Shakespear
Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Herrn Wieland.

Iſter Band.

Mit Königl. Poln. u. Churfürſtl. Sächſ. allergn. Privileg.

Zürich, bey Orell Geßner, und Comp. 1762.

Bibl.
Acad.
Lugd.

Universitäts

Alexander Pope's

Vorrede

zu seiner Ausgabe des Shakespears.

Es ist nicht meine Absicht, mich in eine Beurtheilung dieses Schriftstellers einzulassen, ob gleich die gründliche Ausführung eines solchen Vorhabens einem guten Scribenten die beste Gelegenheit geben würde, die Urtheils-Kraft und den Geschmak unsrer Nation zu bilden. Denn man muß gestehen, daß unter allen Engländischen Dichtern Shakespear der schönste und vollständigste Gegenstand für die Critik sey, und die meisten sowol als die deutlichsten Beyspiele, beydes von Schönheiten und Fehlern aller Arten darbiete. Aber dieses würde die Grenzen einer Vorrede weit überschreiten, deren einziges Geschäft ist, einige Nachricht von dem Schiksal seiner Werke, und von der nachtheiligen Gestalt, worinn sie auf uns gebracht worden, zu geben. Wir werden hiebey manche Fehler verringern, die er gemacht; und ihn von vielen lossprechen, die er nicht gemacht: Ein Vorhaben, welches künftigen Kunstrichtern zwar keine

Anleitung geben kan, ihm in Abſicht der erſtern Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; aber doch wenigſtens dienen mag, ſie zu verhindern, ihm in Abſicht der andern, Unrecht zu thun.

Indeſſen kan ich doch nicht umhin, einiger von ſeinen hauptſächlichſten und characteriſtiſchen Vortreflichkeiten zu erwähnen, um derentwillen er, ungeachtet ſeiner Mängel, mit beſtem Grund und allgemeiner Einſtimmung über alle andern Dramatiſchen Schriftſteller erhoben wird. Nicht, als ob dieſes ein geſchikter Ort wäre, ihn zu loben, ſondern weil ich nicht gern eine Gelegenheit vorbeylaſſen wollte, es zu thun.

Wenn jemals ein Verfaſſer den Namen eines Originals verdient hat, ſo war es Shakeſpear. Homer ſelbſt leitete ſeine Kunſt nicht ſo unmittelbar aus den Quellen der Natur her; ſie lief durch Egyptiſche Behälter und Canäle, und kam ſchon mit einigem Zuſaz von der Gelahrtheit, oder mit einer gewiſſen Farbe von den Muſtern ſeiner Vorgänger zu ihm. Die Poeſie des Shakeſpear war in der That Begeiſtrung; er iſt nicht ſowol ein Nachahmer als ein Werkzeug der Natur; und es iſt nicht ſo richtig geſagt, er habe durch ſie, als ſie habe aus ihm geredet.

Seine Characters ſind ſo ſehr die Natur ſelbſt, daß es eine Art von Beleidigung wäre, ſie mit einem ſo

entfernten

entfernten Namen, als der Name von Copeyen derſelben wäre, zu benennen. Die Character andrer Dichter haben eine durchgängige Aehnlichkeit, welche beweißt, daß einer ſie von dem andern abgeborgt, und daß ſie nur eben daſſelbige Bild vervielfältiget haben; jedes Gemählde iſt gleich einem Neben-Regenbogen nur der Widerſchein eines Widerſcheins. Aber im Shakeſpear iſt jeder einzelner Character eben ſo individual als im Leben ſelbſt; es iſt unmöglich unter allen zween gleiche zu finden, und auch ſolche die wegen ihrer Verwandſchaft in gewiſſen Stüken uns gänzlich Zwillinge zu ſeyn ſcheinen, werden bey angeſtellter Vergleichung merklich verſchieden befunden werden. Zu dieſem Leben und zu dieſer Manchfaltigkeit ſeiner Character müſſen wir noch hinzuſezen, die bewunderuswürdige Beybehaltung derſelben, welche durch alle ſeine Stüke ſo beſchaffen iſt, daß wenn gleich alle Reden ohne die Namen der Perſonen gedrukt worden wären, ich dennoch verſichert bin, daß man mit Gewißheit hätte errathen können, welcher Perſon ſie zugeſchrieben werden müßten.

Die Gewalt über unſre Leidenſchaften hat niemals ein Verfaſſer in einem höhern Grade beſeſſen, oder in ſo verſchiedenen Anläſen gezeigt. Und doch ſieht man bey allem dem keine Arbeit, keine Bemühung ſie zu erweken, keine Zurüſtung unſre Vermuthung zu dem Ausgang zu leiten; das Herz ſchwillt und die Thränen brechen aus, gerade in dem Augenblik wo es geſchehen

ſoll; unſre Thränen überraſchen uns, wir ſind erſtaunt, daß wir weinen, und finden demnach beym Nachdenken unſer Gefühl ſo gerecht, daß wir erſtaunt wären, wenn wir nicht geweint, und nicht gerad in dieſem Augenblik geweint hätten.

Wie erſtaunlich iſt es auf einer andern Seite, daß Bewegungen, die einander ſo gerade entgegen geſezt ſind, wie Traurigkeit und Gelächter, ihm gleichviel zu Gebot ſtehen! Daß er ein eben ſo groſſer Meiſter in dem Erhabnen als in dem Poßierlichen der menſchlichen Natur iſt, in unſern edelſten Zärtlichkeiten ſo ſehr als in unſern thörichteſten Schwachheiten, in unſern ſtärkſten Erſchütterungen ſo ſehr als in unſern leichteſten Empfindungen.

Er iſt aber nicht nur in Leidenſchaften vortreflich; er iſt eben ſo bewundernswürdig in der kalten Gelaſſenheit der Ueberlegung und Betrachtnng. Seine Gedanken ſind nicht nur überhaupt die ſchiklichſten und geſcheideſten, die man über jeden Gegenſtand haben kan; ſondern durch eine ihm ganz eigene Gabe, (ein Mittelding zwiſchen Scharfſinn und Glük,) trift er allemal den beſondern Punct, um den ſich die Spize eines jeden Vernunft-Schluſſes dreht, oder von dem die Stärke eines Beweggrundes abhangt. Dieſes iſt etwas ganz unbegreifliches an einem Manne von keiner Erziehung, oder Erfahrung in dieſen groſſen und öffentlichen

lichen Scenen des menschlichen Lebens, welche gewöhnlich der Gegenstand seiner Gedanken sind; so daß es scheint, er habe die Welt durch unmittelbare Anschauung gekannt, mit einem Blik die menschliche Natur durchgeschaut, und er sey der einzige Schriftsteller, der den Beweis von einer ganz neuen Vermuthung giebt, daß der Philosoph und selbst der Weltmann eben sowol gebohren werden kan, als der Dichter.

Man muß gestehen, daß er bey allen diesen grossen Vorzügen, unstreitig eben so grosse Fehler hat; und daß, so wie er ganz gewiß besser, er vielleicht auch schlimmer geschrieben als irgend ein andrer. Mich däucht aber, ich könne den Grund von diesen Fehlern gewissermaßen aus verschiednen zufälligen Ursachen herleiten, ohne welche es schwer zu begreiffen wäre, wie ein so weitgrenzender und so lichtvoller Geist derselben nur immer hätte fähig seyn können. Daß alle diese zufällige Umstände gerade zu seinem Nachtheil sich vereiniget, scheint mir allerdings eben so sonderbar unglüklich als es ausserordentlich und glüklich war, daß so vielerley, sogar einander widersprechende Talente, in Einem Mann zusammen gekommen.

Man muß gestehen, daß die theatralische Dichtkunst mehr als alle übrige Arten zur Absicht hat dem Pöbel zu gefallen, und daß ihr Glük unmittelbarer von dem allgemeinen Beyfall abhängt. Man darf sich

also nicht wundern, daß Shakespear, der bey seinem ersten Auftritt keine andre Absicht hatte als sich einen Unterhalt zu verschaffen, seine Bemühungen einzig dahin richtete, den Geschmak und Humor der damals die Oberhand hatte, zu treffen. Die Zuhörer bestunden gröstentheils aus Leuten von der niedrigern Classe; die Abbildungen des menschlichen Lebens mußten also von Originalen ihrer eignen Gattung gemacht werden; und wir finden deßwegen, daß nicht nur unser Dichter, sondern überhaupt die alten Comödienschreiber alle ihre Scenen unter Handels- und Handwerks-Leute sezen, und selbst in ihren historischen Stüken denen fabelhaften alten Geschichtbüchern, und denen bey dieser Art von Leuten angenommenen gemeinen Sagen aufs genaueste anhangen. Im Trauerspiel war nichts so sicher, Erstaunen und Bewundrung zu erweken, als die allerseltsamsten, unerwartetsten, und folglich unnatürlichsten Begebenheiten und Vorfälle; die übertriebensten Gedanken, der wortreicheste und schwülstigste Ausdruk, die schallendesten Reime und die donnerndeste Versification. Im Lustspiel war nichts das unfehlbarer gefallen konnte, als die niedrigste Art von Possen, pöbelhafte Zoten, und ungesittete Scherze von Narren und albernen Bauern. Aber auch hierinn erhebt sich der Wiz unsers Autors über seinen Gegenstand; sein Genie gleicht in diesen niedrigen Scenen irgend einem Prinzen in einem Ritterbuche, der in einen Schäfer oder

Bauern

Bauern verkleidet iſt; eine gewiſſe Hoheit, ein gewiſſer Geiſt bricht hie und da hervor, und verräth ſeinen höhern Stand und ſeine verheelten Vorzüge.

Man kan hinzuſezen, daß nicht allein der groſſe Hauffe der Zuhörer keinen Begriff von den Regeln der guten Compoſition und Schreibart hatte, ſondern daß ſelbſt von der beſſern Art nur wenige ſich eines gröſſern Grads von Einſicht oder eines feinern Geſchmaks in ſolchen Sachen anmaßten; bis Ben Johnſon von der Schaubühne Beſiz nahm, und die critiſche Gelehrtheit in Schwang brachte: Und wie viel Schwierigkeiten er hiebey vor ſich gefunden, mag aus denen häuffigen Lectionen oder vielmehr Declamationen abgenommen werden, die er genöthigt war ſeinen erſten Schauſpielen vorzuſezen, und in den Mund ſeiner handelnden Perſonen, des Chors ꝛc. zu legen, um die Vorurtheile ſeiner Zuhörer wegzuräumen und ihr Urtheil zu bilden. Bis auf ſelbige Zeit hatten unſre Schriftſteller keinen Gedanken, ſich bey ihren Arbeiten die Alten zu Muſtern zu nehmen: Ihre Trauerſpiele waren weiter nichts als Hiſtorien in Geſprächen; und ihre Luſtſpiele folgten dem Faden irgend eines von den Mährchen oder ſogenannten Novellen, die damals im Schwang giengen, ſo wie ſie ihn fanden, und mit nicht geringerer Treue, als ob es wahrhafte Geſchichten geweſen wären.

Den Shakeſpear nach den Regeln des Ariſtoteles beurtheilen, wäre alſo nicht anders als einen Mann

nach den Geſezen eines gewiſſen Landes zu richten, der unter den Geſezen eines andern gehandelt hätte. Er ſchrieb für das Volk, und ſchrieb anfangs ohne einige Gönner von der beſſern Art zu haben, und alſo ohne Abſicht, ihnen zu gefallen, ohne Beyſtand oder Unterricht von Gelehrten, ſo wie ohne den Vortheil unter ihnen erzogen oder mit ihnen bekannt zu ſeyn; ohne eine Kenntniß der beſten Muſter der Alten, die ihn mit Nacheiferung hätte begeiſtern können; kurz, ohne einige Abſicht auf Ruhm, oder das was die Poeten Unſterblichkeit zu nennen belieben -- er ſchrieb alſo ohne irgend einen von denen Vortheilen, wovon einige oder alle zuſammen die Eitelkeit andrer Schriftſteller aufgemuntert, oder ihre Ruhmbegierde angefeurt haben.

Doch muß nicht aus der Acht gelaſſen werden, daß, nachdem ſeine Arbeiten den Schuz ſeines Königs verdient, und der aufmunternde Beyfall des Hofes dem Beyfall der Stadt gefolgt, die Werke ſeiner reiffern Jahre ganz augenſcheinlich vollkommner geworden als die vorhergehenden. Die Jahrzahl ſeiner Stüke beweiſet hinlänglich, daß ſeine Arbeiten ſich nach Proportion der Hochachtung die er für ſeine Zuhörer hatte, verbeſſerten; und ich zweifle nicht, dieſe Beobachtung würde bey allen und jeden richtig befunden werden, wenn wir nur eine Ausgabe hätten, worinn genau angezeigt wäre, in welcher Zeit jedes Stük, und ob es für den Hof oder für die Stadt aufgeſezt worden.

Eine

Eine andre Urſache, und keine geringere als die vorige, mag daher abgeleitet werden, daß unſer Autor ſelbſt ein Schauſpieler war, und ſich alſo nach dem Urtheil dieſer Claſſe von Leuten, von der er ein Mitglied war, bildete. Die Schauſpieler haben jederzeit eine eigene Poetik gehabt, die auf ganz andere als die Grundſäze des Ariſtoteles gebaut iſt. Da ſie von dem Beyfall der mehrern Stimmen leben, ſo kennen ſie auch kein anders Geſez als dem gegenwärtigen Geſchmak zu gefallen, und der Art von Wiz die in der Mode iſt, zu ſchmeicheln; eine Abſicht, die ihre Beurtheilung in eine ſehr leichte mechaniſche Operation verwandelt. Schauſpieler ſind gerade ſolche Richter von dem was recht iſt, wie die Schneider von dem was eine gute Art hat. Und in dieſer Abſicht iſt es nur billig, wenn wir geſtehen, daß die meiſten Fehler unſers Autors weniger ſeiner ſchlimmen Beurtheilung, in ſo fern er ein Poet, als ſeiner guten Beurtheilung, in ſo fern er ein Schauſpieler war, zuzuſchreiben ſind.

Dieſe Leute glaubten dem Shakeſpear Ehre anzuthun, wenn ſie ihm nachrühmten, daß er ſchwerlich jemals eine Zeile ausgeſtrichen habe. Sie breiteten dieſen Umſtand ſorgfältig aus, wie aus demjenigen was Ben Johnſon in ſeinen Entdekungen erzählt, und aus Hemingſes und Condalls Vorrede zu der erſten Folio-Ausgabe abzunehmen iſt. In der That aber war niemals, ſo ſehr es auch Glauben gefunden, ein grundloſeres Vorgeben, und deſſen Gegentheil durch mehr

unläugbare Beweisgründe erhoben werden kan. Zum Beyſpiel wollen wir nur das Luſtſpiel von den luſtigen Weibern in Windſor anführen, welches er ganz umgeſchmolzen; die Geſchichte von Heinrich dem VIten, die anfangs unter dem Titel des Streits zwiſchen York und Lancaſter herausgekommen; den Heinrich den Vten, den er ungemein verbeſſert, und den Hamlet, den er um die Helfte erweitert; anderer nicht zu gedenken. Ich glaube, die gemeine Meynung, daß es ihm gänzlich an Gelehrtheit gefehlt, werde keinen beſſern Grund haben. Auch dieſes möchte einigen als ein rühmlicher Umſtand vorkommen, ſo wie andre mit eben ſo wenig Einſicht ſeine Fehler daraus haben erklären wollen. Denn wenn es auch ſo wäre, ſo iſt doch gewiß, daß es nur die wenigſten derſelben angienge; da der gröſte Theil davon nicht ſowol Fehler als Superfötationen zu nennen ſind, und nicht aus einem Mangel von Gelehrtheit oder Beleſenheit, ſondern von einem Mangel des Nachdenkens und der Ueberlegung entſpringen; oder vielmehr, um gerecht gegen unſern Autor zu ſeyn, von der Gefälligkeit gegen dieſe Mängel bey andern. Was aber die ſchlimme Wahl der Materien, die ſchlimme Anordnung der Umſtände, die falſchen Gedanken, die übertriebnen Ausdrüke u. dergl. betrift; ſo fallen ſie, wofern ſie keiner von denen vorerwähnten zufälligen Urſachen beygemeſſen werden können, allerdings dem Dichter ſelbſt zur Laſt, und dagegen iſt nicht zu helfen. Ich denke aber, die zween nachtheilige Umſtände deren ich Meldung gethan habe,

(daß

(daß er nemlich genöthigt war, dem schlechtesten Theil des Volkes gefällig zu seyn, und in der schlimmsten Gesellschaft zu leben) werden, wofern die Betrachtung des Einflusses derselben, soweit als es billig ist, ausgedehnt wird, zureichend scheinen, den gröſten Genie auf dem Erdboden zu verleiten und niederzudrüken.

Was aber seinen Mangel an Gelahrtheit betrift, so mag es nöthig seyn, etwas mehr davon zu reden. Es ist ganz gewiß ein unermeßlicher Unterscheid zwischen Gelahrtheit, und Sprachen. In wie weit er in den leztern unwissend gewesen, kan ich nicht bestimmen; aber doch ist gewiß, daß er viele Belesenheit hatte, wenn man es nicht Gelahrtheit nennen will. Auch ist nicht viel daran gelegen, wenn jemand Wissenschaft besizt, ob er sie aus dieser oder einer andern Sprache geschöpft hat. Nichts ist augenscheinlicher, als daß er eine Tinctur von Philosophie, von den mechanischen Künsten, der alten und neuen Historie, der poetischen Gelehrtheit und Mythologie hatte. Wir finden ihn mit den Gebräuchen, Ceremonien und Sitten des Alterthums ganz wol bekannt. Im Coriolan und Julius Cäsar sind nicht nur der Geist, sondern auch die Sitten der alten Römer genau abgeschildert; ja man siehet durchgehends einen feinen Unterschied zwischen den Römischen Sitten in den Zeiten des erstern und des leztern. Seine Belesenheit in den alten Geschichtschreibern zeigt sich nicht weniger deutlich in manchen Anspielungen auf besondere Stellen, und die Reden im Coriolan, die er

aus

aus dem Plutarch genommen, können, wie mich däucht, eben sowol zu einem Beyspiel von seiner Gelehrtheit gemacht werden, als die aus dem Cicero entlehnte Reden im Catilina von Ben Johnsons seiner. Die Sitten der übrigen Völker, der Egypter, Venetianer, Franzosen u. s. f. sind mit eben so vieler Richtigkeit gezeichnet. Was für einen Gegenstand der Natur er nur immer beschreibt, oder von was für einem Zweige von Wissenschaft er spricht, so geschieht es allemal mit zulänglicher, wo nicht mit ausführlicher Erkenntniß; seine Beschreibungen sind allemal genau; seine Metaphern alle wol angepaßt, und merklich von der wahren Natur und den wesentlichen Eigenschaften eines jeden Gegenstands hergenommen. Wenn er moralische oder politische Dinge abhandelt, so bemerken wir immer eine wunderbare Richtigkeit im Unterscheiden, eben sowol als eine weite Ausdehnung der Begriffe. Keiner ist ein grösserer Meister in der Poetischen Geschichte, und hat häufigere Anspielungen auf die verschiednen Theile derselben. Waller selbst, der dieser leztern wegen berühmt war, hat nicht mehr Gelehrtheit von dieser Art gezeigt als Shakespear. Wir haben Uebersezungen aus dem Ovid die unter seinem Namen bey den übrigen Gedichten, die ihm zugeschrieben werden, befindlich sind, und wovon einige unfehlbar sein sind, da sie von ihm selbst herausgegeben, und seinem edeln Gönner, dem Grafen von Southampton, zugeeignet worden. Nicht weniger scheint er mit dem Plautus bekannt gewesen zu seyn, von dem er die Verwiklung zu einem seiner

Lustspiele

Luſtſpiele entlehnt; in einem andern folgt er den Griechiſchen Autoren, und beſonders dem Dares aus Phrygien, (ob ich gleich nicht beſtimmen will, in was für einer Sprache er ſie geleſen.) Die neuern Italiäniſchen Novellen-Schreiber waren ihm augenſcheinlich bekannt; und daß er es nicht weniger mit den alten Schriftſtellern ſeiner eignen Nation geweſen ſey, mögen wir aus dem Gebrauch ſchlieſſen, den er in Troilus und Creßida vom Chaucer gemacht, ſo wie auch in den zwo edeln Verwandten, wofern dieſes Schauſpiel, der Tradition nach, von ihm iſt; wie es dann in der That dem Fletcher ſehr wenig, und unſerm Autor weit mehr ähnlich ſieht, als einige von denen, die als echt angenommen worden.

Ich bin geneigt zu denken, dieſe Meynung habe ihren Urſprung in dem partheyiſchen Eifer der Freunde unſers Autors und Ben Johnſons genommen, indem jede Parthey ſich bemühte, den einen auf Unkoſten des andern zu erheben. Es iſt allezeit die Natur der Partheyen, die Sachen auf jeder Seite zu übertreiben; und nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß man, weil Ben Johnſon um vieles der Gelehrtere unter beyden war, auf der einen Seite dem Shakeſpear gar alle Gelehrtheit abſprach; und weil Shakeſpear am meiſten Witz und Einbildungskraft hatte, auf der andern retorquirte, daß Ben Johnſon an beydem Mangel habe. Weil Shakeſpear nichts entlehnte, ſo ſagte man, Ben Johnſon entlehne alles. Weil Johnſon nicht ex tem-

pore ſchrieb, ſo wurde ihm vorgerükt, er bringe ein Jahr über jedem Stüke zu; und weil Shakeſpear mit Leichtigkeit und eilfertig ſchrieb, ſo ſchrien ſie, er habe nie ausgeſtrichen. Ja der Geiſt des Widerſpruchs ſtieg ſo hoch, daß alles was die von der einen Parthey dem andern vorwarfen, von den Anhängern deſſelben aufgefaßt, und mit eben dem Unverſtand in Lobſprüche verkehrt wurde, womit ihre Gegner Vorwürfe daraus gemacht hatten.

Dichter fürchten ſich immer vor dem Neid; aber gewiß, ſie haben eben ſo viel Urſache ſich vor der Bewunderung zu fürchten. Beyde ſind die Scylla und Charybdis der Schriftſteller; die dem einen entrinnen, fallen oft durch die andern. Peſſimum Inimicorum genus laudantes, ſagt Tacitus; und Virgil wünſchet ein Zaubermittel gegen diejenigen zu tragen, die einen Poeten ohne Kenntniß oder Geſchmak loben:

- - - - Si ultra placitum laudarit, baccare frontem
Cingito, ne vati noceat - -

Allein ſo weit auch immer dieſer Streit von den Anhängern beyder Partheyen getrieben worden ſeyn mag, ſo kan ich doch nicht anders als zu denken, daß dieſe zween groſſe Dichter gute Freunde waren, und auf den Fuß eines guten Vernehmens und gegenſeitiger Dienſtleiſtungen mit einander lebten. Es iſt eine bekannte Sache, daß es Shakeſpear war, der Ben Johnſon auf die Schaubühne einführte, und ſeine erſten

erſten Werke aufmunterte. Und aus dem Gedicht, welches dieſer Autor nach Shakeſpears Tode zum Gedächtniß ſeines geliebten Hrn. Wilhelm Shakeſpears bekannt gemacht, läßt ſich ſchlieſſen, daß die Freundſchaft durch ſein ganzes Leben fortgedaurt. Ich für meinen Theil kan nichts neidiſches oder zurükhaltendes in dieſen Verſen finden, ſondern wundre mich nur, wie Dryden dieſer Meynung ſeyn konnte. Er erhebt ihn nicht nur über alle ſeine Zeitgenoſſen, ſondern ſelbſt über Chaucer und Spenſer, denen er nicht zugeſtehen will, daß ſie groß genug ſeyen, mit ihm in eine Claſſe geſezt zu werden; er fordert die Namen des Sophocles, Euripides und Aeſchylus, ja ganz Griechenland und Rom auf einmal heraus, ihn zu erreichen, und, (welches bemerkt zu werden verdient,) er vertheidigt ihn ausdrüklich gegen die Beſchuldigung, daß es ihm an Kunſt fehle; und ſcheint nicht leiden zu wollen, daß alle ſeine Vortreflichkeiten der Natur allein angeſchrieben werden ſollten. Auch iſt bemerkenswürdig, daß die Lobſprüche, die er ihm in ſeinen Entdekungen giebt, aus einer perſönlichen Zuneigung herzufliessen ſcheinen; er ſagt uns, daß er den Mann eben ſo ſehr geliebt habe, als er ſein Andenken ehre; er rühmt die Redlichkeit, Aufrichtigkeit und edle Beſchaffenheit ſeiner Gemüthsart, und macht nur, wie er zu thun berechtiget war, einen Unterſchied zwiſchen den wahren Verdienſten des Autors, und den albernen und verkleinernden Lobeserhebungen der Schauſpieler. Ben Johnſon konnte in der That ſonſt wol ſparſam mit

 ſeinem

seinem Lobe gewesen seyn, (ob er es gleich bey diesem Anlas nicht war,) und dieses theils seines persönlichen Temperaments wegen, theils aus Verstand. Denn Männer von Verstand halten davor, daß sie einem einen bessern Dienst leisten, wenn sie ihn mässig, als wenn sie ihn verschwenderisch loben. Ich sage, ich möchte gerne glauben, daß sie Freunde gewesen, obgleich die Heftigkeit und schlechte Erziehung ihrer Anhänger und Schmeichler genug war, zu einer entgegengesezten Sage Anlas zu geben. Ich hoffe gerne, daß es mit den Partheyen auf dem Parnaß sowol als im Staat, die gleiche Bewandtniß habe wie mit den Ungeheuern, die von den Poeten beschrieben werden; und daß ihre Häupter wenigstens etwas menschliches haben möchten, ungeachtet ihre Leiber und Schwänze wilde Bestien und Schlangen sind.

Wie ich glaube, daß, was ich gemeldet, zu der Meynung von Shakespears Mangel an Gelehrtheit Anlas gegeben, so mögen wol die häuffigen Irrthümer und groben Sprachfehler der ersten Herausgeber seiner Werke Schuld haben, daß diese Meynung sich bis auf unsre Zeit erhalten hat. In diesen Ausgaben leuchtet ihre Unwissenheit aus jeder Seite hervor; nichts ist gewöhnlicher als Actus tertia, exit omnes, die drey Hexen treten solus auf, und dergleichen. Ihr Französisch ist eben so schlimm als ihr Latein, sowol in der Construction als in der Schreibung; sogar ihr Welsch ist falsch. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß der grobe Schnizer, wenn Hector den Aristoteles anführt,

nebst

nebſt andern von dieſer Art, aus eben derſelben Quelle entſprungen; indem es ganz und gar nicht glaublich iſt, daß dieſes die Irrthümer eines Mannes ſeyn konnten, der nur die mindeſte Tinctur von einer Schule, oder den mindeſten Umgang mit Leuten, die zur Schule gegangen, gehabt. Ben Johnſon (den man nicht für partheyiſch gegen ihn zu halten pflegt) geſteht ihm zu, wenigſtens etwas Latein verſtanden zu haben, welches mit dergleichen Verſehen ganz und gar nicht beſtehen kan. Ja, die häufigen Irrungen in den eignen Namen von Perſonen und Oertern ſind ſo beſchaffen, daß ſie nur von jemand gemacht werden konnten, der nicht einmal ein Hiſtorien-Buch in irgend einer Sprache geleſen; und dieſes war gewiß Shakeſpears Fall nicht.

Ich werde nunmehr dem Leſer einige von dieſen beynahe unzählbaren Irrthümern und Verfälſchungen vor Augen legen, welche alle aus einerley Quellen, nemlich der Unwiſſenheit der Schauſpieler, ſowol in ſo fern ſie ſeine Acteurs, als in ſo fern ſie ſeine Herausgeber geweſen, entſprungen ſind. Wenn die Natur und Arten derſelben erzählt und erwogen ſeyn werden, ſo getraue ich mir zu ſagen, daß nicht nur Shakeſpear, ſondern Ariſtoteles oder Cicero, wenn ihre Werke das gleiche Schikſal gehabt hätten, das Anſehen haben würden, als ob es ihnen an Sinn ſowol, als Gelehrtheit mangle.

Es iſt nicht gewiß, daß irgend eines von ſeinen

Schauſpielen von ihm ſelbſt herausgegeben worden. Während der Zeit ſeines Theater-Lebens wurden etliche ſeiner Stüke einzeln in Quart gedrükt. Was mich bewegt zu denken, daß die meiſten davon nicht von ihm ſelbſt beſorgt worden, iſt die auſſerordentliche Nachläſſigkeit des Druks: Jedes Wort iſt ſo ärgerlich falſch buchſtabiert, und beynahe alle gelehrten oder ungewöhnlichen Wörter ſo unerträglich verſtümmelt, daß augenſcheinlich bey dieſem Druk entweder gar kein Corrector, oder ein gänzlich ungelehrter geweſen ſeyn muß. Wenn je eines von ihm ſelbſt überſehen worden, ſo könnte ich mir einbilden, daß es die zween Theile von Heinrich dem IVten, und der Sommer-Nachts-Traum geweſen ſeyn möchten, indem ich kein anders mit einiger Sorgfalt finde; und weil in allen folgenden Ausgaben derſelben nur ſehr wenig geändert worden, wovon bey den übrigen ſich ganz das Gegentheil findet. Es ſind noch zwo Vorreden zu der erſten Quart-Ausgabe von Troilus und Creſſida vom Jahr 1609. und vom Othello vorhanden, woraus erhellet, daß das erſte ohne ſeine Wiſſenſchaft und Bewilligung, ja noch ehe es auf die Schaubühne gekommen, erſt ſieben oder acht Jahre vor ſeinem Tod, das leztere aber nicht eher als bis nach ſeinem Abſterben gedrukt worden. Die ganze Zahl der ächten Stüke, die wir, noch bey ſeinen Lebzeiten gedrukt, haben ausfündig machen können, belauft ſich auf Eilfe. Und von einigen derſelben haben wir zwo oder drey Ausgaben von verſchiedenen Drüken angetroffen, deren jede ganze Hauffen von

unäch-

unächtem, aber ganz von einander verſchiedenem Plunder hat; welches mich glauben macht, daß dieſe Ausgaben nach verſchiednen Abſchriften gedrukt worden, welche verſchiednen Schaubühnen zugehörten.

Die Folio-Ausgabe, worinn alle Stüke, die nun für die ſeinigen angenommen werden, zuerſt geſammelt worden ſind, wurde von zween Schauſpielern, Heminges und Condell im Jahr 1623, ſieben Jahre nach ſeinem Tode herausgegeben. Sie verſichern, daß alle übrigen Ausgaben verſtohlen und unterſchoben ſeyen, und daß die ihrige von allen Fehlern der vorigen gereiniget ſey. Dieſes iſt nur von den buchſtäblichen Drukfehlern wahr; denn in allen andern Betrachtungen iſt ſie noch weit ſchlechter, als die Quart-Ausgaben.

Fürs Erſte: Weil die Zuſäze von nichtswürdigen und ſchwülſtigen Stellen in dieſer Ausgabe weit zahlreicher ſind. Denn alles was ſeit dieſen Quart-Ausgaben von denen Schauſpielern war hinzugeflikt worden, oder ſich aus ihrem Mund in die geſchriebnen Rollen eingeſchlichen hatte, wurde von da in den gedrukten Text eingerükt und dem Autor aufgebürdet. Er ſelbſt beſchwehrt ſich über dieſe Gewohnheit im Hamlet; wo er wünſcht, daß diejenigen, welche die Rollen der luſtigen und albernen Perſonen (Clowes) machen, nicht mehr ſagen würden, als man ihnen vorgeſchrieben. (Act. 3. Sc. 4.) Ein Beweis aber, daß er dieſem Uebel nicht ausweichen konnte, iſt, daß man in den alten Ausgaben von Romeo und Juliette

nicht eine Spur von den niederträchtigen Einfällen und Zoten ſieht, die izt darinn gefunden werden. In andern ſind die niedrigen Auftritte von Bauren und Perſonen aus der Grund-Suppe des Pöbels weit kürzer als izt; und ich habe eine geſehen, die dem Schauſpielhauſe gehört zu haben ſchien, indem die Partien mit Strichen unterſchieden, und die Namen der Schauſpieler am Rande bemerkt waren, wo verſchiedne dergleichen Stellen in Handſchrift angeflikt waren, die man izt in der Folio-Ausgabe findet.

Hernach ſo ſind eine Menge von ſchönen Stellen, die in der erſten einzelnen Ausgabe ſtehen, in dieſer ausgelaſſen, ohne einen andern Grund, wie es ſcheint, als die Abſicht der Herausgeber, einige Scenen abzukürzen; indem dieſe Art Leute ſich kein Bedenken macht, (wie man von Procruſtes erzählt) einen Autor entweder zu ſtümmeln oder zu ſtreken, um ihn für ihre Schaubühne gerecht zu machen.

Dieſe Ausgabe ſoll, dem Vorgeben nach, von den Original-Copien gemacht ſeyn; vermuthlich von denen, die ſeit des Autors Lebzeiten in dem Schauſpielhauſe gelegen, und von Zeit zu Zeit nach Belieben vermehrt oder verſtümmelt worden. Es ſcheint daß dieſe Ausgabe, eben ſo wie die in Quart, wenigſtens guten Theils, nach keinen beſſern Abſchriften gemacht worden, als des Einſagers Buch oder die einzelnen Partien die zum Gebrauch der ſpielenden Perſonen ausgeſchrieben worden; denn an einigen Stellen ſind ſo gar

ihre Namen aus Nachläſſigkeit anſtatt der perſonæ Dramatis hingeſezt; und in die Noten für den Theater-Meiſter wegen der Kleider, Verzierungen ꝛc. und für die Acteurs wegen ihrer Auftritte, aus Unwiſſenheit der Abſchreiber, in den Text eingerükt worden.

Da die Stüke vorher nicht einmal in Handlungen und Auftritte abgetheilt geweſen, ſo ſind ſie es in dieſer Ausgabe, ſo wie ſie damals geſpielt wurden; bald wo in der Action kein Stillſtand iſt, bald wo es ihnen gelegen war, ſie durch Muſik, Masken-Dänze oder dergleichen zu unterbrechen. Zuweilen ſind die Scenen verſchoben, und vor oder rükwärts geworffen; ein Umſtand, der durch nichts anders begegnen konnte, als daß ſie aus abgeſonderten und einzelnen geſchriebnen Partien genommen wurden. Manche Verſe ſind ganz ausgelaſſen, andere verſezt; woraus dann nothwendig unüberwindliche Dunkelheiten entſpringen mußten, wo der Scharfſinn eines jeden Auslegers zu kurz fallen muß, wofern nicht etwann ein zufälliger Schimmer aus einer alten Ausgabe uns Licht giebt.

Einige Characters ſind verwirrt und unter einander gemengt, oder zween in einen geworffen, weil es an einer zulänglichen Anzahl Schauſpieler mangelte. So führt z. Ex. Shakeſpear in der Quart-Ausgabe vom Sommer-Nachts-Traum, Act. 5. eine Art von Aufſeher über die Luſtbarkeiten ein, den er Philoſtratus nennt; deſſen ganze Rolle aber in den folgenden Ausgaben einem andern Character, nemlich dem Egeus

gegeben wird. So iſt es auch im Hamlet und im König Lear. Dieſer Umſtand macht es wahrſcheinlich, daß des Einſagers Buch das war, was ſie die Original-Copien nannten.

Mittelſt Freyheiten von dieſer Art wurden manche Reden in den Mund der unrechten Perſonen gelegt, welches den Autor in den Verdacht bringt, daß er ſie wider ihren Character habe reden laſſen; vermuthlich oft aus keinem andern Grund, als weil einer von den anſehnlichern Schauſpielern, um irgend eine Favorit-Rede ſelbſt zu machen, vor gut befand, ſie aus den unwürdigen Lippen eines Subalternen zu reiſſen.

Proſe und Verſe wußten ſie gar nicht zu unterſcheiden, und drukten alſo durch das ganze Werk immer eines für das andre.

Da ich mich genöthiget geſehen, ſo viel von den Schauſpielern zu reden, ſo ſcheint die Gerechtigkeit zu fordern, daß ich anmerke, wie der Geſchmak ſowol als die Condition dieſer Art von Leuten damals weit unter dem war, was ſie in unſern Tagen ſind. So wie die beſten Schauſpiel-Häuſer, Wirthshäuſer und Schenken waren, (die Weltkugel, die Hoffnung, der rothe Ochſe ꝛc.) ſo waren die Häupter von der Profeſſion nichts als bloſſe Schauſpieler, und keine Herren vom Theater: Sie wurden vom Haushofmeiſter in die Kellerey geführt, und hatten noch keinen

Plaz

Plaz an Mylords Tafel oder an Miladys Toilette; ſie waren folglich aller der Vortheile gänzlich beraubt, deren ſie izt genieſſen, da ſie mit unſerm Adel in täglichem Umgang, und mit Perſonen vom erſten Rang in Vertraulichkeit, wo nicht gar in noch zärtlichern Verbindungen ſtehen.

Aus dem was geſagt worden, kan es keinem Zweifel mehr unterworffen ſeyn, daß wofern Shakeſpear ſeine Werke ſelbſt herausgegeben hätte, (beſonders in ſeiner lezten Zeit, und nach ſeiner Entfernung vom Theater,) wir nicht nur ſeine echten Werke gewiß wiſſen, ſondern dieſelben auch von etlichen tauſend Fehlern gereinigt finden würden. Wenn ich nach allen unterſcheidenden Kennzeichen ſeiner Schreibart, und ſeiner Art zu denken und ſich auszudrüken, urtheilen darf, ſo ſtehe ich nicht an mich zu erklären, daß die elenden Stüke, Perikles, Sir John Oldcaſtle, die Yorkſchirer-Tragödie, Lord Cromwell, der Puritaner, und der Verſchwender von London nicht für ſeine Arbeit angenommen werden können. Es dünkt mich auch von einigen andern, (beſonders von der vergeblichen Arbeit der Liebe, dem Winter-Mährchen und Titus Andronikus), daß nur allein einige Characters, einzelne Scenen oder vielleicht nur etliche wenige Stellen von ſeiner Hand ſind. Vermuthlich ſind dieſe Stüke aus keiner andern Urſache dem Shakeſpear zugelegt worden, als weil ſie von unbekannten Verfaſſern kamen,

eder während daß die Schaubühne unter ſeiner Aufſicht ſtund, zum Gebrauch derſelben zugeſtuzt wurden; und da niemand war, der ſich für den Urheber derſelben erklärte, ſo wurden ſie ihm vermuthlich zugeſchrieben, ſo wie man verirrte Thiere, die ihren Herrn verlohren, dem Gerichts-Herrn des Orts wo man ſie findet, zu bringen pflegt; ein Irrthum, den wie man leicht erachten kan, der Vortheil des Hauſes nicht erlaubte, den Zuſchauern zu benehmen.

Indeſſen waren doch in der Folge die Schauſpieler ſelbſt, Heminges und Condell ſo gerecht gegen unſern Autor, dieſe acht Stüke aus ihrer Ausgabe wegzulaſſen, ob ſie gleich damals unter ſeinem Namen gedrukt, in jedermanns Händen waren, und mit einigem Beyfall geſpielt wurden; wie wir aus demjenigen ſehen, was Ben Johnſon vom Perikles in ſeiner Ode über die Loudner-Neuſtadt ſagt: Daß Titus Andronikus eines von dieſer leztern Claſſe ſey, werde ich vornemlich dadurch zu glauben bewogen, weil ich finde, daß der gedachte Schriftſteller ſeine Verachtung dagegen in der Vorrede zu ſeinem Bartholomeus-Feuer im Jahr 1614, da Shakeſpear noch am Leben war, ausdrüklich bezeugt. Man findet auch nirgends keine beſſere Autorität für dieſe leztere Claſſe als für die erſtere, welche eben ſo wie jene ſchon bey ſeinen Lebzeiten gedrukt worden.

Geben wir dieſer Meynung Plaz, wie manche niedrige und elende Rollen und Stellen würden ihren Schatten nicht länger auf dieſen groſſen Genie werfen, ſondern für unverſchuldete Aufbürdungen angeſehen werden! Und ſelbſt in denen die würklich von ihm ſind, wie manche fremde Zuſäze, Ausmerzungen, Verſezungen von Scenen und Zeilen, Verwechslung der Character und Perſonen, falſche Zueignung der Reden, Verfälſchung unzählicher Stellen durch die Unwiſſenheit, und noch ſchlimmere Verbeſſerung derſelben durch die Ungeſchiklichkeit ſeiner erſten Herausgeber! Die eine oder die andre dieſer Betrachtungen überreden mich, daß der gröſte und gröbſte Theil von dem was man für ſeine Fehler hält, verſchwinden, und ſeinen Character in einem ganz andern als in dieſem nachtheiligen Lichte laſſen würde, worinn er uns nun erſcheint.

Dieſes iſt nur der Zuſtand, worinn Shakeſpears Schriften bisher gelegen; denn ſeit der obenerwähnten Folio-Ausgabe haben alle andern derſelbigen ſchlechterdings gefolget, ohne eine von denen ältern zurathe zu ziehen, oder einige Vergleichung unter ihnen zu machen. Es iſt unmöglich, alle das Unrecht, das ihm bereits angethan worden, wieder gut zu machen; es iſt ſchon zu viel Zeit verfloſſen, und der Hülfsmittel dazu ſind zu wenig. In dem was ich gethan, habe ich mehr eine Probe von meinem guten Willen und Verlangen, als von meiner Geſchiklichkeit ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, gegeben. Ich habe mich

nach meinem beſten Vermögen, der ſchwerfälligen Pflicht eines Herausgebers entlediget; mit mehr Arbeit als ich Dank erwarte, mit einem gewiſſenhaften Abſcheu vor allen vermeynten Verbeſſerungen, und ohne mindeſte Nachſicht gegen meinen eignen Geſchmak, oder meine beſondern Vermuthungen ꝛc. Man hat unnöthig gefunden das übrige zu überſezen, da es eine bloſſe und zu unſerm Vorhaben unnöthige Erzählung alles deſſen, was Pope in ſeiner Ausgabe gethan, enthält.

Ich beſchlieſſe damit, daß ich von Shakeſpear ſage, man könne, ungeachtet aller ſeiner Fehler und aller Unregelmäſſigkeit ſeines Drama, ſeine Werke, in Vergleichung mit andern die regelmäſſiger und ausſpolirter ſind, ſo anſehen, wie man ein altes Majeſtätiſches Werk von Gothiſcher Bauart in Vergleichung mit einem feinen neuen Gebäude anſieht: Das leztere iſt zierlicher und ſchimmernder, aber das erſte iſt daurhafter und feyrlicher. Man muß geſtehen, daß in einem einzigen von jener Art Materialien genug ſind, etliche von der andern zu machen. Es hat weit eine gröſſere Manchfaltigkeit, und weit edlere Gemächer und Säle, ob wir gleich oft durch finſtre und enge Zugänge darein geführt werden; und das Ganze rührt uns darum nicht minder mit gröſſerer Ehrfurcht, wenn ſchon manche Theile kindiſch, übelangebracht, und in keinem Verhältniß mit ſeiner Gröſſe ſind.

Ein

St. Johannis

Nachts-Traum.

Perſonen.

Theſeus.	Egeus.
Lyſander.	Demetrius.
Philoſtratus.	Hippolita.
Hermia.	Helena.
Squenz.	Schnok.
Zettel.	Flaut.
Schnauz.	Schluker.
Vorredner.	Löwe.
Mondſchein.	Pyramus.
Thisbe.	Oberon, König der Feen.
Puk.	Titania, die Königin.
Feen.	Spinneweb.
Senfſaamen.	Luna.

Die Scene iſt in Athen, und einem Wald nicht weit davon.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Des Herzogs Pallaſt in Athen.

Theſeus, Hippolita, Philoſtratus und Gefolge, treten auf.

Theſeus.

Nun nähert ſich Hippolita, die Stunde
Die unſer Bündniß knüpft, mit ſtarken Schritten.
Vier frohe Tage bringen einen andern Mond.
Doch o! wie langſam, deucht mich, ſchwindet nicht,
Nicht dieſe alte Luna! Sie ermüdet
Mein ſehnend Herz, gleich einer allzuzähen
Stiefmutter oder Wittwe, die zu lang
An eines jungen Mannes Renten zehrt.

Hippolita.

Schnell werden ſich vier Tag' in Nächte tauchen,
Vier Nächte ſchnell die Zeit vorüberträumen;

Dann wird der Mond gleich einem Silberbogen
Neu aufgespannt im Himmel, auf die Nacht
Die unsre Liebe krönt, herunter winken.

Theseus.

Geh, Philostrat, und rufe durch Athen
Die Jugend auf zu Lustbarkeiten! wecke
Den leichten muntern Geist der Frölichkeit.
Die blasse Schwermuth sey zu Leichen-Zügen,
Wozu sie besser taugt, von unserm Fest verbannt! --
Hippolita, ich buhlte mit dem Schwerdt
Um dich, und unterm Lerm der wilden Waffen
Gewann ich deine Gunst; doch froher soll
Mit Pomp, Triumph und mitternächtlichen Spielen
Der Tag, der uns vermählt, begangen werden.

Egeus, Hermia, Lysander
und Demetrius treten auf.

Egeus.

Glüklich sey Theseus, unser grosser Fürst.

Theseus.

Dank, edler Egeus! was bringst du uns Neues?

Egeus.

Voll Unmuth komm ich, Fürst, mit Klagen über
Mein Kind, mit Klagen über Hermia -- tritt
Hervor, Demetrius! -- dieser Mann, o Herr,
Hat meinen Beyfall, sie zur Eh zunehmen --

Lysan-

Lyſander, ſteh' hervor! Und dieſer Mann
Hat meines Kindes Herz bezaubert.
Ja du, Lyſander, du, du gabſt ihr Reime;
Und wechſelteſt verſtohlne Liebespfänder
Mit meinem Kinde. Falſche Buhlerlieder
Sangſt du beym Mondſchein mit verſtellter Stimme;
Vor ihrem Fenſter ab, und haſt durch Bänder
Von deinen Haaren, Ringe, Trödelwerke,
Durch Naſchereyen, Puppen, Blumenſträuſſe
Den Abdruk ihrer Phantaſie geſtohlen.
Durch Ränke haſt du meiner Tochter Herz
Entwandt und den Gehorſam, welchen ſie
Mir ſchuldig iſt, in Widerſpenſtigkeit
Und ſchnöden Troz verkehrt. Wofern ſie alſo,
Mein königlicher Herr, nicht hier
Vor Eurer Hoheit ſich bequemen will,
Dem Mann, den ich erkohr', die Hand zu geben;
So ſprech ich hier der Bürger von Athen
Uraltes Vorrecht, und die Freyheit an,
Mit ihr als meinem Eigenthum zu ſchalten:
Und diß wird ſeyn, ſie dieſem Edelmanne,
Wo nicht, dem Tod zu überliefern, wie
In einem ſolchen Fall der Buchſtab' des Geſetzes
Ausdrüklich lautet --

Theſeus.

Was ſagt Hermia
Hiezu? bedenke dich, mein ſchönes Kind!
In deinen Augen ſoll dein Vater

Ein Gott, der Schöpfer deiner Schönheit, ſtyn.
Mit ihm verglichen, biſt du nichts als eine
Von ihm in Wachs gebildete Figur,
Die er, nachdem es ihm beliebt, erheben
Und wieder tilgen kan. Demetrius iſt
Ein würdiger Edelmann.

Hermia.

Das iſt Lyſander auch.

Theſeus.

Er iſt es an ſich ſelbſt,
Doch da ihm deines Vaters Stimme mangelt,
So iſt der andre würdiger anzuſehen.

Hermia.

O! daß mein Vater nicht mit meinen Augen ſieht.

Theſeus.

Weit beſſer wär' es, deine Augen ſähen
Mit deines Vaters Klugheit.

Hermia.

-- Eure Hoheit
Vergebe mir. Ich weiß nicht, welche Macht
Mir dieſe Kühnheit eingehaucht, noch wie
Vor ſo viel Augen, meine Sittſamkeit
Sich überwinden kan, für meine Neigung
Das Wort zu nehmen. Aber, meldet mir,

Mein

Mein Herr, das ſchlimmſte, das mich treffen kan;
Wenn ich mich weig're dieſen Mann zu nehmen.

Theſeus.

Den Tod zu ſterben, oder Lebenslang
Die männliche Geſellſchaft abzuſchwören.
Befrage alſo deine Neigung, Hermia!
Bedenke deine Jugend; Iſt dein Blut
So kühl, und hat du, wenn du deines Vaters
Beſchloſſner Wahl dich nicht ergeben willſt,
Auch Muth genug, auf ewig eingeſchleyert
In eines öden Kloſters trübe Schatten
Verſchloſſen, eine unfruchtbare Schweſter
Dem Leben hinzuleben; traurige Hymnen
Dem kalten Mond entgegenächzend --
Dreymal beglükt, die, ihres Blutes Meiſter,
Solch' eine keuſche Pilgrimſchaft beſtehen!
Doch irdiſcher glüklich iſt die abgepflükte Roſe,
Als die am unvermählten Stoke welkend
In einzelner Glükſeligkeit, von niemand
Geſehen, ungenoſſen, wächſt und blüht und ſtirbt.

Hermia.

So will ich wachſen, ſo verblüh'n und ſterben,
Mein Königlicher Herr, eh meine Freyheit
Dem Joch des Manns ſich unterwerffen ſoll,
Deß unerwünſchte Herrſchaft meine Seele
Nicht über ſich erkennt.

Theſeus.

Nimm dir Bedenkzeit,
Und auf den nächſten Neumond, den Tag
Der durch Hippolita mich glüklich macht,
Bereite dich, nach deines Vaters Willen
Dich dem Demetrius zu ergeben; oder
Durch deinen Tod des Ungehorſams Freſel
Zu büſſen; oder an Dianens Altar
Des Kloſterlebens ſtrenge Pflicht zu ſchwören.

Demetrius.

Erweiche, Schönſte, dich; und du Lyſander,
Tritt deinen ſchwachen Anſpruch meinem ſtärkern Rechte
Freywillig ab --

Lyſander.

Du haſt, Demetrius, ihres Vaters Liebe,
Laß du nur Hermias mir; heurathe ihn!

Egeus.

Ja, höniſcher Lyſander, es iſt wahr,
Er hat ſie, meine Liebe; und was mein iſt,
Soll meine Lieb' ihm geben; ſie iſt mein,
Und all mein Recht an ſie trett' ich Demetrio ab.

Lyſander.

Ich bin ſo edel als wie er gebohren;
Ich bin ſo reich als er, und liebe mehr
Als er; mein Glüke blüht an jedem Zweige,

So

So ſchön als ſeines, um nicht mehr zu ſagen;
Und was diß alles deſſen er ſich rühmet
Allein ſchon überwiegt, mich liebt die ſchöne Hermia.
Und ſollt ich denn mein Recht nicht durchzuſezen ſuchen?
Demetrius, ins Geſicht behaupt' ichs ihm,
Bewarb ſich kürzlich noch um Nedars Tochter
Die ſchöne Helena, und gewann ihr Herz.
Izt ſchmachtet ſie, die ſanfte Seele! ſchmachtet
Bis zur Abgötterey um diſſen falſchen
Treuloſen Mann --

Theſeus.

Ich muß geſtehen
Daß ich davon gehört, und mit Demetrius
Davon geredt zu haben, mich beredet;
Doch eigne Sorgen machten's mir entfallen.
Kommt ihr indeß, Demetrius und Egeus,
Ich hab euch beyden etwas aufzutragen,
Das mich ſehr nah' betrift. Du aber, Hermia,
Sieh' zu, ſoll anders nicht die ganze Strenge
Der Sazung von Athen, die ich nicht ſchwächen kan,
Dich treffen, daß du deine Schwärmerey
Dem Willen deines Vaters unterwerfeſt.
Wie ſieht's, Hippolita? (*) Komm, meine Liebe!
Demetrius, und Egeus folget mir!

(Sie gehen ab.)

(*) Hippolita hatte dieſe ganze Zeit über nicht ein einziges Wort geſprochen. Hätte ein neuerer Poet das Amt gehabt, ihr ihre Rolle anzuweiſen, ſo würden wir ſie geſchäftiger als alle andre gefunden, und zweifels-

Zweyter Auftritt.

Lyſander und Hermia bleiben.

Lyſander.

Wie? meine Liebe? wie iſt deine Wange
So blaß? warum verwelken ihre Roſen?

Hermia.

Vielleicht weil ſie des Regens mangeln,
Woraus ich aus den Wolken meiner Augen
Sie reichlich überthauen könnte.

Lyſander.

Hermia; ſo viel ich in Geſchichten las,
Und aus Erzählung hörte, floß der Strom
Der wahren Liebe niemals ſanft dahin.
Entweder hemmte ihn des Standes, oder
Der Jahre Abſtand, oder Widerwille
Der Anverwandten; und wenn ja die Wahl
Der Liebenden durch ihre Sympathie
Beglükt zu ſeyn verſprach, ſo ſtellte ſich
Krieg, Krankheit oder Tod dazwiſchen,
Und machte ihr Glük vergänglich wie der Schall,

Flüchtig

zweifelsohne möchten auch die Liebhaber ein gelinderes Urtheil von ihr erwartet haben: Allein Shakeſpear wußte beſſer was er zu thun hatte, und beobachtete das Decorum. Warburton.

Flüchtig wie Schatten, kurz als wie ein Traum,
Vorüberfahrend wie der helle Bliz
In einer ſchwarzen Nacht, der Erd und Himmel
In einem Wink enthüllt, und eh noch einer Zeit hat
Zu ſagen: Sieh! ſchon von dem offnen Schlunde
Der Finſterniß verſchlungen iſt.
So eitel ſind die Dinge, die am ſchönſten glänzen!

Hermia.

Wenn denn getreue Liebe jederzeit
Durch Wiederwärtigkeit geprüfet wurde,
Und diß der feſte Schluß des Schikſals iſt;
So laß uns unſre Prüfung mit Geduld
Beſteh'n, weil Widerwärtigkeit und Leiden
Ein eben ſo gewöhnlichs Zugehör
Der Liebe iſt, als Staunen, Träume, Seufzer,
Wünſche und Thränen; das gewöhnliche
Gefolg der liebeskranken Phantaſie.

Lyſander.

Ein guter Glaube! Höre mich dann, Hermia.
Nur ſieben Stadien von Athen entfernt
Wohnt eine meiner Baſen, reich, verwittwet,
Und kinderlos. Sie hält und liebet mich
Wie ihren eignen Sohn. Dort, ſchönſte Hermia,
Dort kan ein ewig Bündniß uns vereinen,
Und bis dorthin kan auch Athens Geſez
Uns nicht verfolgen. Liebeſt du mich alſo,
So ſchleiche morgen Nachts aus deines Vaters Hauſe

Dich

Dich weg, in jenen Wald, nah' bey Athen,
Wo ich dich einſt mit Helena gefunden,
Als ihr des erſten Maytags Ankunft feyrtet.

Hermia.

Ach! mein Lyſander!

Lyſander.

Zaudert Hermia? --

Hermia.

Nein!
Bey Amors ſtärkſtem Bogen ſchwör ich dir, (*)
Beym ſchärfſten ſeiner goldgeſpizten Pfeile,
Lyſander, bey der unſchuldvollen Einfalt
Der Dauben, die der Venus Wagen ziehen,
Beym Feuer das Carthagos Königin
Verzehrte, da ſie mit geblähten Seegeln
Den ungetreuen Troyer fliehen ſah;

Bey

(*) Der Dr. Warburton fand, daß Hermia ſich zu ſchnell, und was das ſchlimmſte iſt, auf den erſten Antrag, durch eine Reihe von Eyden verbinde, mit dem Lyſander davon zu lauffen. Er glaubt, daß Shakeſpear nicht fähig geweſen einen ſolchen Fehler zu machen, und ſchreibt alſo allen alten und neuen Ausgaben unſers Dichters zuwider, dieſe ſchöne Rede: (Bey Amors ſtärkſtem Bogen,) u. ſ. w. dem Lyſander, und nur die zween lezten Verſe der Hermia zu. Meine Empfindung widerſpricht hier den Vernunftſchlüſſen des Kunſtrichters. Ich finde eine ſolche Weiblichkeit in dieſer Rede, daß ſie mit Anſtändigkeit nur von Hermia geſagt werden kan. Empfindende Leſerinnen mögen den Ausſpruch thun. Damit aber doch das von Warburton in dem Text vermißte Decorum gerettet werde, habe ich nach ſeinem Beyſpiel die Freyheit gebraucht, auf die Worte, Hermias »my good Lyſander, den Lyſander ſagen zu laſſen: Zaudert Hermia? welches er im Engliſchen nicht ſagt. Worauf dann Hermia, als ob ſie ſich recolligire, erwiedert: Nein! bey Amors u. ſ. w.

Bey dem was Seelen an einander küttet,
Bey jedem Schwur, den je ein Mann gebrochen,
Bey mehr als Mädchen jemals ausgesprochen;
An jenem Plaz, im Schatten jener Linden,
Sollt du mich zur bestimmten Stunde finden.

Lysander.

Vergiß nicht dein Versprechen, holde Liebe.
Schau, hier kömmt Helena.

Dritter Auftritt.

Hermia.

Wie eilig, schöne Helena, wohin?

Helena.

Mich nennst du schön? O! nimm diß Schön zurük.
Demetrius liebet dich! du bist ihm schön
Glükseel'ge Schöne! Deine Augen sind
Die Sterne, die ihn leiten; süsser tönt
Ihm deine Stimme, als der Lerche Lied
Dem Ohr des Hirten, wenn die Wiesen grünen,
Und junge Knospen um den Hagdorn blinken!
Krankheit ist erblich! O! wär's auch die Kunst
Die uns gefallen macht: Wie wollt ich, eh ich gehe,
Die deine haschen! Meine Blike sollten
Die Zauberkraft von deinem Blik, mein Mund

Den

Den ſüſſen Wohlklang deiner Lippe haſchen.
Wär' mein die Welt, und blieb Demetrius mir,
Wie gerne ließ ich alles andre dir!
O lehre mich, wie blikeſt du ihn an?
Mit was für Künſten, ſchöne Freundin, ſprich,
Beherrſcheſt du die Triebe ſeines Herzens?

Hermia.

Die Stirne rümpf' ich ihm, doch liebt er mich.

Helena.

O möchten deiner Stirne Falten
Mein Lächeln ſolche Wirkung lehren.

Hermia.

Verwünſchung geb ich ihm, doch giebt er ſtets mir Liebe.

Helena.

O! wäre mein Gebett von ſolcher Kraft!

Hermia.

Je mehr ich haſſe, folgt er mir.

Helena.

Je mehr ich liebe, haßt er mich.

Hermia.

Sey guten Muths! er ſoll mich nicht mehr ſehen.
Lyſander und ich ſelbſt verlaſſen dieſe Gegend.
Eh ich Lyſandern ſah, ſchien mir Athen

Elyſium.

Elyſium. O! welch ein Reiz muß dann
In meiner Liebe ſeyn, da ſie den Ort
Der einſt ein Himmel war, zur Hölle macht.

Lyſander.

Laß uns, o Freundin, unſre Seelen dir
Vertraut enthüllen. Morgen Mitternachts,
Wenn Phöbe in der Wellen feuchtem Spiegel
Ihr ſilbern Angeſicht beſchaut, und dekt
Den grünen Waſen mit zerſtoßnen Perlen,
Zur Zeit, die oft der Liebe Flucht verhelte,
Sind wir entſchloſſen, Helena, uns durch
Die Thore von Athen hinweg zu ſtehlen.

Hermia.

Und in dem Hayn, wo oftmals du und ich
Auf Frühlings-Blumen hingegoſſen lagen,
Und unſre von jungfräulichen Gedanken
Geſchwellte Buſen ihrer Laſt entleerten;
Dort werden wir, Lyſander und ich ſelbſt,
Uns finden, und dann von Athen die Augen wenden;
Um neue Freunde unter neuen Himmeln
Zu ſuchen. Lebe wohl, anmuthige Geſpielin!
Und wie du für uns beteſt, gebe dir
Ein günſtig Glük den Jüngling den du liebeſt!
Lyſander halte Wort! -- Nun müſſen unſre Augen
Bis morgen Nachts der Liebe Koſt entbehren.

Lyſander.

Lyſander.

Ich will, meine Hermia! -- Lebe wohl, Helena, Demetrius liebe dich, wie du ihn liebeſt!

(Lyſander und Hermia gehen ab.)

Helena allein.

Wie manche doch vor manchen glüklich ſind!
Durch ganz Athen werd ich ſo ſchön geachtet
Als Sie -- Was hilft es mir? Demetrius nur
Denkt anders! Er für den ich es allein
Zu ſeyn verlange, kan nicht, will nicht ſehen,
Was Aller Augen auſſer ihm geſtehen.
Der gleiche Irrthum, der nach Hermias Bliken
Ihn ſchmachten macht, bethört mein Herz für ihn.
Den unſcheinbarſten blödſten Dingen kan
Die Liebe Glanz, Geſtalt und Würde geben.
Die Liebe ſiehet durch die Phantaſie,
Nicht durch die Augen, und deßwegen wird
Der goldbeſchwingte Amor blind gemahlt.
Geflügelt ohne Augen deutet er
Der Liebe Haſtigkeit im Wählen an;
Und weil ſie leicht verläßt was ſie erkohr,
So ſtellt man ihn als einen Knaben vor;
Wie Knaben oft beym Spiel meineydig werden,
So ſcherzt des Knaben Amors Leichtſinn auch
Mit ſeinen Schwüren. Eh Demetrius
Auf Hermias Augen ſahe, hagelt er
Eydſchwüre ewig mein zu ſeyn, herab;
Allein es fühlte dieſer Hagel kaum

Die Glut von ihrem Blik, ſo ſchmolz er hin.
Jzt will ich geh'n und Hermias Flucht ihm melden,
Dann wird er morgen Nachts ſie in den Hayn
Verfolgen, und wenn anders die Entdekung
Mir Dank gewinnt, ſo wird er theur erkauft,
Doch wird mir dieſes meine Pein verſüſſen,
Wenn ich es ſehe (*) wie er ſie zu finden,
Der Ungetreue! hie und dort und da
Umſonſt in zitternder Verwirrung läuft;
Und mein verſchmähtes Auge durch den Anblik
Der eiteln Wuth ergözt, womit er wieder kehrt.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Squenz, Schnok, Zettel, Flaut, Schnauz und Schluker treten auf.

Squenz.

Jſt die Companie beyſammen?

Zettel.

Es wär' am beſten, ihr rieffet ſie alle Mann für Mann auf, wie es der Rodel giebt.

(*) Der Ueberſezer hat ſich hier eine Freyheit erlaubt, die er ſelten zu nehmen gedenkt, nemlich einen etwas dunkeln Vers durch fünf andere zu paraphraſieren. Ob er aber den Sinn des Poeten getroffen, wird dem Ausſpruch der Kunſtrichter überlaſſen.

Squenz.

Hier iſt die Liſte von jedermanns Namen, der in ganz Athen für tüchtig gehalten wird, in unſerm Zwiſchenſpiel vor dem Herzog und der Herzogin zu ſpielen, an ſeinem Hochzeittag zu Nacht.

Zettel.

Vor allen Dingen, guter Peter Squenz, ſagt uns, wovon das Stük handelt; dann leſet die Namen von den Agenten, und ſo eins nach dem andern.

Squenz.

Sapperment! es iſt die höchſtklägliche Comödie, und der jämmerliche Tod von Pyramus und Thisbe.

Zettel.

Ein recht gutes Stük Arbeit, ich kan's euch ſagen; und luſtig! Izt, wakrer Peter Squenz, ruft euern Agenten nach dem Rodel auf -- ihr Herren! macht euch fertig!

Squenz.

Antwortet wie ich euch ruffe. Claus Zettel, der Weber!

Zettel.

Hier! Nennet meinen Part, und weiter!

Squenz.

Ihr, Claus Zettel, ſeyd für den Pyramus hingeſezt.

Zettel.

Zettel.

Was iſt Pyramus? Ein Liebhaber oder ein Tyrann?

Squenz.

Ein Liebhaber, der ſich ſelber nur auf eine recht galante Art aus Liebe erſticht.

Zettel.

Das wird einige Zähren erfodern, wofern es recht gemacht werden ſoll. Wenn ich es mache, dann mögen die Zuſchauer zu ihren Augen ſehen! Ich will Stürme erregen, ich will condolieren, daß es eine Art haben ſoll! weiter!-- -- Aber meine gröſte Declination iſt zu einem Tyrannen. Ich wollte einen Herkles ſpielen, etwas rares! Oder einen Part, wo ich ein Vorgebürg einreiſſen müßte, daß alles zerſplitterte -- „Der Felſen Schooß und toller Stoß „ zerbricht das Schloß der Kerkerthür, und Febbus Karr'n, „ Kommt angefahr'n, und macht erſtarr'n, des ſtolzen „ Schikſals Zier!„ -- Das gieng hoch! -- Namſet izt die übrigen Agenten -- Das war Herkleſſens Ader! Eine Tyrannen-Ader! Ein Liebhaber geht ſchon gravitätiſcher.

Squenz.

Franz Flaut, der Blasbalg-Fliker.

Flaut.

Hier, Peter Squenz.

Squenz.

Ihr müßt Thisbe über euch nehmen.

Flaut.

Was iſt Thisbe? Ein irrender Ritter?

Squenz.

Es iſt die Princeſſin, in die Pyramus verliebt iſt.

Flaut.

Nein, mein Sir! gebt mir keinen Weiber-Part, ich fange ſchon an einen Bart zu bekommen.

Squenz.

Das iſt all eins! Ihr müßt in einer Maske ſpielen; und ihr könnt ſo zart reden, als ihr wollt.

Zettel.

Wenn ich mein Geſicht verbergen darf, ſo gebt mir Thisbe auch; ich will mit einer monſtroſen zarten Stimme reden -- „Thisne, Thisne, ach! Pyrimus, mein „Liebſter werth, dein' Thisbe zart, dein Liebchen zart „ —

Squenz.

Nein, nein, ihr müßt beym Pyramus bleiben, und Flaut muß Thisbe ſeyn.

Zettel.

Gut! fortgefahren!

Squenz.

Max Schluker, der Schneider.

Schluker.

Schluker.

Hier, Peter Squenz.

Squenz.

Max Schluker, ihr müßt Thisbes Mutter ſeyn. Hans Schnauz, der Keßler!

Schnauz.

Hier, Peter Squenz.

Squenz.

Ihr, des Pyramus Vater, ich ſelbſt Thisbes Vater. Schnok, der Schreiner, ihr macht des Löwen Part. Ich hoffe, nun iſt unſre Comödie in der Ordnung.

Schnok.

Habt ihr des Löwen Part geſchrieben? Wenn es iſt, ſo ſeyd ſo gut und gebt ihn mir; denn ich bin nicht gar ſtr zum Studieren.

Squenz.

Ihr könnt ihn ex tempore machen; denn es iſt weiter nichts zu thun, als zu brüllen.

Zettel.

Gebt ihr mir den Löwen noch dazu; ich will brüllen, daß es den Leuten im Herzen wohl thun ſoll; ich will brüllen, daß der Herzog ſagen ſoll: Laßt ihn noch einmal brüllen, laßt ihn noch einmal brüllen!

Squenz.

Wenn ihr es gar zu gut machtet, so könntet ihr die Herzogin und die Damen so erschreken, daß sie zu schreyen anfiengen, und das wäre genug, uns alle an den Galgen zu bringen.

Alle.

Ja, das würde uns jeden Mutter-Sohn hängen.

Zettel.

Sapperment! Das glaub ich wol, wenn wir sie erst aus ihren fünf Sinnen schrekten, so würden sie nicht mehr Secretion haben, als uns aufzuhängen. Aber ich will meine Stimme schon aggraviren, ich will euch so artig brüllen wie irgend eine junge Daube, ich will euch brüllen, als ob es eine Nachtigall wäre.

Squenz.

Ihr könnet keinen andern Part machen als den Pyramus; denn Pyramus ist ein Mann mit einem Weibergesichtchen, ein sauberer Mann als man irgend an einem Sommers-Tag sehen mag, gar ein hübscher Junker-mässiger Mann; und also müßt ihr nothwendig den Pyramus machen.

Zettel.

Gut, ich will ihn auf mich nehmen. Mit was für einem Bart wollt ihr, daß ich spielen soll?

Squenz.

Squenz.

Wie? Was für einen ihr wollt!

Zettel.

Mir gilt es auch gleich; ich will ihn entweder in euerm ſtrohfarbnen Bart machen, oder in euerm orange-braunen Bart, oder in euerm carmeſin-rothen Bart, oder in euerm franzöſiſch-kron-farbnen Bart, in euerm hochgelben!

Squenz.

Etliche von unſern franzöſiſchen Kronen haben gar kein Haar mehr, und das lieſſe als ob ihr gar mit einem kahlen Geſicht ſpieltet. Aber, ihr Herren, hier ſind eure Bärte, und ich bitte, ermahne und erſuche euch, ſie bis morgen Nachts auswendig zu lernen, und in den Schloßwald, eine halbe Stunde von der Stadt, wieder zu mir zu kommen, damit wir dort beym Mondſchein probieren; denn wenn wir in der Stadt zuſammen kämen, ſo würden wir Zuhörer kriegen, und die Sache käme aus. Unterdeſſen will ich einen Aufſaz von den Zurüſtungen machen, die wir zu unſerm Spiele nöthig haben. Ich bitte, bleibt mir nicht aus.

Zettel.

Wir wollen kommen! Der Einfall iſt gut; wir können im Wald obſcener und herzhafter probieren.

Squenz.

Bey des Herzogs Eiche wollen wir einander antreffen.

Zettel.

Genug, die Stränge mögen halten oder brechen! --

(Sie gehen alle ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Wald. Eine Fee tritt von einer, und Puk von der andern Seite auf.

Puk.

Wohin, Geiſt, wohin wanderſt du?

Fee.

Ueber Berg, über Thal,
Durch Hecken und Ruthen,
Ueber Holz, über Pfahl,
Durch Feuer und Fluthen;
Schneller als des Mondes Sphär
Wandr' ich raſtlos hin und her.
Ich dien' der Feen-Königin,
Zum ſtillen Tanz,
Beym Sternen-Glanz,
Bethaute Kreis' im Grünen ihr zu zieh'n.
Sie iſt der Primuln Pflegerin,
Die auf den jungen Wieſen glüh'n.
Auf ihrem göldenen Gewand
Iſt jeder Fleken ein Rubin,
Worein der milden Feyen Hand

Die

Die Düfte gießt, die euch entzüken.
Jtt muß ich geh'n, und Thau vom Graſe pflüken,
Und jeder Primul Ohr mit einer Perle ſchmüken.
Fahr wol, du tölpelhafter Geiſt, ich muß entflieh'n;
Die Königin mit allen ihren Elfen
Jſt im Begriff hieher zu zieh'n.

Puk.

Der König pflegt die Nacht durch hier zu ſchlummern,
Gieb Acht, daß deine Königin
Jhm ja nicht vor die Augen komme.
Denn Oberon iſt noch von Zorn entbrannt,
Daß ſie am Jndus jüngſt den ſchönſten Knaben,
Zu ihrer Aufwart, einem König raubte.
Der eiferſücht'ge Oberon begehrt
Den ſchönen Knaben, daß er auf die Jagd
Jhn durch den wilden Forſt begleiten helfe,
Von ihr zurük; doch immer unerbittlich
Behält ſie ihren Liebling ganz für ſich,
Bekränzt mit eigner Hand ſein lokicht Haar,
Und macht aus ihm nur alle ihre Luſt.
Seitdem begegnen ſie ſich niemals mehr
Jn Lauben, noch auf grünen Fluren, noch
An Silber-Quellen, noch beym Sternen-Licht;
So heftig iſt ihr Zwiſt, daß alle ihre Elfen
Vor Angſt in Ahorn-Becher ſich verkriechen.

Feye.

Entweder irr' ich mich an deiner Bildung
Und Mine gänzlich, oder du

Biſt jener ſchelmiſche leichtfert'ge Geiſt,
Den Robin Gutgeſell das Landvolk nennt.
Biſt du's nicht, der die Mädchen aus dem Dorfe
Bey Nacht erſchrekt, der Milch die Sahne raubt,
Die Mühle heimlich dreht, macht daß umſonſt die Bäurin
An fettem Rahm ſich aus dem Athem rührt,
Und daß im Bier ſich keine Hefen ſezt;
Der arme Wandrer oft des Nachts verleitet,
In Sümpfe führt, und ihres Harms noch lachet,
Allein für die, die dich Hob-Goblin nennen,
Und holden Puk, ihr Werk unſichtbar thuſt,
Und machſt, daß ſie gut Glük in allem haben;
Biſt du nicht der?

Puk.

Du irrſt dich nicht, ich bin's.
Ich bin der muntre Nachtgeiſt, den du meyneſt.
Ich gaukle ſtets um Oberon, und mach' ihn lächeln,
Wenn ich ein fettes bohnen-ſattes Roß
Vergeblich wiehern mach'; ihm in Geſtalt
Der ſchönſten Stutte nahend. Auch verberg ich mich
Oft in den Becher einer guten Alten
Gevatterin, die gern den Becher leert;
Gleich einem rothgeſottnen Krebs ſchwimm ich
Darinn herum, und wenn ſie trinken will
Spring ich an ihre Lippen auf, und ſchütte
Den Koſent über ihren ſchlappen Buſen.
Oft ſieht, indem ſie durch ein fröſtig Mährchen
Die Nachbarinnen ſanft zum Schlaf befördert,

Ein weiſes Mütterlein, troz ihrer Weisheit,
Für einen dreygebeinten Stuhl mich an;
Dann ſchlüpf ich unter ihr hinweg, ſie wakelt
Mit Schwur und lächerlichem Zorn zu Boden;
Die ganze Zeche hält mit beyden Händen
Den Bauch, und ſchlägt das hallende Getäfel
Mit wieherndem Gelächter, klatſcht und ſchwört,
Noch nie ſo luſtig ſich gemacht zu haben. (*)
Doch, Fee, flieh du, hier kömmt Oberon!

Feye.

Und hier, zum Unglük, meine Königin.

Zweyter Auftritt.

Oberon der König der Feen, tritt auf einer, und Titania die Königin der Feen, auf der andern Seite auf.

Oberon.

Du ſuchſt beym Mondſchein mich, Titania?

Titania.

Wie, eiferſücht'ger Oberon? du irreſt!
Ihr Feen, ſchlüpft mit mir hinweg, ich habe

Sein

(*) Ich habe mich genöthiget geſehen, einige ekelhafte Ausdrüke aus dieſem Gemählde in Oſtades Geſchmak, wegzulaſſen. Ein Dichter, der nur für Zuhörer arbeitete; hat ſich im ſechzehnten Jahrhundert Freyheiten erlauben können, die ſein Ueberſezer, der im achtzehnten für Leſer arbeitet, nicht nehmen darf.

Sein Bett, und ſeinen Umgang abgeſchworen.

Oberon.

Halt, Unverſchämte, bin ich nicht dein Herr?

Titania.

So bin ich deine Frau! allein ich weiß
Die Zeit noch wol, da du vom Feen-Land
Dich heimlich ſtahlſt, und in Corins Geſtalt,
Den ganzen Tag an einer Linde ſizend,
Auf deinem Haber-Rohr verliebte Seufzer
Der ſchönen Phyllida entgegen girreſt?
Sprich, warum eilteſt du vom fernſten Gipfel
Des Inder-Lands hieher? Weßwegen ſonſt,
Als weil die ſtrozende, Dianen-gleich
Geſchürzte Amazonin, deine kriegriſche
Gebieterin, mit Theſeus ſich vermählt?
Du kömmſt, nicht wahr? ihr Bette zu beglüken?

Oberon.

Wie? läßt die Schaam diß zu, Titania,
Die Gunſt Hippolitas mir vorzurüken?
Und weiſſeſt doch, ich kenne deine Liebe
Zu Theſeus? Wareſt du es nicht, die ihn
Bey deinem eignen Schimmer, durch die Schatten
Der ſtillen Nacht, von Perigenias Seite,
Die er vorher geraubet hatt', entführte!
Und wer als du verführt' ihn, ſeine Schwüre
So viel betrognen Nymphen, Ariadnen,
Der ſchönen Aegle, und Antiope
Zu brechen? --

Titania.

Titania.

Falſche, grillenhafte Träume
Der Eiferſucht! Seit dieſe dich beherrſchet,
Seit jenem Sommer kamen wir nicht mehr
Auf Hügeln, noch im Thal, im Hayn, auf Wieſen,
Am Quell' der über kleine Kieſel rauſchet,
Noch raſchen Bächen, die aus Felſen ſprudeln,
Noch an des Meeres klippenvollem Strande,
Zum frohen Tanz zuſammen, unſre Loken
Zum Spiel der flüſternden, ſcherzhaften Winde
Zu machen. Alle unſre Spiele hat
Dein Groll geſtört. Drum haben auch die Winde,
Vergeblich uns zu pfeiffen überdrüſſig,
Als wir zur Rache, ſeuchenſchwangre Nebel
Tief aus der See geſogen, die hernach,
Aufs Land ergoſſen, jeden über uns
Erzürnten Bach mit ſolchem Stolze ſchwellten,
Daß ihre Fluth die Ebnen überſtrömte.
Umſonſt hat nun der Stier ſein Joch getragen,
Der Akermann hat ſeinen Schweiß verlohren,
Die grüne Aehre fault, eh ihre Jugend
Das erſte Milchhaar kränzt.
Leer ſteh'n die Hürden im ertränkten Felde,
Und Krähen mäſtet die erſäufte Heerde.
Mit Schlamme ligt der Kegelplaz erfüllt,
Unkennbar und verſchwemmt der glatte Pfad,
Der durch des Frühlings grüne Labyrinthe
Sonſt leitete. Die Sterblichen entbehren

Der

Der winterkürzenden gewohnten Freuden,
Und keine Nacht wird Hymnen mehr geweyht.
Nur Luna, die Beherrſcherin der Fluthen,
Vor Unmuth bleich, waſcht überall die Luft,
Und füllet ſie mit fieberhaften Flüſſen.
Die Jahreszeiten ſelbſt verwirren ſich,
Beſchneyte Fröſte ſinken in den Schoos
Der friſchen Ros', und auf des alten Winters
Eys-grauer Scheitel wird, als wie zum Spott,
Ein Kranz geſezt von holden Sommer-Knoſpen.
Der Lenz, der Sommer, der fruchtreiche Herbſt,
Der Winter wechſeln ihre Liverey,
Und die erſtaunte Welt erkennt nicht mehr
An dem gewohnten Schmuk, wer jeder iſt.
Diß ganze Heer von Plagen kömmt allein
Von unſerm Groll, von unſrer Zwieſpalt her.
Wir ſind die Eltern dieſer ſchwarzen Brut!

Oberon.

So helfet dann, es ligt allein an euch!
Wie kan **Titania** ihren **Oberon**
Noch länger quälen? Alles was ich bitte,
Iſt nur ein kleiner Laff von einem Jungen,
Aus dem ich einen Pagen machen will.

Titania.

Gebt euch zufrieden! Niemals kan diß ſeyn.
Das ganze Feenland erkaufte nicht
Diß Kind von mir. Ich liebte ſeine Mutter,

Sie war von meinem Orden, und hat oft
Des Nachts in Indiens ſüß-gewürzter Luft
Durch ihre Spiele mir die Nacht verkürzt.
Sie ſaß dann auf Neptuni gelbem Sand
Bey mir, und ſah den göldnen Schiffen nach,
Die durch die Fluth mit Pegus Schätzen eilte;
Wir lachten, wenn wir ſahen, wie die Seegel,
Vom ausgelaßnen Wind geſchwängert, ſchwollen;
Diß äffte ſie, mir eine Luſt zu machen,
Mit anmuthsvoller ſchimmernder Bewegung,
Kurzweilend nach, (ihr Leib war damals reich
Von meinem jungen Ritter) ſegelte
Ans Land, mir Kleinigkeiten abzuholen,
Und kehrte wieder, wie von einer Reiſe,
Mit reichen Waaren, um. Jedoch da ſie
Nur ſterblich war, ſtarb ſie an dieſem Kinde,
Und ihrentwegen zieh' ich ihren Knaben auf,
Und ihrentwegen will ich ihn nicht laſſen.

Oberon.

Wie lange denkt ihr noch in dieſem Hayn zu bleiben?

Titania.

Vielleicht bis nach dem Hochzeittag des Theſeus.
Gefällt es euch in unſerm Kreis zu tanzen,
Und unſern Mondlicht-Spielen zuzuſehen,
So folget uns; wo nicht, ſo weicht mich aus,
So wie ich eure Jagden meiden will.

Oberon.

Oberon.

Gieb mir den Knaben, und ich geh' mit dir.

Titania.

Nicht für dein Königreich. Ihr Elfen, weg!
Es giebt nur Zank, wenn wir uns länger ſäumen.
(Die Königin, und ihr Gefolg geht ab.)

Oberon.

Gut, geh' nur deinen Weg! eh du den Hayn
Verlaſſen haſt, ſoll dich dein Troz beſtraffen --
Hieher, mein muntrer Puk! Beſinn'ſt du dich,
Daß ich auf einem Vorgebürg einſt ſaß,
Und hörte der Syrenen einer zu,
Wie ſie, auf eines Delphins Rüken ſizend,
So zaubriſch-ſüſſe Töne von ſich hauchte,
Daß ſelbſt die rohe See bey ihrem Liede
Mild ward, und liebestrunkne Sterne taumelnd
Aus ihren Sphären ſanken, der Muſik
Der Waſſer-Nymphe zuzuhören? --

Puk.

---- Ich
Erinnere mich's ganz wol.

Oberon.

Zu gleicher Zeit ſah' ich, (du konnteſt nicht)
Den Liebesgott in haſtiger Unruh, zwiſchen
Dem Erdball und dem kalten Monde fliegen;

Er

Er hielt, und richtete den ſtraffen Bogen
Nach einer göttlichen Veſtalin, (*) die
Im Weſten thront', und ſchoß mit ſolcher Macht
Den Liebespfeil von ſeinem Bogen ab,
Als ſollt' er hunderttauſend Herzen ſpalten;
Allein ich ſah' es, wie ſein feur'ger Pfeil
Im keuſchen Stral des feuchten Monds ſich löſchte,
Und in jungfräulichen Betrachtungen,
Mit freyem Geiſt, die königliche Schöne
Vorübergieng. Da merkt' ich, wo der Pfeil

(*) Der Umſtand, daß dieſes Luſtſpiel noch unter der Regierung der Königin Eliſabeth aufgeführt worden, wird es einem jeden merklich machen, daß die Veſtalin niemand anders als dieſe jungfräuliche Heldin bezeichne. Daß aber unter der Syrene die Königin Maria von Schottland abgebildet ſey, ſcheint der ſcharfſichtige Warburton zuerſt angemerkt zu haben. Er bemerkt überhaupt, dieſer allegoriſche Schleyer, unter welchem ein Gemiſch von Lob und Satyre verborgen iſt, müſſe auf den Schluß leiten, daß die Rede von einer Perſon ſey, welcher der Poet unterdeß weder loben noch ſchelten durfte. Dieſes paßt nun völlig auf Maria von Schottland. Die Königin Eliſabeth konnte nicht leiden, wenn Maria gelobt wurde; und ihr Nachfolger, (Jacob der 1ſte,) wurde eine Satyre auf ſeine Mutter nicht vertragen haben. Allein, fährt Warburton fort, der Poet hat jenen unterſcheidenden Umſtand ihres Lebens und Charakters in dieſer ſchönen Allegorie ſo deutlich ausgezeichnet, daß über ſeine geheime Abſicht kein Zweifel übrig bleiben kan. Sie wird 1) eine Syrene genennt aus dem entgegengeſetzten Grunde, warum Eliſabeth eine Veſtalin heißt, nemlich einer Untugend wegen, um derentwillen dieſe unglückliche Princeſſin eben ſo berüchtigt iſt, als die Syrene bey den alten Dichtern. 2.) Der Ton des Delphins, worauf ſie ſitzt, deutet auf die Vermählung der Königin Maria mit dem Dauphin von Frankreich, dem Sohn Heinrichs des 2ten. 3.) Der bezaubernde Geſang dieſer Syrene iſt eine Anſpielung auf die außerordentlichen Neigungen und Talente der gedachten Princeſſin, wodurch ſie bey ihrem Aufenthalt am Franzöſiſchen Hofe alle Welt in Verwunderung ſetzte. 4.) Daß ihre Stimme die wilde See ſtille gemacht, deutet auf die während ihrer Abweſenheit in Schottland entſtandenen Unruhen, die ihre Wiederkunft ſogleich wieder geſtillet. Warburton merkt an, die Schönheit dieſes Bildes ſey deſto größer, weil der gemeinen Sage nach, die Syrenen

Des Amors fiel -- Er fiel
Auf eine kleine Blume, vormals weiß
Wie Milch, izt röthlicht von der Liebes-Wunde,
Und Mäd'gens nennen ſie die müſſige Liebe.
Brich' dieſe Blume mir; ich zeigte dir
Das Kräutchen einſt; ihr Saft auf ſchlummernde
Augleder ausgegoſſen, hat die Kraft,
Mann oder Mädchen bis zum Aberwiz
Ins nächſte Ding, das ihrem Blik begegnet,
Verliebt zu machen. Pflüke dieſe Blume,
Und ſey mir wieder hier,
Eh Leviathan eine Meile ſchwimmt.

Puk.

Ich wollte, wenn du es befähleſt,
In viermal zeh'n Minuten einen Gürtel
Rings um die Erde zieh'n.

(Geht ab.)

Oberon.

-- Hab' ich nun
Erſt dieſen Saft, ſo will ich lauern, bis
Titania ſchlafend ligt, und dann die Tropfen
Auf ihre Augen träufeln.
Das nächſte Ding, worauf ſodann erwachend
Ihr Auge ruht, ſey's Löwe oder Bär,

Wolf

oder Meerweiber nur in Stürmen ſingen. 5.) Die verliebten Sterne, die ihr zulieb aus ihren Sphären ſanken, bezeichnen verſchiedene Herren von dem Engliſchen hohen Adel, welche von dieſer Princeſſin in ihr unglükliches Schikſal gezogen worden, beſonders die Grafen von Northumberland und Weſtmorland, und den Herzog von Norfolk, dem das Project ſie zu heurathen das Leben koſtete.

Wolf oder Stier, Waldteufel oder Affe,
Wird ſie mit Sehnſucht, mit dem Geiſt der Liebe
Verfolgen. Nimmer will ich dieſen Zauber
Von ihren Augen nehmen, (wie ich's kan),
Bis ſie den Knaben mir bewilligt hat.
Wer kömmt hier, ich bin unſichtbar, und will
Behorchen, was ſie ſprechen ----

Dritter Auftritt.

Demetrius, welchem Helena folgt.

Demetrius.

Was verfolgſt
Du den, der dich nicht liebt? Wo iſt Lyſander?
Die ſchöne Hermia? Jenen will ich tödten,
Und dieſe tödtet mich. Du ſagteſt mir,
Sie hätten ſich in dieſen Wald geſtohlen;
Und hier bin ich, und wild in dieſem Walde, (*)
Weil ich hier meine Hermia nicht entdecke.
Weg, pake dich, und folge mir nicht mehr!

Helena.

Du ziehſt mich an, hartherziger Magnet,
Doch zieheſt du nicht Eiſen; denn mein Herz

(*) And here am I, and wood within this Wood. Wood heißt Wald, und heißt auch wüthend, wild; dieſes dem Shakeſpear ſo gewöhnlich, die Spiel mit dem Schall der Worte hat im Deutſchen hier nur unvollkommen ausgedrückt werden können, und wird künftig oft gar nicht geachtet werden.

Iſt Treu wie Stah'l. Hör' auf mich anzuziehen,
Und ich will unterlaſſen dir zu folgen.

Demetrius.

Such' ich dich zu gewinnen? Sag' ich dir
Liebkoſungen? und nicht vielmehr mit runder
Aufrichtigkeit, daß ich dich weder liebe,
Noch lieben kan?

Helena.

--- Und eben deſſentwegen
Lieb' ich dich deſto mehr; ich bin dein Hündchen,
Demetrius! das nur deſtomehr liebkoſet,
Je mehr du's ſchlägeſt. Halte mich nur ſo,
Als wie dein Hündchen, ſcheuche, ſchlage mich,
Vergiß, verlier' mich, nur erlaube mir,
So werthlos als ich bin, dir ſtets zu folgen;
Welch ſchlechtern Plaz kan ich in deiner Liebe
Erſteh'n, (und doch iſt er in meinen Augen hoch!)
Als daß du mich wie deinen Hund nur halteſt?

Demetrius.

Reiz nicht zu ſehr den Abſcheu meiner Seele;
Mir wird ſchon übel, wenn ich dich nur ſehe.

Helena.

Und mir iſt übel, wenn ich dich nicht ſehe.

Demetrius.

Du ſezeſt deine Tugend in zu groſſe
Gefahr, die Stadt ſo zu verlaſſen, und

Dich in die Hände eines Manns, der dich
Nicht liebt zu liefern, und der lokenden
Bequemen Nacht, und dieſes öden Waldes
Verſuchung, deiner jungferlichen Ehre
Koſtbaren Werth ſo ſorglos zu vertrauen.

Helena.

O! Meine Sicherheit iſt deine Tugend!
Und darum, däucht mich, bin ich nicht im Dunkeln.
Es iſt nicht Nacht, wenn ich dein Antliz ſehe;
Auch fehlt es dieſem Hayne nicht an Welten
Geſellſchaft; denn für mich biſt du die ganze Welt.
Wie kan man denn, daß ich allein ſey, ſagen,
Wenn alle Welt hier iſt, und auf mich ſchaut?

Demetrius.

Ich werde von dir rennen, in das Farrenkraut;
Mich dort verſteken, und den wilden Thieren
Dich überlaſſen --

Helena.

--- O! das wildeſte
Hat kein ſolch Herz wie du? Flieh', wenn du willſt,
Flieh' nur, ſo wird ſich die Geſchichte drehen,
Apollo flieh'n, und Daphne ihn verfolgen.
Die Daube jagt den Geyr, die ſanfte Hindin eilt
Den Tyger zu erhaſchen. Schwaches Eilen!
Wenn Zagheit jagt, und Dapferkeit entflieht.

Demetrius.

Ich will nicht länger ſäumen, deine Fragen
Zu hören. Laß mich geh'n; und folgſt du mir,
So glaube nur, ich füge dir ein Leid
In dieſem Holze zu --

Helena.

-- O! in der Stadt
Im Feld, im Tempel fügſt du Leid mir zu!
O! ſchäme dich, Demetrius, deine Härte
Entehret mein Geſchlecht. Wir können nicht
Für Liebe fechten, wie die Männer mögen;
Geſucht zu werden, und nicht ſelbſt zu ſuchen,
Sind wir gemacht! -- Jedoch, ich folge dir;
Und ſelbſt der Tod von dieſer werthen Hand
Wird eine Hölle mir zum Himmel machen.

(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Oberon.

Fahr wol, o Nymph'! eh du den Hayn verläſſeſt,
Sollt du ihn flieh'n, er deine Liebe ſuchen.

Puk tritt auf.

Wo iſt die Blume? Willkommen, Wand'rer!

Puk.

Hier iſt ſie! Oberon.

Oberon.

Gieb ſie her. Ein Hügel
Iſt mir bekannt, wo wilder Thymus blüht,
Wo Ochſenzung' und wankende Violen,
Hoch überwölbt von weichem Geißblatt,
Von Muſcus-Roſen und Hambutten wachſen;
Dort ſchläft Titania einen Theil der Nacht,
Durch Tänz und Scherz in Blumen eingewiegt,
Und eingeſchleyert in der ſchönſten Schlange
Geſchmelzte Haut, die ſie dort abwarf, weit
Genug, um eine Fee drein zu wikeln.
Schläft ſie; dann will ich dieſen Zauber-Saft
Auf ihre Augen ſtreichen, und ihr Hirn
Mit ungereimten Phantaſien füllen.
Nimm du davon, und ſuche durch den Hayn
Ein holdes Mädchen von Athen verfolgt,
Von Liebe krank, dem Jüngling der ſie haſſet.
Beſtreiche ſeine Augen, aber ſo,
Damit das erſte was er wachend ſieht
Das Mädchen ſey. Du wirſt am Attiſchen Gewand
Ihn leicht erkennen. Mache daß er ſie
Inbrünſtiger noch liebe, als ſie ihn,
Und ſiehe zu noch vor dem erſten Krähen
Des frühen Hahns, mich wieder hier zu finden.

Puk.

Verlaß dich, Herr, auf deines Dieners Fleiß!

(Sie gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Königin der Feen, und ihr Gefolge.

Königin.

Kommt einen Rundtanz und ein Feen-Lied,
Dann für den dritten Theil der Nacht hinweg!
Die einen in der Muscus-Rose Knospen
Der Raupen Brut zu tödten; andre sollen
Mit Fledermäusen um ihre Flügel kämpfen,
Um meinen Elfen Röke draus zu machen!
Andre die schreyerische Eule, die uns nächtlich
Belauscht, und unsrer Scherze sich verwundert
Von hinnen treiben! Singt mich nun in Schlaf,
Denn weg zu eurer Pflicht, und laßt mich ruhen.

Die Feen singen.

I.

Ihr zweygezüngten bunten Schlangen,
Ihr dornenvollen Igel, hin!
Ihr Nattern, die um Blumen hangen
Nah't nicht unsrer Königin!
Philomelens Melodey
Sing' in unsrer Lullabey!
Lulla, lulla, lullabey, :|:
Kein Harm und keine Zauberey,
Komm unsrer holden Frauen bey!
So gute Nacht mit lullabey.

2.

Ihr webenden Spinnen flieht von hier,
Du langgebeinte -- (†) flieh!
Ihr ſchwarzen Schröter nah't nicht ihr!
Kein Wurm noch Schnaak berühre ſie!
Philomelens Melodie u. ſ. w.

Eine Fee.

Hinweg, Sie ſchläft ſchon, folget mir,
Doch Eine bleib und wache hier!

(Die Feen gehen ab.)

Oberon tritt wieder auf.

Oberon.

Was du ſieh'ſt, wenn du erwach'ſt,
Soll dein Herz mit Glut erfüllen,
Brenn' und ſchmacht' um ſeinetwillen,
Möcht es Panther, Stachelſchwein,
Löwe oder Katze ſeyn!
Was zuerſt dein Aug erblikt,
Iſt der Schatz, der dich entzükt!

Sechster Auftritt.

Lyſander und Hermia.

Lyſander.

Du ſchmachteſt, Theure, von dem langen Irren
Im Walde, und die Wahrheit zu geſteh'n,

(†) Spider.

Die Nacht hat uns vom rechten Weg verleitet;
Laß uns hier ruhen, Hermia, und den Tag
Wenn dir's beliebt, erwarten.

Hermia.

-- Sey es ſo
Lyſander! Suche dir ein Lager aus;
Ich will mein Haupt auf dieſen Waſen legen.

Lyſander.

Ein Waſen ſoll zum Kiſſen beyden dienen;
Ein Herz, ein Bett, zween Buſen, eine Treu!

Hermia.

Nicht ſo, Lyſander! Mir zu lieb, mein Werther,
Lig weiter weg, lig nicht ſo nah' bey mir!

Lyſander.

Nimm, Holde, was ich ſagte, wie ich's meynte;
Laß deiner eignen Liebe Unſchuld dir
Die Sprache meiner Liebe deuten.
Mein Herz iſt ſo dem deinigen verwebt,
Daß eine Seele nur in beyden lebt!
Zween Buſen, durch den gleichen Eyd verſchlungen;
So ſind's zween Buſen zwar, doch eine Treue!
Verſag' mir alſo nicht den Plaz an deiner Seite,
O Hermia, denn ſo ligend lüg ich nicht.

Hermia.

Lyſander ſpielt ganz artig mit den Worten.
Doch, liebſter Freund, aus Zärtlichkeit und Achtung

Für

Für mich, lig weiter weg; ſo weit die Zucht,
Der Menſchheit Vorrecht, ſagt, daß einem Mädchen
Und einem tugendhaften Jüngling zieme,
So weit entferne dich! Nun gute Nacht,
Mein ſüſſer Freund, und möge deine Liebe
Sich nur mit deinem holden Leben enden!

Lyſander.

Mein Leben ende dann, wenn meine Liebe!
Hier ſoll mein Bette ſeyn. Der ſanfte Schlaf
Mög' alle ſeine Ruh' auf dich ergieſſen!

Hermia.

Und dieſes Wunſches Helfte des Wünſchers Augen ſchlieſſen!
(Sie ſchlafen.)

Puk tritt auf.

Puk.

Keinem Jüngling von Athen
Konnt ich in dem Hayn erſpäh'n,
Deſſen Auge dieſer Blume
Zauberkraft bewähren könne!
Nacht und Stille! Wer iſt der?
Kleider von Athen trägt er,
Der iſt's, den der König meynt,
Um den diß gute Mädchen weint.
Hier liegt es, hier, und ſchläft geſund
Auf dem feuchten lokern Grund.
Die holde Seele! durft's nicht wagen,

Sich

Sich näher zu dem wilden Manne,
Dem Mädchen-Häſſer hinzulegen.
Kerl'! ich gieß auf deine Augen
Allen Zauber dieſer Blume!
Wach'ſt du auf, ſo ſoll dem Schlummer
Amors Zorn auf deinem Auglied
Den gewohnten Siz verbieten.

(Geht ab.)

Siebender Auftritt.

Demetrius, und Helena, die ihm nacheilt.

Helena.

Steh' hier, Demetrius, wär's auch mich zu tödten!

Demetrius.

Ich ſag's dir, weg, und jage mich nicht ſo!

Helena.

Ach! willt du hier im Dunkeln mich verlaſſen?

Demetrius.

Bleib wo du willt, ich will alleine geh'n.

(Demetrius geht ab.)

Helena.

O! ich bin athemlos von dieſer Jagd.
Glükſel'ge Hermia, wo du izt auch ligſt,

Dich

Dich hat des Himmels Gunſt allein mit Augen
Die Seelen an ſich zieh'n, begabt.
Was machte ſie ſo glänzend? wahrlich nicht
Geſalzne Thränen; dieſe waſchen öfter
Die meinen als die ihrigen! Nein! ich bin
So häßlich als ein Bär, die Thiere ſelbſt
Die mir begegnen flieh'n erſchrekt von mir.
Was Wunder, daß, wenn mich Demetrius ſieh't,
Er meine Gegenwart wie eines Scheuſals flieht.
Welch ein verwünſchtes lügenhaftes Glas
Beredte mich, mit Hermias Sternen-Augen
Die meinen zu vergleichen! -- Wer iſt hier?
Lyſander auf dem Grund! todt oder ſchlafend?
Ich ſehe weder Blut noch Wund'. Erwache
Lyſander, wenn du lebſt, ſo höre mich!

Lyſander erwachend.

Und durch die Flammen ſelbſt renn' ich für dich!
Glanzreiche Helena! welch eine Kunſt,
Beweiſet die Natur, die mich dein Herz
Durch deinen Buſen ſehen läßt!
Wo iſt Demetrius? O! verhaßter Name,
Gemacht, auf meinem Schwerdte zu erſterben.

Helena.

O! Sprich nicht ſo, Lyſander, ſprich nicht ſo!
Liebt er gleich deine Hermia! was iſts mehr?
Sie liebet doch nur dich; drum ſey zufrieden!

Lyſander.

Lyſander.

Mit Hermia? Wahrlich, nein! wie reuen mich
Die freudenloſen Augenblike,
Die ſie mir ſtahl! Nicht Hermia, Helena
Iſt's die ich liebe. Wer wird nicht den Raben
Um eine Daube tauſchen? Unſer Wille
Wird durch Vernunft beherrſcht, und dieſe ſagt,
Du ſey'ſt die Liebenswerthere unter beyden.
Was noch erſt wächßt, reift nicht vor ſeiner Zeit!
So reift' ich, noch zu jung, nicht zur Vernunft
Bis dieſen Augenblik. Izt da mein Wachsthum
Den Punct der Reiff' erreicht hat, iſt Vernunft
Der Marſchall über meinen Willen,
Und leitet mich zu deinen Augen hin,
Der Liebe reizendſte Geſchichten in
Der Liebe reichſtem Buch zu leſen.

Helena.

Wofür ward ich zu dieſem Hohn gebohren?
Wenn hab' ich dieſe Schmach um dich verdient?
Iſt nicht genug, iſts nicht genug, o Jüngling,
Daß von Demetrius Augen ich noch nie
Mir einen günſtigen Blik erwerben konnte?
Muſt du noch meines Unvermögens ſpotten?
Diß iſt unedel! Ja, fürwahr, es iſt!
Doch fahre wohl! Du zwingſt mir's ab, zu ſagen;
Daß ich dich Meiſter beßrer Sitten glaubte.

O! daß

O! daß ein Mädchen, die ein Mann verſchmäht,
Vom andern noch verſpottet werden ſoll!

(Sie geht.)

Lyſander.

Sie ſiehet Hermia nicht; Hier, ſchlaf du, Hermia!
Und möchteſt du Lyſandern nimmer nahen!
Denn wie das Uebermaaß der angenehmſten Speiſen
Den Magen nur mit gröſſerm Ekel drükt;
Wie Kezereyen, wenn wir ſie verlaſſen,
Uns nur verhaßter ſind, je mehr ſie einſt uns täuſchten,
So ſey du, meine Unverdaulichkeit,
Und meine Kezerey, (*) von aller Welt
Gehaſſet, doch von niemand mehr als mir!
Und alle Kräfte meines Weſens ſollen,
Für Helena zu Liebestrieben werden.

(Er geht ab.)

Hermia.

Hilf mir, Lyſander! hilf! ich flehe dir,
Reiß dieſe Schlang' aus meiner Bruſt! -- Weh mir!
Was für ein Traum war das! Lyſander! ſieh'
Wie ich vor Schreken ſchlottre -- Eine Schlange,
Fraß, däuchte mich, mein Herz, und du
Sah'ſt lächelnd zu! -- Lyſander! -- wie? Entfernt?
Lyſander!

(*) Man hat, ſo ſeltſam dieſe Einfälle ſtehen, eine wörtliche Ueberſezung derſelben gut befunden; und wird dieſes noch öfters thun, damit die Leſer den Shakeſpear auch von dieſer Seite kennen lernen.

Lyſander! Freund! Wie, biſt du denn ſo ferne,
Daß du nicht hören kanſt? -- Kein Wort, kein Laut!
Ach, ach! wo biſt du, ſprich, wenn du noch hör'ſt,
O ſprich, um aller Liebesgötter willen!
(Mir wird vor Angſt ohnmächtig) — Nun? -- Ich will
Es bald erfahren, ob du ferne biſt.
Ich geh' den Tod zu finden, oder dich.

(Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Wald.

Squenz, Zettel, Schnok, Flaut, Schnauz und Schluker treten auf.

(Die Feen-Königin ligt noch ſchlafend.)

Zettel.

Sind wir alle beyſammen?

Squenz.

Recht gut! recht gut! Das iſt ein unvergleichlicher Plaz zu unſrer Probe. Dieſer grüne Plaz ſoll unſer Schauplaz ſeyn; die kleine Wieſe hinter dieſem Weißdorn-Zaun unſre Kammer zum Ankleiden; und wir wollen nur gleich ſo agieren, als ob es vor dem Herzog wäre.

Zettel.

Peter Squenz --

Squenz.

Was willt du, Schurke Zettel?

Zettel.

Es ſind Sachen in dieſer Comödie von Pyramus und Thisbe, die nimmermehr gefallen werden. Fürs erſte:

So muß Pyramus ein Schwerdt ziehen, ſich ſelbſt umzubringen, und das werden die Damen nicht aushalten können. Was antwortet ihr auf das?

Schnauz.

Beym Velten, das wird Kopf-Verbrechens brauchen!

Schluker.

Ich denke, wir müſſen eben das Umbringen auslaſſen, wenn alles andre vorbey iſt.

Zettel.

Nichts, nichts! ich habe einen Einfall der alles gut machen wird: Schreibet mir einen Prologus, und laßt ihn ſagen, daß wir mit unſern Schwerdtern kein Unglük anſtellen werden, und daß Pyramus nicht würklich umgebracht wird; und zu deſto gröſſerer Sicherheit laßt ihn ſagen, daß ich Pyramus nicht Pyramus bin, ſondern Claus Zettel der Weber; das wird ihnen ſchon die Furcht benehmen.

Squenz.

Gut, wir wollen einen ſolchen Prologus haben, und er ſoll in acht und ſechſen (*) geſchrieben ſeyn.

Zettel.

Nein, machet zwey mehr; ſchreibt es in acht und achten.

Schnauz.

(*) In einem Sonnet, welches wie bekannt, nur vierzehn Zeilen haben darf.

Schnauz.

Werden die Damen nicht auch über den Löwen erſchreken?

Schluker.

Ich fürcht' es, das verſprech' ich auch.

Zettel.

Ihr Herren, bedenket vorher was ihr thun wollt; einen Löwen, Gott bewahr uns! unter Damen zu bringen, iſt eine fürchterliche Sache; denn es iſt kein ſchlimmerer Waldvogel als euer Löwe, wenn er lebendig iſt; wir können zuſehen.

Schnauz.

Es muß alſo ein andrer Prologus ſagen, daß er kein Löwe iſt.

Zettel.

Man kan ja ſeinen Namen nennen, und ſein halbes Geſicht durch des Löwen Hals hervor guken laſſen; und er ſelbſt kan daraus hervor reden, und ſo oder zu eben dieſem Deſect ſagen; Ladies, oder ſchöne Ladies, ich wollte wünſchen, oder ich wollte gebetten haben, oder ich wollte erſucht haben, fürchten Sie ſich nicht, zittern ſie nicht ſo; mein Leben für das Ihrige, es ſoll ihnen nichts geſchehen! Wenn Sie dächten, ich komme hieher als ein Löwe, ſo daurte mich nur meine Haut; Nein, nein, ich bin nichts dergleichen, ich bin ein Menſch wie andre Men-

ſchen; und dann kan er ſich ja nennen, und ihnen rund heraus ſagen, daß er Schnok der Schreiner iſt.

Squenz.

Gut, ſo ſoll es ſeyn. Aber es ſind noch zwey harte Puncten: Eins iſt, wie wollen wir den Mondſchein in das Zimmer bringen? denn ihr wißt, Pyramus und Thisbe kommen beym Mondſchein zuſammen.

Schnok.

Scheint der Mond in der Nacht, worinn wir ſpielen?

Zettel.

Einen Calender! einen Calender! ſehet in den Almanach: Suchet Mondſchein, ſuchet Mondſchein!

Squenz.

Ja, er ſcheinet dieſe Nacht.

Zettel.

Nun, ſo kan man ja einen Flügel von dem groſſen Kammerfenſter, wo wir ſpielen, offen laſſen; und der Mond kan durch den Flügel herein ſcheinen.

Squenz.

Ja, oder es könnte auch einer mit einem Dornbuſch und einer Laterne heraus kommen, und ſagen, er komme die Perſon des Mondſcheins zu preſidieren, oder zu deſiguriren. Aber es iſt noch etwas; wir müſſen in der groſſen Kammer eine Wand haben, denn Pyramus und Thisbe,

ſagt

ſagt die Hiſtorie, redten durch die Spalte einer Wand mit einander.

Schnok.

Ihr werdet nimmermehr keine Wand hinein bringen können. Was ſagſt du, Zettel?

Zettel.

Einer oder ein Andrer muß die Wand vorſtellen; er kan etwas Pflaſter, oder etwas Leim, oder etwas Merdel an ſich haben, das eine Mauer bedeutet; oder laßt ihn ſeine Finger ſo halten, und durch die Spalte können Pyramus und Thisbe wiſpern.

Squenz.

Wenn das angeht, ſo iſt alles gut. Kommet, jeder Mutters-Sohn ſize nieder, und probieret eure Pärte. Pyramus, ihr fanget an; wenn ihr eure Rede geſprochen habet, ſo geht hinter dieſen Zaun; und ſo ein jeder wie es ſein Merkwort erfodert.

Zweyter Auftritt.

Puk tritt von hinten auf.

Puk.

Was für ein Hauffen Galgenſchwengel lermen.
So nah' beym Lager unſrer Königin?

Wie? Gar ein Schauſpiel? Ich will Hörer ſeyn;
Vielleicht auch Acteur, wenn ich Anlas finde.

Squenz.

Redet, Pyramus, Thisbe ſtehet weiter weg.

Pyramus.

„ Thisbe, wie eine Blum' ſchmeckt von Geſchmäken ſüß.

Squenz.

Gerüchen! Gerüchen!

Pyramus.

„ Gerüchen G'ſchmäken ſüß.
„ So thut dein Athem auch, o Thisbe, meine Zier!
„ Doch horch, ich hör ein' Stimm'; es iſt mein Vater g'wiß,
„ Bleib eine Weile ſteh'n, ich bin gleich wieder hier. „

Puk.

Ein Pyramus, wie man nicht immer ſieht!

Thisbe.

Muß ich izt reden?

Squenz.

Ja, zum Henker, freylich müßt ihr; ihr müßt wiſſen, daß er nur weggegangen iſt, weil er ein Getöſe gehört hat; er wird gleich wieder kommen.

Thisbe.

Umſtrahlter Pyramus, an Farbe Lilien-weiß,
Und roth wie eine Ros' auf triumphiern'dem Strauch.
Du muntrer Juvenil, der Männer Zier und Preis,
Treu wie das treuſte Roß, das nie ermüdet auch.
Ich will dich treffen an, glaub mir, bey Ninny's (*) Grab.

Squenz.

Nini Grab, Mann! Aber das müßt ihr nicht izo ſagen; das antwortet ihr dem Pyramus. Ihr ſagt euern ganzen Part auf einmal her; Merkwörter und allen Plunder! -- Pyramus! -- heraus! Euer Merkwort iſt ſchon geſagt, es iſt ermüdet auch.

Zettel kömmt wieder mit einem Eſelskopf heraus.

Thisbe.

O! -- So treu wie's treuſte Roß das nie ermüdet auch.

Pyramus.

Wenn, Thisbe, ich wär' ſchön, ſo wär' ich einzig dein.

Squenz.

O! Abentheur! O! Wunder! Es ſpükt um uns herum. Helft, ihr Herren! flieht, ihr Herren, helft!

(Sie lauffen alle davon.)

(*) Das Wortſpiel liegt in der Verwechslung von Ninus's und Ninny's. Ninny heißt ein Tölpel, oder dummer Junge.

Puk.

Ich will euch folgen, ich will euch im Kreiſe
Durch Sumpf und Buſch, durch Kraut und Diſteln jagen,
Ein Pferd will ich bald ſeyn, und bald ein Hund,
Ein Schwein, ein Bär, und bald ein flatternd Feuer,
Und wiehern, bellen, grunzen, brummen, brennen,
Wie Pferd, und Hund, und Schwein, und Bär, und Feuer.

(Geht ab.)

Zettel.

Warum lauffen ſie davon. Es iſt nur eine Schelmerey von ihnen, mir Angſt zu machen.

Schnauz kommt heraus.

Schnauz.

Zettel, du biſt verwandelt! was ſeh' ich auf dir?

Zettel.

Was du ſieh'ſt? du ſieh'ſt einen Eſelskopf auf deinem eignen; nicht ſo?

(Schnauz geht ab.)

Squenz kommt.

Squenz.

Der Himmel ſey dir gnädig, Zettel, du biſt transferirt.

(Geht ab.)

Zettel.

Zettel.

Ich merke ihre Schelmerey, ſie wollen einen Eſel aus mir machen, und mich erſchreken wenn ſie könnten; aber ich will nicht von der Stelle gehen, thun ſie was ſie können; ich will hier auf und ab ſpazieren, und ſingen, damit ſie hören, daß ich mir nicht fürchte.

(Er ſingt.)

Der Amſel-Zahn von Farb ſo ſchwarz,
Von Schnabel Orangen-gelb,
Die Droſtel, die ſo luſtig ſingt,
Das muntre Zeiſiglein.

Titania erwachend.

Welch Engel weket mich von meinem Blumenbette?

Zettel.

Der Fink, der Sperling und die Lerch,
Der graue Kukuk fein,
Des wahrhaft Lied ſo mancher hört,
Und darf nicht ſagen, Nein!

Denn, in der That, wer wollte ſeinen Wiz gegen einen ſo närriſchen Vogel ſezen? Wer wollte einen Vogel lügen heiſſen, und wenn er noch ſo viel Kuku (*) ſchrie?

Titania.

Ich bitte dich, ſing' wieder, o du ſchönſter
Der Sterblichen, mein Ohr iſt ganz verliebt

(*) Auch hier ligt der Scherz in der Aehnlichkeit des Worts Cuckow, welches einen Kukuk, und Cuckold, welches einen Ritter von dem Orden der groſſen Bruderſchaft bezeichnet.

In deine Melodey ; ſo iſt mein Auge
Entzükt von deiner Bildung, und mein Mund
Von deiner ſchönen Tugend Macht gezwungen,
Beym erſten Blik dir zu geſteh'n, zu ſchwören,
Daß ich dich liebe --

Zettel.

Mich dünkt, Frau, ihr ſolltet nicht viel Urſache dazu haben ; und doch, die Wahrheit zu ſagen, Vernunft und Liebe halten einander heut zu Tage ſelten Geſellſchaft. Es iſt zu bedauern, daß nicht ein oder andre ehrliche Nachbarn ſie zu Freunden machen. Gelt! ich kan bey Gelegenheit auch ſpaſſen?

Titania.

Du biſt ſo weiſe, als du reizend biſt.

Zettel.

Keines ſonderlich ; doch wenn ich Wiz genug hätte, wieder aus dieſem Wald zu kommen, ſo hätte ich gerade ſo viel, als ich für mich ſelbſt brauche.

Titania.

O! wünſche nicht aus dieſem Hayn zu kommen;
Hier ſollt du bleiben, willig oder nicht.
Ich bin ein Geiſt, von nicht gemeiner Art,
Ein ew'ger Sommer wohnt auf meinem Staate;
Ich liebe dich ; drum geh' mit mir ; ich will
Dir Feen geben, welche dich bedienen,
Und dir Juweelen aus der Tiefſe holen,

Und

Und ſingen, wenn auf Blumen du entſchlummerſt;
Und deine grobe ſterbliche Natur
Will ich zur Feinheit lüſtiger Geiſter läutern.
Senfſaamen, Bohnenblühte, Milbe, Spinnenweb.

Dritter Auftritt.

Die vier Feen treten auf.

1. Fee. Bereit!
2. Fee. Und ich.
3. Fee. Und ich.
4. Fee. Und ich: Was ſollen wir?

Titania.

Seyd dieſem feinen Herren hold und dienſtbar,
Hüpft vor ihm her, wenn er im Hayn ſpaziert,
Und gaukelt ihm kurzweilend um die Augen.
Speißt ihn mit Arbricos und kühlenden Erdbeeren,
Maulbeeren, Feigen, und mit Purpurtrauben.
Beraubt die Bienen ihrer Honigwaben,
Und zündet ihre wachsbeladnen Beine
Für Fakeln an des Feurwurms Augen an,
Dem Liebling meiner Bruſt zur Ruh' zu leuchten;
Und rauft den buntgemahlten Schmetterlingen
Die Flügel aus, den Mondſchein wenn er ſchläft,
Von ſeinen Augen wegzufächeln.
Neigt euch ihr Elfen all, und grüſſet ihn.

Die Feen.

Heil! Sterblicher; Heil dir! Heil! Heil!

Zettel.

Ich bitte Ew. Geſtreng von Herzen um Vergebung; mit Erlaubniß, Geſtrenger Herr, ihren Namen?

Spinnenweb.

Spinnenweb.

Zettel.

Ich wünſche beſſer mit euch bekannt zu werden, guter Herr Spinnenweb; wenn ich mich in den Finger ſchneide, ſo werde ich luſtig mit euch machen. Euer Name, Junker?

Bohnenblühte.

Bohnenblühte.

Zettel.

Ich bitte, empfehlt mich der Frau Squaſch, eurer Mutter, und dem Hrn. Bohnenhülſe, euerm Vater. Lieber Herr Bohnenblühte, ich hoffe noch beſſer mit ihm bekannt zu werden? Euern Namen, Herr, wenn ich bitten darf?

Senfſaamen.

Senfſaamen.

Zettel.

Zettel.

Mein lieber Herr Senfſaamen, ich kenne Ihre Verwandtſchaft gar wol; dieſer bärenhäutriſche rieſenmäſſige Schurke, dieſer Rinderbraten, hat ſchon manchen wakern Herrn von euerm Hauſe aufgefreſſen. Ich verſpreche euch, eure Freundſchaft hat mir ſchon oft die Augen wäſſern gemacht. Ich wünſche bekannter mit euch zu werden, mein guter Herr Senfſaamen.

Titania.

Kommt, führet ihn in meine Sommerlaube.

Luna.

So däucht mich, ſcheint mit Augen voller Waſſer,
Und wenn ſie weint, weint iede kleine Blume
Und klagt um irgend eine, durch die Hülfe
Der kupplerischen Nacht bezwungne Jungferſchaft.
Bindt meines Lieblings Junge, führt ihn ſchweigend!

(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Der König der Feen.

Oberon.

Mich wundert, ob Titania ſchon erwachte.

Puk erſcheint.

Doch hier kommt mein Mercur! Wie geht es, Gaukler,
Was Neues giebt's in dieſem geiſtervollen Hayne?

Puk.

Die Königin iſt in ein Ungeheuer
Verliebt. Nah' an der engen, ihrem Schlummer
Geweyhten Laube, während daß ſie ſchlief,
Fand eine Bande lumpichter Geſellen,
(Taglöhner, welche in den Hallen von Athen
Ihr täglich Brod mit harter Hand verdienen,)
Sich ein, ein Schauſpiel zu probieren,
Das ſie an Theſeus Hochzeitfeſt zu ſpielen
Geſinnet ſind. Der abgeſchmakteſte
Von dieſen Flegeln, der den Pyramus
Vorſtellte, lief aus ſeiner Scene weg,
Und kam in einen Plaz mit Farrenkraut,
Wo ich gleich über ihn den Vortheil nahm,
Und einen Eſelskopf auf ſeine Schultern ſezte.
Indeß muß Thisbe eine Antwort haben.
Mein Kerlchen kömmt zurük; wie ſie ihn ſehen,
So flieht, wie wilde Gänſe die den Vogler
Am Boden kriechen ſehen, oder wie
Ein bunter Schwarm von rothgefüßten Krähen,
Vom Knall der Flinten aufgeſchrekt, ſich krächzend
Zerſtreut und ſinnlos um die Wolken flattert;
So flieht der ganze Trupp bey ſeinem Anblik;
Und noch, von meines Fußtritts Ton erſchrekt,

Fiel,

Fiel, weil ſie ſich verfolgt von Geiſtern glaubten,
Der eine überwälzend auf die Erde;
Ein andrer ſchrie um Hülfe von Athen.
Die Angſt die ihrer Sinnen ſie beraubte,
Empörte wider ſie ſelbſt lebenloſe Weſen;
Denn Dorn und Heken ſchnapyten ihnen nach,
Hier blieb ein Hut zurük, ein Ermel dort;
Den Flichenden berupfen alle Dinge.
So trieb ich ſie vor Furcht entſeelt herum,
Und ließ indeß den holden Pyramus
Verwandelt hier; im gleichen Augenblik
Erwacht Titania, und verliebt ſich ſtraks.
In einen Eſel --

Oberon.

Diß fiel beſſer aus
Als ich vermuthen durfte. Haſt du aber
Auch, wie ich dir zu thun befahl, die Augen
Des Jünglings von Athen mit dieſem Saft beſtrichen

Puk.

Ich fand ihn ſchlafend; auch diß iſt vorbey.
Das Mädchen lag dabey, und nah' genug,
Daß er ſie ſehen muß, wenn er erwacht.

Fünfter Auftritt.

Demetrius und Hermia.

Oberon.

Steh' ſtill, diß iſt der Jüngling den ich meynte.

Puk.

Diß iſt das Mädchen, aber nicht der Jüngling.

Demetrius.

Wie hart begegneſt du, dem der dich liebt?
Gieb deinem Todfeind ſolche bittern Worte!

Hermia.

Noch ſchelt' ich nur, weit ſchlimmer ſollt ich dir
Begegnen; denn, ich fürchte, du haſt mir
Dich zu verfluchen, Grund gegeben:
Du haſt Lyſandern als er ſchlief erſchlagen;
So tief im Blut tauch dich noch tieffer ein,
Und tödte mich. Die Sonn' iſt nicht ſo rein,
Als er bis dieſen Tag getreu mir war.
Würd' er von ſeiner Hermia, weil ſie ſchlief,
Sich weggeſtohlen haben? Eher wollt' ich glauben,
Daß dieſer Erdenball durchbohret werden,
Und Luna durch das hole Centrum kriechen,
Und ihres Bruders Mittag bey den Gegenfüßlern
Beſchämen könnt'! Es kan nicht anders ſeyn,

Ermordet

Ermordet haſt du ihn; ſo wie du blikeſt,
So ſtier, ſo grimmig ſollt ein Mörder bliken.

Demetrius.

So ſollte der Erſchlagne ausſeh'n, und ſo, ich,
Dem deine Grauſamkeit das Herz durchbohrt;
Doch du, die Mörderin, du ſiehſt ſo glänzend
Als Venus dort in ihrer Sphäre funkelt.

Hermia.

Was hat diß mit Lyſandern? wo iſt er?
Ach! werther Freund, willt du ihn mir nicht geben?

Demetrius.

Eh wollt ich ſeinen Rumpf den Hunden geben!

Hermia.

Weg, Hund, hinweg! Du treibſt mich aus den Grenzen
Der weiblichen Geduld. So haſt du ihn
Erſchlagen? o wenn dieſes iſt, ſo werde
Hinfort nicht mehr den Menſchen zugezählt!
Sprich einmal wahr, ſag' es mir zu Gefallen,
Hätt'ſt du es wagen dürfen, weil er wachte
Ihn anzuſeh'n, und haſt du ihn im Schlaf
Ermordet? Wahrlich! eine kühne That!
Kan nicht ein Wurm, ein kriechend Ungeziefer
Das gleiche thun! Das biſt du; keine Otter
Hat je mit einer zweygeſpiztern Zunge,
Als deine iſt, du Schlangenbrut, geſtochen.

Demetrius.

Umsonst verschwendest du, o Schönste, deine Wuth;
Denn ich bin schuldlos an Lysanders Blut,
Noch ist er tod, so viel ich sagen kan.

Hermia.

So sag', ich bitte dich, es sey ihm wohl!

Demetrius.

Und könnt ich's, was gewönn' ich denn damit?

Hermia.

Das Recht, mich nimmermehr zu sehen.
Auf ewig meid' ich dein verhaßtes Antliz!
Was auch Lysander sey, du sollt mich nicht mehr sehen.
(Geht ab.)

Demetrius.

Es nuzet nichts, bey dieser bösen Laune
Ihr nachzugeh'n; ich will noch hier verweilen,
Des Kummers Last wird schwerer durch die Schuld
Die der bankrutte Schlaf dem Kummer soll;
Vielleicht bezahlt er einen Theil daran,
Wenn ich, ihm abzuwarten, hier verweile.
(Er ligt nieder, und schläft.)

Oberon.

Was thatest du? Du hast aus Mißverstand
Auf irgend einer treuen Liebe Augen

Den

Den Zauberſaft gelegt; nun macht dein Irrthum
Die treue Liebe falſch, und nicht die falſche treu.

Puk.

So iſt des Schikſals Schluß; für einen treuen Mann
Sind hundert tauſend, die mit Eiden ſpielen.

Oberon.

Geh' ſchneller als der Wind, und finde mir
In dieſem Hayne Helena von Athen.
Ganz Liebeskrank iſt ſie, und blaß vom Antliz,
Und haucht ihr Roſenblut in Seufzer aus.
Verleite ſie hieher, ich will die Augen
Des Jünglings den ſie liebt, für ſie bezaubern.

Puk.

Kein Pfeil von eines Tartars Bogen,
Iſt je ſo ſchnell wie ich geflogen.

(Er geht ab.)

Oberon.

(indem er den Saft auf Demetrius Augen gießt.)

Blume, die durch Amors Schaft
In Purpur-Farbe glüht,
Hauche deine Liebes-Kraft
Durch ſein Augenlied!
Und ſieht er dann die er bisher
Durch Untreu zwang, ihm nachzuweinen,
So laß ſie ſchöner, glänzender

Als Venus unterm Sternen-Heer,
Vor des Entzükten Aug' erſcheinen:
Die Reyhe komme dann an ihn,
Sich um ihr Lächeln zu bemüh'n,
Und wenn ſie flieht, ihr nachzuweinen!

Puk kömmt zurük.

Puk.

Herr von unſerm Feen-Land,
Helena iſt hier zur Hand;
Ihr folgt der Jüngling von Athen,
An dem ich vor mich überſeh'n,
Und fleht ſie, was er flehen kan
Um Lind'rung ſeiner Schmerzen an.
Es iſt ein Spaß dem Schauſpiel zuzuſeh'n;
Herr! welch ein albern Volk ſind dieſe Sterblichen!

Oberon.

Gieb Acht, es könnte leicht vom Lermen ſo ſie machen
Demetrius uns zu früh erwachen.

Puk.

Dann wär' erſt unſer Spaß vollkommen,
Dann buhlten ihrer Zwey um Eine.
Je wiederſinniſcher die Sachen
Sich dreh'n, je mehr hat Puk zu lachen.

Sechster Auftritt.

Lyſander und Helena.

Lyſander.

Wie kanſt du denken, daß ich deiner ſpotte?
O! wenn zerfloß wol je der Spott in Thränen?
Sieh', meine Thränen waſchen den Verdacht
Von den Gelübden ab, die ich dir weyhe,
Und zeugen für die Wahrheit meiner Seufzer.

Helena.

Je mehr du ſprichſt, entdekt ſich deine Falſchheit.
Wenn Wahrheit Wahrheit tödtet, welch ein Zweykampf,
Wie teufliſch-heilig! -- Alle die Gelübde,
Die du mir weyh'ſt, ſind Hermias! Wäge nun
Eyd gegen Eyd, ſo wirſt du gar nichts wägen.
Treuloſer Mann, die Schwüre die du ihr
Und die du mir geſchworen, in zwey Schalen
Geworffen, wägen gleich, und beyde gleich ſo viel
Als Mährchen die der Kinder Schlaf befördern.

Lyſander.

Mir fehlte der Verſtand, als ich ihr ſchwor.

Helena.

Und fehlt dir itzt, da du ihr treulos wirſt.

Lyſander.

Demetrius liebet ſie, und liebt nicht dich.

Demetrius erwachend.

O Helena, Göttin, Nymphe, Schönste, Beste,
Womit, Geliebte, soll ich deine Augen
Vergleichen? Trüb ist gegen sie Crystall!
Wie loket deiner Lippen reiffe Röthe,
Gleich Kirschen, die dem Mund entgegen schwellen,
Zum süssen Kuß; das reine dichte Weiß,
Auf Taurus Höh' wird rabenschwarz, sobald
Du deine Hand erhebst! O laß mich dieses Urbild
Der reinsten Weisse küssen, und im Arme
Der Göttinnen die Götter neidisch machen.

Helena.

O! Schmach, o Hölle! Habt ihr's abgeredet,
So ein barbarisch Spiel mit mir zu treiben?
Wär't ihr gesittet, und der heiligen Gesetze
Des Wohlstands kundig, o! ihr würdet euch
So niederträchtig mich zu kränken schämen.
Könnt ihr mich denn nicht hassen, wie ich weiß
Ihr thut es, ohne meiner noch zu spotten?
Wär't ihr was ihr zu seyn scheint, wär't ihr Männer,
Ihr würdet einem guten Mädchen nicht
So unverschämt begegnen, ihre Gaben
Durch übertriebnes Lob zu höhnen, und zu schwören,
Der Abscheu, den sie euch erwekt, sey Liebe.
Ihr beyde seyd, ich weiß es, Nebenbuler
Um Hermia; nun seyd ihr's auch, um meiner
Zu spotten. Eine feine Heldenthat;
Fürwahr! ein männlich Unternehmen, Thränen

Aus eines armen Mädchens Augen
Zu zwingen! Keiner, dem ein edles Herz
Im Buſen ſchlüge, würde fähig ſeyn
Mit einer Jungfrau ſo zu handeln!

Lyſander.

Nicht ſo, Demetrius! Nicht ſo unleutſelig!
Du liebeſt Hermia, und du weiſt, ich weiß es,
Und hier tret' ich freywillig und von Herzen
Dir meinen Theil an Hermias Liebe ab,
Und fordre deinen nur an Helena,
Die dir gleichgültig iſt, und die ich liebe,
Und bis zum lezten Athem lieben werde.

Helena.

Niemals verlohren blöde Spötter mehr
Unnüzen Athem! --

Demetrius.

Höre mich, Lyſander!
Behalte deine Hermia, ich will keine.
Liebt' ich ſie einſt, wie ich mich deſſen kaum
Beſinnen kan, ſo iſt es nun vorbey
Mit dieſer Liebe. Gaſtweis hielte ſich
Mein Herz nur bey ihr auf, und iſt nunmehr
Zu Helena auf ewig heimgekehrt!

Lyſander.

Es iſt nicht ſo.

Demetrius.

Schmäh' du nicht eine Treue
Die du nicht kennſt; du thäteſt es auf deine
Gefahr! -- Schau auf, da kömmt ſie, deine Liebe.

Siebender Auftritt.

Hermia zu den vorigen.

Hermia.

Die Nacht entſezt das Auge ſeines Amtes,
Und macht des Ohrs Empfindung deſto ſchärfer.
Was ſie dem Sehen raubt, erſezet ſie
Dem Sinn des Hörens zweyfach. O Lyſander,
Mein Auge ſucht dich lang' und fand dich nicht;
Allein mein Ohr, Dank ſey ihm, brachte mich,
Auf deiner Stimme Spur, zu dir. Warum,
Warum verließſt du ſo unzärtlich mich?

Lyſander.

Wie konnt ich bleiben, da die Liebe mich
Zu gehen trieb?

Hermia.

Welch eine Liebe konnte
Lyſandern weg von meiner Seite treiben?

Lyſander.

Lyſanders Liebe, die ihm nicht erlaubte
Fern von der ſchönen Helena zu bleiben,

Die

Die mehr die Nacht vergüldt,
Als alle jene feuerreichen Augen
Des Himmels. Warum ſucheſt du mich noch?
Erklärte nicht die Sache ſelbſt dir deutlich,
Es ſey der Haß zu dir, der mich dich fliehen machte.

Hermia.

Du ſprichſt nicht wie du denkſt, es kan nicht ſeyn.

Helena.

Seh't, ſie iſt eine von dem edeln Bündniß;
Nun ſeh' ich, alle drey vereinten ſich
Durch dieſe Mummerey mich zu verhönen.
Boshafte Hermia, undankbares Mädchen,
Was hab' ich dir gethan, daß du dich auch
Zu ihnen ſchlägſt, ein Spiel aus mir zu machen?
Iſt alle Freundſchaft, die wir einſt uns weyhten;
Iſt die Vertraulichkeit, die ſchweſterlichen
Gelübd'; und iene Stunden, da wir ungern
Uns ſcheidend, die zu ſchnelle Zeit beſchalten;
O! Iſt diß alles, alles ſchon vergeſſen,
Die Schultags-Freundſchaft, und die ſpielende
Schuldloſe Liebe unſrer frohen Kindheit?
Da, Hermia, ſchuffen wir mit unſern Nadeln
Gleich zween kunſtvollen Göttern eine Blume,
Nach einem Riß, auf einem Polſter ſizend;
Und gurgelten nach einer Melodie
Ein muntres Lied, die Arbeit zu beleben;
Als wären unſre Händ' und Stimm' und Herzen
Verkörpert, nur Ein Leib, beſeelt von unſrer Liebe.

So wuchſen wir, wie eine Doppel-Kirſche
Getheilt zwar ſcheinend, doch in Eins verwachſen
Beyſammen auf; zwo anmuthsvolle Beeren,
An einem Stiele reiffend; ſo zwey Leiber
Dem Scheine nach, doch nur ein Herz in beyden.
Und willt du, kanſt du unſre alte Liebe
Vergeſſen, und um deiner armen Freundin
Zu ſpotten, dich zu Männern zugeſellen?
O! das iſt nicht freundſchaftlich, nicht jungfräulich
Gehandelt; du verſchuldeſt dich an unſerm
Geſchlechte, nicht an mir allein, obgleich
Nur ich allein die bittre Kränkung fühle.

Hermia.

Dein hitziges Reden ſezt mich in Erſtaunen!
Nicht ich, du, ſcheint's, beleidigſt mich!

Helena.

Haſt du Lyſandern nicht, mir nachzugehen,
Und mein Geſicht und meine Augen
Zu preiſen, aufgeſtiftet? Haſt du nicht
Demetrius, deinen andern Freund, der erſt
Mich noch mit ſeinem Fuſſe von ſich ſtieß,
Gereizt, mich Göttin, Nymphe, überirdiſch,
Himmliſch zu nennen? Warum ſagt er ſo
Zu einer die er haßt? Warum verläugnet
Lyſander deine Liebe, die ſein Herz
Doch ganz erfüllt, und ſagt mir Süſſigkeiten,
Als, weil du ſie gereizt, und eingewilligt?
Wie? wenn ich gleich nicht ſo begünſtigt bin,

Wie du; nicht ſo beglükt, und ſo mit Liebe
Behangen, ja von meinem Unſtern gar
Zur Schmach verurtheilt, ungeliebt zu lieben;
Diß ſollte dich vielmehr zu ſanftem Mitleid
Als zu Verachtung reizen! --

Hermia.

Ich verſtehe nicht,
Was du mit allem dieſem meyn'ſt --

Helena.

So recht!
Fahr immerfort, verſtelle deine Minen,
Zieh' Mäuler gegen mich, wenn ich mich drehe,
Winkt euch einander zu! o haltet ja
Diß ſchöne Spiel recht aus, es iſt der Chronik würdig.
Wenn ihr ein fühlend menſchlich Herz, ja nur
Manieren hättet, würdet ihr aus mir
Den Inhalt eines ſolchen Spiels nicht machen.
Jedoch der Fehler iſt zum Theil an mir;
Bald ſoll Entfernung oder Tod ihn heilen.

Lyſander.

Steh', holde Helena! hör', o hör' mich an!
Mein Licht, mein Leben, meine ſchönſte Liebe!

Helena.

Vortrefflich!

Hermia.

Lieber Freund, verſpotte ſie nicht ſo. De-

Demetrius.

Vermag ihr Bitten nichts, ſo kan ich zwingen.

Lyſander.

Du kanſt es ſo, wie ſie erbitten kan.
Dein Droh'n hat nicht mehr Kraft als ihre ſchwache Bitten.
Helena, ich liebe dich; bey meinem Leben,
Ich liebe dich; bey dem was ich für dich
Verlieren will, dem der es widerſpricht
Es zu beweiſen, daß er lügt --

Demetrius.

Ich ſage,
Ich liebe dich weit mehr als er dich liebt.

Lyſander.

Wenn du das ſagſt, ſo komm es zu beweiſen.

Demetrius.

Nur gleich --

Hermia.

Lyſander, wozu ſoll diß alles?

Lyſander.

Aus meinem Weg, du Mohr!

Demetrius.

Beſorge nichts,
Er thut nur ſo dergleichen; es iſt nicht

Sein

Sein Ernſt mit mir zu kommen -- Geh', Lyſander,
Du biſt ein zahmer Mann --

Lyſander zu Hermia.

Hinweg du Kaze, du Klette, du nichtswürdigs Ding;
Laß mich, ſonſt ſchleudr' ich dich wie eine Schlange
Von mir hinweg --

Hermia.

Warum ſo rauh? welch eine Aend'rung
Iſt das, mein Herz!

Lyſander.

Dein Herz? Fort, du ſchwarzgelber Tartar, fort,
Du ekelhafte Medicin, hinweg!

Hermia.

Scherzt ihr, Lyſander?

Helena.

Freylich, wie du auch.

Lyſander.

Demetrius, ich will dir mein Wort unfehlbar halten!

Demetrius.

Du muſt mir Bürgſchaft ſtellen, denn ich merke,
Daß deinem Wort nicht viel zu trauen iſt.

Lyſander.

Wie? ſoll ich ſie denn ſtoſſen, ſchlagen, tödten?
Haß' ich ſie gleich, ſo will ich ihr doch nichts
Zu Leide thun.

Hermia.

Und welch ein gröſſers Leid
Kanſt du mir thun, als haſſen? wie? Mich haſſen?
Weſür? weh mir! welch eine Neuigkeit!
Bin ich nicht Hermia? Biſt nicht du, Lyſander?
Ich bin itzt noch ſo ſchön, als vor ſo kurzer Weile.
Noch dieſe Nacht, war ich von dir geliebt,
Und doch, in dieſer Nacht verlieſſt du mich!
Warum verlieſſeſt du mich? -- (O! die Götter
Verhüten es!) in Ernſte, ſoll ich ſagen?

Lyſander.

So iſts, bey meinem Leben! Ganz in Ernſt,
Und mit dem Wunſche, nimmer dich zu ſehen.
Sey alſo auſſer Hoffnung, Frag und Zweifel,
Verſichre dich's: Nichts kan gewiſſer ſeyn,
Ich haſſe dich, und liebe Helena.

Hermia.

Weh mir! -- du Taſchenſpielerin, wurmſtich'ge Blume,
Du Liebes-Dieb in, kamſt du bey der Nacht,
Mir meines Freundes Herz hinweg zu ſtehlen?

Helena.

In Wahrheit! fein! -- Haſt du denn kein Gefühl
Von Sittſamkeit, von jüngferlicher Schaam?
Willt du von meiner ſanften Zunge Worte
Der Ungeduld erzwingen! Schäme dich,
Du angeſtrichnes Bild, du Puppe, du!

Hermia.

Hermia.

Puppe? wie ſo? -- Ha, ha! So liegt das Spiel!
Nun merk ich es! Sie hat ihn das Verhältniß,
Von ihrer Länge zu der meinigen,
Bemerken laſſen; ſie hat ihre Höhe
Gelten gemacht, und ihm mit ihrer
Perſon, mit ihrer langen aufgeſchoßnen
Perſon, bey meiner Treu! mit ihrer Höhe
Das Herz genommen -- Seyd ihr darum alſo
So hoch in ſeiner Gunſt emporgewachſen,
Weil ich ſo klein, ſo Zwergen-mäſſig bin?
Wie klein bin ich? Du Bohnenſtikel, ſprich,
Wie klein bin ich? Ich bin doch nicht ſo klein,
Daß meine Nägel nicht an deine Augen reichen.

Helena.

Ihr Herr'n, ich bitte euch, ſo gram ihr mir
Auch ſeyn mög't, laßt ſie mich nicht ſchlagen!
Ich war nie zänkeriſch, und habe gar
Gar keine Gabe mich mit ihr zu balgen.
O! laßt ſie nicht an mich! Ihr denkt vielleicht,
Weil ſie um etwas kleiner iſt als ich,
Ich könnte ſie bezwingen --

Hermia.

Kleiner! horcht!
Schon wieder! --

Helena.

Liebe Hermia, ſey doch nicht
So bitter gegen mich. Ich liebte dich Ja

Ja immerdar, that dir nie was zu Leide;
Und ſchloß, was du mir anvertrauteſt, ſchweigend
In meinen Buſen, auſſer dißmal nur
Diß einzige mal entdekt' ich deine Flucht
In dieſen Wald, Demetrio, den ich liebe.
Er folgte dir. Aus Liebe folgt' ich ihm,
Allein er ſchalt mich fort, und drohte mir
Mich wegzuſtoſſen, ja mich gar zu tödten.
Und nun, wenn ihr mich ruhig gehen laſſet,
Nun will ich meine Thorheit nach Athen
Zurüke tragen, und euch nicht mehr ſtören.
O! laßt mich geh'n! Ihr ſeh't, was für ein ſchwaches
Einfältigs Ding ich bin.

Hermia.

Geh' deines Weges,
Wer hindert dich?

Helena.

Ein thöricht Herz, das ich zurüke laſſe.

Helena.

Wie? Bey Lyſander?

Hermia.

Bey Demetrius.

Lyſander.

Sey ohne Furcht, ſie ſoll kein Leid dir thun
Geliebte Helena! --

Demetrius.

Demetrius.

Nein, Herr! ſie ſoll nicht,
Ob du dich gleich zu ihrem Schüzer aufwirfſt.

Helena.

O! wenn ſie zornig iſt, ſo iſt ſie kühn;
Sie war ein böſes Ding, wie ſie zur Schule gieng;
Und hat, ſo klein ſie iſt, ſo viele Stärke.

Hermia.

Schon wieder klein, und nichts als klein und klein.
Wie könnt ihr leiden, daß ſie ſo mich höhne?
Laßt mich an ſie! --

Lyſander.

Geh', pake dich, du Zwerg,
Du Minimus, aus Beſem-Kraut gemacht;
Du Eichel, du, du Paternoſter-Kralle.

Demetrius.

Ihr ſeyd allzudienſtfertig, Herr Lyſander,
Für eine die ſich eurer Dienſte weigert.
Laß ſie allein, ſprich nicht von Helena,
Und laß ſie unbeſchüzt; denn wenn du dich
Noch einmal unterſteh'ſt von deiner Liebe
So wenig als es ſey, ihr anzutragen,
So ſollt du es bereun.

Lyſander.

Izt hält ſie mich nicht mehr;
Nun folge, wenn du darfſt, es wird ſich zeigen,

Ob dein Recht, oder mein's an Helena
Das Stärk're iſt.

Demetrius.

Dir folgen? Nein, ich will dich Stirn' an Stirne
Begleiten -- Komm!

(Lyſander und Demetrius gehen ab.)

Hermia.

Ihr, Frauenzimmer, aller dieſer Lerm
Iſt eure Schuld -- Nein, geh' nicht fort! --

Helena.

Ich traue dir nicht, ich, noch werd' ich länger
In deiner zänkiſchen Geſellſchaft bleiben.
Zum Rauffen haſt du ſchnellere Händ' als ich,
Doch zum Entlauffen hab' ich längere Beine.

(Sie gehen ab. Hermia verfolgt Helena.)

Achter Auftritt.

Oberon und Puk.

Oberon.

Diß iſt dein Fehler; ſtets verſieh'ſt du was;
Doch biſt du Schelms genug, vielleicht es gar
Mit Fleiß gethan zu haben --

Puk.

Puk.

Glaubet mir,
König der Schatten, ich verſehe mich.
Ihr ſagtet ja, ich würde meinen Mann
An ſeinem Attiſchen Habit erkennen,
Und dieſer täuſchte mich; doch da der Irrthum
Nun einmal, ohne meine Schuld, begangen iſt,
So freut mich's, weil mich dieſe Zänkerey
Kurzweilig däucht --

Oberon.

Du ſiehſt, dieſe Nebenbuhler ſuchen
Sich einen Plaz zum Fechten. Eile dann,
Robin, umzich' die heitre Nacht mit Dunkel,
Und hülle das geſtirnte Firmament
In Nebel ein, ſchwarz wie der Acheron;
Und führe dieſe Streiter ſo vonſammen,
Daß keiner in den Weg des andern komme.
Bald bilde deine Zunge gleich Lyſanders,
Durch bittern Schimpf Demetrius aufzureizen,
Und bald Lyſandern mit Demetrius Stimme;
Treib ſie ſo lang umher, doch ſtets entfernt,
Bis über ihre Augenlieder
Der Schlaf mit Leder-Flügeln und mit Füſſen
Von Bley, dem Tod nachäffend kriecht, dann lege
Diß Kräutchen auf Lyſanders Augen, welches
Die Kraft beſizt, von ihnen allen Irrthum
Hinweg zu thun, und nach gewohnter Art

Sie ſeh'n zu machen. Wenn ſie dann erwachen,
So wird ſie dünken, dieſes ganze Spiel
Sey nur ein Tand, ein eitles Nachtgeſicht
Der Scherz von einem Sommertraum geweſen;
Und durch ein Band verknüpft, das nur der Tod ſoll löſen,
Wird jedes Liebespaar ſich nach Athen
Zurük begeben. Weil du diß verrichteſt,
Will ich zu meiner Königin, von ihr
Die Urſach unſers Streits, den Indiſchen Knaben
Zu fordern; giebt ſie ihn, ſo will ich ihr
Bezaubert Auge von dem Schwindel heilen,
Der für ein Ungeheuer ſie entzükt;
Und alle Fehde ſoll in ſüſſem Frieden enden.

Puk.

Diß muß, o Geiſterfürſt, in Eil verrichtet werden;
Die ſchnellen Drachen die den Wagen ziehen
Der braunen Nacht, durchſchneiden ſchon die Wolken
Mit größrer Haſt, und dorten ſcheint Aurorens
Vorläuffer ſchon, bey deſſen Ankunft
Umirrende Geſpenſter ſchaarenweiſe
Heim zu Kirchhöfen eilen; Schon ſind alle
Verdammten Geiſter, die in Scheidewegen
Und in den Fluthen ihr Begräbniß haben,
Zu ihrem Würmer-vollen Bette bebend
Zurük gekehrt; aus Furcht, der lezte Tag
Möcht' ihre Schande ſeh'n, verbannen ſie
Freywillig ſich vom Licht, und bleiben
Auf ewig zu der ſchwarzen Nacht geſellt.

Oberon.

Oberon.

Doch wir ſind Geiſter einer andern Art.
Oft hab' ich mit dem Morgenlicht geſcherzt,
Und mag ſo lang die Hayne, wie ein Jäger
Durchtraben, bis des Himmels Pfort' in Oſten
Ganz feuerroth, ſich gegen den Neptun
Mit weit umher ergoßnen Stralen öffnend,
All ſeine grünen Ström' in Gold verwandelt.
Doch eile drum nichts minder, zög're nicht,
Vor Tag kan alles ſchon verrichtet ſeyn.

(Oberon geht ab.)

Puk.

Auf und ab, auf und ab,
Führ' ich ſie in ſchnellem Trab
Kobolt, führ' ſie auf und ab.
Hier kömmt einer --

Demetrius tritt auf.

Demetrius.

Lyſander, ſprich noch einmal,
Du Haſenherz, du feige Memme, du,
Biſt du entlauffen? Sprich aus irgend einem Buſch?
Wo haſt du dich verſtekt?

Puk.

Du, Memme ſelbſt, wie? prahlſt du zu den Sternen,
Sag'ſt zu den Stauden, daß du fechten wolleſt,

Und darfſt nicht kommen? Komm, du kleiner Bube,
Die Ruthe ſollſt du haben; er iſt fort
Der gegen dich ein Schwerdt gezogen.

Demetrius.

Ha, biſt du dort --

Puk.

Folg' meiner Stimme nach,
Hier iſt kein Plaz zum Fechten.

(Sie gehen ab.)

Lyſander kömmt zurük.

Lyſander.

Stets läuft er vor mir her, und fordert mich
Heraus, und wenn ich komme wo er hin mich ruft,
So iſt er fort; der Schlingel iſt
Schnell-füſſigter als ich, ich folgt' ihm ſchnell,
Doch er floh' ſchneller noch: Nun bin ich hier
In dieſen dunkeln und unebnen Weg
Gerathen, und hier will ich ruhen. Komm,
Du holder Tag, (er legt ſich;) denn zeigſt du mir nur einſt
Dein graues Licht, ſo will ich bald ihn finden,
Um dieſen Hohn an ihm zu rächen.

Puk und Demetrius kommen zurük.

Puk.

Ho! ho! du Memme, warum kommſt du nicht?

Demetrius.

Demetrius.

Komm näher, wenn du darfſt; ich weiß es wol,
Daß du von Ort zu Ort mir ſtets entläufſt,
Und darfſt nicht ſteh'n und mir ins Antliz ſehen.
Wo biſt du?

Puk.

Komm du nur hieher, hier bin ich!

Demetrius.

Du äffeſt mich; du ſollt es theur bezahlen,
Wenn ich je dein Geſicht bey Tag erblike.
Izt, pake dich, mich zwingt die Mattigkeit,
Auf dieſes kalte Bette mich zu ſtreken.
Erwarte bey des Tages Anbruch mich!

(Er ligt nieder.)

Neunter Auftritt.

Helena.

O ſchwere Nacht, verdrießlich lange Nacht,
Verkürze deine Stunden! brich heran,
Erwünſchtes Licht, das mich von dieſen Leuten
Die meine Gegenwart verabſcheun, nach Athen
Zurüke leit'. Inzwiſchen komm, o du
Der oft des Kummers müdes Auge ſchließt,

Komm, ſanfter Schlaf, und ſtehl mich eine Weile
Von meiner eigenen Geſellſchaft.

(Sie entſchläft.)

Puk.

Noch ſind's erſt drey; nur eine noch,
So ſind ſie alle vier beyſammen.
Hier kömmt ſie, unmuthsvoll und traurig!
Cupido iſt ein ſchlimmer Vogel,
So arme Mädchens zu bethören.

Hermia tritt auf.

Hermia.

Nie ſo ermüdet, nie von Schmerzen ſo
Bedrüket, naß von Thau, von Dornen wund,
Kan ich nicht weiter geh'n, noch weiter kriechen;
Hier will ich ruhen, und den Tag erwarten!
Ihr Götter ſchüzt Lyſandern, wenn ihr Streit
Mit einem Kampf ſich endet --

(Sie ligt nieder.)

Puk.

Schlafe du
In ſüſſer Ruh!
Unterweilen
Soll die Kraft
Von dieſem Saft
Dejnes Lieblings Augen heilen.

(Er gießt den Saft auf Lyſanders Augen.)

Erwacheſt

Erwacheſt du, ſo wird in Hermias Blicken
Dich der gewohnte Reiz entzüken.
So triſt bey euerm Wachen dann
Das alte Sprüchwort zu:
Hans nimmt ſein Gretchen wieder an,
Und alles iſt in Ruh.

(Puk geht ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Wald.

Die Königin der Feen, Zettel, aufwartende Feen, und Oberon hinter ihnen.

Titania.

Komm, ſeze dich auf dieſes Blumenbette,
Weil ich dir deine holden Wangen ſtreichle,
Dein glattes weiches Haupt mit Roſen kränze,
Und deine ſchönen langen Ohren küſſe,
Mein ſüſſes Herz --

Zettel.

Wo iſt Bohnenblühte?

Bohnenblühte.

Hier.

Zettel.

Kraz mir im Kopf, Bohnenblühte. Wo iſt Monſieur Spinnenweb?

Spinnenweb.

Hier.

Zettel.

Zettel.

Monſieur Spinnenweb, werther Monſieur, nehmt eure Waffen zur Hand, und tödtet mir eine rothe geſchenkelte Hummel auf einem Diſtelkopf; und, werther Monſieur, bringt mir den Honigwaben. Lauft euch nicht zu ſehr aus dem Athem, Monſieur; und, werther Monſieur, habet Sorge, daß der Honigwaben nicht breche; es ſollte mir leid ſeyn, euch mit Honigſeim übergoſſen zu ſehen, Signior. Wo iſt Meſſer Senfſaamen?

Senfſaamen.

Hier!

Zettel.

Leih' mir deine Fauſt, Monſieur Senfſaamen. Ich bitte euch, nicht ſo viel Complimente, werther Monſieur.

Senfſaamen.

Was beliebt Ihnen?

Zettel.

Nichts, werther Monſieur, als Cavalero Spinnenweb krazen zu helfen. Ich muß zum Barbier, Monſieur, denn mir däucht, ich bin ganz erſtaunlich haaricht um's Geſichte. Und ich bin ein ſo zärtlicher Eſel, wenn mein Haar mich nur ein bißchen kizelt, ſo muß ich krazen.

Titania.

Verlangeſt du Muſik, mein werthes Leben?

Zettel.

Zettel.

Ich hab ein raiſonabel gutes Ohr zur Muſik.

Eine ländliche Muſik,

Titania.

Sag izt, mein Herz, was wünſcheſt du zu eſſen?

Zettel.

Die Wahrheit zu ſagen, eine Handvoll Futter würde mir nicht übel thun; ich wollte euch ein gut Theil von euerm Haber käuen, wenn ich hätte. Mich dünkt, ich habe einen groſſen Appetit nach einem Schober Heu; gutes Heu, zartes Heu, hat nicht ſeines gleichen.

Titania.

Sogleich ſoll eine meiner ſchnellſten Feen
Dir aus des Eichhorns Vorrath friſche Nüſſe hohlen.

Zettel.

Ich hätte lieber eine Handvoll oder zwo dürre Bohnen. Aber ich bitte, laßt niemand von euern Leuten mich beunruhigen; ich habe eine Expoſition von Schlaf die mich ankömmt.

Titania.

Schlaf du, und ich will dich in meine Arme winden.
Ihr Feen, geht, hinweg ihr Elfen alle!
So windet ſich das weiche Geißblatt
Sanft um den Ahorn, Epheu windet ſo

Sich

Sich um des Ulmbaums ausgestrekte Arme.
O! wie ich bis zur Schwärmerey dich liebe!

Puk erscheint.

Oberon.

Willkommen, Robin! Sieh'st du diesen Anblik?
Ihr Wahnwiz fängt mein Mitleid an zu reizen.
Denn da ich sie 'lezthin in diesem Hayne
Beschlich, indem sie eben süsse Düfte
Für dieses abgeschmakte Monkalb suchte,
Beschalt ich sie, und hielt mit bittern Worten
Ihr ihren Unsinn vor; denn seine rauhen
Behaarten Schläfe hatte sie mit Kränzen
Von auserlesnen Blumen rings umkränzt.
Und eben dieser Thau, der auf den Rosenknospen
Gleich runden morgenländischen Perlen sonst geblinkt,
Stund izt in dieser holden Blümchen Augen
Wie Thränen, die solch eine Schmach beweinten.
Als ich sie nun nach Herzenslust gezankt,
Und sie mich um Geduld in milden Worten bat,
Da fodert' ich den kleinen Jungen ab,
Den sie mir sonst so trozig abgeschlagen;
Sie gab ihn willig her, und schikte ihre Fee
Ihn gleich in meine Laub' im Feenlande
Zu tragen. Nun, da ich den Knaben habe,
Will ich von dieser häßlichen Verblendung
Ihr Aug' entbinden; du aber, holder Puk,
Nimm diese Mißgestalt von des Athener's Haupte,

Daß er zugleich mit jenen Schläfern dort
Erwachend, wieder heim mit ihnen kehre;
Und All' an dieſer Nacht Begebenheiten
Nicht weiter denken, als an eines Traumes
Beängſtigungen. Izt will ich zuförderſt
Die Feen-Königin entzaubern.

Sey wieder was du ehmals warſt,
Sieh' wieder wie du ehmals ſahſt;
Solch eine heilungsvolle Macht
Hat Phöbes Knoſpe über Amors Blume.

Erwache nun, Titania, meine Königin!

Titania.

Mein Oberon, was ſah' ich für Geſichter!
Mich däucht' ich war verliebt in einen Eſel.

Oberon.

Hier ligt dein Liebling.

Titania.

Wie gieng dieſes zu?
Wie ekelt mir vor dieſem Anblik izt!

Oberon.

Still eine Weile! Robin, nimm diß Haupt!
Titania, horche dieſer Symphonie,
Die, ſtärker als gemeiner Schlaf, die Sinnen
Von dieſen Schläfern bindet --

Titania.

Titania.

Ha! Muſik! einſchläfernde Muſik!

Puk zu Zettel.

Wenn du erwach'ſt, ſo guke
Aus deinen eignen Narren-Augen wieder.

Oberon.

Ertöne fort, Muſik! leg' Hand mit mir
Titania an, den Grund zu wiegen,
Wo dieſe holden Schläfer ligen.
Die Freundſchaft zwiſchen mir und dir
Iſt nun erneut, und daure für und für.
Morgen in der Mitternacht
Wollen wir, wie im Triumphe,
Wir mit allen unſern Elfen,
Herzog Theſeus Haus durchtanzen,
Und bis zu den fernſten Enkeln
Es mit unſerm Segen weihen.

Puk.

Feen-König, horch! mein Ohr
Hört der frühen Lerchen Chor.

Oberon.

So laß uns dann, o Königin,
Den Schatten nach in ernſter Stille fliehn.

Titania.

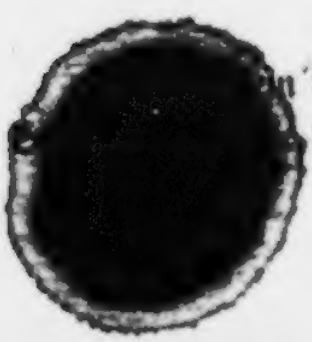

n Gemahl, und weil wir fliehn,
Wunder dieſer Nacht;

Und

Und wie es kam, daß man mich hier
Bey dieſen Sterblichen ſchlafend fand?

(Sie gehen ab. Die Schlafenden bleiben liegen. Man hört Hifthörner.)

Zweyter Auftritt.

Theſeus, Hippolita, Egeus und Gefolge.

Theſeus.

Geh' einer von euch, ſucht den Forſter auf,
Denn unſre Mayen-Andacht iſt geendigt;
Und weil die Dämm'rung günſtig iſt, ſoll izt
Hippolita die Muſik meiner Hunde hören.
Eilt, hohlt den Forſter, und entfeſſelt ſie.
Wir wollen, meine ſchöne Königin,
Auf dieſes Berges Gipfel ſteigen, und
Von da die muſicaliſche Verwirrung
Vom Laut der Hunde mit dem Nachhall hören.

Hippolita.

Ich war mit Herkules und Cadmus einſt
Als ſie in einem Walde von Dictynna
Den Bären mit Spartaniſchen Hunden hezten.
Nie hört' ich ſolch ein prächtiges Getöne.
Nicht nur die Büſche, Luft, und Berg [redacted],
Die ganze Gegend ſchien ein einziges
Zuſammenſtimmendes Geſchrey. Ich hö[redacted]

Solch eine muſicaliſche Diſſonanz,
Solch einen anmuthsvollen Donner.

Theſeus.

Auch meine Hunde ſind von Spartas Art,
So kurz von Haar, ſo barticht, ſo mit Ohren;
Die, ſchlapp und niederhangend von dem Graſe,
Den Thau wegwiſchen, krumm von Knie, und hautig
Am Halſe wie Theſſaliens Stiere, langſam
Im Jagen, aber wie ein Glokenſpiel
Im Laut geſtimmt, ſtets einer unter'm andern.
Nie ward ein ſchöneres Getön in Creta,
Noch Sparta, noch Theſſaliens Plänen,
Vom Jagdgeſchrey und Hifthorn aufgemuntert.
Urtheile, wenn du hörſt. Doch ſtill, was ſind
Für Nymphen hier?

Egeus.

Mylord, es iſt mein Mädchen;
Diß Helena, des alten Nedars Tochter;
Und diß Lyſander, diß Demetrius, alle
Schlafend! Mich wundert, wie ſie hier zuſammen
Gekommen.

Theſeus.

Ohne Zweifel ſtanden ſie
Früh auf, die feſtlichen Gebräuche
Des Mayen zu begeh'n, und auf die Nachricht
Von unſerm Vorſaz kamen ſie hieher

Um unſre Feyrlichkeit zu zieren.
Doch, ſprich Egeus, iſt diß nicht der Tag,
An welchem Hermia ihre Wahl entdeken ſoll?

Egeus.

Er iſts.

Theſeus.

Geh', laß die Jäger ſie mit ihren Hörnern weken.
(Hifthörner und Jagdgeſchrey innerhalb der Scene.)

Demetrius, Lyſander, Hermia und Helena erwachen, und ſtehen erſchroken auf.

Theſeus.

Ihr Freunde, guten Tag! Sanct Valentin
Iſt ſchon vorbey: Wie, fangen dieſe Vögel
Erſt izo ſich zu paaren an?

Lyſander.

Vergebung,
Mein königlicher Herr!

Theſeus.

Ich bitte, ſtehet auf.
Ich weiß es, daß ihr Feind' und Nebenbuhler ſeyd.
Woher dann dieſe Eintracht, und wie kömmt's
Daß Haß, ſo fern von Eiferſucht, bey Haß
In dieſem Hayne ſchläft, und keine Feindſchaft fürchtet.

Lyſan-

Lyſander.

Halb wach, halb ſchlafend, und ob allem dem
Was mir begegnet, ſelbſt erſtaunt, was ſoll ich
Zur Antwort geben? Glaubet meinem Schwure,
Ich kan nicht ſagen, wie ich eigentlich
Hieher gekommen -- Doch mich dünkt, (denn gerne
Wollt ich die Wahrheit ſagen) izo, ja!
Beſinn' ich wieder mich, ſo iſt's, mit Hermia
Kam ich hieher. Wir wollten von Athen
An einen Ort entflieh'n, wo wir ſicher
Vor dem Athenischen Geſeze wohnen könnten.

Egeus.

Genug, genug, mein Fürſt; ich ford're wieder ihn
Die Strenge des Geſezes, das Geſez
Auf ſein verwürktes Haupt! Ihr Vorſaz war
Sich wegzuſtehlen, und dadurch, Demetrius
Uns beyde berauben; deines Weibes, dich,
Mich meiner Einwilligung --

Demetrius.

Mylord, die ſchöne Helena
Verräth mir ihre Flucht, und ihren Vorſaz,
In dieſem Hayne ſich bey Nacht zu finden;
In Wuth verfolgt' ich ſie, mir folgt aus Liebe
Die ſchöne Helena! Nun, mein gnädiger Herr,
Durch was für eine Gottheit weiß ich nicht,
Doch iſt es wahrlich einer Gottheit Werk,
Daß meine Leidenſchaft für Hermia weg

Wie Schnee geſchmolzen iſt, mir izo nur
Wie die Erinn'rung ſcheint an eine Puppe,
Wornach ich mich in meiner Kindheit ſehnte;
Und aller Trieb, und Kräfte meines Herzens
Einziger Gegenſtand, die Wonne meiner Augen
Diß holde Mädchen iſt. Ihr, Mylord, war
Ich ſchon verſprochen, eh ich Hermia ſah';
Wie uns in Krankheit ſonſt geliebte Speiſen
Oft widerſteh'n, ſo gieng es mir mit ihr:
Doch da ich nun zu meinem vorigen
Natürlichen Geſchmak geneſen bin;
Nun wünſch ich, lieb ich ſie, und ſehne mich
Nach ihr, und werd' ihr immer treu verbleiben.

Theſeus.

Ihr habt euch, holde Günſtlinge der Liebe,
Zu euerm Glük zuſammen hier gefunden.
Egeus, nun übertret' ich euern Willen ſelbſt,
Denn dieſes Doppel-Paar ſoll neben uns
Auf ewig am Altar verbunden werden.
Und da der Morgen nun verſtrichen iſt,
Soll unſre Jagd auf eine andre Zeit
Verſchoben ſeyn. Kommt mit uns nach Athen,
Und helft die Feyrlichkeit von unſerm Feſt vermehren.

(Der Herzog, Hippolita, und Gefolge gehen ab.)

Demetrius.

Diß alles was uns hier begegnet iſt,
Scheint klein und unerkennbar, gleich entfernten
Gebürgen, die in Wolken ſich verliehren.

Her-

Hermia.

Mich dünkt, ich ſehe dieſe Dinge mit
Getheilten Augen, die mir alles doppelt
Erſcheinen machen.

Helena.

Eben ſo iſt's mir,
Ich fand Demetrius hier gleich einem Kleinod (*)
Mein eigen, und nicht mein eigen.

Demetrius.

Mich dünkt's
Wir ſchlafen, träumen noch. Kam's euch nicht vor,
Der Herzog ſey hier, und heiß' uns folgen.

Hermia.

Ja, und mein Vater.

Helena.

Und Hippolita.

Lyſander.

Und ſagt uns, in den Tempel ihm zu folgen.

(*) Hr. Warburton findet hier den Text dunkel, und glaubt durch Veränderung des Worts Jewel (Kleinod) in Gemell (Zwilling) alles deutlich zu machen. Weil ich aber ſeine Verbeſſerung weit dunkler finde als den Text, ſo bin ich bey dem letztern geblieben, der meiner Meinung nach, einen ganz richtigen Sinn darbietet.

Demetrius.

Wie denn, ſo wachen wir; laßt uns ihm folgen,
Und unterwegs uns unſre Träum' erzählen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Wie ſie abgehen, erwacht Zettel.

Zettel.

Wenn mein Merkwort kömmt, ſo ruft mir, und ich will' antworten. Mein nächſtes iſt -- O ſchönſter Pyramus -- hey! Holla! -- Peter Squenz, Flaut der Blasbalgflikker! Schnauz, der Keßler! Schluker! Beym Element, ſie ſind alle fortgelauffen; und laſſen mich hier ſchlaffen. Ich habe eine höchſt ſeltſame Viſion gehabt. Ich hatte einen Traum, es geht über Menſchen-Wiz zu ſagen, was für ein Traum das war: Ein Menſch iſt nur ein Eſel, wenn er ſich einfallen laſſen will, dieſen Traum zu begreiffen. Mich dünkte ich war, kein Menſch kan ſagen was. Mich dünkte ich war, und mich dünkte ich hatte -- Doch ein Menſch wäre nur ein ausgemachter Narr, wenn er ſich dafür austhun wollte, zu ſagen was ich hatte. Keines Menſchen Auge hat gehört, keines Menſchen Ohr hat geſehen; keines Menſchen Hand iſt vermögend zu ſchmeken, noch ſeine Zunge zu begreiffen, noch ſein Herz zu erzählen, was mein Traum war. Ich will Peter Squenz bitten, daß er einen Geſang aus dieſem Traum mache;

er

er ſoll Zettels Traum genennt werden, und ich will ihn zu Ende des Spiels vor dem Herzog abſingen; vielleicht, um es noch grazioſer zu machen, will ich ihn ſingen, wenn ich mich erſtochen habe.

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Die Stadt.

Squenz, Flaut, Schnauz und Schluker.

Squenz.

Habt ihr nach Zettels Hauſe geſchikt?
Iſt er noch nicht heim gekommen?

Schluker.

Man hört kein Wort von ihm. Ohne Zweifel haben ihn die Geiſter davon geführt.

Flaut.

Wenn er nicht kömmt, ſo iſt das Spiel verdorben. Es geht nicht vor ſich, thut es?

Squenz.

Es iſt unmöglich. Ihr findet keinen Mann in ganz Athen, der im Stand wäre, den Pyramus vorzuſtellen, als ihn.

Flaut.

Nein, er hat kurzum den beſten Kopf unter allen Handwerksleuten in Athen.

Squenz.

So iſts, und die beſte Perſon dazu; er iſt ein rechter Gegenſtand für eine zarte Stimme.

Schnok kömmt.

Schnok.

Ihr Herren, der Herzog kömmt aus dem Tempel, und es ſind noch zwey oder drey Herren und Damen mehr vermählt worden. Wenn unſer Spiel vor ſich gegangen wäre, ſo wären wir alle gemachte Leute geweſen.

Flaut.

O du guter Zettel, du haſt einen Sechſer des Tags für dein ganzes Lebenlang verlohren. Mein Seel! er hätte einem Sechſer des Tags nicht entgehen können. Wenn ihm der Herzog nicht einen Sechſer des Tags für den Pyramus gegeben hätte, ſo will ich gehangen ſeyn. Einen Sechſer des Tags für Pyramus, oder nichts.

Zettel kömmt.

Zettel.

Wo ſind die Jungens? wo ſind dieſe Haſen-Herzen?

Squenz.

Zettel! — O! höchſt curaſchöſer Tag! o glükſelige Stunde! Zettel.

Zettel.

Ihr Herren, ich habe Wunderdinge zu erzählen, aber fragt mich nicht was; denn, ich will kein ehrlicher Athener seyn, wenn ich's euch sage. Ich will euch alles sagen, wie es gegangen ist.

Squenz.

Laß uns hören, lieber Zettel.

Zettel.

Nicht ein Wort von mir. Alles was ich euch sagen will, ist, daß der Herzog zu Mittag gegessen hat. Schaft eure Zurüstungen herbey, gute Strike für eure Bärte, neue Bänder für eure Stiefeletten; kommet alle bey dem Pallast zusammen, jedermann übersehe seinen Part; denn, ohne langes und breites, das Ende vom Lied ist, unser Spiel wird den Vorzug bekommen. Auf allen Fall, laßt Thisbe weisse Wäsche anziehen; und laßt den der den Löwen spielen soll, seine Nägel nicht abschneiden, denn sie müssen aus des Löwen Klauen heraus hangen: Und meine wertheſten Agenten, esset mir ja weder Zwiebel noch Knoblauch; denn wir müssen einen süssen Athem von uns geben, und ich zweifle nicht, sie werden sagen, es ist eine recht süsse Comödie. Keine Worte mehr, ab! Tretet alle ab.

(Sie gehen.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Pallaſt.

Theſeus, Hippolita, Egeus und Gefolge.

Hippolita.

Das ſind, mein Theſeus, wunderbare Dinge,
Was dieſe Liebenden erzählen.

Theſeus.

Mehr wunderbar als wahr. Ich habe niemals
Von dieſen alten Fabeln, Feen-Mährchen
Und Zaubereyen was geglaubt. Verliebte
Sind hierinn den Verrükten ähnlich: Beyde
Mit ſo erhiztem Hirn, ſo ſchöpfriſcher
Einbildungskraft begabt, ſich vorzuſtellen,
Was ruhige Vernunft nicht faſſen kan.
Mondſüchtige, Poeten und Verliebte
Sind lauter Phantaſie; der eine ſieht
Mehr Teufel, als die weite Hölle faßt;
Indeß daß der Verliebte, gleich phrenetiſch
In einer Mohrin Ledas Schönheit ſieht.
Des Dichters Aug' in ſeinem Wahnwiz rollend,

Blizt

Blizt von der Erde zum Olymp, vom Himmel
Zur Erd'; und wie die Phantaſie Geſtalten
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
So bildet ſie ſein Kiel, und giebt dem lüftigen Unding
Verbindung, Ort und Zeit, und einen Namen.
So iſt die Phantaſie gewohnt zu würken;
Sobald ſie irgend eine Luſt empfindt,
Erfindt ſie einen Schöpfer dieſer Luſt;
Denn wenn bey Nacht uns eine Furcht befällt,
Wie leicht iſt's, einen Buſch für einen Bär zu halten.

Hippolita.

Doch dieſe ganze Nachtgeſchichte
Mit ihren Folgen, dieſer wunderbaren
Verwandlung ihrer Seelen, zeugt von mehr
Als Dichtungen der Phantaſie, und wächſt
Zu etwas, das zuſammenhängend iſt;
Und doch darum nicht minder unbegreiflich.

Lyſander, Demetrius, Hermia und Helena
treten auf.

Theſeus.

Hier kommen ſie, voll Luſt und Frölichkeit.
Heil, holde Freunde, Heil und friſche Tage
Der Lieb', ein Frühling dem kein Winter folge,
Begleite eure Herzen --

Lyſander.

So mögen Sie, in ungezählter Menge
Um Eure Hoheit wachen.

Theſeus.

Kommet nun,
Was haben wir für Masken, was für Tänze,
Um dieſen langen Zeitlauf von drey Stunden,
Vor ſchlafengehn, hinwegzuſcherzen?
Wo iſt der Meiſter unſrer Luſtbarkeiten?
Was Spiele giebt's? Iſt nicht ein Schauſpiel da,
Die Pein von einer langen Stunde zu erleichtern?
Ruft Philoſtrat herbey.

Philoſtratus kömmt.

Philoſtratus.

Hier, mächtiger Theſeus.

Theſeus.

Was haſt du, dieſen Abend zu verkürzen?
Was für Ballette, für Muſik und Tänze?
Wie können wir die träge Zeit betrügen,
Wenn nicht durch irgend eine Luſtbarkeit?

Philoſtratus.

Hier, Prinz, iſt eine Liſte von den Spielen,
Die eurer Hoheit Wahl und Wink erwarten.

Theſeus (lieſt.)

Die Schlacht mit den Centauren, von einem Athe-
niſchen Caſtraten zur Harfe abzuſingen.
Wir wollen nichts hievon. Das hab ich meiner Braut

Zu

Zu Ehren meines Vetters, Herkules,
Vorlängſt erzählt. Der Aufruhr der berauſchten
Bachantinnen, wie ſie in ihrer Wuth
Den Sänger Thracions zerreiſſen.
Ein altes Stük, das ſchon geſpielet ward
Als ich von Thebe ſiegreich wieder kam.

Die dreymal drey Muſen, welche den Tod der Gelehrtheit beweinen, die unlängſt im Beiſtand verſchieden.

Das iſt irgend eine kühne critiſche Satyre,
Die ſich zu hochzeitlichen Feyrlichkeiten nicht ſchikt.

Eine tedioſe kurze Scene von dem jungen Pyramus, und ſeiner lieben Thisbe, recht tragicaliſch-luſtig.

Luſtig und tragiſch? tedios und kurz?

Das iſt heiſſes Eis, eine ſeltſame Art von Schauſpiel. Wie ſollen wir den Sinn dieſes Unſinns errathen?

Philoſtratus.

Mylord; es iſt ein Schauſpiel, ungefehr ein Duzend Worte lang, ſo kurz als ich je ein Schauſpiel geſehen habe, aber gerad um zwölf Worte zu lang, wodurch es tedios wird; denn in dem ganzen Schauſpiel iſt kein Wort am rechten Orte, und kein Spieler taugt etwas. Tragiſch iſt es, denn Pyramus erſticht ſich darinn, welches, ich muß bekennen als ich das Stük probieren ſah, mir das Waſſer in die Augen trieb; aber luſtigere Thränen hat der Affect des lauten Lachens nie vergoſſen.

Theſeus.

Theſeus.

Wer ſind die, die es ſpielen?

Philoſtratus.

Männer von rauhen Händen, die hier in Athen arbeiten, aber deren Seelen bis izo noch nie gearbeitet, und die nun ihre Memorien mit dieſem Schauſpiel auf Euer Vermählungsfeſt zermartert haben.

Theſeus.

Wir wollen es hören.

Philoſtratus.

Nein, mein Gebieter, es iſt nicht für euch. Ich hab es ganz gehört, und es iſt nichts, nichts in der Welt; es wäre dann wenn euch ihre Abſicht beluſtigen könnte, die ſich mit jämmerlicher Mühe aufs äuſſerſte angeſtrengt, um euch ihre Aufwartung zu machen.

Theſeus.

Ich will dieſes Stük hören; denn niemals iſt etwas verſchmähenswürdig, das von Einfalt und Pflicht dargeboten wird. Geh', bring ſie her, und ſezet euch, Mesdames.

Hippolita.

Ich ſehe nicht gerne die Unglükſeligkeit die unter ihrer Laſt einſinkt, und die Pflicht, die in ihrem Dienſt zu Grunde geht.

Theſeus.

Wie, holde Liebe, du ſollt nichts dergleichen ſeh'n.

Hippolita.

Er ſagt, ſie können nichts in dieſer Art.

Theſeus.

Deſto gütiger ſind wir, wenn wir ihnen für Nichts danken. Unſere Luſt wird ſeyn, zu verſtehen, was ſie miß-verſtehen; ein großmüthiger Sinn ſchäzt das was die arme willige Pflicht thut, nach dem Vorſaz, nicht nach dem Werth. Wie ich hieher kam, hatten ſich groſſe Gelehrte vorgeſezt, mich mit ſtudierten Glükwünſchen zu begrüſſen; ich ſah ſie zittern und bleich werden, mitten in einem Saz Perioden machen, ihren gekünſtelten Accent vor Angſt erſtiken, und zulezt auf einmal verſtummen, ehe ſie mich nur willkommen geheiſſen. Glaubet mir, meine Angenehmſte, aus dieſem Stillſchweigen ſelbſt brachte ich einen Willkomm heraus; und die Beſcheidenheit der ſchüchternen Pflicht ſagte mir mehr, als die raſſelnde Zunge der unverſchämten und zuverſichtlichen Beredſamkeit. Mit einem Wort, Liebe und unberedte Einfalt reden für mich am verſtändlichſten.

Philoſtratus kömmt.

Philoſtratus.

Der Prologus iſt fertig, wenn es Euer Hoheit gefällt.

Theſeus.

Laßt ihn auftreten.

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Quenz tritt als Vorredner auf.

Vorredner.

Wenn wir mißfallen thun, ſo iſt's mit gutem Willen;
Der Vorſaz bleibet gut, wenn wir ihn nicht erfüllen;
Zu zeigen unſre Pflicht durch dieſes kurze Spiel,
Das iſt der wahre Zweck von unſerm End und Ziel.
Erwäget alſo dann, warum wir kommen ſein.
Wir kommen nicht, als ſollt ihr euch daran ergözen;
Die wahre Abſicht iſt -- zu eurer Luſt allein;
Wir ſind nicht hier -- daß wir in Reu euch ſezen.
Die Spieler ſind bereit -- wenn ihr ſie werdet ſehen,
So wißt ihr alles ſchon, was ihr nur wollt verſtehen.

Theſeus.

Dieſer Burſche geht nicht auf Stelzen.

Lyſander.

Er hat ſeinen Prologus geritten, wie ein junges Füllen; er weiß noch nicht, wo er Halt machen ſoll. Eine gute Moral, Mylord. Es iſt nicht genug daß man rede, man muß auch wahr reden.

Hippolita.

In der That, er hat auf ſeinem Prologus geſpielt, wie ein Kind auf der Flöte; er brachte wol einen Ton heraus, aber keine Note.

Theseus.

Seine Rede war wie eine verwikelte Kette, alles zusammenhängend, aber alles in Unordnung. Wo ist nun der folgende?

Pyramus und Thisbe, Wand, Monschein und Löwe treten als stumme Personen auf.

Vorredner.

Was diß bedeuten soll, das wird euch wundern müssen,
Bis Wahrheit alle Ding stellt an das Licht herfür.
Der Mann ist Pyramus, wofern ihr es wollt wissen,
Und diese Fräulein schön, ist Thisbe, glaubt es mir.
Der Mann mit Plaster hier und Leimen soll bedeuten
Die Wand, die garst'ge Wand, die ihre Lieb thät scheiden;
Doch freut es sie, drob auch sich niemand wundern soll,
Wenn durch die Spalten klein sie konnten flüstern wol.
Der Mann da mit Latern, und Hand, und Busch von Dorn
Den Monschein präsentiert; denn wenn ihr's wollt erwägen,
Beym Monschein hatten die Verliebten sich geschworn,
Zu geh'n nach Ninі Grab, und dort der Lieb' zu pflegen.
Diß gräßlich wilde Thier, von Namen Löwe groß,
Die treue Thisbe die des Nachts zuerst gekommen,
Thät scheuchen ja vielmehr erschrecken, daß sie bloß,
Den Mantel fallen ließ und blutt die Flucht genommen;
Drauf dieser schnöde Löw in seinen Rachen nahm,
Und ließ mit Blut befleckt den Mantel lobesam.
Sofort kömmt Pyramus, ein Jüngling wolgemuth,
Findt seiner Thisbe Treu ihr'n Mantel voller Blut,

Worauf er mit dem Deg'n, mit blut'gem bösem Degen,
Die blut'ge beuſſe Bruſt ſich dapferlich durchſtach;
Und Thisbe, die indeß im Maulbeer-Schatten g'legen,
Zog ſeinen Dolch heraus und ſich das Herz zerbrach.
Was noch zu ſagen iſt, das wird, glaubt mir fürwahr,
Euch Mondſchein, Wand und Löw, und das verliebte Paar,
Der Läng' und Breite nach, ſo lang ſie hier verweilen,
Erzählen, wenn ihr wollt, in wolgereimten Zeilen.

(Alle treten ab, bis auf Wand.)

Theſeus.

Mich wundert, ob der Löwe reden wird?

Demetrius.

Warum nicht ein Löwe, Mylord, da Eſel reden können?

Wand.

In dem beſagten Spiel es ſich zutragen thut,
Daß ich, Tom Schnauz genannt, die Wand vorſtelle gut,
Und eine ſolche Wand, wovon ihr ſolltet halten,
Sie ſey durch einen Schliz, recht durch und durch geſpalten;
Wodurch denn Pyramus und ſeine Thisbe fein
Oft flüſterten fürwahr ganz leis' und ingeheim.
Der Mörtel, und der Leim, und dieſer Stein thut zeigen,
Daß ich bin dieſe Wand, ich will's euch nicht verſchweigen.
Und diß die Spalte iſt, zur Linken und zur Rechten,
Wodurch die Buhler zwey ſich thäten ſtill beſprechen.

Theſeus.

Könntet ihr fodern, daß Leim und Haar beſſer ſprechen ſollten?

De-

Demetrius.

Mylord, es iſt die ſinnreichſte Erfindung, von der ich jemals gehört habe.

Theſeus.

Pyramus nähert ſich der Wand; ſtille!

Pyramus tritt auf.

Pyramus.

O Nacht ſo ſchwarz von Farb! o grimmerfüllte Nacht!
O! Nacht als jemals ſchien, wenn es nicht Tag mehr war!
O Nacht, o Nacht, o Nacht! ach! ach! ach, Himmel, ach!
Ich fürcht' mein' Thisbe hat ihr Wort vergeſſen gar!
Und du, o Wand, o ſüß und liebenswerthe Wand,
Die zwiſchen unſrer bey-- der Eltern Haus thut ſtehen,
Du Wand, o Wand, o ſüß und liebenswerthe Wand,
Zeig deine Spalte mir, daß ich dadurch mag ſehen,
Hab Dank, du gute Wand! Der Himmel lohn' es dir!
Jedoch was ſeh' ich dort? Thisbe die ſeh' ich nicht.
O böſe Wand, durch die ich nicht ſeh' meine Zier!
Verflucht ſey'n deine Stein! daß du ſo äffeſt mich!

Theſeus.

Mich dünkt, die Wand ſollte wieder zurük fluchen, weil ſie empfindlich iſt.

Pyramus.

Nein, fürwahr, Herr, ſie muß nicht. Aeffeſt mich, iſt Thisbes Merkwort; ſie wird gleich kommen, und ich

muß ſie durch die Wand ausſpähen. Ihr werdet ſehen, es wird gerade ſo gehen, wie ich euch ſage. Da kömmt ſie ſchon.

Thisbe tritt auf.

Thisbe.

O Wand, oft haſt du ſchon gehört das Seufzen mein,
Mein'n ſchönſten Pyramus weil du ſo trennſt von mir!
Mein rother Mund hat oft geküſſet deine Stein,
Dein' Stein' mit Haar und Leim geküttet auf in dir.

Pyramus.

Ein' Stimm' ich ſehen thu, ich will zur Spalt' und ſchauen,
Ob ich nicht hören kan mein'r Thisbe Antliz klar.
Thisbe!

Thisbe.

Diß iſt mein Schaz! Mein Liebchen iſts! fürwahr.

Pyramus.

Denk was du willt, ich bin's; du kanſt mir ſicher trauen,
Und gleich Limander bin ich treu nach meiner Pflicht.

Thisbe.

Und ich gleich Helena, bis mich der Tod erſticht.

Pyramus.

So treu war Schefelus zu ſeiner Procrus nicht!

Thisbe.

Thisbe.

Wie Procrus Cefalus liebt, lieb' ich dein Angeſicht.

Pyramus.

O küß mich durch das Loch von dieſer garſt'gen Wand!

Thisbe.

Mein Kuß triſt nur das Loch, nicht deiner Lippen Rand.

Pyramus.

Willt du bey Ninnys Grab heut Nacht mich treffen an.

Thisbe.

Sey's lebend oder todt, ich komme wenn ich kan.

Wand.

So hab ich Wand nunmehr mein'n Part gemachet gut,
Und nun ſich alſo Wand hinwegbegeben thut.

(Geht ab.)

Theſeus.

So iſt die Scheidwand zwiſchen beyden Nachbarn auf einmal gefallen.

Demetrius.

Kein Wunder, Mylord, da ſie ſo willig war, ſie aufzurichten.

Hippolita.

Elenderes Zeug hab ich niemals gehört.

Theseus.

Das Beste in dieser Art ist nur Schatten; und das Schlechteste ist nicht schlechter, wenn ihm die Einbildungskraft nachhilft.

Hippolita.

So muß es also eure Einbildungskraft seyn, nicht die ihrige.

Theseus.

Wenn wir nicht schlechter von ihnen denken als sie von sich selbst, so können sie für vortrefliche Leute passieren. Hier kommen zwey edle Bestien, in der Person eines Menschen und eines Löwen.

Löwe und Mondschein treten auf.

Löwe.

Ihr Fräulein, deren Herz fürchtet die kleinste Maus,
Die in monstroser G'stalt thut an dem Boden schweben,
Möcht izo zweifelsohn erzittern und erbeben,
Wenn Löwe rauh von Wuth läßt sein Gebrüll heraus.
So wisset dann, daß ich Hans Schnok, der Schreiner bin,
Kein böser Löw fürwahr noch eines Löwen Weib;
Denn käm' ich als ein Löw und hätte Harm im Sinn,
So daurte, meiner Treu! mich nur mein g'rader Leib.

Theseus.

Eine höfliche Bestie, und recht gewissenhaft.

Lysander.

Lyſander.

Dieſer Löwe iſt ein vollkommner Fuchs an Herzhaftigkeit.

Theſeus.

Das iſt wahr, und eine Gans an Diſcretion.

Demetrius.

Nicht ſo, Mylord, denn ſeine Herzhaftigkeit kan ſeiner Diſcretion nicht Meiſter werden, wie ein Fuchs einer Gans.

Theſeus.

Ohne Zweifel kan ſeine Diſcretion ſeine Herzhaftigkeit nicht bemeiſtern, denn eine Gans bemeiſtert keinen Fuchs. Gut! wir wollen ſeine Diſcretion davor ſorgen laſſen, und izt hören, was uns der Mond zu ſagen hat.

Mondſchein.

Den wolgehörnten Mond d'Latern z'erkennen giebt.

Demetrius.

Er ſollte die Hörner an ſeiner Stirne tragen.

Theſeus.

Er iſt nicht im Zunehmen; ſeine Hörner ſtecken unſichtbar in der Peripherie.

Mondſchein.

Den wolgehornten Mond d'Latern z'erkennen giebt,
Ich ſelbſt den Mann im Mond, wofern es euch beliebt.

Theſeus.

Das iſt noch der gröſte Fehler unter allen; man hätte den Mann in die Laterne ſezen ſollen; wie kan er ſonſt der Mann im Monde ſeyn?

Demetrius.

Er darf es nicht wegen der Kerze; Ihr ſehet ja, daß ſie ſchon lauter Buzen iſt.

Hippolita.

Dieſer Mond macht mir lange Weile; ich wollte, er änderte ſich.

Theſeus.

Man ſieht an ſeinem beſcheidnen Licht, daß er im Abnehmen iſt; aus Höflichkeit und von rechtswegen müſſen wir nun ſchon das Ende abwarten.

Lyſander.

Komm beſſer hervor, Mond!

Mondſchein.

Alles was ich zu ſagen habe, iſt euch zu melden, daß dieſe Laterne der Mond iſt; ich, der Mann im Mond, dieſer Dornbuſch, mein Dornbuſch, und dieſer Hund, mein Hund.

Demetrius.

Alle dieſe Dinge ſollten alſo in der Laterne ſeyn. Doch ſtille, hier kömmt Thisbe.

Thisbe

Thisbe tritt auf.

Thisbe.

Diß iſt ja Ninnys Grab, wo iſt mein Liebchen dann?

Löwe.

Oh! -- (der Löwe brüllt, Thisbe läuft davon.)

Demetrius.

Wol gebrüllt, Löwe.

Theſeus.

Wol geloffen, Thisbe.

Hippolita.

Wol geſchienen, Mond. In der That, der Mond ſcheint mit einer recht guten Art.

Demetrius.

Und da kam Pyramus.

Lyſander.

Und da verſchwand der Löwe.

Pyramus tritt auf.

Pyramus.

Ich dank dir, ſüſſer Mond, für deine Sonnenſtralen,
Die alſo hell und ſchön den Erdenball bemahlen;
Dieweil bey deinem Gold und funkelnd ſüſſem Licht
Zu koſten ich verhoff mein'r Thisbe Angeſicht.

Doch halt! o Pein!
Was ſoll diß ſeyn?
Was für ein Graus iſt diß?
Aug, ſiehſt du noch?
O! ſchweres Joch!
Mein Herz, mein Liebchen ſüß,
Dein Mantel gut,
Beſteckt mit Blut!
Ihr Furien kommt in Trab,
Herbey und rächt
Und löſcht und brecht
Den Lebensfaden ab!

Theſeus.

Dieſe Leidenſchaft und der Tod eines werthen Freundes, würden nahe zu hinreichen, einen Mann finſter ſehen zu machen.

Hippolita.

Ich möchte mir ſelbſt Böſes wünſchen, daß ich mich nicht verwahren kan, den Mann zu bedauern.

Pyramus.

Warum denn, o Natur, thätſt du den Löwen bauen?
Weil ſolch ein ſchnöder Löw mein' Lieb' hat deſoriert;
Sie welche iſt -- Nein! war -- die ſchönſte aller Frauen,
Die des Tages Glanz mit ihrem Schein geziert.

Komm, Thränenſchaar,
Aus, Schwerdt, durfahr

Die

Die Bruſt des Pyramo!
Die Linke hier,
Wo s'Herz hüpft mir,
So ſterb' ich denn, So, ſo!
Nun bin ich tod,
Aus iſt die Noth,
Mein' Seel im Himmel lacht;
Verlichr dein'n Schein,
O Zunge mein,
Flieh' Mond; gut Nacht, gut Nacht!

Demetrius.

So ſtirb dann, oder ein Aaß für ihn, denn er iſt doch eines.

Lyſander.

Minder als ein Aaß, Mann; denn er iſt todt; er iſt nichts.

Theſeus.

Mit Hülfe eines Barbiers möchte er vielleicht noch aufkommen, und ein Aaß werden.

Hippolita.

Wie? der Mondſchein iſt gegangen, eh Thisbe zurük kömmt, und ihren Liebhaber findet.

Thisbe kömmt.

Theſeus.

Sie wird ihn beym Sternenlicht finden. Hier kömmt ſie, und ihre Paſſion endet das Spiel. Hip-

Hippolita.

Mich dünkt, sie sollte keine lange für einen solchen Pyramus nöthig haben; ich hoffe sie wird kurz seyn.

Thisbe.

Schläfst du, mein Kind?
Steh auf geschwind!
Wie? Täubchen, bist du todt?
O! Sprich, o sprich!
O! rege dich!
Ach! todt ist er! O Noth!
Dein Lilien-Mund,
Dein Auge rund,
Wie Schnittlauch frisch und grün,
Dein Kirschen-Nas'
Dein' Wangen blaß
Die wie ein Goldlak blüh'n,
Soll nun ein Stein
Bedecken fein,
O klopf, mein Herz, und brich!
Ihr Schwestern drey
Kommt, kommt herbey,
Und leget Hand an mich!
Schweig, Zunge still,
Komm, Schwerdt, und ziel
Nach meines Busens Schnee;
So fahr ich hin

Mit treuem Sinn,
Adieu, adieu, adieu!

(ſtirbt.)

Theſeus.

Monſchein und Löwe ſind noch übrig, die Todten zu begraben.

Demetrius.

Ja, und Wand auch.

Zettel.

Nein, ich verſichre euch, die Wand iſt niedergeriſſen, die ihrer Väter Häuſer trennte. Gefällt es euch den Epilogus zu ſehen, oder einen Bergomasker-Tanz zwiſchen zwien aus unſrer Companie zu hören?

Theſeus.

Keinen Epilogus, wenn ich bitten darf. Euer Schauſpiel bedarf keiner Entſchuldigung. Keine Entſchuldigung! Denn wenn die Schauſpieler alle todt ſind, ſo hat man nicht nöthig jemand zu tadeln. Wahrhaftig, wenn der Autor dieſes Stüks den Pyramus gemacht, und ſich ſelbſt an Thisbes Strumpfband erhenkt hätte, ſo wäre es eine feine Tragödie geweſen; und das iſt es auch, in der That, und auf eine recht merkwürdige Art vorgeſtellt. Aber kommt, euer Ballet; laßt euern Epilogus nur weg.

(Hier folgt ein Tanz von Bauern.)

Theſeus.

Theſeus.

Schon hat die eiſerne Zunge der Mitternacht zwölfe geruffen. Ihr Liebhaber, zu Bette! Es iſt ſchon Feen-Zeit. Ich fürchte, wir werden den nächſten Morgen verſchlaffen, wie wir dieſe Nacht verwacht haben. Dieſes handgreiflich-dumme Schauſpiel hat uns doch den ſchweren Gang der Nacht unmerklich gemacht. Zu Bette, lieben Freunde. Vierzehn ſolche Nächte ſollen noch mit nächtlichen Spielen, und immer ändernden Luſtbarkeiten zugebracht werden. (*)

Das

(*) Hier folget im Original noch ein kleiner Feen-Auftritt, wo Puk zuerſt mit einem Beſem erſcheint, um das Haus zuvor auszukehren, Oberon und Titania aber mit ihrem Gefolge daſſelbe durchtanzen, und durch einen Geſang einſegnen. Es iſt mir unmöglich geweſen, dieſe Scene, welche obenhin bloß die Stelle eines Divertiſſement vertritt, in kleine gereimte Verſe zu überſezen; in Proſa aber, oder in einer andern Versart als in kleinen Jamben und Trochäen, würde ſie das tändelnde und Feen-mäſſige gänzlich verlohren haben, das alle ihre Anmuth ausmacht.

Das

Das

Leben

und der

Tod

des

Königs Lear.

Perſonen

Perſonen des Trauerſpiels.

Lear, König von Brittannien.
König von Frankreich.
Herzog von Burgund.
Herzog von Cornwall.
Herzog von Albanien.
Graf von Gloſter.
Graf von Kent.
Edgar, Gloſters Sohn.
Edmund, Baſtard von Gloſter.
Curan, ein Höfling.
Medicus.
Narr.
Oswald, Gonerills Haushofmeiſter.
Ein Officier.
Ein Edelmann, der Cordelia begleitet.
Ein Herold.
Ein alter Mann von Gloſters Unterthanen.
Ein Bedienter von Cornwall.
Zwey Bediente von Gloſter.

Gonerill,
Regan,
Cordelia,
} Lears Töchter.

Ritter die dem König aufwarten, Officiers, Boten, Soldaten und Bediente ꝛc.

Der Schauplaz ligt in Brittannien.

König

König Lear.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Königliche Palaſt.

Kent, Gloſter, und Edmund der Baſtard, treten auf.

Kent.

Ich dachte, der König liebe den Herzog von Albanien mehr als den von Cornwall.

Gloſter.

So ſchien es uns allezeit; allein izt, bey der Theilung ſeiner Königreiche kan man nicht ſehen, welchen von beyden er höher ſchäze; das ſchärfſte Auge könnte nichts

entdeken, das einem Theil vor dem andern den Vorzug gäbe; so genau sind sie nach ihren verschiedenen Beschaffenheiten und Vorzügen gegen einander abgewogen.

Kent.

Ist dieses nicht euer Sohn, Mylord?

Gloster.

Die Last seiner Erziehung fiel auf mich. Ich habe schon so oft erröthet ihn für meinen Sohn zu erkennen, daß ich nicht mehr erröthen kan.

Kent.

Ich begreiffe euch nicht.

Gloster.

Die Mutter dieses jungen Menschen konnt' es; sie bekam davon eine gewiffe Geschwulst, und zulezt, Sir, fand sich, daß sie einen Sohn für ihrer Wiege hatte, ehe sie einen Gemahl für ihr Bette hatte. Riechet ihr den Fehler?

Kent.

Die Würkung dieses Fehlers ist so schön, daß ich nicht wünschen kan, er möchte unterblieben seyn.

Gloster.

Ich habe zwar auch einen gesezmässigen Sohn, der etliche Jahre älter, aber mir nicht werther ist als dieser. Wenn dieser lose Junge gleich ein wenig unverschämt auf die Welt kam, eh man ihn verlangte, so war doch seine

Mutter

Mutter schön; es gieng kurzweilig zu als er gemacht wurde, und der H** Sohn muß erkannt werden. Kennst du diesen Edelmann, Edmund?

Edmund.

Nein, Mylord.

Gloster.

Es ist Mylord von Kent. Erinnere dich künftig seiner als meines würdigen Freundes.

Edmund zu Kent.

Ew. Gnaden geruhen meine Dienste anzunehmen.

Kent.

Ihr gefallet mir, wir müssen besser mit einander bekannt werden.

Edmund.

Mylord, ich werde mich bestreben euere Gewogenheit zu verdienen.

Gloster.

Er ist neun Jahre ausser Landes gewesen, und soll es noch länger seyn.

(Man hört trompeten,) der König kömmt.

Zweyter Auftritt.

König Lear, Cornwall, Albanien, Goneril, Regan, Cordelia und Gefolge.

Lear.

Gloſter, gehe denen Fürſten von Frankreich und Burgund Geſellſchaft zu leiſten.

Gloſter.

Ich gehe, mein Gebieter.

(Geht ab.)

Lear.

Nunmehr iſt es Zeit, unſer geheimes Vorhaben zu entdecken -- Gebet mir dieſe Land-Carte -- Wiſſet, wir haben unſer Königreich in drey Theile getheilt, und es iſt unſre erſte Abſicht, unſer Alter aller Regierungs-Sorgen und Geſchäfte zu entladen, und ſolche jüngern Schultern aufzulegen, indeß daß wir unbelaſtet dem Tod entgegen kriechen -- Unſer Sohn von Cornwall, und ihr, nicht minder geliebter Sohn von Albanien, wir haben den ſtandhaften Schluß gefaßt, in dieſer Stunde die verſchiedenen Morgengaben unſrer Töchter bekannt zu machen, damit allem künftigen Streit darüber vorgebogen werde. Die Fürſten von Frankreich und Burgund, anſehnliche Nebenbuler um die Liebe unſrer jüngern Tochter, haben ſchon lange ihren verliebten Aufenthalt an unſerm Hofe gemacht, und ſollen izt ihre Antworten erhalten. Saget mir, meine

Töchter,

Töchter, (da wir uns nun der obersten Gewalt, der Landesherrschaft und der Sorge des Staats zu begeben willens sind,) von welcher unter euch sollen wir sagen, daß sie uns am meisten liebe? damit wir unsre freygebigste Huld dahin ergiessen, wo die Natur für das gröste Verdienst Ansprüche macht. Gonerill, unsre Erstgebohrne, rede zuerst.

Gonerill.

Sire, ich liebe euch mehr als Augenlicht, Raum und Freyheit; mehr als alles was theuer und selten geschäzt werden mag; nicht minder als Leben, Gesundheit, Schönheit und Ehre; so sehr als jemals ein Kind geliebt, oder ein Vater geliebt zu seyn verdient hat -- mit einer Liebe, die den Athem arm, und die Sprache unzulänglich macht, die über allen Ausdruk ist, liebe ich euch.

Cordelia (beyseite.)

Was soll Cordelia thun? Lieben und schweigen.

Lear.

Von allen diesen Ländereyen, (von dieser Linie bis zu jener,) mit schattichten Wäldern und offnen Ebnen, mit fruchtbaren Strömen und weit verbreiteten Matten bereichert, machen wir dich zur Beherrscherin. Deiner und Albaniens Nachkommenschaft sollen sie auf ewig eigen seyn! -- Was sagt unsre zweyte Tochter, unsre geliebteste Regan, Cornwalls Gemahlin? Rede!

Regan.

Ich bin von eben dem Metall gemacht wie meine Schweſter, und ſchäze mein getreues Herz nach dem Werth des ihrigen. Ich finde, daß ſie das wahre Weſen meiner Liebe ausgedrükt hat; nur darinn fällt ſie zu kurz, daß ich mich ſelbſt eine Feindin aller andern Freuden erkläre, welche die vier (*) edelſten Sinnen uns zu geben vermögend ſind, und finde, daß Eurer Majeſtät Liebe meine einzige Glükſeligkeit macht.

Cordelia (beyſeite.)

Arme Cordelia! -- und doch nicht arm, denn ich bin gewiß, daß meine Liebe gewichtiger iſt als ihre Zunge.

Lear.

Dir und den Deinigen bleibe zum ewigen Erbtheil dieſer anſehnliche Drittheil unſers ſchönen Königreichs, nicht geringer an Gröſſe, Werth und Schönheit, als derjenige, den wir an Gonerill übertragen haben -- Nun du, unſre Freude, nicht die geringſte, obgleich die lezte, deren jugendliche Liebe das weinvolle Frankreich, und das milchtrieffende Burgund zu gewinnen ſtreben, was ſagſt du, ein drittes noch reicheres Loos zu ziehen als deine Schweſtern?

Cordelia.

(*) Durch dieſe vier edelſten Sinne ſind hier Geſicht, Gehör, Geruch, und Geſchmak zu verſtehen; denn eine junge Dame konnte mit Anſtändigkeit nicht zu verſtehen geben, daß ſie die Veranlaſſungen des fünften kenne. Warburton. Der Ueberſezer überlaßt dieſes dem Ausſpruch der jungen Damen, und wagt nur die Vermuthung, ob es nicht weit natürlicher ſey zu denken, Regan nenne eben darum die vier edelſten Sinne, weil ſie dem fünften nicht entſagen will.

Cordelia.

Nichts, Milord!

Lear.

Nichts?

Cordelia.

Nichts!

Lear.

Aus Nichts kan nichts entſpringen. Rede noch einmal.

Cordelia.

Ich Unglükliche, daß ich mein Herz nicht bis in meinen Mund hinauf bringen kan! Ich liebe Eu. Majeſtät ſo viel als meine Schuldigkeit iſt, nicht mehr und nicht weniger.

Lear.

Wie? wie, Cordelia? Verbeßre deine Rede ein wenig, oder du möchteſt dein Glük verkürzen.

Cordelia.

Mein theurer Lord, ihr habet mich gezeugt, erzogen, und geliebt. Ich erſtatte dieſe Wohlthaten wie es meine Pflicht erheiſchet, ich gehorche euch, ich liebe und verehre euch. Wofür haben meine Schweſtern Männer, wenn ſie ſagen, ſie lieben euch allein? Wenn ich mich vermählen ſollte, ſo wird der Mann dem ich meine Hand gebe, auch die Helfte meiner Liebe und Ergebenheit mit ſich nehmen.

Wahrhaftig, ich will nimmermehr heurathen wie meine Schweſtern, um allein meinen Vater zu lieben.

Lear.

Sprichſt du aus deinem Herzen?

Cordelia.

Ja, mein theurer Lord.

Lear.

So jung, und ſo unzärtlich?

Cordelia.

So jung, Mylord, und ſo aufrichtig.

Lear.

So laß denn deine Aufrichtigkeit deine Mitgift ſeyn. Dann bey den heiligen Stralen der Sonne, bey den Geheimniſſen der Hecate und der Nacht, bey allen Würkungen der himmliſchen Kreiſe, durch welche wir entſtehen und aufhören zu ſeyn -- entſage ich hier aller väterlichen Sorge und Blutsverwandſchaft, und erkläre dich von dieſem Augenblik an auf immer für einen Freindling zu meinem Herzen, und mir. Der barbariſche Scythe, oder der mit dem Fleiſche ſeiner eignen Kinder ſeinen unmenſchlichen Hunger ſtillt, ſollen meinem Herzen ſo nahe ligen, und ſo viel Mitleiden und Hülfe von mir zu erwarten haben als du, einſt meine Tochter.

Kent.

Kent.

Mein theurer Oberherr!

Lear.

Zurük, Kent! -- Wage dich nicht zwiſchen den Drachen und ſeinen Grimm. Ich liebte ſie höchlich, und gedachte den Reſt meines Eigenthums ihren holden Abkömmlingen zu vermachen -- Hinweg aus meinem Geſicht! (zu Cordelia) -- So ſey mein Grab meine Ruhe, als ich ſie hier aus ihres Vaters Herzen verſtoſſe. -- Ruffet die Fürſten von Frankreich und Burgund! -- Cornwall und Albanien, zu meiner beyden Töchter Mitgift, theilet auch die dritte unter euch. Der Stolz den ſie Aufrichtigkeit nennt, mag ſie verſorgen. Euch belehne ich beyderſeits mit meiner Oberherrlichkeit, und allen den hohen Gerechtſamen und reichen Vortheilen, welche die Majeſtät begleiten. Wir ſelbſt werden mit Vorbehalt von hundert Edelknechten, die ihr unterhalten ſollet, unſern monatlichen Aufenthalt wechſelsweiſe bey euch nehmen; dieſes und der königliche Titel mit ſeinem Zugehör iſt alles was wir uns ausbedingen; die Regierung, die vollziehende Gewalt, und die Einkünfte, geliebte Söhne, ſollen euer ſeyn. Zu deſſen Bekräftigung theilet dieſe Crone unter euch.

(Er giebt die Crone hin.)

Kent.

Königlicher Lear, du, den ich allezeit als meinen König geehrt, als meinen Vater geliebt, als meinen Meiſter

begleitet, und als meinen Schuz-Engel in meinen Gebeten angeruffen habe --

Lear.

Der Bogen iſt geſpannt und angezogen, geh dem Pfeil aus dem Wege.

Kent.

Laß ihn vielmehr fallen, wenn gleich ſeine Spize mein Herz durchbohren ſollte. Kent mag unhöflich ſeyn, wenn Lear wahnwizig iſt! Was willt du thun, alter Mann? Denkſt du, die Pflicht ſoll ſich ſcheuen zu reden, wenn ſich die Gewalt vor der Schmeicheley bükt? Die Ehre iſt zu Aufrichtigkeit verbunden, wenn die Majeſtät zu Thorheit herabſinkt. Behalt deinen Staat, hemme durch reifferes Urtheil dieſe entſezliche Uebereilung. Mit meinem Leben ſtehe ich davor, deine jüngſte Tochter liebt dich nicht am wenigſten. Meyneſt du, ihr Herz ſey weniger voll, weil es einen ſchwächern Klang von ſich giebt, als diejenigen, deren hohler Ton ihre Leerheit wiederhallt.

Lear.

Bey deinem Leben, Kent, nicht weiter!

Kent.

Mein Leben hielt ich nie für etwas anders als ein Pfand, das dir meine Treue gegen deine Feinde verſichern ſollte; und ich fürchte nicht es zu verliehren, wenn deine Sicherheit der Beweggrund iſt.

Lear.

Lear.

Aus meinem Geſicht!

Kent.

Sieh' beſſer, Lear, und laß mich immer deinen wahren Augapfel bleiben.

Lear.

Nun, beym Apollo!

Kent.

Nun beym Apollo, König, du entehreſt deine Götter mit vergeblichen Schwüren.

Lear.

Treuloſer Vaſall.

(Er legt ſeine Hand an ſein Schwerdt.)

Albanien. Cornwall.

Theurer Sir, haltet ein!

Kent.

Tödte deinen Arzt, und nähre deinen Schaden -- Wiederruffe deinen Urtheilſpruch, oder ſo lang ich einen Ton aus meiner Gurgel athmen kan, will ich dir ſagen, du thuſt übel.

Lear.

Höre mich, Abtrünniger! Weil du uns haſt bereden wollen, unſern Eyd zu brechen, den wir nimmer brechen dürfen,

dürfen, und dich erfrechet haſt, mit übermüthigem Stolz zwiſchen unſern Ausſpruch und deſſen Vollziehung zu treten, welches weder unſre Gemüthsart noch unſre Würde geſtatten, und ſelbſt unſre Macht nicht gut machen kan; ſo empfange deinen Lohn. Fünf Tage vergönnen wir dir, dich mit Mitteln gegen die Unfälle der Welt zu verſehen; am ſechsten aber kehre unſerm Reich deinen verhaßten Rüken; denn wenn von izt am zehnten Tage dein verbannter Rumpf in unſern Herrſchaften noch gefunden wird, ſo iſt der Augenblik dein Tod. Hinweg beym Jupiter! diß ſoll nicht wiederrufen werden.

Kent.

Lebe wohl, König! Seit dem du dich in dieſer Geſtalt zeigeſt, lebt die Freyheit anderwärts, und die Verbannung iſt hier -- Die Götter ſchüzen dich, Mädchen, die du richtig denkſt und ſehr richtig geſprochen haſt. Ihr aber, mögen eure Thaten eure vielverſprechenden Reden bewähren! Und hiemit, ihr Fürſten, ſagt Kent euch allen, lebewohl, und geht, ſeinen Lauf in einem fremden Lande zu vollenden.

(Geht ab.)

Gloſter mit den Fürſten von Frankreich und Burgund, und ihrem Gefolge, tritt auf.

Gloſter.

Hier iſt Frankreich und Burgund, mein edler Lord!

Lear.

Lear.

Mylord von Burgund, wir wenden uns zuerſt an euch, die ihr neben dieſem Könige um meine Tochter euch beworben habet. Nennet das wenigſte, was ihr zur Morgengabe mit ihr verlangt, oder ſtehet von euerm verliebten Geſuch ab.

Burgund.

Königlicher Herr! Ich fordre nicht mehr als Eure Majeſtät ſich erboten hat, und weniger werdet ihr nicht geben.

Lear.

Sehr edler Lord, als ſie uns werth war, hielten wir ſie ſo; aber nun iſt ihr Preiß gefallen. Sir, hier ſteht ſie. Wenn irgend etwas an dieſem kleinen Scheinding, oder alles zuſammen genommen, mit unſrer Ungnade beſchwert, Eu. Gnaden anſtändig iſt, ſo iſt ſie hier und iſt Euer.

Burgund.

Ich weiß keine Antwort hierauf.

Lear.

Wollt ihr ſie, mit allen dieſen Gebrechen, welche alles ſind was ſie hat, freundlos, zu unſerm Haß adoptiert, mit unſerm Fluch ausgeſteurt, und durch unſern Eyd für eine Fremde erklärt, wollt ihr ſie nehmen oder verlaſſen?

Burgund.

Vergebung, Königlicher Herr! Auf ſolche Bedingungen findet keine Wahl Plaz.

Lear.

Lear.

So verlaſſet ſie dann, Sir, dann bey der Macht, die mich erſchaffen hat, ich ſagte euch ihren ganzen Reichthum. Was euch betrift, groſſer König, ſo ſchäze ich eure Liebe höher, als daß ich euch mit derjenigen vermählen wollte, die ich haſſe. Ich bitte euch alſo, wendet eure Neigung auf einen würdigern Gegenſtand als eine Unglükſelige, welche die Natur ſelbſt beſchämt iſt, für die ihrige zu erkennen.

Frankreich.

Diß iſt ſehr ſeltſam, daß Sie, die bisher der Liebling euers Herzens, der Inhalt euers Lobes, und die Erquikung euers Alters war, in etlichen Augenbliken eine That begangen haben ſoll, die vermögend ſey, ſie einer ſo vielfältigen Gunſt zu berauben. Denn nur irgend ein unnatürliches ungeheures Verbrechen kan eine ſolche Würkung thun. Dieſes aber von Ihr zu denken, erfodert einen Glauben, zu dem ſich meine Vernunft ohne Wunderwerk nicht fähig findet.

Cordelia.

Ich bitte Euer Majeſtät, (weil mein Verbrechen iſt, daß ich dieſe glatte ſchlüpfrige Kunſt nicht beſize, etwas zu reden, was ich nicht meyne; denn was meine wahre Meynung iſt, das gebe ich früher durch Thaten als Worte zu erkennen;) bekannt zu machen, daß keine laſterhafte Tüke, Mord oder Verrätherey, noch eine unkeuſche That, oder ſonſt ein entehrender Schritt mich Eurer Gnade be-

raubt

raubt hat, ſondern bloß ein Mangel der mich reicher macht, der Mangel eines immer bettelnden Auges, und ſolch einer Zunge, dergleichen ich nicht zu haben, mich freue; obgleich ſie nicht zu haben, mir den Verluſt Eurer Zuneigung gebracht hat.

Lear.

Beſſer wär' es, du wäreſt nie gebohren worden, als daß du mir nicht beſſer gefallen haſt.

Frankreich.

Iſt es nur diß? Eine Langſamkeit des Temperaments, die manchmal nicht ausdrüken kan, was ſie im Sinne hat? Mylord von Burgund, was ſagt ihr zu der Lady? Liebe iſt nicht Liebe, wenn ſie mit Abſichten vermengt iſt, die neben dem wahren Ziel vorbey gehen. Redet, wollt ihr ſie haben? Sie ſelbſt iſt das gröſte Heurathgut.

Burgund.

Königlicher Herr! Gebet Ihr nur das Erbtheil, das Ihr willens waret, ſo nehme ich hier Cordelias Hand, und erkläre ſie zur Herzogin von Burgund.

Lear.

Nichts! -- ich habe geſchworen.

Burgund.

So bedaure ich denn, daß ihr einen Vater ſo verloſſeren habet, daß ihr auch einen Gemahl verlieren müßt.

Cordelia.

Cordelia.

Friede sey mit Burgund! weil Absichten auf Vermögen seine Liebe sind, so werde ich nicht sein Weib werden.

Frankreich.

Schönste Cordelia; desto reicher, weil du arm bist, desto wählenswürdiger, weil du vergessen, und desto geliebter, weil du verschmähet wirst. Hier bemächtige ich mich deiner und deiner Tugenden, wenn es andrer erlaubt ist zu nehmen, was andre verworffen haben. Ihr Götter! wie seltsam, daß die kälteste Gleichgültigkeit meine Liebe zu flammender Ehrfurcht anfachen soll! Deine enterbte Tochter, König, von dir verworffen, und meiner Willkuhr überlassen, ist Königin von Mir, von Frankreich, und von allem was mein ist. Alle Herzoge des wasserreichen Burgunds können dieses ungeschäzte theure Mädchen nicht von mir erkauffen. Gieb ihnen das lezte Lebewohl, Cordelia, so ungütig sie sind; du verlierst hier, anderswo etwas bessers zu finden.

Lear.

Du hast sie, Frankreich! Laß sie dein seyn, denn wir haben keine solche Tochter, noch werden wir dieses ihr Gesicht jemals wieder sehen. Gehet also, ohne unsre Gnade, unsre Liebe, und unsern Segen. Komm, edler Burgund!

(Lear und Burgund gehen ab.)

Frankreich.

Beurlaubet euch von euern Schwestern.

Cordelia.

Cordelia.

Ihr Kleinode euers Vaters, mit gebadeten Augen verläßt euch Cordelia; ich weiß wer ihr seyd, und bin als eine Schweſter gar nicht geneigt, eure Fehler mit ihrem eignen Namen zu nennen. Liebet unſern Vater in der That. Euerm Liebe-athmenden Buſen empfehle ich ihn! Und doch, ſtünde ich in ſeiner Gnade, ich wollte ihm einen beſſern Plaz anweiſen. So lebet wol!

Regan.

Ihr habt nicht nöthig, uns unſre Pflicht vorzuſchreiben.

Gonerill.

Laßt ihr eure Sorge ſeyn, euerm Gemahl zu gefallen, der euch vom Allmoſen des Glüks aufgenommen; ihr habt durch Mangel an Gehorſam den Mangel wol verdienet, auf den ihr noch ſtolz zu ſeyn ſcheint.

Cordelia.

Die Zeit wird enthüllen, was die gefaltete Liſt verbirgt. Wol mög' es gehen!

Frankreich.

Komm, meine ſchöne Cordelia.

(Frankreich und Cordelia gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Goneril.

Schweſter, es iſt nicht wenig, was ich über Dinge, die uns beyde angehen, zu ſagen habe. Ich denke, unſer Vater wird dieſe Nacht von hier abgehen.

Regan.

Das iſt gewiß, und mit Euch; den künftigen Monath zu uns.

Goneril.

Ihr ſehet, wie veränderlich ihn ſein Alter macht; die Gelegenheit die wir hatten, dieſe Beobachtung zu machen, war nicht gering. Er liebte unſre Schweſter immer vorzüglich, und aus was für einem armſeligen Grund er ſie izt weggeworffen, iſt nur allzu offenbar.

Regan.

Es iſt die Schwachheit ſeines Alters; und doch hat er ſich ſelbſt allezeit nur obenhin gekannt.

Goneril.

Das Beſte und Geſundeſte was er in ſeiner Zeit that, war übereilt; was können wir alſo anders erwarten, als nicht nur alle Fehler einer lang eingewurzelten Gewohnheit; ſondern überall dieſe unlenkſame Wunderlichkeit, die ein ſchwaches und choleriſches Alter mit ſich bringt.

Regan.

Wir werden noch manche ſolche unverſtändige Grillen von ihm erfahren, wie Kents Verbannung war.

Goneril.

Der Abſchied zwiſchen ihm und Frankreich iſt noch ein ſolches Beyſpiel. Ich bitte euch, laßt uns gemeinſchaftlich zu Werke gehen. Wenn unſer Vater das königliche Anſehen mit einer ſolchen Gemüths-Beſchaffenheit beybehält, ſo iſt ſeine lezte Abdankung vielmehr etwas beleidigendes.

Regan.

Wir wollen weiter über dieſe Sache denken.

Goneril.

Wir müſſen irgend etwas thun, und das in der erſten Hize.

(Sie gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Die Scene verändert ſich in ein Schloß des Grafen von Gloſter.

Edmund mit einem Briefe.

Du Natur, biſt meine Göttin! Deinem Geſez allein will ich dienſtbar ſeyn. Warum ſollte ich mich ſelbſt in den Cirkel der Gewohnheit bannen, warum die ungerechte Gewohnheit der Völker, mich des Rechts das du mir giebſt,

entſezen laſſen? Bloß darum, weil ich zwölf oder vierzehn Mondſcheine vor einem Bruder kam. Warum Baſtard? Warum unedel? Wenn ich eben ſo wol gemacht, von Geiſt ſo edel, von Geſtalt ſo ächt bin als die Geburt der ehrlichen Madam. Warum brandmahlen ſie uns ſo mit Namen von böſer Ahnung? Unächt, ehrlos, Baſtard? Wie? Ich unächt? Ich, (*) der in der verſtohlnen Luſt der üppigen Natur mehr Stoff und Feuer erhielt, als jener der in einem abgeſchmakten, ſchaalen, langweiligen Ehebette, beſtimmt eine ganze Zucht von Dumköpfen auszuhecken, zwiſchen Schlaf und Wachen gezeugt ward? -- Wohldann, mein ächter Edgar! Mir fehlt nichts als deine Güter. Unſers Vaters Liebe iſt zu dem Baſtard Edmund was zu dem ächten Sohn -- ein feines Wort -- ächt! Nun wohl, mein

(*) Dieſe feinen Zeilen ſind ein Beyſpiel von unſers Autors bewundernswürdiger Kunſt, ſeinen Charaktern gehörige Geſinnungen zu geben. Des Baſtards ſeiner iſt der Charakter eines vollkommen Gottesläugners; und daß er als ein Spötter über die Judicial-Aſtrologie vorgeſtellt wird, iſt nach der Abſicht des Poeten, ein Zeichen eines ſolchen. Denn zu ſeiner Zeit wurde dieſe gottloſe Taſchenſpielerey mit einer religiöſen Ehrfurcht angeſehen; und daher erkennen die beſten Charakter in dieſem Stuke die Macht des Einfluſſes der Geſtirne. Wie Charaktermäßig aber die folgenden Zeilen ſind, kan aus dem ungeheuren Wunſch des Italiäniſchen Atheiſten Vanini, in ſeinem Tractat, de admirandis Naturæ &c. welcher zu Paris 1616. in eben dem Jahr, da unſer Poet geſtorben, heraus gekommen, erſehen werden. O utinam (ſind die Worte des Vanini) extra legitimum & connubialem thorum eſſem procreatus! Ita enim progenitores mei in Venerem inordinatiſſimi ardentes, ac cumulatim alterutrique genitoria ſemina contuliſſent, è quibus ego formæ bonitatem & elegantiam, robuſtos corporis vires mentemque ingeniſſimam conſequutus fuiſſem. At quis conjugatorum ſum ſoboles, hic orbatus ſum bonis. Wäre dieſes Buch früher heraus gekommen, wer würde nicht angenommen haben, daß Shakeſpear auf dieſe Stelle anſpiele? So aber ſagte ihm die prophetiſche Kraft ſeines Genius voraus, was ein ſolcher Atheiſt wie Vanini über dieſe Materie ſagen würde.

Warburton.

mein ächter Herr, laß nur dieſen Brief und meinen Anſchlag glüken, ſo wird Baſtard Edmund der ächte ſeyn. -- Ich wachſe, ich gedeyhe! Wohlan, ihr Götter, haltet feſt auf der Parthey der Baſtarde! Ihr habt es wol Urſache. (*)

Siebender Auftritt.

Gloſter. Edmund.

Gloſter.

Kent verbannt! und Frankreich im Zorn entlaſſen! und der König bey Nacht abgereißt! Seine Gewalt abgetreten! Sein Unterhalt ſogar fremder Willkuhr überlaſſen! -- Alles geht unter über ſich -- Edmund? -- Wie ſteht's? Was Neues?

Edmund.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, nichts.

Gloſter.

Warum eilt ihr ſo eifrig, dieſen Brief einzuſtekken?

Edmund.

Ich weiß nichts neues, Mylord.

(*) Warum dieſes? Das ſagt er uns nicht; aber der Poet deutet auf die Ausſchweifungen der heidniſchen Götter, die aus allen ihren Baſtarden Helden machten. Warburton.

Gloſter.

Was für ein Papier laſet ihr da?

Edmund.

Nichts, Mylord.

Gloſter.

Wozu war es denn vonnöthen, mit einer ſo entſetzlichen Eilfertigkeit in eure Taſche damit zu fahren? Laßt es ſehen! -- Kommt, wenn es nichts iſt, ſo werde ich keine Brille dazu brauchen.

Edmund.

Ich bitte Euer Gnaden um Vergebung, es iſt ein Brief von meinem Bruder, den ich noch nicht ganz überleſen habe; und ſo viel als ich davon geleſen, finde ich ihn nicht ſo beſchaffen, daß Sie ihn ſehen dürften.

Gloſter.

Gebt mir den Brief, Sir.

Edmund.

Ich vergehe mich, wenn ich ihn zurük behalte, und wenn ich ihn gebe; der Inhalt, ſo viel ich zum theil davon verſtehe, iſt zu tadeln.

Gloſter.

Laß ſehen, laß ſehen.

Edmund.

Ich hoffe zu meines Bruders Rechtfertigung, er ſchreibe ihn nur, meine Tugend auf die Probe zu ſtellen.

Gloſter (lieſt.)

„ Dieſe durch die Geſetze eingeführte Ehrfurcht vor dem Alter macht die Welt für unſre beſten Jahre unbrauchbar, und enthält uns unſer Vermögen vor, bis wir es nimmer genieſſen können. Ich fange an, eine alberne und allzu gutherzige Sclaverey in der Unterwerffung unter bejahrte Tyranney zu finden, welche nicht herrſchet, weil ſie Gewalt hat, ſondern weil ſie geduldet wird. Wenn unſer Vater ſo lange ſchlieſe bis ich ihn wekte, ſo ſolltet ihr auf immer die Helfte ſeiner Einkünfte genieſſen, und der Liebling euers Bruders Edgar ſeyn. „ -- Hum! -- Verrätherey! -- ſchlieſſe, bis ich ihn wekte -- ſolltet ihr die Helfte ſeiner Einkünfte genieſſen -- Mein Sohn Edgar! Hat er eine Hand diß zu ſchreiben? Ein Herz und ein Gehirn, diß auszubrüten? Wenn kam euch diß zu? Wer bracht es euch?

Edmund.

Es würde mir nicht gebracht, Mylord; das iſt die Liſt davon. Ich fand es durch ein Fenſter in mein Cabinet geworffen.

Gloſter.

Kennet ihr die Hand, daß ſie euers Bruders iſt?

Edmund.

Wenn der Inhalt gut wäre, Mylord, so wollte ich schwören, es wäre die seinige; aber so wie er ist, möchte ich gerne denken, es wäre nicht so.

Gloster.

Es ist seine Hand.

Edmund.

Seine Hand ist es, Mylord, aber ich hoffe sein Herz ist nicht in dem Inhalt.

Gloster.

Hat er euch vorher niemals über diesen Punct ausgeforschet?

Edmund.

Niemals, Mylord. Doch hab ich ihn oft behaupten gehört, es wäre am schiklichsten, wenn Söhne bey reifsen Jahren, und Väter auf der Neige seyen, daß der Vater unter der Vormundschaft des Sohnes stehen, und dieser das Vermögen verwalten sollte.

Gloster.

O! Böswicht! Böswicht! Eben das ist die Meynung seines Briefes. Abscheulicher Böswicht! Unnatürlicher, entsezlicher, viehischer Böswicht! Geh', suche ihn, ich will ihn fest machen lassen. -- Schändlicher Bube! wo ist er?

Edmund.

Edmund.

Ich weiß es nicht eigentlich, Mylord. Wenn es Euer Gnaden belieben möchte, Ihren Unwillen über meinen Bruder noch zurük zu halten, bis Sie ein gewiſſeres Zeugniß von ſeinen Abſichten aus ihm heraus gebracht hätten, ſo würden Sie deſto ſicherer gehen; da hingegen, wenn Sie gewaltthätig mit ihm verfahren, und ſich's fände, daß Sie über ſeine Abſicht geirret hätten, ſo würde das Ihrer eignen Ehre eine groſſe Wunde beybringen, und das Herz ſeines Gehorſams in Stüken zerſchlagen. Ich wollte mein Leben für ihn verpfänden, daß er das nur ſchrieb, meine Liebe zu Euer Gnaden zu verſuchen, und daß er nichts böſes damit meynte.

Gloſter.

Denket ihr das?

Edmund.

Wenn Euer Gnaden es gut finden, will ich Sie an einen Ort ſtellen, wo Sie uns beyde über dieſe Sache reden hören, und durch das Zeugniß Ihrer eignen Ohren befriediget werden können; und das ohne längern Aufſchub, dieſen Abend noch.

Gloſter.

Nein! er kan nicht ein ſolches Ungeheuer ſeyn!

Edmund.

Auch iſt er es gewiß nicht!

Gloſter.

Gegen einen Vater, der ihn ſo zärtlich liebt -- Himmel und Erde! Edmund, ſuch ihn auf; mache daß ich ihn ungeſehen hören kan, veranſtalte die Sache nach deiner eignen Klugheit. Ich will den Vater ablegen, um nur nach den Geſezen der Gerechtigkeit zu handeln.

Edmund.

Ich will ihn ſogleich aufſuchen; ich will die Sache ſo einleiten, wie es die Umſtände erfodern, und euch von allem Nachricht geben.

Gloſter.

Dieſe neuerlichen Verfinſterungen der Sonne und des Monds bedeuten uns nichts Gutes. Wenn ſchon die Ordnung der allezeit weiſen Natur nicht dadurch aufgehoben wird, ſo leidet ſie doch unter den Folgen. Die Liebe erkaltet, die Freundſchaft fällt ab, Brüder trennen ſich. In Städten Aufruhr; in Provinzen Zwietracht; in Palläſten Verrätherey; und das Band zwiſchen Sohn und Vater aufgelößt. Dieſer mein Böſewicht fällt unter die Weiſſagung -- Hier iſt ein Sohn wider den Vater; der König tritt aus dem Gleiſe der Natur -- Hier iſt ein Vater wider ſein Kind. Wir haben das Beſte von unſrer Zeit ſchon geſehen. Untreue, Ränke, Verrath und alle verderbliche Unordnungen verfolgen uns bis in unſer Grab. Suche dieſen Buben auf, Edmund; es ſoll dir keinen Schaden bringen -- Thu es mit Sorgfalt -- und der edle treuherzige

zige Kent verbannt! Sein Verbrechen, Redlichkeit! das iſt wunderlich!

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Edmund kömmt zurük.

Es iſt doch eine vortreffliche Narrheit der Welt, daß wenn wir meiſtens durch eigne Schuld unglüklich ſind, wir auf Sonne, Mond und Sterne die Schuld unſrer Unfälle werfen, und uns bereden möchten, wir ſeyen Böſewichter durch fatale Nothwendigkeit, Thoren durch himmliſchen Antrieb, feige Memmen, Diebe und Spizbuben durch die Obermacht der Sphären; Säuffer, Lügner und Ehebrecher durch einen unwiderſtehlichen Einfluß der Planeten; und alles, worinn wir ſchlimm ſind, durch göttliches Verhängniß. Eine unvergleichliche Ausflucht für den H** Jäger, den Menſchen, ſeine bökiſche Neigungen auf Rechnung der Geſtirne zu ſchreiben. Mein Vater hielt mit meiner Mutter unter dem Drachenſchwanz zu, und unter dem Einfluß des groſſen Bären wurde ich gebohren; folglich kan ich nicht anders als rauh und ſchelmiſch ſeyn. Wahrhaftig, ich würde geweſen ſeyn wer ich bin, wenn gleich der allerjungfräulichſte Stern am ganzen Firmament über meine Baſtardiſation gefunkelt hätte.

Neunte

Neunte Scene.

Edgar kömmt zu ihm.

Husch! -- Er kömmt gleich der Entwiklung in der alten Comödie. (*) Meine Rolle iſt, ſpizbübiſche Melancholie mit einem Seufzer, wie Tom von Bedlam -- O! dieſe Finſterniſſe bedeuten ſolche Mißhelligkeiten! fa, ſol, la, mi, --

Edgar.

Wie ſtehts, Bruder Edmund, in was für einer tiefſinnigen Betrachtung ſeyd ihr begriffen?

Edmund.

Ich denke, Bruder, an eine Weiſſagung, die ich dieſer Tagen las, was auf dieſe Verfinſterungen folgen würde.

Edgar.

Bekümmert ihr euch um ſolche Dinge?

Edmund.

Ich verſichre euch, ſeine Weiſſagungen treffen zum Unglük nur gar zu wol ein. Wenn ſahet ihr meinen Vater das lezte mal.

Edgar.

Verwichne Nacht.

Edmund.

(*) Das iſt, er kommt recht a propos. Ein Convtiment, welches Shakeſpear, den regelmäßigen Stuken macht.

Edmund.

Sprachet ihr mit ihm?

Edgar.

Ja, zwey Stunden an einander.

Edmund.

Schiedet ihr vergnügt von einander? Fandet ihr kein Mißvergnügen bey ihm, weder in Worten noch Gebehrden?

Edgar.

Nicht das geringſte.

Edmund.

Beſinnet euch, worinn ihr ihn etwann beleidigt haben möchtet, und laſſet euch erbitten, ſeine Gegenwart zu meiden, bis die erſte Hize ſeines Unwillens ſich verlohren haben wird, welche izt ſo ſehr in ihm tobet, daß es ohne Unglük für eure Perſon ſchwerlich ablauffen könnte.

Edgar.

Irgend ein ſchändlicher Bube muß mich bey ihm verläumdet haben.

Edmund.

Das fürcht' ich eben; ich bitte euch, weichet ihn ſorgfältig aus, bis ſich ſeine Wuth in etwas gelegt hat; und wie ich ſage, kommt mit mir in mein Zimmer, wo ich machen will, daß ihr ohne bemerkt zu werden, Mylord

reden

reden hören könnet. Ich bitte euch, geht; hier iſt mein Schlüſſel; wenn ihr heraus geht, ſo gehet bewaffnet.

Edgar.

Bewaffnet, Bruder!

Edmund.

Bruder, ich rathe euch das beſte; ich will kein ehrlicher Mann ſeyn, wenn man etwas gutes gegen euch im Sinn hat. Ich habe euch geſagt, was ich geſehen und gehört habe; doch auf die gelindeſte Art; es kan nichts entſezlichers ſeyn. -- Ich bitte euch, gehet.

Edgar.

Werde ich bald wieder von euch hören?

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Edmund.

Ich diene euch in dieſem Geſchäfte. Ein leichtgläubiger Vater, und ein edler Bruder, deſſen Gemüthsart ſo entfernt iſt jemand ein Leid zu thun, daß er auch keines argwohnen kan, und deſſen alberne Ehrlichkeit die Helfte meiner Ränke unnöthig macht. Ich ſehe dieſem Geſchäft unter die Augen. Wenn mir die Geburt keine Ländereyen gab, ſo ſoll mein Wiz ſie mir verſchaffen. Mir iſt alles recht, was ſich machen läßt.

(Geht ab.)

Eilfter

Eilfter Auftritt.

Des Herzogs von Albanien Palaſt.

Goneril und Haushofmeiſter treten auf.

Goneril.

Wie? mein Vater ſchlägt meinen Hof-Junker, weil dieſer ſeinen Narren ausgeſcholten hat?

Hofmeiſter.

So iſt es, Gnädige Frau.

Goneril.

Tag und Nacht beleidigt er mich; es vergeht keine Stunde, da er nicht in dieſe oder jene grobe Uebelthat aufſprudelt, die uns alle an einander hezt; ich will es nicht länger leiden: Seine Ritter fangen an ganz ausgelaſſen zu werden, und er ſelbſt macht uns um einer jeden Kleinigkeit willen Vorwürfe. Wenn er von der Jagd zurük kömmt, will ich nicht mit ihm reden; ſagt, ich befinde mich nicht wol. Wenn ihr von euerm vorigen Dienſt-Eifer gegen ihn nachlaſſet, werdet ihr wohl thun; ich nehme die Verantwortung auf mich.

Hofmeiſter.

Er kömmt würklich, Gnädige Frau; ich hör' ihn.

Goneril.

Gonerill.

Ermüdet ſeine Geduld durch ſo viel Nachläſſigkeiten, als euch nur beliebt, ihr und eure Cameraden; ich möchte gern, daß es zur Unterſuchung käme. Wenn es ihm nicht anſteht, ſo mag er zu meiner Schweſter gehen, deren Sinn mit dem meinigen darinn übereinkömmt, ſich nicht beherrſchen laſſen zu wollen; der thörichte alte Mann, der alle dirſe Gewalt immer ausüben will, die er doch weggegeben hat. Nun, bey meinem Leben! Alte Leute werden wiederum Kinder, und müſſen wie Kinder, ausgeſcholten und nicht gelieb koſet werden, wenn man ſieht daß ſie nur unartiger davon werden.

Hofmeiſter.

Euer Gnaden haben vollkommen recht.

Gonerill.

Seinen Rittern kan man auch kältere Blike zukommen laſſen; was daraus entſtehen mag, das hat nichts zu bedeuten; weiſet die übrigen Bedienten deßhalben an; ich will ſogleich an meine Schweſter ſchreiben, damit ſie eben denſelben Weg einſchlägt -- Macht, daß das Mittag-Eſſen fertig wird.

(Sie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Scene verändert ſich in einen offnen Plaz, vor dem Palaſt.

Kent tritt auf, verkleidet.

Wenn ich eben ſowol einen andern Accent und eine langſamere Ausſprache annehmen kan, als ich meine Geſtalt verändert habe, ſo kan meine gute Abſicht vielleicht zu dem völligen Endzwek kommen, um deſſentwillen ich meine Perſon verläugne.

Man hört Hifthörner. Lear, ſeine Ritter und Bediente treten auf.

Lear.

Laßt mich nicht einen Augenblik auf das Mittag-Eſſen warten. Geht, macht es fertig: Wie nun, wer biſt du? (Zu Kent.)

Kent.

Ein Mann, Sir.

Lear.

Wofür giebſt du dich? was willt du bey uns?

Kent.

Ich gebe mich für nicht weniger, dann ich ſcheine; für einen, der demjenigen treulich dienen will, der mich in

Pflicht nimmt, der ehrliche Leute liebt, und mit vernünftigen Leuten gern umgeht; der nicht viel spricht, weil er sich vor Tadel fürchtet; der sieht, wenn er's nicht vermeiden kan, und keine Fische ißt. (*)

Lear.

Wer bist du?

Kent.

Ein recht ehrlicher gutherziger Kerl, und so arm als der König.

Lear.

Wenn du für einen Unterthanen so arm bist, als er es für einen König ist, so bist du arm genug. Was willt du?

Kent.

Dienste.

Lear.

Wem willt du dienen?

Kent.

(*) In Königin Elisabeths Zeiten wurden die Papisten mit gutem Grund für Feinde der Regierung gehalten. Daher kam die Redensart: (Er ist ein ehrlicher Mann, und ißt keine Fische,) um einen Freund der Regierung und Protestanten zu bezeichnen. Fletcher zielet hierauf in seinem Weiberfeind, wo er, da Lazarillo von der Wache vor der Courtisane Haus gefangen genommen, diese letztere sagen läßt: Meine Herren, es freut mich daß ihr ihn entdekt habt. Er sollte vor zwanzig Pfund unter meinem Dach nichts zu essen gekriegt haben; und wahrhaftig er gefiel mir gleich nicht, da er Fische verlangte. Und Marstons Niederländische Courtisane, Ich versichre, ich bin keine von den gottlosen Leuten, die am Freytag Fische essen.

Kent.

Euch.

Lear.

Kennſt du mich, Burſche?

Kent.

Nein, Sir; aber ihr habt etwas in eurer Perſon, das ich gerne meinen Herrn nennen möchte.

Lear.

Und was iſt das?

Kent.

Anſehen.

Lear.

Was für Dienſte kanſt du thun?

Kent.

Ich kan ehrliche Geheimniſſe bey mir behalten, reiten, lauffen, ein luſtiges Mährchen auf eine langweilige Art erzählen, und eine leichte Commiſſion ungeſchikt ausrichten -- Wozu ein alltäglicher Menſch nur immer tüchtig iſt; dazu bin ich der Mann; und das Beſte an mir, iſt Fleiß.

Lear.

Wie alt biſt du?

Kent.

Nicht jung genug, Sir, um ein Weibsbild, wegen ihres Singens zu lieben; und nicht alt genug, um wegen irgend einer Urſache in ſie vernarrt zu ſeyn. Ich hab acht und vierzig Jahr auf meinem Rüken.

Lear.

Folge mir, ich nehme dich in meine Dienſte; wenn du mir nach der Mahlzeit nicht ſchlechter gefällſt, ſo werden wir nimmer von einander ſcheiden. Das Mittag-Eſſen! ho! das Mittag-Eſſen! -- Wo iſt mein Schlingel? mein Narr? Geht, ruft meinen Narren her. Ihr, Ihr, Bengel! Hört ihr, wo iſt meine Tochter?

Der Haushofmeiſter kömmt.

Hofmeiſter.

Wenn es beliebt --

(Er geht wieder ab.)

Lear.

Was ſagt der Kerl da? Ruft den Lümmel zurük -- Wo iſt mein Narr? ho! Ich denke, die ganze Welt ligt im Schlaf. Was iſts? was ſagt der Maulaffe?

Ritter.

Mylord, er ſagt, eure Tochter befinde ſich nicht wohl.

Lear.

Warum kam der Sclave nicht zurük, als ich ihn rief.

Ritter.

Ritter.

Er antwortete mir rund heraus, er wolle nicht.

Lear.

Er wolle nicht?

Ritter.

Mylord, ich weiß nicht was es zu bedeuten hat; aber meines Bedünkens, wird Euer Hoheit nicht mehr mit der ehrfurchtsvollen Zuneigung begegnet, wie ehmals -- Es zeigt sich eine gewaltige Abnahme von Freundlichkeit, sowol bey allen Bedienten, als bey dem Herzog und Eurer Tochter selbst.

Lear.

Ha! sagst du das?

Ritter.

Ich bitte um Vergebung, Mylord, wenn ich mich irre; aber meine Pflicht kan nicht schweigen, wenn ich denke, Eure Hoheit werde beleidiget.

Lear.

Du erinnerst mich nur an meine eigne Beobachtungen. Ich habe seit kurzem eine höchst kaltsinnige Nachlässigkeit bemerkt, die ich aber mehr meiner eignen allzu eifersüchtigen Aufmerksamkeit, als einer Absicht Unfreundlichkeit gegen mich zu zeigen, beymaß. Ich will genauer Acht geben. Aber wo ist mein Narr? ich habe ihn diese zween Tage nicht gesehen.

Ritter.

Seyd dem meine junge Lady nach Frankreich abgegangen iſt, iſt er ganz niedergeſchlagen.

Lear.

Nichts mehr hievon; ich hab es wol bemerkt. Geht, und ſagt meiner Tochter, ich möchte mit ihr reden. Und ihr geht, und ruft mir meinen Narren her -- ha -- Sir! kommt ihr hieher, Sir? wer bin ich, Sir?

Der Haushofmeiſter kömmt.

Hofmeiſter.

Miladys Vater.

Lear.

Miladys Vater? Mylords Schurke! ihr Hurenſohn von einem Hund, ihr Sclave, ihr Kettenhund!

Hofmeiſter.

Ich bin nichts dergleichen, Mylord, ich bitte mir's aus.

Lear.

Darfſt du ſolche Blike auf mich ſchieſſen, du Galgenſchwengel?

(Er giebt ihm eine Ohrfeige.)

Hofmeiſter.

Ich will nicht geſchlagen ſeyn, Mylord.

Kent.

Kent.

Und gestürzt auch nicht, du nichtswürdiger Ballspieler, du?
(Er unterschlägt ihm ein Bein.)

Lear.

Ich danke dir, Camerad. Du dienst mir, und ich will dich lieben.

Kent.

Kommt, Sir, steht auf, fort! Ich will euch einen Unterschied machen lehren. Fort, fort! wenn ihr euern grossen Wanst noch einmal messen wollt, so versucht es noch einmal; aber fort, packt euch! Sey ihr gescheidt? So --
(Er schmeißt den Hofmeister hinaus.)

Lear.

Ich danke dir, mein gutwilliger Bursche! es ist Ernst in deinem Dienst.

Dreyzehnter Auftritt.

Der Narr kömmt zu ihnen.

Narr.

Ich will ihn auch miethen -- Hier ist meine Kappe. --
(Er giebt ihm seine Kappe.)

Lear.

Wie, mein artiger Schurke! was thust du?

Narr.

Ihr Esel, ihr thätet am besten, wenn ihr meine Kappe -- nähmet.

Kent.

Warum, Junge?

Narr.

Warum? Weil sich jemands anzunehmen, gefährlich ist; wenn du nicht lächeln kanst wie der Wind geht, so wirst du bald den Schnuppen kriegen. Hier, nimm meine Schellen-Kappe -- Wie, dieser Bursche hier hat zwo von seinen Töchtern verbannt, und der dritten einen Segen wider seinen Willen gegeben; wenn du ihm folgst, so mußt du nothwendig meine Kappe tragen. Wie gehts, Onkel? Ich wollt, ich hätte zwo Kappen und zwo Töchter.

Lear.

Warum das, Junge?

Narr.

Wenn ich ihnen alle meine Haab und Gut gebe, so will ich meine Kappe für mich selbst behalten. Hier ist meine, bettle du eine von deinen Töchtern.

Lear.

Nimm dich in Acht, Schurke! Die Peitsche --

Narr.

Die Wahrheit ist ein Hund, sie muß in den Hundsstall; muß hinausgepeitscht werden, wenn der Lady ihre Brake beym Feuer sizen und stinken darf.

Lear.

Lear.

Das iſt ein verdammter Stich!

Narr zu Kent.

Kerl, ich will dich reden lehren.

Lear.

Thu es.

Narr.

Gieb Acht, Onkel!
Hab mehr dann du zeigſt,
Sprich minder als du verſchweigſt,
Leih minder als du haſt,
Reit mehr als du gehſt,
Lern mehr als du glaubſt,
Seze minder als du wirfſt,
Laß deinen Wein und dein Menſch,
Und bleib fein zu Hauſe,
So wirſt du mehr haben als zwey
Zehner zu zwanzig.

Kent.

Das iſt nichts, Narr.

Narr.

So iſt es wie der Athem eines unbezahlten Advocaten; ihr gebet mir nichts davor; könnt ihr nichts zu nichts gebrauchen, Onkel?

Lear.

Wie? Nein, Junge; man kan nichts aus nichts machen.

Narr zu Kent.

Ich bitte dich, sag ihm, so hoch belauffen sich iust die Einkünfte von seinen Ländern; er würd' es einem Narren nicht glauben.

Lear.

Ein bittrer Narr!

Narr.

Junge, weist du den Unterschied zwischen einem bittern Narren, und einem süssen?

Lear.

Nein; sag ihn dann.

Narr.

Der Lord, der dir rieth dein Land wegzugeben, komm, laß ihn hier zu mir hersitzen, und du steh vor ihn hin; so wird man den bittern und den süssen Narren nicht lange suchen müssen; der ist persönlich hier, und der andere dort.

Lear.

Nennst du mich einen Narren, Junge?

Narr.

Alle deine andre Titel, mit denen du gebohren warst, hast du weggegeben. Kent.

Kent.

Diß iſt nicht ſo ganz und gar närriſch, Mylord.

Narr.

Nein, mein Treu! Lords und groſſe Herren wollen mir's nicht laſſen; wenn ich ein Monopolium dafür hätte, ſo würden ſie auch einen Antheil daran haben wollen; ja die Damen noch dazu, ſie würden nicht leiden wollen, daß ich alles Närriſche für mich allein hätte, ſie würden mich bemauſen. Gieb mir ein Ey, Nonkel, ſo will ich dir zwo Kronen geben.

Lear.

Was für zwo Kronen ſollen das ſeyn?

Narr.

Was? Wenn ich das Ey mitten in zwey geſchnitten, und was darinn iſt, aufgegeſſen habe, ſo geb ich dir die zwo Kronen von den Schaalen. Wie du deine Krone mitten in zwey geſpalten, und beyde Theile weggegeben haſt; da trugſt du deinen Eſel auf dem Rüken durch den Koth; du hatteſt wenig Wiz in deiner kahlen Krone, wie du deine göldne weg gabſt; wenn ich hierinn mir ſelbſt gleich rede, ſo laß den peitſchen, der es zuerſt wahr findet.

(Der Narr ſingt ein Liedchen.)

Lear.

Seit wenn ſeyt ihr ſo liederreich, Herr Bengel?

Narr.

Narr.

Schon lange vorher, eh du deine Töchter zu deinen Müttern machteſt; denn wie du ihnen die Ruthe gabſt, und deine eigne Hoſen herunter lieſſeſt, da -- (*)

(Er ſingt wieder ein Liedchen.)

Ich bitte dich, Nonkel, halt einen Schulmeiſter, der den Narren lügen lehre; ich habe eine rechte Luſt lügen zu lernen.

Lear.

Wenn du liegſt, Schurke, ſo wirſt du gepeitſcht.

Narr.

Mich wundert, von was für einer Art Geſchöpfe du und deine Töchter ſind; ſie wollen mich peitſchen laſſen, wenn ich die Wahrheit ſage; du willt mich peitſchen laſſen, wenn ich lüge; und zuweilen werd' ich gepeitſcht, weil ich gar

(*) Der Ueberſezer bekennt, daß er ſich auſſer Stand ſieht, dieß, ſo wie künftig, noch manche andre Lieder von gleicher Art zu überſezen; denn mit dem Reim verliehren ſie alles. Er hat ſie inzwiſchen hieher ſezen wollen, damit andre, wenn ſie Luſt haben, mit mehrerm Erfolg, ſich daran verſuchen können.

1.

Fools neer had leſs grace in a Yeer
for wiſe Men are grown foppiſh;
And Know not how their Wits to wear
their Manners are ſo apiſh.

2.

Then they for ſudden joy did weep
And I for ſorrow ſung,
That ſuch a King ſhould play bo-peep
And go the fools among.

gar nichts ſage; ich wollte lieber irgend etwas anders ſeyn als ein Narr; und doch wollte ich nicht Du ſeyn, Onkel! Du haſt deinen Wiz an beyden Enden abgeſchnitten, und nichts in der Mitte gelaſſen. Hier kömmt eines von den Stüken.

Vierzehnter Auftritt.

Die vorigen. Gonerill.

Lear.

Wie nun, Tochter? was will diß Stirnband hier? Ihr rumpft ſeit kurzem die Stirne ein wenig zu viel.

Narr.

Du wäreſt ein ganz hübſcher Kerl, wie du nicht nöthig hatteſt, dich um ihre Falten zu bekümmern -- Nun biſt du ein O ohne Zahl; ich bin beſſer als du izt biſt; ich bin ein Narr, und du biſt nichts. -- Doch, ja, mein Treu! ich will mein Maul halten -- (zu Gonerill) ſo beſiehlt mir euer Geſicht, ob ihr gleich nichts ſagt.

(Er ſingt wieder.)

Zu Lear.

Du biſt eine geſcheelte Bohne.

Gonerill.

Nicht allein, Sir, dieſer euer zaumloſer Narr, ſondern auch andre von euerm übermüthigen Gefolge, fangen

hier

hier ſtündlich Zank und Händel an, und brechen in ganz ausgelaſſene und unerträgliche Unordnungen aus. Ich dachte, wenn euch dieſes nur bekannt gemacht würde, unfehlbare Hülfe zu finden; aber nun muß ich allerdings aus dem was ihr erſt kürzlich geſagt und gethan habt beſorgen, daß ihr dieſe Ausſchweiffungen in euern Schuz nehmet, und ſogar ſelbſt aufmuntert; thut ihr's, ſo wird der Fehler dem Tadel nicht entgehen, noch wird es an Mitteln fehlen, Einhalt zu thun; die, obgleich zu euerm Beſten abgeſehen, doch die unangenehme Folge haben möchten, daß ihr, nicht ohne Schaam, von der Nothwendigkeit eine vorſichtigere Aufführung lernen müßtet.

Narr.

Denn ihr wißt, Nonkel, der Sperling nährte den Kukuk ſo lang, bis ſeine Jungen ihm den Kopf abbiſſen; So löſcht das Licht aus, und wir ſizen im Finſtern.

Lear.

Seyd ihr unſre Tochter?

Goneril.

Ich wünſchte, ihr möchtet einen Gebrauch von dem guten Verſtand machen, womit ihr, wie ich weiß, ſo wol verſehen ſeyd; und dieſe Diſpoſitionen von euch thun, die euch ſeit kurzem zu etwas ganz anderm machen, als ihr ordentlicher Weiſe ſeyd.

Narr.

Kan ein Eſel nicht wiſſen, wenn der Karren das Pferd zieht? Schrey, Nachtigall, ich liebe dich.

Lear.

Lear.

Kennt mich hier jemand? Diß iſt nicht Lear? Geht Lear ſo? ſpricht er ſo? wo ſind ſeine Augen? Entweder iſt ſein Hirn geſchwächt, ſein Verſtand in Todesſchlaf verſunken -- Ha! wach ich? -- Es iſt nicht ſo! wer iſt hier, der mir ſagen kan, wer ich bin? Lear's Schatten? Ich möcht' es gern erfahren; denn nach den Kennzeichen der untrüglichen Vernunft zu ſchlieſſen, ſtand ich in einem fälſchen Wahn, da ich Töchter zu haben glaubte. Euer Name, ſchönes Frauenzimmer?

Gonerill.

Dieſe Verwundrung, Sir, iſt ſehr im Geſchmak eurer übrigen neuen Grillen. Ich bitte euch, meine Abſichten recht zu verſtehen. So wie ihr alt und ehrwürdig ſeyd, ſolltet ihr auch weiſe ſeyn. Ihr haltet hier hundert Ritter und Schildknappen, ſo ausgelaſſenes, verwegenes und ſchwelgeriſches Volk, daß dieſer unſer Hof, von ihren Sitten angeſtekt, einer liederlichen Schenke gleich ſieht; Epicuriſches Weſen und Unzucht machen ihn mehr einem Weinhaus und Bordel, als einem fürſtlichen Palaſt ähnlich. Die Schaam ſelbſt ſpricht für ungeſäumte Hülfe. Laſſet euch von einer erbitten, die ſonſt das was ſie bittet nehmen wird, euer Gefolge um fünfzig zu vermindern; und die übrig bleibenden ſolche Leute ſeyn zu laſſen, die ſich für eure Jahre ſchiken, und ſich ſelbſt und euch kennen.

Lear.

Finſterniß und Teufels! Sattelt meine Pferde! Ruft meine Leute zuſammen -- Ausgearteter Baſtard! Ich will

dich

dich nicht beunruhigen. Ich habe noch eine Tochter übrig.

Gonerill.

Ihr ſchlagt meine Leute; und euer zügelloſes Geſindel will von Leuten bedient ſeyn, die beſſer als ſie ſind.

Fünfzehnter Auftritt.

Zu Ihnen, der Herzog von Albanien.

Lear.

Weh dem, den zu ſpät die Reue trift! O Sir! ſeyd ihr gekommen? Iſt es euer Wille, ſprecht, Sir? laßt meine Pferde bereit halten -- Undankbarkeit! du marmorherziger Teufel; ſcheußlicher wenn du dich in einem Kind zeigſt, als in einem Meer-Ungeheuer.

Albanien.

Ich bitte, Sir, ſeyn ſie geduldig.

Lear (zu Gonerill.)

Verdammter Habicht! Du lügſt! Mein Gefolge ſind ausgeſuchte Leute, von den ſeltenſten Gaben, die alles kennen, was die Pflicht von einem Ritter fordert, und die den Adel ihrer Namen in allen Stüken behaupten -- O ſehr kleiner Fehler! Wie häßlich ſchienſt du an Cordelia! da du, gleich einem Hebel, meine ganze Natur aus ihrer gewohnten Stellung hubſt, und alle Liebe aus meinem Herzen

zogſt,

zogst, und zu Galle machtest -- O Lear, Lear, Lear! Schlag an dieſe Thür,

(Er ſchlägt ſich an den Kopf.)

die deine Thorheit ein- und deine Vernunft ausließ -- Geht, geht, meine Leute.

Albanien.

Mylord, ich bin ſo unſchuldig, daß ich nicht einmal weiß, was euch in dieſen Unwillen geſezt hat.

Lear.

Es mag ſo ſeyn, Mylord ---- Höre mich, Natur, theure Göttin, höre einen Vater! Hemme deinen Vorſaz, wenn er war, diß Geſchöpf fruchtbar zu machen. Banne Unfruchtbarkeit in ihre Schooß, trokne die Werkzeuge der Vermehrung in ihr auf, und laß niemals aus dieſem geſchändeten Leib einen Säugling entſpringen, der ihr Ehre mache. Muß ſie aber gebähren, ſo erſchaff' ihr Kind aus Galle, und laß es leben, ſie ohne Raſt mit unnatürlicher Bosheit zu peinigen; laß es Runzeln in ihre junge Stirne graben, und mit glühenden Thränen-Canäle in ihre Wangen äzen; laß es alle ihre Mutter-Schmerzen, mit Hohngelächter, alle ihre Wohlthaten mit Verachtung erwiedern; damit ſie fühle, wie viel ſchärfer als einer Schlange Biß es iſt, ein undankbares Kind zu haben! -- Geht, geht, meine Leute!

Albanien.

Nun, ihr Götter, die wir anbeten, woher kommt diß?

Gonerill.

Bekümmert euch nicht, es zu wiſſen, ſondern laßt ſeinem Wahnwiz freyen Lauf --

Lear.

Was? Fünfzig von meinem Gefolge auf einen Streich! -- Innerhalb vierzehn Tagen! --

Albanien.

Was iſt denn die Sache, Mylord?

Lear.

Ich will dir's ſagen -- Leben und Tod! -- (zu Gonerill) ich ſchäme mich, daß du Macht haſt meine Mannheit alſo zu erſchüttern! -- O! daß dieſe heiſſen Thränen, die mit Gewalt aus meinen Augen brechen, dich ihrer würdig machen könnten -- Stürme und Wetter über dich! daß nichts dich gegen die unheilbaren Wunden des Fluchs eines Vaters ſchüze! -- Ihr alten unmännlichen Augen, weint ihr ſchon wieder? Ich will euch ausreiſſen und wegwerffen, um mit dem Waſſer das ihr verliehrt, Leim zu waſchen. Ha! iſt es dazu gekommen! So ſey es dann: Ich habe eine andre Tochter, die, wie ich gewiß bin, zärtlich und hülfreich iſt; wenn ſie diß von dir hören wird, ſie wird dein wolfiſches Geſicht mit ihren Nägeln zerkrazen; du ſollt finden, daß ich die Geſtalt wieder annehmen werde, die ich, deiner Einbildung nach, auf ewig abgelegt habe.

(Lear und Gefolge gehen ab.)

Sechs-

Sechszehnter Auftritt.

Gonerill.

Hörtet ihr das?

Albanien.

Die groſſe Liebe die ich zu euch trage, kan mich nicht ſo partheyiſch machen, Gonerill --

Gonerill.

Ich bitte euch, ſeyd ruhig -- Wie? Oswald; ho! Ihr, Sir, mehr Spizbube als Narr, folgt euerm Herrn.

Narr.

Nonkel Lear, Nonkel Lear! warte, nimm den Narren mit dir. Ein Fuchs, wenn jemand einen gefangen hat, und eine ſolche Tochter ſollten beyde erdroſſelt werden, wenn ich für meine Kappe einen Strik kauffen könnte; und hiemit zieht der Narr ab.

(Geht ab.)

Gonerill.

Dieſer Mann hat gute Anſchläge! -- Hundert Ritter? das wäre politiſch, und ſicher, ihn hundert Ritter halten zu laſſen -- Wahrhaftig! damit er wegen eines jeden Traums, einer jeden Grille, jeder kleinen Beſchwerung oder Unzufriedenheit wegen, ſeinen Aberwiz durch ihre Macht ſchüzen, und unſer Leben in ſeiner Willkühr haben könnte -- Oswald, ſag ich!

Albanien.

Eure Furcht kan zu weit gehen --

Gonerill.

Es iſt ſicherer, als zuviel trauen. Laßt mich immer die Kränkungen die ich befürchte, aus dem Wege räumen, anſtatt immer zu fürchten, daß ich gekränkt werde. Ich kenne ſein Herz; ich habe meiner Schweſter geſchrieben, was für Reden er ausgeſtoſſen hat; wenn ſie ihn mit ſeinen hundert Rittern unterhalten wird, nachdem ich ihr die Unſchiklichkeit davon gezeigt haben werde. --

Der Haushofmeiſter kömmt.

Wie ſteht es, Oswald? Habt ihr den Brief an meine Schweſter geſchrieben?

Hofmeiſter.

Ja, Gnädige Frau.

Gonerill.

Nehmet einige Leute mit euch, und ohne Verzug zu Pferde; berichtet ſie umſtändlich von allen meinen Beſorgniſſen, und füget ſolche Gründe von euern eignen bey, die zu derſelben Beſtätigung dienen können. Eilet, und beſchleuniget eure Rükkunft.

(Der Hofmeiſter gebt ab.)

Nein, nein, Mylord, ob ich gleich dieſe milchigte Gelindigkeit eurer Gemüthsart nicht ſchelten will, ſo werdet ihr doch, mit Erlaubniß, mehr wegen Mangel an

Klugheit

Klugheit getadelt, als wegen dieſer harmloſen Mildigkeit geprieſen.

Albanien.

Wie weit eure Augen ins Verborgne dringen mögen, kan ich nicht ſagen; aber die Beſtrebung nach etwas beſſerm, beraubt uns oft deſſen was gut war.

Gonerill.

Nun dann --

Albanien.

Wohl, wohl, der Ausgang --

(Sie gehen ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Ein Vorhof an des Herzogs von Albaniens Palaſt.

Lear, Kent, Ritter und Narr treten wieder auf.

Lear.

Geht ihr voraus zu Gloſter mit dieſen Briefen. Sagt meiner Tochter von allem was ihr wißt, nichts weiter, als was ſie euch aus dem Briefe fragen wird; wenn ihr nicht ſehr eilfertig ſeyn werdet, ſo werde ich vor euch dort ſeyn.

Kent.

Ich will nicht ſchlafen, Mylord, bis ich eure Briefe abgegeben habe.

(Geht ab.)

Narr.

Wenn jemands Hirn in ſeinen Fußſolen wäre, wäre es nicht in Gefahr, Schwülen zu kriegen?

Lear.

Freylich, Junge.

Narr.

So bitt' ich dich, ſey nur gutes Muths, dein Witz wird die Schuhe nie zu Pantoffeln machen müſſen.

Lear.

Ha, ha, ha!

Narr.

Wirſt ſehen, deine andre Tochter wird freundlich gegen dich ſeyn; denn, wenn ſie ſchon dieſer hier ſo ähnlich iſt als ein Holzapfel einem Apfel, ſo weiß ich doch wol, was ich weiß --

Lear.

Was weiſt du denn, Junge?

Narr.

Sie wird dieſer hier ſo ähnlich ſchmecken als ein Holzapfel einem Holzapfel. Kanſt du ſagen, warum einer ſeine Naſe mitten im Geſichte ſtehen hat?

Lear.

Nein.

Narr.

Narr.

Warum? Damit er auf jeder Seite ſeiner Naſe ein Auge habe, um das was er nicht riechen kan, zu ſehen.

Lear (vor ſich.

Ich that ihr Unrecht --

Narr.

Kanſt du ſagen, wie eine Auſter ihre Schaale macht?

Lear.

Nein.

Narr.

Ich auch nicht; aber ich kan ſagen, warum eine Schnecke ihr Haus trägt.

Lear.

Warum?

Narr.

Warum? ihren Kopf darein zu ziehen, und nicht es an ihre Töchter zu verſchenken, und ihre Hörner ohne Futteral zu laſſen.

Lear.

Ich will meine Natur vergeſſen -- ein ſo gütiger Vater! Sind meine Pferde fertig?

Narr.

Deine Eſel ſind gegangen, darnach zu ſehen; die Urſache, warum das Sieben-Geſtirn nicht mehr als ſieben Sterne hat, iſt eine artige Urſache.

Lear.

Weil es nicht acht ſind.

Narr.

Das iſt es, in der That -- du würdeſt einen feinen Narren abgeben.

Lear.

Es mit Gewalt wieder zu nehmen! -- Ungeheuer von Undankbarkeit!

Narr.

Onkel, wenn ihr mein Narr wäret, ſo würd' ich dich geprügelt haben, weil du vor der Zeit alt worden biſt.

Lear.

Wie ſo?

Narr.

Du hätteſt nicht alt werden ſollen, bis du klug geweſen wäreſt.

Lear.

O! laß mich nicht wahnwizig werden, nicht wahnwizig, gütiger Himmel! Erhalte mich gelaſſen, ich möchte nicht wahnwizig ſeyn.

Ein Ritter kömmt.

Sind die Pferde fertig?

Ritter.

Ja, Mylord.

Lear.

Komm, Junge.

(Sie gehen ab.)

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Schloß des Grafen von Gloſter.

Edmund und Curan treten von verſchiedenen Seiten auf.

Edmund.

Glük zu, Curan!

Curan.

Und auch, Sir. Ich bin bey euerm Vater geweſen, und habe ihm angeſagt, daß der Herzog von Cornwall und Regan ſeine Gemahlin, heute bey ihm übernachten werden.

Edmund.

Wie kömmt das?

Curan.

Das weiß ich nicht; ihr habt ohne Zweifel gehört was Neues vorgeht -- ich meyne Neuigkeiten, die ins Ohr geflüſtert werden; denn es ſind noch Heimlichkeiten.

Edmund.

Ich weiß nichts; ich bitte euch, was iſt es?

Curan.

Habt ihr nichts von einem vermuthlichen Krieg zwiſchen den Herzogen von Cornwall und Albanien gehört?

Edmund.

Nicht ein Wort.

Curan.

So könnt ihr euch beyzeiten anſchiken. Lebet wohl, Sir.

(Gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Edmund.

Der Herzog auf die Nacht hier! deſto beſſer! ja das Beſte! Das webt ſich ſelbſt mit Gewalt in mein Geſchäfte ein. Mein Vater hat Wachen ausgeſtellt, ſich meines Bruders zu bemächtigen; und ich habe nur noch eine Kleinigkeit zu verrichten -- Kürze und Glük! -- Bruder, ein Wort, kommt herunter; Bruder, ſag ich --

Edgar kömmt.

Mein Vater wacht -- O Sir, flieht dieſen Ort. Es iſt verrathen worden, wo ihr verborgen ſeyd; ihr habt izt den Vortheil der Nacht -- Habt ihr nichts wider den Herzog von Cornwall geſprochen? Er kömmt noch dieſe Nacht hieher, in gröſter Eile, und Regan mit ihm; habt ihr nichts zum Beſten ſeiner Parthey wider den Herzog von Albanien geſprochen? Beſinnet euch!

Edgar.

Edgar.

Ich kan euch verſichern, kein Wort.

Edmund.

Ich höre meinen Vater kommen. Verzeihet mir -- aus Verſtellung muß ich meinen Degen gegen euch ziehen. -- Ziehet, ſtellet euch als ob ihr euch vertheidiget -- Nun iſt es genug, weichet -- kommt meinem Vater zuvor -- (laut) Licht, he! holla! (leiſe) Flieht, Bruder -- (laut) Fakeln! (leiſe) lebet wohl!

(Edgar flieht.)

Ein wenig Blut würde die Meynung erweken, daß ich einen härtern Stand gehabt hätte, (er verwundet ſich am Arm.) Ich habe Trunkenbolde geſehen, die nur zum Scherz mehr gethan haben als diß; (laut) Vater, Vater! Haltet ihn! Halter ihn! Will mir niemand helfen?

Dritter Auftritt.

Gloſter und Bediente mit Fakeln.

Gloſter.

Nun, Edmund, wo iſt der Böſewicht?

Edmund.

Hier ſtund er im Finſtern, ſein bloſſes Schwerdt in der Hand, und murmelte verfluchte Zauberwörter um den Mond zu beſchwören, ſeinem Vorhaben günſtig zu ſeyn --

Gloſter.

Gloſter.

Aber wo iſt er dann?

Edmund.

Sehen Sie, Mylord, ich blute.

Gloſter.

Wo iſt der Böſewicht, Edmund?

Edmund.

Dahinaus floh' er, Mylord, wie er ſahe daß es unmöglich war --

Gloſter.

Verfolgt ihn, fort, ſezt ihm nach! -- daß es unmöglich war -- Was?

Edmund.

Mich zu bereden, Euer Gnaden zu ermorden; ſondern ich ihm entgegen hielt, daß die rächenden Götter alle ihre Donnerkeile auf Vatermörder ſchieſſen, und mit wie vielen und groſſen Pflichten ein Sohn ſeinem Vater verbunden ſey -- Kurz, Mylord, da er ſah' wie ſehr ich ſeinem unnatürlichen Vorhaben entgegenſtund, fiel er mich in gröſter Wuth an, da ich mich nichts weniger verſah', und verwundete mich am Arm; wie er aber merkte, daß meine billig aufgebrachte Lebensgeiſter, kühn auf die Gerechtigkeit meiner Sache, ſich ſeinem Angriff entgegenſezten, oder vielleicht weil ihn der Lerm den ich machte, erſchreckte, floh' er plözlich davon.

Gloſter.

Gloſter.

Laßt ihn fliehen: In dieſem Land kan er nicht bleiben, ohne gefangen zu werden, und nicht gefangen werden, ohne ſeinen Lohn zu bekommen. Der Herzog, mein Herr, mein würdiger Gebieter und Gönner, kommt dieſe Nacht; unter ſeinem Namen, will ich ausruffen laſſen, daß derjenige, der ihn findet, und den meuchelmördriſchen Buben zu ſeiner Straffe einliefert, unſern Dank, und wer ihn verbirgt, den Tod zum Lohn haben ſoll.

Edmund.

Als ich ihn von ſeinem Vorhaben abmahnte, und ihn ſo entſchloſſen fand, es zu vollbringen, drohte ich ihm zulezt mit heftigen Ausdrüken ihn zu verrathen -- Du unverſtändiger Baſtard, antwortete er mir, meynſt du wenn ich gegen dir ſtünde, irgend eine Meynung, die man von deiner Treue, Tugend oder Rechtſchaffenheit gefaßt haben kan, würde deinen Worten Glauben verſchaffen, wenn ich läugne, wie ich thun werde, und wenn du auch meine eigne Handſchrift aufweiſen würdeſt! Ich wollte machen, daß alles deinem Antrieb, deinen geheimen Abſichten und verdammten Ränken beygemeſſen würde; und du müßteſt einen Dummkopf aus der Welt machen, wenn ſie nicht denken ſollte, die Vortheile die du von meinem Tode hätteſt, ſeyen ſtark genug dich anzuſpornen, ihn zu ſuchen.

Gloſter.

O! unerhörter verhärteter Böſewicht! -- Er wollte ſeinen Brief abläugnen? -- Nein, ich hab ihn nicht gezeugt.

zeugt -- Höre, des Herzogs Trompeten! Ich weiß nicht warum er kömmt -- Alle Häven will ich sperren -- Der Laſterbube ſoll nicht entrinnen -- Das muß mir der Herzog bewilligen; auch will ich ſein Bildniß allenthalben umherſchiken, damit das ganze Königreich die nöthige Kenntniß von ihm habe; und von allen meinen Ländereyen, will ich dich, mein getreuer und natürlicher Sohn, erbfähig zu machen wiſſen.

Vierter Auftritt.

Cornwall, Regan und Gefolge.

Cornwall.

Wie geht's, mein edler Freund? Seit ich hier angelangt bin, welches doch nur eben izt iſt, hab ich ſeltſame Neuigkeiten gehört.

Regan.

Wenn ſie wahr ſind, ſo fällt alle Rache zu kurz, die den Uebelthäter verfolgen kan; wie befindet ihr euch, Molord?

Gloſter.

O, Madam, mein altes Herz iſt gebrochen, in Stüken zerſchlagen!

Regan.

Wie? Meines Vaters Taufpathe; (*) der, dem mein Vater den Namen gab, euer Edgar?

Gl

(*) Hier vergißt der Poet mit einer ihm ſehr gewöhnlichen Diſtraction, daß ſeine Perſonen Heiden ſind.

Gloſter.

O Lady, Lady, die Schaam möchte es verbergen können!

Regan.

War er etwann ein Geſpiel von den lüderlichen Rittern, die meinen Vater bedienen?

Gloſter.

Ich weiß es nicht, Gnädige Frau; es iſt zu arg, zu arg!

Edmund.

Ja, Gnädige Frau, er war von dieſer Cameradſchaft.

Regan.

Kein Wunder alſo, wenn er ſo ſchlimme Dinge vornahm; ſie ſind es, die ihn zur Ermordung des alten Mannes aufgemuntert haben, um ſeine Einkünfte mit ihm verpraſſen zu können. Ich habe eben dieſen Abend von meiner Schweſter genaue Nachrichten von ihnen erhalten, und mit ſolchen Umſtänden, daß wenn ſie kommen, ſich in meinem Haus aufzuhalten, ich nicht daheim ſeyn werde.

Cornwall.

Noch ich, das verſichre ich dich, Regan. Ich höre, Edmund, daß ihr euerm Vater eine groſſe Probe von kindlicher Liebe gegeben habt.

Edmund.

Es war meine Pflicht, Mylord.

Gloſter.

Er entdeckte ſeine boshaften Anſchläge, und bekam dieſen Stoß von ihm, wie ihr ſehet, da er ſich bemühete ihn abzuhalten.

Cornwall.

Wird er verfolgt?

Gloſter.

Ja, mein gütiger Lord.

Cornwall.

Wenn er ertappt wird, ſo ſoll jedermann ſeinetwegen auſſer Furcht geſezt werden: Bedient euch hierinn aller meiner Gewalt nach euerm eignen Gefallen. Was euch betrift, Edmund, deſſen Tugend und kindliche Treue ſich in dieſer Probe ſelbſt empfiehlt, Ihr ſollt der Unſrige ſeyn; Gemüther von ſo vollkommner Zuverläſſigkeit haben wir am meiſten nöthig; wir bemächtigen uns hiemit Eurer Dienſte.

Edmund.

Aufs wenigſte, werde ich Euer Gnaden getreulich dienen.

Gloſter.

Ich danke Euer Gnaden.

Cornwall.

Ihr wiſt nicht, warum wir euch dieſen Beſuch machen --

Regan.

Regan.

Bey ſo ungewohnter Zeit, und in der finſterſten Nacht; -- Umſtände, edler Gloſter, von einigem Gewicht, worinn wir euers Raths bedürfen, veranlaſen uns. Unſer Vater, unſre Schweſter, haben beyde über Zwiſtigkeiten geſchrieben, die ich am füglichſten aus euerm Hauſe beantworten zu können glaubte; die verſchiedenen Boten erwarten von hier, abgefertiget zu werden. Ihr, unſer guter alter Freund, helfet zu unſrer Beruhigung, und ertheilet euern nöthigen Rath zu unſern Angelegenheiten, welche augenblikliche Beſorgung erfodern.

Gloſter.

Ich bin zu Dero Dienſten, Madame; Euer Gnaden ſind höchlich willkommen.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Kent und der Haushofmeiſter der Lady Gonerill, treten von verſchiedenen Seiten auf.

Hofmeiſter.

Einen guten Abend, Freund; biſt du hier vom Hauſe?

Kent.

Ja.

Hofmeiſter.

Wo können wir unſre Pferde abſtellen?

Kent.

Im Koth.

Hofmeiſter.

Sey ſo gut und ſag mir's, wenn du mich liebſt.

Kent.

Ich liebe dich nicht.

Hofmeiſter.

So frag ich auch nichts nach dir.

Kent.

Wenn ich dich kreuzweiſe gebunden in Lipsbury hätte, ich wollte dich lehren nach mir zu fragen.

Hofmeiſter.

Warum begegneſt du mir ſo, der ich dich nicht einmal kenne.

Kent.

Ich kenne dich, Burſche.

Hofmeiſter.

Wofür kennſt du mich dann?

Kent.

Für einen Schlingel, einen Schurken, Tellerlecker, einen niederträchtigen, hochmüthigen, holen, bettlermäſſigen, drey-rokichten, ſchmuzigen, lumpichten Schurken, einen weißleberichten, maußköpfigen Schurken, einen Huren-Sohn von einem glas-augichten, überdienſtfertigen, abgeſeimten Galgenſchwengel; einen, der eine Kupplerin ſeyn würde, um jemanden einen Dienſt zu thun, und der nichts anders iſt als eine Compoſition von einem Schurken, einem Bettler, einer Memme und einem Hurenwirth, und der Sohn und Erbe einer Baſtard-Hündin; einen den ich prügeln will, bis du wie ein kleiner Junge weinſt, wofern du nur eine einzige Sylbe von dieſem deinem Titel läugneſt.

Hofmeiſter.

Wie? was für ein ungeheurer Kerl biſt du, einen Menſchen ſo zu ſchimpfen, den du nicht kennſt, und der dich nicht kennt?

Kent.

Und was für ein ausgeſchämter Raker biſt du, zu läugnen, daß du mich kennſt? Iſt es ſchon zwey Tage, ſeitdem ich dir ein Bein unterſchlug, und dich vor dem König prügelte? Zieht vom Leder, ihr Schurke; wenn es ſchon Nacht iſt, ſo ſcheint doch der Mond; ich will machen, daß er durch euch hindurch ſcheinen ſoll; ihr Hurenſohn von einem rakermäſſigen Bartkrazer, zieht.

Hofmeiſter.

Fort, ich habe nichts mit dir zu thun.

Kent.

Zieht, ihr Halunke! Ihr kommt mit Briefen wider den König, und nehmt des Püppchens Vanitas Parthey wider die Majeſtät ihres Vaters; zieht, ihr Lumpenhund, oder ich will eure Beine dermaſſen röſten -- zieht, ſage ich, pacht, Schurke --

Hofmeiſter.

Hülfe! ho! Mörder! Mörder! Hülfe!

Kent.

Wehr dich, du Sclave! Steh, Galgenſchwengel, ſteh, du mausköpfichter Sclave, wehre dich.

(Er prügelt ihn.)

Hofmeiſter.

Hülfe, ho! Mörder! Mörder! --

Sechster Auftritt.

Edmund, Cornwall, Regan, Gloſter und Bediente.

Edmund.

Was giebts hier? Was habt ihr mit einander? -- Hinweg --

Kent.

Kent.

Mit euch, Herr Bube, wenn es euch beliebt; kommt, ich will euch trillen; hieher, junger Herr!

Gloſter.

Waffen? Schwerdter? Was ſind das für Händel hier?

Cornwall.

Haltet Frieden, ſo lieb euch euer Leben iſt; der iſt des Todes, der noch einmal ſchlägt; was iſt die Sache?

Regan.

Es ſind die Abgeſchikten von unſrer Schweſter, und vom König.

Cornwall.

Was iſt euer Zwiſt? redet.

Hofmeiſter.

Ich kan kaum Athem holen, Mylord.

Kent.

Kein Wunder, da ihr eure Dapferkeit ſo angeſpornt habt; ihr haſenfüſſiger Schurke! Die Natur ſagt ſich von allem Antheil an dir los; ein Schneider machte dich.

Cornwall.

Du biſt ein ſeltſamer Burſche -- ein Schneider einen Menſchen machen!

Kent.

Ich, Mylord, ein Schneider, ein Steinmez, oder ein Mahler, könnten ihn nicht so schlecht gemacht haben, wenn er auch nur zwo Stunden in der Arbeit gewesen wäre.

Cornwall.

Aber sagt, worüber euer Zank entstanden?

Hofmeister.

Der alte Jauner, Mylord, dessen Leben ich aus Achtung für seinen grauen Bart gesparet habe, --

Kent.

Du Hurensohn von einem Zet; du unnöthiger Buchstabe! Mylord, wenn ihr mir Erlaubniß geben wollt, so will ich diesen ungereiterten Galgenschwengel in einem Mörsel stossen, und die Mauer eines Secrets mit ihm anstreichen. Meinen grauen Bart sparen -- du Bachstelze!

Cornwall.

Halt ein, Flegel! du viehischer Schurke -- kennst du keine Ehrfurcht?

Kent.

Ja, Sir, aber Zorn hat ein Privilegium.

Cornwall.

Warum bist du zornig?

Kent.

Kent.

Daß ſolch ein Sclave wie dieſer, ein Schwerdt tragen ſoll, der keinen ehrlichen Blutstropfen im Leib hat; ſolche lächelnde Schurken wie dieſer, beiſſen oft, gleich den Razen, die heiligen Knoten entzwey, die zu verflochten ſind um aufgelößt zu werden; ſchmeicheln jeder Leidenſchaft die ihre Herren dahinreißt, ſchütten Oel in die Flamme, und Eis in ihren Kaltſinn; verneinen, bejahen, und drehen ihren Eisvogels-Schnabel nach jedem veränderlichen Lüftchen ihrer Gebieter; als Leute, die gleich den Hunden nichts wiſſen, als andern nachzulauffen. Daß die Peſt ein ſolch epileptiſches Geſicht! -- Ihr lächelt zu meinen Reden als ob ich ein Narr ſey! Ihr Gänſe, hätte ich euch auf der Ebne von Salisbury, ich wollte euch ſchnatternd bis heim nach Camelot (*) treiben.

Cornwall.

Biſt du aberwizig, alter Burſche?

Gloſter.

Wie kamet ihr aus? Sagt uns das.

Kent.

Es iſt keine ſolche Antipathie in der Natur, als die meinige gegen einen ſolchen Schlingel.

(*) Diß war der Ort, wo, nach den Romanzen, König Arthur ſein Hoflager im Weſten hatte; und es ſcheint alſo dieſes eine Anſpielung auf irgend eine ſprüchwörtliche Redensart in den alten Ritterbüchern zu ſeyn.

Cornwall.

Warum nennſt du ihn einen Schlingel? was iſt ſein' Vergehen?

Kent.

Ich kan ſeine Figur nicht leiden.

Cornwall.

Vielleicht die meinige, oder dieſer oder deſſen hier nicht beſſer.

Kent.

Herr, meine Art iſt aufrichtig zu ſeyn: Ich habe zu meiner Zeit beſſere Geſichter geſehen, als auf irgend einer Schulter ſtehen, die ich dieſen Augenblik vor mir habe.

Cornwall.

Diß iſt einer von den Burſchen, die, wenn ſie etwann einmal wegen einer Brüslerie gelobt worden, eine verdrießliche Grobheit affectieren, und ſich von allen Geſezen des eingeführten Wohlſtands los machen -- Er kan nicht ſchmeicheln, er -- ein ehrlicher Mann muß aufrichtig ſeyn, er muß die Wahrheit reden; wollen ſie ſich's gefallen laſſen, gut; wo nicht, ſo iſt er aufrichtig. „ Dieſe Art von Spizbuben kenn ich, die unter dieſer Aufrichtigkeit oft mehr Argliſt und ſchlimmere Abſichten verbergen, als zwanzig ſolcher ſeidenen untertäuchenden Hofſchranzen, die ſo ſubtil in Ausdehnung ihrer Pflichten ſind.

Kent.

Kent.

Mylord, in vollem Ernſt, und nach der lauterſten Wahrheit, unter der Nachſicht eures groſſen Aſpects, deſſen Einfluß, gleich der Crone von ſtralendem Feuer auf der wallenden Stirne des Phöbus --

Cornwall.

Was willt du mit dieſem Galimathias?

Kent.

Eine Sprache fahren laſſen, die ihr ſo übel empfehlet: Ich weiß, Mylord, daß ich kein Schmeichler bin; der, der euch in einer ganz platten Sprache betrogen hat, iſt ein platter Spizbube, welches ich nicht ſeyn will, wenn ich mir gleich dadurch euern Unwillen zuziehen ſollte.

Cornwall (zum Hofmeiſter.)

Was habt ihr ihm denn zu Leide gethan?

Hofmeiſter.

Nicht das mindeſte, Mylord. Es gefiel dem König ſeinem Herrn, unlängſt mich wegen eines Mißverſtands zu ſchlagen; ſogleich nahm er ſich der Sache an, um dem Unwillen ſeines Herrn zu ſchmeicheln, unterſchlug mir ein Bein, verſpottete und beſchimpfte mich, da ich zu Boden lag, und wurde von dem König gelobt, daß er einen Mann anfiel, der aus Reſpect ſich nicht zu wehren begehrte; und von dieſer dapfern That aufgemuntert, zog er hier wieder gegen mich.

Kent.

Es iſt keiner von dieſen Schlingeln und Memmen, der nicht den Ajax zu ſeinem Muſter mache.

Cornwall.

Schafft Fuß-Stöke herbey. Du ſtarrköpfiger alter Schurke, du ehrwürdiger Großſprecher, wir wollen dich lehren --

Kent.

Herr, ich bin zu alt zum lernen; fodert eure Fuß-Stöke nicht für mich; ich diene dem König; ihr würdet wenig Ehrerbietung und eine zu verwegne Bosheit gegen die höchſte Perſon meines Herrn verrathen, wenn ihr ſeinen Abgeordneten in den Stok legen würdet.

Cornwall.

Fuß-Stöke herbey! So wahr ich Leben und Ehre habe, er ſoll darinn ſizen bis Mittag.

Regan.

Bis Mittag! Bis Nacht, Mylord, und alle übrige Nächte dazu.

Kent.

Wie, Madame, wenn ich euers Vaters Hund wäre, ihr könntet mir nicht ſo begegnen?

Regan.

Sir, weil ihr meines Vaters Spizbube ſeyd, ſo will ich.

Cornwall.

Cornwall.

Das iſt ein Burſche von eben der Gattung, wovon unſre Schweſter ſpricht. Kommt, bringt die Fuß-Stöke.

Gloſter.

Euer Gnaden laſſen ſich erbitten, es nicht zu thun. Sein Vergehen iſt groß, und der gute König, ſein Herr, wird ihn deßwegen beſtraffen; die Straffe, die ihr vorhabet, iſt von einer Art, daß nur die ſchlechteſte und niedrigſte Art von Elenden, wegen Mauſereyen und dergleichen pöbelhaften Unfugen, damit beſtraft werden. Der König muß es übel nehmen, daß er in ſeinem Abgeſchikten ſo ſchlecht geachtet würde --

Cornwall.

Ich will das verantworten.

Regan.

Meine Schweſter kan es noch weit übler nehmen, daß ihr Edelmann wegen Ausrichtung ihrer Befehle ſo mißhandelt werden ſoll -- Legt ſeine Beine hinein.

(Kent wird in den Stok gelegt.)

Kommt, Mylord, wir wollen gehen.

(Regan und Cornwall gehen ab.)

Siebender Auftritt.

Gloſter.

Ich bin deinetwegen bekümmert, guter Freund; aber es iſt des Herzogs Wille ſo, der, wie alle Welt weiß, ſich keinen Einhalt thun läßt. Ich will für dich bitten.

Kent.

Kent.

Ich bitte euch, thut es nicht, Sir. Ich habe lange gewacht und gewandert; einen Theil der Zeit kan ich ausschlaffen, und den übrigen will ich verpfeiffen. Eines ehrlichen Manns Glük kan endlich müde Füsse kriegen. Ich wünsche euch einen guten Morgen.

Gloster.

Der Herzog ist hierinn zu tadeln; es wird übel aufgenommen werden.

(Geht ab.)

Kent.

Du guter König must izt das alte Sprüchwort erfahren: Du kommst aus des Himmels Segen in die warme Sonne. Komm näher, du Signal-Feuer für diese Unterwelt, damit ich bey deinen hülfreichen Stralen diesen Brief durchlesen könne: (indem er den Mond ansieht) Niemand sieht mehr Wunder als der Elende -- Ich kenne ihn, er ist von Cordelia, die höchstglüklicher Weise von meinem verdunkelten Lauf benachrichtiget worden. Ich werde in diesem ungebührlichen Zustand Zeit finden, darauf zu denken, wie unser Verlust ersezt werden könne; ihr müden und ausgewachten Augen, bedient euch des Vortheils, diese schändliche Wohnung nicht zu sehen. Gute Nacht, Glük; lächle noch einmal, dann dreh' dein Rad.

(Er entschläft.)

(Die Scene verwandelt ſich in einen Wald.)

Edgar tritt auf.

Edgar.

Ich habe mich ſelbſt ausruffen gehört, und bin, Dank ſey einer glüklichen Höle zu einem Baum, der Jagd entgangen. Kein Seehaven iſt frey, kein Ort, wo nicht Wachen und ungewöhnliche Aufmerkſamkeit auf meine Ertappung warten. Da ich nicht entrinnen kan, will ich mir auf eine andre Art helfen, und bin entſchloſſen, die niedrigſte und armſeligſte Geſtalt anzunehmen, die nur immer die Dürftigkeit erſinnen kan, den verachteten Menſchen näher zum Vieh herab zu ſezen. Mein Geſicht will ich mit Schmuz entſtellen, meine Lenden mit Binden umwikeln, mein Haar in Knoten ſchlingen, und mit dargebotner Nakkheit, den Winden und den Verfolgungen des Wetters Troz bieten. Die Dörfer zeigen mir ein Muſter an den Tollhaus-Bettlern, die mit heulenden Stimmen, in ihre gefühlloſe, abgeſtorbene, nakte Arme, Nädeln, hölzerne Pfriemen, Nägel- und Roſmarin-Zweige ſchlagen, und in dieſem entſezlichen Aufzug, vor kleinen Pacht-Höfen, armen Bauerhütten, Schaaf-Hürden und Mühlen, bald durch mondſüchtige Flüche, bald durch Gebete, der Mildthätigkeit der Leute Gewalt anthun. Armer Turlupin (*)! Armer Tom! Das iſt izt etwas -- als Edgar bin ich nichts. Neunter

(*) Im vierzehnten Jahrhundert entſtund eine Art von Zigäunern, Turlupins genannt, eine Verbrüderung von nakenden Bettlern, die in Europa auf- und ab liefen; denn ungeachtet hat die Römiſche Kirche

im

Neunter Auftritt.

Die Scene verwandelt ſich wieder in des Grafen von Gloſter Schloß.

Lear, Narr, und ein Ritter.

Lear.

Das iſt wunderlich, daß ſie von Hauſe abreiſen, ohne mir meinen Boten zurük zu ſchiken.

Ritter.

So viel ich erfahren habe, war die Nacht vorher noch kein Gedanke an dieſe Entfernung.

Kent.

Heil dir, mein edler Meiſter!

Lear.

Ha! machſt du deine Schmach zu deinem Zeitvertreib?

Gloſter.

Nein, Mylord.

Narr.

ſie mit dem Ketzer-Namen beehrt, und wirklich einige von ihnen zu Paris verbrannt. Was ſie aber für eine Art von Religioniſten geweſen, ſehen wir aus Genebrards Nachricht von ihnen, Turelupini Cynicorum ſectam ſuſcitantes, de nuditate pudendorum & publico coitu. Nu der That nichts anders, als eine Art Tollhaus-Narren.

Warburton.

Narr.

Ha, ha! er trägt verzweifelte Kniebänder; Pferde werden am Kopf gebunden, Hunde und Bären am Hals, Affen um die Lenden, und Menschen an den Beinen; wenn ein Mann gar zu luſtig auf den Beinen iſt, ſo trägt er hölzerne Unterſtöke.

Lear.

Wer iſt der, der deinen Plaz ſo ſehr mißkennt, dich hieher zu ſezen?

Kent.

Es iſt Er und Sie, euer Sohn und eure Tochter.

Lear.

Nein.

Kent.

Ja.

Lear.

Nein, ſag ich.

Kent.

Ich ſage, Ja.

Lear.

Beym Jupiter, ſchwör ich, Nein!

Kent.

Bey Juno, ſchwör ich, Ja.

Lear.

Das hätten sie sich nicht unterstanden; sie konnten, sie wollten es nicht thun; das ist ärger als Mord, die Ehrerbietung gegen mich so gewaltthätig zu verlezen. Sage mir, so schnell als möglich, wodurch du eine solche Begegnung verdienen, oder was sie dazu bringen konnte, dich so mißzuhandeln, da du von uns kamest?

Kent.

Mylord, als ich Ihnen in Ihrem Hause, Eurer Hoheit Briefe überreichte, kam, eh ich noch vom Boden, wo mich die Ehrfurcht knien hieß, aufgestanden war, ein rauchender Postillion an, der ganz beschwizt und halb athemlos einen Gruß von Gonerill seiner Gebieterin keuchte, und Briefe übergab, die sogleich, ohne auf die meinige Acht zu haben, überlesen wurden; dem Inhalt derselben zufolge, liessen sie sogleich ihre Leute aufbieten, die Pferde fertig halten, befohlen mir ihnen zu folgen und zu warten, bis es ihnen gelegen sey mir zu antworten, und gaben mir kalte Blike. Da ich nun hier den andern Boten antraf, dessen Willkomm (wie ich merkte) den meinigen vergiftet hatte, und sah', daß es eben der Gesell war, der sich lezthin so unartig gegen Eu. Hoheit aufführte, so zog ich, weil ich mehr Mannheit als Wiz bey mir hatte, den Degen gegen ihn; er brachte mit seinem zaghaften Geschrey das Haus in Bewegung, und euer Sohn und eure Tochter fanden dieses Vergehen der Schmach würdig, die ich hier erdulde.

Lear.

O! wie ſchwillt dieſe Mutter zu meinem Herzen auf! Herunter hyſterica paſſio! Du klemmender Kummer, dein Element iſt unten; wo iſt dieſe Tochter?

Kent.

Bey dem Grafen, Mylord, hier drinnen.

Lear.

Folget mir nicht -- bleibt hier zurük --

(Er geht ab.)

Ritter.

Verbrachet ihr ſonſt nichts, als was ihr da geſagt habet?

Kent.

Nichts. Wie kömmts, daß der König in ſo kleiner Anzahl anlangt?

Narr.

Wenn du um dieſer Frage willen in den Stok geſezt worden wäreſt, ſo hätteſt du es wol verdient.

Kent.

Warum, Narr?

Narr.

Man muß dich zu einer Ameiſe in die Schule thun, zu lernen, daß man im Winter nicht arbeitet. Alle die ihrer Naſe folgen, werden von ihren Augen geleitet, die

Blinden ausgenommen; und unter zwanzig Nasen ist nicht eine die den nicht röche, der stinkt. Wenn ein grosses Rad einen Hügel herunter lauft, so laß es unaufgehalten, oder es bricht dir den Hals, wenn du ihm nachlaufst; wenn es aber aufwärts geht, so laß dich von ihm nachziehen. Wenn ein weiser Mann dir einen bessern Rath giebt, so gieb mir meinen wieder zurük; ich möchte nicht, daß ihm jemand andrer folgte als ein Spizbube, da ihn ein Narr giebt.

Zehnter Auftritt.

Lear und Gloster treten auf.

Lear.

Sie wollen nicht mit mir reden? sie sind unpäßlich, sie sind müde, sie haben die ganze Nacht durch gereißt? Blosse Ausflüchte! Anzeigen von Empörung und Abtrünnigkeit. Bring mir eine bessre Antwort --

Gloster.

Mein theurer Lord, Ihr kennet die feurige Gemüthsart des Herzogs! Wie unbeweglich und fest er in seinen Entschliessungen ist --

Lear.

Rache! Pest! Tod! Verderben! feurig? was feurige Gemüthsart? Wie? Gloster, ich will mit dem Herzog von Cornwall und seinem Weibe reden.

Gloster.

Gloſter.

Gut, Mylord, ſo habe ich ſie berichtet.

Lear.

Sie berichtet? Verſtehſt du mich, Mann?

Gloſter.

Ja, mein Gnädiger Lord.

Lear.

Der König will mit Cornwallen reden, der Vater will mit ſeiner Tochter reden; befiehlt ihr, ihm aufzuwarten -- Sind ſie deſſen berichtet? -- Mein Athem! Mein Blut! -- Feurig? der feurige Herzog? Sagt dem heiſſen Herzog, ich -- Nein! izt noch nicht; es mag ſeyn, daß er nicht wohl iſt. Krankheit verabſäumt immer alle Pflichten, an die unſre Geſundheit gebunden iſt; wir ſind nicht wir ſelbſt, wenn die unterligende Natur der Seele mit dem Leib zu leiden befiehlt. Ich will Geduld haben; ich war zu haſtig, die Laune eines Kranken dem Geſunden zur Laſt zu legen. -- Verwünſcht ſey mein Zuſtand! -- Aber wofür ſollte er hier ſizen? Dieſe Handlung überführt mich, daß ihre Entfernung von Hauſe nur ein Kunſtgriff iſt. Gebt mir meinen Diener los -- Geht, ſagt dem Herzog und ſeinem Weib, ich wolle mit ihnen ſprechen, izt gleich; ſagt ihnen, ſie ſollen kommen und mich anhören, oder ich will vor ihrer Kammerthüre die Trommel ſchlagen laſſen, bis ſie ſchreyt, ſchlaft zu Tod.

Gloſter.

Ich wollte, es wäre alles gut zwiſchen euch.
(Geht ab.)

Lear.

O! mein Herz, mein ſchwellendes Herz! herunter!

Narr.

Schrey ihm zu, Onkel, wie das Küchen-Mädchen den Aelen, die ſie lebendig in die Paſtete gethan hatte; ſie ſchlug ſie mit einem Steken ernſtlich auf die Naſen und ſchrie, zu Boden mit euch, ihr Muthwilligen, zu Boden! Es war ihr Bruder, der aus lauter Gütigkeit gegen ſein Pferd Butter an ſein Heu that.

Eilfter Auftritt.

Cornwall, Regan, Gloſter und Bediente, zu den vorigen.

Lear.

Ich wünſche euch beyden einen guten Morgen.

Cornwall.

Euer Gnaden ſind willkommen.
(Kent wird losgemacht.)

Regan.

Ich bin erfreut Eu. Hoheit zu ſehen.

Lear.

Lear.

Regan, ich denke, ihr seyd es, ich weiß die Ursachen warum ich es denke; wenn du nicht erfreut wärest, ich wollte mich im Grab von deiner Mutter als einer Ehebrecherin scheiden.

Zu Kent.

O! seyd ihr frey? Ein andermal hievon. Geliebte Regan, deine Schwester ist nichts: O Regan, sie hat ihre Undankbarkeit gleich einem Geyer hier (er zeigt auf sein Herz) angefesselt, an meinem Herzen zu nagen. Ich kan kaum mit dir reden; du kanst nicht glauben, mit was für einer ausgearteten Bosheit -- o Regan! --

Regan.

Ich bitte euch, Mylord, habet Geduld; ich hoffe, ihr wisset weniger ihren Werth zu schäzen, als sie ihre Pflicht zu vergessen.

Lear.

Sagst du? Wie ist das?

Regan.

Ich kan nicht denken, meine Schwester sollte nur im mindesten ihre Schuldigkeit beyseite sezen. Wenn sie vielleicht die Ausschweiffungen eurer Begleiter eingeschränkt hat, so geschah es aus solch einem Grund, und zu einem so heilsamen Zwek, daß sie gegen allem Tadel gesichert ist.

Lear.

Meine Flüche über Sie! --

Regan.

O Sir, ihr seyd alt, die Natur steht bey euch auf der äusserſten Grenze ihres Gebiets. Ihr ſolltet euch durch einen Verſtand leiten laſſen, der beſſer zu unterſcheiden wüßte was euch anſtändig iſt, als ihr ſelbſt; ich bitte euch alſo, Mylord, kehret zu meiner Schweſter zurük, ſagt, ihr habet ihr Unrecht gethan --

Lear.

Sie um Verzeihung zu bitten? Merkt ihr auch, wie wol ſich das ſchiken wird? Liebſte Tochter, ich bekenne daß ich alt bin, Alter iſt unvermöglich, ich bitte dich auf meinen Knien, daß du mir Kleider, Unterhalt und Bette zukommen laſſen wolleſt.

Regan.

O Sir, nichts weiter; das ſind Launen, die nicht auszuſtehen ſind; kehret ihr zu meiner Schweſter zurük.

Lear.

Nimmermehr, Regan. Sie hat mich um die Helfte meines Gefolgs geſchwächt, mich mit ſchwarzen Bliken angeſehen, mich mit ihrer Zunge, recht wie eine Natter, ins Herz geſtochen. Alle aufgehäuften Raachen des Himmels fallen auf ihren undankbaren Kopf. Schlaget, ihr anſtekenden Lüfte, ihre jungen Beine mit Lahmheit --

Cornwall.

Cornwall.

Pfui, Sir, Pfui!

Lear.

Ihr durchdringenden Blize, ſchieſſet eure blendenden Flammen in ihre hochmüthigen Augen! Steket ihre Schönheit an, ihr aus Sumpfen geſaugte Nebel, von der mächtigen Sonn emporgezogen zu fallen, und ihren Stolz zu verſengen.

Regan.

O! ihr gütigen Götter! -- So werdet ihr mir wünſchen, wenn der raſche Humor regiert.

Lear.

Nein, Regan, du ſollt niemals meinen Fluch haben; deine zärtliche Natur wird dich nicht in Härtigkeit ausarten laſſen; ihre Augen ſind ſcharf; die deinen erquiken und brennen nicht. Du biſt nicht fähig mir mein Vergnügen zu mißgönnen, mein Gefolg zu vermindern, ein haſtiges Wort übel auszulegen, mir an meinem Unterhalt abzubrechen, und den Riegel gegen meine Ankunft zu ſtoſſen. Du kennſt die Pflichten der Natur beſſer, das Band der Kindſchaft, die Geſetze der Höflichkeit, und die Forderungen der Dankbarkeit. Du haſt noch nicht vergeſſen, daß ich dir die Helfte meines Königreichs geſchenkt habe.

Regan.

Guter Sir, zur Hauptſache --

(Man hört Trompeten.)

Lear.

Wer legte meinen Mann in den Stok?

Der Haushofmeiſter kömmt.

Cornwall.

Was für Trompeten ſind das?

Regan.

Meiner Schweſter, ohne Zweifel; ihr Brief ſagt, daß ſie bald hier ſeyn wolle. Iſt eure Lady gekommen?

Lear.

Diß iſt ein Sclave, deſſen leicht-geborgter Hochmuth in der wankelmüthigen Gnade ſeiner Gebieterin wohnt. Fort, Schurke, aus meinem Geſicht!

Cornwall.

Was meynten Euer Gnaden hiemit?

Zwölfter Auftritt.

Goneril tritt auf.

Lear.

Wer legte meinen Diener in den Stok? Regan, ich habe gute Hoffnung, du wußteſt nichts davon -- Wer kömmt hier? O ihr Himmel! wenn ihr alte Leute liebet,

liebet, wenn eure ſanfte väterliche Regierung den Gehorſam heiliget, wenn ihr ſelbſt alt ſeyd, (*) ſo macht meine Sache zur eurigen, ſendet herab und nehmet meine Partey! Schämt euch nicht, auf dieſen eisgrauen Bart zu ſehen -- O Regan, du nimmſt ſie bey der Hand?

Goneril.

Und warum nicht bey der Hand, Sir? Was hab ich geſündiget? Nicht alles iſt Verbrechen, was Unbeſonnenheit tadelt, und Aberwiz ſo benennt.

Lear.

O! meine Seiten! ihr ſeyd zu hart! Könnt ihr noch halten? -- Wie kam mein Mann in den Stok?

Cornwall.

Ich ließ ihn hineinſezen, Sir; aber ſeine unordentliche Aufführung verdiente eine noch geringere Beförderung.

Lear.

Ihr? Ihr thatet es?

Regan.

Ich bitte euch, Vater, erkennet doch eure Schwäche -- Wenn ihr bis zum Verfluß ihres Monats mit meiner

(*) König Lear deutet hier auf die alte heidniſche Theologie, welche lehret, daß Cœlus oder Uranus (der Himmel) von ſeinem Sohne Saturnus abgeſezt worden, der ſich wider ſeinen alten Vater aufgelehnt, und ihn durch Gewalt der Waffen austrieb. Da ſein Fall demjenigen, worinn Lear ſich befindet, ſo ähnlich war, ſo war es natürlich, ſich bey dieſem Anlaß an ihn zu wenden.

Schweſter wieder umkehren, und mit Abdankung der Helfte euers Gefolges, bey ihr wohnen wollet, ſo kommet dann zu mir. Izt bin ich nicht zu Hauſe, und nicht mit ſo vielem verſehen, als zu eurer Unterhaltung nöthig iſt.

Lear.

Zu ihr zurük kehren, und fünfzig Mann abdanken? Nein, eher will ich allen Aufenthalt unter einem Dach abſchwören, lieber gegen die Anfälle der Luft kämpfen, und ein Geſelle des Wolfs und der Eule ſeyn; ſo grauſam auch ein ſolcher Zuſtand iſt -- Mit ihr zurük kehren? Eben ſo leicht könnte ich dazu gebracht werden, vor den Thron des feurigen Franzoſen, der unſre Jüngſte ohne Erbgut nahm, niederzuknien, und wie ein armer Schildknappe um eine Ritterzehrung zu betteln -- Mit ihr zurük kehren? Ueberrede mich lieber ein Sclav und Karren-Gaul von dieſem verfluchten Hofſchranzen zu ſeyn. --

(Er deutet auf den Hofmeiſter.)

Goneril.

Es ſteht in euerm Belieben, Sir.

Lear.

Ich bitte dich, Tochter, treib mich nicht zum Wahnwiz. Ich will dich nicht beunruhigen, mein Kind. Lebe wohl! Wir wollen nicht mehr zuſammen kommen, einander nicht mehr ſehen. Aber du biſt doch mein Fleiſch, mein Blut, meine Tochter -- oder vielmehr ein Schaden der in meinem Fleiſch iſt, und den ich wider Willen mein nen-

nen

nen muß; du biſt ein Geſchwär, eine Peſtbeule, eine aufgeſchwollene Blatter in meinem vergifteten Blute. Doch ich will dich nicht ſchelten. Die Schaam mag kommen wenn ſie will, ich ruffe ihr nicht; ich bitte den Donnerer nicht, dich zu ſchlagen, und erzähle dem allesrichtenden Jupiter keine Geſchichten von dir: Beſſre dich wenn du kanſt, und wenn es dir gelegen iſt. Ich kan Geduld haben, ich kan bey Regan bleiben, ich und meine hundert Ritter.

Regan.

Nicht vollkommen ſo; ich habe izt nicht für euch geſorgt, ich bin nicht darauf verſehen, euch gehörig zu empfangen; gebt meiner Schweſter Gehör. Leute die mit Paſſionen urtheilen, könnten ſich begnügen zu denken, ihr ſeyd alt, und ſo -- Aber ſie weiß, was ſie thut.

Lear.

Iſt das wohl geſprochen?

Regan.

Ich darf es behaupten, Sir. Was? fünfzig Begleiter? Iſt es nicht genug? Wozu braucht ihr mehr? Ja, wozu ſo viele? Da beydes, Ueberlaſt und Gefahr, gegen eine ſo groſſe Anzahl reden. Wie könnten ſo viel Leute in einem Hauſe unter zweyerley Befehl Friede halten? Es iſt ſchwer, es iſt ganz unmöglich.

Gonerill.

Goneril.

Könntet Ihr, Mylord, dann nicht von unſern Bedienten zugleich bedient werden?

Regan.

Warum nicht, Mylord -- wenn ſie alsdann etwann ſaumſelig ſeyn ſollten, ſo könnten wir ſie zur Gebühr weiſen. Wenn Ihr zu mir kommen wollet, (denn nun merke ich, was die Sache auf ſich hat,) ſo bitte ich nicht mehr als fünf und zwanzig mitzubringen; denn ich werde nicht mehr als fünf und zwanzigen Plaz und Verſorgung geben.

Lear.

Ich gab euch alles --

Regan.

Und ihr gabet es zu rechter Zeit.

Lear.

Machte euch zu meinen Beſchirmern, meinen Pflegern, mit dem einzigen Vorbehalt einer ſolchen Anzahl; muß ich mit fünf und zwanzig zu euch kommen? Regan, ſagtet ihr ſo?

Regan.

Und ſag es noch einmal, Mylord, ich werde nicht mehr aufnehmen.

Lear.

Dieſe runzlichten Geſchöpfe ſehen doch noch ganz hübſch aus, wenn ſie neben andern ſtehen, die noch runzlichter ſind.

ſind. Nicht der ſchlimmſte zu ſeyn, verdient einigen Grad von Lob; (zu Gonerill) ich will mit dir gehen, deine Fünfzig ſind doch noch einmal ſo viel als fünf und zwanzig, und du liebſt mich um die Helfte nicht ſo wenig als ſie.

Gonerill.

Höret mich, Mylord, wozu braucht ihr fünf und zwanzig, zehen oder fünf, euch in ein Haus zu folgen, wo zweymal ſo viel Befehl haben, euch aufzuwarten.

Regan.

Wozu braucht ihr nur einen einzigen?

Lear.

O! philoſophiert nicht über das was man nicht braucht, oder die elendeſten Bettler haben in ihrer gröſten Dürftigkeit noch Ueberfluß. Geſtehet der Natur nicht mehr zu, als die Natur bedarf, ſo iſt des Menſchen Leben ſo wohlfeil als des Viehes. Du biſt eine Lady; wenn warm gekleidet gehen ſchon Pracht iſt, ſo wirf deine Kleider weg, die Natur bedarf nicht was du zur Pracht trägſt, da es dich ſchwerlich warm halten kan; aber was die wahre Nothdurft betrift -- Ihr Himmel! Gebt mir die Geduld die ich vonnöthen habe. Ihr ſeht mich hier, ihr Götter, einen armen alten Mann, von Gram ſo gedrükt als von Jahren: Wenn ihr es ſeyd, die dieſer Töchter Herzen wider ihren Vater empören -- o ſo treibet euer grauſames Spiel nicht ſo weit, mich zahm wie einen Thoren dulden zu machen. Rühret mich mit edelm Zorn! o laß

nicht weibiſche Waffen, Waſſertropfen, meine männliche Wange beſiken! -- Nein! Ihr unnatürlichen Unholden, ich will ſolche Rache an euch beyden nehmen, daß alle Welt -- ich will ſolche Dinge thun -- die meine Seele ſich ſelbſt noch nicht geſtehen darf (*) -- Dinge, worüber der Erdboden ſich entſezen ſoll. -- Ihr denkt, ich ſoll weinen? Nein, ich will nicht weinen -- ob ich gleich Urſache genug zum Weinen habe. -- Es ſoll diß Herz in tauſend Stüke brechen eh ich weinen will -- O Narr, ich werde wahnſinnig werden --

(Lear, Gloſter, Kent und Narr gehen ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Cornwall.

Wir wollen uns wegbegeben; es kömmt ein Ungewitter.

Regan.

Diß Haus iſt klein, der alte Mann und ſeine Leute können nicht wol darinn verſorgt werden.

Goneril.

Es iſt ſeine eigne Schuld, daß er keine Ruhe hat; er mag die Folgen ſeiner Thorheit koſten.

Regan.

(*) . . . Mihi quid tecum
Decorum eſſe poſſit, & nondum illi natus ſit. Terent. in Andr.

Regan.

Ihn für seine Person will ich mit Vergnügen aufnehmen, aber nicht einen einzigen Begleiter.

Goneril.

Das ist auch mein Vorsatz. Wo ist Mylord von Gloster.

Gloster kömmt zurük.

Cornwall.

Er begleitete den alten Mann -- Hier kommt er wieder.

Gloster.

Der König ist in der äussersten Wuth, und will fort, ich weiß nicht wohin.

Cornwall.

Das beste ist, ihm den Lauf zu lassen, den er selbst nimmt.

Goneril zu Gloster.

Mylord, sprechet ihm auf keinerley Art zu, daß er bleibe.

Gloster.

Aber, die Nacht bricht an, und die Winde stürmen mißlich; auf manche Meile herum ist kaum ein Busch --

Regan.

Regan.

O Sir, eigenſinnigen Leuten müſſen die Uebel die ſie ſich ſelbſt zuziehen, für Lehrmeiſter dienen. Sperret eure Thüren zu; er hat verzweifelte Leute bey ſich; und die Klugheit befiehlt zu fürchten, wozu ſie ihn aufhezen könnten, da es ſo leicht iſt, ihn zu verführen.

Cornwall.

Verſchließt eure Thüren, Mylord, es iſt eine ungeſtüme Nacht. Meine Regan räth wol; kommt, eh das Wetter angeht.

(Gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eine Heyde.

(Man hört einen Sturm mit Donner und Blizen.)

Kent und ein Ritter treten von verſchiedenen Seiten auf.

Kent.

Wer geht hier in dieſem ſchlimmen Wetter?

Ritter.

Einer deſſen Gemüthsfaſſung dieſem Wetter ſehr ähnlich iſt.

Kent.

Ich kenne euch; wo iſt der König?

Ritter.

Mit den erzürnten Elementen kämpfend, befiehlt er den Winden die Erde in die See zu wehen, oder die krauſen Wellen über das feſte Land aufzuſchwellen, damit die Welt eine neue Geſtalt bekomme oder aufhöre. Er rauft ſeine weiſſen Haare, und bemüht ſich in ſich ſelbſt, in ſeiner in-

 nerlichen

nerlichen Welt, die ſtreitenden Sturmwinde und die berſtenden Wolken zu überraſen. In einer ſolchen Nacht, wo der wüthende Hunger auch die wildeſten Thiere nicht aus ihren Hölen zu treiben vermöchte, rennt er mit unbedektem Haupt hin und wieder, und ſtößt ſeinen Grimm in Verwünſchungen aus --

Kent.

Aber wer iſt bey ihm?

Ritter.

Niemand als der Narr, der ſich bemüht, ihn der Kränkungen, die ſein Herz zerreiſſen, durch ſeine Thorheiten vergeſſen zu machen.

Kent.

Sir, ich kenne euch, und wage es unter der Bürgſchaft meiner euch nicht unbekannten Geſinnungen, euch einen wichtigen Auftrag zu machen. Es iſt Mißhelligkeit, ob ſie gleich aus Staatsliſt noch verborgen wird, zwiſchen den Herzogen von Albanien und Cornwall: Sie haben Bediente, (und welche Groſſe haben nicht ſolche?) die unter dem Schein der Treue heimliche Kundſchafter ſind, und Frankreich alles verrathen, was in unſerm Staat vorgeht -- die Zänkereyen der Herzoge, oder die rauhe Art womit beyde dem guten alten Könige begegnet ſind, oder vielleicht etwas noch tiefferes, wozu beydes nur die Vorbereitungen ſind -- was es auch ſeyn mag, gewiß iſt, daß ein Franzöſiſches Kriegsheer im Begriff ſteht in dieſes geſchwächte Königreich einzufallen. Unſre Nachläſſigkeit ha

ihnen

ihnen ſchon Zeit gelaſſen, ſich in unſern beſten Seehäfen Anhänger zu machen, und ſie werden nicht lange ſäumen, ihre Feldzeichen öffentlich aufzuſteken. Wenn ihr nun anders auf meinen Credit ſo viel wagen wollet, in Eile nach Dover abzugehen, ſo werdet ihr Leute finden, die euch danken werden, wenn ihr ihnen eine wahrhafte Nachricht gebet, über was für unnatürliche und unſinnigmachende Beleidigungen der König zu klagen Urſach hat.

Ich bin ein Edelmann von Stand und Bedeutung, und würde euch dieſen Dienſt nicht auftragen, wenn ich nicht wißte, daß ich mich auf euch verlaſſen kan.

Ritter.

Ich will weiter mit euch hievon reden.

Kent.

Nein, thut es nicht; zur Beſtätigung daß ich weit mehr bin, als meine Auſſen-Seite, öffnet dieſen Beutel und nehmt, was darinn iſt. Wenn ihr Cordelia ſehen werdet, wie ihr nicht zweifeln dürft, ſo zeigt ihr dieſen Ring, und ſie wird euch ſagen wer der gute Freund iſt, den ihr izt nicht kennt.

Ritter.

Gebt mir euere Hand, habt ihr ſonſt nichts zu ſagen?

Kent.

Wenig Worte, aber, der Würkung nach, mehr als alles bisherige. Wir wollen uns trennen, um den Kö-

nig zu ſuchen, und der erſte der ihn erblikt, ſoll dem andern ein Zeichen geben.

(Gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

(Das Ungewitter daurt immer fort.)

Lear und der Narr treten auf.

Lear.

Blaſet ihr Winde, und zerſprengt eure Baken, wüthet, blaſet! Ihr Wolkenbrüche und Orkane, ſpeyet Waſſer aus bis ihr unſre Glokenthürme überſchwemmt und ihre Hahnen erſäuft habet. Ihr ſchwefligten, meine Gedanken ausrichtenden Blize, ſenget mein weiſſes Haupt; und du allerſchütternder Donner, ſchlage die dike Ründe der Welt platt, zerbrich die Form der Natur, und zerſtüke auf einmal alle die urſprünglichen Keime, woraus der undankbare Menſch entſteht.

Narr.

O Nonkel, Hofweyhwaſſer in einem troknen Haus iſt beſſer als Regenwaſſer vor der Thüre. Guter Nonkel, hinein, und bitte deine Töchter um ihren Segen; das iſt eine Nacht, die weder mit Geſcheidten noch mit Narren Mitleiden hat.

Lear.

Lear.

Brauſe und lärme nur ſo laut du kanſt, ſpey Feuer, ſtröme Regen; weder Regen noch Wind, Donner noch Blize ſind meine Töchter; ich beſchuldige euch keiner Unfreundlichkeit, ihr Elemente; ich gab euch keine Königreiche, ich nannte euch nie meine Kinder, ihr ſeyd mir keinen Gehorſam ſchuldig. So laßt denn euer entſezliches Vergnügen fallen -- Hier ſteh ich, euer Gegner, ein armer, entkräfteter, ſchwacher, und verachteter alter Mann! Und doch ſeyd ihr nur knechtiſche Diener, die, in Verſtändniß mit zwo verderblichen Töchtern eure donnernde Schlachtordnungen gegen einen ſo alten und weiſſen Kopf aufführet -- oh! oh! es iſt niederträchtig.

Narr.

Wer ein Haus hat, worein er ſeinen Kopf ſteken kan, hat einen guten Helm ---- Wer ſein Herz zu ſeinem Zehen macht, wird über Hüner-Augen ſchreyen und nicht ſchlaffen können; denn es iſt noch nie kein hübſches Mädchen geweſen, die nicht Geſichter in einen Spiegel gemacht hätte.

Dritter Auftritt.

Kent kömmt zu ihnen.

Lear.

Nein, ich will das Muſter aller Geduld ſeyn, ich will nichts ſagen.

Kent.

Wer iſt hier?

Narr!

. . . . . (*)

Kent.

Ach! Sir, ſeyd ihr hier? Geſchöpfe die ſonſt die Nacht lieben, lieben keine ſolche Nächte wie dieſe; der ergrimmte Himmel ſchrekt ſogar die nachtwandernden Geſpenſter in ihre Hölen zurük. Seit ich ein Mann bin, erinnere ich mich nicht ſolche Feuer-Güſſe, ſolche fürchterlich berſtende Donner, ein ſolches Geheul und Geprasſel von Sturmwinden und Plazregen gehört zu haben. Das iſt mehr als die menſchliche Natur ausſtehen kan.

Lear.

Izt mögen die groſſen Götter, die dieſes entſezliche Getöſe über unſern Häuptern machen, ihre Feinde aufſuchen. Zittre, du Unglükſeliger, deſſen unentdekte Verbrechen der Ruthe der Gerechtigkeit entgangen ſind! Verbirg dich, du blutige Hand, du Meineydiger, du blutſchänderiſcher Heuchler der Tugend; zerfall in Aſche, Böſewicht, der unter dem Schein der Freundſchaft nach dem Leben eines Menſchen getrachtet hat -- Ihr geheimen, verſchloſſenen Sünden,

(*) Der Narr ſagt hier etwas ſo elendes, daß der Ueberſezer ſich nicht überwinden kan, es herzuſezen. Der Leſer darf verſichert ſeyn, daß man nichts verliehrt, wenn ſchon zuweilen Einfälle weggelaſſen werden, deren Abſicht bloß war, die Grundſuppe des Londner Pöbels zu König Jacobs Zeiten lachen zu machen.

den, öffnet eure verbergenden Kammern, und bittet dieſe fürchterlichen Aufforderer um Gnade -- Ich bin ein Menſch, gegen den mehr geſündiget worden, als er ſelbſt geſündiget hat.

Kent.

O weh! mit bloſſem Haupt! Mein gütiger Lord, ganz nah an hier iſt eine Hütte; Irgend ein mitleidiges Geſchöpf wird es euch gegen das Ungewitter leihen; ruhet dort aus, indeß daß ich in dieſes harte Haus (härter als der Fels auf dem es erbaut iſt, weil ſie nur eben izt, da ich nach euch fragte, mir den Eingang verſagten) zurük kehre, und ihrer kargen Höflichkeit Gewalt anthue.

Lear.

Mein Kopf fangt an zu ſchwärmen -- Komm mit, Junge. Was machſt du, Junge? frierſt du? Ich friere ſelbſt. Wo iſt Stroh, guter Freund? Die Kunſt der Nothwendigkeit iſt wunderbar, daß ſie die ſchlechteſten Dinge koſtbar machen kan. Kommt, in eure Hütte! -- Armer Tropf! Ich habe nur noch eine Faſer von meinem Herzen übrig, und die iſt izt für dich bekümmert.

Narr (ſingt ein kahles Liedlein.)

Lear.

In der That, mein guter Junge; komm führ uns in die Hütte --

(Geht mit Kent ab.)

Narr.

Das ist eine hübsche Nacht ein verliebtes Weibsbild abzukühlen. Ich will noch eine oder zwo Propheceyungen sagen, eh ich geh. (Die folgende Stelle ist im Original in Reimen.) „Wenn Prieſter reicher an Worten als Gedanken sind, und Brauer ihr Malz mit Wasser verderben; wenn Edelleute die Lehrmeiſter ihrer Schneider sind, und anstatt der Ketzer nur Hurenjäger verbrennt werden, dann kommt die Zeit, wer sie erlebt, daß der Gebrauch seyn wird mit den Füſſen zu gehen. Wenn ein jeder Rechtshandel gerecht seyn wird, kein Edelmann voller Schulden, und kein Junker arm, wenn Verleumdungen nicht in Zungen leben, und Beutelſchneider sich in kein Gedränge miſchen, wenn Wucherer ihr Gold auf freyem Felde zählen, und Kupplerinnen und H**n Kirchen bauen: Dann wird das Reich von Albion in groſſe Verwirrung gerathen -- Dieſe Prophecyung soll Märlin machen, denn ich lebe vor seiner Zeit.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Zimmer in Gloſters Schloß.

Gloſter und Edmund.

Gloſter.

Edmund, dieſe unnatürliche Begegnung gefällt mir gar nicht. Wie ich sie um Erlaubniß bat, Mitleiden mit ihm

zu

zu haben, ſo nahmen ſie mir den Gebrauch meines eigenen Hauſes, und verboten mir bey Strafſe einer ewigen Ungnade, weder mit ihm zu reden, noch für ihn zu bitten, noch ihn auf irgend eine Weiſe zu unterſtüzen.

Edmund.

Das iſt ja ganz barbariſch und unnatürlich.

Gloſter.

Geht hinein, aber ſagt nichts. Es iſt Zwieſpalt zwiſchen den Herzogen, und noch etwas ſchlimmers als das; ich habe dieſe Nacht einen Brief bekommen, es iſt gefährlich davon zu reden, (ich habe den Brief in mein Cabinet verſchloſſen.) Dieſe Beleidigungen die der König duldet, werden gerochen werden; es iſt ſchon ein Theil der Macht auf den Beinen; wir müſſen uns zum Könige ſchlagen; ich will zu ihm ſehen, und ihm heimlich Beyſtand thun; geht ihr, und unterhaltet ein Geſpräch mit dem Herzog, damit er nicht merke was ich für den König thun werde; wenn er nach mir fragt, ſo bin ich nicht wohl und zu Bette gegangen. Und wenn ich deßhalb ſterben müßte, (wie mir dann nicht weniger gedräut iſt,) ſo muß der König, mein alter Herr, Hülfe haben. Es ſind wunderliche Dinge auf dem Tapet, Edmund, ich bitte euch, geht und ſeyd ſorgfältig.

(Geht ab.)

Edmund (allein.)

Dieſe Großmuth ſoll mit deiner Erlaubniß der Herzog dieſen Augenblik erfahren, und den Brief dazu. Das hat

das Anſehen eines wichtigen Verdienſts, und muß mir geben was mein Vater verliehrt; nicht weniger als Alles. Der Jüngere ſteigt, wenn der Alte fällt.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Scene verwandelt ſich in einen Theil der Heyde mit einer Hütte.

Lear, Kent, und Narr.

Kent.

Hier iſt der Ort, Mylord; mein gütiger Lord, gehet hinein. Es iſt der Natur unmöglich, die Strenge dieſer Nacht im freyen Feld auszuhalten.

Lear.

Laßt mich allein.

Kent.

Mein gütiger Lord, gehet doch hinein.

Lear.

Wird es mein Herz brechen?

Kent.

Ich wollte lieber mein eignes brechen; ich bitte euch, Mylord, kommet herein.

Lear.

Lear.

Du denkſt es ſey zuviel, daß dieſer wüthende Sturm uns bis auf die Haut anfällt; für dich iſt es ſo; aber wenn ein gröſſerer Schmerz tobet, wird der geringere kaum gefühlt. Du würdeſt dich vor einem Bären entſezen; wenn aber deine Flucht gegen das heulende Meer läge, würdeſt du dem Bären in den Rachen lauffen. Wenn das Gemüth frey iſt, ſo iſt der Leib zärtlich; der Sturm in meinem Gemüth nimmt meinen Sinnen alles andre Gefühl, als was hier ſchlägt. (Er zeigt auf ſein Herz;) Kindliche Undankbarkeit! Iſt es nicht als ob dieſer Mund dieſe Hand zerreiſſen wollte, weil ſie ihm Speiſe gereicht habe? — Doch ich will ſie abſtraffen; Nein, ich will nicht mehr weinen — In einer ſolchen Nacht mich auszuſtoſſen — Schütte nur zu, ich will es leiden, — In einer Nacht wie dieſe? O Regan, Gonerill, euern alten guten Vater, deſſen ehrliches Herz alles gab — O auf dieſem Wege ligt Wahnwiz; ich muß ihn ausweichen — Nichts mehr hievon —

Kent.

Mein gütiger Lord, gehet doch hinein.

Lear.

Ich bitte dich, geh du ſelbſt hinein, ſieh wie du dir helfen kanſt, — dieſer Sturm will mir nicht erlauben an Dinge zu denken, die mich noch ſtärker angreiffen würden. — Aber ich will hinein gehen — hinein, Junge, geh zuerſt. Ihr Dürſtigen, die ihr izt ohne Dach ſeyd — Nun, geh

Doch

doch hinein; ich will beten und dann will ich ſchlafen -- Arme nakende Unglükſelige, wo ihr auch ſeyd, der Wuth dieſes unbarmherzigen Sturms ausgeſezt! Wie ſollen eure unbedekten Häupter, und ausgehungerten Seiten, eure zerlumpte, durchlöcherte Blöſſe euch gegen ein Wetter wie dieſes iſt ſchüzen? -- O! ich habe zu wenig hieran gedacht! -- Nimm Arzney ein, Pracht! Seze dich in die Umſtände zu fühlen was dieſe Elenden fühlen, damit du ihnen deinen Ueberfluß zuwerffeſt, und die Gerechtigkeit des Himmels gerettet werde.

Edgar (in der Hütte.)

Einen Faden und einen halben! Einen Faden und einen halben! Armer Tom!

Narr (indem er aus der Hütte herausläuft.)

Geh nicht hinein, Nonkel, es iſt ein Geiſt drinn; Hülfe, Hülfe!

Kent.

Gieb mir deine Hand; was iſts?

Narr.

Ein Geiſt, ein Geiſt! er ſagt, er heiſſe der arme Tom.

Kent.

Wer biſt du, der hier im Stroh winſelt? Hervor!

Sechster Auftritt.

Die vorigen, Edgar in einen tollen Menſchen verkleidet.

Edgar.

Aus dem Wege, der böſe Feind folgt mir. Durch den ſcharfen Hagdorn bläßt der kalte Wind. Hans, geh in dein Bett und wärme dich.

Lear.

Gabſt du deinen Töchtern Alles, daß du in dieſen Zuſtand gekommen biſt?

Edgar.

Wer giebt dem armen Tom etwas? den der böſe Feind durch Feuer und Flammen, durch Furthen und Strudel, durch Sumpf und Pfuhl geführt hat; der Meſſer unter ſein Küſſen und Strike unter ſeinen Siz gelegt hat; der Mäusgift in ſeine Suppe gethan, und ihn übermüthig gemacht hat, auf einem braunrothen Gaul zu trotten, über vier zollbreite Brüken ſeinem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen -- Gott behüte deine fünf Sinnen; Tom friert. O da, di, da, di, da, di, -- Gott behüte dich vor Wirbel-Winden, böſen Sternen und Befangenſchaft; gebt dem armen Tom etwas Almoſen, den der böſe Feind plagt -- Hier möcht ich ihn izt haben, und da, und wieder hier und dort.

Lear.

Wie? Haben ſeine Töchter ihn dahin gebracht? Konnteſt du nichts davon bringen? gabſt du ihnen Alles?

Narr.

Nein, er behielt ſich eine Windel vor, ſonſt wären wir alle beſchämt worden.

Lear.

Nun alle die rächenden Plagen, die in der ſchwebenden Luft über den menſchlichen Uebelthaten hangen, blizen auf deine Töchter!

Kent.

Er hat keine Töchter, Mylord.

Lear.

Tod! Verräther, nichts könnte die Natur zu einer ſolchen Erniedrigung heruntergebracht haben, als undankbare Töchter. Iſt es erhört, daß ausgetriebene Väter ſo wenig Erbarmung gegen ihr eigen Fleiſch tragen ſollten? Wohlausgeſonnene Straffe! Dieſes Fleiſch war es, das dieſe Pelican-Töchter zeugte.

Edgar.

Pillicok ſaß auf Pillicoks Stein; holla, holla, la, la!

Narr.

Dieſe kalte Nacht wird uns noch alle zu Narren und Wahnwizigen machen.

Edgar.

Edgar.

Hüte dich vor dem böſen Feind, gehorche deinen Eltern, halte dein Verſprechen, fluche nicht, halte nicht zu mit eines andern geſchwornen Weibe, ſeze dein Herz nicht auf Pracht und Ueppigkeit. Tom friert!

Lear.

Wer biſt du geweſen?

Edgar.

Ein Sclave, ſtolz von Herz und Sinn, der ſein Haar kräuſelte, Handſchuh auf dem Hut trug, der böſen Luſt ſeiner Buhlſchaft frohnte, und das Werk der Finſterniß mit ihr trieb; ſo viel Schwüre that, als Worte ausſprach, und ſie vor dem milden Antliz des Himmels brach. Einer der in unzüchtigen Gedanken einſchlief, und erwachte um ſie auszuüben; den Wein liebt' ich tief, die Karten früh, und bey den Weibern übertraf ich den Türken. Falſch von Herzen, leicht von Ohr, blutig von Hand, ein Schwein an Unreinigkeit, ein Fuchs an Schelmerey, ein Wolf an Gefräſſigkeit, ein Hund an Tollheit, und ein Löwe an Räuberey. Laß nicht das Knarren der Schuhe, und das Rauſchen der Seide dein armes Herz an Weibsbilder verrathen. Halt deinen Fuß zurük von Hurenhäuſern, deine Hand von Unterröken, deine Feder von den Zins-Büchern der Wucherer, und troze dem böſen Feind. Immer bläſt durch den Hagdorn der kalte Wind; ſagt, Sum, Mun, Nonny, Delphin, mein Junge, Junge, Seſſey, laß ihn antraben.

(Der Sturm dauert immer fort.)

Lear.

Lear.

Beſſer du wärſt in deinem Grab, als deinen unbedeckten Kopf dieſem Unwetter entgegen zu ſtellen. -- Iſt der Menſch nichts mehr als das? Betracht ihn recht! Du biſt dem Wurm keine Seide ſchuldig, den wilden Thieren keinen Pelz, dem Schaafe keine Wolle, der Biſam-Kaze keinen guten Geruch. Ha! hier ſind drey von uns ſolche Sophiſten; du biſt das Ding ſelbſt. Der unaufgeſchmükte Menſch iſt nichts mehr als ein ſolch armes, naktes, gabelförmiges Thier wie du biſt. Weg, weg, du geborgter Plunder, kommt, knöpft mich auf --

(Er reißt ſeine Kleider auf.)

Narr.

Ich bitte dich, Onkel, ſey ruhig; es iſt keine hübſche Nacht zum Schwimmen. Ein kleines Feuer in einem Wald wäre izt gerade wie eines alten Hurenjägers Herz, ein Fünkchen, und der ganze übrige Leib kalt; ſieh, hier kömmt ein feuriger Mann.

Edgar.

Es iſt der böſe Flibbertigibket, er fängt an wenn die Nachtgloke geläutet wird, und geht bis der Hahn kräht; er verurſachet den Starr, macht ſchielende Augen, und Haſen-Scharten, milthaut den weiſſen Weizen, und ſtoßt die armen Geſchöpfe auf der Erde. Sanct Withold u. ſ. w. (*)

Sieben-

(*) Hier ſingt Edgar im Original etliche altenglische Reime, deren ungefehr der Inhalt, daß Sanct Withold indem er bey Nacht herumgehauzert,

Siebender Auftritt.

Gloſter kömmt mit einer Fakel.

Lear.

Wer iſt der ?

Kent.

Wer iſt hier ? was ſucht ihr ?

Gloſter.

Wer ſeyd ihr ſelbſt ? wie heißt ihr ?

Edgar.

Der arme Tom, der den ſchwimmenden Froſch ißt, die Kröte, die Mauer-Eidexe, und die Waſſer-Eidexe, der in der Wuth ſeines Herzens, wenn der böſe Feind raſet, Kühfladen für Salat ißt, alte Razen und todte Hunde verſchlukt, und den grünen Mantel des ſtehenden Sumpfes trinkt, der von Haus zu Haus gepeitſcht, in den Stok geſezt und eingeſperrt wird; der drey Kleider für ſeinen Rüken gehabt hat, ſechs Hemder für ſeinen Leib, ein Pferd zum reiten, und einen Degen zum tragen;

Aber Razen und Mäuſe und ſolche Waar,
Sind nun Tom's Speiſe ſeit ſieben Jahr.

geſchwazert, die Nachtfrau (Night-Mare) angetroffen, und genöthiget habe, die Leute welche ſie im Schlaf zu drüken pflegt, in Ruhe zu laſſen. Dieſe Begebenheit iſt aus der Legende dieſes Heiligen genommen, der deswegen als ein Schuzpatron wider den Alp angerufen zu werden verdiente, ſo wie dieſe Reime als eine Art von Beſchwörung wider die vermeynte Nachtfrau von dem gemeinen Volke gebraucht wurden.

Gloſter.

Wie, hat Eure Hoheit keine beſſere Geſellſchaft?

Edgar.

Der Fürſt der Finſterniß iſt ein Edelmann; er heißt Modo und Mahu.

Gloſter.

Unſer Fleiſch und Blut, Mylord, iſt ſo ſehr verdorben, daß es die haſſet, die es gezeugt haben.

Edgar.

Tom friert!

Gloſter.

Kommet mit mir, Mylord; meine Treue kan mir nicht zulaſſen, eurer Töchter grauſamen Befehlen in allem zu gehorchen. Ob ſie mir gleich eingeſchärft haben, meine Thüren zu verrigeln, und euch der Willkuhr dieſer tyranniſchen Nacht zu überlaſſen, ſo hab ich es doch gewagt euch aufzuſuchen, um euch an einen Ort zu bringen, wo Feuer und etwas zu eſſen bereit iſt.

Lear.

Zuerſt laßt mich mit dieſem Philoſophen reden; was iſt die Urſache vom Donner?

Kent.

Mein gütiger Lord, nehmet ſein Erbieten an, geht in das Haus.

Lear.

Lear.

Ich will ein Wort mit dieſem gelehrten Thebaner hier reden: Was iſt euer Studium?

Edgar.

Dem böſen Feind auszuweichen, und Ungeziefer zu tödten.

Lear.

Laßt uns euch ein Wort in Geheim fragen.

Kent.

Sezt ihm ſtärker zu mit euch zu gehen, Mylord; ſein Verſtand fängt an in Unordnung zu kommen.

Gloſter.

Kanſt du ihn tadeln? Seine Töchter ſuchen ſeinen Tod. -- Ach! der gute Kent! Er ſagte „ſo würd' es gehen; der arme verbannte Mann! Du ſagſt, der König wird wahnſinnig; ich kan dir ſagen, Freund, ich bin ſelbſt wahnſinnig; ich hatte einen Sohn, (denn izt iſt er aus meinem Herzen verbannet) er ſtand mir nach dem Leben, erſt kürzlich, ganz neuerlich; ich liebte ihn, Freund, kein Vater hat jemals ſeinen Sohn mehr geliebt; dir die Wahrheit zu ſagen, der Schmerz hat meinen Verſtand angegriffen. Was für eine Nacht iſt diß! -- zu Lear. Ich bitte eure Hoheit --

Lear.

O, ich bitte euch um Vergebung, Sir. (zu Edgar) Edler Philoſoph, eure Geſellſchaft.

Edgar.

Tom friert.

Gloſter.

Hinein, Burſche, in die Hütte; wärme dich.

Lear.

Kommt, wir wollen alle hinein.

Kent.

Dieſen Weg, Mylord.

Lear.

Mit ihm; ich will immer bey meinem Philoſophen bleiben.

Kent (zu Gloſter!)

Mein gütiger Lord, ſeyd ihm zu Willen, laßt ihn den Burſchen mitnehmen.

Gloſter.

Nehmt ihr ihn mit.

Kent.

Komm mit, Burſche, mit uns.

Lear.

Komm, du guter Athenienſer.

Gloſter.

Keine Worte, keine Worte, huſch!

Edgar.

Edgar.

Kind Roland kam zum finstern Thurm ꝛc. (*)

(Sie gehen ab.)

Achter Auftritt.

Die Scene verwandelt sich in Glosters Schloß.

Cornwall. Edmund.

Cornwall.

Ich will Rache haben, eh ich dieses Haus verlasse.

Edmund.

Ich darf kaum daran denken, Mylord, was man urtheilen wird, daß ich die Natur der Treue gegen euch Plaz machen heisse.

Cornwall.

Nun merke ich, daß es nicht bloß euers Bruders schlimme Gemüthsart war, was ihn seinen Tod suchen machte. -- Es war vielleicht ein zur Rache gereiztes Verdienst, welches nicht ausstehen konnte, von einem niederträchtigen Vater vernachlässiget zu werden.

(*) Der Name Infant wurde in den alten ritterlichen Zeiten denen jungen Leuten von Stande gegeben, eh sie zu wirklichen Rittern geschlagen wurden. Das was Edgar hier sagt, ist vermuthlich der Anfang einer ins alte Englische übersezten Romanze, wo der Uebersezer das Wort Infant durch Kind gegeben.

Edmund.

Wie unglüklich iſt mein Stern, daß ich bereuen muß gerecht zu ſeyn. Hier iſt der Brief, wovon er mir ſagte; er entdekt ihn als einen heimlichen Anhänger der Franzöſiſchen Parthey. O Himmel! möchte entweder dieſe Verrätherey nicht ſeyn, oder ich nicht der Entdeker!

Cornwall.

Folget mir zu der Herzogin.

Edmund.

Wenn der Inhalt dieſes Papiers wahr iſt, ſo habt ihr ſehr viel zu thun.

Cornwall.

Er mag wahr oder falſch ſeyn, ſo hat er dich zum Grafen von Gloſter gemacht. Suche deinen Vater auf, damit ſeine Beſtraffung vollzogen werden könne.

Edmund (vor ſich.)

Wenn ich finde daß er dem König Vorſchub thut, ſo wird der Verdacht deſto ſtärker -- (laut.) Ich will fortfahren euch die Treue zu beweiſen; Mylord, die ich meinem Oberherrn ſchuldig bin, ſo ſchmerzlich auch der Kampf zwiſchen Schuldigkeit und Natur iſt.

Cornwall.

Ich bin von deiner Treue überzeugt, und du ſollt in meiner Liebe einen theurern Vater finden.

(Sie gehen ab.)

Neun-

Neunter Auftritt.

Eine Stube in einem Meyer-Hofe.

Kent und Gloſter treten auf.

Gloſter.

Hier iſt es beſſer als unter freyem Himmel, nehmt es mit Dank an; ich will beſorgt ſeyn euch ſo viel Vorſchub zu thun, als ich kan -- ich werde bald wieder bey euch ſeyn.

(Geht ab.)

Kent.

Alle Kräfte ſeines Verſtandes haben ſeiner Ungeduld weichen müſſen; die Götter belohnen euer mitleidiges Herz.

Lear, Edgar und Narr.

Edgar.

Fraterello ruft mir und erzählt mir, Nero ſey ein Angel-Fiſcher im Pfuhl der Finſterniß. Betet in Unſchuld und hütet euch vor dem böſen Feind.

Narr.

Sey ſo gut, Nonkel, und ſag mir, iſt ein wahnwiziger Mann ein Edelmann oder ein Bauer?

Lear.

Ein König, ein König.

Narr.

Nein, er iſt ein Bauer, der einen Edelmann zum Sohn hat; denn das iſt ein wahnwiziger Bauer, der ſeinen Sohn für einen Edelmann anſieht.

Lear.

(*) -- Laßt ſie Regan anatomiren -- Seht, was in ihrem Herzen ausgebrütet wird -- Iſt irgend eine Urſache in der Natur, die ſolche harte Herzen macht? „Euch, Sir, unterhalt' ich für einen von meinen Hundert; nur ſieht mir der Schnitt euerer Kleider nicht an; man ſollte denken, ſie wären perſianiſch; aber laßt ſie ändern.

Gloſter kommt zurük.

Kent.

Nun, mein gütiger Lord, legt euch hier und ruhet eine Weile.

Lear.

Macht kein Getöſe, macht kein Getöſe, zieht die Vorhänge. So, ſo, wir wollen morgen früh zum Nacht-Eſſen gehen.

Narr.

(*) Hier folgen in der erſten Ausgabe einige Reden im teufliſchen Geſchmak, welche Shakeſpear vermuthlich ſelbſt in den folgenden weggelaſſen hat; und welche, wenn es auch möglich wäre ſie zu überſetzen, den wenigſten Leſern dieſer Mühe würden ſcheinen werden. Die letzte, welche Lear ſagt, iſt die einzige, in der man den Shakeſpear wieder erkennt.

Narr.

Und ich will des Mittags zu Bette gehen.

Gloſter.

Kommt hieher, Freund; wo iſt der König, mein Herr?

Kent.

Hier, Sir, aber beunruhigt ihn nicht; ſein Verſtand iſt dahin.

Gloſter.

Guter Freund, ich bitte dich, nimm ihn in deine Arme; (ich habe etwas von einem Anſchlag wider ſein Leben gehört;) es iſt eine Sänfte bereit, trag ihn hinein, und eile nach Dover, Freund, wo du beydes, Aufnahm und Schuz, finden wirſt. Nimm deinen Herrn auf die Schultern; wenn du nur eine halbe Stunde ſäumeſt, ſo iſt ſein Leben und deines und eines jeden, der ihn vertheidigen wollte, unfehlbar verlohren. Fort, mache fort, nimm ihn auf deine Schultern, und folge mir; ich will dir einen Wegweiſer mitgeben --

Kent.

Die unterdrukte Natur ſchläft. Dieſe Ruhe möchte ein Balſam für deine verwundeten Sinnen geweſen ſeyn, die, wie ich beſorge, ohne eine günſtige Veränderung der Umſtände, unheilbar ſind. Komm, (zum Narren,) hilf deinen Herrn hinweg tragen, du muſt nicht zurük bleiben.

Gloſter.

Kommt, kommt, hinweg.

(Sie tragen den König fort.)

Edgar bleibt allein.

Wenn wir Beſſere als wir ſind mit unſern Uebeln beladen ſehen, ſo vergeſſen wir beynahe unſers eignen Elends. Wer allein leidet, leidet am meiſten am Gemüth, indem er mit Menſchen umgeben iſt, die von ſeinen Uebeln frey, durch den beleidigenden Anblik ihrer Glükſeligkeit ſeine Pein verdoppeln. Wie leicht, wie erträglich ſcheint mir mein Unglük zu ſeyn, da der König von gleichem Ungemach gedrükt wird! Er hat Kinder, wie ich einen Vater habe -- Hinweg, Tom -- begegne dieſe Nacht was will, wenn nur der König unverſehrt entkömmt --

(Edgar geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Cornwall, Regan, Gonerill, Edmund und Bediente.

Cornwall.

Eilet unverzüglich zu euerm Gemahl und zeigt ihm dieſen Brief; die franzöſiſche Armee iſt angeländet; ſucht den Verräther Gloſter.

Regan.

Laßt ihn auf der Stelle aufhängen.

Gonerill.

Goneriſſ.

Reißt ihm die Augen aus.

Cornwall.

Ueberlaſſet ihn mir meinem Unwillen. Edmund leiſtet unſrer Schweſter Geſellſchaft; die Rache die wir an euerm verräthriſchen Vater zu nehmen genöthiget ſind, leidet eure Gegenwart nicht. Ueberzeuget den Herzog zu dem ihr gehet, von der Nothwendigkeit einer ſchleunigen Kriegs-Zurüſtung -- wir haben die gleiche Obliegenheit; unſre Couriers ſollen ein ununterbrochnes Verſtändniß unter uns erhalten. Lebet wohl, liebe Schweſter; lebet wohl, Mylord von Gloſter.

Der Haushofmeiſter kömmt.

Wie gehts? wo iſt der König?

Hofmeiſter.

Mylord von Gloſter hat ihn von hier hinweggebracht. Fünf oder ſechs und dreiſſig von ſeinen Rittern, welche ſehr hizig nach ihm fragten, haben ihn vor der Pforte angetroffen, und ſind nebſt einigen von des Lords Angehörigen mit ihm nach Dover abgegangen, wo ſie ſich rühmen, wohlbewaffnete Freunde zu haben.

Cornwall.

Hohlet Pferde für eure Gebieterin.

Goneriſſ.

Gonerill.

Lebet wohl, mein liebſter Lord, und meine Schweſter.
(Gonerill und Edmund gehen ab.)

Cornwall.

Edmund, lebe wohl -- Geht, ſucht den Verräther Gloſter; bindet ihn wie einen Dieb, und bringt ihn vor uns: Wir können ihm zwar ohne die Förmlichkeiten der Juſtiz das Leben nicht nehmen; aber dennoch ſoll unſre Macht unſerm Zorn eine Gefälligkeit erweiſen, welche die Leute tadeln mögen, ohne ſie verhindern zu können.

Eilfter Auftritt.

Gloſter wird von einigen Bedienten hereingebracht.

Wer iſt hier? der Verräther?

Regan.

Der undankbare Fuchs! Er iſts.

Cornwall.

Bindet ihm ſeine hagern Arme feſt zuſammen.

Gloſter.

Was meynen Euer Gnaden damit? Meine guten Freunde, bedenket daß ihr meine Gäſte ſeyd; ſpielet mir keinen ſchlimmen Streich, Freunde.

Cornwall.

Cornwall.

Bindet ihn, ſag ich.

(Sie binden ihn.)

Regan.

Feſter, feſter! du nichtswürdiger Verräther.

Gloſter.

Unbarmherzige Lady, ich bin kein Verräther.

Cornwall.

An dieſen Lehnſtuhl bindet ihn. Nichtswürdiger, du ſollt finden ---

Gloſter.

Bey den mitleidigen Göttern, das iſt höchſt unwürdig gehandelt, mir ſo den Bart auszurauffen.

Regan.

So weiß, und ſo ein Verräther!

Gloſter.

Boshafte Lady, dieſe Haare, die du meinem Kinn raubeſt, werden lebendig werden und dich anklagen; ich bin euer Wirth, ihr ſolltet euch ſchämen, ſo mit räuberiſchen Händen mein gaſtfreundliches Geſicht zu zerrauffen! Was wollt ihr aus mir machen?

Cornwall.

Saget, Sir, was für Briefe hattet ihr lezthin aus Frankreich?

Regan.

Regan.

Antwortet gerade zu, denn wir wiſſen die Wahrheit ſchon.

Cornwall.

Und was für ein Bündniß hattet ihr mit den Verräthern, die erſt kürzlich in dem Königreich angeländet ſind?

Regan.

In weſſen Hände ſchiktet ihr den mondſüchtigen König? Redet!

Gloſter.

Ich habe einen Brief, worinn von bloſſen Muthmaſſungen die Rede iſt, und der von jemanden kam, der neutral, und nicht von einer feindlichen Parthey iſt.

Cornwall.

Ausflüchte ---

Regan.

Und falſch.

Cornwall.

Wo haſt du den König hingeſchikt?

Gloſter.

Nach Dover.

Regan.

Warum nach Dover? War dir nicht bey Gefahr deines Lebens verboten ---

Cornwall.

Cornwall.

Warum nach Dover? Laßt ihn zuerſt auf das antworten.

Gloſter.

Ich bin an den Pfahl gebunden, und muß nun den Anfall aushalten.

Regan.

Warum nach Dover?

Gloſter.

Weil ich nicht ſehen wollte, daß deine grauſamen Nägel ſeine alten Augen auskrazten, noch daß deine grimmige Schweſter ihre Bären-Klauen in ſein geſalbtes Fleiſch einhakte. Von einem ſolchen Sturm, wie ſein kahles Haupt in Hölle-ſchwarzer Nacht aushalten mußte, hätte die kochende See bis an den Himmel aufbrauſen, und die geſtirnten Feuer auslöſchen mögen. Und doch, das arme alte Herz! half er dem Himmel zu regnen. Hätten Wölfe in dieſer entſezlichen Nacht vor deinem Thor geheulet, du würdeſt dem Pförtner befohlen haben, ſie zu öffnen; die grauſamſten Thiere wurden vor Schrecken mild -- Aber ich werd es noch ſehen, wie die geflügelte Rache ſolche Kinder überfallen wird.

Cornwall.

Sehen ſollt du es niemals. Kerls, haltet den Stuhl; auf dieſe deine Augen will ich meinen Fuß ſezen.

(Gloſter wird auf den Boden gelegt, und Cornwall tritt ihm das eine von ſeinen Augen aus.)

Gloſter.

Gloſter.

Wer ſo lange zu leben gedenkt bis er alt wird, gebe mir einige Hülfe -- O grauſam! o! ihr Götter!

Regan.

Eine Seite möcht' es der andern vorrüken; das andere auch.

Cornwall.

Wenn ihr Rache ſehet --

Ein Bedienter.

Haltet ein, Mylord, ich habe euch von meiner Kindheit an gedient, aber keinen beſſern Dienſt hab ich euch nie gethan, als izt, da ich euch bitte, einzuhalten.

Regan.

Was iſt das, du Hund?

Bedienter.

Wenn ihr einen Bart an euerm Kinn trüget, ſo wollt' ich es mit euch aufnehmen -- (indem er ſieht, das Cornwall den Degen gegen ihn zieht:) Wie? was habt ihr im Sinn?

Cornwall.

Nichtswürdiger Bube --

Bedienter.

Nun ſo kommt dann, weil ihr mich ſo herausfodert --

(Sie fechten, Cornwall wird verwundet.)

Regan.

Regan.

Gieb mir dein Schwerdt -- ein Sclave ſoll ſich ſo auflehnen?

(Sie erſticht ihn.)

Bedienter.

O! ich bin erſchlagen -- Mylord, ihr habt noch ein Auge übrig, um Unglük über ihm zu ſehen -- O! --

(Er ſtirbt.)

Cornwall.

Wir wollen ihm zuvorkommen; aus, nichtswürdige Sulz --

(Er tritt das andre Aug auch aus.)

Gloſter.

Ganz finſter und hülflos -- Wo iſt mein Sohn Edmund? Edmund, ſache alle Funken der Natur an, dieſe greuliche That zu rächen.

Regan.

Hinaus, verrätheriſcher Hund! du rufſt einem, der dich verabſcheuet: Edmund war's, der uns deine Verrätherey entdekte; er iſt zu gut, Mitleiden mit dir zu haben.

Gloſter.

O meine Thorheiten! -- So wurde Edgar fälſchlich angeklagt! Ihr mitleidigen Götter, vergebet mir das, und ſeget ihn!

Regan.

Geht, führt ihn vor das Thor hinaus, und laßt ihn seinen Weg nach Dover durch den Geruch finden.

(Gloster wird weggeführt.)

Wie stehts, Mylord, wie seht ihr so übel aus?

Cornwall.

Ich habe einen Stoß bekommen; folget mir, Lady; Stoßet diesen augelosen Buben hinaus -- werft diesen Sclaven auf den Mist --

Regan.

Ich verblute; dieser Stoß kommt sehr zur Unzeit -- Gebt mir euern Arm --

(Sie gehen ab.)

1. Bedienter.

Wenn es diesem Mann wohl geht, so will ich mir um keines Bubenstüks willen bange seyn lassen.

2. Bedienter.

Wenn Sie lange lebt, und am Ende so stirbt wie andre Leute, so werden alle Weiber zu Ungeheuern werden.

1. Bedienter.

Wir wollen dem alten Grafen nachlaufen, und irgend einen Bettler suchen, der ihn führe --

2. Bedienter.

Geh du, ich will etwas Flachs und Eyer-Weiß hohlen, es auf seine blutenden Augen zu legen. Nun, der Himmel helf ihm!

(Gehen ab.)

Vierter

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein freyes Feld.

Edgar tritt auf.

Immer beſſer ſo, und wiſſen daß man verachtet wird, als immer verachtet und geſchmeichelt werden. Das ärmſte, niedrigſte, verworfenſte Geſchöpf lebt immer in Hoffnung, und hat nichts zu befürchten. Klägliche Veränderungen treffen nur die Glüklichſten. Wer nichts verliehren kan, kan immer lachen. Willkommen dann, du unkörperliche Luft, der Unglükliche, den du unter den Elendeſten hinunter geweht haſt, iſt deinen Stürmen nichts mehr ſchuldig.

Gloſter tritt auf, von einem alten Manne geführt.

Aber wer kommt hier? Mein Vater, von einem fremden Manne geführt? -- Welt, Welt, o Welt! -- Und doch, wenn deine ſeltſamen Abwechslungen dich nicht verhaßt machten, wo iſt der Greiß welcher ſterben wollte?

Der alte Mann.

O mein guter Lord, ich bin euer Pachter und eures Vaters Pachter geweſen, dieſe achtzig Jahre.

Gloſter.

Gehe, gehe deinen Weg, guter Freund, geh, dein Beyſtand kan mir nichts nüzen, und dir könnt' er ſchädlich ſeyn.

Der Alte.

Ihr könnt ja euern Weg nicht ſehen.

Gloſter.

Ich habe keinen Weg, und bedarf alſo keiner Augen; ich ſtrauchelte, da ich noch ſah. Wie wahr iſt es, was uns die Erfahrung ſo oft lehrt, unſre Mittelmäſſigkeit iſt unſre Sicherheit, und ſelbſt was wir entbehren, beweißt, daß wir es nicht nöthig haben -- O theurer Sohn Edgar, unglüklicher Gegenſtand des Zorns deines betrogenen Vaters, möcht ich nur leben dich in meinen Armen zu fühlen, dann wollt' ich ſagen, ich habe wieder Augen.

Der Alte.

Wie? wer iſt der?

Edgar.

Ihr Götter, wer kan ſagen, ich bin der Elendeſte? Ich bin elender als ich jemals war.

Der Alte.

Es iſt der arme tolle Tom.

Edgar.

Und doch kan ich noch elender werden; das Aergſte iſt noch nicht, ſo lang man noch ſagen kan, das iſt das Aergſte.

Der

Der Alte.

Guter Freund, wo gehſt du hin?

Gloſter.

Iſt es ein Bettelmann?

Der Alte.

Ein Thor und ein Bettler zugleich.

Gloſter.

Er hat noch einige Vernunft, ſonſt könnt' er nicht betteln. In dem Sturm der lezten Nacht ſah ich einen ſolchen Burſchen, der mich denken machte, der Menſch ſey ein Wurm. Mein Sohn kam mir dabey in den Sinn; und doch war er damals fern von meinem Herzen. Seitdem hab ich mehr gehört. Was Fliegen für muthwillige Knaben ſind, ſind wir den Göttern; ſie tödten uns zu ihrem Zeitvertreib.

Edgar.

Gott helf dir, Meiſter.

Gloſter.

Iſt das der nakende Burſche?

Der Alte.

Ja, Mylord.

Gloſter.

Geh doch, oder wenn du mir zu lieb, eine Meile oder zwoo uns nach Dover zuvorlauffen willt, ſo thu es um

der alten Liebe willen, und bring etwas Kleidung für dieſe nakte Seele, die ich bitten will, mich zu führen.

Der Alte.

Ach, Mylord, er iſt wahnwizig.

Gloſter.

Das iſt eine böſe Zeit, wenn Wahnwizige die Blinden führen; thu was ich dir geſagt habe, oder vielmehr thu was du willſt; alles überlegt, geh deinen Weg.

Der Alte.

Ich will ihm den beſten Anzug bringen, den ich habe; werde daraus was will.

(Geht ab.)

Gloſter.

Hieher, nakter Burſche.

Edgar.

Der arme Tom friert, ich kan es nicht länger verheelen.

Gloſter.

Komm hieher, Burſche.

Edgar.

Und doch muß ich; Gott behüte deine lieben Augen, ſie bluten.

Gloſter.

Kennſt du den Weg nach Dover?

Edgar.

Edgar.

Gatter und Zäune, Poſtweg und Fußſteg: Der arme Tom iſt um ſeine guten Sinnen gekommen. Gott behüte dich vor dem böſen Feind, alter Mann. Fünf Feinde ſind auf einmal in dem armen Tom geweſen; Obidicut, der Hurcteufel, Hobbididen, der Fürſt der Taubheit; Mahu, des Stehlens, Mohu, des Mordens, und Flibbertigibbet, der Grimaſſen-Teufel, der ſeither die Kammer-Jungfern und Stuben-Mädchen beſizt. (*)

Gloſter.

Hier, nimm dieſen Beutel, du den des Himmels Plagen allen Streichen des Unglüks ausgeſezt haben. Daß ich elend bin, macht dich glüklicher. Theilet immer ſo, ihr

(*) Shakeſpear läßt den Edgar in ſeinen phantaſtiſchen Reden öfters auf eine niederträchtige Betrügerey etlicher Engliſchen Jeſuiten zielen, die um ſelbige Zeit in Geſellſchaften Stoff zur Unterredung gab, weil eben damals eine von dem nachmaligen Erzbiſchof von York Dr. Harſenet mit groſſer Kunſt und Stärke geſchriebene Geſchichte derſelben zum Vorſchein kam, unter dem Titel: Entdekung merkwürdiger Papiſtiſcher Betrügereyen, um Ihrer Majeſtät Unterthanen von ihrer Pflicht abzuziehen u. ſ. w. unter dem Vorwand Teufel auszutreiben, geſpielt von Edmunds ſonſt Weſton genannt, einem Jeſuiten, und verſchiedenen Römiſchen Prieſtern, ſeinen boßhaften Geſellen. 1603. Dieſe Jeſuitiſche Comödie wurde zur Zeit der berühmten Spaniſchen Armada gegen England geſpielt, und hatte zur Abſicht, zu Beförderung des Spaniſchen Vorhabens, Proſelyten unter dem Pöbel zu machen. Die vornehmſte Scene war in der Familie eines Hrn. Edmund Pekham, eines Catholiken, wo Marwood, ein Bedienter von Hrn. Anton Babington Tranford, ein Bedienter des Hrn. Pekham und drey Kammer-Mädchen in dieſem Hauſe für beſeſſen ausgegeben, und von gedachten Prieſtern in die Cur genommen wurden. Die fünf barbariſchen Teufel, von denen Edgar ſpricht, ſind eben die, von denen ermeldte fünf vienſtbare Perſonen beſeſſen ſeyn ſollten.

Auszug aus Warburt. Anmerk.

Götter; Laßt den reichen, von Ueberfluß und Wolluſt berauſchten Mann, der euern Schikſalen Troz bietet, und das Elend ſeiner Nebengeſchöpfe nicht ſehen kan, weil er's nicht fühlt, laßt ihn ſchleunig eure Allmacht fühlen; ſo wird Freygebigkeit den unmäſſigen Ueberfluß dämpfen, und ein jeder Menſch genug haben. Kennſt du Dover?

Edgar.

Ja, Herr.

Gloſter.

Es iſt ein Hügel dort, deſſen hoher und überhangender Gipfel fürchterlich über die angrenzende Tiefe herabſieht. Bring mich auf die äuſſerſte Spize deſſelben, und ich will dir etwas geben, das deinem armſeligen Zuſtand ein Ende machen wird; von dort aus werd' ich keinen Führer mehr nöthig haben.

Edgar.

Gieb mir deinen Arm, der arme Tom ſoll dich führen.

Zweyter Auftritt.

Des Herzogs von Albanien Palaſt.

Goneril und Edmund.

Goneril.

Seyd willkommen, Mylord; mich wundert, daß mein ſanftmüthiger Mann uns nicht entgegen gegangen iſt.

Der

Der Hofmeiſter kömmt.

Nun, wo iſt euer Herr?

Hofmeiſter.

Gnädige Frau, er iſt drinnen; aber ſo verändert, daß es kaum glaublich iſt; ich ſagte ihm, die Feinde ſeyen angeländet; er lächelte dazu. Ich ſagte ihm, Euer Gnaden kommen wieder an; deſto ſchlimmer, war ſeine Antwort. Als ich ihm von Gloſters Verrätherey und von der Treue ſeines Sohns Nachricht gab, nannte er mich einen Dummkopf, und ſagte mir, ich hätte die ſchlimme Seite herausgekehrt. Was ihm am unangenehmſten ſeyn ſollte, ſcheint ihm zu gefallen; und was ihm gefallen ſollte, beleidigt ihn.

Gonerill (zu Edmund.)

So ſollt ihr nicht weiter gehen. Es iſt nichts, als die feige Zaghaftigkeit ſeines Geiſtes, welcher nicht Muth genug hat etwas zu unternehmen: Er wird keine Beleidigung fühlen, die ihn zu einer Antwort nöthigte. Auf dieſe Art können unſre Wünſche zur Erfüllung kommen. Zurük, Edmund, zu meinem Bruder; beſchleunige dich, muſtre ſeine Völker und führe ſie an. Hier zu Hauſe muß ich die Waffen wechſeln, und meinem Manne die Spindel in die Hand geben. Dieſer getreue Diener ſoll unſer Verſtändniß unterhalten; ihr ſollt in kurzem von mir hören, wenn ihr Herz genug habt zu euerm eignen Vortheil, den Befehl einer Geliebten zu wagen. Traget diß (ſie giebt ihm ich weiß nicht was,) ſparet die Worte, (leiſe) drehet den Kopf ein wenig -- Dieſer Kuß, wenn er re-

den dürſte, würde deine Lebensgeiſter in die Höhe trei-
ben -- Verſtehe mich und lebe wohl.

Edmund.

Der Eurige bis in den Tod.

Gonerill.

Mein allerliebſter Gloſter!

(Edmund geht ab.)

Was für ein Unterſcheid iſt zwiſchen Mann und Mann! Du verdienſt die Gunſtbezeugungen einer Dame; mein Thor uſurpiert meine Perſon.

Hofmeiſter.

Gnädige Frau, hier kömmt Mylord.

Der Herzog von Albanien kömmt.

Gonerill.

Bin ich nicht mehr werth geweſen, als meinem Bedienten zu pfeiffen, wie ich ankam?

Albanien.

O, Gonerill, ihr ſeyd den Staub nicht werth, den euch der Wind ins Geſicht bläßt. Ich fürchte die Folgen eurer Gemüthsart; ein Geſchöpf das ſeinen Urſprung verachtet, kan ſich nicht in ſeiner eignen Natur erhalten; der Zweig,

der

der ſich ſelbſt von ſeinem väterlichen Stamm abreißt, muß verdorren, und zu einem tödtlichen Gebrauch kommen. (*)

Goneril.

Nichts mehr, welch ein närriſches Gewäſche!

Albanien.

Weisheit und Güte ſcheinen dem Nichtswürdigen verächtlich; Tygerthiere, nicht Töchter, was habt ihr gethan? Einen Vater, einen höchſtgütigen alten Mann habt ihr, auf eine höchſt barbariſche, höchſt unnatürliche Weiſe, zum Wahnwiz getrieben. Konnte mein Bruder zulaſſen, daß ihr es thatet, ein Mann, ein Fürſt, der ihm ſoviel zu danken hatte? Wahrlich, wenn die Himmel nicht ungeſäumt ihre ſichtbar werdenden Geiſter herabſenden, ſo ſchändliche Uebelthaten zu ſtraffen, ſo muß die Menſchheit nothwendig, gleich den Meer-Ungeheuern, ſich ſelbſt aufzehren.

Goneril.

Du Milchleberichter Mann! der eine Wange für Maulſchellen und einen Kopf für Beleidigungen trägt; der kein Auge hat, den Unterſchied zwiſchen deiner Ehre und deiner Beſchimpfung zu ſehen; der nicht weiß, daß nur Thoren mit Böſewichtern Mitleiden haben, wenn ſie geſtraft werden, eh ſie ihre Uebelthaten ausüben konnten. Wo iſt deine Trummel? Frankreich ſpreitet ſeine Fahnen in unſerm ruhigen

(*) Eine Anſpielung auf den Gebrauch, welchen, der Sage nach, die Hexen und Zauberer von verdorrten Zweigen zu ihren Bezauberungen machen ſollen. Warburton.

ruhigen Land aus; in beſiederten Helmen beginnet dein künftiger Mörder ſeine Drohungen, während daß du, ein moraliſcher Narr, ſtill ſizeſt und rufſt: Ach! warum thut er denn das? --

Albanien.

Sieh dich ſelbſt, Teufel! Seine ihm natürliche Häſslichkeit ſcheint in einem Teufel nicht ſo abſcheulich, als in einem Weibe.

Goneril.

O eitler Thor!

Albanien.

Du verwandeltes, ausgeartetes Ding! Schäme dich wenigſtens, deine Bildung mit ſo ungeheuern Geſinnungen zu ſchänden! Wenn es ſich für mich ſchikte, dieſe Hände dem Trieb meines kochenden Blutes zu überlaſſen, ſie würden fertig genug ſeyn dein Fleiſch von deinen Knochen abzureiſſen -- Ob du gleich ein Teufel biſt, ſo ſchüzt dich doch die Geſtalt eines Weibes --

Goneril.

Wahrhaftig, eine wolangebrachte Mannheit!

Ein Bote kömmt.

Bote.

O mein gnädigſter Lord, der Herzog von Cornwall iſt todt, von ſeinem Bedienten erſchlagen, da er im Begrif war, Gloſters zweytes Auge auszutreten. Alba-

Albanien.

Gloſters Augen?

Bote.

Ein in ſeinem Haus erzogner Bedienter, von Reue durchbohrt, widerſezte ſich der That, und zog ſein Schwerdt gegen ſeinen Herrn, welcher voll Wuth über eine ſolche Kühnheit, ihn auf der Stelle tödtete, vorher aber eine Wunde bekam, die ihn nun das Leben gekoſtet hat.

Albanien.

Diß zeigt, daß ihr dort oben nicht ſäumet, ihr himmliſchen Richter, dieſe unſre unter euern Augen begangne Verbrechen zu rächen. Aber, o! der arme Gloſter! Verlohr er das andre Aug auch?

Bote.

Beyde, beyde, Mylord. Dieſes Schreiben, Gnädigſte Frau, fodert eine ſchleunige Antwort; es iſt von eurer Schweſter.

Gonerill (vor ſich.)

Von einer Seite gefällt mir diß ganz wol. Und doch da ſie izt Wittwe, und mein Gloſter bey ihr iſt, ſo könnte leicht das ganze Gebäude in meiner Phantaſie über mein verhaßtes Leben einſtürzen -- Auf einer andern Seite iſt dieſe Neuigkeit nicht ſo reizend -- Ich will leſen und antworten.

(Geht ab.)

Alba-

Albanien.

Wo war ſein Sohn, als ſie ihn ſeiner Augen beraubten?

Bote.

Er begleitete die Herzogin hieher.

Albanien.

Er iſt nicht hier.

Bote.

Nein, Mylord, ich traf ihn unterwegs auf der Rük-Reiſe an.

Albanien.

Weiß er die ſchändliche That?

Bote.

Ja, Gnädigſter Herr, er war es ſelbſt der ſeinen Vater anklagte, und er verließ das Haus, nur damit ihre Rache freyern Lauf hätte.

Albanien.

Gloſter, ich lebe, dir für deine Liebe zu dem König zu danken, und deine Augen zu rächen. Komm mit mir, Freund, und ſage mir was du noch mehr weiſſeſt.

(Gehen ab.)

Dritter

Dritter Auftritt.

Dover.

Kent und ein Edelmann treten auf.

Kent.

Der König von Frankreich ſo plözlich wieder umgekehrt! Wißt ihr die Urſache?

Edelmann.

Umſtände, welche ſeine Abweſenheit in ſeinem Königreiche dem Staat gefährlich machen, haben ſeine ſchleunige Rükreiſe nöthig gemacht.

Kent.

Wen hat er zum Feldherrn zurükgelaſſen?

Edelmann.

Den Marſchall von Frankreich, Monſieur le Far.

Kent.

Brachten eure Briefe die Königin zu einiger Aeuſſerung von Bekümmerniß?

Edelmann.

Ja, Sir, ſie nahm ſie und laß ſie in meiner Gegenwart, und zu verſchiednen malen rollte eine groſſe Thräne

über

über ihre ſanften Wangen; es ſchien, ſie ſey Königin über ihren Affect, der auf eine ganz rebelliſche Weiſe König über ſie zu ſeyn ſuchte.

Kent.

So rührte es ſie alſo?

Edelmann.

Aber nicht zum Zorn. Geduld und Schmerz ſtritten mit einander, welches von beyden ihrem Geſicht den ſchönſten Ausdruk geben könnte; ihr habt Sonnenſchein und Regen zugleich geſehen --- ihr Lächeln, und ihre Thränen ſchienen wie ein naſſer May. Dieſes anmuthsvolleſte Lächeln das um ihre reiffen Lippen ſpielt, ſchien nicht zu wiſſen, was für Gäſte in ihren Augen wären, die aus denſelben wie Perlen von Diamanten, herunter tröpfelten -- Kurz, der Schmerz würde die liebenswürdigſte Sache von der Welt werden, wenn er allen ſo anſtünde wie ihr.

Kent.

Aber gab ſie ihn nicht in Worten zu erkennen?

Edelmann.

Ein oder zweymal ſeufzte ſie aus beklemmter, langſam emporathmender Bruſt den Namen Vater hervor, rief zu verſchiednen Malen -- Schweſtern! Schweſtern! -- Schandfleke euers Geſchlechts! Schweſtern! Kent! Vater! Schweſtern! wie? Im Sturm? in einer ſolchen Nacht? Laßt die Menſchlichkeit es niemals glauben! -- Hier ſchüttelte

ſie

ſie das heilige Waſſer aus ihren himmliſchen Augen; und in einer Bewegung, als ob es ihr unmöglich ſey, den lauteſten Ausbruch des Schmerzens zurük zu halten, fuhr ſie auf und eilte in ihr Cabinet, ihrer Empfindung freyen Lauf zu laſſen.

Kent.

Die Sterne ſind's, die Sterne über uns, die unſre Zufälle beſtimmen, ſonſt könnte unmöglich eben daſſelbige Paar ſo ungleiche Kinder zeugen. Sprach ſie mit euch ſeit dieſem?

Edelmann.

Nein.

Kent.

Geſchah diß noch vor der Rükreiſe des Königs?

Edelmann.

Nein, erſt hernach.

Kent.

Gut, Sir, der arme unglükliche Lear iſt in der Stadt; in ſeinen beſſern Augenbliken erinnert er ſich, warum wir hieher gekommen ſind, und dann will er ſich ſchlechterdings nicht bereden laſſen, ſeine Tochter zu ſehen.

Edelmann.

Warum, guter Sir?

Kent.

Eine demüthigende Schaam überwältigt ihn ſo; die Härte, mit der er ſie ſeines Segens beraubte, ſie der Willkuhr fremder Zufälle überließ, und ihre theureſten Rechte ihren hündiſchen Schweſtern zuwarf: Dieſe Dinge verwunden ihn mit ſo giftigen Stichen, daß brennende Schaam ihn von ſeiner Cordelia zurük hält.

Edelmann.

Der arme alte Herr!

Kent.

Hörtet ihr nichts von Albaniens und Cornwalls Kriegs-Macht?

Edelmann.

Man ſagt, ſie ſey auf den Beinen.

Kent.

Gut, Sir, ich will euch zu unſerm Herrn führen, und ihn eurer Sorgfalt überlaſſen. Irgend eine wichtige Urſache wird mich eine Weile verborgen halten. Wenn ich euch recht bekannt ſeyn werde, ſo wird es euch nicht gereuen, ſo genau mit mir bekannt worden zu ſeyn. Ich bitte, kommt mit mir.

(Gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Lager.

Cordelia, ein Medicus und Soldaten.

Cordelia.

Ach! es iſt er ſelbſt; man fand ihn eben izt ſo raſend als die von Stürmen gepeitſchte See; überlaut ſingend, mit rankichtem Daubenkropf, mit Schierling, Neſſeln, Kukuk-Blumen, Lülch und allem dem Unkraut bekränzt, das in unſern Kornfeldern wächſt. Schiket eine Anzahl Leute aus, durchſuchet das ganze Feld, und bringt ihn vor unſre Augen. Was vermag die menſchliche Weisheit ſeine beraubten Sinnen wieder herzuſtellen? Der, der ihm hilft, nehme alles davor, was ich im Vermögen habe.

Medicus.

Es ſind Mittel dazu da, Madame; der beſte Arzt der Natur iſt Ruhe; dieſe mangelt ihm; ſie ihm zu verſchaffen, ſind die Kräfte mancher Simplicium geſchikt, deren Macht das Auge des Kummers zuſchlieſſen wird.

Cordelia.

Möchten alle geſegneten noch unbekannten Heil-Kräfte der Erde, von meinen Thränen begoſſen, hervorſproſſen! -- Wendet alles an, die Krankheit des guten alten Mannes zu heben. -- Suchet, ſuchet ihn auf, eh ſeine unbezähmte Raſerey

aus Mangel an Mitteln ſie zu dämpfen, den Reſt ſeines Lebens auflöſet.

Ein Bote kömmt.

Bote.

Neue Zeitungen, Madame, die Brittiſchen Völker ſind im Anzug hieher.

Cordelia.

Das wußten wir ſchon vorher; unſre Zurüſtungen warten nur auf ihre Ankunft. O theurer Vater, es iſt deine Sache die mich hieher gebracht hat; für dich haben meine Klagen, meine heiſſen Thränen den groſſen Fürſten von Frankreich erweicht; kein aufgeblähter Stolz ſezt uns in Waffen, ſondern Liebe, kindliche Liebe, und unſers alten Vaters Recht. O wie verlangt mich ihn zu hören und zu ſehen!

(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Regans Pallaſt.

Regan und der Hofmeiſter.

Regan.

Sind meines Bruders Völker ausgerükt?

Hofmeiſter.

Ja, Gnädige Frau.

Regan.

Regan.

Und er ist selbst in Person dabey?

Hofmeister.

Ja und noch jemand, der mehr zu bedeuten hat; eure Schwester ist ein bessrer Soldat als er.

Regan.

Lord Edmund sprach nicht mit eurer Lady, da sie zu Hause angekommen?

Hofmeister.

Nein, Madame.

Regan.

Was mag meiner Schwester Brief an ihn zu sagen haben?

Hofmeister.

Ich weiß es nicht, Gnädige Frau.

Regan.

Er ist in wichtigen Geschäften von hier abgegangen. Es war ein grosser Unverstand, dem Gloster nur die Augen, und nicht auch das Leben zu nehmen; wohin er kömmt, empört er alle Herzen wider uns. Edmund, denke ich, ist gegangen, aus Mitleiden über seinen elenden Zustand, seinem nächtlichen Leben ein Ende zu machen; und zugleich die Stärke der Feinde zu erkundigen.

Hofmeiſter.

Ich muß ihn nothwendig aufſuchen, Gnädige Frau; um ihm meinen Brief einzuhändigen.

Regan.

Unſere Truppen rüken morgen vor; bleibet bey uns; die Wege ſind ſo unſicher --

Hofmeiſter.

Ich darf nicht, Madame; Mylady gab mir dieſes Geſchäfte auf meine Pflicht.

Regan.

Was konnte ſie dem Edmund zu ſchreiben haben? Konntet ihr ihr Geſchäfte nicht etwann mündlich ausrichten? -- Vielleicht, etwas -- ich weiß nicht was -- Du ſollt alle meine Gunſt haben -- laß mich den Brief öffnen.

Hofmeiſter.

Gnädige Frau, ich wollte lieber --

Regan.

Ich weiß, eure Lady liebt ihren Gemahl nicht; und bey ihrem lezten Hierſeyn, warf ſie zärtliche Blike, ſehr deutlich redende Blike auf den edeln Edmund. Ich weiß, ihr ſeyd ihr Vertrauter --

Hofmeiſter.

Ich, Gnädige Frau?

Regan.

Ich weiß was ich ſage -- ihr ſeyd's -- ich weiß es; merkt euch alſo, was ich euch itzt ſagen will. Mein Gemahl iſt todt; Edmund und ich haben uns miteinander beſprochen; er ſchikt ſich beſſer für meine Hand, als für eure Lady: Das übrige könnt ihr ſelbſt ſchlieſſen: Wenn ihr ihn findet, ſo gebt ihm dieſes, ich erſuche euch; und wenn ihr eurer Lady dieſe Nachrichten bringt, ich bitte, ſo rathet ihr, ihre Weisheit zurük zu ruffen. Hiemit lebet wohl. Wenn ihr etwann von dieſem blinden Verräther hören ſolltet, ſo wißt, daß der eine reiche Belohnung zu erwarten hat, der ihm den Kopf abſchneiden wird.

Hofmeiſter.

Ich wollte ich träfe ihn an, Madame, ich wollte bald zeigen, was für eine Parthey ich halte.

Regan.

Lebet wohl.

(Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Die Gegend um Dover.

Gloſter, und Edgar als ein Bauer.

Gloſter.

Wenn kommen wir dann zu dem Hügel, wovon ich ſagte?

Edgar.

Eben izt ſteigen wir hinauf. Sehet, wie wir arbeiten.

Gloſter.

Mich däucht, der Grund iſt eben.

Edgar.

Entſezlich ſteil. Horcht, hört ihr das Meer?

Gloſter.

Nein, wahrhaftig.

Edgar.

Wie denn, ſo greift die Verderbniß eurer Augen auch eure übrigen Sinnen an.

Gloſter.

In der That es kan wol ſeyn. Mich däucht, deine Stimme iſt verändert, und du ſprichſt beſſere Sachen, und in beſſern Ausdrüken als zuvor.

Edgar.

Ihr irret euch ſehr, ich bin in nichts verändert als in meinem Anzug.

Gloſter.

Ganz gewiß, du ſprichſt beſſer.

Edgar.

Edgar.

Folget mir, das iſt der Ort -- Stehet ſtill. Wie entſezlich und ſchwindlicht iſt es, die Augen in eine ſolche Tieffe herab zu ſenken! Die Krähen und Waſſer-Raben die in der mittlern Luft fliegen, ſcheinen kaum ſo groß als die Schröter; an der Mitte des Felſen hängt einer, der Meerfenchel ſucht, ein fürchterliches Handwerk; mich dünkt, er iſt nicht diker als ſein Kopf. Die Fiſcher die am Ufer herum gehen, kommen mir vor wie Mäuſe, jene lange vor Anker ligende Barke nicht gröſſer als ihr Hahn, und ihr Hahn ſo klein, daß ihn das Auge nicht mehr faſſen kan. Die murmelnde Welle, die um die unzählbaren nakten Kieſelſteine keift, kan in dieſer Höhe nicht mehr gehört werden. Ich will nicht mehr hinab ſchauen, ſonſt möchte das ſchwindelnde Hirn und das gebrechende Geſicht mich überwälzend in die Tieffe hinab ſtürzen.

Gloſter.

Stelle mich dahin, wo du ſteheſt.

Edgar.

Gebt mir eure Hand; izt ſeyd ihr nur eines Fuſſes Breite von der äuſſerſten Spize entfernt; um alles was unter dem Mond ligt, wollte ich hier keinen Sprung vorwärts thun.

Gloſter.

Laß meine Hand gehen; Hier, Freund, iſt noch ein andrer Beutel, und in demſelben ein Juweel, das wol

werth iſt von einem armen Mann angenommen zu werden. Götter und Feen mögen es dir gedeyhen laſſen. Geh du izt weiter, ſag mir Lebewohl, und laß mich hören daß du gehſt.

Edgar (ſtellt ſich als geh er fort.)

Nun, ſo lebet wohl, mein guter Sir.

Gloſter.

Ich danke dir.

Edgar (vor ſich.)

Warum treibe ich dieſes Spiel mit ſeiner Verzweiflung? Meine Abſicht iſt, ſie zu heilen.

Gloſter.

O! ihr mächtigen Götter, dieſer Welt entſag' ich hiemit, und ſchüttle vor euern Augen mein ſchweres Leiden geduldig ab. Könnte ich es länger tragen, ohne über euere groſſen unwiderſezlichen Schlüſſe zu murren, ſo wollt' ich, bis der ſchwache Docht meines grauenvollen Lebens ſich vollends ausgebrannt hätte -- Wenn Edgar lebet, o ſo ſegnet ihn! -- Nun, Camerade, lebe wohl!

(Er thut einen Sprung, und fällt der Länge nach vor ſich hin.)

Edgar (in einiger Entfernung, und vor ſich.)

Guter Alter, lebe wohl! Wäre er da geweſen, wo er zu ſeyn gedachte, ſo hätte er izt aufgehört zu denken.

(Er

(Er nähert ſich dem Gloſter, und verändert ſeine Stimme) Lebendig oder todt? He, hört ihr, guter Freund! Sir! Sir! Redet! -- So könnt' er ſterben, in der That -- Doch er lebt wieder auf. Wer ſeyd ihr, Sir?

Gloſter.

Hinweg, und laß mich ſterben.

Edgar.

Wärſt du gleich nichts anders geweſen als Spinnewe, ben, Federn und Luft, du würdeſt durch einen Fall von ſo vielen Klaftern wie ein Ey zerſplittert ſeyn: Aber du athmeſt, biſt noch ganz und bluteſt nicht. Rede, biſt du unverwundet? Zehen auf einandergeſezte Maſtbäume ma, chen die Höhe noch nicht aus, die du ſenkelrecht herunter gefallen biſt. Dein Leben iſt ein Wunderwerk. Rede doch!

Gloſter.

Bin ich gefallen oder nicht?

Edgar.

Von dem fürchterlichen Gipfel dieſes kreideweiſſen Fel, ſens. Schau in die Höhe, die hellgurgelnde Lerche kan aus dieſer Höhe weder geſehen noch gehört werden; ſieh nur auf!

Gloſter.

Ach, ich habe keine Augen -- Iſt das äuſſerſte Elend ſo gar der Wohlthat beraubt, ſich durch den Tod zu enden?

Es wäre doch einiger Troſt geweſen, wenn mein Jammer die Wuth des Tyrannen betrügen, und ſeinen trozigen Willen hätte vereiteln können.

Edgar.

Gebt mir euern Arm. Auf, ſo -- wie iſts? Fühlt ihr eure Beine noch? Ihr ſteht doch?

Gloſter.

Nur allzuwohl, nur allzuwohl.

Edgar.

Diß übertrift alles Wunderbare. Was für ein Ding war das, das auf der Spize des Felſen von euch weggieng?

Gloſter.

Ein armer unglüklicher Bettler.

Edgar.

Wie ich hier unten ſtand, däuchte mich, ſeine Augen wären zween Vollmonde, er hatte tauſend Naſen, krumme Hörner, und bäumte ſich auf wie die aufſchwellende See; Es war irgend ein böſer Geiſt. Zweifle alſo nicht, du glüklicher alter Vater, daß die Götter, die ſich aus dem was Menſchen unmöglich iſt, eine Ehre machen, dich ſichtbarlich errettet haben.

Gloſter.

Izt erinnere ich mich einiger Umſtände. Künftig will ich mein Elend tragen, bis es ſich zu tode ſchreyt, genug, genug,

genug, und ſtirbt. Ich hielt das Ding wovon ihr redet, für einen Menſchen -- öfters rief es aus, der Feind, der böſe Feind -- Es führte mich an dieſen Ort.

Edgar.

Unterhaltet euch mit geduldigen Gedanken --

Siebender Auftritt.

Lear, auf eine phantaſtiſche Art mit Blumen geziert, tritt auf.

Aber wer kömmt hier? Ein nüchterner Verſtand wird ſeinen Beſizer nimmermehr ſo ausſtaffieren.

Lear.

Nein, ſie können mir des Münzens wegen nichts thun, ich bin der König ſelbſt.

Edgar.

O herzdurchbohrender Anblik!

Lear.

In dieſem Stük iſt die Natur über die Kunſt. Hier iſt euer Handgeld. Dieſer Burſche trägt ſeinen Bogen, wie ein Krähen-Mann; ſpannt mir einen Ellen-Stab -- Schaut, ſchaut, eine Maus. Still, ſtill! -- dieſes Stükchen von geröſtetem Käſe wird es thun -- Hier iſt mein eiſerner Handſchuh, ich will ihn gegen einen Rieſen probieren. Bringt

die Pfeile her -- O! wohl geflogen, Kiel! Im Schwarzen, im Schwarzen! -- Hey da; Gebt des Wort.

Edgar.

Der liebliche Majoran.

Lear.

Paſſiert.

Gloſter.

Ich kenne dieſe Stimme.

Lear.

Ha! Goneril! ha, Regan! Sie ſtreichelten mich wie einen Hund, und ſagten mir, ich hätte weiſſe Haare in meinem Bart, eh noch die ſchwarzen da waren. -- Ja und Nein zu allem zu ſagen, was ich ſagte -- Ja und Nein, aber es war unächte Münze. Wie der Regen kam und mich durch und durch neßte, wie der Wind mich ſchaudern machte, und der Donner auf meinen Befehl nicht ſchweigen wollte; da fand ich ſie, da ſpürt' ich ſie aus. Geht, geht, ſie ſind keine Leute die auf ihr Wort halten; Sie ſagten mir, ich ſey alles; es iſt eine Lüge, ich halte die Fieber-Probe nicht.

Goneril.

Ich erinnere mich des Tons dieſer Stimme. Iſt es nicht der König?

Lear.

Ja, jeden Zolls lang ein König. Wenn ich sauer se, he, seht wie meine Unterthanen zittern. Ich schenke diesem Mann das Leben. Was war seine Sache? Ehebruch? du sollt nicht sterben! wegen Ehebruchs sterben? Nein, der Zaunschlupfer thut es, und die kleine vergüldete Fliege buhlet unter meinen Augen. Laßt das Vermehrungs-Werk gehen wie es will; denn Glosters Bastard war zärtlicher gegen seinen Vater, als meine ehlichgezeugte Töchter. Nur zu, Ueppigkeit, alles durcheinander, ich brauche Soldaten. Sehet jene lächelnde Matrone, deren Gesicht hinter ihren ausgebreiteten Fingern Schnee weissagt, die so tugendhafte Grimassen macht, und vor dem bloßen Namen der Wollust den Kopf schüttelt. Die Meer-Katze und die brünstige Stutte bringt keinen heißhungrigen Appetit dazu; von der Hüfte herab sind sie Centauren, obgleich von obenher ganz weiblich: Bis zum Gürtel wohnen lauter Götter; weiter unten ist alles mit Teufeln angefüllt. Hier ist die Hölle, hier ist Finsterniß, hier ist der brennende, siedende Schwefelpfuhl --- pfuy, pfuy! Gieb mir eine Unze Zibeth, guter Apotheker, meine Imagination zu versüssen; hier hast du Geld.

Glosier.

O! laß mich diese Hande küssen.

Lear.

Ich will sie vorher abwischen, sie hat einen Todten-Geruch.

Glosier.

Gloſter.

O! zertrümmertes Meiſterſtük der Natur! So wird einſt dieſe groſſe Welt ſich zu nichts abnüzen. Kenneſt du mich?

Lear.

Ich erinnere mich deiner Augen ganz wohl; ſchielſt du nach mir? Nein, du magſt dein ärgſtes thun, blinder Cupido, ich will nicht lieben. Ließ du dieſe Ausforderung, bemerke nur die Schrift davon.

Gloſter.

Wären alle Buchſtaben darinnen Sonnen, ſo könnte ich doch keinen ſehen.

Edgar.

Ich hab' es dem Bericht nicht glauben wollen, aber es iſt, und mein Herz bricht darüber in Stüke.

Lear.

Ließ.

Gloſter.

Wie, mit dieſen Augen-Dekeln?

Lear.

O ho, ſteht es ſo mit euch? Keine Augen in euerm Kopf, und kein Geld in euerm Beutel. Eure Augen ſind in einem ſchweren Zuſtand, und euer Beutel in einem leichten; aber ihr ſeht, wie dieſe Welt geht.

Gloſter.

Gloſter.

Ich ſeh es fühlend.

Lear.

Wie! biſt du wahnwizig? Es kan jemand ſehen wie dieſe Welt geht, wenn er gleich keine Augen hat. Sieh mit deinen Ohren; ſieh wie jener Richter jenen einfältigen Dieb ausſchilt? Verändre den Ort, und die Hand auch, die Hand zu, ſag mir einmal, wer iſt der Richter, wer iſt der Dieb? du haſt geſehen, daß ein Pachtershund einen Bettler anbellte?

Gloſter.

Ja, Sir.

Lear.

Und der arme Tropf lief vor dem Hund? Da hätteſt du das groſſe Sinnbild des Anſehens beobachten können; man gehorcht einem Hund, wenn er ſein Amt thut -- Du ruchloſer Büttel, halt deine Hand zurük! Warum peitſcheſt du dieſe Hure? Streiche deinen eignen Rüken; du keucheſt vor viehiſcher Begierde ſie eben dazu zu gebrauchen, wofür du ſie ſtreicheſt. Der Wucherer hängt den Spizbuben. Durch zerlumpte Kleider ſieht man die kleinſten Laſter; Magiſtrats-Mäntel und Pelz-Röke verbergen alles. Deke die Sünde mit Gold und die ſtarke Lanze der Gerechtigkeit wird brechen, ohne ſie verwunden zu können. Kleide ſie in Lumpen, ſo iſt eines Pygmäen Strohhalm hinreichend ſie zu durchbohren. Niemand ſündiget, niemand, ſag ich,

niemand, nimm das von mir, mein Freund, niemand ſündiget, wer die Macht hat ſeines Anklägers Lippen zu verſiegeln. Kauf dir gläſerne Augen, und ſtelle dich, wie ein Stümper in der Politik, als ob du Dinge ſähest, die du nicht ſiehſt. Nun, nun, nun, zieht meine Stifel ab, ſtärker, ſtärker, ſo.

Edgar.

O welch eine Miſchung von Vernunft und Unſinn!

Lear.

Wenn du mein Unglük beweinen willſt, ſo nimm meine Augen. Ich kenne dich ganz wol, dein Name iſt Gloſter. Du weiſſeſt, in dem erſten Augenblik da wir die Luft ſchmeken, winſeln und weinen wir. Ich will dir predigen, horch --

Gloſter.

Ach, ach! der Tag!

Lear.

Wenn wir gebohren ſind, ſo weinen wir, daß wir auf dieſe groſſe Schaubühne von Thoren gekommen ſind -- Es iſt ein guter Kloz! Das wär' ein feines Stratagema, einen Trupp Pferde mit Filz zu beſchuhen; ich will die Probe davon machen, und wenn ich denn dieſe Tochtermänner überraſcht haben werde, dann ſchlagt todt, ſchlagt todt, ſchlagt todt, ſchlagt todt ꝛc.

Achter Auftritt.

Ein Edelmann, und sein Begleit.

Edelmann.

O hier ist er, legt Hand an ihn, Mylord eure theureste Tochter --

Lear.

Keinen Entsaz? wie, ein Gefangener? Ich bin recht dazu gebohren, der Narr des Glüks zu seyn. Begegnet mir wohl, ihr sollt Lösegeld haben. Laßt mir Wundärzte kommen, ich bin bis ins Gehirn gehauen worden.

Edelmann.

Ihr sollt alles haben --

Lear.

Keine Helfer? Bin ichs allein? Wie, das könnte aus einem Mann einen Mann von Salz machen, der seine Augen für Garten-Sprengkrüge brauchte, den Staub des Herbstes zu legen. Ich will wie ein tapfrer Mann sterben, wie ein schmuker Bräutigam. Was? Ich will Jovialisch seyn; Kommt, kommt, ich bin ein König. Meine Herren; Wissen sie das?

Edelmann.

Ihr seyd ein König, und wir gehorchen euch.

Lear.

So ſchenk ich euch das Leben. Kommt, wenn ihr es daron tragen wollt, ſo müßt ihr lauffen. Sa, ſa, ſa, ſa.

(Er geht ab.)

Edelmann.

Ein Anblik der an dem niedrigſten Menſchen erbärmlich, aber an einem König über allen Ausdruk iſt. Du haſt eine Tochter, welche die Natur von dem allgemeinen Fluch befreyt, den zwo über ſie gebracht haben.

Edgar.

Heil euch, mein edler Herr.

Edelmann.

Sir, macht es kurz; was iſt euer Begehren?

Edgar.

Hörtet ihr etwas von einem bevorſtehenden Treffen, Sir?

Edelmann.

Das iſt etwas unfehlbares, und landkündiges; das hört jedermann, der einen Ton hören kan.

Edgar.

Aber mit eurer Erlaubniß, wie nähert ſich die feindliche Armee?

Edelmann.

Sehr eilfertig; der völlige Bericht wird jede Stunde erwartet.

Edgar.

Edgar.

Ich danke euch, Sir; das iſt alles, was ich wollte.

Edelmann.

Ob die Königin gleich einer beſondern Urſache wegen hier, ſo iſt ihre Armee doch vorgerükt.

(Geht ab.)

Edgar.

Ich danke euch, Sir.

Gloſter.

Ihr allgütigen Götter, nehmt meinen Athem von mir; laßt meine böſe Seele mich nicht noch einmal verſuchen, zu ſterben eh es euch gefällt.

Edgar.

Ihr betet recht, Vater.

Gloſter.

Nun, guter Sir, wer ſeyd ihr?

Edgar.

Ein ſehr armer Mann, zu den Streichen des Glüks zahm gemacht, den die Kenntniß und das Gefühl aller Arten von Elend gegen andre mitleidig macht.

Gloſter.

Herzlicher Dank! die Güte und der Segen des Himmels vergelt es dir --

Neunter Auftritt.

Der Haushofmeiſter mit einem Brief.

Hofmeiſter (indem er den Gloſter gewahr wird.)

Eine öffentliche ausgeruffene Belohnung! Das iſt höchſtglüklich. Dieſes dein angemaſſes Haupt iſt dazu auserſehen, mein Glük zu machen. Alter, unglükſeliger Verräther, befehl deine Seele dem Himmel, das Schwerdt iſt gezogen, das dich tödten ſoll.

Gloſter.

Laß nur deine freundſchaftliche Hand Stärke genug dazu anwenden.

Hofmeiſter.

Woher, verwegner Bauer, darfſt du dich unterſtehen, einen öffentlichen Verräther zu unterſtüzen? Hinweg, oder ſein Schikſal ſoll das deinige ſeyn. Laß ſeinen Arm gehen.

Edgar.

Ick werd en nit gahn laaten, Heere, mit juhr Verlöf.

Hofmeiſter.

Laß ihn gehen, Sclave, oder du ſtirbſt.

Edgar.

Myn leeve Heer, loopt mant uers Padeſ und latet arme Luite met Freeden. Wann ma vo Grootſpreken ſtärve ſo

wurd myn Leven um viertein Täg nit ſo verjahet jyn als es iſt. Komt mant den verjahet Mann mit tau näh, ſeeg ick: tau-rück! ick will jau verwarnt hebben, oder ich will proeven, ob jue Bratſpiet oder myn Stecken mehre duret, ick wills ganz kort met ju machen.

Edgar.

Ick will euk jue Thäne myß maken, kennt Man, es krukt jue Finten kar nit.

(Er ſchlägt ihn zu Boden.)

Hofmeiſter.

Sclave, du haſt mich erſchlagen; Nimm meinen Beutel, und wenn du willt, daß es dir jemals wohl gehen ſoll, ſo begrabe meinen Leib, und gieb die Briefe die du bey mir findſt Edmunden, Grafen von Gloſter: ſuch ihn bey der Engliſchen Partey auf -- O! unzeitiger Tod!

(Er ſtirbt.)

Edgar.

Ich kenne dich wol, ein dienſtfertiger Spitzbube, ſo pflichtvoll gegen die Laſter deiner Gebieterin, als Bosheit es nur immer wünſchen kan.

Gloſter.

Wie, iſt er todt?

Edgar.

Setzt euch nieder, Vater; ruhet aus. Ich will ſehen, was in ſeinen Taſchen iſt; die Briefe von denen er

ſpricht, mögen vielleicht meine Freunde ſeyn: er iſt todt; es verdrießt mich nur, daß er keine Begleiter hat. Laßt ſehen -- Mit eurer Erlaubniß, mein ſchönes Sigel -- die Höflichkeit kan uns nicht tadeln. Wir reiſſen unſern Feinden das Herz auf, um in ihr Herz zu ſehen; ihre Briefe zu erbrechen iſt nicht ſo grauſam.

Er lieſt den Brief.

„ Erinnert euch unſrer gegenſeitigen Gelübde. Ihr „ habt viele Gelegenheiten, ihn aus dem Wege zu räumen; „ wenn es an euerm Willen nicht fehlt, ſo werden ſich Zeit „ und Ort von ſelbſt anbieten. Kommt er als Sieger zurük -- „ ſo iſt nichts gethan; dann bin ich die Gefangene und „ ſein Bette iſt mein Kerker; befreyet mich von deſſelben „ ekelhafter Wärme, und entſezet den Plaz zur Belohnung „ eurer Mühe.

Eure (Gemahlin wünſchte ich zu ſagen) geneigte
Dienerin
Gonerill.

Welch ein veränderliches Ding iſt ein Weib! Ein Anſchlag wider ihres Mannes Leben, um meinen Bruder dafür einzutauſchen! Hier, in dieſem Sand will ich dir ein Grab aufſcharren, zum Denkmal für mörderiſche Hurenjäger, und, wenn es Zeit ſeyn wird, dieſes ſchnöde Blat vor die Augen des zum Tode beſtimmten Herzogs legen; es iſt ſein Glük, das ich ihm von deinem Tod und von deiner Verrichtung Nachricht geben kan.

Gloſter.

Gloſter.

Der König iſt wahnwizig. Verwünſcht ſey die Härte meiner Sinnen, und eine Vernunft, die mich nur für mein Elend fühlend macht! Beſſer ich wäre verrükt, ſo würden doch meine Gedanken von meinen Leiden entwöhnt, und Schmerzen durch ſeltſame Einbildungen die Empfindung ihrer ſelbſt verlichren.

Edgar.

Gebt mir eure Hand, mich dunkt ich höre von fern die Trummel rühren. Kommt Vater, ich will euch zu einem Freund führen.

(Gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Cordelia, Kent, ein Arzt.

Cordelia.

O du redlicher Kent! Wie kan ich lange genug leben, und bemüht genug ſeyn, deine Güte zu erwiedern!

Kent.

Erkannt zu werden, Gnädigſte Frau, iſt überflüſſig bezahlt; alles was ich Ihnen berichtet habe, iſt die beſcheidne Wahrheit, weder mehr noch weniger, ſondern ſo.

Cordelia.

Kleidet euch beſſer an; dieſer Habit erinnert uns an dieſe böſen Stunden; ich bitte, leget ihn ab.

Kent.

Um Vergebung, Madame; Mein Vorhaben erlaubt mir noch nicht erkannt zu werden. Ich bitte mirs zur Gnade aus, daß Sie mich nicht kennen, bis Zeit und ich es rathsam finden.

Cordelia.

So sey es dann also, Mylord -- (zum Arzt) Was macht der König?

Arzt.

Madame, er schläft noch.

Cordelia.

O! Ihr gütigen Götter, heilet diesen grossen Bruch in seiner zerrütteten Natur! O! windet auf die tonlosen verstimmten Sinne dieses in ein Kind verwandelten Vaters!

Arzt.

Gefällt es Euer Majestät, daß wir den König wekken? Er hat lange geschlafen.

Cordelia.

Folget hierinn der Vorschrift eurer Wissenschaft, und handelt nach euerm eignen Gutdünken; ist er angezogen?

(Lear wird von einigen Bedienten in einem Lehnsessel schlafend hereingetragen.)

Arzt.

Ja, Madam; da er im tiefsten Schlaf lag, zogen wir ihm frische Kleider an. Bleiben Sie, Gnädigste Frau,

wenn

wenn wir ihn weken; ich zweifle nicht an seiner Mäßigung.

Cordelia.

O! mein theurer Vater! Möchte die Göttin der Gesundheit deine Arzney auf meine Lippen legen, und dieser Kuß den stürmischen Gram besänftigen, den meine zwo Schwestern deinem ehrwürdigen Alter verursacht haben.

Kent.

Zärtliche und theuerste Princessin!

Cordelia.

Wäret ihr auch nicht ihr Vater gewesen, so hätten diese weissen Loken Mitleiden von ihnen fodern sollen. War diß ein Gesicht, den kämpfenden Winden ausgesezt zu werden? Dem tiefbrüllenden furchtbaren Donner entgegenzustehen? Unter den entsezlichsten Schlägen stiegender sich durchkreuzender Blize? Wie ein armer Verlohrner in diesem dünnen Helm zu wachen? Meines ärgsten Feindes Hund, wenn er mich gleich gebissen hätte, sollte in einer solchen Nacht bey meinem Feuer Plaz bekommen haben; und du, armer Vater, wärst genöthiget, in einer armseligen Hütte bey Schweinen und verworfnen Elenden auf kurzem halbverfaultem Stroh zu übernachten. O Jammer! Jammer! Es ist ein Wunder, daß dein Leben sich nicht zugleich mit deiner Vernunft geendiget hat. Ach! er erwacht -- redet mit ihm --

Arzt.

Reden Sie selbst, Madame, izt ist es am gelegensten.

Cordelia.

Cordelia.

Wie befindet sich mein Königlicher Herr? wie steht es um Euer Majestät?

Lear.

Ihr handelt nicht recht an mir, mich so aus meinem Grabe zu nehmen; du bist ein seliger Geist, und ich bin an ein feuriges Rad gebunden, welches meine eignen Thränen gleich zerschmolznem Bley erhizen.

Cordelia.

Mylord, kennet ihr mich?

Lear.

Du bist ein Geist, ich weiß es; wenn starbest du?

Cordelia.

Immer, immer, noch weit --

Arzt

Er ist noch nicht recht erwacht; lassen Sie ihn eine Weile allein.

Lear.

Wo bin ich gewesen? Wer bin ich? Schönes Tageslicht! Ich bin übel zugerichtet -- einen andern so zu sehen, könnte mich vor Mitleiden sterben machen. Ich weiß nicht was ich sagen soll; ich wollte nicht schwören, daß dieses meine Hände sind; laßt sehen, ich fühle diesen Nadelstich -- Ich wollte, ich wäre gewiß was ich bin.

Cordelia.

Cordelia.

O ſehet mich an, Mylord, und ſtreket eure Hand zum Segen über mich aus. Nein, Mylord, ihr müßt nicht knien.

Lear.

Ich bitte euch, ſpottet meiner nicht. Ich bin ein ſehr thörichter weichherziger alter Mann, achtzig und drüber, und, aufrichtig zu ſeyn, ich fürchte, ich bin nicht bey meinem völligen Verſtande. Mich dünkt, ich ſollte euch und dieſen Mann kennen, und doch zweifle ich; denn ich weiß gar nicht was für ein Ort diß iſt, und ſo ſehr ich auch mich beſinne, kenne ich dieſe Kleider nicht; nein, ich weiß nicht, wo ich in der lezten Nacht übernachtete. Lacht nicht über mich, denn, ſo wahr ich ein Mann bin, ich denke dieſe Dame iſt mein Kind Cordelia.

Cordelia.

Und das bin ich, ich bins -- (weinend)

Lear.

Sind eure Thränen naß? Ja, bey meiner Treue; ich bitte euch, weinet nicht. Wenn ihr Gift für mich habt, ſo will ichs trinken; ich weiß ihr liebet mich nicht; denn eure Schweſtern haben, wie ich mich erinnre, mir übel begegnet; ihr habt einige Urſache, ſie nicht.

Cordelia.

Keine Urſache, keine Urſache.

Lear.

Bin ich in Frankreich?

Cordelia.

In euerm eignen Königreich, Mylord.

Lear.

Betrüget mich nicht.

Arzt.

Beruhigen ſie ſich, Madame; die gröſte Wuth hat, wie Sie ſehen, ſich bey ihm gelegt. Und doch wäre es gefährlich ihn an Sachen zu erinnern, die ſich auf das Vergangne beziehen. Bitten ſie ihn, hinein zu gehen. Beunruhigen ſie ihn nicht länger, bis er ſich beſſer erholt hat.

Cordelia.

Gefällt es Eurer Majeſtät nicht, ſich eine Bewegung zu machen?

Lear.

Ihr müßt Geduld mit mir haben. Nun, ich bitte euch, vergeßt und vergebt; ich bin alt und albern.

(Lear, Cordelia, Arzt und Bediente gehen ab.)

Kent und der Edelmann bleiben.

Edelmann.

Beſtätiget es ſich, daß der Herzog von Cornwall ſo ermordet worden? Kent.

Kent.

Ja, Sir, es iſt gewiß.

Edelmann.

Wer iſt der Anführer dieſes feindlichen Heers?

Kent.

Man ſagt, der unehliche Sohn des Grafen von Gloſter.

Edelmann.

Sein verbannter Sohn Edgar, ſoll mit dem Grafen von Kent ſich in Deutſchland befinden.

Kent.

Das Gerüchte iſt unbeſtändig; es iſt Zeit uns umzuſehen; die Macht des Königreichs rükt mit groſſen Schritten uns entgegen.

Edelmann.

Dem Anſehen nach wird die Entſcheidung blutig ſeyn -- Lebet wohl, Sir.

(Geht ab.)

Kent.

Mein ganzer Entwurf wird heute zu Ende gebracht, wol oder übel, je nachdem die Sache ausfallen wird.

(ab.)

Fünfter

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Lager.

Edmund, Regan, ein Edelmann und Soldaten.

Edmund (zum Edelmann.)

Erkundiget euch, ob der Herzog bey ſeinem lezten Entſchluß verharret, oder ob er indeß ſich durch irgend etwas bewegen laſſen, einen andern Weg einzuſchlagen? Er iſt ſehr wankelmüthig und mißbilligt jeden Augenblik was er im vorigen beliebt hatte. Bringt uns ſeinen ſtandhaften Willen.

[Der Edelmann geht ab.]

Regan.

Unſrer Schweſter Mann iſt ganz gewiß auf dem Wege, ſich zu Grunde zu richten.

Edmund.

Es iſt möglich, Madame.

Regan.

Nun, mein angenehmſter Lord; ihr kennet die Gewogenheit die ich für euch habe. Sagt mir aufrichtig, liebet ihr meine Schweſter nicht?

Edmund.

Edmund.

Mit einer pflichtmäſſigen Liebe?

Regan.

Aber habt ihr niemals -- (*)

Edmund.

Nein, bey meiner Ehre, Madame.

Regan.

Ich werde ſie nimmermehr leiden können; mein liebſter Lord, enthaltet euch aller Vertraulichkeit mit ihr.

Edmund.

Fürchten ſie nichts; ſie und der Herzog, ihr Gemahl —

Der Herzog von Albanien, Gonerill und Soldaten, treten auf.

Gonerill (für ſich.)

Lieber wollt' ich die Schlacht verliehren als zugeben, daß dieſe Schweſter mich von ihm trenne.

Albanien.

Ich erfreue mich meine liebe Schweſter, euch anzutreffen -- Sir, der König iſt wie ich höre bey ſeiner Tochter

U ange-

(*) Das Original iſt hier kühner als die Ueberſetzung. Shakeſpear läßt Regan fragen: have you never found my brothers way to the fore-fonded place?

angekommen, mit noch mehr andern, welche die Strenge unsrer Maaßregeln genöthigt hat, eine andre Partey zu nehmen. Wo ich kein ehrlicher Mann seyn kan, bin ich niemals tapfer. Frankreich thut einen Einfall in unser Land, in so ferne ist es billig ihn abzutreiben. Aber er führt die Sache des Königs und andrer, die, wie ich besorge, durch gerechte und höchstwichtige Ursachen wider uns aufgebracht worden --

Edmund.

Mylord, sie sprechen sehr edel.

Regan.

Was für eine Betrachtung ist das?

Gonerill.

Laßt uns gegen den Feind uns vereinigen; von diesen Familien- und Privat-Händeln ist izt die Rede nicht.

Edmund.

Ich werde Eurer Gnaden sogleich in dero Zelt aufwarten.

Albanien.

Wir wollen uns daselbst mit unsern ältesten Kriegsmännern berathen, was zu thun sey.

Regan.

Schwester, ihr geht ja mit uns?

Gonerill.

Gonerill.

Nein.

Regan.

Das würde ſich nicht wol ſchiken; ich bitte euch, geht mit uns.

Gonerill.

O ho, ich verſtehe das Räzel, ich will gehen.

Zweyter Auftritt.

Indem ſie hinausgehen, tritt Edgar verkleidet auf.

Edgar zu Albanien.

Wenn Euer Gnaden jemals mit einem ſo armen Mann geſprochen haben, ſo hören Sie mich nur ein Wort.

Albanien (zu den übrigen.)

Ich werde euch wieder einholen -- (zu Edgar) Rede!

(Edmund, Regan, Gonerill und Gefolge gehen ab.)

Edgar.

Ehe ſie das Treffen beginnen, eröffnen Sie dieſen Brief. Wenn der Sieg auf ihre Seite fällt, ſo laſſen ſie durch den Schall der Trompeten denjenigen auffodern, der ihn gebracht hat. So armſelig ich ſcheine, ſo kan ich einen Ritter aufſtellen, der beweiſen ſoll, was hier vorgegeben wird.

Verliehren Sie, ſo hat ihr Geſchäfte in der Welt ohnehin ein Ende, und die Anſchläge der Uebelgeſinnten ſind zu nichte. Das Glük ſtehe ihnen bey!

Albanien.

Verweile nur, bis ich den Brief geleſen habe.

Edgar.

Es iſt mir verboten worden. Wenn die Zeit es erfodert, ſo laſſen Sie nur den Herold rufen, und ich werde wieder ſichtbar werden.

(Geht ab.)

Albanien.

So lebe wol; ich will das Papier überſehen.

Edmund kommt zurük.

Edmund.

Der Feind läßt ſich ſehen; laſſen Sie ihre Völker ausrüken, Mylord. Seine eigentliche Stärke iſt, aller gebrauchten Sorgfalt ungeachtet, ſchwer zu entdeken. Aber Ihre Gegenwart, Mylord, iſt izt das nöthigſte.

Albanien.

Wir wollen der Zeit entgegen gehen.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Edmund.

Beyden Schweſtern habe ich meine Liebe zugeſchworen, jede iſt auf die andre ſo eiferſüchtig als die Geſtochenen über die Schlange. Welche von beyden ſoll ich nehmen? Beyde? Eine? oder keine von beyden? Keine kan genoſſen werden, wenn beyde beym Leben bleiben. Nehme ich die Wittwe, ſo wird Gonerill bis zum Unſinn aufgebracht, und ſo lange ihr Gemahl lebt, werd ich ſchwerlich meine Abſicht ausführen können. Wohlan dann, wir bedörfen ſeines Anſehens bey dem Treffen; iſt dieſes geendiget, ſo mag diejenige, die ſeiner los ſeyn möchte, zuſehen wie ſie ihm beykommen kan. Was die Gnade betrift, die er gegen Lear und Cordelia im Sinn hat, wofern ſie in unſre Gewalt kommen, ſo ſollen ſie gewiß nichts davon ſehen; denn mein Intereſſe iſt auszuparieren, nicht anzugreiffen.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

[Ein Getümmel und Trompeten-Stoß hinter der Schaubühne. Lear, Cordelia und Soldaten ziehen mit Trummeln und Fahnen über die Scene, und gehen wieder ab.]

Edgar und Gloſter treten auf.

Edgar.

Hier, Vater, ruhet unter dieſes Baumes wirthlichem Schatten aus, und bittet für den Fortgang der gerechten

Sache. Ich komme gar nicht wieder zurük, oder ich bringe euch eine tröſtliche Zeitung mit.

Gloſter.

Gott ſteh euch bey, Sir.

(Edgar geht ab.)

[Trompeten-Schall, Gefecht und Flucht hinter der Bühne.]

Edgar tritt wieder auf.

Edgar.

Laß uns fliehen, alter Mann; gieb mir deine Hand, laß uns fliehen. König Lear hat verlohren, er und ſeine Tochter ſind gefangen; Gieb mir deine Hand, komm!

Gloſter.

Nicht weiter, Sir; ich kan hier ſo gut verfaulen als an einem andern Ort.

Edgar.

Wie? ſchon wieder in ſchwermüthigen Gedanken? Die Menſchen müſſen bey ihrem Ausgang aus der Welt, wie bey ihrem Eintritt, die natürliche Zeit erwarten; ſie müſſen zu beyden reif werden; kommet mit.

Gloſter.

Ihr habt würklich recht.

(Sie gehen ab.)

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Edmund zieht mit Lear, und Cordelia, als Gefangenen im Triumph auf.

Edmund.

Einige Officiers können sie hinweg führen. Bewachet sie genau, bis uns der hohe Wille derjenigen, die über sie zu entscheiden haben, bekannt seyn wird.

Cordelia.

Wir sind nicht die ersten, die sich mit der besten Absicht das schlimmste Glük zugezogen haben. Nur um deinetwillen, unterdrükter König, bin ich niedergeschlagen. Träfe unser Unglük mich allein, ich würde ihm Troz bieten --- Werden wir diese Töchter, und diese Schwestern nicht zu sehen kriegen?

Lear.

Nein, nein, nein, nein! komm, laß uns ins Gefängniß gehen; Wir beyde allein wollen singen wie Vögel im Kefigt: Wenn du mich um meinen Segen bittest, will ich niederknien, und dich um deine Verzeihung bitten. So wollen wir leben, und beten und singen, und uns alte Mährchen erzehlen, und über vergüldete Sommer-Fliegen lachen, und armselige Schurken von Hofneuigkeiten reden hören, und dann wollen wir mit ihnen schwazen, wer gewinnt, wer verliehrt, wer drinnen ist, wer draussen'

und ſo zuverſichtlich von den geheimen Angelegenheiten reden, als ob wir Gottes Kundſchafter wären. Und ſo wollen wir in einen Kerker eingemaurt, die Banden und Secten der Groſſen überleben, die, gleich der Ebbe und Fluth, je nachdem das Glük wächst oder abnimmt, ſich zuſammendrängen oder zurükfieſſen.

Edmund.

Führt ſie hinweg.

Lear.

Auf ſolche Opfer, meine Cordelia, möchten die Götter ſelbſt Weyhrauch herabſtreuen. (Er umarmt ſie) Hab ich dich in meinen Armen? Der uns trennen will, muß einen Brand vom Himmel bringen, und uns wie Füchſe von einander feuern. Wiſche deine Augen; ehe ſoll der Ausſaz ihnen das Fleiſch von den Knochen nagen, eh ſie uns weinen machen ſollen. Wir wollen ſie eher verhungern ſehen.

[Lear und Cordelia werden abgeführt.]

Edmund.

Tritt näher, Hauptmann, und höre. Nimm dieſes Papier; geh, folge ihnen ins Gefängniß. Ich habe dich erſt um eine Stuffe befördert; wenn du thuſt, was dich dieſes anweißt, ſo machſt du deinen Weg zu einem glänzenden Glük. Wiſſe, daß die Menſchen ſind wie die Zeit iſt; ein zärtliches Herz ſchikt ſich nicht zu einem Degen an der Seite -- der wichtige Auftrag der dir gemacht wird, leidet

keine

keine Einwürfe; verſprich entweder, daß du es thun willſt, oder ſuche dein Glük auf einem anderen Wege.

Hauptmann.

Ich will es thun, Mylord.

Edmund.

So beſchleunige dich, und ſchreibe mir in dem Augenblik da du es gethan haſt. Merke daß ich ſage, im gleichen Augenblik, und führe die Sache aus, wie ich's aufgeſezt habe.

[Der Hauptmann geht ab.]

Sechster Auftritt.

[Trompeten — Der Herzog von Albanien.]

Goneril, Regan und Soldaten treten auf.

Albanien.

Sir, ihr habt an dieſem Tage eure angeſtammte Tapferkeit bewieſen, und das Glük hat euch wol geführt. Ihr habt die Gefangenen, die in dem Streit dieſes Tages unſre Gegner waren; wir fodern ſie von euch zurük, um ſo mit ihnen zu verfahren, wie beydes ihr Verdienſt und unſre Sicherheit von uns erheiſchen wird.

Edmund.

Sir, ich hielt es für rathſam, den alten elenden König unter guter Aufſicht, irgends in Verwahrung zu brin-

gen, da ſein hohes Alter, und noch mehr ſein Titel eine Zauberkraft in ſich hat, die Herzen des Volks auf ſeine Seiten zu ziehen, und unſre eingelegte Lanzen in unſre eigne Augen zu ſtoſſen. Ich ſchikte die Königin mit ihm; meine Urſache iſt eben dieſelbe; ſie ſind aber bereit, morgen oder zu einer andern Zeit, wenn ihr euer Gericht halten werdet, zu erſcheinen. Izo ſchwizen und bluten wir; der Freund hat ſeinen Freund verlohren, und die beſten Händel werden in der erſten Hize von denen verflucht, die ihre Schärfe fühlen. Das Verhör der Cordelia und ihres Vaters erfordert beſſere Gelegenheit.

Albanien.

Sir, mit eurer Erlaubniß, ich hielt euch in dieſem Krieg nur für einen Unterthanen, nicht für einen Bruder.

Regan.

Und das iſt die Ehre die wir ihm zugedacht haben. Mich dünkt, ihr hättet uns gar wol um unſre Gedanken fragen mögen, eh ihr euch ſo weit herausgelaſſen hättet. Er führte unſre Völker an, er war mit dem Anſehen meines Plazes und meiner Perſon bekleidet, und dieſe unmittelbare Vorſtellung iſt wol berechtiget aufzuſtehen und ſich euern Bruder zu nennen.

Goneril.

Nicht ſo hizig; ſeine perſönlichen Verdienſte erhöhen ihn mehr als eure Beförderung.

Regan.

In dem Recht womit ich ihn bekleidet, kan er die Beſten ſeines gleichen nennen.

Albanien.

Das wäre nicht weniger, als wenn er euch heurathen würde.

Regan.

Spötter werden oft Propheten.

Goneriil.

Holla, holla! Das Auge das euch ſo berichtete, ſchielte ein wenig.

Regan.

Lady ich befinde mich nicht wohl, ſonſt wollte ich euch aus überflieſſendem Herzen antworten. Feldherr, nimm du meine Kriegsleute, meine Gefangene, mein Erbgut, und mich ſelbſt; ſchalte damit nach deinem belieben! Die ganze Welt ſey Zeuge, daß ich dich hier zu meinem Herrn und Meiſter ernenne.

Goneriil.

Bildet ihr euch ein, daß ihr ihn beſitzen werdet?

Albanien.

Die gröſte Hinderniß ligt nicht in euerm guten Willen.

Edmund.

Noch in deinem, Lord.

Alba-

Albanien.

Allerdings, du nichtswürdiger Bube.

Regan.

So laßt die Trummel ſchlagen, und beweiſen, daß mein Recht das deinige iſt.

Albanien.

Haltet noch und höret: Edmund, ich bemächtige mich deiner Perſon wegen Hochverraths, und zugleich mit dir, dieſer vergoldeten Schlange. Was euern Anſpruch betrift, ſchöne Schweſter, ſo parire ich ihn zu Gunſten meiner Gemahlin, die mit dieſem Herrn bereits in Tractaten begriffen iſt. Als ihr Ehmann widerſpreche ich euerm Ausruf; wenn ihr heurathen wollt, ſo bewerbet euch um mich, meine Gemahlin iſt ſchon beſtellt.

Goneril.

Ein Zwiſchenſpiel --

Albanien.

Du biſt bewafnet, Gloſter; laß die Trompete blaſen; wenn niemand erſcheint, deine ſchändliche, offenbare und manchfaltige Verrätherey an deiner Perſon zu erweiſen, ſo iſt hier mein Handſchuh; auf dein Herz will ich beweiſen, und eher keinen Biſſen Brodt zu mir nehmen, daß du nichts weniger biſt, als wovor ich dich hier ausgeruffen habe.

Regan.

O! wie übel wird mir -- Goneril

Gonerill (für ſich.)

Wenn es nicht ſo wäre, ſo wollt' ich keinem Gift mehr trauen.

Edmund.

Hier iſt mein Gegenſtand; wer der auch in der Welt iſt, der mich einen Verräther nennt, der lügt es wie ein Nichtswürdiger: Laßt die Trompete ſchallen. Erſcheine, wer es wagen will; an ihm, an euch, an einem jeden, will ich meine Ehre und Treue ſtandhaft behaupten.

Albanien.

Einen Herold, he!

Ein Herold kömmt.

Albanien (zu Edmund.)

Du haſt nichts worauf du dich verlaſſen kanſt, als deine eigne Tapferkeit; denn deine Soldaten, die alle in meinem Namen aufgeboten worden, haben auch in meinem Namen ihre Entlaſſung erhalten.

Regan.

Es wird mir immer ſchlimmer --

Albanien.

Sie iſt nicht wohl, führet ſie in ihr Zelt.

(Regan geht ab.)

Siebender Auftritt.

Albanien (zum Herold.)

Hieher, Herold, laß die Trompete ſchallen, und lieſs dieſes ab.

(Ein Trompeten-Stoß. Der Herold lieſt.)

Wenn irgend ein Mann von Ritterlichem Stand und Würde unter dieſem Heer gegen Edmund anmaßlichen Grafen von Gloſter behaupten will, daß er ein vielfacher Verräther iſt, der erſcheine bey dem dritten Trompeten-Stoß; er ſteht fertig, ſich zu vertheidigen:

1. Trompeter.

Herold.

Abermal!

2. Trompeter.

Herold.

Zum drittenmal.

3. Trompeter.

[Eine Trompete antwortet von innen.]

Edgar, tritt bewafnet auf.

Albanien.

Frag ihn ſein Vorhaben, warum er auf dieſen Ruf der Trompete erſcheint?

Herold.

Herold.

Wer biſt du? Was iſt dein Name und dein Stand? Und warum antworteſt du auf dieſe Ausforderung?

Edgar.

Wiſſe, meinen Namen habe ich durch den giftigen Zahn der Verrätherey verlohren; dennoch bin ich ſo edel als der Gegner, mit dem ich es aufnehmen will.

Albanien.

Wer iſt dieſer Gegner?

Edgar.

Wer iſt der, der für Edmund Grafen von Gloſter das Wort führt;?

Edmund.

Er ſelbſt; was haſt du ihm zu ſagen?

Edgar.

Zieh deinen Degen, damit wenn meine Rede ein edles Herz beleidigt, dein Arm dir Recht verſchaffen könne. Hier iſt der meine. Ich thue, was mein ritterlicher Stand, mein Eyd und mein Beruf von mir fordern. Deiner Stärke, Ehren-Stelle, Jugend und Würde ungeachtet, troz deinem ſiegreichen Schwerdt und deinem nagel-neuen Glük, behaupte ich daß du ein Verräther biſt, treuloß gegen die Götter, deinen Vater und deinen Bruder, verſchworen wider dieſen hohen ruhmwürdigen Fürſten, und von dem

äuſſer-

äuſſerſten Wirbel deines Hauptes bis zu dem Staub an deiner Fuſſole, durchaus ein Kröten-gekichter Verräther. Sagſt du, nein, ſo iſt dieſes Schwerdt und dieſer Arm gezükt, und meine beſten Lebensgeiſter geſammelt, es auf dein Herz, zu dem ich rede, zu beweiſen, daß du lügſt.

Edmund.

Die Klugheit erforderte nach deinem Namen zu fragen; jedoch, da dein Anſehen ſo ſchön und ritterlich iſt, und in deiner Sprache ein Ton von Erziehung athmet, ſo verachte ich die Bedenklichkeiten, wodurch ich nach den Geſetzen der Ritterſchaft deine Ausforderung ablehnen könnte. Ich ſchleudre alſo alle dieſe Verrätherenen auf dein Haupt zurük, und überwälze mit denen hölle-verhaßten Lügen dein Herz, durch welches ihnen dieſes mein Schwerdt einen Weg machen ſoll, wo du auf ewig ruhen ſollſt. (*) (Trompeten, redet!)

[Die Trompeten erſchallen. Sie fechten.]

Gonerill.

O rettet ihn, rettet ihn; diß iſt ein angeſtelltes Spiel, Gloſter: Nach den Geſezen des Zweykampfs warſt du nicht verbunden einem unbekannten Gegner zu antworten; du biſt nicht überwunden, ſondern betrogen.

Albanien.

Schließt euern Mund, Dame, oder ich will ihn mit dieſem Papier ſtopfen -- Du ärgſtes unter allen Dingen, ließ

(*) Dieſes Nonſenſicaliſche Gewäſche hat man deswahr ſo verworren, als es im Original iſt, zu einer Probe ſtehen laſſen wollen, von einer dem Shakeſpear ſehr gewöhnlichen Unart, ſeine Gedanken nur halb auszudrüken, übel-paſſende Metaphern durcheinander zu werfen, und ſich von allen Regeln der Grammatik zu diſpenſiren.

ließ deine eigne Schande -- Es nüzt nichts, es zu zerreiß sen, Lady; ich merke, ihr kennt es.

Gonerill.

Sag, ob ich es kenne; die Geſetze ſind mein, nichts dein; wer kan mich dafür zu Rede ſtellen?

Albanien.

Ungeheuer, kennſt du dieſes Papier?

Gonerill.

Fragt mich nicht, was ich kenne --

(Gonerill geht ab.)

Albanien (zu einem Hofbedienten.)

Geht ihr nach, ſie iſt in Verzweiflung, habt Acht auf ſie.

Achter Auftritt.

Edmund.

Alles, weſſen ihr mich bezüchtiget habt, das hab ich gethan, und noch weit mehr, das die Zeit ans Licht bringen wird. Es iſt nun vorbey, und ich auch. Aber wer biſt du, dem das Glük dieſen Vortheil über mich gegeben hat? Wenn du edel biſt, ſo vergeb ich dir.

Edgar.

Dieſe Geſinnung verdient erwiedert zu werden. Ich bin von Geburt nicht weniger als du biſt, Edmund, und wenn ich mehr bin, ſo iſt das Unrecht deſto gröſſer, das du mir gethan haſt. Mein Name iſt Edgar und deines Vaters Sohn. Die Götter ſind gerecht, und machen aus unſern wollüſtigen Verbrechen Werkzeuge uns damit zu peitſchen. Der finſtre und unzüchtige Plaz, wo er dich zeugte, hat ihm ſeine Augen gekoſtet.

Edmund.

Du haſt recht geſprochen; es iſt wahr, das Rad iſt ganz umgelauffen, und ich bin hier.

Albanien (zu Edgar.)

Mich däuchte, dein Anſehen weiſſage einen königlichen Adel. Laß dich umarmen -- Kummer möge mein Herz zerſplittern, wenn ich jemals dich oder deinen Vater gehaſſet habe.

Edgar.

Würdiger Prinz, ich weiß es.

Albanien.

Wo habt ihr euch dann verborgen gehalten, und woher erfuhret ihr den elenden Zuſtand eures Vaters?

Edgar.

Indem ich ihn nährte, Mylord. Höret einer kurzen Erzählung zu, und wenn ſie erzählt iſt, o daß dann mein

Herz

Herz berſten möchte! -- der blutige Ausruf, der ſo nah auf meine Flucht folgte, lehrte mich (wie ſüß iſt das Leben, daß wir lieber ſtündlich die Pein des Todes ertragen, als einmal ſterben wollen!) lehrte mich in die Lumpen eines wahnwizigen Bettlers mich zu verkleiden, die Aehnlichkeit eines verſchmähten Hundes anzunehmen; und in dieſer Geſtalt begegnete ich meinem Vater mit ſeinen blutenden Augen-Ringen, die nur erſt ihre koſtbaren Brillianten verlohren hatten; ich wurde ſein Führer, leitete ihn, bettelte für ihn, rettete ihn vor der Verzweiflung, und entdekte ihm niemalen (o daß ich es gethan hätte!) wer ich ſey, bis ungefehr vor einer halben Stunde da ich mich bewafnet hatte, und zwar in Hoffnung dieſes glüklichen Ausgangs, doch nicht ohne Zweifel, um ſeinen Segen bat, und ihm meine Pilgramſchaft von Anfang bis zu End erzählte. Aber ach! ſein verwundetes Herz, zu ſchwach den Kampf entgegengeſezter Leidenſchaften auszuhalten, brach lächelnd zwiſchen Freude und Schmerz.

Edmund.

Dieſe eure Rede hat mich gerührt, und wird vielleicht eine gute Würkung haben; aber fahret fort, ihr ſehet aus, als ob ihr noch mehr zu ſagen hättet.

Albanien.

Wenn es noch traurigere Sachen ſind, ſo haltet ein; denn das was ihr erzählt habt, iſt ſchon bereit mein Herz aufzulöſen.

Edgar.

Für menſchliche Gemüther möchte dieſes zum äuſſerſten Grad des Elends genug ſeyn; aber diejenigen, die ein Ver-

gnügen an grauſamen Schauſpielen haben, möchten gern immer mehr dazu thun, und nur ein Jammer der ſich nicht gröſſer denken läßt, kan ihr Mitleiden rege machen. Während daß ich vor Schmerz laut winſelte, kam ein Mann, der mich in meinem ſchlimmern Zuſtand geſehen und meine verabſcheute Geſellſchaft geflohen hatte; izt aber, da er fand wer es war, der ſo viel erlidten hatte, heftete er ſeine ſtarken Arme um meinen Hals, und ſchrie, ſo laut als ob er den Himmel zerſpalten wollte; warf ſich auf meinen Vater, erzählte die kläglichſte Geſchichte von Lear und ihm, die je ein Ohr gehört hat; und machte durch dieſe Vorſtellung ſeinen Schmerz von neuem ſo heftig, daß die Stränge des Lebens zu reiſſen anfiengen --- Indeß erklang die Trompete zum zweiten mal, und ich verließ ihn ohne Gefühl ſeiner ſelbſt.

Albanien.

Wer war dann dieſer?

Edgar.

Mylord, es war Kent, der verbannete Kent, der in unkenntlicher Verkleidung ſeinem König folgte, und ihm Dienſte that, die eines Sclaven unwürdig geweſen wären.

Neunter Auftritt.

Ein Edelmann zu den Vorigen.

Edelmann.

Hülfe! Hülfe!

Edgar.

Was für Hülfe?

Albanien.

Rede.

Edgar.

Was will dieſes blutige Meſſer?

Edelmann.

Es iſt heiß, es raucht; es kommt eben aus dem Herzen -- O! ſie iſt todt!

Albanien.

Wer iſt todt? Rede, Mann.

Edelmann.

Eure Gemahlin, Mylord, eure Gemahlin, und ihre Schweſter iſt von ihr vergiftet worden; ſie bekennt es.

Edmund.

Ich war mit beyden verſprochen; bald werden wir alle drey zuſammen kommen.

Edgar.

Hier kommt Kent.

Kent tritt auf.

Albanien.

Bringt die Leichname herbey, todt oder lebend.
(Goneriils und Regans Leichen werden auf die Bühne gebracht.)

Dieſes Gericht des Himmels macht uns zittern, ohne unſer Mitleid zu erregen — (indem er Kent anſichtig wird) O! er iſts! Vergebet, Mylord. Die Umſtände worinn wir ſind, erlauben nicht an die Beobachtung der Höflichkeit zu denken.

Kent.

Ich bin gekommen, meinem König und Herrn das lezte Lebwohl zu ſagen. Iſt er nicht hier?

Albanien.

Wir haben das Wichtigſte vergeſſen. Sprich, Edmund, wo iſt der König? Wo iſt Cordelia? Siehſt du dieſes Schauſpiel, Kent?

Kent.

Himmel! Was iſt das?

Edmund.

So wurde Edmund geliebt; Die eine vergiftete die andre um meinetwillen, und ermordete ſich ſodann ſelbſt.

Albanien.

Albanien.

So iſt es; verhüllet ihre Geſichter.

Edmund.

Ich ſchnappe nach Leben, um troz meiner eignen Natur, noch etwas Gutes zu thun. Sendet eilends in das Schloß, ich habe einen Befehl gegen das Leben Lears und Cordelias ausgeſtellt; ſchiket, eh es zu ſpät iſt.

Albanien.

Rennet, rennet, o! rennet --

Edgar.

Zu wem, Mylord? Wer hat die Aufſicht im Schloſſe? Schike ihm ein Merkmal, woraus er deinen geänderten Willen erkennen kan.

Edmund.

Du haſt wohl hieran gedacht; nimm meinen Degen, gieb ihn dem Hauptmann --

Edgar.

Eile, ſo lieb dir dein Leben iſt.

[Der Bote geht ab.]

Edmund.

Er hatte von eurer Gemahlin und mir Befehl, Cordelia im Gefängniß zu erhängen, und die Schuld ihrer eignen Verzweiflung beyzumeſſen.

Albanien.

Albanien.

Die Götter beſchützen ſie! — Traget ihn indeſſen hinweg.
[Edmund wird fortgetragen.]

Zehnter Auftritt.

Lear tritt auf, Cordelia todt in ſeinen Armen tragend.

Lear.

Heult, heult, heult, heult — O! ihr ſeyd Menſchen von Stein; hätt' ich eure Zungen und Augen, ich wollte ſie ſo brauchen, daß des Himmels Gewölbe krachen ſollte: Sie iſt auf ewig dahin. Ich verſtehe mich darauf, ob einer todt iſt oder ob einer lebt; Sie iſt todt wie Erde. Leiht mir einen Spiegel; wenn ihr Athem das Glas trübe macht, dann will ich ſagen, ſie lebt.

Kent.

Iſt das der gehoffte Ausgang?

Lear.

Dieſe Feder regt ſich, ſie lebt; wenn es ſo iſt, ſo iſt es ein Wechſel, der allen Kummer bezahlt, den ich jemals gefühlt habe.

Kent (kniend.)

O mein guter Meiſter!

Lear.

Lear.

Ich bitte dich, hinweg.

Edgar.

Es iſt der edle Kent, euer Freund.

Lear.

Das Verderben über euch alle, ihr Verräther! Ich hätte ſie noch retten können; izt iſt ſie auf immer dahin. Cordelia, Cordelia, bleibe noch ein wenig. Ha! -- Was ſagteſt du? -- Ihre Stimme war immer ſanft, anmuthig und gelaſſen; ein vortreffliches Ding von einem Weibsbilde! Ich tödtete den Sclaven der dich erdroſſelte.

Der Edelmann.

Es iſt wahr, Mylords, er that es.

Lear.

That ichs nicht, Burſche? Ich weiß die Zeit, da ich ſie mit meinem guten krummen Weidmeſſer wollte ſpringen gemacht haben: Izt bin ich alt, und alle dieſe Widerwärtigkeiten ſezen mir zu -- Wer ſeyd ihr? Meine Augen ſind keine von den beſten; ich kan es euch nicht verhelen --- Seyd ihr nicht Kent?

Kent.

Ich bin es, euer Diener Kent; wo iſt euer Diener Cajus?

Lear.

Es war ein guter Burſche, das kan ich euch ſagen; er konnte zuſchlagen, und das ohne ſich lange zu beſinnen -- Nun iſt er todt und verfault.

Kent.

Nein, mein guter Lord, ich bin dieſer Mann.

Lear.

Das will ich gleich ſehen.

Kent.

Der vom Anfang eurer Unglücksfälle euren traurigen Fußſtapfen gefolget iſt.

Lear.

Ihr ſeyd willkommen.

Kent.

Aber gewiß ſonſt kein andrer -- Alles iſt hier freudenlos, finſter und todt. Eure älteſten Töchter haben ſich ſelbſt abgethan, und ſind in Verzweiflung geſtorben.

Lear.

Ja, ſo denke ich.

Albanien.

Er weiß nicht, was er ſagt; und es iſt itzt vergeblich, daß wir uns ihm vorſtellen.

Edgar.

Edgar.

Ganz vergeblich.

Ein Bote zu den Vorigen.

Der Bote.

Edmund iſt todt.

Albanien.

Das iſt nur eine Kleinigkeit. Ihr Lords und edle Freunde höret unſre Entſchlieſſung: Was uns übrig gelaſſen iſt, den groſſen Jammer dieſes Tages zu lindern, das ſoll angewendet werden. Was uns betrift, ſo treten wir, ſo lang dieſe alte Majeſtät leben wird, ihm unſre oberſte Gewalt, und euch (zu Edgar) unſre Rechte ab, mit allen den Vorzügen, die eure Tugend mehr als verdient hat. Alle Freunde ſollen die Belohnung ihrer Tugend, und alle Feinde den bittern Kelch ihrer Uebelthaten ſchmecken -- O ſeht, ſeht --

Lear.

Und meine arme Seele iſt gefangen -- Nein, nein, nichts mehr von Leben. Wie, ſoll ein Hund, ein Roß, eine Aze leben, und du ſollſt nur nicht einmal Athem holen? Du wirſt nimmer wieder kommen, nimmer, nimmer, nimmer, nimmermehr -- Ich bitte euch, macht dieſen Knopf auf. Ich danke euch, Sir. (Er deutet auf Cordelias Leiche.) Seht ihr das? Sehet hieher, ſeht auf ihre Lippen, ſeht hieher, ſeht hieher --

(Er ſtirbt.)

Edgar.

Edgar.

Er wird ohnmächtig.

Kent.

Brich Herz, ich bitte dich, brich.

Edgar.

Sehet auf, Mylord. (zu Lear.)

Kent.

Plage seinen Geist nicht: O! laß ihn seinen Weg gehen; er würde den hassen, der ihn länger auf die Folter dieser unbarmherzigen Welt ausspannen wollte.

Edgar.

In der That, er ist todt.

Kent.

Das Wunder ist, daß er so lange ausgedaurt hat; er usurpirte nur sein Leben.

Albanien.

Traget sie von hinnen; unser iziges Geschäfte ist allgemeines Weh. Freunde meiner Seele, regieret ihr beyde das Reich, und erhaltet den einstürzenden Staat.

Kent.

Mylord, ich bin am Ende meiner Tagreise: Mein Meister ruft mir, ich darf nicht sagen nein.

(Er stirbt.)

Albanien.

Vom Gewicht dieser jammervollen Zeit zu Boden gedrükt, reden wir was wir fühlen, nicht was wir sollten. Der Aelteste hat am meisten gelidten: Wir, die wir jung sind, werden nicht lange genug leben, um wieder soviel zu sehen.

Ende des ersten Theils.

Verzeichniß der hauptsächlichsten Drukfehler des ersten Theils.

S. 2. muß im Verzeichniß der Personen Luna ausgestrichen werden.
S. 3. v. 4. leset: schwindet statt schwindet nicht.
S. 18. Z. 11. leset: euere statt euern.
S. 29. v. 13. leset: als wie statt als wir.
S. 31. v. 10. leset: schwimmender statt schimmernden.
S. 33. in der Anmerkung, Zeile 23. leset: Reizungen statt Neigungen.
S. 35. v. 8. zu -- wo ist Lysander? sezet hinzu: wo
S. 39. v. 14. zu Hayn ein (.)
S. 46. v. 18. Ists statt ist.
S. 51. Z. 3. das versprech ich euch statt auch.
S. 61. anstatt Luna.
So däucht mich ꝛc. leset:
Luna (so däucht mich) scheint ꝛc.
S. 79. v. 17. leset: rauffen statt balgen.
S. 91. Z. 2. leset: rothgeschenkelte statt rothe ꝛc.
S. 93. v. 5. leset: vorhin statt lezthin.
-- v. 11. zu umkränzt ein (;) statt ein (.)
S. 97. v. 5. nach dem Wort Grase streichet das Comma aus.
S. 99. v. 18. leset: verrieth statt verräth.
S. 100. v. 4. leset: trieb' statt trieb.
S. 112. v. 7, u. 8. müssen die (;) zu Ende der Verse weggestrichen werden.
S. 113. v. 15. nach bloß das Comma weggestrichen.
S. 117. Z. 10. sich aufzurichten statt sie ꝛc.
S. 122. Z. 21. leset: die je des Tages Glanz.
S. 123. Z. 11, 13, u. 16. leset Aß statt Aaß. Es ist ein Wortspiel; ace heißt ein Karten-Aß, und as ein Esel.
S. 126. Anmerkung, Zeile 5. leset: ohnehin statt obenhin.

S. 135.

S. 135. Z. 9. verschlimmern statt verkürzen.
S. 136. Z. 8. denn statt dann.
S. 149. Im ganzen Auftritt zwischen Gloster und Edmund ist in den Reden des leztern das heutige Sie und Ihnen mit dem alten Ihr und Euch ꝛc. verwechselt worden; so zu ändern ist.
S. 156. Z. 11. diese statt seine.
S. 175. Z. 1. nach diß ist nicht Lear, ein (!) statt des (?)
S. 182. Z. 9. sieht statt ist.
S. 185. in Curans erster Rede, leset: und euch Sir.
S. 195. Z. 1. leset: einen Tellerleker,
- - Z. 8. Spizbuben statt Schurken.
S. 223. auf der lezten Zeile: leset: Busch statt Bursch.
S. 231. Z. 7. wird sie euch, statt wird es euch.
S. 232. Z. 16. Merlin statt Märlin.
S. 240. Z. 18. Staar statt Starr.
S. 246. Z. 14. nach zu beweisen ein Comma statt des (;)
S. 255. Z. 12. half er dem Himmel regnen, statt zu regnen.
S. 258. Z. 6. Die Rede so der Regan beygelegt wird, gehört dem Cornwall, welcher sagt: Regan, ich verblute; dieser Stoß kommt sehr zur Unzeit; worauf Regan sagt: Gebt mir euern Arm.
S. 286. Z. 2. gebt das Wortzeichen.
S. 287. Z. 14. kemen so heißhungrigen ꝛc.
S. 295. Z. 5. maaken statt machen.
S. 324. Z. 10. leset: erzählete die Geschichte von Lear und ihm, die kläglichste, die je ꝛc.
S. 329. Z. 7. ein vortreffliches Ding an einem Weibsbilde, statt von.
S. 331. Z. 14. streichet einmal aus.

Erin-

Erinnerung des Ueberſezers.

Der Ueberſezer iſt allzuweit von dem Orte des Druks entfernt, und hat zuviel an ſeinen eignen Fehlern zu verantworten, als daß er für diejenigen ſtehen könnte, welche der Sezer und der Corrector macht. Er beſorgt, daß ſelbſt eine billige Critik (denn eine boshafte verachtet er) in dieſer Probe ſeiner Ueberſezung eines Schriftſtellers, den man beynahe für unüberſezlich gehalten, vieles das er ſelbſt nicht wahrnimmt, auszuſezen finden werde. Inzwiſchen hat er doch eine Stelle bemerkt, wo er den etwas dunkeln Sinn des Autors nicht recht gefaßt hatte. Sie ſteht in der 3ten Scene des 1ſten Aufzugs vom Johannis-Nachts-Traum, wo die 6te und die folgenden Zeilen in der Rede der Helena, ſtatt der unglüklichen und dem ſanftmüthigen Character dieſes Mädchens gar nicht gemäſſen Paraphraſe, beſſer ſo gegeben werden können:

Doch wird, wenn er ihr nachzueilen kommt,
Dann wiederkehrt, ſein Anblik mich
Für meine Mühe ſchon genug bezahlen.

Shakespear
Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Herrn Wieland.

IIter Band.

Mit Königl. Pohln. Churfürstl. Sächss. allergn. Privileg.

Zürich, bey Orell Gessner, und Comp. 1763.

Wie es euch gefällt;

oder,

die Freundinnen;

ein

Luſtſpiel.

Personen des Lustspiels.

Der Herzog.

Friedrich sein Bruder, und unrechtmässiger Innhaber seines Herzogthums.

Amiens, Jaques } zwey Herren von Stande, die dem Herzog in seiner Verbannung aufwarten.

Le Beu, ein Höfling des Friederichs.

Olivier, ältester Sohn von Sir Roland de Boys, der vormals ein Diener des Herzogs gewesen war.

Jacob, Orlando } jüngere Bruder von Olivier.

Adam, ein alter Bedienter von Sir Roland.

Dennis, ein Bedienter von Olivier.

Carl, ein Kämpfer und Diener des Herzog Friedrichs.

Probstein, ein Pikelhäring.

Corin, Sylvius } Schäfer.

Rosalinde, des Herzogs Tochter.

Celia, Friedrichs Tochter.

Phebe, eine Schäferin.

Audrey, ein Bauermensch.

Edelleute, die beyden Herzogen aufwarten; Pagen, Jäger und andre Bediente.

Die Scene ligt theils in Oliviers Hause, theils in des Herzogs Palast, und meistens im Ardenner-Wald.

Wie es euch gefällt.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Oliviers Baumgarten.)

Orlando und Adam treten auf.

Orlando.

Soviel ich mich erinnere, Adam, ſo war dieſes die Urſache, warum mein Vater in ſeinem lezten Willen mir nicht mehr als armſelige tauſend Cronen vermacht hat. Zwar befahl er meinem Bruder bey Verluſt ſeines Segens an

mich wol zu erziehen ; aber hier beginnt mein Verdruß. Meinen Bruder Jacob unterhält er auf der Academie, und das Gerücht sagt herrliche Dinge von seinem Fortgang; mich hingegen zieht er auf eine bäurische Art zu Haus auf; oder richtiger zu reden, er speert mich hier ein, ohne sich um mich zu bekümmern; denn nennet ihr das Erziehung für einen Edelmann von meiner Geburt, was kaum von der Einstallung eines Ochsen unterschieden ist? Seine Pferde werden besser erzogen; denn nichts davon zu sagen, daß sie wohl gefüttert werden, so läßt er sie abrichten, und besoldet zu dem Ende eigne Bereiter mit grossen Unkosten: Ich hingegen, sein Bruder, gewinne nichts unter ihm als Wachsthum, wofür die Thiere auf seinem Mist ihm gerade soviel Dank schuldig sind als ich. Ausser diesem Nichts, welches er mir so reichlich zukommen läßt, nimmt mir sein ungebührliches Betragen noch das Etwas, das die Natur mir gab. Er läßt mich mit den Hindinnen in seinem Parc füttern, versagt mir den Plaz eines Bruders, und untergräbt soviel an ihm ist, meinen angebohrnen Adel durch meine Erziehung. Das ist es, Adam, was mich verdreußt; und der Geist meines Vaters, der, wie mich dünkt in mir ist, fängt an, wieder diese Sclaverey zu murren. Ich will sie nicht länger aushalten, ob ich izt gleich noch kein kluges Mittel kenne, sie abzuschütteln.

Zweyte Scene.

Olivier zu den Vorigen.

Adam.

Hier kommt mein Herr, euer Bruder.

Orlando.

Mache dich auf die Seite, Adam, du wirſt hören, wie er mich anfahren wird.

(Adam verbirgt ſich.)

Olivier.

Nun, junger Herr, was macht ihr hier?

Orlando.

Nichts; ich bin nicht gelehrt worden, irgend etwas zu machen.

Olivier.

Was verderbt ihr dann, Sir?

Orlando.

Wahrhaftig, Sir, ich helfe euch etwas verderben das Gott gemacht hat; einen armen unwürdigen Bruder von euch, und zwar vor Müſſiggang.

Olivier.

Zum Henker, Sir, ſo thut etwas beſſers; daß ihr die ſchwehre Noth kriegtet!

Orlando.

Soll ich eure Schweine hüten, und Kleyen mit ihnen freſſen? Was für ein Erbgut hab ich wie der verlohrne Sohn verpraſſet, daß ich in eine ſo groſſe Dürftigkeit gerathen ſoll?

Olivier.

Wißt ihr, wo ihr ſeyd, Sir?

Orlando.

O Sir! ſehr wohl, hier in euerm Baumgarten.

Olivier.

Und wißt ihr, vor wem, Sir?

Orlando.

Ja beſſer als der vor dem ich bin, weiß wer ich bin. Ich weiß, ihr ſeyd mein älteſter Bruder, und nach dem natürlichen Zug der Blutsfreundſchaft ſolltet ihr mich dafür erkennen; die Gebräuche der policirten Völker geben euch Vorrechte vor mir, weil ihr der Erſtgebohrne ſeyd; aber dieſe Gebräuche können mir mein Blut nicht nehmen, und wenn gleich zwanzig Brüder zwiſchen uns wären. Ich habe ſoviel von meinem Vater in mir als Ihr, ob ich gleich geſtehen muß, daß ihr ſeinen Einkünften näher ſeyd als ich.

Olivier.

Wie, Bube? (als ob er ihn ſchlagen wollte.)

Orlando.

Kommt, kommt, älterer Bruder, hierinn ſeyd ihr zu jung.

Olivier.

Willt du Hand an mich legen, Schurke?

Orlando.

Ich bin kein Schurke; ich bin der jüngſte Sohn von Sir Rowland de Boys; er war mein Vater, und der iſt dreymal ein Schurke, welcher ſagt, ein ſolcher Vater habe einen Schurken gezeugt. Wärſt du nicht mein Bruder, ich wollte dieſe Hand nicht von deiner Gurgel nehmen, bis dieſe andre dir die Zunge dafür aus dem Halſe geriſſen hätte, daß du ſo ſagen darfſt; du haſt dich ſelbſt beſchimpft.

Adam.

Meine liebe Herren, ſeyd zufrieden; um euers Vaters Andenken willen, vertraget euch mit einander.

Olivier.

Laß mich gehen, ſag ich.

Orlando.

Ich will nicht, bis es mir beliebt; ihr ſollt mich erſt hören. Mein Vater legte euch in ſeinem lezten Willen auf, mich zu erziehen; ihr hingegen habt mich wie einen Bauer auferzogen, und mir alle Gelegenheit zu Erlangung adelicher Eigenſchaften abgeſchnitten. Meines Vaters Geiſt fängt an ſich in mir aufzubäumen, und will es nicht länger ſo dulden; Geſteht mir alſo ſolche Beſchäftigungen zu, die einem Edelmann anſtändig ſind; oder gebt mir das armſelige Erbtheil das mir mein Vater durch ſein Teſtament gelaſſen hat, ſo will ich damit gehen und mein Glük ſuchen.

Olivier.

Und was willt du thun? Betteln, wenn du es durchgebracht haſt? Sir, ſcherrt euch hinein. Ich will mich nicht länger von euch beunruhigen laſſen: ihr ſollt einen Theil von euerm Willen haben. Ich bitte euch, verlaßt mich.

Orlando.

Ich will euch nicht weiter beſchwehrlich fallen, als mein Beſtes es erfordert.

Olivier.

Geht mit ihm, ihr alter Hund! (zu Adam.)

Adam.

Iſt alter Hund meine Belohnung? Es iſt wohl wahr, ich hab meine Zähne in euerm Dienſt verlohren. Gott tröſte meinen guten alten Herrn, er würde nie kein ſolches Wort geſprochen haben.

(Orlando und Adam gehen ab.

Dritte Scene.

Olivier.

Iſt es dahin gekommen? Fangſt du an mir über den Kopf zu wachſen? Ich will dieſem üppigen Wuchs wehren, ehe dir tauſend Cronen zu geben. Holla, Dennis.

Dennis

Dennis kömmt.

Dennis.

Ruft Euer Gnaden?

Olivier.

War nicht Carl, des Herzogs Fechter, hier bey euch?

Dennis.

Ja, Gnädiger Herr, er iſt noch bey der Thüre, und verlangt ganz ungeſtüm bey Euer Gnaden vorgelaſſen zu werden.

Olivier.

Ruf ihn herein -- Das iſt ein gutes Mittel, und auf morgen iſt der Wett-Kampf angeſtellt.

Carl erſcheint.

Carl.

Ich wünſche Euer Gnaden einen guten Morgen.

Olivier.

Mein guter Monſieur Carl, was giebt es Neues an dem neuen Hofe?

Carl.

Keine andre Neuigkeiten am Hofe, Sir Olivier, als die alten Neuigkeiten; daß der alte Herzog von ſeinem jüngern Bruder, dem neuen Herzog, vertrieben iſt; und daß

drey oder vier Herren, die ihn lieb haben, ſich ſelbſt mit ihm freywillig ins Elend begeben haben. Ihre Ländereyen und Einkünfte bereichern den neuen Herzog, der es deßwegen wohl leiden mag, daß ſie gewandert ſind.

Olivier.

Könnt ihr mir ſagen, ob Roſalinde, des Herzogs Tochter, mit ihrem Vater verwieſen worden iſt?

Carl.

O nein, denn des neuen Herzogs Tochter, ihre Baſe, liebt ſie ſo ſehr, weil ſie von der Wiegen an mit einander erzogen worden, daß ſie ihr entweder ins Elend nachgefolgt, oder aus Verdruß zurükzubleiben geſtorben ſeyn würde. Sie hält ſich am Hof auf, und wird von ihrem Oheim nicht minder geliebt als ſeine eigne Tochter; und niemals haben zwey Frauenzimmer einander geliebt, wie dieſe.

Olivier.

Wo mag ſich der alte Herzog wohl aufhalten?

Carl.

Es geht die Rede, er befinde ſich würklich im Ardenner Wald, und eine Anzahl luſtiger Brüder bey ihm, und ſie leben dort zuſammen wie der alte Robin Hood von England; man ſagt, es lauffen ihm alle Tage etliche junge Edelleute zu, und bringen da ihre Zeit ſo ſorglos hin, wie im goldnen Weltalter.

Olivier.

Wie iſts, ihr ringet ja morgen vor dem neuen Herzog?

Carl.

Carl.

Das iſt nicht anders, Sir; und das iſt eben der Anlaß, der mich zu euch herführt. Es iſt mir heimlich zu wiſſen gethan worden, daß euer jüngſter Bruder **Orlando** verkleidet auftreten, und es mit mir aufnehmen wolle; morgen, Sir, ringe ich für meine Ehre, und wer ohne ein zerbrochnes Bein von mir kommt, der wird von Glük ſagen können. Euer Bruder iſt noch jung und zart, und es wäre mir um euertwillen leid, ihm Schaden zu thun, wie ich doch um meiner Ehre willen thun müßte, wenn er es an mich brächte; ich kam alſo aus Liebe zu euch hieher, euch von der Sache Nachricht zu geben, damit ihr ihn entweder von ſeinem Vorſaz abhalten, oder es nicht übel nehmen möchtet, wenn ein Unglük geſchieht; indem es eine Sache iſt, die er ſelbſt ſucht, und die wider meinen Willen geſchieht.

Olivier.

Carl, ich bin dir für deine Liebe zu mir verbunden, und du wirſt mich dafür dankbar finden. Ich habe ſelbſt von meines Bruders Vorhaben einige Wiſſenſchaft gehabt, und mir unter der Hand viele Mühe gegeben, ihn davon abzurathen, aber er bleibt unbeweglich. Ich kan dir ſagen, Carl, er iſt der eigenſinnigſte junge Burſche in ganz **Frankreich**, voller Einbildung und Ehrgeiz, ein ſcheelſüchtiger Neider von jedermanns Vorzügen, und in einem heimlichen ſpizbübiſchen Anſchlag wider mich, ſeinen lieblichen Bruder, begriffen. Bediene dich alſo deiner Klugheit; es wäre mir eben ſo lieb, du würdeſt ihm den Hals brechen als einen Finger. Es würde auch für dich das ſicherſte ſeyn, denn

wenn du ihm nur ein kleines Notabene verſezteſt, oder wenn er nicht einen recht wichtigen Vortheil über dich erhält, ſo wird er nicht ruhen, bis er dich durch Gift oder ſonſt auf eine meuchelmörderiſche Art aus dem Weg geſchaft hat; denn ob ich es gleich nicht ohne Thränen ſagen kan, ſo muß ich es doch ſagen, ſo jung und ſo ruchlos wie er wird man keinen antreffen. Ich rede noch brüderlich von ihm; aber wenn ich ihn dir anatomiren ſollte wie er iſt, ich müßte erröthen und weinen, und du würdeſt erblaſſen und erſtaunen.

Carl.

Ich bin von Herzen froh, daß ich hieher gekommen bin. Wenn er morgen kommt, ſo will ich ihm ſeinen Lohn geben; wenn er jemals wieder allein gehen wird, ſo will ich das Ringen aufgeben, und hiemit ſey Euer Gnaden Gott befohlen.

(Geht ab.)

Olivier.

Lebe wohl, mein guter Carl. Nun will ich dieſen Sauſewind aufreizen; ich hoffe nun ſeiner bald loß zu werden, denn meine Seele, ich weiß nicht warum, haſſet nichts ſo ſehr wie ihn. Und doch iſt er artig; nie geſchuhlt, und doch gelehrt; voll von edeln Geſinnungen, und bey allen Leuten wunderſam beliebt, und in der That in ſolcher Achtung bey der Welt und bey meinen eignen Leuten, die ihn am beſten kennen, daß mir nichts als Verachtung übrig bleibt. Aber es ſoll nicht lange mehr ſo ſeyn; dieſer Ringer ſoll alles ins Reine bringen; es braucht nun nichts

weiters

weiters, als daß ich den Buben in die Falle loke, und das ſoll izt meine Arbeit ſeyn.

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Verändert ſich in einen offnen Spaziergang vor des Herzogs Palaſt.

Roſalinde und Celia.

Celia.

Ich bitte dich, Roſalinde, meine liebe Baſe, ſey aufgeräumt.

Roſalinde.

Liebſte Celia, ich ſehe würklich aufgeräumter aus, als ich bin; und ihr wollt mich noch muntrer haben? Wofern ihr mich nicht lehren könnt, wie ich einen vertriebnen Vater vergeſſen ſoll, ſo müßt ihr mich nicht aufmuntern, mich irgend eines lebhaften Vergnügens zu erinnern.

Celia.

Ich ſehe, du liebſt mich nicht mit der Stärke, womit ich dich liebe. Hätte mein Oheim, dein vertriebner Vater, meinen Vater vertrieben, und du wäreſt nur bey mir geblieben, ſo könnte ich meine Liebe gelehrt haben, deinen Vater für den Meinigen zu halten; ſo würdeſt du es auch können,

nen, wenn deine Liebe zu mir so wahr und so lebhaft wäre, als die meinige zu dir.

Rosalinde.

Nun wohlan dann, ich will meinen Zustand vergessen, um mich an dem eurigen zu vergnügen.

Celia.

Ihr wißt, daß mein Vater kein Kind ausser mir hat, noch wahrscheinlicher Weise bekommen wird; stirbt er, so sollst du seine Erbin seyn; was er dir mit Gewalt genommen hat, das will ich dir aus Neigung wiedergeben; bey meiner Ehre ich will; und möchte ich ein Ungeheuer werden, wenn ich diesen Eyd breche! Sey also aufgeräumt, meine liebe Rose, meine angenehmste Rose!

Rosalinde.

Von nun an will ich es seyn, Base, und auf nichts als Kurzweile sinnen. Laß sehen, was sagt ihr vom Verliebt werden?

Celia.

O! wahrhaftig, ich bitte dich, wenn du es versuchen willst, so laß es ja nur zur Kurzweil seyn; nur keine Mannsperson im Ernst geliebt! Und auch zur Kurzweil nicht mehr, als daß du für ein unschuldiges Erröthen mit Ehre wieder davon kommen kanst.

Rosalinde.

Womit wollen wir uns denn eine Kurzweil machen?

Celia.

Celia.

Laß uns hinſizen, und das ehrliche Hausweib Fortuna von ihrem Rade herunter ſpotten, damit ihre Gaben künftig gleicher ausgetheilt werden mögen.

Roſalinde.

Ich wünſchte wir könnten's, denn ſie bringt ihre Wohlthaten oft ſehr ungeſchikt an; und ſonderlich vergreift ſich das gutthätige blinde Weib in den Geſchenken, die ſie dem weiblichen Geſchlechte macht.

Celia.

Das iſt wahr; denn diejenigen die ſie ſchön macht, macht ſie ſelten tugendhaft; und die ſie tugendhaft macht, macht ſie oft ſehr wenig geſchikt, Begierden zu erregen.

Roſalinde.

Um Vergebung! du verſteigſt dich aus der Sphäre der Fortuna in der Natur ihre; das Glük herrſcht in den Gütern der Welt, nicht in den Lineamenten der Natur.

Probſtein, ein Harlequin, tritt auf.

Celia.

Hem! Wenn die Natur eine ſchöne Creatur macht, kan ſie nicht durch einen Zufall der Fortuna ins Feuer fallen? Ob uns gleich die Natur Wiz gegeben hat, ihre Nebenbuhlerin auszuziſchen, hat nicht Fortuna dieſen Narren hergeſchikt, meinem Einfall den Kopf abzuſchneiden?

Roſalinde.

In der That, dann iſt Fortuna der Natur überlegen, wenn ſie den natürlichen Sohn (*) der Natur dazu gebraucht, dem Wiz der Natur den Kopf abzuſchneiden.

Celia.

Vielleicht iſt auch das nicht einmal ein Werk der Fortuna, ſondern der Natur; die, weil ſie merkte, daß unſer natürlicher Wiz zu dumm ſey von ſolchen Göttinnen zu urtheilen, dieſen Thoren (Natural) hergeſchikt, unſern Wiz zu wezen; denn Dummheit iſt allemal der Wezſtein wiziger Köpfe. Wie gehts, wiziger Kopf, wo ſtolpert ihr hin?

Harlequin.

Fräulein, ihr ſollt zu euerm Vater kommen.

Celia.

Hat man euch zum Boten gemacht?

Harlequin.

Nein, bey meiner Ehre, aber man befahl mir zu euch zu gehen.

Roſalinde.

Wer lehrte euch dieſen Schwur, Narr?

Harle-

(*) Der hier unächte Wiz, der in dieſem ſolgſtändigen Wortwechſel herrſchet, dreht ſich um ein paar Wortſpiele die ſich in unſrer Sprache nicht ausdrüken laſſen: Natural heißt im Engliſchen natürlich, und als ein ſubſtantivum auch ein Thor.

Harlequin.

Ein gewiſſer Junker, der bey ſeiner Ehre ſchwur, die Pfannkuchen wären gut, und ſchwur bey ſeiner Ehre, der Senf tauge nichts. Nun will ich dafür ſtehen, daß die Pfannkuchen nichts taugten, und der Senf gut war; und doch hatte der Junker nicht falſch geſchwohren.

Celia.

Wie beweiſt ihr das, mit aller der ungeheuren Menge Verſtand, die ihr habt?

Roſalinde.

Ey ja, bey meiner Treu; nun gebt eurer Weisheit die Sporen!

Harlequin.

Seyd ihr alle beyde wider mich? Streicht euer Kinn, und ſchwört bey euern Bärten, daß ich ein Schurke ſey.

Celia.

Bey unſern Bärten, wenn wir welche hätten; du biſt einer.

Harlequin.

Bey meiner Schurkenſchaft; wenn ich ſie hätte, dann wär' ichs; aber wenn ihr bey etwas ſchwört das nicht iſt, ſo habt ihr nicht falſch geſchwohren; eben ſo ſchwur der Junker nicht falſch, da er bey ſeiner Ehre ſchwur, denn er hatte nie keine; oder wenn er eine gehabt, ſo hatte er ſie ſchon längſt weggeſchwohren, eh er dieſe Pfannkuchen und dieſen Senf zu Geſichte kriegte.

Celia.

Ich bitte dich, wer iſt der, den du meynſt.

Harlequin.

Einer, den der alte Fritz, euer Vater, lieb hat.

Roſalinde.

So nimm dich in Acht, wenn du von ihm ſprichſt; oder du könnteſt dieſer Tagen einmal für dein böſes Maul eine gute Tracht Stokſchläge bekommen.

Harlequin.

Deſto ſchlimmer, daß Narren nicht weislich reden dürfen, was weiſe Leute närriſch thun.

Celia.

Bey meiner Treu, du ſagſt die Wahrheit; ſeit dem man dem Bißgen Wiz der Narren das Stillſchweigen auferlegt hat, ſeit dem macht das bißgen Narrheit der geſcheidten Leute einen groſſen Lerm; hier kommt Monſieur Le Beu.

Fünfte Scene.

Le Beu, die Vorigen.

Roſalinde.

Mit einem Maul voll Neuigkeiten.

Celia.

Celia.

Die er uns einſchoppen wird, wie die Tauben ihren Jungen das Futter.

Roſalinde.

So werden wir den Kropf voll Neuigkeiten kriegen.

Celia.

Nur deſto beſſer, wir ſind dann deſto verkäuflicher. Bon jour, Monſieur le Beu, was Neues?

Le Beu.

Schöne Princeſſin, ſie haben eine hübſche Kurzweile verſäumt.

Celia.

Kurzweil? von was für Farbe?

Le Beu.

Was für Farbe, Madam? Wie ſoll ich das beantworten?

Roſalinde.

Wie Wiz und Glük es geben.

Harlequin.

Oder wie das Schikſal will.

Celia.

Wohl gegeben, das war wie mit einer Kelle eingeworfen.

Harlequin.

Mit Erlaubniß, wenn ich nicht in meiner Ordnung bleibe --

Celia.

Du verliehrst deine Spur.

(Wortspiele im Original.)

Le Beu.

Sie sezen mich in Verwundrung, Ladies; ich wollte ihnen von einem hübschen Wettkampf erzählen, den sie versäumt haben.

Rosalinde.

Erzählt uns also, wie es dabey zugegangen.

Le Beu.

Ich will ihnen den Anfang erzählen, und wenn es Euer Gnaden beliebt, können Sie das Ende selbst sehen; denn das beste ist noch zu thun, und die Kämpfer werden hieher kommen, den Streit auszumachen.

Celia.

Gut, der Anfang ist todt und begraben.

Le Beu.

Hier kommt ein alter Mann, und seine drey Söhne --

Celia.

Das fängt sich an, wie ein altes Mährchen.

Le Beu.

Drey wakere junge Männer, von ſchönem Wuchs und Anſehen --

Roſalinde.

Mit Hellebarden auf ihren Schultern --

Bauer.

Kund und zu wiſſen ſey hiemit durch dieſen Brief --

(Wieder ein Wortſpiel.)

Le Beu.

Der Aelteſte von den dreyen rang mit Carl dem Ringer des Herzogs; aber Carl warf ihn im Augenblik zu Boden, und zerbrach ihm drey Rippen, ſo daß wenig Hoffnung für ſein Leben übrig iſt; eben ſo bediente er auch den andern und den dritten; dort ligen ſie bey einander, indeß daß der arme alte Mann, ihr Vater, ein ſo erbärmliches Wehklagen über ſie erhebt, daß niemand von den Umſtehenden ſich des Weinens enthalten kan.

Roſalinde.

(Einen unarticulirten Ton des Mitleidens.)

Harlequin.

Aber wo iſt denn die Kurzweile, die dieſe Damen verlohren haben?

Le Beu.

Hem, eben das wovon ich rede.

Harlequin.

Man wird doch mit jedem Tage geſcheidter. Heut iſt das erſte mal daß ich höre, daß Rippenbrechen eine Kurzweile für Damen iſt.

Celia.

Und ich, das kan ich dir ſagen.

Roſalinde.

Iſt dann noch jemand, der Luſt hat ſich ſeine Rippen brechen zu laſſen? Wollen wir dieſem Wettkampf zuſehen, Baſe?

Le Beu.

Sie können nicht anders, wenn Sie hier bleiben; denn hier iſt der Ort, der zu dem Gefecht beſtimmt iſt, und es wird ſo gleich den Anfang nehmen.

Sechste Scene.

Trompeten. Herzog Friedrich, einige Herren vom Hofe, Orlando, Carl, und Bediente.

Herzog.

So kommt dann, weil der junge Menſch ſich nicht abſchreken laſſen will; er mag ſein Unglük ſeiner Vermeſſenheit zuſchreiben.

Roſalinde.

Iſt jener der Mann?

Le Beu.

Eben er, Madame.

Celia.

Ach, er iſt zu jung; und doch hat er die Mine eines, der zu ſiegen gedenkt.

Herzog.

Wie ſtehts, Tochter und Baſe, ſeyd ihr hieher gekommen dem Ringen zuzuſehen?

Roſalinde.

Ja, mein Gebietender Herr, wenn es euch nicht entgegen iſt.

Herzog.

Ihr werdet wenig Vergnügen dabey haben, das kan ich euch vorher ſagen. Es giebt doch ſeltſame Leute; aus Mitleiden mit des Ausforderers Jugend, wollt' ich ihn gerne abrathen; aber er will ſich nicht weiſen laſſen. Redet ihr mit ihm, Ladyes, verſucht ob ihr ihn vielleicht bewegen könnt.

Celia.

Ruft ihn hieher, Monſieur le Beu.

Herzog.

Thut es, ich will nicht dabey ſeyn.

(Geht auf die Seite.)

Le Beu.

Herr Ausforderer, die Princeſſinnen wollen mit euch ſprechen.

Orlando.

So erfordert meine Pflicht, ihnen aufzuwarten.

Roſalinde.

Junger Menſch, habt ihr Carl den Kämpfer heraus gefordert?

Orlando.

Nein, ſchöne Princeſſin; er iſt der allgemeine Herausforderer; ich komme nur, wie ein andrer, meine Stärke gegen ihn zu verſuchen.

Celia.

Junger Herr, eure Geiſter ſind zu kühn für euere Jahre; ihr habet grauſame Proben von der Stärke dieſes Mannes geſehen. Wenn ihr euch ſelbſt mit unſern Augen ſehen, oder euch mit unſrer Beurtheilung prüfen könntet, ſo würde die Furcht eines unglüklichen Zufalls euch eine Unternehmung rathen, wo die Partie nicht ſo ungleich wäre. Wir bitten euch um eurer ſelbſt willen, unterlaſſet dieſen Verſuch, und erwählet das Sicherſte.

Roſalinde.

Thut es, junger Mann; eure Ehre ſoll nicht darunter leiden; wir wollen uns von dem Herzog ausbitten, daß der Zweykampf nicht vor ſich gehen ſoll.

Orlando.

Orlando.

Ich bitte euch, ſtrafet mich nicht mit euerm Unwillen, ob ich mich gleich darinn ſchuldig erkennen muß, daß ich ſo ſchönen und groſſen Damen irgend etwas abſchlage. Laſſet nur eure ſchönen Augen und eure günſtigen Wünſche mich zu meinem Probe-Stük begleiten; werd ich darinn beſchädiget, ſo iſt nur einer unglüklich der niemals glüklich war; werd' ich getödtet, ſo iſt nur einer todt, der des Lebens überdrüſſig iſt; ich werde dadurch meinen Freunden kein Leid verurſachen, denn ich habe niemand der mich betraure; und der Welt kein Unrecht thun; denn ich habe nichts in derſelben, auſſer daß ich einen Plaz ausfülle, der gar leicht mit einem beſſern beſezt werden kan, wenn ich ihn ledig gemacht habe.

Roſalinde.

Ich wollte, daß ich euch die wenige Stärke die ich habe, zu der eurigen geben könnte.

Celia.

Und die meinige, die ihrige zu ergänzen.

Roſalinde.

Gehabt euch wohl; gebe der Himmel, daß ich mich mit euch betrüge.

Orlando.

Möchten alle Wünſche eures Herzens erfüllt werden --

Carl.

He, wo iſt der junge Wagehals, der ſo begierig iſt, bey ſeiner Mutter Erde zu liegen? Orlan-

Orlando.

Hier iſt er, Sir; aber ſein Wille hat eine anſtändigere That vor.

Herzog.

Ihr werdet nur einmal fallen.

Carl.

Ich ſtehe Euer Gnaden davor, daß ihr ihn zu keinem zweyten bereden ſollet, nachdem ihr ihn ſo ernſtlich von dem erſten abgemahnet habet.

Orlando.

Ihr gedenket meiner hernach zu ſpotten, und ſolltet alſo nicht vorher geſpottet haben -- Aber nehmt euern Stand.

Roſalinde.

Nun ſtehe Hercules dir bey, junger Mann.

Celia.

Ich wollt ich könnte mich unſichtbar machen, um den nervichten Geſellen beym Bein zu nehmen.

(Sie ringen.)

Roſalinde.

O! vortreflicher junger Menſch!

Celia.

Ich kan euch ſagen, wer zu Boden müßte, wenn ich einen Donnerkeil in meinem Auge hätte.

(Carl wird zu Boden geworfen.)

Herzog.

Herzog.

Nicht weiter, nicht weiter.

Orlando.

Ja, wenn ich Euer Gnaden bitten darf; ich bin dieſes Spiels noch nicht gewohnt.

Herzog.

Wie ſtehts mit dir, Carl?

Le Beu.

Er kan nicht ſprechen, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Traget ihn hinweg. Wie iſt dein Nahme, junger Mann?

Orlando.

Orlando, mein Gebietender Herr, der jüngſte Sohn von Sir Roland de Boys.

Herzog.

Ich wollte, du wäreſt eines jeden andern Mannes Sohn geweſen. Die Welt hielt deinen Vater für einen braven Mann, aber ich fand ihn allezeit meinen Feind. Du würdeſt mir durch dieſe That beſſer gefallen haben, wenn du aus einem andern Hauſe abſtammteſt. Doch lebe wohl, du biſt ein wakerer Jüngling; ich wollte du hätteſt mir einen andern Vater genannt --

(Der Herzog und ſein Gefolge gehen ab.)

Siebende Scene.

Celia, Rosalinde und Orlando bleiben.

Celia.

Würd' ich das thun, Base, wenn ich mein Vater wäre?

Orlando.

Ich bin stolz darauf, Sir Rolands Sohn zu seyn, und wollte diesen Titel nicht vertauschen, um der angenommene Erbe Friederichs zu seyn.

Rosalinde.

Mein Vater liebte Sir Rolanden wie seine Seele, und alle Welt hatte meines Vaters Gesinnung. Hätte ich vorher gewußt, daß dieser junge Mann sein Sohn wäre, ich würde Thränen zu meinen Bitten gefügt haben, eh ich gestattet hätte, daß er sich so wagen sollte.

Celia.

Liebste Base, wir wollen ihm etwas sagen das ihn wieder aufmuntert; meines Vaters rauhe und eifersüchtige Gemüthsart kränkt mich in der Seele -- Sir, ihr habt euch wohl gehalten. Wenn ihr eure Versprechungen in der Liebe so gut haltet, als ihr bey dieser Gelegenheit mehr geleistet als ihr versprachet, so wird eure Gebieterin glücklich seyn.

Roſalinde.

(Indem ſie ihm eine Kette von ihrem Halſe giebt.)

Traget dieſes zum Angedenken von einer, die mit dem Glük zerfallen iſt, und mehr geben könnte, wenn es ihrer Hand nicht an Mitteln ſchlte. Wollen wir gehen, Baſe?

Celia.

Ja, lebet wohl, ſchöner Jüngling.

Orlando.

Kan ich nicht ſagen, ich danke euch? -- Meine beſſere Kräfte ligen alle danieder; und das, was hier ſtehet, iſt nur eine Quintaine, (*) ein bloſſer lebloſer Klo.

Roſalinde.

Er ruft uns zurük. Mein Stolz iſt mit meinem Glük gefallen, ich will ihn fragen, was er will. Ruftet ihr Sie?

(*) Eine Quintaine war ein Pfahl, der für verſchiedene ritterliche Uebungen aufgerichtet wurde, um mit Lanzen oder Wurfſpießen darnach zu werfen. Der Redakteur ist allein. "Ich bin, ſagt Orlando, nichts als eine Quintaine, ein lebloſer Klo, an dem die Liebe ihre Waffen bloß zur Kurzweil übt; da hier große Ungleichheit des Standes zwiſchen Roſalinde und mir, nicht erlaubt zu hoffen, daß die Liebe jemahls etwas ernſthaftes darauf werden werde." Der berühmte Cataven-Schreiber Regnier, braucht eben dieß Gleichniß bey gleicher Materie, englisch der Gebrauch verſtatten iſt:

Et qui depuis dix ans, juſqu'en ſes derniers jours,
A ſoutenu le prix en l'eſcrime d'Amours,
Laſſé enfin de ſervir au peuple de Quintaine, &c.

Sir? Sir, ihr habt gut gekämpfet, und mehr als eure Feinde überwunden.

Celia.

Wollt ihr gehen, Base?

Rosalinde.

Wie eilfertig? Lebet wohl!
(Rosalinde und Celia gehen ab.)

Orlando.

Was für eine Leidenschaft hängt diese Gewichter an meine Zunge! Ich kan kein Wort zu ihr hervorbringen, und es schien, als ob sie mir was zu sagen hätte.

Le Beu tritt auf.

O! armer Orlando! du bist überwunden. Carl, oder etwas noch schwächers, bemeistert dich.

Le Beu.

Mein lieber Herr, ich rathe euch als ein Freund, diesen Ort zu verlassen. So viel Lob, Beyfall und Liebe ihr auch verdient habt, so sind doch die Umstände des Herzogs nun einmal so, daß ihn alles was ihr gethan habt, mißtrauisch macht. Der Herzog ist launisch; in der That, es schikt sich besser für euch zu errathen was er ist, als für mich, es zu sagen.

Orlando.

Ich danke euch, Sir, und bitte, sagt mir nur diß einzige,

einzige, welche von den beyden Damen, die hier beym Kampf zugegen waren, iſt des Herzogs Tochter?

Le Beu.

Keine von beyden, wenn man nach ihren Sitten urtheilen ſollte; aber in der That iſt die kleinere ſeine Tochter; die andre iſt es von dem vertriebnen Herzog, und wird hier von ihrem Oheim zurükbehalten, um ſeiner Tochter Geſellſchaft zu leiſten, denn ſie lieben einander noch zärtlicher als wenn ſie leibliche Schweſtern wären. Ich kan euch aber ſagen, daß der Herzog ſeit kurzem einen Unwillen auf ſeine liebenswürdige Nichte geworfen hat, ohne einen andern Grund dazu zu haben, als daß das Volk ſie ihrer Tugenden wegen rühmt, und um ihres guten Vaters willen mitleiden mit ihr hat; und bey meinem Leben, ſein Groll gegen die junge Dame wird in kurzem ausbrechen. Sir, lebet wohl. In einer beſſern Welt als dieſe iſt, würde ich mich um eine nähere Bekantſchaft mit euch bewerben.

(Geht ab.)

Orlando.

Ich bleibe euch ſehr verbunden; lebet wohl! So muß ich dann aus dem Rauch ins Erſtiken; von einem tyranniſchen Herzog zu einem tyranniſchen Bruder: Aber, o himmliſche Roſalinde! --

(Geht ab.)

Achte Scene.

(Ein Zimmer in dem Palaſt.)

Celia und Roſalinde.

Celia.

Wie, Baſe, wie, Roſalinde? Cupido ſteh uns bey! Nicht ein Wort?

Roſalinde.

Nicht eines, nur einem Hunde nachzuwerfen.

Celia.

Nein, deine Worte ſind zu koſtbar, um den Hunden nachgeworfen zu werden; wirf mir einige zu -- komm, wir wollen auch mit einander kämpfen, lähme mich mit deinem Wiz.

Roſalinde.

Dann wären zwoo Baſen auf einmal verlohren, wenn die eine von wizigen Einfällen lahm, und die andre gar närriſch würde, ohne zu wiſſen warum.

Celia.

Aber iſt alles das für deinen Vater?

Roſalinde.

Nein, etwas davon iſt für meines Vaters Tochter. O! wie voller Diſteln iſt dieſe Werkeltags-Welt!

Celia.

Celia.

Es ſind nur Kletten, die man dir in einer Feyrtags-Schäkerey angeworfen hat; wenn wir nicht auf dem gebahnten Weg gehen, ſo würden ſie uns an den Unter-Röken hängen bleiben.

Roſalinde.

Dann könnt' ich ſie abſchütteln, dieſe Kletten ſind in meinem Herzen.

Celia.

So huſte ſie weg.

Roſalinde.

Der Verſuch würde vergeblich ſeyn.

Celia.

Komm, komm, du muſt mit deinen Leidenſchaften kämpfen.

Roſalinde.

O! ſie nehmen die Partey eines beſſern Kämpfers als ich bin.

Celia.

Nun, der Himmel ſteh dir bey! du ſcheinſt es bey Zeiten wagen zu wollen, und wenn es auch einen Fall koſten ſollte -- Aber wir wollen dieſen Scherzen den Abſchied geben, und einmal in rechtem Ernſt mit einander ſprechen; iſt es möglich, daß ihr ſo urplözlich in eine ſo heftige Neigung zu des alten Sir Rolands jüngſten Sohn, fallen konntet?

Roſalinde.

Der Herzog mein Vater liebte ſeinen Vater höchlich.

Celia.

Folgt es alſo, daß ihr ſeinen Sohn höchlich lieben müßt? Auf dieſe Art müßte ich ihn haſſen; denn mein Vater haßte ſeinen Vater höchlich; und doch haſſ' ich den Orlando nicht.

Roſalinde.

Mein im Ernſt, haſſet ihn nicht, um meinetwillen.

Celia.

Wie könnt ich? Iſt er nicht liebenswürdig?

Roſalinde.

Laſſet mich ihn deßwegen lieben, und liebet ihr ihn, weil ich ihn liebe -- Seht, hier kommt der Herzog.

Celia.

Mit Augen voll Grimm.

Neunte Scene.

Der Herzog und einige Hofleute.

Herzog.

Madam, pakt eure Sachen ſo ſchleunig zuſammen als ihr euch lieb habt, und entfernt euch von meinem Hof.

Roſa-

Roſalinde.

Ich, Oheim?

Herzog.

Ihr, Nichte. Wofern du binnen dieſen zehen Tagen unſerm Hofager nur ſo nah als zwanzig Meilen gefunden wirſt, ſo biſt du des Todes.

Roſalinde.

Ich bitte Euer Gnaden, laſſet mich die Kenntniß meines Verbrechens mit mir nehmen: Wenn ich mich ſelbſt verſtehe, oder meine eignen Neigungen kenne; wenn ich anders nicht träume, oder verrükt bin, (wie ich gewiß glaube, daß ich nicht bin,) ſo hab ich Euer Gnaden niemal nur mit einem ungebohrnen Gedanken beleidigt.

Herzog.

So reden alle Verräther. Wenn Worte ſie rein machen könnten, ſo wären ſie alle ſo weiß als die Unſchuld ſelbſt. Laß es dir genug ſeyn, daß ich dir nicht traue.

Roſalinde.

Euer Mißtrauen kan mich doch nicht zum Verräther machen. Sagt mir, was euch zu ſolchen Gedanken veranlaßt?

Herzog.

Du biſt deines Vaters Tochter, das iſt genug.

Roſalinde.

Das war ich, als Euer Gnaden ihm ſein Fürſtenthum nahmen; das war ich, als Euer Gnaden ihn verbanneten;

Verrätherey iſt nichts das angeerbt wird, Mylord; und geſetzt, wir könnten ſie von unſern Freunden erben, was geht das mich an? Mein Vater war kein Verräther: Mißkennet mich alſo nicht ſo ſehr, mein gütiger Gebieter, zu denken daß ich eine Verrätherin ſeyn müſſe, weil ich arm bin.

Celia.

Theurer Souverain, höret mich reden --

Herzog.

Nur um euertwillen, Celia, haben wir ſie hier geduldet; ſonſt hätten wir ſie mit ihrem Vater fortbefördert.

Celia.

Ich bat euch nicht, ſie hier zu laſſen; es war euer eigner Wille, und vielleicht eine Würkung der Vorwürfe, die ihr euch zu machen hattet; ich war damals noch zu jung, ihren Werth zu ſchäzen; aber izt kenne ich ſie, wenn ſie eine Verrätherin iſt, ſo bin ich's auch: Wir haben immer bey einander geſchlafen, ſind mit einander aufgeſtanden, haben mit einander gelernt, geſpielt, gegeſſen; und wohin wir giengen, da giengen wir, gleich der Juno Schwanen, gepaart und unzertrennlich.

Herzog.

Sie iſt dir zu fein; ihr ſanftes Weſen, ihre Geduld und ihr Stillſchweigen ſelbſt reden zu dem Volk, und gewinnen ihr Mitleiden: Du biſt eine Närrin; ſie raubt dir dei-

nen

nen Namen, und du wirſt deſto mehr glänzen, und vollkommner ſcheinen, wenn ſie weg iſt; öffne alſo deine Lippen nicht; mein Urtheil-ſpruch iſt unwiderruflich, ſie iſt verbannet.

Celia.

So ſprechet dieſes Urtheil auch über mich aus, mein gebietender Herr; ich kan nicht ohne ihre Geſellſchaft leben.

Herzog.

Ihr ſeyd eine Närrin -- Ihr, Nichte, verſehet euch mit dem Nöthigen; wenn ihr die geſetzte Zeit überſchreitet, ſo ſchwöre ich euch bey meiner Ehre, und bey der Gröſſe meines Worts, ihr ſterbet.

(Herzog und Gefolge geht ab.)

Zehende Scene.

Celia.

O meine arme Roſalinde, wohin willt du gehen? --- Wollen wir unſre Väter tauſchen? Ich gebe dir den meinigen -- ich bitte dich, ſey nicht trauriger als ich.

Roſalinde.

Ich habe mehr Urſache.

Celia.

Du haſt nicht, Baſe, ich bitte dich ſey munter; weiſt du nicht, daß der Herzog mich, ſeine Tochter, verbannt hat?

Roſalinde.

Das hat er nicht.

Celia.

Nicht? hat er nicht? So hat Roſalinde die Liebe nicht, die mich lehrt daß du und ich Eines ſind? Sollen wir getrennet werden? Sollen wir ſcheiden, du holdes Mädchen? Nein, mein Vater mag ſich einen andern Erben ſuchen. Ueberlege nur mit mir, wie wir entfliehen können, wohin wir gehen, und was wir mit uns nehmen wollen; und denke nicht, daß du deine Laſt allein tragen, und mich zurük laſſen wolleſt; denn, bey dieſem Himmel, der izt über unſerm Kummer trübe wird, du magſt ſagen was du kanſt, ich begleite dich.

Roſalinde.

Und wohin wollen wir dann gehen?

Celia.

In den Ardenner-Wald, meinen Oheim aufzuſuchen.

Roſalinde.

Ach! wie gefährlich iſt das für zwoo Mädchen wie wir ſind, ſo weit zu reiſen. Schönheit lokt ſchneller Diebe herbey, als Gold.

Celia.

Ich will mich in einen armſeligen und gemeinen Anzug verkleiden, und mein Geſicht mit einer Art von Röthel bemahlen;

mahlen; thu du das gleiche, ſo werden wir unſre Straſſe ziehen, und keinen Anfall zu beſorgen haben.

Roſalinde.

Wär es nicht beſſer, weil ich mehr als von mittler Gröſſe bin, wenn ich mich ganz in eine Manns-Perſon verkleidete; einen hübſchen Hirſchfänger an meine Hüfte, einen Jagdſpieß in meine Hand, und (in meinem Herzen mag ſoviel weibliche Zaghaftigkeit verborgen ligen als nur will) ein eiſenfreſſeriſches Ausſehen dazu, wie manche männliche Memmen haben, denen man nicht anſehen ſollte, was ſie ſind.

Celia.

Wie ſoll ich dich nennen, wenn du eine Mannsperſon biſt?

Roſalinde.

Ich will keinen ſchlechtern Namen haben, als Jupiters Page; ihr müßt mich alſo Ganymedes nennen; aber wie wollt ihr, daß man euch heiſſe?

Celia.

Etwas das ſich auf meinen Zuſtand beziehet; nicht mehr Celia, ſondern Aliena.

Roſalinde.

Aber wie wär es, Baſe, wenn wir den närriſchen Burſchen von unſers Vaters Hofe ſtehlen würden? Würd er uns nicht auf unſrer Wanderſchaft die Zeit verkürzen?

Celia.

Er würde mit mir durch die ganze weite Welt gehen. Ueberlaß es mir, ihn zu werben. Wir wollen gehen, und unſre Juweelen und Koſtbarkeiten zuſammen machen, die bequemſte Zeit und den ſicherſten Weg ausforſchen, und uns der Verfolgung entziehen, die auf unſre Flucht erfolgen wird. Sey zufrieden, meine Liebe; wir gehen in die Freyheit, nicht ins Elend.

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Ardenner-Wald.)

Der Alte Herzog, Amiens, und zween oder drey andre Edelleute treten als Jäger auf.

A. Herzog.

Nun, meine Brüder und Theilnehmer an der Verbannung, hat nicht die lange Gewohnheit dieſes Leben uns angenehmer gemacht, als jenes von geſchminktem Pomp? Sind nicht dieſe Wälder freyer von Gefahr, als der neidiſche Hof? Hier fühlen wir nichts als die allgemeine Straffe Adams, die Ungleichheit der Jahrszeiten, und die beeißten Klauen, und das unfreundliche Keiffen des Winter-Winds; und doch, indem er mich beißt und mich ſo rauh anfährt, daß ich vor Kälte ſchaudre, lächle ich und denke: das iſt keine Schmeicheley; dieſes ſind Räthe, die mich auf eine fühlbare Art überzeugen, wer ich bin. Heilſam iſt der rechte Gebrauch der Widerwärtigkeit, die, gleich der Kröte, zwar ſcheulich und giftig, doch ein koſtbares Kleinod an ihrem Haupte trägt. Dieſes unſer Leben, frey vom Zwang der Geſellſchaft, fin-

der Zungen in Bäumen, Bücher in den rennenden Bächen, Predigten in Steinen, und Gutes in jedem Dinge.

Amiens.

Ich wollt es um kein andres tauschen. Euer Gnaden ist glüklich, der Härte des Glüks einen so gelassenen und angenehmen Schwung geben zu können.

A. Herzog.

Komm, wollen wir gehen und Wildpret schiessen? Und doch verdrießt mich's, daß die armen scheklichten Narren, die doch gebohrne Bürger dieser einöden Stadt sind, in ihren eignen Grenzen, ihre Sicherheit und ihr Leben verliehren sollen.

1. Edelmann.

In der That, Gnädiger Herr, der schwehrmüthige Jaques traurt hierüber, und schwört, daß ihr in diesem Stük ein gröſſrer Tyrann seyd als euer Bruder, der euch vertrieben hat: Lezthin schlichen sich Mylord von Amiens und ich unbemerkt hinter ihn, da er der Länge nach unter einer Eiche lag, deren alte Wurzeln über den Bach hervorragen, der durch diesen Wald rauschet; indem kam ein armer verscheuchter Spieß-Hirsch, der eine Wunde vom Jäger bekommen hatte, hieher zu schmachten; und in der That, Mylord, das arme Thier ächzte so bange Seufzer heraus, daß bey jedem seine gewaltsam ausgedehnte Brust hätte bersten mögen, indem die Thränen in grossen runden

Tropfen

Tropfen einander über ſeine unſchuldige Naſe herab trieben; und ſo ſtund der arme behaarte Tropf, ſehr aufmerkſam von dem melancholiſchen Jaques beobachtet, an der äuſſerſten Spize über den ſchnellen Waldſtrom, und vermehrte ihn mit ſeinen Zähren.

A. Herzog.

Aber was ſagte Jaques dazu? Moraliſirte er nicht über dieſen Anblik?

1. Edelmann.

O! ja, in tauſend Vergleichungen: Zuerſt darüber, daß es in den Strom hinein weinte, der doch keines Waſſers nöthig hatte; armes Thier, ſagte er, du machſt ein Teſtament wie die Weltleute, die demjenigen am meiſten vermachen, der ſchon zuviel hat; hernach darüber, daß es ſo allein, und von ſeinen haarichten Freunden verlaſſen war; es iſt recht, rief er aus, ſo treibt das Unglük die Fluth der Geſellſchaft zurük; indem ſtrich eine ſorgloſe Heerde, voll von der Weide, neben ihm vorbey, und keines blieb ſtehen ihn zu grüſſen; ja, ſagte Jaques, ſchwärmet nur vorbey, ihr feißten und ausgefütterten Bürger, ſo iſt eben die Mode; warum gukt ihr nach dieſem armen verunglükten Tropfen hier? In dieſem Ton zog er nun mit bittern Vorwürfen über das Land, die Stadt, den Hof und das ganze menſchliche Leben los; und ſchwuhr, daß wir alle lauter Räuber und Tyrannen wären, die, was noch das ärgſte iſt, ſo gar die Thiere aus ihren von der Natur angewieſnen angebohrnen Wohnplazen herausſchreken und tödten.

A. Herzog.

A. Herzog.

Und verlieſſet ihr ihn in dieſen tiefſinnigen Betrachtungen?

2. Edelmann.

Wir verlieſſen ihn, Mylord, ſo eben indem er fortfuhr, über das keuchende Thier zu weinen und Betrachtungen anzuſtellen.

A. Herzog.

Zeigt mir den Ort; ich mag gerne mit ihm anbinden, wenn er in einer ſolchen mürriſchen Laune iſt; denn er iſt dann voller Einfälle.

(Gehen ab.)

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich wieder in den Palaſt.)

Herzog Friederich, und Hofleute.

Herzog.

Kan es möglich ſeyn, daß ſie niemand ſah? Unfehlbar ſind einige Verräther an meinem Hofe in dieſem Complot geweſen.

1. Hofjunker.

Ich kan nichts davon erfahren, daß jemand ſie geſehen haben ſollte. Ihre Kammer-Frauen brachten ſie zu Bette, und morgens um Aufſtehens-Zeit fanden ſie es leer.

2. Hof-

2. Hofjunker.

Mylord, der närriſche Bauer, über deſſen Einfälle Euer Gnaden ſo oft zu lachen pflegte, wird gleichfals vermißt. Heſperia, der Princeſſin Kammer-Fräulein, bekennt, daß ſie heimlich zugehört habe, wie eure Tochter und ihre Baſe die Gaben und Annehmlichkeiten des Kämpfers ſehr erhoben hätten, der unlängſt dem nervichten Carl die Rippen brach; und ſie glaubt, wohin die Princeſſinnen auch gegangen ſeyen, ſo werde dieſer junge Menſch gewiß in ihrer Geſellſchaft ſeyn.

Herzog.

Schikt zu ſeinem Bruder, und hohlt den Burſchen hieher; iſt er abweſend, ſo bringt mir ſeinen Bruder; ich will ſchon machen, daß er ihn finden ſoll; thut es unverzüglich, und ſparet keine Nachfrage und Unterſuchung, dieſe närriſchen Flüchtlinge wieder zurük zu bringen.

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in Oliviers Haus.)

Orlando und Adam.

Orlando.

Wer iſt hier?

Adam.

Wie? Mein junger Herr? O! mein lieber Herr, mein holder Herr, o ihr Denkmal von dem alten Sir Roland! wie?

wie? was macht ihr hier? Warum seyd ihr tugendhaft? Warum liebt euch das Volk? Und warum seyd ihr artig, geschikt und tapfer? Warum wart ihr so einfältig den knochichten Kämpfer des Herzogs zu überwältigen? Euer Ruhm ist zu schnell vor euch hieher gekommen. Wisset ihr nicht, Herr, daß gewissen Leuten ihre Gaben für Feinde dienen? So thun die eurigen; eure Tugenden, mein theurer Herr, sind unschuldige und heilige Verräther gegen euch. O! was für eine Welt ist das, wo die Vollkommenheit ihren Besizer vergiftet!

Orlando.

Wie? Was giebt es dann?

Adam.

O! unglüklicher Jüngling, komm nicht über diese Schwelle; der Feind aller deiner Vorzüge lebt unter diesem Dache; euer Bruder (nein, nicht Bruder; doch der Sohn — doch nicht der Sohn; ich will ihn nicht den Sohn desjenigen nennen, den ich beynahe seinen Vater genennt hätte) hat euern Ruhm erfahren, und gedenkt diese Nacht, euer Schlaf-Zimmer in Brand zu steken; und wenn ihm dieser Anschlag fehlen sollte, so will er andre Mittel suchen, euch aus dem Wege zu räumen. Ich hörte ihn und seine Anschläge; es ist hier kein Ort zum reden, dieses Haus ist eine Mördergrube — Verabscheuet es, fürchtet es, gehet nicht hinein.

Orlando.

Wie, Adam, wohin willt du denn, daß ich gehen soll?

Adam.

Wohin es ſey, wenn es nur nicht hieher iſt.

Orlando.

Wie, willt du, daß ich gehen und meinen Unterhalt betteln ſoll? Oder ſoll ich mit einem niederträchtigen und gewaltthätigen Schwerdt ein diebiſches Brod auf der Landſtraſſe erzwingen? Dieſes müßt ich thun, oder nicht wiſſen was ich thun ſoll; das will ich aber nicht thun; lieber will ich mich der Boßheit eines blutgierigen Bruders unterwerfen.

Adam.

Nicht ſo, mein lieber Herr; ich habe fünf hundert Cronen, den ſparſamen Lohn den ich unter euerm Vater zurüklegte, und zu meinem Unterhalt aufbewahrte, wenn das Alter mich länger zu dienen untüchtig machen, und ungeachtet in irgend einen Winkel werfen würde; nehmet ſie; und Er, der die Raben ernährt, und für den Unterhalt der Sperlinge ſorget, wird die Stüze meines Alters ſeyn. Hier iſt das Gold, nehmet es alles, und laßt mich euern Diener ſeyn. Wenn ich ſchon alt ausſehe, bin ich doch ſtark und munter; denn in meiner Jugend miſchte ich niemal hizige und gährende Säfte in mein Blut, und buhlte nie mit ſchaamloſer Stirne um die Mittel von Schwäche und Unvermögen; deswegen iſt mein Alter ein luſtiger Winter, froſtig, aber mild. Laßt mich mit euch gehen; ich will euch in allen Umſtänden die Dienſte eines jüngern Mannes thun.

Orlando.

O redlicher alter Mann, wie wohl zeigt ſich in dir die ſtandhafte Treue der alten Welt; als Diener aus Ergebenheit ſchwizten, nicht aus Gewinnſucht. Du biſt nicht nach der Mode dieſer Zeit, wo niemand ſchwizt, als für Beförderung, und ſobald er dieſe hat, im gleichen Augenblik ſeinen Dienſt abſchüttelt. Aber, du guter Alter, du warteſt einem verdorrten Baum, der für alle deine Arbeit und Sorgfalt nur nicht ſo viel als eine Blühte hervortreiben kan. Doch komm, wir wollen mit einander gehen, und eh wir den Erwerb deiner Jugend verzehrt, wollen wir uns irgend eines gewiſſen Zuſtands, ſo gering er auch ſeyn mag, verſichert haben.

Adam.

Geht voraus, Herr, ich will euch mit aller Treue bis in die Grube folgen. Vom ſiebenzehnten Jahr bis an das achtzigſte lebt' ich hier, aber werde nun nicht länger hier leben. Im ſiebenzehnten Jahre ſuchen manche ihr Glük; im Achtzigſten iſt es zu ſpät, wann's noch nicht gefunden iſt; doch das Glük ſelbſt kan mich nicht beſſer belohnen, als wohl zu ſterben, und nicht als meines Herrn Schuldner zu ſterben.

(Gehen ab.)

Vierte Scene.

(Der Ardenner-Wald.)

Roſalinde in eine Mannsperſon verkleidet als Ganymedes, Celia als eine Schäferin unter dem Namen Aliena, und der Harlequin.

Roſalinde.

O Jupiter, wie matt ſind meine Lebensgeiſter!

Harlequin.

Meine Geiſter möchten ſeyn was ſie wollten, wenn nur meine Beine nicht ſo müde wären.

Roſalinde.

Wenn ich meinem Herzen folgen wollte, ſo könnte ich meiner männlichen Kleidung Unehre machen, und wie ein Weib ſchreyen -- Doch ich muß das ſchwächere Werkzeug tröſten; weil es die Ordnung nun einmal ſo mit ſich bringt, daß ein Kragen und ein Paar Hoſen ſich gegen einen Unterrok herzhaft ſtellen müſſen; alſo, guten Muth gefaßt, liebe Aliena.

Celia.

Ich bitte euch, ertragt meine Schwäche, ich kan nicht weiter.

Harlequin.

Was mich betrift ſo wollte ich euch lieber ertragen als tragen; und doch würd ich kein Creuz tragen, wenn ich euch trüge; denn ich denke, ihr werdet ſchwerlich Geld in euerm Beutel haben.

Roſalinde.

Gut, das iſt nun der Ardenner-Wald.

Harlequin.

Ja; nun daß ich im Ardenner-Wald bin, bin ich nur ein deſto gröſſrer Narr; wie ich daheim war, war ich in einem beſſern Plaz; doch Reiſende müſſen vor lieb nehmen.

Roſalinde.

Das thue, mein guter Probſtein; ſchaut, wer kommt hier? ein junger Mann und ein Alter, in einem ernſthaften Geſpräch begriffen.

Corin und Sylvius treten auf.

Corin.

Das dient zu nichts, als daß ſie euch immer fort haſſen wird.

Sylvius.

O Corin, wenn du wißteſt wie ich ſie liebe!

Corin.

Ich kan mirs ſo halb und halb einbilden; denn ich bin einmal auch verliebt geweſen.

Syl-

Sylvius.

Nein, Corin, da du alt biſt, ſo kanſt du dirs nicht einbilden, wenn du gleich in deiner Jugend ein ſo getreuer Liebhaber geweſen wäreſt, als jemals einer auf einem mitternächtlichen Hauptküſſen geſeufzt hat -- O! ich bin gewiß, daß niemals einer ſo geliebt hat, wie ich; aber geſezt, deine Liebe wäre der meinigen gleich geweſen, zu wie manchen lächerlichen und ungereimten Handlungen hat dich deine Leidenſchaft gebracht?

Corin.

Zu tauſend, die ich wieder vergeſſen habe.

Sylvius.

O! ſo haſt du nie von ganzem Herzen geliebt; wenn du dich nicht der kleinſten Thorheit noch erinnerſt, zu der dich jemals die Liebe trieb, ſo haſt du nicht geliebt -- Wenn du nicht geſeſſen biſt, wie ich izt ſize, und haſt deinen Zuhörer mit dem Lob deiner Gebieterin ermüdet, ſo haſt du nicht geliebt. Wenn du nicht deine Geſellſchaft auf einmal abgebrochen und davon gelauffen biſt, wie ich izt thue, ſo haſt du nicht geliebt -- o! Phöbe, Phöbe, Phöbe!

(Er geht ab.)

Roſalinde.

Ach! du armer Schäfer! Indem ich deine Wunde befühle, ſtoſſe ich auf die meinige.

Harlequin.

Und ich auf die meinige; ich erinnre mich noch ganz genau, wie ich verliebt war, da zerſchlug ich meinen Degen an einem Stein, und ſagte ihm, das wäre für die nächtliche Aufwartung die er bey Jane Lächlerin mache; und ich erinnre mich, daß ich die Dutten der Kuh küßte, die ihre artigen knollichten Fingerchen gemolken hatten; und ich erinnre mich, daß ich eine Erbſen-Schotte an ihrer ſtatt careſſirte aus der ich zwoo Erbſen nahm, die ich ihr gab, und ſagte mit weinenden Thränen, trag das zu meinem Andenken. Wir andern Liebhaber verfallen manchmal auf ſeltſame Sprünge; allein in der Natur iſt alles ſterblich, und alſo iſt auch alle verliebte Natur ſterblich in der Thorheit.

Roſalinde.

Du ſprichſt geſcheidter, als du ſelbſt merkſt.

Harlequin.

O, ich werde meinen Verſtand nicht eher merken, bis ich mir die Schinbeine an ihm zerbreche.

Roſalinde.

Jupiter, Jupiter, dieſer Schäfer liebt vollkommen nach meiner Manier.

Harlequin.

Und nach der meinen; aber bey mir fängt ſie an, ein wenig ſchimmlicht zu werden.

Celia.

Celia.

Ich bitte euch, frage doch einer von euch jenen Mann, ob er uns für Geld nicht etwas zu eſſen geben könnte; ich verſchmachte ſchier.

Harlequin.

Holla, ihr, Bauerlümmel!

Roſalinde.

Sachte, Narr, er iſt nicht dein Vetter.

Corin.

Wer ruft?

Harlequin.

Beſſre als du biſt, Sir.

Corin.

Sonſt müßten ſie ſchlechte Leute ſeyn.

Roſalinde.

Still, ſag ich; Guten Abend, Freund.

Corin.

Und euch auch, mein hübſcher Herr, und euch allen.

Roſalinde.

Ich bitte dich, Schäfer, wenn für Geld und gute Worte etwas in dieſer Einöde zu bekommen iſt, ſo bring

uns an einen Ort, wo wir ausruhen und etwas zu eſſen kriegen können; es iſt hier ein junges Mädchen die von der Reiſe ſo abgemattet iſt, daß ſie faſt verſchmachtet.

Corin.

Schöner Herr, ſie daurt mich herzlich; und ich wünſchte um ihretwillen mehr als um mein Selbſt, daß ich in Umſtänden wäre, ihr zu helfen; aber ich bin eines andern Mannes Schäfer und ſcheere die Heerden nicht für mich die ich weide; mein Meiſter iſt ein karger Filz, der ſich wenig bekümmert durch Werke der Gaſtfreyheit den Weg zum Himmel zu finden; zudem ſind ſeine Cabane, ſeine Heerden und Heuböden izt im Begriff verkauft zu werden, und in unſrer Schaaf-Hütte iſt izt wegen ſeiner Abweſenheit, nichts das ihr werdet genieſſen können; aber ſehet ſelbſt was es iſt, mit meiner Stimme ſollt ihr willkommen ſeyn.

Roſalinde.

Wer iſt der, der ſeine Heerden und Weyden kauffen ſoll?

Corin.

Der junge Schäfer, den ihr vor einer Weile hier ſahet, und der ſich wenig bekümmert, dieſes oder das zu kauffen.

Roſalinde.

Ich bitte dich, wenn es mit Ehre geſchehen kan, ſo kaufe du die Hütte, die Triften und die Heerde; du ſollt das Geld dazu von uns bekommen --

Celia.

Und wir wollen deinen Lohn verbeſſern. Dieſer Ort gefällt

gefällt mir, mich däucht ich wollte mein Leben hier mit Vergnügen zubringen können.

Corin.

Gewiß, das Ding iſt käuflich; kommt mit mir, und wenn euch der Grund, der Nuzen und dieſe Lebensart, auf Erkundigung anſteht, ſo will ich es mit euerm Gold kaufen, und euer getreuer Pachter ſeyn.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in eine einſame Gegend des Waldes.)

Amiens, Jaques und andre treten auf.

Amiens ſingt:

Wer mit mir unterm grünen Baum
Zu ligen ſich erfreut,
Und nach der Vögel freyem Ton
Gern ſeine Kehle ſtimmt;
Der komm hieher, hieher, hieher,
Hier ſoll er keinen Feind ſonſt ſehn,
Als Winter und rauh Wetter.

Jaques.

Mehr, mehr, ich bitte, dich, mehr.

Amiens.

Es würde euch nur melancholiſch machen, Monſieur Jaques.

Jaques.

Das iſt eben was ich will, mehr, ich bitte dich, mehr; ich kan Melancholie aus einem Geſang ſaugen, wie eine Wieſel Eyer ſaugt; mehr, ich bitte dich, mehr!

Amiens.

Meine Stimme iſt heiſer; ſie kan euch unmöglich gefallen.

Jaques.

Ich verlange nicht daß ihr mir gefallen ſollt, ich verlange daß ihr ſinget, kommt, kommt, eine andre Strophe; ihr nennt es ja Strophen?

Amiens.

Was ihr wollt, Monſieur Jaques.

Jaques.

Ich bekümmere mich wenig um ihre Namen, -- wollt ihr ſingen?

Amiens.

Weil ihr es ſo haben wollt, und nicht weil ich mir ſelbſt gefalle.

Jaques.

Wohl dann, wenn ich jemals einem Menſchen danke, ſo will ich euch danken; aber das, was ſie Complimenten heiſſen,

heiſſen, däucht mich gerade wie wenn zwey Maul-Affen einander begegnen. Und wenn ſich jemand ſo ernſthaft bey mir bedankt, ſo däucht mich ich hab' ihm einen Pfenning gegeben, und er bedankt ſich auf Bettlers-Manier gegen mich. Kommt, ſingt; und ihr, die ihr nicht wollt, haltet die Mäuler --

Amiens.

Gut, ich will das Lied ausſingen; meine Herren; dekt ihr unterdeſſen auf, der Herzog will unter dieſem Baum ſpeiſen; er hat dieſen ganzen Tag zugebracht, euch zu ſuchen.

Jaques.

Und ich habe den ganzen Tag zugebracht ihm auszuweichen. Er iſt zu diſputiriſch für mich; ich denke über ſo manche Gegenſtände als er, aber ich danke dem Himmel dafür, und mache kein ſolches Weſen damit. Kommt, trillert eins, kommt.

Amiens ſingt abermal.

Jaques.

Ich will euch einen Reim über dieſe Melodie geben, den ich geſtern meiner poetiſchen Ader zu troz gemacht habe.

Amiens.

Und ich will es ſingen.

Jaques.

So geht es:

Wenns irgendwo paſſirt,
Daß einer ein Eſel wird,
Und läßt ſein Haus und Hof im Stich,
Und dient dem Bruder Wunderlich
Duc ad me, duc ad me, nur zu mir her,
Da ſoll er Narren ſehn, ſo groß als er.

Amiens.

Was iſt das, duc ad me?

Jaques.

Es iſt eine griechiſche Anruffung, um Narren in einen Kreis zu bannen. Ich will ſchlafen gehen wenn ich kan: und wenn ich nicht kan, ſo will ich über alle Erſtgeburt von Egypten losziehen.

Amiens.

Und ich will den Herzog aufſuchen; ſeine Tafel iſt gedekt.

(Gehen ab.)

Sechste Scene.

Adam.

Mein lieber Herr, ich kan nicht weiter gehen; o! ich ſterbe vor Hunger -- hier lig ich nieder, und meſſe mein Grab aus. Lebet wohl, mein gütiger Herr.

Orlando.

Orlando.

Wie? Adam, haſt du nicht mehr Herz? leb noch ein wenig, harre noch ein wenig, und faß ein wenig Hoffnung. Wenn dieſe rauhe Wildniß irgend ein wildes Thier enthält, ſo will ich entweder ſeine Speiſe werden, oder es dir zur Speiſe bringen. Du biſt in der Einbildung dem Tode näher als deinen Kräften nach; mir zu liebe laß dich aufmuntern; ich will gleich wieder bey dir ſeyn, und wenn ich dir nichts zu eſſen bringe, ſo will ich dir erlauben zu ſterben. Aber wenn du ſtirbſt eh ich wiederkomme, ſo werde ich böſe ſeyn, daß du mir umſonſt Mühe gemacht haſt. Du lächelſt -- Gut, ich will augenbliklich wieder da ſeyn -- Aber du ligſt an der kalten Luft. Komm, ich will dich in irgend einen bedekten Ort tragen, und du ſollt nicht vor Hunger ſterben, wenn irgend etwas lebendiges in dieſer Wüſte iſt. Nur munter, guter Adam.

(Gehen ab.)

Siebende Scene.

Der alte Herzog und Edelleute.

A. Herzog.

Ich denke, er iſt in ein Thier verwandelt worden, denn ich kan ihn nirgends in menſchlicher Geſtalt finden.

1. Edelmann.

Gnädiger Herr, es iſt nur eben von hinnen gegangen; er war hier aufgeräumt, weil er ein Lied ſingen hörte.

A. Herzog.

A. Herzog.

Wenn er, der aus lauter Mißtönen zuſammengeſezt iſt, muſicaliſch wird, ſo werden wir in kurzem eine Dißharmonie in den Spharen haben. Geht, ſucht ihn; ſagt ihm, ich möchte mit ihm ſprechen.

Jaques kommt.

1. Edelmann.

Er erſpart mir die Mühe und kommt ſelbſt.

A. Herzog.

Wie ſtehts, Monſieur, was für ein Leben iſt das, daß eure arme Freunde um eure Geſellſchaft buhlen müſſen, wie um ein ſprödes Frauenzimmer? Wie? Ihr ſeht munter aus!

Jaques.

Ein Narr! ein Narr! -- ich habe einen Narren in dem Walde angetroffen, einen ſchekichten Narren ſo wahr ich von Brodt lebe, ich hab einen Narren angetroffen, der ſich hinlegte und ſich in der Sonne wärmte, und in ſeinen Ausdrüken über Madame Fortuna loßzog, in ſeinen wohlgeſezten Ausdrüken, und doch ein ſchekichter Narr. „Guten Tag, Narr, ſagte ich; Nein, Sir, ſagt' er, nennt mich keinen Narren, bis mir der Himmel Glük zugeſchikt hat; und da zog er eine Sonnenuhr aus der Taſche, und indem er ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen anſah, ſagte er ſehr weislich, die Gloke iſt zehen. Hieraus können wir ſehen, ſagte

er,

rr, wie die Welt lauft; es iſt erſt eine Stunde ſeit dem es Neune war, und in einer Stunde mehr, wird es Eilfe ſeyn; und ſo reiffen und reiffen wir von Stunde zu Stunde, und dann werden wir von Stunde zu Stunde faulen und faulen, und da iſt das Mährchen alle -- Wie ich den bunten Narren ſo über die Zeit moraliſiren hörte, ſo fieng meine Lunge an zu krähen wie ein Gokelhahn, daß Narren ſo tiefſe Betrachtungen ſollten anſtellen können; und ich lachte ohne abzuſezen eine ganze Stunde, nach ſeiner Sonnenuhr. O edler Narr, o ehrwürdiger Narr! Ein Harlekinsrok iſt die ſchönſte Tracht.

A. Herzog.

Was für ein Narr iſt das?

Jaques.

O! ehrwürdiger Narr! einer der ein Hofmann geweſen iſt, und ſagt, wenn Frauenzimmer nur jung und ſchön ſind, ſo haben ſie die Gabe es zu wiſſen: und in ſeinem Hirn, das ſo troken iſt, als ein übergebliebner Zwiebak von einer Reiſe, hat er ſeltſame Fächer mit Beobachtungen angefüllt, die er in abgebrochnen Stüken von ſich giebt. O! möchte ich doch ein Narr ſeyn! Mein höchſter Ehrgeiz geht nach einem Harlekins-Rok.

A. Herzog.

Du ſollt einen haben.

Jaques.

Es iſt die einzige Kleidung, die mir anſtehen wird; voraus-

vorausbedungen, daß ihr euch ein für allemal in den Kopf ſezen ſollt, daß ich nicht klug bin. Daneben muß ich Freyheit haben, ſo viel Freyheit als der Wind, anzublaſen wen ich will; denn Narren haben das, und wer durch meine thörichten Einfälle am meiſten geſtochen wird, muß am lauteſten lachen, und warum das, Sir? die Urſach iſt ſo eben, wie ein Kirchenweg; der den ein Narr getroffen hat, würde nicht klug ſeyn, es mag ihn noch ſo ſehr ſchmerzen, wenn er ſich nicht ſtellte als ob er den Stich nicht empfinde -- Kurz, inveſtirt mich in meinem Harlekins-Rok, erlaubt mir zu reden was ich denke, und ich will den ſiechen Körper der angeſteckten Welt durch und durch ſäubern, wenn ſie meine Purganz nur geduldig einnehmen will.

A. Herzog.

Pfui dich! Ich kan ſagen was du thun wirſt.

Jaques.

Was, für einen Zahlpfenning, kan ich thun als gutes?

A. Herzog.

Die gröſte ſchändlichſte Sünde, indem du auf die Sünden ſchmähſt. Denn du biſt ſelbſt ein Taugenichts geweſen, ein ſo ſinnlicher Bube, als man immer in einem B**l finden mag; und alle die Schwähren und Eiterbeulen, die du von deiner wilden Lebensart davon getragen haſt, wollteſt du izt der ganzen Welt anhängen?

Jaques.

Wie? wer ſchreyt über Hochmuth, der hierinn jemand insbe-

insbeſondere tadle? Schwillt er nicht ſo hoch auf als die See, ſo lange bis die erſchöpften Mittel ihn eben machen? Welches Frauenzimmer in der Stadt nenne ich, wenn ich ſage, die Stadt-Frauenzimmer tragen die Einkünfte eines Fürſten auf unwürdigen Schultern? Wo kan eine kommen und ſagen, daß ich ſie meyne, wenn ihre Nachbarin eben ſo iſt, wie ſie? Oder wer iſt der zu mir ſagen kan, ſeine Hoffart gehe nicht auf meine Rechnung, wenn er ſich einbildet ich habe ihn gemeynt? Wie denn, laßt ſehen, worinn ihn meine Zunge beleidiget hat? Hab' ich ihm recht gethan, ſo hat er ſich ſelbſt beleidiget; iſt er frey, nun, ſo fliegt mein Tadel, wie eine wilde Gans, davon, und niemand hat ſich darum zu bekümmern. Aber wer kommt hier?

Achte Scene.

Orlando, mit gezognem Degen.

Orlando.

Haltet inn, und rühret keinen Biſſen mehr an --

Jaques.

Wie? ich habe noch nichts gegeſſen.

Orlando.

Und ſollſt auch nicht, bis die Noth erſt befriedigt iſt.

A. Herzog.

Iſt es Unglük, Mann, was dich ſo trozig macht; oder geſchieht es aus Verachtung guter Sitten, daß du ſo leer an Höflichkeit ſcheinſt?

Orlando.

Ihr habt es zu erſt errathen; die äuſſerſte Noth hat mir den Schein der geſitteten Höflichkeit genommen; doch bin ich in dieſem Lande gebohren, und kenne einige Erziehung; aber nehmet euch in Acht, ſag ich, der iſt des Todes, der etwas von dieſen Früchten anrührt, bis ich und meine Angelegenheiten beſorgt ſind.

A. Herzog.

Was wollt ihr dann? Eure Artigkeit wird uns ſtärker nöthigen, als eure Gewalt.

Orlando.

Ich ſterbe vor Hunger, gebt mir zu eſſen.

A. Herzog.

Sezt euch nieder und eſt, und ſeyd willkommen an unſrer Tafel.

Orlando.

Sprecht ihr ſo freundlich? Verzeihet mir, ich bitte euch; ich dachte hier müßte alles wild ſeyn, und dieſes iſt die Urſache, warum ich einen ſo trozigen Ton annahm. Aber wer ihr auch ſeyd, die in dieſer unzugangbaren Wüſte unter den Schatten melancholiſcher Zweige, die fortſchlei-

ſchleichenden Stunden der Zeit verlieret; wenn ihr jemals beſſere Tage geſehen habt, wenn jemals Gloken euch zur Kirche geläutet haben, wenn ihr jemals an eines guten Manns Gaſtmal geſeſſen ſeyd, wenn ihr jemals eine Thräne von euern Augliedern gewiſcht habt, und wiſt was es iſt Mitleiden zu haben oder zu finden, ſo laßt mein Bitten die Würkung der Gewalt haben; und in dieſer Hoffnung erröth ich und ſteke mein Schwerdt ein.

A. Herzog.

Es iſt wahr daß wir beſſere Tage geſehen, und daß geweihte Gloken uns zur Kirche geläutet, und daß wir an guter Leute Gaſtmälern geſeſſen, und Troſten die das geheiligte Mitleiden gezeugt, aus unſern Augen gewiſcht haben: Sezt euch alſo in Güte nieder, und nehmt nach Belieben alles womit wir euch dienen können, euerm Mangel abzuhelfen.

Orlando.

So bewahret eure Speiſe nur noch eine kleine Weile auf, bis ich gleich einer Hindin, mein Kalb gefunden habe, ihm Speiſe zu geben. Es iſt ein armer alter Mann bey mir, der manchen ſauren Tritt aus bloſſer Liebe mit mir gehinkt hat; bis er, der von zwey entkräftenden Uebeln Alter und Hunger, überwältigt iſt, ſich erholt hat, will ich nicht einen Biſſen anrühren.

A. Herzog.

Geht und hohlt ihn her, wir wollen nichts verzehren, bis ihr wieder kommt.

Orlando.

Ich danke euch; Gott belohne eure Gutthätigkeit!
(Er geht ab.)

Neunte Scene.

A. Herzog.

Du siehst, wir sind nicht allein unglüklich; dieser weite allgemeine Schauplaz zeigt noch mehr jammervolle Aussichten als die Scene, worinn wir spielen.

Jaques.

Die ganze Welt ist ein Schauspielhaus, und alle Männer und Weiber sind blosse Schauspieler, sie haben ihre Auftritte und ihre Geht ab, und der gleiche Mensch spielt in seiner Lebenszeit manche Rollen; denn er hat sieben Actus: Zuerst das Kind, das in der Amme Armen wimmert und geifert; dann der greinende Schul-Knabe mit einem röthlichen Morgen-Gesicht und den Schulsak an der Seite, der unwillig und langsam wie eine Schneke zur Schule kriecht; Dann der Liebhaber, der wie ein Bakofen seufzt, mit einem Lied auf die Augbrauen seines Mädchens; dann ein Soldat, voll seltsamer Flüche, mit einem Bart wie ein Pardel, eifersüchtig über seine Ehre, schnell zu Händeln und Schlägereyen, und bereit die Seifenblase, Ruhm, selbst im Mund einer Canone zu suchen; dann der Richter, mit einem schönen runden, mit Capaunen gemästeten Wanst, mit strengen Augen, und einem förmlich zugeschnitte-

nen Bart, voll weiſer Sprüche und neuerlicher Beyſpiele. Das ſechste Alter verwandelt ſich in den magern, in Pantoffeln ſchwimmenden Pantalon, mit der Brille auf der Naſe, und dem Beutel an der Seite, dem ſeine ehmaligen Hoſen nun eine zu weite Welt für ſeine eingeſchrumpften Schenkel ſind, und deſſen ſtarke männliche Stimme ſich wieder in ein kindiſches zitterndes Ziſcheln und Stottern verwandelt. Die lezte Scene, die dieſe ſeltſame und mit Begebenheiten angefüllte Haupt-Action beſchließt, iſt eine zweyte Kindheit, die alles vergeſſen hat, ohne Zähne, ohne Augen, ohne Geſchmak, ohne irgend etwas.

Zehende Scene.

Orlando mit Adam zu den Vorigen.

A. Herzog.

Willkommen, ſezt eure ehrwürdige Laſt nieder, und laſt ihn eſſen.

Orlando.

Ich danke höchſtens in ſeinem Namen.

Adam.

Das habt ihr wohl nöthig, denn ich kan kaum reden, um für mich ſelbſt zu danken.

A. Herzog.

Willkommen, greift zu; ich will euch nicht ſtöhren,

euch nach den Umständen euerer Zufälle zu fragen. Gebt uns einige Muſik; und ihr, guter Vetter, ſingt uns eins.

Muſic. Amiens ſingt.

A. Herzog.

Wenn ihr des guten Sir Rowlands Sohn ſeyd, wie ihr geflüſtert habt, daß ihr es ſeyd, und ſein Ebenbild, das ich aufs getreueſte abgezeichnet in euerm Angeſicht leben ſehe, michs verſichert, ſo ſeyd von Herzen willkommen. Ich bin der Herzog, der euern Vater liebte. Kommt mit mir in meine Höhle, und erzählt mir eure Begebenheiten. Guter alter Mann, du biſt willkommen, wie dein Herr; führt ihn beym Arm; gebt mir eure Hand, und laßt mich alle eure Unglüks-Fälle vernehmen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Palaſt.)

Der Herzog, Lords und Olivier.

Herzog.

Ihn ſeither nicht geſehen zu haben? Sir, Sir, das kan nicht ſeyn. Wäre ich nicht von ſo milder Gemüthsart, ſo würde ich Urſache genug haben, meine Rache wegen des Abweſenden an dir zu nehmen; Aber laß dir's geſagt ſeyn, ſuche deinen Bruder auf, wo er auch ſeyn mag; ſuch ihn mit der Kerze in der Hand, und bring ihn binnen Jahresfriſt todt oder lebendig, oder kehre nicht wieder in unſer Gebiet zurük. Deine Ländereyen und alles was du dein nenneſt, ziehen wir indeß zu unſern Handen ein, bis du dich aus deines Bruders Mund deſſen entledigen kanſt, was wir von dir denken.

Olivier.

O! möchte Euer Hoheit mein Herz in dieſem Stük kennen! Ich liebte meinen Bruder nie in meinem Leben.

Herzog.

Ein desto gröſſrer Böſewicht biſt du. Gut, ſtoßt ihn zur Thüre hinaus, und macht Anſtalten, daß ſein Haus und ſeine Güter, unſerer Abſicht gemäß, eingezogen werden; thut es ohne Vorzug, und ſchafft ihn hinaus.

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in einen Wald.)

Orlando.

Hange hier, mein Lied, zum Denkmal meiner Liebe, und du dreyfach gekrönte Königin der Nacht wende dein keuſches Auge, von deiner blaſſen Sphäre herab, auf den Namen deiner Jägerin, die mein Leben beherrſcht. O Roſalinde! dieſe Bäume ſollen meine Bücher ſeyn, und in ihre Rinden will ich meine Gedanken ſchreiben, daß jedes Auge, das in dieſen Wald hineinſchaut, an jedem Stamme die Zeugen deiner Tugend finde. Fliege, fliege, Orlando, und zeichne in jeden Baum, die ſchöne, unſchuldsvolle nahmenloſe Sie.

(Geht ab.)

Dritte Scene.

Corin und Harlequin.

Corin.

Und wie gefällt euch dieſes Schäferleben, Herr Probſtein?

Harlequin.

Die Wahrheit zu ſagen, Schäfer, an ſich ſelbſt, iſt es ein hübſches Leben, aber in ſo fern es ein Schäfer-Leben iſt, taugt es nichts; in ſo fern es einſam iſt, gefällt es mir recht wohl, aber als ein Privatleben betrachtet, iſt es nicht den Henker werth; in ſo fern es auf dem Lande iſt, däucht es mich ganz luſtig, aber in ſo fern es nicht am Hof iſt, iſt es langweilig. In ſo fern es ein ſparſames Leben iſt, ſeht ihr, ſo ſteht es mir ganz gut an: aber in ſo fern als nicht viel dabey zu erhohlen iſt, hat mein Magen viel dagegen einzuwenden. Verſtehſt etwas von der Philoſophie, Schäfer?

Corin.

Nicht mehr als daß ich weiß, daß je kränker einer iſt, deſto weniger iſt ihm wohl; und daß einer, der weder Geld, noch Mittel noch Zufriedenheit hat, drey gute Freunde mangelt; daß die Eigenſchaft des Regens iſt, naß zu machen, und des Feuers zu brennen; daß gute Weide fette Schaafe macht; und daß eine Haupturſache von der Nacht

die Abwesenheit der Sonne ist; und daß ein Mensch der weder durch Natur noch Kunst Verstand bekommen hat, sich entweder über schlechte Erziehung zu beschweren hat, oder von einer sehr dummen Art abstammet.

Harlequin.

So einer ist ein Natürlicher Philosoph. Bist du jemals bey Hofe gewesen, Schäfer?

Corin.

Nein, bey meiner Treu.

Harlequin.

So wirst du verdammt.

Corin.

Ey, ich hoffe --

Harlequin.

Mein Sir, du wirst verdammt, wie ein übel geröstet Ey, nur auf einer Seite.

Corin.

Weil ich nicht bey Hofe gewesen bin? und warum das?

Harlequin.

Warum? Wenn du nie bey Hofe gewesen bist, so hast du nie gute Manieren gesehen; hast du nie gute Manieren gesehen, so müssen die deinen böse seyn; Bosheit ist Sünde,

de, Sünde iſt Verdammniß; du biſt alſo in einem kritiſchen Zuſtande, Schäfer.

Corin.

Nichts weniger, Herr Probſtein; was bey Hofe gute Manieren ſind, ſind lächerliche auf dem Lande, ſo wie das Betragen der Landleute im höchſten Grad lächerlich bey Hofe iſt. Ihr ſagtet mir, bey Hofe grüſſet ihr nicht, ſondern ihr küßt eure Hände; dieſe Höflichkeit würde unreinlich ſeyn, wenn Hofleute Schäfer wären.

Harlequin.

Einen kleinen Grund, zum Exempel.

Corin.

Warum? wir gehen immer mit unſern Schafen um, und ihre Felle ſind, wie ihr wißt, ſchmuzig.

Harlequin.

Wie, ſchwizen die Hände der Hofleute nicht? und iſt nicht der Schweiß eines Schafs ſo geſund als der Schweiß eines Menſchen? einfältig, einfältig! -- einen beſſern Grund, ſag ich, komm!

Corin.

Auſſerdem ſind unſre Hände rauh.

Harlequin.

Unſre Lippen werden ſie alſo deſto ſchneller fühlen --- wieder einfältig -- einen beſſern Grund!

Corin.

Corin.

Und ſie werden oft mit Theer und Schaffalbe beſchmiert; wolltet ihr haben, daß wir Theer küſſen ſollten? Der Hofleute Hände ſind mit Zibeth parfumirt.

Harlequin.

Höchſt einfältiger Menſch! du Würmer-Speiſe in Vergleichung mit einem geſcheidten Stük Fleiſch! lern von den Weiſen und merke auf! Zibeth iſt von ſchlechtrer Art als Theer, es iſt der höchſt unſäuberliche Unrath einer Kaze. Verbeßre deinen Grund, Schäfer.

Corin.

Euer Wiz iſt zu höfiſch für mich; ich laß es bleiben.

Harlequin.

Verdammt willt du bleiben? So helf dir Gott, du einfältiges Hirn! Laß dir eine Inciſion machen, du biſt ein Dummkopf.

Corin.

Sir, ich bin ein ehrlicher Taglöhner, ich erndte was ich eſſe, und verdiene was ich am Leibe trage; ich haſſe keinen Menſchen, und beneide niemands Glük; ich freue mich wenn's andren Leuten wohl geht, und trage mein Ungemach mit Geduld; und mein höchſter Ehrgeiz, iſt, meine Schafe graſen und meine Lämmer ſaugen zu ſehen.. (*)

-- Aber

(*) Hier erwiedert der Harlequin im Original mit einer Reihe von fälſchen und unflätigen Zoten, die man weglaſſen gut befunden.

-- Aber hier kommt der junge Herr Ganymedes, meiner neuen Gebieterin Bruder --

Vierte Scene.

Roſalinde mit einem Papier in der Hand.

Roſalinde lieſt.

Von Ocean bis zu dem Ind
Gleicht kein Juweel der Roſalind;
Ihr Ruhm getragen von dem Wind
Erfüllt die Welt mit Roſalind;
Die ſchönſten Mahlereyen ſind
Schwarz, in Vergleich mit Roſalind,
u. ſ. w.

Harlequin.

So will ich euch acht Jahre hinter ein ander wegreimen, die Eß- und Schlafſtunden ausgenommen ; das iſt perfect ſo geſezt, wie die Butter-Weiber auf dem Markt.

Roſalinde.

Weg, Narr!

Harlequin.

Zum Exempel:
Braucht ein Hirſch ſein Thier geſchwind,
Laß ihn ſuchen Roſalind;

Süſſe

Süsse Nüsse, saure Rind'
Solch eine Nuß ist Rosalind,
Wer gern die schönste Rose findt,
Such Amors Dorn und Rosalind

u. s. w.

Was für eine verzweifelte Art von stolpernden Versen ist das? wie möcht ihr euch mit solchem Zeug ansteken;

Rosalinde.

Schweig, du dummer Schöps, ich fand sie an einem Baum.

Harlequin.

Wahrhaftig, der Baum trägt schlimme Früchte.

Fünfte Scene.

Celia mit einem Papier in der Hand.

Rosalinde.

Still, hier kommt meine Schwester, sie liest etwas; geh auf die Seite.

Celia liest Reime zum Lobe der Rosalinde.

Rosalinde.

Mit was für einer langweiligen Predigt von Liebe habt ihr

ihr eure Zuhörer heimgeſucht, ohne auch nur zu ruffen, habt Geduld, lieben Leute?

Celia.

Ha, ha! Behorcher! -- Schäfer, tritt ein wenig ab; geh mit ihm, Schlingel.

Harlequin.

Komm, Schäfer, wir wollen auf dem linken Flügel abziehen --

Sechste Scene.

Celia.

Haſt du dieſe Verſe gehört?

Roſalinde.

O Ja, ich hörte ſie alle und mehr dazu; denn einige darunter hatten mehr Füſſe, als die Verſe tragen mochten.

Celia.

Das hat nichts zu ſagen; die Füſſe mögen die Verſe tragen. Aber biſt du nicht voll Verwundrung, daß dein Name an dieſen Bäumen aufgehangen, und in ihre Rinden eingeſchnitten iſt?

Roſalinde.

Ich war ſchon ſieben Tage von allen neunen aus dem Wunder eh ihr kamet; denn ſeht hier, was ich auf einem Palmbaum gefunden habe: ſo bereimt bin ich ſeit Pythagoras Zeit nie worden, da ich eine Irrländiſche Kaze war, wie ich mich kaum noch erinnern kan.

Celia.

Und wer, meynt ihr, mag wohl das gethan haben?

Roſalinde.

Iſt es eine Mannsperſon?

Celia.

Mit einer Kette, die ihr ehmals getragen habt, um den Hals: ihr verändert die Farbe?

Roſalinde.

Ich bitte dich, wer iſts?

Celia.

Wie wunderbar, daß gute Freunde einander ſo antreffen! Doch Berge können ja durch ein Erdbeben verrükt werden, und ſo zuſammen kommen.

Roſalinde.

Aber, wer iſt es denn?

Celia.

Iſts möglich?

Roſa-

Roſalinde.

Nun, ich bitte dich was ich bitten kan, ſag mir, wer es iſt?

Celia.

O wunderbar, wunderbar, und auf die wunderbarſte Art wunderbar, und abermal wunderbar, und über alle --

Roſalinde.

O! das iſt nicht auszuſtehen! denkſt du dann, weil ich wie ein Mann aufgeſtüzt bin, ſo hab' ich auch die Kaltſinnigkeit eines Manns? Ein Augenblik Aufſchub iſt ein Jahrhundert für mich -- Ich bitte dich, ſag mir wer es iſt; hurtig --

Celia.

Kurz und gut, der junge Orlando iſt es, der in gleichem Augenblik des Athleten Ferſen, und euer Herz glitſchen machte.

Roſalinde.

Du ſcherzeſt nur, ſieh mich an, und ſag die Wahrheit, Mädchen.

Celia.

In der That, Baſe, er iſts.

Roſalinde.

Orlando?

Celia.

Orlando.

Rosalinde.

Welch ein Zufall! Was soll ich izt mit Kragen und Hosen anfangen? Was that er, wie du ihn sahest? Was sprach er? Wie sah er aus? Wo gieng er hin? Was macht er hier? Fragte er nach mir? Wo hält er sich auf? Wie schied er von dir? Und wenn wirst du ihn wieder sehen? Antworte mir mit einem Worte.

Celia.

So müßt ihr mir vorher Gargantuas Mund borgen; das ist ein zu grosses Wort für irgend einen Mund, wie man sie heutigs Tags trägt; ja oder nein zu allen diesen Fragstüken zu sagen, ist schwehrer als in einer Catechisation Antwort zu geben.

Rosalinde.

Aber weiß er, daß ich in diesem Walde bin, und in Mannskleidern? Sieht er noch so frisch aus, als an dem Tag da er kämpfte?

Celia.

Es ist eben so leicht die Sonnenstäubchen zu zählen, als die Fragen eines Verliebten zu beantworten --- Ich fand ihn unter einem Eichbaum, wie eine abgefallene Eichel.

Rosalinde.

Er mag wohl Jupiters Baum genennt werden, wenn er solche Früchte fallen läßt.

Celia.

Celia.

Hören ſie mich doch an, Madam!

Roſalinde.

Nur weiter.

Celia.

Hier lag er ausgeſtrekt, wie ein verwundeter irrender Ritter.

Roſalinde.

So rührend der Anblik ſeyn mußte, ſo lag er gewiß reizend da.

Celia.

O! ich bitte dich, thu deiner Zunge Einhalt, ſie macht recht unzeitige Courbetten. Er war wie ein Jäger gekleidet.

Roſalinde.

O! das iſt von Bedeutung! er kommt mein Herz zu erlegen.

Celia.

Ich möchte gern ohne Nachklang ſingen; du bringſt mich aus dem Ton.

Roſalinde.

Wiſt ihr denn nicht, daß ich ein Frauenzimmer bin? Wenn ich denke, ſo muß ich reden. Meine liebe; fahr fort --

Siebende Scene.

Orlando und Jaques treten auf.

Celia.

Ihr bringt mich draus -- Still, kommt er nicht hier?

Roſalinde.

Er iſts? ſchleiche vorbey, und gieb auf ihn acht.
(Celia und Roſalinde entfernen ſich.)

Jaques.

Ich danke euch für eure Geſellſchaft; aber wenn ich euch die Wahrheit ſagen ſoll, ſo wäre mir's eben ſo lieb geweſen, allein zu ſeyn.

Orlando.

So war mir's auch; aber doch, weil es ſo die Mode iſt, dank ich euch für eure Geſellſchaft.

Jaques.

Behüt euch Gott; wir wollen uns ſo ſelten antreffen, als möglich.

Orlando.

Ich wünſchte, daß wir noch unbekannter wären.

Jaques.

Ich bitte euch, verderbt die Bäume nicht mehr, indem ihr Liebeslieder in ihre Rinden krazet.

Orlando.

Orlando.

Und ich bitte euch, verderbt meine Verſe nicht mehr, indem ihr ſie ſo unglüklich leſet.

Jaques.

Roſalinde heißt eure Liebſte?

Orlando.

Getroffen.

Jaques.

Ihr Name gefällt mir nicht.

Orlando.

Man dachte eben nicht daran, daß man euch gefallen wolle, wie man ſie taufte.

Jaques.

Von welcher Gröſſe iſt ſie?

Orlando.

Gerade ſo hoch als mein Herz.

Jaques.

Ihr ſeyd voll ſinnreicher Antworten; ſeyd ihr nicht mit Goldſchmids-Weibern bekannt geweſen, und habt ihnen ihre Ringe ausgefeilt?

Orlando.

Das nicht; aber ich antworte euch im Geſchmak der alten Tapeten-Bilder, worinn ihr eure Fragen ſtudirt habt.

Jaques.

Ihr habt einen feinen Wiz; ich denke er wurde aus Atalanta's Fußſolen gemacht. Wollt ihr mit mir niederſizen, ſo wollen wir beyde über unſre Mädchen, die Welt, und über alles unſer Elend loßziehen.

Orlando.

Ich will kein lebendiges Geſchöpf in der Welt ſchelten als mich ſelbſt, an dem ich ſehr viele Fehler auszuſezen habe.

Jaques.

Euer gröſter Fehler iſt, daß ihr verliebt ſeyd.

Orlando.

Das iſt ein Fehler, den ich um eure beſte Tugend nicht vertauſchen wollte; ihr fangt mir an beſchwehrlich zu werden.

Jaques.

Bey meiner Treu, ich ſuchte eben einen Narren, als ich euch antraf.

Orlando.

Er iſt in den Bach gefallen; gukt nur hinein, ſo werdet ihr ihn ſehen.

Jaques.

Ich werde dann mein eignes Bild ſehen.

Orlando.

Das nach meinem Urtheil entweder ein Narr, oder eine Nulle iſt.

Jaques.

Ich will mich nicht länger mit euch aufhalten; euer Diener, mein guter Herr Amor.

Orlando.

Ich erfreue mich über euern Abzug, euer Diener, mein guter Herr Hypochonder.

Achte Scene.

Celia und Roſalinde treten hervor.

Roſalinde.

Ich will mit ihm reden, wie ein naſeweiſer Lakey, und unter dieſer Geſtalt den Fanfaron mit ihm ſpielen. Hört ihr, Jäger?

Orlando.

Sehr wohl; was wollt ihr?

Roſalinde.

Ich bitte euch, was iſt die Gloke?

Orlando.

Ihr ſolltet mich fragen, wie hoch iſt es am Tage? es giebt keine Gloken in dieſem Wald.

Roſalinde.

So giebt es keinen treuen Liebhaber in dieſem Walde; ſonſt würde er, indem er jede Minute ſeufzte, und alle Stunden einmal ächzte, den trägen Fuß der Zeit eben ſo gut entdeken als eine Gloke.

Orlando.

Und warum nicht den ſchnellen Fuß der Zeit? Wäre dieſes Beywort nicht eben ſo geſchikt geweſen?

Roſalinde.

Ganz und gar nicht, Sir; die Zeit reist mit unterſchiedlichen Schritten, je nachdem die Perſonen ſind; ich wollte euch ſagen können, mit wem die Zeit den Paß geht, mit wem ſie trabet, mit wem ſie galloppiert, und mit wem ſie gar ſtill ſteht.

Orlando.

Ich bitte dich, mit wem geht ſie im Trab?

Roſalinde.

Sapperment, mit einem jungen Mädchen, zwiſchen dem Tag da ſie verſprochen worden, und ihrem Hochzeit-Tag: wenn die Zwiſchenzeit auch nur acht Tage iſt, ſo geht ſie ihrem Bedunken nach ſo hart, daß es ihr ſieben Jahre ſcheinen.

Orlando.

Orlando.

Mit wem geht die Zeit den Paß?

Roſalinde.

Mit einem Prieſter der kein latein verſteht, und mit einem reichen Mann, der das Podagra nicht hat; denn der eine ſchläft gut, weil er nicht ſtudiren kan; der andre lebt guter Dingen, weil er kein Ungemach fühlt; der eine lebt leicht, weil er nicht von der Laſt einer troknen und überflüſſigen Gelehrſamkeit gedrükt wird; der andre, weil er die beſchwehrliche Laſt der Dürftigkeit nicht kennt. Mit dieſen geht die Zeit den Paß.

Orlando.

Und mit wem galloppirt ſie?

Roſalinde.

Mit einem Diebe zum Galgen; denn wenn er gleich ſo ſachte geht, daß er die Füſſe kaum auseinander ſezt, ſo glaubt er doch immer, er ſey zu früh angelangt.

Orlando.

Und mit wem ſteht ſie ſtill?

Roſalinde.

Mit Advocaten, in den Zeiten, da die Gerichte ſtille ſtehen. Denn da ſchlafen ſie von einem End zum andern, und merken alſo gar nicht, daß die Zeit geht.

Orlando.

Wo wohnt ihr, artiger Jüngling?

Roſalinde.

Bey dieſer Schäferin, meiner Schweſter, hier in dieſem Walde.

Orlando.

Seyd ihr in dieſem Ort gebohren?

Roſalinde.

Wie ein Caninchen das ihr wohnen ſeht, wo es geworfen worden.

Orlando.

Euer Accent iſt etwas feiner, als daß ihr ihn an einem ſo wilden Ort hättet lernen können.

Roſalinde.

Das haben mir ſchon manche geſagt; aber in der That, ein alter geiſtlicher Oheim von mir lehrte mich reden, der ſeine Jugend innlands zugebracht hatte, und ſich nur gar zu wohl auf die Hofmanieren verſtund; denn er wurde dort verliebt. Ich habe ihn viel aus Büchern dagegen leſen gehört; ich danke Gott, daß ich kein Weibsbild bin, ſo manche ungeſchmakte Dinge legte er ohne Unterſcheid ihrem ganzen Geſchlecht zur Laſt.

Orlando.

Könnt ihr euch nicht einiger von den hauptſächlichſten Fehlern beſinnen, die er an den Weibsleuten ausſezte?

Roſalinde.

Seinem Sagen nach, war da kein hauptſächlicher Fehler;

ler; ſie waren alle einander ſo gleich, wie Halbpfenninge; ein jeder, dem Anſehen nach, ungeheuer, bis ſein Camerad kam, der eben ſo ungeheuer war.

Orlando.

Ich bitte dich, nenne mir einige.

Roſalinde.

Nein, ich will meine Arzney nicht ſo wegwerfen, ſie gehört nur für die Kranken. Es iſt ein Mann der in dieſem Walde jagt, und unſre jungen Bäume mißbraucht, Roſalinde in ihre Rinden zu ſchneiden; er hängt Oden an Hagdornen, und Elegien an Brombeerſtauden, in denen allen der Name der Roſalinde vergöttert wird: Wenn ich dieſen verliebten Mäkler antreffen könnte, ich wollte ihm einen guten Rath geben, denn er ſcheint das tägliche Liebes-Fieber am Halſe zu haben.

Orlando.

Ich bin der, der ſolche Liebes-Schauer hat; ich bitte euch, ſagt mir euer Mittel.

Roſalinde.

Ihr habt keines von meines Oheims Kennzeichen an euch, woran er mich einen Verliebten kennen lehrte; ich bin ſicher, ihr ſeyd kein Gefangner in dieſem Vogel-Bauer.

Orlando.

Was waren denn ſeine Kennzeichen?

Rosalinde.

Eine eingefallne Wange, die ihr nicht habt; ein blaues eingeschrumpftes Auge, das ihr nicht habt; einen zerstreuten Geist, den ihr nicht habt; einen vernachläßigten Bart, den ihr nicht habt --- Doch das kan ich euch verzeihen, denn in der That, was ihr an Bart habt, ist alles Einkommen eines jüngern Bruders -- Hernach sollten eure Hosen unzugeknöpft, eure Manschetten offen, eure Strümpfe nicht aufgezogen, und eure Schuhe nicht zugeschnallt seyn; kurz, alles was ihr an euch habt, sollt' eine sorglose Niedergeschlagenheit verrathen; allein ihr seyd kein solcher Mann, ihr seyd vielmehr so sorgfältig in eurem Puz, wie einer der in sich selbst verliebt ist, und nicht wie ein Liebhaber von jemand anderm.

Orlando.

Schöner Jüngling, ich wollte daß ich dich überzeugen könnte, daß ich liebe.

Rosalinde.

Mich überzeugen? Mehr Mühe würd' es euch nicht kosten, eure Liebste selbst zu überzeugen, die, glaubt mirs, geneigter ist euch zu glauben, als zu bekennen, daß sie euch glaubt; das ist einer von den Puncten, worinn Weibsbilder immer ihr Gewissen lügen heissen. Aber, in gutem Ernst, seyd ihr der, der Verse an die Bäume hängt, worinn Rosalinde so bewundert wird?

Orlando.

Orlando.

Ich ſchwör es dir, Jüngling, bey der weiſſen Hand der Roſalinde; ich bin es, ich bin der Unglükliche.

Roſalinde.

Aber ſeyd ihr denn ſo verliebt, als eure Reime ſagen?

Orlando.

Weder Proſe noch Reimen können ausdrüken, wie ſehr —

Roſalinde.

Liebe iſt lauter Raſerey, und verdient, ich kan's euch ſagen, ein dunkles Zimmer, und eine Peitſche, ſo gut als irgend eine andre Art von Tollheit; die Urſache, warum die Verliebten nicht ſo tractirt werden, iſt bloß, weil dieſe Art von Mondſucht ſo gemein iſt, daß die Zuchtmeiſter ſelbſt verliebt ſind; doch ich verſpreche euch, daß ich euch durch guten Rath heilen will.

Orlando.

Habt ihr jemals eine ſolche Cur gemacht?

Roſalinde.

Ja, und zwar auf dieſe Weiſe: Er mußte ſich einbilden, ich ſey ſeine Liebſte, und mir alle Tage den Hof machen. Ich nahm alſo den ganzen Character einer wunderlichen Liebſte an, war weibiſch, veränderlich, voller ſeltſamer Einfälle und Gelüſte, gebieteriſch, phantaſtiſch, affenmäßig, leichtſinnig, unbeſtändig, weinte ohne Urſach, lachte

te ohne Urſach, machte mich krank wenn mir nichts fehlte, hatte an allem etwas auszuſezen; von jeder Leidenſchaft die Mine, von keiner die Wahrheit; bald that ich als ob er mir gefiele, bald als ob er mir zuwieder ſey; izt unterhielt ich ihn, izt verſchwor ich ſeinen Umgang, bald weint' ich um ihn, bald ſpie ich vor ihm aus; und durch dieſe Methode brachte ich es ſoweit, daß mein Liebhaber aus einem närriſchen Anfall von Liebe in einen ausgemachten Zuſtand von Narrheit verfiel; denn er verſchwohr die menſchliche Geſellſchaft, und verkroch ſich in irgend einen mönchiſchen Winkel; und auf dieſe Art nehm' ichs über mich, eure Leber ſo rein zu waſchen wie ein geſundes Schaf-Herz, daß nicht ein einziges Tüpfchen von Liebe mehr daran ſeyn ſoll.

Orlando.

Ich verlange nicht geheilt zu werden.

Roſalinde.

Ich wollte euch heilen, wenn ihr mich nur Roſalinde hieſſet, und alle Tage in meine Hütte kommen, und euch um meine Gunſt bewerben wolltet.

Orlando.

Nun, bey meiner Liebe, das will ich thun; ſag mir, wo ſie iſt.

Roſalinde.

Kommt mit mir, ſo will ich ſie euch zeigen; und unterwegs ſollt ihr mir ſagen, in welcher Gegend des Waldes ihr euch aufhaltet; wollt ihr kommen?

Orlando.

Orlando.

Von Herzen gern, mein guter Jüngling.

Roſalinde.

Nicht ſo, Roſalinde mußt ihr mich heiſſen; Komm, Schweſter, wollen wir nicht gehen?

(Sie gehen ab.)

(Hier folgt im Original eine Zwiſchen-Scene von der zweideutigſten Art, die des Ueberſezers nicht würdig iſt.)

Neunte Scene.

(Eine Hütte im Wald.)

Roſalinde und Celia.

Roſalinde.

Sagt mir nichts mehr, ich will weinen.

Celia.

Das thu, ich bitte dich; aber doch habt die Gnade zu bedenken, daß Thränen an einem Manne nicht gut laſſen.

Roſalinde.

Aber hab ich nicht Urſach zu weinen?

Celia.

So gute Urſach als einer nur wünſchen mag; weinet ſoviel ihr wollt.

Roſa-

Roſalinde.

Ein Haar iſt ſogar von einer falſchen Farbe.

Celia.

Noch etwas brauner als Judaſſens: bey meiner Treue, ſeine Küſſe ſind Judaſſens liebliche Kinder.

Roſalinde.

Die Wahrheit zu ſagen, ſein Haar hat eine hübſche Farbe.

Celia.

Eine vortrefliche Farbe; Caſtanienbraun war ja immer eure liebſte Farbe.

Roſalinde.

Und ſein Kuß iſt ſo unſchuldig, als der Friedenskuß eines heiligen eißgrauen Einſiedlers.

Celia.

O! er hat ſich ein paar keuſche Lippen von der Diana angeſchaft; eine Nonne von Winters Schweſterſchaft küßt nicht andächtiger; das klare Eiß der Keuſchheit iſt drinn.

Roſalinde.

Aber warum ſchwur er dann, er wollte dieſen Morgen kommen, und kommt nicht?

Celia.

Nein, wahrhaftig, es iſt keine Aufrichtigkeit in ihm.

Roſa-

Roſalinde.

Denkt ihr das?

Celia.

Ja; ich denke wol, er iſt kein Beutelſchneider, und kein Gaudieb; aber was ſeine Zuverläßigkeit in der Liebe betrift, ſo halt ich ihn für ſo hohl als einen umgekehrten Becher, oder eine wurmſtichige Nuß.

Roſalinde.

Nicht aufrichtig in der Liebe?

Celia.

Ja, wenn er verliebt iſt; aber ich denke, das iſt er nicht.

Roſalinde.

Ihr habt ihn doch ſchwöhren gehört, daß ers war.

Celia.

War, iſt nicht iſt; und zudem hat der Schwur eines Liebhabers nicht mehr zu bedeuten, als das Wort eines Bierzapfers; beyde bekräftigen falſche Rechnungen. Er wartet hier im Walde dem Herzog euerm Vater auf.

Roſalinde.

Geſtern begegnete ich dem Herzogen, und hatte viel Fragen von ihm auszuhalten; er wollte wiſſen, von was für einer Herkunft ich wäre; ich ſagte ihm, von einer ſo guten als er, darüber lacht er und ließ mich gehen. Aber was

reden wir von Vätern, da ein ſolcher Mann in der Welt iſt wie Orlando?

Celia.

O! das iſt ein braver Mann! er ſchreibt brave Verſe, ſpricht brave Worte; ſchwört brave Eide, und bricht ſie brav -- aber wer kommt hier?

Corin.

Jungfer und Herr, ihr habt ſchon etliche mal dem Schäfer nachgefragt, der ſich ſoviel über die Liebe zu beklagen hat, und den ihr bey mir auf dem Grasboden ſizen ſahet, die ſpröde Schäferin, ſeine Liebſte, zu preiſen.

Celia.

Gut, und was giebts mit ihm?

Corin.

Wenn ihr eine recht wohl geſpielte Scene zwiſchen der blaſſen traurigen Geſtalt einer wahren Liebe, und der glühenden Röthe der ſpröden Verachtung ſehen wollt, ſo kommt ein wenig mit mir, ich will euch den Ort zeigen.

Roſalinde.

O komm, laß uns gehen; der Anblik von Liebenden iſt eine Nahrung für Verliebte; führ uns nur zu ihnen, ich werde keinen müſſigen Zuſchauer bey ihrem Spiel abgeben.

(Gehen ab.)

Zehnte Scene.

[Eine andre Gegend im Walde.]

Sylvius, Phöbe.

Sylvius.

Liebſte Phöbe, ſey nicht böſe auf mich, thu es nicht, Phöbe; ſage, du liebeſt mich nicht, aber ſag es nicht mit ſolcher Bitterkeit -- Der Nachrichter ſelbſt, deſſen Herz doch vom gewohnten Anblik des Todes verhärtet iſt, läßt das Beil nicht auf den gebükten Hals fallen, ohne vorher um Vergebung zu bitten; wollt ihr unbarmherziger ſeyn als einer, der vom Blutvergieſſen ſeinen Unterhalt zieht?

[Roſalinde, Celia und Corin kommen dazu.]

Phöbe.

Ich will nicht dein Scharfrichter ſeyn; ich fliehe dich, weil ich dir kein Leid thun möchte. Du ſagſt mir, es ſey Mord in meinen Augen; das iſt artig, wahrhaftig, und ſehr wahrſcheinlich, daß Augen, die die ſchwächſten und ſanfteſten Dinge ſind, die ihre furchtſamen Thüren vor Sonnenſtäubchen zuſchlieſſen, Tyrannen, Henker, Mörder ſeyn ſollten! -- Schau, izt ſeh ich dich ſo herzlich ſauer an, als ich kan, wenn meine Augen verwunden können, ſo laß ſie izt dich tödten; nun, ſtelle dich als ob du ohnmächtig werdeſt, wie? falle zu Boden; oder wenn du nicht kanſt, o! ſo ſchäme dich, ſchäme dich, ſo zu lügen und zu

ſagen, meine Augen ſeyen Mörder. Zeig einmal die Wunde, die dir meine Augen gemacht haben; rize dich nur mit einer Steknadel, und es wird ein Merkmal davon bleiben; halte dich nur an Schilfrohr an, und deine flache Hand behält etliche Augenblike den Eindruk davon: Aber meine Blike, die ich auf dich geſchoſſen habe, verlezen dich nicht; nein, ich bin ganz gewiß, daß keine Kraft in den Augen iſt, die einem Schaden thun kan.

Sylvius.

O theure Phöbe, wenn du jemals (und dieſes jemals kan nahe ſeyn) die Gewalt der Liebe auf irgend einer blühenden Wange antreffen wirſt, dann wirſt du die unſichtbaren Wunden erfahren, die Amors ſcharfe Pfeile machen.

Phöbe.

Aber bis dieſe Zeit kommt, komm du mir nimmer ſo nah als itzt; und wenn ſie kommt, ſo ſpotte über mich; habe kein Mitleiden mit mir, ſo wie ich, bis dieſe Zeit kommt, keines mit dir haben werde.

Roſalinde.

Und warum, ich bitte euch, wer mag eure Mutter geweſen ſeyn, daß ihr dieſes Unglüklichen auf eine ſo übermüthige und beleidigende Art ſpottet? Wie? Wenn ihr gleich ſchön wäret, (und, die Wahrheit zu ſagen, eure Schönheit darf wohl ohne Licht finſter zu Bette gehen;) müßt ihr denn deßwegen ſpröde und unbarmherzig ſeyn? Wie? Was ſoll das bedeuten? Warum ſeht ihr mich ſo an? Ich kan

nichts

nichts an euch ſehen, als was man an der Alltagsarbeit ſieht, die die Natur auf den Kauf macht. Das iſt luſtig, bey meiner Sir! ich denke ſie will meine Augen auch verſtriken; nein, verſichert, meine ſpröde Jungfer, hoffet das nicht; es braucht mehr als eure dinteſchwarzen Augbrauen, euer ſchwarzſeidenes Haar, eure gläſernen Augapfel und eure Wangen von Milchrahm, um meine Geiſter in euer Netz zu ziehen. Ihr alberner Schäfer, warum lauft ihr ſo nach ihr? ihr ſeyd ein tauſendmal hübſcherer Mann, als ſie ein Weibsbild iſt. Solche Narren wie ihr ſind die Urſache, daß die Welt ſo voll einbildiſcher Kinds-Köpfe iſt. Nicht ihr Spiegel, ihr ſchmeichelt ihr; in euch ſieht ſie ſich ſelbſt ſchöner, als irgend einer von ihren Zügen ſie zu glauben bereden könnte. Aber, Frauenzimmer, lehret euch beſſer kennen! Auf eure Knie nieder, und dankt dem Himmel faſtend für eines ehrlichen Mannes Liebe; denn ich muß euch wohlmeynend ins Ohr ſagen: ſchlagt ein, wo ihr könnt, ihr ſeyd nicht für alle Märkte; bittet ihn um Verzeihung, liebt ihn, nehmt ſein Anbieten an; häßlich iſt nie häßlicher, als wenn es andre verachten will. Nimm ſie alſo, Schäfer, und lebt wohl.

Phöbe.

Anmuthsvoller Jüngling, ich bitte dich, ſchmäle ein ganzes Jahr in einem fort; ich höre dich lieber, wenn du ſchmälſt, als dieſen Mann, wenn er mir ſchöne Sachen ſagt.

Roſalinde zu Celia, leiſe.

Er iſt in ihre Häßlichkeit, und ſie in meinen Zorn verliebt

liebt worden — ich will ſie für ihre Sprödigkeit bezahlen — Warum ſeht ihr mich ſo an?

Phöbe.

Nicht aus böſem Willen gegen euch.

Roſalinde.

Verliebt euch ja nicht in mich, wenn ich bitten darf, denn ich bin ungetreuer als Schwüre, die beym Wein gethan werden; und überdas gefallt ihr mir nicht. Wenn ihr mein Haus wiſſen wollt, es iſt hinter den Olivenbäumen, hier hart an. Wollen wir gehen, Schweſter? Schäfer, laß ihr keine Ruhe; kommt, Schweſter; Schäferin, ſeh ihn mit beſſern Augen an und ſey nicht ſpröde; das kan ja die ganze Welt ſehen, daß niemand von ſeinen Augen ärger angeführt werden kan, als er von den ſeinigen.

(Roſalinde, Celia und Corin gehen ab.)

Phöbe.

In der That, Schäfer, itzt find ich daß du recht ſagteſt: wer liebte je, der nicht beym erſten Anblik liebte?

Sylvius.

Liebſte Phöbe!

Phöbe mit einem ſanften Ton.

Ha! was ſagſt du, Sylvius?

Sylvius.

Liebſte Phöbe, habe Mitleiden mit mir.

Phöbe.

Phöbe.

Wie? ich bin bekümmert um deinetwillen, du guter Sylvius.

Sylvius.

Wenn du über meine Liebesſchmerzen bekümmert biſt, ſo darfſt du mir nur deine Liebe ſchenken; ſo hört dein Kummer und mein Schmerz auf einmal auf.

Phöbe.

Du haſt meine Liebe; iſt das nicht nachbarlich?

Sylvius.

Ich möchte dich ſelbſt haben.

Phöbe.

Fi, das wäre böſe Luſt. Sylvius, es war eine Zeit, da ich dich haßte, und auch izo lieb ich dich nicht; aber weil du doch ſo artig von der Liebe ſprechen kanſt, ſo will ich dich gerne um mich leiden; vielleicht geb ich dir noch etwas zu thun. Aber verlange keine andre Belohnung dafür, als das Vergnügen, das du ſelbſt darinn findeſt, mir zu dienen.

Sylvius.

So heilig und ſo vollkommen iſt meine Liebe, und ſo arm bin ich an Gunſtbezeugung von dir, daß ich es für eine reiche Erndte halten werde, nur die abgebrochnen Aehren hinter denjenigen aufzuleſen, der den vollen Herbſt einſammelt. Laß der nur dann und wann ein zerſtreutes Lächeln entwiſchen, und ich will davon leben.

Phöbe.

Kennſt du den jungen Menſchen, der vor einer Weile mit mir redte?

Sylvius.

Nicht ſonderlich, aber ich hab ihn ſchon oft angetroffen; er hat die Hütte und die Triften gekauft, die dem alten Carlot gehörten.

Phöbe.

Denke nicht daß ich ihn liebe, weil ich ihm nachfrage; es iſt nur ein unfreundlicher Knabe, aber er ſpricht artig. Zwar was bekümmre ich mich um Worte? und doch thun auch Worte wohl, wenn der, welcher ſpricht, denen die ihm zuhören, gefällt. Es iſt ein hübſcher junger Menſch, nicht ſo gar hübſch; aber wahrhaftig, er iſt einbildiſch, und doch ſteht ihm ſein Stolz wohl an. Er wird einen feinen Mann abgeben; das beſte an ihm iſt ſein Ausſehen, und ſeine Zunge verwundet nicht ſchneller, als ſein Aug es wieder geheilt hat. Er iſt nicht gar lang; und doch für ſein Alter iſt er lang; ſein Bein iſt nur ſo ſo, und doch iſt es hübſch; ſein Mund hatte eine angenehme Röthe, ein wenig reiffer und lebhafter roth als die womit ſeine Wangen getuſcht ſind; es war gerad die Schattierung zwiſchen hochroth und carmeſin. Es giebt Weibsbilder, Sylvius, die wenn ſie ihn ſo von Stuk zu Stük betrachtet hätten, wie ich, ganz nahe dazu gekommen wären, in ihn verliebt zu werden; aber ich für meinen Theil, lieb ihn nicht, und haß ihn auch nicht; und doch hab' ich mehr Urſach ihn zu haſſen als ihn zu lieben;

ben. Was hatte er über mich zu ſchmählen? Er ſagte meine Augen ſeyen ſchwarz, und mein Haar ſchwarz; und ja, nun erinnere ich michs, er gab mir einen verächtlichen Blik. Es wundert mich, warum ich ihm nicht antwortete; aber das iſt all eins; aufgeſchoben iſt nicht geſchenkt; ich will ihm einen recht ſpöttiſchen Brief ſchreiben, und du ſollt ihn tragen; willt du, Sylvius?

Sylvius.

Von Herzen gern, Phöbe.

Phöbe.

Ich will ihm gleich ſchreiben; der Innhalt iſt ſchon in meinem Herzen; ich will ſpizig gegen ihn ſeyn, und ziemlich kurz. Komm mit mir, Sylvius.

(Sie gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

(Ligt noch im Walde.)

Rosalinde, Celia und Jaques.

Jaques.

Ich bitte dich, artiger Jüngling, laß uns beſſer mit einander bekannt werden.

Rosalinde.

Man ſagt, ihr ſeyd ein melancholiſcher Camerad.

Jaques.

Das bin ich; Melancholie iſt mir lieber als Lachen; mir däucht nichts angenehmer als traurig zu ſeyn und nichts zu ſagen.

Rosalinde.

So iſt ein Kloz nach euerer Art ſehr glüklich.

Jaques.

Ich habe weder die Melancholie eines Gelehrten, welche Eiferſucht iſt; noch des Muſici, die phantaſtiſch; noch

des

des Höflings, welche ſtolz; noch des Soldaten, welche ehrgeizig; noch des Juriſten, welche politiſch; noch eines Frauenzimmers, welche zärtlich; noch eines Liebhabers, die das alles iſt; ſondern es iſt eine Melancholie, die mir eigen iſt, aus vielen Simpeln zuſammengeſezt, und in der That nichts anders als die Würkung der manchfaltigen Betrachtungen die ich über meine Reiſen anſtelle, deren öftere Erinnerung, mit den Anmerkungen die mir darüber beyfallen, mich in eine Art von humoriſtiſcher Traurigkeit ſezen.

Roſalinde.

Ein gereister Mann! Bey meiner Treu, ihr habt groſſe Urſache traurig zu ſeyn; ihr habt eure Ländereyen verkauft, um andrer Leute ihre zu ſehen; und dann iſt viel geſehen haben, und nichts haben, gerade ſoviel als reiche Augen und arme Hände haben.

Jaques.

Indeß hab ich doch Erfahrung gewonnen.

Orlando tritt auf.

Roſalinde.

Und eure Erfahrung macht euch traurig; ich wollte lieber einen Narren haben, der mich aufgeräumt, als Erfahrung, die mich traurig machte, und noch dazu reiſen müſſen, ſie zu bekommen.

Orlando.

Sey mir gegrüßt, o theure Roſalinde.

Jaques.

Nun, ſo behüt euch Gott, wenn ihr in ungereimten Verſen reden wollt.

(Er geht ab.)

Zweyte Scene.

Roſalinde.

Lebt wohl, Herr Wanderer. Seht ihr, ihr müßt mit der Zunge anſtoſſen, ſeltſame Kleider tragen, alle Vortheile euers Vaterlands verachten, und mit Gott hadern, daß er euch ſo gemacht hat, wie er that; oder ihr werdet mich kaum bereden, daß ihr in einer Gondola geſchwommen ſeyd -- Wie ſtehts, Orlando, wo ſeyd ihr alle dieſe Zeit über geweſen? Ihr ein Liebhaber? Wenn ihr mir noch einen ſolchen Streich ſpielt, ſo kommt mir nur nimmer vor die Augen.

Orlando.

Meine ſchöne Roſalinde, es iſt noch keine Stunde über die Zeit, die ich verſprochen hatte.

Roſalinde.

Das Verſprechen einer Stunde brechen, das man einer Geliebten gethan hat? Wer eine Minute in tauſend Theile theilte, und bräche nur ein Theil von einem Tauſendtheilchen einer Minute in einer Liebes-Angelegenheit, von dem mag wohl geſagt werden, Cupido habe ihm auf die Schulter geklopft; aber ich ſtehe davor, daß ſein Herz ganz iſt.

Orlando.

Orlando.

Vergebet mir, liebſte Roſalinde.

Roſalinde.

Wie geſagt, wenn ihr ſo langſam ſeyn wollt, ſo kommt nicht mehr vor mein Geſicht; ich wollte eben ſo mehr einen Schneken (*) zum Liebhaber haben.

Orlando.

Einen Schneken?

Roſalinde.

Ja, einen Schneken; denn wenn er ſchon langſam kommt, ſo trägt er doch ſein Haus auf dem Rüken mit; und das iſt mehr, als ihr vermuthlich eurer Frau zum Leibgeding aus machen werdet; auſſerdem bringt er auch ſein Schikſal mit.

Orlando.

Was iſt das?

Roſalinde.

Wie? Hörner; das wofür ihr ſo oft euern Weibern verbunden ſeyd; allein er kommt ſchon in ſeiner gehörigen Rüſtung, und erſpart ſeinem Weib die Mühe.

Orlando.

(*) Man hat ſich hier die Freyheit nehmen müſſen, die Schneke, wie in einigen Provinzen, wo deutſch geſprochen wird, üblich iſt, zu einem Maſculino zu erheben, damit der Scherz auch im Deutſchen angehe.

Orlando.

Die Tugend macht keine Hörner; und meine Roſalinde iſt tugendhaft.

Roſalinde.

Und ich bin eure Roſalinde.

Celia.

Es beliebt ihm euch ſo zu nennen; aber er hat eine Roſalinde, die beſſer liebäugeln kan als ihr.

Roſalinde

Kommt und ſagt mir einmal recht ſchöne Sachen vor, ich bin heute in einem Feyertagshumor, und gar nicht aufgelegt grauſam zu ſeyn; was würdet ihr mir izt ſagen, wenn ich eure würkliche, wahre Roſalinde wäre.

Orlando.

Ich würde küſſen, eh ich redte.

Roſalinde.

Nein, es ſchikte ſich beſſer daß ihr zu erſt redtet, und wenn ihr aus Mangel an Stoff nicht mehr fortkommen könntet, dann könntet ihr Gelegenheit nehmen, zu küſſen. Es giebt gute Redner, die wenn ſie aus dem Zuſammenhang kommen, ausſpuken; und wenn den Liebhabern, Gott verhüt' es, die Materie ausgeht, ſo iſt der reinlichſte Behelf, daß ſie küſſen.

Orlando.

Aber wenn der Kuß abgeſchlagen wird.

Roſalinde.

Roſalinde.

Dann nöthigt ſie euch zu bitten, und das giebt wieder Materie.

Orlando.

Wer müßte der ſeyn, der bey ſeiner geliebten Gebieterin ſtumm werden könnte?

Roſalinde.

Wahrhaftig, das ſolltet ihr ſeyn, wenn ich eure Liebſte wäre; oder ich müßte glauben, meine Tugend wäre fruchtbarer als mein Witz. Bin ich nicht eure Roſalinde?

Orlando.

Ich finde eine Art von Vergnügen darinn, zu ſagen, ihr ſeyd es, weil ich gern von ihr ſpreche.

Roſalinde.

Gut, und in ihrer Perſon ſag ich, ich will euch nicht haben.

Orlando.

So ſterb ich in meiner eignen Perſon.

Roſalinde.

Nicht doch, wenn ich bitten darf, ſterbt durch einen Procurator; die arme Welt iſt bey nahe ſechstauſend Jahre alt, und in aller dieſer Zeit iſt noch nicht ein einziger vor Liebe in eigner Perſon geſtorben. Dem Troilus wurde das Hirn mit einer griechiſchen Keule zerſchmettert, und doch that er was er konnte, um vorher zu ſterben; denn er iſt

eines von den Muſtern getreuer Liebhaber. Leander -- wahrhaftig, er würde noch manches ſchöne Jahr gelebt haben, wenn gleich Hero eine Nonne worden wäre; eine ſchöne Sommernacht hat ihn ums Leben gebracht; der gute Knabe wollte ſich im Helleſpont baden, kriegte den Krampf, und ertrank, und die albernen Chronikmacher ſeiner Zeit ſezten das auf die Rechnung der Hero von Seſtos. Aber das ſind lauter Lügen; die Leute ſind von Zeit zu Zeit geſtorben, und von Würmern gegeſſen worden, aber nicht aus Liebe.

Orlando.

Ich wollte nicht, daß meine wahre Roſalinde ſo dächte; denn verſichert, ein ſaurer Blik von ihr wäre genug, mich umzubringen.

Roſalinde.

Bey dieſer Hand, er bringt keine Fliege um; aber kommt, ich will izt in einer gefälligern Verfaſſung eure Roſalinde ſeyn. Bittet mich was ihr wollt, ich will es euch bewilligen.

Orlando.

So liebet mich, Roſalinde.

Roſalinde.

Ja, meiner Treu, das will ich auch, Freytags, Sonnabends und ſo weiter.

Orlando.

Und wilt du mich haben?

Roſalinde.

Roſalinde.

Ja, und noch zwanzig ſolche.

Orlando.

Was ſagſt du?

Roſalinde.

Seyd ihr nicht gut?

Orlando.

Ich hoff' es.

Roſalinde.

Nun dann, kan man ſich des Guten zuviel wünſchen? Kommt, Schweſter, ihr ſollt der Prieſter ſeyn, und uns zuſammengeben. Gebt mir eure Hand, Orlando; Was ſagt ihr, Schweſter?

Orlando.

Ich bitte dich, gieb uns zuſammen.

Celia.

Ich weiß die Worte nicht.

Roſalinde.

Ihr müßt anfangen -- wollt ihr, Orlando --

Celia.

Recht ſo -- Wollt ihr, Orlando, dieſe Roſalinde zum Weibe haben?

Orlando.

Ich will.

Roſalinde.

Ja, aber wenn?

Orlando.

So ſchnell als ſie uns copuliren kan.

Roſalinde.

So müßt ihr ſagen: ich nehme dich Roſalinde zu mei-nem Weibe.

Orlando.

Ich nehme dich Roſalinde zu meinem Weibe.

Roſalinde.

Ich ſollte euch um eure Commißion bitten, aber ich neh-me dich Orlando zu meinem Gemahl: Hier iſt ein Mäd-chen das vor einen Prieſter geht, und in der That eines Frauenzimmers Gedanken rennen immer ſeinen Handlungen zuvor.

Orlando

Das thun alle Gedanken, ſie ſind beflügelt.

Roſalinde.

Und ſagt mir izt, wie lang wollt ihr ſie haben, wenn ihr ſie in Beſiz genommen habt?

Orlando.

Auf ewig, und einen Tag.

Roſalinde.

Sagt, auf einen Tag, und laßt ewig aus: Nein, nein, Orlando; Männer ſind April wenn ſie uns den Hof machen, December wenn ſie verheurathet ſind; Mädchen ſind lauter May wenn ſie Mädchen ſind, aber das Wetter ändert ſich wenn ſie Weiber ſind; ich will eiferſüchtiger über dich ſeyn, als ein Calecuttiſcher Hahn über ſeine Henne; ſchreyeriſcher als ein Papagey wenn es regnet; erpichter auf neue Moden als ein Affe, und launiſcher in meinen Gelüſten als eine Meerkaze; ich will um nichts weinen, wie Diana im Brunen, und das will ich thun, wenn ihr gerne luſtig wäret; und ich will lachen wie eine Hyene, wenn ich merke daß ihr lieber weinen möchtet.

Orlando.

Aber wird es meine Roſalinde auch ſo machen?

Roſalinde.

Bey meinem Leben, ſie wird machen wie ich.

Orlando.

O! ſie iſt vernünftig.

Roſalinde.

Denn ſonſt hätte ſie den Verſtand nicht das zu thun; je geſcheidter, je ſchlimmer: Verſchließt die Thür vor eines Weibes Witz, ſo wird er durchs Fenſter hinaus wollen; macht das Fenſter zu, ſo wird er zum Schlüſſelloch hinaus; verſtopft das Schlüſſelloch, ſo wird er mit dem Rauch zum Camin hinausfliegen.

Orlando.

Ein Mann der eine Frau mit einem solchen Wiz hätte, könnte sagen, Wiz, wohin willt du?

Rosalinde.

Nein, das müßt ihr versparen, bis ihr eurer Frauen Wiz auf dem Weg antreffet, in eures Nachbars Bette zu gehen.

Orlando.

Und was für Wiz könnte der Wiz haben so etwas zu entschuldigen?

Rosalinde.

Zum Exempel, zu sagen, sie käme euch da zu suchen. Ihr werdet sie nie ohne ihre Antwort finden, oder ihr müßtet sie ohne Zunge nehmen. O! die Frau, die nicht alle ihre Fehler auf den Mann schieben kan, die lasse ja ihr Kind nicht selbst säugen; sie würde einen Narren aufziehen.

Orlando.

Rosalinde, für diese zwo Stunden muß ich dich verlassen.

Rosalinde.

Ach, mein liebstes Herz, ich kan dich nicht zwo Stunden missen.

Orlando.

Ich muß dem Herzog beym Mittagessen aufwarten; um zwey Uhr will ich wieder bey dir seyn.

Rosalinde.

Roſalinde.

Ja, geht nur euers Wegs, geht euers Weges; ich wußte, was ihr werden würdet, meine Freunde ſagten mirs vorher, und ich bildete mir nichts wenigers ein; aber eure ſchmeichelnde Zunge hat mich gewonnen; -- Zwey Uhr ſagt ihr, iſt eure Stunde?

Orlando.

Ja, liebſte Roſalinde.

Roſalinde.

Bey meiner Treu, und in gutem Ernſt, und bey allen den artigen Schwüren die nicht gefährlich ſind, wenn ihr nur ein Tüpfchen von euerm Verſprechen brechet, oder nur eine einzige Minute hinter eurer Stunde kommt; ſo will ich euch für den aller atheiſtiſchſten Wort-Brecher, und für den aller leichtſinnigſten Liebhaber, und für den allerunwürdigſten des Frauenzimmers das ihr eure Roſalinde nennt, halten, der in der groſſen Bande der Ungetreuen nur immer ausgeſucht werden könnte: Hütet euch alſo vor meiner Züchtigung, und haltet euer Wort.

Orlando.

Eben ſo gewiſſenhaft, als ob du würklich meine Roſalinde wäreſt; Hiemit Adieu.

Roſalinde.

Gut, die Zeit iſt der alte Richter, der alle dieſe Verbrecher verhört; es wird ſich zeigen. Adieu.

Dritte Scene.

Celia.

Ihr habt euer Geſchlecht in euerm verliebten Gewäſche ſehr übel mißhandelt; wir ſollten euch euern Kragen und eure Hoſen über den Kopf ziehen, und der Welt zeigen, was der Vogel in ſein eigen Neſt gethan hat.

Roſalinde.

O Baſe, Baſe, Baſe, meine artige kleine Baſe, wiſſteſt du wie viele Faden tief ich in Liebe verſunken bin; doch das kan nicht ergründet werden, meine Liebe hat einen unbekannten Grund wie die Bay von Portugal.

Celia.

Sagt vielmehr, ſie hat keinen Boden, daß ſoviel ihr auch Liebe hinein thut, alles immer wieder ausrinnt.

Roſalinde.

Nein, eben der ſchelmiſche Baſtard der Venus, der von Gedanken gezeugt, von der Phantaſie empfangen, und von der Thorheit gebohren worden; der blinde ſpizbübiſche Junge, der jedermans Augen bethört, weil ſeine eignen blind ſind, laß ihn urtheilen, wie ſehr ich liebe; laß dir ſagen, Aliena, ich kan nicht ans Orlando's Geſicht ſeyn; ich will irgend einen Schatten ſuchen und ſeufzen bis er kommt.

Celia.

Und ich will ſchlafen.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Jaques, Edelleute, und Jäger.

Jaques.

Wer erlegte das Thier?

Edelmann.

Sir, das war ich.

Jaques.

Wir wollen es dem Herzog, als einem Römiſchen Eroberer, überliefern; und es würde nicht übel gethan ſeyn, wenn man ihm das Geweyh anſtatt eines Lorbeerkranzes auf den Kopf ſezte. Habt ihr kein Lied, Jäger, das ſich zu dieſem Anlaß ſchikt?

Jäger.

Ja, Sir.

Jaques.

Singt es; es hat nichts zu bedeuten, aus welchem Ton, wenn es nur brav lermen macht

[Muſic, ein Jägerliedchen.]

[Sie gehen ab.]

Fünfte Scene.

Roſalinde, Celia.

Roſalinde.

Wie, was ſagt ihr nun, iſt es nicht ſchon über zwey Uhr? Mich wundert, daß Orlando nicht hier iſt.

Celia.

Ich ſteh euch dafür, er hat aus lauter Liebe und Verzükung ſeinen Bogen und ſeine Pfeile genommen, und iſt ſchafen gegangen. Seht, wer kommt hier?

Sylvius.

Sylvius.

Ich habe einen Auftrag an euch, ſchöner Jüngling, meine geliebte Phöbe befahl mir, euch dieſes zu geben; ich weiß den Inhalt nicht, ſoviel ich aber aus der finſtern Stirne und den verdrüßlichen Gebehrden, die ſie unterm Schreiben machte, errathen kan, wird er nicht angenehm ſeyn; verzeihet mir, ich bin nur ein unſchuldiger Bote.

Roſalinde.

Die Geduld ſelbſt würde bey dieſem Brief auffahren, und den Rhodomont ſpielen; wer das leiden kan, kan alles leiden. Sie ſagt ich ſey nicht ſchön, ich ſey unhöflich, ſie nennt mich einbildiſch, und daß ſie mich nicht lieben

könnte,

könnte, wenn gleich eine Mannsperſon ſo rar wäre als ein Phönix: O! da werden wir bald einig ſeyn; ihre Liebe iſt wahrhaftig der Haſe nicht den ich jage. Warum ſchreibt ſie mir ſo? Gut, Schäfer, gut, das iſt ein Brief von eurer eignen Erfindung.

Sylvius.

Nein, verſichert, ich weiß den Inhalt nicht, Phöbe ſchrieb ihn ſelbſt.

Roſalinde.

Kommt, kommt, ihr ſeyd ein Gek; das Liebesfieber hat euch das Hirn aus den Falten gerükt. Ich hab ihre Hand geſehen, ſie hat eine hübſche lederne Hand, eine ſteinfarbne Hand; ich dachte würklich, ſie hätte ihre alten Handſchuhe an, aber es waren ihre Hände; ſie hat eine Hausweibs-Hand, doch das hat nichts zu bedeuten; ich ſage, ſie hat dieſen Brief nicht erſonnen; das iſt eines Mannes Erfindung und Hand.

Sylvius.

Verſichert, es iſt die ihrige.

Roſalinde.

Wie? das iſt eine raſende Schreibart, eine barbariſche Schreibart, eine Schreibart für Leute, die ſich auf den Degen herausfordern -- Zum Henker, ſie pakt mich an, wie ein Türk einen Chriſten; ein ſanftes weibliches Hirn könnte keine ſo dichte Rieſenmäßige Einfälle ausheken, ſol-

che Ethiopiſche Redensarten, noch ſchwärzer in ihrer Würkung als ſie ausſehen; wollt ihr den Brief hören?

Sylvius.

Wenn es euch beliebt, denn ich hab' ihn noch nicht gehört.

Roſalinde.

Sie Phöbiſirt mich, daß es eine Art hat; horcht, wie die Tyrannin ſchreibt:

Kamſt du, ein Gott im Hirtenkleid,
Ein Mädchen-Herze zu bekriegen?

Kan ein Frauenzimmer ſo ſchimpfen?

So lege deine Macht beyſeit,
Ein weiblich Herz voll Zärtlichkeit
Erligt in einem ſolchen Streit;
Wie leicht iſts einem Gott, zu ſiegen?

Habt ihr jemals ſolche Beſchimpfungen gehört?

Würkt deiner ſchönen Augen Macht
Selbſt wenn ſie zürnen, ſolche Liebe,
O! was erregten ſie für Triebe,
Würd' ich von ihnen angelacht!
Da du mich ſchalteſt, liebt ich dich;
Was thät ich, ſeufzteſt du um mich?
Der dieſen Brief dir übergiebt

Weiß

Weiß wenig, wie dich Phöbe liebt;
Entdeke wieder mir durch ihn,
Wofern mein Herz und was ich bin
Zur Gegengunſt dich reizen kan;
Wo nicht, ſo zeig durch ihn mirs an;
So bleibt der armen Phöbe doch
Der Tod zur lezten Zuflucht noch.

Sylvius.

Nennt ihr diß Schmähen?

Celia.

Ach, du armer Schäfer.

Roſalinde.

Habt ihr Mitleiden mit ihm? Nein, er verdient kein Mitleiden. Solch ein Weibsbild kanſt du lieben? Was, dich zu einem Inſtrument zu machen, und falſche Stükchen auf dir zu ſpielen? Das iſt nicht auszuſtehen! Gut, geht wieder zu ihr zurük, (denn ich ſehe wohl, die Liebe hat euch zu einem zahmen Wurm gemacht) und ſagt ihr ſoviel: Wenn ſie mich liebe, ſo befehle ich ihr, daß ſie dich lieben ſoll; und wenn ſie nicht will, ſo woll' ich ſie nimmermehr haben, bis du für ſie bitteſt.

(Sylvius geht ab.)

Sechste Scene.

Olivier zu den Vorigen.

Olivier.

Guten Tag, ihr schönen Kinder; seyd so gut, wenn ihrs wißt, und sagt mir wo in diesem Forste eine Schaafhütte zwischen Olivenbäumen zu finden ist.

Celia.

Westwärts von hier, diesen Hügel herab, wenn ihr jene Reyhe von Wasserweyden am Bach zur rechten Hand laßt, werdet ihr sie finden. Aber um diese Zeit hütet das Haus sich selbst; es ist niemand drinn.

Olivier.

Wenn das Gehör das Auge unterrichten kan, so sollte ich euch aus Beschreibung kennen, solche Kleider, ein solches Alter; der Jüngling ist schön, schön wie ein Mädchen, und sieht eher einer reiffen Schwester gleich: das Mädchen klein und brauner als ihr Bruder. Seyd ihr nicht die Besizer dieses Hauses, wornach ich fragte?

Celia.

Es ist nicht geprahlt, weil ihr uns fragt, wenn wir ja sagen.

Olivier.

Orlando empfiehlt sich euch beyden, und überschikt diesem

ſem Jüngling, den er ſeine Roſalinde nennt, ſein blutiges Schnupftuch -- Seyd ihr's?

Roſalinde.

Ich bin's was ſoll das bedeuten?

Olivier.

Etwas das mit wenig Ehre macht, wofern ihr hören wollt, wer ich bin, und wo und wie und warum dieſes Schnupftuch mit Blut beflekt worden.

Celia.

Ich bitte euch, erzählt es.

Olivier.

Als der junge Orlando euch verließ, verſprach er euch, in einer Stunde wieder zu kommen; und da er nun ſo durch den Wald fortſchritt, und ſeinen bitterſüſſen Einbildungen nachhieng, warf er ungefehr ſeine Augen auf die Seite, und ſahe unter einer alten bemooßten Eiche einen elenden zerlumpten Mann ganz mit Haaren überwachſen, der ſchlafend auf ſeinem Rüken lag; und um ſeinen Hals hatte ſich eine grüne goldgeflekte Schlange geſchlungen, die mit drohender Zunge ſeinem ofnen Mund ſich näherte, aber da ſie plözlich Orlando erblikte, ſich wieder loßwand und in wallenden Ringen zum nächſten Buſch fortſchlüpfte; eine Löwin lag im Schatten dieſes Gebüſches, mit ausgeſognen Zizen und vorgerecktem Kopf gleich einer Kaze laurend, bis der ſchlafende Mann ſich bewegen würde; denn es iſt die

Art dieſes königlichen Thiers; nichts das todt zu ſeyn ſcheint anzutaſten. Wie Orlando dieſes gewahr ward, näherte er ſich dem Mann und ſah daß es ſein Bruder, ſein älteſter Bruder war.

Celia.

O! ich hab ihn von dieſem Bruder reden gehört; er beſchrieb ihn als den unnatürlichſten, den je die Sonne angeſchienen.

Olivier.

Das konnt' er mit Recht thun, denn ich weiß daß er's war.

Roſalinde.

Aber was that Orlando? ließ er den Bruder dort zur Speiſe für die ausgeſogne hungernde Löwin?

Olivier.

Zweymal kehrt er in dieſer Abſicht den Rüken, aber Güte, die immer edler iſt als Rache, und die übermögende Macht der Natur zoge ihn zurük; er fiel die Löwin an, und legte ſie bald zu ſeinen Füſſen, und unter dieſem Kampf erwacht' ich vom unglüklichen Schlummer.

Celia.

Ihr ſeyd alſo dieſer Bruder?

Roſalinde.

Seyd ihr's den er errettet hat?

Celia.

Seyd ihr's, der ſo viele Anſchläge gemacht, ihn aus dem Wege zu räumen?

Olivier.

Ich war's, aber dieſes ich iſt nicht mehr; ich ſchäme mich nicht, euch zu erzählen was ich war, da meine Bekehrung mir das was ich bin, ſo angenehm macht.

Roſalinde.

Aber das blutige Schnupftuch --

Olivier.

Ich bin dabey -- Nachdem wir uns erkannt, verſöhnt und erzählt hatten, wie wir an dieſen einöden Ort gekommen, führte er mich zu dem leutſeligen Herzog, der Befehl gab, mich mit Speiſe zu erquiken und in einen anſtändigen Aufzug zu ſezen. Sodann befahl er mich der Liebe meines Bruders an, der mich in ſeine Grotte führte. Hier ſah er erſt, da er ſeinen Arm aufſtreifte, daß ihm die Löwin im Kampf etwas Fleiſch von ſeinem Arm abgeriſſen, welches alle dieſe Zeit über geblutet hatte; und nun wurde er ohnmächtig, und rief, indem er hinſank, nach Roſalinden -- Um die Erzählung kurz zu machen, ſo bracht ich ihn wieder zu rechte, verband ſeine Wunde, und eine kleine Weile darauf, als er ſich wieder ſtark ums Herz fühlte, ſchikte er mich hieher, daß ich euch, wiewohl unbekannter Weiſe, dieſe Geſchichte erzählen ſollte, damit ihr ſein gebrochnes Verſprechen entſchuldigen möchtet; und dieſes mit

ſeinem Blute gefärbte Schnupftuch dem jungen Schäfer zu geben, den er im Scherz ſeine Roſalinde nennt.

Celia.

Wie, was fehlt euch, Ganymed, mein liebſter Ganymed --

(Roſalinde wird ohnmächtig.)

Olivier.

Manche Perſonen fallen in Ohnmacht, wenn ſie Blut ſehen.

Celia.

Das hat mehr zu bedeuten -- Liebſter Ganymed --

Olivier.

Sehr, er kommt wieder zu ſich ſelbſt --

Roſalinde.

Ich wollt' ich wäre daheim.

Celia.

Wir wollen euch heimführen. Wollt ihr ſo gut ſeyn, und ihm den Arm geben?

Olivier.

Seyd gutes Muths, Jüngling; ihr ein Mann? ihr habt kein männlich Herz.

Roſalinde.

Das iſt wahr ich geſteh es. Ach, Sir, einer möchte denken,

denken, das war gut nachgemacht. Ich bitte euch, ſagt euerm Bruder, wie gut ich mich verſtellt habe -- hört ihr?

Olivier.

Das war keine Verſtellung; eure Farbe giebt einen zu ſtarken Beweis davon, das war Ernſt.

Roſalinde.

Bloſſe Verſtellung, ich verſichre euch.

Olivier.

Wohl dann, faſſet ein Herz und ſtellt euch als ob ihr ein Mann wäret.

Roſalinde.

Das thu ich auch; aber in der That, ich ſollte von rechtswegen ein Weibsbild ſeyn.

Celia.

Kommt, ihr ſeht immer bläſſer und bläſſer; ich bitte euch, kommt nach Hauſe; guter Sir, begleitet uns.

Olivier.

Das will ich, denn ich muß eine Antwort zurükbringen, wie ihr meinen Bruder entſchuldiget, Roſalinde.

Roſalinde.

Ich will mich auf etwas bedenken; aber ich bitte euch, preiſet ihm an, wie gut ich meine Rolle geſpielt -- Wollen wir gehen?

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

(Der Wald.)

Olivier und Orlando treten auf.

Orlando.

Ists möglich, eine so kurze Zeit mit ihr bekannt, und schon verliebt? Sie bloß zu sehen, und gleich zu lieben; bloß zu lieben, und gleich um ihre Gunst anzuhalten; und kaum um ihre Gunst anzuhalten, und sie schon erhalten? Und seyd ihr also fest entschlossen sie zu besizen?

Olivier.

Laßt euch weder die Plözlichkeit der Sache, noch ihre Armuth, noch die kurze Bekanntschaft, noch mein schnelles Bewerben, noch ihre schnelle Einwilligung irre machen; sondern sagt mir, daß ich Aliena liebe; sagt mit ihr, daß sie mich liebt, gebt uns euern Beyfall, es wird euch nicht schädlich seyn; denn meines Vaters Haus und alle Güter, die Sir Rolanden zugehörten, will ich auf euch übertragen, und hier als ein Schäfer leben und sterben.

Rosalinde

Roſalinde kommt zu ihnen.

Orlando.

Ihr habt meinen Beyfall. Laßt gleich morgen eure Hochzeit ſeyn, ich will den Herzog und alle ſeine muntern Geſellſchafter dazu einladen; geht und bereitet Aliena dazu vor, denn ſeht ihr, hier kommt meine Roſalinde.

Roſalinde.

Seyd mir gegrüßt, Bruder.

Olivier.

Und ihr, ſchöne Schweſter.

Roſalinde.

O mein liebſter Orlando, wie ſchmerzt es mich, daß ich ſehen muß, daß du dein Herz in einer Schärpe trägſt!

Orlando.

Es iſt nur mein Arm.

Roſalinde.

Ich dachte, dein Herz ſey von den Klauen eines Löwen verwundet worden.

Orlando.

Verwundet iſt es, aber von den Augen einer Dame.

Roſalinde.

Sagte euch euer Bruder, wie ich mich ſtellte, als ob ich in Ohnmacht ſänke, da er mir einer Schnupftuch zeigte?

Orlando.

Ja, und noch wunderbarere Sachen dazu.

Roſalinde.

O, ich weiß was ihr meynt; nun das muß ich geſtehen, ſchneller kan nichts zugehen, als daß zwo Widder einander bey den Hörnern kriegen, ſobald ſie ſich ſehen; das gieng wie Cäſars thraſoniſche Pralerey, ich kam, ich ſah, ich ſiegte; denn euer Bruder und meine Schweſter kamen nicht ſo bald, ſo ſahen ſie; ſahen nicht ſobald, ſo ſeufzten ſie; ſeufzten nicht ſobald, ſo fragten ſie einander um die Urſache; und wußten nicht ſobald die Urſache, ſo ſuchten ſie das Mittel dagegen; und dieſe Treppe zum Ehſtand ſind ſie ſo ſchnell mit einander hinaufgeſtiegen, daß man ſie nun recht ſchnell zu einem Paar machen muß, wenn nicht ein Unglük begegnen ſoll. Sie ſind recht mit der Liebeswuth behaftet, ſie wollen zuſammen; man würde ſie mit Keulen nicht von einander bringen.

Orlando.

Bis morgen ſollen ſie verheurathet ſeyn; und ich will den Herzog zu der Hochzeit bitten. Aber o! wie eine bittre Sache iſt das, durch andrer Leute Augen in die Glükſeligkeit zu ſchauen! Deſto ſchwehrer wird mirs morgen ums Herze ſeyn, je mehr ich meinen Bruder im Beſiz deſſen was er wünſchet, glüklich ſehen werde.

Roſalinde.

Wie? alſo kan ich morgen nicht auch eurer Roſalinde Stelle vertreten? Orlando.

Orlando.

Ich kan nicht länger vom Denken leben.

Roſalinde.

So will ich euch auch nicht länger mit unnüzen Reden plagen. Wiſſet alſo, denn nun red' ich im Ernſt, daß ich euch als einen Edelmann von Verdienſten kenne. Ich ſage das nicht, um euch eine gute Meynung von meinem Verſtande beyzubringen; ich verlange nicht mehr Hochachtung von euch, als dazu nöthig iſt euch zu bewegen, daß ihr euch ſelbſt Gutes thut, und nicht um meines Vortheils willen. Glaubet alſo, wenn es euch beliebt, daß ich wunderbare Dinge thun kan; ich bin von meinem vierten Jahr an um einen Zauberer geweſen, der in ſeiner Wiſſenſchaft ungemein war, und doch dazu keine unerlaubte Mittel brauchte. Wenn ihr Roſalinden ſo herzlich liebt, als ihr äuſſerlich zu erkennen gebt, ſo ſollt ihr ſie in eben dem Augenblik heurathen, da euer Bruder die Aliena heurathet. Ich weiß in was für enge Umſtände das Schikſal ſie getrieben hat, und wenn es euch nicht anders beliebt, ſo iſt es mir nicht unmöglich, ſie bis morgen vor eure Augen zu ſtellen; in ihrer eignen Perſon, und Geſtalt, und ohne einige Gefahr.

Orlando.

Sprichſt du im Ernſt?

Roſalinde.

Bey meinem Leben, ich ſpreche im Ernſt; und ich liebe mein Leben zärtlich, wenn ich ſchon ſage, daß ich ein

Zauberer bin: puzt euch also so hübsch auf als ihr k[illegible]; denn wenn ihr morgen verheurathet seyn wollt, so sollt ihr, und mit Rosalinden, wenn ihr wollt.

Zweyte Scene.

Sylvius und Phöbe zu den Vorigen.

Seht hier kommt eine Liebhaberin von mir, und ein Liebhaber von ihr.

Phöbe.

Junger Mensch, ihr seyd nicht artig mit mir umgegangen, daß ihr den Brief gezeigt habt, den ich euch geschrieben habe.

Rosalinde.

Darum bekümmre ich mich wenig; ich studire recht darauf, euch unartig und verächtlich zubegegnen. Ihr werdet von einem getreuen Schäfer gesucht, seht ihn an, liebt ihn; er betet euch an.

Phöbe.

Du guter Hirt, sage diesem Jüngling was lieben ist.

Sylvius.

Es ist, aus lauter Seufzern und Thränen zusammen gesezt seyn; und das bin ich für Phöbe.

Phöbe.

Und ich für Ganymeden.

Orlando,

Orlando.

Und ich für Roſalinde.

Roſalinde.

Und ich für kein Weibsbild.

Sylvius.

Es iſt, aus lauter Treue und Aufwartſamkeit zuſammengeſezt ſeyn, und das bin ich für Phöbe.

Phöbe.

Und ich für Ganymeden.

Orlando.

Und ich für Roſalinde.

Roſalinde.

Und ich für kein Weibsbild.

Sylvius.

Es iſt, aus lauter Phantaſie zuſammengeſezt ſeyn, aus lauter Leidenſchaft, aus lauter Wünſchen, aus lauter Anbetung, Ehrfurcht und Unterthänigkeit, aus lauter Demuth lauter Geduld und Ungeduld, aus lauter Reinigkeit, lauter Ergebenheit, aus einer Treue die alle Proben aushält; und das bin ich für Phöbe.

Phöbe.

Und das bin ich für Ganymeden.

Orlando.

Und das bin ich für Roſalinde.

Roſalinde.

Und das bin ich für kein Weibsbild.

Phöbe zu Roſalinde.

Wenn es ſo iſt, warum tadelt ihr mich daß ich euch liebe?

Sylvius zu Phöbe.

Wenn es ſo iſt, warum tadelt ihr mich daß ich euch liebe?

Orlando.

Wenn es ſo iſt, warum tadelt ihr mich daß ich euch liebe?

Roſalinde.

Zu wem ſagt ihr das?

Orlando.

Zu der, die nicht hier iſt, und mich nicht hört.

Roſalinde.

Ich bitte euch, nichts mehr hievon; das kommt heraus, wie wenn die Wölfe in Irrland gegen den Mond heulen. Ich will euch helfen wenn ich kan; ich wollte euch lieben wenn ich könnte; Morgen kommen wir alle wieder zuſammen; (zu Phöbe.) Ich will euch heurathen wenn ich jemals ein Weibsbild heurathe, und heurathen will ich;

(zu

(zu Orlando.) Ich will euch befriedigen, wenn ich anders einen Mann befriedigen kan, und ihr ſollt morgen eine Frau bekommen. (zu Sylvius.) Ich will euch vergnügt machen, wenn das was euch gefällt, euch vergnügen kan, und ihr ſollt morgen eine Frau haben. Ein jedes unter euch komme, ſo lieb ihm das iſt was es liebt; und hiemit gehabt euch wohl, ihr wißt meine Befehle.

Sylvius.

Ich will nicht zurükbleiben, wenn ich lebe.

Phöbe.

Noch ich.

Orlando.

Noch ich.

(Sie gehen alle ab.)

(Hier folgt im Original eine kleine unüberſezliche Zwiſchen-Scene, zwiſchen dem Narren, ſeiner Liebſte, und zween Pagen, die ein Liedlein ſingen.)

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in einen andern Theil des Waldes.)

Der Alte Herzog, Amiens, Jaques, Orlando, Olivier und Celia.

Herzog.

Glaubſt du, Orlando, daß der Junge im Stand iſt, das alles was er verſprochen hat, zu halten?

Orlando.

Bald glaub ichs, bald nicht; wie diejenigen thun die ſehnlich wünſchen, und Urſache haben zu fürchten.

Roſalinde, Sylvius, Phöbe, zu den Vorigen.

Roſalinde.

Noch ein wenig Geduld, bis unſer Vergleich in Richtigkeit gebracht iſt. (Zum Herzog.) Ihr ſagt, wenn ich euch eure Roſalinde bringe, ſo wollt ihr ſie dieſem Orlando geben?

Herzog.

Das wollt ich, und wenn ich Königreiche mit ihr zu geben hätte.

Roſalinde zu Orlando.

Und ihr ſagt, ihr wollt ſie haben, wenn ich ſie euch bringe?

Orlando.

Das wollt ich, und wenn ich König über alle Königreiche wäre.

Roſalinde zu Phöbe.

Ihr ſagt, ihr wollt mich heurathen wenn ich will?

Phöbe.

Das will ich, und ſollt ich die Stunde darauf ſterben.

Roſalinde.

Roſalinde.

Aber wenn ihr ſelbſt euch weigert mich zu nehmen, ſo wollt ihr euch dieſem getreueſten unter allen Schäfern ſchenken.

Phöbe.

So iſt die Wette.

Roſalinde zu Sylvius.

Ihr ſagt ihr wollt Phöbe haben, wenn ſie euch will?

Sylvius.

Das will ich, wenn gleich der erſte Augenblik da ich ſie hätte, Tod für mich wäre.

Roſalinde.

Ich habe verſprochen, alle dieſe Dinge ins reine zu bringen. Halte nur ein jedes unter euch, was es verſprochen hat; ich gehe, um dieſe Zweifel alle aufzulöſen.

(Roſalinde und Celia gehen ab.)

Herzog.

Ich bemerke an dieſem Schäfer-Knaben einige ganz eigene Züge von meiner Tochter.

Orlande.

Milord, wie ich ihn das erſtemal ſah, däuchte es mich, es wäre ein Bruder von eurer Tochter; aber er iſt in dieſem Walde gebohren, und in den Anfangsgründen von allerley verzweifelten Künſten von einem Oheim unterrichtet worden,

den, den er als einen groſſen Zauberer beſchreibt, der ſich in dieſem Walde aufgehalten.

Vierte Scene.

Harlequin und Audrey, ſeine Liebſte zu den Vorigen.

Jaques.

Ich glaube wahrhaftig, es iſt eine andre Sündflut nahe, daß die Thiere ſo paarweis zur Arche kommen. Hier kommt ein andres Paar von unreinen Thieren, die in allen Sprachen der Welt Narren genennt werden.

Harlequin.

Meinen Gruß zuvor, ihr Herren.

Jaques.

Mylord, heiſſet ihn willkommen. Das iſt der Edelmann im Flekenkleid, den ich ſo oft im Walde angetroffen habe; er ſchwört, er ſey ein Hofmann geweſen.

Harlequin.

Wenn jemand daran zweifelt, ſo laß er ſich die Probe von mir machen. Ich habe das Pflaſter getreten, ich habe einer Dame den Hof gemacht, ich bin politiſch gegen meinen Freund und ſchmeichelhaft gegen meinen Feind geweſen, ich habe drey Schneider zu grunde gerichtet, ich habe viermal Händel gehabt, und über einem mich bey nahe geſchlagen.

Jaques.

Jaques.

Und wie wurde das ausgemacht?

Harlequin.

In der That wir kamen zuſammen, und fanden, unſer Wortwechſel ſey über die ſiebende Urſache.

Jaques.

Die ſiebende Urſache? Wie ſo? -- Milord gefällt euch dieſer Burſche nicht?

Herzog.

Sehr wohl.

Harlequin.

Gott vergelt es euch, Sir, ich wünſche mir Anlas, es euch wett zu machen. Ich eile, Sir, unter den übrigen copulativen Geſchöpfen dieſer Gegend auch herzu, zu ſchwören und falſch zu ſchwören, wie die Eh oder das rebelliſche Blut es haben will; eine arme Jungfer, Sir, ein unanſehnliches Ding, Sir, aber die ich lieb habe; es iſt ſo eine wunderliche Art von mir, Sir, daß ich nehme was ſonſt niemand will. Reiche Unſchuld wohnt hier in einem armen Haus, wie eure Perle in eurer faulen Muſchel.

Herzog.

Bey meiner Treue, er iſt ſehr beſchlagen und ſpruchreich.

Jaques.

Jaques.

Aber die siebente Ursach; wie fandet ihr den Handel über die siebente Ursach?

Harlequin.

Ueber eine siebenmal abgelehnte Lüge (tragt euern Leib anständiger, Audrey) zum Exempel, Sir, ich tadelte die Art wie eines gewissen Hofjunkers Bart gestuzt war; er sagte mir dagegen, wenn ich sagte, sein Bart sey nicht recht gestuzt, so sey er der Meynung, er sey recht; das nennt man die höfliche Retorsion. Wenn ich fortfuhr, er sey nicht recht gestuzt, so sagte er mir zurük, er stuze seinen Bart für seine eigene Freude; diß nennt man die sc. ge Antwort. Wenn ich zum drittenmal sagte, er sey nicht recht gestuzt, so erwiederte er, ich verstehe mich nichts darauf; diß nennt man die grobe Antwort. Wenn ich zum vierten mal behauptete, der Bart sey nicht recht gestuzt, so antwortete er, ich spräche nicht wahr; das nennt man den herzhaften Verweiß. Blieb ich dennoch dabey, der Bart sey nicht recht gestuzt; so sagte er ich lüge; das nennt man den händelmäßigen Schimpf, und darauf folgte die circumstantial-Lüge, und die directe Lüge.

Jaques.

Und wie oft sagtet ihr, sein Bart sey nicht recht gestuzt?

Harlequin.

Ich durfte nicht weiter gehen als zur circumstantial-Lüge, und er war verbunden, mir dagegen die directe Lüge in

den

den Bart zu werfen, und ſo maaſſen wir unſre Degen und giengen wieder heim.

Jaques.

Könnt ihr izt die Grade der Lüge nennen.

Harlequin.

O Sir, wir zanken uns nach einem gedrukten Buch (*) wie ihr Bücher für die guten Manieren habt. Ich will euch die Grade nennen. Der erſte, die höfliche Retorſion; der andre, die ſpizige Antwort; der dritte, die grobe Antwort; der vierte, der herzhafte Verweis; der fünfte, der händelmäßige Schimpf, der ſechste, die circumſtantial-Lüge, der ſiebente, die directe Lüge. Alle dieſe kan man ausweichen, auſſer die directe Lüge; und auch dieſe konnt ihr durch ein Wenn vermeiden. Ich weiß, daß manchmal ſieben Richter einen Handel nicht ausmachen konnten; wenn aber die Partheyen zuſammen kamen, beſann ſich einer nur auf ein wenn; als, wenn ihr ſo geſagt habt, ſo ſagte ich ſo; und ſie ſchlugen ein, und ſchwuren Brüderſchaft. O! das Wenn iſt der beſte Friedenſtifter; es ſtekt eine Wunderkraft im Wenn.

Jaques.

(*) Der Poet deutet hiemit auf einen lächerlichen Tractat eines gewiſſen Vincentio Saviolo, welcher unter dem Titel, von der Ehre, und von Ehren-Händeln, im Jahr 1594. bey Wolf in 4to gedruckt worden, und Anweiſung giebt, wie ein Demanti in gehöriger Form zu geben, auszuweichen, zurük zu geben, und zu rächen ſey. Die ſubtile Metaphyſik, welche der Harlequin in dieſer Scene vorträgt, iſt aus dieſem Werke genommen; und die von ihm recenſirten Gattungen der Lügen, machen ſo viele Capitel in demſelben aus.

Jaquet.

Iſt das nicht ein ſeltner Burſche, Milord? Er iſt zu allem gut, wenn er ſchon ein Narr iſt.

Fünfte Scene.

Roſalinde als ein Frauenzimmer, und Celia.

Roſalinde zum Herzog.

Euch geb ich mich ſelbſt; denn ich bin euer; zu Orlando; und euch geb ich mich ſelbſt, denn ich bin euer.

Herzog.

Wenn ich meinen Augen trauen darf, ſo ſeyd ihr meine Tochter.

Orlando.

Wenn ich meinen Augen trauen darf, ſo ſeyd ihr meine Roſalinde.

Phöbe.

Wenn ich meinem Geſicht und dieſer Geſtalt glauben darf, ſo fahre wohl, meine Liebe.

Roſalinde zum Herzog.

Ich will keinen Vater haben, wofern ihr's nicht ſeyd; (zu Orlando) ich will keinen Gemahl haben, wofern ihr's nicht ſeyd; (zu Phöbe) und wenn ich jemals eine Frau nehme, ſo ſollt ihrs ſeyn.

Der

Der Herzog zu Celia.

O meine liebſte Nichte, ſey mir willkommen, nicht weniger willkommen als meine eigne Tochter.

Sechste Scene.

Jacob de Boys zu den Vorigen.

Jacob de Boys.

Gönnet mir Gehör für zwey oder drey Worte. Ich bin der zweyte Sohn des alten Sir Roland, und bringe dieſer ſchönen Geſellſchaft die Zeitung, daß Herzog Friedrich, auf die Nachricht, daß jeden Tag Männer von groſſem Werth ſich in dieſen Wald zurükzögen, eine anſehnliche Macht auf die Beine brachte, in der Abſicht ſie hieher zu führen, ſeinen Bruder gefangen zu nehmen und zu tödten; allein da er an die Grenzen dieſes wilden Forſtes kam, traf er einen Einſiedler an, der nach einigen Fragen, ihn bewog, ſeinem Vorſaz und der Welt zu entſagen, ſeine Krone ſeinem Bruder zu vermachen, und allen denen, die mit demſelben vertrieben worden, ihre eingezognen Güther wieder zu geben. Daß dieſes wahr ſey, verbürge ich mich mit meinem Leben.

Herzog.

Willkommen, junger Mann; du bringſt deinen Brüdern ein ſchönes Hochzeit Geſchenk; dem einen ſeine eingezognen Güther, dem andern ein mächtiges Fürſtenthum.

Izt laßt uns vor allen Dingen in dieſem Walde vollziehen, was darinn wohl angefangen worden; dann ſoll ein jeder von dieſem glüklichen Hauffen, die ſoviel harte Tage und Nächte mit uns ausgehalten haben, die Vortheile unſers wiederhergeſtellten Glüks mit uns theilen. Unterdeſſen vergeßt die uns neuzugefallne Würde, und kehrt zu euern ländlichen Ergözungen zurük. Beginnet die Muſic, und ihr Bräute und Bräutigams allezuſamen fangt den frölichen Tanz an.

Jaques.

Milord, mit eurer Erlaubniß; wenn ich recht gehört habe, ſo hat Herzog Friedrich das Kloſter-Leben erwählt, und dem Hof gute Nacht gegeben.

Jacob de Boys.

So hat er.

Jaques.

Ich will alſo zu ihm; Bey dergleichen Neubekehrten giebt es Anlaß viel zu hören und viel zu lernen. (Zum Herzog.) Ich überlaſſe euch eurer ehmaligen Würde, ihr habt ſie durch eure Geduld und Tugend wohl verdient; (zu Orlando) euch eurer Geliebten, eure treue Liebe macht euch ihrer werth; (zu Olivier) euch euern wiedergeſchenkten Gütern, eurer Liebe, und euern groſſen Verwandten; (zu Sylvius) euch einem lang und wohlverdienten Brautbette, (zum Harlequin) und dich einem zänkiſchen Ehſtand, denn deine Liebescriſe iſt nur auf zwey

Monate

Monate verproviantirt. Und ſo beginnet eure Freuden; die meinigen gehen nicht nach dem Tact.

Herzog.

Bleib, Jaques, bleib.

Jaques.

Ich würde mir lange Weile dabey haben, ich; ich will mich in eure verlaſſene Höle zurükziehen, und dort erwarten, was ihr mir ferner zu befehlen habt.

(Er geht ab.)

Herzog.

Fangt an, fangt an; wir wollen eure Vermählung ſo vergnügt anfangen, als wir hoffen, daß ſie bis zum Ende dauren werde.

Maaß für Maaß;

oder:

Wie einer mißt, ſo wird ihm wieder gemeſſen.

Ein

Luſtſpiel.

Perſonen des Luſtſpiels.

Vincentio, Herzog zu Wien.
Angelo, Stadthalter in Abweſenheit des Herzogs.
Eſcalus, ein alter Herr von Stande, dem Angelo in Verwaltung der Regierung beygefügt.
Claudio, ein junger Edelmann.
Lucio, ein Libertiner.
Zwey Edelleute.
Varrius, einer von den Hofleuten des Herzogs.
Thomas, Peter, } Zwey Franciſcaner-Mönche.
Ein Richter.
Kerkermeiſter.
Ellbogen, ein Policey-Aufſeher in einem Quartier der Stadt.
Schaum, ein närriſcher Junker.
Harlequin, Diener der Frau Overdone.
Abhorſon, ein Nachrichter.
Bernardin, ein ruchloſer Gefangner.
Iſabella, Claudios Schweſter.
Mariane, mit Angelo verſprochen.
Juliette, Claudios Liebſte.
Franciſca, eine Nonne.
Frau Overdone, eine Kupplerin.
Wache, Stadtbediente, und andre aufwartende Perſonen.

Der Schauplaz iſt in Wien.

Die Geſchichte iſt aus Cinthios Novellen genommen.

Maaß für Maaß.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Des Herzogs Palaſt.)

Der Herzog, Eſcalus, und einige Herren vom Hofe.

Herzog.

Eſcalus --

Eſcalus.

Gnädigſter Herr --

Herzog.

Es würde eine unzeitige Sucht zu reden an mir ſcheinen, wenn ich euch die Eigenſchaften einer klugen Regierungsart entfalten wollte, da mir bekannt iſt, daß eure Wiſſenſchaft hierinn alle Erinnerungen, die ich euch geben könnte, überflüſſig macht; es bleibt mir alſo nichts übrig, als euch die Gelegenheit zu geben, dieſe Geſchiklichkeit im Werke zu zeigen. Fleiß und Erfahrung hat euch den Character unſers Volkes, die Geſeze unſrer Stadt, uud die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit ſo bekannt gemacht, daß wir niemand kennen, der euch hierinn übertreffe. Hier iſt unſer Auftrag, welchem wir pünctlich nachgelebt wiſſen wollen -- Man ruſe den Angelo hieher --- Wie meynt ihr, daß er unſre Stelle vertreten werde? Denn ihr müßt wiſſen, daß wir ihn mit beſonderer Vollmacht erſehen haben, unſre Abweſenheit zu erſezen; ihm haben wir unſre volle Macht zu ſtrafen und gutes zu thun geliehen; ſagt, was denkt ihr hiezu?

Eſcalus.

Wenn jemand in Wien eines ſolchen Vertrauens, und einer ſo hohen Ehre würdig iſt, ſo iſt es Angelo.

Zweyte Scene.

Angelo zu den Vorigen.

Angelo.

Ich komme, Euer Durchlaucht Befehle zu vernehmen.

Herzog.

Herzog.

Angelo, dein Leben entdekt dem aufmerkſamen Beobachter die ganze Geſtalt deines Characters. Die Ausübung jeder Tugend iſt durch eine lange Uebung deine Natur geworden. Wir zünden keine Fakeln an, damit ſie ſich ſelbſt leuchten; ſo macht es der Himmel mit uns; wofern unſre Tugenden nicht auſſer uns würken, ſo wäre es gleich viel, wenn wir ſie gar nicht hätten. Geiſter werden nur zu groſſen Endzweken vollkommner von der Natur ausgebildet, und dieſe ſparſame Göttin leyht nicht das kleinſte Quintchen von ihrer Vortreflichkeit, ohne die Abſicht, Dank und Intereſſe davon zu ziehen. Doch ich rede dieſes zu einem, der mich ſelbſt in dem Amt, das ich ihm auftrage, unterrichten könnte. Sey alſo in unſrer Abweſenheit der Vertreter unſres völligen Selbſt in dieſer Stadt; Leben und Tod, Angelo, hange von deinen Lippen ab; der alte Eſcalus, obgleich der erſte deiner Räthe, iſt nur der zweyte nach dir. Hier iſt deine Commißion.

Angelo.

Nein, mein guädigſter Herr; laßt mein Metall vorher auf irgend eine ſchärfere Probe geſezt werden, eh eine ſo edle und groſſe Figur darauf geſtempelt wird.

Herzog.

Kommt, keine Ausflüchte mehr; wir haben euch mit wohlbedachter Wahl hiezu erſehen; übernehmt alſo unſre Stelle. Unſre Abreiſe von hier wird ſo ſchleunig ſeyn, daß wir Sachen von Wichtigkeit unentſchieden zurüklaſſen müſſen.

Wir werden euch, so viel Zeit und Umstände zulassen, von unserm Befinden Nachricht geben, und uns erkundigen, wie es hier stehe. Lebet also wohl; ich überlasse euch der hoffnungsvollen Ausführung unsrer Aufträge.

Angelo.

Erlaubet wenigstens, gnädigster Herr, daß wir euch einige Umstände --

Herzog.

Wir können keinen Augenblik länger verziehen. Auch habt ihr, bey meiner Ehre, nicht nöthig euch das mindeste Bedenken zu machen. Euer Werk ist, wie das unsrige, die Gesezze so einzurichten und in Würksamkeit zu sezen, wie ihr es am besten achtet. Gebt mir eure Hand, ich werde in geheim abreisen. Ich liebe das Volk, aber ich seze mich ihm nicht gern zur Schau aus; ob es gleich wohl thut, so bin ich doch kein Liebhaber ihres lauten Zujauchzens, und habe keine grosse Meynung von der Bescheidenheit derjenigen, die dergleichen Dinge lieben. Noch einmal, lebet wohl.

Angelo.

Der Himmel befördere euer Vorhaben.

Escalus.

Und bringe euch glüklich zurük.

Herzog.

Ich danke euch, lebet wohl.

(Er geht ab.)

Escalus.

Eſcalus.

Ich muß euch, mein Herr, um Erlaubniß bitten, eine freye Unterredung mit euch zu haben. Es iſt mir daran gelegen, mein Amt recht zu kennen. Ich habe eine Gewalt; aber ich bin nicht belehrt, wie weit ſie ſich erſtrekt.

Angelo.

Es geht mir eben ſo; wir wollen uns mit einander hinwegbegeben, und durch Vergleichung unſrer Inſtructionen uns ins Klare ſezen.

Eſcalus.

Ich werde Euer Gnaden folgen.

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

(Eine Straße.)

Lucio und zween Edelleute.

Lucio.

Wenn der Herzog, und die übrigen Herzoge ſich mit dem König von Ungarn nicht vergleichen können, ſo werden ſich alle Herzoge wider den König vereinigen.

1. Edelmann.

Der Himmel geb uns ſeinen Frieden, aber nicht des Königs in Ungarn ſeinen.

2. Edel-

2. Edelmann.

Amen!

Lucio.

Du betest wie jener andächtiger Seeräuber, der mit den zehen Gebotten zu Schiffe stieg, aber eines aus der andern Tafel auskratzte.

2. Edelmann.

Du sollt nicht stehlen --

Lucio.

Eben das.

1. Edelmann.

Hatte er nicht Ursache? Das ist ein Gebott, das seine Leute von ihrer Schuldigkeit abgehalten hätte; denn sie schifften sich ein, um zu stehlen. Es ist nicht einer unter uns Soldaten, dem in dem Gebet vor dem Essen, die Bitte für den Frieden gefiele.

2. Edelmann.

Ich habe doch nie keinen Soldaten gehört, der sie mißbilligt hätte.

Lucio.

Das glaub ich dir; du bist vermuthlich nie dabey gewesen, wenn man das Tischgebet gesprochen hat.

2. Edel-

2. Edelmann.

Wie? wenigſtens ein dutzendmal.

1. Edelmann.

Wie? In Reimen?

Lucio.

In allen Reim-Arten und in allen Sprachen.

1. Edelmann.

Und auch in allen Religionen denk' ich.

Lucio.

Warum das nicht? -- Aber ſht, ſht, hier kommt Madam Gutherzigkeit.

1. Edelmann.

Wahrhaftig, die Krankheiten, die ich unter ihrem Dach aufgeleſen habe, kommen mich --

2. Edelmann.

Wie hoch, wenn ich bitten darf?

1. Edelmann.

Rathet?

2. Edelmann.

Dreytauſend Thaler jährlich?

1. Edelmann.

Ja, und mehr.

Lucio.

Eine franzöſiſche Crone mehr.

Vierte Scene.

Die Kupplerin, die Vorigen.

1. Edelmann.

Wie gehts, Mutter, auf welcher Seite habt ihr das Hüftweh am nachdrüklichſten?

Kupplerin.

Gut, gut, dort wird einer ins Gefängniß geführt, der fünftauſend wie ihr ſeyd werth iſt.

1. Edelmann.

Wer iſt das, ich bitte dich?

Kupplerin.

Zum Henker, Junker, es iſt Claudio; Signor Claudio.

1. Edelmann.

Claudio ins Gefängniß? das kan nicht ſeyn.

Kupplerin.

Ich weiß aber daß es iſt; ich ſah, wie er angehalten wurde; ich ſah ihn wegführen, und was noch mehr iſt, in den nächſten drey Tagen wird ihm der Kopf abgeſchlagen werden.

Lucio.

Lucio.

Das ſtünde mir gar nicht an; biſt du deſſen gewiß?

Kupplerin.

Nur allzugewiß; und das alles, weil er der Fräulein Juliette ein Kind gemacht hat.

Lucio.

Glaubt mir, es kan ſeyn; er verſprach mir, vor zwey Stunden mich hier anzutreffen, und er war immer genau ſein Wort zu halten.

1. Edelmann.

Und überdas ſtimmt dieſer Bericht mit dem öffentlichen Ausruf ein.

Lucio.

Kommt, wir wollen ſehen, was an der Sache iſt.

Fünfte Scene.

Die Kupplerin, Harlequin.

Kupplerin.

Was bringſt du neues?

Harlequin.

Seht ihr nicht den Mann dort, den man ins Gefängniß führt?

Kupplerin.

Kupplerin.

Was hat er denn gemacht?

Harlequin.

Eine Frau.

Kupplerin.

Ich frage, was iſt ſein Verbrechen?

Harlequin.

Daß er in einem fremden Bache Dreuſchen gefangen hat.

Kupplerin.

Wie? geht ein Mädchen mit einem Kind von ihm?

Harlequin.

Nein, aber ein Weib geht mit einem Mädchen von ihm. Ihr habt den Ausruf nicht gehört, habt ihr?

Kupplerin.

Was für einen Ausruf, Mann?

Harlequin.

Alle Häuſer in den Vorſtädten von Wien ſollen niedergeriſſen werden.

Kupplerin.

Und was ſoll aus denen in der Stadt werden.

Harlequin.

Die läßt man zum Saamen ſtehen; ſie hätten auch weg ſollen,

ſollen, aber einige weiſe Bürger haben ſich für ſie ins Mittel geſchlagen.

Kupplerin.

So ſollen alſo alle unſre Schenk- und Spiel-Häuſer in den Vorſtädten niedergeriſſen werden?

Harlequin.

Bis auf den Grund, Madam.

Kupplerin.

Wahrhaftig, es geht eine groſſe Veränderung im gemeinen Weſen vor; was wird aus mir werden?

Harlequin.

O, dafür macht euch keine Sorgen: gute Rathgeber haben nie Mangel an Clienten; wenn ihr ſchon euern Plaz ändert, ſo braucht ihr deßwegen nicht euer Gewerbe zu ändern; ich will immer euer treuer Diener bleiben. Habt nur gut Herz, man wird Mitleiden mit euch haben; ihr, die ihr eure Augen im Dienſt des gemeinen Weſens beynahe aufgebraucht habt, ihr werdet in Betrachtung gezogen werden.

Kupplerin.

Was giebts hier, Thomas, wir wollen uns zurük ziehen.

(Sie gehen ab.)

Sechste Scene.

Der Kerkermeiſter, Claudio, Juliette, und Stadtbediente. Lucio, und zwey Edelleute.

Claudio.

Guter Freund, warum führſt du mich ſo zur Schau herum? führe mich in das Gefängniß, wohin ich verurtheilet bin.

Kerkermeiſter.

Ich thu es nicht aus böſem Willen, ſondern auf ausdrüklichen Befehl des Herrn Stadthalters.

Claudio.

So kan der Halbgott, Authorität, uns das volle Gewicht unſrer Uebertretungen bezahlen machen. So ſind die Urtheile des Himmels; wem er verzeihen will, dem will er; wem er nicht will, will er nicht, und iſt doch immer gerecht.

Lucio.

Wie, was iſt dieſes, Claudio? Warum befindet ihr euch in ſolchen Umſtänden? Was iſt euer Verbrechen?

Claudio.

Nur davon zu reden, würde ein neues Verbrechen ſeyn.

Lucio.

Wie, iſt es eine Mordthat? Claudio.

Claudia.

Nein.

Lucio.

Unzucht?

Claudio.

Wenn ihr es ſo nennen wollt.

Kerkermeiſter.

Fort, mein Herr, ihr müßt gehen.

Claudio.

Nur ein Wort, guter Freund -- Lucio, ein Wort mit euch.

Lucio.

Hundert, wenn ſie euch etwas nützen können; wird Unzucht ſo hart angeſehen?

Claudio.

Diß iſt mein Fall: Auf ein beydſeitiges Eheverſprechen hin nahm ich Beſiz von Juliettens Bette; (ihr kennet ſie;) ſie iſt mein wahres Eheweib, auſſer daß uns die Ceremonien mangeln, wodurch unſre Heurath öffentlich gemacht worden wäre. Die einzige Urſache warum wir ſie unterlieſſen, war ein Erbe, das noch in den Kiſten ihrer Verwandten ligt, denen wir unſre Liebe noch ſo lange zu verbergen gedachten, bis die Zeit ſie uns günſtiger gemacht haben würde. Allein das Unglük wollte, daß das Geheimniß

unſrer Vertraulichkeit vor der Zeit verrathen würde -- es iſt mit zu groſſen Buchſtaben an Julietten geſchrieben.

Lucio.

Mit einem Kind, vielleicht?

Claudio.

Leider! und der neue Stadthalter des Herzogs (ob es daher kommt, daß der Staatskörper ein Pferd iſt, welches der Stadthalter zureiten ſoll, und dem er, das erſte mal, die Sporren ſtärker zu fühlen giebt, damit es wiſſe, daß er ſeiner meiſter iſt; oder ob die Tyranney in dem Plaz oder in demjenigen iſt, der ihn einnimmt? kan ich nicht entſcheiden:) Kurz, der neue Stadthalter erwekt bey meinem Anlas alle die veralteten Straſſen, die gleich einer ungeputzten Rüſtung, ſo lange an der Wand gehangen, bis neunzehn Zodiaci ſich umgewälzt haben, ohne daß ſie in einem einzigen gebraucht worden; und um eines Namens willen, wekt er das vergeßne tiefeingeſchlafne Geſez wider mich auf; in der That, um eines Namens willen.

Lucio.

Du haſt recht, es iſt nicht anders; und dein Kopf ſteht ſo ſchwach auf deinen Schultern, daß ihn ein verliebtes Milchmädchen wegſeufzen könnte. Schikt dem Herzog nach, und appellirt an ihn.

Claudio.

Claudio.

Ich hab es gethan; aber man kan ihn nirgends finden. Ich bitte dich, Lucio, thu mir dieſen Liebesdienſt; ich hab eine Schweſter im Kloſter, die an dieſem Tag ihre Probzeit enden ſoll. Gieb ihr Nachricht von der Gefahr worinn ich bin; bitte ſie in meinem Namen, daß ſie Freunde an den ſtrengen Stadthalter ſchike; bitte ſie, daß ſie in eigner Perſon einen Anfall auf ihn thue; von dem leztern macht' ich mir die meiſte Hoffnung. Eine junge Perſon wie ſie, hat eine Art von ſprachloſer Beredſamkeit, der die Männer ſelten widerſtehen können; und auſſerdem, ſo iſt ſie auch geſchikt genug, wenn ſie durch Gründe und Vorſtellungen überreden will.

Lucio.

Ich wünſche, daß ſie es könne; ſowol zum Troſt Aller die ſich in ähnlichen Umſtänden befinden, als um deines Lebens willen; es würde mich ſehr verdrieſſen, wenn es wegen eines Spiels Trictrak ſo närriſcher Weiſe verlohren gehen ſollte. Ich will zu ihr.

Claudio.

Habe Dank, mein guter Freund, Lucio.

Lucio.

Binnen zwo Stunden --

Claudio.

Kommt, Kerkermeiſter, wir wollen gehen.

[Sie gehen ab.]

Siebende Scene.

(Ein Kloſter.)

Der Herzog und Bruder Thomas.

Herzog.

Nein, heiliger Vater, laßt dieſen Gedanken fahren: Glaubet nicht, daß der ſchmuzige Pfeil der Liebe einen männlichen Buſen durchdringen könne. Die Urſache, warum ich euch um eine geheime Beherbergung bitte, iſt wichtiger und ernſthafter, als die ausſchweiffenden Abſichten der glühenden Jugend.

Bruder.

Kan Eure Durchlaucht davon reden --

Herzog.

Mein ehrwürdiger Vater, niemand weiß beſſer als ihr, wie ſehr ich immer das abgeſonderte Leben geliebt, und wie wenig ich an den Geſellſchaften, wo Jugend, Verſchwendung, und fröliche Thorheit ſich vereinigen, Geſchmak gehabt habe. Ich habe dem Freyherrn Angelo, einem Mann von ſtrengen Sitten und geübter Enthaltſamkeit, meine ganze unumſchränkte Gewalt in Wien übertragen; und er iſt in der Einbildung, daß ich nach Polen gereißt ſey; denn ſo hab' ich unter die Leute ſtreuen laſſen, und ſo iſt es angenommen;

nommen: Nun, mein frommer Herr, werdet ihr mich fragen, warum ich das thue?

Bruder.

Wenn es erlaubt iſt, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Wir haben ſtrenge Geſeze, (ein nothwendiges Gebiß für unbändige Unterthanen) die wir dieſe neunzehn Jahre her haben ſchlaffen laſſen, gleich einem überfüllten Löwen, der in ſeiner Höle ligen bleibt, und nicht auf Beute ausgeht. Wie es nun zu begegnen pflegt, daß wenn allzu zärtliche Väter die Ruthe nicht zum Gebrauch, ſondern nur zum Schreken, ihren Kindern vor die Augen ſteken, ſie in kurzer Zeit mehr verlacht als gefürchtet wird; ſo iſt es unſern Geſezen gegangen: Anſtatt den Verbrechern den Tod zu geben, ſind ſie ſelbſt todt; die ungebundne Freyheit zieht die Gerechtigkeit bey der Naſe, der Säugling ſchlägt die Amme, und alle Anſtändigkeit der Sitten geht verlohren.

Bruder.

Es hieng nur von Euer Durchlaucht ab, dieſe gefeſſelte Gerechtigkeit wieder los zu laſſen, und es würde an Euch furchtbarer geſchienen haben, als an Angelo.

Herzog.

Ich beſorge, nur allzu furchtbar. Da es mein Fehler war, dem Volk ſo viel Freyheit zu laſſen, ſo würde es

Tyranney geweſen ſeyn, ſie für das zu ſtrafen, was ich ſelbſt ihnen zu thun befahl. Denn wir befehlen Böſes zu thun, wenn wir den Uebelthaten ſtatt der Straffe ihren freyen Lauf laſſen. Dieſes iſt der wahre Grund, mein Vater, warum ich dieſes Amt dem **Angelo** aufgetragen habe, der unter dem ſchüzenden Anſehen meines Namens ſtraffen kan, ohne daß, ſo lange meine Perſon nicht geſehen wird, der Tadel auf mich fällt. Um aber ſelbſt ein Augenzeuge von dieſer Regierung zu ſeyn, will ich unter dem Namen eines Bruders von euerm Orden, ſowol den Regenten als das Volk beſuchen. Ich bitte dich alſo, ſchaffe mir einen Habit, und unterrichte mich, damit ich die vollſtändige Perſon eines ächten Franciſcaner-Mönchs ſpielen könne. Noch mehr Gründe für dieſe Handlung will ich bey mehrerer Muſſe eröffnen; einer davon iſt dieſer: Angelo iſt ſtrenge; ſteht gegen jeden Tadel auf der Hut, geſteht kaum, daß ſein Blut fließt, oder daß er zu Brot mehr Appetit hat als zu Stein. Wir können vielleicht bey dieſer Gelegenheit lernen, wie viel man ſich auf dieſe ſtrengen Tugenden verlaſſen kan.

(Sie gehen ab.)

Achte Scene.

[Ein Frauen-Kloſter.]

Iſabella, und Franciſca.

Iſabella.

Und habt ihr Kloſter-Frauen keine andern Freyheiten?

Franciſca.

Sind dieſe nicht groß genug?

Iſabella.

Ja, freylich; ich frage nicht, als ob ich mehr wünſchte; ſondern weil ich wünſchte, daß die Schweſterſchaft der heiligen Clara noch enger eingeſchränkt ſeyn möchte.

Lucio läßt ſeine Stimme hinter der Scene hören.

Iſabella.

Was iſt das? Wer ruft?

Franciſca.

Es iſt eines Mannes Stimme. Meine liebe Iſabella, ſchließt ihr auf, und fragt ihn was er will; ihr dürft es thun, ich nicht; ihr habt das Gelübde noch nicht gethan; wenn ihr es gethan habt, ſo dürft ihr mit keiner Mannsperſon ſprechen, auſſer in Gegenwart der Priorin; und auch dann, wenn ihr redet, dürft ihr euer Geſicht nicht zeigen,

oder wenn ihr das Geſicht zeigt, dürft ihr nicht reden. Er ruft wieder; ich bitte euch, gebt ihm Antwort.

[Franciſca geht ab.]

Iſabella.

Wer ruft hier?

[Sie macht die Thüre auf.]

Lucio kommt herein.

Lucio.

Heil, Jungfrau, wenn ihr ſeyd, wofür euch dieſe Roſenwangen ankündigen; wollt ihr ſo gefällig ſeyn, und mich vor Iſabellen bringen, der ſchönen Schweſter des unglüklichen Claudio, die ſich unter den Probe-Schweſtern dieſes Hauſes befindet.

Iſabella.

Warum des unglüklichen Claudio, laßt mich zurükfragen, indem ich euch ſage, daß ich dieſe Iſabella und ſeine Schweſter bin.

Lucio.

Holdſelige Schöne, euer Bruder grüſſet euch; um euch nicht lange aufzuhalten, er ligt im Gefängniß.

Iſabella.

Weh mir! Und warum?

Lucio.

Für etwas, wofür er, wenn ich ſein Richter wäre,

Beloh-

Belohnung ſtatt Strafe erhalten ſollte; er hat einer guten Freundin ein Kind gemacht.

Iſabella.

Mein Herr, erzählt mir nicht eure eigne Geſchichte.

Lucio.

Es iſt wie ich ſage; wenn es gleich meine Schooßſünde iſt, den Kybizen mit den Mädchen zu ſpielen, und ihnen zum Spaß Dinge vorzuſagen, wovon mein Herz nichts weiß, ſo wollte ich doch nicht mit allen Jungfrauen ſo ſcherzen. Ich ſehe euch für ein geheiligtes und dem Himmel geweyhtes Geſchöpf an; und, aufrichtig zu reden, euer Stand macht euch in meinen Augen ſchon zu einem abgeſchiednen ſeligen Geiſt.

Iſabella.

Ihr läſtert das Gute, indem ihr meiner ſpottet.

Lucio.

Denket das nicht von mir. In wahrem Ernſt, diß iſt die Sache: Euer Bruder hat ſeine Liebſte in einen Zuſtand geſezt, der dasjenige was zwiſchen ihnen vorgegangen, unläugbar macht.

Iſabella.

Iſt eine ſchwanger von ihm? — Meine Baſe Juliette?

Lucio.

Iſt ſie eure Baſe?

Iſa-

Isabella.

Durch Adoption, durch die Liebe, die wir als Kinder für einander gehabt.

Lucio.

Sie ist es.

Isabella.

O! So kan er sie ja heurathen.

Lucio.

Das ist eben der Knoten. Der Herzog hat sich auf eine sehr seltsame Art von hier wegbegeben; und manchen Edelmann, worunter ich selbst einer bin, in der Hoffnung, einen Antheil an der Staats Verwaltung zu bekommen, getäuscht. Allein wenn denjenigen zu glauben ist, welche die wahren Nerven des Staats kennen, so ist die Bestellung die er gemacht, unendlich weit von seiner würklichen Absicht entfernt. Indessen herrschet an seinem Plaz, und mit seiner ganzen unumschränkten Gewalt, der Freyherr Angelo, ein Mann dessen Blut Schneewasser ist; ein Mann der durch die Stärke seiner Seele, durch Studieren und Fasten den Stachel der Natur stumpf gemacht hat; der die Bewegung der Sinne, und den Trieb der unordentlichen Lust nie gefühlt hat. Dieser, (um den Muthwillen und die Ausgelassenheit, die eine lange Zeit um die drohenden Geseze, wie Mäuse um Löwen, herumgeschwärmt, in Schreken zu sezen) hat ein Gesez hervorgesucht, unter dessen schwerem Inhalt eures Bruders Leben der Todesstrafe verfallen ist; er hat ihn al-

so

ſo gefangen geſezt, und will durch Vollziehung der ganzen Strenge des Geſezes, ihn andern zu einem Beyſpiel machen. Alle Hoffnung iſt hin, wofern ihr nicht das Glük habt, durch eure ſchöne Fürbitte den Angelo zu rühren; und dieſes iſt, warum ich euch in euers Bruders Namen bitte.

Iſabella.

Er will ihm das Leben nehmen, ſagt ihr?

Lucio.

Er hat das Urtheil ſchon geſprochen, und der Kerkermeiſter hat, wie ich höre, ſchon den Befehl wegen der Hinrichtung.

Iſabella.

Ach Himmel! Was kan ich ihm alſo helfen?

Lucio.

Verſucht die Macht, die ihr habt.

Iſabella.

Meine Macht? Ach! ich zweifle --

Lucio.

Unſre Zweifel ſind Betrüger, und bringen uns oft um das Gute, das wir gewinnen könnten, durch die bloſſe Furcht vor dem Verſuch. Geht zu dem Stadthalter, und laßt ihn erfahren lernen, was die Bitten, die gebognen Knie und die Thränen der Schönheit über einen Mann vermögen.

Iſabella.

Iſabella.

Ich will ſehen was ich thun kan.

Lucio.

Aber beſchleuniget euch.

Iſabella.

Ich will nicht länger ſäumen, als um der würdigen Mutter Nachricht von meinem Geſchäfte zu geben. Ich danke euch von Herzen; grüſſet meinen Bruder: eh es Nacht iſt, will ich ihm von meiner Ausrichtung Nachricht geben.

Lucio.

Ich beurlaube mich von euch, ſchöne Schweſter --

Iſabella.

Lebet wohl, mein gütiger Herr.

(Sie gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Palaſt.)

Angelo, Eſcalus, ein Richter, Bediente.

Angelo.

Wir müſſen kein Schreck-Bild aus dem Geſetz machen, das, die Raubvögel zu verſcheuchen, aufgeſtellt wird; und ihm ſo lang ſeinerley Geſtalt laſſen, bis die Gewohnheit macht, daß ſie ſich darauf ſetzen, anſtatt davor zu flichen.

Eſcalus.

Auch iſt mein Rath, nur in dieſem Fall einige Nachſicht vorwalten zu laſſen. Ach! der junge Mann den ich retten wollte, hatte einen ſehr edeln Vatter. Ich halte Euer Gnaden für einen Mann von ſtrenger Tugend; aber möchtet ihr die Ueberlegung machen, ob ihr ſelbſt, wenn Zeit und Gelegenheit euerm Wunſch oder dem Trieb des feurigen Blutes günſtig geweſen wäre, ob ihr nicht ſelbſt in gewiſſen Augenbliken eures Lebens, in eben dieſem Punct, weßwegen ihr ihn ſtrafen wollt, gefehlt und das Geſetz über euch gereizt hättet.

Angelo.

Angelo.

Ein anders iſt, verſucht werden, Eſcalus, ein anders, fallen. Ich läugne nicht, daß unter den zwölf Geſchwornen, die über eines Gefangnen Leben ſprechen ſollen, einer oder zween ſeyn können, die noch gröſſere Diebe ſind, als der den ſie verhören. Die Gerechtigkeit ſtraft nur die Verbrechen, die ihr bekannt ſind. Was weiß das Geſez davon, daß Diebe über Diebe urtheilen? Es iſt natürlich, daß wir bey einem Edelſtein, den wir finden, ſtill ſtehen und ihn aufheben, weil wir ihn ſehen; aber wenn wir ihn nicht ſehen, ſo treten wir auf ihn und denken nicht daran. Ihr könnt ſein Vergehen dadurch nicht verringern, daß ihr vorausſezt, ich habe auch ſolche Fehler machen können; aber dann, wenn ich, der ihn beſtraft, mich würklich ſo vergehe, dann redet, und laßt mein eignes Urtheil mir den Tod zu erkennen. Mein Herr, er muß ſterben!

Der Kerkermeiſter zu den Vorigen.

Eſcalus.

So ſey es, wie eure beſſere Einſicht es will.

Angelo.

Wo iſt der Kerkermeiſter?

Kerkermeiſter.

Hier, zu Euer Gnaden Befehl.

Angelo.

Sorget dafür, daß Claudio bis morgen um neun Uhr gerichtet werde. Bringt ihm ſeinen Beichtiger, laßt ihn vorbereitet werden; denn dieſe Zeit iſt alles, was er noch zu leben hat.

[Kerkermeiſter geht ab.]

Eſcalus vor ſich.

Gut, der Himmel verzeihe ihm! und verzeih' uns allen! Einige ſteigen durch Sünde, andre fallen durch Tugend: Einige überwälzen ſich in Laſtern, und werden nur nicht zur Rede geſtellet; andre müſſen für einen einzigen Fehltritt die Straffe des gröſten Verbrechens leiden.

Zweyte Scene.

Ellbogen, Schaum, Harlequin und Gerichtsdiener.

Ellbogen.

Kommt, führt ſie her; wenn das nüzliche Leute im gemeinen Weſen ſind, die nichts thun, als das Pflaſter treten, und in H** Häuſern herumſchwärmen, ſo verſteh ich nichts vom Geſez. Führt ſie her.

Angelo.

Was giebts, mein Herr? Wie heißt ihr? Wovon iſt die Rede?

Ellbogen.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, ich bin des armen Herzogs Policey-Aufseher in diesem Quartier, und mein Name ist Ellbogen. Ich appelliere an die Justiz, und bringe hier vor Euer Gnaden ein paar notorische Benesicanten.

Angelo.

Benesicanten? Was haben sie denn gethan? Du willt Malesicanten sagen, vermuthlich.

Ellbogen.

Euer Gnaden nehmen mir nicht übel, ich weiß nicht wer sie sind; aber ausgemachte Buben sind es, das weiß ich gewiß, und leer an aller Profanation, welche gute Christen haben sollten.

Escalus.

Das geht gut; das ist ein weiser Official.

Angelo.

Zur Sache; von was für einer Gattung Leute sind sie? Ellbogen heißt ihr? Warum redst du nicht, Ellbogen?

Harlequin.

Er kan nicht, Gnädiger Herr; er hat ein Loch im Ellbogen.

Angelo.

Wer seyd ihr, Monsieur?

Ellbogen.

Ellbogen.

Er? Ein Bierzapfer, gnädiger Herr, ein Schlingel von einem H** Wirth, einer der bey einem übelberüchtigten Weibsbild in Dienſten iſt; deſſen Haus, Gnädiger Herr, wie die Leute ſagen, in den Vorſtädten nieder geriſſen worden iſt. Izt hält ſie ein Badhaus, welches, denk ich, wohl ſo gut oder nicht beſſer ſeyn wird, als ein H-- Haus.

Eſcalus.

Woher wiſt ihr das?

Ellbogen.

Mein Weib, Gnädiger Herr, die ich vorm Angeſicht des Himmels und Euer Gnaden deteſtire --

Eſcalus.

Wie? dein Weib?

Ellbogen.

Ja, Gnädiger Herr, Gott ſey Dank, ſie iſt ein ehrliches Weib --

Eſcalus.

Und darum deteſtirſt du ſie?

Ellbogen.

Ich ſage Gnädiger Herr, ich deteſtire mich ſelbſt ſowohl als ſie, daß dieſes Haus, wenn es nicht ein H** Haus iſt, ſo daurt mich ihr Leben, denn es iſt ein ſchlimmes Haus.

Escalus.

Und woher weiſt du es denn?

Ellbogen.

Sapperment, Gnädiger Herr, von meinem Weib, die, wenn ſie ein Weib wäre, das den cardinaliſchen (*) Lüſten nachhienge, in dieſem Haus in Hurerey, Ehebruch, und alle Unreinigkeit hätte gerathen können.

Escalus.

Durch dieſer Frauen Vorſchub?

Ellbogen.

Ja, Gnädiger Herr, durch Frau Overdons Vorſchub; aber ſie ſpie ihm ins Geſicht, wie er ſie --

Harlequin.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, es iſt nicht ſo.

Ellbogen.

Beweis es, beweis es vor dieſen Schurken, du Ehrenmann! beweis es.

Escalus.

Hört ihr, wie er ſich verſpricht?

Harlequin.

Gnädiger Herr, ſie gieng mit dem Kind als ſie in unſer

(*) Es braucht kaum der Anmerkung, daß Ellbogen den Fehler hat, gerne lateiniſche Worte einzumengen, die er nicht recht ausſpricht; er ſagt detestiren für attestiren, cardinaliſch für carnaliſch, respectirt für suspect, u. ſ. w.

ſer Haus kam, und hatte (mit Reſpect vor Euer Gnaden zu ſagen) einen Geluſt nach gebratnen Pflaumen; Gnädiger Herr, wir hatten nur zwey im Hauſe, und die lagen zu eben derſelben Zeit, wie das begegnete, in einem Confect-Teller, einem Teller für drey oder vier Groſchen; Euer Gnaden haben wol auch ſolche Teller geſehen, es ſind keine Porcellan-Teller, aber ſehr gute Teller.

Eſcalus.

Weiter, weiter, es iſt am Teller nichts gelegen --

Harlequin.

Nein, in der That nicht, Gnädiger Herr, in dieſem Stük hat Euer Gnaden recht: Aber zur Sache zu kommen; wie ich ſagte, dieſe Madam Ellbogen gieng mit dem Kind, und hatte, wie ich ſagte, ſchon einen ziemlich groſſen Bauch, und gelüſtete, wie ich ſagte, nach Pflaumen, und es waren nur noch zwey auf dem Teller, wie ich ſagte; denn dieſer Herr von Schaum hier, dieſer Junker, der hier ſteht, hatte die übrigen gegeſſen, wie ich ſagte, und er bezahlte ſie ehrlich, das muß ich ſagen; denn, wie ihr wißt, Junker Schaum, ich konnte euch nicht drey Kreuzer herausgeben --

Schaum.

Nein, in der That.

Harlequin.

Das muß wahr ſeyn; ihr waret eben daran, wenn ihr

euch noch erinnert, die Steine von den verbeſagten Pflaumen auszuknaken.

Schaum.

Ja, das that ich, in der That.

Eſcalus.

Fort, ihr ſeyd ein langweiliger Narr, zur Sache; was that man denn Ellbogens ſeinem Weib, daß er Urſach zu klagen hat? Kommt auf das, was man ihr that.

Harlequin.

Gnädiger Herr, Euer Gnaden kan noch nicht auf das kommen.

Eſcalus.

Das iſt auch nicht meine Abſicht.

Harlequin.

Aber Euer Gnaden ſoll darauf kommen, mit Euer Gnaden Erlaubniß; und ich bitte euch, ſehet einmal dieſen Junker Schaum an, Gnädiger Herr, einen Mann von achtzig Pfund Renten des Jahrs, deſſen Vater an aller Heiligen Tag geſtorben iſt. War es nicht aller Heiligen Tag, Junker Schaum?

Schaum.

Aller Heiligen Abend.

Harlequin.

Harlequin.

Gut, gut; ich hoffe, das iſt ein Mann dem man glauben muß. Er ſaß eben, Gnädiger Herr, wie ich ſagte, in einem niedern Seſſel, Gnädiger Herr; es war in der Traube, wo ihr in der That ſo gerne zu ſizen pflegt; nicht wahr?

Schaum.

Es iſt ſo, weil es eine hübſche offne Stube iſt, und gut für den Winter.

Harlequin.

Das heißt geſprochen, wie es ſich gehört; ich hoffe, hier iſt ein Mann, der Glauben finden wird.

Angelo.

Das wird eine Rußiſche Nacht auswähren, wenn die Nächte am längſten ſind. Ich will mich beurlauben, und es euch überlaſſen, die Sache zu unterſuchen, in der Hoffnung, ihr werdet gute Urſache finden, ihnen allerſeits den Staupbeſen geben zu laſſen.

(Geht ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen.

Escalus.

Nun, Monsieur, zur Hauptsache; was that man Ellbogens Weib?

Harlequin.

Was man ihr that, Gnädiger Herr? Nichts, gar nichts, mit Euer Gnaden Erlaubniß.

Ellbogen.

Ich bitte Euer Gnaden, fragt ihn, was dieser Mann hier meinem Weibe gethan hat?

Harlequin.

Ich bitte Euer Gnaden, fragt mich.

Escalus.

Nun, Herr, was that ihr dann dieser Edelmann?

Harlequin.

Ich bitte Euer Gnaden, schauet diesem Edelmann ins Gesicht; Junker Schaum, sehet den Gnädigen Herrn an; es geschieht aus keiner bösen Absicht; beobachtet Euer Gnaden seine Physionomie?

Escalus.

Ja, Herr, sehr wohl.

Harle-

Harlequin.

Nun ich bitte euch, beobachtet es nur wol.

Eſcalus.

Das thu ich.

Harlequin.

Kan Euer Gnaden etwas gefährliches darinn entdeken?

Eſcalus.

Nein.

Harlequin.

Nun will ich auf ein Buch ſchwören, daß ſein Geſicht das ſchlimmſte Ding an ſeiner ganzen Perſon iſt; wohlan dann, wenn ſein Geſicht das ſchlimmſte an ihm iſt, wie konnte Ikr. Schaum des Ellbogens Weib etwas zuleide thun? Das möcht ich von Euer Gnaden hören.

Eſcalus.

Er hat recht; Herr Commiß, was ſagt ihr dazu?

Ellbogen.

Fürs Erſte, ſo iſt das Haus, mit Euer Gnaden Erlaubniß, ein reſpectirtes Haus; Zweytens, iſt das ein reſpectirter Burſche, und ſeine Frau ein reſpectirtes Weib.

Harlequin.

Bey dieſer Hand, Gnädiger Herr, ſein Weib iſt die reſpectirteſte Perſon unter uns allen.

Ellbogen.

Schurke, du lügst; du lügst, du Schurke du; die Zeit soll noch kommen, da sie jemals mit einem Mann, Weib oder Kind respectirt gewesen --

Harlequin.

Gnädiger Herr, er war mit ihr respectirt, eh er sie heurathete.

Escalus.

Ist das wahr, Ellbogen?

Ellbogen.

O du Galgenschwengel! o du Schurke! du gottloser Hannibal! Ich, respectirt mit ihr, eh ich sie heurathete? Wenn ich jemals mit ihr respectirt war, oder sie mit mir, so soll Euer Gnaden mich nicht für des armen Herzogs Beamten halten; beweis es, du verruchter Hannibal, oder ich will eine Injurien-Actie gegen dich anstellen? Was ist Euer Gnaden Befehl, daß ich mit diesem gottlosen Galgenbuben anfangen soll?

Escalus.

Im Ernst, Herr Commiß, weil er ein und anders angestellt hat, das du gern entdeken möchtest wenn du könntest, so laß ihn seinen Weg fortgehen, bis du weist was es ist.

Ellbogen.

Sapperment; ich danke Euer Gnaden davor; da siehst du,

du; du leichtfertiger Schurke, wo es mit dir hinkommt; du darfſt nur ſo fortmachen, du Schurke, du darfſt nur ſo fortmachen --

Eſcalus zu Schaum.

Wo ſeyd ihr gebohren, guter Freund?

Schaum.

Hier, in Wien.

Eſcalus.

Habt ihr achtzig Pfund Renten, Herr?

Schaum.

Ja, mit Euer Gnaden Erlaubniß.

Eſcalus.

So. (Zum Harlequin) was iſt eure Profeſſion, Meiſter --

Harlequin.

Ein Bierzapfer, einer armen Wittfrauen Bierzapfer.

Eſcalus.

Wie heißt eure Frau?

Harlequin.

Frau Overdon.

Eſcalus.

Hat ſie mehr als einen Mann gehabt?

Harlequin.

Harlequin.

Neune, Gnädiger Herr, Overdon war der lezte.

Escalus.

Neune? tretet näher her, Junker Schaum; Junker Schaum, ich sehe nicht gerne daß ihr mit Bierzapfern so wohl bekannt seyd; sie zapfen euch euer Geld ab, Junker Schaum, und ihr bringt sie an den Galgen. Gehet eures Weges, und laßt mich nichts mehr von euch hören.

Schaum.

Ich danke Euer Gnaden; ich für meinen Theil bin noch nie in keiner Bierschenke gesessen, da ich nicht hineingezogen worden wäre.

Escalus.

Genug, und nichts weiter mehr von dieser Art, Junker Schaum, gehabt euch wohl. --

(Schaum geht ab.)

Vierte Scene.

Kommt zu mir her, Meister Bierzapfer, wie ist euer Name, Meister Bierzapfer?

Harlequin.

Pompey.

Escalus.

Eſcalus.

Meiſter Pompey, ihr ſeyd ein Stük von einem H** Wirth, ob ihr es gleich hinter dem Bierzapfer verſteken wollt. Seyd ihr's nicht? Kommt, ſagt mir die Wahrheit, es wird euch nicht deſto ſchlimmer gehen.

Harlequin.

In gutem Ernſt, Gnädiger Herr, ich bin ein armer Kerl, der gerne leben möchte.

Eſcalus.

Wie wollt ihr leben, Pompey? Von der H** Wirthſchaft? Was dünkt euch zu dieſer Handthierung? Iſt es eine geſezmäßige Begangenſchaft?

Harlequin.

Wenn das Geſez ſie geſtattet, Gnädiger Herr.

Eſcalus

Aber das Geſez geſtattet ſie nicht, Pompey; dazu ſoll es in Wien nimmermehr kommen.

Harlequin.

Hat Euer Gnaden vielleicht im Sinn, alle jungen Leute in der Stadt verſchneiden zu laſſen.

Eſcalus.

Nein, Pompey.

Harlequin.

Wahrhaftig, gnädiger Herr, ſo werden ſie nach meiner

ner einfältigen Meynung, nicht davon abzuhalten seyn; wenn Euer Gnaden den H.. und den lüderlichen Manns-leuten wehren wird, so habt ihr nicht nöthig die Kuppler und Kupplerinnen zu fürchten.

Escalus.

Dafür sind hübsche Anstalten im Werk; es ist nur um Köpfen und Hängen zu thun.

Harlequin.

Wenn ihr nur zehn Jahre nach einander alle die sich in diesem Stüke verfehlen, köpfen und hängen lassen wollt, so werdet ihr in Zeiten Commißion für mehr Köpfe geben müssen; wenn dieses Gesez zehen Jahre in Wien gehalten wird, so will ich das schönste Haus in der Stadt das Stokwerk für drey Kreuzer miethen; wenn ihr so lang lebt, das zu erleben, so sagt, Pompey hab es euch vorher gesagt.

Escalus.

Grossen Dank, Pompey, und, um eure Prophecyung zu erwiedern, so sag ich euch hiemit gleichfalls, laßt mich keine Klage mehr wider euch hören, worüber es seyn mag, auch nicht über längern Aufenthalt in dem Hauße, wo ihr gewesen seyd; hör ich das mindeste, Pompey, so will ich euch in euer Lager zurük schlagen, und ein strenger Cäsar gegen euch seyn; aufrichtig zu sprechen, Pompey, ihr hättet verdient, daß ich euch ein wenig abpeitschen ließe; und hiemit, Pompey, gehabt euch für dißmal wohl.

Harlequin.

Harlequin.

Ich danke Euer Gnaden für den guten Rath; ich werde ihm folgen, wie das Schikſal, und Fleiſch und Blut es erlauben werden -- (für ſich) Sapperment! Ein dapfrer Mann läßt ſich nicht ſogleich aus ſeinem Handwerk peitſchen.

(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Eſcalus.

Kommt zu mir hieher, Meiſter Ellbogen; kommt her, Herr Commis; wie lang iſt es, daß ihr dieſes Amt in euerm Quartier verwaltet?

Ellbogen.

Sieben und ein halb Jahr, Gnädiger Herr.

Eſcalus.

Ich dachte, nach euerer Fertigkeit in dieſem Amte zu urtheilen, ihr hättet es ſchon eine gute Zeit getrieben. Sieben ganze Jahre, ſagt ihr?

Ellbogen.

Und ein halbes, Gnädiger Herr.

Eſcalus.

Es wird euch viele Mühe gemacht haben, mein guter Mann; ſie meynen es nicht gut mit euch, daß ſie euch ſo

oft

oft dazu anstrengen; hat es denn keine Leute in euerm Kirchspiel, die im Stande wären es zu versehen?

Ellbogen.

Mein Treu, Gnädiger Herr, nicht viele die den Verstand zu solchen Geschäften haben; wenn sie gewählt werden, so ist es ihnen immer eine Gefälligkeit, wenn ich den Dienst für sie versehe; sie bezahlen mich dafür, und so trag ich eben das Amt für alle.

Escalus.

Seht ihr, bringt mir die Namen von sechs oder sieben, die die tauglichsten in euerm Kirchspiel sind.

Ellbogen.

In Euer Gnaden Haus?

Escalus.

In mein Haus; behüt euch Gott.

[Ellbogen geht ab.]

(Zum Richter.)

Wie viel denkt ihr daß die Glocke ist?

Richter.

Eilfe, Gnädiger Herr.

Escalus.

Ich bitte euch, kommt mit mir zum Mittag-Essen.

Richter.

Richter.

Ich danke euer Gnaden unterthänig.

Eſcalus.

Ich kränke mich herzlich über Claudios Tod; aber es iſt nicht zu helfen.

Richter.

Der Freyherr Angelo iſt ſtreng.

Eſcalus.

Es iſt nur allzu nöthig; Güte hört auf, es zu ſeyn, wenn ſie immer die gleiche Mine macht; und Nachſicht iſt allemal die Mutter neuer Verbrechen. Und doch -- armer Claudio! Es iſt nicht zu helfen! -- Folget mir, mein Herr.

(Gehen ab.)

Sechste Scene.

Der Kerkermeiſter, ein Bedienter.

Bedienter.

Er giebt nur einer Parten Gehör; er wird gleich kommen: Ich will ihm ſagen, daß ihr hier ſeyd.

Kerkermeiſter.

Ich bitte euch, thut es; ich möchte wiſſen, was ſein

Wille iſt; vielleicht ihn wieder frey zu laſſen -- Ach! Er hat kaum mehr als in einem Traum geſündiget; alle Stände, alle Alter riechen nach dieſem Laſter -- und er ſoll dafür ſterben.

Angelo zu den Vorigen.

Angelo.

Nun, was giebt es, Kerkermeiſter?

Kerkermeiſter.

Iſt es Euer Gnaden Wille, daß Claudio morgen ſterben ſolle?

Angelo.

Sagt' ich dir nicht ſchon, Ja? Haſt du nicht Befehl? Wozu brauchſt du noch einmal zu fragen?

Kerkermeiſter.

Aus Furcht, ich möchte zu raſch ſeyn. Mit Euer Gnaden Erlaubniß, ich habe den Fall ſchon erlebt, da der Richter nach der Vollziehung ſein Urtheil gerne wiederrufen hätte.

Angelo.

Thu du deine Pflicht, und laß das meine Sorge ſeyn; thu deine Pflicht, oder gieb dein Amt auf; und es ſoll dir keine Mühe mehr gemacht werden.

Kerker-

Kerkermeiſter.

Ich bitt' unterthänig um Verzeihung, Gnädiger Herr .. Und was ſoll ich mit der winſelnden Juliette anfangen? Sie iſt ihrer Entbindung ſehr nahe.

Angelo.

Bringe ſie an einen bequemen Ort, und das unverzüglich.

Der Bediente.

Gnädiger Herr, hier iſt die Schweſter des verurtheilten Manns, und bittet vor Euer Gnaden gelaſſen zu werden.

Angelo.

Hat er eine Schweſter?

Kerkermeiſter.

Ja, Gnädiger Herr, eine ſehr tugendhafte junge Perſon, die im Begriff iſt eine Kloſterfrau zu werden, wenn ſie es nicht ſchon iſt.

Angelo.

Gut; laß ſie herein kommen.

[Bedienter geht ab.]

Sorgt ihr davor, daß die Hure in einen andern Ort gebracht werde; laßt ihr bloß die nothdürftige, und keine überflüſſige Unterhaltung geben; es ſoll Befehl deßhalb ertheilt werden.

Siebende Scene.

Lucio und Iſabella, zu den Vorigen.

Kerkermeiſter will abtreten.

Angelo.

Bleibt noch ein wenig -- (Zu Iſabella.) Seyd willkommen; was iſt euer Begehren?

Iſabella.

Ich bin eine bekümmerte Perſon, die eine Bitte an Euer Gnaden thun möchte, wenn es euch gefiele mich anzuhören.

Angelo.

Gut; was iſt eure Bitte?

Iſabella.

Es iſt ein Laſter, das ich von Herzen verabſcheue; das ich geſtraft zu ſehen wünſche, und für welches ich keine Fürbitte thun würde, wenn ich nicht müßte.

Angelo.

Gut, zur Sache.

Iſabella.

Ich habe einen Bruder der zum Tod verurtheilt iſt; ich bitte euch, laßt das Urtheil auf ſein Verbrechen, und nicht auf meinen Bruder fallen.

Kerker-

Kerkermeiſter (leiſe.)

Der Himmel gebe dir die Gnade, ihn zu rühren;

Angelo.

Das Verbrechen verurtheilen, und nicht den Thäter? Ein jedes Verbrechen iſt ſchon verurtheilt, eh es gethan wird. Was würde mein Amt ſeyn, wenn ich die Verbrechen fände, deren Strafe die Geſetze beſtimmt haben, und die Thäter gehen lieſſe?

Iſabella.

O! allzugerechtes wiewohl ſtrenges Geſetz! -- Ich habe alſo keinen Bruder mehr --

[Sie will fortgehen.]

Lucio (leiſe.)

Gebt nicht ſo gleich auf; verſucht es noch einmal, bittet ihn, fallt auf die Knie, hängt euch an ſeinen Rok; ihr ſeyd zu kalt; wenn ihr eine Steknadel nöthig hättet, könntet ihr ſie mit keiner gleichgültigern Art verlangen. Noch einmal an ihn, ſag' ich.

Iſabella zu Angelo.

Muß er denn nothwendig ſterben?

Angelo.

Mädchen, dafür iſt kein Mittel.

Iſabella.

Ey ja, ich denke ihr könntet ihm Gnade widerfahren

laſſen; weder der Himmel noch die Menſchen mißbilligen es, wenn man Gnade vor Recht gehen läßt.

Angelo.

Ich will aber nicht.

Iſabella.

Könntet ihr, wenn ihr wolltet?

Angelo.

Seht, was ich nicht will, das kan ich auch nicht.

Iſabella.

Aber könntet ihr es thun, ohne daß die Welt einen Schaden davon hätte, wenn euer Herz das Mitleiden des meinigen gegen ihn fühlte?

Angelo.

Sein Urtheil iſt geſprochen; es iſt zu ſpät.

Lucio (leiſe.)

Ihr ſeyd zu kalt.

Iſabella.

Zu ſpät? Warum? nein; ich kan ja ein Wort wiederrufen, das ich geſprochen habe: Glaubet nur, den König ziert ſeine Crone, den Statthalter ſein Schwerdt, den Marſchall ſein Stab, und den Richter ſein Rok nicht halb ſo ſehr als Gnade; wäret ihr an ſeinem Plaze geweſen und er an

euerm,

euern, ihr würdet geſtrauchelt haben, wie er; aber er würde nicht ſo ſtrenge geweſen ſeyn.

Angelo.

Ich bitte euch, geht.

Iſabella.

Wollte der Himmel, ich hätte eure Macht, und ihr wäret Iſabella; es ſollte nicht ſo ſeyn.

Lucio.

Nur weiter -- das iſt der rechte Ton --

Angelo.

Das Geſez hat euern Bruder verurtheilt; alle eure Worte ſind verſchwendet.

Iſabella.

Ach! gnädiger Himmel! wie? Alle Seelen hatten einſt geſündigt, und waren vom Geſez verurtheilt. Aber der, der ſie mit beſtem Fug ſtraffen konnte, fand ein Mittel aus. Wenn er euch richten wollte, wie ihr ſeyd? O! denkt an das! und Gnade wird, gleich dem neuerſchaffnen Menſchen, aus euern Lippen athmen.

Angelo.

Gebt euch zufrieden, ſchönes Mädchen; das Geſez verurtheilt euern Bruder, nicht ich. Wär' er mein Verwandter, mein Bruder, mein Sohn, ſo würd' es ihm nicht anders ergehen; morgen ſtirbt er.

Iſabella.

Morgen? O! das iſt zu ſchnell. Schonet ſeiner, gebt ihm noch Friſt; er iſt nicht zum Sterben bereitet. Wir tödten ja das Geflügel für unſre Küche nicht eher, bis es Zeit iſt; ſollen wir den Himmel ſchlechter bedienen, als den gröbſten Theil von uns ſelbſt? O! mein gütiger Herr, bedenkt euch: Wenn iſt iemals einer für diß Vergehen geſtorben? Es ſind manche, die es begangen haben.

Lucio (leiſe.)

Gut, wohl geſprochen!

Angelo.

Das Geſez iſt nicht todt geweſen, ob es gleich geſchlafen hat. Dieſe Manche hätten ſich nicht unterſtanden zu ſündigen, wenn der erſte, der das Geſez übertrat, geſtraft worden wäre. Izt, iſt es aufgewacht, erkundigt ſich deſſen was gethan wird, und ſieht, gleich einem Wahrſager, in einem Spiegel, alle die künftigen Verbrechen vor, die durch eine längere Nachſicht veranlaßt würden, und auf keine andere Art verhindert werden können, als wenn ſie vor ihrer Geburt getödtet werden.

Iſabella.

Laßt wenigſtens einiges Mitleiden ſehen.

Angelo.

Ich kan es nicht beſſer ſehen laſſen, als wenn ich Gerechtigkeit

rechtigkeit ſtehen laſſe; denn alsdann hab' ich ſogar Mitleiden mit denen, die ich nicht kenne, indem ich verhindere, daß ein ungeſtraftes Verbrechen ſie nicht zur Nachfolge reize; ja mit dem Verbrecher ſelbſt, der wenn er für eine böſe That büſſen muß, nicht lebt um die zweyte zu begehen. Gebt euch zufrieden; euer Bruder ſtirbt morgen; gebt euch zufrieden.

Iſabella.

So müßt ihr alſo der erſte ſeyn, der ein ſolches Urtheil ſpricht, und er der erſte, der dadurch leidet. O! es iſt vortrefflich, die Stärke eines Rieſen zu haben; aber es iſt tyranniſch, ſie wie ein Rieſe zu gebrauchen.

Lucio (leiſe.)

Das iſt wohl geſprochen.

Iſabella.

Könnten die Groſſen der Welt donnern wie Jupiter, ſo würde Jupiter ſelbſt keine Ruhe vor ihnen haben; denn bis auf den kleinſten ledernen Officianten würde ein jeder ſeinen Himmel zum donnern brauchen wollen. Nichts als donnern -- Gütiger Himmel! dem ſcharfer ſchwefelichter Keil zerſplittert lieber die harte und knottichte Eiche als die ſanfte Myrrthe: O! nur der Menſch, der ſtolze Menſch, für etliche Augenblike in ein wenig Anſehen gekleidet, vergißt was er am gewiſſeſten wiſſen kan, ſeiner zerbrechlichen Natur; und ſpielt, gleich einem erboßten Affen, ſo phantaſtiſche Streiche vor den Augen des Himmels, daß die En-

gel darüber weinen, die, wenn ſie unſre Milz (*) hätten, ſich alle ſterblich lachen müßten.

Lucio (leiſe.)

Weiter, weiter, Mädchen -- das wird würken -- es kömmt ihm, ich merk' es.

Kerkermeiſter.

Wollte Gott, ſie möchte ihn gewinnen!

Iſabella.

Ich darf meinen Bruder nicht gegen euch abwägen; groſſe Herren dürfen mit Heiligen ſcherzen; an ihnen iſt Witz, was an geringern Gottloſigkeit wäre.

Lucio.

Du haſt recht, Mädchen; mehr dergleichen --

Iſabella.

An dem Hauptmann iſt das nur ein haſtiges Wort, was an dem gemeinen Soldaten eine platte Läſterung iſt.

Angelo.

Wozu ſagt ihr dieſe Dinge mir?

Iſabella.

Weil das höchſte Anſehn, ob es gleich dem Irrthum eben ſo ſehr unterworfen iſt als andre Leute, doch immer eine

(*) Die Alten ſchrieben ein unmäßiges Gelächter der Gröſſe der Milz zu. Warburton.

eine Art von Arzney bey ſich führt, die ſeine Vergehungen ſogleich wieder zuheilt; geht in euch ſelbſt; klopft an euerm Buſen an, und fragt euer Herz, was es ſich bewußt iſt, das meines Bruders Fehler ähnlich iſt; und wenn es euch wenigſtens die Fähigkeit geſteht, eben ſo zu ſündigen wie er, ſo erlaubt ihm keinen Gedanken gegen meines Bruders Leben auf eure Zunge zu tönen.

Angelo (für ſich.)

Sie ſpricht mit einem Verſtand, der den meinigen überwältiget -- Lebet wohl --

[Er will weggehen.]

Iſabella.

O! mein Gnädiger Herr, kehret zurük.

Angelo.

Ich will mich bedenken; kommt morgen wieder.

Iſabella.

Höret doch, wie ich euch beſtechen will; mein gütiger Herr, kehret zurük.

Angelo.

Wie? Mich beſtechen?

Iſabella.

Ja, mit ſolchen Geſchenken, die der Himmel mit euch theilen ſoll.

Lucio (leiſe.)

Gut, ſonſt hättet ihr alles verdorben.

Iſabella.

Nicht mit Gold oder Steinen, die nur werth ſind, was die Einbildung ſie gelten läßt, ſondern mit unſchuldigen Fürbitten, die zum Himmel aufſteigen, und durch ihn eindringen ſollen, eh die Sonne wieder aufgeht; mit Fürbitten von unbefleckten Seelen, von faſtenden Jungfrauen, deren Herzen zu nichts Zeitlichem geweihet ſind.

Angelo.

Gut, kommt morgen wieder.

Lucio (leiſe.)

Geht izt, es iſt genug -- weg.

Iſabella.

Der Himmel erhalte Euer Gnaden geſund. Um welche Zeit ſoll ich morgen Euer Gnaden aufwarten?

Angelo.

Vor Mittag, wenn ihr wollt.

[Iſabella geht ab mit Lucio und Kerkermeiſter.]

Achte Scene.

Angelo (allein.)

Von dir? Von deiner Tugend ſelbſt? Was iſt das? Was iſt das? Iſt es deine Schuld oder meine? Wer ſündiget am meiſten, der Verſucher, oder der Verſuchte? Nicht ſie, denn ſie denkt nur nicht daran mich verſuchen zu wollen; ich bin es, der neben dem Veilchen in der Sonne ligend, gleich einem Aaß, nicht wie die Blume, von der holden Frühlings-Wärme faule. Iſts möglich, daß die Sittſamkeit eines Weibes unſern Sinnen gefährlicher ſeyn ſoll, als ihre Schlüpfrigkeit? Sollen wir, da wir genug unnüzen Boden haben, einen Tempel niederreiſſen, um unſre Laſter hinein zu ſteken? -- O pfui, pfui, pfui! Was thuſt du, oder was biſt du, Angelo? O laß ihren Bruder leben: Diebe haben Entſchuldigung für ihre Räubereyen, wenn die Richter ſelbſt ſtehlen. Wie? lieb ich ſie, daß ich ſo begierig bin, ſie wieder zu hören, und mich an ihren Augen zu weiden? Was war diß was ich ſtaunte? O! liſtiger Teufel, der, um Heilige zu fangen, eine Heilige an deinen Angel ſteſt! Die gefährlichſte Verſuchung iſt, die uns durch die Liebe zur Tugend zur Sünde reizt. Nimmermehr könnt ein feiles Weibsbild, mit aller ihrer verdoppelten Stärke, mit allen Reizungen der Natur und Kunſt, meine Sinnen nur einen Augenblik aufrühriſch machen; aber dieſes tugendhafte Mädchen überwältiget mich

ganz, mich, der bis auf dieſen Augenblik, wenn ich von verliebten Mannsleuten hörte, lächelte, und nicht begreifen konnte, wie ſie es ſeyn könnten.

(Geht ab.)

Neunte Scene.

[Verwandelt ſich in ein Gefängniß.]

Der Herzog in einem Mönchshabit, und der Kerkermeiſter, treten auf.

Herzog.

Gott grüſſe euch, Kerkermeiſter; denn das ſeyd ihr, denke ich.

Kerkermeiſter.

Ich bin's; was iſt euer Wille, mein guter Vater?

Herzog.

Von Chriſtlicher Liebe getrieben, und nach den Pflichten meines Ordens komm' ich, die betrübten Seelen in dieſem Gefängniß zu beſuchen; laßt mich ſie ſehen, damit ich die Natur ihrer Sünden erkundigen, und nach Befinden mein Amt bey ihnen verrichten könne.

Kerkermeiſter.

Ich wollte noch mehr thun als das, wenn es nöthig wäre.

Juliette tritt auf.

Kerkermeiſter.

Echt, hier kommt eine von meinen Gefangnen, ein Fräulein, die in die Flammen ihrer eignen Jugend gefallen iſt, und ihren guten Namen darinn verſengt hat: Sie iſt ſchwanger, und der Vater ihres Kinds iſt zum Tode verurtheilt; ein junger Mann, der bereiter iſt, noch eine ſolche Sünde zu begehen, als für dieſe zu ſterben.

Herzog.

Wenn ſoll er ſterben?

Kerkermeiſter.

Ich denke, morgen. (Zu Juliette.) Ich habe Vorſehung für euch gethan, bleibt eine Weile, und ihr ſollt weggeführt werden.

Herzog.

Bereuet ihr, ſchönes Kind, die Sünde, die ihr begangen habt?

Juliette.

Ich bereue ſie und trage die Schmach geduldig.

Herzog.

Ich will euch lehren, wie ihr euer Gewiſſen prüfen könnt, um zu erfahren, ob eure Buſſe aufrichtig iſt oder nicht.

Juliette.

Ich will es gerne lernen.

Her-

Herzog.

Liebt ihr den Mann, der euch zu Falle gebracht hat?

Juliette.

Ja, ſo ſehr als ich die Weibsperſon liebe, die ihn zu Falle gebracht hat.

Herzog.

Es ſcheint alſo, ihr habt aus beyderſeitigem Einverſtändniß geſündiget.

Juliette.

So iſt es.

Herzog.

Alſo war eure Sünde von einer ſchwerern Art, als die Seinige.

Juliette.

Ich bekenn' und bereu' es, mein Vater.

Herzog.

Es iſt billig, meine Tochter; aber bereut ihr eure Sünde vielleicht nur darum, weil ſie euch in dieſe Schmach gebracht hat, anſtatt aus Betrübniß daß ihr den Himmel beleidiget habt? Eine gewöhnliche Art von Reue, wodurch wir beweiſen, daß wir den Himmel nicht ſuchen weil wir ihn lieben, ſondern nur wenn wir ſeine Strafen fürchten.

Juliette.

Es reut mich, in ſo fern es ein Uebel iſt, und ich ertrage die Schmach mit Freuden.

Her-

Herzog.

Bleibet bey dieſer Geſinnung. Euer Mitſchuldiger muß, wie ich höre, morgen ſterben, und ich gehe izt zu ihm, ihn vorzubereiten. Alſo geb ich euch meinen Segen.

(Er geht ab.)

Zehnte Scene.

(Der Palaſt.)

Angelo tritt auf.

Angelo.

Wenn ich beten oder mit geiſtlichen Gedanken mich unterhalten will, ſo bete ich, und denke an verſchiedne Gegenſtände; aber der Himmel hat nur meine leeren Worte, indeß mein Gemüth, ohne meine Zunge zu hören, auf Iſabellen ankert. Der Himmel iſt auf meinen Lippen, und der mächtige und ſchwellende Vorſaz der Sünde in meinem Herzen. Der Staat, worinn ich ſtudirte, iſt mir wie ein gutes Buch, das man ſo oft geleſen hat, bis man es überdrüßig worden iſt; Ja, dieſe Ernſthaftigkeit, auf die ich (laß niemand es hören) ſtolz war, könnt ich mit Aufgabe gegen eine leichte Feder vertauſchen, die der Wind hin und her treibt. O! Plaz, o äuſſerliches Anſehen! Wie oft erzwingſt du Ehrfurcht von den Thoren, und hintergehſt ſelbſt die weiſern Seelen durch deine betrügliche Geſtalt!

Wir brauchen nur guter Engel auf des Teufels Horn zu ſchreiben, ſo iſts nicht mehr des Teufels Horn --

Ein Bedienter kommt herein.

Was giebts, wer iſt da?

Bedienter.

Eine gewiſſe Iſabella, eine Nonne, verlangt vor Euer Gnaden gelaſſen zu werden.

Angelo.

Führe ſie herein -- O Himmel! wie treibt mein Blut zu meinem Herzen, und entſezt auf einmal alle meine andern Theile ihrer nöthigen Stärke -- So ſpielt der alberne Haufſe mit einem der in Ohnmacht ſinkt; alle laufſen ihm zu Hülfe, und verſtopfen dadurch die Luft, durch die er wieder aufleben könnte: Und ſo verlaſſen die Unterthanen, einen geliebten König zu ſehen, ihre eignen Geſchäfte, und drängen ſich in dienſtfertiger Zärtlichkeit zu ſeiner Gegenwart, wo ihre unbeſcheidene Liebe einer Beleidigung gleich ſehen muß --

Iſabella kommt herein.

Wie geht es, ſchönes Mädchen?

Eilfte Scene.

Iſabella.

Ich komme zu hören, was Euer Gnaden beliebt --

Angelo.

Daß ihr es wiſſen möchtet, würde mir beſſer belieben, als daß ihr darnach fragt. Euer Bruder kan nicht bey Leben bleiben.

Iſabella.

Iſt es dieſes? -- Der Himmel erhalte Eu. Gnaden.
[Sie will gehen.]

Angelo.

Und doch möcht' er noch eine Zeitlang leben, und das möchte ſeyn, ſo lang als ihr oder ich; aber er muß ſterben.

Iſabella.

Durch euer Urtheil?

Angelo.

Ja.

Iſabella.

Wenn, ich bitte euch? Laßt ihm wenigſtens ſo viel Zeit als er nöthig hat, damit ſeine Seele geheilt werden könne.

Angelo.

Ha? Pfui dieſer garſtigen Laſter! Es wäre eben ſo gut denenjenigen zu begnadigen, der einen ſchon gemachten Menſchen aus der Natur wegſtehlen hätte, als jenen

Leuten, die das Bild des Himmels auf verbotne Stempel graben, ihre unverschämte Ueppigkeit zu verzeihen.

Isabella.

So wird im Himmel geurtheilt, aber nicht auf Erden.

Angelo.

Sagt ihr das? Nun will ich euch bald zum Stillschweigen bringen. Was wolltet ihr lieber, daß das gerechteste Gesez euerm Bruder das Leben nehme; oder daß ihr, um ihn zu retten, euern Leib eben so behandeln lassen müßtet, wie diejenige, die er beflekt hat?

Isabella.

Gnädiger Herr, glaubt mir das, ich wollte lieber meinen Leib preiß geben als meine Seele.

Angelo.

Ich rede nicht von eurer Seele; Sünden, wozu wir genöthiget werden, stehen nicht auf unsrer Rechnung.

Isabella.

Wie sagt ihr?

Angelo.

Ich will nicht davor gut stehen; denn ich kan vieles gegen das was ich gesagt habe, einwenden. Antwortet mir nur auf das: Ich, durch deissen Mund nur das Gesez redet, spreche das Todes-Urtheil wider euern Bruder aus:

Wäre

Wäre nicht Barmherzigkeit in einer Sünde, die ihr nur darum begienget, um euers Bruders Leben zu retten?

Iſabella.

Schenket ihm das Leben, ich will es auf die Gefahr meiner Seele nehmen, dann iſt gar keine Sünde darinn, ſondern bloſſe Barmherzigkeit.

Angelo.

Hört mich nur, ihr verſteht mich nicht; entweder ſeyd ihr unwiſſend, oder ſtellt euch ſo, und das iſt nicht gut.

Iſabella.

Laßt mich unwiſſend ſeyn, und in nichts gut, als in der demüthigen Erkenntniß, daß ich nicht beſſer bin.

Angelo.

So wünſcht die Weisheit nur deſto glänzender zu ſcheinen, wenn ſie ſich ſelbſt tadelt, wie dieſe ſchwarze Tücher die eingehüllte Schönheit zehnmal lauter ankündigen als die enthüllte Schönheit ſelbſt thun könnte. Aber höret mich, um beſſer verſtanden zu werden, will ich deütlicher reden; euer Bruder muß ſterben.

Iſabella.

So,

Angelo.

Und wegen eines Verbrechens, worauf das Geſez dieſe Strafe gelegt hat.

Isabella.

Es ist wahr.

Angelo.

Gesezt, es wäre kein ander Mittel ihm das Leben zu retten (ich sage nicht, daß ich es gelten lassen würde, sondern nur um den Fall zu sezen) als daß ihr, seine Schwester, wofern jemand euer begehrte, den sein eigner Plaz oder sein Ansehen bey dem Richter in den Stand sezte, euern Bruder aus den Fesseln des Gesezes zu befreyen, und daß kein andres Mittel ihn zu retten wäre, als ihr müßtet entweder diesem vorausgesezten den Genuß eurer Schönheit überlassen, oder euern Bruder leiden sehen, was würdet ihr thun? (*)

Isabella.

Soviel für meinen armen Bruder, als für mich selbst; das ist, wär ich zum Tode verurtheilt, so wollt ich die Striemen scharfer Geisseln wie Rubinen tragen, und mich auf die Marterbank mit der Sehnsucht eines Kranken wie auf ein Ruhbette werfen, eh ich meinen Leib der Schande preiß geben wollte.

Angelo.

So müßte euer Bruder sterben.

Isabella.

(*) Die unrichtige Construction dieser Rede ist im Original, und man hat sie beybehalten, weil sie die Verwirrung ausdrukt, worinn sich Angelo in diesem Augenblik befinden müßte.

Iſabella.

Beſſer, daß ein Bruder einen einzigen Augenblik ſterbe, als daß die Schweſter, um ihn zu retten, ewig ſterbe.

Angelo.

Wäret ihr in dieſem Falle nicht eben ſo grauſam als das Urtheil, das ihr ſo genennt habt?

Iſabella.

So wie eine ſchändliche Ranzion, und eine freye Begnadigung von zweyerley Häuſern ſind; ſo iſt auch ganz gewiß nicht die mindeſte Verwandtſchaft zwiſchen einer geſezmäßigen Barmherzigkeit, und einer laſterhaften Erlöſung.

Angelo.

Ihr ſchienet lezthin das Geſez für einen Tyrannen, und den Fahltritt euers Bruders eher für eine Kurzweil als für ein Verbrechen anzuſehen.

Iſabella.

Verzeihet mir, Gnädiger Herr; um zu erhalten was wir ſuchen, ſind wir oft genöthiget nicht zu ſagen, was wir denken. Aus Liebe zu einem unglüklichen Bruder wünſchte ich die That entſchuldigen zu können, die ich verabſcheue.

Angelo.

Wir ſind alle gebrechlich.

Iſabella.

Wär' es nicht ſo, ſo möchte mein Bruder immerhin ſterben.

Angelo.

Die Weiber ſind auch gebrechlich.

Iſabella.

Ja, wie die Spiegel, worinn ſie ſich beſchauen; die Weiber! Der Himmel ſtehe ihnen bey! Die Männer verderben ihre angebohrne Unſchuld zum Vortheil ihrer Leidenſchaften; ja, nennet uns zehenmal gebrechlich, denn wir ſind ſanft wie unſre Bildung, und weich genug jeden fremden Eindruk anzunehmen.

Angelo.

So denke ich auch; und durch das Zeugniß euers eignen Geſchlechts läßt mich kühner werden. Ich halte euch bey euern Worten. Seyd was ihr ſeyd, ein Weib; wenn ihr mehr ſeyd, ſeyd ihr keines. Seyd ihr's, wie dieſe Geſtalt auf eine ſo reizende Art es bezeuget, ſo zeiget es izt, indem ihr dieſe geweyhte Livorey ableget.

Iſabella.

Ich habe nur eine Zunge; ich bitte Euer Gnaden, deutlich zu ſprechen.

Angelo.

Ich liebe euch.

Iſabella.

Mein Bruder liebte die Juliette, und ihr ſagt mir, daß er dafür ſterben müſſe.

Angelo.

Angelo.

Er ſoll nicht ſterben, wenn ihr meine Liebe begünſtiget.

Iſabella.

Ich weiß daß eure Tugend die Freyheit hat, ein wenig ſchlimmer zu ſcheinen als ſie iſt, um andre auf die Probe zu ſezen.

Angelo.

Glaubt mir, auf meine Ehre, meine Worte erklären meine Abſicht.

Iſabella.

Ha! was für eine Ehre? und was für eine Abſicht? O! Schein, Schein! Ich will dich ausruffen, Angelo; ſiehe zu! Unterzeichne mir dieſen Augenblik die Begnadigung meines Bruders, oder ich will ſo laut als ich ſchreyen kan, der Welt ſagen, was für ein Mann du biſt.

Angelo.

Wer wird dir glauben, Iſabella? Mein unbefleckter Name, mein ſtrenges Leben, mein Anſehen im Staat, mein bloſſes Zeugniß wider dich, werden deine Anklage ſo ſehr überwiegen, daß du in deiner eignen Auſſage erſtiken und nach Verläumdung ſtinken wirſt. Der erſte Schritt iſt gethan, und nun will ich meinem ſinnlichen Theil den Zügel laſſen. Bereite dich meiner erhizten Begierde nachzugeben, lege alle Sprödigkeit, alle dieſe verzögernden Erröthungen ab, die das verbannen warum ſie bitten; erlöſe deinen Bruder,

indem du deinen Leib meinem Willen überlaſſeſt; oder er muß nicht nur den Tod ſterben, ſondern deine Sprödigkeit ſoll ſeinen Tod durch langſame Martern verlängern. Bringe mir morgen die Antwort, oder, bey der Leidenſchaft, die mich izt beherrſchet, ich will ein Tyrann gegen ihn werden. Was euch betrift, ſagt was ihr könnt; meine Lügen überwiegen eure Wahrheiten.

(Er geht ab.)

Iſabella.

Gegen wen ſoll ich mich beklagen? Würd' ich diß erzählen, wer würde mir glauben? Ich will zu meinem Bruder gehen. Ob er gleich durch Antrieb des wallenden Blutes gefallen iſt, ſo hat er doch ſo viel Empfindung von Ehre, daß wenn er auch zwanzig Häupter auf zwanzig Blöke hinzuſtreken hätte, er eher ſie alle hingeben würde, eh ſeine Schweſter ihren Leib zu einer ſo ſchändlichen Beſtekung mißbrauchen laſſen ſollte. Leb' alſo keuſch, Iſabella, und ſtirb du, Bruder; unſre Keuſchheit iſt mehr als unſer Bruder; inzwiſchen will ich ihm das Zumuthen dieſes Angelo kund machen, und ihn ſterben lehren, damit ſeine Seele leben möge.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Das Gefängniß.)

Der Herzog, Claudio und Kerkermeiſter treten auf.

Herzog.

Ihr hofft alſo Begnadigung von dem Stadthalter Angelo?

Claudio.

Die Unglüklichen haben keine andre Arzney als Hoffnung: Ich hoffe zu leben, und bin bereitet zum Sterben.

Herzog.

Stellt euch als gewiß vor, daß ihr ſterben müßt; Tod oder Leben wird euch dadurch nur deſto ſüſſer werden. Redet ſo mit dem Leben: Verliehr ich dich, ſo verliehr ich ein Ding, das nur von Thoren hochgeachtet wird; was biſt du als ein Hauch, allen Einflüſſen der Elemente unterwürffig, welche dieſe Wohnung, worinn du dich aufhältſt, ſtündlich beunruhigen; du biſt nichts anders als des Todes

Narr,

Narr, (*) du arbeitest, ihm durch deine Flucht zu entgehn, und rennst ihm immer entgegen; du bist nicht edel, denn du nährst dich von den verächtlichsten Dingen; du bist nicht dapfer, denn du fürchtest die kleine und schwache Zange eines armen Wurms; dein bester Theil ist der Schlaf, du liebest ihn, und fürchtest doch den Tod, der nichts mehr ist. Du bist nichts Selbstbeständiges, denn du bestehst durch viele tausend Körner, die aus einem Staub hervorkeimen; glüklich bist du nicht, denn immer bestrebst du dich, was du nicht hast zu gewinnen, und zu vergessen was du hast; du bist nicht gewiß, denn dein Zustand wechselt, wie der Mond; wenn du reich bist, bist du doch arm, denn du trägst gleich einem mit Silberstangen beladnen Esel deinen schweren Reichthum nur eine Tagreise, und der Tod ladet dich ab; Freunde hast du keine, denn deine eigene Eingeweide, die dich Vater nennen, fluchen dem Podagra, der Gicht und dem Aussaz, daß sie dir nicht bälder ein Ende machen. Du hast weder Jugend noch Alter; beydes ist nur ein Traum in einem nachmittäglichen Schlaf; denn kaum ist das Feuer deiner Jugend verrochen, so steht sie ab, und bettelt Almosen von dem gichtbrüchigen Alter; und wenn du alt und reich bist, so hast du weder Güte, noch Hize, Trieb und Glieder, deines Reichthums froh zu werden. Was ist denn in diesem allem, das den Namen des Lebens trägt? Und doch ligen in diesem Leben zehentausend

Tode

(*) Dieß ist eine Anspielung auf gewisse Schauspiele, die in den barbarischen Zeiten unter dem Namen Moralitys in England üblich waren, worinn die lustige Person und der Tod die Hauptpersonen waren, und die erste alle nur ersinnliche Kunstgriffe anwenden mußte, dem lezten, dem sie alle Augenblike in die Hände lief, zu entgehen.

Tode verborgen; und wir fürchten den Tod, der alle dieſe ſeltſamen Dinge eben macht?

Claudio.

Ich danke euch; nun ſind ich, daß ich, wenn ich zu leben wünſche, zu ſterben ſuche; und wenn ich den Tod ſuche, das Leben finde: Laß es kommen.

Iſabella zu den Vorigen.

Iſabella.

Wie? Friede ſey mit dieſer guten Geſellſchaft.

Kerkermeiſter.

Wer iſt da? herein --- der Wunſch verdient einen Willkomm.

Herzog.

Mein lieber Herr, ich werde euch in kurzem wieder beſuchen.

Claudio.

Ich danke euch, heiliger Vater.

Iſabella.

Mein Geſchäfte beſteht in einem oder zwey Worten mit Claudio.

Kerkermeiſter.

Von Herzen willkommen. Sehet, mein Herr, hier iſt eure Schweſter.

Her-

Herzog.

Kerkermeiſter, ein Wort mit euch.

Kerkermeiſter.

Soviele als euch beliebt.

Herzog (leiſe.)

Bringet mich an einen Ort, wo ich ſie hören kan, ohne daß ſie mich ſehen.

(Herzog und Kerkermeiſter gehen ab.)

Zweyte Scene.

Claudio.

Nun, Schweſter, was für einen Troſt bringt ihr?

Iſabella.

Wie ſie alle zu ſeyn pflegen; einen ſehr guten in der That; der Freyherr Angelo, welcher Geſchäfte im Himmel hat, iſt entſchloſſen euch zu ſeinem Abgeſandten dahin zu machen; macht euch alſo ohne Verzug reiſefertig, morgen ſollt ihr überſezen.

Claudio.

Iſt denn kein Mittel.

Iſabella.

Keines als ſolch ein Mittel, das, um einen Kopf zu retten, ein Herz entzwey brechen würde.

Claudio.

Claudio.

Aber iſt denn eines?

Iſabella.

Ja, Bruder, ihr könnt bey Leben bleiben; es iſt ein Mittel -- Aber eines, daß wenn ihr fähig wäret es zu billigen, eure Ehre ſich von dieſem Rumpf, den ihr tragt, abſtreifen, und euch nakend laſſen würde.

Claudio.

Und was iſt es denn?

Iſabella.

O, ich fürchte dich, Claudio, ich fürchte du möchteſt, um ein fieberhaftes Leben zu verlängern, ſechs oder ſieben Winter theurer ſchäzen als eine immerwährende Ehre -- Haſt du den Muth zu ſterben? Die Empfindung des Todes iſt das fürchterlichſte an ihm; der arme Käfer, auf den wir treten, leidet ſo viel als ein ſterbender Rieſe.

Claudio.

Warum denkſt du ſo ſchmählich von mir? Haltſt du mich für ſo ſchwach, daß ich keiner männlichen Entſchlieſſung fähig ſeyn ſollte? Wenn ich ſterben muß, ſo will ich der Finſterniß wie einer Braut entgegen gehn, und ſie in meine Arme drüken.

Iſabella.

Izt ſprach mein Bruder, und eine Stimme ſtieg aus meines Vaters Grab empor. Ja, du muſt ſterben; du

bist zu edel, ein Leben durch niederträchtige Gefälligkeiten zu erkauffen. Dieser, mit Heiligkeit übertünchte Stadthalter, dessen gesezte Mine und wohlbedächtliche Rede der Jugend die Klauen in den Kopf schlägt, und ihre Thorheiten berupft, wie der Falke die Eule; ist doch nur ein Teufel, dessen Herz einen Abgrund von Unrath, so tief als die Hölle, in sich hat.

Claudio.

Der priesterliche Angelo?

Isabella.

O das ist die betrügerische Liverey der Hölle, den verdammtesten Körper in priesterliches Gewand einzuhüllen. Kanst du glauben, Claudio, daß wenn ich ihm meine Jungfrauschaft überlassen wollte, du frey werden könntest?

Claudio.

O Himmel! das kan nicht seyn.

Isabella.

So ist es; diese Nacht ist die Zeit, da ich thun soll, was ich zu nennen verabscheue, oder morgen stirbst du.

Claudio.

Du sollst es nicht thun.

Isabella.

O! wär' es nur mein Leben, ich wollt es für deine Befreyung so willig hinwerfen, als eine Steknadel.

Claudio.

Claudio.

Ich danke dir, meine theurſte Iſabella.

Iſabella.

Bereite dich alſo morgen zu ſterben, Claudio.

Claudio.

Ja. So hat er auch ſolche Begierden, die das Geſez in die Naſe beiſſen, wenn er es übertreten will -- Gewißlich, es iſt keine Sünde, oder es iſt doch wenigſtens von den ſieben Todſünden die lezte.

Iſabella.

Was iſt die lezte?

Claudio.

Wenn es ſo verdammlich wäre, würde er, der ein ſo weiſer Mann iſt, um die Luſt eines Augenbliks ewig verdammt ſeyn wollen? O Iſabella --

Iſabella.

Was ſagt mein Bruder?

Claudio.

Tod iſt ein fürchterliches Ding.

Iſabella.

Und ein ſchändliches Leben ein haſſenswürdiges.

Claudio.

Ja, aber ſterben, und gehn wo man nicht weiß wo-

hin; in kalter Erſtarrung da ligen und verfaulen; dieſe warme gefühlvolle Bewegung zum ſtarren Kloz werden, indeß daß der wollüſtgewohnte Geiſt ſich in feurigen Fluthen badet, oder in Gegenden von aufgehäuftem Eyß erſtarret, oder in unſichtbare Winde eingekerkert mit raſtloſer Gewalt rund um die ſchwebende Welt getrieben wird; oder noch unſeliger iſt als das unſeligſte, was zügelloſe und ſchwärmende Gedanken heulend ſich vorbilden -- Das iſt entſezlich! Das armſeligſte Leben, mit allem Ungemach belaſtet, was Alter, Krankheit, Dürftigkeit und Gefangenſchaft der Natur auflegen können, iſt ein Paradies gegen das, was wir auf den Tod fürchten.

Iſabella.

O weh!

Claudio.

Liebſte Schweſter, laß mich leben. Wenn das Sünde ſeyn kan, wodurch du deines Bruders Leben erkaufſt, ſo ſpricht die Natur ſo nachdrüklich für eine ſolche That, daß ſie zur Tugend wird.

Iſabella.

O! du Thier! O! du ehrloſe Memme! O! du ſchändlicher Elender! Willt du durch mein Verbrechen zum Menſchen gemacht werden? Iſt es nicht eine Art von Blutſchande, dein Leben von deiner eignen Schweſter Schaam zu empfangen? Was muß ich denken? Möge der Himmel verhütet haben, daß meine Mutter meinem Vater untreu geweſen;

ſen; ein ſo niederträchtiges Unkraut konnte nicht aus ſeinem Blut entſtehen. Stirb, vergeh Elender! Könnt ich dich durch einen bloſſen Kniefall vom Tod erretten, ich wollt es nicht thun. Ich will tauſend Gebette fur deinen Tod ſprechen, und nicht ein Wort, dich zu retten.

Claudio.

Nein, höre mich, Iſabella.

Iſabella.

O Pfui, Pfui, Pfui, deine Sünde, izt ſeh ichs, iſt kein Fall, ſondern ein Handwerk; Gnade gegen dich würde ſelbſt zur Kupplerin werden; das beſte iſt, du ſterbeſt ungeſäumt.

Claudio.

O höre mich, Iſabella.

Dritte Scene.

Der Herzog und der Kerkermeiſter zu den Vorigen.

Herzog.

Ein Wort mit euch, junge Schweſter, nur ein Wort.

Iſabella.

Was iſt euer Begehren?

Herzog.

Wenn eure Zeit es zuließe, so möcht ich eine kleine Unterredung mit euch haben, deren Inhalt zu euerm eignen Besten abzielt.

Isabella.

Ich habe keine überflüßige Zeit; ich muß mein Verweilen andern Geschäften stehlen; aber doch will ich noch eine Weile hier bleiben, euch anzuhören.

Herzog.

Sohn, ich habe gehört was zwischen euch und eurer Schwester vorgegangen ist. Angelo hat nie den Vorsaz gehabt sie zu verführen; seine Absicht war nur, ihre Tugend auf die Probe zu stellen, und er ist erfreut daß sie ihn so muthig abgewiesen hat. Ich bin des Angelo Beichtiger, und weiß daß diß wahr ist; bereitet euch also zum Tode. Entkräftet eure Entschlossenheit nicht durch betrügliche Hoffnungen; morgen müßt ihr sterben; auf eure Knie nieder, und bereitet euch zu!

Claudio.

Laßt mich meine Schwester um Verzeihung bitten. Die Liebe zum Leben ist mir so vergangen, daß ich froh seyn werde, davon los zu kommen.

(Claudio geht ab.)

Herzog.

Gehabt euch wohl. Kerkermeister, ein Wort mit euch.

Kerker-

Kerkermeiſter.

Was iſt euer Wille, Vater?

Herzog.

Daß ihr euch ein wenig entfernen ſollt; laßt mich eine Weile bey dieſer Schweſter; mein Habit und mein Character ſind euch Bürge, daß ſie von meiner Geſellſchaft nichts zu beſorgen hat.

Kerkermeiſter.

Das kan wohl geſchehen.

(Geht ab.)

Herzog.

Das Glük hat es ſo gefügt, daß ich von dem Anfall, den Angelo auf eure Tugend gethan hat, benachrichtiget worden bin; und wenn dieſe Gebrechlichkeit nicht durch andre Beyſpiele begreiflich gemacht würde, ſo würde ſie mich an Angelo wundern: aber was wollt ihr thun, dieſen Statthalter zu befriedigen, und euern Bruder zu retten?

Iſabella.

Ich bin im Begriff ihm meinen Entſchluß zu melden; ich will lieber, mein Bruder ſterbe durch das Geſez, als mein Sohn werde gegen das Geſez gebohren. Aber, o! wie ſehr hat ſich der gute Herzog in dieſem Angelo betrogen! Wenn er jemals wieder zurük kömmt, und ich vor ihn kommen kan, ſo will ich die Sprache verliehren, oder ihm dieſe ſchändliche Regierung entdeken.

Herzog.

Das wird nicht übel gethan seyn; aber so wie die Sache itzt steht, wird Angelo eure Anklage unkräftig machen; er wird sagen, er habe euch nur auf die Probe gesezt. Höret also meinen Rath; meine Begierde Gutes zu thun, giebt mir ein Mittel ein: Mich däucht, ihr könntet auf die unschuldigste Art und zu gleicher Zeit einem armen beleidigten Frauenzimmer einen Dienst leisten den sie verdient, euerm Bruder das Leben retten, und euch dem abwesenden Herzog nicht wenig gefällig machen, wenn er jemals wiederkommen, und von dieser Sache hören sollte.

Isabella.

Redet weiter; ich habe Muth genug alles zu unternehmen, wovon mein Herz mir nicht sagt, daß es unrecht ist.

Herzog.

Die Tugend ist herzhaft, und die Güte niemals furchtsam. Habt ihr nicht von einer gewissen Mariana gehört, einer Schwester des Schiffhauptmann Friedrichs der auf dem Meer verunglükte?

Isabella.

Ich habe viel Gutes von diesem Frauenzimmer sagen gehört.

Herzog.

Sie sollte dieser Angelo geheurathet haben, er hatte sich mit ihr versprochen, und der Hochzeit-Tag war schon angesezt: Allein während der Zwischenzeit hatte Friedrich

das

das Unglük, in einem Schiffbruch ſein Vermögen, ſeiner Schweſter Erbtheil, und ſein Leben zu verliehren. Die arme Fräulein verlohr dadurch einen edeln und angeſehnen Bruder der ſie zärtlichſt liebte, mit ihm ihr Heurathgut, und mit beyden ihren Bräutigam, dieſen ſcheinbaren Angelo?

Iſabella.

Iſt das möglich? Angelo verließ ſie?

Herzog.

Verließ ſie in Thränen, und troknete nicht eine derſelben mit ſeinem Troſt ab, brach ſein Gelübde unter dem Vorwand einige Flekken an ihrer Ehre entdekt zu haben; kurz, überließ ſie ihrem Elend, und den Schmerzen die ſie um ſeinetwillen leidet --

Iſabella.

Wie wohl würde der Tod thun, wenn er dieſes arme Mädchen aus der Welt nähme! Und wie ungerecht iſt dieſes Leben, daß es einen ſolchen Mann leben läßt! Aber wie kan ihr geholfen werden?

Herzog.

Es iſt ein Bruch, den ihr leicht heilen könnet; und die Heilung deſſelben rettet nicht nur euern Bruder, ſondern macht auch daß ihr ihn ohne Verlezung eurer Ehre retten könnet.

Iſabella.

Wie kan das geſchehen, mein guter Vater?

Herzog.

Die vorbenannte Perſon hegt noch immer ihre erſte Leidenſchaft; ſein ungerechter Kaltſinn, der ihre Liebe billig ausgelöſcht haben ſollte, hat ſie, gleich einem Hinderniß das dem Lauf eines Stroms entgegenſteht, nur heftiger und unordentlicher gemacht. Geht ihr zu Angelo, antwortet ſeinem Begehren durch den Verſpruch eines verſtellten Gehorſams; geſtehet ihm die Hauptſache zu, nur behaltet euch dieſe Bedingungen vor, daß ihr euch nicht lange bey ihm verweilen müſſet, daß die Zeit von Dunkelheit und Stillſchweigen begleitet ſey, und der Ort die Bequemlichkeiten habe, die ein Geheimniß erfodert. Geſteht er euch dieſes zu, ſo geht alles nach unſerm Wunſche; wir unterrichten alsdenn dieſes beleidigte Mädchen, ſich zur geſezten Stunde an euern Plaz zu ſtehlen; dieſes kan, wenn die Wahrheit ſich in der Folg' entdekt, ihn nöthigen ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, euer Bruder kommt dadurch in Freyheit, eure Ehre bleibt unbefleckt, die arme Mariana wird verſorgt, und dem Stadthalter wird die Larve abgezogen. Ich nehm' es über mich, das gute Mädchen dazu vorzubereiten; wenn euch dieſer Entwurf ſonſt gefällt, ſo braucht ihr euch kein Bedenken zu machen; das dreyfache Gute das daraus entſpringt, macht den Betrug untadelhaft. Was dünkt euch hiezu?

Iſabella.

Die Vorſtellung davon beruhigt mich bereits und ich hoffe der Ausgang werde erfreulich ſeyn.

Herzog.

Herzog.

Es kommt alles auf euern Beytrag an; eilet unverzüglich zu Angelo; wenn er euch um dieſe Nacht bittet, ſo ſagt es ihm zu, unter den Bedingungen, die wir abgeredt haben. Ich will indeſſen zu Marianen gehen; fraget mir bey St. Lucas wieder nach, und macht daß ihr von Angelo bald zurükkommt.

Iſabella.

Ich danke euch für dieſen Beyſtand; lebet wohl indeſſen, mein guter Vater.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

[Die Straaſſe.]

Der Herzog als ein Mönch, Ellbogen, Harlequin, und Stadtbediente.

Ellbogen.

Was wird noch aus der Welt werden, wenn man euch das Handwerk nicht legt, Männer und Weiber wie das liebe Vieh zu verkauffen? Fort, fort, euers Weges -- He! Gott grüß euch, guter Pater Bruder.

Herzog.

Und euch guter Bruder Vater, was hat dieſer Mann begangen, mein Herr?

Ellbogen.

Beym Sapperment, Herr, er hat wider das Geſez geſündiget, und, Herr, wir glauben er ſey ein Dieb dazu, Herr; denn wir haben einen ſeltſamen Schlüſſel-Haken bey ihm gefunden, Herr, den wir dem Stadthalter geſchikt haben.

Herzog.

Pfui, du Schurke, ein H** Wirth, ein ſchändlicher H** Wirth! Du lebſt von dem Böſen das du verurſachſt. Haſt du auch einmal daran gedacht, was das iſt, von einem ſo unflätigen Laſter den Magen zu füllen, oder den Rüken zu kleiden? Sage zu dir ſelbſt: Von ihren abſcheulichen viehiſchen Betaſtungen, eß' ich, trink' ich, kleid' ich mich und lebe. Kanſt du das für ein Leben halten, das von einem ſo ſtinkenden Unterhalt abhängt? Geh, beſſre dich, beſſre dich!

Harlequin.

In der That, es ſtinkt in gewiſſer Maaſſe, Herr; aber doch, Herr, wollt' ich beweiſen können. --

Herzog.

Was willſt du beweiſen? Du biſt ein verſtokter Bube. Führ ihn in den Kerker, Commiß; Züchtigung und Unterricht müſſen zugleich würken, um ein ſo wildes Vieh zahm zu machen.

Ellbogen.

Er muß vor den Stadthalter, Herr; er iſt gewarnet worden;

worden; der Stadthalter kan einen H** Wirth nicht leiden. Wenn er ein H** Wirth iſt, und kommt vor den Stadthalter, ſo wär' es ihm eben ſo gut, er wär' eine halbe Stunde weit von ihm.

Harlequin.

Hier kommt ein junger Herr von meinen guten Freunden.

Fünfte Scene.

Lucio zu den Vorigen.

Lucio.

Wie gehts, edler Pompey? Wie? in Cäſars Feſſeln? Wirſt du im Triumph geführt? Wie? war keine von Pygmalions Statuen, die kürzlich wieder zu einem Weib gemacht worden (*) die man hätte dafür beym Kopf kriegen können, daß ſie die Hand in eine Taſche geſtekt, und eine Fauſt wieder herausgezogen? He! was ſagſt du zu dieſer neuen Methode? So gieng es nicht unter der lezten Regierung. Ha? Was ſagſt du, Pflaſtertreter? wie gefällt dir dieſe neue Welt? Du wanderſt, däucht mich, ins Gefängniß?

Harlequin.

Ihr habt's errathen, mein Herr.

Lucio.

(*) Das iſt: Die aus der Salvations-Cur gekommen. Warburton.

Lucio.

Das läßt ſich hören, Pompey, Glük zu; allenfalls kanſt du ſagen, ich habe dich wegen einer Schuld dahin geſchikt; oder warum --

Ellbogen.

Weil er ein H** Wirth iſt, ein H** Wirth.

Lucio.

Gut, ſo ſezt ihn immer ein; wenn das die Straffe iſt die einem H** Wirth gehört, ſo geht die Sache in ihrer Ordnung. Ein H** Wirth iſt er, das hat ſeine Richtigkeit, und das nicht erſt von geſtern her; er iſt ein gebohrner H** Wirth. Guten Abend, Pompey; mein Compliment an das Gefängniß, Pompey; ihr werdet nun ein braver Hausmann werden, Pompey, ihr werdet hübſch das Haus hüten.

Harlequin.

Ich hoffe Euer Gnaden werden Bürge für mich ſeyn.

Lucio.

Nein, wahrhaftig, das werd ich nicht, Pompey; es verlohnt ſich der Mühe nicht; ich will um die Verlängrung eurer Gefangenſchaft bitten; ſchikt ihr euch nicht geduldig drein, deſto ſchlimmer für euch; fahr wohl, ehrlicher Pompey. Guten Abend, Bruder?

Herzog.

Ebenfalls.

Lucio.

Lucio.

Wahlt ſich Brigitte noch immer, Pompey? ha?

Ellbogen.

Fort euers Weges, Herr, fort.

Lucio.

Munter, Pompey, es muß ſchon ſeyn. Was giebts neues, Frater, was Neues.

Ellbogen.

Fort, Herr, geht euers Weges.

Lucio.

Geh, in den Stall, Pompey, geh.

[Ellbogen, Harlequin und Bediente gehen ab.]

Sechste Scene.

Was giebts neues, Frater, vom Herzog?

Herzog.

Ich weiß nichts; wißt ihr etwas?

Lucio.

Einige ſagen, er ſey bey dem Rußiſchen Kayſer; andre, er ſey in Rom; aber wo meynt ihr, daß er iſt?

Herzog.

Das weiß ich nicht, aber wo er auch seyn mag, wünsch' ich ihm Gutes.

Lucio.

Das war ein wunderlicher Einfall von ihm, sich aus dem Staat wegzustehlen, und auf der Betteley herumzuziehen, die seines Handwerks nicht ist. Der Herr Angelo hält indessen hübsch Haus, er beunruhiget die Uebertretung, daß es nicht auszustehen ist.

Herzog.

Daran thut er wohl.

Lucio.

Ein wenig mehr Gelindigkeit gegen die Galanterie möchte nicht schaden; in diesem Stük ist er ein wenig zu streng, Bruder.

Herzog.

Ein so verführisches Laster kan nur durch Strenge geheilt werden.

Lucio.

Frater, so lang essen und trinken nicht abgeschaft werden kan, wird es unmöglich seyn, es ganz auszurotten. Man sagt, dieser Angelo sey nicht durch den ordentlichen Weg der Natur von einem Mann und einem Weib entstanden; ist es wahr, was däucht euch?

Herzog.

Herzog.

Wie ſoll er denn entſtanden ſeyn?

Lucio.

Einige erzählen, eine Waſſernixe habe ihn gebruten; andre, er ſey von zwey Stokfiſchen gezeugt worden. So viel iſt gewiß, daß wenn er das Waſſer abſchlägt, ſein Urin gleich zu Eis gefriert; ich weiß daß es wahr iſt, und daß er zur Zeugung unfähig iſt, daran iſt auch nicht zu zweifeln.

Herzog.

Ihr ſcherzet, mein Herr —

Lucio.

Zum Henker, was für eine Unbarmherzigkeit iſt es von ihm, um der Empörung eines H*ſ*nlazes willen einem ehrlichen Kerl das Leben zu nehmen? Hätte der abweſende Herzog das gethan? Ehe er jemand, und wenn es auch um hundert Baſtarte willen geweſen wäre, hätte hängen laſſen, ehe hätte er für tauſend das Koſtgeld aus ſeinem Beutel bezahlt. Er liebte das Spiel ſelbſt ein wenig, und das machte ihn gelinde.

Herzog.

Ich habe nie gehört, daß man den abweſenden Herzog mit Weibsleuten im Verdacht gehabt hätte; ſeine Neigung gieng nicht dahin.

Lucio.

Lucio.

O mein Herr, ihr betrügt euch sehr.

Herzog.

Es ist nicht möglich.

Lucio.

Wie? der Herzog nicht? Das alte Mensch, das für euch betteit, könnte euch davon sagen; er warf ihr nicht umsonst allemal einen Ducaten in ihre Büchse. Der Herzog hat seine Schliche. Er liebte auch den Trunk, das könnt ihr mir glauben.

Herzog.

Gewißlich, ihr thut ihm unrecht.

Lucio.

Herr, ich war ein Vertrauter von ihm; ein schlauer Bursche ist der Herzog, und ich glaube ich weiß warum er sich entfernt hat.

Herzog.

Ich bitte euch, was mag die Ursache seyn?

Lucio.

Um Vergebung, das ist ein Geheimniß, davon sich nicht reden läßt; aber so viel kan ich euch zu verstehen geben; der gröste Theil seiner Unterthanen hielt den Herzog für weise?

Herzog.

Herzog.

Weiſe? wie, es iſt wohl keine Frage, ob er es war.

Lucio.

Ein ſehr ſuperficieller, unwiſſender, unbedächtlicher Geſelle.

Herzog.

Entweder iſt es Neid, oder Narrheit oder Irrthum daß ihr ſo redet. Sein ganzes Leben, und alle ſeine öffentlichen Handlungen geben ihm ein beſſeres Zeugniß; und der Neid ſelbſt muß geſtehen, daß er gelehrt, ein Staatsmann und ein Soldat iſt. Ihr ſprecht alſo ſehr unbeſonnen; oder wenn es nicht aus Mangel an Einſicht geſchieht, ſo verrathet ihr viel Bosheit.

Lucio.

Herr, ich kenn' ihn und ich lieb' ihn.

Herzog.

Ihr würdet ihn beſſer lieben wenn ihr ihn kenntet, und ihn beſſer kennen wenn ihr ihn liebtet.

Lucio.

Gut, Herr, ich weiß was ich weiß.

Herzog.

Ich kan es ſchwerlich glauben, da ihr nicht wißt was ihr redet. Wofern aber der Herzog wieder zurükkommt, ſo geſtattet daß ich von euch begehre, euch bey ihm zu ver-

antworten. Habt ihr die Wahrheit gesagt, so werdet ihr auch Herz haben, sie zu behaupten; meine Schuldigkeit ist, euch dazu aufzufordern, und ich bitte euch deßwegen um euern Namen.

Lucio.

Herr, mein Name ist Lucio, der Herzog kennt ihn wohl.

Herzog.

Er wird euch noch besser kennen lernen, wenn ich so lange lebe, ihm Nachricht von euch geben zu können.

Lucio.

Ich fürchte euch nicht.

Herzog.

O! ihr hofft, der Herzog werde nicht wieder kommen, oder ihr bildet euch ein ich sey ein Gegner, der euch nicht schaden könne; und in der That, ich werde euch wenig schaden, denn ihr werdet alles was ihr hier gesagt habt, wieder abschwören.

Lucio.

Erst will ich mich hängen lassen; du kennst mich nicht, Frater. Doch nichts weiter hievon. Kanst du sagen, ob Claudio morgen stirbt oder nicht?

Herzog.

Warum sollt' er sterben, mein Herr?

Lucio.

Lucio.

In der That iſt es hart, einem darum den Kopf zu nehmen, weil er die Hoſen herunter gelaſſen hat; denn das iſt doch zulezt alles, was er gethan hat. Ich wollte, der Herzog von dem wir reden, wäre wieder da; dieſer unvermögende Statthalter wird das ganze Land durch Enthaltſamkeit entvölkern. Er leidet nicht, daß die Sperlinge in ſeinem Hauſe niſten, weil ſie Liebhaber vom Paaren ſind. Der Herzog würde Dinge die im Finſtern geſchehen, auch im Finſtern ausmachen; er würde ſie gewiß nicht ans Licht ziehen. Ich wollt' er wäre wieder da! Leb' wohl, mein guter Frater; ich bitte um dein Gebet. Der Herzog, ich ſag dir's noch einmal, macht ſich nichts daraus, an einem Freytag von einer Schöpskeule zu eſſen; ſeine Zeit iſt noch nicht vorbey; ich verſichre dich, er würde eine Bettlerin ſchnäbeln, wenn ſie gleich nach ſchwarz Brot und Knoblauch röche. Sag, ich hab' es geſagt, und gehab dich wohl.

(Lucio geht ab.)

Herzog.

Weder Macht noch Hoheit kan dem Tadel entgehen, und die hinterrüks verwundende Verläumdung ſcheuet ſich nicht, die weiſſeſte Tugend anzugeifern.

Siebende Scene.

Escalus, Kerkermeister, Kupplerin, und Stadtbediente.

Escalus.

Geht, führt sie ins Gefängniß.

Kupplerin.

Ach, Gnädiger Herr, schonet meiner; Euer Gnaden wird von jedermann für einen so mitleidigen Herrn gehalten! Ach mein gütiger Herr!

Escalus.

Doppelt, dreyfach gewarnt werden, und doch immer in dem gleichen Verbrechen fortzufahren -- das könnte die Gnade selbst zum Tyrannen machen.

Kerkermeister.

Eine H** Wirthin, die das Handwerk eilf ganzer Jahre hinter einander treibt, mit Euer Gnaden Erlaubniß.

Kupplerin.

Gnädiger Herr, das geschieht alles auf Anstiften eines gewissen Lucio; Jungfer Käthchen Legdich wurde schwanger von ihm, in des Herzogs Zeiten; er versprach ihr die Ehe; sein Kind ist auf nächsten Philippi und Jacobi fünf Viertheil Jahr alt; ich hab es selbst unterhalten, und das ist nun der Dank den er mir davor giebt.

Escalus.

Eſcalus.

Dieſer Lucio iſt ein ſehr ausgelaſſener Burſche; laßt ihn vor uns ruffen. Weg mit ihr ins Gefängniß; fort, fort, keine Worte mehr. (Sie gehen mit der Kupplerin ab.) Kerkermeiſter, mein Bruder Angelo läßt ſich nicht überreden; Claudio muß morgen ſterben, verſorget ihn mit Geiſtlichen, und mit allem was er zu ſeiner Vorbereitung nöthig hat. Wenn mein Mitleiden ihm etwas helfen könnte, ſollte es nicht ſo ſeyn.

Kerkermeiſter.

Dieſer Franciſcaner iſt bey ihm geweſen, und hat ihn zum Tod vorbereitet.

Eſcalus.

Guten Abend, Vater.

Herzog.

Heil und Segen ſey mit euch!

Eſcalus.

Woher ſeyd ihr?

Herzog.

Nicht aus dieſem Land, ob es mich gleich getroffen hat, eine Zeitlag mich darinn aufzuhalten; ich bin ein Bruder aus einem geſegneten Orden, und vor kurzem mit einem beſondern Auftrag von ſeiner Heiligkeit über das Meer gekommen.

Eſcalus.

Was giebt es Neues in der Welt?

Herzog.

Nichts, als eine Neuigkeit die so alt ist als die Welt, und die doch die Neuigkeit jedes Tages ist, daß die Tugend siech und das Laster munter, und daß es leichter ist, das Böse zu strafen als selbst unverwerflich zu seyn. Ich bitte euch, mein Herr, von was für einer Denkungsart war der Herzog?

Escalus.

Von einer, die sich nichts angelegner seyn läßt, als sich selbst zu kennen.

Herzog.

Was für einem Vergnügen war er ergeben?

Escalus.

Wenn er sich über etwas freute, so war es mehr über die Freude andrer Leute, als daß er an irgend etwas, das ihn belustigen wollte, eine sonderliche Lust gehabt hätte. Doch wir wollen ihn seinen Geschäften überlassen, und nur bitten, daß sie glüklich seyn mögen; erlaubet mir euch zu fragen, wie findet ihr den Claudio vorbereitet? Ich höre, daß ihr ihn besucht habt.

Herzog.

Er bekennt, daß ihm sein Richter nicht zuviel gethan habe, und ergiebt sich mit gelaßner Demuth in den Willen

der

der Gerechtigkeit; doch hat er Schwachheit genug gehabt, ſich allerley betrügliche Hoffnungen zum Leben zu machen, die ich ihm aber ſo benommen habe, daß er izt entſchloſſen iſt zu ſterben.

Eſcalus.

Ihr habt gegen den Himmel und den Gefangnen die Pflichten eures Berufs erfüllt. Ich habe mir für den armen Edelmann ſo viel Mühe gegeben, als es die Beſcheidenheit zuließ; allein ich habe meinen Collegen Angelo ſo ſtrenge gefunden, daß er mich genöthiget hat ihm zu ſagen, er ſey in der That die Gerechtigkeit ſelbſt.

Herzog.

Wenn ſein eignes Leben mit der Strenge ſeines Richter-Amts übereinſtimmt, wird es ihm wohl bekommen; wo nicht, ſo hat er ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen.

Eſcalus.

Ich gehe den Gefangnen zu beſuchen; lebet wohl.

(Er geht ab.)

Achte Scene.

Der Herzog allein.

Wer das Schwerdt des Himmels tragen will, ſoll eben ſo heilig und unverwerflich ſeyn als er ſtreng iſt. Schaam über den, deſſen tyranniſche Hand die Verbrechen an andern beſtraft, die er ſich ſelbſt nachſieht; dreyfache Schaam

über Angelo, der andrer Laster ausreutet, und die seinigen wachsen läßt. O! was für Unrath kan in einem Menschen verborgen seyn, wenn er von aussen gleich ein Engel scheint! Wie leicht ist's dem Laster, unter dieser Gestalt, die Welt und die Zeit selbst zu betrügen, und mit schwachen Spinnenfaden die gewichtigsten Dinge, Reichthum, Macht und Ehre, an sich zu ziehen. Ich muß List gegen Laster gebrauchen. Diese Nacht soll seine ehmalige verlaßne und verschmähte Braut bey dem Angelo ligen, um durch einen unschuldigen Betrug die keusche Unschuld zu befreyen, und einen alten Eheverspruch gültig zu machen.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Eine Scheuer.)

Mariane und ein kleiner Knabe treten ſingend auf. Der Herzog als ein Franciſcaner-Mönch kömmt dazu.

Mariane.

Hör auf zu ſingen, und begieb dich eilends hinweg. Hier kommt ein Mann des Troſtes, deſſen Zuſpruch ſchon oft meinen murrenden Kummer geſtillet hat -- (Zum Herzog.) Ich bitte euch um Vergebung, mein ehrwürdiger Herr, und wünſchte, daß ihr mich hier nicht ſo muſicaliſch angetroffen hättet; entſchuldiget mich und glaubet mir, dieſe erzwungne Frölichkeit iſt nur ein ſchwaches Lindrungsmittel meines Schmerzens.

Herzog.

Es iſt gut; obgleich die Muſik oft eine ſo zaubriſche Kraft hat, daß ſie das Böſe gut und das Gute böſe machen kan. Ich bitte euch, hat niemand hier nach mir gefragt; es wird ſchon über die Zeit ſeyn, da ich verſprochen habe, mit jemand an dieſem Orte zuſammen zu kommen.

Mariane.

Es hat niemand bey mir nach euch gefragt, ob ich gleich den ganzen Tag hier gesessen bin.

Isabella kommt.

Herzog.

Ich glaube euch in allen Sachen; -- Die Zeit ist gekommen, eben izt -- Ich muß euch um ein wenig Geduld bitten; ich werde euch sogleich wieder zurük rufen, um von einer Sache mit euch zu sprechen, die zu euerm Besten abgezielt ist.

Mariane.

Ich werde euern Befehl erwarten.

(Er geht ab.)

Zweyte Scene.

Herzog.

Willkommen, Isabella, ihr haltet euer Wort genau; was giebt es Neues von dem ehrlichen Stadthalter?

Isabella.

Er hat einen Garten, der mit einer Mauer von Ziegelsteinen eingeschlossen ist, und an der West-Seite an einen Weinberg stößt; hier ist der Schlüssel, der das Thor in diesen

dieſen Weinberg aufſchließt; und hier ein andrer, der eine kleine Thür öffnet, die aus dem Weinberg in den Garten führt. Hier habe ich verſprochen, in der finſtern Mitternacht ihm einen Beſuch zu geben.

Herzog.

Aber ſeyd ihr auch gewiß, den Weg zu finden?

Iſabella.

Er hat mir denſelben mit einer ſo groſſen Sorgfalt zu wiederholten malen gezeigt, daß ich ihn ganz genau angeben kan.

Herzog.

Sind keine andre Verabredungen zwiſchen euch genommen worden, die das Frauenzimmer wiſſen muß, das eure Stelle vertreten wird.

Iſabella.

Keine andre, als daß die Zuſammenkunft im Finſtern geſchehen ſoll; und daß ich ihm beygebracht, mein Aufenthalt könne nur ſehr kurz ſeyn, indem ich mit einer Magd kommen werde, die, in der Meynung, daß ich eine heimliche Zuſammenkunft mit meinem Bruder habe, auf mich warten ſolle.

Herzog.

Das iſt wohl ausgeſonnen. Aber ich habe Marianen noch kein Wort von der Sache entdekt. Ha! kommt heraus, wenn es euch beliebt?

Dritte

Dritte Scene.

Mariane zu den Vorigen.

Herzog zu Isabella.

Ich bitte euch, macht Bekanntschaft mit diesem jungen Frauenzimmer; sie kommt, euch Gutes zu thun.

Isabella.

Ich wünsche, daß es zu ihrem eignen Besten ausschlage.

Herzog zu Mariane.

Seyd ihr überzeugt, daß ich euch hoch schäze?

Mariane.

Mein gütiger Vater, ich bin vollkommen überzeugt, und habe Proben davon.

Herzog.

So nehmt dann diese eure Freundin bey der Hand, und höret die Geschichte, die sie euch zu erzählen hat; ich will hier auf eure Zurükkunft warten; aber beschleuniget euch; die Nacht bricht an.

[Mariane und Isabella gehen ab.]

Herzog allein.

(*) O Macht und Grösse! Millionen falscher Augen sind

(*) Diese Rede, die augenscheinlicher Weise keinen begreiflichen Zusammenhang mit dem Inhalt dieser Scene hat, gehört, nach des Dr. Wa-

ſind auf dich geheftet; ganze Bände voll unächter und widerſprechender Nachrichten verfälſchen deine Thaten; und tauſend halbkluge Wizlinge machen dich zum Vater ihrer müſſigen Träume, und foltern dich in ihrer Einbildung -- Willkommen! Wie verſteht ihr euch mit einander?

Vierte Scene.

Mariane und Iſabella kommen zurük.

Iſabella.

Sie will die Verrichtung auf ſich nehmen, wenn ihr nichts dawider einzuwenden habt, Vater.

Herzog.

Ich gebe nicht nur meine Einwilligung, ſondern ich bitte euch darum.

Iſabella.

Wenn ihr euch wieder wegbegebet, ſo braucht ihr ihm nichts zu ſagen, als mit leiſer Stimme: „Erinnert euch „nun meines Bruders.„

Mariane.

Seyd unbekümmert --

Herzog.

Dr. Warburtons Meynung zum Schluß der Scene, zwiſchen Lucio und dem Herzog in dem vorigen Aufzug; und iſt, wie er glaubt, von den Schauſpielern, die es nicht ſo genau zu nehmen pflegen, hieher verſezt worden, damit der Herzog in der Abweſenheit der beyden Damen keine lange Weile habe.

Herzog.

Auch seyd ihr es nicht um euer selbst willen, meine liebe Tochter. Ein gültiger Eheverspruch macht ihn zu euerm Gemahl, und es ist also keine Sünde euch so zusammen zu bringen, indem die Gerechtigkeit euers Anspruchs an ihn den Betrug unschuldig macht. Kommt, laßt uns gehen; wir haben das wichtigste noch vor uns.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

[Das Gefängniß.]

Der Kerkermeister und Harlequin.

Kerkermeister.

Hieher, Bursche; könnt ihr einem Mann den Kopf abschlagen?

Harlequin.

Wenn der Mann ein Junggeselle ist, Herr, so kan ich's; wenn er aber ein Ehemann ist, so ist er seines Weibes Haupt; und ich kan unmöglich einem Weibsbild den Kopf abschlagen. (*)

Kerkermeister.

Laßt eure Schäkereyen, Herr, und gebt mir eine gescheidte Antwort. Morgen früh sollen Claudio und Bernardin

(*) Der Spaß liegt hier in einem Wortspiel, das sich nicht übersetzen läßt.

nardin ſterben; wir haben hier in dieſem Gefängniß einen öffentlichen Scharfrichter, der einen Gehülfen nöthig hat; wenn ihr euch entſchlieſſen wollt, dieſer Gehülfe zu ſeyn, ſo wird es euch von euern Feſſeln frey machen; wo nicht, ſo macht euch gefaßt eure volle Zeit im Gefängniß auszuhalten, und bey eurer Entlaſſung eine unbarmherzige Tracht Prügel mit auf den Weg zu bekommen; denn ihr wißt, daß ihr ein ſtadtkündiger H** Wirth geweſen ſeyd.

Harlequin.

Herr, ich bin ein unehrlicher H** Wirth geweſen; doch, das iſt nun vorbey, und man redt nicht gerne davon; ich bin es zufrieden, nur ein ehrlicher Henker zu werden; es wird mir ein Vergnügen ſeyn, einigen Unterricht von meinem Herrn Collegen zu erhalten.

Kerkermeiſter.

Holla, Abhorſon! Wo iſt Abhorſon?

Abhorſon kommt.

Abhorſon.

Ruft ihr mir, mein Herr?

Kerkermeiſter.

Hier iſt ein Kerl, der euch morgen bey Hinrichtung der Verurtheilten helfen will; wenn ihr es gut findet, ſo vergleicht euch mit ihm für ein Jahr, und behaltet ihn hier bey euch; wo nicht, ſo braucht ihn für dieſesmal, und laßt ihn wieder ſeines Weges gehen. Er kan ſich nicht beſchwe-

ren,

ren, daß er mit euch in die gleiche Linie geſtellt wird; er iſt ein H** Wirth geweſen.

Abhorſon.

Ein H** Wirth, mein Herr? Pfui, er wird unſre Kunſt in einen böſen Ruf bringen.

Kerkermeiſter.

Geht, geht, und macht euch keinen Scrupel; ihr wägt gleich viel; eine Feder würde die Wagſchalen verrüken.

[Er geht ab.]

Harlequin zu Abhorſon.

Ich bitte euch, mein Herr, mit eurer Erlaubniß, nennt ihr eure Beſchäftigung eine Kunſt?

Abhorſon.

Ja, Herr, eine Kunſt.

Harlequin.

Mahlen, Herr, hab ich ſagen gehört, iſt eine Kunſt, und da eure H**, welche ſich ſehr gut auf das Mahlen verſtehen, Mitglieder meiner Zunft ſind, ſo iſt alſo bewieſen, daß meine Beſchäftigung eine Kunſt iſt; aber was für eine Kunſt -- im Hängen ſeyn ſollte, wenn ich gehenkt würde, kan ich mir nicht vorſtellen -- (*) Der

(*) Hier iſt, nach Herrn Warburtons Anmerkung, eine ziemliche Lüke im Original, welche auch die zwey Reden, die noch übrig ſind, ganz unverſtändlich macht. Es verlohnt ſich der Mühe nicht, dieſe Scene ergänzen zu wollen, da ſie ſelbſt nach Warburtons darauf übelangewandter Arbeit, ein abgeſchmaktes Gewebe von albernen Wortſpielen bleibt.

Der Kerkermeiſter kommt zurük.

Kerkermeiſter.

Seyd ihr mit einander übereingekommen?

Harlequin.

Herr, ich bin entſchloſſen, ſein Knecht zu ſeyn; denn es däucht mich, ein Henker zu ſeyn iſt ein bußfertigeres Gewerbe als ein H** Wirth zu ſeyn; er bittet öfter um Verzeihung.

Kerkermeiſter.

Macht euere Blok und euer Beil zu rechte, bis morgen um vier Uhr.

Abhorſon.

Komme mit H**bube, ich will dir zeigen wie du dich zu deinem neuen Handwerk anſchiken muſt; folge mir.

Harlequin.

Ich bin ſehr lehrbegierig, Herr; und ich hoffe, wenn ihr etwann Gelegenheit bekommen ſolltet, mich für euch ſelbſt zu gebrauchen, ihr werdet mich eifrig finden; Eure Gewogenheit für mich verdient wahrhaftig keine geringere Dankbärkeit von meiner Seiten.

(Sie gehen ab.)

Kerkermeiſter.

Ruft Claudio und Bernardin hieher; mit dem einen

hab' ich Mitleiden; mit dem andren, der ein Mörder iſt, nicht ein Jot, und wenn er mein Bruder wäre.

Sechste Scene.

Claudio kommt herein.

Siehe hier, Claudio, dein Todesurtheil; es iſt izt Mitternacht, und bis morgen um acht Uhr muſt du unſterblich gemacht werden. Wo iſt Bernardin?

Claudio.

So ſtark vom Schlaf gefeſſelt als ob er unſchuldig wäre, und nichts zu befürchten hätte. Er wird nicht aufzuwecken ſeyn.

Kerkermeiſter.

Und was würd' es ihm auch helfen; er iſt ein verhärteter Bube -- Gut, begebt euch wieder weg und bereitet euch.

(Claudio geht ab.)

Still! was für ein Getöſe iſt das? -- der Himmel ſtärke euch! -- Ich komme -- Hoffentlich iſt es Begnadigung, oder doch einiger Aufſchub für den wakern Claudio -- Willkommen, Vater.

Der Herzog kommt herein.

Herzog.

Die beſten und heilſamſten Geiſter der Nacht ſteigen auf euch

euch herab, wakrer Kerkermeiſter! Wer klopfte ſeit einiger Zeit hier an?

Kerkermeiſter.

Niemand, ſeitdem die Nachtgloke geläutet worden.

Herzog.

Nicht Iſabella?

Kerkermeiſter.

Nein.

Herzog.

So wird ſie doch nicht lange mehr ausbleiben.

Kerkermeiſter.

Was für Hoffnung haben wir für den Claudio?

Herzog.

Es iſt noch nicht alle verlohren.

Kerkermeiſter.

Der Statthalter iſt ein harter Mann.

Herzog.

Nicht ſo, nicht ſo; ſein Leben lauft mit ſeiner ſtrengen Gerechtigkeit in gleicher Linie: Mit der Enthaltung eines Heiligen bezwingt er den Trieb in ihm ſelbſt, deſſen Ausſchweiffungen ſein Amt an andern ſtrafen muß. Ja, dann wenn er ſelbſt ausübte, was er an andern ſtraft, dann wär'

er tyranniſch; aber ſo wie er iſt, iſt er gerecht — Nun kommen ſie.

[Man hört an der Thüre klopfen. Der Kerkermeiſter geht hinaus.]

Dieſer Kerkermeiſter iſt ein wakrer Mann; es iſt etwas ſeltnes an einem Mann von ſeinem Beruf, ein Menſchenfreund zu ſeyn. Aber was giebts? Was für ein Getöſe? Das muß ein haſtiger Geiſt ſeyn, der ſo ungeſtüm an der Thüre pocht.

Der Kerkermeiſter kommt zurük.

Kerkermeiſter.

Er kan warten, bis der Wächter wieder kommt, der ihn hineinführen ſoll; er iſt abgeruffen worden.

Herzog.

Habt ihr noch keinen Gegenbefehl wegen des Claudio? Muß er morgen ſterben?

Kerkermeiſter.

Keinen, ehrwürdiger Herr, keinen.

Herzog.

Es fängt ſchon an zu dämmern, Kerkermeiſter; ihr werdet, eh es morgen ſeyn wird, mehr hören.

Kerkermeiſter.

Wie glüklich wär's, wenn ihr etwas wiſtet; aber ich fürchte,

fürchte, es kommt kein Gegenbefehl; wir haben kein ſolch Exempel; und zudem, ſo hat der Stadthalter, auf dem Thron der Gerechtigkeit ſelbſt, und vor den Ohren des ganzen Volks das Gegentheil verſichert.

Siebende Scene.

Ein Bote zu den Vorigen.

Herzog.

Dieſes iſt einer von Sr. Gnaden Bedienten?

Kerkermeiſter.

Und hier kommt Claudios Begnadigung.

Bote.

Mein Gnädiger Herr überſchikt auch dieſen ſchriftlichen Befehl, und durch mich dieſen mündlichen Zuſaz, daß ihr nicht von dem kleinſten Theil deſſelben abweichen ſollt, weder was die Zeit, noch die andern Umſtände betrift. Guten Morgen, denn ich denke, es iſt beynahe Tag.

Kerkermeiſter.

Ich werde gehorchen.

[Der Bote geht.]

Herzog (für ſich.)

Diß iſt ſeine Begnadigung; Angelo findet billig eine

Sünde zu vergeben die er ſelbſt begeht -- Nun, mein, Herr, was habt ihr Neues!

Kerkermeiſter.

Was ich euch ſagte; Angelo, der mich vermuthlich für nachläßig in meinem Dienſt anſieht, erwekt mich durch dieſes ungewöhnliche Betreiben; ich begreiffe nicht was es zu bedeuten hat; denn er hat es noch niemals ſo gemacht.

Herzog.

Ich bitte euch, laßt mich's hören.

Der Kerkermeiſter liſt den Befehl.

„ Alles was ihr auch dieſem meinem Befehl widerſprechendes hören möget, ungeachtet, laſſet den Claudio morgen um vier Uhr hinrichten, und des Nachmittags den Bernardin; und zu meiner beſſern Verſicherung ſorget dafür, daß mir der Kopf des Claudio um fünf Uhr zugeſchikt werde. Laßt dieſes gehörig vollzogen werden, und beobachtet hierinn eine noch gröſſere Sorgfalt als wir euch anbefehlen. Eure eigne Gefahr ſoll uns für die Ausübung eurer Pflicht Bürge ſeyn.

Was ſagt ihr hiezu, mein Herr?

Herzog.

Wer iſt dieſer Bernardin, der Nachmittags hingerichtet werden ſoll?

Kerker-

Kerkermeiſter.

Ein gebohrner Zigeuner, der aber hier zu Land erzogen worden, und ſchon neun Jahre gefangen ligt.

Herzog.

Wie kam es, daß der abweſende Herzog ihn nicht entweder in Freyheit ſezte, oder hinrichten ließ? Ich hörte, es ſey allezeit ſein Gebrauch geweſen, es ſo zu machen.

Kerkermeiſter.

Seine Freunde würkten immer einen Aufſchub nach dem andern aus; und in der That, kam ſein Verbrechen, bis izo in der Regierung des Freyherrn Angelo, zu keinem vollſtändigen Beweis.

Herzog.

Es iſt alſo nun erwieſen?

Kerkermeiſter.

Vollkommen erwieſen, und von ihm ſelbſt nicht geläugnet.

Herzog.

Wie hat er ſich im Gefängniß aufgeführt? Scheint er gerührt zu ſeyn?

Kerkermeiſter.

Es iſt ein Mann, der ſich nicht mehr vor dem Tod fürchtet, als vor einem trunknen Schlaf; ohne Reue, oh-

ne Kummer und ohne Furcht vor irgend etwas Vergangnem, Gegenwärtigen oder Zukünftigen, unempfindlich gegen die Unsterblichkeit, und auf eine viehische Art sterblich.

Herzog.

Es mangelt ihm an Unterricht.

Kerkermeister.

Er nimmt keinen an; er hat im Gefängniß allezeit viel Freyheit gehabt; man könnte ihm erlauben, zu entwischen, ohne daß er es thun würde; er ist die meiste Zeit vom Tag; und oft ganze Tage hintereinander betrunken. Wir haben ihn oft aufgeweckt, als ob wir ihn zur Hinrichtung führen wollten, und ihm alle Zurüstungen dazu gezeigt, ohne daß es ihn im mindesten bewegt hat.

Herzog.

Hernach ein mehrers von ihm. Kerkermeister, Redlichkeit und Standhaftigkeit sind auf eure Stirne geschrieben; wenn ich nicht recht lese, so betrügt mich eine Kunst, in der ich einige Erfahrenheit habe. Ich will mich selbst auf diese gute Meynung hin wagen. Claudio, zu dessen Hinrichtung ihr hier einen Befehl habt, ist kein grösserer Sünder gegen das Gesez als Angelo, der ihn verurtheilt hat. Um euch hievon durch eine augenscheinliche Probe zu überzeugen, verlange ich nur vier Tage Zeit; für welche ich euch um eine eben so verbindliche als gefährliche Gefälligkeit ersuche.

Kerker-

Kerkermeiſter.

Und worinn beſteht ſie, ich bitte euch.

Herzog.

Den Tod des Claudio aufzuſchieben.

Kerkermeiſter.

Aber wie kan ichs, da mir die Stunde vorgeſchrieben, und der ausdrükliche Befehl bey angedrohter Straffe gegeben iſt, ſein Haupt dem Angelo vor Augen zu bringen? Die Ueberſchreitung des kleinſten Umſtands könnte mir das Schikſal des Claudio zuziehen.

Herzog.

Bey meinem Ordens-Gelübde, ich ſteh euch für alles, wenn ihr meinem Rath Gehör geben wollt. Laßt dieſen Bernardin morgen hingerichtet werden, und ſchiket dem Angelo ſeinen Kopf ſtatt Claudios.

Kerkermeiſter.

Angelo hat beyde geſehen, und wird den Betrug entdeken.

Herzog.

O! beſorget das nicht, der Tod iſt ein Meiſter im Verſtellen, und ihr könnt ihm noch helfen, die Unkenntlichkeit vollkommen zu machen; ſcheert ihm den Kopf glatt und den Bart weg, und ſagt, der arme Sünder hab' es vor ſeinem Ende ſo haben wollen; ihr wißt, daß es gewöhnlich iſt. Wenn ihr irgend etwas anders davon haben werdet,

als Dank und gutes Glük, so will ich, bey dem Heiligen, von dessen Familie ich bin, es mit meinem Leben von euch abwenden.

Kerkermeister.

Verzeihet mir, mein guter Vater, es ist wider meinen Eid.

Herzog.

Habt ihr dem Herzog geschworen, oder seinem Statthalter?

Kerkermeister.

Dem Herzog, und allen die seine Stelle vertreten würden.

Herzog.

Wollt ihr glauben, daß ihr euch nicht vergehet, wenn der Herzog diese Handlung billiget?

Kerkermeister.

Wie kan er das, da er abwesend ist?

Herzog.

Er kan es, weil er es würklich thut; da ich sehe daß ihr so furchtsam seyd, daß weder mein Habit, noch meine Redlichkeit, noch meine Ueberredung euch bewegen können, so will ich weiter gehen, als ich im Sinn hatte, um alle Furcht in euch auszureuten. Sehet, mein Herr, hier ist des Herzogs Hand und Sigel; ihr kennt ohne Zweifel seine Hand, und das Signet wird euch auch nicht fremde seyn.

Kerker-

Kerkermeiſter.

Ich erkenne beydes.

Herzog.

Der Inhalt dieſes Briefs iſt die Wiederkunft des Herzogs. Ihr ſollt ihn hernach bey Muſſe ganz durchleſen, ihr werdet finden, daß er binnen dieſen zween Tagen hier ſeyn wird. Diß iſt ein Umſtand, den Angelo nicht weiß, dann dieſen heutigen Tag erhält er Briefe von ſeltſamem Inhalt; vielleicht von des Herzogs Tod; vielleicht daß er in ein Kloſter gegangen ſey; aber, zum Glük, nichts von dem was hier geſchrieben iſt. Seht, der Morgen bricht ſchon an. Hänget der Verwundrung nicht nach, wie dieſe Dinge zugehen; alle Schwierigkeiten ſind nur leicht, wenn man ſie kennt. Ruft euern Nachrichter, und weg mit Bernardins Kopf; ich will ſogleich ſeine Beichte hören, und ihm dann an einen beſſern Ort Anweiſung geben. Ich ſehe daß ihr noch erſtaunt ſeyd, aber dieſes hier muß euch ſchlechterdings zum Entſchluß bringen. Kommt mit mir, es iſt ſchon beynahe heitrer Tag.

Achte Scene.

Harlequin tritt auf.

Harlequin.

Ich bin hier so bekannt als ob ich daheim wäre; einer möchte denken, es wäre Frau Overdens eignes Haus, so viel von ihren alten Kundsleuten trift man hier an. Fürs erste ist hier der junge Herr Rasch, wegen einer Kleinigkeit von braunem Pfeffer und altem Ingwer, hundert und sieben und neunzig Pfund, aus denen er fünf Mark baares Geld gemacht hat: Meiner Sir, der Ingwer muß damals nicht viel Abgang gefunden haben; die alten Weiber müssen alle todt gewesen seyn. Hernach ist hier ein gewisser Herr Caper, auf Ansuchen Meister Three-Pile, des Krämers, wegen etlicher Stüke Pfersichblüthfarbnen Atlas, welche Herr Caper umsonst gekauft haben möchte. Ferner der junge Schwindel, der junge Herr Kupfersporn, und Monsieur Hungerdarm der Klopffechter, und der junge Herr Lüderlich, der den braven Pudding erschlug, und Hr. Schüzen, der grosse Wanderer, und der wilde Halbkanne, der den Pott' erstochen hat, und ich denke, noch vierzig andre, lauter grosse Männer in unsrer Profession, die izt hier sind, und sehen mögen, wie sie wieder heraus kommen.

Abhorson

Abhorſon kommt herein.

Abhorſon.

Fort, Kerl, bring den Bernardin hieher.

Harlequin.

Monſieur Bernardin, ihr ſollt aufwachen und euch hängen laſſen; Monſieur Bernardin!

Abhorſon.

Holla, ho, Bernardin!

Bernardin (hinter der Scene.)

Daß ihr die Kränke kriegt, ihr Hunde! Was für einen Lerm macht ihr da? Wer ſeyd ihr?

Harlequin.

Herr, euer guter Freund, der Henker; ihr ſollt ſo gut ſeyn, Herr, und aufſtehen und euch erdroſſeln laſſen.

Bernardin (hinter der Scene.)

Geh zum T** du Schurke, geh, ſag ich; ich bin ſchläfrig.

Abhorſon.

Sag ihm, er müſſe aufſtehen, und das nur gleich.

Harlequin.

Ich bitte euch, Monſieur Bernardin, wacht nur auf, bis ihr geheukt ſeyd, und ſchlaft denn wieder ſo lang ihr wollt.

Abhor-

Abhorſon.

Geh zu ihm hinein, und ſchaff ihn heraus.

Harlequin.

Er kommt, Herr, er kommt; ich höre das Stroh raſcheln.

Bernardin zu den Vorigen.

Abhorſon.

Ligt das Beil auf dem Blok, Kerl.

Harlequin.

Ja, Herr.

Bernardin.

Wie gehts, Abhorſon? Was habt ihr Neues?

Abhorſon.

In gutem Ernſt, Herr, ich wollte ihr würdet hurtig euer Gebet verrichten; denn, ſeht hier, der Befehl für eure Execution iſt da.

Bernardin.

Ihr Schurke, ich habe die ganze Nacht durch geſoffen, es iſt mir izt ungelegen.

Harlequin.

O, deſto beſſer, Herr; einer der die ganze Nacht trinkt,

und

und des Morgens bey Zeiten gehenkt wird, kan den ganzen nächſten Tag deſto ruhiger ſchlafen.

Der Herzog zu den Vorigen.

Abhorſon.

Seht, Herr, hier kommt euer geiſtlicher Vater; meynt ihr noch, daß es nur Spaß ſey?

Herzog.

Mein Herr, da ich gehört habe, wie ſchnell ihr die Welt verlaſſen ſollt, ſo komm ich aus Chriſtlicher Liebe bewogen, euch vorzubereiten, zu tröſten, und mit euch zu beten.

Bernardin.

Frater, ich nicht; Ich habe die ganze Nacht ſtark getrunken, und ich will mehr Zeit zu meiner Vorbereitung haben, oder ſie ſollen mir das Hirn mit Knitteln ausſchlagen; ich werde mich nimmermehr dazu verſtehen, heute zu ſterben, das iſt ausgemacht.

Herzog.

O, mein Herr, ihr müßt; und alſo bitte ich euch, bedenket die Reiſe wohl, die ihr zu machen habt.

Bernardin.

Ich ſchwör euch aber, daß mich kein Menſch in der Welt überreden ſoll, heute zu ſterben.

Herzog.

Aber ihr hört ja -- Bernar-

Bernardin.

Nicht ein Wort; wenn ihr mir etwas zu ſagen habt, ſo kommt in mein Gefängniß, denn heute ſoll mich niemand anders wo hin bringen.

(Er geht ab.)

Neunte Scene.

Der Kerkermeiſter zu den Vorigen.

Herzog.

Er iſt ungeſchikt zum Leben und zum Sterben: es ängſtiget mein Herz! aber es muß ſeyn -- Geht ihm nach, ihr Leute, und führt ihn zu dem Blok.

Kerkermeiſter.

Nun, mein Ehrwürdiger Herr, wie findet ihr den Gefangnen?

Herzog.

Unbereitet und untüchtig zum Sterben; ihn in der Gemüthsfaſſung worinn er iſt, in die andre Welt zu ſchiken, wäre verdammlich.

Kerkermeiſter.

Dieſen Morgen, Vater, ſtarb hier im Gefängniß an einem hizigen Fieber ein gewiſſer Ragozin, ein ſehr berüchtigter Räuber, ein Mann von Claudios Jahren; Bart

und

und Haar völlig von der nemlichen Farbe; wie wenn wir dieſen Ruchloſen gehen lieſſen, bis er ſich beſſer anläßt, und den Statthalter mit Ragozins Haupt befriedigten, der dem Claudio ähnlicher ſieht?

Herzog.

O, diß iſt ein Zufall, den uns der Himmel geſchikt hat; nur hurtig zur Ausführung geſchritten; die von Angelo beſtimmte Stunde rükt heran; ſorget davor, daß alles ſeinem Befehl ſo gemäß eingerichtet werde, daß er den Tauſch nicht merken könne; indeſſen daß ich mich bemühen werde, dieſen rohen Unglükſeligen zum Tode willig zu machen.

Kerkermeiſter.

Es ſoll alles ſogleich geſchehen, mein guter Vater; aber Bernardin muß dieſen Nachmittag ſterben; und wie ſollen wir den Claudio länger hier behalten, ohne daß ich in Gefahr komme, wenn es bekannt wird daß er noch lebt?

Herzog.

Bringet Claudio und Bernardin jeden in irgend einen geheimen Enthalt; eh die Sonne zweymal untergegangen ſeyn wird, ſollt ihr von eurer Sicherheit durch den Augenſchein überzeugt werden.

Kerkermeiſter.

Ich gehorche euch mit Vergnügen.

Herzog.

Schnell, beſchleunigt euch, und ſchikt dem Angelo den Kopf.

[Kerkermeiſter geht ab.]

Nun will ich dem Angelo neue Briefe zufertigen, aus denen er erſehen ſoll, daß ich nahe bey der Stadt bin, und daß wichtige Urſachen mich verbinden, einen öffentlichen Einzug zu halten; ich will ihm darinn befehlen, mir eine halbe Stunde weit vor der Stadt bis zum heiligen Brunnen entgegen zu gehen: Von da ſoll ſich dann, nach der geheimen Veranſtaltung, die wir machen werden, ein Umſtand nach dem andern entfalten; und Angelo, in die Unmöglichkeit geſezt, ſich loßzuwinden, ſoll ſich ſelbſt das Urtheil ſprechen.

Der Kerkermeiſter kommt.

Kerkermeiſter.

Hier iſt der Kopf; ich will ihn ſelbſt hintragen.

Herzog.

Es iſt das ſicherſte; beſchleunigt eure Rükkunft, denn ich habe euch Sachen zu eröffnen, die keine andre Ohren brauchen als die eurigen.

Kerkermeiſter.

Ich will ſo hurtig ſeyn als ich kan.

(Geht ab.)

Iſabella

Iſabella ruft hinter der Scene.

Herzog.

Das iſt der Iſabella Stimme --- Sie kommt ſich zu erkundigen, ob ihres Bruders Begnadigung angelangt ſey. Aber ich will ihr das Beſte noch verhalten, damit ſie deſto angenehmer davon überraſchet werde, wenn ſie es am wenigſten erwarten kan.

Zehnte Scene.

Iſabella.

Mit eurer Erlaubniß --

Herzog.

Guten Morgen, meine ſchöne und liebenswürdige Tochter.

Iſabella.

Von einem ſo heiligen Mann kan dieſer Gruß nicht anders als werth ſeyn. Hat der Stadthalter Befehl für meines Bruders Begnadigung geſchikt?

Herzog.

Er hat ihn von der Welt abgeruffen, Iſabella; ſein Kopf iſt abgeſchlagen, und dem Angelo zugeſchikt.

Iſabella.

Nein, es iſt nicht ſo, will ich hoffen.

Herzog.

Es iſt nicht anders. Gebt durch eure geduldigſte Gelaſſenheit, meine Tochter, eine Probe eurer Weisheit.

Iſabella.

O, ich will zu ihm, und ihm die Augen ausreiſſen.

Herzog.

Ihr würdet nicht vor ihn gelaſſen werden.

Iſabella.

Unglüklicher Claudio! Arme Iſabella! Ungerechte Welt! Verdammter Angelo!

Herzog.

Diß ſchadet ihm nichts, und nüzt euch nicht ein Jot. Geduldet euch alſo, ſtellet eure Sache dem Himmel anheim; höret was ich euch ſage; ihr werdet ganz gewiß erfahren, daß es von Sylbe zu Sylbe eine ſichre Wahrheit iſt. Morgen kommt der Herzog wieder heim; troknet eure Augen; ein Prieſter von eurem Orden, der ſein Beichtvater iſt, hat mir dieſe Nachricht gegeben: Er hat dieſes dem Angelo und Eſcalus ſchon zuwiſſen gethan, welche ſich rüſten, ihm vor die Stadt entgegen zu gehen, und ihre Gewalt zu übergeben. Wenn ihr ſoviel von euch ſelbſt gewinnen könnet, meinem Rath zu folgen, ſo werdet ihr durch den Herzog alle Rache die euer Herz wünſchen kan, an dieſem Unglükſeligen nehmen, und allgemeinen Ruhm daron tragen.

Iſabella.

Iſabella.

Ich überlaſſe mich eurer Führung.

Herzog.

Uebergebet alſo dieſes Schreiben dem Bruder Peter; es iſt eben dasjenige, worinn er mir von des Herzogs Wiederkunft Nachricht giebt. Sagt ihm, es ſoll das Zeichen ſeyn, daß ich ihn heute Nachts in Marianens Hauſe ſprechen wolle. Ich will ihm daſelbſt von eurer und Marianens Sache vollkommne Wiſſenſchaft geben; er ſoll euch vor den Herzog ſtellen, und den Angelo ins Angeſicht anklagen und überweiſen. Denn ich ſelbſt bin durch ein geheiligtes Gelübde genöthiget, um dieſe Zeit abweſend zu ſeyn. Geht izt mit dieſem Briefe: Faſſet guten Muth, und befehlet dieſe ätzenden Thränen aus euern Augen. Bey der Ehre meines heiligen Ordens, eure Sache ſoll einen guten Ausgang gewinnen. Wer iſt hier?

Eilfte Scene.

Lucio zu den Vorigen.

Lucio.

Guten Abend; Frater, wo iſt der Kerkermeiſter?

Herzog.

Nicht hier, mein Herr.

Lucio.

O! meine artige Iſabella, ich bin recht von Herzen blaß, deine ſchöne Augen ſo roth zu ſehen; du muſt geduldig ſeyn; ich muß mich auch gedulden, ſtatt der Mittags- und Abend-Mahlzeit mit Waſſer und Brot vorlieb zu nehmen; ich darf mich für meinen Kopf nicht unterſtehen, meinen Bauch zu füllen; eine einzige gute Mahlzeit würde mich liefern. Aber ſie ſagen, der Herzog werde morgen hier ſeyn. Bey meiner Treu, Iſabell, ich liebte deinen Bruder; wäre der alte phantaſtiſche Herzog anſtatt der finſtern Winkel, bey Hauſe geweſen, ſo lebte er noch.

[Iſabella geht ab.]

Herzog.

Mein Herr, der Herzog iſt euch für eure Diſcourſe von ihm auſſerordentlich wenig Dank ſchuldig; das beſte iſt indeſſen, daß ſie nicht wahr ſind.

Lucio.

Frater, du kennſt den Herzog nicht ſowol als ich; er iſt ein beßrer Weidmann als du dir einbildeſt.

Herzog.

Gut, ihr ſollt zu ſeiner Zeit Red' und Antwort davor geben. Lebet wohl.

Lucio.

Nein, warte noch, ich will mit dir gehen; ich kan dir artige Hiſtörchen von dem Herzog erzählen.

Herzog.

Herzog.

Ihr habt mir bereits ſchon zuviel von ihm erzählt, wenn ſie wahr ſind; und ſind ſie es nicht, ſo wären gar keine ſchon genug.

Lucio.

Ich bin einmal vor ihm geweſen, weil ich einem Menſchen ein Kind gemacht hatte.

Herzog.

Thatet ihr das?

Lucio.

Das denk ich, zum Henker, daß ich es that; aber ich ſchwur es ſauber weg; mein Seel, wenn ichs nicht gethan hätte, ſie hätten mich an die faule Miſpel verheurathet.

Herzog.

Mein Herr, eure Geſellſchaft iſt ſchöner als ehrenhaft: Bleibt ein wenig zurük oder geht voraus, wenn ich bitten darf.

Lucio.

Mein Seel, ich gehe mit dir, bis die Gaſſe zu Ende iſt; wenn dir H** jägers-Diſcourſe ärgerlich ſind, ſo wollen wir ſparſam damit ſeyn; mein Seel, Fraker, ich bin eine Art von Klette, ich hänge mich an.

(Sie gehen ab.)

Zwölfte Scene.

[Der Palaſt.]

Angelo. Eſcalus.

Eſcalus.

Jeder Brief den er geſchrieben hat, widerſpricht dem vorhergehenden.

Angelo.

Seine Handlungen ſehen dem Wahnwiz nur allzu gleich. Der Himmel gebe, daß ſein Verſtand nicht angegriffen ſeyn möge! Und warum ſollen wir ihm vor dem Thor entgegen kommen, und unſre Aemter dort niederlegen?

Eſcalus.

Das kan ich nicht errathen.

Angelo.

Und warum ſollen wir eine Stunde vor ſeinem Einzug ausruffen laſſen, daß wofern irgend jemand ſich durch einen ungerechten Spruch beſchwert zu ſeyn glaube, er ſeine Bitte auf der Straſſe übergeben ſolle?

Eſcalus.

Für dieſes ſagt er uns ſeine Urſache; ſeine Abſicht iſt, allen Klagen auf einmal abzuhelfen, und uns fürs künftige

gegen

gegen Beſchwerungen ſicher zu ſtellen, die hernach keine Kraft mehr gegen uns haben ſollen.

Angelo.

Gut; ich bitte euch, laß den Ausruf morgen bey Zeiten geſchehen; ich will euch in euerm Hauſe abholen: Laſſet es alle diejenige wiſſen, denen es zuſteht, ihm mit uns entgegen zu gehen.

Eſcalus.

Ich werde nicht ermangeln, mein Herr; lebet wohl.

Angelo.

Gute Nacht.

Dieſe That entmannet mich gänzlich, macht mich unfähig zum Denken, und ungeſchikt zu allem was ich thun ſoll. Eine geſchändete Jungfrau! Und von wem? Von demjenigen, der das Geſez wider ſolche Verbrechen in ſeiner ganzen Strenge gelten machte. Allein, auſſerdem daß ihre zärtliche Schaamhaftigkeit ſich nicht wird überwinden können, den Verluſt ihrer jungfräulichen Ehre ſelbſt auszuruffen, was würde ihr Zeugniß gegen mich vermögen? Was ich auch ſagen mag, ſo kan ich allemal ihrem Nein troz bieten. Mein Anſehen iſt zu groß, zu befeſtigt, als daß irgend eine Beſchuldigung von dieſer Art an mir haften könnte, und nicht mit Schaam auf denjenigen zurükfiele, der meinen Ruhm anhauchen wollte -- Ich hätte ihn leben laſſen, wenn ich nicht beſorgt hätte, ſeine hizige Jugend möchte dereinſt ſeine beleidigte Ehre rächen, ohne ſich mir für ein Leben verbunden zu

halten, das er mit einer ſolchen Schande erkauffen mußte. Und doch wünſchte ich, daß er noch lebte! Himmel! Wie unglüklich ſind wir, wenn wir nur einmal unſrer Pflicht vergeſſen haben! Wie ſchnell reißt uns eine böſe That zur andern fort! Und wie wenig bleiben wir Meiſter über das, was wir wollen oder nicht wollen!

(Geht ab.)

Dreyzehnte Scene.

[Eine Gegend vor der Stadt.]

Der Herzog in ſeiner eignen Kleidung, und Bruder Peter.

Herzog.

Vor allen Dingen gebt dieſe Briefe ab, wohin ſie gehören. Der Kerkermeiſter weiß bereits von unſerm Vorhaben und von der Veranſtaltung deſſelben. Wenn die Sache einmal anhängig gemacht iſt, ſo ſpielet eure Rolle wohl, und haltet euch immer an eure beſondere Inſtruction, ob ihr gleich zuweilen einen kleinen Abſprung machen könnt, wenn es die Gelegenheit erfordert: Geht, ſuchet den Flavius auf, und ſagt ihm, wo ich anzutreffen bin; eben dieſe Nachricht gebt auch dem Valentius, Roland und Craſſus, und befehlet ihnen, die Trompeten vor das Thor bringen zu laſſen. Aber ſchielet vorher zu dem Flavius.

Peter.

Peter.

Es ſoll aufs ſchleunigſte geſchehen.

[Peter geht ab.]

Barrius.

Herzog.

Ich danke dir, Barrius; du biſt ſehr hurtig geweſen; Komm, wir wollen auf und abgehen; Es ſind noch andre gute Freunde, die uns hier grüſſen werden, mein werther Barrius.

[Sie gehen ab.]

Vierzehnte Scene.

Iſabella und Mariane treten auf.

Iſabella.

Ich verſtehe mich ungern dazu, ſo viele Umſchweife zu gebrauchen; ich möchte die Wahrheit ſagen; aber ihn ſo geradezu anzuklagen, iſt eure Rolle; die meinige iſt mir ſo vorgeſchrieben; er ſagt, daß es zu Erreichung unſrer Abſicht nöthig ſey.

Mariane.

Ueberlaßt es ihm, euch zu ſagen, was ihr thun ſollt.

Iſabella.

Er ſagt mir auch, ich ſoll' es mir nicht ſeltſam vorkommen

kommen laſſen, wenn er allenfalls auch auf die andre Seite, und wider mich reden ſollte --

Mariane.

Ich wünſchte, der Bruder Peter --

Iſabella.

Stille, da kommt er ja.

(Peter zu den Vorigen.)

Peter.

Kommt, ich habe einen Ort für euch ausfündig gemacht, wo ihr ganz bequem warten könnet, und wo euch der Herzog nicht entgehen kan. Die Trompeten haben ſchon zweymal getönt; die angeſehenſten Bürger haben ſich ſchon bey dem Stadt-Thor verſammelt; der Herzog iſt im Anzug; wir müſſen eilen.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Ein öffentlicher Plaz nahe bey der Stadt.]

Der Herzog, Varrius, etliche andre Edelleute, Angelo, Eſcalus, Lucio und einige Bürger, treten auf verſchiednen Seiten auf.

Herzog.

Mein würdiger Vetter, ich danke euch für dieſen Willkomm; unſer alter und getreuer Freund, wir ſind erfreut euch zuſehen.

Angelo und Eſcalus.

Beglükt ſey Euer Durchlaucht Wiederkunft!

Herzog.

Wir danken euch beyden von Herzen. (Zu Angelo.) Wir haben uns nach euch erkundiget, und wir hören ſo viel Gutes von der Gerechtigkeit eurer Staatsverwaltung, daß wir nicht umhin können, euch deßwegen öffentlichen Dank zu erſtatten, bis wir Gelegenheit haben, es auf eine vollſtändigere Art zu thun.

Angelo.

Angelo.

Euer Durchlaucht macht meine Verpflichtungen immer gröſſer.

Herzog.

O! euer Verdienſt redet laut, und ich würde ungerecht gegen daſſelbe ſeyn, wenn ich es in den Kerker meines eignen Buſens einſchlieſſen wollte; da es würdig iſt, mit Buchſtaben von Erzt gegen den Zahn der Zeit und den Roſt der Vergeſſenheit geſichert zu werden. Gebt mir eure Hand, und laßt die Unterthanen ſehen, wie begierig wir ſind, unſre innerliche Achtung für euch durch äuſſerliche Merkmale öffentlich bekannt zu machen. Kommt, Eſcalus; ihr ſollt auf der andern Seite mit uns gehen, ihr habt euch unſers Zutrauens würdig bewieſen.

[Der Herzog macht einige Schritte, als ob er weiter gehen wollte.]

Zweyte Scene.

Peter und Iſabella zu den Vorigen.

Peter zu Iſabella.

Jzt iſt eure Zeit: Redet laut, und kniet vor ihn.

Iſabella.

Gerechtigkeit, Gnädigſter Herr; werfet euern Blik auf eine Unglükliche, Mißhandelte -- Schier hätte ich geſagt, Jungfrau:

O, wür-

O, würdiger Fürſt, entehret euer Auge nicht, es auf einen andern Gegenſtand zu richten, bevor ihr meine gerechten Klagen angehört, und mir Recht verſchaft habt.

Herzog.

Was für Unrecht iſt euch dann geſchehen, worinn? von wem? macht es kurz; hier iſt der Freyherr Angelo, der euch Recht ſchaffen wird; eröffnet euch ihm.

Iſabella.

O mein Gnädigſter Herr! Ihr befehlet mir, Erlöſung bey dem Teufel zu ſuchen. Höret mich ſelbſt an, denn das was ich zu ſagen habe, muß entweder mich ſtraffen, wenn ich keinen Glauben finde, oder euch Rache abnöthigen; o, höret mich, höret mich.

Angelo.

Gnädigſter Herr, ich beſorge, ſie iſt nicht recht bey Vernunft; ſie hat eine vergebliche Fürbitte für ihren Bruder bey mir eingelegt, der nach dem Lauf der Gerechtigkeit den Kopf verlohren hat.

Iſabella.

Lauf der Gerechtigkeit!

Angelo.

Und izt wird ſie in ihrer Verbitterung ſeltſame Reden ausſtoſſen.

Iſabella.

Höchſt ſeltſame; aber nur allzuwahr iſt es, was ich

ſagen

ſagen werde; daß Angelo ein meyneydiger Mann iſt; iſt das nicht ſeltſam? daß Angelo ein Mörder iſt, iſt das nicht ſeltſam? daß Angelo ein ehebrechriſcher Räuber, ein Heuchler, ein Jungfrauen-Schänder iſt? iſt das nicht ſeltſam, und abermal ſeltſam?

Herzog.

In der That, es iſt zehenmal ſeltſam.

Iſabella.

Und doch iſt es nicht wahrer, daß er Angelo iſt, als daß alles dieſes ſo wahr iſt, als es ſeltſam iſt; ja, es iſt zehenmal wahrer; denn Wahrheit iſt am Schluß allemal Wahrheit.

Herzog.

Schaft ſie hinweg, die arme Seele; ſie ſagt das in der Verrükung ihres Gehirns.

Iſabella.

O Fürſt ich beſchwöhre dich, wenn du anders glaubeſt daß noch ein andrer Troſt iſt als dieſe Welt, verachte mich nicht, in der Meynung, daß ich nicht bey geſunder Vernunft ſey. Mache nicht unmöglich, was nur unbegreiflich ſcheint; es iſt nicht unmöglich, daß der ärgſte Bube im Herzen von auſſen ſo ſpröde, ſo ernſthaft, ſo gerecht, ſo unſträflich ſcheinen kan, als Angelo; gleichergeſtalt kan Angelo, mit allen ſeinen Masken, Characteren, Titeln und Anſcheinungen, doch nur ein Erz-Böſewicht ſeyn; Glaubet mir, gnädigſter

Herr,

Herr, er iſt es; wenn er weniger iſt, ſo iſt er gar nichts; aber es iſt mehr, wenn ich Namen für ſeine Boßheit hätte.

Herzog.

Bey meiner Ehre, wenn ſie unſinnig iſt, wie ich nicht anders glaube, ſo hat doch ihr Unſinn die ſeltſamſte Geſtalt von Vernunft; ſo viel Zuſammenhang in allem was ſie ſpricht, als ich jemals in den Reden eines Wahnwizigen gehört habe.

Iſabella.

Gnädigſter Herr, bleibet doch nicht immer auf dieſer Einbildung; verwerfet die Vernunft nicht, weil ſie unwahrſcheinliche Dinge ſagt; ſondern bedient euch der eurigen, die Wahrheit aus Licht zu ziehen, wo ſie verborgen ſcheint, anſtatt den Irrthum zu verbergen, weil er Wahrheit ſcheint.

Herzog.

Manche, die nicht wahnwizig ſind, haben, wahrhaftig, weniger Vernunft -- Was wollt ihr dann ſagen?

Iſabella.

Ich bin die Schweſter eines gewiſſen Claudio, der wegen der Sünde der Hurerey verurtheilt wurde, den Kopf zu verliehren; Angelo war es, der ihn verurtheilte: Ich, die im Begriff bin meine Probzeit in einem Kloſter zu vollenden, wurde von meinem Bruder zu ihm geſchikt; ein gewiſſer Lucio, von dem ich die Nachricht hatte --

Lucio.

Das bin ich, mit Euer Durchlaucht Erlaubniß; Clau-

die hatte mich zu ihr geschikt, um sie zu bewegen, daß sie versuchen sollte, durch ihre rührende Fürbitte die Begnadigung ihres Bruders auszuwürken.

Isabella.

Er ist es, in der That.

Herzog zu Lucio.

Man hat euch nicht befohlen zu reden.

Lucio.

Nein, Gnädigster Herr, noch gewünscht daß ich schweigen möchte.

Herzog.

Ich wünsch euch's also izt; seyd so gut und merkt euch das; und wenn ihr Gelegenheit bekommt für euch selbst zu sprechen, so bittet den Himmel, daß ihr alsdenn nicht verstummen möget.

Lucio.

Dafür sieh' ich Euer Gnaden.

Herzog.

Es wird sich zeigen.

Isabella.

Dieser Edelmann erzählte etwas von meiner Geschichte.

Lucio.

So ists.

Herzog.

Herzog.

Es mag ſo ſeyn, aber ihr ſollt nicht eher reden bis die Reyhe an euch kommt. Weiter!

Iſabella.

Ich gieng alſo zu dieſem verderblichen gottloſen Stadthalter.

Herzog.

Das iſt ein wenig wahnwizig geſprochen.

Iſabella.

Vergebet mir, der Ausdruk iſt der Materie gemäß.

Herzog.

Wieder verbeſſert -- der Materie -- Nur weiter.

Iſabella.

Kurz, und die unnöthigen Umſtände zu übergehen, wie viel Vorſtellungen ich ihm gemacht; wie ſehr ich gebeten, wie ich ihm zu Fuſſe gefallen, was er mir entgegengeſezt, und wie ich ihm geantwortet, denn dieſes daurte ſehr lang --- ich will den Anfang damit machen, womit dieſer Auftritt ſich beſchloß, wenn ich es anders vor Schmerz und Schaam herausſagen kan. Er beharrte darauf, daß er meinen Bruder unter keiner andern Bedingung losgeben wollte, als wenn ich meinen Jungfräulichen Leib ſeiner unkeuſchen Begierde überlaſſen würde; und nach vielem Wortwechſel übertäubte endlich das ſchweſterliche Mitleiden die Stimme der Ehre,

und ich gab nach: Aber den folgenden Morgen früh, nachdem er seinen Zwek erhalten hatte, schikt' er Befehl, daß seinem Bruder der Kopf abgeschlagen werden sollte.

Herzog (spöttisch.)

Das ist sehr wahrscheinlich!

Isabella.

O möcht es so scheinbar (*) seyn, als es wahr ist.

Herzog.

Beym Himmel, du wahnwiziger Tropf, du weist nicht was du sprichst, oder du bist durch boshafte Künste gegen seine Ehre aufgestiftet worden. Fürs erste, so ist er ein Mann, dessen Tugend ausser Zweifel ist. Zweytens ist es wider alle Vernunft, daß er eine Vergehung, deren er sich selbst schuldig gemacht, so hart an einem andern gestraft haben sollte; hätte er sich so vergangen, so würde er deinen Bruder nach sich selbst gemessen, und ihm seinen Kopf gelassen haben. Ihr seyd von jemand aufgestiftet worden; Gesteht die Wahrheit, und sagt, auf wessen Anrathen habt ihr diese Anklage hier vorgebracht?

Isabella.

Und ist das alles? O dann, so verleihet mir Geduld, ihr Heiligen dort oben! und entdekt zu seiner Zeit die Uebelthat,

(*) Der Sinn dieser Rede besteht in einem Spiel mit dem Wort like, welches der Herzog für wahrscheinlich, und Isabella für artig oder anständig gebraucht; denn es hat beyde Bedeutungen.

belthat, die hier in partheyiſche Gunſt eingehüllet wird! Der Himmel bewahre Euer Durchlaucht ſo gewiß vor Unfall, als es wahr iſt, daß ich das Unrecht erlitten habe, ob ich gleich keinen Glauben finde.

Herzog.

Das glaube ich, daß ihr gerne davon gehen möchtet. Einen Stadtbedienten, ins Gefängniß mit ihr. Sollten wir geſtatten, daß eine Perſon die uns ſo nahe iſt, ungeſtraft ſo ärgerlich angeſchmizt werden dürfte? Das muß nothwendig eine angeſtellte Sache ſeyn. Wer weiß mit von euerm Vorhaben und Hieherkommen?

Iſabella.

Einer den ich gerne hieher wünſchen möchte, der Pater Ludewig?

Herzog.

Ein Ordensmann, wie es ſcheint; wer kennt dieſen Ludewig?

Lucio.

Gnädigſter Herr, ich kenn' ihn; es iſt ein Mönch, der ſeine Naſe in alles ſtekt, ich kan ihn nicht leiden; wär er ein Lay geweſen, Gnädigſter Herr, ich wollte ihn wegen einiger Reden, die er wider Euer Durchlaucht, in Dero Abweſenheit ausgeſtoſſen hat, abgeſchmiert haben, daß er es gefühlt hätte.

Herzog.

Reden wider mich? Das ist ein feiner Ordensmann, dem Ansehen nach; und dieses unglükliche Weibsbild wider unsern Stadthalter aufzustiften! Laßt diesen Mönchen aufsuchen.

Lucio.

Erst noch in verwichner Nacht, traf ich sie und diesen Mönch im Gefängniß bey einander an; eine unverschämte Kutte, wie gesagt, ein recht boshafter Geselle.

Peter.

Mit Euer Durchlaucht gnädigster Erlaubniß, ich stand dabey, und ich hörte genug um zu sehen, wie sehr euer königliches Ohr mißbraucht wird. Fürs erste; so hat dieses Weibsbild euern Stadthalter höchst freselhafter Weise angeklagt; er ist so rein von einiger Besudlung mit ihr, als sie von einem, der noch nicht gebohren ist.

Herzog.

Ich glaube auch nichts anders. Kennt ihr diesen Pater Ludewig, von dem sie spricht?

Peter.

Ich kenn ihn als einen heiligen Mann; nicht boshaft, nicht fürwizig sich in zeitliche Dinge einzumischen, wie dieser Edelmann gesagt hat; und ein Mann, bey meiner Treue, der niemals, wie er vorgiebt, von Euer Durchlaucht ungebührlich gesprochen hat.

Lucio.

Lucio.

Gnädigſter Herr, auf eine ganz infame Art; glaubet mir.

Peter.

Gut; er kan noch zeitig genug kommen ſich zu rechtfertigen; aber in dieſem Augenblik, Gnädigſter Herr, iſt er an einem wunderbaren Fieber krank. Bloß auf ſein Bitten (da es bekannt wurde, daß hier eine Klage wieder den Freyherrn Angelo angeſtellt werden ſollte) bin ich hieher gekommen, um aus ſeinem Munde zu ſagen, was er von der Sache weiß, und was er, wenn er vorgeladen werden ſollte, mit ſeinem Eyde zu bekräftigen im Stand iſt. Was allerſt dieſes Weibsbild betrift, ſo ſollt ihr, zur Rechtfertigung dieſes würdigen Herrn, der auf eine ſo öffentliche und perſönliche Art von ihr beſchimpft wird, hören wie ſie vor euern Augen dergeſtalt wird überwieſen werden, daß ſie es ſelbſt wird eingeſtehen müſſen.

Herzog.

Mein guter Pater; laßt's uns hören. Lächelt ihr nicht über dieſe Begebenheiten, Angelo? Himmel! Was für eine Unbeſonnenheit von dieſen unglüklichen Thoren! -- Gebt uns Size; kommt, mein Vetter Angelo; ich will an dieſer Sache keinen Theil nehmen: ſeyd ihr Richter in eurer eignen Sache.

(Iſabella wird mit einer Wache weggeführt, und Mariane tritt mit einem Schleyer bedekt auf.)

Dritte Scene.

Herzog.

Iſt das der Zeuge, Pater? Sie mag zuerſt ihr Geſicht ſehen laſſen, eh ſie ſpricht.

Mariane.

Um Vergebung, Gnädigſter Herr; ich laſſe mein Geſicht nicht ſehen, auſſer mein Gemahl befohl' es mir.

Herzog.

So ſeyd ihr verheurathet?

Mariane.

Nein, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Seyd ihr ein Mädchen?

Mariane.

Nein, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Eine Wittwe alſo?

Mariane.

Auch das nicht, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Wie, ſeyd ihr denn nichts? Weder Mädchen, noch Frau, noch Wittwe?

Lucio.

Gnädigſter Herr, ſie iſt vielleicht eine Pf** Köchin --

Herzog.

Herzog.

Macht doch dieſen Kerl ſchweigen; ich wollte, er hätte etwas mit ſich ſelbſt zu dahlen.

Lucio.

Gut, Gnädigſter Herr.

Mariane.

Gnädigſter Herr, ich geſteh's, ich bin nie verheurathet geweſen; ich geſteh auch zugleich, daß ich kein Mädchen bin; ich habe meinen Gemahl gekannt, aber mein Gemahl weiß nicht, daß er mich jemals gekannt hat.

Lucio.

So war er alſo betrunken, Gnädigſter Herr, es kan nicht anders ſeyn.

Herzog.

Ich wollte du wär'ſt es auch, ſo ſchwiegeſt du doch wenigſtens.

Lucio.

Gut, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Das iſt keine Zeugin für den Freyherrn Angelo.

Mariane.

Ich komme nun dazu, Gnädigſter Herr. Das Frauenzimmer, das ihn beſchuldiget, daß er ſie entehrt habe, klagt dadurch meinen Gemahl an, indem ſie vorgiebt, daß es zu einer Zeit geſchehen ſey, von der ich behaupte, daß ich ihn mit allen Würkungen der Liebe in meinen Armen hatte.

Angelo.

Beſchuldiget ſie jemand mehr als mich?

Mariane.

Nicht daß ich wüßte.

Herzog.

Nicht? Ihr ſagt euer Gemahl?

Mariane.

So iſt es, Gnädigſter Herr, und der iſt Angelo; der ſich einbildt, er wiſſe gewiß, daß er mich nie berührt habe, aber gewiß weiß, daß er ſich einbildt, es ſey Iſabella geweſen.

Angelo.

Das heißt die Bosheit weit getrieben; laß dein Geſicht ſehen!

Mariane.

Mein Gemahl befiehlt es, nun will ichs thun. (Sie nimmt ihren Schleyer ab.) Siehe hier, du grauſamer Angelo, ſiehe das Geſicht, welches einſt, wenn deine Schwüre Glauben verdienten, werth war angeſehen zu werden; dieſes iſt die Hand, die durch einen feyerlichen Eheverſpruch in die deinige geſchloſſen wurde; diß iſt der Leib, der das Verſprechen der Iſabella bezahlte, und in deinem Gartenhaus ihre eingebildete Perſon vorſtellte!

Herzog

Herzog zu Angelo.

Kennt ihr dieſes Frauenzimmer?

Lucio.

Fleiſchlicher Weiſe, ſagt ſie.

Herzog.

Schlingel, kein Wort mehr.

Lucio.

Genug, Gnädigſter Herr.

Angelo.

Gnädigſter Herr, ich muß geſtehen, daß ich dieſes Frauenzimmer kenne. Vor ungefehr fünf Jahren wurde eine Verbindung zwiſchen mir und ihr in Vorſchlag gebracht, die ſich aber wieder zerſchlug, theils weil ihr Vermögen ſich weit geringer befand als man es angegeben hatte; vornemlich aber, weil der Ruf einer unvorſichtigen Aufführung ihre Ehre zweifelhaft machte. Seit dieſem bezeuge ich bey meiner Ehre und Treue, daß ich ſie binnen fünf Jahren weder geſehen, noch mit ihr geſprochen, noch von ihr gehört habe.

Mariane.

Groſſer Fürſt, ſo gewiß als das Licht vom Himmel, und Worte vom Athem kommen; ſo gewiß als Vernunft in der Wahrheit, und Wahrheit in der Tugend iſt; ſo gewiß bin ich, in Kraft der feyerlichſten Gelübde, dieſes Mannes verlobtes Weib: Und nur erſt in verwichner Dienſtags-

Nacht,

Nacht, in seinem Garten-Hauſe, erkannte er mich wie ein Weib. So wahr als diß ist, möge ich gesund von meinen Knien wieder aufstehen, oder wo nicht, auf ewig hier als ein marmornes Denkbild stehen bleiben.

Angelo.

Ich lächelte bisher nur; aber nun, Gnädigster Herr, muß ich Euer Durchlaucht bitten, mir Recht zu schaffen. Meine Geduld geht zu Ende; ich sehe, daß diese armen einfältigen Weibsbilder nur die Werkzeuge einer verborgnen und mächtigern Hand sind, die sie in Bewegung sezt. Verstattet mir, Gnädigster Herr, daß ich mich bemühe, auf den Grund dieses Complots zu kommen.

Herzog.

Von Herzen gern, und die Schuldigen so hart als ihr wollt, abzustrafen. Du thörichter Mönch und du boshaftes Weibsbild, denkt ihr, eure Eydschwüre selbst, und wenn sie alle Heiligen persönlich herabschwören würden, wären ein hinlängliches Zeugniß gegen sein bewährtes und so lange festgesetztes Ansehen? Escalus, sezet euch mit meinem Vetter, und leihet ihm eure freundschaftliche Mühe, die Quelle dieser schändlichen Verläumdungen zu entdeken. Es ist noch ein andrer Mönch, der sie aufgestiftet hat; laßt ihn herbeyschaffen.

Peter.

Ich wünschte, Gnädigster Herr, er wäre hier; denn in der That ist er derjenige, der diese Frauenzimmer aufgemuntert,

gemuntert, dieſe Klagen anhängig zu machen. Euer Kerkermeiſter kennt den Ort, wo er ſich aufhält, und kan ihn holen.

Herzog.

Geht, thut es augenbliklich; und ihr, mein edler und würdiger Vetter, dem am meiſten daran ligt, dieſe Sache genauer zu unterſuchen, verfahret nach euerm Gutdünken in Beſtrafung der Schuldigen. Ich will euch für eine Weile verlaſſen; aber bleibt ihr ſo lange zurük, bis ihr die Bosheit dieſer Verläumdter völlig zu Schanden gemacht habt.

[Er geht ab.]

Vierte Scene.

Eſcalus.

Gnädigſter Herr, wir wollen nichts ermangeln laſſen. Herr Lucio, ſagtet ihr nicht, ihr kennet dieſen Frater Ludewig für einen Mann von ſchlechter Aufführung?

Lucio.

Cucullus non facit Monachum; es iſt nichts ehrwürdig an ihm als ſeine Kutte; er hat auf eine höchſt infame Art von der Perſon des Herzogs geſprochen.

Eſcalus.

Wir erſuchen euch, hier zu bleiben, bis er kommt, und ihn deſſen zu überweiſen; es wird ſich finden, daß dieſer Mönch ein ſchlimmer Vogel iſt.

Lucio.

Lucio.

Als irgend einer in Wien, auf mein Wort.

Escalus.

Ruft dieſe Iſabella wieder hieher; ich möchte mit ihr reden; ich bitte euch, Gnädiger Herr, erlaubet mir, ſie abzuhören; ihr ſollt ſehen wie ich ſie behandeln werde.

Lucio (vor ſich.)

Ich denke nicht beſſer als er, nach ihrer eignen Ausſage.

Escalus.

Wie beliebt?

Lucio.

Mein Seel, ich denke mein Herr, wenn ihr ſie ohne Zeugen behandeln würdet, ſie würde ſchneller bekennen; vielleicht ſchämt ſie ſich, es ſo vor allen Leuten zu thun.

Der Herzog in Mönchshabit, und der Kerkermeiſter; Iſabella wird herbeygeführt.

Escalus.

Ich will ernſtlich mit ihr zu Werke gehen. Ein wenig näher Madam; Hier iſt ein Frauenzimmer, das allem widerſpricht, was ihr geſagt habt.

Lucio.

Gnädiger Herr, hier kommt der Schurke, von dem ich ſagte, hier mit dem Kerkermeiſter.

Escalus.

Eſcalus.

Er kommt eben recht; ſagt ihr nichts zu ihm, bis wir euch aufruffen.

Lucio.

Nein! --

Eſcalus.

Kommt, Herr, ſeyd ihr derjenige, der dieſe Weibsbilder aufſtiftete, den Freyherrn Angelo zu verläumden? Sie haben bekennt, daß ihr es ſeyd.

Herzog.

Es iſt nicht wahr.

Eſcalus.

Wie? Wißt ihr auch wo ihr ſeyd?

Herzog.

Den Reſpect von eurer hohen Würde vorbehalten, der Teufel ſelbſt kan manchmal um ſeines brennenden Throns willen geehrt werden. Wo iſt der Herzog? Er ſoll mich hören, wenn ich reden ſoll.

Eſcalus.

Der Herzog iſt in uns, und wir wollen euch reden hören; ſehet zu, daß ihr die Wahrheit ſagt.

Herzog.

Ganz ungeſcheut. Aber, o ihr armen Seelen, kommt

ihr,

ihr, das Lamm hier von dem Fuchs zu fordern? Gute Nacht eurer Satisfaction! Wenn der Herzog weggegangen ist, so ist eure Sache verlohren. Der Herzog handelt unbillig, eure Appellation an ihn so abzuweisen, und die Untersuchung eurer Sache dem Böswicht zu überlassen, den ihr anzuklagen gekommen seyd..

Lucio.

Da haben wir den Schurken; es ist der von dem ich sagte.

Escalus.

Wie, du unehrwürdiger und unheiliger Mönch, ist es dir nicht genug, daß du diese Weibsleute heimlich gewonnen hast, diesen würdigen Mann anzuklagen; unterstehst du dich noch, ihn unverschämter Weise und vor seinen eignen Ohren einen Böswicht zu nennen? ja von ihm auf den Herzog selbst zu fallen, und ihn der Ungerechtigkeit zu beschuldigen? Führt ihn fort; an die Folter mit ihm; wir wollen dir eher Glied für Glied verzetteln, eh du uns dein Vorhaben abläugnen sollst. Was? Ungerecht?

Herzog.

Nicht so hizig; der Herzog hat so wenig das Herz, einen Finger von mir streken zu lassen, als seinen eignen: Ich bin sein Unterthan nicht, ich stehe auch nicht unter der hiesigen Provinz; meine Geschäfte in diesem Staat gaben mir Gelegenheit, auf das was hier in Wien vorgeht Acht zu geben; ich habe gesehen, wie die Verderbniß der Sitten sie-

det und ſtrudelt, bis der Keſſel überlauft; Geſeze gegen alle Verbrechen; aber Verbrechen, die ſo vorſichtig begangen werden, daß ſie der Geſeze ſpotten.

Eſcalus.

Er ſchmäht den Staat, weg mit ihm ins Gefängniß.

Angelo.

Was habt ihr wider ihn vorzubringen, Herr Lucio? Iſt das der Mann, von dem ihr uns erzähltet?

Lucio.

Er iſts, Gnädiger Herr; kommt näher, guter Freund Kahlkopf; kennt ihr mich?

Herzog.

Ich erinnre mich eurer am Ton eurer Stimme; ich traf euch während der Abweſenheit des Herzogs im Gefängniß an.

Lucio.

So, traft ihr mich an? und erinnert ihr euch noch, was ihr von dem Herzog ſagtet?

Herzog.

Vollkommen, mein Herr.

Lucio.

Vollkommen, mein Herr? Und war denn der Herzog ein Hurenjäger, ein Gek, ein Haſenfuß, wie ihr ſagtet?

Herzog.

Ihr müßt erst eure Person mit mir tauschen, eh ihr mich das sagen lassen könnt; ihr saget das von ihm, und noch ärgers.

Lucio.

O du verruchter Geselle! Zog ich dich nicht bey der Nase, wie du so redtest?

Herzog.

Ich versichre, daß ich den Herzog so sehr liebe als mich selbst.

Angelo.

Hört ihr, wie der Bube sich wieder heraushalftern möchte, nachdem er so verräthrische Reden ausgestossen hat?

Escalus.

Mit einem solchen Kerl muß man sich nicht einlassen; weg mit ihm ins Gefängniß; wo ist der Kerkermeister? weg mit ihm ins Gefängniß; legt ihm Fesseln an; laßt ihn nicht mehr reden; weg mit diesen Mezen, ins Gefängniß, und mit den übrigen Zusammenverschwornen.

Herzog.

Haltet, mein Herr, haltet noch ein wenig.

Angelo.

Wie? er widersezt sich? helft ihm, Lucio.

Lucio.

Lucio.

Kommt, mein Herr; hey da, Herr, kommt, ein wenig hieher, mein Herr; wie? du kahlköpfichter lügenhafter Schurke; du muſt um einen Kopf kürzer gemacht werden; gelt, du muſt? Zeig dein Schelmengeſicht, daß du die Kränke kriegeſt; zeig dein bißiges Schaafs-Geſicht, und laß dich in einer Stunde hängen: Willt du nicht fort?

[Er reißt die Mönchs-Kutte ab, und entdekt den Herzog.]

Herzog.

Du biſt der erſte Spizbube, der jemals einen Herzog gemacht hat. Fürs erſte, Kerkermeiſter, laßt mich für dieſe drey wakern Leute Bürge ſeyn -- Schleicht euch nicht hinweg, junger Herr, denn der Frater und ihr haben noch ein Wort mit einander zu ſprechen; macht ihn feſte.

Lucio.

Das kan noch ärger werden, als hängen.

Herzog zu Eſcalus.

Was ihr geſprochen habt, ſoll vergeben ſeyn; Sezt euch; wir wollen einen Plaz von dieſem Herrn da borgen. (Zu Angelo.) Mit eurer Erlaubniß, mein Herr -- haſt du Worte, oder Wiz, oder Unverſchämtheit, die dir noch Dienſte thun können? Wenn du haſt, ſo ſtüze dich darauf, bis ich meine Erzählung gemacht habe, und halte dann noch aus, wenn du kanſt.

Angelo.

O mein furchtbarer Fürſt, ich müßte ſchuldiger ſeyn als meine Schuld, wenn ich hoffen wollte verborgen zu bleiben, da ich merke, daß Euer Durchlaucht, gleich einer unſichtbaren Gottheit, meine Tritte beobachtet hat: Laſſet alſo, Gnädigſter Herr, kein längeres Gericht über meine Schande gehalten werden, mein eignes Bekenntniß macht alle Unterſuchung überflüſſig; ein unmittelbares Urtheil und der Tod, iſt alle Gnade um die ich bitte.

Herzog.

Kommt hieher, Mariane! Sprich, warſt du jemals mit dieſem Frauenzimmer verlobt?

Angelo.

Ich war, Gnädigſter Herr.

Herzog.

So nimm ſie hier, und heurathe ſie dieſen Augenblik; verrichtet ihr die Ceremonie, Pater; wenn ſie vorbey iſt, ſo bringt ihn wieder hieher: Geht mit ihm, Kerkermeiſter.

(Angelo, Mariane, Peter und Kerkermeiſter gehen ab.)

Fünfte Scene.

Eſcalus.

Gnädigſter Herr, ich bin mehr über ſeine Schande beſtürzt, als über die Seltſamkeit der Sache.

Herzog.

Tretet näher, Iſabella; euer Frater iſt nun euer Fürſt; ich war in jener Perſon euer getreuer Freund und Rathgeber, und, ohne mein Herz mit meinem Anzug zu verändern, werde ich allezeit zu euerm Dienſt gewidmet bleiben.

Iſabella.

O! vergebet mir, mein gnädigſter Herr, daß ich, eure Vaſallin, eure unerkannte Hoheit beſchäftigt und bemühet habe.

Herzog.

Es iſt euch vergeben, Iſabella; und nun, theures Mädchen, laſſet mir das gleiche Recht wiederfahren. Ich weiß es, euers Bruders Tod ligt ſchwer auf euerm Herzen, und ihr werdet euch wundern, warum ich mich begnügt, verborgner Weiſe ſeine Rettung zu ſuchen, und nicht lieber meine verkleidete Macht plözlich zu erkennen gegeben, als ihn ſo verlohren gehen zu laſſen; aber wiſſet, liebenswürdigſtes Geſchöpf, daß nichts als die zuſchnelle Vollziehung ſeines Todesurtheils, von der ich dachte daß ſie ſpäter erfolgen würde, meinem Vorſaz zuvoreilte; doch Friede ſey über ihn! Das Leben iſt das Beſte, das ſich vor keinem

Tode mehr fürchten muß; tröstet euch damit; euer Bruder ist glüklich.

Isabella.

Ich thu es, Gnädigster Herr.

Sechste Scene.

Angelo, Mariane, Peter und Kerkermeister zu den Vorigen.

Herzog zu Isabella.

Was diesen neuvermählten Mann, der hier wieder zurük kommt, betrift, dessen üppige Einbildungskraft eure wolvertheidigte Ehre beleidigt hat, so vergebt ihm um Marianens willen: Allein in sofern er, der eines doppelten Verbrechens, der verletzten Keuschheit und des gebrochnen Versprechens, sich schuldig wußte, euerm Bruder das Todes-Urtheil sprach, so ruft selbst die Barmherzigkeit des Gesezes mit lauter Stimme, und aus seinem eignen Munde, Angelo für Claudio, Tod für Tod, Gleiches für gleiches, und Maaß für Maaß. (Er wendet sich zum Angelo.) Angelo, deine Verbrechen sind so offenbar, daß du sie nicht läugnen könntest, wenn du auch wolltest; wir verurtheilen dich also, auf eben demselben Blok dein Leben zu verliehren, worauf Claudio sich zum Tod bükte, und mit eben solcher Eile. Hinweg mit ihm.

Mariane.

O! mein Gnädigſter Herr, ich hoffe Euer Durchlaucht hat mir nicht zum Scherz einen Gemahl gegeben.

Herzog.

Ich hielt eure Vermählung nur nöthig, um eure Ehre ſicher zu ſtellen, und einen Vorwurf von euch abzuwenden, der euerm künftigen Glük im Wege geſtanden wäre; was ſeine Güter betrift, ſo ſezen wir, ob ſie gleich durch Confiſcation unſer wären, euch in den Beſiz davon, und machen ſie zu euerm Witthum, damit ihr einen beſſern Gemahl kauffen könnet.

Mariane.

O Mein theureſter Fürſt, ich verlange keinen andern und keinen beſſern Mann.

Herzog.

Bittet nicht für ihn, unſer Schluß iſt gefaßt.

Mariane.

Mein gnädigſter Herr --

Herzog.

Ihr verliehrt nur eure Mühe -- weg mit ihm zum Tode. (Zu Lucio.) Nun, mein Herr, kommt die Reyhe an euch.

Mariane.

O! mein gnädigſter Herr! O! theurſte Iſabella, kom-

met mir zuhülfe; lehnt mir eure Knie, und mein ganzes künftiges Leben soll zu eurem Dienst gewidmet seyn.

Herzog.

Was ihr von ihr fordert ist unbillig, und wider die Natur; sollte sie niederknien, um für eine solche That Erbarmung zu erflehen, ihres Bruders Geist würde sein Grab durchbrechen, und sie in Schrecknissen von hinnen reissen.

Mariane.

Isabella, liebste Isabella, kniet doch mit mir hin; breitet eure Hände aus, redet nichts, ich will alles sagen. Die besten Menschen, sagt man, werden erst durch die Fehler die sie gemacht haben, vollkommen; dieses kan auch meines Mannes Fall seyn. O Isabella, wollt ihr nicht mit mir knien?

Herzog.

Er stirbt für Claudios Tod.

Isabella (kniend.)

Gütigster Fürst, sehet, wenn es euch gefällt, auf diesen verurtheilten Mann, als ob er mein Bruder wäre; ich glaube, ich hoffe es, seine Tugend war aufrichtig, bis er mich sah; wenn dieses ist, so laßt ihn nicht sterben. Meinem Bruder ist nichts als Gerechtigkeit widerfahren; er starb für eine Sünde, die er würklich ausgeübt hatte; Angelo sündigte nur durch einen Vorsaz der nicht zur Vollziehung kam; Gedanken sind dem Gesez nicht unterworffen, und Vorsäze sind blosse Gedanken. Ma-

Mariane.

Bloſſe Gedanken, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Eure Fürbitte iſt fruchtlos; ſtehet auf, ſage ich. Ich habe mich indeſſen eines andern Fehlers erinnert. Kerkermeiſter, wie kam es, daß Claudio zu einer ungewöhnlichen Stunde enthauptet wurde?

Kerkermeiſter.

Es wurde ſo befohlen.

Herzog.

Hattet ihr einen Richterlichen Befehl deßwegen?

Kerkermeiſter.

Nein, Gnädigſter Herr, es geſchah auf eine privat-Botſchaft.

Herzog.

Und deßwegen entſetze ich euch euers Amts; gebt die Schlüſſel ab.

Kerkermeiſter.

Vergebet mir, Gnädigſter Herr; ich dachte gleich, es möchte ein Fehler ſeyn, doch wußte ichs nicht gewiß; aber es reuete mich, da ich mich beſſer erkundigt hatte; und der Beweiß hievon iſt dieſes, daß ich einen gewiſſen Gefangnen, der kraft eines privat-Befehls ſterben ſollte, noch habe leben laſſen.

Herzog.

Wer iſt er?

Kerkermeiſter.

Er nennt ſich Bernardin.

Herzog.

Ich wollte, du hätteſt dieſes beym Claudio gethan; geht, holt ihn hieher, ich will ihn ſehen.

Eſcalus.

Es iſt mir leid, daß ein ſo gelehrter und weiſer Mann, als ihr, Freyherr Angelo, allezeit geſchienen habt, beydes durch Hize des Bluts und Mangel einer klugen Ueberlegung, ſo groſſe Fehltritte gemacht habt.

Angelo.

Mir iſt leid, daß ich euch dieſes Leid verurſache, und ich fühle mein Verbrechen ſo ſehr, daß ich mit gröſſerm Verlangen um den Tod flehe als um Gnade: Ich habe ihn verdient, und ich bitte darum.

Siebende Scene.

Der Kerkermeiſter, Bernardin, Claudio und Juliette zu den Vorigen.

Herzog.

Welcher iſt dieſer Bernardin, von dem ihr ſprachet?

Kerkermeiſter.

Dieſer, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Ein gewiſſer Mönch ſagte mir von dieſem Manne: Kerl, man ſagt du habeſt eine verſtokte Seele, die nach dieſer Welt nichts fürchte, und du lebeſt dieſer Denkungsart gemäß; du biſt zum Tode verurtheilt; doch will ich dir die Strafe nachlaſſen, die deine Verbrechen in dieſer Welt verdient haben; ich bitte dich, wende dieſe Gnade dazu an, für eine beſſere Zukunft beſorgt zu ſeyn; Frater, gebt ihm Anleitung dazu, ich übergebe ihn in eure Hände. Was für ein vermummter Geſelle iſt das?

Kerkermeiſter.

Es iſt ein andrer Gefangner, den ich rettete und welcher ſterben ſollte, als Claudio den Kopf verlohr; er gleicht dem Claudio ſo ſehr als ſich ſelbſt.

Herzog zu Iſabella.

Wenn er euerm Bruder gleicht, ſo ſey er um euertwillen,

len begnadiget, und um euers liebenswürdigen Selbſt wil-
len, gebt mir eure Hand, und ſagt ihr wollt mein ſeyn,
ſo iſt er mein Bruder dazu; doch hievon zu gelegnerer Zeit.
Angelo ſiehet heraus, daß er nichts mehr zu beſorgen hat;
mich däucht ich ſehe einen Schimmer von Hoffnung in ſei-
nen Augen. Gut, Angelo, ihr habt euer Vergehen ab-
gebüßt; ſehet eure Gemahlin, ihr Werth ergänzt den Eur-
gen. Ich finde mich heut ungemein aufgelegt zur Nachſicht,
und doch iſt hier einer, dem ich nicht verzeihen kan. (Zu
Lucio.) Ihr, frecher Burſche, der mich für einen Ge-
ken, eine Memme, einen lüderlichen Bruder, einen Eſel,
einen Wahnwizigen kennet, womit hab ich um euch verdient,
daß ihr mich ſo erzürnet?

Lucio.

Bey meiner Seele, Gnädigſter Herr, ich ſagt' es nur,
weil es Mode iſt, böſes von den Leuten zu ſagen; wenn
Euer Durchlaucht mich deßwegen hängen laſſen will, ſo muß
ich es leiden; aber ich wollte lieber, daß es euch gefallen
möchte, mir den Staupbeſen geben zu laſſen.

Herzog.

Den Staupbeſen zuerſt, Herr, und hernach den Gal-
gen. Kerkermeiſter, laßt durch die ganze Stadt ausruf-
fen, wenn irgend ein Weibsbild ſey, die ſich über dieſen
Geſellen zu beſchweren habe, (wie ich ihn dann ſelbſt habe
ſagen gehört, es ſey eine ſchwanger von ihm,) ſo ſoll ſie
ſich darſtellen, und er ſoll ſie heurathen; wenn die Hoch-
zeit vorbey iſt, ſo laßt ihn peitſchen und aufhängen.

Lucio.

Lucio.

Ich bitte Euer Durchlaucht, mich nicht an eine H** zu verheurathen; Euer Durchlaucht ſagte nur erſt, ich habe euch zum Herzog gemacht; Mein Gnädigſter Herr, belohnet mich nicht ſo übel dafür, und macht mich zu einem Hahnrey.

Herzog.

Bey meiner Ehre, du ſollſt ſie heurathen. Deine Schmähungen und alle deine übrigen Uebelthaten ſollen dir vergeben ſeyn; führt ihn indeſſen ins Gefängniß, und ſehet, daß mein Wille hierinn vollzogen werde. Ihr, Claudio, ſäumet euch nicht, dem Frauenzimmer, das ihr gekränkt habt, Genugthuung zu geben. Ich wünſche euch Glük, Mariane; liebet ſie, Angelo, ich habe ihre Beichte gehört, und kenne ihre Tugend. Habe Dank, mein guter Freund Eſcalus, für deinen guten Willen, du ſollt Urſache finden dich deſſen zu erfreuen. Habe Dank, Kerkermeiſter, für deine Sorgfalt und Verſchwiegenheit; wir werden dich in einem würdigern Plaz zu gebrauchen wiſſen. Vergebt ihm, Angelo, daß er euch Ragozins Kopf ſtatt Claudios gebracht hat; die Beleidigung vergiebt ſich von ſelbſt. Und ihr, meine theure Iſabella, wenn ihr ein williges Ohr zu der guten Geſinnung neiget, die ich für euch trage, ſo iſt was mein iſt euer, und was euer iſt, mein; und hiemit führet uns in unſern Palaſt, wo wir euch deutlicher entdeken werden, was ihr alle zu wiſſen nöthig habt.

Der

Sturm;

oder:

Die bezauberte Inſel.

Perſonen.

Personen.

Alonso, König von Neapel.
Sebastian, dessen Bruder.
Prospero, rechtmässiger Herzog von Meiland.
Antonio, dessen Bruder, und unrechtmässiger Innhaber von Meiland.
Ferdinand, Sohn des Königs von Neapel.
Gonsalo, ein ehrlicher alter Rath des Königs.

Adrian, } Zween Herren vom Adel.
Francisco, }

Caliban, ein wilder und mißgeschaffner Sclave.
Trinculo, ein Hofnarr.
Stephano, ein berauschter Kellermeister.
Schiffspatron, Hochbootsmann und Matrosen.
Miranda, Prosperos Tochter.
Ariel, ein Sylphe.

Iris, }
Ceres, }
Juno, } Geister, die zu einer allegorischen
Nymphen, } Vorstellung gebraucht werden.
Schnitter, }

Der

Sturm.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

In einem Schiff auf dem Meer.

Man hört ein Getöſe von einem heftigen Sturm, mit Donner und Blizen.

Der Schiffspatron und der Hochbootsmann treten auf.

Schiffspatron.

Hochbootsmann --

Bootsmann.

Hier, Patron: Wie ſteht's?

Patron.

Gut; redet mit den Matroſen; arbeitet mit den äuſſerſten Kräften, oder wir gehen zu Grunde; greift an, greift an!

(Geht ab.)

Etliche Matroſen kommen herein.

Bootsmann.

Hey, meine Kinder; munter meine Kinder! hurtig! hurtig! Zieht das Bramſegel ein! gebt auf des Patrons Pfeifchen acht -- Ey ſo blaſe, bis du berſten möchteſt --

Alonſo, Sebaſtiano, Antonio, Ferdinand, Gonſalo, und andre zu den Vorigen.

Alonſo.

Guter Hochbootsmann, habt Sorge; wo iſt der Schiffspatron? Haltet euch wie Männer!

Bootsmann.

Ich bitte euch, bleibt unten.

Antonio.

Wo iſt der Patron, Hochbootsmann?

Bootsmann.

Hört ihr ihn denn nicht -- ihr geht uns im Weg um; geht in eure Cajüte; ihr helft nur dem Sturm.

Gonsalo.

Nun, mein guter Mann, seyd geduldig.

Bootsmann.

Wenn's das Meer ist. Weg -- was fragen diese Aufrührer nach dem Nahmen eines Königs? In die Cajüte -- Still! hindert uns nicht!

Gonsalo.

Ehrlicher Mann, besinne dich, wen du am Bord hast --

Bootsmann.

Niemand, den ich lieber habe als mich selbst. Ihr seyd ein Rath; wenn ihr diesen Elementen ein Stillschweigen auferlegen oder auf der Stelle den Frieden mit ihnen machen könnt, so wollen wir kein Thau mehr anrühren; braucht eure Autorität. Wenn ihr aber nichts könnt, so dankt dem Himmel, daß ihr so lange gelebt habt, und macht euch in eurer Cajüte auf das Unglük gefaßt, das alle Augenblike begegnen kan -- Frisch zu, meine Kinder -- fort aus dem Wege, sag ich.

(Er geht ab.)

Gonsalo.

Dieser Kerl macht mir Muth; mich däucht, er sieht kei-

nem gleich, der ersauffen wird, er hat eine vollkommne Galgen-Physionomie! halte fest an deiner Absicht, liebes Schiksal; mache den Strang, der ihm bestimmt ist, zu unserm Ankerseil, denn das unsrige hilft uns nicht viel: wenn er nicht zum Galgen gebohren ist, so steht es jämmerlich um uns.

(Sie gehen alle ab.)

Der Hochbootsmann kommt zurük.

Hochbootsmann.

Herab mit dem Bramsieng; greift an, besser herunter, noch besser! -- macht, daß nur das Schönfahrsegel treibt -- (man hört ein heulendes Geschrey hinter der Scene) daß die schwehre Noth diß verfluchte Geheul --

Antonio, Sebastiano und Gonsalo kommen zurük.

-- Sie überschreyen das Wetter und uns -- Seyd ihr wieder da? Was thut ihr hier? Sollen wir aufgeben und ersauffen? habt ihr Lust dazu?

Sebastiano.

Daß die Pest deine Gurgel -- du bellender, lästerlicher unbarmherziger Hund!

Bootsmann.

So helft denn arbeiten.

Antonio.

Geh an den Galgen, du Hund, an den Galgen; du Huren-

Hurenſohn von einem unverſchämten Polterer; wir fürchten uns weniger vor dem Ertrinken als du.

Gonſalo.

Ich ſteh ihm fürs Erſauffen, und wenn gleich das Schiff nicht ſtärker wäre als eine Nußſchaale, und ſo löchricht als eine --

Etliche Matroſen von Waſſer triefend treten auf.

Matroſen.

Alles iſt verlohren! Betet, betet; alles iſt verlohren!

[Sie gehen ab.]

Bootsmann.

Wie, müſſen wir uns in Waſſer zu tode ſauffen?

Gonſalo.

Der König und der Prinz beten; wir wollen gehen und ihnen helfen; denn es geht uns wie ihnen.

Sebaſtian.

Die Geduld iſt mir ausgegangen.

Antonio.

Dieſe Trunkenbolde ſind ganz allein Schuld, daß wir umkommen -- Dieſer weitgeſpaltene Schurke -- Ich wollt' er läge ſo tief im Meer, daß ihn zehn Fluthen nicht heraus ſpülen könnten.

Gonsalo.

Er wird doch noch gehangen werden, und wenn jeder Tropfe Waſſer dagegen ſchwören, und das Maul aufſperren würde, ihn zu verſchlingen. (Man hört ein vermiſchtes Getös hinter der Scene.) Wir ſcheitern, wir ſcheitern, wir ſinken unter! Lebet wohl, mein Weib und meine Kinder! Wir ſcheitern! wir ſcheitern!

Antonio.

Wir wollen alle mit dem König verſinken.

(Geht ab.)

Sebaſtian.

Wir wollen Abſchied von ihm nehmen.

(Geht ab.)

Gonsalo.

Izt wollt' ich von Herzen gerne tauſend Meilen See für eine Jauchart dürren Boden geben, Heidekraut, Geniſter, was man wollte -- Der Wille des Himmels geſchehe! Doch wollt' ich lieber eines troknen Todes ſterben!

(Geht ab.)

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in einen Theil der bezauberten Inſel, unweit der Celle des Proſpero.)

Proſpero und Miranda treten auf.

Miranda.

Wenn ihr, mein theureſter Vater, dieſe wilden Waſſer durch eure Kunſt in einen ſo entſezlichen Aufruhr geſezt habet, o ſo leget ſie wieder! Der Himmel, ſo ſcheint es, würde ſtinkendes Pech herunterſchütten, wenn nicht die See, die bis an ſeine Wangen ſteigt, das Feuer wieder löſchte. O! wie hab' ich mit dieſen Unglüklichen gelidten, die ich leiden ſah! Ein ſchönes Schiff (ohne Zweifel hatte es einige edle Geſchöpfe in ſich) ganz in Stüke zerſchmettert - O das Geſchrey ſchlug recht gegen mein Herz an. Die armen Seelen, ſie kamen um! Hätte ich die Macht irgend eines Gottes gehabt, ich wollte eher das Meer in die Erde hineingeſenkt haben, eh es dieſes gute Schiff ſo verſchlungen haben ſollte, und die darauf befindlichen Seelen mit ihm.

Proſpero.

Faſſe dich, meine Tochter; nicht ſo beſtürzt; ſage deinem mitleidigen Herzen, es ſey kein Schaden geſchehen.

Miranda.

O! unglüklicher Tag!

Proſpero.

Kein Unglük. Was ich gethan habe, hab' ich aus Fürſorge für dich gethan, für dich, meine Theure, meine Tochter, die du nicht weißt, wer du biſt, oder von wannen ich hieher kam, noch daß ich etwas beſſers bin als Proſpero, Herr über eine armſelige Celle, und dein nicht gröſſerer Vater.

Miranda.

Mir fiel niemals ein, mehr wiſſen zu wollen.

Proſpero.

Es iſt Zeit, daß ich dir mehr entdeke. Lehne mir deine Hand, und ziehe mir dieſes magiſche Gewand ab; ſo! (er legt ſeinen Mantel hin) lige hier, meine Kunſt -- Wiſche du deine Augen, beruhige dich. Dieſes fürchterliche Schauſpiel des Schiffbruchs, welches ein ſo zärtliches Mitleiden in deinem Herzen erregt hat, hab ich durch die Mittel, die meine Kunſt mir an die Hand giebt, ſo ſicher angeordnet, daß keine Seele zu Grunde gegangen iſt, nein, nicht ein Haar von irgend einem dieſer Geſchöpfe, deren Geſchrey du hörteſt, die du ſinken ſahſt: Seze dich nieder, denn du muſt nun noch mehr wiſſen.

Miranda.

Ihr habt oft angefangen mir ſagen zu wollen, was ich ſey, aber wieder innegehalten, und mich einem eiteln Nachſinnen überlaſſen, indem ihr allemal damit ſchloſſet, halt! noch nicht --

Proſpero.

Die Stund' iſt nun gekommen, und es iſt keine Minu-

te

te mehr zu verliehren. Höre dann und ſey aufmerkſam. Erinnerſt du dich einer Zeit, eh wir in dieſe Celle kamen? Ich denke nicht, daß du es kanſt; denn du warſt damals noch nicht volle drey Jahre alt.

Miranda.

Ja, mein Herr, ich kan.

Proſpero.

Wobey dann? Bey irgend einem Haus oder einer Perſon? Sage mir, was es auch ſeyn mag, deſſen Bild in deinem Gedächtniß geblieben iſt.

Miranda.

Es iſt in einer tiefen Entfernung, und eher einem Traum als einer Gewißheit gleich, was mir die Erinnerung vorſtellt. Hatte ich nicht einſt vier oder fünf Weiber, die mir aufwarteten?

Proſpero.

Du hatteſt, und mehr, Miranda. Aber wie kommt es, daß diß noch in deinem Gemüthe lebt? Was ſiehſt du noch mehr in dem tiefen Abgrund der verfloſſenen Zeit? Wenn du dich noch an etwas erinnerſt, eh du hieher kamſt, ſo wirſt du dich auch erinnern, wie du hieher kamſt.

Miranda.

Nein, das thue ich nicht.

Proſpero.

Es ſind nun zwölf Jahre ſeit dieſes geſchah, Miranda; zwölf Jahre, ſeit der Zeit, da dein Vater Herzog von Meiland und ein mächtiger Fürſt war.

Miranda.

Mein Herr, seyd ihr dann nicht mein Vater?

Prospero.

Deine Mutter war ein Muster der Tugend, und sie sagte, du seyest meine Tochter; und dein Vater war Herzog von Meiland, und du seine einzige Erbin.

Miranda.

O Himmel! Was für ein schlimmer Streich trieb uns von dannen? Oder war es unser Glük, daß es geschah?

Prospero.

Beydes, beydes, mein Mädchen! Durch einen schlimmen Streich, wie du sagst, wurden wir von dort vertrieben, und glüklicher Weise hieher gerettet.

Miranda.

O! mein Herz blutet, wenn ich an die Sorgen denke, die ich euch in einer Zeit gemacht haben werde, an die ich mich nicht mehr besinnen kan. Ich bitte euch, fahret fort.

Prospero.

Mein Bruder, und dein Oheim, Antonia genannt, (ich bitte dich, merke auf) -- daß ein Bruder fähig seyn konnte, so treulos zu seyn! -- Er, den ich, nächst dir selbst, über alle Welt liebte, und dem ich die Verwaltung meines Staats anvertraute, der damals unter allen in Italien der erste, so wie es Prospero an Ansehen war, und an Ruhm in den Wissenschaften, die meine einzige Beschäftigung waren. Ich überließ also die Staatsverwaltung

meinem

meinem Bruder, und wurd' ein Fremdling in meinem eignen Lande, ſo ſehr riß mich die Liebe und der Reiz geheimnißreicher Studien dahin. Dein treuloſer Oheim -- Aber du giebſt nicht Acht!

Miranda.

Höchſt aufmerkſam, mein Herr.

Proſpero.

Dein Oheim, ſag ich, der in der Kunſt ausgelernt war, wie er ein Geſuch bewilligen oder wie er es abſchlagen, wen er befordern oder wen er wegen eines allzuüppigen Wuchſes abſchneiden ſollte; ſchuf alle diejenigen um, die meine Creaturen waren; ich ſage, er verſezte ſie entweder, oder er gab ihnen ſonſt eine andre Form; und da er den Schlüſſel zu dem Amt und zu dem Beamteten hatte, ſtimmte er alle Herzen in dem Staat, nach dem Ton, der ſeinem Ohr der angenehmſte war. Solchergeſtalt war er nur der Epheu, der meinen fürſtlichen Stamm umwand, und ſein Mark an ſich ſog -- du giebſt nicht Acht.

Miranda.

Ich thu es, mein werther Herr.

Proſpero.

Ich bitte dich, merke wohl auf. Da ich nun alle weltlichen Dinge ſo bey Seite ſezte, und mich ganz der Einſamkeit und der Verbeſſerung meines Gemüths widmete, die in meinen Augen alles überwog was der groſſe Hauffe hochſchäzt,

ſchäzt, ſo erwachte meines Bruders ſchlimme Gemüthsart, und mein Zutrauen brütete eine Untreue in ihm aus, die ſo groß war als mein Zutrauen, welches in der That keine Grenzen hatte. Da er ſich in dem Beſiz meiner Einkünfte und meiner Gewalt ſah, ſo machte ers wie einer, der durch häufiges Erzählen der nemlichen Unwahrheit einen ſolchen Sünder aus ſeinem Gedächtniß macht, daß er ſelbſt nicht mehr weiß, daß es eine Unwahrheit iſt; er hatte ſo lange die Rolle des Herzogs mit allen ihren Vorrechten geſpielt, daß er ſich zulezt einbildete, er ſey der Herzog ſelbſt -- Hörſt du mir zu?

Miranda.

Eure Erzählung, mein Herr, könnte die Taubheit heilen.

Proſpero.

Damit nun aller Unterſchied zwiſchen der Perſon die er ſpielte, und demjenigen, für welchen er ſie ſpielte, aufhören möchte, wollte er ſchlechterdings ſelbſt Herzog in Meiland ſeyn. Mir, armen Manne, dachte er, wäre mein Büchersaal Herzogthums genug; zu allen Geſchäften eines Fürſten hielt er mich für ganz untüchtig. Er machte alſo ein Bündniß mit dem König von Neapolis, und verſtuhnd ſich, (ſo ſehr dürſtete ihn nach der Herrſchaft, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, und ihn als ſeinen Lehnsherrn zu erkennen, ſeinen Fürſtenhut der Crone dieſes Königs zu unterwerffen, und das bisher unabhängige Herzogthum

thum (armes Meiland!) unter ein ſchimpfliches Joch zu beugen.

Miranda.

O Himmel!

Proſpero.

Höre nun die Bedingung die er ihm dagegen machte, und den Ausgang; dann ſage mir, ob das ein Bruder war?

Miranda.

Es wäre Sünde, von meiner Großmutter etwas unedels zu denken; gute Eltern können ſchlimme Kinder haben.

Proſpero.

Nun die Bedingung: Dieſer König von Neapel, der mein alter Feind war, willigte mit Freuden in meines Bruders Begehren, welches dahin gieng, daß er, gegen die ihm zugeſtandne Abhänglichkeit, und ich weiß nicht wie viel jährlichen Tribut, ungeſäumt mich und die meinigen aus dem Herzogthum vertreiben, und das ſchöne Meiland mit allen ſeinen Regalien meinem Bruder zu Lehen geben ſollte. Nachdem ſie nun zu Ausführung dieſes Vorhabens eine verrätheriſche Kriegsſchaar zuſammen gebracht, öffnete Antonio in einer fatalen Mitternacht die Thore von Meiland, und in der Todesſtille der Finſterniß ſchleppten die Diener ſeiner böſen That mich und dein ſchreyendes Selbſt hinweg.

Miranda.

Miranda.

O weh! Ich will izt über dieſe Gewaltthat ſchreyen, da ich mich nicht mehr erinnere, wie ich damals geſchrien habe; eine geheime Nachempfindung preßt dieſe Thränen aus meinen Augen.

Proſpero.

Hör' ein wenig weiter, und dann will ich dich zu der gegenwärtigen Angelegenheit bringen, die wir vor uns haben, und ohne welche dieſe Erzählung ſehr unbeſonnen wäre.

Miranda.

Warum nahmen ſie uns denn das Leben nicht?

Proſpero.

Die Frage iſt vernünftig, Mädchen; meine Erzählung veranlaſet ſie. Sie durften es nicht wagen, meine Theureſte, ſo groß war die Liebe die das Volk für mich hatte, ſie durften es nicht wagen, ihre Uebelthat durch ein blutiges Merkmal der Entdekung auszuſezen, ſondern ſtrichen ihre boshaftigen Abſichten mit ſchönern Farben an. Kurz, ſie ſchleppten uns auf eine Barke, und führten uns etliche Meilen in die See, wo ſie ein ausgeweidetes Gerippe von einem Boot, ohne Thauwerk, ohne Seegel, und ohne Maſt zubereiteten, ein ſo armſeliges Ding, das ſogar die Razen, vom Inſtinct gewarnet, es verlaſſen hatten; und auf dieſem elenden Nachen ſtieſſen ſie uns in die See, um den Wellen entgegen zu jammern, die uns heulend antwor-

teten,

teten; und den Winden zuzuſeufzen, deren wieder zurükſeufzendes Mitleiden unſre Angſt vermehrte, indem es ſie lindern zu wollen ſchien.

Miranda.

Himmel! wie viel Unruhe muß ich euch damals gemacht haben!

Proſpero.

O! Ein Cherubim warſt du, der mich beſchüzte. Da ich von der Laſt meines Elends niedergedrükt, einen Strom von troſtloſen Thränen in die See hinunter weinte, da lächelteſt du mir mit einer vom Himmel eingegoßnen Freudigkeit entgegen, und erweckteſt dadurch den Muth in mir, alles zu ertragen, was über mich kommen würde.

Miranda.

Wie kamen wir denn ans Land?

Proſpero.

Durch Göttliche Vorſicht! Wir hatten einigen Vorrath von Speiſe und friſchem Waſſer, womit uns Gonſalo, ein Neapolitaniſcher Edelmann, dem die Ausführung dieſes Geſchäfts anbefohlen war, aus Gutherzigkeit und Mitleiden verſehen hatte. Er hatte uns auch mit reichen Kleidern, leinen Geräthe und andern Nothwendigkeiten beſchenkt, die uns ſeither gute Dienſte gethan haben; und da er wußte wie ſehr ich meine Bücher liebte, ſo verſchafte mir ſeine Leutſeligkeit aus meinem eignen Vorrath einige, die ich höher ſchäze als mein Herzogthum.

Miran-

Miranda.

Wie wünscht' ich diesen Mann einmal zu sehen!

Prospero.

Nun, komm ich zur Hauptsache. Bleibe sizen, und höre das Ende meiner Erzählung. Wir kamen in dieses Eiland, und hier hab' ich, durch meine Unterweisungen, dich weiter gebracht als andre Fürsten können, die nur für ihre Lustbarkeiten Musse haben, und die Erziehung ihrer Kinder nicht so sorgfältigen Aufsehern überlassen.

Miranda.

Der Himmel danke es euch! Aber nun bitte ich euch mein Herr, (denn ich höre dieses Ungewitter noch immer in meiner Einbildung) was war die Ursache, warum ihr diesen Sturm erreget habt?

Prospero.

So wisse denn, daß durch einen höchst seltsamen Zufall, das mir wieder günstige Glük meine Feinde an dieses Ufer gebracht hat: Meine Vorhersehungs-Kunst sagt mir, daß ein sehr glüklicher Stern über meinem Zenith schwebt; allein sie sagt mir auch, daß wenn ich die wenigen Stunden seines günstigen Einflusses ungenüzt entschlüpfen lasse, mein Glük auf immer verscherzt seyn werde -- Hier frage nicht weiter; du bist schläfrig; es ist eine heilsame Betäubung, gieb ihr nach; ich weiß daß du nicht anders kanst.

(Miranda schläft ein.)

Herbey

Herbey, mein Diener, herbey; ich bin fertig. Nähere dich, mein Ariel -- Komm!

Dritte Scene.

Ariel zu Prospero.

Ariel.

Heil dir, mein groſſer Meiſter! Ehrwürdiger Herr, Heil dir! ich komme deine Befehle auszurichten; es ſey nun zu fliegen oder zu ſchwimmen, mich in die Flammen zu tauchen, oder auf den krauſen Wolken zu reiten; Ariel und alle ſeine Kräfte ſind zu deinem mächtigen Befehl.

Proſpero.

Haſt du, o Geiſt, den Sturm ſo ausgerichtet, wie ich dir befahl?

Ariel.

Bis auf den kleinſten Umſtand. Ich kam an Bord des Königlichen Schiffes, und ſezte, in Flammen eingehüllt, bald das Vordertheil, bald den Bauch, das Verdek und jede Cajüte in Schreken. Zuweilen theilt' ich mich, und zündet' es an etlichen Orten zugleich an, flammte in abgeſonderten Klumpen Feuers auf dem Bramſteng, den Segelſtängen und dem Bögs-Priet-Maſt; dann ſtoß ich wieder zuſammen. Jupiters Blize ſelbſt, die Vorläuffer fürchterlicher Donner-Schläge, ſind nicht behender zu leuchten und wieder zu verſchwinden; das ſchmetternde Gebrüll der ſchwefelichten Flam-

men schien den allmächtigen Neptunus zu belagern, und seine kühne Woogen zittern zu machen, ja seinen furchtbaren Dreyzak selbst zu erschüttern.

Prospero.

Mein wakrer, wakrer Geist! War einer unter diesen Leuten gesezt und standhaft genug, bey einem solchen Getöse Meister von sich selbst zu bleiben?

Ariel.

Keine einzige Seele, die nicht, von fieberhaften Schauern geschüttelt, in irgend einen Ausbruch von Verzweiflung fiel. Alle, bis auf die Schiffleute, verliessen das Schiff, das ganz von mir in Flammen stuhnd, und stürzten sich in das schäumende Salzwasser. Ferdinand, des Königs Sohn, war der erste, der mit berg an strehendem Haar, eher Binsen als Haaren ähnlich, in die See sprang. Die Hölle ist leer, schrie er, und alle Teufel sind hier.

Prospero.

Gut, das ist mein Geist! Aber war es nahe genug am Ufer?

Ariel.

Ganz nah, mein Gebieter.

Prospero.

Sind sie alle errettet, Ariel?

Ariel.

Ariel.

Es ist nicht ein Haar umgekommen, und auf ihren Kleidern ist nicht ein Fleken, sondern sie glänzen frischer als zuvor. Wie du mir befohlen hast, hab' ich sie truppenweise um die Insel her zerstreut: den Sohn des Königs hab ich ganz allein ans Land gebracht, und ihn in einem düstern Winkel der Insel verlassen, wo er mit verschlungnen Armen traurig dasizt, und die Luft mit seinen Seufzern abkühlt.

Prospero.

Was hast du denn mit dem Schiffsvolk auf dem königlichen Schiffe, und mit dem ganzen Rest der Flotte gemacht?

Ariel.

Des Königs Schiff ist unbeschädigt in Sicherheit gebracht. Ich hab es in iene tiefe Bucht der Bermudischen Inseln verborgen, wohin du mich einst um Mitternacht schikkest, Thau zu holen. Die Schiffleute, alle in den Raum zusammen gedrängt, habe ich in einen bezauberten Schlaf versenkt; die übrigen Schiffe der Flotte die ich zerstreut hatte, fanden sich wieder zusammen, und sind auf der mittelländischen See im Begriff traurig wieder heim nach Neapel zu segeln, in der Meynung, daß sie des Königs Schiff scheitern, und seine hohe Person umkommen gesehen haben.

Prospero.

Ariel, du hast meinen Auftrag pünctlich ausgerichtet;

aber es ist noch mehr Arbeit; wie viel ist es am Tage?

Ariel.

Höchstens zwey Stunden nach Mittag.

Prospero.

Die Zeit zwischen izt und Sechse muß von uns beyden als höchst kostbar angewendet werden.

Ariel.

Ist noch mehr zu thun? Da du mir so viel Mühe auflegest, so verstatte daß ich dich an etwas erinnre, so du mir versprochen und noch immer nicht gehalten hast.

Prospero.

Wie? du bist übel aufgeräumt? Was verlangst du denn?

Ariel.

Meine Freyheit.

Prospero.

Eh deine Zeit aus ist? Nichts mehr davon!

Ariel

Ich bitte dich, erinnere dich wie getreu ich dir gedient habe; ich sagte dir keine Lügen vor, ich machte nie eines für das andre, ich diente dir ohne Groll noch Murren; und du versprachest mir ein ganzes Jahr nachzulassen.

Prospero.

Hast du vergessen, von was für einer Marter ich dich befreyet habe?

Ariel.

Ariel.

Nein.

Prospero.

Du haſt es vergeſſen, und hältſt es für zuviel in dem ſumpfichten Grund des geſalznen Meeres für mich zu waten, oder auf dem ſcharfen Nordwind zu rennen, oder in den Adern der hartgefrornen Erde meine Geſchäfte auszurichten.

Ariel.

Das thu ich nicht, mein gebietender Herr.

Prospero.

Du lügſt, boshaftes Ding. Haſt du die ſcheußliche Zauberin Sycorax vergeſſen, die von Alter und Neid in einen Reif zuſammengewachſen war? Haſt du ſie vergeſſen?

Ariel.

Nein, Herr.

Prospero.

Du haſt; wo war ſie gebohren? Sprich, erzähl es mir.

Ariel.

In Argier, mein Herr.

Prospero.

So, war ſie? ich muß alle Monat einmal mit dir wiederholen was du geweſen biſt, um dir das Gedächtniß ein

wenig anzufrischen. Diese verdammte Hexe Sycorax, war wegen manchfaltiger Uebelthaten und Zaubereysünden, die zu ungeheuer sind, als daß ein menschliches Ohr sie ertragen könnte, wie du weist, von Argier verbannt; um eines einzigen willen das sie gethan hatte, wollten sie ihr das Leben nicht nehmen. Ists nicht so?

Ariel.

Ja, mein Herr.

Prospero.

Diese blauaugichte Unholdin ward schwangern Leibes hiehergebracht, und von den Schiffleuten hier zurükgelassen; du, mein Sclave, warest nach deiner eignen Aussage, damals ihr Diener. Und weil du zu Verrichtung ihrer irdischen und abscheulichen Aufträge ein zu zärtlicher Geist warst, und ihre grossen Befehle ausschlugest; so schloß sie dich in ihrer unerbittlichen Wuth, mit Hülfe ihrer stärkern Diener in eine gespaltne Fichte, in deren Klamme eingekerkert du zwölf peinvolle Jahre verharren mußtest, bis sie starb und dich in diesem elenden Zustand ließ, worinn du die Gegend umher, soweit als man das Getöse von Mühlrädern hören kan, mit Aechzen und Winseln erfülltest. Damals war dieses Eiland, (ausser einem Sohn, den sie hier geworfen hatte, einen rothgeflekten ungestalten Wechselbalg) mit keiner menschlichen Gestalt geziert.

Ariel.

Ja, Caliban ihr Sohn.

Prospero.

Prospero.

Dummes Ding, das ists was ich sage; eben dieser Caliban, den ich nun in meinen Dinsten habe. Du weist am besten in was für einer Quaal ich dich hier fand; dein Winseln machte Wölfe mit dir heulen, und durchbohrte die wilde Brust des immerzürnenden Bärs; es war eine Marter, wie die Verdammten ausstehen müssen, und Sycorax selbst war nicht im Stande sie wieder aufzuheben: meine Kunst war es, als ich hieher kam und dich hörte, welche die bezauberte Fichte zwang sich zu öffnen, und dich herauszulassen.

Ariel.

Ich danke dir, mein Gebieter.

Prospero.

Wenn du noch einmal murrest, so will ich eine Eiche spalten, und dich in ihr knottichtes Eingeweide einklammern, bis du zwölf Winter weggeheult hast.

Ariel.

Vergieb mir, mein Gebieter, ich will alle deine Befehle vollziehen, und willig und behend in meinen Spükereyen seyn.

Prospero.

Thue das, so will ich dich in zween Tagen frey lassen.

Ariel.

Das ist mein großmüthiger Meister! Was soll ich thun? Sage was? Was soll ich thun?

Prospero.

Geh, nimm die Gestalt einer Meernymphe an, aber mache dich jedem andern Auge als dem meinigen unsichtbar. Geh, und komm in dieser Gestalt wieder hieher; mache hurtig.

[Ariel verschwindt.]

Erwache, mein theures Herz, erwache, du hast wohl geschlafen -- Erwache!

Miranda.

Die Seltsamkeit eurer Geschichte hat meinen Kopf ganz schwer gemacht.

Prospero.

Muntre dich auf; komm mit, wir wollen den Caliban meinen Sclaven besuchen, der uns niemals eine freundliche Antwort giebt.

Miranda.

Es ist ein Nichtswürdiger, mein Herr, ich mag ihn nicht gerne ansehen.

Prospero.

Und doch, so wie er ist können wir nicht ohne ihn seyn; er macht uns unser Feuer, schaft unser Holz herbey und thut uns Dienste, die uns zu statten kommen. He! Sclave! Caliban! du Kloz du, gieb Antwort!

(Caliban hinter der Scene.)

Es ist Holz genug drinnen.

Prospero.

Komm hervor, sag' ich, es ist eine andre Arbeit für dich

dich da, komm, du Schildkröte! Nun, wie lange ---

[Ariel erscheint in Gestalt einer Wasser-Nymphe.]

Eine artige Erscheinung! Mein muntrer Ariel, ich habe dir etwas ins Ohr zu sagen --

Ariel.

Es soll geschehen, mein Gebieter.

[Geht ab.]

Prospero.

Du krötenmäßiger Sclave, vom Teufel selbst mit der Hexe, die dich gebohren hat, gezeugt! hervor!

Vierte Scene.

Caliban zu den Vorigen.

Caliban.

Ein so schädlicher Thau, als jemals meine Mutter mit Rabenfedern von ungesundem Morast abgebürstet hat, träufle auf euch beyde! Ein Südwest blase euch an, und bedecke euch über und über mit Schwülen und Finnen!

Prospero.

Für diesen guten Wunsch, verlaß dich drauf, sollt du diese Nacht den Krampf haben, Seitenstiche sollen deinen Athem einzwängen, und Igel sollen sich die ganze Nacht durch an dir ermüden; du sollt so dicht geknepft werden,

wie Honigwaben, und jeder Zwik soll schärfer stechen als die Bienen, die sie machen.

Caliban.

Ich muß zu Mittag essen. Diese Insel ist mein, ich habe sie von Sycorax, meiner Mutter geerbt, und du hast sie mir abgenommen. Wie du hieherkamst, da streicheltest du mich, und thatest freundlich mit mir, gabst mir Wasser mit Beeren drinn zu trinken, und lehrtest mich, wie ich das grössere Licht und das kleinere, die des Tags und des Nachts brennen, nennen sollte; und da liebt ich dich, und zeigte dir die ganze Beschaffenheit der Insel, die frischen Quellen, und die salzigen, die öden und die fruchtbaren Gegenden. Verflucht sey ich, daß ich es that! Alle Zaubereyen meiner Mutter, Kröten, Schröter und Fledermäuse über euch! Daß ich, der vorher mein eigner König war, nun euer einziger Unterthan, und in diesen Felsen eingesperrt seyn muß, indessen daß ihr die ganze übrige Insel für euch allein behaltet.

Prospero

Du lügenhafter Sclave, den nur Schläge, statt Freundlichkeit, zähmen können; So ein garstiges Thier du bist, so hab ich dir doch mit menschlicher Fürsorge begegnet, und dich in meiner eignen Celle beherberget, biß du frech genug warst, meinem Kinde Gewalt anthun zu wollen.

Caliban.

O ho! o ho! -- Ich wollt' es wäre vor sich gegangen; du kamst zu früh dazu, sonst hätte ich diese Insel mit Calibanen bevölkert.

Prospero.

Prospero.

Du abscheulicher Sclave, unfähig den Eindruk von irgend einer guten Eigenschaft anzunehmen, und zu allem Bösen aufgelegt! Ich hatte Mitleiden mit dir, nahm die Mühe dich reden zu lehren, und wieß dir alle Stunden etwas neues. Da du nicht im Stand warst, du wilder, deine eigne Meynung zu entdeken, sondern gleich einem unvernünftigen Vieh nur unförmliche Töne von dir gabst, begabte ich deine Gedanken mit Worten, damit du sie andern verständlich machen könntest. Aber ungeachtet alles Unterrichts behielt die angebohrne Bosheit deiner Natur die Oberhand und machte deine Gesellschaft wohlgearteten Geschöpfen unerträglich; ich sah mich also gezwungen, dich in diesen Felsen einzusperren, und begnügte mich, deine Bosheit nur allein unwürksam zumachen, ob du gleich mehr als ein Gefängniß verdient hattest.

Caliban.

Ihr lehrtet mich reden, und der ganze Vortheil den ich davon habe, ist daß ich fluchen kan; daß ihr die Pest, dafür hättet, daß ihr mich reden gelehrt habt!

Prospero.

Du Wechselbalg, hinweg! Bring uns Holz und Reiser zu einem Feuer hieher, und mache hurtig, damit ich dich zu andern Arbeiten gebrauchen kan. Zükst du die Achseln, du Unhold? Wenn du nicht thust was ich dir befehle, oder es unwillig thust, so will ich dich am ganzen Leibe mit krampfichten Zükungen foltern, alle deine Gebeine mit Schmer-

gen füllen, und dich heulen machen, daß wilde Thiere vor deinem Geschrey zittern sollen.

Caliban.

Nein, ich bitte dich.. (Für sich.) Ich muß gehorchen; seine Kunst giebt ihm eine so grosse Gewalt, daß er im Stande wäre, meiner Mutter Gott Setebos zu bezwingen, und einen Vasallen aus ihm zu machen.

[Caliban geht ab.]

Prospero.

So, Sclave, hinweg!

Fünfte Scene.

Ferdinand tritt auf; Ariel unsichtbar singend und spielend.

Ferdinand.

Wo kan diese Musik seyn? In der Luft oder auf der Erde? -- Sie hat aufgehört -- wahrhaftig es ist eine Anzeige, daß irgend eine Gottheit dieses Eiland bewohnt. Indeme ich auf einer Sandbank saß, und den Untergang des Königs meines Vaters beweinte, schien diese Musik über die Wellen mir entgegen zu schleichen, und besänftigte durch ihre Lieblichkeit beydes ihre Wuth und meine Leidenschaft; ich folgte ihr bis an diesen Ort, oder sie zog mich vielmehr an; -- Aber sie hat aufgehört -- Nun beginnt sie von neuem.

Ariel

Ariel ſingt:

Fünf Faden tief dein Vater ligt,
Sein Gebein ward zu Corallen,
Zu Perlen ſeine Augen-Ballen,
Und vom Moder unbeſiegt,
Wandelt durch der Nymphen Macht
Sich jeder Theil von ihm und glänzt in fremder Pracht.
Die Nymphen laſſen ihm zu Ehren
Von Stund zu Stund die Todtengloke hören.
Horch auf, ich höre ſie, ding-dang, ding-dang --

Ferdinand.

Der Geſang ſpricht von meinem ertränkten Vater; diß iſt nicht das Werk eines Sterblichen, noch eine irdiſche Muſik; izt hör ich ſie über mir.

Sechste Scene.

Proſpero und Miranda nähern ſich auf einer andern Seite dem Orte, wo Ferdinand ſteht.

Proſpero.

Ziehe die Vorhänge deiner Augen auf, und ſage, was du dort ſieheſt?

Miranda.

Was iſt es? ein Geiſt? --- Wie es umherſchaut!

Glaubet

Glaubet mir, mein Herr, es hat eine feine Geſtalt. Aber -- es iſt ein Geiſt.

Proſpero.

Nein, Mädchen, es ißt und ſchläft, und hat ſolche Sinnen wie wir haben, eben ſolche; und wenn es nicht von Gram (der der Schönheit Krebs iſt) in etwas entſtellt wäre, könnte man ihn eine ganz hübſche Perſon nennen. Er hat ſeine Gefährten verlohren, und irret umher ſie zu ſuchen.

Miranda.

Ich möchte ihn etwas Göttliches nennen, denn nie ſah ich in der Natur eine ſo edle Geſtalt.

Proſpero für ſich.

Es geht, ſehe ich, wie es mein Herz wünſchet --- Geiſt, feiner Geiſt, für diß will ich dich in zween Tagen frey laſſen.

Ferdinand (indem er Miranda gewahr wird.)

Ganz gewiß iſt dieſes die Göttin, deren Gegenwart jene Harmonien ankündigten. Erlaubet meiner Bitte zu wiſſen, ob ihr auf dieſer Inſel wohnet, und würdiget mich einer Belehrung, wie ich mich hier zu verhalten habe? Mein erſter Wunſch, obgleich zulezt ausgeſprochen, iſt, o ihr Wunder! zu wiſſen, ob ihr geſchaffen ſeyd oder nicht?

Miranda.

Kein Wunder, mein Herr, aber ganz gewiß ein Mädchen.

Ferdinand.

Ferdinand.

Meine Sprache! -- Himmel! ich bin der Erſte unter denen die dieſe Sprache reden; wär' ich nur da wo ſie geredet wird.

Proſpero.

Wie? der erſte? Was wäreſt du, wenn dich der König von Neapel reden hörte?

Ferdinand.

Eine einzelne Perſon, wie izt, die ſich wundert, dich vom König von Neapel reden zu hören. Er hört mich, und daß er mich höret, iſt was ich beweine. Ich ſelbſt bin nun der König von Neapel, da ich mit dieſen meinen Augen, die ſeit dem niemals troken worden ſind, den König meinen Vater im Schiffbruch umkommen geſehen habe.

Miranda.

Wie ſehr dauert er mich!

Ferdinand.

Glaubet mirs, er kam um, er und alle ſeine Hofleute: der Herzog von Meiland und ſein edler Sohn waren dabey.

Proſpero.

Der Herzog von Meiland und ſeine noch edlere Tochter könnten dich eines beſſern belehren, wenn es izt zeit dazu wäre -- (vor ſich.) Beym erſten Anblik tauſchten ſie ihre Augen (Ariel, für dieſen Dienſt ſollſt du frey ſeyn!) (laut.) Ein

Wort

Wort mit euch, mein feiner Herr, ich fürchte ihr habt euch in einen schlimmen Handel verwikelt: Ein Wort --

Miranda.

Warum spricht mein Vater so unfreundlich? Diß ist der dritte Mann, den ich jemals sah, und der erste, für den ich seufze. Möchte Mitleiden meinen Vater so gesinnt machen wie mich!

Ferdinand.

O, wenn ihr ein sterbliches Mädchen seyd, und eure Neigung noch frey ist, so will ich euch zur Königin von Neapel machen.

Prospero.

Sachte, mein Herr; Nur ein Wort -- (vor sich.) Sie sind beyde eines in des andern Gewalt: aber ich muß diesem plözlichen Einverständniß Schwierigkeiten in den Weg legen, sonst möchte ein zu leichtgewonnenes Glük seinen Werth verringern -- Herr, nur noch ein Wort; ich befehle dir, mir zu folgen. Du legst dir hier einen Namen bey, der dir nicht gebührt, du hast dich als einen Kundschafter in diese Insel eingeschlichen, um sie mir, ihrem Herren abzugewinnen.

Ferdinand.

Nein, so wahr ich ein Mann bin.

Miranda.

Gewiß, es kan nichts böses in einem solchen Tempel wohnen.

wohnen. Wenn der böſe Geiſt ein ſo ſchönes Haus hätte, gute Dinge würden bey ihm zu wohnen verſucht.

Proſpero.

Folge mir -- Rede du nicht für ihn, er iſt ein Verräther. Komm, ich will dir Hals und Füſſe zuſammenfeſſeln, Seewaſſer ſoll dein Trank, und friſche Bachbungen, dürre Wurzeln und Eicheln deine Speiſe ſeyn. Folge!

Ferdinand.

Nein, eine ſolche Begegnung will ich nicht leiden, bis mein Feind der ſtärkere iſt.

[Er zieht den Degen, und bleibt bezaubert und unbeweglich ſtehen.]

Miranda.

O mein theurer Vater, verfahret nicht ſo ſtrenge mit ihm; er iſt ja liebenswürdig, nicht fürchterlich.

Proſpero.

Wie, Mädchen, du willt mich meiſtern? Zieh dein Schwerdt, Verräther! du willt den Herzhaften machen, und darfſt keinen Streich führen? Bilde dir nicht ein, daß du dich wehren wolleſt; ich brauche nichts, als dieſen Stab, dich zu entwaffnen, und deinen Degen fallen zu machen.

Miranda.

Ich bitte euch, mein Vater.

Proſpero.

Weg, hänge dich nicht ſo an meinen Rok.

Miranda.

Mein Herr, habet Mitleiden, ich will Bürge für ihn seyn.

Prospero.

Schweige, noch ein einziges Wort mehr wird machen, daß ich dich ausschelte, oder gar hasse. Was? einem Betrüger das Wort reden? husch! du denkst, es habe nicht noch mehr solche Gesichter wie er ist, weil du nur den Caliban und ihn gesehen hast; einfältiges Ding! gegen die meisten Männer gerechnet, ist er nur ein Caliban, und sie sind Engel gegen ihn.

Miranda.

So sind meine Neigungen sehr demüthig, denn ich habe kein Verlangen einen schönen Mann zu sehen.

Prospero.

Komm mit, gehorche; deine Nerven sind wieder in ihrer Kindheit, und haben keine Stärke mehr.

Ferdinand.

So ist es; alle meine Lebensgeister sind wie in einem Traum, gefesselt. Aber meines Vaters Tod, die Schwäche die ich fühle, der Schiffbruch aller meiner Freunde, und die Drohungen dieses Mannes, dem ich unterworfen bin, würden mir leicht zu ertragen seyn, möchte ich nur einmal des Tages durch eine Oefnung meines Kerkers dieses holde Mädchen sehen: Die Freyheit mag von dem ganzen

Rest

Reſt der Erde Gebrauch machen; für mich iſt Raum genug in einem ſolchen Kerker.

Proſpero (für ſich.)

Es würkt: (laut) folge mir! (du haſt dich wohl gehalten, Ariel folge mir. (Zu Ariel.) Höre, was du weiter zu verrichten haſt.

(Er ſagt dem unſichtbaren Ariel etwas in Geheim.)

Miranda zu Ferdinand.

Faſſet Muth, mein Herr; mein Vater iſt von einer beſſern Gemüthsart, als ihr aus ſeinen Worten ſchlieſſen könnt; ſein iziges Betragen iſt etwas ungewohntes.

Proſpero zu Ariel.

Du ſollſt ſo frey ſeyn als die Winde auf hohen Bergen; aber unter der Bedingung, daß du meinen Befehl in allen Puncten aufs genaueſte vollzieheſt.

Ariel.

Nach dem Buchſtaben.

Proſpero.

Komm, folge mir! Sprich du nicht für ihn.

(Sie gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein andrer Theil der Inſel.)

Alonſo, Sebaſtian, Antonio, Gonſalo, Adrian, Franciſco, und andre Hofleute, treten auf.

Gonſalo.

Ich bitte euch, Gnädigſter Herr, gutes Muths zu ſeyn; wir haben alle Urſache zur Freude; denn unſre Errettung geht weit über unſern Verluſt. Das Unglük das wir gehabt haben, iſt etwas gemeines; jeden Tag hat irgend eines Schiffers Weib oder irgend ein Kauffmann das nehmliche Thema zu klagen; aber von einem ſolchen Wunder wie unſre Erhaltung iſt, wiſſen unter Millionen nur wenige zu ſagen. Wäget alſo, Gnädigſter Herr, weislich unſern Kummer gegen unſern Troſt, und beruhiget euch.

Alonſo.

Ich bitte dich, ſchweige.

[Sebaſtian. (*)

Er nimmt deinen Troſt an, wie kalte Suppe.

Antonio.

(*) Alle dieſe Reden, welche man zur Unterſcheidung in [ ] eingeſchloſſen, ſcheinen

Antonio.

Gonſalo wird ſich nicht ſo leicht abweiſen laſſen.

Sebaſtian.

Seht, er zieht ſeinen Wiz auf wie eine Taſchenuhr; den Augenblik wird er ſchlagen.

Gonſalo.

Gnädigſter Herr --

Sebaſtian.

Eins; zählet, Antonio --

Gonſalo.

Wenn einer einem jeden Verdruß der ihm aufſtößt, nachhängen will, ſo hat er nichts davon als --

Sebaſtian.

Einen Thaler.

Gonſalo.

Dolores, (*) in der That, ihr habt beſſer geſprochen, als ihr im Sinne hattet.

ſcheinen von einer fremden Hand, vielleicht von Schauſpielern, eingeſchoben, um ſo mehr als es nicht nur an ſich ſehr ungereimtes Zeug, ſondern in dem Mund unglüklicher ſchiffbrüchiger Leute eine höchſt unnatürliche und unſchikliche Spaßhaftigkeit iſt. Es kommen noch mehr Reden von dieſer Art in dem übrigen Theil dieſer Scene vor.

Ueberſ.

(*) Der froſtige Spaß ligt in dem ähnlichen Schall der Worte dollar, [illegible].

Sebaſtian.

Und ihr habt es weislicher aufgenommen, als ich euch zugetraut habe.

Gonſalo.

Folglich, gnädigſter Herr --

Antonio.

Pfui, wie der Mann ſeine Zunge verſchwendet!

Alonſo.

Ich bitte dich, ſey ruhig.

Gonſalo.

Gut, ich bin fertig; aber doch --

Sebaſtian.

Will er reden.

Antonio.

Was wetten wir, wer von beyden, er oder Adrian zuerſt anfangen wird zu krähen?

Sebaſtian.

Der alte Hahn.

Antonio.

Der junge.

Sebaſtian.

Gut, was wetten wir?

Antonio.

Ein Gelächter.

Sebaſtian.

Sebaſtian.

Es bleibt darbey.

Adrian.

Obgleich dieſe Inſel wüſte ſcheint --

Sebaſtian.

Ha, ha, ha -- So, ihr ſeyd bezahlt.

Adrian.

Unbewohnbar, und in der That ganz unzugangbar --

Sebaſtian.

So kan ſie doch --

Adrian.

So kan ſie doch --

Antonia.

So kan er doch nicht weiter --

Adrian.

Nicht anders, als von einer ſubtilen zärtlichen und angenehmen Temperatur ſeyn.

Antonio.

Temperantia war ein hübſches Menſch.

Sebaſtian.

Ja, und ſubtil, wie er auf eine ſehr gelehrte Art angemerkt hat.

Adrian.

Die Luft weht uns hier recht lieblich an --

Sebaſtian.

So lieblich, als ob ſie eine faule Lunge hätte.

Antonio.

Oder als ob ſie von einem Moraſt parfümirt würde.

Gonſalo.

Man findet alles hier, was zu einem angenehmen Leben gehört.

Antonio.

In der That, auſſer nichts zu eſſen.

Sebaſtian.

Nun, das eben nicht.

Gonſalo.

Wie friſch und anmuthig das Gras ausſieht! wie grün!

Antonio.

In der That, der Boden iſt braungelb.

Sebaſtian.

Mit einem Gedanken von grün vermengt.

Antonio.

Er triſt es doch nicht übel.

Sebaſtian.

Nicht übel; es iſt weiter nichts, als daß er die Wahrheit ganz und gar verfehlt.

Gonſalo.

Das ſeltſamſte aber, und was in der That allen Glauben überſteigt --

Sebaſtian.

Wie manche Raritäten der Reiſebeſchreiber --

Gonſalo.

Iſt, daß unſre Kleider, ungeachtet ſie im Meer wohl durchnezt worden, nichts deſtoweniger Farbe und Glanz behalten haben; man ſollte eher denken, ſie ſeyen noch einmal gefärbt, als vom Seewaſſer beſtekt worden.

Antonio.

Wenn nur eine von ſeinen Taſchen reden könnte, würde ſie ihn nicht Lügen ſtrafen?

Gonſalo.

Mich dünkt, unſre Kleider ſehen ſo neu aus, als wie wir ſie in Africa das erſtemal anzogen, da der König ſeine ſchöne Tochter Claribella mit dem Könige von Tunis vermählte.

Sebaſtian.

Es war eine luſtige Hochzeit, und die Heimreiſe ſchlägt uns recht wohl zu.

Adrian.

Tunis hat noch nie die Ehre gehabt, eine Königin von so ſeltnen Vollkommenheiten zu haben.

Gonſalo.

Seit der Wittwe Dido Zeiten nicht.

Antonio.

Wittwe? daß der Henker die Wittwe! Wie kommt dieſe Wittwe hieher? warum Wittwe Dido?

Sebaſtian.

Und wie, wenn er noch geſagt hätte: Wittwer Aennas? Euer Gnaden nehmen ihm auch alles zum ſchlimmſten auf.

Adrian.

Wittwe Dido, ſagtet ihr? Dabey fällt mir auch etwas aus der Schule ein. Dido war von Carthago nicht von Tunis.

Gonſalo.

Aber Tunis, mein guter Herr, war einſt Carthago.

Adrian.

Carthago?

Gonſalo.

Das verſichre ich euch, Carthago.

Antonio.

Sein Wort iſt über die wunderthätige Harfe Amphions.

Sebaſtian.

Sebaſtian.

Es richtet die Mauren mit ſamt den Häuſern auf.

Antonio.

Was für unmögliche Dinge wird er nun zuſtande bringen?

Sebaſtian.

Ich denke, er wird auf der Heimreiſe dieſe Inſel in ſeine Taſche ſtecken, und ſie ſeinem Buben ſtatt eines Apfels nach Hauſe bringen.

Antonio.

Und die Kerne davon in das Meer ſäen, damit er eine junge Zucht von Inſeln kriegt.

Alonſo.

Wie, wovon ſprecht ihr?

Gonſalo.

Gnädigſter Herr, wir redten davon, daß unſre Kleider noch ſo neu ausſehen, als wie wir ſie zu Tunis auf eurer Tochter Vermählungsfeſt trugen.]

Alonſo.

Ihr erinnert mich zur Unzeit an das, worüber ich mir ſelbſt nur allzuviel Vorwürfe mache — Wollte der Himmel, ich hätte meine Tochter nie zu Tunis verheurathet! Weil ich dahin reißte, hab ich meinen Sohn verlohren, und meiner Rechnung nach, ſie dazu; da ſie ſoweit von Italien

entfernt

entfernt iſt, daß ich ſie nimmer wiederſehen werde. O du mein Erbe von Neapel und Meiland, was für einem Meer-Ungeheuer biſt du zur Speiſe geworden!

Franciſco.

Sire, verhoffentlich lebt er noch. Ich ſah ihn die entgegenſchwellenden Wellen unter ihm wegſchlagen, und auf ihrem bezwungenen Rüken reiten; er erhielt ſein kühnes Haupt immer über ihnen empor, und ſteurte ſich ſelbſt mit ſtarken Armen ans Ufer, welches ſich über ſeine von den Wellen abgeſpülte Baſin in die See hinaus bog, als ob es ihm eine Zuflucht darbieten wollte. Ich zweifle nicht, er kam lebendig ans Land.

Alonſo.

Nein, nein, er iſt nicht mehr.

Sebaſtian.

Sire, dieſen groſſen Verluſt habt ihr niemand zu danken als euch ſelbſt, da ihr eure Tochter lieber an einen Africaner verliehren, als unſer Europa mit ihr beglükſeligen wolltet.

Alonſo.

Ich bitte dich, ſey ruhig.

Sebaſtian.

Wir alle ermüdeten euch ihrentwegen mit Bitten und Kniefällen, und die ſchöne Seele ſelbſt wog zwiſchen Neigung und Gehorſam, wohin ſich das Wagzünglein neigen ſollte.

ſollte. Ich beſorge, wir haben euern Sohn auf ewig verlohren; Meiland und Neapel haben mehr Weiber, die dieſes Geſchäfte zu Wittwen gemacht hat, als wir Männer mitbringen ſie zu tröſten. Der Fehler iſt euer eigen.

Alonſo.

So wie der gröſte Verluſt.

Gonſalo.

Prinz Sebaſtian, wenn ihr gleich die Wahrheit ſagt, ſo ſagt ihr ſie doch auf eine unfreundliche Art, und zur Unzeit; ihr reibt die Wunde, da ihr ein Pflaſter drauf legen ſolltet.

Sebaſtian.

Wohl geſprochen!

Antonio.

Und ſehr chirurgiſch!

Gonſalo.

Sire, es iſt ſchlimmes Wetter bey uns allen, wenn Euer Majeſtät bewölkt iſt.

Sebaſtian.

Schlimmes Wetter?

Antonio.

Sehr ſchlimmes.

Gonſalo.

Hätte ich eine Pflanzſtätte in dieſer Inſel anzulegen, Gnädigſter Herr --

Antonio.

So würd' er Brenn-Neſſel-Saamen drein ſäen.

Sebaſtian.

Oder Kletten und Pappel-Kraut.

Gonſalo.

Und wäre der König davon, was würd' ich thun?

Sebaſtian.

Euch wenigſtens nicht betrinken, denn ihr hättet keinen Wein.

Gonſalo.

Die Einrichtung des gemeinen Weſens müßte mir gerade das Wiederſpiel von allen unſrigen ſeyn; denn ich wollte keine Art von Handel und Wandel geſtatten; Von Obrigkeitlichen Aemtern ſollte nur nicht der Name bekannt ſeyn; Von allen Wiſſenſchaften ſollte man nichts wiſſen; Kein Reichthum, keine Armuth, kein Unterſchied der Stände; nichts von Käuffen, Erbſchaften, Marchen, Grenzſteinen, Braachfeldern noch Weinbergen; Kein Gebrauch von Metall, Korn, Wein oder Oel; Keine Arbeit, alle Leute müßig, alle, und die Weiber dazu; aber alles in Unſchuld. Keine Oberherrſchaft --

Sebaſtian.

Sebaſtian.

Und doch wollt' er König davon ſeyn.

Antonio.

Das Ende von ſeiner Republik vergißt den Anfang. (*)

Gonſalo.

Alle Dinge ſollten gemein ſeyn; die Natur ſollte alles von ſich ſelbſt hervorbringen, ohne Arbeit und Schweiß der Menſchen. Keine Verrätherey, keine Uebelthaten, folglich auch kein Schwerdt, kein Spieß, kein Meſſer, kein Schießgewehr, kurz keine Nothwendigkeit von irgend einem Inſtrument; denn die Natur ſollte aus eignem Trieb alles in Ueberfluß hervorbringen, was zum Unterhalt meines unſchuldigen Volkes nöthig wäre.

Sebaſtian.

Würde man denn in ſeiner Republik nicht auch heurathen?

Antonio

Heurathen? Nichts weniger; lauter müßiges Volk, Huren und Spizbuben.

Gonſalo.

Ich wollte mit einer ſolchen Vollkommenheit regieren, Gnädigſter

(*) Dieſes ganze Geſpräch iſt eine feine Satyre über die Utopiſchen Traktate von Regierungsformen, und die ſchimäriſchen und unbrauchbaren Entwurfe, die darinn angerieſen werden. Warburton.

Gnädigſter Herr, daß das goldne Alter ſelbſt nicht damit in Vergleichung kommen ſollte.

Sebaſtian.

Der Himmel ſchüze ſeine Majeſtät!

Antonio.

Lang lebe Gonſalo!

Gonſalo.

Ihr verſteht mich doch --

Alonſo.

Ich bitte dich, hör auf; du unterhältſt mich mit einem Geſpräch von Nichts.

Gonſalo.

Das glaub ich Euer Maieſtät, und ich that es bloß, um dieſen beyden Herren Gelegenheit zum Lachen zu geben; denn ſie haben ſo reizbare und zärtliche Lungen, daß ſie immer über nichts zu lachen pflegen.

Antonio.

Wir lachten über euch.

Gonſalo.

Der in dieſer Art von Spaßhaftigkeit gegen euch nichts iſt; ihr könnt alſo fortfahren, über nichts zu lachen.

Antonio.

Das hat eine Ohrfeige ſeyn ſollen?

Sebaſtian.

Sebaſtian.

Wenn ſie nicht neben bey gefallen wäre.

Gonſalo.

Ihr ſeyd tapfre Herren; ihr würdet den Mond aus ſeinem Kreiſe heben, wenn er nur fünf Wochen nach einander ohne abzunehmen ſcheinen würde.

(Ariel erſcheint (den redenden Perſonen unſichtbar) mit einer ernſthaften und einſchläfrenden Muſik.)

Sebaſtian.

Das wollten wir, und dann auf den Vogel-Heerd.

Antonio zu Gonſalo.

Nein, mein guter Herr, werdet nicht böſe.

Gonſalo.

Ich ſtehe euch davor, daß ich zu geſcheidt bin über eure Einfälle böſe zu werden. Wollt ihr mich in den Schlaf lachen? denn ich bin ganz ſchläfrig'.

Antonio.

Geht, ſchlaft und hört uns zu.

Alonſo.

Wie? Alle ſchon eingeſchlafen! Meine Augen ſchlieſſen ſich auch, möchten ſie meine Gedanken zugleich verſchlieſſen!

Sebaſtian.

Sire, wiederſteht dem Schlummer nicht, der ſich euch

anbietet. Er besucht selten den Kummer, und wenn er's thut, ist er ein Tröster.

Antonio.

Wir zween, Gnädigster Herr, wollen indessen daß ihr der Ruhe genieſſet, für eure Sicherheit wachen.

Alonso.

Ich danke euch -- eine wunderbare Schläfrigkeit! --
(Alle schlaffen, auſſer Sebastian und Antonio.)

Sebastian.

Was für ein seltsamer Taumel ist das, der sich ihrer bemeistert?

Antonio.

Die Beschaffenheit des Clima muß daran Ursache seyn.

Sebastian.

Warum sinken dann unsre Augliedern nicht auch? Ich spüre nicht die mindeste Schläfrigkeit.

Antonio.

Ich auch nicht; meine Lebensgeister sind ganz munter. Sie fielen alle hin als ob sie es mit einander abgeredet hätten, sie sanken um, wie vom Donner gerührt. Was könnte, würdiger Sebastian -- O! was könnte -- Nichts weiter! -- Und doch, dünkt mich, ich seh es in deinem Gesicht, was du seyn solltest. Die Gelegenheit sagt es dir, und meine Einbildungs-Kraft sieht eine Krone über deinem Haupte schweben.

Sebastian.

Sebaſtian.

Wie? wacheſt du?

Antonio.

Hört ihr mich denn nicht reden?

Sebaſtian.

Ich höre dich, aber wahrhaftig es ſind Reden eines Schlafenden; du ſprichſt im Schlaf. Was ſagteſt du? Es iſt ein ſeltſamer Schlaf, mit weitofnen Augen zu ſchlafen; ſtehen, reden, ſich bewegen, und doch ſo hart eingeſchlafen ſeyn!

Antonio.

Edler Sebaſtian, du läſſeſt dein Glük ſchlafen. Stirb lieber! du wacheſt mit geſchloßnen Augen.

Sebaſtian.

Du ſchnarcheſt verſtändlich; es iſt Bedeutung in deinem Schnarchen.

Antonio.

Ich bin ernſthafter als meine Gewohnheit iſt. Seyd auch ſo, wenn ich euch rathen darf; und es wird euer Glük ſeyn, euch rathen zu laſſen.

Sebaſtian.

Gut, ich bin ſtehendes Waſſer.

Antonio.

Ich will euch flieſſen lehren.

Sebaſtian.

Thue das; ſtehen lehrt mich meine angeerbte Trägheit.

Antonio.

O! wenn ihr nur wißtet, wie ſehr ihr meinen Vorſchlag liebet, ob ihr ihn gleich zu verwerfen, wie ihr euch immer mehr darinn verwikelt, je mehr ihr euch loß zu win, den ſcheint. Langſame Leute werden oft durch ihre Zagheit oder Trägheit nur deſto ſchneller auf den Grund gezogen.

Sebaſtian.

Ich bitte dich, ſprich deutlich. Dein Blik und deine glühende Wange verkündigen, daß du mit irgend einem groſſen Vorhaben ſchwanger gehſt, von dem du ſo voll biſt, daß du es nicht länger zurükhalten kanſt.

Antonio.

Hier iſt es, Prinz. Ungeachtet dieſer Höfling, ſchwachen Angedenkens (es wird gewiß ſeiner wenig gedacht werden, wenn er einmal eingeſcharrt iſt) den König beynahe überredet hat (denn er iſt ein Geiſt der Ueberredung, er kan ſonſt nichts als überreden) daß ſein Sohn noch lebe; ſo iſt es doch ſo unmöglich, daß er nicht im Waſſer umgekommen ſeyn ſollte, als daß der ſchwimmt, der hier ſchläft.

Sebaſtian.

Ich habe keine Hoffnung, daß er mit dem Leben davon gekommen ſeyn möchte.

Antonio.

Antonio.

O ſagt mir nichts von Hoffnung --- Was für groſſe Hoffnung hättet ihr -- die Hoffnung ligt nicht auf dieſem Wege; es iſt ein andrer, der zu einer ſo hohen Hoffnung führt, daß der Ehrgeiz keinen Blik dahin thut, ohne an der Würklichkeit deſſen was er ſieht zu zweifeln. Wollt ihr mir eingeſtehen, daß Ferdinand umgekomen iſt?

Sebaſtian.

Ich glaub es.

Antonio.

So ſagt mir dann, wer iſt der nächſte Erbe von Neapel?

Sebaſtian.

Claribella.

Antonio.

Sie, welche Königin von Tunis iſt; ſie, die zehen Meilen hinter einem Menſchenalter wohnt; ſie, die von Neapel nicht eher eine Nachricht haben kan, (es wäre denn daß die Sonne der Poſtillion ſeyn wollte, der Mann im Monde wäre zu langſam) bis neugebohrne Kinne bärtig worden ſind; ſie, um deren willen wir vom Meer verſchlungen worden; obgleich einige, die wieder ausgeworfen worden, von dieſem Zufall Gelegenheit nehmen mögen, eine Scene zu ſpielen, wovon das Vergangne der Prologus iſt;

Sebaſtian.

Was für Zeug iſt das? Was ſagt ihr? Es iſt wahr,

meines Bruders Tochter iſt Königin von Tunis, ſie iſt auch Erbin von Neapel, und zwiſchen dieſen beyden Reichen iſt ein ziemlicher Raum.

Antonio.

Ein Raum, wovon jede Spanne auszuruffen ſcheint: wie? ſoll dieſe Claribella uns nach Neapel zurük meſſen? Sie mag in Tunis bleiben, und Sebaſtian mag erwachen. Sagt mir, geſezt was ſie izt befallen hat wäre der Tod, nun denn, ſie wären nicht weniger gefährlich als ſie izt ſind; es giebt jemand, der Neapel eben ſo gut regieren kan als der ſo ſchläft; Leute genug, die ſo langweilig und unnöthig plaudern können als dieſer Gonſalo; ich ſelbſt wollte eine eben ſo geſchwäzige Dole machen können. O! daß ihr mein Herz hättet! was für ein vortheilhafter Schlaf wäre diß für euch! Verſteht ihr mich?

Sebaſtian.

Mich däucht ja.

Antonio.

Und wie gefällt euch euer gutes Glük?

Sebaſtian.

Ich erinnre mich, daß ihr euern Bruder Proſpero aus dem Sattel hubet.

Antonio.

Das that ich, und ſeht wie wohl mir meine Kleider ſtehen;

ſtehen; meines Bruders Diener waren einſt meine Geſellen, izt ſind ſie meine Leute.

Sebaſtian.

Aber euer Gewiſſen --

Antonio.

Nun ja, Herr; wo ligt das? Wenn es ein Hünerauge wäre, ſo müßt' ich in Pantoffeln gehen; aber in meinem Buſen fühl ich dieſe Gottheit nicht. Hätten zehen Gewiſſen zwiſchen mir und Meiland geſtanden, ſie hätten gefrieren und wieder aufthauen mögen ſo oft ſie gewollt hätten, ohne mich zu beunruhigen. Hier ligt euer Bruder -- nicht beſſer als die Erde worauf er liegt, wenn er das wäre, was er izt zu ſeyn ſcheint, todt; mit drey Zollen von dieſem gehorſamen Stahl kan ich ihn auf ewig einſchläfern; ihr, wenn ihr eben das thun würdet, könntet dieſen altfränkiſchen Moraliſten, dieſen Sir Prudentius befördern, damit er uns keine Händel machen könne. Was die übrigen betrift, das ſind Leute die ſich berichten laſſen; ſie werden uns die Gloke zu einem jeden Geſchäfte ſagen, das unſerm Angeben nach, in dieſer oder jener Stunde gethan werden muß.

Sebaſtian.

Dein Beyſpiel, theurer Freund, ſoll mein Muſter ſeyn; Ich will Neapel gewinnen wie du Meiland. Zieh deinen Degen; Ein einziger Streich ſoll dich von dem Tribut be-

freyen, den du bezahlſt, und zum Liebling eines Königs machen.

Antonio.

Ziehet auch, und wenn ich mit dem Arm aushohle, ſo fallet über Gonſalo her.

Sebaſtian.

O! nur ein Wort noch --

(Ariel erſcheint mit Muſik.)

Ariel.

Mein Gebieter, der die Gefahr worinn ſeine Freunde ſind, vorherſah, ſendet mich, da ſein Entwurf von ihrem Leben abhangt, ſie zu erhalten.

(Er ſingt dem Gonſalo ins Ohr:)

Ihr ſchlaft und ſchnarchet ſorgenfrey,
Weil mördriſche Verrätherey
Zu euerm Unglük wacht.
Auf, auf, ſeht den gezükten Tod
Der euerm ſichern Naken droht;
Erwacht! Erwacht! Erwacht!

Antonio.

Es laß uns ſchnell ſeyn.

Gonſalo.

Ha, ihr guten Engel, beſchüzt den König!

(Alle erwachen.)

Alonſo.

Alonſo.

Wie, was iſt dieſes? ha! Erwachet? Warum ſieht ihr mit entblößten Degen? Warum ſolche geſpenſtmäßige Blike?

Gonſalo.

Was iſt begegnet?

Sebaſtian.

Weil wir hier ſtanden für die Sicherheit eurer Ruhe zu wachen, hörten wir eben izt ein holes Gebrüll wie von Ochſen, oder vielmehr von Löwen. Erwachtet ihr nicht daran? Es ſchallte recht fürchterlich in meine Ohren.

Alonſo.

Ich hörte nichts.

Antonio.

O! es war ein Getös' eines Ungeheuers Ohr zu erſchrekken, ein Erdbeben zu verurſachen; gewiß es war das Gebrüll einer ganzen Heerde von Löwen.

Alonſo zu Gonſalo.

Hörtet ihr's?

Gonſalo.

Auf meine Ehre, Sire, ich hörte ein Sumſen, und das ein recht ſeltſames, wovon ich erwachte. Ich rüttelte euch, Gnädigſter Herr, und ſchrie; wie ich meine Augen aufthat, ſah ich ihre Degen gezogen; es war ein Getöſe, das iſt die Wahrheit. Das beſte wird ſeyn, wenn wir auf

unſrer Huth ſtehen, oder dieſen Ort gar verlaſſen. Wir wollen unſre Degen ziehen.

Alonſo.

Wir wollen weiter gehen, und fortfahren meinen armen Sohn zu ſuchen.

Gonſalo.

Der Himmel ſchüze ihn vor dieſen wilden Thieren; denn er iſt gewiß in der Inſel.

Alonſo.

Laß uns alle gehen.

Ariel.

Proſpero mein Gebieter ſoll ſogleich erfahren, was ich gethan habe. Geh König, geh unverſehrt, und ſuche deinen Sohn.

(Alle gehen ab.)

Zweyte Scene.

(Eine andre Gegend der Inſel.)

Caliban mit einer Bürde Holz beladen tritt auf; man hört donnern.

Caliban.

Daß alle anſteckenden Dünſte, ſo die Sonne aus ſtehenden Sümpfen und faulen Pfüzen ſaugt, auf Proſpero fallen, und

und ihn vom Haupt bis zur Fußsole zu einer Eiter-Beule machen möchten! Ich weiß wohl, daß mich seine Geister hören, aber ich kan mir nicht helfen, ich muß geflucht haben. Und doch würden sie mich nicht kneipen, nicht in Gestalt von Stachelschweinen erschreken, in den Koth tauchen, noch gleich Feuerbränden mich des Nachts in Moräste verleiten, wenn er es ihnen nicht befehlen würde. Um einer jeden Kleinigkeit willen hezt er sie an mich; bald in Gestalt von Affen, die um mich herum schäkern, und zulezt mich beissen; bald gleich Igeln, die zusammengeballt in meinem Fußweg ligen, und wenn ich über sie stolpre, ihre strozenden Stacheln in meine Fußsolen drüken. Manchmal werd ich am ganzen Leibe von Ottern wund gebissen, die mit ihren gespaltenen Zungen so abscheulich um mich herum zischen, daß ich toll werden möchte. Holla! he! was ist das?

Trinculo tritt auf.

Hier kommt einer von seinen Geistern, mich zu quälen, daß ich das Holz nicht bälder hineingetragen habe. Ich will auf den Bauch hinfallen; vielleicht wird er meiner nicht gewahr.

Trinculo.

Hier ist weder Busch noch Gesträuch, worunter einer sich verkriechen könnte, und ein neuer Sturm ist im Anzug; ich hör ihn im Winde sausen; jene schwarze grosse Wolke wird alle Augenblike wie mit Eymern herunterschütten. Wenn es noch einmal so donnert wie vorhin, so weiß ich

nicht

nicht, wo ich meinen Kopf verbergen ſoll -- Ha! was giebts hier -- Menſch oder Fiſch! todt oder lebendig? es iſt ein Fiſch, es riecht wie ein Fiſch, ein verflucht mooßichter fiſchmäßiger Geruch -- ein wunderſeltſamer Fiſch. Wär' ich izt in England, wie ich einſt drinn war, und hätte dieſen Fiſch nur gemahlt, kein Feyrtags-Narr iſt dorten, der mir nicht ein Silberſtük dafür gäbe, wenn ich ihn ſehen ließ. Dort würde diß Ungeheuer für einen Menſchen paſſiren; eine jede abentheurliche Beſtie paſſirt dort für einen Menſchen; (*) wenn ſie nicht einen Pfenning geben, einen lahmen Bettler aufzurichten, ſo geben ſie zehne, um einen todten Indianer zu ſehen -- Füſſe wie ein Menſch; und ſeine Floßfedern wie Arme! Warm, bey meiner Treu! Ich denke bald, es wird wohl kein Fiſch ſeyn: es iſt, denk ich, ein Inſulaner, den der lezte Donnerſchlag zu Boden geſchlagen haben wird. Au weh, das Ungewitter iſt wieder da. Das beſte wird ſeyn, ich krieche unter ſeinen Regenmantel; es iſt ſonſt nirgends kein Ort zu ſehen, wo man im troknen ſeyn könnte. Die Noth kan einen Menſchen mit ſeltſamen Bettgeſellen bekannt machen. Ich will mich hier zuſammenſchrumpfen, bis der ärgſte Sturm vorbey iſt.

Stephano

(*) Ich kan mich nicht erwehren zu denken, daß unſre Landsleute dieſe Satyre wohl verdienen, da ſie allezeit ſo bereitwillig geweſen, die ganze Zunft der Affen zu naturaliſiren, wie ihre gewöhnlichen Namen zu erkennen geben. So kommt Monkey, nach der Etymologiſten Anmerkung von Monkin, Monkin, ein Männchen, her; Baboon von babe, Kind, ſoviel (weil die Entdekung in eine Vergröſſerung anderet) als ein groſſes Kind, Mandrgre, ein Menſch-Tyger. Und wenn ſie ihre Namen aus ihrem Vaterlande mitgebracht haben, wie Ape, ſo hat das gemeine Volk ſie gleichſam getauft, durch den Zuſatz Jack-Ape, Hans-Affe. Warburton.

(Stephano tritt ſingend auf.)

Stephano.

(Singt das Ende eines Matroſen-Liedleins.) Das iſt eine verzweifelt melancholiſche Melodie, das lieſſe ſich gut an einem Leichbegängniß ſingen. Aber hier iſt mein Troſt. (Er trinkt, und ſingt wieder.) Das iſt auch eine ſchwermüthige Melodie; aber hier iſt mein Troſt. (Er trinkt.)

Caliban.

Quäle mich nicht, oh!

Stephano.

Was giebts hier? haben wir Teufels hier? (*) Wollt ihr uns mit wilden und indianiſchen Männern in einen Schreken jagen? ha! ich bin dem Erſauffen nicht entgangen, um mich vor euern vier Füſſen hier zu fürchten --

Caliban.

Der Geiſt quält mich, oh!

Stephano.

(*) Dieſe Stelle ſoll vermuthlich die abgeſchmakten Fabeln in des alten Ritter Maundevils Reiſebeſchreibung lächerlich machen, der unter andern erzählt, to have traveled thro' an enchaunted Vale, cleped the vale of Develes, which vale is alle fulle of Develes- and hien feyne there, that it is on of the entrees of Helle— „Er ſey durch ein bezaubertes Thal gereist, das Thal der Teufel genannt, welches Thal voller Teufel ſey, und die Leute ſagen, es ſey einer von den Eingängen in die Hölle.“ Eben dieſer Autor hat in ſeinen Nachrichten von wilden Männern und Indianiſchen Menſchen alle die Fabeln des Plinius von Menſchen mit langen Ohren, einem Auge, einem Fuß ohne Kopf u. dergl. aufgeſchrieben, und ſo davon geſprochen, als ob er ſie ſelbſt geſehen habe. Warburton.

Stephano.

Das wird irgend ein vierbeinichtes Ungeheuer aus dieſer Inſel ſeyn, das hier das Fieber gekriegt hat -- Aber wie zum Teufel hat es unſre Sprache gelernt? Ich will ihm eine kleine Herzſtärkung eingeben, und wenn es auch nur darum wäre, weil es italiäniſch ſpricht. Wenn ich es wieder zu rechte bringen, zahm machen, und nach Neapel mit ihm kommen kan, ſo iſt es ein Präſent für einen ſo groſſen Kayſer, als jemals einer auf Kühleder getreten iſt!

Caliban.

Quäle mich nicht, ich bitte dich; ich will mein Holz ein andermal bälder heimbringen.

Stephano.

Er iſt izt in ſeinem Paroxismus, und redt nicht zum geſcheidteſten; er ſoll meine Flaſche koſten. Wenn er noch niemals Wein getrunken hat, ſo wird es nahe zu ſein Fieber vertreiben; wenn ich ihn wieder zurecht bringen und zahm machen kan, ſo will ich nicht zuviel für ihn nehmen; er ſoll für den zahlen, der ihn hat, und das wie ſichs gehört.

Caliban.

Bisher haſt du mir doch nicht viel leids gethan; aber izt wirſt du's thun müſſen; ich ſpüre an deinem Zittern, daß Proſpero auf dich würkt.

Stephano.

Kommt hervor, macht euer Maul auf; hier iſt etwas

das

das dir Sprache geben wird, Meerkaze; macht euer Maul auf! das wird eure Fröste wegschütteln, ich kan's euch sagen, und das wie sich's gehört; es weiß einer nicht, wo er von ungefehr einen guten Freund findt; die Kinnbaken auf, noch einmal!

Trinculo.

Ich sollte diese Stimme kennen -- ich denk es ist -- Aber er ist ertrunken, und das sind Teufels -- O heiliger Sanct --

Stephano.

Vier Füsse und zwoo Stimmen, das ist ein recht feines Ungeheur; seine fordere Stimme spricht gutes von seinem Freund; seine hintere Stimme stößt böse Reden und Verläumdungen aus. Ich will ihm von seinem Fieber helfen, und wenn aller Wein in meiner Flasche drauf gehen sollte. Komm, Amen! ich will dir etwas in dein Maul giessen --

Trinculo.

Stephano --

Stephano.

Ich glaube dein andres Maul ruft mich; Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! das ist ein Teufel und kein Monster: ich will ihn gehn lassen, ich habe keinen langen Löffel.

Trinculo.

Stephano, wenn du Stephano bist; so rühre mich an, und sag es mir; denn ich bin Trinculo, fürchte dich nicht. dein guter Freund Trinculo.

Stephano.

Stephano.

Wenn du Trinculo biſt, ſo komm hervor; ich will dich bey den dünnern Beinen ziehen, wenn hier welche Trinculo's Beine ſind, ſo müſſen es dieſe ſeyn. Du biſt würklich Trinculo, in der That. Wie kamſt du dazu, der Sis von dieſem Mondkalb zu ſeyn?

Trinculo.

Ich bildete mir ein, er ſey vom Donner erſchlagen. Aber wie, biſt du nicht ertrunken, Stephano? Ich will nun hoffen, du ſeyſt nicht ertrunken; iſt der Sturm vorbey? Ich verbarg mich unter des todten Monkalbs Regenmantel aus Furcht vor dem Sturm; und lebſt du noch Stephano? O Stephano, zween Neapolitaner entronnen!

Stephano.

Ich bitte dich, dreh mich nicht ſo herum, mein Magen iſt noch nicht wieder am rechten Ort.

Caliban.

Das ſind hübſche Dinger, wenn es keine Kobolde ſind; das iſt ein braver Gott, und trägt ein himmliches Getränk bey ſich; ich will vor ihm niederknien.

Stephano.

Wie biſt du davongekommen? Wie kamſt du hieher? Schwöre bey dieſer Flaſche, wie kamſt du hieher? ich rettete mich auf einem Faß voll Sect, den die Matroſen über

Bord

Bord geworfen hatten; das ſchwör' ich bey dieſer Flaſche, die ich mit eignen Händen aus der Rinde eines Baums gemacht habe, ſeit der Zeit, da ich ans Land geworfen wurde.

Caliban.

Ich will auf dieſe Flaſche ſchwören, daß ich dein getreuer Unterthan ſeyn will; denn der Saft iſt nicht irdiſch.

Stephano.

Hier, ſchwör dann -- Wie wurdeſt du errettet?

Trinculo.

Ich ſchwamm ans Ufer, Mann, wie eine Ente; ich kan ſchwimmen wie eine Ente, das ſchwör' ich!

Stephano.

Hier, küß das Buch; wenn du ſchwimmen kanſt wie eine Ente, ſo kanſt du trinken wie eine Gans.

Trinculo.

(Nachdem er einen Zug aus der Flaſche gethan:) O Stephano, haſt du noch mehr dergleichen?

Stephano.

Das ganze Faß, Mann. Mein Keller iſt in einem Felſen an der Meer-Seite. Wie ſtehts, Mondkalb, was macht dein Fieber?

Caliban.

Biſt du nicht vom Himmel herunter gekommen?

Stephano.

Aus dem Mond, das verſichr' ich dich; es wär eine Zeit, da ich der Mann im Mond war.

Caliban.

Ich habe dich drinn geſehen; und ich bete dich an; meine Mutter zeigte dich mir, dich und deinen Hund und deinen Buſch.

Stephano.

Komm, ſchwör auf diß; küß das Buch; ich will es bald wieder mit einem neuen Inhalt verſehen; ſchwöre!

Trinculo.

Beym Element, das iſt ein recht abgeſchmaktes Ungeheuer! Ich ſollt es fürchten? Ein recht abgeſchmaktes Ungeheuer! Der Mann im Mond? ein höchſt dummes leichtgläubiges Ungeheur! -- Ein guter Zug, Ungeheuer! in vollem Ernſt.

Caliban.

Ich will dir jeden fruchtbaren Plaz in der Inſel zeigen, und ich will dir die Füſſe küſſen; ich bitte dich, ſey mein Gott.

Trinculo.

Beym Element, ein höchſt treuloſes beſoffenes Ungeheuer; wenn ſein Gott eingeſchlafen ſeyn wird, wird er ihm die Flaſche ſtehlen.

Caliban.

Ich will dir die Füſſe küſſen; ich will ſchwören, daß ich dein Unterthan ſeyn will.

Stephano.

So komm dann, auf den Boden nieder, und ſchwöre!

Trinculo.

Trinculo.

Ich werde mich noch über dieſes puppenköpfige Ungeheuer zu tode lachen! ein höchſt ſchwermüthiges Ungeheuer! ich hätte gute Luſt, ihn eins abzuprügeln --

Stephano.

Kom, küſſe!

Trinculo.

-- Wenn das arme Ungeheuer nicht beſoffen wäre; ein vermaladeytes Ungeheuer!

Caliban.

Ich will dir die beſten Quellen zeigen; ich will dir Beeren pflüken, ich will für dich fiſchen, und dir Holz genug ſchaffen. Daß die Peſt den Tyrannen dem ich diene! Ich will ihm keine Prügel mehr zutragen, ſondern mit dir gehen, du wundervoller Mann!

Trinculo.

Ein höchſt lächerliches Ungeheuer, aus einem armen beſoffnen Kerl ein Wunder zu machen.

Caliban.

Ich bitte dich, laß dich an einen Ort führen, wo holzäpfelbäume wachſen, ich will dir mit meinen langen Nägeln Trüffeln ausgraben; ich will dir ein Nußheher-Neſt zeigen, und dich lehren, die ſchnelle Meerkaze zu fangen; ich will dir Büſchel von Haſelnüſſen bringen, und dir manchmal junge Gemſen vom Felſen holen. Willt du mit mir gehen?

Stephano.

Ich bitte dich, zeig uns den Weg ohne längeres Geschwäze. Trinculo, da der König und alle unsre ehmalige Gefehrten im Wasser umgekommen sind, so wollen wir von dieser Insel Besiz nehmen. Hier, trage meine Flasche; Bruder Trinculo, wir wollen sie gleich wieder füllen.

Caliban.

(Singt trunkner Weise ein Abschiedsliedlein von seinem alten Herrn) Freyheit, heyda! heyda! Freyheit! Freyheit, heyda! Freyheit!

Stephano.

O! braves Ungeheuer! zeig uns den Weg.

(Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Vor Proſpero's Celle.)

Ferdinand tritt mit einem Blok auf der Schulter auf.

Ferdinand.

Es giebt Spiele welche mühſam ſind, aber eben dieſe Mühe erhöht das Vergnügen das man dabey hat; es giebt niedrige Geſchäfte, denen man ſich auf eine edle Art unterziehen kan, und höchſt geringſchäzige Mittel, die zu einem ſehr vortreflichen Ziel führen. Dieſes mein knechtiſches Tagwerk würde mir ſo beſchwerlich als langweilig ſeyn, wenn nicht die Gebieterin, der ich diene, meine Arbeiten zu Ergözungen machte. O! ſie iſt zehnmal liebreizender als ihr Vater unfreundlich, ob er gleich aus Härte zuſammengeſezt iſt. Auf ſeinen ſtrengen Befehl ſoll ich etliche tauſend dergleichen Blöke zuſammentragen und auf einander beugen. Meine holdſelige Geliebte weint wenn ſie mich arbeiten ſieht, und klagt, daß ich zu einem ſo ſclaviſchen Geſchäfte mißbraucht werden ſoll. Ich vergeſſe darüber das Verdrießliche meines Zuſtandes, und meine Arbeit verrichtet ſich unter

dieſen angenehmen Gedanken ſo leicht, daß ich ſie kaum empfinde.

Miranda zu den Vorigen; Proſpero in einiger Entfernung.

Miranda.

Ach! ich bitte euch, arbeitet nicht ſo ſtrenge; ich wollte der Bliz hätte dieſe Blöke verbrennt, die du auf einander beugen ſollſt. Ich bitte euch ſizet nieder und ruhet aus; Wenn diß Holz brennt, wird es weinen, daß es euch ſo abgemattet hat; mein Vater iſt in ſeinem Studieren vertieft; ich bitte euch, ruhet aus; wir werden ihn in den nächſten drey Stunden nicht ſehen.

Ferdinand.

O theureſte Gebieterin, die Sonne wird untergegangen ſeyn, eh ich mein auferlegtes Tagwerk vollendet haben werde.

Miranda.

Wenn ihr mir verſprecht, euch indeſſen nieder zu ſezen, ſo will ich eure Blöke tragen. Ich bitte euch, thut es mir zu gefallen, ich will ſie nur zu dem Hauffen tragen.

Ferdinand.

Nein, du unſchäzbares Geſchöpf; eher ſollten mir meine Sehnen ſpringen und mein Rükgrat brechen, eh du eine ſolche Arbeit thun und ich müßig zuſehen ſollte.

Miranda.

Miranda.

Sie würde ſich nicht übler für mich ſchiken als für euch; und es würde mich noch einmal ſo leicht ankommen; denn ich thät es aus gutem Willen, und ihr thut es ungern.

Proſpero (für ſich.)

Armer Wurm! du biſt angeſtekt; dieſer Beſuch iſt eine Probe davon.

Miranda.

Ihr ſeht verdrieslich aus.

Ferdinand.

Nein, meine edle Gebieterin, wenn ihr im Finſtern bey mir wäret, ſo wär' es friſcher Morgen um mich her. Ich bitte euch (vornehmlich damit ich ihn in mein Gebet ſezen könne) wie iſt euer Name?

Miranda.

Miranda --- O mein Vater, ich hab' euer Verbot übertreten, indem ich diß ſagte.

Ferdinand.

Bewundernswürdige Miranda, in der That, alles würdig, was die Welt ſchäzbarſtes hat! Ich habe viele Damen geſehen, mit aufmerkſamen Augen geſehen, und manchmal hat die Muſic ihrer Zungen mein allzuwilliges Ohr gefeſſelt; um verſchiedner Vorzüge willen haben mir verſchied-

ne Frauenzimmer gefallen, aber keine jemals so sehr, daß nicht bald irgend ein Fehler den ich an ihr bemerkt, ihre schönste Eigenschaft verdunkelt hätte. Du allein, o du, so vollkommen, so unvergleichlich, bist aus allem zusammengesezt, was an jedem Geschöpfe das Beste ist.

Miranda.

Ich kenne keine von meinem Geschlecht, und habe nie ein weibliches Gesicht erblikt, ausser mein eignes in meinem Spiegel; noch habe ich mehr Männer gesehen, die ich so nennen mag, als euch, mein guter Freund, und meinen theuren Vater. Was für Geschöpfe anderswo seyn mögen, kan ich nicht wissen: Aber, bey meiner Unschuld, meinem besten Kleinod, ich wünsche mir keine andre Gesellschaft in der Welt als die eurige; noch kan meine Einbildungskraft sich eine andre Gestalt vorbilden, die mir gefallen könnte, als die eurige. Aber ich plaudre, denk ich, zu unbesonnen, und vergesse hierinn meines Vaters Ermahnungen.

Ferdinand.

Ich bin meinem Stande nach ein Prinz, Miranda; ich denke, ein König (wollte der Himmel ich wär' es nicht!) und ich wollte diese hölzerne Sclaverey nicht mehr erdulden, als ich leiden wollte daß eine Fleischfliege mir auf die Lippen säße. Aber höret meine Seele reden: In dem ersten Augenblik, da ich euch sah, flog mein Herz in euern Dienst, und machte mich auf ewig zu euerm Leibeignen,

und

und um euertwillen bin ich ein ſo geduldiger Holzträger.

Miranda.

Liebet ihr mich alſo?

Ferdinand.

O Himmel, o Erde, ſeyd meine Zeugen, und krönet meine Rede mit einem glüklichen Erfolg, ſo wie ich die Wahrheit rede; wo nicht, ſo verkehret meine beſten Hoffnungen in Unglük. Ueber alles was in der Welt iſt, über alle Grenzen, liebe, ſchäze und verehr' ich euch.

Miranda.

Ich bin eine Thörin daß ich darüber weine, was ich ſo erfreut bin zu hören.

Proſpero (für ſich.)

Wie ſelten treffen zwey ſolche Herzen einander an! Ihr Himmel, ſchüttet euern Segen auf ihre keimende Liebe!

Ferdinand.

Warum weinet ihr?

Miranda.

Ueber meine Unwürdigkeit, die es nicht wagen darf anzubieten was ich zu geben wünſche, und noch viel weniger anzunehmen, weſſen Verluſt mein Tod ſeyn würde. Doch diß iſt Tändeley! Je mehr es ſich ſelbſt verbergen will, deſto mehr zeigt es ſeine Gröſſe. Hinweg, falſche Schaamhaf-

tigkeit, und du allein regiere meinen Mund, offenherzige und heilige Unschuld. Ich bin euer Weib, wenn ihr mich heurathen wollt, wo nicht, so will ich als euer Mädchen sterben; ihr könnt mir abschlagen, eure Gesellin zu seyn; aber eure Sclavin will ich seyn, ihr möget wollen oder nicht.

Ferdinand (kniend.)

Meine theureste Gebieterin, und ich ewig der deinige.

Miranda.

Mein Gemahl also?

Ferdinand.

Mit so verlangendem Herzen, als die Knechtschaft sich nach Freyheit sehnt. Hier ist meine Hand.

Miranda.

Und hier die meinige, mit meinem Herzen drinn; und nun lebet wohl, auf eine halbe Stunde.

Ferdinand.

Tausend, tausend Lebewohl!

[Sie gehen ab.]

Prospero.

So froh über dieses als sie, kan ich nicht seyn, sie, die lauter Entzükung sind; aber es ist nichts in der Welt, worüber ich eine grössere Freude haben könnte. Ich will zu meinem Buche. Denn zwischen itzt und der Abend-Essens-Zeit muß ich noch vieles nöthige zu stande bringen.

(Geht ab.)

Zweyte

Zweyte Scene.

(Eine andre Gegend der Insel.)

Caliban, Stephano und Trinculo treten auf.

Stephano.

Sagt mir nichts mehr hievon; wenn das Faß leer ist, wollen wir Wasser trinken, eher keinen Tropfen. Fülle also wieder auf, und laß dirs gut schmecken, dienstbares Ungeheuer; trink mirs zu.

Trinculo.

Dienstbares Ungeheuer! Wie das eine närrische Insel ist! Sie sagen es habe nur ihrer fünf auf dieser Insel; wir sind drey davon, wenn die andern beyde nicht richtiger im Kopf sind als wir, so wakelt der Staat.

Stephano.

Trink, dienstbares Ungeheuer, wenn ichs dich heisse; deine Augen stehen dir gewaltig tief im Kopfe.

Trinculo.

Wo sollten sie denn sonst stehen? Er wäre ein feines Ungeheuer, in der That, wenn er sie am H** stehen hätte.

Stephano.

Mein menschliches Ungeheuer hat seine Zunge in See-ersäuft; was mich betrift, mich kan die See nicht einmal ersäuffen.

erſäuffen. Ich ſchwamm eh ich das Ufer erreichen konnte, fünf und dreyßig Meilen hin und her; beym Element, du ſollſt mein Leutnant ſeyn, Ungeheuer, oder mein Fahnen-Junker -- Warum ſo ſtill, Mondkalb? Sprich einmal in deinem Leben wenn du ein gutes Mondkalb biſt.

Caliban.

Wie geht's dir? Laß mich deine Schuh leken; ich will ihm (er deutet auf Trinculo,) nicht dienen, er iſt nicht herzhaft!

Trinculo.

Du lügſt, du höchſt unwiſſendes Ungeheuer, ich bin im Stand es mit einem Gerichts-Amman aufzunehmen; wie? du lüderlicher Fiſch du, iſt iemals ein Mann eine Memme geweſen, der ſo viel Sect in einem Tag getrunken hat als ich? Darfſt du ſo ungeheure Lügen ſagen, und biſt nur halb ein Fiſch und halb ein Ungeheuer?

Caliban.

Horch, wie er mich ſchimpfirt; willt du ihm heimzünden, Mylord?

Trinculo.

Mylord, ſagt er! Daß ein Ungeheuer ſo einfältig ſeyn kan!

Caliban.

Horch, horch, ſchon wieder; beiß ihn zu tode, ich bitte dich. Stepha-

Stephano.

Trinculo, ſtek deine Zunge ein! Wenn du einen Aufruhr anfangſt, ſo ſoll der nächſte Baum -- Das arme Ungeheuer iſt mein Unterthan, und ich werde nicht leiden daß ihm übel begegnet werde.

Caliban.

Ich danke dir, mein edler Gebieter. Gefällt es dir, die Bitte, die ich an dich gethan habe, noch einmal zu hören?

Stephano.

Beym Element, das will ich; knie nieder und wiederhole ſie; ich will ſtehen, und Trinculo ſoll auch ſtehen.

Ariel kommt unſichtbar dazu.

Caliban.

Wie ich dir vorhin geſagt habe, ich bin einem Tyrannen unterthan, einem Zauberer, der mir durch ſeine Liſt dieſe Inſel abgetrödelt hat.

Ariel.

Du lügſt.

Caliban. (zu Trinculo.)

Du lügſt, du Maulaffe du; ich wollte, daß mein dapfrer Meiſter dich vernichtete; ich lüge nicht.

Stephano.

Trinculo, wenn ihr ihn noch ein einzig mal in ſeiner Erzäh-

Erzählung unterbrecht, beym Sapperment, ſo will ich euch etliche Zähne ſupplantiren!

Trinculo.

Was? Ich ſagte nichts.

Stephano.

Huſch denn, und nichts weiter; fahre fort!

Caliban.

Ich ſage, durch Zauberey gewann er dieſe Inſel, von mir gewann er ſie. Wenn deine Hoheit ſie ihm wieder abnehmen will, (denn ich weiß, du haſt das Herz dazu, aber dieſes Ding hat kein Herz —)

Stephano.

Das iſt eine ausgemachte Sache.

Caliban.

So ſollt du Herr davon ſeyn, und ich will dir dienen.

Stephano.

Wie wollen wir das anſtellen? Kanſt du mir ein Mittel vorſchlagen?

Caliban.

Ja, ja, mein Gebieter, ich will ihn dir ſchlafend überliefern, dann kanſt du ihm einen Nagel in den Kopf ſchlagen.

Ariel.

Du lügſt, das kanſt du nicht.

Caliban.

Caliban.

Was für ein elster-mäſſiger Flegel iſt das? du Lumpenkerl du! Ich bitte deine Hoheit, gieb ihm Maulſchellen und nimm ihm dieſe Flaſche; wenn er ſie nicht mehr hat, ſo muß er lauter Pfüzenwaſſer trinken, denn ich will ihm nicht zeigen, wo die Brunnquellen ſind.

Stephano.

Trinculo, ſeze dich keiner fernern Gefahr aus. Unterbrich das Ungeheuer nur mit einem Wort, und beym Sappersment, ich will meine Barmherzigkeit zur Thür hinaus ſtoſſen, und einen Stokfiſch aus dir machen.

Trinculo.

Wie? Was that ich denn? Ich that nichts; ich will weiter weggehen.

Stephano.

Sagteſt du nicht, er lüge?

Ariel.

Du lügſt.

Stephano.

(Er prügelt den Trinculo.) Thu ich das? Nimm das, und wenn es dir wohl ſchmekt, ſo heiſſe mich ein andermal wieder lügen.

Trinculo.

Ich habe dich nicht lügen geheiſſen --- Habt ihr den

Verſtand

Verſtand verlohren, und das Gehör dazu? daß der Henker eure Flaſche! Das kan Sect und Trinken thun! Daß die ſchwere Noth dein Ungeheuer, und der T** deine Finger —

Caliban.

Ha, ha, ha.

Stephano.

Nun, weiter in deiner Erzählung — (zu Trinculo) ich bitte dich, ſteh weiter zurük.

Caliban.

Schlag ihn bis er genug hat; über eine Weile will ich ihm auch geben.

Stephano.

Weiter zurük — Komm, fahre fort.

Caliban.

Wie ich dir ſagte, er hat die Gewohnheit nachmittags zu ſchlaffen; dann kanſt du ihm den Kopf ſpalten, aber du muſt ihm vorher ſeine Bücher nehmen; oder du kanſt ihm mit einem Bloke den Hirnſchedel zerſplittern, oder ihm mit einem Pfahl den Bauch aufreiſſen, oder ihm mit deinem Meſſer die Gurgel abſchneiden. Vergiß nicht, ihm ſeine Bücher vorher wegzunehmen; denn ohne ſie iſt er nur ein Dummkopf wie ich; und hat nicht einen einzigen Geiſt mehr, dem er befehlen könnte. Sie haſſen ihn alle mit einem ſo eingewurzelten Haß wie ich. Verbrenne nur ſeine Bücher. Er hat hübſche Möbeln, wie er ſie heißt, womit

er

er ſein Haus einrichten will, wenn er eins hat. Und was am tiefſten dabey zu betrachten iſt, das iſt die Schönheit ſeiner Tochter; er ſelbſt nennt ſie ſein Tauſendſchönchen; ich habe nie mehr als zwey Weibsbilder geſehen, Sycorax, meine Mutter, und ſie; aber ſie übertrift Sycorax ſo weit als das Gröſte das Kleinſte.

Stephano.

Iſt ſie ſo ein hübſches Menſch?

Caliban.

Ja, mein Gebieter; ſie wird dein Bette zieren, ich verſichre dich's, und dir eine brave junge Zucht bringen.

Stephano.

Ungeheuer, ich will dieſen Mann umbringen; ſeine Tochter und ich ſollen König und Königin ſeyn, (Gott erhalte unſre Maieſtäten!) und Trinculo und du, ihr ſollt Vice-Könige ſeyn. Gefällt dir der Anſchlag, Trinculo?

Trinculo.

Vortrefflich.

Stephano.

Gieb mir deine Hand; es iſt mir leid, daß ich dich geprügelt habe: aber ſo lange du lebſt, ſo halte deine Zunge wohl im Zaum.

Caliban.

In der nächſten halben Stunde wird er eingeſchlafen ſeyn; willt du ihn alsdann vernichten?

Stephano.

Ja, bey meiner Ehre.

Ariel.

Das will ich meinem Herrn erzählen.

Caliban.

Du machst mich ganz aufgeräumt; ich bin voller Freuden; laß uns lustig seyn. Wollen wir bilboquet spielen, das ihr mich nur erst gelernt habt?

Stephano.

Weil du mich drumm bittest, Ungeheuer, so will ich dir etwas zu gefallen thun. Komm, Trinculo, wir wollen singen.

(Sie singen ein Gassenlied.)

Caliban.

Das ist nicht die rechte Melodie.

(Ariel spielt ihnen die Melodie auf einer Pfeiffe, mit einer Biscayer-Trummel.)

Stephano.

Was ist das?

Trinculo.

Es ist die Melodie unsers Lieds, von einem Gemählde von Niemand gespielt.

Stephano.

Wenn du ein Mensch bist, so zeige dich in deiner Gestalt; und bist du der Teufel, so zeige dich wie du willst.

Trin-

Trinculo.

O! vergieb mir meine Sünden!

Stephano.

Wer ſtirbt, bezahlt alle ſeine Schulden. Ich biete dir Troz! (Der Himmel ſteh uns bey!)

Caliban.

Fürchteſt du dich?

Stephano.

Nein, Ungeheuer, nicht ich.

Caliban.

Du muſt dich nicht fürchten; dieſe Inſel iſt voll von Getöſe, Tönen und anmuthigen Melodien, welche beluſtigen und keinen Schaden thun. Manchmal ſumſen tauſend klimpernde Inſtrumente um mein Ohr; manchmal Stimmen, die, wenn ich gleich dann aus einem langen Schlaf aufgewacht wäre, mich wieder einſchläfern würden; dann däuchts mir ein Traum, die Wolken thun ſich auf, und zeigen mir Schäze, die auf mich herunter regnen wollen; daß ich, wenn ich erwache, ſchrey und weine, weil ich wieder träumen möchte.

Stephano.

Das wird ein braves Königreich für mich werden; ich werde die Muſik umſonſt haben.

Caliban.

Wenn Proſpero vernichtet iſt.

Stephano.

Das ſoll nicht lange mehr anſtehen; ich hab' es nicht vergeſſen.

Trinculo.

Das Getön geht fort; wir wollen ihm nach, und dann an unſre Arbeit gehen.

Stephano.

Führ uns, Ungeheuer, wir wollen dir folgen. Ich wollte ich könnte dieſen Trummelſchläger ſehen. Er hört auf.

Trinculo.

Willt du kommen? Ich gehe nach Stephano.

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

[Ein andrer Theil der Inſel.]

Alonſo, Sebaſtian, Antonio, Gonſalo, Adrian, Franciſco, u. ſ. w. treten auf.

Gonſalo.

Bey Sct. Velten, ich kan nicht weiter, Sire; meine alten Beine ſchmerzen mich; wir ſind hier in einem Labyrinth:

zinth: Auf meine Ehre, alles geht durch Irrwege, und Mäander. Mit eurer Erlaubniß, ich muß mich niederſezen.

Alonſo.

Alter Mann, ich kan dirs nicht verdenken, ich bin ſelbſt bis zur Betäubung meiner Lebensgeiſter abgemattet; ſeze dich und ruhe aus. Ich gebe die Hoffnung auf, die ich wie einen Schmeichler bisher geheget habe; er iſt umgekommen, den wir ſo mühſam ſuchen, und das Meer ſpottet unſers Nachforſchens auf dem Lande. Wol dann, es mag ſeyn.

Antonio (leiſe zu Sebaſtian.)

Ich bin ſehr erfreut daß er ſo hoffnunglos iſt. Vergeſſet, um eines Fehlſtreichs willen, das Vorhaben nicht, wozu ihr euch entſchloſſen habt.

Sebaſtian.

Bey der nächſten bequemen Gelegenheit wollen wir unſern Vortheil beſſer nehmen.

Antonio.

Laßt es dieſe Nacht ſeyn; ſie ſind von der Reiſe ſo abgemattet, daß ſie weder daran denken, noch im Stande ſind ſo viel Vorſichtigkeit zu gebrauchen, als wenn ſie friſch wären.

Sebaſtian.

Dieſe Nacht! Nichts weiter.

[Man hört eine ſeltſame und feyrliche Muſik, und Proſpero zeigt ſich (den redenden Perſonen unſichtbar) auf der Spitze des Berges. Verſchiedne wunderbare Geſpenſter treten auf, tragen eine Tafel mit Speiſen und Getränk herzu, tanzen um dieſelbe mit freundlichen Gebehrden, als ob ſie den König und ſeine Gefährten willkommen heiſſen wollten, und nachdem ſie dieſelben eingeladen zu eſſen, verſchwinden ſie wieder.

Alonſo.

Was für eine Harmonie iſt diß? meine guten Freunde, horcht!

Gonſalo.

Eine wunderbar angenehme Muſik.

Alonſo.

Gieb uns freundliche Wirthe, o Himmel! Wer ſind dieſe?

Sebaſtian.

Das iſt ein Haupt-Spaß. Nun will ich glauben, daß es Einhörner giebt; daß in Arabien ein einziger Baum iſt, der Thron des Phönix, und ein einziger Phönix, der bis auf dieſe Stunde da regiert.

Antonio.

Ich will beydes glauben, und was ſonſt nicht viel Credit hat, komme nur zu mir, ich will ſchwören es ſey wahr.

wahr. Reiſebeſchreiber haben nie gelogen, wenn ſchon Ge-
ken, die hinter dem Ofen ſizen, ſie verurtheilen.

Gonſalo.

Wenn ich nach Neapel käme und das erzählte, würde man mir's glauben? Wenn ich ſagte: Ich ſahe ſolche Inſulaner (denn gewiß ſind das die Einwohner dieſer Inſel) und ob ſie gleich von mißgeſtalteter und abentheurlicher Bildung ſind; ſo ſind doch ihre Manieren leutſeliger und artiger als ihr bey manchen finden werdet, die zum menſchlichen Geſchlecht gehören; ja, in der That.

Proſpero (vor ſich.)

Du ehrlicher Alter, du ſprichſt wohl; denn es ſind hier einige unter euch, die ſchlimmer als Teufels ſind.

Alonſo.

Ich kan nicht genug erſtaunen; ſolche Geſtalten, ſolche Gebehrden, ein ſolcher Ton, der, (ob es ihnen gleich am Gebrauch der Zunge fehlt) eine Art von einer vortrefflichen ſtummen Sprache ausmacht.

Proſpero (vor ſich.)

Dieſe Lobſprüche könnten zu voreilig ſeyn.

Franciſco.

Sie verſchwanden auf eine ſeltſame Art.

Sebaſtian.

Das hat nichts zu ſagen, da ſie uns zu eſſen hinterlaſſen haben; denn ich denke, wir ſpüren alle, daß wir einen Magen haben. Gefällt es Euer Majeſtät, etwas hievon zu koſten.

Alonſo.

Ich habe keine Luſt.

Gonſalo.

Auf meine Treue, Gnädigſter Herr, ihr habt keine Urſache etwas zu beſorgen. Wie wir noch kleine Jungen waren, welcher unter uns hätte geglaubt, daß es Leute in Gebürgen gebe, welche einen diken hautigen Hals hätten wie die Ochſen, oder denen der Kopf in der Bruſt ſtünde? Was man ſelbſt ſieht, glaubt man am beſten.

Alonſo.

Ich will mit zuſtehen, und eſſen, wenn es gleich mein leztes wäre; es ligt mir nichts daran, das beſte iſt vorbey; Bruder, Herzog, ſtehet zu, und machet's wie wir.

Vierte Scene.

(Donner und Blize. Ariel tritt in Geſtalt einer Harpye auf, ſchlägt mit ſeinen Flügeln auf die Tafel, und vermittelſt einer unmerklichen Veranſtaltung verſchwindet die Mahlzeit im gleichen Augenblik.)

Ariel.

Ihr ſeyd drey Männer der Sünde, welche das rächende Schikſal (ſo ſich dieſer untern Welt und alldeſſen was drinn iſt, zu Werkzeugen bedient) im Sturm auf dieſe unbewohnte Inſel ausgeworfen, (*) als Leute die höchſt unwürdig ſind unter Menſchen zu leben. Ich hab' eure Sinnen betäubt, und euch nicht mehr Stärke übrig gelaſſen, als ein Menſch nöthig hat, ſich ſelbſt zu hängen oder zu ertränken. Ihr Narren! ich und meine Geſellen ſind Diener des Schikſals; die Elemente woraus eure Schwerdter bereitet ſind, könnten eben ſo wohl den ſauſenden Wind verwunden, oder mit lächerlichen Stichen das ſtets ſich wieder ſchlieſſende Waſſer tödten, als eine einzige Pflaumfeder aus meinen Schwingen reiſſen. Meine Geſellen ſind eben ſo unverwundbar. Und wenn ihr uns auch verwunden könntet, ſo ſind eure Schwerdter zu ſchwer für eure izige Stärke, und ihr ſeyd nicht einmal im Stande ſie aufzuheben. Erinnert euch dann (denn das iſt mein Geſchäft an euch) daß ihr drey es waret, die den rechtſchafnen Proſpero aus Meiland vertrieben, und der offnen

(*) Im Original: „Welche das Schikſal u. ſ. w. von der gedrängten zimmervollen See hat aufraffen laſſen, und an dieſe Inſel u. ſ. w.

See (die es euch nun vergolten hat) ausgeſezt , ihn und ſein unſchuldiges Kind ! Um dieſer Uebelthat willen haben die himmliſchen Mächte , welche die Beſtrafung des Unrechts zwar verſchieben aber nie vergeſſen , das Meer und das feſte Land , ja alle Geſchöpfe wieder euch empört , dich , Alonſo , deines Sohnes beraubt , und ſprechen nun durch mich das Urtheil über euch aus ; daß langſames Verderben, ſchrecklicher als irgend ein ſchneller Tod , Schritt für Schritt euch und eure Wege verfolgen ſoll. Nichts kan euch vor ihrem Zorn (der ſonſt in dieſem wüſten Eiland auf eure Häupter fallen wird) beſchüzen , als ein reuevolles Herz , und in Zukunft ein reines Leben.

[Ariel verſchwindt im Donner , darauf folget eine Symphonie mit Sordinen ; die Geſpenſter kommen , und tragen nach einem Tanz voller ſeltſamer Grimaſſen die Tafel wieder hinweg.]

Proſpero (vor ſich.)

Du haſt die Role dieſer Harpye gut gemacht , mein Ariel -- du haſt nichts von meiner Vorſchrift ausgelaſſen -- eben ſo gut in ihrer Art haben auch meine geringern Diener ihre verſchiednen Perſonen geſpielt ; meine Bezauberungen würken , und dieſe meine Feinde von betäubendem Schreken gefeſſelt , ſind alle in meiner Gewalt. Ich verlaſſe ſie nun in dieſem Zuſtand , um den jungen Ferdinand , den ſie für verlohren ſchäzen , und ſeinen und meinen Liebling zu beſuchen.

(Proſpero geht ab.)

Gonſalo.

Im Namen alles deſſen was heilig iſt , Sire , warum ſteht ihr da , als ob ihr ein Geſpenſte ſähet ? Alon-

Alonſo.

O! es iſt entſezlich, entſezlich! Mich däuchte die Wellen redeten und warfen mir's vor; die Winde heulten mir's entgegen, und der Donner, dieſe tieffe fürchterliche Orgelpfeiffe, ſprach den Namen Proſpero aus -- und gab das Zeichen zu meinem Tod -- Um meines Verbrechens willen ligt mein Sohn in einem naſſen Bette; ich will ihn ſuchen, tiefer als jemals ein Senkel-Bley gefallen iſt, und dort bey ihm im Schlamme begraben ligen.

(Geht ab.)

Sebaſtian.

Das war erſt ein Teufel; ich will ihrer ganze Legionen zu Boden fechten.

Antonio.

Und ich will dein Secondant ſeyn.

(Gehen ab.)

Gonſalo.

Alle drey ſind in Verzweiflung; ihre ſchwere Verſchuldung, gleich einem Gift, das erſt nach langer Zeit würken ſoll, fangt nun an, ihre Lebensgeiſter zu nagen. Ich bitte euch, ihr die ihr biegſamere Gelenke habt als ich, folget ihnen ſo eilfertig als ihr könnt, und verhindert ſie an dem, wozu die ſinnloſe Verzweiflung ſie treiben mag.

Adrian.

Folget mir, ich bitte euch.

(Sie gehen ab.)

Vierter

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

(Prospero's Zelle.)

Prospero, Ferdinand und Miranda.

Prospero.

Wenn ich euch zu strenge begegnet bin, so hoffe ich, der Ersaz den ich euch gegeben, wird es vergüten; denn ich habe euch einen Faden von meinem eignen Leben gegeben, oder vielmehr das einzige, wofür ich lebe. Hier liefre ich sie nochmals in deine Hand: Alle Kränkungen, die du erduldet hast, waren nur Prüfungen deiner Liebe, und du hast auf eine ausserordentliche Art die Probe gehalten. Hier, im Angesicht des Himmels bestätige ich dieses mein reiches Geschenk. O Ferdinand, lächle nicht über mich, daß ich stolz auf sie bin; du wirst finden, daß sie alles Lob weit hinter sich zurüke lassen wird.

Ferdinand.

Ich glaub' es gegen ein Orakel.

Prospero.

So empfange dann, als mein Geschenk und als dein wohlverdientes Eigenthum, empfange meine Tochter. Aber

wofern

wofern du ihren jungfräulichen Gürtel auflöſeſt, eh euer Bündniß durch alle geheiligten Feyerlichkeiten, nach vollſtändigem Gebrauch, bekräftiget werden kan: So möge der Himmel alle die ſegensvollen Einflüſſe zurükhalten, die ſonſt euere Vereinigung bekrönen würden; und ſtatt derſelben ſoll unfruchtbarer Haß, ſauerſehender Widerwille und Zwietracht euer Bette mit ſo wildem Unkraut beſtreuen, daß ihr es beyde haſſen ſollet. Nimm dich alſo in Acht, ſo lieb es dir iſt, daß Hymens Fakel dir leuchte.

Ferdinand.

So wie ich ruhige Tage, eine ſchöne Nachkommenſchaft, und ein langes Leben, mit der unveränderten Dauer einer ſolchen Liebe, als ich izt empfinde, mir wünſche; ſo gewiß ſoll die finſterſte Höle, die bequemſte Gelegenheit und die ſtärkſte Eingebung unſers böſen Genius nimmermehr vermögend ſeyn, meine tugendhafte Liebe in unordentliche Luſt zu zerſchmelzen, daß ich rauben ſollte was jenem feyerlichen Tag vorbehalten iſt, bey deſſen Anbruch mich's dünken wird, entweder die Sonnenpferde ſeyen ſteif, oder die Nacht mit Ketten angeſchmiedet worden.

Proſpero.

Wohl geſprochen! Size dann nieder und rede mit ihr, ſie iſt dein eigen. Wie? Ariel, mein ausrichtſamer Diener, Ariel --

Zweyte Scene.

Ariel zu den Vorigen.

Ariel.

Was befiehlt mein mächtiger Gebieter? hier bin ich.

Prospero.

Du und deine geringern Mitgesellen haben vorhin ihren Dienst aufs beste versehen, und ich will euch izt zu einem andern Spiel gebrauchen. Geh, bring die Geisterschaar, über die ich dir Gewalt gegeben habe, an diesen Ort; Muntre sie zu schnellen Bewegungen auf, denn ich muß die Augen dieses jungen Paars mit irgend einer Eitelkeit meiner Kunst belustigen; ich hab' es versprochen und sie erwarten's von mir.

Ariel.

Sogleich?

Prospero.

Ja, in einem Augenblik.

Ariel.

Eh ihr sagen könnt, komm und geh, zweymal athmen, und russen, so, so; soll jeder auf den Zehen trippelnd hier seyn, und seine Künste machen. Liebt ihr mich nun, mein Gebieter? (*) Pro-

(*) Ariel sagt dieses im Original in kleinen Versen, die sich alle in O reimen, und, weil sie alle ihre Artigkeit daher haben, sich nicht in Reime übersezen lassen.

Prospero.

Höchlich, mein sinnreicher Ariel; komm nicht zurük, bis ich dich rufe.

Ariel.

Gut, ich verstehe dich.

(Geht ab.)

Prospero zu Ferdinand.

Vergiß du nicht dein Wort zu halten; treibe den Scherz nicht zu weit; die stärksten Eide sind nur Stroh für das Feuer in unserm Blute; halte besser an dich, oder gute Nacht, Gelübde!

Ferdinand.

Ich versichre euch, mein Herr, dieser weisse kalte jungfräuliche Schnee an mein Herz gedrükt, kühlt die Hize meiner Leber ab.

Prospero.

Gut; komm izt, mein Ariel; bringe lieber einen Geist zuviel, als daß einer mangle; erscheine uns munter -- Redet ihr kein Wort, seyd lauter Auge; Still!

[Man hört eine angenehme Musik.]

Dritte Scene.

[Ein allegoriſches Schauſpiel.]

Iris tritt auf.

Iris.

Ceres, (*) huldreiche Göttin, deine goldnen Felder voll Waizen, Gerſte, Haber, Wiken und Bohnen, deine kräuterreichen Berge, mit graſenden Schaafen bedekt, und deine ebnen Wieſen, wo ſie in ſtrohbedekten Hürden ligen, deine mit Blumen eingelegte und mit Tulpen bordirte Bänke, vom ſchwammichten Aprill auf deinen Befehl ſo geſchmükt, um für kalte Nymphen keuſche Kränze zu machen, und deine braunen Lauben, deren Schatten der von ſeinem Mädchen abgewieſene Junggeſelle liebt; deine eingezäunte Weinberge, und deine unfruchtbaren Seebänke und Felſen, auf denen du dich zu verlüſten pflegſt: Alles dieſes befiehlt dir die Königin des Himmels, deren Dienerin ich bin, zu verlaſſen, und auf dieſem grünen Plaz ihrer gebietenden Majeſtät Geſellſchaft zu leiſten. Ihre Pfauen ſind in vollem Anzug. Nähere dich, reiche Ceres, ſie zu unterhalten.

Ceres tritt auf.

Ceres.

Heil dir, vielfarbichte Göttin und Aufmärterin der Gemahlin

(*) Dieſes ganze Spiel iſt im Original in Reimen.

mahlin des Juviters, die du von deinen ſaffrangelben Schwingen honigtriefende, erfriſchende Regen auf meine Blumen ſchütteſt, und mit iedem Ende deines blauen Bogens, einer reichen Schärpe für meine ſtolze Erde, meine ſchwellenden Felder und meine nakten Sandhügel bekrönſt; warum hat deine Königin mich hieher beruffen?

Iris.

Ein Bündniß treuer Liebe zu begehen, und die glüklichen Liebhaber mit einem freywilligen Geſchenke zu begaben.

Ceres.

Sage mir, himmliſcher Bogen, iſt dir nicht bekannt, ob Venus oder ihr Sohn die Königin begleiten? Denn ſeitdem ſie dem düſtern Pluto Vorſchub gethan haben, meine Tochter zu entführen, hab' ich ihre und ihres blinden Buben ärgerliche Geſellſchaft verſchworen.

Iris.

Fürchte dich nicht vor ihrer Geſellſchaft. Ich begegnete ihrer Deität, wie ſie die Wolken gegen Paphos zu durchſchnitt, ſie und ihr Sohn, von Dauben mit ihr gezogen; ſie bildeten ſich ein, durch irgend ein leichtfertiges Zauberwerk dieſen Jüngling und diß Mädchen zu bethören, die das Gelübde gethan haben, ſich der Rechte des Ehebettes zu enthalten, bis Hymens Fakel ihnen angezündet wird; aber die heiſſe Buhlerin des Kriegs-Gottes iſt unverrichter Dingen zurük gekommen, und ihr weſpen-mäſſiger Sohn hat ſeinen Bogen zerbrochen, und ſchwört, er wolle keinen

Pfeil mehr anrühren, sondern mit Spazen spielen und geradezu ein kleiner Junge seyn.

Ceres.

Die hohe Königin des Götter-Staats, die grosse Juno kommt; ich erkenne sie an ihrem Gang.

Juno steigt von ihrem Wagen, und tritt auf.

Juno.

Wie befindet sich meine mildreiche Schwester? Komm mit mir, dieses Paar zu segnen, daß sie glüklich seyn, und eine ehrenvolle Nachkommenschaft sehen mögen.

[Juno und Ceres singen ein Lied, worinn jede die Verlobten mit ihren eignen Gaben beschenkt.

Ferdinand.

Diß ist ein höchst maiestätisches Gesicht, und eine bezaubernde Harmonie; und darf ich kühnlich glauben, daß es Geister sind?

Prospero.

Geister, die ich durch meine Kunst aus ihren Bezirken hiehergerufen habe, meine Phantasien auszuführen.

Ferdinand.

O! laßt mich hier ewig leben; ein so wundervoller Vater, und ein solches Weib machen diesen Ort zu einem Paradiese.

Pro-

Prospero.

Stille, mein Wehrter! Juno und Ceres lispeln einander ganz ernsthaft etwas in die Ohren; es wird noch etwas zuthun seyn; husch, seyd stumm, oder unser Spiel wird verdorben.

[Juno und Ceres reden leise mit einander, und schiken Iris mit einem Auftrag ab.]

Iris.

Ihr Nymphen der schlängelnden Bäche, Najaden genannt, mit euern Schilf-Kränzen und immer freundlichen Bliken, verlaßt eure kräuselnden Canäle und kommt, Juno befiehlt's, auf diese grüne Flur. Kommt, keusche Nymphen, und helft ein Bündniß treuer Liebe zu feyern; säumt euch nicht!

(Eine Anzahl Nymphen treten auf.)

Iris (fahrt fort.)

Ihr von der Sonne verbrennten Schnitter, des Augusts müde, kommt aus euern Furchen, und theilet unsre Lust. Macht Feyertag, sezt eure Strohhütte auf, und jeder gebe einer von diesen frischen Nymphen die Hand zum ländlichen Tanz.

Vierte Scene.

[Eine Anzahl von nettgekleideten Schnittern treten auf, und vereinigen ſich mit den Nymphen zu einem anmuthigen Tanz: Gegen das Ende des Tanzes, fährt Proſpero plözlich auf, und ſpricht die folgende Rede, worauf alles mit einem ſeltſamen holen und verworrenen Getöſe verſchwindet.]

Proſpero.

Ich hatte dieſe ſchändliche Zuſammenverſchwörung des Viehes Caliban und ſeiner Geſellen gegen mein Leben völlig aus der Acht gelaſſen; die Minute die ſie zur Ausführung erkieſt haben, iſt beynahe gekommen -- Gut gemacht; hinweg, nichts mehr!

Ferdinand (leiſe zu Miranda.)

Diß iſt ſeltſam, unſer Vater iſt in irgend einem Affect, der mit Macht auf ihn würkt.

Miranda.

Niemals bis auf dieſen Tag ſah ich ihn in einem ſo heftigen Unwillen.

Proſpero.

Ihr ſeht beſtürzt aus, mein Sohn; ſeyd gutes Muths, unſre Spiele ſind nun zu Ende. Dieſe unſre Schauſpieler, wie ich euch vorhin ſagte, ſind alle Geiſter, und zerfloſſen wieder in Luft, in dünne Luft, und ſo wie dieſe weſenloſe Luftgeſichte, ſo ſollen die mit Wolken bekränzte Thürme,

Thürme, die ſtattlichen Paläſte, die feyrlichen Tempel, und dieſe groſſe Erdkugel ſelbſt, und alles was ſie in ſich faßt, zerſchmelzen, und gleich dieſem verſchwundnen unweſentlichen Schauſpiel nicht die mindeſte Spur zurüklaſſen. Wir ſind ſolcher Zeug, woraus Träume gemacht werden, und unſer kleines Leben endet ſich in einen Schlaf — mein Herr, ich bin beunruhigt, habt Geduld mit meiner Schwachheit, mein altes Gehirn iſt in Unordnung; laßt euch dieſen kleinen Zufall nicht anfechten; geht in meine Celle, wenn's euch beliebt, und ruhet da — Ein oder zwey Auf- und Abgänge werden mir wieder leichter machen.

Ferdinand. Miranda.

Wir wünſchen euch Friede.

[Ferdinand und Miranda gehen ab.]

Proſpero (vor ſich.)

Komm in einem Gedanken — (zu Ferdinand und Miranda.) Ich danke euch — Ariel, komm.

Proſpero entfernt ſich weiter von der Celle; Ariel zu ihm.

Ariel.

Ich klammre mich an deine Gedanken an; was iſt dein Wille?

Proſpero.

Geiſt, wir müſſen uns rüſten den Caliban zu empfangen.

Ariel.

Ja, mein Gebieter. Ich dachte, wie ich Ceres vorſtellte, dir davon geſagt zu haben; aber ich brach ab, aus Beſorgniß dich verdrießlich zu machen.

Proſpero.

Sag es noch einmal, wo verlieſſeſt du dieſe Schurken?

Ariel.

Ich ſagte euch, mein Herr, daß ſie dik beſoffen waren, und ſo voll Dapferkeit, daß ſie die Luft ſchlugen, weil ſie ſich unterſtuhnd ihnen ins Geſicht zu wehen, und den Boden ſtampften, weil er ihre Füſſe küßte, ohne inzwiſchen ihr Vorhaben aus der Acht zu laſſen. Ich ſchlug hierauf meine Trummel; dieſes Getöſe machte ſie aufmerkſam; ſie ſpizten wie unberittne Füllen ihre Ohren, zogen die Augglieder in die Höhe, und ſtrekten ihre Naſen vor ſich hin, wie ſie Muſik rochen; kurz, ich bezauberte ihre Ohren dergeſtalt, daß ſie wie Kälber meinem Brüllen folgten, durch ſtachlichte Geniſter, Diſteln, und Dornen, die in ihren dünnen Schienbeinen ſteken blieben; endlich ließ ich ſie in dem kothigen mit Unrath bemantelten Sumpf, hinter eurer Celle, wo ſie bis ans Knie hineinſanken, daß der faule Moraſt ihre Füſſe überſtunk.

Proſpero.

Das war wol gethan, mein Vogel; behalt immer deine unſichtbare Geſtalt. Geh, bringe mir die abgetragnen

nen Kleider in meinem Hauſe hieher, wir müſſen dieſe Diebe in Verſuchung ſezen. (*)

Ariel.

Ich geh, ich geh.

(Geht ab.)

Proſpero (vor ſich.)

Ein Teufel iſt dieſer Caliban, ein gebohrner Teufel, an deſſen Natur keine Erziehung haftet; an dem alle meine Mühe, Mühe wie man an einen Menſchen wendet, verlohren, gänzlich verlohren iſt; und wie mit dem Alter ſein Leib in eine viehiſchere Ungeſtaltheit auswächßt, ſo wird auch ſein Gemüth ungeheurer; ich will ſie alle plagen, bis zum Heulen.

[Ariel kömmt mit allerley ſchimmerndem Geräthe beladen.]

Komm, hänge ſie an dieſes Seil.

(*) Dieſer Umſtand beziehet ſich auf den gemeinen Aberglauben des Pöbels in unſers Autors Zeiten, als ob Zauberer, Hexen und dergl. nicht eher eine Gewalt über diejenige, ſie ſie beſchädigen wollen, haben, bis ſie den Vortheil über ſie erhalten, ſie bey irgend einer Sünde zu ertappen, als wer hier über Diebereyen. Herausgeber.

Fünfte Scene.

Caliban, Stephano und Trinculo treten alle wohl angefeuchtet und von Moraſt triefend auf; Proſpero und Ariel bleiben unſichtbar zurük.

Caliban.

Ich bitte euch, tretet leiſe, damit der blinde Maulwurf keinen Fuß fallen hört. Wir ſind nimmer weit von ſeiner Celle.

Stephano.

Ungeheuer, euer Kobolt, von dem ihr ſagt, er ſey ein freundlicher Kobolt, der niemand ein Leid thut, hat nichts viel beſſers gethan, als den Narren mit uns geſpielt.

Trinculo.

Ungeheuer, ich rieche lauter Pferd-Piſſe, und ich kan dir's ſagen, es will meiner Naſe gar nicht ſchmeken.

Stephano.

So geht's der meinigen auch; hört ihr's, Ungeheuer! Wenn ich einen Unwillen wider euch faſſen ſollte --- Sehet zu --

Trinculo.

Du wärſt ein verlohrnes Ungeheuer.

Caliban.

Mein lieber gnädiger Herr, laß mich immer in deiner Gunſt ſtehen; gedulde, der Vortheil, zu dem ich dich führe, wird dieſem Unfall die Augen ausſtechen; redet nur leiſe, es iſt izt alles ſo ſtill als Mitternacht.

Trinculo.

Schon gut, aber unſre Flaſche im Moraſt zu verliehren --

Stephano.

Es iſt nicht nur Unannehmlichkeit und Schmach in dieſem Abentheuer, ſondern ein unendlicher Verluſt, du Ungeheuer.

Trinculo.

Das iſt mir über meine Anfeuchtung; und doch iſt das euer freundlicher Kobold, der niemand kein Leid thut, Ungeheuer.

Stephano.

Ich will meine Flaſche wieder hohlen, und wenn ich für meine Mühe bis über die Ohren hineinplumpen ſollte.

Caliban.

Ich bitte dich, mein König, ſey ruhig; ſiehſt du hier, diß iſt der Eingang in die Celle; kein Getöſe, ſchleich hinein, thue diß gute Unheil, das dieſe Inſel auf ewig zu deinem Eigenthum macht; und ich bin dein Caliban, auf ewig dein Fuß-Leker.

Stephano.

Gieb mir deine Hand, ich fange an, blutige Gedanken zu haben.

Trinculo.

O König Stephen, o Paar! o würdiger Stephen! (*) Sieh, was für eine Garderobe hier für dich iſt!

Caliban.

Laß es gehen, du Narr, es iſt nur Trödelwaare.

Trinculo.

Oh, oh, Ungeheuer, wir verſtehen uns auch darauf, was in eine Trödelbude gehört -- o König Stephen --

Stephano.

Lange dieſen Rok herunter, Trinculo; beym Element, ich will dieſen Rok haben.

Trinculo.

Deine Gnaden ſollen ihn haben.

Caliban.

Daß du die Waſſerſucht kriegteſt, du Dummkopf! Wie ungeſcheidt ſeyd ihr, daß euch ein ſolcher Plunder in die Augen

(*) Der Spaß in dieſen Zeilen beſteht in einer Anſpielung auf ein altes bekanntes Gaſſenlied, welches anfängt: King Stephen was a worthy Peer, und die Sparſamkeit dieſes Königs in Abſicht auf ſeine Garderobe ergreift. Es ſind zwo Stanzen von dieſem Lied im Othello.
Warburton.

Augen ſticht! Geht weiter und vollbringet vorher den Mord; wenn er aufwacht, wird er uns vom Wirbel bis zum Zehen die Haut zerkneipen laſſen; er wird abſcheulich mit uns umgehen.

Stephano.

Sey ruhig, Ungeheuer! Frau Seil, iſt das nicht mein Wamms?

Trinculo.

Ungeheuer komm, ſchmier ein bißchen Quark an deine Finger, und weg mit dem ganzen Plunder!

Caliban.

Ich will nichts davon; wir verderben hier die Zeit, und werden zulezt noch alle in Barnakel (*) oder in Affen, mit verflucht niedern Stirnen verwandelt werden.

Stephano.

Ungeheuer, leg Hand an; hilf es wegtragen, an den uehmlichen Ort wo mein Weinfaß ligt, oder ich werde dich aus meinem Königreich jagen; geh, trag das!

Trinculo.

Und das.

Ste-

(*) Eine Art von Muſeln auf der Inſel Wal, an der Schottiſchen Küſte, von denen ehmals die Fabulen gieng, daß ſie auf den Bäumen wachſen.

Stephano.

Ja, und das.

[Man hört ein Getöse von Jägern. Verschiedne Geister, in Gestalt von Hunden, laufen auf die Bühne und jagen sie fort; Prospero und Ariel setzen ihnen nach. Caliban, Stephano und Trinculo werden heulend ausgetrieben.

Prospero.

Heyda, Sultan hey!

Ariel.

Waldman, hier geht Waldmann.

Prospero.

Furie, Furie; hier, Tyrann, hier; horch! horch! Sieh, sage meinen Kobolden, daß sie ihre Gelenke mit Zükungen zermalmen, ihre Sehnen mit Krämpfen zusammenziehen, und sie am ganzen Leibe von Zwiken und Kneipen fleckichter machen sollen als ein Panterthier.

Ariel.

Horch, wie sie heulen.

Prospero.

Laß sie weidlich herumgejagt werden. Nunmehr sind alle deine Feinde in meiner Gewalt. In kurzem soll sich all mein Ungemach enden, und du sollst deine Freyheit haben. Nur noch eine kleine Weile folge mir, und thu mir Dienste.

(Sie gehen ab.)

Fünfter

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Vor der Celle.]

Proſpero tritt in ſeiner Magiſchen Kleidung mit Ariel auf.

Proſpero.

Nun iſt mein Entwurf zu ſeiner Zeitigung gelangt; meine Bezauberungen brechen nicht; meine Geiſter gehorchen, und die Zeit geht aufrecht mit ihrer Ladung davon; wie viel iſts am Tage?

Ariel.

Um die ſechste Stunde, mein Gebieter, wann, wie ihr ſagtet, unſre Arbeit geendigt ſeyn ſollte.

Proſpero.

Das ſagte ich gleich anfangs, wie ich den Sturm erregte; ſage, mein Geiſt, was macht der König und ſeine Gefährten?

Ariel.

Sie ſind alle, euerm Befehl gemäß, zuſammengebannt, gerade ſo wie ihr ſie verlaſſen habt, alle eure Gefangne, mein

mein Herr, in dem kleinen Hayne, der eure Celle vor dem Wetter schüzt. Sie können nicht von der Stelle, bis ihr sie loslasset. Der König, sein Bruder und der eurige sind alle drey in einer Art von Betäubung; die übrigen trauern ihrentwegen, bis an den Rand mit Kummer und Bestürzung angefüllt; insonderheit derjenige, den ihr den guten alten Gonsalo nanntet. Seine Thränen lauffen über seinen Bart herab, wie Winter-Tropfen von einem rohrbedekten Dach. Eure Bezauberungen arbeiten so stark auf sie, daß, wenn ihr sie izt sehen solltet, euer Herz gewiß zu Mitleiden erweicht würde.

Prospero.

Denkst du das, Geist?

Ariel.

Das meinige würd' es gewiß, wenn ich ein Mensch wäre.

Prospero.

Und das meinige auch. Hast du, der du nur Luft bist, eine Ahnung, ein Gefühl von ihrem Leiden, und ich, einer von ihrer Gattung, der allen ihren Leidenschaften und Bedürfnissen unterworfen ist, sollte nicht zärtlicher gerührt werden als du? Ob sie mich gleich durch schwere Beleidigungen bis in die Seele verwundet haben, so soll doch mein edleres Selbst über meinen Unwillen siegen; es ist mehr Würde in großmüthiger Vergebung als in Rache; da sie bußfertig sind, so habe ich meine ganze Absicht erreicht;

geh,

geh, erledige ſie, Ariel; ich will meine Bezauberungen brechen, ich will ihre Sinnen wieder herſtellen, und ſie ſollen wieder ſeyn, was ſie geweſen ſind.

Ariel.

Ich will ſie herbeyführen, mein Gebieter.

(Er geht ab.)

Zweyte Scene.

Proſpero.

Ihr Elfen der Hügel, der Bäche, ſtehenden Seen und Hayne, und die auf Sandbänken mit leichtem Fuß den ebbenden Neptun zurükſtoſſen, und ihn fliehen, ſobald er wiederkehrt; ihr kleinen Feen, die beym Mondſchein im Gras die kleinen ſauren Ringe machen, von denen das Schaaf nichts abfrezt; und ihr, deren Zeitvertreib iſt, Mitternachts-Schwämme zu machen; die ſich freuen den Ruf des feyrlichen Nachtwächters zu hören; durch deren Hülfe (ſo ſchwach ihr auch ſeyd) ich die mittägliche Sonne verfinſtert, die widerſpenſtigen Winde herbeygenöthiget, und zwiſchen der grünen See und dem azurnen Gewölbe heulenden Krieg erregt habe; dem fürchterlich raſſelnden Donner gab ich Feuer, und entwurzelte die Eiche Juviters mit ſeinem eignen Keil; ich machte die Grundfeſte der Vorgebürge zittern, und rauſte die Fichte und die Ceder mit den Wurzeln aus: Gräber thaten auf meinen Befehl ihren Rachen

chen auf, und lieſſen ihre Schläfer hervor, die meine mächtige Kunſt erwekt hatte: Aber alle dieſe rauhe Zauberkunſt ſchwör ich hier ab, und wenn ich vorher eine himmliſche Muſik befohlen haben werde, wie ich izt thue, (ihre von jenem magiſchen Donner gelähmten Sinnen wieder herzuſtellen,) ſo will ich meinen Stab zerbrechen, ihn etliche Klafter tief in die Erde vergraben, und tiefer als jemals ein Senkbley fiel, mein Zauberbuch im Meer verſenken.

[Man hört eine feyrliche Muſik.]

Dritte Scene.

[Ariel geht voran: ihm folget Alonſo mit den Gebehrden eines von Schwermuth verrükten Menſchen, von Gonſalo geführt, hierauf Sebaſtiano und Antonio auf gleiche Weiſe, von Adrian und Franciſco geleitet; ſie gehen in den Cirkel den Proſpero vorher gemacht hat, und bleiben da bezaubert ſtehen. Indem ſie kommen, fangt Proſpero an:]

Die Magiſche Gewalt der Harmonie, der beſten Arzney für eine zerrüttete Phantaſie, heile dein izt untüchtiges Gehirn -- hier bleibt unbeweglich ſtehn! -- Rechtſchaffner Gonſalo, ehrwürdiger Mann, meine Augen ſchmelzen, von den deinigen erſchüttert, in ſympathetiſche Tropfen. -- Die Bezauberung löſt auf einmal ſich auf; und wie der Morgen, die Nacht überraſchend, die Finſterniß hinwegſchmelzen macht, ſo fangen ihre aufgehenden Sinnen an, die betäuben-

den

den Nebel zu verjagen, die ihre Vernunft umhüllen -- O! mein guter Gonsalo, mein wahrer Erhalter, und ein redlicher Diener dessen dem du folgest; ich will, wenn wir wieder zu Hause sind, deine Wohlthaten beydes mit Worten und Werken bezahlen. -- Du, Alonso, du bist höchst grausam mit mir und meiner Tochter umgegangen; dein Bruder war ein Beförderer der bösen That, und wird izt dafür an Leib und Gemüth gefoltert; Ihr, mein Bruder, der seiner Herrschsucht Natur und Gewissen aufopferte, der mit Sebastian seinen König hier ermorden wollte; ich vergebe dir, so unnatürlich du bist! -- Ihre Denkungskraft fängt an zu schwellen, und die wiederkommende Fluth wird in kurzem das Gestade der Vernunft anfüllen, das izt faul und sumpficht ligt -- Noch ist nicht einer unter ihnen, der mich ansehen darf, oder mich erkennt -- Ariel, hole mir meinen Hut und meinen Degen in der Celle; ich will mich ihnen in derjenigen Gestalt darstellen,

[Ariel geht ab, und kommt in einem Augenblik wieder zurük.]

worinn sie mich zu Meiland gekannt haben. Munter, mein Geist; in kurzem sollst du deine Freyheit haben.

Ariel singt, indem er ihn ankleiden hilft.

Wo die Biene saugt, saug' ich;
Im Schooß der Primul lagr' ich mich;
Dort schlaf' ich, wenn die Eule schreyt;
Ich flieg', in steter Munterkeit,

Fern von des Winters Ungemach
Dem angenehmen Sommer nach;
Wie frölich wird künftig mein Aufenthalt seyn
Unter den Blüthen im düftenden Hayn!

Prospero.

Gut, das ist mein artiger Ariel; ich werde dich vermissen, aber doch sollst du frey seyn. So, so, so; izt, unsichtbar wie du in deiner eignen Gestalt bist, zu des Königs Schiff; dort wirst du die Schiffleute im Raum schlafend beysammen finden. Weke sie, und nöthige sie hieher; aber hurtig, ich bitte dich.

Ariel.

Ich trinke die Luft vor mir, und bin wieder da, eh euch der Puls zweymal schlägt.

(Er geht ab.)

Gonsalo.

Lauter Schrecknisse, Verwirrung, Wunder und Erstaunen wohnen hier; möge uns irgend eine himmlische Macht wieder aus diesem fürchterlichen Lande führen!

Prospero.

Siehe hier, o König, den ungerechter Weise gekränkten Herzog von Meiland, Prospero: Dich desto besser zu versichern, daß ein lebender Fürst izt mit dir spricht, umarme ich dich, und heisse dich und deine Gesellschaft von Herzen willkommen.

Alonso.

Alonſo.

Ob du Proſpero biſt, oder irgend ein bezaubertes Phantom, (wie ich kürzlich ſelbſt war,) das meine Augen täuſchet, weiß ich nicht; dein Puls ſchlägt, wie eines würklichen Menſchen, und ſeit ich dich ſehe, nimmt die Bangigkeit des Gemüths ab, worinn mich, wie ich fürchte, eine Beraubung der Vernunft ſezte; wenn dieſe Dinge anders würklich ſind, ſo muß die Geſchichte davon höchſt ſeltſam ſeyn -- Ich gebe dir dein Herzogthum zurük, und bitte dich, mir zu verzeihen. Aber wie iſt es möglich, daß Proſpero leben und hier ſeyn ſoll?

Proſpero (zu Gonſalo.)

Zuerſt, mein alter edler Freund, laß dich umarmen; du, deſſen Redlichkeit ſo unſchäzbar als ohne Grenzen iſt.

Gonſalo.

Ob das würklich iſt, oder nicht, wollt' ich nicht beſchwören.

Proſpero.

Ihr ſeyd noch ſo ſehr von einigen Seltſamkeiten dieſer Inſel betroffen, daß ihr nicht glauben könnet, was gewiß iſt. Willkommen, meine Freunde, alle willkommen! Aber ihr, mein feines Paar Herren, wenn ich Luſt hätte, ſo ſollte mir's nicht ſchwer fallen, euch den Unwillen ſeiner Majeſtät zu zu ziehen, und zu beweiſen, daß ihr Verräther ſeyd; allein ich will izt keine Geſchichten erzählen.

Sebaſtian.

Der Teufel ſpricht aus ihm.

Proſpero.

Nein --- Was euch betrift, höchſt boshafter Herr, welchen Bruder zu nennen meinen Mund ſchon vergiften würde, ich vergebe dir deine ungeheurſten Vergehungen alle zuſammen; aber ich fordre mein Herzogthum von dir zurük, welches du, wenn du gleich wollteſt, mir länger vorzuenthalten, nicht vermögend biſt.

Alonſo.

Wenn du Proſpero biſt, ſo berichte uns, wie du erhalten worden, und auf welche Weiſe wir hier mit dir zuſammen kommen, nachdem wir vor drey Stunden an dieſem Ufer einen Schiffbruch erlidten haben, der mich, (o ſchmerzliches Angedenken!) meinen Sohn, meinen theuren Sohn Ferdinand gekoſtet hat.

Proſpero.

Ich bedaure es, Sire.

Alonſo.

Der Verluſt iſt unerſezlich, und die Geduld ſelbſt geſteht, daß ſie ihn nicht heilen kan.

Proſpero.

Ich glaube vielmehr, ihr habt ihre Hülfe nicht geſucht; denn durch ihren milden und allesvermögenden Beyſtand,

ſtand, hab ich einen gleichen Verluſt mit Gelaſſenheit ertragen gelernt.

Alonſo.

Ihr einen gleichen Verluſt?

Proſpero.

Zum mindſten, der für mich eben ſo wichtig iſt, und ihn erträglich zu machen, hab' ich weit ſchwächere Mittel als ihr zu euerm Troſt ruffen könnt; denn ich habe meine Tochter verlohren.

Alonſo.

Eine Tochter? O Himmel, möchten ſie beyde in Neapel leben, König und Königin daſelbſt zu ſeyn. Damit ſie es ſeyn möchten, wie gern wünſcht' ich ſelbſt in dem naſſen Bette verſunken zu ſeyn, wo mein Sohn ligt. Wenn verlohrt ihr eure Tochter?

Proſpero.

In dieſem lezten Sturm -- Ich merke, daß dieſe Herren, über unſre unvermuthete Zuſammenkunft ſo erſtaunt ſind, daß ſie ihren Sinnen nicht trauen dürfen, und mit Mühe glauben, daß ihre Augen ihnen die Wahrheit zeigen, und ihre Worte natürlicher Athem ſeyen. Allein, ſo mißträuiſch euch die kürzlich erlidtene Beunruhigung eurer Sinne gemacht hat, ſo wiſſet doch für gewiß, daß ich Proſpero bin; eben dieſer Herzog, der von Meiland ausgetrieben wurde, und auf eine wunderbare Weiſe an dieſem Eilande, wo ihr geſtrandet ſeyd, anländete, um der Herr

davon zu seyn. Nichts mehr hievon, denn es ist eine Chronik von Tag zu Tag, und nicht eine Erzählung bey einem Frühstük, noch für diese erste Zusammenkunft geschikt. Willkommen, Sire; diese Celle ist mein Hof; ich habe hier wenige Hausgenossen, und ausser demselben keine Unterthanen. Ich bitte euch, schaut hinein; da ihr mir mein Herzogthum wieder gegeben habt, so will ich euch etwas eben so gutes dagegen geben, oder doch wenigstens ein Wunder vor eure Augen bringen, das euch so sehr erfreuen wird, als mich mein Herzogthum.

Vierte Scene.

[Die Thüre der Celle öffnet sich, und entdekt Ferdinand und Miranda, die mit einander Schach spielen.]

Miranda.

Mein liebster Herr, ihr spielt mir einen Streich.

Ferdinand.

Nein, meine Allerliebste, das wollt ich für die ganze Welt nicht thun.

Miranda.

Wenn es Königreiche gälte, ihr würdet gewiß schikaniren, und ich würd' es euch nicht übel nehmen.

Alonso.

Alonſo.

Wenn das nur eine von den Erſcheinungen dieſer Inſel iſt, ſo werd' ich einen theuren Sohn zweymal verliehren.

Sebaſtian.

Ein erſtaunliches Wunder!

Ferdinand.

Wenn die Wellen ſchon drohen, ſo ſind ſie doch mitleidig; ich habe ihnen ohne Urſache geflucht.

[Ferdinand kniet vor ſeinem Vater.]

Alonſo.

O! alle Segnungen eines erfreuten Vaters ergieſſen ſich über dich! Steh auf, und ſage wie du hieher gekommen biſt?

Miranda.

O Wunder! Wie viele feine Geſchöpfe ſind hier beyſammen! Wie ſchön iſt das menſchliche Geſchlecht! O brave neue Welt, die ſolche Einwohner hat!

Proſpero.

Das iſt etwas neues für dich.

Alonſo.

Wer iſt diß Mädchen, mit dem du ſpieltest? Eure längſte Bekanntſchaft kan nicht drey Stunden ſeyn: Iſt es die Göttin die uns getrennet, und wieder zuſammengebracht hat?

Ferdinand.

Sire, sie ist eine Sterbliche, aber durch unsterbliche Vorsicht, ist sie mein. Ich wählte sie, da ich meinen Vater nicht zu Rathe ziehen konnte, da ich nicht einmal denken durfte, einen Vater zu haben. Sie ist die Tochter dieses berühmten Herzogs von Meiland, von dem ich so vieles erzählen hörte, eh ich ihn sah; von dem ich ein zweytes Leben empfangen habe, und den diese junge Dame zu meinem zweyten Vater macht.

Alonso.

Ich bin der ihrige; aber, oh wie wunderlich wird es klingen, daß ich mein Kind um Verzeihung bitten muß!

Prospero.

Haltet ein, Sire; laßt uns unser Gedächtniß nicht mit unangenehmen Dingen beschweren, die vorüber sind.

Gonsalo.

Das Uebermaaß der zärtlichsten Freude ließ mich nicht zu Worten kommen. Schauet herab, ihr Götter, und lasset eine segensvolle Krone auf dieses Paar herunter steigen; denn ihr seyd es, die den Weg vorgezeichnet, der uns hieher gebracht hat.

Alonso.

Ich sage: Amen, Gonsalo!

Gonsalo.

Mußte Prospero von Meiland vertrieben werden, damit

mit seine Nachkommen Könige von Neapel werden möchten! O freuet euch über alle gewöhnliche Freuden, und grabt es in Gold auf ewig daurende Pfeiler! In Einer Reise fand Claribella einen Gemahl zu Tunis, und Ferdinand, ihr Bruder, eine Braut, da wo er selbst verlohren war; Prospero sein Herzogthum in einer armen Insel, und wir alle uns selbst, zu einer Zeit, da niemand sein eigen war.

Alonso (zu Miranda und Ferdinand.)

Gebt mir eure Hände. (Er legt ihre Hände in einander.) Gram und Kummer umschling' auf ewig dessen Herz, der euch nicht Freude wünschet!

Gonsalo.

So sey es, Amen!

Fünfte Scene.

Ariel mit dem Schiffspatron und dem Hochbootsmann, die ihm ganz erstaunt und erschroken folgen, zu den Vorigen.

Gonsalo.

O sehet, Sire, sehet, hier sind noch mehr von unsrer Gesellschaft. Prophezeyte ich nicht, wenn noch ein Galgen auf dem Lande wäre, so könnte dieser Bursche nicht ersauffen? Nun, wie? du, der die Gnade selbst über Bord zu fluchen pflegte, hast du keinen Schwur auf dem festen

Lande übrig? Haſt du kein Maul zu Lande? Was giebt es neues?

Hochbootsmann.

Das beſte Neue iſt, daß wir unſern König und unſre Geſellſchaft geſund wieder antreffen; das nächſte an dieſem, daß unſer Schiff, welches wir erſt vor drey Stunden dem Sturm preiß gaben, ſo ganz, ſo neu und ſo wohl getekelt iſt, als da wir es zuerſt in die See ſtieſſen.

Ariel.

Mein Gebieter, alles das hab ich gethan, ſeit ich euch verließ.

Proſpero.

Mein artiger Taſchenſpieler!

Alonſo.

Das ſind keine natürliche Begebenheiten; immer eine wunderbarer als die andre! Sage, wie kamſt du hieher?

Bootsmann.

Gnädigſter Herr, wenn ich dächte, daß ich gewiß wach wäre, ſo wollt ich verſuchen, ob ichs euch erzählen könnte. Wir waren alle in dichtem Schlaf, und, ich weiß ſelbſt nicht wie, alle in den Raum des Schiffs zuſammengepakt, wo wir nur eben von einem ſeltſamen und manchfaltigen Getöſe von Brüllen, Schreyen, Heulen, Raſſeln mit Ketten, und andern entſezlichen Tönen aufgewekt wurden; auf einmal hörte alles auf, wir ſahen unſer ſchönes, königliches Schiff

mit

mit ſeinem ganzen Zugehör, in beſtem Zuſtand; und indem unſer Patron von einer Seite zur andern ſprang, um es in Augenſchein zu nehmen, ſo wurden wir, mit eurer Erlaubniß, in einem huy, wie in einem Traum, von unſern Cameraden geſchieden, und ſchlaftrunken hieher gebracht.

Ariel (zu Proſpero.)

War es wohl gethan?

Proſpero.

Recht wohl, mein fleißiger Ariel, du ſollſt frey ſein.

Alonſo.

Das iſt ein ſo ſeltſamer Irrgarten, als je ein Menſch betreten hat, und es iſt mehr als die Natur zuthun vermag, in dieſem Geſchäfte; ohne ein Orakel iſt es unmöglich, etwas davon zu begreiffen.

Proſpero.

Mein gebietender Herr, beunruhigt euch nicht, das Wunderbare in dieſen Dingen zu ergründen; in kurzem will ich euch bey beſſrer Muſſe alles Stük vor Stük auflöſen, was euch izt unbegreiflich iſt; bis dahin ſeyd frohen Muthes, und denkt von allem das beſte. (Zu Ariel leiſe.) Hieher, Geiſt; ſeze Caliban und ſeine Geſellſchaft in Freyheit; löſe die Bezauberung auf -- Wie befindet ihr euch, mein Gnädigſter Herr? Es mangeln noch ein Paar alte närriſche Kerls von euerm Gefolge, die ihr vergeſſen habt.

Sechste Scene.

Ariel treibt Caliban, Stephano und Trinculo in ihren geſtohlnen Kleidern vor ſich her.

Stephano.

Jedermann ſorge nur für andre Leute, und niemand bekümmre ſich um ſich ſelbſt; denn es iſt alles nur Zufall und blindes Glük; Courasche, du dikwanſtiges Ungeheuer, courasche!

Trinculo.

Wenn die Spionen, die ich in meinen Augen habe, die Wahrheit ſagen, ſo iſt das ein hübſcher Anblik.

Caliban.

O Setebos, das ſind brave Geiſter, in der That! Wie fein mein Meiſter iſt! Aber ich fürchte, er wird mich züchtigen.

Sebaſtian.

Ha, ha; was für Dinge ſind das, Antonio? Kan man die um Geld haben?

Antonio.

Ich denk' es; einer davon iſt ein Fiſch wie ſich's gehört, und vermuthlich feil.

Proſpero.

Beobachtet nur die Phyſionomie dieſer Burſche, meine Herren,

Herren, und ſagt dann, ob ſie nicht die Wahrheit redt? Dieſes mißgeſchaffnen Schurken ſeine Mutter war eine Hexe, und eine ſo mächtige, daß ſie den Mond beherrſchen, Ebbe und Fluth erregen, und ihre Befehle über die Grenzen ihrer Macht ausdehnen konnte. Dieſe drey haben mich beraubt; und dieſer Halb-Teufel, (denn er iſt ein Baſtard von einem Teufel,) machte mit ihnen einen Anſchlag wider mein Leben; zween von dieſen Geſellen werdet ihr für die eurige erkennen; was dieſes Geſchöpf der Finſterniß betrift, ſo muß ich bekennen, daß es mir zugehört.

Caliban.

Ich werde zu Tode gezwikt werden.

Alonſo.

Iſt das nicht Stephano, mein beſoffner Kellermeiſter?

Sebaſtian.

Er iſt würklich beſoffen; woher kriegte er Wein?

Alonſo.

Und Trinculo iſt ſo voll daß er wakelt; wo können ſie dieſes groſſe Elixir gefunden haben, das ſie übergüldet (*) hat? Wie kamſt du in dieſem Pökel?

Trinculo.

Sire, ich bin immer in dieſen Pökel gelegen, ſeitdem ich

(*) Eine Anſpielung auf das Elixirum magnum, oder trinkbare Gold der Alchymiſten. Marburton.

ich euch das leztemal ſah, ich ſorge, ich werd ihn nimmer wieder aus dem Leibe kriegen; ich darf nicht fürchten, daß mich die Fliegen beſchmeiſſen.

Sebaſtian.

Wie geht's, Stephano?

Stephano.

Rührt mich nicht an, ich bin nicht mehr Stephano, ich bin lauter Wunde. (*)

Proſpero.

(*) Bey Durchleſung dieſes Stüks muthmaßte ich immer, daß Shakeſpear es von einem Italiäniſchen Scribenten entlehnt haben möchte, da die Einheiten alle ſo regelmäſſig darinn beobachtet ſind, welches auſſer den Italiänern, damals keine andre dramatiſche Poeten thaten, und welches unſer Autor nirgends als in dieſem Stük gethan hat, nichts zu gedenken, daß die Perſonen dieſes Stüks alle Italiäner ſind. Ich wurde in dieſer Vermuthung noch mehr beſtärkt, wie ich auf dieſe Stelle kam. Ein Graß ſoll darinn ligen, das iſt klar; aber wo er ligt, iſt ſchwer zu ſagen. Ich vermuthe, es war ein Wortſpiel im Original, das ſich nicht überſezen ließ; vielleicht hieß es, ich bin nicht Stephano, ſondern Staffilato, indem dieſes Wort im Italiäniſchen einen bedeutet, der wol zerfragt und zerſtochen iſt, welches wirklich der Fall war, worinn ſich dieſe Burſche im 4ten Aufzug befanden .... In *Riccoboni's* Verzeichniß Italiäniſcher Schauſpiele, befinden ſich auch: *Il Negromante* di L. Arioſto, proſa e verſo, und Il Negromante Palliato di Gio-Angelo Petrucci, proſa. Ob aber der Sturm aus einem von dieſen beyden entlehnt ſeyn mag, kan ich nicht ſagen, da ich ſie nicht geſehen habe. Warburton.

Der Ueberſezer würde erfreut ſeyn, wenn er ſeinen Leſern über dieſen Punct aus dem Wunder helfen könnte; da er aber hiezu keine Gelegenheit gehabt, ſo iſt alles was er ſagen kan, daß wenn auch Shakeſpear die Idee und die Anlage dieſes Stüks aus einem Italiäniſchen genommen hätte, es ſchwerlich auf eine andre Art geſchehen ſey, als wie man vom Milton ſagen kan, daß er das verlohrne Paradies aus einer Italiäniſchen Comodie von Erſchaffung der Welt entlehnt habe.

Prospero.

Und doch wolltest du König über diese Insel seyn, Schurke.

Stephano.

So würde ich ein siecher König gewesen seyn.

Alonso (auf Caliban deutend.)

Das ist ein so seltsames Ding als ich je eines gesehen habe.

Prospero.

Er ist so ungestalt in seinen Sitten als in seiner Bildung. Geh, Schurke, in meine Celle, nimm deine Cameraden mit dir, und räume alles hübsch auf, so lieb dir deine Begnadigung ist.

Caliban.

Ja, das will ich; und ich will künftig gescheidter seyn, und mich um eure Gnade bemühen. Was für ein dreyfach gedoppelter Esel war ich, diesen besoffnen Kerl für einen Gott zu halten, und diesem dummköpfigten Narren Ehre zu erweisen?

Prospero.

Geh deines Weges.

Alonso.

Fort, und thut euern Trödel wieder hin, wo ihr ihn gefunden habt.

Prospero.

Sire, ich lade Euer Majestät und euer Gefolg in meine arme Celle ein, um darinn diese einzige Nacht zuzubringen, wovon ich euch einen Theil mit Gesprächen vertreiben will,

will, deren Inhalt euch, wie ich hoffe, keine lange Weile lassen wird; mit der Geschichte meines Lebens, und den besondern Umständen, die sich, seitdem ich in diese Insel kam, zugetragen haben. Morgen will ich euch alsdann auf euer Schiff bringen, und so nach Neapel, wo ich Hoffnung habe, die Vermählung dieser unsrer geliebten Kinder feyrlich begangen zu sehen, und dann nach Meiland zurük zu kehren, wo jeder dritter Gedanke mein Grab seyn soll.

Alonso.

Mich verlangt mit Ungeduld die Geschichte euers Lebens zu hören, welche nicht anders als voll ausserordentlicher Sachen seyn kan.

Prospero.

Ich will euch alles entdeken, und verspreche euch eine ruhige See, glükliche Winde, und so schnelle Seegel, daß wir eure Flotte bald eingeholt haben wollen -- mein Ariel, das ist deine lezte Arbeit; dann kehr' auf immer frey in dein Element zurük, und lebe wohl -- Folget mir, wenn es euch gefällt.

(Alle gehen ab.)

Ende des zweyten Theils.

Shakespear
Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Herrn Wieland.

III^ter Band.

Mit Königl. Pohln. u. Churfürstl. Sächs. allergn. Privileg.

Zürich, bey Orell, Gessner, und Comp. 1763.

Der

Kauffmann

von

Venedig.

Personen.

Der Herzog von Venedig.
Morochius, ein Mohrischer Prinz.
Prinz von Arragon.
Antonio, der Kauffmann von Venedig.
Bassanio, sein Freund, Liebhaber der Portia.
Salanio, Solarino, Gratiano, } Freunde von Antonio und Bassanio.
Lorenzo, Jessica's Liebhaber.
Schylok, ein Jude.
Tubal, ein Jude, sein Freund.
Lancelot, des Juden Diener.
Gobbo, ein alter Mann, Lancelots Vater.
Leonardo, Diener des Bassanio.
Balthasar, Stephano, } Diener der Portia.
Portia, eine Erbin von grossem Stand und Vermögen.
Nerrissa, ihre Vertraute.
Jessica, Schyloks Tochter.
Senatoren von Venedig, Gerichts-Bediente, Kerkermeister, und andere aufwartende Personen.

Der Schauplaz ist theils in Venedig, theils in Belmont, dem Siz der Portia auf dem festen Lande.

Der

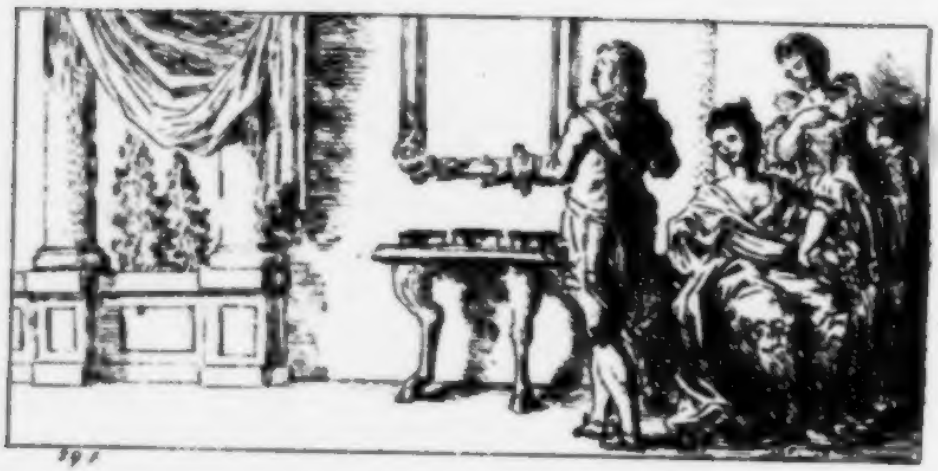

Der

Kauffmann

von

Venedig.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Eine Straſſe in Venedig.)

Antonio, Solarino und Salanio treten auf.

Antonio.

Ich weiß wahrhaftig nicht warum ich ſo traurig bin; es iſt mir ſelbſt ſo beſchwerlich als es euch ſeyn kan; aber wie es mich angekommen, und was die Urſache davon ſeyn

mag, kan ich nicht errathen. Diese Schwermuth macht mich so betäubt, daß ich alle Mühe habe, mich im Bewußtseyn meiner selbst zu erhalten.

Solarino.

Euer Gemüth wird auf dem Ocean umhergewälzt, dort wo eure reichbeladnen Schiffe mit stattlichen Seegeln, gleich Herren und reichen Bürgern der Fluth, oder als ob sie die Triumphwagen des Meer-Gottes wären, die kleinern Gewerbsleute hinter sich lassen, die mit Ehrfurcht vor ihren sich neigen, indem sie mit ihren gewebten Flügeln bey ihnen vorüber fliegen.

Salanio.

Glaubet mir, mein Herr, stünde mir soviel auf dem Spiel als euch, der gröste Theil meiner Gedanken und Neigungen würde mit meinen Hoffnungen ausser Lands herumschwärmen. Ich würde nie aufhören, nach dem Winde zu sehen, und in Landkarten nach Seehäfen, Dämmen und Rheden zu stochern, und jeder Gegenstand der mich eine Gefahr für meine Güter besorgen liesse, würde mich ganz unfehlbar schwermüthig machen.

Solarino.

Der Wind, der meine Lunge kühlt, würde mir schon ein Fieber anhauchen, wenn ich dächte, was für Schaden mir ein zu grosser Wind auf der See thun könnte. Ich könnte den Sand in einem Stundenglaß nicht fallen sehen, ohne

ohne an Sandbänke und Untieffen zu denken, und meinen reichbeladnen Andreas mit niedergebükten Masten im Sande versunken zu sehn. Könnt' ich zur Kirche gehn, und das heilige Gebäude von Stein anschauen, ohne mich in gefährliche Klippen eingezwängt zu denken, die, wenn sie nur die Seite meines schönen Schiffes berührten, alle seine Spezereyen in die Wellen verzetteln, und die heulenden Gewässer mit meinen Seiden-Stoffen verhüllen würden. Wie könnte ich ruhig daran denken, daß es nur zwey Augenblike braucht, um so vieles, und um nichts werth zu seyn! -- Sagt mir nichts dagegen; ich weiß, Antonio ist traurig, weil er an seine Waaren denkt. (*)

Antonio.

Glaubt mir, das ist es nicht; ich danke meinem Glük davor, daß ich meine Güter nicht einem einzigen Boden anvertraut habe, noch einem einzigen Meer; mein ganzes Vermögen hängt nicht einmal von dem Glüke dieses gegenwärtigen Jahres ab; es sind also nicht meine Waaren, was mich schwermüthig macht.

(*) Alle Fehler, entweder eines selbst ungereinigten Geschmaks, oder einer übertriebnen Gefälligkeit gegen den verdorbnen Geschmak seiner Zeit, die unserm Autor vorgeworfen werden, herrschen vielleicht in keinem Stük' auf eine beleidigendre Art als in diesem. Die häufige und rührende Schönheiten desselben alle Augenblike durch ungereimte Fallfälle, aufgedunsene Figuren, frostige Antitheſen, Wortſpiele, und alle nur möglichen Fehler des Ausdruks entstellt zu sehen, ist so widrig, daß der Ueberſezer sich nicht hat enthalten können, an vielen Orten sich lieber dem Vorwurf der den Franzöſischen Ueberſezern gemacht zu werden pflegt, auszuſezen, als durch eine allzuſclavische Treue dem Shakeſpear zu schaden, und den Leſer ungeduldig zu machen.

Salanio.

Wie denn? So seyd ihr verliebt.

Antonio.

Fo, fy!

Solarino.

Auch nicht verliebt? Nun dann, so seyd ihr traurig, weil ihr nicht lustig seyd; und ihr könntet eben sowohl lachen und springen und lustig seyn, und keine andre Ursache dazu haben, als weil ihr nicht traurig wäret. Nun, beym zweyköpfigen Janus, (*) die Natur hat doch, in ihrer Zeit, seltsame Gesellen gemacht; einige, die immer aus halbgeschloßnen Augen blinzeln, und, wie Papagayen, über einen Sakpfeiffer lachen können; andre von so essig-saurem Aussehn, daß sie ihre Zähne nicht in einem Lächeln zeigen würden, wenn gleich Nestor schwüre, daß der Spaß ein Lachen werth sey.

Bassanio, Lorenzo und Gratiano zu den Vorigen.

Salanio.

Hier kommt euer edler Freund, Bassanio mit Lorenzo und

(*) Hier zeigt Shakespeare, daß er kein Fremdling in den Alterthümern war. Er versteht unter dem zweyköpfigen Janus gewisse antike Köpfe mit zwey Gesichtern, die gemeiniglich auf der einen Seite ein junges und lächelndes, und auf der andern ein altes und runzlichtes Gesicht, z. Er. den Pan und den Bacchus, den Saturn und Apollo u. s. w. vorstellen, und im Montfaucon, Spanheim und andern Sammlungen von Antiken nicht selten vorkommen. Warburton.

und Gratiano; lebet wohl, wir überlaſſen euch einer beſſern Geſellſchaft.

Solarino.

Ich wollte bey euch geblieben ſeyn, bis ihr aufgeräumt worden wäret, wenn nicht wür[illegible]ere Freunde mir zuvorgekommen wären.

Antonio.

Euer Werth iſt in meinen Augen ſehr groß, ich nehm' es ſo auf, daß eure Geſchäfte euch abrufen, und daß ihr dieſe Gelegenheit ergreift, wegzugehen.

Salanio (indem er geht.)

Guten Morgen, meine Herren.

Baſſanio.

Meine wertheſten Herren, beyderſeits, wenn wollen wir uns mit einander luſtig machen? ſagt nur, wenn? Ihr werdet gar zu fremde; muß es denn ſeyn?

Salanio.

Wir wollen euch bey gelegnerer Zeit aufwarten.

Solarino.

Signor Baſſanio, weil ihr den Antonio gefunden habt, ſo wollen wir beyde uns zurükziehen; aber um Mittageſſens-Zeit habt die Gütigkeit euch zu erinnern, wo wir wieder zuſammen kommen müſſen.

Baſſanio.

Ich will euch nicht verfehlen.

[Solarino und Salanio gehen ab.]

Gratiano.

Ihr ſeht nicht wohl aus, Signor Antonio. Ihr bekümmert euch zuviel um die Welt; man verliert ſie, wenn man ſie mit allzuviel Sorgen erkauft. Glaubt mir, ihr ſeyd erſtaunlich verändert.

Antonio.

Ich halte die Welt für nichts mehr als ſie iſt, Gratiano, für einen Schauplaz, wo ein jeder ſeine Rolle ſpielen muß; die meinige iſt eine melancholiſche.

Gratiano.

So laßt mich dann die luſtige Perſon agiren -- Mir ſollen die Runzeln des Alters unter Frölichkeit und Lachen kommen; lieber will ich meine Leber mit Wein erhizen, als mein Herz mit abhärmenden Seufzern erkälten. Warum ſollte auch ein Mann, dem warmes Blut in den Adern läuft, daſizen, wie ſein aus Alabaſter gehauener Großvater; Schlafen wenn er wacht, und aus Verdrieslichkeit die Gelbſucht kriegen? Ich will dir was ſagen, Antonio; (ich liebe dich, und meine Liebe ſagt dir das:) Es giebt eine Art von Leuten, deren Geſicht einem ſtehenden Sumpf ähnlich iſt; ſie unterhalten ſich in einer wohlbedächtlichen Stille, in der Abſicht, ſich mit einem Schein von Weisheit, Ernſt und

Tief-

Tiefſinn zu umhüllen, als ob ſie uns ſagen wollten: Ich bin Ein Orakel, und wenn ich meinen Mund aufthue, ſoll nur nicht ein Hund bellen dürfen. O mein Antonio, ich kenne dergleichen Leute, die ganz allein deßwegen für weiſe gehalten werden, weil ſie nichts ſagen; und die, bey meiner Treue, wenn ſie reden würden, von den Ohren kein ſo günſtiges Urtheil erhielten, als von den Augen. Ein andermal mehr hievon; aber fiſche nicht mit dieſem melancholiſchen Angel nach dieſem Gründling der Narren, dieſem leeren Schein. Kommt, mein lieber Lorenzo; lebt wohl auf eine Weile; ich will meine Predigt nach dem Mittageſſen ſchlieſſen. (*)

Lorenzo.

Gut, wir wollen bis auf Mittag Abſchied von euch nehmen; ich muß auch einer von den beſagten ſtummen weiſen Männern ſeyn, denn Gratiano läßt mich nie zur Rede kommen.

Gratiano.

Das iſt wahr, geh nur noch zwey Jahre mit mir um, und du ſollt den Ton deiner eignen Zunge nicht mehr kennen.

Antonio.

Lebet wohl, ich will ein Schwätzer werden, weil ihr's doch ſo haben wollt.

Gratiano.

(*) Ein ſatiriſcher Stich auf die damaligen Presbyterianiſchen Prediger, die ſich ſelbſt ſo gerne reden hörten, daß ſie vormittags mit einer Predigt nicht fertig werden konnten, und ihre Zuhörer einluden, nachmittags wieder zu kommen.

Gratiano.

Groſſen Dank, da thut ihr wohl dran; denn Still-ſchweigen ſteht niemand gut als einer gebörnten Ochſen-Zunge, und einem unverkäuflichen Mädchen.

(Gratiano und Lorenzo gehen ab.)

Antonio.

Was war das?

Baſſanio.

Gratiano redt eine unendliche Menge Nichts; hierinn hat er ſeines gleichen in ganz Venedig nicht; der Inhalt ſeiner Geſpräche iſt wie zwey Weizen-Körner in zwo Büſcheln Stroh verſtekt; ihr könnt den ganzen Tag ſuchen, eh ihr ihn habt, und wenn ihr ihn endlich gefunden habt, ſo iſt es des Suchens nicht werth.

Antonio.

Gut; ſagt mir doch izt, was iſt das für eine Dame, der ihr eine geheime Pilgrimſchaft geſchworen habt, und wovon ihr mir lezthin zu erzählen verſprachet?

Baſſanio.

Es iſt euch nicht unbekannt, Antonio, wie ſehr ich durch eine prächtigere Lebensart als meine geringen Mittel lange aushalten konnten, in meinem Vermögen zurük gekommen bin; ich beklage mich nicht darüber, daß ich mich genöthiget ſehe, meine Ausgaben einzuſchränken; aber meine gröſte Sorge iſt, wie ich mit einer guten Art der groſſen Schulden loß werden möchte, in die mich meine zu verſchwendri-

ſchwenderiſche Jugend verwikelt hat. Euch, Antonio, bin ich an Liebe und an Geld am meiſten ſchuldig; und eure Liebe muntert mich auf, ein Mittel zu Ausführung eines Entwurfs von euch zu erwarten, wodurch ich auch meine Geld-Schulden werde tilgen können.

Antonio.

Ich bitte euch, mein lieber Baſſanio, laßt mich's wiſſen; und wenn es, (wie ihr ſelbſt) in dem Geſichtskreiſe der Ehre ſteht, ſo ſeyd verſichert, mein Beutel, meine Perſon, meine lezten Mittel ligen aufgeſchloſſen zu euern Dienſten.

Baſſanio.

Wenn ich in meinen Schul-Tagen einen Pfeil verlohren hatte, ſo ſchoß ich einen andern mit gleicher Stärke und in der nehmlichen Linie ab, und gab genauer Acht, wo er hin fiel; auf dieſe Art, und indem ich beyde wagte, fand ich oft beyde. Ich nehme das Exempel von dieſem Kinderſpiel, weil das, was folgen wird, die lautre Unſchuld iſt. Ich bin euch vieles ſchuldig, und, gleich dem Pfeil des unbeſonnenen Knaben, iſt das was ich ſchuldig bin verlohren. Aber wenn es euch belieben wird, noch einen Pfeil eben denſelben Weg zu ſchieſſen, wohin ihr den erſten ſchoſſet, ſo zweifle ich nicht, durch die Aufmerkſamkeit womit ich das Ziel beobachten will, ſollen entweder beyde gefunden werden, oder ich bringe euch den lezten zurük, und bleibe euer dankvoller Schuldner für den erſten.

Antonio.

Ihr kennt mich wohl, und verliehrt nur die Zeit damit,

mit, euch mit solchen Umständen um meine Liebe herum zu winden. Ganz gewiß, ihr thut mir diesen Augenblik, da ihr einen Zweifel in meine äusserste Bereitwilligkeit für euch sezt, mehr Unrecht, als wenn ihr mich um alles brächtet, was ich habe. Sagt mir also nur was ich thun soll, und was, eurem Urtheil nach, von mir gethan werden kan, und ich bin bereit dazu; redet also.

Bassanio.

In Belmont befindet sich eine junge Dame in Besiz eines reichen Erbgutes; Sie ist schön, und schöner als dieses Wort an bewundernswürdigen Tugenden. Ihr Name ist Portia, und sie weicht in keinem Stüke der Tochter des Cato, jener Portia des Brutus; auch ist die weite Welt ihres Werths nicht unkundig, denn die vier Winde blasen von jeder Küste ansehnliche Freyer ihr zu, und ihre sonnichten Loken hangen um ihre Schläfe gleich einem goldnen Fließ, welches ihren Siz zu Belmont dem Strande von Colchis ähnlich macht, und manche Jasons herbeylokt sie zu gewinnen. O! mein Antonio, hätte ich nur die Mittel den Plaz eines Nebenbuhlers unter ihnen zu behaupten, so sagt mir mein Herz einen solchen Erfolg zu, daß ich ausser Zweifel höchst glüklich seyn würde.

Antonio.

Du weist, daß alles mein Vermögen auf dem Meer ist; ich habe weder baares Geld, noch Gelegenheit es sogleich zu erwerben; geh also, versuche was mein Credit in Venedig thun kan; das Aeusserste davon soll dran gestrekt werden, dich in den Stand zu sezen, die Reise nach Belmont zu der

schönen

ſchönen Portia zu thun. Geh, frage ungeſäumt nach, wo Geld zu haben iſt; ich will es auch thun; ich zweifle nicht, es auf meine Bürgſchaft zu bekommen.

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in Belmont.)

Drey Käſtchen ſind auf einem Tiſch aufgeſezt, eines von Gold, eines von Silber, und eines von Bley.

Portia und Neriſſa treten auf.

Portia.

Bey meiner Treue, Neriſſa, meine kleine Perſon iſt dieſer groſſen Welt ganz überdrüßig.

Neriſſa.

Ihr würdet es ſeyn, gnädiges Fräulein, wenn ihr in eben ſolchem Uebermaß elend wäret als ihr glüklich ſeyd; aber ich ſehe wohl, man kan von allzugroſſem Ueberfluß eben ſo gut krank werden, als vom Hungern; deßwegen iſt es gewiß keine mittelmäßige Glükſeligkeit, ſich im Mittelſtande zu befinden; Ueberfluß kömmt ſchneller zu grauen Haaren, aber Genüge lebt länger.

Portia.

Hübſche Sprüche, und wohl ausgeſprochen!

Neriſſa.

Neriſſa.

Sie würden noch hübſcher ſeyn, wenn man ihnen hübſch folgte.

Portia.

Wenn Thun ſo leicht wäre als Wiſſen was man thun ſollte, ſo würden alle Capellen Kirchen, und armer Leute Hütten Paläſte ſeyn. Das iſt ein guter Prediger, der ſeinen eignen Lehren folgt; ich will leichter zwanzig Leuten ſagen was gut zu thun wäre, als eine von den zwanzigen ſeyn, meinen eignen Vorſchriften zu folgen. Das Hirn kan wohl Geſeze für das Blut ausfinden, aber ein warmes Temperament ſpringt über ein kaltes Verbot; ein ſolches Haſe iſt Unſinn, der Jüngling, daß er über das Neze der Ueberlegung, des Krüppels, wegſezt. Allein alle dieſe Betrachtungen helfen mir nichts dazu, einen Gemahl zu wählen! -- Doch was ſag ich wählen? Ich kan weder wählen wen ich wollte, noch abweiſen wer mir nicht anſtändig iſt; ſo iſt der Wille einer lebenden Tochter, die ſich unter den Willen eines todten Vaters beugt. Iſt es nicht hart, Neriſſa, daß ich keinen weder wählen noch abweiſen kan?

Neriſſa.

Euer Vater war immer tugendhaft, und heilige Leute haben bey ihrem Tode gute Eingebungen. Ich zweifle alſo keinen Augenblik, daß in der Lotterie, die er in dieſe drey Kiſtchen von Gold, Silber und Bley eingetheilt hat, und wovon derjenige der nach ſeiner Abſicht wählt, Eure Perſon

gewählt

gewählt hat, keiner das beſte davon tragen wird, als derjenige, der euch am beſten gefallen wird.

Portia.

Ich bitte dich, nenne ſie mir nach einander, und ſo wie du ſie nennſt, will ich ihre Character machen, und nach ihrem Character meine Neigung zu ihnen abwägen.

Neriſſa.

Erſtlich, iſt hier der Neapolitaniſche Prinz.

Portia.

Gut, der iſt ein Pinſel, in der That, denn er ſpricht von nichts als von ſeinem Pferde, und macht es zu einem groſſen Zuſaz ſeiner hohen Verdienſte, daß er es ſelbſt beſchlagen kan; ich beſorge ſeine Gnaden-Mama hat ſich mit einem Schmidt überſehen.

Neriſſa.

Hernach iſt hier der Pfalzgraf --

Portia.

Der thut nichts als die Stirne rümpfen, als ob er ſagen wollte: wenn ihr mich nicht haben wollt, ſo laßt's bleiben; er hört kurzweilige Hiſtörchen, und lächelt nicht; ich fürcht', er wird der weinende Philoſoph werden wenn er alt ſeyn wird, da er in ſeiner Jugend ſo voller ungeſitteter Schwermuth iſt. Ich wollte lieber an einen Todtenkopf mit einem Knochen im Maul verheurathet ſeyn, als an einen

von dieſen beyden. Gott behüte mich vor dieſen zwey Geſichtern!

Neriſſa.

Was ſagt dann Euer Gnaden zu dem franzöſiſchen Cavalier, Monſieur le Boun.

Portia.

Weil Gott ihn gemacht hat, ſo muß man ihn wohl für einen Mann gelten laſſen; ernſtlich zu reden, ich weiß, es iſt eine Sünde über ſeinen Neben-Menſchen zu ſpotten; aber er -- nun dann -- er hat ein beſſeres Pferd als der Neapolitaner, er rümpft die Stirne mit einer beſſern Art als der Pfalzgraf, er iſt jedermann in der Perſon Niemands; wenn nur eine Droſſel ſingt, ſo fangt er gleich an Cabriolen zu ſchneiden, und wenn er einen Anſtoß von Tapferkeit hat, ſo ficht er dir mit ſeinem eignen Schatten; wenn ich ihn heurathete, würde ich zwanzig Männer nehmen. Ich wollt' es ihm verzeihen, wenn er mich verachtete, denn wenn er mich auch bis zum Wahnwiz liebte, ſo würd' ich's ihm gewiß nicht wette machen.

Neriſſa.

Was ſagt Euer Gnaden zu dem jungen Mylord Faulconbridge aus England?

Portia.

Ihr wißt, zu dem kan ich nichts ſagen, denn er verſteht mich nicht, und ich ihn nicht; er kan weder latein, noch

franzöſiſch noch italiäniſch, (*) und ihr dürftet vor dem Gerichtshof für mich ſchwören, daß ich kaum für einen armen Pfenning Engliſch verſtehe. Er iſt ein hübſches Gemählde von einem Mann; aber ach! wer kan mit einem Schattenbild Converſation halten? Und wie poßierlich iſt er gekleidet? Ich denke, er kaufte ſeinen Kragen in Italien, ſeine Hoſen in Frankreich, ſeinen Hut in Deutſchland, und ſeine Manieren allenthalben.

Neriſſa.

Was denkt ihr von dem ſchottiſchen Cavalier, ſeinem Nachbar?

Portia.

Daß er ein recht guter Narr von einem Nachbar iſt, denn er borgte eine Ohrfeige von dem Engländer, und ſchwur, er wollt ihn wieder bezahlen, wenn er bey Kräften wäre; ich denke der Franzos wurde Bürge für ihn, und drukte ſein Pettſchaft, in des andern Namen, drauf. (**)

Neriſſa.

Wie gefällt Euer Gnaden der junge Deutſche, des Herzogs von Sachſen Neffe?

(*) Eine Satyre über die Unwiſſenheit der reiſenden jungen Engländer in unſers Autors Zeiten. Dieſe Anmerkung iſt von Dr. Warburton, damit man nicht etwa meynen mag, es ſey auf unſre reiſenden jungen Herren gemünzt.

(**) Eine ſatyriſche Anſpielung auf die beſtändigen Verſprechungen von Hülfe, ſo die Franzoſen den Schottländern, in ihren Händeln mit England, machten.

Portia.

Sehr ſchlecht des Morgens, wenn er nüchtern iſt; und noch ſchlechter nachmittags, wenn er ſich betrunken hat. Wenn er am beſten iſt, iſt er ein wenig ſchlimmer als ein Menſch; und wenn er am ſchlimmſten iſt, ſo wenig beſſer als ein Vieh. Es mag auch ſo arg ausfallen als will, ſo hoffe ich doch, daß ich ſeiner los werden will.

Neriſſa.

Wenn er ſich zur Wahl erböte, und wählte zum Unglük das rechte Käſtchen, ſo würdet ihr ja euers Vaters leztem Willen ungehorſam, wenn ihr euch weigern würdet ihn anzunehmen.

Portia.

Damit nun das Aergſte nicht begegnen kan, ſo bitt' ich dich, ſez ein tiefes Glas voll Rhein-Wein auf das unrechte Käſtchen; denn wenn der Teufel drinnen iſt, und dieſe Verſuchung von auſſen, ſo bin ich gewiß, er wird es wählen. Ich will alles wagen, Neriſſa, eh ich an einen Schwamm verheurathet ſeyn will.

Neriſſa.

Ihr dürfet nicht beſorgen, Gnädiges Fräulein, daß ihr einen von dieſen Herren werdet haben müſſen; ſie haben mir ihre Willensmeinung eröffnet, die in der That darinn beſteht, wieder heim zu gehen und Euer Gnaden nicht länger mit ihrer Bewerbung zu beunruhigen; es wäre dann, daß ihr auf eine andre Art als auf eures Vaters Bedingniß,

dingniß, die von den Käſtchen abhängt, gewonnen werden könntet.

Portia.

Wenn ich ſo alt werde als die Sibylle, ſo will ich ſo keuſch ſterben als Diana, eh ich auf eine andre Art als nach meines Vaters Willen erlangt werden ſollte. Es freut mich, daß dieſes Häufchen Freyer ſo vernünftig iſt; es iſt nicht einer unter ihnen, nach deſſen Abweſenheit ich nicht ſchmachte; und dem ich nicht von Herzen eine glükliche Reiſe wünſche.

Neriſſa.

Erinnert ſich Euer Gnaden nicht, von Eures Vaters Zeiten her, an einen Venetianer, einen Gelehrten und Soldaten, der in der Geſellſchaft des Markgrafen von Monſerat hieher kam?

Portia.

Ja, ja, es war Baſſanio; ich denke, ſo hieß er.

Neriſſa.

Euer Gnaden erinnert ſich's recht; unter allen Männern, auf die meine närriſchen Augen jemals gegukt haben, war er derjenige, der mir am meiſten einer ſchönen Frau werth ſchien.

Portia.

Ich erinnere mich ſeiner wohl, und ich glaube, er verdient dein Lob -- Wie ſteht es? Was giebt's Neues?

Ein Bedienter zu Portia.

Bedienter.

Die vier Ausländer fragen nach Euer Gnaden, um ſich zu beurlauben; es iſt ein Vorbote von einem fünften, dem Prinzen von Marocco angekommen, der die Nachricht bringt, daß der Prinz, ſein Herr, auf die Nacht hier ſeyn werde.

Portia.

Wenn ich den Fünften mit ſo frohem Herzen willkommen heiſſen könnte, als ich von den andern Abſchied nehme, ſo würde mir ſeine Ankunft angenehm ſeyn. Wenn er zu der Auſſenſeite eines Teufels den Character eines Heiligen hätte, ſo wollt' ich lieber daß er mich beichten hörte, als freyete. (*)

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

(Ein öffentlicher Plaz in Venedig.)

Baſſanio und Schylok treten auf.

Schylok.

Drey tauſend Ducaten? wohl.

Baſſanio.

Ja, mein Herr, auf drey Monate.

Schy-

(*) I had rather he ſhould ſhrive me than wive me. Mit dergleichen Zweydeutigkeiten iſt unſer Autor in dieſem Stüke ziemlich freygebig.

Schylok.

Auf drey Monate? wohl.

Baſſanio.

Wofür, wie ich ſagte, Antonio Bürge ſeyn will.

Schylok.

Antonio ſoll Bürge ſeyn? wohl!

Baſſanio.

Was habt ihr darauf zu antworten?

Schylok.

Antonio iſt ein guter Mann.

Baſſanio.

Habt ihr jemals etwas anders von ihm gehört?

Schylok.

Nein, nein, nein, nein; wenn ich ſage, er iſt ein guter Mann, ſo will ich damit ſagen, daß er ein Mann iſt, deſſen Bürgſchaft anzunehmen iſt; indeſſen ſind doch ſeine Mittel nur in Suppoſition; er hat ein Schiff von Tripoli zu erwarten, ein andres aus Indien; ich vernehme auch auf dem Rialto, daß er ein drittes für Mexico, und ein viertes für England auf dem Weg hat; und ich weiß, er hat noch mehr Gut, das in der Welt herum fährt. Allein Schiffe ſind nur Bretter, und Matroſen nur Menſchen; es giebt Land-Razen und Waſſer-Razen, Waſſer-Diebe und Land-Diebe; ich meyne, Seeräuber; und dann ſind die Gefahren auf der See, Winde und Klippen. Der Mann

iſt alles deſſen ungeachtet hinlänglich. Dreytauſend Ducaten? Ich denke, ich kan ſeine Bürgſchaft annehmen.

Baſſanio.

Seyd verſichert, ihr könnt es.

Schylok.

Ich will verſichert ſeyn, daß ich es kan; und damit ich verſichert ſeyn kan, will ich mich bedenken; kan ich mit Antonio ſelbſt ſprechen?

Baſſanio.

Wenn es euch gefällt, mit uns zu mittag zu eſſen.

Schylok.

Ey ja, um Schweinfleiſch zu riechen; von der Wohnung zu eſſen, in die euer Prophet den Teufel hineinbeſchwor. Ich will mit euch kauffen, mit euch verkauffen, mit euch reden, mit euch gehen, und ſo weiter; aber ich will mit euch weder eſſen noch trinken noch beten. Was giebts Neues auf dem Rialto? -- Wer kommt hier?

Antonio zu den Vorigen.

Baſſanio.

Es iſt Signor Antonio.

Schylok (vor ſich.)

Wie gleich ſieht er einem falſchen liebkoſenden Publicaner? Ich haſſe ihn, weil er ein Chriſt iſt; aber noch weit mehr,

mehr, weil er aus niederträchtiger Einfalt Geld ohne Zinsen ausleiht, und hier bey uns in Venedig die monatlichen Interessen abbringt. Wenn ich ihn einmal bey der Hüfte zu paken kriegen kan, so will ich meinen alten Groll gegen ihn fett füttern. Er hasset unsre geheiligte Nation; auf den öffentlichen Versammlungs-Plätzen der Kaufleute so gar, hält er sich über mich, über mein Gewerbe und über meine wolgewonnene Errungenschaft auf; Verflucht sey mein Stamm, wenn ich ihm verzeihe!

Bassanio.

Schylok, hört ihr noch?

Schylok.

Ich besinne mich bey mir selbst, wie hoch sich wol meine dermalige Baarschaft belauffen möge, und so gut als ich sie aus freyem Gedächtniß überrechnen kan, kan ich die Summe von dreytausend Ducaten nicht zusammen bringen. Doch was hat das zu bedeuten? Tubal, ein reicher Hebräer von meinem Stamme, wird es mir vorschiessen; aber sachte, auf wie viele Monate verlangt ihr's? Bleibt ruhig, mein werther Herr -- (Zu Antonio.) Euer Hochedeln war der lezte Mann von dem wir sprachen.

Antonio.

Schylok, ob ich gleich auf ein übermässiges Interesse weder zu leihen noch zu entlehnen pflege, so will ich, die Bedürfnisse meines Freundes zu unterstüzen, eine Gewohnheit brechen -- (Zu Bassanio.) Weiß er schon, wie viel ihr wollt?

Schylok.

Ja, ja, dreytauſend Ducaten.

Antonio.

Und für drey Monate.

Schylok.

Das hatt' ich vergeſſen; für drey Monate, ja, ihr ſagtet mir das; wolan denn, eure Caution -- laßt mich ſehn -- Aber hört ihr, mich däucht ihr ſagtet, ihr leihet noch entlehnt niemals auf Intereſſe.

Antonio.

Es iſt meine Gewohnheit nicht.

Schylok.

Wie Jacob ſeines Oehm Labans Schaafen hütete, -- Dieſer Jacob war durch die kluge Veranſtaltung ſeiner Mutter der dritte Erbe von unſerm Vater Abraham; ja, er war der dritte --

Antonio.

Und was wollt ihr denn mit ihm? Nahm er Intereſſen?

Schylok.

Nein, er nahm keine Intereſſen; nicht, was man directe Intereſſen heiſſen möchte; merkt wol was Jacob that, Wie Laban und er übereingekommen waren, daß alle geſtreiften und gefleckten Lämmer, welche fallen würden,

den, Jacobs Lohn ſeyn ſollten, was that er da? Wie die Schaafe im Ausgange des Herbſtes brünſtig wurden, und zu den Widdern kehrten, da ſchelte mir der ſchlaue Schäfer gewiſſe Stäbe, und während daß die Vermehrungs-Handlung zwiſchen dieſen wollichten Buhlern vorgieng, legt' er ſie vor die empfangenden Schaafe, ſo daß ſie, wie die Zeit kam zu werfen, lauter bunte Lämmer brachten, und dieſe waren Jacobs. Das war ein Weg zu gedeyhen, und er ward geſegnet; und was einer vor ſich bringen kan, iſt ein Segen, wenn er's nicht ſtiehlt.

Antonio.

Das war ein Einkommen, Herr, wovor Jacob diente; und eine Sache, die er nicht aus eigener Macht zu Stande bringen konnte, ſondern die durch die Hand des Himmels ſo geleitet und bewerkſtelliget wurde. Wird das erzählt, um den Intereſſen das Wort zu reden? Oder ſind eure Gold- und Silber-Münzen Schaafe und Widder?

Schylok.

Das kan ich nicht ſagen; wenigſtens mach' ich ſie ſo ſtark zügeln als jene; aber hört mich an, mein Herr --

Antonio.

Merkt ihr das, Baſſanio? Der Teufel kan, wenn er's nöthig hat, die Schrift citieren? Eine ſchlimme Seele, die ſich auf eine heilige Zeugſchaft beruft, iſt wie ein Bandit mit einer lächelnden Wange; ein ſchöner Apfel, der um den Kern faul iſt.

Schylok.

Schylok.

Drey tauſend Ducaten! es iſt eine hübſche runde Zahl! Drey Monat von Zwölfe, laßt ſehen wie viel das Intereſſe davon beträgt?

Antonio.

Gut, Schylok, wollt ihr uns dieſe Gefälligkeit thun?

Schylok.

Signor Antonio, ihr habt mich ſchon oft auf dem Rialto, wegen meines Wuchers, wie ihr es nennt, aufgezogen. Ich hab' es immer mit einem geduldigen Achſel-Züken gelidten; denn Leiden iſt das allgemeine Kennzeichen unſers Volkes. Ihr nennt mich einen Ungläubigen, einen ſchindriſchen Hund, und ſpeyt auf meinen jüdiſchen Filz-Mantel; und das alles, weil ich mir zu nuze mache, was mein eigen iſt. Nun gut, izt ſcheint es, ihr ſeyd meiner Hülfe benöthigt; wolan denn! ihr kommt zu mir, und ſagt: Schylok, wir möchten Geld haben, das ſagt ihr; ihr, die ihr euern Unrath in meinen Bart auswarfet, und mich mit Füſſen ſtieſſet, wie ihr einen fremden Hund von eurer Schwelle ſtoßt: Ihr verlangt Geld; was ſoll ich euch antworten? Sollt' ich nicht ſagen: Hat ein Hund Geld? Kan ein Hund drey tauſend Ducaten ausleihen? -- Oder ſoll ich mich tief zur Erde büken, und, wie ein Leibeigner, mit kurzem Athem und murmelnder Demuth, ſo ſprechen: Mein ſchöner Herr, ihr ſpeytet mich verwichnen Montag

an,

un, ihr ſtießt mich an einem andern Tag mit Füſſen, ein andermal nanntet ihr mich einen Hund; und für alle dieſe Höflichkeiten will ich euch deſto mehr Geld leihen?

Antonio.

Ich habe gute Luſt dich wieder ſo zu nennen, dich wieder anzuſpeyen, und dich wieder mit Füſſen zu ſtoſſen. Wenn du mir dieſes Geld leihen willt, ſo leih' es nicht als einem Freund, (denn wenn hat wol je die Freundſchaft von unfruchtbarem Metall Zinſen von einem Freunde genommen?) Sondern leih' es lieber deinem Feinde; den du, wenn er nicht Wort hält, mit beßrer Anſtändigkeit, gerichtlich treiben kanſt.

Schylok.

Wie, ſeyd ihr böſe? Ich will euer Freund ſeyn, und eure Liebe ſuchen, die Schmach vergeſſen, womit ihr mich beſudelt habt, euerm gegenwärtigen Bedürfniß abhelfen, und keinen Deut Intereſſe für mein Geld von euch nehmen, und ihr wollt mich nicht anhören? Das Anerbieten iſt doch leutſelig.

Antonio.

Das wäre in der That Leutſeligkeit.

Schylok.

Und die will ich izt ausüben. Kommt mit mir zu einem Notarius, und verſchreibt mir eure einzelne Bürgſchaft;

und laßt zum Spaß beyfügen, daß wenn ihr an einem solchen Tag, an einem solchen Ort, eine solche Summe, wie in dem Instrument ausgesezt seyn wird, mir nicht wieder heimzahlet, ich berechtigt seyn soll, gegen Verlust der Schuld ein volles Pfund von euerm schönen Fleisch, aus was für einem Theil euers Leibes es mir gefallen wird, heraus zu schneiden und wegzunehmen.

Antonio.

Ich bin es zufrieden, auf meine Ehre; ich will diese Verschreibung unterzeichnen; und sagen, daß der Jude viel Leutseligkeit hat.

Bassanio.

Ihr sollt keine solche Verschreibung für mich unterzeichnen; eher will ich ewig in meiner Noth steken bleiben.

Antonio.

Wie, fürchtet nichts, Mann; ich will gewiß nicht in die Strafe fallen; binnen der nächsten zween Monaten, also einen Monat eher als dieser Vertrag zu Ende geht, erwart' ich die Wiederkunft von zehnmal soviel als der Werth dieser Obligation beträgt.

Schylok.

O Vater Abraham! was diese Christen für Leute sind! Ihr eignes hartes Bezeugen lehrt sie so argwöhnisch von andern denken. Ich bitte euch, sagt mir, wenn er nicht Tag halten könnte, was würde ich dabey gewinnen, wenn

ich die verfallne Genugthuung einziehen wollte? Ein Pfund Menſchenfleiſch iſt für einen Menſchen nicht ſo nüzlich als ein Pfund Schaaf- Rind- oder Ziegenfleiſch. Ich ſag es noch einmal, um ſeine Gunſt zu erkaufen, will ich meine Freundſchaft zu weit ausdehnen; gefällt es ihm, gut; wo nicht, ſo lebt wohl, und vergeltet mir wenigſtens, wenn ich bitten darf, meinen guten Willen nicht mit Böſem.

Antonio.

Ja, Schylok, ich will mich zu dieſem Contract verſtehen.

Schylok.

So erwartet mich dann bey dem Notarius; gebt ihm Nachricht von dieſem kurzweiligen Contract; ich will indeſſen gehn, und die Ducaten ohne Verzug zuſammen bringen; ein wenig zu meinem Hauſe ſehn, das ich der ſorgloſen Wache eines unnüzen Schurken überlaſſen habe, und ſogleich wieder bey euch ſeyn.

(Geht ab.)

Antonio.

Geh nur, du leutſeliger Jude; dieſer Hebräer wird noch ein Chriſt werden; er fängt an, milde zu werden.

Baſſanio.

Schöne Worte, und ein ſchelmiſches Herz!

Antonio.

Kommt mit mir, es iſt hier nichts zu beſorgen; meine Schiffe kommen einen Monat vor dem Tage zurük.

[Sie gehen ab.]

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

Belmont.

Morochius, ein schwarzgelber Mohr, ganz weiß gekleidet, tritt mit drey oder vieren von seinem Gefolge auf; Portia, Nerissa und Gefolge. Ein Trompeten-Stoß.

Morochius.

Fasset keinen Widerwillen gegen mich wegen meiner Farbe, der dunkeln Liverey der brennenden Sonne, von der ich ein näherer Nachbar bin. Laßt mir den schönsten unter allen herbey kommen, die nordwärts gebohren sind; wo Phöbi Feuer kaum die Eiszapfen aufthaut, und laßt ihm und mir unsrer Geliebten zu Ehren eine Inciſion machen, um zu sehen, wessen Blut röther ist, seines oder meines. Ich sage dir, Fräulein, dieses Gesicht hat dem Tapfern Furcht eingejagt, und ich schwör es bey meiner Liebe, die schönsten Jungfrauen unsers Himmelsstrichs haben es geliebt: Ich wollte diese Farbe nicht vertauschen, es wäre dann eure Neigung zu erschleichen, meine reizende Königin!

Portia.

Portia.

Meine Wahl würde dem ekeln Urtheil der Augen eines Mädchens nicht allein überlassen werden, wenn ich auch nicht durch ein seltsames Schiksal das Recht einer freywilligen Wahl verlohren hätte. Allein mein Vater hat mich, vielleicht aus einer geheimen Vorwissenschaft, gebunden, mich demjenigen zur Gemalin zu geben, der mich durch das bereits angezeigte Mittel gewinnen würde; und hätt' er's auch nicht gethan, so würdet ihr doch, berühmter Prinz, in Absicht meiner Neigung keinen Nachtheil gegen irgend einen andern haben, den ich noch gesehen habe.

Morochius.

Eben dieses ist's, wofür ich euch danke. Ich bitte also, führet mich zu den Kästchen, ich will mein Glük versuchen. Bey diesem Säbel, der den Sophi und einen Persischen Prinzen schlug, und dem Sultan Soliman drey Siege abgewann, ich wollte die grimmigsten Augen überblizen, das kühnste Herz auf der Welt übertrozen, die säugenden Jungen von den Zizen der Bärin wegreissen, und selbst des Löwen spotten, wenn er hungrig nach Raub brüllt, um dich zu gewinnen, Fräulein. Aber, ach! wenn Herkules und Lichas mit Würfeln ausmachen, wer der bessere Mann sey; kan nicht der grössere Wurf aus der schwächern Hand fallen, und Alcides von seinem Knaben übermannet werden; und so kan ich, von dem blinden Glüke mißleitet, verliehren was ein Unwürdigerer gewinnen mag, und nichts übrig haben, als vor Gram zu sterben.

Portia.

Ihr müßt euch auf allen Fall vorher gefaßt machen, und euch entweder entſchlieſſen gar nicht zu wählen, oder vorher ſchwören, wofern ihr unglüklich wählen ſolltet, euch um kein Frauenzimmer mehr zu bewerben, ſo lang ihr lebet; bedenket euch alſo.

Morochius.

Auch will ich nicht; führt mich alſo zu meinem Glük oder Unglük.

Portia.

Zuerſt in den Tempel; dann nach dem Mittageſſen mögt ihr euern Verſuch wagen.

Morochius.

So ſey es dann dem Glüke anheimgeſtellt, mich zum glüklichſten oder verworfenſten unter den Menſchen zu machen.

(Trompeten. Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in Venedig.)

Lancelot tritt allein auf.

Lancelot.

Wahrhaftig, mein Gewiſſen will nicht dran, mich von dieſem Juden, meinem Herren, davon lauffen zu laſſen.

Der böſe Feind hängt ſich an meinen Ellbogen und verſucht mich und ſagt: Gobbo, Lancelot Gobbo, oder guter Lancelot, oder guter Gobbo, oder guter Lancelot Gobbo, brauch deine Beine, ſchlag das Haſenpanier auf, lauf davon. Mein Gewiſſen ſagt: Nein, nimm dich in acht, ehrlicher Lancelot, nimm dich in acht, ehrlicher Gobbo, oder wie beſagt, ehrlicher Lancelot Gobbo, lauf nicht davon. Gut, und denn kommt wieder der herzhafte Feind und ſagt mir, ich ſoll mich paken; hey da, ſagt der Feind; Fort, ſagt der Feind, die Götter unterſtüzen ein tapfres Gemüth, ſagt der Feind, lauf alſo! Gut, und denn kommt wieder mein Gewiſſen, und hängt ſich an den Hals meines Herzens, und ſagt ſehr weislich zu mir: mein ehrlicher Freund Lancelot, da du eines ehrlichen Mannes Sohn biſt, oder vielmehr einer ehrlichen Frauen Sohn, (denn, in der That, mein Vater ſchmekte ein wenig, er bökelte ſo etwas weniges, er hatte eine Art von Geſchmak) -- Gut; mein Gewiſſen ſagt; rühr dich nicht; rühr dich, ſagt der Feind; rühr dich nicht, ſagt mein Gewiſſen; Gewiſſen, ſag' ich, euer Rath taugt nichts; Feind, ſag ich, euer Rath taugt auch nichts. Wenn ich meinem Gewiſſen folgen wollte, ſo müßt' ich bey dem Juden, meinem Herrn, bleiben, der, Gott ſey bey uns, eine Art von Teufel iſt; und wenn ich von dem Juden wegliefe, ſo würd' ich dem böſen Feind folgen, der mit Reſpect vor euern Ehren, der Teufel ſelbſt iſt. Wahrhaftig, der Jud iſt der leibhafte eingefleiſchte Teufel; und, bey meinem Gewiſſen! mein Gewiſſen iſt nur eine Art von hartherzigem Gewiſſen, daß es mir rathen mag, bey dem Juden zu bleiben. Der Feind giebt den

freundschaftlichern Rath; ich will davon lauffen, Feind, meine Ferſen ſind zu euerm Befehl, ich will lauffen.

Der alte Gobbo mit einem Korbe, zu den Vorigen.

Gobbo.

Herr junger Menſch, ihr, ich bitte euch, wo geht der Weg zu des Herrn Juden Haus?

Lancelot.

O Himmel, diß iſt mein ehlich-leiblicher Vater, der weil er etwas mehr als beyſichtig iſt, mich nicht erkennt. Ich will ein wenig luſtig mit ihm machen.

Gobbo.

Junger Herr Junker, ich bitte euch, wo geht der Weg zu des Herrn Juden ſeinem Haus?

Lancelot.

Geht nur gerade vor euch hin, dann auf euer rechten Seite, wo ihr umkehrt, ja, ſobald ihr euch nur umkehren könnt, linker Hand, nein, meiner Sir, an der nächſten Seitengaſſe, auf keiner Hand; ihr kehrt euch halt indirecte nach des Juden Haus hinab.

Gobbo.

Bey meiner Treue, es wird Mühe koſten, den Weg zu finden; aber könnt ihr mir nicht ſagen, ob ein gewiſſer Lancelot, der bey ihm wohnt, bey ihm wohnt oder nicht?

Lancelot.

Lancelot.

Redt ihr von dem jungen Herrn Lancelot, (zu den Zuschauern,) izt gebt Achtung, izt will ich das Waſſer trübe machen) redt ihr von dem jungen Herrn Lancelot?

Gobbo.

Nichts Herr, Signor, er iſt nur eines armen Mannes Sohn. Sein Vater iſt, wenn ich es ſchon ſelbſt ſage, ein ehrlicher bettelarmer Mann, und Gott ſey Dank, noch ſtark bey Leben.

Lancelot.

Gut, laßt ſeinen Vater ſeyn wer er will, wir wollen von dem jungen Herrn Lancelot reden.

Gobbo.

Euer Hochedeln Freund und Lancelot; Mein Herr.

Lancelot.

Nun, ich bitte euch, ergo, alter Mann; ergo; ich bitte euch, redt ihr von dem jungen Herrn Lancelot?

Gobbo.

Von Lancelot, wenn es Euer Herrlichkeit beliebt.

Lancelot.

Ergo, Herr Lancelot; redet nicht von Hrn. Lancelot, Vater, denn der junge Edelmann, iſt, (vermöge der Schikſale und Verhängniſſe, und dergleichen ſeltſamer Wör-

ter, und der drey Schweſtern und dergleichen Zweige der Gelehrtheit) die Wahrheit zu geſtehen, Todes verblichen, oder was man auf gut deutſch heiſſen möchte, gen Himmel gegangen.

Gobbo.

Das wolle Gott verhüten; der Junge war der wahre Stab meines Alters, meine wahre Stüze.

Lancelot.

Seh' ich dann einem Knittel, oder einem Stallpfoſten, einem Stab oder einer Stüze gleich? Kennt ihr mich, Vater?

Gobbo.

Nein, leider, ich nicht, junger Herr; aber ich bitte euch, ſagt mir, iſt mein Junge, Gott tröſt' ihn, lebendig oder todt?

Lancelot.

Kennt ihr mich nicht, Vater?

Gobbo.

Au weh, ich ſeh' nicht mehr ſo weit, ich kenn' euch nicht!

Lancelot.

Und in der That, wenn ihr auch eure Augen hättet, ſo könntet ihr mich doch verfehlen: Das iſt ein weiſer Vater, der ſein eignes Kind kennt. Gut, alter Mann, ich will euch was neues von euerm Sohn ſagen; gebt mir euern Segen, Wahrheit kommt doch endlich an den Tag; ein

Mord

Mord kan nicht lange verborgen bleiben, eines Menſchen Kind kan es; aber am Ende, kommt doch die Wahrheit aus-

Gobbo.

Ich bitte euch, Herr, ſteht auf; ich bin gewiß, ihr ſeyd nicht mein Junge Lancelot.

Lancelot.

Ich bitte euch, laßt das Schäkern ein Ende nehmen, und gebt mir euern Segen. Ich bin Lancelot, euer geweſener Junge, euer dermaliger Sohn, und euer künftiges Kind.

Gobbo.

Ich kan mir nicht einbilden, daß ihr mein Sohn ſeyn ſollt.

Lancelot.

Ich weiß ſelbſt nicht was ich davon denken ſoll; aber ich bin Lancelot des Juden Diener, und Margrete, euer Weib, iſt meine Mutter.

Gobbo.

Sie heißt Margrete, in der That; darauf will ich ſchwören, wenn Margrete deine Mutter iſt, ſo biſt du mein eigen Fleiſch und Blut. Aber, daß dich Gott behüte! was für einen Bart haſt du bekommen? Du haſt mehr Haare an deinem Kinn, als Dobbin, mein Vorder-Roß an ſeinem Schwanz.

Lancelot.

Es hat alſo das Anſehen, daß Dobbins Schwanz zurük wächßt; ich bin gewiß, er hatte mehr Haar' an ſeinem Schwanz als ich in meinem Geſicht habe, wie ich ihn das leztemal ſah.

Gobbo.

Herr Gott, wie du verändert biſt! Wie vertragt ihr euch dann mitander, dein Herr und du? Ich bring ihm etwas zum Gruß; wie ſteht ihr mit einander?

Lancelot.

Gut, gut; aber für meinen eignen Theil, weil ich mir zur Ruhe meiner Seelen vorgeſezt habe, davon zu lauffen, ſo will ich nicht ruhen biß ich ein gut Stük Weges geloffen ſeyn werde. Mein Herr iſt ein rechter Jude; ihm etwas zum Gruß bringen! bringt ihm einen Strik. Ich bin in ſeinem Dienſt verhungert; ihr könnt mir jeden Finger mit meinen Ribben zählen. Vater, ich bin froh, daß ihr gekommen ſeyd, gebt mir euer Geſchenk, ich will es einem gewiſſen Signor Baſſanio bringen, der, in der That, ſchöne Livreyen giebt; wenn ich nicht bey ihm Dienſte kriegen kan, ſo will ich lauffen, ſo weit Gottes Boden reicht. O ſeltnes Glük? hier kommt der Mann; zu ihm, Vater; ich will ein Jude ſeyn, wenn ich dem Juden länger diene.

Baſſanio mit Leonardo, und noch einem paar Begleitern tritt auf.

Baſſanio.

Das könnt ihr thun; aber macht die Anſtalten ſo ſchnell, daß

daß das Nachteſſen aufs ſpäteſte um fünf Uhr fertig ſeyn mag. Sorgt davor, daß dieſe Briefe abgegeben werden, fertigt die Livreen zum Schneider, und erſucht den Gratiano, augenblicklich in meine Wohnung zu kommen.

Lancelot.

Geht auf ihn zu, Vater.

Gobbo.

Gott grüß' Euer Herrlichkeit!

Baſſanio.

Groſſen Dank, willt du etwas bey mir?

Gobbo.

Hier iſt mein Sohn, gnädiger Herr, ein armer Junge --

Lancelot.

Kein armer Junge, Herr, ſondern des reichen Juden Diener, Herr, der gerne, wie mein Vater ſpecificiren wird --

Gobbo.

Er hat eine groſſe Inſection, gnädiger Herr, wie einer ſagen möchte, zu dienen.

Lancelot.

In der That, das Kurze und Lange von der Sache iſt, ich diene bey dem Juden, und hab' ein Verlangen, wie mein Vater ſpecificiren wird --

Gobbo.

Sein Herr und er, ſind, mit Reſpect vor Euer Herrlichkeit zu ſagen, nicht die beſten Freunde zuſammen.

Lancelot.

Es kurz zu machen, die eigentliche Wahrheit iſt, daß der Jud, weil er mir übel begegnet iſt, mir, wie mein Vater, der wie ich hoffe ein alter Mann iſt, euch fructificiren wird --

Gobbo.

Ich habe hier eine Schüſſel voll Tauben, die ich Euer Herrlichkeit gerne verehren möchte, und meine Bitte iſt --

Lancelot.

In möglichſter Kürze, die Bitte discernirt mich ſelbſt, wie Euer Herrlichkeit von dieſem ehrlichen alten Mann zu vernehmen haben wird; der, ob ich es gleich ſelbſt ſage, ein alter Mann, und, (armer alter Mann!) mein Vater iſt.

Baſſanio.

Red' einer für beyde; was wollt ihr?

Lancelot.

In eure Dienſte, Herr.

Gobbo.

Das iſt der wahre Defect der Materie, Gnädiger Herr.

Baſſanio.

Baſſanio.

Ich kenne dich wohl, deine Bitte ſoll dir gewährt ſeyn; Schylok, dein Herr, ſprach dieſer Tagen mit mir, und hat dich befördert; wenn es anders eine Beförderung iſt, die Dienſte eines reichen Juden zu verlaſſen, um der Diener eines armen Edelmanns zu werden.

Lancelot.

Das alte Sprüchwort iſt recht wohl zwiſchen meinen Herren Schylok und euch getheilt, gnädiger Herr; ihr habt die Gnade Gottes, gnädiger Herr, und er hat genug.

Baſſanio.

Du diſtinguirſt gut: Geh, Vater, mit deinem Sohn; Nimm Abſchied von deinem alten Herren, und frage meiner Wohnung nach. (Zu einem Bedienten) Gebt ihm eine beſſere Livree, als ſeines gleichen zu tragen pflegen; ſeht, daß es geſchieht.

Lancelot.

Vater, hinein; Gelt, ich kan keine Dienſte kriegen, ich? Ich habe nie keine Junge in meinem Kopf? Gut, wenn irgend ein Menſch in ganz Italien eine ſchönere Hand hat, als ich, und die mehr Glük verſpricht, ſo will ich nicht Lancelot ſeyn; ich will auf ein Buch ſchwören, daß ich gut Glük haben werde. Geht nur, geht; hier iſt eine ſimple Lebenslinie; hier iſt etwas weniges von Weibern; ach ja, was ſollten fünfzehn Weiber ſeyn? Eilf Wittwen und neun Mädchen iſt ein ſimples Einkommen für einen

Mann!

Mann! und dann, dreymal dem Erſauffen zu entgehen, und an dem Ek eines Federbettes in Lebensgefahr kommen, das ſind ſimple Glüksfälle. Gut, wenn das Glük ein Weibsbild iſt, ſo iſt ſie ein gutes Menſch was das anbetrift. Vater, komm hinein; ich will meinen Abſchied von dem Juden in einem Augenblik genommen haben.

(Lancelot und Gobbo gehen ab.)

Baſſanio.

Ich bitte dich, mein lieber Leonardo, denke daran. Wenn alle dieſe Dinge gekauft und in Ordnung gebracht ſind, ſo komm eilends wieder, denn ich habe auf dieſe Nacht meine beſten Freunde zum Eſſen geladen. Tummle dich, geh.

Leonardo.

Ich will meinen möglichſten Fleiß anwenden.

Dritte Scene.

Gratiano zu den Vorigen.

Gratiano.

Wo iſt euer Herr.

Leonardo.

Dort geht er, mein Herr.

(Leonardo geht ab.)

Gratiano.

Signor Baſſanio -- Baſſa-

Baſſanio.

Gratiano!

Gratiano.

Ich hab' eine Bitte an euch.

Baſſanio.

Ihr habt ſie erhalten.

Gratiano.

Ihr müßt es mir nicht abſchlagen, ich muß mit euch nach Belmont gehen.

Baſſanio.

Nun, ſo müßt ihr dann: aber höre, Gratiano; du biſt zu wild, zu rauh, und haſt eine zu lermende Stimme; Eigenſchaften, die dir wohl genug anſtehen, und in ſolchen Augen wie die unſere keine Fehler ſind; aber wo man dich noch nicht kennt, dort, muß ich geſtehn, erwecken ſie ein etwelches Vorurtheil gegen dich; ich bitte dich, nimm die Mühe, und miſch etliche kalte Tropfen Beſcheidenheit unter deinen ſprudelnden Geiſt, oder dein wildes Betragen könnte nicht an dem Orte, wohin ich gehe, mir ſelbſt nachtheilig ſeyn, und alle meine Hoffnungen zu nichte machen.

Gratiano.

Signor Baſſanio, hört mich. Wenn ich nicht in einer ehrbaren Kleidung erſcheine, mit Bedacht rede, und nur dann und wann ſchwöre ein Bettbuch in meiner Taſche trage,

trage, die Augen niederſchlage, und unter dem Tiſchgebet den Hut vor die Augen halte, und Amen ſage; kurz, wenn ich nicht alle die Gebräuche und Ceremonien der Wohlanſtändigkeit beobachte, die einer nur immer ausſtudieren kan, um durch ein feyrliches Bezeugen ſich bey ſeiner Großmutter in Gunſt zu ſezen; ſo glaubt mir mein Tage nichts mehr.

Baſſanio.

Gut, wir wollen ſehen, wie ihr euch dazu anſchiken werdet.

Gratiano.

Ganz recht, aber dieſe Nacht ding' ich aus; ihr müßt mich nicht nach dem beurtheilen was wir heute Nachts thun werden.

Baſſanio.

Das wär' einfältig. Ich wollt euch vielmehr aufmuntern, euere Frölichkeit aufs äuſſerſte zu treiben; denn wir werden Freunde haben, deren Abſicht iſt, ſich eine Luſt zu machen. Aber lebet wol, ich hab' einige Geſchäfte.

Gratiano.

Und ich muß zu Lorenzo, und den übrigen. Adieu bis zur Abendeſſens Zeit.

(Gehen ab.)

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in Shyloks Haus.)

Jeſſica und Lancelot treten auf.

Jeſſica.

Es iſt mir leid, daß du meinen Vater ſo ſchnell verlaſſen willt; unſer Haus iſt die Hölle, und du luſtiger Teufel wußteſt ihm doch etwas von ſeiner Widrigkeit zu benehmen. Lebe dann wohl, hier iſt ein Ducat für dich. Und, Lancelot, du wirſt ſogleich um Abendeſſens-Zeit den Lorenzo ſehen, der deines neuen Herrn Gaſt ſeyn wird; gieb ihm dieſen Brief, aber thu' es heimlich, und ſo lebe wohl; ich wollte nicht, daß mich mein Vater mit dir reden ſähe.

Lancelot.

Adieu! Thränen reden für meine Zunge: allerſchönſte Heidin, allerangenehmſte Jüdin! Wenn nicht ein Chriſt ein Schelm geweſen iſt, und dich gemacht hat, ſo betrüg ich mich übel; aber, adieu! dieſe närriſchen Tropfen ertränken in etwas meinen männlichen Geiſt; adieu.

(Geht ab.)

Jeſſica.

Leb wohl, guter Lancelot. Weh mir, was für eine abſcheuliche Sünde iſt das in mir, daß ich mich ſchäme meines Vaters Kind zu ſeyn? doch, ob ich gleich dem Blut nach ſeine Tochter bin, ſo bin ich's nicht ſeinen Sitten nach:

O Lo-

O Lorenzo, wenn du dein Verſprechen hältſt, ſo werd' ich dieſem innerlichen Streit bald ein Ende machen, und zu gleicher Zeit dein zärtliches Weib, und eine Chriſtin werden.

(Geht ab.)

Fünfte Scene.

(Die Straſſe.)

Gratiano, Lorenzo, Solarino und Salanio.

Lorenzo.

Nein, wir wollen uns unter dem Nachteſſen wegſchleichen, uns in meiner Wohnung verkleiden, und in einer Stunde alle wieder da ſeyn.

Gratiano.

Wir haben die Vorbereitungen ſchlecht gemacht.

Salanio.

Wir haben noch keine Fakelträger beſtellt.

Solarino.

Es iſt beſſer wir fangen gar nichts an, wenn es nicht in guter Ordnung geſchieht.

Lorenzo.

Es iſt izt erſt vier Uhr, wir haben noch zwo Stun-

den

den uns anzuſchiken. Freund Lancelot, was giebt's Neues?

Lancelot mit einem Brief.

Lancelot.

Wenn es euch belieben mag dieſes zu erbrechen, ſo werdet ihrs vermuthlich erfahren.

Lorenzo.

Ich kenne die Hand; es iſt eine ſchöne Hand, und weiſſer als das Papier, worauf ſie geſchrieben.

Graziano.

Liebes-Neuigkeiten, wie ich ſehe.

Lancelot.

Mit eurer Erlaubniß, mein Herr.

Lorenzo.

Wo willt du hin?

Lancelot.

Gehn, und meinen alten Herrn, den Juden, zu meinem neuen Herrn, dem Chriſten, zum Nachteſſen einzuladen.

Lorenzo.

Halt, hier, nimm das; ſage der ſchönen Jeſſica, daß an mir nichts ermangeln ſolle; ſag es ihr in Geheim. Geh —

(Lancelot geht ab.)

Meine Herren, wollt ihr euch zu der Maskerade fertig machen? Ich bin schon mit einem Fakelträger versehen.

Salanio.

Gut, ich will augenbliklich Anstalt machen.

Solarino.

Und ich.

Lorenzo.

In zwo Stunden wollen wir alle in Gratiano's Hause zusammentreffen.

Salanio.

Gut.

(Salanio und Solarino gehen ab.)

Gratiano.

War dieser Brief nicht von der schönen Jessica?

Lorenzo.

Ich muß dir schon alles sagen: Sie hat mir Anweisungen gegeben, wie ich sie aus ihres Vaters Haus entführen könne; sie berichtet mich, daß sie schon mit Gold und Juweelen versehen ist, und ein Pagen-Kleid für sich selbst in Bereitschaft hat. Wenn jemals der Jud ihr Vater in den Himmel kommt, so müßt' es um seiner holdseligen Tochter willen seyn; und nimmermehr darf ein Unglük ihr begegnen, wenn es nicht unter der Entschuldigung geschieht, daß sie von einem ungläubigen Juden entsprungen

gen iſt. Komm, geh mit mir, und lies dieſes unterwegs; die ſchöne Jeſſica ſoll mein Fakelträger ſeyn.

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

[Schyloks Haus.]

Schylok und Lancelot.

Schylok.

Gut, du wirſt ſehen, deine Augen werden Richter ſeyn, was für ein Unterſchied zwiſchen dem alten Schylok und Baſſanio iſt -- he, Jeſſica! -- du wirſt dich bey ihm nicht ſo ausmäſten können, wie du bey mir gethan haſt -- he, Jeſſica! -- und ſchlafen und ſchnarchen, und Kleider zerreiſſen -- he! Jeſſica, ſag ich --

Lancelot.

He, Jeſſica!

Schylok.

Wer hieß dich ruffen? Ich hieß dich nicht ruffen.

Lancelot.

Euer Herrlichkeit war gewohnt mir zu ſagen, ich könne nichts thun, wenn man mich's nicht hieſſe.

Jessica zu den Vorigen.

Jessica.

Ruft ihr? was ist euer Wille?

Schylok.

Ich bin zum Nachtessen eingeladen, Jessica; hier sind meine Schlüssel; aber warum geh ich denn? Man hat mich nicht aus Freundschaft geladen, sie schmeicheln mir nur; aber ich will aus Haß gehn, und den verschwendrischen Christen aufzehren helfen. Jessica, mein Mädchen, gieb auf mein Haus Acht; ich gehe gar nicht gern; es brütet irgend ein Unfall wider meine Ruhe, denn ich träumte diese Nacht von Geldsäken.

Lancelot.

Ich bitte euch, mein Herr, geht; mein junger Herr wartet mit Verlangen auf eure Ankunft, und sie haben mit einander conspirirt, (ich will es aber nicht gesagt haben,) ihr sollt einen Masken-Bal sehen; wenn es aber geschieht, so war es nicht um nichts, daß mir am verwichnen Executions-Montag die Nase blutete, morgens um sechs Uhr, der dieses Jahr auf den Ascher-Mittwoch fiel, vor vier Jahren in einem Nachmittag.

Schylok.

So? Wird es Masken geben? Hör mir zu, Jessica; Riegle mir die Thüren, und wenn du die Trummel hörst, und das leichtfertige Gequäle der Pfeiffen, so lauffe mir

nicht

nicht ans Fenſter, und ſteck mir den Kopf nicht in die öffentliche Straſſe hinaus, dieſe chriſtlichen Narren mit ihren gemahlten Geſichtern anzugaffen; ſondern verſtopfe die Ohren meines Hauſes; ich meyne, meine Fenſter, und laß den Schall der eiteln Narrentheidigung nicht in meine ſittſame Wohnung eindringen. Ich ſchwöre bey Jacob's Stab, ich habe gar keine Luſt dieſe Nacht auſſer Hauſe zu ſchmauſen; aber ich will gehen; geh du voran, Burſche; ſag, ich wolle kommen.

Lancelot.

Ich will gehen, mein Herr; (leiſe) Jungfer, ſchaut dennoch zum Fenſter hinaus, es wird ein Chriſt kommen, der ſchon des Sehens werth iſt.

[Lancelot geht ab.]

Schylok.

Was ſagt der Narr von Hagars Nachkommenſchaft, he?

Jeſſica.

Er ſagte nur, lebt wohl, Jungfer, ſonſt nichts.

Schylok.

Der Kerl wäre gut genug; aber er iſt ein groſſer Freſſer, Schnecken-langſam zur Arbeit, und ſchläft den ganzen Tag mehr als eine wilde Kaze. Ich brauche keine Hummeln in meinem Bienen-Korbe; er mag alſo nur gehen, und es freut mich, daß er zu einem kommt, dem er helfen wird, ſeinen geborgten Geldbeutel durchzubringen. Gut,

Jeſſica, geh hinein; vielleicht komme ich augenbliklich wieder; thu, wie ich dir befohlen habe; ſchlieſſe die Thüren nach dir ab; man kan nie zu vorſichtig ſeyn.

[Er geht ab.]

Jeſſica.

Lebet wohl; wenn es glüklich geht, ſo hab ich einen Vater, und ihr eine Tochter verlohren.

(Geht ab.)

Siebende Scene.

[Die Straſſe.]

Gratiano und Salanio maskiert.

Gratiano.

Hier iſt das Schirmdach, unter welchem uns Lorenzo auf ihn warten hieß.

Salanio.

Die abgeredte Stunde iſt ſchier vorbey.

Gratiano.

Es iſt zu verwundern, daß er ſo lange zögert; Liebhaber kommen ſonſt immer der Gloke zuvor.

Salanio.

O! die Dauben der Venus fliegen zehnmal ſchneller, neugeſchloßne Liebes-Bündniſſe zu ſiegeln, als ſie gewohnt ſind,

ſind, um die ſchon verpflichtete Treue vor Verlezung zu bewahren.

Graziano.

So geht es in allen Sachen. Wer ſteht mit eben dem ſcharfen Appetit von einer Mahlzeit auf, womit er ſich niederſezte? Wo iſt das Pferd, das die langweiligen Meilen die es gemacht, mit eben dem ungedämpften Feuer zurükmißt, womit es ſeinen Lauf angefangen? Alle Dinge in der Welt werden mit größrer Lebhaftigkeit erjagt, als genoſſen. Wie ähnlich einem jungen üppigen Verſchwender ſtößt die wohlgefügte Barke von ihrem angebohrnen Strand ab, gelichkoſet und umarmt von dem Huren-ähnlichen Wind? Und wie gleich dem verlohrnen Sohn, kehrt ſie mit hervorſtechenden Rippen und zerlumpten Segeln zurük, abgezehrt, zerfezt, und zum Bettler gemacht von dem Huren-ähnlichen Wind!

Lorenzo zu den Vorigen.

Salanio.

Hier kommt Lorenzo, ein andermal mehr hievon.

Lorenzo.

Meine werthen Freunde, Geduld daß ich euch ſo lange warten ließ; die Schuld lag an meinen Geſchäften, nicht an mir. Wenn euch die Luſt Weiber zu ſtehlen, auch einmal ankömmt, ſo will ich dann für euch Wache halten;

Kommt, näher herzu, hier wohnt mein Vater Jude — he! wer giebt Antwort?

Jessica, aus dem Fenster, in einem Pagen-Habit.

Jessica.

Wer seyd ihr? Sagt es mir zu besserer Sicherheit, ob ich gleich schwören wollte, daß ich eure Stimme kenne.

Lorenzo.

Lorenzo, und deine Liebe.

Jessica.

Lorenzo gewiß, und meine Liebe, in der That; denn wen lieb ich so sehr? aber, o Lorenzo, wer ausser euch, weiß nun, daß ich die eurige bin?

Lorenzo.

Der Himmel, und deine Gedanken sind Zeugen daß du es bist.

Jessica.

Hier nimm dieses Kästchen, es ist deiner Mühe werth. Ich bin froh daß es Nacht ist, und ihr mich nicht sehen könnt, denn ich bin ganz beschämt über diese Verkleidung, aber die Liebe ist blind, und verblendet die Augen der Liebenden gegen die artigen Thorheiten, die sie begehen; denn könnten sie sehen, Cupido selbst würde erröthen, mich so in einen Knaben verwandelt zu sehen.

Lorenzo.

Lorenzo.

Kommt herab, ihr müßt mein Fakelträger seyn.

Jessica.

Wie, soll ich meiner eignen Schaam eine Kerze vortragen? Das Amt das du mir geben willt, meine Liebe, sezt mich der Entdekung aus, und ich sollte in Finsterniß eingehüllt werden.

Lorenzo.

Das bist du auch, meine Angenehmste, in diesem liebenswürdigen Anzug eines Knaben. Aber säume dich nicht länger, die Nacht eilt davon, und man erwartet uns bey Bassanios Gastmahl.

Jessica.

Ich will nur geschwinde die Thüren vermachen, und mich noch mit etwas mehr Ducaten übergülden, und sogleich wieder bey euch seyn.

[Sie geht hinweg.]

Gratiano.

Nun, bey meinem Hut! sie ist so reizend, als ob sie keine Jüdin wäre.

Lorenzo.

Ihr möcht mich tadeln, aber ich liebe sie herzlich; denn sie ist verständig, wenn ich von ihr urtheilen kan; schön, wenn meine Augen recht sehen; und getreu, wie die Probe,

die ſie mir giebt, beweiſt; ſie verdient alſo den Plaz wol, den ich ihr auf ewig in meinem Herzen gebe --

Jeſſica zu den Vorigen.

Wie? biſt du da? Auf, meine Herren, hinweg; unſre Masken-Geſellſchaft wartet auf uns.

[Gebt mit Jeſſica ab.]

Antonio zu den Vorigen.

Antonio.

Wer iſt hier?

Gratiano.

Signor Antonio --

Antonio.

Fi, Gratiano, wo ſind denn alle die übrigen? Es iſt ſchon neun Uhr, alle unſre Freunde warten auf euch; keine Masken auf die Nacht; es iſt ein günſtiger Wind gekommen, Baſſanio will dieſen Augenblik an Bord; ich habe zwanzig Leute ausgeſchikt, euch zu ſuchen.

Gratiano.

Ich bin froher darüber, daß wir dieſe Nacht noch unter Segel gehen können, als über alle Gaſtmähler und Maskeraden in der Welt.

(Sie gehen ab.)

Achte Scene.

[Verwandelt ſich in Belmont.]

Portia mit Morochius und beydſeitigem Gefolge treten auf.

Portia.

Geht, zieht die Vorhänge weg, und entdekt dieſem edeln Prinzen die verſchiednen Käſtchen. (Die drey Käſtchen werden aufgedekt.) Nun wählet!

Morochius.

Das erſte von Gold, mit der Ueberſchrift: Wer mich erkießt, gewinnt was manche wünſchen. Das andre von Silber, mit der Aufſchrift: Wer mich erkießt, gewinnt was er verdient. Dieſes dritte, ſchlechtes Bley, mit der eben ſo plumpen Warnung: Wer mich erkießt, wag' alles was er hat. — Wie kan ich nun wiſſen, ob ich das rechte wähle?

Portia.

Eines davon, Prinz, enthält mein Bildniß; wählt ihr das, ſo bin ich euer.

Morochius.

Irgend ein Gott leite mein Urtheil! Laßt ſehen, ich will die Aufſchriften noch einmal überleſen. Was ſagt dieſes bleyerne Käſtchen? Wer mich erkießt, wag' alles was

er

er hat. Wag' alles -- Wofür? für Bley? für Bley alles wagen? Dieſes Käſtchen dräut. Wer alles wagt, thut es in Hoffnung groſſer Vortheile; ein goldnes Gemüth bükt ſich nicht um Schlaken aufzuheben, und alſo wag' ich nichts für Bley. -- Was ſagt denn das Silber mit ſeiner jungfräulichen Farbe? **Wer mich erkieſt, gewinnt was er verdient.** Was er verdient? Halt hier ein, Morochius, und überlege dieſe Worte etwas genauer! Wenn du dich nach deiner eignen Schäzung abwiegſt, ſo verdienſt du genug, und doch könnte genug ſich nicht bis auf dieſes Fräulein erſtreken: Auf der andern Seite, wäre Mißtrauen in meinen Werth nur eine niederträchtige Verkleinerung meiner ſelbſt. So viel als ich verdiene -- wie? das iſt das Fräulein: Ich verdiene ſie durch meine Geburt, durch meine Glüksumſtände, durch meine Gaben, und die Eigenſchaften einer edeln Erziehung, und mehr als durch alles dieſes, verdien' ich ſie durch meine Liebe. Wie, wenn ich nicht weiter gieng' und dieſes wählte? Doch laßt noch einmal ſehen, was hier in Gold gegraben iſt: **Wer mich erkießt, gewinnt was manche wünſchen.** Wie? Das iſt das Fräulein; alle Welt wünſcht ſie; von den vier Enden der Erde kommen ſie, den Fußboden dieſer ſterblichen Göttin zu küſſen. Die Hyrcaniſchen Wildniſſe und die ungeheuren Wüſten des weiten Arabiens ſind nicht zu entfernt für ihre Fürſten, daß ſie nicht kommen ſollten, die ſchöne Portia zu ſehen; und das wäſſerne Königreich, deſſen hochmüthiges Haupt dem Himmel ins Geſicht ſpeyt, iſt nicht

vermö-

vermögend den verlangenden Fremden Einhalt zu thun, sondern sie sezen drüber, wie über einen Bach, die schöne Portia zu sehen -- Eines von diesen dreyen enthält ihr himmlisches Bildniß. Ists wahrscheinlich, daß Bley es enthalten sollte? Es wäre der Verdammniß werth, einen so niedrigen Gedanken zu denken. Oder soll ich denken, sie sey in Silber eingemaurt, welches an Werth zehnmal geringer als Gold ist? O verbrecherische Gedanke! niemals ward ein so kostbarer Juweel in etwas geringers als in Gold gefaßt. Sie haben in England eine Münze, die das Bild eines Engels in Gold gestempelt trägt; aber hier ligt ein Engel mitten in einem goldnen Bette. Gebt mir den Schlüssel, dieses hier wähl' ich, es mag ausfallen wie es will.

Portia (indem sie das Kästchen aufschließt.)

Hier nehmt es, Prinz, und wenn mein Bild darinn ist, so bin ich die eurige.

Morochius.

O Hölle! was find' ich hier? Ein Todten-Gerippe, in dessen holen Augen ein Zettel stekt; ich will ihn lesen:

Es ist nicht alles Gold, was gleißt,
Wie ein bekanntes Sprüchwort weißt.
Von meinem Flitter-Glanz betrogen
Gab mancher schon sein Leben hin.
Oft ist ein Holz mit Gold umzogen,

Und dennoch ſteken Würmer drinn.
Wär't ihr ſo klug, als jung und kühn,
Ihr hättet glüklicher gewählet;
Nun habt ihr euer Ziel verfehlet,
Gehabt euch wol, und fahret hin!

Morochius.

Verfehlt, in der That, und alles verlohren. So fahre dann hin Hize, und willkommen Froſt.

Portia.

Adieu! Ich bin zu beſtürzt, einen langweiligen Abſchied zu nehmen; ſo ſcheidet wer verlohren hat.

[Morochius geht mit ſeinem Gefolge ab.]

Portia.

Eine artige Abfertigung! Zieht die Vorhänge; geht — So mögen mich alle wählen die ihm gleichen.

(Sie gehen ab.)

Neunte Scene.

[Verwandelt ſich in Venedig.]

Salanio.

Wie denn, ich ſah ja Baſſanio zu Schiff ſteigen. Gratiano gieng mit ihm; aber ich bin gewiß, Lorenzo war nicht in dem Schiffe.

Solarino.

Solarino.

Der nichtswürdige Jude ſchrie ſo lange, bis der Herzog ſelbſt gieng, Baſſanio's Schiff durchſuchen zu laſſen.

Solanio.

Er kam zu ſpäte, das Schiff war unter Segel; aber der Herzog erhielt bey dieſer Gelegenheit eine heimliche Nachricht, man habe Lorenzo und ſeine Jeſſica in einer Gondel beyſammen geſehen. Zudem ſo verſicherte Antonio den Herzog, ſie wären nicht in Baſſanio's Schiff.

Solarino.

Eine ſo verwirrte, ſo ſeltſame, ſo unbändige und ſo veränderliche Leidenſchaft hört ich in meinem Leben nicht, als wie der Jüdiſche Hund auf öffentlicher Straaſſe ausſtieß. Meine Tochter! Meine Ducaten! O meine Tochter, mit einem Chriſten durchgegangen! O meine chriſtlichen Ducaten! Ein verſiegelter Sak, zwey verſiegelte Säke mit Ducaten, mit doppelten Ducaten, von meiner eignen Tochter geſtohlen! Und Juweelen dazu, Steine, koſtbare Steine, von meiner Tochter geſtohlen! Juſtiz! Juſtiz! Sucht das Menſch, ſie hat die Steine bey ſich und die Ducaten.

Salanio.

Alle Buben aus ganz Venedig lieffen hinter ihm drein, und riefen: Seine Steine, ſeine Tochter und ſeine Ducaten!

Solarino.

Der ehrliche Antonio mag wol zuſehen, daß er ihm Tag halten könne, oder er wird für diß bezahlen müſſen.

Salanio.

Salanio.

Ihr denkt wol hieran. Gestern sprach ich mit einem Franzosen, der mir sagte, daß ein reichbeladnes Venetianisches Schiff, in dem Canal der Frankreich von England scheidet, unglüklich gewesen sey; ich dachte gleich an Antonio, wie er mir's sagte, und wünschte in mir selbst, daß es nicht das seinige seyn möchte.

Solarino.

Es wäre das beste, ihr erzähltet dem Antonio was ihr gehört habt; aber nicht auf eine zu hastige Art, damit es ihn nicht zu sehr bekümmre.

Salanio.

Kein gütigerer Mann ist nicht in der Welt. Ich sah Bassanio und Antonio scheiden. Bassanio sagte ihm: Er wollte seine Widerkunft äusserst beschleunigen; thut es nicht, versezte Antonio, macht eure Sachen nicht obenhin, um meinetwillen, Bassanio; sondern verweilet so lange als ihr zu einem glüklichen Erfolg nöthig habt. Laßt eure Liebe zu mir sich wegen der Verpfändung, die der Jude von mir hat, keinen Kummer machen. Seyd aufgeräumt, und wendet eure besten Gedanken darauf, wie ihr euch eurem Gegenstand angenehm und gefällig machen möget. Indem er diß sagte, traten ihm die Thränen in die Augen, er wandte sein Gesicht weg; strekte seine Hand zurük, und drükte sie mit einer ausserordentlichen Zärtlichkeit in seines Freundes Hand, und so schieden sie.

Solarino.

Solarino.

Ich denke, er liebt die zeitlichen Dinge einzig und allein um ſeines Freundes willen. Ich bitte dich, laß uns gehn und ihn aufſuchen, und ſeine überhandnehmende Schwermuth durch irgend eine Ergözlichkeit zu zerſtreuen ſuchen.

Salanio.

Thun wir das!

Zehnte Scene.

(Verwandelt ſich in Belmont.)

Neriſſa und ein Bedienter.

Neriſſa.

Hurtig, ich bitte dich, ziehe die Vorhänge weg, der Prinz von Arragon hat ſeinen Eyd abgelegt, und kommt dieſen Augenblik zu ſeiner Wahl.

Arragon und Portia, mit ihrem Gefolge; ein Trompeten-Stoß. Die Käſtchen werden aufgedekt.

Portia.

Sehet, edler Prinz, hier ſtehen die Käſtchen. Wenn ihr dasjenige wählet, worinn mein Bildniß iſt, ſo ſollen unſre hochzeitlichen Gebräuche ſogleich vollzogen werden. Fehlt ihr aber, Prinz, ſo ſeyd ihr verbunden, ohne Widerrede noch Verzug, von hier abzugehen.

Arragon.

Ich bin durch einen Eyd zu drey Bedingnissen verbunden; erstlich, keinem andern zu sagen, was für ein Kästchen ich gewählt habe; hernach, wofern ich das rechte verfehle, in meinem ganzen Leben keine Jungfrau zu freyen; und drittens, euch unmittelbar zu verlassen und meinen Weg zu ziehen.

Portia.

Auf diese drey Stüke muß ein jeder schwören, der hieherkommt, es um meine unwürdige Person zu wagen.

Arragon.

Diß ist mein Vorsaz, begünstige, o Glük, die Hoffnung meines Herzens! -- Gold, Silber und Bley -- Wer mich erkießt, wag' alles was er hat -- du müßtest schöner aussehn, eh ich etwas um dich wagte. Was sagt das goldne Kästchen? Ha, laßt sehen. Wer mich erkießt, gewinnt was manche wünschen. Was manche wünschen? Das kan auf die thörichte Menge zielen, die nach dem Schein wählen, und nichts mehr lernen als das bethörte Auge sie lehrt; die nicht in das Innwendige forschen, sondern gleich der Schwalbe an die Aussenseite der Mauer bauen, wo Wind und Wetter und jeder Zufall ihr Werk zerstören kan. Ich will nicht wählen, was manche wünschen, weil ich nicht mit gemeinen Geistern lauffen noch mich unter die barbarische Menge stellen will. Zu dir also, du silberne Schazkämmer, sage mir einmal, was für eine Aufschrift du trägst -- Wer mich erkießt, gewinnt was er verdient --

dient -- Und wol gesagt in der That; denn wer darf sich vermessen, das Glük zu hintergehen, und sich um Ehre zu bewerben, ohne den Stempel des Verdienstes? Laßt niemand sich einbilden, daß er einer unverdienten Würde gewachsen seyn werde! O daß Staatsbedienungen, Ehrenstellen und Aemter nicht so ungerecht ausgetheilt würden, und nur reine Ehre stets das Kennzeichen von den Verdiensten dessen wäre, der sie trägt! Wie manche würden dann sich bedeken, die izt mit blossem Haupte stehen? Wie manche niedrige Bauerschaft würde dann von der Erndte der wahren Ehre nachgelesen werden? Wie manche Ehre aus dem Stroh und Moder der Zeit aufgerüttelt, um von neuem geschwungen und gereiniget zu werden? Gut, aber an meine Wahl! Wer mich erließt, gewinnt was er verdient! Ich will es mit dem Verdienst halten; gebt mir den Schlüssel zu diesem, und schliesset mir hier augenbliklich mein Glük oder Unglük auf.

Portia.

Was ihr da finden werdet, verdiente keine so lange Vorrede.

[Sie schließt das silberne Kästchen auf.]

Arragon.

Was ist hier? Das Bild eines blinzelnden Thoren, der mir einen Zettul darbeut? Ich will ihn lesen. Wie ungleich siehst du der schönen Portia? Wie ungleich meinen Hoffnungen und Verdiensten? Verdient' ich nichts bessers

als einen Narren-Kopf? Iſt das mein Werth? Verdien' ich nichts beſſers?

Portia.

Beleidigen und Urtheilen ſind zwey Dinge von ganz verſchiedner Natur.

Arragon.

Was iſt hier?

Diß gieng durchs Feuer ſiebenmal,
Und deſſen Wiz, den ſeine Wahl
Nie trügen ſoll, muß wol ſo rein
Und lauter, als diß Silber ſeyn.
Bey denen, die in Schellen-Kappen gehn,
Sind auch verſilberte zu ſehn.
Mit welcher Frau ihr mögt zu Bette gehn,
Werd' ich doch ſtets auf euern Schultern ſtehn;
Und hiemit könnt ihr weiter gehn.

Arragon.

Durch Zögern, Murren, Klagen, Weinen,
Würd' ich nur närriſcher erſcheinen;
Mit Einem Narrenkopf verſucht' ich hier mein Glük,
Und ziehe nun mit Zween zurük.
O Schönſte, meinen Eyd zu halten,
Soll in Geduld mein Zorn erkalten.
(Er geht ab.)

Portia.

Portia.

So hat ſich die Motte am Licht verſengt: O dieſe wolbedächtlichen Narren! wenn ſie wählen, ſo haben ſie gerade den Wiz den ſie nöthig haben, um übel zu wählen.

Neriſſa.

Das alte Sprüchwort iſt nicht Ketzerey,
Hängen und Weiben ſteht nicht jedem frey.

Portia.

Kommt, ziehe die Vorhänge, Neriſſa.

Ein Bedienter zu den Vorigen.

Bedienter.

Wo iſt das Gnädige Fräulein?

Portia.

Hier, was willt du?

Bedienter.

Madame, es iſt ein junger Venetianer vor euerm Thor abgeſtiegen, der voraus kommt, die Ankunft ſeines Herrn anzukündigen, von welchem er ſehr nachdrükliche Complimente an Euer Gnaden überbringt, und was das vornehmſte iſt, auſſer ſehr höflichen Worten, noch ſehr koſtbare Geſchenke; ich habe noch nie keinen geſehen, der einem Liebes-Abgeſandten ſo gleich ſieht. Ein Aprilen-Tag kommt nicht

so lieblich, den nahen Sommer anzumelden, als dieser Vorläufer vor seinem Herrn hergeht.

Portia.

Nichts mehr, ich bitte dich; ich sorge bald, du wirst noch sagen, er sey dein Vetter, soviel Fest-Tags-Wiz verschwendest du an sein Lob. Komm, komm, Nerissa, wir müssen doch selbst sehen, was Cupido's Postillon für eine Mine hat.

Nerissa.

Laß es Bassanio seyn, Herr Amor, wenn es dein guter Wille ist.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Eine Straſſe in Venedig.)

Solanio und Solarino treten auf.

Solarino.

Was giebt es neues auf dem Rialto?

Solanio.

Man erzählt einander, daß dem Antonio ein Schiff mit einer reichen Ladung in der engen See geſcheitert ſey; Godwins, denk' ich, nennen ſie den Ort; eine ſehr gefährliche Syrte, wo die Gerippe von manchem hübſchen Schiffe begraben liegen, wie man ſagt, wenn anders meine Gevatterin Gerücht ein ehrliches Weib iſt, das auf ihr Wort hält.

Solarino.

Ich wollte, ſie wäre hierinn eine ſo lügenhafte Gevatterin, als jemals eine Ingwer feil gehabt, oder ihren Nachbarn weiß gemacht hat, ſie beweine den Tod ihres dritten Mannes. Aber, ohne alle Umſchweiffe und in dem ordentlichen geraden Fuhrweg des Ausdruks zu reden, es iſt nur allzuwahr, daß der gute Antonio, der rechtſchaffene Anto-

nio -- O! daß ich ein Beywort wißte, das gut genug wäre, mit seinem Namen in Gesellschaft zu gehen!

Salanio.

So sagt es denn heraus!

Solarino.

-- Ach! das Ende ist, daß er ein Schiff verlohren hat.

Salanio.

Gebe der Himmel, daß es das Ende seiner Unglüksfälle seyn möge!

Solarino.

Ich will bey Zeiten Amen sagen, oder der Teufel möchte dein Gebet unterwegs aufschnappen; denn hier kommt er in Gestalt eines Juden. Wie gehts, Schylok? Was giebt es neues unter den Kauffleuten?

Schylok zu den Vorigen.

Schylok.

Ihr wißt (niemand besser, niemand besser als ihr) um meiner Tochter Flucht.

Salanio.

Das ist gewiß; ich, für meinen Theil, kenne den Schneider der die Flügel machte, womit sie weggeflogen ist.

Solarino.

Solarino.

Und Schylok, an ſeinem eignen Theil, wußte daß der Vogel angefangen hatte Federn zu bekommen, und daß es alsdann ihrer aller Gebrauch iſt, von der Mutter wegzufliegen.

Schylok.

Sie iſt verdammt davor.

Salanio.

Das iſt eine ausgemachte Sache, wofern der Teufel ihr Richter iſt.

Schylok.

Mein eigen Fleiſch und Blut ſoll ſich wider mich empören!

Solarino.

Pfui, ſchämt euch, altes Rabenaaß, in euern Jahren ſich empören!

Schylok.

Ich ſage, meine Tochter iſt mein Fleiſch und Blut.

Salanio.

Es iſt ein gröſſrer Unterſchied zwiſchen deinem Fleiſch und dem ihrigen als zwiſchen Agtſtein und Elfenbein; und ein gröſſrer zwiſchen euer beyder Blut als zwiſchen rothem Wein und Rhein-Wein; aber ſagt uns, hört ihr nichts, ob Antonio einen Verluſt auf dem Meer erlidten hat oder nicht?

Schylok.

Das iſt wieder ein andrer ſchlimmer Handel, den ich auf dem Halſe habe; ein Thor, der um eines Verſchwenders willen Bankrutt wird, der kaum mehr ſein Geſicht auf dem Rialto ſehen laſſen darf; ein Bettler, der ſo ſchmuk und aufgepuzt auf den Markt zu kommen pflegte. Er mag zu ſeiner Verſchreibung ſehen! Er war gewohnt aus Chriſtlicher Gefälligkeit Geld auszuleihen; er mag zu ſeiner Verſchreibung ſehen.

Salanio.

Wie? ich hoffe doch nicht daß du ſein Fleiſch nehmen wirſt, wenn er nicht beyhalten kan; wozu könnteſt du's brauchen?

Schylok.

Fiſche damit zu angeln. Wenn ich ſonſt nichts damit füttern kan, ſo ſoll es meine Rache füttern; er hat mir Schaden gethan, mich an mehr als einer halben Million gehindert, zu meinem Verluſt noch gelacht, ſich über meinen Gewinn aufgehalten, meine Nation geſchmäht, meine Waaren verkleinert, meine Freunde abgekühlt, meine Feinerhizt; und warum diß alles? Weil ich ein Jude bin. Hat ein Jude keine Augen? Hat ein Jude keine Hände, Gliedmaaſſen, Sinne, Bedürfniſſe, Leidenſchaften? braucht er nicht eben dieſelbe Nahrung, wird er nicht mit den nemlichen Waffen verwundet, iſt er nicht den nemlichen Krankheiten unterworfen, wird er nicht durch die nemlichen Arzneyen geheilt, wird er nicht von dem nemlichen Sommer und Winter erwärmt oder gekühlt wie ein Chriſt? Wenn

ihr

ihr uns stecht, bluten wir nicht? Lachen wir nicht wenn ihr uns kizelt? Sterben wir nicht, wenn ihr uns vergiftet? Und wenn ihr uns mißhandelt, sollen wir nicht Rache suchen? Sind wir euch in allem übrigen gleich, so wollen wir's auch in diesem seyn. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was soll seine Geduld nach dem Beyspiel des Christen seyn? Rache. Ich will die Bosheit ausüben, die ihr mich lehrt, nnd es müßte übel gehen, wenn ich meine Lehrmeister nicht übertreffen sollte.

Ein Bedienter von Antonio zu den Vorigen.

Bedienter.

Meine Herren, Antonio, mein Herr, ist bey Hauß, und wünscht euch beyde zu sprechen.

Salanio.

Wir suchen ihn diese ganze Zeit.

Tubal zu den Vorigen.

Solarino.

Hier kommt ein andrer von diesem Gezücht; ein'dritter ihres gleichen ist nicht zu finden, es müßte denn der Teufel selbst ein Jude werden.

[Salanio und Solarino gehen ab.]

Schylok.

Wie gehts, Tubal? Was bringst du uns neues von Genua? Hast du meine Tochter gefunden?

Tubal.

Tubal.

Ich kam an viele Orte wo ich von ihr hörte, aber ich kan ſie nicht finden.

Schylok.

Wie, hier, hier, hier, hier! ein Diamant hin, der mich zu Frankfurt zweytauſend Ducaten koſtete! Der Fluch kam nie über unſer Volk als izt, ich fühlt' ihn noch nie als izt; zweytauſend Ducaten in einem einzigen Stein, und andre koſtbare, koſtbare Juweelen! Ich wollte meine Tochter läge todt zu meinen Füſſen, und hätte die Juweelen in ihren Ohren; o! ich wollte ſie läg' in der Baare zu meinen Füſſen, und hätte die Ducaten in ihrem Sarg! Keine Nachricht von ihnen? O! weh mir! Und wer weiß, wie viel über dem Suchen aufgegangen iſt? O Verluſt über Verluſt! Der Dieb mit ſo vielem durchgegangen, und ſo viel aufgewandt, den Dieb zu ſuchen! Und doch keine Entſchädigung, keine Rache, kein Unglük, als was über meine eigne Schultern blizt; keine Seufzer, als wozu ich den Athem hergebe; keine Thränen, als die ich vergieſſe.

Tubal.

Ey, andre Leute haben auch Unglük; dem Antonio, wie ich zu Genua hörte --

Schylok.

Was, was, was? Unglük, Unglük?

Tubal.

Tubal.

Iſt ein Schiff zu Grunde gegangen, das von Tripoli kam?

Schylok.

Gott ſey Dank, Gott ſey Dank! Iſt es auch gewiß? Iſt es gewiß?

Tubal.

Ich ſprach mit einigen Matroſen, die aus dem Schiffbruch gerettet worden.

Schylok.

Ich danke dir, guter Tubal. Gute Zeityngen, gute Zeitungen, ha, ha, ha -- wo war das? In Genua?

Tubal.

Eure Tochter verthat zu Genua achtzig Ducaten in einer Nacht.

Schylok.

Du langſt mir mit einem Dolch ins Herz; ich ſoll mein Gold nimmer wieder ſehen! Achtzig Ducaten auf einen Siz, achtzig Ducaten!

Tubal.

Es kamen etliche von Antonio's Glaubigern mit mir nach Venedig, welche ſchwören, daß er nothwendig falliren müſſe.

Schylok.

Schylok.

Das freut mich; ich will ihn quälen, ich will ihn martern; das freut mich.

Tubal.

Einer unter ihnen zeigte mir einen Ring, den er von eurer Tochter für einen Affen hatte.

Schylok.

Daß sie die Pest erstike! Du marterst mich, Tubal; es war ein Türkiß, ich hatt' ihn von Lea, wie ich noch ein Junggeselle war; ich hätt' ihn nicht für eine ganze Wildniß voll Affen gegeben.

Tubal.

Aber Antonio ist unfehlbar verlohren.

Schylok.

Nun, das ist wahr, das ist wahr. Geh, bestelle mir einen Advocaten, bestell' ihn vierzehn Tage vorher. Ich will sein Herz haben, wenn er nicht beyhält; denn wenn er nicht mehr in Venedig ist, so kan ich alle Geschäfte machen die ich nur will. Geh, geh, Tubal, und wart' in der Synagog auf mich; geh, guter Tubal; in unserer Synagoge, Tubal.

[Sie gehen ab.]

Zweyte Scene.

[Verwandelt ſich in Belmont.]

Baſſanio, Portia, Gratiano, Neriſſa, und Gefolge treten auf. Die Käſtchen werden aufgedekt.

Portia.

Ich bitte euch, laßt es noch anſtehen; wartet noch einen Tag oder zween, eh ihr es waget; denn wenn ihr unrecht wählt, ſo verliehr ich eure Geſellſchaft; geduldet euch alſo noch. Es iſt etwas in mir, das mir ſagt, (aber es iſt nicht Liebe) ich wollt' euch nicht gerne verliehren; nehmt es als einen Rath an, der nicht zu verachten iſt. Allein aus Furcht ihr möchtet mich nicht recht verſtehen, (und doch ſoll ein Mädchen keine Zunge für ſeine Gedanken haben) möcht' ich euch gern einen oder zween Monate zurük halten, eh ihr es für mich waget. Ich könnt euch ſagen wie ihr mich gewiß wählen könntet; aber dann hätte ich meinen Eyd gebrochen, und das will ich nicht; ihr könnt mich alſo verfehlen, und wenn ihr es thut, ſo macht ihr mich eine Sünde wünſchen. Weh euern Augen! Sie haben mich mit einem Blik getheilt; eine Helfte von mir iſt euer, und die andre Helfte iſt euer; iſt mein, wollt' ich ſagen; doch wenn ſie mein iſt, ſo iſt ſie euer, und ſo iſt alles euer. Ach! dieſe verwünſchten Umſtände ſezen eine Scheidwand zwiſchen den Eigenthümern und ihrem Recht,

und so bin ich euer, und nicht euer; sey es so, und das Glük mag dafür an meiner Statt zur Hölle fahren -- Ich schwaze zuviel, aber es geschieht, die Zeit aufzuhalten und in die Länge zu ziehen; ich kan euere Wahl nicht lange genug aufhalten.

Bassanio.

Laßt mich wählen, theurstes Fräulein; so wie ich bin, lig ich auf der Folter.

Portia.

Auf der Folter, Bassanio? So bekennet dann, was für eine Verrätherey mit eurer Liebe vermengt ist.

Bassanio.

Keine als diese häßliche Verrätherey des Zweifels, die mich fürchten macht, daß ich meine Liebe nicht genieſſen werde. Eher könnte zwischen Feuer und Schnee Freundschaft seyn, als zwischen Verrätherey und meiner Liebe.

Portia.

Gut, aber ich fürchte, ihr redet auf der Folter, wo die Leute oft aus Zwang reden, was sie nicht denken.

Bassanio.

Versprecht mir das Leben, so will ich die Wahrheit bekennen.

Portia.

Wohlan denn, bekennt und lebet!

Bassanio.

Baſſanio.

Das Bekenntniß meiner Liebe iſt alles was ich bekennen kan. O glükſelige Folter, wo mein Peiniger mich ſelbſt lehrt, was ich zu meiner Befreyung antworten ſoll. Aber laßt mich zu den Käſtchen und zu meinem Schikſal!

Portia.

So kommt dann. Ich bin in eines derſelben eingeſchloſſen; wenn ihr mich liebt, ſo werdet ihr mich finden. Neriſſa, und ihr übrigen, ſteht alle von ferne; laßt Muſik ertönen, während daß er ſich bedenkt, damit er, wenn er unglüklich wählt, doch ein Schwanen-gleiches Ende nehme. Um die Vergleichung richtiger zu machen, ſollen meine Thränen der Strom, und meine Augen ſein wäſſernes Todbette ſeyn. Aber gewinnt er, was iſt dann die Muſik? Dann iſt ſie das Freuden-Getön, unter welchem getreue Unterthanen ſich vor ihrem neugekrönten Monarchen büken; lieblich wie die ſüſſen Töne, die bey des Morgens Anbruch in des träumenden Bräutigams Ohr ſich ſchleichen, und ihn zu ſeinem Hochzeit-Tag auffordern. Nun geht er, mit keinem geringern Anſtand, aber mit viel mehr Liebe als der junge Alcides, da er gieng den Jungfrauen-Tribut aufzuheben, den das heulende Troja dem Meer-Ungeheuer bezahlen mußte; ich ſteh an des Opfers ſtatt; die übrigen, die von ferne ſtehen, ſind die Dardaniſchen Weiber, die mit ängſtlichen Geſichtern herausgegangen ſind, dem Ausgang der Unternehmung zuzuſehen. Geh, Herku-

les! Lebe du, so leb' ich; mit stärker klopfendem Herzen seh ich dem Kampf zu, als du ihn untergehst.

[Man hört eine Musik, während daß Bassanio die Kästchen betrachtet, und sich bedenkt.]

Bassanio.

Der äusserliche Schein ist oft das geringste an einer Sache. Die Welt läßt sich immer durch Schimmer und Puz betrügen. Vor Gericht, wo ist eine so schlimme Sache die nicht durch die Schminke der Beredsamkeit und eine angenehme Stimm' eine günstige Gestalt erhält? In der Religion, wo ist ein so verdammter Irrthum, den nicht eine fromme feyerliche Stirne heiligen, durch irgend einen Text bestätigen, und seine scheußliche Mißgestalt unter eine schöne Larve versteken kan? Kein Laster ist so dumm, daß es seine äusserliche Häßlichkeit nicht mit irgend einem Zug oder Merkmal einer Tugend auszuschmüken wißte. Wie manche Mennen, deren Herz so zuverläßig ist als eine Treppe von Sand, tragen den Bart des Hercules und des schrekenden Kriegs-Gottes an ihrem Kinn, die, wenn man ihr Inwendiges durchsucht, eine milchweisse Leber haben? Sehet die Schönheit an, und ihr werdet ein natürliches Wunder finden, das sie würkt, indem sie diejenigen am leichtesten macht, die am schwersten mit ihr beladen sind. Und wie öft findet sich, daß diese krausen schneckengleichen goldnen Loken, die auf Rechnung ihrer vermeynten Schönheit so muthwillige Spiele mit dem Winde treiben, die Verlassenschaft eines andern Kopfes sind, und der Schedel in einem Grabe ligt, der sie nährte. So ist dann äusserer

Schmuk

Schmuk nichts als das betrügliche Ufer einer höchſtgefährlichen See, der goldne Schleyer, der eine Indianiſche Schönheit verhüllt; mit einem Wort, die ſcheinende Wahrheit, worein die liſtige Gelegenheit ſich verkleidet, um die Weiſeſten zu berüken. So fahre dann hin, du ſinkendes Gold, du harte Speiſe des Midas, ich verlange deiner nicht; noch deiner, du blaſſer und gemeiner Beyläuffer zwiſchen Menſchen und Menſchen; du aber, du magres Bley, ſo eher droheſt als etwas verſprichſt, deine Einfalt rührt mich mehr als Beredſamkeit, und hier wähl' ich dich; der Erfolg möge glüklich ſeyn!

Portia.

Wie zerſtäubt dieſer einzige Augenblik alle andre Leidenſchaften, raſche Verzweiflung, ſchauernde Furcht, und grünaugichte Eiferſucht in die Luft! O Liebe, mäſſige dich, mildre deine Entzükung, regne deine Freude ſanft herab, ich fühle deine Wonne zu ſtark, vermindre ſie oder ich ſterbe, erſinke unter der Laſt deiner Freuden.

[Sie öffnet das Käſtchen.]

Baſſanio.

Was find' ich hier? der ſchönen Portia Bildniß? Welch ein Halbgott kam der Schöpfung ſo nah? Bewegen ſich dieſe Augen? Oder ſcheinen ſie nur in Bewegung weil ſie von meinen entzükten Bliken angefacht werden? Ein zukerſüſſer Athem ſcheint dieſe kleinen verſchwiſterten Lippen zu theilen; hier in ihren Loken ſpielt der Mahler die Spinne, und hat ein goldnes Nez gewebt, um die Herzen der Män-

ner feſter darinn zu verſtriken, als Müken in einem Spinnengewebe: Aber ihre Augen -- wie kount' er ſehen, um ſie zu machen? Mich dünkt, wie er eines fertig hatte, hätt' es Macht genug haben ſollen, ihm ſeine beyden zu ſtehlen, und das andre unvollendet zu laſſen -- Doch wie ſehr beleidigt mein Lob dieſen Schatten, da es ſo weit unter ſeinem Werth bleibt; ſo weit, als dieſer Schatten hinter ſeinem Urbild zurük bleibt -- Hier iſt die Rolle, die den Inhalt meines Glüks anzeigt:

Du, der nicht nach dem Schein gewählt,
Dir wird das Beſte zugezählt;
Und wie dir's Wiz und Glük beſchieden,
So bleib auch ſtets damit zufrieden.
Stimmt dein Geſchik mit deinem Sinn,
So ſchau nach deiner Schönen hin,
Und eigne ſie, zum frohen Gruß,
Durch einen liebesvollen Kuß.

Ein ſüſſer Befehl; Schönſtes Fräulein, mit eurer Erlaubniß, (er küßt ſie.) Gleich einem, von zween die um den Preis rangen, der den Beyfall des Volks erhalten zu haben glaubt, und von dem Zujauchzen und dem allgemeinen Geklatſche betäubt, noch immer im Zweifel ſteht und ſich umſchaut, ob dieſer lermende Beyfall ihm gelte oder nicht: So ſteh ich ſchönſtes Fräulein, eben ſo zweifelsvoll, ob das was ich ſehe würklich ſey, bis es mir aus euerm eignen Munde bekräftigt, beſtätiget und genehmiget ſeyn wird.

Portia.

Portia.

Ihr ſhet mich hier, Signor Baſſanio, ſo wie ich bin; ich bin nicht ſo ehrgeizig in meinen Wünſchen, daß ich mich um meiner Selbſt willen, viel beſſer wünſchen ſollte als ich bin; Allein um euertwillen wünſchte dreymal, zwanzigmal ich ſelbſt zu ſeyn, tauſendmal ſchöner, zehentauſendmal reicher, an Tugenden, Annehmlichkeiten, Gütern und Freunden, unvergleichlich, einzig allein um es für euch, und euer deſto würdiger zu ſeyn. Allein meine ganze Summe iſt ein Theil von etwas, das überhaupt zu reden nichts beſſers iſt als ein unwiſſendes, unausgebildetes und unerfahrnes Mädchen; darinn glüklich, daß ſie noch nicht ſo alt iſt, um nicht noch Luſt zum Lernen zu haben; noch glüklicher darinn, daß ſie nicht ſo übel erzogen iſt, um nicht fähig zu ſeyn mehr zu lernen, und am allerglüklichſten darinn, daß ihre folgſame Seele ſich eurer Führung übergiebt, als ihres Herrn, ihres Beherrſchers und Königs. Ich ſelbſt, und alles was mein iſt, iſt von dieſem Augenblik an euch zugefallen. Einen Augenblik zuvor war ich Herr von dieſem ſchönen Siz, Gebieterin über meine Bedienten, und Königin über mich ſelbſt; und nun, von dieſem Augenblik an, ſind dieſes Haus, dieſe Bedienten, und dieſes mein Selbſt euer. Mein Herr, ich gebe ſie euch mit dieſem Ringe. Traget Sorge zu ihm, ſo lieb euch alles iſt, was ich mit ihm gebe; denn wofern ihr ihn veräuſſert, verliehrt oder verſchenket, ſo laßt es ein Vorzeichen des Untergangs unſrer Liebe ſeyn, und mir das Recht geben mit euch zu brechen.

Baſſanio.

Madame, ihr habt mich aller Worte beraubt; mein Blut allein ſpricht in meinen Adern zu euch, und alle meine Seelenkräfte ſind in einer ſolchen Verwirrung, wie man, nach einer ſchönen Rede die von einem beliebten Prinzen ausgeſprochen worden, unter der murmelnden vergnügten Menge wahrnimmt, wo ein jedes Etwas, unter einander gemengt, zu einer Art von Nichts wird; die Freude ausgenommen, welche ausgedrukt und nicht ausgedrukt iſt. Aber wenn dieſer Ring von meinem Finger ſcheidet, dann ſcheidet das Leben von mir; o dann ſagt kühnlich, Baſſanio iſt todt.

Neriſſa.

Gnädiger Herr, und Gnädige Fräulein; izt iſt die Reyhe an uns, die wir von ferne ſtanden und unſre Wünſche in Erfüllung gehen ſahen, euch Freude, unzählige Freude zuzuwünſchen.

Gratiano.

Signor Baſſanio und edelſtes Fräulein; ich wünſch' euch alle Freude, die ihr euch ſelbſt wünſchen könnt; denn ich bin gewiß, ihr wünſcht euch keine von mir; und wenn Euer Gnaden den Tag beſtimmen werden, an welchem Eure Liebe feyrlich beſtätiget werden ſoll, ſo erlaubet mir Euch zu bitten, daß eben derſelbe Tag auch mein Hochzeit-Tag ſeyn möge.

Baſſanio.

Von Herzen gerne, wenn du jemand finden kanſt, der dich will.

Gratiano.

Ich danke Euer Gnaden, ich habe ſchon jemand gefunden; meine Augen, Gnädiger Herr, können ſo ſchnell ſehen als die eurigen; ihr ſah't das Fräulein und ich das Mädchen; ihr liebtet, ich liebte; denn Kaltſinnigkeit iſt meine Sache ſo wenig als die eurige. Euer Glük hieng von dieſen Käſtchen ab, das meinige auch. Denn da ich mich bis zum Schwizen anſtrengte, ihr zärtliche Dinge vorzuſagen, und ſchwur bis mir der Gaumen auftroknete, ſo erhielt ich endlich von dieſer Schönen das Verſprechen, daß ich ihre Liebe haben ſollte, wenn ihr das Glük haben würdet, ihre Dame zu erhalten.

Portia.

Iſt das wahr, Neriſſa?

Neriſſa.

Gnädige Fräulein, es iſt ſo, wenn es Euer Gnaden nicht mißfällt.

Baſſanio.

Und iſt es an eurer Seite, Gratiano, in rechtem Ernſt gemeynt?

Gratiano.

Ja, auf meine Ehre, Gnädiger Herr.

Baſſanio.

Eure Verbindung wird unſerm Feſt viel Ehre anthun. (*)

Gratiano.

Wer kommt hier? Lorenzo und ſeine Ungläubige? Wie, und mein alter Venetianiſcher Freund, Salanio?

Dritte Scene.

Lorenzo, Jeſſica und Salanio zu den Vorigen.

Baſſanio.

Lorenzo und Salanio, willkommen allhier, wenn anders die Jugend des neuen Antheils den ich hier habe, mir ſoviel Macht giebt, euch willkommen zu heiſſen. Mit eurer Erlaubniß, angenehmſte Portia, heiſſe ich meine werthen Freunde und Landsleute willkommen.

Portia.

So thu ich auch, mein Herr, ſie ſind von Herzen willkommen.

Lorenzo.

Ich danke Euer Gnaden; was euch betrift, Gnädiger Herr,

(*) Hier folgen im Original ein paar Scherzreden zwiſchen Gratiano und Neriſſa, die man auslaſſen mußte, weil alles darinn auf eine nicht allzuanſtändige Zweydeutigkeit ankommt, die Gratiano in einem unſchuldigen Ausdruk der Neriſſa findet, und die ſich nicht überſezen läßt.

Herr, ſo war meine Abſicht wohl nicht euch hier zu ſehen; allein da ich Salanio unterwegs antraf, nöthigte er mich auf eine Art die ich nicht ausſchlagen konnte, mit ihm zu kommen.

Salanio.

Ich that es, Gnädiger Herr, und ich hatte Urſache dazu; Signor Antonio empfiehlt ihn euch.

[Er giebt Baſſanio einen Brief.]

Baſſanio.

Eh ich dieſen Brief öffne, ſagt mir, wie befindet ſich mein Freund?

Salanio.

Nicht krank, Gnädiger Herr, es wäre dann am Gemüth; Und nicht wohl, auſſer am Gemüth; ſein Brief wird euch ſeinen Zuſtand eröffnen.

[Baſſanio öfnet den Brief.]

Gratiano.

Neriſſa, ſeyd freundlich gegen jenen Fremden, (er deutet auf Jeſſica,) heißt ihn willkommen. Eure Hand, Salanio; was giebts neues in Venedig? Was macht der königliche Kauffmann, der edelmüthige Antonio? Ich weiß, er wird über unſer Glük erfreut ſeyn; wir ſind die Jaſons, wir haben das goldne Fließ erobert.

Salanio.

Ich wollte, ihr hättet erobert was er verlohren hat.

Portia.

Der Inhalt jenes Briefs muß sehr traurig seyn, daß er so die Farbe von Bassanio's Wangen stiehlt -- Der Tod irgend eines theuren Freundes; nichts geringers könnte einen standhaften Mann so sehr aus seiner Fassung setzen. Wie? Immer schlimmer und schlimmer; mit eurer Erlaubniß, Bassanio, ich bin halb Ihr Selbst, und ich muß die Helfte von allem, was es auch seyn mag, haben, das dieser Brief enthält.

Bassanio.

O liebste Portia, hier sind wenige Worte, aber die unangenehmsten die je geschrieben worden. Edles Fräulein, als ich euch zuerst von meiner Liebe sagte, gestand ich euch frey, daß mein ganzer Reichthum in meinen Adern lauffe, daß ich nichts als ein Edelmann sey. Ich sagte euch die Wahrheit; und doch, theures Fräulein, da ich mich selbst für nichts rechne, werdet ihr sehen, um wieviel ich noch ein Praler gewesen bin. Als ich euch sagte, mein Vermögen sey nichts, hätte ich euch sagen sollen, daß es weniger als nichts sey. Denn in der That, ich habe mich selbst einem theuren Freund, und meinen Freund seinem tödlichen Feind obligirt, um Mittel zu erhalten. Hier, Fräulein, ist ein Brief; das Papier ist wie der Leib meines Freundes, und jedes Wort darinn eine gährende Wunde, die sein Lebensblut ausströmt. Ist es denn wahr, Salanio? Sind alle seine Güter verlohren? Ist nichts davon gekommen? Von Tripoli, von Mexico, von England, von Lissabon, aus der Barbarey, aus Indien? Und nicht ein einziges Schiff den Klippen entgangen? Sala-

Salanio.

Nicht ein einziges, gnädiger Herr. Zudem so scheint es, daß, wenn er izt auch baares Geld hätte den Juden zu bezahlen, der Jud' es nicht annehmen würde. Niemals hab ich ein Geschöpf in menschlicher Gestalt auf eine so wüthende Art auf eines Menschen Untergang erpicht gesehen. Er ermüdet den Herzog Tag und Nacht, und schreyt über die verlezte Freyheit des Staats, wenn man ihm die Justiz versage. Zwanzig Kaufleute, die vornehmsten Glieder der Regierung, der Herzog selbst haben ihm aufs nachdrüklichste zugesprochen; aber es ist keinem unter ihnen möglich gewesen, ihn von seiner boshaften Klage auf die wörtliche Execution der Verschreibung, die er von Antonio in Handen hat, abzubringen.

Jessica.

Wie ich noch bey ihm war, hört ich ihn gegen Tubal und Chub, seine Landsleute, schwören, daß er lieber Antonio's Fleisch haben wollte, als zwanzig mal den Betrag der Summe, die er ihm schuldig sey. Und ich bin gewiß, Gnädiger Herr, daß es dem Antonio hart ergehen wird, wenn ihn Gesez, Ansehen und Macht nicht beschüzen.

Portia.

Ist es ein werther Freund von euch, der in solcher Unruh sich befindt?

Bassanio.

Der theurste von meinen Freunden, der gütigste, der

rechtschaffenste Mann; ein Mann, dessen gröstes Vergnügen ist wohl zu thun, und in welchem die alte Römische Ehre sichtbarer erscheint als in irgend einem andern, der in Italien Athem holt.

Portia.

Wie viel ist er dem Juden schuldig?

Bassanio.

Dreytausend Ducaten, und das für mich.

Portia.

Wie, nicht mehr? Zahlt ihm sechstausend, und vernichtet die Verschreibung; zahlt ihm zweymal sechstausend, und triplirt noch diese Summe, eh ein Freund von solchem Werth, nur ein Haar durch meines Bassanio Schuld verliehren soll; dann niemals sollt ihr mit einer beunruhigten Seele an Portias Seite ligen. Ihr sollt Gold genug haben, diese nichtsbedeutende Schuld zwanzigmal zu bezahlen. Wenn sie bezahlt ist, so bringt euern getreuen Freund mit; mein Mädchen Nerissa und ich wollen inzwischen als Mädchen und Wittwen leben. Kommt, auf den Weg! denn ihr sollt an euerm Verlöbniß-Tag von hier fort; heisset eure Freunde willkommen, zeigt ein aufgeräumtes Gesicht, und erwartet alles von meiner Liebe. Aber erst laßt mich euers Freundes Brief hören.

Bassanio liest.

Liebster Bassanio, alle meine Schiffe sind verunglükt,

meine

meine Gläubiger werden grauſam, mein Vermögen iſt auf's äuſſerſte herabgekommen, und meine Verpfändung an den Juden verfallen; und da es, wenn ich ſie bezahle, unmöglich iſt, daß ich bey Leben bleibe, ſo ſind alle Schulden zwiſchen euch und mir abgethan, wenn ich euch nur noch vor meinem Tode ſehen könnte. Nichts deſto weniger thut was euch beliebt; wenn eure Freundſchaft euch nicht bewegt zu kommen, ſo laſt euch meinen Brief nicht bewegen.

Portia.

O Freundſchaft! Eilet, Baſſanio, ſo ſehr ihr könnt.

Baſſanio.

Ich will, da ich eure gütige Erlaubniß habe; aber bis ich wieder komme, ſoll kein Bette an meiner Verzögerung ſchuldig werden, und kein Schlaf mich einen Augenblik länger von euch trennen, als es die dringende Noth meines Geſchäftes thun wird.

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in eine Straſſe in Venedig.]

Schylok, Solarino, Antonio und der Kerkermeiſter.

Schylok.

Kerkermeiſter, gieb auf ihn Acht; ſage mir nichts von Barmherzigkeit; es iſt der Narr, der Geld ohne Zinſen ausgeliehen hat; gieb auf ihn Acht, Kerkermeiſter.

Antonio.

Antonio.

Höre mich einen Augenblik, guter Schylok.

Schylok.

Ich habe meine Verschreibung; sage nichts wider meine Verschreibung, ich hab einen Eyd geschworen, daß ich haben will was du mir verschrichen hast. Du nanntest mich einen Hund eh du Ursache dazu hattest; weil ich denn ein Hund bin, so nimm dich vor meinen Zähnen in Acht. Der Herzog soll mir Justiz angedeyen lassen -- Mich wundert, du nichtswürdiger Kerkermeister, daß du so gut bist, auf sein Bitten mit ihm auf die Strasse zu gehen.

Antonio.

Ich bitte dich, höre mich reden.

Schylok.

Meine Verschreibung will ich haben, ich will dich nicht reden hören; ich will meine Verschreibung haben; alles was du sagen kanst, würde dir nichts helfen; ich will mich nicht zu einem sanftmüthigen dummköpfigen Tropfen machen lassen, der den Kopf schüttelt, die Schultern sinken läßt, seufzt und christlichen Fürbittern nachgiebt. Lauffe mir nicht nach; ich will keine Worte, ich will meine Verschreibung haben.

[Schylok geht ab.[

Solarino.

Das ist der unerbittlichste Hund, der jemals unter Menschen gelossen ist.

Anto-

Antonio.

Laßt ihn gehen, ich will ihm nicht mehr mit unnüzen Bitten folgen; er ſucht mein Leben. Seine Urſachen kenne ich wohl; ich habe manchen ehrlichen Leuten, die ſich ihm verbürget hatten, von ihm loßgeholfen, wenn ſie ſich in zeiten an mich wandten; das iſt der Grund ſeines Haſſes.

Solarino.

Ich bin verſichert, der Herzog wird nimmermehr zugeben, daß er eure Verſchreibung zu einer ſo unmenſchlichen Rache mißbrauche.

Antonio.

Der Herzog kan den Lauff des Geſezes nicht aufhalten; denn das Zutrauen das die Fremden zu uns haben, und ihr Sicherheit gründet ſich auf die genaue und buchſtäbliche Handhabung des Geſezes: Eine Vorbeygehung deſſelben, ſo groß auch der Schein der Billigkeit ſeyn möchte, würde dem ganzen Staat gefährlich werden, deſſen Gewerb und Vortheil von allen Nationen abhängt. Gehet alſo nur, dieſe Unglüksfälle und Widerwärtigkeiten haben mir ſo zugeſezt, daß ich morgen ſchwerlich noch ein Pfund Fleiſch für meinen blutgierigen Glaubiger übrig haben werde. Wohl dann Kerkermeiſter, wieder hinein; Wenn nur Baſſanio kommt, und mich ſeine Schuld bezahlen ſieht, ſo bekümmre ich mich nichts um das übrige.

(Sie gehen ab.)

Fünfte

Fünfte Scene.

[Verwandelt ſich in Belmont.]

Portia, Neriſſa, Lorenzo, Jeſſica und Balthaſar treten auf.

Lorenzo.

Gnädige Frau, ich bin kein Schmeichler ob ich gleich in Euer Gnaden Gegenwart es ſage, ihr habt eine edle und wahre Empfindung von der göttlichen Freundſchaft; da ihr ſo willig ſeyd, um eines Freundes willen, die Abweſenheit euers Gemahls zu ertragen. Aber wenn ihr den Mann kenntet, dem ihr dieſe Ehre erweißt, was für ein würdiger edler Mann es iſt, dem ihr Hülfe zuſendet, was für ein theurer Freund von Euerm Gemahl; ſo bin ich verſichert, ihr würdet ſtolzer auf dieſe That ſeyn, als eine zur Gewohnheit gewordene Güte zu ſeyn erlaubt.

Portia.

Es hat mich niemalen gereuet, eine gute Handlung gethan zu haben, und ſoll mich auch izt nicht gereuen. Perſonen, die ihre Zeit mit einander zubringen, und deren Seelen an einem gleichen Joch der Liebe ziehen, müſſen nothwendig eine groſſe Aehnlichkeit in den Lineamenten ihrer Sitten und Gemüthsart haben. Ich ſtelle mir alſo vor, da dieſer Antonio ein Herzensfreund von meinem Gemahl iſt, er könne nicht anders als ihm ähnlich ſeyn. Iſt aber dieſes, wie wenig iſt das der Rede werth was ich darauf verwendet

habe,

habe, das Ebenbild von meiner eignen Seele den Klauen einer hölliſchen Grauſamkeit abzujagen. Diß ſieht einem Lob meiner Selbſt zu ähnlich -- alſo nichts mehr hievon. Höret etwas anders. Lorenzo, ich vertraue und übergebe euch, in Abweſenheit meines Herrn, die Verwaltung und Aufſicht über mein Haus. Ich für meine Perſon habe dem Himmel ein geheimes Gelübde gethan, in der Geſellſchaft der einzigen Neriſſa, bis zur Wiederkunft meines Herrn und ihres Mannes in Gebet und Betrachtung zu leben. Zwo Meilen von hier iſt ein Kloſter, wohin wir uns begeben wollen. Ich erſuche euch, dieſen Auftrag nicht von euch abzulehnen, den euch meine Freundſchaft und gewiſſer maaſſen die Nothwendigkeit auflegt.

Lorenzo.

Gnädige Frau, ich bin von Herzen willig dazu, und werde Euern Befehlen in allem nachkommen.

Portia.

Meine Leute wiſſen bereits meinen Willen, und werden euch und Jeſſica als Perſonen begegnen, die Baſſanio's und meine Stelle vertreten. Lebet alſo wohl bis wir uns wiederſehen.

Lorenzo.

Gute Gedanken und glükliche Stunden mögen Euer Gnaden überall nachfolgen!

Jeſſica.

Ich wünſche Euer Gnaden alles mögliche Vergnügen.

Portia.

Ich danke euch, und erwiedre eure guten Wünſche; lebet wohl, Jeſſica.

[Jeſſica und Lorenzo gehen ab.]

Nun Balthaſar, ich habe dich immer ehrlich und getreu befunden; laß mich dich auch izt ſo finden. Nimm dieſen Brief, eile damit ſo hurtig als der äuſſerſte Fleiß eines Menſchen vermag, nach Padua, und gieb ihn in die eignen Hände meines Vetters, des Doctor Bellario; und die Papiere und Kleider die er dir geben wird, bring', ich bitte dich, mit der möglichſten Eilfertigkeit in das gewöhnliche Poſtſchiff das nach Venedig geht; verlichr' keine Zeit mit Worten, eile, ich werde vor dir zu Venedig ſeyn.

Balthaſar.

Gnädige Frau, ich werde euern Auftrag ſorgfältig ausrichten.

[Er geht ab.]

Portia.

Komm, Neriſſa, ich habe eine Arbeit vor mir, wovon du dir noch nichts träumen läſſeſt; wir wollen unſre Männer ſehen, eh ſie ſichs vermuthen.

Neriſſa.

Sollen ſie uns auch ſehen? Portia.

Portia.

Das ſollen ſie, Meriſſa; aber in einem ſolchen Aufzug, daß ſie ſich einbilden ſollen, wir ſeyen mit etwas begabt was uns mangelt. Ich will mit dir wetten was du willt, wenn du und ich wie ein paar junge Geſellen gekleidet ſind, ſo will ich der artigere Bube unter beyden ſeyn, und meinen Degen mit der beſſern Art tragen; ich will eine ſchnarrende Mittel-Stimme zwiſchen Knabe und Mann an mich nehmen, und aus zwo kleinen trippelnden Mädchen-Tritten einen männlichen Schritt machen; und von Schlägereyen reden, troz irgend einem zarten jungen Großſprecherchen; und pralen und lügen, wie vornehme Frauenzimmer ſich um meine Liebe beworben haben, und wie ich ihnen den Korb gegeben, und wie ſie darüber aus Liebe krank geworden und geſtorben ſeyen; denn ein ehrlicher Kerl kan doch nicht alle zufrieden ſtellen; dann will ich mich's reuen laſſen, und mit alle dem wünſchen, daß ich ſie nicht umgebracht hätte. Ich will dir zwanzig dergleichen Aufſchneidereyen in einem Athem daherſagen, daß man ſchwören ſoll, ich ſey kaum ein Jahr aus der Schule entloffen. Ich habe tauſend ſolche Stükchen von dieſen windichten Geelſchnäbeln im Kopf, die ich practiſiren will.

Meriſſa.

Wollen wir uns in Männer verwandeln?

Portia.

Pfui, was das für eine Frage ist? Komm, ich will dir meinen ganzen Entwurf erzählen, wenn ich in meiner Kutsche bin, die an dem Garten-Thor auf uns wartet; hurtig, wir müssen heute noch zwanzig Meilen machen.

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

Lancelot und Jessica.

Lancelot.

Ja, meiner Sir; denn seht, die Sünden des Vaters werden den Kindern zugerechnet; und also fürcht ich mir vor euch, das kan ich euch sagen. Ich war immer offenherzig gegen euch, und also sag ich euch izt meine wahren Refractionen über diese Materie. Seyd also nur gutes Muths; denn in der That, ich denke, ihr kommt in die Hölle; es ist nur eine einzige Hoffnung die euch etwas helfen könnte, und das ist mit alledem doch nur eine Art von Bastard-Hoffnung.

Jessica.

Und was für eine Hoffnung ist das, wenn ich bitten darf?

Lancelot.

Sapperment, ihr könnt zum theil hoffen, daß euch euer

Vater

Vater nicht gemacht hat, daß ihr nicht des Juden Tochter seyd.

Jessica.

Das wäre eine Art von Bastard-Hoffnung, in der That; aber denn könnten die Sünden meiner Mutter an mir heimgesucht werden.

Lancelot.

Das ist wahr; ich sorge also, ihr werdet um Vater und Mutter willen verdammt; wenn wir Scylla euern Vater ausweichen wollen so fallen wir in Charybdis, eure Mutter; gut, ihr seyd auf beyden Wegen verlohren.

Jessica.

Ich komm um meines Mannes willen in den Himmel; denn er hat mich zu einer Christin gemacht.

Lancelot.

Desto schlimmer daß ers gethan hat; es sind unser Christen genug, soviel als nur immer Platz neben einander haben können; dieses Christen-Machen wird noch die Schweine theurer machen; wenn wir alle Schweinfleisch-Esser werden, so werden wir in kurzem um baares Geld keine Carbonade mehr bekommen können.

Lorenzo zu den Vorigen.

Jessica.

Ich will meinem Manne sagen, was ihr da gesagt habt, Lancelot; hier kommt er.

Lorenzo.

Ich werde nächstens eifersüchtig über euch werden Lancelot, wenn ihr meine Frau so in Winkel lokt.

Jessica.

Ihr habt nichts von uns zu besorgen, Lorenzo, Lancelot und ich stehen sehr übel mit einander, er sagt mir rund ins Gesicht, daß ich ohne Gnade verdammt sey, weil ich eines Juden Tochter bin, und er sagt, ihr seyd kein wohlgesinntes Glied des gemeinen Wesens; denn wenn ihr Juden zu Christen bekehrt, so vertheurt ihr den Preis des Schweinfleisches.

Lorenzo.

Ich werde das besser gegen das gemeine Wesen verantworten können als ihr es könnt, daß ihr der Schwarzen einen geschwollnen Bauch gemacht habt; die Möhrin geht mit dem Kinde von euch, Lancelot.

Lancelot.

Es ist viel, daß die Möhrin mehr seyn soll als Recht ist; aber wenn sie weniger ist als ein ehrliches Mensch, so ist sie in der That mehr als wofür ich sie gehalten habe.

Lorenzo.

Wie ein jeder Narr mit einem Wort spielen kan! Ich denke es wird in kurzem dazu kommen, das Stillschweigen die beste Art seinen Wiz zu zeigen seyn, und das Reden nur an Papagayen anständig gefunden werden wird. Geht hin-

ein

ein Tölpel, und ſagt, daß ſie alles zum Mittageſſen fertig machen.

Lancelot.

Das iſt ſchon geſchehen, Herr, ſie haben alle Mägen.

Lorenzo.

Was ihr für ein Wiz-Schnapper ſeyd! ſo ſagt ihnen, ſie ſollen das Mittageſſen fertig machen

Lancelot.

Das iſt auch ſchon geſchehen, Herr; Deken, iſt das einzige Wort, das ſich ſchikt.

Lorenzo.

So wollt ihr alſo deken, mein Herr;

Lancelot.

Das auch nicht, Herr, ich kenne meine Schuldigkeit beſſer.

Lorenzo.

Willt du denn deinen ganzen Kram von Wiz auf einmal auspaken? Ich bitte dich verſtehe mich, wenn ich ohne Figuren mit dir rede; geh zu deinen Cameraden und ſag ihnen, ſie ſollen den Tiſch deken, das Eſſen auftragen, und wir wollen zum Mittageſſen hineinkommen.

Lancelot.

Was den Tiſch betrifft, Herr, ſo ſoll er aufgetragen werden; was das Eſſen betrift, Herr, ſo ſoll es gedekt

werden; und was euer zum Mittageſſen Kommen betrift, Herr, ſo könnt ihr es damit halten wie es eure Lebensgeiſter und Ideen dirigiren werden.

[Lancelot geht ab.]

Lorenzo.

Das muß man geſtehen, ſeine Worte paſſen gut in einander! Der Narr hat eine ganze Armee von hübſchen Worten in ſein Gedächtniß einquartirt; und ich kenne manche Narren, die, wenn ſie gleich an einem beſſern Plaz ſtehen, eben ſo gut wie er garnirt ſind, und um eines rauſchenden Worts willen, der Materie, wovon die Rede iſt, ins Geſicht ſpringen -- Wie geht dir's, Jeſſica? Sage mir, meine Liebe, wie gefällt dir Baſſanio's Frau?

Jeſſica.

Ueber allen Ausdruk woll; es iſt höchſt billig, daß Baſſanio ein untadeliches Leben führe; denn bey einer ſolchen Gemalin genießt er die Freuden des Himmels ſchon auf Erden; und wenn er ſie auf Erden nicht verdient, ſo iſt es natürlich, daß er nimmer in den Himmel kommen kan. Wenn ein paar Götter irgend ein himmliſches Spiel machten, und zwo Sterbliche, wovon Portia eine wäre, ſezen wollten, ſo müßte ſonſt etwas zu der andern gelegt werden, um den Abgang am Werth zu erſezen; denn dieſe arme rohe Welt hat nicht ihres gleichen.

Lorenzo.

Gerade ſo einen Mann haſt du an mir, wie ſie eine Frau ſeyn wird.

Jeſſica.

Jeſſica.

Das iſt ein Punct, worüber ihr mich wol um meine Meynung fragen könntet.

Lorenzo.

Das will ich; wir wollen nur vorher zum Eſſen gehen.

Jeſſica.

Nein, laſſt mich eure Lobrede halten, weil ich Appetit habe.

Lorenzo.

Nicht doch, ich bitte dich, behalte es für unſre Tiſchreden auf; denn was du auch ſagen magſt, unter andern Dingen will ich es ſchon verdauen können.

Jeſſica.

Gut, ich will euch rühmen, daß ihr genug kriegen ſollt.

(Sie gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

(Das Rathhaus von Venedig.)

Der Herzog, und die Senatoren treten auf. Antonio, Bassanio und Gratiano bleiben vor dem Gegitter stehen.

Herzog.

Ist Antonio hier?

Antonio.

Zu Euer Durchlaucht Befehl.

Herzog.

Ich bin bekümmert für dich; du hast es mit einem steinernen Ankläger zu thun, einem unmenschlichen Elenden, der keines Mitleidens fähig ist.

Antonio.

Ich habe vernommen, daß Euer Durchlaucht grosse Mühe genommen, seine Hartherzigkeit zu mildern; weil er aber nicht zu erweichen ist, und keine gesezmässige Mittel vorhanden sind, mich vor seinem Haß sicher zu stellen, so sey

ich

ich ſeiner Wuth meine Geduld entgegen, und bin gefaßt, mit ruhigem Gemüth die äuſſerſte Grauſamkeit des ſeinigen zu erdulden.

Herzog.

Geht und ruft den Juden vor Gericht.

Salanio.

Er wartet ſchon vor der Thüre; hier kommt er, Gnädigſter Herr.

Schylok tritt herein.

Herzog.

Macht Plaz, und laßt ihn vor uns über ſtehen. Schylok, die Welt iſt beglaubt, und ich bin es auch, daß du dieſe angenommene Bosheit nicht weiter treiben werdeſt, als bis es zur Vollziehung der That ſelbſt kommen werde; und man hält ſich verſichert, daß du alsdann noch gröſſere Reue und Barmherzigkeit zeigen werdeſt, als izt deine unerhörte anſcheinende Grauſamkeit iſt. Man hoffet, anſtatt die nach dem ſtrengen Recht dir verfallene Genugthüung, nemlich ein Pfund von dieſes armen Kauffmanns Fleiſch zu verlangen, werdeſt du nicht nur die Straffe, ſondern, von menſchlicher Milde und Gütigkeit gerührt, auch die Helfte der Schuld nachlaſſen, und einen mitleidigen Blik auf ſeine

Unglüks-

Unglüksfälle werfen, welche kürzlich auf seinen Rüken zusammengestürmt haben, und groß genug sind, einen königlichen (*) Kauffmann zu Boden zu drüken, und Mitleiden mit seinem Zustand selbst aus ehernen Busen und Herzen von Kieselstein zu schlagen, aus gefühllosen Türken und Tartarn, die niemals zu den Pflichten der sanften Leutseligkeit gezogen worden. Wir alle erwarten eine verbindliche Antwort von dir, Jude.

Schylok.

Ich habe Euer Durchlaucht meine Gesinnung schon eröffnet. Bey unserm heiligen Sabbath hab' ich geschworen daß ich die mir verschriebne Genugthüung haben will. Versagt ihr sie mir, so mag es auf die Gefahr eurer Geseze, und der Handlungs-Freyheit eurer Stadt geschehen! Ihr werdet mich fragen, warum ich lieber ein Pfund Luder-

Fleisch

(*) Dieses Beywort (königlich) ist hier nicht um des Schalls willen da, sondern wird mit grosser Schiklichkeit gebraucht, und zeigt daß unser Autor mit der Geschichte des Volkes so er hier auf die Schaubühne bringt, wohl bekannt war. Denn, als die Franzosen und Venetianer zu Anfang des 13ten Jahrhunderts Constantinopel eingenommen hatten, bemühten sich die ersten unter dem Kayser Heinrich (einem Bruder Balduins, Graien von Flandern,) ihre Eroberungen über die Griechischen Provinzen auf dem festen Land auszubreiten, während daß die Venetianer, welche Meister von der See waren, ihren Burgern ihrer Republik Freyheit gaben, Schiffe auszurüsten, sich der Inseln des Archipelagus und anderer Seeplaze zu bemeistern, und die Landesherrlichkeit über ihre Eroberungen zu geniessen, mit der einzigen Bedingung, daß sie solche von der Republik zu Lehen tragen mußten. Kraft dieser Erlaubniß richteten die Sanudo's, die Justiniani, die Grimaldi, die Summaripa's und andre, lauter Venetianische Kaufleute, in verschiednen Inseln des Archipelagus Fürstenthümer auf, die durch etliche Generationen bey ihren Nachkommen blieben; und auf diese Art wurden sie also im eigentlichen Verstande königliche Kaufleute, und erhielten auch diese Benennung in ganz Europa. Wardurton.

Fleiſch haben als dreytauſend Ducaten nehmen will? Ich will izt nichts anders darauf antworten, als, es beliebt mir nun ſo; iſt das nicht Antwort genug? Wie, wenn ich in meinem Hauſe von einer Raze beunruhiget werde, und es beliebt mir zehntauſend Ducaten zu geben, um ſie bannen zu laſſen? Ht, iſt euch die Antwort hinlänglich? Es giebt Leute, die einen Abſcheu vor einem gähnenden Schwein haben, andre die von Sinnen kommen, wenn ſie eine Raze ſehen, andre die aus einer beſondern Affection ihren Urin nicht halten können, wenn ihnen ein Dudelſak in die Naſe ſchnarrt. Die Meiſter über unſre Leidenſchaften können durch die Stärke der muſicaliſchen Sympathie oder Antipathie aus uns machen was ihnen beliebt. Nun, die Anwendung auf eure Frage zu machen; So wie man keine befriedigende Urſache geben kan, warum dieſer kein gähnendes Schwein ſehen kan, ein andrer keine Raze, die doch ein unſchuldiges nöthiges Hausthier iſt, ein andrer durch einen wollenen Dudelſak ſo ſeltſam afficirt wird, (*) daß er wider ſeinen Willen eine ſo beſchämende und ihn ſelbſt am meiſten beleidigende

(*) Dieſer Umſtand ſcheint aus J. Cäſar Scaligers Exercit. Exercitationibus wider Cardani Buch de Subtilitate genommen zu ſeyn: einem Werke, woraus unſer Autor ſeine meiſten phyſicaliſchen Kenntniſſe genommen hat, indem es damals in groſſem Anſehn ſtund, und auch in der That vortreflich, obgleich längſt vergeſſen iſt. In der 344. Exercit. Sect. 6. ſind die Worte: Narrabo nunc tibi iocoſam Sympathiam Reguli Vaſconiæ, Equitis: Is dum viveret audito phormingis ſono urinam illico facere cogebatur -- Um die Sache lächerlicher zu machen, überſetzte Shakeſpear phorminx durch Sakpfeife. Wobey ich noch bemerken will, daß, ſo wie Scaliger das Wort Sympathiam braucht, welches er anderswo durch communem affectionem duabus rebus erklärt, unſer Autor es durch das Wort Affection überſetzt:

omnes omnibus thair Urine for Affection.

digende Unanſtändigkeit begehen muß; ſo kan und will ich auch keine andre Urſache geben, warum ich ſo ſehr auf der Strenge meines Rechts gegen Antonio beſtehe, als eine gewiſſe natürliche und eingewurzelte Antipathie die ich wider ihn habe. Seyd ihr nun mit meiner Antwort zufrieden?

Baſſanio.

Das iſt keine Antwort, du gefühlloſer Mann, die deine ungezähmte Grauſamkeit entſchuldigen kan.

Schylok.

Auch hab ich keine Pflicht, dir mit meiner Antwort zu gefallen.

Baſſanio.

Tödtet denn jedermann was er haſſet?

Schylok.

Haßt jemand etwas, das er nicht tödten möchte?

Baſſanio.

Eine jede kleine Beleidigung ſoll nicht gleich einen Haß hervor bringen.

Schylok.

So? wollteſt du dich von einer Schlange zweymal ſtechen laſſen?

Antonio.

Ich bitte euch, bedenkt, daß ihr mit einem Juden re-

det.

bei. Ihr möchtet euch eben sowol an das Ufer stellen, und dem hohen Meer befehlen, sich zu senken; ihr möchtet eben sowol mit dem Wolfe disputiren, warum er dem Schaafe sein Lamm geraubt habe; oder den Bergfichten verbieten ihre hohen Wipfel zu neigen und zu rauschen, wenn sie von einem Wirbelwind entblättert werden; kurz, es ist nichts so unmöglich das ihr nicht eben sowol thun könntet, als das härteste unter allen Dingen, ein Jüdisches Herz, zu erweichen. Ich bitte euch also, bietet ihm nichts mehr an, braucht keine Beweggründe mehr; sondern laßt mich so schleunig als es seyn kan, meinen Urtheilspruch, und den Juden seinen Willen haben.

Bassanio.

Statt dreytausend Ducaten sind hier sechstausend.

Schylok.

Wenn jeder Ducat von sechstausend Ducaten in sechs Theile getheilt, und jeder Theil ein Ducat wäre, so wollt ich sie nicht nehmen; ich will haben, was mir verschrieben ist.

Herzog.

Wie kanst du hoffen, einmal Barmherzigkeit zu erlangen, da du keine beweisest?

Schylok.

Was für ein Gericht soll ich fürchten, wenn ich kein Unrecht thue? Ihr habt viele gekaufte Sclaven unter euch,

die

die ihr, wie eure Eſel, eure Hunde und Maulthiere, nach einer ſchlechten und knechtiſchen Weiſe behandelt, weil ihr ſie gekauft habt. Wenn ich zu euch ſagte: Laßt ſie frey, verheurathet ſie an eure Erbinnen? Warum laßt ihr ſie ſo unter ihren Bürden ſchwizen? Laßt ihnen ſo weiche Betten machen als die eurigen ſind, und kizelt ihren Gaumen mit eben ſo ausgeſuchten Speiſen wie die eurigen? So werdet ihr mir antworten: Die Sclaven ſind unſer. So antwort' ich euch auch: Das Pfund Fleiſch, das ich von ihm verlange iſt theuer genug gekauft, es iſt mein, und ich will es haben; verſagt ihr's mir, ſo iſt das Vertrauen auf eure Gerechtigkeit hin, ſo iſt keine Kraft in den Geſezen von Venedig. Ich ſtehe hier und fordre Juſtiz; antwortet, ſoll ich ſie haben?

Herzog.

Ich kan kraft meiner Gewalt dieſes Gericht entlaſſen, bis Bellario, ein erfahrner Rechtsgelehrter, den ich, ſein Gutachten über dieſen Handel zu geben, habe beruffen laſſen, angekommen ſeyn wird.

Salanio.

Gnädigſter Herr, es wartet hier vor der Thür einer, den der Doctor Bellario von Padua mit Briefen an Euer Durchlaucht abgeſchikt hat.

Herzog.

Bringt uns die Briefe, ruft ihn herein.

Baſſa-

Baſſanio.

Habe guten Muth, Antonio; wie, Mann, ein Herz gefaßt; der Jude ſoll eher mein Fleiſch und Blut, meine Knochen und alles haben, eh du nur einen Tropfen Bluts um meinetwillen verliehren ſollſt.

Antonio.

Ich bin ein angeſtektes Schaaf unter der Heerde, das zu nichts taugt als zum Tode; die ſchwächſten Früchte fallen am leichteſten zur Erde, und ſo laßt mich fallen; ihr könnt nichts beſſers thun, Baſſanio, als leben und meine Grabſchrift machen.

Zweyte Scene.

Neriſſa, als Schreiber eines Advocaten gekleidet, zu den Vorigen.

Herzog.

Kommt ihr von Padua, von Bellario?

Neriſſa.

Von beyden, Gnädigſter Herr; Bellario empfiehlt ſich Euer Durchlaucht zu Gnaden.

[Sie übergiebt ihre Briefe. Der Jude wezt ein Meſſer an ſeinem Schuh.]

Baſſanio.

Warum wezeſt du dein Meſſer ſo ernſtlich?

Schylok.

Um meinen Verſaz von dieſem Bankrottierer aufzuſchneiden.

Gratiano.

Nicht an deiner Schuh-Sohle, an deiner Seele (*) machſt du dein Meſſer ſcharf. Denn kein Metall, nein, keines Henkers Beil kan halb ſo ſcharf ſeyn als dein Neid. Können keine Bitten dich durchdringen?

Schylok.

Nein, keine, die du Verſtand genug haſt zu thun.

Gratiano.

O daß du verdammt werdeſt, unerbittlicher Hund! Dein Leben iſt eine laute Anklage wider die Gerechtigkeit. Bald machſt du mich in meinem Glauben wanken, und der Meynung des Pythagoras beytreten, daß thiertiſche Seelen in die menſchlichen Leiber wandern. Dein hündiſcher Geiſt beſeelte einen Wolf, der gehenkt wurde, weil er einen Menſchen zerriſſen hatte; und unmittelbar vom Galgen flog ſeine tükiſche Seele davon, und fuhr in dich, da du in deiner verfluchten Mutter Wampe lagſt; denn deine Begierden ſind wolfiſch, blutig, heißhungrig und gefräſſig.

Schylok.

(*) Ein Wortſpielchen im Engliſchen, zwiſchen Soale oder Sole und Soul.

Schylok.

So lange du nicht das Siegel von meiner Verſchreibung abſchimpfen kanſt, ſo thuſt du nur deiner Lunge weh, wenn du ſo laut ſchreyeſt. Laß deinen Wiz ausbeſſern, junger Menſch, oder er fällt dir in einen unheilbaren Ruin zuſammen. Ich ſtehe hier um Juſtiz.

Herzog.

Dieſer Brief vom Bellario empfiehlt mir einen jungen und gelehrten Doctor für unſern Rechtshandel. Wo iſt er?

Neriſſa.

Er wartet nicht weit von hier auf eine Antwort, ob ihr ihn vorlaſſen wollt.

Herzog.

Von Herzen gerne. Drey oder vier von euch können gehen, um ihn auf eine anſtändige Art hieher zu führen. Unterdeſſen ſoll der Gerichts-Hof Bellarios Brief hören.

Der Secretarius liest:

Euer Durchlaucht geruhen ſich benachrichtigen zu laſſen, daß Dero Schreiben mich ſehr krank angetroffen hat; allein in eben dem Augenblik, als Dero Courier ankam, befand ſich ein junger Doctor von Rom, Namens Balthaſar, auf einen freundſchaftlichen Beſuch bey mir; ich informierte ihn in der ſtreitigen Sache zwiſchen dem Juden und dem Kauffmann Antonio. Wir ſchlugen manche Bücher mit einander auf: Er weiß meine Meynung, die nun,

durch seine eigene Gelehrsamkeit verbessert (deren Grösse ich nicht genug rühmen kan,) mit ihm kommt, an meiner statt Euer Durchlaucht gnädigstes Verlangen zu erfüllen. Ich bitte Euer Durchlaucht, seine Jugend keine Ursache seyn zu lassen, ihn unter seinem Werth zu schäzen; denn ich habe niemals einen so jungen Leib mit einem so weisen Kopf gesehen. Ich überlasse ihn Dero gnädigsten Aufnahme; die Probe wird zu seiner Empfehlung das meiste thun.

Portia, als ein Doctor der Rechtsgelehrtheit gekleidet, zu den Vorigen.

Herzog.

Ihr habt gehört was der gelehrte Bellario geschrieben hat, und hier, däucht mich, kommt der Doctor; Gebt mir eure Hand; ihr kommt ja von dem alten Bellario?

Portia.

Ja, Gnädigster Herr.

Herzog.

Ihr seyd willkommen; nehmt euern Plaz. Seyd ihr bereits von dem Handel berichtet, der die gegenwärtige Gerichts-Versammlung beschäftiget?

Portia.

Ich bin von der ganzen Sache vollkommen benachrichtiget. Welcher unter diesen ist der Kauffmann, und welcher der Jude?

Herzog.

Herzog.

Antonio und Schylok, tretet hervor.

Portia zu Schylok.

Iſt euer Name Schylok?

Schylok.

Schylok iſt mein Name.

Portia.

So auſſerordentlich und anſtößig euer Geſuch iſt, ſo iſt es doch ſo beſchaffen, daß das Venetianiſche Geſez euch nicht verwehren kan, es in dem Wege Rechtens zu ſuchen. (Zu Antonio.) Seyd ihr der Beklagte?

Antonio.

Ja.

Portia.

Erkennt ihr die Verſchreibung?

Antonio.

Ja, ich läugne ſie nicht.

Portia.

So muß der Jude barmherzig ſeyn.

Schylok.

Und warum muß ich? was kan mich dazu zwingen? das möcht ich wohl wiſſen.

Portia.

Die Natur der Barmherzigkeit leidet keinen äuſſerlichen Zwang, ſondern träufelt gleich einem milden himmliſchen Regen freywillig herab. Sie iſt zweyfach wohlthätig; ſie beſeliget den welcher giebt, und den welcher annimt. Sie iſt das Mächtigſte an den Mächtigſten, und ziert den eingethronten Monarchen beſſer als ſeine Crone; ſein Scepter zeigt nur die Stärke ſeiner zeitlichen Gewalt, und die Majeſtät an, welche die Könige furchtbar und ſchreklich macht; aber Gnade geht über die Botmäſſigkeit des Scepters, ſie thront in den Herzen der Könige, ſie iſt eine Eigenſchaft der Gottheit ſelbſt; und die menſchliche Gewalt wird erſt alsdann der göttlichen ähnlich, wenn Gerechtigkeit durch Gnade gemildert wird. Ob alſo gleich o Jude, dein Geſuch dem ſtrengen Recht gemäß iſt, ſo bedenke doch, daß nach dem Lauf der ſtrengen Gerechtigkeit keiner unter uns die Seligkeit ſehen könnte. Wir bitten um Barmherzigkeit, und eben dieſes Gebet lehrt uns alle die Handlungen der Barmherzigkeit auszuüben. Alles dieſes ſag ich in der Abſicht, dich zu einem milden Nachlaß von der Strenge deines Rechts zu bewegen; denn wenn du es ſchlechterdings verfolgeſt, ſo iſt dieſer geſezmäſſige Gerichtshof von Venedig genöthiget, das Urtheil wider dieſen Kauffmann auszuſprechen.

Schylok.

Meine Thaten über meinen Kopf! Ich fordre was mir kraft meiner Verſchreibung, nach dem Buchſtaben des Geſezes, gebührt.

Portia.

Portia.

Iſt er nicht im Stande, die Schuld zu bezahlen?

Baſſanio.

Allerdings, hier biet ich es ihm vor dieſem Gerichts-Hof an, ja zweymal ſoviel als ihm gebührt; und wenn er daran noch nicht genug hat, ſo will ich, bey Verluſt meiner Hände, meines Kopfs und meines Herzens, mich anheiſchig machen, ihm zehnmal ſoviel zu bezahlen. Wenn das nicht hinlänglich iſt, ſo überwiegt ſeine Bosheit das äuſſerſte was Vernunft und Billigkeit thun kan, ihn zu einem Verglich zu bewegen. Ich bitte euch, bieget doch dieſes einzige mal das Geſez unter euer Anſehn. Thut ein kleines Unrecht, um ein groſſes Recht zu thun, und krümmet den unbiegſamen Eigenſinn dieſes grauſamen Teufels.

Portia.

Das kan nicht ſeyn; es iſt keine Gewalt in Venedig, die etwas wider ein eingeführtes Geſez vermag. Es würde ſogleich zum Prejudiz gereichen, und tauſend Mißbräuche würden, durch ein ſolches Beyſpiel entſchuldigt, in den Staat einreiſſen. Es kan nicht ſeyn!

Schylok.

Ein Daniel iſt gekommen, Gericht zu halten, ein Daniel. O weiſer junger Richter, wie verehr' ich dich!

Portia.

Ich bitte euch, laſt mich eure Verſchreibung ſehen.

Schylok.

Hier iſt ſie, ſehr ehrwürdiger Doctor, hier iſt ſie.

Portia.

Schylok, hier iſt iemand, der dir dreymal ſoviel anbietet, als du zu fordern haſt.

Schylok.

Ein Eyd, ein Eyd --- Ich bin durch einen Eyd im Himmel gebunden. Soll ich einen Meineyd auf meine Seele laden? Nein! Nicht um Venedig!

Portia.

Nun, dieſe Verſchreibung iſt verfallen; und nach dem Geſetz kan der Jud ein Pfund Fleiſch, zunächſt an des Kaufmanns Herzen ausgeſchnitten fordern -- Seyd barmherzig; Nimm dreymal ſoviel als dein Geld beträgt, und laß mich die Verſchreibung zerreiſſen.

Schylok.

Nicht eher bis ſie ihrem Inhalt gemäß bezahlt iſt. Es ſcheint ihr ſeyd ein würdiger Richter; ihr kennt das Geſetz; eure Auslegung war vollkommen gründlich. Ich requirire euch kraft des Geſetzes, wovon ihr ein verdienſtvoller Pfeiler ſeyd, ſchreitet zur Sentenz. Bey meiner Seele ſchwör ich es, keine menſchliche Zunge iſt vermögend, mich auf einen andern Entſchluß zu bringen. Ich fordre was mir verſchrieben iſt.

Antonio.

Antonio.

Ich bitte den Gerichts-Hof herzlich, das Urtheil zu sprechen.

Portia.

Wie, wenn das geschehen soll, so müßt ihr euch gefaßt machen, euern Busen dem Messer darzubieten.

Schylok.

O edler Richter! O vortreflicher junger Mann!

Portia.

Denn das Gesez berechtiget den Glaubiger vollkommen, die Genugthuung die im Contract versprochen ist, nach dem Buchstaben desselben, zu fordern.

Schylok.

Richtig, vollkommen richtig! O weiser und rechtschaffener Richter, wie viel älter bist du als deine Blike!

Portia.

Entblößt ihr also euern Busen.

Schylok.

Ja, seine Brust, so sagt die Verschreibung, thut sie es nicht, edler Richter? Zunächst an seinem Herzen; das sind die ausdrüklichen Worte.

Portia.

Es ist so. Ist eine Wage da, das Fleisch zu wägen?

Schylok.

Ich hab' eine bey mir.

Portia.

Es muß auch ein Wund-Arzt da seyn, auf eure Unkosten, Schylok, um seine Wunde zu verbinden, denn sonst möcht' er sich zu tode bluten.

Schylok.

Ist das in der Verschreibung ausgedrukt?

Portia.

Es ist nicht ausgedrukt; aber was thut das? Es wäre doch gut, wenn ihr es aus Menschenliebe thätet.

Schylok.

Ich kan es nicht finden, es ist nichts davon in der Verschreibung.

Portia.

Kommt, Kauffmann, habt ihr noch irgend etwas vorzutragen?

Antonio.

Sehr wenig; ich bin gefaßt und wol vorbereitet. Gebt mir eure Hand, Bassanio, lebet wohl. Bekümmert euch nicht, daß es um euertwillen hierzu mit mir gekommen ist.

Denn

Denn in dieſem Stük zeigt ſich das böſe Glük gütiger gegen mich, als ſeine Gewohnheit iſt. Es iſt ſonſt immer ſein Gebrauch, den Unglüklichen, der ſeinen Wohlſtand überlebt hat, mit holen Augen und runzlichter Stirne ein dürftiges Alter ſehn zu laſſen. Von der langſamen Qual eines ſo elenden Zuſtands werd' ich doch durch dieſen Schnitt befreyt. Empfehlt mich eurer edeln Gemahlin, erzählt ihr die Umſtände von Antonio's Tod, ſagt ihr wie ich euch geliebt habe; und wenn die Geſchichte geendigt iſt, ſo laßt ſie urtheilen, ob Baſſanio nicht einſt einen Freund gehabt habe. Grämet euch nicht, daß ihr ihn verlieren müßt; ſo reuet es ihn auch nicht, daß er eure Schulden bezahlt; denn wenn der Jude nur tief genug ſchneidet, ſo werd' ich ſie in wenig Augenbliken mit vergnügtem Herzen bezahlt haben.

Baſſanio.

Antonio, ich bin an ein Frauenzimmer verheurathet, die mir ſo theuer iſt als das Leben ſelbſt; aber mein eignes Leben, mein Weib und die ganze Welt iſt mir nicht theurer als dein Leben. Ich wollte dieſes alles dahingeben, ja, alles dieſem Teufel hier aufopfern, um euch zu retten.

Portia.

Eure Gemalin würde euch wenig Dank wiſſen, wenn ſie zugegen wäre, und dieſes Anerbieten hörte.

Gratiano.

Ich hab' ein Weib das ich, verſichert, von Herzen liebe; aber ich wollte, ſie wäre im Himmel, wenn ſie irgend

eine

eine Macht deſſelben bewegen könnte, den Sinn dieſes hündiſchen Juden zu ändern.

Neriſſa.

Es iſt gut, daß ihr hinter ihrem Rüken ſo freygebig ſeyd; dieſer Wunſch könnte ſonſt eine böſe Ehe machen.

Schylok (vor ſich.)

So ſind die chriſtlichen Ehmänner. Ich hab' eine Tochter; lieber hätt' ich gewollt, daß einer aus Barrabas Brut ihr Ehmann geworden wäre, als ein Chriſt! -- (laut.) Wir verderben die Zeit; ich bitte dich beſchleunige die Sentenz.

Portia.

Ein Pfund von dieſes Kauffmanns Fleiſch iſt dein, das Geſez giebt es dir, und der Hof ſpricht es dir zu.

Schylok.

O höchſt gerechter Richter!

Portia.

Und du ſollſt dieſes Fleiſch aus ſeiner Bruſt ſchneiden; das Geſez erlaubt es, und der Hof ſpricht dirs zu.

Schylok.

O höchſtgelehrter Richter! Ich habe nun das Urtheil; (zu Antonio) komm, mach' dich fertig.

Portia.

Noch eine kleine Geduld, es iſt noch etwas weniges

vorher

vorher auszumachen. Diese Verschreibung hier giebt dir nicht ein Tüpfchen Blut; die Worte lauten ausdrüklich: „ Ein Pfund Fleisch. „ Nimm also was dir verschrieben ist, nimm du dein Pfund Fleisch; aber wofern du im Ausschneiden desselben nur einen einzigen Tropfen Christen-Blut vergiessest, so fallen, kraft der Gesezze von Venedig, alle deine ligenden und fahrenden Güter der Republik anheim.

Gratiano.

O der rechtschaffene Richter! Horch, Jude! o der gelehrte Richter!

Schylok.

Bringt diß das Gesez so mit sich?

Portia.

Du kanst es mit deinen eignen Augen lesen; denn da du die Justiz so sehr betreibst, so sey versichert, du sollst Justiz haben, und mehr als du verlangst.

Gratiano.

O der gelehrte Richter! Horch, Jude! ein gelehrter Richter!

Schylok.

Ich nehme also das obige Anerbieten an; bezahlt dreymal so viel als er mir schuldig ist, und laßt den Christen gehen.

Bassanio.

Hier ist das Geld.

Portia.

Portia.

Der Jude ſoll vollkommne Juſtiz haben; ſachte, nicht ſo haſtig; er ſoll nichts haben, als was ihm die Verſchreibung zuſpricht.

Gratiano.

O Jude! ein rechtſchaffener Richter, ein gelehrter Richter!

Portia.

Mache dich alſo gefaßt, ihm das Fleiſch auszuſchneiden; aber vergieſſe kein Blut, und ſchneide nicht weniger noch mehr als gerade ein Pfund Fleiſch; denn nimmſt du mehr oder weniger als ein ganzes Pfund, wär' es auch nur ſo viel als die Helfte des zwanzigſten Theils eines einzigen armen Scrupels; wenn es die Waagſchaale nur um ſo viel als ein einziges Haar überziehen macht; ſo ſtirbſt du, und alle deine Güter ſind verfallen.

Gratiano.

Ein andrer Daniel, ein Daniel, Jude! Nun Ungläubiger, hab ich dich bey der Hüfte.

Portia.

Warum zaudert der Jude? Nimm dein verfallnes Pfand.

Schylok.

Gebt mir mein Darlehen, und laßt mich gehn.

Baſſa-

Baſſanio.

Ich hab es für dich bey Handen; hier iſt es.

Portia.

Er hat es vor dem Angeſicht des Gerichtshofs ausgeſchlagen; er ſoll nichts als Juſtiz haben, nach dem Buchſtaben ſiner Verſchreibung.

Graziano.

Ein Daniel, ſag ich noch einmal, ein zwoter Daniel; ich bedanke mich bey dir, Jude, daß du mich diß Wort gelehrt haſt.

Schylok.

Soll ich denn nicht wenigſtens mein vorgeſchoßnes Capital haben?

Portia.

Du ſollſt nichts haben als dein verfallnes Pfund Fleiſch, das du, wie beſagt, auf deine Gefahr nehmen kanſt, Jude.

Schylok.

Nun, ſo mach's ihm der Teufel wohlbekommen. Ich will hier nicht länger die Zeit verderben.

Portia.

Sachte, Jude. Das Geſez hat noch einen Anſpruch an euch: Es iſt in den Statuten von Venedig verordnet; wofern auf einen Fremden erwieſen werden ſollte, daß er durch directe oder indirecte Mittel das Leben eines Bürgers geſucht,

gesucht, so soll der beleidigte Theil berechtigt seyn, sich der Helfte seines Vermögens zu bemeistern, die andre Helfte aber dem Fiscus anheim fallen, und das Leben des Beleidigers, gegen alle andre Stimmen, einzig und allein in die Willkuhr des Herzogs gestellt seyn. Nun behaupte ich, daß du dich in diesem Falle befindest. Denn es ergiebt sich aus deinem Verfahren offenbarlich, daß du nicht nur indirecte, sondern sogar directe etwas gegen das Leben des Apellaten unternommen hast; weßwegen du denn in die obbesagte Straffe gefallen bist. Nieder, also, und bitte den Herzog um dein Leben.

Graziano.

Bitte um die Erlaubniß, daß du dich selbst hängen dürfest; doch es ist wahr, da dein ganzes Vermögen confiscirt ist, so bleibt dir nicht so viel übrig, daß du einen Strik kauffen könntest; du must also schon auf Unkosten des Staats gehangen werden.

Herzog.

Damit du den Unterschied von unserm Geist und dem deinigen sehen mögest, so schenk' ich dir dein Leben, eh du darum bittest. Was dein Vermögen betrift, so ist die Helfte dem Antonio, und das übrige der gemeinen Schatkammer anheim gefallen; doch kan vielleicht Demuth und Unterwerffung diese Straffe zu einer Geldbusse mildern.

Portia.

Ja, auf Seiten des Staats, nicht des Antonio.

Schylok.

Schylok.

Nein, nehmt mein Leben auch, wenn ihr mir alles nehmt; schenkt es mir nicht; ihr nehmt mein Haus, wenn ihr den Pfeiler nehmt, der mein Haus unterstüzt. Ihr nehmt mein Leben, wenn ihr mir die Mittel nehmt, wodurch ich lebe.

Portia.

Was für Barmherzigkeit könnet ihr ihm erwiedern, Antonio?

Gratiano.

Einen Strik, gratis; sonst nichts; einen Strik um Gott's willen.

Antonio.

Mit verhoffter Verwilligung meines Gnädigsten Herrn, des Herzogs, und des ganzen Gerichts-Hofes, erbiet' ich mich die Geldbusse für die eine Helfte seines Vermögens zu bezahlen, wofern er einwilliget, mir die Verwaltung der andern zu lassen, um sie nach seinem Tod dem Edelmann einzuhändigen, der unlängst seine Tochter entführt hat; jedoch zween Puncten vorbedungen, erstlich, daß er für diese Gnade auf der Stelle sich zum Christlichen Glauben bekenne; und dann, daß er, vor Angesicht des Gerichts-Hofs, ein Instrument zu machen einwillige, wodurch er alles Vermögen, was er nach seinem Tode hinterlassen wird, seinem Sohn Lorenzo und seiner Tochter vermacht.

Herzog.

Er soll es thun, oder ich nehme die Begnadigung zurük, die ich ihm angedeyhen lassen.

Portia.

Biſt du zufrieden, Jude? Was ſagſt du?

Schylok.

Ich bin zufrieden.

Portia.

Schreiber, ſezt das Inſtrument auf --

Schylok.

Ich bitte euch, erlaubt mir, mich wegzubegeben; ich bin nicht wohl; ſchikt mir das Inſtrument zu, ich will es unterzeichnen.

Herzog.

Geh deines Weges, aber thue es.

Notar.

Bey der Taufe wirſt du zween Pathen haben; wär' ich Richter geweſen, du ſollteſt noch zehn dazu bekommen haben, dich an den Galgen und nicht zu dem Taufſtein zu bringen.

[Schylok geht ab.]

Herzog zu Portia.

Mein Herr, ich erſuche euch, zum Mittageſſen zu mir zu kommen.

Portia.

Ich bitte Euer Durchlaucht unterthänig, mich entſchuldiget zu halten. Ich muß dieſe Nacht wieder in Pädua ſeyn, und kan mich unmöglich länger aufhalten.

Herzog.

Herzog.

Es ist mir leid, daß ihr so wenig Muße habt. Antonio, seyd dankbar gegen diesen wakern Mann, denn ihr habt ihm, meiner Meynung nach, sehr grosse Verbindlichkeit.

[Der Herzog und sein Gefolge gehen ab.]

Dritte Scene.

Bassanio.

Sehr würdiger Herr, ich und mein Freund sind durch eure Weisheit an diesem Tag aus der äussersten Gefahr befreyet worden; wir ersuchen euch also, die drey tausend Ducaten, die dem Juden bestimmt waren, als eine geringe Vergeltung eurer verbindlichen Mühwaltung anzunehmen;

Antonio.

Und bleiben zu Freundschaft und Dienstleistungen euch auf ewig verbunden.

Portia.

Der ist wohl bezahlt, der wohl zufrieden ist. Ich bin zufrieden daß ich euch befreyet habe, und halte mich also dadurch genugsam bezahlt. Ich habe niemal ein lohnsüchtigeres Gemüth gehabt. Ich bitte euch, erinnert euch meiner, wenn wir wieder zusammen kommen; ich wünsch' euch Gutes, und beurlaube mich hiemit von euch.

Baſſanio.

Mein wertheſter Herr, ich kan euch unmöglich ſo entlaſſen. Nehmet wenigſtens ein Angedenken von uns, als einen Tribut unſrer Erkenntlichkeit, nicht als eine Bezahlung; bewilligt mir zwey Dinge, ich bitte euch, mich nicht abzuweiſen, und mir zu vergeben.

Portia.

Ihr ſezet mir ſo ſtark zu, daß ich nachgeben muß. Gebt mir eure Handſchuhe, ich will ſie zu euerm Andenken tragen, und aus Freundſchaft für euch, will ich dieſen Ring von euch annehmen. Zieht eure Hand nicht zurük, ich will euch ſonſt nichts nehmen, und ich hoffe ihr werdet mir das nicht abſchlagen.

Baſſanio.

Dieſer Ring, mein Herr, iſt von gar zu geringem Werth; ich müßte mich ſchämen, euch eine ſolche Kleinigkeit gegeben zu haben.

Portia.

Ich will ſonſt nichts haben als dieſen Ring; und es däucht mich, ich habe nun einen rechten Geluſt nach ihm.

Baſſanio.

Es ligt mir mehr an dieſem Ring, als ſein Werth beträgt. Ich will euch den koſtbarſten Ring in ganz Venedig geben, ich will ihn durch öffentlichen Ausruf ausfündig machen;

machen; aber was dieſen betrift, ſo bitte ich euch, mir zu verzeihen.

Portia.

Ich ſehe, mein Herr, ihr ſeyd nur freygebig mit Anerbietungen; ihr lehrtet mich erſt bitten, und nun, däucht mich, lehrt ihr mich, wie man Bettlern antworten ſoll.

Baſſanio.

Mein werther Herr, dieſer Ring iſt ein Geſchenk von meiner Frauen, und, wie ſie ihn mir an den Finger ſteckte, mußt ich ihr angeloben, daß ich ihn niemals weder verkauffen noch verſchenken, noch verliehren wollte.

Portia.

Dieſe Entſchuldigung iſt ſehr alltäglich, mein Herr; wenn eure Frau nicht eine Närrin iſt, und erfährt, wie wol ich den Ring verdient habe, ſo wird ſie wahrhaftig keinen ewigen Unwillen darüber auf euch werffen, daß ihr ihn mir gegeben habt. Gut, Friede ſey mit euch.

[Portia geht mit Neriſſa ab.]

Antonio.

Signor Baſſanio, gebt ihm den Ring. Laßt ſein Verdienſt um uns und meine Freundſchaft dieſesmal das Verbot eurer Gemahlin überwiegen.

Baſſanio.

Geh, Gratiano, eile, hol' ihn ein, und gieb ihm den Ring, und bring ihn wenn du kanſt in Antonio's Haus;

hinweg, hurtig! (Gratiano geht ab.) Kommt, Antonio, wir wollen gerade nach Hauſe, und morgen vor Tag wollen wir nach Belmont fliegen; kommt Antonio.

(Sie gehen ab.)

Portia und Neriſſa kommen zurük.

Portia.

Erfrage des Juden Haus, gieb ihm dieſes Inſtrument und laß ihn's unterſchreiben; wir wollen dieſe Nacht fort, und einen Tag vor unſern Männern daheim ſeyn; dieſes Inſtrument wird dem Lorenzo willkommen ſeyn.

Gratiano zu den Vorigen.

Gratiano.

Schöner Herr, ich treffe euch glüklicher Weiſe hier an; Signor Baſſanio hat ſich eines beſſern bedacht, und ſchikt euch dieſen Ring, mit der Bitte, ihm eure Geſellſchaft auf Mittag zu gönnen.

Portia.

Das kan nicht ſeyn. Ich nehme den Ring mit vielem Dank an; ſagt ihm das, ich bitte euch, und wenn ihr mir noch einen Gefallen erweiſen wollt, ſo zeigt meinem Schreiber des alten Schyloks Haus.

Gratiano.

Ich will es thun.

Neriſſa

Neriſſa (zu Portia.)

Mein Herr, ich hab' ein paar Worte mit euch zu reden. (Bey Seite.) Mein Mann hat auch einen Ring von mir, den er niemals zu veräuſſern mir angeloben mußte, ich will ſehen, ob ich ihn von ihm kriegen kan.

Portia.

Ich ſtehe dir dafür, du kanſt es. Sie werden ſich den Hals troken ſchwören, daß ſie die Ringe an Männer verſchenkt haben; aber wir wollen ihnen das Gegentheil ins Geſicht behaupten, und ſie überſchwören, wenn es ſeyn muß. Hinweg, mach' hurtig, du weißt wo ich auf dich warten will.

Neriſſa (zu Gratiano.)

Kommt, mein Herr, wollt ihr mir das Haus zeigen?
(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Belmont. Ein grüner Platz, oder ein Luſtwäldchen vor Portia's Haus.]

Lorenzo und Jeſſica.

Lorenzo.

Der Mond ſcheint helle: In ſo einer Nacht wie dieſe, als ein ſanfter Wind ſchmeichlend die Bäume küßte, und ohne Geräuſch ſtille hielten; in ſolch einer Nacht däucht mich, ſtieg Troilus auf den trojaniſchen Wall und ſeufzte ſeine Seele gegen die griechiſchen Zelten aus, wo ſeine Creſſida dieſe Nacht lag.

Jeſſica.

In einer ſolchen Nacht, trippelte Thisbe ſchüchtern über den Thau und ſah des Löwen Schatten, eh ſie ihn ſelbſt ſah, und floh angſtvoll davon.

Lorenzo.

In einer ſolchen Nacht ſtand Dido, mit einem Weyden-Aſt in der Hand, an dem wilden Meer-Ufer, und winkte ihrem Geliebten nach Carthago zurük.

Jeſſica.

Jeſſica.

In einer ſolchen Nacht ſammelte Medea die bezauberten Kräuter, die den alten Aeſon verjüngten.

Lorenzo.

In einer ſolchen Nacht, ſchlich ſich Jeſſica von dem reichen Juden weg, und floh mit einem verſchwendriſchen Liebhaber von Venedig bis nach Belmont.

Jeſſica.

Und in einer ſolchen Nacht, ſchwur der junge Lorenzo, daß er ſie liebe, und ſtahl ihr Herz durch tauſend Gelübde von Treue, wovon nicht eines zuverläßig war.

Lorenzo.

Und in einer ſolchen Nacht, verläumdete die holdſelige Jeſſica, gleich einer kleinen händelſuchenden Zänkerin, ihren Liebhaber, und er vergab es ihr.

Jeſſica.

Ich wollte euch gewiß übernachten, wenn nicht jemand käme; horcht, ich höre die Fußtritte eines Mannes.

Stephano zu den Vorigen.

Lorenzo.

Wer kommt ſo haſtig, in der Stille der Nacht?

Stephano.

Ein Freund.

Lorenzo.

Was für ein Freund? Euern Namen, Freund, wenn ich bitten darf?

Stephano.

Mein Nam' iſt Stephano, und ich bringe die Nachricht, daß meine Gnädige Frau vor Anbruch des Tages hier in Belmont ſeyn werde: Sie wallfahrtet von einem heiligen Kreuz zum andern, kniet davor, und bittet um einen glüklichen Eheſtand.

Lorenzo.

Wer kommt mit ihr?

Stephano.

Niemand, als ein heiliger Einſiedler, und ihr Mädchen. Ich bitte euch, iſt mein Gnädiger Herr wieder zurük gekommen?

Lorenzo.

Nein, wir haben auch nichts von ihm gehört: Komm, wir wollen hinein gehen, Jeſſica, und zum Empfang der Gebieterin dieſes Hauſes einige Anſtalten machen.

Lancelot zu den Vorigen, (ſingend.)

Lancelot.

Sol la, ſol la, ho, ha, ho, ſol la, ſol la!

Lorenzo.

Lorenzo.

Wer ruft?

Lancelot.

Sol, la! habt ihr den Herrn Lorenzo und die Frau Lorenza nicht geſehen? Sol, la, ſol, la!

Lorenzo.

Hör' auf zu heulen, Kerl; hier.

Lancelot.

Sol, la! Wo? wo?

Lorenzo.

Hier.

Lancelot.

Sagt ihm, es ſey ein Courier von meinem Gnädigen Herrn angekommen, mit ſeinem ganzen Poſthorn voll guter Zeitungen. Mein Gnädiger Herr wird noch vor Tag hier ſeyn.

Lorenzo.

Komm, meine angenehmſte Liebe, wir wollen hinein, und ihre Ankunft erwarten. Doch es iſt nicht nöthig; wozu ſollen wir hinein? Mein Freund Stephano, ſeyd ſo gut und ſagt in dem Hauſe an, daß Eure Gebieterin im Begriff iſt anzukommen, und bringt die Muſik heraus, in die freye Luft -- Wie lieblich ſchlummert der Mondſchein auf dieſer grünen Bank? Hier wollen wir ſizen, und das Getön

ter

der Musik in unsre Ohren kriechen lassen; sanfte Stille und Nacht schiken sich zu den Rührungen der süssen Harmonie. Seze dich, Jessica; sieh, wie die Bühne des Himmels mit Schaustüken von schimmerndem Golde dicht eingelegt ist. Unter allen diesen Sternen die du siehest, ist keiner so klein, der nicht in seinem Umlauf, gleich einem Engel, den jungaugichten Cherubim entgegen singe; eine solche Harmonie ist in unsterblichen Tönen! Aber wir können sie nicht hören, so lang uns dieses grobe Gewand der Sterblichkeit umhüllt -- Kommt, he, pekt Dianen mit einem Lobgesang; bringet durch die angenehmsten Striche bis in das Ohr eurer Gebieterin, und zieht sie durch den Reiz der Musik nach Hause.

[Man hört eine Symphonie.]

Jessica.

Ich bin niemals munter, wenn ich Musik höre.

Lorenzo.

Die Ursach ist, unsre Geister sind durch Aufmerksamkeit gebunden; beobachtet nur eine wilde und muthwillige Heerde oder eine Schaar von jungen, noch ungebändigten Füllen, die mit unsinnigen Sprüngen im Felde sich herumtummeln und bellen und laut wiehern, wie es die Hize ihres feurigen Bluts mit sich bringt; aber wenn sie von ungefehr den Schall einer Trompete hören, oder sonst ein Getön von Musik ihre Ohren rührt, so werdet ihr sehen, wie sie alle plözlich stehen bleiben und lauschen, und wie durch die süsse Gewalt der Musik ihre wilden Augen zu einem sittsamen staunenden Blik genöthigt werden. Daher dichtete

der

der Poet, daß Orpheus Bäume, Felsen und Ströme nach sich gezogen habe; denn es ist nichts so blökisch, so hart und so ungestüm, daß die Musik nicht eine zeitlang seine Natur verändern sollte. Der Mann, der keine Musik in sich selbst hat, noch von der Eintracht lieblicher Töne gerührt wird, ist zu Verrätherey, Tüken und Gewaltthaten aufgelegt; die Bewegungen seines Gemüths sind plump wie die Nacht, und schwarz wie der Erebus: Traut keinem solchen Manne! -- Gieb Acht, Jessica, horche! --

Portia und Nerissa treten auf.

Portia.

Das Licht das wir sehen, brennt in meinem Schlosse. Wie weit diese kleine Kerze ihre Stralen wirft! So scheint eine gute That in einer schlimmen Welt.

Nerissa.

Wie der Mond schien, sahen wir diese Kerze nicht.

Portia.

So verdunkelt der grössere Glanz den kleinern: Ein Stadthalter schimmert herrlich wie ein König, bis der König selbst da ist; dann verliehrt sich sein Ansehn, wie ein inländischer Bach sich in der offnen See verliehrt -- Musik! horch!

Nerissa.

Es ist die Musik in euerm Hause, Gnädige Frau.

Portia.

Portia.

Es ist nichts gut, seh ich wol, als nur beziehungsweise; mich däucht, sie tönt viel angenehmer als bey Tage.

Nerissa.

Das allgemeine Stillschweigen giebt ihr diesen Vorzug, Gnädige Frau.

Portia.

Die Krähe singt so gut als die Lerche, wenn man auf keine von beyden Acht giebt; und ich glaube, die Nachtigall, wenn sie bey Tage sänge, wo jede Gans schnattert, würde für keine beßre Musicantin gehalten werden, als der Zaun-König. So viel kommt es bey den meisten Sachen, wenn sie in ihrer wahren Vollkommenheit seyn sollen, auf die rechte Zeit an! Stille! Luna schläft bey Endymion, und will nicht aufgewekt seyn!

[Die Musik hört auf.]

Lorenzo.

Ich betrüge mich gänzlich, oder ich höre Portia's Stimme.

Portia.

Er kennt mich, wie ein blinder Mann den Gukguk kennt, an der ominosen Stimme.

Lorenzo.

Willkommen in euerm Hause, gnädige Frau.

Portia.

Portia.

Wir haben, alle dieſe Zeit über, für unſrer Männer
Wohlfart gebetet, und hoffen, daß es nicht umſonſt geſche-
en ſey. Sind ſie ſchon angelangt?

Lorenzo.

Gnädige Frau, ſie ſind noch nicht da, aber ſie haben
nen Boten vorausgeſchikt, ihre Ankunft wiſſen zu laſſen.

Portia.

Geh, Neriſſa, gieb allen meinen Bedienten den Befehl,
daß ſie nichts von unſrer Abweſenheit ſollen merken laſſen;
auch ihr auch nichts, Lorenzo; noch ihr, Jeſſica.

[Man hört einen Trompeten-Stoß.]

Lorenzo.

Euer Gemahl kommt an, ich höre ſeine Trompete; wir
nicht waſchhaft, gnädige Frau, beſorget nichts.

Portia.

Dieſe Nacht, däucht mich, iſt nur ein krankes Tag-
, ſie ſieht ein wenig blaſſer aus; es iſt ein Tag, ſo
Tag, wie wenn die Sonne bedekt iſt.

ſanio, Antonio, Gratiano und Gefolge, treten auf.

Baſſanio.

Wir würden mit den Gegenfüßlern Tag haben, wenn
n Abweſenheit der Sonne gehen würdet.

Portia.

Portia. (*)

Willkommen in euerm Hauſe, mein Herr.

Baſſanio.

Ich danke euch, Madame; heiſſet meinen Freund willkommen, hier iſt der Mann, hier iſt Antonio, dem ich unendlich verpflichtet bin.

Portia.

Ihr ſollt es billig in jeder Bedeutung dieſes Wortes ſeyn, denn wie ich höre, hatte er ſich höchlich für euch verpflichtet.

Antonio.

Nicht mehr, als wofür ich vollkommen befriedigt bin.

Portia.

Mein Herr, ihr ſeyd ſehr willkommen in unſerm Hauſe; es muß auf eine andre Art als durch Worte bewieſen werden; wir wollen alſo unſern Athem nicht zu Complimenten verſchwenden.

Gratiano (zu Neriſſa.)

Bey jenem Mond, ſchwör ich; ihr thut mir Unrecht; Auf meine Treue, ich gab ihn des Richters ſeinem Schreiber;

(*) Portia bemerkt im Original dieſes glänzende Compliment mit einem Wortſpiel, welches ſich um die dreyfache Bedeutung des Worts Ago drehet, ſo Licht, leicht, und figürlicher Weiſe auch ungerecht heißt.

der; ich wollte, daß er dafür verſchnitten wäre, da ihr es euch ſo zu Gemüth zieht, meine Liebe.

Portia.

Ein Zank, wie, gleich im erſten Augenblik? Wovon iſt die Rede?

Graziano.

Von einem goldnen Reifchen, einem armſeligen Ring, den ſie mir gab; deſſen Poeſie auf der Gottes Welt nichts mehr war, als Meſſerſchmids-Poeterey auf einem Taſchen-Meſſer:

Lieb' mich allein, ſo bin ich dein.

Neriſſa.

Was ſchwazt ihr hier von Poeſie oder von Werth? Ihr ſchwurt mir, als ich ihn euch gab, daß ihr ihn bis in euern Tod tragen wolltet, und daß er mit euch in euerm Grabe ligen ſollte; wenn es auch nicht um meinetwillen geweſen wäre, ſo hättet ihr ihn wenigſtens um eurer entſezlichen Schwüre willen behalten ſollen. Ihr habt ihn dem Schreiber eines Richters gegeben, ſagt ihr? Wahrhaftig, der Schreiber wird nimmermehr Haar an ſeinem Kinn tragen, der ihn hat.

Graziano.

Er wird, wenn er ſo lange lebt, bis er ein Mann wird.

Neriſſa.

Das glaub ich wol, mein Treue! Wenn ein Weibsbild ſo lange lebt bis ſie ein Mann wird.

Gratiano.

Nun, bey dieſer Hand, ich gab ihn einem jungen Burſchen, einer Art von Buben, einem kleinen Kauz von einem Buben, nicht gröſſer als du, der des Richters Schreiber war; einem zutäppiſchen Bürſchchen, der ihn mir ſtatt der Sporteln abbettelte; ich konnt' es nicht über mein Herz bringen, ihm's abzuſchlagen.

Portia.

Ihr ſeyd zu tadeln, wenn ich aufrichtig reden ſoll, daß ihr eurer Frauen erſtes Geſchenk ſo leichtſinnig weggegeben habt; etwas das noch dazu mit Eydſchwüren an eucre Finger geheftet war, und ein Pfand eurer Treue ſeyn ſollte. Ich gab meinem Geliebten einen Ring, und mecht' ihn ſchwören, daß er ihn niemals von ſich geben wollte; ich wollte, ſo wie er hier ſteht, für ihn ſchwören dürfen, daß er ihn nicht um die ganze Welt von ſeinem Finger kommen lieſſe. In der That, Gratiano, ihr habt eurer Frauen groſſe Urſache gegeben, über euch zu klagen; wenn mir ſo was begegnete, es würde mich unſinnig machen.

Baſſanio (vor ſich.)

Nun, ſo wär es am beſten, ich haute mir die linke Hand ab, und ſagte, ich verlohr den Ring, indem ich ihn vertheidigte.

Gratiano.

Gratiano.

Gnädige Frau, Euer Gemahl gab seinen Ring dem Richter, der darum bat, und ihn in der That wohl verdient hatte; hernach kam der Junge, sein Schreiber, der einige Mühe mit Schreiben gehabt hatte, und bettelte mir den meinen ab; und weder der Herr noch der Diener wollte etwas anders annehmen, als diese zween Ringe.

Portia.

Was für einen Ring gabt ihr weg, mein Herr? Ich hoffe nicht den, so ihr von mir bekommen habt?

Bassanio.

Wenn ich noch eine Unwahrheit zu meinem Fehler hinzuthun könnte, so wollt' ich es läugnen; aber ihr sehet, der Ring ist nicht an meinem Finger, er ist fort.

Portia.

Und mit ihm die Treue, die euer falsches Herz mir geschworen hat. Beym Himmel, ich will nimmer in euer Bette kommen, bis ich den Ring sehe.

Bassanio.

Liebste Portia, wenn ihr wißtet, wem ich den Ring gab; wenn ihr wißtet, für wen ich den Ring gab; und wenn ihr euch vorstellen könntet, für was ich den Ring gab; und wie ungern ich den Ring gab, da man schlechterdings sonst nichts annehmen wollte als den Ring; so würdet ihr gewiß von der Strenge eures Unwillens nachlassen.

Portia.

Wenn ihr den innern Werth des Rings gekannt hätet, oder nur die Helfte des Werths derjenigen, die euch den Ring gab, oder wie sehr eure eigne Ehre euch verbanden Ring zu behalten, so würdet ihr gewiß den Ring nicht weggegeben haben. Wo ist ein so unbescheidner Mann, der, wenn es euch beliebt hätte, euch mit einigen lebhaften Ausdrüken dessen zu weigern, auf der Fordrung einer Sache bestanden wäre, die ihr als eine Art von Heiligthum geschäzt hättet? Nerissa lehrt mich, was ich glauben soll; ich will mein Leben dafür lassen, irgend ein Frauenzimmer hat den Ring.

Bassanio.

Nein, auf meine Ehre, Madame, auf meine Seele, kein Frauenzimmer hat ihn, sondern ein Doctor der Rechten, der dreytausend Ducaten, die ich ihm geben wollte, ausschlug, und um den Ring bat; ich weigerte mich so sehr, daß er endlich ganz mißvergnügt von mir weggieng; eben der, der nichts geringers als das Leben meines theuren Freundes rettete. Was konnt' ich sagen, theurste Portia? Ich war genöthigt, ihm den Ring nachzuschiken; ich stand zwischen Schande und Höflichkeit, und konnt' es nicht ertragen, meine Ehre mit Undankbarkeit beschmizt zu sehen. Verzeihet mir, Gnädige Frau; bey diesen himmlischen Kerzen, wäret ihr zugegen gewesen, ihr würdet mir selbst den Ring abgefordert haben, um ihn diesem würdigen Doctor zu geben.

Portia.

Portia.

Nehmt euch in Acht, daß dieſer Doctor meinem Hauſe nicht zu nahe komme. Da er das Kleinod von euch bekommen hat, das ich ſo werth hielt, und das ihr aus Liebe zu mir zu behalten ſchwuret, ſo will ich ſo freygebig werden wie ihr; ich will ihm nichts abſchlagen; nein, nicht einmal meine Perſon, nicht das Bette meines Gemahls; ich will ihn kennen lernen, das bin ich gewiß. Schlaft ja keine Nacht auſſer dem Hauſe; bewacht mich wie ein Argus; thut ihrs nicht, und laßt mich allein, nun ſo ſchwör ich euch bey meiner Ehre, die noch mein eigen iſt, ich will dieſen Doctor zu meinem Schlafgeſellen haben.

Neriſſa.

Und ich ſeinen Schreiber; nehmt euch alſo wol in Acht, daß ihr mich nicht meiner eignen Aufſicht überlaßt.

Gratiano.

Gut, thut es; aber ſeht euch vor, daß ich ihn dann nicht ertappe; thue ich es, ſo will ich dem jungen Schreiber ſeinen Kiel ſtuzen.

Antonio.

Ich bin die unglükliche Urſache dieſer Händel.

Portia.

Mein Herr, bekümmert euch nicht, ihr ſeyd nichts deſtoweniger willkommen.

Baſſanio.

Portia, verzeihet mir einen Fehler, den ich nicht vermeiden konnte. Vor den Ohren aller dieſer Freunde ſchwör ich dir, bey deinen eignen ſchönen Augen, worinn ich mich ſelbſt ſehe --

Portia.

Bemerkt dieſen Ausdruk! In meinen beyden Augen ſieht er ſich doppelt, in jedem Auge, einmal; ſchwört bey euerm zweyfachen Selbſt, das wird ein Eyd ſeyn, auf den man ſich verlaſſen kan!

Baſſanio.

Nein, höre mich nur; verzeihe mir dieſen Fehler, und ich ſchwöre bey meiner Seele, ich will dir gewißlich keinen Schwur mehr brechen.

Antonio.

Gnädige Frau, ich verpfändete einmal meinen Leib für ſeine Wohlfarth, und ohne denjenigen, der euers Gemahls Ring hat, würd' es mir unglüklich ergangen ſeyn. Ich darf kühnlich noch einmal für ihn Bürge werden, und meine Seele daran ſezen, daß er euch nimmermehr wiſſentlich ſeine Treue brechen wird.

Portia.

So ſollt ihr ſeine Sicherheit ſeyn; gebt ihm dieſen Ring, und ſagt ihm, er ſoll ihn beſſer verwahren als den andern.

Antonio.

Antonio.

Hier, Signor Baſſanio; ſchwört, dieſen Ring niemals zu veräuſſern.

Baſſanio.

Beym Himmel, es iſt der nemliche, den ich dem Doctor gab.

Portia.

Ich hatt' ihn von ihm; verzeihet mir, Baſſanio, um dieſen Ring lag der Doctor die vergangne Nacht bey mir.

Neriſſa.

Verzeiht mir auch, mein lieber Gratiano; denn eben jener Kauz von einem kleinen Buben, des Doctors Schreiber, lag in verwichner Nacht um diß bey mir.

[Sie giebt ihm ſeinen Ring.]

Gratiano.

Wie, das ſieht ja aus, als wie wenn man die Landſtraſſen im Sommer ausbeſſert, wenn die Wege ſchon gut genug ſind. So ſind wir dann Hahnreye, eh wir es verdient haben?

Portia.

Redet nicht ſo unanſtändig; ihr ſeyd alle erſtaunt; hier iſt ein Brief, leſet ihn bey guter Muſſe, er kommt von Padua, vom Bellario; ihr werdet darinn finden, daß Portia der Doctor war, und Neriſſa dort, der Schreiber. Lorenzo, hier, ſoll Zeugniß geben, daß ich gleich nach euch

abgereist, und nur eben wieder angekommen bin; ich habe den Fuß noch nicht in mein Haus gesezt. Antonio, ihr seyd willkommen, ich habe bessere Zeitungen für euch als ihr euch einbildet; eröffnet gleich diesen Brief, ihr werdet darinn finden, daß kürzlich drey von euern Schiffen reichbeladen eingelauffen sind. Ihr sollt nicht wissen, durch was für einen seltsamen Zufall mir dieser Brief in die Hände gerathen ist.

Antonio.

Ich bin stumm.

Bassanio.

War't ihr der Doctor, und ich kannte euch nicht?

Gratiano.

War't ihr der Schreiber, der mich zum Hahnrey machen soll?

Nerissa.

Ich war der Schreiber, der aber nicht im Sinn hat, es zu thun, ausser er erleb' es, daß er ein Mann wird.

Bassanio.

Mein liebster Doctor, ihr sollt mein Schlafgesell seyn; wenn ich abwesend bin, so ligt bey meiner Frauen.

Antonio.

Meine theurste Gnädige Frau, ihr habt mir das Le-

ben

ben und die Mittel zum Leben gegeben; denn hier les' ich für gewiß, daß meine Schiffe ſicher auf der Rhede ligen.

Portia.

Wie ſteht es, Lorenzo? Mein Schreiber hat auch etwas für euch, das euch angenehm ſeyn wird.

Neriſſa.

Ja, und ich will es ihm ohne Sporteln geben. Hier geb ich euch und Jeſſica, von dem reichen Juden das Inſtrument einer Donation alles Vermögens, ſo er nach ſeinem Tode hinterlaſſen wird.

Jeſſica.

Schöne Damen, ihr regnet Manna auf den Weg darbender Flüchtlinge.

Portia.

Es taget ſchon, und ich bin gewiß, ihr ſeyd über alle dieſe Begebenheiten noch nicht befriedigt. Laßt uns hineingehen; legt uns denn ſo viele Fragſtüke vor, als ihr wollt, und wir wollen auf alles getreulich antworten.

Graziano.

Das wollen wir thun; das erſte Fragſtük, worauf meine Neriſſa ſchwören ſoll, iſt, ob ſie lieber bis zur nächſten Nacht aufbleiben, oder izt morgens um zwey Uhr zu Bette gehen will. Doch wär' es würklich ſchon Tag, ſo

wünſcht' ich, daß es ſo lange Nacht wäre, bis ich bey des Doctors Schreiber geſchlafen habe. Gut, ſo lang ich lebe, will ich mir nichts angelegner ſeyn laſſen, als Neriſſa's Ring wol in Acht zu nehmen.

Timon von Athen.

Perſonen.

Perſonen.

Timon, ein edler Athenienſer.

Lucius,
Lucullus,
Sempronius,
Ventidius,
} Schmeichler und falſche Freunde des Timon.

Alcibiades, ein General der Athenienſer.
Apemanthus, ein Cyniſcher Philoſoph.
Flavius, Timons Verwalter.

Flaminius,
Lucilius,
Servilius,
} Bediente des Timon.

Caphis,
Varro,
Philo,
Titus,
Lucius,
Hortenſius,
} Bediente von den Gläubigern des Timon.

Ein Poet.
Ein Mahler.
Ein Juweelen-Händler.
Ein Galanterien-Krämer.
Ein Kauffmann.
Drey Diebe.
Etliche Senatoren.
Cupido und Masken.

Phrynia, } Maitreſſen des Alcibiades.
Timandra, }

Verſchiedne Bediente, Soldaten, und andre als ſtumme Perſonen.

Die Scene, Athen, und ein nicht weit davon gelegner Wald.

Timon von Athen.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

[Eine Halle in Timons Hauſe.]

Der Poet, der Mahler, der Juweelen-Händler, der Kauffmann, und der Galanterie-Krämer treten durch verſchiedne Thüren auf.

Poet.

Guten Tag, mein Herr.

Mahler.

Ich erfreue mich über euer Wohlbefinden,

Poet.

Poet.

Ich hab' euch lange nicht geſehen; wie geht's in der Welt?

Mahler.

So daß es beſſer ſeyn könnte, mein Herr.

Poet.

Nun, das iſt etwas bekanntes. Aber was giebt es vor beſondere Seltenheiten? (*) Was iſt ſo auſſerordentlich, wovon wir nicht in den Urkunden der Welt mehr als ein Beyſpiel finden? -- Seht, o Zauberey der Freygebigkeit! Alle dieſe Geiſter hat deine Macht zuſammenbeſchworen, dir aufzuwarten -- Ich kenne den Kauffmann.

Mahler.

Ich kenne beyde; der andre iſt ein Juweelen-Händler.

Kauffmann.

O! es iſt ein würdiger Edelmann!

Juweelen-Händler.

Das iſt ausgemacht. Kauf-

(*) Unſer Autor hat, wie der Augenſchein zeigt, ſeinen Poeten in dieſem Stüke zu einem ſchlechten Kerl gemacht. Damit ſein Character aber nicht der Profeßion ſelbſt nachtheilig ſey, ſo hat er ihn zu einem eben ſo ſchlechten Poeten gemacht, als er ein ſchlechter Mann iſt. Ein untrügliches Kennzeichen von dem falſchen Geſchmak und unreifen Urtheil, ſo er ihm beylegt, iſt ſeine Liebe zu allem was ſeltſam, erſtaunlich und abentheurlich, und eine Verachtung alles deſſen, was gewöhnlich oder der Natur gemäß iſt. Warburton.

Inchoare longum in ſpeculum jubes -- Terent.

Kauffmann.

Ein recht unvergleichlicher Mann, von einer unerſchöpflichen und immerwährenden Gütigkeit beſeelt. Er übertrift --

Juweelen-Händler.

Ich habe hier ein Juweel --

Kauffmann.

O ich bitte euch, laßt mich's ſehen -- Für den Lord Timon, mein Herr?

Juweelen-Händler.

Wenn er es ſo hoch bezahlt als es geſchäzt iſt; doch was das betrift --

Poet.

Wenn wir um Lohn den Laſterhaften ſingen,
So wird auch des Gerechten Lobes Glanz
Dadurch befekt, das wir der Tugend bringen --

Kauffmann
(indem er das Juweel betrachtet.)

Es iſt ſchön geſchnitten.

Juweelen-Händler.

Und reich: was das für ein Waſſer iſt! Seht ihr?

Mahler zum Poeten.

Mein Herr, ihr seyd, däucht mich, im Enthusiasmus, über irgend einem Werk, das diesem grossen Mann gewidmet werden soll.

Poet.

Es ist eine Kleinigkeit, die mir in einer müssigen Stund' entgangen ist. Unsre Poesie ist wie ein Gummi, das daher entspringt, woher es genährt wird. Das Feuer in dem Kiesel zeigt sich nicht eher bis es herausgeschlagen wird; unsre anmuthige Flamme entzündet sich von selbst, und überströmt wie ein reissendes Wasser jeden Damm, der ihn einzwängen will. Was habt ihr hier?

Mahler.

Ein Gemählde, mein Herr -- Wenn kommt euer Werk ans Licht?

Poet.

An den Fersen meiner Gegenwart, mein Herr. Laßt mich euer Stük sehen.

Mahler.

Es ist ein gutes Stük.

Poet.

Das ist es; das reicht an vortrefflich.

Mahler.

Erträglich.

Poet.

Poet.

Bewunderungswürdig! Was für eine Wahrheit, welch ein Anſtand in dieſer Stellung! Was für eine geiſtige Kraft ſchießt aus dieſem Auge! Was für eine ſchwangre Einbildungskraft bewegt ſich in dieſen Lippen? Selbſt die ſtumme Gebehrde wird hier zum Ausdruk --

Mahler.

Es iſt eine ganz artige Nachäffung der Natur; hier iſt ein Strich -- Was ſagt ihr davon?

Poet.

Ich will nichts ſagen, als, er meiſtert die Natur ſelbſt; eine künſtliche Bewegung lebt in dieſen Strichen, die lebhafter iſt als das Leben ſelbſt.

Einige Senatoren zu den Vorigen.

Mahler.

Wie viel Aufwart dieſer Herr hat!

Poet.

Die Senatoren von Athen! Glüklicher Mann!

Mahler.

Seht, noch etliche.

Poet.

Ihr ſeht dieſen Zuſammenfluß, dieſe groſſe Fluth von Beſuchern -- Ich habe in dieſem rohen Werk einen Mann

entworffen, den dieſe Unterwelt mit überſchwenglicher Hochachtung umfaßt, und in die Arme ſchließt. Meine freye Abſicht hält keinen beſondern Lauf, ſondern beweget ſich ſelbſt zu einer weiten See von Wachs; keine geſäurte Bosheit vergiftet ein einziges Comma in dem Lauf den ich halte; ſondern er ſteigt einen Adler-Flug, kühn, in einem fort, und läßt keine Spur zurük.

Mahler.

Wie ſoll ich euch verſtehen?

Poet.

Ich will es euch aufrigeln. Ihr ſeht wie alle Stände, wie alle Arten von Leute, ſowohl die von glatter und ſchlüpfriger als die von ſpröder und herber Beſchaffenheit, ihre Dienſte zu den Füſſen des Lord Timon legen: Sein groſſer Reichthum, der an ſeiner leutſeligen und gütigen Gemüthsart hängt, überwältigt alle Arten von Herzen, und macht ſie zu ſeinen freywilligen Unterthanen; ja, von dem Spiegel-artigen Schmeichler bis zum Apemanthus, der wenige Dinge ſo ſehr liebt als ſich ſelbſt zu verabſcheuen; aber auch dieſer gießt ſich auf die Knie vor ihm hin, und kehrt vergnügt, und durch ein Kopfniken des Timons, in ſeinen Gedanken, höchſt glüklich von ihm zurük.

Mahler.

Ich ſah ſie mit einander reden.

Poet.

Ich dichte alſo das Glük, auf einem hohen und anmuthigen Hügel gethront. Der Fuß des Berges iſt mit allen Arten von Perſonen und Verdienſten dicht umgeben, die ſich beſtreben ſich auf dem Buſen dieſer Sphäre feſtzuſezen. Unter allen dieſen Weſen, deren Augen auf dieſe allgewaltige Beherrſcherin geheftet ſind, perſonificire ich einen in Timons Geſtalt, den Fortuna mit ihrer elfenbeinernen Hand zu ſich winkt, und durch dieſe Gunſt in ebendemſelben Augenblik alle ſeine Nebenbuhler zu ſeinen Dienern und Sclaven macht.

Mahler.

Eine mahleriſche Idee! Dieſer Thron, dieſe Fortuna und dieſer Hügel, mit einem Manne, dem aus den übrigen untenſtehenden emporgewinkt wird, und der ſein Haupt gegen den ſchroffen Berg beugt, um zu ſeinem Glük hinaufzuklettern, würde, nach unſrer Kunſt, wohl ausgeſonnen ſeyn.

Poet.

Nein, hört mich nur weiter: Alle dieſe, die ſo kürzlich erſt ſeines gleichen waren, einige beſſer als er, folgen in dieſem Augenblik ſeinen Schritten, drängen ſich aufwartſam um ihn her, regnen flüſternde Schmeichlereyen in ſein Ohr, machen ſogar ſeine Schuhriemen zu einem Heiligthum, und trinken die freye Luft durch ihn.

Mahler.

Zum Henker, was wollt ihr mit dieſen?

Poet.

Sobald nun Fortuna, in einem Anſtoß von Wankelmuth den, der kaum ihr Liebling war, mit Füſſen tritt; ſo ſeht ihr, wie alle ſeine Verehrer, die mit Knien und Händen ſich auf den Gipfel des Berges hinaufarbeiteten, ihn hinunter ſchlüpfen laſſen, ohne daß nur ein einziger ſeinen ausglitſchenden Fuß begleiten wollte.

Mahler.

Das iſt gemein; ich kan euch tauſend moraliſche Gemählde zeigen, die dergleichen plözliche Glüks-Streiche weit lebhafter vorſtellen ſollen, als Worte. Doch thut ihr wohl, dem Lord Timon zu zeigen, daß es ſchon begegnet iſt, daß erniedrigte Augen den Fuß über dem Kopf geſehen haben.

Zweyte Scene.

Trompeten. Timon tritt auf, und wendet ſich auf eine leutſelige Art an die verſchiednen Perſonen, die ihm die Aufwartung machen.

Timon zu einem Boten.

Er ſizt im Gefängniß, ſagt ihr?

Bote.

Bote.

Ja, gnädiger Herr; Seine Schulden belauffen ſich auf fünf Talente, ſeine Mittel ſind ſehr knapp, ſeine Glaubiger ſehr dringend; er bittet euch, an diejenige, die ihn eingeſezt haben, zu ſeinem Behuf zu ſchreiben, und würde ohne allen Troſt ſeyn, wenn ihr ihm dieſe Gunſt verſagen würdet.

Timon.

Der edle Ventidius! Gut! Ich bin nicht von der Art, meinen Freund zu verlaſſen, wenn er meiner am meiſten nöthig hat. Ich weiß, er iſt ein Edelmann, der wohl verdient, daß man ihm aushelfe; ich will es thun, ich will die Schuld bezahlen, und ihn befreyen.

Bote.

Euer Gnaden verpflichtet ſich ihn auf ewig.

Timon.

Empfehlt mich ihm; ich will ihm ſeine Ranzion ſchiken, und ihn, wenn er wieder frey ſeyn wird, zu mir einladen. Es iſt nicht genug, dem Schwachen aufzuhelfen, man muß ihm auch den Arm zum Gehen leyhen. Lebt wohl.

Bote.

Ich wünſche Euer Gnaden tauſend Wohlergehen.

(Geht ab.)

Ein alter Athenienſer tritt auf.

Alter Athenienſer.

Lord Timon, hört mich reden.

Timon.

Rede frey, mein guter alter Vater.

Alter Athenienſer.

Du haſt einen Diener, namens Lucilius.

Timon.

So iſt's; was ſoll er dann?

Alter Athenienſer.

Sehr edler Timon, laß dieſen Mann ſogleich vor dich kommen.

Timon.

Iſt er hier oder nicht? -- Lucilius! --

Lucilius tritt auf.

Lucilius.

Hier, was befehlen Euer Gnaden?

Alter Athenienſer.

Dieſer Burſche hier, Lord Timon, dieſer dein Diener beſucht des Nachts mein Haus. Ich bin ein Mann, der von der Jugend an ſich Müh gegeben hat, etwas zu erwerben, und mein Vermögen erheiſcht einen gewichtigern Erben, als einen der auf einem hölzernen Teller ißt.

Timon.

Gut; was weiter?

Alter

Alter Athenienſer.

Ich hab' eine einzige Tochter, und ſonſt keinen Anverwandten, dem ich vermachen könnte was ich erworben habe. Das Mädchen iſt hübſch, ſo jung als eine Braut ſeyn kan, und ich habe keine Koſten geſpart, ſie zu den beſten Eigenſchaften zu erziehen. Dieſer dein Diener bewirbt ſich um ihre Liebe; ich bitte dich, edler Lord, vereinige dich mit mir, ihm ihren Umgang zu unterſagen; ich ſelbſt hab' es fruchtlos gethan.

Timon.

Der Mann iſt ein ehrlicher Mann.

Alter Athenienſer.

So wird er's auch hierinn ſeyn, Timon. Seine Ehrlichkeit belohnt ihn durch ſich ſelbſt, ſie ſoll ihm nicht meine Tochter kuppeln.

Timon.

Liebt ſie ihn?

Alter Athenienſer.

Sie iſt jung und mannbar; unſre eigene ehmalige Leidenſchaften lehren uns, wie leichtſinnig die Jugend iſt.

Timon zu Lucilius.

Liebt ihr das Mädchen?

Lucilius.

Ja, mein Gnädiger Herr, und ſie iſt es zufrieden.

Alter Athenienſer.

Wenn ſie einander ohne meine Einwilligung heurathen, ſo rufe ich die Götter zu Zeugen, daß ich meinen Erben aus den Bettlern auf der Straſſe wählen, und ihnen alles entziehen will.

Timon.

Wieviel ſoll ſie zum Brautſchaz haben, wenn ſie einen Mann heurathete, der ihr an Vermögen gleich wäre?

Alter Athenienſer.

Drey Talente fürs Gegenwärtige, und künftig alles.

Timon.

Dieſer wakere Mann hat mir lange gedient; um ſein Glük zu machen, will ich mich ein wenig angreiffen; es iſt eine Pflicht der Menſchlichkeit. Gieb ihm deine Tochter; ſo viel du ihr giebſt, will ich ihm auch geben, um zu machen, daß er ſo viel wägen ſoll als ſie.

Alter Athenienſer.

Sehr edler Lord, verſprecht mir das auf euer Ehrenwort, ſo ſoll er ſie haben.

Timon.

Hier haſt du meine Hand, mein Ehrenwort iſt mein Verſprechen.

Lucilius.

Ich danke Euer Gnaden demüthigſt; nimmer möge mir das Glük gedeyhen, welches ich nicht eurer Güte ſchuldig zu ſeyn erkenne.

[Lucilius und der Alte Athenienſer gehen ab.]

Poet.

Nehmet dieſe Arbeit ſo gütig auf, als die Wünſche, die ich für Euer Gnaden langes Leben thue.

Timon.

Ich danke euch, ihr ſollt gleich mehr von mir hören; geht nicht weg -- Was habt ihr hier, mein Freund?

Mahler.

Ein Gemählde, welches ich Euer Gnaden bitte anzunehmen.

Timon.

Mahlerey iſt mir allezeit willkommen. Seitdem die Falſchheit mit der Natur des Menſchen ein Gewerbe treibt, iſt ein gemahlter Menſch ſoviel als ein natürlicher; gemahlte Figuren ſind gerade das, wofür ſie ſich geben. Euer Werk gefällt mir, und ihr ſollt finden, daß es mir gefällt; wartet, bis ihr wieder von mir hört.

Mahler.

Die Götter erhalten euch!

Timon.

Lebt wol, mein Herr; gebt mir eure Hand, wir müſ-

ſen

ſen heute mit einander zu mittageſſen. Mein Herr, euer Juweel hat von allzugroſſem Lob gelitten.

Juweelen-Händler.

Wie, Milord? Iſt es mißfällig?

Timon.

Es iſt mir bis zum Ekel angeprieſen worden. Wenn ich es bezahlen ſollte wie es geſchäzt wird, ſo müßte ich mich zu Grunde richten.

Juweelen-Händler.

Gnädiger Herr, es iſt ſo geſchäzt wie diejenige, die es verkauffen, es gerne gäben; ihr wißt aber wol, daß Dinge von gleichem Werth, wenn ſie ungleiche Eigenthümer haben, nach ihren Beſizern geſchäzt werden; glaubt mir, Gnädiger Herr, das Juweel würde einen noch gröſſern Werth erhalten, wenn ihr es trüget.

Timon.

Ihr ſcherzet mit mir, mein guter Mann.

Kauffmann.

Nein, Gnädiger Herr, er redt nur die gemeine Sprache, die alle Leute mit ihm reden.

Timon.

Seht, wer hier kommt -- Wollt ihr ausgeſchollen ſeyn?

Dritte

Dritte Scene.

(*) Apemanthus zu den Vorigen

Juweelen-Händler.

Wir wollen's mit Euer Gnaden theilen.

Kauffmann.

Er wird keinen verſchonen.

Timon.

Guten Morgen, mein angenehmſter Apemanthus.

Apemanthus.

Warte du auf einen Gegengruß, bis ich angenehm werde.

Poet.

Wenn werden wir das Glük haben, das zu erleben?

Apemanthus.

Wenn du Timons Hund ſeyn wirſt, und dieſe Schelmen ehrlich.

Timon.

Warum nennſt du ſie Schelme? Du kennſt ſie nicht.

Apeman-

(*) Sehet dieſen Character eines Cynikers, ſehr fein vom Lucian in ſeinem Auszug der Philoſophen gezeichnet, und wie gut Shakeſpear ihn copirt hat. Warburton.

Apemanthus.

Sind ſie nicht Athenienſer?

Timon.

Ja.

Apemanthus.

So nehm' ich mein Wort nicht zurük.

Juweelen-Händler.

Ihr kennt mich, Apemanthus.

Apemanthus.

Du weißt daß ich dich kenne, ich nannte dich bey deinem Namen.

Timon.

Du biſt ſtolz, Apemanthus.

Apemanthus.

Auf nichts ſo ſehr, als das ich dem Timon nicht ähnlich bin.

Timon.

Wo willt du hin?

Apemanthus.

Einem ehrlichen Athenienſer das Hirn ausſchlagen.

Timon.

Das wär' eine That, wofür du ſterben müßteſt.

Apeman-

Apemanthus.

Richtig, wenn das Geſetz eine Todesſtrafe auf nichts thun ſetzt.

Timon.

Wie gefällt dir dieſes Gemählde, Apemanthus?

Apemanthus.

Am beſten, weil es nichts böſes thut.

Timon.

Arbeitete der nicht gut, der es mahlte?

Apemanthus.

Der arbeitete noch beſſer, der den Mahler machte; und doch iſt er nur ein ſchlechtes Stük Arbeit.

Mahler.

Ihr ſeyd ein Hund.

Apemanthus.

Deine Mutter iſt von meinem Stamme; was war ſie, wenn ich ein Hund bin?

Timon.

Apemanthus, willt du mit mir zu mittageſſen?

Apemanthus.

Nein, ich eſſe keine Lords.

Timon.

Wenn du es thäteſt, würden die Damen über dich böſe werden.

Apemanthus.

O, die eſſen Lords, und kriegen dike Bäuche davon.

Timon.

Das iſt ein unzüchtiger Einfall.

Apemanthus.

So nimmſt du ihn auf; nimm ihn für deine Mühe.

Timon.

Wie gefällt dir dieſes Juweel, Apemanthus?

Apemanthus.

Nicht ſo wol wie Aufrichtigkeit, die doch einen keines Heller koſtet.

Timon.

Wie viel meynſt du, daß es werth ſey?

Apemanthus.

Nicht werth daß ich darauf denke. Wie ſteht's, Poet?

Poet.

Wie ſteht's, Philoſoph?

Apemanthus.

Du lügſt. Poet.

Poet.

Bist du keiner?

Apemanthus.

Ja.

Poet.

So lüg' ich nicht.

Apemanthus.

Bist du nicht ein Poet?

Poet.

Ja.

Apemanthus.

So lügst du also: schau in dein leztes Werk; worinn du dichtest, daß er ein würdiger Mann sey.

Poet.

Das ist nicht gedichtet, er ist es.

Apemanthus.

Ja, er ist deiner würdig, und würdig dich für deine Arbeit zu bezahlen. Wer sich gerne schmeicheln läßt, ist seines Schmeichlers würdig. Götter! möcht' ich nur ein grosser Herr seyn!

Timon.

Was wolltest du denn thun, Apemanthus?

Apemanthus.

Eben das was Apemanthus izt thut, einen groſſen Herrn haſſen.

Timon.

Wie, dich ſelbſt?

Apemanthus.

Ja.

Timon.

Warum denn?

Apemanthus.

Das ich nicht mehr Verſtand hätte, als ein groſſer Herr zu ſeyn -- Biſt du nicht ein Kauffmann?

Kauffmann.

Ja, Apemanthus.

Apemanthus.

Die Handelſchaft verderbe dich, wenn es die Götter nicht thun wollen!

Kauffmann.

Wenn es die Handelſchaft thut, ſo thun es die Götter.

Apemanthus.

Die Handelſchaft iſt dein Gott, und dein Gott verderbe dich!

Man

Man hört Trompeten. Ein Bote tritt auf.

Timon.

Was für Trompeten sind das?

Bote.

Es ist Alcibiades mit etlichen zwanzig Reitern, die ihn begleiten.

Timon.

Ich bitte euch, geht ihnen entgegen, ladet sie zu mir ein -- ihr müßt schlechterdings mit mir zu mittage essen -- Geht nicht von hier bis ich euch gedankt habe, und nach dem Essen, zeigt mir dieses Stük; ich erfreue mich euch zu sehen.

Alcibiades und seine Begleiter treten auf.

Sehr willkommen, mein Herr.

[Sie büken sich, und umarmen einander.]

Apemanthus.

So, so! daß euch die Gicht lähme und austörre, ihr biegsamen Gelenke! Warum sollten auch diese artigen süssen Schelmen einander nicht lieb haben! Wahrhaftig das menschliche Geschlecht wird zu lauter Affen und Meerkazen.

Alcibiades.

Ich sehnte mich so sehr euch zu sehen, daß ich es nicht satt werden kan.

Timon.

Sehr willkommen, mein Herr; ehe wir scheiden, wollen wir einige Tage mit allerhand Lustbarkeiten zubringen. Ich bitte euch, laßt uns hinein gehen.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Apemanthus bleibt; zu ihm Lucius und Lucullus.

Lucius.

Wie viel ist die Zeit, Apemanthus?

Apemanthus.

Zeit ehrlich zu seyn.

Lucius.

Diese Zeit *ist immer.*

Apemanthus.

Ein desto schlimmerer Bube bist du, daß du sie immer vorbeyläſſest.

Lucullus.

Gehst du zu des Lord Timons Gastmahl?

Apemanthus.

Ja, um zu sehen, wie Speisen Schelme füllen, und Wein Narren erhizt.

Lucius.

Lucius.

Lebe wohl, lebe wohl.

Apemanthus.

Du biſt ein Narr, daß du mir zweymal lebe wohl ſagſt.

Lucullus.

Warum, Apemanthus?

Apemanthus.

Du hätteſt eines für dich ſelbſt behalten ſollen, denn von mir kriegſt du keines.

Lucius.

Häng' dich auf!

Apemanthus.

Nein, ich will nichts thun, das du mir ſagſt; mache deine Fordrungen an deinen Freund.

Lucius.

Hinweg du unverträglicher Hund, oder — ich ſtoſſe dich mit den Füſſen hinaus.

Apemanthus.

Ich will fliehen, wie ein Hund vor den Hinterfüſſen eines Eſels.

Lucius.

Er iſt ein Antipode der Menſchlichkeit. Kommt, wollen

wir hineingehen, und an Lord Timons Freygebigkeit Antheil nehmen? In der That er übertrift die Güte ſelbſt.

Lucullus.

Das thut er. Plutus, der Gott des Reichthums iſt nur ſein Haus-Hofmeiſter: Das kleinſte Verdienſt, das ſich jemand um ihn macht, bezahlt er ſiebenfältig über ſeinen Werth; und das kleinſte Geſchenk das er annimmt, zieht dem Geber eine Erſtattung zu, die alle gewöhnliche Erkenntlichkeit übertrift.

Lucius.

Er hat das edelſte Gemüth, das jemals einen Mann regiert hat.

Lucullus.

Mög' er lang' in dieſem glüklichen Stande leben, wollen wir hinein?

Lucius.

Ich will euch Geſellſchaft leiſten.

(Sie gehen ab.)

Fünfte

Fünfte Scene.

[Ein groſſer Saal in Timons Hauſe.]

Eine Muſik mit Hautbois; Es wird ein groſſes Banquet aufgetragen; Timon, Lucius, Lucullus, Sempronius und andre Athenienſiſche Senatoren, treten mit Ventidius auf. Wenn alle herein gekommen ſind, ſchleudert auch Apemanthus, mit mißvergnügtem Geſicht, hinter ihnen drein.

Ventidius.

Höchſtgeehrter Timon! es hat den Göttern gefallen, meinen alten Vater in ſeine Ruhe eingehen zu laſſen. Er iſt glüklich vom Schauplaz gegangen, und hat mich reich hinterlaſſen. Ich gebe euch alſo, wie die Dankbarkeit gegen euer groſsmüthiges Herz mich verpflichtet, dieſe Talente, durch deren Hülf' ich meine Freyheit wieder erlangt, mit verdoppeltem Dank und Erbietung meiner Gegendienſte zurük.

Timon.

O, das kan nicht ſeyn, mein rechtſchaffner Ventidius; ihr mißkennet meine Freundſchaft: Ich gab ſie mit willigem Herzen hin; und wer kan mit Wahrheit ſagen, daß er gebe, wenn er wieder empfängt? Wenn höhere als wir ſind es thun, ſo ſteht es doch uns nicht an.

Apemanthus.

Ahme ihnen kühnlich nach; nüzliche Laster sind schön.

Ventidius.

Welch eine edle Denkungsart!

Timon,
(indem er sieht, daß seine Gäste viele Complimente und Umstände machen, eh sie sich sezen.)

Ceremonien sind nur erfunden worden, um falschen Thaten, holen Bewillkommungen, und erzwungner Gutthätigkeit eine Glasur zu geben; aber, wo wahre Freundschaft ist, bedarf es nichts dergleichen. Ich bitte euch, nehmet Plaz; ihr seyd mir willkommner zu meinem Wohlstand, als er mir selbst ist.

(Sie sezen sich.)

Lucius.

Wir sind immer davon überzeugt gewesen.

Apemanthus.

Ho, ho, überzeugt gewesen? Daß ihr gehangen wär't!

Timon.

Ha, Apemanthus! Ihr seyd willkommen.

Apemanthus.

Ich will es aber nicht seyn; ich komme nur, daß du mich zur Thüre hinausstossest.

Timon.

Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henriette, damit er sie bewege, von allem Vorgegangenen Woldemar doch ja nichts zu offenbaren. — „Sorgen Sie nicht, sagte das betrübte Mädchen! Wie in aller Welt sollt' ich es angreiffen, Woldemar diese Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch nur das geringste... O ich weiß — ich weiß nur zu wohl daß ich schweigen muß!„ — und mit einem schmerzvollen Seufzer: — „Arme Henriette, daß Du nicht stärker wareſt!„

Es fiel Henrietten unerträglich, nach ihres Vaters Beerdigung länger in seinem Hause zu verweilen, und schleunig wurde Anstalt gemacht, daß sie zu ihrer ältesten Schwester ziehen konnte. Ihr Vorhaben war, sich hier so lange aufzuhalten, bis ihre Freundin Mutter wäre; den Sommer durch aber auf dem Lande zuzubringen.

Sie litt nicht, daß Woldemar länger als acht Tage in der Stadt blieb, und von Allwina hatte sie zum voraus sehr ernstlich begehrt, daß sie gar nicht herein käme: — dagegen wollte sie, ehe sechs Wochen um seyen, sich in Pappelwiesen zu ihnen gesellen.

Nachricht von da erhielt sie unterdessen mit jeder Gelegenheit; oft an demselbigen Tage mehr als einmal; es waren nicht immer Briefe, sondern mehren:

rentheils — ich weiß keinen eigentlichen Nahmen dafür; — und wozu brauchen wir Nahmen? Hier sind zwey von diesen Stücken; die zu mehr als einem Ende hier einen Platz zu behaupten haben.

Am 12ten May.

„Wie behaglich ich zwischen dem Grün und den Blüthen — Nachtigallen- Finken- und Lerchen-Gesang daher wandelte, der weichenden Sonne nach; entgegen der Abendstille! Dünnes mit Lichtstreifen durchschoßnes Gewölk über den ganzen Himmel. — Zu dieser süssen Tagesdämmerung nun allmählich die Dämmerung der Nacht — und tüschender Schauer. Aus den Dörfern umher das May-Geläute — nicht mit dem Wehen der Lüfte (kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte!) es schlich von selber an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zusammen: und eben so an mein Auge das Grün und die Blüthen; kein rascher Lichtstrahl der mir die Gegenstände aufdrang; ich genoß alles in Freyheit, in Ruhe, schwebte im Meer der Allmacht... Und eben so sanft und leise wie der Allliebende, wie sein Frühling um mich her — eben so leise, sanft und liebend faßte Ihre Hand die meinige; nicht damit ich umblickte; — auch blickt' ich nicht um: — aber vor mich hin auf dem schönen Pfade lächelte ich mit doppeltem Entzücken die ganze Schöpfung an.„

Den 20ten May.

„Wir hatten am Abend dieſes etwas ſchwülen Tages am Waſſerfall geſeſſen, und den ſchönſten Sonnen-Untergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Baches her, und blieben ſtehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil ſeiner Krümmungen überſchauen kann. Es war ein bezaubernder Anblick, wie die ſchlanken, flammenden Pappeln ſich in ihm beſpiegelten. Es ſchien als hätten ſie zur Luſt ſich hinunter getaucht, und es durchfahre ſie das ſüße Schrecken der angenehmſten Empfindung. Wunderbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde als ſchwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwiſchen den Aeſten liſpelten und auf ſanften Wellen über den kleinen Fluß gleiteten, und mit der ganzen Natur ſich ergötzten. — Da kamen die Sterne herniedder. Der blaue Himmel ſchwamm zu unſern Füßen. Es hatte der Unermeßliche ſich in niederes Gebüſche — zu uns gelagert.

Waſſer der Himmel — in Waſſern der Erde! ...: Leben — in Leben hinübergeſtralt! — ... Kraft — in Kraft ſich gattend! ... — Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geiſt. Meine Seele wähnte den Unbegreiflichen in etwa zu faſſen ... Sie, die einſt nicht Einer Vorſtellung ſich bewußt war, nun ſo voll Empfindung und Gedanke! ... Eigenes, gefühltes

fühltes Daseyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!„

Dergleichen Aufsätze floßen täglich aus Woldemars Feder, und waren nicht bestimmt von jemand außer ihm gesehen zu werden. Er nannte sie die Schatten seiner abgeschiedenen Stunden, in dem nehmlichen Sinn, wie man auch die Seelen Schatten zu nennen pflegt. Sie werden in der Folge dieser Geschichte uns sehr zu statten kommen.

Die Vermählung wurde nicht lange verschoben; aber man hielt sie, aus Familien-Ursachen, äußerst geheim. Erst im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen seyn würde, sollte sie bekannt gemacht werden.

Woldemar fand sich wie in eine neue und bessere Welt versezt. Es war ganz über seine Erwartung, was er Allwina in seinen Armen werden sah, und er konnt' es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf diese Weise Theil an ihm genommen, so wunderlieb und lauter, so aus ganzer Herzens-Fülle, bis zur blinden Partheylichkeit, und doch ohne weiter eine Spur von Leidenschaft. Es schien, seitdem Woldemar ihr Mann sey, habe sie weniger Recht an ihn als zuvor; sie hatte sich ihm völlig hingegeben, alle ihre Ansprüche mit, auch die an ihn selbst.

Seiner

Seiner Liebe zu ihr freute ſie ſich; aber in der That mehr weil ſie fühlte, daß Woldemar dadurch glücklich wurde, als daß ſie dabey an ſich gedacht hätte; nur ſein Wohl — war ihre Sorge, ihr Wunſch; und wie das alles in ihr beſtand und aus ihr hervorgieng — man mußte glauben, ſie ſey durch eine unmittelbare Einwürkung des Himmels dazu begeiſtert worden. — Ich wiederhol' es, Woldemar wußte es nicht zu ergründen, und das ſchwellte ſein Herz nur deſto höher von Wonne; es ſtand unter einer Fluth ſüſſer nie gekannter Empfindungen. — Und die Fluth hub ihn empor und trug ihn zurück — ſanft hinauf den Strom, bis zu den Quellen ſeines Lebens. Von allem erwachte wieder in ſeiner Seele die Erſte friſchblühende Empfindung. Der Frühling ſeines Daſeyns ward ihm wiedergegeben, — eine zwote Jugend, voller und kräftiger als die Erſte, — Unſchuld, Zuverſicht und Paradies.

Woldemar war der Pflichten ſeines Amtes wegen genöthigt zuweilen in die Stadt zu reiſen, und da pflegte er, wechſelsweiſe, dann bey Biederthal, dann bey Dorenburg abzutreten. Sie ſahen ihn nie, ohne daß ſich neue Ausſichten von Glückſeligkeit vor ihnen eröffneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden, bis der Winter einbreche.

Einſt

Einſt traf es ſich, daß Woldemar unverſehens in die Stadt kam, und niemand zu Hauſe fand als Luiſe; die andern waren aufs Land zu einem Anverwandten von Dorenburg, der Oberamtmann war. Woldemar hatte ein Bildniß von Henriette mitgebracht, welches er ganz neuerlich gezeichnet, ohne daß ſie ihm dazu geſeßen. Er hatte eine Menge Zeichnungen vor und nach von ihr gemacht; aber ſo regend, ſo voll Bedeutung, wie dieſe, noch keine. Luiſe ſchrie für Freude, da ſie das Bildniß ſah. Für Woldemar war es ein reiches Gemählde, welches ihm ſeine ganze Glückſeligkeit darſtellte, und auf eine Weiſe darſtellte, daß er weit mehr als ihren wiederholten Genuß davon empfieng; wie die Gottheit genießt, genoß er ſie hier. Niemand hatte ihn noch ſo von ſeiner Freundin reden hören, als er vor ihrem Bildniß itzo mit Luiſe davon ſprach. Seine Begeiſterung theilte ſich dem gefühlvollen Weibe mit, und ſie wurden beyde je länger je mehr — bis zum Ueberfließen ihres Gegenſtandes voll. So brachten ſie, äußerſt mit einander zufrieden, dieſen und den folgenden Tag zu Ende. Es war ſchon nach Mitternacht, als Woldemar aufſtand und nun zu Bette gehen wollte. Stehend fiel ihm ein Zug von Henriette ein, den er noch eben erzählen mußte. Er bemerkte, daß Luiſe ganz auſſerordentlich davon getroffen wurde, und fragte nach der Urſache. Sie veränderte die Farbe bey ſeiner Frage; und da er

zu

zu bitten anfieng, schossen ihr Thränen über die Wangen. Woldemar wurde dringender; aber Luise konnte ihn nicht befriedigen, ohne ihm zu entdecken, was sich bey ihres Vaters Tode zugetragen hatte; denn in der genauen Beziehung, welche das von Woldemar Erzählte hierauf hatte, lag die Ursache ihrer Erschütterung. — „Es ist unmöglich, sagte endlich Luise, daß ich Ihnen willfahre; es sey Ihnen genug, daß Sie Henriette nie zu viel lieben, nie zu sehr verehren können, daß Sie mehr Grund dazu haben, als Sie selbst wissen. „ — Diese Worte machten Woldemar nur noch aufmerksamer; er war durch nichts mehr zu stillen, flehte unabläßig, und drohte endlich, daß er durch Henriette selbst das Geheimniß schon herausbringen wolle. Kurz, er sezte der armen Luise von allen Seiten so lebhaft zu, bis sie, halb aus Furcht halb aus Treuherzigkeit, nachgab, und ihm alles offenbarte.

Woldemar brachte die ganze Nacht in seinem Seßel zu. Eh' er sich dazu versehen, hatten schnell seine Gedanken sich so gehäuft, und sich so vielfältig durch einander geschlungen, daß er wie erstarrt davon war. Seine Henriette weniger hochschätzen, weniger lieben — konnte er um alles, was er itzt erfahren hatte, nicht; er mußte viel eher sie bewundern, ihr Dank wissen; und doch fühlte er, daß er

unzufrieden mit ihr war. — Unzufrieden mit Henriette! — er erſchrack vor dieſer Vorſtellung: — und warum unzufrieden? — durft' er es wohl jemand ſagen? — konnte er's nur ſich ſelbſt erklären? — „Es iſt die erſte Befremdung (ſagte er zu ſich,) morgen werd' ich ruhig ſeyn „ — und wollte aufſtehen und ſich zu Bette legen; aber ſchnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt: — „Mir entſagt — feyerlich — heimlich! — Ihr Vater, ihre Geſchwiſter vermochten ſie dahin zu bringen! — Sie hat ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemar! — O, ich bin ihr nicht was ich dachte! — Henriette iſt nicht . . . Er fuhr in die Höhe, ſtieß in der Angſt, um ſich zu betäuben, allerhand Töne aus der Bruſt, zerdrückte mit beyden Händen ſich die Stirne, krümmte ſich in einander, — wußte nicht zu bleiben.

Die Sonne war ſchon aufgegangen, da legte er ſich. Der Kopf ſchmerzte ihn entſetzlich, es kam Schwindel dazu, und ſo ſchlummerte er endlich ein. Um Mittag ſtand er auf, ſehr abgemattet, aber um vieles heiterer, und gefaßt genug, um Luiſe gänzlich die Urſache ſeiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er ſchalt ſich je länger je ernſtlicher über ſeine ausſchweiffende Empfindlichkeit, und gab ihr allerhand gehäßige Nahmen. Viel lieber wollt' er ſich der verkehrteſten Eigenliebe — als ſeine Hen-

riette

riette einer Sünde gegen die Freundschaft schuldig finden. Es gelang ihm endlich die Gefühle seiner ersten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste fest entschlossen nach Pappelwiesen zurück, sich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu schlagen. Bey seiner Ankunft nahm die einzige Henriette etwas verändertes in seinen Zügen wahr. Er schob es auf die Unpäßlichkeit, wovon er überfallen worden, doch gestand er zulezt: einer von seinen bösen Geistern wäre einmal wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte gefunden.

Die Freude seine Allwina, seine Henriette wieder zu sehen, war ihm noch keinmal so warm durch Herz und Adern gelauffen; es kam ihm vor, als nähm er zum erstenmal wahr, daß er so sehr geliebt sey. Tief in sein Innerstes gieng das sanfte Forschen seiner Freundin mit Blicken und Liebkosungen: — ob etwas seine Glückseligkeit störe? — ob sie's nicht von ihm nehmen könne — für ihr Glück, für ihr Leben — für den Tod ihrer Seele? — Woldemar ertrugs kaum. Der Zustand, worinn er sich zu B. befunden, schien ihm itzt zu Pappelwiesen so thöricht, ja so rasend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meynte. Wär' es nicht um Luise gewesen, er hätte alles entdeckt. — Er warf sich seiner Freundin in die Arme: — „Engel, rief er mit beklommener Stimme, — wie Du mich liebst! —

Ich

Ich verdien' es nicht; ich habe kein Herz das zu lohnen." — Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann auf eine unangenehme Weise der Gedanke an Henriettens Gelübde — an das Geheimniß zwischen ihr und ihm; und es gab Augenblicke, wo es ihm bis zur sichtbaren Unbehaglichkeit beschwerlich wurde.

III.

An den Herausgeber
des T. M.

Sie haben mich unrecht verstanden, l. F. Ich beschwere mich nicht über die Seltenheit wahrer Künstler. Dies hieße unzufrieden seyn, daß nicht aus allen Steinritzen Kremnitzer Gold wächst. Der wahren Künstler werden immer eben so ein klein Häuflein seyn, wie der Dichter, es mögen sich mit der Kunst auch noch so viele Leutgen nähren wollen. Ich beklage mich über ein ganz andres Ding. Die Kultur der Kunst ist für mich ein Stück der Sitten-Masse meiner Zeitverwandten, und wenn ich über ihren Verfall klage, so ists mehr in Ansehung der wenigen Edlen, die die Kunst schätzen, als derjenigen die sie üben. Der Leser, wie sie wissen, bildet seinen Autor, so gut wie der Autor den Leser, und einer muß des andern werth seyn, wenn sie neben einan-

Timon.

Pfui, wie grob du biſt! Ihr habt da einen Humor angenommen, der einem Mann nicht gut läßt; es iſt gar nicht hübſch. Man ſagt ſonſt, meine Herren, ira furor brevis eſt, aber dieſer Mann dort iſt immer entrüſtet.

Apemanthus.

Laß mich auf deine Gefahr da bleiben, Timon; ich komme, Beobachtungen zu machen, ich will dich gewarnt haben.

Timon.

Und ich gebe dir keine Acht; du biſt ein Athenienſer, und alſo willkommen; ich möchte für mich ſelbſt kein Vermögen haben -- Ich bitte dich, laß meine Schüſſeln dich zum Stillſchweigen bringen.

Apemanthus.

Ich verſchmähe deine Schüſſeln; ich wollt' eher dran erworgen, eh ich dir jemals ſchmeicheln wollte. O ihr Götter, wieviel Leute eſſen den Timon, und er ſieht ſie nicht! Es ſchmerzt mich, ihrer ſo viele zu ſehen, die ihren Biſſen in eines einzigen Mannes Blut tauchen; und das unſinnigſte iſt, daß er ſie noch dazu aufmuntert. Mich wundert nur, daß es Menſchen giebt, die ſich bey andern Menſchen ſicher halten. Sie ſollten einander ohne Meſſer einladen, es wäre gut für ihre Schüſſeln, und ſichrer für ihr Leben. An Beyſpielen fehlt es nicht; der Burſche, zum

der gedeyhen sollen. Es ist wahr, der Künstler lebt nicht vom Beyfalle des großen Haufens, er ist sich in seiner Schöpfung lange selbst genug. Aber zuweilen geht er heraus, und dann verlangt er, daß man ihn verstehe wenn er redet. Der innre Genuß dringt ihn zur Mittheilung gegen andre, und als eines der empfindsamsten Geschöpfe, verlangt er Nebengeschöpfe, Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein.

Ob aber Hofnung dazu seye, daß sich im Ganzen die Nation dazu bilde, gleich andern Nationen, darüber lassen Sie uns ein paar Worte verliehren.

Wenn von der Literatur eines Landes die Rede ist, so fragt man nicht, wie ansehnlich die Bibliothek des Fürsten seye, sondern welche Masse von Kenntnißen unter den Privatleuten circulire. In einigen Residenzen Teutschlands ist dafür gesorgt worden, daß der Reisende auf wenige Stunden durch ihre reichen Galerien streichen, und sie wie eine Schatzkammer bewundern könne. Wie viel fehlt aber noch diesen Sammlungen, daß sie auf eine wahre Art gemeinnützig würden? Die meisten sind den Künstlern zu ihrem Privatstudio unzugänglich, stehen unter der Direction von Vergoldern, Gemäldeflickern, ohnmächtigen verschnittnen Künstlern. Gemeiniglich ist immer der Mann, der sie brauchbar machen könnte,

könnte, davon ausgeschlossen. 'Aber was finden Sie nun in eben derselben Stadt weiter merkwürdiges von Kunstsachen, in den Häusern der Privatleute? Ist dieser Schatz ein wohlthätiger Teich, dessen Ausfluß durch tausend Kanäle das Land wässere und befeuchte; oder ist es ein stillstehender Sumpf, mit Rohr und Schilf bewachsen, wo Frösche quacken und Enten schnattern? Ein bischen Kunstgeschwätz wird alles seyn, und dabey ungefehr eben so viel Liebe zur Natur und Kunst beym Unterthan des Künstebeschützenden Fürsten, als Geld in seinem Beutel. Unsere Reichs- und Handelsstädte sind noch die Oerter, wo man die einzelnen Lücken der Kunstlitteratur ausfüllen muß; denn hier finden sich Stücke von Meistern, die man in Fürstlichen Galerien vergebens sucht. Hier ist oft auf Empfehlung eines Künstlers ein Gemählde gekauft worden, das nach seinem innern Werth es gewiß verdiente, dessen Meister aber ganz unbekannt, oder wenigstens so unberühmt war, daß der Commißionär eines Hofs es dem Minister oder Fürsten vorzuschlagen nicht gewagt hätte, weil er auf der Traditionstafel der wenigen ihnen bekannten großen Namen nicht befindlich war. Es ist wahr, bey dem Handelsmann circulirt mehr Geld, und kann folglich auch mehr Geld ruhen, als in der Tasche des Herrendieners und Hofmanns, dessen äußerer Aufwand nach seinen knappen Einkünften meist überspannt ist. Es kann also in der [illegible]

ſtadt auf die Aufbewahrung eines Kunſtwerks eher ein todtes Capital verwendet bleiben. Allein dies iſt nicht die einzige Urſache der Kunſtliebhaberey in dieſen Städten. Die ehemalige, einſame, beſchränkte, einfache Lebensart brachte den Enthuſiasmus für dieſes Gefühl der Natur, und die todten Reſte derſelben die in der Kunſt lebten, hervor. Seitdem unſere Kaufleute die Lords und Marquis machen, jeder Tafel geben und Equipage halten will, haben ſie kein Geld mehr auf Kunſtwerke zu verwenden. Sie machen aus ihrem Hauſe einen laquirten Schrank, kommen mit einem Tapetenfabrikanten über Susporten und Leiſten überein, und ſiehe da, für ſo viel hundert Thaler, die ehemals ein Quadratfuß Gemälde fraß, iſt jetzo das ganze Haus von oben bis unten bemahlt.

Man ſage nicht, das bloße Kauffen und Aufbewahren machts nicht aus. Das wiſſen wir alle. Allein der Menſch, der neben einem Kunſtwerk Jahr und Tage zubringen, es mit Eiferſucht wie ſeine Maitreſſe bewachen, und auch glücklich in ſeinem Beſitz ſeyn kann, wenn kein Menſch Zeuge davon iſt, dieſer Menſch, wenn er viel Geld und Zeit übrig hat, wird dadurch doch unſchädlich. Und dies iſt ſchon genug, wenn man es bey einer gewiſſen Claſſe, die Gewalt, Anſehen und Reichthümer in Händen hat, dahin bringen kan. Emollit mores, begegnet

den

dem Deſpotiſmus, er ſey häuslich, oder fürſtlich — den Verſtopfungen im Unterleibe ꝛc. ꝛc. Allein auf dieſem niedern Grad bleibt ſelten die Kunſtliebhaberey ſtehen, ſo wie im entgegengeſezten Falle Cultur der Kunſt ohne Beſiz von Kunſtwerken beſtehen kann. Der Liebhaber lernt, daß zum Verſtand ſeiner Schäze nothwendig Nachbildung gehöre, und nach und nach ſchließt ihm das Buch der Kunſt das Buch der Natur auf. Er ſieht rund um ſich her Wunder und Erſcheinungen nach ewigen Geſezen, die alle da waren, aber für ihn nicht, bis man ſie ihm in den reizenden Gemählden der Kunſt zeigte.

Das Studium iſt in allem Betracht koſtbar, und es muß derjenige, der ihm nachhängen will, allerdings viel Geld und Zeit übrig haben, neben dem beſten Willen, und der Naturanlage dazu. Dem Herrendiener und Geſchäftmann taugts nichts; wohl aber dem Land-Edelmann, dem Domherrn, dem Rentierer, dem garniſonirenden Officier, und ſo vielen andern, denen Stand, Beruf, Erbe beydes dazu gelaſſen und reichlich mitgetheilt haben. Würde die Kunſt würklich bey uns getrieben, ſo wäre des lauten Geſchwäzes weniger, und wir würden alle, die wir uns Kenner nennen, eben ſo beſcheiden und emſig fortarbeiten, als der Künſtler ſelbſt. So aber hört man nichts als große Machtſprüche, die in dem Munde deſſen, der ſie zuerſt hervorbrachte, wie alle

Loci communes Resultate wahren einseitigen Gefühls waren, in dem Munde des zweyten oder dritten aber Lügen werden. Winkelmann sprach einst das Urtheil über La Fage aus, und nun ist dieser Künstler, der der größte Anatomiker und richtigste Zeichner war, bey dem nachlallenden Publiko der sogenannten Kenner ein flüchtiger Sudler, bloß weil Verstand dazu gehört, seine unleserliche Hand zu entziefern. Dort sagt einer bey Erblickung eines van Dyckischen Gemähldes: in Einer einzigen solchen Hand steckt mehr Kunst, als in allen Landschaften zusammen. Dies ist genug, das ganze Studium der Landschaftsmahlerey herabwürdigen zu helfen: so daß ein zeitiger Inspector einer berühmten teutschen Galerie dem Liebhaber zuruft: Sehen Sie mein Herr, was Sie vielleicht noch nicht gesehen haben: Eine Galerie ohne eine einzige Landschaft! Wenn ein Monarch die Wouvermanns ausmärzt, und sagt: die Pferde gehören in den Stall: so ist dies ein eben so verehrungswürdiger Ausspruch, als der von dem Kayser auf dem Concilio, über das künftige Fömininum kraft Kayserl. Edicts. Aber von einem Galerie-Inspector will man was anders hören. Winkelmann sezte das einzige Ziel der Kunst in dem Studio menschlicher Form, und zwar im Geschmack der Römischen Schule. Was hat uns dies nicht für Deklamation über den „niederträchtigen Fleiß„ der Flammändischen zuwege gebracht? Alles,

Alles, was nun mit ſogenanntem Fleiß gebrandmarkt iſt, gilt nicht, wenn es auch die tiefſten Geheimniße der Haltung, und die richtigſten Regeln der Perſpectiv in den kleinſten Theilen enthält. Dieſe Herren, die Alles zu Laokoons und Vatikaniſchen Apollo's umſchaffen wollen, wiſſen nicht, daß in einem Flammändiſchen Baurenſtück mehr richtige Zeichnung, mehr Beobachtung der Natur, mehr phyſiognomiſche Wahrheit ſteckt, als in den zuſammengeleimten Naſen und Ohren ihrer neuern Antikentrödler. Wie wollen Sie den Text ihres Raphaels aus den mancherley Bibelüberſetzungen ſeiner Kupferſtecher herausfinden, die oft nichts als die Hülſe übrig gelaſſen, wenn ſie nicht ſelbſt Hand angelegt haben, und aus dem was noch übrig iſt, ſchätzen können, was fehlt, und was da ſeyn ſollte? Sie, die ſo viel von Reinheit des Contours reden, ſo geſchwind beſtimmen, wo er zu weit heraus- oder hereingeht, würden beſcheidener ſeyn, wenn ſie aus Erfahrung wüßten, was Contour für ein tauſendfaches Ding iſt, je nachdem ſich das Objekt, oder die Höhe und Weite des Auges beym Zeichner ändert. Ausdruck der Leidenſchaften iſt immer die Lockſpeiſe, womit ein mittelmäßiger Künſtler das ſtumpfe Gefühl des großen Haufens an ſich zu ziehen ſucht: und doch welche unkräftige Speiſe für die gaffende Neugierde, wenn ſie von keiner Kenntniß der Muskeln und Knochen genährt iſt? Man kann

dreuſte ſagen: wer hat je unter uns einen menſchlichen Körper mit leiblichen Augen geſehen, und denn vollends mit den geiſtigen Augen der Kenntniß? Es gehen tauſend ſogenannte Mahler aus dieſer Zeitlichkeit, ohne den Menſchen weiter als bis an die Halsgrube betrachtet zu haben. Und doch ſind es öfters dieſelben, die von dem Studio der Landſchaft wie von einem Findelkinde reden. Oder es müßte eine brave heroiſche Landſchaft ſeyn, wo hübſch Gras und Bäume untergeordnet wären, damit die Catonen und Scipionen, die darinnen luſtwandeln, ſich deſto beſſer ausnehmen.

Ich ſage noch einmal, ich habe ſchlechte Begriffe von der Kunſtkenntnis desjenigen der keine Landſchaften liebt, das Studium dieſer Art zu weit herabwürdigt, oder es blos als ein Vehikulum der Figuren anſieht. Das Gefühl für Haltung iſt ein ohngleich geiſtigeres Ding als die Kenntniß der Formen, und es gehört ein langgeübtes Auge dazu, die Wirthſchaft der Natur mit Schatten und Licht überall inne zu werden. Wer dies Auge hat, iſt ein glücklicher Menſch. Alles um ihn her wird ihm zur Merkwürdigkeit, weil überall wo Licht hindringt, ſich ihm tauſend Begebenheiten darſtellen. Wie ſein eigner Körper ſeine Lage verändert, wie die Sonne ſteigt und ſinkt, nach allen ihren Tagzeiten, wie jede Wolke dichter oder dünner wird, ſieht er etwas Neues;

in

in jedem Kohlhaupt ein Ganzes, auf jedem Sandhügel, in dem flachſten Tannenwald ein vollſtändiges Gemählde; und er harrt nicht mitten in der Natur, wie andre die nur durch Manier empfangen, auf die Erſcheinung der ſchonen Natur. In der Dogmatik der Kunſt hat dies leztere Abſtraktum wohl ſo viel geſchadet, als manches andre das in Religionsſachen ganze Nationen auf die Schlachtbank geführt hat. Vor lauter ſchöner Natur, und ſchönen Effekten, und ſchönen Partien, ſehen die meiſten Mahler gar keine Natur. Blind und eckel wird ihr Auge nur darum, weil es an grobe Ideen der Haltung gewöhnt iſt, die Natur nach dieſer oder jener Anordnung von Tinten beurtheilen, dieſe überall finden will, und eben deswegen das nicht findet, was in dieſem Moment da iſt. Fragen Sie doch alle angehende Künſtler, in welcher Manier ſie ſtudieren? Sie werden Ihnen alle fertig antworten in dieſer oder jener. Keiner wird ſagen in der Manier der Natur, weil ſie ſich entweder ganz an Blatt und Leinwand zur Vorſchrift halten; oder doch erſt ſpät zur Natur geführt worden ſind, wenn ihr Auge ſchon durch dies oder jenes Medium geblendet war. Sie ſagen immer, bloße Natur thue es nicht. — Es iſt unſtreitig der weitläuftigſte Weeg, aber gewiß am Ende der ſicherſte. Man bekömmt freylich nicht ſogleich Ausdruck; man kann nicht prahlen und ausſtellen, man kann kein Gemählde zuſammen-

würfeln, wie man ehedem die Menuets componirt hat. Allein dafür erhält man auch Liebe und Anhänglichkeit zur Natur, übt sich an jedem Ding, und erhält dadurch jedes Dings eignen Charakter, wird mit wenigem genugsam, und legt in dies Wenige viel Poesie, viele Zeit, Mühe und Arbeit. Der Stempel des Produkts ist alsdann Simplicität, und man braucht nicht Everdingens Gründe, Salvator Rosa's Felsen, Wouwermanns sammtnes Gras, und Waterlo's Baumschlag aufzubieten, um ein Bischen Eigenthum aufzuweisen. Alles unter unsern Händen wird Gold durch die Behandlung, und es braucht keine ausserordentliche Form und schöngeworfne Partie, um den Zuschauer zu locken. Die Thoren, die es den Klugen nachlallen müssen, daß Rembrand ein großer Mann war, können freylich oft nicht begreiffen, warum ein Blatt, das so wenig Stoff zeigt, für so wunderbar gehalten wird. Sie halten's für bloße Tradition an den Namen, und es ist im Grunde nichts als die Zauberey der Behandlung. Bricht nachher nach so vieljährigem Studio die Manier endlich auf, und entfaltet sich, so ists, was noch kein Auge gesehen hat. Es ist weder Hansens noch Kunzens, sondern eine neue Manier, wie's denn auch seyn soll. Und so steht das Monument der Originalität.

Diese Uebung an Allem was unter der Sonne ist, gebieret endlich die so höchstnöthige Toleranz

für

für jedes Talent in allen Klaſſen, giebt den Schlüſſel zu allen Manieren, vereinigt alle Schulen, ſchlägt alle einſeitige Orakelſprüche nieder, kurz, thut viele Wunder, und hat alle die wohlthätige Folgen, die dorten Cicero ſo ſchön von den Wiſſenſchaften überhaupt prädicirt. Aber freylich ſollten hier die Liebhaber den Künſtlern auf halbem Wege entgegen kommen, wenn ſie anders ihrer Liebhaberey wohl vorſtehen wollten. Denn ohne Erfahrung iſt kein Genuß, und der Kenner ſieht nur ſo weit als er ſelbſt Künſtler iſt. Das Conventionelle, was doch eigentlich der innere Kreis der Kunſt iſt, wird ihm ſonſt nicht zu theile, und er koſtet alles auf fremde Treu und Glauben. Man kann heutzutage zwar die Kennerſchaften ohne ſolche Mühſeligkeiten erlangen. Die großen und kleinen Kunſtbücher, die ſchönen franzöſiſchen und engliſchen Kupferſtiche, wo ſich alle Schönheiten mit Händen greiffen und mit Fingern zeigen laſſen, führen den kürzern Weeg der Terminologie. Ob man aber dabey gedeyhe, Eingeweide, Blut und Phyſiognomie erhalte, daran zweifle ich eben ſo ſehr, als daß die griechiſchen Figuren der Herren Weſt und Comp. je damit bekleidet werden.

Ich bin, wie Sie längſt wiſſen ꝛc.

Exempel, der hier zu nächſt an ihm ſizt, das Brodt mit ihm theilt, und thut als ob er auch den Athem mit ihm theilen wollte, iſt alle Augenblike bereitwillig, ihm einen Dolch in das Herz zu ſtoſſen. Es ſind Beweiſe davon da. Wär' ich ein groſſer Herr, ich hätte das Herz nicht zu trinken, aus Furcht, ſie möchten ausſpähen, wo ſie meiner Luftröhre am beſten beykommen könnten; groſſe Herren ſollten nicht anders trinken, als mit einem Harniſch um ihre Gurgel.

Timon (indem er dem Lucullus zutrinkt.)

Milord, von Herzen; laßt die Geſundheit herumgehen.

Lucullus.

Laßt ſie dieſen Weg gehen, mein wertheſter Lord.

Apemanthus.

Dieſen Weg gehen -- Ein braver Kerl; er weiß die Zeit wol in Acht zu nehmen; dieſe Geſundheiten werden noch machen, daß du und dein Vermögen die Schwindſucht kriegen werden, Timon. (Er langt ein Stük Brodt und einen Krug mit Waſſer aus ſeiner Taſche.) Hier iſt etwas, das zu ſchwach iſt, ein Sünder zu ſeyn, ehrliches Waſſer, das noch niemand in den Schuld-Thurn gebracht hat. Mein Eſſen ſchikt ſich zu meinem Trank -- (Er ſtellt ſich hin, das Tiſch-Gebett zu ſprechen.) Gaſtmähler ſind zu ſtolz, den Göttern Dank zu ſagen.

Apeman-

IV.

Ueber einige Gemählde der Düsseldorfer Galerie.

An Herrn Canonicus Gleim.

Fortsetz. von No. 5. S. 135. 1777.

Es geht mir im Kopfe herum, theurer Freund, daß ich Ihnen Gemählde von Rubens zu beschreiben versprochen; und fast gereut es mich. Gemahlt und beschrieben ist schier so sehr von einander verschieden, wie sehen und blind seyn: wie der Zeiger einer Uhr im Julius auf der Zifer Vier — von dem Morgenroth auf der Höhe des Brocken. Selbst die Beschreibungen Winkelmanns sind nur Brillen; und zwar Brillen nur für diese und jene Augen. Und ich verzweifle beynah in dergleichen Sachen an allen Worten.

Indessen, denk ich, würde doch jeder der in gleicher Verzweiflung schwebte, eine aufgefundne alte Handschrift, welche Beschreibungen der schönsten griechischen Gemählde zu Alexanders Zeiten enthielt, mit Hoffen und Erwarten zur Hand nehmen, und daran in Entzücken hangen, wenn sie nur einigermaßen treflich wären. Man hätte wenigstens

Idee,

Idee, Zuſammenſetzung, Vergleichung: und manches leicht feuerfangende Herz weinte wohl gar dabey noch Thränen, ſo ſüß, als läg es an der Urne ſeiner Geliebten.

Und dieß macht mir wieder Muth.

Jedoch geb ich Ihnen aus keinem Gemählde mehr, als die Idee und das Mahleriſche derſelben, ſo wie ichs erkenne; weil ich zu überzeugt bin, daß alles andre mit eignen Augen muß geſehen werden, wenn man keine Ausgabe in vſum Delphini zu beſorgen hat.

Wir haben ſoviel Gemählde von Rubens, daß unſere Sammlung für eine der ſtärkſten davon gelten darf; aber doch fehlen uns ſeine zwey höchſten Meiſterſtücke. Nehmlich: ſeine Odyßee über Heinrichs Gemahlin Königin Maria von Medicis zu Luxenburg in 24. Geſängen, worinn leider! einige Heiligen das Schönſte, was Rubens nach Kennern gemacht hat, die drey nackenden Grazien verdorben haben; und ſeine Abnehmung von Kreuz zu Antwerpen. Und auſſer dieſen fehlen uns noch die meiſten ſeiner Lieblingsſtücke, die er blos für ſich, und ſeinen Freunden zur Luſt, gemacht hat; welche mir unter allen von ihm am liebſten ſeyn würden, weil man darinn den ſchönſten Schatz ſeines Lebens findet.

Ueber-

Ueberhaupt kann man aus hundert Gemählden von Rubens, mit den beſten Gründen, über ihn das ungerechteſte Urtheil fällen, da wenig Mahler ſo viel Stücke als er gemahlt haben, ſo daß ſie nach den Nachrichten der Liebhaber ſich auf einige Tauſend belaufen. Es ergiebt ſich aus dem geſunden Menſchenverſtande, daß er die wenigſten ſelbſt ganz hat ausmahlen können, daß er zu verſchiedenen nur die Skizze gemacht, und zu manchen blos die Idee hergegeben. Zwar war er, bis auf die lezten Jahre ſeines Lebens, immer geſund und ſtark und geſchäftig, und alle ſeine Arbeit ſchnell; allein er mußte noch, auſſer der Menge, oft wichtige Reiſen thun, und Frieden ſtiften zwiſchen großen Mächten, und von zween Königen zum Ritter geſchlagen werden; weswegen er ſich doch nichtsdeſtoweniger blos für einen Collegen aller Mahler hielt. Und während der Zeit arbeiteten für ihn ſeine herrlichen Schüler, die manchen Fehler begehen konnten, der izt auf ſeine Rechnung geſchrieben wird.

Und dann, was für Unſinn wird einem Mahler oft nicht aufgetragen, den er aus hundert Urſachen nicht von ſich ablehnen darf, womit Apelles, Ariſtides und Protogenes ſamt dem Pamphilos in einer Generalverſammlung nichts geſcheutes anzufangen wiſſen würden?

Und wer hat endlich immer Luſt, etwas durchaus fürtreffliches zu machen unter hundert und tauſend Stücken für allerley Leute? Einen groſſen Mann ſollte man allein nach ſeiner eignen uneingeſchränkten Idee ſchätzen: alles andre iſt Zeit und Zufall unterworfen.

Und dieſen Maasſtab muß man auch bey Rubenſen brauchen, wenn man ihn richtig beurtheilen will, wenn man ihn als Mahler beurtheilen will. Es könnte einer überdies, wo möglich, Bedeutung haben, in gewiſſer Rückſicht, wie Raphael, Anmuth wie Correggio, und Wahrheit der Farbe wie Tizian, und doch nur im Grund ein mittelmäßiger Mahler ſeyn, wenn er keinen Inſtinkt und kein Auge hätte, wenn ihm die Naturgabe fehlte, das Mahleriſche in einer Begebenheit, an Ort und Stelle, in einer Gegend zu faſſen, oder hinein zu dichten, und in ein neues lebendiges Ganzes zu bringen, woran das Herz ſich laben und die Seele ſich erquicken kann. Was ſollen uns alle die klaßiſchen Figuren, die keinen Genuß geben? — O heilige Natur, die du alle deine Werke hervorbringeſt in Liebe, Leben und Feuer, und nicht mit Zirkel, Lineal, Nachäfferey dir allein will ich ewig huldigen!

Doch einmal voran.

Ich werd Ihnen nur wenig Gemählde, die wir von Rubens haben, beſchreiben, weil er ſonſt zu viel dabey verlöre; und ohne weitere Ordnung, als wie ſie hier im Saal mich an ſich ziehn: weder nach ihrer Größe, noch ihrem Berühmtſeyn, noch dem Urtheile der Kenner mich richten, ſondern blos und allein dabey in Unſchuld eignem Herz und Sinn folgen. Wie könnt auch hier die Gelehrigkeit ſelbſt auf die Stimme der großen Richter merken: da Herren unter ihnen von gleichem Rang und Anſehn (dem Vorgeben des Publikums nach) Dieſer das nehmliche an Rubens als Schönheit preißt, was Jener als Fehler tadelt; und zum Unglück jeder ein Franzos iſt, Kunſtrichter aus dem Lande der Theorie, der Kritik und des Geſchmacks. (*)

Die

(*) *De Piles.* Les ajuſtemens de ſes figures ſont de bon gout, et ſes draperies jettées avec art: elles ſont diverſifiées et convenables ſelon le ſexe, l'âge et la dignité des perſonnes: les plis en ſont grands, bien placés, et marquent le nu ſans affectation.

Descamps. Les draperies ſont convenables aux ſujets, les etoffes groſſieres ou legéres ſont jettées avec art: Il n'ya nulle affectation dans les plis, qui ſont amples, et ſous les quels ſe deſſine le nu: on y reconnoit diſtinctement la ſoie, la laine et le lin.

Felibien: Les veſtemens ne ſont point faits avec un beau choix; les plis n'en ſont ni bien jettez, ni bien entendus, ni bien corrects.

Die Flucht der Amazonen.

Dieſes Stück iſt der erſte Stern, der an den Himmel unſerer Galerie ſich gezogen. Der Churfürſt, welcher dieſelbe ſtiftete, ein Herr, der des Enthuſiasmus fähig war, und Kraft hatte darinn zu beharren, erhielt es von ohngefehr, und wurde nach und nach beym öftern Beſchauen ſo entzückt davon, daß er auf einmal Liebhaber wurde, und mit der Zeit die große Sammlung veranſtaltete; welche unter beſſerer Anleitung noch auserwählter würde geworden ſeyn.

Ein erſchrecklicher Kampf zwiſchen den zwey Geſchlechtern, wovon man nicht eher völligen Genuß haben kann, als bis man in die entfernteſte Natur hinunter geſtiegen.

Ein mahleriſches Schlachtgetümmel, wo der Sieg endlich ſich entſchieden hat. Die armen Heldinnen müſſen der Obermacht unterliegen, werden geſchlagen, ſind auf der Flucht, und die Feinde ſetzen ihnen über eine Brücke nach. Die Verſpäteten, und wohl die Tapferſten, werden zum Theil gefangen genommen, und zum Theil in der Wuth ermordet, und ſackeln zum Theil auch nicht, und ermorden wieder. Das beſte vom Kriege für ein Heldenherz, die Luſt nach Schweiß und Gefahr; und noch dazu mit Mädchen, die mit dem Schwerdt Männer anzugreiffen ſich erkühnt,

kühnt, wilde, grausame und doch reizende Empörerinnen wider die Rechte der Natur. Ein furchtbar schönes Schauspiel, dergleichen es wenig gegeben.

Der Anfang, linker Hand des Gemähldes, macht ein schon fernes Getümmel der Flucht von Weibern und Pferden. Darauf setzen ein Paar braune Streitroße, ihrer Reuter entledigt, von der Brücke. Das vörderste ist so scheu und wild, daß es die fliegenden Mähnen noch in die Höhe sträubt, die Zähne fletscht, und Dampf aus der Nase schnaubt: und das andere schlägt hinten aus, noch vom Gefecht entflammt. Dann kommt eine Amazone mit eines Heerführers Kopf in beyden Händen, den sie auf der Brücke noch abgehauen, wo der Rumpf vom Stummel ins Wasser blutet; und dabey in der rechten das blutige Beil. Sie sizt auf ihrem Rosse, gleich jenem Römer, der die Feinde abhielt, bis die Brücke abgebrochen war, noch den Verfolgern entgegen, und ein Krieger greift ihr nach der Beute, die sie nicht lassen will. Neben ihr kämpften noch zwo (wovon unten die Erschlagenen zeugen, und die ausziehenden Pferde) die eben in den Fluß mit ihren Wunden samt den Rossen stürzen.

Dies ist die schönste Gruppe im Ganzen, und wohl mit dem Strome die erste Idee dazu; und vielleicht das kühnste, was je gemahlt worden.

Die erſte iſt im Sturz von der Brücke, den Kopf ſchon unterwärts, wo von einem Hieb aus der Stirne Blut fließt: ohne Bewußtſeyn, das Mordgewehr noch in der Fauſt, und die Knie im Sattel. Aus dem Köcher fallen die Pfeile. Ihr nach das Pferd, dem ein Wurfpfeil im Halſe ſteckt, die Vorderfüße voran, den Bauch oben, und die Hinterfüße von ſich ſtreckend. Unter ihr platſcht die andre, gleichfalls mit dem Kopf voran, nur noch völlig lebendig und im Ritt, mit dem Rücken und ihres Schimmels Rücken in den Strom, in deſſen weißem Wellenſchlag man den ungeheuren Fall ſieht. Ein Geſicht noch voll Mordgier und Kampf, und Ergebung in alles, was ihr dabey zu Leide geſchieht. Weiter hin im Waſſer zur Rechten ſuchen ihrer zwo ſich mit Schwimmen zu retten; und die ſtürzende Lezte ſchlägt mit ihrem Pferd vor denſelben nieder, und die andre, wornach die eine voll Angſt ſich wegwendend ſieht, kömmt von oben. Und zur Linken ſteigt ſeitwärts der Kopf einer vom Sturz in die Tiefe Geſchlagenen in Entſetzen wie ertrunken hervor, und über ihr ſtürzt im Dunkeln vom neuen ein Roß, deſſen Reuter an der Mauer erſchlagen liegt. Gleich vorn auf der Brücke wird einer die Standarte abgenommen, die ſie aber nicht laſſen will, und wogegen ſie ſich aus aller Macht wehrt. Schon iſt ſie an derſelben zurückgeriſſen von ihrem ſich in die Höhe bäumenden Roſſe, womit ſie aber doch noch eins iſt mit den

Schenkeln, gleich einem Centaur. Einer und noch einer arbeiten an ihr. Beyde halten die Fahne am Wimpel feſt, der eine zu Fuß und der andre zu Pferd, welcher leztere nach ihr, gelb und blaß vor Wuth und Mordgier, mit dem Schwerdt in der Rechten aus Leibeskräften aushohlt. Weiter hin rechter Hand wird zuerſt wahrſcheinlich die Königin gefangen. Sie hält das Schlachtbeil in ihrer geübten Fauſt, ſtraff und ſtark; vermag aber nichts vor der Menge, und wird überall gehalten. In ihrem Geſicht iſt Grimm über die eitlen Tyrannen und das Schickſal; Grimm und Verachtung in Augen und Lippen, und doch auch Bitterkeit des nahen Todes. Der eine hält ſie bey dem Arm, und der andre bey der Schulter am Halſe, und hohlt aus, ſie zu erſtechen; und einer hinter ihr richtet einen Wurfpfeil auf ſie. Am Ende rechter Hand nebenan der Brücke kömmt eine geſprengt, wie ein zulezt flüchtiger Alcibiades unter ihnen, in vollem Gehalt Amazoniſcher Freyheit und Eigenmacht, wovon ſie alle ausſehen; und das Roß iſt im Begriff, weit ausgehohlt in die Fluth zu ſetzen, als ein Reuter, der ſie da erreicht, ihr hinter drein einen Kopfſpalter ziehen will. Schon hat er ausgehohlt, und ſie, ſich umgewandt, ſticht ihm, mit der größten Gegenwart des Geiſtes, bis zu Thränen vor Schaam und Zorn brennend, daß ſie fliehen muß, mit dem ſcharfen zweyſchneidigen Schwerdt unter den aufgehabenen Arm ins Haarwachs, daß

die

die Sehnen ſpringen und bluten. Ueber ihr wird eine ſamt dem Pferd in den Strom von einem jungen Reuter geſpießt; und längs dem Ufer unter ihr zieht ein Hungerleider ein Paar im Treffen Gebliebene aus, um Beute zu machen: hat von der einen den Leichnam ſchon abgefertigt hingeworfen, und zerrt der andern das Gewand noch unter dem Hintern weg, um ſie zugleich damit ins Waſſer zu ſchütteln. Unter der Brücke ſelbſt iſt das fürchterlichſte vom Schauſpiel zu ſehen. Sie hat nur einen, aber einen hohen, weiten und breiten Bogen, der von einem Michel Angelo gebaut zu ſeyn ſcheint; welcher einen Schlagſchatten von der größten Wirkung wirft, und das Licht aus der Ferne darunter her erhebt und belebt. Im Strom und denſelben hinauf iſt lauter Herabſtürzen, Schwimmen, Retten, Durchſchwimmen, Kämpfen und Erſauffen, iſt Freund und Feind unter einander: weiter oben ſtehen am Ufer in der Ferne Kriegsheere, und anbey eine Stadt in loher Flamme. Der Fluß wälzt da und dort Todten auf.

Ich mag nicht mehr beſchreiben.

Es iſt ein Stück voll heroiſcher Stärke aus dem Zeitalter des Theſeus: nichts überladen, und alle Täuſchung da, die mit Farben möglich zu machen iſt. Gewalt in Männerſchultern und Armen und Fäuſten mit dem Mordgewehr, und Bruſt und Knie:

Apemanthus betet:

Ihr Götter, ich ſpreche euch um keine Reichthümer an, denn ich achte ſie für Quark; ich bitte für niemand, als mich ſelbſt. Verleihet, daß ich niemals ſo ein guter Narr werde, einem Mann auf ſeinen Eyd zu trauen, oder einer Hure auf ihre Thränen, oder einem Hund, der zu ſchläfen ſcheint, oder meinen Freunden, wenn ich ihrer nöthig habe; Amen, Amen. Iſt zugegriffen! Reiche Leute ſündigen, und ich eſſe Wurzeln.

Timon.

General Alcibiades, mich däucht, euer Herz iſt dieſen Augenblik im Felde.

Alcibiades.

Mein Herz iſt allenthalben zu euern Dienſten, Milord.

Timon.

Ihr wäret lieber bey einem Frühſtük von Feinden, als bey einem Mittag-Eſſen von Freunden geweſen.

Alcibiades.

Wenn ſie ſo friſch bluten, ſo iſt kein beſſeres Gericht als ſie; ich wollte meinen Freund zu einem ſolchen Schmaus wünſchen. (*) Apeman-

(*) Dieſe Gentliche Art zu reden, iſt nicht im Character eines Athenienſers, noch des Alcibiades. Der Alcibiades unſers Autors in dieſem Stük gleicht dem Alcibiades, den Plutarch ſchildert, wie ein Affe einem

und in den Bäumen, dem immer andern Satz und Strang und Wurf der Streitrosse. Feuerblick und Gluth des Verfolgens, Wuth und verzweifelte Rache des Entrinnenmüssens in höchstem Weibermuthe: Hauen und Stechen und Herunterreißen, Sturz in mancherley Fall und Lage samt den Rossen in den Strom, Blut und Wunden, Schwimmen und Sterben, Blöße und zerhauenes Gewand und herrliche Rüstung; wahrstes Kolorit von Stärke, Wuth, und Angst, und Tod in Mann und Weib: höchstes Leben in vollem Schlachtgetümmel unter furchtbarer Leuchte zerrissenen Morgenhimmels. —

Die Amazonen haben kein träges Fleisch an sich, sondern sind abgehärtet, edel, voll Gewalt und Feuer, und, nach ihrem Cirkassischem Klima und den Antiken, leicht mit einem Untergewand und kleinem rothen Mantel darüber von der linken Schulter herunter bekleidet, der ihnen beym Herabsturz ins Wasser meist abfällt, nachdem ihnen entweder das Band reißt, oder durchgehauen worden, so daß die Bewegung der schönen Glieder überall lebendig zu sehen ist. Sie reiten auf bloßem Hintern mit beyden Schenkeln auf einem dünnen Sattel, nur die Beine vom Fuß zur Wade umwunden. Ihre rechte Brust hat Rubens immer so auf die Seite gebracht, oder in ein solches Licht, oder unter das Gewand, daß man wenig davon gewahr wird: vermuthlich, um dem

dem Vorurtheil auszuweichen, als hätten die Amazonen den Namen daher, daß sie sich die rechte Brust weggebrannt. Jedennoch kann man sehen, daß sie da ist.

Diese Heroinnen, welche gewißlich einmal ein mächtiges Reich ausgemacht, wenn man nicht aller Geschichte und allen Volksdenkmahlen, der Bedenklichkeit eines alten Geographisten darüber zu Gefallen, den Glauben versagen will, für dessen Weiber schon das Ding freylich zu hoch seyn mochte: hatten ihren Namen sonder Zweifel nicht daher, daß ihnen ihre Mütter auf eine alberne Weise die rechte Brust weggebrannt, sondern daß sie nicht wie andre Weiber waren. Sie hatten das gewöhnliche Weibliche abgelegt, den Gehorsam gegen die Männer und so weiter: deswegen führten sie den Namen Amazonen, Brüstelose; weil die Brüste die Weiber am ersten von den Männern unterscheiden. Ueberdieß ist brustlose, wie mans gewöhnlich nimmt, zu allgemein für so sinnliche Naturmenschen, als die Alten waren; und sie müßten entweder die Rechtebrustlosen, oder die Einbrüstigen heißen, wenn der verzweifelte Einfall einiger Grammatiker statt finden sollte. Auch haben, zum Ueberfluß, die Amazonen unter den Antiken durchaus eine Brust so groß, als die andre.

Sanherib.

Dieß kleine Stück könnte der Triumph des Niederländers heißen über Julio Romano und Le Brün.

Zuvor die Geschichte.

„Als die Kinder Israel in der Babyloniſchen Gefangenſchaft ſich befanden, und der Stamm Juda unter dem guten König Hiskia allein noch frey war, wollte der König von Aſſyrien denſelben vollends unterjochen, und forderte von ihm, wie er glaubte, eine unerſchwingliche Schatzung. Nachdem Hiskia wider deſſen Erwartung doch die verlangten dreyhundert Centner Silber und dreyßig Centner Gold herbeygeſchaft; ſo überzog er nichtsdeſtoweniger Jeruſalem mit Krieg, und ſprach allen Göttern, ſamt dem, welcher Himmel und Erden gemacht hat, Hohn, und lagerte ſich davor. Aber der Herr beſchirmte ſeine Kinder auf das Gebet der Gerechten, und ſprach zu ihnen durch den Mund des Jeſaia, daß ihre Feinde werden ſollten wie das grüne Kraut zum Heu auf den Dächern, das verdorret, ehe denn es reif wird. Und in derſelben Nacht fuhr aus der Engel des Herrn, und ſchlug im Lager von Aſſyrien hundert und fünfundachtzig tauſend Mann. Alſo brach Sanherib, der König von Aſſyrien, auf, und zog weg, und kehrte wieder heim, und wurde von ſeinen Söhnen im Tempel ſeines Gottes Nißroch erſchlagen. „

Wie

Wie würden neunundneunzig andere die Geſchichte vorgeſtellt haben?

Ein weites Feld voll Leichen zwiſchen Zelten und Pferden mit einem Häuflein Ueberbliebenen, die ſich bey Anbruch des Morgens höchlich darob verwundern. Und in der fernen Dämmerung irgend einen Scharfrichter mit Schwanenflügeln.

Nicht alſo Rubens.

Ein ſchwarzer Donnerwolkenhimmel von Wetterſtralen zerriſſen — Der Engel herunter in die Nacht auf die Feinde — Der Luftraum ſteht in Flammen, und alles iſt taghell, wohin die Rache brennt.

Ein großes erhabenes Bild vom Zorne des Mächtigen mit allem Schrecken und Grauſen, fürchterlich lebendig im ſinnlichſten Augenblicke.

Die größte Maſſe vom Licht des verzehrenden Feuers fällt in die Mitte auf die Hauptfigur und Hauptgruppe, auf den Sanherib, der vom Pferde ſtürzt, (welches ſcheu geworden, und nicht in den Blitz will, und ſich zurück in die Höhe bäumt) die rechte Hand an die lezte Mähne klammernd mit dem linken halben Schenkel noch im Sattel hängt, und mit der linken Seite und dem rechten Schenkel hinterrücks übers Kreuz rechts herausſchlottert. Neben ihm fällt ein Getroffener in einem herrlichen Fall

und Pferdesturz, welches die Hinterfüße weit hinausschleudert: und unter ihm liegt ein Hauffen Erschlagener, noch warm todt, und schon verblichen im stillestehenden Wetter zwischen Rossen und von Rossen zertreten, worunter dieser und jener in der Höllenangst sich zu verbergen sucht. Eine schreckliche Gruppe! Manchem ist nur die Hälfte des Lebens verzehrt, daß der untere Theil des Leibes auflastet.

Linker Seite des Gemähldes geht alles in Flucht, nackt und bekleidet, von der Heiße des Lichts geblendet, und theils noch außer sich, daß es sie nicht treffe, zurücksehend.

Diesseits des Wetterstrichs zur Rechten sind Zelten, und davor einige in der Dämmerung auf schnaubenden und entsezten Streitrossen mit Mäulern und Stirnen und Augen und Nasen empor voll Schrecken und Erstaunen.

Dieß ist nur das äußerste Flache von der großen Idee. Das Leben, die schier handgreifliche Natur überall darinn muß man selbst sehen; davon läßt sich nichts mit Worten melden.

Zuförderst noch den Kopf des Sanherib.

Ein Gesicht voll lebendigen Todes, ohne Besinnung, wie eines in der Fluth Untergehenden. Das Entsetzen in den aufgesperrten Augen und der ausgedehnten

dehnten Stirn, die Losgelassenheit der Furcht und Angst in allen Muskeln am offnen Munde, der Stolz überall an dem grausamen Kerl zu Brey an die Wand geschmettert, ist mehr vielleicht, als der berühmte Kopf des Maxentius: ist Löwenstärke von Einbildungskraft.

Und dann sein edles Streitroß, das vor dem Wetter scheu wird, sich umkehrt, und vom schrecklichen Schlage, der Reuter und Pferd eben neben ihn hinstreckt, schaumend zurücke stürzt. Ein Meisterstück von schöner Gestalt, kühner Stellung, Thieradel, und der fürtreflichsten Zeichnung; und wohl eins der vollkommensten, die je aus seinem oder irgend eines andern Mahlers Pinsel gekommen. Beydes, Roß und König im Fall, gehört zu dem, was Rubens in seinem höchsten Leben und Feuer gemacht hat.

Das Daseyn eines jeden der andern bey der Scene, das Vergehen der Menschen, und das Bäumen und Stürzen und gräßlich Scheuwerden der Pferde, die Gegenwart, die Einheit des Ganzen ist solchergestalt, daß man dabey an nichts einzelnes denken, und auch nichts einzelnes in Beschreibung herausheben kann.

Das Kolorit ist durchaus kräftig und wahr, und mehr nach der Natur verschieden, als in einigen seiner

seiner andern Stücke: und der Pinsel so leicht und in Gewalt dem Feuer der Seele gleich geführt, daß er da und dort die Farbe des Holzes bis auf die Lasur gelassen, wo sie die Gestalt schon unverbesserlich für sich deutete.

Die Lichter und Schatten sind darinn so verbreitet, Morgen, Nacht und Wetter so unter einander und getrennt und vermischt, als vielleicht die Kunst der Natur nur je nachzubilden vermag: Der schwarze Wolkenhimmel von Wetterstrahlen durchschlagen, die Dämmerung um die Zelte, der helle Tag auf den Assyrerkönig und die Todten zwischen Nacht, und auf die Rücken der Fliehenden, die sich immer weiter in die Finsterniß drängen und verliehren.

Wahrscheinlicher Weise hat Rubens die Idee zu diesem Gemählde einmal unterwegs geschöpft bey einem fürchterlichen Ungewitter, das über ein Heer sich gelagert hatte, und seine Blitze mit den Flinten und Kanonen nach der Taktik der Elektricität spielen ließ; wie mir gleiches Preußische Officiere von ihren Schlesischen Märschen versichert haben: und er sah vielleicht einen erschlagen werden, und einen daneben von einem Spanischen Hengste stürzen. Und als er nach Hause kam, wards gleich zum Sanherib unvergänglich aufs Holz getragen.

Dem

Dem gemeinen Mann hat Rubens mit halben Monden in einer Fahne die Geschichte näher ans Herz gebracht.

Die Entführung der Töchter des Leykippos (*) von den Dioskuren.

Man hat auf der Galerie bis jezt nicht recht gewußt, was dieß Gemählde eigentlich für eine Geschichte vorstellen sollte; und ihm daher muthmaßlich allerley Namen gegeben. Ich selbst hielt es, immer von andern Dingen zerstreut, bloß für eine Phantasie des Mahlers, und glaubte, daß er, wie der Psalmensänger vom Erker, einmal eines andern Frölichkeit im Bade gesehn, und sich unter fremdem Namen lediglich an einem Pinselraube begnügt habe, weil es ihm ein wenig zu grausam gedünkt, sich dabey als König aufzuführen. Und da mir jedoch, in dieser Einbildung, verschiedenes nicht genug geraubt war, so ließ ich meine Nachläßigkeit diese Momente für Gutheit durchschleichen; sintemalen ich mir zum Gesetz gemacht, nicht eher an einem sonst fürtreflichen Menschen etwas zu tadeln, als bis ich deutlich den Grund davon erkenne, und von schweren Pflichten dazu genöthigt werde.

Das

(*) vulgo Leucippus.

Das Gemählde ward also durch meinen Begriff von mir angesehn, wie andre dasselbe durch ihren Begriff von der biblischen Geschichte der Dina betrachteten, durch ihren Begriff von dem Fragment eines Sabinerinnenraubes, von der Geschichte der Himmel weiß was für einer Prinzeßin Armenia und so weiter: und folgendergestalt dem Mahler große Gewalt angethan.

Heute früh geh ich aufs Feld, und stecke den Theokrit in die Tasche; gerath auf einer Anhöh an einen Bach unter eine hohe schattichte Eiche, wodurch der Wind spielte, und pflanze mich ins Grüne; blätterte nachher in dem was ich bey mir hatte, und besah, weil meine Augen keine Lust zu lesen hatten, obenhin die Namen, und stoß endlich mit der Nase auf die Entführung der Töchter des Leykippos von den Dioskuren, und finde das verlohrne Gemählde.

Zwar ist schon gemuthmaßt worden, daß die Reuter darinn auch Kastor und Pollux seyn könnten, weil es ihrer nur zwey sind; indessen wußte man dabey doch nichts mehr, als bey der Geschichte der Dina, außer daß man eher aus den Liebesgöttern und der griechischen Kleidung des einen Reuters klug werden konnte. Mich hinderte immer die Figur des Pollux, wie ich weiter berühren werde, eben so zu meynen,

meynen, und die Idylle des Theokrit war mir eben nicht im Sinne, und Homer hatte dieser Entführung nicht gedacht.

Aber genug und satt davon.

Es ist die Entführung der Bräute des Lynkeus und des starken Idas, wobey die Söhne der Leda, wenn es sich zugetragen wie Theokrit zu ihrem Lobe singt, nun freylich mehr gezeigt, daß ihr Vater ein Schwan gewesen, als in unserm Gemählde; wo sie nicht so sehr Halbgötter zu seyn scheinen, und gütiger aussehn. Auch dürfte man heutiges Tages, wo der Gewalt der Natur Flügel und Kralle abgeschnitten seyn soll, auf Prinzen die gleiches thäten, kein solches Loblied anstimmen, wie Theokrit auf den Kastor, dessen heißer Begierde der Sicilianer noch dazu das lezte Hinderniß seinen Vater Zevs mit einem Wetterstrahl aus dem Wege räumen läßt, damit sie in aller Gemächlichkeit sich austobe: ohngeachtet ihn Braut und Bräutigam freundschaftlich zur Hochzeit eingeladen hatten. Welches jedoch Pindar in der zehnten Nemeischen Ode zur Ehre des Zevs ganz anders erzählt.

Die Hauptperson in unserm Gemählde ist Kastor in griechischer Rüstung auf einem braunrothen Rosse, dem ein Amor den Zügel hält, mit dem Pollux, der von seinem Schimmel gestiegen ist, dessen Zügel gleich-

Apemanthus.

Ich wollte alſo, daß alle dieſe Schmarozer deine Feinde wären, damit du ſie umbrächteſt, und mich darauf zu Gaſte bäteſt.

Lucullus.

Möchten wir nur das Glük haben, Milord, daß ihr uns einmal durch etwas auf die Probe ſezen wolltet, wobey wir euch unſre Ergebenheit in etwas zeigen könnten; es würde uns nichts mehr zu wünſchen übrig bleiben.

Timon.

O, meine guten Freunde, ich zweifle keinen Augenblik, daß die Götter für Gelegenheiten geſorgt haben, wo ich eben ſo viel Hülfe von euch erhalten werde; wie wäret ihr ſonſt meine Freunde geweſen? Warum trüget ihr dieſen herzrührenden Namen, vor tauſenden, wenn ihr mein Herz nicht näher angienget? Ich habe über dieſen Punct mehr von euch zu mir ſelbſt geſagt, als ihr mit Beſcheidenheit zu euerm eignen Behuf ſagen könntet. Ihr Götter, denke ich, wozu brauchten wir Freunde zu haben, wenn wir ſie niemals nöthig hätten; ſie würden wie liebliche Inſtrumente ſeyn, die in Futteralen aufgehangen ſind, und ihre Töne für ſich ſelbſt behalten. Mein Vertrauen zu euch geht ſo weit, daß ich mich oft ärmer gewünſcht habe, damit ich euch

einem Menſchen; er iſt ein Held in Oſtadens Geſchmak gemahlt, oder wie — Dieu le l'ere dans ſa gloire eternelle, peint galamment dans le Gout de Watteau.

gleichfalls ein Amor hält. Kaſtor zur Rechten, Pollux zur Linken.

Kaſtor hebt auf freyem Feld eine ganz entblößte junge Dame — an einem rothſeidenen Tuche (das ihr vom Rücken am Hintern durchgeht, der davon einen ſchönen Widerſchein wirft) mit der rechten um den in die Höhe gezogenen linken Schenkel am Knie herum, mit der linken um den rechten Arm — nach ſeinem Roſſe. Pollux hat dieſelbe unterm linken Arm mit ſeiner rechten Schulter gefaßt, und hält mit der linken Hand ihre Schweſter unter der rechten Achſel.

Die Schönheit der Gruppe iſt ſchwerlich mit Worten nur einigermaßen ſinnlich zu machen.

Kaſtors Roß ſteht rechter Seite des Gemähldes zu, und der Schimmel bäumt ſich von der Linken her in die Höhe. Die beyden Jungfrauen ſind in vollem Licht vor den Pferden in der Mitte.

Die erſte, von der linken Seite her, mit den Brüſten und dem Kopf von ihrem Räuber abgedreht, der den linken Schenkel mit dem Knie ſchon oben am Sattel hat, indeß ſie das rechte Bein mit dem Schenkel am Pferde ſinken läßt, den linken Arm über des Bruders Schulter hinausſtreckt, und die rechte Hand an des Räubers Arm über das gehobene Knie hält.

Die

Die zwote steht, gleichfalls von der linken Seite, an der ersten; erstaunt sich sträubend und den Rücken in die Seite krümmend, mit dem Gesicht nach dem Kastor sehend, und mit der Linken ihren Räuber etwas von sich haltend, der sie unter der rechten Achsel faßt. Ihr rechtes Bein steht, bis auf den Schenkel welcher sich schräg zieht, noch gestämmt auf den Boden, und der linke Schenkel, der ganz zu sehen ist, berührt fast mit dem Knie die Erde.

Pollux ist nackend, so weit man ihn sehen kann; denn die Mädchen verbergen von ihm Unterleib und Schenkel.

Kastors Gesicht ist wahrhaftig schöne männliche Jugend, im aufgesproßten braunen krausen Barte. Inbrunst leuchtet überall hervor. Die erhabene Stirn, das in süßer Begierde Wollust ziehende Auge, die Lippen voll Gluth, und die Wangen voll Schaam, der nervichte Arm, und das Hippodamische der Stellung machen einen reizenden Räuber. „Ach, daß ich dir leid thun muß! (flüstert er) aber es war nicht möglich, daß du die Meine nicht seyn solltest!„ Das Bittende, die Zärtlichkeit ist unbeschreiblich: und die Kühnheit in dem über den Augen hervorgehenden der Stirn, und die Blüthe der Stärke.

Die Jungfrauen sind beyde ganz nackend in blonden Haaren, die los und in Flechten den Lüften zum Spiele dienen, wie aus dem Bett oder Bade: und in Jugendfülle, die im Zeitigwerden ist. Der Ausdruck im Gesicht der ersten ist unbeschreiblich fürtreflich: Ergebung, in der Ohnmacht zu widerstehen; Schaam und das süßstechende Gefühl derselben, und Aussenbleiben der Ueberlegung. Die Brüste schwellen sich empor in der drängenden Lage. Sie wendet das Gesicht vom Räuber, und schielt doch zurück. „Ha, nun bist du weg! (scheint sie zu seufzen) er hat dich!„ und doch furchtsame Hofnung künftiger Freuden. Der junge Halbgott, der das goldne Vließ zurückgebracht und den Archipelagus von den Räubern befreyt, hat wider ihren Willen mehr Liebesgewalt über sie, als ihr Bräutigam, was bey einem Mädchen nicht anders seyn konnte; aber doch geht ihr dessen Schicksal nahe. Es ist Furcht und Liebe; Zweykampf zwischen Moral und Natur; um die Augen das Bange und Süße, um die Lippen das Weinen und Lächeln. Nur eine Phantasie, wie Rubens hatte, konnte diesen Ausdruck treffen. Ihr Leib schwebt wie eine Rose im Gepflücktwerden.

Die zwote ist im Profil, voll Schönheit und Mädchenheit, und scheint sich auf das, was Mann ist, in Unschuld ein wenig zu verstehen. Sie blickt, sich läßig sträubend, nach dem Kastor, und was dieser

mit

mit der Schweſter anfängt, und blickt nach ihm nicht ungern, und lieber, als nach dem, welchem ſie zu Theile werden ſoll. Die Drehung, und das Ringen in den Muskeln des Rückens, wie überhaupt das Fleiſch des ganzen Rückens gehört unter die fürtreflichſte Mahlerey.

In beyden iſt Uebergang von einem Glück zu einem größern; Furcht und Hofnung; noch Mond und Stern im Herzen, und Aufgang und Sonne vor den Augen.

Den Polydeykis hab ich nie für eine Perſon von gleichem Stand mit dem Kaſtor nehmen mögen; denn er ſieht mehr einem Begleiter und Gehülfen gleich; und man könnt ihn, wenn es nicht ſo ſeyn müßte, gar leicht für einen Sklaven halten, der treulich beyſteht, und, nicht ohne Bedauerniß, voll Freuden iſt über den glücklichen Fang.

Jedoch läßt ſich Rubens dabey entſchuldigen, und wohl gar rechtfertigen. Er bezog alles auf den Kaſtor, weil es ihm vermuthlich nicht wahrſcheinlich dünkte, daß beyde Brüder ſich auf einmal zugleich in zwo Schweſtern ſo heftig verliebt hätten, daß ſie dieſelben ihren edlen und tapfern Bräutigamen, die ſie noch dazu zur Hochzeit eingeladen, mit Gewalt entführen müſſen. Pollux entführt alſo die eine ſeinem Bruder zu Gefallen, welches ſie auch zu merken

ſcheint; und ſein Ausdruck war ihm daher in ſeinem Klopffechtergeſicht nicht ſehr vortheilhaft.

Kaſtor hat an der Einfaſſung des grünlichen Bruſtharniſches einen Medusenkopf. Pollux iſt ganz ohne Kleidung bis auf die Beine, welche geſchnürt ſind. Der eine Amor denkt: „wird euch nichts Böſes widerfahren;„ und der andere ſieht ſchalkhaft aus, und hat viel zu thun mit ſeinem Schimmel. Beyde waren hier nicht überflüßig. Die Pferde ſind ſtolz und wild und voll Feuer; doch ſcheinen ſie zu fühlen, wobey ſie zugegen ſind.

Das Licht fällt auf die Mädchen, wie geſagt, und Roß und Mann erhebt das zarte Fleiſch derſelben unvergleichlich. Ueberhaupt gehört es unter die ſchönſten Stücke im Kolorit, die wir von ihm haben.

Es iſt der mahleriſcheſte Moment dieſer Entführung, obgleich noch zwo Scenen darinn ebenfalls ſehr mahleriſch ſind. Die Figuren ſind beynah in Lebensgröße.

Der Regenbogen, eine Landſchaft.

Bilden Sie ſich in Gedanken die ſchönſte und fruchtbarſte Flammändiſche Gegend ein, über die an einem Sommernachmittag ein warmes ſchwüles Gewitter mit Blitz und Strahl und Schlag und Regenguß gezogen, in deſſen lezten electriſchen Wolken

ein

ein Regenbogen mit einem Streif-Wiederschein rund herum entsteht, der an dem einen End in einen lustigen Wald steigt, in welchem das Wetter vorüber gegangen: Wovon linker Seite des Gemähldes noch ein Trüppel Bäume auf einer mooßigten Anhöhe zu sehen ist, hinter welcher dazwischendurch krumm herum ein klarer Fluß hervor sich wässert, woran ein Hirt, der, wie der Himmel wieder heiter wird, seine Rinder hervorgetrieben, die herum stehen, und hineingehen, und darinn auf ihre Furcht trinken und sich abspiegeln; und an dessen Ufern an der Krümme weiter her in Schilf und Rohr und Beergesträuch Enten den Regen von den Flügeln schütteln, und flattern, und schnepen, und sich gütlich thun. Dann kommen ein Paar Dirnen, die den Leuten Essen aufs Feld gebracht, mit leeren Töpfen, und in deren Mitte ein junger Pursch mit einer Heugabel, der liebkosend der Schönen linker Hand etwas gesagt hat, worüber sie lächelnd stillschweigen und wo anders hinsehen muß; und seitwärts her ein Fuhrmann mit einem Heuwagen, der auf dem einen seiner zween Gäule wohlgemuth dasizt, und das verliebte Pärchen als ein Schalk betrachtet. Darneben eine in voller Frucht stehende Saat. Weiter jenseits Heuhauffen um einen vielschößigen schlanken Erlenstamm, wovon zwey Mädchen und ein junger Kerl auf einen Wagen laden. Und endlich hinan die herrlichste Ebene voll Buschwerk, Gartenfeld, und

Dorfschaften in die blaue Ferne, welche nach und nach noch im Regennebel sich verliert.

Die wiederkommende Helle, die Frische, der aufsteigende Duft über Gras und Blatt, das Naß auf den herabsinkenden Zweigen, der Seegen des Herrn in Saat und Feld, der stärkende Geist der aufgethanen Fruchtbarkeit, spricht und lebt einen an, der des Gemahlten nicht unkundig ist, wie aus wirklicher Natur.

Außer diesem herzlichen Gefühl im Ganzen, das alles so warm in sich hegt, und womit vielleicht nur wenig Claudinße, Salvator Rosas, Poußins und Teniers, wenige von meinen himmlischen Freuden zu vergleichen sind, ist diese Landschaft noch ein Meisterstück von Pinsel, ob er gleich schwerlich länger als einen Tag daran gearbeitet hat, und die Farbe so leicht und dünn aufgetragen ist, wie Buchstabe. Jeder Mahler, der sich etwas einbildet, mag da stille stehen, und die Zauberey betrachten, ohne sich von dem unausgemahlten Regenbogen stöhren zu lassen, mit dessen Farben Rubens keine Schülerspielerey zu treiben hatte. Die Bäume sind keine von Bott, das Laub nicht Blatt von Blatt aufgefaßert, aber doch so erkennbar in Stamm und Zug und Laub und Bewegung, so lebendig und ungemacht in ihrer Grüne, als die seinigen nur immer seyn können. Die Saat reift allmählig heran, und steht in dichten Halmen

vom

vom Regen geschwängert; und wenn mans am Holze sieht, ists weiter nichts als grüner und gelber Strich; weswegen nun freylich auch die EingeVanderWerftierten sie mit scheelem Aug mögen ansehn. Perspectiv gehört darinn unter das fürtreflichste, was man in dieser Art sehen kann. Kurz, es ist eine Gegend, so voll frischer Wärme und Fruchtbarkeit, daß jeder Reisende seinen Postillion da Halt zu machen befehlen müßte; denn so was lebt man wenige Tage seines Lebens; und eigentlich das, was ich lediglich von der Mahlerey verlange, Genuß und Täuschung.

Rubens mit seiner ersten Frau, in Lebensgröße, in einem Garten.

Er ist einer der wahrhaftig schönsten Männer, die man sehen kann. Sizt, wie gelehnt, im Jugendstolze der ersten Mannheit, an einem schattenreichen Geländer von blühendem Geißblatt auf einer Bank; hat die linke Hand mit dem Daumen am Bügel seines gestüzten mit Brillanten besezten Degens, und die rechte auf dem linken übergeschlagenen dicken Beine liegen, auf welche sein durch Ihn durch und durch frohes und freundliches und sittsames neben und unter ihm sitzendes schönes Weibchen die ihrige zarte mit der Fläche sanft auflegt.

Seine übervermögende Seele blickt unter dem freyen Hut und unter der muthvollen sich an den

kühnen Branen wölbenden Stirn, aus den lichtbraunen Feueraugen die Eigenliebe jedes Sterblichen darnieder, und fängt ihm seine Art und Eigenheit: Die Nase steigt, wie reine Stärke, gerad durchs Gesicht; seine Wangen sind von gesunder Röthe durchzogen; und in den Lippen sitzt, zwischen dem jungen Eichstamm von Bart, Adlerliebe zum Aufflug, wanns ihr gelüstet; so wie auf denen seines Weibchens die süsse Huld und Traulichkeit. Sein Herz in der Brust scheint früh auf von einem Chiron mit Löwenmark genährt zu seyn. Aus seinem ganzen Wesen strahlt sichfühlende Stärke, und man sieht an ihm augenscheinlich, daß er mehr ist als alles, was er gemacht hat, mehr als sein Gott der Vater, und Gott der Sohn, und Gott der heilige Geist, und seine Heiligen, Engel und Helden.

So sagt die Schrift, daß die Verklärten dereinst werden Gott schauen. O der unaussprechlichen Wonne, wenn unser Herz auf einmal ein Abgrund voll Entzücken von aller Welten Lebensquellen würde, die in einem Moment wie ungeheure Tiefen sich dahinein stürzten! Schwerer gränzenloser Gedank', ich erlieg unter dir. Welcher Sterbliche, welches Phänomen vermag ihn zu ertragen!

Rubens erscheint hier als ein großer Mensch, voll Leben und Verstand, voll Saft und Kraft, und frey von schwacher, vielleicht auch zarter Empfindung.

Alles

Alles an ihm ungewöhnlicher Geist in seltner Mannheit und Wohlbehagen seines Zustandes, und doch geheimer Gedanke der Vergänglichkeit aller Lust der Jugend. Sie freut sich seiner Liebe, und seines Ruhms, und ist ganz in ihm, lebt bloß von seiner Seele. Ein liebliches Bild geistiger ehelicher Zärtlichkeit für den, ders fühlen kann, von Bescheidenheit und wahrer Grazie; welche leztere doch mehr im Zug als in Form zu sehen ist. Er sizt da wie die Natur in frischer Fruchtbarkeit, und Sie wie eine Rose in der Morgensonne der Liebe. Beyde sind ritterlich gekleidet, und Sie in Schmuck und Pracht, aber doch in leichten Faltenwürfen, und der Spanische Strohhut mit dem schönen Schlagschatten rechts der Stirn hin sizt ihr lüftiger, als unsern Damen ihre Federn.

Das Kolorit ist so wahr, wie das Leben, besonders das Fleisch. Mit einem Wort: es gehört unter die Stücke, die er mit Lust gemacht hat.

Für dießmal genug, bester Freund. Ich bin des Beschreibens müde, wie Sie ohne Zweifel des Lesens. Ein andermal von Rubensens Art und Weise zu mahlen überhaupt, wovon ich noch nichts habe erwähnen können, da ich Ihnen bey dieser heißen Witterung von keinem seiner großen Gemählde etwas habe sagen mögen. Wir haben, außer den beschriebenen, noch vierzig Stücke unter seinem Nahmen,

euch näher kommen möchte; wir ſind dazu gebohren, Gutes zu thun. Und was können wir gewiſſer und eigentlicher unſer eigen nennen, als die Reichthümer unſrer Freunde? O! was für ein unſchäzbarer Troſt iſt das, ſo viele zu haben, die, wie Brüder, einer über des andern Glük und Vermögen ſchalten können! O Freude, die ſchon eine Freude iſt, eh ſie gebohren werden kan! Meine Augen können nicht Waſſer halten, däucht mich; ihren Fehler zu verbeſſern, trink ich euch zu!

Apemanthus.

Du weinſt nur, um zu machen, daß ſie dich trinken.

Lucullus.

Das Vergnügen ward auf die nemliche Art in unſern Augen empfangen, und kam in demſelben Augenblik wie ein neugebohrnes Kind hervor.

Apemanthus.

Ho, ho! ich muß lachen, wenn ich denke, daß dieſes Kind ein Baſtard iſt.

Ein andrer von den Gäſten.

Ich verſichre euch, ihr habt mich auſſerordentlich gerührt.

Apemanthus.

Auſſerordentlich!

[Man hört einen Trompeten-Stoß.]

Timon.

Was will dieſe Trompete? was giebt's?

Ein

worunter nur ohngefähr dreyßig ächt, die meiſten davon aber doch zuverläßig von ihm ſelbſt ganz ausgemahlt ſind. Man könnt ihn am ſicherſten erkennen aus ſeinem wirklichen Tage, da ſeine Schüler und Kopiſten meiſt einen geträumten haben, wo man gleichſam nur ſich ſehen läßt; wenn man ihn an ſeinem leichten, freyen, ungeleckten, entſchiedenen, auf den rechten Standpunkt gewiß würkenden Pinſelſtriche nicht zu erkennen wüßte.

Heinſe.

V.

Zum Bilde der Juliana Morell.

Unter allen gelehrten Damen, deren das Siebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweiſen kann, ſcheint mir keine mehr Anſpruch zu haben, das Gegenbild der Anna Maria Schurmann zu ſeyn, als die Nonne, deren Bild ich dieſesmal — ſo gut ichs habe — liefere, und die, vermuthlich, für die meiſten Leſer des T. M. eine ganz neue Bekanntſchaft iſt.

Ich muß aber gleich voraus offenhertzig geſtehen, daß ich Schweſter Julianen bloß von Hörenſagen, und (damit meine Beichte vollſtändig ſey) bloß aus dem Eloge, das von ihr in meinem Cheval de Bataille, der Bullardiſchen Academie des Sciences et des Arts, befindlich iſt, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Teutſchland unter die ſehr ſeltnen gehören; ich wenigſtens habe nie etwas davon zu ſehen bekommen.

Gleich-

Gleichwohl wären mir izt, da ich mich in dem Falle befinde meinen Lesern Etwas von ihr zu sagen, ein paar Blätter aus ihren *Exercices Spirituels sur l'Eternité* lieber, als alle die pomphöfen Dinge, welche Herr Jacob Ignazius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt. Denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substanzielle Form ihrer Seele wenigstens eben so gut darinn sollte wahrnehmen können, als — in dem besten Schattenriß. Da ich aber, wie gesagt, dieses Vortheils ermangle, so ist das Wenige, was ich durch meinen vorbenannten Gewährsmann von ihr erfahren habe, Alles was ich mittheilen kann.

Juliana Morell wurde im Jahr 1592. zu Barcelona gebohren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein halber Gelehrter war, hatte sich, wie der Vater der Schurmannin, in den Kopf gesezt: daß es eine große Herrlichkeit sey, der Vater einer gelehrten Tochter zu seyn. Er hatte also, sobald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bey Julchen so gut an, daß sie bereits in ihrem dreyzehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstund Hebräisch, Griechisch und Latein, auch die ganze Philosophie oben drein, in solcher Perfection (sagt Bullard) „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Philosophie herauszufodern.„ Sie sezte also im Jahre 1606. zu Lyon (wo sich damals ihr Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Nahmens-Patronin, der H. Juliane, zu einem Actus Disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich sieht, an diesem ganzen schändlichen Fastnachtsspiel die meiste

Schuld

Schuld hatte, ſparte nichts, die Farce vollſtändig zu machen. Das gute kaum dreyzehnjährige Mädchen beſtieg mit Trompetenſchall, in einem Capuziner-Habit, die Katheder, und diſputirte, in Gegenwart einer groſen Menge ehrwürdiger Prälaten, Philoſophen, und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hülfe der damals noch im Schwange gehenden Scholaſtiſchen Terminologie — über Dinge, wovon ſie nichts verſtund, mit Bartreichen Männern mit und ohne Capuz, die noch weniger davon verſtunden; diſputirte ſie alle zu Boden, und erhielt von Meiſter Antoni Formel, der heil. Gottesgelahrtheit Doctor, auf der Stelle das Zeugniß, daß ſeit den Tagen Noä kein Mädchen wie Juliane Morell von einem Weibe gebohren worden ſey. Die Sache machte damals groß Aufſehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Congratulationen in Proſa und Ligata. Was mich in der Meynung beſtärkt, daß die gute Juliane die unſchuldigſte Perſon bey dieſem gelehrten Poſſenſpiel geweſen — iſt der Umſtand, daß ſie — nicht, weil die Welt nicht würdig war ſie zu beſitzen (wie Ignazius Bullard meynt) ſondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon in ein reformirtes Kloſter der heil. Praxeda, Dominicaner-Ordens, gieng, und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beſchäftigungen zubrachte, die ſich für dieſen von ihr erwählten Stand ſchickten. Hier publicierte ſie ihre obgemeldte Geiſtliche Uebungen, und eine franzöſiſche Ueberſetzung und Auslegung der Vita Spiritualis des heil. Vinzenz Ferrier, eines 50 Jahre zuvor canoniſierten Predigers ihres Ordens, von welchem, unter andern Wunderwerken, erzählt wird, daß er 35,000 Juden, 8000 Muhammedaner, und 100,000 böſe Chriſten, in Summa Hundert und drevundvierzig Tauſend arme Seelen durch ſeine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in ſeinem Le-

den eine andere als die Catalanische Landsprache gesprochen zu haben.

Dieß, L. L. ist ungefähr alles was ich euch von Schwester Julianen sagen kann. Demjenigen, der mir mit guter Gelegenheit eines von ihren angezeigten Büchlein mittheilen wollte, würde ich's großen Dank wissen, weil ich gewiß zu werden wünschte, ob und in wie fern meine Vermuthung über ihre Seelen-Aehnlichkeit mit der Schutmannin, gegründet seyn möchte. — Von ihrem Bilde, das ich gebe, wollen wir lieber nichts sagen. Die Götter selbst verlangen nichts mehr, als daß man ihnen nach Vermögen gebe, sagt Hesiodus. Die Physiognomie des guten Nönnchens mag wohl schon in dem Original-Gemählde, das Bullard von ihr besaß, manches verlohren gehabt haben. Nun kam die Reyhe an die Kupferstecher, nahmentlich an Hrn. Aomus von Boulonnois, und ungefähr 100 Jahre drauf an Hrn. L. Lichel. Ordentlicher Weise gewinnt man nicht viel beym Durchgang durch solche media. Und so kommt es dann, daß unsers Herrn Gottes Werke unter Menschen-Händen verpfuscht werden — es seyn nun, daß wir sie verderben, weil wir's nicht besser verstehn, oder daß wir sie einbildischer Weise verschönern wollen. Dieß ist ein so gemeines Loos, daß es eitel Mühe wäre, Jeremiaden darüber anzustimmen.

Pater Baldewein Cabillau, Jesuit, ein lateinischer Versifex des vorigen Jahrhunderts, um auch seines Orts etwas zur Verpfuschung der armen Juliane Morell beyzutragen, hat ein Epigramm, oder Sinngedicht, wie sie's nennen, (als ob in Epigrammen allein oder mehr Sinn seyn müßte als in andern Versen) auf sie gemacht, worinn er sagt: „Sie sprech„Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, und wenn „sie vollends gar Hebräisch rede, so fließ es ihr vom Munde

„wie

„wie Balsam mit Safran.„ — „Was zum Daus sind die „Weiber für Geschöpfe — fährt P. Baldewein fort: „Wer „sollte denken, daß es möglich wäre? Drey gedoppelte Män„ner verschließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Brust!„ — Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beyläufig zu bemerken ohnermangeln, daß, lange vor unsrer Juliane, bereits drey Schwestern Morell auf einmal unter den gelehrten Damen des sechzehnten Jahrhunderts figuriert haben; deren Vater Jean Morel Sieur de Grigny war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus, wiewohl er diesen um mehr als 50 Jahre überlebt hat. Da diese Mädchen Griechische und Lateinische Verse machten, überdies ihrer Drey, und Schwestern waren, auch gar ominöse poetische Nahmen führten (denn die älteste hieß Camilla, die zwoote Lucretia und die dritte Diana) so kann man sich vorstellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit für gutes Spiel gehabt haben. — Der Nahme Morell scheint mir so glücklich zu seyn, daß ich kaum zweifle, es werden sich, bey genauerm Nachforschen, noch mehr gelehrte, witzige und kunstreiche Damen dieses Nahmens vorfinden, und irgend ein Litterateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation von gelehrten Morellinnen beschenken können — wenn's nicht etwan gar schon geschehen ist. W.

VI.

Anzeige.

Hr. Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, hat in einem gedruckten halben Bogen folgendes Werk, welches in seinem Verlag heraus kommen soll, angekündiget: Leben Johann Bunkels, nebst den Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer, aus dem Engländischen übersetzt. Vier Bände, mit Kupferstichen von Daniel Chodowiecki. Nach dem Begriffe

Griffe den uns der gelehrte Herr Verleger davon giebt, ist es allerdings unbegreiflich, wie ein so sonderbares und interessantes Werk unsern auf alle ausländische, besonders Engländische Litterarische Erscheinungen so aufmerksamen Teutschen, zumal der so gierig nach Neuigkeiten schnappenden Uebersetzerzunft hat entgehen können, da es doch schon vor geraumer Zeit erschienen ist, und fünf bis sechs Ausgaben davon in England gemacht worden sind.

Dieses Buch (fährt Herr N. fort) ist ein Roman, wenn man will. Auffallende zuweilen sehr romantische Charaktere, Begebenheiten die im gemeinen Laufe der Welt selten vorfallen, ein durchscheinender Zweck des Ganzen, scheinen dieser Geschichte, unter den Werken der Einbildungskraft einen Platz zu geben.' Hingegen hat diese Geschichte gar nicht den Zuschnitt eines förmlichen Romans, der eine einzige Haupthandlung nach einem künstlich ausgedachten Plane durchführen soll. Die Erzählung gehet durchaus den ruhigen und natürlichen Gang, einer eignen Lebensbeschreibung, die ein funfzigjähriger Mann schreibt, indem er auf sein wohlgelebtes Leben, mit gutem Gewissen, und völligem Bewußtseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksiehet, u. s. w.

„Außer dem Leben verschiedener Frauenzimmer, welche in dieses Werk selbst verwebt sind, hat eben dieser Verfasser noch Nachrichten von dem Leben verschiedener Frauenzimmer in Großbritannien, in zween Bänden, herausgegeben, auf welche er sich oft bezieht. Dieser Beziehung wegen, und weil sie ganz im Geiste das Leben Bunkels geschrieben sind, werden sie mit demselben zugleich übersetzt geliefert.„

Da unser Raum keinen grössern Auszug aus der Nicolaischen Anzeige gestattet, so mag das von diesem John Bunkle im Monthly Review vom Jul. 1766. gefällte Urtheil demselben hier statt aller weitern Empfehlung dienen.

„Ich kann nicht umhin, (sagt der Reviewer) die sonderbare „Manier und Fähigkeit dieses Schriftstellers zu bewundern, — „welcher, wenn er über die Gränzen des gemeinen Verstandes „empor steigt, gemeiniglich sich zu einer so schönen Fantasey „erhebt, daß wir uns sehr gern mit ihm nach Theben, nach „Athen, und Gott weiß wohin, fortreißen lassen. — Er ist „vollkommen einzig für sich, und in seiner Art so original, „als Shakespeare oder Samuel Richardson, obgleich mit „diesem Unterschiede, daß ihre Vortreflichkeiten bloß aus angebohrnem unkultivirtem Genie herrühren, dahingegen Bun-

„kels

„kels erhabene Sonderbarkeit, die Frucht eines Genies und „einer Einbildungskraft zu seyn scheint, die durch romanti„sches Wesen und durch religiösen Eifer, wie in einem Treib„hause erhizt und zum Sproßen getrieben worden. Bey aller „seiner Seltsamkeit, zeigt er beständig den Charakter eines ehr„lichen Mannes, voll Ernst, das Wohl seiner Nebenmenschen „zu befördern, und im höchsten Grade eifernd, für das was „er für die Sache der Wahrheit hält. — Johann Bunkel, „ist der sonderbarste, der launigste, der angenehmst-seltsam„ste Schriftsteller, der je die Feder geführt hat. In seinem „Leben ist mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit, auch mehr „Unsinn und mehr Unterhaltung, als man je in einem Buche „zusammenvereinigt glauben könnte. — Ich lese seine Werke „immer mit Vergnügen, da es nur scheint, daß ihre Schön„heiten bey weitem ihre Fehler übersteigen. „ — u. s. w.

Das ganze Werk wird in vier Bänden in Octav, auf fei„nem Schreibpapiere (in eben dem Formate, und mit eben der Schrift wie das Leben M. Sebaldus Nothankers) in der Ostermesse 1778. gedruckt erscheinen, und so viel man bisher überschlagen können, ohngefähr fünf und ein halbes Alphabet stark werden.

Der berühmte Hr. Daniel Chodowiecki wird es mit einer Anzahl Kupferstiche von seiner Hand zieren.

Wer auf dieses Werk drey Thaler zwölf Groschen Conventionsmünze, in Louisd'or à 5 Thlr., oder in Brandenburgischen Silbergelde drey Thaler sechzehn Groschen vorauszahlet, bekommt dafür in der Ostermesse 1778. ein vollständiges Exemplar, welches nachher ohngefähr für einen Louisd'or verkauft werden wird.

In allen Buchhandlungen Teutschlands wird Pränumeration angenommen.

Hier in Weimar nimmt Hr. Hofbuchhändler Hofmann Vorschuß auf dies Werk an.

Errata in No. 6. des T. M.

S. 208. Z. 1. statt sprechende, lies sprühende.

S. 217. Z. 2. statt lächelte, l. lachte.

S. 231. Z. 1. muß die Stelle: Wir hörten die übrigen Sterne, ausgestrichen werden.

IACOBVS FABER STAPVLENS:

Der Teutſche Merkur.

August 1777.

I.

Gedichte.

Fortſetzung des Sommer-Mährchens ꝛc.

(ſ. voriges Stück, S. 21.)

Der Mond ſchien hell
zu ſeiner Reiſe;
ſein Maul nach Feen-Weiſe
lief vogelſchnell.
Der Ehrenwald, das Schlangenthal
wird ohne Furcht paſſiert;
und wie der erſte Morgenſtral
die Welt illuminiert,
entdeckt das Schloß ſich ſeinem Blicke,
das Schloß, der Strom, und auch die Brücke
von glattgeſchliffnem Stahl,
ſo ſchmahl
daß, wie Ihr wißt, Herr Gries
(der doch ſich Ritter ſchelten ließ)
vom Anſehn ſchon das kalte Fieber
bekam.

Ein Bedienter kommt herein.

Bedienter.

Gnädiger Herr, es sind etliche Frauenzimmer draussen, welche gerne vorgelassen werden möchten.

Timon.

Frauenzimmer? Was wollen sie?

Bedienter.

Sie bringen einen Vorredner mit, der das Amt trägt, ihr Gewerb anzubringen.

Timon.

Ich bitte, laßt sie hereinkommen.

Sechste Scene.

Cupido mit etlichen Weibspersonen, die als Amazonen gekleidet sind, und ein Ballet formiren.

Cupido.

Heil dir, würdiger Timon, und euch allen, die seine Gütigkeiten schmeken! Die fünf vorzüglichsten Sinnen erkennen dich für ihren Gutthäter, und kommen, deiner überfliessenden Großmuth Dank zu erstatten. Das Ohr, der Geschmak, der Geruch und das Gefühl stehen befriedigt von deiner Tafel auf; diese hier kommen nun, deinen Augen einen Schmaus zu geben. Timon.

Herr Gawin war den Zaubern gram.
Er denkt: „wer ſich den Teufel zu verſchlucken
„entſchloſſen hat, muß ihn nicht lang begucken.
„Und wär's ein Pferdehaar,
„nur friſch hinüber!
„Wenn wir erſt drüben ſind, iſts Zeit genug
„zu ſehn, wie's möglich war.“

Das nennt Ihr klug
gedacht,
nicht wahr? und denkt: ich hätte
es eben ſo gemacht.
In euerm Cabinette,
da laß ichs gelten, Herr!
doch an der Stätte —
da gieng's wohl langſamer!
Genug,
Herr Gawin ritt hinüber —
Sprecht wenn ihr wollt: ihn trug
ſein Maul hinüber,
ſo was zu thun durch Feengunſt,
iſt keine Kunſt —
Und dennoch ſetz ich zwanzig Mark
an einen Stüber,
auf eben dieſem Maul
wär't Ihr zurückgeblieben.
In ſolchen Fällen, meine Lieben,
macht nur der Glaube ſtark.
Selbſt Mahomeds berühmtes Maul
iſt ohne ihn nur ein gemeiner Gaul;
und Glauben, wo nur Glauben helfen kann,
den hat nicht jedermann.

Herr Gawin alſo war nun drüben,
und ritt getroſt in vollem Lauf
bis an das Schloß hinan.
Auf einmal that ein Thor ſich auf,
und ihrer Sieben
zu Pferd
und wohl bewehrt,
die ſprengten ihn mit ihren Speeren an.
Mein Ritter ſtellt
ſich ſtracks vor einen Baum,
und ruft: „ihr Herrn,
„von allem was dies Schloß enthält
„verlang ich nichts, nichts in der Welt,
„als meines Maulthiers Zaum. „

Der Zaum iſt dein, ſo fern
du ihn von uns gewinnſt, erwiedern
die Ritter ihm zugleich. —
„Von euch
„und allen euren Brüdern,
„(ruft Gawin) nur herbey,
„zween oder drey,
„ja alle Sieben meinetwegen
„gleich auf einmal!
„Der Schaafe Zahl
„macht nie den Wolf verlegen. „

Mit Hohngelächter
erwiedert ihm
der ſieben Wächter
des Zaumes einer: „Glaubet mir,
Herr Iſegrim,
nehmt einen guten Rath:

kehrt ohne Zaum zurück
auf euerm Thier,
und sprecht von Glück,
daß ihr
mit euern Ohren weggekommen
von solcher That.
Schon mancher arme Tropf,
der's unternommen,
ist ohne Kopf
zurückgeschwommen. „

„Da, nimm
„die Antwort!„ — schreyt im Grimm
der Ritter, setzt sein Maul in Flug,
holt aus und spaltet
auf Einen Zug
des Prahlers Kopf
bis an den Sattelknopf:
und eh der Streich erkaltet
fliegt hier ein Arm und dort ein Schopf,
und, auf mein Wort,
so giengs in Einem fort,
Köpf', Arm' und Bein'
und Schulterblätter fliegen,
bis alle Sieben kurz und klein
auf einem Häufchen liegen.
Wie nun nach solchem schweren Kampf
der Ritter sich die Stirne wischt,
und sich erfrischt
mit einem Mund voll Luft,
wird aus der Leichen blutgen Duft
ein dicker schwarzer Dampf,
und — was geschah?

Flugs ſtehn, mit ungeheuren Rachen
voll blauer Flammen, ſieben Drachen
anſtatt der Sieben Ritter da.

Herr Gawin ſtuzt,
allein verliehrt darum
die Luſt zur Sache nicht:
er haut und ſticht
um ſich herum,
und truzt
dem ganzen Höllenheer;
auch iſt ſein Maul
in dieſem Strauß nicht faul,
ſprengt muthig durch dies Feuermeer,
und ſtößt und ſchlägt mit Kopf und Füßen.
Vergebens gießen
die Drachen Fluth auf Fluth
von Rauch und Glut;
ihr Feuer iſt zum Glück nur kalt,
und bald
erſtickts in ihrem Blut;
in drey bis vier Secunden
iſt alles rein verſchwunden.

Was wehrt dem Ritter nun,
die Burg ſich aufzuthun?
Ein Wunderding
wie ihr noch kein's geſehn!
Die ganze Burg auf einmal fieng
ſich an herumzudrehn,
und ſo geſchwind
als drehte ſie ein Wirbel-Wind.
Hineinzukommen

fund eine Pforte offen war;
doch da ſie ſo im Drehen war,
was mochts dem Ritter frommen?
So wie er ſie erblickt
iſt ſie entrückt.
Das Vorderhaupt ſich zu zerſcheilen
war hier Gefahr.

In ſolchen Fällen
gieng Gawin nicht zu rath
mit Fleiſch und Blut.
Der Mann, der über
die Brücke ritt, hat Muth
für jede That.
Er ſtellt dem Schloß ſich gegenüber,
und im Moment
wie er die Pfort erkennt,
ſprengt er hinein.

Drinn iſt er, und wird drinnen ſeyn,
Trutz allen Feen!

Das Zauberſchloß hört auf zu drehen.
Und Gawin ſchaut empor,
da ſteht auf einem Elephanten
ein himmellanger Mohr
mit einer Keule vor ihm da,
ſo dick als wie der große Mhaa
des größten Schiffs — Man muß geſtehen
ſo ein Giganten-
Geſicht
beym Einzug in ein Schloß zu ſehen
wünſcht man ſich eben nicht.

Dem

Dem Ritter galt's
gleichviel. Er grüßt den Enacks Sohn
und ſpricht,
im ſanftſten Ton:
„Was mich zu dieſer Pfalz
„zu reiſen trieb, Herr Thorwart, däucht
„euch eine Kleinigkeit vielleicht:
„Ich komme gar nicht große Beute
„zu machen; langet mir
„den Zaum von meinem Thier,
„ſo ſind wir gleich geſchiedne Leute? „

Wie? was? was wilt du? — fährt
der Mohr ihn ſchnaubend an:
Ein Kerlchen mit getünchten Wangen,
ein Ding von Marzipan,
kommt und begehrt
ich ſoll den Zaum ihm langen?
Wenn ward ſo was erhört?
Nichts als den Zaum? Narr! bitt die Welt von mir,
in a leicht. ich ſ. enk ſie dir;
allein den Zaum, mein gutes Kind,
verſchenkt man hier
nicht ſo geſchwind.

„So werd ich mir ihn ſelber holen,
verſetzt der Paladin;
Ich bin
blos darum hier, Herr Zwerg;
Und müßt ich ihn
aus einem Berg
von glühnden Kohlen
mit meinen Fingern holen!

Vor deinem Weberbaum
fürcht ich mich nicht.
Nur nicht viel Zauderns! Meinen Zaum,
und kein Geſicht!„

Das iſt ein anders — ſpricht
ſo höflich wie ein Hochzeitbitter
der Goliath —
wenn's die Bewandniß hat,
Herr Ritter,
ſo muß er Euer ſeyn,
das merk ich ſchon:
doch freylich ohn
ein wenig Arm' und Beine brechen
läufts wohl nicht ab, mein Sohn!
Indeſſen
bemühn Sie ſich herein!
das Eſſen
wird angerichtet ſeyn;
nach Tiſch iſts immer Zeit, davon
ein Wort zu ſprechen.

Sie gehn hinein,
und ſetzen ſich in einem goldnen Saal
zum Mittagsmahl.
Der Wirth legt dienſtbereit
von Allem vor, ſchenkt immer ein,
ſchwazt lang und breit,
und ſucht nach Möglichkeit
mit plattem Scherz und gutem Wein
den Gaſt fidel zu machen.
Allein,
der bleibt bey Ja und Nein,

ißt mäßig, trinkt von Einem Wein,
läßt ſeinen Wirth auf eigne Koſten lachen
ſo viel als ihm behagt,
und kaum
iſt abgetiſcht, ſo ſteht er auf und fragt:
Wo iſt mein Zaum?

„Geduldet euch
(verſetzt der Schaumigrem mit ſchiefem Mund)
nach Tafel gleich
zum Werk zu ſchreiten,
iſt nicht geſund.
Was hat der Aufſchub zu bedeuten?
Ihr ſeyd hier gern geſehn;
die Kleinigkeit,
auf die ihr ſo verſeſſen ſeyd,
die — wird euch nicht entgehn. „

Der Ritter ſieht ein wenig ſtier
und ſchweigt. — „Es iſt ein Garten hier
am Schloſſe, ſpricht der Mohr:
Gehn wir ſpazieren!
Der Himmel iſt mit einem Flor
von Duft bedeckt;
ins Gras geſtreckt
läßt's da ſich herrlich — digeriren. „

Herr Gawin ſchlendert mit, und ſeiner los
zu werden, wirft er bald
ſich hin auf Mutter Erden Schoos
und thut als ſchlief' er ein.
Ein kleiner Wald
mit Schlangen.

Allein war nicht weit,
da ſangen
viel tauſend Vöglein.
Die Luft war warm, und — unterm Ziſchen
und Summſen überall
im Gras und aus den Büſchen,
und beym Uniſono von einem Waſſerfall,
der aus dem Hain
von ferne plätſchert, — ſchlief
er würklich ein.

Die Sonne ſtand ſchon tief
als er erwacht.
Sein erſtes war, er rief:
Wo iſt mein Zaum?
Der Mohr, nicht weit davon im Grünen
gelagert, lacht;
Das nenn ich, ſprach er, einen Zaum!
ich glaub er iſt Euch gar im Traum
erſchienen?

Indem ließ aus dem Garten-Saal
ein liebliches Konzert ſich hören.
„Herr Ritter, alles dies geſchieht
„bloß Euch zu Ehren!
„Auf, wenn's Euch nicht zu viel bemüht,
„und folgt mir in den Saal!„

Dem Paladin bleibt keine Wahl
als mitzugehn. Und wie die Muſika
zu End iſt, ſteht ſchon wieder
ein Abend-Eſſen da.
Man ſezt ſich nieder;

Herr

Herr Gawin, der den Goliath
und ſeinen dicken Witz
in allen Gliedern hat,
ſizt taub und ſtumm auf ſeinem Sitz,
und, weil er ſich
nicht anders helfen kann,
ſo friſt
der gute Mann
vor Angſt und Langerweile
ganz jämmerlich,
und nagt ſo lang an einer Hammelkeule
bis nur der Knochen übrig iſt.

Noth wars, zu ſo viel Solidis
die Gurgel oft und ſtark zu netzen.
An unſerm Wirth war mindſtens dies
für was zu ſchäzen:
ſein Wein
war alt und rein.

Nun (ſpricht Herr Gawin) dächt ich doch
es wäre Zeit
den Zaum zum Nachtiſch aufzuſezen?

Wenn Eure Herrlichkeit
nur noch
bis Morgen ſich gedulden mag!
(wird ihm zur Antwort) Morgen
iſt auch ein Tag;
und einem Mann wie ich
dem läßt ſichs (ohne mich
zu rühmen) ſicher borgen.

Timon.

Sie ſind alle willkommen; laßt ihnen freundlich begegnet werden; laßt Muſik ihren Willkomm machen.

Lucius.

Ihr ſehet, Milord, wie auſſerordentlich ihr geliebt werdet.

Apemanthus.

Heyda! Was für ein Geſchweif von Eitelkeit zieht daher! Sie tanzen, ſie ſind dem Tollhaus entloſſen, glaub' ich. (*)

[Nach geendigtem Tanz ſetzen die Gäſte von der Tafel auf, und machen dem Timon eine Menge feyerlicher Ehrenbezeugungen: Ein jeder lieſt ſich ſodann eine Amazonin aus, und ſo tanzen ſie paarweiſe einen oder zween muntre Tänze, und hören auf.]

Timon.

Meine ſchönen Damen, ihr habt unſerer Luſtbarkeit einen Reiz gegeben, ohne den ſie nicht halb ſo ſchön und anmuthig war. Eure Gegenwart hat ihr erſt einen Werth und lebhaften Glanz gegeben, und das Vergnügen vollkommen gemacht, das ich meinen Gäſten zu verſchaffen gewünſcht habe. Ich bin euch ſehr dafür verbunden.

Lucius.

(*) Apemanthus fährt hier im Original in etlichen Zeilen fort, über die Weltfreuden und die Schmeichler loszuziehen; es iſt aber, ungeachtet der Bemühung des Hrn. Warburton, ſo wenig Zuſammenhang in dieſer corrupten Rede, daß man ſie lieber gar weggelaſſen; da es ohnehin weiter nichts als eine ganz alltägliche Capucinade iſt, an der man wenig verliehrt.

Nicht ohne Pein
muß unſer Ritter ſchon
ſich zwingen
die Nacht hier zuzubringen.
Man räumt das ſchönſte Zimmer
vom Schloß ihm ein.
Da glänzt im reichen Schimmer
ein Bette, wie ein Thron.
Herr Gawin ſchickt die Knaben,
die ihn geleitet haben,
und bleibt allein.
Flugs trippeln euch Drey oder Vier —
Sylphiden
durch eine Seitenthür
zu ihm herein,
in Anzug und Geſtalt verſchieden,
doch alle jung und friſch.
Die erſte ſezt in goldner Schaale
den Schlaftrunk auf den Tiſch;
die zwote hält ihm ein Lavor
von Silber und ein Handtuch vor;
drauf ſchürzen ſich die andern beyden
ihn auszukleiden.

Ins Ohr geſagt — die Dirnen waren
zum Mahlen ſchön,
von ſchwarzen Augen, gelben Haaren
und Arm und Fuß ſo fein —
Man kann's aus Elfenbein
nicht ſchöner drehn.
Die Abſicht leuchtet ein
warum der Mohr ſie ſchickte;
und nehmt dazu, daß ſie

ein Nachtkleid ſchmückte,
wodurch man ohne Müh
bald dies bald das erblickte,
wornach man gerne ſchielt;
und dann das groſe ſeidne Bette
ſtets im Proſpekt — Ihr fühlt
was alles dies bey manchem Ehemann
für Folgen hätte. —

Herr Gawin war ein eigner Mann;
er ſagte nichts; ließ ſich, ſo lang es ihnen
gefällig war, mit groſsem Ernſt bedienen,
und öfnet drauf die Thür.
„Die Jungfern (ſpricht er) werden mir
zu meinem Zaum wohl nicht verhelfen können;
die Hitze war heut ſcharf —
ich will die Ruh
euch länger nicht mißgönnen —
Bon ſoir! — und, wenn ich bitten darf,
die Thüre zu! „

Als nun der Tag gekommen,
ſteht Gawin auf und wapnet ſich;
der Rieſ erſcheint; das Frühſtück wird genommen,
„und nun, Herr Schloßvogt, laß ich mich
„nicht länger gecken;
„Den Zaum, mit einem Wort,
„und wieder fort! „

Von Herzen gern,
(erwiedert ihm der ſchwarze Holofern)
nur muß ich Euch entdecken,
die Sache hängt an einer Kleinigkeit

zu der
Ihr, wenn's beliebt, vorher
gehalten seyd. „

„Was ists? Heraus
damit! nur kurz und klar! „

Nichts, als — um einen Kopf
mich kürzer als ich bin zu machen.
Nun macht bey unser einem zwar
ein Kopf
so viel nicht aus:
Allein — Ihr werdet meiner lachen —
wie jeder Potentat
so seine Grillen hat —
der Schopf, mein Herr, der Schopf
der gienge mir,
und den zu missen,
kann ich mich dato nit
entschließen.

„Herr Schäcker (ruft voll Ungeduld
der Degen) weil nun doch für meine Sündenschuld
mit einem Thier
wie du herum mich zu scharmützeln
mein Schicksal ist, hör' auf mich zu bewitzeln,
und sieh dich für! „

Der Heyde schreyt:
„Nun, wenn's denn gelten soll,
so nimm! „ —
Es war ein Streich, so ungestümm,
daß, traf er voll,
den ganzen Streit

zu

zu enden.
kein zweyter nöthig war.
Doch Gawin wußte ſich aufs Haar
ſo ſchnell zu wenden,
daß ihm die Keule nur
ein wenig grob am Schulterblatt
herunter fuhr;
und eh der Goliath
den Arm zurückzieht, faßt
mein Ritter kräftiglich mit beyden Händen
ſein gutes Schwerdt, und haut, wie einen Aſt
vom Baum, die Hand zuſammt der Keule
auf Einen Hieb dem Pocher ab.

Das Unthier flieht mit gräßlichem Geheule,
ihm wird für ſeinen Schädel bang,
und, ihn ſo lang
er kann zu ſparen,
verſucht er's wie vor Jahren
der Fluß
Achelous,
der (wie aus euerm Hederich
Euch noch erinnerlich)
einſt mit Alcides
um Deianira rang.
Er hofft den Gegner zu ermüden,
indem der Streit
in tauſendfalten
ſtets ſchrecklichern Geſtalten
ſich ohne Raſt erneut.
Drey lange Morgenſtunden kämpft
Herr Gawin ſo;
zwar immer Sieger,

doch

doch nie des Sieges froh.
Denn, ist sein Feind als Einhorn oder Tyger
beynah gedämpft,
flugs steht er als Hyäne
schon wieder da,
und blökt drey Reyhen Zähne
wie Büffon keine sah.
Bey allem dem behielt
der Ritter Muth,
zielt immer seinem Feind nur nach dem Kopf,
und zielt
zulezt so gut,
daß, wie der Unhold eben
zum Greiff sich log,
sein Kopf
zusamt dem Schopf
auf dreyßig Schritte flog.

Man hört den Grund
von seinem Fall erbeben,
als stürzt' ein Berg
in einen tiefen Schlund;
und wie Herr Gawin um sich sah,
weg waren Ries' und Greiff, und ein Gezwerg
stund vor ihm da,
der bückte sich und sprach:
„Gott geb Euch langes Leben
Herr Ritter, folgt mir nach;
die Frau vom Schloß läßt Euer Gnaden
zur Tafel laden.„

Dem Ritter räth nach solcher Motion
sein leerer Magen

die

die Invitation
nicht auszuſchlagen.
Er folgt dem Ganymed
in einen Saal,
wo ſchon ein köſtlich Mahl
für Zwey gerüſtet ſteht;
und eh' er's recht in Augenſchein
genommen,
tritt eine ſchöne Frau herein,
macht ihren Knicks
und heißt den Herrn willkommen.

Mein Paladin, wiewohl er ſonſt ſo leicht
nicht Feuer fieng, blieb ſprachlos vor ihr ſtehen;
Ihm däucht
gleich erſten Blicke,
was ſchöners hab er nie geſehen.
Beſchreiben läßt ſich, wie Ihr wißt,
kein Ding das — unbeſchreiblich iſt;
drum ſag ich nichts als — alles was er ſah
war hoch zu loben,
und noch zum Ueberfluß
durch jede ſchlaue Kunſt erhoben,
die ſonſt den Reiz erſetzen muß;
Kurzum, die Dame ſtund ſo ganz
wie eine Göttin da,
daß unſer Mann, vor ſo viel Glanz
ſogleich nicht wußte
wie ihm geſchah,
und bis er ſeine Anred' fand
wohl dreymal huſten mußte.
Doch faßt er ſich zuletzt, küßt eine Hand
ſo weich als Pflaum,

und weißer als der Schnee:
und spricht: Verzeiht mir, schöne Fee,
ich bitt – in Unterthänigkeit –
um meinen Zaum.

„Davon zu sprechen hat's noch Zeit"
versezt die Dam' — Es ist nur fürs Vergessen
erwiedert Gawin ihr —
Sie spricht: „sezt euch zu mir
mein Herr, ihr habt das Mittagessen
heut wohl verdient."

Für diesesmal erkühnt
der Biedermann sich nicht
noch stärker anzuhalten,
doch legt er sein Gesicht
in weise Falten,
und nimmt sich vor, wiewohl er gegenüber
der Schönen sizt, sein schwarzes Augenpaar
so selten aufzuheben
als möglich war.

Die Dame schien vom bloßen Duft zu leben,
nach Ritterart.
Zusehends ward
ihr Ansehn trüber,
die Rosenwange blaß,
das Auge naß,
und unterm leichtgewebtem Flor
schlug sichtbarlich ihr Herz hervor.
Allein, Herr Gawin – aß
und merkte nichts. Nach einer Weile
verändert sie

die

die Batterie,
wird lebhaft, reizend — kurz, verbraucht
auf einmal alle Pfeile
die Amors Hinterliſt
in Nektar taucht.
„Und Gawin?„ — Gut! der ißt
und trinkt für Zwey,
läßt ſichs recht wohl behagen,
vergißt
jedoch das Hauptwerk nicht dabey,
denn kaum
daß man den Nachtiſch aufgetragen,
ſo ſtimmt er ſchon ſein altes Liedchen an:
Madam, der Zaum!

Mit unverhaltnem Schmerz
fährt jene wild heraus:
„Grauſamer Mann!
was hab ich dir gethan?
Du ſiehſt ſo fromm und bieder aus,
und haſt ein Herz
das meinen Tod verlangen kann?„

„Wie, Dame? euern Tod? —
Ihr ſprecht im Traum!
Ich will ja nichts, bey Gott!
als meinen Zaum!„

„Ihr wißt, verſetzt ſie, wie ich ſeh,
nicht was Ihr wollt — Wohlan,
ſo hört mich an!
Ich bin die Fee
von dieſem Schloß,

und meine Macht iſt groß.
Ringsum ſind all die ſchönen Hügel
und Auen mein; und geht
noch etwas ab,
ſo ſchaffts mein Zauberſtab;
Jung bin ich, wie ihr ſeht,
und, wenn mein Spiegel
mich nicht belügt,
nicht ohne Grund mit meiner
Geſtalt vergnügt;
Kurz, Herr, ich weiche keiner
in allem was ein Mann
bey einem Weib zu finden wünſchen kann!
und eine Gabe
die ich voraus vor andern habe,
iſt dieſe: Wie ich bin
ſo werd ich immer ſeyn —
Und doch — ſo will's des Schickſals Eigenſinn —
iſt, wenn Ihr drauf beſteht, nichts mein
von allem was ich bin;
Kurz (ſetzte ſie hinzu, mit einem Blick
der einen Stein
zu rühren fähig war) mein Glück,
mein Leben ſelbſt ſteht nun bey Euch allein.

Erklärt mir dieſes Räthſel (ſpricht
der Ritter) ich verſteh Euch nicht.

„So hört! Mein Vater, ein Druid,
und großer Zauberer, als er ſchied
ließ keinen Erben hinter ſich
als meine Schweſter nur
und mich.
Das Schweſterchen war ſchön

geboh-

gebohren; aber — ich —
Herr, die Natur
empöret ſich
ſo etwas zu geſtehn —
Errathet's ſelbſt! — Der Alte, mich
nach Möglichkeit zu tröſten, gab
nur dieſes Schloß, mit allen ſeinen Schätzen,
und ſeinen Zauberſtab,
vermeinte jenen Mangel mir
dadurch gar reichlich zu erſetzen;
Hingegen ihr
vermacht' er nichts von aller ſeiner Haabe
als nur das Feenthier
das Euch hieher gebracht, und ſeinen Zaum.
Allein an dieſem Zaum
hängt eine Gabe
von gröſſerm Werth als eine ganze Welt.
Der Zaum erhält
die ihn beſizt bey ewigſchöner Jugend,
und iſt ſie nicht ſchon wohlgeſtalt
ſo macht er ſie dazu.
Und nun, ermeſſet ſelbſt — in einem Nu
iſts calculirt, Herr Ritter — ew'ge Jugend
und ew'ger Reiz! — Was iſt die Allgewalt
des Zauberſtabs, verglichen mit der Tugend
des Wunderzaums? Was nüzt
mir ſonder ihn
dies Schloß und alles Gold, wovon es blizt?
Die Folgerung, mein Herr, iſt leicht zu ziehn.
Ich war ſo klug —
und that was alle Weiber thäten
an meinem Platz —
Die Jungfer Schweſter iſt für ſich ſchon hübſch genug,

Lucius.

Milord, ihr nehmt sie uns gerade wie es am besten gegangen wäre.

Timon.

Mesdames, es ist hier in dem Nebenzimmer eine kleine Tafel für euch gedekt. Nehmet einige Erfrischungen, wenn es euch beliebt.

Alle Frauenzimmer.

Mit vielem Dank, Milord.

(Sie gehen ab.)

Timon.

Flavius --

Flavius.

Gnädiger Herr --

Timon.

Bringt mir das kleine Kästchen her.

Flavius.

Ja, Gnädiger Herr. (Bey Seite.) Noch mehr Juwelen? Man darf ihm nicht einreden, wenn er in einer Laune ist, sonst sollt ich ihm sagen -- Gut! -- In der That ich sollte; wenn es zu spate seyn wird, wird er selbst wünschen, daß man ihm eingeredet hätte. Es ist zu bedauren, daß die Freygebigkeit hinten am Kopf keine Augen hat, damit ein ehrlicher Mann nicht durch ein allzu gutes Herz unglüklich werden könnte.

Lucul-

sie hat des Zaumes nicht vonnöthen;
und fodert sie Ersatz?
Hier ist mein ganzer Schatz!
ich will ihr Alles geben,
den Zaum nur laß sie mir;
wer den mir nimmt, nimmt mir das Leben!
Und ihr, Herr Ritter, könntet Ihr
Euch selber solchen Mord vergeben?
O, lieber bleibet hier!
Ihr habt der Abentheuer
genug bestanden — bleibet hier,
und theilt des Zaumes Frucht mit mir,
was ich besitz und bin — ist Euer! „

Herr Gawin küßt der Dame dankbarlich
die Hand und spricht:
„Auf welche Seite
die Billigkeit sich neig' in diesem Schwestern-Streite,
das ist ein Punkt, womit ich mich
nicht gern befasse;
ich lasse
die Frag in statu quo;
und habt Ihr Unrecht nach der Schärfe,
so werfe
die Frau, die um den Zaum nicht eben so
zu fressen fähig wäre,
den ersten Stein auf euch!
Allein dies alles gilt mir gleich;
Der große Punkt ist — Gawins Ehre
steht auf dem Spiel!
Den Zaum zu holen
ward mir befohlen,
ich gab mein Wort — das ist so viel

als hätt ich tauſend Leben
zum Pfand gegeben.
Des Zaumes wegen kam ich an,
und was ich that, ward um den Zaum gethan.
Iſt Jemand, der ihn mir an Eurer Stelle
noch ſtreitig machen will,
Rieſ' oder Krokodill
und Teufel aus der Hölle,
ſo komm er her! — Wo nicht
ſo küß' ich eures Rockes Saum,
und — fodre meinen Zaum.

Die Dame ruft mit glühendem Geſicht
und einem lauten Schrey:
So bringt ihm ſeinen Zaum herbey!
Ab geht der Zwerg — Die Dame wendet ſich
und weinet bitterlich —
Der Zwerg kommt wieder,
beladen mit der goldnen Laſt,
und wirft ſie vor dem Ritter nieder.
Der faßt
mit beyden Händen ſtracks die wohlverdiente Beute,
kehrt drauf ſich nach der Frau — allein
die hatte ſich indeſſen auf die Seite
gemacht. Von ihm geſehn zu ſeyn
wär' ärger jezt als Todespein;
Denn ach! verſchwunden iſt bereits,
fataler Zaum, mit dir — ihr ganzer Reiz!
Mein Ritter, ohn' ein Wort zu ſagen,
eilt nach dem Stalle, zäumt ſein Thier,
(das, närriſch ſchier
vor Freude ſeinen Schmuck zu tragen,
bis an die Decke ſpringt)

und schwingt
sich auf, und fliegt mit seinem Zaum
so leicht davon, daß auf der grünen Erden
des Grases Spitzen kaum
gebogen werden.

Der Dame wird nach ihres Zaums Verlust
die weite Welt zum dumpfen Kerker;
sie rauft ihr Haar, zerkratzt sich Wang und Brust,
lauft hin und her, kommt endlich in den Erker
und sieht,
entsetzliches Gesicht!
den Mann, der ihren Reiz entführt,
sieht wie er flieht —
erträgt den Anblick nicht.
Das arme Weib verliehrt
vor Wuth und Schmerz
die Sinnen ganz, und — was sie that,
nachdem's der Reim euch schon verrathen hat,
verdrießt mich euch zu sagen:
Denn, macht nicht, ohne was zu wagen,
der Dummste stracks ein witziges Gesicht,
und wettet was man will, es folg: und sticht
sich einen Dolch ins Herz.

Herr Gavin auf dem Rückweg fand
nichts bis nach Artus Hof als schönes ebnes Land;
Von Fluß und Brücke, Schlangenthal
und Löwenwald kein Wort!
Die waren allzumal
verschwunden!
Kurz, ruhig trabt er fort
und langt in wenig Stunden

zu Cardigan
bey ſeinem — Liebchen an.
Die hatte kaum aus ſeiner tapfern Hand,
im Angeſicht
des Hofs, der rings um beyde ſtand,
den Zaum empfangen,
ſo glänzt' um ihre Wangen
ein neues Licht.
Sie war vorher ſchon hübſch zu nennen,
doch izt vor lauter Schönheit kaum
noch zu erkennen.
Die Damen und die Ritter ſahn
Sie neidiſch — Ihn mit Mißgunſt an.
Herr Gawin deſſen lacht:
Komm, Liebchen, ſpricht er, laß uns wandern,
nimmt ſinas mit einer Hand den Zaum,
das Mädchen mit der andern,
und gute Nacht!

W.

II.

Gedanken
über die Ideale der Alten.

(Veranlaßt durch das Vierte Fragment im 3ten Bande der Lavateriſchen Phyſiognom. Fragm.)

I.

Sobald ein Menſchenſohn über einen ſpeculativen Gegenſtand, der ſich weder ausrechnen noch ausmeſſen läßt, ſpricht — ſo kann er weiter nichts

thun, als seine Meynung davon sagen; sagen, wie die Sache ihm vorkömmt, und (wofern er's kann) warum sie ihm so vorkömmt. Diese seine Meynung ist dann das Resultat seiner individuellen Art zu denken, seiner Empfindungen, Erfahrungen, Wahrnehmungen, meistens auch (er mag sich dessen nun bewußt seyn, oder nicht) andrer vorgefaßten Meynungen, Lieblings-Ideen, und unfreywilliger Neigung und Tendenz der Seele nach einem gewissen Punkt, auf den sich, mehr oder weniger, alle seine Vorstellungen beziehen. Alles kömmt dann darauf an — wie gut er den Gegenstand kennt — ob er ihn auch nah und lange und oft genug — von mehr als einer Seite — in mehr als einem Lichte — erhizter und flüchtiger, oder kälter und gelassener — mit mehr oder weniger zur Sache erfoderlicher Hülfskenntniße — mit mehr oder weniger Scharfsinn — Behutsamkeit — Ueberlegung — betrachtet hat. Es kann ihm begegnen — aus sehr richtigen Grundsätzen zu viel zu schließen — oder es kann ihm, bey dem größten Scharfsinn, bey den nettesten Begriffen, an einem einzigen Dato fehlen, wodurch seine ganze Gedankenrechnung unrichtig wird. — Kurz, er kann auf unzählige Art der Wahrheit verfehlen — wie beynahe immer und in allen Dingen das Loos aller Sterblichen ist. Genug, er hat seine Meynung gesagt, er glaubt (wie natürlich) Recht zu haben, und das übrige soll ihn nichts kümmern.

Denn

Denn es iſt nicht halbſoviel daran gelegen, als Viele ſich einbilden,

ob Scaramutz, ob Scapin beſſer tanze?

Und wenn wir auch, indem wir ſelbſt irre gehn, Andre mit uns irre führen — ſind wir nur bona fide zu Werke gegangen, was thuts? Warum giengen die Leute nicht ihrer eignen Naſe nach? Wer heißt ſie ſich um andrer Leute Meynungen bekümmern? Was kann ein Mann unſchuldigers thun als ſeine Meynung ſagen? Folget denn gleich daraus, daß ihr ihm Recht geben müßt? — Aber gewöhnlich hat es mit dem Rechtgeben auch nicht ſoviel auf ſich, als man denkt. Denn meiſtens ſind unter hundert, die einem Autor Recht geben, funfzehn bis zwanzig, die es bloß darum thun, weil ſie finden, daß der Autor Ihrer Meynung iſt; und die übrigen achtzig intereßiert die ganze Sache ſo wenig, daß es ihnen ganz gleichviel iſt, was darüber geſagt wird, und ob Hans oder Heinz Recht hat; und ſo halten ſie es dann, Bequemlichkeit halber, immer mit dem der am lautſten ſchreyt, oder den ſtärkſten Trumpf drauf ſezt, oder zulezt geſprochen hat.

Es giebt zwar auch eine Art von Leſern, die einem Autor zuweilen das Compliment machen: ſie ſeyen klüger durch ihn geworden — und damit Wahrheit zu ſagen glauben. Das ganze Geheimniß aber iſt: daß er ihnen die Mühe erſpart hat, aus bloßer

bloßer eigner Kraft von einem Gedanken entbunden zu werden, der ſchon in ihrer Seele lag, und vielleicht über kurz oder lang auch ohne ihre Hülfe zum Vorſchein gekommen wäre. Daß er ihnen nun, mit ſo wenig Müh und Schmerzen auf ihrer Seite, den Hebammendienſt gethan, ſie einer Seelenbürde zu entledigen, wovon ſie ſich öfters, ohne recht zu wiſſen was es war, gedrückt gefühlt hatten — und die ſie nun gleichwohl, da ſie neugebohren auf ihrem Schoos liegt, als ihr eigen Fleiſch und Blut betrachten — das muß ihnen nothwendig angenehm ſeyn. Und ſo erkennen es denn auch die Gutherzigen unter ihnen mit allem Dank, wenigſtens unter vier Augen: im Grund aber könnten ſie ſich den Dank mit gutem Gewiſſen erſparen. Denn der Mann, der ihnen beſagten Dienſt gethan, hat ſeinen Lohn dahin, da er das Vergnügen hat, daß ſie ſeiner Meynung ſind; welches etwas iſt, das Niemanden — der nicht wie Robinſon Cruſoe allein in einer Inſel lebt — ganz gleichgültig ſeyn kann.

Ich bin alſo im Begriff die Gefahr auch zu laufen, und über eine Sache — die zwar nicht ganz unerheblich iſt — aber doch mit dem Beſten der Kirche und des Staats, den guten Sitten, und dem Flor und Aufnahm unſers lieben Vaterlandes, auch gemeiner Menſchheit überhaupt, nur in einer gar entfernten Beziehung ſteht — meine Meynung hören zu laſſen.

Ehmals

Ehmals mußte man in solchen Fällen, um seine Bescheidenheit zu manifestiren, sagen, — meine wenige — oder meine unmaßgebliche Meynung. Nachdem aber heutiges tags (Gottlob! nun jedermann weiß, daß ein Mann nicht leicht etwas thun kann, das weniger wäre, als seine Meynung über etwas zu sagen; und nachdem es mit dem Vorurtheil des Ansehens dahin gediehen ist, daß selbst Kinder und Säuglinge sich aus der Autorität und Maasgabe ihrer Aeltern und Bessern gerade so viel machen als aus einer hohlen Nuß: so braucht es keiner solchen Beywörter mehr, und man sagt, ohne ein dergleichen Salua venia vorauszuschicken, seine Meynung worüber man will — und so gut man's versteht; ohne daß es eben viel zu bedeuten hätte, oder die Welt nur halb so viel Notiz davon nähme, als die Herren Autoren sich gemeiniglich einbilden.

Ich habe gleich auf der Ueberschrift dieses Aufsatzes bekannt, daß er durch das 4te Fragment in dem 3ten Theil des Physiognomischen Werkes veranlaßt worden. Hr. L. hat in diesem Fragment eine Meynung über die Ideale der Alten vorgetragen, die mir das Problem weder ganz noch richtig aufzulösen scheint; und der Recensent des besagten Buches (in gegenwärtigem Stücke des T. M.) hat, ohne ihm hierinn völlig beyzupflichten, sich doch in der Kürze nicht völlig so erklärt, daß ich seine Berich-

richtigung deſſen, was mir in jenem Fragment irrig ſcheint, für hinlänglich halten könnte. — Ich fühle die Schwierigkeit über ſo verwickelte Fragen etwas Beſtimmtes und Wahres zu ſagen; ich verſpreche aber auch nichts als die Urſachen anzugeben, warum ich mir von den Idealen der Alten und ihren Urſachen einen andern Begriff mache. Da ich alles was wie Diſputiren ausſieht tödtlich haſſe, ſo wird hier immer nur von den Sätzen, habe ſie geſagt wer will, nie von dem Manne der ſie vorgetragen, die Rede ſeyn. Niemand kann die Vorzüglichkeit der Gaben des Hrn. L. ſtärker fühlen als ich — Aber dies darf hier keinen Einfluß haben. — Oeffentliche Komplimente von Schriftſtellern gegen einander ſind dem Publico anſtößig, und machen immer einen fatalen Effekt. Alſo nichts dergleichen, ſo ſehr ich den wunderbaren Mann liebe, und, in tauſend andern und wichtigern Dingen, ſeinen tiefern Blick, ſein innigeres Gefühl, und überhaupt ſein höheres Maas von Kräften ehre. Ich ſage — nichts von Komplimenten! — Denn auch die gefühlteſten und wärmeſten Ergießungen der Freundſchaft und Liebe bekommen, ſo bald ſie durch die Druckerpreſſe gegangen ſind, in den Augen der Welt, die daran weder Theil nehmen kann noch will, dieſen häßlichen Schein; und es iſt beſſer, däucht mich, auch hierinn böſen Schein meiden, als ſich heroiſch über die widrige Würkung hinausſetzen, die ſo etwas (wie man

mit

mit der größten Gewißheit vorherſehen kann) auf die Welt machen wird. Kurz, wenn es ſeit einiger Zeit aus der Mode gekommen ſeyn ſollte — ſo muß es wieder Mode werden — daß einer des andern Begriffe und Meynungen beſtritten, oder das Gegentheil behaupten dürfe, ohne ſich zu bekümmern, ob dieſer Andre ein großer oder kleiner Mann, Freund oder Feind, ein Teutſcher oder ein Wahle iſt; und dies freylich ohne Unbeſcheidenheit und Sarkasmen, Naſenrümpfen, Trotz und Uebermuth, aber auch ohne alle Augenblicke die Eigenliebe des Andern zu tätſcheln, zu ſtreicheln und zu krabbeln, und juſt ſo eine Miene zu machen, als ob ſich ein Mann nothwendig für beleidigt halten müſſe, wenn wir vorausſetzen, daß er — nicht unfehlbar ſey.

II.

Ich bin nicht beleſen genug, um zu wiſſen, ob unter den unzähligen weiſen Leuten, die ſeit viertauſend Jahren über göttliche und menſchliche Dinge — radottiert haben, nicht ſchon einer geweſen iſt, der à priori bewieſen hat:

„daß die menſchliche Geſtalt unter allen möglichen Geſtalten die ſchönſte ſey. „

Sollt' es aber ſchon geſchehen ſeyn, oder noch künftig geſchehen, ſo hätte der Mann, der ſich dieſes

Ver-

Lucullus.

Wo sind unsre Leute?

Bedienter.

Hier, Gnädiger Herr.

Lucullus.

Unsre Pferde?

Timon.

O meine guten Freunde! (zu Lucullus.) Ich hab' euch nur ein Wort zu sagen: Sehet hier Mylord; ich bitte euch, erweißt mir die Ehre, dieses Kleinod anzunehmen und zu tragen, mein gütiger Lord!

Lucullus.

Ich bin schon so sehr euer Schuldner ..

Alle.

Das sind wir alle.

(Lucius, Lucullus, und die übrigen gehen ab.)

Siebende Scene.

Ein Bedienter zu Timon.

Bedienter.

Gnädiger Herr, etliche Edelleute, die kürzlich in den Senat befördert worden, wollen euch ihren Besuch machen.

Verdienst um die Menschheit gemacht hat, oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Huynhnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweißt:

„daß die Pferdegestalt unendlichmal schöner und vollkommner sey als die menschliche.„

Was indessen niemand zu läugnen begehren wird, ist dies: daß es uns Menschen, vor der Hand, noch immer unmöglich geblieben ist, eine schönere Gestalt — wenigstens eine die uns schöner vorkäme — zu erfinden als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

Aber so ausgemacht dies ist, so wenig kann, glaube ich, auf der andern Seite geläugnet werden: daß schwehrlich jemals ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sey, daß seine Gestalt, Stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner als sie war hätte gedacht werden können; oder, daß er nicht immer Ursache gehabt hätte, zu befürchten, es könnte unversehens ein Schönerer kommen und ihn im Besitz seines vermeynten Vorzugs stören.

Mir däucht dieser Satz so äußerst wahrscheinlich, daß ich beynahe versucht werden könnte, mich hier

eines

eines Ausdrucks des Hrn. L. zu bemächtigen, und zu fragen: „eine Wahrheit von so Millionenfachen Beweisen — darf sie ohne Unverschämtheit — darf sie im Ernst in Zweifel gezogen werden?“ — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten in Untersuchungen, wo es immer ein Unglück ist gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenfluß aller dieser unzählichen physischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblick der Zeugung an bis zum Augenblick der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen losstürmen, anders erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in jedem Individuo mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohlgemäßigt es sey, ist kein Sterblicher, so wohl gebohren und glücklich erzogen er sey, ausgenommen. Oder, wo ist das Land, worinn nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäßig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Saamen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisation, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke, von Mutterleibe an, nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang,

Druck, Uebertreibung und Ueberspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelidten habe? Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind, zum Nachtheil der Schönheit auf jeden einzelnen Menschen zu würken, sich jemals nur bey einem Einzigen, wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie, zum Vortheil derselben vereiniget haben sollten? — Ein vollkommen schöner Mensch ist also — was alle vollkommne Dinge, außer dem der allein gut ist, sind — ein Abstractum, das nie existirt hat, nie existiren wird, und nie existiren kann.

Gesezt also auch, die alten Griechen wären zur Zeit, da die bildenden Künste unter ihnen blüheten, das schönste Volk unter der Sonne gewesen: so konnte ihnen doch kein Alcibiades, noch Phädrus, keine Lais, Phryne noch Glycera das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte, von der Kalokagathie, der besagten Griechen eine so hohe Meynung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Dies ist, was Hr. L. thut, um die Entstehung der sogenannten Griechischen Ideale begreiflich zu machen, und seine Schlußfolge ist diese:

„Wir

„Wir wollen vor der Hand als unſtreitig annehmen: die Kunſt habe nichts höhers, reiners, edlers erfunden und ausgearbeitet, als die alten Griechiſchen Bildſäulen aus der beſten Zeit. Nun fragt ſich: Woher kam das?

„Antwort: entweder — ſie hatten höhere Ideale — imaginierten ſich vollkommnere Menſchen — ihre Kunſtwerke waren bloß (man merke ſich dies bloß!) neue Geſchöpfe ihrer edeln Dichterkraft —

„oder — ſie hatten eine höhere Natur um ſich, und dadurch ward es ihnen möglich ihre Imagination ſo hoch zu ſtimmen — und ſolche Bilder darzuſtellen.

„Nun kann ein Menſch überall nichts ganz erſchaffen; und jeder Künſtler copiert ſeine Meiſter — die um ihn lebende Natur ſeines Zeitalters — ſich ſelbſt — kann aber doch die Natur ſelbſt nie völlig erreichen?

„Schöne Werke der bildenden Kunſt ſind alſo immer ganz zuverläßig Siegel und Pfand — ſchönerer Natur.

„Weil alſo die alten Griechiſchen Künſtler ſchönere Werke machten als die unſrigen,

„ſo waren die Griechen ſchönere Menſchen, beſſere Menſchen, und das itzige Menſchengeſchlecht iſt ſehr geſunken. „

Diesem entgegen sage ich:

Das itzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn (wiewohl dies, was Schönheit und Güte betrift, noch lange nichts ausgemachtes ist) aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiäner, Franzosen, Engländer, Teutschen, u. s. w.

Der Grund also, warum die Phidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippus, u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht weil sie von einer schönern Natur umgeben waren;

sondern es finden sich einige andre in facto gegründete Ursachen, welche diesen Effect sattsam begreiflich machen;

auch imaginirten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in Hülle menschlicher Gestalt; und dies sind eigentlich die hochgepriesnen Ideale, in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt,

weil der Künstler, der z. E. die Niobe, oder den Vaticanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Original, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Phantasie schwebenden, Idee arbeitete;

und

und insofern, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaßen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man sagen, daß es neue Geschöpfe ihrer edeln Dichterkraft gewesen,

wiewohl zu glauben ist, daß es auch dem seichtesten Kopfe nie eingefallen sey, zu behaupten, daß sie von dem Künstler aus Nichts erschaffen worden; sondern freylich eine ewige Wahrheit bleibt: daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlassung — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (Typus) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem Falle das Urbild (Archetypon) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den sogenannten Idealen der gr. Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imagination spreche, so ist die Meynung: daß einige ihrer Werke weder Kopien noch Karikaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die außer ihrer Imagination (oder doch außer der Imagination des ersten Erfinders) nirgends in der Natur so dagewesen; und von diesen allein behaupte ich, daß sie einen Grad von

Schönheit, oder Größe und Majeſtät gehabt haben, deſſen nie kein einzelnes menſchliches Weſen ſich rühmen können; behaupte aber auch,

daß, wie in allen menſchlichen Dingen, ſo auch hier, ein Mehr und Weniger ſtatt gefunden, und die Kunſtwerke, die man gewöhnlich, mit zu weniger Unterſcheidung, unter der Rubrik Ideale in Eine Maſſe zuſammenwirft, von ſo verſchiedener Beſchaffenheit geweſen, daß dieſe Benennung nicht allen in einerley Bedeutung zukommen könne;

und glaube ſchließlich — als das Reſultat von allem dieſem — daß ſich ſchwerlich ein Grund erdenken laſſe, warum nicht auch neuere Künſtler (ohne überhaupt eine ſchönere Natur um ſich zu haben) eben ſo ſchöne — vielleicht noch ſchönere — Werke als die Alten ſollten hervorbringen können, wenn ſie nicht nur die nehmliche Gelegenheit und Freyheit hätten, die ſchönſten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beſchauen, ſondern — was eben ſo nöthig iſt — auch die nehmlichen großen Bewegurſachen und Antriebe, kurz, den ganzen Zuſammenfluß von befördernden Umſtänden, von welchen die Imagination jener Alten emporgetragen und öfters zu einer Höhe aufgeſchwungen worden, die ſich unter weniger günſtigen Umſtän-

Umſtänden nicht erreichen läßt. — Denn man kann nicht alles was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will als man kann. —

Dies ſind ungefehr die Hauptſätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeſchloſſen iſt, und worüber ich nun denen, die fortzuleſen Luſt haben, genauere Rechenſchaft geben werde.

III.

Ich habe einen ſo großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend einer haben kann, der ſich nicht gemeine Mühe gegeben hat, ſie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, da meine Imagination über Muſarion und Agathon brütete, ſchwärmt' ich wohl ſelbſt ein wenig über dieſen Punkt. Allein, da die Einbildung, daß es Tugend ſey ſich in ſeinen Meynungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben, mich nie verhindert hat, noch jemals verhindern ſoll, meine Begriffe von Menſchen und menſchlichen Dingen immer richtiger zu machen: warum ſollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntſchaft Vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verlohren haben? Wenn ich Griechen ſage, ſo iſt die Rede weder von Homer noch Sophokles, weder von Sokrates noch Epami-

nondas — Dieſe und einige andre Griechen, die wir aus der Geſchichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freylich (wie alle in hohem Grade vortrefliche Menſchen) je genauer man ſie kennt, je länger man mit ihnen umgeht, je mehr man Gelegenheit hat ſie mit andern zu vergleichen. — Aber hier iſt die Rede von der Nation — von Athenienſern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern, Phocäern u. ſ. w. und dies macht einen großen Unterſchied. Der Begriff von einem ganzen Volke iſt ein unendlich zuſammengeſezter, unendlich verwickelter Begriff, wo man ſich vor betrüglichen Abſtractionen, falſchen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüſſe vom Einzelnen und Beſondern aufs Allgemeine, und zwanzig andern Wegen die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann. Ich ſehe die überſpannte Meynung von der höhern körperlichen und ſittlichen Vollkommenheit der Griechen bey Vielen als die zuſammengeſezte Würkung ganz verſchiedner Urſachen an. Unter dieſen leztern iſt freylich die Vortreflichkeit der großen Männer, die dieſes Volk einſt gehabt, wiewohl meiſtens verkannt und übel belohnt hat (*), und die Herrlichkeit der Genie-

und

(*) Und auch bey dieſen muß man nicht vergeſſen, daß wir ſie, wie verklärte Geiſter und höhere Weſen, in einer Art von Glorie ſehen, und in der Nähe, zumal

wenn

und Kunſtwerke, die ſie uns hinterlaſſen haben, auch Eine. Aber — die Autorität groſſer Männer, die mit Enthuſiasmus von ihnen geſprochen haben, — eine Autorität, die vielleicht nur in unſern Knaben-Jahren auf uns würkte, aber eben damals Eindrücke machte, die ſo leicht nicht wieder erlöſchen — eine zu groſſe, aus flüchtiger unvollſtändiger Kenntniß ihrer glänzenden Seite entſprungne Bewunderung — der Mangel eines beſondern Studiums deſſen, was ſie von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarey durch ſo mancherley Veränderungen und Stuffen der Abartung, geweſen ſind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beym Vortrag einer Lieblingsmeynung, oder irgend eines Reſultats einer ſolchen, da man faſt immer mehr ſagt als man ſagen wollte, oder bey kälterm Blute geſagt zu haben wünſchen möchte: Dieſe und andre Urſachen (die hier nicht entwickelt werden können) tragen wohl zuweilen auch das ihrige bey, wenn von den Griechen als Menſchen von einer höhern Natur geſprochen wird. Ich wünſchte aber wohl vor allen Dingen belehrt zu werden, welchem unter den griechiſchen Völklein es eigentlich gilt? ob Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter,

wenn wir in allerley bürgerlichen Verhältniſſen mit ihnen geſtanden wären, ganz anders geſehen haben würden.

Timon.

Sie ſind höchſtens willkommen.

Flavius kommt wieder zurük.

Flavius.

Ich bitte Euer Gnaden, erlaubet mir ein Wort; es geht euch ſehr nah an.

Timon.

Mich? Nun, ſo will ich dich ein andermal anhören. Ich bitte, ſorge davor, daß wir ihnen mit etwas aufwarten können.

Flavius (vor ſich.)

Ich weiß kaum womit.

Ein andrer Bedienter.

2. Bedienter.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, Lord Lucius, macht euch aus Freundſchaft und Erkenntlichkeit ein Geſchenk von vier milchweiſſen Pferden, mit Silber angeſchirrt.

Timon.

Ich werde ſie auf eine edle Art annehmen; (zu Flavius.) Sorget davor, daß ihnen wohl gewartet werde.

Ein dritter Bedienter.

Was giebt's? was neues? 3. Be-

(αει ψευδες, κακα θηρια etc.) auch darunter gemeynt ſind? hauptſächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen ſchönere und beſſere Menſchen waren, als die Menſchen, von denen ſich Michel-Angelo, Raphael, Rubens, Vandyk, u. ſ. w. umgeben ſahen? Doch dieſe Frage beantwortet ſich aus der Sache ſelbſt. Die Künſtler, von deren herrlichen Werken dieſer Schluß auf die Herrlichkeit der ſie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den Peloponeſiſchen Fehden, in der Zeit zwiſchen Perikles und Alexander. Die Menſchen, die vor ihrer Zeit gelebt haben, und wenn ſie auch Halbgötter geweſen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lyſippus u. ſ. w. keinen ſonderlichen Einfluß haben — denn mit dieſen hatten ſie nicht gelebt, hatten ſie nicht einmal in Bildniſſen geſehen. Alſo müſſen es denn ihre Zeitgenoſſen, d. i. die Zeitgenoſſen des Sokrates, Xenophons, Diogenes, geweſen ſeyn! — Wir wollen ſehen.

Daß die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes Volk, und ſchöne Perſonen unter ihnen nichts ſeltnes geweſen, läßt ſich allerdings beweiſen, und es läugnen zu wollen wäre würklich unverſchämt. Aber womit man den hiſtoriſchen Beweis führen wollte, daß ſie zu des Phidias oder irgend einer andern Zeit ſchöner geweſen als die Perſer, Tſcherkaſſen, Georgier, oder als die Römer, Gallier, Germanen, Britten,

ten, Normannen, ja ſelbſt als die heutigen Italiäner, Engländer, Franzoſen, Teutſchen u. ſ. w. — davon weiß ich zur Zeit nichts. Selbſt unter wohlgebildeten Völkern ſind große Schönheiten immer ſelten. So mag es wohl bey den Griechen auch geweſen ſeyn; oder würden ſie ſonſt über die Schönheit eines Alcibiades und Phädrus, einer Lais und Phryne ſo viel Lerms gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den Griechiſchen Weibern etwas ſo gar gemeines geweſen wäre, Alexander von dem Glanz der Perſiſchen Frauen ſo geblendet worden ſeyn, daß er ſie αλγηδονας οφθαλμων, Augenſchmerzen, genennt hätte? (*) — Oder würde Lucian in ſeinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Mahler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrniſchen Panthea zu beſchreiben, von dieſer Frau als von einem Wunder reden? da ſie doch am Ende, ſelbſt in ſeiner eckſtatiſchen Beſchreibung, nichts mehr iſt, als ein ſchönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Teutſchland zu ſehen bekommt. — Als ich zu Athen war (ſagt Cotta in Ciceros Dialogen von der Natur der Götter (**) fand ſich unter ganzen Heerden von Jünglingen kaum einer und der andere, der ſchön genennt werden konnte. — Die ſchönſten Geſtalten, und das ſchönſte Blut ſah man unter den Joniſchen

(*) Plutarch. in Alexandro. (**) Lib. I. cap. 20.

Joniſchen Griechen; alſo nicht im Eigentlichen Grä-cien, ſondern in Aſien. Smyrna, eine der Haupt-ſtädte Joniens, war ihrer ſchönen Weiber wegen be-rühmt. Daher ſagt der Smyrner, welchen Lucian bey dem Aufzug der ſchönen Panthea unter den gaf-fenden Zuſchauern ſtehen läßt, mit patriotiſcher Jactanz zu ſeinem Nachbar: Sieh da, ſolche Schönheiten giebts nur zu Smyrna! — Ein gewiſſer Nymphodorus (der eine Reiſebeſchrei-bung durch Aſien geſchrieben, die nicht auf uns gekommen iſt) verſichert (nach einer Allegation beym Athenäus (*)) daß er in der ganzen Welt nirgends ſchönere Weiber angetroffen als zu Tenedos, einer kleinen Inſel nahe bey Troja. Aber weder zu Smyr-na noch zu Tenedos war jemals eine Mahlerſchule. — Doch, es wäre Ueberfluß, den Satz, daß die Griechen überhaupt nicht ſchöner geweſen als eine Menge andrer Bewohner des gemäßigten Theils der Erdkugel, durch mehr Inſtanzen und Zeugniſſe zu beſtätigen. Die Sache ſpricht, däucht mich, von ſich ſelbſt. Woher ſollt ihnen wohl dieſe hohe Schön-heit gekommen ſeyn? Geſunde Luft, oder Leibes-übungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwan wärmer und geiſtiger, oder ihre Luft milder als in den ſchönſten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein

(*) *Deipnoſoph.* Libr. XIII. p. 609. E.

ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher wenig fruchtbarer Boden? Waren ihre erſten Eichelnfreſſenden Vorfahren etwan Menſchen von edlerer Art als die unſrigen? oder genoſſen die Griechen zu Perikles Zeiten etwan reinere und geſundere Nahrungsmittel als wir? Lebten ſie von Ambroſia und Nektar? (*) Verderbte ſich ihre Jugend nicht, wenigſtens ſo ſehr als die heutige, durch alle Arten von Ausſchweiffungen? Bey welchem Volke wurden die von der ſchändlichſten und verderblichſten Gattung weiter getrieben? (**) Auch die Exceſſe der Tafel und das Trinken über Bedürfniß und Vermögen, das unſern biderben Vorfahren von den nüchternern Ultramontanen ehedem ſo ſehr vorgeworfen wurde, gieng zu Sokrates Zeiten bey den elegantten Athenienſern ſo ſehr im Schwange, daß der Weiſeſte unter den Weiſen ſelbſt einmal (und wer weiß ob nur dies einzigemal?) ſich nicht erwehren konnte mit den Wölfen zu heulen, und über ſeine Mitzecher keinen andern Vortheil erhalten konnte, als daß er, während daß die übrigen weggetragen werden mußten, auf ſeinen eignen Füßen nach Hauſe taumel:

(*) Schweinfleiſch, geſalzne Fiſche, Schaalfiſche, und allerley Arten von Kuchen waren die gemeinſte Nahrung zu Athen.

(**) Wer daran zweifelt, kann ſich vom Ariſtophanes belehren laſſen.

taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daß (die Pocken ausgenommen) beynahe alle Krankheiten der heutigen Europäer, auch unter diesen angeblich schönern Menschen regiert, und den Aerzten so viel zu schaffen gemacht haben als bey uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daß die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniß gehe. Wäre dies, so müßt' es nirgends schönere Menschen geben, als in den kleinern Schwäbischen Reichsstädten, wo beydes sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf, u. s. w. müßten die großen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studiren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dies für den Satz: daß die Ideale der Griechischen Künstler nur Kopien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die größten Bildner und Mahler sich in Griechen-

land

land hervorthaten, wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? Eine Zeitlang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als — Harnischmacher und Waffenschmidte.

Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Kunst gewesen seyn? — Bessere Menschen? Und wer sagt uns das? Etwan Platon, Xenophon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nation gewiß besser kannten als wir, und Patrioten genug waren, um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen, und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoke des Medischen Krieges, bekommen, sagt ganz was anders. — Nach den Sitten, die uns im Homer so wohlgefallen — oder, nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter sehr vortreflicher Menschen — oder nach einigen guten politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nation günstiger beurtheilen wollen als Andre? Wo ist ein civilisiertes Volk im heutigen Europa, das seit drey- oder vierhundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl sehr vortreflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an

ſolchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Iſabella in Spanien? die Zeit Ludwig des XI. und Franz I. in Frankreich? die Zeit Heinrich VIII. und der K. Eliſabeth in England? die Zeit Maximilians I. und Karl V. in Teutſchland? — Oder mangelts etwan in unſern monarchiſchen ſowohl als freyen Staaten an Geſetzen, Einrichtungen und Anſtalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegenſetzen dürfen? Es iſt, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizey in den meiſten Griechiſchen Städten unvollkommener war, und bey ihrem ewigen Schwanken zwiſchen Monarchie, Oligarchie und Demokratie, ſchlechter ſeyn mußte, als heutigstages in jeder mittelmäßigen Stadt in Teutſchland. Und was die Sitten der Homeriſchen Zeiten betrift, dieſe waren, bekanntlich, in gewiſſen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt. — Von dieſen Seiten alſo kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingeſtehen — Aber, vielleicht war das, was man den Urſtoff und die Grundanlage der Menſchheit nennen kann, beſſer bey ihnen als bey andern? — Es wäre der Mühe werth, wenn jemand dies erweiſen wollte. Bis dahin halte ich mich an das, was ich weiß. Die Griechen waren als ſittliche Menſchen betrachtet, ein noch ſehr rohes und allen Exceſſen der wildeſten Leidenſchaften überlaſſenes Volk, als die Geſchichte ihrer kleinen Könige den ſpätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu ſo vielen

hundert

hundert Tragödien gab. Und als, in der Folge, nach ihren Siegen über den Xerxes, Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhizte u. ſ. w. wurden ſie (wie alle Völker der Welt unter gleichen Urſachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib, nach und nach in ſehr kurzer Zeit ein ſo heilloſes Volk, als irgend ein Europäiſches es itzo iſt. Ich berufe mich, wegen des Beweiſes dieſer Beſchuldigung — nicht auf den Ariſtophanes, (wiewohl ſeine Komödien als hiſtoriſche Urkunden von der ſchändlichen Verdorbenheit der damaligen Griechen, beſonders der Athenienſer, gewiß nicht zu verwerfen ſind) ſondern auf alle übrigen, weniger unreinen Quellen unſrer Kenntniße von dieſem ſo übermäßig erhobenen Volke. Ich erſuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen Griechen — ſondern eigentlich und beſonders von denen ſpreche, die ſich durch Liebe der Künſte und Verfeinerung des Geſchmacks und der Sitten am meiſten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bey den Athenienſern ſtehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht beſſerer Menſchen zu den Zeiten, da ſie ſich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades mißregieren, bald von den Spartanern und ihren dreyßig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloſer, ſich nicht zu helfen wiſſender Memmen mißhandeln ließen! — Und was braucht es weitern

Zeugnißes deſſen was ſie waren, als die Art wie ſie ſich ihre beſten Männer, vom Miltiades bis zum Phocion, vom Halſe geſchaft haben? — Kann man nach ſo oft wiederholten Proben in der nehmlichen Art noch zweifeln, daß der Charakter dieſes Volkes nicht weniger leichtſinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und alſo wenigſtens nicht beſſer geweſen als der Charakter irgend eines Pöbels in der Welt: ſo erwäge man nur die ſchändliche Art, wie ſie die Reſte ihrer Freyheit endlich gegen den Philippus verlohren; und die noch zehnmal ſchändlichere Art, wie ſie ſich, nach Alexanders Tod, gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorcetes u. ſ. w. betragen haben (*). Man hat keinen Begriff von einem tieffern Grad der Niederträchtigkeit. — Aber ſo mußte ein Volk ſeyn, das den edelſten und beſten Mann ſeiner Zeit (Phocion) mit dem kälteſten Blute hinrichten ließ, um ſich etliche Jahre drauf von dem ſittenloſeſten ſchändlichſten Kerl ſeiner Zeit, einem Stratokles, und von andern Sykophanten ſeines gleichens, beherrſchen zu laſſen! Ich ſage nicht, daß das Volk zu Athen um dieſer und aller ſeiner übrigen unzähligen Mißthaten, Thorheiten, Bübereyen und Brutalitäten willen

(*) Man leſe den Plutarch im Leben des Demetrius, und vergeſſe nicht, daß Plutarch einer von den Alten iſt, die am meiſten Gutes von den Athenienſern geſagt haben.

len ſchlimmer geweſen ſey als andrer Pöbel — aber ich ſehe auch nicht, warum ſie mit ſolchen Eigenſchaften und bey einem ſolchen Betragen beſſer ſollten geweſen ſeyn als andrer Pöbel — oder warum wir, in Vergleichung mit ihnen, verdienen ſollten, Hefe der Zeit, genannt zu werden — Und von wem? — Von einem beſſern Menſchen, als vielleicht im ganzen Grächen, ſelbſt in der Epoche ſeiner beſten Menſchen, je einer geweſen iſt! — Doch genug, und vielleicht ſchon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner der Griechen bloß dadurch fähig gemacht worden, ihre ſogenannten Ideale hervorzubringen, weil ſie von einer höhern, vollkommnern Natur, von ſchönern und beſſern Menſchen umgeben geweſen.

IV.

Was war es denn alſo — da doch kein Menſch nichts überall ganz erſchaffen kann — das ſie fähig machte ſchönere Werke hervorzubringen, als, nach der gemeinen Meynung, irgend einer von den neuern Künſtlern vermögend geweſen iſt, oder geweſen ſeyn ſoll? — — Ehe ich meine Gedanken über dieſe Aufgabe ſage, muß ich die Frage ſelbſt ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, in wiefern die Werke der alten Griechiſchen und der neuern Europäiſchen Kunſt ſo genau und unbefangen haben verglichen werden können, und würklich verglichen

3. Bedienter.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, der hochgebohrne Lord Lucullus bittet ſich Euere Geſellſchaft morgen auf eine Jagd aus, und hat Euer Gnaden zwo Kuppeln Windhunde hergeſchikt.

Timon.

Ich will mit ihm jagen; ich will ſie annehmen, und nicht vergeſſen, ihm einen ſchönen Erſaz zu thun.

Flavius (vor ſich.)

Wo will das hinkommen? Er befiehlt uns immer Provisionen zu machen, und macht groſſe Präſente, und alles aus einer leeren Kiſte. Und doch will er nicht leiden, daß ich ihm zeige, was für ein Bettler ſeine Freygebigkeit iſt; ſeine Verſprechungen ſtiegen ſoweit über ſein Vermögen hinaus, daß er für alles was er ſpricht, für jedes Wort, ſchuldig werden müßte. Er iſt ſo gut, daß er Intreſſen bezahlt, um Andern Freygebigkeiten zu erzeigen. Alle ſeine Guter ſtehen in den Schuldbüchern ſeiner Gläubiger. Gut! ich wollte ich würde mit einer guten Art meines Dienſts entſezt, eh ich gezwungen werde ihn zu verlaſſen. Glüklicher iſt, wer gar keine Freunde zu füttern hat, als ſolche, die noch ſchlimmer ſind als ſeine erklärten Feinde ſelbſt. Mein Herz blutet mir vor meinen Herren.

[Er geht ab.]

Timon.

Ihr thut euch ſelbſt unrecht, ihr verringert eure Ver-

worden ſind, daß man mit Gewißheit ſagen könnte: die Kunſt habe nie etwas reiners und vollkommners hervorgebracht als die Griechiſchen Ideale. Ich wenigſtens kann darüber nichts aus eignem Gefühl ſagen. Die Mediceiſche Venus, der Vaticaniſche Apollo, der Ganymed, u. ſ. w. ſtehen hier, wenigſtens in ſchönen Gipsabgüſſen, vor mir — und dies iſt, in Ermanglung der Originale, doch etwas: Aber von den herrlichſten Werken der neuern Bildhauer hab ich gar nichts, das mir zur Vergleichung dienen könnte — Und überdem finden ſich verſchiedene Urſachen, warum eine ſolche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß, und gleichwohl zum Vortheil der Alten nichts entſcheidet — wie man in der Folge ſehen wird. — Ich ſtelle alſo die Frage lieber ſo: Woher mag es wohl gekommen ſeyn, daß Griechiſche Künſtler dieſe ſchönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was iſt es eigentlich, weswegen ihnen dieſer Nahme zukömmt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bey Effecten von ſo ſehr zuſammengeſetzten Urſachen, als die Werke der Götter und der Menſchen ſind, Alles immer nur auf Ein Prinzipium reduzieren und aus Einer Urſache erklären zu wollen, was immer das Reſultat von vielen iſt. Es iſt freylich die kürzeſte Art ſich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die

Wahr-

Wahrheit faſt immer auf dieſem Wege. Mehrere Urſachen, mehrere Umſtände kamen zuſammen, dieſen Idealen, wovon die Rede iſt, das Daſeyn zu geben — zu machen, daß ſie gerade ſo und nicht anders wurden. Die Natur thats nicht allein — die Gelegenheit ſie zu ſtudieren thats nicht allein — der Genie des Künſtlers — die Liebe womit er arbeitete — das Aufſtreben nach mehr als menſchlicher Schönheit und Größe — der ſtolze Gedanke etwas der öffentlichen Anbetung würdiges hervorzubringen — thats nicht allein: Aber alle dieſe Urſachen zuſammen genommen thatens. — So werden Menſchen; und ſo werden auch Statuen!

V.

Fürs erſte alſo: — Die Griechiſchen Künſtler hatten unſtreitig Schöne Natur vor und um ſich — Ob eine ſchönere als die Unſrige? — Wer kann dies mit Gewißheit bejahen? oder, mit Gewißheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung anſtellen, daß keinem Theil Unrecht geſchähe? — Wenigſtens ſcheint es, aus allen vorangeführten Gründen, ganz und gar nicht wahrſcheinlich.

Aber was wir mit Gewißheit ſagen können, iſt dies: Sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freyheit, die Schönheiten die ihnen die Natur und ihre Zeit darſtellte, zu beſchauen, zu ſtudieren, zu kopieren —

als es die neuern Künſtler je gehabt haben — und dies macht einen ſehr weſentlichen Punkt aus. Die Gymnaſien, die öffentlichen National-Kampfſpiele, die Wettſtreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Baſilis (*) in Arkadien; die Ringſpiele zwiſchen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta, u. ſ. w. — Der berüchtigte Venustempel zu Korinth (deſſen

(*) Nach dem Athenäus war ohnweit einer von dem Arkadiſchen König Kypſelos vor Alters am Alpheus erbauten Stadt ein Tempel- und heiliger Hayn der Eleuſiniſchen Ceres, den einige Parrhaſiſche Familien geſtiftet hatten. Und von eben dieſen rührte auch der Wettſtreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feſte dieſer Göttin daſelbſt angeſtellt wurde. Athenäus verſichert, dies Inſtitut habe zu ſeiner Zeit noch gedauret, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis ſtritten, Chryſophoros. Aus einer Stelle des Pauſanias (in Arcadicis) ſchließe ich, daß dieſer vom Athenäus nicht benannte Ort, Baſilis geheiſſen. Pauſanias ſagt, zu ſeiner Zeit ſey nichts mehr davon übrig geweſen als der Tempel und Hayn der Ceres. Des Inſtituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß alſo nichts ſehr berühmtes geweſen ſeyn. Vielleicht war es eine Art von Roſenfeſt, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indeſſen ſcheint doch das Stillſchweigen des Pauſanias (wiewohl er ein Zeitgenoſſe des Athenäus war) nichts gegen die poſitive Verſicherung des leztern, was die Exiſtenz dieſes Inſtituts betrift, zu beweiſen.

deſſen junge Prieſterinnen zu beſingen ſelbſt Pindarus nicht erröthete) die Theſſaliſchen Tänzerinnen, die an den Gaſtmahlen der Großen nackend tanzten (*) — Alle dieſe Gelegenheiten, die ſchönſten Geſtalten, unverhüllt in der lebendigſten Bewegung, vom Wetteyfer verſchönert, in den mannichfaltigſten Stellungen und Gruppierungen zu ſehen — mußten die Imagination der Künſtler mit einer Menge ſchöner Formen (denn auch in einerley Art iſt das Schöne mannichfaltig) anfüllen, und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern ſie deſto fähiger machen, ſich zur einfachern Idee des Schönſten zu erheben. — Außerdem hatte Griechenland, beſonders καλαι ημων Αθηναι ſeit dem Inſtitut des weiſen Solon (**) einen Ueberfluß an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten, und bereit waren, auch zur Beförderung der Kunſt das Ihrige beyzutragen. Ein gewiſſer Ariſtophanes von Biſanz (der einen Catalogue raiſonné dieſer holden Dienſtmädchen der Venus geſchrieben) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreyßig zuſammen, die einen Nahmen hatten; und Athenäus vermehrt dieſe Anzahl noch durch eine ſtarke Nachleſe. Alle dieſe Nymfen blühten in dem nehmlichen Jahrhundert da die Kunſt blühte. Lais, die ſchönſte und berühmteſte unter ihnen allen, machte ſich eine Ehre

(*) Athen. L. XIII. c. 9. (**) S. ebendenſelben l. c. c. 3.

daraus (wie uns eben dieſer Autor verſichert) ihren Hals und Buſen den Mahlern zum Modell zu leyhen. Daß die ſchöne Theodota, die Lieblingsmaitreſſe des Alcibiades, ehe ſie zu dieſem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen „alles was ſie Schönes hatte„ ſowohl Mahlern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenophon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er einer von denen, die Sokrates mit ſich nahm, als er hingieng dieſe Schönheit (die Jemand in ſeiner Gegenwart unbeſchreiblich genannt hatte) in Augenſchein zu nehmen. Dies ὁσα καλως ἐχοι des Xenophon iſt in der Thiemiſchen Ausgabe gar zu ehrbarlich überſezt: „was ſie mit Anſtändigkeit zeigen konnte.„ Denn Xenophon ſagt dies nicht; ſo was verſteht ſich von ſelbſt. Allein damals herrſchten in den reichſten und üppigſten Städten Griechenlandes ganz andre, und ungleich loſere Begriffe vom Anſtändigen als bey uns (*).

So,

(*) Ich finde beym Plinius eine Anekdote, die eine ſtarke Ausnahme hievon zu machen ſcheint. Praxiteles, ſagt er, hatte zwey Statuen der Venus gemacht; die eine nackend (und dies war eben die nachmals ſo berühmte Venus Knidia) die andere bekleidet: er ließ denen von Kos, die eine Venus bey ihm beſtellt hatten, die Wahl, und ſie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerley war; *ſeverum* id ac *pudicum* arbitrantes. Allein dies iſt wahrſcheinlich nur eine Vermuthung des Plinius.

So würd' es, zum Exempel, höchſtunanſtändig und gegen den Reſpekt des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advocat den ſchönen Buſen ſeiner Klientin entblößen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er möchte ſich noch ſo laut auf das Beyſpiel des berühmten Athenienſiſchen Advocaten Hyperides beruffen, der ſich dieſes Behelfs bey der ſchönen Phryne mit beſtem Erfolg bedient hätte; man würde dies Präjudiz nicht gelten laſſen, und er ſelbſt ſowohl als ſeine Klientin

Plinius. Es iſt eben ſo möglich, daß ſie die bekleidete bloß gewählt, weil ſie ſolche ſchöner gefunden. Eine bekleidete Venus, deren ſchöne Formen unter dem Gewand nichts verliehren, ſondern wie dadurch hervorleuchten, iſt vielleicht ein gröſſeres Kunſtwerk als eine nackte. Wenn die nachmals ſo berühmten Seidenfabriken der Inſeln Kos und Keos, wo dieſe feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdruck des Plinius) die Bequemlichkeit verſchaften, nackendgekleidet zu ſeyn, damals ſchon vorhanden waren, ſo würde meine Vermuthung deſto wahrſcheinlicher. Wie dem aber auch ſeyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gerne mit der nakten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelaſſen hatten, und befanden ſich ſo wohl dabey, daß, als der König Nikomedes ſich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die ſehr groß waren) zu bezahlen, wenn ſie ihm ihre Venus dafür geben wollten: ſie ſich erklärten, ſie wollten es lieber auf's äuſſerſte ankommen laſſen.

würden ſich ſehr übel dabey befinden, ſo geneigt auch die Herren des Gerichts ingeheim ſeyn möchten, ſich in einem Tete a Tete von der Gültigkeit der produzierten Evidenz überzeugen zu laſſen. In Athen hingegen ärgerte ſich kein Menſch an dieſem wiewohl ungewöhnlichen Advocatenſtreich, und die Dame wurde ohne weitere Unterſuchung abſolviret. — Im Vorbeygehen kann dieſe Geſchichte auch zum Beweis dienen, daß ein ſchöner Buſen nichts alltägliches zu Athen geweſen ſeyn muß. — Die Richter (ſagt Athenäus) wurden bey deſſen Anblick ſo frappiert, daß ſie, von einer heiligen Scheu (Δεισιδαιμονια) ergriffen, es nicht über ihr Herz und Gewiſſen bringen konnten, eine ſo ſchöne Prieſterin der Venus zu tödten, u. ſ. w.

Da die Rede hier von Phryne iſt, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein hiſtoriſcher Beweis für die Meynung, die ich beſtreite, gezogen werden könnte. „Phryne war (wie der angezogene Autor verſichert) „vorzüglich an denen Theilen ſchön, welche bedeckt „werden; auch war es nichts leichtes, etwas von „ihr entblößt zu ſehen; denn ſie pflegte ſich ſo knapp „zu kleiden, und ſo ſtark einzuhüllen, daß nicht das „mindeſte von der bloßen Haut ſichtbar werden „konnte, badete ſich auch niemals in öffentlichen Bä-

„dern

„dern (*) — Indeſſen fand ſie doch einſt für gut, eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen, und an einem Feſte des Neptuns zu Eleuſis den myſtiſchen Schleyer von ſich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmal zum Anſchauen dieſer geheimen Schönheiten, die ſie ſonſt ſo ſorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulaſſen. Unverblümt von der Sache zu ſprechen — die Nymfe ſtieg vor allem Volk nackend ins Meer, und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das ſie bey dieſer Gelegenheit den Griechiſchen Künſtlern gab, arbeitete Praxiteles, einer von ihren begünſtigten Liebhabern, die nachmals ſo berühmte Knidiſche Venus. Dies ſagt Athenäus ausdrücklich; aber wenn er etwas anders damit ſagen wollte, als daß Phryne das Modell war, von dem ſich Praxiteles

(*) Dies iſt, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beynahe wörtlich überſezt. Wer ſollte ſich nun als möglich vorſtellen, daß Herr Georg Ogle, Esqu. dieſe Stelle ſo wie folget hätte verfälſchen können? — „Auch war es nicht leicht, ſie ohne Emotion „nackend zu ſehen; und in Rückſicht deſſen war ihr „von Obrigkeits wegen verboten, ſich eines öffentlichen „Bades zu bedienen.„ S. deſſen *Collection of Gems*, p. 76. O des weiſen Mannes, der ſich keine andere Urſache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeydirection verboten worden!

xiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meynung war, Praxiteles habe ein Bild der Phryne für eine Venus ausgegeben: so behaupt' ich, diese Anekdote verdiene nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit, als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Grácien mehr als sonst irgendwo, über berühmte Personen und ihre Werke, Handlungen, oder geheime Geschichte, zu tragen gewohnt gewesen ist. Die Verderbnis der Sitten war damals noch nicht so groß, daß die Welt so etwas als eine mahlerische Licenz hätte paßieren lassen. 'Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines Römischen Dichters) ganz Griechenland vor der Thüre einer Lais oder Phryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Vermailigung, die solchen Kreaturen anklebt; und eben diese Deisidámonia der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte, den schönen Busen der Phryne zu zerstören, und sich dadurch an der Venus, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltsamkeit auf Altäre gestellt und in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen. Doch, wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugnis eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus —, der nur von Hörensagen

schrieb

ſchrieb — deutlich genug widerſpricht. Pauſanias erzählt ausdrücklich, (*) „man ſehe zu Theſpiä eine Venus und eine Phryne von Marmor, beyde von der Arbeit des Praxiteles.„ — Dieſe beyden Statuen wären alſo verſchieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, ſeiner Geliebten die Ehre der religiöſen Anbetung zu verſchaffen, ſo hätte er ſie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus, und den Theſpiern für das was ſie war, für Phryne, verkauft. Viele Fremden, die nach Knidos reiſeten um ſeine Venus zu ſehen, hätten wohl auch ſchon ſeine Phryne zu Theſpien geſehen, und das Qui pro quo wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben. Ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß dieſe Knidiſche Göttin, die man unter die höchſten Wunder der Kunſt zählte, weiter nichts als ein Bildnis der Courtiſane Phryne ſey; die Theſpier hätten ſich rühmen können, das wahre Original dieſer vorgeblichen Venus zu beſitzen; die Knidier würden ſich haben ſchämen müſſen, ihre Kopie in einem der berühmteſten Tempel der Liebesgöttin aufzuſtellen, und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Metze zu betrügen; und, als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine

unge-

(*) in *Exercit* cap. 27.

dienste zu sehr. Hier, Milord, ein kleines Merkmal unsrer Freundschaft.

1. Lord.

Ich nehm' es mit höchstem Dank an.

2. Lord.

Er hat das großmüthigste Herz von der Welt.

Timon.

Ah, ich erinnere mich erst izt, Milord, daß euch neulich das Castanien-braune Pferd, worauf ich ritt, wohl zu gefallen schien: Es ist euer, weil es euch gefällt.

3. Lord.

O ich bitte euch um Verzeihung, Milord, was das betrift.

Timon.

Nehmt mein Wort dafür, Milord; ich weiß, niemand kan etwas nach Verdienst loben, als was er liebt. Ich schäze meines Freundes Geschmak nach meinem eignen; ich spreche in vollem Ernst -- Meine Herren, ich werde mich bey euch melden lassen.

Alle Lords.

O! niemand wird uns so willkommen seyn.

Timon.

Alle Besuche, und besonders die eurigen, sind mir so

werth

ungeheure Summe um ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen seyn, Nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Phryne auch dem Apelles gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene mahlte; wiewohl andre sagen, daß die schöne Perserin Campaspe (von der bey dieser Gelegenheit ein bekanntes Histörchen erzählt wird) zum Modell dabey gedient habe. Gesezt aber auch, daß dies im strengsten Sinn der Worte zu nehmen wäre, so ließe sich davon kein Schluß auf die Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winkelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß Gemählde jemals zu Gegenständen der Religion und öffentlichen Andacht bey den Griechen gedient haben.

Was ich für die Knidische Venus gegen das Vorgeben des Athenäus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmten Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas Evident ist, so ists dies: daß Künstler, die sich vermessen hätten, Götter darzustellen, und nichts bessers als Kopien und Karikaturen (wie Hr. L. sagt) einzelner Menschen, also, unvollkommener Individual-Naturen, hervorgebracht hätten, den Nahmen groser Meister nie erlangt haben könnten; und daß

die

die Griechen, die ſich ihre Zeitgenoſſen und Landsleute, wohlberühmte Kriegsmänner, Athleten, oder — Cinäden, Alcibiaden, Phrynen, u. ſ. w. für Götter und Göttinnen hätten aufbinden laſſen, entweder keine Augen gehabt haben müßten, oder — Doch wir wollen uns nicht ereyfern! Die Wahrheit ſpricht ſo ſtark für ſich ſelbſt, daß wir, ohne ihren mindeſten Nachtheil, ganz gelaſſen bleiben können.

VI.

Man ſieht daß ich — bevor ich glaube etwas poſitiveres über die Idealiſchen Werke der Griechiſchen Künſtler ſagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun iſt, durch zwoo Einſchränkungen näher beſtimme. Die Rede nehmlich iſt nur von Bildern der Götter und Heroen — und auch unter dieſen nur von ſolchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunſtwerke ausgehoben hat; nicht von allen, die auf unſre Zeiten gekommen ſind — nicht von den Werken aller guten Meiſter, am allerwenigſten von ſolchen, die würklich Bildniſſe einzelner Menſchen ſeyn ſollten — wie z. Ex. der Perikles des Phidias, der Alexander des Lyſippus, die Phryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfſpielen u. ſ. w. — Von dieſen mag, ohne Zweifel, mehr oder weniger gegolten haben, was Hr. L. von allen Abbildungen einzelner Natur ſehr

richtig

richtig sagt: daß sie immer unwahr, eine Art von Karikatur, höchstens Approximation sind. — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — derer Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind, in Rücksicht auf den Gegenstand, ihrer Natur nach unwahr — werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bey ihnen hat keine Approximation statt — weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbild statt findet. Alles kömmt bloß auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen der sie anschaut, besonders auf den der sie mit religiösen Dispositionen anschaut, beym ersten Anblick machen. Wird dieser so dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger Schauder befällt, daß er unter der menschlichen Hülle — etwas mehr als menschliches, mehr als heroisches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fodert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolzeste Absicht erreicht — er hat das Aeusserste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

Allein, daß dies der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey, ist mehr als ich jemals behaupten möchte. Der einzige

zige vielleicht, von dem wir mit dem höchſten Grade von Gewißheit, der in ſolchen Dingen ſtatt findet, ſagen können, daß ſeine Götterbilder aus der erhabenſten Begeiſterung, aus einer wahren ὁρμὴ επὶ τὴν τῶν καλῶν ἀχραντον ἰδεαν, (*) entſtanden ſeyen, war Phidias — der Freund und Liebling des Perikles, und der Ausführer ſeines großen Entwurfs — Athen zur ſchönſten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das vollkommenſte und bewundernswürdigſte was jemals Menſchenhände geſchaffen haben (wie Cicero aus dem Mund einer ganzen Welt ſagt) erſchien unter den Griechen, wie eine auf einmal vor ihren Augen ſtehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beſchreibung eines Pauſanias, keine aus den Trümmern des zerſtörten Alterthums hervorgegrabne Bilder nur den Schatten einer Vorſtellung geben können. Nur aus den Würkungen, die der Anblick dieſes herrlichen Werkes auf alle Menſchen machte, können wir auf die Vortreflichkeit deſſelben ſchließen — Aber was iſt Schließen gegen Schauen? — Alle alten Schriftſteller, auch die weiſeſten und kaltblütigſten, reden mit Entzücken davon. Die Religion ſelbſt, ſagt Quintilian, ſcheint dadurch ein neues Gewicht bekom-

(*) *Luc.* in *Charidemo.*

bekommen zu haben, ſo ganz ſtellte die Majeſtät dieſes Werkes den Gott dar. (*) — Und noch zu Epiktets Zeiten reiſete man nach Olympia, um den Jupiter des Phidias zu ſehen, und zu ſterben ohne es in ſeinem Leben geſehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet — ſind die eignen Worte dieſes weiſen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht ob man von dem Werk eines Menſchen was größers als dieſe beyden Züge ſagen kann. Aber mich däucht, es iſt genug um uns zu überzeugen, daß Cicero, (**) der es ſelbſt geſehen, nicht zu viel geſagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewißheit von dem Werkmeiſter deſſelben ſagt: Auch hatte dieſer Künſtler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, niemand vor ſich, den er anſchaute, und nachbildete; ſondern in ſeiner Seele ſaß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die

(*) Daß es nicht nur auf den großen Haufen, ſondern ſelbſt auf die größten Menſchen dieſen Effekt gemacht, ſehen wir auch aus dem Beyſpiel des Römiſchen Feldherrn Paulus Aemilius, von dem uns Livius ſagt: Olympiae et alia ſpectanda viſa, et *Iouem, velut praeſentem* intuens *animo motus eſt.* Lib. XLV. c. 20.

(**) Nec vero ille Artifex cum faceret Iouis formam aut Mineruae contemplabatur aliquem, e quo ſimilitudinem duceret: ſed ipſius in mente inſidebat ſpecies pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius ſimilitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2.

die sein innres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete. (*)

Was diese Idee war, ob ein Gespenst, eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner edlen Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung von gesehenen Würklichkeiten, von den schönern und bessern Menschen, die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Kopie noch Karikatur individueller Natur, und konnt' es nicht seyn, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schaudern den Vater der Götter darinn erkannten, hatten nicht einmal gemeinen Menschensinn.

VII.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten und Urtheilen der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir viererley Arten von Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts, idealisch heissen können, und die man, um etwas richtiges über die Idealen der Alten zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese animo insidens species eximia pulchritudinis, diese von der Natur selbst,

(*) Das nehmliche sagt auch Plotinus. Enead. V. l. 8.

auf eben die geheimnißvolle unerklärbare Weiſe wie ſie alles zeugt, gebohrne, oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Phidias ſeine Minerva zu Athen, ſeinen Jupiter zu Elis arbeitete. — Da ſo wenig von den Meiſterſtücken des ältern Griechenlands auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden und deren Urheber meiſtens unbekannt ſind, uns wenig helfen können, über jene die längſt zerſtört worden oder vielleicht noch izt tief begraben liegen, etwas zuverläßiges zu ſagen: ſo würde es Verwegenheit ſeyn, die Künſtler nennen zu wollen, die vielleicht in dieſer erſten Klaſſe einen Platz zunächſt an Phidias fodern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter dieſe? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieſer höchſten Begeiſterung auch des höchſten Grades der Schönheit theilhaftig wurden. (*) — Vielleicht gehörten ſogar manche Werke des Phidias ſelbſt nicht in dieſe Klaſſe. — Vielleicht — doch wozu helfen uns alle dieſe vielleicht? Vielleicht war nur Ein Phidias, wie nur Ein Homer, Ein Shakeſpear — und vielleicht nur Ein Jupiter Olympius wie nur Eine Ilias, nur Ein Hamlet. —

VIII.

(*) Wie z. Ex. die Alkmena und Soſandra des Kalamis, die Nemeſis des Agorakritus, u. a.

VIII.

Ungleich zahlreicher an Künſtlern und fruchtbarer an Werken war die zwoote Claſſe, an deren Spitze ich den Polykletus von Sicyon ſetze, einen Bildhauer, der bekanntermaßen wenige Olympiaden nach dem Phidias blühte. Dieſer Künſtler war der Erfinder des berühmten Kanons, einer Statue die dieſen Namen deswegen erhielt, weil ſie ſeinen Schülern, und vermuthlich auch ihm ſelbſt, zur Regel des wahren Ebenmaaßes und der vollkommnen Schönheit menſchlicher Geſtalt diente, und um deſſentwillen Plinius von ihm ſagt: ſolus hominum *artem ipſam* feciſſe *artis* opere judicatur — ein Ausſpruch, in welchem mehr Sinn liegt als die witzelnde Wendung beym erſten Anblick vermuthen läßt. — War dieſer Kanon ſelbſt ein Ideal von der erſten Klaſſe? oder war es nur ein Abſtractum, aus Vergleichung vieler einzelnen ſchönen Geſtalten mit verſtändiger Wahl des Schönſten von der Natur abgezogen, und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zuſammengeſetzt, wie Zeuxes ſeine Helena aus den zuſammengegatteten ſchönſten Theilen vieler einzelner ſchöner Mädchen, die vor ihm ſaßen, herausbrachte (*)? Höchſt wahrſcheinlicher Weiſe das lezte. Polykletus, ſo ein großer Künſtler er war, ſcheint kein

(*) Von dieſer Art von Idealen, die meine vierte iſt, wird weiter unten mehr die Rede ſeyn.

Genie geweſen zu ſeyn, der ſich mit einem Phidias meſſen konnte. Das irrige Vorgeben, das ſo manche einander auf Treu und Glauben nachgeſchrieben haben, als ob die von Phidias angefangne Kunſt durch ihn zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, iſt aus dem Mißverſtande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der griechiſchen Wörter Toreutice und Toreutice entſtanden. (*) Quinctilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geſchmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterſcheidenden Vorzug des Polykletus, und dies zeugt immer mehr von Kunſt und Geſchmack als von Genie. Er bildete faſt lauter jugendliche Formen, und ſeine Werke hatten, auſſer der Schönheit des Ebenmaaßes, noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge ſo wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß ſeine Amazonen lange Zeit hernach in einem Bildhauer-Convent der Amazone des Phidias ſelbſt vorgezogen wurde. (**) Die gemeine Meynung ſetzte ihn über alle ſeine Vorgänger, aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — deeſſe *pondus* putant — und aus dem Sinn der ganzen Stelle des Quinctillans iſt ziemlich klar, daß dies mehr ſagen wollte als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie Win-

(*) V. *Salmas.* in Solin. p. 735. C.

(**) Plin. L. 34. c. 8.

Winkelmann (*) meynt; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große was er vom Polyklet als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, bloß Hypotheſe ist. Denn, spricht er als Geſchichtſchreiber — wo ſind ſeine Zeugniße? — oder als Augenzeuge — wo ſind die Werke des Polykletus? Seine Coloſſaliſche Juno zu Argos war weltberühmt, und dem Quinctilian gewiß unverborgen. Dennoch, ſagt dieſer, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Große nicht zu erreichen gewußt habe — Deorum autoritatem non expleuiſſe — da hingegen Phidias glücklicher in Göttern geweſen als in Menſchen — Phidias Diis quam hominibus efficiendis melior artifex — Selbſt die Wahl ſeiner Subjecte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menſchenkraft iſt, ſchöne, jugendliche, ſchwebende Formen, einen Diadumenum *molliter juuenem*, und einen Doryphorum *viriliter puerum*, — als den Vater der Götter und Menſchen in ſeiner ganzen Majeſtät darzuſtellen. Man ſieht häuffig Jünglinge von beyderley Art, und ſie zu verſchönern, braucht man nur das indivi-

(*) S. Geſch. der Kunſt. S. 652. u. f. nach der Wiener-Ausgabe.

werth und angenehm, daß es nicht genug iſt, wenn ich euch davor danke; ich könnte Königreiche unter meine Freunde austheilen, und es nie müde werden. Alcibiades, du biſt ein Soldat, und alſo ſelten reich; deine Einkünfte ſind unter den Todten, und deine Ländereyen ligen in einem Schlachtfeld --

Alcibiades.

Es iſt noch Land's genug einzunehmen, Milord.

1. Lord.

Wir ſind euch ſo gänzlich verpflichtet --

Timon.

Das bin ich euch.

2. Lord.

So unendlich verbunden --

Timon.

Alles auf meiner Seite. Lichter, mehr Lichter!

3. Lord.

Wir wünſchen euch eine beſtändige Dauer der vollkommenſten Glükſeligkeit, Lord Timon.

Timon.

Zum Dienſt meiner Freunde.

[Die Lords gehen ab.]

duelle wegzulaſſen; aber man ſieht nirgends kein Original zu einem Jupiter Olympius. — Schon aus dieſem Grunde ſcheint es mir nicht ſehr wahrſcheinlich, daß der Kanon, oder Doryphorus des Polykletus ein Ideal vom erſten Rang, oder von derjenigen Art, die ich aus Inſpiration entſtanden nennen möchte, geweſen ſey. Er ſtellte einen Jüngling juſt in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — ſo ſchön als ihr wollt — aber weder einen Götterſohn, noch einen Gott. Wozu hier die höchſte Begeiſterung? oder wie war dieſe bey einem ſolchem Werke nur möglich? Alſo vielmehr ein Werk der Abſtraction und Wiederzuſammenſetzung. — aus dem ſchönſten in einzelnen ſchönen Formen entſtanden, mit dem Zirkel in der Hand abgemeſſen, mit architektoniſchem Auge und feſter Künſtlerhand vollendet. — Wie dem aber auch war, genug dieſer ſelbſt idealiſche Doryphorus wurde das Urbild, wornach eine Menge folgender Künſtler Götter und Menſchen machten. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß ſie Bildſäulen nach Bildſäulen kopierten — Schatten von Schatten — traf alſo ſchon viele alte griechiſche Künſtler in vollem Maas — und es iſt leicht zu begreiffen, daß die Kunſt bey dieſer Methode mehr verlohren als gewonnen habe. Polykletus ſelbſt ſcheint ſich bey ſeinen übrigen Werken zu ſehr an ſeinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit die

ihm Varro (*) vorwarf, daß ſie faſt alle nach einerley Modell, paene ad *unum exemplum*, gemacht ſeyen — ſogar bis auf die ſchwebende Stellung, woraus die Furcht ſich von ſeinem Modell zu entfernen ziemlich ſtark hervorſcheint — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil er mehr Manchfaltigkeit in ſeine Werke gebracht — *numerosior* in arte quam Polycletus. — Die nach dem Kanon des Polykletus gebildete Werke alſo machen das aus, was ich meine zwoote Klaſſe von Idealen nenne — und ich brauche nicht hinzuzuſetzen, die unbedeutendſte unter allen. W.

Das übrige nächſtens.

III.

Fortſetzung
der Nachrichten aus den Ritterzeiten.

Die Thurniere waren in Friedenszeiten das einzige Mittel, den kriegeriſchen Geiſt unter den Heeren von Rittern und Knappen thätig zu erhalten. So bald einer von ihnen zu einer oder der andern Stuffe von Würde gelangt war, ſo brannte er für Begierde, ſich ſeiner Stelle würdig zu bezeigen. In jedem Schloſſe wurden Jahr aus Jahr ein dergleichen Uebungen aller Art unterhalten, wo man ſich unter den Augen ſeiner Familie und

(*) Plin. l. c.

Freunde übte, dereinſt den Preiß auf einem größern Schauplatz davon zu tragen. Man gedenke ſich daher den Aufruhr, der in den Seelen aller Krieger entſtand, wenn an dem Hofe eines Königes oder Fürſten ein öffentlicher Thurnier viele Monate vorher verkündigt, unter Trompeten- und Pauckenſchall in allen Provinzen ausgerufen, und die Ritter und Helden aufgefordert wurden. Lange vorher wurden die Wappen aller derjenigen, die hier um den Preiß zu ſtreiten gedachten, an den Wänden der Klöſter und Kirchen aufgehängt, und wegen ihres Lebens und Wandels genaue Nachfrage gethan. Die Herolde und Waffenkönige erklärten den Herren und Damen dieſe Wappen, und benachrichtigten ſie, wem ſie zugehörten. Fand ſich einer darunter, gegen den eine Dame gerechte Urſache zur Klage hatte, ſo berührte ſie mit einem Stäbchen das Wappen, und der Richter war gezwungen ihr Recht zu verſchaffen. Man belegte diejenigen mit einer öffentlichen Ahndung, die im Ehebruch lebten, oder mit den Kloſterfrauen verbotnen Umgang gehabt hatten. Vergieng ſich einer, ohngeachtet des Verbots, doch in dem Thurnier zu erſcheinen, ſo ward er mit einem Prügelregen von den Rittern auch ſelbſt von den Damen empfangen. Er mußte alsdenn öffentlich die Gnade der Damen anrufen, und dies war die einzige Bedingung, unter welcher ſeine Strafe gemäßigt werden konnte.

Wir

Wir übergehen hier die besondern Feyerlichkeiten dieser Spiele, die zu bekannt sind, als daß wir ihrer weitläuftig erwähnen sollten. Vielleicht sind einige Umstände auszuheben, die nicht jedem Leser gerade sich in allen Beschreibungen darbieten, oder die zu andrer Zeit seiner Aufmerksamkeit nicht würdig genug geschienen haben. Gemeiniglich glaubt man die Thurniere wären nur einzelne Gefechte eines Ritters gegen den andern gewesen. Dies waren freylich die gewöhnlichsten; allein zuweilen geschah es auch, daß ganze Partheyen unter dem Charakter verschiedener Nationen gegen einander anrückten, eine Schlacht im Blachfeld vorbildeten, oder einen festen Thurm vertheidigten, einen engen Paß, einen Fluß zu erobern trachteten. Die Polizey dieser kriegerischen Spiele war gewissen Wappenkönigen, Herolden, Schöffen u. s. w. anvertraut, die über jeden Vorfall, wie Geschworne, nach dem Herkommen der Thurniergesetze entschieden. Alle diese Leute gaben auf jeden Schritt, Streich und Schlag acht, und war etwas gegen das Herkommen gesündigt, so ward es von ihnen angemerkt, und der Uebertreter zur Rechenschaft gezogen. In allen Ecken waren Chöre von Meistersängern in Bereitschaft, jede merkwürdige That sogleich dem Volk anzukündigen, und diese Ankündigung ward mit einem lauten Freudengeschrey von dem Volk zu verschiedenenmalen beantwortet.

Den

Von weitem schon tönte Trompeten- und Pauken-Schall, wenn die Ritter im Anzuge waren. Nichts war langsamer und feyerlicher als der Schritt ihrer Rosse. Zuweilen brachten auch die Damen und Fräulein diese Helden als ihre Sklaven an Ketten geführt, und ließen sie nicht eher loß, bis sie in die Schranken waren. Dieser Sklavenstand war ein Ehren-Titel, der durch die größten Heldenthaten nicht theuer genug konnte erkauft werden. Ihr Heldengeschrey womit sie den Angriff thaten, war von ihrer Gebieterin angegeben, und unter dem Schutze und Einfluß desselben, glaubte jede Parthey des Sieges gewiß zu seyn. Ihre Dame gab ihnen auch gemeiniglich ein Kleinod, womit sie ihre Waffen zierten. Gewöhnlich war es ein Schleyer, ein Muff, oder eine Schärpe, die sie um ihren Helm, um ihre Lanze oder ihren Arm wanden, und sich nun für unüberwindlich ansahen. Zuweilen gerieth dieses Kleinod in die Hände des Feindes, so bald man es gewahr ward, schickte die Dame ihres Herzens sogleich ein anderes, ihren Muth anzufrischen. Zuweilen wurden diese Kleinodien in der Hitze des Gefechts verlohren, zerrissen und zertreten; es war also nöthig, daß sie ersetzt wurden, damit die Damen ein Zeichen behielten, ihren Ritter vor andern zu erkennen. Oft war aber dieser Ersatz so schnell auf einander nöthig, daß sich die guten Damen ihres besten

Schmucks

Schmucks beraubt, und am Ende so entkleidet sahen, daß sie einander nicht recht anzuschauen getrauten.

Die vornehmsten Gesetze der Thurniere bestanden darinn, daß jedem Ritter verboten war, keinen Stoß auf seinen Gegner mit dem Degen zu führen, sondern nur zu hauen, nicht ausser seinem Glied zu fechten, das Pferd seines Gegners nicht zu verletzen, keinen Lanzenstoß als nach dem Gesicht und der Brust zu führen, keinen Stoß mehr zu wagen wenn der Gegner das Visier hatte fallen lassen, oder den Helm abgenommen hatte, und nicht zu zwey oder drey auf Einen loßzugehen. Hatte irgend ein Ritter durch Unachtsamkeit die Gesetze übertreten, und dadurch eine ganze Parthey gegen sich gereizt, so ward ein von den Damen erwählter Friedensrichter dahin abgeschickt, den Handel zu schlichten. So bald dieser seine mit einem Frauenschleyer umwundene Lanze auf den Schuldigen geneigt, und ihn damit als ein Gnadenzeichen berührt hatte, so war er unverlezlich, und niemand durfte ihn weiter angreiffen. Wurde sein Fehler für eine bloße Unachtsamkeit anerkannt, so ward er loßgesprochen; im Gegentheil aber mit einer harten Strafe belegt. Zur Ehre der Damen endigte sich auch gemeiniglich der Kampf, und die lezte Lanze, die man brach, war ihnen gewidmet. War nun das Thurnier geendigt, so dachte man an die

Aus-

Austheilung der Preiße für diejenigen, die ſich auf verſchiedne Art hervorgethan hatten. Man bemerkte wer die meiſten Lanzen gebrochen, wer den beſten und geſchickteſten Stoß geführet, wer am längſten zu Pferde geſeſſen ohne aus dem Sattel gehoben oder geſtürzt zu ſeyn, und wer am längſten im Gedränge ausgehalten hatte ohne ſein Viſier fallen zu laſſen, und ſeinen Helm abzunehmen. Die Wappen-Könige und Herolde machten Rapport an die Richter und Schöffen, man ſammlete die Stimmen, und die Fürſten und älteſten Ritter thaten am Ende den Ausſpruch. Zuweilen ward es auch vor dem Gericht der Damen entſchieden. Fiel der erſte Preis für einen andern aus, als für denjenigen, dem ſie ihn zugedacht hatten, ſo ward ihm von ihrer Seite ein zweyter zuerkannt, der zuweilen glänzender war, als der erſte. Die Herolde giengen alsdenn hin, und wählten unter den Damen diejenige, welche dem ſiegenden Ritter den Preiß überbringen ſollten. Er hatte die Erlaubniß ihr mit dem Kuſſe zu danken, und dieß leztere war nicht das geringſte Loos des Siegs. Unter einer Menge Volks ward er von ihnen in den Pallaſt begleitet. Alles um ihn ertönte von ſeinem Lobe, das die Meiſterſänger und Herolde mit Begleitung der blaſenden Inſtrumenten abſangen. Im Pallaſt ward er von den Damen entwaffnet, und mit herrlichen Kleidern angethan. Nachdem er ſich erholt hatte, ward

er

er dem Könige vorgeführt, der ihn überall oben anſetzte. Zuweilen ward er bey dem Mahl auch von Damen bedient. Im Genuß aller dieſer Herrlichkeit gab man indeſſen genau acht, ob er davon berauſcht ward, oder ſeinen Sieg dadurch krönte, daß er alle dieſe Ehren und Vorzüge menſchlicher Hoheit mit Beſcheidenheit annahm.

IV.

Zum Bildniß des Jacob le Fevre von Etaples.

(Faber Stapulenſis.)

Wir haben das Bild dieſes izt ſelten mehr genannten Mannes gegeben, weil auch er einen der oberſten Plätze unter den ehmaligen Bekämpfern der mönchiſchen und ſcholaſtiſchen Barbaren in Frankreich behauptet, und in ſo ferne alſo mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives, u. ſ. w. in Eine Klaſſe gehört. Er war ein heller Kopf, der ſich viel Mühe gab den beſſern Sinn und Geſchmak im Studieren auszubreiten, und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrſamkeit anzuführen; aber eben dadurch, und weil er bey Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten, noch der Unwiſſenheit unter Doctorhüten ſchonte, dem Pöbel der damaligen Philoſophaſtern und Theologaſtern ſich ſchlecht empfahl. In deſto größerm Anſehen ſtund er bey allem was in und außer Frankreich geſunder dachte, und dem aufgehenden Tag mit Sehnſucht entgegen ſah; vornemlich bey König Franz dem erſten ſelbſt — dem der Beyname *le Pere des Lettres* mehr Ehre

macht,

macht, als Ludwig dem 14ten der Beyname des Großen — und bey deſſen Schweſter, der berühmten Königin Margaretha von Navarra. Seine hauptſächlichſten Verdienſte waren, daß er den Ariſtoteles und die heilige Schrift beſſer verſtund und auslegte, als es zu ſeiner Zeit auf der Univerſität zu Paris Mode war. Seine lateiniſche Ueberſetzung der Briefe der Apoſtel mit kritiſchen Anmerkungen machte viel Aufſehens; doch wurde er hierinn bald vom Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war, und ungleich ſchöner ſchrieb.

Wir haben ſchon bey einer ehmaligen Gelegenheit (*) des groſſen Lermens erwähnt, der ſich Anfangs des 16ten Jahrhunderts in Frankreich wegen der drey Ehemänner der Heil. Anna erhob. Agrippa war in dieſem Streite nur der Secundant unſers Le Fevre, ſeines Freundes; denn dieſer war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die Heil. Anna nur Einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann ſich irgend eine ſolche kleine Hiſtorico-Kritiſche Freyheit herausnahm, um ſich alle ſchwarzen und braunen Kapuze der Chriſtenheit übern Hals zu ziehen. Allein Le Fevre ließ es nicht dabey bewenden. Nicht zufrieden die drey Männer der h. Anna auf Einen reduzirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil aus der einzigen Maria Magdalena drey ganz verſchiedne Perſonen zu machen. Die gemeine herrſchende Meynung war bisher geweſen, Maria, die Schweſter der Martha und des Lazarus, die Maria aus welcher Chriſtus ſieben Teufel ausgetrieben, und die ungenannte Sünderin im 7ten Kapitel des Evangeliſten Lukas ſeyen nur Eine Perſon geweſen, nemlich die Heil. Maria Mag-

(*) S. No. 6. des T. Merk. 1776. Seite 267. in den Nachrichten von Cornelius Agrippa.

Magdalena, die (ſonderlich als ſchöne Büſſerin) ſeit der Wiederherſtellung der Künſte immer ein Lieblingsſujet der chriſtlichen Mahler geweſen iſt. Le Fevre unterfieng ſich dieſe Meynung zu bekämpfen, ungeachtet ſie die Autorität des Römiſchen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe ſind ein paar hundert Jahre ſpäter ſo gewichtig befunden worden, daß viele gelehrte Geiſtliche unter den Katholiſchen kein Bedenken getragen, ſie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde Le Fevern ein groſſes Verbrechen daraus gemacht, und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der erſten Theologen derſelben Zeit, der berühmte Doktor Fiſcher, Biſchof von Rocheſter, ſich in eigner Perſon an die Spitze der Mönche und Doktoren ſtellte, und ein mächtiges Buch für die Einheit der drey Marien ſchrieb, worinn er mit dem kleinen Le Fevre wie mit einem Renegaten zu Werke gieng. In der That, wenn man die Vorurtheile ſeiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen Le Fevre höchſt verwegen. Aber was die Sache vollends verderbte war, daß er ſein Büchlein gerade um die Zeit publizierte, da Luther im Herzen Teutſchlands ſich gegen den Ablas-Handel, einen der einträglichſten Zweige des damaligen Römiſchen Commercii, auflehnte. Solche Neuerungen waren peſſimi exempli, und man konnte ſie, wie die Umſtände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelaſſenheit anſehen, womit man in unſern Tagen kritiſche Fragen von ungleich höherm Belang anzuſehen pflegt. Le Fevre war damals ſchon ein Mann von achtzig Jahren; aber dieſes hohen Alters und ſeiner ſehr kleinen Statur ungeachtet noch ein rüſtiger Mann, und — ohne ſich gleichwohl öffentlich von der katholiſchen Kirche zu trennen — der damals, unter dem Schutz der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich ſehr überhandnehmenden Parthey der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523. vermehrte er die groſſen Klagen, welche die Sorbonne

bereits über ihn zu führen hatte, durch eine franzöſiſche Ueberſetzung der Vier Evangelien, die von den Layen begierigſt aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der groſe Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doktor der Sorbonne, der ſich oft dem Könige Franz I. ſelbſt furchtbar machte, in Centnerſchwehren Streitſchriften wieder ihn: ſondern die hochgedachte Facultät ſelbſt ſchritt endlich zu ſeiner öffentlichen Degradation (denn Le Fevre hatte die Ehre, ein Doktor der Sorbonne zu ſeyn) und da auf derſelben Anſtiften auch das Parlament ſeinen weltlichen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möchte es ihm übel ergangen ſeyn, wenn König Franz nicht ſelbſt (aus der Gefangenſchaft, worinn ihn Carl V. damals hielt) an das Parlament geſchrieben, und dieſe Sache ſeiner eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bey alle dem war für einen Mann von beynahe 90 Jahren, der ſein Leben noch liebte und (nie Erasmus,) nicht nach der Märtyrer-Krone ſtrebte, das rathſamſte, ſich zurückzuziehen, und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu laſſen. Dies war es auch was Le Fevre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux, zu dem gelehrten Biſchoff Wilhelm Briſſonet, der die Reformierten eine Zeitlang ſehr begünſtigte; da ihn die Franciſcaner auch von da vertrieben, nach Blois, und zuletzt in Guienne, wo er zu Nerac, unter dem unmittelbaren Schutz der Königin Margaretha, ſeiner groſen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugenottiſchen Parthey, welche dieſe Fürſtin um ſich hatte, den Reſt ſeines Lebens in Frieden zubrachte, und im Jahr 1537. beynahe hundert Jahre alt beſchloß, nachdem er in einem mündlichen Teſtament ſeinen Freund Gerard Rouſſel zum Erben ſeiner Bücher, und die Armen zu Erben aller ſeiner übrigen Verlaſſenſchaft eingeſetzt hatte.

W.

V. Aus-

V.

Auszug eines Schreibens des Hrn. Prof. Eſchenburgs in Braunſchweig an den Herausgeber.

Der Hr. Prof. Eſchenburg hat für gut befunden, in einem Schreiben vom 21. Jul. ſich bey mir zu beklagen, daß ihm in einer neulichen Recenſion im T. M. Unrecht geſchehen, und zu verlangen, daß die Uebereilung, derer ſich der Recenſent ſchuldig gemacht haben ſoll, im nächſten Stücke des Merkurs mit zwey Worten zurückgenommen werde. Ich glaube nicht unpartheyiſcher verfahren zu können, als wenn ich den Leſern die Beſchwerde und die Rechtfertigung des Hrn. E. mit deſſen eignen Worten vorlege, und ihnen überlaſſe, ſelbſt auf der Wage des Gerichts abzuwägen, wie viel Unrecht begangen worden, und wie groß die Sünde des Recenſenten ſey, daß er ſich um die Geſchichte der Ueberſetzungen quaeſtionis nicht genauer bekümmert hat.

„P. P. Mit vielem Befremden finde ich im Junius des Teutſchen Merkurs (S. 260.) die Seichtigkeit der zweyten Abhandlung, die vor der Balladenſammlung des Herrn Urſinus ſteht, mir, als ihrem vermeynten Verfaſſer, aufgebürdet. Mag doch der Recenſent Recht haben, wenn er ſie für die Suſporte einer jeden beliebigen Thür hält; nur hatte er durchaus kein Recht, ſie vor der meinigen aufzuhängen. Freylich war es ſonderbar, daß Hr. Urſinus am Schluſſe dieſer Abhandlung meinen Namen hinſetzte; ich bemerkte dies gleich mit Mißvergnügen als einen Uebelſtand, der mir noch oben drein zur Eitelkeit ausgelegt werden, und einen flüchtigen Recenſenten irre führen könnte. Daß ſie nun wirklich einen Mann, deſſen Urtheil mir im geringſten nicht gleichgültig ſeyn

darf, irre geführt hat, und noch dazu einen Mann, der offenbar nicht flüchtig recenßrte, der auch die angehängten Anmerkungen über die in der Sammlung enthaltnen Stücke, und die Geschichte ihrer Ueberſetzung geleſen hat, iſt mir höchſt empfindlich. In dieſen Anmerkungen ſteht (S. 300.) ausdrücklich, daß die gedachte Abhandlung nicht von mir, ſondern vom Hrn. Aickin iſt, auf den alſo aller Tadel — gerecht oder ungerecht — zurückfallen muß. Die Geſchichte meiner Ueberſetzung dieſer und der vorhergehenden Abhandlung muß ich hier ergänzen. Herr Urſinus wünſchte vor ſeiner Sammlung eine Einleitung dieſer Art. Da es ihm an den dazu nöthigen engliſchen Schriften fehlte, ſo bat er mich, ihm damit auszuhelfen, und das zum öftern, und ſo dringend, daß ich ihm dieſe Gefälligkeit nicht verſagen konnte, ob ich gleich damals mit andern Arbeiten, beſonders an der Vollendung des teutſchen Shakeſpare, ſehr überhäuft war. Ich beſorgte und überſchickte ihm alſo dieſe Ueberſetzungen, denen ich ſelbſt Anmerkungen und Erinnerungen für nöthig hielt, die ich aber damals hinzuzuſetzen nicht Muße hatte. Zugleich bat ich ihn, meinen Namen dabey zu verſchweigen; oder, wenn er ihn nennte, meine Entſchuldigung beyzufügen. Ich wünſchte, er möchte das erſte thun; aber er fand das leztre für gut, ohne doch die ganze Veranlaſſung zu erzählen. Aber auch das, was er darüber ſagte, hat mein Recenſent im Merkur überſehen; und ſo bin ich ſeinem ſpottenden Tadel unſchuldiger Weiſe zur Beute worden.„ —

Soll ich dieſer Erzählung, wodurch Hr. Prof. E. ſich zu völliger Zufriedenheit des ohnehin wenig um ſolche Dinge ſich bekümmernden Publikums gerechtfertigt haben wird, noch etwas zur Apologie des Recenſenten beyfügen, ſo iſts dies: daß deſſen Abſicht ganz gewiß nicht war, den Hrn. E. oder ſonſt irgend eine lebendige Seele zu vermaligen noch zu betrüben,

und

und daß würklich der ganze Fehler bloß daran liegt, daß er, wie gesagt, die Geschichte der Uebersetzungen (oder, so zu sagen, *Historiam morbi*) nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit gelesen. Die Uebersetzungen selbst scheint er recht gelesen und beurtheilt zu haben.

W.

VI.

Kritische Anzeigen.

Physiognomische Fragmente u. s. w. von J. C. Lavater. Dritter Versuch. 1777.

Der dritte Theil dieses Werkes ist nun auch erschienen. Vollkommen der innern Einrichtung der beyden ersten gleich, doch mit dem Unterschied, daß hier noch weniger Grundsätze und Winke an den Leser gegeben werden, alles noch mehr mit dem Geiste der Theologie und Philosophie des V. tingirt ist, noch mehr dogmatisirt wird, ohne daß man absieht, wie auf diesem Wege die neue Wissenschaft mehr Merkstäbe, mehr Grundpfeiler bekomme, und wie sie mit dem künftigen Theile (wie der Beschluß meldet) geendigt werden könne.

Nach der Zueignungsschrift an den Herrn Landgrafen von H. Homburg werden die zwey ersten Theile revidirt, d. i. Zweifel und Kritiken beantwortet, manches anders berichtigt, näher bestimmt u. s. w. In dem dritten Fragment: Physignomik Pfeiler der Freundschaft überschrieben, wird so vieles über die Tafel der zwanzig Liebenden gesagt, das, ausgehoben, zum ewigen Text der Klagen des bedächtlichen, kalten und unbefangenen Theils des Publikums dienen möchte. Die zwanzig Liebenden sind dem Recens. meistens alle bekannt,

alles fürtreffliche Leute, allein deren Lob, oder Darzählung ihrer herrlichen Eigenschaften dem fremden Leser allzeit höchst lästig seyn muß, weil ihm die ersten Data der Bekanntschaft fehlen, weil er glaubt, er müsse sie in den Schattenrissen finden; sie nicht darinn finden kann, weil sie nicht drinn liegen können, wenn auch alles so rein und wahr nach der Natur kopirt wäre, wie es doch nicht ist, sondern alles leider hier im Compendio steht. Die meisten sehen daher diese Reihe geistiger Eigenschaften, von denen man freylich nicht viel an den Hecken und Landstraßen findet, blos als einen todten Blumenstrauß enthusiastischer Phrasiologie an, da es doch meist Wahrheit ist, nur nicht Wahrheit aus diesen Bildern zu eruiren, sondern Complementa des Bildes, die aus wahrem Verhältniß mit den Personen selbst entstanden sind. Bey dem großen Unglauben der Menge an physiognomische Wahrheit hätte der V. seine Unbekehrten nicht durch den vollen Strohm seines Gefühls und Erfahrung durchjagen, sondern sanft damit besprengen und taufen sollen. Einzelne Sätze und Erfahrungen über Form und Organisation, trocken und zuversichtlich gesagt, hätten, wenn sie noch so auffallend gewesen wären, der Wiedergeburt der Wissenschaft weniger Hinderrisse in den Weg gelegt, als diese ewigen Ergießungen, wo der Leser nicht folgen kann. Der Autor ist doch eigentlich der Edukator und Lehrer des Lesers, und also sind ihm keine Monologen erlaubt, sondern was er sagt, muß in diesem Moment Glied der Bildung für seinen Lehrling werden, es muß gemeinnützig gesagt, das ist, der Empfindlichkeit des Hörers angemessen seyn. Wir reden hier von nichts als der Oekonomie des Buchs; wir verehren seine einzelne Schätze, danken dem Geber, folgen ihm mit unserer Liebe und Achtung auch da, wo wir nicht mehr klar sehen, und schließen von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare. Allein wir wünschten nur, daß alle Wahrheit, die hier vorgetragen wird, genießbare, für unsre jezige Bildung

dung brauchbare Wahrheit ſeyn möchte, ſo wie ſie es vielleicht künftig bey veränderten Umſtänden der Aufklärung des Jahrhunderts ſeyn wird.

IV. Was der Autor über die Idealen der Alten ſagt iſt meiſt fürtrefflich. Darinn ſind wir mit ihm vollkommen einig, daß die Alten nach der ſie umgebenden Natur gearbeitet, und nicht nach Geſpenſtern, oder ſogenannten Idealen, und daß ſie ſo wenig wie wir den hohen Grad der Natur erreichen können, ſondern gewiß unter ihren Originalen geblieben ſind. Allein darum ſind ihre hinterbliebene Werke, wovon doch eigentlich die Rede unter uns iſt, nicht Nachbildung Einer herrlichen individuellen Natur, die dem Schickſal des Nachſchöpfers unterliegt; ſondern ſie ſind Aggregata, oder compendiariſche Darſtellungen einzelner Erfahrungen in Eins gezogen. Man vergleiche z. E. Gipsabgüſſe nach der Natur von einzelnen Armen, Händen und Füſſen, mit den ſchönſten Theilen der Mediceiſchen Venus; wie viel Stumpfheit und Leerheit im Marmor, wie abſtrakt Alles, wie zuſammengezogen, gegen die offenliegenden Mannichfaltigkeiten der ſchönen Natur! Wir tadeln nicht; vielleicht war es Weisheit, dem Anblick des Ganzen mehr Rotundität, mehr Großes, mehr Haupt-Charakter zu geben! Für welchen Standpunkt war das Werk gearbeitet u. ſ. w.? Uebertreibungen in den Antiken ſind offenbar, und in ſo fern ſind ſie Ideal, wie Falconets Kopf Peters des Groſſen, und auch am Ende, wie jedes Menſchen Kopf durch das Medium ſeines Künſtlers geſehen! Den erſten Totaleindruck jedes Geſichts bey allen Zuſchauern in Reminiſcenz zu bringen, brauchts gewiß nicht die gewiſſenhafte Nachbildung der einzelnen Theile, die ohnedies ohnmöglich iſt, ſondern den Charakter, oder wenn man will, die Caricatur der Perſon, die in dem Kopfe eines jeden Zuſchauers ſchon ſitzt, durch Darſtellung eines wahrſcheinlichen Ganzen wie-

der hervorzurufen; das Verdienſt nur der erſten Künſtler unter den Porträtmahlern! Dies nennt der gemeine Zuſchauer den Geiſt, der ſo leicht nicht zu haſchen iſt.

Wir unterſchreiben alles was der V. fürtreffliches über Raphaelen ſagt. Dieſe Liebe, Unbefangenheit, Harmloſigkeit und Bonhammie des Geſichts ſey uns bey ihm und bey Shakeſpear das untrüglichſte Gepräge des ſchaffenden Genies, das ſich auch allen ihren Werken eindrückt! Vieles von dem ſo genannten Nonſenſe des Ariſtoteles ließe ſich gewis retten, wenn wir ſeiner eignen Terminologie getreuer blieben, und nicht durch Paraphraſen den Alten ſagen lieſſen, was uns gut dünkt. Da bey den lebenden Geſchöpfen und der Unterſuchung ihrer Phyſiognomie doch immer die Durchſcheinung des Geiſtigen unſer Hauptaugenmerk iſt, ſo wünſchten wir, daß die Käfer und Wanzen davon ausgeſchloſſen blieben, weil ein witziger Kopf, der ſich ein wenig auf Schematiſmus verſtünde, uns vielleicht mit gutem Glücke parodiren könnte.

Die Erklärung des Oldenburgiſchen Gelehrten zeugt von groſſer Beobachtungsgabe; allein wir glauben, daß ſeine Einwürfe deswegen oft keiner Widerlegung bedürfen, weil ſie offenbar nur witzig ſind, und Antitheſen enthalten. Wer ſich wundert, daß Wille, nach ſeiner Phyſiognomie zu urtheilen, ſich ſein Leben durch mit Parallelſtrichen beſchäftiget habe, der kennt ihn nicht. Vielleicht ſind wenig Künſtler in Europa, die ſo viel gezeichnet haben, die auf Nachbildung aller Formen ſo gierig waren, und die überall, wo Natur iſt, Merkwürdigkeiten aufſpähen. Herr L. macht hier ſehr richtige Bemerkungen über deſſen Profil. Ueberhaupt wäre zu wünſchen, daß der V. ſeiner ihm einzigen Beobachtungsgabe und Logik immer Fuß für Fuß getreuer bleibe, ſich durch keine Geſchichten und Erzählungen präveniren lieſſe, ſondern über jeden Menſchen

ſchen (verſteht ſich die Unbekannten) ausſagte, was ihm der Geiſt eingiebt. Seine Gabe der Divination iſt wunderbar, beſonders wenn er über verunglückte Zeichnungen urtheilt. Alles z. E. was er von dem Bilde der Rußiſchen Kaiſerinn ſagt, von dem das fehlt, und da ſeyn ſollte, und das nicht da ſeyn könnte, iſt alles wahr und richtig. Nur ſollte er durch keine Geſchichte etwas in das Bild tragen, was ihm ohne Nachricht ohnmöglich darinn erſcheinen konnte. Die Organiſation jedes Menſchen iſt gewiß in ſeinem Geſicht abgedrücket, aber nicht ſein künftiger Beruf, der von tauſend Dingen abhängt, die wir Zufall nennen. Wer wird in der garſtigen Zeichnung vom Grafen v. Zinzendorf gerade den Reformator, den Religionsſtifter ſehen, wenn mans nicht zum voraus weiß? Allein wenn man hört, daß er eine Sekte geſchaffen habe, ſo läßt ſich wohl der Kolorit ſeines Dogma aus den Zügen des Geſichts beſtimmen. Daß Guion, Bourrignon gerade Religioſen geweſen ſeyn, ſieht man eben ſo wenig aus dieſen Bildern; allein wenn ſie es geweſen ſind, ſo ſieht man wohl das Vehikulum ihres Glaubens hier.

Wir übergehen die vielen einzelnen Bemerkungen des V. mit dankbarem Stillſchweigen, auch über dasjenige, was in der Art des Vortrags vielleicht anders hätte ſeyn können.

Der Deutſche Sprachforſcher, (*) allen Liebhabern ihrer Mutterſprache zur Prüfung vorgelegt. Erſter Theil. Stutgart bey Metzler, 1777.

Unſere Sprachlehre war leider, wie bekannt, bisher vollkommen lateiniſchen Zuſchnitts. Tonologie und Etymologie

(*) Wo die alten Ehrenwerthen Patrioten, die Verfaſſer dieſer ſprachforſchenden Abhandlungen, erforſcht haben, daß man nicht Teutſch ſondern Deutſch ſchreiben müſſe, wünſchte ich, bey Gelegenheit, von ihnen belehrt zu werden. W.

ſind entweder durchaus vernachläßiget, oder nicht aus wahren Gründen der Sprache hergeleitet worden. Nur Friſch und Hemmer haben die alten Denkmäler unſrer Sprache ſtudiert. Wir haben noch kein Lexikon, das Teutſchland und ſeiner Sprache Genüge thäte. Und gewiß wirds noch lange währen, ehe eins kommt, ſo lange nicht jede Provinz ihre Idiotica ſammlet, und man keine zuverläßige Bücher über die Ackerbau- Jagd- Kriegs- Kräuter- und Gewerks-Wörter aufſtellt.

Hierzu gehört aber eine Vereinigung Teutſchlands, das bisher in ſeiner Sprachlehre getrennt geweſen iſt. Sachſen und das ſogenannte Reich wurden durch Religions- und politiſche Veränderungen nach und nach einander fremd; keins wollte von dem andern lernen. Beyde Theile verlohren, die ſüdlichen Länder blieben archaiſch und unabgeſchliffen, und die Nördlichen kamen von der Urquelle und dem Siz der hochteutſchen Sprache ab. Die ſüdlichen Provinzen ſcheinen indeſſen in den älteren Zeiten die vorzüglichſte Verdienſte um die Kultur der Sprache ſich erworben zu haben. Der Minneſinger nicht zu gedenken, ſo haben ſie faſt alle lateiniſche und griechiſche Klaſſiker überſezt. Sogar ihr Kanzley- und Urkundenſtyl, beſonders in Schwaben und am Ober-Rhein, war beſſer als bey den übrigen Provinzen. Luther und Opiz in den neuern Zeiten brachen neue Bahn, indeſſen gelangs ihnen nicht in den ſüdlich katholiſchen Ländern Nachfolger zu finden, weil Sprache kultiviren und Lutheriſch ſeyn bey manchen als Synonymen angeſehen wurden. Gottſched that wenig oder nichts, denn er erhielt den Zuſchnitt der lateiniſchen Grammatik vollkommen. Vor dem Jahr 1771. ward die Wichtigkeit dieſes Studiums nicht weiter erwogen, bis Klopſtok in der Gelehrten-Republik, und Fulda in ſeiner Preißſchrift und ſeinem Wurzel-Lexikon die erſte Linien dazu angaben. Allein die implicite Grundſäze des

letztern

leztern und seine an Worten karge Sprache, werden ihm, bey der Neuheit der Wissenschaft, wenig Leser verschaffen. Nur diejenige die mit dem Studio eines Hykes und dessen Nördlichen Sprachlehre bekannt sind, und dabey durch Morgenländische Sprachen ihren Kopf an die Entkleidung und Dekomponirung der abgeleiteten Wörter bis auf ihre Wurzel gewöhnt haben, werden Geschmack daran finden. Wer weiß nicht das Schicksal der Büttnerischen Tabellen, die so wenig Beyfall fanden, und mit dem Schwedisch-Runischen Etymologiekram beynahe in eine Klasse gesezt wurden? Etymologie ist, wie Physiognomik, noch immer ungebildete Wissenschaft, in den Händen eines Narren und Kindes Gift und Thorheit, — ob sie gleich die heiligste Gebote der Menschheit, und die wichtigste Wahrheiten der Seelenlehre, und die zuverläßigste Denkmäler der älteren Geschichte in sich faßt — für den, der weisen Gebrauch davon zu machen weiß.

Zu unsern Verfassern. Ihre hier angestellte Versuche versprechen uns nicht gemeine Verdienste um die Aufklärung unsrer Muttersprache. Die erste Abhandlung ist von Herrn Prof. Nast in Stutgart, und betrift die ächte Lehre von der teutschen Deklination und Conjugation. Im vorigen Jahrhundert hatte man nur drey Deklinationen. Körber, der Beis Institutionen herausgab, machte deren fünf. Gottsched nahm Körbers Lehre an, und ihm folgen unter der Neuern Braun und Hemmer. Popowitsch zählte fünf, hat aber doch im Grunde sechs, wie Fulda, indem er die weiblichen Substantiva, die den Vokal ändern, und den Plural in e endigen, in einer sogenannten After-Deklination abhandelt. Heynaz stellt neun Deklinationen auf. Aichinger kommt darinn mit Fulda überein, daß er den männlichen und geschlechtlosen Hauptwörtern vier Deklinationen anweiset; darinn aber geht er von ihm ab, daß er die weiblichen unter jene vier, und

Apemanthus.

So -- du willt mich izt nicht hören, du sollst auch nicht! Ich will dir das einzige Mittel entziehen, was dich noch retten könnte. O, daß die Ohren der Leute nur für guten Rath taub sind, und nicht für Schmeicheley.

(Geht ab.)

was sich nicht dahin schicken wollte, unter seine fünfte Deklination, die ihm ganz eigen ist, vertheilet hat. Der Verf. vergleicht Fuldas Lehre mit den übrigen in einer Tabelle, und folgt ihr vollkommen, nur mit dem Unterschied, daß er seine Zweyte zur Dritten, und seine Dritte zur Zweyten macht. Er sucht sich dadurch der Lehre des Hallischen Herrn Schüze, und der Wiener Schule mehr zu nähern. Bey den Conjugationen setzt er nur zwey fest. Statt der Gottschedischen Eintheilung der 2ten in 5 Classen, wird sie (nach Fulda) in zwey Geschlechter, und jedes Geschlecht in drey Arten eingetheilt.

Die 2 leztern Abhandlungen sind überschrieben. 1) Eine Schwäbische Antwort auf Domitors Grundriß einer dauerhaften Rechtschreibung, Teutschland zur Prüfung vorgelegt. 2) Von den stummen Dienstbuchstaben H. und E. und dem Accent in der teutschen Sprache, bey Gelegenheit der grammatischen Abhandlungen über die teutsche Sprache von Hrn. Rektor Mäzke in Bunzlau. Beyde sind von Fulda, und enthalten die wichtigste Sprachwinke, die aber zu sehr ins Detail gehen, um eines Auszugs fähig zu seyn.

Johann Georg Büsch, Professors der Mathematik an dem Hamburg. Gymnasio, vermischte Abhandlungen, 1ster Theil. Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung, 1777.

Diese Stücke enthalten moralische Abhandlungen über die Duelle, über das Genie-Wesen, und Beyträge zur Erziehungsgeschichte. Es sind kleine Romane, die nach altem Wochenschrift-Costum zur Erläuterung irgend einer Lehre erfunden worden sind. Um nun die Sache in das gehörige Licht zu sehen, ist gar kein Licht gespart, d. i. das Original, das hier zur Schau und Warnung aufgestellt wird, ist mit

ſo vielen Fehlern und Mängeln beſteckt, daß es nicht mehr menſchlich iſt, und dadurch alles Intereſſe verliehrt. Eine Thorheit folgt auf die andre, und zwar ſo geſchwind, als wenn alles in 24 Stunden zu Ende gehen ſollte, und man ſieht die Freude des V. offenbar, ſo vieles auf ſo wenig Raum zuſammengebeutelt zu haben. Er ſagt zwar in der Vorrede, er enthalte ſich aller Anſpielungen auf Fakta, es ſeyn Werke ſeiner Jugend, allein die Alluſionen waren doch vorm Jahr 1774. zum Theil unerklärbar. Handlungs-Schriften des V. würden von dem Publiko mit gröſſerm Dank angenommen werden.

Kunſtſachen.

Prodromus tentaminis typometrici maioris Rempublicam Baſileenſem ſecundum Aug. Gotl. Preuſchenii nec non Gulielmi Haaſii ſyſtema typometricum deſcribens. Baſileae MDCCLXXVI.

Dies iſt ein Quartblättgen, das einen ſehr glücklichen Verſuch darſtellt, Landcharten mit beweglichen Zeichen abzudrucken. Herr Haaß iſt uns ſchon längſt als einer der denkendſten und erfindungsreichſten Köpfe durch ſeine Erklärung ſeiner neuerfundenen und gemeinnutzbaren Einrichtung der Stücklinien und Zwiſchenſpäne, in der Kunſt der Matrizen bekannt. Das Baſeliſche Gebiet mit allen ſeinen Gebürgen und Bächen in ſo mancherley Richtung war gewiß kein leichtes Sujet für dieſe neue Kunſt. An Nettigkeit glauben wir nicht, daß ihr ſelbſt der Breitkopfiſche Fleiß gleichkomme.

Herr Bauſe hat uns vorige Meſſe 10 Blätter in der ſogenannten geſchabeten Manier geliefert. Die meiſten ſind nach Dietrich und Oeſer. Die Erfindung des leztern nahm ſich durch ihr inniges Gefühl, das auf ſo wenig einſamen Figuren beruht, vorzüglich aus. Mit wenigern Strichen läßt ſich gewiß nicht leicht ſo viel ſagen, und menſchlicher und individueller keine bibliſche Geſchichte behandeln. Der Preiß vor der Pränumeration war zwey, und nun iſt er drey Ducaten. Es iſt dies kein Vorwurf für den Künſtler, aber gewiß für die Aufnahme der Kunſt im Vaterland, wo ſo wenig Umlauf der Liebhaberey iſt, daß noch ſolche hohe Preiße nöthig ſind, um den Arbeiter einigermaßen für ſeine Zeit ſchadlos zu halten.

Nach Dietrich hat Wille ein neues Blatt in ſeiner gewöhnlichen glänzenden Manier geliefert. Es iſt Repos de la

Vierge

Vierge betittelt. Ganz im Rembrandiſchen Geſchmack erfunden und beleuchtet, und die Figuren mit eben derſelben Lokalwahrheit ausgeführt, daß jeder Thor über die niedrige Natur hier erſeufzen wird. Es mag nun urſprünglich eine Sainte Vierge ſeyn oder nicht, ſo iſt es eine herrliche Dirne, voller Unſchuld und Güte, die ihr ſchlafendes Kind in einen Mantel gewickelt neben ſich hält, und in eine Ecke des Zimmers mit Theilnehmung nach was ſieht. Hinter ihr iſt eine alte Figur von Manne, die man halb ſieht, ſo wahr nach der Natur mit aller phyſiognomiſchen Treue gezeichnet, daß jeder ſchon den Mann irgendwo geſehen zu haben glaubt. Die Mütze iſt ſogar aus Sachſen, oder wie man will aus unſern Zeiten. Da das Mädchen die h. Jungfrau ſeyn ſoll, ſo verſteht ſichs, daß der Alte niemand anders als Joſeph iſt.

Anzeige.

Verſchiedene Umſtände haben es mir zeither unmöglich gemacht, die Ausgabe meiner angefangenen genealogiſchen Schriften zu fördern. Nunmehr aber ſind alle dieſe Hinderniſſe gehoben, und nun kann das Publikum, deſſen mir bis hieher gegönnter Beyfall mich ohnedem zur Fortſetzung dieſer mühſamen Beſchäftigung aufmuntert, dieſe Fortſetzung gewiß erwarten.

Von dem 3ten und 4ten Theil meiner genealogiſchen Adelshiſtorie iſt bereits die Hälfte gedruckt. Die neue Sammlung zuverläßiger Stamm- und Ahnentafeln gräflicher, freyherrl. und adelicher Familien iſt ebenfalls bis zum 17ten Bogen fertig, und wird zur Leipziger Michaelismeſſe gewiß geliefert, und von der Sammlung gräfl.- freyherrl. und adel. Wappen iſt jetzt der 5te Bogen unter der Preſſe, und nun ſteh ich im Begriff, nicht nur eine ungefähr aus 16 Bogen in gr. 8v beſtehende Schrift, unter der Aufſchrift: „Adelsmatrickel des teutſchen Reichs„ ſondern auch eine Monatsſchrift herauszugeben, die dem Publikum unter dem Titel: „genealogiſch-„hiſtoriſches Adelsarchiv, oder Nachrichten von den bey den „adelichen und freyherrl. Familien vorgefallnen Vermählungen, „Geburten, Beförder- und Standeserhöhungen, Todesfällen, „und den ſowohl aus freyer Hand als ſub hasta zu verkaufen-„den Gütern, auch in Concursſachen und andern Angelegen-„heiten erlaſſenen Citationen und Notificationen„ bekannt werden wird.

Um denjenigen, denen meine bereits herausgegebene Schriften vielleicht nicht bekannt genug ſind, ſolche etwas näher bekannt

zu

zu machen, auch ihnen den Plan, nach welchen ich die zwo letztern ausführen werde, zu zeigen; so merk ich folgendes an:

1) Die genealogische Adelshistorie ist eine mit ächten Urkunden belegte Ausführung der Geschlechtsgeschichte adelicher und freyherrl. Familien. Je nachdem man mich mit Nachrichten und Urkunden unterstützet, oder ich in ältern und neuern Schriften dergleichen vorfinden kann, je ausführlicher wird die Geschlechtsbeschreibung. Jeder wird das Geschlechtsregister, allenfalls auch eine Ahnentafel, beygefügt, und man hat in der lemgoischen auserlesenen Bibliothek, den erfurtischen und andern gelehrten Zeitungen dieses Werk mit ganz gutem Beyfall recensirt, und die berlinische Bibliothek hat nur einiges wegen des Styls zu erinnern beliebt — Der Hofagent und Buchführer, Hr. Ettinger zu Gotha, ist der Verleger, und nimmt auf jeden Band ein halb Pistolet Pränumeration an. Der 3te und 4te Theil wird noch vor der Leipziger Michaelismesse fertig.

2) Von der Sammlung zuverläßiger Stamm- und Ahnentafeln hab' ich bereits im J. 1774 ein Bändgen herausgegeben, und im folgenden Jahre veranstaltete ich eine neue Sammlung. Eine sehr lang gedauerte Krankheit hinderte die Ausgabe. Nunmehr aber ist diese neue Sammlung bereits zum Druck ausgearbeitet, und sind, wie obgedacht, 17 Bogen abgedruckt. Da sie zur Michaelismesse fertig werden soll; so kann ich noch bis den 1sten Sept. diejenigen Stamm-, und Ahnentafeln annehmen oder auf Verlangen ausarbeiten, die dieser Sammlung einverleibet werden sollen. Mit dem 1sten Junii werde ich eine neue Sammlung besorgen. Vor die Ausarbeitung oder Einrückung einer Stamm- oder Ahnentafel nehm' ich ein halb Pistolet Pränumeration an, und liefere dagegen ein completes Exemplar.

3) In der Wappen-Sammlung sind die gräfl., freyherrl. und adel. Wappen in Kupfer gestochen richtig vorgestellet, sodann erklär' ich das Wappen und führ' endlich die aus der Familie jetztlebenden Personen, mit ihren Namen, Geburtstag und Jahr, auch Charakter ꝛc. namentlich an. Vor ein gräfliches Wappen wird Ein Pistolet, vor die übrigen aber Ein Ducaten an mich oder meine Herren Collekteurs pränumerando gezahlet: dagegen laß ich das Wappen, von dem ich allemal einen richtigen und deutlichen Abdruck in Siegellack oder eine heraldische Zeichnung zugeschickt bekommen muß, in Kupfer stechen, inserire solches der Sammlung und liefere den Herren Pränumeranten ein completes Exemplar. — Andere Liebhaber, die ihre Wappen nicht inseriren lassen, gleichwohl

wohl aber ein Exemplar verlangen, pränumeriren nur Einen Reichsthaler und zwölf Groschen —

4) Die herauszugebende Adelsmatrickel ist ein, nach alphabetischer Ordnung, entworfenes Verzeichnis, sämtlicher in Teutschland und den nächstangränzenden auswärtigen Provinzen florirenden und in denen Ahnentafeln vorkommenden adelichen und freyherrlichen Familien, deren Zahl sich vorder Hand ungefähr auf 20000. belauft und wo ich bey jeder Familie ihre Landsmannschaft, ob sie bey Stiftern oder Ritterorden oder ritterschaftlichen Corporibus recipirt ist ꝛc. mit gewissen hierzu gewidmeten Signis anzeigen werde. — Ich will diese Schrift ebenfals auf Pränumeration drucken lassen, sie ganz unausbleiblich mit Ausgang des Septembers liefern und bis zu Ausgang des Julii soll die Pränumeration, die nur Einen Species Gulden beträgt, offen stehen.

5) Das Adelsarchiv soll mit Michaeli oder vielleicht noch eher anfangen. Monatlich werden ungefähr 4 Bogen ausgegeben werden, und ich werde da gewiß leisten, was die Aufschrift besaget.

Endlich merk' ich noch an

a) daß die Pränumerations-Gelder gegen gedruckte und von mir eigenhändig unterschriebene Quittungen entweder immediate an mich hieher nach Jena, allwo ich nunmehro meine Wohnung genommen habe, geschickt oder an die Herren Collekteurs der Pränumerationen auf den teutschen Mierkur und das teutsche Museum, die ich hierum zum theil schon um Annehm- und Besorgung dieser Gelder ersucht habe, theils aber hiedurch um diese Gefälligkeit höflichst bitte, gezahlt werden, und wer sieben Pränumeranten liefert, erhält das achte Exemplar oder das Geld davor, für die Bemühung.

b) Die Namen der Herren Pränumeranten werden auf Verlangen angezeigt und

c) ich werde von den vier lezten Schriften nicht mehrere Exemplarien drucken lassen, als auf welche pränumerirt werden sind.

Fr. Ludw. Ant. Hörschelmann,

Herzogl. Sachsen-Weimar- und Eisenachischer wie auch Hochfürstl. Schwarzburg-Rudelstädtischer und Sondershäusischer resp. Commißions-Sekretär, Hof- und Regierungsadvokat.

N.C. FABRI DE PEIRESC.

Der

Teutſche Merkur.

September 1777.

I.

Colma, eine Kantate.

(Nach dem Oſſian.)

Nacht! überall iſt Nacht!
Um mich, über mir, unter mir Nacht!
Und ich allein auf dem beſtürmten Hügel!
Berg auf, Berg ab
ſchwingt der Sturmwind ſeine Flügel:
und vom Felſen heult der Strohm herab!
Kein wirthliches, gewölbtes Dach
ſchüzt meine Locken vor dem Regen!
Verlohren auf beſtürmter Hügel,
ſeufzt all der Glorie des Wiederſehens ach!
das liebekränkelnde Mädchen entgegen!

Tritt, o Mond, aus deiner Wolkenſchanze,
leuchtet, Sterne, mit dem leiſen Glanze,
der ſo wohl verirrter Liebe thut!
Leitet mich zu der bemooſeten Erde,
wo, ermattet von der Jagdbeſchwerde,
mein Geliebter ruht!

Ich möcht' ihn ſehn, nach dieſes langen Tages Laſten.
Wie ſchön muß mein Geliebter raſten!

Und, neben ihm, der Bogen abgespannt,
und schnobend, um ihn her, die Hunde!
Dürft' ich ihn wecken; mit beflammten Munde,
mit weicher, lieber Liebeshand,
wollt' ichs so lose, leise machen;
entzückend sollte sein Erwachen,
gleichwie des Tages unter Rosen, seyn.
Umsonst! hier sitz' ich noch allein!
Mit meiner Thränenflut den Strohm noch mehr zu trüben,
sitz' ich auf des verwachsnen Strohmes Felsen hier! —
O wehe! wehe! wehe mir!
Die Welle braußt!
der Sturmwind saußt!
Stimmen und Laute vielerley:
aber ach! die Stimme meines Lieben
nicht dabey!

Was der Thau den Blumen ist,
ist der Seele der Geliebten
des Geliebten Gegenwart.
Weh! o weh der Vielbetrübten,
wann sie sein vergebens harrt!

Was aber zaudert er?
Nahm er die Gegend nicht in acht!
Ach! seine Colma hat sie mehr in acht genommen.
Hier der Fels, der Baum ist da,
und hier der rauschende Strohm,
wo ich zulezt ihn sah!
Mit dieser Nacht hieher zu kommen
gelobt er mir. Gekommen ist die Nacht,
er aber nicht! Hat er indessen
sein liebetrunknes Wort vergessen?

O Ed-

O Salgar! Salgar! treuer iſt die Nacht,
als Manneswort. Wie lange noch verziehn?
Mit dir, o Salgar, wollt' ich fliehn,
Verlaſſen Vater, Mutter, Freunde,
die Eiſerne, die kein Erbarmen bricht!
Wohl! unſre Väter ſeyn einander Feinde,
wir aber, Salgar, ſind es nicht.

Ruht, ihr Stürme! ſchweigt ihr Wirbel alle!
Still, du Strohm, der wie die Rache heult!
daß mein Ruf ins Thal hinunterſchalle,
wo der Abgott meiner Seele weilt.

Salgar! Salgar!
ich bins, die ruſet.
Der liebende West vernimmt er nicht
der welkenden Blume lezten Duft?
Wie war dir ſonſt mein Ruf willkommen,
und heute nicht?
Hier iſt der Baum, der Fels iſt da,
und hier der rauſchende Strohm,
wo ich zulezt ihn ſah!
Ich hab' es all in acht genommen.
Das Licht der Nacht geht endlich auf,
im Thale glänzt des Strohmes Lauf,
am graubewachsnen Hügel windet
der jähe Felſen ſich hinauf,
die ganze Gegend hüllt ſich auf,
All, Alles nah, nur Er und Liebe fern!
Kein treuer Hund verkündet
den Fußtritt des geliebten Herrn.
Allein! allein!
O alle Welt! hier ſitz' ich noch allein!

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

[Ein öffentlicher Plaz in der Stadt.]

Ein Senator tritt auf.

Senator.

Und unlängſt, fünf tauſend; dem Varro und dem Iſidorus iſt er neuntauſend ſchuldig, und dann meine vorhergehende Schuld; das macht zuſammen fünf und zwanzig -- Nimmt denn die Wuth der Verſchwendung kein Ende bey ihm? Es kan nicht dauern, es kan nicht. Wenn ich Geld brauche, ſo darf ich nur einen Bettler-Hund ſtehlen, und ihn dem Timon geben; der Hund münzt mir Geld. Wenn ich gern mein Pferd verkaufte, um zehen beſſere dafür zu kauffen, gut, ſo geb ich mein Pferd dem Timon; ich verlange nichts, ich ſchenk es ihm, gleich wirft es mir zehen tüchtige Pferde. Er hat keinen Thürhüter an ſeiner Pforte, ſondern einen Kerl der immer lächelt und alles einlädt, was vorbey geht. Das kan nicht dauern; es iſt vernünftigerweiſe unmöglich, daß eine ſolche Wirthſchaft dauern könnte. Caphis, he! Caphis, ſag ich.

Caphis

Sohn der Nächte, heller ſchwinge
deine Fackel über Nacht und Welt;
daß mein Blick hinab zur Haide dringe,
die verborgen all' mein Liebes hält!

Was aber liegt dort unten auf der Haide?
Hier einer, ach! dort wieder einer; beyde
dahingeſtreckt auf ihr Geſicht!
Ach! mein Geliebter! — ach! mein Bruder! — mein Geliebter!
Ihr Freunde, redet doch! o weh! ſie reden nicht!
Zerrißner, drängender, betrübter
Nacht all' mein Herz! — Sie reden nicht!
Ach! ſie ſind todt — ſind todt,
noch vom Gefecht die Schwerdter roth! —
Wüthiger Bruder, warum
meinen Liebling mir erſchlagen? —
Meinen Bruder mir erſchlagen,
wüthiger Liebling, warum? —
Wie liebt ich euch! Nicht Menſchenworte ſagen,
auch Worte nicht von Göttern offenbart,
wie ſehr ihr meine Lieben war't!
Mein Selmar ſchön, ſo all' in ſeiner Kraft
aufblühend wie der Mond, der junge Veilchen ſchafft!
Sein Vollgeſpräche, gleich den friſchen Thauen,
an der Ferſe der fliehenden Nacht!
Und mein Bruder, kalt und kühn im Grauen
der Schlacht!
Warum ihr euch erſchlugt, warum?
Antwortet mir! — O weh! ſie bleiben ſtumm!

Hingeblutet iſt ihr ſchönes Leben!
Tod, o Tod, von dir kein Weg zurück!
Was die Liebe Holdes mir gegeben,
nahm die Wuth in Einem Augenblick.

Grimme

Grimme Schweſtern, die am Schickſal weben,
war es Pflicht? Ha! war es Pflicht für euch
abzureißen zwey geliebte Leben;
O warum das dritte nicht zugleich?

O redet doch, ihr holden Schatten ihr!
Verſtatten Tod und Schickſal noch zu hauſen
in dieſem weiland oft beſuchten Felſen hier?
So redet doch, mir ſolls nicht grauſen;
O redet doch mit mir!
In welcher Gruft, in welchen kühlen Gründen
des Berges ſoll euch Colma finden? —
Umſonſt! umſonſt! Kein leiſer Laut
antwortet mir aus leiſen Winden,
kein Seufzer aus der Windesbraut!
In meinem Jammer ſitz' ich hier verborgen,
herzblutig, harrend auf den Morgen,
und härme mich zum Todtenbildniß ab!
Ihr Freunde meiner Todten, wählt das Grab,
doch, bis ich komme, ſchließt es nicht!
Mein Leben, ohne Sinn und Licht,
ſchwankt, dämmert hin, wie Traumgeſicht!
Hier bleiben ich? Mein Liebſtes ich vergeſſen?
Nein, fröliche Herzen verzeiht es mir,
dem grauen Felſen, ſcharf von Waſſer abgefreſſen,
hab' ich Geſellſchaft zugeſagt.
Hier mag mich Harm und Liebe zernagen,
wie das Waſſer den Felſen zernagt.
Wann dumpf und kühn der Abend graut,
wann tief im wilden Haidekraut
und in der Forſt ſich kalte Winde jagen;
dann will ich kühn im Winde ſtehn,
um meine lieben Todten klagen,
Und: Zieht mich nach, ihr Todten! ſtehn!

Dann vernehme, weit, aus wilder Laube,
mich der Jäger, ferne ſich vom Raube,
nachzugehn der Stimme ſüſſem Schall!
Schön betrauren will ich meine Schatten;
wie den kleinen, todten Gatten
die verlaßne Nachtigall!

Dt.

II.

Fortſetzung
der Gedanken
über
die Ideale der Alten.

(S. voriges Stück, S. 169.)

IX.

Unter den Künſtlern, welche, nach dem Phidias und Polykletus, über alle ihre Zeitgenoſſen und Nachfolger ſich erhoben haben, ſtehen Praxiteles und Lyſippus oben an, von denen der Erſte ungefehr um die 104te, der Andre um die 114te Olympiade geblüht hat. Beyden giebt Quinctilian zum gemeinſchaftlichen Unterſcheidungszeichen von ihren Vorgängern, daß ſie ſich der Wahrheit, oder (wie wir zu ſagen pflegen) der Natur, mehr genähert als ihre Vorgänger — ad Veritatem Lyſippum et Praxitelem acceſſiſſe optime affirmant. Dies optime bezieht ſich auf acceſſiſſe, wie aus dem gleich folgenden

den deutlich wird. Denn (ſezt Q. hinzu) Demetrius wird deswegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben (tanquam nimius in ea reprehenditur) oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert — d. i. wie man die Worte „Similitudinis quam pulchritudinis amantior„ auch überſetzen kann, weil er ſich mehr der Aehnlichkeit als der Schönheit befliſſen — welches (im Vorbeygehen geſagt) abermals bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren, mit Hrn. L. zu glauben, ein Kunſtwerk werde bloß dadurch ſchön, daß es die würkliche individuelle ſchöne Natur darſtelle, und alſo deſto ſchöner, je genauer es ſich an die Natur halte. Das optime acceſſiſſe will alſo ſagen: Praxiteles und Lyſippus hätten ſich ſo nahe an die Natur gedrückt, als es das groſſe Geſetz der Schönheit erlauben wollen. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die ſich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterſchieden, daß ſie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern Grad von Täuſchung hervorbrachten, mehr menſchliche Empfindung einflößten, als jene. Ich glaube aber bey dieſer Aehnlichkeit einen ſehr beträchtlichen Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Meiſtern zu finden, worüber ich mich hier ſo gut als möglich zu erklären ſuchen werde. Ueberhaupt ſcheint mir, Praxiteles habe ſich mehr dem Phidias genähert, und Lyſippus dem Polykletus.

Von Jenem beſaßen die Theſpier einen Liebesgott, den er ſelbſt für ſein vollkommenſtes Werk erklärt haben ſoll. (*) Ein Satyr, der zu Pauſanias Zeiten noch in Athen zu ſehen war, war nach eben dieſer

(*) Pauſanias erzählt davon folgende Anekdote. „Praxiteles hatte der ſchönen Phryne die er liebte verſprochen, ihr ſein beſtes Werk zu ſchenken. Sie ſollte aber ſelbſt auswählen. Phryne, die (wie es ſcheint) ihrem eigenen Geſchmack nicht traute, und gerne gewiß gewußt hätte, welches unter ſeinen Werken in ſeinen eignen Augen das beſte wäre, redete mit einem Bedienten des Künſtlers ab, daß er einsmals, da ſein Herr den Abend bey ihr zubrachte, in größter Beſtürzung angelaufen kam, und die Nachricht brachte, es ſey Feuer in ſeinem Hauſe ausgekommen, und die meiſten ſeiner Werke ſeyen ſchon von den Flammen theils verzehrt, theils ſehr beſchädiget. O! ich bin verlohren, ſchrie Praxiteles, wenn mein Satyr und mein Amor verdorben ſind. Nun hatte Phryne was ſie wollte, und Praxiteles geſtund ihr d'rauf ſelbſt, ſein Amor ſey das Schönſte ſeiner Werke. Athenäus erzählt die Sache kürzer, und iſt, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er ſagt bloß: Praxiteles habe ihr zwiſchen ſeinem Kupido und ſeinem Satyr die Wahl gelaſſen, und Phryne habe, wie billig, den Liebesgott gewählt, und ihn nach Theſpien, woher ſie gebürtig war und woſelbſt der Τυραννος θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων Ερως einen Tempel hatte, geſtiftet. An Anekdoten iſt immer etwas wahr und etwas falſch. Der Leſer mag urtheilen, ob wir ſo glücklich geweſen, in dieſer das Wahre aufzuſpüren.

dieſer Anekdote, was er ſelbſt, nach jenem, für ſein beſtes Werk hielt. Der Satyr war von Erzt, der Kupido von dem ſchönen Marmor, der auf dem Berge Pantelikus in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrſcheinlich gehörte dieſer theſpiſche Amor — um deſſentwillen allein (wie Cicero ſagt) die Fremden Theſpien zu beſuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchſten Klaſſe. Dieſer Meynung ſcheint auch der Dichter Simonides (*) geweſen zu ſeyn, von dem die Vier ſchönen Verſe herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten (**) und Grotius in vier faſt eben ſo ſchöne lateiniſche (***) überſezt hat. Aber eben dieſe Verſe — zumal, wenn ſie (wie Athenäus verſichert) an dem Fuße der Bildſäule eingegraben ſtunden — ſcheinen das Hiſtörchen des Pauſanias ſehr verdächtig zu machen, und dieſem Amor einen ganz andern

(*) Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieſes Nahmens; denn dieſer war lange vor der Geburt des Praxiteles ſchon geſtorben.

(**) Athenäus ſchreibt ſie, ohne hinlänglichen Grund, dem Praxiteles ſelbſt zu.

(***) Quam bene Praxiteles finxit quem ſenſit Amorem!
De corde exemplum ſumſerat ille ſuo;
Meque, mei precium, Phrynae dedit: inde ſagittis
nil opus eſt: videat ſi modo, ſat ferio.

Urſprung zu geben. Was Wunder (ſagt der Griechiſche Dichter) daß Praxiteles den Amor ſo ſchön gebildet hat? er fühlte ihn, und zog das Urbild (αρχετυπον) aus ſeinem Herzen. „ — Wie wahr! wo hätte er auch ſonſt ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes finden können? — Man nehme nun noch an, er habe dieſen Amor ausdrücklich für ſeine Geliebte gemacht, und denke dann, daß dieſe Geliebte die ſchöne Phryne war, und daß es ein ewiges Denkmal ſeiner Liebe ſeyn ſollte — Wie groß mußte da die Begeiſterung ſeyn, in der ſeine Seele die Idee davon empfieng, und die Liebe womit er ſie ausführte! Nun iſt auf einmal begreiflich warum dieſer Amor ein ſo herrliches Werk wurde; ſo herrlich, daß man bloß um ihn zu ſehen, nach dem Städtlein Theſpien reiſete, wie man, um die Majeſtät des Olympiſchen Vaters anzubeten, nach Elis — und, im Anſchauen der liebehauchenden Schönheits-Göttin hinzuſchmelzen, nach Knidus reiſete. Und nun iſt auch begreiflich, warum dieſes Bild der ſchönen Phryne ſo heilig war, daß ſie es, als ein von dem Gott der Liebe erſchaffnes Werk, ihm ſelbſt wiedergeben wollte, und jeden andern Ort als ſeinen älteſten Tempel für deſſen unwürdig hielt. — Alle dieſe Gründe, den Theſpiſchen Amor für ein Ideal der erſten Klaſſe zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch — daß, wenn Praxiteles irgend einen ſchönen Knaben ſeiner

Zeit

Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große — Knabenliebhaber waren, als daß ſich der Name deſſelben nicht durch Tradition und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem verſichert wurde, daß er den Alcibiades in ſeinem Knabenalter (*) vorſtelle. Wäre der Theſpiſche Amor nicht ein völliges Ideal geweſen, ſo würde man gewiß den ſchönen Knaben auch genannt haben, der ſich hätte rühmen können, das Modell zu einem ſo bewunderten Werke geweſen zu ſeyn. Seine Familie und ſeine Vaterſtadt hätten ſich gewiß ſoviel auf ihn eingebildet als auf einen Pentathliſchen Sieger in den Olympiſchen Spielen.

Eine andre Beſchaffenheit aber hatte es mit der Knidiſchen Venus, bey welcher Phryne — wie nicht geläugnet werden kann — auf gewiſſe Weiſe zum Modell diente; es ſey nun, daß Sie den Praxiteles dadurch für ſeinen Amor, oder der Künſtler Sie durch dieſen für ſeine Venus, die er ihr ſchuldig zu ſeyn glaubte, belohnen wollen.

Ich

(*) Alcibiades führte in ſeiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitzewerfender Amor zu ſehen war — ſagt Plutarch im Leben dieſes holden Taugenichts. Dies gab ohne Zweifel einem ſpätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Geſtalt des Alcibiades als Knabe. Der Meiſter war unbekannt, man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles ſeyn müßte. *Plin.* XXXVI. S. IV. n. 9.

Ich widerſpreche durch dieſes Eingeſtändniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus oder das Vorgeben „dieſe Venus ſey ein Bild der Phryne geweſen„ behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meynung etwas ein, die ich in dieſem ganzen Aufſatz beſtreite: — aber freylich nicht beſtreite — um zu widerſprechen, ſondern nur inſofern ich ſie für irrig halte; denn was daran wahr iſt, ſoll ohne Rechthaberey ehrlich zugeſtanden werden. — „Ich habe oben ſchon den Unterſchied bemerkt, den ich zwiſchen Vorbild und Urbild mache. Die Knidiſche Venus war keine Kopie, keine Bildſäule der Phryne — Praxiteles hatte der leztern mehr als eine gemacht; auſſer der, die Pauſanias zu Theſpien ſah, befand ſich eine zu Rom, an der die Kenner ſowohl den Charakter ihrer Profeßion, als die Liebe, womit der Künſtler ſie gearbeitet, zu bemerken glaubten — auch nicht eigentlich eine idealiſierte Phryne — denn ſo wär es doch noch immer Phryne geweſen, und es ſollte eine Göttin ſeyn, und in einem Tempel aufgeſtellt die Ehre der Anbetung mit ihr theilen — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, ſondern der Himmliſchen Venus (wie Lucian in der Apologie ſeiner Bilder ausdrücklich ſagt) und dazu hätte ſich doch wohl Phryne ſelbſt ein Gewiſſen

Plin. XXXIV. p. 654. der Hardnin. Ausgabe, die ich hier immer citire.

ſen gemacht, das Original zu ſeyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Phryne dabey helfen, wenn es ihr nicht ähnlich ſehen durfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken. Phryne, die ſchönſte Figur ihrer Zeit — und ſeine Geliebte — ſollte ihm nur zum Mittel dienen, ſich vollkommner zu begeiſtern; nur zur Stuffe, von der ſich ſeine Einbildungskraft zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinaufſchwingen wollte. — Dies war wenigſtens ſeine Abſicht; und wenn er ſie (wie es ſcheint) nicht völlig erreichte, ſo lag der Fehler — an der Liebe — an Phrynens Schönheit, die durch die Begierde ſeiner Imagination und Kunſt ein Dementi zu geben ohne Zweifel neue Reitze erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menſchlichen Natur. — Daher, däucht mich, erklärt ſich auf eine ſehr natürliche Art all das Wunderbare, und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Würkungen dieſer Knidiſchen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius ſagt, nicht nur das Schönſte unter allen Werken des Praxiteles, ſondern unter allem was man auf dem ganzen Erdenkreiſe ſehen konnte. (*) Aber ſie flößte nicht nur Erſtaunen

(*) Dieſem widerſpricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas ſagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Kallaikus ſtund, Praxitelem illam antecedens et quemcunque alium locum nobilita-

Caphis tritt auf.

Caphis.

Hier, mein Herr, was habt ihr zu befehlen?

Senator.

Zieh deinen Rok an, und geh in Eile zu dem Lord Timon; treib ihn für die Bezahlung der Gelder, die er mir schuldig ist; laß dich durch keine schlechte Weigerung abweisen, oder durch ein: (Mein Compliment an euern Herrn,) zum Schweigen bringen, und dir mit der Müze in der rechten Hand die Thüre weisen, so -- sondern sag ihm, ich hab es unumgänglich nöthig; der Termin sey verstrichen, und die Frist die ich ihm gegeben, habe schon meinen Credit geschwächt; Ich liebe und ehre ihn, aber es sey mir nicht zuzumuthen, daß ich den Hals breche, um seinen Finger zu heilen; Meine Bedürfnisse seyen dringend, und können durch Vertröstungen nicht befriediget werden, sondern erheischen unmittelbare Hülfe. Geh; nimm eine ungestüme Mine an, mach' ein Anforderungs-Gesicht; denn ich besorge, wenn jede Feder in ihrem eignen Flügel stekken wird, so wird Lord Timon, der izt wie ein Phönix schimmert, nur eine nakte Möwe übrig bleiben -- Geh, sag ich.

Caphis.

Ich gehe, Herr.

nen und Bewunderung, nicht nur Liebe — sie flößte auch Begierden ein. Aristenät, oder wer der Verfasser der unter Lucians Nahmen fälschlich gehenden Liebesgötter ist, läßt die beyden Jünglinge, deren Reise nach Knidos er in diesem Dialog beschreibt, beym Anblick dieses Bildes beynah von Sinnen kommen, und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die Mediceische Venus vor Herrn Smollets Augen (*) Gnade fand. Ja die Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar, mit vielen Umständen, die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symptomen der rasend-

bilitatum. — Plinius ist von dergleichen Widersprüchen nicht immer frey. Wenn er Recht hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens machte, darinn lag, daß (wie er sagt) zu Rom die Größe der Werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr Aufsehens unter den Griechen, eh sie nach Rom gebracht wurde? — Doch, vielleicht war sie in einem höhern Styl gearbeitet, oder (nach unsrer Classification) ein Ideal von der ersten Klasse — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen Reiz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beym großen Haufen den Vorzug streitig zu machen?

(*) S. den 28. Brief seiner Reise durch Frankreich u. Italien.

ſendſten Leidenſchaft in die marmorne Göttin verliebt, und endlich — noch einen Beweis davon, der ſich nur auf Lateiniſch (*) erzählen läßt — ſich aus Verzweiflung ins Meer geſtürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigern Entzücken, bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekſtatiſchen Fragen aus:

Τις λιθον εμψυχωσε; τις εν χθονι Κυπριν εσειδεν;
Ἱμερον εν ωετρῃ τις τοσον ειεργασετο;

Wer beſeelte den Fels? wer ſah dich, Cypris, auf Erden?
gab dem fühlloſen Stein dieſen allmächtigen Reiz?

Dieſe

(*) Ferunt amore captum quemdam, cum delituiſſet noctu ſimulacro cohaeſiſſe, eiusque cupiditatis indicem eſſe maculam. *Plin.* L. XXXVI. p. 726. Es iſt ſehr erlaubt an Wundern dieſer Art zu zweifeln, wenn ſie uns auch ſchon von Küſtern und Küſterinnen erzählt werden. Indeſſen beſtättigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen Abſicht das Heydenthum dadurch ſchamroth zu machen) die Wahrheit dieſer Begebenheit durch das Zeugniß eines gewiſſen Poſidippus, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geſchrieben. Ob ſie dadurch glaubwürdiger werde, iſt eine andre Frage — genug, daß die Begebenheit an ſich ſelbſt nichts unmögliches iſt.

Dieſe Beyſpiele und Augenzeugniſſe von dem Effekt, den die Knidiſche Venus machte, — wenn wir auch abrechnen was die Imagination der Zeugen dabey gethan haben mag — beweiſen noch immer, was wir damit beweiſen wollen — daß ſie, zu all der Schönheit, die ſie über ſterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reiz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die ſchönſten — die Lemnia eines Phidias — die Venus Hortenſis (εν Κηποις) des Alkamenes (wiewohl Lucian einzelne Theile von dieſen beyden den nehmlichen Theilen an der Knidiſchen Venus vorzieht (*) — nicht gehabt haben. Iſt ſich darüber zu verwundern, da ſo beſondere Umſtände zuſammenkamen, ſie zu dem zu machen was ſie war? Eine Phryne zum Modell — Ein Praxiteles zum Werkmeiſter — die Liebe mit der er arbeitete — das beynahe unmögliche Beſtreben etwas noch ſchöners zu denken als — was man liebt — und dennoch das Ringen der enthuſiaſtiſchen Einbildungskraft, dieſe Unmöglichkeit zu überwinden — mir däucht all dies mußte ein ſolches Werk hervorbringen. Seine Venus verlohr etwas dabey an Göttlichkeit — aber nur ſo viel als ſie (vielleicht gegen ſeine Abſicht) an menſchlicherm Reiz gewann; und gerade dies, wodurch ſie weniger Göttin war, gab ihr dies

(*) In *Imagin.* c. 6

dies Herzenschmelzende, dies unwiderstehlich Anziehende, dies Unnennbare, was bey ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete, und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genußes wollüstig peinigte — vielleicht auch bey irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen, jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich gar wohl die Würkung thun konnte, welche die Küsterin des Knidischen Tempels, mit allgeziemender Devotion, zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

Diese Knidische Venus ist es also, von der ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Klasse mache — wiewohl diese Venus unter so besondern Umständen zur Welt kam, daß sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die einzige in ihrer Art war. Ich rechne nehmlich darunter alle Bilder von Göttern und Heroen, wobey sich der Künstler durch den Anblick schöner Individuale geholfen, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reiz und Illusion zu geben, als sie bekommen hätten, wenn er bloß nach seiner Idee oder dem einmal angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil den er dadurch erhielt, fällt, wie der Nachtheil, sogleich in die Augen. Sie verlohren unfehlbar dadurch etwas vom Göttlichen und Heroischen: aber sie waren desto mehr ad hominem,

weil ſie die göttlichen und heroiſchen Naturen, jede in ihrer Art, näher zu den Menſchlein ihrer Zeit herabzogen; hatten eben darum mehr Leben, mehr ſinnlichen Reiz; — gefielen alſo mehr — und mehrern — verſchaften ihren Meiſtern allgemeinern Ruhm — wurden beſſer bezahlt u. ſ. w. und all dies war ſowohl auf Seiten der Meiſter als der Liebhaber ſehr natürlich. Denn im großen eigentlichſten Ideal war doch nur Ein Jupiter Olympius — quem nemo amulatur, ſagt Plinius — Wer ſich auch emporheben wollte, mußte alſo einen andern Weg einſchlagen.

X.

Phidias, Polykletus und Praxiteles hatten — wie alle Meiſter in welcher Kunſt es ſey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und Locus kommunis wurde, was bey Jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks oder Werk der höchſten Anſtrengung des Geiſtes geweſen war. Nicht nur der Kanon des Polykletus wurde zum Modell; alle berühmten Bilder berühmter Meiſter wurden auf tauſendfältige Art nachgebildet; die Werke dieſer Nachahmer und Kopiſten wurden kalt und kraftlos; man entfernte ſich von der Natur, ohne ſich über ſie aufſchwingen zu können; kurz, die Kunſt war im Abnehmen: als Lyſippus erſchien, eine neue Bahn betrat,

betrat, und Mittel fand, ohne mit einem ſeiner Vorgänger in Colliſion zu kommen, ſich den Vorzug über ſeine Zeitgenoſſen, die Gunſt Alexanders des Großen, und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von ſeinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte. Ich habe ſchon bemerkt, daß der Charakter, der ihm, nach Quinctilians Zeugnis, mit dem Praxiteles gemein war (nehmlich daß ſie ſich der Wahrheit, oder der Natur, mehr genähert als ihre Vorgänger) dem Lyſippus auf eine ganz beſondere Weiſe zukam. Dieſer Künſtler ſcheint weder durch ſeinen Genie noch durch den Zeitpunkt worinn er blühte, und die Umſtände worinn er die Kunſt fand, aufgelegt oder aufgemuntert geweſen ſeyn, ſich in die Sphäre der Heroen und Götter zu wagen, die ſchon mit den Werken ſo mancher herrlichen Meiſter erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenſtänden, wozu er die Originale alle Tage vor ſich ſehen konnte, — ein Apoxyomenos (ein Mann, der ſich ſelbſt im Bade ſtriegelte) eine betrunkne Flötenſpielerin, haben ihn berühmter gemacht als ſein Jupiter zu Argos, oder ſein Kupido zu Theſpien; und ſein größter eigentlicher Held war Alexander, den er in verſchiednen Altern und Stellungen ſehr oft und ſo ſehr zum Vergnügen dieſes gernſeynwollenden Göttersohns gearbeitet, daß er (wie man ſagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer gemacht ſeyn wollte. Lyſippus bil-

dete auch den Hephäſtion, Alexanders Liebling, und ſeine übrigen Freunde ab, alle (wie Plinius ſagt) mit vollkommenſter Aehnlichkeit. In ſeinen Werken überhaupt entfernte er ſich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleißiger, hielt ſich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte ſeine Figuren ſchlanker, und nicht ſo viereckigt, u. ſ. w. Als er anfieng aus eignem Trieb ſich auf die Bildnerey zu legen (er ſollte, vermuthlich nach der Beſtimmung ſeines Vaters, ein Grobſchmidt werden) war der Kanon des Polykletus das Modell, wornach er ſtudierte. Dies iſt wenigſtens der Sinn der Antwort, die er Jemanden gegeben haben ſoll, der ihn fragte: wer denn ſein Lehrmeiſter in der Kunſt geweſen? Der Doryphorus — antwortete Lyſippus. (*) Und vermuthlich war dies Studium, wodurch ihm die genaueſte Beobachtung des ſchönſten Ebenmaaßes mechaniſch geworden, die Urſache, warum die ſehr fleißige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichſten Schönheiten ſeiner Bilder war. — In der Folge aber ermunterte ihn der Mahler Eupompus, ſein Landsmann (beyde waren von Sicyon) den ängſtlichen Weg zu verlaſſen, auf dem er ewig ein bloßer mechaniſcher Arbeiter geblieben wäre. Dieſer Eupompus war einer der

(*) Cicero de Clar. Orator. 86.

der berühmteſten Mahler ſeiner Zeit, ein Rival des Timanthes, und Lehrmeiſter des Pamphilus, der durch ſeinen Schüler Apelles berühmter worden als durch ſeine eigne Werke. Der junge Lyſippus fragte ihn (*) welchen unter ſeinen Vorgängern er ſich eigentlich zum Muſter genommen? Eupompus wies auf eine Menge Volks, die eben auf einen Marktplatz vor ihren Augen wimmelte — Hier ſind meine Modelle, ſagte der alte Mahler; die Natur ſelbſt, nicht den Meiſter muß der Künſtler nachahmen, der es verdienen will, dereinſt ſelbſt unter die Meiſter gezählt zu werden. Lyſippus ließ ſichs geſagt ſeyn — aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge ſo berühmt und beliebt machte. Wenn ich alles, was uns von ihm geſagt wird, zuſammennehme und vergleiche, ſo däucht mich es komme ſo viel heraus: daß er in ſeinen Bildnißen die Schönheit mit der Aehnlichkeit zu vereinigen gewußt, und in ſeinen übrigen freyern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen ſchönen Theilen als im Ganzen zum Modell genommen. Er ſtudierte die Natur, ahmte

(*) Es finden ſich bey dieſer Anekdote chronologiſche Schwierigkeiten, auf die, meines Wiſſens, noch niemand acht gehabt. Wenigſtens muß Eupompus, als er dem Lyſipp dieſe Antwort gegeben, ein ſehr alter Mann geweſen ſeyn.

ſie nach, ſtellte ſie dar — aber nicht wie ſie war, ſondern wie Er ſie ſah und ſehen wollte; ließ bey Nachahmung individueller Natur das Fehlerhafte weg, oder wußt es zu verbergen; zeigte was an jedem das Schönſte war, auf die Weiſe, die dem Ganzen die vortheilhafteſte ſchien, kurz, verſchönerte ſeine Originale, und gab ihnen doch ſo viel von Wahrheit und Leben, daß ſie im Ganzen Täuſchung hervorbrachten, und alſo von jedem beym erſten Anblick erkannt wurden. Dies war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er ſo viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum ſich Alexander von niemand als vom Lyſippus bilden, ſo wie er ſich allein vom Apelles, dem Mahler der Grazie, mahlen laſſen wollte. Seine Werke waren alſo mit aller ihre Natur, dennoch eine Art von Idealen; ſeine Bildniße verſchönerte, einzelne Natur, durch Weglaſſung oder Verſteckung des Tadelhaften und Unvollkommnen idealiſiert; ſeine andern Stücke — ſymmetriſche Zuſammenſetzungen ſchöner Theile, zu einem homogenen Ganzen zuſammengeſchmelzt, wie Hr. L. von dieſer Art der Idealen, ſehr richtig ſagt. Dieſer Kunſt alſo, das Individuelle zu idealiſieren, einer Kunſt, wozu mehr Geſchmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geiſtes und productive Kraft erfodert wird — hatte er eigentlich ſeinen großen Succeß zu danken. Denn Demetrius, der ſich bloß an die Natur hielt, wurde gerade

rade deßwegen getadelt — nicht etwan weil seine Werke Flickwerke oder Karikaturen waren, sondern weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — tanquam nimius in Veritate. So gewiß ist es, daß die Alten sich nichts davon träumen ließen, daß Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären.

Ueberhaupt ist nichts natürlicher, als daß Hr. L. von der Schönheit andere Begriffe hat als die Künstler — Wie sollt' es bey seiner aufs äußerste getriebnen Idee von der menschlichen Natur, bey dem sonderbaren physiognomischen Sinn, der ihm eigen ist, und bey dem Enthusiasmus, womit er dies Studium treibt, anders seyn können? Ihm ist jedes Gesicht, von Raphaels Angelico Sembiante bis auf den Silenenkopf des Sokrates, physiognomisch schön. Je eckichter, je besser! — Aber davon hatten die Griechen keinen Begriff. Unter den Freunden des Sokrates war es eine eben so ausgemachte Sache, daß Sokrates einer der häßlichsten, als daß er einer der weisesten und besten Menschen sey. Immer mag sich Hr. L. ereyfern, (wir haben nur zu oft Gelegenheit Chorus mit ihm zu machen) wenn ihm seine Mahler, Zeichner und Silhouettenschneider „so manches Gesicht verdorben haben, das ihm, „trotz aller ihrer factizen Kunstregeln, mit seinen „kecken Zügen, schärfern Einschnitten und all

Senator.

Ich gehe, Herr? -- Nehmt die Verſchreibungen mit euch, und gebt wohl auf die Datums Acht.

Caphis.

Ich will, Herr.

Senator.

Geh.

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

[Verwandelt ſich in Timons Halle.]

Flavius tritt mit verſchiednen Obligationen in der Hand auf.

Flavius.

Keine Sorge, kein Maaß noch Ziel? Er bekümmert ſich ſo wenig um ſeine Ausgaben, daß er weder darauf denkt wie er ſie beſtreiten, noch wie er dieſem Strom von Verſchwendung Einhalt thun wolle. Niemals iſt ſo viel Güte mit ſo viel Thorheit in einem Menſchen beyſammen geweſen -- Was iſt zu thun? -- Er wird nicht hören, bis er fühlt; ich muß freymüthig mit ihm ſprechen, wenn er von der Jagd heimkommt -- O! weh! weh! weh!

Caphis.

„dem Unweſen, dem ſie zu ſteuren ſuchen, viel „anziehender und höherſprechend war als ihr feins „poliertes Nachbild mit all ſeiner Idealſchminke „ — Er hat nur zu ſehr Recht! Aber wenn ihn dieſer gerechte Eifer ins Allgemeine fortreißt, wenn er den guten Phidiaſſen, Alkamenen, Praxiteleſſen und Apellen unter den Bart ſagt: „O da oder dort „eine Warze weglaſſen, einen ſtarken Zug zie„hen, einen ſcharfen Einſchnitt abſtümpfen, eine „weit vorhangende Naſe abkürzen, das könnt „ihr „ — oder, wenn Er meynt: „das was uns „(armen Kröpeln und Ungeziefern aus der Heſe der „Zeit) an den Alten Ideal ſcheine, ſey ihnen „nicht ideal, ſondern vermuthlich unbefriedigens „des Natur-Nachhinken der Kunſt geweſen „ — Dann ſpricht er wohl — nicht wie einer der die Alten geleſen hat, und — wenn mans ſagen darf — nicht mit allem Reſpekt, den die Dii manes der beſagten Phidiaſſen, Praxiteleſſen u. ſ. w. von einem Jeden fodern können, der — keinen Jupiter Olympius und keine Venus Knidia gemacht hat. — Doch, um Verzeyhung, wenn dies ein Abſprung war!

XI.

Ich habe alſo — beym Schein des ſchwachen Lämpchens, das uns die unvollſtändigen Nachrichten der alten Schriftſteller von ihren Künſtlern und Kunſtwerken vortragen — vier Arten von Werken unter-

unterſchieden, denen man inſoferne als ſie alle — nicht etwan aus Unvermögen, ſondern aus Vorſatz ihrer Meiſter — etwas anders als bloße Abbildungen einzelner Natur waren, den gemeinſamen Nahmen der Ideale beylegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter dieſem Geſchlechtsnahmen mit einander zu vermengen pflegt. Wenn wir jedoch auf der andern Seite den großen Unterſchied ſowohl zwiſchen dieſen verſchiednen Arten ſelbſt — als zwiſchen dem Grad des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Phidias, oder einen Doryphorus des Polykletus, oder eine bloße Nachahmung dieſes Doryphorus hervorzubringen erfodert war, erwägen: ſo werden wir finden, daß jener Nahme, in ſeiner edelſten und eigentlichen Bedeutung, nur den Bildern idealiſcher Weſen und auch unter dieſen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchſten Grade künſtleriſcher Begeiſtrung, aus der angeſtrengteſten Beſtrebung ſich über die ſchönſte und erhabenſte ſichtbare Natur emporzuſchwingen, entſtanden und — wie der Römiſche Plato in der obenangezognen Stelle ſagt — nach einem in der Seele des Künſtlers erzeugten Urbild mehr als menſchlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach dieſem Begriff iſt noch immer ein groſſer Unterſchied zwiſchen dem was in Bildung der

Griechiſchen Götter und andern fabelhaften Naturen conventionell, d. i. dem, was, nach den einmal angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, (*) und zwiſchen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar ſeine Minerva oder ſeinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiters, der Venus, des Apollo, u. ſ. w. konnte ſehr gewiſſenhaft nach der Vorſchrift deſſen, was man das Götter-Ideal nennen kann, gearbeitet ſeyn, und dem ungeachtet unter den großen Meiſterſtücken, die ich vorzugsweiſe Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dies bedarf keines weitern Zeugniſſes als des Augenſcheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bey aller ihrer conventionellen Deität, ſehr wenig geſchickt ſind, unſre Einbildungskraft in den Homeriſchen Olympus zu verſetzen.

Aber — höre ich ſagen — auch Ihr, mit allem was ihr uns ſchon in etlichen Bogen von Idealen und

(*) Dies allgemeine und beſondere Götter-Ideal, welches ich, ungeachtet es ſich auf ſehr richtige und feine Objective Begriffe gründete, von darum weil es für die Künſtler vermög einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft Geſetz war, conventionell nenne, hat Winkelmann, bekanntermaßen, in der Geſch. der Kunſt eben ſo ausführlich als gelehrt und ſcharfſinnig abgehandelt.

und Urbildern vorgeſchwazt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieſer Idee, dieſem Urbild, dieſer eximia quadam ſpecie pulchritudinis, die z. E. in der Seele des Phidias ſaß als er ſeinen Jupiter bildete, verſtanden wiſſen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennt: daß es entweder ein Geſpenſt iſt, das gerade ſo viel Grund in der Natur hat als alle andere Geſpenſter — teutſch zu reden, daß ihr und euer Cicero ſelbſt nicht recht wißt was ihr ſagt — oder daß dieſer ſo hochgeprieſne Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut reden habt, da niemand hingehen und ſehen kann was an der Sache iſt — weder mehr oder weniger war, als eine Zuſammenſchmelzung von geſehenen Würklichkeiten, und im Grunde doch nichts beſſer als Karikatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunſt, der ewigunnatürlichen Kunſt, nach der unendlichmal ſchönern Natur der ſchönern und beſſern Menſchen, mit denen das Land der Pelaſger in den goldnen Zeiten des Perikles geziert war. „

Nun, ja dann! Wir wollen bekennen was zu bekennen iſt. Am Ende — behalte auch Recht wer da will — bleibt doch immer Soli Deo Gloria; und niemand in der Welt kann ein Intereſſe darunter haben, die Kunſt mit der Natur zuſammenzuhetzen, oder die eine auf Koſten der andern zu erheben:

Denn

Denn — wohl zu merken! — auch die Natur, von der dieſe ganze Zeit über die Rede war, iſt ja wahrlich nicht die Natur ſelbſt, ſondern bloß die Natur, wie ſie ſich in unſern Augen abſpiegelt — und dies rückt Natur und Kunſt um ein beträchtliches näher zuſammen. Es wäre freylich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenkloß ſich hinſetzen und aus Thon oder Stein — mit unſerm Herrn Gott in die Wette Menſchen machen wollte. Aber der Verſuch ein Schattenbild (und das ſind doch wohl alle unſre Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts das die Kräfte der Menſchheit überſteigt? Und daß der menſchliche Geiſt — DEVS IN NOBIS! fähig ſey ſich etwas ſchöneres, reineres und vollkommeneres zu denken, als die durch den erſten Fluch des Schöpfers und die Sünde unſrer Stammeltern und die Peccata Mundi von mehr als hundert Generationen gedrückte, angeſteckte, verpfuſchte und verhunzte Menſchengeſichter und Menſchenleichname — wie ſie nun bereits einige tauſend Jahre auf dieſem garſtigen Erdklumpen herumkriechen — iſt a prima viſta weder eine ungereimte noch gottloſe und dem Schöpfer der Natur — der (ſo viel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunſt iſt — zu nahe tretende Behauptung.

Ich bekenne alſo förderſamſt und läugne nicht — daß es allerdings, wenn man von dem Jupiter Olympius

pius des Phidias spricht, ein schlimmer Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem Uebel nicht zu helfen steht, so kömmt es izt nur darauf an, wie viel wir die Zeugnisse und Urtheile derjenigen, die das Glück hatten ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierinn läßt sich freylich Niemanden etwas vorschreiben. Aber dies wenigstens ist gewiß, daß unter allen, die von diesem Wunder der Kunst als Epopten reden, keiner sich so ausdruckt, daß man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entstandnes Werk gehalten. Wäre dies hier der Fall gewesen, welcher unter allen Griechen, mit denen Phidias lebte, hätte mehr Anspruch haben können, zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gerne — nicht zum Spott, sondern aus Demokratischer Eyfersucht — mit dem Beherrscher des Olympus zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, daß Phidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen? — Allein so glaublich es immer seyn mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Phidias der Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen

fallen konnte — Und daß die Griechen, der Coloſſaliſchen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen erſten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der Olympiſche nur einigermaßen ähnlich geſehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten ſie ihn aber erkannt, traun! ſie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienſchreiber hätte geeilt der erſte zu ſeyn, der ſeinen lieben Landsleuten ins Ohr ſagte: ſie möchten vor der Majeſtät dieſes vermeynten Jupiters nicht zu ſehr erſchrecken; es ſey nur Perikles, des Xantippus Sohn, Schinokäphalos oder der Zwiebelkopf zubenahmſet, neun oder zehnmal größer und dicker als er unter ſeinem eignen Nahmen zu ſeyn pflegte, und um die Griechiſchen Gansháupter zum Beſten zu haben, in einen Jupiter traveſtiret. Man ſieht klärlich, es konnte das nicht ſeyn. Es bleibt alſo nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieſes Jupiters erklären kann, als — daß wir annehmen, er ſey entweder aus Zuſammenſchmelzung entſtanden, oder — nach einem Geſpenſt gebildet worden.

Was die Zuſammenſchmelzung betrift, ſo kan ich mir eine zwiefache Art derſelben denken. Es iſts nehmlich entweder der Künſtler, der die Operation vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet ſie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl ſo etwas wie der Doryphorus des Polykletus oder ein Lyſip-

Lyſippiſcher Jupiter draus werden: aber daß ein ſolches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper, ſo ſymmetriſch als man immer will, zuſammengeſezt, die große Würkung hätte thun können, die der Jupiter des Phidias (obenbemeldtermaßen) würklich gethan hat, ſcheint mir ſo wenig glaublich, daß ich, wenn kein ander Mittel iſt, lieber annehmen will, die Natur ſelbſt, in ſo fern ſie in der Imagination der Menſchenkinder ihr verborgnes Werk und Weſen hat, habe die Zuſammenſchmelzung vorgenommen. Daß ſie eine ſolche Schmelzerin iſt, wird niemand läugnen: allein wie ſie es dabey anfange, iſt ein Geheimnis, das uns, meines Wiſſens noch kein Pſychologus begreiflich gemacht hat. Die Sache bleibt alſo noch immer ſo dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden wie wir wollen, ſo werden wir genöthigt ſeyn zu bekennen: daß Phidias nach einer in ſeiner Seele ſchwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieſer Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher, wenn wir ſagen: ſie ſey eine Zuſammenſchmelzung geſehner Würklichkeiten— Im Grunde verliehren wir nichts dabey wenn wir ſie ein Geſpenſt ſchelten laſſen, und geſtehen daß wir von der Erſcheinung dieſer Art von Geſpenſtern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Mahler eben ſo wenig verſtehen, als von dem Geſpenſt das dem Brutus zu Philippi erſchien, oder von irgend einem

anderen

andern Geſpenſt, Geiſt, Kobolt und Einwohner der unſichtbaren Welt, wes Nahmens, Standes und Würden er ſeyn mag, der jemals einem Sterblichen erſchienen iſt von Anbeginn der Dinge bis auf dieſen Tag. Ich trage allen Reſpekt vor Herrn Johann Locke und ſeinem groſſen Grundſatz *Nihil eſt in intellectu* &c. Die Epikuräer und viel andrer ehrlicher Leute haben ein Paar Tauſend Jahre vor ihm eben ſo viel davon gewußt als er. Aber Trotz dieſem groſſen Axioma, womit man, wie mit dem Eſcalibor des Königs Artus, auf einmal ſo große Stücken herunter hauen kann, wird auch von dem Mikros-Kosmos in unſerm Hirnkaſten ewig wahr bleiben, was Shakeſpears Hamlet von Himmel und Erde ſagt: „es giebt gar viele Dinge da, wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen läßt.„ Es iſt eitle und vielleicht verwegene Mühe, alles was in dem geheimnißvollen Abyſſus unſrer ſich ſelbſt ſo wenig bekannten Seele vorgeht, ſo mechaniſch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren, und auch ſchon lange zuvor, bey äuſſern Veranlaſſungen die auf tauſend andre nichts dergleichen würkten, Geſpenſter und Erſcheinungen aus der idealiſchen Welt in meiner Seele ſah, die ich mir ſelbſt weder aus Zuſammenſchmelzung oder Aſſociation meiner damaligen Senſa-

Senſationen noch aus irgend einer andern Urſache erklären kann. Denn Kunſtwörter, alte oder neu geſchmiedete, erklären nichts. Aber müſſen wir denn alles erklären wollen? und iſt es nicht genug wenn wir wiſſen: ſo iſt die Sache! — Man ſage mir nicht, das heiße ohne Noth die weislich verbannten Qualitates occultas zurückberufen wollen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data und Heiſchesätze, denen man mehr Ausdehnung giebt als ſie haben, zu erklären meyne, was ſich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies iſt der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomo zu wunderlich vorkamen (Sprüchw. Sal. Cap. 30. v. 18. 19.) Ariſtoteles und zwanzig Andre konnten wohl über die Werke Homers philoſophiren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein Rezipe geſchrieben, wie man eine Ilias machen kann, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entſtanden iſt. Warum ſollt es mit Werken, wie der Jupiter des Phidias, nicht eben ſo ſeyn? — Hr. L. wenn er uns, mit der Gewißheit eines Augenzeugen, ſagt: „Die Griechiſchen Künſtler hatten ſchönere Menſchen um „und an ſich wo ſie ſtunden und giengen „ — verweißt uns — auf die vorhergeſehene Frage: Schöner? Woher? — an den lieben Gott: „Fra„ge den der ſie ſchuf „ ſagt er. Warum ſollte nun ich dem der mich fragte: „Woher kamen den

Caphis, Iſidor und Varro treten auf.

Caphis.

Guten Abend, Varro; wie, kommt ihr auch um Geld zu fordern?

Varro.

Das wird vermuthlich euer Geſchäft auch ſeyn?

Caphis.

Es iſt nicht anders, und euers auch, Iſidor?

Iſidor.

So iſt es.

Caphis.

Ich wollte, wir wären alle bezahlt.

Varro.

Mir iſt nicht wohl bey der Sache.

Caphis.

Hier kommt der Lord.

Timon und ſein Gefolge treten auf.

Timon.

Sobald wir zu Mittag geeſſen haben, wollen wir wieder fort. Mein Alcibiades -- Nun, was iſt euer Begehren.

(Sie bieten ihm ihre Handſchriften hin.)

Caphis.

„Phidiaſſen die Ideen, nach denen ſie arbeite„ten?„ — nicht auch antworten dürfen: frage den der ſie ſchuf! Dieſe Antwort, wiewohl ſie von der Art derjenigen iſt, die man Cavalieriſch zu nennen pflegt, würde mir hier gleichwohl beſſer ziemen. Denn ob die Menſchen, welche Phidias um und an ſich hatte wo er ſtund und gieng, ſchönere Menſchen waren als die welche Michel-Angelo um und an ſich hatte, iſt res facti, und ſoll erſt noch, ſi Diis placet, hiſtoriſch erwieſen werden; es wäre alſo nicht ſehr manierlich, wenn wir unſern Herrn Gott fragen wollten: wie und warum er die Griechen ſchöner geſchaffen? eh wir noch wiſſen, ob er ſie ſchöner geſchaffen: aber daß Phidias, als er ſeinen Jupiter machte, eine Idee von ihm in ſeiner Seele hatte, iſt ſo gewiß res facti, als — daß er ſich bewußt war was er machen wollte.

Ich habe oben ſchon, wie billig, anerkannt, daß die ſchöne (wiewohl nicht eben ſchönere) Natur, und die Gelegenheiten ſie mehr zu ihrem Vortheil zu ſehen, nothwendig das Ihrige zu den ſchönen Ideen der Griechiſchen Künſtler beygetragen haben müſſe. Was ich läugne iſt nur, daß dieſer Umſtand ſo viel, daß er Alles (wie Hr. L. behauptet) dabey gethan habe. Denn that er Alles, warum machten die andern Künſtler nicht auch ſo herrliche Werke wie Phidias? Warum gab es unter den Griechiſchen Bild-

nern und Mahlern, die doch alle die nehmliche Natur um ſich hatten, nur einige Wenige, deren Werke große Würkung thaten? Man wird antworten: es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Mann, der etwas großes hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufaſſen, ihre mannichfaltigen Schönheiten in ſeiner Seele zu concentriren und wieder in ſeinen Werken auszuſtralen, in einem hohen Grade haben müſſe. Aber da ſind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe, und wiſſen vom Quomodo des Phönomens, das erklärt werden ſoll, juſt ſo viel als zuvor.

Soll ich, mit aller Beſcheidenheit, meine Meynung von der Sache ſagen? — Die Imagination eines jeden Menſchenkindes, und die Imagination der Dichter und Künſtler inſonderheit, iſt eine dunkle Werkſtatt geheimer Kräfte, von denen das armſelige Abcbuch, das man Pſychologie nennt, gerade ſo viel erklären kann als die Monadologie von den Urſachen der Vegetation und der Fortpflanzung. Wir ſehen Erſcheinungen — Veranlaſſungen — Mittel — aber die wahren Urſachen, die Kräfte ſelbſt, und wie ſie im Verborgnen würken, — über dieſem allen hängt der heilige Schleyer der Natur, den kein Sterblicher nie aufgedeckt hat. — „Hättens nicht die beyden kleinen hitzigen Heng„ſte gethan und der Tollbrägen vom Poſtillion, der

„ſie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht „in den Kopf gekommen — Er ſchnaubte daher „wie ein Blitz„ ſagt Triſtram Shandy. (*) Dies iſt die allgemeine Geſchichte, wie Dichter, bildende Künſtler, Komponiſten, und alle das Volk von ſcharfen bebenden Sinnen und feuerfangender Imagination zu ihren ſchönſten Ideen, ihren glücklichſten Erfindungen kommen. — Eine Veranlaſſung von innen oder außen iſt freylich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möcht ich den ſehen, der mir erklärte, wie juſt dieſe Würkung aus dieſer Veranlaſſung, dieſer vermeynten Urſache entſtehen konnte! — entſtehen mußte! —

Indeſſen läßt ſich zuweilen doch wenigſtens ſo viel hiſtoriſch begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des Mannes, der ein außerordentliches Werk hervorgebracht, in dieſe ungewöhnliche Begeiſterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte geſezt worden, worinn ſie fähig ſeyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon ſein Werk die Nachahmung iſt. — Dies iſt der Fall beym Jupiter Olympius des Phidias. — Aber, ich ſehe daß mirs am Raum gebricht — alſo

das Uebrige künftig.

W.

III.

(*) S. 5 Th. 1 Cap. von Anfang. Nach der Bodiſchen Ueberſetzung.

III.

Freundſchaft und Liebe.

Eine wahre Geſchichte.

(fortgeſezt von S. 49. No. 7. des T. M.)

Sie verließen erſt im November das Land. Von Allwina's Verheyrathung war zu B. nicht das mindeſte ruchtbar geworden. Die Frage war dort ſchon lange geweſen, lange vor Hornichs Tode, welche von beyden — ob Allwina oder Henriette Woldemars Gattin werden würde? Aber nach vielem emſigen Gewäſche war nun ſeit kurzem ſo gut als ausgemacht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut ſey; und ſo konnten die guten Leute bis dahin ſich andre Sachen angelegen ſeyn laſſen. Sie geriethen außer ſich vor Beſtürzung, die guten Leute, da ſie izt ſo ganz unverſehens mit der Nachricht überraſcht wurden: Allwina ſey — nicht erſt die Braut — ſie ſey würklich ſeit ſechs Monathen ſchon mit Woldemar vermählt. — Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugegangen ſeyn! Es mußte etwas dahinter ſtecken: und nun hatten ſie keine Ruhe, bis ſie das Wahrſcheinlichſte nach ihrem Begriff herausgebracht.

Man kann sich die Vermuthungen, die da zum Vorschein kamen, nicht ungeheuer genug denken. Am ärgsten wurde Henriette mißhandelt; nicht daß man ihr vorzüglich gram gewesen wäre, sondern weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weitesten aus dem Wege lag. Selten haben — auch die schlimmsten Verläumdungen eine andre Quelle: es ist nur daß die guten Leute nach Maaßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verstandes urtheilen; daß sie ihre eigentliche Meynung entdecken, nach bestem Gewissen.

Auf diese Weise geschah es, daß unsere Henriette den Gram erfuhr, ihr Heiligstes in den Koth treten zu sehen. Ihre Freundschaft mit Woldemar wurde auf die schnödeste Weise gelästert; ihre Unschuld mit Schmach angethan ... — Ich habe sie gesammlet in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels, und ich zitterte daß Eine von den meinigen sich darunter mischen möchte: — sollt' ich sie ausgießen vor Euch — vor einer Menge voll Unreiner, die ich nicht werth hielte nur die meinigen zu sehen; — Euch sollt ich mit keuscher Jungfräulicher Thräne — mit der Weyhe der Unschuld besprengen!

Feig war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht seyn. Sie blieb dieselbige in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen: aber in dem

Grade

Grade vermochte Sie ihre Einbildung nicht zu beherrschen (und sie wäre lange kein so herrliches Geschöpf gewesen, wenn sie das gekonnt hätte) daß ihr dabey nicht sehr oft die verkehrten Urtheile der Leute vorgeschwebt und ihr einen Schauder durchs Blut gejagt hätten. Ihr geheimer Schmerz ward dadurch vergrössert, und unvermerkt schlich sich einiger Unwillen gegen sich selbst, und ihm nach einige Bitterkeit gegen die Menschen in ihr Herz, das bis dahin den reinsten Frieden genossen hatte.

Woldemar hatte von allen denen Verläumdungen, welche zu B. herumgeflüstert wurden, wenig erfahren, weil er von den Einen zu sehr geliebt, und von den Andern zu sehr gefürchtet war. Jedermann wußte, daß er Dinge dieser Art mit einem fürchterlichen Grimm empfand, und daß sein Hohn verzehrendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszuweichen, sich um ihrentwillen zu bequemen, oder Wege der Klugheit einzuschlagen: — das spie er an: in allen solchen Fällen war seine ganze Seele lauter Trutz. Ueberhaupt — fühlte er seine Stärke, und brauchte zu seinem Recht gerne Gewalt.

Was sich mit Henriette zutrug, entgieng eine Zeitlang seiner Beobachtung; und als ihn endlich däuchte er nähme etwas verändertes an ihr wahr, besonders in Absicht seiner, da suchte er sichs auf

alle Weise auszureden. Er war seit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luise gemacht, äußerst schüchtern, und gegen sich selber mißtrauischer als jemals geworden; aber eben das mußte seine Aufmerksamkeit, da sie einmahl gereizt war, nur in desto stärkern Trieb setzen. Selbst indem er darauf bedacht war sie abzulenken, stellte er, wider seinen Willen, Beobachtungen an; und so gerieth er, immer unwillkührlich, endlich dahin, daß er seine Freundin bald hie bald da auf die Probe sezte. Verschiedene dieser Proben fielen so aus, daß seine Bemerkungen dadurch bestätiget schienen. „O, das wollt' er nicht! falsch sollten sie befunden werden, durchaus falsch — sie mußten es — beym Himmel, sie mußten!„ — Der Unglückliche stand am Abgrunde der Verzweiflung, und durfte nicht einmahl fürchten. — „Keine Sorge! rief er schwindelnd, keine Sorge! Bey allem was heilig ist, ich bin nur ein Thor! — Gott weiß, ich bin nur ein Thor — und es wird offenbar werden!„ — So drang er immer weiter voran; gieng unabläßig hin und her in dem Nebel der zwischen ihm und seiner Freundin aufgestiegen war — ob er nicht verschwände? Zuweilen, nah' bey, da schien er weg zu seyn; — einige Schritte davon, ach, da war er wieder! Dann schwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung; und was er begann um des Dranges los zu werden, war alles eitel; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit

und

und Wehmuth in Henriettens Armen ihm wieder einige Erleichterung verschaffte.

Schon vorher, nehmlich seitdem er das Geheimniß von Henriettens Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von seiner Seite, mehr Ungleichheit in seinen Umgang mit ihr gekommen. Alle seine Empfindungen für sie waren bey diesem Vorfall außerordentlich erregt und in eine Art von Gährung gesezt worden, und (wie einem, dem ein theures Geschöpf, das seine ganze Wohlfahrt trägt und bindet, in Gefahr schwebt) fühlte er izt doppelt ihren Werth und all seine Liebe für sie. Da ergriff er sie dann manchmahl und schlang sie fest und immer fester in seine bebenden Arme — „Du bleibst mir doch, Henriette? sagte er zu ihr — du Einzige, du Unersetzliche! — ich verliere dich nie? — nicht wahr, ich verliere dich nie? — Tausend Tode — eher als dich missen! — O, du weißt nicht, wie an dir mir alles hängt, wie an dir mir so alles gelegen seyn muß, und was das für eine Liebe ist, mit der ich dich liebe! „ — Henriette ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben. Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer andern Ursache, als seiner gegenwärtigen Lage zuzuschreiben, welche alle Saiten seines Herzens gestimmt zu haben schien, von jeder Empfindung den höchsten

Ton in vollem Klange anzugeben. Aber nun, ganz neuerlich, hatte sie angefangen etwas stutzig zu werden. Das konnte nicht ausbleiben, zumahl bey dem Gemüthszustande, worinn wir sie erblickt haben. — Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeit desselben vermehren, und da sie je länger je zudringlicher wurden, nach und nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette wußte nicht wie ihr geschah. Bisher hatte sie ihrer Freundschaft für Woldemar weder Maaß noch Ende gewußt; nicht der entfernteste Gedanke an dergleichen war ihr je in die Seele gekommen: und nun auf einmahl — was? — Es ließ sich nicht ausdenken. — Schranken! — Grenzen! — Einer solchen Freundschaft — Woldemars und Henriettens Freundschaft! — Grenzen? — Schranken? — Wie? Warum? Welche? — Sie glaubte von Sinnen zu kommen.

Sie fühlte — mit unendlichem Zagen, daß sie ihrem Woldemar sich offenbaren mußte. — Ja, sie wollte! — Aber in fürchterlichen Finsternißen lag ihr Entschluß. Da kam unversehens Gelegenheit und Augenblick, und drängten sie zur That.

Es war in Woldemars Hause auf einem Gastmahl. Henriette befand sich in der höchsten Spannung,

nung, und kaum wollt' es ihr gelingen, indem ſie alle ihre Kräfte zuſammengerafft hielt, die Bedrängniße ihres Herzens zu verbergen. Woldemar fuhr zuſammen von ihrem Anblick, ſuchte aber ſeine Befremdung durch einen deſto wärmern Empfang anmerklich zu machen; aber ſtarr ſanken darauf ſeine Arme an ihr herab. Henriette fühlt' es, und beyde überlief es kalt. Woldemar ſah ſie an — und wieder an — und wieder — bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen abzulaſſen. — „Verlohren! verlohren! ſchrie's in ſeiner Seele, verlohren!„ — Er hatte ſich umgekehrt und ſtand am entlegenſten Fenſter, ſein Geſicht an eine Scheibe geheftet, und ſah gerad auf gen Himmel. Sein Bruder und Caroline, die zu ihm traten und ſich nach ſeinem Befinden erkundigten, und ſeine Gäſte, die nacheinander ankamen, erlaubten ihm nicht in dieſer Stellung zu verweilen. — Er hätte ſein Leben gewagt um einige Minuten mit Henrietten allein zu ſeyn. — Henriette litt Todesangſt. — Auf einmahl gieng ſie auf ihren Freund zu: „Lieber Woldemar, ſagte ſie zu ihm, indem ſie ihm die Hand drückte, nicht wahr, wir haben etwas mit einander zu reden? Auf den Abend! Nur bis dahin, Lieber, ſey ruhig!„ — Dieſe Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche ſie begleitete, erhellten Woldemars Gemüth auf einige Augenblicke; aber kaum daß er recht zu Gedanken darüber gekommen war, ſo kehrte ſeine Unruhe deſto

Caphis.

Gnädiger Herr, hier iſt eine Rechnung von gewiſſen Schulden --

Timon.

Schulden? Woher ſeyd ihr?

Caphis.

Von Athen, hier, Gnädiger Herr.

Timon.

Geht zu meinem Verwalter.

Caphis.

Euer Gnaden wollen mir's zu gut halten, er hat mich dieſen ganzen Monat durch von einem Tag auf den andern vertröſtet; mein Herr wird durch eine dringende Veranlaſſung genöthiget, das Seinige einzufordern, und bittet demüthig, Euer Gnaden möchte, nach dero bekannten Großmuth ihm ſein Recht angedeyhen laſſen.

Timon.

Mein ehrlicher Freund, komm den nächſten Morgen wieder.

Caphis.

Nein, Gnädiger Herr --

Timon.

Mäßige dich, guter Freund.

unerträglicher zurück. Sehnsucht, Erwartung und Furchten trieben ihn bis zur Verwirrung umher. — „Es war also richtig, Henriette hatte etwas auf dem Herzen — etwas das ihn angieng; — sie hatte es schon lange auf dem Herzen gehabt; schon so lang ihm verheimlicht: was konnt' es seyn?„ — Er verwickelte sich je länger je mehr in diesen Vorstellungen, daß er kaum mehr inne wurde, was um ihn her geschah, sondern unabläßig mit Forschen an Henriettens Augen, an ihren Mienen und Geberden hieng. Henriette wurde äußerst verlegen; Woldemar, der ihren Unmuth beobachtete, desto verwirrter. Seine Zerstreuung stieg aufs höchste, und nun begab sich alle Augenblicke etwas, das sie ihm selber auffallend machte. Er erschrack darüber, und begann in der Angst allerley, um sich zu helfen: er wurde laut; warf mit witzigen Einfällen um sich; unterbrach bald hie bald dort ein Gespräch, trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht, von verschiedenen Weinen und in weit größerer Menge als er gewohnt war. Diese gewaltsame Erheiterung, bey dem ganz entgegen gesezten Gemüthszustande, worinn er sich eigentlich befand, brachte ihn vollends aus aller Fassung. — Man gieng von Tische, und es ward immer ärger mit ihm. Seine Phantasie glühte; — sein Herz zerrann. — Er wußte nicht zu bleiben vor all dem Widersinn, der sein Wesen von allen Seiten auseinander trieb.

Hen-

Henriette, voll Bekümmerniß, ſah ſich oft verſtohlen nach ihm um. Von ohngefähr, bey einer ſchnellen Wendung, begegnete ſein Auge einem ſolchen Blick, da flog er auf ſie zu, faßte ihre Hand, und ſtand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlaſſen wollte. Henriette erſchrack bis zum Erblaſſen: — „Allwina winkt mir„ — ſagte ſie, und ſprang ihr an die Seite. Woldemar durchkreuzte einigemahl den Saal; dann kam er wieder geradezu auf Henriette, zog ſie bey Seite: „Ich muß, ſagte er, ich muß gleich dieſen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit.„ — „Das kann nicht ſeyn, erwiederte Henriette, mit einem äuſſerſt gefaßten Ton; auf den Abend, ſagt' ich Ihnen, dabey bleibts.„

Woldemar glaubte in ihrer Miene etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben, und gieng mit zerrißnem Herzen davon.

Der Reſt des Tages war für beyde entſetzlich. Woldemar ſtrengte ſich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch ſeine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar ſich noch ſichtbarer vergeſſen möchte; es däuchte ihr ſchon lange, alle Anweſenden ſeyen heimlich nur mit ihm und ihr beſchäftigt. — Und — weiter hinaus — der Ausgang! —

das Ende! — Und ohne weiteres — an sich die bloße Sache — Woldemar und Henriette in solchem Zustande, in solcher Lage? — Mit Qualen der Hölle folterte Beyde dies in gleichem Maaß.

Nachdem die Gesellschaft auseinander gegangen war, führte Woldemar Henrietten nach Hause. Ihrem gepreßten Herzen war so Noth um Luft, und der Zwang neben Woldemar fiel ihr so unerträglich, daß sie (in einer fremden Sprache) schon auf der Straße anfieng sich ihm zu eröffnen, und so ununterbrochen fortfuhr bis hinein in ihr Kabinet. Sie fühlte nicht die mindeste Zurückhaltung mehr, konnte alles nach der Reihe jezt klar heraussagen von Anfang bis zu Ende: was für häßliche Gerüchte entstanden seyen; wie ihr dieselben zu Ohren gekommen; was sie dabey empfunden; was sich nachher in ihr zugetragen; was sie darauf an ihm beobachtet habe; — und nun den ganzen gegenwärtigen Zustand ihrer Seele.... „Dem Himmel sey Dank, fuhr sie fort, daß es noch eben zu rechter Zeit zu einer Erklärung unter uns gekommen ist; aber nun, lieber Woldemar, auch in unserm Leben keine wieder! Lassen Sie uns, was unser äußeres Betragen gegen einander betrifft, einige Schritte rückwärts thun. Seit Allwina ihre Frau ist, und schon etwas vorher, haben wir unvermerkt angefangen uns weniger in diesem Stück zu beobachten. Dies unschul-

dige Vergessen war so natürlich, es floß so unmittelbar und rein aus den Wendungen unserer Verhältniße, aus unserer ganzen Lage, war so schicklich zu den Bedürfnissen von Allwinas Herzen — war durchaus so schön — O ich freue mich — ja, ich freue mich auch der Lästerungen, die über mich ergangen sind, weil sie mir darthun, daß ich gerade die Tugenden, welche die Verläumdung mir abspricht, in höherem Grade besitze; daß ich weit besser bin, einen viel höheren Rang habe, als ich selber wußte. — Doch dies gehört so eigentlich nicht hieher. — Aber genug, und es komme woher es wolle, wir geben Aergerniß; und dieser Vorwurf soll auf unserer Freundschaft, da sie dessen sehr wohl ohne seyn kann — wenigstens durch meine Schuld nicht haften. — O ich möchte auf jedweden den Seegen bringen können, daß ihm das Heilige, daß ihm die Unbefleckbarkeit einer solchen Verbindung offenbar würde. Vor allem ist mir daran gelegen, daß in meiner eigenen Seele nichts ihr Bild entstelle; und ich habe ihnen vorhin gesagt, was die verkehrten Urtheile der Leute für eine Würkung auf meine Phantasie gemacht haben. Wenn es Schwachheit von mir ist, so haben Sie Nachsicht damit; ich bin kein Mann. Auch dem Manne wird es nicht an Betrachtungen und Gründen fehlen, meinen Vorschlag zu genehmigen. Und so sey denn dies hiemit festgestellt. — Unsere Freundschaft ist zu tief gegründet

gründet und zu wohl bewährt, als daß ich mich nicht der Anmerkung schämen sollte, daß sie nicht den mindesten Abbruch hiebey zu befürchten habe; was geht sie im Grunde dies alles an?„

Hier zog Woldemar seine Uhr aus der Tasche: — „Schon so spät!„ sagte er, seinen Sitz verlassend — und indem er mit dem Hut in der Hand auf Henriette zurück kam — „Ich werde mich Ihren Wünschen gemäß verhalten, liebe Henriette. Alles was Sie mir gesagt haben, war mir — theils neu, theils ganz unerwartet. Sehr gut, daß Sie sich gegen mich äußerten; ich begreiffe Sie vollkommen und habe nichts einzuwenden; wie gesagt, Sie können sich darauf verlassen, daß ich mich nach ihren Wünschen fügen werde.„ — Er reichte ihr die Hand: „Ich muß eilen; schlafen Sie nun recht wohl, meine gute Henriette!„ — Sie bot ihm eine Umarmung, die er annahm, aber etwas frostig; und damit wie ein Blitz zur Thür hinaus, und die Treppe hinunter.

Ueber alles was Henriette gesprochen, hatte er, während dem Anhören, wenig bey sich festsetzen können; er war lauter Verwirrung gewesen, lauter Verlegenheit, wie er sich äußern sollte, im Fall er sich dazu gezwungen sähe; und darum war er so schnell entwichen.

Vor dem Hauſe blieb er einige Augenblicke ſtehen. — Ach! all die Lieb' in ſeinem Herzen! — All die Liebe die er genoß — in grenzenloſem Vertrauen! — All der Friede! — ſo angefochten? ... gewogen — gewagt — der Zerrüttung ausgeſezt!„ ... Dann lief er ſchnell die Straße hinab, die folgende eben ſo, und weiter bis auf den Platz vor der Pfarrkirche, — da hielt er.

Hier, im Freyen, breitete er ſich, rund um, der Luft entgegen. — Die Stille der Nacht wollt er haſchen — und den Raum der Himmel.

Das gelang ihm; er fühlte Erquickung. Gelaſſenheit und Ruhe giengen, wie Sternenhelle, in ſeiner Seele auf. Und nun hatte er Muth, Henriettens ganzen Vortrag ſich zu wiederholen.

Woldemar fühlte die mehreſte Zeit lebhafter, was andre angieng, als was ihn ſelber betraf; nichts war leichter als ihn zu ſeinem eigenen Nachtheil einzunehmen. Dieſe ungemeine Gutherzigkeit verläugnete ſich auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Die Vorſtellungen ſeiner Freundin hatten Eindruck auf ihn gemacht. Indem er ſie von neuem ernſtlich überdachte, wurde er allgemach in Henriettens Parthey hinübergezogen; er ſezte ſich ganz an ihre Stelle, und vertrat ſie mit ſolchem Eifer, daß ihre Sache bald anfieng ein unverwerfliches Anſehen zu

bekommen. Nun wanderte er getrost nach Hause, wo ihn Alluvina mit Schmerzen erwartete, weil er sie wegen seines Befindens in Sorge gesezt. Sie freute sich ihn so wohl zu finden. Er brachte noch eine Weile in liebevollem Geschwätz mit ihr zu, eh' er sich zur Ruhe begab, und hatte keine schlimme Nacht, nur dauerte es ein wenig bis er einschlafen konnte, und er war früh wieder munter. In Ansehung Henriettens sah' er nicht anders, als den Abend zuvor. Etwas weh mußte ihm freylich das Herz noch thun von den vielen Leiden, die es erduldet hatte; und auch regte sich darinn noch dieser und jener kleine Vorwurf, hauptsächlich ihres Betragens halben am vorigen Tage, und wegen der Art, wie sie sich gegen ihm erklärt hatte. Entschuldigen — zur Noth — konnt' er auch das — nach dem Uebrigen; aber ein gewisser Unmuth blieb in seiner Seele, der war nicht zu verdrängen.

Henriette eilte, gleich nach dem Frühstück ihn zu besuchen. Er saß bereits oben in seinem Cabinet. Da hörte er sie! hörte — sie die Treppe hinauf fliegen, — und hin an sein Vorzimmer, — und die Thür öffnen und hinein rauschen, durch auf sein Kabinet zu. — Es war an seinem Herzen — wie wenn ein Damm durchgeht. Unverwandt blieb er vor seiner Arbeit sitzen. Henriette faßte mit ihrer linken Hand seine rechte Schulter, und senkte sich hinüber

hinüber vor ihn, und ſchaute ihm mit ſo freyer, froher Liebe ins Geſicht, daß er davon außer ſich geſezt wurde. Der ganze Himmel, den ihm das Mädchen geſchaffen hatte, that ſich weit vor ihm auf; kaum widerſtund er ſie an ſich zu herzen, und eine Fluth von Thränen die ihn drängte über ſie hinſtrömen zu laſſen. Aber er hielt ſich; ermannte ſich zu heiterm Blick und annehmlichen Lächeln, und that einen Augenblick, als zweifelte er, ſie umarmen zu dürfen. Indem hatte Henriette ihm ſchon die Wange gereicht. — Damit ſtand er auf und fieng an ſich freundſchaftlich mit ihr über verſchiedenes zu unterreden. Etwas fehlte doch, daß es nicht ganz im alten herzlichen Ton war. Woldemar merkte wie er je länger je mehr davon abwich; wie er ſich immer weiter zurück zog; aber er konnte ſich nicht zwingen anders zu ſeyn. Ihn deshalben anzugehen trug Henriette Bedenken, zumahl da er allen Anlaß durch ein freyes ungezwungenes Weſen zu entfernen bemüht ſchien.

Sie ſprachen eben von einer Reiſe, welche Allwina mit ihrer jüngern Tante vor hatte, als jene dazu kam. Dieſe Reiſe war beſtändig verſchoben worden; ſie ließ ſich weiter nicht hinausſetzen; übermorgen mußte ſie vor ſich gehen. Hierauf brachte Allwina hundert Gründe herbey, warum Henriette ihr heute und den ganzen folgenden Tag nicht von der Seite

weichen dürfte. Henriette ſagte ihr noch hundert andre dazu, und ward, halb erſtickt von Küſſen, im Jubel hinweg geführt.

Woldemar gieng wieder an ſeine Arbeit, nahm die Feder voll Dinte, und ſezte ſie an, als ob ſein Geiſt in der beſten Bereitſchaft ſich befände und ihn die Gedanken übereilten. Aber alles fand er getrennt in ſeinem Kopf, und je mehr er ſich bemühte ſeiner Zerſtreuung abzuhelfen, je ſchlimmer ward es damit.

„Nun dann! — ſagte er endlich zu ſeiner Phantaſie, indem er die Arbeit wegſchob und ſeinen Stuhl herumrückte, — nun, was iſts? Ich will es denn lieber einmal geduldig anhören und damit ein Ende!

„ . . . Das — und das da — und dies — und alles: das wußt ich ja ſchon? das iſt ja hin und her gedacht genug! — Was ſolls? — Henriette bleibt ein vortrefliches Geſchöpf, wenn ſie mir auch noch weher gethan, noch viel ärger gegen meinen Sinn gehandelt hätte. Ich brauche mich nur an ihre Stelle zu ſetzen, nur zu bedenken daß ſie ein Mädchen iſt, zu erwägen, was überdem unſer beyder Charaktere für Verſchiedenheit mit ſich bringen: ſo kann ich ſie über alles rechtfertigen; ſo muß ich ſie durchaus entſchuldigen. — Wer gefehlt hat, das bin ich; daß ich nicht früher dies in Betrachtung zog, — ſo in den Tag hinein lebte, als ob . . „

Hier

Hier ſtockte Woldemar. — Er wollte fliehen vor dem Wetter, das ein ferner Blitz ihm verkündigte, — ein ferner Blitz und dumpfes unendliches Donnergerolle hinter ihm her. Aber wer kann ſich erwehren umzublicken im Fliehen; und wen ereilts nicht?

Als ob! ... Das war Täuſchung alſo — daß wir Ein Herz, Eine Seele, — Eins in allem uns fühlten? Ich muß aus mir herausgehen, als aus einem Fremden, und mich in ihre Stelle verſetzen. Verſetzen! — Henriette iſt mir ein Anderer; Henriette iſt wider mich. Hin iſt unſre Einmüthigkeit, unſre Eintracht: um ihr gut bleiben zu können, muß ich vergeſſen wie ganz ich ſie für meine Freundin hielt — wie ganz ich ihr Freund war; — — endlich das gefunden zu haben meynte, und darinn — ewigen Frieden mit den Menſchen.

Woldemar dachte dieſes nicht ſo klar, nicht ununterbrochen in dieſer Folge; es wirrten ſich nur ſeine Vorſtellungen ohngefähr auf ſolche Art und zu ſolchem Erfolge in einander, indem er ihrem Aufkommen und ihrer Verbindung mit Gewalt entgegen ſtrebte. Die freyeren Bewegungen ſeiner Seele würkten alle Henrietten zu Liebe; und am Ende, wenn ſie auch nicht ganz die Oberhand bekamen, ſo blieb es doch dabey, daß ſie ihnen gebührte, daß ſie dieſelbe haben müßten und ſollten.

Varro.

Eines gewiſſen Varro's Bedienter, gnädiger Herr.

Iſidor.

Von Iſidor, er bittet um ſchleunige Bezahlung.

Caphis.

Wenn Euer Gnaden die Noth wüßte, worinn mein Herr ſtekt. --

Varro.

Die Verſchreibung, gnädiger, Herr, iſt ſchon vor ſechs Wochen verfallen --

Iſidor.

Euer Haushofmeiſter weißt mich ab, und ich bin ausdrüklich zu Euer Gnaden geſchikt worden.

Timon.

Laßt mich nur zu Athem kommen, -- (zu ſeinen Begleitern.) Ich bitte euch, meine wertheſten Herren, gehet hinein, ich werde euch in einem Augenblik aufwarten — (Die Lords gehen ab.) Kommt hieher; (zu Flavius) Wie geht das zu, daß ich auf eine ſo ſchimpfliche Art mit ungeſtümen Anfordrungen wegen Schulden, verfallnen Handſchriften, und Vorenthaltung längſt richtig zumachender Zahlungen angefallen werde?

Flavius.

Mit eurer Erlaubniß, meine Herren; es iſt izt keine

gelegne

Von diesem Gemüthszustande wurde seine Aufführung gegen Henriette der vollkommenste Abdruck. Er besaß eine ungemeine Stärke, die Bewegungen seines Herzens aufzuhalten, seinen Leidenschaften den sichtbaren Ausbruch zu verwehren, und sie sogar, auf kurze Zeit, wo nicht zu unterdrücken, doch außerordentlich zu schwächen. Gewöhnlich kostete es ihm auch nachher wenig Mühe, wenn er es für gut fand, seine Aufmerksamkeit ganz von den Gegenständen, die ihn erschüttert hatten, abzulenken.

Allwina, den Abend vor ihrer Abreise, übertrug ihrer Freundin Woldemars Verpflegung. — „Es ist „nur, sagte sie scherzend, daß du nicht vergißt, daß „du für zwey stehst, für dich und mich. Du hast „noch keinmahl so viel auf dir gehabt, daß weißt „du doch? Bedenk es nur recht! Wenn ich höre „daß mich Woldemar gemißt hat! — ich verzeihe „dirs in Ewigkeit nicht!„

Damit ergriff sie, in liebevollem Auffahren, mit dem einen Arm die Freundin, mit dem andern den Mann, und herzte sie gegen einander, und drückte sie an sich aus allen Kräften; und indem sie nachließ, zerfloß in Englisches Lächeln ihr Gesicht: und an ihm herab sah man — wie wenn eine sonnichte Wolke sanft und schnell sich ergießt — Thränen der Zärtlichkeit und der Freude rinnen.

Henriette

Henriette begab ſich am folgenden Morgen mit bangem Herzen zu Woldemar. Sie hatte genug empfunden, daß tief in dem ſeinigen etwas gegen ſie arbeitete; — ſie liebte ihn ſo ernſtlich und ſo ſchön — und wußte ſich keinen Rath. Denn womit hatte ſie ihn beleidiget? Wie hätte ſie anders handeln, anders ſich erklären können? — Eine abermalige Erklärung? — wohin ſollte die gehen? — Woldemar hatte Unrecht; er hatte ſo gewiß — o, er hatte ſo offenbar Unrecht — daß man es nur ihm ſelbſt überlaſſen mußte, darüber die Augen zu öffnen.

Henriette weinte bitterlich, indem ſie dieſes überdachte. Seufzer auf Seufzer preßten ſich aus ihrer Bruſt mit unendlichem Weh. Ohne Woldemars Freundſchaft wurde ihr das Leben zu nichts. Und dieſe Freundſchaft ſtand in Gefahr. Und ſie mußte ſie der Gefahr überlaſſen. — „Lieber mag der Himmel ſie mir rauben, ſagte ſie bey ſich ſelbſt, als daß ich ſie verderbe!„

Woldemar hatte ſchon einige Stunden einſam, in tiefen Gedanken und voll Unruhe, zugebracht. Sein holdes liebes Weib war früh vor Anbruch des Tages von ihm geſchieden. Es war am Anfang des März. Dieſe Trennung hatte ihn ſonderbar gerührt. Um und um ſchlug ſein Herz von Liebe; — um und um, gegenan die erſtarrende Mitte, wo Mißmuth

über allgemeinem Unglauben brütete und der erſchrecklichſten Verzweiflung.

Er war zu lange glücklich geweſen; war zu ſehr von den ſüſſen Gefühlen erwiederter herzlicher Zuneigung und innigen Vertrauens durchdrungen worden, als daß die entgegengeſezten bittern Gefühle ſich ſodald ſeiner ganzen Seele hätten bemeiſtern können. Die Menge, die Lebhaftigkeit der Erinnerungen, die ganze Magie der Einbildungskraft, alles würkte vorzüglich auf jene Seite.

Was ihm nach Allwinas Entfernung zuerſt begegnete, waren verſchiedene Sachen auf ſeinem Tiſche, die für Henriette dalagen. Das machte ihm die Vorſtellung auffallend, daß ſie, nach Verlauf von ein Paar Stunden, bey ihm ſeyn und gewiſſermaßen ihre Wohnung aufſchlagen würde. Er hatte eine Menge zärtlicher Aufträge an ſie von Allwina. Und dann ſollte er ja ihr dies und das erzählen, welches den Abend vorher, nachdem ſie ſchon weggeweſen, und den Morgen früh, zwiſchen ihnen war geredet worden, worunter manches ſcherzhafte ſich befand, und das auf länger und kürzer Vergangenes in mannichfaltiger Beziehung ſtund.

Woldemar ſaß da, — unterdeſſen heiter der Tag heran lichtete, — hinträumend über das alles; und fühlte, wie ſehr er ſich izt auf Henriettens Ankunft

freuen

freuen würde, wenn er freyen Muthes gegen ſie wäre.

Dieſe Vorſtellung nahm überhand, und wurde lebhafter mit jeder neuen Lichtung des Himmels. — Endlich fiengen ſeine widerwärtigen Grillen ihm an ſo läſtig zu ſcheinen, er mußte ſie ſo von ganzem Herzen verwünſchen, daß er ſo gut als entſchloſſen wurde, ſie, im Fall der Noth, nur geradezu von ſich abzuwerfen.

Er befand ſich hiezu durchaus in der günſtigſten Stimmung. Noch war die Stelle warm, wo Allwina ihr untadeliches Herz an das ſeine gedrückt hätte. Es war ihm da ein Anſchauen von voller Liebe, von unverbrüchlicher Treue geworden, wovon ſeine Seele wie beſeſſen geblieben. Und auch ſein eigen Herz hatte er wieder ſtärker da gefühlt. Es hatte ihm gezeugt — es hatte, voll Entzücken, gen Himmel geſchworen, daß auf Menſchen Verlaß ſey.

Und zu dieſen Menſchen ſollte Henriette nicht gehören? ſeine Henriette? die Freundin ſeiner Allwina?

Unſinniger Verdacht! — Anſchwärzung, bloße Anſchwärzung! — Eigendünkel, Eigenſucht, Hochmuth, tyranniſches Weſen, verkehrter Sinn mußten da im Spiel geweſen ſeyn, die hatten ohne Zweifel ihn verblendet, ihn bethört! . . .

Gefehlt — etwas gefehlt konnte sie immer haben. — War er doch selber auch nicht ohne Schuld. Und somit sollte alles aufgehoben, alles vergessen seyn.„

Gegen die Zeit, da er Henrietten erwartete, legte er sich ins Fenster am ihr entgegen zu schauen. Es dauerte nicht lange, da sah er sie am Ende der Straße um die Ecke kommen. Henrietten, da sie ihn erblickte, fieng das Herz an stark zu pochen. Sie kam näher, sah sein heiteres Auge, sein wonnigliches Lächeln, und wußte nicht ob sie ihren Augen trauen sollte. Als sie nächst dem Hause war, grüßte er sie mit vertraulichem Nicken, sprang hinweg vom Fenster, und die Treppe hinunter an die Thür ihr entgegen. Sie war nie mit mehr Zärtlichkeit, mit mehr freundschaftlicher Wärme von ihm empfangen worden. „Nun geschwinde hinauf! sagte er zu ihr, komm!„ griff ihr unter die Arme, und oben in einem Flug!

Henriette, die sich auf eine ganz andere Begegnung vorbereitet hatte, wurde bestürzt und gerieth in Verwirrung.

Auf einige Befremdung hatte Woldemar gerechnet, denn er wußte wohl, daß sein Unmuth die zwoen vorhergehenden Tage hindurch von Henrietten nicht hatte können unbemerkt bleiben: aber diese

Befrem-

Befremdung ſollte gleich darauf in Freude, und dieſe Freude in einen gewiſſen höhern Grad von Zärtlichkeit übergehen. Natürlich genug waren dieſe Erwartungen; aber der Gang, den Henriettens Empfindungen nahmen, war es nicht minder. Sie hätte nie an Woldemar dergleichen plözliche Abwechslungen von Laune (ſie konnte es nicht wohl anders nennen) wahrgenommen. Gegen ſie, nun gar, war kein Schatten jemals davon geweſen. Jezt gab es der ſonderbaren Erſcheinungen ſo viel! — Lauter fremde ungewöhnliche Dinge! — Alles ſo außerordentlich, ſo ſehr außerordentlich! — Wie das kommen — was doch in dem Manne vorgehen mochte?

Dieſe Gedanken, mit welchen ſich hundert andre verknüpften — und daß Allwina nicht da war — heute juſt verreiſt....

Des Hin- und Herſinnens war kein Ende; und ſie ſtand vor Woldemar ohngefähr eben ſo, wie vor zween Tagen Er gegen über Ihr geſtanden war.

Woldemar wollte lange das nicht ſehen. Doch er mußte wohl endlich. Aerger als alles war ihm eine gewiſſe Schüchternheit, ein gewiſſes Argwöhniſches, das aus ihrer zerſtreuten bedenklichen Miene hervorſchimmerte. Er rief, wie zu ewigem Bleiben, die widerwärtigen Vorſtellungen zurück, über die er die Verbannung ausgeſprochen hatte. Aber

noch

noch widersezte er sich ihrer Aufnahme, und eilte, Henrietten zur ältern Tante hinunter zu führen, bey welcher er sie zurück ließ.

Er brachte den ganzen Morgen mit allerhand kleinen, mehrentheils mechanischen Geschäften zu, bloß in der Absicht, um sich vom Nachdenken abzuhalten. Er hoffte auf günstigere Eindrücke, und wollte wenigstens den Verlauf dieses Tages, in Gelassenheit abwarten.

Es traf sich an diesem Morgen, daß er zu wiederholtenmahlen gestöhrt wurde, und er meinte jedesmahl, es sey ein Besuch von Henrietten. Aber sie kam erst Kurz vor Tische zu ihm herauf, und mit Biederthal, welcher Fremde von sehr guter Gesellschaft zum Nacht-Essen haben sollte, und sich Henriette und seinen Bruder dabey wünschte.

Woldemar hatte keine Lust; „er wäre heute früh auf gewesen„ — und dergleichen.

Biederthal erinnerte ihn, daß er immer früh aufstünde; und versicherte, man säh' ihm an, daß er Zerstreuung nöthig hätte.

Darüber lachte Woldemar.

„Aber ich denn, sagte Henriette, ich wenigstens brauche Zerstreuung. Ich weiß nicht, der Kopf ist

mir heute ſo ſchwer, ich bin ſo trübſinnig; dieſe Parthie käme mir gerade recht, wenn ſie mit ſeyn wollten.„

„Was hindert, antwortete Woldemar, daß Sie ohne mich gehen?„

„Das wiſſen Sie nicht? erwiederte Henriette. Sie ſind ja heute von ſehr ſchwerem Begriff. — Ey nichts, als daß ich dann keine Luſt mehr dazu hätte. — Nun, ſchlagen Sie ein, lieber Woldemar! Erſparen Sie mir den Verdruß, daß ich meine ſchale Laune Sie mit verſtimmen ſehe. Sie kennen mich darinn, daß mir nichts ſchlimmeres begegnen kann. — Und, wie käm ich bey Allwina zurecht? — Nicht wahr, Kleber, wir gehen mit einander — Sie thuns?„

„Ja, ja! ſagte Biederthal, und fiel ihm um den Hals; ich ſeh ſchon, er thuts.„

Indem kam ein Bedienter, zu melden, daß aufgetragen ſey.

„Nein, er thuts nicht! rief Henriette, er thuts nicht, Biederthal, wenn Sie mir abſchlagen uns dieſen Mittag Geſellſchaft zu leiſten. — Nicht wahr, lieber Woldemar, Sie thuns nicht? — Sie haben noch nicht feſt verſprochen?

„Recht,

„Recht, recht! sagte Biederthal, thu es nicht, ich muß bleiben!„ — Und hierauf zu Henrietten: „daß man es sich um Euch Mädchen doch überall muß so sauer werden lassen!„

Die Mahlzeit lief sehr vergnügt ab. Biederthal war äußerst munter und zeigte sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Er hatte es hauptsächlich mit Henrietten zu thun; und sie ließ sich angelegen seyn, so hart es ihr fiel, seine Laune zu unterhalten. Woldemar stimmte mit ein, so gut er konnte. Die Fröhlichkeit und die vortreflichen Einfälle seines Bruders, und Henriettens zauberischer Witz, rissen ihn gewissermaßen hin; er fühlte würkliches Ergötzen. Aber des Stachels in seinem Herzen wurde er darum nicht weniger gewahr. Der traf — sachte immer tiefer wühlend — ihm zuweilen so scharf ins Leben, daß er Mühe hatte, einigemahl mitten im Lächeln nicht einen lauten Seufzer auszustoßen.

Nach dem Essen ließ Henriette sich von Biederthal nach Hause begleiten, weil sie ihren Kopfputz noch besorgen und sich ganz frisch ankleiden mußte. Abends, um sechs Uhr, sollte Woldemar mit dem Wagen kommen, sie nebst Dorenburg und Caroline abzuholen.

Woldemar'n schauderte vor den Gedanken, die ihn jezt von allen Seiten angehen würden; dennoch

noch beſchloß er, ſich ihnen getroſt auszuſetzen, keinem davon den Zugang zu verſagen.

Sie kamen. Kamen auch in Menge, aber nicht ſtürmiſch: langſamer nahten ſie ſich und in einer gewiſſen Ordnung.

Sein Geiſt wurde ruhiger.

Und ſein Herz — das war von den heftigen tiefen Erſchütterungen, die es, Stoß auf Stoß, erlitten, beſonders von den plötzlichen Abwechſelungen des heutigen Tages dergeſtalt auseinander, daß es ſich ſelber kaum mehr zu fühlen im Stande war.

Alſo ſezte Woldemar ſich hin, und gieng die Aufführung ſeiner Freundin durch, von dem heutigen Tage an bis auf denjenigen, wo ſie in des alten Hornichs feindſelige Hände ihm entſagt hatte. — Der Schluß fiel dahin aus: Daß er in ſeiner Meynung von Henriette geirrt habe. Und das Herz brach ihm nicht davon.

Er ſtund auf, ließ ſich ankleiden, und befahl um die geſezte Stunde den Wagen. Es war nicht mehr lange hin. Mittlerweile gieng er in ſeinem Zimmer auf und ab. Eh' er ſichs verſah, hörte er den Wagen aus der Remiſe ſprengen. Der Wagen kam vorgerollt, und ſtand gerade unter ſeinem Fenſter. Da fuhrs ihm durch alle Glieder.

gelegne Zeit für euer Geſchäfte; wartet bis nach Mittag, damit ich Seiner Gnaden inzwiſchen begreiflich machen kan, warum ihr noch nicht bezahlt ſeyd.

Timon.

Thut das, meine Freunde. (Zu Flavius.) Seht, daß ihnen wohl begegnet werde.

[Timon geht ab.]

Flavius.

Ich bitte euch, kommt herein.

[Flavius geht ab.]

Dritte Scene.

Apemanthus und ein Harlequin zu den Vorigen.

Caphis.

Wartet, wartet, hier kommt der Narr mit Apemanthus, wir wollen ein wenig Spaß mit ihnen haben.

Varro.

An den Galgen mit ihm, er wird uns eins anhängen.

Iſidor.

Daß ihn die Peſt, -- den Hund!

Varro.

Wie geht's, Narr?

Apeman-

„Hinfahren zu Henrietten — Mit ihr — und Carolinen und Dorenburg zu Biederthal? — Dort die glänzende Gesellschaft; die erleuchteten Zimmer; das Geräusch; Spieltische; — ein Gastmahl — Gespräch — Scherz — Fröhlichkeit — Lachen!„ — Es war unmöglich, er konnte nicht hin!

Doch ließ er den Wagen eine gute Viertelstunde halten. Er hatte eine Menge Bedenklichkeiten, über die es ihm schwer fiel hinweg zu kommen. — Endlich befahl er wegzufahren, und gab einen Bedienten mit, der ihn entschuldigen sollte: „er habe Kopfschmerzen bekommen, mit denen er sich nicht getraue in Gesellschafft zu gehen, und sey Willens sich ganz früh nach Bette zu machen, u. s. w.„

Hierauf eilte er, sich die Kleidung vom Leibe zu schaffen, und sich von Kopf bis zu Fuß in sein Nachtzeug zu stecken, damit, wenn etwa noch sollten Anschläge auf ihn gemacht werden, er denselben deste zuverläßiger entgienge.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen zurück, und der Bediente hatte Woldemarn viel zu berichten: wie sehr man seine Unpäßlichkeit bedauere; wie mißvergnügt über seine Absagung sich besonders Henriette bezeugt habe. Sie ließ ihm ausdrücklich wissen: daß ihr alle Freude auf diesen Abend dadurch verdorben sey.

„All

„All ihre Freude auf diesen Abend verdorben„ — wiederholte Woldemar bey sich selbst; — „das mag wahr seyn! — und so ein Abend kann einem lang fallen. — So Ein Abend. — — Aber ich? — Und hundert Abende! — hundert Abende und Morgen! — zehntausend! — — Und die alle — so glücklich seyn sollten! — — Die schönen reichen Blüthen alle. . . O!„

Sein Herz wurde plötzlich weich; und es fehlte wenig, daß er laut wie ein Kind zu weinen angefangen hätte.

„Aber wie nun auf einmal wieder so ganz dahin?„ — fragte er sich. — „Erst heute Morgen noch so voll Muth, so voll Glauben! . . .„

Diese Betrachtung fesselte seine Aufmerksamkeit. Er sann jenem Zustande nach; suchte die Ideen und Empfindungen, welche ihm denselben zuwege gebracht hatten, in sich zu erneuern, und versenkte sich mit ganzer Seele in ihren Begriff.

„Freylich!„ sagte er, „das ist und wird seyn, daß Henriette zu den Besten ihrer Gattung gehört. — Ich kann mich auf ihre Tugend, auf ihre Freundschaft (wie andre, — auch vortrefliche Menschen diese Worte nehmen) verlassen. — Nur ist auch Sie nicht — was ich schon lange zu suchen aufge-

geben hatte; — was ich endlich — gefunden zu haben meynte: — nicht die Eine, die Meine.

Was feſt, was unwandelbar macht; diejenige Treue, die keine Tugend — die allein Stärke, Lebhaftigkeit und Tiefe des Sinnes iſt — gebricht ihr.

Wie fern — daß ihr Herz wie das Meinige empfände! — Sie weiß nichts davon, daß ſie von mir abgewichen iſt — Fühlt nicht das Widrige, das Unerträgliche darinn: zweymahl in eine Parthey gegen mich — wo nicht getreten — doch wenigſtens verflochten worden zu ſeyn. — Konnt' es wagen, konnt' es über ſich bringen, bey mir in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Leute zu entgehen! — Konnte gegen Freundſchaft, gegen die Ruhe meines Lebens, andre Dinge auf die Wage legen — ſo kalt!...

Wie Manches ihr mehr gelten muß, als meine Liebe; — wie manches ſie ärger ſchrecken — als dieſer Liebe Tod! ...

Es mag ſeyn, daß ſie dadurch, daß ſie tadelhaft vor mir iſt, vor allen andern Menſchen deſto untadelhafter erſcheint; — es mag oder nicht! — Hier iſt davon allein die Frage: was eine Seele von der meinigen unzertrennlich macht. — Das hat die Ihrige nicht! Die Möglichkeit, daß ſie von

mir

mir abfallen könne, liegt am Tage. Wir haben würklich den Fall, daß ich ihr eine Art von Eckel, von Widerwillen errege. — Sie hat mir verheelt; ſich gegen mich verſtellt — Ränke gebraucht — Lügen geredet — Zweifel und Mißtrauen gebrütet — hat uns entzweyt!

Und hätte ſie nun eben dadurch auch den Himmel verdient — und wäre ſie das Erſte unter allen menſchlichen Weſen: ſo könnt' ich ſie — wohl eine Heilige nennen — Freundin aber nicht — Wir wären nicht minder abgeriſſen von einander — ich deſto härter nur verſtockt allen Freuden, auf ewig!

(Die Fortſetzung nächſtens.)

IV.

Fortſetzung der neueſten politiſchen Gerüchte.

Portugall.

Der Tod des Königs Joſeph I. den man lange vorhergeſehen hatte, erfolgte endlich am 24ſten Febr. 1777. Seine ſiebenundzwanzigjährige Regierung iſt durch das ſchreckliche Erdbeben, das Liſſabon am 1ſten November 1755 zerſtörte, durch die Conſpiration von 1758, die

muthige Verbannung der Jeſuiten, und die ruhmwürdigen Bemühungen des Markis von Pombal, die Staatsökonomie des Reichs zu verbeſſern, die ſchädliche Macht der Geiſtlichkeit einzuſchränken, den Geſchäften Ordnung, der Handlung eine vortheilhaftere Wendung für Portugall zu geben, ohne Zweifel die merkwürdigſte, die dieſes Reich von dem Hauſe Braganza ſeit 137 Jahren erhalten hat.

Die älteſte Tochter des verſtorbenen Königs, **Maria I.** und ihr Gemahl **Peter**, Bruder des Königs, ſind in der Regierung gefolgt. Dies iſt das erſte Beyſpiel, daß eine Prinzeßin als Königin nicht als Regentin Portugall beherrſcht (*). Ihr Recht iſt in den bekannten Reichsgrundgeſetzen von **Lamego** 1143 gegründet genug. In dieſen iſt die Thronfolge ſo genau

und

(*) Der einzige Fall, wo eine Dame nicht als Regentin, aber doch gewiſſermaſſen im Nahmen einer andern Dame regierte, iſt der von 1383. Ferdinand des III. Tochter Beatrix wurde an Johann von Caſtilien mit der Bedingung vermählt, daß ihre Kinder in Portugall ſuccediren, bis zu deren Majorennität aber die Königin Eleonora, Ferdinands Gemahlin, regieren ſollte. Portugall befand ſich aber damals zu ſehr im Stande der Anarchie, und die Nation widerſezte ſich mit glücklichem Fortgang ſo früh der Ausführung dieſes Vorſchlags, daß man weder Eleonora noch Beatrix in der Reihe der Beherrſcher von Portugall mitzählen kann.

und ſo eigentlich von den Repräſentanten des Volks mit einer ſo naiven Simplicität abgefaßt worden, daß es vielleicht manchen Leſern des Merkurs — deren Sache eben nicht ältere europäiſche Geſchichte iſt — nicht unlieb ſeyn wird, hier einige Originalſtellen aus dieſen Geſetzen zu leſen, und zu ſehen, wie beſtimmt und deutlich die Portugieſen des 12ten Jahrhunderts ſich und ihren Nachkommen zu ewigen Zeiten ein Geſchlecht von Herren erwählten.

Bald nach der Schlacht bey Ourique, wo die Saracenen wunderthätig geſchlagen wurden, und wo Chriſtus am Kreuz in der berühmten Erſcheinung dem Graf Alphons I. von Portugall befahl ſein Land zu einem Königreich zu erheben, und ihm ſogar das Wappen des Reichs vorſchrieb — Bald nach dieſer Schlacht 1143 verſammlete Alphons die Erzbiſchöffe, Biſchöffe und die Edlen des Reichs und Abgeordneten der Städte und eine Menge Mönche und Geiſtliche, um mit ihnen über die Regierung und Thronfolge bleibende Einrichtungen zu machen. Der Procurator Regis zeigte die päbſtlichen Bewilligungsbriefe vor, und fragte die Verſammlung: Vultis quod ſit Alphonſus Rex? und ſie antworteten alle: Nos volumus quod ſit Rex. Der Procurator frug weiter: Quomodo erit Rex, ipſe et filii eius, aut ipſe ſolus Rex? und das Volk antwortete: Ipſe in quantum viuet et filii eius poſteaquam non vixerit. Es ſezte noch hinzu: Nos ſumus omnes cum

filiis, filiabus, neptibus et nepotibus ad veſtram mandare. Sonderbar iſt es freylich, daß Menſchen jemahls auf den Einfall kommen konnten, ſich ſelbſt und ihre Nachkommen den Nachkommen eines aus ihrem Mittel zu unterwerfen; noch mehr, daß die Vornehmſten und meiſten der Geſellſchaft, die dies hier im Nahmen der ganzen Nation that, von Söhnen, Töchtern und Enkeln nicht rechtmäßig reden durften; daß Menſchen, denen man nicht erlaubte ſich fortzupflanzen, doch den größten Antheil an Beſtimmung der Rechte ihrer Mitbürger, und ſogar der Nachkommen derſelben, hatten.

Dieſe Verſammlung beſtimmte indeß ferner, daß allemal der erſtgebohrne Sohn, und wenn dieſer bey Leben des Vaters ſtürbe, der zweyte, dritte ꝛc. der rechtmäßige Nachfolger ſeyn ſollte. Wenn der König ohne Söhne ſtürbe, aber einen Bruder hinterließe, ſollte dieſer nachfolgen. Aber hier machten die Repräſentanten des Volks eine Gränze. Der Sohn des Bruders ſollte nicht nachfolgen, wenn er nicht ausdrücklich von den Ständen erwählt wäre: ſi fecerint Regem, erit Rex, ſi non fecerint, non erit Rex.

Hierauf brachte der Procurator Regis die Unterſuchung wegen der Nachfolge der Töchter vor: ſi vultis quod intrent filiae eius in haereditatibus regnandi et ſi vultis facere Leges de illis? Hierüber wurde

viele

viele Stunden gezankt, endlich kam die Antwort: Etiam filiae Domini Regis ſunt de lumbis eius et volumus eas intrare in regno, et quod fiant Leges ſuper iſtud.

Dieſe Geſetze beſtehen nun darinn, daß die Tochter allemahl folgen ſolle, wenn ein König ohne männliche Erben abgehe, doch mit der Bedingung: Non accipiet virum niſi de Portugal Nobilis, et talis non vocabitur Rex, niſi poſtquam habuerit de Regina filium Varonem, et quando fuerit in Congregatione maritus Reginae ibit in manu manca, et maritus non ponet in Capite coronam regni.

Noch wurde hinzugeſetzt: Sit iſta Lex in ſempiternum, quod prima filia Regis accipiat maritum de Portugalle, vt non veniat regnum ad extraneos et ſi caſauerit cum Principe extraneo, non ſit Regina, quia nunquam volumus noſtrum regnum ire for de Portugalenſibus qui nos ſua fortitudine Reges fecerunt, ſine adiutorio alieno per ſuam fortitudinem et cum ſanguine ſuo.

Dieſe Geſetze müſſen eben izt deſto intereſſanter ſeyn, da nach mehr als ſechs Jahrhunderten zum erſtenmal der Fall zutrifft, daß eine Prinzeßin nach dieſen Geſetzen zur Thronfolge kommt, da ſie die Bedingung derſelben durch Vermählung mit ihrem Vaters-Bruder erfüllt hat. Eben ſo merkwürdig iſt, daß hier gerade

die beyden Personen zusammen treffen, denen die Lamegischen Gesetze, bey Abgang des männlichen Stammes, den Thron zuerkennen. Desto eher würden sie sich allenfalls vergleichen, wenn man vielleicht glauben könnte, daß der Fall: Wer bey Abgang des Mannsstamms eher folge, Bruder oder Tochter? in den Lamegischen Gesetzen nicht völlig entschieden sey. Fast wäre ich geneigt dieses zu glauben. Denn schon im 5ten Artikel wird der Bruder zum Thronfolger, auf den Fall daß Söhne fehlen, ernennt; und erst im 7ten Artickel wird auch den Töchtern die Nachfolge versichert, auf den Fall, si Rex non habuerit masculum. Es scheint also nicht genau bestimmt, wer den Vorgang habe, der Bruder, oder die Tochter.

Bisher ist dieser Fall noch nicht vorgekommen, auch finde ich desselben bey keinem Portugiesischen Publicisten erwähnt. Indeß scheint freylich allemahl das grössere Recht auf Seite der Tochter, deren Thronfolge unmittelbar auf den Abgang der Söhne, obgleich der Ordnung des Gesetzes nach, später als das Recht des Bruders, festgesezt wurde.

In gegenwärtigem Fall ist es auch so entschieden. Die Königin Maria und mit ihr ihr Gemahl regieren Portugall; der leztere hat sich den Titel König auch schon durch die Erzeugung mehrerer Söhne erworben.

Der

Der älteſte derſelben, der bisherige Prinz von Beira, (izt Prinz von Braſilien) hat ein unſtreitiges Recht zur Nachfolge von ſeiner Mutter, da er ſonſt, wenn er nur Sohn vom itzigen König wäre, noch der Erwählung der Stände bedurfte, die ſeit der bekannten Entthronung Alphons VI. und Erwählung Peters II. keine Gelegenheit gehabt haben, das Recht zu gebrauchen in zweifelhaften Fällen über die Thronfolge zu entſcheiden, welches ſie ſich bey Erhebung des Hauſes Braganza auf den Thron ausdrücklich angemaßt, und durch die ſtillſchweigende Billigung Johann IV. würklich erhalten haben.

Der Ausdruck dieſes Rechts in dem Manifeſt von 1641. macht von den Einſichten und dem edlen Freyheitsgefühl, das die Portugieſiſchen Stände belebte als ſie das verhaßte Spaniſche Joch abwarfen, ſehr vortheilhafte Begriffe. Sie ſagen in dieſem Manifeſt ausdrücklich, daß das Recht der höchſten Gewalt ihnen als Repräſentanten des Volks gehöre. Sie ſehen es als eine unzweifelhafte Rechtswahrheit an, que le Royaume et les trois Etats ſont en droit de juger et de prononcer ſur la ſucceſſion legitime du meme Royaume, toutes les fois qu'il nait quelques difficultés et quelques doutes entre les Pretendans, au Sujet du defaut de deſcendant du dernier Roi, qui en a eté Poſſeſſeur; et encore lors qu'ils ont reſolu de s'affranchir de la domination des Rois,

Apemanthus.

Redſt du mit deinem Schatten?

Varro.

Ich rede nicht mit dir.

Apemanthus.

Das iſt wahr, du redſt mit dir ſelbſt. Komm, laß uns gehn. (Zum Narren.)

Iſidor.

Der Narr hangt ſchon an deinem Rüken.

Apemanthus.

Nein, du ſtehſt einzeln.

Caphis.

Weil du noch nicht an ihm biſt. Wo iſt der Narr hingekommen?

Apemanthus.

Er hat die lezte Frage gethan. Arme Schelme und Wucherers Sclaven! Kuppler zwiſchen Geld und Mangel!

Alle.

Was ſind wir, Apemanthus.

Apemanthus.

Eſel.

Alle.

qui par leur mauvais Gouvernement ſe rendent indignes de la Royauté. Dieſes Recht des Volks und ſeiner Repräſentanten iſt unſtreitig in dem Weſen jedes Staats gegründet, und die deutliche Anerkennung deſſelben muß dem, der die Geſchichte mit Menſchheitsgefühl ſtudiert, allemahl angenehm ſeyn; deſto mehr wird es ihm gefallen, auch in dem Reiche, das ſich beſonders unter das Joch des Römiſchen Hofs begeben hat, und in welchem Aufklärung und geſunde Vernunft nur ſehr langſame Fortſchritte gemacht haben, — auch in dieſem Reiche doch dies Gefühl vom Menſchenrecht zu finden. Sollte man ſich nicht ſchämen noch zuweilen in aufgeklärten Ländern ſich ſo auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieſer um jenes willen da wäre, und als verkennte man die groſſe Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, ſondern allemahl von unten herauf dürch das Volk (dem ſie nutzen und frommen ſoll) geſchaffen ſey. (*) — Wahrheiten, die ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und in Portugall bekannt worden!

So wenig beſonders in den lezten Jahren der vorige König auch ſelbſt regiert hatte, ſo ſehr hat doch ſein Tod die bisher befolgten Regierungsgrundſätze abgeändert. Der Mann, der unter dem vorigen Monarchen eigentlich regierte, der Herzog von Pombal, iſt

geſtürzt

(*) Ich bin ſelbſt einer von den Ketzern, die dieſe Wahrheit verkennen. d. H.

geſtürzt — und ein ganz neues Polizeyſyſtem, ganz andere Regierungsmaximen ſind eingetreten.

Die Königin hat ſich nicht begnügt, den bisherigen Miniſter abzuſetzen, ſie ſcheint ſich dem Volk dadurch empfehlen zu wollen, daß ſie ihm ſeinen bisherigen Beherrſcher aufgeopfert. Alle unſere Zeitungen hallen izt die abſcheulichen Beſchuldigungen wieder, die dem Markis von Pombal in der Unterſuchung, welche über ihn angeſtellt wird, gemacht ſind. Beſchuldigungen, die faſt jeder Premierminiſter von einem Theile der Nation erfahren würde, wenn es dieſem am Ende der Regierung erlaubt wäre, frey zu klagen; und die noch mehr zutreffen müſſen, wenn der Miniſter mit einer gewiſſen Strenge regieren, und beſonders das Intereſſe des Adels oder der Geiſtlichkeit beleidigen mußte.

Es iſt ſicher faſt unmöglich, ſchon in dieſem Jahre und mitten in Teutſchland über die Wahrheit der Beſchuldigungen des Portugieſiſchen Miniſters zu urtheilen. Eine kurze Nachricht von Demſelben und den merkwürdigſten ſeiner Plane aber wird den meiſten Leſern ohne Zweifel izt zur gelegenen Zeit kommen.

Sebaſtian Joſeph Carvalho wurde 1699 in Coimbra gebohren, und machte auf dieſer berühmten Akademie ſeine Studien. Leidenſchaft und lebhafter Geiſt reizten ihn den Militärſtand zu wählen; er bekam ſehr jung eine Stelle unter einer königl. Garde. Aber ſein noch nicht geordneter Muth machte ihn eine

Menge

Menge Sottiſen begehen, und bewürkte ihm ſeinen Abſchied. Mit der Tapferkeit eines Ritters der Vorzeit, verband Carvalho auch die Galanterie, erwarb ſich die Zuneigung einer jungen Dame aus dem berühmten Hauſe Alziras (*), entführte und heyrathete ſie wider Willen ihrer Familie, die eine ſolche Verbindung mit einem fidalgo (Adelichen vom niedern Range) ſich ſchimpflich hielt. Sie ſtellte ihm häufig nach dem Leben, aber Carvalho trozte dem Gifte und dem Meuchelmord. Nur die Vorſicht eines Verwandten entfernte ihn, als Geſandtſchafts-Sekretär nach Wien. In dieſem Poſten wurden alle erhabene Talente entwickelt, die in Carvalho lagen. Der muthige und ſchwärmeriſche Jüngling wurde zum großen Mann, zum Regierer ſeiner Nation gebildet. Kein Hof hat vielleicht in den lezten Jahrhunderten mehrere Staatsmänner hervorgebracht, als der Wieneriſche. Der Tod ſeiner Gattin gab ihm die Freyheit ſich um eine Verwandtin des berühmten Graf von Daun zu bewerben. Die Schwierigkeiten, die er anfangs auch in dieſer Verbindung fand, wurden gehoben, als Carvalho durch Gefälligkeit des bisherigen Ambaſſadeurs zu der Stelle deſſelben erhoben wurde. Nun hatte er Gelegenheit ſich zu zeigen, ſeine Depeſchen machten die Bewunde-

(*) Ein ſehr altes Geſchlecht, das ſich von den alten Königen von Leon herleitet. S. Schmauß Staat von Portugall. II. p. 158. 171.

wunderung des Hofs, ſie unterſchieden ſich durch hohe Politik, Beſtimmtheit und Richtigkeit der Ideen.

Kaum hatte Joſeph I. im Jahr 1750 den Thron beſtiegen, ſo berief er den Carvalho in das Staats-Conſeil, von dem er bald das wichtigſte Mitglied wurde. Hier fand er alle die Thätigkeit, welche ein Geiſt wie der ſeinige, nur wünſchen konnte.

Der ganze hohe Adel verband ſich gegen ihn, als einen Mann vom zweyten Range und von ſtolzem Geiſt, der eine ſtrenge Regierung verſprach. Das ganze politiſche Syſtem war zerrüttet, und ſelbſt phyſiſche Unglücksfälle ſchienen dieſen Zeitpunkt abgewartet zu haben, um die große Seele des Miniſters ganz zu beſchäftigen.

Der erſte November 1755 war der Tag, da das ſchrecklichſte Erdbeben ganz Portugall verwüſtete, und in einer Stunde mehr als 50000 Menſchen tödtete. Liſſabon litt am meiſten. Alle Elemente verbanden ſich hier zum Verderben, das Meer und der Fluß traten über, die Erde öfnete ſich, die Flamme verzehrte die Häuſer. In der feyerlichen Stunde des h. Amts am Tage Allerheiligen ſtürzten die Kirchen mit Krachen ein, und begruben die Andächtigen unter ihrem Schutt. Die Alten, die Kinder und Kranken wurden in ihren Betten erſtickt, die Schiffe im Hafen ſtießen gegen einander. Mitten unter dem Jammer kam noch die menſch-

liche

liche Boßheit dazu, es zu vermehren. Das Erdbeben öffnete die Gefängniße aller Arten von Verbrechern, die in die verwüſteten Häuſer einbrachen, mordeten und raubten was der Wuth der Elemente entgangen war. Alle Einwohner waren mit Schauer und Schrecken erfüllt, ſie zitterten zugleich vor dem Hunger und vor der Peſt, die eine von todten Körpern und tauſend verfaulenden Materien vergiftete Luft erwarten ließ. Die Furcht der Zukunft erſtickte die Klagen über das Gegenwärtige. Das Volk machte ſich bereit, den unglücklichen Boden von Liſſabon zu verlaſſen, und ſich anderswo anzubauen.

In einem ſolchen Elend — vielleicht das größte, das je einen geſitteten Staat betroffen hat — war nur ein Mann der Muth behielt, der auf Widerherſtellung der faſt aufgelößten bürgerlichen Geſellſchaft dachte. Der Graf von Oeyras (ſo hieß izt Carvalho) war dieſer Mann. Er verſagte ſich alle Ruhe; ſeine Caroſſe war ihm Wohnung, Bett und Bureau. Er zeigte ſich allenthalben, tröſtete, ermunterte alle Unglückliche, ließ die Verbrecher und Banditen hinrichten, die Todten begraben, aus allen Provinzen und über Meer Lebensmittel kommen, und machte in acht Tagen 230 Verordnungen, in denen er alle Triebfedern in Bewegung ſezte, die nur irgend einige Hülfe geben konnten. So befahl er den H. Franziskus von Borgia, einen Jeſuiten, dem Patron der Erdbeben, anzurufen. Er wurde

der Schutzgott und Retter von Liſſabon, das aber durch dieſen unglücklichen Zufall 40 Kirchen und 30000 Häuſer einbüßte, und 150 Millionen Livres, theils in Waaren und Gold, theils durch die vielen Bankerote welche auf die Verwüſtung folgten, verlohr. Das gränzenloſe Zutrauen, das der König izt dem Miniſter ſchenkte, war nichts als eine Belohnung, die ſein Verdienſt fordern konnte. Es zog ihm aber doch den Neid und den bitterſten Haß des Adels und der Geiſtlichkeit zu, den er durch ſtrenges Verfahren gegen beyde auf das höchſte trieb. Die bekannte Conſpiration vom 3ten September 1758. war wahrſcheinlich mehr gegen ihn, als den König gerichtet, der vermuthlich nur daher von den Verſchwornen angefallen wurde, weil er in der Kutſche des Grafen von Oeyras ſaß. Die ausnehmende Klugheit, womit er die mächtigen Verſchwornen entdeckte, der Muth, mit dem er einen Herzog von Aveiro, Marquis und Marquiſin von Tavora, nebſt mehrern Vornehmen hinrichten ließ, war ein neues Verdienſt, das er ſich um den König erwarb. Die Verbannung der Jeſuiten (die in Portugall unter Johann III. die erſte und eine nur gar zu vortheilhafte Aufnahme gefunden hatten) war eine Wohlthat für die Nation. Doch ließ Oeyras den ſchändlichen Malagrida mit einigen ſeiner Brüder nur heimlich hinrichten.

Man wirft dem Miniſter vor, daß er bey dieſer Unterſuchung die Strenge zu weit getrieben, und unter dem Vor-

Vorwand der öffentlichen Rache auch seinem Privathaß Opfer gebracht habe. Er hatte freylich zu viel Partheyen beleidigt — den Adel, die Geistlichkeit, die Finanzbedienten, die Kaufleute — er mußte gehaßt werden — und Strenge war nothwendig.

Sicher aber verdient er das Lob, für das wahre Wohl seines Vaterlandes mit großem Geist gearbeitet zu haben. Die Finanzen des Reichs waren in der entsetzlichsten, die Nation drückendsten Unordnung, als Pombal sein Ministerium anfieng. Er hat mit ausnehmendem Eifer gearbeitet, dies Uebel zu verbessern, und er ist glücklich gewesen. Die ungeheure Zahl von 22000 Kopisten, die er in den Finanz-Departements fand, sezte er auf 32 herab. Er ließ ordentlich Buch halten über Einnahme und Ausgabe. Jede Woche wurden die Rechnungen völlig berichtigt, vom König unterzeichnet, und Verfügungen auf die Zukunft gemacht; nie durfte eine Rechnung zurückgesezt werden. Die Ordnung, Bestimmtheit und sichere Gewißheit, womit Pombal die Finanzen verwaltete, wird als ganz außerordentlich beschrieben, und soll Alles, was man in dieser Art Geschäften sonst gethan hat, übertreffen.

Eben so sehr hat dieser Minister gearbeitet, das Seewesen in bessern Stand zu sezen. Wie er antrat, hatte Portugall nur fünf oder sechs unbrauchbare Schiffe, und eben so viel Fregatten, ohne Matrosen,

ohne

ohne Officiers. In acht Jahren hatte Pombal ſchen zehen Schiffe von der Linie und zwanzig Fregatten von dem ſchönſten Braſilienholz erbauet; eine Marine die hinreicht, die Portugieſiſchen Küſten zu beſchützen, und ſich wider die Mohriſchen Räuber zu wehren.

Einer der größten und eines ſo erleuchteten Miniſters würdigſten Plane war, ſein Vaterland aus der Handlungs-Dependenz von England zu befreyen. Eine wichtige, aber ſicher auch eine ſchwere Unternehmung, da dieſe Abhängigkeit ſo ſehr mit der ganzen Portugieſiſchen Verfaſſung und dem Intereſſe der Unterthanen verwebt iſt. Von allen Planen des Miniſters dürfte vielleicht dieſer unter der neuen Regierung am erſten beybehalten werden, wenn der Friede und das gute Vernehmen mit dem Spaniſchen Hofe Portugall in das Bourboniſche Intereſſe ziehen ſollte. Man wird alſo gern einen Rückblick in die Vergangenheit thun, um zu lernen, wie eine ſo wichtige Verbindung, die in unſern Tagen vielleichs zerriſſen wird, ſich nach und nach gebildet habe?

Die Fortſetzung folgt.

V.

Ueber die Landſchaft-Mahlerey, an den Herausgeber des T. M.

Sie müſſen aus langer Erfahrung wiſſen, daß bey dem litterariſchen Handel und Wandel noch etwas mehr und

beſſeres herauskomme, als daß man ſich an Ehre und Lob kaufmänniſch zu reden, den Sack fülle. Die Freude zur Circulation des ganzen Staatsvermögens etwas beygetragen zu haben, iſt doch auch zu rechnen, und dies iſt eigentlich, was den Großhändler vom Krämer unterſcheidet. Ihre Entrepriſe von Fuhrwerk, das wir den Teutſchen Merkur nennen, muß Ihnen auch da um lieb bleiben, weils einmal im ganzen Reiche durchgeht; und wenns euch nicht allzeit, da es wie andre Poſtwägen zur beſtimmten Zeit abgeht, vollkommne Fracht vorfindet, ſo bringt es doch zuweilen Rückfracht mit, die einigermaßen für die erſte leichte Ladung entſchädigt. Eine Idee erweckt die andre, und oft brauchts keiner andern Magie, als von einem Dritten gedruckt zu leſen, was wir ſelbſt längſt dunkel über eine Materie gefühlt haben, um uns zur Entwicklung dieſer Ideen zu ermuntern. So gieng mirs mit dem Brief eines Ihrer Freunde, den Sie im Monat Julius über den Geſchmack Teutſchlands an der Kunſt, oder wie es heißen mag, einrückten. Es liegen, deucht mich, in den paar Seiten manche Ideen in Windeln gewickelt, die einer nähern Beſchauung werth wären. Der Mann hat alle ſeine Deſideria, weil er deren viele hatte, gedrungen und kurz ausgeſchüttet, und es dünkt mich nicht ſehr unrecht, wenn man einige davon dem lieben Publiko teutſcher Nation näher zur Beherzigung vorlegte. Dasjenige, was der V. von dem Studio der Landſchaft ſagt, ſcheint mir äußerſt wahr, und kann nicht oft, und nicht nachdrücklich genug geſagt werden. Es gehört unendlich mehr poetiſches Gefühl dazu, als zu andern Theilen der Kunſt, eben gerade deswegen, weil ſo alles beynahe nur dem Geſchmack und Gefühl überlaſſen, oder wie der Thor ſagt, willkührlich iſt, und die wenige Regeln ſo trockne Triome ſind, daß ſie längſt als höchſt wahr erkannt, und eben deswegen ſo wenig erwogen werden. Die meiſten unſrer Kunſtbücher ſind in dieſem Stücke nichts weiter als Aeſthetik, Redekünſte,

künſte, Inſtrumentes ſtyli, Poetiken, u. ſ. w. Es iſt nur immer die Rede davon, wie man die Verſe machen müſſe; aber wie der Poet, der ſie machen ſoll, gebildet werde, kein Wörtgen, das inſtructiv wäre! Eben darum, weils ſo leicht ſcheint, ein Ding zu komponiren, das (wie Hagedorn ſagt) einer Landſchaft ſo ähnlich ſieht, wie der Affe dem Menſchen, ſo wagt ſich mancher daran; und da, dünkt mich, wäre Verdienſt genug, wenn man mit wenigem zeigte, wie ſchwer das Ding wäre, das ſo leicht ausſieht.

Fürs erſte gehört wohl eigentlich das groſe poetiſche Gefühl dazu, alles was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringſte, was uns umgiebt, zu einem Epos zu bilden. Dies Hängen am Alltäglichen, am Undedeutenden, wie's ſo viele Leute nennen, das Bemerken, was ſo viele andere mit Füſſen treten, die botaniſche Jagd, wo ſo alle nur Gras ſehen, und das Auflaſſen deſſelben — was den Charakter von Ihres Freundes Göthe Schriften und Denkart ausmacht — dies iſt wohl die erſte und diſtinktive Grundanlage des Landſchafters. Wenn der Jüngling nicht in ewigen Träumen von Helldunkel gewiegt wird, wenn er nicht Stundenlang an einem Bache ruhn, oder von Wolluſt trunken das hohe Gewölbe des Waldes mit allen Geiſterſter-Erſcheinungen von Streiflichtern und Schlagſchatten anſtaunen kann; wenn er nicht, von Spähſucht befallen, die dunkeln Gewölbe der Brücken und Kreuzgänge durchwandelt, oder nach der Dämmrung läuft, die ſo alles was von Licht und Schatten zerſtreuet war in einen Bündel bindet — ſo iſt er wohl zu ſeinem Beruf verſtümmelt, und weg mit ihm zu einer andern Beſchäftigung!

Das zweyte Merkmahl, das den Landſchafter charakteriſirt, iſt wohl dieſes: wenn er ſich lange an Einem Gegenſtande

Alle.

Was?

Apemanthus.

Wenn ihr euch ſelbſt kenntet, ſo brauchtet ihr mich nicht zu fragen. Rede du mit ihnen, Narr.

Harlequin.

Was lebt ihr gutes, meine Herren?

Alle.

Groſſen Dank, Narr; was macht eure Frau?

Narr.

Sie ſezt eben Waſſer über, um ſolche Hühnchen abzubrühen, wie ihr ſeyd. Ich wünſchte wir könnten das Vergnügen haben, euch zu Corinth (*) zu ſehen.

Apemanthus.

Groſſen Dank für den guten Wunſch!

Ein Page zu den Vorigen.

Narr.

Seht, hier kommt meiner Frauen Page?

Page.

(*) Ein unter gewiſſen Leuten üblicher Wort anſtatt (Bordell,) vermuthlich von der Ausgelaſſenheit dieſer alten Griechiſchen Stadt hergenommen; wovon Alexander ab Alexandro ſagt: Corinthi ſuper mille Proſtitutæ in templo Veneris aſſiduæ degere & inflammata libidine quæſtui meretricio operam dare & velut Sacrorum miniſtræ Deæ famulari ſolebant. Warburton.

ſtande nähren, ihn mit Liebe umfangen, und ſich auf dicke Monate oder Jahre ſeine Hütte darunter bauen mag. Bloſe flüchtige Entwürfe von einem gewiſſen Moment der Beleuchtung, oder einer Anſicht aus einem Fixen hohen oder niedern Augenpunkt geben nur grobe Ideen von Haltung an, und verführen leicht den Compoſiteur, nachher die Natur ohngefähr mit drey Tinten darzuſtellen. Zufrieden mit dem Ausdruck des Hauptgedankens denket er den Zuſchauer durch Effekt zu blenden; allein der Kenner, der mehr ſucht als Dekoration, forſcht bald nach der Wahrheit des Detail, ob dieſes nicht manaelt. Wird aber ein Gegenſtand, und auch der dürftigſte oft und lange beſucht, von allen Entfernungen und Augpunkten betrachtet, zu allen Tag- und Jahrzeiten umgangen, ſo merket man bald, was an ihm abſtrakt, und was zufällig iſt. Das einzige Mittel, das Auge für Luft- und Linienperſpektiv ſchnell und ſicher zu bilden! Alle Geheimniſſe und feſte Geſetze der Natur werden enthüllt, und man lernt alsdenn beleuchten wie ſie, Mannichfaltigkeit und Magie über ſchon tauſendmal geſehene Dinge verbreiten, und dadurch den Ekel des Einförmigen vermeiden. Auſſerdem welche Einſichten in die Gränzen der Kunſt, von dem was darzuſtellen und nicht darzuſtellen iſt, wenn man hartnäckig bey Einem Gegenſtand ausharrt! welche Uebungen für die Hand, welcher Schritt zur feſten Manier, und zur Erkenntniß der Wahrheit, und des Charakters jedes Dinges! Auch der ſogenannte Fleiß in der Ausarbeitung, der ſo vielen Nicht-Kennern oft das ſchätzbarſte iſt, ohne daß ſie wiſſen warum, wird dadurch mit Weisheit zum Zweck geleitet, durch die Geſetze der Haltung genährt, und in Schranken gehalten. Denn durch das öftere Wiederkommen und Verſuchen hat man ſchon manches weg, worauf jetzo nicht mehr Acht zu haben iſt, und der Eindruck und Ausdruck des Enſemble entſteht alſo natürlich. Die meiſten ſtellen ſich aber thörichter Weiſe die Entſtehung dieſes Begriffes

als vorgängig vor allen Studiis vor, da er doch nichts als eine Folge davon iſt. — Indeſſen hindern ihn dieſe umſtändliche Studia nicht, zuweilen flüchtige Entwürfe zu machen, oder eigentlicher zu reden, den Contour jedes Dings mit nakten dürren Linien ohne alles Clairobſcur zu packen zu ſuchen. Und gewiß muß ihn dieſes Gelüſten oft genug anwandeln, wenn Muth zur eianen Manier bey ihm entſtehen will. Nur ſey dies eine Frucht ſeines Fleißes, und eine Kenntniß, die ihm jedes Werk der Natur nach einem langwührigen Studio deſſelben eingeflößt hat.

Auch wär ihm zu wünſchen, daß er oft, ſatt von der Natur, ganze Zeiten lang ruhen könnte, ohne nachzubilden; daß er wie die Biene ſammle, ohne Honig zu liefern, wenn ihm der Crayon zu ſchwer wird, und ihm zum arbeiten ſo zu ſagen Hände und Füſſe gebunden werden. Nur das Non-Genie hat immer das Jucken zum Zeugen, oder ſich Spaß zu machen. Wer aber produktive Kraft beſitzt, deſſen Seele ruht, und ſammlet ohne zu wiſſen wie, wie die Natur im Winter. Und dann ſo däucht mich dies eine glückliche Vorbedeutung in ſeinem Studio zu ſeyn, wenn anfangs ſeine Thaten dasjenige haben was man unbeſtimmt nennt. Dies heilige Gefühl für die ſanften Uebergänge der Natur, das ihn überall leitet, da keine Gränzen und Linien zu ziehen, wo die Natur ſie nicht abgeſchnitten hat, beſtärkt ihn immer weiter in dieſer Ehrfurcht, hindert ihn aber, ſo bald, beſonders dem profanen Auge, etwas Sehenswürdiges zu liefern. Denn die Erhaltung des Moments der Beleuchtung, was die Ausſicht oder den Gegenſtand zu dem macht, was er iſt, iſt mehr werth, ſo implicit ſie auch ausfallen mag, als die lügenhafte deutliche Compoſition. Wer Wahrheit liebt und verehrt, iſt nicht immer der fertigſte Scribent, und in deſſen Kopfe eine Welt von Ideen ſich untereinander wälzt, kann

oft kein Muſter des Styls, aber wohl ein Mann ſeyn von der Art, wie Freund Hamann. Reichthum von ungeordneten Ideen iſt wohl alſo hier, wie überhaupt, ein ſicherer Prognoſticon des Genies als Ordnung. Das Beſtimmte findet ſich gewiß nach und nach, und man muß nicht daran verzweifeln, wenn man nur treu und fleißig geweſen iſt. Derjenige, der das Studium des Jünglings dirigirt, muß nicht ein Gärtner ſeyn, der dies Gefühl im Treibhauſe erziehen will: ſondern er muß warten bis es unter Gottes Händen gedeyhen will. Dies ewige Vorſchlagen und Ermuntern zu einer gewiſſen Manier, das unzeitige Vorhalten ſo vieler Andern, die auf ihrem Wege glücklich geweſen ſind, hat uns ſchon manchen jungen Künſtler verſtümmelt, weil man ihn zwang zu fliegen, ehe ihm die Schwingen gewachſen waren. Dies Auffordern bildete Künſtler a la Weirotter, die alles mit einer gefälligen leichten Schreibart darſtellen, alles aber auch in einerley Art ſagen, und in 200 Blättern, wie das Oeuvre dieſes beliebten Meiſters, nicht ſo viel vorbringen, als in einem einigen Blatt der ältern Landſchaften enthalten iſt. Manier ſoll und muß werden, aber ſpat, wie bey Jean Jaques Rouſſeau, der im 40ſten Jahre zu ſchreiben anfieng. Wo ſie zu früh entſteht, iſt's Selbſtbetrug, verkleidete Armuth unter reichem Ameublement, und Fertigkeit ohne Wiſſenſchaft. Wer viel nach dem Blatt und der Leinewand ſtudiert hat, iſt wie der, der viele Bücher geleſen hat. Er mag ſie dann erſt leſen, wenn er ſelbſt was iſt, und wenn er auf eignem Wege verſucht hat, das zu werden, was jene Meiſter auf dem Ihrigen geworden ſind. Dann weiß er das Wahre der Mittel- und Hinter-Gründe zu betrachten; dann ſieht er die Kunſt das Würkliche zum Dramatiſchen umzubilden; und hat er erſt ſein Portefeuille mit ausführlichen Studien des Einzelnen angefüllt, dann beurtheilt er auch, ob die Arbeit der Vordergründe nur angereihte Compilation, oder ſchöpferiſche Bildung zum Ganzen ſey.

Das

Das lezte und ſicherſte Merkmal iſt dieſes, wenn der junge Künſtler es ſich lange ſagen läßt, ehe er ein Gemälde ſeiner Compoſition ausführt und aufſtellt. Dieſe Sucht brilliren zu wollen, iſt, was die allgemeine Schreibſucht werth iſt. Studieren iſt einem Jeden erlaubt, aber nicht ſchreiben. Ein ausgeführtes Gemählde iſt ein ſo edles Ding wie ein Buch. Eben weil's ſo leicht ſcheint einen Raum Leinewand oder Papier nach ſeinen Quadratzollen mit ſo etwas zu füllen, das wie Wolken, Bäume, Waſſer, Kraut und Gras ausſieht, und weil da nicht jeder Kenner ſein Lineal von Verhältniſſen anſchlagen kann, ſo iſt die Verſuchung ſehr groß. Aber wer nur einmal verſucht, einen Eichenſtamm mit aller ſeiner individuellen Wahrheit nachzubilden, nur einen einzigen Zug Wolken mit allen ihren Reflexen, ein Felſenſtück nach ſeinen Schichten und Brüchen, einen Baumgipfel nach allen Lichtern und Schatten und Widerſcheinen, die ſich durch Aeſte und Zweige ſchleichen, und dadurch Form- und Charakter bilden, nur die ewigen Geſetze der Haltung inne wird, die alles bindet, und auf ſo verſchiednen Wegen, nach Tagen und Jahrszeiten: für den wird das Willkührliche nach und nach verſchwinden. Er wird zittern, wenn er verkleiſtern, ausfüllen, verſchneiden und anpappen ſoll, weil er jedes Dings nothwendige Verbindung mit dem andern innigſt fühlt. Er wird daher auf nackte Felſen keine Kräuter ſetzen, die er in fetten feuchten Thälern gezeichnet hatte, keine Sandhügel neben Leimboden, wenn ſie auch in der Natur verbunden wären. Jeder Baum in ſeinen entblößten Wurzeln iſt ihm nicht gleichgültig, ſondern ſchon charakteriſtiſch, jeder Wurf von Aeſten individuell; und ſo wird ſein Gemählde voll von dem, was die Kenner ſchöne Natur nennen. Dieſes Finden der ſchönen Natur entſteht aber nicht dadurch, daß man, ohne zu ſtudieren und ſich daran zu üben, ſchon zum voraus auswählt was ſchöne Natur iſt, und das andre aus dem Studio weg-

läßt; sondern der Begriff derselben entspringt eigentlich aus der Kenntnis aller Theile. Denn Charakter oder Wahrheit ist nur ein andres Wort, für schöne Natur, und der Ausdruck desselben wird nur durchs Forschen hervorgebracht.

Verzeyhen Sie ꝛc.

VI.

Kritische Anzeigen.

J. E. Bode, Astronom der Kön. Preuß. Akademie der Wissenschaften und Mitglied der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin, Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Dritte durchgehends verbesserte, vermehrte, und mit vielen Kupfern versehene Auflage. Berlin 1777. bey Himburg.

Der Verleger Herr Himburg hat ein wahres Verdienst, daß er den V. dieses gemeinnützigen Werkes zu einer neuen vermehrten Auflage ermuntert, und diese seiner bekannten Liebe für Zierde und Sauberkeit gemäß veranstaltet hat.

Nach der Vorrede folgen die nothwendigsten Erklärungen zum Gebrauch des Werkes. Da es für Leser aus allen Ständen geschrieben ist, so muß man sich nicht wundern wenn hier Erklärungen von Planeten und Fixsternen, von Zenith und Nadir, von Graden, und Horizont u. dergl. gegeben werden. Zuerst werden die seit Jahrtausenden gemachte allgemeinen Erfahrungen erzählt, die Himmelskörper eingetheilt, und benennt, und alle Kunstwörter nach der Reihe erklärt. Der 2te Abschn. handelt von der Ursache der täglichen Umwälzung des Himmels, von der scheinbaren Bewegung der Sonne, in der Ecliptik, von der Ursache der scheinbaren Bewegung der

Sonne,

Sonne, von den ſcheinbaren Bewegungen der Fixſterne. Sodann von den Unterſchied der Planeten und der Fixſterne, und von den Erſcheinungen der erſtern, und zwar von ihren wahren und ſcheinbaren. Hierauf folgt die Allgemeine Theorie vom Monde und deſſen Lauf. Durchgehends haben wir bey dem V. mit Vergnügen die höchſt ſeltne Kunſt des Lehrers bemerkt, ſich den Leſer beſtändig in ſeinen Zuſtand der Ignoranz zu denken (das ſo wenig Scribenten gegeben iſt) und ihn von einer Stuffe der Erkenntnis ſorgfältig langſam zur andern zu leiten.

Im 3ten Abſchn. wird der Urſprung der Sternbilder erzählt, die 48 Sternbilder der Alten nach ihrer Verzeichniß eingerückt, und mit denjenigen vermehrt, womit es den Neuern gefallen hat, ihre Verrichtungen, und Reiſen, und Beobachtungen zu verewigen. Hierauf beſchreibt der V. ihren Stand näher, und theilt ſie in die Nordlichen, die im Thierkreiß ſtehenden und Südlichen ein. Alsdenn folgt die Enumeration der Sterne die eigne Namen haben, und derjenigen Sternbilder, die bey uns niemals auf- oder unter gehen. Von S. 86 handelt der V. von den vorgenommenen Veränderungen der alten Sternbilder. Der vierte Abſchn. einer der lehrreichſten ſpricht von den vornehmſten Hülfsmitteln die Sterne kennen zu lernen. Hier ſteht der mündliche Unterricht, wie billig, unter andern oben an. Mit den Charten und Weltkugeln werden ſich wohl wenige allein helffen können, wenn ſie nicht den Gebrauch der Zimmermanniſchen Sternkegel, und der Beyerſchen Hohlkugeln damit verbinden. Branders Planiſphärium hat dem Rec. vor andern ſehr gute Dienſte geleiſtet. Hierauf folgt die nähere Beſchreibung wie man die nach den zwölf Monaten eingerichtete Anleitung zur Sternkenntniß, und die dem Werk beygefügte monatl. Stern-Charten zu nutzen habe. Den Beſchluß macht eine Anzeige der Länder für die

ſie eigentlich brauchbar iſt, eine Abhandlung über die Tafeln von dem Lauf und Erſcheinungen der Planeten vom Jahr 1777 bis 1800, eine Beſchreibung des beygehenden Entwurfs vom Sonnenſyſtem, das auf der 4ten Kupfertafel verzeichnet iſt, und die zum Entwurf dieſes Sonnenſyſtems gehörige Beſtimmungen.

Die 2te Abth. iſt den Fixſternen gewidmet, und handelt von ihren Sternbildern nach einem jeden Monat insbeſondere, ſie liefert auch ein allgemeines Verzeichnis der von jetzo bis 1800 einfallenden Sonn- und Mond-Finſterniſſen.

Die 3te Abtheilung geht nun zum Beſondern über, erklärt wie die Monatl. Anleitungen in allen Stunden der Nacht zu gebrauchen ſind, welches die Zeit der Sichtbarkeit einiger der vornehmſten Sterne durchs ganze Jahr ſey, von ihrer Culmination, von der Berechnung ihres Auf- und Untergangs, lehrt wie die Zeit der Nacht wieder aus den Sternen zu finden, und erklärt die allgemeine Himmels-Charten auf der 2ten Tafel wie auch des auf der 3ten verzeichneten Höhen-Quadranten.

Der 2te Abſchn. dieſer Abhandlung beſchäftigt ſich mit der Anweiſung wie die geocentriſchen Oerter der Planeten bis 1800 zu finden ſey, verzeichnet den Thierkreis, nebſt Anzeige unter welchem Grad der Länge die Sterne nach Flamſtead vorkommen, vergleicht den Mond- und Sonnen-Lauf, unterrichtet wie die Länge, und der Auf- und Untergang der Sonne zu finden ſey. Von Seite 549 wird vom Mond, deſſen Culmination, Auf- und Untergang, ferner den Lichtgeſtalten der Venus, den Trabanten des Jupiters, den Erſcheinungen des Rings vom Saturn und den Trabanten des Saturns gehandelt.

Der

Der 3te Abſchn. betrift die Optiſche Betrüge, die Refraction, das Funkeln; und die ſichtbare Größe der Fixſterne, das Zodiacallicht, und einige Lufterſcheinungen. Von S. 610, was die Teleskope mehr zeigen als die Augen; als die Sonnenflecken, und Sonnenfackeln, die Geſtalt des Monds, und der übrigen Planeten, und ihren Monden, auch den was ſie bey den Fixſternen leiſten. Den Beſchluß machen allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude.

Ueberhaupt bewährt ſich durch das ganze Werk Gründlichkeit des Vortrags mit einer Herablaßung zu den Unmündigen in dieſer Wiſſenſchaft, die wenig Beyſpiele hat, und dieſe Schrift zu einer der angenehmſten literariſchen Erſcheinungen der leztern Dekade macht.

Tempel der Unſterblichkeit, oder Analogien und Apologien großer Männer, aus der alten und neuen Welt. In 3 Th. Münſter und Leipzig, bey Perrenon. 1777.

In dem 1ſten Theil ſind 60 Abſchnitte, im 2ten 101, im 3ten 93, bis auf die 505te Seite. Vorne eine Anrede an den Geiſt der Zeit, nebſt einer Vorrede. Im 3ten Th. eine Dedikation an Eine unter einer Million ſchöner Seelen, nebſt einem Epilog an Eine dergleichen.

Die 2 erſten Theile enthalten Charaktere berühmter Männer. Der 3te Th. Exempel der Tugend aus allen möglichen Acerris. Wenn ein Mann, der der Sache gewachſen wäre, ſo etwas unternähme, ſich Zeit und einen feſten Zweck wählte, kritiſche Kenntniß der Geſchichte beſäße den Wuſt der Biographien zu nutzen, und denn ſich in Gedanken ein feſtes Auditorium oder Publikum dächte, für das er eigentlich ſchriebe: ſo wäre dieſes Analogie- und Apologie-Weſen eben

ſo

so kein ungerechter Gedanke. Allein wer die falsche Auferweckung der Todten in den meisten Biographien kennt, und weis, mit welcher gemachten Tugend der Held behangen, welch von ihm selbst unbekanntes Principium seiner Handlungen ihm vom Schreiber aufgeheftet wird: der wird gewiß diese trübe Quelle nur sehr vorsichtig und schüchtern besuchen. Nicht aus den Eloges und Lebensbeschreibungen und Charakteristiken wird man den Verstorbnen und sein Verdienst hervorrufen, sondern aus den Umständen seines Zeitalters und seiner besondern Lage gegen die Dinge der Welt oft errathen müssen. Die ineptesten Nachrichtschreiber, die nur umständlich genug sind, geben dem Forscher hier einen viel sicherern Gesichtspunkt an, als die Chrienschmidte und pragmatischen Sudler. Aber was soll man von einem neuern Scribenten sagen, der nichts als diese Quellen besucht, auf 500 Seiten eben so viel berühmte Männer aufzustellen vor gut findet, und sie so sonderbar und durch solche entfernte Analogien paart, daß man keinen hinlänglichen Grund zu einer einzigen derselben sieht? Meist ist sein Vergleichungspunkt zu enge oder zu weit gegriffen, und kaum hat er den Faden angefaßt, so läßt er ihn wieder fahren. Die loci communes sind von einer solchen homiletischen Haltung, daß man alle vier Elemente zugleich damit paaren und doch kein Individuum damit packen kann, das aus den vier Elementen zusammengesetzt ist. Dabey ein Trompeten- und Pauckenschall von nützlicher Absicht, ein Glockenspiel der grossen Kunst- und Tugendwörter unsrer letzten sechs Jahre oder Monate, daß man nicht weis, wohin man sich retten soll. Unsere Leser haben nichts als die Rubriken durchzugehen, um sich davon zu überzeugen. Gewiß ist es ein trauriger Vorbote für den ganzen Zustand unsrer Litteratur, daß man beynahe nichts als solche ungewaschene Produkte anzukündigen hat. Alle Männer, die schreiben sollten und dürfen, schweigen, und nur die Kinder und Unmündige — lallen nicht, sondern

lärmen

lärmen fort. Unter der Maske der Anonymität erscheint ein Knabe so herzhaft im Angesicht des ganzen Publikums, der sich nicht trauen würde ohne Maske vor sechs braven Männern, die seine Richter seyn könnten, den Mund aufzuthun. Allein unsre Pflicht wirds nächstens seyn, den Verfasser mit Namen zu nennen, um den gefaßten Unwillen so manches incommodirten Lesers einigermaaßen zu besänftigen. Auch ist dies ein höchst ahndungswürdiger Kunstgriff, berühmte lebende Männer so schülerhaft ins Angesicht zu loben, Dinge von ihnen zu prädicieren, die man gar nicht oder nur halb weiß, und das alles mit der großmüthigen Mine, als ob's bey uns gestanden hätte, ihnen zu geben oder zu nehmen. Bald sollte jeder ehrliche Mann die Celebrität wie eine Schlange fliehen, weil sie einem jeden Knaben, der einen Verleger sucht und findet, Gelegenheit giebt, seinen Namen zum Text seiner Betrachtungen zu wählen. (*)

Die

(*) Ich gestehe, das ich den Ton von Heftigkeit und Bitterkeit, womit dies gesagt ist, nicht liebe. Indessen bin ich überzeugt, daß mein Freund, der Verfasser der Recension, in der Sache selbst Recht hat, und durch keine Leidenschaft getrieben wird, als den gerechten Unwillen, den jeder wohldenkende Mann, dem der Zustand der Wissenschaften und Litteratur in seinem Vaterlande nicht gleichgültig ist, über das Unwesen, gegen welches der Recensent eyfert, fühlen muß. Ich hab es also für Pflicht gehalten, ihm freyen Lauf zu lassen, und dies um so mehr, da die Leser des T. M. mit bestem Fug und Recht erwarten, daß wir bey unsern Urtheilen unsre wahre Meynung frey von der Brust weg sagen.

Der Herausgeber.

Page.

Wie geht's, Capitain, Was macht ihr in dieſer weiſen Geſellſchaft? Wie befindſt du dich, Apemanthus?

Apemanthus.

Ich wollt', ich hätte eine Ruthe in meinem Maul, um dir eine heilſame Antwort geben zu können.

Page.

Ich bitte dich, Apemanthus, lies mir die Aufſchrift auf dieſen Briefen; ich weiß nicht, wem jeder gehört.

Apemanthus.

Kanſt du nicht leſen?

Page.

Nein.

Apemanthus.

Es wird alſo an dem Tag, da du gehängt werden wirſt, nicht viel Gelehrtheit ſterben -- Dieſer iſt an Lord Timon, dieſer an Alcibiades. Geh, du wardſt ein Huren-Sohn gebohren, und wirſt als ein Huren-Wirth ſterben.

Page.

Und du wardſt als ein Hund geworffen, und wirſt verhungern, wie ein Hund. Antworte mir nicht, ich gehe.

(Er geht ab.)

Apemanthus.

Narr, ich will mit euch zum Lord Timon gehn.

Die Fürstenreise, ein ländliches Lustspiel in einem Aufzuge, von J. C. Krausenek. Bayreuth, bey Joh. Andr. Lübeck. 1777.

Dieser kleinen Piece würden wir hier nicht gedacht haben, wenn sich nicht täglich die Anmerkung bestätigte, daß so wie bey andern Nationen komische, oder tragischkomische, sentimentale, weinerliche Stücke u. s. w. einander verdrängen, bey uns alles andre bald der Klasse der Wohlthätigen werde weichen müssen. Weil doch alles der lieben Moral halben so da steht, so fragen wir den V. — warum unter den beyden Prinzen derjenige, der ein guter Jäger ist und seinen Schuß nicht fehlt, gerade mit dem Geiz gebrandmarket wird; und der andere, der die Leute fragt, was die großen Perlen auf dem Grase des Morgens bedeuten, und was wohl die Morgenröthe gutes wolle, der Held des Stücks wird, weil er sich noch einen Zahn ausreissen lassen will, um einen Dukaten vom Papa zu bekommen, um ihn einer armen Frau wieder zu schenken? Uebrigens macht Mr. Wendler manche Ausfälle bey seinen Mädchen gegen die Herrn Hof- und Jagdjunker, die nicht artig sind. Kurz, der Autor steht so sichtbarlich hinter allen seinen Personagen, und das Fädchen regt sich so genau nach seiner Hand, daß es nicht lustig anzusehen ist. Ueberhaupt wollten wir die Herrn Poeten bitten, die so viel gegen die Leute aus der großen Welt in ihrem Herzen zu errinnern haben, und doch so gern von der großen Welt möchten gelesen seyn, daß sie, wenns ihnen möglich ist, manchmal würklich hineinguckten. Brächten sie uns nur die individuellen Sitten derselben zurück, und hängten sie zur Schau überall aus, so wäre das genug gethan, und sie könnten sich der Tugend- und Moralpuppen, die sie des Contrasts wegen gegenüber stellen, völlig enthalten.

Anzeige.

Ich will auf pränumerirende Subscription meine sämtliche Gedichte, gedruckte und ungedruckte, ohngefähr 1 Alph. in kl. 8. stark, etwas mehr oder weniger ungerechnet, auf feines Schreibpapier, mit teutschem korrecten Druk, so schön ihn die Dietrichsche Officin in Göttingen (eine der besten in Teutschland) liefern kann, und mit neuerfundnen Kupfern und Vignetten von Chodowicky geziert, für 1 Rthlr. in Golde (außerdem bey Dietrich nicht anders als für 1 Rthlr. 8 Gr. in Commißion, und mit spätern Kupfer-Abdrücken, zu haben) die Pistole zu 5 Rthlr. und den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Ggr. gerechnet, mit der Leipz. Ostermesse 1778 herausgeben. Die Subscribenten-Nahmen werden vorgedruckt, müssen aber, nebst andern Bestellungen, mit Ablauf Febr. k. J. postfrey an mich: den Justiz-Amtmann Bürger zu Wöllmershausen ohnweit Göttingen, oder: an die Dieterichsche Buchhandlung in Göttingen eingesendet werden. Die Exemplare werden zur Meßzeit, durch die Churhannöverschen Lande, auch bis Frankfurth am Mayn, Leipzig, Hamburg, Bremen, und Lübeck postfrey, weiter aber auf Kosten der Subscribenten, auf selbsterwählte und angezeigte, oder wo nicht, sonst auf die bequemste Art, wohl emballirt, spediret. Pränumerirende Subscription heist so viel, als daß die Exemplare nicht anders, als gegen Bezahlung, ausgehändigt werden. Wer hierauf colligiren will, als worum ich die Klopstockischen, und andere Herrn Collecteurs, wie auch alle die, welche mich und meine Muse sonst lieb haben, bestens ersuche, dem biethe ich 15 Procent an, die man entweder gleich baar abziehen und einbehalten, oder in Exemplarien nehmen kann. Wöllmershausen den 1sten August 1777.

G. A. Bürger.

Für hiesige Gegenden nimmt Herr Rath Bertuch Subscription an.

Aus

Aus Mangel an Raum bleibt unſre Beylage zum Bilde des Peireſc. auf künft. St. aufbehalten.

Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

I. Gedichte. S. 3
II. Freundſchaft und Liebe, fortgeſezt. 31
III. An den Herausgeber des T. M. 49
IV. Ueber einige Gemählde der Düſſeldorfer Galerie. 60
V. Zum Bilde der Juliana Morell. 90
VI. Anzeige. 94

Auguſt.

I. Gedichte. 97
II. Gedanken über die Ideale der Alten. 121
III. Fortſetzung der Nachrichten aus den Ritterzeiten. 169
IV. Zum Bildniß des Jacob le Fevre von Etables. 177
V. Auszug eines Schreibens des Hrn. Prof. Eſchenburgs in Braunſchweig, an den Herausgeber. 179
VI. Kritiſche Anzeigen. 181

September.

I. Colma, eine Kantate. 193
II. Fortſetzung der Gedanken über die Ideale der Alten. 198
III. Freundſchaft und Liebe, fortgeſezt. 229
IV. Fortſetzung der neueſten politiſchen Gerüchte. 259
V. Ueber die Landſchaft-Mahlerey. 273
VI. Kritiſche Anzeigen. 280

Hieronymus Fracastor.
G. M. Kraus del.
G. C. Schmidt f.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1777.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

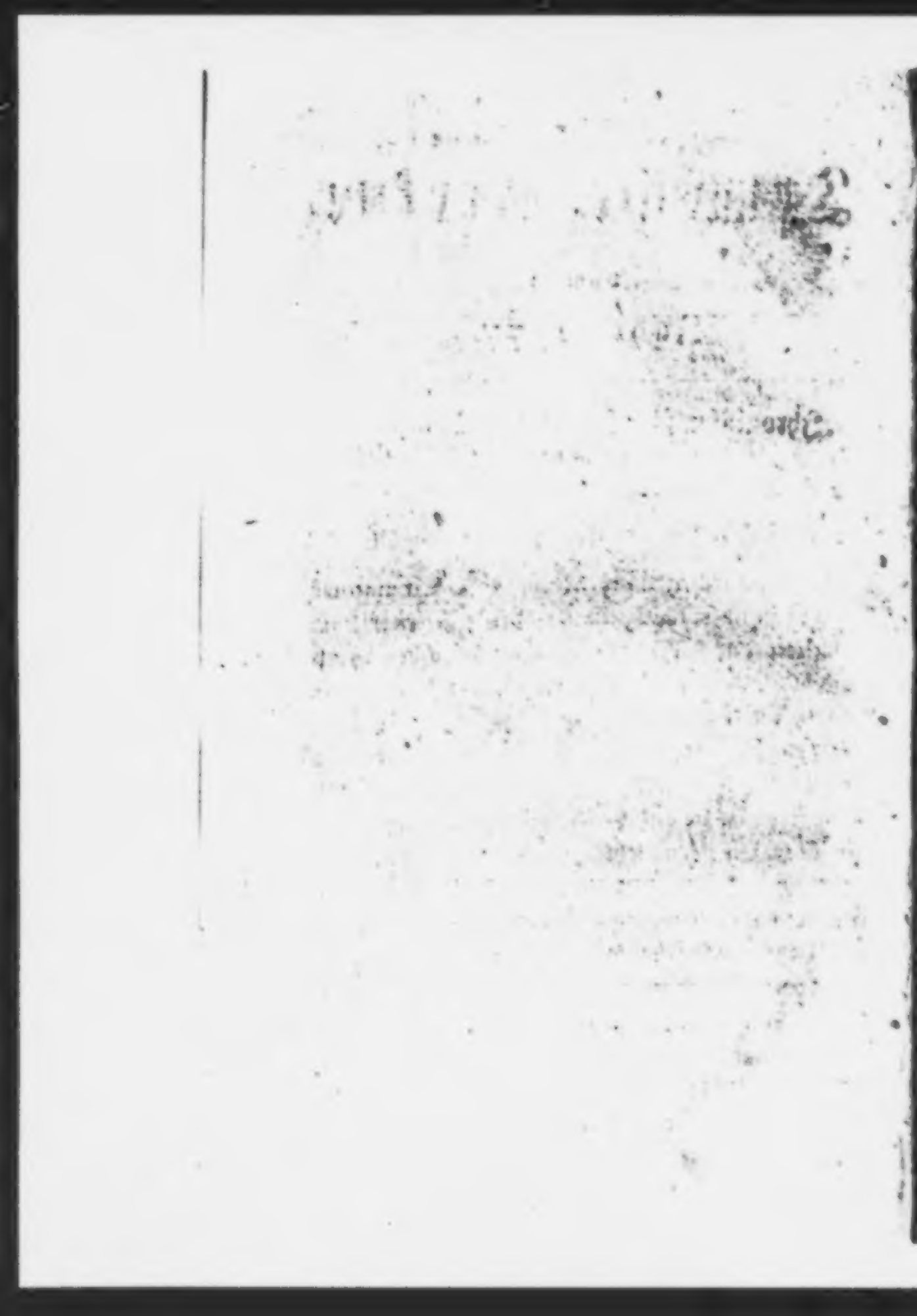

Der

Teutſche Merkur.

October 1777.

I.

Fortſetzung der neueſten politiſchen Gerüchte.

Beſchluß des Artickels von Portugall.

Portugall hatte unter ſeinem großen Emanuel ſchon über alle Theile der Welt ſeine Herrſchaft erweitert, und ſeinen kleinen Staat durch den Muth und den Erfindungsgeiſt ſeiner Bürger einen neuen Werth und Rang unter den Europäiſchen Mächten gegeben. Seine Herrſchaft in Aſien reichte über die herrlichſten Königreiche Indiens von Ormus bis nach Japan; die öſtliche wie die weſtliche Küſte von Afrika waren Portugieſiſch, und Braſilien bewahrte viele ſchon bekannte und theils damals noch unbekannte koſtbare Produkte. Liſſabon war der Mittelpunkt des Handels geworden, und bey einer Nation, deren würdigſte Beſchäftigung bisher Maurenkriege waren, blühten auf einmal Induſtrie, Handlung und Schiffahrt. War Portugall jemals ein Gegenſtand des Neides, ſo war es in dieſer glänzenden Periode, in der es an den Ferdinanden und Karln

eifersüchtige und aufmerksame Nachbarn hatte. Und doch bewarb sich dieses Reich damals nicht um auswärtige Verbindung, glaubte nicht fremden Schutzes zu bedürfen. Eine Erscheinung, die den Unterschied der Zeiten bemerken macht. Das Jahrhundert der ewigen Negotiationen und Verbindungen war noch nicht gekommen!

Aber als Portugall die Herrschaft von Spanien abgeworfen hatte, fieng es an seine Kleinheit zu fühlen; und glaubte sich durch Verbindungen mit fremden Mächten gegen die Rache seines ehmaligen Despoten und nunmehr ewigen Erbfeindes schützen zu müssen. Die Furcht und die Neuheit eines unabhängigen Staats vergrößerte ohne Zweifel die Nothwendigkeit eines fremden Schutzes in der Idee des Portugiesischen Ministeriums. Sonst würd' es natürlich bemerkt haben, wie wenig es sich um diesen Schutz durch Verbindungen bewerben dürfe, weil das eigene Interesse aller Feinde Spaniens sie schon anreizen werde, mit Portugall gegen die gefürchtete Obermacht des Oesterreichischen Hauses, Parthien zu machen, und wie angelegen es ihnen seyn werde, in dem unabhängigen Portugall beständig eine Diversion für Spanien zu behalten, und dieses zu Zertheilung seiner Macht zu zwingen. Aber Portugall wollte nicht bloß auf die politische Lage von Europa trauen, es bewarb sich um den Schutz

von

von Holland, Frankreich, Schweden, und beſonders auch Englands. Der lezte Staat — obgleich damals durch bürgerlichen Krieg zerrüttet — war zu weiſe, um für eine Verbindung, die geſucht wurde, ſich nicht reelle Vortheile und Begünſtigungen ſeines Handels zu bedingen. So entſtand der erſte Commerzvertrag von 1642. der aber doch nichts weiter als gleiche Freyheit im Zoll und Ein- und Ausfuhr aller Waaren den Engländern bewilligte, wie ſie auch andere Nationen genoſſen.

Viel wichtiger war der Traktat von 1654. mit dem Staatsklugen Cromwell, der den Engländern die Erlaubniß erwarb, von Portugall nach Braſilien, Oſtindien, Genua, St. Thomas, und von da zurück nach Portugall, alle Arten von Waaren (nur mit wenigen Ausnahmen) zu bringen, und davon keine höhere Zölle, als die Eingebohrnen zu bezahlen. Dieſe Gleichheit der Fremden, die weit geübter in der Schiffahrt und Handlung von ihrer Regierung wirkſam unterſtüzt, größere Fonds in dieſelbe wenden konnten, mußte natürlich bald die Portugieſen von ihrer Handlung ganz ausſchließen, da ſie unter der ſechzigjährigen Spaniſchen Herrſchaft des Commerzes ganz entwohnt und von großen Capitalien entblößt waren. Aber die Partheylichkeit des Miniſteriums gegen die eigene Nation, die doch ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Leitung bedurft hätte,

Harlequin.

Wollt ihr mich dort verlaſſen?

Apemanthus.

Wenn Timon bey Hauſe iſt -- Ihr drey dient bey drey Wucherern?

Alle.

Ich wollte, ſie dienten uns.

Apemanthus.

Das wollt' ich auch -- Ein ſo feiner Streich, als jemals ein Henker einem Dieb geſpielt hat!

Harlequin.

Seyd ihr Drey Wucherers-Leute?

Alle.

Ja, Narr.

Harlequin.

Ich glaub', es giebt in der ganzen Welt keinen Wucherer, der nicht einen Narren zum Diener hat. Meine Frau gehört auch in dieſe Zunft, und ich bin ihr Narr; wenn die Leute zu euern Herren gehn um Geld zu borgen, ſo kommen ſie traurig, und gehn luſtig fort; aber in meiner Frauen Haus gehn ſie luſtig hinein, und traurig wieder fort. Wißt ihr die Urſach?

Varro.

gieng noch weiter. Denn in eben diesem Traktat wurde allen Portugiesen, die fremder Schiffe bedurften, ausdrücklich befohlen, sich keiner andern als Englischer zu bedienen. Die natürliche Folge hiervon war: den Portugiesen (die selbst nur wenig Schiffe halten) wurde die Fracht so vertheuert, daß sie bey den Produkten ihrer eigenen Colonien mit den Britten nicht Preiß halten konnten.

In den ersten Jahren nach der Revolution hatte Portugall auch noch von Frankreich (dem natürlichen Feinde Spaniens) Schutz gesucht; da es sich aber von diesem Staat im Pyrenäischen Frieden 1659 verlaßen sah, so knüpfte es sein Band mit England immer enger.

Nur Ein groser Mann hatte die Idee, daß Portugall den Schutz der Europäischen Mächte schon von ihrem eigenen Intereße erwarten, und die innere Politik nicht der äußern aufopfern dürfe. Emporiere war dieser Mann, Finanzminister Peters II. dem er den Gedanken eingab, die eigenen Produkte selbst zu verarbeiten. Man fieng mit Manufakturen in Wolle und Seide an, und ließ dazu die Arbeiter aus England und Irland kommen. Dieser Anfang wurde 1681 gemacht, und hatte so erstaunend schnellen und glücklichen Fortgang, daß schon 1684 Portugall und Brasilien mit eigenen Tuchmanufacturen

versorgt

verſorgt werden konnte, und man es wagen durfte, alle auswärtige Tücher zu verbieten.

Aber eben dieſes Verbot wurde zwanzig Jahre ſpäter der Anlaß dem Engliſchen Handel in Portugall das Uebergewicht zu geben. Als dieſes Reich bey dem Anfang des Spaniſchen Succeßionskrieges Frankreichs Hülfe ganz aufgeben zu müſſen fürchtete, und ſich noch genauer mit Großbrittannien verband, handelte dieſes nach ſeiner gewöhnlichen Politik ſich Commerzvortheile zu bedingen. Der Engliſche Geſandte Niethuen ſchloß 1703. einen Traktat der für ein Meiſterſtück der Staatskunſt gehalten wird. Portugall hob in demſelben das Verbot fremder Tuchmanufakturen in Abſicht Englands ganz auf, und ließ es für alle andere Nationen fortdauren. Die Portugieſiſchen Manufakturen konnten den Wetteifer der engliſchen nicht lange aushalten, und dieſe hatten alſo das Monopol in Händen, Portugall allein mit Wollenmanufakturen zu verſorgen. Das merkwürdigſte bey dem Traktat von 1703. iſt daß man Portugall zu einer ihm ſo nachtheiligen Verfügung durch einen blos ſcheinbaren Vortheil verleitet hätte. England verſprach die Portugieſiſchen Weine nur mit ⅔ des Zolls zu belegen, den die Franzöſiſchen bezahlten und dadurch Jener Abſatz zu befördern. Aber das Brittiſche Parlament hatte dieſe Verfügung ſchon lange ge-

macht, weil es den Handel mit Frankreich (das für seine Weine nicht Manufakturen, sondern baar Geld verlangte) bey weitem nicht so vortheilhaft hielt als den mit Portugall. Es rechnete also diesem Staat eine politische Verfügung zu eigenem Vortheil als eine neue Wohlthat an, für die es sich sehr reichlich bezahlen ließ.

Der ganze Portugiesische Handel war nun in den Händen der Britten, die sich ausnehmend durch denselben bereicherten und Portugall wie eine Colonie benutzten. Zum Glück hatte es kurz vor dem Traktat (1695.) in Brasilien Gold und kurz nach demselben (1728.) Diamanten entdeckt, Produkte, mit denen es seine Bedürfniße von England kaufen konnte. Eine Million englischer Unterthanen lebten blos davon, Portugall mit Getreide, Manufakturen, Bauholz, Schiffe, Kriegsgeräthe u. s. w. zu versorgen, wogegen die Ausfuhr Portugiesischer Produkte nur sehr wenig beträgt. Im Jahr 1713. führten die Britten in Portugall allein an Tuchmanufakturen ein für 1,300,000. Pf. St., andere Waaren 800,000. Pf. St., dagegen betrug die Ausfuhr nur 112,800. Pf. St. die allein mit Bapetten bezahlt wurden. (*) Die Engländer zogen auf diesem

(*) Diese Berechnung wurde damals dem Parlament vorgelegt. Sie weicht sehr von der ab, welche die Zollregister

ſem Wege alle Reichthümer des Portugieſiſchen Reichs an ſich. Sie kauften die Weinberge und erzielten ſelbſt die Gegenſtände ihres Handels. Die Ladungen der Schiffe nach Braſilien gehörten ganz den Engländern, und alſo auch das Gold und die Diamanten, die ſie zurückbrachten. Dieſer Handel entblößte Portugall nach und nach ſo ſehr von baarem Gelde, daß es ein neuer Handelszweig für die Britten wurde Geld nach Portugall zu bringen. Man borgt es zu 3 bis 4 Procent in London, um es in Portugall zu 10 wieder auszuleihen.

Zwar hatte man die Erlaubniß nach Braſilien und andern Colonien zu ſchiffen, die man neben den Britten auch den Holländern gab, nachher wieder aufgehoben. Allein dies konnte den Portugieſen doch weiter nichts als die kleinen Vortheile der Fracht und Commißion erhalten, jene giebt 6 dieſe 4 Procent. Dagegen verdienen die Britten bey den meiſten Zweigen des Portugieſiſchen Handels 35 von Hundert.

Die Portugieſen waren alſo bloße Mäckler der Engländer, und mußten von dieſen ſelbſt die Pro-

regiſter (die man im Büſchingiſchen Mag. Th. VIII. p. 165. findet,) geben. Hier beträgt die Einfuhr in Portugall 793,623. die Ausfuhr von dort 281,268. nach England Pf. St. Eine Variante, bey der ich nicht entſcheiden kann.

dükte ihrer eigenen Kolonien aus der zweyten Hand bekommen. Die größten Faktoreyen in Afrika und Brasilien gehören den Englischen Häusern in Lissabon, die alle Reichthümer dieser Länder wöchentlich nach England schicken. Selten bleiben die Britten länger in Portugall, bis sie genug gesammlet haben, um in ihrem Vaterland sich dem Genuß überlassen zu dürfen.

Diese Handelsdependenz abzuwerfen, die Industrie seiner Nation zu beleben, den Kolonien wahren Werth für das Mutterland zu geben, war ein Gedanke, der es verdiente, von einem Pombal ausgeführt zu werden. — Nur ein so großer Mann, wie er, konnte es wagen, zu gleicher Zeit die Jesuiten, die Financiers, den Adel und die Engländer anzugreifen, und es zu versuchen, Portugall von jeder Art von Sklaverey zu befreyen; freylich um es ganz unter der seines Königs oder vielmehr seiner eignen zu fesseln. Zwar entsprechen nicht alle Mittel dem großen Zweck, da die Engländer im Besitz großer Kapitalien und eines einmal eingerichteten Handels waren. Pombal suchte sie zu verwirren, da er die bisherigen Compagnien für den Handel nach Brasilien aufhob und neue an deren Stelle sezte. Allein die Engländer waren bald an der Spitze der neuen Compagnien, wie sie bey den Alten gewesen waren. Wie Frankreich 1764 die Getreyd-Ausfuhr erlaubte,

benuzte

benuzte Pombal dieſe Gelegenheit, ſein Vaterland, und beſonders Liſſabon, aus der Abhängigkeit zu ziehen, durch England allein mit Getreyde verſorgt zu werden. Er begünſtigte auf alle Weiſe die Einfuhr des Franzöſiſchen Getreydes vor dem Engliſchen. Er verband damit den Befehl, daß ein groſſer Theil des Landes dem Weinbau entzogen und mit Getreyd bebauet werden ſollte; ein Befehl, der den Ausländern, die meiſtens die eigentlichen Beſitzer der Weinberge waren, ſehr nachtheilig wurde, über den ſelbſt die Portugieſen als eine zu willkührliche und despotiſche Einrichtung der Freyheit klagten.

Mit gleichem Eifer bemühte ſich der Miniſter Manufakturen zu ſtiften, beſonders von Wolle und Seide, deren Produkte aber freylich die Conkurrenz der Engliſchen nicht aushalten konnten. Auch den unmittelbaren Handel der Dänen, Schweden und Ruſſen ſuchte Pombal zu ermuntern, um ihre Waaren wohlfeiler aus der erſten, als aus der zweyten Hand der Engländer und Holländer zu erhalten. Indeß hat er (ſo viel ich weiß) daß Monopol der Engliſchen Tuchmanufakturen nicht aufheben können. Mit den Bemühungen des Miniſters trafen die ſtarken Auflagen in England zuſammen, welche den Preiß der Brittiſchen Manufakturen erhöhten, ihren Abſatz auch in Portugall herabſezten, und den Handel anderer Nationen begünſtigten.

Dies

Dies Reich kann sich noch nicht selbst versorgen, aber es hat doch izt den Vortheil von mehrern Nationen und also zu bessern Preißen zu kaufen. In den neuesten Jahren ist der Portugiesische Handel so vertheilt gewesen: Frankreich und Italien (vorzüglich Genua) haben Ein Drittel, Holland, Hamburg und der Norden auch Ein Drittel, und England eben so viel, und jeder Theil zieht etwa 6 Millionen Thaler aus Portugall. England gab ihm in fünf Jahren von 1762 — 66 für 4,249,000 Pf. St. und nahm für 1,677,000 Pf. St.

So lange Portugall noch nicht fähig ist, seine eigne Produkte selbst zu verdienen, den Ueberfluß derselben andern Staaten selbst zuzuführen und dagegen seine Bedürfnisse einzutauschen, so lange erfordert eine weise Politik, daß es allen Nationen einen völlig freyen Handel gebe, um durch ihre Conkurrenz so wohlfeil wie möglich einzukaufen, den höchsten Preiß für seine Waaren zu bekommen. Wäre es möglich seinen Colonien, vorzüglich Brasilien, den Ausländern ganz verschlossen zu halten; so würde es allerdings der vortheihafteste Fall seyn, wenn andere Nationen die Produkte dieser Länder blos in Portugall bekommen könnten, das alsdenn durch weise Einrichtungen allemal nur eine bestimmte Menge dieser Produkte nach Europa bringen und dadurch ihren Werth erhalten könnte. Hält man

aber

aber bey einer Küſte von 500 Meilen die Abhaltung des Schleichhandels unmöglich, ſo wird es die beſte Verfügung ſeyn, auch nach Braſilien den freyen Handel aller manufakturirenden Nationen zu erlauben. Ihr Wetteifer wird auch hier den Eingebohrnen nützlich ſeyn, da der Schleichhandel gemeiniglich auf ihre Koſten nur eine Nation vorzüglich bereichert.

Tritt die neue Regierung hier in die Plane des Miniſters ein, vollendet ſie was ihn die Umſtände der Zeit noch nicht zu vollenden erlaubten; ſo wird ſie allemal wohlthätig für Portugall ſeyn. Und hätte denn auch noch einmal einer ſeiner künftigen Beherrſcher Stärke des Geiſtes genug, um Aberglauben und Gewalt der Geiſtlichkeit zu verbannen, ſo könnte dies von der Natur ſo begünſtigte Land noch einmal dahin gelangen, ſeine Produkte zu nutzen, ſeine Bewohner aufgeklärt und glücklich zu machen — und das wäre eine ſchöne und dauerndre Periode, als die glänzende, die es unter Emanuel hatte, und die ſeiner natürlichen Macht angemeſſen war.

Noch ſcheint Portugall von dieſem glücklichen Zuſtande weit entfernt. Schon ſollen die Schiffe bereit liegen, welche die Jeſuiten triumphirend in ein Land herüber bringen werden, gegen deſſen König

ſie

ſie vor noch nicht zwanzig Jahren einen Meuchelmord anſtifteten. Was kann man von einer Regierung erwarten, die einer ſolchen Blindheit fähig iſt, oder die doch wenigſtens Anlaß zu ſolchen Vermuthungen giebt?

Sollte dieſe Regierung die neue Verbindung mit den Bourboniſchen Höfen wohl mit der Klugheit treffen, die ein ſo intereſſanter Wechſel des politiſchen Syſtems fodert? wie wenn ſie nur das Joch vertauſchte, und itzt Frankreich oder Spanien eben die Handelsvortheile einräumte, die ſie vorher England gab? Dies würde keine vortheilhafte Abänderung ſeyn, da jene beyde Staaten von Portugall keine Weine, Oel, Seide u. ſ. w. nehmen. Die nächſte Zukunft wird uns hierüber mehr ſagen, ſo wie auch die Frage entſcheiden, ob Portugall das wichtige St. Sacrament an Spanien abtreten, und ſich dadurch ſelbſt der Vortheile des Schleichhandels berauben werde, den die Engländer durch dieſes Etabliſſement nach dem Spaniſchen Amerika trieben? Wenn es wahr iſt, daß am 10ten Junius zwiſchen Portugall und Spanien ein Tractat geſchloſſen iſt, ſo müſſen wir hierüber bald mehr erfahren.

Immer hätte zu keiner ungelegnern Zeit für England ſeine Verbindung mit Portugall zerriſſen wer-

werden können als eben izt. Welch eine neue erſtaunende Verminderung werden ſeine Manufakturen und ſeine Handel leiden, die durch den Verluſt des Nordamerikaniſchen Handels und die immer erhöhten Auflagen ſchon ſo tief von ihrem glänzenden Wohlſtande herabſinken!

Der freye Handel der Amerikaner nach Portugall wird die nächſte Folge ſeyn, die wir izt zu erwarten haben, und dieſer Handel muß natürlich für beyde Nationen ſehr vortheilhaft ſeyn.

Eine intereſſante Umwälzung des politiſchen Syſtems von Weſteuropa muß dem denkenden Zuſchauer faſt immer wahrſcheinlicher werden, Frankreich, Spanien und Portugall können neue Kräfte gewinnen, ihre natürliche Vortheile des Bodens und der Lage nutzen, ihre Induſtrie, Handlung und Schiffahrt beleben, und das Uebergewicht das bisher auf der Seite von England war, auf die ihrige überziehen. Nur mußte die Königin Maria nicht die Jeſuiten wieder hohlen laſſen, und die Jungfrau Maria dem Catholiſchen König keine Beſuche mehr machen. Aber vielleicht wird zum Glück von England (und ich darf hinzuſetzen zum Vortheil der Menſchheit, die Englands Obermacht immer lieber als die der ſüdlichern Staaten ſehn wird) der Aberglaube die Miniſteria von Liſſabon

Barro.

Ich könnte wol eine sagen.

Harlequin.

So thue es dann, damit wir sehen, daß du ein Hurenjäger und ein Lumpenhund bist; wofür du aber, auch ohne das, nichts desto minder gehalten werden sollst.

Barro.

Was ist ein Hurenjäger, Narr?

Harlequin.

Ein Narr in hübschen Kleidern, und dir in etwas ähnlich. Es ist ein Geist; zuweilen läßt er sich in Gestalt eines Edelmanns sehen, zuweilen in Gestalt eines Advocaten, zuweilen in Gestalt eines Philosophen, mit zwey Steinen, ohne den Stein der Weisen zu rechnen. Sehr oft nimmt er die Gestalt eines Soldaten an, und überhaupt ist keine Gestalt, worinn der Mensch von achtzig Jahren bis zu dreyzehn, nur immer gesehen werden mag, in welcher dieser Geist nicht spükt.

Barro.

Du bist nicht ganz ein Narr.

Harlequin.

Und du nicht ganz gescheidt; ich habe gerade so viel Narrheit, als dir an Gescheidtheit mangelt.

und Madrid abhalten, die Vortheile welche ihnen die Zeitumstände darbiethen, zu kennen und zu benutzen.

Noch ein Wort vom Marquis von Pombal. Er regierte despotisch und strenge? Aber was kann man von dem Minister einer fast unumschränkten Monarchie anders erwarten. Und hätte er durch Gelindigkeit Mißbräuche abschaffen können, die durch tausendfaches Interesse festgehalten wurden? Man beschuldigt ihn des Geitzes, und sogar des Unterschleifs der Staats-Einkünfte. Ein Verbrechen das bey einer so großen Gewalt, wie Pombal hatte, sehr gemein ist, oft aber auch wegen der Leichtigkeit es zu begehn, vermuthet wird. Er unterdrückt den Adel und die Geistlichkeit, und verflochte (wie man sagt) in das Verbrechen der Verschwörung von 1758 viele Personen, die er nur seiner Privatrache opferte. Gewissermaßen war es eine unglückliche Nothwendigkeit für den Minister, den Adel ganz niederzudrücken, da der Neid desselben gegen den erhöhten Fidalgo, und das Betragen desselben bey der Verschwörung ihn einmal so verhaßt gemacht hatten, daß er es auch nie wagte, ohne eine Guarde von 40 Mann öffentlich zu erscheinen, deren Nothwendigkeit die öftern Anfälle auf das Leben des Ministers beweisen. Die Demüthigung der Clerisey war dem Wohl des Staats nothwendig, und sie ist noch lange

nicht

nicht weit genug gegangen. Sicher hatte Pombal bey einigen Fehlern (die die Nation, mit der er es zu thun hatte, gewiſſermaßen nothwendig machte) ſehr groſſe Verdienſte um das Reich, die gewiß eine andere Belohnung in ſeinem hohen Alter verdient hätten, als ihn jezt zu erwarten ſcheint. Dieſe ſey indeſſen welche ſie wolle, ſo darf die Partheyloſe Geſchichte, die den groſſen Mann verehrt wo ſie ihn findet, es nie vergeſſen, daß Pombal einer der größten Menſchen iſt, die Portugall hervorgebracht hat.

Noch einige Nachrichten über den neueſten Zuſtand von Portugall mögen dieſen Artickel beſchließen.

Der Portugieſiſche Militär-Etat iſt vielleicht der elendeſte in Europa. Der Miniſter Pombal, ſchon mehr als genug durch ſeine Reformen in andern Theilen der Regierung beſchäftigt, mußte dieſen ganz vernachläßigen, und konnte nicht verbeſſern was ein funfzigjähriger Friede und die letzteren groſſen Unglücksfälle (die alles in Verwirrung brachten) verdorben hatten. Als 1762 der Krieg mit Spanien ausbrach und der Graf von Bückeburg nach Portugall kam, fand er kaum 8—10000 Mann; So ſehr war die Portugieſiſche Macht geſchwunden, die doch am Ende des vorigen Jahrhunderts unter Peter II. noch 50000. Mann betrug;

Und dieser kleine Haufen hatte keine Waffen, keine Kleidung, lebte vom Betteln, Rauben und Morden. Das point d'honneur (ein Ding das bey dem Militärstande so durchaus nothwendig ist) war ganz unbekannt in der Portugiesischen Armee. Die Subaltern-Officiere waren Bedienten der Obern, warteten ihnen bey der Tafel auf, und standen hinten auf ihrer Kutsche. Der Graf von Bückeburg lernte bald diese sonderbare Begegnung kennen. Als er gleich nach seiner Ankunft bey dem Feldmarschall Graf von Arcos speißte, sah er hinter seinem Stuhl einen Bedienten in der Uniform eines Officiers — er erkundigt sich und erfährt, daß der Mann Capitain von der Cavallerie und unter dem Regiment seines Wirths sey. Der edelmüthige Graf stehet auf, und zwingt den Capitain sich zwischen ihn und den Feldmarschall zu setzen. Dieser große Mann bemühte sich auf alle Weise die Portugiesischen Truppen in einen bessern Stand zu setzen, und besonders unter die Officiers den Geist der Ehre und Gleichheit zu bringen. Er erklärte einmal öffentlich, daß er jeden Officier verachten und verbannen würde, der die Gesetze oder die Religion zum Vorwand brauchte, einem andern nicht Satisfaction zu geben, oder die angebothene anzunehmen. Indeß scheinen die alten Mißbräuche seit dem Frieden schon völlig wieder eingeschlichen zu seyn.

Im

Im Jahr 1766. beſtand die Portugieſiſche Armee, auſſer was auf der Flotte und in den Colonien iſt, aus 33 Bataillons oder 26000 Mann Infanterie und 26 Eskadrons oder etwa 4000 Mann Cavallerie. Die Landmiliz beträgt über 100,000 Mann.

Die Einkünfte Portugalls ſchätzt der Verf. des Etat preſent du Royaume de Portugal en 1766. auf 70. bis 80. Millionen livres (gegen 20 Millionen Thaler) — eine Angabe, die mir zu hoch ſcheint. Als Philipp der II. i. J. 1580. Portugall ſeiner Herrſchaft unterwarf, und die Beſitzungen und Handlung dieſes Reichs von der Inſel Ormus bis Japan reichten und die Molucken umfaßten, betrugen die ſämtliche Einkünfte nur 2,150000 Dukaten. Zwar ſind nachher an die Stelle des verlohrnen Oſtindiens ſehr einträgliche Acciſe und die Kreuzbulle gekommen, auch hat Braſilien durch ſein Gold und Diamanten einen ſehr erhöhten Werth erhalten; — aber ich glaube doch nicht, daß Portugalls Einkünfte izt über 12 Millionen Thaler betragen.

Portugalls Volkmenge war in den Jahren 1732. (*) und 1766. (**) folgende:

(*) Ich entlehne dieſe Liſte vom Lima, und aus Hrn. O. C. R. Büſchings Magazin Th. 1.

(**) Dieſe Angabe liefert der Etat preſent du Portugal en 1766., ein Buch das viele gute Nachrichten über den neueſten Zuſtand von Portugall giebt.

	1732.	1766.
Entre Douro e Minho	430,372.	504,000 Seel.
Tra-los-Montes	135,808.	156,000 —
Beira " "	550,856.	500,000 —
Eſtremadura "	296,860.	660,000 —
Alentejo " "	265,223.	280,000 —
Algarbien " "	63,688.	65,000 —
Total	1'742,807.	2'225,000.

Portugall hätte alſo in 34 Jahren einen Zuwachs von 482,193. erhalten, der alſo doch bey allen verheerenden Unglücksfällen einen fortſchreitenden Wohlſtand dieſes Reichs bewieſe, und allerdings auch dem Miniſterium des Marquis von Pombal angerechnet zu werden verdient.

Die Richtigkeit beyder Angaben wird durch ihre gute Zuſammenſtimmung bewieſen. Die des Lima beruht auf Zähl-Liſten, die des Etat aber wohl nicht, da ſie ſich mit lauter Nullen endigt. Die einzige aber ſehr große Verſchiedenheit iſt bey Eſtremadura; ſie rührt von Liſſabon her, deſſen Bevölkerung Lima auf 113,166. — der Verf. des Etat aber auf 360,000. ſchätzt.

Portugall hat 200,000. Geiſtliche; wenn alſo die ganze Volksmenge 2'225,000. angenommen würde, ſo machte die Geiſtlichkeit gerade $\frac{1}{11}$ der Nation aus.

aus. Allemal der eilfte Menſch in Portugall läßt ſich von den übrigen zehn ernähren, und begnügt ſich für ſie zu beten. (Der eigentlichen Lehrer des Volks ſind unter dieſer Cleriſey wenige.)

Als Pombal das Miniſterium antrat, hatten die Finanzdepartements 22,000. Kopiſten; dieſe machen den 1000ſten Theil der Nation aus. Herrliches Land, wo allemal der eilfte Menſch ein Geiſtlicher, und der tauſendſte ein Finanzkopiſt iſt!

Die Bevölkerung der portugieſiſchen Kolonien war 1766. folgende:

In Aſien d. h. in Goa, Din, und einigen andern Orten in Indien, und zu Macao in Sina	50,000 Seel.
In Afrika auf der Weſt- und Oſtküſte	80,000 —
Auf Madera und Porto Santo	130,000 (*)
Auf den Azoren	80,000 —
Auf den Capverdiſchen Inſeln	16,000 —
Auf den Inſeln St. Thomas, Annakon, und den übrigen des Guineiſchen Meers	5000 —
Total	7,91,000.

Davon der ſechſte Theil Portugieſen ſeyn ſollen.

(*) In Forſters neueſter Reiſe um die Welt wird die Volkmenge von Madera nur auf 63,000. geſetzt.

Die ganze Volkmenge des portugiesischen Reichs wäre also:

Im Hauptlande	2,225,000 —
In den Kolonien	791,000 —
	3,016,000.

Dohm.

II.

Bemerkungen über einige Regeln für den Geschichtschreiber philosophischer Systeme;

über Dutens Untersuchungen; — und über die angebohrnen Begriffe des Plato, Deskartes und Leibnitz.

Bey einem philosophischen Studium der Systeme der alten und der neuern Schulen, oder der einzelnen großen Männer, — die bey einem fürs Ganze vortheilhaften Zusammenfluß von mehrern äussern Nebenursachen nicht so glücklich waren, Häupter und Anführer von Nachbetern zu werden, die in ihrem Nahmen Heil und zeitliche Seligkeit hätten finden können — stößt einem die Bemerkung augenblicklich auf, daß sich die mehrern Systeme der dogmatischen Weltweisen nicht so sehr durch eigenthümliche

liche Behauptungen, als durch eine verſchiedene Behandlung und Beſtimmung der nemlichen gemeinſchaftlichen Lehrſätze von einander unterſcheiden. Wenn ſich gleich nicht behaupten läßt, daß das Reich der entdeckten philoſophiſchen Wahrheiten von dem Augenblick an immer dieſelbigen Gränzen gehabt, da ſich die Philoſophie ganz von der Dichtkunſt abſonderte, da dichteriſche Bilderſprache in philoſophiſche Proſa übergieng, da man ſagen konnte, jetzt ſteht das erſte Syſtem der Spekulation, gut oder ſchlecht gegründet und ausgebauet, da: ſo iſt es doch gewis, daß das kleine urſprüngliche Gebäude der Philoſophie unter den meiſternden Händen der ſpätern Weltweiſen mehr durch Verſetzung der einzelnen Theile deſſelben, als durch Erweiterung und durch Hinzufügung neuer Stockwerke verändert wurde. Diejenigen Philoſophen, die beym Fortleben der Weltweisheit, entweder, wie Ariſtoteles, Epikur, Deskartes, Leibnitz, Sektenſtifter wurden, oder die, wie Gaſſendi, Malebranche, Spinoza, Locke, ohne den geiſtverdumpfenden Taumel des lauten Jubels kriechender nachlallender Seelenſklaven, in der Stille philoſophirten, in der Stille einen maſſiſen Pallaſt auf Felſen, oder ein armes Strohhüttchen auf ein verrieſelndes Sandbänkchen bauten, — hatten zwar ihrem erfinderiſchen Geiſt mehr oder weniger neue Wahrheiten, oder neue Ausſichten in das unermeßliche Reich der Wahrheit zu ver-

danken, wodurch sie sich zum Rang selbstständiger Philosophen emporschwangen: allein häufig sind die alten, bekannten, philosophischen Lehren oder Grillen, durch die neue Art, wie sie sie erklären, beweisen, verbinden, benutzen, weit karakteristischere Züge ins Bild ihrer Lehrsysteme, als jene neue Erfindungen die ihnen etwa eigen sind.

Der aufmerksame Untersucher der Systeme und Meynungen der Weltweisen muß daher ausser der kritischen Prüfung seiner Quellen hauptsächlich auf zwey Stücke Rücksicht nehmen: auf die Aufsuchung der neuen Erfindungen, und der auszeichnenden Behauptungen eines jeden großen Mannes; und dann auf die neue Behandlung der schon erfundnen Wahrheiten von den merkwürdigern philosophischen Genies. So sehr die nothwendige Verbindung beyder Regeln in die Augen fällt; so sehr sie sich dem über die Natur der Sache räsonnirenden Verstand empfiehlt: so wenig haben die Geschichtschreiber der philosophischen Systeme auf eine genaue Beobachtung der letztern Vorschrift gedacht, so, daß man sie aus der Betrachtung der philosophischen Geschichtbücher vom Aristoteles an, bis auf die historischen Werke Bruckers und Batteux, und andrer Neuerer, wenn man ihrer noch einige nennen kann, — nur sehr schwer würde abziehen können. Ist diese Maxime etwa weniger wichtig, als die erstere? Ohne Zwei-

fel

fel in eben dem Grad erheblicher, in welchem unvollständige hiſtoriſche Angaben erträglicher ſind, als unrichtige und falſche Nachrichten. Unaufmerkſamkeit auf das erſtere Erforderniß erzeugt unvollſtändige Geſchichten; Ungenauigkeit in Abſicht auf die letzte Regel macht die Geſchichte der Philoſophie in einem hohen Grad unrichtig und falſch. Man ſchreibt den Weltweiſen, die einen gewiſſen gangbaren Lehrſatz unter allerhand neuen Beſtimmungen, Erklärungen und Einſchränkungen behaupteten, im Grund eine Behauptung zu, die ſie nicht vertheidigten, wenn man nicht auf die eigenthümlichen Seiten Acht giebt, von welchen der Philoſoph die alte Lehre anſah.

Keiner von allen Geſchichtſchreibern der philoſophiſchen Syſteme wandelt häufiger auf dieſem Abweg, als Dutens. Aber ich kenne auch von allen Schriften, die die hiſtoriſche Auseinanderſetzung der behaupteten philoſophiſchen Lehren zur Abſicht haben, faſt keine einzige, — ſelbſt die planloſe, unkritiſche Geſchichte der Philoſophie des Deslandes, des platten Provinzial-Schöngeiſtes, wie ihn Voltaire nennt, nicht ausgenommen, — die ſo tief in Unrath und in den Pfützen hiſtoriſcher Irrthümer ſtecken ſollte, als die Recherches ſur l'origine des Decouvertes attribuées aux Modernes, (à Paris 1766. 2. Vol. 8.) deren Verfaſſer Louis Dutens iſt, der

Apemanthus.

Das iſt eine Antwort, deren Apemanthus ſich nicht zu ſchämen hätte.

Alle.

Auf die Seite, auf die Seite, der Lord Timon kommt.

Timon und Flavius treten auf.

Apemanthus.

Komm mit mir, Narr, komm mit.

Harlequin.

Einem Liebhaber, einem ältern Bruder, und einem Weibsbild folg' ich nicht allemal; izt will ich einmal einem Philoſophen folgen.

Flavius (zu den Vorigen.)

Seyd ſo gut, und ſpaziert ein wenig dort, ich will gleich mit euch reden.

[Die Gläubiger, Apemanthus und Harlequin, treten ab.]

Vierte Scene.

Timon. Flavius.

Timon.

Ihr ſezt mich in Erſtaunen: Warum habt ihr mir denn meine Umſtände nicht eher vollſtändig vorgelegt, damit ich meine Ausgaben nach dem Ertrag meiner Mittel hätte einrichten können?

Flavius.

Herausgeber der Leibnitzischen Werke. Diese Untersuchungen durften sich gewiß nicht unter die Augen Teutscher Kenner der philosophischen Geschichte wegen, die unstreitig, was die genauere Auseinandersetzung und Entwickelung der alten Systeme betrift, viel weiter sehen, als die kurzsichtigen Franzosen. Selbst unter den vielen Aufsätzen über Gegenstände der Geschichte der Weltweisheit, die in der Akademie der Innschriften vorgelesen werden, kömmt nur selten eine Abhandlung vor, die der kritische Geschichtsforscher brauchen kann. Um so viel gewisser ist es, daß Dutens in Teutschland augenblicklich den Tod schlechter Schriftsteller würde gestorben seyn, wenn nicht ein dienstbarer Geist seinem Buch durch Verteutschung in unserm Vaterlande Leben und Othem, (wenn gleich nur ein kränklendes Leben, und einen kurzen Othem) eingeblasen hätte. (*) Dutens gieng mit der erklärten Absicht an sein Werk, alle Hauptlehren der Philosophie in irgend einem Alten zu finden. Ihm war daher eine jede Stelle willkommen, die — wenn er sie auch häufig aus dem Zusammenhang herausgerissen, ja wenn er sie vielleicht auch nie im Zusammenhang gelesen hatte — die Spuren von irgend einem wichtigen philosophischen Satz enthielt, den man für eine Entdeckung der neuern

* Unter dem Titel: Untersuchungen über den Ursprung der Entdeckungen, die den Neuern zugeschrieben werden. Leipz. 1772. 8.

neuern Weltweiſen auszugeben pflegte. Ihm war es genug, wenn er nur den vermuthlichen Namen einer Bemerkung in irgend einem Alten antraf. Aus einem einzigen Wort, deſſen eigentliche Bedeutung man zuweilen nicht mit völliger Gewißheit angeben kann, ſchloß er auf das uralte Daſeyn einer ganzen ausgebildeten Theorie, der man es, wenn man den phyſiognomiſchen Sinn nur in den mindeſten Graden beſitzt, ſogleich anſehen kann, daß ihre Erfindung, wegen ihrer Verſchlungenheit und wegen andern Schwierigkeiten unmöglich in die Zeiten der erſten Entſtehung der Philoſophie hinaufſteigen kann. Und, wenn er auch wirklich alte Stellen entdeckte, in welchen eine für neu gehaltene philoſophiſche Lehre entweder ausdrücklich liegt, oder bey denen ſich doch mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen läßt, daß etwas beſonders, und daß gerade dieſer auszeichnende Lehrſatz eines neuern Weltweiſen in ihnen enthalten ſey: ſo unterſucht' er gar nicht, ob nicht das Weſentliche der alten Lehre in den neuern Zeiten ganz verändert worden, und ob wir nicht unter denſelbigen Ausdrücken, durch Veränderung der Erklärung ganz neue Theorien haben, an die kein alter Philoſoph gedacht hat.

Hätte ſich Dutens dieſe Mühe geben wollen: ſo würd' er bey Erſparung des größeſten Theils ſeines Buchs eine richtige Geſchichte haben liefern können;

nen; weil er aus der Zusammenhaltung der alten und der neuern gleichlautenden Lehrsätze die Nichteinerleyheit beyder würde entdeckt haben. So aber fand er immer, was er sich zu finden vorgenommen hatte. Er fand Leibnitzens Monadologie bey den Pythagoräern und im Plato; Büffons System beym Anaxagoras und Empedokles; Newtons allgemeine Gravitation, und die Centripetal und Centrifugalkraft in der pythagoräischen Schule, im Plato, Plutarch, Lukrez, und in Andern; Newtons Farbentheorie beym Plato; Die Erbsünde bey ebendemselben; Leibnitzens beste Welt im Timäus, Plato und Plutarch; Deskartes, und Leibnitzens angebohrne Begriffe beym Plato. Andere Dutenschen Behauptungen nicht zu gedenken.

Nach den Untersuchungen, die ich bisher über die mehresten von diesen Gegenständen habe anstellen können, muß ich alle diese, und die ähnlichen Angaben des genannten Verfassers für unrichtig halten, und mein Urtheil über sein Werk ist sehr gelinde, wenn ich sage, daß man unter lauter rauhen Ruinstücken kaum hie und da eine glatte, parische Marmorsäule entdecken kann. Deskartes, Newton, Leibnitz, Büffon haben ihre Theorien unmöglich aus den Alten schöpfen können, weil die meisten von diesen großen Männern die Alten, die etwa ähnliche Systeme vertheidigten, oft nicht einmal dem Na-

men

men nach kannten, vielweniger ſie zu der Zeit ſchon ſtudirt haben, wie ſie auf ihre Erfindungen verfielen. Allemal konnten ſie daher mit dem reinſten Bewußtſeyn, und mit einem ungeheuchelten Ehrlichkeitsgefühl von Erfindungen ſprechen, weil ſie ihre Theorien wirklich ſelbſt geſchaffen hatten. Hier entſcheidet nicht allein die Bemerkung, die in der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, bey ſehr ſeltenen Ausnahmen, faſt zu einem allgemeinen Satz erhoben werden kann: daß Genie und große Gelehrſamkeit nur äuſſerſt ſelten in derſelbigen Perſon vereinigt ſind — ſondern die individuelle Geſchichte eines jeden von dieſen großen Geiſtern, den größten Teutſchen Geiſt ausgenommen, lehrt es, daß ſie mit den Quellen, aus denen ſie ſollen geſchöpft haben, vor der Bildung ihrer Syſteme entweder gar nicht bekannt waren, oder, daß ſie ſich höchſtens nachher, wie ihr Gebäude ſchon ganz ausgebaut daſtand, in den philoſophiſchen Werken der Vorzeit umſahen, und da die Spuren wieder fanden, die ſie ſchon lange vorher betreten hatten. Aber, was das wichtigſte iſt: dieſe den Neuern zugeſchriebne Entdeckungen, Theorien und Lehrſätze ſind, wenn man ſie genauer unterſucht, nicht einmal ihrem eigentlichen Sinn und Umfang nach in den Schriften der alten Weiſen enthalten. Nur äuſſerſt ſelten trift es ſich, daß man die Alten bey den eigentlichen neuen Hypotheſen und Theorien gerade auf den Wegen finden ſollte, auf

welchen die Neuern gewandelt haben. In den meisten Fällen nimmt man bey den Alten höchstens etwas Aehnliches wahr, wobey indessen doch durch allerhand neue Bestimmungen, Erklärungen und Anwendungen die Uebereinstimmung und Einerleyheit des Alten und des Neuen ganz verlohren geht.

Daher bin ich in dieser Rücksicht und so auch überhaupt überzeugt, daß die Alten auf der einen Seite weder die enthusiastische Bewunderung und die überspannten Lobeserhebungen, noch auf der andern Seite die Gleichgültigkeit und Unaufmerksamkeit verdienen, womit sich zwoo Klassen von Menschen an den Ueberbleibseln des philosophischen Alterthums versündigen. Es ist gewiß, daß die alten Weisen, vorzüglich bey den Griechen, ungleich größer waren, als sie sich uns in den wenigen Monumenten ihrer Gelehrsamkeit zeigen, die auf uns gekommen sind; und ich schätze den Plato, Aristoteles, Zeno, Epikur ungleich mehr deswegen, weil sie Plato, Aristoteles, Zeno, Epikur waren, als weil noch einige Reste auf uns gekommen sind, (*) durch deren Hülfe wir in das Heiligthum ihrer Theologie und Philosophie eindringen können. Die Schriften dieser Weltweisen sind bey weitem nicht der Maasstab

(*) Platons und des Stagyriten noch vorhandne Werke machen wenigstens einen dicken Folioband — das sind doch wohl mehr als einige Reste? 4.

ſtab ihrer Kenntniſſe. Tauſend Entdeckungen haben dieſe große Männer gemacht; tauſend Lehrſätze haben ſie bewieſen und vertheidiget, die ſie in Schriften in das Publikum zu ſchicken gar nicht für rathſam achteten. Wir hätten ihre Schüler ſeyn müſſen, wenn wir den Vorhang ganz weggethan wünſchten, der die Eigenheiten ihrer Behauptungen und Erfindungen vor unſern Augen verbirgt. Ihre ſchriftlichen Aufſätze ſollten blos Lockſpeiſen und Fingerzeige ſeyn, über welche man den ausführlichen Aufſchluß und Unterricht von ihnen ſelbſt zu hohlen hatte. Eben deswegen hüllten ſie ihre Lehren in das Dunkel einer unverſtändlichen, allegoriſchen, (*) apokalyptiſchen Sprache ein, die ſie nur in ihren Hörſälen entzifferten. So erklärt ſich noch mancher große Mann in der Geſellſchaft verbrüderter Freunde über gewiſſe Lehren ohne Zurückhalt, da er ſie in ſeinen Schriften übergehen mußte, weil ſie ganze Nationen, und ſein Zeitalter für zu heilig halten, als daß man ſie vor den Richterſtuhl des gemeinen Menſchenverſtandes hervorziehen dürfte. Gewöhnlich pflegen zwar die neuern Gelehrten über ihre Unwiſſenheit Vorhänge zu ziehen, und ihr geheimnißvolles Betragen iſt mehrentheils Charlatanerie gelehrter Marktſchreyer. Nicht ſo die beſſern alten Weltweiſen.

Uns

(*) Dies ſcheint auf den Ariſtoteles, Zeno und Epikur nicht zu paſſen.

b.

Uns iſt es übrigens nicht mehr vergönnt, die ganze Weisheit, mit allen ihren Reitzen an die griechiſchen Philoſophen vermählt, in den Abdrücken ihres Geiſtes zu entdecken. Wir kennen wenigſtens kein Mittel, durch deſſen Hülfe wir die Tiefen finden könnten, in welche dieſe Geiſter hineingeſchauet haben. So viel wiſſen wir aus der Geſchichte gewiß, daß ihre Schriften ihren Geiſt nicht faſſen. Iſt das: ſo können wir ohne Bedenken den Neuern Entdeckungen, Erfindungen, und neue Ausſichten zuſchreiben, wenn wir bey den Alten keine Spur von ihnen antreffen.

Die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber der Philoſophie ſcheinen durchgängig von der Seuche angeſteckt zu ſeyn, die den Helden des neuern und neuſten philoſophiſchen Zeitalters alles wegraft, und es in den Urnen verſammlet, die die Aſche des philoſophiſchen Alterthums faſſen. Da ſoll eine jede wichtige Lehre immer von Anbeginn in der Welt geweſen ſeyn. Batteux will die Behauptung der Einheit bey allen Völkern des alten Erdbodens finden. Dutens übereilte Urtheile hab' ich ſchon gelegentlich angeführt. — Um mein Urtheil über ſein Werk zu rechtfertigen, will ich, im wahren Geiſt der Geſchichte der Philoſophie, eine Vergleichung unter den angebohrnen Begriffen des Plato, des Desfartes, und des Leibnitz anſtellen. Wenn aus

die-

dieſer Parallele die verſchiednen Eigenſchaften und die ungleichartige Natur der angebohrnen Begriffe, die dieſe Männer in ihren Schutz genommen haben, in die Augen fallen: ſo wird zu gleicher Zeit das Fehlerhafte unſrer gewöhnlichen philoſophiſchen Lehrbücher und aller einzelner Abhandlungen offenbar werden, in welchen Platoniſche, Des-kartesiſche, und Leibnitziſche angebohrne Begriffe mit denſelbigen Waffen beſtritten werden. Man wird einſehen, daß die Pfeile, die Locke auf die Vertheidiger dieſer Lehre abſchießt, bey der Waffenrüſtung des teutſchen Genies größtentheils abprallen, und daß die Gründe, mit welchen jener dieſe Lehre lächerlich macht, auf die Eigenſchaften, die Leibnitz ſeinen angebohrnen Begriffen giebt, nicht einmal anwendbar ſind.

Der Hauptgrund, auf welchen Plato ſeine Lehre von den angebohrnen Begriffen bauet, iſt die Erfahrung, daß man ohne allen weitern Unterricht, durch bloße Sokratiſche Fragen, die ſchwerſten Wiſſenſchaften aus einer jeden menſchlichen Seele herauswickeln kann. In der Seele liegen alſo alle menſchlichen Kenntniſſe, die ſie ſchon in einem andern Leben gehabt, aus welchem ſie ſie in dieſes Leben mit herübergebracht hat. Denn die menſchliche Seele, die die höchſte Gottheit in eben dem Becher ſchuf, in welchem ſie die Weltſeele gemiſcht hatte,

lebte eine zahllose Menge von Jahrhunderten körperlos neben der Gottheit, wo sie die ursprüngliche Wahrheit und Schönheit ohne Schleyer gesehen, und ihr unermeßliches Gebiet durchgewandelt hat. Sie senkte sich aber in die Tiefe der sinnlichen Erkenntniß aus der erbaulichen Gemeinschaft der Götter herab, und wurde zur Strafe für dieses Verbrechen in irrdische Wohnungen eingeschlossen, die nicht die Hand oder der Wink der höchsten Gottheit gebauet, sondern die nur die untergeordneten Götter gedrehet haben. Ich thue am besten, wenn ich meinen Lesern den Gang der platonischen Ideen so vorlege, wie ich ihn im Gespräch, Menon, gefunden habe.

Die Frage, mit deren Untersuchung sich Sokrates mit seinem Gesellschafter Menon in diesem Gespräch beschäftiget, ist diese: kann man einen mit Worten lehren, was Tugend ist; oder muß man sie durch Uebung erlangen? oder ist sie dem Menschen auf eine andre Art von der Natur eingedrückt worden? Sokrates versucht mittelst verschiedner Fragen, die von ihm den Namen haben, von seinem Freund eine Erklärung der Tugend herauszulocken. Menon antwortet auf die Fragen des Sokratischen Unterrichts immerfort; seine Erklärungen aber sind, wie Sokrates zeigt, allemal fehlerhaft. Demohngeachtet führt der beste Mensch das Gespräch

fort, und behauptet, man müsse gerade diejenigen Dinge am sorgfältigsten untersuchen, die einem unbekannt seyen. Diese Behauptung läugnet Menon; und er glaubt dagegen, das Ausfragen eines Menschen über einen Gegenstand im Reich der Wahrheit den er gar nicht kennt, sey ganz unnütz; theils, weil einem in diesem Fall die Wege unbekannt sind, auf welchen man etwas Unbekanntes finden kann; theils auch, weil man, wenn man eine Wahrheit findet, nicht wissen könne, ob das gerade eine Wahrheit sey, die einem unbekannt war. Hier trägt nun Plato durch den Mund seines Lehrers seine eigenthümliche Lehre über die Beschaffenheit der menschlichen Reminiszenz in einer lehrreichen Episode vor. — „Die Seele des Menschen, heißt es hier, ist unsterblich. Sterben heißt blos aufhören mit dem Körper verbunden zu seyn. Wenn dieses Leben aufhöret, so geht wieder ein neues an; und da die Seele diesen Zirkel immer von Neuem macht: so findet sich auch in der Natur kein einziger Gegenstand, keine einzige Wahrheit, die sie nicht gelernet hätte. Man braucht sich daher nur einen einzigen Gegenstand in das Gedächtniß zurückzurufen, und anhaltend nachzuforschen: so kann man alle übrige verbundne Wahrheiten wieder finden. Denn Untersuchen und Lernen heißt weiter nichts, als, sich erinnern. Zu allen Wissenschaften liegt schon der Saame in unsrer Seele, und er sproßt hervor, so

Flavius.

Ich hab euch in manchen müßigen Stunden darinn erinnert, aber ihr wolltet mich nicht anhören.

Timon.

Ausflüchte! Ihr habt vielleicht gerade die Augenblike ausgesucht, da ich nicht bey guter Laune war; und izt bedient ihr euch deſſen, euch ſelbſt auf meine Unkoſten zu entſchuldigen.

Flavius.

O! mein guädiger Herr, ich brachte meine Rechnungen manchmal, und legte ſie euch vor; ihr warfet ſie weg, und ſagtet, ihr verlaſſet euch auf meine Ehrlichkeit. Wenn ihr, für irgend ein nichtswürdiges Geſchenk von euern Freunden, mir ſo oder ſo viel dagegen zu geben befahlet, ſchüttelt' ich den Kopf und weinte; ja, ich übertrat oft die Geze des Wohlſtands und bat euch, ein wenig ſparſamer im Austheilen zu ſeyn: Ich bekam nicht ſelten und nicht kleine Verweiſe, wenn ich Euch die Ebbe euers Vermögens, und die groſſe Fluth eurer Schulden vorſtellte. Mein allerliebſter Herr, ob ihr gleich izt zu ſpät höret, ſo iſt doch noch nt eine Zeit; die Summe alles deſſen was ihr habt, manelt nur eine Helfte, um alle eure Schulden zu bezahlen.

Timon.

Laßt alle meine ligende Güter verkauft werden.

Flavius.

Sie ſind meiſtens verſezt, einige gar ſchon verfallen,

bald er gehörig erwärmt und gepflegt, so bald er durch fleißiges Bestreben hervorgelockt wird. Nur eine solche Lehre über die Beschaffenheit des Lernens und des Untersuchens kann unsern Eifer zu anhaltenden Geistesarbeiten anspornen, da eine jede andre unsern Fleis niederschlagen und uns träge und unthätig machen muß. (*)

„Daß aber auch der unwissendeste Mensch wirklich nie etwas Neues lernet, sondern sich blos erinnert; daß alle Meynungen, die der Mensch auch nicht weis, in seiner eignen Seele enthalten sind, — erhellet am besten aus der lehrreichen Erfahrung, nach welchem man durch bloße Fragen die tiefsten Wahrheiten aus jeder menschlichen Seele herauswinden kann, die alle ohne Ausnahme in ihr eingewickelt liegen. So wird das in der Mathematik ganz unbewanderte Kind alle Fragen beantworten, die man ihm geschickt vorlegt; weil die Lösung aller Probleme in seiner Seele schon vorhanden ist, die weiter nichts als Anlässe und Reize braucht, um sie von sich zu geben. — Hier macht Sokrates mit einem

(*) Dies läugnet Locke *Essay concerning human understanding* Book I. Ch. III. §. 24. Die Lehre von den angebohrnen Begriffen, sagt er, macht kommode Menschen. Denn sie macht die Untersuchung der Grundsätze, und die damit verknüpfte Anstrengung überflüßig. Sie ist die Freystätte für alte Irrthümer, u. s. w.

einem Knaben ſogleich den Verſuch. S. *Platon.* Opp. *Tom.* III. p. 82. edit. *Serran.* in *Menon.*

„Wenn nun der Menſch, der in einer gewiſſen Wiſſenſchaft nie iſt unterrichtet worden, alle Keime zu dieſer Wiſſenſchaft in ſich ſelbſt hat; wenn dieſe Keime nicht durch einen irrdiſchen Unterricht in ſeine Seele haben gelegt werden können: ſo muß es eine Zeit gegeben haben, in welcher dieſer Saame zu wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ausgeſtreuet worden, der ſich in dieſem Leben nur gelegentlich entwickelt. Dieſer Zeitpunkt fällt auſſer die Grenzen dieſes irrdiſchen Lebens hinaus. Er ſteigt in jene frühere, engliſche Perioden des menſchlichen Geiſtes hinauf, in welchen er noch nicht Menſch war. Eben deswegen iſt unſer Vermögen, Wahrheiten zu erkennen, eben ſo ewig wie die Seele ſelbſt, die dieſe Kraft ſchon lang vorher beſaß, ehe ſie in den Kerker dieſes irrdiſchen Leibes eingeſchloſſen wurde. Und gerade dieſer Kerker, der unſern Geiſt beſchränkt, macht es nothwendig, daß wir mit Fleis und Mühe dieſes in uns glimmende Feuer anfachen, und mit ſaurer Anſtrengung dieſe ſchlafende Kräfte aufwecken müſſen, um uns die Kenntniſſe ins Gedächtniß zurückzurufen, an die wir uns nicht erinnern. (*) Daher

(*) Vergl. Phädrus; *Opp.* Tom. III. p. 249. Daß ſich Plato in dieſer Behauptung nicht gleich geblieben: daß er

ist unsre Seele einer mit Wachs überzogenen Tafel ähnlich, auf welcher die Spuren der ehemaligen Schrift wieder zum Vorschein kommen, sobald der wächserne Ueberzug weggethan wird. Nur der Körper und die Sinnen hindern unsre Seele an der Erkenntniß dieses in sie gelegten Saamens der Wahrheit. So bald aber diese Hüllen wegfallen; so bald gelangen wir zum Anschauen dieser angebohrnen Kenntnisse.

„Eben dieser Satz, sagt Plato, daß unsre Seele einen größern oder einen kleinern Schatz von allgemeinen Begriffen in ihren irrdischen Körper mitbringt, erhellet auch aus folgender Beobachtung. Wir haben von Schönheit, Wahrheit, Tugend, Recht, u. s. w. Begriffe, die wir uns mit unsern Sinnen unmöglich verschaffen können; weil sie sich an den Dingen, die sich unsern Sinnen darstellen, so nicht finden, wie wir sie haben. Diese allgemeinen Begriffe sind also gewiß Ueberbleibsel aus jenem glückseligen Zustand unsrer Seelen vor ihrer Herabsenkung in menschliche Körper. Die ursprüngliche Klar-

er an andern Stellen, — z. B. im Theätet, wo er die Seele mit einem Taubenhaus vergleicht; im Philebus, wo sie ihm einem Buch ähnlich scheint, — lehrt, Wissenschaft entstehe aus Induktion, man erlange sie u. s. w. hat schon Brucker bemerkt. *Hiſtoria Philoſ. doctrinae de Ideis.* p. 109.

Klarheit haben ſie zwar nicht, weil ſie die Grobheit der Materie verdunkelt. Wir können ſie aber ſehr leicht zu einem hohen Grad der Klarheit emportreiben, wenn wir ein der Abſicht unſrer Einkörperung, nehmlich der Reinigung der Seele, gemäßes Leben führen.„

Gegen dieſe ganze Vorſtellung der angebohrnen Begriffe, — die Plato auf die Erinnerung und auf die Vorausſetzung eines ehemaligen beſſern Zuſtandes der menſchlichen Seele gründet, — erinnert Leibnitz mit Recht: daß durch dieſe Platoniſche Ausflucht die Frage „ob der Finger der Gottheit unſern Seelen Begriffe eingedrückt habe oder nicht„ gar nicht beantwortet werde; weil das Problem dadurch noch immer unaufgelöſet bleibt „ob die Seele nun in dem Zuſtand, der vor dem jetzigen vorhergegangen, und beym Anbeginn ihrer Schöpfung Begriffe von Gott überkommen habe, oder nicht?„ (*)

Der Beweis, den Deskartes für die angebohrnen Begriffe führt, iſt mit dem lezten Räſonnement völlig einerley, welches ich kurz zuvor aus Plato angeführt habe. (**) „Wenn ich alle Sinnen ver-

 ſchließe,

(*) Leibnitz *Nouveaux Eſſais ſur l'entendement humain.* Livre I. Chap. 1.

(**) S. *Carteſii* Meditat. de prima Philoſoph. *Medit.* III. und V. Epiſtol. *Part.* II. *Epiſt.* 54-59. Princip. Philoſ. *Part.* I.

ſchließe, ſagt Deskartes (*Meditat. III.*), und alle Bilder körperlicher Gegenſtände aus meiner Seele auslöſche, und meinen eignen Blick in mich ſelbſt werfe: ſo erkenn' ich noch immer und überzeuge mich kräftig davon, daß ich ſelbſt denke. Von meinen Gedanken kann ich folgende Klaſſen machen. Einige derſelben ſind gleichſam Bilder der Gegenſtände, und im eigentlichen Verſtand kömmt dieſen allein der Name Idee zu. Andre haben auſſerdem, daß ſie Bilder ſind, noch andre Formen. Von der erſten Gedankenart, oder von den Ideen ſcheinen einige angebohren; andre durch die Sinnen herankommend, (aduentitiae,) und noch andre von mir ſelbſt durch Zuſammenſetzung gebildet zu ſeyn (factitiae.) Denn, daß ich z. B. erkenne, was die Sache, die Wahrheit, der Gedanke iſt, hab' ich einzig meiner eignen Natur zu verdanken; daß ich aber jezt ein Geräuſch höre, die Sonne ſehe, die Wärme fühle, rührt von den Gegenſtänden her, die auſſer mir vorhanden ſind; daß ich mir endlich Sirenen und Ungeheuer vorſtelle, hab' ich ſelber erdichtet, durch Zuſammenſtellung, und Zuſammendrängung. Es kann indeſſen doch ſehr wohl ſeyn, daß ſie mir entweder alle angebohren, oder alle durch die Sinnen zugeführt, oder alle von mir ſelbſt gedichtet worden.

Part. I. §. 13. „Ideae innatae ſunt generaliter omnes, quae aliquas eſſentias veras, immutabiles et aeternas repraeſentant. „

den. Denn ich kenne ihren gewiſſen Urſprung noch nicht deutlich.„

„Zu den angebohrnen Begriffen gehören die Ideen vom Selbſtſeyn, von Wahrheit, von den mathematiſchen Axiomen, und vorzüglich die Idee von Gott, die ich auf keinen andern Weg habe überkommen können, als dadurch, daß ſie mir Gott bey meiner Geburt ſelber eingedrückt hat. Durch die Sinnen iſt mir dieſer Begriff gewiß nicht zugeführt worden. Ich ſelbſt hab' ihn auch nicht erdichtet, oder zuſammengeſetzt, weil ich gar nichts zu ihm zuſetzen, nichts von ihm wegthun kann. Aus dem Univerſum hab' ich mir die Beſtandtheile dieſer Idee gar nicht ſammlen, nicht von einem Gegenſtand eine von einem andern wiederum eine andre Eigenſchaft Gottes entlehnen können, die in dem Begriff von ihm eingeſchloſſen iſt. Denn die Einheit, die Einfachheit, oder die Unzertrennlichkeit deſſen, was in Gott iſt, iſt eine von den vorzüglichſten Vollkommenheiten, die ich im göttlichen Weſen wahrnehme. Und gerade dieſe Idee, von der Einheit der Vollkommenheiten bey Gott, hat von keinem Gegenſtand in mir erzeugt werden können, der nur eine einzige von dieſen Vollkommenheiten beſitzt; und folglich von keinem endlichen Weſen. Denn aus Nichts kann nichts entſtehen, und in der Wirkung kann unmöglich mehr ſeyn, als in der wirkenden Urſache.

Im Menschen aber ist etwas, was mehr Realität hat, als der Mensch selbst, nehmlich der Gedanke von Gott, den nur sein Finger unsern Seelen hat einprägen können. Eben deswegen ist diese angebohrne Idee von Gott nicht nur wahr, sondern sie ist auch der stärkste Beweis für sein Daseyn.„ — So groß ist das Interesse, welches die angebohrnen Begriffe im Cartesianischen System erhalten!

Ganz anders, und ganz eigenthümlich räsonnirt Leibnitz über die angebohrnen Begriffe. „Ich hab' ehedem, sagt er von sich, wie Deskartes und Mallebranche geglaubt, die Idee von Gott, und andre Ideen, die wir unmöglich durch Hülfe unsere Sinnen erhalten können, seyen uns angebohren. Ich glaub' es noch, und behaupte nun zu Folge meines Systems noch mehr, nemlich: daß sich alle Gedanken und Handlungen unserer Seele aus ihrem eignen Fond herauswickeln, ohne daß sie ihr durch die Sinnen zugeführt werden. Ich bediene mich indessen doch der gangbaren Redensarten, weil sie wirklich Grund haben, und weil man in einem gewissen Verstand sagen kann, daß die äussere Sinnen zum Theil der Grund von unsern Ideen sind. In so fern nemlich unsre Sinnen zur Entwickelung der in unsere Seele eingehüllten angebohrnen Begriffe Anlaß geben, in so fern läßt sich behaupten, daß diese Begriffe durch die Sinnen entstehen. Ich nehm'

nehm' aber an der Meinung andrer Weltweisen gar keinen Theil, nach welcher man die angebohrnen Prinzipien, unter welchem Namen man häufig seine Vorurtheile begreift, ohne Beweis anzunehmen, und keine weitere Untersuchungen über sie anzustellen braucht. Darinnen geb' ich Locke'n Recht, daß er diese superfizielle Denkungsart verdächtig gemacht, und die Philosophen einer Nachläßigkeit beschuldiget hat, die sich gar nicht die Mühe geben wollen, die Quellen, Gründe und Gewißheit dieser Art von Kenntnissen aufzusuchen. Ich wünsche dagegen, man definire alle Ausdrücke genau die sich definiren lassen, und man demonstrire alle Axiome, die nicht primitif sind, ohne sich um die Meinungen der Menschen darüber zu bekümmern, und ohne zu fragen, ob sie ihnen Beyfall geben, oder nicht."

„Es giebt indessen gewisse nothwendige Wahrheiten, deren Quelle im Verstand selbst zu suchen ist, und die man von den durch Empfindung der Sinnen erworbenen Begriffen sorgfältig unterscheiden muß. Die Wahrheit dieser angebohrnen Prinzipien gründet sich im geringsten nicht, wie die Vertheidiger der angebohrnen Begrisse gewöhnlich behaupten, auf den allgemeinen Beyfall der Menschen, den sie diesen Grundsätzen geben. Die allgemeine, oder auch der fast durchgängige Beyfall des menschlichen Geschlechts ist höchstens eine Anzeige, aber keine

Demon-

Demonstration eines angebohrnen Grundsatzes, dessen entscheidender Beweis einzig darinnen zu suchen ist, daß seine Gewißheit blos auf dem, was in uns ist, beruhet. Wenn daher auch die beyden großen spekulatifen Grundsätze — Was ist, das ist, und: Es ist unmöglich, daß ein Ding zu gleicher Zeit sey, und nicht sey, — nicht allen Menschen den Beyfall abnöthigten, weil sie vielleicht nicht alle Menschen ausdrücklich kennen: so würden sie demohngeachtet angebohren seyn, weil ihre Wahrheit von jedem Menschen anerkannt wird, so bald er nur ihren Sinn versteht. Wahr ist's, diese Anerkenntniß der Wahrheit gewisser Sätze kann häufig aus der Betrachtung ihrer Natur selbst herrühren, die unserm Verstand nicht anders zu urtheilen erlaubt. Allein selbst in dieser Rücksicht sind angebohrne Begriffe von nichtangebohrnen unterschieden. Die Betrachtung der Natur der Sachen ist häufig weiter nichts, als die Kenntniß der Natur unsers eignen Verstandes, und der angebohrnen Ideen. Da sind alsdenn angebohrne Wahrheiten gerade diejenigen, die keiner andern Betrachtung bedürfen, um für wahr gehalten zu werden.„

„Die beyden angeführte, und viele andre Grundsätze sind in unsern Seelen eingewickelt, ohne daß wir sie beständig wahrnehmen. Denn es ist gar nichts unbegreifliches, daß in unsrer Seele etwas da

sey,

ſey, wenn ſie's gleich noch nie erkannt oder wahrgenommen hat. Die Natur ſelbſt kann uns einige Kenntniſſe abſichtlich verborgen haben. Eine Subſtanz, wie die menſchliche Seele muß höchſt wahrſcheinlich ſehr viele Eigenſchaften und Beſchaffenheiten haben, die ſie anfänglich unmöglich alle, geſchweige auf einmal, an ſich wahrnehmen kann. Wenigſtens iſt gar kein Grund vorhanden, warum nicht etwas in der Seele ſeyn könnte, deſſen ſie ſich niemals bedienet. Man kann alſo ſagen: es ſind Wahrheiten möglich, die uns angebohren ſind, die von der Natur in unſre Seelen eingegraben worden, und die wir demohngeachtet weder jemals erkannt haben, noch jemals erkennen werden.

Alle reine Ideen, die Gegenſätze der ſinnlichen Phantome, und alle nothwendige, oder alle Wahrheiten der Vernunft, die den Thatwahrheiten gegen über ſtehen, ſind unſern Seelen von der Natur eingedrückt. Man kann daher mit Grund behaupten, daß uns die ganze Arithmetik und Geometrie angebohren ſind, und daß ſie ſich auf eine virtuelle Art in jedem Menſchen finden, weil ſich ein jeder dieſe Wiſſenſchaften ohne alle Erfahrungswahrheiten bilden kann, wenn er nur dasjenige, was im Verſtand ſchon von Natur vorräthig iſt, aufmerkſam betrachtet, und ſich ſchicklich unterordnet. So führte z. B. Sokrates ein Kind durch bloße Fragen, ohne die

oder ſonſt veräuſſert; und der Reſt wird kümmerlich zureichen, die dringendſten Schulden zu verſtopfen; die künftige Zeit rükt heran; wovon ſollen wir unterdeſſen leben, und wie werden wir zulezt mit unſrer Rechnung beſtehen können?

Timon.

Meine Ländereyen erſtrekten ſich bis nach Lacedämon.

Flavius.

Ach, mein Gnädiger Herr, die Welt iſt nur ein Wort; wäre ſie ganz euer, ſo daß ihr ſie in einem Athemzug wegeben könntet, wie ſchnell würde ſie weg ſeyn!

Timon.

Ihr habt recht.

Flavius.

Wofern ihr einigen Verdacht in meine Wirthſchaft oder Treue ſezet, ſo fordert mich vor die ſchärfſten Richter, und ſtellt mich auf die Probe. Die Götter ſeyen mir gnädig, ſo wie ich die Wahrheit ſage! Wenn alle eure Vorraths-Kammern von ſchwelgeriſchen Praſſern erſchöpft wurden; wenn die Gewölbe und Deken in euern Sälen von Wein träuffelten, der in trunknem Muthwillen verſprizt wurde; wenn iedes Zimmer von Lichtern funkelte, und von Spielleuten zertrappt wurde; zog ich mich oft in einen dunkeln Winkel unter dem Dach zurük, um meinen Thränen freyen Lauf zu laſſen.

Timon.

geringſte anderweitige Belehrung, zu den abſtrakteſten und verwickelſten Wahrheiten fort. Der Unterſchied unter den nothwendigen, ewigen, und unter den Erfahrungswahrheiten liegt nemlich gerade darinnen, daß die Quelle der erſtern der Verſtand iſt, und daß ihr urſprünglicher Beweis einzig aus dem Verſtand, oder welches einerley iſt, aus intelektuellen Ideen hergeleitet werden muß; da die leztern aus der Erfahrung, und aus vielen Beobachtungen unſere Sinnen flieſſen. Denn es giebt auch ſinnliche Ideen und allgemeine Begriffe und Wahrheiten, die aus ſinnlichen Ideen gebildet werden. Die Sinnen können dem Verſtand freylich auch die nothwendigen Wahrheiten vorſtellen, und ſie bekräftigen; allein ihre unfehlbare Gewißheit können ſie nicht demonſtriren. Das kann der Verſtand allein. Zur Erkenntniß angebohrner Wahrheiten können wir alſo auf zwey Wegen gelangen: durch Aufmerkſamkeit auf ihre Quelle, die Seele ſelbſt, woraus ſie eigentlich entſpringen, und durch die Erfahrung.

„Es iſt aber nicht genug, wenn man ſagt, der Verſtand habe ein bloßes Vermögen dieſe Wahrheiten zu erkennen. Hier iſt mehr als Möglichkeit. Es iſt eine Diſpoſition, Geſchicklichkeit, eine Präformation der Seele da, die es macht, daß die angebohrnen Wahrheiten aus ihr herausgewickelt werden

den können. Die Wahrheiten ſelbſt ſind in der Seele enthalten, ſo wie die Figuren der künftigen Natur im rohen Stein, oder im Block Marmor durch ſeine Adern ſchon daliegen, wenn der Künſtler nur dieſe feinen Grundſtriche beobachten will. Denn die unbeſchriebene Tafel, oder die Seele ohne Ideen, iſt eine Fiktion, die ſich auf unvollſtändige Begriffe der Philoſophen gründet. Aus folgenden Gründen kann die Seele keine ganz glatte Tafel ſeyn. 1) Es giebt keine Subſtanz ohne Merkmahle, woran man ſie von andern Subſtanzen unterſcheiden kann. Die menſchlichen Seelen ſind nicht allein von andern Seelen, ſondern auch unter einander ſelbſt verſchieden. Diejenigen, die die Seele mit einer unbeſchriebenen Tafel vergleichen, wiſſen, wenn ſie ihr alle Ideen abgenommen haben, gar nicht anzugeben, was ihr noch übrig bleibt. Die Ausflucht hilft hier nichts, daß die Seele urſprünglich und von Natur blos Vermögen habe. Denn bloßes Vermögen ohne Thätigkeit iſt eine neue Erdichtung, die man durch Abſtraktion herausbringt, die aber in der Natur gar keinen Grund hat. In der ganzen Natur iſt kein einziges Vermögen zu finden, welches blos Können oder Möglichkeit wäre, ohne daß es irgend einen Akt verrichten ſollte. Immer iſt eine Diſpoſition, und ein Hang zur Thätigkeit dabey, der nie ohne allen Effekt bleibt. Und zwar geht dieſer Hang auf eine gewiſſe beſondere

Handlung. Es ist ein Hang mehr zu einer, als zu einer andern Handlung. 2) Man macht die Seele zur Materie, wenn man sie für eine unbeschriebene Tafel hält.„

„Es giebt also angebohrne Grundsätze, die allen Menschen gemein, und leicht erkennbar sind. Andre von ihnen lassen sich eben so leicht finden; sie sind aber in einem Kopf heller und mehr umfassend als im andern. In einem weitläuftigern Verstand kann man auch alle Wahrheiten angebohren nennen, die man aus den angebohrnen primitifen Begriffen und Kenntnissen folgern und ableiten kann, weil sie der Verstand doch immer aus seinem eignen herausbringt. Daher kann es kommen, daß gewisse einzelne Sätze, die die Folgen von andern angebohrnen, allgemeinen Prinzipien sind, von den Menschen als unzweifelhaft gewis angenommen werden können, wenn sie gleich die allgemeinen Maximen nicht kennen, aus denen diese Sätze fliessen. Die Sätze gründen sich in diesem Fall doch immer auf jene allgemeine Maximen, an die man nicht denkt; gerade wie man bey enthymematischen Schlüssen die Obersätze weglässt. Demohngeachtet haben diese allgemeine Prinzipien an unsern Gedanken Theil. Sie machen ihre Seele und ihre Verbindung aus. Sie sind, wenn man gleich nicht an sie denkt, zum Denken doch so nothwendig, wie die Muskeln und Sehnen

nen zum Gehen unentbehrlich sind, wenn man gleich beym Gehen und Hüpfen nicht ausdrücklich daran denkt was man thut. „

„Alle angebohrne Prinzipien sind unzweifelhaft und gewis. Nicht immer hat aber alles, was angebohren, oder was mit diesen angebohrnen Grundsätzen verbunden ist, eine eben so unzweifelhafte Evidenz. Auch können angebohrne Ideen und Wahrheiten, wodurch wir uns von den Thieren unterscheiden, durch Erziehung und Gewohnheit aus der Seele nie ganz ausgelöscht und vermischt werden. Sie sind aber durch allerley Ursachen in allen Menschen verdunkelt. Dieses innere Licht der angebohrnen Ideen würde im Verstand immer hervorscheinen, und seine Wärme würde den Willen immer erhitzen, wenn sich die konfusen Perzeptionen der Sinnen nicht unsre Aufmerksamkeit unterwürfig machen sollten. „

„Aus diesem allen, sagt Leibnitz, folger' ich den Satz, daß das philosophische Axiom -- Es ist nichts im Verstand, was nicht vorher in den Sinnen war — eingeschränkt, und die Seele selbst und ihre Affektionen ausgenommen werden müssen. Wenn das ist: so schließt die Seele zu gleicher Zeit die Ideen von Wesen, Substanz, Einheit, Identität. Ursache, Perzeption, Schluß, und eine Menge

andrer Begriffe in ſich, die ihr die Sinnen nicht darbringen können. Locke ſtimmt hierinnen ſelbſt mit mir überein, da er in der Reflexion der Seele auf ſich ſelbſt den Urſprung einer großen Menge von Ideen aufſucht. Ich geh' indeſſen doch von Locke ab. Wenn ich behaupte, daß alle unſre Ideen entweder durch Senſation oder durch Reflexion in uns entſtehen: ſo heißt das bey mir nur ſo viel, ihre aktuelle Perzeption wird durch eine von dieſen beyden Urſachen veranlaßt, und ohne Hinzukunft der Sinnen und des Räſonnements würden dieſe Ideen in der Seele verborgen geblieben ſeyn. Denn ich glaube, ſie waren ſchon in ihr vorhanden, ehe ſie ſie gewahr nahm. (*)

Reſultat. Aus dieſer Darſtellung des Syſtems dreyer Weltweiſen über die angebohrnen Begriffe, welches man gewöhnlich für ein einziges Syſtem hält, erhellet deutlich, das die Behauptungen Plato's, Deskartes, und Leibnitzens nichts weniger als einerley ſind. Ich will mit der Anzeige einiger Hauptunterſchiede ſchlieſſen.

1) Plato gründet ſeine ganze Lehre auf die Hypotheſe vom ehemaligen Zuſtand der menſchlichen Seele,

(*) Ich habe dieſe zerſtreuten Anmerkungen geſammlet, und in Ordnung gebracht aus den *Nouveaux Eſſais*, Liv. I. Chap. 1 - 3. Liv. II. Ch. 1. Vergl. mit den *Act. Eruditorum* 1684. S. 541.

Seele, und auf die Erinnerung, die ſie in dieſes Leben herübergebracht. Deskartes, und Leibnitz verwerfen beyde dieſe Vorausſetzung.

2) Plato und Deskartes behaupten die gänzliche Angeburt gewiſſer Begriffe, die die Gottheit der Seele ſchon ganz entwickelt mitgiebt. Nach Leibnitzens Theorie ſind die angebohrne Ideen nur feine Grundſtriche in der Seele, die der Verſtand erſt entwickeln und erhellen muß. Sie äuſſern ſich nicht eher, als bis ſie durch Erfahrung und Räſonnement entwickelt werden. Und doch ſind ſie mehr als bloße Möglichkeiten; denn ſie liegen in der Seele, wie die Grundſtriche zur künftigen Statue im Marmor.

3) Leibnitz läßt der menſchlichen Seele mehr Macht beym Geſchäfte der angebohrnen Begriffe, als Plato und Deskartes. Dieſe Philoſophen ſenken in die Seele gewiſſe Begriffe, und laſſen ſie ihr den Finger der Gottheit gleich bey ihrer Erſchaffung eindrücken, weil ſie ihre Entſtehungsart aus ſinnlichen Erfahrungen und Empfindungen nicht erklären konnten. Im Leibnitziſchen Syſtem iſt die Seele nicht blos Quelle dieſer Ideen, ſondern auch die einzige Ideenbildende Kraft.

4) Alle Vertheidiger der angebohrnen Begriffe vom Plato bis auf Leibnitz hielten den Umſtand

für den ſtärkſten Beweis einer angebohrnen, und folglich unzweifelhaft gewiſſen Wahrheit, wenn ſie vom ganzen, oder vom größten Theil des menſchlichen Geſchlechts geglaubt wurde. In einem ſolchen Beweis fand Leibnitz dieſes Gewicht nicht.

5) Vor Leibnitz hatten alle angebohrne Begriffe und Grundſätze das Privilegium ohne Beweis überall für wahr zu paßiren. Leibnitz räumt ihnen dieſen großen Vorzug nicht ein. Er dringt vielmehr auf ihre Demonſtration, und weiſet dadurch ſehr viele Gründe ab, mit welchen Locke die Lehre ſeiner Gegner lächerlich machte.

So ſehr ſind die Leibnitziſchen angebohrnen Begriffe, durch ihre Eigenſchaften, von den angebohrnen Begriffen aller ältern Philoſophen verſchieden.

Hißmann.

III.

Von

der hohen Kameralſchule in Lautern.

Vierter Brief.

Ueber die Handlungswiſſenſchaft.

In den Nachrichten die ich Ihnen, wehrteſter Freund, von der hieſigen hohen Kameralſchule zu geben angefangen habe, trift nun die Reihe das Kollegium von der Handelſchaft. Durch die Land- und Stadtwirthſchaft erhält ein

Land

Land Ueberfluß an Gütern, neben dem daß ein großer Theil der Inwohnerſchaft dabey Verdienſt und Nahrung findet. Dieſe Güter müſſen, gleich dem Blut vermittelſt des Kreislaufs, unter der Nation herum ſich mittheilen. Sonſt ſind ſie unnütze, und es würden zwo üble Folgen daraus entſpringen. Der, erſtens, welcher bisher einen überflüßigen Vorrath erzielet hat, würde künftig nur ſeine Nothdurft verfertigen, wenn ihm ſein Ueberfluß liegen bliebe. Dadurch würde die Maſſe von Gütern, und die Summe der Beſchäftigung, im Lande abnehmen. Zweytens, wenn die Güter nicht unter die Inwohner vertheilt werden, ſo hat das Land einen Ueberfluß an Gütern, und gleichwohl nur einen armſeligen Genuß. Deswegen iſt ein allgemeiner Verkehr, oder Tauſch der Güter ſchlechterdings nothwendig. Dieſen Tauſch bewerkſtelliget die Handlung, ſie mag nun von dem Erzieler ſelbſt oder von einer eigenen Klaſſe von Menſchen getrieben werden. Sie hat alſo einen zweyfachen Zweck. Einmal, viel Verdienſt, Nahrung, viel Bevölkerung, und viel Erzielung in das Land bringen zu helfen. Zweytens, die Konſumtion der Inwohnerſchaft und ihren Genuß zu bedienen, und zu erleichtern. Das iſt aber ferner richtig, und vom Staatswirth und der General-Polizey wohl zu bemerken, daß die Handlung im Lande bereits Land- und Stadtwirthſchaft vorausſetze. Zwar beyde noch nicht auf der oberſten Stufe von Vollkommenheit: denn dahin ſteigen ſie erſt nach und nach durch den Waarenabſatz, den ihnen die Handlung verſchaft und vermehrt; aber doch ſo, daß ſie in einer richtigen und angemeſſenen Ordnung getrieben werden. Die Handlung muß daher ſich nach beyden richten, und hat nur die Landeskonſumtion mit beyder ihren Produkten zu verſehen. Sie läßt beyde wie ſie ſind, und nimmt ihnen nur ihre überflüßige Güter ab; macht ihnen von denen, die ihnen nicht feil waren, verſchiedene feil; vertheilt ſie ſämtlich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; führt ſie allgemach

von Gegend zu Gegend. Sie nimmt vom Ackersmann das Getreide das er übrig hat, und die Fütterungen die ihm feil sind, und führt jenes dem Stadtinwohner zu, der es veredelt und allerley Gattungen von Brod und Backwerk daraus macht: dieses aber den Gastwirthen, die keine oder nicht genug bauen können, und dem Frachtstande, der, Jahr aus Jahr ein fast allezeit auf der Strasse, selber keine Fütterung für sein Zug- und Lastvieh erzielen kann. Sie erkauft ferner vom Landmann allerley rohen Stof, Haupt- und Beystof, den ihm sein Acker, Garten, Ebene und Hügel, sein Vieh, sein Teich u. a. m. abwerfen, und verkauft solchen den Stadtwirthen und andern Abnehmern, die ihn auf mancherley Weise theils verarbeiten, theils sonsten verbrauchen. Sie vermag, ohne daran zu denken, den Waldbau und die Bestanzung der Straßen und Wege mit Bäumen, reg zu machen, an mehreren Orten in Vorschlag, und hier und da in Vollstreckung zu bringen; denn sie weis den Ertrag des Holzanbaues sich und dem Lande nützlich zu machen, und daraus jeden zu seinem Gebrauche bald mit Holz und Kohlen zur Feuerung und zum Gewerbe, bald mit Holze zum bauen, bald zu Kunstarbeiten ꝛc. zu versorgen. Und was die Salz- und Bergwerke ergeben, das verführt sie, jedes in die Gegenden, wo es verbraucht oder weiter zubereitet und verarbeitet wird u. s. w.

Und nun, da die Handlung, und durch sie der Landwirth, bisher vom Stadtwirth Geld eingenommen hat: so giebt sie, als eine nimmer ruhende Mittelhand zwischen den erzielenden Händen, dem Stadtwirth hinwiederum Geld zu lösen. Sie erkauft aus der Hand des einen Stadtwirthes aus dem Rohen herausgearbeiteten und zubereiteten Stof, und bringt ihn in die Hand des andern, der vollends die lezten Waaren daraus verfertiget. Sie kauft den verschiedenen Stadtwirthen ihre Waarenlager aus, und verhandelt die Waaren theils an andere Stadtwirthe und Stadtinwohner, theils

theils an den Ackersmann, theils an die übrigen Landesinwohner. Welch eine Belohnung und Belebung, wie viel Bequemlichkeit und Genuß verbreitet die Handlung über das ganze Land! Wie glücklich iſt ihre Stelle, die ſie mitten zwiſchen der Land- und Stadtwirthſchaft, und die ſie zwiſchen beyden und dem übrigen Lande einnimmt, und ein ſo belebendes Band zwiſchen ihnen unterhält, indem ſie Jahr aus Jahr ein von dem einen zu dem andern tägliche und gewiſſe Einnahme, Genuß, und Reichthum bringt!

Auf dieſe Weiſe iſt ſie weit entfernt, die feſtgeſetzte Eintheilung der Nationalbeſchäftigung, und die zwiſchen der Land- und Stadtwirthſchaft beſtehende Ordnung zu verrücken. Sie nimmt und läßt die Einrichtung, die unter den arbeitenden Händen gemacht iſt, wie ſie ſie antrift. Ja! ſie unterhält und befördert ſie, und vergrößert nicht nur die vorhandenen Theile, jeden in gehöriger Propertion: ſondern ſie vermehrt auch die Beſchäftigung des Nahrungsſtandes mit neuen einpaſſenden Theilen. Sie entzieht demnach dem Land- und Stadtwirthſchaftlichen Geſchäft keine Hände; ſondern ſie erhält ſelbige im Stande, und macht daß ſie, und zwar gerne bleiben wo ſie ſind. Und damit ſorgt die Handlung würklich auch für ſich ſelbſt: denn die Land- und Stadtwirthſchaft ſind der Grund, und das Waarenlager die Fundgrube und Geldquelle der Handelſchaft. Und wenn jene von einer Anzahl Händen verlaſſen, oder wenn nützlichere Beſchäftigungs- und Erziehungsarten in der Land- und Stadtwirthſchaft von weniger gründlichen verdrungen würden: ſo würde der Wohlſtand der Land- und Stadtwirthſchaft, und mithin unausbleiblich auch der Handelſchaft ihrer, kleiner ſeyn als er ſeyn könnte; noch mehr, er würde keinen Beſtand haben, ſondern mit ſtetem Wechſel, mit ungewiſſem Glücke kämpfen müſſen, und nichts denn übernächtige Vortheile erjagen und beſitzen. Eben ſo weit iſt ſie, indem ſie dieſes thut, entfernt, Verhält-

Timon.

Ich bitte dich, nichts mehr.

Flavius.

Himmel! rief ich aus! wie gütig dieser Herr ist! Wie manche verschwenderische Bissen haben in dieser Nacht Sclaven und Bauren verschlukt! Wer ist izt nicht Timons? Welches Herz, welcher Kopf, welches Schwerdt, welches Vermögen und Ansehen steht nicht zu Timons Diensten? des grossen, des edeln, würdigen, königlichen Timons? Aber wenn die Mittel hin sind, die diese Lobsprüche erkauften, so ist auch der Athem hin, woraus diese Lobsprüche gemacht waren -- Laßt nur eine einzige Winterwolke schaudern, so ligen alle diese Fliegen.

Timon.

Komm, es ist genug geprediget! Mein Herz kan mir doch wegen meiner Gütigkeit keinen Vorwurf machen. Unweislich, nicht unedel hab' ich weggegeben; warum weinst du? Kanst du fähig seyn, dir einzubilden, es werde mir jemals an Freunden fehlen? Beruhige dich! Wenn ich die Gefässe meiner Liebe anzapfen, und den Inhalt ihrer Herzen durch Borgen auf die Probe sezen wollte, ich könnte mich ihrer Personen und ihres Vermögens so frey bedienen, als ich dir befehlen kan zu reden.

Flavius.

Die Götter geben, daß die Erfahrung eure Hoffnung erfülle!

niß und Ebenmaas zwiſchen der Landeserzielung und Landeskonſumtion, zwiſchen dem Einkommen und der Ausgabe der Konſumenten zu führen; ſondern ſie verſorgt die Konſumtion nicht nur mit Waaren die ſie bezahlen kann, ſondern auch mit ſolchen, deren Erzielung dem erzielenden Stande angemeſſen iſt. Und ſo macht ſie daß der arbeitende Stand und die Landeskonſumtion für einander taugen, und einander wechſelsweiſe unterhalten. So muß ſie es aber auch machen, und nichts im Lande verkaufen und in die Nationalkonſumtion bringen, was die Erzieler wegwünſchen, und was ſie, wenn ſie ſelbſt die Handlung trieben, nicht auch in den Verkehr und in die Konſumtion bringen würden: denn ſie vertritt in Anſehung des Handels blos die Stelle der Erzieler. Wenn ſie genau an dieſer Regel hält, ſo zieht ſie von den Erzielern und Konſumenten ihren billigen und ſchönen Verdienſt. Und was das beſte iſt, ſo iſt dieſes ein Wohlſtand, der, wiewohl nicht ſo ſchimmernd und nicht gleich in den erſten 2 oder 3 Jahren ſo hoch gewinntragend, wie manche andere Gewinn- und Verdienſtarten, deſto dauerhafter iſt, und mit den Jahren ſtärker und fruchtbarer wird. Und

Wenn die Reifung der inländiſchen und überhaupt der eingeſchränktern Handlung, und die rechte Zeit abgewartet wird, ſo ſchicken ſich die Sachen ſelbſt zu einem glänzendern Glück an: wie die Natur, wenn ſie weder gehindert noch übertrieben wird, in allem vorwärts ſchreitet. Die L. u. St. W. ſind zu Kräften gekommen; die Landesconſumtion iſt überflüſſig verſorgt, und hat von Ausfuhr des Ueberſchuſſes keinen Mangel noch Theurung zu befürchten. Es ſind noch inländiſche Land- und Kunſterzeugniſſe übrig; die Handelſchaft iſt im Innern des Landes, als in einer Pflanzſchule, zu erweiterten Unternehmungen herangewachſen. Und nun mag es Zeit ſeyn, über die Landesgränzen hinauszudenken. Wäre es früher geſchehen,

ſtehen, ſo wäre die Ausfuhr nur ſchwach und trän zu treiben geweſen, ſie hätte dem Handelsſtande keinen beträchtlichen Gewinn getragen, den Erzielern ihre Waaren nicht anders als um niedrigern Preis, wegen der weitläuftigern Handlungskoſten, abgenommen, die Landeskonſumtion verkürzet und beraubt, und eine Preisſteigerung im Lande für die Konſumenten verurſacht. Sie hätte ferner nur eine ſchlechte Einfuhr, und dadurch dem Handelsſtande nur einen mäßigen Verdienſt und Gewinn möglich gemacht: einestheils, weil eine ſchlechte Ausfuhr, wenn die Sachen noch anderſt in einiger Ordnung gehen, ebenfals eine ſchlechte Einfuhr nach ſich zieht; anderntheils, weil das Land, noch nicht bey Kräften, eine reichliche Einfuhr entweder gar nicht oder nicht in die Länge ausſtehen könnte, mithin dieſer Handlungskanal in Kurzem eingehen müßte. Die Wahrheit hievon beruht auf einer ganz einfachen Betrachtung. Die Handlung, an ſich betrachtet, iſt eine Privatſache. Sie wird zwiſchen Privatperſonen getrieben. Der Handelsmann iſt Mittelhändler zwiſchen Käufer und Verkäufer, und verſieht ihnen ihren Einkauf und Verkauf, kurz, er thut das was ſie ſelbſt thun würden, wenn er es nicht thäte. Hiebey kann jeder Käufer und Verkäufer ſeine Rechnung und Umſtände überſchlagen, darnach gegen dieſen Unterhändler ſich richten, und ihm verkaufen und abkaufen, wie er es ſeinen Umſtänden zuträglich erachtet. Wenn nun im Lande L. u. St. W. in Ordnung, folglich diejenigen Hände, welche verkaufen und kaufen, oder erzielen und konſumiren, im Wohlſtande ſind, ſo wird die Sache gut gehen, ſo lang diejenigen, zwiſchen welchen ſie getrieben wird, Leute von einerley Nation ſind. Allein, ſobald ſolche Mittelhandlung nunmehr zwiſchen Nation und Nation getrieben wird: ſo treibt ſie ihren Einkauf und Verkauf nicht mehr einzig mit Landeswaaren, mithin kann gar leicht zwiſchen Verkauf oder Ausfuhr und Einkauf oder Einfuhr eine ſolche Proportion entſtehen, die dem Lande ſchädlich iſt. Deswegen,

wie vorhin jeder einzelne Käufer und Verkäufer, so muß itzt der Staat seinen Ueberschlag machen, und nach selbigem den Handelsmann leiten, damit er seinen Vortheil nicht in des Landes Schaden suche. Der Handelsmann wiegt nur seinen Handlungsaufwand, nebst dem verlangten Gewinn, gegen seinen Erlös. Der Privatmann hingegen seinen Verkauf gegen den Einkauf, Einnahme gegen Ausgabe. Und so, wie der letztere, muß der Staat seine Ausfuhr und Einfuhr gegen einander abwägen, damit die bereits gut eingerichtete und glücklich gehende Beschäftigung des erzielenden Standes nicht zerrüttet, sondern erleichtert und unterstützet werde. Diese Abwägung ist ein Geschäft der Staatswirthschaft; und die nach Maasgabe derselben erforderlichen Mittel sind von der Polizey zu erfinden und zu vollstrecken. Ungemein aber wird beyden Aufsicht und Leitung abgekürzet und erleichtert werden, ja sie wird beynahe unnöthig seyn, wenn hier L. u. St. W. vorlängst das erste und einzige Augenmerk des Staatswirthes werden gewesen und vollkommen eingerichtet worden seyn; und wenn die innre Handlung neben und mit ihnen lange genug allein wird getrieben worden und zum reifen Alter gelanget seyn. Da werden die inländischen Gewerbe stark genug seyn, den auswärtigen Handel in Ordnung zu halten, wenn nicht anders die Regierung selbst eine unzeitige undurchdachte Verbesserung in das ganze Wesen bringen wird. Denn die Grundregel des auswärtigen Handels ist diese: „Vom Ueberflüßigen geschieht die Ausfuhr; und die Einfuhr wird mit dem Ueberflüßigen bestritten und bezahlt.„ Diese Regel aber ist, wenn das von mir vorhin Vorausgesetzte im Lande sich befindet, bereits schon so längst eingeführt und zur Gewohnheit geworden, daß das Gewerb sie von sich selbst nicht mehr verlassen, oder dagegen eine andre Regel annehmen wird. Das Land hat bereits lauter Hände, die auf die einträglichste Weise ämsig sind, und auf allerley Weise. Es erzielt also genug, der Größe

und

und der Mannigfaltigkeit nach. Es hat also Vorrath, daß es, ohne Bedürfniß und Genuß einschränken zu müssen, nicht nur aus eigenen Mitteln Konsumtion bestreiten, sondern auch noch mit Ausfuhr die Einfuhr bezahlen kann. Hie, wo L. u. St. W. herrlich eingerichtet worden und erstarkt sind, ehe man sonsten an was gedacht hat; wo alsdenn innere Handlung aus ihnen erwachsen, und auch bis zu ihrem männlichen Alter allein getrieben worden ist, ehe man an ausländische Handlung Hand gelegt hat: hie werden diejenigen Mißbräuche und Unordnungen im Gewerbe kaum möglich seyn, die auch mit keiner Gewalt in einem Lande zurückgehalten werden können, wo Land- u. Stadtwirthsch. innere und äußere Handlung untereinander, wie es kommt, und zu gleicher Zeit angefangen und eingeführt worden sind. Da wird die innere, insonderheit die auswärtige Handlung unvermerkt eine solche Wendung nehmen, daß nicht nur die Nationalkonsumtion Mangel an manchen Nationalprodukten bekommt, sondern auch eine schädliche Ungleichheit in der Nationalbeschäftigung entsteht, und fast alle Hände auf Ein Produkt, das häufig ausgeführt wird, hingezogen werden. Eine Ungleichheit, die sich mit schnellen und kaum merkbaren Schritten über Stadtwirthschaft, Landwirthschaft und Handelschaft zugleich ausbreitet, und deswegen nur desto stärker wird!

Wenn endlich die genannten Theile der Nationalbeschäftigung überzählig mit Händen besetzt seyn werden: ein Zeitpunkt, der beynahe unmöglich ist! oder wenn die innere Natur des Landes es nothwendig oder wenigstens vortheilhafter macht; oder wenn die äußerliche Lage gleichsam die Hände dazu bietet: so kann ein solches Land auch den ökonomischen Handel unternehmen, d. i. ausländische Waaren einkaufen, und an Fremde verkaufen; auch kann es mit seinem Frachtwesen fremde Handelsleute bedienen. Die Entscheidung, ob? und

wie?

wie? gehört der Staatswirthſchaft: die Anordnung der nähern Mittel aber, der Polizey. Da der ökonomiſche Handel mit keinem inländiſchen, ſondern mit lauter ausländiſchen Natur- und Kunſterzeugniſſen ſein Geſchäfft macht: ſo ſetzet er im Vaterland keine groſe Bevölkerung voraus; denn alle die Hände, die für ihn Natur- und Kunſtwaaren erzielen, ſind nicht daſelbſt, ſondern in andern Ländern. In das Vaterland aber bringt er auch keine andere Geſchäftigkeit als diejenige, die das Frachtweſen nach ſich zieht. Er trägt zur inländiſchen Konſumtion nicht ſehr viel bey, weil die damit beſchäfftigten Inwohner die meiſte Zeit auſer dem Lande zubringen. Er befördert den Bevölkerungsſtand beynahe nicht weiter, als ſo weit die Belebung und der Verdienſt ſich erſtreckt, den das Frachtweſen verurſacht. Allen den Verdienſt, alle die Nahrung, die aus Erzielung der Natur und Kunſtwaaren entſteht, mithin auch alle die Tauſende von Händen, die ihn erarbeiten, einnehmen, und wieder zirkuliren laſſen: alles dieſes erſpart, oder vielmehr raubt den ökonomiſchen Handel dem Vaterlande. Von ihm erhält alſo der Staat nicht den gröſten Beytrag zur Zirkulation, und mithin zum Wahren und Grundreichthum des Landes. Auſerdem weis das Vaterland einen groſen Theil ſeiner Kinder die mehreſte Zeit nicht in ſeinen Gränzen, ſondern auf dem weiten Erdkreis herum.

Die erzielte Waare kann unmittelbar von der Hand des Erzielers in die lezte Hand gehen; und hiebey wird eine Unbequemlichkeit für beyde Hände ſeyn; oder ſie geht aus der erſten Hand, nemlich des Erzielers, in eine Mittelhand, und aus dieſer in die lezte Hand, nemlich des Verzehrers. Dieſe Mittelhand treibe demnach zweyerley. Einmal den Zuſammenkauf der Waaren; und dann den Kleinverkauf derſelben, oder die Krämerey. Sie müſte ſich alſo unter zwey Geſchäffte vertheilen: mithin einen zweyfachen Plan ausführen; zweyerley

ley Kenntniſſe und Geſchicklichkeit beſitzen; eine zweyfache Anzahl von Dienſthänden an ſich ziehen und beſchäftigen. Endlich kann auch die erzielte Waare aus der erſten Hand in die Mittelhand eines Zuſammenkäufers, oder Groſshändlers, Handelsmanns, Kaufmanns gehen; von dieſer in die Mittelhand des Kleinverkäufers oder Krämers; und aus dieſer in die lezte Hand. Die erſte Mittelhand, nemlich des Zuſammenkäufers, wird allemal eine groſse Anzahl von Erzielern auskaufen, und eine groſse Anzahl von Krämern verſorgen; und die zweyte Mittelhand, nemlich des Krämers, wird allemal eine groſse Anzahl von lezten Händen, nemlich der Verzehrer, verſorgen.

Auf Einen Handelsmann wird alſo eine groſse Anzahl von Erzielern, und eine Anzahl von Krämern zu rechnen ſeyn. Und auf Einen Krämer, eine groſse Zahl von Verzehrern. Doch hievon hier genug! Der Kleinverkauf oder die Krämerey kann auf zweyerley Weiſe geſchehen, und von uns daher auch unter dieſen zweyerley Geſichtspunkten betrachtet werden. Erſtlich, ſo lange blos inländiſche Handlung getrieben wird. Wir können da den Krämer in dreyerley Fällen vorſtellen. Der erſte Fall: da der Krämer ſeine Waare vom inländiſchen Handelsmann nimmt. Der zweyte Fall: da er ſie dem Erzieler ſelbſt abkauft. Der dritte: da Er Erzieler, und Krämer, d. i. Erſte und zugleich Mittelhand iſt. Im dritten Falle kann er ſeine Waare dem Verzehrer oder der lezten Hand wohlfeiler geben, als im zweyten, und erſten. Und im erſten Falle wird ſie theurer als im zweyten, und noch theurer als im dritten ſeyn. — Wenn nämlich der natürliche Gang des Gewerbes unverändert gelaſſen wird. Im erſten Falle aber wird Eine und dieſelbe Sache durch mehrere; im zweyten durch wenigere; im dritten durch noch wenigere Hände laufen. Deswegen aber blos und allein, wird das, was wahre

Zir-

Zirkulation iſt und was daher wahrer Landesreichthum heißt; im dritten Falle nicht ſchwächer; im zweyten nicht ſtärker; im erſten nicht am ſtärkſten ſeyn; ſondern vielleicht umgekehrt. Denn Zirkulation und Landesreichthum beſteht nicht darinn, daß mehrere Landeshände blos Geld verdienen, mithin in der That ſich auf Koſten anderer Mitlandshände nähren; ſondern darinn, daß eine größere Anzahl und Mannichfaltigkeit von nichtexiſtirenden Gütern aus den Landesmitteln in einem Jahr erzeugt und zur Exiſtenz gebracht werden, und daß durch dieſen Weg die Ernährung mehrerer Menſchen möglich gemacht, und die wahre Bevölkerung befördert wird. Doch hievon gegenwärtig nicht weiter! Gewiß iſt, um zum vorigen zurückzukehren, dieſes: Je mehr Zwiſchenhände, deſto mehrmaliger Verdienſt, und jedesmaliger Gewinn; deſto mehrmalige Fracht; eine deſto größere Summe und ein größeres Ganzes von auf der Waare haftenden Gewinn und Koſten, welches Alles die lezte Hand, nämlich des Verzehrers, bezahlen muß. Bey dem allen aber bleibt Geld, Gewinn und Verdienſt im Lande: und, wenn ſonſten in der Beſchäftigung der arbeitenden Hände eine proportionirte Eintheilung herrſcht, ſo iſt jeder Beytrag zur Landeszirkulation nüzlich. Daher auch: je mehr Zwiſchenhände, deſto mehr kann jede Gattung von Hand bey einerley Gattung von Geſchäft bleiben, und es deſto beſſer, deſto ſchüziger treiben; da Gegentheils, je mehrerley Geſchäfte ſie treibt, deſto ſchlechter wird ſie ſolche treiben, und alſo in die Summe der Nationalbeſchäftigung, und in das Ganze des Landesreichthums Defekte bringen. Zweytens kann die Krämerey betrachtet werden, wenn ſie ausländiſche Waaren unter die Landesinwohner vertheilt. Hier muß ihre Nüzlichkeit oder Schädlichkeit überhaupt aus derjenigen Regel, die über die Aus- und Einfuhr regiert, beurtheilt werden. Beſonders aber betrachtet, iſt der Krämer allemal die lezte Mittelhand, durch welche die fremden Waaren den Landeskonſumenten

menten mitgetheilt werden. Er muß Gewinn und Koſten aller vorhergehenden Zwiſchenhände bezahlen. Und Alles zuſammen, und noch dazu ſeine eigne Koſten und Gewinn, muß ihm die lezte Hand vergüten.

Bey Allem was der Menſch thut, beobachtet er Regeln. Du mußt dieſes thun, das nicht thun, es ſo und nicht ſo thun! Wenn er dies denkt, oder ſpricht, und ausübt, ſo ſind dieſes Regeln oder Geſetze; und wenn ſie gut ſind, mithin unter ſich zuſammenſtimmen, ſo machen ſie ein Syſtem oder einen Wiſſenſchaftlichen Begriff aus. Es iſt möglich dieſe Regeln den Menſchen abzuſehen, zu ſammeln, auf Grundſätze zu bauen, in einander zu fügen, und in abgemeſſenen, beſtimmten, mithin hellen und jedermann faßlichen Ausdrücken vorzuſtellen; und wer ſieht nicht daß dieſes auch nüzlich iſt? Nüzlich für den der das Geſchäfft verrichtet: und nüzlich für den der die Aufſicht darüber führt und es regiert. Die Handlung, wie aus dem bisherigen zu ſehen und weiter zu ſchließen iſt, beſteht aus mehrerley Hauptgeſchäfften, und zieht eine ganze Menge von Theil- und Mittelgeſchäfften, von Handgriffen, Erfindungen ꝛc. nach ſich. Sie beſteht in einer Zirkulation von Acker- und Kunſterzeugniſſen, von Geld, und von Papieren die Geld vorſtellen. Sie kann zwiſchen verſchiedenen Theilen einer und derſelben Nation getrieben werden, und dann heiſt ſie inländiſche Handlung; zwiſchen Nation und Nation, heißt ſie ausländiſche Handlung; mit Landeswaaren, heißt ſie Eigenhandlung; mit fremden Waaren und an Fremde, ökonomiſche Handlung; mit eigener Fracht, Selbſthandlung, ſonſten Activhandlung; Wenn Fremde mit unſern Aker- und Kunſtprodukten handeln, Wegfuhrhandlung, ſonſten Paſſivhandlung; Waaren gegen Waaren, Tauſchhandlung; Waaren gegen Geld, und Geld gegen Waaren, Verkauf- und Einkaufhandlung; Mit W[illegible]-

ſ[illegible]

felbriefen, Kauf- Verkauf- und Wechſelhandlung. Mit Waaren in ganzen Stücken, Großhandlung, Handlung. Mit Vertheilung der Waaren an die Konſumenten, Krämerey. Großhandlung an beſtimmten Orten und zu beſtimmten Zeiten, Meſſe oder Umſatz. Krämerey an beſtimmten Orten und zu beſtimmten Zeiten, Jahrmarkt u. ſ. w. Welch eine Mannigfaltigkeit von Theilen, Beziehungen, Intereſſen, Geſichtspunkten u. ſ. w. die ſämtlich Ein Ganzes, nemlich die Handlung, ausmachen! Ein Ganzes, worinn nothwendig Zuſammenhang und Ordnung ſeyn muß! Eine Zuſammenſtimmung und Ordnung, die deſto heller und vollkommener, oder deſto dunkler und unvollkommener ſeyn wird, je nachdem die Theorie davon in der Hand des Händlers, und in der Hand des Staatswirthes und der Polizey, von der ſie geleitet wird, mehr oder weniger ausgebreitet, beſtimmter oder unbeſtimmter iſt!

Güter und Waaren ſind der Gegenſtand der Handlung. Deren Ueberbringung aus der erſten, des Erzielers, Hand, in die lezte, des Konſumenten, Hand, macht das ganze Handlungsgeſchäft aus. Die Mittelhand iſt der Handelsmann, der durch ein Intereſſe mit beyden genannten Händen verbunden wird; und dieſes Intereſſe ruht in dem Mittelwege der Ueberbringung, und wird nach Beſchaffenheit der Ueberbringung und des Wegs, größer oder kleiner ſeyn. Und dieſe mehrere oder mindere Größe wird von dieſen genannten dreyerley Händen, mithin auch von dem ganzen Staat empfunden werden.

Die Mittelhand oder der Händler hat freylich ſeine Kenntniſſe vonnöthen; und zweckmäßige Anſtalten, Unterricht in dieſer ihm nothwendigen Theorie; und auch einen Vorſchmack der Ausübung davon zu erhalten, wird er vom Staatswirth mit Dank erkennen. Ein ſolcher Unterricht aber (ich muß es gleich

gleich aus meinem erſten Brief an Sie wiederhohlen) iſt auſſer dem Kreis unſers Plans. Aber auch die erſte und die lezte Hand, dieſe haben ebenfalls und vornehmlich vom Regenten Unterricht zu erwarten, oder vielmehr eine ſolche Leitung, daß ihnen der Händler und die Handlung nicht zum Schaden, und durch ihren Schaden zum Nachtheil des Landesreichthums und des ganzen Staats gereichen mögen. Auſſer dem alſo, was der Staat in Abſicht auf die verhin genahnten Eintheilungen der Handlung, zum beſten der erſten und lezten Hände, und zur Verhütung ihrer Benachtheiligung vom Handelsmann zu verfügen hat; muß derſelbe nun weiter auch ſein Augenmerk auf den ebenfalls verhin gedachten Weg der Ueberbringung richten; und einestheils ihn ſo anordnen, daß der Handelsmann ihn erwünſcht befinden, anderntheils aber auch ſo, daß er ihn nicht zum Mittel machen möge, die erſte und die lezte Hand zu vervortheilen, und ſein Intereſſe zu übertreiben. Die Erfindung ſolcher Anſtalten, und ihre Vollſtreckung iſt theils ein Werk des Staatswirthes, theils aber und vornehmlich ein Geſchäft der Polizey. Hiezu muß in unſerem Kollegio über die Handelſchaft, der Weg durch die nothwendigen Kenntniße gezeigt werden, die ich Ihnen nur anzeigen kann, ohne einer jeden ihr Weſen und ihre Einrichtung und Würkſamkeit hier ausführen zu dürfen. Das ſehen Sie leicht, daß ſo einfach der Grundbegrif vom Tauſch; vom Werth und Preis der Sachen; vom Gewinn und Verluſt; vom Intereſſe, und dergl. iſt: daß ſelbiger bey der würklichen Anwendung ungemein ſich entwickeln, in unzählige Aeſte ſich ausbreiten, und dadurch geſchickt werden könne, vom Handelsmann verwickelt gemacht, und gemißbraucht zu werden. Wie groß wird da einem Kenner, wenn er dem Verhandeln der Waaren und übrigen damit verknüpften Geſchäft zuſieht was ein ehrlicher Handelsmann treibt, und dem das ein verſchnizter gewinnſüchtiger Kaufmann treibt, kurz und überhaupt,

Timon.

Und gewiſſer Maaſſen leiſten mir dieſe Bedürfniſſe einen Dienſt, der ſie in meinen Augen zu groſſen Vortheilen macht; denn durch ſie werd' ich Freunde bewähren. Ihr werdet ſehen, wie ſehr ihr euch über meine Glüks-Umſtände betrügt; ich bin an Freunden reich. Herein, he! Flaminius, Servilius!

Fünfte Scene.

Flaminius, Servilius, und andre Bediente treten auf.

Servilius.

Gnädiger Herr --

Timon.

Ich will euch an verſchiedne Orte ſchiken; Ihr zu Milord Lucius -- ihr zu Lord Lucullus, mit dem ich heut auf der Jagd war -- ihr zu Sempronius; empfehlt mich ihrer Freundſchaft; ſagt ihnen, ich ſey ſtolz darauf, daß ich endlich Gelegenheit finde, ihre Beyhülfe in einem mir zugeſtoßnen Geldmangel gebrauchen zu können; begehrt fünfzig Talente.

Flaminius.

Nach Euer Gnaden Befehl.

[Flaminius und Bediente gehen ab.]

Flavius

wenn er das Geschäft des Handelsstandes betrachtet und damit das Interesse des Staats vergleicht: Wie groß wird ihm der Unterschied zwischen dem geraden männlichen Gang vorkommen, denn jener geht, und zwischen denen in einanderlaufendem Schlichen, die der leztere wählt. Wie unschuldig wird ihm überhaupt und an sich betrachtet, das Privatinteresse, das der Handelsstand, und das jeder Privathandelsmann vor Augen und zum Zweck hat, vorkommen, und dennoch nicht selten wie streitend zu gleicher Zeit mit dem wahren Interesse des Staats! Die gedachten und andere ähnliche Begriffe also müssen in ihrem Grund aufgesucht, und in ihren Aesten und Zweigen gekannt werden. — Und da die Konkurrenz und Mitwerbung in den Preis und Absatz der Waaren, und dadurch rückwärts in ihre Erzielung und in die Landeszirkulation einen endlosen Einfluß hat; und da ihr Ab- oder Zunehmen von der Erzielung und ersten Zirkulation der Waare an bis zu ihrem Verkauf an die lezte Hand, aus so vielen innerlichen und äusserlichen Ursachen nach und nach erwächst; so verdient diese Sache in unserem Kollegio eine hinlängliche Entwickelung. Die Handlung besteht, obengesagtermaßen, in Zirkulation. Zwey Theile sind es, woraus die Handlungszirkulation besteht, nehmlich Waaren und Geld; und derjenige Stand, der sie bewegt und treibt, ist die Seele davon. Es ist gewiß, daß dieser seine eigenthümliche Denkungsart, Sitten, Gewohnheiten, Aeusserliches u. s. w. hat und haben muß; daß dieses seinem Beruf und Gewerbe entweder angemessen, oder entgegen seyn kann. Diese Rücksicht darf also dem Staatswirth, und noch mehr der Polizey bey ihrer Direktion nicht entgehen. — Der Begrif des Geldes, nach allen seinen Bestandtheilen; die Eigenschaften und Wirksamkeiten des Geldes; ferner, eben so der Kredit, der die Natur des Geldes völlig hat; weiter das Münzwesen, das dem Gelde seine herrliche Brauchbarkeit vollkommen machen

chen ſollte, und wenn man wollte, machen könnte; ferner Gold und Silber, als der Stof des Geldes und das Zwiſchenmittel der Handlung; die Papiere; die Banken; das Pari und Agio; die Meſſen, See- und Handelsſtädte, die Märkte u. dergl. ſind lauter Triebfedern, und Mittelkräfte, durch die der Handelsmann ſein Geſchäfte macht; und mit welchen ſelbſt zum Theil, als mit Waaren, er Handlung treibt. Ihm alſo ſind ſie vollkommen bekannt. Und wenn er der ihn leitenden Polizey nicht alle Augenblicke ausweichen, wenn die Handgriffe ſeines Gewerbes ihr nicht verborgen, ihr nicht blos muthmaslich, ſondern gewiß und aufgedeckt ſeyn ſollen: ſo muß ſie dieſe Triebfedern ſo weit kennen, daß ſie die Mißbräuche derſelben muthmaßen, entdecken, und kräftige Verfügungen dagegen machen könne. Und dieſe Bekanntſchaft mit ſolchen Triebfedern befleiſſiget man ſich in unſerem Kollegio über die Handelſchaft den Zuhörern beyzubringen. — Aus gleicher Urſache giebt man darinn einen Begrif von dem was Gegenſtand der Handlung oder was Waare iſt; von den Eigenſchaften die jede Gattung von Natur- und Kunſtprodukt haben muß, wenn es Waare ſeyn ſoll; vom Einkauf der Waaren; von Verkauf; von der Uebermachung; von der Bezahlung derſelben; von den verſchiedenen Gattungen, worein jedes der genannten Stücke ſich eintheilt; vom Mäkler; Kommißionär; Spediteur; von Maas, Gewicht, Gutgewicht u. dergl. Vom Wechſel und Wechſelgewerbe; vom Falliment; Buchhalten u. a. m. Sowohl zum beſten der erſten und lezten Hand, als auch des Handelsmanns ſelbſt, muß die Polizey und der Staatswirth die gemeldeten Stücke kennen, wenn ſie das Handlungsweſen nicht nur in die Verfaſſung des Landes aufs beſte einpaſſen, ſondern auch zuverläßig leiten wollen. — Das Frachtweſen, und das Aſſekuranzgewerbe: Dinge, die in die Handlung unmittelbar, und in das geſamte Gewerb und allgemeine Wohl des Landes ſo

großen Einfluß haben! sind für den Staatswirth leere Namen, und für die Polizey veraltete und lahme Triebfedern, wenn ſie derſelben Eigenſchaften, und die Anſtalten die von ſelbigen theils vorausgeſetzt, theils zu ſteten Gefährten verlangt werden, miskennen oder nur obenhin kennen. — Die Bilanz — das rechte Aug theils zur Leitung der Handelſchaft, theils zur Erfindung und Verbeſſerung der Mängel des erzielenden Standes, der Gebrechen der Nationalkonſumtion, und der Landeszirkulation — die Bilanz ſcheint leicht zu erklären dem erſten Anblick nach. Aber, wie ſchwankend, wie nichtsſagend wird der Begrif herauskommen, den ſich ein anderer als ein Kenner davon zu machen verſucht? Und auch der ächte Allgemeinbegrif von der Bilanz, wird, wenn er mit keinen anderen Kenntniſſen verbunden wird, denjenigen dennoch verlaſſen, der eine ſichere und brauchbare Handlungsbilanz für den Staatswirth und für die Polizey machen ſoll. Er muß mehr als jenen Hauptbegrif, als welcher ihm nur zur Leitung dienen muß, beſitzen. Er muß auch mehr, und ganz etwas anders machen, als diejenige Privatbilanz, die der Handelsſtand, und die jeder Handelsmann für ſich macht. Er muß die Hauptheile woraus die ſtaatswirthſchaftliche Handlungsbilanz beſteht, und eines jeden ſeine Untertheile verſtehen; jeden anzulegen und durchzuarbeiten; alle zuſammenzufügen; die oft dunkle Frage, was für das Land in Einnahme und in Ausgabe, was unter Verluſt und unter Gewinn ꝛc. zu ſetzen ſey? ſicher zu entſcheiden; den Einfluß jeder Aus- und Einfuhr in die Landeszirkulation und in jeden ihrer Theile, mit Gewißheit zu beurtheilen; den Nutzen oder Schaden von der Geldeinnahme und Geldbezahlung bey dem auswärtigen Handel aus dem Nationalgewerbe herauszurechnen wiſſen; und ſo viele andere Dinge aus einer Verwickelung von Intereſſen herauszufinden, und zu beſtimmen fähig ſeyn. Deswegen müſſen in unſerem Kollegio die Geſichtspunkte, nach welchen

die

die ſtaatswirthſchaftliche Handlungsbilanz zu machen iſt, angezeigt, und die Hülfsmittel die dabey nöthig ſind, erklärt werden.

Wenn Sie, mein werther Freund, noch verſchiedenes hier ſuchen, und nicht finden, ſo liegt es entweder in dem geſagten, oder es gehört in die Polizey und Staatswirthſchaft, wovon ich Ihnen vielleicht künftig auch was melden werde. Voll Hochachtung und Freundſchaft verbleibe ich ꝛc.

Lautern, den 23. Aug. 1777.

L. B. M. Schmid.

IV.

Beſchluß der Gedanken über die Ideale der Alten.

(Fortgeſezt von No. 9. S. 228.)

XII.

Ich ſagte: — wiewohl das eigentliche Spiel der Kräfte, die in der Imagination des Menſchen überhaupt und des Dichters oder Künſtlers inſonderheit geſchäftig ſind, in einem für unſre Sinne — und alſo auch für unſern Verſtand — unzugangbaren Dunkel vorgehe: ſo laſſe ſich doch zuweilen hiſtoriſch

ſtoriſch angeben, wie es zugegangen, daß die Seele eines Menſchen der ein außerordentliches Werk hervorgebracht in dieſe ungewöhnliche Begeiſterung und Erhöhung ihrer Kräfte geſezt worden, worinn ſie fähig ſeyn konnte, die Idee zu empfangen wovon ſein Werk die Nachahmung oder das Nachbild war — und dies ſey würcklich der Fall beym Jupiter Olympius des Phidias. — Daß ſich auch Praxiteles bey ſeinem Theſpiſchen Amor und bey ſeiner Knidiſchen Venus in dieſem Falle befunden, habe ich bereits oben (No. 9. S. 200-209.) zu zeigen Gelegenheit gehabt.

Ehe ich mich in die Erzählung dieſer Umſtände einlaſſe, muß ich meine Leſer bitten, bey dem Namen Phidias ſich ſo lebendig als ihnen möglich iſt einen Mann zu denken, der mit dem Genie der Kunſt gebohren war — einen Mann, der in Vergleichung mit ſeinen Lehrmeiſtern ein Gott ſcheinen mußte — der nicht etwann ganz gemächlich von der neunzehnten Stuffe zur zwanzigſten hinaufſtieg — wozu es freylich nicht viel mehr braucht als daß man den einen Fuß lüpfe und den andern nachziehe — ſondern der den gewaltigen Raum zwiſchen ſeinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunſt mit zween oder drey Rieſenſchritten verſchlang — einen Mann der ein eben ſo groſſer Architekt als Bildhauer war — der immer nichts als groſſe Werke unternommen und ausgeführt

führt hatte, und dem es also von Natur und Gewohnheits wegen zulezt wie mechaniſch werden mußte, alles was er dachte und machte groß zu denken und zu machen — kurz, den Mann, dem es (wie Quintilian in der oben angezognen Stelle ſagt) leichter war Götter zu bilden als Menſchen, und der zu allen den Wundern, womit er unter der Staatsverwaltung des Perikles die Stadt Athen verherrlicht hatte, keinen außerordentlichen Effort zu machen, und um ſelbſt ſeine Minerva, den Stolz der Athenienſer, hervorzubringen, nur ſeine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn ſolch ein Mann, von der edelſten Art von Rache angeflammt, und in der angeſtrengteſten Eyferſucht mit ſich ſelbſt, alle ſeine Kräfte zuſammennimmt, ein Werk zu ſchaffen, daß alle ſeine vorherigen auslöſche, — nun denke man, welch ein Werk das werden mußte?

Die Athenienſer hatten dem Phidias, für alle Verdienſte die er ſich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein großer Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem wenige ſtehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden als ſie waren wenn ſie unter ihresgleichen ſtunden — das alles zu ſeyn, war freylich in einer ſchwankenden Demokratie Verbrechens genug. Man

mußte aber doch einen Vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daß er von dem Golde, so zu der Kolossalischen Statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterschlagen habe. Allein bey der Untersuchung zeigte sich, daß Phidias die Präkaution genommen hatte — unschuldig zu seyn, und daß gerade soviel Gold an der Statue war, als er den Athenienſern verrechnet hatte. Dies setzte seine Feinde in die Verlegenheit, ihm zu einem großen Staatsverbrecher zu machen, „daß einer von den Kriegsmännern in der Amazonen-Schlacht, die er in halberhobener Arbeit auf den Schild der Minerva gearbeitet hatte, dem Perikles, und ein alter kahlköpfiger Mann, der einen großen Stein mit beyden Händen aufhebt, ihm selbst ähnlich sehe„ — und weil es ihm hier nicht so leicht war das Gegentheil ad oculum zu demonstriren: so wurde er ohne weiters verurtheilt, ins Gefängniß geworfen, und vermuthlich einige Zeit darauf — ungefähr aus eben dem Grunde, warum Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt — des Landes verwiesen; oder er fand Mittel aus dem Gefängnisse zu entwischen. (*) Kurz, Phidias begab sich

(*) Dies sagt ein ungenannter Scholiast des Aristophanes. Plutarch saat, er sey im Gefängniß gestorben. Das ist aber, aus verschiedenen Gründen, nicht glaublich.

ſich nach Elis, und wurde Werkmeiſter des Jupiter Olympius.

Rollin's Behauptung, daß er bey dieſem erſtaunlichen Werke die Abſicht gehabt habe, Rache an den Athenienſern auszuüben, und ihre Minerva um den Ruhm zu bringen, daß ſie das Größte ſey was die Kunſt jemals hervorgebracht — iſt zwar ein bloße Vermuthung; denn ſie beruht, meines Wiſſens, auf keinem Zeugniß; aber ſie gehört unter die Vermuthungen, die man für ſo gewiß nehmen kann, als ob ſie gerichtlich erwieſen wären; denn ſie beruht auf der menſchlichen Natur. So beleidigt wie Phidias von den Athenienſern war, rächt man ſich ganz gewiß wenn man kann; und welche Rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn ſelbſt ehrenvoller, und für die herrſchende Leidenſchaft der Athenienſer, ihre Eitelkeit, empfindlicher hätte ſeyn können?

Phidias entwarf alſo den Plan eines Werkes, wodurch er alle Meiſterſtücke ſeiner Nebenbuler in der Kunſt und ſeine eigne zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menſchen in ſeiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und nur den Gedanken davon zu faſſen brauchte es ſchon eines ſo kühnen und ſolcher Kräfte ſich bewußten Geiſtes wie der Seinige. Aber da er

seine Hand zur Ausführung ausstreckte, erschrack er vor seinem eignen Gedanken — fühlte daß er nur ein Mensch war, er der es wagen wollte den König des Himmels darzustellen — und sein Muth verließ ihn einen Augenblick. In welcher Gestalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung? — daß jeder der ihn sähe, schaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter, fühlen und erkennen müßte! — Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der großen Geburt; stieg vom Größten der Menschen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — strebte noch höher empor — aber hier — hier sank sie immer wieder. Die Idee des Olympischen Vaters konnte nicht durch Abstraktion noch Zusammensetzung gebildet werden; erscheinen mußte sie ihm — und sie erschien ihm, da er sich's am wenigsten versah — da er einst, indem er über den Markt gieng, einen Rhapsodisten das erste Buch der Ilias singen hörte. Im Vorübergehen trafen die drey berühmten Verse: Ἰλ, καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων, u. s. w. auf sein Ohr, oder vielmehr in sein Innerstes, und siehe! auf einmal stund die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schließe auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Würkung die sie, nach allem was sie durch ihre Einsenkung in die Materie verliehren mußte, selbst in dem unvollkommnen Nachbilde noch immer auf alle Anschauenden machte!

Der

Der groſse Hyper-Kritikus, Julius Cäſar — Scaliger iſt mir nirgends kleiner, und in ſeiner windigten Aufgeblaſsenheit verächtlicher, als wenn er dieſe Anekdote (*) lächerlich findt. „Entweder Phidias hat uns, oder die Herren die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren, ſagt er; ich dächte doch Phidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um zu wiſſen, daſs Jupiter Augbrauen und Haarlocken habe.„ — Ain tu? — Was iſt einem Menſchen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geiſt und Leben ſo ganz ermangelt? — Von dem kann man wohl im eigentlichſten Verſtand, mit Euripides, ſagen, er verſtehe nichts von Götterſachen. — Freylich hatten zehntauſend und zehntauſendmal zehntauſend Leute dieſe nemlichen Verſe des Homers ſingen gehört oder ſelbſt geſungen, ohne in Kraft derſelben hinzugehen und — einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen dieſen Myriaden war auch keiner ein Phidias — und ein Phidias, der ſich juſt in dieſen eigenſten Umſtänden, in dieſem mächtigen Drang der Seele, dieſer

(*) Sie gründet ſich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Makrobius — aber, wenn ſie auch ſchlechtere Gewährsmänner hätte, ſo iſt, däucht mich, der innere Character indelebilis der Wahrheit in ihr, der diejenigen, welche Augen zu ſehen haben, ſtärker überzeugt als alles Anſehen fremder Zeugen.

Flavius (bey ſeite.)

Lord Lucius und Lucullus! Hum!

Timon.

Ihr, mein Herr, geht zu den Senatoren, von denen ich, mit des Staats gröſtem Vortheil, eine ſolche Gefälligkeit wohl verdient habe: Sagt ihnen, ſie möchten mir augenbliklich tauſend Talente ſchiken.

Flavius.

Ich bin ſo kühn geweſen, (weil ich wußte, daß dieſes der gewöhnlichſte Weg iſt) euern Namen und euer Sigel zu einem ſolchen Anſuchen bereits zu gebrauchen; allein, ſie ſchüttelten die Köpfe, und ich kam nicht reicher zurük.

Timon.

Was ſagſt du? Iſt das wahr? Iſt's möglich?

Flavius.

Sie antworteten alle aus einem Mund und mit einer vereinigten Stimme, ſie ſenen eben nicht verſehen, ſie brauchten Geld, könnten nicht thun was ſie wollten; es ſey ihnen leid -- Ihr ſeyd ein Mann von Verdienſten -- Aber doch möchten ſie gewünſcht haben -- Sie wiſſen nicht -- Es hätte etwas anders ſeyn mögen -- ein edles Naturell könne ſich verſchlimmern -- Wäre zu wünſchen es wär' alles gut -- Sey zu bedauren -- Und hiemit geriethen ſie über andre ernſthafte Materien, nachdem ſie mich durch unfreundliche Blike, und dieſe harten Brüche, mit gewiſſen halben Winken, und einem kaltſinnigen Kopfnuken, zu erſtarrendem Stillſchweigen gebracht hatten.

dieſer höchſten Empfänglichkeit der Imagination befand, wie Er, in dem Momente, da eine ſolche Wunderkraft aus Homers Genie in den ſeinigen übergieng. Denn jawohl gilt auch hier das große Axiom: Waſſer thuts freylich nicht allein.

XIII.

Indeſſen kann ich doch zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daß die große Würkung, welche dieſes in der alten Welt ſo berühmte Bild des Olympiſchen Jupiters auf alle, die es — nicht mit Stieraugen anſahen, machte, nicht ganz allein der hohen Vollkommenheit des geiſtigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beygemeſſen werden könne. Wenn die Religion ſelbſt (wie Quinctilian ſagt) durch die Majeſtät dieſes Werks gewann: ſo iſt nicht weniger zu glauben, daß das religioſe Gefühl womit es von den Meiſten angeſehen wurde hinwider dem Werke Vortheil gebracht, und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch izt ſtünde, für uns Ungläubige nicht haben würde. Es kommt ſoviel darauf an, in was für einer Stimmung der Imagination man ein Ding anſieht! — Auch die Koloſſaliſche Größe dieſes Jupiters und daß (wenn es erlaubt iſt den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) ſein Saum

den ganzen Tempel füllte — trug unfehlbar nicht wenig bey, den Anſchauenden dieſen ſchauervollen Eindruck als wie von der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber was dieſen Eindruck nothwendig bis auf den höchſten Grad der Möglichkeit treiben muſte, war dies: daß der Olympiſche Jupiter nicht etwan wie die gewöhnlichen Bilder der Götter allein daſtund, ſondern daß er, wie mitten im Olympus, hoch auf ſeinem Thron ſitzend und umgeben von den übrigen himmliſchen Gottheiten (deren Subordination unter ihn durch ihre Stellung und verhältnismäßige Größe ſichtbar wurde) dargeſtellt war.

Auch ſogar die trockne Beſchreibung die uns Pauſanias (der Kälteſte unter allen die je ihren Mund aufgethan von Kunſtwerken zu ſprechen,) in ſeiner platten hölzernen Reiſebeſchreibers Manier davon hinterlaſſen hat, iſt hinlänglich einem jeden Leſer, deſſen Imagination nicht eben ſo froſtig iſt, einige Ahnung von dem erſtaunlichen Effekt, zu geben, den das Ganze dieſer gewaltigen Kompoſition auf den erſten Blick machen mußte. (*)

Doch

(*) Die dumme Art, wie dieſer äuſſerſt unpoetiſche Menſch von all den Herrlichkeiten des Olympiſchen Tempels ſpricht, iſt darum kein Beweis, daß er nicht davon gerührt worden. Im Gegentheil, ich ſtelle mir ihn vor,

* * *

Doch — ſo wenig ich auch vielleicht mit dem Vielen was ich bisher über die Ideale der Alten vorgebracht, geſagt haben mag — ſo viel ich ſelbſt noch darüber zu ſagen hätte, oder ein Andrer, der des Alterthums und ſeiner Ueberbleibſel kundiger iſt und tiefer ſieht, als ich, darüber ſagen könnte — es iſt Zeit aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in dieſen Dingen auf Hypotheſe, und die beſondere Art wie jeder ſie ſieht, faßt und zuſammenſtellt, hinaus. Drey oder vier Statuen von denen man gewiß wüßte, ſie ſeyen aus der Epoche des Perikles, — blos die Nemeſis des Agorakritus, (*) die Soſandra

ver, wie er mit weit ofnen Augen und Maul, ſeine Schreibtafel in der Hand, daſtund und gaffte, und vor lauter Erſtaunen nicht wußte wo er anfangen ſollte, und ſeinem Leibe endlich keinen Rath fand, als alles, Stück für Stück, in der nehmlichen Verwirrung die in ſeiner Seele herrſchte, aufzuſchreiben. Was ihn am meiſten am ganzen Werk gerührt zu haben ſcheint, war die Koſtbarkeit der Materialien, die Verſchwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelſteinen, der ſchimmernde Thron u. ſ. w.

(*) Die Geſchichte dieſer Nemeſis hat etwas merkwürdiges. Die Athenienſer wollten ein Bild der Venus haben, um es in den ſogenannten Gärten in einen Tempel der Venus Urania aufzuſtellen. Zween Schüler des Phidias, Alkamenes und Agorakritus, wovon der lezte

ſandra des Kalamis, (*) und der Amor und die Venus des Praxiteles, mit einem einzigen von den vielen Wunderwerken des Phidias, würden uns ganz andre Aufſchlüſſe geben, als alles was man iſt

lezte ſein Liebling war, arbeiteten in die Wette um dieſen Preis; die Venus des Agorakritus verdiente ihn; aber die Athenienſer, die einem Ausländer dieſe Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agorakritus empfand dieſe Ungerechtigkeit ſo hoch, daß er ſogar nicht mehr leiden konnte, daß ſein Werk eine Venus heißen ſollte. Er nannte ſie alſo Nemeſis, und verkaufte ſie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie nie nach Athen gebracht werden ſollte. Varro, der gewiß ein Kenner war, hielt dieſe Nemeſis für das vollkommenſte Werk der Griechiſchen Kunſt. — Der Umſtand, daß Phidias die lezte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, iſt entweder ein Verſehen des Plinius oder ſeiner Kopiſten; Es iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit. Wenn Phidias einem von beyden geholfen, ſo war's gewiß dem, der ihm am liebſten war.

(*) Zwoo Stellen des Lucian geben von dieſer Soſandra eine auſſerordentlich groſſe Meynung. Die eine (im 3ten der Dialog. Meretric.) wo die eyerſüchtige Philinna ſich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der in ihrer Gegenwart und um ſie zu ärgern, die Thais wegen der Zierlichkeit ihres Tanzes, und wegen ihres geſchickten Fuſſes, und ihrer ſchönen Knöchel und wegen tauſend andrer Schönheiten

izt à priori, oder aus den noch vorhandnen alten Kunstwerken und aus dem was uns die Autoren davon sagen, schließen und vermuthen kann. — Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlaßt habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen wie sie sind?

IV.

V.

ten ganz ausschweifend erhoben hatte. — „Nicht anders (sagt sie) als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre, und nicht von dieser Thais, von der wir ja beyde wissen was dran ist, da wir mit ihr baden.„ — Die andre Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen was an jeder das Schönste war das Bild seiner Panthea, oder der vollkommnen Schönheit, zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Schaam, das leise verborgene Lächeln, und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winkelmann Gesch. der Kunst. S. 482. nach der Wiener Ausgabe.)

V.

Poeſien.

Am frohen Geburtstage des Prinzen Ferdinand von Preuſſen.

von Mad. Karſchin. (*)

Prinzeſſin, Deinen Gruß, voll Güte
des Himmels, hab' ich wohl gefühlt.
Der ganze May, mit aller Blüthe,
die Fluhr und Hayn von ihm erhielt,

(*) Wiewohl eine Bitte, die die Kraft eines Befehls hat, die Einrückung gegenwärtiger Strophen der Madam Karſchin veranlaßt: ſo ergreiffe ich doch dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, dieſer auſſerordentlichen Tochter der Natur und ihrem wunderbaren Talent hier öffentlich meine Hochachtung zu bezeugen. Die Ergießungen ihrer poetiſchen Ader und ihres gefühlvollen Herzens, wodurch ſie einſt in ihren glücklichern Tagen die Liebe und Theilnehmung der Nation gewann, ſind es wahrlich wohl werth, daß wir für die vergänglichern Produkte ihrer vielleicht allzugroßen Fruchtbarkeit und ihrer in Teutſchland ſo ungewöhnlichen Gabe zum Improviſieren Nachſicht tragen. Ich, dem bekannt iſt, daß die ſchönſten Eruptionen ihres ehmaligen Feuers — Lieder, die ihr einſt bey der Nachwelt den Namen der wiedererſtandnen Sappho verdienen werden — noch in dem verſchwiegenen Pult eines Freundes verborgen liegen, ich wenigſtens würde mir's zur Sünde machen, auch das ſpäteſte Blümchen einer ſo ſchönen Natur, wenn es auch aus Mangel an Wärme nicht mehr zu ſeiner Reiffe gekommen, mit Füßen zu treten. W.

gab mir nicht eine gröſsre Wonne
als Dein holdſelig Angeſicht;
das immer noch der Frühlings-Sonne
mit ſeinem Glanz entſpricht.

Dein Auge, das ſich ſanft bewegte,
hat doch bemerkt, wie ich die Hand
ſchnell auf mein fühlend Herze legte,
zum Zeichen, daſs ichs froh empfand,
da mich Dein Mund mit Namen nannte?
O! welch' ein angenehmer Ton
vom Wagen, der beflügelt rannte,
mir lieblich zugeflohn!

Ich danke Deiner Hoheit knieend
am Tage, da dein Ferdinand
vom Brennus-Stamme, hoch und blühend,
zur Freude für das Vaterland,
als ein geliebter Zweig entſproſsen,
der ausgebreitet ſollte blühn.
Denn damals war es ſchon beſchloſſen
Er würde Söhne ziehn.

Sie ſind gekommen dieſe Söhne,
obgleich die Zahl vermindert ward
durch mehr als eine Trauer-Scene:
ſo haſt Du von der Götter-Art,

doch

doch Zwey noch übrig, und der Dritte
soll kommen, soll Dich lächeln sehn.
Dies ist des ganzen Volkes Bitte,
ist meines Herzens Flehn.

Auch soll ein Bothe Dir berichten,
daß Deiner Schwester Tochter bald,
die erste von den Lieblingsfrüchten
wird bringen, ganz in der Gestalt
des Prinzen, dem Du mich im Garten
hier an der Spree hast vorgestellt.
Die Zeitung sollst Du bald erwarten
vom Thron der halben Welt.

Dies wünsch' ich Deinem frohen Herzen
Nebst Deines Prinzen Wohlergehn.
Dich müsse nie ein Zufall schmerzen
der auch bey Fürsten kann entstehn.
Dein Halbgott müsse niemals kränkeln;
Er fühle sich noch ungeschwächt,
Wenn Ihr dereinst mit schönen Enkeln,
von Euren Kindern sprecht.

Abſchied eines Seefahrers.

Ade nun, liebes, junges, Weib,
mein Leben, meine Luſt,
die Wimpel wehn, der Segel wallt,
des Schiffvolks lauter Jubel ſchallt;
muß fort von deiner Bruſt.

Laß, laß mich, ſanfte Molly! Muß
von dir in's wilde Meer;
du tritt an dieſes Ufers Rand,
daß ich den Kuß von deiner Hand
empfange hinterher.

Daß vom Verdeck und Maſt herab
ich deine Winke ſeh',
und ſie dir ſenden kann zurück
bis deinem thränenvollen Blick
mich ganz verbirgt die See.

Wenn Blitz und Ungewitter nun
mein ſchwimmend Hauß bedräun,
und aus des Abgrunds Mitternacht
mir ſtürmend Tod entgegen kracht,
wollſt du mein Schutzgott ſeyn.

Auf Ceylon und Jamaica
am hofnungsgrünen Cap
bau' ich Altäre dann dafür,
ein treues Herz zu opfern dir,
das mir die Liebe gab.

Im fernen Kokus wächst dein Nam'
und mit ihm Heil und Glück,
gieb acht! Von meines Fleißes Zoll
bring ich dies Schiff dir übervoll
aus Indien zurück.

Wie wohl wird's thun, wenn, Molly, du,
mir dann entgegen winkst,
und mir mit mütterlicher Hand,
der ersten Nächte süßes Pfand
an dies Geſtade bringst.

Er.

An Chloe.

Könntest du mir untreu werden,
mich verlassen, Chloe, du!
O, so fänd' ich hier auf Erden,
nirgend, Chloe, fänd' ich Ruh;

Timon.

Ihr Götter, vergeltet's ihnen! -- Ich bitte dich, Mann, sey ruhig! Die Undankbarkeit ist bey diesen alten Gesellen etwas natürliches. Ihr Blut ist geronnen, es ist kalt, es fließt selten; der Mangel an freundlicher Wärme macht sie unfreundlich; die Natur, so wie sie nach und nach zur Erde herab sinkt, nimmt auch ihre Eigenschaften an, und wird schwer und unempfindlich. Geh zum Ventidius -- Ich bitte dich, sey nicht traurig, du bist redlich und ohne Falsch; ich spreche von Herzen: Es ist nichts an dir auszusezen -- Ventidius hat kürzlich seinen Vater begraben, durch dessen Tod er zu einem grossen Vermögen gekommen ist; wie er arm, im Gefängniß, und von jedermann verlassen war, half ich ihm mit fünf Talenten aus der Noth. Grüß' ihn in meinem Namen; sag ihm, irgend ein dringendes Bedürfniß sey seinem guten Freunde zugestossen, welches ihn nöthige sich dieser fünf Talente zu erinnern. Wenn du sie hast, so gieb sie diesen Leuten, die diesen Augenblik ihre Bezahlung fordern. Sage nur niemals, und denk' es auch nicht, daß Timons Glükstand mitten unter seinen Freunden, einsinken könne.

(Er geht ab.)

Flavius.

Wollte Gott, ich könnt' es nicht denken! Wie gezeigt ist ein edles und gütiges Herz, alle andern auch dafür zu halten.

(Er geht ab.)

Dritter

In den Wäldern kein Vertrauen,
keine Friedens-Melodie;
Liebe nicht auf grünen Auen,
und in Mädchenherzen nie.

Tief in flüſternden Geſträuchen
lockte Falſchheit, jeder Weſt
brütete geheime Seuchen,
und die Roſen hauchten Peſt.

Lämmer giengen, von den Müttern
weggeſtoßen, bang verirrt;
und die Taube müßte zittern,
wo der fromme Tauber girrt.

Wie den Dolch in Finſterniſſen,
achtet' ich der Mädchen Wort;
ſah Gift in allen Küſſen
und im Lachen Meuchelmord.

T**s.

Logogryph.

Mich zu errathen laßt euch nicht verdrießen,
ich kann unmöglich dunkel ſeyn.
Drey Sylben, lieber Leſer, ſchließen
mich ſelber, und was folget ein:

den

den zarten weißen Pelz, worein
im Winter die Natur ſich hüllt. (1)
Der Muttertreu bekannteſtes Bild. (2)
Ein Zubehör von jedem Bogen (3)
ohn' welches ſelbſt Alzidens Pfeil
euch wenig hilft. Was ſtets die Welt betrogen
und ſtets betrügen wird. (4) Ein Theil
von unſerm Kleiderſchmuck, nach welchem zu gelüſten
den Weibern nicht geziemt; (5) nicht weniger ein Theil
des Waffenſchmucks worinn ſich Taſſo's Helden
brüſten. (6)
Ein Wort, das nie bey Tag noch Nacht
aus ſeines Liebchens Mund ein Bule gern gehöret; (7)
und eine Art von Band, die (wie ein Sprüchwort
lehret)
man nirgends als — im Himmel macht. (8)
Was Hero oft geſagt, wenn ihren
geliebten liebenden Leander zu entführen
Aurora gar zu früh erſchien. (9)
Was ich für Einen Mann nur bin; (10)
und ein Naturgeſchäft, wozu, wiewohl's behagt,
nach altem Brauch man Helfgott! ſagt. (11)

Wollt Ihr ein Mehrers von mir wiſſen?
Ich ſtöre (unter uns) faſt aller Weſen Ruh;
und bey verſtohlnen Küſſen
läßt man mich ſelten zu. (12)

J. S.

(Fort-

Sonnette.

I.

Glyphäſteon und Suschen.

O ſeelig, wer im Schatten grüner Laubenwände
zehntauſendmal Verzicht auf Rang und Schätze thut;
der, unbekümmert um der Colbert lange Hände,
ſein eignes Schickſal baut auf Herz und friſchen Muth;
der in den Spuck der Welt, von einer Sonnenwende
bis zu der andern hin, zu lachen ſchön geruht,
und ſagen kann dabey: mein Suschen iſt mir gut,
und mein Glyphäſteon! Und Lied damit am Ende!

O Parzen, wollt mir doch das liebe Paar erhalten:
Ihr ſchöner Faden ſey ein Meiſterſtück für euch!
Mit meinem möcht ihr dann dafür nach Lüſten ſchalten;
ſpinnt, oder ſchneidet ab, mir gilt die Sache gleich;
ſo nur Glyphäſteon mein biedres Auge ſchließt,
und über meinen Staub Schönſuschens Thräne fließt!

Sch.

II.

Aus Nacht wird Tag, aus Tag wird mählich wieder Nacht;
Wohl ab und an ſchirrt Titan ſeine Flammenpferde;
zum fünften langen Mal hat nun die Mutter-Erde
die große Rund' um ihren großen Stern vollbracht.

Und

Und immer noch, durch Amors Liſten und Gefährde,
flammt dieſes Herz, vom ſchönſten Aeuglein angefacht,
gleichwie das Feuer auf dem allgeheimſten Heerde,
ob dem die Prieſterin der greiſen Veſta wacht!

Oft wann des ſtrengen Mädchens langer Eigenſinn,
und meine goldgeſtickten Feſſeln mich verdrießen,
kömmt die Vernunft, das innre Toben auszugießen;
doch, Gott erbarm's! — was hat ſie des Gewinn?
So ſchnellt ein Kind auf Aetna's wüthigen Vulkan
zwo Waſſertropfen, lacht, und meynt, es ſey gethan!

Sch.

Amant.

Schon ſo früh ins öde Reich der Schatten
muß der kleine Liebling, ach! Amant,
den die Götter ſo gekünſtelt hatten,
daß er mehr als ſein Au! Au! verſtand?

Daß er nimmer von der ſchönen Seite
ſeiner ſchönen Pflegewirthin kam,
und nicht litt, daß Stella das Geleite
nur von Stuhl zu Stuhle mit ſich nahm:

Sondern treulich, wie ihr eigner Schatten,
ſie verfolgte, wo ſie gieng und ſtand —
Und, was Wunder? Fürſten-Hunde hatten
kaum es beſſer, als der Schelm Amant!

Eingedenk, was für geliebte Hände
das geliebte Närrchen sonst genährt,
hielt sie's traun! bis an sein letztes Ende,
wie den Apfel ihres Auges, werth!

Gab ihm all' die schönsten Leckerbissen;
macht' ihm Platz auf Sopha, Tisch, und Pfühl;
wußt' ihn so zu streicheln und zu küssen,
daß er nie in schlimme Launen fiel!

Und o weh! der artige Vertraute,
des Gebell ihr zehnmal süßer klang,
als Klavier, Harmonika und Laute,
Sammt der Mara göttlichem Gesang;

Und o weh! das Muster seiner Sitte
wandelt nun im rothen Tartarus?
Wollst ihn schonen, Höllenhund, ich bitte,
wenn Amant vor dir vorüber muß!

Schön begrüßen mögen ihn die Schatten
all der wackern Hündlein, die Genieß
von der Gunst berühmter Fräulein hatten
zu Berlin, und London und Paris!

Auch belecken magst du ihn nicht wenig
Schatten des verschmitzten Hündleins, das,
oft geneckt von dem verliebten König,
auf dem Schoos der schönen Barry saß!

Liebgewinnen mag ihn auf der Stelle,
die erlauchte Frau Proſerpina;
und auf jedem Pikenick der Hölle
rufe ſie: Amant! Amant! da! da!

Selbſt der Gever, der ſich nie der Leber
des verruchten Geriens begab,
ſey, gutwillig, auch ein froher Geber!
Geb' Amanten manches Stücklein ab.

Aber, daß ihm ja kein Waſſer fehle,
wie dem armen Scheim, dem Tantalus,
der, im Waſſer ſteht bis an die Kehle,
und es ungekoſtet laſſen muß!

Dt.

VI.

Zu den Bildniſſen des Peiresk und Fracaſtor

im vorgehenden und gegenwärtigen Stück des T. M.

Nikolas Claudius Fabri, Herr von Peiresk (oder Peyresc, wie es auch geſchrieben wird) Parlamentsrath zu Aix in der Provence (gebohren den 1. Decembr. des Jahrs 1580. geſtorben den 24. Jun. 1637.) war, durch die Vereinigung einer unbeſchreiblichen Begierde nach Erkenntniß mit einem auſſerordentlichen Grad von allen Tugenden des Herzens, die den edeln

edeln und guten Menſchen machen, eine von den denkwürdigſten Perſonen, die der Menſchheit im vorigen Jahrhundert Ehre gemacht haben. Peter Gaſſendi, ſelbſt einer der verdienſtvolleſten beſten Männer ſeiner Zeit, und ſein vertrauteſter Freund, hat das Leben dieſes ſeltnen Mannes ausführlich und mit Liebe, aber doch ſo beſchrieben, daß die Wärme des Freundes der Rechtſinnigkeit des Philoſophen keinen Eintrag thut. Wir gedenken in einem der noch übrigen Monate dieſes Jahres einen Auszug des intereſſanteſten aus dieſem ſchätzbaren Buche zu liefern, und hoffen dadurch allen unſern Leſern, denen es Freude macht mit vortreflichen Menſchen näher bekannt zu werden, einen angenehmen Dienſt zu thun. Für izt mag es alſo genug ſeyn, wenn wir denen unter ihnen, für welche unſer Peiresk eine ganz neue Bekanntſchaft iſt, mit den Worten des Bayle ſagen: daß wenig einzelne Privatperſonen jemals der gelehrten Republik ſo viele und wichtige Dienſte geleiſtet haben als er. „Er war, ſo zu ſagen, ihr General-Prokurator; er munterte fähige Köpfe auf und unterſtützte ſie in ihren Unternehmungen auf alle mögliche Weiſe; theilte ihnen Ideen und Materialien mit; verwendete einen groſſen Theil ſeiner Einkünfte die ſeltenſten und nützlichſten Denkmäler des Alterthums zu kaufen oder kopieren zu laſſen, und unterhielt zu all dieſen Zwecken einen ungeheuren Briefwechſel mit Männern von Genie, Wiſſenſchaft und Talenten im ganzen Europa. Alterthümer, Sprachen, Geſchichte, Kritik, philoſophiſche Experimente, Seltenheiten der Natur und Kunſt — ſeine Wiſſensbegierde umſpannte alle dieſe Kreiſe, und ſein Haus konnte mit Recht eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte genennt werden.„ Bey allem dieſem lebte und würkte Peiresk mit einer Uneigennützigkeit und Freygebigkeit, die eines Fürſten würdig war — und was einen Zug in ſeinem Charakter macht, der ihm vielleicht ganz eigen iſt — dieſer Mann, der ſo viel für die Wiſſenſchaften gethan, der,

mit einer unendlichen Menge von Gelehrten und Schriftstellern (worunter manche gar mächtige Prätenſionen führten) in Verbindung ſtund, den Meiſten von ihnen mancherley Verbindlichkeiten aufgelegt hatte, und über all dies ſelbſt ein Schriftſteller von Wichtigkeit war — dieſer Mann gieng aus der Welt, ohne unter ihnen allen ſich jemals einen Feind gemacht zu haben. „Alle Tugenden der heroiſchen Zeiten (ſagt der Schönſprecher Balzac, der auch hier gern zu viel geſagt hätte, wenn's möglich geweſen wäre) „waren in dieſer ſchönen „Seele vereiniget. Die allgemeine Verderbniß der unſrigen ver„mochte nichts über ſeine gute Konſtitution, und nichts Bö„ſes, das ihn berührte, konnt' an ihm haften. Seiner groß„müthigen Wohlthätigkeit konnten weder das Meer noch die „Alpen Grenzen ſetzen — und er empfieng Dankſagungen aus „den äuſſerſten Enden von Serica und ſogar von der Spitze des „Libanus. In mittlern Glücksumſtänden hatte er die Sinnes„art eines groſſen Herrn, und er war ein Mäzen ohne einen „Auguſt zum Freunde zu haben." — Sollte dies nicht mehr als genug ſeyn, unſre Leſer nach der genauern Bekanntſchaft mit einem ſolchen Charakter lüſtern zu machen?

Hieronymus Fracaſtor, ein edler Veroneſer (geboren i. J. 1483. geſtorben auf ſeinem Landgut, ohnweit Padua i. J. 1553.) iſt unter den Aerzten, die zugleich Dichter waren, von Seiten des poetiſchen Talents unſtreitig der erſte — und der einzige der ihm dieſen Lorbeer vielleicht ſtreitig machen könnte, würde ſchwerlich künftig von der Beurtheilungskraft derjenigen denken der die Alpen über die Syphylis ſetzen wollte. Fracaſtor widmete ſich den beyden Künſten, die ehmals unter Apollo's Schutze ſtunden, aus Neigung. Er war ein Mann von kontemplativer Gemüthsart, ohne Ehrgeiz, ohne Projekte, mit wenigem vergnügt; ein Feind des Geräu-

ſches und der Zerſtreuungen der großen Welt, aber ein muntrer angenehmer Geſellſchafter im vertraulichen Zirkel ſeiner Freunde. Da er die Unabhängigkeit liebte, für keine Familie zu ſorgen hatte und ſein Erbaut für die Mäßigkeit ſeiner Bedürfniſſe und Wünſche hinreichend fand, ſo übte er die Arzneykunſt ohnentgeltlich aus, um dies edle Vergnügen Gutes zu thun ſo rein als möglich zu genießen. Aber während der Kirchenverſammlung zu Trident, wo er ſich (nach Sleidans Bericht) als beſtellter Arzt der heiligen Väter aufhielt, empfieng er aus der päbſtlichen Kammer einen monatlichen Gehalt von 60. Goldgülden. Er beſchäftigte ſich hauptſächlich mit Erforſchung der Beſchaffenheit und Heilungsart der verzweifelten, wenigſtens den meiſten Aerzten ſeiner Zeit unheilbaren Krankheiten, der anſteckenden Fieber, und des Neapolitaniſchen Uebels, welches im 16ten Jahrhundert ſo grauſame Verwüſtungen beſonders im ſüdlichen und weſtlichen Europa anrichtete, und ſo bösartig war, daß es ſich, wie die Kinderpocken, ſogar durch die bloße Ausdünſtung einer damit angeſteckten Perſon, Berührung ihrer Kleider, u. dergl. mittheilte. Sein aus langwierigem Studium und großer Erfahrenheit entſtandnes Werk über die anſteckenden Krankheiten und ihre Heilart, (*) und die Erfindung des unter dem Namen *Electuarium Diaſcordii* bekannten Arzneymittels haben ihm eine Stelle unter den Aerzten die zur Vervollkommnung der wichtigſten aller Künſte beygetragen — ſo wie ſein berühmtes Gedicht, *Siphylis* oder Poema de Morbo Gallico Libri III. den erſten Platz unter den neuern lateiniſchen Dichtern, erworben. So urtheilen wenigſtens die größten Kenner, ein Voſſius, ein Rapin, ein Gravina, u. andere davon, und ſelbſt

(*) De Contagione et contagioſis morbis eorumque Curatione Libri III.

ſelbſt Julius Cäſar Scaliger (*) kann ſich nicht entbrechen es ein abttliches Gedicht zu nennen. Mein Gefühl wenigſtens ſtimmt völlig mit dem Urtheil des Gravina (**) überein, der es Virgils vollkommenſtem Werke, den Georgicis, an die Seite ſetzt; und mit Rapin, der es in ſeinen Reflex. ſur la Poetique allen andern Gedichten der neuern lateiniſchen Dichter Italiens vorzieht. Ich begreiffe nicht in welcher Laune der Verf. der Nouvell. de la Republ. des Lettres geweſen ſeyn mag, als er meynte: man hätte Mühe dem Fracaſtor zu verzeyhen, daß er über eine ſo garſtige Krankheit, und die er blos als Arzt hätte traktieren ſollen, ein ſo ſchönes Gedicht gemacht habe. (***) Ich ſehe nichts was da zu verzeyhen ſeyn ſoll, wenn man bedenkt: daß dies Sujet damals für ganz Europa, und beſonders für Italien ungemein wichtig war — daß den Dichter ſelbſt ſolches mit deſto größerer Wärme bearbeitete, da er in weiſer und glücklicher Heilungsart dieſer Krankheit vielleicht der Erſte ſeiner Zeit war, und den Beynamen des Glücklichen deswegen erhalten hatte — daß überdem nichts ſchwereres war, als ein ſo eckel- und grauenhaftes Sujet mit ſo viel poetiſchem Talent, Geſchmack und Delicateſſe, wie er gethan hat, zu behandeln, und es dadurch zu einer Quelle der feinſten Ergötzung des Geiſtes zu machen; daß eben dieſe Schwierigkeit und die Neuheit der Materie, die eine ſolche Menge noch unberührter Gedanken, Bilder und Schilderungen darbot, einen beſondern Reiz für ein wahres Dichter-Genie haben mußte; — und endlich, daß es wahres Verdienſt um die Menſchheit war, in einer Zeit wo die Erhaltung unzähliger Familien und ganz

(*) Poetica L. VI. p. 754.

(**) della Ragione poetica. c. 36.

(***) Mois de Fevrier 1687.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

[Des Lucullus Haus in Athen.]

Flaminius wartet auf Antwort, um vorgelassen zu werden; ein Bedienter kommt zu ihm.

Bedienter.

Ich hab euch bey meinem gnädigen Herrn angemeldt; er kommt eben selbst herab.

Flaminius.

Ich danke euch.

Lucullus tritt auf.

Bedienter.

Hier ist Milord.

Lucullus.

Einer von Lord Timons Leuten? ein Präsent, denk' ich; nun, es trift recht artig zu; ich träumte diese Nacht von einem silbernen Handbeken und einer Gießkannen. Flaminius, ehrlicher Flaminius, ihr seyd recht besonders willkommen, mein Herr; -- (bringt mir einen Becher mit Wein)

ganzer Nationen bey diesem verhaßten und scheußlichen Gegenstande interessirt war, die nöthigsten und gemeinnützlichsten Kenntnisse über denselben durch die darüber ausgegossene Grazien der Poesie und unter einem so angenehmen Vehiculum einer desto größern Anzahl von Personen beyzubringen. Auch gereicht es gewiß dem Fracastor zum höchsten Lobe, daß er dieses mit den schlüpfrigsten Gegenständen so nah verwandte Sujet mit einer so jungfräulichen Sittsamkeit zu behandeln gewußt, daß die keuscheste der Musen es der Diana selbst mitten im Chor ihrer Jungfrauen hätte vorlesen dürfen.

Uebrigens verdient noch als ein sonderbarer Zufall in Fracastors Leben bemerkt zu werden: daß seine Mutter, da sie ihn als ein noch kleines Kind, auf den Armen trug, vom Blitz getroffen und auf der Stelle getödtet worden, (*) ohne daß er selbst den mindesten Schaden daben genommen; ein Fall der gewiß unter die seltensten gehört, und vielleicht ohne Beyspiel ist.

W.

(*) Popeblount zieht den *Ghilini* in Theatro Viror. Eruditor. zum Gewährsmann dieser Anekdote an.

IVSTVS LIPSIVS.
G.M. Kraus del.
P.C. Kramer fc. A.

Der
Teutſche Merkur.

November 1777.

I.

An
Olympia.

Den 24ſten October 1777.

„Der Götterſtand (ſprach einſt zu ſeinem Pimp
Merkur, der Sultan im Olymp)
der Götterſtand, Herr Sohn, um ihm ſein Recht zu geben,
iſt, unter uns, beym Styx! ein fades Leben.
Ja, wer dazu nicht juſt gebohren wär,
und allenfalls auf acht bis vierzehn Tage,
Da ließ' ichs gelten! — Aber mehr
wird unſrer Deität am Ende ſehr zur Plage.
Man kriegt zuletzt des Weyhrauchs ſo genug!
Und für und für zum Dudelſum der Sphären
die Grazien tanzen ſehn, die Muſen ſingen hören,
und immer Ganymed mit ſeinem Nektarkrug —
ich ſage dir's, man kriegt's genug!
Dann noch dazu den ew'gen Litaneyen
des Erdenvolks die Ohren herzuleyhen,

„Zevs gieb mir dies! Zevs gieb mir das!“
ein höllisch Galimathias
von Bitten ohne Sinn und Maaß,
um Nichts und wieder Nichts, oft um Unmöglichkeiten —
„Es sind ja (sagen sie) Dir lauter Kleinigkeiten!
„Schön Wetter nur für meine Wäsche!“ — „Nur
„Zween Regentage, Zevs, für meine durstge Flur!“
ruft Mann und Weib aus Einem Munde
in Einem Haus, zu Einer Stunde.
Der Dedschial hör' alle das Gebrüll!
Thät' ich ein einziamal was jeder haben will,
es richtete, beym Styx! die Welt und mich zu Grunde.
Kurz, Freund Merkur, schnür deine Stiefeln an,
und steig, eh ich des Gähnens müde werde,
ein wenig nieder auf die Erde
und sieh dich um — vielleicht giebt's was zu sehn.

Der Maja Sohn gehorcht, und — ohne anzufragen,
ob Juno nach dem Erdenplan
was zu befehlen hat, und ohne Donnerwagen —
schleicht Juviter sich (wie die Alten sagen)
en masque weg, und wird bey Leda — Schwan.

II.

Von feinerem Gefühl getrieben,
vertauschte mit dem Hirtenstand

Apollo

Apollo den Olymp. Er ſtieg herab, und fand
die Menſchen, die man ihm à ſon petit Lever
ſehr oft zu ſchlimm, oft auch zu gut beſchrieben,
erträglich erſt, lernt' endlich gar ſie lieben.
„Die Leutchen (ſprach er) wie ich ſeh',
ſind in der Nähʼ
und wenn man nur auf gleichem Fuß mit ihnen
ſich ſetzt, doch ganz was anders als ſie ſchienen,
da ich aus meiner Wolkenhöh,
Gott weiß, wie ſchief! auf ſie herunter ſchielte.„
Apoll, ſobald er Menſch ſich fühlte,
fand, was er nie zuvor gewußt,
ein Etwas, Herz genannt, in ſeiner linken Bruſt;
und unvermerkt, mit lauter Scherz und Spielen,
lernt Se. Gottheit auch für — andre Menſchen fühlen,
nimmt fröhlich Theil an ihrer Luſt,
entdeckt ſogar zuletzt, auch das ſey wirklich Luſt
und von der beſten Art — für Andre ſich betrüben;
kurz, ſchmeckt die Wolluſt Dazuſeyn
zum erſtenmale ganz und rein,
und findt (was ihm ſo lang geheim geblieben)
die Kunſt von alle dem ſey — Lieben.

Was unterm Hirtenvolk Apoll
nicht alles lernte! — Tauſend Sachen,
wovon euch Göttern nie ein Wörtchen träumen ſoll!

Den freyen Scherz, das wohlgemuthe Lachen
gedrückt von keinem Zwanggeſez,
und, ohne Abſicht, ohne Schraube,
das traute freundliche Geſchwäz
beym Abendſtern in angeſtralter Laube;
und o! den großen Taliſman
die Herzen alle zu gewinnen,
den Zauber, den die Charitinnen,
Cytherens Gürtel eingewebt,
was jeden Mangel deckt und jeden Reiz erhebt,
Gefälligkeit. — „Sey einer von uns Allen,
begehre nichts voraus, wir werden Dir gefallen,
ſo wie du uns gefällſt!„ — Die erſte Schäferin
die, ohne daß ſie auf ihn zielte,
in frohem Muth und dumpfem Sinn,
das Herz ihm aus dem Buſen ſpielte,
ward ſeine Sittenlehrerin.
„Ein ſchlechter Hirt — iſts möglich? — vorgezogen
„dem ſchönſten Gott?„ — Das ſchrie um Rache! — Schon
griff er in hohem Zorn nach ſeinem Pythonsbogen;
zum Glück entloh der Sehn' — ein ſanfter Ton.
Er ſtuzt — „Wohin, Hyperion?
Halt! biſt du nicht ein Hirt, und unter deinesgleichen?
Hier muß der Gott dem Hirten weichen,
das Herz iſt frey! — Verſuchs, gewinne ſie,
werdens den Preis, allein erzwing ihn nie!„

Stracks

Stracks geht er hin, und macht aus ſeinem Bogen
das Werkzeug ſanfter Luſt, den Dolmetſch ſüßer Pein;
Die neue Leyer liegt mit Sayten ſtraff bezogen
in ſeinem Arm, und tönet in den Hayn.
Herbeygelockt von ihren Zaubertönen
verſammeln ſich die Hirten und die Schönen
in frohem Taumel um ihn her;
die Harmonie ergreift ſie, Arme ſchlingen
in Arme ſich, den Füßen wachſen Schwingen,
der ungelehrte Tanz dreht raſch ſich um ihn her,
und wer war glücklicher als Er?
Wie lieben Alle nun den Schöpfer ihrer Freuden?
Er iſt, wiewohl in Hirtentracht,
ein Gott für ſie — er hat ſie glücklicher gemacht!
Wie freundlich ihm itzt jede Hirtin lacht,
wie drängt man ſich, recht nah an ihm zu weyden!
Und wenn am warmen Abendglanz
im Roſenbuſch zu Chloens Füßen,
indeß die Holde manchen ſüßen
verſtohlnen Blick am halbgeflochtnen Kranz
herunterſchlüpfen läßt, wenn dann die ſanfte Leyer
ſo lieblich klagt, ſtets näher ſein Geſang
ans Herz ſich drückt, ſtets wärmer jeder Klang,
und nun, wie ſich das allgewalt'ge Feuer
in Harmonienſtröm' ergießt,
vor Luſt ihr Athem ſtockt, in Lieb' ihr Herz zerfließt:

O welche Wonn' in dieſem Augenblicke
des Mitgefühls, ein Menſch, und nur ein Menſch zu ſeyn!
Wie wenig iſt Genuß in ungetheiltem Glücke!
In ihren Freuden ſelbſt ſind Götter ſtets — allein.

Apoll behielt in ſeinem Hirtenſtande
vom Gott allein des Wohlthuns edle Macht.
Mit jedem Tag erwacht
das Hirtenvolk am Peneusſtrande
zu neugebohrner Luſt;
ein feineres Gefühl entwickelt ſich ganz leiſe
in jeder Bruſt;
Man ſieht und hört nicht mehr nach alter Weiſe,
der Nebel fällt vom Antlitz der Natur,
und o! wie ſchön, wie neu, iſt Wald und Flur!
Man fühlt ſich ſelbſt in allen Weſen leben,
vom Blümchen, das der Erd' entſpringt,
zum Vogel der in Wipfeln ſingt,
fühlt ſich verwebt ins allgemeine Weben
durch Erd und Luft — der Geiſt der Eintracht ſchlingt
ſein goldnes Band um Alle, ſtimmt die Herzen
zu ſanften Freuden, ſüßen Schmerzen;
die Langeweile flieht, und nur zu leicht beſchwingt
entfliehen izt, man weiß nicht wie, die Stunden,
die man vordem ſo lang, ſo drückend ſchwehr gefunden.

III.

Dies alte Wunder zu erneu'n,
Olympia, der ſeltne Ruhm ſey Dein!
Der ſchönſte aller Deiner Preiſe!
Wohl Dir, die in dem Weyhrauchkreiſe
der Erdengitter nicht den hohen Sinn verlohr
für Freyheit und Natur — nach alter teutſcher Sitte
Sich einen Wald zum Ruheſitz erkohr,
und in der Moosbedeckten Hütte,
wenn tief im nächtlichdunklen Hayn
auf ofnem Heerd die heilge Flamme lodert,
Sich glücklich fühlt und nichts vom Schickſal fodert.
Des Waldes Geiſter ſehn den ungewohnten Schein
ringsum die hohen Buchen weiſſen,
und nähern freundlich ſich, und heiſſen
willkommen Dich in ihrem ſtillen Reich.
Wir ſpüren ſie, bald leichten Nebeln gleich
um halbbeſtralte Erlen lauſchen,
bald über uns daher durch hohe Wipfel rauſchen.
Ein leiſes Grau'n ſchleicht ſich in unſre Bruſt,
doch ſtört es nicht, erhöht nur unſre Luſt.
Wir ſingen, um Dich her im Kreiſe
gelagert, nach der holden Weiſe
die Dir, Olympia, die Muſen eingehaucht,
„Zaydens Schmerz bey ihres Mohren Klagen„
und fühlen unſer Herz im Buſen höher ſchlagen;

Wein) -- Und wie befindet ſich dann der würdigſte, vollkommenſte, großmüthigſte Edelmann in ganz Athen, dein ſehr gütiger lieber Herr und Meiſter?

Flaminius.

Er iſt ganz wohl auf, was ſeine Geſundheit betrift.

Lucullus.

Nun das freut mich ja recht, daß er wohl auf iſt -- und was haſt du hier unter deinem Mantel, mein lieber Flaminius?

Flaminius.

Mein Treue, nichts als einen leeren Beutel, Gnädiger Herr, Euer Gnaden zu bitten, daß ihr ihn aus Freundſchaft für meinen Herrn füllen möchtet; der, da ihm eben eine dringende Noth zugeſtoſſen, mich zu Euer Gnaden geſchikt hat, mit Bitte, ihm mit fünfzig Talenten auszuhelfen; nicht zweifend, daß ihr ihm eure ſchleunige Beyhülfe nicht verſagen werdet.

Lucullus.

La, la, la, la, -- Nicht zweifend, ſagt ihr? Ach, leider! der gute Herr, er iſt ein wakrer Edelmann, das iſt wahr; wenn er nur nicht eine ſo koſtbare Haushaltung führte. Ich hab' oft und viel mit ihm zu Mittag gegeſſen, und es ihm geſagt, und bin wieder zum Nachteſſen zu ihm gekommen, um es zu wiederholen, daß er ſeine Ausgaben einſchränken ſollte: Allein er wollte nie keinen guten Rath

annch-

bis izt der Heerd mit trüberm Feuer raucht,
und ſpäte Sterne, die durch hohe Wipfel blinken,
uns in die Burg zurück nach unſern Zellen winken.

Olympia, was iſts das Deinen Wald
zum Zaubergarten macht, zum Tempel ſtiller Freuden,
zu dem man immer eilt, um ungern draus zu ſcheiden?
O! würdeſt Du zum Auffenthalt
der rauhſten Alpe Gipfel wählen,
der rauhſten Alpe würde bald
kein Reiz der ſchönſten Berge fehlen.
Und zögeſt Du bis an den Anadir,
wohin Du gehſt, die Muſen folgen Dir,
Dir einen Pindus zu bereiten.
Sie die Du ſtets geliebt, gepflegt, geſchüzt,
belohnen Dich durch ihre Gaben izt.
Sie ſchweben Dir in Deinen Einſamkeiten,
wenn Du im Morgenthau die Pfade der Natur
beſucheſt, ungeſehn zur Seiten;
ſie leiten Dich auf ihre ſchönſte Spur,
und wenn Du, ſanft verlohren in Entzücken,
an einen Stamm gelehnt, mit liebender Begier
was Du erblickſt und fühlſt Dich ſehneſt auszudrücken:
ſo reichen ſie den Crayon Dir.
Sie ſinds, die am harmoniſchen Clavier
der ſchönen Finger Flug beleben;

und wer als ſie vermöchte Dir
die Melodien einzugeben,
wo das Gefühl als wie von ſelbſt in Töne fließt
die tief im Herzen wiederklingen,
die man beym erſtenmal erhaſcht und nie vergißt,
und niemals müde wird zu hören und zu ſingen?

O fahre fort, aus Deinem ſchönen Hayn
Dir ein Elyſium zu ſchaffen!
Was hold den Muſen iſt ſoll da willkommen ſeyn.
Doch allen, die in Deine Wildnis gaffen
und nichts darinn als Bäume ſehn,
dem ganzen Midasſtamm, der froſt'gen Langeweile
mit ihrem Troß, dem Uhu und der Eule,
und ihrer Schweſterſchaft von Gänschen und von Krähn,
ſey Deine Luft zu rein! Das traur'ge Wölkchen weile
ſtets an des Berges Fuß zurück,
und banne ſelber ſich aus Deiner Republick.

Und ſo, Natur, und ihr, o Pieriden,
pflegt eurer großen Prieſterin!
Ihr ſey das beſte Loos des Erdenglücks beſchieden!
Zur Luſt an euch ein immer ofner Sinn,
ein immer fühlend Herz, und eine Quelle drinn,
die nie verſiegt, von ſüßem innern Frieden!
Was ſonſt die Sterblichen zu wünſchen ſich ermüden,

ist gleich dem Faß der Danaiden:
Wir schöpfen ewiglich, und haben's kein'n Gewinn!

W.

II.

Nachruf

zu der

im Göttingischen Allmanach Jahrs 1778

an das Publikum gehaltenen Rede

über Physiognomik.

Nicht um ein angenehmes Radotage zu unterbrechen, einem Kreisel einzugreissen, der so artig fortgepeitscht wird — sondern nur um den Lesern die Mühe zu ersparen, sich aus allen diesen so artig verworrenen Gedanken wieder herauszufinden — wage ichs, Ihnen diesen Knäuel anzubieten. Mich dünkt ich sehe sie alle von verschiedenen Winden bestürmt wie zweifelnd und betroffen dastehn, bald den Sammler physiognomischer Fragmente, bald den neuen Physiognomisten ansehen, und mit verschränkten Armen und unruhigen Blicken fragen: aber worüber streiten die Herren dann?

Ob nun zwar für einen Dritten es peinlich ist, jemand worüber in Ungewißheit zu sehen, so würde ich die-

dieſes Stillſchweigen doch nicht unterbrochen haben, wenn ich es nicht zu Ihrer Aufklärung für nothwendig hielte, Ihnen, ehe Sie an dieſem Schauſpiel des Jahrs 1778. Theil nehmen, das Seil hinter der Couliſſe zu zeigen, an dem Herrn Lavaters Gegner zu einem eingebildeten babyloniſchen Thurme ut Deus ex machina herabgelaſſen wird. Gewiß iſt es auſſer dieſem Anonymus noch keinem Sterblichen in den Sinn gekommen, daß, da ein Thurm ſtehe, wo noch kaum die Grundſteine gelegt ſind, und die Baumaterialien noch hie und da zerſtreut liegen; geſchweige daß Werke zur Beſtürmung der Freyheit des menſchlichen Willens da aufgeführt worden, wo weiter nichts als neue Felder menſchlichen Erkenntniß angebauet werden ſollen. Wird alſo das Schauſpiel immer drolligter, je näher dieſe Erſcheinung in der Wolke ihrem Kampfplatz kommt, und jedermann äuſſerſt begierig ſeyn zu hören:

quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß er Lavatern redlich mißverſtanden hat; ob aber mit Fleiß, um in dieſem Mißverſtande allerley Beobachtungen, die er auf der Reiſe durchs Leben gemacht, mit mehrerem Geräuſch ſagen zu können, oder was ſonſt die Urſache geweſen, laß ich unentſchieden; genug der Zuſchauer gewinnt dabey. Gleich zu Anfang ſchiebt er Lavatern einen Geſichtspunkt unter, den ſich dieſer gute Erfinder in dem ſüßeſten Traum von dem Ideal ſeiner Wiſſenſchaf-

ten

ten nun wohl nie hat träumen laſſen. Das heißt, da er auf nichts Anſpruch machte, als Anlagen und Fähigkeiten des Menſchen aus körperlichen Zeichen zu erraten und dadurch Menſchenkenntniß und Menſchenliebe zu befördern: wollte ihn der Recenſent zu nichts geringerm als dem Richter alles Fleiſches machen, der aufs Haar jedem der vor ihm ſtünde, möcht' er nun aus Kamtſchatka oder Abyſſinien gekommen ſeyn, ſagen könnte, ob er ein Engel des Lichts oder ein Schurke ſey. Könnt' er das nicht, meynte Herr Recenſent, ſo wäre ſein Buch des Aufmachens nicht werth. (S. 9.) Nun hoff ich zwar nicht, daß der Herr Recenſent es jemals durch ſeine Pathognomik dahin bringen kann, dieſe Aufgabe aufzulöſen, ſo wenig als er auf dem ſtürmiſchen Meer die Kieſel im Grunde zählen wird: aber geſetzt auch, ſo würd ich ihn um dieſe Wiſſenſchaft nicht beneiden; da der Schleyer, der um die menſchlichen Gedanken und Neigungen gezogen iſt, eine der Haupturſachen iſt, daß ſie ſich noch bey einander vertragen, und ohne dieſen das ſchöne Schauſpiel des innern Wuſts ihrer Anſchläge und Begierden uns bald dahin bringen würde, dem ganzen menſchlichen Geſchlecht den Rücken zuzuwenden, und zu ſuchen wo der Ausgang aus ihrem Schauſpielhauſe zu finden ſey. Und was das Gute anbetrift — mich wenigſtens würde es nicht freuen, wenn ich kein geheimes Plätzgen in meinem Herzen übrig behalten könnte, ſondern es wie ein Wirthshaus jedermanns Augen offen ſtehen müßte. —

müßte. — Aber, wie gesagt, es hat keine Noth, daß die Pathognomik des Hrn. Recensenten zu diesem irrdischen Paradies die Thore eröfnen werde, und wenn er 365 Kupfer von Leidenschaften in Einem Tage stechen liesse. Denn mit aller Hochachtung, die ich für Hrn. Chodowiecky's Erfindungs- so wie für Hrn. Recensentens Erläuterungsgabe trage, so dünkt mich die Anwendung seiner Kupfer, zu Erforschung des Charakters der Personen mit denen wir täglich umgehen, so mißlich, daß ich eben sowohl aus den Abstraktis von Ruhmredigkeit, Geiz und Narrheit, die auf den französischen Theatern gespielt werden, den Charakter der Nation erforschen wollte. Wenn so mancher wackere Geschäftsmann, den ich dem Blatte 2. unten ähnlich gesehen, auf dem Wege zum Galgen ist, so gestehe ich gern, daß ich diese Welt für noch was schlimmers als ein steinernes O halte. Die Illusion, die Herr Chodowiecky durch Nebenumstände und allgemeinbekannte charakteristische Züge (für die ich in der Kunst allen Respekt habe) hineinzulegen weiß, giebt mir noch kein Gesicht, das durch die individuelle Organisation zu der und der Leidenschaft bestimmt ist, und das ich also auf vorkommende Fälle im gemeinen Leben anwenden könnte; es wäre gerade als ob ich aus Blatt 9. schließen wollte, daß alle Weiber, welche Zahnschmerzen haben, Buhlerinnen seyen.

Ernstlich zu reden, wenn, nach des Verf. eigenem Geständniß, alle wiederkommende Zeichen von Leidenschaf-

ſchaften doch nur von dem Grundſtoff abhängen, der bey dem einen mehr bey dem andern weniger von ihnen modifizirt wird: ſo wird ja doch alles auf die erſte Bildung, auf das knöcherne und knörplichte Gehäuſe der Seele ankommen, was ich aus dem Aeuſſern von ihr errathen will. Und wenn es wahr iſt was die erfahrenſten Naturkündiger behaupten, daß die innere Kraft des Fötus ſich dieſes Häusgen ſelber zimmere: warum ſoll der Schluß vom Gebäu auf den Baumeiſter ſo unſicher ſeyn?

Mit den pathognomiſchen Schlüſſen wenigſtens halte ichs nicht. Sie kommen mir vor wie wilde Wellen auf der ungeſtümen See, wo wir ohne Maſt, Steuer und Ruder herumgetrieben werden. Wenn wir nur bedenken, wie oft Laune, bloße Laune es iſt, was uns gegen dieſe und jene Miene, Grimaſſe, Schmarre, ſo unerbittlich aufbringt! — Wir ſind gelbſüchtig, krank, ohne unſere Schuld unglücklich; ein armer Teufel kommt uns in den Weg der von alledem ſo wenig weiß als wir von ihm; er ſieht uns heiter ins Geſicht; wir glauben er ſpöttelt; nun muß das ein Engel ohne Flügel ſeyn! In großen Städten begegnet der Fall täglich, wo allgemeine Zerſtreuung, Unaufmerkſamkeit, auf einer- übel verſtandne Schaam und vorgefaßtes Mißtrauen auf der andern Seite, das Elend ſo oft unkenntlich machen; jedermann beklagt ſich dort über die Lächler (der Lächler ſelbſt am erſten) und weiß nicht wie vieles Elend unter dieſem Lächlen verborgen liegt.

Wür-

Würden ſie Phyſiognomik beſitzen, ſo würden ſie die Zeichen der Redlichkeit vielleicht in ihren Geſichtern erkennen, und hundert Menſchen ſich einander mit Offenherzigkeit nähern, die jezt einander haſſen, blos weil ſies nicht ahnden, daß keiner um ein Haar beſſer oder ſchlimmer ſey, als der andere. Kraft iſt niemals ohne Güte der Seele. Wo ich Talente ſehe, öfne ich kühnlich Thür und Thore meines Herzens. Werd' ich betrogen, ſo werd' ichs auf keinem Schleichwege, und das iſt wenigſtens auch ein Troſt. Talente aber bilden ſich in feſten Theilen des Kopfs, das kann niemand leugnen, der ſie dort gefuhlt hat; je ſichtbarer die Proportion, deſto ſchneller mein Zutrauen. — Jugendliche Deklamation! ruft Deus ex machina. — Nicht ſo ganz! Wenigſtens ſind die Momente der himmliſchen Aufrichtigkeit, des Wohlwollens, der Ordnungsliebe, eben ſo zweydeutig. Denn wer iſt nicht wohlwollend, aufrichtig, ordnungsliebend, wenn er weiß daß er beobachtet wird? Und Ueberraſchen iſt in unſern Verhältniſſen nicht möglich. Ich bete dieſe Eigenſchaften an wo ich ſie finde, und habe die Entzückungen gefühlt, ſie zu finden. Aber wer in unſerer Welt darf ſich ſeinem Gefühl überlaſſen, wenn er nichts feſtes hat, an dem er ſich halten kann?

„Die Winkelmanniſche Schönheit ſey das nicht.„ Der Verfaſſer iſt ergrimmt auf ſie, und läßt ihr nicht einmal die Gerechtigkeit wiederfahren, die jener bekannte

kannte Schriftſteller den Demokratien in der Schweiz wiederfahren ließ: daß ſo lange nur das Gerüſte ſtehe, wo Patriotentugend und Weisheit handeln könne, noch nicht alle Hofnung verlohren ſey. Ich meyne aber, hier ſteht mehr als Gerüſt, wenn wir die Schönheit nicht nur in Glätte und Farbe, nicht nur in Proportion der Theile zu einander, ſondern auch in den Wohllaut ſetzen, den die Bewegung dieſer Theile zu dem bekannten oder unbekannten Rationellen macht, das der Phyſiognomiſt ſuchen ſoll. Dies iſt der Fall auch bey den Häßlichſten. Es giebt Leute die gefallen ſo bald ſie ins Zimmer treten, obſchon ſie nichts haben was man eigentlich ſchön nennen kann; und wieder andere, die ohne einen ſichtbaren Makel an ihrem äuſſern Menſchen widerlich werden, und die jedermann angähnen muß. Ich denke was ſchön macht iſt Kraft, und thätigleidende Sympathie, NB. die nicht affektirt iſt. In Monarchien iſt das öfters der Fall, wo die beſten Leute eingewickelten Kindern gleichen, die alles wollen, und nichts können. Eben darum! würde Onkel Toby ſagen.

Der Verfaſſer iſt ſo ungläubig an Phyſiognomik, bloß weil es Ihm nicht damit gelungen iſt. Ohne Zeichnungsgabe, ohne Auge (den pathognomiſchen Sinn, den der Elephant auch hat, rechne ich nicht hieher) in welchem Fall ſeine ſpekulativen Denker Allzumahl, und Quin nicht weniger, ſeyn mögen —

ver-

verlangt er, die Phyſiognomik ſoll ihm, wie Apoll unterm Dreyfuß, ihre Geheimniſſe izt im dunkeln Poſtwagen, ein andermal gar in der Nacht inſpiriren, ohne daß er zu wägen und zu meſſen brauche: und weils ihm nicht gelingt — nun ſo iſts klar, ſo giebts keine. Ein ſchöner Weg für ſpekulative akademiſche Köpfe, alle praktiſchen Wiſſenſchaften verdächtig zu machen!

In der That gehört zu einem Phyſiognomiſten der ſich auf ſein Urtheil verlaſſen darf mehr als ein flüchtiger Verſuch in der Poſtkutſche, wie man etwa das Pfeiffen auf dem Finger nachmacht, oder zur Uebung des Verſtandes mit der Zunge klatſcht. Unſer Deus ex machina kennt noch die Buchſtaben nicht und will ſchon leſen; aus der Baßſtimme des Nachtwächters Haar und Bart von ihm wiſſen. Er weiß wohl, daß der Sinn in allen Künſten ſich nur durch Uebung erwirbt: hier aber ſoll die Muſe eine Ausnahme machen und ihms im Schlaf eingeben. Nicht die bezeichnenden Theile an Köpfen zu finden von denen er die Data weiß, nicht die Aehnlichkeit davon an andern zu finden von denen er ſie nicht weiß, nicht die Verhältniß unter dieſen Theilen zu ſuchen, nicht aus den häufigſten Abweichungen von derſelben allgemeinere Schlüſſe zu finden, die ihm erſt oft wiederkommende Erfahrungen bewähren — O! den ganzen langen verdrüßlichen Weg zu machen braucht er nicht! Er hört den Nachtwächter ſingen, hört Perſonen im Poſtwagen ſprechen, und

annehmen, und ließ ſich meine Beſuche nicht zur Warnung dienen. Jedermann hat ſeine Fehler, der ſeinige iſt zuviel Ehrlichkeit. Ich hab' es ihm oft geſagt, aber ich konnte nie was über ihn erhalten.

Ein Bedienter kommt mit Wein.

Bedienter.

Gnädiger Herr, hier iſt der Wein.

Lucullus.

Flaminius, ich habe dich allezeit für einen verſtändigen jungen Menſchen gehalten; -- Auf deine Geſundheit!

Flaminius.

Ich danke Euer Gnaden.

Lucullus.

Ich hab immer bemerkt, daß du einen muntern fertigen Kopf haſt, und daß du geſcheidt genug biſt, dich ſelbſt nicht zu vergeſſen, und dich der Zeit zu bedienen, wenn ſie dir Gelegenheit dazu giebt. Du haſt hübſche Gaben -- (Zu ſeinem Bedienten) Geh deines Weges, Schurke -- Komm näher, ehrlicher Flaminius; dein Herr iſt ein gütiger Edelmann, aber du biſt verſtändig, und begreifſt wol, (ob du gleich zu mir gekommen biſt,) daß es izt keine Zeit iſt Geld auszuleihen, zumal auf bloſſe Freundſchaft, ohne Sicherheit. Hier haſt du drey Goldgulden, mein guter Junge; verſtehe mich wol, und ſage deinem Herrn, du habeſt mich nicht geſehen. Lebe wohl.

Flami-

entſcheidet. — Dies wäre denn nun ein ganz neuer Zweig der Phyſiognomik, aus der Stimme die Geſtalt zu finden, der aber zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe vor der Hand ſo nöthig nicht iſt.

„So hatten die Narren im Bedlam Augenknochen wie Newton; der ehrliche Maklin, ein Geſicht wie ein Beutelſchneider.„ Das übrige Mißverhältniß der Theile bey Jenen kümmerte ihn nicht; da er doch aus der Erfahrung wiſſen mußte, wie viel in der Störung der Harmonie eines Geſichts auf eine Linie ankommt; und bey dieſem fragte er nicht: ob Quin (wie es denn ein jeder Phyſiognomiſt haben muß) ähnliche Stimmung des Charakters und ähnliche Zeichen in ſich fand, alſo über Maklin ein competenter Richter war. Noch ein Wort über Quin. Weder Mahler, noch Dichter, noch Schauſpieler ſind entſcheidende Richter über Phyſiognomie. Eben darum weil ſie ſich mit allgemeinen charakteriſtiſchen Zügen beſchäftigen, davon trunken ſind als von der Seele ihrer Kunſt — vergeſſen ſie ſo gern die Individualität. Ein Zug, den ſie eben nöthig hatten und hier erhaſchten, deutet ihnen den ganzen Charakter. Zu wie vielen Ungerechtigkeiten könnte das leiten, wenn wir im gemeinen Leben ihre Urtheile nachſprächen? Denn wie alle Erkenntniß auſſer uns durch unſere individuelle Kenntniß gemeſſen wird: ſo iſt auch unſer Geſicht das Lineal,

an dem alle Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten auſſer uns abgeglichen werden müſſen. (*) Kein Menſch iſt fähig einen Charakter zu ſchätzen, (am allerwenigſten aus äuſſern Zeichen) zu dem er nicht ein Verhältniß in ſich ſpürt, ſey es auch in Graden noch ſo verſchieden. Mein Unbekannter verſtehe mich nicht unrecht! Ich will damit weder ſagen, daß Quin kein ehrlicher Mann war, noch daß der Phyſiognomiſt, der einen Verbrecher beurtheilt, dieſes Verbrechens auch ſchuldig ſey; ſondern nur, daß Quin kein Phyſiognomiſt geweſen ſey, und daß jeder Menſch den Saamen zu allen Laſtern in ſich habe.

Daß Phyſiognomik noch nicht ſo weit überhand genommen, und daß alſo von dem Thurm zu Babel noch nichts zu fürchten ſey, kann ich dem Verf. allenfalls wenn er's verlangt ſchriftlich geben. Doch wenn es geſchähe, wäre zu wünſchen, daß jeder mit ſeiner eignen Phyſiognomie anfienge. Denn je gerechter und ſtrenger die Selbſterkenntniß iſt, deſto ſicherer werden wir den individuellen Charakter auſſer uns finden, ſo ſehr er in gewiſſen Punkten den unſrigen berühren mag. So wird die Phyſiognomik zugleich zur Erhöhung unſers Werths beytragen, wär' es auch nichts weiter, als daß wir aufhörten, die Menſchen beſſern, das iſt, ſie nach unſerm Bilde formen zu wollen.

(*) ſehe phyſiogn. Fragmente 1. Theil, 1ſtes Fragment, das nicht genug geleſen werden kann.

Aber freylich leugnet man noch immer, leugnen die Freunde der Phyſiognomik ſelbſt in ihrem Herzen, daß die Natur ſich Menſchen durch Menſchen habe offenbaren wollen, — mit einer Hartnäckigkeit, die über den Charakter unſers Jahrhunderts erſtaunen macht. Freylich redten ehmals die Geſichter mehr, und ich fürchte, wenn der Unglaube ſo fortwährt, und jeder vor dem andern in ſich ſelbſt zurückkriecht, werden ſie am Ende ganz ſchweigen.

Unterdeſſen mag Lavater ſo viel er kann durch aufgeſtellte Beyſpiele Fähigkeiten aufwecken, Hinderniſſe wegräumen, Anlagen wiedergebähren, Aufmerkſamkeit auf andre erwecken, oft mit Einem Wort Mauren zwiſchen Menſchen und Menſchen einreiſſen: (*) ich wünſch' ihm Glück zu der Belohnung ſeines Herzens, das ihn aufmuntert durch alle die ſeligen Ahndungen; aber ich bürge für ihre Erfüllung nicht. Sobald die Neugierde befriedigt iſt — denn in der That, er iſt jezt nur noch beym Anfang — wird ſein Buch in den Bibliotheken vergeſſen werden. Pathognomiſche Urtheile werden ihre Herrſchaft behalten, ſchiefe Mienen noch immer ganze Familien entzweyen, Brüder gegen Brüder entflammen, und den Unglücklichen, dem äuſſere und innere Leiden die Muskeln verzerrten, vollends in

(*) Durch das Wort über Rudolf den erſten wie viel Fürſten gerechtfertigt werden, Siehe 2ten Band, 2ates Fragment, S. 201.

in den Staub herabdrücken. Ueberall wird Schwanken, nirgends Festigkeit im Urtheile bleiben; die Gesellschaft — im Zustande des Mißtrauens, des Auflaurens, der Unzewißheit, der Handelnsunfähigkeit, des bürgerlichen Todes beharren; und bey alledem die ruhige Fläche des allgemeinen Wohls, das jeder im Gesicht und keiner im Herzen hat, durch keinen Wirbel getrübt werden.

In der That Pathognomik so viel man zur Haushaltung braucht (wie sich der Verf. ausdrückt) könnte eben sowohl, sobald sie nicht durch Physiognomik auf ihre wahre Bedeutung zurückgebracht wird, übersetzt werden: so viel man braucht, um sich die wenigen wollüstigsten Augenblicke des Lebens, die uns das Schicksal erlaubt, zu verderben. Denn was hat schon eine Miene für Verwüstungen angerichtet, die man nicht zu erklären wußte!

Aber ich habe nun genug gespottet, um den Verf. zu überzeugen, daß es mir mit dem aufrichtigen Compliment, das ich ihm über so viele treffliche Stellen seines Aufsatzes und ganz neue Blicke in die Seele — mache, ein Ernst sey. Er sieht wohl, daß ich nicht die Verhandlungsart des herrschenden Tons gewählt habe, „seinen Gegner zuerst mit Schmeicheleyen zu übertölpeln, um ihm hernach mit desto größerer Unverschämtheit alles was uns gefällt ins Gesicht zu sagen.„ Seine

pathognomiſchen Beobachtungen könnten Lavatern in der That zu vielem Nutzen dienen, wenn ſie mehr und eben ſo glückliche Nachahmer fänden. (*) Nur noch das aufzunehmen was er von Handlungen ſagt, ſo möcht' ich ihn doch fragen, ob er ſich getraute, einem Menſchen eine Handlung, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, allein zuzuſchreiben? Nur die Ohngefährs abzurechnen, die jedermann ſich mit in Anſchlag bringt und die freylich nur der große Menſch willkührlich zu brauchen weiß? Aber auch dann, wieviel Fehlſchlüſſe dennoch, wenn man Phyſiognomik nicht mit zu Hülfe nimmt! Machten nicht die größten Generale unverzeihliche Schnitzer? und wußte Berchtold Schwarz, als er das Pulver erfand, daß er der Welt damit einen andern Stoß gegeben hätte?

Herr Lavater ſetzt ſchon lange, mit gleicher Schwärmerey fürs Gute, Freunden und Feinden Denkmäler in ſeinen Fragmenten, obſchon ſie im Grunde dort nicht wie in einer Galerie, ſondern als Akademieen figuriren. Indeſſen bin ich verſichert, jeder edle Menſch wird mit dieſer Stelle beſſer zufrieden ſeyn, als in ſo manchen Bilderſäalen zur müßigen Tapete zu dienen. Ich wünſchte von Herzen, Sie, mein Herr! ſetzten ihn einmal auf die Probe, ob er aus Ihrem Ge-

(*) Lav. ſelbſt hat ſchon im erſten Bande der Fragmente, gleich am Schluſſe des erſten Fragments dazu eingeladen.

Geſicht und ſeinen feſten Theilen nicht noch andere Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens entwickeln würde, als Sie ſelbſt im Spiegel geſehen, und eine Erſcheinung im Taſchenkalender, mitten unter den zwölf himmliſchen Zeichen des Zodiakus, der Welt vorſpiegeln konnte. —

J.

III.

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit

oder:

Ueber den Lehrſatz:

„Daß die höchſte Gewalt in einem Staat durch das Volk geſchaffen ſey.„

an Herrn P. D. in C.

Schon lange, mein l. Freund, hab' ich es bey tauſend Gelegenheiten erfahren, daß ich für den Herausgeber eines Journals ein viel zu zartes Gewiſſen habe. Daher allein kommen die kleinen Anmerkungen, die ich mich zuweilen verbunden glaube unter den Text der Aufſätze, die mir von bekannten oder unbekannten Gelehrten eingeſchickt worden, zu ſetzen. Der Augenſchein lehrt zwar, daß ich mich ſeit geraumer Zeit über dieſen Punkt mit großer Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung be-

trage. Indeſſen begegnet es doch zuweilen, daß ich — wenn ein Verfaſſer ſich entweder auf eine angebliche Thatſache ſtützt, von deren Ungrund ich gewiß bin, oder einen Lehrſatz für eine geheiligte Wahrheit ausgiebt, der nach meiner Ueberzeugung entweder geradezu falſch, oder wenigſtens eines von dieſen unauflöslichen Problemen iſt, über die man ewig Pro und Contra ſtreiten kann ohne jemals an's Ende zu kommen — in beyderley Fällen es nicht leicht von mir erhalten kann, eine ſolche Stelle ohne einen kleinen Avis au Lecteur paßieren zu laſſen.

So gieng's mir neulich bey der Stelle Ihrer leſenswürdigen Nachrichten von Portugall (Teutſch. Merkur Sept. 1777.) wo Sie (Seite 265. und 66.) nachdem Sie eine Art von herzlichem kosmopolitiſchem Jubel darüber angeſtimmt: daß die Portugieſiſchen Reichsſtände in ihrem Manifeſt vom Jahr 1641. ſoviel Gefühl vom Menſchenrecht geäuſſert, und unter anderm darinn ausdrücklich behauptet: „das Volk habe ein Recht durch ſeine „Repräſentanten über die Aufführung ſeines Königs „zu erkennen, und ſich von deſſen Herrſchaft loßzu„machen, wofern er ſich durch eine ſchlimme Staats„verwaltung des königlichen Amts unwürdig „mache„ — endlich in folgende Nutzanwendung ausbrechen: „Sollte man ſich nicht ſchämen, noch „zuweilen in aufgeklärten Ländern ſich ſo auszu„drücken,

„drücken, als wenn das Volk um des Monarchen nicht „dieſer um jenes willen da wäre; und als verkennte „man die groſſe Wahrheit, daß in einem Staat „keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, „ſondern allemal von unten herauf durch das Volk „(dem ſie nutzen und frommen ſoll) geſchaffen ſey— „Wahrheiten, die ſchon im vorigen Jahrhundert „und (ſogar) in Portugall anerkannt worden.„

Ich konnte dieſe Stelle, die mir gleich beym erſten Leſen wider die Stirne fuhr, aus zwoo Urſachen unmöglich, ohne meines Orts Salvanda zu ſalviren, vorbeygehen laſſen — Erſtens, weil ich den Satz, den Sie (mit der Gewißheit eines Mathematikers der von einem demonſtrirten geometriſchen Lehrſatz ſpricht) für eine groſſe Wahrheit geben, für keine Wahrheit halte: und zweytens, weil Sie Sich ſo auszudrücken ſcheinen, als ob er mit dem vorgehenden: „daß das Volk nicht um des Monarchen willen da ſey„ völlig von Einem Schlage ſey, da doch, meiner Ueberzeugung nach, zwiſchen dieſen beyden Sätzen ganz und gar keine nothwendige Verbindung iſt. — Weil ich aber damals weder Raum noch Zeit hatte, den Grund meines von dem ihrigen (vielleicht nur dem Scheine nach) ſo verſchiedenen politiſchen Glaubens anzugeben, und Sie den Ihrigen mit einer ſo heroiſchen Zuverſicht für Wahrheit gaben: ſo hielt ichs für

anſtändig und beſcheiden, mir den Nahmen ſelbſt zu geben, den Sie mir als einem (nach ihrem Syſtem) vom wahren politiſchen Glauben abweichenden geben müßten, und mich einſtweilen bis zum Austrag der Sache demüthiglich für den Ketzer zu erklären; wiewohl ich, nach der Schärfe zu reden, mich ſelbſt für den Rechtgläubigen und Sie — mit Ihrer Erlaubniß — für den Ketzer hielt. Schon damals war ich entſchloſſen, mich nächſtens über die Gründe meiner Meynung zu erklären: Und nun, nachdem Sie mich in ihrem lezten Briefe ſo ernſtlich dazu auffordern, will ich ohne weitere Vorrede zur Sache ſchreiten. — „Im Ernſte (ſagen Sie) ich wüßte nicht wie man „die große Wahrheit, ſo wie ich ſie ausgedrückt „habe, verkennen könnte, und ich wäre ſehr be„gierig zu ſehen, wie der Verfaſſer des goldnen „Spiegels, der Lehrer der Könige, das göttliche „Recht ſeiner Schüler vertheidigen könnte — u. ſ. w.„

Die Könige bedürfen weder meines Unterrichts (denn die Starken bedürfen des Arzts nicht) noch meiner Vertheidigung, — oder es ſtünde übel um ihre Sicherheit. Aber da ich ein Menſch bin, und nichts Menſchliches als fremd anſehe, iſt mirs ja wohl auch erlaubt über menſchliche — und, ſo weit meine Divinationskraft reicht — auch über göttliche Dinge, zu ſagen was mich recht dünkt. Und ſo laſſen Sie uns dann, wofern Sie jetzt nichts nöthigers

thigers oder angenehmers zu thun haben, hören, wie ich das göttliche Recht — nicht der Könige oder Monarchen ausschließungsweise, sondern der Obrigkeit überhaupt, oder derjenigen, die (nach St. Pauls weisem Ausdruck) Gewalt über uns haben — für den ersten Anlauf behaupten werde.

Das göttliche Recht der Obrigkeit? — Winke mir nicht so furchtbar, ehrwürdiger Schatten Algernon Sidneys! Ich verkenne das göttliche Recht der Menschheit nicht. Beyde Rechte in meinem Sinn, auf gleiche weise heilig, auf gleiche weise in dem höhern Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ich werde schreckliche Wahrheiten sagen — wiewohl sich deren nicht Eine sagen läßt, die nicht schon lange vor uns gesagt worden wäre? Denn welche Frage ist von Alten und Neuern mehr untersucht, mehr in alle Arten von Licht gestellt, mehr unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, mehr mit allem möglichen Eifer und Interesse für und wider debattirt worden, als die Frage: ob die obrigkeitliche Gewalt Gottes Ordnung oder bloße Menschensatzung sey?

Flaminius.

Iſt's möglich, daß die Welt ſich in ſo kurzer Zeit ſo verändert hat? Weg, verdammte Niederträchtigkeit (er ſchmeißt das Geld weg) geh' zu dem, deſſen Abgott du biſt.

Lucullus.

Ha! Nun ſeh' ich daß du auch ein Narr biſt, und wol zu deinem Herrn taugſt.

[Lucullus geht ab.]

Flaminius.

Möge geſchmolznes Geld deine Strafe in der Hölle ſeyn, und dieſe Goldſtüke zu den übrigen kommen, die dir glühend in den Rachen gegoſſen werden ſollen, du verfluchter Heuchler von einem Freund --- Hat Freundſchaft ein ſo ſchwaches milchichtes Herz, das in weniger als zwo Nächten gerinnt? O ihr Götter, ich fühle den Zorn, worinn dieſes meinen Herrn ſezen wird. Dieſer Nichtswürdige hat in dieſem Augenblik noch meines Herren Mahlzeit im Leibe! Laßt es, anſtatt ihn zu nähren, ſich in Gall und Gift verwandeln! Laßt es nichts als Krankheiten in ihm zeugen, und wenn er auf den Tod darnieder ligt, o! ſo laßt jedes Theilchen von Nahrungsſaft, wofür mein Herr bezahlt hat, aller ſeiner heilſamen Kraft beraubt, zu nichts anderm dienen als durch langſame Pein ſeine lezte Stunde zu verzögern!

[Geht ab.]

Mir iſt, denke ich, alles wohl bekannt, was die Vorfechter der würklichen und vermeynten Rechte der Menſchheit für ihre Behauptung

„daß alle rechtmäßige Obrigkeitliche Gewalt vom Volk herrühre„

jemals vorgebracht haben. Ich zweifle ſehr ob Algernon Sidney, in ſeinem ausführlichen und vortreflichen Werke *Diſcourſes concerning Government* irgend einem der bisher auf ihn gefolgt und künftig folgen wird, etwas würklich Neues zur Befeſtigung dieſes Grundſteins ſeines ganzen Syſtems anzubringen, übrig gelaſſen habe. Sein Buch enthält, neben viel goldnen Wahrheiten, viele höchſtverwickelte Probleme, an denen, ſo wie Er ſie behauptet, eben ſoviel falſch als wahr iſt. Dieſe nach der Schärfe zu prüfen, und das Wahre darinn vom Falſchen zu ſcheiden, würde ein ewiges Werk ſeyn; und wozu könnt' es helfen? — Wir werden, hoff' ich, einen kürzern Weg finden, um aus dieſem Labyrinth ins Freye zu kommen.

Fürs erſte etliche Präliminar-Fragen:

1) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung aus dem Menſchengeſchlechte werden, oder vielmehr längſt geworden ſeyn?

„Barbaren?„ — Nein, denn alle Völker, die man ſo zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.

„Wil-

„Wilde? „ — Auch dieſe haben ihre Oberhäupter.

Wir wollen alſo nicht weiter fragen. Das einzige Volk das, ſoviel man weiß, in völliger Freyheit lebt, ſind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geiſtreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fuego; im Ernſte, eine Art von Menſchenähnlichen Weſen, die ſo elend iſt, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach in weniger als funfzig Jahren, zur Ehre der Natur, völlig erloſchen ſeyn wird.

2) Wie lange gab es (allen Urkunden aus den ältern Zeiten unſers Planeten, ſeit ſeiner lezten Umſchaffung, zufolge) Völkerſchaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden; bis ſich endlich das Volk in etlichen kleinen griechiſchen Städten einfallen ließ, anſtatt eines einzelnen *Regulus* ſich von ihrer vielen unter einem andern Nahmen, und zulezt (ſo kurze Zeit es auch dauren konnte) ſich gar nicht mehr regieren zu laſſen?

3) Wo iſt der Beweis, daß die erſten Könige und Obrigkeiten unter den Menſchen erwählt worden?

4) Wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, um ſich ſelbſt zu regieren? — Und wenn es, von Natur und Nothwendigkeitswegen, unvermögend iſt

ſich

ſich ſelbſt zu regieren, wie kann man ſagen: es habe ein natürliches Recht zu etwas, wozu es von Natur unvermögend iſt? Und wenn es alſo kein ſolches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem andern übertragen?

Ich denke, wir haben uns bereits durchs Dickſte und Gröbſte durchgehauen — Es fängt ſchon an in dieſer Sylva Sylvarum heller vor uns zu werden — Setzen wir uns denn zuſammen hin, und ſehen in aller Gelaſſenheit, ob die Wahrheit, von der uns die Begierde ſie zu ſuchen oft ſo weit wegführt, nicht vielleicht dichte neben uns ſteht?

• •

Eine Menge Volks iſt — eine Menge groſſer Kinder, eben ſo unfähig ohne Obrigkeit ſich ſelbſt in einem leidlichen Zuſtande zu erhalten, als unſre kleinen Kinder leben und gedeyhen könnten, wenn man ſie der lieben natürlichen Freyheit überlaſſen wollte. Und warum hat die Natur dieſe leztern ſo lange bis ſie ſich ſelbſt regieren können, der Elterlichen Gewalt unterworfen? — als weil ſie ſich eine Zeitlang nicht ſelbſt regieren können. Und hier zeigt ſich ein ſehr weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Kind, und einem jeden groſſen Haufen Menſchen die ſich zuſammenhalten, und (es ſey nun aus dieſ-

ſem

ſem Zufall und Inſtinkt, nur auf kurze Zeit, oder mit Vorſatz und Ueberlegung auf immer) für Einen Mann zu ſtehen geſinnen ſind — und die man, in beyden Fällen, Volk nennt. Für das Kind kommt eine Zeit wo es ſich ſelbſt regieren kann, und ſofort hört die väterliche Gewalt auf. Für ein Volk giebts keine ſolche Zeit in der Natur; je größer, je älter, je aufgeklärter es wird: je unfähiger wird es ſich ſelbſt zu regieren. Ich berufe mich über dieſen und alle andre Sätze, die ich bloß ihrer Evidenz wegen nicht beweiſe, auf die allgemeine und beſondere Geſchichte der ganzen menſchlichen Gattung, von ſo viel Jahrtauſenden als man zurückzählen will, bis auf dieſen heutigen 31. October 1777. Der Urheber der Natur hat alſo, durch eben den Akt, durch den er Menſchen machte, das ewige Geſetz der Nothwendigkeit promulgiert: daß ſie regiert werden müſſen: und — ſo iſt alle obrigkeitliche Gewalt, an ſich betrachtet, göttlichen Rechts.

Wenn ſich ein Auflauf unter dem Volk einer Stadt begiebt — wird nicht der erſte der beſte, der Muth oder Verwegenheit genug hat ſich an ihre Spitze zu ſtellen, ihr Anführer, dem ſie blindlings folgen? Erinnern Sie Sich nur der Geſchichte des Maſaniello — ſie iſt, nach ihren Grundzügen, die Geſchichte aller andern Aufrühre, Empörungen und Bürgerkriege. Wenn ein Volk in

Bür-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20597 / 366

Gährung geräth und zu schwärmen anfängt, so muß es — diese Nothwendigkeit fühlt gar bald ein jedes einzelnes Glied desselben — einen Anführer haben — Und diesen Anführer hat immer die Natur gemacht. Es ist der, der die meiste Kraft hat, der die übrigen in seinen Wirbel hineinziehen und mit sich fortreißen kann, der den meisten Muth, die festeste Entschlossenheit, den feurigsten und anhaltendsten Enthusiasmus äußert. — Unter gewissen Umständen istś wohl auch der, der am besten schwatzen kann; aber allemal wo gegenwärtige Noth oder Gefahr gefühlt wird, istś sicherlich der, der am entschlossensten handelt. Also — sobald ein vermischter Haufen Menschen, so klein oder groß er sey, sich, durch irgend einen Zufall, in dem wilden ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet, oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft: so wird der Stärkste das Oberhaupt der übrigen — nicht durch eine freye Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. — Indem ich der Stärkste sage, ist, wie Sie sehen, die Rede nicht vom Stärksten an Knochen und Sehnen, (wiewohl es Fälle giebt, wo ein Sänftenträger mehr zu bedeuten hat als ein Julius Cäsar) sondern vom stärksten an Sinn, Einbildung, Verstand und Muth — von dem, dessen

sen Genius die übrigen im Zwang hält und wie Wasserbäche leitet — und um dieser Stärke willen wurde Julius Cäsar am Ende doch Meister von allen Sänftenträgern in Rom, so gut als von allen Rednern und Schwätzern und kleinen Raubsichtigen Patriziern, parfümierten Cinäden, und aimables Debauchés, wovon's im Lager des alten Pompejus wimmelte — und er hätte entweder zuvor das Leben verliehren müssen, oder er mußte, von natürlichen Zwangrechts wegen, Herr über sie werden. Denn was kann der Obergewalt der Natur widerstehen? Zehntausendmal tausend schwache Menschen sind zusammengezählt nicht stärker gegen Einen überwiegend starken, als es jeder von ihnen einzeln ist.

Ich dächte nach diesen so unmittelbar auf die Konstitution der menschlichen Natur, und (eben darum!) auf die Geschichte aller Völker von Anbeginn der Welt sich stützenden Prämissen, sollt' es nun nicht mehr so schrecklich in Ihren Ohren klingen, wenn ich gerade heraussage: das Recht des Stärkern sey *Jure Diuino* die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt. Es versteht sich, daß ich mir bey einem Satze, der, so ewig wahr er auch ist, doch ersten Anblicks so gefährlich aussieht, alle Mißdeutungen, Sophismen und verhaßte Folgerungen verbitten muß. Die Rede ist nicht vom Mißbrauch der Stärke und Gewalt — wiewohl die Natur auch

dafür schon gesorgt hat, daß gemißbrauchte und tyranniſche Gewalt ſich ſelbſt zerſtören muß. Ich betrachte für izt alles bloß in der Ordnung der Natur — und vermöge dieſer iſt der Stärkſte überall im ganzen All der Schöpfung Meiſter und Herr; und die Schwächern beugen ſich vor ihm, laſſen ſich von ihm anziehen, bewegen ſich um ihn her, vertrauen ihm, und erfreuen und tröſten ſich ſeines Schutzes: — um ſo mehr, da, gewöhnlicher Weiſe, die größte Stärke der würkenden Kräfte mit verhältnißmäßiger Großmuth, Aufrichtigkeit, Treue und Gutherzigkeit geſellet zu ſeyn pflegt.

Es iſt alſo dem Weſen der Sache gemäß, es iſt *Facti*, iſt immer ſo geweſen, und wird immer ſo bleiben: unter einem Volk von Jägern iſt der kühnſte, unverdroſſenſte, ſcharfſängigſte, duldſamſte und dauerhafteſte, mit Einem Wort, der beſte Jäger, König; unter einem Volke von Hirten iſts der, der den furchtbarſten Wolf erlegt hat; unter einem wilden Volke das von Krieg und Raub lebt, iſts der, der die meiſten Feinde erſchlagen hat — und ſo ſind, ohne allen Zweifel, die erſten Könige entſtanden. Die Natur giebt den Schwächern im Stärkern einen Beſchützer, einen Vater. Dies iſt ihr großes Geſetz. Sie hat es nirgends unter Trompetenſchall ausrufen oder durch ihren Kanzler niederſchreiben laſſen, denn ſie hat keine Trompeter und

kei-

keinen Kanzler, und braucht auch keine — sie spricht durch Würkung und That. Sie sagt nicht: „Ihr Planeten sollt die Sonne für euern König erkennen!„ sondern setzt die Sonne mitten unter sie hin; und nun entziehe sich einer ihrer Herrschaft wenn er kann!

So stellte sie zu verschiednen Zeiten einen Sesostris — einen Cyrus — einen Alexander — einen Cäsar — einen Attila — einen Carl den Franken — einen Muhammed — einen Timurbeg — einen Gustav Vasa — einen Cromwell auf — —

Wie? Was? einen Cromwell? — Ja, m. Fr. einen Cromwell! — und ich fechte dadurch nicht gegen mich selbst; denn der Plan der Natur ist so unermeßlich groß, daß sie oft und alle Augenblicke uns Kurzsichtigen nach widersprechenden Gesetzen und Zwecken zu handeln scheint. — Ja, dieser Cromwell, der Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, der Mörder seines Königs, der tapferste, der tugendhafteste, devoteste Böswicht, der vielleicht jemals gelebt hat, — war zu seiner Zeit der Stärkste unter seinem Volke, und so folgte daraus, was unter damaligen Umständen folgen mußte. Und — was brauchen wir weitern Zeugnisses? — Die ehrwürdigsten Mächte erkannten, laut oder stillschweigend, sein Recht; Könige neig-

ten sich vor dem Manne, der ihren Bruder öffentlich durch Nachrichters Hand zum Tode gebracht hatte, schickten ihre Gesandte, nahmen die seinigen an, schlossen Bündnisse mit ihm, und suchten seine Freundschaft — Wenn Könige nicht wissen sollten, was in ihrer eignen Sache recht ist, wer soll's wissen?

Doch, dies im Vorbeygehen — denn auf diesem Seitenwege würden wir zu weit von unsrer Hauptfrage verirren.

Alles was ich bisher gesagt habe, zweckt dahin ab, als einen Grundsatz aufzustellen: es liege in der menschlichen Natur ein angebohrner Instinkt, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen, und uns willig von ihm leiten und meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen: und dies sey die erste Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menschen gewesen.

Und nun behaupte ich, eben dieser Instinkt sey auch in der Folge auf Seiten der Völker, die Hauptursache gewesen, warum sie sich bey allen den mannichfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach,

per varios casus et tot discrimina rerum

mit

Zweyte Scene.

[Eine öffentliche Strasse.]

Lucius tritt mit dreyen Fremden auf.

Lucius.

Wer? der Lord Timon? Er ist mein sehr guter Freund, und ein würdiger Edelmann.

1. Fremde.

Wir kennen ihn nicht anders, ob wir ihm gleich unbekannt sind. Aber ich kan euch soviel sagen, Milord, und ich hab' es von dem allgemeinen Gerüchte, daß Lord Timons glükliche Tage vorbey sind, und daß er sich in schlimmen Umständen befindet.

Lucius.

Ey, nein, glaubt das nicht! Es kan ihm nicht an Gelde fehlen.

2. Fremde.

Seyd versichert, Milord, es ist noch nicht lange, so war einer von seinen Leuten bey dem Lord Lucullus, und wollte fünfzig Talente von ihm entlehnen; er betrieb es ungemein, und machte die Noth sehr dringend, und doch wurd' es ihm abgeschlagen.

mit der politischen Form und Verfassung der Staaten vorgegangen. Immer verhielt sich das Volk d. i. der größeste Theil der Nation leidend dabey. Denn auch dann, wenn es anmaßliche oder erwählte Repräsentanten hatte, waren gemeiniglich die Rechte des Volks nur der Schild und Deckmantel, unter welchem die Mächtigsten unter dem Adel und der Klerisey, und die Ehrgeizigsten, Verschmitztesten und Beredtesten unter dem Volke ihre Privatabsichten desto sichrer durchzusetzen wußten. — Wenn etwa noch jemand wäre, der nicht wüßte, was Repräsentanten einer Nation sind; so kann er sich aus der neuern und neuesten Geschichte einer gewissen *Ile flottante* so treflich davon belehren, daß es ihm, alles zusammengerechnet, (wenigstens) eben so sicher dünken wird, seine Menschheitsrechte in unsers lieben Herrn Gottes unmittelbarem Schutz zu wissen, als in den Händen solcher Repräsentanten, die alle Augenblicke die Rolle vergessen, die man ihnen zu spielen gegeben hat, und auch, wenn sie's am besten zu machen scheinen, doch immer nur sich selbst repräsentiren.

Man durchgehe die Geschichte aller Wahlreiche und aller erwählten Regenten, und sehe — wieviel die Nation dabey gewinnt, daß etliche aus ihrem Mittel das Recht haben, denjenigen zum König zu setzen, der ihrem besondern Interesse am zuträg-

lichsten ist! — Und eben weil in einem Wahlreiche der gemeine Mann, der doch den zahlreichsten und wichtigsten Theil der Nation ausmacht, gar wohl fühlt, wie wenig es ihm verschlägt, wer ihn beherrsche, indem sein Schicksal im Ganzen genommen unter diesem und jenem immer das Nehmliche bleiben wird: so sehen wir ihn so ruhig und gleichgültig abwarten, was die Götter dießfalls beschließen; oder wenn er sich ja für Einen Kandidaten mehr als für den andern interessiert, so ist es entweder aus irgend einer dumpfsinnigen Partheylichkeit für dessen Haus oder Person, oder aus vermeyntem Religionsinteresse, oder weil er unter dem einen mehr in Ruh und Frieden zu leben hofft als unter dem andern. Allein, da auf seine Theilnehmung so ganz und gar nichts ankömmt — so ists im Grunde für ihn auch einerley, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu gebohren oder erwählt sey. Sobald er nur einen Reuter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so giebt er sich zufrieden, folgt dem Zügel, und duldet den Sporn.

Ueberhaupt sehen wir, daß die Völker sich gerne unter eine erbliche Regierung schmiegen, gerne einem gewissen Hause, einer festgesetzten Folge von Prinzen, unterthan sind; sich gar bald angewöhnen, diese ihre Herren für eine höhere Art von Wesen anzusehen, und vor einem neugebohrnen Kron-

oder Erbprinzen kaum mit weniger Andacht, Glauben, Liebe und Hofnung die Kniee beugen, als die heil. Drey Könige vor dem Christkindlein. All dies, lieber Herr und Freund, ist in der menschlichen Natur; und Wohl dem gemeinen Manne, dem kein Stephanus Junius Brutus, kein Milton, kein Algernon Sidney, keine Cato's Briefe, dies treuherzige Gefühl wegphilosophiert haben! Er nimmt seine Regenten, gut oder schlimm, als ihm von Gott gegeben, an, und ein böser Herr müßte beynahe der Dedgial selbst seyn, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl schuldig sey, alles von ihm zu leiden? — So tief sitzt im Menschen das Gefühl, daß die bürgerliche Gesellschaft, eben so wie die ganze Natur, von einer höhern, alles umfassenden, unabhängigen, und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt und dadurch in ihrer Form erhalten werden müsse (*) — und sofern ihm nur erlaubt ist, über die eine und andre dieser regierenden Mächte zu murren, wenn sie's ihm nicht nach seinem Sinn und Bedürfniß machen: so fällt ihm nicht ein, sich gegen sie aufzulehnen, und ein einziger Sonnenblick ist wieder hinlänglich ihn zufrieden und gutes Muths zu machen.

(*) Die Instanzen die ich hievon aus den sogenannten Freystaaten selbst herhohlen könnte, wenn es hier Raum und Absicht gestatteten, würden diese Wahrheit auf die frappanteste Weise bestättigen.

In ältern Zeiten hatten die Menschen einen groſsen Glauben an das Loos, oder was wir den ohngefähren Zufall nennen. Sie sahen es als eine Art von Orakel an, als einen unmittelbaren Ausspruch der Götter, auf den sie mehr Vertrauen setzten als auf ihre eigne Klugheit. Und so wurde auch anweilen, bey Erledigungsfällen die Ernennung des neuen Regenten dem Loos oder Zufall überlassen — wie in vielen Republiken noch heutiges Tages geschieht. Die Erbfolge ist eine Art von Loos, die in den Augen der Völker eben dadurch eine ganz eigene Heiligkeit erhält, daß man (und dies mit bestem Grunde) den Prinzen, der vermöge des Erbfolge-Rechts zum Thron gebohren wird, gerade so ansieht und aufnimmt, als ob ihn ein Engel Gottes sichtbarlich aus den Wolken herab gebracht, und mit einer durchs ganze Land hinschallenden Stimme gerufen hätte: Sehet, das ist euer Herr! Und man braucht nur die Menschen, anstatt sie in abstrakten Theorien studiert zu haben, aus dem gemeinen Leben kennen gelernt, und ihre Art zu empfinden und sich die Sachen vorzustellen in vielen besondern Fällen beobachtet zu haben, so wird man (glaube ich) so überzeugt seyn als ich es bin: daß ein Volk zu einem Prinzen, der ihm solchergestalt aus dem Himmel in den Schoos gefallen ist, mehr Vertrauen hat als zu einem den es selbst erwählt hätte. Daß freylich die Herren Philosophen, und Staatsgelehr-

gelehrten, und all das ehrsüchtige Völklein, das auch gerne am Ruder sitzen und die Welt regieren helfen möchte, anders gesinnt ist, wollen wir ihnen nicht verdenken; es ist sehr natürlich; nur sollen sie auch bedenken, daß sie nicht das Volk, vielleicht nicht einmal der zehentausendste Theil des Volks sind, zu dessen ungebetnen Vertretern sie sich aufwerfen.

Die Natur hat jedem ihrer Geschöpfe die Triebe und innern Anlagen gegeben, ohne die es nicht das werden könnte, was es seyn soll. Da die menschliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich seyn, nicht einmal erhalten werden konnte; so ist der Mensch von Natur das gelehrigste und lenksamste aller Wesen — man müßte ihn denn nur gar nicht zu behandeln wissen. Was ihn aber am meisten geschickt macht, sich regieren zu lassen — und so regieren zu lassen, wie es gewöhnlich geschieht — sind drey oder vier charakteristische Züge, um derentwillen er sich von seinesgleichen schon oft hat den Görgen singen lassen müssen — Zum Exempel, daß Tausend Menschen, die man einzeln nicht vom Flecke bringen könnte, alle zusammen hinter drein ziehen werden, sollt es auch durch die Pforte der Höllen seyn, sobald Einer vorangeht und ruft: ein braver Kerl geht mit! — Sodann: daß sie es einem Jedem herzlich Dank wissen, der ihnen die Mühe erspart, sich über eine Sache, die gleich-

wohl besorgt werden muß, den Kopf zu zerbrechen; ferner: daß sie sich sehr leicht an etwas gewöhnen, daß nichts so albern, widersinnisch, unlustig, mühselig und beschwerlich ist, das ihnen die Gewohnheit nicht erträglich, und zum Theil so leicht macht, daß sie es zuletzt gar nicht mehr fühlen — und endlich: daß sie größtentheils und in den meisten Augenblicken ihres Lebens in einem Nebel wandeln, der sie nicht viel weiter als vor ihre Füße hin sehen läßt; so daß sie sich um alles Gegenwärtige, was ein wenig weit von ihnen liegt, wenig, und um die Zukunft oder die entferntern Folgen des Gegenwärtigen gar nicht bekümmern — Vier Qualitäten, die (unter uns gesagt) der weltberühmten menschlichen Vernunft eben nicht die größte Ehre machen. Aber — ohne sie, wie sollten auch Menschen von ihresgleichen regiert werden können? — Denn nachdem Regierung und bürgerliche Ordnung einmal bey den verschiednen Völkern Platz genommen und Wurzeln geschlagen: so wird freylich der Fall, daß die Regenten würklich auch die Besten unter ihrem Volke sind, immer seltner. Aber es bedarf auch dessen nicht schlechterdings. Denn, wenn das Werk nur einmal eingerichtet und im Gange ist, so braucht es eben keiner so starken Hand, es darinn zu erhalten; die Gewalt und Kraft, die den Staat zusammenhält, liegt dann in der ganzen politischen Maschinerie; und es ist zur Noth genug, wenn derjenige, der

dafür

dafür angesehen wird als ob er den Olympus trage, nur untersteht und repräsentiert. Wäre das nicht, so müßte von zween der größten Reiche in Europa schon längst keine Fuge mehr in die andre passen. — Freylich kommen dann auch Fälle — aber darum giebts auch keine Maschine und keinen Staat, der ewig dauert.

Ich habe behauptet: daß die Völker, aus eben dem Grunde natürlicher Nothwendigkeit, der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen sind, um deswillen die Kinder natürliche Unterthanen ihrer Eltern sind. Es wäre leicht die Aehnlichkeit zwischen einem Volke und einem Kinde ausführlich darzuthun wenn es, nach dem was ich eben über die Ursachen der sonderbaren Lenksamkeit der menschlichen Gattung gesagt habe, noch nöthig wäre. Das bekannte: Ihr Griechen bleibt ewig Kinder! ist ein Compliment, das man, ohne sich an ihrer angeblichen Majestät zu versündigen, allen Nationen in der Welt machen kann. Und wie sollt' es auch anders seyn können, da jedes Volk, statt der täglich abgehenden, täglich wieder mit Kindern rekrutiert wird, und das eigentliche Alter der Vernunft bey jedem Menschen nur ein schmahler Isthmus zwischen einer zwiefachen Kindheit ist? — Ja selbst in diesem Alter der Vernunft, welch ein

Unter-

Unterſchied zwiſchen tauſend Menſchen, jeder einzeln und für ſich in ſeinem eigenen Würkungskreiſe genommen, und eben dieſer tauſend Menſchen, wenn ſie in Einen Hauffen verſammelt ſind? Iſts nicht uralte, millionenmal beſtätigte Wahrheit, daß die Menſchen, ſobald ſie ſich in eine Maſſe zuſammendrängen, einzeln den größten Theil ihrer Kraft verliehren? Wie oft hat man geſehen, daß die geſcheidteſten Leute, einer oder vieler Nationen, ſobald ſie in großer Anzahl feyerlich und in Ceremonien-Röcken verſammlet ſind, um über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit in Corpore zu deliberieren, — ſich juſt in Corpore ſo albern betragen, ſo wenig wiſſen was ſie wollen, einander ſo wenig verſtehen, ſoviel Zeit mit Nebendingen verderben, über die klärſten Dinge ſo viel ſchwatzen, punktieren, grübeln, zanken und ſophiſtiſieren, als ob ſie die ausgemachteſten — Abderiten wären; und endlich — nach Gott weiß! wieviel Seßionen — zulezt doch entweder gar nichts zu Stande bringen, oder von einem Einzigen, der durch Liſt oder Gewalt Meiſter über ſie wird, ſich bemaulkorben, und (gern oder ungern) ganz anderswohin führen laſſen müſſen, als wohin ſie anfangs gehen wollten?

Und wenn es denn eine ſo große Wahrheit iſt und bleibt, daß Kinder und Völker aus dem nehmlichen Grunde regiert werden müſſen: wie auffallend iſt nicht das Widerſinniſche in der Meynung derjenigen,

nigen, die zu einem Menſchheitsrechte machen: „das Volk habe ein unverlierbares Recht über die „Regierung ſeiner Obrigkeit zu urtheilen, und ſich „z. E. der Herrſchaft ſeines Königs zu entziehen, wenn „er durch eine ſchlimme Regierung ſich der Krone „unwürdig gemacht.„ Wie? Kinder — die eben darum, weil ſie ſich nicht ſelbſt regieren können, unter Väterlicher Gewalt ſtehen — ſollen ein Recht haben, ihren Vater zu controlieren? Entſcheidend zu urtheilen, ob ſeine Befehle vernünftig und zu ihrem Beſten zweckmäßig ſeyen? Ob er ihnen nicht mehr Spielzeug und Naſchwerk geben ſollte? Ob er ihnen in dieſem oder jenem Fall die Ruthe auch wohl mit Recht, oder nicht zu ſtark, oder keinen Streich zu viel gegeben habe? Ob er auch Weisheit und Tugend genug habe, ſo liebe, artige, geſcheidte, und im Grunde doch alles beſſer wiſſende Kinder, wie ſie ſind, zu regieren? Ob er nicht zuweilen ſelbſt thue was er ihnen verbeut? Und ob ſie alſo nicht gar wohl befugt ſeyen, ſich mit geſamter Hand über ihn her zu machen und ihm die Ruthe auch zu geben, die er ſie ſo oft unbilliger weiſe empfinden laſſen? u. ſ. w. Feine, weiſe, wohl überlegte Grundſätze — deren Einführung in die Kinderzucht und in die bürgerliche Regierung herrliche Folgen haben würde! — Es mag, wenn Sie wollen, eine ganz löbliche Beſchäftigung der Herren Philoſophen ſeyn, immer und ewig darüber zu raffiniren, wie den Gebrechen

brechen und Schäden der Menschheit und ihren Einrichtungen geholfen werden könnte: Nur müssen die Mittel, die sie uns dazu anpreisen, nicht (wie leider! fast immer der Fall ist) ärger seyn als das Uebel selbst, wovon sie uns heilen oder dem sie zuvorkommen wollen.

* * *

Ich sehe wohl, daß ich noch gar viel zu sagen hätte, wenn ich ins Detail gehen, die Verbindung meines Grundsatzes mit den ächten und allgemein anerkannten Grundmaximen einer jeden guten bürgerlichen Regierung zeigen, und auf alle Einwürfe, die ich voraussehe, auch voraus antworten wollte? — Aber, μηδεν αγαν! — Nur dies lassen Sie mich itzt noch sagen: Wenn wir die Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert, und die besondern Völkergeschichten von Generation zu Generation übersehen und vergleichen, und sehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Ursachen und Würkungen sich fortschlingt; wie immer ganz andre Effekte herauskommen als man von den vermeynten Ursachen erwartet hätte; wie ein Reich, dem von seinen eignen Staatsärzten der gewisse Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottise, so die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hintereinander angedroht worden, dem ungeachtet sich in seinem Stand und Wesen erhält, und die

Weis-

Lucius.

Wie?

2. Fremde.

Was ich euch ſage, abgeſchlagen, Milord!

Lucius.

Das iſt ein ſeltſamer Zufall! Nun, bey den Göttern! ich ſchäme mich für den Lucullus. Einem ſo angeſehnen wakern Mann abzuſchlagen! Er hat ſehr wenig Ehre davon, wahrhaftig. Was mich betrift ſo muß ich bekennen, ich habe einige kleine Höflichkeiten von ihm empfangen, Geld, Silbergeſchirr, Juweelen und dergleichen Kleinigkeiten, die in der That in keinen Vergleich mit demjenigen kommen, was Lucullus von ihm hat; aber hätt er ihn vorbeygegangen und zu mir geſchikt, ich wollt ihm gewiß fünfzig Talente nicht abgeſchlagen haben, ob die Summe gleich nicht gering iſt.

Servilius zu den Vorigen.

Servilius.

Zu gutem Glük, find' ich hier den Lord Lucius; ich ſucht' ihn ſchon in der ganzen Stadt -- Gnädiger Herr!

Lucius.

Servilius! Es freut mich euch zu ſehen. Lebt wohl, empfehlt mich euerm würdigen, tugendhaften Herrn, meinem ſehr werthen Freund.

Servi-

Weiſſagungen ſeiner Propheten zu Schanden macht; wie oft die klügſten Maasregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wiſſen und Hoffen deſſen der ihn gemacht, den beſten Effekt hervorgebracht; wie mitten unter allen anſcheinenden Urſachen einer allgemeinen Zerrüttung ſich das Ganze doch immer im Gleichgewichte, und jede Nation wenigſtens in einem leidlichen Zuſtande erhält — kurz — wenn wir ſehen, durch was für ein *Minimum* von Weisheit die Welt regiert und wahrlich wenigſtens ſo regiert wird, daß es ſchwehrlich einer von uns beſſer machen würde: ſo däucht mich, es leuchte ſtark in die Augen: daß es bloß die in allen Regierungen hinter der Scene ſpielende Theokratie ſey, welche macht, daß es, trotz unſern eiteln Beſorgniſſen — nicht ſchlimmer, und oft gegen alle unſre Deduktionen, Theorien, und Demonſtrationen ſoviel beſſer in der Welt geht, als es, unſrer einfältigen Meynung nach, gehen ſollte.

Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir überzeugt ſeyn, daß die Auflöſung des politiſchen Problems, worüber ich Ihnen hier meine geringe Meynung en gros mitgetheilt, auf welche Weiſe ſie auch geſchehe, in die Praxin wenig oder keinen Einfluß habe. Dergleichen Dinge ſind gut per la predica: Im Leben ſelbſt aber bleibts doch immer beym Alten. Es gab eine Zeit, wo die Monarchenfreſſer —

gefährlich waren; dermalen braucht Claus Zettel seinen Kopf nicht aus der Löwenhaut hervorzustecken, um uns zu sagen, daß er kein Löwe im Ernste sey. Der Cynismus, der je länger je mehr Mode zu werden scheint, und unter Dessen mancherley komischen Symptomen auch dies ist, daß wir so stolze Blicke aus unsern Tonnen hervor auf die Könige werfen — wird wie alle unsre Moden vorübergehen, und schwehrlich mehr Spur hinter sich lassen, als die Ellenlangen Haaraufsätze und die dreyfingerbreiten Haarbeutel. Und so lassen Sie mich mit einer Wahrheit schließen, die gewiß von uns Beyden, so verschieden wir auch über den Grund der obrigkeitlichen Macht denken mögen, mit gleichstarker Ueberzeugung für eine große Wahrheit anerkannt wird, — und die ich nicht besser noch kürzer auszudrücken weiß, als wie sie auf dem Grabmal der berühmten Mistris Macaulay eingegraben steht:

GOVERNMENT
is a Power
delegated for the
HAPPINESS of MANKIND
when conducted by
WISDOM, JVSTICE
and MERCY.

Und — um dieser theoretischen Wahrheit auch noch eine Nutzanwendung beyzufügen — möchten Obrig-

Obrigkeiten und Unterthanen der Ermahnung Pauls des Apostels — der auch bloß als Mensch einer der Weisesten und Größten war die je gewesen sind — ewig treu bleiben:

Ihr Kinder,
seyd gehorsam den Eltern
in allen Dingen,
denn dies ist dem Herrn gefällig!
Ihr Väter,
erbittert eure Kinder nicht,
auf daß sie nicht scheu werden!

W.

IV.

Ueber Herrn Mauvillons angefangne Uebersetzung des Orlando Furioso. (*)

Herr Mauvillon entschloß sich, den Ariost zu übersetzen, als er hörte, daß die Meyerische Buchhandlung eine Uebersetzung davon veranstalten wollte; weil

(*) welche unter dem Titel: Ludwig Ariost's, von den Italiänern der Göttliche genannt, wüthender Roland, ins Deutsche übersetzt von Herrn Mauvillon. Lemgo 1777. die ersten zwölf Gesänge, schon vor einigen Monaten ans Licht getreten.

weil er befürchtete, wie er in der Vorrede sagt, daß ihn nicht leicht ein andrer so gut übersetzen würde als er selbst. Er versichert, daß Er, ausserdem daß er vollkommen Italienisch verstehe und wisse was Verse seyen, in der erstaunlichen Sachkenntniß mit dem Ariost ungemein viel Aehnlichkeit habe; bis auf die Kleinigkeit (wie er zu bescheiden davon spricht) daß er in seiner Jugend Leibesübungen getrieben: zeigt dann ausführlich, mit wichtigen Fingerzeigen für unsre Dichter, daß man ausserordentlich stark in der Naturgeschichte, Geographie, Mathematik, im Fechten und Tanzen, Kriegs- und Seewesen, und den meisten andern Wissenschaften seyn müsse, um den wüthenden Roland nur gleichsam in Kupfer zu stechen; und läßt sich endlich aus, daß Ariost immer sein Liebling gewesen.

Ariost war immer auch unser Freund. Und es freut uns in der That, daß Herr Mauvillon es unternommen, uns denselben in seiner ganzen Pracht und Schönheit zu liefern. Er ist an manchen Orten dunkel, besonders gegen das Ende. Und es freut uns noch mehr, daß Herr M. betheuert, daß er, äußerst wahrscheinlich, keinen einzigen Fehler begangen; ob wir gleich ein halb Dutzend Nachläßigkeiten, und verschiedene Lesarten, die nun freylich keine offenbare Druckfehler seyn dürfen, bey einer sonst treflichen Uebersetzung für eine solche Kleinigkeit achten, daß gewiß

wiß keiner, der nicht ein Narr iſt, darüber viel Weſens macht. Aber deſto beſſer! deſto beſſer!

Mit einem Worte, da wir nicht nöthig haben, bey Herrn M. Verdienſt uns ſo in Beſcheidenheit zu halten, als er: wir haben hier zwölf Geſänge Meiſterſtück, wobey der Ueberſetzer, noch mehr als der Autor, ſich in ſeinem vollen Lichte zeigt.

Es wäre nicht wohl möglich, alle die Stellen anzuführen, die man durchgehends bisher völlig falſch und unrecht verſtanden, und wovon man in dieſem Commentarius perpetuus, wie Herr M. mit Recht noch ſeine Ueberſetzung nennt, die ſcharfſinnigſten Auslegungen findet: geſchweige die Menge von Schönheiten, die dadurch unſrer Sprache zu Theil geworden; welche Herr M. (wie Freund und Feind einmüthiglich bekennt) in höchſter Vollkommenheit inne hat: wer wollte die Sterne am Himmel zählen, und die Blumen in Arkadien! Wir können, in Betracht des Ganzen, nur wenige ausheben, und zwar nur ſolche, die ſich auſſer dem Zuſammenhang leicht verſtehen laſſen. Jedoch leben wir der Hofnung, aus der Klaue den Löwen! Bey den meiſten werden wir ohne Hehl geſtehn, daß wir ſelbſt ſie vorher ganz anders verſtanden, ehe uns Herr M. mit ſeiner Klarheit zu Hülfe gekommen; und nur zuweilen das Wie und Warum beyfügen, damit dieſer und jener bey ähnlichen Fällen auf ſeiner Hut ſey.

Wir durchblättern, und überſehen die reiche Erndte der vorhin mißverſtandnen Stellen, und die groſſen Schönheiten, die wir angemerkt; und wiſſen nicht, wo anzufangen. Greiffen alſo zu, und nehmen die erſte-beſte wichtige, die uns vorkömmt, diejenige, die folgt: weil ſie in Sach- und Sprachkenntniß einigermaßen gleich ein Muſter abgiebt.

„Dieſe Thiere werden, jedoch ſelten, in den Ryphäiſchen Gebürgen, weit jenſeits der beeisten Meere erzeugt.„ 18. Stanze des vierten Geſangs.

Man könnte bey dieſer vom Herrn Mauvillon überſetzten Stelle denken, daß Ludewig Arioſt, von den Italienern genannt der Göttliche, ein Lappländer geweſen; da die Riphäiſchen Berge, oder die Sudeten, oder das Rieſengebürge in Böhmen den Italienern, wie bekannt, weit vor oder dieſſeits dem Eismeere liegt, und zwiſchen Italien und Böhmen weiter keine beeisten Meere befindlich ſind. Denn derjenige, der obiges geſagt hätte, müßte nothwendig hinter dem Eismeere gelebt haben, weil ihm ſonſt die Riphäen nicht weit jenſeits demſelben liegen konnten. Wozu ſich in der That nichts beſſer als Lappland ſchickt.

Allein es iſt nicht ſo. Es iſt weiter nichts, als eine poetiſche Licenz, deren Hr. M. ſich bedient, die Sache wunderbarer zu machen. Wir müſſen die

Ueber-

Ueberſetzung der Stelle für ſehr ſchön halten, ob wir gleich ſelbſt vorher ſie ganz anders verſtanden.

Wir glaubten nehmlich: der alte Zaubrer Atlas habe das geflügelte Pferd, den Hippogryph, wodurch im Roland ſo viel Wunderdinge geſchehn, und wovon hier die Rede iſt, aus dem Rieſengebürg gehohlt, wohin es ſich vom Eismeere her, als eine rare Art von Zugvogel verflogen, allwo es in irgend einer wilden Gegend geheckt und geworfen worden. Die Riphäen, oder das Rieſengebürge war bey den Italienern auch überdieß zu unſrer Entſchuldigung ſehr berühmt wegen ſeiner Metalle und Edelgeſteine, hauptſächlich aber den Dichtern wegen der Zaubereyen, die der Sage nach da herum ſich zutrugen. Und Arioſt ſelbſt ſcheint es ſehr wohl gekannt zu haben, da er es in der herrlichen Satyre über ſeinen Kardinal zu einem Neſt voll abſcheulicher Winde macht, die immerdar nach Ungarn ſauſen.

Die ganze Beſchreibung, die er von dem geflügelten Pferde giebt, iſt dieſe: „Ein Greif zeugte es mit einer Stute. Von dem Vater hatte es die Flügel, die Vorderfüße, den Kopf und den Schnabel. In allem übrigen glich es der Mutter; und heißt Hippogryph: Che nei monti Rifei vengon, die in die Riphäiſchen Berge kommen, ma rari, aber ſelten, molto di là dagli agghiacciati mari, weither übers Eismeer.„

Herr M. hat aber gewiß die Stelle sehr verschönert, daß er hier: vengon, durch werden erzeugt übersetzt, di là, durch jenseits, und dagli in degli verändert. Wenn diejenigen, die aus den Quellen der Elbe trinken, nicht von sich glauben lassen wollen, daß sie aus dem Oby tränken, oder vielmehr es übel nehmen sollten, daß sie bis an den Pol übersetzt worden, oder wohl gar hinter die Welt in den Sternenleeren Raum, so mögen sie in Zukunft machen, daß die Leute wissen, wo sie sind; denn der Hippogryph hat nun einmal dabey über die maaßen gewonnen.

Da wir beym Hippogryph sind, gleich noch eine Stelle, die von ihm handelt; welche bisher nicht minder falsch ist verstanden worden.

Das geflügelte Pferd flog mit dem Roger, der Hauptperson im wüthenden Roland davon; und da sagt Ariost: „Hippogryph, der große ausserordentliche Vogel, trägt ihn weg mit solchen geschwinden Flügeln, daß er weit hinter sich lassen würde den hurtigen Träger des Wetterstrahls. Kein ander Thier geht so schnell durch die Luft, das ihm an Behendigkeit gleich wäre„ und fährt fort:

Credo, che appena il tuono e la saetta
Venga in terra dal ciel con maggior fretta.

welches wir bisher immer gedacht, so oft wirs gelesen: „ich glaube kaum, daß der Donner und das Wetter

vom Himmel zur Erde komm in größrer Eile;„ sintemalen uns verführt, daß wir bey den Italienern schon allein das Wort saetta! allezeit hatten ausrufen hören, wo wir Teutschen zu sagen pflegen: Wetter! und il tuono e la saetta von Uralters der Donner und das Wetter geheißen. Aber Herr Mauvillon übersetzt:

„ich glaube kaum, daß der Donner und ein abgedrückter Pfeil mit größrer Geschwindigkeit zur Erden fahre.„

Und so muß es heißen, und ist über die maaßen klug, und kann herrlich in Stanzen gebracht werden: denn der Donner und der Blitz, oder der Donner und der Keil sagt man nicht; und der Donner und das Wetter ist viel zu niedrig, und schickt sich auch würklich nicht so gut zusammen. Wenn wir etwas dabey erinnern dürften, so wär es etwa, daß Herr M. das Wort dal ciel im Original weggelassen, und abgedrückt hinzugethan: das Bild würde vielleicht ohne dieß mit jenem noch sinnlicher geworden seyn.

Zu Anfang des dritten Gesanges, in welchem Ariost die Ahnen des Hauses Este besingt, sagt er in pindarischem Feuer davon. „Unter allen erlauchten Herrn, denen der Himmel zum Loose beschieden, die Erde zu beherrschen, erblickst du, o Phöbus, der du die ganze Welt siehst, kein glorreicher Geschlecht weder in Krieg noch in Frieden.„ Herr M. übersetzt hier:

O Febo, che il gran mondo lustri — „Phöbus, der du das Weltall durchwanderst.„

Man glaubte bisher, lustrare hieße bloß erleuchten, beschauen, so wie hier il gran mondo bloß die Erde, und beydes zusammen in lebendiger Sprache, der du die ganze Welt siehst. Allein Herr M. zeigt in seiner Uebersetzung, daß Arioſt das Haus Este nicht allein über König und Kaiser, sondern über alle Familien im Sirius und Orion und deren Planeten setze; welches in der That erst recht erhaben ist.

Wo Arioſt die Lust der Alzina mit Rogern beschreibt, sagt er unter andern:

Or presso ai fonti, all'ombre de poggetti,
Leggon d'*Antichi* gli amorosi detti.

Wir haben immer darunter verstanden, und, wie wir meynen, alle andre, daß sie im Schatten an kühlen Quellen alte Liebesgeschichten und verliebte Gedichte gelesen; allein Herr M. nimmt dafür sinnreicher: die verliebten Reden der Vorgänger. Das ist, denn worinn könnten sie wahrscheinlich sonst bestehn? die süßen Briefchen, die der Zauberin ihre alten Liebhaber über die Nächte geschrieben, die sie mit ihr zugebracht; und die nun auf den Wiesen herum in Bäume und Bäche verwandelt waren. Und das war in der That die Schlinge der Kleopatra für den jungen Herrn.

Im

Servilius.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, mein Herr ſchikte —

Lucius.

Ha! was ſchikt er? Ich bin euerm Herrn ſchon ſo viel verpflichtet, er ſchikt immer: Wie kan ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeugen, meynſt du? Und was ſchikt er mir dann?

Servilius.

Er ſchikt Euer Gnaden nur ſeinen Gruß, mit Bitte, ihm wegen einem dringenden Anlas der ihm zugeſtoſſen, mit fünfzig Talenten auszuhelfen.

Lucius.

Ich weiß, daß Se. Gnaden nur Scherz mit mir treibt; es kan ihm nicht an fünfzigmal fünfhundert Talenten fehlen.

Servilius.

Indeſſen fehlt es ihm doch dißmal an einer viel kleinern Summe, Gnädiger Herr. Wenn er ſie nicht ſo nothwendig brauchte, würd' ich nicht halb ſo eifrig mich darum bewerben.

Lucius.

Sprichſt du im Ernſt, Servilius?

Servilius.

Bey meiner Seele, Milord, es iſt Ernſt.

Im zehnten Gesange sagt Arioſt, wie wir Teutschen zu reden pflegen: Olimpia habe geschlafen, wie ein Natz und ein Bär, als sie Bireno verlassen; aber Herr M. zeigt, daß es besser ist, wenn man übersetzt: „sie hatte einen so tiefen Schlaf, als die Bären und die Maulwürfe nicht haben können,„ denn dadurch wird die Stärke des Dichters in der Naturgeschichte erst recht ans Licht gesetzt.

Im eilften Gesang, wo die reizende Angelica dem Neger (der sie faselnackend an einer Quelle auf einer kleinen Wiese in einem hohen Eichenwald hatte, und seine Rüstung, Stück vor Stück, hastig von sich schmieß, um an ihr seine Lust zu büßen) vermittelst des Zauberrings sich unsichtbar macht, und sich von ihm entfernt, „geht sie immer weiter fort, bis sie an einen Berg kömmt, worunter (nach der gemeinen Meynung) eine große geräumige Höhle war, die ein alter Hirt bewohnte, und zum Stall für eine Heerde Stuten brauchte, die eben unten im Thale an dem frischen Gewässer auf der Weide giengen; wohinein sie sich begiebt, und ihren Hunger stillt, und sich, so gut sie kann, bekleidet.„

Dieß muß nach Herrn M. heißen: „sie hörte nicht auf zu gehen, bis sie an einen Hayn gelangte, der unter einem räumlichen und großen Berge lag„ und damit die flüchtigen jungen Leute Hayn hier nicht für

einen Druckfehler halten mögen, ſo überſetzt er montano ſpeco in der 23. Stanze des zwölften Geſangs, wo Arioſt dieß wieder berührt, mit großer Vorſicht, ſtatt Berghöhle, wieder — Berghayn.

Giunſe a un *ſpeco*
Che ſotto un monte era *capace* e *grande*

heißt alſo, wie bisher allen Leuten unbekannt geweſen: Sie kam in einen Hayn, der inwendig unter einen räumlichen hohlen Berg gewachſen, wie ehemals die Gärten der Semiramis in freyer Luft hiengen.

So eben ſtoß ich auf ein Paar Druckfehler, die ich, eh ichs vergeſſe, anführen will, damit ſie ein jeder nach Herrn M. in ſeinem Exemplare verbeſſern mag. In der 35. Stanze des eilften Geſangs ließt er für fremono l'onde die Wogen toben, oder rauſchen, *tremano l'onde*, es zittern die Wellen; wofür man aber nicht ſchreiben mag tremono: denn es muß heißen tremano. Die Rede iſt da von einem Meerungeheuer, das daher gezogen kömmt, und ſchier den Ozean aus ſeinen Geſtaten bewegt, wie der Dichter ſagt; wo es natürlich weit furchtbarer und abſcheulicher iſt, wenn es heißt: es zittern die Wellen; anſtatt: die Wogen rauſchen. Und in der 32. Stanze deſſelben macht er aus *falſo granchio*, welches man bey einem Dichter für Seekrebs hätte halten können, *falſo* granchio und überſetzt es: der betrügende Krebs.

Und

Und der betrügende Krebs ſchickt ſich hier ungemein zu einem Gleichniß für den gewaltigen Roland, von deſſen ſtärkſter Heldenthat da die Rede iſt. Und noch einen, der mir eben aus dem erſten Geſange beyfällt. Arioſt beſchreibt in der 78. Stanze deſſelben zwey Quellen, deren Waſſer, das von der einen verliebt macht, und das von der andern die Liebe vertreibt; und drückt ſich bey dieſer ſo aus: wer von der andern trinkt, bleibt ohne Liebe, und ſein erſtes Feuer wird zu Eis:

E volge tutto in ghiaccio il primo ardore

Da lieſt Herr M. für ardore, *errore*, und überſetzt: „und verwandelt ſeinen vormaligen Irrthum in Eis;“ welches, wie man leicht ſieht, dadurch weit lyriſcher wird.

Alles dieß werden die Leſer ſchon für große Fürtrefflichkeiten halten; aber es ſind in unſern Augen nur geringe Kleinigkeiten gegen das Uebrige im Zuſammenhange, und die ununterbrochene Arioſtheit. Indeſſen noch einige derſelben; weil man ſie doch am leichteſten verſteht, und ſie am beſten zeigen, wie fleißig Herr M. ſeinen Liebling geleſen, ihm am Herzen gelegen, und deſſen Gefühle in die ſeinigen verwandelt.

Wir fangen wieder von vorn an; welches wir könnten ſo oft man wollte. Eine ſolche Ueberſetzung iſt eine unverſiegende Quelle von Schönheiten.

Zu Ende des erſten Geſangs ſagt König Sacripant zur Angelica bey Herrn M.: „bin ich denn, bin ich ſo ſchlecht bey Ihnen angeſchrieben, daß Sie mich für unnütz und untüchtig halten, Sie gegen den da zu vertheidigen? Sind Ihnen ſchon die Schlachten bey Albraka entfallen? und die Nacht, da ich Ihnen allein und unbewafnet gegen Agrikan und ſein ganzes Heer zum Schuz und Schirm diente?„

In der That, recht Romantiſch! Einer allein und unbewafnet in der Nacht einer Prinzeßin zum Schuz und Schirm gegen einen Helden und ein ganzes Heer! beym Arioſt ſteht ſolo e nudo; welches wir immer, wie bey uns, für einen Volksausdruck gehalten, und darunter verſtanden haben: „Sind euch die Schlachten bey Albracca ſchon aus dem Sinn? und die Nacht, da ich bloß und allein euch gegen den Agrikan, und ſein ganzes Heer vertheidigte?„ Aber wir ſehen nun ſelbſt ein, daß die Stelle zu viel von ihrem Wunderbaren verlieren würde, wenn man nudo hier nicht durch nackend überſezen wollte, oder, wie Herr M. den Schleyer der Schamhaftigkeit darum geworfen, durch unbewafnet: denn die Sache lautete wirklich ſonſt zu verdächtig, zumal wenn man den Schirm dazu dächte.

Es giebt verſchiedene Stellen im Arioſt, die einen doppelten Sinn zulaſſen, wie Herr M. erinnert; wir wollen deren ein Paar anführen, nur um zu zeigen, wie weislich er allemal den beſten gewählt.

Im

Im zweyten Geſange beſchreibt Arieſt, wie der Zaubrer Atlas einem Ritter ſeine Dame vermittelſt ſeines geflügelten Pferds unterwegs gekapert, und der Ritter entſchuldigt ſich, als er das Unglück erzählt, folgendermaßen:

Io non poſſo ſeguire un uom che vole,
Chiuſo tra monti, a piè d'un erta roccia.

Jeder andre vielleicht würde, vom Vorhergehenden, Gegenwärtigen, und Nachfolgenden verführt, dieß überſetzen: „ich kann, von Bergen umgeben am Fuß eines ſteilen Felſen, einem Manne nicht folgen, der in der Luft fliegt.„ Aber es iſt grundfalſch! Herr M. überſetzt dieß mit einem wahren Adlerblick folgendergeſtalt: „Ich kann einem Manne nicht nachſetzen, der da fliegt, und ſich in Bergen am Fuß eines ſteilen Felſen verſchließt.„ Vole, chiuſo a piè d'un erta roccia heißt allerdings: er fliegt, in einen Felſen verſchloſſen.

Im erſten Geſange, wo König Sacripant ſeine Liebespein in einem Wald an einem Bach den Bäumen klagt, und Angelica (welcher er von Oſten bis Weſten vergebens nachgereißt iſt, ohne ſie antreffen zu können) im Gebüſch verborgen, einſamlich, und ſo eben von allem Beyſtand verlaſſen, ihm zuhört: ſetzt Arioſt hinzu, um die 48. Stanze vollends voll zu machen:

E coſi quel ne viene a un ora, a un punto,
Che in mille anni, o mai più non è raggiunto;

mel-

welches die meiſten, und ſogar die welſchen Buchdrucker, immer als eine Sentenz gedacht: Und ſo trägt ſich zuweilen auf einmal in einem Augenblick zu, was in tauſend Jahren, oder nimmermehr ſich zugetragen. Herr M. giebt dieß aber beſſer: „Und ſo gelangt er zu einer Stunde, zu einem Augenblicke, die ihm in tauſend Jahren, oder nie aufgeſtoßen wären.„ Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir mehr dergleichen Stellen anführen wollten.

Am ſtärkſten leuchtet Herrn M. Verdienſt in die Augen, wo er es mit Meinhardten aufnimmt; und wir glauben ihn dadurch am meiſten zu erheben, wenn wir dieß mit einigen Beyſpielen erhärten.

Als König Sacripant mit der reitzenden Angelica nun allein in dem ſchönen Frühlingswäldchen iſt, wie wir eben angeführt, und Wunder meynt, was er für Luſt und Freude mit ihr haben werde: ſo kömmt plötzlich ein Ritter daher, weiß angethan, und mit einem weißen Federbuſch, der ausſieht wie ein muthiger tapfrer Mann, aber das Fräulein Bradamante iſt; und wirft ihn aus dem Sattel, und reitet dann weiter ihres Weges. Arioſt beſchreibt dieß folgendermaßen; ohne Zier überſetzt, wies iſt — welches nun freylich nicht ſo viel Mühe koſtet, als anders machen, wie die Antiquaren wiſſen; das ſich dann im Ganzen erſt ausnimmt, nach dem bekannten Gutta cauat lapidem —

„So

„So hart gerathen die Löwen und die Stiere nicht aneinander im Sprung, Bruſt an Bruſt und Kopf an Kopf, wie die beyden Krieger beym ſchrecklichen Angriff, wo ſie gleicherweiſe ſich die Schilder durchrannten. Als ſie zuſammentrafen, erzitterten von unten bis oben die grasreichen Thäler bis auf die kahlen Höhen.„

Meinhardt überſetzt dieß, wie alles, ein wenig zierlich. „Beyde rennen zuſammen, und ſchlagen Kopf auf Kopf. So ſpringen nicht die Löwen, nicht die Stiere zum Kampfe, ſo grauſam ſtoßen ſie nicht auf einander, wie die beyden Kämpfer zum ſtolzen Angriff kamen, und ſich zugleich die Schilder durchrannten. Bey dem Stoße zitterten die grünen Thäler und die nackenden Berge von den Tiefen bis an die Höhen.„

Aber was iſt er gegen einen Mauvillon? „Nicht ſo grauſam gehen Löwen oder Stiere im Springen, Bruſt an Bruſt zu ſtoßen, auf einander zu, als die beyden Krieger zum ſchrecklichen Angriff, wobey ſich beyde die Schilde durchbohrten. Der Stoß macht das grüne Thal von oben bis unten, bis auf den kahlen Höhen erzittern.„

Wie herrlich das Bild wird, daß ſie wie Stiere im Springen grauſam gehn, Bruſt an Bruſt zu ſtoßen! wie das a dar di petto ſo ſchön ausgedrückt iſt bey den

Löwen!

Löwen! noch schöner als von Meinhardten; wie lyrisch das grüne Thal von oben bis unten bis auf den kahlen Höhen ist! mit einem Wort, wie täuschend alles!

Arioſt beschreibt das Aufstehen des Königs mit folgendem Gleichnisse: „Wie ein betäubter und sinnloser Pflüger, wann der Blitz vorüber ist, aufsteht von dem Platze, wo ihn das erschreckliche Krachen zu den erschlagenen Ochsen gestreckt, der ohne Laub und Krone die Fichte schaut, die er vom weiten zu sehen pflegte: so stund der Heide auf, nun zu Fuß, (*) da Angelica zugegen war bey den harten Zufall.„

Meinhardt. „Wie wann der Blitz vorüber gegangen, der Ackersmann betäubt und fühllos von dem Platz aufsteht, wo das entsetzliche Krachen des Donners ihn neben die erschlagenen Ochsen hingestreckt hatte, und die Fichte itzt ohne Laub und Ehre sieht, die er von fern zu sehen pflegte; so steht der Heide hier wieder auf, der sein Roß verlohren, indem Angelica bey dem grausamen Zufalle zugegen ist.„

Nun aber Herr M. „Wie ein betäubter und sinnlos gewesener Ackersmann, vor dem der Blitz vorbey gefahren, von da aufsteht, wo ihn das entsetzliche Krachen bey den erschlagenen Ochsen hingestreckt hatte, wenn er die Fichte, die er von fern zu sehen pflegte, nun ohne Laub und Schmuck erblickt; so stand der unberits

(*) Denn das andre Pferd hatte seins todt gestoßen.

bertitten gebliebene Heide auf, da Angelica bey dem betrübten Fall zugegen war.„

Mit welcher Hippokratiſchen Richtigkeit hier: Stupido aratore, ein ſinnlos geweſener Ackersmann, iſt gegeben worden! Wie nachdrücklich: Poi, che'è paſſato il fulmine, vor dem der Blitz vorbey gefahren! Wie attiſch: a piè rimaſo, unberitten! und mit welcher ſeltnen Sprachkenntniß: al duro caſo, bey dem betrübten Fall! Viel eher hätten wir überſetzt: da Angelica bey dem harten Schickſale zugegen war; als daß wir an die Bedeutung gedacht hätten, die das Wort Caſo im Italieniſchen bey den Deklinationen hat, wovon Herr M. einen ſo fürtreflichen Gebrauch gemacht. Wie übrigens alles ſo paſſend auf den Rittern, weßenwegen das Gleichniß da ſteht! Wie ſein Zuſtand dadurch ſo recht ſichtbar gemacht wird, der betrübte Fall des Wiederaufſtehens!

Im dritten Geſange beſchreibt Arioſt die Merlinshöhle; und ſagte, unſrer Meynung nach, „der viereckigte geräumige Platz ſcheint eine andächtige und ehrwürdige Kirche, die in ſchöner Baukunſt auf raren Säulen von Alabaſter ruhte„ — welches Meinhardt ein wenig verſchönert: „der viereckigte geräumige Platz iſt einer andächtigen ehrwürdigen Kirche gleich, die mit einer ſchönen Baukunſt auf alabaſterne und koſtbare Säulen gewölbt iſt.„

Wie meiſterlich aber hingegen Herr M. „Das viereckige Zimmer ſteht wie eine fromme ehrwürdige Kirche aus, die auf alabaſternen, ſeltnen, und mit ſchönen Bauzierrathen geſchmückten Säulen ruhte.„

La ſtanza quadra e ſpazioſa pare
Una deuota e venerabil *chieſa*,
Che ſu colonne alabaſtrine e rare
Con bella architettura era ſoſpeſa.

Wie ſchön und ſacherfahren architettura hier auf colonne und nicht auf chieſa gezogen wird, und daraus die mit ſchönen Bauzierrathen geſchmückten Säulen kommen, bedarf keiner Anpreiſung.

Das reizendſte Schauſpiel aber iſt es, wenn Herr Mauvillon mit Meinhardten, der nicht einmal eine gute Quart ſtoßen konnte, im ſechſten Geſange ſich in einen poetiſchen Wettſtreit einläßt, und gegen deſſen ſanftgeſtreckte Hügel, ſchöne Lorbeern, anmuthige Myrthen, behende Böcke, grünes Schmelz, u. ſ. w.: lauter zarte Hügel, ſüßduftende Lorbern, und allerliebſte Myrrthen, geſchickte Böcke, und graſichtes Schmelz ertönen läßt, und endlich ſich über den Dichter ſelbſt erhebt, und das was Meinhardt überſetzte: „(Roger) hatte in beſtändigem Fluge (auf dem Hippogryph) drey tauſend Meilen zurückgelegt„ überſetzt: „er war ohne zu raſten drey tauſend Meilen im Laufen gereiſt.„ So was entzückt im eigentlichſten Verſtande.

Ueber-

Lucius.

Was für ein verwünschtes dummes Thier war ich, daß ich mich auf eine so gute Gelegenheit so sehr an Geld entblößt habe, wo ich hätte zeigen können, daß ich ein Mann bin, der auf Ehre hält! Wie unglüklich es doch zutreffen muß, daß er mich gerad in einer Zeit auf die Probe sezt, da ich ausser Stand bin -- In der That, Servilius, bey den Göttern, ich bin ausser Stand -- (ein desto dummeres Vieh, sag ich) Ich wollte diesen Augenblik selbst zum Lord Timon schiken, und ihn um eine Summe Gelds ansprechen, diese Herren können Zeugschaft geben: Aber izt wollt' ich nicht um alles Geld in Athen, daß ich es gethan hätte. Empfehlt mich Sr. Gnaden zu geneigtem Wohlwollen, und ich hoffe, Sr. Gnaden werde keine schlimmere Meynung deßwegen von mir fassen, weil ich nicht im Stande bin, ihm meine Dienstwilligkeit zu zeigen. Und sagt ihm in meinem Namen, ich rechne es unter meine gröſten Widerwärtigkeiten, daß ich einem so würdigen Edelmann nicht zu Gefallen seyn könne. Mein guter Servilius, wollt ihr so viel Freundschaft für mich haben, und ihm meine eignen Worte hinterbringen?

Servilius.

Ja, Herr, ich will.

[Servilius geht ab.]

Lucius.

Ich will euch eine ziemliche Streke nachsehen, Servilius --

Ueberhaupt iſt es ſicher, daß ſeine Ueberſetzung ein Muſter iſt von Richtigkeit, Geſchmack, Schönheit und Zierlichkeit. Wir wollen nur noch einige Stanzen zu Beyſpielen anführen. Unſere Dichter, groß und klein, denen er in der Vorrede ſo wichtige Lehren giebt, mögen ſich daran ſpiegeln.

In der eilften Stanze des erſten Geſangs heißt es ſchlechtweg von einem Helden, der ſeinem Pferde nachläuft, das ihm durchgegangen: „Er hatte den Küraß an, und den Helm auf, das Schwerdt an der Seite, und lief leichter durch den Wald, als der halbnackende Bauer nach dem ſeidnen Tuche.„

Man ſehe, wie zierlich dieß Herr M. giebt:

„Auf den Schultern trug er den Panzer, den Helm auf dem Haupte, das Schwerdt an der Seite, und am Arme den Schild; dabey lief er leichter durch den Wald, als um den ausgeſetzten Preis der halbnackte Landmann läuft.„

Im zweyten Geſang erzählt Arioſt von der Bradamante, die den König Sacripant zu Boden geworfen und davon geritten, was ihr weiter unterwegs begegnet; und fährt fort: „Sie ſtrich durch einen Wald, und nach dem Wald über einen Berg, ſo lange bis ſie an eine ſchöne Quelle kam.„

„Die Quelle schlängelte sich mitten über eine Wiese von alten Bäumen und schönen Schatten umgeben; und lud die Vorbeykommenden mit angenehmem Murmeln zu trinken ein, und bey ihr Aufenthalt zu nehmen. Ein angebauter Hügel schützt sie auf der linken Seite vor der Mittagshitze. Hier wird die Jungfrau, als sie zuerst die schönen Augen umherwandte, einen Ritter gewahr; einen Ritter, der im Schatten eines Gebüsches in Gedanken still und einsam saß an dem grünen und weißen, rothen und gelben Ufer (*) über den klaren und flüßigen Krystall.„

Nun sehe man wie rührend dieß Herr Mauvillon beschreibt:

„Der Quell ergoß sich über eine Wiese, mit alten und schön schattigen Bäumen geschmückt, und lud durch sein angenehmes Rauschen den Wandrer zum Trinken, und bey ihm zu verweilen ein. Ein bebauter Hügel wehet (**) ihm die Mittagshitze ab. So bald die Jungfrau hier die schönen Augen aufschlug, erblickte sie einen Ritter, der in dem Schatten eines Gebüsches, an dem grün, weiß, roth und gelb ausgemalten Ufer dieses klaren und flüßigen Kristalls gedankenvoll, stumm, und allein saß.„

Welch

(*) Nehmlich im Grase voll Blumen an der Quelle.

(**) Soll vermuthlich heißen: wehrt.

Welch eine Menge Schönheiten in einer Stanze! Wie fühlt man hierbey, daß Herr M. in einer der schönsten Gegenden von Teutschland lebt, und welch einen fruchtbaren dichterischen Sinn er für die Natur hat! Wie alles hier so lebendig mit eignen Augen gesehn ist! Wie reitzend hier, des andern zu geschweigen, Nel margin verde, e bianco e rosso e giallo seder penſoſo, tacito, e ſoletto ſopra quel criſtallo in ein grün und gelb ausgemahltes Ufer ist verwandelt worden!

Im zehnten Gesange, wo Roger den blendenden Zauberschild los macht, um das Seeungeheuer zu blenden, das die Angelica fressen sollte; sagt Arioſt in der 109. Stanze: „Roger steht auf der Lauer, und thut das Tuch ab; und scheint eine zweyte Sonne an den Himmel zu setzen.„ Herr M. läßt den neuen Schöpfer nicht einmal das Werde sagen, und macht die Stelle erhabner als selbst Arioſt: „Ruggier steht aufpassend, und hebt den Schleyer ab, und es scheint, als trete eine zweyte Sonne an den Himmel.„

Allein dergleichen Sachen zu berühren, wäre, Jemanden mit einem Krüglein Seewasser einen Begriff von dem unendlichen Ozeane geben zu wollen. Nur noch eine Stelle statt aller, die ganz im Italienischen Dichtungegeist ist. Nicht eine der schwersten, sondern der faßlichsten, woraus man auf die andern sicher schließen kann.

Im eilften Gesang erlößt der starke Roland die unglückliche Olimpia von dem Seeungeheuer, dem sie eben so nackend wie Angelica war ausgesetzt worden. Als er damit fertig ist, so kömmt der junge König von Irrland dazu, den die Nachricht von dieser That herbeygeführt, erblickt noch die Olimpia in unverhüllter Schönheit, und betrachtet sie hin und her sich drehend und windend, um sich zu verbergen, indeß ihm Roland ihre traurigen Begebenheiten erzählt, in der reitzendsten Schaam von oben bis unten, und entbrannt in sie für Liebe. Ariost schildert in dieser Scene die Olimpia folgendergestalt: (wovon wir nur den Anfang anführen wollen, und wobey uns leid thut, daß wir unsere Uebersetzung denen, die des Italienischen nicht kundig sind, zur Vergleichung herstellen müssen)

„Ihr schönes Gesicht war, wie zuweilen der Himmel im Frühling zu seyn pflegt, wann der Regen fällt, und zugleich die Sonne von dem Nebelschleyer um sie herum sich losmacht: und wie dann die Nachtigall durch die Zweige des grünen Gebüsches zu dem süßen Gesang ein Tänzchen beginnt; so badet sich Amor die Schwingen in den schönen Thränen, und sonnet sich im klaren Lichte.

„Und glüht in der Fackel der schönen Augen den goldnen Pfeil, und löscht ihn im Bache, der zwischen röthlichen und weißen Blumen herabrinnt; und schießt ihn,

als er ihn gehärtet hat, mit Gewalt auf den Jüngling, den weder Schild noch Harnisch vertheidigt, der während er ſteht und die Augen und die Haare betrachtet, ſein Herz verwundet fühlt und nicht weiß wie.„

Darauf kömmt eine reitzende Beſchreibung von den Schönheiten der Olimpia, woraus wir zum beſſern Verſtändniß nur folgendes anführen: „Die rundlichen Brüſte ſchienen friſche ſüße Milch, die du ſo eben aus dem Hafen ſchütteſt; und weiter hinab waren die Theile, die der Rock zu bedecken pflegte, von ſo großer Fürtreflichkeit, daß ſie vielleicht vorgezogen werden konnten ſoviel deren die Welt hatte. Sie übertrafen an Weiße den unberührten Schnee, und waren glatter wie Elfenbein zu befühlen. Die ſchönen Hüften, der Spiegelreine junge Bauch, und die weißen Schenkel ſchienen von Phidias, oder von geſchickter Hand ausgearbeitet zu ſeyn.„ Der Schluß iſt: „Soll ich euch auch von dieſen Theilen ſagen, die ſie nur vergebens zu verbergen wünſchte? Will in Summa ſagen, daß an ihr von Kopf zu Fuß, ſo viel Schönheit ſeyn kann, alle zu ſehen iſt.„

Und nun Herr Mauvillon:

„Ihr ſchönes Angeſicht war, wie im Frühlinge bisweilen der Himmel zu ſeyn pflegt, wenn der Regen fällt, und zugleich die Sonne von dem neblichten Schleyer ſich umher losmacht; und wie alsdenn die Nachtigall ſchöne Kolloraturen in den Zweigen des

grünen Stammes macht: ſo badet ſich Amor die Schwingen in den ſchönen Thränen, und ergötzt ſich des hellen Glanzes; und glühet in der Fackel der ſchönen Augen das goldne Pfeil, und löſcht ihn im Bache, der zwiſchen den rothen und weißen Blumen herabfließt; und nachdem er ihn ſo gehärtet, ſo ſchießt er ihn mit Macht auf den Jüngling los, den weder Schild, noch doppelter Panzer, noch eiſerner Umſchlag vertheidigt; und der, indeß er die Haare, und die Augen betrachtet, ſein Herz verwundet fühlt, ohne zu wiſſen wie.„

Wie ſchön und warm und verſtändlich! — Das folgende nicht anzuführen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Wie tief Herr M. alle die feinen, entzückenden heimlichen innigen Beziehungen des Gleichniſſes von ſeinem Lieblinge herausgefühlt! was auf keine andre Art und Weiſe reitzender darzuſtellen war, und mit ſo viel dichteriſcher Grazie. Mit welcher wohlgerathenen Phantaſie er ſie ſeinen Leſern zu verſtehen gegeben, damit ſie die zwo herrlichſten Stanzen, die je gemacht worden, nicht etwa bloß für einen alltäglichen poetiſchen Spaß halten! Wie gut er das Vorhergehende zu Hülfe genommen:

Rivolgendo l'andava — quanto può naſconde
Il petto, e'l ventre, più d'fianchi, e do le rene;

um das dolci carole mena anſchaulich zu machen!

Wie

Wie getreu und unvergleichlich er es durch Kolloraturen überſetzt! und wie dieſe Kolloraturen paſſen zu dem wohllüſtigplatoniſchen gode al chiaro lume! das Weinen, wo die Trauer in junge, wieder neue Freude übergehen will, zu dem ſüßen Geſange! Wie duftet alles darinn von Nach dem Regen ſcheint die Sonne! Wie jungfräulich nackend, wie zart, wie lebendig, wie voll May, wie gefühlt!

Sollen wir noch etwas hinzufügen? aber nein, es wäre wahrer Ueberfluß. Gerne möchten wir zwar nur noch einmal von vorn, und mit den erſten Stanzen anfangen, die ſchier von der ganzen Ueberſetzung das ſchönſte ſind; und welche Arioſt gleichſam als einen unerreichlichen Schlüſſel zu ſeinem Zaubergebäude für jeden profanen Ueberſetzer, cui nihil arduum, ſeinem wüthenden Roland vorgehängt. Doch wer Luſt hat, kann ſich daran beym achten Bande der Iris ergotzen. Wer Arioſten lieb hat, oder lieb haben kann, wird hoffentlich ſchon von ſelbſt ſich überzeugt haben, von dem ſchönen Titel an bis ſo weit ſie geht, daß dieſe Ueberſetzung ein Meiſterſtück ſey: daß Herr Wieland mit Recht befürchtet habe, als die Meyeriſche Buchhandlung eine Ueberſetzung vom Roland veranſtalten wollte, daß ein andrer ihn ſchwerlich ſo gut überſetzen würde, als er: daß er nicht allein vollkommen Italieniſch verſtehe, und wiſſe, was Verſe ſeyen, und in der erſtaunlichen Sachkenntniß mit dem Arioſt ungemein viel Aehnlichkeit habe, nach ſeinem eignen Ge-

ſtändniß in der Vorrede; ſondern (was wohl die Hauptſache ſeyn mag bey einem Ueberſetzer Arioſts, und er aus lauter Beſcheidenheit von ſich verſchwiegen) daß er, auch was Einbildungskraft betrift, und Reichthum an lebendiger Sprache, und Gewandtheit mit dem Ausdruck umzugehen wie man will, mit dem Arioſt ungemein viel Aehnlichkeit habe.

Schließlich können wir nicht umhin, noch anzumerken, daß es ſehr wohl gethan ſey, ſich beyzeiten aufs Kritiſieren zu legen, und wo möglich ſchon in ſeinen Studentenjahren. Man erlangt dadurch eine Fertigkeit, in jeder Wiſſenſchaft, ſie ſey auch noch ſo ſchwer und erfordre auch noch ſo viel eigene Erfahrung, ſich geſchickt zu ſtellen, und wenn man auch nicht die erſten Anfangsgründe davon verſtehen ſollte, vielweniger ſie in Ausübung zu bringen wüßte: und giebt ſich mit der Zeit für einen alten Werkoverſtändigen aus: glaubt endlich ſelbſt, daß man es ſey, wenn ſich zum Glück kein guter Kopf mit einem abgegeben; und nimmt dann einen Ton an und ein Weſen, wie ein wahrer Großſultan, und ſpricht von Muſen und Künſtlern, wie die Ottomanniſche Pforte von Verſchnittnen und Weibern.

Eben dadurch iſt unſer gelehrter Freund Herr Mauvillon auf einmal wie der Donner und ein abgedrückter Pfeil zum Dichter geworden: und ruft nun den Amor,

dem er ſonſt gar nicht grün war, überall an, und ſeufzt auch da deſſen Namen, wo Arioſt ihn vergeſſen, und bloß von der Liebe ſpricht, und hat ſich von dem kleinen Schalk das goldne Pfeil dermaßen in den Leib ſchießen laſſen, daß er die verliebten Reden der Vorgänger bey ſeiner Schönen ſich nun von ihr am liebſten erzählen hört;

„Und ſein vormalig Eis iſt ganz in Irrthum verwandelt.“

Nachdem er einige Jahre lang in ſeiner auserleſenen Bibliothek mit der Wage in der Hand und toruo ore und verbundnen Augen da geſeſſen, und gewogen und gewogen, und alle unſere Dichter zu leicht befunden, alles kurz und klein geheißen, und (um Alles zu ſagen) ſogar über den Genius, der Götzen von Berlichingen und Werthers Leiden ſchuf, die Sentenz ausgeſprochen: daß er kein Ganzes zu machen verſtehe; und Leibnitzen einen ſchlechten Philoſophen geſcholten, der in ſeinen Schriften wenigſtens unverdaute Sätze von ſich gegeben.

Er würd' es gewiß nicht ſo weit gebracht haben, wenn er nicht ſo lange Kunſtrichter von Lemgo geweſen wäre! — Zu welcher rühmlichen Stelle wir ihm denn noch fernerhin gute Lungen und Spektatoren wünſchen.

Zuſatz

Zusatz von fremder Hand.

Der Recensent hat den Uebersetzer ein wenig zu viel gelobt, weil er vermuthlich die commentarios perpetuos im Französischen über den Ariost nicht gelesen. Verschiedene der wichtigsten Schönheiten, die er ihm zuschreibt, befinden sich augenscheinlich darinn von Wort zu Wort, als zum Exempel: Les monts Riphées bien au delá des mers glaciales; der Donner und der abgedrückte Pfeil: une fleche est moins porompte: la foudre même tombe du ciel avec moins de rapidité, welches zwar der Teutsche durch die Stellung sich einigermaßen eigen gemacht; — allein und unbewafnet: seul et sans armes; die mit schönen Bauzierrathen geschmückten Säulen: des colonnes d'une belle architecture, welches nur der Teutsche ein wenig verschönert, wie es bey guten Köpfen nicht anders hergeht; und den vaste Univers, den der Phöbus bey ihm durchwandert, der andern nicht zu gedenken, die der Recensent nicht angeführt.

Indessen muß man doch gerecht seyn; was man dem Herrn M. auf der einen Seite genommen, muß man ihm auf der andern wieder zuertheilen. Manche möchten es, ohngeachtet seiner großen Bescheidenheit, ihm doch als eine kleine Eitelkeit auslegen, daß er bey einem so schweren Autor als Ariost, von dem selbst die gelehrtesten Italiener bekennen, daß er an verschiedenen Orten dunkel ist, versichert, daß ihm gewiß kei-

ner

lus -- Es iſt, wie ihr ſagtet; Timon iſt hin, in der That; wer kan helfen? Euer Diener, meine Herren.

[Er geht ab.]

1. Fremder.

Merkt ihr das, Hoſtilius?

2. Fremder.

Nur gar zu wohl.

1. Fremder.

Das iſt der Lauf der Welt; ſo denken alle Schmeichler: Wer kan den ſeinen Freund nennen, der in Eine Schüſſel mit ihm taucht? Denn, wie mir bekannt iſt, war Lord Timon wie ein Vater zu dieſem Herrn; er unterhielt ſeinen Credit und ſeine Haushaltung aus ſeinem Beutel, und bezahlte ſogar ſeinen Bedienten ihren Lohn. Er trinkt nie, ohne daß Timons Silber ſeine Lippen drukt; und dennoch -- o! was für ein Ungeheuer iſt der Menſch, wenn er aus einer undankbaren Geſtalt hervorgukt! Er ſchlägt ihm ab, was gutthätige Leute Bettlern nicht verſagen.

3. Fremder.

Die Menſchlichkeit ſchauert vor einer ſolchen Gefühlloſigkeit.

1. Fremder.

Was mich betrift, ſo hab' ich in meinem Leben niemals die geringſte Gutthat von Timon genoſſen, die mich

ner ſo leicht einen Fehler zeigen würde. Der Vorbericht zu dem leztern Commentarius perpetuus im Franzöſiſchen über den Arioſt ſagt das nehmliche; ohne Mauvilloniſche Beſcheidenheit.

Uebrigens hat Ueberſetzer ſehr wohl gethan, ſich mehr an dieſen Kommentar, als den Text zu halten: er iſt verſtändlicher geworden. Und dann überſetzt ſich's auch leichter aus Proſa in Proſa, als in Proſa aus Verſen, und 's geht hurtiger vom Flecke: zumahl wenns einem ſo enge gedruckt wird.

V.

Ueber
die nöthige Vorſicht bey Verſtorbenen
ſich von der Würklichkeit des Todes gewiß zu machen.

(aus dem Gentl. Magazin Sept. 1777.)

Weil nachfolgende Abhandlung eine Sache betrift, welche jedes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft angehet, ſo bedarf es wohl keine Entſchuldigung: daß wir dem Wunſch des Verfaſſers, ſie ſo bekannt als möglich zu machen, auch unſers Ortes förderlich zu ſeyn ſuchen.

Die Gewohnheit, Perſonen die man für todt hält, auf ein Bret zu binden, ſobald ihnen der Athem ausgegangen iſt,

und

und ſie zu begraben, ehe noch die Zeichen der Verweſung da ſind, iſt bereits von gelehrten und erfahrnen Männern in und außer England beſtritten worden. Inſonderheit hat Hr. Bruhier, ein berühmter Arzt in Paris, ohngefähr vor 20 Jahren, eine Schrift, unter dem Titel: Ungewißheit der Kennzeichen des Todes, herausgegeben, in welcher er durch Zeugniſſe verſchiedner Schriftſteller, und aus untrüglichen Erfahrungen beweiſet, daß viele Perſonen, welche man lebendig begraben hatte, in dieſem Zuſtande durch einen glücklichen Zufall entdecket und gerettet worden, und nach ihrer unverhofften Auferſtehung noch verſchiedne Jahre gelebt hätten. Allein ohngeacht der zahlreichen und ſicher beſtätigten Beyſpiele dieſer Art, geht doch die oben erwähnte Gewohnheit noch häufig im Schwange. Sobald als man den Menſchen todt glaubt, ſo fliehen alle Freunde und Verwandte aus der Krankenſtube und der angebliche Todte, welcher wohl oft noch Leben in ſich hat, wird den Händen einer unwiſſenden und gefühlloſen Leichenfrau übergeben, deren Sorgfalt ſich nicht weiter erſtreckt, als dem Leichnam Hände und Füße zurecht zu legen, und ihre gewöhnlichen Sporteln in Verwahrung zu bringen. Die Kiſſen werden weggenommen, und der Körper der Luft ausgeſetzt; iſt dieſe kalt, ſo muß ſie nothwendig den ſchwachen Lebensfunken vollends auslöſchen, der etwa noch vorhanden iſt, und durch eine andre Behandlung vielleicht wieder zur Flammen hätte angefacht werden können.

Demungeachtet hab ich Hoffnung, daß der vernünftige Theil der menſchlichen Geſellſchaft ſich endlich wird bewegen laſſen, einige Aufmerkſamkeit auf dieſe Sache zu wenden: da man ſeit einiger Zeit ſo oft bewieſen hat, daß Leben da ſeyn kann, wenn gleich alle Kennzeichen des Todes, (die Verweſung ausgenommen,) vorhanden ſind. In dieſer Hoffnung will ich es wagen, einige Fälle durch zu gehen, bey

wel-

welchen dieſer trügeriſche Schein gar leicht zugegen ſeyn kann: und will eine Art von Behandlung vorſchlagen, welche meines Erachtens jener vorzuziehen iſt.

Bey Schlagflüſſen und Ohnmachten, wenn dergleichen von einer heftigen Gemüthsbewegung entſtehen, auch wenn man Opium oder andre ſtark Liqueurs in allzugroßer Menge genommen hat, kann man ſicher ſchlieſſen, daß der Schein des Todes oft für den Tod ſelbſt kann gehalten werden. In dieſen Fällen muß man die Mittel, welche die Geſellſchaft zur Wiederherſtellung ertrunkner Perſonen vorgeſchlagen hat, verſchiedne Stunden nach einander anwenden, und das Aderlaſſen, das in ähnlichen Umſtänden zuweilen für ſchädlich befunden worden iſt, muß nur mit großer Vorſicht gebraucht werden. In den zween letztern Fällen, wird es ſehr gut ſeyn, durch eine beſondere Röhre eine Solution von Brechſtein in den Magen zu bringen, und andre Brechmittel anzuwenden.

Bey der Menge von Kindern die an konvulſiviſchen Krankheiten geſtorben ſind, und bey der feſten Gewißheit, daß einige, welche wahrſcheinlicher Weiſe an einer ſolchen Krankheit geſtorben waren, wieder hergeſtellt worden ſind, hat man die gröſte Urſach zu vermuthen, daß manche in dieſer Krankheit zuvoreilig unter die Todten ſind gezählt worden; und daß die thörigten Eltern, durch Vernachläßigung der Mittel ſie ins Leben zurückzurufen, oft unſchuldiger Weiſe die Mörder ihrer eignen Kinder geworden ſind. Um ſolchen traurigen Irrungen vorzubeugen, ſollte kein Kind, das ſichtbar an Convulſionen geſtorben iſt, eher zu Grabe getragen werden, bis die Mittel die ich oben angegeben habe, an ihm völlig ſind verſucht worden, und dieß, wo möglich, unter der Aufſicht eines geſchickten Arztes, der mit den Mitteln, nach Erforderniß der Umſtände, abzuwechſeln weiß.

Wenn bey schwachen Personen Fieber entsteden, oder wenn man sie durch Brechmittel zu kuriren gesucht hat, so folgt erst eine grose Schwäche, und der Patient sinkt oft in einen Zustand, der sehr nahe an den Tod gränzt, so daß ich befürchte, er möchte die Umstehenden täuschen und sie bewegen, zur Leichenfrau zu schicken, statt daß sie zur Arzney ihre Zuflucht hätten nehmen sollen.

In diesen Fällen sollte man spiritudse Mittel, z. E. Eau de Luce, vor die Nase halten, um die Schläfe reiben, und oft auf das Bett sprengen; heissen Flanell mit starkem Kampfer-Spiritus befeuchtet auf die Brust decken, und alle 4tel Stunden damit abwechseln. Sobald der Kranke athmen kann, sollte man ihm alle 5 Minuten ein Theelöffelchen voll des stärksten Cordials geben. Eben so kann man auch bey denen Kinderpocken verfahren, wenn sich die Blattern senken und der Tod zu folgen scheint. Auch wenn in andern heftigen Krankheiten durch einen ähnlichen Zufall die Lebensgeister unterdrückt sind.

Desgleichen sind auch oft bey alten Leuten, wenn das Leben stufenweise sich zum Ende zu neigen scheint, die Zeichen des Todes betrüglich. Vor einigen Jahren wurde eine Frau in Cornwall, welche über 80 Jahr alt war, und schon eine geraume Zeit gekränkelt hatte, bettlägerig, und verschied allem Anscheine nach, an einem Morgen. Ihr Verlangen, daß man sie nicht ehr begraben sollte als zween Tage nach ihrem Tode, ward von ihren Anverwandten getreulich erfüllt. Wer sie nur sah, hielt sie vor todt, und die Nachricht von ihrem Tode lief durch die ganze Gegend. Aber einer von denen, welche ihr den letzten Liebesdienst erweisen wollten, spürte einige Wärme auf einem ihrer Backen, und meldete das ihren Freunden. Diese hielten einen Spiegel ihr vor den Mund: aber nach vielen Versuchen konnten sie keine Veränderung daran wahrnehmen.

Ihr

Ihr Kinn schien eingefallen, und kurz, sie hatte das ganze Ansehen einer Todten. Während dieser Zeit hatte man sie nicht aus- oder angezogen, aber die Fenster waren geöffnet, wie es in den Zimmern, wo Todte liegen, gewöhnlich ist. Gegen Abend schien die Hitze zuzunehmen, und endlich hub sie wieder an zu athmen. S. Chronicle IV. Band, 4. p. 465.

Es war die Absicht des Autors, eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand zu liefern. Aber da seine vielen Verhinderungen ihm nicht erlauben wollten, diesen Entschluß in Erfüllung zu setzen, so hielt er's für Pflicht, wenigstens diese vorhergehende Bemerkungen bekannt zu machen. Sollte dadurch irgend jemand von der Bahre, oder, was noch fürchterlicher ist, von dem schrecklichen Schicksal, lebendig begraben zu werden, gerettet werden, so wird das Bewußtseyn seinen Mitmenschen Gutes gethan zu haben dem Verfasser eines der edelsten Vergnügen schenken.

VI.

Von einer Manufaktur, Basreliefs in Stein zu vervielfältigen.

Aus einem Schreiben eines Reisenden an Hrn. St. in L.

Florenz den 17. Aug. 1777.

Sie äusserten in L. gegen mich den Wunsch, von der Manufaktur, durch die man itzt in Toskana Basreliefs so oft als man will in Stein vervielfältigt, einige nähere Nachricht zu haben. Ich will Ihnen mittheilen was ich darüber habe erfahren können. Die erste Idee zu dieser Arbeit hat die alte

Bemerkung gegeben, daß Wasser die einen Tartarus mit sich führen selbigen an die festen Körper an welche sie sprülen ansetzen, und dadurch einen würklichen Stein hervorbringen. Ist der feste Körper, der so benetzt wird, hohl, so füllt die sich ansetzende Materie nach und nach die Höhlung aus, und nimmt die nehmliche Figur im Convexen an, welche die Form im Hohlen hatte. Legt man also dergleichen Wassern den hohlen Abdruck eines Basreliefs vor, so bildet sich in demselben ein würkliches Basrelief in Stein. Die Art, wie man in Toskana verfährt, ist diese. Man schickt an den Ort der Manufaktur ein gipsernes Basrelief, das von dem welches man vervielfältigen will auf die gewöhnliche Weise abgegossen ist. Von diesem Gips wird ein hohler Abdruck in Schwefel genommen, solcher in einen hölzernen Rahmen gefaßt, und an einem bequemen Ort an den Fluß hingestellt, so daß durch ein Spritzwerk das Wasser tropfenweis daran gesprengt werden kann. Wann die Steinmaterie sich dick genug angesetzt hat, so wird die Schwefelform entzwey geschlagen, und ein neues Basrelief herausgenommen, welches so hart und weiß ist wie Parischer Marmor und seinem Original vollkommen gleicht. Weil die Schwefelformen nicht von jeder Größe gemacht werden können, so findet dieses Verfahren nur bey kleinern Basreliefs statt. — Wenn Ihnen Stücke dieser Art vorkommen, so werden Sie in der Wellenförmigen Oberfläche der unrechten Seite die Spuren des angespritzten Wassers deutlich bemerken. — Bisher ist diese Manufaktur in Toskana an der Grenze des Kirchenstaats die einzige ihrer Gattung. Da aber die Wasser so Steinmaterie mit sich führen gar nicht selten sind, so sehen Sie leicht, daß sich an vielen Orten dergleichen anlegen liessen. —

VII.

Kritiſche Anzeigen.

Ueber die Biographie. Mietau, bey Jacob Friedrich Hinz.

Dieſe Betrachtungen zeugen von einem wahren philoſophiſchen Kopf, deſſen ganze Gedankenrichtung originel, allein deſſen Enunciation zum Vortrage dieſer Wahrheiten noch nicht ganz ausgebildet iſt. Sein Ausdruck iſt ſchwer, und öfters überladen, wie bey einen Einſamlebenden, der ſich andern wenig mittheilt, und dem der Fluß der Ideen erſt nach und nach durch mehrern Umgang geläufiger wird. Wir wollen etwas von dieſen Gedanken auszeichnen, um unſre Leſer und zwar mit Recht auf dieſes Produkt aufmerkſam zu machen Der 1ſte Abſchnitt über das Studium des Menſchen. Die Quellen deſſelben ſind Selbſtprüfung und Beobachtung andrer. Beyde haben mit andern Schwierigkeiten zu ſchaffen. Zu nah und zu fern zeigt ſich kein Objekt im gehörigen Licht. Bey unſrer Selbſtbeſchauung trift der erſte Fall ein. Nur ein Mittel giebt es hier deutlich zu ſehen, und das hat der erfunden, der zuerſt ſeinen Vorwurf in einer erkünſtelten Entfernung betrachtete. Das Studium unſers Selbſt iſt das ſicherſte Mittel andre zu ſtudieren. Für manche Seite der fremden Seele haben wir kein anderes Auge, als dasjenige, welches uns eigentlich für unſer Inneres gegeben ward. Indeſſen giebts hier tauſend Urſachen, die uns irre führen können, die theils objektiv, theils ſubjektiv ſind. Bey fürtreflichen Menſchen iſt gemeiniglich dieß die Schwierigkeit, daß ſie aus Beſcheidenheit und Liebe zur Ruhe nicht für das erkannt werden, was ſie ſind. Ferner wie die Natur unſre Beurtheilung andrer mit unauflöslichen Banden an die Rückſicht auf unſer eignes Selbſt geknüpft, ſo hat ſie dieſe Beurtheilung der Gefahr ausgeſetzt, ſich in jene Bande zu verwirren; und wird dieſes nicht geſchehen, wenn wir für die Geſinnungen

andrer bloß unſre Denkungsart, für ihre Talente unſre Geiſterprüfung, für ihre Entſchlieſſungen unſre Beweggründe, und für die Beſchaffenheit ihres Herzens wohl gar allein ihr Verhalten in Abſicht auf unſer Privatintereſſe zum Maasſtab annehmen? Die Hauptlineamente eines Charakters ſind gemeiniglich zu ſtark gezeichnet, als daß das allgemeine Urtheil darüber nicht die mehrſte Zeit richtig ſeyn ſollte. Allein zu beſtimmen wie ſehr dieſe Beſchaffenheiten einem Subjekt beywohnen, oder entſtehen, durch welche Miſchung, Modification und Bildung ſie einem Menſchen ſo beſonders eigenthümlich werden, daß wir alle Aeuſſerungen derſelben als Idiotiſmen ſeiner Seele anzuſehen haben, das erfordert glückliches Studium. II. Der 2te Abſchnitt. Der denkwürdige Mann im Gegenſatz mit dem Merkwürdigen. Der Mann, von dem der Geſchichtſchreiber reden ſoll, muß für- oder wider das Intereſſe der Geſellſchaft gehandelt haben. Dieſe Beziehung der Handlungen auf das Intereſſe der Geſellſchaft möchte ich die Denkwürdigkeit des Handelnden nennen. Die Merkwürdigkeit eines Menſchen aber iſt nur das Verhältniß, welches die eigenthümliche Beſchaffenheit ſeines Geiſtes und Herzens zur Natur der menſchlichen Seele überhaupt hat. Der erſte iſt für dem Hiſtoriker wichtig, der andre für den Pſychologen. Es giebt daher viele Merkwürdige, denen die Denkwürdigkeit nicht zukommt: aber es giebt auch mehr denkwürdige Perſonen, als man glaubt, die keine einzige merkwürdige Eigenſchaft beſitzen. III. Beziehung der Biographie auf die gröſſere Geſchichtſchreibung. Die Biographie ſagt mir alles, was der Mann, den ich ganz zu kennen wünſche gethan, um zu verdienen, daß man ihn ganz kenne. Nicht bloß die Groſsthaten und die hohen Verdienſte, welche unmittelbar ihn in die Geſchichte gebracht haben, erzählt ſie: nein, jede ſeiner intereſſirenden Handlungen, und nicht bloß Handlungen, ſondern was nur immer die Anlage eigenthümlich zu

han-

handeln in ſeiner noch jungen Seele ſchuf. Mit einem Wort, ſie ſagt zugleich was mittelbar den Mann in die Geſchichte gebracht hat. Und ſo hätten für mich die Biographie, und die höhere Geſchichtſchreibung ihre Grenzen. Die letztere ſpricht von dem Handelnden, um aus ihm ſeine Handlungen zu erklären. Die Erſte erzählt die Handlungen, um von dem Handelnden ein genaues und vollſtändiges Bild zu geben. Hier liegt beyder weſentlicher Unterſchied, der Grund des jeder eigenthümlichen Tons. IV. Der Biograph. Wie ſchwankend ſind nicht die Begriffe welche wir von der rechten Beſchaffenheit mancher Handlungen haben, und immer haben werden, weil die Kenntniß von der eigenthümlichen Lage des Handelnden verlohren iſt! Welchen neuen Unterricht kann ich hier von einem Schriftſteller erwarten, der nicht die Natur des Verdienſtes ſtudiert hat, an deſſen Erwerb die Thätigkeit ſeines Helden durch die Lage in der er ſich befand, oder durch eigenere freye Entſchlieſſung geknüpft ward? Das übrige Vortrefliche dieſes Abſchnitts übergehen wir hier ſehr ungern. V. Ueber die Einkleidung der Geſchichte, insbeſondre der Biographie. Zuerſt der Charakter der Hiſtoriker, Thucydides, Polybius, Xenophon, ſodann Voltaire. Da die Biographie nicht ſo ſehr veranlaßt wird, politiſche Betrachtungen anzuſtellen, als Bemerkungen über einen Individualcharakter zu machen, ſo nähert ſie ſich, indem ſie dieſe giebt, ſchicklich dem leichten oder einnehmenden Ton des Umgangs. VI. Ueber die Biographie des Gelehrten. Die Haupturſache, welche die Biographie der Gelehrten ſo tief hat fallen laſſen, war ihre Einrichtung nach fremder Form und Beſchaffenheit. Man bedachte nicht 1) daß der Stand, in welchem der Gelehrte zu leben pflegt, ihn wenig hiſtoriſch wichtigen Begebenheiten ausſetze. 2) Daß es bloße Geiſtesgeſchäftigkeit iſt, was wir in dem Leben eines Gelehrten erwarten können. Statt deſſen dachte man an etwas ganz anders, nämlich die Lücke der Begebenheiten beſtmöglich anzufüllen.

Die Aufklärung über den Charakter eines Autors sind gegenseitig in seinen Schriften und in seinen Lebensumständen. Zwischen beyden durchkreuzen sich daher die mehrsten Schlüsse zu diesem Behuf.

Musen-Almanach für das Jahr 1778, herausgegeben von J. H. Voß.

So allgemein die Klagen von Mißwachs im heil. Teutschen Reiche wiederhallen, daß es so wenig ins Simmer gebe, und daß auch der eben gepreßte Most des Vater Rheins kein 1775ger werden möchte: so müssen wir hingegen zur Freude aller Einwohner des Poetischen Reichs Teutscher Nation einberichten, daß die Erndte dieses Jahrs reichlich und wohl ausgefallen seye. Eigentlich gehören die Musen-Almanache unter die Neubrüche, die nur die erste Jahre ergiebig sind, und in den folgenden zusehends abnehmen: allein heuer zeigt sich hier das Gegentheil. Vetter Asmus scheint wieder aus dem Lande der Prosa zurückgekommen zu seyn; denn nur poetisch läßt sichs erklären, warum ein Mensch über den Anblick eines Baums in eine Serenata auszubrechen vermag. Herr Justiz-Amtmann Bürger hat mitten unter seinen Bauren recht schauerliche Romanzen-Erscheinungen und glückliche Augenblicke der muthwilligsten Laune. Graf Stolbergs Ballade ist ein Meisterstück, besonders wegen ihres langsamen epischen Gangs, und der Feinheit der Versification. Den Cirkel dieser seiner Freunde beschließt Herr Voß, der täglich mehr Terrain in der deutschen Idylle gewinnt, und durch das liebe Detail, wie wir Herrn Kunstrichter es nennen, das Geschöpf seines Hirns zu der Wirklichkeit einer Stadtgeschichte erhebt. Woraus denn zu ersehen wäre, daß das Studium den Griechen noch zu etwas mehr führe, als zur philologischen Gelahrtheit. Aus dem Nachlaß Hölty's hat der Herausgeber einige sehr schöne Stücke gerettet; und kurz und gut, die Gesellschaft ist einander werth, und Herr Voie hat immer einen

ver andern verbände, ſein Freund zu ſeyn; und doch verſichre ich, um ſeines edeln und wohlthätigen Gemüths willen, und aus Hochachtung für ſeine Tugend, wollt' ich ihm die Helfte meines Vermögens geſchenkt haben, wenn er ſich in ſeinem Bedürfniß an mich gewendet hätte, ſo ſehr lieb' ich ſein Herz; allein, ſo wie die Welt geht, muß man ſein Mitleiden zurükhalten lernen; denn Klugheit geht über Gewiſſen.

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

Ein dritter Bedienter des Timon mit Sempronius.

Sempronius.

Mußt' er denn gerade mich damit beunruhigen? Vor allen andern? Er hätt' es bey Lord Lucius oder Lucullus verſuchen können, und nun iſt auch Ventidius reich, den er aus dem Gefängniß erledigt hat; alle dieſe drey haben ihm ihr Vermögen zu danken.

Bedienter.

O Gnädiger Herr, ſie ſind alle auf die Probe geſtellt und falſch befunden worden; ſie haben ihn alle abgewieſen.

Sempronius.

Wie? Abgewieſen? Ventidius und Lucullus, beyde ihn abgewieſen? Und nun ſchikt er zu mir? Drey! hum -- Es zeigt wenig Freundſchaft oder Vernunft auf ſeiner Seite an.

Muß

guten Einfall gehabt, uns jährlich so ein Taschenbuch nothwendig zu machen, der Pseudo-Almanache mögen auch noch mehrere werden, als wirklich sind. — Voran steht das Bildnis des sel. Hölty, das mit dem Titelkupfer von Chodowieckys Arbeit, d. i. vortreflich ist.

Des Sophokles Trauerspiele, aus dem Griechischen, übersetzt von M Goldhagen. Erster Band. Mitau, bey Jac. Friedr. Hinz, 1777.

Den Sophokles zu übersetzen — daß er im Teutschen noch eben so Sophokles wäre als in seiner eigenen Sprache; bey der großen dramatischen Kunst den simplen Ausdruck der Leidenschaften aus dieser ältern Vorwelt nachzuempfinden, und seine moderne Sprache darnach zu bilden, dazu gehörte selbst ein Dichter, wie Sophokles — Hier ist er schön modernisirt, und liest sich so rund wie Bahrdts neuste Offenbahrung. Herr Goldhagen ist des ganzen Urstoffes unsrer Sprache, nämlich in ihren Wendungen, mehr mächtig als Herr Steinbrüchel, wenn man die Uebersetzung als Exercitium betrachtet. Allein die Kurzheit, Trockenheit und Holzschnittart des Schweizers klingt doch des alten Dichtes würdiger, und wir würden immer die Arbeiten des letztern vorziehen, da ohnedieß in den Stücken, wie sie verglichen werden können, die Schwierigkeiten der dunkeln Stellen gleich weit zurückbleiben, und noch zu erörtern sind.

Ueber die Schwärmerey. Von L. Meister, Professor in Zürich, 2ter Th. Bern, bey der typograph. Gesellschaft, 1777.

Der Verf. hat dem Wunsch des Verlegers einen 2ten Th. von seinen Vorlesungen zu liefern, nicht widerstehen können. So sagt die Zueignungsschrift an den verehrungswürdigsten Verfasser der Bremischen Prüfung der eigentlichen Meynung Lavaters von der Glaubenskraft. Wenn dieses sich würklich so verhält, so erklärt sich die Entstehungsart dieser Schrift

aufs natürlichſte, und die Kritik hat nichts mehr erhebliches dagegen einzuwenden. Denn wollte man behaupten, daß es nicht nöthig geweſen wäre, die Acerra von neuem zu ſchütteln, daß ſie die herrlichen Exempel von Somniis, Auguriis, u. ſ. w. von Krankengeſchichten alter und neuer Zeit, bis auf die Schriften der Aſcetiſchen Geſellſchaft von ſich gebe, ſo hätte man unrecht, und die große, obgleich längſt trocken anerkannte Wahrheiten mußten dadurch gewürzet und annehmlich gemacht werden. Denn dazu brauchts keine Vorleſungen, um aufs neue uns einzuſchärfen: „daß gleichwie der Keim des Enthuſiaſmus, ſo auch der Keim der Schwärmerey und des Aberglaubens in jeder Seele zu liegen ſcheine, und daß je gewohnter und natürlicher es ſeyn mag, daß der Sterbliche mehr den Sinnen und der Imagination als dem reinen Verſtand folge, deſto durchgängiger auch alle Arten von Aberglauben und Schwärmerey ſeyn müſſen. Ferner daß nichts ſo toll und ausſchweifend in Religionsgebräuchen, oder in Vorſtellungen verrückter Menſchen ſey, das nicht irgendwo an einem Faden von Natur und Wahrheit geknüpft ſey.“ — Alles große und herrliche Sätze, gegen die niemand nichts einzuwenden hatte, und zu deren Behauptung alle Legenden alter Zeiten aus dem Grabe hervorzurufen nicht nöthig war. Sondern darin liegt der Knoten, eine einzige ſolche Vorſtellung eines Menſchen, oder eines Volks, es mag nun Religionsgebrauch oder Gemüthskrankheit ſeyn, ſo darzuſtellen und zu faſſen, daß dieſer Faden von Wahrheit und Natur, oder das Intereſſe der Menſchheit daran, jedem Augenſichtbar werde: und eben dafür ſcheinen uns die Verfaſſer einiger neuerer Schriften, die der Herr Prof. Meiſter als Beförderer des Aberglaubens und der Schwärmerey proclamirt, mehr Sinn und Reſpect zu haben, und in dem ſie bey Erklärung der Fabeln der Vorzeit durchaus fühlen und fühlen machen, daß implicirte Begriffe von je her den Urſtoff aller Sekten, d. i. ihr Dogma ausgemacht haben, — ſo wird die Geſchichte

ſchichte von den Schickſalen der Menſchheit, unter ihren Händen kein pium deſiderium, daß es ewig ſo ſeyn ſollte und müſſe. Allein der Hr. Prof. wünſcht doch, daß es die Welt von ihnen glauben möge, und daher kommen die häufige, obgleich etwas furchtſame Inſinuationen gegen Joſeph Gedeon und ſeines gleichen, die, wie man hier hört, und wie auch neulich am andern Ende des litterariſchen teutſchen Reichs proclamirt worden, einmal geſchworne Feinde der hellen Sonne der Vernunft ſind.

Philantropiſche Gedanken über den Philantropiniſmus, dem Freyherrn von Moſer gewidmet. Mannheim, mit akademiſchen Schriften, 1777.

Mit einer beynahe partheyiſchen Schärfe unterſucht der V. Baſedows neue Bemühungen um die Erziehungsanſtalten. In allen Betrachtungen über den Geiſt und die Bedürfniſſe des Jahrhunderts entdeckt man durchgehends einen wahren philoſophiſchen Kopf, der ſeiner Materie vollkommen Herr iſt, und bey der wärmſten und blühendſten Sprache ſelten in Deklamation verfällt. Es ſind wenig Schriftſteller, denen man ſo gerne zuhört, und die uns zu dem ſo leicht bereden könnten, was ſie glauben, als dieſer V. Von dem Inhalt wollen wir nichts weiter erwähnen, weil dieſe wenige Bogen in die Hände aller Denker und Patrioten zu kommen verdienen.

Thomas Jmgarten. Eine wahre Geſchichte. Leipzig, bey Cruſius.

Dieſer Herr Jmgarten iſt ein Fündling, der von einem Prieſter in ſeinem Garten als ein ausgelegtes Kind gefunden, und eine Weile von ihm aus Mitleiden erzogen worden. Im 5ten Jahre knickt er ihm mit ſeiner Peitſche die Pfeifen, wird darüber fortgejagt, und von einem benachbarten Landedelmann aufgenommen. Dieſer läßt ihn mit ſeinem Sohn erziehen, und ſchickt ihn am Ende als Hofmeiſter mit auf die Akademie.

Die jungen Leute kommen zurück, der alte Edelmann stirbt und hinterläßt seinem Sohn die Güter. Imgarten bleibt bey seinem ehmaligen Eleven als Freund, und wird da sehr wohl gehalten. Dieser stirbt aber auch sehr bald an einer Schwindsucht. Imgarten sucht also in einer Stadt von Niedersachsen seinen Unterhalt als Advokat. Hier wird er mit einer Madame Clagnieré bekannt, die eine artige Niece hat. Er führt der Alten ihren Prozeß, und macht in dem Herzen des Mädchens gewaltige Eindrücke. Eine Weile geht die Sache gut, bis sich ein junger reicher Doktor findet, an den die Tante das Mädchen gern verheyrathen möchte. Das Haus wird ihm verboten, also giebts heimliche Zusammenkünfte. Zum großen Glücke stirbt der junge Doktor plötzlich an einem Blutsturz, und das Feld wird wieder leer. Die Alte nimmt ihn also wieder gütig auf. In einem Nu wird Hr. Imgarten durch Vermittlung eines Gesandten Kabinetssekretär bey dem Fürsten dieser großen Stadt. Er ist nun eine annehmliche Parthie; zu seinem Unglück erscheint aber ein Universitätsfreund, der durch seine Trätscherey das Geheimniß seiner Geburt verräth. Nun findet die Tante abermal Bedenken, und muß an den Vater des Mädchens die neue Nachricht einsenden, ob bey veränderten Umständen Er Herrn Imgarten seine Tochter geben wolle. Eine alte Bettlerin tritt ins Spiel, und entdeckt endlich, daß Herr Imgarten eines ehrlichen, reichen, und braven Mannes legitimer Sohn sey, der aus Verfolgung des Fürsten das Land in aller Eile unschuldiger Weise habe räumen müssen. Auf seiner Flucht habe er dem Priester seinen neugebohrnen Sohn anvertraut, mit Bitte, ihn zu erziehn. Dieser habe aber für gut befunden, die jährliche 500 Thaler, die zu seiner Unterhaltung bestimmt gewesen, in den Sack zu stecken, und den Jungen schlecht zu halten. Endlich da er ihn fortgejagt, habe er dem Vater einen falschen Todesschein geschickt. Nun entdeckt sich auch weiter, daß der Vater des Mädchens

eigent-

eigentlich der Vater Imgartens sey, und die Furcht, daß er seine Schwester nicht heyrathen könne, legt sich dadurch, daß man erfährt, das Mädchen seye eine Packterstochter, und nur an Kindsstatt angenommen worden. Sie heyrathen sich also wie billig, und sind höchst glücklich. Man sieht hieraus, daß die Intrigue höchst überladen, gemein, und übel angelegt sey. Eigentlich hat der Verf. sich auch darum wenig bekümmert, sondern seinen Schiebkasten von Verwicklung auf und zugemacht, wies ihm gut deucht. Die Schreibart ist leicht und munter, nur zu wenig nüancirt, und bey dem Schwall von vorübergehenden Ereignissen immer dieselbe. Augenscheinlich ist der Charakter in das Blut des jungen Werthers getaucht, allein nur so obenhin tingiert, denn das Zeug hält nicht. Sogar statt des Wilhelms ist ein Philipp, an den geschrieben wird. Alle Personagen sind eigentlich tod, und stumm, außer Mr. Imgarten, den man vom Kopf bis zu Fuß kennen lernt, der sehr gern schwatzt, und sich selber gern hört. Das Liebesgeschichtgen ist sehr leidlich traktirt; allein alles übrige von menschlicher Handlung ist von Papier ausgeschnitten, und sichtbarlich auf- und eingeleimt. An Illusion ist nun auf keine Art und Weise zu denken, denn dazu steht immer Mr. Imgarten im Wege, dessen Ton durchs Ganze nur ein und eben derselbe, und also nicht sehr unterhaltend ist. Wie viel tausend Wege giebt es nicht, dem Leser die Scene zu vervielfältigen? Man darf nur Sinn haben, für das was alle Tage vor unsern Augen vorgeht, und es mit Treue nachbilden. Allein das verlangt mehr Arbeit und Sorgfalt, wenns anziehen und reizen soll. Daher geschwind was erfunden, und Sich selbst in der Camera producirt! Das thut Würkung, je nachdem das neue Gesicht ist, das man kennen lernt.

VIII.

Zum Bilde des Justus Lipsius.

Ein Mann, der unter den Philologen und Philosophen des XVI. Jahrhunderts einen der ersten Plätze behauptet hat, und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil itzt niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler andern seines gleichen Recht und Titel nach der Schärfe zu untersuchen.

Das Bildniß, das wir von ihm diesem Stücke vorgesetzt haben, hat das Verdienst einer ziemlich genauen Gleichheit mit demjenigen in Bullards Akademie, das für ein Original gelten kann, und nach welchem wir's haben kopieren lassen. Wir empfehlen es den Physiognomikern sowohl als den Pathognomikern — als für welche beyde Arten von Gnomikern oder Gnostikern, wir unsers Ortes, unter gehörigem Vorbehalt und certa ratione modoque, allen gebührenden Respekt tragen — um zu sehen und zu forschen, ob und in wiefern aus diesem Kopfe, dieser Stirne, dieser Augen, dieser Nase, diesem Munde, diesem Umriß des Gesichts, diesen Zügen, Runzeln u. s. w. sich a posteriori verificieren und bestätigen lasse, daß dieser nehmliche Justus Lipsius. (*)

1) Einer von den Glücklichen gewesen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt (**), so daß er z. E. sich einst, in Gegenwart des durch seine Pinakothek bekannten Rossi oder Erythräus, bey einem grosen Herrn gerühmt, er habe den ganzen Tacitus so völlig inne, daß er ihn aus-

(*) Gebohren ohnweit Brüssel, im Jahr 1547. gestorben zu Löwen, im Jahr 1606.

(**) Aus genauerer Vergleichung seiner Physionomie, seines Lebens und seiner Schriften, möchte sich wohl ergeben, daß dieses Wunderzeichen die Hauptquelle seiner Verdienste und seines in der gelehrten Welt erlangten Ruhms gewesen.

auswendig herſagen konnte, und bereit ſey, einen Mann mit bloſſem Schwerdte neben ſich ſtellen zu laſſen, der ihm den Kopf ſpalten dürfte, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle;

2) daß er ein leicht zu erſchütternder, furchtſamer, Geſchäfte fliehender, die Ruhe und den gelehrten Müßiggang liebender Mann geweſen, und mit allen dieſen Qualitäten ſich in den Kopf geſetzt, die **Stoiſche Philoſophie** wiederherzuſtellen;

3) daß er aber doch mit aller ſeiner Prätenſion an die hohe Stoiſche Weisheit und mit allen ſeinen Bemühungen, die Moral-Philoſophie dieſer Sekte wiederherzuſtellen, nicht einen einzigen Jünger gebildet, der irgend eine denkwürdige That gethan, oder nur ſoviel vom ächten Stoiker in ſich gehabt hätte, als ehmals der Römiſche Senator Favonius vom Cato in ſich hatte, deſſen ewiger Affe er war.

4) Daß er in ſeinen jüngern Jahren in der Religion, über alles Beyſpiel, unbeſtändig, (*) im Alter hingegen, in einem Grade der ſeiner Urgroßmutter Ehre gemacht hätte, devot geweſen, und ſeine arme Vernunft gänzlich unter den Gehorſam ſeiner damals ſchon großmächtigen Gönner, der Jeſuiten, gegeben, bey denen er ehmals erzogen worden, und für die er immer die größte Verehrung proſtituirte; auch es endlich ſoweit gebracht, daß er

5) [illegible]

(*) Er war **Röm. Katholiſch** gebohren und erzogen. In ſeinem 25ſten Jahre machte er zu Jena, wo er einige Zeit Profeſſor war, den überzeugten **Lutheraner**; gieng darauf nach Cöln und von da in ſein Vaterland zurück, und war **wieder Röm. Katholiſch**; flüchtete hierauf der Kriegsunruhen wegen nach Leiden, nahm eine Profeſſorſtelle mit anſehnlicher Beſoldung an und machte den **Calviniſten**, bis er (um den böſen Händeln, die er ſich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und körperlichen Strafen gegen Religionsdiſſentienten zugezogen, auszuweichen) ums Jahr 1592 ſich wieder in den Schuz des Königs von Spanien begab, und ſein übriges Leben durch der **Röm. Kirche** eifrigſt beygethan blieb. Das erbaulichſte iſt, daß der Mann, der in der Religion ſo unbeſtändig war, ein Buch *de Conſtantia* ſchrieb.

5) zwey schöne Bücher, eines von den Gnaden und Wundern unserer lieben Frau zu Hall, und das andre von den Wundern und Gnaden unsrer lieben Frau zu Sichem geschrieben, worinn ein Wunderglaube, und ein Ton von Devotion herrscht, der den glaubseligsten aller Karmeliter und Kapuziner beschämen könnte. (*)

6) Daß er, ungeachtet der großen Humanität, die seine Freunde an ihm rühmen, mitten in einer Republik, die ihn als einen armen Flüchtling liebreich aufgenommen und mit Ehre und Wohlthaten überhäuft hatte, und mitten in den Zeiten, wo die Religion, wozu die Republik sich bekannte, und zu der er selbst sich bekannte, von den Spaniern aufs grausamste verfolgt wurde, den Muth gehabt zu behaupten: man müsse in Einem Staat nur Eine Religion dulden, und es sey erlaubt, mit Feuer und Schwerdt gegen die öffentlichen Bekenner einer andern zu wüthen (**) — und endlich

7) daß er, bey aller von ihm gerühmten ungemeinen Bescheidenheit, gleichwohl ein so hohes Gefühl seines werthen Selbsts und eine so ungeheure Meynung von seinen Verdiensten und Thaten gehegt, um der heil. Jungfrau die Schreibfeder, womit er die vorgedachten beyden Bücher geschrieben, mit folgender ungemein modesten Unterschrift, zu widmen:

Hanc, DIVA, pennam, interpretem mentis meae,
per alta spacia quae volavit aetheris,
per ima quae volavit et terrae et maris,
Scientiae, Prudentiae, Sapientiae

opera-

(*) In diesem einzigen Punkte wenigstens war Lipsius ein ächter Stoiker. Vid. *Cicero* de Natura Deor. wo Vellejus den Stoikern verschiedne Komplimente wegen ihrer superstitiosen Verdienste in diesem Artikel macht.

(**) *Ure, seca*, ut membrorum potius aliquod quam totum corpus interest, und die ganze erbarmliche Worte unsers christlichen Seneca in seiner *Civili Doctrina* L. IV. c. 3. einem seiner elendesten Bücher.

operata ſempar, *anſa* (*) quae *Conſtantiam*
deſcribere et vulgare; quae *Civilia*,
quae *Militaria* atque *Poliorcetica*,
quae, *Roma*, magnitudinem adſtruxit tuam,
variaque luce ſcripta priſci ſaeculi
affecit et perfudit: hanc Pennam tibi
nunc, DIVA, merito conſecravi LIPSIVS;
nam numine iſtaec inchoata ſunt tuo,
et numine iſtaec abſoluta ſunt tuo, etc.

Dieſe Feder, Göttin, meiner Seele Dolmetſch,
ſie, die durch des Ethers hohe Räume flog,
durch diß Tieffen flog der Erden und der Meere,
die, der Wiſſenſchaft, der Klug- und Weisheit immer
dienſtbar, die Beſtändigkeit zu ſchildern ſich erkühnte,
die des Friedens- und des Kriegs Regierungskünſte
ſchrieb, und deine Gröſſe kund that, altes Rom,
und mit mannichfaltgem Licht des Alterthumes
Nachlaß überſtralte; dieſe Feder, Göttin,
weihet izt, wie billig, dir dein Lipſius;
denn durch deinen hohen Beyſtand ward dies alles
einſt begonnen, und zu Stande kams durch deinen
Beyſtand u. ſ. w.

Als eine Zugabe zu all dieſem wünſchten wir beſonders von den Phyſiognomikern zu vernehmen, ob ſie aus dieſem Geſichte nicht auch ſehen könnten, daß Lipſius die Muſik nicht leiden konnte, hingegen ein groſer Blumiſt, und ſo ſehr ein Liebhaber von Hunden war, daß er einſt ihrer drey (das für einen Gelehrten und Stoiker immer genug iſt) auf einmal hatte, Mopſus, Mopſulus, und Saphir genannt, von deren Weisheit, Tugend und groſen Verdienſten er in einem ſeiner Briefe (Centur. I. 44.) nicht genug Rühmens machen kann. Die Pathognomiker aber möchten wir

fra-

(*) Da ſtehe einmal das Wort am rechten Orte!

fragen: ob sie es dem Manne, dessen Stirne so voll meiser Falten ist, wohl ansehen, daß er in seiner ersten Jugend einer von denen gewesen qui Curios simulant et Bachanalia vivunt, und hernach, zumal bey einer so zahlreichen Nachkommenschaft von Kindern, seines Gedächtnisses und seiner Schreibfinger, nicht soviel prokreative Kraft habe zusammenbringen können, um in einem vieljährigen Ehestande auch nur ein einzigmal den Vaternahmen zu verdienen. Dieser gedoppelte Umstand mag nun in seiner Physiognomie geschrieben stehen oder nicht, wahr ist er auf jeden Fall.

Mit allen diesen Eigenschaften nur, machte Justus Lipsius, nebst Casaubonus und Scaliger, das Gelehrte Triumvirat seiner Zeit aus, und — wie um die Welt einmal dazu gemacht ist, betrogen zu werden, weil sie betrogen werden will — der Senat von Antwerpen ehrte sein Gedächtniß mit einer ehernen Bildsäule und folgender Aufschrift:

Si simplex *animi candor*, si nescia fuci
Integritas, similes nos facit esse Diis,
Nemo te propius, Lipsi, se aequabit Olympo,
nam te candidor nemo nec integrior.

Als einen Commentar zu dieser Apotheose kan wer Zeit und Lust hat den *Lipsius Proteus* des Thomas Sagittarius nachschlagen, wo einige nahmhafte Anomalien und grobe Menschlichkeiten dieses Halbgotts sattsam verificiert sind. — Wir sind weit entfernt einem guten Menschen übel zu nehmen, daß er auch an Schwachheit ein Mensch ist — Nur dies scheint uns billig, daß, wer sich selbst erhöhet, erniedriget werde; und daß überhaupt die Zeitgenossen es der Nachwelt überlassen, den Werth eines Jeden aus dem was von ihm übrig ist zu bestimmen.

W.

Muß ich ſeine lezte Zuflucht ſeyn? Seine Freunde, die gleich Aerzten ſich auf ſeine Unkoſten bereichert haben, geben ihn auf? Muß ich nun die Cur übernehmen? er hat mir eine ſchlechte Ehre damit angethan; es verdrießt mich, er hätte wol wiſſen können, wer ich bin; ich kan keinen Grund erdenken, warum er nicht zuerſt an mich gekommen iſt, wenn er jemands Hülfe nöthig hatte. Auf mein Gewiſſen, ich war der erſte unter allen die jemals Gutes von ihm genoſſen haben; und denkt er denn ſo unbillig von mir, daß ich der lezte ſeyn werde, es wett zu machen? Es wird allen übrigen eine Materie zum Lachen geben, und ich werde der Narr unter dem Athenienſiſchen Adel ſeyn. Ich wollte dreymal ſo viel als er von mir verlangt darum geben, er hätte zu mir zuerſt geſchikt, wenn es auch nur geweſen wäre, um meiner Gemüthsart Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; ich wäre ſo geneigt geweſen ihm Gutes zu thun. Aber ſo geh' nur wieder heim, und ſize zu den abſchlägigen Antworten der übrigen, in meinem Namen, noch dieſes hinzu: Wer meiner Ehre zu nahe tritt, ſoll nimmermehr mein Geld zu ſehen kriegen.

[Er geht ab.]

Bedienter.

Vortreflich! Euer Gnaden iſt ein feiner Spizbube. Der Teufel wußte gewiß nicht was er that, wie er die Leute politiſch machte; er ſchadete ſich ſelbſt dadurch; und ich kan nichts anders als glauben, am Ende werden ſie ihn ſelbſt

HIERONYMVS SAVONAROLA
G.C. Schmidt fec.

Der
Teutſche Merkur.

December 1777.

I.
Gedichte.

Der neue Simſon.

Es war ein Männchen, fein und hold
von Sitten und Geberden;
ihm träumt' es in der Nacht: er ſollt'
ein zweyter Simſon werden;
er nahm ſich eine Delila,
die oft ihr blaues Wunder ſah,
wenn, klein in Holz geſchnitten,
die alten Rieſen ſtritten.

Nun fand er die Philiſter zwar
allmählich ausgeſtorben,
ſich ſelber, trotz dem langen Haar,
zum ſtarken Mann verdorben;
und auch die Wälderchen umher
von Löwen und von Tygern leer;
konnt' aber ihm gebühren,
noch etwas aufzuſpüren.

Sofort beginnt er seinen Lauf
im leichten Mode-Röcklein;
er sucht ein Ungeheuer auf:
begegnet ihm ein Böcklein:
das arme Böcklein greift er bald,
erwürgt, zerreißt es mit Gewalt
wie einen grimmen Leuen,
sein Mädchen zu erfreuen.

Doch in der Folge wollts ihm schier
an Abentheuren mangeln:
da hob er einst die Kammerthür
des Mädchens aus den Angeln,
und trug sie, nach gemeiner Sag,
hinauf auf einen Tauben-Schlag,
deß, als die Mutter zankte,
das Mädchen schön ihm dankte!

Nicht selten sprach er räthselhaft
von ganz gemeinen Dingen:
es fehlt' ihm einzig nur die Kraft
die Füchse zu bezwingen:
da jagt' er einen Feuerbrand
mit seinem Pudel durch das Land,
der Himmel ließ in Gnaden
die Früchte sonder Schaden.

Weswegen man ihm nichts verdarb
an Augen und an Locken;
und als er ſanft im Bettlein ſtarb,
blieb alles unerſchrocken.
Dies Mährchen hab' ich Euch geweiht,
ihr kleinen Simſons unſrer Zeit!
Und euren Amazonen,
die küſſend euch belohnen.

J. G. J.

An * *.

Im November.

Die Geiſter weichen allgemach,
die, gleich den Stürmen hoch am Dach,
in meinem Kopfe Sabbath hielten,
und jämmerlich den Meiſter ſpielten;
mich hämiſch neckten, jung und alt,
in hundertfältiger Geſtalt,
mit Affen-Schwanz und Pferde-Fuß,
als wär' ich Sanct Antonius.
Die Geiſter weichen allgemach
zurück in ihre Zauberhöle;
ſchon wieder ſind' in meiner Seele
die Hoffnung und die Freude wach.

Ergötze mich am Stadt-Getümmel,
und in der Fern' am freyen Himmel,
am offnen Feld, und am Gemiſch
des falben Laubes im Gebüſch.
Mein Auge weilt auf jenen Bäumen,
worunter du in ſüßen Träumen,
voll jungfräulicher Sehnſucht, gehſt,
dich um ein ſchönes Bildchen drehſt
von Seligkeit aus obern Welten,
von reiner Liebe, die zu ſelten,
ſo rein wie ſie vom Himmel kam,
in Erden-Hütten Wohnung nahm.
Durch manchen Irrweg dieſes Lebens
gieng ich, und ſuchte ſie vergebens.
Da wollt' ich aus dem Götter-Saal,
im hellen, ſtillen Mondes-Strahl,
mein fein gewebtes Ideal
mit allen ſeinen Herrlichkeiten
mir unverdorben nieder leiten;
und hatt's, und drückt' es froh und warm,
und ruhig lags in meinem Arm,
bis mir der neue Tag begann
und es in Morgen-Duft zerrann.
Da klagt' ichs aller Welt; erſchreckte
die Nymph' am Bach, den jungen Weſt,
vertraut es jedem Baum, und weckte

die Vögelchen in ihrem Neſt.
Auf Roſen-Lippen ſah' ich Trug,
und mit den Mädchen wollt' ich hadern:
Was aber halfs? Zu mächtig ſchlug
die Liebe noch in Herz und Adern.
Und als die Wieſe Veilchen trug,
da ſah ich lauter Liebes-Flug
in blauer Luft, an friſchen Quellen,
im grünen Wald; und ſonder Lug
ſich eins dem andern zugeſellen.
Da war um mich ein Paradies,
und jeder Blüthen-Hayn verhieß
mir gleiche Wonn, und allerwegen
kam leiſes Flüſtern mir entgegen:
„Du Sohn des Staub's, der Himmels-Luft
begehrt! die Hand auf deine Bruſt!
Wie leicht, wie ſchwach! Ein Blumen-Stengel
im Abend-Sturm! wie voller Mängel!
Und trotzeſt, forderſt einen Engel
für deinen Kuß; wenn, ſchön und keuſch,
ein Mädchen, Fleiſch von deinem Fleiſch,
die Wange roth, mit zartem Neigen
dir näher tritt, mit holdem Schweigen
dir alles giebt, und ganz dein eigen
an Leib und Seele, Tag und Nacht,
ſo wie ſein Leben, dich bewacht?

Das arme Kind! Ein kleiner Fehl
wird dann und wann von ihm begangen;
doch wird es trauter dich umfangen,
wird sonder List und sonder Hehl
mit naßen Blicken dirs bekennen,
dich mit den schönsten Nahmen nennen;
und bist du werth geliebt zu seyn,
du findest Wollust im Verzeyhn.„

So flüstert' es, und hatte Recht,
und mit dem liebenden Geschlecht
erneuert' ich den ersten Frieden,
befand mich treflich wohl hienieden,
begnügte mich, im Mondes-Strahl
am hell beglänzten Bach zu sitzen,
vergaß mein feines Ideal,
und baut' im tiefen, engen Thal,
bedroht von Hagel, Sturm und Blitzen,
mir keinen ew'gen Freuden-Saal.
Da ließ ich, immer im Genuß,
anstatt das Mädchen umzudrechseln,
an seinem Busen Spiel und Kuß
mit ernsterem Gespräche wechseln;
und wenn es Sünde beichtend stand,
um meinen Nacken seine Hand;
so thute sanfter als zuvor

Du Herz! Du Engel! mir ins Ohr.
Ich blieb; ich ſchwebte nicht empor,
ſah dürſtend nicht im ſeel'gen Chor
die vollen Nektar-Becher ſchäumen.

O Freundin! unter jenen Bäumen,
o käm' in deinen ſüßen Träumen
ein ſolch Geflüſter auch zu dir!
Wir armen Erden-Söhne wir
ſind alleſamt wie unſre Väter,
und minder noch aus zartem Aether,
aus Geiſtes-Stof, gebaut als ihr.
Gelingts dem Mädchen dann und wann,
ſich einen guten lieben Mann
in einen Seraph umzukleiden;
wie kurz die hohen Götter-Freuden!
und wenn er noch ſo weiſe ſpricht;
er hält die Engel-Probe nicht.

Doch giebt es wackre Männer-Seelen,
die einmahl nur ein Liebchen wählen,
die feſt im Wort, im Bunde wahr,
in Leid, in Mangel und Gefahr,
im Tode ſelbſt unwandelbar,
mit ihrem Leben euch beſchützen.
Für euch iſt jeder Tropfen Blut;

Ihr könnt auf ihren ſtärkern Muth
die holde Schwäche ruhig ſtützen.
Und mancher iſt, der einſam geht,
im Lenze traurt, um Liebe fleht,
des Mädchens Ahndungen verſteht,
das, ſo wie Du, ein reines Feuer
in Herzen ſucht, wie Du, getreuer
als Tauſende, ſich fromm und ſtill
in Himmels-Unſchuld geben will.
Und wenn Er lang herumgeirrt,
Sie lang geweint; am Ende wird
das Pärchen ſich gewiß begegnen,
und Er und Sie die Stunde ſegnen,
wo in der Träume Vaterland
ihr goldnes Bild vorüber ſchwand;
und irrdiſcher, an ſeiner Stelle,
doch ſchön genug, in trauter Zelle
die Liebe ſie beyſammen fand.

Der Fürſt und das Mädchen.

In eine Bauerhütte gieng,
der Fürſt mit ſeinem Stern.
Ein Mädchen an zu laufen fieng
vor dem galanten Herrn!

mit ihren Schelmenſtreichen zum Narren machen. -- Das waren nun diejenigen, auf die mein Herr ſeine beſten Hoffnungen geſezt hatte; nun ſind alle zurükgetreten, und auſſer den Göttern bleibt ihm niemand übrig. Seine Freunde ſind todt. Thüren, die ſo manches glükliche Jahr her nie mit ihren Schlöſſern bekannt worden, müſſen nun gebraucht werden, ihren Herrn vor dem Ungeſtüm ſeiner Glaubiger ſicher zu ſtellen. Das iſt alles, was er von ſeiner Freygebigkeit davon trägt!

[Er geht ab.]

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in Timons Vorhaus.]

Varro, Titus, Hortenſius, Caphis, und andre Bediente von Timons Gläubigern treten auf, um auf ſein Ausgehen zu warten.

Varro.

Treffen wir uns hier an? Guten Morgen, Titus und Hortenſius.

Titus.

Ebenmäſſig, mein werther Varro.

Hortenſius.

Caphis, ſehen wir einander auch hier?

Caphis.

Was laufst? Was rennst du Mädchen fromm,
kehr' um zu mir, zu mir!
Ein Lämmchen bist, o Lämmchen komm,
ich geb' ein Mäulchen dir!

„Das Mäulchen ich von dir nicht mag,
hab' einen Bräutigam;
und dem, bis an den jüngsten Tag,
ich bin ein treues Lamm!
Um seinen Wink spiel' ich ihm einst,
als wie ein Lamm im Thal,
wenn du, die Frühlings-Sonne scheinst,
um deinen warmen Strahl!„

O spiel' einmal um meinen Wink,
du Lämmchen, so! Du bist
ein artig, liebes kleines Ding,
und ich, ohn' arge List.
Ich gebe dir ein Mäulchen treu,
spricht der galante Fürst,
und eine kleine Meyerey,
wenn du mein Mädchen wirst.

Sie hat ein Wäldchen, das ein Bach'
durchmurmelt, ach, so süß!
im Hüttchen drinn ein Schlafgemach,
ist wie ein Paradies!

Sie hat auch noch ein Gärtgen schön,
in welchem ich mit dir
auf Rasen will spatzieren gehn,
bis an die Gartenthür!

„O danke schön! Für meinen Hans
nähm' ich kein Fürstenthum;
mein Brautschatz ist nur eine Gans,
hab' aber einen Ruhm,
der über allen Reichthum geht,
der größten Königin:
den, daß es gut im Hause steht,
wann ich darinnen bin!„

Kannst deinen Catechismus noch,
bist wohl ein gutes Kind,
allein, zu schwach; bind' ab dein Joch,
wozu wohl Stärkre sind!
Ist dir, wenn du mein Mädchen wirst,
ein großes Glück bestimmt!
Nein, spricht das Mädchen, und der Fürst
sich eine Freyheit nimmt!

Das Mädchen da den Fürsten stoßt,
daß überrücks er fällt!
Der Fürst nicht zornig, nicht erboßt,
nach Hause schleicht; ein Held!

Denn

Denn, Tages drauf, er noch entzückt,
ohn' daß ein Mensch erfährt,
dem Mädchen eine Spindel schickt,
wohl tausend Thaler werth!

Und ganz allein, das Dorf vorbey,
worinn das Mädchen war,
den Umweg zu der Meyerey
noch reitet, alle Jahr!
Und alle Jahr, den ersten May,
den Bauern giebt ein Fest;
kommt auf die kleine Meyerey,
und Milch sich geben läßt;

Des Mädchens Hans zu seinem Freund,
im Bauerstande, macht,
mit seines Freundes Mutter weint,
mit seiner Schwester lacht;
des Fürsten-Rangs gar oft vergißt,
die Kirmeß gern besucht;
und, wenn er unter Bauern ist,
nicht prügelt, und nicht flucht;

Und geht mit seinem Hans aufs Feld,
lernt Pflügen, pflügt ein Stück,
umarmt den Bauer — o der Held!
Hätt' er des Bauern Glück!

Geht mit dem Bauer in den Stall,
rühmt seine Füllen! — o!
Der gute Fürst! o, macht es all
ihr guten Fürsten so!

Gl.

An ein junges Ehepaar.
Acht Tage nach der Hochzeit.

Herr und Madam! — nein, lieber Caroline
und Schmidt, wie ehedem — seyd also Weib und Mann?
Der Pfarrer hat's gesagt, und hinter der Gardine
zwey Betten da — man siehts in keinem Roman,
so hübsch in Kupfer gestochen — und diese Ehstandsmine,
sie sieht euch zum Verwundern an:
Bald ein geheimer Blick voll schmachtendem Verlangen,
dann Lächeln der Befriedigung;
so ganz mit eurem Glück befangen,
so neu in der Verwandelung,
ergrübelt ihr, wie all das zugegangen?
Natur und Herz! auf einmal diesen Sprung
in eine neue Welt! Doch, mitten im Erstaunen,
ein neues Wunderwerk — Lieb Pärchen, gute Nacht!
ihr schläfert schon, ihr gebt nicht acht —
ich sehs, hier ist nicht Zeit zum Launen.
O Seladon! bist umgeformt zum Faunen! —
und Sie — aus beyden Augen lacht
die Freudschaft schon — noch einmal gute Nacht!

Da bin ich wieder hier, und habe g'nug geſehen
zu wiſſen daß ihr glücklich ſeyd;
und mir iſt wohl; mein Herz ſpannt ſich ſo weit,
in meiner Phantaſie giebts wieder Roſenzeit,
und meine Wünſche drehen
ſich nach der Bahn die ihr gegangen ſeyd.

Die Weiſen zeichnen uns ſo ſehr verwerrne Wege
zum Port des Glücks! Der eine ſchift
nach Norden, Südwärts der. Der eine ſagt, es läge
das goldne Schloß umzingelt mit Drachen, durch Dornengehegt,
geh ſtets der Pfad bergauf — In einer Blumentrift
tanzt ihr dahin, ruft jener; dort im Thale
ſeht ihr den Silberbach, der um die Myrthen ſchleicht?
Die Nymphe dort, die mit der goldnen Schaale
dem Wandrer winkt, dem Müden Nektar reicht? —
Hier geht der Weg. Nicht wahr, er geht ſich leicht?
wir ſind nicht fern. — Doch ach! mit einemmale
ein breiter Fluß, ein dünner Drath von Stahle
zur Brücke blos! Her! wer ein Held ſich däucht! —
Und ach! ſo wallen wir von Hofnung fortgezogen
bey Tauſenden dem Zauberſchloſſe zu.
Die Schwärmerey, auf einem Regenbogen
getragen, führt den Zug — ſieh da! in einem Nu
zerſtiebt der bunte Glanz, die Göttin iſt entflogen.
Wir ſtehn mit aufgeriſſnen Augen, ſehn
einander an, und fragen wies geſchehn?

Weg die Allegorie! sie macht mich selber gähnen.
Ihr Glücklichen! sagt, wie ihrs worden seyd?
Um so ein bischen Schmerz — kaum ein halb hundert Thränen,
und sonder alle Jährlichkeit;
nicht einmal ein Duell, kein Haß und kein Versöhnen —
Ihr Glücklichen, das gäbe leere Scenen
zum Schauspiel! — Alles gieng bey Euch wie an der Schnur.
Der erst' und fünfte Akt berühren
sich fast unmittelbar, und mitten drinnen nur
so was von Monologen, Schwüren,
ein Seufzer der zum lieben Munde fuhr —
o liebes Kinder! so eitel Natur,
da läßt sich nichts dramatisiren.
Was brauchts auch das? was ja poetisch war,
der Liebe Blüthenzeit, ist nun bey euch vorüber;
ihr träumt nicht mehr — genießt! Seht alles hell und klar,
hört was man mit euch spricht — und traun, so seyd ihr mir lieber,
so, wenn ihr wieder schäckert und lacht,
als ehmals, wenn die Glut vom Fieber
Euch oft sehr wohl, Uns andern sehr übel gemacht.
Denn was auch Göthe sagt: „Zwey Liebende zu sehen,
ein herrlich Schauspiel!„ — Ja! nur sey es nicht zu lang.
Allein der ew'ge Wiederklang:
Ich liebe dich! — Komm, Luft, mich anzuwehen! —
und was dergleichen mehr, macht endlich angst und bang,
bringt

bringt einen um den Schlaf, weckt ſchlummernde Ideen;
man fühlt ich weiß nicht welchen Drang
das nachzuthun — und ach! dann in ſich gehen
und nirgends finden mit wem? ſich ſelber eingeſtehen:
dann wär ich glücklicher! — Man muß ein Graukopf ſeyn;
da glaub ich, thut der Sonnenſchein
der Lieb uns wohl, der ſanft von andern zurücke
auf uns geſpiegelt wird. Allein
mit heißem Blut — man gönnt dem Nächſten Glücke
und gönnt ſichs ſelber auch — und fühlt im Buſen die Lücke
und mehrt durch Zuſehn ſeine Pein.

Nun iſts all gut. Nun ſeyd ihr wieder Beyde
für uns nicht mehr Statüe, wir ſind nicht mehr zur Laſt;
laut wird im Zirkel rumgeſpaßt,
die Munterkeit, die Jugendfreude
rauſcht froh daher, iſt ein willkommner Gaſt.
Selbſt ich, ich ſchleiche mich allmählich weiter
aus meiner Dunkelheit hervor,
und bringe ſtets von luſtigem Humor
die Taſchen voll; bin was ihr wollt, ein Thor,
ein Philoſoph, ein Traum- und Wetterdeuter,
erzähle Mährchen, leſe vor,
und finde ſtets geneigtes Ohr.
Auch kehr ich dann, an Seel und Leib geſcheuter
von euch zurück und in mein Kämmerlein.
Da lab ich mich! Der Hauch der Luft, die Majeſtät, das Grauen

der

der Nacht stimmt meinen Geist so feyerlich,
mein Herz so sanft, so ruhig, voll Vertrauen
zu Gott und Menschen — O! da drängt mir sich
nichts Unbehäglichs auf; kein Unmuth, keine trübe
Erinnerung; ich athme Frieden nur. —
Ich dacht euch Glückliche — so süß umarmt! ich schwur:
auch ich bin glücklich! — Ruht ihr im Schoos der Liebe,
ruh ich am Busen der Natur.

So stehn die Sachen jezt. Und trotz sey dem geboten
der sagt: „daß mit der Zeit das alles schwinden kann —
„es lößten sich wohl noch so feste Knoten —
„man hab's gesehn„ — Fort! mit dem Unglücksbothen!
Ihr liebt, ihr seyd beglückt, und seyds nicht blos durch Wahn.
Was kümmern euch die faden Anekdoten?
Galanterie gehört nicht mit in euren Plan.
Ein häuslich stilles Glück, das sich auf Einfalt, Treue,
Empfindung und Natur, auf Recht und Tugend stüzt,
hängt nicht vom Zufall ab, ist durch sich selbst beschüzt,
erzeugt Vergnügen ohne Reue,
und hat vielleicht der Welt durch Beyspiel mehr genüzt
als die posaunte That, die stolz in Marmor blizt.
Gleichgültigkeit, die Schwindsucht unsrer Seelen,
wird nicht, durch den Genuß — durch Uebermaas erzeugt.
Laßt der Natur die Hand! sie wird euch Wonne wählen,
die euer Herz erquickt, nicht die's erschöpft und beugt.
O keinen Trieb läßt sie erkalten,

prägt

prägt alle Züge unauslöschlich tief;
sie dringt mit ihrem Hauch bis in die kleinsten Falten,
befeuchtet ein Gefühl das noch im Keime schlief.
Das Herz das tobt und stürmt muß vor der Zeit veralten,
es liebt und haßt mit Wuth, zerstört die innre Kraft
des Lebens durch sich selbst, welkt mit den besten Trieben.
Ein Vagabund wird durch sein Herz bestraft.
Das gute sanfte Herz liebt erst aus Leidenschaft,
und wird, wenn die verrauscht, aus Dankbarkeit stets lieben.
Verstehst dus, Mann? Wohlan du wirsts verstehen,
kommt Zeit, kommt Rath. O wenn die Stunde schlägt,
die all dein Wohl und Weh auf ihrem Zittig trägt,
die schmerzlichste, die seeligste der Ehen —
dein Liebstes auf der Welt im Todeskampf zu sehen!
und nun erkämpft! nun wieder dein!
Gedoppelt dein! Zurück vom Grabesrande
an deiner Brust — durch neue süße Bande
nun ganz dein Weib! Mit diesem Unterpfande
der Zärtlichkeit, der Nahme Vater dein!
Da stehst du nun — zu seelig dich zu freun,
hast keine Worte, keine Thränen
gäbst um den Thron der Welt jezt nicht dein Schicksal hin!
Genug. Umringt mit lauter Kinderscenen
entfuhr mir das im besten frohen Sinn;
und, da ihr wißt daß ich Präceptor bin,
und, was von mir die guten Seelen wähnen,

ein ſonderbarer Kopf voll Eigenſinn und Spleen,
ein Wildfang, und ſo fort — wiewohl von dieſem Allen
die halbe Hälfte kaum was mehr als äußrer Schein —
So hoff ich werdet ihr verzeihn
daß ich mit ſamt der Thür beynah ins Haus gefallen.

Londy.

II.

Richard Coeur de Lion und Blondel.

Eine Anekdote
aus der Geſchichte der Provenzaliſchen Dichter.

Richard, genannt Coeur de Lion, dritter König von England aus dem Hauſe Plantagenet oder Anjou, und zweyter Sohn K. Heinrichs II. beſtieg den Engliſchen Thron i. J. 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan Saladin Jeruſalem und das Heilige Grab (das durch den wunderreichen Fanatismus der Ritterzeit das Grab etlicher hundert tauſend Europäiſcher Chriſten geworden iſt) nach der berühmten Schlacht bey Tiberias wieder eingenommen; und dadurch Europa von neuem mit einem allgemeinen Eifer entflammt, die durch dieſen Verluſt nach ihren Begriffen auf die ganze Chriſtenheit gefallne Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. K. Richard, der tapferſte und ritterlichſte Fürſt ſeiner Zeit, war auch der, bey dem dieſer Eifer zur heftigſten Leidenſchaft aufloderte. Um die zu ſeinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Geldſummen aufzubringen, veräußerte er von den Domainen, Einkünften und Regalien der Krone ſoviel er nur konnte. Ich wollte London ſelbſt verkaufen, ſagte er, wenn ich nur einen

Käuf-

Caphis.

Ich denke wir haben alle einerley Verrichtung. Die meinige iſt, Geld zu fordern.

Titus.

Das iſt die unſrige auch.

Philo zu den Vorigen.

Caphis.

Da kommt auch Herr Philo.

Philo.

Guten Tag allerſeits.

Caphis.

Willkommen, Bruder. Wie viel, denkt ihr, iſt es an der Zeit?

Philo.

Nicht weit von neun Uhr.

Caphis.

Schon ſo viel?

Philo.

Hat ſich Milord noch nicht ſehen laſſen?

Caphis.

Noch nicht.

Käuffer dazu finden konnte. König Philipp-August von Frankreich, vereinigte ſich mit ihm zu dieſem Abentheuer; aber, ſo wie der erſte, ſeinem perſönliche. Charakter und ſeinem Rang nach, ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heer der Kruziaten vorzuſtellen, ſo hatte Richard hingegegen alle perſönlichen Tugenden und Fehler, die Rolle des Achills zu ſpielen. Seine bis zum Romantiſchen getriebne Unerſchrockenheit und Liebe zu perſönlichen Abentheuern erwarb ihm den Beynahmen Löwenherz und machte ihn zum Helden eines der berühmteſten Ritterbücher des dreyzehnten Jahrhunderts. (*) Sein Nahme wurde ſo furchtbar unter den Sarazenen und Türken, daß die Mütter um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, ſie mit dem König Richard bedräuten. Joinville, der in ſeinem Leben des heil. Ludwigs dieſen Umſtand erzählt, ſetzt noch einen andern hinzu: wenn die Araber ritten und ihre Pferde wurden vor irgend einen ungewöhnlichen Gegenſtand ſcheu, ſo pflegten ſie, indem ſie ihnen den Sporn gaben, zu ſagen: wie, meynſt du denn ſeheſt den König Richard? Ich weiß nicht ob ſich ein ſtärker zeichnender Zug denken läßt. Die Romanziers dieſer Zeiten fanden etwas ſo wunderrolles in den ritterlichen Thaten dieſes Prinzen, daß ſie ſich nicht anders zu helfen wußten, als vorzugeben, er ſey im Beſitz des in der fabelhaften Geſchichte des König Artus ſo berühmten Magiſchen Schwerdtes, Caliburn oder Eſcalibor genannt, geweſen; wiewohl der Roman von König Artus ſagt, ſein Schildknapp habe ſolches auf Befehl ſeines Herrn nach deſſen Tod in einen See geworfen.

Indeſſen blieben doch alle große Thaten dieſes Helden und ſeiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg.

(*) S. Warton's History of English Poetry Vol. I. 3. und 4.

Eine fatale Eyfersucht trennte die christlichen Fürsten, und entkräftete eine Macht die durch Eintracht den Sarazenen hätte verderblich seyn können. K. Richard selbst war zu stolz und zu heftig in seinen Leidenschaften, um die übrigen seine persönliche Ueberlegenheit nicht zuweilen stärker fühlen zu lassen, als die Klugheit erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Oesterreich, der nach dem unglücklichen Tode des Kayſers Friedrich des Rothbarts und seines Sohnes, an der Spitze der teutschen Kruziaten geblieben war, trennten sich von ihm gerade in einer Zeit da man die gröſte Hofnung hatte, Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller seiner Heldenthaten war die Eroberung von Askalon, und ein Waffenstillstand, wodurch den Christen der Besitz des wenigen was sie mit so groſsem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freyheit das heil. Grab zu Jerusalem ungehindert zu besuchen, auf drey Monate, drey Wochen, drey Tage und drey Stunden versichert wurde.

Unternehmungen, wie diese, wo groſse Monarchen ihre Erbländer verlassen und an Menschen und Geld erschöpfen, um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abentheuer zu bestehen; wo mit ungeheuren Kräften am Ende — Nichts geschaft, und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewiſsheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem Schwindelgeist, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren, muſs uns, nach den Grundsätzen einer gesundern Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders K. Richards seiner, müssen aus dem damals in ganz Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden.

Richar-

Richarden war es bloß darum zu thun in die entlegenſten Länder auf Abentheuer zu ziehen, ſich mit Sarazenen und Rieſen und Löwen herumzuſchlagen, und den Minſtrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Dieſen Zweck hatte er erreicht, und das Uebrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen, von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damals gar nicht in die Köpfe der Helden. Man taumelte und trieb ſich herum, ohne einen andern Zweck dabey zu haben, als ſich herumzutreiben; man lebte, ſo zu ſagen, von den Abentheuern des Tages; und man wollte ſich ſelbſt und Andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig laſſen. Dies war der Geiſt der Ritterzeit!

Richard hatte bey der Belagerung von Askalon und bey andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Oeſtreich, Leopold, auf eine ſehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte, ſich die Genugthuung eines Ritters zu verſchaffen, (die ihm Richard nicht verweigert haben würde) hatte ſich mit dem verſchloſſenen Grimm einer unmächtigen Rachbegierde nach Hauſe begeben. Aber, was er wahrſcheinlicher Weiſe nicht hoffen konnte, eine Gelegenheit Rache an ſeinem Feinde zu nehmen ohne ſeine eigne Perſon in Gefahr zu ſetzen, ſpielte ihm das Schickſal und Richards Unvorſichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. K. Richard, durch die einheimiſchen Unruhen ſeines Reichs und den niederträchtigen Einfall des Königs Philipps in ſeine franzöſiſchen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bey Aquileja Schiffbruch erlitten, und an dieſem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt ſeinen Weg durch Teutſchland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht ſicher zu ſeyn glaubte. Um den Nachſtellungen des Gouverneurs von Iſtrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien; und hier verrieth

er sich durch einen Auftritt und Frengebigkeiten, die an einem Pilgrim um so mehr Aufmerksamkeit erregten, da er zu sehr das Air eines Helden hatte, um für das angesehen zu werden, was seine schlechte Kleidung ankündigte. Kurz Richard ward entdeckt, angehalten, und nach Linz in ein enges der königlichen Würde höchst unanständiges Gefängniß gebracht. Und hier soll ihm die Avantüre begegnet seyn, welche eigentlich das Sujet der gegenwärtigen Erzählung ist.

K. Richard hatte seine Jugend meistens in seinen französischen Erbländern, und einen ziemlichen Theil derselben in der Provence gelebt, wo die Kunst des Gesangs um diese Zeit in der höchsten Blüthe stund, und nicht nur eine von gemeinsten Erholtlichkeiten der Grossen bey Gastmälern und Festivitäten ausmachte, sondern auch von vielen unter ihnen selbst mit Succeß getrieben wurde — wie es, im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert bey uns Teutschen auch war. Hier soll Richard die sonderbare Liebe zu der Kunst der Troubadours oder Minstrels ein, die ihn sein ganzes Leben durch nie verließ. Ja die Liebe, welche von jeher so viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum Provenzalischen Dichter. Denn das Provenzalische wurde damals für angenehmer und singbarer als das Französische, und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenschaften gehalten. In der Folge war sein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmtesten Minstrels seiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marseille, Anselm Faydit, und Blondel de Nesle als seine Favoriten genennt werden. Der letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzug (wohin dem französischen Adel, nach Mathieus Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) sich besonders dem K. Richard gewidmet, und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger, seiner vornehmsten Thaten gewesen — wiewohl um diese Zeit die-

Be-

Bestimmung der Dichter von der Würde, die sie in den ältern Zeiten der Barden und Skalder behauptet hatte, schon ziemlich herab gesunken war. Denn ehmals wurden die Barden als von den Göttern begeisterte Männer angesehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für sie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgesang zu singen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu seyn, und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgesänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Diese Bestimmung bezog sich unmittelbar auf die Verfassung der alten Celtischen, Germanischen und Nordischen Völker — roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freyheit mit dem Drang der gemeinsamen Noth verbunden diesen Gemeinheitsgeist (Public Spirit) dieses für Einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policierte Nationen vermöge ihrer bürgerlichen und militärischen Verfassung keinen Begriff mehr haben; wo Jeder Allen und Alle Jedem angehörten; wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Caste oder seines Gau's angesehen wurde, und Verachtung seines Lebens wann's die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war, und es, wofern die kleine Nation sollte bestehen können, seyn mußte. — Aber all dies fand, bey so sehr veränderten Umständen, unter den Nachkommen eben dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr statt. Die Feudalverfassung hatte, durch ganz natürliche Folgen, jenen Gemeinheitsgeist beynahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige, und die mächtigsten unter ihnen beynahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigne Erhaltung und Vergrößerung, und hielt seinen

Eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern und (wiewohl höchstselten) persönliche Treue gegen den Souverain, waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten, Proben zu halten, und wohl gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehmals gewürkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stuffenweise, so wie die Verfassung Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloßen Künsten des Vergnügens herab, und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Trubadurs und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch: aber weniger um ihrer würklichen Verdienste willen, als weil sie sich zur Belustigung der Großen unentbehrlich zu machen wußten; weil man ihre Lays und Fabliaux liebte, und weil Poesie, Musik und Pantomimische Kunst, die sich in der Folge wieder von einander trennten, damals nur Eine einzige Profession ausmachten und von einerley Meistern getrieben wurden. Die Großen mochten's zwar noch immer (wie natürlich) wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden: aber das Lob so sie erhielten war weniger verdienter Preiß ihrer Tugenden als Kitzelung ihrer Eitelkeit, und konnte auch nicht wohl mehr seyn, da doch am Ende der am meisten gelobt wurde der am besten bewirthete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dies ist ein Nebenpfad, dessen Verfolg uns zu weit von unserm Sujet führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm,

der

der den König an die Küſte von Iſtrien warf, war das Schiff worauf dieſer Minſtrel ſich befand in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte ſeine Reiſe durch Teutſchland und die Niederlande, und forſchte allenthalben fruchtlos nach dem König ſeinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England, aber auch da wußte man nicht was aus Richarden geworden ſeyn könnte. Denn ſeine Gefangenſchaft blieb ein ganzes Jahrlang Geheimniß. Der Minſtrel beſchloß ſeinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt ſuchen müßte. Er reiſete lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerüchte, oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohlbekannte Verbitterung zwiſchen Richard und Leopold wahrſcheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des letztern leitete. Nachdem er ſie viele Täge lang durchwandert hatte, ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bey einem alten Schloß an, in deſſen Thurm ein Gefangener (wie er ausforſchte,) ſcharf bewacht wurde. Wiewohl ihm niemand etwas nähers ſagen konnte, ſo ſchlug ihm doch gleich das Herz, daß es ſein Herr ſeyn könnte. Da es aber unmöglich war, ſich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiß zu machen: ſo verſuchte ers folgendermaßen. Er fand Mittel, ſpät in der Nacht, ſo nahe an den Thurm und unter das Fenſter des Gefangenen zu kommen, daß ſeine Stimme von dieſem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf ſeiner Zither eine Weile präludiert hatte, fieng er ein Lied an, welches Richard ſelbſt in Paleſtina zu einer Zeit gemacht hatte, da er ſeiner Liebe zu der ſchönen Margerithe Gräfin von Hennegau am ſtärkſten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beyſpiel der meiſten Damen dieſer Zeit, ſich auch mit dem Kreuz bezeichnen laſſen, und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unſern Leſern wenig Troſt geben möchte, wenn

wir ihnen, falls wirs auch könnten, dieß Lay in Provenzalischer Sprache, worinn Richard es gesetzt, vorsingen liessen; so haben wir versucht, es, so gut's gelingen wollte, in unsre Muttersprache überzutragen — herzlich wünschend, daß es wenigstens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Originals in sich haben möchte als die galantisierte Uebersetzung der Mistelle l'Heritier.

Blondel also fieng zu singen an, wie folget:

Brennend tobt' in mir das Fieber,
sengte jedes Lebensband,
meiner Augen Licht ward trüber
und herüber
aus dem finstern Schattenland
streckte schon der Tod nach mir die kalte Hand.
Da kam mein Lieb mit holdem Blick
und Tod und Fieber wich zurück.

Hier hielt der Minstrel inne; denn das Lied hatte bey jeder Stanze einen Refrein; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene derjenige wäre, den er suchte, so würde er sich bey dieser Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe aber, wie er wohl hörte, des Gesangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor, vollendete die Stanze mit folgendem Refrein:

Ich sag es ohn Erröthen,
das süsse werthe Weib
es hilft in allen Nöthen
und tröstet Seel und Leib.

Blondel fuhr fort:

Ringsum mit Gefahr umfangen
focht' ich in der wilden Schlacht;

dicht,

dicht, wie Gottes Hagel, drangen
Spieß und Stangen
auf mich ein mit aller Macht;
ſchon erſank mein Arm und um mich her wards
Nacht:
da rief ich meine Dame an,
und Sieger blieb ich auf dem Plan.

Die nehmliche Stimme antwortete:

Ich ſag es ohn Erröthen,
das ſüße werthe Weib
es hilft in allen Nöthen
und tröſtet Seel und Leib.

Blondel beſchloß mit der lezten Stanze des Liedes:

Laßt das Feldgeſchrey erſchallen,
wie im ungeſtümen Meer
Winde brauſen, Donner knallen,
alles fallen
alles ſplittern um mich her,
hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer leer:
kein Schikſal mich zu Boden fällt,
ſo lang die Lieb empor mich hält.

Die Stimme antwortete abermal:

Ich ſag es ohn Erröthen,
das ſüſſe werthe Weib
es hilft in allen Nöthen
und tröſtet Seel und Leib.

Groß war Blondels Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daß es K. Richard ſey, der ihm geantwortet: aber um ſich gleichwohl noch völliger zu überzeugen, ſetzte er aus dem Stegreif die vierte Stanze in der nehmlichen Weiſe hinzu:

Neid

Neid und feige Nachgier lauren
Nachts im Wald dem Löwen auf,
zwingen ihn in finstern Mauern
auszudauern;
Treue leitet Blondels Lauf:
harre, Löwenherz! bald springt dein Kerker auf!

und alsobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Steegreif:

O wäre Margot nur bey mir,
der Himmel, sprach ich, wäre hier!
Denn, sollt' ich deß Erröthen?
das süsse werthe Weib
es hilft in allen Nöthen,
und tröstet Seel und Leib.

Nun glaubte der getreue Blondel seiner Sache völlig gewiß zu seyn; aber seinem Herrn unmittelbare Hülfe zu leisten, war keine Möglichkeit. Richard hatte wenigstens die Stimme seines geliebten Minstrels erkannt, und er mochte nun glauben, daß es Blondel selbst oder sein Geist gewesen, so mußt es ihm immer Trost und Muth geben, nach einer so langen Todesstille und Verlassenheit von allem was ihm lieb war, eine Freundesstimme gehört zu haben, die ihm Befreyung versprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch dessen Befreyung, welche einige Monate darauf — wiewohl mit vieler Mühe und Umständen die dem Kayser Heinrich VI. und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch würklich erfolgte. Conf. *Fauchet* Recueil de l'origine de la Langue et Poëtie Françoise p. 93.

Die vorgedachte Mselle *L'Heritier de Villadon*, welche sich dieser Geschichte als eines Fadens zu einem kleinen wenig bekann-

ten

Philo.

Das wundert mich, er pflegte ſonſt um ſieben Uhr ſchon zu ſcheinen.

Caphis.

Ja, aber die Tage haben bey ihm abgenommen; ihr müßt bedenken, daß der Lauf eines Verſchwenders dem Sonnenlauf gleich iſt, aber ich fürchte mit dem Unterſcheid, daß er nicht wieder von vornen anfangt. Es iſt tiefſter Winter in Timons Sekel; das iſt, es mag einer tief genug hinunter langen, und doch nicht viel finden.

Philo.

Das beſorg' ich auch.

Titus.

Ihr könnt bey dieſer Gelegenheit eine feine Beobachtung machen: Euer Herr hat euch geſchikt, den Timon um Geld anzufodern.

Hortenſius.

So iſt's.

Titus.

Und er trägt in dieſem Augenblik Juweelen, die ihm Timon geſchenkt hat, wofür ich die Bezahlung fordern ſoll.

Hortenſius.

Ich thue es ungern genug. Caphis.

ten Roman bedient hat, der den Titel führt; *La Tour Tenebreuſe et les jours lumineux*, Contes Anglois, tirés d'anciens Manuſcrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poeſies de *Richard* I. ſurnommé *Coeur-de-Lion* etc. Paris 1705. 12. läſt den Meiſterſänger Blondel nicht ſo ſchnell wegreiſen als die Chronikſchreiber, denen man dieſe Anekdote zu danken hat. Sie findet Mittel ihn in das Schloß ſelbſt hinein zu bringen, und ihn dem alten Burgvogt, den ſie Dietrik nennt, durch ſeine Lieder und Mährchen beliebt, ja zulezt mit Hülfe der zärtlichen Demoiſelle Hedwig, Dietrichs Tochter, zum unmittelbaren Befreyer des Königs zu machen. Wir ſpüren aber keine Verſuchung in uns, ihr in allen dieſen Verſchönerungen der Hauptbegebenheit zu folgen; zumal da wir unſre Leſer für das Mährchen von Ricdin-Ricdon, womit Sie Blondeln den alten Dietrich einſchläfern läſt, gelegenheitlich durch andre aus alten Troubadours und Minſtrels gezogene Erzählungen reichlich zu entſchädigen gedenken.

W.

III.

Neueſte politiſche Gerüchte,

geſammlet

von

Chriſtian Wilhelm Dohm.

Frankreich.

Durch die Menge und Güte ſeiner Produkte, die Bequemlichkeit ſeiner Lage, die Heiterkeit, Erfindſamkeit und Induſtrie ſeiner Bewohner würde Frankreich das erſte, das blühendſte

hendste und solideste Reich von Europa seyn, so bald nur noch die vierte Bedingung hinzuträte, eine Regierung, welche die drey ersten Vortheile ganz zu nutzen verstünde. Noch nie wurde diese vierte Bedingung so erfüllt, wie sie konnte, und doch, was ist Frankreich schon itzt? und was würde es seyn, wenn seine Sülly's und Colberts ununterbrochener gefolgt wären, wenn es das glänzende Siecle de Louis XIV. und mit ihm die kostbaren Kriege, die Hugenotten Verfolgungen, die erhöhten Vingtiemes und Dixiemes nie gesehen hätte, wenn sein Ludwig der Vielgeliebte nicht so lange die Nation einer Pompadour, einem Terray und einer du Barry überliefert hätte? Drey Namen die sich in den Jahrbüchern von Frankreich unvertilgbar gemacht haben. Durch den ersten litt die Nation einen drückenden Krieg, die beyden letzten wußten den Frieden noch drückender zu machen. Unglückliche Trägheit eines gutmüthigen Monarchen, die unendlich mehr Böses thun läßt, als der größte Tyrann selbst thun würde! Unwürdiger Genuß des Vergnügens, der das Wohl von Tausenden untergräbt, das Leben von Tausenden zurückhält!

Ein junger und ein neuer König ist fast immer ein geliebter König. Schon so oft hintergangen, hoffen die Nationen doch immer von ihren neuen Regenten goldene Jahrhunderte und man schmeichelt sich, daß der neue Monarch im ersten Jahre mehr Weisheit beweisen werde, als der Alte im dreyßigsten. Ganz wird diese Hoffnung auch selten hintergangen; eine neue Regierung fängt gewöhnlich mit Jugendkraft an, alle Geschäfte bekommen einen hurtigern Umlauf, einige Gegenstände der Abneigung der Nation werden entfernt, weil sie andern im Wege stehen, die sich eben diese Abneigung erwerben wollen; einige auffallende drückende Mißbräuche werden geändert, der Geist der Reforme flikt hie und da, — bis alles wieder seine Consistenz erhalten, der Regent seine leidenden

denſchaft ſirirt, die Lieblinge ihr Glück gegründet haben. Mißbräuche und Fehler treten wieder hervor, wie ſie Unterdrückungsgeiſt oder Schwäche eingeben, die Regierung wird nach und nach alt, und überläßt der nachfolgenden wieder gerade, denſelben Kreiß zu durchlaufen, den ſie ſelbſt gemacht hatte. Alle monarchiſche Staaten von Europa haben dieſe Erfahrung ſchon ſehr oft gemacht; auch bey dem ſchwächſten Monarchen wird man ſein erſtes Jahr durch eine gewiſſe Thätigkeit und einige wahre Verbeſſerung bezeichnet finden.

Kein Monarch neuerer Zeiten beſtieg ſeinen Thron mit innigerem und lauterm Zujauchzen ſeines Volks als Ludewig der XVI. Seine edle Aufopferung der loyeux Avenements machte ſeinen Regierungsantritt froher, als er bey der Einnahme von einigen Millionen Livres mehr geweſen wäre. Unter der Statue des Lieblings der Nation des großen Heinrichs fand man von unbekannter Hand: Reſurrexit, geſchrieben, — und alle Handlungen des jungen Monarchen beweiſen, daß er die großen Thaten ſeines ältern Ahnherrn nachahmen und die Fehler des jüngern vergüten wolle. Er beſchäftigt ſich ſelbſt mit der Regierung; er ſoll, (wie das Gerücht und die Anekdote, daß er ſich den Vernahmen Severus wünſche, ſagen) zur ſtrengen Gerechtigkeitsliebe geneigt ſeyn; er hat ſchon in der Wahl ſeiner Miniſters große Klugheit und ſelbſt in der Abwechſelung derſelben gezeigt, daß er wünſche den Weg zu finden, auf dem ſeine Nation zur Glückſeligkeit und die Staats-Einrichtung zur Vollkommenheit geleitet werden könnten.

Die Finanzen bedurften hier die größte Reforme. Dies wichtige Departement iſt in der kurzen Regierung Ludwig XVI. von drey Jahren ſchon verſchiedenen Händen anvertrauet worden, und wir haben izt ſchon den vierten General-Controleur abtreten ſehen. Terray konnte natürlich bey einem Monarchen, wie

der

der ihlge nur einige Monate ausdauern. Turgot wurde sein Nachfolger im August 1774. und blieb es bis in den May 1776. Eine kurze Zeit, die aber hinreichte für den edlen Mann, die Größe der Talente, Adel und Stärke des Geistes und die glänzendste Rechtschaffenheit des Charakters in einer der interessantesten Stellen in Europa zu entwickeln.

Clugny würde wahrscheinlich noch nicht der erste nach Colbert als General-Controleur gestorben seyn, wenn er länger als fünf Monate gelebt hätte. Tabeureaux de Reaux bekam an Hrn. Necker zuerst einen Gehülfen und hernach einen Nachfolger (doch unter einem neuen Titel: Directeur general des Finances) von dem man vorzüglich Plane zu Tilgung der Nationalschulden erwartet. Man darf viel von einem Manne sich versprechen, der als Ausländer der reichste Banquier von Paris geworden, und der besonders in seiner Schrift: Sur la Legislation et le Commerce des Grains einen Geist und einen Scharfsinn bewiesen hat, die ihn fähig machten, nicht nur der Lobredner sondern auch der Nachfolger Colberts zu seyn.

Die beyden wichtigsten, nicht nur Frankreich, sondern überhaupt die Menschheit interessirendsten Verordnungen Turgots sind die über die Abschaffung der Frohndienste zum Wegebau und über die Abschaffung der Zünfte. Die allgemeine Wichtigkeit dieser Gegenstände, die ähnlichen Regungen und Untersuchungen derselben auch in teutschen Staaten, die neuern Modificationen der lezteren Verordnungen durch Clugny, die Widersetzung des Parlaments — geben, wie mich dünkt, diesen beyden Edikten so viel Interesse, daß den meisten Lesern, die solche nur unvollkommen aus Zeitungsextrakten kennen werden, eine etwas genauere Kenntniß derselben nicht unlieb seyn wird.

Tep-

Beyde Verordnungen ſind mehr im Tone des lehrenden Vaters des Volks, als des befehlenden Monarchen geſchrieben. Dieſer Ton war in Frankreich ſo ungewohnt, daß man ihn pedantiſch ausſchrie, ſtatt ſich zu freuen, einmal in einer Sprache angeredt zu werden, die des Menſchen und des Bürgers würdig war. Weitläuftige politiſche Diskuſſionen, wortreiche Rechtfertigungen der Geſetze würden freylich in Verordnungen an einem ſehr unſchicklichen Orte erſcheinen. Aber ſimple, kurze und edle Darſtellung der Grundſätze, die dem Geſetzgeber ſeine Befehle eingeben; die dem Unterthan nicht blos verſichern, ſondern auch beweiſen, daß ſein Beſtes die Abſicht der Geſetze ſeyn. — Dieß dünkt mich, iſt der Weißheit eines Geſetzgebers, der ſich erinnert, daß er auch denkenden Menſchen befiehlt, vollkommen würdig. Noch mehr wird dieſes nöthig, wenn der Geſetzgeber alte durch Herkommen geheiligte und mit dem Intereſſe eines Theils der Unterthanen verwebte Einrichtungen abſchaffen und beſſern will. Wenn hier der Regent zuerſt den Verſtand der Unterthanen überzeugt und ſie beweat ſeine Befehle zu wünſchen, wenn er auf die allgemeine Glückſeligkeit, als die gerade Folge ſeiner Geſetze hinweiſet, wenn er dem Alterthum ſeine Ehrwürdigkeit nimmt, weil es ſchädlich iſt, wenn er das beleidigte Intereſſe als einen Irrthum darſtelt: — wie viel ſicherer wird er denn nicht ſein: Nous diſons, ſtatuons et ordonnons, voulons et Nous plait hinzuſetzen; wie viel gewiſſer kann er die Befolgung ſeiner Geſetze ſich verſprechen, von Unterthanen, die noch einen andern Grund der Befehle als Car tel eſt notre plaiſir kennen!

So dachte der vortrefliche Turgott, ſo ſuchte er ſeine weiſen Grundſätze der Nation nicht blos zu befehlen, ſondern zu lehren, ſo ließ er dem despotiſchen Canzleyſtil der Franzöſiſchen Monarchen einen Unterricht vorgehn, der eines Geſetz-

gebers einer freyen Nation des Alterthums würdig gewesen wäre.

Ich fange itzt mit der Verordnung über die Frohndienste vom Februar 1776 an. In dem ersten Theile derselben, der den Unterricht enthält, ist der Ausdruck so energisch, kurz und edel, daß ich hier nicht auszuziehen, sondern nur übersetzen kann:

Ludewig u. s. w. Der große Nutzen öffentlicher Landstraßen für den Transport der Produkte ist zu allen Zeiten anerkannt worden. Unsere Vorgänger haben daher die Anlegung und Erhaltung dieser Straßen als einen der würdigsten Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit betrachtet.

Nie sind diese wichtigen Arbeiten mit mehr Lebhaftigkeit betrieben worden, als unter der Regierung des verstorbenen Königs. Mehrere Provinzen haben schon die Früchte davon in der schnellen Erhöhung des Werths der Güter empfunden.

Der Schutz, den wir dem Ackerbau als der wahren Basis des Ueberflußes und der allgemeinen Glückseligkeit schuldig sind; die Gunst, die wir dem Handel als der gewissensten Ermunterung des Ackerbaues bewilligen wollen (*), werden uns gewiß zu der Bemühung bewegen, immer mehr und mehr durch die leichtesten Communicationen alle Theile unsers Reichs sowohl unter sich, als auch mit fremden Ländern zu verbinden. Wir wünschen diese Vortheile unserm Volke durch solche Mittel zu verschaffen, die ihm am wenigsten lästig sind und wir haben uns daher von den Mitteln Rechenschaft geben lassen, die man bisher sowohl zu Anlegung als Unterhaltung der Landstraßen angewandt hat.

Wir

(*) Man bemerke die bey diesen Gegenständen so schicklich ganz im Geiste der Oekonomisten abgemessene Präcision des Ausdrucks; — der Schutz, den wir schuldig sind; die Gunst, die wir — bewilligen.

Wir haben hier mit Mißfallen geſehen, daß, mit Ausnahme ſehr weniger Provinzen, die Arbeiten dieſer Art meiſtens durch Frohndienſte geſchehen ſind, die man von unſern Unterthanen, und ſogar von dem allerärmſten Theile derſelben verlangt hat, ohne ihnen auf eine Weiſe die Zeit, die ſie für dieſe Arbeit anwenden mußten, zu vergüten. Wir mußten nothwendig von den Unbequemlichkeiten, die mit dieſer Art von Auflage verbunden ſind, ſehr gerührt werden.

Den Landmann mit Gewalt von ſeiner Arbeit wegreiſſen, iſt allemal ein ſehr reeller Schade für ihn — auch dann, wenn man ihm ſeine Arbeit bezahlt. Auch darf man nicht darauf denken, eine Zeit zu wählen, wo der Landbauer weniger beſchäftigt wäre. Die Geſchäfte des Landbaues ſind ſo abwechſelnd und mannichfaltig, daß gar keine Zeit ganz ohne Geſchäfte übrig bleibt; und wenn ſie auch wäre, wird ſie doch allemal auch in ganz nahen Orten und oft an Einem Orte nach der Verſchiedenheit des Bodens und der verſchiedenen Arten von Cultur, gar nicht dieſelbe ſeyn.

Auch die aufmerkſamſten Regierungen können dieſe Unterſchiede nicht in ihrem ganzen Detail kennen; überdies müſſen auch die Befehle in einem gewiſſen Canton allemal allgemein ſeyn, weil man eine gewiſſe Menge von Arbeitern auf einmal gebraucht. Ein Irrthum der Regierung kann aber die Cultivateurs Tage verlieren machen, die ihnen keine Bezahlung erſetzen kann.

Dem Landmann ſeine Zeit nehmen, auch wenn man ſie ihm bezahlte, iſt allemal eben ſo viel als eine Auflage; ſie ihm ohne Bezahlung nehmen, iſt eine doppelte Auflage; und dieſe Auflage überſchreitet endlich alle Proportion, wenn ſie den gemeinen Tagelöhner trift, der, um zu leben, nichts hat als — die Arbeit ſeiner Arme.

Ein Mensch, der gezwungen und ohne Belohnung arbeitet, wird allemal träge und ohne Intereſſe arbeiten. Er leiſtet in gleicher Zeit weniger Arbeit, und ſeine Arbeit iſt ſchlecht. Die durch Frohndienſt gezwungene Wegarbeiter, müſſen oft drey und mehr Meilen bis an den Ort der Arbeit und eben ſo oft wieder zurück reiſen. Sie verlieren alſo ohne Vortheil für die Arbeit, einen groſen Theil ihrer Zeit. Die öftern Ausrufungen, das Aufhalten, die Arbeit abzuſtecken, ſie ſchicklich zu vertheilen, und durch einen zuſammengeraften Hauffen von Menſchen, die meiſtens eben ſo wenig Einſicht als guten Willen haben executiren zu laſſen, — nehmen von der noch übrigen Zeit auch einen guten Theil weg. So koſtet alſo die auf dieſe Art gemachte Arbeit dem Staate und dem Volke, zweymal, auch oft wohl dreymal mehr, als ſie für baare Bezahlung gekoſtet hätte.

Die wenige Arbeit die ſo theur bezahlt wird, iſt allemal ſchlecht gemacht. So ſimpel die Kunſt Chauſeen zu machen auch iſt, ſo hat ſie doch ihre Grundſätze und Regeln, von deren Beobachtung die Solidität und die Dauer der Wege allein abhängt. Die Beobachtung dieſer Regeln kann man aber unmöglich von Menſchen erwarten oder fodern, die alle ganz verſchiedene eigne Arbeiten und Beſchäftigungen haben, die zu Frohndienſten gezwungen ſind, und die nur einige wenige Tage im Jahr zum Wegebau gebraucht werden. Läſt man aber für Geld arbeiten, ſo kann man mit Recht den Entrepreneurs allen Detail vorſchreiben der zur Vollkommenheit des Werks nöthig iſt; und dieſe wählen Arbeiter aus, die aus dem Wegebau ihr Hauptgeſchäft machen, und die ſie unterrichten und in ſtrenger Aufſicht halten können.

Dann wird die Arbeit gut gemacht, weil der Entrepreneur weiß, daß man ihn zwingen würde, ſie auf ſeine Koſten wieder von neuem zu machen, wenn er etwas ſchlechtes lieferte.

ferte. Die Arbeit des Frohndienſtes aber bleibt ſchlecht gemacht, weil es zu hart ſeyn würde, von dem armen Landmann zu fodern, daß er die aus Unwiſſenheit begangene Fehler durch doppelten Dienſt wieder gut machen ſolle. Die Wege ſind alſo immer weniger ſolide und viel ſchwerer zu unterhalten.

Noch eine andere Urſache macht die durch Frohndienſte bewirkte Unterhaltung viel koſtbarer. Wenn dieſe Unterhaltung mit baarem Gelde geſchicht, ſo wird der Unternehmer, dem ein Theil des Weges anvertrauet iſt, immer den kleinſten Schaden ſorgfältig beobachten, ihn im Augenblicke da er entſteht mit geringen Koſten verbeſſern. So kann alſo der Weg immer befahren werden, und fodert gar keine koſtbare Ausbeſſerung.

Die Wege hingegen, die man durch Frohndienſte unterhält, werden erſt dann ausgebeſſert, wenn der Schaden ſo merklich iſt, daß man es nöthig hält die Aufſeher davon zu unterrichten. Daher kommt es, daß auf dieſen Wegen (die gemeiniglich aus ſehr grob gehauenen Steinen zuſammengeſetzt und alſo gleich anfangs ſehr uneben ſind) die Fuhrleute immer nur einer Spur folgen, und tief gehende Gleiſen fahren, die oft den Weg in ſeiner ganzen Tiefe durchſchneiden.

Da es unmöglich iſt in jedem Augenblick Frohndienſte aufzubieten, ſo hat man in den meiſten Provinzen des Reichs zur Ausbeſſerung der Wege zwey Zeitpunkte im Jahre beſtimmt, kurz vor und kurz nach dem Winter, da man dann die Wege allemal ſehr verdorben findet. Man muß ſie alsdenn ganz von neuem mit Steinen bedecken. Dies hat erſtlich die Inconvenienz, daß der Weg jedesmal eben ſo rauh und uneben iſt, als wenn er von neuem gemacht wäre; und dann wird hierdurch ein jährlicher Aufwand von Fuhrwerk und Arbeit des Landmanns verurſacht, der oft dem Aufwand

des ersten Baues sehr nahe kömmt. Jede Arbeit, die einen Unterricht, die eine besondere Art von Fleiß fodert, kann unmöglich durch Frohndienste geschehen. Deswegen ist man bey Wegen, die auf diese Art angelegt worden, gezwungen, sich bloß auf grobgehauene Steine einzuschränken, und kann keine gepflasterte Chausseen machen, wenn es gleich die Natur der Steine oder die Entfernung vom Steinbruch foderte, und die gepflasterten Wege unendlich wohlfeiler wären, als die der andern Art, welche eine weit größere Menge Steine gebraucht. Diese oft sehr große Erhöhung des Preises ist wieder eine Vermehrung der reellen Ausgabe und der Last des Volks, welche aus den Frohndiensten entsteht. Hierzu tritt nun noch eine Menge von zufälligem Verlust des Viehes, das erst einen weiten Weg bis zum Orte der Arbeit machen muß und unter den vielen Beschwerden erliegt, und dann selbst der Menschen, der Häupter der Familien, die verwundet oder durch Krankheit weggerissen werden, — ein desto schmerzenderer Verlust, da er durch eine erzwungene und auf keine Weise vergütete Arbeit verursacht wurde.

Hierzu kommen nun noch die vielen Kosten, Geld- und andere Strafen, welche die Widersetzung gegen zu harte Gesetze nothwendig macht, und dann die heimlichen Unterdrückungen aller Art, die auch die größte Wachsamkeit bey einem so ausgebreiteten und verwickelten Geschäfte, als das der Frohndienste ist, nicht ganz hindern kann. Die ausübende Gewalt wird hier in eine gar zu große Menge von Details verwirrt, die Autorität wird bis ins Unendliche zerschnitten, unter so viele Hände vertheilt, und in den äussersten Zweigen an Subalternen überlassen, die man fast unmöglich immer mit Sicherheit wählen, und genau beobachten kann.

Wir halten es für wirklich unmöglich alles genau zu schätzen, was die Frohndienste dem Volke kosten. Wenn

wir

Caphis.

Das iſt ſeltſam, daß Timon mehr bezahlen ſoll, als er ſchuldig iſt; und es kommt eben ſo heraus, als ob euer Herr koſtbare Kleinode trüge, und ſchikte um Geld dafür.

Hortenſius.

Die Götter ſind meine Zeugen, daß mich dieſe Verrichtung recht ſauer ankommt; ich weiß, mein Herr hat dem Timon geholfen, ſein Vermögen durchzubringen; ſeine Undankbarkeit macht daß es izt ärger iſt, als wenn er's ihm geſtohlen hätte.

Varro.

Meine Forderung iſt dreytauſend Cronen; wie viel iſt die eurige?

Caphis.

Fünftauſend.

Varro.

Das iſt viel; aus der Summe ſollte man ſchlieſſen, euer Herr habe mehr Confidenz gehabt als der meinige, ſonſt hätt' dieſer gewiß ſeine Fordrung eben ſo groß gemacht. (*)

Flaminius zu den Vorigen.

Titus.

Hier kommt einer von Timons Leuten.

(*) Ein Wortſpiel mit Confidence, welches im Engliſchen Zutrauen und Unverſchämtheit heiſſen kan.

wir an die Stelle eines Syſtems, das in ſeinen Würkungen ſo drückend, in ſeinen Mitteln mangelhaft iſt, dasjenige ſetzen, nach welchem die Wege für baar Geld gemacht werden: ſo werden wir folgende Vortheile haben. Wir wiſſen genau die Laſt, die unſer Volk für dieſe Arbeit tragen muß; wir verſtopfen zugleich die Quelle von Bedrückungen und Ungehorſam; wir dürfen für dieſe Dinge nicht mehr ſtrafen, nicht mehr befehlen; wir können überdem einen Gebrauch unſers Anſehens erſparen, deſſen Verſchwendung allemal ſo unangenehm iſt. Dieſe verſchiedene Gründe würden uns ſchon bewegen, dem Frohndienſte, das viel gelindere und weniger koſtbare Mittel, die Wege für baar Geld anlegen und beſſern zu laſſen, vorzuziehen. Aber noch ein ſtärkerer und entſcheidender Beweggrund beſtimmt uns hierzu, nehmlich die Ungerechtigkeit, die bey Frohndienſten ganz unvermeidlich iſt.

Das ganze Gewicht dieſer Laſt fällt, — und kann nicht anders fallen — auf den allerärmſten Theil unſrer Unterthanen, auf diejenigen welche kein anderes Eigenthum als ihre Arme und Induſtrie haben — auf die Landbauer und die Pächter. Die Landeigenthümer ſind faſt immer ganz befreyet, oder tragen doch nur ſehr wenig.

Und doch ſind Landſtraßen den Eigenthümern eigentlich nützlich, weil die vermehrte Verführung ihrer Produkte den Werth derſelben erhöhet.

Nicht die itzigen Landbauer, nicht die Tagelöhner, die man arbeiten läßt, gewinnen. Die künftigen Pächter werden den Landeigenthümern die Vermehrung ihrer Produktionen bezahlen. Die Claſſe der Tagelöhner wird vielleicht endlich auch einen dem vermehrten Werth der Produkte proportionirten Lohn erhalten; ſie wird auch an dem allgemein vermehrten Wohlſtande Theil nehmen. Aber bloß die Klaſſe der Landeigenthümer genießt eine geſchwinde und unmittelbare

Vermehrung ihrer Reichthümer, und diese werden sich nur in so weit unter das ganze Volk vertheilen, als es sie durch neue Arbeit erkauft.

Diese Klasse der Landeigenthümer also, welche die Früchte von Anlegung der Wege genießt, sollte auch alle Kosten für dieselbe auslegen, für die sie die Interesse bekömmt.

Wie kann es gerecht seyn, diese Arbeit Menschen verrichten zu lassen, welche nichts eigenes haben? ihnen ihre Zeit und ihre Arbeit ohne alle Vergeltung wegzunehmen, ihnen das einzige Mittel zu entziehen, sich gegen Hunger und Elend zu schützen, um sie zum Vortheil viel reichrer Bürger, als sie, arbeiten zu lassen?

Ein Irrthum von ganz andrer Art hat die Regierung oft verleitet, die Rechte der Landeigenthümer dadurch aufzuopfern, daß man wünschte, den armen Theil unserer Unterthanen zu unterstützen, aber das unrechte Mittel gebrauchte und die Landeigenthümer zwang, ihre Produkte unter dem wahren Werth zu verkaufen.

Von einer Seite also begieng man eine Ungerechtigkeit gegen die Landeigenthümer, um den arbeitenden Klassen das Brod zu wohlfeilem Preiß liefern zu können; von der andern Seite nahm man diesen zum Vortheil, der ersten Klasse, den Lohn ihres Schweisses und ihrer Arbeit.

Man fürchtete der Preiß der Lebensmittel möchte für den Tagelohn zu hoch steigen; und man ließ doch umsonst eine Arbeit verrichten, die bezahlt worden wäre, wenn die, welche davon den Vortheil hatten, sie hätten machen lassen; man minderte also die Nachfrage nach der Arbeit, und nahm dadurch das einzige Mittel weg, den Lohn der Arbeit auf seinen wahren Werth steigen zu machen.

So

So verletzte man auf gleiche Weise das Eigenthum und die Freyheit der verschiedenen Klassen unsrer Unterthanen; man machte sie alle arm, um abwechselnd bald die eine bald die andere Klasse zu begünstigen. So verirrt man sich, wenn man einmal vergißt, daß nur allein die Gerechtigkeit das Gleichgewicht unter den verschiedenen Rechten und Interessen erhalten kann. Sie wird allemal die Basis unsrer Regierung seyn, und um sie gegen die zahlreichste und unsers Schutzes am meisten bedürfende Klasse der Unterthanen zu beweisen, haben wir geeilet, die Frohndienste zum Wegebau in allen Provinzen unseres Reichs aufzuheben.

Doch haben wir uns den ersten Bewegungen unsers Herzens nicht überlassen wollen, ohne vorher die Beweggründe geprüft zu haben, durch die unsre Vorfahren bewogen werden konnten, eine Einrichtung, deren Inconvenienzen so offenbar sind, einzuführen und fortdauern zu lassen.

Man hat vielleicht glauben können, durch die Frohndienste würden zu gleicher Zeit alle Landstraßen in allen Theilen des Reichs verbessert, — also würde die Communication früher geöffnet und der Staat könne viel geschwinder der Reichthümer genießen, die die erweiterte Handlung und Vermehrung des Werths der Produkte hervorbringen müßte.

Die Erfahrung mußte sehr bald diese Täuschung zerstreuen.

Man sah bald, daß gerade in einigen nicht volkreichen Provinzen, die Anlegung der Wege so ungeheure Arbeiten wegen der Natur des Landes und des Bodens fodre, daß man nicht hoffen könnte, sie mit so wenigen Menschen vielleicht in einem Jahrhundert fertig zu machen.

Man ſah, daß auch in den volkreichern Provinzen, ohne das Volk ganz zu unterdrücken und den Landbau zu verwüſten, es nicht möglich war, von den Frohnarbeitern ſo viele Zeit zu fordern, daß man in kurzer Zeit irgend einen beträchtlichen Theil der nöthigen Wege hätte anlegen können.

Man erfuhr, daß die Frohnarbeiter ihre Zeit nicht nützlich anwenden würden, wenn ſie nicht unter der beſtändigen Leitung verſtändiger Aufſeher ſtänden, die man bezahlen müßte; daß die Verſorgung der Arbeiter mit Werkzeugen dieſer öftere Erneuerung und die Koſten der Magazine ſehr beträchtliche, der jährlichen Zahl der gebrauchten Menſchen proportionirte Ausgaben hervorbrächten.

Man empfand ferner, daß bey einer beſtimmten Strecke Weges, der durch Frohndienſte angelegt wurde, allemal einige Arbeiten nöthig wären, (z. E. Brücken, Durchbrechen von Felſen, Futtermauern,) die nur von Kunſtverſtändigen und für baar Geld gemacht werden konnten; daß man alſo ohne allen Nutzen eilen würde, die Wege durch Frohndienſte fertig zu machen, wenn man nicht zu gleicher Zeit auch nach eben dem Verhältniß mit den künſtlicheren Arbeiten eilen könnte. Die Wege müßten alsdenn nothwendig unterbrochen und dem Publicum unnütz werden.

Man überzeugte ſich hierdurch, daß die jährliche Frohnarbeit an den Wegen, ein Verhältniß zu den künſtlichern Arbeiten haben müßte, das zu überſchreiten oft unmöglich, allemal unnütz wäre; daß man ſich alſo vergebens ſchmeichle, auf einmal alle Wege fertig zu machen; und daß dieſer vorgegebene Vortheil der Frohndienſte am Ende blos darinn beſtehe, daß man auf einmal eine große Menge von Wegen anfangen könne, ohne doch mehr wirklich zu Stande zu bringen, als durch Arbeit für baar Geld geſchehen ſeyn würde, wo man keinen Theil eher anfängt, bis der vorhergehende vollendet und zum Dienſte des Publikums tauglich iſt.

Der

Der gegenwärtige Zuſtand der Wege in unſern meiſten Provinzen und das, was für dieſelben noch zu thun übrig iſt, nachdem doch ſchon ſo viele Jahre durch Frohndienſte an den Wegen gearbeitet worden, beweiſt hinlänglich, wie falſch es iſt, daß man nach dem bisherigen Syſtem die Verfertigung der Wege beſchleunigen könne.

Man iſt auch über die Ausgabe erſchrocken, welche der Wegbau für baar Geld verurſachen müßte. Man hat nicht geglaubt, daß der öffentliche Schatz, erſchöpft durch die Kriege und Verſchwendung der vorigen Regierungen, und mit einer ungeheuren Schuldenmaße beladen, dieſe neue Ausgabe werde ertragen können.

Man fürchtete dem Volke, das immer ſchon zu ſehr beladen iſt, noch neue Auflagen aufzuladen; man wollte lieber eine Arbeit umſonſt von ihm verlangen, und bildete ſich ein, es ſey beſſer von den Landbewohnern auf einige Tage ihre Arme zu fodern, die ſie haben, als Geld, das ſie nicht haben.

Aber diejenigen, die ſo raiſonnirten, vergaſſen, daß man von denen, welche nichts als Arme haben, weder Geld, das ſie nicht haben, noch ihre Arme fodern müſſe, weil dieſe das einzige Mittel für ſie ſind, ſich und ihre Familie zu ernähren. Sie vergaſſen, daß die Laſt der Verfertigung der Wege, welche durch die Langſamkeit den Zeitverluſt und das Unvollkommene der Frohnarbeit ſelbſt um das doppelte und dreyfache vermehrt wird, für dieſe Unglücklichen, welche nichts wie ihre Arme haben, unendlich beſchwerlicher ſey, als es eine unendlich kleinere Auflage an Gelde ſeyn könnte, die den Landeigenthümern auferlegt würde, welche fähiger ſind, ſie zu bezahlen und durch Vermehrung ihrer Einkünfte unmittelbar die Vortheile ihrer Auslage erndten; eine Auflage die zu gleicher Zeit für die eine Klaſſe eine Quelle von Reichthümern wäre, und ſchon im erſten Augenblick gerade eben

denen

denen aufhelfen würde, welche nur Arme haben und nur in ſofern leben können, als dieſe Arme gebraucht und bezahlt werden. Sie vergaſſen, daß eine Auflage, die auf entfernte Ausgaben angewandt wird, und ohne daß das Volk die Anwendung weiß, das Land erſchöpft und drückt: dagegen aber eine Steuer, die am Orte der Hebung, unter den Augen derer die ſie bezahlten, und zu Arbeiten, wovon ſie die Vortheile erndten, angewandt wird, zu gleicher Zeit den armen Einwohnern aufhelfe, weil ſie ihnen Taglohn ſchaft, und die Unterthanen bereichre und tröſte.

Sie vergaſſen, daß der Frohndienſt ſelbſt eine Auflage und eine viel ſtärkere, viel ungleicher vertheilte, viel drückendre Auflage ſey, als diejenige, welche ſie einzuführen fürchteten.

Die Leichtigkeit, mit der man in einigen Pays d'Etat die Wege für baare Bezahlung gemacht hat, die Erleichterung, welche das Volk in einigen Generalités der Pays d'Elections erfahren hat, als ihre beſondre Beamten die Frohndienſte mit einer Geldauflage vertauſchen, (*) haben genug bewieſen, wie ſehr dieſe Auflage den Inconvenienzen vorzuziehen ſey, die mit Frohndienſten verbunden ſind.

Eine andere noch ſcheinbarere Urſach hat ohne Zweifel auch den Entſchluß empfohlen, zur Verfertigung der Wege ſich der Frohndienſte zu bedienen; die Furcht nemlich, daß die immer wieder kehrende Bedürfniſſe des Staats, beſonders zur Zeit des Kriegs, zwingen möchten, die Fonds, die zu Beſſerung der Wege aufgenommen wären, von ihrer Beſtimmung zu dringendern Ausgaben abzuleiten; und daß dieſe Fonds für immer abgeleitet bleiben möchten, wenn es einmal geſchehen wäre, und daß vielleicht in einer künftigen Zeit das Volk einmal möchte gezwungen werden, zu gleicher Zeit die Auflage

in

(*) Dieß geſchah vorzüglich in Limoges, wo Turgott Intendant war, ehe er Miniſter wurde.

zu bezahlen, die urſprünglich zu Beſſerung der Wege beſtimmt war, und doch auf eine andere Weiſe, und vielleicht durch Frohndienſt, dieſe Beſſerung ſelbſt zu übernehmen.

Die Regierung fürchtete ſich vor ſich ſelbſt; ſie wollte ſich lieber in die Unmöglichkeit ſetzen, eine Treuloſigkeit zu begehen, deren Gefahr nur zu viele Beyſpiele empfinden machen.

Wir loben den Beweggrund ihrer Furcht und wir fühlen die ganze Stärke dieſer Betrachtung. Aber ſie kann doch nicht die Natur der Dinge verändern; ſie kann es nicht gerecht und billig machen von den Armen eine Auflage zu fordern, deren Nutzen die Reichen genieſſen und die Beſſerung der Wege diejenigen übernehmen zu laſſen, welche gar keinen Vortheil davon haben.

Zur Zeit des Krieges muß freylich alles dem erſten aller Bedürfniſſe, der Vertheidigung des Staats, weichen. Es iſt dann nothwendig, es iſt gerecht, alle Ausgaben einzuſtellen, die nicht von einer ganz unaufſchiebbaren Nothwendigkeit ſind. Die Ausgabe für die Wege muß ſich alsdenn auf die bloße Unterhaltung beſchränken. Die Auflage, die zu dieſer Ausgabe beſtimmt iſt, muß nach Verhältniß, eingezogen werden, um dem wegen des Kriegs mit außerordentlichen Auflagen beſchwerten Volk einige Erleichterung zu ſchaffen.

So bald der Friede wiederhergeſtellt iſt, muß der Vortheil des Regenten, Handel und Kultur des Bodens wieder blühend zu machen, und die für dieſen Zweck nothwendige Bedingung der Wegebeſſerung, ſchon vor der Furcht ſichern, daß man die Arbeit unterlaſſen, und nicht durch Wiederherſtellung der im Kriege unterbrochenen Auflage die verhältnißmäßigen Fonds auf dieſe Ausgabe wenden werde.

Man darf auch nicht fürchten, daß man dieſer ſo ſimplen Methode, die Wiedereinführung der Frohndienſte vorziehen

werde,

werde, ſo bald man dieſe erſt einmal abgeſchaft hat, aus dem Grunde, weil man ſie für ungerecht hielt.

Was uns betrift, ſo kann die genaue Auseinanderſetzung der Beweggründe, die uns zu Aufhebung der Frohndienſte bewegen, unſern Unterthanen dafür gut ſeyn, daß ſie während unſerer Regierung nie wiederhergeſtelt werden: und vielleicht wird die Erinnerung unſers Volks von dieſem Beweiſe unſerer Liebe, auch bey unſern Nachfolgern unſerm Beyſpiel ein Gewicht beylegen, das ſtark genug iſt, ſie abzuhalten, den Unterthanen eine Laſt wieder aufzulegen, die wir abgenommen haben.

Wir werden übrigens alle Maasregeln, die von uns abhängen, benutzen, um zu verhindern, daß die Fonds, die aus dieſer Auflage für die Beſſerung der Wege entſtehn, nicht zu anderm Gebrauche abgeleitet werden ſollen.

In dieſer Abſicht haben wir nicht gewollt, daß dieſe Auflage jemals als eine ordentliche und für jeden Contribuenten immer auf ein Gewiſſes fixirte Auflage ſolle angeſehen, noch in unſern königlichen Schatz einflieſſen können. Wir wollen, daß dieſe Auflage, jedes Jahr in unſerm Conſeil für jede Generalität ſolle beſtimmt werden, und daß ſie die Summe, die zu Auslegung und Unterhaltung der Wege nothwendig iſt, nie überſchreiten ſolle. Wir behalten uns auch vor, daß die Anlegung der Brücken, und andern künſtlichen Arbeiten auch künftig aus den Fonds beſtritten werden ſollen, die bis izt zu dieſer Ausgabe beſtimmt und für dieſelbe von unſern Unterthanen gehoben werden.

Unſere Abſicht iſt, daß alle Fonds, welche dieſe Auflage in jeder Generalität giebt, auch daſelbſt verwandt werden, und daß in dem folgenden Jahre nicht eher eine Auflage gehoben werde, bis ein neuer Etat wieder in unſerm Conſeil verfertigt iſt.

Da-

Damit auch alle unſre Unterthanen von der Anwendung dieſer Auflage unterrichtet ſeyn mögen, haben wir gut gefunden, zu befehlen, daß der in unſerm Conſeil verfertigte Etats aller in einem Jahre zu veranſtaltenden Arbeiten in den Canzleyen unſrer Bureaux des finances, Cours de Parlement, Chambre des Comptes et Cours des Aides niedergelegt und auf Verlangen jedem unſrer Unterthanen ſolle vorgelegt werden. Auch in dem Fall, wenn nicht alle Summen in einem Jahre angewendt werden könnten, wollen wir, daß ſie durchaus mit dem für das künftige Jahr gehobenen verbunden, nie aber mit der ganzen Maße unſrer Finanzen vermiſcht, oder in unſern königlichen Schatz flieſſen ſollen. Wir haben auch nöthig gefunden durch gegenwärtiges Edikt die Berechnungsart dieſer Auflage unſrer Rechnungs-Cammer und Finanz-Bureaux feſtzuſetzen, und wir haben dieſe Collegia bey ihrer uns ſchuldigen Treue verpflichtet, niemals eine andere Anwendung dieſer Fonds zuzugeben, als diejenige welche wir hier beſtimmt haben.

Nach der Berechnung von allen anzulegenden oder zu unterhaltenden Wegen, die wir uns haben verlegen laſſen, glauben wir unſre Unterthanen verſichern zu können, daß dieſer Gegenſtand in allen pays d'Election jährlich nicht über zehn Millionen Livres fodern werde.

Da der Zweck dieſer Auflage eine den Landeigenthümern nützliche Ausgabe iſt, ſo wollen wir, daß alle Landeigenthümer, privilegirte und unprivilegirte, zu derſelben beytragen, ſo wie es bey allen Local-Auflagen üblich iſt. Aus dieſem Grunde wollen wir auch nicht einmal unſre eigene Domainen davon ausgenommen wiſſen, ſie mögen nun würklich noch in unſren Händen, oder unter welchem Titel es auch ſey, außer denſelben ſeyn. Eben der Geiſt der Gerechtigkeit, der uns bewegt, die Frohndienſte aufzuheben, und die Landeigenthümer, deren Vortheil es iſt, die Verfertigung der

Wege

Wege aufzulegen, eben dieser Geist der Gerechtigkeit bestimmt uns auch den Landeigenthümern die ihnen schuldige Schadloshaltung zu bewilligen, so oft sie eines theils ihres Eigenthumes entweder zur Verfertigung der Wege selbst, oder durch Lieferung der Materialien sollten beraubt werden. Wenn das nothwendige Bedürfniß des Staats sie verbindet, ihr Eigenthum abzutreten, so ist es billig, daß sie keinen Schaden davon leiden.„

Auf diesen Unterricht des Gesetzgebers folgt nun das eigentliche Gesetz, worinn denn die Frohndienste zum Wegebau schlechterdings abgeschaft, und dagegen alle Landeigenthümer, welche die Vingtiemes (*) bezahlen, der neuen Auflage unterworfen, und die übrigen in den vorhergehenden Unterricht detaillirten Einschränkungen nochmals wiederholt, besonders aber jede andere Art, von Anwendung der neuen Auflage als zum Wegebau, nochmals auf das strengste untersagt wird.

Sicher wird jeder Leser, dem Wahrheit, edler Eifer für das Gute, deutliche Vertheilung der Rechte und Verbindlichkeiten, etwas werth sind — der fähig ist zu fühlen, wenn irgendwo auf diesem Erdenrunde der Zustand der Menschen, seiner Brüder, ins bessere gewandelt, dem Unrecht und der Unterdrückung gesteuert wird, — jeder Leser dieser Art wird sicher das Turgottische Gesetz mit innigen Ver-

(*) Die Vingtiemes sind die allgemeinste Auflage in Frankreich; von der Taille sind die Domainen, der hohe Adel und der größte Theil des Niedern befreyt; die Vingtiemes aber werden auch von den Innhabern der Domainen, den Prinzen vom Geblüt, auswärtigen Fürsten, die in Frankreich Güter haben, und dem ganzen Adel bezahlt. Nur die Geistlichkeit ist frey, zahlt aber dafür ein Don gratuit als Aequivalent. Aus den Vorstellungen des Parlements scheint es mir, daß Turgot auch die Güter der Geistlichkeit — wie billig — dieser neuen Auflage unterwerfen wollte.

Caphis.

Flaminius! Herr, ein Wort; ich bitte euch, iſt Milord noch nicht fertig heraus zu kommen?

Flaminius.

Nein, in der That, er iſt nicht.

Titus.

Wir warten auf Se. Gnaden, ſeyd ſo gut und ſagt ihm das.

Flaminius.

Das hab ich nicht nöthig ihm zu ſagen, er kennt eure Aufwartſamkeit.

Flavius, in einen Mantel eingehüllt.

Caphis.

Ha! Iſt das nicht der Verwalter, der ſo vermummt iſt? Er lauft wie in einem Sturm davon; ruft ihn, ruft ihn.

Titus.

Hört ihr, Herr --

Varro.

Mit eurer Erlaubniß, Herr.

Flavius.

Was wollt ihr von mir, mein Freund?

Titus.

Vergnügen gelesen haben und sich nun wundern zu hören, daß es in seiner Ausübung Widerspruch und Hindernisse fand.

Und diese Hindernisse kommen von einer Seite her, von der man sie nicht vermuthet hätte — vom Parlament zu Paris, eben dem, das die ganze Nation für die Stütze des Staats hielt; dem sie Beyfall zujauchzten, als es sich den despotischen Eingriffen Ludwig XV. widersetzte und im Januar 1771. cassirt wurde. Ludwig XVI. stellte es im November 1774. wieder her, und nun widersetzte es sich einer der wohlthätigsten Anwendungen, die der Monarch von seiner Gewalt machen konnte.

Zwar würde es eine tadelnswürdige Dankbarkeit gewesen seyn, wenn das Parlament sein (freylich immer streitiges) Recht, die königlichen Edikte nur nach eigner Billigung zu registrieren und Vorstellungen gegen dieselbe zu machen, nicht hätte durch Ausübung desselben in dem Zustande erhalten wollen, worinn es dieses Recht bekommen hatte.

Allerdings konnte es also auch gegen das Edikt von den Frohndiensten Vorstellungen machen, — aber diejenigen, die es machte, beweisen, daß es dem Parlament nicht darum zu thun war, der Repräsentant der Stände, der Vertreter und Beschützer der Freyheiten der Nation zu seyn.

Man sieht aus diesen Vorstellungen, daß das ihige Parlament ganz die Grundsätze angenommen habe, die Boulainvilliers zuerst in ein System ordnete und mit historischen Gründen aufstutzte: daß nemlich Frankreich seiner Natur und ursprünglichen Verfassung nach eine Aristokratie sey, in welcher Adel und Geistlichkeit nur mit Kopf, Degen und Rosenkranz dem Staat zu dienen schuldig wären, der unglückliche Tiers-Etat aber, als Nachkommen der durch die Franken überwundenen alten Gallier, alle mögliche Abgaben

allein tragen müsse. Alles was sich gegen dieses System sagen ließe, würde mich hier von den neuesten politischen Gerüchten sehr weit abführen. Ich will also nur zwoo Anmerkungen über dasselbe machen, die meiner Meynung nach entscheidend sind: erstlich, daß das in nuce angegebene System, wär es auch historisch wahr, den Rechten der Menschheit überhaupt widerspreche, die nicht erlauben, bey der Klassification der Bürger im achtzehnten Jahrhundert zu fragen, ob ihre Vorfahren im sechsten Ueberwinder oder Ueberwundene waren? Zweytens, daß wenn auch in den frühern Jahrhunderten der Monarchie, Adel und Klerisey bloß Bürger waren, allein Rechte hatten, dies doch im zwölften Jahrhunderte durch die große Veränderung, welche die Kreuzzüge hervorbrachten, ganz abgeändert sey, und seit 1304. ein wirklicher dritter Stand existiere, zu dessen Nachtheil und Beschwerde die beyden andern Stände — und noch weniger das Parlament nichts fest setzen können.

Indeß bleibt es ausgemacht, daß die itzigen Parlamenter bloß damit umgehen, die Verfassung von Frankreich immer mehr und mehr der von Boulainvilliers vorgestellten ursprünglichen zu approximiren, von der einen Seite als anerkannte Repräsentanten der Stände, (deren neueste Zusammenkunft die vom Jahr 1614. ist) zu handeln, die Königliche Gewalt auf alle mögliche Art einzuschränken, und von der andern alle Lasten und Auflagen auf das unglückliche Volk zu wälzen, und die kränkende Unterscheidung der Baronen, Klerisey und Sklaven wieder herzustellen. Dies ist der Plan des Parlaments, zu dessen Ausführung es sich auch mit seinem alten Gegner der Klerisey zu verbinden nicht unschicklich hält.

Um diese Grundsätze nun dreht sich dann auch das ganze Raisonnement des Parlaments in den Remontrances au Roi

contre

contre la ſuppreſſion des Corvées die es im März 1776. übergab. In der That iſt dieß Raiſonnement ſo ſeicht, daß es in extenſo den Leſer ennuyiren würde. Ich will alſo nur die Hauptgründe aus demſelben excerpiren.

1. Adel und Geiſtlichkeit ſind von allen Auflagen frey, auſſer denen, welchen ſie ſich freywillig unterworfen haben, wie die *Vingtiemes* u. ſ. w. Sie ſind beſonders von der *Taille* frey und man hat einen alten Spruch: *nul n'eſt corveable ſ'il n'eſt taillable.* Der Adel dient dem Staat nur mit dem Degen und guten Rath, der Geiſtliche mit Gebet, Bürger und Bauer mit Auflagen und perſönlichen Dienſten.

Dieß ganze Raiſonnement verliert ſeinen Schein von Gründlichkeit, wenn man nur bemerkt, daß hier von gar keiner perſönlichen Auflage des Adels und der Geiſtlichkeit, ſondern bloß von einer Auflage auf das Land — ununterſucht wer deſſelben Beſitzer? — die Rede ſey. Der Staat hat eine Ausgabe zu machen, deren Folge erhöhter Werth der Produkte des Landes iſt, — dies iſt der Fall. Von wem nun hat der Staat dieſe Ausgabe zu fodern? Natürlich von dem der dieſen erhöhten Werth bekommt, von den Landeigenthümern? Dies iſt die ſimple klare Antwort der geſunden Vernunft. Aber das Parlament muß ſich in Feudalgeſetze, in Geſchichte des ſechſten Jahrhunderts verwirren, um zu beweiſen, daß die Ausgabe von dem zu fodern ſey, der ſchlechterdings keinen Vortheil davon hat, deſſen Produkte nicht im Werth ſteigen können, weil er keine hat, der nur Arme beſitzt, um ſich und die Seinigen zu nähren. Doch was könnte ich hierüber ſagen was nicht Turgot ſchon geſagt?

Und denn iſt das Recht des Königs, auch Adel und Geiſtlichkeit mit Auflagen zu belegen (und gewiß nicht

unter dem Titel von Don gratuit, sondern von Dixieme, Vingtieme, deux sols en sus par livre u. s. w.) nicht schon hinlänglich durch Observanz bewiesen? und wenn Adel und Klerisey durch stillschweigende Billigung und Zahlung dies Recht anerkennen, wie käme denn das Parlament dazu, — dessen Revräsentirung der Stände noch so streitig ist — dem Monarchen dies Recht abzufordern? Und wie kann es auch nur behaupten, daß alle itzige Abgaben in Frankreich (eine ungeheure Maße, alle Hebungs- und Pächterkosten mitgerechnet von gewiß 800. Millionen Livres) nur allein von Bürger und Bauer, ohne Hülfe des Adels und der Geistlichkeit getragen werden sollen? Was hilfts, wenn sie solchs auch nach Boulainvilliers System tragen müßen? Es ist physisch unmöglich.

2. „Weil der Adel von den Frohndiensten selbst frey sey, müsle er es auch vom Surrogat derselben seyn, oder wenn er dieses leiste, käme er in Gefahr auch einmal schimpflicherweise zu persönlichen Frohndiensten gezwungen zu werden?„

Ein würklich lächerlicher Grund. Wenn einmal die Frohndienste für ewig abgeschaft, der Bauer von ihnen befreyet wird, — wie könnte der Adel fürchten, zu ihnen gezwungen zu werden.

3. „Es ist zu fürchten, daß diese neue Auflage (wie schon in vielen andern Fällen geschehen) in der Zukunft zu einer andern Bestimmung geleitet werden, und neben ihr die Frohndienste doch wieder eingeführet werden können.„

Zur Beantwortung dieses gründlichen Einwurfs (der leyder in Frankreich so wie in mehrerern Staaten eine Menge Erfahrungen vor sich hat) hat Turgot alles gethan, was an ihm lag. Das Edikt versichert auf das heiligste, daß die

neue

neue Auflage immer dem Bedürfniß proportionirt und schlechterdings nie eine andere Anwendung leiden solle. Es ist möglich, daß künftige Monarchen diese Versicherungen verletzen. Aber soll die Regierung nichts Gutes thun, um künftiges bloß mögliches Uebel zu hindern? — Dieß muß der Einwurf sagen wollen, oder er sagt nichts.

4. „Die neue Auflage soll alle diejenigen treffen, welche den *Vingtieme* bezahlen. Sie wird also mit diesem genau verbunden. Jene Auflage muß ihrer Natur nach ewig dauern, also auch der *Vingtieme*. Eine traurige Perspektive für die Nation in einer Neuerung, die dem ersten Schein nach die Lasten des Volks erleichtern sollte, in der That aber ihre Verewigung zur Absicht hat.„

Eine bloße Chicane um das neue Gesetz verhaßt zu machen. Vielleicht wäre es vorsichtiger gewesen, des der Nation so verhaßten Vingtieme gar nicht zu erwähnen; aber vermuthlich besorgte der edle Turgot einen so unedlen Kunstgriff nicht. Daß dieser Einwurf blos Chicane ist, muß jedem deutlich seyn, der weiß, daß die Vingtiemes, ihrer Natur nach, von bestimmter, obgleich oft verlängerten Dauer sind; daß über sie in dem Edikt gar nichts gesagt ist, und daß sie darinn nur blos genannt werden, um die allgemeine Ausdehnung der neuen Auflage über alle Landbesitzer mit einem allgemein verständlichen Worte anzudeuten.

Dieß ohngefähr sind die elende Hauptgründe des Parlaments denn seine Bemühung die drückende Last der Frohndienste für das Volk wegzuraisonniren, verdient keine Beantwortung. Eben so unbedeutend ist der Kunstgriff, daß es das neue Gesetz, (dem es mehrmahlen den seit Laws Zeit in Frankreich so verhaßten Nahmen Systeme giebt,) als ein Mittel ansieht, die Stände zu verwirren und

den Despotismus einzuführen. — Wahrlich, möchte die Wegschaffung des monarchischen Despotismus nicht wünschenswürdig seyn, wenn nur der Aristokratische eines solchen Parlaments an dessen Stelle träte!

Ludwig der XVI. bewieß gegen diese Widersetzungen eine männliche edle Standhaftigkeit. Am 7ten März wurden die Remonstrances übergeben und am 12ten das Edikt, in Gegenwart des Monarchen, registrirt.

III.

Freundschaft und Liebe.

Eine wahre Geschichte.

Fortsetzung. (*)

Der Tumult in Woldemars Seele war nunmehr offenbarer Aufruhr geworden, und fern daß er darauf gedacht hätte ihn zu hemmen, hieß er den Eifer gut, der seine Glückseligkeit zu Grunde richtete. Er

(*) Es geschieht mit dem größten Widerwillen, daß ich das gegenwärtige Stück von Freundschaft und Liebe besonders drucken lasse, zumal da schon zween Monate seit der Bekanntmachung des vorhergehenden verstrichen sind. Es ist nicht genug, daß der Leser den Gang der Geschichte im Gedächtniß habe; dieser Gang, alle Wendungen desselben, müssen seiner Empfindung gegenwärtig seyn; gegenwärtig bis aufs geringste, und in einem einzigen unzertheilten Eindruck beysammen:

Er brachte die ganze Nacht damit zu, alles in sich umzukehren, so daß auch jede Aussicht eines Wechsels vernichtiget und jede Hoffnung zur Thorheit wurde. Darnach schien es ihm, er sey ruhiger. Er lagerte sich hin auf den Ruin und schlief ein.

Morgens um neun Uhr kam Henriette, und hörte, er sey noch nicht aufgestanden. Sie wurde bestürzt. Der Bediente mußte augenblicklich ins Schlafgemach, sie selber folgte sachte nach; und als Woldemar den Bedienten fragte: was er wolle? so gab sie die Antwort — „Ich bin da, lieber Woldemar! Wie es ihnen geht? Sie haben mich zum Tod erschreckt!„ — und trat näher. Ihr Angesicht

und wie ist solches nach einem abgebrochenen Lesen, welches sechs Monate hindurch gedauert, nur in etwa möglich? — Indessen war ich dem Publiko schuldig, nachdem ich einmal, (aber auch damals ganz gegen meine Neigung und durch besondere Umstände genöthiget) angefangen hatte, auch gewisser Maaßen zu endigen; welches denn hiermit geschieht.

Anstatt des 2ten Theils von Freundschaft und Liebe, welcher, mit dem Ersten, auf Johannis besonders gedruckt erscheinen soll, werde ich von neuem Stücke von Allwills Papieren in den teutschen Merkur geben, und zwar nur solche, welche für sich ein Ganzes ausmachen. Wie bald aber die Beyträge aus Allwills Papieren wieder ihren Anfang nehmen werden, kann ich nicht bestimmt versprechen.

5.

gesicht flammte von Liebe. Sie wurd' es inne, daß die Flamme nicht zündete, und zurück schlug. Ihn gebrandt hatte sie dennoch. Er antwortete dürr und freundlich: — er sey wieder besser, aber er brauche noch Schlaf; bis gegen sechs Uhr hab' er wach gelegen. — Hierauf fragte Henriette, mit naßem Aug', ob er nichts begehre? — Nichts in der Welt! war die Antwort, als Ruhe! — Diese Antwort, obgleich Ton und Mine dabey nichts bedeuten wollten, gieng Henrietten durch die Seele. — Sie wendete sich langsam, und gieng. — — Als sie leise die Thür ins Schloß gezogen hatte, blieb sie, wie erstarrt, die Schling in der Hand, mit gesenktem Haupt davor stehen. Endlich ließ sie die Schlinge und lehnte sich ans Gesimse. — Sie war voll Schwermuth und wußte nicht wie; sie konnte zu keinem Gedanken kommen.

Die ältere Tante unterbrach sie in dieser Träumerey und führte sie mit sich hinunter. Aber da war für sie kein Bleiben. Sie gieng bald wieder hinauf, und warf sich im Vorzimmer auf einen Sessel, ihr Gesicht mit dem Arm verhüllend, voll unaussprechlicher Herzensangst.

Woldemar unterdessen prüfte nochmals sein Inneres, und suchte sich in seiner neuen Verfassung unumstößlich zu gründen. — — Er fand immer eben wahr, daß er ein für allemal jene überschwengliche

liche Idee von Freundſchaft zwiſchen ihm und Henrietten aufgeben müſſe. Geſetzt auch er hätte ſich weniger an ihr betrogen gehabt als die Erfahrung gezeiget: ſo ſey es an denen Zufällen genug, wodurch er und ſie nun einmal auseinander getrieben worden, um eine Wiedervereinigung, in dem Grade, unmöglich zu machen. — Alſo, weg damit! — — Und warum ſollt' er ſichs nicht aus dem Sinn ſchlagen können? — Er habe ja vor dieſem auch gelebt, und das Leben nicht unerträglich gefunden.

Ein Blick in jene Zeiten, die ſo weit noch nicht zurück waren, und mit ſeinen gegenwärtigen ſtürmiſchen quaalvollen Tagen auf eine Weiſe abſtachen, welche ihnen keinen geringen Reiz ertheilte, verſenkte ihn ganz in die Vorſtellung der Süßigkeiten, die mit Genügſamkeit und Ruhe verbunden ſind. — Der Gedanke ward Empfindung, und die Empfindung Genuß. Dabey kamen ihm die Vorzüge ſeiner gegenwärtigen Lage vor Augen. Eine Allwina zum Weibe; Er, der Gatte ſolch eines Engels; bald Vater — von Kindern aus ihrem Schooße; — um ihn her die liebenswürdigſte Verwandtſchaft — Die beſten Glücksumſtände — Wohlleben und Ehre — — wo er hinſah alle ſeine Wünſche übertroffen! .... Er mußte ſich ſeines Wehmuths ſchämen! daß er ſich

so ganz hatte hinreißen — unsinnig so lange umher treiben — bis zur Verzweiflung ängstigen lassen. Er verglich es mit der Berauschung eines Menschen der einen bösen Trunk hat, schalt sich einen Thoren, einen Rasenden — bedrohte sich mit Unglück, Laster und Schande.

Und Henriette — die Einzige, ward verstossen! — Und Woldemar triumphirte! — — Er fühlte an sein Herz, — ja! es schlug ihm freyer; — — und die Andern alle, — — sie waren ihm desto lieber geworden — er hatte es nun so gut auf der Welt als jemals.

Es schlug eilf Uhr; er stand auf.

Henriette in seinem Vorzimmer anzutreffen, das war ihm unerwartet. Ihr schwermüthiger Anblick fiel ihm auf — Es wurd ihm noch leichter ums Herz.

Die Rede kam von seinem Befinden, auf den gestrigen Abend — und Henriette ließ ihrem Herzen freyen Lauf. Es war so voll wahrer warmer Zärtlichkeit, und ergoß so lieblich gegen ihn die schöne Fülle, daß er davon entweder in gleiche Rührung, oder in die äusserste Verstockung gerathen mußte. — Das letztere geschah. — Kaltes freundliches Lächeln war seine ganze Erwiederung, und er griff nach jeder Nebensache, um die Unterhaltung gleichgültiger zu machen; besonders wenn dem armen Mädchen

Thrä-

Titus.

Wir warten hier wegen gewiſſen Geld-Summen, Herr.

Flavius.

Wenn euer Geld ſo gewiß wäre als euer Warten, ſo wär' es ſicher genug. Warum wieſet ihr denn eure Rechnungen und Schuld-Verſchreibungen nicht damals vor, als eure verräthriſchen Herren aus meines Herrn Schüſſeln aſſen? Damals konnten ſie ſeine Schulden anlächeln, und die Intereſſen in ihren heißhungrigen Rachen hinunter ſchluken. Ihr thut euch nur ſelbſt Schaden, wenn ihr mich aufreizet; laßt mich in Ruhe meines Wegs gehen. Glaubt mir, Milord und ich ſind fertig; ich habe nichts mehr zu rechnen, und er nichts mehr auszugeben.

Caphis.

Schon recht, aber die Antwort dient nicht --

Flavius.

Wenn ſie nicht dienen mag, ſo iſt ſie nicht ſo niederträchtig als ihr; denn ihr dient Schelmen.

(Er geht ab.)

Varro.

Wie? was brummt ſeine verwalteriſche Herrlichkeit?

Titus.

Laßt es gehen -- er iſt arm, und das iſt Strafe genug.

Thränen hervordrangen, die es mit Noth wider einſangte und darüber die Sprache verlohr; — Dann, ſag ich, kam er unfehlbar mit einer Unterbrechung, und führte wohl gar einen Scherz herbey. — Aber Henriette beſchirmte ihre Bruſt, daß alle dieſe Dolchſtöße nur daran her ſtreiften — viel Blut machten und wenig Wunde.

Ich komm! rief ſie plötzlich hell auf, als ob ihr jemand wiederholt gerufen hätte, und ſtürzte zur Thür hinaus.

Woldemar war erſchrocken. Er blieb noch einige Augenblicke ſtehen — lächelte noch einmal, und gieng in ſein Kabinet.

Er war ungeduldig, einen Verſuch mit Arbeiten zu machen. Sogleich wollt' es nicht; aber nicht lange, da war er vollkommen geſammelt und es gelang ihm nach Wunſch. Voll Zufriedenheit hierüber kam er zu Tiſche, ließ ſichs wohl ſeyn, und war ſehr geſprächig.

Henriette wollte ihn bereden, auszugehen — oder auszufahren. Er lehnte das ab, indem er große Sehnſucht äuſſerte, eine Arbeit, die er den Morgen angefangen, zu vollenden. Auch gab er ſich ungeſäumt wieder daran. Es gieng ihm noch beſſer von Statten, als am Vormittag.

Henriette, welche nicht Luſt hatte, einem Beſuch beyzuwohnen, der ſich bey der Tante einfand, brauchte

ihr altes Recht und ließ sich in Woldemars Vorzimmer nieder. — Auch das konnte Woldemar nicht stöhren. — Wenn er zuweilen, beym Durchgehen, an ihr vorbeykam, und sie ihm zuwinkte; so antwortete er, ganz geschäftig, nur eben durch ein freundliches Nicken, und verfolgte gedankenvoll seinen Weg.

Es freuete ihn, seiner Aufmerksamkeit dergestalt zu gebieten, seiner selbst so mächtig zu seyn. Die Lust am Fortgange seiner Arbeit kam dazu; so daß etwas von wahrer Heiterkeit in seine Seele dämmerte. — Gleich wollte sein Herz wieder aufwallen zu Liebe, und seine errungene Fassung zu Grunde gehen: — Sie saß da, mit der er jede Freude zu theilen gewohnt war! Ach! und jeden Schmerz! — — Er lief hinauf auf den Altan. — Ueber eine Weile folgte ihm Henriette. — Woldemar hatte sich von neuem gestillt. — — Die Sonne war untergegangen; gegenüber trat jetzo der volle Mond hervor. — Damit kamen die vorigen Regungen wieder, und mächtiger. — Deß fluchte Woldemar seiner Seele, und raffte alle seine Kräfte zusammen, um sich zu verhärten. — Aber ein tiefes Grauen überfiel ihn: — „Daß ihm nunmehr kein Gestirn mehr leuchten dürfe; — leer über ihm sey müsse der Himmel — und um ihn, nur Finsterniß die Nacht.„ — — Doch hub er sein Haupt

in

in die Höhe, blickte rund umher — und sein Geist schwung sich empor. — — Sanft lenkten seine Augen sich auf Henriette. — Er lächelte ihr zu — wie ein Heiliger dem Tode zulächelt, drückte sie an seine Brust, und führte sie mit sich hinunter.

Diese Gemüthsstimmung hielt an, ohne sonderliche Abwechslung. Denselbigen Abend schöpfte Henriette lauter gute Hofnungen; denn sie hatte lange nicht Woldemar so ungezwungen heiter, durchaus so nachläßigen Wesens, und gegen sie so voll herzlicher offener Freundschaft gesehen; sie mußte fühlen, er war ihr gut, und das, schlecht und recht, von Grund der Seelen. Eben das fieng aber schon am folgenden Tage sie zu drücken an; sie war nicht seine Henriette wie vormals. Und wie sie das jetzt so nackend, so ganz in seinem eigenen Schmerz zu fühlen bekam — es war ihr unerträglich. Ihre Betrübniß wuchs von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage. Woldemar hatte Mitleiden mit ihr; mit sich selber noch mehr: Hülfe, Rath sah er nirgend; und er wollte nicht jammern, wollte sein Schicksal ertragen wie ein Mann. — Einmal, da sie, von innerlichem Weinen halb erstickt, da saß; ihr endlich ein Paar von denen Thränen, die durchaus nicht los sollten, über die Wangen schossen und auf den Schoos stürzten; ihr nun die Brust noch enger wurde, daß sie länger sich nicht halten konnte, aus-

rief,

rief, ohne Laut, und hinsank, mit dem Kopf auf die Hand, und ihr Angesicht offen lag — die Augen trocken und die Wangen naß ... Er stand vor ihr — und konnte nicht fragen; Henriette was ist's? — konnte kein Haar breit sich ihr nähern. — Das ergriff ihn mit Entsetzen! — Nicht vorwärts, nicht rückwärts! — platt auf der Stelle mußt' er wankend bleiben. Seine Knie, schwer wie Centner-Lasten, zermalmten ihm die Beine; seine Schultern den Körper; der Nacken morschte; das Haupt versank; — Ohnmacht, kalte gräßliche Ohnmacht kroch durch alle seine Glieder, hin ans erstarrende Herz.

Indem kam jemand die Treppe herauf. Henriette rafte sich zusammen; Woldemar blieb wie er war. Der die Thür öfnete, ins Zimmer trat? es war Biederthal. Er fuhr etwas zusammen, faßte sich aber gleich, denn er hatte schon eher Beobachtungen gemacht, Beobachtungen, über die er in ängstliche Zweifel und Sorgen gerathen war, die er aber theils unterdrückt, theils sorgfältig in sich verschlossen hatte. Doch mußt' er die Frage vollenden, in der er stecken geblieben war: was — was fehlt dir, Woldemar? — „Wie? was mir fehlt? — seh ich übel aus?„ Er trat vor den Spiegel. „Würklich! man sollte bange werden„ — und lächelte. „Aber ich weiß schon, woher es kommt,„ fuhr er fort, „es hat nichts zu sagen.„ Und so-

gleich

gleich brachte er die Rede auf etwas anders; das dann Biederthal gerne geſchehen ließ.

Acht Tage giengen herum; noch eine Woche lief zu Ende — und Henriettens Seele fieng an ſich zu erbittern. Was nur ein menſchliches Herz überwältigen kann, alles, alles war an Woldemar vergeblich geweſen. So tauſendmal gerührt, erſchüttert; immer ohne Frucht; immer doch, am Ende, unbeweglich! ... Warum wollt' er ſie aus ſeinem Herzen verſtoſſen? — Verſtoſſen? — Stund das in ſeiner Gewalt? Sie hatte ja nichts verbrochen; war ja Henriette wie immer. — — O Gott! rief ſie aus, ich bin ja unſchuldig.

Der Stachel, der ihr im Herzen ſaß und folterndes Pochen in alle ſeine Faſern brachte — es war als wenn er bey dieſem Ausruf auf einmal ſich löſte.

Unſchuldig! — überall in ihr wars erklungen — ewig ſeiner ganzen Freundſchaft werth! — Und kann, was unvergänglich iſt, vergehen? — Vergängliches mag vergehen; — — Harren will ich in Unſchuld. — Harren, und treulich bewahren all die Lieb' in meinem Herzen — und gen Himmel ſchauen ...

Da Woldemar die ſtille Heiterkeit erblickte, den ſiegenden Muth der über Henriette gekommen war, wandelte ihn etwas an — wie Schrecken. Er ſträub-

sträubte sich, es dafür zu erkennen; wollte, daß es Freude wäre, und suchte es heimlich darein zu verkehren: aber er fühlte bald, wie vergebens! Nunmehr ergriff ihn zwiefaches Schrecken. Was noch von Hoffnung in seiner Seele versteckt war, fuhr auf und verschwand. Die entsetzlichste aller Empfindungen: Verachtung dessen was überschwenglich geliebt war, kam, den geräumten Platz einzunehmen; — sie hatte lange schon gedrängt. — Er wurde voll Eckel vor dem Unbestimmten seiner Lage; lieber, volle Verzweiflung, tausendmal lieber! und er fieng an darnach zu ringen.

Aber er konnt es nicht fassen, konnt es nicht glauben! ... Das gekostet zu haben, was eine solche Freundschaft giebt; und es fahren zu lassen, und es missen zu können, und Muth zu behalten zu leben, Ruhe, Heiterkeit? — Seyn zu können dieß, und jenes gewesen seyn? Eben dieselbe? Henriette? Die, die, die?! ... Er schwindelte in Wahnsinn dahin.

Noch mäßigte er sich im Aeusserlichen; er zeigte nur Kälte: aber sein Wille, diese Kälte fühlbar zu machen, kam je mehr und mehr zu Tage. Er wich allen Gelegenheiten aus, Dienste von Henriette anzunehmen; war höchst sorgfältig, daß sie in seinem Hauße nicht die geringste Bemühung hätte; äusserte ein Absicht ihrer tausend Bedenklichkeiten; hatte bestän-

ſtändig ihr etwas aus dem Wege zu räumen; ſo daß ihr der Aufenthalt neben ihm nicht anders als peinlich ſeyn konnte. Aber ſie hielt Stand; und wenn die Kränkungen, die ſie von Woldemar erfuhr, auch wohl einmal ſie erbitterten, ſo erholte ſie ſich doch gleich wieder, und bewieß ſich nur deſto liebreicher gegen ihn.

Unterdeſſen wurde die Verwirrung in Woldemars Gemüthe immer fürchterlicher. — Das liebe Mädchen, unaufhörlich um ihn, mit ihr die Menge ſüſſer entzückender Angedenken, noch immer voll derſelben Kraft ihn glücklich zu machen, wußte noch jetzt ſo manchen Schimmer von Freude in ſeine finſtre Seele zu dämmern, brachte täglich neue Anwandlungen von Glauben von Vertrauen in ſein Herz — von Vergebung: — Ach! die ſie aber nicht forderte, deren ſie nicht zu bedürfen glaubte; ohne Sinn für ſeine tiefen Leiden — vielleicht ins Geheim ſie verachtend — hoch erhaben über den thörichten Woldemar, und nur in ſchmählichem Mitleiden ſich zu ihm herablaſſend — die Edle! — Ha, Elende! — Ferne, ferne die von dieſem Herzen, das du geſchändet, und das du verlaſſen haſt!

Alle ſeine Beſchäftigungen lagen. Außer daß er faſt täglich an Allwina ſchrieb, die doch an dem Ort ihres Aufenthalts nur zweymal in der Woche Briefe erhalten konnte. Aber von ſeinen Briefen wurde

auch nur der dritte vierte würklich abgeschickt, weil er, während dem Schreiben, sich immer vergaß und in Ausbrüche der schwärzesten Melancholie gerieth. Allwina sollte auf seine Schwermuth vorbereitet seyn; doch wollt' er weder ihre Freundin bey ihr verklagen, noch gegen Menschen und Glückseligkeit überhaupt sie argwöhnisch machen. Hier ist einer von diesen Briefen die zurückgehalten wurden.

„Ich habe zwanzig Briefe an dich geschrieben, die du alle nicht bekommen hast; sie sind zerrissen, verbrannt. — Aber was soll ich dir länger verheelen, daß ich in die tiefste Schwermuth versunken bin. — Mir schaudert vor dem Gedanken, deine Engelseele mit Geheimnissen der Hölle zu verfinstern! Aber ich muß, ich muß! — Oder soll ich fort, auf und davon? — O, ich bin tausendmal dazu versucht gewesen. Aber du sollst nicht elender werden, als das Schicksal dich macht: Dem deinen Fluch, nicht mir! — — Warum hörtest du mich ehmals nicht, als ich dich, als ich Euch alle vor mir warnte, so oft warnte, daß ihr nicht auf mich bauen, daß ihr Euch nicht so an mich hängen solltet! — Ihr lachtet! — Ha? nun ists an mir zu lachen!

Ich bin nicht im Fieber, Allwina; o Gott! ich bin so wach, bin nur zu gut bey Verstande. — Aber dir entdecken, was ich habe, das geht nicht; ich sag es auch Henrietten nicht, meinem Bruder nicht, nie-

niemand! Aber, ja, es ist mir etwas begegnet — etwas... Ich hab entdeckt, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn ist, Narrheit ist — ausgenommen dem Narren — —, ich preise sie wohl einmal wieder, so Gott will und ich lebe!

Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen, um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu trösten. — Ich bitt'; ich beschwör' Euch, spart das! Sagen werd ich nichts; und Euer Mitleiden? Darüber werd ich — lachen — und rasen. Ja, wenn ich Steinschmerzen hätte, oder die reissende Gicht, oder ich wäre in Armuth gesunken, oder es wäre sonst ein endlicher Jammer über mich gekommen — dann! Aber nun? — Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzenden Herzen käme nicht ein Tropfen davon zu gut.

Daß in den Menschen das geleget werden mußte, das Sehnen nach Mitgefühl, die brennende Begierde nach Menschen-Herz. — Die am Ende doch nur falsche Lust, kranker Heißhunger ist, der nur des Geruchs bedarf, und es folgt Eckel! — — Aber nein! so scheint es von der einen Seite nur: Nicht falsche Lust, nicht kranker Hunger; sondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anstrich ist: darinn das Elend!

Woher nur die Sage unter die Leute gekommen seyn mag — das allgemeine Gerücht von Liebe,

von Freundschaft? — — Es ist wie mit den Gespenstern, deren überall so viele gesehen worden sind: Gerade so! Ja, das ists: ein Polterding! Man hört — man horcht — — näher, immer näher die Erscheinung — mächtiger Schauer vor ihr her — sie kömmt — da, da — — sieh da! — — Und es waren Ratzen.

Wahrlich, es ist nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menschen an einander hangen. Worauf wir eigentlich einen Werth legen; das ist nicht. Die geselligen Gefühle, wie sie Namen haben, sind in sich so zusammengesetzt, so unendlich vermischt, so an tausend und tausend Enden zu fassen und zu lassen, so zweydeutigen, betrüglichen, hinfälligen, unwesentlichen Wesens; daß man nie wissen kann was man hat, oder ob man nur was hat. — — „Doch giebt es Beyspiele von Treue, von alles überwiegender Anhänglichkeit!„ — Das weiß ich! Aber liegt da wohl je würkliche Sympathie zum Grunde, ist da je eigentliche Liebe? Nichts weniger! Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen sinds! ... Schau die Redern! Was hat die nicht für ihren Mann gethan? wie war und blieb sie ihm nicht ergeben? Man geräth außer sich vor Bewunderung, wenn mans erzählen hört. Und nun, im Grunde, was ists mit der Redern? Fühlte sie bey ihren schönsten Handlungen wohl mehr,

hatte

nug. Wer darf ſich breiter machen, als einer der kein Haus hat, wo er ſeinen Kopf hinein ſtecken kan? Solche Leute dürfen ſich wol über Paläſte aufhalten.

Servilius zu den Vorigen.

Titus.

O, hier iſt Servilius; nun werden wir doch eine Antwort kriegen.

Servilius.

Wenn ich euch bitten dürfte, meine Herren, zu einer andern Zeit wieder zu kommen, ſo würdet ihr mir einen Gefallen thun. Denn bey meiner Seele, Milord iſt auf eine ſeltſame Art unmuthig; ſein leutſeliges Weſen hat ihn ganz verlaſſen, er iſt gar nicht wohl auf, er hütet das Zimmer.

Caphis.

Manche hüten das Zimmer, die nicht krank ſind; und wenn es ſo übel mit ſeiner Geſundheit ſteht, ſo däucht mich, ſollt' er ſeine Schulden nur deſto eher bezahlen, und ſich einen offnen Weg zu den Göttern machen.

Servilius.

Ihr gütigen Götter!

Titus.

Das können wir für keine Antwort nehmen.

Flami-

hatte ſie wohl mehr Genuß davon, als wenn ſie für den Mittag eine Suppe kochte? Hatte ihr Mann wohl mehr Genuß davon, eigentlichen Seelen-Genuß? — — Und ſo iſts überall, wo Menſchen anhaltend einander etwas ſind: entweder blinder Trant, wo ſie ſo hineinkommen, ohne zu wiſſen wie; eingebläut, angewöhnt, um Gottswillen: oder elendes — ſo elendes Stückwerk, daß es eine Schande iſt. Hält wo noch eine Vereinigung Stand, und ſie bewahrt nicht jene gegenſeitige gleiche Dumpfheit, ſo bewahrt ſie gegenſeitige Reſignation; — etwa, von der einen Seite durch Verzweiflung an Mitgefühl, an Einverſtändniß; und von der andern durch kindiſche Genügſamkeit: — oder auf ſonſt eine Weiſe; denn hier können die Verhältniſſe ins Unendliche abwechſeln, und manches recht hübſch und artig ausfallen: das Band aber, das ſie zuſammen zieht und hält, iſt nichts weniger — als was es heißt! — — — In alle Wege, je fähiger der Menſch zur Glückſeligkeit wird; je unglückſeliger wird er in der That: je vortreflicher Menſchen werden die einander gut ſind; je loſer, je unſteter wird ihre Verbindung. Indem der Eine, oder der Andre, oder beyde zugleich ſich mehr ausbilden, jeder in dem Seinigen, — werden ſie ſich unähnlicher; indem ſie an Kraft gewinnen, ihr Geiſt ſich weiter ausbreitet; ſelbſt ihr Herz ſich erweitert, — werden ſie, gegenſeitig, eigener,

— werden sie unabhängiger von einander; — ihre Sympathie — kriegt die Antipathie — und ihre Freundschaft hat ein Ende.

Ich habs lange gewußt; aber mein Wissen war nur Stückwerk: jetzt hab ichs ganz; bin der Wahrheit und der Weisheit voll — ein Seher, ein Prophet, — und habe dir kund gethan meine Offenbahrungen, habe dich gelehrt, habe dir geweissagt, — und muß nun weiter, bis ichs verkündige auch den unterirrdischen Geistern. — — So laß mich denn, und Gott sey dir gnädig! „

Unterdessen Woldemar diesen Brief schrieb, war Henriette in sein Vorzimmer gekommen. Die Thür von seinem Cabinet war zu. Sie hörte etlichemal daß er gewaltsame Bewegungen machte und fürchterliche Töne ausstieß. Hernach wurd es ganz still. Darauf hörte sie Weinen und Schluchzen. — Und nun wieder stille wie todt. Sie versuchte an der Thür vom Cabinet, ob sie zugeschlossen wäre — sie gieng auf.

Er saß, den Kopf umgedreht, nach der Wand, gegen die er das Gesicht gequetscht hatte, wie aus Begierde sie mit den Zähnen zu fassen; die Arme vorwärts steif ausgestreckt, und die Hände los gefalten; die Beine hiengen, gezuckt, längst dem Sessel, so daß sie nur mit der Spitze den Boden berührten. — Henriette trat bebend näher. Sie erblickte

blickte das frisch Geschriebene. Von selber fielen ihr die letzten Zeilen, die sehr große und weitläufige Buchstaben hatten, in die Augen. Sie glaubte der Brief wäre an sie, und durchlief, ungeduldig, ihn, das hinterste zuerst; dann fieng sie von vorne an; las; meinte noch immer er gehe sie an; begriffs doch länger nicht.. Da kam sie an die Worte: „Ich rede nicht im Fieber, Allwina„ — Allwina? — Sie fuhr auf mit einem lauten Schrey. — — Woldemar kehrte sich um; riß ihr das Blatt aus der Hand; und stieß sie unsanft auf die Seite. — Sie sank, und meinte die Erde wäre mit ihr versunken. — Aber sie war bald wieder bey sich; kam zurück; hieng sich Woldemar an den Hals, und zerran über ihm in Thränen und in Küssen. — Da sie einigemal zu reden versuchte; jedesmal stockte, und nun wieder heftiger weinen mußte; wurde ihr weh bis zur Ohnmacht: sie mußte ihre Stellung verlassen und einen Stuhl suchen. — Woldemar blickte nach ihr hin. . . Er konnte nicht länger! Sein Herz hob sich, wie — ja, nicht anders! — wie wenn eine Welt sich aus ihren Angeln hebt — „Ach, Henriette!„ rief er, und stürzte vor sie hin auf die Knie — „Ich bin verlohren — laß mich in deinen Armen sterben!„ — Henriette war ohne Sprache; sie drückte ihn an sich; schluchzte; sah gen Himmel . . „Ja!„ fuhr er fort, „ich bin hin; aber so lang ich noch lebe muß ich dich lieben.„ —

Es ist entsetzlich, daß ich mich an dir betrogen habe, denn du bist das beste Geschöpf unter der Sonne! — O, es wird ja doch endlich einmal schwinden dies Herz, endlich einmal vergehen, nachdem es so oft alle seine Kraft von sich geströmt hat!„ — Lieber! unterbrach ihn Henriette, — Lieber — Lieber — Ach! — Betrogen? — Sie konnte nicht weiter. — „Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe,„ sagte Woldemar, „dein Gefühl für Freundschaft ist anders als das meine. — Unsere Freundschaft konntest du fahren lassen, — es sey warum es wolle, — du konntest sie fahren lassen; — mich konntest du dahin geben! — — Und ich, ich — ich liege hier auf den Knien!„ — — Er sprung mit Heftigkeit auf, setzte beyde Fäuste sich vor die Stirne: „Gott!„ rief er aus — „Nur Trümmer! — Und das mein Alles! — Und darum betteln! . . . — Aber was hilfts?„ — Er stürzte sich von neuem auf den Boden — „Beste, Beste auf Erden — habe Mitleiden — verlaß mich nicht!„ — verbarg sein Gesicht in Henriettens Schoos, und brach in eine Fluth von Thränen aus. — Woldemar! sagte Henriette mit gebrochener Stimme — dich verlassen? Dich, für den ich alles verließ? — „Ach!„ sagte Woldemar, indem er sein Gesicht wieder in die Höhe richtete — „ich wollte daß ich mein Herz fassen könnte, wie ein Weib ihre Brust, und dich nöthigen es zu trinken — damit dir alles

zu Theil würde, dir nur alles zu gut käme von mir, eh es dahin iſt, — damit nur dieß unausſprechliche Gefühl hier, gerechtfertiget würde — und Bleiben erhielt — und dereinſt gen Himmel ſtieg! O, das nur: die Erfüllung meines Glaubens, die Rettung meiner Liebe, der Liebe — die ich fühle — und die ich wähnte; der, ein Weſen, eine ſichere Stätte auf ewig: — und ich will, ohne Klage, vergehen, will verlohren ſeyn!„ — Er ſenkte ſich wieder. Und Henriette.....

Doch genug von dieſem Auftritt, mit deſſen Beſchreibung ich mich beſſer gar nicht verſündiget hätte! Denn nur einen Moment davon darzuſtellen in Geiſt und Wahrheit — iſt unmöglich.

Sie geriethen allmählig miteinander in ein anhaltendes Geſpräch. — Henriette wußte, all die Liebe die in ihr war, und mit der ſie unverrückt an Woldemar gehangen, ihm jetzt ſo nah ans Herz zu bringen; daß er ſie fühlen, daß er ſie eingeſtehen mußte. Unvermerkt wurde ſeine Seele von ſüſſen Empfindungen wie berauſcht, — ſein Gram übertäubt; und die Wonne die er genoß, durchdrang ihn ſo ganz, daß es ihm genug daran dünkte, ſein Leben zu beglücken.

Bis auf den folgenden Tag läuterte ſich ſein Zuſtand; die fieberhaften Bewegungen hörten auf; er ſchwebte nicht mehr in Entzückungen: aber Beruhi-

gung, stille Zufriedenheit traten an die Stelle. Er fühlte, daß sein Herz in einem guten Verbande lag, so daß der Schaden daran ihn wenig beschwerte, und allmählich wohl noch heilen könnte.

Henrietten war er lieber als jemals geworden, und sie ermüdete nicht, es unaufhörlich ihn sehen zu lassen. Die holde Weise, womit sie es that, vermehrte den Eindruck, denn es wurde ihm auffallend dabey, daß Henriette auch in der Freundschaft gewisse Vorzüge besitze, welche gegen die seinigen eben der Art, wohl in Betrachtung zu kommen verdienten, und ihnen ziemlich die Wage halten möchten. — Wenn Er sie an Gluth der Seele, an hohem und tiefem Sinn übertraf: so übertraf Sie dagegen ihn an wahrhafter Zärtlichkeit und unvermischtem Adel des Herzens; an Lauterkeit, Schönheit und durchgängiger Harmonie der Empfindungen. Seine Ergebenheit gegen sie, mochte noch so stark, so ungemessen erscheinen: die Ihrige gegen Ihn hatte etwas, das man dennoch für uneigennütziger, sogar für fester halten konnte. Zwar widerstritt er das sehr hartnäckig; aber nicht immer mit dem besten Gewissen. Heimlich fühlte er einigen Zweifel — und lächelte innerlich dazu: ob nicht auf Henriettens schüchternes gehaltenes Wesen doch im Grunde mehr Verlaß sey, als auf das muthvolle, heftige — und ungestüme des seinigen.

Wahr-

Wahrscheinlich wäre alles gut geblieben und immer besser geworden, wenn nicht aus dem Vergangenen eine fremde Ereigniß sich unversehens entwickelt hätte, welche für Woldemar und Henriette und alle die sie liebten, von den schrecklichsten Folgen war.

Ende des ersten Theils
von Freundschaft und Liebe.

V.

Zu Hieronymus Savonarola Bildniß.

Savonarola ist einer der Menschen, über welche die Stimmen wohl immer getheilt, der größte Theil der Stimmen gegen ihn, die wenigen auf seiner Seite aber auch um so eifriger und wärmer seyn werden. So wars in Florenz unmittelbar nach seinem Tode, so ists die drittehalb Jahrhunderte seitdem gewesen, und noch hat sich nichts vorgefunden, das im mindsten die Sache verändern könnte.

Seine Geschichte ist kurz und sehr bekannt. Gebürtig aus Ferrara 1452. war er zuerst Arzt, ward nachher Predigermönch, zuerst in Bologna, nachher in Florenz, that sich durch seinen Eifer, durch Strenge des Lebens, Gelehrsamkeit, Klugheit und hinreißende Beredsamkeit hervor, daß er bald die

Mön-

Mönche, die er laulich schalt, bald auch den Päbstlichen Hof selbst gegen sich bekam, destomehr aber das Volk in Florenz auf seiner Seite hatte. In den damals so unruhvollen Zeiten Italiens und seiner Republik besonders, die zwischen dem Regiment der Niedicis und der Volksfreyheit im letzten Kampf schwankte, war Er der Niedicis strenger Feind und ganz auf des Volks Seite, ward Karl dem achten, Könige in Frankreich, der damals Italien überzog und sich Florenz nicht im besten Sinn nahte, mit Friedensvorschlägen entgegengesandt, und richtete sein Geschäft wohl aus, wie er auch immer [illegible] auf der Seite dieses Königes blieb und von ihm große Dinge hoffte. Der Haß der Mönche, die er angriff, der Bann des Pabsts, den er auch nicht schonte, die Gegenparthey in der Republik, durch die die vertriebenen Niedicis würkten, übermochten endlich: durch einen sonderbaren und (wenn er sich nicht so grausam endigte) fast lächerlichen Proceß kam er auf eine jammernswürdige, harte Tortur, und endlich zum Feuer. Seine Asche ward in den Fluß geworfen, damit sie den Resten seiner Parthey nicht zum Heiligthum diente, und nun ward, wie gewöhnlich, über ihn geschrieben und raisonnirt. Von seinen Freunden zum Himmel erhoben, von seinen Feinden, weil das irrdische Feuer ohne Zweifel nicht hinreichte, ihren Haß zu kühlen, in die tiefste Hölle verdammt: und die spätern Schriftsteller

ſteller ſchlagen ſich hie oder dorthin, nachdem es ihnen gut däucht.

Ohne Zweifel hat die Geſchichte und der Stand eines ſolchen Mannes zu viel Seiten, als daß ein flaches Urtheil auf einmal ſie alle umfaßte oder beſchriebe. Wir müſſen alſo (ohne doch die mindeſte Entſcheidung geben zu können oder zu wollen) wenn ja über ihn ein Wort geſprochen werden ſoll, nothwendig theilen.

Als Religioſe war er ohne Zweifel ein Mann von großen Talenten, von warmem Herzen, großer und guter Abſicht. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat nur ein Schriftchen von ihm, von der chriſtlichen Einfalt und einige geiſtliche Briefe geleſen; in beyden aber viel ſcharfe Blicke, reinen Sinn und Ausdruck, ja ſelbſt oft viel von der chriſtlichen Einfalt gefunden, die er ſo ſehr lobet. Dieſe Schriften machen nothwendig auf die Reden begierig, mit denen er eine Zeitlang Florenz umkehrte und ſo große Würkung gethan hat; da die meiſten ihm aber nur nachgeſchrieben ſind, und er ſelbſt ſich über ſo viele Lügen und Halbwahrheiten, die man ihm nachtrüge, beſchwert, ſo ſind ſie vielleicht auch nicht immer richtig. — Wer in dieſem Betracht ſein Bild am hellſten gemahlt ſehen will, darf nur ſeines Freundes, des jüngern Pikus, Leben von ihm leſen. Savonarola erſcheint in ihm faſt nicht

als Mensch mehr, sondern als Heiliger und Engels gerade aber das thut seiner Sache bey den Meisten Schaden. Ueber einen Glanz, den man nicht ertragen kann, kann man auch nicht urtheilen und wenig in ihm unterscheiden.

Als Haupt einer Parthey, als Demagoge in der Republik betrachtet, verflicht die Sache sich noch mehr. Mr. Bayle findets schlechthin tres-blamable, daß ein Geistlicher sich in Geschäfte des Staats mische. Er mag sehr recht haben, wenn Savonarola zu unsern Zeiten und etwa gar in Monarchischen Städten lebte; damals aber wär leider! noch ein ander Mönchs-Costume; und in einer Republik, zumal in einer Crisis, wie damals Florenz war, wird offenbar die Sache anders. Savonarola stand eigentlich keinen bürgerlichen Geschäften vor, er verwaltete kein Staatsamt, und kam weder auf Markt noch Rathhaus. Die ihn um Rath fragten, kamen in seine Zelle und der Ort, wo er aufs Volk würkte, war die Kanzel. Als er dem Könige in Frankreich entgegen geschickt ward, hatte ihn die Republik dazu, als einen Mann von Beredsamkeit und Klugheit, gewählet: und ich weiß nicht, welcher Bürger oder Geistliche dem Staate in solchem Nothfalle beyzustehen, sich weigern dörfte? Auch in den Reden scheints, daß seine Würkung aufs Volk von Religionsgesichtpunkten ausgieng. Er deklamirte zuerst

gegen

Flaminius hinter der Bühne.

Servilius, helft -- Milord, Milord!

Fünfte Scene.

Timon lauft in der Wuth heraus.

Timon.

Wie, ist mir nicht mehr erlaubt zu meiner Thür heraus zu gehen? Ich bin immer frey gewesen, und soll nun mein Haus mein Kerker werden? Muß mich die eisenherzige Grausamkeit der Menschen bis in den Plaz verfolgen, wo ich ihnen Bankette gab?

Caphis.

Bring dein Gewerb' itzt an, Titus.

Titus.

Gnädiger Herr, hier ist meine Obligation.

Caphis.

Hier ist die meinige.

Varro.

Und hier die meinige, Milord.

Philo und die übrigen.

Und hier die unsrige.

gegen öffentliche Laſter, Aergerniſſe, Ueppigkeit u. ſ. f. wo es denn, in einem Freyſtaate zumal, ſchwer hält, die Grenzen zwiſchen dem Allgemeinen und Beſondern zu finden. Auch kann mans nicht läugnen, daß eigentlich der Geiſt der Reformation und der Wiſſenſchaften dieſe Gränzen erſt recht beſtimmt hat; vorher, in den Mönchszeiten, gieng Alles durch einander. Wir thun alſo wenigſtens Unrecht, ihn mit dem Maasſtabe einer fremden Zeit, oder eines andern Verhältniſſes der Stände zu meſſen. Selbſt Machiavell iſt dieſes nicht in den Sinn gekommen, ſo ſchlecht er das Ding anſah; warum? weil er im Geiſt der Sitten der Zeit und des Landes dachte. Auch Guicciardini, Comines, Jovius ſprechen mit Hochachtung oder wenigſtens Mäßigung von ihm und der neuere Schriftſteller, der in einer akademiſchen Jugendübung, (*) die wohl blos eine politiſche Chrie ſeyn ſollte, am ſchärfſten auf ihn losfuhr, nahm nachher in einer weit gründlichern Schrift ſein übereiltes Urtheil von ihm, als Demagogen, zurück.

So viel iſt gewiß, Savonarola glaubte, an der Parthey, die er nahm, die beſte zu nehmen. Als er zu Lorenz Medicis Todesbette geſchickt ward, war die gerade Bedingung der Abſolution: „er ſollte

(*) *I. F. Buddei* exercitat. polit. hiſtor. de artibus tyrannicis H. Savonarolae: v. eiusd. parerga. Jen. 1719 p. 277 - 398.

sollte das Andern gethane Unrecht erstatten, und der Republik die Freyheit wiedergeben. „ Beym ersten sagte Lorenz, seine Erben würden es thun, da er aus zweyte nicht wollte, gieng Savonarola stille fort und Lorenz starb.

Nun ists eine unendliche Frage: welche Parthey die beste gewesen, sey oder seyn werde? ob Freyheit des Volks, oder Regiment der Edeln, oder Monarchie? Wer wird aber auf die einseitige Entscheidung dieser Frage das Urtheil über einen Demosthenes, Gracchus, Pisistratus bauen? Hätte Savonarola zu den Zeiten dieser gelebt, wäre ihm eine Bürgerkrone worden; jetzt, als Mönch, dem päbstlichen Stuhl, den er aufgebracht hatte, so nah, und so eine glänzende, reiche Parthey zu Feinden habend, kam er auf die Tortur und ins Feuer. Die häßlichsten Dinge, die von ihm gesagt und geschrieben sind, kommen von Rom aus, und selbst die spätern Anhänger der mediceischen Parthey lassen ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Er ward offenbar als ein Opfer der Ruhe im Staate Preiß gegeben, sein Kloster im Auflauf gestürmt: man gieng aufs schändlichste mit ihm um: acht seiner ärgsten Feinde wurden seine Richter: die Tortur sollte Sachen aus ihm bringen, die des Todes werth wären, und noch mußten diese erzwungne Aussagen, wie gleichzeitige Zeugen es melden, erst verfälscht werden, und sind ihm nie öffentlich vorgelesen worden u. s. f. — —

Savo-

Savonarola gieng ohne die mindſte Klage oder Vorwurf oder Aeſſerung, wer Recht oder Unrecht habe? kalt und geſetzt, wie Phocion, zum Tode.

„Aber, er ſoll doch auf der Tortur bekannt haben, „daß ſeine Offenbahrungen Betrug geweſen?„ Er ſolls, und ſeine Freunde ſagen: er hats nicht: und ſeine Feinde ſelbſt ſagen: „er thats nur verblümt, in dunkeln Ausdrücken, er hats nur ſo zu verſtehen gegeben.„ Und mein! was iſts für Art, jemand — durch die Tortur zu fragen: ob er ein göttlicher Prophet ſey? Den göttlichen Propheten auf die Tortur legen und ſagen: „ich erwarte gleichgültig die Wahrheit!„ Auch die Art, das Volk gegen ihn aufzubringen, war ſo erbärmlich auf der einen Seite, als ſie auf der andern genau fürs Volk kalkulirt war. Eine Feuerprobe der Wahrheit, welche Parthey Recht habe? mit oder ohne Sakrament, (weil dieſes im Feuer leiden könnte!) das war die große Klippe, an der er ſcheitern mußte, der Jahrmarkt, von dem ſeine Gefangennehmung, Tortur und Alles abhieng.

Indeß iſt hier nichts weniger unſre Abſicht, als Savonarola in allem zu rechtfertigen oder unſern Zeiten, die gar anders ſind, als Muſter anzupreiſen. Bey Feuerrädern der Art weiß vielleicht ihr Schöpfer allein, was in der Flamme ihrer Einbildung, Würkſamkeit und Abſicht rein oder unrein, himmliſch oder erdartig ſey; oft wiſſen ſie's ſelbſt nicht

und erfahren es erſt, wenn ſich ihr Feuer gelegt hat, das iſt, meiſtens zu ſpät. Ein politiſcher Weiſſager ſteht auf dem unſicherſten Grunde, er möge aus Weltklugheit oder Eingebung Prophet ſeyn; je mehr er Eingebung, (auch nur im lindeſten, moraliſchen oder poetiſchen Verſtande) hinein miſchet, deſtomehr hat er Klugheit nöthig, und gerade auf der Stufe hört meiſtens alle Klugheit auf. Ueber das Glück in dieſer ganzen Begebenheit hat niemand beſſer als Machiavell geurtheilt, der ſie auch nur von der Seite des Glücks anſah, nemlich: ein Demagog könne durch Reden ſich die Gunſt des Volks bald verſchaffen, ohne Waffen aber ſchwer erhalten. Es ſcheint nicht, daß es dem guten Savonarola, (wenn er das war, was ſeine Freunde, und alle, die ihn gekannt haben, von ihm ſagen) — es ſcheint nicht, daß ihm um das Eine oder das Andere zu thun geweſen ſey. Noch auf der Tortur ſagte er, daß wenns ihm gelungen wäre, nur ein Concilium, eine Reformation der Sitten zu bewürken, ihm dieß viel mehr als des Pabſtes dreyfache Krone geweſen wäre. Die moraliſche Seite von Savonarola iſt alſo, auch nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, die ſicherſte und offenbarſte; das ihm Eigne in ſeiner Perſon und auf ſeinem Standpunkte iſt verflochten, dunkel, und mag ihm alſo, (ſey's Wahn oder Wahrheit!) eigen bleiben.

VI.

Kritiſche Anzeigen.

Zuſätze und Veränderungen wodurch ſich die neue Ausgabe von Robert Woods Verſuch über das Originalgenie des Homerus von der alten ausgezeichnet, nebſt der Vergleichung des alten und gegenwärtigen Zuſtands der Landſchaft von Troja, aus dem Engliſchen. Mit Kupfern und Karte. Frankfurt am Mayn in der Andräiſchen Buchhandlung, 1773.

Zuſätze zu einem ſo wichtigen Werk wie der Verſuch des Herrn Woods über den Homer ſind allezeit ſchätzbar, und ſollten ſie auch nur Druckfehler betreffen. Einer der wichtigſten Zuſätze iſt die Meynung, daß die Nachricht von Homers Leben, die Pope und Dr. Parnel für eine kleine, unbedeutende und unwichtige Schrift hielten, allerdings Herodots und ſeines Zeitalters würdig ſey, und daß die von jenen angeführte Gründe mehr für als gegen die allgemeine Tradition beweiſen. Der Hauptaufſatz dieſer wenigen Bogen iſt indeſſen die Vergleichung des alten und gegenwärtigen Zuſtands der Landſchaft von Troja. Zur Erläuterung dieſer Begriffe iſt eine Karte beygefügt, die von dem Verfaſſer an Ort und Stelle ſelbſt aufgenommen worden, und die alles ſo genau vorſtellt, wie es dieſe Reiſenden antrafen. Der vorzüglichſte Unterſchied beſteht darinn, daß die Quelle des Skamanders heutiges Tags um ein gutes weiter vom Helleſpont entfernt iſt, als ſie es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zu der Zeit war, da Homer ſie ſahe. Die Urſachen dieſer Veränderungen ſetzt der V. in die in Kleinaſien ſo häufige Erdbeben. Der V. hat Stücke des Ida und Tmolus geſehen, die ganz augenſcheinlich durch Erdbeben vom Hauptberge abgeriſſen waren. So trift man auch in den Ebenen des Skamanders viele Felſenmaſſen an, die unläugbar jetzo an einem andern Ort ſtehen als ehemals. Unſer V. brachte 14. Tage mit Durchreiſung des

Trojanischen Gebietes zu. Wenn man vom Kaikus zum Aesopus sich eine gerade Linie denke, so wird diese Linie ziemlich genau die östliche Landeinwärtsgehende Gränze des Reichs des Priamus bestimmen. Auf diese Art mag der Umfang ohngefähr 500. englische Meilen betragen. Davon sind beynahe 200. nichts als Seeküste, die am Propontis, Hellespont, und Aegäischen Meer liegt. Wenige Länder sind so gesund, und haben so rühmliche Geschenke der Natur empfangen. Das Land bringt Oel und Wein hervor und ist auch sehr glücklich zur Schiffarth gelegen. Indessen scheint diese Nation von den ältesten Zeiten an der Schiffarth abgeneigt, und mehr zum Ackerbau und inländischer Industrie geschaffen zu seyn: Eine alte Prophezeyhung, die sich bis auf unsre Zeiten erhalten hat, warnte sie vor den Gefahren des Handels. Es kennen wir auch die ganz vorzügliche Strenge ihrer Gesetze gegen diejenige welche überführt waren, daß sie einen Ochsen, einen Pflugschaar, oder andres Geräthe gestohlen hatten. Es wäre zu wünschen, daß die Karte sorgfältiger nachgestochen wäre, denn von dem Cap Baba findet sich nichts darauf angedeutet, und von da fängt sich doch die Beschreibung des N. an. Wenn man die Iliade mit Aufmerksamkeit liest, so sieht man bald, daß Homer das Aegäische Meer und den Hellespont deutlich von einander unterscheidet. Denn redet er vom erstern, so braucht er das Beywort: brausend, stürmisch. Weder der Hellespont noch der Kanal sind breit genug, um stürmisch zu seyn; daher ist das Beywort insaniens beym Horaz nur sehr uneigentlichen wahr. Merkwürdig ist das Beywort breit, welches wir mehr als einmal beym Homer vom Hellespont gebraucht finden; nur sehr im uneigentlichen Verstand scheinet es auf diese Meerenge zu passen, die oft schmäler als mancher Fluß ist. Orrbäus nennt ihn eben so. Eustathius und andere haben es auf eine Art zu erklären gesucht, die aber dem D. kein Genüge thut. Er wagt daher eine andre Vermuthung. „Als ich, sagt er, von dem Aegäischen Meer in

den

„den Helleſpont ſeegelte, ſo waren wir genöthigt, beſtändig „gegen einen ſtarken Strom zuſchiffen, der ſehr ſchnell floß. „Zu gleicher Zeit konnten wir auf alle Seiten des Lands ſe„hen; allenthalben erblickten wir reitzende Landſchaft; alles „flößte uns die Idee eines ſchönen Fluſſes ein, der mitten „im Lande fließet. Kaum konnte ich mich überreden, daß ich „auf der See war, und eben ſo natürlich war es, von ſeiner „vergleichungsweiſe großen Breite, von ſeiner Mündung, von „ſeinem ſchönen Fluſſe, ſeinen mit Bäumen beſetzten Ufern und „allen dieſen Dingen auf eine Art zu reden, die wohl zu ei„nem Strom aber nicht zu einer See paſſet. Das Beywort „ſchnellfliessend oder reiſſend, welches der Poet vom Helleſpont, „nie aber von einer andern See brauchet, zeigt, daß er ihn „bloß als einen flieſſenden Strom anſahe: und Herodotus, „welcher den Helleſpont mit der Neugierde eines Reiſenden „beſuchte, nennt ihn würklich einen Fluß.„

Die Beſchreibung des Homers von dem Berg Ida ſtimmt völlig mit ſeinen gegenwärtigen Zuſtand überein. Noch immer ſind ſeine vielen Gipfel mit Fichten bedeckt, und noch immer ſind eine Menge Quellen da. Bey einer Reiſe, die Herr Wood über einen Theil dieſes Bergs bey Nacht machte, gab ihm das beſtändige Geheul der Jnkals, das häufige Hervorſpringen der wilden Thiere aus dem Gebüſch, und die beſtändig murmelnde Bäche, die von einer Menge Quellen verſorgt werden, eine ſehr lebhafte Idee von dem Dienſt der Cybele. Von der Quelle des Skamanders bis zu ſeiner Mündung ſind ohngefähr 20 Engliſche Meilen, wenn man die vielen Krümmungen nicht rechnet. Jm Sommer iſt er ungemein klein, und bildet nicht einmal von ſeiner Quelle bis zur See einen aneinander hängenden Strom aus. Aus der Breite ſeines Bettes, und der Länge der darüber geſchlagenen Brücken konnte man aber leicht urtheilen, daß er im Winter ganz anders ausſehen, und ſehr reiſſend ſeyn muß. Die Entfer-

tung zwiſchen Troja und der See iſt ſeit Homers Zeiten gröſſer geworden; denn die See iſt durch einen Zuwachs, den das Land erhalten hat, jetzt weiter entfernt, als in alten Zeiten. Zwar ſteht jetzt Troja unmittelbar an der See; aber dies iſt nicht das Troja Homers; denn dieſes lag weiter oben und nicht am Helleſpont, ſondern am Aegäiſchen Meer.

Raritäten, ein hinterlaſſenes Werk des Küſters von Rummelsburg. Erſter Theil. Sr. Hochehrwürden dem Hrn. Magiſter Sebaldus Nothanker ganz ergebenſt zugeeignet, von Baldrian Schwarzbuckel, Enkel des wohlſel. Küſters, 1777. 2ter Theil. Sr. Hochwürdigen Magnificenz dem Pabſt Hanswurſts ehrerbietigſt zugeeignet, 3ter Theil, nebſt einer Vorrede von dem Werthe ſchlechter Schriften und mit angeſtreuten Noten ꝛc.

Der Verfaſſer und Verleger haben ſehr wohl gethan, ſich zu verſtecken, denn hier ſind nichts als unverantwortliche Ungezogenheiten eines liederlichen Studenten, in der längſt verſchrieenen und vergeſſenen Wochenblattmanier der ſchlechten luſtigen Leipziger Blätter. So wie man geiſtliche Betrachtungen auf alle Tage im Jahr hat, ſo liefert hier dieſer V. auf alle Tage im Jahr luſtige Betrachtungen, oder vielmehr Zoten, und unanſtändige Bilder aller Arten. Wie traurig muß es in der Imagination eines Menſchen ausſehen, der bey dergleichen verzweifelten Mitteln, Laune zu zeigen, Hülfe ſuchen muß! Und denn wie will er einen ehrlichen Mann ins Geſicht ſehen, wenn er doch am Ende als V. davon bekannt wird? Wäre wieder hier nicht die leidige Anonymität, und müßte dieſer Purſche zu ſeinem Werk, wie zum Pranger ſtehen, ſo hätte er ſich doch vielleicht beſonnen, eh ers gewagt hätte.

Handbuch der Litterärgeſchichte von Ludwig Zehnmark, öffentlichen Lehrer der hohen Schule in Olmütz, zum

Be-

Gebrauch ſeiner Vorleſungen. Erſter Band. Breslau und Glaz, bey Korn, 1777.

Eine ſo kalte ſchiefe Compilation, mit aller Abweſenheit und Ignoranz der enthaltenen Materien, ohne alle Kenntniß der Quellen, ſo gerade aus zehn Alphabeten das eilfte gemacht — ſollte man zu unſern Zeiten nicht vermuthen. Die ganze Vorwelt mit allen ihren Geiſtern geht vor ihn vorüber, ohne daß er einen beym Namen nenne, ſondern ſie ſind ihm, was ſie allen Menſchen ſind — groſſe geſchickte, geſcheidte Leute, u. dergl. Wenn er nur einen einzigen der Philoſophen, Dichter, oder Redner geleſen hätte, ſo müßte ihm doch ein Wort Liebe, oder Neigung entfahren, das von dieſer Bekanntſchaft zeugte. Arme Zuhörer, die eines ſolchen Lehrers bedürfen! Dabey in den Ueberſchriften der Abhandlungen doch noch einen gewiſſen Schmidtiſchen Luxus, der nicht zu verzeihen iſt!

VII.

Der Herausgeber an das Publikum.

Der teutſche Merkur — wie man nun einmal die monatliche Sammlung, zu welcher ich mich als Herausgeber und zum Theil als Verfaſſer bekenne, zu nennen gewohnt iſt — hat nun bereits fünf Jahre gedauert, ohne daß weder die groſſe Anzahl von Concurrenten, die ſeit einigen Jahren unter allerley Namen, und beynah in allen teutſchen und deutſchen Landen hervorgetreten ſind, noch die öffentlichen oder geheimen Bemühungen derer, die dem Herausgeber übel wollen, den Succeß des erſten Jahrgangs in der Folge beträchtlich

lich vermindert hätten: und, allem Anſchein nach, trifft der Wunſch des Publikums, daß dieſes Journal fortdauren möge, mit meinem Vorſatz zuſammen, die Fortſetzung deſſelben, die ich hiermit ankündige, des bisherigen Beyfalls, ſoviel von mir abhängt, immer würdiger zu machen.

Indeſſen kann und ſoll mich die Erkänntlichkeit, die ich einer nicht unbeträchtlichen Anzahl geneigter Leſer ſchuldig bin, nicht abhalten zu ſagen, daß es nicht an mir liegt, wenn der teutſche Merkur das noch nicht hat werden können, was er, meinem erſten Plan und der Erwartung oder Foderung des ſtrengern Theils der Leſer zufolge, unter günſtigern Umſtänden und bey einer ſtärkern Aufmunterung von Seiten des Publikums hätte werden ſollen. Es iſt vielleicht unnöthig, mich hierüber deutlicher zu erklären. Wer nur einigermaßen billig denkt und einigen Begriff von einer ſolchen litterariſchen Unternehmung hat, weiß ohne mich, daß ſolche nicht das Werk eines oder zweyer Männer ſeyn kann; daß ſie deſto vollkommner ſeyn würde, je mehr vortrefliche Mitarbeiter in verſchiednen Fächern der Herausgeber ſich aſſociiren könnten; daß aber dieſes letztere, bey der gegenwärtigen unglücklichen Verfaſſung der ſogenannten gelehrten Republik Teutſchlands, und bey dem verhältnismäßig ſehr geringen Abſatz, den auch die beliebteſten Sammlungen dieſer Art ſich in Teutſchland verſprechen dürfen, geradezu unmöglich iſt.

Nach

Timon.

Schlagt mich damit zu boden -- Spaltet mich bis an den Gürtel.

Caphis.

Aber, Milord --

Timon.

Schneid mein Herz in Stüke.

Titus.

Meine ist fünfzig Talente.

Timon.

Rechne sie an meinem Blut ab.

Caphis.

Fünftausend Cronen, Milord.

Timon.

Fünftausend Tropfen zahlen das. Wie viel ist eure -- und eure?

Varro.

Milord! --

Philo.

Milord! --

Timon.

Hier nehmt mich, zerreißt mich, und die Götter zer schmettern euch, und die so euch geschikt haben!

(Er geht ab.)

Horten-

Nach der Kenntniß, die ich aus Erfahrung von der Sache bekommen habe, beſteht noch immer der gröſßte Theil der Leſer aller teutſchen Litteratur-Werke überhaupt, aus ſolchen Liebhabern, denen ihre Umſtände nicht zulaſſen, (ſo ſehr ſie es auch wünſchten) Käufer zu ſeyn. Unter den Begüterten, und beſonders unter dem hohen und niedern Adel unſrer Nation kann man kaum auf Fünfe unter Hunderten zählen, die bey ganz unläugbaren Vermögen es zu thun, den Willen haben, die Aufnahme unſrer Litteratur dadurch zu befördern, daß ſie das Buch, ſo ſie gleichwohl gerne leſen möchten, ſelbſt kauffen. Ich verlange hiermit, eben niemanden einen Vorwurf zu machen: jeder hat das Recht mit ſeinem Gelde zu ſchalten wies ihm gut dünkt; und — „wozu am Ende auch alle die Litteratur und Journale und Laternen zur Aufklärung, und Feuerwerke zum Angaffen, und Bonbons und Spielſachen zum Zeitvertreib? Unſre Groſßväter und Urgroſßväter haben ſich ohne all den Plunder beholfen; und im Ganzen ſtunds noch beſſer um die Nation, als jeder Mann ſeinem Beruf und Handwerk nachgieng, die Weiber ſich um nichts als ihre Wirthſchaft bekümmerten, und die Mädchen von der Exiſtenz irgend eines Buches auſſer Bibel, Bet- und Geſangbuch ſo wenig als von einem Manne wuſßten:„ — Allerdings! Allerdings! Ich trage allen Reſpekt vor dieſer Art zu denken, und weiß ſo ziemlich genau, was daran wahr iſt; wir wollen itzt nicht darüber ſtreiten: nur muß man auch nicht fodern,

daß unter einer Nation, wo die Vornehmſten und Reichſten ſo wenig für die Litteratur thun als in Teutſchland, litterariſche Unternehmungen, im Innern und Aeuſſern, zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht werden, der nur durch einen gewiſſen Nationaleyfer für Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt, und durch reelle Aufmunterung möglich iſt.

„So! höre ich manchen Naſenrümpfer, (und gerade unter denen, denen's am wenigſten Ernſt damit iſt) ruffen! — ihr bekennt uns alſo teutſch genug heraus, daß ihr ums Geld ſchreibt, und daß ihr euch einbildet, die beſten Köpfe zu eurer Fabrik intereßiren zu können, wenn ihr ſie bezahlen könntet? Welche Denkart! Welche Niederträchtigkeit!„ — Nicht ſo niederträchtig als die Herren, aus ſehr verdächtigen Nebenabſichten, zu glauben vorgeben. Der Unterſchied, der hier zu machen, und der wahre Geſichtspunkt, aus dem die Sache anzuſehen iſt, iſt ſo leicht zu finden, daß man ſich ſchämen muß davon zu reden. Der gröſte und beſte Theil der Menſchen, vom Kayſer bis zum Taglöhner, lebt von ſeinem Beruf, oder ſeinem Talent, und dem was er mit ſeinem Kopf oder ſeinen Händen, oder mit beyden für andre arbeitet, und zur Maſſe der allgemeinen Erfoderniſſe beyträgt. Wer hat ſich deſſen zu ſchämen, was eine nothwendige Folge der Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft iſt? Wenn ſich jemand zu ſchämen hat, ſo iſts der, der bloß andre für ſich arbeiten läßt, und nichts als ſeine Conſumtion

und

und seine Excretion zum allgemeinen Besten beyträgt. Und doch ist man auch mit diesem zufrieden, wenn er nur für das, was die Andern für ihn arbeiten, bezahlt. Denn wie ein Schach auf sein Faulbette hinflacken, und sich aufwarten lassen, und prätendieren, daß Alles sich umsonst für ihn beschäftigen und keinen Dank dazu haben soll, ist doch wohl kein Vorrecht, das irgend einem Menschen zugestanden werden kann? — Es ist freylich eine herrlichere Sache, sein Licht, gleich der Sonne, umsonst scheinen zu lassen, und Gutes zu thun, ohne was anders als ein warmes oder kaltes Vergelt's Gott! dafür zurückzuempfangen. Aber wer in den Umständen ist, von seiner Arbeit oder seinem Talent leben zu müssen, der soll auch davon leben können, so lange man findet oder wenigstens glaubt, daß Er des Lebens und seine Arbeit des Lohnes werth sey. Ich wollte nicht, daß dies auf die Arbeiten des Geistes, und die Talente des wahren Gelehrten und Künstlers, ohne die billige Unterscheidung welche die Natur der Sache fodert, angewendet würde. Das kleinste Werk des Genies und der Kunst, das in seiner Art vortreflich ist, ist freylich seinem innern Werth nach unbezahlbar. Aber daß man dies zum Vorwand gebrauchen sollte, Künstler und andre Männer von Genie verhungern zu lassen, wäre doch wohl nicht billig? —

Also, um wieder zu dem zu kommen, was ich eigentlich sagen wollte — taugt der Grundsatz: daß ein

Schrift-

Schriftſteller, deswegen weil kein Mann von Genie und kein wahrer Gelehrter ums Brodt ſchreibt noch ſchreiben ſoll, von ſeiner Arbeit, von ſeinen Nachtwachen, von Verzehrung ſeiner beſten Kräfte, von der Aufopferung andrer Vortheile, die er für ſich und diejenigen, deren Erhaltung und Verſorgung ihm obliegt, durch eine andre Anwendung ſeiner Thätigkeit hätte gewinnen können, Nichts oder ſoviel als Nichts haben ſoll: dieſer Grundſatz, ſage ich, taugt nichts; denn er iſt ungerecht, und ſtreitet wider alle Verhältniſſe und Einrichtungen in der menſchlichen Geſellſchaft, welche zu reformieren nicht die Sache eines oder etlicher Männer iſt. — Freylich ſoll kein wahrer Gelehrter ums Brodt ſchreiben. Indeſſen beſorg' ich doch, ſchon mancher wahre Gelehrte hat in Teutſchland ums Brodt ſchreiben müſſen; und deſto ſchlimmer für ihn und für das Land worinn er das muß! — Wehe der Nation, die einen Kepler den Vorläuffer Newtons, den Mann, ohne den vielleicht Newton nie geworden wäre, hungern, — aus Mangel, und Gram über das Unvermögen ſeinen nach Brodt weinenden Kindern Brodt zu geben, verſchmachten ließ! — Ein großer Theil, vielleicht der Beſte, unſrer Gelehrten, die am meiſten wahre Geſchicklichkeit hätten, ſich als Schriftſteller um die Welt verdient zu machen, iſt — eben darum weil dieſe Männer nicht ums Brodt ſchreiben wollen — genöthigt, von Bedienſtungen zu leben, und ihre beſte Zeit mit einträglichern, vielleicht ihrer nicht würdigen Arbeiten zuzubringen, und Ta-

lente

leute darüber ſchlafen und verroſten zu laſſen, die der Nation in einem ungleich größern Umfange hätten nützlich werden können. Sind ſie deswegen zu verdenken? — Und wenn nun der Unternehmer eines litterariſchen Inſtituts, das ſeiner geraden Abſicht nach dem Publiko wenigſtens eben ſo nützlich als den Theilhabern an demſelben zuträglich ſeyn ſollte, Männer von dieſer Art einladen will, gemeinſchaftlich mit ihm zum Unterricht oder zum Vergnügen des Geiſtes und Herzens des leſenden Publikums zu arbeiten: iſts unbillig oder niederträchtig, wenn ſie verlangen dabey wenigſtens für die Aufopferung einer Zeit, ſo ſie nützlicher für ſich anwenden könnten, ſchadlos gehalten zu werden?

Ich bitte meine Leſer um Vergebung, wenn ich mich über dieſen Umſtand zu weitläufig expectorirt habe. Ich mußte es thun, weil ich einigen unter ihnen in etwas begreiflich machen wollte, warum der T. Merkur, (ſein bisheriger Werth ſey nun ſo groß oder klein als man will) zu dem Grad von Gemeinnützigkeit, und Umfang, und Güte eines jeden Artickels in ſeiner Art, nicht gelangen konnte, den ich gleich anfangs abzweckte, und den vielleicht das Publikum aus geneigter Partheylichkeit für den Nahmen des Herausgebers erwartete. — Indeſſen werde ich alles anwenden was nur immer in meinen Mächten iſt, jenem Ziel immer näher zu kommen; und wiewohl ich, durch Erfahrung behutſam im Verſprechen gemacht worden bin, ſo kann

ich

ich doch getrost versprechen, daß der Merkur instünftige an Manchfaltigkeit und interessanter Beschaffenheit aller Artikel die beyden letzten Jahrgänge merklich übertreffen werde. Und ich kann dies um so mehr, da (ausser einigen Freunden, die ich nicht nennen darf, und deren zufällige Beyträge jederzeit eine Zierde meiner Sammlung seyn werden,) der Herr Canonikus Jacobi (der die Iris nicht weiter fortzusetzen gedenkt) wieder in das ehmalige Verhältniß eines Gehülfen und ordentlichen Mitarbeiters mit mir treten wird. Mit trocknen Abhandlungen im Schulton und Kompendien-Styl sollen unsre Leser künftig verschont bleiben, ohne sich darum über Mangel an Aufsätzen, die den Geist nähren und zum Denken reitzen werden, beklagen zu können. Der Menge von Lesern und Leserinnen (und ich muß sagen, daß sie meistens zu der schätzbarsten Klasse gehören) die mich zeither so oft um mehr Mährchen angegangen sind, kann ich Hoffnung machen, daß man sie nicht darben lassen wird; und dem wackern Ungenannten, der mich vor einiger Zeit sehr dringend bat, statt der leidigen Mährchen schöne gründliche Abhandlungen über das liebe Erzihungswesen zu liefern (d. i. Nachteulen nach Athen zu tragen) verspreche ich wenigstens (damit beyden Theilen zugleich geholfen sey) ein hübsches Mährchen vom Erziehungswesen — wenn es anders an der alten Fabel vom jungen Krebs und seinem Vater nicht schon genug seyn sollte. Endlich werde ich mir angelegen seyn lassen, dem kritischen Artikel, nach dem

Wun-

Wunſche ſo vieler Leſer, einen größern Umfang zu geben; wiewohl dies, da ich nicht ſelbſt recenſire, am wenigſten von meinem Willen abhängt, und überdies die Menge der elenden, impertinenten, hirnloſen, pasquillantiſchen, nonſenſikaliſchen, und die Narrheit ihrer Verfaſſer in allen möglichen Geſtalten ſchautragender Büchlein ſo überhand nimmt, daß es einem Manne von Verſtande eckeln muß, ſich die Hände mit dieſem Unrath zu beſchmitzen. Um ſo mehr aber wünſch' ich und werd' es dahin zu bringen ſuchen, daß alles was im Fach der teutſchen Litteratur herauskommt und ein Recht an Beurtheilung hat, eine freymüthige Beurtheilung, und überhaupt jede Schrift, die der Nation Ehre macht, oder den Bedürfniſſen der Zeit vorzüglich zu ſtatten kommt, wenigſtens eine Anzeige im Merkur finde.

Wieland.

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Fortſetzung der neueſten politiſchen Gerüchte. ‚ 3

II. Bemerkungen über einige Regeln für den Geſchichtſchreiber philoſophiſcher Syſteme ꝛc. ‚ 12

III. Von der hohen Kameralſchule in Lautern. ‚ 53

IV. Beſchluß der Gedanken über die Ideale der Alten. 60

V. Poeſieen. ‚ ‚ ‚ ‚ ‚ 81

VI. Zu den Bildniſſen des Peireſk im vorgehenden, und des Fracaſtor im gegenwärtigen Stück des T. M. 91

Voreme

November.

I. An Olympia. 97
II. Nachruf zu der im Göttingischen Almanach Jahrs 1778. an das Publikum gehaltenen Rede über Physiognomik. 106
III. Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit ꝛc. . . 119
IV. Ueber Herrn Mawillons angefangene Uebersetzung des Orlando Furioso. . . . 145
V. Ueber die nöthige Vorsicht bey Verstorbenen sich von der Würklichkeit des Todes gewiß zu machen. 173
VI. Von einer Manufaktur, Basreliefs in Stein zu vervielfältigen. 177
VII. Kritische Anzeigen. 179
VIII. Zum Bilde des Justus Lipsius. . . . 188

December.

I. Gedichte. 193
II. Richard Coeur de Lion und Blondel. Eine Anekdote. 210
III. Neueste politische Gerüchte, gesamlet von Christian Wilhelm Dohm. 221
IV. Freundschaft und Liebe. Eine wahre Geschichte. 246
V. Zu Hieronymus Savonarola Bildniß. . . 267
VI. Kritische Anzeigen. 275
VII. Der Herausgeber an das Publikum. . . 279

PHILIPPE DE COMMINES.
G. M. Kirnus del.
G. E. Dilson sculp.

Hortenſius.

Bey meiner Treue, ich ſehe, unſre Herren können ihre Kappen nach ihrem Gelde werfen; dieſe Schulden können wohl verzweifelt genennt werden, denn der ſie bezahlen ſoll, iſt wahnwizig.

(Sie gehen ab.)

Timon und Flavius kommen zurük.

Timon.

Sie haben mich ganz auſſer Athem gebracht, die Schälken! Gläubiger! -- Teufel!

Flavius.

Mein theurer Herr --

Timon.

Wie, wenn ich es ſo machte?

Flavius.

Mein theurer Herr --

Timon.

So ſoll es ſeyn! -- Mein Verwalter!

Flavius.

Hier, Milord.

Timon.

Du biſt ſchnell da -- Geh, lade alle meine Freunde

ein,

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1778.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Jänner 1778.

I.

La Philoſophie endormie.

Eine Converſation en Pot-Pourri.

Prologus.

Ein bekanntes franzöſiſches Blatt nach Greüze, das weder mehr noch weniger als eine gute dicke Hausfrau en Dormeuſe, die über ihrer Näherey in einem Lehnſtuhl eingeſchlafen iſt, vorſtellt, und unter welches dem Kupferſtecher, Gott weiß warum? vermuthlich um das Blatt dadurch verkäuflicher zu machen, den ſinnreichen Titel La Philoſophie endormie zu ſetzen beliebte, hat zu dieſem Schwank (wie's Hans Sachs nennt) in einer kleinen Geſellſchaft Anlaß gegeben. Der Gedanke, die Mode-Philoſophie unſrer Zeit ſchlafend vorzuſtellen, ſchien alles Beyfalls würdig: aber der Einfall ſie in eine dicke ſiegmatiſche Hausfrau zu verwandeln, wurde deſto platter gefunden. Man glaubte, ſie würde in Geſtalt einer nach der neueſten Mode galantiſierten Pariſer-Fille ſich beſſer ausneh-

men und richtiger charakterisirt seyn; und es wurde beschlossen, sie umzuschaffen, und ungefähr so wie sie hier beschrieben wird, in einem Kupferstich, im Geschmack derjenigen womit der *Diable Amoureux* ausgeziert ist, dem Publiko zum besten zugeben. Allein da dem Künstler eine Menge andrer Geschäfte dazwischen kamen, so bliebs bey der bloßen Idee, und so blieb auch der Schwank nur halb; womit man denn (da man in diesen Oekonomie bedürftigen Zeiten nicht gerne was zu Grunde gehen läßt) den Liebhabern aufzuwarten nicht ermangeln wollen, und fürlieb damit zu nehmen bittet.

(Prologus geht ab.)

Erste Scene.

(Ein Saal an den eine Art von Boudoir stößt, wovon die Thüre etwas mehr als halb offen ist. Die *Philosophie endormie* liegt im Boudoir auf einer Bergere in einer so eleganten attitude als man sich denken will.

Der Abbé, der Milord, der Marquis, der Baron (ein Teutscher) und der *Chevalier* treten mit ziemlichem Geräusch in den Saal. Die Frage, Wie und Warum sie hineih gekommen? wird verbeten; genug daß sie drinnen sind.)

(Die Scene ist in einem Hotel garni.)

Der

Der Abbé
(indem er die Schläferin gewahr wird) zum Milord und Baron:

Sachte, ihr Herren au gros Bon-Sens,
ein wenig sachte, darf ich bitten!
Ihr könntet mit euren plumpen Tritten
die Dame wecken, die dort — so lang
sie ist, in ihrer gebüfften Bergere
nach einem kleinen Komus-Fest
den Schlaf so wohl sich schmecken läßt.

Der Baron (hinzuschleichend.)

Sie scheint nicht übel, bey meiner Ehre!

Milord
(wirft einen Blick auf sie.)

Für eine Kupplerin ziemlich jung!

Der Chevalier.

Ein wenig welk, doch gut genung
für einen Ausflug nach Cythere.

Baron.

Möchte wohl wissen wer sie wäre.

Milord.

Sie wird wohl von der Oper seyn.

Der Marquis

(lachend, a'ſ ob der Milord eine Sotiſe geſagt hätte.)

Ja doch! da ſchliefe ſie gleich allein!

Milord.

Vor mir kan ihre Tugend ſchnarchen
ſo laut ſie will — ich wecke ſie nicht!

Der Abbé

(*faiſant la petite bouche.*)

Die Herren ſind ſtrenge Ariſtarchen!
Ich dächte doch, ihr Air verſpricht?

Der Chevalier.

In dieſen langen Wintertagen
iſt einer oft über weniger froh.

Der Marquis.

Jo! ſolchen Eſpecen nachzufragen!
S'iſt keine *femme comme il faut!*

Der Abbé.

Ich wills den Herren auf einmal ſagen —
Parbleu! es iſt — die Philoſophie!

Milord.

Ah! reſpectabel! das hätt' ich nie
errathen! — die Philoſophie?

Der Abbé.

Nicht anders, Milord — *et endormie*
comme Vous voyez.

Milord
(mit großem Flegm.)

Endormie —

Natürlich! *La Philoſophie endormie* —
'Tis plain!

Der Abbé.

In einem *Negligé*
couleur de puce en couches —

Milord.

Zum Henker!

Der Abbé.

Garniert mit *ſoupir étouffé* —

Der Marquis.

Qu'y a-t-il là pour tant ſe recrier?

Milord.

Nun laßt mir alle eure Denker
kommen! — die ſchöne Philoſophie
à la façon de Barbari!

Der Chevalier.

An moins l'Allegorie
n'y manque pas. Wieviel *Eſprit*
auf ihrem Kopfe!

Milord.

Beſſer für ſie
ſie hätt' ihn drinn!

Der Marquis.

Das wäre platt!
Jede *petite Bourgeoiſe* hat
den ihrigen dort.

Der Chevalier.

Meſſieurs, ich dächte
die Damen bedienen ſich ihrer Rechte;
Es iſt am Ende — Liſt wider Liſt.
Eſprit, und Eleganz, und Schimmer,
ce Brillant, *cet* — *enfin* was Ihr wißt,
Uns giebts der Schneider; dem Frauenzimmer
giebts die *Cöeffenſe*. *Eh bien*, was iſt
dagegen zu ſagen?

Milord.

Man läßt ſich bedeuten!
Es iſt im *Eſprit d'Oeconomie*
von unſern aufgeklärten Zeiten.
Il y a du Calcul là dedans.
Ich find es herrlich. Jedermann
verſieht ſich mit den Nothwendigkeiten
des Lebens ſo wohlfeil als er kan.

Der Abbé.

Und ſehn Sie nur das *air de Fée*,
das *air* — von Geiſt, von Leichtigkeit,
von reitzender Wackelhaftigkeit,
das *air de Sylphide?* —

Milord.

O ja, ich ſehe,
ich ſehe was zu ſehen iſt,
und freue mich deſſen was ich ſehe,
als wär ich — ein Oekonomiſt.
Denn Sehn Sie, wenn Ein *grain de folie*
ſchon glücklich macht: wie glücklich muß
die Welt nicht werden vom Ueberfluß,
de ce grain — la! — die Zeit der Kühe
des alten Pharaons am Nil
iſt gegen die unſrige Kinderſpiel!
doch, auf die *Philoſophie endormie*
zurückzukommen —

Der Baron.

Viel Danks, Milord,
für die Zurückkunft. (Er lacht laut) Auf mein Wort,
wir alle möchten die Dame näher
kennen lernen — (zum Abbé) *Monſieur Fatras*,
Sie ſind ja wohl ein Geiſterſeher? (Er lacht noch lauter)
Sie könnten uns von der Erſcheinung da
vermuthlich die beſte Nachricht geben?
Ich ſeh ſie heut in meinem Leben
zum erſtenmal. — Hab' ehmals zwar
als Schüler von unſerm Ludimagiſter
von ihr gehört. Er ſprach als wüſt er
ſehr viel davon. Allein, es war
wohl eine Andre — oder, er kannte
ſie auch vom Hörenſagen nur.
Was er Philoſophism nannte
war eine gar wichtige Infante!
Sie hätte, ſagt er, die wilde Natur
zuerſt gebändigt und überwunden,

und in der Körper- und Geiſter-Welt
und in der — was weiß ich welcher? — Welt
alles gar nett zuſammengebunden,
und Städte gebaut, das erſte Geld
gemünzt; und Kirchen und Schulen beſtellt,
kurz Alles gethan, und Alles erfunden,
ſagt' er —

Milord.

Mein Herr von Trutenhahn,
der Ludimagiſter war ein — Lümmel,
und wußte nicht was er ſagte. Beym Himmel,
ſie hat, ſeitdem ſie athmen kan,
von allem dem juſt — Nichts gethan.

Der Baron

(mit einer politiſchen Mine und ſehr laut ſchreyend.)

Ich ſagte ja gleich, es müßte noch Eine
Philoſophie ſeyn —

Der Abbé.

Nicht ſo laut! —
Mein Herr Baron, es giebt ſonſt keine;
in tauſend Geſtalten iſts immer nur Eine.
Da ſitzt ſie in ihrer erſten Haut!
Hat freylich in ihren Lebenstagen
noch keinen Gänſeſtall gebaut;
(das können Sie keklich weiter ſagen!)
noch jemals was erfunden — als
das Farben-Klavier, und allenfalls
die Waſch-Maſchine. — Ihrenthalben
möchten wir noch auf Vieren gehn,
und Gras mit unſren Zähnen mähn,
und uns mit Thran und Schaaf-Fett ſalben.

ein, Lucius, Lucullus, Sempronius, Alle! Ich will diesen Galgenschwengeln noch einmal zu schmausen geben.

Flavius.

Ach, mein gütiger Herr, ihr sprecht in der Zerstreuung euers Gemüths; es ist nicht einmal so viel übrig, als zu einer mässigen Mahlzeit nöthig ist.

Timon.

Bekümmre dich nicht um das; geh' und lade sie alle ein, laß die Fluth von Schelmen noch einmal herein; mein Koch und ich wollen schon davor sorgen.

Sechste Scene.

[Verwandelt sich in das Rath-Haus.]

Die Senatoren und Alcibiades.

1. Senator.

Milord, ihr habt meine Stimme dazu, das Verbrechen ist blutig, er muß dafür sterben; nichts muntert die Sünden mehr auf als Barmherzigkeit.

2. Senator.

Sehr richtig; das Gesez muß sie zerschmettern.

Alcibiades.

Heil, Ehre und Mitleiden dem Senat!

1. Sena-

Wohl uns, daß — wie bey jedem Thier —
Inſtinct und Glück das Beſte thaten
im Drang der großen Noth uns rathen
zu helfen. Denn ma foy, hätten Wir
die Künſte lernen ſollen von ihr,
wir könnten noch keinen Apfel braten!
Die Kunſt zu träumen bey hellem Tag,
und Fliegen zu fangen, und Sterne zu zählen
iſt alles womit ſie großthun mag!

Der Baron.

Nun möcht ich doch, bey meiner Seelen,
begreifen, wie ſie zu ihrem Credit
gekommen ſeyn kann —

Der Marquis zum Chevalier.

Gehſt du mit?

Der Chevalier.

Ou?

Der Marquis.

Zur *Comteſſe de la Chouette.*

Der Chevalier

(*avec un air fin.*)

Ja, wer nicht was Beſtelltes hätte.

Der Marquis.

Milord, j'ai l'honneur — Herr Baron, Ihr Diener.

Der Baron.

Wie? Sie gehen ſchon?
Ich wollte mir nur erzählen laſſen —

Der Marquis.

Grand bien Vous faſſe, Herr Baron!

(er geht mit dem Chevalier höflend und pfeifend ab.)

Zwoote Scene.

Der Abbé.

Sie ſollen bedient ſeyn, Herr Baron;
Wir wollen uns kurz zuſammenfaſſen!

Milord

(wirft ſich in einen Lehnſtuhl, ſchlägt die Beine übereinander, und ſieht aus, als ob er ſehr ſcharf an — Nichts denke, und gar nicht acht gebe was die andern ſagen.)

Der Baron.

Nach ihrer Bequemlichkeit, *l'Abbé.*
Ich müßte doch bis zum *Soupé.*
ſonſt nichts zu thun — (ſieht nach der Uhr) erſt ſieben Uhr;
Eh bien — (er gähnt) contez, contez toujours,
j'aime les Contes à la folie.
Was wärs? Wo blieben wir ſtehen? — Recht!
die Rede war? —

Der Abbé.

Sie wollten die Mühe
nehmen, ſich von der *Enuiowie*
da was erzählen zu laſſen —

Der Baron.

Recht!
Das wars! J'y ſuis! Nur fortgefahren!

Der Abbé.

In ihren erſten Jugendjahren —

Der Baron.

Ich hoffe, ſie iſt doch von altem Geſchlecht?

Der Abbé.

Sie kennen, als in den Geſchichten erfahren,
unfehlbar das alte berühmte Geſchlecht
der Feen?

Der Baron.

Hab' irgendwo geleſen
es ſey in großem Flor geweſen
vor Zeiten. Allein, wie alles changiert,
dermalen würde in meinem Lande
mit einer Fee ſchlecht probiert.
Parbleu, ich glaube ſogar Urgande
und Alquif würden nicht paſſiert!
Wir nehmens ſcharf bekanntermaßen.
Ha! Ha! die gute Philoſophey!
Sie würde, Trotz ihrer Feerey,
in keinem Stifte zugelaſſen!

Milord (auffahrend.)

God damn your Pedigree! laß den *Abbé*
doch ſchwatzen!

Der Baron (laut lachend.)

His Lordſhip, wie ich ſeh,
iſt nicht bey Laune — Weiter, *Abbé!*

Der Abbé.

Die Dame alſo von der wir ſprechen,
(wie jede Fee, durch Schickſals Schluß,

ſo irgend was Tolles haben muß)
hat ein gewiſſes Naturgebrechen
wogegen Muſtaſchens Zwickelbart —

Milord (ungeduldig.)

O laßt Muſtaſchens Zwickelbart,
und alle Vergleichungen dieſer Art;
zur Sache! zum Naturgebrechen!
was iſts?

Der Abbé.

In ewiger Pfleg und Wart
von einem *Cicisbé* zu ſtehen
der ihrer Trägheit die Müh erſpart
aus ihren eignen Augen zu ſehen.

Milord

(ſchlägt die Beine wieder übereinander, und läßt den Kopf auf den Rücken des Lehnſtuhls ſaken.)

Der Abbé (fortfahrend.)

Das einzige was ſie ſich vorbehält
iſt Freyheit, immer von einem zum andern,
ſo bald es ihr zu wechſeln gefällt,
(und das iſt oft) herumzuwandern.
Langweile, Neugier, Paraderie,
kurz, Grillen und Launen regieren ſie
dabey. Doch, iſt der Günſtling erkohren,
flugs iſt er ihr der größte Mann
den je ein Weibliches Weib gebohren,
und nichts iſt dann ſo närriſch, er kann
Sie's überreden. Sie hälf' ihm, Mohren

bleichen; und ſprach er: Zweymal Zwey
ſey Fünfe: Sie ſetzte ihre Ohren
dran, daß es in dieſem Falle ſo ſey.
Die's anders finden, ſchilt ſie Thoren;
denn Recht zu haben und weiſe zu ſeyn
erlaubt ſie nur ihrem Günſtling allein;
und wer ſich dagegen zu ſperren wagt
den ſchlägt Sie mit einem Er hats geſagt
als einem Kolben vor die Ohren.
Allein, ſobald ein neu Geſicht
ihr vorkömmt — ein Knabe, der mit Gewicht
aus einem neuen Tone ſpricht,
ſtracks iſt der groſe Mann verlohren:
der Mann und ſein Syſtem iſt weg,
er iſt ein Träumer, ein ſchaaler Geck,
und Jeder darf ihm Eſel bohren.

Der Baron

(aus einem Mittelſtand zwiſchen Wachen und Träumen erwachend.)

Ein Träumer, ein Eſelgebohrner Geck —
wie — wie — wie meynten Sie das? —

Der Abbé.

Ey, Ihr Gewiſſen,
Herr Ritter, hört auch gar zu leis!
Es hat ſie da ganz unbefugterweis
aus Ihrem ſüßen Schlaf geriſſen.
Ich dächte, Sie ſchliefen ruhig fort.
Mein Schwatzen hat Sie unterbrochen;
Verzeihen Sie —

Der Baron.

Nä! Nur fortgeſprochen!
Sie ſehen ich höre jedes Wort —

(Schläft wieder ein.)

Milord.

Ich höre da zwar nichts Neues ſagen,
Allein — man hört doch immer. — Nur fort,
nur fortgefahren, *Abbé*!

Der Abbé.

Milord,
das Neue war ſchon in Salomons Tagen
was Seltnes! — ich ſpreche von langer Zeit —
Was Neues! Parbleu, die Möglichkeit
was Neues zu ſagen wird immer kleiner
von Jahr zu Jahr —

Milord.

Ah! wieder ein feiner
Locus communis! doch, no offence!
Nur weiter!

Der Abbé

(vor ſich) orandum eſt ut ſit mens
ſana (laut) Milord, die ganze Geſchichte
iſt etwas lang, und auch, beym Lichte
beſehn, nicht allzuangenehm —
ich dächte —

Milord.

Mir iſt alles le même.

Die

Die *Philoſophie endormie*
(im Schlaf.)

Ah! cher *Voltaire!* cher vieillard!

Milord zum Abbé.

Was will Die mit ihrem Knaſterbart?
Der wird doch (wie Freund Triſtram ſpricht)
in ſeinen alten Tagen nicht
noch eine Fackel in ihrem — (*)

Der Abbé.
(ihm ins Wort fallend.)

— Still!
Sie ſehn ja daß ſie erwachen will!

La Philoſophie endormie
(ſtreckt ſich, reibt die Augen, und ſpricht ohne die Herren gewahr zu werden)

Wo bin ich? das ſüße Traumgeſicht!
So alt, und noch ſo unermüdet!
ſo unerſchöpflich! das brauſt und ſiedet
ja noch in meinem Dienſt; als wär'
ich — ſeine *Pucelle.* —

Milord

(*) Milord geruht auf eine Stelle im *Triſtram Shandy* anzuſpielen, die zwar ſehr philoſophiſch, aber eben nicht die delicateſte iſt. S. Vol. VIII. ch. 5. Der teutſche Ueberſetzer hat aus moraliſch-politiſcher Rückſicht auf die groſſe Delicateſſe unſrer Zeit dieſe Stelle ſo drapirt, daß nun gar nichts Anſtößiges mehr dran iſt; ſie iſt zwar platt dadurch geworden; aber das nehmen wir Teutſche nicht übel, wenn ein ſo groſſer moraliſcher Vortheil dadurch gewonnen werden kann.

Milord (vor ſich.)

— und Er
Ihr edler langgehrter Galan!

Der Abbé leiſe zu Milord.

Sie fängt ein wenig feurig an! —
Ah! ſehn Sie! die verſprechenden Augen!

Milord.

Nur mehr Fraicheur! So nichts, mein Treu!
für einen *Whim* noch immer taugen!

Der Abbé

(nähert ſich indeſſen der Philoſophie endormie mit groſſen Verbeugungen, und flüſtert ihr ſehr vertraulich ins Ohr.)

La Philoſophie endormie,

(auf Milord deutend.)

Wer iſt der Herr da?

Der Abbé.

Milord Rund!

(Milord macht einen ſchlichten Serviteur.)

La Philoſophie endormie.

Sein *air of Liberty* macht ihn kund.
(zu Milord.) Milord, mich freut die Ehre — (zum Abbé) der Pinſel!
(zu Milord.) Hab' für die Herren aus Ihrer Inſel
immer ein kleines foible gehabt.

Milord

Miilord (fait.)

Viel Ehre für uns!

La Philoſophie endormie,

(zum A. é.)

Abbé, was trabt

die Treppe herauf!

Dritte Scene.

Der Marquis und der Chevalier mit großem fracas zu den Vorigen.

Miilord zum Marquis.

Schon wieder zurück?

Der Marquis.

Aux François, einen Augenblick!
half pfeiffen machts in einem Nick
der Tour herum — dann zur Chouette,
die fand ich auf ihrem Ruhebette
mit einem Geſicht à faire peur.
die Nerven noch alle von geſtern her
en marmelade! — un mal de Tête
affreux — und ſolch ein Schmachten im Blick!
Enfin — je fis une belle retraite;
und komme, wie Sie ſehn, zurück.
Die Urſach läßt ſich leicht ermeſſen.

(mit einer Verbeugung gegen die Philoſophie endormie.)

[redacted]r Abbé.

(vor ſich) Der Fat! — Des Miilords Abendeſſen
iſt wohl die Herren anzuziehn

Magnets genug! — (zum Chevalier) Und Sie, wohin
Herr Ritter, geriethen sie indessen?
Ey! was Bestelltes so zu vergessen!

Der Chevalier.

Vous riez! — es wäre lächerlich
an unser Einem, in solchen Sachen
den Mann von grossem Gedächtniß zu machen —
der Fehler ist morgen früh geschwind
vergütet!

Milord.

Genug, die Herren sind
willkommen zu einer Schaale Punsch.

Der Chevalier (vor sich.)

Das war nun eben nicht mein Wunsch!
(Der Marquis scharmiert indessen mit der Philosophie endormie.
Der Abbé mischt sich indessen in ihr Gespräch.)

Der Chevalier zu Milord.

Ha! ha! die fangen schon Feuer! Es wäre
morbleu! von uns nicht sehr galant
den faden Stutzerchen da die Ehre
des Sieges zulassen!

Milord.

Pshaw! die Ehre
wird nicht so groß seyn. Die kleine Mähre
frißt einem ja Augenblicks aus der Hand!
(vor sich) und doch wär's Spaß, sie vor der Nasen
den Gecken am Ende wegzublasen.

Der

1. Senator.

Nun, Feldherr --

Alcibiades.

Ich komme, Euern Herrlichkeiten eine demüthige Bitte vorzutragen. Mitleiden iſt der echte Geiſt der Geſeze, und nur Tyrannen machen einen grauſamen Gebrauch davon. Zeit und Unglük verfolgen einen von meinen Freunden, der in der Hize ſeines Blutes in das Geſez gefallen iſt, welches für diejenige, die unvorſichtiger Weiſe hineinplätſchern, eine bodenloſe Tieffe zu ſeyn pflegt. Er iſt, dieſes Vergehen bey Seite geſezt, ein Mann von Ehre und Tugend, und dieſes kauft ſeinen Fehler los. Auch iſt ſeine That mit keiner Niederträchtigkeit befleckt; ſondern mit einer edeln Wuth und einem ruhmwürdigen Stolz ſezt' er ſich ſeinem Feind, der ſeiner Ehre eine tödtliche Wunde beygebracht hatte, entgegen; nachdem er lange genug ſeinen Zorn zurük gehalten, und ſich mit einem ſo gemäſſigten Eifer vertheidigt hatte, als ob er nur einen academiſchen Saz behauptete.

1. Senator.

Ihr übernehmt etwas allzu anſtößiges, indem ihr euch viele Mühe gebt, einer häßlichen That einen ſchönen Anſtrich zu geben; ihr habt nicht anders geſprochen, als ob ihr im Sinn hättet, den Menſchen-Mord in Schwang zu bringen, und Schlägereyen auf Rechnung der Dapferkeit zu ſezen, die doch bloß von einer unächten Dapferkeit ihren Urſprung haben, und in die Welt kamen, eh noch bürgerliche Geſeze den neugebohrnen Factionen und Zerrüt-

Der Chevalier

(vor ſich.) Den fürcht' ich nicht!
(Er nähert ſich der Philoſophie endormie mit einer Verbeugung.)
— Ein Dritter, Madam —
iſt hoffentlich, nicht zu verwegen,
wiewohl er ſpäter als Andre kam,
ſein Herz zu Ihren Füßen zu legen.

La Philoſophie endormie.

Monſieur, vous etes bien poli.

Der Marquis zum Abbé.

Die allerliebſte Philoſophie!

Der Baron

(erwacht, ſieht ſich um, und ſtolpert mit affectirter Bonne grace zur Geſellſchaft hin.)

Die Meſſieurs haben wie ich ſeh
Die Dame bereits in Beſchlag genommen;
's iſt hohe Zeit dazwiſchen zu kommen! —
Nur nicht ſo hitzig drauf, Meſſieurs! —
Ihr Eclave, ma belle!

La Philoſophie endormie
(zum Abbé.)
Wer iſt der?

Der Abbé (leiſe zu ihr.)

Ein Wunderthier vom Nordpol her,
Vous voyez, ein ungeleckter Bär,
ein Oran-Utang — um Alles zu ſagen
mit Einem Wort, ein teutſcher Baron.

La Philoſophie endormie.

Abbé, ich bitte Reſpect zu tragen;
ich ehre, ſeit Kurzem, die Nation.
'S ſind Leute von guten derben Sinnen
und hausgeſponnenem Menſchen-Verſtand!
Sie zahlen unſern Fabricken-Tand
baar Geld, vertauſchen ihr Gold um Häckſel
und Clinquant, verliehren noch gar im Wechſel,
copient lourdement nos Travers,
ſind unſere tollſten Moden gewärtig,
und halten ſich ſelbſt nicht eh für fertig,
bis unſre Schneider und Friſeurs
ſie erſt zu Menſchen umgebildet,
und unſre Brodeuſes ſie überkräuldet.
Da ſpricht man: ſo ein Volk ſey dumm!
Ich preiſ' es klug, und weiß warum;
In Staatswirthſchaftlicher Betrachtung
verdient ihr Blödſinn die größte Achtung.

Der Baron

(in großem Ernſt, und mit einer tiefen Verbeugung.)

Madam, vous avoir trop de bonté.

La Philoſophie endormie.

Man kann für Sie zu viel nicht haben,
mein Herr Baron.

Der Marquis.

Ein Mann von Gaben!
Er kommt (wie Cäſar) und ſieht und ſiegt.

Der Baron (mit einer ſchlauen Mine.)

Ich bin mit meinem Talent vergnügt,
hoffe Sie werden Urſach haben
es mit dem Ihrigen auch zu ſeyn?

(Er lacht aus vollem Halſe.)

Der

Der Chevalier.

Mein Her Baron Locklockenſtein,
Ihr Liebesglück macht Sie übermüthig —

Der Abbé.

Ey dann! ein wenig Ehrerbietig
vor Damen! Wer wird gleich hitzig ſeyn!

Der Baron.

Ich bleibe, wie Sie ſehn, kaltblütig,
und lade Sie alle zur Tafel ein.
Heſſe, Madame ſind ſo gütig —
Ein kleines Soupé, ſo gut mein Koch
es in der Eile zuſammenbrachte —

Der Chevalier
(heimlich zum Marquis.).

Das geht noch beſſer als ich dachte
(laut.) Eh bien, Marquis, wir gehen doch noch
zur kleinen Ducheſſe?
(Sie thun als ob ſie gehen wollen.)

Der Baron.

Point de rancune.

Herr Ritter! die ganze Compagnie
bleibt da! — Ma Reine, befehlen Sie
den Herren zu bleiben! Point de rancune!
Sind gute Freunde allerſeits!

La Philoſophie endormie.

Ich, als die Helena dieſes Streits,
werde wohl Friede machen müſſen.

Die Fehde wird bald geſchlichtet ſeyn.
Meſſieurs, belieben Sie dann zu wiſſen,
mes Faveurs, gleich dem Sonnenſchein,
ſind Jedem eigen, und Allen gemein.
Ich werde Sie alle contentieren;
nur müſſen die Herren ſo billig ſeyn
ſich auch für mich zu employiren.

Omnes.

Sind alle bereit bey Tag und Nacht!

La Philoſophie endormie.

Der Anfang ſey dann damit gemacht,
Sie alle (ohne daß ſie ſpüren
daß ihnen im Leibe dabey was kracht)
zu Philoſophen zu kreiren.

(Die Herren ſchauen einander aus großen Augen an.)

Sie ſchütteln die Köpfe? Sind Sie klug?
Iſt etwa da was zu riſquiren?
Sie nennen ſich ſo — das iſt genug
der halben Welt zu imponiren.

(zum Marquis)

Sie, Marquis, ſind bey Hofe bekannt,
ſind in der großen Welt mit Damen
und Herren liiert, und ſehr im Stand,
zum wenigſten durch die dritte Hand,
uns Zutritt und Schutz von großen Namen
zu ſchaffen. — Ihr Fach iſt, merken Sie,
Ihr Fach iſt die Oekonomie!

Der Marquis.

Mein Fach? Madam, le Diable m'emporte;
wenn ich in meinem Leben ein Wort
davon verſtanden!

La Philoſophie endormie.

— Verſtanden? Was wollen
Sie mit verſtanden? Wie lächerlich!
Wer ſagt denn, daß Sie verſtehen ſollen?
Tant mieux, mein Herr, je minder Sie ſich
darauf verſtehn! das iſt für mich!
Sie werden nur deſto dreiſter ſprechen.
Nur tapfer über die Staatsgebrechen
und wieder den Luxe declamiert,
und neue Geſetze projectirt,
und giebt ſich jemand damit die Mühe
und zweifelt und analyſiert,
friſch auf den Calcul provociert!
das Uebrige wird ſich alles geben.

(zum Chevalier.)

Sie, Ritter, in ihrem ſtädtiſchem Leben,
Sie werfen zum Sittenlehrer ſich auf —

Der Chevalier (erſtaunt.)

Zum Sittenlehrer, Madam? Worauf
beruht mein Titel? Auf meinen Sitten
doch wahrlich nicht?

La Philoſophie endormie.

Mon Dieu! wie ſchwach!
Wo iſt die Rede von Ihren Sitten?
Genug, mein Herr, es iſt Ihr Fach!
Sie ſind dazu recht ausgeſchnitten!
Viel Jargon, viel Effronterie,
Witz quantum ſatis — Was wollen Sie
noch weiter? Sie ſollen mehr Proſelyten

machen als Heloiſens Freund
einſt Schüler. Wie? die Moral der Spatzen
iſt doch ſo ſchwer nicht, wie mir ſcheint?
Und gegen die Préjugez zu ſchwatzen,
und aus dem Daſeyn ein Narrenſpiel
zu machen, und jedes Naturgefühl
entweder weg zu raiſonniren,
oder ſo lang und viel daran
zu ſchleiffen und zu raffiniren,
zu drehn, zu feilen, zu ciſeliren,
bis es ein Hauch verwehen kann:
Als ob das große Künſte wären?

Der Chevalier.

Ah, nun verſteh ich!

La Philoſophie endormie.

c'eſt aſſez!
Der Markt wird uns ſchon kramen lehren.

(zum Abbé)

Nun kommt die Reih an Sie, Abbé,
Sie ſind ein Meiſter im perfiſiren!
Sie ſollen bey unſrer kleinen Armee
die leichten Truppen kommandiren;
uns, und was wir zum Heil der Welt
erfunden, geträumt, ans Licht geſtellt,
Tagtäglich von Haus zu Haus proniren,
und Jeden der uns nicht gefällt
verſpotten, ſchinden und chanſoniren.

(der Abbé verbeugt ſich)

(zu Milord)

Sie Milord —

Milord
(ihr ins Wort fallend.)

Miß, mich laſſen Sie aus!
Sie wiſſen ich bin ein Inſulaner,
und drum zu jedem andern Aner
verdorben — Wir haben bey uns zu Haus
zu thun genug — macht eure Sachen
ſo gut ihr könnt — je ſchlechter für euch
je beſſer für uns — mir gilt es gleich.

La Philoſophie endormie
(zu den Uebrigen.)

Für itzt iſt nichts mit ihm zu machen,
Milord is in his Humour — Well!
Das ſoll uns nicht aus unſerm bringen!
England bleibt doch, in allen Dingen
ou *le gout* n'entre pas, Modell!
Dies Liedchen wollen wir ewig ſingen.

(zum Baron)

Und Sie, mein ſchöner Herr Baron,
Sie machen die Honneurs von ihrem Lande,
und nehmen uns — in Protection!
Nur kein Soupé à l'Allemande,
das bitt ich mir aus! Je ſuis friande;
des ragouts fins, — du gout, Monſieur!
und Oeil de perdrix bien perlé —
und den Loken nicht zu vergeſſen!

Der Baron (dammtreuherzig.)

Ich bin doch auch ein Philoſoph!

La Philoſophie endormie.

Verſteht ſich! Wir machen Ihnen den Hof,
und Sie — Sie geben uns zu Eſſen.
'S iſt eine Akademie, wovon
Sie der Nutritor ſind, Baron!
Sie ſollen Ehre von uns haben!

Vierte Scene.

Verſchiedene Herren in ſchwarzen Sammthoſen treten auf: (*)

Der Baron.

Was wollen die? Sind mir feine Knaben,
Mein Seel!

La Philoſophie endormie
(zu den ſchwarzen Sammthoſen.)

— Sie kommen eben recht,
wir wollten juſt zu Tiſche gehen.

(zu den Uebrigen)

Milords and Gentlemen, Sie ſehen
hier lauter Männer von meinem Geſchlecht,
mit denen ſie ſich befreunden müſſen;
Männer, die manch ſolch Hoſenpaar
in meinen Dienſten ſchon zerriſſen,
viel Raben und Gänſe darinn fürwahr
entfiedert, viel Ballen Papiers beſchmiſſen!
Sind Weltverbeſſerer insgeſamt,
Politiker, Oekonomiſten,
Projekteſchneider, Journaliſten,

Cyklo-

(*) Conferatur *le Bureau d'Eſprit*, Comedie en V. Actes.

Cyklopädiſten, und Antichriſten,
alle von Einem Geiſt entflammt!
Will ſie als Männer von ſeltnen Gaben
und hohem Verdienſt empfohlen haben.
Verbinden Sie ſich mit ihnen genau!
Arbeitet — mit vereinigten Kräften
an unſerm Babyloniſchen Bau;
und wiſt, von unſern Geheimgeſchäften
beruht der Erfolg und ganze Gang
allein auf unſern Zuſammenhang.
Steht immer Alle für Einen Mann!
hat Einer ein Ey gelegt, ſo kündigt
es alle mit lautem Gagack an;
und wer an Einem ſich verſündigt;
ſey gleich von Allen in Bann gethan!
So wird mein Thron ſich hoch erheben,
ſo wird es dauren, unſer Reich,
und die Philoſophie in Euch
dem Erdenball Geſetze geben!

(die Herren machen einander Complimente.)

Ein *Valet de Chambre* des Baron.

Monſieur eſt ſervi.

Der Baron.

Allons donc,

Madam, Meſſieurs —

La Philoſophie endormie.

Mon cher Baron,

Vous etes *der nerver?*

Der

Der Baron.

Ma belle Fée,
Vous me rendrez bien orgueilleux!

La Philosophie endormie

(indem ſie den Baron beym Arme nimmt und davon ſchlendert.)

Votre Champagne eſt bien mouſſeux
j'eſpere?

Der Abbé.

Voila, Ventrebleu,
Une endormie bien eveillée!

II.

Geſchichte des Herrn Oheims.

Dieſesmal, liebſter Freund, erhalten Sie von meiner letzten Reiſe kein Geſchenk mineralogiſchen Inhalts und Gewichts, ſondern es iſt eine andere Seltenheit womit ich Sie unterhalten will, die nicht ſo leicht ſich auf den Landſtraßen aufſammlen läßt. Es iſt die Geſchichte eines Mannes der die ſonderbare Entſchließung gefaßt, und die blendende Scene von Anſehn und Gewalt gegen das Leben des Landmanns vertauſcht, und zwar freywillig ver-

tauſcht

tungen Einhalt gethan hatten. Der iſt wahrhaftig dapfer, der das ärgſte, was ein Menſch athmen kan, weislich erträgt; und, anſtatt Beleidigungen bis zu ſeinem Herzen dringen, und es in gefährliches Feuer ſezen zu laſſen, ſie für Kletten anſieht, die nur an ſeinen Kleidern hangen bleiben --

Alcibiades.

Milord --

1. Senator.

Ihr könnt ſchwarze Verbrechen nicht weiß waſchen; Nicht Rache, ſondern Geduld iſt Tapferkeit.

Alcibiades.

So vergebet mir dann, gnädige Herren, wenn ich wie ein Soldat ſpreche. Warum ſind denn die Leute ſo albern und wagen ihr Leben in einem Treffen? Und warum erdulden ſie nicht lieber alle Drohungen des Feindes, ſchlaffen ruhig dabey ein, und laſſen ſich von den Feinden, ohne Wiederſtand, die Hälſe abſchneiden? Wenn im Erdulden eine ſo groſſe Tapferkeit iſt, was machen wir im Felde? So ſind alſo unläugbar die Weiber, die zu Hauſe bleiben, tapfrer als wir; ſo iſt der Eſel dapfrer als der Löwe; ja ein Kerl der eine Laſt von Eiſen auf dem Rüken trägt, iſt weiſer dann ein Rathsherr, wenn im Tragen Weisheit ligt. O, Milords, wie ihr groß ſeyd, ſo ſeyd auch gütig und mitleidig; wer kan nicht bey kaltem Blut das Vergehen eines heiſſen Bluts verdammen? Morden, ich geſteh es, iſt das ſchwerſte Verbrechen; aber

zu

tauscht hatte. Schon ehe ich Heilbronn verließ hörte ich von ihm reden, und zwar aus so verschiedenen Gesichtspunkten von seinem Charakter urtheilen, daß ich bald merkte es müßte mehr als eine Alltagsgeschichte seyn. Allgemein aber war doch die Sage, daß er ehedessen, Minister gewesen, das Vertrauen des Fürsten in einem sehr hohen Grade besessen, und nun auf dem Lande als Bauer lebte. Jeder colorirte das Ding wie ers gut fand. Dem Einen wars unbegreiflich. Der Andere fands lächerlich. Die Damen fandens abscheulich. Die Herren, die sich die weisesten dünkten, sahen es als eine Sucht an, auf eine neue Art brilliren zu wollen, den Sonderbaren zu spielen, und nach Mönchenweise die Welt zu verlassen, weil sie uns verlassen hatte. Das Scheußlichste, was man am meisten ausstieß, war, daß er allen Umgang mit der honnetten Welt aufgehoben hatte, selbst Bauern Arbeit that, sein Gesinde am Tisch essen ließ, u. s. w. — Diese lezten Züge waren nun freylich ein wenig frappant. —

Weil ich dießmal fest entschlossen war, nicht durch das Gläschen aller dieser Herrn und Damen zu sehen, sondern mein Paar Augen selbst zu brauchen, so erkundigte ich mich eben wie weit es von meiner Straße nach Ulm bis an sein Dorf abwärts seyn möchte, und sprach meinem Braunen zu. Ich kam den andern Tag, Vormittags um neun Uhr an,

und

und gab einen Brief des Herrn von Meyer, aus Heilbronn, an den Pfarrer des Orts ab, der sein Freund seyn sollte. Das hat Ihnen ein guter Geist eingegeben, sagte der Pfarrer mit Lächeln, als er sah, warum ich an ihn recommandirt war, daß Sie erst bey mir anfragen, und nicht gerade zu auf das Gut des Herrn Oheim losgeritten sind. Er hat seit langer Zeit so viel indiscrete Besuche erlitten, daß er seinen Unmuth darüber zuweilen nicht hat bergen können. Die Leute habens übel genommen, wenn sie ihn incommodirten. Alle kamen zu schauen, und Er wollte nicht, oder hatte nichts für Sie aufzuweisen. Es war also gerade als wenn man sie vor der Thüre eines Raritätenkastens abgewiesen hätte. Er hat natürlicherweise immer zu thun, und kein Mensch wollte begreifen, daß man ihn von etwas abhielte. — Seyn Sie indessen ruhig. Wir wollen Beyde zusehen, daß wirs heute besser machen.

So bald wir aus dem Dorfe waren, wies mir der Pfarrer das Haus, das eine gute Viertel-Stunde weit ablag. Als wir noch 100 Schritt von der Hausthür waren, bat mich, der Pfarrer ihm nur langsam zu folgen, und er gieng voraus. Ich eilte nicht, und als ich ankam, fand ich meinen Begleiter im Hofe, neben einem langen Manne stehen, den ich von hinten her sogleich für den Herrn des Hauses ansah.

anſah. Er wändte ſich von ohngefehr um, kam auf mich zu, grüßte mich freundlich und gab mir die Hand. Ich fand hier, wie bey ſo vielen andern Gelegenheiten des Lebens, fürs ſchicklichſte, nichts zu ſagen. Denn war mein Beſuch überläſtig, ſo kom̃en alle Entſchuldigungen zu ſpat, die ich hervorſtottern mochte; und war ers nicht; ſo hatte er ſchon längſt in meinem Geſicht geleſen, daß meine Neugierde von der gutherzigen Art war. Außerdem war ich von dem geraden Anſtand des Mannes frappirt. Die edelſte Bildung, in der ſimpelſten Darſtellung enthüllt! Sein Haar war nach Bauern oder Wiedertäufer Art ganz gerade abgeſchnitten; Seine Kleidung ein grauer Frack und Hut, gelbe lederne Beinkleider, leinene Strümpfe und Schuhe mit Rahmen.

Sie beſuchen indeſſen meine Frau und Tochter, ſagte er zu mir: ich muß auf das Feld, und die Saat ſelbſt beſtellen. Ich habe meinen Knecht kürzlich verheyrathet, und dieſer kann noch nicht, wie ichs wünſchte, mit dem Säen umgehen. In anderthalb Stunden bin ich bey Ihnen. Mit dieſen Worten nahm er von dem Knecht den Sack um die Schultern und hieß ihn nachkommen.

Ich folgte dem Pfarrer in den Saal, wie ers nannte. Dieß war eine große herrliche Küche, wo

an einem Ende, nach ausländischer Art, das Feuer auf der Erde braunte und die Töpfe herumstanden. Weil die Jahrszeit schon etwas feucht war, so hielte sich Frau Oheim und ihre Tochter hier am Feuer auf, und warteten ihrer Arbeit. Sie schnitzten eben Aepfel als wir in die Thür traten. Ohne aufzusehen, grüßte sie uns freundlich und die Tochter rief: Sie müssen uns helfen, Herr Pfarrer, daß wir heute früh noch fertig werden. Wir setzten uns zu den Frauenzimmern, und die Bekanntschaft war so gut und geschwind gemacht, als wenn wir uns schon seit langer Zeit gesehen hätten. Nach einiger Anweisung gieng mir die Arbeit auch von statten. Die Mutter sah mich von Zeit zu Zeit an, als wenn sie etwas an mir examinirte. Endlich sagte sie: es scheint, Sie gefallen sich bey uns, sind Sie nicht auch ein Landmann, mein Herr? Noch bin ichs nicht, gab ich zur Antwort, allein ich hoff's noch zu werden. Ich bin leider noch ein Kaufmann, und die liebe Sonne wird mir nicht eher zu Theil, als wenn ich Geschäfte halber auf Reisen gehe. Es ist ein Glück für mich, daß mein Companion so ungern die Stadt, und sein Collegium, Kränzchen, Cirkel, verläßt, und mich dafür in die Schweiz schickt. Ich gehe alle Jahr unsers Linnenhandels halber nach Langenthal, und besuche auch zuweilen die kleinen Cantons. — Da sind Sie ja ein recht glücklicher Mann, rufte die Tochter, daß Sie alle Jahre eins

mal nach der Schweiz gehen dürfen. Unſer Papa erzählt uns den Winter durch ſo viel Gutes von dieſem glücklichen Lande, daß ich alles drum geben wollte, wenn ichs einmal geſehen hätte. Aber ſagen Sie mir, ſind die Mädchen würklich ſo ſchön in der Schweiz, wie der Papa haben will? — Das ſind ſie gewiß, ſprach ich — und man darf auch allzeit ſicher vermuthen, daß das Blut in einem Lande ſchön iſt, wo die Sitten rein ſind — und durchgehends wird der Reiſende durch dieſen Anblick in der Schweiz gelabt, — wenn ich die große Städte vorbeyreite, und nur das Land beſuchen will. Sie dürfen da nicht lange ſuchen, um das Modell zur Sophie in Rouſſeaus Emil zu finden.

Das junge Frauenzimmer ſtutzte. Meine Tochter kennet Rouſſeaus Emil ſo wenig wie Chocolade und Caffee. Wir haben zwar alles dieß im Hauſe, allein weil unſrer Kinder Gaumen von Jugend an dafür bewahrt worden iſt, ſo iſt er jetzo zu geſund darzu, um davon zu koſten. — Und ſo war der Diſcours auf einmal abgebrochen. Man ermunterte mich zum Frühſtück, und verſprach mir zum voraus, ich würde mir den Appetit damit nicht verderben, weil die Mittagskoſt ſehr mäßig ſeyn würde. — Weil ich von Rouſſeaus Emil geſprochen hatte, ſo beſtund Frau Oheim ſehr ernſtlich darauf, daß ich Chocolade annehmen müßte. Und ich hingegen ver-

es die Frau ausschlug? Und zwar war hier Haus-Miethe und Holz nicht mitgerechnet. —

Ich begreife was Sie da sagen, versetzte Frau Oheim ganz ernsthaft. Ich weiß auch noch die Zeiten, wo wir mit Tausenden nicht leben konnten. Und jetzo leben wir mit wenigen Einkünften im Ueberfluß. Es kommt, wie die Alten sagten, alles auf eine gute Einrichtung an. Aber wärs denn unmöglich, diese bey Ihnen zutreffen? Sie leben ja in keinem öffentlichen Amt, sind freye Bürger, Privatleute!

Die Bemerkungen des Nachbars halten uns in so strenger Ordnung, als je einen Bedienten einer Fürstl. Residenz die Classe seines Amts. Wers anders macht als andere Leute, kommt nicht fort, macht sich ridicül, verliehrt seinen Credit. Klein und mäßig zu leben, ist beynahe in den jetzigen Zeiten so gefährlich, als es bey unsern Vätern war, Aufwand zu machen. Wer sich nur Einen Artickel des bey uns eingeführten Luxus versagen wollte, kommt sogleich in Verdacht, daß es liebe Noth sey, und daß seine Umstände nicht die besten seyn, sonst würde er so was nicht thun.

Hier ward die Conversation durch die Ankunft des Herrn Oheim unterbrochen, der vom Felde kam, und sich zu uns ans Feuer setzte. Gebt uns zu essen Kinder, rufte er, mich hungert. Sonst war dieß

ein

ein Glück, indem er sich zu mir wandte, das mir nur zu Theil ward, wenn ich mit auf die Parforce-Jagd geritten war; jetzt hab' ichs alle Tage ungerufen.

Mutter und Tochter deckten sogleich den Tisch, und das Essen ward vom Feuer gehoben, und angerichtet. Mir war dieß ein seltner Anblick von so schönen und reinlichen Händen bedient zu seyn. Die blanken Teller und Schüssein waren bald von der Wand genommen, kurz, es gieng alles so fix als wenns commandirt wäre. Der Pfarrer gieng nach Hause, weil er gleich nach Tische ein Kind erwartete, das man ihm zur Taufe aus einem benachbarten Orte bringen sollte. Sie bleiben bey uns, sagte Herr Oheim, und dörfen nicht fürchten, daß sie uns incommodiren. Sie nehmen den Platz meines Sohns ein, der aufs Land gegangen ist, und heute Abend erst zurückkommen wird. Und nun kam der Knecht und die Mägde zum Essen herein. Sie fürchten sich doch nicht, mit dem Gesinde zu essen, sagte der Herr vom Hause, es sind wenigstens so gute Menschen wie wir, und wenn sie für uns arbeiten, so denk' ich, sie können auch mit uns essen. Herr Oheim sprach mit wenigen Worten, aber mit wahrer Erhebung des Herzens das Tischgebet, und alles war so neu für mich, daß ich bis zu Thränen gerührt war. Darauf setzte sich der Herr und die Frau eben

oben an den Tisch. Madame nahm den Kleinen neben sich. Ich hatte auf der einen Seite die Tochter, und auf der andern Seite den Knecht. Die Mägde sassen unten.

Bey Tische fiel kein Wort lateinischen Inhalts, das nicht für die ganze Gesellschaft gewesen wäre, nichts aus dem bürgerlichen wissenschaftlichen Leben, auch nicht eine einzige allgemeine Reflexion über den Landbau. Der Knecht, ein junger rother Pursche mischte sich ins Gespräch, und versicherte seinen Herrn ganz dreiste, daß er im Säen seinen Cirkel von der Brust weg treffen wollte, so gut wie einer, wenn mans ihm nur anvertraute. Alles freute sich auf den Abend wenn der Sohn nach Hause kommen würde. Ich habe meine alte Pferde letzthin abgeschaft, sagte Herr Oheim, und heute ist mein Sohn aufs Land um andere zu kaufen. Es hat sie niemand gesehen als er, und ich bin sehr begierig wie sie ausfallen werden. Es sind zwey Fuchsstutten, die der Mann, dem sie gehören, selbst gezogen hat. Ich kenne ihn als einen vortreflichen Landwirth, und also verspreche ich mir nichts übels. Er hat ein Paar traurige Fälle in seiner Familie, die ihn nöthigen die Pferde abzuschaffen, um Geld zu machen. Sollten sie mir auch nicht behagen und ich muß sie wieder weggeben, so ist die Lektion für meinen Sohn so viel werth, als was am Hauptgeld verlohren

wird. Und ſchlagen ſie ein, ſo iſt das Eigenthum, das mein Sohn durch ſeinen guten Einkauf darüber erhält, mir und der Familie ein wahres Kapital, das ſich reichlich verzinßen wird. Herr Heinrich wird aber jetzo recht ſtolz ſeyn mit ſeinen Fuchsſtuten, fiel der Knecht ein, und ich werde nur mit den Ochſen fahren dürfen. Zum putzen und ſtriegeln iſt Einer gut genug. Wenn er mir ſie aber auch nicht in Acker giebet, ſo muß ich ſie doch zu den Fuhren haben, und wenn ich in die Stadt zu Markte ſoll; denn da kann er doch nicht mit. Ich will doch ſehen, ob ers Füllen mitbringt; denn das, ſagte er, das müßte mit in den Kauf, und die 24 Karolin wären umſonſt nicht ſo blank. — Das Füllen, das Füllen, rief der Kleine, ach wanns nur ein Schimmelchen iſt, daß ich drauf reiten kann. Nicht wahr, Papa, ich darf heute mit Philippen bis an den Wald, und dem Bruder entgegen gehen.

II.

Den Nachmittag führte mich Herr Oheim hinaus auf ſeine Felder, weil er ohnedieß nach ſeinem Knecht zu ſehen hatte. Da das Haus auf einer ziemlichen Anhöhe ſtand, ſo bemerkte ich bald, daß weit und breit meiſt alle Felder mit lebendigem Haag eingefaßt waren, in welches alle zwanzig bis dreyßig Schritte ein ziemlicher Stamm von Brennholz eingeflochten war. Ich erſtaunte über dieſe nützliche

Einrichtung, und hielt ſie für ſehr koſtbar. — Sie iſt, ſprach Hr. Oheim bekanntlich nur in England allgemein, allein überall ſehr leicht nachzuahmen, wo ein Gutbeſitzer, wie hier mein Fall iſt, ſeine Grundſtücke auf einem Fleck beyſammen liegend hat. Ich habe meine Hecken mit Gärtner-Sorgfalt und Bauren-Aufwand erzogen, und wer mir folgen mag, wird ſich wohl dabey finden. Im Winter, wo es müßige Taglöhner, und wenig beſchäftigtes Geſinde giebt, hab ich meine Hecken gepflanzt, Gräben aufgeworfen, im Frühjahr nachgeſehen, und da ich vom Waſſer Herr war, ihnen in den heiſſen Sommer-Monaten zuweilen reichlich Tagwaſſer zufließen laſſen. Einfaſſungen von todten Holz ſind in meinen Augen die koſtbarſten Hof- und Stadt-Dekorationen, und wer nur je ein Krauthaupt gepflanzt hat, wird zu viel Reſpekt für die Vegetation haben, als daß er einen Baum unnützerweiſe fällen ſollte. Auſſerdem iſts in unſern Gegenden auch die liebe Noth. Ich ziehe aus dem Oberholz meiner in den Hecken ſtehenden Bäume, und den Abfall der aus dem nothwendigen Beſchneiden der Hecke ſelbſt entſteht ohngefähr $\frac{1}{4}$ alles meines Brennholzes. In 4 Jahren ſind alle meine Hecken groß und dicht genug, klein und großes Vieh abzuhalten, indem ich die Staude nicht gerade, ſondern ins Kreuz pflanze, nichts als Kreuzdorn dazunehme, und mich für den zärtlichen Hammbuchen hüte. Hätte ich mei-

nem

zu ſeiner Vertheidigung -- Bey allem was billig iſt, dieſes macht es gerecht. Sich ſeinem Zorn überlaſſen, iſt Sünde; aber wo iſt der Mann, der nicht zornig werden kan? Wägt das Verbrechen nur nach dieſem ab.

2. Senator.

Du verſchwendeſt deinen Athem umſonſt.

Alcibiades.

Umſonſt? Die Dienſte, die er zu Byzanz und Lacedämon geleiſtet, ſollten allein vermögend ſeyn, ſeine Begnadigung zu erbitten.

1. Senator.

Was iſt das?

Alcibiades.

Ich ſage, Milords, er hat gute Dienſte gethan, und in der Schlacht manchen von euern Feinden erſchlagen. Wie dapfer hielt er ſich nur in dem lezten Treffen, und was für ergiebige Wunden macht' er nicht!

2. Senator.

Er iſt ein vollkommen lüderlicher Menſch; er hat noch eine andre böſe Gewohnheit, die ſeine Dapferkeit oft in Wein ertränkt; wenn gleich keine Feinde wären, ſo wäre das allein genug, ihn zu übermannen. Man weiß, daß er in dergleichen viehiſcher Raſerey die gröſten Ausſchweiffungen begangen, und Tumult angefangen hat. Es iſt uns

nem Gesinde oder meinen Nachbarn von Anfang ein Wort davon gesagt, daß ich gegen 100 Morgen Feldes mit Gräben und Hecken versehen wollte, sie hätten geglaubt, es sey hier nicht richtig. Jetzo da's steht, hat kein Mensch was dagegen einzuwenden, und sogar die Leute aus der Stadt sperren das Maul mit Vergnügen darüber auf, weils hübsch gekämmt aussieht. Ueberhaupt, wer da haben will, daß sein Werk stehen und fortgehen soll, der schweige und thue. Ich fand an dem Abhange rechter Hand eine Menge Wiesen, die ohngeachtet der späten Jahrszeit wegen der trefflichen Ordnung, worinn sie gehalten, und der Art und Weise wie sie gewässert waren, für den Kenner immer ein reizendes Schauspiel waren. Obenher floß ein Mühlenbach, der sie reichlich versah — Ich wunderte mich darüber wie der Eigenthümer der Mühle, die auf der andern Seite stand, dieses erlauben könnte. — Der bin ich selbst, sagte Herr Oheim mit Lächeln. Eh ich auf einen Morgen Landes in dieser Gegend dachte, war der Gedanke wie ich zu der Mühle kommen wollte der erste, der mir im Kopf herum gieng. Weil es keine Bannmühle war, und der Müller sich durch seinen Handel mit Weißgut, und durch seine ewige Fuhren nach der Stadt in die Schulden gestürzt hatte, und am Ende auf Betrügereyen gegen jeden Mahlgast ausgegangen war, so hatte sie alle Achtung verlohren. Sie ward aufgesteckt, und

Ich

ich war für ein billiges Gebot der dem sie zugeschlagen ward.

Als ich das Stadtleben verließ, merkte ich wohl, daß mir zu meiner neuen Handthierung das nöthige Geschicke fehlte. Ich kaufte also in dem nahliegenden Dorfe nur ein Bauernhaus mit den nothdürftigen Nebengebäuden, und ohngefähr 20 Morgen Aecker, um nicht gar müßig zu seyn, und erst von meinen Nachbarn zu lernen. Da ich keine Wiesen hatte, mußte ich Anfangs alles mit Futterkräutern zwingen, im Ganzen aber wars doch Spielwerk, weil mirs den Aufwand für Gesinde und Pferde und Geschirr nicht auswarf. Indessen trieb ich den Ackerbau auf Gärtnerweise, raffinirte mit Krapp- Mohn- und Hirsenbau, damit ich mein Gesind beschäftigte — allein dieß alles war zu mühsam, zu gefährlich, und eine andre Art von prekairer Existenz, als die, die ich eben verlassen hatte. Diese Stücke die ich jetzo in einer Flur besitze, waren ehedem sogenannte Außenfelder, die zum Theil der Gemeinde, zum Theil einzelnen Einwohnern zugehörten, allein weil kein Mensch seinen Mist soweit verschleppen wollte, eine wahre Wüsteney ausmachten. Sie wären würklich auch jetzo noch mein Verderb, wenn ich nicht auf der Stelle wohnte, und die 30 Morgen Wiesen nicht hätte, an deren Möglichkeit vor zehn Jahren kein Mensch gedacht hatte. Da man im

Dorf

Dorf ſah, daß ich noch Dünger dazu kaufen mußte, um meine 20 Morgen, davon ⅓ Samereyen und Futterkräuter waren, in Stand zu erhalten, ſo dachten die Leute, ich ſey verrückt, als ich ein Stück nach dem andern von dieſer Wüſteney an mich handelte. Man überließ mir dieß alles nach und nach um eine ſo kleine Summe, daß ich michs jetzo zu ſagen ſchäme. So bald ich die Mühle kaufte, konnte man wieder nicht begreifen, warum ich mich von neuem in ein Gewerbe ſtürzte, das ich ſchlechterdings nur durch Knechte treiben konnte, und wo der geſcheuteſte unendlichen Betrügereyen ausgeſetzt iſt. Man änderte indeſſen die Sprache, als man ſah, daß mirs nur um das Waſſer zu thun geweſen war. Ich führte den Bach, der unten plötzlich in die Tiefe gegangen war, oben über die Mitte der Anhöhe weg, und bekam ſehr gern von Schultheiß und Gericht die Erlaubniß, den Koth ihrer Hintergaſſe, der keinen Abfall hatte, hineinzuführen. In zwey Jahren waren meine 20 Morgen Wieſen im Stand, und im vierten mit Gräben und Hecken aufs beſte verſehen. Die Mühle hab ich einem alten Auszugsmann verpachtet, und da ich den Zins, um ohngefähr 40 fl. heruntergeſetzt habe, blieb ich Herr von Waſſer, wie ichs nöthig finde, und habe dadurch die Unterhaltung meiner Wieſe gewonnen, die das Hauptkleinod vom ganzen erworbenen Schatz ausmachen. Bey dieſem Theil meiner Wirthſchaft hat

mir

mir mein bischen Mathematik und Botanik Dienste gethan, und die Principia die ich aus meiner ehemaligen verfeinerten Lebensart herüberbrachte, haben mir Winke gegeben, mich bey Sachkundigen näher zu belehren, ihnen Antworten, auf Zweifel abzulocken, woran sie nie gedacht hätten, und haben mich überhaupt für tollen Projekten bewahrt.

Ich glaube, mein Herr, fuhr Herr Oheim fort, Sie sind nicht soweit außer der Straße geritten, um gerade einen wohlhabenden Bauern zu sehen, sondern sie möchten gern schauen wie ers treibt, und wie ers geworden ist. Wär ich eines Landmanns Sohn, und hätt ich meine Jugend in diesem Berufe zugebracht, so wären Sie auch nicht gekommen mich zu besuchen. Allein weil ich ehmals die politische Trommel gerührt, und wohl oder übel Einfluß auf Tausende gehabt, und nun mich in das Schneckenhaus eines Landmanns zurückgezogen habe — darüber möchten Sie einige Erläuterung haben, nicht wahr? Und diese will ich Ihnen herzlich gerne geben, weil ich mich in Ihren Fall setzen kann. — Dieß alles hab ich mir erworben, und wenn ich auf die Art und Weise zurückdenke, so gereut es mich eben nicht. Vergleichen Sie den Werth dieses Guts mit andern, so sinkt es in die Menge so vieler mittelmäßigen Besitzungen zurück, die keines Worts und keiner Zeile Beschreibung bedürfen.

Sehen

Sehen Sie's aber als den Zweck an, auf dessen Erreichung ein ehrlicher Mann seine Zeit und Fleiß verwandt hat, so ists ein andres Ding. Wenn sie wüßten auf welche vergängliche Dinge dieß ziemlich maßive Gebäude meiner Wohnung, meine Aecker und Wiesen gegründet sind, sie würden von Herzen lachen. Der erste Fonds dazu ist was ich aus dem Ausruf meiner Stadt-Herrlichkeiten erlöste. Ehedem warens Spiegel, Phaeton, Büreaus von Mohogany, Silbergeschirr, Stickereyen, Spitzen, Porcellan, Bibliothek, Kupferstiche, Gemählde, Gemmen, Pasten, Vasen von Terra Cotta, und wie alle die schöne Dinge heissen, die ich mit meinen Kindern jetzo entbehren kann. Sie stehen in meinem Gehirn neben dem Spielzeug meiner ersten Kindheit in einem Rang, und ich würde kaum mehr daran denken, daß so was in der Welt wäre, wenn mich nicht das Intelligenzblatt aus der Stadt zuweilen daran erinnerte. Die Landwirthschaft im Großen, als eine Spekulation zu treiben, halte ich, unter uns gesagt, für ein so widriges Projekt, als wenn einer seine Küche aufs Bücherschreiben fundiren wollte. Allein es ist ohnstreitig, im kleinen getrieben, die würdigste Beschäftigung eines ehrlichen Mannes, der versuchen will, was eigener Fleiß und Verstand vermag, der seine Existenz der Einförmigkeit entziehen und seine Gesundheit durch freye Luft erhalten will. Ehedem lebte ich, wie sies nennten,

für

für den Stadt, für die Welt, und ich glaube auch gar für die Nachwelt, jetzo lebe ich für meine Familie. Doch davon ein andermal.

Die Nacht hatte uns überfallen, ehe wirs uns versahen. Wir eilten also nach Hause. Hier fanden wir im Hof alles mit Lichtern und Laternen erleuchtet. Die ganze Wirthschaft war beysammen, um die angekommene Pferde zu examiniren. Mitten innen hielten sie mit ihrem Füllen, und oben saß der kleine Oheim triumphirend mit einer Peitsche. Der Sohn war mit dem Knecht im Stall, und mürrte, daß jener den Ankömmlingen die Streu nicht gut genug gemacht hatte. Er gieng selbst mit seinem Besen unterm Arm, streute auf, und zeigte ihm, wie's ferner immer seyn sollte.

wird fortgesetzt.

III.

Ueber

den Mangel des Evischen Geistes

in unserm lieben Vaterland.

Es war vor ohngefähr 10 Jahren eine allgemeine kritische Klage, daß wir lieben Teutschen allen andern Völkern des Erdbodens darinn nachstünden, daß wir unter unsern Produkten der Einbildungskraft so

gar

gar nichts hätten, das wir einen guten Romanen nennen könnten. Groſse und kleine Meiſter beherzigten dieſe Beſchwerde, und man beſchenkte uns bald mit einer ziemlichen Anzahl dergleichen Weſen, die man erfundne Geſchichten vulgo Romanen betitelt. Selbſt bey den beſten ihrer Art, die wir mit Ehre den Ausländern an die Seite ſetzen können, zeigte ſich indeſſen gar bald, daß der Boden worauf ſie gedeihen könnten, entweder ausländiſche, oder antik, oder utopiſch ſeyn müßte. Man ſtellte darüber Betrachtungen an, fand den Mangel des Produkts bald in unſrer Conſtitution, Organiſation, u. ſ. w. Da hatten wir keine Hauptſtadt, wo ſich die Sittenmaſſe ſammlen, und zum epiſchen oder dramatiſchen Extrakte reiffen konnte; da war unſer Charakter zu einſchichtig, unſre Regierungsform zu deſpotiſch; tauſend Dinge, die, halb wahr und ganz wahr, neben einander entſtehen und beſtehen können, ohne daß eins die Quelle des andern iſt. Kurz, das Ding war nicht da; und weil das Kunſtwerk nicht gelang, ſo waren Pinſel, Palette, und Cannevas ſchuld daran — ohne daß man an den Künſtler dachte. Man verglich die Charaktere in der Natur bey uns mit dem was ſie in der Nachbildung bey den Ausländern waren, und da fand ſich freylich, daß die Scene in Teutſchland nicht wie bey Fielding in der Küche vorgehen konnte, daß wir keine Parlamentsglieder, wenig Prieſter mit 20 Pfund jährlicher Einkünfte, keine Marquis, keine Abbees hatten, daß bey uns Converſation und Umgangs-

gängsfreyheit eines andern Schnitts war, daß unsre Köpfe sich um andre Ideen, und unsre Herzen um ein ganz andres Interesse drehten. Eben das, was uns hätte aufmuntern sollen, machte uns muthloß. Die Bemerkung, daß unser eigenthümlicher Charakter so unterschieden von andrer Völker ihren wäre, zeigte uns eine neue Fundgrube an, wo wir Gemählde, Situationen, Theater-Coups, Charaktere, und wie all der Episch-dramatische Hausrath heissen mag, mit leichter Mühe aufgreiffen konnten. An Aufforderung dazu hat es nicht gefehlt. Alle unsre Kritiker, sie mochten Aussichten über das ganze Feld der Litteratur oder wöchentliche Zeitungen schreiben, rufen zu: teutsch, teutsch, teutsch müssen Eure Produkte seyn.

Allein wie gelangs? Man hatte dem Schriftsteller lange vorgebetet: nichts sey so elend und fade, als eine Anreihung wundersamer Begebenheiten und Avanturen, die, in einem flüchtigen Ton erzählt, eben so ermüden, als wenn man gewaltsam durch eine Bibliothek oder Gallerie geführt wird, wo man viel sieht, und nichts genießt. Man hatte ihnen auf der andern Seite vorgestellt, nichts sey mißlicher, als die Festsetzung eines gewissen Charakters, den man durch alle Situationen durcharbeite. Sie hatten gehört, es müsse viel Detail in der Darstellung ihrer Gemählde seyn; überdieß sey es nöthig, daß der Autor in einer gewissen Stimmung sey, die dem Ganzen Farbe und

Ton

Ton gäbe, wie man ſichtbarlich an allen Meiſterſtücken wahrnähme u. ſ. w. Sie nahmen dieſe Warnungen zu Herzen, hüteten ſich Charaktere auszuarbeiten, ſchufen ſich ein Detail das ſie nie geſehen hatten, und ſetzten ſich in eine Stimmung, die weder Krankheit noch Geſundheit, ſondern eine gemachte Indiſpoſition war. Daraus entſtanden denn alle die neuern Epiſch-dramatiſche Werke, wo unter 10 nicht Eins an die Güte der Schwediſchen Gräfin reicht, die ſogar für keine Leſer gemacht ſind, denen man ſo deutlich die Aengſtlichkeit ihrer Entſtehungsart anſieht, daß die aſiatiſche Baniſe ſelbſt in einer conſiſtentern Manier gearbeitet iſt. — Niemand kann die Dinge leſen, auſſer junge Leutchen, die ſich mit der Tradition der neuern ſchönen Schriften ſchleppen. Dem Publiko der Weltleute, für die man eigentlich zu ſchreiben hätte, iſts, wie billig, das eckelhafteſte Gerichte, weil aus der ganzen Reminiſcenz ihrer Erfahrungen nichts dem ähnlich ſieht, was man ihnen hier auftiſchen will. Die verfeinerte Welt der höhern Stände, die man mit der teutſchen Litteratur ausſöhnen wollte, ſieht ſich geäfft, und wird nicht ſo bald dahin zurückkommen, wo man ſie ſo ſublim ennuyirt hatte. Die meiſten dieſer Herrn helfen ſich mit dem Mantel der Anonymität, wann ihre Paillaſſeſtreiche übel aufgenommen werden. Es wäre daher zu wünſchen, daß man ihnen dieſen Mantel abnähme, und daß ſie in kurzer Kleidung erſcheinen müßten, wie wir andre ehrliche Leute, wenn

wir etwas thun wollen. Auf dieſe Art wären ſie doch ſelbſt daben wie die ſchlechten Akteurs, und müßten zuſehen, wie ſie ausgepfiffen würden.

Man hat noch nie ſo viel vorgegeben, daß man die Alten ſtudiere, als jetzo, und doch hat ihr Beyſpiel, die Sobrietät ihrer Empfindungen, die Keuſchheit ihres Ausdrucks, die ganze Kunſt ihrer Compoſition ſo wenig Einfluß auf unſre Schriftſteller. Fühlen dieſe Herrn wohl in ihrem Vater-Homer den ganzen großen Umfang ſeines Mährchens, die beſtändige Gegenwart des Subjekts, daß alles vor ihren Augen entſteht, und die Handlung mit eben der Langſamkeit und Zeitfolge fortrückt wie in der Natur; nichts vergeſſen wird, was da ſeyn ſollte, nichts da iſt, was nicht dahin gehörte, niemand zu viel noch zu wenig ſagt, alles vom Anfang bis zu Ende Ganz iſt, niemand den Erzähler hört, nichts von ſeinem eignen Medio zum Vorſchein kommt, ſondern alles gerade weder größer noch kleiner erſcheint, wie es jedermann mit ſeinen Augen geſehen zu haben glauben würde? Dieſer große Charakter des Dichters wo iſt der, und wie erwirbt man ſich den?

Die jungen Herrn wollten wie gewöhnlich nicht anfangen von unten auf zu dienen. Daher giengs hier, wie in allen Verrichtungen des Lebens: ſie waren nicht zu brauchen. Hätten ſie ihre Meiſter gefragt, durch

wie

geklagt worden, seine Tage seyen unnüze, und seine im Trunk verbrausende Nächte gefährlich.

1. Senator.

Er muß sterben.

Alcibiades.

Hartes Schikſal! Er hätt' im Kriege sterben können, Milords, wenn euch seine eigne Verdienſte nicht bewegen können, (obgleich sein rechter Arm seine Sache gut machen sollte, ohne jemand anderm etwas schuldig zu werden) so nehmt meine Verdienſte zu den seinigen; und da ich weiß, daß euer ehrwürdiges Alter Sicherheit liebt, will ich euch meine Siege, meine Ehrenzeichen zum Pfand seiner Beſſerung geben. Wenn er dieſes Verbrechens halben sein Leben dem Geſez schuldig iſt, so laßt ihn's im Krieg auf eine dapfre Art in Wunden ausſtrömen; wenn das Geſez scharf iſt, so iſt es der Krieg nicht weniger.

1. Senator.

Wir sind um des Geſezes willen da, er stirbt, treib es nicht weiter, bey den strengſten Folgen unſers Mißvergnügens; Freund oder Bruder, wer eines andern Blut vergießt, macht sich seines eignen verluſtig.

Alcibiades.

Muß es denn seyn? Es muß nicht seyn; Milords, ich bitte euch, mißkennt mich nicht.

2. Sena-

wie viel vorläufige Studia, vergebliche Verſuche, durch wie viel Ausharren, und nach wie viel vernichteten Werklein, endlich das entſtanden iſt, was man jetzo mit Recht in ihren Produkten allgemein bewundert: ſo würden ſie geſehen haben, daß eine Frucht, die der Reiz aller Gaumen iſt, von fürtreflichem Keim ſeyn, und doch nur langſam gedeihen könne.

Zum epiſchen Weſen gehören wackre Sinnen. So ſehr man jetzo von Liebe zur Natur ſchwatzt, ſo ſind doch wenig der Herren Poeten, die ſo ganz von Natur durch die Gegenwart eines lieben Baums zur Serenade erweckt würden, wie Freund Aſmus. Bey den meiſten iſts garſtige Tradition, und ſie lieben die ſchöne Natur, weil ſie iſt beſchrieben und beſungen worden. Auſſer dem trennt ſie die Sekte der Empfindſamkeit und des Genieweſens von allen ihren Brüdern. Was ſollen ſie an Menſchen ſehen können, deren ganzes Spiel von Leidenſchaften ihnen zu alltäglich, allzuphiliſterhaft vorkommt, als daß es aufgenommen zu werden verdiente? Ehedem glaubte man, um ſeine Kunſt in Schilderungen zu zeigen, man müßte alles in der Farbe des Lächerlichen mahlen. Man wählte ſich alſo ſeine Perſonage, behieng ſie mit allen Schellen der Karikatur, führte ſie durch allerley Situationen durch, erhöhte was da war, verbarg was man wollte, und ſo entſtand das pikante Produkt, das man Satyren nennt, die aber niemand heutzutage mehr mag. Der

Grund davon ist deutlich einzusehen, weil alles übertrieben, und nichts zum Menschlichen oder zum Momentanen herab gemildert ist.

Jedermann schwatzt von der Gutmüthigkeit Shakespears, als dem ersten und wesentlichen Ingredienz seines großen dramatischen Charakters: und vielleicht ist diese Qualität doch nie noch recht erwogen worden, wie sie seyn sollte. Gewiß derjenige, der ein Gemählde menschlicher Sitten liefern will, muß eine große Dosis davon haben, wenn er ihnen überall nachschleichen, sie in allen Masken und Verkleidungen doch immer als menschlich und nicht phantastisch aufgreiffen will. Er muß den Glauben haben, überall etwas merkwürdiges aufzufinden, ehe er darnach ausgeht: und so wird ihm bey jedem Schritt etwas aufstoßen, das er, in seiner Manier erzählt, darstellen kann. Ueberall ist Spiel menschlicher Leidenschaften, wie überall Spiel Schattens und Lichts; nur gehört der Hohlspiegel und die Camera obscura dazu, den Unachtsamen zu überführen, daß es würklich da ist.

Aber was sieht die kränklende Intoleranz des gemeincultivirten Kopfs auf seiner Reise durch die Welt? Grade so wie der Mann von Stande, der sich überall incommodirt fühlt, in seinem bequemen Wagen schläft oder ankommen will, nichts findet wie zu Hause, und deswegen nichts des Anblicks würdigt. Man vergleiche

gleiche damit die Naivetät des gemeinen Mannes, des würklich sinnlichen Menschen. Seine Gabe zu sehen macht ihn zum beredtsten Erzähler. Seine Einbildungskraft ist roh, durch Vergleichungen ungebildet. Das Gegenwärtige ist ihm daher immer groß und anziehend, weils von allen Seiten Eindruck auf ihn gemacht hat. Man höre ihm nur zu, wenn er die geringste Stadtbegebenheit, einen Todesfall, eine Familiengeschichte erzählt. Er eilt nicht schnell zum Schluß, wie der philosophische Erzähler; er drängt keine Begebenheiten, er wählt aus. Jeder einzelne Eindruck ist ihm kostbar, er sucht ihn wieder zu geben. Daher das Umständliche das den Gelehrten so lästig ist, und das doch eigentlich das Ding zu einer Begebenheit macht. Man höre nur auf die Conversation eines Weibes, eines Jägers, eines Soldaten, und man wird eine Gabe zu erzählen finden, die dem Scribenten nachzuahmen ohnmöglich fallen wird.

Die Brocken kleiner Begebenheiten, die, unter den seltsamsten Sprüngen der Laune, Poriks Werken eingewebt sind, bleiben sie nicht für den Liebhaber, die kostbarste Reste seiner Erfindungskraft? Was ist an allen diesen Geschichten der Werth, wenns nicht das Umständliche ist, das alle Geschöpfe seines Hirns beynahe zu lebendigen Personen macht? Wer giebt eine einzige solche Scene, wo sich die Arme und Füße Trims oder der Madame Wadmann bewegen, gegen eine Schatzkammer der herrlichsten Sentiments?

Man frage doch unſre jungen Herrn, die uns ſo freygebig mit Dramen und Begebenheiten beſchenken, wie weit ſich ihre Reiſe durch das Leben erſtrecke, wie viel ſie davon durchgeſchlendert, wie vieles ſie beſucht und begafft haben! Obs nicht alles von Hörenſagen, obs nicht alles geleſen iſt! Sie ſollen ſich nur üben Einen Tag, oder Eine Woche ihres Lebens als eine Geſchichte zu beſchreiben, daraus ein Epos, d. i. eine leſenswürdige Begebenheit zu bilden, und zwar ſo unbefangen und gut, daß nichts von ihren Reflexionen und Empfindniſſen durchflimmert, ſondern daß alles ſo daſteht, als wenns ſo ſeyn müßte. Alsdann wenn ſie darinn beſtehen, wollen wir ihnen erlauben, uns mit größern Werken zu beſchenken; dann ſollen ſie Befugniß haben, ihre Prinzen und Prinzeßinnen zu produciren, und ſie mit allem auszuſtatten, was ihnen gut deucht. Bis dahin aber wollten wir uns ihre Erſcheinung noch verbitten.

Auſſerdem wäre zu bedenken, daß unter dem nichtſchreibenden Publiko zuweilen Perſonen mit auf den Bänken des Parterre ſitzen, die ſelbſt das gethan und gewürkt haben, was hier vor ihren Augen von den Marionetten des Verfaſſers tragirt wird, und daß dieſe Zuhörer noch weit mehr zu reſpektiren ſind, als die gemeinen Feld- und Feuerſchreyer des gelehrten und ſchreibenden Theils. Sie haben bisher mehr zu thun gehabt, als dies müßige Handwerk zu treiben, und

von ihnen gilt daher was der treuherzige Berlichingen von ſich in ſeinem hohen Alter prädicirt: daß er nun zu ſchreiben anfange, weil er zu ſonſt nichts mehr tauge.

IV.

Nachtrag zur Geſchichte der ſchönen Roſamund.

Der Geſchichtſchreiber Hume erwähnt am Ende des Abſchnitts ſeiner Geſchichte von England, der von K. Heinrich II. handelt, der ſchönen Roſamund folgendermaßen: „die Chronikenſchreiber haben geſagt, Heinrich ſey von ſehr verliebter Gemüthsart geweſen; und ſie gedenken zweyer natürlichen Söhne, die er von Roſamund, einer Tochter des Lord Clifford, gehabt, nehmlich Richards, Longeſpee oder Long-Sword, (weil er einen ſehr langen Degen zu tragen pflegte) zugenannt, der nachmals mit Ela, Tochter und Erbin des Grafen von Saliſbury, den Titel und die Güter dieſes mächtigen Baronen erhielt; und Gottfrieds, der zuerſt Biſchoff von Lincoln und darauf Erzbiſchoff von York wurde. Alle übrige Umſtände der Geſchichte, welche man gemeiniglich von dieſer Dame erzählt, ſcheinen Fabeln zu ſeyn.“ —

In der That hat man Urſache zu glauben, daß alles was von ihrem Tode, als einer grauſamen Würkung der Eiferſucht der Königin Eleanor erzählt wird, keinen beſſern Nahmen verdiene. Die Gleichzeitigen Chronikenſchreiber ſagen nichts von einer gewaltſamen Todesart; und wiewohl

verſchiedene, als Stow, Hollingſhed, und Speed, darinn übereinſtimmen, daß ſie ihren Tod als eine Folge der harten Begegnung, ſo ſie von der Königin erlitten, angeben: ſo ſind ſie doch in der Art wie ſie ſich hierüber ausdrücken ſo verſchieden, daß man (wie der Herausgeber der Reliques of A. E. P. bemerkt) eben ſowohl vermuthen kann, daß dieſe harte Begegnung in bittern Vorwürfen und heftigen Drohungen als daß ſie in würklichen Thätlichkeiten beſtanden. In dem Munde einer Königin, und einer ſo ſtolzen, ſo heftigen Königin wie Eleanor war, iſt ein verächtliches bitteres Wort ſo gut als ein Dolch; und es brauchte nicht mehr, um ein ſo ſanftes Geſchöpf, als wie man ſich die ſchöne Roſamund denken mag, in kurzer Zeit vor Angſt und Herzleid ſterben zu machen. Die Königin war freylich, wie ihre ganze Geſchichte ausweiſet, eine Frau die der unartigſten Ausbrüche fähig war, und lebte in einem Zeitalter wo es eben nichts ſeltnes war, ſich ſeine Feinde durch Gift und Dolch vom Halſe zu ſchaffen. Allein es iſt doch nicht zu glauben, daß ſie, ohne den Fall der äuſſerſten Noth, der hier wohl nicht vorhanden war, ſich einer Gewaltthat ſchuldig gemacht hätte, durch welche ſie einen Fürſten von ſo ſtürmiſchen Leidenſchaften wie Heinrich, und dem ſie ohnehin verhaßt genug war, zur äuſſerſten Wuth und Rache getrieben haben würde.

Der Umſtand, daß auf dem Grabſtein der Roſamund, in der Kirche des Nonnenkloſters zu Godſtow, da bey Aufhebung des Kloſters auch dieſes Grabmahl zerſtört wurde, die Figur eines Pokals eingehauen gefunden worden — beweiſet, däucht uns, nichts gegen unſre Meynung. Denn dieſer Grabſtein iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, erſt lange nach ihrem Tode, und alſo wohl zu einer Zeit, da die Sage von ihrer Vergiftung ſchon Wurzeln gefaßt hatte, gelegt worden. Was mich dies Glauben macht, iſt folgendes.

„Als Roſamund geſtorben war, wurde ihr Leichnam nach Godſtow gebracht, und daſelbſt mitten im Chor begraben; vermuthlich ihrem letzten Willen zufolge. Denn ſie war in dieſem Frauenkloſter erzogen worden. Lord Clifford, ihr Vater, war ein groſſer Wohlthäter deſſelben geweſen, und auch K. Heinrich hatte, um Roſamundens willen dieſen Nonnen viel Gutes gethan. Im Jahr 1191. welches das 2te der Regierung König Richards I. iſt, kam Hugo, Biſchoff von Lincoln, nach Godſtow in die Kirche, um ſein Gebet zu verrichten; und wie er in den Chor trat, erblickte er mitten drinn ein Grab, das mit einem ſeidenen Leichentuch bedeckt und ringsum mit Wachslichtern beſetzt war. Er fragt weſſen Grab es ſey? Man antwortet ihm: Roſamunds, einer ehmaligen Beyſchläferin K. Heinrichs II. der um ihrentwillen dem Gotteshauſe viel Gutes gethan habe. Wenn das iſt, ſagte der geſtrenge Kirchenhirt von Lincoln, ſo ſchaft dieſe Hure weg von dieſem Platz, und begrabt ſie auſſerhalb der Kirche, damit die chriſtliche Religion nicht ihrenthalben in Verachtung gerathe, und auf daß andre Weibsbilder ſich an ihren Beyſpiel ſpiegeln und vor unerlaubtem Umgang mit Mannsleuten ſich hüten lernen.„ — Dies Factum hat den Hoveden, einen anſehnlichen gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, zum Gewährsmann, und ſcheint daher Glauben zu verdienen; wiewohl es ſeltſam genug klingt, daß Se. Hochwürden von Lincoln nicht gewuſt haben ſollte, daß ſein Vorfahrer auf dieſem biſchöflichen Sitze und damaliger Erzbiſchoff von York, ein leiblicher Sohn dieſer Roſamund war? oder, wenn ers gewuſt, daß er den Gebeinen der Mutter eines Primaten von England und Sohnes ſeines vor kurzem verſtorbnen Königs ſo unanſtändig hätte begegnen ſollen — Nicht zu gedenken, daß er bey dieſer Gelegenheit ſich der heil. Maria Magdalena, und der heil. Maria der Egyptierin, wohl nicht erinnert haben muß, welche beyde der ſchönen Roſamund über dieſen Punkt nicht viel

viel vorzuwerfen hatten. Ob nun der Befehl dieſes über die Reinheit der Sitten ſeiner Zeit ſo eiferſüchtigen Kirchenfürſten buchſtäblich vollzogen worden, oder ob die guten Mädchen, der Gebrechlichkeit ihres Geſchlechts eingedenk, nach ſeinem Abzug es beym Alten gelaſſen haben, können wir nicht gewiß ſagen. Aber wenn wir einem andern Geſchichtſchreiber dieſer Zeit (Dr. Barcham) glauben dürfen, ſo ließ König Johann (Heinrichs jüngſter Sohn) ein Prinz, der ſonſt bekanntermaßen geneigter war die Kirchen auszurauben als zu dotieren, das Nonnenkloſter zu Godſtow revarieren, und begabte es mit jährlichen Einkünften, „damit dieſe heiligen „Jungfrauen den Seelen ſeines Vaters Heinrichs und der hie„ſelbſt begrabenen Roſamund durch ihr Gebet Ruhe verſchaf„fen möchten.„ Dieſer Umſtand macht es mir wahrſcheinlich, daß der Befehl des Biſchofs Hugo zwar vollzogen worden; daß aber in der Folge die Nonnen zu Godſtow, in einem von den Momenten, wo K. Johann ſeine gegen die Kirche begangnen Enormitäten möglichſt wieder zu vergüten ſuchen mußte, ſich ihres Vortheils erſehen, dem König Johann gehörige Vorſtellungen gethan, und, da dieſer ſich nicht entbrechen konnte, nach den Begriffen der damaligen Zeit etwas für die Ruhe der Seelen ſeines Vaters und einer einſt ſo ſehr von ihm geliebten Perſon zu thun, bey dieſer Gelegenheit ſich auch hinwieder verbunden gehalten haben werden, die Gebeine einer Dame, der ihr Kloſter ſoviel zu danken hatte, mit einem anſtändigen Grabſtein zu decken. Und dies war dann vermuthlich eben derjenige, der ſich im 16ten Jahrhundert, bey gänzlicher Aufhebung und Sekulaſierung dieſes Kloſters, noch vorfand und mitzerſtört wurde. Er war ringsum mit einem Kranz von Roſen und Laubwerk geziert, und in der Mitte war der Becher in Stein gehauen, aus welchem ſie das Gift, das ihr die Königin gab, getrunken — ſagt Thomas Allen, ein Augenzeuge, wie es ſcheint. Die Vermuthung des Her-

aus-

ausgebers der Reliques, „daß eben dieser Becher, der vielleicht „nur eine zufällige Zierrath gewesen, in der Folge zu der „Idee, daß sie vergiftet worden, Anlaß gegeben haben könnte,„ stehet auf allzuschwachem oder vielmehr auf gar keinem Fuß. Diese Idee, oder populare Sage hat sich, wie viel eher zu vermuthen ist, bald nach dem Tode der Rosamund, und zu einer Zeit entsponnen, da Heinrichs Liebe zu ihr, und die Eyfersucht der Königin, und die Umstände, die der Meynung, daß sie ein Schlachtopfer der leztern geworden, einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit gaben, noch in frischem Andenken waren. Wie ein Becher blos zufälliger Weise zu der Ehre hätte kommen sollen, eine Zierrath von Rosamunds Grabstein zu werden, ist nicht begreiflich. Und 40 bis 50 Jahre waren wenigstens verflossen, wenn wir auch mit dem neuern Geschichtschreiber Carte annehmen, daß Rosamund erst kurz vor der Rebellion der Söhne Heinrichs gegen ihren Vater, die im Jahre 1173. ausbrach, gestorben, und die Schenkung, welche K. Johann dem Kloster zu Godstow gemacht, bald nach seiner Wiederaussöhnung mit der Kirche im Jahre 1213. erfolgt sey.

Auch der berühmte Labyrinth oder Bower der Rosamund, (ein andrer Hauptumstand der fabelhaften Sage, die den Grund zu der bekannten Ballade abgeben) scheint, eben so wie ihre vorgebliche Vergiftung, auf einem bloßem Mißverstand und auf der herrschenden Volksneigung — bey der kleinsten Veranlassung aus einer ganz natürlichen Sache was Wunderbares zu machen — entstanden zu seyn. A Bower oder a Bodre, wie dies Wort im 13ten Jahrhundert geschrieben wurde, bezeichnete damals ungefähr eben das, was die Franzosen Appartement nennen. Rosamund (sagt ein alter prosaischer Paraphraß der poetischen Chronik

des

des Robert von Gloceſter, (*) hatte Zimmer (Boures) die ihr K. Heinrich erbauen laſſen, in den königlichen Schlöſſern zu Waltham, zu Wincheſter, im Park von Freemantel, zu Marleſton, zu Woodſtock und an viel andern Orten.„ Dieſe Zimmer behielten noch lange hernach den Nahmen Roſamond's-Chamber; und Leland erwähnt in ſeinem *Itinerario* eines Thurms in dem ſtattlichen alten Schloß zu Pickering in Yorkſhire, der noch zu ſeiner Zeit (unter K. Heinrich VIII) Roſamunds Thurm genannt wurde. Zur Beſtätigung, daß Bower und Zimmer einerley war, findet ſich in dem lateiniſch verfaßten Inventario der königlichen Mobilien oder ſogenannten Pipe-roll aus Heinrich III. Zeit, einer *Camera Roſamundae* zu Wincheſter erwähnt, welche, nach der natürlichſten Vermuthung, nicht (wie Warton meynt) ein Zimmer worinn Roſamunds Bildniß hieng oder ihre Geſchichte gemahlt war, ſondern das nehmliche Zimmer der Roſamund war, welches Heinrich II. dieſer Dame, vermöge des vorangezogenen Zeugniſſes, zu Wincheſter hatte bauen laſſen. Roſamund hatte alſo nicht nur ein Apartement zu Woodſtock, ſondern allenthalben wo ſich K. Heinrich aufzuhalten pflegte. Wahrſcheinlicher Weiſe hatten dieſe Zimmer eine geheime Communication mit des Königs ſeinem, oder waren ſonſt ſo angebracht und eingerichtet, daß Niemand als der König ſelbſt, oder wem er's verſtatten wollte, den Zugang dazu finden konnte. Vielleicht war auch das zu Woodſtock, weil Roſamund ſich in Abweſenheit des Königs dort aufhielt, noch künſtlicher, verdeckter, und geheimnißvoller eingerichtet; und dies gab hernach, als Roſamunds Geſchichte nach und nach mit allerley romantiſchen Umſtänden ausgeziert wurde, Gelegenheit

(*) Warton, der mir dieſe Facta und ihre Quellen verſchaft, ſetzt die Zeit wo dieſer Mönch ſeine Chronik geſchrieben, um das Jahr 1280. Sie beginnt mit dem fabelhaften Stifter der Britiſchen Monarchie Brut und geht bis auf Edward I.

2. Senator.

Wie?

Alcibiades.

Erinnert euch meiner!

3. Senator.

Was! --

Alcibiades.

Ich kan nicht anders als denken, euer Alter muß mich vergeſſen haben; es wäre ſonſt unmöglich, daß ich ſo verächtlich in euern Augen ſeyn ſollte, um eine ſo gemeine Gnade zu bitten, und abgewieſen zu werden. Meine Wunden ſchmerzen mich um euertwillen.

1. Senator.

Trozt ihr unſerm Zorn --- er braucht wenig Worte, aber die Würkung reicht weit -- Wir verbannen dich auf ewig.

Alcibiades.

Mich verbannen? Verbannt euern Aberwiz, verbannt den Wucher, die den Senat verachtenswürdig machen!

1. Senator.

Wenn nach zween Tagen Athen dich noch enthält, ſo erwart' unſer ſtrengeres Urtheil. Und damit dein unmächtiger Stolz noch mehr aufſchwelle, ſoll er dieſen Augenblik hingerichtet werden.

(Sie gehen ab.)

genheit zu der Fabel von ihrem Labyrinthiſchen Bower zu Woodſtock. Nachdem dann einmal die Idee von Labyrinth damit verbunden war, ſo begreift ſich von ſelbſt, wie man auch darauf gefallen, andre Umſtände von der Geſchichte des Theſeus (der mit Hülfe eines von Ariadnen empfangnen Knäuels Zwirn ſich in den Dädaliſchen Labyrinth von Kreta hinein und wieder heraus gefunden) hinzuzuthun, und der Sache dadurch einen ſtärkern Anſtrich von Romanhaftigkeit zu geben.

Auf ſolche Weiſe wird nun freylich die Geſchichte der ſchönen Roſamund, dieſes Anſtrichs beraubt, zu einer ziemlich ordinären Maitreſſen-Hiſtorie; aber dafür macht ſie auch den Effect nicht, den ſie in der Volksſage macht. Der Verfaſſer der Ballade hielt ſich, wie billig, an die leztern. Denn was gehen einen Dichter die würklichen Umſtände einer Begebenheit an? Bey ihm iſt die Frage nie, wie eine Sache ſich würklich zugetragen: ſondern wie ſie ſich hätte zutragen müſſen, um ſo angenehm, ſo rührend, ſo wunderbar zu ſeyn, als es ſein und des Leſers Intereſſe iſt, ſie zu machen.

V.

Litterariſche Anzeigen.

Vorſchlag und Verſuch einer Verbeſſerung des teutſchen bürgerlichen Rechts ohne Abſchaffung des Römiſchen Geſezbuchs, von Joh. Georg Schloſſer, Margräfl. Badiſchen Hofrath. Leipzig bey Weigands, 1777. 319 S. in 8.

Man hat bisher von allen Seiten eingeſehen, daß unſre Legislation einer großen Verbeſſerung bedürfe. Man hat ſogar auf die Aufſtellung eines allgemeinen Codicis gedacht, der

das

das ganze Wohl der bürgerlichen Gesellschaft in allen ihren Theilen umfassen sollte. Der V. dieses Versuchs ist bescheidner, weil er die Menschen und ihre Bedürfnisse kennt, und geht daher nicht so geschwinde zu Werke. Er schaft unser Römisches Gesetzbuch nicht ab, um ein neues an dessen Stelle zu setzen. Er kennt zwar die Fehler dieses sehr übereilten Gesetzbuches sehr wohl, und wünscht, daß zu den Zeiten, da es sich eingeschlichen hat, ein teutscher Solon gelebt hätte, dessen Weisheit sich die uneinigen teutschen Fürsten unterworfen, und von dem sie ein Gesetzbuch angenommen haben möchten, das uns das Römische entbehrlicher gemacht hätte. Es ist nun aber da; seine Fehler sind nicht zu verbergen. Aber wie ist ihren Folgen vorzubeugen? Der gute Kaiser gab uns bey seinem besten Willen ein unverdautes Gesetzbuch in die Hand, das ungleich mehr einem Schulsystem als einem Gesetzbuch gleichsieht, und das dabey noch so weitläuftig, so unordentlich, so schwer zu verstehen ist, daß kein akademischer Lehrer es mehr erklären, und fast kein Richter, kein Sachwalter, gewiß keine Parthey, es lesen mag. — Sieht man es genau an, so wird man bald finden, daß es kaum unter hundert Stellen ein Gesetz enthält, und daß der, der eine Stelle aus dem Römischen Recht anführen will, meist erst das Gesetz aus dieser Stelle aussuchen und selbst finden muß. Man findet alsdann oft, wenn man dieses Gesetz ansieht, daß es auf hundert andre Fälle ebenfalls anzuwenden ist. Wäre es nun nicht besser, wenn ich dies Gesetz bey einem andern Fall gebrauchen will, daß schon ein Schriftsteller da wäre, der diese Mühe, den Grundsatz aus den Gesetzen zu ziehen, vor mir übernommen hätte, und auf den ich mich bloß berufen könnte? Gar oft liegen auch diese Grundsätze nicht so deutlich vor Augen. Das Römische Recht ist ferner auf ein sehr künstliches System gebaut. Einige Grundsätze des Systems sind bey uns wegefallen, und also auch alle diese Gesetze, welche daraus geflossen

sind.

ſind. Wer lehrt uns aber dieſes, und den Unterſchied beurtheilen, was nicht mehr für oder gegen uns anzuwenden iſt, was aus dem Syſtem der damaligen Zeit floß, und mit Verlöſchung derſelben ſeine Kraft verlohren hat? — Abgeſchaft ſoll und muß nun einmal das Römiſche Recht nicht werden; aber das gröſte Glück wäre es, wenn eines der teutſchen Oberhäupter aus der Juſtinianiſchen Sammlung die Geſetze herausziehen lieſſe, die unter ſo vielen Nebenſachen darinn verborgen liegen, und dieſen eben die Kraft gäbe, die das *Corpus Juris* nun hat. Der V. hat daher dieſen überaus nützlichen Verſuch aufgeſtellt, um zu zeigen, daß es nützlich ſey. Ueber 700 Geſetze ſind auf nicht gar so heruntergebracht, und der V. hat ſich auf die vier Abſchnitte — von Kontrakten überhaupt, von Schenkungen, von Kauf und Verkauf und von Pacht und Miethe eingeſchränkt. Folgt man dem Vorſchlag des V., ſo hat man die Verwirrung nicht zu befürchten, die aus der Aufſtellung eines neuen Geſetzbuchs nothwendig erfolgen würde; ſondern es iſt und bleibt das Alte nur in einem neuen und brauchbaren Auszug. Alle Grundſätze bleiben, Richter und Advokaten brauchen nichts neues zu lernen, und ſie und die Partheyen werden dadurch nur ihres Rechte gewiſſer, und in ihren Sorgen und Arbeiten erleichtert. Man darf auch nicht fürchten, daß dieſes Geſetzbuch nicht vollſtändig werden würde. Das Römiſche Recht enthält unzählige Fälle, die durch die Arbeit an dieſem Geſetzbuch alle gegen dieſe Geſetze gehalten werden müſſen. Es ſind ſo unzählig viele Rechtsbücher, Conſilien, Reſponſa und Entſcheide vorhanden, daß man mit dem Geſetzbuch ſelbſt ſo viele Proben anſtellen kann als man will. Würde ſich endlich der Regent, der dieſen Plan faßte, noch aus Ehrfurcht für die Geſetze entſchlieſſen, eine beſondre Kommißion zu Bewahrung der Geſetze zu beſtellen, und ſeine Gerichte anzuweiſen, in allen Fällen, wo ſie das neue Geſetzbuch zweifelhaft oder nicht entſcheidend

 fänden,

ſünden, bey dieſer anzufragen: ſo würden dieſe ſeine Geſetze auf alle Ewigkeit ein gleiches Recht erhalten, und auf alle Ewigkeit die Rechte und Gerechtigkeit des Bürgers gegen alle Anfälle der Bosheit, der Dummheit, und der zu groſſen Gelehrſamkeit ſchützen können.

Unterſuchungen über den Menſchen, von Dietr. Tiedemann, Prof. der alten Sprachen am Collegio Carolino zu Caſſel. Andrer Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1777.

Dieſer zweyte Theil entſpricht an innrer Güte dem erſten vollkommen, und wir haben hier nichts weiter zu thun als den Inhalt deſſelben kurz anzuzeigen. Verſprochener Maßen ſollte dieſer Theil von den Sinnen handeln. Der V. glaubt mit Recht, daß man den Humiſchen und Berkleyſchen Hypotheſen des Idealiſmus etwas mehr als bloße Appellation an den Menſchenverſtand entgegen ſetzen müſſe. Wenn man nicht in einen vollkommnen Skepticiſmus verfallen will, ſo helfen hier nichts als Gründe. Es iſt eine Freude, dem V. in der Geſchichte jedes Lehrſatzes zu folgen; denn die Art und Weiſe, womit er auch die Gründe der Gegner vorträgt, zeigt daß er ihren Sinn vollkommen gefaßt, und ſich zu eigen gemacht habe. Erſtlich hat der V. in dieſem Abſchnitt den Idealiſten gezeigt, daß ihre Beweiſe lange das nicht darthun, und nicht ſo fürchterlich ſind, als ſie und andre die ſie beſtritten geglaubt haben; fürs andre hat er ihnen noch andre ſtärkere Gründe entgegengeſetzt. Nachdem nun der V. bewieſen, daß wir einen Körper haben, ſo fragt ſich, ob es er oder etwas anders ſey, das in uns denkt. Denn daß wir denkende Weſen ſind, war in dem erſten Theil bewieſen worden. Die Lehre vom Materialiſmus mußte alſo natürlich hier ihre Stelle finden. Man hatte bisher dieſe Streitfrage dadurch verwirrt, daß man Gründe und Gegengründe nicht genug gegen einander abge-

abgewogen und aus Erfahrungen zu viel geſchloſſen hätte. Das natürlichere Mittel, dieſen Schwierigkeiten ein Ende zu machen, war alſo, die verſchiednen Fragen mit ihren verſchiednen Gründen nach einander zu unterſuchen. Alſo war die erſte: Denkt die Organiſation? Die zweyte, wenn nicht die Organiſation, denkt denn ein einfaches, unausgedehntes Weſen? Das dritte Hauptſtück handelt von dem Sitz der Seele. Beyde, der Materialiſt und Nichtmaterialiſt, üben ſich an dieſer Frage. Der erſte, wenn er unterſucht, an welchen Ort des Körpers ſich das gemeinſchaftliche Senſorium befindet? Der andre, wenn er wiſſen will, an welcher Stelle des Körpers alle Organe ſo eingerichtet ſind, daß das denkende Weſen daſelbſt ſeine Geſchäfte verrichten kann. Das 4te Hauptſtück von den ſinnlichen Werkzeugen. Hier wird allgemein unterſucht, wie die Nerven beſchaffen ſind, ob ſie für ſich empfinden, welches an ihnen das eigentliche Inſtrument der Empfindung iſt, und warum wir nicht mehr als fünf Sinnen anzunehmen berechtigt ſind. Das 5te Hauptſtück von der Empfindung. Wo iſt ihr Sitz? Iſt er im Gehirn, wie gelangt ſie zum Gehirn? Iſts Flüßigkeit, Vibration, Oſcillation der Nerven? Wie modificieren die Nerven die Seele? Wie kann eben daſſelbe Organ eine ſo große Menge verſchiedner Empfindungen erregen? In den meiſten Fällen wird wie billig mit dem Alten non liquet geantwortet. Das 6te handelt vom Geſetze der Senſationen. Das 7te, 8te, 9te, 10te und 11te von den 5 Sinnen, und wird der Anfang von dem bekannteſten Organ, d. i. dem Gefühl gemacht, und zu den unbekanntern fortgeſchritten. Den Beſchluß macht der 12te Abſchn. vom Betrug der Sinne.

Anleitung zur Technologie, oder zur Kenntniß der Handwerke, Fabriken, und Manufakturen, vornemlich derer die mit der Landwirthſchaft, Polizey und Cameralwiſ-

ralwissenschaft in nächster Verbindung stehn. Nebst Beyträgen zur Kunstgeschichte, von Joh. Beckmann, ordentl. Prof. der Oekonomie in Göttingen. Göttingen bey Vandenhoeck, 1777.

Unter diesem bescheidnen Titel kündigt sich hier eines der nützlichsten Bücher an, die in diesem Jahrzehend erschienen sind. Es enthält nicht blos eine trockne Erklärung der Kunstwörter, sondern eine gründliche Anleitung wie man aus Grundsätzen und zuverläßigen Erfahrungen die Mittel zur Verfertigung der Waaren finden, und die bey der Verarbeitung vorkommende Erscheinungen erklären und nutzen soll. Unter 36 Rubriken stehen die Grundsätze der nöthigsten, nützlichsten und angenehmsten Künste des Lebens, in einer Ordnung, Kürze, Deutlichkeit und nervigten Sprache, die ihren Verfasser, wenn er uns auch nicht schon längstens so rühmlich bekannt wäre, zu einem unsrer ersten und nützlichsten Schriftsteller stempeln würde. Manchem Artickel ist die Geschichte der Kunst in kurzen aber sehr belehrenden Anekdoten beygefügt; und die jungen Herrn können hier auch teutsch lesen, wie manches von den Vortheilen der Künste, das uns neu scheint, schon zu Plinius und Dioskorides Zeiten bekannt war. Unser Jahrhundert fängt an einzusehen, daß die Philosophie, ausser den intellektuellen Gegenständen, noch so viele andre in ihrem Gebiete umfassen könne und solle, deren Bearbeitung man bisher nur für die niedrigsten Classen der Bürger bestimmt zu seyn glaubte. Die weiseste Beherrscherin des größten und mächtigsten Reichs hat sich von Modeln Chemischen Unterricht geben lassen, und diesem Exempel sind schon einige erleuchtete Fürsten unsers Vaterlands, die wahre Väter ihres Volkes sind, gefolgt. Da bey uns alles von oben herab würkt, so ist auch noch zu hoffen, daß die gepuderten Köpfe des besten und edelsten Theils der Nation endlich sich mit dem Nützlichen beschäftigen, und noch etwas mehr als die bloßen müßigen Künste mit ihrer

Ein-

Einsicht beseligen werden. Ehedem beschäftigten sich die Fürsten mit Bearbeitung der natürlichen Schätze ihres Landes, ertheilten und hinterliessen Instruktionen, die noch jetzo als Meisterstücke paßiren können, und noch heutzutage ist ein teutscher Fürst durch seine gründliche Mineralogie und Bergkunde selbst der Urheber eines der ergiebigsten Werke unsers Vaterlands geworden. Wären die Grundsätze der Naturlehrer, und aller ihrer angewandten Wissenschaften bisher allgemeiner gewesen, so würden wir von den meisten unsrer Edlen Bürger etwas mehr eingeerndtet haben, als ewige Wiederkäuungen dessen, was alle Augen längst gesehen haben. Selbst unser Vaterland würde uns nicht so unbekannt seyn, als es ist, und wir würden endlich Beschreibungen davon haben, wie die Arbeiten eines Ferbers, Born, Pallas, und Fortis sind.

Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung, herausgegeben von Fr. Gabriel Resewitz. Zweytes Stück. Berl. und Stettin, bey Friedr. Nicolai, 1777.

Einem Mann, der einem öffentlichen berühmten Erziehungs-Institut vorsteht, und durch sein Beyspiel gezeigt hat, was sich aus alten tüchtigen Materialien Neues nach dem Geschmack des Jahrhunderts aufbauen lasse, hört man gewiß gerne zu, wenn er als Meister von seiner Kunst spricht. Wenn sich diese Schrift auch nicht durch die Wichtigkeit ihres Innhalts empfähle, so würde sie doch als ein Muster des Vortrags und einer männlichen teutschen Schreibart figuriren. Der erste Aufsatz ist überschrieben: Praktische Regeln, die Aufmerksamkeit der Jugend bey dem Unterricht zu erwecken und festzuhalten. Der zweyte: wie kann sich ein Lehrer in einer öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalt eine ihm nöthige und brauchbare, dabey der Jugend nützliche Autorität, erwerben? ist von Gottfr. Große, Lehrer am Pädag. zu

Kloſter Bergen. Ein würdiger Pendant des erſten, der, nebſt dem vielen Neuen, das Längſtgeſagte auf eine treffliche Art von neuem vorträgt.

D. C. G. Selle, Einleitung in das Studium der Natur- und Arzneywiſſenſchaft. Berlin, bey Chriſt. Friedr. Himburg, 1777.

Wir zeigen dieſe Schrift deswegen an, weil ſie den Liebhabern der Naturgeſchichte kein unangenehmes Geſchenk ſeyn wird. Von dem philoſophiſchen Kopfe des Hrn. D. Selle, der zu allgemeinen Theorien und Encyklopädien ein beſonderes Geſchicke zu haben ſcheint, wünſchten wir indeſſen eine weitläuftigere Ausführung derſelben Materien vor uns zu ſehen. Denn auf dieſe Art iſts für den Anfänger und Kenner zu kurz, und auch zu Vorleſungen nicht gehörig beſtimmt. Bey gemeinnützigen Schriften, wie dieſe, ſollte hauptſächlich das Auditorium der zu unterrichtenden Leſer genau gegriffen, und mit eben ſo vieler Sorgfalt im ſchriftlichen Vortrag, als man es im mündlichen zu beobachten pflegt, auf die hinzugebrachte Kenntniſſe der Leſer ein ſcharfes Augenmerk genommen werden. Denn was nützt ein paar Blätter Mineralogie, und bey nahe ſo wenig von der Botanik, und dem Linneiſchen Syſteme insbeſondere zu finden? Wenigſtens ſollte ſo viel da ſeyn, daß man nun zur Erlernung der Syſteme ſelbſt fortgehen könnte. Von der Chymie handelt der Verf. etwas weitläuftiger. Bey der Arzneywiſſenſchaft iſt der Materia Alimentaria ein eigen Kapitel angewieſen.

Klopſtock, in Fragmenten, aus Briefen u. ſ. w. Des ſpott' ich der's mit Klüglingsblicken lieſet, und kalt von der Gloſe trieſet. Hamburg, 1777.

Wo iſt jemand geweſen, der nicht mit Vergnügen alles aufgenommen hätte, was man auch nur als halbwahr von dem

dem Privatleben eines groſsen und berühmten Mannes austragen konnte? Daher glauben wir auch, daſs diese Fragmente, die Anekdoten von Klopſtocks Leben und Charakter enthalten, dem Publico gewiſs nicht gleichgültig seyn werden. Der Erzähler iſt ein junges lebhaftes Männchen, der seine eigne Person nicht dabey vergiſst, und ſich in dem Zimmer, das er aufſchlieſst, immer in ein ſo herrliches Clairobſcur zu ſetzen weiſs, daſs ein gemeiner Leſer beynahe die Hauptfigur davor überſehen konnte. Indeſſen findet ſich dieſe immer wieder, und ſelbſt die groſsen Entſchuldigungen und Apologien über die kleinen Mahle und Flecken ſeines Helden dienen nicht zu geringer Beluſtigung deſſen, der da weiſs was Menſchen und groſse Anomalien von Menſchen ſagen wollen. Das meiſte Gute und Liebenswürdige, was von Kl. erzählt wird, war dem Recenſenten und mit ihm einer groſsen Anzahl andrer gewiſs längſt bekannt, die ſich darum bekümmert haben. Allein es iſt immer gut, daſs es allgemein bekannt werde, und ſollte ſich auch mancher Ehrenmann daran ärgern. Die wahren Euſthatiſchen Erklärungen ſo mancher Klopſtockiſchen Oden werden allgemein gut aufgenommen werden; denn jeder fährt ja lieber, als daſs er einſam zu Fuſse reiſst. Klopſt. wird vielleicht einer der erſten ſeyn, der, nach ſeiner bekannten Art mit jungen Leuten umzugehen, über die Art und Weiſe lächeln wird, in der er ſeinem Biographen als ein groſser Mann erſcheint, und wird erklären, warum andern ſeinesgleichen aus alter und neuer Zeit nicht beſſer mitgeſpielt ward. Indeſſen wünſchen wir noch recht viele Bändchen ſolcher Fragmente, beſonders zum Auskörnen, vor uns zu haben.

Allerley, geſammlet aus Reden und Grabſchriften groſser und kleiner Männer. 2. Th. 1777.

Wer in der Policey der ſüdlichen Europäiſchen Staaten weiſs, wie wichtig zur Verbeſſerung der Sitten, die Abſchaf-

ſchaffung des Schlopphuts und des Mantels beym Pöbel wäh-
der wird auch in der literariſchen Welt mit uns wünſchen,
daß einmal der Mäntel der Anonymität abgeſchaft werde,
und jeder, er mag ein Edler oder ein Bube ſeyn, ſich in
kurzen Kleidern und mit offnem Geſicht zeigen müſſe. Wäre
dieß, ſo hätten wir nicht von neuem über den Cynismus dieſes
ungebetnen Schriftſtellers zu klagen, der den 2ten Theil von
ſeinen Eruditäten aus dem Munde groſſer und kleiner Män-
ner hier ans Licht ſtellt. Wenn man den Zutritt zu groſſen
und kleinen Männern gehabt hat, ſo kann man viel erſchnappt
haben, das dazumal, da es und zwar bey verſchloſſenen Thü-
ren geſagt wurde, paſſend, wahr, und treffend war. Allein,
welche Geſtalt erhälts, wenn es durch das Medium eines
ungelehrten Schwätzers, Partheygängers und dergleichen geht,
und nun vielleicht gar dem Mann, von dem der Schreyer Gu-
tes ausgeſchrien hat, als eine Meynung aufgeheftet wird?
Die Folge davon ſcheint natürlich dieſe zu ſeyn, daß künftig
Groß und Klein ſeine Thüre zumacht, und daß derjenige,
der einmal innerhalb der Thüre ſtand, dadurch um keinen
Zoll gröſſer geworden iſt. Talente, lieber Freund, und keinen
Cynismus! denn dieſer iſt doch nur Unbehaglichkeit, der mehr
wider dich zeugt als du glaubſt.

Der Philoſoph für die Welt. Herausgegeben von J. J. Engel. 2ter Theil. Leipzig 1787, in der Dyckiſchen Buchhandlung.

Dieſe kleine Sammlung leſenswürdiger Aufſätze unter-
ſcheidet ſich ſehr vortheilhaft von den gemeinen Modebüchern
dadurch, daß ſie das Talent des Unterhaltenden, und zugleich
Wiſſenswürdigen miteinander verbindet. Sie enthält 12 Stücke.
Das erſte iſt ein Traum des Galilei, dem der Geiſt des Co-
pernikus erſcheint, und die Glückſeligkeit eines Geiſtes preiſet,
deſſen Seele mit Wiſſen genährt ſich zu den Freuden einer

beſſern

Alcibiades.

Die Götter laſſen euch alt genug werden, daß ihr nur noch in Knochen lebet, und euer Anblik alle Welt verſcheuche! Ich bin mehr als unſinnig; ich habe ihre Feinde von ihnen entfernt gehalten, indeſſen daß ſie ihr Geld gezählt, und auf Wucher ausgeliehen haben; Wunden ſind mein ganzer Gewinn dabey -- Und alles das für diß? Iſt das der Balſam, den der filzichte Senat in eines Feldherrn Wunden gießt? Ha! Verbannung! Doch es kommt nicht ungelegen; ich bin es zufrieden, verbannt zu ſeyn; es iſt mir eine gerechte Urſache, Athen meine Wuth empfinden zu laſſen. Ich will meine mißvergnügten Truppen aufmuntern, und alles aufs Spiel ſezen. Es iſt Ehre einzulegen, wenn man es mit einer überlegnen Anzahl aufnimmt. Soldaten ſchluken ſo wenig eine Beleidigung ein, als die Götter.

(Er geht ab.)

Siebende Scene.

[Verwandelt ſich in Timons Haus.]

Verſchiedene Senatoren treten durch verſchiedne Thüren auf.

1. Senator.

Guten Tag, mein Herr.

2. Senator.

Ebenfalls; ich denke dieſer würdige Edelmann ſezte uns lezthin nur auf die Probe.

1. Sena-

beſſern Welt vorbereitet. Das zweyte führt den kurzen Titel: Neujahrsgeſchenk, und iſt die Erinnerung eines Vaters an ſeine geliebte Tochter, daß ſie den Genuß der Lektüre dadurch veredlen möge, daß ſie ſich den Geiſt jeder geleſenen Schriften durch kurze Auszüge eigen mache, und dadurch den erſten Schritt zum Selbſtdenken und Schreiben thue. Das dritte enthält eine Vertheidigung der Raubvögel gegen einen Hypochondriſten, der ihre Nothwendigkeit nicht einſehen will. Am Schluß verweiſt der Verf. auf das fürtrefliche Buch, Philoſophiſche Betrachtung über die thieriſche Schöpfung, das im Jahr 1769. zu Leipzig aus dem Engliſchen überſetzt worden iſt. Das vierte iſt überſchrieben: Proben Rabbiniſcher Weisheit, eine kleine Sammlung Allegorien und Erzählungen im Geſchmack des Morgenlandes. Hier hätten wir gewünſcht, daß der Verf. nicht ſo ſchnell zur Moral geeilt, ſondern, nach dem Beyſpiel unſers großen Lehrers, die Illuſion bis zum Mährchen gefördert hätte, damit es ein wahres Apologus, und nicht Epigramm geworden wäre. Sie ſind übrigens zwar ſehr modern, aber doch in einer reinen guten Sprache abgefaßt. Das fünfte an Hr. Z. gerichtet, berichtigt die Wünſche einiger zu ſtrengen Moraliſten, die nicht allein verlangen, daß die Dichtkunſt ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend eingeſchränkt werde, ſondern daß man auch dieſen ihren höchſten Zweck der Dichtkunſt in der eignen Theorie derſelben zum Grundſatz mache. Das ſechſte iſt eine ſehr wahre Geſchichte von Madame Eliſabeth Hill, aus der es ſchwer wurde, klug zu werden; denn die Frau war nie, was ſie ſchien, und ohne Unterlaß war ſie anders. Der Doktor und Superintendent konntens nicht errathen, bis es der Leinwandhändler endlich fand; und wars freylich ſo eins von den Dingen, daran die Gelehrten am wenigſten denken, weil ſie vor der Naſe liegen. Das ſiebente: Briefe über Fräulein Galotti. Der Plan dieſes Stücks iſt ſichtbar aus der Geſchichte der

Virginie entſtanden. Die Umſtände, welche ſich zur Vereitlung der Kataſtrophe in der Geſchichte finden, ſind bey Virginien ungleich dringender, als bey der Emilia. Da das Raiſonnement des Verf. ſich im nächſten Stück endigen ſoll, ſo kann man nicht wiſſen, wie er die Ueberwindung der Schwierigkeiten bey dem Sujet des Hrn. Leßings ſchätzen wird. Uns ſcheints immer eine mißliche Sache mit ſolchen Betrachtungen. Niemand als der Schöpfer weiß die Entſtehungsgeſchichte ſeiner Werke, und es geht hier, wie mit den Betrachtungen über die weiſen Abſichten Gottes. Das achte ein ſehr merkwürdiges Stück von Hr. Prof. Kant in Königsberg von den verſchiedenen Racen der Menſchen. Den Beſchluß machen eine Allegorie nach dem Plato: die Wiſſenſchaft betitelt; ein Geſpräch über die Immaterialität der Seele zwiſchen Hylas und Philonous, und ein Stück das Zaubermal überſchrieben. In dieſem letztern, wo über alle moraliſche und phyſiſche Kosmogonien geſpottet wird, ſehen wir das Treffende der Luftſtreiche noch nicht ein, und wenn zugehauen werden ſoll, ſo geſchehe es herzhaft, und nicht mit furchtſamen Arm! Denn das Necken ſteht nur den Anonymen Scriblern zu.

Ueber das Leben und den Charakter des Grafen Joh. Hartwig Ernſt von Bernſtorf, 1777.

Eine mittelmäßige Schrift im Geiſt der Parentationen geſchrieben, die aber doch einiges obgleich nicht unbekanntes enthält, das denenjenigen angenehm ſeyn wird, die ſchon aus dem allgemeinen Ruf wiſſen, daß Bernsdorf, (wenn nicht ein großer) doch ein vorzüglich rechtſchaffner, und gottesfürchtiger Staatsmann war. Freylich konnte dieſer Biograph nicht mehr ſehen, als wozu ihm Augen gegeben waren; zudem hat er die damalige Staatsverhältniße nur aus dem Gerüchte der öffentlichen Blätter gekannt. Denn es zeigt ſich hier keine

Spur

Spur von dem, was man eigentlich dem nackenden Gang der Geſchäfte, und das grobe härne Kleid menſchlicher Leidenſchaften nennt, das unter dem Nahmen der Anekdoten, einer obgleich oft verfälſchten, doch aber immer nothwendigen Waare, unter einer gewiſſen Klaſſe Weltleute cirkuliret.

Die Götter der alten Griechen und Römer nach ihren Herkünften, Thaten, Nachkommenſchaften, Tempeln, Vorſtellungen, Benennungen und Bedeutungen, nach Anleitung der klaſſiſchen Schriftſteller und der Werke der Kunſt, von Phil. Gottl Seeger, der Weltweisheit und fr. K. Magiſter, 1ter und 2ter Th. mit Kupf. Frankfurt am Mayn, in der Andräiſchen Buchhandlung, 1778.

Dieſes iſt die Poſthume Arbeit eines Magiſters von 23 Jahren, den vermuthlich ein wohlthätiger Genius der Literatur, der über das Unheil der Compilatoren zu wachen da iſt, dieſer Sterblichkeit plötzlich entrückt hat. Denn in der Vorrede, die herrliche Perſonalien enthält, werden wir benachrichtigt, was wir weiter von dem Verf. zu erwarten hatten, wenn er länger gelebt hätte. Man kann keine rohere Auswürfe gedenken als hier aufgetiſcht werden. Götter und Helden werden in dem wahren Stil der Europäiſchen Fama und des hiſtoriſchen Bilderſaals nach ihrer Geburt, Jugend, Erziehung, Vermählung, Thaten, Ausſchweifungen ꝛc. beſchrieben, die Citata aus dem Homer, Heſiod, Tzetzes, Theocrit, Ovid, Virgil &c. &c. der Länge nach hergeſetzt, bis auf den neueſten Dichter der nur eines Gottes Erwähnung gethan, auch bey einem Buch, wie der Reinecke Vos, das doch warlich keine Rarität iſt, der Hr. Magiſter erwähnt, durch deſſen Gütigkeit es dem Verf. mitgetheilt worden. Kupfer und Druck geben ihrer innern Güte nach mit dem Innhalt des Werks ſehr parallel, und man weiß nicht, wer von den Dreyen die

die betrübteſte Rolle ſpielt, der Verleger, Herausgeber, oder Autor.

Bremen.

Bey Cramern ſind einige flüchtige Aufſätze des Herrn Geh. Juſtizrath Möſers in Oſnabrück von neuem abgedruckt worden, die allerdings, ob ſie gleich aus frühern Zeiten ſind, ſo wie alles was aus der Feder eines ſolchen Mannes kommt, eine Anzeige verdienen.

Das erſte iſt: **Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenſchaften. Dem Andenken Hrn. Joh. Friedrichs von dem Buſche gewidmet.** Eine Art von Parentation und Ehrengedächtniß, doch aber ſo geſtellt, daß nicht das Raiſonnement als Locus communis zu Ausfüllung der biographiſchen Umſtänden des Verſtorbenen diene, ſondern daß das Andenken an ihn nichts weiter als Veranlaſſung wird, über Tugend, Rechtſchaffenheit, Gottesfurcht, ſeine Empfindungen darzulegen, die zwar nicht neologiſchen Zuſchnitts ſind, aber doch allzeit einen denkenden Kopf verrathen.

2) **Unterthänigſte Vorſtellung und Bitte mein Joſeph Patridgen, General-Entrepreneur der Winterquartier-Luſtbarkeiten bey der hohen alliirten Armee, herausgegeben von J. Möſer, in punkto des Abzugs von 1 Procent Präſ. den 12ten Jan. 1760.**

Das feinſte Compliment, das der V., der ſich damals als Landesdeputirter bey der Armee befand, dem Herzog Ferdinand machen konnte. Hr. Patridge bedauert, daß er mit allen ſeinen Proviſionen und Verkehrungen fürs Carneval dieſes Jahrs ruinirt ſey, weil der Herzog die Wintercampagnen eingeführt habe; bittet daher um einige Entſchädigung, daß er dafür zum Zahlmeiſter aller Wünſche an des Herzogs Geburtstage gemacht werden, und ihm der kleine Abzug 1 Procent zugeſtanden werden möge.

3) Schrei-

9) Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa, Ober-Rabbinern zu Uetrecht, über den leichten Uebergang von der phariſäiſchen Sekte zur chriſtlichen Religion.

Ohne zu unterſuchen, was eigentlich der Grund geweſen ſeyn mag, warum in dem Religionsſyſtem Moſis die Lehre der Unſterblichkeit der Seele nicht enthalten geweſen ſey, zeigt der V., daß es natürlich ſey, einen Sokrates unter dieſen Volke anzunehmen, der demohngeachtet die Lehre von der Unſterblichkeit einmal behauptet habe. Wenn er dieſen Satz alſo nicht im Geſetz finden konnte, ſo mußte er ihn doch am Ende im Fluch ausſpähen wo es heißt: derſelbe ſoll nicht ewig währen, ſondern es ſoll ein Ritter aus des Weibes Saamen kommen, und uns die Unſterblichkeit wieder bringen. Hielten nun die Sadducäer ſo mächtig auf dem Geſetz, ſo mußte der Satz eingeſchoben werden: alle Menſchen müſſen ewig unter dem Geſetze bleiben, oder ein Ewiger muß das Geſetz erfüllen. Die Lehre des Meßias, als des Ewigen, Gottesgleichen u. ſ. w. mußte alſo eine Lieblingsmeynung der Phariſäer im Streit gegen ihre Feinde die Sadducäern werden. Iſts erlaubt die Lehren Sokrates aus den Meynungen ſeines Schülers Plato zu erklären, ſo dürfen wir auch wohl aus des Apoſtels Pauli Denk- und Schließart auf die von ſeinem Lehrer Gamaliel, und ſeiner ganzen Sekte den Schluß machen. — Die Lehre von der Dreyeinigkeit war alſo hier auch nicht weit, und es iſt ein wahres Vergnügen, zu ſehen, was ein Mann voll Kopf vermag, wenn er eine Materie nach ſeinen Wohlgefallen behandelt.

4) Harlekin oder Vertheydigung des grotesken Komiſchen.

Dieſes iſt ohnſtreitig die wichtigſte unter dieſen kleinen Schriften. Da wir auſſer dem Timorus nichts dergleichen in unſerer Sprache beſitzen, daß an immer gleichreicher Ironie und einmal feſtgenommenen Ton dieſem Produkt nur einiger-

einigermaßen nahe träte, so ists als ein sehr guter Einfall des Verlegers anzusehen, dieses Salz von neuem bey den izt von Empfindung so verpesteten Zeiten auszustreuen.

5) Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abgegeben bey dem Hrn. Joh. Jacob Rousseam.

Mit einer unnachahmlichen Laune ist hier das sogenannte Argument κατ' ανθρωπον gegen den Hrn. Vicar, oder vielmehr dessen Briefsteller angewandt. Alle Einwürfe der Philosophen und Weltleute, als ob die positive Religion nur ein Kappzaum des Pöbels sey, sind ihnen zugestanden, aber auf eine Art, daß sie wohl nie kräftiger dadurch sind widerlegt worden. Leute, welche die Thatsachen in der Oekonomie der Vorsehung muthwillig nicht sehen wollen, lassen sich wohl nicht anders behandeln, und vielleicht ist dieser Witz kräftiger gegen sie, als die ganze Rüstkammer der ernsthaftern Beweise. Wer aber unter diesem scherzhaften Tone nicht das tiefste Gefühl und Glauben an alle von wahren Weltweisen je als ausgemacht angenommene Thatsachen und Lehrsätze antreffen kann, dem muß auf andre Art geholfen werden.

Der Vater der Gläubigen. Ein religieses Drama. Zürch bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1778.

Einige Saamenkörner die den ehmaligen Pflanzen der Noachide, Rachelide, und Abrahamide entfallen, und dem Verderben entgangen sind, haben hier Wurzeln gefaßt, und sind in dieser Blume aufgewachsen. Sie ist sehr modernen Geruchs, obgleich ihr Name unter den großen herrlichen Produkten des Orients angezeichnet steht. Da die Erbauung jedes Menschen eigne Sache ist, so kann man diesem Werkchen diesen letzten Zweck nicht gerade absprechen. Poetisches Verdienst scheint es aber sehr wenig zu haben. Uebersparnte, devote, spekulative Gesinnungen sind freylich leichter in seinen

eignen

eignen Busen aufzufinden, als Hausvatergefühl, Einfalt, und Sinnlichkeit des ersten Menschenalters, das uns in der Bibel so nahe auf allen Blättern vorgelegt wird.

Weißmantels vermischte physikalische Beyträge. Leipzig. 1777.

Es ist auffallend, in den Natursystemen den Menschen, den Regenten, unter den Thieren zu finden, der sich durch seine nähere Verwandtschaft mit der Geisterwelt so sichtbarlich über die unvernünftigen Thiere erhebt. Dank sey es Herrn Weißmantel, daß er in seinem ersten physikalischen Beytrag des Menschen Ehre zu retten sucht, und ihn zu einer eignen Klasse bestimmt.

Wie er vor dem geistlichen Tribunal bestehen werde, mag er zusehen. Viel zu fürchten dürfte er nicht haben, da die Seelenlehre, so viele Geister und Geisterchen auch schon das von ihr Resultat gegeben, noch immer mit einem dichten Flor umzogen ist, und die Schrift sowohl für drey als zwey Substanzen des Menschen Beweise darbietet. Naturforscher werden aber desto freudiger mit ihm die Naturleiter bis zur 4ten Sprosse aufsteigen, jemehr ihnen selbst daran gelegen ist, der verdrießlichen Gesellschaft eines Lemur und Vespertilio los zu werden.

Er fängt mit seiner Leiter von unten, von dem Mineralreich an, zu steigen. Dessen Geschöpfe sind die einfachsten, aus Erde und Flüßigkeit zusammenhängende, todte Körper, in welchen sich kein Umlauf der Säfte findet. Eben der Grundstoff, aber verfeinerter, ist im Pflanzenreich; allein der Umlauf der Säfte in dazu geschickten Gefässen ist ein neuer eigener Bestandtheil, welcher die Pflanzen von den Minern unterscheidet. Diese wiederverfeinerte Erde und Flüßigkeit nebst dem Umlauf der Säfte findet man in dem Thierreich: aber

ein

ein seiner Empfindungen sich bewußtes Wesen, oder eine materielle und folglich sterbliche Seele (wie viele werden hier hoch aufmerken?) unterscheidet das Thier von den Pflanzen und Minern. Diese drey Stücke, den Urstoff, den Umlauf der Säfte, die thierische Seele hat der Mensch in einem abermals verfeinerten Grad; allein er hat noch etwas eigenes, einen vernünftigen unsterblichen Geist, welcher ihn mit der Geisterwelt näher verbindet. Es steht denn also der Mensch auf der vierten Stufe der Leiter, besteht nicht aus zwey, sondern drey Substanzen, Leib, Seele und Geist, und ist das Bild, das Gleichniß der göttlichen Dreyeinigkeit; denn, so erklärt Herr W. die Mosaische Stelle: „lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey.„ Herr Weißmantel wird nicht unrecht thun, wenn er seinen gewagten Schritt weiter fortsetzt, gewisse andre Paulinische Stellen z. E. 1 Cor. 2. 3. 15. mit den seinigen vergleichet, aber auch die Grundstelle 1 Mos. 2, 7. nicht vergisset, worinnen doch נפש mit רוח einerley zu seyn scheint.

Der zweyte Beytrag in diesem kleinen Werke betrift den Holzbau. Holzmangel stellt sich allerOrten ein, und billig sollte man dahin bedacht seyn, denselben so abzuhelfen, daß man noch in seinen Lebzeiten davon Nutzen habe. Dazu schlägt Hr. W. die Weydenwaldungen vor. Plätze finden sich immer dazu, und wären keine da, so würde es eben so wenig ungereimt seyn, ein an Waldungen anliegendes Feld mit Weyden anzupflanzen, so wenig man es vor unschicklich hält, Kleewiesen anzulegen. Die hochstämmigen Weydenwaldungen, und deren Schlagweise Benutzung haben den Vorzug. Kopfweyden gehören nur an magere Plätze und zu Gewinnung der Setzlinge. Salix, fragilis, alba, purpurea und Populus nigra werden als die besten angezeichnet. Sie wachsen schnell und zu einer ansehnlichen Höhe, liefern schon in 10 Jahren

Klaf-

Master Holz. Man muß dieſe Abhandlung ſelbſt leſen, wenn man die Art der Pflanzung lernen, und ſich von dem Vortheil dieſer Holzung überzeugen will.

Der dritte Beytrag iſt für die Nelkenliebhaber. Nach Hogarth ſind die Schönheitsregeln dieſer Blumen angegeben. Blumiſten, wenn ſie ein Schönheitsgefühl dadurch bekommen, nicht zu allem ein bittres Nein ſagen, haben die Hofnung, bald mehreres von ihrer Liebhaberey, die ſich nun auch wiſſenſchaftlich zu bilden anfängt, zu leſen.

D. G. Ad. Suckows Oekonomiſche Botanik. Mannheim und Lautern, 1777.

Die hohe Kameralſchule zu Lautern kann ſich Glück wünſchen, an Suckow einen Mann zu haben, der ſeiner ökonomiſchen Lehrſtelle Ehre macht. Wenn er nicht ſchon dem Publikum auf dieſer Seite bekannt wäre: ſo könnte es wenigſtens ſeine ausgebreitete landwirthſchaftliche Kenntniß aus dieſer ökonomiſchen Botanik kennen lernen. Es iſt zwar nur ein zu ſeinen Vorleſungen beſtimmtes Handbuch; doch nichtsdeſtoweniger zur praktiſchen Kenntniß des Gewächsreichs in Rückſicht der Oekonomie und Gewerbe jedem andern brauchbar. Der Titel zeigt ſchon, daß hier unter den Gewächſen nur die in dem wirthſchaftlichen Leben nutzbare vorkommen. Bey jeder Gattung ſind die botaniſche Kennzeichen, meiſtens nach dem Linne, nebſt dem ökonomiſchen Gebrauch kürzlich beygefügt, und zur beſſern Kenntniß eine Hinweiſung auf eine Abbildung, wenn ſich eine ſolche in einem nicht allzukoſtbaren Werk vorfindet. Das ganze Werk zerfällt in 10 Abſchnitte. 1) Von den einheimiſchen wilden Bäumen und Sträuchen. 2) Von den Ausländiſchen, die bey uns ausdauern. 3) Von den Obſtbäumen. 4) Küchengewächſe. 5) Getreydearten. 6) Futterkräuter. 7) Fabricken- und Handlungsgewächſe. 8) Färbegewächſe. 9) Gerbgewächſe. 10) Oehlgebende Gewächſe.

Hinten ſind dieſe Pflanzen in ein ſyſtematiſches Regiſter gebracht.

Gottfried Grafens von Mattuſchka *Flora Sileſiaca.* Zweyter Theil. Breßlau und Leipzig, 1777.

So ein botaniſches Werk dient doch nicht blos die Gewächſe kennen zu lernen, und ſich zu freuen, wann man deren viele und neue entdeckt, denn dies Vergnügen iſt zu leer. Es hat noch einen edlern Gebrauch. Wenn ich hier meine Pflanze kenne, ſo weiß ich ſie auch ſchon zu benutzen, Krankheiten zu heilen, zu nähren, zu färben, oder als vor einem Gift mich und mein Vieh zu verwahren. So ein Werk iſt das gegenwärtige, deſſen Zweyter Theil dem Erſten in ſeiner Einrichtung gleich iſt. Jede Provinz, jede beſondere Gegend ſollten ihre Floren darnach einrichten; aber ſich auch zugleich über einen einzigen beſtimmten, der Klaſſe, der Ordnung, dem Geſchlecht, der Gattung angemeſſenen Nahmen vergleichen; in allen Benennungen der Theile einer Pflanze, ſo wie Linne und ſeine Nachfolger, einerley Sprache führen, jeder der ihm bekannten Nutzen oder Schaden einer Pflanze beyfügen: dann würde die botaniſche Wiſſenſchaft erleichtert, immer beſſer benutzet und zur möglichſten Vollkommenheit gebracht. Würden wir uns dabey nicht verdrießen laſſen, die Verderber jeder Pflanze zu bemerken: wie viel würde das Thierreich dabey gewinnen, wie viele Gelegenheit darbieten, auf Mittel zu denken, gute nutzbare, unentbehrliche Pflanzen gegen dieſe Räuber zu ſchützen? Dieſer Theil fängt mit der XIV. Klaſſe Dydynamia an, und endigt ſich mit der XXIII. Klaſſe Polygamia. Man findet nur 313 Gattungen in dieſem Theil, und keine einzige neue; wodurch aber der übrigen Güte des Werks nichts abgeht. Es folgt noch der 3te Theil; welcher nebſt der Klaſſe Cryptogamia die Supplementen und Regiſter enthalten ſoll.

Einlei-

1. Senator.

Ich dachte nur eben auch daran. Ich hoffe, es ſteht nicht ſo ſchlimm mit ihm, als er vorgab, wie er ſeine Freunde auf die Probe ſezte.

2. Senator.

Es ſollte nicht ſeyn, wenn man von dieſem neuen Banket ſchlieſſen darf.

1. Senator.

Ich kan nicht anders denken; er hat mir eine ernſtliche Einladung zugeſandt, die ich wegen vieler nothwendiger Geſchäfte gerne abgelehnt hätte; allein, er hat mich ſo anhaltend bitten laſſen, daß ich kommen mußte.

2. Senator.

Ich befand mich in gleichen Umſtänden, allein er wollte keine Entſchuldigung gelten laſſen. Es iſt mir leid, daß ich nicht verſehen war, wie er um Geld zu mir ſchikte.

1. Senator.

Es verdrießt mich für meinen Theil nicht weniger, da ich nun merke, wie die Sachen ſtehen.

2. Senator.

Es iſt keiner hier, dem es nicht eben ſo iſt, wie uns. Wie viel wollt' er von euch entlehnen?

Einleitung in die Staats- Commercien- Wiſſenſchaft, zur Belehrung angehender Kaufleute, über neue Handlungsgeſetze als vernünftige Patrioten zu urtheilen. Berlin und Leipz. bey G. J. Decker, 1777.

Was die angehende Kaufleute mit der Staats- Commercien- Wiſſenſchaft zu thun haben, ſieht man ſogleich nicht ein. Wären ihnen hier nicht Kunſtwörter erklärt, die ſie bey dem oft ſo eingeſchränkten und verkehrten Unterricht in manchen teutſchen Handelsſtädten nie weder nennen noch deren Bedeutung hören, ſo wäre mehr gethan, als daß man ſie von der Rechtmäßigkeit der Handels- Einrichtung eines ganzen Staats, wie in der Vorrede recht Manifeſten- und Verordnungsartig geſchieht, unterrichten will. Aus den Franzöſiſchen und Engliſchen Handlungs-Schriften, ja aus der letzten Ciſterne dieſer Quellen, dem bekannten Kaufmanns-Lexico, waren indeß für Anfänger noch tauſend Haupt-Erklärungen hervorzuhohlen. Auch in einem Compendio läßt ſich die Geſchichte, ohne durch Reflexionen, pragmatiſch oder vielmehr wahr und unterrichtend vortragen, wenn mit jedem Beywort, jede Stellung des Perioden, jeder Partickel ein neuer Wink für den Kenner gegeben wird, die verſteckte Fäden des Raiſonnements aufzuſuchen, und dem Anfänger zu erklären. So roh und trocken aber wie dieſes Compendium iſt, iſts weder zum Vorleſen gut, noch zur bloßen Lektüre des Anfängers unterhaltend, und nicht mit intermediären Begriffen genug angefüllt.

Ueber das Intereſſanſte der Schweiz. Aus dem Franzöſiſchen frey überſetzt, berichtigt und vermehrt. Erſter B. Leipz. 1777., in der Weygandiſchen Buchhandlung.

Unter dieſem Titel wird eine Ueberſetzung der abgeſchmackten Delices de la Suiſſe des Lauſanner M. Ruchat verkauft, worauf Stanian, Andreä, Hirſchfeld, und andere mehr mit

ihren Bemerkungen gepfropft sind. Wer da weiß, aus welchen Absichten jeder von diesen Schriftstellern schrieb, der wird sich leicht vorstellen können, wie die Compilation ausfallen muß, die aus so buntscheckischen Lappen zusammengesetzt ist. Möchte doch diese elende Erscheinung einen Schweizer, oder einen andern Reisenden von Geist und Kenntnissen ermuntern, dieser großen Lücke unsrer Kenntnisse abzuhelfen; da uns von einem der interessantesten Lande, das so nahe liegt, und von so vielen Teutschen besucht wird, noch ein Buch wie die Delices brauchbar seyn muß. Wo den Verf. seine Nachrichten verlassen, ist er mausestille, und man sieht offenbar, wo ihn das Französische irre geführt hat, weil er keine Kenntniß der Sache hatte. Die Unterlassungs-Sünden sind indessen die beträchtlichste. Man betrachte nur die Einleitung, wo vom Handel, Manufacturen, Wissenschaft, Kunst, und dergl. gehandelt wird. Wäre Andreä, Gruner und Hirschfeld nicht gewesen, wir würden den lauteren M. Ruchat wiederzukäuen haben, der bis auf die Epitaphien abgeschrieben ist. Auch seine Lügen, wie z. E. das Mährchen von dem Bildniß des Herzogs von Burgund auf dem Rathhaus zu Murten! Der Grabstichel der auf den Schwefel zu Bex stieß, ist lustig zu lesen. Was er, übrigens von terres seigneriales, wo man meist Censiten kauft, und den simplen Domainen, wo man der Censite des andern wird, die er sehr unschicklich adlich oder unadlich nennt, und dem Lot, durch dessen Wiedererstattung der Werth der Grundstücke bis ins unendliche gesteigert wird, vorbringt, zeigt, daß er von der Natur des Dings nicht die geringste richtige Begriffe hatte.

Theater-Journal für Teutschland, vom Jahre 1777. Drittes Stück. Mit dem Bildnis Goethes, nach der Züricher radirten Platte übel copirt. Gotha bey Ettinger.

Den Anfang macht eine Probe von einen Drama Cäsar genannt, das Hr. Meißner deswegen nicht fortsetzen will, weil

er

er gehört, daß G. auch an einem Cäsar arbeite. Gerade als wenn es nur Einen Weg nach Paris gebe, und Goethes und Meißners Cäsar deswegen einander im Wege stünden. Aus der Probe erhellet indessen, daß der V. eine wahre Selbstkenntniß besitze. Sodann folgen Prologen, Epilogen, Geschichten der Schauspielkunst von Rom bis nach Düsseldorf, wie auch Miscellanien, Beyträge aus der Physik, kritische Verzeichnisse, Auszüge aus Briefen u. s. w.

Der Schlözerische Briefwechsel ist uns bis zum 11ten Heft zu Gesicht gekommen, und bleibt eine der angenehmsten Lekturen, die mit den wichtigsten Nachrichten aus allen Theilen der bewohnten Welt angefüllt ist. Gewiß ist auch das Verdienst an dem Sammler, sich überall solche Correspondenten zu eigen machen, die durch Talente und Kenntnisse geöffnete Augen haben, sie andern zu öffnen. Wir wundern uns, daß in den öffentlichen Zeitungsblättern, wo den Winter über so manche Mordgeschichten aufgetischt werden, nicht mehr Gebrauch von diesen Blättern gemacht wird. An einigen Orten scheint uns auch der gedrungene und gedankenvolle Styl des Sammlers durchzuschimmern.

Herr Schimmel, Conventual des Klosters Lieben Frauen in Magdeburg, kündigt in einem Avertissement vom 17ten Jenner des itztlaufenden Jahres dem Publikum einen zum Lesebuch für Anfänger in der Französischen Sprache bestimmten Auszug aus Galland's Arabischen Erzählungen, die unter dem Nahmen der *Mille et une Nuit* bekannt sind, an. Herr Sch. beklagt sich mit bestem Recht über den Mangel eines solchen Französischen Lesebuchs, zum Gebrauch beym Schul-Unterricht, das „so recht eigentlich und ganz für „Kinder wäre, das sie mit recht heißhungriger Begierde ver-„schlängen

„ſchlängen, und wobey ihnen Mund, Augen und Ohren offen
„ſtänden „ — welches doch (wie Er ſehr wohl bemerkt) nö-
„thig iſt, wenn Kinder zu einer ihnen noch fremden Sprache
„Luſt bekommen ſollen. „Vergebens (fährt er fort) hatte ich
„lange nach einem Leſebuch dieſer Art geſucht, als ich bey Ge-
„legenheit des Wintermährchens im Teutſch. Merkur einmal
„die Franzöſiſchen *Mille et une Nuit* nachſchlug, um zu ſehen,
„wieviel oder wenig der Verfaſſer draus genutzt hätte. Dies
„brachte mich weiter auf den Einfall, das Mährchen, ſo weit
„es ſich thun ließe, meinen Kleinen in der Franzöſiſchen Etun-
„de vorzuleſen. Ich that es, und die Würkung fiel über
„alle meine Erwartung (*) aus. Alle, ſoviel ihrer waren,
„kleine und groſe, träge und feurige vereinigten ſich in Einem
„Punete: Alles war Ohr, alles horchte begierig den Wun-
„dern entgegen, die da kommen ſollten. Selbſt die ſchwäch-
„ſten Anfänger errietben itzt aus dem bloßen Zuſammenhang
„die fremdſten Worte, und wenn ſie zum zweytenmal wieder-
„kamen, hatten ſie ſie ins Gedächtnis gefaßt. Weil nun das
„Mährchen zu Ende war, wollt' ich wieder abbrechen und zu
„dem gewöhnlichen Leſebuch zurückkehren; aber daran war
„nicht zu gedenken. Die ganze Claſſe ließ mir keine Ruhe, bis
„ich die Tauſend und eine Nacht wiederbrachte. Das aber
„war für mich keine geringe Plage. Oft las ich ein ungeheuer langes Mährchen vorher durch, und am Ende
„konnt ich's gar nicht gebrauchen, weil es an irgend einer
„Stelle den guten Sitten und der kindiſchen Unſchuld anſtößig
„war, die mir heiliger iſt als die gröſten dichteriſchen Schön-
„heiten. Um nun dieſe Quaal mit eines loszuwerden, be-
„ſchloß ich ein ganzes Exemplar der Mille et une Nuit aufzu-
opfern;

(*) Wunderbar! Wie Hr. Sch. was anders erwarten konnte? — Aber uns gefällt wenigſtens die Naivetät, womit er ſeinen Coſum erzählt.

„opfern; ackerte alle 12 Bände von Anfang bis zu Ende nicht „als einmal durch, ſtrich die ganze Einleitung, alle die 1001 „Intermezzos der Scheherazade und Dinarzade, ganze lange „Mährchen und einzelne Stellen ohne Ende aus, kürzte den „langweiligen aſiatiſchen Styl ab, ſetzte hier und da an „den Rand kleine Anmerkungen und Erklärungen: kurz, preßte „9 bis 10 Alphabet in 30 Bogen zuſammen, und hoffe nun „ein Leſebuch zu Stande gebracht zu haben, das in aller Rückſicht für Anfänger gerecht iſt.„

Dieſes Leſebuch kündigt Hr. Conventual Schummel dem Publico, und beſonders ſeinen Brüdern und Schweſtern im Schulweſen unter dem Titel: Recueil des plus jolis Contes, tirés des Mille et une Nuit auf Pränumeration an. Der Preiß iſt Ein Gulden, oder 16 Gr. Conventions-Geld. Der Vorſchuß ſoll ſpäteſtens bis zur Oſtermeſſe 1778 an Herrn Schummel ſelbſten eingeſandt werden. Dagegen verſpricht derſelbe, das Werklein im September dieſes Jahres unfehlbar dahin, wohin es beſtellt werden wird, zu liefern. Diejenigen welche, zu Förderung der Sache, Pränumerationen ſammeln wollen, bekommen das zehnte Exemplar frey; und wenn das Buch das Glück haben ſollte, in Schulen eingeführt zu werden: ſo will Hr. Sch. zu jeden 9 Exemplaren, ein Zehntes für einen armen und lehrbegierigen Knaben zum Geſchenk beylegen.

Wir können nicht umhin, dieſem Vorhaben des Hr. Sch. ſoweit als es, ohne die Art und Weiſe der Ausführung vor Augen zu haben, möglich iſt, unſern ganzen Beyfall zu geben, und ſowohl Eltern als öffentliche und Privat-Schul-Lehrer und Lehrerinnen aufzumuntern, dieſes neue Leſebuch überall zu empfehlen, und Gebrauch davon zu machen. Wir finden, daß Hr. Sch. in ſeiner Wahl auf kein ſchicklicheres Buch

hätte verfallen können, als auf die Mille et une Nuit ein Buch, das weit mehr wahren Werth in sich hat, als man sich gemeiniglich vorstellt, und wovon Hr. Sch. noch viel Gutes hätte sagen können, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen. Es ist in jeder Betrachtung das lehrreichste, unschädlichste und anziehendste Lesebuch für Kinder, das wir kennen. Der Einwurf, der Verstand der Kinder möchte durch das (sogenannte) Unnatürliche in dergleichen Mährchen verderbt werden, verdient allerdings gar kein Gehör. Hr. Sch. giebt mit Recht dagegen zu bedenken: „Die Kinder haben nun einmal ihre Mährchenzeit, die „man ihnen ja lassen sollte, weil es die glücklichste Zeit im „ganzen Leben ist; diese Zeit vergehe mit den Jahren von „selbst; gerade die klügsten Kinder ergötzen sich am meisten „an guten Mährchen, u. s. w.„ Wir setzen hinzu: die Mährchenzeit dauert für alle Menschen, nur sehr wenige (à leur Dam) ausgenommen, ihr Lebenlang, und gerade die Klügsten unter uns alten Kinder ergötzen sich am meisten an gescheidten Mährchen u. s. w. Hr. Sch. ist allzugefällig gegen die morosen Leute die nicht Verstand genug haben den Werth eines Mährchens, und den Unterschied zwischen Mährchen und Mährchen einzusehen, wenn er sagt: „welches Kind „so einfältig seyn werde, zu glauben, die Geschichten in Tausend und einer Nacht seyen wirkliche Geschichten und können sich jemals auf Erden zugetragen haben?„ — Dieß kann sich allenfalls blos auf das Wunderbare, Uebernatürliche und Uebertriebene darinn beziehen; allein das ist gerade das Wenigste darinn. „Was die Arabischen und auch die Persischen Mährchen (*Les Mille et un Jour*) vorzüglich empfiehlt, ist die wahre Abschilderung der menschlichen Natur überhaupt, und insonderheit der morgenländischen Sinnes- und Landesart, Sitten und Gebräuche; ist, die naive und lebhafte Art der Erzählung, wodurch die Kinder lauter bestimmte, anschauliche, leben-

lebendige und zusammenhängende Vorstellungen von den Sachen bekommen. Wir kennen kein besseres Mittel gerade den Verstand der Kinder zu bilden, als durch Erzählungen von diesem Schlag; und wo haben wir solche, die in diesem Stücke den Arabischen an die Seite gesetzt zu werden verdienten? — Aus dieser Betrachtung haben wir sehr ungern gelesen, daß Hr. Sch. den (vorgeblichen) langweiligen asiatischen Styl dieser Mährchen abkürzen will. — Langweilig? Wem? Wohl schwerlich seinen Kindern? Wenn Er das Umständliche in der Art der Erzählung (wodurch gerade den Kindern die Personen und Begebenheiten so ganz anschaulich vordramatisiert werden, und wie das alles sich zugetragen, so äusserst klar und faßlich wird) langweilig findet: so mag das wohl aus einem Grunde seyn, warum die Würkung des Mährchens vom Genie und dem Fischer auf seine Kinder über alle seine Erwartung ausfiel. Ich besorge, wir Aeltern sind nämlich die Kinder, und wir thäten wohl wenn wir an unsern Kleinen lernten was menschlich Natur und Wesen ist. Ist nicht die Umständlichkeit, die in den Arabischen Erzählungen herrscht, gerade das was am Homer so hoch gepriesen wird? — und was freylich La Motte, Terrassen und andre gros Beaux-Esprits, Mathematiker, u. s. w. ebenfalls sehr langweilig an ihm fanden. (Confer. die Gedanken über den Mangel des Epischen Geistes &c.) Diese Umständlichkeit ists eben, was ihm, und seinen Brüdern, den asiatischen Dichtern, mehr Wahrheit giebt als in Zehentausend hochgelahrten ernsthaften Dickwanstigen Büchern zu finden ist: ists eben, was das Wunderbare einwickelt und angenehm macht, das an sich allein nur ein dummes Erstaunen hervorbringen und in die Länge unerträglich seyn würde: kurz, was die Täuschung hervorbringt, worinn eigentlich der ganze Spaß liegt, und der sich nicht nur Kinder, sondern selbst die gescheidtesten Leute so gern überlassen:

und die z. E. bey dem Mährchen von Aladdin und ſeiner Lampe (das dem Hn. Sch. ſo wohl zu gefallen ſcheint) und bey zwanzig andern auf einmal verſchwinden würde, ſobald man's ins kurze zuſammenzöge. Wir wünſchten daher, daß Hr. Sch. anſtatt die Mährchen, die Er in ſeinem Recueil zu liefern gedenkt, abzukürzen, ſie lieber ſo laſſen wollte wie ſie ſind, und uns dafür, anſtatt Eines einzigen, lieber in der Folge noch einen Band lieferte; welches, außer dem angeführten Grunde, auch von darum bey allen Vernünftigen Beyfall finden würde, weil die Mille et une Nuit in Abſicht der Schönheit und Reinheit der Franzöſiſchen Sprache ein wahres Claſſiſches Buch, und in dieſer Rückſicht beynahe allen neuern Litterariſchen Produkten dieſer Nation, zumal zum Schulgebrauch, vorzuziehen ſind.

Hier in Weimar nimmt Herr Rath Bertuch Pränumeration auf dieſes Leſebuch an.

VI.

Kunſtſachen.

Kennern der bildenden Künſte ſind Handriſſe groſſer Meiſter eben ſo ſchätzbar, als ihre Gemählde. Dieſen macht Herr Johann Gottlieb Preſtel, Mahler in Nürnberg, bekannt, daß er bereits einige der vorzüglichſten Handzeichnungen aus dem weltberühmten von Praunſchen Muſeo, auf erhaltene Erlaubniß des jetzigen Herrn Beſitzers, in der nemlichen Größe und Manier, wie die Originale ſelbſt ſind, in vier Suiten, jede von ſechs Blättern, in Imperialfolio, mit fortlaufenden Num-

Nummern, völlig fertig daliegen habe. Der Titel dieſes Werkes ſoll ſeyn:

Deſſins des meilleurs Peintres d'Italie, d'Allemagne et des Pays-Bas; du Cabinet de Monſieur *Paul de Praun*, à Nuremberg. Gravés d'aprés les Originaux de même grandeur. 1776.

Die erſte Suite enthält:

1. Den Kupfertitel.

2. Ein Studium des Corregio. Eine Maria Magdalena in der Wüſte. Getuſcht. Breit.

3. Eine Zeichnung des Michelangelo zu ſeinem Moſes. Mit der Feder geriſſen. Hoch.

4. Die Kreuzabnehmung, von Raphael von Urbino. Braun getuſcht mit weiß erhöht. Hoch.

5. Eine Zeichnung zur Schule von Athen, von eben demſelben. Mit der Feder geriſſen. Breit.

6. Die Himmelfahrt Mariens, von Guido Reni. Gelb getuſcht, die Lichter weiß. Dieſe herliche Zeichnung nimmt einen ganzen Regalbogen ein, und wird billig für 2 Blätter gerechnet. Hoch.

Die zwoote Suite.

7. Die heilige Familie, von Albrecht Dürer. Mit der Feder geriſſen. Hoch.

8. Die Himmelfahrt Chriſti, von Dionyſius Calvart. Getuſcht. Hoch.

9. Eine mythologiſche Compoſition, von Giullo Romano. Mit der Feder geriſſen. Breit.

10. Eine Zeichnung des Polidoro von Caravaggio. Breit.

11. Gott ertheilt Noah Befehl, die Arche zu bauen, von Raphael. Braun getuſcht. Hoch. Einige nennen dieſe Vorſtellung irrig den Seegen Abrahams.

12. Der Bethlehemitiſche Kindermord, von Raphael. Braun getuſcht, weiß erhöht. Hoch.

Die dritte Suite.

13. Ein Chor von Engeln, von Lucas Tambiaſi. Mit der Feder geriſſen, etwas getuſcht. Breit.

14. Die Schöpfung Adams, von Giacomo da Pantormo. Braun getuſcht. Breit.

15. St. Johannes der Täufer prediget in der Wüſten, von Franz Bigio aus Florenz. Getuſcht. Breit.

16. Venus im Bade, von Annibals Caracci. Mit der Feder geriſſen. Breit.

17. Jupiter und Leda, von Giulio Romano. Getuſcht. Hoch.

18. Merkur ſchläfert mit ſeiner Flöte den Argus ein, von Lorenz Sabatini. Braun getuſcht, weiße Lichter. Breit.

Die vierte Suite.

19. Die Heilung des Kranken am Teiche Bethesda, von Georg Vaſari. Getuſcht. Hoch.

20. Das Opfer Abrahams, von Polidoro Caldara von Caravaggio. Braun getuſcht, mit weiß aufgehöht. Breit.

1. Senator.

Fünfzig Talente.

2. Senator.

Fünfzig Talente?

1. Senator.

Wie viel von euch?

2. Senator.

Er ſchikte zu mir -- Hier kommt er.

Timon tritt mit ſeinem Gefolg auf.

Timon.

Von Herzen willkommen, meine Herren beyderſeits -- und wie ſteht es?

1. Senator.

Aufs allerbeſte, da wir gute Zeitungen von Eu. Gnaden hören.

2. Senator.

Die Schwalbe folgt dem Sommer nicht williger, als wir Eu. Gnaden.

Timon (bey Seite.)

Und verläßt den Winter nicht lieber; ſolche Sommer-Vögel ſind die Menſchen -- Meine Herren, unſre Mahlzeit wird nicht werth ſeyn, daß wir ſo lange drauf warten;

21. Die Schöpfung Evens, von Michelangelo Buonarotti. Mit ſchwarzer Kreide. Breit.

22. Kopf eines alten Greiſen, von Hanns Hoffmann. Auf blauem Grunde, weiß ſchraffirt. Hoch.

23. Jole ſchneidet das Kleid voneinander, das Dejanira dem Herkules ſchickte, von Mataxino. Getuſcht. Breit.

24. Der Tod des Ananias, von Raphael. Getuſcht, weiß erhöht. Breit.

Die fünfte Suite.

25. Die heilige Familie, St. Eliſabeth, St. Johannes der Täufer ꝛc. von Albrecht Dürer. Mit der Feder geriſſen. Breit.

26. Chriſtus gehet in den Tempel, von Raphael. Getuſcht, mit weiß aufgehöht. Hoch.

27. Gattamelata von Narni, General der Venetianer, († 1440.) wird vom Volke betrauret, von Andreas Mantegna. Mit der Feder geriſſen, getuſcht. Breit.

28. Ein todter Chriſtus in den Armen Joſephs von Arimathia; der heil. Johannes, Maria in Ohnmacht ꝛc. von Daniel Ricciarelli von Volterra. Getuſcht, mit weiß erhöhet. Breit.

29. Ein unbekanntes Sujet; von Giulio Romano. Getuſcht, weiß erhöht. Breit.

30. Die Tugend, mit der Liebe, dem Irrthum, der Unwiſſenheit und Meynung umgeben; von Jacob Liagozzi. Gelb getuſcht, mit weiß aufgehöhet.

Sechſte

Sechste Suite, die im März 1778. herausgegeben wird.

31. Ein römischer Kaiser zu Pferde, von Giulio Romano. Mit der Feder gerissen und getuscht. Hoch.

32. Venus und Cupido, von Parmeggiano. Roth, mit weiß erhöhet. Hoch.

33. Zwey Landschaften von Tizian mit der Feder gezeichnet. Breit.

34. St. Paulus und Barnabas zu Lystra. Ap. Gesch. XIX, 13, 14. Von Raphael getuscht, mit weiß erhöhet. Hoch.

35. Jupiter, Juno und Merkurius. Von Dosso Dossi aus Ferrara. Braun getuscht.

36. Das Pfingstfest, von Joseph Mazzoli, genannt Bastarnolo, aus Ferrara. Mit der Feder gerissen und getuscht. Hoch.

Alle vier Monate wird eine neue Suite von sechs Blättern folgen. Hiezu wähle ich die berühmtesten Meister, z. E. da Vinci, Raphael, Michelangelo, Andrea Montegna, Perin del Vaga, Baccio Bandinelli, Bagnacavallo, Domenico Beccafumi, Passerotto, Joseph Bastaruolo, Julio Clovio, Fra Bastiano da Piombo, der ältere Palma, Peregrino Tibaldi, Daniel da Volterra, Andrea del Sarto, Permeggianino, Peruzzi von Siena, Ercole Procacchi, Luca Cambiasi, Tizian, Bassano, Tintoretto, Paul Veronese, Dossi, Vasari, Caracci, Domenichino, Guercino, Sabbatini, Ligozzi, Salviati, Orazio Gammachino, u. a. m. ferner von alten teutschen und niederländischen Mahlern: Israel von Mecheln, Martin Schön, Michael

Wohl-

Wohlgemuth, Lucas van Leiden, Hiebouſmus Bos, Albrecht Dürer, Lucas von Cranach, Hanns von Kulmbach, Hanns Hirſchvogel, Tobias Stimmer, Albrecht Altorfer, Chriſtoph Amberger, Dionyſius Calvart, Hanns Hofmann, Aegidius Sadeler etc.

Weil nun ein ſo prächtiges Werk viele Koſten, Zeit und Mühe verurſachet, ſo hat Hr. Preſtel den Weg der Subſcription erwählet. Diejenigen Herren Liebhaber, welche auf jede Suite (von ſechs Blättern) 7 Gulden und 30 Kreuzer voraus bezahlen, wie bisher geſchehen iſt, belieben Namen und Geld poſtfrey an denſelben einzuſenden. Anbey kann keine Suite unter zehn Gulden erlaſſen werden.

Der klaſſiſche Schriftſteller der italiäniſchen Kunſtgeſchichte, Giorgio Vaſari, hätte ſchon längſt verdienet, den Deutſchen durch eine gute freye Ueberſetzung näher bekannt zu werden, wovon anizt der erſte Theil auf nächſtkommende Oſtermeſſe in der Waltheriſchen Hofbuchhandlung zu Dresden erſcheinen wird. Der Titel iſt:

„Georg Vaſari Leben der berühmteſten Maler, Bild„hauer und Baumeiſter Italiens. Nach den Verbeſ„ſerungen der römiſchen und florentiniſchen Ausgaben „überſetzt, und mit vielen Briefen und Zuſätzen berei„chert von Chriſtoph Gottlieb von Murr. Erſter Band. „Mit Bildniſſen. Dresden, im Verlage der Waltheri„ſchen Hofbuchhandlung. In groß Octav.

Es wird hierbey alles, was aus andern Schriftſtellern zu verbeſſern iſt, dem Texte (in Klammern eingeſchloſſen) beygefügt werden. Inſonderheit wird man alle intereſſante Nachrichten

eichten zur Geſchichte der welſchen Künſtler aus den beſchriebſt Lokalgeſchichtſchreibern der Kunſt, z. B. aus dem Ridolfi, Malvaſia, Vedriani, Soprani, Raſcoli, Montani, Baldinucci, Dominici, Verci, Longhi, u. a. m. ſo wie auch aus den Werken des Condivi, Baldinucci, Manni, und der Raccolta di Lettere ſulla Pittura, Scultura et Architettura ꝛc. benützen, wovon der Herausgeber ſchon längſt eine anſehnliche Sammlung beſitzt und aus Italien wichtige Beyträge erhält. Die Lebensbeſchreibung des Michelangelo, Raphaels und Correggio werden einen eigenen Band ausmachen. Das ganze Werk wird zu fünf bis ſechs Bänden von Meſſe zu Meſſe, geliefert werden.

Druckfehler in gegenwärtigem Stücke.

S. 20. Zeil. 13. ſtreichet das unnütze Wort indeſſen weg.
S. 33. Z. 5. leſet kämen ſtatt kommen.

Fehler in der Punctation und andre Kleinigkeiten, wird der geneigte Leſer ſelbſt verbeſſern.

Der
Teutſche Merkur.

Februar 1778.

I.

Proſerpina,
ein Monodrama.

(Eine öde felſigte Gegend, Höhle im Grund, auf der einen Seite ein Granatbaum mit Früchten.)

Proſerpina.

Halte! halt einmal Unſeelige! Vergebens irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her! Endlos liegen ſie vor dir die Trauergefilde, und was du ſuchſt liegt immer hinter dir. Nicht vorwärts, aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen! Die ſchwarze Höhle des Tartarus umwölkt die liebe Gegenden des Himmels, in die ich ſonſt nach meines Anherrn froher Wohnung mit Liebesblick hinaufſah. Ach! Enkelin des Jupiters, wie tief biſt du verlohren! — Geſpielinnen! als jene blumenreiche Thäler für uns geſaamt noch blühten, als an dem himmelklaren Strom des Alpheus wir plätſchernd noch im Abendſtrale ſcherzten, einander Kränze wanden, und heimlich an den Jüngling dachten, deſſen Haupt unſer Herz ſie widmete: da war uns keine Nacht zu tief zu ſchwarzen, keine Zeit zu lang, um freundliche

Geſchichten zu wiederholen, und die Sonne riß leichter nicht aus ihrem Silberbette ſich auf, als wir, voll Luſt zu leben, wieder früh im Thau die Roſenfüſſe badeten. O Mädchen! Mädchen! die ihr einſam nun, zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht, die Blumen aufleſt, die ich, ach! Entführte! aus meinem Schooſe fallen ließ, ihr ſteht und ſeht mir nach wohin ich verſchwand. — Weggeriſſen haben ſie mich die raſchen Pferde des Orkus, mit feſten Armen hielt mich der unerbittliche Gott. Amor, ach Amor! floh' lachend zum Olymp auf. Haſt du nicht, Muthwilliger! gnug an Himmel und Erde, mußt du Flammen der Hölle durch deine Flammen vermehren! — — Heruntergeriſſen in dieſe endloſe Tiefen! Königin hier! Königin? vor der nur Schatten ſich neigen! Hofnungslos iſt ihr Schmerz, hofnungslos der Abgeſchiednen Glück, und ich wend' es nicht; den ernſten Gerichten hat das Schickſaal ſie übergeben. Und unter ihnen wandl' ich umher, Göttin! Königin! Selbſt Sclavin des Schickſaals. — Ach das fliehende Waſſer möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen! mit lieblichen Früchten ihn ſättigen! Armer Alter! für gereiztes Verlangen geſtraft! — In Irions Rad möcht' ich eingreifen und Einhalt thun ſeinem Schmerz. Aber was vermögen wir Götter über die ewige Qualen! — Troſtlos für mich und für ſie wohn ich und ſchau auf der armen Danaiden Geſchäftigkeit. Leer und immer leer wie ſie ſchöpfen und füllen! Leer und immer leer! nicht einen Tropfen Waſſers

zum

zum Munde! nicht einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen! Leer und immer leer! ach! ſo iſts mit dir auch, mein Herz! Woher willſt du ſchöpfen und wohin? — Euer ruhiges Wandeln, Selige, ſtreicht nur vor mir vorüber, mein Weg iſt nicht mit euch. In euren leichten Tänzen, in euren tiefen Hainen, in eurer liſpelnden Wohnung rauſchts nicht von Leben wie droben, ſchwankt nicht von Schmerz in Luſt der Seeligkeit Fülle. — Iſt's auf ſeinen düſtern Augenbraunen, im verſchloßenen Blick? — Magſt du ihn Gemahl nennen? und darfſt du ihn anders nennen? — Liebe! Liebe! Liebe! warum öfnetеſt du ſein Herz auf einen Augenblick, und warum nach mir? da du wußteſt, es werde ſich wieder auf ewig verſchließen. Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen und ſetzte ſie neben ſich auf ſeinen kläglichen Thron? Warum mich, die Tochter der Ceres? — O Mutter! Mutter! wie dich deine Gottheit verläßt im Verluſt deiner Tochter! die du glücklich glaubteſt hinſpielend und hintändelnd ihre Jugend. — Ach du kamſt gewiß und fragteſt nach mir, was ich bedürfe, etwa ein neues Kleid, oder goldne Schuhe: und du fandſt die Mädchen an ihre Weiden gefeſſelt, wo ſie mich verlohren, nicht wiederfanden, in ihre Locken rauften, erbärmlich klagten, meine lieben Mädchen! — Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du, welchen Weg nahm der Verruchte? Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweyhen? Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe? Fackeln her! in der Nacht nach will ich ihm ziehen!

will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde, will keinen Gang ſcheuen hierhin und dorthin! — Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu, aller Pfade gewohnt folgen ſie deinem Lenken. In der unbewohnten Wüſte treibt dich's irre. — Ach, nur hierher, hierher nicht! nicht in die Tiefe der Nacht, unbetreten den ewiglebenden, wo, bedeckt von beſchwerendem Grauß, deine Tochter ermattet. Wende aufwärts! aufwärts den geflügelten Schlangenpfad! aufwärts nach Jupiters Wohnung! der weiß es, der weiß es allein, der Erhabene, wohin deine Tochter ſey. — Vater der Götter und Menſchen! ruhſt du noch oben auf deinem goldnen Stuhle, zu dem du mich, klein, ſo oft mit Freundlichkeit aufhubſt, in deinen Händen mich ſcherzend gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt, daß ich kindiſch droben zu verſchweben bebte; biſt du's noch Vater? — Nicht zu deinem Haupte in dem ewigen Blau des feuerdurchwebten Himmels; — Hier! hier! — Leite ſie her! daß ich auf mit ihr aus dieſem Kerker fahre! daß mir Phöbus wieder ſeine liebe Stralen bringe, Luna wieder aus den Silberlocken lächle. O du hörſt mich, freundlich lieber Vater! wirſt mich wieder, wieder aufwärts heben, daß befreyt von langer ſchwerer Plage, ich an deinem Himmel wieder mich erdöhne. Letze dich verzagtes Herz! Ach! Hofnung! Hofnung gießt in Sturmnacht Morgenröthe! Dieſer Boden iſt nicht Fels nicht Moos mehr! dieſe Berge nicht voll ſchwarzen Grauſes! Ach! hier ſind ich wieder eine Blume! Dieſes

nelke

welke Blat, es lebt noch, harrt noch daß ich seiner mich erfreue. Seltsam! Seltsam! Diese Frucht hier, die mir in den Gärten droben ach! so lieb war. — Laß dich genieſſen freundliche Frucht! Laß mich vergeſſen alle den Harm! wider mich wähnen droben in Jugend, in der vertaumelten lieblichen Zeit, in den umduftenden himmliſchen Blüthen, in den Gerüchen ſeeliger Wonne, die der entzückten der ſchmachtenden ward! — Labend! labend! — Wie greift's auf einmal durch dieſe Freuden, durch dieſe offne Wonne mit entſetzlichen Schmerzen, mit eiſernen Händen der Hölle durch? — Was hab ich verbrochen, daß ich genoß? Ach! warum ſchaft die erſte Freude hier mir Quaal. Was iſts! Was iſts! — Ihr Felſen ſcheint hier ſchröcklicher herabzuwinken! mich feſter zu umfaſſen! Ihr Wolken tiefer mich zu drücken! Im fernen Schooße des Abgrunds dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen! Und ihr weiten Reiche der Parzen mir zuzurufen: Du biſt unſer!

Die Parzen. unſichtbar.

Du biſt unſer! iſt der Rathſchluß deines Anherrn! Nüchtern ſollteſt wiederkehren, und der Biß des Apfels macht dich unſer. Königin, wir ehren dich.

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater! Warum? warum? Was that ich, daß du mich verſtößeſt? Warum rufſt du mich

nicht zu deinem lichten Thron auf? Warum den Apfel? O verflucht die Früchte! Warum sind Früchte schön, wenn sie verdammen?

Die Parzen.

Bist nun unser! warum trauerst du? Sieh wir ehren dich! Dich o Königin!

Proserpina.

O hätte der Tartarus eine Tiefe, daß ich euch drein verwünschte! O wäre der Kozyt nicht euer ewig Bad, daß ich für euch noch Flammen übrig hätte! Ich Königin, und kann euch nicht vernichten? In ewigem Haß sey ich mit euch verbunden! — So schöpfet Danaiden! spinnt Parzen! wüthet Furien! in ewig gleich elendem Schicksal! Ich beherrsch' euch und bin drum elender als ihr alle.

Die Parzen.

Bist nun unser! wir neigen dir! bist unser unser! Hohe Königin!

Proserpina.

Fern! weg von mir sey eure Treu und Herrlichkeit! Wie haß ich euch! und dich, wie zehnfach haß ich dich, Abscheu und Gemahl, o Pluto Pluto! — Weh mir! ich fühle schon die verhaßten Umarmungen!

Die

Tractirt indeſſen eure Ohren mit der Muſik, wenn Trompeten-Schall nicht eine zu harte Speiſe für ſie iſt; wir werden uns gleich ſezen können.

1. Senator.

Ich hoffe Euer Gnaden werde keinen Unwillen gefaßt haben, daß ich euch einen leeren Boten zurükgeſchikt habe.

Timon.

O mein Herr, laßt euch das nicht beunruhigen.

2. Senator.

Mein edler Lord --

Timon.

Ah, mein guter Freund, wie gehts?

(Das Eſſen wird aufgetragen.)

2. Senator.

Mein hochgeehrteſter Herr, ich bin ganz krank vor Schaam, daß ich ſo ein unglüklicher Bettler war, als Euer Gnaden neulich zu mir ſchikte.

Timon.

Denkt nicht an das, mein Herr.

2. Senator.

Hättet ihr nur zwo Stunden eher geſchikt --

Die Parzen.

Unser unsere Königin!

Proserpina.

Warum reckst du sie nach mir aus? recke sie über den Avernus! rufe die Qualen aus stygischen Nächten empor! sie steigen deinem Wink entgegen, nicht meine Liebe. Gieb mir das Schicksal deiner Verdammten! Nenn es nicht Liebe! Wirf mich mit diesen Armen in die zerstörende Qual.

G.

II.

Hann und Gulpenhee,

oder

Zuviel gesagt ist nichts gesagt.

Eine morgenländische Erzählung

Es war einmal zu Samarkand
ein junger Schneider, Hann genannt;
der hatt' ein schönes junges Weib
sich zugelegt für seinen Leib:
die liebt' er wie sein Augenpaar;
denkt, weil sie schwarz von Augen war
und schlanker als ein Liljenstengel,
und hatte langes seidnes Haar,

und glatte rosenrothe Wängel,
und überdies kaum zwanzig Jahr,
sein Weibchen sey ein ganzer Engel!

„Das ist nun was man heissen kann
gedacht als wie ein junger Schneider„
ruft mancher hier; denkt nicht daran
daß es Minuten giebt, wo — leider!
ein Salomon mit aller seiner List
nicht weiser als ein junger Schneider ist.

In einem solchen Augenblicke
spricht Hann zu seinem Weib: du trautes junges Weib!
Was würd' aus mir, wenn ich erleben müßte,
daß dieser schöne warme Leib,
von Todesfrost in eine Marmorbüste
verwandelt, kalt und athemlos
in meinen Armen läg! O beym Gedanken blos
rinnt mir's wie Eis durch Adern und Gebeine!
Das schwör ich Dir — erleb' ich armer Mann
den Jammer einst — auf deinem Grabesteine
lieg ich neun Tage lang und weine,
und weine — bis ich nicht mehr kann!

„Und ich, mein trauter, süßer Mann,
versetzt das junge Weib, sollt ich das Unglück haben
„und Dich verliehren, bester Hann,
„lebendig ließ ich mich mit meinem Hann begraben!„

Das

Das iſt ein Weib! — denkt Hann entzückt,
indem er an ſein Herz ſie drückt:
zu zweifeln fällt ihm gar nicht ein;
Sie ſagt's ja — alſo muß es ſeyn!

Seitdem ſich Beyde ſo verglichen
war ungefehr ein Jahr verſtrichen,
und eines Abends, wie ſie ſo
allein bey ihrem Pilau (*) ſaßen,
und, auf die Nacht zum Voraus froh,
des Lebens Sorgen ganz vergaßen,
geſchah's, daß Gulpenhee, die ſchöne Schneiderin,
indem ſie in verliebtem Sinn
mehr nach dem Mann als in die Schüſſel guckte,
ein kleines Bein hinunterſchluckte.
Groß war die Noth! — der arme Hann
ſpringt ängſtlich zu, thut was er kann,
klopft mit der Fauſt ihr auf den Rücken,
verſucht's herauszuziehn
verſucht's hinabzudrücken,
umſonſt iſt alles ſein Bemühn!
Das ſchöne Weibchen muß erſticken.

Verzweiffeln will der arme Mann;
Allein, da iſt kein Rath noch Mittel.

(*) Reis mit klein zerhacktem Hammelfleiſch gekocht, die gewöhnlichſte Speiſe der Türken, Perſianer, u. ſ. w.

Schon liegt ſie da in ihrem Sterbekittel,
zwar etwas blau, doch noch ſo ſchön!
Er hälts nicht aus ſie anzuſehn.

Frau Gulpenhee ruht nun in kühler Erde
und Hann mit wütender Gebehrde
wälzt ſich auf ihrem Grab, und ächzt ſo laut und bang
daß man auf tauſend Schritt' ihn hörte;
entſchloſſen feſtiglich, neun ganzer Tage lang
nach ſeinem Schwur auf ihrem Grab zu weilen.

Und es begab ſich, daß Ai-iſſa, der Prophet,
vorübergieng, und wie das laute Heulen
vom Grabe her ihn ſtöret im Gebet,
tritt er hinzu, und frägt den Mann, der auf dem Grabe
ſich wälzt und heult, was Leides ihm geſchah?

Der Schneider ſpricht: Ach Herr! in dieſem Grabe da,
da liegt ein Schatz den ich verlohren habe.
Das beſte Weib! Ein Weib, das mich ſo ſehr geliebt!
Ein Weib — ach! Herr, ein Weib wie's nun kein anders giebt!
und heute hab' ich ſie begraben!

Spricht der Prophet zu ihm: Nun, weil ſo bang dir iſt
nach deinem Weibe, Hann — ſo habe
was du zu haben würdig biſt!

Und

Und wie ers sprach, schlug er mit seinem Stabe
aufs Grab, und siehe da! es öfnet seinen Schlund,
und Gulpenhee, frisch und gesund,
steigt aus dem Grab hervor und wirft sich mit Entzücken
dem Mann in Arm. Das war ein Wiedersehn!
Ein Freudenrausch! Ein Herzen und ein Drücken!
Ihr dächtet, hättet ihrs gesehn,
sie würden beyde sich mit Küssen itzt ersticken.
Und danken will nun auch das liebestrunkne Paar
dem Wundermann, durch den ihm solches Heil geschehen;
allein, der ward nicht mehr gesehen.

Nun erst wird Hann gewahr
daß Gulpenhee, in ziemlich lüftigs Leinen
kaum über's Knie gehüllt, nicht, so gekleidet war
um in der Stadt (wiewohls schon dunkelt) zu erscheinen.
„Licht meiner Augen, spricht der gute Mann zu ihr,
verbirg dich hinter diesen Steinen,
indessen ich nach Hause lauff' und dir
die Kleider hohl' — der Mond beginnt zu scheinen —
sey ohne Furcht! Ich bin gleich wieder hier."

Dem Winde gleich lief Hann davon.
Indem so kam des Königs Sohn
von ungefehr
des Wegs gezogen,
und viele Fackeln vor ihm her,

die

die glänzten in die Nacht hinein.
Und bey der Fackeln Schein gewahren
die Diener eine Frau, in loßgebundnen Haaren,
halbnackend — die, um nicht geſehn zu ſeyn,
ſich ſchüchtern hinter dem Gemäuer
verbirgt, und das Geſträuch ſo gut ſie kann zum Schleyer
von derben Nuditäten macht,
die durch das Dunkel-Hell der Fackeln und der Nacht
noch zehnmal nackender und zehnmal weißer ſcheinen
als wie ſie ſind.

Der Königsſohn macht Halt,
und nähert ſich, allein, der reitzenden Geſtalt,
die, um zum wenigſten den Buſen zu verzäunen,
genöthigt iſt den Alabaſterglanz
von Zwey untadelichen Beinen
der Lüſternheit der Männeraugen ganz,
wiewohl erröthend, Preiß zu geben.

Der Königsſohn, anſtatt die Hand vors Aug zu heben,
verſchlingt das ſchöne Weib mit ſeinen Blicken ſchier.
Wie? ſpricht er, Wie ſo viele Schönheit hier
zu ſolcher Zeit, in ſolchem Stand und Orte?

„Mein Herr, verſetzt die ſchöne Schneiderin,
das *Negligé* worinn ich bin
geſtattet nicht ſo viele Worte.„

Der

Der Prinz erkennt die Billigkeit
der Weigerung in einer ſolchen Lage,
und reicht ihr ſtracks ſein eignes Ueberkleid;
und — Dame, nur noch Eine Frage!
ſeyd ihr vermählt? — Denn, falls ihr ledig ſeyd,
ſo kommt, und geht als wie die Morgenſonne
in meinem Harem (*) auf! Macht eines Prinzen Wonne,
und Freuden ohne Maas erwarten euch
in euerm neuen Reich!

Die ſchöne Gulpenhee bedarf nur Eines Blickes
den Umfang und Gehalt des angebotnen Glückes,
und wie es ſich zur Schneiderey
des armen Hann verhält, zu ſehen und zu meſſen:
und ach! mit dieſem Blick iſt Hann, und Lieb und Treu
und Schwur und Grab und Alles, rein vergeſſen!
Herr, ſpricht ſie, ich bin frey, und thut wie Ihr geſagt
mit Eurer dienſtergebnen Magd!
Sie iſt bereit für Euch allein zu leben.
Top! ſpricht der Königsſohn, läßt ihr ein Handpferd geben,
und fröhlich zieht, bey Fackelſchein,
die ſchöne Gulpenhee in ſeinen Harem ein.

Kaum iſt ſie fort, ſo kommt, in vollen Freuden,
mein Hann, bringt alles mit was ſeine Frau zu kleiden

von

(*) Serail.

vonnöthen war — und keine Frau iſt da!
Er ſucht, er ruft, er will von Sinnen kommen;
ein Räuber hat ſie weggenommen
denkt er, und trift ſo ziemlich nah;
doch daß ſie ſelbſt darein gewilligt hätte,
der Argwohn kam in ſeine Seele nicht.
O warum führt' ich ſie nicht lieber von der Stätte
ſo nackt ſie war! O weh mir armen Wicht!
In welchem Jammer wird ſie ſchweben
das treue Weib! dem ohne mich zu leben
ſo ſchrecklich war, daß ſie lebendig ſich
mit mir begraben laſſen wollte!
Dich, Phönix aller Weiber, ſollte
ein fremder Arm umfahn? O, ſicherlich
in dieſem Augenblick zerfleiſcht ſie ihre Wangen,
zerrauft ihr ſchönes ſeidnes Haar,
was ſag ich? iſt des Schmach wohl gar
durch einen Dolch in ihre Bruſt entgangen!

Betrogner Hann! dein trautes Weibchen war
in dieſem Augenblick nichts minder als in Fahr
ſich ſelbſt ſo grauſam mitzuſpielen:
Die lag gar angenehm und warm
dem ſchönen Königsſohn im Arm,
und dachte, ganz von neuen Luſtgefühlen
betrunken, nicht an dich und deinen Harm.

Hann ſucht zu Samarkand indeſſen
und ringsumher, mit Angſt und Müh,
und mit Gefahr, oft ohne eſſen
zu Bett zu gehn, ſein Liebchen ſpat und früh;
hofft immer noch, Al-iſſa werde ſie
zurück zu ihm zu bringen nicht vergeſſen.
Zuletzt erkundigt er von einem der dabey
geweſen war, wie Alles ſich begeben,
und daß ſein trautes Weib, mit wenig Widerſtreben,
dem Sohn des Königs ſich ergeben,
und ſeines Harem's Krone ſey.

Hann, immer noch von ihrer Treu
im Herzen überzeugt, läuft brennend, wie ein ächter
Enthuſiaſt,
in Einem Sprung bis zum Palaſt,
drückt keuchend durch Trabanten, Wächter,
und Knaben ſich hindurch, fragt ängſtlich jedermann
nach ſeinem Weib als wie nach ſeinem Leben,
ſprengt endlich ſelbſt den Prinzen an,
und fleht, ſein liebſtes Weib ihm doch zurückzugeben.

Der Prinz, ein guter Herr — Vielleicht auch wohl
bereits
der ſchönen Gulpenhee (nachdem von ihrem Reiz
Zeit und Genuß die Blühte abgeſtreift)
ein wenig ſatt — Sobald er nur begreift

was ihm der Schneider will, erzählt ihm die Geschichte
mit mildem Ton und gnädigem Gesichte.

Sie war vielleicht vor Angst nicht recht bey sich,
und hat im Schrecken Euch für ihren Hann genommen,
erwiedert Hann; genug, man laß sie kommen.
Sie ist mein Weib! Sie wird — O sicherlich!
Ihr werdet's sehn! mit brünstigem Vergnügen,
sobald sie mich erblickt, mir in die Arme fliegen.

Gut, spricht der Prinz, ihr sollt einander sehn,
und ich will nur von ferne stehn.

Die Dame kommt. Der gute Schneider,
geblendet durch die Pracht der goldgestickten Kleider
und den Juwelenglanz, erkennt sein Weibchen kaum,
und Alles scheint dem armen Mann ein Traum.
Doch Gulpenhee beym ersten Blicke
erkennt ihn nur zu wohl, fährt einen Schritt zurücke,
wird wechselnd blaß und feuerroth;
allein der Witz, den sie als Weib zum Loos bekommen,
verläßt sie nicht in dieser Noth.
Der Prinz, sobald er wahrgenommen,
daß sie erblaßt, rückt schnell heran,
und fragt sie: Kennest du den Mann?

Ja wohl (versetzt die zärtlichste der Weiber)
erkenn' ich ihn! Es ist derselbe Räuber,

der,

Timon.

Laßt euch das nicht von angenehmern Erinnerungen abhalten -- He, ſtellt alles zugleich auf!

2. Senator zum Erſten.

Lauter bedekte Schüſſeln?

1. Senator.

Ein Königliches Tractament, ich ſteh' euch dafür.

3. Senator.

Daran iſt kein Zweifel, was Geld und die Jahrszeit aufbringen können.

1. Senator.

Wie befindet ihr euch? Was giebt's Neues?

2. Senator.

Alcibiades iſt aus der Stadt verwieſen worden.

1. Senator.

Alcibiades verwieſen?

3. Senator.

Es iſt nichts gewiſſers.

1. Senator.

Wie das? wie das?

2. Senator.

Ich bitte euch, weßwegen? Timon.

der, als ich ungefähr am Wege auf ihn stieß,
mit Fäusten, die ich lange noch empfunden,
mich nach den Gräbern schleppt', und nackend stehen ließ,
als eure Hoheit mich gefunden.

Der arme Hann, wie er sein trautes Weib
so reden hört, wird kalt am ganzen Leib;
sein Blick erstarrt, die Kniee schwanken,
die Haare richten sich auf seinem Kopf empor,
der ofne Mund verstummt, ihm schwinden die Gedanken.

Der ganze Hof, in Einem Chor,
erkennt die offenbaren Zeugen
der überwiesnen Schuld in seinem Blick und Schweigen.
Man führ ihn stracks zum Cadi, spricht
der Königssohn. Hann wird gebunden
und abgeführt. Der Richter hält Gericht;
die schöne Dame zeugt; Hann widerspricht ihr nicht;
Was soll das Leben ihm? Kurz schuldig wird erfunden
der arme Hann, und, wie es sich gebührt,
gleich vom Gerichtshof weg zum Galgen hingeführt.

Was schützte nun des Armen Hals und Ehre,
der zitternd an der Leiter steht,
wenn nicht — Aïssa, der Prophet
zu gutem Glück vorbeygegangen wäre?
Wie eines Engels Glanz ist seine Gegenwart.

Der Mann iſt ohne Schuld, ruft er, an deſſen Leben
man ſich vergreiffen will, deß kann ich Zeugnis geben!
Die Aſas (*) halten ein, und alles Volk erſtarrt,
dies Wort aus einem Mund zu hören
in welchem nie Betrug erfunden ward:
und alles Volk mit Hann und dem Propheten kehren
zurück nach dem Palaſt. Das goldne Thor
eröfnet ſich; der Sultan tritt hervor,
ſein Sohn mit ihm; Al-iſſa ſpricht mit Macht;
herbey wird Gulpenhee gebracht;
um ſie und den Propheten ſchlieſſen
die Andern einen Kreis. Von ihrer Schuld gedrückt
hebt ſie die Augen auf, erblickt
den Wundermann, und ſinkt entſeelt zu ſeinen Füßen.

Hann wird mit Gold und Ehren überhäuft,
Frau Gulpenhee ins Grab zurückgeſchleift;
da mag ſie bis zum jüngſten Tage raſten!
Ihr lieber Mann fühlt keinen Drang
im Herzen mehr, nur neun Secunden lang
auf ihrem Grab zu weinen und zu faſten.

W.

III.

(*) Geiſtliche.

III.

Denkmal
zur Ehre der Menschheit.

Singt von Trophäen, singt von Schlacht und Sieg,
von Helden, die, nur durch Verwüstung groß
und furchtbar, mit erwürgter Brüder Blut
auf umgestürzter Tempel Marmorgrund
den schreckenvollen Namen eingeätzt!
Verewigt sie, ihr Dichter, deren Ohr
der Waffenklang und Heldenruf ergötzt!
Mir schwillt die Brust von einer schönern That.
Dem Manne sey mein Lied geweyht, der einst,
zu seiner Brüder Heil der Wellen Wut
sich überlassend, die erhabne Stirn
des Todes Schrecken kühn entgegen trug,
und furchtlos ihm die nahe Beut' entriß.

Die Sonne näherte sich allgemach
der Erde wieder, freundlich lächelnd flog
auf ihrem goldnen Stral im Rosenkleid
der junge Lenz durch die bereifte Flur,
und öfnete der Erde kargen Schoos.
Hochaufgethürmet wälzte sich der Schnee
am hohen Bravlio von Fels zu Fels
ins quellenreiche Thal, wo schneller sich

die Etsch durch fruchtbare Gefilde dringt,
durchbrach, vermischt mit ihren schäumenden
Gewässern, den zu nahen Damm, und rollt'
ein kleines Meer, lautbrausend, daß umher
die Berge heulten, unaufhaltsam fort,
bis ihn das Thal in eng're Schranken zwang.
Der Widerstand vermehrt des Stromes Wut,
und leyht ihm neue Kräffte; heftiger
reißt er sich durch Verona hin, ergreift
die Brück', erschüttert sie, daß jeder Stein
hoch von der Wölbung bis in Grund erbebt,
und rechts und links die Pfeiler, mit Getös'
zerschmettert, stürzen von der Flut bedeckt.
Der mittelste steht noch, auf ihm ein Haus;
so stehet im Orkan die hohe Eich',
sieht rings umher der stolzen Schwestern Haupt
in Staub gedrückt, die Wurzeln himmelan
gekehrt, und sezt die lezte Krafft dem Sturm
entgegen, das ihr anvertraute Nest
zu schützen: so steht von der Flut umwühlt
der Pfeiler, trotz der Wellen Ungestümm;
indeß auf ihm das Winseln und Geschrey
der hülflos Schmachtenden gen Himmel steigt,
Verzweiflung sie ergreift, und stäupt, und wiegt,
und Todesangst in jeder Nerve zuckt.
Dort starrt in ihres Gatten Arm das Weib,

erblickt — mit einem Schrey fliegt ſie zu ihm,
und eine Thränenflut rollt über die
erblaßte Wang — ſie faßt den Liebling, feſt
an ihren Buſen angedrückt wankt ſie
mit ihm zum ofnen Fenſter hin, und ſteht
ſtumm, wie der Schmerz, der an der Urne liegt,
indem ihr Aug auf der Verwüſtung ruht.
Sie ſieht den Gatten, ſieht die Kinder nicht,
nicht ihren Säugling, dem im hellen Blick
die Unſchuld lächelt, deſſen zarte Hand
mit den zerrauften Locken ſpielt, ſieht nur
in jedem Stein, der von der Wölbung ſtürzt,
den nahen Tod, in jeder Welle ihr Grab.
Indeß ihr Mann, dem von der braunen Stirn
der kalte Schweiß die Wang herunter rinnt,
bey jedem Wellenſtoſſe hefft'ger bebt,
und nun nach ſeinem Weib, nun nach dem Sohn,
der die geliebte Schweſter heiß umarmt,
mit Thränen ihr entfärbt Geſichte nezt,
und hundertmal doch ungehört den Wunſch,
den lezten Wunſch ihr ſtammelt, und ſie ruft —
und nach dem Knaben, der, an ſeinen Arm
geſchmiegt, um Rettung fleht, und ſeinen Tod
im hofnungsloſen Blick des Vaters lieſt —
und nun gen Himmel blickt, aus banger Bruſt
zerbrochne Seufzer ſtößt, und wie ein Rohr
im Sturme zwiſchen Furcht und Hofnung wankt.

Durchs Volk, das lärmend sich am Ufer häuft,
bringt auch ein Edler, (*) der sich nicht dadurch
erniedrigt glaubt, wenn er ein Mensch, wenn er
der Schutzgott seiner armen Brüder ist,
und sezt den höchsten Preiß dem Retter aus.
Doch keiner wagts, so sehr des Goldes Glanz
ihn reizt. Der Kühnste schaudert vor dem Tod,
der in der Flut ein scheußlich Lächeln grinzt,
und grimmig seinen Pfeil von jedem Stein
des halbgeborstenen Gewölbes schwingt.

Der Aufruhr, das Geschrey des Volks ruft auch
zum Ufer einen Tagelöhner hin:
er sieht den höchsten Jammer, fühlt ihn ganz,
denkt an sein Weib — an seine Kinder, dann —
an Gott, der auch die jungen Raben nährt,
und stürzt sich freudig in ein Boot, das an
dem Ufer hielt. So wie vorm nahen Sturm
die Welt in ängstlicher Erwartung stumm
und leblos hängt, im Hain kein Blättchen rauscht,
kein Vogel durch Gesträuche hüpft und singt:
so stumm steht auch das Volk, als es ihn izt
mit den empörten Wellen kämpfen sieht.
Bey jedem blickt aus dem halboffnen Mund

(*) Graf Spolverini.

Erſtaunen, das den freyen Athem hemmt,
und, wie das Boot ſich in den Wellen wiegt,
ſo bebt und wankt ein jeder, bis der Mann
die groſse That vollbracht, und mit der Beut'
im Nachen glücklich an das Ufer ſtöſst,
wo ſchon der Edle ſeiner harrt, und ihm
den Preiß für ſeine Groſsmuth reicht. — „Nein,„ ruft
der Tagelöhner, „nein„ und wend't ſich weg
zu den Geretteten, „hier iſt ein Hauf'
„Unglücklicher, der deiner Hülf bedarf:
„ich — ich verkauf mein Leben nicht für Geld;
„wenn es die Wohlfarth meiner Brüder heiſcht,
„dann wag' ichs ohne Geld!„ Ein himmliſches
Entzücken ſtralt' in ſeinem Aug', indem
er dieſes ſprach, und reine Freude glänzt'
auf ſeiner Stirn. Des Volkes Beyfall ſtieg
mit lautem Jubel in die Luft, die ihn
auf leichten Schwingen durch die Gegend trug.
Ein Engel ſtand auf einer Wolke, ſah'
bewundernd den erhabnen Erdenſohn,
flog zu des Höchſten Thron empor, und ſchrieb
des Mannes Namen und die groſse That
mit Sonnenſtralen in des Lebens Buch.

Von einem Ungenannten eingeſchickt.

IV.

Lebensbeſchreibung
des berühmten
Johannes von Palafox,
weiland Biſchofs zu Angelopolis.

Keines Menſchen Lebenswandel iſt je nach ſeinem Tode ſo ſcharf unterſucht worden, als des Biſchofs Palafox. Die Bourboniſchen Höfe möchten ihn auf den Altären zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt ſehen, und dringen auf ſeine Heiligſprechung. Hingegen ſtrengen die Jeſuitiſchgeſinnten alle ihre Kräfte an, dieſes zu vereiteln, und ſuchen dem Avocato del Diavolo zu Rom allerhand nachtheilige Beweiſe von ſeinem Lebenswandel in die Hände zu ſpielen. Der heilige Vater, von welchem die Welt das Endurtheil begierig erwartet, und der gewiſſermaßen Urſache hat, viel größere Uebel von der noch glimmenden Aſche der erloſchenen Societät als von dem Hauſe Bourbon zu befürchten, ſcheint den ſicherſten Weg erwählt zu haben, nehmlich die Sache unentſchieden zu laſſen. Denn die Hauptepoche des Lebens dieſes Mannes wirft einen ſo häßlichen Schatten auf das Betragen und Lehrſyſtem der Jeſuiten, daß, wenn er kanoniſirt würde, dieſe aus ihrem lezten Hinterhalt ihrer vorgegebenen Unſchuld getrieben, und alles möglichen Anſpruchs auf eine zukünftige Wiederherſtellung ihres Ordens verluſtig werden würden.

Palafox gehört allerdings in die Reyhe der auſſerordentlichen Menſchen, deren Geſchichte zur Entwickelung des menſchlichen Herzens dient, und es iſt keine unnütze Arbeit, die merkwürdigſten Begebenheiten ſeines Lebens, die zur Schilderung ſeines Schickſals und ſittlichen Charakters dienen, kurz zu entwerfen. Ich ziehe ſie aus zween groſſen Quartbänden eines im Jahr 1773. zu Florenz gedruckten Werkes, welches ſich auf die über ſein Leben angeſtellten Proceſſe, und auf ſeine eigene Schriften gründet, und für die zuverläßigſte Lebensbeſchreibung dieſes berühmten Mannes gehalten wird. Er kam im Jahr 1600. zu Fitero in einem Dorfe des Königreichs Navarra in Spanien, als eine Frucht unehlicher Liebe, zur Welt. Jakob von Palafox, Marquis von Ariza, und Lukretia von Mendoza, beyde ledigen Standes und von altem Adel, waren ſeine Eltern. Er war kaum gebohren, als er ſchon in Gefahr gerieth ein Opfer der menſchlichen Vorurtheile zu werden. Denn um ihre Ehre zu retten, entſchloß ſich ſeine Mutter, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, und gab ihn, in einer Kiſte eingewickelt, einer ihrer Mägde, um ihn ins Waſſer zu werfen. Es fügte ſich aber, daß, da die Magd im Begrif war, das traurige Geſchäft zu vollbringen, der Oberaufſeher über das Bad zu Fitero, Nahmens Peter Navarro, unvermuthet dazu kam, der aus der ängſtlichen Eilfertigkeit und Verwirrung dieſer Perſon ſchloß, ſie müßte in einem gefährlichen Vorhaben begriffen

Timon.

Meine würdigen Freunde, wollt ihr nicht näher kommen?

2. Senator.

Ich will's euch sogleich sagen -- Wir haben ein prächtiges Gastmahl vor uns.

2. Senator.

Er ist noch immer der vorige Mann.

3. Senator.

Wird es dauern? wird es dauern?

2. Senator.

Es wird, wenn Zeit und Glük will, und so --

3. Senator.

Ich versteh euch.

Timon.

Ein jeder nehme seinen Plaz, so begierig, als ob er an die Lippen seiner Liebsten wollte; ihr werdet an allen Plázen gleich gehalten werden. Macht nicht eine Stadt-Gasterey daraus, und laßt das Essen kalt werden, eh man einig werden kan, wer zu oberst sizen soll. Sezt euch, sezt euch! -- Die Götter fordern unsern Dank:

„ Ihr grossen Wohlthäter, besprengt unsre Gesellschaft
„ mit Dankbarkeit. Macht, daß ihr für eure Gaben ge-
„ priesen

griffen seyn. Er fragte sie, was sie so eilfertig und bekümmert im Kästchen trüge? Junge Kätzchen, sagte sie, die ich wider meinen Willen ersäuffen soll. Aber Navarro begnügte sich nicht mit dieser Antwort, nahm ihr das Kästchen ab, öfnete es, und fand ein fast todt gedrucktes Kind darinn. Die Mägd gestand sogleich, wer ihr den Befehl gegeben hätte, das Kind ins Wasser zu werfen; Navarro aber nahm sich desselben an, übergab es einer Säugamme, und ließ es unter dem Nahmen Johannes taufen. Der ehrliche Mann veranstaltete alles so behutsam, daß kein Schatten von Verdacht auf die Mutter fiel. Diese aber welche nur aus Uebereilung zu dem grausamen Entschluß verleitet worden war, konnte sich vor Freude nicht fassen, als sie nach einiger Zeit von der Magd erfuhr, daß das Kind nicht nur noch bey leben, sondern auch in den Händen eines edeldenkenden Mannes wäre, auf dessen Verschwiegenheit sie sich gänzlich verlassen könnte. Sie faßte sogleich den Entschluß, ihren geliebten Marquis zur Beschleunigung ihrer Vermählung zu bewegen. Dieser both beyde Hände dazu, und schätzte sich glücklich, daß es noch Zeit war, das Vergehen seiner Geliebten, und das seinem Kinde wiederfahrne Unrecht zu vergüten.

Nach geschehener Vermählung ließ er das Kind unter der sorgfältigen Erziehung des guten Navarro, bis sein ältester Bruder mit Tod abgieng, und er zum Besitz aller Güter seines Hauses gelangte. Alsdann nahm er

den

den Knaben zu ſich nach Uriza, den Hauptſitz ſeines Marquiſats in Aragonien, ihn ſtandesmäßig zu bilden. Er flößte ihm alle die guten Geſinnungen ein, deren ein Knabe fähig iſt, und im neunten Jahre ſeines Alters ſchickte er ihn nach Tarazona, um daſelbſt in den Schulen der Jeſuiten die lateiniſche Sprache, und die erſten Gründe der Dicht- und Redekunſt zu lernen. Hier war er fünf Jahre und legte entſcheidende Proben eines zu höhern Wiſſenſchaften geſtimmten Kopfs ab. Darauf ließ ihn ſein Vater im Jahr 1614. nach Hueska, und 1616. nach Alkala gehen, auf jener Univerſität die Philoſophie, und auf dieſer die weltlichen und geiſtlichen Rechte zu ſtudiren. Weil aber damals die Rechtsgelehrſamkeit nirgends beſſer als zu Salamanka gelehrt wurde, ſo erlaubten ihm ſeine Eltern, ſich daſelbſt noch drey Jahr darinn zu üben, und die Doktorwürde zu empfangen.

Als er dieſe erhielt, war er ein und zwanzig Jahr alt, und mit allen den Kenntniſſen begabt, die einem Edelmanne den Weg zu hohen Ehrenſtellen öfnen können. Die erſten Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit legte er ab, da er von ſeinem Vater, welcher auf ſeine Lehngüter bey Valenza zog, zum Statthalter über ſeine Herrſchaft in Aragonien beſtellt wurde. Hier bewies er ſo viel Kenntniß und Klugheit in Verwaltung der Gerechtigkeit und in Handhabung bürgerlicher Ordnung unter den Unterthanen ſeines Vaters, daß ſein Ruhm bis an den königlichen Hof erſcholl.

Er

Er wurde aber bald nach seinem Statthalter selbst eigener Herr der väterlichen Güter. Denn sein Vater starb, da er es am wenigsten vermuthete. Was aber seinen Verlust noch viel schmerzhafter machte, war, daß er sich kurz darauf auch von seiner zärtlich geliebten Mutter (welche sich dem Klosterleben widmete) verlassen sah. Sie begab sich in den Orden der Baarfüßer-Nonnen der H. Theresia zu Saragozza und lebte daselbst 30 Jahr in strenger Buße.

Johannes von Palafox hatte mehrmalen als Lehnträger der Krone die Gelegenheit, öffentlichen Berathschlagungen beyzuwohnen, wo er sich jederzeit durch eine richtige Denkart und kraftvolle Beredsamkeit vor andern auszeichnete. Hierdurch zog er die Aufmerksamkeit des Königs Philipps IV. der die geschickten Leute überall aufsuchte und zu schätzen wußte, auf sich. Dieser gab ihm im Jahr 1626. die erste Stelle im Kriegsrathe, ob er gleich nur 26 Jahr alt war. In diesem wichtigen Amte bewieß er so viel Einsicht und Geschicklichkeit in den schwersten Staats-Angelegenheiten, eine solche Treue gegen seinen König, daß dieser kein Bedenken trug ihn auch zum Mitgliede des Raths von Indien zu erklären.

Bisher war er ein Weltkind. Seine Gedanken waren nur zu allem dem gestimmt, was Ehrgeiz und Liebe zur Pracht und Wollust verlangen können. Aber in seinem 29sten Jahr geschah auf einmal eine gänzliche

Ver-

Veränderung in ſeiner ſittlichen Verfaſſung. Er warf ſich zu den Füßen des P. Diego von S. Joſeph, eines Franciskaner-Mönchs, der im Ruf der Heiligkeit ſtand, und beichtete ihm unter einem Regen von Thränen ſeine Sünden, die er von Jugend auf begangen hatte. Anſtatt der weichen und prächtigen Stoffe, hüllte er ſich nun in ein wollenes Hemd und in ein Kleid von ſchlechtem Tuch, faſtete ganze Tage, und brachte die Nächte mit Beten ſchlaflos hin; wenn er aber dem Schlaf nicht mehr wiederſtehen konnte, ſo legte er ſich in einem Kapuciner-Habit auf harte Bretter unter eine Treppe ſeines Schlafzimmers. Die Bußſchriften des Heil. Auguſtinus, das Leben und die Briefe der Heil. Thereſia, waren ſeine Lieblingsbücher. Ueber die letzten hat er hernach als Biſchof einen Kommentar geſchrieben. Sein Pallaſt verwandelte ſich in einen Aufenthalt der Sittſamkeit und der Andacht. Seine Bedienung beſtand in wenigen Menſchen von ſtillem Betragen, und ſeine Begleitung in einer zahlreichen Folge von Armen und Verlaſſenen, deren großer Gönner und Beſchützer er war. Das koſtbarſte von ſeinem Hausgeräthe und alles was von Silber und Gold war, verkaufte er, und theilte das Geld unter die Armen aus.

Der Hof hielt dieſe wunderbare Erſcheinung für eine Wirkung einer Schwehrmüthigkeit. Dieſe kann auch wirklich das meiſte dazu beygetragen haben. Es beſeelte ihn ein hitziger, unternehmender, und ſtandhafter

ker Geiſt. Zu was er ſich entſchloß, das unternahm er mit großem Ernſt, und führte es unerſchrocken und ohne ſich zu ermüden, aus. Je mehrere Schwierigkeiten ſich ihm entgegen ſetzten, deſto mehr wuchs in ihm Muth und Arbeitſamkeit. Wenn bey ſolchen Gemüthern ſich traurige Fälle ereignen, die ihrer lebhaften Einbildungskraft und ihren Leidenſchaften eine Richtung geben, die ihrer vorigen Denkart ganz zuwider iſt, ſo verfolgen ſie dieſe mit gedoppelter Hitze: einem muntern Wandersmann ähnlich, der bis zur Hälfte des Tages irre gegangen iſt. Er verdoppelt alsdenn ſeine Schritte, um den Verluſt des Wegs und der Zeit wieder einzubringen. Zween unvermuthete Todesfälle hoher Standsperſonen, die durch ihre Geburt, Ehrenſtellen und Reichthümer vor andern glänzten, eine tödtliche Krankheit ſeiner äuſſerſt geliebten Schweſter, die bey der Königin Hofdame war, der Tod ſeines Vaters, und der Entſchluß ſeiner Mutter allen zeitlichen Gütern zu entſagen, verſchiedene Lebensgefahren, beſonders jene zu Ariza, da einige ſeiner rebelliſchen Unterthanen ihn in ſeinem Zimmer überfielen und nach ihm ſchoßen, und das Zureden ſeines Beichtvaters gaben ihm Anlaß, über die Vergänglichkeit der weltlichen Dinge ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Hierdurch wurde ſein Geiſt mit Verdruß und Reue über das vergangene Leben angefüllt, und mit der heftigſten Begierde entzündet, einen ganz entgegengeſetzten Lebenswandel zu führen.

Daher

Daher entſchloß er ſich, noch in dem nemlichen Jahre 1629. in den Weltgeiſtlichen Stand zu treten. Kaum war er zum Prieſter eingeweihet worden, als ihm ein Kanonikat zu Tarrazona, und das damit verbundene Amt eines Schatzmeiſters dieſer Kirche, und die Würde eines Abts zu Cintra und Cintruvenigo verliehen wurden. Er nahm dieſe Pfründen an, ob er gleich wußte, daß die damit verbundenen Pflichten nicht mit den Geſchäften ſeiner weltlichen Aemter, die er beybehielt, beſtehen könnten. Denn jene verbanden ihn zum perſönlichen Dienſt der Kirche zu Tarrazona, dieſe aber zum Aufenthalt zu Madrit.

So ſind auch die Geſchäfte eines Kriegsraths von Natur ſo beſchaffen, daß ſie ſich zum geiſtlichen Stande, beſonders aber zur Profeßion eines Heiligen, gar nicht ſchicken. Es iſt aber zu ſeiner Entſchuldigung zu vermuthen, daß ein ſtrenger Befehl des Königs ihn genöthiget habe, ſeine weltlichen Aemter beyzubehalten. Seine Widerſacher ſcheinen jedoch nach dem Geiſt der katholiſchen Kirche nicht unrecht zu haben, wenn ſie dieſes zwar nicht als eine Sünde, aber doch als eine Abweichung von der erhabenen Vollkommenheit, die einem Heiligen gebührt, anſehen, oder gar einen Verdacht auf ihn werfen, ſein Aufenthalt zu Madrit habe die Begierde nach höhern geiſtlichen Ehrenſtellen zum Grund gehabt.

Indeß daß er fortfuhr, auch als Prieſter im Kriegsrath, und im Rath von Indien zu ſitzen, unterließ

ließ er nicht die meiſten Tage der Woche bey Waſſer und Brod zu faſten, ſeinen Leib täglich mit Geißeln zu kaſteyen, die Kranken in den Hoſpitälern zu beſuchen, und andere dergleichen heilige Werke auszuüben. Damit aber auch das Licht ſeiner Heiligkeit in die Augen der Menſchen leuchtete, die ihn weder faſten, noch in ſeiner Bethſtube ſich geißeln ſahen, ſo gieng er jederzeit höchſtens nur mit einem Bedienten zu Fuß, mit kurz abgeköpptem Haar, und ganz abgeſchorenem Barte, wie es damals bey den ſpaniſchen Heiligen Mode war, um ſich von den Weltkindern zu unterſcheiden. Daß auf ſolche ſtrenge Werke der Buße auch himmliſche Erſcheinungen erfolgten, iſt ganz natürlich. Ein ſo begeiſterter Mann, der mit ſeinen Gedanken meiſtens im Himmel wohnte, ſollte der nicht Geiſter ſehen? Sah ſie doch Schwedenborg, der kein Heiliger war. Johannes Palafox unſer büßende Kriegs- und Commercienrath hatte in einer Nacht, da er in tiefen Betrachtungen begriffen war, das Glück die Jungfrau Maria zu ſehen, die ihm mit dem Jeſuskind auf den Armen holdſelig entgegen kam, und ihm daſſelbe zum Unterpfand ihrer Liebe gegen ihn darreichte, mit beygefügter Ermahnung, er ſollte fortfahren, ſein gänzliches Vertrauen auf ſie zu ſetzen.

Verſchiedenen heiligen Jungfrauen iſt es oft zur ſonderbaren Gnade geſchehen, daß ſich Chriſtus ſelbſt mit ihnen bey dergleichen Erſcheinungen vermählt hat. Folglich ſollte man nach den Geſetzen der Geiſterlehre

vermuthen, die Jungfrau Maria habe ſich eben ſo weit gegen ihren eifrigen Diener und Liebhaber herabgelaſſen, zumalen da es nur auf eine Ceremonie ankam, und ihr guter Gemahl Joſeph, der ohne dem nichts weniger als eiferſüchtig war, nichts dabey zu befürchten hatte. Es kann aber ſeyn, daß, weil dieſe hohe Gnade den Legenden der Heiligen gemäß bis dahin noch keiner heiligen Mannsperſon wiederfahren war, eine ſolche Idee wegen ihrer Seltenheit dem Geiſterſeher nicht einfiel. Denn dieſe Erſcheinung mag doch wohl von der Art geweſen ſeyn, wie ihm oft unter dem Meſſeleſen die Schedelſtäte bey Jeruſalem, die doch feſt an die Erde gewachſen iſt, erſchien. Wenn er Meſſe las, ſchwang ſich ſein Geiſt auf den Flügeln der Phantaſie bis nach Jeruſalem, und ſah daſelbſt den Sohn Gottes auf der Schedelſtäte kreuzigen. Vor ſechs bis ſieben Stunden kam er nie zurück. Indeſſen lieſen die Meßjungen und wer Meſſe hörte, die weder Berg noch kreuzigende Scheraen ſahen, davon, und hinterließen ihn in einer Fluth von Thränen.

Seiner Schutzpatronin Maria hatte er ſogar ſein Leben zu verdanken. Da er noch zu Ariza als Gouverneur ſeiner väterlichen Lehngüter wohnte, wurde er in einer Nacht von einigen ſeiner rebelliſchen Unterthanen überfallen, die nach ihm ſchoßen, da er ſich hinter dem Kaminſchirm verſteckt hatte. Aber was geſchah? — Die Kugel prallte von dem Leinwand des Schirms ſo gewaltig auf die Stirn des Mörders zurück,

rück, daß er halbtodt zur Erde fiel. Wie läßt ſich das anders verſtehen, als daß Maria, gleich der Minerva im Homer, eine Aegide von undurchdringlichem Stahl dazwiſchengehalten habe?

Die gemeldten Erſcheinungen geſchahen zwar nicht, wie jene auf dem Berge Tabor, in Beyſeyn anderer. Jedoch wurden ſie, ſo wie ſeine heimlichen Bußwerke, allgemein bekannt. Der König ſchätzte ſich glücklich, einen ſo heiligen Mann in ſeinem Reiche zu haben, und nach Verdienſt befördern zu können, und hierzu ereignete ſich bald eine Gelegenheit.

Es fügte ſich im Jahr 1629., daß die Schweſter des Königs ſich mit Ferdinand dem Könige von Ungarn, und nachmaligen Kayſer vermählte. Der König Philipp ließ ſichs ſehr angelegen ſeyn, ſeiner Schweſter die anſehnlichſten Perſonen des Reichs zum Gefolge zu geben, worunter ſich auch Johannes von Palafox, erſter Kriegsrath und Mitglied des Raths von Indien, als Kapellan und erſter Almoſenpfleger der königlichen Braut Maria befand. Der Wienerhof iſt jederzeit der chriſtlichen Andacht, und denen die Profeßion davon machen, ſonderbar zugethan geweſen. Auch Palafox hatte das Glück vom ganzen kayſerlichen Hauſe nicht nur als ein heiliger Mann bewundert und verehrt, ſondern auch mit dem Titel eines kayſerlichen Geheimden Raths, und mit den nachdrücklichſten Empfehlungsbriefen an ſeinen König verherrlichet zu werden.

Da er aber im Begrif war, nach Spanien zurückzukehren, erhielt er von seinem Könige den Befehl, die vornehmsten Europäischen Höfe zu besuchen ihre Gesetze und Gewohnheiten, die Denkart der Fürsten und ihrer Minister, und ihre Kriegsmacht und festen Plätze, ihre Handelschaft und Künste und andere dergleichen Dinge zu beobachten, und ihm genaue Rechenschaft nach seiner Zuruckkunft davon zu geben. Er nahm den Auftrag mit Freuden an, reisete durchs deutsche Reich nach Schweden, von da begab er sich in die Niederlande, und am Rhein hinauf in die Pfalz, und durch Bayern und Tyrol nach Italien. Nachdem er hier Savoyen etwas genauer als verschiedene andere Gegenden gesehen hatte, wandte er sich nach Frankreich, wo er zu Paris vom königlichen Hause sehr gnädig empfangen, und mit Empfehlungsschreiben an seinen König beehrt wurde. Hier endigte er das Tagebuch seiner Reise, welches man noch unter seinen Werken findet. Endlich kam er nach einer Abwesenheit von drey Jahren nach Madrit zurück, wo er vom Könige als ein Schutzengel seines Reiches erwartet, und mit großen Freudenbezeugungen empfangen wurde. Kurz darauf schrieb er sein Gespräche zwischen zween Hofmännern von dem damaligen politischen Zustande der Europäischen Höfe und Nationen.

Indeß daß er auf dieser Reise mit unzähligen Gegenständen beschäftigt war, die seinen Geist zerstreuen konnten, verlohr er nichts von der Lebhaftigkeit seiner

„ prieſen werdet; aber behaltet immer etwas, das ihr geben
„ könnt, ſonſt möchten Eure Gottheiten in Verachtung ge-
„ rathen. Leihet einem jeden genug, damit keiner nöthig
„ habe dem andern zu leihen; denn wenn Eure Gottheiten
„ ſelbſt dazu kämen, daß ſie von Menſchen entlehnen müß-
„ ten, ſo würden die Menſchen Atheiſten ſeyn. Macht
„ die Mahlzeit beliebter, als den der ſie giebt. Laßt keine
„ Verſammlung von fünfzehn ohne eine Mandel Böſewich-
„ ter ſeyn. Wenn zwölf Weiber an einem Tiſch ſizen,
„ ſo laßt ein Duzend von ihnen ſeyn -- was ſie ſind --
„ den Reſt eurer Feinde, o ihr Götter, die Senatoren
„ von Athen, nebſt der Grund-Suppe des übrigen Volks,
„ zählet, ihr Götter, dem Verderben zu. Was dieſe
„ meine Freunde betrift -- So, wie ſie für mich Nichts ſind,
„ ſo ſegnet ſie auch mit Nichts, und zu Nichts ſind ſie mir
„ willkommen. „

[Man dekt auf, und alle Schüſſeln ſind mit Hunden von verſchiedner Gattung angefüllt.]

Etliche von den Gäſten.

Was meynen Se. Gnaden damit?

Andre.

Das weiß ich nicht.

Timon.

Daß ihr nie keine beſſere Mahlzeit ſehet, ihr Maul-Freunde; Dampf und laues Waſſer iſt euer vollkommnes Ebenbild. Das iſt Timons Lezte, Lebt lang, und von aller

Welt

Andacht. Wo es ſich thun ließ, nahm er in Klöſtern ſeine Herberge, ſchlief auf Bretern, betete und faſtete nach ſeiner Gewohnheit. Auch ließ ihn der Himmel nicht ohne Wunderzeichen. In einer ungenannten Stadt Deutſchlands wurde er von den Baarfüßern des Karmeliterordens bewirthet, die ihm auf ſein Verlangen eine kleine Einſiedeley die nah am Kloſter war, einräumten. Wann er des Nachts daſelbſt mit einem Kruciſix-Bild in ſeinen Armen vom Schlaf überfallen wurde, klopfte ſein Schutzengel hart aufs Kreutz und weckte ihn zum Gebet auf. In dem Pfälziſchen Städtchen Bretheim fand er in einem dunkeln Winkel der Kirche ein verſtümmeltes Kruciſix-Bild hangen, welches durch einen helleuchtenden Glanz, der es umgab, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und ihn durch eine innerliche Stimme anflehete, es unter ſeinen Schutz zu nehmen. Nach der Erzählung des Pfarrn war es von den Ketzern an Armen und Beinen verſtümmelt worden. Er flog mit heiliger Entzückung gegen das Bild, löſete es ab, und eignete es ſich zu, nachdem er der Kirche ein anſehnliches Geſchenk dafür gemacht hatte. Dieſes Kruciſix iſt in der Folge ſeines Lebens jederzeit ſein getreuer Gefährte geweſen. Da er ſtarb, vermachte er es dem berühmten Kardinal Sandoral, der ihn aber in der Kirche der Karmeliter-Baarfüßer zu Toledo eine bleibende Stelle anwies.

Die Empfehlungsbriefe der kayſerlichen und königl. franzöſiſchen Höfe, die er dem Könige überreichte,

thaten ihre Wirkung. Denn nicht lang nach ſeiner Wiederkunft wurde ihm die erſte Stelle im Rath von Indien eingeräumt, und das Amt eines Hofmeiſters und Lehrers des Prinzen Balthaſar Karls anvertraut. Neben dem war er noch immer erſter Kriegsrath.

So viele Pflichten zu erfüllen, dazu gehörte eine faſt nie unterbrochene Anſtrengung ſeiner Seelen und Leibeskräfte. Dieſe und vielleicht noch mehr die ſtrenge Lebensart, von der er nichts nachließ, zogen ihm im 38ſten Jahr ſeines Alters eine tödtliche Krankheit zu, wodurch er mehrere Tage ſeiner äuſſern Sinne beraubt wurde. Es ſchien aber, als hätte ſich ſein ganzes Gefühl in ſein innerſtes zuſammengezogen, den Heil. Apoſtel Petrus, der ihm damals erſchien, zu bewillkommen, und ſein zukünftiges Schickſal von ihm zu hören. Der Apoſtel gab ihm erſtlich zu verſtehen, daß dieſe Krankheit zu ſeiner Züchtigung über ihn verhängt wäre, weil er durch ſeine Beſchreibung der Belagerung der Stadt Fontarabia ſich der eiteln Ruhmſucht ſchuldig gemacht, und ſich mit Bataillen und Scharmützeln, die ſich zu ſeinem geiſtlichen Stand gar nicht ſchicken, abgegeben hätte. Er würde aber für diesmal wieder geneſen und zum Bisthum Tlaskala befördert werden. Hier ſollte er Beſcheidenheit im Glück, Muth und Unerſchrockenheit in Widerwärtigkeiten bezeigen.

Der Apoſtel vergaß ihm zur Niederlegung des Amtes eines Kriegsraths, welches die Quelle ſeines

Ver-

Vergehens war, zu ermahnen. Auch überfiel den demüthigen Mann Gottes kein Schauder vor der ſchweren Bürde eines Biſchofs, wenigſtens mußte er dem himmliſchen Bothen ſeine Schwachheit vorſtellen, wofern er es ihm nicht ganz abſchlagen wollte. Allein der Apoſtel verſchwand eh er zum Reden kam, und er verſparte ſeine Verweigerung bis zur Zeit, da ſie ihre zweckmäßige Wirkung thun konnte.

Die Weiſſagung des Apoſtels traf ein. Im Jahr 1639. kam die Nachricht von dem Tode des Guitirez Berardo Quiros, Biſchofs zu Angelopolis, oder zu Pnebla de los Angelos, einer Stadt in Mexico, die wegen ihres Handels berühmt iſt. Der Kirchſprengel dieſes Bisthums erſtreckt ſich von Norden zu Süden auf 100. deutſche Meilen, und auf 50. von Weſt gegen Oſten. Dieſer weite Umfang iſt mit großen Wäldern und hohen Gebürgen gleichſam beſäet. An gebahnten Landſtraßen fehlt es faſt überall, und die Einwohner, die auſſer den Städten und Flecken auf den Lande leben, wohnen weit von einander zerſtreut. Hierzu kommt noch die faſt unerträgliche Hitze des Klima, um den Zutritt zu den innerſten Einwohnern des Landes, höchſt beſchwerlich zu machen. Es befanden ſich damals dieſe Provinzen in einer gefährlichen Lage. Die Verwirrung worinn damals die politiſche Verfaſſung derſelben war, verbreitete ſich auch über die Geiſtliche. Denn die Völker, welche im Begrif waren, die unterdrückende Bürde einer übel verwal-

teten Regierung abzuſchütteln, gaben der Stimme ihrer geiſtlichen Hirten kein Gehör. Das Chriſtenthum näherte ſich unter den Indianern ſeinem Untergange. Aberglaube und Barbarey waren in vollem Wachsthum. Dieſen ſowohl geiſtlichen als weltlichen Uebeln abzuhelfen, ſchien niemand geſchickter zu ſeyn, als Johannes von Palafox. Er war ſeit vielen Jahren ein Mitglied des Indianiſchen Raths, und hatte ſehr viele deutliche Proben ſeiner politiſchen Kenntniſſe und Treue gegen den König abgelegt. Sein Religionseifer, der Ruhm ſeines heiligen Lebenswandels, und ſein himmliſcher Beruf ſchienen ihn zum Hirten dieſer Völker zu beſtimmen. Der König trug auch kein Bedenken ihn vor vielen andern dazu zu erwählen.

Wie ſtimmte aber dieſes mit der Weiſſagung des Apoſtels Petrus zuſammen, der ihm das Bisthum zu Tlaskala verſprach? Ganz wohl. Denn da die Weiſſagungen der Heiligen meiſtens geheimnißvoll ſind, und ſelten nach den Buchſtaben genommen werden müſſen, ſo war auch dieſe nicht buchſtäblich auszulegen. Tlaskala war ſo viel als Angelopolis, weil es der vornehmſte Ort dieſes Kirchſprengels iſt. Dieſe Auflöſung des Knotens fiel unſerm Palafox nicht ſogleich ein. Daher machte er ſich anfänglich einen Gewiſſensſcrupel daraus, das Bisthum anzunehmen. Aber als den vornehmſten Beweggrund zu dieſer Verweigerung führte er aus Demuth die Schwäche ſeiner Kräfte,

Kräfte, und die ſchwere Bürde der biſchöflichen Inful an. Man ſollte faſt an der Aufrichtigkeit dieſes Vorgebens zweifeln. Denn da er glaubte, gegen die göttliche Beſtimmung zu handeln, wenn er anſtatt eines Bisthums zu Tlaskala das zu Angelopolis annähme, ſo bekannt er ja im Herzen, daß er jenes zu Tlaskala aus Gehorſam gegen Gott nicht ausſchlagen könnte. Und würden denn mit dieſem keine ſchwere Pflichten verbunden geweſen ſeyn? Oder würde ihn Gott wohl zu einem Stande beſtimmen, der ſeine Kräfte überſtiege? Jedoch darf man deswegen nichts arges von dem Manne Gottes urtheilen, die Heiligen ſind wie andere Menſchen oft wunderlich, und wiſſen ſelbſt nicht, was ſie wollen. Die Wahrheit iſt, daß er ſich lang verweigerte, das Bisthum anzunehmen. Der König, welcher wußte, daß Palafox vor einer jeden eröfneten Ehrenſtufe ehe er ſie beſtieg, dergleichen Einwendungen gemacht hatte, ſah es als ein Kompliment der Demuth an, und drang auf das Jawort. Endlich fiel es dem heiligen Manne ein, daß Tlaskala für Angelopolis genommen werden könnte. Fand auf einmal Kräfte genug in ſich, die biſchöfliche Bürde zu tragen, und ließ ſichs gefallen, dieſelbe anzunehmen.

Kaum war er den 27ſten December des Jahrs 1639. von dem Kardinal Auguſtin Spinola Erzbiſchof zu Kompoſtella, und von den Biſchöffen von Yukatan und Valenznola zum Biſchof eingeweiht worden, als er ſchon bereit war, ſich zu ſeinem Bisthum zu bege-

ben. Kein Bräutigam hat ſich je ſo ſehr nach ſeiner Verlobten geſehnt, als er ſich nach ſeiner Kirche ſehnte. Er that ſogar ein Gelübde ſie mit keiner andern, ſo reich ſie auch ſeyn möchte, zu verwechſeln.

So bald er vom Könige, der ihn in der Würde eines Raths von Indien beſtätigte, Abſchied genommen hatte, trat er den 21. April 1640. mit einer Flotte die vom Admiral Rocco Centeno commandirt wurde, zu Kadix die Reiſe nach Amerika an, wo er zu Verra Crux den 23ſten Junius anländete. Von hier ſetzte er ſeine Reiſe fort und kam den 22ſten Julius glücklich zu Angelopolis an. Es iſt nicht auszuſprechen, mit was für Freudensbezeugungen er daſelbſt empfangen wurde. Der Ruf ſeiner Heiligkeit, ſeiner Liebe gegen die Armen und Bedrängten, und ſeine Freundlichkeit hatte ſchon vorher alle Gemüther eingenommen. Sie empfiengen ihn mit der entzückenden Freude der Kinder, die ihren lang erwarteten Vater wieder ſehen.

Seine erſte Sorge war, den im Jahr 1550. angefangenen und ſeit 1619. verlaſſenen Bau der Kathedral-Kirche zu vollenden und eine biſchöfliche Reſidenz zu bauen. Die Kirche war damals nur bis zur Höhe von 32 Palmen aufgeführt, und koſtete ſchon eine Million und 200 tauſend Species-Thaler. Weil er ſelbſt große Summen dazu hergab, ſo entſtand unter den reichſten Einwohnern ſeines Kirchſprengels ein Wetteifer, ſeinem Beyſpiel zu folgen und die Kirche gelangte

in kurzer Zeit zu ihrer Vollkommenheit. Sie ist die größte und prächtigste in Indien, und hat wenige ihresgleichen in Europa. Den bischöflichen Pallast bauete er auf seine Unkosten, und schenkte ihn der Kirche zur Wohnung der Bischöffe, welche bisher in gemietheten Häusern gewohnt hatten.

Seine Wohnung war nur mit dem nothwendigsten, und sehr einfachen Hausgeräthe versehen. Er war einer der ärmsten in seinem Kirchsprengel. Denn neben seiner schlechten Kleidung und sehr sparsamen Kost genoß er nichts von den reichen Einkünften seines Bisthums. Das übrige sah er an, als ein Eigenthum der Armen, und seiner Kirche, deren Pflegvater und Verwalter er wäre. Seine Freygebigkeit war ohne Maaß und Ziel. Er konnte keinen Nackenden sehen ohne ihn zu kleiden, und keinen Hungrigen ohne ihn zu speisen. Daher war seine Kasse oft ohne Geld, und seine Garderobe ohne Kleider. Mehr als einmal gab er von zweyen Hembden, die er nur hatte, eins dem Armen, dem es daran fehlte. Einstens war das zweyte nicht gewaschen, da befohl er, ihm das unreine zu bringen, um es anzuziehen, und das saubere welches er trug dem Armen zu geben. Lieber würde er eine Natter in seinen Kasten gesehen haben, als einen Vorrath von Gelde. Oft pflegte er zu sagen, man sollte ihn in dem Mist begraben, wenn man nach seinem Tode Geld bey ihm finden würde. Vom frühen Morgen bis in den späten Abend stand seine Wohnung ei-

nem

nem jeden offen, und wer seine Zuflucht zu ihm nahm, war versichert, Hülfe und guten Rath bey ihm zu finden. In der Demuth ließ er sich so weit herab, daß er die Armen seine Herrn und Patronen nannte, und seinen untergebenen Priestern oft die Füße küßte. Er besaß eine ungemeine Stärke in der geistlichen Beredsamkeit. Diese bewieß er eines Tages desto wunderbarer, je weniger er dazu vorbereitet war. Er wohnte nach seiner Gewohnheit dem Chor bey. Einer der Chorherrn, der kein musikalisches Ohr hatte, stimmte eine Antiphone so falsch an, daß ein allgemeines Gelächter in der Kirche entstand. Der Bischof wurde auf einmal mit einem solchen Eifer für die Ehre des Hauses Gottes entflammt, daß er öffentlich hervortrat, und durch das gewaltige Feuer seiner Beredsamkeit aller Herzen in Thränen zerschmolz. Uebrigens predigte er alle Sonntage zwo Stunden über das Evangelium und von den Pflichten eines jeden Standes der Menschen.

Zur Erziehung der Jugend stiftete er ein Seminarium, welches er dem Heil. Petrus weihete, und versah es mit Lehrern der lateinischen Grammatik, der Redekunst, des Gregorianischen Gesangs, und der Mexikanischen Sprache. Der König beehrte es mit dem Namen eines königlichen Kollegiums, und der Pabst Innocentius X. bekräftigte diese Stiftung mit Bullen. Hier wurden nur arme Knaben, ungefähr hundert an der Zahl, ernährt und unterwiesen. Wenn sie in den ersten Gründen der Gelehrsamkeit hinreichend

geübt

geübt waren, so giengen sie zu andern zweyen von ihm verbesserten Kollegien zu S. Johannes und S. Paulus über, in deren ersten sie in der Philosophie und scholastischen Theologie, in andern aber in der praktischen Theologie, unterwiesen würden. Er bereicherte diese Schulen mit 12000 Species-Thaler, jährlichen Einkünften, zum Unterhalt der Lehrer und Schulgebäude, und neben dem beschenkte er sie mit seiner Bibliothek von 6000 Büchern.

Indeß daß er an der Bildung der Jugend zum Besten des Staats und der Kirche arbeitete, bestrebte er sich auch mit allen Kräften, die Einwohner der Provinzen mit geschickten und tugendhaften Lehrern und Seelsorgern zu versehen. Seit ungefähr hundert Jahren waren die Kirchen seiner weitläuftigen Dioces von fremden Weltpriestern und von Mönchen weit entfernter Provinzen bedient, und die Klerisey von Angelopolis war unnütz und müßig, und führte einen ärgerlichen Lebenswandel. Die fremden Priester und Mönche auf den Pfarreyen, die meistens der Freyheit wegen sich in so entfernte Länder wagen, waren nicht besser. Dies war die vornehmste Ursach des Verfalls der Religion. Der eifrige Bischof sah dieses wohl ein, und besetzte nach und nach die Pfarreyen mit solchen Geistlichen seiner Klerisey, die sich durch Tugend und Gelehrsamkeit vor andern auszeichneten. Damit aber der Gottesdienst in seinem Kirchsprengel einstimmig wäre, so schrieb er allen Pfarrn, gewisse Regeln vor, nach wel-

welchen sie sich pünktlich zu richten hätten. Diese fanden bey dem Hof zu Madrit so vielen Beyfall, daß sie der König unter dem Titel eines Rituale für Neu-Spanien drucken ließ, und allen Amerikanischen Bischöffen zuschickte, in ihren Kirchsprengeln einzuführen.

Diese gute Einrichtung, woran schon so viele Bischöffe, Könige von Spanien, und die aufgeklärtesten Staatsminister vergeblich gearbeitet hatten, brachte der Bischof Palafox in wenigen Monaten zu Stande. Hieraus kann man sehen was ein Mann ausrichten kann, den ein enthusiastischer Eifer in seinem Vorhaben begeistert, und von dem man allgemein glaubt, daß Menschenliebe ohne Eigennutz die einzige Triebfeder seiner Handlungen sey.

Je größer aber der Ruhm war, den er sich durch seine vortrefliche Anordnung zuwege brachte, so sehr wurde er von den Ordensgeistlichen, besonders Jesuiten beneidet, welche nun keine Hofnung mehr hatten, die Pfarreyen des Angelopolitanischen Kirchsprengels mit ihren Ordensbrüdern zu besetzen. Die Jesuiten aber glaubten mehr als andere Ursach zu haben, ihn zu haßen, weil sie in ihm den Zerstöhrer ihrer überwiegenden Macht in Indien voraus sahen. Einen deutlichen Beweis, daß er keine sonderbare Achtung noch Furcht vor ihnen hatte, legte er an den Tag, da er in einem Gerichtshandel, der wider sie geführt wurde, ein sehr nachtheiliges Urtheil wider sie fällte.

Es

Welt verabſcheut, ihr glatten, lächelnden, verwünſchten Schmarozer, ihr liebkoſenden Zerſtörer, ſchmeichleriſche Wölfe, zahme Bären, ihr Glüks-Narren, Teller-Leker, und Fleiſch-Fliegen, ihr Kopf- und Kniebeugenden Sclaven, daß alle ungezählten Krankheiten von Menſchen und Vieh euch in dieſem Augenblik überdeken! Wo gehſt du hin! Sachte, nimm erſt deine Arzney ein -- du auch -- und du --

(Er wirft die Teller nach ihnen, und jagt ſie hinaus.)

Halt, ich will dir Geld leihen, ich will keines borgen. Wie? Alle in Bewegung? Von nun an ſey kein Gaſtmahl, wo ein Böſewicht nicht willkommen ſey! Brenn' auf den Grund ab, Haus; ſink', Athen; und Timon haſſe von nun an den Menſchen, und alles was menſchlich iſt!

[Geht ab.]

Die Senatoren kommen zurük.

1. Senator.

Wie gefällt euch das, Milords?

2. Senator.

Kennt ihr die Beſchaffenheit von Lord Timons Wuth?

3. Senator.

Zum Henker, habt ihr meine Müze nicht geſehen?

4. Senator.

Ich habe meinen Oberrok verlohren.

1. Sena-

Es ſtarb ein reicher Mann der einen Jeſuiten des Namens Johannes von S. Michael zum Executor ſeines Teſtaments beſtellt hatte. Dieſer hatte ſich ſogleich aller Papiere und Güter des Verſtorbenen habhaft gemacht. Der rechtmäßige Erbe forderte das Inventarium der hinterlaſſenen Güter. Aber die Jeſuiten ſchlugen es ihm ab. Der Erbe brachte die Sache vor das biſchöfliche Gericht, welches den Jeſuiten auflegte, zu beſchwören, wieviel ſie von den Gütern des Verſtorbenen in Händen hätten. Sie beſchworen 25 tauſend Piſtolen. Der Erbe bewies aber durch Briefſchaften und Zeugen, daß ſich die Erbſchaft auf 50 Tauſend belief. Was ſie dagegen anführten war ſchlecht gegründet und ſie waren gezwungen, die ganze Erbſchaft dem Erben zu übergeben. Dieſer Verluſt, und der Schandfleck, der ihrer Ungerechtigkeit und des begangenen Meineids wegen auf ihnen ſitzen blieb, erfüllte die Jeſuiten mit einem tödtlichen Haß gegen den Mann Gottes, der zwar jetzt noch zu keiner Thätigkeit, aber in der Folge in eine der größten Verfolgungen, die je ein Menſch gelitten hat, ausbrach.

Palafox hatte ſeinem Bisthum zwey Jahr rühmlich vorgeſtanden, als er im Jahr 1642. zum erledigten Erzbisthum zu Mexiko vom Könige ernannt wurde. Die neuen Unruhen, die nach der neulichen Ankunft des Vice-Königs und Herzogs von Askalona in der Stadt Mexiko und in dem ganzen Reiche entſtanden waren, und die Gährung, welche von Tag zu Tag

unter

unter den Völkern zunahm, ſetzten den Hof in Furcht und Mißtrauen. Der Rath von Indien ſtellte dem Könige vor, niemand ſey geſchickter die Ordnung und den Frieden wieder herzuſtellen, als der Biſchof zu Angelopolis, wofern er zum Oberhaupt der daſigen Kirche beſtellt würde. Der König trug nicht nur kein Bedenken darein zu willigen, ſondern entſchloß ſich auch, den Herzog von Askalona, auf den er einen Verdacht geworfen hatte, zurückzuberufen, und Palafox zum Vice-König von Mexiko, zum Viſitator der daſigen Regierungsverfaſſung, und zum General-Kapitän von Neu-Spanien, mit der Oberaufſicht über den Handel der Philippiniſchen Inſeln, und der Königreiche Peru und Mexiko zu ernennen.

Nun hatte es Palafox ſowol in geiſtlichen als weltlichen Ehrenſtellen ſo weit gebracht, als es ein Spaniſcher Edelmann bringen kann. Und nun öfnete ſich ein weites Feld für ſeine Klugheit, ſowol in politiſchen als geiſtlichen Händeln. Er unterwarf ſich ohne Widerrede dem Willen ſeines Königs, und bereitete ſich zur Reiſe nach Mexiko.

Weil der Herzog von Askalona einen großen Anhang zu Mexiko hatte, und eine Empörung zu befürchten war, wenn die Abſetzung deſſelben zur Unzeit bekannt worden wäre; ſo mußte die Sache ſo ſchleunig als verſchwiegen betrieben werden. Daher gab Palafox bey ſeiner Ankunft zu Mexiko vor, die Abſicht ſei-

ſeiner Reiſe ſey, als neuer Erzbiſchof ſeinen Kirchſprengel zu beſuchen, und machte auch wirklich die nöthigen Veranſtaltungen dazu. Es waren aber kaum ein paar Tage verfloſſen, als er in der Nacht des Pfingſtſontags die oberſten Häupter der Regierung einen jeden insbeſondere ohne daß einer von dem andern wußte, zu ſich kommen ließ, unter dem Vorwand, er habe ihm eine Ordre des Königs mitzutheilen. Ein jeder erſtaunte da er alle Mitglieder des königlichen Raths ſo unvermuthet verſammelt ſah, und noch mehr da er die königlichen Patente vorleſen hörte. Es fand ſich aber keiner unter ihnen, der den Befehlen des Königs nicht allen Gehorſam angelobte. Indeſſen wurden in der größten Stille einige Kompagnien Soldaten in die Stadt vertheilt, um aller Unruh vorzukommen. Alles dieſes geſchah, ohne daß der Vice-König etwas davon erfuhr. Er ſchlief ruhig bis des Morgens um 5 Uhr, da ihm der neue Vice-König, durch einen der königlichen Räthe ſeine Abſetzung und den königlichen Befehl, ſogleich nun Mexiko zu verlaſſen und nach Spanien zurückzukehren, verkündigte. Da es Tag wurde, erſtaunte die ganze Stadt über die große Veränderung, die in einer Nacht geſchehen war, und jedermann wurde wegen des klugen Betragens des neuen Vice-Königs von Ehrfurcht und Gehorſam gegen ihn beſeelt.

Seine erſte Sorge war, den Lauf der Gerechtigkeit zu unterſuchen. Er fand eine große Menge un-

entſchiedener Gerichtshändel, ungerechter Urtheilsſprüche, und offenbarer Unterdrückungen, wodurch viele reiche Familien zu Grund gerichtet worden waren, und ruhete nicht, bis alle Proceſſe entſchieden, und alles Unrecht vergütet war. Die Theilnehmenden hatten ſo viel Vertrauen auf die Einſicht und Rechtſchaffenheit des Biſchofs, daß er die meiſten Streitigkeiten in Einer Seßion beylegen konnte. Dabey ſäuberte er die Gerichtsſtühle von allen Misbräuchen, richtete ihrer mehrere in den Provinzen auf, und ſchrieb eine gewiſſe Zeit vor, über welche kein Proceß verzögert werden durfte. Den Handel zu vermehren, erleichterte er die Zölle, und ſchafte die ungerechten Forderungen die in den Seeplätzen üblich waren, ab. Die königlichen Finanzen waren ſo übel verwaltet worden, daß er nicht mehr als neun Doublonen im königlichen Schatz fand, obgleich die Abgaben ungemein ſchwer waren, und mit tyranniſcher Schärfe eingefordert wurden. Er zog deshalben einige der größten Blutigel zur Rechenſchaft, und zwang ſie wiederzugeben, was ſie dem Könige und dem Volk geraubt hatten, und ſezte die Verwalter der Finanzen in ſo gemeſſene Schranken, daß ſie weder den König betriegen, noch die Unthanen und Fremden drücken konnten. Alles richtete er ſo ein, daß der Vortheil des Königs mit der Wohlfahrt der Unterthanen zuſammenſtimmte. In den Kriegsſtand führte er Ordnung und Gehorſam ein. Neben den gewöhnlichen Beſatzungstruppen richtete er

ein

ein Korps von 12 Kompagnien auf, welche auf jeden Wink des obersten Befehlshabers marschfertig seyn mußten, und damit sie recht brauchbar wären, so bestimmte er gewisse Tage in der Woche, in welchen sie auch in Friedenszeiten exerciert würden.

Hierbey unterließ er keine der Pflichten eines geistlichen Hirten. Ich würde die mir vorgesetzten Grenzen der Kürze überschreiten, wenn ich alle seine Bemühungen erzählen wollte, die er angewandt, nur die gröbsten Unordnungen der Kirchendiener abzuschaffen. Ich will nur dieses anmerken, daß er der meisten Priester lasterhaftes Leben durch sein gutes Beyspiel und liebreiche Ermahnungen verbesserte. Die ärgsten ließ er zu sich rufen, und entließ sie nicht, bis sie durch seine Vorstellungen in Thränen reumüthig zerflossen. Mit gleicher Gelindigkeit brachte er die Schullehrer zur genauen Erfüllung ihrer Pflichten. Der Universität zu Mexiko gab er eine solche Einrichtung, daß aus allen Provinzen des Reichs eine große Menge Schüler herzu eilte, die sich um die Wette beeiferten, durch ihren Fleiß die Aufmerksamkeit ihres Vice-Königs, der ihre Schulen oft besuchte, auf sich zu ziehen.

Auf diese Weise beförderte er mit gleicher Wirksamkeit das Wohl der Kirche und des Staates. Man findet wenige Menschen in der Geschichte, die ihm an Wirksamkeit der Seelenkräfte geglichen haben. Denn mit gleicher Gegenwart des Geistes entschied er in einer

Stunde die wichtigsten Händel von ganz verschiedener Natur, und oft diktirte er acht bis neun Schreibern Briefe von verschiedenen Gegenständen in die Feder.

Durch diese ausserordentliche Thätigkeit brachte er es innerhalb zehen Monaten so weit, daß alle die Quellen, woher die Unzufriedenheit und aufrührerischen Gesinnungen der Unterthanen entsprungen waren, verstopft und gänzlich ausgerottet wurden. Die Wirksamkeit seines Geistes würde in so kurzer Zeit so viel Gutes nicht haben stiften können, wenn ihm nicht andere sehr seltene Eigenschaften, die dasjenige, was andere von der Zeit erwarten müssen, ihm augenblicklich verschaften, zu Hülfe gekommen wären. Ein Mann, der nicht nur die gewöhnliche Besoldung eines Vice-Königs dem allgemeinen Schatz schenkte, sondern auch die Einkünfte seines Erzbisthums so ganz und gar unter die Armen und Bedrängten austheilte, daß es ihm oft selbst an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte; der durch die vortrefliche Oekonomie, die er in der Verwaltung der öffentlichen Finanzen eingeführt hatte, augenscheinlich bewies, daß seine Freygebigkeit nicht aus einem Geist der Verschwendung, nicht aus Unwissenheit die weltlichen Güter zu schätzen, sondern von einer ausserordentlichen Menschenliebe herrührte; ein solcher Mann, der im Ruf der Heiligkeit stand, und von dem man glaubte, er habe himmlische Erscheinungen, hatte den Vortheil, daß seine Befehle von dem Pöbel als Orakelsprüche, und von dem vernünftigen

Theile

Theile der Menſchen als Vorſchriften eines zur allgemeinen Wohlfahrt gebohrnen Mannes verehrt wurden. Von einem ſolchen Obern nimmt jedermann gern Befehle an, und vollſtreckt ſie treulich und ohne Aufſchub, beſonders wenn er durch vorhergegangene Handlungen gezeigt hat, daß er den Sachen gewachſen iſt. Hiezu kamen noch ſein enthuſiaſtiſcher Eifer, ſeine Unerſchrockenheit, und ſein ſtandhafter Muth, die Geſchäfte zu unternehmen, und zu vollbringen.

Indeſſen hatte er einigemal ſeinen König angeflehet, ihn ſeinem Bisthum Angelopolis wiederzugeben; der König erhörte endlich ſein wiederholtes Bitten, mit dem Beding das Amt eines General-Viſitators des Königreichs Mexiko beyzubehalten, und verlieh die Würde eines Vice-Königs dem Grafen von Salvatiera.

Dieſer kam im November des Jahrs 1642. zu Mexiko an, und unterſchied ſich durch die Pracht ſeines Aufzugs und Gefolgs ſo ſehr von unſern Biſchof, als der Abſtand zwiſchen einem Vice-König und einem der ärmſten Menſchen iſt. Jedoch hätte ihn Palafox gern in einem ſaubern Kleide bewillkommet. Da er aber von ſeinem Hausmeiſter erfuhr, er habe ſein neues Kleid einem Armen gegeben, und ſey ſogleich kein anderes vorhanden, ſo kehrte er den hintern Theil ſeines Talars vornhin, damit die verſchmutzte Seite nicht in die Augen fiele, und machte in dieſem Aufzuge ſeine Aufwartung. Kein Vater, der zu verreiſen Willens

lens iſt, kann ſeine Kinder der Sorgfalt ſeines Freun-
des mit gröſſerer Wärme empfehlen, als er dem neuen
Vice-König das Wohl der Mexikaner empfahl. Er
zeigte ihm aufrichtig alle Mittel und Wege, deren er
ſich bedienen könnte, das Gute, was er ſo glücklich
angefangen hatte, zur möglichen Vollkommenheit zu
bringen.

Dieſes, welches ihm nicht lang hernach mit gröſ-
tem Undank vergolten wurde, und die Erwartung der
königlichen Erlaubniß die Stadt Mexiko und das da-
ſige Erzbisthum zu verlaſſen, hielten ihn noch einige
Monate zu Mexiko auf. Seine Abweſenheit von ſei-
nem biſchöflichen Sitze, wohin er ſich herzlich ſehnte,
erſetzte er indeſſen mit Hirtenbriefen. Damals ſchrieb
er auch das Buch, welches der Hirte der guten Nacht
betittelt iſt.

Endlich erhielt er im Anfang des Junius 1643.
die ſchriftliche Erlaubniß vom König, das Erzbisthum
von Mexiko zu verlaſſen, und nach Angelopolis zu-
rückzukehren, behielt aber die Würde eines General-
Viſitators des Königreichs. Dieſes veranlaßte dem
neuen Vice-König ſich mit deſſelben Feinden zu ver-
einbaren, und ihm viel Verdruß und Herzeleid zu ver-
urſachen; wie wir in der Folge ſehen werden.

V.

Geſchichte des Herrn Oheims.

(Fortgeſetzt von S. 48. No. 1. des T. M.)

III.

Das Abendeſſen wird heut etwas ſpäter werden als gewöhnlich, ſagte Hr. Oheim. Wie ich höre, ſo hat kein Menſch auf das Füllen gerechnet, und dem armen Thier iſt weder Krippe noch Reiffen zurecht gemacht. Sie zerſägen eben eine alte Krippe aus dem Kühſtalle, und machen auch ein Geſtell, das einen Reiffen für dieſe Nacht vorſtellen ſoll. Es war ſogar keine Halfter da, und man darf doch den armen Narrn die ganze Nacht über nicht frey neben der Mutter ſtehen laſſen, weils ihm einfallen könnte die alte böſe Milch von neuem einzuſaugen. Wie wir uns ſo am Küchenfeuer wärmten, trat der Pfarrer herein mit einem groſſen weiſſen Reitermäntel unterm Arm. Er war gekommen mich abzuholen, daß ich die Nacht in ſeinem Hauſe zubringen ſollte. Daraus wird nichts, mein lieber Herr Paſtor, rief ihm Mademoiſelle Oheim entgegen. Herr Müller bleibt bey uns, und Mamma und ich haben ſchon oben weiß für ihn gedeckt. — Und wir thun nichts

gerne umsonst — wissen Sie das? — Ich folgte der gutherzigen Einladung, und der Pfarrer ließ sich auch bereden zum Abendessen zu bleiben. Endlich kam auch der junge Herr Oheim zur Gesellschaft, nachdem er für seine Thiere gesorgt hatte. — Sie als ein Reitersmann, sagte er zu mir, werden es nicht übel nehmen, wenn das Essen heut ein wenig spät wird. Ich denke, Sie setzen sich wohl selbst nicht eher zu Tische, bis ihr Roß versorgt ist. Sie haben heut einen guten Tag gehabt, sagte der Pfarrer zu ihm — So so — war die Antwort. Und hier hab' ich auch für Sie gesorgt. Sehen Sie, indem er etwas aus der Tasche zog das ich nicht sogleich erkennen konnte, hier ist der wahre Lichen rangiferinus, den ich heute im Vorbeyreiten auf den Felsen des Aschberges angetroffen habe. Und so ist denn nun die Sammlung vollständig. Sehen Sie in ihren Speciebus nach, ob das nicht das wahre Rennthierenmooß ist, das so gut bey uns wächst als in Lappland? Der Pfarrer war wie von Freuden über den gefundenen Schatz ausser sich — Machen Sie hurtig, sagte Fr. Oheim, daß sie ihr Kleinod unbeschädigt nach Hause bringen. Da wird die arme Frau eine böse Nacht haben, weil der Herr für Freuden nicht schlafen kann. Mademoiselle Oheim kam mit einem großen Becken Wasser herein: darf ich gehorsamst bitten, daß ihr Kleinod zu saufen bekommt, so gut wie des Hrn. Heinrichs Füllen. Es

könnte

1. Senator.

Lord Timon iſt nichts beſſers als ein Narr, er läßt ſich lediglich durch die Laune regieren. Lezthin ſchenkt' er mir ein Kleinod, und nun hat er mir's von meiner Müze abgeworfen. Seht ihr mein Kleinod nicht?

2. Senator.

Hab ihr meine Müze nicht geſehen?

3. Senator.

Hier iſt ſie.

4. Senator.

Hier ligt mein Rok.

1. Senator.

Wir wollen uns nicht länger aufhalten.

2. Senator.

Lord Timon iſt verrükt.

3. Senator.

Das fühl ich an meinen Beinen.

4. Senator.

Den einen Tag giebt er uns Diamanten, und den andern Steine.

(Sie gehen ab.)

könnte bis nach Tiſche Noth leiden. Das iſt diesmal nicht nöthig, ihr Kinder, ſagte der Pfarrer; ich ſehe ihr wißt noch nicht, daß Lichen und Muſcus wie Franzoſe und Engländer von einander verſchieden ſind. Unſer lieber Pfarrer, ſagte Hr. Oheim zu mir, hat bisher keine Frau, und wenig Ackerbau gehabt; um ſein dürftiges Exiſtenz loszuwerden hat er ſich daher auf ſieben Künſte zugleich gelegt. Meinen Kindern hat er ſeinen Geſchmack an der Naturgeſchichte mitgetheilt, und wenn's bey dieſen auch bisher nur Spielwerk geweſen iſt, ſo iſts doch immer beſſer, als das Spielwerk mit bloßen Büchern. Es ſchärft wenigſtens die Sinne, und gewiß auch das Judicium.

Weil das Geſinde hineingekommen war, ſo klopfte Frau Oheim zum Eſſen. Ueber Tiſche war, wie man denken kann, der Hauptdiſcurs von den neuen Pferden. Ich habe heut im Nachhauſereiten an Sie und an Ihre Philoſophie gedacht, Hr. Pfarrer! ſagte der junge Oheim. — Wie ſo? — Wenn Sie mich immer ſo gern überreden wollten, daß das Hoffen beſſer ſey, wie das Haben. Ich war heut im großen Triumph ausgegangen, wenn ich meinen Handel überlegte, und bin ganz capot nach Hauſe geritten, nachdem er geſchloſſen war. — Gereut Sie's denn ſchon? — Das wär zu frühe — und ich hoffe das ſoll auch wohl ausbleiben. Aber ich dachte es ſollte mir Mühe koſten: und da ich alles ſo leicht

fand, verdroß mich das. Wär mein Verkäufer ein Jude oder ein reicher Schultheiß gewesen, wie wollt' ich ihm mit Vergnügen das Messer an die Kehle gesetzt haben! Aber so wars ein armer ehrlicher Teufel, den die Noth dazu brachte. Da vergieng mir das Handeln. — Ich hätte ihm auch das Füllen nicht abnehmen können. Aber da war ein garstiger Jude da, der darum handelte, und es vielleicht für 8 oder 10 Thaler erwischt hätte. Er wollte mir auch die Pferde verleiden, und sagte immer sie hätten keine Gestalt. Wenn sie nur brav sind, und die Arbeit thun, und Fresser sind — Wir fahren nicht spatzieren damit. Als der gute Mann sahe, daß ich auf dem Füllen bestand, so sagte er mit Thränen in den Augen: Nehmen Sie's hin, ich weiß es ist doch gut bey Ihnen aufgehoben. Aber lassen Sie mirs sagen, wenn Sies einmal verkaufen wollen. Vielleicht bin ich alsdann im Stande, es Ihnen zu bezahlen. Mir wars als wenn ich der Vormund über das Thier würde, und ich gab ihm die Hand darauf, daß es nie aus meinen Händen in andre als die seinige kommen sollte. Hab ich zuviel versprochen, Papa? Nein, sagte Hr. Oheim. Das Füllen ist dein, denn ich habe nicht drauf gezählt, und das Futter das es frißt will ich dir auch an deinem Heyrathsgut nicht abziehen, sagte er mit Lächeln. Wenns 3 Jahre alt ist, so wollen wir sehen, wie wohlfeil du das Herz hast es deinem Bauern wieder

anzuschlagen. — Ich habe ihnen die Hufe besehen, fiel der Sohn ein, sie haben herrliche gesunde Wände — die Eisen halten auch noch. Wir können also, wenn Philipp fürs Futter sorgt, morgen mit der Dämmerung hinaus, und sehen was sie in der Arbeit vermögen. Ich denke wir reissen den Acker gerade vor der Mühle auf, und da wird sichs zeigen ob sie Kräfte in den Knochen haben. Ich fahre morgen selbst, und wenn Philipp sich gut aufführt und sie gehörig pflegt, soll er übermorgen auch mit fahren. Also, Mademoiselle, nur dafür gesorgt, daß morgen unser Frühstück gleich parat ist.

Als der Tisch abgehoben war, gieng der Pfarrer weg, und der junge Oheim beurlaubte sich auch. Die Tochter stand mit einem Licht da, und Madam Oheim präsentirte mir die Hand. Kommen Sie, unsre Tochter soll uns leuchten, wir wollen sehen wo ihr Schlafzimmer ist, und ob wirs ihnen recht gemacht haben. Herr Oheim mag uns folgen wenn er will. Ich ward die Treppe herauf in ein schönes geräumiges Zimmer geführt. Madam Oheim zog die Vorhänge des Betts auf, und sagte zu mir, sehen Sie selbst, ob sie auf diese Art oder anders gerne schlafen. Ich war von der freymüthigen Güte so betreten, daß ich nicht antworten konnte. Wir haben ihnen die Matratzen oben hingelegt, weil wir denken sie schlafen in der Stadt nicht auf Federn. Sind Sie's aber anders gewohnt, so sagen Sie's

frey

frey heraus, denn wir sind beyde noch da, und können's anders machen. Ich wollte etwas zur Antwort stottern, aber Mutter und Tochter wünschten mir beyde gute Nacht, und ließen mich mit dem Vater allein. Nun hatte ich Zeit mich umzusehen, und ich muß sagen, ich fand das Ameublement so sonderbar, daß ichs dem Herrn des Hauses nicht bergen konnte. Da war Kostbares und Gemeines so unter einander gemischt, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Die Vorhänge meines Betts waren linnen, und es schien, so artig es aussah, doch wie man sagt, Hausmacherzeug. Hingegen waren die Stühle und Lehnsessel die schönste Tapetenstickerey. Die Wände waren weiß, und mit Schmetterling-Tafeln, und ausgestopften Vögeln unter Gläsern, auch mit einigen Handzeichnungen behangen. In der Tiefe des Zimmers braunte das Feuer in einem Kamin, das eine marmorne Einfassung zu haben schien. Auf dem Gesimse standen zwey gelbe Wachslichter.

Als ich meine Nachtmütze in den Nacken schob, und das ganze Arrangement noch einmal mit großen Augen überlief, sagte Hr. Oheim: kommen Sie und setzen sie sich noch eine Viertelstunde zu mir ans Kamin. Sie können doch nicht ruhig schlafen, wenn ich ihnen nicht sage, wie das alles hier zusammengekommen ist. Sehen Sie das alles, groß und klein, ist Hausmacherzeug, und das ist der Grund des schönen Ensemble, was Ihnen als Stadt- und

Welt-

Weltmann ſo ungern in Kopf will. Wenn man bey euch Herren Symmetrie und Harmonie, wie ihrs nennt, hervorbringen will, ſo muß man alle vier Welttheile dazu aufbieten. Wir haben das aber nicht nöthig, ſondern nehmen was uns vor der Naſe liegt. Hier den Vorhang haben meine Leute geſponnen, und er iſt im Hauſe gewebt. Die Stühle und Seſſel haben ich und meine Frau und Töchter geſtickt, wie wir, bey unſerm ehmaligen kleinen Feldbau, im Winter nicht wußten, was wir mit den trüben Tagen anfangen ſollten. Die Kamineinfaſſung iſt nichts beſſers als der Stein wovon mein ganzes Haus gebaut iſt. Vor ein paar Jahren hatte der Pfarrer den Furorem mineralogicum; er lebte und ſchwebte alſo über allen Steinbrüchen, und probierte mit ſeinem Magnet, ſeinem Stahl, und Fläſchgen Scheidewaſſer, alle Steine auf Gottes Erdboden. Da fand ſichs nun, daß der Stein, wovon ich von ohngefähr gebaut hatte, Gott weiß was für ein ſchöner Serpentino antico wäre. Er ſchliff ihn an, und beredete den Steinhauer des Orts, daß er ein paar große Stücke ausſuchen ſollte. Er wieß ihn am Ende an, ihm ſogar die letzte Politur mit ſimpeln Knochen zu geben, und ſo ward ich zu meinem Kamin beredt, damit der Pfarrer und ſein Syſtem recht behielt. Das übrige was Sie an den Wänden ſehen, ſind die Spielwerke meiner Kinder. Und die Wachslichter, die hier brennen, wachſen hin-

hinter meinen Scheunen. Ich weiß nicht, obs Ihnen so ist wie mir: ich bin mein Lebenlang durch nichts als goldne Sprüche regiert worden, die mir statt alles Raisonnements dienten. Und so ist mir auch der goldne Spruch, der durch mein jetziges Leben zieht, der: Genieße nichts, als was du dir erworben hast. Ich glaube, ich würde von Haus und Hofe laufen, wenn ichs geerbt hätte. Aber so da ichs erworben habe, ist mirs in allen Theilen lieb. Alles, wohin ich mich setze, worauf ich ruhe, was ich berühre, ist mein, weil ich seine Geschichte weiß, und mit dieser die Geschichte des besten Theils meines Lebens mir vortritt. So vergleich ich immer alles in Gedanken mit dem was es war, und was es jetzo ist, und, nächst dem tiefen Gefühl von Gottes Segen, ist mir das Andenken an meine Arbeit werth. So wenig ein vernünftiger Mensch wünschen wird, seine Kinder auf einmal groß und erzogen zu sehen, so wenig hats mich vom Anfang an verdrossen, Fleiß und Sorge auf diese meine Haabe zu wenden. So wie die Kinder nach vieler Mühseligkeit und langen Jahren endlich erwachsen, so ist auch alles um mich her groß geworden, und meine Hecken, meine Bäume und Bäche gehören alle zu meiner Familie. — Ich sahe, daß der gute Mann warm ward, und ich hätte ihn in diesem Augenblick von Patriarchengefühl umarmen mögen, wenn mir seine Predigt die er mir eben hielt nicht die Furcht

in-

eingejagt hätte, als ob er glaubte, ich hätte von der Güte seiner Existenz noch eine Ueberzeugung nöthig. — Er überließ mich bald meinen eignen Ueberlegungen; allein meine Seele war zu voll von allem dem, was ich Neues und Unerwartetes in dieser glücklichen Familie fand, als daß ich so bald ein Auge hätte zuthun können. In den süßen Träumen, die mich auf meinem gastfreundlichen Lager besuchten, stand immer Mlle Oheim mitten inne; und so wenig das liebe Kind sich mit mir zu thun gemacht hatte, so war doch dies Bild von Güte, Freymüthigkeit, geschäftigem und munterm Wesen so nahe vor meinen Augen, daß ich noch nicht einmal Zeit genug gehabt habe, zu sagen, daß es auch von Figur ein allerliebstes blondes Mädchen war.

IV.

Ich erwachte des Morgens früh und stund auf. Kaum war ich ans Fenster getreten, so ward ich des jungen Oheims gewahr, der an seinen Pferden zurecht machte, die Stränge bald verkürzte, bald verlängerte, bis sie an seinen Pflug paßten. Endlich schwang er sich auf eine seiner Stutten, und zog mit langsamer Selbstzufriedenheit zum Thor hinaus. Ich bemerkte daß er gerade wie ein Bauer mit zwey Wämsern versehen war, vermuthlich aus langer Erfahrung, daß man sich gegen die Morgenthaue nicht genug verwahren könne. Ich warf mich voller Betrachtungen in einen Lehnstuhl, und ward über mich

selbst

ſelbſt böſe, daß ich mich noch verwundern durfte, wie dieſe Simplicität bey einer größern Kultur des Geiſtes beſtehen könne. Mir fielen die Helden Griechenlands und Roms, die neuern Helden Nord-Amerika's ein, die Alle, vom Pfluge berufen, Wunder der Größe und Tapferkeit darſtellen. — Ich rief endlich in einer Art von Entzückung aus: du Einfalt der Sitten, ſtatt Hinderniß der Kultur des Geiſtes, biſt du vielmehr ſein Element, ſeine eigenſte Nahrung! Der Menſch, deſſen äuſſere Organen durch ſinnliche Beſchäfftigung geſtärkt, erhalten und erhöht werden, ſoll da nicht ſchärfer denken, ſich muthiger entſchließen, nicht mehr Gegenwart des Geiſtes und des Augenblicks in ſeiner Gewalt haben — als derjenige, der mit ſpekulativer Weisheit getrödelt hat? In der Einſamkeit ſeines Kabinets hat dieſer niemand zum Zeugen, wie viel's ihm Mühe gekoſtet, bis er die Reſultaten ſeiner Operationen ans Licht ſtellte. Niemand hat geſehen wie lang und einſam ſeine Materialien im Kopf ſchwammen, bis er ſie in Eins binden konnte; niemand weiß wie viel von fremdem ungerechten Gute jezt unter dem Eignen zur Schau prangt! — Hier ward ich in meinem Monologen unterbrochen. Der kleine Oheim von fünf Jahren trat eben nicht ſehr ſachte in die Stube, mit einer groſſen Gerte in der Hand, und ward mich nicht gewahr. Er gieng nach dem Bette, und weil er die Vorhänge zugezo-

gen

gen fand, glaubte er, ich sey noch nicht aufgestanden. Er rufte mir herzhaft zu: der soll aufstehen! und als er es noch einmal wiederholt hatte und keine Antwort erfolgte, schlug er mit seiner Gerte, daß es pfiff, auf den Sitz des Lehnstuls mit einem drittenmal: der soll aufstehen. Ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen zu überfallen, und ihn vom Boden in meine Arme zu nehmen. Er machte mir weder eine Karesse, noch war er bestürzt, daß er mich an einem andern Ende fand, als dem wo er mich gesucht hatte, sondern sagte ganz gelassen: der Papa hat gesagt: der Kaffee würde kalt.

Ich ließ mich von meinem kleinen Führer leiten. Als wir an die Treppe kamen, begegnete mir Mlle. Oheim, die ihren ältern Bruder suchte, und mit wenigen Sprüngen die Treppe heraufgeflogen kam. Ihre schönen Haare hiengen in allem ihrem Reichthum über den Rücken herab, und sie hatte noch nicht Zeit gehabt, ein Halstuch umzunehmen. Ich stand vor ihr, und war wie ein Mensch der nicht in die Sonne sehen mag, und seine Augen niederschlägt. Allein wenn ich sie auch erhob, so ward sie darüber weder bestürzt noch ungehalten. Mir rauschte ein Bild unsrer ersten Mutter durch die Seele. — Nun, was hat ihnen geträumt, Herr Müller? — es muß alles wahr werden, sagte sie mit lächeln; denn es ist die erste Nacht, daß sie in diesem Bette geschlaffen haben. — Wollte der Himmel,

rief ich, daß es je wahr werden könnte! — Das war also ein wahrer Traum, weil's so schön war, wie sie's wünschen konnten? — Ach! rief ich, es war ein so heitrer herrlicher Traum, voll lauter Wonne, und sollte der im Leben nicht, wenigstens auf eine Zeitlang, möglich seyn? — Also war gar kein Unglück drinn? fragte sie. O da war's keine Liebesgeschichte, denn da muß ein Haufen Unglück seyn, wenn's gut gehen soll. Mit diesen Worten verließ sie mich und flog weg.

Ich traf den Vater unten vor dem Kamine im großen Saale, oder in der Küche, an. Hier war alles aufs reinlichste gescheuert und geputzt, und kein Anschein, daß gestern den ganzen Tag das geringste darinn wäre handthiert worden. Wir wollen heute mit Kaffee frühstücken, sagte Hr. Oheim, um doch auch ein wenig vom Europäischen Luxus zu participiren, wie von den Welthändeln, wenn wir sie in der Zeitung lesen. Meine Frau hat ihre silberne Kanne und ihre Dresdner Tassen mit goldnen Ränden hervorgesucht, die wir als Memento mori unsrer ehmaligen Existenz aufbehalten haben. Ausserdem thut mirs Wohl in den Augen, die Würkungen des Lichts auf dem herrlichen Metall zu bewundern, und daß der Menschen Hände an dem Thon der Natur diesmal nichts verdorben haben. Mademoiselle Oheim sezte sich auch zu uns, nachdem sie ihre besten Reize geordnet, oder vielmehr dem

Auge

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

[Ein Platz auſſer den Mauern von Athen.]

Timon tritt auf.

Laßt mich noch einmal nach euch zurükſehen, o ihr Mauern, die dieſe Wölfe umzingeln! Verſink' in den Erdboden, Athen! ihr vermählten Frauen, werdet unkeuſch! ihr Kinder empört euch wider eure Eltern, und Sclaven und wahnwizige mögen den ehrwürdigen grauen Senat von ſeinen Bänken reiſſen, und an ihrer Stelle den Staat regieren! Gieb dich der allgemeinen Unzucht Preiß, unreiffe Jungferſchaft, thut es vor euerer Eltern Augen! haltet feſt, ihr Bankerotierer; eh ihr den Rüken kehret, die Meſſer heraus, und ſchneidet euern Gläubigern die Kehlen ab! Stehlt, ihr Sclaven; euere ehrſamen Herren ſind nur Diebe mit längern Händen, und ſtehlen unter dem Schuz der Geſezze. In deines Herrn Bette, Mädchen; deine Frau iſt im Bordell. Sechszehnjähriger Sohn, reiß deinem alten hinkenden Vater die Krüke aus der Hand, und ſchlag ihm damit das Hirn aus! Furcht und Mitleiden, Scheu vor den Göttern, Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit, häusliche Zucht, Nacht-Ruhe, Nachbarſchaft, Unterricht, Sitten, Religions-

Auge des Zuschauers entzogen hatte; und ihr steinernes Näpfgen mit der eingebrockten Milch, und ihr Wesen und Gestalt machte den besten Kontrast zu unserm ausländischen Luxus und Palliativen!

Der Alte fieng an: wenn ich so meine Familie am Feuer versammle, mein Junge hier in der Küche auf seinem Stecken im Kreise herum reitet, meine Weiber Abends allesamt spinnen, und mein Sohn und ich hier, von dem was morgen gethan soll werden, mit Philipp berathschlagen: so ist mir's immer, als ob ich das alles vom Schiffbruch auf eine gute Insel gerettet hätte, und da draussen das ungetreue Meer mit seinen großen Wellen wüthete.

Ich denke mein Bruder wird nicht lange ausbleiben, sagte Mlle. Oheim; denn er hat nicht bleiben wollen, bis ich meine Milch zurecht gemacht hatte, und hat ein Stück Brod und Käse in die Tasche genommen. Ich bat den Alten, daß er mich hinausführen sollte; denn ich wolte mir das Schauspiel nicht versagen, den herrlichen jungen Mann hinter seinem Pfluge arbeiten zu sehen. Allein ich fand auch hier, wie bey allen Dingen, daß, wer mit Nutzen reisen will, viel muß gelernt haben. Um zu fühlen, wie brav er pflügte, hätte ichs selbst versuchen müssen, und so wars eben mit mir diesmal wie mit allen unsern Reisenden, wenn sie eine Virtuosität sehen, die sie nicht selbst besitzen. Als wir

in die Thüre traten, fieng es herzhaft an zu reg-nen, und ohngeachtet aller meiner Proteſtationen, wollte Hr. Oheim nicht geſtatten, daß ich durchaus naß würde. Ich ließ mich endlich bereden, weil ich glaubte, der junge Mann würde wohl ſelbſt nicht lange ausbleiben. Darinn irren ſie ſich, ſagte der Vater; denn unter uns Landleuten iſts eine Art von Ambition dem Wetter nicht nachzugeben, wenn wir ſchlechterdings zu thun haben, und meiſt iſt unſre Arbeit an Tag und Stunde gebunden. Auſſerdem koſtet's uns nicht viel, denn wir ſind dazu angekleidet — bis der Regen durch unſre dreyfache Bedeckung durchgeht — Gewohnheit thut auch viel — und ſelten ſpüren wir böſe Folgen davon, weil uns der Regen nie in einer gewaltſamen Erhitzung überraſcht. Kommen Sie mit mir in mein Kabinet, hier wollen wir die Zeit verſchwatzen — denn wir hindern nur hier die Weiber mit unſern Stühlen und Reflexionen.

Als wir uns geſetzt hatten, fieng Hr. Oheim an: Um Ihnen eine Idee zu geben, wie's jezo mit mir ſteht, muß ich ihnen ſagen, wie's ehedem mit mir geſtanden hat, und dann werden ſie begreiffen, warum mir meine jezige Art zu ſeyn ſo ſehr behagt. Mein Vater war Regierungs- und Juſtizrath in St. einer der brauchbarſten Geſchäfftsleute ſeiner Zeit. Er hatte in ſeiner frühen Jugend auf der Kanzley gedient, nachher war er aufs Land als Beamter,

und

und endlich wieder zurück in die Stadt berufen worden. Er kannte also die Landesverfassung vollkommen, wurde wegen seiner Thätigkeit von jeher zu allen ausserordentlichen Geschäfften gezogen; und bey seinem offnen Kopf und der Beschränkheit auf seinen Beruf war es nothwendig, daß er sich diese ausserordentliche Geschicklichkeit erwarb. Allein er hatte den einzigen Fehler, daß er, wie sie's nennten, schwer arbeitete, jede Sache als Abhandlung betrieb, und dadurch den Kollegen nichts zu erinnern übrig ließ. Ausser diesem wollte er beständig recht haben, und hatte auch meist recht. Dieses letztere war unverzeihlich; er wurde allen, die neben oder über ihn waren, nach und nach verhaßt oder gleichgültig. Dadurch ward er weniger zu Geschäfften gezogen, und fiel in Unthätigkeit, so daß er an seinem eignen Fleisch kauen mußte; und dies ist die gewisse Ursache seines frühzeitigen Todes, so wenig er es auch merken ließ. Indessen gestanden ihm Hohe und Niedrige, Freunde und Feinde, seine Verdienste zu. Er diente auch wo er konnte, so streng und unerbittlich er gegen Unrecht und Betrug war. In unserm ganzen Hause ertönte daher alles von dem Wunsche, daß ich, der einzige Sohn, auch dereinst ein so geschickter und geehrter Mann werden mögte als mein Vater. Sie wissen wie man in den kleinen Residenzen von allen andern Ständen, und Verrichtungen urtheilt und denkt, die nicht zum Herrndienst

gehören. Der Landjunker ist ein Sprüchwort, und ein Locus communis, den man den Kindern statt des Esels um den Hals hängt. Der Bauer kommt gar nicht, ausser als Mastvieh für die Rechnung des Fürsten, in Anschlag. Keine Mittelleute geben sich mit der Landwirthschafft ab — oder sie verderben dabey, weil sie's nicht ganz durch sich selber treiben, wie man soll. Kommen die Diener des Fürsten in eine Handelsstadt, so sind sie sehr verlegen, daß sich nicht jeder vor ihnen bückt wie bey ihnen. Der Wohlstand, den sie hier sehen, drückt sie wie ein böses Gewissen, und sie helfen sich damit, daß die wohlgefütterten Köpfe und reichgekleideten Bäuche der Handelsstadt doch nur stupide Kerle wären, die keine Lebensart hätten und nichts verstünden. Wer auch mitten, wie wir, im festen Lande liegt, kann keinen hohen Begriff von der Handlung haben, weil alles meist große oder kleine Krämerey ist, und sich nur hie und da ein speculativer Kopf blicken läßt, der auch nicht gedeyhen würde, wenn er so viele Fonds wie die andern hätte. In unser Haus kamen keine Fremde, als Beamte, Ober- und Unterschuldheißen von dem Lande. Ich gieng ins Pädagogium und mein Vater auf die Regierung, und wenn wir beyde uns präparirt und repetirt hatten, so dachten wir, es gäbe in der Welt weiter nichts zu thun. Wurde den Sonntag keine Parthie Quadrille gespielt, so setzten sich Vater und Mutter hin und

spiel-

ſpielten Piquet oder zogen die Dame. An dieſem Tage ward die Zeitung geleſen und erklärt. Der Pabſt und das türkiſche Reich ward nicht geſchont, auch ärgerte man ſich daran, daß die Rebellen in England ihren rechtmäßigen Oberherrn nicht gehorchen, und die hartnäckigen Schotten, die ihre von der Engliſchen Regierung verordnete Hoſen nicht an den Beinen, ſondern an einer Stange tragen wollten.

V.

Ich ſah alſo keinen andern Weg vor mir, wie ſies nennen, mein Glück in der Welt zu machen, als wenn ich in meines Vaters Fußſtapfen träte. Ich lernte fleißig, und in meinem 12ten Jahre machte ich lateiniſche Verſe, wußte aber nicht Körbel von Peterſilge zu unterſcheiden. Wir hatten keinen Garten, und weil man alles wohlfeiler kaufen als bauen konnte, ſo kam, wie man ſagte, nichts dabey heraus. Von aller Herrlichkeit der Welt hatte ich nichts geſehen bis in mein ſechzehntes Jahr, auſſer wenn ich mit meinem Vater gegangen war, an Gallatagen die Herrſchaft ſpeiſen zu ſehen. Die Konditorarbeit, die zum Nachtiſche aufgeſetzt ward, und ſeit zwanzig Jahren in einem Tempel Salomonis beſtand, gefiel mir indeſſen ſehr wohl, wenn nur die Officiers von der Garde nicht geweſen wären, die uns alle, Krethi und Plethi, wenn wir eine

Weile gegafft hatten, zur einen Thür hinaustrieben, um eine frische Heerde zur andern herein zu lassen.

Ich hatte Gefühl für die Natur, es schlief aber und ward nicht entwickelt. Ich erinnere mich noch, wie eines lieblichen Morgentraums, der Zeiten die ich auf dem Lande zubrachte. Mein Vater hatte eine Schwester, eine Pfarrwittwe, die ihr nothdürftiges Auskommen hatte, um ihre drey Söhne aber zu erziehen, schon manche Lücken in ihre kleine Capitälchen gemacht hatte. Diese Frau hatte mich besonders lieb gewonnen, weil ich so viel lernte; und ich mußte die Feyertage, und die Oster- und Herbstmesse, wenn's möglich war, die Ferien bey ihr zubringen. Ich denke noch immer der schönen Sommerabende, wenn wir weit vor's Dorf mit unserm großen Kruge giengen, Wasser zu hohlen, und an dem Brünngen unter dem Schatten des herrlichsten Nußbaums sich die Mädaen und Jungen versammleten, und man aus dem Dunkel über die Hecken auf die noch herrlicherleuchtete Wiese sehen konnte; wenn wir in der Scheune die hohe Schaukel befestigten, und bis oben an die Thorschwelle fuhren, uns im Garten mit Aepfeln warfen, oder auch Abends draussen mit Pulver allerley Feuerwerk anstellten das man in der Stadt nicht treiben durfte, die Kürbisse aushöhlten, Gesichter darein schnitten, und beynahe uns selber vor dem Licht fürchteten, das so schrecklich aussah. Besonders war mir der Herbst nicht allein

all-

angenehm, sondern höchst einträglich, weil es hier umsonst so viel zu schmausen gab, das man in der Stadt so theuer erkaufen mußte. Auch gefiel mir's sehr für einen gescheiten Menschen zu paßiren, wenn mir hier mit so viel Achtung begegnet ward, und ich ihnen beym Nüßausmachen Gellerts Fabeln recitirte. Die Küche war auch ein herrlicher Ort in meinen Augen, weil hier keine Köchin war, die uns wegtrieb, und wir Jungen unsre Kartoffeln und Kastanien selber braten, auch auf den Pfannkuchen warten, bis er fertig war, und ihn selber in die Stube tragen durften.

Indessen konnte die Liebe zum Landleben nie zur Leidenschaft werden. So wohl mirs that, wenn ich in die freye Luft kam, so wenig spürte ich doch, daß mir was fehlte, wenn ich wieder in meinen Stadt-Karch gesperrt war. Allein es gieng natürlich zu: nie hatte ich auf dem Lande eigentlichen Wohlstand bemerkt, sondern alles seufzte unter der Last der Abgaben und dem Mangel des Geldes. Auch hatte von allen Leuten, die ich je gesehen, nie einer etwas merkwürdiges weder an einem Baum, einer Feldblume, einem Gräschen, einem Insekt oder einer Erdschichte bemerkt. Das Land schien mir also nur hübsch grün, und in der Ferne hübsch blau. Von merkwürdigen Menschen konnte auf dem Lande gar nichts vorkommen; denn sie waren augenscheinlich alle weniger als die Leute in der Stadt. Denn die

gröſsten Menſchen unter allen waren diejenigen, die viel Bücher in der Stube hatten, d. i. von der Feder Profeſsion machten. Auſser dem Griechiſchen und Latein ward nichts auf dem Pädagogio getrieben als ein wenig Geographie und Hiſtorie; und zwar dieſe in eben demſelben Geſchmack von den Kindern Iſrael an bis aufs Habsburgiſche Haus. Immer war's Ein Regent und Ein regierendes Haus oder Volk, für das uns Ehrfurcht eingeprägt ward, und ſo wie wir dieſes liebten, haſsten wir alle andre Völker, wie die Moabiter, Amalekiter und übrige heidniſche Völker, die eine Vorhaut hatten. Von der ganzen praktiſchen Philoſophie war nicht ein Fünkchen im ganzen Lande zu ſpüren, auſser was hier und da bey den Gliedern der mediciniſchen Facultät unter der Aſche loderte. Auſser dem Leibmediko hatte kein Menſch eine Luftpumpe oder Elektriſirmaſchine geſehen. Wenn bey der Unterſuchung eines Sauerbrunnens die Herrn Kommiſſarii ſahen, daſs die Dinge bald grün, bald roth, bald ſchwarz wurden, ſo wuſten ſie wohl, daſs der Teufel nichts dabey zu thun hatte; allein wie es zugieng, dafür lieſs man den Stadt- oder Landphyſikus ſorgen. Ich las indeſſen den Virgil und Horaz und Cicero, d. i. ich explicirte die Leute, allein keiner machte die geringſte Würkung auf meine Imagination. Es war mir wohl, wenn ich ſie abſolviert hatte. Im 15ten Jahr hielt ich eine Oration über den Charakter des Tertullian,

klan, und unterſuchte, in wie fern das Afrikaniſche Klima Einfluß auf ſeinen Stylus gehabt hatte. Sechs Monate drauf ſtellte ich eine öffentliche Vergleichung zwiſchen Cäſar und Alexander an. So präparirt gieng ich auf die Univerſität, hörte was zu hören war, ſchrieb nach was der Profeſſor fallen ließ, und kam nach drey Jahren, mit vielen tauſend Ideen bereichert, wohlbehalten nach Hauſe. Ich ward durch den Kredit meines Vaters ſogleich amployirt. Ich applicirte mich, und ob ich gleich merkte, wie himmelweit der Gang der Geſchäffte von dem akademiſchen Wörterkram ablag, ſo that mir doch meine wohlerlernte Topick herrliche Dienſte. Ich konnte jeden begreifen und auch mich wieder begreiflich machen; kurz ich erhielt bald den Ruf, daß ich ein brauchbar und fleißiges Subjectum ſey. Als mein Vater ſtarb, nahm mich einer der geheimen Räthe, der das Ohr des Fürſten hatte, unter dem Titel eines F. Geheimen Sekretarii zu ſich ins Haus, um die Akten für ihn zu leſen, und auch meiſt die Extrakte zu machen. Ich ward oft zum Fürſten mit geheimen mündlichen Aufträgen geſchickt. Der Fürſt lernte mich hierdurch kennen, und da kurz nachher eine große Veränderung im Miniſterio vorgieng, nahm er mich zu ſich ins Schloß unter dem Charakter eines geheimen Referendarii. Das Jahr darauf gieng ich mit ihm auf Reiſen. Ich ward ihm nothwendig, ohne ſein Liebling zu ſeyn, und von dieſer Zeit fängt eigentlich

die

die Epoge an, die mich zu meiner jezigen Lebensart bestimmte. Doch davon ein andermal.

Wird fortgesezt.

VI.

Litterarische Anzeigen.

Abhandlung von den Sonnenuhren der Alten. Aufgesetzt und durch Denkmäler des Alterthums erläutert von G. H. Martini, der Nikolaischule Rektor zu Leipzig. bey Crusius.

Die Aegyptier nahmen erstlich einen, sodann zween, und bald vier Monate für ein Jahr an. Die Arkadier hatten Jahre von drey; die Karen und Akarnanen von sechs; und die Römer unter ihrem ersten Könige von zehn Monaten. In der spätern Geschichte der Juden selbst wird nur Morgen und Abend, der Mittag hingegen selten erwähnt. Kaum erwähnt Homer einmal des Mittags, hat aber kein eigentliches Wort, sondern umschreibts: μεσον ἡμαϛ. Hesiodus erwähnt auch einmal die Nachmittagszeit. Die Römer bemerkten erst etliche Jahrhunderte nach Roms Erbauung den Mittag. Zu den Zeiten der zehen Gesetzverfasser mußte der Mittag allezeit durch eine Magistratsperson verkündigt werden. Einige Zeit später wurde, wie die Nacht in vier Wachen, also der Tag in vier Viertheile eingetheilt. Zu den Zeiten des Aristophanes mußte man auf den Schatten acht geben, um zu wissen, wenn man zum Abendessen gehen sollte. Herodot erwähnt zuerst der zwölf Tagtheile und des Schattenzeigers, sagt aber weiter nichts als daß die Griechen beydes von den Babyloniern erlernt haben. Die τροπαὶ ἡλιοιο, von denen Eumäus in der Odyssee spricht, waren

nach

gions-Gebräuche, Unterſchied der Stände, Herkommen, Gewohnheiten und Geſeze, artet in euer zerrüttendes Gegentheil aus, und nichts als die Zerrüttung beſtehe! -- Ihr Plagen alle, deren der Menſch fähig iſt, häuffet eure gährenden anſtekenden Fieber über Athen zuſammen; es iſt reif zum Untergang! Du kalte Gicht, mach' unſre Rathsherren zu Krüppeln, damit ihre Glieder ſo lahm ſeyn mögen als ihre Aufführung! Zaumloſe Ueppigkeit und wilde Frechheit kriech in die Herzen und in das Mark unſrer Jugend, daß ſie dem Strom der Tugend entgegen arbeiten, und ſich ſelbſt in Ruchloſigkeit ertränken! Kräze und Eyterbeulen überdeken jeden Athenienſiſchen Buſen, und ihr Kropf ſey lauter Ausſaz; ein Athem ſteke den andern an, damit ihre Geſellſchaft (wie ihre Freundſchaft) durch und durch vergiftet ſey. Nichts will ich aus dir hinaustragen als Naktheit, du abſcheuliche Stadt! Nimm noch, mit vervielfachten Flüchen, dieſe Verſicherung: Timon will in den Wald, wo er die wildeſten Thiere milder als den Menſchen finden wird. Die Götter verderben (o hört mich, ihr guten Götter alle!) die Athenienſer inner- und auſſerhalb ihrer Mauern, und verleihen, daß mit jedem Tage ſeines Lebens Timons Haß gegen das ganze Geſchlecht der Menſchen wachſe!

(Geht ab.)

nach einer ſehr ſinnreichen Erklärung des V. ein natürliches Heliotropium, und älter als der Stundenzeiger des Königs Ahas. Der von Vitruvius beſchriebene Sonnenzeiger erklärt ſich erſt ſpät durch einige aufgegrabne Werke des Alterthums. Die erſte alte Sonnenuhr ward im Jahr 1741 auf dem Tuskulaniſchen Berge aus den Ruinen einer Villa hervorgezogen. Die Maſſe oder der Körper dieſes Stundenzeigers, ohne das Fußgeſtelle, iſt ein Parallelipedum von faſt gleicher Breite und Höhe, weil beyde etwas über 8 Zolle haben, und folglich ein ſcheinbares Viereck. Beynahe doppelt ſo groß iſt die Länge: ſie beträgt über 16 Zolle. Die eine Fläche iſt horizontal: die andre, die Fläche des Sonnenwendezirkels, ſtehet auf dem Fuße oder Geſtell der Uhr ſo, daß ſie mit dieſem einen augenſcheinlich rechten Winkel macht. In dieſem Körper iſt eine ſphäriſche, oder faſt ſphäriſche Höhlung gehauen, welche den Vitruvianiſchen Halbkreis (hemicyclium) zweymal vorſtellt: erſtlich in der Horizontalfläche, und zweytens auch in der Vertikalfläche. Nun erklärt ſich das hemicyclium excavatum ex quadrato. Eilfmal ſchneiden die darauf gezognen Stundenlinien die drey Linien oder Bogen, von denen der mittlere den Aequator, und die beyden äuſſern die Sonnenwendezirkel vorſtellen. Wir übergehen die weitere Beſchreibung des V., weil ohne Kupfertafeln ihm hier nicht zu folgen iſt, ſondern merken nur an, daß ſich aus ſeinen Beobachtungen ergiebt, daß dieſer Stundenzeiger auch für die dortige Polhöhe wo er gefunden worden bis auf einige Kleinigkeiten richtig berechnet war. Zwey andre dergleichen ganz ähnliche Sonnenuhren wurden einige Jahre ſpäter im Kirchenſtaat aufgefunden und vom Pabſt Benedikt den 14ten im Kapitol aufgeſtellt. Ao. 1762. ward eine von dieſen verſchiedne zu Pompeji ausgegraben. Die ſphäriſche Aushöhlung und die darinn gezeichnete krumme Linien, welche die zwölf Stunden des Tages andeuten, ſind hier wie auf den erſtern befindlich. Dieſe

Stun-

Stundenlinien schneidet eine andre krumme Linie und stellt den Aequator vor. Hingegen die beyden Wendekreise sind in dieser nicht, wie in den vorhergehenden, durch Bogen angegeben. Solches ist ohnfehlbar ein Beweis, daß sie älter als jene sey. Hr. le Roy hat eine ähnlich gearbeitete Uhr zu Athen angetroffen. Sie steht zur Rechten des vom Thrasyllus aufgeführten Gebäudes, ganz auf der Spitze eines Felsen.

Zum Verstand dieser Sonnenuhren muß man wissen, daß die alten Völker nur natürliche Stunden hatten, d. i. den natürlichen Tag im Sommer, wie im Winter, in zwölf gleiche Theile abtheilten. Die Abtheilung des bürgerlichen Tags in 24 gleiche Stunden, welcher wir noch folgen, war ihnen nicht gänzlich unbekannt; und sie nannten dieselbe Aequinoctial-Stunden, weil Tag und Nacht, zu den Zeiten der Aequinoctien vollkommen gleich sind: folglich jedes zwölf gleiche Stunden hat, die zusammen die Summe von 24 ausmachen. Es giebt auch noch alte Kalender, woraus dieses deutlich erhellet. Im gemeinen Leben richtete man sich aber nicht nach dieser, sondern nach der ersten Abtheilung. Jeder Tag, jede Nacht, sie mochten lang oder kurz seyn, hatte zwölf Stunden: und diese wurden länger oder kürzer, nachdem der Tag und die Nacht zu- oder abnahmen. Solche veränderliche Länge der Tagesstunden mußte der Meister einer Sonnenuhr nie aus den Augen lassen: er mußte sie so einrichten, daß ihr Zeiger jeden Tag im Jahr die zwölf längern oder kürzern Stunden unveränderlich und gleich richtig andeute. Auf der Tuskulanischen Sonnenuhr ist auch dieser Forderung Genüge gethan. Dieses sind ohngefähr die Hauptideen, worauf es bey der Erkenntniß der Alten Sonnenuhren ankommt. Wir übergehen was der V. Merkwürdiges über die Erfindungen Skopas, Parmenions, der Wasseruhren, der Reiseuhren (viatoria penſilia) u. s. w. an gelehrten und höchstsinnreichen Muthmaſſungen vorträgt. Die ganze Abhandlung ist ein Gebäude voll der merkwürdigsten Sätze,

die zu genau verbunden ſind, als daß uns der Raum dieſes Journals einen fruchtbaren Auszug davon erlauben ſollte. Der V. hat den Ruhm, den er ſich durch die Abhandlung über die Oden der Alten erworben, hier aufs neue befeſtigt, und wir ſehen ihn mit Vergnügen in die Fußſtapfen ſeines würdigen Lehrers treten, deſſen Andenken wir wohl bald feyern dürften.

Hiſtoriſche Abhandlungen von H. B. Wenck, Profeſſor und Rektor des Pädagogs in Darmſtadt und Hiſtoriographus des Hochfürſtl. Heſſen-Darmſtädtiſchen Hauſes. Erſtes Stück. Frankf. u. Leipz. bey Fleiſcher, 1778.

Der Verf. der vor einigen Jahren beſonders als Hiſtoriographus des Heſſen-Darmſtädtiſchen Hauſes beſtellt worden, und in einzeln Abhandlungen die Origines einiger demſelben gehörigen Länder mit einem nicht gemeinen Scharfſinn und ächter hiſtoriſcher Kunſt behandelt hat, denkt bey Gelegenheit der Heßiſchen Geſchichte auch in die Nachbarſchaft, und über andere Gegenſtände der Geſchichte, Excurſionen zu machen, und dazu ſollen dieſe Abhandlungen dienen. Ein größeres Werk über die Heßiſche Geſchichte ſoll nach und nach in mehreren Bänden folgen. Das gegenwärtige 1ſte Stück hat insbeſondere die Origines des nicht allein für die Rheiniſche Gegenden, ſondern, wie man mit Wahrheit ſagen kann, für die Europäiſche Völkergeſchichte überhaupt ſo merkwürdigen Naſſauiſchen Hauſes zum Augenmerk. Bey dieſer Gelegenheit handelt er von der alten Konradiniſchen Kayſer-Familie, und widerlegt den gemeinen Wahn, der ſo gern alle wichtige Geſchlechter des alten Rheiniſchen Franziens, und ſo auch die Naſſauer aus dieſem berühmten Stamm herleiten möchte. Die meiſten Geſchlechter des Ober- und Nieder-Lohngaus, ſo wie auch der Wetterau, ſind vielmehr aus kleinern Dynaſten-Geſchlechtern entſtanden, die ſchon unter den Konradinern

blühten, aber erſt nach ihrem Abgang mächtiger wurden. Die Naſſauiſche Stammtafel fängt er mit Hugo, einem Graf im Einrich v. J. 978 an, und weiß von ihm den genealogiſchen Faden ununterbrochen bis ins 13te Jahrhundert fortzuführen, wo die neue Geſchichte anfängt. Die Grafen von Arnſtein und Diez hatten mit den Naſſauern einen gemeinſchaftlichen Urſprung, und hier kommen über jene beyde Häuſer §. 8. und 9. ganz neue Erläuterungen vor. Das Herzogl. Geldriſche Haus iſt nach §. 11. ein Zweig des Naſſauiſchen, aber ſehr zweifelhaft iſt nach §. 22. die Abkunft der Grafen von Solms aus dem Naſſauiſchen Hauß, und nach §. 23. noch zweifelhafter die angeblichen alten Naſſauer in Franken. §. 14. kommt eine wichtige Unterſuchung über Gr. Ulrich von Jdſtein aus dem 12ten Jahrhundert vor, den man bisher einhellig in das Naſſauiſche Geſchlecht hat zählen wollen. Der Verf. hingegen beweißt beynahe unwiderſprechlich, daß er in ein ganz andres Geſchlecht gehöre, daß aber die Naſſauer, vermuthlich durch die erſte Gemahlin Gr. Ruperts I. die meiſte Güter dieſer Familie an ſich gebracht. Der Verf. hätte über dieſe erſte Gemahlin Ruperts und deſſen Kinder aus beyden Ehen verſchiedene Muthmaſſungen gewagt, die er, nachdem er ſchon die Abhandlung geendigt, durch zwey ihm während der Zeit zugekommene Todten-Regiſter durchgehends beſtädigt fand; wie er in einem beſonderen Nachtrag erinnert. Es würde hier viel zu weitläuftig ſeyn, des Verf. einzelnen genealogiſchen Entwickelungen und Spekulationen nachzugehen: wir ſagen alſo nur, daß man, wenn man den Innhalt mit des Durlach. Geh. Raths Reinhard ähnlichen Abhandlung in ſeinen kleinen hiſtoriſchen und juriſtiſchen Ausführungen, und mit des ältern Gebhardi Abhandlung über denſelben Gegenſtand vergleicht, die Naſſauiſche Genealogie hier in einem ganz neuen Licht erblicken wird. Auſſerdem kommen in dieſer Abhandlung gelegenheitlich noch vielfache Erläuterungen zu

der

der Genealogie und Geſchichte mehrer andrer Häuſer ver. So enthält zum Beyſpiel §. 18. eine Excurſion über die alte Dynaſten von Molsberg, und eben hier bekommt auch die Genealogie der Grafen von Gleiberg, die ehmals Gieſſen und die umliegenden Gegenden inne hatten, einen neuen Zuſatz. Den bekannten Graf Philipp, den Feldherrn Kayſers Adolphs in dem Thüringer Kriege, der den Thüringiſchen Prinzen Diezmann hinterliſtig zu Leipzig erſchlug, aber auch das Jahr darauf wieder von Friedrich dem Gebißnen in einem Scharmützel erlegt wurde, und den bisher ältere und neuere Schriftſteller zu einem Grafen von Naſſau gemacht, erklärt der Verf. §. 21. höchſt wahrſcheinlich vielmehr für einen Grafen von Katzenellenbogen, und hebt dabey verſchiedne Verwirrungen. In einer Note zu Beyl. VI entdeckt der Verf. eine bisher unbekannte Landgräfin von Thüringen, die er für die erſte Gemahlin Landgrafs Ludwig IV. oder Eiſernen hält, und die dem Thüringiſchen Hauſe verſchiedne Güter in Niederlohngau zugebracht hat. Dieſer Abhandlung ſind noch 13. bisher unbekannte Urkunden angefügt, die alle wichtig ſind. Die 6te darunter verdient noch nähere Erläuterung, die auch der Verf. an einem andern Ort verſpricht.

Lettres ſur diſſérens ſujets, ecrites pendant le cours d'un voiage par l'Allemagne, la Suiſſe, la France meridionale et l'Italie en 1774 et 1776. avec des additions et des notes nouvelles, concernant l'Hiſtorie naturelle, les beaux arts, l'Aſtronomie et d'autres matiéres. Par Mr. Jean *Bernoulli*, Tom. I. II. Berlin, chez G. J. Decker. 1777.

Die Reiſe des V. geht im 1ſten Th. über Halle, Leipzig, Bayreuth, Erlang, Nürnberg, Anſpach, Stutgard, Tübingen, zuerſt nach Schafhauſen und Baſel; ſodann über Solothurn, Biel, Neuburg, Yverdon, Lauſanne, nach Genf.

Der V. hat als Aſtronom gereiſt, und in ſo fern iſt ſeine Beſchreibung aller Obſervatorien, und die getreue Darzählung aller darinn gefundenen Inſtrumente, eine genaue Abbildung von dem Zuſtand dieſes Studiums in gedachten Städten. Jedem Briefe ſind weitläuftige Zuſätze von Kabinetern, Titeln von Büchern u. dgl. beygefügt; wobey zu wünſchen wäre, daß nicht Alles wie in einem Buchhändlerladen auf- und nebeneinander läge, ſondern mit einem Wörtchen Kritik die Spreu von dem Waizen geſondert würde; beſonders bey dem weitläuftigen Verzeichniß der in Nürnberg meiſt von Buchhändlern und Kunſtverlegern dirigirten Werke über die Naturgeſchichte, die durch ihre Koſtbarkeit und üble Einrichtung dieſem Studio bisher mehr nachtheilig als vortheilhaft geweſen ſind. Die Zuſätze über die Schweiz ſind meiſt aus Hrn. Andreä Briefen gezogen, auſſer einiges was Hr. von Recheln und andre dem V. mitgetheilt haben. Auf gut franzöſiſche Art findet der V. die Wege und Wirthshäuſer oft ſehr deteſtables, und entſchuldigt ſich auch über Mangel der Zeit u. dgl. daß er dieſes oder jenes, das doch höchſt merkwürdig war, nicht habe ſehen können. Wenn wird denn endlich eine wahrhaft gelehrte Reiſe unternommen werden, wo der V. keine andre Abſicht hat, als ſich und andre zu unterrichten, und an jedem Ort bleibt bis es würklich geſchehen iſt? Die Nachricht von den Sammlungen der Naturgeſchichte in der Schweiz, und auch an mehrern Orten in Teutſchland iſt allzeit ſehr flüchtig, giebt aber doch dem Beobachter den geheimen Wink, daß beſonders in der Mineralogie die Liebhaberey noch immer mehr auf Petrefakten und Foſſilien ſich erſtrecke, folglich der Geiſt eines Ferbers, Born und Scopoli eine ſeltne Erſcheinung bleibe. Die Kunſtgeſchichte hatte nichts Erläuterndes von dem V. zu erwarten, ſo ein weitläuftiges Feld ſich dazu in Baſel und Nürnberg darbot. Er iſt ganz Fremdling in dieſer Materie, wie man aus dem allgemeinen Lob und wiederum

der

der kalten Anzeige und dem nachgesprochnen Urtheil andrer beym ersten Anblick ersieht. Indessen ist doch die einfache Anzeige manches Kunstkabinets immer eine sehr schätzbare Nachricht für jeden Reisenden, dessen Daseyn an dem Ort selbst den Einwohnern oft so gleichgültig ist, daß man erst etwas davon erfährt, wenn man die Abreise angetreten hat. Der Zustand der Wissenschaften in Genf, und die vielen Gelehrten, die daselbst ohne weitere öffentliche Belohnung die höhere Mathematik und Naturlehre mit so vorzüglichem Eifer treiben, zeugen, daß zum wahren Flor der Gelehrsamkeit schlechterdings Muße und Wohlstand erforderlich sey. Ueberhaupt weiß man in der ganzen Schweiz nichts von dem garstigen Insektenheer unsrer Skribler, die blos fürs Brod von Allem schreiben was sie nicht verstehen.

In dem 2ten Th. stehen noch sehr interessante Nachrichten von der Sammlung des Hrn. de Sauſſure und andrer Genfer Gelehrten; sodann Auszüge aus den Briefen des Hrn. Andreä über das Cabinet des Hrn. de Luc und der öffentlichen Bibliothek; Anzeige von Schriften, die von dem Genfer See und dem Rhonefluß handeln, aus den Act. Helvet. T. VII.

Im 3ten Br. beschreibt der V. seine Reise nach Marseille über Lyon, Avignon und Aix, und giebt Nachrichten von den dortigen Observatorien; ferner seine Reise über Toulon, Hieres, nach Antibes. Die Reise nach Italien sezt der V. als beschrieben voraus, durch die Zusätze, die er zu Volkmanns Nachrichten teutsch hat abdrucken lassen. Den Beschluß machen Anzeigen von den öffentlichen Anstalten, Sammlungen u. s. w. zu Lyon, Aix, Marseille, Avignon, Toulon, Arles, Nismes, Montpellier, Beziers, Toulouse, Pau, Bordeaux, Bayonne und Limoges, und ein weitläuftiges doch ohne alle Kritik abgefaßtes Verzeichnis der dahin einschlagenden Bücher von S. 120 — 263. Noch ist zu bemerken, daß die allgemeinen und bekanntesten Compilationen hierbey nicht sind gebraucht worden.

Raisonnement, über einige Maximen der alten Welt und ihren Einfluß auf die Denkungsart der Menschen, eine Parallele der alten und neuen Zeit, ein Fragment geschrieben von J. G. Findeisen. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1777.

Es wird sehr schwehr, über den Werth eines Produkts dem unbefangnen Leser seine Empfindung treu und ohnverhalten zu sagen, wenn manche einzelne Theile gut sind, und das Ganze doch Nichts bedeutet. Die Parallele die der V. aufstellt, fällt mehr zum Nachtheil der alten Welt aus, deren Tugenden und Wissenschaften mit Deklamation geflchtet, und am Ende höchst unrein befunden werden. Oft klingen die Sätze sehr prächtig, wie z. E. „in Griechenland hieß fürs „Vaterland sterben, für sein Eigenthum, für das was ich „habe, sterben: in Rom aber für den Staat, ohne weitere Rücksicht auf irgend einen Vortheil, und in der Folge „für die fette Patricier sterben. Der Grieche starb also einen „edlern Tod als der Römer.„ Diese Sentenzen klingen freylich sehr schön, wenn aber die Data aus Livianischen Reden genommen sind, so schwindet vieles von dem Nimbo ihrer Gründlichkeit weg. Was der V. von dem Zustand der schönen Wissenschaften vorträgt, (ists möglich sich die Kultur der Alten unter dieser Rubrick zu gedenken?) ist schon oft, hier aber wieder gut gesagt worden. Aber wer wird die Frage erheben: in wie fern die schöne Wissenschaften bessern? Wer wird heut zu Tage einen Satz so stellen? „Die schöne Wissenschaften arbeiten mehrentheils für die Sinne, wenigstens nicht unmittelbar für den Verstand. Ich spreche „den schönen Wissenschaften das Bessern nicht ab, ich „schränk es nur ein.„ — Der V. meynt die Griechen wären nicht gar so groß als ihre Schriftsteller sie machen, und beginnt dagegen eine Parallele der großen Leute der alten und neuern Zeit, die ins Unendliche hätte ablaufen können. Das

Wort

Wort Freyheit, meynt er, sey ein Wort, das man oft hört, und das man, sollte mans denken? selten versteht. Es giebt noch mehr dergleichen Wörter, die zum Wesentlichen des menschlichen Glücks gehören, und die uns gerade deswegen so lieb sind, weil man sie nicht versteht. Der V. meynt: wir hätten kein Vaterland mehr, aber doch hätten wir Leute, die für wenig Geld, eben das thun, was die Griechen aus Enthusiasmus thaten. — Indessen kommt eine gute Stelle, wo der heutigen Toleranz der Text sehr treffend gelesen wird. Allein darauf wird Sokrates catechisirt, ihm gezeigt was ihm noch an Reinigkeit der Moral und an höherer Tugend abgehe — bald darauf auch unter den Stützen unsers aufgeklärten Jahrhunderts ein Mann wie Bahrdt genennt.

Herrn Pitton von Tournefort, Königl. Raths ꝛc. Beschreibung einer auf königl. Befehl unternommenen Reise nach der Levante: Aus dem Französischen übersetzt. 3ter Band, mit vielen Kupfern. Nürnberg, bey Gabr. Nicol. Raspe, 1777.

Diese Uebersetzung ist mit dem 3ten Band beschlossen, und bleibt uns in Teutschland ein angenehmes Geschenk. Jeder neugierige Leser, der auch kein Botaniker ist, wird an der Gelehrsamkeit, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit, womit der V. seine kleine Abentheuer erzählt, Vergnügen finden. Der V. beschreibt in diesem Theil den Kanal des schwarzen Meers, die mittägige Küste desselben von seiner Mündung an bis nach Sinope, und von da bis Trebisond. Mit dem achtzehnten Briefe geht die Reise nach Armenien und Georgien, von da nach den drey Kirchen, wohin er wegen der reitzenden Lage dieser Gegend das Paradies setzt. Die Reise nach dem Gebirg Ararat war eine der traurigsten, durch weichenden Flugsand, Schnee und Eis, um einen dürren, wie ein Zuckerhut auf einer Ebene stehenden Berg zu sehen. Von den Armeniern

denkt der V. sehr vortheilhaft, und beschreibt sie als eine geschäftige, freundschaftliche, thätige, mäßige, worthaltende Nation. Wahrscheinlich kann diese Beschreibung nicht sehr falsch seyn, da dieses Volk in dem Besitz des ganzen Levantischen Handels ist, und die Faktors aller Europäischen Nationen beynahe ausmacht. Den Beschluß macht die Reise nach Tocat und Angora, von da nach Smyrna und Ephesus, nebst der Rückreise nach Livorno. Die Kräuterbeschreibungen sind ohnstreitig das Hauptsächlichste des Werks, nur wäre zu wünschen, daß die Kupfer etwas gröber wären, damit die Staubfäden und Staubwege nicht sogar unkenntlich würden.

Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie von Joh. Sam. Schröter, mit Kupfern. Vierter Band. Weimar, 1777. in 8. 520 Seiten ohne das Register.

Ein solcher Mann, wie Schröter, dessen Verdienste um das Steinreich und die Konchyliologie bekannt und entschieden sind, konnte sich die Anfänger, Liebhaber und Kenner dieser Kenntnisse auf keinerley Art verbindlicher machen, als mit einem Journal wie dieses, das sowohl die ältern als auch die neueren hieher gehörigen Schriften enthält. Treue wohlgerathene Auszüge, deren Verdienst sich über alles Raisonement erhebt, findet man hier.

S. 64. u. 65. hat Hr. S. die Beschreibung der achathnen Dose wiederhohlt, die wir S. 256. des 1776ten Jahrgangs einrückten. Die durchschnittenen Beeren haben wirklich eine gute Politur angenommen. Man bemerkt freylich einen Unterschied, wenn man die Flächen schief gegen das Licht hält, ingleichen wenn man mit einer Messer-Spitze drüber wegfährt: allein das läßt sich wohl nicht anders erwarten; immer sind es heterogene Körper, deren Versteinerung der Achath-Materie nicht ganz homogen bleiben konnte. Bey einigen durchschnit-

Zweyte Scene.

[Verwandelt ſich in Timons Haus.]

Flavius mit zween oder dreyen Bedienten.

1. Bedienter.

Hört ihr, guter Herr Verwalter, wo iſt unſer Herr? Sind wir verdorben, iſt alles aus, iſt nichts übrig?

Flavius.

Ach, meine lieben Cameraden, was ſoll ich euch ſagen? So wahr als ich wünſche, daß die wohlthätigen Götter ſich meiner erinnern, ich bin ſo arm als ihr.

1. Bedienter.

Daß ein ſolches Haus gebrochen, ein ſo edler Herr gefallen ſeyn ſoll! Alles hin! und nicht ein einziger Freund, der ihm in ſeinem Unglük unter die Arme greiffe?

2. Bedienter.

Wie wir uns von einem Bekannten wegwenden, der in ſein Grab geſenkt worden, ſo ſchleichen ſeine Freunde von ſeinem begrabnen Glüksſtand alle hinweg, hinterlaſſen ihm ihre treuloſen Schwüre und Verſprechungen; und er ſelbſt, ein dem freyen Himmel preißgegebner Bettler, mit einem Uebel das alle Welt von ihm ſcheucht, mit Dürftigkeit behaftet, geht, bleibt, gleich der Verachtung, allein. -- Noch mehr von unſern Cameraden.

ſchnittenen Beeren iſt ein Theil des Umriſſes vertieft; beſonders beobachtet man kleine Riſſe in der grünen Maſſe, die das Laubwerk jener Beeren geweſen zu ſeyn ſcheinen, und deren Weſen weniger zur Verſteinerung geneigt geweſen ſeyn mag, als die Beeren. Die grüne Farbe iſt blau oder ſpangrün, und unterſcheidet ſich damit ſehr von dem Moos an dem zweyten Ecktäfelgen, welches mehrentheils bräunlich iſt. R. wird Hrn. Schrbters Verlangen die Doſe zu ſehen zu erfüllen ſuchen.

R.

Verſuch einer Cryſtallographie, oder Beſchreibung der verſchiedenen unter dem Namen der Cryſtalle bekannten Körpern des Mineralreichs eigenen geometriſchen Figuren, mit Kupfern und Auslegungs-Planen, durch den Herrn de Nonné Delisle, der Churfürſtl. Mainziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften Mitglied; aus dem Franzöſiſchen überſetzt mit Anmerkungen. Nebſt Hrn. Hills Spath-Erzeugung und Hrn. Bergmanns Abhandlung von Spathgeſtalten; aus dem Engliſchen und Lateiniſchen überſetzt, von Chriſtian Ehrenfried Weigel, der Weltweisheit und Arzeneywiſſenſchaft Doktor, der Chemie und Pharmacie öffentlicher Lehrer und Aufſeher des Botaniſchen Gartens ꝛc. Greifswald, 1777. in groß 8. 450 Seiten, ohne die Kupfer und Tabellen.

Ein unentbehrliches Handbuch, das zur Beförderung der Mineralogie ungemein viel beytragen wird. Das Buch der Natur iſt ſo groß, daß jeder hinein ſehen kann: aber die wenigſte können leſen, und von dieſen können ſich wieder die wenigſte andern verſtändlich machen. Unendlicher Danck den Männern die dieſe Sprachlehre bearbeiten! Sie eröfnen die Thore einer großen Schaar, die ſich bisher dem Heiligthum nicht zu nähern trauten, weil ſie, um zu ihren Begriffen Worte zu finden, eine zu große Menge Schriften ſich erſt

bekannt machen, und doch wagen muſten nicht verſtanden zu werden. Je mehrere ihre Scherflein beytragen können, je leichter wird es werden. Groſe Geiſter mögen die unächten Münzen ausſchlieſſen, und werden gewiß mehr ächte übrig behalten als bisher. Das Original hat durch dieſe Ueberſetzung ausnehmend viel Zuwachs bekommen; das gewöhnliche Schickſal guter franzöſiſcher Schrifte in dem mineralogiſchen und chemiſchen Fach, worinne die Teutſchen und Schweden wohl noch immer die Väter bleiben werden. Verfaſſer und Ueberſetzer bitten um Beyträge zur Vervollſtändigung dieſes Verſuchs auch durch den Weg der Journale. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß dieſer Wunſch erfüllt werde. Gewiß, in zehn und mehreren Jahren werden groſe Schritte in dieſem Felde gethan werden; und dann, welche unerwartete Folgen ſind zu hoffen, beſonders wenn die chemiſche Zergliederung ſolche Männer behält wie Marggraf, Cartheuſer, Pörner u. a. M. hat einſtweilen in ſeiner Sammlung zwoo Cryſtalliſationen aufgeſucht, die vielleicht bemerkt zu werden verdienen:

Erſtens. Einen Kalchſpath, weingelb, durchſichtig und keilförmig, ſeine ebenfalls keilformige Theile ſind an ihrer breiten Endung ſchief abgeſtumpft und meiſt gabelförmig, Schweinszähne, der Länge nach ſind ſie mit Einſchnitten verſehen und zehen in ein Zentrum zuſammen; zwoo dieſer Bündel ſind zuſammen gewachſen und die leere Stellen mit Kalch-Sinter ausgefüllt; aus einem Kalchſtein-Bruch bey Caſſel nächſt Maynz. De Nonné Deliſle hat S. 151. Tab. X. Fig. 4. einen keilformigen Giys-Spath, aber keinen dergleichen Kalch-Spath.

Sodann, ſilberfahler Cryſtall in dreyeckigten Endſpitzen, die drey Flächen ſind nach $\frac{2}{3}$ der Höhe noch einmal abgeſchrägt; bis da wo dieſe Abſchrägung angeht, ſind die Ränder auch auf beyden Seiten abgeſchrägt, hernach aber ſcharf und wäre folglich S. 377. eine fünfte Abart.

R.

Ver-

Verſuch über die innre Miſchung einiger Mineralien, um zu beſtimmen in wie fern durch die Kochſalz- und Vitriol-Säure metalliſche und andre Subſtanzen vererzet werden können, von Peter Wolfen, Mitglied der königlichen Societät in London. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen verſehen. Leipzig, 1778. Zwey Bogen in 8.

Zwey Bogen, und doch mehr Inhalt als oft nicht in Quartanten. Heinrich Backer, ein würdiges Mitglied der königlichen Geſellſchaft, ſetzte aus rühmlichem Eifer eine Summe von hundert Pfund Sterlings zu neuen Entdeckungen in der Naturkunde aus, deren Zinſen die königliche Geſellſchaft zur Ausführung dieſer lobenswürdigen Abſicht anzuwenden verpflichtet ſeyn ſollte. Im vorigen Jahr erhielt Hr. Wolf dieſen Beytrag, und gewiß er hat ihn treflich angewandt. Mit Erlaubniß, teutſche Herren Kapitaliſten, dürfen wir nicht gute Nachfolge wünſchen? Wir dächten, es verkaufte mancher ſein Naturalienkabinett und ſetzte die Summe aus wie Backer. Sein Nahme würde gewiſſer verewigt, und er hätte nicht zu fürchten, daß ſeine Nachkommen die Schmetterlinge Kindern zum ſpielen gäben, von den Stufen und Verſteinerungen Grotten bauten, und alte Münzen umſchmelzen ließen.

Hr. Wolf hat nun überzeugend erwieſen, daß das Hornerz aus Silber, Kochſalz und Vitriolſäure beſteht; daß die leztern beynahe ein Drittheil des erſteren ausmachen; daß die braune Farbe des Hornerzes von einem beygemiſchten Eiſenocher herrühre, und daß das ſchwarze Hornerz aus Hornſilber und geſchwefeltem Silber beſtehn. Das bisher noch ganz unbekannt geweſene Hornqueckſilber wird von Hrn. W. den Herrn Mineralogen vorgeſtellt und zergliedert. In andern Mineralien, weißem Eiſenſpath, Zinngraupen, Gallmey, Rußkobolt, weißer Bleyerde, weißem, ſchwarzem, und grünem Bleyerz oder Spath, wurde kein Salzſaures entdeckt. Wir

ſind hievon um ſo mehr verſichert, weil wir wiſſen, daß ein berühmter teutſcher Scheidekünſtler den Irrthum des Herrn le Sage ſchon vor einiger Zeit ebenfalls gefunden, aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht hat.

Hr. W. zeigt aber auch ſogar, wie ſich le Sage irren können. Holker, der in Frankreich Vitriolöhl verfertigt, hat dem Verf. geſtanden, daß er bey ſeiner erſten Arbeit Kochſalz zum Vitriol gemengt habe, um deſto mehr Salz zu erhalten; mit welcher Säure le Sage wahrſcheinlich ſeine Verſuche gemacht hat.

Dieſe Abhandlung iſt aus dem LXVI. Bande der *Philoſophical-Transactions* überſetzt. Lommers Verdienſte um die Unterſuchung dieſes Minerals bleiben doch dieſelbe. Wolf iſt mehr in das Innere gedrungen. Lommer hat mehr mit Rückſicht auf die Dokimaſie und Schmelzkunſt gearbeitet, keiner wußte was vom andern und ſtimmen doch in der Hauptſache überein. Der Ueberſetzer hätte ſich wohl nennen können; ſeine wenige Anmerkungen zeigen, daß er ein Mann iſt der Hochachtung verdient. R.

VII.

Kunſtſachen.

Abbildungen der Gemählde und Alterthümer, welche ſeit 1738 ſowohl in der verſchütteten Stadt Herkulanum, als auch in den umliegenden Gegenden, an das Licht gebracht worden, nebſt ihrer Erklärung, von Chph. Gb. von Murr. Erſter Th. 50 Kupfertafeln. Nach den Originalkupferſtichen in Contour verfertigt und herausgegeben von G. Chr. Kilian, Kunſtverlegern in Augsburg. 1777. fol.

Wer da weiß wie ſchwer es iſt nur Silhouetten gut zu kopiren, der wird auch leicht begreifen, daß in dieſen Umriſſen oft

oft manches vom Geiſt des Originals muſte verlohren gehen, manches ſchwankend und locker angegeben ſeyn u. ſ. w. Indeſſen verrathen ſie doch überhaupt die geübte Meiſterhand des Künſtlers, und es iſt für den Archäologen immer ein nützliches Unternehmen, ihm für ſo weniges Geld, wie 6 fl. für einen Band, die Hauptlinien der Figuren und Gebäude bekannt zu machen. Der Text hat ſowohl durch die weiſe Abtheilung des Hrn. von Murr, als durch deſſen merkwürdige Zuſätze aufs vortheilhafteſte gewonnen. Schade daß bey dieſer Unternehmung das Papier ſo dünn und gelb gewählt worden.

* * *

Herr Bauſe hat in der geſchabten Manier von neuem einige ſehr artige Blätter geliefert. Das Eine iſt eine mit drey Tinten von Reclam getuſchte ländliche Ausſicht, und das Andere, nach einer von Oeſer mit Biſter ausgeführten Strikerin.

Das Bildniß des Hrn. J. H. Küſtner, von eben dieſem trefflichen Künſtler, zeigt in der Manichfaltigkeit der Schraffirungen, daß ſeine Manier alle Tage feſter, durchgedachter und eigner werde, und Er ſeinen großen Meiſtern rühmlichſt näher trete.

VIII.

Die Luſtreiſe.

(Von Miſtris Brooke der Verfaſſerin der Lady Julie Mandeville und Emilia Montagü.)

Ein Auszug aus dem Engliſchen.

Miſtris Brooke, die unter den neueſten Verfaſſerinnen lehrreicher und unterhaltender Novellen oder kleiner Romane eine der erſten Stellen einnimmt, produzirt in dieſem kleinen Werk, welches wir unſern jungen Leſerinnen nach und nach mitzutheilen gedenken, ein junges Frauenzimmer von guter Herkunft aber geringem Vermögen, voll feinem Gefühl, und durch Erziehung gebildet, aber auf

dem Land erzogen und mit der Welt gänzlich unbekannt — die ſich, mit aller ihrer gutherzigen Offenheit und nichts Böſes ahnenden Unſchuld, ohne Steuer und Compaß, mitten unter die Klippen und Sandbänke des Londoner Lebens wagt, und indem ſie dem Syrenengeſang eines jungen Cavaliers *du bon Ton* Gehör giebt, in unmittelbare Gefahr läuft zu Grunde zu gehen. Je ſeltner die kleinen Romane ſind, die man jungen Perſonen, ohne Bedenken in die Hände geben und als geſunde Nahrung für Geiſt und Herz anpreiſen darf: um ſo weniger hoffen wir einiger Apologie für die Mittheilung des gegenwärtigen zu bedürfen, gegen den ſchwerlich etwas anders einzuwenden ſeyn möchte, als daß er nicht auf unſerm eignen Grund und Boden gewachſen iſt.

Erſte Abtheilung.

Eine ländliche Scene. Bild des Oberſten Dormer und zweier Schweſtern, Luiſe und Marie Villiers, eine Reiſe nach London.

An einem heitern Abende des vergangenen Herbſtmonats hatten die zwoo Nichten des Oberſten Dormer, eines Edelmanns von mäßigem Vermögen in Rutland, ſich über ihres Onkels Gartenmauer gelehnt, bewunderten da die Majeſtät der untergehenden Sonne, deren Strahlen in einer ſanften Miſchung von Gold und Azur an einer benachbarten ländlichen Kirche ſpielten, und prieſen die herzlichen Freuden der Einſamkeit und die frohen Scenen des ſtillen Landlebens. Hier geſchah es, daß die liebenswürdige Lady H. die ihre Reize zu einem anſehnlichen Range erhoben hatten, in einem prächtigen Wagen, mit einem zahlreichen Gefolge, hier vorbey nach den nördlichen Provinzen reiſte.

Dieſer Anblick machte auf die Schweſtern verſchiedne Eindrücke. Luiſe ſchenkte dieſer glänzenden Equipage nur eine flüch-

flüchtige Bewunderung, und kehrte gleich wieder zu ihren vorigen Betrachtungen zurück. Aber Mariens Augen verfolgten die Kutsche soweit es möglich war, und starrten noch eine Weile hinaus in das leere Feld. Sie kam endlich wieder zu sich selbst, warf einen stillen Blick auf ihre Schwester, seufzte; in ihrer Brust wallte eine ihr unbekannte Bewegung; sie vergaß die Pracht der Abendsonne, das Gold und den Azur der Landkirche, die herzlichen Freuden der Einsamkeit, all' die stillen Scenen des Landlebens, und fühlte zum erstenmal das Gift der Ehrsucht in ihrem Busen. Langsam gieng sie mit ihrer Schwester wieder nach der Wohnung zurück. Auf einmal stand sie stille. Nach einer kleinen Pause — „Dächtest du nicht, Luise?„ — sagte sie, und hielt wieder inne, das Bewußtseyn des Gedankens, der ihre ganze Seele füllte, hemmte ihre Rede; ihr Blick senkte sich zur Erde, und ein bescheidenes Roth überzog ihre lieblichen Wangen.

Nun aber rufte die Tischglocke zum Abendessen, und sie verdoppelten ihre Schritte. Doch ehe sie der Einladung derselben folgen, sey mir's vergönnt, meine Leser mit den beyden Heldinnen meiner Geschichte und mit dem braven Manne bekannt zu machen, unter dessen Dache sie die letzten zehen Jahre durchlebt hatten.

Luise und Marie Villiers waren die Zwillingstöchter eines Edelmanns von guter Familie. Ich will seine Geschichte so kurz als möglich zusammenfassen. Schon vor seinem 25sten Jahre hatte er, in einer Gesellschaft die eben so wenig als er das Gepräge der Menschheit führte, mit Pferderennen, Hahngefechten, Schmäußen und andern dergleichen Vergnügungen ein beträchtliches Vermögen durchgebracht. Seine liebenswürdige Gattin beugte der Kummer nach einer zweyjährigen Ehe ins Grab. Endlich starb auch er zum Glück seiner Töchter, denen nun die Erziehung, die ihnen ihrer Mutter Bruder der Oberste Dormer, gab, sehr vortheilhaft war. Dieser unterrichtete sie selbst in allen ihrem Geschlecht anständigen Wissenschaften, und bemühte sich, so weit es sein Vermögen und seine einsame Le-

bens-

denſart erlaubte, ihnen diejenigen äuſſerlichen Vollkommenheiten zu verſchaffen, woran der gröſsere Theil der ernſthaften Leute zu gering zu denken pflegt; oder, nach dem Ausdruck eines lezt-verſtorbenen edlen Schriftſtellers (*) — ihnen Grazien zu geben.

Dieſer würdige Beſchützer meiner Heldinnen war der jüngſte Sohn einer adelichen Familie aus einem abgelegenen Theile des Königreichs. Er hatte frühzeitig Kriegsdienſte genommen, und ſich darinn Ruhm erworben; aber eine ſchwächliche Geſundheit, einige Verdrüßlichkeiten bey der Armee, eine natürliche Liebe zur Einſamkeit, ein Prozeß mit dem Haupt ſeiner Familie, und der Tod einer Gattin die er innigſt liebte, alles dieß bewog ihn, bey den Ausſichten die er hatte, im 30ſten Jahre abzudanken. Er kaufte ſich ein kleines Gut zu Belſont, einem anmuthigen Flecken in Autland, das ihm jährlich etwa 500 Pf. eintrug.

Wie nun jeder Menſch eine Lieblingsneigung zu haben pflegt, ſo bekam auch Er hier einen Hang zur Gärtnerey, einem Vergnügen das ihm alle ſeine leeren Stunden ausfüllte, und das Ungeheuer verſcheuchte, deſſen froſtige Umarmung zu fliehen, die Menſchen Säufer, Helden, Spieler und Staatsmänner werden, und in immer wechſelnden Kreiſen nach — Thorheit jagen. Doch wieder zur Sache. Der traurige Ueberreſt von Villiers Vermögen betrug, nach Abzug einer ſchweren Schuldenlaſt, ohngefähr 3000 Pfund, welches nebſt einer guten Geburt und einer mehr als gemeinen Schönheit unſrer beyden Waiſen ganzes Erbe war.

Ich ſagte meine Heldinnen wären ſchön; aber ſie beſaſſen noch weit mehr Vorzüge; ſie hatten, bey der äuſſern Geſtalt, auch die Seele der Schönheit, ſie hatten Anſtand, Charakter, Ausdruck. Luiſe war blond, hatte regelmäſsige Züge, hellbraunes Haar, und ihre Augen ſtellten das Himmelblau der Dichter dar; ihr ſanfter, nachläſsiger und unbefangner Blick, war ein kunſtloſes-redendes Bild ihrer Seele.

Marie

(*) Milord Cheſterfield.

Marie — doch dieſe ſoll im Vorgrunde meines Gemähldes ſtehen und verdient eine genauere Beſchreibung. Marie alſo! — Ihr Geſicht war oval, ihre Farbe bräunlich, ihre Augen ſchwarz und voller Feuer, ihre Naſe griechiſch, ihr Mund klein, ihre Zähne gleich und weiß wie eine Perlenſchnur, ihre Unterlippe etwas hervorhangend. Ihre Kaſtanienbraunen Locken würden in natürlichen Wellen um ihren Buſen hergeflattert haben, wenn nicht die tyranniſche Mode ihnen die Freyheit zu ſchweben geraubt hätte. Sie war groß und ſchlank, jede ihrer Bewegungen voll reitzenden Anſtands. Kurz es war eine Liebenswürdigkeit in ihrem Betragen, die ich nicht zu beſchreiben vermag; etwas, das der Hof zwar verbeſſern aber nicht geben kann; es war natürlich, bald hätt' ich geſagt wild; es war kunſtlos ungezwungen, abwechſelnd, wie das angenehme Spiel der Blätter, wenn ein Zephyr ſanft durch ſie hinliſpelt. In allem der Natur getreu, hatte ſie in Geſellſchaft derer die ſie liebte ein Lächeln voll unwiderſtehlicher Anmuth; für die aber, die ſie beleidigten, einen unausſprechlich verachtenden Blick, aber einen Blick der ihr gleichwohl gut ließ, weil er augenſcheinlich ſeinen Urſprung aus der Gelegenheit nahm. Ihr Herz war warm, aufrichtig, ungezwungen und unverſtellt; jede Veränderung ihrer Laune oder Empfindung mahlte ſich unverzüglich auf ihrem Geſicht. Einen Reitz hatte ſie noch, der weit wichtiger iſt, als man gemeiniglich denkt: ich meyne jene zauberiſche Melodie der Stimme im Sprechen, die ſo unaufhaltſam zum Herzen dringt. Ob nun gleich beyde Schweſtern die Schönheit zum Antheil hatten, ſo konnte doch nichts ungleicher ſeyn als ſie einander waren; und wiewohl Tugend die Grundlage von beyder Charaktern ausmachte, ſo war doch nichts verſchiedner, als die Züge ihrer Gemüther. Luiſe war ſanft, unthätig, zärtlichromantiſch; Marie raſch, ungeduldig, ſprudelnd, unternehmend. Eben ſo waren auch ihre Entwürfe und Wünſche einander entgegen. Luiſe träumte ſich

ihr

ihr Glück im Schatten eines Rosenstrauches: Marie wünschte, diese flüchtige Göttin durch die glänzenden Labyrinthe der Welt verfolgen zu dürfen. Beyde schmückte die Blüthe der Gesundheit; aber auf Mariens Wangen glühte sie lebendiger.

Der Oberste Dormer, ihr Onkel und Pflegvater, hatte seine Jugend-Jahre in der vermischten Gesellschaft der großen Welt verlebt, aber demungeachtet die schöne Einfalt des Charakters beybehalten, welche stets die Begleiterin eines sehr vorzüglichen Verstandes ist. Er verstund die Kunst zu leben, weniger wegen seiner frühen Bekanntschaft mit der großen Welt, als vermöge des feinen Gefühls eines Herzens das von Natur zu gefallen wünscht. Doch dieser gute Ton überschritt nie die Grenzen der genauesten und unverbrüchlichsten Aufrichtigkeit. Er war, so weit es seine Einkünfte erlaubten, freygebig, offenherzig, gastfrey, leutselig; seine Tafel, der Sitz des anständigen Ueberflußes und des gastfreundlichen Vergnügens. Wahrheit, Natur und ungekünstelte Schönheit fanden an ihm einen eifrigen Bewundrer; sein Haus, seine Gärten, seine Felder, alles um ihn her, warf den Abglanz seiner Seele zurück. An Einfalt, Reinlichkeit, Nettigkeit, zeichneten sich seine kleinen Besitzungen vor andern aus. In seiner Wahl war er geschmackvoll, und im Anbau seiner Ländereyen sorgfältig. Sein Blumenflor stund weit schöner, und seine Früchte hatten einen angenehmern Geruch als die Blumen und Früchte seiner weit reichern Nachbarn. Und in der That, sein größter Fehler war, daß er sich auf diesen geringen Vorzug ein wenig zu viel zu gut that; beynahe wollt' ich sagen, daß er lieber der geschickteste Gärtner, als der bravste Offizier oder der würdigste Mann im ganzen Königreich hätte seyn wollen. Er war lang von Gestalt, hatte schöne Augen, eine bräunliche etwas blaße Gesichtsfarbe, und in seinem Anstand und Betragen zeigte sich der Mann, der die Welt gesehen hatte, von der er sich lange schon zurückgezogen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Es treten noch einige Bediente auf.

Flavius.

Lauter zerbrochnes Geräthe eines zerstörten Hauses!

3. Bedienter.

Doch tragen unsre Herzen noch Timons Liverey, das seh' ich in euer aller Gesicht. Wir sind noch alle Cameraden, die, da sie ihrem Herrn sonst nichts mehr dienen können, ihre Treu durch ihren Kummer zeigen. Unsre Barke ist lek, und wir arme Tropfen stehen auf dem sinkenden Verdek, und hören die Wellen dräuen; wir müssen alle in dem Meer der weiten Luft, jeder so gut er kan, seine Rettung suchen.

Flavius.

Meine guten Cameraden, ich will das äusserste meines Vermögens mit euch theilen. Wo wir uns jemals wieder antreffen, wollen wir, um Timons willen, immer gute Freunde seyn, unsre Köpfe schütteln, und sagen: Wir haben bessere Tage gesehen. Jeder nehme seinen Antheil; nein, streket alle eure Hände aus -- Kein Wort mehr --.

[Er giebt ihnen Geld, sie umarmen einander und scheiden, der eine diesen, der andre einen andern Weg.]

Wer wollte sich Reichthum wünschen, wenn Reichthum in Elend und Verachtung aufhört? Wer wollte (nach diesem Beyspiel,) sich durch einen Traum von schimmerndem Glük und Freundschaft täuschen lassen? Durch ein Gepränge

Der Teutſche Merkur.

März 1778.

I.

Der Vogelſang, oder die drey Lehren. (*)

Vor langer Zeit, wohl hundert Jahren
und drüber, lebt' in einem Land
ein reicher Erdenſohn, von Namen unbekannt,
weil ſeine Ahnen ſtets geheim geblieben waren,
und drum kurzweg der reiche Hans genannt.

Von Gottes Gnaden hatte der
ein ſchönes Schloß — das Beſſern einſt als er
zum Aufenthalt gedient — man weiß nicht wie, gewonnen,
(wie nun einmal in dieſer Unterwelt
nichts lange ſeinen Herrn behält,
und was ein braver Mann begonnen
durch einen ſchlechten wieder fällt)
Genug, Hans hatt' es nun gewonnen,

Des

(*) Nach dem Lays de l'Oiſelet in den *Fabliaux et Contes* etc. Vol. I. p. 179.

das ſchönſte Schloß, das von der lieben Sonnen
je angeſchienen war ſeitdem
es Schlöſſer giebt. Es lag gar wunderangenehm,
von ſchön behauenen Quaderſteinen
gebaut, groß, ſtattlich und bequem;
von ferne konnt's das ſchönſte Kloſter ſcheinen.
Ich ſage nichts von all dem feinen
Geräthe drinn, den langen Reyhn
von Sälen, Zimmern, groß und klein,
und wie da ringsum alles ſchimmert
und wiederſcheint und blizt und flimmert
von Silber, Gold und Edelgeſtein;
Nichts von den Kellern voller Wein
von weißen, purpurnen und gelben,
aus Wälſchland, Frankreich und vom Rhein,
noch von den Kammern und Gewölben
bis oben an mit allem voll
was, nach dem alten Spruch, ein Weiſer
gern haben und leicht entbehren ſoll;
Ein Wort für Tauſend, ſelbſt der Kayſer
zu Wien in ſeinem alten Schloß
(geleit Ihn Gott auf ſeinen Reiſen!)
hat kaum mehr Reichthum aufzuweiſen
als Hans in ſeiner Burg verſchloß.
Wie ers handhabte und genoß
das wird ſich in der Folge weiſen.

Und eine ſchöne Treppe gieng
vom Schloß herab in einen Garten
der hundert Morgen wohl umfieng.
Den wie ein Gärtner zu beſchreiben,
damit geſchäh Euch wie ich weiß
kein großer Dienſt; drum laß ichs bleiben,
genug, es war ein Paradeis.
Alles, was Aug und Gaum und Naſe
gelüſten kann, das fand man hier,
nicht bloß im Treibhauß hinter Glaſe,
frey ſtund es da im friſchen Graſe,
und blühte und reifte für und für.
Auch war in dieſem Blumenreich
die Luft ſo heilſam, rein und weich,
das Leute die am ſterben lagen,
auf ihrem Bette hichergetragen
und unter Bäume auf den Raſen
gelegt, in Einer Nacht genaſen.

Es geht doch, ſagt mir was ihr wollt,
nichts über Wald und Gartenleben,
und ſchlafen ein dein trinkbar Gold,
o Morgenſonn', und ſorglos ſchweben
daher im friſchen Blumenduft,
und, mit dem ſanften Weben
der freyen Luft,

als wie aus tausend ofnen Sinnen
dich in sich ziehn, Natur, und ganz in dir zerrinnen!
— — — —
Wo war ich? — Gutes Volk, verzeiht! —
Ich ließ euch doch nicht lange warten?
Der Abweg ist zum Glück nicht weit;
Wir sind noch immer in Hansens Garten.

Der war nun, wie gesagt, ein Zweytes Paradeis;
und Mitten drinnen stund ein siebenfacher Kreis
von alten Himmelhohen Linden,
die ihre Aeste wechselsweis
so vielfach in einander winden,
so dicht, daß ihre grüne Nacht
den hellen Tag zur Dämmrung macht.
Im engsten Kreise zog ein Kranz von Rosenhecken
sich her um einen vollen Quell,
der, kalt wie Eis und spiegelhell,
sein perlend Wasser in ein Becken
von grünem Marmor goß. Des Sommers strengste Glut,
der schärfste Stral der schwülen Mittagsstunde,
erlosch in diesem kühlen Grunde;
ein lieblich scharfer Geist erfrischet hier das Blut,
frischt Laub und Gras, und nährt mit enger Fülle
den immergrünen Hayn; und wie in seine Stille
ein Denker tritt, so freut er sich, allein —
und ists ein Liebender, so wünscht er Zwey zu seyn.

Nun

Nun merket auf! — Ein Vögelein
kam jeden Abend, jeden Morgen
und füllte diesen Ort mit lieblichem Gesang.
Es sang, in dichtem Laub verborgen,
und aller Vögel Sang und Klang
verstummte flugs so bald es sang.
Der Vogel schien, so anzusehen,
an Federn ein gemeiner Spatz,
und kleiner noch; doch, zum Ersatz
für Beydes, hatten ihn die Feen
gar sonderbar begabt zu singen frank und frey
Ballade, Virelay, Rondeau,
und tausend schöne Melodeyen,
die einem Leib und Seel erfreuen.
Da war kein Schmerz noch Gram so groß
der nicht in seinem Sang zerfloß;
ihn singen hören, oder trinken
aus Lethes Fluth, war einerley.
Sang er von Lieb', zumal im May,
so war's unmöglich nicht zu sinken
in wonnigliche Träumerey:
und sang er Freud' im bunten Kranz,
gleich hob sich jeder Fuß zum Tanz:
und wenn er Ritterthaten sang,
ward einem flracks nach Kämpfen bang.

Der Vogel hatte noch was Sonderlichs an ſich;
denn, wie er von dem Garten wich,
fiel alles Laub, die ſchönen Bäume
verdorrten um die Quelle her,
die ſchöne Quelle ſprang nicht mehr,
und jede Blum' erſtarb im Keime;
das ganze Paradeis verſchwand,
nichts blieb als kahler Fels und dürrer Sand.

Hans, dem dies alles zugehörte,
kam täglich einmal, zweymal auch,
gewackelt in den Hayn, und hörte
dem Vogel zu; 's war ſo ſein Brauch,
ſobald er Morgens aus dem Bette
geſtiegen war, und kurz vor Licht;
doch, daß er was empfunden hätte,
das war nun ſeine Sache nicht.
Denn eſſen und trinken zum zerplatzen,
und ſchlafen, und im — Kopf ſich kratzen,
und täglichstags ſein Porcellan
und ſeine goldne Becher wiſchen,
und mit dem Amtmann und Kaplan
die Dame ziehn und Karten miſchen,
auch dann und wann in Wintertägen
ein Häschen durch die Saaten jagen,
und ſacken auf dem Ruhebett,

und,

und, wenn ihm alles ſonſt will fehlen,
ſich ſchließen in ſein Kabinet
und ſeine Roſenobel zählen —
Dies Hanſens Thun und Laſſen war
zwölf Monat lang in jedem Jahr.

Einſt Morgens ſtund der lappichte Geſelle
und wuſch die Augen aus der Quelle;
da wirbelt aus dem Laub hervor
dies Liedchen in ſein dickes Ohr.

Ihr Ritter und ihr Frauen zart,
ſo roth von Mund und Wang,
und junge Knappen edler Art,
horcht alle meinem Sang!
Seyd eurem Liebchen treu und hold:
und dient ihr um der Minne Sold,
ſo ſey's auf lebenlang!

Dem Mann der ohne Liebe bleibt,
und doch vor innerm Drang
ſich raſtlos hin und wieder treibt,
iſt's in der Haut ſo bang!
Iſt alles ihm ſo kalt, ſo tod!
Er iſt wie Wangen ohne Roth
und Geigen ohne Klang.

Doch Liebe ſonder Ehre wär
Ein Feuer ohne Glanz:
Sie iſt, ich ſing es laut umher,
die Roſ' im Tugendkranz;
iſt etwas edel, brav und gut,
ſtracks geht dahin ihr Lauf;
das Herz wird rein in ihrer Glut
und lodert himmelauf.

Was giebt dem Menſchen Götterrang?
Die Liebe giebt's ihm traun!
Drum horchet alle meinem Sang,
ihr Ritter und ihr Frau'n!
Wünſcht ihr den ächten Minnesold,
der Freuden Ueberſchwang?
bleibt eurem Liebchen treu und hold
und liebt auf lebenlang!

Hans, der nicht fern am Brunnen ſtand,
horcht nach dem Sänger unverwandt;
denkt bey ſich ſelbſt: Potz Stern, das wäre
ein Tauſch! Der König, wie ich höre,
liebt die Muſik; er gäbe mir,
wenn ich den Vogel ihm verehre,
wohl einen Meyerhof dafür!
Zwar ſingt er hübſch; allein, was ſcheere
ich mich um ſeine Dudeley?
Kommt doch zuletzt nichts raus dabey!

Der

Der Vogel hatt' ein feines Ohr;
er guckt aus ſeinem Laub hervor,
und hörte alles Wort für Wort,
was jener mit ſich ſelbſt geſprochen.
Da rief er:

„O du ſchöner Ort,
was ſo arges haſt du wohl verbrochen,
daß du Einem dienſt, der deinen Werth nicht fühlt,
der ſo lang er lebt nie in den Ring geſtochen,
nie des Ruhmes, nie der Liebe Preis erhielt?
Fallt ihr ſchönen Erker, Thürme, Hallen,
und ihr ſchönen dichten Bäume, laßt es fallen
euer Laub! Und du, die zwiſchen Blumen ſpielt,
ſchöne Quelle, höre auf zu wallen,
und vertrockne, daß dies Immergrün
ſterb' und alle Blumen ſtracks verblühn!
Unter euern Schatten, hohe Linden,
giengen wackre Ritter einſt und edle Herr'n,
und aus euch, ihr Roſen, Kränze binden
ſah' ich Frauen, ſchöner als der Morgenſtern!
Und ſie hörten meine Lieder gern,
denn ſie hatten Lieb' im Herzen; deſto lieber
war ich ihnen und mein Liederſpiel,
und vor wonniglichem preßendem Gefühl
giengen manche klare Aeuglein über;
und der Liederwerthen Thaten wurden viel

viel gethan und mancher Dank erſtritten;
und ſie lohnten deß der Lieb und mir;
denn noch wohnten adeliche Sitten,
Ritterſchaft, Geſang und Minne hier.
Und es ſollte nun mich nicht verdrießen,
daß mich ſo ein Laur (*) beſitzen ſoll?
der dies alles hat und vom Genießen
nichts verſteht — ein roher grober Knoll,
der ſich ſelbſt nur lebt und ſeinen Lüſten,
nichts begehrt als ſeinen Bauch und ſeine Kiſten
anzufüllen, fühllos bey Geſange bleibt,
und die Zeit dabey mit Gähnen ſich vertreibt.

So ſang das Vögelein und flog davon.
Gut, ſchimpfe nur, du kleiner Hurenſohn,
(denkt Hans) du ſollſt mir jedes Wort bezahlen,
und noch Proviſion!

Der Abend kam, und mit den lezten Stralen
kam auch mein Vögelein
zurück in ſeinen lieben Hayn,
ſein frohes Abendlied zu ſingen.
Indeſſen hatte Hans den Baum und auch den Aſt
wo es zu ſitzen pflag ſehr wohl ins Aug gefaßt,
und überall ſo viel geheime Schlingen

(*) Ein altes Wort, das einen fühlloſen ungeſitteten Groben bezeichnet.

von Herrlichkeit und Wohlleben, aber alles nur gemählt, wie dieſe gefirnißten Freunde! Mein armer redlicher Herr! durch ſein eignes gutes Herz ſo weit herunter gebracht! Durch Güte zu Grunde gerichtet! Wie ſeltſam, daß zuviel Güte eines Menſchen gröſte Sünde ſeyn ſoll! Unbegränzte Güte macht Götter, und verderbt Menſchen -- Mein theureſter Herr, einſt ſo glüklich um deſto elender, ſo reich um deſto dürftiger zu ſeyn; dein groſſer Wohlſtand iſt die Gelegenheit zu deinen gröſten Widerwärtigkeiten worden! Ach! der gütige Herr! Er iſt in Wuth aus dem undankbaren Siz unnatürlicher Freunde geflohen, und hat nichts mit ſich genommen, was ſein Leben unterhalten, oder dieſen Unterhalt verſchaffen kan. Ich will ihm folgen und ihn aufſuchen; ich will ihm um ſeines Herzens willen immer mit beſtem Willen dienen, und, ſo lang ich Gold habe, immer ſein Verwalter bleiben.

[Er geht ab.]

Dritte Scene.

[Der Wald.]

Timon tritt auf.

O Sonne, Quelle der ſegensvolleſten Einflüſſe, ziehe faule Dünſte aus der Erde, und vergifte die Luft unter deiner Schweſter Kreis -- Zwillings-Brüder, zugleich gezeugt, von einer Mutter gebohren und geſäugt, ſind im Glüke getheilt. Der Gröſſere verſchmäht den Kleinern. Die menſchliche Natur ſelbſt, ſie, die von ſo unzählbaren Uebeln bela-

im Laub verſteckt, daß ſich das arme Ding,
ſo wie's geflogen kam, in einer Schleife fieng.

Der Schalk, von einer grünen Mauer
verborgen, eilt herzu ſo bald er zappeln hört,
macht den Gefangnen loß, der tauſend Kronen werth
ihm unter Brüdern däucht, und ſteckt ihn in ein Bauer.

Der Sänger ſpricht: „ich ſeh es ſchon,
ſo wie der Herr, ſo auch der Lohn.
Das hab ich nun für all mein Singen!
Doch, dürft ichs ſagen, wohlgethan
wars eben nicht mich ſo zu fahn;
es wird euch wenig Roſen bringen.„

„Du ſollſt nur deſto baß mir ſingen!
„Sonſt ſangſt du oder ſchwiegſt auch ſtill:
„izt ſollſt du ſingen wenn ich will.„

„Da (ſprach der Vogel) irrt er ſich!
Der Kefich iſt mir ſtark zuwider,
Ich liebe freyen Himmel, ich,
und Wald und Wieſen; ſetze mich
wo mirs beliebt im Grünen nieder,
und wiege mich nach Herzens Luſt
auf meinem Aſt, und ſing ich Lieder,
ſo ſing ich ſie aus freyer Bruſt.
Drum, lieber Herre, ſeyd ſo bieder

und ſchenkt mir meine Freyheit wieder.
denn, glaubt mir, da geht nichts davon,
im Bauer ſing' ich keinen Ton.„

Dem, (ſpricht der Laur) iſt bald gerathen,
ſo dreh ich dir den Hals, mein Sohn,
und eſſe dich für einen Braten.

„O Herr, das lohnte wahrlich nicht
die Mühe nur den Tiſch zu decken;
bin gar ein kleiner magrer Wicht,
ich blieb euch zwiſchen'n Zähnen ſtecken,
bis in den Magen käm ich nicht.
Mein guter Junker, laßt mich leben!
was hättet ihr von meinem Tod?
Euch kan er wenig Vortheil geben,
und mir iſt länger Leben Noth.
'ſ geht doch am End' nichts über Leben!„

Hör auf zu bitten, ſag ich dir,
mit bitten kriegt man nichts von mir.

„Nun (ſpricht der Vogel) ſeh ich wohl,
das alte Sprüchwort iſt nicht hohl,
mit groben Leuten höflich ſeyn,
heißt Waſſer gießen auf einen Stein;
der Stein wird nicht durch Waſſer weich,
der Laur nicht mild durch Höflichkeit.

Doch ſagt ein andrer Spruch zugleich:
der Weiſe ſchickt ſich in die Zeit.
Drum, Lieber, macht den Bauer auf,
und laßt mir wieder meinen Lauf:
will euch zum Dank drey Dinge lehren,
die nie kein Mann von euerm Stamm
gewußt, von Sinn gar wunderſam:
die ſollen euch groß Gut gewähren!„

Was giebſt mir deß zum Unterpfand?

„Mein Ehrenwort, verſezt der Sänger,
es gilt für baar im ganzen Land.„

Wohl, denkt der ſchlaue Vogelfänger,
es kan doch was dahinter ſeyn;
ich nehm es mit: kann alles brauchen:
und du, hochweiſes Vöglein,
ſollſt dir die Füßchen bald verſtauchen:
bis Morgen biſt du wieder mein!

Somit ſchiebt er den Bauer auf
und läßt dem Vogel ſeinen Lauf.

Der ſchnurrt heraus aus ſeiner Höle,
ſo froh wie eine arme Seele,
die aus des Fegfeurs Flammennacht
ein frommer Klauſner frey gemacht.
Er hüpft und tanzt im Kreis umher

als ob er neu gebohren wär,
ſetzt dann, indeß der Junker raſt,
ſich wohlgemuth auf einen Aſt.

„Nun ſpitz die Ohren, edler Knecht!
„Merk jedes Wort, und faß es recht,
„ſo wird dir's frommen viel Gewinn;
„es liegt darinn ein großer Sinn!
„Glaub nicht gleich alles was du hörſt!„

Daß du dem Geyr im Schnabel wirſt!
verſetzt der Junker grimmiglich.
das wußt ich lange ohne dich.

„Gut, bis du's brauchſt, halt's warm indeſſen!
So etwas iſt gar leicht vergeſſen.„

Nun ſeh ich wohl, mein ſaubrer Gaſt,
daß du mich nur zum beſten haſt.
Das erſte was du mich gelehrt,
iſt keinen rothen Heller werth!
Du haſt den Lohn umſonſt genommen.
Doch ſey's! Laß nur das Andre kommen!

„Merk wohl aufs Wort (der Vogel ſpricht)
du mußt es brauchen! — Weine nicht
um etwas das du nicht gehabt!„

Hans ſpricht: da hätten wirs ertappt!
Ein fein Arkanum, Gott verdamm es!

daß

daß ich der erſte meines Stammes
ſeyn ſollte, der von dir das noch
erſt lernen müßte! Hätt' ich doch
den Schelmenhals dir umgedreht!

„Der Wunſch (ſpricht jener) kömmt zu ſpät.
Indeſſen, das du ſehen magſt
wie ungerecht du mich verklagſt,
ſey nochmals Beydes dir empfohlen!
Soll ich dirs etwa wiederholen?
Von Herzen gern!„

Du mußt mich wohl
(ſchreyt Hans) um ſo mit mir zu walten
für einen großen Eſel halten?
Denn hätt' ich auch ein Haupt von Kohl,
mit Spreu gefüllt, ſo kahler Lehren
zum Henker! könnt' ich doch entbehren.
Doch, weil du nun im Vortheil biſt,
laß immer noch das letzte hören!
Wer weiß ob's nicht das beſte iſt?

„Das, ſpricht der Vogel, könnte ſeyn.
Nur faß es wohl! Es gleicht dem Stein
der Weiſen. Wer den machen kann
der wird gewiß kein armer Mann!
Merk auf mit Fleiß! Wiewohl es heut
zu ſpät kommt, kanns zu andrer Zeit

dir viel vergebliche Mühe ersparen.
Narr, was du in den Händen hast
halt fest, und laß es nimmer fahren!„

Wie Hans dies hört ergrimmt er fast,
So, schreyt er, hältst du dein Versprechen?
O! könnt' ich dir die Beine brechen!
Ist dies dein Wort? Ist dies mein Dank?

„Nun, guter Freund, was soll der Zank?
Gab ich dir nicht drey goldne Lehren?
du Laur, was kannst du mehr begehren?„

Ein fein Geschenk, bey meiner Treu!
Man dächte was dahinter sey?
Bey Schocken wußt ich schon in meinen Kindertagen
dergleichen Sprüche aufzusagen.

„So gut als irgend eine Gans,
versetzt der Vogel. Mein guter Hans,
die Augen aus dem Kopf gegeben,
wenn du so klug wärst, hättest du,
und beyde Ohren noch dazu,
viel eher, Tropf, als mir das Leben.„

Wie so? wie so? was hätte mir's
geholfen, dich zum Koch zu tragen?

Gar viel geholfen hätte dir's!
Unglücklicher, in meinem Magen

hätte

hättſt du gefunden einen Stein,
drey Unzen ſchwehr, und hell von Schein
wie Diamant, der auf der Stätte
zum reichſten Mann gemacht dich hätte.
Denn wer den Stein beſizt, der weiß
was künftig iſt und was vergangen;
die Geiſter kommen auf ſein Geheiß,
er darf nur wünſchen, nur verlangen,
ſo ſteht es da, iſt alles ſein!
dein guter Engel gab dir ein
mich heute noch am Spies zu braten;
hättſt du gefolgt, der Stein war dein!
doch einem Narren iſt nicht zu rathen.„

Hans, wie er dieſe Nachricht hört,
ſich wüthend in die Haare fährt,
ſchlägt mit der Fauſt ſich vor den Magen,
zerreißt ſein Wamms und einen Kragen
von Spitzen, hundert Thaler werth,
und füllt den Wald mit lautem Klagen.

Der Vogel ſieht in groſer Ruh
dem Spuck von ſeinem Baume zu;
ſagt nicht ein Wort, bis Mantel, Kragen
und Wamms, und Wange, Bart und Haar,
ſich Hans zerfezt hat ganz und gar.
Drauf ruft er: „Narr, hör auf zu klagen,
den Schaden darf dich ſo nicht plagen;

es iſt kein Wort von allem wahr
was ich vom Stein dir vorgetragen.

Wie? Was? ſo wär's nur Lug und Trug?

„Ich dachte ja, du ſeyſt ſo klug?
Man könne dir nichts Neues ſagen?
Du wiſſeſt Alles ſchon vorher?
Als du mich fiengſt, du dummer Bär,
da war ich keine Unze ſchwer;
wo käme denn in meinen Magen
ein Kieſel von drey Unzen her?

Nun ſeh ichs freylich nur zu ſehr,
erwiedert Hans mit naßem Blicke;
Wer aber hätt' auch ſolche Tücke
dir zugetraut?

„Begreifſt du nun,
wie Narren ſich ſelber Schaden thun?
Thor! Worte ſind nur leere Schalen;
der Sinn iſt Alles, der Sinn, der Sinn!
Allein für dich iſt keiner drinn!
Die Lehre magſt du nun bezahlen?
du wußteſt alles längſt zuvor —
Was half dein Wiſſen? Pinſel, Thor!
Hättſt du verſtanden es auszuüben,
dein Kragen und Wams wär ganz geblieben!

So merk nun meine Lehren dir,
und ſieh dich künftig beſſer für.
Sie kommen dir hoch genug zu ſtehen!
Sonst Ade, auf Wiederſehen!

Der Vogel flog davon und ſoll
noch wiederkommen. Dumm und toll
ſteht Hans; ihm iſt als ob ihm träume;
und, wie er ſteht, o wundervoll!
fällt alles Laub, die ſchönen Bäume
verdorren plötzlich rings umher,
die ſchöne Quelle ſpringt nicht mehr,
die Blumen ſterben all' im Keime,
weg iſt das ganze Feenland,
nichts bleibt als Fels und dürrer Sand.

W.

II.

Fortſetzung der Lebensbeſchreibung des Biſchofs von Palafox.

(S. No. 2. T. M. S. 150.)

Kaum war er im Jahr 1643. von Mexiko nach Angelopolis zurückgekommen, als er daſelbſt ein Erziehungshaus für arme verwayſete Mädchen unter dem

Namen des Apostels Petrus, und zwey Meilen von der Stadt ein Dominikaner-Nonnenkloster unter dem Schutz des heil. Michaels errichten ließ. Hierdurch und durch den täglichen Unterhalt vieler Armen wurden nicht nur seine Einkünfte erschöpft, sondern er wurde auch genöthigt, sich mit Schulden zu überhäufen. Dieses hinderte ihn aber nicht, in der damals entstandenen Hungersnoth seinen Kredit noch weiter zu verpfänden, damit er das Leben der Bedürftigen rettete.

Bisher hatte er seinen weitläuftigen Kirchsprengel ausser dem Hauptsitze nur mit allgemeinen Einrichtungen und mit Hirtenbriefen zu verbessern gesucht. Aber von diesem Jahre an bis 1646. besuchte er die ihm anvertraute Heerde dreymal persönlich, damit er die Mängel einer jeden Pfarrey insbesondere einsähe, und durch nachdrückliche Mittel abschafte. Er that diese beschwerlichen Reisen über hohe Berge und durch wüste Thäler auf ungebahnten Wegen, nicht wie andere Amerikanische Bischöffe, die sich von Sklaven tragen lassen, sondern wie ein apostolischer Mann zu Fuß, und als ein freundlicher Vater der Armen. Dieses erweckte in den Indianern eine solche Verehrung und Liebe gegen ihn, daß sie ihm wie eine vom Himmel gekommene Gottheit Haufenweise entgegen eilten, auf ihren Schultern ihn zu tragen verlangten, mit Händeklatschen, wildthönenden Gesängen, und Instrumenten rings um ihn her tanzten, und unter dem Tanzen mit den Händen auf die Erde schlugen, jung und alt, Männer,

gert wird, kan zu keinem groſſen Glüke kommen, ohne ſich ihrer ſelbſt zu ſchämen. Erhebt mir dieſen Bettler und zieht mir dieſen Lord aus, ſo wird der Lord ſo verachtet ſeyn, als ob er zum Bettler gebohren worden wäre, und der Bettler geehrt werden, als ob er kein gebohrner Bettler wäre. Es iſt die Weide, die des Widders Seiten ſpikt, und der Mangel, der ihn mager macht. Wo iſt der, dem die Aufrichtigkeit ſeiner eignen unverfälſchten Seele den Muth giebt aufzuſtehen, und zu ſagen: Dieſer Mann iſt ein Schmeichler? Wenn einer es iſt, ſind es alle; denn jede Stuffe des Glüks findt ihre Schmeichler eine Stuffe niedriger; der gelehrte Kopf bükt ſich vor dem goldnen Narren; alles iſt krumm, es iſt nichts gerades in unſrer verfluchten Natur, als unverbeſſerliche Büberey. So ſey dann alle Geſellſchaft und alle Gemeinſchaft mit Menſchen von mir verabſcheut! Alle von ſeiner Gattung, ja ſich ſelbſt haſſet Timon. Verderben über das ganze Menſchen-Geſchlecht! -- Erde, gieb mir Wurzeln.

[Er gräbt die Erde auf.]

Wer etwas beſſers von dir begehrt, dem würze den Rachen mit deinem würkſamſten Gifte! -- Was iſt hier? Gold? gelbes, blinkendes, feines Gold? Nein, ihr Götter, das verlangt' ich nicht von euch; Wurzeln, gütiger Himmel! Nur ſo viel von dieſem hier iſt genug, weiß, ſchwarz; ſchön, häßlich; unrecht, recht; niederträchtig, edel; ein altes Geſicht, jung; und eine feige Memme, tapfer zu machen. Ihr Götter, wozu das? warum das? Ihr Götter! wie, das kan eure Prieſter von eurer Seite loken, und

Leute

ner, Weiber, und Kinder. Dies war eine Art von mehr als menſchlicher Verehrung. Denn ſo ehren ſie Gott in den Kirchen an großen Feſttagen. Es hat wenig gefehlt, daß nicht auch Pflanzen und Bäume um ihn herum tanzten. Wenigſtens ſoll bey Epathan ein Baum von der Art, die von den Indianern Kakaloſchiol genannt wird, auf ſeinen Segen zu blühen angefangen haben. (*) Nachdem er zum zeitlichen und geiſtlichen Nutzen ſeines Kirchſprengels viel Gutes geſtiftet, und überall unvergeßliche Merkmalen eines apoſtoliſchen Eifers und einer in dieſen Gegenden ganz unbekannten Menſchenliebe hinterlaſſen hatte, kam er von ſeinem dritten Beſuch im Monat Junius 1646. nach Angelopolis zurück, wo ſchröckliche Verfolgungen auf ihn warteten.

In dem dreymaligen Beſuch ſeines Kirchſprengels hatte er alles das bekräftiget gefunden, was ihn im erſten Jahr ſeines biſchöflichen Amtes bewog, den Kloſtergeiſtlichen die Pfarreyen zu entziehen, und den Weltgeiſtlichen anzuvertrauen. Er fand, daß einige einen gottloſen Handel mit den Sakramenten getrieben, andere das Begraben der Todten bis zu 3000 Thaler verkauft, andere das Concilium von Trient verworfen, und den biſchöflichen Gehorſam aufgeſagt, einige gar den Erzbiſchof von Mexiko zu ſteinigen gedrohet hatten. Die Mönche ſchlugen damals einen greulichen Lerm an, und verklagten ihn am ſpaniſchen

(*) Summar. Num. 14. §. 49-60.

und päbſtlichen Hofe. Sie konnten aber wider ihn nichts ausrichten, und der Streit wurde in kurzer Zeit beygelegt. Indeſſen kochte in ihnen, beſonders in den Jeſuiten, eine unverſöhnliche Rache, die am Ende dieſes 1646ſten Jahrs mit voller Stärke hervorbrach. Ich will derjenige was zu dieſem hartnäckigen Streit Gelegenheit gegeben hat, vom erſten Urſprung an, erzählen.

Da Mexiko unter die Gewalt der Spanier gekommen war, verordnete der König, daß von allen Landesprodukten der Zehnte, zur Erhaltung der Kathedralkirchen, die nach und nach gebauet wurden, der Biſchöffe, und Chorherrn und andrer Kirchendiener abgegeben würde, mit Vorbehaltung eines geringen Theils zum Zeichen ihrer Oberherrſchaft. Dieſe weiſe Verordnung verfehlte auf eine ganz beſondere Art ihren Endzweck, und zwar durch diejenigen, deren Pflicht am meiſten erforderte, dieſelbe zu befolgen. Die Klöſter waren von dem Geſetz, den Zehnten zu entrichten, ausgenommen. Denn anfänglich war die Anzahl der Klöſter ſehr gering, und ihre Beſitzungen ſo mäßig, daß ihre Freyheit den Kathedralkirchen wenig ſchadete. Allein die Klöſter nahmen in kurzer Zeit ſowol an der Zahl, als an liegenden Gütern ſo ſehr zu, daß ihre Freyheit faſt alle Einkünfte der Kirchen und ihrer Diener verſchlung. Endlich wurden die Weltgeiſtlichen, beſonders die zur Angelopolitaniſchen Kirche gehörten, der Sache überdrüßig, und ſuchten

Gele-

Gelegenheit, ihre Rechte zu behaupten. Vier Jahr, ehe Palafox den bischöflichen Stuhl bestieg, da derselbe durch den Tod des Bischofs erledigt war, ereignete sich der Fall, daß ein Weltgeistlicher gewisse Güter, die bis dahin den Zehnten an die Kathedralkirche entrichtet hatten, den Jesuiten für 60000. Thaler verkaufte, ohne sie zur Abgabe des Zehnten zu verbinden. Das Dohmkapitul belegte den Verkäufer mit dem Kirchenbann, und die Güter mit einem Interdikt. Die Jesuiten wandten sich ans königliche Gericht zu Mexiko, und endlich gar nach Madrit, fanden aber nirgends Beyfall. Ihre übermäßigen Reichthümer, und der daher erfolgende Schade für die Kathedralkirchen waren gar zu augenscheinlich. Nur zwey ihrer Klöster im Angelopolitanischen Kirchsprengel des Königreichs Mexiko hielten 300000 Hämmel, ohne das Hornvieh, auf ihren Gütern. In der einzigen Provinz Mexiko besaßen sie sechs der größten Zuckerfabricken, deren die geringste auf 700000. eine andere auf eine Million Speciesthaler geschätzt wurde, und die größte 100000 Speciesthaler eintrug. Ihre Landgüter waren daselbst so weitläuftig, daß obgleich die Hauptwohnungen derselben zwey bis drey Meilen von einander entfernt waren, die Güter jedoch überall aneinander grenzten. Ihre Besitzungen, die reichen Goldgruben mitgerechnet, warfen in ganz Mexiko so viel ab, daß 2500 Thaler jährlicher Einkünfte auf einen Jesuiten fielen. Palafox, der alles dieses dem Pabst Innocenz X. in

einem Brief erzählt, ſetzt noch hinzu, ihre Reichthümer nehmen von Tag zu Tag ſo ſehr zu, daß wenn ſie ſo fortfahren, die Weltlichen endlich ſich gezwungen ſehen werden, ihre Faktorn zu werden, und die Geiſtlichen, ihr Brod vor ihren Thüren zu betteln. Eben ſo reich waren ſie in Neu-Granata, Peru und Neu-Biskaya, und überall führte man deswegen ſchon längſt Proceſſe und Klagen wider ſie. Schon im Jahr 1621. befahl der König in Neu-Granata der Habſucht der Jeſuiten Einhalt zu thun. Sie gehorchten aber weder hier noch anderwärts.

Alſo wars der Augenſchein der Sache ſelbſt, nicht das Anſehn des Biſchofs Palafox, weswegen ſie überall vor Gericht den Kürzern zogen. Nichtsdeſtoweniger warfen ſie einen unverſöhnlichen Haß auf ihn, und wandten alle ihre Kräfte an, ſein Anſehen und ſeinen guten Namen zu vergeringern und zu verſchwärzen. Sie ſchilderten ihn auf den Kanzeln als einen Verächter der päbſtlichen Dekrete. Sie und ihre Anhänger flohen vor ihm auf den Straßen, als vor einem Ungeheuer der Ungerechtigkeit, vermieden die Kathedralkirche und ſprachen in allen Geſellſchaften ſo ſchimpflich von ihm, als man es immer von einem ruchloſen Manne thun kann.

Der Biſchof litt alles dieſes mit unglaublicher Geleſſenheit. Das einzige, was er that, war, daß er den P. Provincial Velasco zu Mexiko perſönlich, und

den

den P. General zu Rom durch Briefe erſuchte, den Läſterungen ihrer Untergebenen Einhalt zu thun, und die Sache friedlich beyzulegen. Allein der P. Provincial verwies ihn an den P. General, und dieſer antwortete ihm ſehr kaltſinnig, einer jeden der Partheyen wäre es erlaubt, ſein Recht zu ſuchen, und was das Betragen ſeiner Religioſen angieng, ſo hätte er ſchon den Befehl ertheilt, daß ſie ſich mäßigten. Aber ſeine Geiſtlichen gehorchten ihm entweder nicht, ob ſie ihm gleich einen blinden Gehorſam geſchworen hatten, oder der General hatte ihnen das Widerſpiel befohlen. Denn von der Zeit an wurde ihr Betragen gegen den Biſchof immer ärger. Sie fiengen nun an, ihn als einen Ketzer durchzuziehen, und gaben vor, in der Schrift über die Zehnten, die der Biſchof an den ſpaniſchen Hof überſchickt hatte, fänden ſich viele ketzeriſche Sätze wider die Grundlehren des Glaubens.

Endlich wagten ſie es, ſeinen biſchöflichen Stuhl ſelbſt zu untergraben. Die Eiferſucht des Grafen von Salvatierra, Vice-Königs in Mexiko wider den Biſchof, als General-Viſitator dieſes Königreichs, war ihnen bekannt. Als ſolcher war er verbunden über das Betragen des Vice-Königs zu wachen, und dem Könige Nachricht davon zu geben. Die Eiferſucht des Vice-Königs in vollen Brand zu ſetzen, und durch ſeine Vermittelung den Biſchof aus Neuſpanien zu vertreiben, verſicherten ſie ihn, derſelbe verſchwärzte ihn durch heimliche Briefe beym Könige, und beobach-

tete alle seine Tritte und Schritte. Er suchte ihm seine Gewalt zu benehmen, und die Mexikaner despotisch zu behandeln. Dieses hätte sich schon dadurch sattsam an den Tag gelegt, daß er wider des Vice-Königs Wohlbedünken einige gar zu strenge Urtheilssprüche gegeben, die der König bekräftigt hätte. Dies war genug, den Grafen von Salvatierra zu ihrem Vortheil zu gewinnen und wider den Bischof aufzuhetzen. Weil aber der Streit vom Zehnten schon ganz wider die Jesuiten entschieden, und nichts wichtiges mehr in dieser Sache für sie auszurichten war, so tröstete er sie mit dem Versprechen, die Societät mit allen Kräften wider ihren gemeinen Feind zu schützen, und nicht eher zu ruhen, bis er ihn gestürzt hätte.

Indessen verschafften sich die Jesuiten Gelegenheit, den frommen Bischof, der durch seine Großmuth und Geduld alle auf ihn abgeschossene Pfeile bisher stumpf gemacht hatte, auf einer viel empfindlichern Seite anzufallen. Sie beruften im Jahr 1647. viele ihrer Mitbrüder aus fremden Kirchsprengeln in jenen des Angelopolitanischen Bischofs, und ließen sie predigen, und Beicht hören, ohne die erforderliche Bewilligung vom Bischof zu begehren. Ja sogar, da des Bischofs General-Vikarius Johann von Merlo, Bischof zu Honduras, das Verzeichniß derer, die bisher diese Erlaubniß erhalten, untersuchte, fand sichs, daß einige Jesuiten schon drey Jahr ohne dieselbe die Sakramente verwaltet hatten. Weil dieses

den

den wichtigsten Theil der bischöflichen Gerichtsbarkeit zu vernichten zielte, und allgemein bekannten Kirchengesetzen widerstrebte, so konnte des Bischofs General-Vikarius nicht weniger thun, als von ihnen zu fordern, daß sie entweder in der bischöflichen Kanzley die schriftliche Erlaubniß aufwiesen, oder Beicht zu hören und zu predigen unterließen, bis sie die Bewilligung des Bischofs begehrt und erhalten hätten. Es erschienen aber ihrer nur zween, welche vorgaben, sie hätten es nicht ohne Erlaubniß gethan, besäßen aber ein Privilegium, ihre schriftliche Erlaubniß niemanden zu zeigen. Zeigen sie mir dieses Privilegium, sagte der General-Vikarius. Wir haben aber noch ein anderes, welches uns das Recht giebt, dies Privilegium niemanden aufzuweisen, antworteten die zween Jesuiten. So können sie mir doch wenigstens dieses aufweisen, widersetzte der Bischof von Honduras; und da sie mit neuen Privilegien angezogen kamen, und der Bischof vorsah, daß der Privilegien kein Ende seyn würde, so ermahnte er sie zum Gehorsam, und entließ sie. Da sie nun sahen, daß mit dem General-Vikarius nichts anzufangen wäre, so schickten sie folgenden Tags zween andere zum Bischof selbst, es zu versuchen, ob sie diesen mit ihren unsichtbaren Privilegien blenden könnten. Da aber auch dieser ihnen das Predigen und Beichthören rund abschlug, wofern sie sich nicht entschlössen, entweder ihre Privilegien schriftlich aufzuweisen, oder ihn gebührend darum zu ersuchen; denn

er würde ihnen die Erlaubniß so wenig als den übrigen Klostergeistlichen versagen; so antworteten sie, das erste könnten sie nicht ohne Bewilligung ihres Provincials, und das andere brauchten sie nicht, weil sie im wirklichen Besitz des Predigens und Beichthörens wären; und darauf kehrten sie mit Jesuitischem Stolz dem guten Bischof den Rucken, und giengen davon.

Darauf fuhren sie fort, den kanonischen Rechten und dem ausdrücklichen Befehl des Bischofs zuwider, zu predigen und Beicht zu hören, und zwangen endlich den Bischof zu einem öffentlichen Dekret, worinn ihnen beydes unter der Strafe des Kirchenbanns verboten, und die Layen ermahnt wurden, weder ihre Predigten anzuhören, noch ihnen zu beichten, bis sie sich den gerechten Forderungen des Bischofs unterwürfen. Da aber auch dieses nichts fruchtete, so wurden die widerspenstigen Jesuiten durch ein zweytes Dekret mit dem Kirchenbann belegt.

Nie hat man deutlicher gesehen, wie gefährlich es sey, sich Jesuiten zu widersetzen. Es hatte ihnen gelungen, nicht nur den Vice-König, sondern auch den Erzbischof und die Mitglieder der Inquisition zu Mexiko auf ihre Seite zu bringen. Diese schickten eine fürchterliche Bande von Inquisitionsdienern nach Angelopolis, den Generalvikarius in Verhaft zu nehmen. Weil aber der Kommissär Guttierrez durch

die

die Vorſtellungen des Biſchofs, und im Verhör von der Unſchuld des Inquiſiten überzeugt wurde, ſo kehrte er unverrichteter Sachen nach Mexiko zurück. Dieß war eine Schlinge, die nicht ſowol dem Don Johann von Merlo, als dem frommen Biſchof ſelbſt, gelegt war. Denn hätten ſie im Verhör etwas Strafwürdiges in jenem gefunden, ſo würden ſie ſogleich auch an den Biſchof, in deſſen Namen jener gehandelt hatte, gewaltſame Hand gelegt haben.

Da dieſer Anſchlag vereitelt war, ſo erſannen ſie einen andern, dem Biſchof unmittelbar zu Leibe zu gehen. Es iſt dem kanoniſchen Rechte gemäß, daß wenn ein Mönchenorden mit einem Biſchof in Streit geräth, zween tugendhafte Männer aus der Kleriſey zu Schiedsrichtern gewählt werden, im Fall daß die Mönche die Kläger ſind. Dies machten ſie ſich zu Nutze, obgleich dieſer Streit nicht ihren ganzen Orden, ſondern nur die einzeln Mitglieder betraf, welche ohne biſchöfliche Erlaubniß Beicht hörten und predigten. Sie konnten aber in den angelopolitaniſchen Kirchſprengel keinen graduirten Weltgeiſtlichen auftreiben, der zu ihrem Vortheil und wider den Biſchof die Sache zu entſcheiden bereit wäre. Sie wandten ſich daher an die Mönche, und fanden unter dieſen zween Judasbrüder, die ſich mit zwey tauſend Dukaten zu dieſem ſchändlichen Amte erkaufen ließen. Beyde waren Dominikaner, und hießen Johann Paredes, und Auguſtin Godiez. Damit ſie aber ganz freye Hände hätten, ſo erklär-

erklärten ſie die Mitglieder des königlichen Gerichts zu Mexiko als partheyiſch, welches dem Vice-König Gelegenheit gab, die höchſte Gewalt in dieſer Sache ſich allein anzumaßen, und das Urtheil der zween Schiedsrichter mit der ganzen königlichen Gewalt zu unterſtützen.

Gleichwie aber die Jeſuiten wider die Mitglieder des königlichen Gerichts proteſtirten, ſo that der Biſchof das nehmliche wider die zween Schiedsrichter und den Vice-König, und ſandte zu dieſem Endzweck ſeinen Sachwalter Johann Baptiſt Herrera nach Mexiko. Man ließ dieſem aber nicht zu, vor dem königlichen Gerichte, oder vor dem Erzbiſchof zu proteſtiren, ſondern man wies ihn an einen weltlichen untergeordneten Richter, der des Vice-Königs Anhänger war; und da er feſt darauf beharrte, vor keinem weltlichen Untergericht im Namen ſeines Biſchofs zu erſcheinen, ſo ließ ihn der Vice-König in einen finſtern Kerker werfen; und damit der Erzbiſchof ſich ebenfalls um die Geſellſchaft Jeſu verdient machte, ſo that er ihn in den Kirchenbann, und ließ ihm zwoo ſchwere Ketten anlegen, ob er gleich auf das ſchmerzlichſte am Podagra darniederlag. Sechs Monate ſaß dieſer ehrliche Mann im Kerker, ohne ſich zu den ungerechten Anforderungen der Feinde ſeines Biſchofs verleiten zu laſſen.

Indeſſen verweilten die feindlichen Richter nicht lang, ihr Gericht zu öffnen, und auf die Klage der

Jeſuiten

Leute mit frischem Herzen ins Grab befördern; dieser gelbe Sclave kan geheiligte Bündnisse zusammenkütten und auflösen; dem verfluchten Segnungen, und dem grindigen Aussatz Anbetung zuziehen; Diebe zu Ehrenstellen erheben und ihnen neben den Senatoren, Titel, Kniebeugungen und Beyfall geben: Diß ist's, was die bekümmerte Wittwe wieder freyen macht, und was einer von Geschwüren und Krebsschäden zerfressenen Candidatin des Siechenhauses, durch seine balsamische Kraft die frische Anmuth der Jugendblühte wieder giebt. Komm, du verdammte Erde, du gemeine Meze des menschlichen Geschlechts, die so viel Lermens unter der Rotte der Nationen macht -- (Man hört von fern einen Marsch.) Ha, eine Trummel -- Du bist sehr lebendig, aber ich will dich doch begraben; wenn deine podagrische Besizer nicht mehr stehen, kanst du noch davon lauffen -- Doch nein, bleib noch ein wenig da, ich will dich für Handgeld gebrauchen.

[Er stekt eine Anzahl Goldstüke zu sich.]

Vierte Scene.

Alcibiades zieht auf eine kriegrische Weise mit Trummel und Pfeiffen auf; und Phrynia und Timandra.

Alcibiades.

Wer bist du hier? Sprich!

Jesuiten, die in 28 Artickeln bestand, das Urtheil zu sprechen; welches dem Bischof zu Angelopolis und seinem Generalvikarius auflegte, den von ihnen beleidigten Jesuiten hinlängliche Satisfaktion zu leisten, sie im Besitz des Predigens und Beichthörens nicht zu stöhren, innerhalb sechs Tagen alle wider sie erlassene Dekrete schriftlich zu widerrufen, widrigenfalls sollte der Bischof 2000 Castilianische Dukaten, neben dem Kirchenbann, in welchen er sogleich fallen würde, zur Strafe bezahlen. Dieses Urtheil ließen die Jesuiten an allen Kirchen und Ecken der Straßen zu Mexiko, zu Angelopolis, und in allen beträchtlichen Oertern des Kirchsprengels anschlagen. Es wurde aber von dem Adel und Volk sogleich wieder abgerissen, und mit Füßen getreten; und wenn der Bischof den Zorn der Angelopolitaner durch sein Zusprechen nicht eingehalten hätte, so würde eine gefährliche Empörung entstanden seyn.

Die Gegenwehr, deren sich der Bischof bey diesem greulichen Anfall bediente, war, daß er die zween falschen Richter in den Bann that, und in seinem gefährlichen Zustande den Pabst Innocenzius X. durch zween Gesandten um Hülfe ersuchte. Er schrieb damals dem Pabste jenen berühmten Brief, worinn die Lehren und das Betragen der Jesuiten, ihre übermäßigen Reichthümer und Macht, die Quellen ihres Ungehorsams und Stolzes, auf das lebhafteste abgeschildert werden. Hierdurch geriethen die Jesuiten und ihr

Anhang

Anhang in eine ſolche Verbitterung, daß ſie nun das äuſſerſte zu wagen ſich vornahmen.

Die zween Donnergötzen, denen die Jeſuiten eine apoſtoliſche päbſtliche Gewalt andichteten, warfen den Bannſtrahl auf den Biſchof und ſeinen Generalvikarius Don Merlo; und damit ſie auch die Gewalt hätten, nicht nur den Biſchof von ſeinem heiligen Stuhl zu ſtürzen, ſondern auch das Volk, welches ihm ſehr gewogen war, im Zaum zu halten, ſo ließen ſie ſich mit einer unumſchränkten ſchriftlichen Vollmacht vom Vice-König bekleiden, worinn allen Unterthanen des Königreichs Mexiko befohlen wurde, die zween Dominikanermönche als geſetzmäßige Richter und Oberhäupter des Biſchofs und ſeines Vikarius zu verehren.

Die Bekanntmachung dieſer ſogenannten königlichen Vollmacht war ganz ſonderbar. Man zog zu Mexiko von einer Gaſſe in die andere unter einem gräßlichen Getöne von Trommeln, Pauken und Trompeten, und in ſtarker Begleitung königlicher Truppen, welche auch durch die ganze Stadt vertheilt waren. Vor dem ganzen Zug gieng ein Jeſuit, der mit den Gebährden eines Beſeſſenen, oder eines Unſinnigen dem Volke zurufte, die apoſtoliſche, königliche und göttliche Macht der zween Götzen zu erkennen, und dem abzuleſenden Dekret ſich blindlings zu unterwerfen. Darauf wurde daſſelbe in jeder Straße abgeleſen, und die ſchröcklichſten Drohungen hinzugeſetzt.

Der

Der Biſchof wurde indeſſen von ſeinen Freunden ermahnt, ſeine Perſon in Sicherheit zu ſetzen. Er begab ſich deshalben auf ein Landgut des Herrn von Salas und Valdes, nachdem er einen Abgeordneten nach Madrit, dem König ſeine betrübten Umſtände zu benachrichten, geſandt, und die Regierung ſeiner Kirche zween Chorherrn anvertraut hatte. Auf dieſer Flucht litt er Waſſersgefahr und Hungersnoth. Denn da er die erſten Tage auſſer den Landſtraßen in der Irre wanderte, und einen Fluß durchſetzte, ſo wurde das Maulthier, worauf er ritt, durch den gewaltigen Strohm niedergeriſſen. Darauf gelangte er zu einer Erzgrube, wo es ihm einige Tage faſt gänzlich an Lebensmitteln fehlte.

Indeſſen eilten die zween mit fürchterlicher Gewalt bekleideten Mönche nach Angelopolis, wie hungrige Wölfe zu einer Heerde Schaafe. Sie giengen mit einer Rotte Soldaten gerade auf die biſchöfliche Wohnung los, und umringten dieſelbe, als wenn ſie den größten Miſſethäter zu fangen gekommen wären. Da ſie aber den Biſchof weder hier, noch in der Stadt, wo ſie alle Winkel durchſuchten, finden konnten, ſo kehrte ſich ihre Wuth wider die hinterlaſſenen Freunde deſſelben. Einige von dieſen verläugneten ihn aus Furcht der Verfolgung; die andern, welche die Gerichtsbarkeit der zween Mönche nicht erkennen wollten, wurden von ihnen in den Kirchenbann gethan, und theils ihrer Güter beraubt, theils in ſchreckliche Kerker ge-

 worfen.

worfen. Unter dieſen war der Generalvikarius der erſte. Ob er gleich wußte, daß er das erſte Opfer ihrer Grauſamkeit werden würde, ſo konnte er ſich dennoch nicht entſchließen, vor ihnen zu fliehen. Darauf erklärten ſie mit dem Dechant und 6 andern Chorherrn, die aus Furcht zu ihnen übergegangen waren, den biſchöflichen Stuhl für erledigt; und da folglich die biſchöfliche Gerichtsbarkeit auf das Kapitel fiel, ſo maßten ſichs dieſe abtrünnigen Chorherrn an, die Decrete des Biſchofs zu vernichten, und alle Forderungen der Jeſuiten zu billigen.

Dieſe wußten nun nicht mehr, was ſie vor Muthwillen und Freude thun ſollten. Nachdem ſie, ihren Biſchof zu ſtürzen, über alle Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit geſiegt hatten: ſo war nur noch übrig, die ganze Hierarchie der katholiſchen Religion in den Augen des Volks verächtlich zu machen, damit ihre öffentlichen Uebertretungen entweder durch den Vergleich mit neuen Bübereyen einen geringern Eindruck machten, oder wohl gar von dem unwiſſenden Pöbel entſchuldiget würden. Den 30ſten Julius verherrlichten ſie das Feſt ihres Stifters Ignatius durch folgende Bubenſtücke. Aus ihrem Kloſter zog eine Menge Schüler hervor, die theils als Biſchöffe, theils als Chorherrn, theils auch als Mönche verſchiedener Orden verkleidet waren. Dieſe hüpften und tanzten in ärgerlichen Stellungen durch alle Gaſſen, und ſangen das Ave Maria und Pater Noſter, und endigten dieſes

ſes allemal mit den Worten: ſondern erlöſe uns von Palafox. Mit dieſem Geſang vermiſchten ſie allerhand lüderliche und abſcheuliche Lieder. Einige trugen zwey kreuzweiſe zuſammengebundene Ochſenhörner, und rieſſen aus: dies ſind die Waffen eines vollkommenen Chriſten. Ein anderer trug das Bild des Kindes Jeſu in einer Hand, und ein abſcheuliches Werkzeug (impudiciſſimum inſtrumentum) in der andern, um der ſonderbaren Andacht des Biſchofs gegen die Kindheit des Erlöſers zu ſpotten. Andere ritten auf Pferden, an deren Schwänzen Biſchofsſtäbe und an den Steigbügeln Biſchofsmützen hiengen. (*) Dieſe gottloſe Maskerade wurde auf das Feſt des H. Dominikus wiederholt.

Endlich fiel es ihnen noch ein, den Biſchof Palafox als einen Friedensſtöhrer und Aufrührer zu verurtheilen, und ſie erkauften falſche Zeugen, die es beſchwören mußten. Darauf ſchickten ſie die Akten dieſes Proceſſes an den Hof nach Madrit. Aber ein gefährlicher Sturm bewog den Schiffskapitän, den Proceß, als die Urſache des göttlichen Zorns über ihn und ſein Schif, ins Meer zu werfen. Der Sturm ſoll ſich alsdenn augenblicklich gelegt haben.

Der Biſchof war fünf Monate von ſeiner Kirche entfernt, als ein ſehr ſcharfes Schreiben vom König

(*) S. Summarium No. 27. Diſeſa Canonica, und des Palafox zweyter Brief an Pabſt Innocent. X.

an den Vice-König und die Provincialen der Jesuiten und Dominikaner gelangte. Auch hatte sich der Ruf verbreitet, der Graf von Salvatierra würde von der königlichen Statthalterschaft abgerufen werden und der Bischof von Jukatan seine Stelle erhalten. Dieser war auch schon wirklich zu Mexiko angekommen, ohne seinen Charakter zu eröfnen. Obgleich dieser königliche Brief vom Vice-König geheim gehalten wurde, so schien doch auf einmal die Verfolgung so sehr gemildert zu seyn, daß dem Bischof von seinen Freunden gerathen wurde, nach Angelopolis zurückzukehren. Dieses geschah in der Mitte des Novembers 1647. mit unbeschreiblicher Freude der Einwohner. Aber eben dieses öffentliche Frohlocken war die Ursach, warum er neuen Verdrießlichkeiten ausgesetzt wurde. Es erregte in seinen Feinden neue Eifersucht, und neues Nachsinnen auf Mittel ihm zu schaden. Der Vice-König schrieb ihm, er würde nie zulassen, daß er etwas von der gegenwärtigen Lage der Sachen änderte, ehe die Entscheidung von Rom ankäme; eine Entscheidung solcher Dinge, die schon längst von den Päbsten und allgemeinen kanonischen Rechten entschieden war. Jedoch verstand sich der Bischof dazu, um größere Uebel zu verhüten. Es fuhr auch der Dechant mit den sechs obengemeldten Chorherrn fort, sich feindlich wider den Bischof zu betragen, und die bischöfliche Gerichtsbarkeit auszuüben, bis endlich im Anfang des Jahrs 1648. der Vice-König durch einen königlichen Brief abgesetzt wurde.

In

In dieſem Brief wurde zwar den Jeſuiten befohlen, dem Biſchof zu gehorchen; und alles, was von den ungerechten Schiedsrichtern angeordnet worden war, wurde vernichtet: ſie beharrten jedoch hartnäckig im Ungehorſam in Anſehung des Predigens und Beichthörens, und bezogen ſich auf die zukünftige Entſcheidung des Pabſtes. Hierdurch ließ ſich aber der Biſchof nicht abhalten, die noch blutenden Wunden ſeiner Kirche theils durch gelinde, theils durch ſchärfere Mittel zu heilen. Wer ſeine Fehler bereute, erhielt Vergebung; wer aber auf ſeine väterliche Ermahnungen nicht achtete, wurde durch Züchtigung zum Gehorſam gebracht. Unter der Anzahl der letztern war der Dechant mit den ſechs abtrünnigen Chorherrn, welche durch die Beſtechung der Jeſuiten noch immer widerſtrebten. Dieſe belegte der Biſchof mit dem Kirchenbann, und da ſie dieſe Strafe nicht achteten, ſo ließ er ſie theils in ihren eigenen Wohnungen, theils im Seminarium des heil. Evangeliſten Johannes, nicht in ſchrecklichen Kerkern wie es ſeinen Freunden widerfahren war, gefangen ſetzen. Da ſie ſahen, daß ſie jedermann wie Ausſätzige von der Kirche abgeſchnittene Mitglieder verabſcheuete, ſo verlangten und erhielten ſie die Losſprechung von dem Bann, ob ihnen gleich die Jeſuiten 20000 Speciesthaler verſprachen, wenn ſie dieſelbe nicht begehren würden. Aber die zween Dominikaner, die Jeſuiten, und einige andere ihrer Anhänger beharrten im Ungehorſam.

Weil der König von Spanien Philipp IV. der den Biſchof zärtlich liebte, wohl einſah, daß die Jeſuiten ſich nie mit ihm verſöhnen, und immer neue Verfolgungen wider ihn anſpinnen würden: ſo rief er ihn durch ein ſehr gnädiges Schreiben zurück nach Spanien, ihm daſelbſt in der Nähe ein Bisthum zu geben, und in den Regierungsgeſchäften ſich ſeiner Rathſchläge zu bedienen. Er erhielt dieſen Brief im Monat Julius 1648. und, nachdem er durch ein Schreiben die päbſtliche Bewilligung dazu begehrt hatte, bereitete er ſich zur Reiſe. Er wurde aber noch einige Monate aufgehalten, den Bau der Kathedralkirche zu endigen.

Indeſſen war das Betragen des Biſchofs gegen die Jeſuiten durch eine zu dieſem Ende errichtete Kongregation zu Rom gebilliget und entſchieden worden: daß ſie ohne die Erlaubniß des Biſchofs weder predigten noch Beichte hörten. Dieſes ſchriftliche Urtheil erhielt und publicirte Palafox im Monat September 1648. in Hofnung, es würde endlich hierdurch der Friede gänzlich wieder hergeſtellt werden. Allein er betrog ſich in ſeiner Hofnung. Denn die Jeſuiten begehrten zwar, wie vorgeſchrieben war, die Erlaubniß Beichte zu hören und zu predigen, proteſtirten aber, dieſes nur aus eigener Wahl und ohne Nachtheil ihrer Privilegien zu thun, obgleich von der Kongregation entſchieden war, daß ſie ſchlechterdings hierzu verbunden wären; und da der Biſchof befahl, daß die jüngern ihrer Prieſter vom Generalvikarius examinirt würden, ehe ſie Erlaubniß

laubniß zu predigen erhielten: ſo thaten ſie ihr mögliches, die Vollſtreckung des päbſtlichen Befehls zu hindern, und gaben vor, das Breve ſey verfälſcht und untergeſchoben. Dies veranlaßte den Biſchof, den berühmten Brief von 160. Artickeln an Pabſt Innocentius X. zu ſchreiben, worinn er die Schädlichkeit des Jeſuiterordens, und die Nothwendigkeit, denſelben in eine Kongregation von Weltgeiſtlichen unter der Gerichtsbarkeit der Biſchöffe zu verwandeln, bewies.

Da endlich der Bau der Kathedralkirche zu Stande gebracht war, ſo überließ er die Regierung des Stifts ſeinem Generalvikarius und zween andern, und trat im Anfang des Maymonats 1649. die Reiſe nach Spanien an; in Hofnung, eines Tags zu ſeiner Kirche zurückzukehren. Den zehnten Junius ſegelte er von Vera Crux ab, und nachdem er drey Monat und einige Tage auf der Reiſe zugebracht, kam er glücklich in Spanien an, und wurde bey Hof ſehr gnädig empfangen.

Aber auch hier lieſſen die Jeſuiten den Biſchof nicht in Ruhe. Denn in einem Memorial wider Bernardino di Cardenas, Biſchof in Paraguay, mit dem ſie damals einen ähnlichen Streit hatten, waren drey Artickel wider den Biſchof Palafox gerichtet. Allein der König achtete eben ſo wenig auf dieſe Klagen als auf ihre falſche Bittſchrift, ihn in Betrachtung ſeiner vielfälteigen Dienſte in Ruhe zu ſetzen; er ließ ihn ſeine

vorige Stelle im oberſten Rathe der Indianiſchen Angelegenheiten wieder einnehmen, und bediente ſich ſeiner Rathſchläge in den wichtigſten Geſchäften.

Wer hätte aber denken ſollen, daß es die Jeſuiten verſuchen würden, den König um die Unterdrückung des päbſtlichen Breve anzuflehen, nachdem er ihnen mehr als einmal auf das nachdrücklichſte befohlen hatte, demſelben zu gehorſamen? Da ſie dieſes verlangten, mutheten ſie dem König zu, die allgemeinen Kirchengeſetze ihrethalben aufzuheben, und ihnen neue Waffen wider die Biſchöffe in die Hände zu geben. Aber der König erneuerte 1651. ſeine Befehle, ohne weitere Widerrede dem Breve zu gehorchen. Den nehmlichen Befehl erhielten ſie 1652. vom römiſchen Hof, der ihnen zugleich ein ewiges Stillſchweigen auferlegte.

Palafox war noch immer des Vorhabens, zu ſeinem biſchöflichen Sitz zurückzukehren, als ihm der König den Antrag that, das erledigte Biſthum zu Osma, in Altcaſtilien, mit dem Angelopolitaniſchen zu verwechſeln. Weil dieſes dem hierarchiſchen Geiſt der Kirche, und ſeinen ehedem gethanen Gelübde, ſich nie von ſeinem Stifte abzuſondern, zuwider war, ſo weigerte er ſich eine geraume Zeit, ſeinen Beyfall zu geben. Da er aber ſah, daß der König, aller ſeiner Gegenvorſtellungen ungeachtet, auf ſeinem Vorhaben beharrte: ſo willigte er endlich ein, und beurlaubte ſich von ſeiner geliebten Herde zu Angelopolis durch einen ſehr zärtlichen Hirtenbrief.

Dar-

Timon.

Eine Beſtie, wie du biſt. Daß der Krebs dein Herz dafür durchfreſſe, daß du mir wieder ein menſchliches Geſicht zu ſehen giebſt!

Alcibiades.

Wie iſt dein Name? Iſt der Menſch dir ſo verhaßt, und du biſt ſelbſt ein Menſch?

Timon.

Ich bin Miſanthropos, und haſſe das menſchliche Geſchlecht. Was dich betrift, ſo wünſcht' ich, du wär'ſt ein Hund, damit ich dich ein wenig lieben könnte.

Alcibiades.

Ich kenne dich wol; aber was für Unfälle dir zugeſtoſſen ſeyn müſſen, davon weiß ich nichts.

Timon.

Ich kenne dich auch, und verlange nicht mehr von dir zu wiſſen, als ich weiß; zieh deiner Trummel nach, färbe den Boden mit Menſchen-Blut; roth, roth; -- Religions-Gebräuche, bürgerliche Geſetze ſind grauſam, was ſoll dann der Krieg ſeyn? Dieſe faule Meze hier hat mit allen ihren Cherubin-Bliken mehr Zerſtörung in ſich als dein Schwerdt.

Phrynia.

Darauf begab er ſich im Monat März 1654. nach Oſma, ſeinen biſchöflichen Stuhl daſelbſt in Beſitz zu nehmen. Hier war eine ſeiner erſten Sorgen, ſeinen Haushalt ſo einzuſchränken, daß er die zu Angelopolis hinterlaſſenen Schulden bezahlen könnte. Denn ob er gleich daſelbſt ſehr reiche Einkünfte gehabt hatte, ſo waren dieſelben bey weitem nicht hinreichend geweſen, die Armen und Kranken zu nähren, die gemeldten Stiftungen, Klöſter, Pflanzſchulen, Erziehungshäuſer, und Kirchen, wozu er das meiſte beygetragen, zu errichten. Er verkaufte deshalben den Ueberreſt ſeiner ſilbernen Tafelgefäße, ſeine Maulthiere und Kutſchen, und lebte mit der größten Sparſamkeit, ohne jedoch ſeine Freygebigkeit gegen die Bedürftigen in etwas zu vermindern.

Ich würde die mir geſetzte Grenzen weit überſchreiten, wenn ich ſeinen unermüdeten Eifer die Pflichten ſeines neuen Hirtenamts zu erfüllen, und ſeine frommen Handlungen beſchreiben wollte. Gleichwie aber die meiſten Heiligen der Eiferſucht und den Verfolgungen der hölliſchen Geiſter ausgeſetzt geweſen ſind: ſo war es auch Palafox. Wenn er im Gebete begriffen war, oder über heilige Dinge meditirte, erfüllten die Teufel ſeine Einbildungskraft mit abſcheulichen Bildern, und mishandelten ihn wie einen andern Hieb. In einer Nacht wurde Satan ſo ſehr wider ihn aufgebracht, daß er ihn (ohne Zweifel durch ein Fenſter ſeiner Wohnung) in alle Läfte mit ſich fortſchlepte, und in einen Wald, Dehela genannt, mit Gefahr Hals

und Beine zu brechen, hinab fallen ließ. So erzählte er es ſelbſt einem ſeiner Bedienten, der ihm, da er in der finſtern Nacht zurückkam, die Thüre ſeiner Wohnung öfnete. In der Stelle, wo er im Walde unbeſchädigt herabgefallen war, errichtete er ein ſteinernes Kreuz zum Denkmal, daß er durch die Kraft des Kreuzes den Satan überwunden habe. Ein anderesmal fand ihn ſein Bedienter Iſidor Fernandez unter ſeinem Seſſel vom böſen Geiſt ſo zuſammengepreßt, daß er ſich nicht regen konnte.

Zu den Verfolgungen des Satans geſellten ſich auch jene, die noch ärger ſind, — der misgünſtigen Menſchen. Dieſe gaben ihm Schuld, er habe einen geheimen Umgang mit dem Teufel, und folge ſeinen Rathſchlägen; ſein Schleppträger ſey eine Frauensperſon, die zur Erſättigung ſeiner Wolluſt diene; eine Frucht davon ſey ein gewiſſer Knabe, den er auf ſeine Koſten erziehen ließ. Andere beſchuldigten ihn auch, er bediene ſich der Nonnen zu ſeinem Vergnügen. Wenn er von dieſen und dergleichen anderen böſen Nachreden hörte, ſo lächelte er, und freuete ſich, daß er Gelegenheit hätte, die Geduld zu üben und für ſeine Sünden zu leiden.

Im Jahr 1656. hatte er ſogar das Unglück, ſeinem Könige Philipp IV. zu misfallen. Der Pabſt hatte dieſem erlaubt, vier Millionen Subſidiengelder von der Geiſtlichkeit des Königreichs Caſtilien zu erheben.

Da aber die in der päbſtlichen Bulle beſtimmte Zeit verfloſſen war, und die königliche Kammer bey Fortdauerung des königlichen Bedürfniſſes auch fortfahren wollte, die genannte Summe zu heben: widerſetzten ſich die Biſchöffe, und bewogen Palafox, zur Vertheidigung der Kirchenfreyheit eine Schrift an den König aufzuſetzen und ihm zu überſchicken. Dieſe machte durch ihre Gründlichkeit ſo vielen Eindruck auf den König, daß man von der Anforderung abſtand, gab aber ſeinen Feinden zu Madrit Anlaß, ihn als einen unbeſcheidenen und gar zu hartnäckigen Mann dem Könige abzuſchildern. Hierdurch wurde dieſer bewogen, ihm einen ſchriftlichen Verweis zu geben, oder vielmehr ſeinen Verdruß über das vergangene Betragen durch einen an den Statthalter von Soria erlaſſenen Brief, den dieſer ihm vorleſen mußte, an den Tag zu legen.

Dieſer Zufall ſoll nach einiger Meynung ſehr viel zu ſeinem Tode beygetragen haben. Es ſoll ihn von der Zeit an eine tiefe Melancholie überfallen, und nach und nach aufgezehrt haben. Gewiß iſt es, daß nach dieſer Zeit ſeine Affekten mehr als je von allem irdiſchen losgeriſſen waren, und ſeine Liebe gegen Gott wurde nun ſo heftig, daß ſie oft, wie ein erſtickendes Feuer, alle körperliche Empfindung in ihm unterdrückte. Wenn er nur die Namen Jeſus und Maria ausſprechen hörte, ſo ſchlich ſich eine zärtliche Ohnmacht durch alle ſeine Adern, und er fieng an zu ſeufzen und zu weinen. In der Chriſtmette 1658. wurde er durch die lebhafte

Vor-

Vorſtellung deſſen was der Erlöſer für ihn gethan, in einen ſo gewaltigen Affekt gebracht, daß er wie todt zur Erde fiel, und, da er endlich wieder zu ſich kam, die Worte: mein Gott in einer Krippe! unter einer Fluth von Thränen und mit jammernder Stimme oft wiederholte. Dies gab aber den Jeſuiten Gelegenheit, ihn als einen Quietiſten zu verketzern.

Seitdem er die biſchöfliche Würde begleitete, war er ſo aufmerkſam auf die innern Bewegungen und Handlungen ſeiner Seele, daß er dieſelben in einem Tagebuch genau aufzeichnete. Dieſes hatte er bis in ſein Sterbejahr 1659. unter dem Namen eines Tagebuchs fortgeſetzt. Aber in dieſem Jahre brachte er es in eine beſſere Ordnung, und theilte es in 56 Kapitel. Darauf übergab er es dem P. Diego, General der Baarfüßer-Karmeliter, und bath ihn, daſſelbe nicht eher als 20 Jahr nach ſeinem Tod bekannt zu machen, wofern es dienen könnte, Gottes Ehre zu befördern. Dieſem Buch gab 1666. der berühmte P. Roſende, der Herausgeber deſſelben, den Namen Vita interior. Es iſt die Quelle der meiſten Nachrichten, die in dieſer Lebensbeſchreibung vorkommen. Der bekannte Jeſuit Segneri hat es, ohne ſich zu nennen, mit großer Heftigkeit beſtritten. Er iſt aber von einem italieniſchen Karmeliter, in einem Buche, welches den Titel: die vertheidigte Unſchuld, führt, vortreflich widerlegt worden.

Indeſſen nahete er ſich zu ſeinem Ende. Wiederholte Anfälle eines hitzigen Fiebers waren die Vorboten

ſeines

ſeines Todes. Das Fieber nahm endlich ſo ſehr zu, daß er den erſten Oktober 1659. ſeinen Geiſt aufgab. Niemand hat ſich je ſo zum Tode bereitet, als er, und niemand iſt mit froherem Herzen geſtorben. Er wußte das Jahr und den Tag ſeines Todes voraus. Denn einige Monate vor ſeinem Hinſcheiden ließ er das Jahr 165. auf ſeinen Grabſtein ſetzen, welches kein anderes als 1659. . ſeyn konnte; und was den Tag betrift, ſo haben diejenigen, welche bey ſeinem Tode gegenwärtig waren, bezeuget, daß er ihn voraus geſagt habe.

So ſtarb dieſer wunderbare Mann, da er 59 Jahr, 3 Monate, 8 Tage alt war, ein Mann, der ſowol die Pflichten eines Biſchofs, als eines Staatsbedienten auf das vollkommenſte erfüllte; der ſich für die Menſchen, die ſeiner Hülfe bedürftig waren, ganz dahingab, denen aber, die wider die Geſetze handelten, ſich als einen unbeweglichen Fels widerſetzte. Er war in keiner guten Eigenſchaft mittelmäßig. Sein Verſtand durchdrang in Einem Blick die verwickelteſten Labyrinthe politiſcher und geiſtlicher Geſchäfte. Sein Eifer, ſeine Thätigkeit und Geduld, überwanden alle Hinderniſſe, die ihm in Weg kommen konnten. Seine Liebe war gegen die Menſchen ohne Grenzen, gegen Gott wunderwürdig. Dieſe ſcheint aus ſeiner äuſſerſt lebhaften und bilderreichen Einbildungskraft ihre meiſte Nahrung gezogen zu haben. Was dieſe vermöge, wenn durch Faſten und Kaſteyungen der Leib entkräftet, und durch unausgeſetztes Meditiren die Seele ſich über alles Zeitliche

liche hinauszuſetzen gewohnt wird, das bezeugen die vielen Erſcheinungen, die den Mann Gottes, der ſie als himmliſche Begünſtigungen anſah, mehr zum Einwohner des Himmels, als der Erde machten.

III.

Apollodorus und Philonus,

ein Geſpräch die Immaterialität der Seele betreffend.

In Beziehung auf Philonus und Hylas, ein ähnliches Geſpräch im 2ten Theil des Philoſophen für die Welt.

Apollodorus.

Hylas verließ dich geſtern ungemein vergnügt mit dem Beweiſe den du ihm von der Immaterialität der Seele gabſt. Ich mochte dich nicht in ſeiner Gegenwart unterbrechen. Der junge Mann iſt zwar auf dem beſten Wege mit den reiffern Lehren der neuen Weltweisheit vertraut zu werden: aber noch iſt er es nicht, und bis dahin hielt ich es nicht für rathſam, ihm ſelbſt einen minder ſtrengen Beweis verdächtig zu machen, der ihn doch zur Wahrheit führt. — Aber jetzo unter vier Augen muß ich dir geſtehen, daß mir Hylas dir viel zu viel eingeräumt zu haben ſcheint, und daß mich deine Art zu beweiſen eben ſo wenig befriedigt hat, als gewiß ich von dem was du zu beweiſen dachteſt aus anderweitigen Gründen überzeugt bin.

Philo:

Philonus. Laß uns den Beweis wiederholen, ich bin begierig.

Apoll. Aber vorher einige Fragen. — Du mußt mir heute schon das Fragerecht verstatten. Der streitige Punkt ist: ob die Allmacht vermögend ist der Materie das Denkungsvermögen mitzutheilen oder nicht?

Phil. Das ist er in der That.

Apoll. Sage mir, giebt es keine allgemeine Regel, wornach wir im voraus bestimmen können was überhaupt die Allmacht vermag und was sie nicht vermag?

Phil. Allerdings giebt es eine, die Regel der Möglichkeit nehmlich. Alles Mögliche gehöret in das Gebiet der Allmacht, so wie alles Unmögliche (absolute oder bedingte) von demselben ausgeschlossen ist.

Apoll. Und welch Kennzeichen haben wir das Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden?

Phil. Den Widerspruch. Dasjenige, worinn zwey Eigenschaften zu gleicher Zeit sich befinden die einander schnurstracks entgegen sind, von denen eine den Gegensatz des andern enthält, ist unmöglich, so wie dasjenige in welchem keine solche sich aufhebende Eigenschaften vorhanden sind, möglich ist.

Apoll. Die Allmacht vermag also dasjenige nicht zu bewirken wodurch zwoo sich aufhebende Eigenschaften zu gleicher Zeit zusammengesetzt werden; alles übrige muß der Allmacht möglich seyn.

Phil. So iſt es.

Apoll. Mit andern Worten alſo iſt der Gegenſtand unſerer Unterſuchung dieſer: ob der Begrif der Materie das Nichtdenken nothwendig in ſich ſchließt und folglich etwas enthält das dem Denken ſchnurſtracks zuwider iſt, oder nicht? — Denn im erſten Falle würde eine denkende Materie etwas Widerſprechendes enthalten, wäre unmöglich, und könnte von der Allmacht nicht hervorgebracht werden; wohl aber im letzten Falle?

Phil. Richtig.

Apoll. Demjenigen alſo, der der Allmacht das Vermögen eine denkende Materie zu ſchaffen abſprechen will, liegt es ob, darzuthun, daß in der Materie wirklich etwas enthalten iſt, das dem Denken gerade zuwider iſt.

Phil. Ich geſtehe es ein.

Apoll. Aber das thatſt du nicht!

Phil. Ich dächte doch! Denn iſt nicht das Unmögliche unbegreiflich und das Unbegreifliche unmöglich, und kann nicht eines an die Stelle des andern geſetzt werden?

Apoll. Das iſt nicht zu leugnen.

Phil. Wenn ich alſo dargethan habe oder vielmehr Carteſius dargethan hat, daß es unbegreiflich iſt, wie aus Bewegung und Ausdehnung Gedanken entſprin-

ſpringen können, ſo iſt ja zugleich die Unmöglichkeit einer denkenden Materie bewieſen.

Apoll. Wenn! — Aber haſt du, hat er dieſes dargethan? Carteſius ſagt nur, „daß wir es nicht begreiffen können, (ich bediene mich ſeiner eigenen Worte) „wie Dinge von ſo ungleicher Natur, von ſo diſparaten „Eigenſchaften, als Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und Bewußtſeyn ſind, einander hervorbringen können.„ Aber wie weit iſt noch der Schritt von dem was wir nicht begreiffen können zu dem an ſich unbegreiflichen? Würden wir es wohl einem Blödſinnigen zu gute halten, der die engen Schranken ſeiner Einſichten für die allgemeine Schranken menſchlicher Kenntniſſe ausgäbe, und was ihm unfaßlich iſt auch dem geübteſten Scharfſinn unfaßlich hielte? Und befinden wir uns in der Natur-Werkſtäte nicht alle in demſelben Fall mit dem Blödſinnigen? Wer von uns kennt ihre Triebräder und ihre Verbindungsmittel ſo genau, daß er entſcheidend ſagen kann, dies vermag ſie, dies vermag ſie nicht? — Es giebt nur Ein Merkmahl, woran wir das an ſich unbegreifliche erkennen, und dieſes iſt das Widerſprechende: wo wir dieſes entdecken, da können wir mit Zuverläßigkeit behaupten, daß es auch von dem allervollkommenſten Verſtande nicht begriffen werden kann, und folglich unmöglich iſt; alle andere Merkmahle ſind trüglich und beweiſen nichts als die Gränzen unſerer Erkenntniß. Da wir nun in dem gegenwärtigen Falle nichts Widerſprechendes entdecken,

da Ausdehnung und Bewegung nichts enthalten wo-durch das Gegentheil vom Denken geſetzt würde, ſo mögen wir immerhin ihren Zuſammenhang unter einander nicht einſehen, nicht erklären können wie es zugehe, daß aus jenen dieſes entſpringet: die Allwiſſenheit mag dieſes alles ſehr wohl begreiffen.

Geſteh es nur daß Ausdehnung und Bewegungskraft Dinge von nicht minder diſparaten Eigenſchaften ſind als Ausdehnung und Denkungskraft, und ſich eben ſo wenig im voraus auseinander erklären laſſen. Denn wie läßt ſich wohl aus dem bloßen Nebeneinanderſeyn verſchiedener Dinge eine Kraft begreiffen, die dieſe Dinge feſt aneinander hält, ſie ihren Ort verändern macht, und (was noch mehr iſt) dieſes Vermögen durch Berührung einem andern Körper mittheilt? Gleichwohl nimmſt du keinen Anſtand, dieſe Bewegungskraft als eine Eigenſchaft zu betrachten, die der Maſſe, an der du nichts als Ausdehnung bemerkſt, weſentlich zugehört! Geſteh es endlich nur, daß ſelbſt wenn du zu dieſer Denkkraft ein beſonderes Ding, Seele genannt, annimmſt: es uns noch immer unbegreiflich bleibt, wie ſie von einem Dinge von ſo diſparater Natur als Ausdehnung und Bewegung Veränderungen leiden, wie ſie in daſſelbe Veränderungen wirken könne? Du weißt wie unzureichend hierüber alle erkünſtelte Syſteme der Philoſophen ſind, und wie ganz unbegreiflich das Syſtem unſers Helden, des Carteſius, iſt, der in der That bey ſeiner Erklärung, der Schwierigkeit gänzlich vergeſſen

Phrynia.

Daß dir die Lippen verfaulen!

Timon.

Das könnte nur begegnen wenn ich dich küßte, und das will ich nicht.

Alcibiades.

Wie kam der edle Timon zu dieſem Wechſel?

Timon.

Wie der Mond, weil er kein Licht mehr zu geben hatte; aber ich konnte mich nicht wieder erneuern wie der Mond, denn es waren keine Sonnen da, von denen ich hätte borgen können.

Alcibiades.

Edler Timon, was für Freundſchaft kan ich dir erweiſen?

Timon.

Keine, als mich in meiner Meynung zu beſtärken.

Alcibiades.

Was iſt dieſe, Timon?

Timon.

Mir Freundſchaft zu verſprechen, und keine zu halten. Wenn du mir keine verſprechen willſt, ſo verderben dich die

geſſen zu haben ſcheint, die ihn zu der Erklärung nö-thigte. — Du ſiehſt alſo, unſer eingeſchränkter Ver-ſtand mag ſich drehen und wenden wie er will, er ſtößt immer auf Dinge, die ihm unbegreiflich ſind; und folglich ſollte es doch einem Weltweiſen angemeſſen ſeyn, die Urſachen der Veränderungen und Erſcheinun-gen in der Natur ſo viel als möglich zu vereinfältigen, und nicht nach Willkühr ihre Anzahl zu vergrößern; denn der Urheber derſelben iſt ein weiſes Weſen, das ſeine Entzwecke nach den genaueſten Regeln der Spar-ſamkeit zu erhalten weis.

Wenn du zugiebſt, daß die Begriffe, Ausdehnung und Bewegung geradezu dem Denken nicht wider-ſprechen (und dieſes mußt du, ſo lange du mir in die-ſen Begriffen nicht etwas vorzeigen kannſt das nicht denken in ſich hält) ſo ſcheint es mir auch mit deinem Beyſpiel vom Dorne deſſen du dich geſtern bedienteſt nicht ſeine völlige Richtigkeit zu haben. „Die All-„macht, ſagteſt du, läßt am Dorne Roſen wachſen dar„durch, daß ſie in jenen den Samen von einer gewiſſen „Organiſation gelegt, der zu gehöriger Zeit in Roſen „aufblühet.„ Kann die Allmacht, fragſt du, nicht am Roſenſtocke Zitronen wachſen laſſen? Nein, denn der Stamm führt nur den Samen zu Roſen. Aber wie, wenn ſie nun Zitronen beſonders erſchafft und ſie mit dem Roſenſtrauch verbindet? Ja, das vermag ſie; aber denn muß ſie auch dafür ſorgen, daß dieſe Früchte ihre Nahrung aus der Luft oder anders woher bekom-

men, vom Stamme können ſie ſie nicht erhalten, denn dieſer führt ja Roſen- und keine Zitronenſäfte. Dieſen Früchten, fährſt du fort, würde der Stamm bloß zu einer Stütze dienen, da er ſie weder hervorbringt noch ernährt, und alſo wenn er vergehet, ſo verlieren ſie an ihm auch bloß ihre Stütze, weiter nichts.„ — Hylas gab dir dieſes alles zu, und war daher mit der Anwendung vollkommen zufrieden, die du davon auf Materie und Denken machteſt. „Siehe! ſagteſt du, „ſo hat es die Allmacht wirklich gemacht. Sie hat mit „gewiſſen Portionen organiſirter Materie eine beſon„ders erſchaffene Kraft zu denken verbunden, und beyde „zuſammen machen das lebendige Thier aus. Wie die „Früchte zum fremden Stamme, ſo verhält ſich die „Kraft zu denken zur organiſirten Materie. Am Ende „kann dieſe vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze „verlöre.„ — Mir Ungenügſamen mußt du es zu gute halten, wenn ich nach einer nähern Erklärung verlange. Wenn du behaupteſt die Zitronen könnten von dem Roſenſtamme keine Nahrung erhalten, weil dieſer keine Zitronenſäfte führt: ſo möchte ich wiſſen, ob du dafür hältſt, daß in dem zur Roſe beſtimmten Nahrungsſafte ſich etwas befinde, das den Beſchaffenheiten der Zitronen gerade zuwider iſt, ſo wie etwa die drey Linien eines Triangels Etwas enthalten das den vier Winkeln gerade zuwider iſt, oder nicht? Im erſten Falle wäre es freylich wahr, daß dieſe Säfte zur Nahrung und Bildung der Zitronen nicht dienen kön-

nen, denn es wäre etwas widersprechendes, das keine Allmacht zu Stande zu bringen vermag; allein die Anwendung würde alsdenn ganz und gar nicht passen, denn der Samen der Materie, Ausdehnung und Bewegung, enthält nichts was der Beschaffenheit des Denkens gerade zuwider wäre. „Eigenst du aber jenem Rosensaft keine solche Eigenschaft zu, welche die Beschaffenheit der Zitronen schlechterdings ausschließe, dann scheint mir auch die Voraussetzung selbst, daß er zur Nahrung von dieser nicht dienen kann, sehr willkührlich, so groß auch immer die Verschiedenheit der Eindrücke seyn mag, welche die Rose und die Zitrone auf unsere Organen macht. Derselbe Saft der die Rose bildet und erhält, kann, wenn er in einen anders organisirten Körper, die Zitrone, kömmt, diese Organisation bilden und ernähren: so wie derselbe Naturkörper, das Wasser z. B. den Wachsthum der Pflanze des Thieres und des Menschen befördert, und folglich in Bestandtheile dreyer so verschiedenartiger Körper verwandelt zu werden fähig ist. — Hast du je einen Apfelbaum gesehen, dessen Früchte alle von einerley Größe, Farbe und Form waren? Ist nicht ihre Verschiedenheit immer beynahe so groß als ihre Anzahl? und doch sind sie alle auf einem Stamme von einem Safte gebildet und genährt. — Du wirst vielleicht sagen, diese Abweichungen wären sehr geringe: aber Abweichungen sind es doch immer, das mehr und weniger thut hier nichts zur Sache. Wenn die Verschie-

denheit der Aepfel eines und deſſelben Baums dem Grade nach geringer iſt als die Verſchiedenheit zwiſchen der Roſe und Zitrone, was folgt daraus? Nach welchen Gründen kannſt du es zu beſtimmen wagen, einerley Nahrungsſaft reiche wohl hin zu Erſcheinungen von zwey Graden Verſchiedenheit, und nicht zu Verſchiedenheit von drey Graden?

Noch mehr: iſt es nicht übereilt der Allmacht das abzuſprechen was der ohnmächtige Menſch vermag? Die Kunſt bringt wirklich das hervor was du der Allmacht nicht zutraueſt. Durch die Einpropfung hat man geſehen einen Baum Früchte von verſchiedner Art als Aepfel, Birnen, und Granatäpfel tragen und ernähren; aus einem Stamme gehet alſo der Saft zu allen dieſen Früchten hin!

Es iſt alſo unleugbar, mein Beſter, das die Allmacht gar wohl eine Zitrone aus nichts erſchaffen, am Roſenſtocke befeſtigen und ſie ganz ſeiner Pflege überlaſſen kann. Dieſer wird ſie mit ſeinem Safte nähren und ſo gut für ſie ſorgen als es ſeine eigene Konſtitution zugeben wird. So lange er ſelbſt Ueberfluß hat, ſeine Gefäße biegſam ſind und ſeine Wurzel Nahrung findet, wird auch jene blühen und wachſen; wenn er aber dürre wird und ſeine Kräfte ihn verlaſſen, ſo wird auch ſie darben, und wenn er ganz vergehet, ſo iſt auch ſie hin!

Und ſiehe! ruft dir der Geiſt Epikurs zu, gerade ſo haben es die Götter mit uns wirklich gemacht. Sie

ſchufen

ſchufen die Zitrone Denkkraft aus nichts (er thut viel wenn er dir dieß einräumt) und befeſtigten ſie am Dorne Körper, damit der Saft, der die Bewegungskraft nährt, auch dieſe nähren und erhalten ſoll. Nun iſt ſie Frucht ihres Stammes und völlige Theilnehmerin an ſeinem Schickſal. In den erſten Jahren ſeines Wachsthums wo die Fülle der Säfte die größte und die Geſchäftigkeit in ſeiner Oekonomie am behendeſten iſt, geht ihre Ausdehnung und die Entfaltung ihrer Fähigkeiten mit erſtaunlichen Schritten; hat er den höchſten Grad ſeiner Entwickelung erreicht, ſo iſt auch ſie gewöhnlich in ihrer größten Reiſſe; er erkrankt, ſie leidet mit; er erholt ſich wieder, ſie auch; in den Jahren des Heruntersteigens iſt ſie auf jeder Stufe ſeine Gefährtin; ſie trocknet, dürrt und welkt mit ihm zugleich; und wenn er endlich gar auseinander fällt — ich kann den troſtloſen — ich mag den irrigen Gedanken nicht verfolgen. Du weißt wie lange ich über dieſen Punkt Parthie ergriffen, und wie oft ich dir geſtanden, daß ich mich von keiner Wahrheit überzeugter fühle als von dieſer, meine Seele iſt ein ſelbſtſtändiges vom Körper unabhängiges Weſen. Dein eigner Beweiß, den du der Welt öffentlich von dieſem Satze gabſt, hat die Sache auſſer allen Zweifel geſetzt. Und darum hätte ich auch gewünſcht, daß du unſern jungen Hylas mit dieſem Beweiſe bekannt gemacht hätteſt. Warum ſollen wir auch da überreden, wo wir überführen können? —

Nur noch ein Wort, mein Beſter, ich halte dafür, daß der Weltweiſe mit Wahrheiten die zugleich das Gefühl mit angeben, weit vorſichtiger verfahren muß, als mit Wahrheiten die bloß den Verſtand beſchäftigen. Wenn dieſe vom Angänger nur zugegeben, allenfalls nur geglaubt werden, ſo iſt der Schade der daraus entſpringen kann von keinem anſehnlichen Belange. Die Jahre der Unterſuchung werden kommen und ihn von dem zugegebenen, dem geglaubten überzeugen. Wenn jene aber anfänglich nur mit ſchwachen Gründen verſehen in die Seele gebracht werden: ſo kann gar leicht eine künftige Entdeckung dieſer Schwäche, auſſer der Verwerfung dieſer Wahrheiten, eine ſehr gefährliche Folge haben, ein gänzliches Mißtrauen in die Vernunft; und Temperament und Laune und Mißfälligkeiten des Schickſals können aller fernern Unterſuchung den Eingang in das Gemüth verſperren.

Von einem Ungenannten eingeſchickt. (*)

IV. Aus-

(*) Es könnte zu Nichts helfen, wenn ich meine Meynung von dieſem Geſpräch, und überhaupt von allen Unterſuchungen über die Dinge, die Zeus in räthſelhafter Nacht vor uns verbarg, hier von mir geben wollte. Der Merkur hat mancherley Leſer; es giebt deren nicht wenige, die ſich an dergleichen metaphyſiſchen Cremen, und an der Möglichkeit einer Citrone die von der Allmacht an einen Roſenſtock befeſtiget worden, herzlich laben und ich ſehe nicht, warum ich ſolchen Leſern, wenn mir der Zufall einmal einen ſolchen Leckerbiſſen für ſie in den Schoos wirft, ihr Vergnügen dran verderben ſollte. W.

IV.

Auszug

aus den Sammlungen hiſtoriſcher Nachrichten über die Mongoliſchen Völkerſchaften durch Pallas ꝛc.

(Erſter Th. St. Petersburg, bey der K. Akademie der Wiſſenſchaften. 1776. In 4to. Auſſer der Vorrede 1 Alph. 6 Bögen enthaltend.)

Unter dem Mongoliſchen Völkerſtamme begreiffen die neuſten Geſchichtſchreiber, auſſer den eigentlichen Mongolen, mit Recht auch die ihnen in Sprache, Sitten und Anſehn ſo ähnliche Kalmuken und Burâten. Dieſes uralte aſiatiſche Stammvolk zeigt mit den Tatarn in nichts, als ſeinem Hirtenleben und einer entfernten Aehnlichkeit der Sprache, irgend nur die geringſte Verwandſchaft. Vielmehr unterſcheidet es ſich in Gebräuchen, in der politiſchen Einrichtung und am meiſten in Geſichtsbildung von allen reinen tatariſchen Stämmen, ja von allen weſtlichern Nationen faſt eben ſo ſehr als in Afrika die Negern von den Mohren. Ohngeachtet aller Vermiſchung mit fremdem Blute, ſo ihre weitſchweifigen Kriege und Räubereyen veranlaßt, haben die Mongolen und Kalmüken ihre charakteriſtiſche Geſichtszüge bis auf den heutigen Tag erhalten, ja den Eindruck davon ſogar vielen andern Völkerſchaften, die von ihnen überzogen worden, ſonderlich den Kirgiſen, den oſtlich wohnenden Eſoloneu, und dem ganzen nordlichen China, ſehr merklich mitgetheilt. Daß ſie jemals mit den

Tatarn Eine Nation ausgemacht haben ſollten, davon iſt nicht eine Spur von Ueberlieferung unter ihnen mehr übrig. Nichts iſt wahrſcheinlicher als daß die Gegenden zu beyden Seiten und ſonderlich hinter dem großen Altäiſchen Gebürge von undenklichen Zeiten her das Gebiet und Vaterland der Mongoliſchen Stämme geweſen ſey. Die Benennungen aller Gewäſſer und Gebürgen in dieſen Wüſteneyen ſind izt urſprünglich Mongoliſch; die Gegend zeigt keine beträchtliche Spuren einer ſtädeiſchen Bevölkerung; und die älteſten Nachrichten, welche Abulgaſi von den Wohnplätzen der alten Mongoliſchen Horden giebt, deuten mehrentheils auf eben dieſe Gegenden.

Die Mongoliſche Nation muß ſich vor ſehr vielen Jahrhunderten, auf politiſche Begebenheiten, welche eine natürliche Abſcheidung durch Gebürge begünſtigen konnten, in zwey Hauptvölker zertrennt haben, die durch das Intereſſe ihrer Fürſten, und den aus öfterm Hader endlich entſtandnen Nationalhaß, viele Jahrhunderte lang in ſteter Zwietracht ſind unterhalten worden. Beyde brachte der große Tſchingis wieder unter Ein Oberhaupt, und legte dadurch den Grund zur nachmaligen Mongoliſchen Macht; aber gleich nach Zerrüttung der von ihm geſtifteten Monarchie, wurden ſie durch die alten Zwiſtigkeiten wieder von einander abgeriſſen, und haben ſich nachmals bis zu beyderſeitigem Untergang bekriegt. Die eigentlichen ſogenannten Mongolen, welche ſich, als die nächſten Nachbarn, zuerſt unter Chineſiſche Herr-

ſchaft

ſchaft haben bequemen müſſen, machen das eine, und die ſogenannte Dörbön-Oirät das andre Hauptvolk aus.

Der Name Oirät oder Oerät, welcher Vereinigte oder Verbündete anzeigt, iſt von einigen für die dem Kalmükiſchen Volke in der Nationalſprache eigne Benennung gehalten worden. Wenn man aber dieſes Volk ſelbſt zu Rathe zieht; ſo findet ſich, daß unter Dörbön-Oirät, oder vier Verbündete, eben ſo viel Oerötſche Hauptſtämme verſtanden werden, die in ihren meiſten geſchriebnen Urkunden, und nach der allgemeinſten Tradition der kundigſten Kalmüken: Oelöt, Choit, Tümmüt und Barga-Burat, genennt werden.

Die Oelöt ſind demnach eigentlich derjenige Zweig, den man im weſtlichen Aſien und Europa unter dem Namen Kalmuken kennt. Vor Jahrhunderten und lange vor Tſchingis-Chan ſoll, nach alten Sagen dieſes Volks, der größte und mächtigſte Theil der Oelet gegen Weſten bis in Kleinaſien einen Heerzug gethan, und ſich dort und um den Kaukaſus verlohren haben. Vielleicht läßt ſich dieſe Sage nicht ohne Wahrſcheinlichkeit auf die urſprünglichen Hunnen deuten, deren vom Ammian Marcellin beſchriebne Ungeſtaltheit und Unbärtigkeit, ſo wie auch ihre angegebne alte Sitze im Norden von China, auf keine andre Nation im oſtlichen Aſien, als auf die Mongolen, ihre Brüder die Burätzen, und etwan die Tunguſen paſſen können, da die izigen Kalmüken ſchon bärtiger als jene öſtlich wohnende Stämme geworden ſind.

Choit,

Choit, als das zweyte Oirätſche Hauptgeſchlecht, iſt durch Kriege und Heerzüge ſo aufgerieben und zerſtreut worden, daß izt, auſſer dem Ueberreſt davon, welcher mit den Soongariſchen Kalmüken vereint und vermiſcht worden iſt, und einem Theil der ſich nach der Mongoley, den Bucharischen Städten und Tybet zerſtreut haben ſoll, nichts mehr davon übrig iſt.

Wohin der dritte Oirätſche Stamm Tümmüt gerathen ſey, wiſſen die Kalmüken izt nicht zu ſagen. Der vierte und lezte Theil, Barga-Burat, welcher vermuthlich zur Zeit der von Tſchingis erregten Unruhen ſeine Wohnungen im Gebürge um den See Baikal genommen hat, ſteht ſeit der Eroberung Sibiriens, nach den mit China geſchloßnen Gränzverträgen, ſammt allen ſeinen Unterabtheilungen, unter dem Rußiſchen Scepter, und hat ſich, wahrſcheinlicher weiſe, zugleich mit Verändrung ſeiner Wohnplätze, von den heutigen Kalmüken abgeſondert.

Die eigentlich ſogenannte Mongolen, unter welchen der ganze Reſt der im 14ten Jahrhundert (i. J. 1368) aus China vertriebnen Mongoliſchen Macht begriffen iſt, ſtehen izt gröſtentheils unter China oder dem dieſes Reich beherrſchenden Mandſchuriſchen Regentenſtamm, und haben ſich, ſeit Zerſtörung der Soongariſchen Macht und Herſtellung des Friedens in der Mongoley, von den Gränzen des Chineſiſchen Dauuriens und den Flüſſen Naun und Scharamurin, bis in die Soongariſche Wüſte, und bis an Tangut ausgebreitet.

Die

Götter! denn du bist ein Mensch; und wenn du sie hältst, so sollen sie dich gleichfalls verderben, denn du bist ein Mensch.

Alcibiades.

Es sind mir einige verworrne Nachrichten von deinen Unglücksfällen zu Ohren gekommen.

Timon.

Du sahst sie, wie ich im Wohlstand saß.

Alcibiades.

Ich seh sie izt, damals war eine glückliche Zeit.

Timon.

Wie die deinige izt ist, zwischen einem Paar Metzen.

Timandra.

Ist das der allgemeine Liebling von Athen, von dem die Welt so viel ruhmliches sagte?

Timon.

Bist du Timandra?

Timandra.

Ja.

Timon.

Bleib immer eine Hure; die lieben dich nicht, die dich gebrauchen; häng ihnen Krankheiten an, wenn sie ihre Lust mit dir gebüßt haben; mach einen guten Gebrauch von dei-

nen

Die Oeſöt oder Kalmüken, welche ihre älteſte Wohnſitze zwiſchen dem Koko-noor (blauen See) und Tybet gehabt zu haben vorgeben, theilen ſich, wenigſtens ſeit Zerrüttung der Mongoliſchen Monarchie, als ein zahlreiches Volk in vier Hauptzweige, die ſich Choſchot, Derbet, Soongarr oder Söhngarr und Torgot nennen, und ſeit ihrer Abſonderung von den Mongolen ſtets unter verſchiednen Fürſten geſtanden haben.

Die Buräten, als eine noch rohe Nation, welche erſt in dieſem Jahrhundert zugleich mit dem Lamaiſchen Götzendienſt auch die Schreibekunſt zu erlernen angefangen hat, beſizt keine ſchriftliche Urkunden. Bey den Mongolen fehlt es an Geſchichtbüchern nicht, allein der V. hat davon keine auftreiben können. Dagegen hat er unter den Kalmuken verſchiedne in mongoliſch-kalmükiſcher Sprache geſchriebne genealogiſche Geſchichtbücher dieſes Volks zu überſetzen Gelegenheit gehabt, ſelbige mit drey ſehr vollſtändigen genealogiſch-hiſtoriſchen Tabellen aus der Sammlung des Hrn. Etatsrath Müller und mit andern ihm aus dem Aſtrachanſchen Archiv mitgetheilten Stammbäumen verglichen, auch vieles zur Kalmükiſchen Geſchichte gehöriges aus andern Schriften ihrer Geiſtlichen, und aus Traditionen, welche dieſes Volk aus Achtung gegen ſeine Fürſten, ſo wie deren Genealogien, getreulich unterhält und fertig herzubeten weiß, dazu geſammlet.

Vor Tſchingis-Chan iſt die Geſchichte ſehr fabelhaft. Zum Theil ſtimmen ihre Genealogien mit Abusgaſi und den Chineſiſchen Jahrbüchern überein, zum

Theil

Theil aber auch nicht. Nach Tschingis-Chan war Zerrüttung unter einer so kriegerisch gewordenen und unruhigen Nation, als die Mongolen sind, eine natürliche Folge ihrer Zerstreuung und Lebensart in weiten Wüsteneyen, so vieler Anführer aus fürstlichem Geschlecht, und der durch glückliche Kriege unter sie gebrachten Reichthümer und Wohllebens. Sobald die Tschingis-Chanische Hauptlinie den festen Sitz in China verlohr, woher sie die übrigen schon unruhigen Horden noch hätte im Zaum halten können; so zerschlugen sich die unter selbiger vereint gewesenen Nationen immer mehr und mehr theils unter den von Nebenlinien entsprossenen, theils unter den Nachkommen ihrer eignen Erbfürsten, die Tschingis-Chan als Vasallen unter sich gebracht hatte, welche aber nun das Joch abzuschütteln und sich wieder unabhängig zu machen freyere Hände bekamen. Damals sind auch die Oerötschen Völkerschaften, besonders die Kalmüken, von der Mongolischen Alleinherrschaft abgerissen worden; und aus denen Versuchen, welche die Mongolischen Chane, als eigentliche Erbfolger der von Tschingis behaupteten Oberherrschafften seit dem Anfange dieser Trennung gemacht haben, um die Kalmükischen Stämme in Unterwürfigkeit zu erhalten, sind diejenige blutigen Kriege entstanden, welche erst den Mongolen, und endlich China selbst so gefährlich wurden, zulezt aber mit der gänzlichen Zerstreuung der durch die Zwietracht ihrer Fürsten mit sich selbst uneinigen Kalmüken sich geendigt haben.

Unter

Unter den Kalmüken ſind, ihrem eignen Geſtändniß nach, keine Fürſten, die ihre weiße Knochen von Tſchingis-Chan ſelbſt herleiten könnten. Durch weiße Knochen drüken die Kalmüken und Mongolen die fürſtliche Herkunft von väterlicher Seite aus, und die mütterliche Abkunft wird gleichnisweiſe das Fleiſch genennt. Leute von gemeiner Geburt pflegen ſchwarze Menſchen, oder von ſchwarzen Knochen Abſtammende zu heißen.

Wir übergehen hier des V. hiſtoriſche und genealogiſche Nachrichten der verſchiednen Fürſtenſtämme, und gedenken nur einiger Umſtände der berühmten Flucht der Wolgiſchen Kalmüken. Man hatte Rußiſcher Seits durch Einſetzung mehrerer Glieder des Chaniſchen Raths die oberſte Gewalt zu ſchwächen und die Apellationen an die Rußiſchen Stadthalter zu vermehren geſucht. Dieſes erregte Mißvergnügen unter den Großen. Die Prieſter miſchten ſich ein, und beredeten ſie, daß die Ruſſen auf nichts dächten, als ſie zur chriſtlichen Religion, dem Ackerbau und der Rekrutenlieferung zu zwingen, drey für Nomadiſche Völker ſehr harte Bedingungen. Überdies war das gemeine Volk höchſt mißvergnügt, weil ſie ſich wegen des Türkiſchen Kriegs in der Wolgiſchen Steppe aufhalten mußten, und dadurch Mangel genugſamer Weide und allerley Seuchen entſtanden. Die Flucht geſchah mit vieler Liſt und man brachte, wie bekannt iſt, ſehr wenige zurück. Obgleich die Chineſer ihre Anzahl auf 130000 Zelten angeben, ſo iſt nach des V. Berechnung doch die Anzahl höchſt-

wahr-

wahrscheinlicherweise nicht über 55 bis 60000 zu setzen. Nun sind sie im ganzen Lande untergesteckt, zum Ackerbau angewiesen / und ihre Fürsten genießen Besoldungen.

So schwer es ist, unter den so vielfältig vermischten und verbastarteten Europäischen Nationen einigermaßen gültige Unterscheidungskennzeichen nach den Gesichtszügen festzusetzen: so leicht lassen sich hingegen die Asiatischen Hauptnationen, welche sich durch Ehen selten vermischen, dem ersten Anblick nach unterscheiden. Unter diesen ist nun das Mongolische das allerausgezeichnekste. Selbst an den Hirnschädeln erkennt man die Kalmüken. Ueberhaupt genommen sind die Männer nur mittelmäßiger Größe, und die Weiber fast durchgängig klein und ziemlich zart von Bildung. Alle sind wohlgestaltet, und der V. erinnert sich nicht einen gebrechlichen darunter gesehen zu haben. Sie haben meist gekrümmte Schenkel und Beine, weil die Kinder schon in der Wiege auf einer Art von Löffel stets reitend sitzen, auch so bald sie nur gehen gelernt haben, beym verhausen schon zu Pferde zu reisen sich gewöhnen müssen. Oft sind sie ziemlich stark von Hals, aber durchgängig schlank und hager von Gliedern. Von Natur sind ihre Kinder ziemlich weiß. Allein weil sie nakend in der Sonne und im Rauch der Filzhütten herumlaufen, auch die erwachsenen Männer, die Unterkleider ausgenommen, ganz blos zu schlafen pflegen, so wird ihre Leibesfarbe dadurch gelbbraun. Das Weibsvolk ist hingegen am

Leibe

Leibe oft ſehr weiß; ja unter den Vornehmen giebt es auch zarte, weiße Geſichter, welche von der Schwärze des Haars noch mehr erhöht werden, und ſowohl hierin als in den Zügen, Chineſiſchen Gemälden ganz ähnlich ſind.

Die Geſichtsbildung aller Mongoliſchen Völker hat etwas ofnes, ſorgloſes, freymüthiges und geſelliges. Das Charakteriſtiſche ſind die gegen die Naſe zu etwas ſchief abwärts lauffenden und flach ausgefüllten Augenwinkel, ſchmale, ſchwarze, wenig gebogne Augenbrauen, eine beſondre Bildung und Breite der (überhaupt kleinen und platten) Naſe gegen die Stirn zu, nebſt den erhaben ſtehenden Bakenknochen, bey einem runden Geſicht und Kopf. Allgemein ſind ferner ſchwarzbraune Augenſterne, breite und fleiſchigte Lippen, ein kurzes Kinn, und ſehr weiße bis ins Alter feſte und geſunde Zähne; auch überhaupt die großen, weit vom Kopf abſtehende Ohren. Dieſe Kennzeichen ſind bey allen mehr oder weniger merklich und oft in einer vollkommnen Harmonie. In Abſicht der Schwärze des Haares, welche die Kinder ſogleich mit ans Licht bringen, hat der V. ſelbſt unter den Mongolen und Kalmüken nie eine Ausnahme, ja auch nicht die geringſte Abänderung zur braunen Farbe bemerkt.

Der Bart kommt bey allen Mongoliſchen Völkern viel ſpäter und dünner, als bey andern Aſiatiſchen und Europäiſchen Nationen. Sie haben einen feinen Geruch, gutes Gehör und eine auſſerordentliche Schärfe

des Gesichts. Der Geruch thut ihnen auf Reisen und bey Kriegszügen oft gute Dienste, um von fern her ein angezündetes Feuer oder den Geruch von einem Lager auszuspähen, und sich also Nachtquartier oder Beute zu verschaffen. Viele wissen, wenn sie in einen Fuchsbau oder andre Thierhöhle riechen, zu sagen, ob das Thier gegenwärtig sey oder nicht. — Das Gehör entdeckt ihnen in noch größerer Entfernung das Getöße von trabenden Pferden, und die Gegend, wo ein Feind zu vermuthen oder eine Heerde und einzeln verirrtes Vieh anzutreffen ist, wenn sie sich platt auf die Erde niederlegen und ein Ohr dicht auf den Boden halten. — Aber nichts ist mehr zu bewundern, als die geübten Augen der meisten Kalmüken, und die ausserordentliche Entfernung in der sie oft einen geringen Gegenstand, den aufsteigenden Staub von Vieh oder Reitern u. dgl. von geringen Anhöhen, auf der überall ebnen Steppe erblicken können; so schwer auch die sonderbare Wallung der Oberfläche und der darüber schwebenden Dünste, welche in diesen Gegenden bey heitrer Luft und großer Hitze bemerklich ist, solches oft im Sommer macht. Geübten Augen allein ist es auch zuzuschreiben, wenn die Kalmüken verlohrnes oder geraubtes Vieh, oder auch Wild, nach der Spur viele Meilen weit durch freye Wüsteneyen aufsuchen und wiederfinden; denn diese Kunst, welche alle Nomaden besitzen, ist wohl nicht, wie Hr. Capit. Niebuhr bey den Arabern vermeynt, dem Geruch beyzumessen. Auf weichem Boden oder

auf

auf feſtem Schnee iſt freylich nichts leichter. Aber unter ungewiſſen kreuzenden Spuren die rechte zu wählen, auf verwehendem Sande oder Schnee, durch Sümpfe oder im tiefen Graſe ſelbige nicht zu verlieren, ja vielmehr aus der Neigung, welche das Gras noch behalten hat, oder aus der Schwäche der Spur im Schnee und Sande zu ſchließen, wie alt ſie ſey, erfordert fertige Sinnen bey nicht geringer Erfahrung.

Der V. ſchildert ihren Charakter ungleich vortheilhafter, als gemeiniglich zu geſchehen pflegt. Natürliche Fähigkeit, Geſelligkeit, Gaſtfreyheit, Dienſtfertigkeit, Treue gegen ihre Fürſten, viele Neubegierde, und ein muntres aufgewecktes Weſen, welches auch die Aermſten faſt nie verläßt, ſind ihre vortheilhafte Seite; ihre Hauptfehler dagegen ſind Sorgloſigkeit, Leichtſinn und Mangel an wahrer Herzhaftigkeit, ferner Leichtgläubigkeit, Argwohn, der bey ihnen durch Gewohnheit gebilligte Hang zum Trunk wie auch zur Liebe, und am meiſten ihre Verſchlagenheit, die ſie nur zu oft mißbrauchen. Die Neigung zum Müßiggang iſt unter allen Aſiatiſchen Nationen, die eine unumſchränkte, ſorgloſe, unthätige Lebensart führen, ſonderlich dem Mannsvolk gemein und natürlich; in der That aber iſt ſelbige bey den Kalmüken wegen ihrer Munterkeit in geringern Graden zu bemerken, und ſteht ihrer Dienſtfertigkeit nicht im Wege. Ihre Unſauberkeit kan weder geläugnet noch entſchuldigt werden.

Sie haben einen guten natürlichen Verstand, und eine groſe Fertigkeit Alles zu erlernen. Sie leben sehr einträchtig. Selten kommts bey ihnen zu Schlägen, selbst im Trunk, und fast nie zu blutigen Händeln. Von Mordthaten hört man unter ihnen wenig, und doch scheinen sie im Zorn etwas grausam zu seyn. Vielleicht hat die Moral ihrer Götzenlehre und das Dogma der Seelenwandrung ihr Naturell gemäßigt. Sie sind gegen jedermann freundlich und so gesellig, daß ein Reisender nicht leicht einen andern, wenn auch viele Meilen von sich, erblicken wird, ohne dahin einzulenken, ihn zu begrüßen, und sich nach seiner Bestimmung zu erkundigen. Sieht ein Haufen der aus mehrern Kalmüken besteht, einzelne oder wenige in der Entfernung: so pflegt jemand von ihnen auf die nächste Höhe zu reiten, und mit Schwenckung der Mütze diese zu sich zu winken; kommt ein solcher alsdenn nicht zu denen die ihm winken, so wird er für einen Feind oder Dieb gehalten, und nicht selten verfolgt. — Freundschaft unterhalten sie gern, doch nicht ohne Eigennutz, weil bey ihnen Geschenke geben und nehmen ein Hauptpunkt der Freundschaft ist. Sie sind aber auch für eine Kleinigkeit dienstfertig, und nie undankbar, wenn sie nur ihren Wohlthätern zu dienen sich im Stande befinden. Bey allen Widerwärtigkeiten sieht man sie guten Muths, oft wohl noch dazu frölich, wenn auch bey hungrigem Magen. Im äußersten Elend bettelt ein Kalmuk nie, sondern sucht lieber hie und da bey andern etwas zum

essen

eſſen zu erſchnappen, und wenn endlich keine Ausflucht mehr iſt, vermiethet er ſich zur Arbeit. — Stolze ſieht man auch unter den Vornehmen wenig, und die es ſind, bezeigen doch gegen die Armen ihrer Nation keinen Hochmuth; obwohl Geringere ſich den Reichen und Vornehmen gern dienſtbar bezeigen, und dieſe faſt immer von einem Schwarm müßiger Klienten umgeben erſcheinen.

Jeder der die Gaſtfreyheit ausübt, hat ſich derſelben wieder zu erfreuen. Ein Kalmuk, der ſein Pferd, Kleider und Gewehr hat, kann Vierteljahre lang herumſchwärmen, ohne Vorrath oder Geld mit ſich zu führen. Wo er hinkommt, findet er weitläuftige Verwandte oder Gaſtfreunde, die ihn freudig aufnehmen, und mit dem Beſten, das ſie haben, bewirthen; oder er kehrt auch in der erſten Hütte eines Unbekannten ein, wo ihm alles willig gereicht wird. Auch Fremde von andern Nationen nimmt ein jeder Kalmuk, ſo gut ers nur vermag, auf, und der Fremde kann ſicher ſeyn, von dem Seinigen nicht das mindeſte entwendet zu ſehn, wenn er ſich ſeinem Wirth anvertraut. Denn einen Gaſt berauben, wird unter ihnen für das ſchändlichſte Verbrechen gehalten. Wenn der Wirth in Gegenwart andrer, die er ſeines Standes zu ſeyn vermeynt, ſpeiſet, ſo verſieht er ſich mit ſeiner Familie zwar zuerſt, hernach wird aber unter alle Anweſende ausgetheilt. Wollte er jemand vorbeygehen, ſo würde es als eine große Beſchimpfung angeſehn werden, die Folgen nach

ſich ziehen könnte. Bezahlung für den Genuß wird nie geſtattet und höchſt gemißbilligt.

So diebiſch man ſie beſchreibt, ſo vergreiffen ſie ſich nicht leicht an ihres gleichen. Ihre Räubereyen, worinn ſie freylich mehr Verſchlagenheit als Gewalt anwenden, ſind mit einer Art von Kriegsehre verbunden, und ſie rühmen ſich deren gern. Habſucht und Verſchmiztheit herrſcht indeſſen meiſt nur unter den Prieſtern und Großen. Die Gemeinen leben hingegen in einer unſchuldigen Einfalt, mit ihrem Viehſtande zufrieden, und rauben nicht anders als aus Noth und wenn ſie von ihren Obern dazu angeführt werden.

In Treue gegen ihre rechtmäßige Fürſten übertreffen die Kalmüken viele andre Nationen. Sie ehren das Alter, gehorchen und dienen den Greiſen gern. Noch gehört zu ihren Tugenden, daß ſie ungemein verſchwiegen ſind, ſonderlich in Sachen, die ihre Fürſten und ihr Volk betreffen, oder ihnen von der Geiſtlichkeit, der ſie einen blinden Gehorſam leiſten, eingeſchärft ſind.

Ihre Subſiſtenz ziehen ſie aus ihren Heerden. Ein Mann, der für ſich beſtehen kann, iſt unter ihnen ſchon der, welcher zehn Kühe mit einem Stier und acht Stuten mit einem Hengſt beſizt. Ihr zahlreiches Vieh ſind Pferde, Rindvieh und Schaafe. Kamele können wegen ihrer Zärtlichkeit und langſamen Wuchſes nicht ſo ſehr vermehrt werden, und ſind nur ein Eigenthum der Reichen und der Geiſtlichkeit. An Schaafen war die Torgotſche Horde ſehr reich; unter den an der

Wolga

nen bittern Stunden, bringe die Sclaven zu Schwitz-Käſten und Bädern, bring die roſenwangichte Jugend zur Hunger-Cur, (*) und zur Diät.

Timandra.

An den Galgen, du Ungeheuer.

Alcibiades.

Vergieb, meine liebe Timandra, ſeine Widerwärtigkeiten haben ſeinen Verſtand überwältiget. Ich habe nur wenig Geld übrig, wakrer Timon, und der Mangel daran verurſacht täglichen Aufruhr unter meiner abgemergelten Kriegs-Schaar. Ich hörte mit Bekümmerniß, wie das verfluchte Athen, deiner Verdienſte uneingedenk, und undankbarlich der Zeit vergeſſend, da ſie ohne dein Schwerdt und deine Reichthümer, von ihren Nachbarn mit Füßen getretten worden wären --

(*) Tub-Fab. [Tonne-Kuren] im Engliſchen. Der Autor zielt auf der Veneriſche Seuche und ihre Curkunſten. Die Cur derſelben wurde in damaligen Zeiten entweder durch Guaiacum, oder Mercurialiſche Salben gemacht; und in beyden Fällen wurde der Patient ſehr warm und eingeſperrt gehalten; das erſte, damit der Schweiß befördert werde, und das andre, damit er ſich nicht wieder erkälte, welches gefährlich war. Das Regimen beym Gebrauch des Guaiacum, oder Lignum Sanctum [ſagt Dr. Friend in ſeiner Geſchichte der Medicin, 2. Theil, S. 180.] war anfangs mit außerordentlichen Umſtänden verknüpft, und ſo ſtrenge, daß der Patient in ein enges dunkles Loch eingeſperrt wurde, damit er deſto beſſer ſchwitzen möchte; und durch dieſe Veranſtaltung wurde, wie ſich Fallopius ausdrückt, der ganze Menſch bis auf die Knochen völlig durchgebrent. Plinius ſagt, in England habe man ſich zu dieſem Zweck, anſtatt der anderwärts üblichen Kelter, Bak-Oefen, u. d. gl. einer Tonne bedient. Was die Materie betrift, ſo wurde ſie gewiſſen Tränken und ſtrenge Tage fortgeſetzt, wie er S. 378. bemerkt, und während dieſer ganzen Zeit war eine außerordentliche Abſtinenz nothwendig. Daher kommt das Wort Tub-Fab. Kurdiaten.

Wolga zurückgebliebnen Ulussen aber iſt dieſer Zweig der Viehzucht durch Seuchen gar ſehr in Abnahme gekommen. Ihre Klepper ſind ziemlich hoch und leicht von Gliedern, nicht ſchön aber auch nicht häßlich. Zum Ziehen haben ſie nicht Kräfte genug: und zu viel Wildheit; an Flüchtigkeit aber geben ſie keiner Art Pferden etwas nach, und halten unterm Reuter gut aus. Es ſchadet ihnen nicht ganze Stunden lang im Galopp zu rennen, und ſie können ſich im Nothfall zweymal 24 Stunden ohne Waſſer behelfen. Sie ſind von Natur gute Paßgänger, bey ihrer Wildheit nicht kollerigt, noch auch ſonſt übelartig, auſſer daß ſie leicht ſcheu werden. Ihr Rindvieh kommt zu einer anſehnlichen Größe, ja ſie haben Ochſen und Stiere, welche den größten Podoliſchen nichts nachgeben. Ihr meiſtes Rindvieh iſt roth oder rothfleckigt, mit treflich ſchönen Hörnern. Ihre Stiere brauchen ſie als Laſtthiere. Sie rechnen 50 Kühe auf einen Zuchtſtier. Wegen des Rindviehs ſuchen ſie zum Winteraufenthalt ſolche Gegenden, wo viele Schilfſtrecken ſind; weil ſich dieſes Vieh auf den trocknen Triften von den Ueberbleibſeln der Pflanzen weder ernähren, noch auch den Schnee wegſcharren kann, wie die Pferde zu thun gewohnt ſind.

Die Kühe geben ſo wie die Stuten nicht anders ihre Milch, als wenn das Kalb oder Füllen gegenwärtig iſt.

Die Kalmükiſchen Schaafe ſind von eben der Art, wie man ſie durch die ganze große Tatarey bey allen

Hirtenvölkern findet, nehmlich mit polſterförmigen dicken Fettſchwänzen, deren Talg aber ſo weich als Butter ausfällt, mit hängenden großen Ohren und ſehr krummen Rammsköpfen. Ihre Wolle iſt grob mit Haaren vermengt, und die Mutterſchaafe ſind ſelten gehörnt. Die gemeinſte Farbe iſt die weiße mit fleckigen Köpfen. Zur Zucht halten ſie auf 100 Schaafe einen Widder. Sie werden bey ihnen nur wenig gemolken, und nutzen hauptſächlich nur mit ihrem Fleiſch, Talg Häuten und der Wolle, welche letztere doch zu nichts als zu Filzen taugt, und entweder mit ſcharfen Meſſern abgeſchoren oder ausgerupft wird. Wenn ſie gemolken werden ſollen, ſo koppelt man, ſo viele deren vorhanden ſind, an ein im Kreiſe befeſtigtes Seil mit den Köpfen einwärts, und nimmt ihnen nach der Reihe die Milch, welche hauptſächlich zum Käſemachen dient. Sie haben auch Ziegen, aber wenige; dieſe haben gleichfalls hängende Ohren, ſind oft ungehörnt, gemeiniglich buntfleckigt, und mit langen Haaren an den Schenkeln artig behangen. Kamele ſind bey ihnen ein Zeichen des Reichthums, weil ſie das theuerſte Vieh ſind, ſich langſam vermehren, und viel von Krankheiten leiden. Bey der Chaniſchen Horde gab es auch einbucklichte; gemeiniglich aber ſind die zweybucklichte nur bey ihnen zu finden. Die Wolgiſche und faſt alle ſüdliche Steppen der großen Tatarey ſind, wegen der häufigen Salzblumenplätze und ſalzhaften Gewächſe, eine vortrefliche Weide für Kameele. Sie erfor-

fordern aber zur Winterszeit mehr Sorgfalt, und müssen stets vom Hirten geweidet werden, weil sie bey aller ihrer Größe das allerunwehrhafteste Thier gegen die Wölfe sind. Im Winter bedeckt man sie mit alten Filzen und Matten, macht auch wohl Wände und Dächer von Schilf, wo sie vor Sturm und Frost einigen Schutz finden. Demohngeachtet sterben viele an einer unheilbaren, mit Durchfall begleiteten, Auszehrung, welche von feuchter Weide und Witterung zu kommen scheint, und woran sie ein halbes Jahr oder länger kranken. Ueberhaupt sind sie so zärtlich, daß sie oft von den kleinsten Beschädigungen und Stößen tödtliche Schäden bekommen. Kein Vieh wird auch mehr vom Ungeziefer geplagt, und im Sommer krepiren sie oft von den mit Eichen und Aespenlaub eingeschlungenen Insekten, ingleichen von den bunten Meloiden, welche hin und wieder auf den Kräutern häufig sitzen. Im Frühling, wenn sie das Haar verlohren haben, welches sich wie ein Vließ vom ganzen Körper ablößt, werden sie auf der kahlen Haut nicht selten von der in südlichen Gegenden gemeinen Scorpionspinne gebissen, und kommen an der Wirkung dieses Giftes in weniger als einer Woche um. Im Winter und sonderlich nach der zu Ausgang des März einfallenden Brunstzeit, werden die Kameele sehr matt und mager; alsdenn hängen ihre Buckel, wie zottige Lappen auf die eine oder andre Seite herab, und richten sich im Sommer, wenn das Kameel zunimmt, wieder

auf. — Die Vermehrung der Kameele erfordert beſondre Sorgfalt. Man muß zur Zeit, wenn ſie brünſtig ſind, das Weibgen zwingen, daß es ſich auf die Knie niederläßt, und dem Hengſt, welcher alsdenn herbeygeführt wird, behülflich ſeyn. In der Brunſtzeit müſſen die Kameelhengſte ſorgfältig von einander entfernt werden, weil ſie ſich ganz wüthend unter einander in den Buckelhaaren verbeiſſen, und mit den Vorderfüßen niederzuwerfen ſuchen, da denn der unterliegende von dem andern zertreten und beſchädigt wird. Der Torgotiſche Vicechan Ubuſchi ſoll dergleichen Kameelgefechte zur Luſt angeſtellt haben. Von den Kameelen nutzen ſie hauptſächlich die Milch und die Wolle. Erſtre iſt dick, öhligt und ſalzhaft, ſonderlich wenn das Kameel auf ſalziger Weide geht, da ſogar deſſen Schweiß auf der Haut einen kleinen Salzbeſchlag hinterläßt, der von den Schaafen begierig geleckt wird. Auſſer zum Ausſtopfen der Matratzen, zu Stricken, Schnüren und Filzen, kann das Haar zu den ſchönſten Kameloten gebraucht werden, ja in Kaſan iſt es zu einem feinen und ſehr ſanften Lacken verarbeitet worden. Sie genieſſen ſehr mancherley Wurzeln. Vermöge ihrer Religion ſchlachten ſie nicht gerne geſundes Vieh, ſondern das meiſte Fleiſch, das ſie genieſſen, iſt von krankem oder geſtorbenem Vieh. Auſſer dieſem lieben ſie das Fleiſch von allerley wilden Thieren. Ihr Getränk iſt Milch von allerley Thieren mit ihren mancherley Zubereitungen. Waſſer trinken ſie nicht gern ungekocht.

gekocht. Die Verfertigung des Milchbrandweins hat dem V. nie recht gelingen wollen, und er glaubt die Gefäſſe der Kalmüken ſeyn unumgänglich nothwendig dazu; weil der alte Saz von ſaurer Milch, den ſie immer zu nähren und zu unterhalten wiſſen, zur geſchwinden Gährung und zum Zuſammenhalten des Geiſtigen viel beytrage. Dieſe Gährung iſt von ganz beſondrer und ſpecifiker Art, und kann nicht anders als durch vielfältige Wiederholung zu der erforderlichen Vollkommenheit gebracht werden; wie, nach Ruſſels Bericht in ſeiner Naturgeſchichte von Aleppo, die bey den Arabern gewöhnliche dicke Milch (Leban) nicht anders als durch öftere Wiederholung der Gerinnung friſcher Milch mittelſt vorher geronnener, oder gleichſam durch eine vielfältige Cohobation des Labes, ganz vollkommen erzielt werden kann.

Unter den reichen Wolgiſchen Kalmüken iſt, wenn ſie nahe bey Städten überwintern, das Brandweinbrennen aus geſäuertem rußiſchen Brod, mit oder ohne Milch, ſehr üblich. Der daraus entſtandne Brandwein ſoll ſchärfer und ſäuerlicher als Milchbrandwein ſeyn.

Vom Thee und Toback ſind ſie groſſe Liebhaber. Weil aber der erſtere ſehr theuer kommt, ſo nehmen ſie auch Glycyrrhiza aſperrima. Nächſt dem ſammlen ſie den Saamen von Lapathum acutum; die Wurzel von dem gelben Sumpfſchwertel oder falſchen Kalmus, ingleichen die heftig zuſammenziehende Saamen des

Acer

Acer tataricum. Die Bereitung aller Speiſen und Getränke, das Melken des Viehs, das Auf- und Abnehmen der Hütten, iſt, ſo wie alle Näharbeit, ein Geſchäfte der Kalmükiſchen Weiber. Ihre Arbeit iſt es auch, allerley Felle und Lederwerk zu gerben. Das Kalmükiſche Mannsvolk hat gegen die Weiber gerechnet wenig eigne Geſchäfte.

Ihre Waffen ſind zum Theil Pfeil und Lanzen, zum Theil Schießgewehr. Die Soongaren wußten ſich ſelbſt aus wildem Erdſalpeter Schießpulver zu verfertigen. Sie kochten die Salpeterblumen in einer ſtarken Lauge von Pappel- oder Birkenaſche, lieſſen ſie ordentlich anſchieſſen, und zerſtießen dieſen Salpeter mit zwey Theilen Schwefel und eben ſo viel im Keſſel gebrannter Strauchkohlen, worauf ſie alles durchnetzten und im Keſſel über einem Kohlfeuer ſo lange rührten, bis es ſich zu körnen anfieng. Kleine zu den Waffen, Pferdezeug und andern Nothwendigkeiten erforderliche Eiſenarbeit, ingleichen ſehr gute Meſſer, werden von Kalmükiſchen Schmieden verfertigt. Ihre Hütte iſt zugleich ihre Werkſtatt, und das ganze Handwerkszeug ſo leicht, daß es ein Knabe tragen kann. Ein mäßiger behauener Klotz von einem Zwieſelaſt, der platt auf der Erde liegt, trägt den kleinen Amboß. Die Eſſe iſt ein Grübchen, welches mit einigen Steinen umſetzt iſt, wozwiſchen eine thönerne Röhre liegt, durch welche das Gebläſe ſeine Würkung thut. Die Bälge ſind zwey lederne Schläu-

che mit einer engen Röhre; jeder hat oben eine Oeffnung, die mit zwey glatten, aneinander paſſenden Hölzern eingefaßt iſt, welche mit der einen Hand bequem geöfnet und zuſammengedrückt werden können. Ein Gehülfe ſitzt zwiſchen dieſen Schläuchen auf den Hacken, und drückt die Bälge abwechſelnd gegen die Erde. Wenn er die Oefnung eines Balgs in die Höhe hebt, ſo treten die Hölzer zugleich von einander, damit ſich der Sack mit Luft füllen kann. Im Niedertrucken wird die Oefnung zugleich geſchloſſen, und die Luft durch die Röhre getrieben. Ein Schmide mit ſeinen Gehülfen, beyde bis auf den Gürtel nackend, verrichten auf dieſe Art alle kleine Schmiedearbeit auf der platten Erde, und brauchen ſo wenig Platz, daß die Frau ihre Hälfte der Hütte, zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten vor ſich frey behält.

Es ſollen noch itzt unter den Kalmüken Büchſenſchmiede ſeyn, welche die Läufe mit unſäglicher Arbeit aus Drath und großen Angelhacken zuſammenſchmieden, weil das alſo bereitete Eiſen vor ſchmeidiger und beſſer gehalten wird. Sie haben auch Silberſchmiede, und ſehr geſchickte Tiſchler und Drechsler.

Eine Hauptergötzlichkeit und zugleich ein Nahrungsgeſchäft aller Nomadiſchen Völker iſt die Jagd, und die Kalmüken üben faſt alle Arten derſelben aus. Die Vogelbeize iſt hauptſächlich ein Zeitvertreib des Fürſten und Vornehmen. Sie richten dazu am meiſten den ſeltnen faſt ganz weißen Habicht, ferner den

in allen freyen, ſüdlichen Steppen auf niedrigem Baumwerk niſtelnden Schweymer-Falken, und einige Sorten von Adlern, auch verſchiedne kleine Raubvögel ab. Sie ſind geſchickte Kenner der zur Jagd dienlichſten Falken, und zähmen ſie, faſt nach Art der Europäiſchen Falkeniern, durch Hunger und Schlafloſigkeit. Auf Wölfe iſt die Parforcejagd am gewöhnlichſten, die, wenn ſie eingeholt ſind, mit ihren gewöhnlich kurzen und dicken Reitpeitſchen todtgeſchlagen werden. Es giebt Pferde, die aus einem natürlichen Muth bey ſolchen Jagden wie Furien auf den Wolf losgehn, und ihn mit den Vorderfüßen ſchlagen. Auch halten ſie Hunde zu dieſer Jagd.

In der warmen Jahrszeit ergötzen ſich die jungen Leute mit Ringen- oder Bogenſchießen nach einen Ziel. Bey den Wettrennen zu Pferde, wo es ziemlich halsbrechend zugeht, laſſen ſich auch Mädchens ſehen. Oft ſtellen auch, ſonderlich bey feſtlichen Gelegenheiten, ganze Nachbarſchaften unter einander ein Trinkgelag an, welches nicht ſelten halbe Tage lang dauert. Ein jeder bringt ſeinen Beytrag von Brandwein und rauſchender Stutenmilch herbey, und der ganze Vorrath wird mitten in den Kreiß der unter freyem Himmel niederſitzenden Geſellſchaft geſetzt. Die Mädchen ſtehen um die Verſammlung herum, fangen Liebeslieder an zu ſingen, und der Vorſchenker wartet mit voller Schaale bis der in den Liedern häufig vorkommende Ausſpruch: Du der meine! Du mein Liebling! das Zeichen zum trin-

trinken giebt; da denn die Schaale demjenigen, an welchem die Reihe iſt, dargereicht wird, und ohne Widerrede muß ausgetrunken werden. Bey langen Winterabenden ergötzt ſich das junge Volk in den reichen Hütten, wo es ſich Beſuchweiſe verſammlet, mit Tänzen, Singen und Muſik. Die züchtigen Tänze, welche am meiſten von unverheyratheten Mädchen, die einzeln auftreten, vorgeſtellt werden, beſtehen bloß in taktmäſſigen, weichlichen Gebärden und Leibesbewegungen, wobey die Tänzerin ſich kaum von der Stelle bewegt, und nur den Takt mit den Füßen angiebt. Das junge Mannsvolk aber tanzt auch paarweiſe mit allerley lächerlichen, auch wohl unzüchtigen Bewegungen, nach mohriſcher, ſpaniſcher und tatariſcher Art. Ueberhaupt aber brauchen die Kalmüken gleich den Armenianern die Hände und Arme im Tanzen am meiſten, und die Füße weniger noch als die Tatarn. Die beſten Muſikanten ſind die Mädchen, und faſt alle verſtehn die Laute zu rühren, welche mit paarweiſen gleichſtimmigen Saiten, von Drath oder Sehnen, bezogen zu ſeyn pflegt. Auſſerdem haben ſie eine Stockfiedel, welche ſtatt des Körpers einen ausgehöhlten Cylinder hat, worüber an dem einen Ende eine Blaſe geſpannt iſt, die den Steg nebſt denen an einem langen Halſe geſpannten Darmſaiten trägt. Der Bogen dazu iſt ein gedoppelter Strang von Pferdehaaren, der mit beyden Enden an ein Stöckchen gebunden und mit der Hand geſpannt werden muß. Dieſe Pferdehaare ſind zwiſchen den vier Saiten des Inſtru-

ſtruments dergeſtalt durchgezogen, daß ſie auf einmal zwey davon, welche gleichſtimmig ſeyn müſſen, berühren. Ferner haben ſie eine Art von Geige mit zwey Saiten, eine Art von Hackbret mit Darmſaiten, und eine Rohrflöte. Statt des Baſſes haben ſie große Brummeiſen; und unter den eigentlichen Mongolen haben einige die bey den Alten berühmte Doppelflöte (Tibia bivia) von den Chineſern angenommen.

Ihre Melodien, beſonders bey der zärtlichen und verliebten Muſik, hat ſolche langgezerrte klägliche Töne und ſolche Diſſonanzen, daß ſie ein gut gewöhntes Ohr mit noch faſt mehr Widerwillen, als alte franzöſiſche Muſik anhört. Auſſer den verliebten klagenden Geſängen iſt der Stoff meiſtens Heldenerzählungen und ungeheure Ritterfabeln. Karten und Schachſpiel ſind der Zeitvertreib des erwachſenen müßigen Mannsvolks. Sie bedienen ſich der Rußiſchen Charten, aber auf eine ihnen eigne Art. Das Schach ſpielen ſie ganz wie wir, und bedienen ſich auch derſelbigen Laute zu Kunſtwörtern. Sie haben auch einen Damenzug, und ſpielen das Tokodiljeſpiel.

Der größte Theil des Lebens iſt bey ihnen mit Fröhlichkeit erfüllt, und ſo elend uns ihre Lebensart vorkommt, ſo glücklich ſchätzen ſie ſich bey dem mäßigſten Auskommen ſelbſt. In ordentlichen gebauten Häuſern zu wohnen, kommt ihnen unerträglich vor. Sie erlangen ein hohes Alter, und wiſſen ſelten etwas vom Kummer. Ein gewiſſes epidemiſches Fieber, das viel Aehnliches

Timon.

Ich bitte dich, laß deine Trummel rühren, und geh' deines Wegs.

Alcibiades.

Ich bin dein Freund, und habe Mitleiden mit dir, mein liebſter Timon.

Timon.

Wie kanſt du Mitleiden mit dem haben, den du beunruhigeſt; ich wollte lieber allein ſeyn.

Alcibiades.

Nun, ſo fahr wohl; hier haſt du Gold.

Timon.

Behalt es, ich kan es nicht eſſen.

Alcibiades.

Wenn ich das ſtolze Athen in einen Steinhauffen umgekehrt habe --

Timon.

Ziehſt du gegen Athen?

Alcibiades.

Ja, Timon, und aus einer gerechten Urſache.

Timon.

liches mit dem Lagerfieber hat, iſt gemein bey ihnen; auch im Herbſt zuweilen Fieber mit Petechien. Von Peſt wiſſen ſie nichts; allein die Blattern ſind ihnen beynahe eben ſo gefährlich. Dem Wechſelfieber und Seitenſtechen ſind ſie auch unterworfen, aber Apoplexie iſt ſelten bey ihnen. Sie haben oft Huſten. Hautgeſchwüre, und Hautwaſſerſucht ſind gemein. Merkwürdig und gefürchtet iſt die Beule, welche von der Luſtſeuche entſteht, und Momo genannt wird. Von beſchmitzenden chroniſchen Krankheiten werden ſie wegen ihrer Unſauberkeit am meiſten heimgeſucht. Die geile Seuche iſt ſonderlich bey den Fürſtlichen Hoflägern gemein, ſonſt aber unter den Kalmüken würklich bey weiten nicht ſo gewöhnlich als man glauben ſollte. Der unreine Harnröhren-Fluß iſt ihnen auch nicht unbekannt. Ein beſondrer und bey ihrer Lebensart unheilbarer Ausſatz äuſſert ſich am ganzen Leibe mit rothen flachen Flecken in der Haut, welche mit der Zeit berſten und eytern, anfangs ohne Zufälle, allein am Ende mit Auszehrung verbunden. Eine böſe Art von Tinea Capitis, und einen geringen Grad von Elephantiaſis findet man auch bey ihnen, wobey alle Frühjahr der eine oder der andere Arm aufſchwillt, die Haut berſtet, und die Nägel ſchuppigt und knotigt werden. Wegen des Rauchs in den Hütten und des unausſtehlichen Brandes der Sonne auf der gelblichen Steppe und auf dem Schnee ſind ſie Augenentzündungen ausgeſetzt.

Die Buräten sind den Kalmüken fast in allem gleich, nur ungleich bartloser, schwächer und leichter von Statur, und in ihren Kräften sowol als in ihren Vermögensumständen weit unter den erstern. Es haben sich viele aus Armuth schon unter Chinesischen Schutz zum Ackerbau bequemt.

Es ist in der That höchst merkwürdig, daß eine Nation von Nomaden, die eine der menschlichen Freyheit recht angemessene Lebensart führt, von undenklichen Zeiten her der unumschränkten Fürstlichen Gewalt ist unterthan gewesen. Die Mongolischen Völkerschaften sind hievon, wenigstens in Asien, das einzige Beyspiel, und haben unter sich weder in schriftlichen Geschichten noch in uralten Traditionen die geringste Spur einer vormaligen ungebundenen Lebensart, die den Tatarischen Nomaden so eigen und so verderblich ist. Sie bekennen vielmehr, von jeher Chanen und Fürsten unterthänig gelebt zu haben, deren einmal festgesetzte, feyerlichst und fast göttlich geachtete Herrschaft erblich fortgepflanzt wird; und sie sind mit dieser Einrichtung so zufrieden, daß man wenige unter ihnen finden wird, welche nicht gegen ihre angeerbte Fürsten die äusserste Treue, und den eifrigsten Gehorsam zu bezeigen in allen Fällen bereit seyn sollten. Unter ihren Fürsten ist das Recht der Erstgeburt eingeführt. Der älteste bekommt die Regierung. Den Nachgebohrnen wird zwar auch eine kleine Anzahl Familien als eine Entschädigung zu ihrem Unterhalt zuerkannt, allein mit einer gewissen Abhängig-

hängigkeit gegen den regierenden Fürſten, und der Obliegenheit ihm in Kriegs- und Friedensverordnungen billige Folge zu leiſten. Ein Fürſt, oder auch nur Einer ſeiner nachgeſetzten Vaſallen, kann ſeine Unterthanen verſchenken, vermachen, ſie mit ſchweren Leibesſtrafen belegen, ſie verſtümmeln laſſen wie er will; nur kann er ſie nicht öffentlich tödten, weil es die Religion der Lamen verbietet. Der Tribut, den die Unterthanen erlegen müſſen, hängt von der Willkühr des Oberherrn ab. Nur die Kleriſey, das Volk das dem Dalai Lama oder denen zu Götzen erklärten verſtorbenen Fürſten geweiht iſt, und die Abkömmlinge der fürſtlichen Familie, oder was ſich von weißen Knochen abzuſtammen rechnet, iſt davon frey.

Der Fürſt hat ſeinen Rath oder Sarga zur Handhabung der Gerechtigkeit. Unter dieſem Oberrichter ſtehen gewiſſe Unterrichter oder Vögte. Ferner ſind gemeine Gerichtsboten verordnet, die zur Einſammlung fürſtlicher Gefälle ausgeſchickt werden. Die ganze Uluß (Volk) oder fürſtliches Antheil wird wieder in verſchiedenen Abtheilungen und Unterabtheilungen durch ſogenannte Saiſſanne regiert. Dieſe Hauffen, über welche ein Saiſſan oder Edelmann zu gebieten hat, beſteht aus 150 bis 300 und mehr Feuerſtellen; dieſe werden wieder zu Vierzigen unter andern Aufſehern vertheilt. Die kleinſten Abtheilungen, die man Dorfſchaften oder Nachbarſchaften nennen kann, und welche immer auf Einen Platz beyſammen ihre Filzhütten aufſchlagen

ſchlagen und ihre Heerden zuſammen weiden, pflegen aus etwa zehn oder zwölf Familien zu beſtehen. Die Steuer beträgt ohngefähr den Zehnten von allem Vieh. Bey öffentlichen Gelegenheiten, wie Heyrath der Fürſten, Sterbefällen, öffentlichen Gebeten und Jahresfeſten, errichten ſie noch milde auſſerordentliche Beyſteuren. Dafür aber hat auch das Volk Theil am Schmauße.

Es giebt bey ihnen nicht nur viele Gewohnheitsgeſetze, ſondern die Fürſten haben auch unter ſich zu verſchiednen Zeiten, ſeit Tſchingis-Chans Regierung, geſchriebne Geſetze errichtet, welche (eine monarchiſche Verfaſſung vorausgeſetzt) der natürlichen Billigkeit, wo nicht ganz gemäß ſind, doch gewiß ſehr nahe kommen.

Auſſer der eben beſchriebenen obrigkeitlichen Eintheilung der Ulusſen unter die Civilaufſeher, iſt noch eine andre, allgemeinere Eintheilung in Hauffen oder Fahnen bey den Kalmüken eingeführt, welche ſonderlich im Ziehen und Lagern, am meiſten aber bey Kriegesunternehmungen ihren Nutzen hat. Ein jeder gemeiner oder ſchwarzer Menſch iſt ein Kriegsmann, muß ſein Pferd und ſeine Waffen in Bereitſchaft haben, und auf ſeines Fürſten Befehl im Felde erſcheinen. Wenn ein Kalmükiſcher Fürſt für ſich zu Felde zieht, ſo bietet er alles erwachſene Mannsvolk auf, welches ſich, mit den Waffen, die ein jeder hat, und mit Lebensmitteln auf einige Zeit, beym fürſtlichen Lager einfindet. Die mit Schießgewehr Verſehenen, wozu ſich die

Be-

Beherztere gewöhnen, machen den einen Hauffen; die mit Köcher und Bogen Bewafnete den zweyten, und die welche nur Lanzen oder Säbel und kein Schießgewehr haben, den dritten Haufen aus, wohin denn also die ärmste unter dem Volke gehören. Diese Hauffen Reuterey, unter welchen auch noch die mit Panzern versehene abgesondert zu werden pflegen, theilt der Fürst wieder in Schwadronen zu Funfzigen und Hunderten ein. Bey dem Fürsten wird eine geweyhte Standarte getragen, auf welchen der Kriegsgenius mit seinem ganzen Gefolge, und allen sinnbildlichen Attributen vorgestellt ist. Ihre Schlachtordnung ist diese: die Schützen sitzen ab, lassen ihre Pferde hinter dem letzten Treffen, gehen dem Feinde zu Fuß entgegen, und feuern. Ist er nicht in die Flucht zu treiben, so rückt das zweyte Treffen der Bogenschützen an, und die erste ziehen sich durch diese so geschwind sie können zurück. Das Treffen dieser dauert so lang, bis die Pfeile zu fehlen anfangen; einige sitzen ab, und sammlen hinter dem Treffen die Pfeile von der Erde auf. Das letzte macht die mit Lanzen und Säbeln versehene Mannschaft aus, hinter welcher sich der Fürst mit denen die am schlechtesten beritten sind, aufhält, wo auch die Pferde der Schützen gehalten werden, und das Lager mit dem Gepäcke in der Nähe ist. Können endlich auch die Bogenschützen den Feind nicht mehr aufhalten, so empfängt ihn das zum Handgemenge bereitete Treffen der Lanzenträger, worunter sich denn die Panzer-

nen, und alles was herzhaft und mit Säbeln verſehen iſt, miſchet. Die Bogenſchützen fangen dann an ſich flichend zu ſchlagen, welches nach dem Geſtändniß der Kalmücken ihre beſte, und mit den unvermutheten Anfällen aus der Flucht ihre glücklichſte Art zu ſchlagen iſt.

V.

Das Leben Philipps von Comines.

Philipp de la Clite trägt den Namen von Comines einem Schloß in Flandern am Fluſſe Lys, ob dieſes gleich der ältern Linie ſeines Geſchlechtes von großmütterlicher Seite her zugehörte. Sein Vater war, Collart de la Clite, Herr zu Rueſchuere, S. Venant, Buſchewre ꝛc. und Margaretha von Armuden war ſeine Mutter. Er kam im Jahr 1445 zur Welt, und wurde, nach damaligem Geiſt der Zeit, von Jugend auf mehr in ritterlichen Uebungen als in Wiſſenſchaften unterwieſen. Kaum hatte er das Alter erreicht, in welchem man die Waffen zu tragen fähig iſt, als er ſich im Jahr 1464 an den Hof ſeines Herzogs Philipps des Guten, oder vielmehr unter die Fahnen Karls, des Erbprinzen von Burgundien, damals Grafen von Charolois, begab. Dieſer verband ſich in dem nemlichen Jahre mit den vornehmſten Vaſallen Frankreichs wider den König Ludwig XI, und zog wider ihn zu Feld. Philipp von Comines begleitete ihn, und gewann durch ſein tapferes Betragen das vollkommne Zutrauen dieſes kriegeriſchen Fürſten.

Er war groß und ſchön gebildet, und von einem aufgeweckten unternehmenden Geiſt belebt. Er beſaß einen hellen durch-

durchdringenden Verſtand, und ein ungemein ſtarkes Gedächtniß. Weil er nach hohen Dingen trachtete, und ſich nicht nur durch die Kriegskunſt, ſondern auch durch politiſche Klugheit hervorzuthun verlangte, ſo las er mit unermüdetem Fleiß die Geſchichtbücher der vornehmſten Nationen. Hierdurch wurde er veranlaßt, neben der Franzöſiſchen, die Teutſche, Italieniſche und Spaniſche Sprache zu lernen; aber vom Latein wußte er wenig oder nichts. Es mag nun ſeyn, daß dieſes nicht in ſeinem Erziehungsplan war, oder von ihm in jüngern Jahren vernachläßigt wurde, ſo iſt gewiß, daß er in ſeinem Leben ſehr oft dieſen Mangel, beſonders in Betrachtung der Römiſchen Geſchichte, beweint hat. Er ſuchte zwar durch Ueberſetzungen ſich ſchadlos zu halten; was iſt aber die Römiſche Geſchichte, wenn ſie kein Römer erzählt? ein abgemergeltes Gerippe, ein Gemälde ohne Licht und Schatten. Sie iſt nicht mehr die Speiſe, welche Helden nährt und Staatsmännern eine ſichere Einſicht der Wahrheit, eine geſezte Denkart und eine markvolle Beredſamkeit einflößt. Es beweißen jedoch ſeine Memoires, daß er es durch Hülfe der Geſchäfte und der Erfahrung in der Gründlichkeit ſeiner Vernunftſchlüſſe, in der Einſicht ins menſchliche Herz, und in der Geſchicklichkeit die wichtigſten Geſchäfte auszuführen, ſo weit gebracht habe, als es ohne weitere Studien möglich iſt. Einer der ſtärkſten Beweiße hiervon iſt, daß er wie Julius Cäſar im Stande war, vier Schreibern von ganz verſchiednen wichtigen Staatsangelegenheiten zur nemlichen Zeit Briefe zu diktiren; wo man zwar gemeiniglich nur das Gedächtniß bewundert, ich aber den unerſchöpflichen Reichthum und ungehinderten Zufluß von Praktiſchen, und den durch ein Labyrinth von Umſtänden ſchnell dringenden Blick der Wahrheit viel höher ſchäze.

Ob ſich aber ſein Herz eben ſo ſehr zur Redlichkeit als ſein Verſtand zur Wahrheit durch die Geſchichte ausgebildet haben, daran läßt ſichs zweifeln. Seine Handlungen geben

hiezu Gelegenheit. Der Burgundiſche Herzog Karl hatte ihn ſchon vier Jahre ſeines vertrauten Umgangs gewürdigt und kein Geheimniß vor ihm verborgen, als er im Jahr 1468 ſich ſo gegen den König von Frankreich, den ärgſten Feind ſeines Herzogs, betrug, daß man Urſach hat, auf ſeine Treue und Redlichkeit einen Verdacht zu werfen.

Da der König Ludwig XI ſah, daß er wider die vereinigte Macht Karls und ſeiner Bundsgenoßen nichts ausrichten konnte, machte er im Jahr 1460 Waffenſtillſtand, und erbot ſich zu einer perſönlichen Zuſammenkunft zu Peronne, in dem Gebiete des Herzogs, um den Frieden zu ſchließen. Indeſſen hatte er zween Bothſchafter nach Lüttich geſandt, die zur Empörung geneigten Einwohner dieſer Stadt wider den Herzog zu bewafnen, und in Vereinigung des Franzöſiſchen Kriegsheers, welches bereit ſtand, den Herzog unvermuthet zu überfallen, nachdem er ihn durch ſeine perſönliche Gegenwart und den geſchloßnen Friedenstraktat eingeſchläfert hätte, (a) Dieſes befürchtete der Herzog ſelbſt, und trug einiges Bedenken, in die Unterredung des Königs einzuwilligen. (b) Jedoch gab er es zu. Es geſchah aber, daß die Empörung viel früher zu Stande kam, als es der König vermuthete, und damals ausbrach, als der König ſich noch im Schloß zu Peronne in der Gewalt des Herzogs befand. (c) Dieſer befahl ſogleich alle Ausgänge zu beſetzen, damit der falſche Gaſt nicht aus der Grube, die er ſich ſelbſt gegraben hatte, entkäme. In einer Nacht, die der Herzog ſehr unruhig zubrachte, entſchloß er ſich endlich den König auf das ſchärfſte zu behandeln, wofern er ſich weigerte, ihm einen ewigen Frieden zu ſchwören, und an der Rache, die er wider die Lütticher auszuüben im Begrif war, perſönlichen Antheil zu nehmen. (d) Die geringſte Verweigerung des Letztern würde zur Bekräftigung ſeines vor ihrer

(a) Memoires Liv. 2. chap. 5. (b) Ibid. (c) Ibid. chap 7. (d) Chap. 9.

ihrer Zuſammenkunft ſchon gefaßten Argwohns gedient, und ihn bewogen haben, ſeinen unverſöhnlichen Feind wenigſtens auſſer Stand zu ſetzen, ihm je wieder zu ſchaden. Aber ein Freund des Königs entdeckte ihm des Herzogs Vorhaben, und warnte ihn, in alle Forderungen des Herzogs einzuwilligen. (e) Dieſer Freund war kein andrer als Philipp von Comines ſelbſt, der ſich hier zu nennen ſcheuet, ob er gleich bey andern wahrhaft rühmlichen Handlungen ſeinen Namen nicht verſchweigt; denn er allein befand ſich in der gemeldten Nacht beym Herzog in ſeinem Schlafzimmer (f) und brachte ihn vermuthlich auch auf den Gedanken, ſeinen ärgſten Feind aus der Schlinge entkommen zu laſſen. Denn dieſes bekennt der König deutlich genug in dem Schenkungsbriefe, Kraft deſſen er ihm im Jahr 1472 das Fürſtenthum Talmont und andre Herrſchaften verlieh. Ich will die Stelle der gemeldten Urkunde wörtlich anführen, weil ſie zu weitern Betrachtungen Anlaß giebt. (g) Philippes de Comines . . . . . *toujurs a gardé envers nous vraie et loyale fermeté de courage*, et même en nôtre grande et extreme neceſſité à *la delivrance de notre perſonne lorsque etions entre les mains et ſous la puiſſance d'aucuns de nos rebelles* et deſobeiſſans, qui ſ'etoient declarés contre nous comme nos ennemis, et *en danger d'etre illec detenus*. Nôtre dit Conſeiller et chambellan, ſans crainte du danger, qui lui en pouvoit lors venir, *nous avertit de tout ce qu'il pouvoit pour notre bien*, et *tellement ſ'employa*, *que par ſon moyen et aide* nous faillîmes hors des mains de nosdits rebelles et deſobeiſſans, et en pluſieurs autres manieres nous a fait et continué de faire chacun jour pluſieurs grands ſervices. &c.

(e) Ibid. (f) Ibid.

(g) Annotations ſur la Vie de Philippes de Comines. Voyez Memoires Tom. V. pag. 539. imprimés a Bruſſelles. 1723.

Hieraus erhellet deutlich genug, daß Philipp von Commines nicht nur dem Könige das Vorhaben des Herzogs entdeckt, sondern sich auch bey seinem Herrn, so viel er konnte und wußte, um die Freyheit des Königs beworben habe. Vielleicht bewies er ihm damals noch andre wichtige Dienste, dem Vortheil des Herzogs zuwider. Denn warum sollte er sonst Ursach gehabt haben, eine Gefahr zu befürchten? Wer redlich und gerecht gegen seinen Herrn und Freund handelt, der braucht sich nicht zu fürchten.

Ohne Zweifel war damals zwischen dem Könige und Philipp ausgemacht, daß dieser in seine Dienste übergienge. Und es würde allerdings rühmlicher gewesen seyn, wenn er es nicht länger verschoben hätte. Aber noch vier Jahr die Larve eines redlichen Freunds des Herzogs tragen; wohin zielte dieses sonst, als die Vertraulichkeit desselben zum Besten seines ärgsten Feindes weiter mißbrauchen wollen? Daß er es wirklich gethan habe, wird nicht undeutlich durch die oben angeführten Worte: et en plusieurs autres manieres nous a fait plusieurs grands services, angezeigt. Wenigstens ist gewiß, daß sein heimliches Verständniß mit dem König auch auf dem Zuge des Herzogs wider die Lütticher fortdauerte. Denn in einer andern Urkunde de la Chambre des Comtes, die sich auf die gesagte Schenkung beziehet, sagt der König: pour aucuns singuliers Services que nous fit, nous etant à Peronne, et au voyage de Liege. (h)

Endlich verließ er im Jahr 1472 des Herzogs Dienste, da dieser es am wenigsten vermuthete, und trat in jene des Königs von Frankreich. (i) Jakob Meyer, ein Niederländer, der die Jahrbücher von Flandern geschrieben hat, nimmt ihm diesen Uebergang sehr übel, und nennt ihn einen Ueberläufer und Verräther. (k) Hingegen geben sich die neuern Franzosen alle

(h) Ibid. pag. 546. (i) Memoires Liv. 3. chap. 11.
(k) Annal. Flandr. Liv. 17.

Timon.

Die Götter verderben ſie alle durch deine Hand, und wenn du ſie vernichtet haſt, dich auch!

Alcibiades.

Warum mich, Timon?

Timon.

Weil du gebohren wardſt, durch Ermordung von Böſewichtern mein Vaterland zu Grunde zu richten. Ließ dein Gold wieder auf. Geh weiter, hier iſt noch mehr Gold, geh; ſey wie eine Planetariſche Seuche, wenn Jupiter über irgend eine laſtervolle Stadt ſein Gift in die ſieche Luft aushängt; laß dein Schwerdt nicht einen einzigen überſpringen; ſchone dem ehrwürdigen Greis nicht um ſeines weiſſen Barts willen, er iſt ein Wucherer; ſchlage die Ehefrau nieder, ihr Kleid allein iſt ehrlich, ſie iſt eine Kupplerin. Laß nicht die jungfräuliche Wange dein ſchneidendes Schwerdt ſtumpf machen; ſchone dieſes milchweiſſen Buſens nicht, der unter dem gläſernen Flor zu den Augen der Männer emporſchwillt, er iſt ein ſchändlicher Verräther. Schone nicht des Säuglings, deſſen kindiſches Lächeln Maren zur Erbarmung zwingt; denk es iſt ein Baſtard, von dem ein dunkles Orakel vorhergeſagt hat, daß er dir nicht die Kehle abſchneiden ſoll, und zerhak' ihn ohne Bedenklichkeit. Verſchwöre dich wider jeden Gegenſtand, der dein Herz erweichen könnte; leg' eine Rüſtung um deine Ohren und deine Augen, deren Stählung weder das Heulen der Mütter, das Geſchrey der Jungfrauen, und das Wimmern

alle Mühe ihn zu entſchuldigen. Einige ſchieben die Schuld auf den ſtolzen, unſtäten und wilden Gemüthscharakter des Herzogs, und erzählen, der Herzog habe Philippen eines Tags nach der Jagd die Stifel ausgezogen, und um den Kopf geſchlagen. (l) Dieſe Schmach habe er durch ſeinen Uebergang rächen wollen. Andre geben vor, er habe das gethan um ſein zartes Gewiſſen nicht zu beflecken. Er habe es nemlich für unrecht gehalten, daß der Herzog verſchiedne Länder und Städte des Königs, wider welche er ſonderbar aufgebracht war, mit Feuer und Schwerdt verwüſtete, und daher lieber ſeine Dienſte verlaſſen, und die Maske eines Verräthers tragen, als an dem böſen Unternehmen ſeines Herrn Antheil nehmen wollen. (m) Mr. Naudé ſetzt noch hinzu (n), es ſey damals eine ganz gewöhnliche Sache geweſen, aus dem Dienſt ſeines Herrn in jene eines Fremden überzugehen, und nennt eine Menge anſehnlicher Perſonen, die dieſes, ohne getadelt zu werden, gethan haben. So ſey auch dieſes deſtomehr zu entſchuldigen, weil der Herzog ein Lehnträger der Franzöſiſchen Krone wär, folglich beyde vom Könige abhiengen.

Es thut mir aber Leid, daß dieſe Urſachen nicht hinreichend ſind, von dem ſonſt ſchätzbaren Manne allen Verdacht abzuwenden. Denn geſetzt, der Herzog von Burgundien ſey von ſtolzem, unſtätem und wildem Gemüthscharakter geweſen, ſo konnte Philippen von Comines nicht unbekannt ſeyn, daß Ludwig XI eines viel ärgern Gemüths war. Er mußte durch Thatſachen überzeugt ſeyn, daß der König ein gefährlicher Fürſt war, der Recht und Unrecht nur nach ſeinem Eigennutz berech-

(l) Jac. Marchantius. De ſcript. Flandriae. Lib. 1. c. de Oppido Cominaeo.

(m) Andr. Thevet Eloge de Phil. de Comines. L. 4. de la Vie des hommes illuſtres.

(n) Addition a l'Hiſt. de Louis XI. V. Memoir. T. III. p. 472.

berechnete, gegen ſeine tugendhafte Gemahlin, Kinder, Brüder und Anverwandten ſich grauſam bewies; ſich vor allen fürchtete, und von allen gefürchtet zu werden verlangte; die Menſchen, die das Unglück hatten ihm zu mißfallen, aus ungegründetem Argwohn heimlich und öffentlich hinrichten ließ, den Schmeichlern und Ohrenbläſern gern Gehör gab, und überhaupt von ſchlechtem Charakter war. War es ihm nun um einem beſſern Fürſten zu thun, ſo mußte er dieſen in Ludwig XI nicht ſuchen. Die Begebenheit von den Stiefeln gründet ſich auf ein pures Hörenſagen, und verdient keinen Glauben.

War ihm aber daran gelegen, ſein Gewiſſen unbefleckt zu erhalten, ſo fand er unter dem Herzog Karl weniger Gefahr, als unter dem Könige. Denn nach ſeinem eignen Geſtändniß that der Herzog nach dem Tode ſeines Vaters alles nach ſeinem eignen Willen, ohne andrer Rathſchläagen Gehör zu geben. (o) Folglich war Philipp auſſer Gefahr, die Unternehmungen des Herzogs durch ſeine Rathſchläge zu befördern. Wollte er ſich aber weiter von der Gefahr entfernen, ſo konnte es einem ſo klugen Manne nicht an einem löblichen Vorwand fehlen, ſich den politiſchen und kriegeriſchen Geſchäften zu entziehen, ohne zum Feind des Herzogs überzugehen, oder ſich zu einem feindlichen Werkzeug wider ihn gebrauchen zu laſſen. Uebrigens konnte er auf keine vernünftige Weiſe hoffen, daß er in des Königs Dienſten ſein zartes Gewiſſen unbefleckt erhalten würde, in den Dienſten eines Fürſten, der ſich alles erlaubte, die Prinzen von Königlichem Geblüte, und die übrigen Vaſallen des Reichs um ihre Rechte und Beſitzungen zu bringen; der ſeine Unterthanen mit ungewöhnlichen Auflagen drückte, und durch keine Vorſtellung zur Gelindigkeit bewogen werden konnte.

Er

(o) Memoires Liv. 1. chap. 12.

Es ſind freylich in dieſen Zeiten viele andre anſehnliche Männer aus den Dienſten ihrer Landesfürſten in jene des Königs von Frankreich getreten, ohne dadurch einigen Verdacht auf ſich zu ziehen. Allein es würde auch dieſen zu verübeln ſeyn, wenn ſie es zum Schaden ihrer Fürſten, oder ohne ſich gebührend zu beurlauben, gethan hätten. Meſſire Angelo Catto, der Philipps von Comines vertrauter Freund war, und auf ſein Einladen des Herzog Dienſte verließ, beurlaubte ſich von ihm, ob er gleich ſein gebohrner Unterthan nicht war. (p) Dieſes that auch mit der nemlichen Ehrenbezeugung Jean Jeoffroy, nachmaliger Kardinal und Biſchoff von Arras, der die alte Freundſchaft mit dem Herzog nie unterbrochen, und ſogar den Kardinalshut durch ihn erhalten hat. Aber Philipp von Comines verließ den Burgundiſchen Hof, ohne ſich auf eine freundliche Art zu beurlauben, und mit dem wohlgegründeten Verdacht eines feindlichen Verſtändniſſes wider den Herzog, wie aus ſeinen vorhergehenden Handlungen zu ſchließen iſt. Ja ſogar nach der oben angeführten Stelle des Schenkungsbriefs kann man faſt nicht anders urtheilen, als daß er kurz vor ſeinem Uebergange dem Herzog einen gefährlichen Streich zum Nutzen des Königs und mit der Gefahr ſeines Lebens geſpielt habe. Au dernier, ſagt der König, a mis et expoſé ſa vie en aventure pour nous, et ſans crainte ne conſideration du danger de ſa perſonne, ne d'autre choſe quelconque, a abandonné et perdu tous ſes biens, &c. (q) Es wurden aber nicht nur ſeine beweglichen und unbeweglichen Güter eingezogen, ſondern ſeine Perſon wurde auch mit andern der Untreu ſchuldigen in den Friedensartikeln des Jahrs 1475 von dem allgemeinen Genuß des Friedens ausgenommen.

(p) Claude Robert Gallia chriſt. p. 182. Paris. 1626.

(q) V. Memoires. Tom. V. pag. 539. Annot. ſur la Vie de Phil. de Com. par Godefroy.

men. (r) Dieß ſetzt ein gröſſeres Verſchulden, als ſich nicht beurlaubt zu haben, voraus.

Ihn damit entſchuldigen wollen, daß er ſowohl als der Herzog Vaſallen des Königs von Frankreich war, iſt lächerlich. Denn es mag das Herzogthum Burgundien ein Lehen der franzöſiſchen Krone geweſen ſeyn oder nicht; ſo war der Herzog der einzige befehlende Herr in ſeinem Lande, und wer ihm diente, war ihm alle Treue und Redlichkeit ſchuldig. Sonſt würde erfolgen, daß eines jeden belehnten Herrn Diener und Unterthanen ihn dem Lehnsherrn verrathen und verkaufen könnten, wofern Zwietracht zwiſchen beyden entſtände.

Der Verdacht wider ihn wird auch dadurch nicht wenig beſtätiget, daß er nirgends in ſeinen Schriften einige ehrbare Urſach anführt, warum er des Herzogs Dienſte verlaſſen habe. Alle Umſtände ſchienen es doch zu erfordern, daß er bey der damaligen und nachfolgenden Welt ſeine Ehre rettete.

Indeſſen war er dem Könige von Frankreich ſehr willkommen. Er machte ihn nicht nur zu ſeinem Kammerherrn, und zum Senechal von Poitou, ſondern bereicherte ihn auch mit ſo einträglichen Gütern und Herrſchaften, daß er den Verluſt ſeiner väterlichen Erbſchaft leicht verſchmerzen konnte. Denn in dem nehmlichen Jahre, und wenige Monate nach ſeinem Uebergange verlieh er ihm das Fürſtenthum Talmont ſamt den damit verbundenen Baronien Aulonne, Curzon, Chateaugontier, die Herrſchaften Chaulme in Poitou, und Berrye in Anjou, und andere Güter, neben dem jährlichen Gehalt von 6000 Livres, und einem Geſchenke von 30000 Ecus d'or, die der König ihm zum Kauf der Herrſchaft Argenton ſchenkte. Dieß war die reiche Belohnung für die wichtigen Dienſte, die

(r) Preuves et Obſerv. par Godefroy. Voyez Memoires, Tom. IV. pag. 476.

er dem König bewieſen hatte, da er noch am Burgundiſchen Hofe war. Dazu that er in dem nemlichen Jahr 1472. eine reiche Heyrath mit Helena de Jambes von Monforeau, und erhielt durch ſie ihren Antheil an der Baronie von Argenton, (den Ueberreſt hatte er mit des Königs Geld bezahlt,) und die Herrſchaften La Motte de Compos, Villentrais, Lairegodeau, Buignon en Caſtine, Vauſſelles, Gouge, Precigne Sauviane, Agenais; und Vicheraſſe.

Das Vertrauen, welches der König Ludwig XI. lebenslang auf ihn ſetzte, konnte nicht gröſſer ſeyn. Er war ſein geheimer Rath; und die Seele aller ſeiner Unternehmungen. Er ſchlief ſogar des Nachts mit ihm in einem Zimmer, und entfernte ſich nie von ſeiner Seite, als wenn auswärtige Geſchäfte und Botſchaften von groſſer Wichtigkeit es erforderten. Was für wichtige Dienſte er dem Könige bewieſen habe, erzählt er ſelbſt in ſeinen Memoires mit groſſer Beſcheidenheit.

Nichtsdeſtoweniger wurde er nach dem 1483. erfolgten Tode Ludwigs XI., da Karl VIII. noch minderjährig war, ſehr hart verfolget. Seine Feinde, beſonders die Herzoge von Bourbon und Lothringen, welche den jungen König und das Königreich regierten, brachten es ſo weit, daß er im Jahr 1486. im Schloß zu Loches in Berry gefangen geſetzt wurde. Man beſchuldigte ihn eines gefährlichen Verſtändniſſes mit dem Herzog von Orleans, nachmaligen Könige Ludwig XII, und mit andern Feinden des Königs. (s) Nach der Erzählung Auberts Miräus (t) wurde er nach acht Monaten aus dem grauſamen Kerker, (welcher ein acht Fuß breiter und Mannshoher Käfig war,) befreyet, und nach Paris gebracht. Hier ſaß er noch länger als ein Jahr gefangen, bis er im Jahr 1488. zum Verluſt des vierten Theils ſeiner Güter, und

(s) Annot. ſur la Vie de Phil. de Com. V. Memoires Tom. V. p. 554. (t) Elogia Belgica claſſ. 9.

zu einer zehnjährigen Gefangenschaft auf einem derselben verurtheilt wurde. (u) Kein Freund und kein Sachwalter unterstand sich, ihn zu vertheydigen. Selbst der Herzog von Orleans, mit welchem er einen verdächtigen Briefwechsel unterhalten haben sollte, nahm sich seiner nicht an. Endlich erhielt seine Gemahlin vom Könige, daß ihm erlaubt wurde, sich selbst zu Paris vor Gericht zu vertheydigen. Dieses that er in einer Schutzrede von zwo Stunden mit so großer Beredsamkeit, daß er von den Richtern für unschuldig erklärt, und vom Könige zu Gnaden aufgenommen wurde.

Darauf begleitete er in den Jahren 1494, und 1495. den König auf dem berühmten Kriegszuge nach Italien, und bewies daselbst sowohl bey den wichtigen Bothschaften, die ihm anvertrauet wurden, als in seinen Rathschlägen so viele Klugheit und Kriegserfahrung, daß, wenn andere eigennützige und unerfahrne Staatsbedienten den jungen König nicht verführt hätten, die Sache nach Wunsch ausgefallen seyn würde.

Da der König Karl VIII. im Jahr 1498. an einem Schlagfluß starb, und der Herzog von Orleans, Ludwig XII. ihm auf dem Thron folgte, hätte man glauben sollen, Philipp von Comines würde alles bey ihm vermögen. Denn er war jederzeit ein treuer Anhänger seiner Parthey gewesen, und hatte seinetwegen Gefangenschaft, und Verlust eines großen Theils seiner Güter gelitten. Da er ihn aber zum erstenmal als König begrüßte, so that er, als erinnerte er sich des Vergangenen nicht mehr. (x) Jedoch ließ er ihn in der Würde eines königlichen Kammerherrn ruhig leben. Der übrige Theil seines Lebens, welches er im Jahr 2509. zu Argenton endigte, ist unbekannt. Seine einzige Tochter Johanna, und seine Schriften haben seinen Namen unsterblich

ge-

(u) Tom. V. p. 553. Memoires etc.

(x) Memoires Lib. 8. chap. 20.

gemacht. Johanna wurde noch bey ſeinen Lebzeiten mit René de Broſſe, von Bretagne zugenannt, Grafen von Penthievre vermählt, und iſt die Stamm-Mutter des itzt regierenden Bourboniſchen Hauſes, des Königs von Sardinien, und des fürſtlichen Hauſes von Aremberg.

Er hat in 8 Büchern das Leben und die Thaten Ludwigs XI. und Karls VIII. beſchrieben. Er erſtreckt ſich aber nur auf Sachen, woran er entweder ſelbſt Antheil gehabt, oder wovon er gegründete Nachrichten zu geben wußte. Er endigte die erſten 6 Bücher, worinn von Ludwig XI. gehandelt wird, im Jahr 1491, und die übrigen zwey von Karl VIII. gegen das Jahr 1497, und machte ſie noch bey ſeinem Leben öffentlich bekannt. Sie verdienen daher deſtomehr Glauben. Der Stil iſt ſo natürlich und einfältig, als er es immer ſeyn kann. Ueberall wo es ſich ſchickt, giebt er Regenten und Staatsmännern vortrefliche Lehren. Dieſe zeugen von einem ſo edeln Gemüthscharakter, daß, wenn man den Menſchen nach ſeinen Worten und Schriften beurtheilen dürfte, er gewiß eine der erſten Stellen unter den edlen und tugendhaften verdiente. Vielleicht verdient er ſie. Vielleicht habe ich die Handlungen dieſes verehrungswürdigen Mannes nicht auf der rechten Seite beurtheilt. Ich wünſche es, und merke nur noch an, daß ein Mann oft in ſolche Umſtände verſetzt werden kann, welche die Handlungen, die uns tadelhaft ſcheinen, rechtfertigen und veredeln würden, wenn ſie uns bekannt wären.

C. J. J.

VI.

Litterariſche Anzeigen.

Beſchäftigungen der Berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde. Dritter Band, mit Kupfern, Berlin, bey Joachim Pauli, 1777. 8vo. 560 S.

Der Kenner und Liebhaber der Naturgeſchichte dankt bey jedem neuen Bande dem Manne, der zuerſt den Plan zu dieſer geſellſchaftlichen Vereinigung dachte, und dann ausführte. — Wir wollen hier keinen Auszug liefern; nur unſere Gedanken bey ein und dem andern.

Herr Profeſſor Reuß redet ſchön von dem Zuſammenhang der Oekonomie mit der Naturkunde; nur hätten wir hier die Naturwiſſenſchaft des vom Fluch gedrückten erſten Menſchens, den Ackerbau des Kains, die Viehzucht des Abels und den Weinbau des Noahs nicht erwartet.

Das Bild unſerer Zeiten iſt reitzend, aber ohne Schatten; und doch iſts hier und da ziemlich dunkel um uns, das Häufgen der mit Naturgeſchichte ausgerüſteter Kameraliſten ſehr dünne — das Gewimmel lermſchlagender ökonomiſcher Schriftſteller die ganz ohne jene Kenntniß einhertreten groß, und oft wird noch von der Unwiſſenheit auf Scheidekünſtler und Naturalienſammler als auf Liebhaber der Apothekerkünſte und Raritätenkrämerey herabgeſehn.

Der nun verſtorbene Freyherr von Meidinger hat No. III. eine merkwürdige Art vorgeſchlagen, wie der Flachs ſo zubereitet werden könne, daß er an Weiße, Feinheit und Elaſticität der Baumwolle wenig nachgebe. Seine Gedanken verdienen gewiß von mehr Kräuterkundigen Oekonomen verfolgt zu werden. Sollte Herr von Meidinger die Abhandlungen vom Hanfe im XVII, XXI, XXII. und XXIV. Bande, des Hamburgiſchen Magazins nicht geleſen haben? Marcandiers Manier aus Werg eine feine, weiche und weiße Materie zu bereiten, die man zur Floretſeide gebrauchen könnte, deren Fäden zu Wachs und Inſekt-Lichtern ſtatt der Dochte dienen könnte, und die ſich allein, und mit Baumwolle, Seide, Wolle und Haare vermengt, ſpinnen ließe, hat eine überaus ähnliche Veredlung zum Gegenſtand. Im 22ten Band S. 564. des

neue

nemlichen H. M. in der Note findet ſich was vom Verſchweigen der Nahmen der Erfinder, das wir nicht auf Hrn. von M. anwenden wollen; oft dachten zween ähnlich ohne daß ſie was von einander wußten, und immer bleibt noch Unterſchied zwiſchen Meidingers und Marcandiers Gegenſtand und Vorſchlägen. Nur wünſchten wir, Hr. v. M. hätte S. 45. nicht geſagt, daß noch niemand darauf gedacht habe, ſtatt der Baumwolle ein wohlfeileres Naturprodukt in Vorſchlag zu bringen. Derſelbe zeigt in der VIIten Abhandlung ſeine Muthmaßung über das Leuchten einiger Sorten faulen Holzes: kleine noch den beſten Mikroſcopen ſich entziehende Inſekten hält er für die Urſache, und das mit guten Gründen. Tauſend unerklärbar ſcheinende Erſcheinungen der Natur würden gewiß leicht zu entwickeln ſeyn, wenn unſere Augen mit allen ihren Waffen nicht doch noch ſehr begränzt wären.

Die andern Abhandlungen nemlich von den Arten und Abarten der Hydrianiſchen Queckſilber und Zinnober-Erze — von dem Deemann — von der Reizbarkeit des Pflanzenreichs — den öhltragenden Pflanzen — Schieler Quarz — blauen Felch-Becher — Schwammauflöſung der Kieſelerde — Pferd das an dem Zeugungsglied verunſtaltet geweſen — Gürtel des Regenwurms — einer zweifelhaften Pflanze, die man zum Haroſtermoos rechnet — Koburger verſteinerten Seeſternen — zwoſchaligten Konchylien mit gekerbtem Schloß — ſeltenen Tellmuſchel — Dünnmuſchel — Gloria maris — Achatſpitzhorn — Schwamm an einem Lorbeerbaum — Verſuchen über das elaſtiſche Harz — Infuſions-Thiergen, die andere freſſen — Millepora linearia ſubulata und Fadenwürmer — übergehe ich.

Meiers Verſuche mit der in Sibirien gefundenen Eiſenſtufe ſind ſehr merkwürdig. Die gemeine Meynung, daß das Stab Eiſen und der Stahl mit vielem Brennbaren verſehen ſey wird hier beſtritten und gerad das Gegentheil gezeigt,

auch daß die palaſſiſche Stufe weder durch Menſchen-Hände noch durch einen Vulcan erzeugt worden u. ſ. w. Unter den Schreiben der Hrn. Korreſpondenten und Mitglieder iſt der Gedanke des Herrn Habels merkwürdig: der reine Feldſpath ſoll zu Meiſſen ſtatt des Gypsſpaths zum Porcellan gebraucht werden. Recenſent, der Herrn C. S. Habel vor ſeiner jetzigen Reiſe geſprochen, wurde hiedurch auf eine beſondere Steinart aufmerkſam: ſie iſt dem Feldſpath wohl ähnlich, hat aber ein ſtratit-artiges feines Anfühlen, iſt an den Kanten durchſichtig und kommt in ſeinem Vaterlande vor; er brächte daſſelbe in ein ſtarkes Feuer und erhielt ohne weiteren Zuſatz ein milchfarbigtes körnigtes Glaß, nur mit vielen ſchwarzen kleinen heterogenen Theilen vermiſcht. — Dieſes Geſtein wird weiter unterſucht.

Herr Bergmeiſter Lonner beſchreibt einige ſeltne peruvianiſche Glaßerz-Stufen. Sehr merkwürdig iſt die buntfarbigte Sorte. Wie oft iſt ſie vielleicht ſchon für buntfarbigten Kies verworfen worden? Sehr wäre zu wünſchen, daß Hr. Lonner ſeine Verſuche über die Schwärzen, deren Silber ſich in Waſſer auflöſen, fortſetzten.

Charpentier liefert einige artige Bemerkungen. Was wir in der Anzeige des Journal des Voyage des Hrn. Collini vom Fetzberger Baſalt ſagten, wird hier auch vom Erzgebirg beſtätigt — Der grüne Baſalt, der Feuer ſchlägt, und doch mit Scheidwaſſer braußt, verdiente allerdings eine eigne Unterſuchung, ſo wie der Schörl in Wolfram — Marmor unterm Kreis ſtreitet ſehr gegen viele Bemerkung verſchiedner groſſen Mineralogen, die das Kalchgebirg aus der Stelle der urſprünglichen verweiſen wollen. Recenſent kennt einen Kalchſteinbruch bey Granit, darinn ſtreicht ein vollkommener Gang mit einem ſchiefrigten hangenden und liegenden mitten durch den Kalch. Die Gangart iſt ein mit Quarz vermiſchter Kalchſtein. Charpentier fand ferner Granit dem Kreis in unre-

gelmäſ-

der Kinder; noch der Anblik von Prieſtern, derer Blut über ihre heiligen Kleider herab ſtrömt, nur um eine Nadelſpize durchdringen möge. Hier iſt Gold, deine Soldaten zu bezahlen. Verbreite Verderben um dich her, geh', und wenn du deine Wuth ausgelaſſen haſt, ſo verdirb ſelbſt! Antworte nicht, geh!

Alcibiades.

Haſt du noch Gold? Ich nehme das Gold an, das du mir giebſt, und laſſe dir deinen Rath.

Timon.

Du folgeſt ihm oder nicht, ſo falle der Fluch des Himmels auf dich!

Timandra. Phrynia.

Gieb uns auch etwas Gold, guter Timon; haſt du noch mehr?

Timon.

Genug, um zu machen daß eine Hure ihr Handwerk verſchwöre und eine -- Kupplerin werde. Hebt auf, ihr Schlütten (*) die Schürze auf! Ihr ſeyd nicht eydfähig, ob ich gleich weiß, daß ihr ſchwören würdet; ſchwören, daß die unſterblichen Götter die euch hören, vor Entſezen ſchaudern müßten. Spart eure Schwüre, ich will euerm bloſſen

(*) Ein Provinzial-Wort für das Engliſche slut, für welches dem Ueberſezer kein hochdeutſches Wort bekannt iſt.

gelmäßigen Stücken beygemiſcht, und in mehrerer Tiefe Kneis dem Granit eingemiſcht. Hiermit wird die Meynung derer widerlegt, welche in den Gedanken ſtehen, der Kneis ſey auf dem Granit aufgeſetzt. C. wagt den Gedanken, ob nicht die Veränderung des Granits in Kneis bey Entſtehung der Erz entſtanden ſeyn könne? Es iſt immer noch ſchwehr von Erzeugung der Dingen zu ſprechen. Doch glaubt A., daß nach mehreren Erfahrungen die eigentliche Fihtgebirge noch ſehr in die Enge gebracht werden dürften.

Die Bemerkungen in der Berg-Geographie durchkreuzen ſich itzt noch ſehr; allein was ſchadet's? — Erſt war Chaos, daraus ward Licht.

Eine Biographie Henrich Hagens, und ein Verzeichnis der von 1774. bis 77. geſammleten Bücher machen den Beſchluß.

Entomologiſche Beyträge zu Linne's Zwölfter Ausgabe des Naturſyſtems, von J. A. Ephr. Goeze. Leipzig 1777. 1. Theil, 8vo, S. 736.

Es ſind keine unbeträchtliche Beyträge, ſondern eine vollſtändige Sammlung aller bis jezo bekannt gewordener Inſekten, jedes zu ſeinem Geſchlecht nach Linne's Klaſſification, mit ihren Synonymen; Beſchreibungen, Anzeigen wo eine Abbildung gefunden wird, und welche noch keine haben, häufige Berichtigungen durch mühſam angeſtellte Vergleichungen vieler Inſektenwerke. So angenehm uns dieſes Geſchenk iſt, bey welchem wir viele andre Werke entbehren können: ſo erwarteten wir doch würklich von einem ſo gründlichen Naturkenner, als Goeze iſt, ein mehreres; etwas, welches ſein Werk zu einem Syſtem über alle Syſteme würde erhoben und weit brauchbarer gemacht haben. Seine gründliche Kenntnis und anſehnliche Naturbibliothek, welche wir aus ſeinen Citaten kennen, würden es auch haben leiſten können. Linne hat noch

zuviel ſchwankende Geſchlechtscharaktere, als daß man die Gränzen eines jeden Geſchlechts daraus beſtimmen könnte; dieſe hofften wir feſter gemacht und über jedem Geſchlecht angezeigt zu ſehen. Wir erwarteten veränderte und beſtre Unterabtheilungen, Angabe der ohngefähren Größe einer jeden Gattung, Vaterland, Nahrung, ſo viel möglich, einen ausſchließlich eignen Namen für jedes Geſchlecht, und einen zu jeder Gattung ſchicklichern Beynahmen im Teutſchen, als Müllers ſeine ſind. Freylich ſo wärens keine Beyträge zu dem Linneiſchen Naturſyſtem geweſen, ſondern ein umgearbeitetes eigenes Syſtem; allein deſto verdienter würde ſich der Verfaſſer um dieſe Wiſſenſchaft gemacht, und manche Fehler vermieden haben, die er bey ſeinem jezigen Plan nicht vermeiden können. Fehlerhaft iſt es doch ohne Zweifel, daß diejenigen Gattungen, welche andre geſchickte Naturforſcher mit vieler Richtigkeit von einem ihnen unſchicklichen Geſchlecht getrennt, und zu einem andern übergetragen haben, aufs neue wieder zu dem vorigen Geſchlecht gezählt werden. Iſt es ſchon hie und da angemerkt; ſo erſchwert es doch die Kenntnis, und oft mußten einerley Gattungen doppelt vorgebracht werden, wenn man einer Verwirrung vorbeugen wollte. Z. E. zu dem neuen Geſchlecht Ligniperda werden keine als des Pallas ſeine zwey ausländiſche geſetzt, die übrigen, als Capuzinus &c. bleiben unter Dermeſtes ſtehen. Unter Ciſtela findet man zwar des Ritters Derm. Pilula, unter dem Namen Faſciata, allein eben derſelbe bleibt doch auch unter Dermeſtes ſtehen. Des Ritters Unterabtheilungen eines Geſchlechts ſind oft die unzuverläßigſten, und ganz gegen die Natur. Z. E. er theilt das Geſchlecht Scarabaeus ein: 1. Thorace cornuto. 2. Thorace inermi, capite cornuto. 3. Mutici. Wer weiß aber nicht, daß öfters die Weibgen inermes ſind? Wird man nicht durch dieſe Abtheilung verführt, ſie noch unbekannt ganz aus der Abtheilung des Männgens zu trennen? und wo hört

man auf, cornut zu ſagen? Beſtändiger, natürlicher iſt dieſe Abtheilung bey Scarabäen: 1. Scutellati, 2. Exſcutellati. Will man weiter abtheilen, ſo kann man mit Scopoli die Vorderſchienbein-Zähne, oder die Zahl der Blätter an den Fühlhörnern, den Stand der Schenkel gegen einander, nehmen. Dies bleibt bey Männgen und Weibgen und ſonſt ſeines gleichen beſtändig, bringt ſie zuſammen wie ſie zuſammen gehören.

Noch einige wenige Anmerkungen, welche aber dem Verdienſt unſers aufmerkſamen Goezen nicht zum Nachtheil gemacht werden. Scarabaeus Lunaris iſt nie fuſco-caſtaneus, ſondern glänzend ſchwarz. Der andere Sexus hat ein abgebrochnes Korſhorn. Kleinere Exemplare haben faſt gar keine Spitzen am Thorax. Sc. Sabuloſus iſt nicht der Scopoli Rugoſus, denn jener iſt Scutellatus, dieſer Exſcutellatus, und hat die Geſtalt des Sc. Nuchicornis. Sc. Hemipterus Linn. und Sc. Variegatus des Scopoli ſind gewiß einerley und nur differentia Sexus. Sc. Farinoſus Linn. und Argenteus Scop. ſind gleichfalls einerley. Die Flügeldecken variiren ſehr. Linnés Sc. Quisquilius iſt nicht Minimus des Scop., jener iſt Exſcutellatus, dieſer Scutellatus. Sc. Dubius Scop. hat keinen Thoracem cornutum. Er gehört in die Reihe des Solſtitialis. Sc. Vacca iſt ein Weibgen. Das Männgen hat nur ein im Nacken ſtehendes, an der baſi breitgedrücktes, oben zugeſpitztes, vorwärts gekrümmtes Horn. Sc. Horticola Weibgen hat den Becherflecken nicht auf den Flügeln. Man findet dieſe Gattung oft zu vielen Tauſenden an dem Korn nach der Blüthe. Der Scarabaeus Orichalcus iſt in Linnees Tom. III. App. p. 224. Syſtem Nat. beſchrieben. Wir übergehen andre Geſchlechte, und zeigen nur noch an, daß dieſer I. Theil die Coleoptera allein in ſich faſſet. Welche ungeheure Menge! welch ſtarkes Supplement der Linneiſchen Inſekten! Verdient eine ſo große Armee nicht eine genaue Muſterung?

D. P. S. Pallas Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere,
IX. Sammlung, 5 Kupfertafeln, 4to, Berlin 1777.

Das Inſektenreich bekommt durch dieſe Sammlung meiſt ausländiſcher abermals eine ſchätzbare Vermehrung. Die Kupfer ſind den Syſtematiker brauchbar, und die Beſchreibungen, wie wir ſie von ihrem genauen Beobachter ſchon gewohnt ſind. Bey der Beſchreibung eines ſonderbaren Käfers, welchen er Leptura plumipes, wegen ſeines Federbuſches an den ungewöhnlich langen Hinterfüßen, nennt, und zweyer Dermeſtes nach dem Linne, leſen wir ſo oft wiederholte Wünſche, die Geſchlechtskennzeichen einmal beſtimmter, Cerambyx und Leptura, welche ſo wenig gewiſſe Unterſcheidungszeichen haben, in Ein Geſchlecht verwandelt, hingegen Dermeſtes beſſer abgetheilt zu ſehen. Bey letzterm wagt er die Theilung in Dermeſtes und Ligniperda, und zählt zu dieſem die Linneiſche typo-calco-microgrophus. Wir könnten dieſes an noch mehrern Geſchlechtern verſuchen; z. E. bey den Chryſomelen, Attelabus &c. Allein, wann wird etwas beſſres erſcheinen, ſo lange man ſich noch ſo heilig an gewohnte Syſteme bindet? Der Kapiſche Papilio Daplidice, der mit den Europäiſchen durchgehens einerley iſt, auſer daß die grüne Farbe an jenem gelb iſt, muß jeden Naturforſcher aufmerkſam machen, daß er nicht alle auſſer Europa und mit einigen andern Farben gemalte, gröſſer oder kleiner vorkommende Exemplare ſogleich für neue Gattungen ausgiebt. Was kann nicht Klima und Nahrung thun? Man verſetze nur einmal Pflanzen aus ihrer einheimiſchen in eine fremde Gegend; Gröſſe, Güte, Farben verändern ſich. Das nemliche geſchieht im Thierreich, und wir zweifeln nicht, daß eben daher manche Gattung in unſern Syſtemen in mehrere Gattungen vervielfältigt worden. Cancer Pulex und ſeine Geſellen werden zu dem Oniſcus gezählt. Phalongium erhält einen anſehnlichen Beytrag; unter demſelben wird Phalong. araneoides, als die giftigſte Scorpion-

Spinne

Spinne weitläuftig beſchrieben. Sie iſt nicht allein in Afrika, ſondern auch in Aſien, ja ſchon in der Krimm und am Don. Wer von ihr geſtochen wird, heilt ſich mit Oelen. Die übrigen Inſekten ſind aus den Geſchlechtern Mantis, Gryllus, Aranea, Oniſcus und einiger andern. Der Sphynx Proſerpina, der bey Frankfurt zu Hauſe iſt, ſollte es nicht der ſeyn, deſſen Larve der Porcellus-Larve ähnlich, auſſer daß jene ſtatt des Schwanzhörngens ein glänzendes Auge hat?

Kandide, oder die beſte Welt, aufs neue verteutſcht. Mit 5 Kupfern von Chodowiecky. Berlin bey Himburg, 1778. 2 Theile, zuſammen 354 Seiten, in klein 8. ſchön holländiſch Papyier.

Man ſage nicht: „wozu einen Kandide überſetzen, den doch jedermann lieber im Original leſen wird?„ — Es iſt allemal Gewinnſt für die Litteratur, wenn ein ausländiſch Originalwerk wie Candide — ein Lieblingsbuch aller Leute von Verſtand — gut überſetzt wird. Dies Verdienſt kann dem neuen Ueberſetzer nicht abgeſprochen werden. Er hat ſich des Geiſtes ſeines Autors bemächtigt, und man fühlt durchaus, daß er mit innerlichem Beruf, Luſt und Liebe gearbeitet. Sein Ausdruck hat alle Nuancen eines guten Kolorits; er hat den komiſchen Styl ſehr in ſeiner Gewalt; ſein Ton iſt meiſtens gut und ſoutenirt, wenigſtens begegnets ihm nicht oft, daß er um ein Tantillum höher oder tiefer ſtimmt als Tonart und Harmonie erlauben. Das haarſcharf treffende Gefühl fürs Zuviel und Zuwenig iſt freylich das Non plus ultra aller menſchlichen Kunſt; dazu gehört viel Studium und Uebung; und zu beyden viel Fleiß und Länge der Zeit, ohne welche nichts reif wird. Genie machts nicht aus: denn die Natur allein macht keine Künſtler, und Künſtler muß der doch ſeyn, der ein Kunſtwerk hervorbringen will? — Die zuweilen vorkommende niedrigen Redensarten nahmen wir dem Ueb. nicht

ohne Unterſcheid übel. Manche niedrige Redensart (z. Ex. die O Jemine-geſtalt S. 19.) fällt uns nur auf, wenn ſie der Autor braucht wo er in eigner Perſon ſpricht; im Munde einer Perſon aus dem Pöbel würde ſie nicht anſtößig ſeyn. Dieſen Unterſchied vergeſſen heutigs Tags Autoren und Leſer gleich oft. — Hingegen wünſchten wir Sprachunrichtigkeiten, offenbare Fehler wider die Grammatik, beſonders auch die ſo ſehr zur Mode werdende Auslaſſung der Hülfs- und Verbindungswörter an Orten wo ſichs gar nicht ſchickt, von jedem, der gut ſchreiben kann, eben ſo ſorgfältig vermieden, als ein wohlerzogner Menſch ſich hütet, mit Löchern in den Strümpfen in gute Geſellſchaft zu gehen, oder das Hemd aus dem Hoſenlatz hervorgucken zu laſſen. Gute Schriftſteller müſſen ſich vor ſolchen Licenzen um ſo mehr hüten, weil es itzt eine Epidemie unter dem Papierbekleckenden Völklein iſt, eine Sprache zu ſchreiben, die gar keine Regeln hat. Die Freyheit, die ſich der Ueb. mit ſeinem Original genommen hat, hier und da einen kleinen Zug einzuweben, der dem Ganzen mehr die Mine eines teutſchen Produkts geben ſoll, iſt am Ende nur Ausübung des Vergeltungsrechts; die Franzoſen machen's Engländern und Teutſchen ſchon lange ſo, und nicht immer mit ſo viel Diſcretion als unſer Ueb. Aber wie er ſich hat dazu gebrauchen laſſen können, auch den ſogenannten 9ten Theil des Candide, der doch weltkündiger auch handgreiflicher maaßen nicht von Voltaire iſt, friſchweg als ob es Voltairens Werk wäre zu überſetzen; wie er nicht gewußt, nicht gemerkt hat, daß dieſe Fortſetzung eines vollendeten Werks — von einem After-Voltaire und des ächten Candide gar nicht würdig ſey, oder wenn ers gewußt, warum er ſeins Leſer nichts davon merken laſſen — begreiffen wir nicht. Doch wollen wir bey dieſer Gelegenheit unſern angehenden Schriftſtellern einige Bekanntſchaft mit der Litteraturgeſchichte, wenigſtens unſers Jahrhunderts, als etwas nicht ganz unnöthiges

ges empfohlen haben. Die jungen Herren ſcheinen ſich eine Ehre aus der Unwiſſenheit aller philologiſchen Kenntniſſe zu machen, und wollen faſt alle da anfangen wo Sokrates aufhörte. Das iſt nicht wohl gethan, wiewohl's für ſie ſehr bequem ſeyn mag. W.

VII.

Antworten.

1. Dem würdigen gelehrten Freunde, der mir dieſer Tagen die Gründe ſeines Mißfallens über die im Jenner des T. M. d. J. Seite 74. befindliche Rezenſion der Schrift über das Leben und den Charakter des Grafen J. G. K von Bernsdorf in einem freundſchaftlichen Schreiben mitgetheilt hat, kann ich keine andre öffentliche Erklärung geben, als — eine, die er ſich ſelbſt hätte geben müſſen, wenn er ſich an meinen Platz geſtellt hätte. Ich vernehme aus dieſem Briefe, daß der Verfaſſer der beſagten Schrift ein Mann von den vorzüglichſten und entſchiedenſten Verdienſten, und von vielen Jahren her ein vertrauter Freund meines Freundes, des Verfaſſers des Briefs, ſey. Dieſe Umſtände ſind hier weſentlich. Ein Rezenſent, dem der Schriftſteller eine ganz unbekannte Perſon iſt, kann deſſen Schrift unmöglich in dem günſtigen Lichte betrachten, worinn ſie den Freunden des Verfaſſers und vielleicht Allen, die ihn perſönlich kennen, erſcheinen muß. Wenn dies auf Einer Seite ſein Urtheil deſto unbefangener macht: ſo muß man geſtehen, daß es ihn auf der andern zuweilen in den Fall ſetzen kann, von dem unbekannten Verfaſſer einer anonymen Schrift nicht mit all der Achtung, Zurückhaltung, Nachſicht u. ſ. w. zu urtheilen, die man demſelben ſchuldig zu ſeyn glauben würde, wenn er ſich genennt hätte, und man alſo ſeine Perſon, ſeinen Charakter, ſeine Verdienſte, u. ſ. w kennte.

Ihm

über das mögen dann die anonymen Autoren ſich ſelbſt zuſchreiben! Ein groſſer Herr, der incognito reiſt, muß ſich alle daraus entſtehende Unzienlichkeiten gefallen laſſen. Ueberhaupt aber würde ich eine ſchlechte Meynung von dem Manne haben, der nicht unendlichmal mehr werth wäre als das beſte Buch das er geſchrieben hätte. Verdienſtvolle Männer können ſehr mittelmäßige Schriftſteller ſeyn; und ein Buch kann viel Gutes erhalten, kann an gewiſſen Orten durch ſeinen Gegenſtand, an andern durch ſeinen Verfaſſer, an noch andern durch Beydes einer Menge Leuten intereſſant — und doch, an ſich ſelbſt, ein ſehr mittelmäßiges Buch ſeyn. Ich ſage nicht, daß dies hier der Fall ſey: denn ich kann und will mich nicht zum Richter zwiſchen der Schrift und der Rezenſion wovon die Rede iſt aufwerfen. Ich bin ſo wenig Irthumfrey als der Rezenſent und als jeder andre Beurtheiler. Man kann auch von einer kurzen Anzeige keine bey Granen und Gränen abgewogene Schätzung verlangen; und es iſt einem Rezenſenten, der Amts und Berufs halber ſo viel unverdauliches Zeug hinterſchlingen muß, eben nicht übel zu nehmen, wenn er von Schriften, die er nicht vortreflich, nicht ſeiner Idee von dem was ſie ſeyn könnten, entſprechend findt, nicht immer mit ſoviel Gutherzigkeit und Benevolenz urtheilt, als er thun würde wenn er ein alter Freund der Verf. und kein Rezenſent wäre. Der Vorwurf: der Anonymus habe die damalige Staatsverhältniße nur aus öffentlichen Blättern gekannt: ſcheint den Freunden deſſelben hauptſächlich anſtößig geweſen zu ſeyn, weil ſie das Gegentheil zu wiſſen glauben. Wenn dem Verf. hierinn unrecht geſchehen iſt, ſo fragt ſich: ob der Rezenſent, der ihn blos aus dieſer ſeiner Schrift kennt, und in derſelben gerade das vermißt hat, was nicht jedermann ſchon weiß oder wiſſen kann, und was dem Forſcher des menſchlichen Herzens gerade das Wichtigſte iſt, nicht durch den Inhalt und Ton der Schrift ſelbſt zu dieſem Urtheil verleitet

leitet worden? — Was endlich die Frage betrift, ob der Rezenſ. recht oder unrecht gehabt habe, ſich anmerken zu laſſen, daß er den ſel. Grafen mehr für einen vorzüglich rechtſchafnen und gottesfürchtigen als für einen großen Staatsmann halte: ſo ſchäme ich mich beynahe, meinen Correſpondenten zu erinnern, daß hierbey alles auf die Bedeutung des Wortes groß, und auf den Maasſtab womit man mißt, ankomme. Ich meines Orts erkläre mich ungeſcheut, daß in meinen Augen der rechtſchaffenſte Mann auch der größte iſt. Der Rezenſent, der unfehlbar eben ſo denkt, nahm aber das Wort groß hier vermuthlich in der gemeinen Bedeutung; in dem Sinne worinn man Ludwig *XIV.* mit recht einen großen König, und den Kardinal Richelieu einen großen Staatsmann zu nennen pflegt; und da erinnere ich mich ſehr deutlich, vor mehr als zehn Jahren einen ſelbſt großen Staatsmann unſers Jahrhunderts eben ſo, wie der Rezenſent, von dem ſel. B. urtheilen gehört zu haben. Ich ſelbſt maaße mir zwar nicht an, die Größe des verehrenswerthen Mannes nach dieſem Maasſtab zu beſtimmen: aber das weiß ich, daß ich lieber alle das Gute was Bernedorf gethan hat, gethan haben und der Unterſte auf Fama's fliegendem Zettul ſeyn wollte, als Richelieu mit aller ſeiner Größe und Mazarin mit allen ſeinen Millionen.

2. Von den Beyträgen, die ſeit 3 Monaten, als eine freywillige Hebe, zum Theil weither, eingeſchickt worden, ſoll ſoviel Gebrauch gemacht werden als möglich und ſchicklich ſeyn wird. Nur bittet der Herausgeber des M. Alle, die nicht ſchon in Verbindung mit ihm ſtehen, beſonders diejenigen die ihn zuweilen mit ziemlichen Ladungen auf bloßes Gerathewohl heimſuchen, ihre Briefe und Pakette entweder zu frankieren, oder durch gute Gelegenheiten ohnentgeldlich an ihn gelangen zu laſſen.

VIII.

Logogryph.

Neun Elemente, die (nach Epikurs Geſetzen)
zwar körperlich doch nicht mehr theilbar ſind,
ſind meines Weſens Stoff: und wenn ihr am Verſetzen
und Rathen euren Sinn zu wetzen
bey edlem Müßiggang vielleicht Belieben findt,
ſo ſucht in mir — (1) den Vogel, dem am Haaren
die Schönen gerne ähnlich ſind;
(2) ein Inſtrument, das gern ſich mit Geſang verbindt,
die Abendluſt von manchem ſchönen Kind
als Laute noch und Cythet Mode waren;
(3) des hohen Alters dritten Fuß;
(4) womit die Korydons im Schatten ſich ergötzen;
(5) und was den Juxitern, die ſich mit Nymfchen letzen,
im ſtillen Buſch zum Sopha dienen muß;
(6) was Adler nur auf hohe Felſen ſetzen;
(7) was ohne größte Noth kein Rheinbewohner trinkt;
(8) Womit die Muſelmanns ſich Bart und Glatze ſalben;
(9) den Mann, der Amts und Standeshalben
nur im Kalendertittel hinkt;
(10) den Sitz, worauf ein Schach der Ruh im Divan pfleget;
(11) was man aus dicken Tannen ſäget;
(12) und was das tapfre Volk, das für drey Kreuzer dient,
mit allem Ungemach des Heldenthums verſühnt;
Dann rathet noch, (13) wie Bauren meiſtens reiten;
(14) Ein Stück des Prieſterſchmucks; (15) des Himmels
Zier bey Nacht;
(16) den kühlen Trank, den Türken gerne ſchlürfen;
(17) was manchen Graeculus zum Weiſen einſt gemacht,
und Rußlands Popen ſich nicht kappen laſſen dürfen;

(18)

ſm Verſprechen glauben. Bleibt immer Huren, und dem, deſſen frommer Zuſpruch euch bekehren will, dem macht es dreymal ärger als den übrigen; ködert ihn an, brennt ihn bis auf die Knochen; laßt nicht eher von ihm ab, biß euer Feuer über ſeinem Rauch Meiſter wird; doch ſollt ihr dafür alle Jahre ſechs Monate eine ganz entgegengeſezte Mühe haben. Sezt euch falſche Haare an, und dekt eure arme dünne Schädel mit Aufſäzen von Todten (wenn ſchon einige davon gehangen ſind, das hindert nichts;) tragt ſie, betrügt damit, und h.. immer auf ihren Credit hin; ſchminkt euch, bis ein Pferd in euerm Geſicht ſteken bleiben möchte; der Henker hole die Runzeln!

Beyde.

Gut, gut, nur mehr Gold; glaubt uns, um Gold thun wir was ihr nur wollt.

Timon.

Säet Auszehrung in ihre markloſen Knochen, lähmet ihre dünnen Beine, und dämpfet den männlichen Trieb. Brecht die Stimme des Advocaten, daß er untüchtig werde ſchlimme Sachen zu führen, und Rabuliſten-Streiche durch ſein Geſchrey gut zu machen; ſtekt den Prieſter an, der wider die Triebe des Fleiſches eifert und ſich ſelbſt nicht glaubt; herab mit der Naſe, platt ab, nehmt ihm den Naſenknörpel ohne Verſchonen, der, ſeinen Privat-Nuzen auſſer Gefahr zu ſezen, das gemeine Beſte aufopfert. Macht krauskopfichte Spizbuben kahl, und laßt auch die jungen

Eiſen-

(18) was niemand je bey kaltem Blut,
im Fieber oft, im Jachzorn meiſtens thut;
(19) was Tugendfreunde mehr wie Molch und Natter fliehen;
(20) was Eſel tragen, Pferde ziehen;
(21) was ohne Zähne Eiſen frißt;
(22) und was der armen Hammelsrippen
zu Wien alltäglich Schickſal iſt;
(23) Ein Opfer von bezahlten Lippen,
das mancher Rabe ſchon mit ſeinem Fraß gebüßt;
womit man insgemein erzwungenes Lob beſchließt; (24)
(25) Ein Zeug zu leichten Sommerkitteln;
und einen von den Sippſchafts-Titteln, (26)
der manchen Haus-Roman ſchon überſchlevert hat;
Sucht noch den Namen auf von einer ſchönen Stadt
im Schweizerland, die ſtets viel manufakturierte, (27)
(28) und eines Herrn, der einſt zu Syrakus regierte,
(29) und den gemeinſamen, den eine Zauberin
in Tauſend Einer Nacht getragen,
und zu Lion die ſchöne Seilerin, (30)
in deren Stricken einſt viel tapfre Herzen lagen;
dann rathet, wie der Patriarche hieß,
der ſich in ſeinen alten Tagen
von ſeinen Töchtern noch zum Narren machen ließ (31)
— und nun genug! — Ich meines Orts, ich finde
mir wird bey dieſem Spaß ein wenig gähnerlich;
nur Eins noch eh ich wieder ſchwinde:
Mein Ganzes iſt ein leichtes Spiel der Winde,
und jener Sybarit (32) — doch ſtill! ſonſt habt ihr mich.

Inhalt des ersten Vierteljahrs.

Jänner.

I. La Philosophie endormie. S. 3.
II. Geschichte des Herrn Oheime. 30.
III. Ueber den Mangel des Erischen Geistes in unserm Vaterland. 48.
IV. Nachtrag zur Geschichte der schönen Rosamund. 57.
V. Litterarische Anzeigen. 63.
VI. Kunstsachen. 90.

Februar.

I. Proserpina, ein Monodrama. 97.
II. Hann und Gulpenhee. Eine morgenl. Erzählung. 103.
III. Denkmal zur Ehre der Menschheit. 115.
IV. Lebensbeschreibung des berühmten Johannes von Palafox. 121.
V. Fortsetzung der Geschichte des Hrn. Oheims. 151.
VI. Litterarische Anzeigen 172.
VII. Kunstsachen. 186.
VIII. Die Lustreise. 187.

März.

I. Der Vogelsang, oder die drey Lehren. 193.
II. Fortsetzung der Lebensbeschreibung des Palafox. 211.
III. Apollodorus und Philonus, ein Gespräch die Immaterialität der Seele betreffend. 238.
IV. Auszug aus Pallas Sammlungen historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften 249.
V. Das Leben Philipps von Comines. 278.
VI. Litterarische Anzeigen. 289.
VII. Antworten. 299.
VIII. Logogryph. 302.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1778.

Ihro Römiſch-Käyſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der Teutſche Merkur.

April 1778.

I.

Fragmente von Beyträgen zum Gebrauch derer, die ſie brauchen können oder wollen.

Lehrgebäude. Fragmente. Beyträge.

— „Als wir weiter vorrückten, entdeckten wir verſchiedene kleine Tempel von allerley Bauart, deren Baumeiſter und Prieſter uns entgegen kamen, um uns jeder in den ſeinigen, mit ernſtlicher Verwarnung vor den übrigen Aftertempeln, einzuladen. Das Gedräng und die Mannichfaltigkeit des Schauſpiels nahm zu, je näher wir kamen. Es gab Eyferer unter dieſen Leuten, die nicht genug daran hatten, ihr Götzentempelchen für das einzige auszugeben; ſie wollten auch daß es würklich das einzige ſeyn ſollte; ſtürmten alſo mit Mauerbrechern und Hebebäumen, Fackeln und Pechkränzen herbey, die übrigen anzuzünden und zu zerſtören. Die Beſatzung von innen wehrte ſich mit Zähnen und Klauen; aber der Erfolg betrog ihre Hofnung! De die Gebäude, hinter denen ſie ſich wehrten, meiſtens nur von Holz oder gar nur von Lei-

men und Stroh waren, so fiengen sie Feuer wie Zunder, und fielen auf den ersten Stoß zusammen. — Weiter hin sahen wir die prächtigen Ruinen morgenländischer und griechischer Tempel, zu denen vormals stark gewallfartet wurde; die zerbrochnen Marmorsäulen ragten aus wildem Gebüsch hervor. Ein Trupp Werkleute, von einem neuen Baumeisterlein angeführt, bemächtigte sich dieser Materialien, schleppte sie fort; der Meister flickte an einem andern Orte, nach einem neuen Riß, ein neues Tempelchen zusammen; und, wo es ihm an Marmor gebrach, stopfte er die Lücken womit er konnte. Oft fiel das neue Bauwerk aus Mangel an festem Grunde wieder ein, eh die Hauptmauern stunden; oder, wenn es auch fertig ward, und dem Baumeister bey dem gaffenden Volk Ehre machte, so sah man doch wohl, daß es nicht Vestigkeit und Haltung genug hatte, um manche Generation auszudauren. Und wie sollt' es auch solchem Flickwerk besser ergehen, als jenen herrlichen Tempeln von Porphyr, Jaspis, Marmor, Gold und Elfenbein, von Trismegistus, Zoroaster, Plato und Aristoteles erbaut, die, so stattlich und ehrwürdig auf ihren dicken Pfeilern ruhend, oder so schön und lüftig und zierlich auf ihren Jonischen oder Korinthischen Säulen schwebend, dem Zahn der Zeit und der verwüstenden Tatze der Barbarey zu trotzen schienen, und doch endlich zusammen stürzten? — „

Es ist eben noch nicht so lange, da dies Fragment, einer Reise durch das Land der Philosophie den Zustand die-

dieſes Landes und die vornehmſte Beſchäftigung ſeiner Einwohner ziemlich getreu darſtellte. Aber die Zeiten haben ſich indeſſen ſehr geändert. Und in der That, wenn etwas iſt, woraus ſich der Fortſchritt abnehmen läßt, den der menſchliche Verſtand in dieſen unſern Tagen gemacht hat, ſo iſt es dies: daß wir von der Sucht Lehrgebäude zu bauen zurückgekommen ſind, und, es ſey nun daß ſich unſer Geiſt in ein kleiner Format zuſammengezogen, oder daß die Natur größer und ehrwürdiger in unſern Augen geworden iſt, vor der Hand den Gedanken aufgegeben zu haben ſcheinen, ſie überſehen, und, nach der Weiſe der ehmaligen Goldſchmiede zu Epheſus, ins Kleine bringen zu wollen. Nicht als ob wir die Hofnung, den großen Babyloniſchen Thurm, deſſen Spitze ſich in den Wolken verliehren ſoll, endlich noch zu Stande zu bringen, gänzlich aufgegeben hätten — ſondern weil wir, wie es ſcheint, nach gemachtem Ueberſchlag gefunden haben, daß es, bey allem dem was uns ſeit einigen Jahrtauſenden vorgearbeitet worden, noch immer an Materialien fehlt, und daß man dieſe erſt herbeyſchaffen und Stückweiſe bearbeiten müſſe, ehe man daran denken könne, ein Pantheon aufzuführen, das der Gottheiten die es bewohnen ſollen würdig ſey. Und ſo ſchreiben wir dann, ſeit geraumer Zeit, nichts als Beyträge und Fragmente, und Fragmente von Beyträgen, oder Beyträge von Fragmenten, und werfen ſie in den großen Löwenrachen der Zeit; es ruhig den künftigen Jahrhunderten

oder Jahrtauſenden (wenn anders die Komödie noch ſo lange dauren ſollte) überlaſſend, ob und was ſie für Gebrauch von unſerm Nachlaß machen wollen oder können.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Mode ihre Vortheile hat. Denn fürs erſte verſchaft ſie einem jeden, der eben keinen Anſpruch an beſondre Geſchicklichkeit in der Baukunſt macht, das Vergnügen, doch auch etwas zu dem großen Zauberwerk, an welchem die Geiſter im Stillen arbeiten, beyzutragen; ſodann führt ſie das Gute mit ſich, daß auf dieſe Art nicht leicht was zu Grunde gehen kann; weil ein jeder das was er hat, es ſey nun Gold, Silber, Elfenbein, Marmor, Jaſpis, Lazur, Cedernholz, Ebenholz, Mahagony, oder Leimen, Kühhaar, Sand, Backſteine, Mauerſchutt, alt Eiſen, u. ſ. w. herbeyführt, in gegründeter Hofnung, daß man bey einem ſo großen Bau alles brauchen könne. Ferner iſt ſie der Abſicht derjenigen günſtig, welche gern recht viel thun möchten; denn es iſt klar, daß einer hundertmal mit dem Karren fahren und einen gewaltigen Hauffen zuſammenſchütten kann, während ein andrer in irgend einem Winkel ſitzt und an einem Basrelief arbeitet das nicht zwey Spangen groß iſt. Kurz, die Mode hat ihr vieles Gutes, und wenn es auch nur die Bequemlichkeit wäre, ohne beſtimmten Zweck zu arbeiten, und ſo oft als einem die Luſt ankommt, oder als es juſt die Erforderniß der Sache mit ſich bringt, ſich ſelbſt widerſprechen zu dürfen. Das einzige, was

den Gelehrten, die ſich auf dieſe Art um die Welt verdient machen, allenfalls zu rathen ſeyn möchte, wäre: ſich zu hüten, daß ſie ſich nicht vor der Zeit einfallen laſſen, die Baumeiſter zu machen, und mitten unter die rohen Materialien, die ſie zuſammenführen, in aller Eile hier eine Wand, und dort ein Stück von einem Säulengang aufzurichten; welches ihnen freylich, während daß ſie ſo hinter dem Karren gehen und ihnen allerley Gedanken, was man nun aus dieſen Steinen machen könnte, durch den Kopf kreuzen, gar leicht begegnen kann, in der That aber zu nichts gut iſt. Denn auf dieſe Art kommt am Ende doch weder Halbes noch Ganzes heraus, und der Hauptbau, um deſſentwillen ſie ſich doch alle die Mühe geben, wird eben ſoviel gehindert als gefördert.

Ich hätte wohl Luſt noch einen Einfall zu hazardieren, und das wäre: ob es nicht überhaupt weit räthlicher wäre, keine ſo große Gebäude, ſonderlich auf eigene Koſten und Gefahr, zu unternehmen; Gebäude, wo zur bloßen Herbeyſchaffung der Baumaterialien das Leben eines einzigen Menſchen kaum hinreicht? Wozu denn auch am Ende dieſe ungeheuren Pyramiden, Louvres, Labyrinthe, u. ſ. w. für Menſchen, die einen Augenblick zu leben haben, und deren Anſchläge und Unternehmungen eben ſo flüchtig und hinfällig ſind als ihr Daſeyn? Wär' es nicht beſſer, beſcheidner, menſchlicher, jeder baute ſich alſoderſt eine Hütte für ſich ſelbſt, und wenn ſie auch nur, wie des Propheten Jo-

nas seine, von einem Kürbis beschattet würde; allenfalls eine Hütte für sich und seinen Freund; oder, wenn er's ja im Vermögen hat, und sein Herz ihn drängt auch für die zu sorgen die sich nichts um ihn bekümmern, irgend einen Ruhesaal oder ein Caravanserai an die Landstraße, wo ermüdete Wanderer einkehren und sich laben könnten? Mit einem solchen Gebäude kann ein Mann doch noch fertig werden und Freude daran haben, und läuft nicht Gefahr sein ganzes Leben an einem Bau zu bauen, über dem er vielleicht zu Grunde geht eh er ihn unter Dach gebracht hat, den seine Nachkommen unvollendet stehen lassen, und dessen Schicksal am Ende seyn wird, daß Eulen und Käuzlein ihre Nester darein haben, und etwa nach Jahrhunderten ein Vorüberreisender stille steht, und die prächtigen Ruinen mit gedankenvollen, oder gedankenlosen Blicken anstaunt. — Doch wozu hilft so was zu sagen? Ein jeder machts und treibts doch wie er kann, will und muß; und seinem Schicksal ist noch niemand entronnen.

Daher trage dann auch ich hiermit meine kleine Gabe zur gemeinen Nothdurft bey, bestehend in allerley theils rohen, theils nur aus der ersten Hand verarbeiteten Materialien, so gut als sie auf meinem Grund und Boden gewachsen sind. Es soll mir lieb seyn, wenn sich hier und da jemand findet, der sie zu was brauchen kann. Wie man sehen wird, sind auch einige Victualien mit darunter, die sich, zum Theil nicht lange aufbewahren

Eisenfresser nicht leer ausgehen, die mit ihren grossen Thaten pralen, und nur nicht eine Narbe davon aufzuweisen haben. Verpestet alle Welt, und ruhet nicht, bis ihr die Quelle der Vermehrung selbst gänzlich verstopft und ausgetroknet habt. -- Hier ist mehr Gold für euch, bringt alle andre ins Verderben, dann verfaulet selbst, und Misthauffen mögen euer aller Grab seyn.

Beyde.

Mehr Rath und mehr Geld, guter Timon.

Timon.

Ihr müßtet es erst besser verdienen; ihr habt nun euer Handgeld.

Alcibiades.

Rührt die Trummel, und gegen Athen zu. Lebe wohl, Timon, wenn es mir gelungen seyn wird, will ich dich wieder besuchen.

Timon.

Wenn mich die Hoffnung nicht betrügt, werd ich dich nicht mehr sehen.

Alcibiades.

Ich that dir nie was zu leide.

Timon.

Ja, Du redtest Gutes von mir.

wahren laſſen möchten, und alſo friſch genoſſen werden müſſen, wenn ſie Jemanden zu gut kommen ſollen. Ein Schelm giebts beſſer als ers hat. Wenigſtens iſts einfache geſunde Koſt, woran ſich niemand den Magen verderben wird — der ihn nicht ſchon vorher verdorben hat. Und für ſolche kann gelegenheitlich auch mit Digeſtiven und Abführungsmitteln geſorgt werden.

Wahrheit.

Was iſt Wahrheit? — Die Frage iſt dadurch, daß ſie ſchon ſo manchesmal durch den Mund eines Pilatus gieng, nicht deſto ſchlechter worden. Weſſen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieſer Frage überraſcht wird? Schon tauſend und zehntauſendmal entſchieden, wird ſie immer wieder als ein Räthſel aufgeworfen werden, und in Millionen Fällen ein Unauflößbares bleiben.

Aber, ſo gewiß dies iſt, wehe den Karneaden, die eine boshafte Freude darinn finden, der Schwäche unſers Geſichts dadurch zu helfen, daß ſie uns vollends blind machen! Das Wahreſte von allem was jemals wahr genennt worden, iſt dies: daß mitten unter all dem Trug von Erſcheinungen, Geſpenſtern und Traumbildern, wovon wir umgeben ſind, jeder Sterbliche gerade ſoviel Wahrheit auffaßen kann, als er zu ſeiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit iſt, wie alles Gute, etwas verhältnismäßiges. Es kann Vieles für die menſchliche Gat-

tung wahr ſeyn, was es für höhere oder niedrigere Weſen nicht iſt; und eben ſo kan etwas von dieſem Menſchen mit der innigſten Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein andrer mit gleich ſtarker Ueberzeugung für Irthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinſtimmung eines Gefühls oder einer Vorſtellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft iſt eben ſo wenig als der Zuſammenhang einer Vorſtellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfaſſung eines Menſchen ausmachen, ein ſicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen: und dieſer kann eben ſowohl bey der wahreſten Vorſtellung fehlen, als bey der täuſchendeſten zugegen ſeyn. Begegnet nicht öfters was jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchſte Wahrſcheinlichkeit? Erweitert ſich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unſrer Kenntnis der Natur und mit dem Anwachs unſrer Erfahrung? Daher, zum Theil, die Leichtgläubigkeit, die eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des hohen Alters iſt, und, was ſeltſam ſcheinen mag, neben dem Unglauben beſteht, der es nicht weniger iſt. Kinder ſind leichtgläubig aus Unwiſſenheit deſſen was möglich oder unmöglich iſt; Alte ſind es, weil ſie ſo oft unglaubliche Dinge begegnen geſehn haben, daß ihnen nichts mehr unglaublich ſcheint: Jene glauben Alles, weil ſie das Mißtrauen noch nicht kennen;

nen; bey dieſen iſt Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens, und macht ſie eben ſo geneigt an allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die ſubtilſte und kaltblütigſte Vernunft hat von jeher die ſubtilſten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, Le Vayer, Bayle, Hume, waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen Jeden, der ſich nicht erſt ſeit ehegeſtern in der Welt umgeſehen hat, was iſt es, als gerade die kaltblütige, ſpitzfündige, immer zurückhaltende, immer argwöhniſche, immer vorausſehende, immer räſonnirende Vernunft, was von jeher am geſchäftigſten geweſen iſt, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unſers armen Erdelebens, zu untergraben und umzuſtürzen? — Ich erkenne ſehr dankbar alles Gute was der Menſch dieſem innwohnenden Stral der Gottheit, dem wir den ſo ſehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, ſchuldig iſt: ſie kann nichts dafür, daß Sophiſten und Witzlinge von jeher ihren natürlichen Gebrauch in den Unnatürlichen verwandelt haben; aber da der Menſch nun einmal dieſen unglücklichen Hang hat; wehe ihm, wenn ſeine Vernunft die einzige Führerin ſeines Lebens iſt!

Man hat ſich ſchon ſo lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares Inneres Licht zum Leitſtern ihres Glaubens und Lebens machen. Man hat ſie in Schimpf und Ernſt beſtritten, zu Boden geſpottet

und zu Boden räſonniert. Indeſſen haben doch unläugbar alle Menſchen etwas das die Stelle eines ſolchen innern Lichts vertritt, und das iſt — das innige Bewußtſeyn deſſen was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit iſt dies unläugbar das ſicherſte; vorausgeſezt, daß ein Menſch überhaupt geſund und des Unterſchieds ſeiner Empfindungen und Einbildungen ſich bewußt iſt. Beweiſet einem Menſchen, ſeine Vernunft ſey eine Zauberin, die ihn alle Augenblicke täuſche und irre führe; das wird ihn noch nicht verwirren: beweiſet ihm, daß er ſeinen Sinnen, ſeinem innern Gefühl nicht trauen dürfe; das verwirrt ihn! Und wenn's möglich wäre daß euer Beweis ſeine volle Würkung auf dieſen Menſchen thäte: ſo blieb' euch nichts übrig, als ihn ſtehendes Fußes ins Tollhaus zu führen. Zum Glück iſt der Glaube an ſein eignes Gefühl gerade das was ſich der Menſch am ſchwerſten und ſeltenſten nehmen läßt — und was ſich ſchwerlich irgend ein Menſch, ſo ſchwach er ſey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er ſich innigſt bewußt iſt, daß er gefühlt hat was er gefühlt zu haben glaubt. Das einzige wodurch er in dieſem Falle dahingebracht werden könnte, an der Wahrheit ſeines eignen Gefühls, d. i. an ſich ſelbſt und ſeinem eignen Daſeyn zu zweyfeln, wäre der Fall worein (in einer der Arabiſchen Erzählungen, die Hr. Galland le Dormeur eveillé (*) betitelt) der Caliſe Harun

(*) S. *Les mille et une Nuit.* Tom. V. nach der Pariſer Ausgabe von 1726.

Harun Alcaſchid den armen Kaufmann Abou-Haſſan durch einen Betrug, den dieſer unmöglich entdecken konnte, verſezt; der aber auch, unvermeidlicher weiſe, die Folge hatte, daß Abou-Haſſan darüber in Raſerey verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder völlig hergeſtellt werden konnte.

Aber, ſagt man, wie häuffig ſind die Fälle, wo ein Menſch durch ſeine Sinne, durch ſein inneres Gefühl betrogen wird? Wo er, ohne darum ganz wahnſinnig zu ſeyn, für Empfindung hält was bloße Einbildung iſt? Wo er den Gegenſtand durch das falſche Medium der Leidenſchaft oder des Vorurtheils ſieht? u. ſ. w.

Unſtreitig ſind dieſe Fälle häuffig. Und eben ſo häuffig begegnets, daß von zweyen, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beyde betrogen werden; daß, während der eine Jupiter iſt, und die ſündige Welt mit Feuer zu zerſtören droht — der Andre uns dagegen ſeines gnädigen Schutzes verſichert, weil er Neptunus iſt, und durch ſeine Gewäſſer den Brand gar leicht wieder löſchen kann. — Aber all dieſe Fälle vermögen gleichwol nichts gegen die Grundfeſte des allgemeinen Menſchenſinnes, und der Glaube, den ein Jeder an ſein eigen Gefühl hat, bleibt nichts deſto minder in ſeiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unſichtbaren Mächten, kurz von Urſachen, die ich nicht kenne, getäuſcht werden: aber ſo lang ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beſchaut, betaſtet habe —

ſo

ſo glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philoſophen die mir a priori beweiſen wollten, daß ich träume oder raſe.

Freylich iſt es ein verdächtiges Zeichen, wenn ein Menſch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt, oder, was nicht viel beſſer iſt, die vernünftigſten Leute in der Welt wider ſich hat? Oder wenn er in ſehr zuſammengeſetzten und verwickelten Dingen, in Sachen die von ſcharfer Zergliederung, und von Combinierung einer Menge von Begriffen, welche ſelbſt wieder Reſultate von einer Menge andrer ſind, abhangen, den Weg der ſcharfen Unterſuchung ausweicht, und immer nur auf ſein Gefühl oder unſer Gefühl provociert. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Unterſuchung ſtehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten; wer ſoll zwiſchen ſeiner Empfindung und der unſrigen, oder zwiſchen unſrer Vernunft und ſeinem Gefühl oder Glauben Richter ſeyn? Wo iſt der Areopagus, wo ſind die Amphiktyonen, deren Ausſpruch man in ſolchen Fällen ſich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphyſiſchen und äſthetiſchen Dingen, d. i. in Sachen wo das Meiſte auf Imagination und Sinnesart ankömmt, wäre das Billigſte, einen jeden im Beſitz und Genuß deſſen was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu laſſen, ſo lange er andre in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in ſeines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden ſeiner Hausgötter

götter zu ſtören? Mag doch ſeine Meluſine einen Fiſchſchwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das Andre an? Aber freylich, ſobald der Mann die Kreuz und die Queer auf allen Landſtraßen herumreitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß ſeine Prinzeßin ſchöner iſt als die ihrige, oder wohl gar daß ſie allein ſchön, und jedes andre Geſicht ein Meerkatzengeſicht iſt — das iſt etwas ſehr unangenehmes für Leute die keine Luſt haben ſich zu balgen; und wiewohl die irrenden Ritter, die ſolche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entſchuldigung unter dem Hute tragen: ſo mögen ſie ſichs doch ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie dann und wann unter Mauleſeltreiber und Preller fallen, die nicht ſo ſäuberlich mit ihnen fahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß ſpielen dürfen) flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer feurigſten Liebhaber, um in die Arme deſſen zu laufen, der ſie weder erwartete noch ſuchte. Der einfältigſte Menſchenſinn findet ſie am erſten und genießt ihrer wie der Luft die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der ſie überall ſucht, findet ſie nirgends, juſt darum, weil er ſich nicht einbilden kann, daß ſie ihm ſo nahe ſey. Und ſobald ihrer Zween ſich über ihren ausſchließenden Beſitz in die Haare gerathen, ſo darf man ſicher rechnen, daß ſie es ihnen macht, wie Angelika den beyden Rittern im Arioſto: während daß

die

die tapfern Männer ſich bey den Köpfen haben, geht die Dame davon, und mockiert ſich über beyde.

Iſt dies Bild zu komiſch? — Nun, ſo iſt hier ein anders, das eben ſo gut zur Sache paßt. Die Wahrheit iſt weder hier noch da — Sie iſt, wie die Gottheit, und das Licht worinn ſie wohnt, allenthalben; ihr Tempel iſt die Natur, und wer nur fühlen, und ſeine Gefühle zu Gedanken erhöhen, und ſeine Gedanken in ein Ganzes zuſammenfaſſen und ertönen laſſen kann, iſt ihr Prieſter, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart ſie ſich ganz; jeder ſieht ſie nur ſtückweiſe, nur von hinten, oder den Saum ihres Gewandes; aus einem andern Punkt; in einem andern Lichte; jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nehmlichen —

Und was haben wir alſo zu thun?

Anſtatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit ſey? wer ſie beſitze? wer ſie in ihrem ſchönſten Lichte geſehen? die meiſten und deutlichſten Laute von ihr vernommen habe? — laßt uns im Frieden zuſammengehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächſten Schattengebenden Baum hinſitzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr geſehen und gehört hat, oder glaubt geſehen und gehört zu haben; und ja nicht böſe darüber werden, wenn ſichs von ungefehr entdeckt, daß wir falſch geſehen oder gehört, oder gar (wie es brünſtigen Liebhabern

habern, die ihr zu nah kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Bescheidenheit.

Lasset uns den Himmel bitten, lieben Brüder, daß er uns vor der Krankheit bewahre, unsre Meynungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen, und Andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es giebt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreyfuß sitzend, alle seine Reden als Orakelsprüche von sich giebt. — Bescheidenheit kann uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie siebenmal Sieben Weise zusammengenommen, so müßt' er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift je mehr man davon weiß — daß, gegen Eine lichte Stelle die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, Zehntausend in Dämmerung, und zehnmal Zehntausend im Dunkeln vor uns liegen — und daß, wenn wir auch von diesem Erdklümpchen, das wie ein ungeheures Weltall vor uns liegt, uns bis zur Sonne aufschwingen, und in ihrem Lichte dies ganze Planetensystem, mit all seinem Inhalt und Zubehör, so deutlich über-

ſehen könnten, wie ein Mann von der Spize einer Terraſſe ſeinen Garten überſieht — dies nehmliche Planetenſyſtem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur. Und wenn dann der wiſe Mann in einer ſo langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben dieſe Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenſchaft der ganzen Natur iſt, ſich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Stralen aus allen übrigen zuſammenlauffen, und wie unbegreiflich alle dieſe Stralen, Beziehungen, Aus- und Einflüſſe aller Dinge auf Jedes, und jeden Dinges auf Alle einander durchſchneiden und durchkreuzen — und wie unmöglich es alſo iſt, nur ein einziges Ding, eine einzige Erſcheinung, eine einzige Bewegung oder Würkung eines einzigen Theilchens der Natur, recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben ſo zu durchſchauen wie Der in dem ſie lebt und webt und iſt: — Beym Himmel! ich denke das müßte den weiſen Mann beſcheiden gemacht haben; und es ſollte mich nicht wundern, wenn er alle ſeine Urtheile und Meynungen in einem Ton vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, (*) der Sohn

Barachels

(*) Das iſt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er deſſen ältern Freunden lange ſtillſchweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausſtehen konnte, ſie ſo mächtig deraiſonnieren und zulezt doch vor

Hiob

Alcibiades.

Nemſt du das beleidigen?

Timon.

Die Menſchen erfahren es alle Tage. Geh deines Wegs, pake dich, und nimm deine Dachshunde mit.

Alcibiades.

Wir ſind ihm nur beſchwerlich; rührt die Trummel!

(Alcibiades, Timandra und Phrynia gehen ab.)

Fünfte Scene.

Timon.

Daß die Natur noch zu eben der Zeit hungern ſoll, da der Unmuth über des Menſchen Unbarmherzigkeit ſie des Lebens überdrüßig macht! -- Allgemeine Mutter, du deren unermeßliche Schoos und unbegrenzte Bruſt alles gebiehrt und ſäuget; o du, deren nemliche Zeugungs-Hize woraus der ſtolze Menſch aufdunſet, die ſchwarze Kröte zeugt, und die blaue Schlange, die goldfleckichte Eidechs und den blinden vergifteten Wurm mit allem andern verabſcheuten Ungeziefer, das Hyperions Feuer belebt: Gieb dem der alle deine menſchlichen Söhne haſſet, gieb ihm aus deinem unerſchöpflichen Buſen eine einzige arme Wurzel. Verſtopfe deine fruchtbare gern empfangende Schooß; laß ſie nichts mehr für den undankbaren Menſchen hervorbringen. Geh nur

mit

Barachiel von Bus, des Geſchlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baaren Skepticismus halten müßte.

Ein anders iſt, wenn ein Eſel, dem der HERR den Mund aufthut, mit Zuverſichtlichkeit ſpricht; da für iſt aller Reſpekt zu tragen; denn es iſt nicht der Eſel, ſondern ein Gott (dem es gleichviel gelten kann durch welches Organ er ſich hörbar macht) der durch den Eſel ſpricht. Einem Menſchen aber — es ſey dann er führe den Beweiß, daß er ſich im Falle des beſagten Eſels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angeſichts und des Blicks gen Himmel der ihm gegeben iſt, von Zeit zu Zeit auf ſeine Füße zu ſehen und — beſcheiden zu ſeyn!

Hiob verſtummen zu ſehen, endlich im Unmuth ſeiner Seelen ausbricht, ſich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang ſeiner Rede ſagt: denn ich bin der Rede ſo voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängſtet; Siehe, mein Bauch iſt wie der Moſt der zugeſtopft iſt, der die neuen Fäſſer zerreißt — u. ſ. w. Man muß hinzuſetzen, der Fall, der den ehrlichen Elihu in ſolchen Nothdrang ſetzte, iſt einer von den wenigen, wo es einem jeden, er ſey jung oder alt, erlaubt ſeyn mag, in Eifer zu gerathen. Denn wen ſollt es nicht verdrießen, einen Menſchen zu ſehen, der gegen unſern Herrngott Recht haben will?

Philoſophie — Kunſt zu leben — Heilkunſt der Seele.

Die Menſchen haben gelebt, und vielleicht Jahrtauſende gelebt, eh einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben — eine Kunſt ſeyn könnte; und, nach aller Wahrſcheinlichkeit, iſt jede andre Kunſt, von den Künſten Tubalkains an bis zur Kunſt Fliegen zu fangen (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, verſichert, daß es keine ſo leichte Sache ſey als viele Leute ſich einbilden) ſchon längſt erfunden geweſen: als endlich die ſcharfſinnigen Griechen, mit andern ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, auch dieſe berühmte Kunſt zu leben, vulgò die Philoſophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerſt in *formam artis* gebracht und auf den höchſten Grad der Verfeinerung, deſſen ſie fähig iſt, getrieben haben.

Bey weitem der größte Theil der Menſchenkinder ließ ſich nie etwas von einer ſolchen Kunſt träumen. Die Leute lebten ohne zu wiſſen, wie ſie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain ſein Lebenlang Proſe geſprochen hatte, oder wie wir alle athemholen, verdauen, uns auf mancherley Art bewegen, wachſen und gedeyhen, ohne daß unter Tauſenden nur einer weiß oder zu wiſſen verlangt, nach was für mechaniſchen Geſetzen und durch welche Verbindung von Urſachen das alles geſchehe. Und in dieſem dicken Nebel der Unwiſſenheit leben bis auf dieſe Stunde nicht nur alle die

die unzähligen Völker in Aſia, Africa, America und den Inſeln des Südmeers, weiße und olivenfarbe, ſchwarzgelbe und pechſchwarze, bärtige und unbärtige, beſchnittne und unbeſchnittne, tättoyierte und nicht tättoyierte, mit und ohne Ringen durch die Naſe, von den Rieſen in Patagonien bis zu den Gezwergen an der Hudſonsbay, ꝛc. — ſondern auch ſelbſt von dem größten Theil der Einwohner unſers aufgeklärten Europa's läßt ſich mit gutem Fug behaupten, daß ſie von beſagter Kunſt zu leben eben ſo wenig wiſſen, und ſich eben ſo wenig darum bekümmern, als das leichtſinnige Völkchen in Otaheite und Ulieta, oder als die halberſtarrten Bewohner des Feuerlands, die kaum etwas mehr als wandelnde Bildſäulen ſind.

Das wunderbarſte bey der Sache iſt, daß alle dieſe Menſchen, (die nach einer ſehr billigen Berechnung, ungefehr — das ganze menſchliche Geſchlecht, weniger ein *Minimum*, ausmachen) gleich ihren Voreltern bis auf Adam und Eva — die von wohlbeſagter Schönen Kunſt auch nichts wußten — dem ungeachtet ſo herzhaft draufloßleben, als ob ſie die größten Meiſter darinn wären; ja, daß der größte Theil dieſer Pfuſcher ſich ſo wohl dabey befindet, daß in Abſicht der ſämtlichen weſentlichſten und wichtigſten Verrichtungen des menſchlichen Lebens nicht leicht einer von den auf- und abgedrungenen Meiſtern und Profeſſorn der Kunſt ſich neben ihnen ſehen laſſen darf.

Der redſelige Cicero ſagt irgendwo: die Natur ſey *Dux optima vitae*, welches vermuthlich ſoviel ſagen ſoll, ſie zeige uns am beſten, wie wir uns durch dies Erdenleben durchhelfen können: — ingleichem: Man könne gar nicht fehlen, wenn man ſich von ihr führen laſſe. — Darauf müſſen ſich nun wohl von jeher die Menſchen verlaſſen haben. „Eben dieſe Natur (dachten ſie) die uns athmen, eſſen und trinken, Hände und Füße brauchen lehrt, u. ſ. w. lehrt uns auch unſre Sinne, unſer Gedächtniß, unſern Verſtand, alle unſre übrigen Kräfte brauchen; lehrt uns auch was ſich für uns ſchickt oder nicht. Es bedarf nur ſo vieler Aufmerkſamkeit, als uns jeder Gegenſtand ſelber abnöthigt, ſo ſehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind iſt; unſre Naſe und unſre Zunge lehren uns, ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln, u. ſ. w. gut zu eſſen ſind; im Nothfall lehrts uns auch wohl der Hunger, ohne viel Umſtände. Für alle unſre dringenden Bedürfniſſe hat die Natur ſelbſt geſorgt. Entweder iſt die Sache die wir brauchen ſchon da; ſo haben wir was vonnöthen iſt ſie zu ergreiffen und zu nießen; oder wenigſtens ſind die Materialien dazu da; ſo haben wir juſt ſoviel Verſtand, und Kraft, und natürliches Geſchicke in unſern Gliedmaaßen, um ſie zu unſerm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erſtemal nicht geht, geht beym zehnten oder zwanzigſten; und reichen zween Arme nicht zu, ſo werdens vier, ſechs oder achte zu Stande bringen. Jeder neue

Ver-

Verſuch ſetzt etwas zu unſerm Begriff von der Sache und zu unſrer Geſchicklichkeit zu; wir lernen durch irren und fehlen, und werden Meiſter durch Uebung, ohne zu merken wie es zugegangen iſt. Und eben dieſe Natur, die uns ſo weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt, als daß wirs da, wo wir ſind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden ſeyn mit dem was wir haben, macht uns durch Unwiſſenheit glücklich, und hat uns dieſe wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbeſſerer täglich ſoviel Klagens erheben, (*) bloß

(*) Die Herren Weltverbeſſerer klagen über die Trägheit der Menſchen ungefehr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungsloſe Zeiten klagen, und meiſtens, wenn die Zeiten am beſten ſind. Es iſt natürlich, daß ein Mann, der ſich bewußt iſt, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbeſſerung des Zuſtandes eines ganzen Volkes gemacht hat, ſeine Idee gerne realiſirt haben möchte: ſo wie einer, der ein Schauſpiel gemacht hat, es gerne aufgeführt ſieht. Alle Köpfe, meynt er, ſollten ſich alſo geſchwinde nach dem ſeinigen drehen, und alle Arme nach ſeinem Winke rudern. Thun ſie es nicht (wie dies dann gemeiniglich der Fall iſt) ſo ſchmählt er auf die Trägheit der Menſchen; und das iſt ihm zu verzeyhen, weil Er dabey verliehrt. Aber dieſe nehmliche Trägheit ſchützt die Leute vor der Gefahr alle Augenblicke das Opfer eines Projekts und einer angeblichen Verbeſſerung unwiſſender Adepten zu werden; und dies, denke ich, iſt ihnen auch zu verzeyhen, weil ſie dabey gewinnen. Denn ſelten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anſchlägt, den Schaden von den Neunen, die fehlgeſchlagen haben.

dazu gegeben, damit wir nicht, von ewiger Unruh unſern Zuſtand zu beſſern, aus dem Regen in die Trauffe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe wie Jenem, der, um ſich beſſer zu befinden, ſich zu todt arzneyte, und zur Grabſchrift erhielt: *Per ſtar meglio, ſto qui.*„

So lehrt die Natur alle Menſchen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelauffen ſind, und in all dem iſt, wie Ihr ſeht, keine Kunſt. Es iſt die leibhafte Natur ſelbſt. Das berühmte QVAM MVLTIS NON EGEO jenes alten Weiſen iſt die angebohrne Philoſophie aller Samojeden, Lappen, Esquimaux, u. ſ. w. in der es meine guten Freunde, die Neu-Holländer, oder Neu-Walliſer (wie ſich die ehrlichen Leute nach Willkühr der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen laſſen müſſen) am weiteſten gebracht zu haben ſcheinen. Man komme mir nicht und ſage: ein ſolches Leben ſey Auſtern-Leben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdaurende Kindheit: aber betet an zur Erde vor der Natur, die dieſe ihre Kinder auf dem kürzeſten Weg zu jenem Glücklichleben (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklärten Leute, vor lauter Menge der Wege die dahin führen, ſo ſelten oder gar nie gelangen können.

Der weiſe Theophraſt (nicht Paracelſus, ſondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Ariſtoteles) lebte 90 Jahre, und als er nun zu ſterben kam, beklagte er ſich über die Natur: „daß ſie dem Menſchen

„ſo

„ſo wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehr„licher Kerl gerade dann ſterben müſſe, wenn er die „Kunſt zu leben endlich in etwas ergriffen habe. „ — Wo hat ein Neu-Holländer jemals eine ſo unbillige Beſchwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden (das bey ihnen nichts ſeltnes iſt) ſo hat er juſt hundert Jahre gelebt, und ſteht von dem Gaſtmal der Natur geſättigt auf — und wahrlich von einem Gaſtmal, wo die Natur ſo ſchlecht zu eſſen giebt, daß der ſtrengſte Kandidat der Heiligſprechung ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeygehn zu ſagen — ich glaube nichts weniger als daß Theophraſt die Sottiſe geſagt habe, die man ihn ſagen läßt. Die Leute an ſeinem Bette verſtunden ihn nicht recht, und dann kam irgend ein Schulmeiſter lange hinter drein, wollte Sinn draus machen, und machte daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theophraſt meynte weder mehr noch weniger damit als: er bedaure, daß er vor 60 oder 70 Jahren nicht ſchon ſo klug geweſen ſey, zu ſehen, daß er ſich die Mühe erſparen könne, das als Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſtudieren, was ihn die Natur ohne Studium weit beſſer und ſichrer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte auf ſie zu merken. — Nicht die unſchuldige Natur, ſondern ſeine eigne Thorheit klagte er an, wie die Meiſten es in ſeinem Falle zu machen pflegen; wiewohl ſie's (unter uns) eben ſo mehr bleiben laſſen könnten: denn wozu

hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat, beſſer zu machen?

Bey allem dem iſt meine Meynung keinesweges, der mehrwohlgedachten Kunſt zu leben ihren Werth, ſoviel ſie deſſen haben mag, ſtreittig zu machen.

Es iſt irgendwo geſagt worden: „die Kunſt ſey im Grunde nichts anders als die Natur ſelbſt, die durch den Menſchen, als ihr vollkommenſtes Werkzeug, dasjenige, was ſie gleichſam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen, ausbilde und zur Vollkommenheit bringe.„ Wenn die Kunſt das iſt, und ſofern ſie das iſt, gebührt ihr alle Hochachtung. Ja, auch alsdann, wenn ſie bloß der geſchwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kömmt, iſt ſie, wie die Arzneykunſt, zuweilen wohlthätig, obgleich eben ſo ungewiß, und oft eben ſo unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend ſeyn will, muß die Kunſt freylich flicken und ſtützen, kleiſtern und quackſalben ſo gut ſie kann. Oder, richtiger zu reden: auch auf dieſen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind geſorgt; hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äuſſern und inwendigen Menſchen, ſo daß der Kunſt nichts übrig bleibe als darzureichen und zu beobachten. Je einfacher dann ihre Mittel ſind, je weniger ſie daran künſtelt, deſto beſſer für den Leidenden. Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat ſie

noch

noch Kräfte genug ſich an der Hand der Kunſt aufzurichten, gut: wo nicht, ſo bleibt auch Dieſer nichts übrig als den Kranken ſterben zu laſſen, und den Todten allenfalls — einzubalſamiren. Lebenskraft kann ſie nicht geben, wo keine iſt.

Es iſt ſchon lange, daß man der Philoſophie, wegen dieſer Aehnlichkeiten mit der Arzneykunſt, den Namen der Medicin für die Seele gegeben hat; und würklich ſcheint dieſe Qualification geſchickter zu ſeyn, ihr Zutritt zu verſchaffen, als wenn ſie Prätenſion macht uns nach den Regeln ihrer Kunſt leben zu lehren. Denn welcher Menſch, der den freyen Gebrauch ſeiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht, daß er ohne ſie leben kann? Sobald ſie ſich hingegen nur als Arzt anbietet, ſo wiſſen die Geſunden, daß ſie nichts mit ihr zu verkehren haben Die Indianer in den Inſeln der Südſee kennen, wie es ſcheint, keine Arzneyen; aber ſie wiſſen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bey ihnen vonſelbſt, und an den tödlichen ſterben ſie — wie wir auch. Und weil ſie ſo glücklich ſind von einer Seele an und für ſich betrachtet keinen Begriff zu haben, ſondern ein Menſch für ſie immer ein ganzer Menſch iſt: ſo wiſſen ſie auch nichts von beſondern Seelenkrankheiten; und wenn ſie ja zuweilen einen Anſtoß dieſer Art bekämen, ſo iſt die Hunger-Kur, wozu ſie mehr als zuviel Gelegenheit haben, ordentlicher Weiſe das kräftigſte Heilmittel.

Iſt es hingegen bey einem Volke mit der Verfeinerung ſchon ſoweit gekommen, daß Leib und Seele — anſtatt daß ſie beyde Eine Perſon ſeyn ſollten — als zween Potentaten von verſchiednem Intereſſe behandelt werden, wo (wie bey unartigen Eheleuten) jedes ſeine eigene Wirthſchaft hat: was iſt natürlicher als daß aus einer ſo heilloſen Ehe böſe Folgen entſtehen müſſen? Der Menſch iſt dann nicht mehr das edle Geſchöpf, an dem Alles Sinn und Kraft und Seele, oder, ſo zu ſagen, alles Körperliche geiſtig und alles Geiſtige körperlich iſt: er iſt ein unnatürlicher Centaurartiger Zwitter von Thier und von Geiſt, wo eines auf Unkoſten des andern lebt; das Thier ſich Bedürfniſſe, der Geiſt Leidenſchaften, Entwürfe und Ertzwecke macht, die der Naturmenſch nicht kannte; jedes das andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängſtigt und erſchöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes und Seelenkrankheiten die Früchte ſind dieſer Scheidung deſſen was Gott zuſammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Uebel aufs höchſte geſtiegen iſt, jene Seelen-Arzneykunſt ihre Hülfe zuweilen mit einiger Würkung anbieten; und entweder — purgando, ſaignando et clyſterizando dieſem oder jenem Patienten einige Erleichterung — oder, wenigſtens durch angenehme Opiate etwas betrügliche Ruhe verſchaffen. Aber man hat doch nie geſehen, daß ſie fähig geweſen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heilen; und man darf kühnlich behaupten: daß ein Volk, das einmal in die Hände

der

mit Tygern, Drachen, Wölfen und Bären ſchwanger; ſchwill von neuen Ungeheuern auf, die dein emporgerichtetes Antliz dem umwölbenden Himmel nie gezeigt hat! -- O! eine Wurzel -- habet Dank, ihr Götter! -- trokne deine lokern Adern auf, und deine vom Pflug zerrißne Schollen, aus denen der undankbare Menſch dieſe geiſtigen Säfte und dieſe vollen Biſſen zieht, die ſein reines Gemüth mit einem Fett umgeben, woran alle Betrachtung abglitſcht.

Sechste Scene.

Timon zu Apemanthus.

Wieder ein Menſch? Peſt! Peſt!

Apemanthus.

Ich bin hieher gewieſen worden. Die Leute ſagen, du maſſeſt dich an, meine Lebensart nachzuahmen.

Timon.

So muß es deßwegen ſeyn, weil du keinen Hund hältſt, den ich nachahmen wollte. Daß du die Schwindſucht kriegteſt!

Apemanthus.

Es iſt an dir nur etwas erzwungnes, eine arme unmännliche Melancholey, die bloß aus dem Wechſel deines Glüks entſprungen iſt. Wozu dieſes Grabſcheit? Warum in dieſem Walde? Warum dieſer ſclavenmäſſige Aufzug? Und

der beyden Heilgöttinnen gefallen, ſchon zum voraus unwiderbringlich verlohren iſt. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneyen berſten müßte: ſondern, weil, ſobald man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel ſchon zu weit gekommen iſt, um eine völlige Wiederherſtellung zuzulaſſen.

Ich ſagte vorhin: Die Philoſophie könne als Arzneykunſt für die Seele um ſo eher ihren Platz behaupten, weil die Geſunden dann wißten, daß ſie nichts mit ihr zu ſchaffen hätten. Allein, wie alle Künſte ſich gerne wichtiger machen als ſie ſind, ſo hat auch dieſe ein Mittel gefunden, ſich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie geſteht nemlich (ſo, wie ihre Schweſter, die leibliche Arzneykunſt) keinem Menſchen zu, daß er geſund ſey. Ihren Lehrſätzen und ihrem Ideal von Geſundheit nach, iſt die ganze Erde Ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet ſich wohl genug, um ihrer Vorſchriften entbehren zu können. Zum Glück iſt dies eine Prätenſion, aus der man ihnen nichts gehen läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. So lang ein Menſch ſich geſund fühlt, hat er auch recht, ſich für geſund zu halten; und, ohne ſich zu bekümmern, ob Jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Geſunder, und lieſt keinen Buchſtaben von allen den gelehrten Diſſertationen, worinn ihm die Herren à priori beweiſen, daß er unmöglich geſund ſeyn könne. Es giebt freylich Fälle,

wo ein Kranker eben darum deſto gefährlicher krank iſt, weil er ſein Uebel nicht fühlt: aber dieſe Fälle ſind höchſt ſelten, und können dem großen Hauffen der ſich wohl befindenden an ihrem Rechte geſund zu ſeyn keinen Abtrag thun.

W.

II.

Auszug aus dem Leben des Kardinals Ximenes.

Große Seelen haben den Hang, ſich in die Sphäre ihrer eigenen Kräfte und Beſtimmung einzuhüllen, und ſich mit dem ſittlichen Bau ihrer ſelbſt zu beſchäftigen. Allen Zerſtreuungen auszuweichen, haben ſich ihrer viele dem Einſiedler- und Kloſterleben gewidmet; wo ſie in dem Umgange mit ſich ſelbſt ſo viel Vergnügen fanden, daß ſie ihren Zuſtand mit keinem Königreiche vertauſcht hätten. Hat man ſie aber aus ihrer Einſamkeit hervorgezogen, und gezwungen, zum Beſten anderer Menſchen ſich gebrauchen zu laſſen: ſo haben ſie einen Geiſt zurückgebracht, der ſich zu allen, was mit ſtrenger Ordnung und Tugend nicht zuſammenſtimmt, unbiegſam bewies. Hierdurch iſt zwar von ihnen viel Gutes geſtiftet worden: ſie haben aber mit

andern Menſchen, die zu keiner ſo ſtrengen Ordnung gewöhnt ſind, bis in ihren Tod zu kämpfen gehabt. Sie brachten die gefährlichſten Unternehmungen zu Stande, wenn ſie die Macht dazu in Händen hatten. Denn von Furcht, Eigennutz, und menſchlichem Anſehen wußten ſie nichts; und wenn man ſie in ihre einſame Zelle zurückgewieſen hätte, ſo würden ſie, anſtatt dadurch geſtraft zu werden, gerade das erlangt haben, wornach ſie ſich herzlich ſehnten.

Von dieſer Art Menſchen war der Kardinal Ximenes. Er wurde im Jahr 1437. zu Tordelaguna, in einem Spaniſchen Städtchen, von adelichen Eltern gebohren. In der Taufe erhielt er den Namen Gonzales; im Kloſter aber ließ er ſich zu Ehren des Orienſtifters, deſſen Lebenswandel er ſich zum Muſter gewählt hatte, Franz nennen. Die Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften lernte er zu Alcala de Henares, die weltlichen und geiſtlichen Rechte und die Gottesgelahrheit auf der Univerſität zu Salamanca.

Damit er ſeinem ſchlecht bemittelten Hauſe nicht zur Laſt würde, begab er ſich nach vollendeten Studien nach Rom, daſelbſt ſein Glück zu ſuchen. Hier gelang es ihm, Sachwalter beym Konſiſtorium zu werden, und durch die Rechtswiſſenſchaft ſich ſehr rühmlich hervorzuthun. Er wurde aber durch den Tod ſeines Vaters, und wegen der ſchlechten Umſtände, in welche hierdurch ſeine Familie verſetzt war, gezwungen nach Spanien zurückzukehren. Jedoch hatte er durch

ſeinen Aufenthalt zu Rom ſo viel gewonnen, daß er ein päbſtliches Breve mit ſich brachte, Kraft deſſen er befugt war, die erſte beſte Kirchenpfründe, die in Spanien erledigt würde, in Beſitz zu nehmen.

Er war kaum zu Tordelaguna angelangt, als die Würde eines Erzprieſters zu Uceda erledigt wurde. Er verweilte nicht, ſich ſeines Breve zu bedienen. Dieſe Art, die geiſtlichen Pfründen zu erlangen, war ſchon längſt den Spaniſchen Biſchöffen ein Dorn im Auge; und es geſchah ſelten, daß jemand den auf dieſe Weiſe genommenen Beſitz derſelben wider die Biſchöffe behauptete. Alphonſus Carillo, Erzbiſchof zu Toledo, hatte dieſe Würde einem andern zugedacht, und nahm ſich vor, den Ximenes nicht nur aus dem Beſitz derſelben zu treiben, ſondern auch zu beſtrafen. Wie hätte er, als Erzbiſchof von Toledo, der mächtigſte und reichſte nach dem König, vermuthen ſollen, daß ein armer Edelmann ſich ſeinem Willen widerſetzen würde? Jedoch geſchah es. Der Erzbiſchof wurde hierdurch ſo ſehr aufgebracht, daß er ihn in einen Thurm des Schloſſes zu Uceda, und, da er ſich auf keine Weiſe zur Reſignation ſeiner Pfründe bequemte, endlich in den Kerker nach Santorcaz, der für ruchloſe und rebelliſche Prieſter beſtimmt war, einſchließen ließ. Hier ließ ihn der Erzbiſchof von Zeit zu Zeit ermahnen, von ſeinem vorgegebenem Recht abzuſtehen, und beſtärkte ſeine Ermahnungen mit der Bedrohung eines noch ſtrengern Verfahrens. Aber Ximenes ließ ſich nicht bewegen, nur einen

Fin-

Finger breit von ſeinem Recht abzuweichen, und vertrieb ſich die Langeweile im Kerker mit Bücherleſen. Durch dieſe kaltblütige Gedult entwafnete er endlich den Zorn des Erzbiſchofs, und erhielt den ruhigen Beſitz ſeiner Pfründe. Alsdenn war er erſt fähig, friedlichen Vorſchlägen Gehör zu geben, und verwechſelte dem Erzbiſchof zu gefallen ſeine Würde mit jener der erſten Kapellaney der Dohmkirche zu Siguenza. Hier zeichnete er ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten durch ſeine Wiſſenſchaften und Klugheit ſo ſehr aus, daß ihn der daſige Biſchof und Kardinal Don Pedro Gonzales de Mendoza zu ſeinem General-Vikarius erwählte.

Aber die Beſchäftigungen dieſes Amtes waren mit zu vielen Zerſtreuungen und mit zu kleinen Gegenſtänden verknüpft, als daß ſein Geiſt, der ſich nach der ſtillen Einſamkeit und nach höhern Betrachtungen ſehnte, einen Geſchmack daran fände. Er entſchloß ſich deshalben aller Hofnung einer weitern Beförderung zu entſagen, und in den Franciſcanerorden zu treten. Dies geſchah im Kloſter S. Johann zu Toledo. Er fand aber in dieſem Kloſter die ſtille Einſamkeit nicht, die er ſich verſprochen hatte. Denn weil er einen ſehr ſtrengen Lebenswandel führte, und daher im Ruf der Heiligkeit ſtand, ſo überlief ihn eine Menge Menſchen beyderley Geſchlechts, die in Gewiſſensſachen Aufklärung und Beruhigung bey ihm ſuchten. Er begab ſich deshalben mit Erlaubniß ſeiner Obern in das viel einſamere Kloſter Caſtagnar, welches nicht weit von

Toledo mitten in einem Kaſtanienwalde liegt. Hier verdoppelte er die Strenge ſeiner Lebensart, ernährte ſich mit Waſſer und Kräuter, trug unter ſeinem Ordenskleid ein Hemd von Pferdehaaren, und weyhete ſich ganz der Betrachtung göttlicher und ewiger Dinge. So einſam dieſes Kloſter an ſich ſelbſt war, ſo ſuchte er ſich dennoch den Aufenthalt noch einſamer zu machen, indem er auf einem mit dickem Gebüſche bedeckten Hügel ſich eine Hütte bauete, wo er nach Weiſe der alten Anachoreten oft viel Tage nacheinander in tiefer Betrachtung der heiligen Schrift zubrachte. Dieſe ſchätzte er ſo hoch, daß er zu ſagen pflegte, er wäre bereit, alle ſeine Kenntniß der geiſtlichen und weltlichen Rechte für die Erklärung einer einzigen Stelle derſelben hinzugeben. Er genoß aber dieſer ſeligen Ruhe nicht ſehr lang. Denn ſeinen Gehorſam zu prüfen, ſchickten ihn ſeine Obern ins Kloſter Salceda, welches zwar eben ſo einſam liegt, als das vorige, für ihn aber wenigere Reitze hatte. Wenigſtens hat er ſich ſein ganzes Leben hindurch nach ſeiner Einöde zu Caſtagnar geſehnt.

Der Geruch ſeiner Heiligkeit bewog ſeine Mitbrüder, ihn zum Guardian des Kloſters Salceda zu wählen, er nahm aber dieſe Würde nicht an, bis ſie ihm unter dem heiligen Gehorſam aufgebürdet wurde. Unter Leuten, die zum Gehorſam gewöhnt waren, durfte er nur mit ſeinem eigenen Beyſpiel vorleuchten, um Sie in ſtrenger Kloſterzucht zu erhalten. Dieſes that

er,

er, und bezeigte ſich übrigens ſo liebreich und beſcheiden, daß er mehr ihr Freund als ihr Oberer zu ſeyn ſchien.

Indeſſen war der Kardinal Don Pedro Gonzales de Mendoza, der als Biſchof zu Siguenza Gelegenheit hatte, den innern Werth des Ximenes einzuſehen, zum Erzbisthum von Toledo erhoben worden. Dieſer gab der Königin Iſabella den Rath, ihn zu ihrem Beichtvater zu wählen. Dieſes Amt war von der größten Wichtigkeit, und einem Anachoreten wenig angemeſſen. Denn die Königin war gewohnt, in den ſchwerſten Angelegenheiten der Regierung ihren Beichtvater um Rath zu fragen, und dieſer war verbunden, dem Hofe jederzeit zu folgen. Ximenes willigte deswegen hart, und nur mit dem Beding ein, daß er nicht verbunden wäre, bey Hof zu erſcheinen, als wenn es der Königin gefiele, ihn zum Beichthören dahin zu berufen. Die Königin bewilligte nicht nur dieſes, ſondern wurde auch hierdurch ſo ſehr in der Hochachtung gegen ihn geſtärkt, daß ſie ihm ihr ganzes Zutrauen ſchenkte. Er erſchien bey Hofe nie anders, als in dem armen Aufzuge eines der ſtrengſten Anachoreten aus Aegypten und Thebais.

Kurz darauf wurde er von ſeinen Mitbrüdern zum Provinzial der Toletaniſchen Provinz erwählt. Dieſe Würde nahm er mit Vergnügen an, weil er hierdurch Gelegenheit erhielt, die verfallene Kloſterzucht wieder herzuſtellen, und unter einem löblichen Vorwand ſich

vom Hofe zu entfernen. Denn dieſes Amt verband ihn, die Klöſter der Provinz zu beſuchen.

Da er unter andern Klöſtern jenes zu Gibraltar beſuchte, kam ihn, wie ehedem ſeinen Ordensſtifter, die Begierde an, nach Afrika überzuſetzen, um daſelbſt von den Ungläubigen die Märtyrerkrone zu erhalten. Es mochte aber ſeyn, daß er zweifelte, ob dieſes ſeine Beſtimmung wäre, oder im Grunde Luſt hatte, länger zu leben, ſo ließ er ſich durch den Orakelſpruch einer berühmten Beſchweſter, die ihm weiſſagte, Gott habe ihn zu großen Dingen auserſehen, und es warten auf ihn in ſeinem Lande eben ſo viele Leiden, als er unter den Barbarn finden würde, davon abwendig machen. Am wahrſcheinlichſten aber wars der Befehl der Königin, nach Hof zu kommen, der ihn von ſeinem Vorhaben abhielt.

Es hatte ihn ſchon längſt verdroſſen, daß die ſogenannten Konventualen oder Minoriten von der ſtrengen Regel des heiligen Franciſcus abgewichen waren. Er nahm ſich vor, mit königlicher Unterſtützung ſie zu der Kloſterzucht der ſogenannten Obſervanten zu zwingen. Die Königin, welche vor einiger Zeit das nehmliche vergeblich verſucht hatte, verſprach ihm allen Beyſtand. Dies Unternehmen war nichts geringes. Es kam darauf an, den Minoriten ihre liegende Güter zu benehmen, ihre Freyheit einzuſchränken, ſie in rauhere Kutten einzuhüllen, zum Geiſſeln und Kaſteyen des

Lei-

leibes und zu einer viel härtern Lebensart zu zwingen, als diejenige war, zu welcher ſie ſich in ihrer Profeſſion verbunden hatten. Es war grauſam und ungerecht, eine ſchwerere Bürde aufzulegen, als man zu tragen ſich verpflichtet hatte. Zudem konnte man die Minoriten nicht ſo ſchlechterdings als regelloſe Mönche anſehen; denn ſie machen einen eigenen gelindern Zweig des Franciſcaner-Ordens aus, der ſeine eigene Konſtitutionen hat, die von mehrern Päbſten beſtätiget worden ſind. Nichtsdeſtoweniger unternahm er es als Provincial, und brachte es hernach vollkommen zu Stande, da er Erzbiſchof von Toledo war.

Er war zwey Jahr Provinzial, als im Jahr 1495. Don Pedro Gonzales de Mendoza Kardinal und Erzbiſchof zu Toledo ſtarb. Einige ſind der Meynung, er habe auf ſeinem Todtenbette der Königin Iſabella den P. Ximenes zu ſeinem Nachfolger empfohlen. Das Gewiſſeſte aber iſt, daß er der Königin, die ihn perſönlich beſuchte, den Rath ertheilt habe, einen Mann zu dieſer ſehr wichtigen Stelle zu wählen, der von Haus aus arm, und mit keinem mächtigen Geſchlechte des Königreichs verwandt wäre, und daß ihn die Königin wirklich dazu erwählt habe.

Er weigerte ſich ſechs Monate lang, dieſe Würde anzunehmen, und ſchien endlich, nur deswegen ſich dazu zu entſchließen, weil ihm der Pabſt ſchlechterdings zu gehorchen befahl. Da die Königin durch ſei-

nen Lebenswandel überzeugt war, daß dieſe Verweigerung aus einer aufrichtigen Verachtung weltlicher Ehre und Reichthümer entſprang, ſo ſah ſie es als ein groſſes Glück an, daß ein ſo würdiger Mann endlich einwilligte.

Aber der König Ferdinand, und diejenigen, welche ihr vornehmſtes Augenmerk auf die Vermehrung der königlichen Einkünfte richteten, hatten ganz andere Urſachen, ſich darüber zu erfreuen. Sie nahmen es als eine ausgemachte Sache an, der gute Bettelmönch würde ſich mit einem ſehr mittelmäßigen Theil der Erzbiſchöflichen Einkünfte befriedigen, und ſichs gefallen laſſen, daß das übrige zum Nutzen des königlichen Hauſes verwendet würde, zumalen da des Erzbiſchofs Einkommen ſo reich war, daß dadurch ſeine Macht dem Könige gefährlich ſeyn konnte.

Allein Sie betrogen ſich ſehr in ihrer Meynung. Der neue Erzbiſchof ließ ſich nicht das geringſte von ſeinen Einkünften nehmen. Er erklärte ſie für ein Zugehör der Armen, ſich aber für einen treuen Verwalter derſelben, in deſſen Gewalt es nicht ſtünde, das geringſte davon zu vergeben. Dieſe Willenserklärung eines Mannes, von deſſen Uneigennützigkeit man vollkommen überzeugt war, und dem es erlaubt war, der Königin zu ſagen, er danke ihr nicht für das Erzbisthum, ſondern bitte ſie nur, ihm die auferlegte Bürde tragen zu helfen, vereitelte alle Hofnung des geldbedürftigen Königs und ſeiner Kameraliſten.

Aber

und dieſe kummervolle Blike? Deine Schmeichler tragen indeſſen Seide, trinken Wein, ligen weich, ſchwimmen in lieblichen Gerüchen, und haben vergeſſen, daß jemals ein Timon war. Entehre dieſe Kleidung nicht, die dir das Anſehen und die Vorrechte eines Cenſors geben ſoll. Sey du izt ein Schmeichler, verſuch' es, dich nun durch eben dieſes fortzubringen, was dich zu Grunde gerichtet hat; beuge deine Knie, und laß den bloſſen Athem deſſen, dem du aufwarteſt, deine Müze vom Kopf herabwehen; erhebe ſeine lächerhafteſten Ausſchweiffungen, und nenne ſie vortreflich. So redte man mit dir; und du gabſt deine Ohren dazu her, den Bierwirthen ähnlich, die Schelmen und alles was zu ihnen kommt willkommen heiſſen. Es iſt höchſt billig, daß du ein Spizbube werdeſt; hätteſt du noch Vermögen, ſo würden Spizbuben es haben. Affectire keine Gleichheit mit mir, ſag ich dir!

Timon.

Wenn ich dir gleich wäre, ich wollte mich ſelbſt wegwerfen.

Apemanthus.

Du haſt dich ſelbſt weggeworffen, da du dir ſelbſt gleich warſt; ſo lang' ein Unſinniger, izt ein Narr! Wie? denkſt du, die kalte Luft, dein ungeſtümer Kammerherr, werde dir ein warmes Hemde reichen? Meynſt du, dieſe bemooſten Bäume, die den Adler überlebt haben, werden

Aber auch die Königin, die ihm das Erzbisthum verliehen hatte, mußte gleich vom Anfang seiner Regierung erfahren, daß sie es mit einem entschlossenen und unbeweglichen Mann zu thun hätte. Der verstorbene Erzbischof, dem eigentlich Ximenes den Grund zu seiner Erhebung schuldig war, hatte die Statthalterschaft von Caſorla, die dem Erzbisthum von Toledo gehört, seinem Bruder Don Pedro Hurtado de Mendoza verliehen. Dieſer hofte durch Empfehlung der Königin vom neuen Erzbischof in seiner Statthalterschaft bestätiget zu werden. Aber eben diese Empfehlung war die Ursache, warum jener die Bestätigung abschlug. Empfehlungen der Fürsten sind Befehle, sagte er, und verhindern die freye Wahl. Man solle ihm entweder zulassen, frey nach seinem Gewissen zu handeln, oder ihn in seine ruhigen Zelle zurückschicken. Diese freymüthige Antwort, die mit einigen vom Neid vergifteten Zusätzen der Konigin hinterbracht wurde, um sie wider den Erzbischof aufzubringen, bewirkte gerade das Gegentheil. Weil sich jedoch keine Klagen wider Don Pedro Hurtado de Mendoza fanden, so bestätigte er ihn unvermuthet in seiner Statthalterschaft.

Indessen fuhr er fort, als Mönch zu leben. Er trug sein gewöhnliches Ordenskleid. Sein Pallast sah einem Kloster gleich. Es wohnten zehn Mönche seines Ordens bey ihm, mit welchen er den Ordensregeln gemäß lebte. Es wurde wenig für seine Tafel verwendet. Alles übrige seiner Einkünfte war zum Kirchen-

bau, für die Armen, und zur Beförderung der Religion bestimmt.

Diese arme Lebensart wurde von seinen Feinden als ein Merkmal eines niederträchtigen Gemüths oder der Gleisnerey, und von vielen seiner Freunde als eine Erniedrigung der Erzbischöflichen Würde getadelt. Er ließ sich aber nicht davon abwendig machen, bis ihm vom Pabst Alexander VI. befohlen wurde, seinem hohen Rang gemäß zu leben. Alsdenn schickte er die Mönche nach und nach ins Kloster zurück, kleidete sich in Seiden, nahm eine Menge Bedienten an, und verwandelte seinen Pallast in eine glänzende Hofstatt. Er trug aber bis an sein Ende den Ordenshabit unter den seidenen Kleidern, die so kurz zugeschnitten waren, daß jener darunter hervorragte.

Die geistlichen und weltlichen Verordnungen, die er im Anfang seiner Regierung machte, sind überzeugende Beweise von seiner tiefen Einsicht. Die ersten sind von den berühmtesten Bischöffen in ihre Kirchsprengel eingeführt, und selbst vom Tridentinischen Kirchenrathe als allgemeine Kirchengesetze angenommen worden. Er war der erste, der befahl, in allen Pfarrkirchen einen Taufregister, worinn die Namen der Kinder, Eltern, und Taufpaten mit dem Jahr und Tage der geschehenen Taufe aufgezeichnet würden, und ein genaues Verzeichniß aller Seelen ihrer Pfarreyen zu halten. Den weltlichen Richterstühlen seines Kirchsprens-

ſprengels gab er unter andern ſehr nützlichen Geſetzen auch dieſes, in minder wichtigen Proceßhändeln beyde Partheyen zu hören, und ohne Schriften und Unkoſten beym erſten Verhör Recht zu ſprechen. In wichtigen Sachen ließ er zu, daß eine iede der Partheyen ihre Urſachen ſchriftlich vorbrächte, jedoch mit der Einſchränkung, daß eine jede auf der andern Einwendung nur einmal ſchriftlich antwortete, und höchſtens in 20 Tagen das Urtheil geſprochen würde.

Die Ungerechtigkeit verfolgte er, wo er ſie nur immer antraf. Ein Unterdrückter, der ſeine Zuflucht zu ihm nahm, konnte ſich gewiſſe Hofnung machen, bey ihm Schutz zu finden. Hieng die Sache von ihm ab, ſo ſchafte er ihm auf der Stelle Recht wider den ungerechten Unterdrücker. Stand aber dieſer unter königlicher Gerichtsbarkeit, ſo verklagte er ihn ohne alles Bedenken vor dem königlichen Thron, wäre er auch einer der größten und mächtigſten Herrn in Spanien.

Eine der größten Wohlthaten, die er dem Volke bewieſen hat, iſt die Abſchaffung des Zehnten von allen Sachen, die verkauft oder eingetauſcht wurden. Man hatte in einem Krieg wider die Saracenen dieſe Bürde dem Volk aufgelegt, und ſie war aus einer zeitlichen in eine immerwährende Abgabe verwandelt worden. Die ſie einforderten, thaten es mit einer unerträglichen Härte, und begiengen unter dem Vorwand, den Werth der Waaren falſch angegeben zu haben,

viele Räubereyen. Er ſtellte der Königin dieſes Unheil in ſeiner ganzen Größe vor, und auf ihren Befehl vermittelte er es auf eine ſolche Weiſe, daß weder die königliche Kammer, noch die Unterthanen dabey litten.

So ſehr er hier ſeine Menſchenliebe zeigte, ſo weit entfernte er ſich von derſelben in ſeinem harten Betragen gegen die Saracenen des neulich eroberten Königreichs Granata. Er hatte ſichs feſt in den Kopf geſetzt, ſie in kurzer Zeit zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. Die andächtige Königin Iſabella hatte ihm auch Vollmacht gegeben, alle Mittel, die ihm dazu bequem ſchienen, anzuwenden. Die Vernünftigſten unter ſeinen Freunden gaben ihm den Rath, mit der Bekehrung der Saracenen nicht zu raſch zu verfahren; Zeit und Umſtände würden ihre Religion zerſtören. Allein er war der Meynung, wo es auf das Seelenheil der Menſchen ankäme, müßte man keine Zeit verliehren. Deshalben both er nicht nur alle Geiſtlichen auf, dieſen Ungläubigen das Chriſtenthum zu predigen, ſondern erſchöpfte auch ſeine Einkünfte, um ſie durch Geſchenke zu gewinnen. Dies letztere Mittel gab dem Predigen und Katechiſiren ſo viel Kraft, daß gleich zu Anfang an einem Tage vier tauſend Saracenen auf einmal ſich taufen ließen. Die andern aber, die weder durch Zureden noch Geſchenke zum Chriſtenthum gebracht werden konnten, ließen ſich durch Bedrohungen und Strafen dazu verleiten. Nichts war natürlicher, als daß eine ſolche

Art

Art Proſelyten nur dem Schein nach Chriſten waren, und daß man ihre Verſtellung gar bald entdecken mußte. Mit dieſen wurden die Kerker der Inquiſition angefüllt, und ihre Kinder wurden ihnen mit Gewalt entriſſen, um ſie im Chriſtenthum zu erziehen.

Dieſes harte Verfahren verurſachte eine allgemeine Empörung zu Granata, in welcher die meiſten der getauften Saracenen die aufgedrungene Maske des Chriſtenthums abwarfen, und ſich mit ihren Glaubensgenoſſen, welche die Kerker der Inquiſition zerbrochen hatten, vereinigten.

Der Hof wurde über dieſe Nachricht ſehr beſtürzt, und die Feinde des Erzbiſchofs bedienten ſich dieſer Gelegenheit, deſſelben ſittlichen Charakter mit den ſchwärzeſten Farben abzuſchildern. Jedermann glaubte, ſein Fall wäre beſchloſſen, und gab ihm den Rath, den Hof zu vermeiden. Allein Ximenes, bey dem ein Erzbisthum zu Toledo und eine arme Franciſcaner-Zelle gleich viel waren, trug nicht nur kein Bedenken, vor der Königin und dem König zu erſcheinen, ſondern unterſtand ſich auch, mit dem Eifer eines geflammten Seraphins ſeinem Verfahren den Anſtrich der Heiligkeit zu geben, und bewirkte ſo viel, daß ihm beyde Majeſtäten gleichſam dankten, Sie in Gefahr geſetzt zu haben, das mit vieler Müh erworbene Reich Granata auf dieſe Weiſe zu verlieren. Dabey zeigte er ihnen noch handgreiflich dieſen gewonnenen Vortheil, daß man nun die empör-

empörten Saracenen als Beleidiger der Majeſtät mit dem Tod beſtrafen könnte, wofern ſie ſich weigerten, die chriſtliche Religion anzunehmen. Mit dieſer Ordre gieng er nach Granata zurück, und bekehrte damit alle Einwohner zum Chriſtenthum.

Damit dieſe vortrefliche Proſelyten die Meſſe, die Kirchengeſänge, und die heilige Schrift verſtünden, ſo war des Erzbiſchofs zu Granata Meynung, man ſollte dieſelben, zu ihrer Erbauung, ins Arabiſche überſetzen. Aber Ximenes widerſetzte ſich dieſem Vorhaben mit allen Kräften. Das Wort Gottes würde hierdurch in Gefahr gerathen, übel ausgelegt und verächtlich zu werden. Eine arabiſche Ueberſetzung würde dem Willen Gottes zuwider ſeyn, welcher das Wort Gottes in keiner anderen Sprache, als worinn der Titel über das Haupt des ſterbenden Heilandes geſchrieben war, geoffenbart wiſſen wollte. Der unwiſſende Pöbel verehrte nur unbekannte Geheimniſſe, und die weiſeſten Völker hätten zu allen Zeiten die Geheimniſſe ihrer Religion vor den Augen des Pöbels verborgen. Dieß waren die Urſachen des Ximenes, die über das gute Vorhaben des geſagten Erzbiſchofs ſiegten.

Aber im Schneegebirge über Granata ſaß noch ein Neſt voll Saracenen, die ſich wider das aufgedrungene Chriſtenthum empörten. Auch dieſe wurden mit der Peitſche in den Schafſtall Chriſti getrieben. Da ſie der König Ferdinand mit den Waffen zum Gehorſam gebracht,

bracht, und es ihnen freygeſtellt hatte, in Zeit von drey Monaten entweder Spanien zu verlaſſen, oder die Taufe anzunehmen, erwählten ſie lieber dieſes, als Haab und Guth zu verlaſſen, und mit ihren Weibern und Kindern ins Elend zu ziehen.

Wenn die Vorſchrift, die Ximenes den nach Weſtindien geſchickten Mißionären gab, nach den nehmlichen Maximen eingerichtet war, ſo müſſen ſie daſelbſt eine eben ſo erbärmliche Bekehrung bewirket haben. Jedoch brachten ſie hier und da ſo viel zu wege, daß dem grauſamen Niedermetzlen der armen Amerikaner Einhalt gethan wurde. Ich weiß aber nicht, was ärger ſey, einem des Geldes wegen, oder aus Begierde, eine Religion aufzudringen, das Meſſer an die Kehle ſetzen.

Damals war die Gelehrſamkeit der Spanier in ſchlechten Umſtänden. Ximenes wollte auch hierinn ſeiner Nation nützlich ſeyn, und ſtiftete im Jahr 1500 zu Alcala eine Univerſität. Sie wurde von den Päbſten Alexander VI. Julius II. und Leo X. mit Bullen beſtätiget, von ihm aber mit prächtigen Schulgebäuden, mit reichen Einkünften, und mit guten Lehrern verſehen. Seine vornehmſte Abſicht war, gute Gottesgelahrte zum Dienſt der Kirche zu bilden. Zu dieſem Endzweck ließ er die Bibel in hebräiſcher, griechiſcher, chaldäiſcher und lateiniſcher Sprache zum Druck befördern, ein Unternehmen, welches ihm 50000 Speciesthaler koſtete. Denn er ſchafte aus allen Ecken der

Welt

Welt geſchriebene Codices herbey, nach welchen die Fehler der bisherigen Ausgaben der Bibel gebeſſert würden, und zu dieſer Arbeit berufte er einige der geſchickteſten Männer ſeiner Zeit, als da ſind Demetrius von Kreta, Anton von Nebriſſa, Lopez Aſtuniga, Ferdinand Pintiano, Alphons von Alcala, Paul Coromel, und Alphons von Zamora. Dieſe brachten das Werk in Zeit von 15 Jahren durch eine unausgeſetzte Arbeit zu Stande.

Die Stadt Alcala ſchien ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben. Es war ihm noch nicht genug, daſelbſt eine Univerſität geſtiftet zu haben, er verbeſſerte auch die öffentlichen Gebäude, ließ die Landſtraßen, die dahin führen, pflaſtern, und die feuchten Gegenden austrocknen.

Im Jahr 1504. ſtarb die Königin Iſabella, und ernannte ihn zum Executor ihres Teſtaments, welches ohne Zweifel ſeinen Rathſchlägen gemäß eingerichtet war. Sie hinterließ eine Tochter des Namens Johanna, welche mit Philipp, Erzherzoge von Oeſterreich, vermählt war. Dieſe erbte das Königreich Kaſtilien, und ihr gehörte die Regierung nach dem Tode ihrer Mutter. Weil ſie aber blödſinnig war, und Philipp der ſich mit ihr in den Niederlanden befand, wenige Neigung gegen die Spanier überhaupt, und gegen ſeine Gemahlin insbeſondere, bewieſen hatte, ſo hatte Iſabella ihren Gemahl Ferdinand, König von Ara-

Aragonien, zum Regenten ernannt. Weil aber die Großen des Reichs dem Könige nicht gewogen waren, und den Erzherzog Philipp zur Rechenschaft aufforderten, so verlangte dieser, der König sollte sich in sein eigenes Königreich zurückziehen. Da aber derselbe sich Kraft des Testaments seiner Gemahlin berechtigt zu seyn glaubte, die Rechenschaft in Händen zu behalten, so schloß der Erzherzog einen Traktat mit dem Könige von Frankreich, den Regenten mit vereinigten Kräften aus Kastilien zu vertreiben. Alle seine Schritte zu belauren, und die Großen des Reichs wider ihn noch mehr aufzuhetzen, hatte Philipp zween Bothschafter nach Segovien gesandt, wo sich damals der Hof aufhielt.

In diesen krittischen Umständen bewies Ximenes, was ein entschlossener großer Mann über kleine Geister vermag. Ehe sichs die Bothschafter, die täglich mit den Großen in Konferenz waren, und der König Ferdinand selbst versahen, erschien Ximenes zu Segovien in einem Privathause, und ließ sogleich die Bothschafter auffordern, ohne Verzug zu ihm zu kommen, er hätte ihnen Sachen von der größten Wichtigkeit zu eröfnen. Die Bothschafter waren eben im Begrif, mit einigen Großen das Mittagmahl zu nehmen, und liessen ihm sagen, nach Tische würden sie ihm aufwarten. Aber Ximenes drang noch einmal in Sie, sich auf das schleunigste bey ihm einzustellen; die Sache litte keinen Augenblick Aufschub. Sie fühlten auf einmal das

ganze

ganze Gewicht des Mannes, mit dem Sie es zu thun hätten, und gehorchten ihm, ob sie gleich auf keine Weise von ihm abhiengen. Er sprach mit so vieler Klugheit und Stärke von den unruhigen Köpfen, die den Erzherzog wider seinen Schwiegervater aufhetzten, und schilderte ihnen das Unrecht seines wider ihn gefaßten Mißtrauens so lebhaft ab, daß es sie herzlich gereuete, sich mit den Großen in einiges Verständniß eingelassen zu haben. Darauf nahm er einen noch viel ernsthaftern Ton an, und sagte ihnen, sie möchten sogleich einen Courier an ihren Herrn abfertigen, und ihm wissen lassen, daß, wofern er den in Verhaft genommenen Bothschafter des Königs nicht sogleich in Freyheit setzte, und sich mit seinem Schwiegervater friedlich betrüge, er und seine patriotischgesinnten Freunde sich mit demselben verbinden, und mächtig genug seyn würden, ihm den Eingang in Spanien zu versperren. Der Erzherzog wurde durch die Entschlossenheit des Erzbischofs bewogen, die Regentschaft, wenigstens bis zu seiner persönlichen Ankunft, in Ferdinands Händen zu lassen.

Im Jahr 1506. kam Philipp selbst mit seiner wahnwitzigen Gemahlin Johanna nach Spanien, und übernahm nicht nur die Regierung, sondern auch den königlichen Titel. Er ließ sich aber von seinem ersten Staatsminister, Don Manuel, einem geschworenen Feinde Ferdinands und des Erzbischofs, in allen Dingen regieren. Dieser machte sich und seinen Herrn durch sein stolzes und übermüthiges Betragen bey Großen und

Klei-

wie Pagen hinter dir hertreten, und dir auf einen Wink zulauffen? Wird der kalte, mit Eis candirte Bach dir ein Cordial zum Frühstük geben, um die Unverdaulichkeit der gestrigen Nachtmahlzeit zu verbessern? Ruffe den nakten Geschöpfen, die der rauhen Witterung, und den kämpfenden Elementen ihre unverwahrten Rümpfe entgegen bieten; befehl ihnen, dir zu schmeicheln; o, du wirst finden --

Timon.

Daß du ein Narr bist; zieh' ab.

Apemanthus.

Du bist mir izt lieber als jemals.

Timon.

Und du mir desto verhaßter.

Apemanthus.

Warum?

Timon.

Du schmeichelst der Dürftigkeit.

Apemanthus.

Ich schmeichle nicht; ich sage nur, daß du ein elender Tropf bist.

Timon.

Warum suchst du mich auf?

Apeman-

Kleinen verhaßt, ohne daß jemand das Herz hatte, etwas wider ihn zu wagen. Ximenes allein nahm sich vor, ihn bey erster Gelegenheit zu stürzen.

Diese ereignete sich, als derselbe sich unterstand, die Abgaben der Seide von Granada, welche Kraft des Testaments der verstorbenen Königin dem König Ferdinand gebührten, in Pacht zu geben. Der Pachtkontrakt, welcher vom König Philipp unterzeichnet war, fiel dem Erzbischof in die Hände. Er zerriß ihn in Stücken, und gieng geradewegs zum Könige, die Unverschämtheit des Mannes, der ihn zu einer so offenbaren Ungerechtigkeit verleitete, anzuklagen. Dieses that er mit solchem Nachdruck, und schilderte ihm die Gefahr, die Zuneigung seiner Unterthanen durch die unbesonnenen Rathschläge seines Ministers zu verlieren, so lebhaft ab, daß ihn der König um Vergebung bat, und von Stund an nichts Wichtiges ohne sein Gutheißen unternahm.

Er starb aber noch in dem nemlichen Jahre, da sein Sohn, der Erzherzog Karl, noch ein Kind, und seine blödsinnige Gemahlin mit dem zweiten Sohne Ferdinand schwanger war. Es war also nöthig, einen neuen Regenten zu wählen. Nach dem ordentlichen Lauf der Sachen hätte die Wahl auf den König Ferdinand fallen sollen. Aber die Großen des Reichs haßten ihn, und da auch Keiner unter ihnen dem Andern so viel Macht anvertrauen wollte, so fiel die Wahl auf

Ximenes, von deſſen Treue und Uneigennützigkeit ſie verſichert waren, ob ſie gleich ſeine Strenge fürchteten. Es ſcheint aber, er habe dieſe Würde nur deßwegen angenommen, um ſie je eher je lieber dem König Ferdinand in die Hände zu ſpielen.

Nun glaubte der Adel alles ungeſtraft unternehmen zu können; denn ſie trauten dem neuen Regenten ſo viele Geſchicklichkeit und Macht nicht zu, ihnen zu widerſtehen. Aber Ximenes errichtete ſogleich durch einen Venetianer, Namens Vianelli, ein Regiment Soldaten, vermehrte die Königliche Leibwache, und ließ ſie täglich in den Waffen üben, damit er im Nothfall jedem Aufrührer den Zügel anlegen könnte. Mit dieſen und andern Königlichen Truppen, die in den Städten in Beſatzung lagen, vereitelte er die Empörungen, die ſich hier und da entſpannen, und zwang einen jeden zur Beobachtung der Geſetze.

Endlich kam der König Ferdinand 1507 aus ſeinem Königreich Neapel zurück, und Ximenes übergab ihm die Regentſchaft, wozu ihn indeſſen die Königin, ſeine Tochter, ernannt hatte. Dagegen ſetzte der König dem Erzbiſchof den Kardinalshut auf, den er ihm vom Pabſt Julius II. ausgewürkt hatte, und machte ihn zum Oberhaupt der Spaniſchen Inquiſition.

J.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

III. Ge-

III.

Geſchichte des Herrn Oheims.

(fortgeſetzt von S. 172. No. 2. §. 3.)

IV.

Als der junge Oheim vom Acker kam, that er mir den Vorſchlag heute Mittag bey dem Pfarrer zu eſſen. Wir wollen nach dem Dorfe, ſagte er: Sie müſſen doch einmal nach Ihrem Braunen ſehen, und nach Tiſche nehmen wir den Pfarrer mit zu uns zurück, damit er Ihnen ſeine Pflanzungen auf unſerm Gute zeigt. Unterwegs fielen allerley Geſpräche. Ich fragte ihn: ob er wohl das Herz hätte auf dieſe Art ſein Leben auf dem Lande zuzubringen? — Das iſt ohngefähr eben ſo, als wenn ſie den Fiſch fragten, ob er ſein Leben im Waſſer zuzubringen gedächte. — Sie haben, dünkt mich, die Annehmlichkeiten des Stadtlebens noch nicht gekoſtet, verſetzt' ich ihm, und ich wollt' es Ihnen auch in Ihrem jetzigen Alter nicht rathen. Es könnte auf Ihr ganzes künftiges Leben gefährliche Folgen haben. Ob ich ſie je koſten werde, das, dünkt mich, iſt entſchieden, gab er zur Antwort. Mein Vater muß nicht ganz ihrer Meynung ſeyn, dann ſonſt hätt' er mich nicht, und zwar gerade in der Karnevalszeit nach der

Stadt geſchickt. Vergangnen Winter noch hab' ich meine letzte Probe beſtanden. Und wie lief dieſe ab? Das kann ich Ihnen kurz erzählen. Meiner Mutter Bruder iſt geheimer Hofrath in S., lebt auf einem ſehr glänzenden Fuß, und hat zwey Söhne, und auch zwey erwachſene Töchter, mit denen ich Bekanntſchaft machen ſollte. Als ich ankam, war es Nacht. Ich ſtellte meine Pferde ins Wirthshaus, und ließ mir durch Philippen meinen Mantelſack nachtragen. Wir ſuchten lange im Hauſe, bis wir endlich an die Geſindeſtube kamen. Hier fanden wir Kutſcher, Laquay, Hausmagd und Köchin, nebſt einigen andern Purſchen aus der Nachbarſchaft über einer Art von Gaſtmahl, und erfuhren, daß die junge und alte Herrſchaft auf einen großen Bal paré ſey. Der Bediente ſtürzte aus der Stube, führte mich und meinen Mantelſack in einen ſehr ſchön meublirten Saal, der kein Feuer, aber viele herrliche Mahlereyen und Kunſtwerke zeigte. Er verließ mich mit vielem Reſpekt, und verſicherte mich, daß er ſeiner Herrſchaft ſogleich Nachricht von meiner Ankunft geben würde. Nachdem ich während einer Stunde Zeit gehabt hatte alles bis auf die Fußteppiche zu bewundern, und indeſſen meines Philipps Schickſal beneidete, der in der warmen Geſindeſtube ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte — kam ein junger Herr angefahren in einem ſchwarzſammtnen Kleide mit roſenfarbnem Atlaß gefüttert, und einer reichen goldnen geſtickten Epaulette, — der mich mon Couſin nannte. Er embraßirte

braßirte mich mit einer ſonderbaren Wärme, verſicherte mich, daß ich Eſprit hätte, gerade zu der beſten Zeit gekommen zu ſeyn, daß man ſchon ſeit acht Tagen auf mich gewartet habe, und daß ich ja recht lange bey ihnen bleiben ſollte. Er beſtand darauf, daß ich mich chauffiren, und mit ihm zurück auf den Bal fahren ſollte. Sie ſind auf einmal an den ganzen Beaumonde präſentirt, und eine ſolche Gelegenheit Connoiſſancen zu machen kommt nicht ſo bald wieder. Ich hatte indeſſen ſo viel Beſinnung, daß ich blieb wo ich war, und daß ich um nichts bat, als um ein Zimmerchen, wo ich die Erlaubniß hätte, die Nacht zuzubringen. Als mon Couſin ſah, daß nichts mit mir anzufangen war, gieng er mit eben derſelben Wärme von Embraſſaden zurück auf ſeinen Bal, und ich blieb zu Hauſe. Man führte mich in ein artiges Zimmerchen unterm Dache, das geheizt war, und nach einer guten Stunde kam der Bediente mit zwey Wachskerzen und ſagte: Monſieur eſt ſerui. Ich mußte ihm zwey Treppen hinunter in den Speiſeſaal folgen, wo ein ſehr artiges Souper für mich fertig ſtand. Der Bediente ſtellte ſich mir gegen über, um auf das Winken meiner Augbraunen acht zu haben; da ich aber nur von einem Gerichte aß, ſo hatte er auch nicht einmal Gelegenheit, ſeine Schuldigkeit zu thun, und Monſieur zu bedienen. Mir fiel auf einmal in dem weiten Saal meine Einſamkeit aufs Herz; meine Phantaſie verwandelte den Laquayen in einen Kammerherrn, und ich ſah das

Elend das den Fürſten drückt. Oede um ſich, niemand ſeinesgleichen neben ſich, und die Ausſicht in ein Dienergeſicht —

Als ich wieder zurück auf mein Zimmer war, ſchien ich mir von der ganzen Welt abgeſchnitten, und niemand zu haben als meinen Mantelſack. Die Pferde aufzuſuchen wars zu dunkel, und zu weit nach dem Wirthshaus, und Philipp war längſt zum Abfüttern weggegangen. Ich legte mich zu Bette, konnte aber nicht ſchlafen, ob ich gleich Bewegung gehabt hatte, wie die Stadtleute ſagen. Ich konnte den Tag nicht erwarten. Als er endlich kam, ſtand ich auf, zog mich an. Mein zurückgeſtrichnes Haar war bald in Ordnung; ich puderte es auch dießmal, und als ich mich im Spiegel erblickte, mußte ich über dieß erſte Opfer lachen, das ich dem Stadtwohlſtande brachte. Nachdem ich lange mein Zimmerchen in die Breite und in die Länge mit großen Schritten gemeſſen hatte, kam mein Oncle. Ich hatte ihn ehedem als Knabe gekannt, er empfieng mich auch ganz freundſchaftlich ſo weit es die große Kluft erlauben wollte, die zwiſchen ſeiner Art zu leben und der unſrigen befeſtigt war. Er führte mich zu meiner Tante, deren Figur ich mir aber nicht ſogleich wieder erinnern konnte, weil ſie in den 12 Jahren, ſeit ich ſie nicht geſehen hatte, ungleich jünger geworden war. Denn ſie war ganz wie ein Mädchen von 17 Jahren angezogen, und wenn es nicht heller Tag geweſen wäre, ſo hätte ich ſie als eine meiner Cou-

ſinen

ſinen bewillkommt. Ob es gleich gegen 10 Uhr war, ſo wartete man doch mit dem Dejeuné auf die jungen Damen, die endlich doch nicht erſchienen, und ſich auch nicht entſchuldigen ließen, weil ſie noch ſchlieffen. Von den Vettern kam noch der Lieutenant, der ſich nach einem tiefen Compliment gegen über an den Tiſch ſetzte, und ſein Filet, das er in der Hand gebracht hatte, zu arbeiten anfieng. Der andere, den ich geſtern geſehen hatte, der Regierungsaſſeſſor, war auf die Reitbahn gegangen. Man überlegte hin und her, wie man mir den Tag über angenehm machen wollte. Erſtlich ſollte ich in der Donnerſtagsſocietät präſentirt werden. Nachher aber entſchied mein Oncle, daß ich den Nachmittag dem Leibmedikus S—l eine Viſite machen, ſein Naturalienkabinet ſehen, und den Abend mit in die Comödie gehen ſollte. Ich proteſtirte vergebens, daß ich nur gekommen wäre, meine Verwandten zu ſehen, daß es mir nirgends beſſer ſeyn könnte als bey ihnen. Es half nichts, man wollte ſo viel Luſtbarkeit in mich pfropfen, als das Zeug halten mochte; und man hielt es für ſündlich, mich als einen Stockfiſch wieder nach Hauſe zu ſchicken. Kurz vor Tiſche erſchienen die jungen Damen. Sie waren chauſsirt und angezogen wie Solotänzerinnen. Allein ſuperne hatten ſie ihre Reize noch nicht entfaltet. Ich hatte mein Leben nicht ſo viel Puder und Pommade beyſammen geſehen, und ihre Wangen ſahen aus wie der Himmel an einem ſchönen Frühlingsabend, wenn er mit langen Purpurſtreiffen

ſpielt. Der Eßig von geſtern Abend hatte ſich etwas verlauffen, und man hatte aus Raffinement, oder Gott weiß warum, noch keinen neuen aufgelegt. Die älteſte trat dichte auf mich zu, und fragte mich: ob ich nichts vom Stallgeruch an mir hätte? Man fragte mich nach meiner Schweſter, und ob ihr denn mein Vater gar keine Maitres geben wollte? Ob ſie nicht melancholiſch würde? Und ob wir denn gar keine Societät hätten? Der Lieutenant fragte mich: ob wir auch die hohe Jagd hätten? was mein Pferd für ein Landsmann wäre? Meine Tante frägte: was wir für Lektür hätten? ob mein Vater auf die Phyſiognomik ſubſcribirt habe? ob wir auch den teutſchen Merkur und das Muſeum hielten?

Bey Tiſche hatte man mich zwiſchen die beyden jungen Damen geſetzt, die mich mit Höflichkeiten obruirten. Ich verſtund nicht das mindeſte davon, konnte alſo auch nicht betreten darüber werden, wie ſie berechnet hatten daß ichs ſeyn würde. Aus den Bemühungen der Brüder, die Schweſtern zu bedienen, merkte ich doch am Ende ſo viel, daß ich ſehr gefehlt, und den Senff, und die Gurken, und den Salat u. ſ. w. nicht zu rechter Zeit an meine Nachbarinnen präſentirt hatte. Man war indeſſen ernſtlich bemüht, wie jeder Höhere den Niedern, mich à mon aiſe zu ſetzen. Man ſprach wenig vom geſtrigen Bal, und der Regierungsaſſeſſor berührte, nur im Vorbeygehn, den Springer, und den Siebenbürger Wildfang, den er heute geritten hätte. Hin-

gegen

gegen war von nichts als der Landwirthſchaft die Rede, vom reinen Ertrag, u. dergl. Der Aſſeſſor fand unſern Viehſtand viel zu klein, und wunderte ſich ſehr, daß wir nicht Klee und Krapp bauten, und warum wir nicht des Herrn Ellis Säepflug eingeführt hätten. Ich machte verſchiedene Verſuche hierauf zu antworten, und wollte von dem Vortheil und Nachtheil jeder Bauart etwas vorbringen: allein man gab ſo wenig acht auf das was ich ſagte, und that nach Herren-Art ſo ſchnell wiederholte Fragen an mich, daß ich wohl ſahe, es war ihnen nicht um meine Antwort, ſondern um Gelegenheit eine neue Frage anzubringen, zu thun.

Nach Tiſche merkte ich beym Kaffee, aus der Kälte womit man mir begegnete, daß man mich für ein ganz unbrauchbares Subjektum hielt, aus dem nicht einmal ein Ridicüle zu ziehen wäre. Kurz, ich hatte die Ehre für ſtupid zu paßiren, und man hielt des Vaters Einfall doppelt für herrlich, mit mir zuerſt in der Komödie zu debütiren, wo es weiter nicht viel zu ſagen hätte. Der Aſſeſſor begleitete mich indeſſen mit freundſchaftlichem Mitleiden zum Leibmedikus S—l. Ich kam bald mit dieſem verdienſtvollen Manne von unſerm Pfarrer zu ſprechen, und er verſicherte mich, daß er vielleicht ſo wenig als andre gewußt hätte, daß ein ſolcher Mann in der Nähe exiſtirte, wenn ihn Hr. Scopoli, mit dem er in Correſpondenz ſteht, ihm nicht von Padua aus bekannt gemacht hätte. Er hat eine treffliche Kräuterſammlung, beſonders an Mooſen, Flechten

und Farrnkräutern alles was ſeine Gegend hervorbringt. Er wieß mir verſchiedne, wo er den Ritter Linnee und unſern Dillenius nicht mit einander vereinigen konnte. Ich gab ihm nach meinen Kenntniſſen Recht, und beſtärkte ihn in ſeinen Zweifeln gegen den Ritter. Der gute Mann ward warm, und embraßirte mich zu verſchiedenenmalen. Mein Herr Vetter der Aſſeſſor ſaß ganz betäubt, da er hörte, daß ein Pfarrer auf dem Lande ein großer Mann ſeyn ſollte, daß ſein Vetter etwas wußte das er nicht verſtund, und daß der alte rechtſchaffene Leibmedikus ſich über meine Erſcheinung ſo herzlich freuen konnte,

Ich gieng ſehr ungern zur Comödie: allein es gefiel mir beſſer als ich vermuthet hatte. Es war eine Art von weinerlicher Comödie mit Geſang. Die große Verſammlung Menſchen von allen Ständen und Altern beyſammen zu ſehen, that meinen Augen wohl; und ſie ſchienen mir meiſt alle recht gutherzige Leute zu ſeyn, wenn ich ſah, wie ſie auf einen Locus communis lauerten, und das dürftigſte Sentiment mit lautem Händeklatſchen bewillkommten. Es geht dabey zu wie bey ihren Dejeunés und Collationen — nach dem Hunger zu urtheilen, ſolte man denken, ſie hätten in 24 Stunden nicht gegeſſen; und ſo iſt auch kein Volk wie ſie, das ſich von Morgens bis in die Nacht mit Gefühl vollpfropft, und immer doch ſo leer davon iſt daß es zu allen Zeiten darnach ſchnappt. Bey Tiſche ward ich ſehr examinirt, wie mir die Comödie gefallen hätte.

Das

Apemanthus.

Um dich zu ſcheeren.

Timon.

Das iſt immer die Verrichtung eines Böſewichts, oder eines Narren. Däucht ſie dir kurzweilig?

Apemanthus.

Ja.

Timon.

Was für ein Schurke du biſt!

Apemanthus.

Wenn du dieſen ſchwermüthigen kalten Habit angezogen hätteſt, deinen Stolz zu züchtigen, ſo hätteſt du wol daran gethan; aber du thuſt es aus Noth; du würdeſt ein Stuzer ſeyn, wenn du nicht ein Bettler wäreſt. Freywillige Armuth überlebt ungewiſſes Wohlleben; dieſes wird immer gefüllt und doch nie voll, jenes erreicht ſeinen höchſten Wunſch auf einmal; der glüklichſte Stand iſt mißvergnügt, der elendeſte zufrieden. Du ſollteſt zu ſterben wünſchen, weil du in einem ſo armſeligen Zuſtand biſt.

Timon.

Nicht weil mir's einer ſagt, der noch armſeliger iſt. Du biſt ein Sclave, den das Glük nie mit zärtlichen Armen an ihre Bruſt drükte; ſondern zu einem Hund gebohren.

Das Stück, ſo ſchlecht es war, war wie mich däuchte von den Akteurs nach beſtem Wiſſen und Willen geſpielt worden. Gut konnt' ichs nun einmal nicht finden: allein es intereſſirte mich auch wieder zu wenig, als daß ichs hätte für ſchlecht ausgeben ſollen. Die beyden jungen Damen hatten erſtaunend viel über die Aktion zu ſagen, wovon ich aber nichts verſtund, weil mir die erſten Begriffe dazu fehlten. Ich ſaß da, und aß eben über Vermögen von allem, was mir angeboten ward, aus Angſt ich möchte etwas Unziemliches über die Dramatiſche Kunſt vorbringen. Die älteſte Tochter behauptete, die Liebhaberin hätte ganz und gar ihre Rolle verfehlt, und nach Tiſche wollte ſie zeigen, wie's eigentlich hätte anders ſeyn ſollen. Bis das Deſert aufgehoben war, unterhielt mich indeſſen meine Tante von allen Stucken, die die letzten zwey Winter von ihrer Familie waren aufgeführt worden, und nannte mir von dem Fürſten bis auf den Kabinetsſekretär alle Cavaliers, die jedesmal Zuſchauer geweſen waren. Ich muß geſtehen, ich erſtaunte als meine Couſine auftrat. Sie hatte kaum das letzte Stückgen Piſcuit hinunter, ſo gerieth ſie in eine Leidenſchaft von verzweifelter Liebharin, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und ihr Bruder, der Leutenant, der das Buch in der Hand hatte und den ſie anredete, ſtörte mich im geringſten nicht in der Illuſion. Sie gieng von Angſt und Wuth zur Schmeicheley über, als wenn ſie einen Teller gewechſelt hätte; es fiel mir aber doch ein paarmal

heiß

heiß aufs Herz, wenn ich bedachte, was das Mädgen für ein angebohrnes Talent zur Verſtellung haben müßte. In dieſer meiner Dumpfheit gieng ich auf mein Zimmer, und war ſo voll von allem was Geiſt und Leib für dieſen Tag, über die Gebühr, empfangen hatte, daß ich nicht ſchlafen konnte.

Den andern Morgen ward ich zu einem andern Schauſpiel heruntergerufen, das nicht weniger neu für mich war. Jedermann war früh friſirt, und mit ganz beſonderm Geſchmack zum Dejeuné gekleidet. Denn jede Tagszeit hat hier ihre Art ſich zu kleiden. Es hieß wir wolten in meines Onkles Garten frühſtücken. Der Wagen mußte zu drey verſchiednenmalen abgehen, um uns alle abzuholen, denn es ſtellten ſich noch einige Frauenzimmer aus der Nachbarſchaft ein. Ich ſtellte mir nichts weniger vor, als daß die Fête meinthalben gegeben würde. Es war indeſſen nicht anders. Man führte mich und meine Geſellſchafft in ein artiges Gartenhaus, aus dem ich einen ſchönen Proſpekt entdecken konnte. Ich hörte von allen Seiten, lachen, rufen u. ſ. w. ohne daß ich jemand ſah. Indem kam mein Vetter geſprungen, riß die Fenſterläden von der andern Seite des Gartens auf, und entdeckte mir das Geheimnis. Hinter dem Haus war eine Laube von jungen lebendigen Fichten zuſammengeflochten, in der eine große Geſellſchaft Frauenzimmer bey Caffee, Schocolate und allem was zu einem Stadt-Dejeuné gehört, laut wurden. Vor ſich hatten ſie eine ſogenannte Winter-

wieſe,

wieſe, die aus einem Stück Pimpernell beſtund, und ſich hinten in einem großen gefrornen Teich endigte, der mit einem Dutzend der beſten Schrittſchuhlaufer von allen Seiten befahren ward. Ich muß geſtehen, das Schauſpiel kam mir ganz unerwartet. Man nöthigte mich die Geſellſchaft zu beſuchen. Als ich hineintrat, bewunderte ich den Tiſch, wo man durch Vorhänge die Feuerkäſtgen und Fußſäcke maskirt hatte, um die Illuſion aufrecht zu erhalten. Aus dem Aufmerken Aller beobachtete ich ſogleich, daß Ich und meine Geſtalt das große Gerichte war, das heute zum Beſten gegeben wurde. Sie ſchlichen um mich her, beſahen mich von oben bis unten, machten mir alle beynahe dieſelben Fragen und dieſelben Höflichkeiten. Am Ende ließ ich mich bereden Schrittſchuh anzubinden. Dieß war eine Natur, die ſie noch nicht geſehen hatten, und es lief zu ihrer großen Satisfaktion ab. Meine Ungeſchicklichkeit war complet; da michs aber in Schweis ſetzte, und ſie mich mit Fragen auf dem Eiß nicht incommodiren konnten, ließ ichs gehen. Als ich meine Schuldigkeit gethan hatte, rief mich eine ältliche Dame zu ſich, und bat mich, zu ihr und ihren Töchtern in den Wagen zu ſteigen, der an der Seite hielt, damit ich mich nicht erkälten möchte. Ich ließ mich bereden, dachte aber nicht was mir bevorſtund. Als die Gläſer aufgezogen waren, befand ich mich unter drey zärtlichen Verehrerinnen der ſchönen Natur und des Landlebens. Was ſind ſie vor ein glücklicher Mann, Herr Oheim,

rüfte die älteste Tochter aus, daß sie Gottes Natur rund um sich haben, da wir armen Menschen um ein Stückchen Himmel zu sehen, eine halbe Meile vors Thor müssen? Was muß der Mondschein an ihren großen Eichen und Buchen für Wunderwerke hervorbringen, da er uns schon an unsern viereckten Häusern und den geschornen Lindenbäumen dahinreißt! — Ach ihre Schwester muß ein zärtliches Herz haben! Sie haben doch auch Teiche und Bäche? Ach wer doch unter dem Schatten der herüberhangenden Weiden ein Liedchen an den Mond singen dürfte! Aber eine sympathetische Seele muß man dabey haben — Da ist doch ihre Schwester sehr zu bedauren wie ich höre, so ganz einsam! Ich antwortete: sie hat ihren Vater und Mutter, und wenn wir nichts zu thun haben, sitzen wir eben alle beym Feuer in der Küche beysammen: Die Weiber spinnen, und der Vater und ich lesen auch zuweilen Eins. Kommt denn kein Mensch, fragte die andre Demoiselle, den ganzen Winter über zum Veilliren bey Sie? — Ich wollte eben antworten: der Knecht und die Mägde — als ein junger Herr den Schlag öffnete, und, als die vierte Person, zu uns in den Wagen sprang. Dieser war von meinem Vetter instruirt worden, daß ich ein großer Naturkündiger sey, und, da er selbsten ein großer Physikus war, so freute er sich, in mir einen zweyten zu finden. Er fragte mich: ob ich schon die große Electrisirmaschine auf dem Observatorio gesehen hätte? ob wir uns des Hygrometers des Herrn de Luc nach

der

der neuſten Verbeſſerung bedienten, und mit welcher Art von Elektrophore wir unſre Experimente machten? Wir machen alle unſre Experimente mit der Schauffel und mit der Hacke, gab ich zur Antwort, und ſehens ſehr gerne wenn die andern in der Zeitung ſtehen. Bey uns giebts alle Tage die Hände voll zu thun. Der Pfarrer hat die Dinge ehedem nachgepfuſcht; allein da er jetzt eine Frau und ein bischen mehr Ackerbau hat, wills auch nicht mehr damit fort. — Ich war froh, wie zum Abzug geblaſen wurde, denn in einer Cohoſſe bey ſo zärtlichen, vielwiſſenden Menſchen war ich wie gebraten. Den Nachmittag ſchleppten ſie mich noch in eine große Aſſamblee, wo alle Leute ſo wie ſie angekommen waren, ſich ſtill zum Spiel ſetzten, und ſo lange ſpielten, bis es Zeit war auseinander zu gehen. Ich hatte indeſſen die Zimmer vor mir, und da zum Glück ein paar Kinder da waren, die eben ſo wenig zu thun hatten wie ich, ſo tummelte ich mich mit dieſen herum. Den Abend aber kam ich ganz erſchöpft nach Hauſe, beſtand ernſtlich darauf, daß ich nicht länger bleiben könnte, und erhielts, daß man mich gehen ließ. Wie ich das Glacis hinter mir hatte, bemerkte ich erſt wo ich geweſen war, aus der Leichtigkeit womit ich athmete, und ließ mich in ein freundliches Geſpräch mit Philippen und mit meinem Rappen ein. Dieſen Geſchöpfen wars indeſſen auch nicht beſſer gegangen. Sie hatten, ſo gut wie ihr Herr, Futter angetroffen das ſie nicht mochten, und ſahen ganz betrübt, und dünnleibigt aus.

Unter

Unter dieſer langen launichten Erzählung waren wir bis an des Pfarrers Thüre gekommen. Geſtehen Sie nun ſelber, rief der junge Oheim aus, indem er mir mit Lächeln auf die Schulter klopfte, ob mir das Stadtleben ſehr gefährlich werden könne. So wenig dächt ich, wie das Zigeünerleben, zu dem ich vielleicht noch mehr Geſchicke hatte. Mein Vater fürchtete, die Bücher und andrer Leute Beſchreibungen möchten mich einmal zur Unzeit lüſtern darnach machen, und ſo glaubt' er, es könnte von Nutzen ſeyn, wenn ich das Ding mit meiner eignen Naſe röche. — Als wir uns der Stallthüre näherten, wieherte mein Brauner. Gehen ſie nur hinauf zum Pfarren, ſagte Hr. Oheim, ich will nach Ihrem Kameraden ſehen, und ihnen ſchon Beſcheid geben wie er ausſieht. Ich gieng die Treppe hinan. Die Stubenthüre ſtand offen, und ich erblickte ein Gemählde, das ſich der reichſte Finanzier von Paris nicht beſſer bey Herrn Greuze beſtellen kann. Die Suppe ſtand auf dem Tiſch, und Vater und Mutter hatten ſie verlaſſen, um dem ſchreyenden Kleinen zu Hülfe zu kommen. Die junge friſche Frau mit zerſtreutem langen blonden Haar und ofnen fleiſchichten Armen kniete auf der einen Seite der Wiege, und reichte dem Kleinen die Bruſt, den ſie nicht hatte aufheben wollen. Er hatte eben die Warze verlaſſen, und antwortete mit ſüßem Lächeln dem Vater, der über der Wiege hieng, und ihn mit ſeinen Fingern amuſirte. Treten ſie herein, rief mir der Pfarrer zu, und ſehen

ſie

Sie, wie glücklich man seyn kann, wenn man will. Die schöne Frau bedeckte mit dem Kopfe ihres Lieblings ihren Busen, und ich näherte mich. Was hat Herr Sophist Jean Jaques zu verantworten, rufte der Pfarrer aus, der da sagt, die Kinder wären in ihren ersten Tagen Maschinen! Kann ein Meister diese feine Seelenbewegungen, dieß verständige süße Lächeln der Augen ausdrucken? Mein Kleiner antwortet mir seit der vierten Woche beynah auf alles, ist in der sechsten auf Bewegung der Schatten, endlich auf Farben, und nun in der neunten schon auf Formen und Conture aufmerksam. Ich denke so sind sie fast alle, wenn man acht haben wollte. Der Kleine ward bald befriedigt, der junge Oheim kam aus dem Stall zurück, that Rapport, und nun setzten wir uns zu Tische. Sie sollen heute wie bey einem Einsiedler traktirt werden, sagte der Pfarrer: eine große Schüssel Milch, ein schöner Pfannkuchen, ein Teller Nüsse, und der beste Käse, wie ihn keine Frau auf 10 Meilen besser macht, von meiner Frauen Hand, steht ihnen zu Diensten; auch eine alte Flasche Rheinwein für den Herrn Stadtbewohner!

IV.

Litterarische Anzeigen.

Versuch über die Bibliothek und das Naturalien-Kabinet der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, von ihrem Bibliothekar Johann Bacmeister, Petersburg, 1777.

Die Schätze der Bibliothek, und des Natur- und Kunstkabinets dieser Akademie, welche wöchentlich zweymal der Wißbegierde offen stehen, sind sehr ansehnlich sowol in Ansehung ihrer Größe als inneren Güte. Ohngeachtet der kurzen Zeit ihrer Entstehung, und des beträchtlichen Schadens, den sie im Jahr 1747. durch einen Brand erlitten, zehlet die Bibliothek 36000 Bände, alle nach ihrem Inhalt geordnet. Die gelehrte Geschichte, Philologie und Naturgeschichte sind die vollständigsten. Sie hat auch alte und seltene Werke aufzuweisen, unter andern die in Slavischer Sprache gedruckte 5 Bücher Mosis und die Augspurgische Konfeßion mit glagolischer Schrift. Handschriften, welche ein wahrer Schatz anderer großen Bibliotheken sind, hat sie wenige; desto mehr machen sie die große Anzahl Rußischer Handschriften, die Menge der Mongulischen, Tangutischen, Chinesischen Schriften merkwürdig. Was hin und wieder der Bibliothek abgeht, das ersetzet die Vollständigkeit des Naturalienkabinets. Unzählige anatomische Präparaten, über 469 vierfüßige Thiere, 439 Schlangen 353 Fische, 332 Flaschen mit Insekten, unter welchen 37 Folgen von Scorpionen sind, bey 1500 Flaschen mit weichen Seethieren, viele tausend getrocknete, Zoophyten, Schmetterlinge, Käfer u. a. aus allen Welttheilen; 16000 Gattungen Pflanzen, welche die vortreflichen Gmelins, Lepechin, Pallas u. a. so vollständig gemacht, über 8000 Stücke des Mineralreichs, unter welchen große Stufen gediegenen Goldes, Silbers aus dem Würtenbergischen, und Kupfererzes sich befinden, viele Versteinerungen, alle nach dem Linne geordnet. Dazu kommt noch das Kunst- und Münzkabinet, der so merkwürdige nach dem Modell des verbrannten Gottorpischen neu verfertigte Globus, eine Menge mathematischer Werkzeuge, Originalgemählde von den besten Meistern, einem Rembrand, einer Merian — alte Denkmähler, Nationenkleidungen, sonderlich der Asiatischen; Modelle; bey 900 alte Römische Mün-

ten, und darunter viele Konsularische, bey 300 Stück alte Griechische; 6000 von den Imperatoren; fast alle neuere vom 15ten Sec. an, über 6000 Stück Kupferner, viele Punische, Gothische, Chinesische, Japonische, Arabische, Tatarische u. a. m.

Diese kurze Anzeige kann uns einen großen Begriff von dem Schatz den die Akademie aufbewahrt, und von den Vortheilen derjenigen machen, denen gegönnt ist, solchen zu benutzen.

Des Abbate Alberto Fortis Reise in Dalmatien 1ster und 2ter Th. aus dem Italiänischen, mit Kupfern. Bern, bey der Typographischen Gesellschaft.

Ein harter weißlichter Marmor macht den größten Theil der Landschaft Istrien und der dazwischen liegenden Inseln aus, und scheint von gleichem Alter wie die am Meer und mitten im Lande liegenden Berge zu seyn, in welchen man grosse Schichten von eben diesem Marmor, aber oft unterbrochen und ausser ihrer natürlichen Lage, antrifft. Er hat ein kieselartiges Ansehen, besonders im Bruch; denn er splittert unter dem Hammer in ausgehohlte und erhabne Stücke wie die Feuersteine. Künstliche Säuren greifen ihn nur sehr langsam an. Auf der Insel Ulbo fand der V. sonderbare Ostraciten. Die Schuppen liegen horizontal übereinander; das lange Alter hat sie weder kalcinirt noch versteinert. Sie behalten ihren natürlichen Glanz, und zerspringen in blättrichte Schuppen, wie frisch aus dem Wasser gezogne Austern. Sie scheinen dem V. aus einem fremden Ocean hier abgelegt worden zu seyn, weil die dortige Meere keine so lange noch mit ausgehöhlten Streifen versehene Austern hervorbringen. Auf der Insel Zapuntello fand der V. den Meersand voll äusserst kleiner Nautiliten und Ammenshörner. Auf der Insel Uglian sind eine Menge fremder Orthoceratiten, die in weissem kalkartigem

Spath kriſtalliſirt ſind. Sie kommen mit dem Helmintholithus Nautili Orthoceras des Linneus überein. L. hält ſie für Einwohner des Baltiſchen Meers, weil man ſie in dem ſtratarium des Marmors, der in den angränzenden Provinzen gebrochen wird, häufig antrifft, obſchon die Muſchel ſelbſt niemals in ihrer natürlichen Geſtalt in dieſen Meeren gefunden worden iſt. Dies beweiſet aber nichts. Denn hier und in ganz Europa finden ſich verſteinerte Pflanzen und Seethiere, deren Originale niemals in unſern Gewäſſern ſind entdeckt worden. Auf dieſer Inſel findet ſich auf dem Feigenbaum eine beſondre Art Chermes, die von dem Faux-puceron des Reaumür völlig verſchieden iſt. Der V. glaubt, daß die Galläpfel, vermittelſt des milchigten Safts des Feigenbaums, der in den Gefäßen des Inſekts ausgearbeitet wird, täglich im Wachsthum zunehmen; denn wenn durch irgend einen äuſſern Zufall ein Theil beſchädigt wird, ſo erſetzt er ſich bald wieder wie die Schaalen der Schnecken. Schon dieſes ſcheint hinlänglich zu ſeyn, um ein neues Geſchlecht daraus zu machen. Die Jungen haben, wenn ſie auskriechen, viele Aehnlichkeit mit den Scharlachbeeren. Vielleicht wäre, wenn man ſie ſogleich zerquetſchte, eine nützliche Materie daraus zu ziehen. Bey Coslovaz haben die Wälder viele Eſchen, die ein häufiges Manna geben, wenn ſie ſchicklich eingeſchnitten werden. Bey dem Dorf Oſtrovizza liegt ein Sumpf, deſſen Torfgrund vor einigen Jahren vom Strahl angezündet worden, und der lange Zeit fortbrannte, ohne einige Zeichen der Entzündung von ſich zu geben, als des Nachts. Sobald das unterirdiſche Feuer erloſchen, blieb der Boden ganz ſchwarz und unfruchtbar. Linnee ſah auf der Inſel Oeland zu Mörkelby einige Hügel brennen, aus denen ehedem Alaun war gegraben worden; der Brand hatte ſchon zwey Jahre vorher angefangen, ehe er dort durchreiſete. Der Vulkan hatte viele Uebereinſtimmung mit der Solfatara von Pozzuoli. Kämpfer erwähnt in ſeiner

Reiſe

ren. Wäreſt du wie wir, von der erſten Stuffe des Lebens an, durch alle die angenehmen Grade von Glükſeligkeit fortgeſchritten, die dieſe kurze Welt denjenigen gewährt, die ſich nur beſinnen dürfen, was ſie von allen ihren Waaren haben wollen: Du hätteſt dich in dem dikſten Schlamm der Lüderlichkeit herumgewälzt, deine Jugend in den ſchändlichſten Ausſchweiffungen verſchwendet, und nimmermehr die kalten Vorſchriften der Mäſſigung und des Wohlſtands beobachten gelernt, ſondern würdeſt dem verzükerten Spiel vor dir her blindlings nachgeloffen ſeyn. Aber daß ich, für deſſen Vergnügen die ganze Welt arbeitete, der die Zungen, die Augen, die Herzen der Menſchen zu ſeinem Gebot hatte, mehr als ich ihnen Verrichtungen erdenken konnte, an dem unzähliche hiengen, wie die Blätter an einer Eiche; die aber alle, von einem einzigen Winter-Anſtoß, von ihren Zweigen abgefallen ſind, und mich entblößt und unbedekt jedem Sturm ausgeſezt gelaſſen haben: Daß ich, der nie etwas anders als beſſers gekannt hat, diß ertragen ſoll, iſt etwas ſchwer. Dein Weſen fieng mit Elend an, und die Zeit hat dich dazu abgehärtet. Warum ſollteſt du die Menſchen haſſen? Sie haben dir nie geſchmeichelt. Was haſt du ihnen geben können? Wenn du fluchen willt, ſo muß dein Vater, der arme Lumpenhund, der Gegenſtand ſeyn, der, in einem Anſtoß von Brunſt, irgend eine Bettlerin überfallen, und dich armſeligen Erb-Lumpenhund zuſammengeſtikt hat -- Hinweg, pake dich! -- Wäreſt du nicht zum unterſten unter allen Menſchen gebohren, ſo würdeſt du ein Spizbube und Schmeichler geweſen ſeyn.

Apeman-

Reiſe nach Japan eines Vulkans, der durch die zufällige Entzündung eines Steinkohlenflözes entſtanden war. Eine ungeheure Menge von dem Fungus Carrarienſis, den Marſigli ſo vortreflich beſchrieben hat, iſt auch dort im Gebüſch zu finden. — Der V. ſpricht von den Sitten der Morlacken ſehr vortheilhaft, beſonders rühmt er ihre Treue, ſelbſt bey den Heyducken oder Banditen, ihre Gaſtfreyheit, ihre vom Betrug ſo weit entfernte Einfalt. Ihre Freundſchaften ſind unverbrüchlich. Sie haben gleichſam einen Religionspunkt daraus gemacht, und dieſes heilige Band wird von ihnen am Fuß der Altäre geknüpft. In Gegenwart des ganzen Volks wird alsdann auf die feyerlichſte Weiſe ein beſondrer Seegen über beyde Freunde oder Freundinnen ausgeſprochen. Eben ſo feſt und unauslöſchlich iſt ihre Feindſchaft. Ungeachtet eines ſehr guten natürlichen Verſtands ſind ſie in den Künſten ſehr zurück. Die Mädchen laſſen ſich gern entführen, um ihrer übrigen Freyer loßzuwerden. So lang ſie ledig ſind, tragen ſie einige Sorge für ihren Putz, ſobald ſie aber Weiber werden, ergeben ſie ſich der Unreinlichkeit. Daher ſagt ein Morlacke wenn er von ſeiner Frau ſpricht, niemals anders als: mit Reſpekt zu ſagen, meine Frau. Ihre meiſte Speiſe iſt geſtockte Milch, und Kuchen von Hirſen, Gerſte und Heydekorn, die ſie auf dem Heerde backen. Von Brod wiſſen ſie wenig. Saure Krautkrapfen und Knoblauch ſind nach dem gebratnen Fleiſch ihr Liebſtes. Ihre Volkslieder werden in der Geſellſchaft der Mädchen von einem Sänger geſungen, und mit einem Inſtrument begleitet, das eine einzige Saite hat, die aus einer Menge Pferdehaare zuſammengeſetzt iſt. Ihr heroiſcher Geſang iſt höchſt kläglich und monotoniſch. Ihre Verſe ſind reimfrey, und beſtehen aus 10 Silben. Der Gang der Erzählung iſt ſimpel und voller Sprünge. Sie haben keine Gedichte, die ihr Alter über das 14te Jahrhundert beweiſen könnten. — Bey Unterſuchung des Laufs des Fluſſes Kerka fand

der V. eine ungemeine Verſchiedenheit Vulkaniſcher Produkte. Die Gegend überhaupt iſt noch beſtändigen Erdſtöſſen unterworfen. In vielfarbigen Kieſelſteinen fand der V. eingeſchloſſene kalcinirte und ganz weiſſe Linſenſteine. Von dem Topfſtein glaubt er, daß kein Waſſer, ausgenommen warme Quellen, Inkruſtationen an Oertern erzeuge wo es langſam fließt, und daß dieſe Inkruſtationen, ſowohl bey warmen als kalten Waſſern immer mit der Enge und der Abſchüſſigkeit der Kanäle in Verhältniß ſtehen, durch welche ſie fließen. Nichts als Eiſenerz hat der V. angetroffen, wiewohl Plinius und noch verſchiedne von den Alten Illyrien als ein goldreiches Land beſchreiben. Der V. hat in der Androlace, oder Tubularia acetabulum L. weder getrocknet noch friſch ein Kennzeichen von Thierpflanze wahrnehmen können. Er findet ſie ſehr von der Beſchreibung des Donati verſchieden.

Erlangen bey Walther.

Von den Säugthieren des Hrn. Hofrath Schreber in Erlangen iſt uns des IIten Th. XXV. Heft zu Geſicht gekommen. Text, und Abbildung erhält ſich immer fort in gleicher Güte. Die Tafeln gehen, wie bekannt, nicht immer in gleichen Nummern fort. In dieſem Hefte ſind folgende Abbildungen: Tab. CIV. Felis diſcolor. Pennant. CIX. B. Felis rufa Guldenſtedt. Pennant. CX. B. Felis Chaus Guldenſt. Nov. Comm. Acad. Imp. Petrop. Tom. XX. CXXV. B. Viverra Ichneumon L. Eine Zeichnung. CXXV. B. Viverra Caudivolvula Pallas. Vosmaer. CXXVII. B. Muſtela Viſon Buff. CLVII. Talpa inaurata Pall. (Talpa aſiatica Linn.) Seba. XLV. * Veſpertilio ſpectrum L. Eine nach der Natur getreu gemahlte Abbildung. Der Text enthält die Bogen Jii, Kkk. Die Bieſamkatze Tab. LXV. iſt nur aus Boesmars Beſchreibung bekannt. Dort iſt der Grund licht aſchgrau angegeben, hier aber gelblich illuminirt. In der Menagerie des Erbſtatthalters war dieſes Thier ſeit

1759.

1759. befindlich. Viverra Hermaphrodica ſcheint eine Mittelgattung zwiſchen Civette und Genette zu ſeyn. Sein Vaterland iſt die Barbarey. Viverra Ichnevmon. β) Die Mangufte iſt nach Edwards und Briſſon vom Ichnevmon verſchieden. Dem lezteren fehlt die Quaſte des Ichnevmon. Sein Vaterland iſt Pengalen, Perſien und andre warme Länder in Aſien. Der V. entſcheidet den Streit zwiſchen Buffon, Linnee, und den erſtern nicht. Den Capiſchen Ichnevmon kennt er nur aus einer Beſchreibung des Hrn. Pallas. CXVII. Viverra Tetradactyla Pallas. Er unterſcheidet ſich von der Mangufte durch die rüſſelförmig verlängerte bewegliche Naſe. Das Vaterland iſt nicht Surinam, wie Herr de Buffon glaubt, ſondern das ſüdliche Amerika. Tab. LXVIII. Viverra Naſua. (Buffon Coati noiratre) Der V. hat 1760. ein Thier dieſer Art bey dem Hrn. von Linnee geſehen. Es iſt aber nicht dieſe Gattung wie Buffon angiebt, ſondern vielmehr der Schupp diejenige, von welcher L. in dem 7ten B. der Schwed. Akad. Schriften Vrſus Lotor. Linn. einen Aufſatz hat einrücken laſſen; und man darf ſich alſo nicht wundern, wenn verſchiedenes von dem Inhalt deſſelben nicht auf dieſſen Rüſſelträger gedeutet werden kann. Viverra Navica Tab. LXIX Der V. findet, ohngeachtet der großen Aehnlichkeit mit der vorhergehenden Gattung, einen ſpecifiſchen Unterſchied. Sein Vaterland iſt Südamerika.

Jacob von Döhren illuminirtes Kräuterwerk. I. und II. Fascicul. Hamburg, 1777.

Kräuter-Abbildungen, wenn ſie von einem Meiſter gemacht werden der zugleich Kenner iſt, erleichtern die botaniſche Kenntniß ungemein. Der Schüler thut durch ſie ſo ſchnelle Schritte, daß er ſchon als Jüngling am Ziel iſt, das andere ohne dieſes Hülfsmittel kaum im höchſten Alter erreichten. Wie viel kann dann noch ſein männliches Alter zu Vervollkommung die-

für Wiſſenſchaft beytragen! Sind aber dergleichen Abbildungen Werke eines Tapetenmahlers, welcher ſein Original nur mit flüchtigen Augen faſſet, gleichgültig iſt, ob er etwas zuſetzet, oder wegläßt — ob er Verhältniſſe der Theile mit dem Ganzen genau beobachtet — Farben hinſtreichet, ſo wie ſein Pinſel rein oder grob, eckigt oder rund lief: dann giebt es auch bey den beſten Köpfen halt, gerathen oft wieder zurück auf die erſte Schwelle, da ſie glaubten, Schritte vorwärts gethan zu haben, und verwirren die ganze Wiſſenſchaft. Verfaſſer und Herausgeber gegenwärtigen Werks ſahen bey der Ausgabe ihres erſten Faſciculs dieſes ſelbſten ein. Sie bekannten, daß ihre Illuminierer der Natur entgegen gearbeitet, d. i. ein Werk geliefert, auf welches ſich nicht zu verlaſſen ſey. Sie verſprachen den II. Faſc. mit der Vollkommenheit zu liefern, welche ſie ihrem Werke zu geben wünſchten. Soll das ſo viel heißen: in allen Theilen der Natur getreu: ſo fehlt noch gar viel an der Vollkommenheit. Farbenfehler, wenn nur nicht ſtatt Karmin, Zinnober u. ſ. w. genommen wird, überſieht ein Botaniker gern. Er weiß, daß die Natur bald in höhere bald in blaſſere Farben ſpielt: deſto mehr fordert er aber richtige, feine Zeichnung des Ganzen mit allen ſichtbaren Theilen und Theilgen, natürlichen Umriß der Blätter, Blüten, Blumenkelche, mit ihren ſpitzen oder ſtumpfen geraden oder ſchiefen Zähnen oder Einſchnitten; nicht mehr, nicht wenigere, nicht kleinere noch größere Staubfäden und Griffel; eben das Verhältniß der Theile unter einander, als das vorliegende Original hat. Werden noch die Blüten auf beyden Seiten, in ihrer Knoſpe, die Stengelblätter oben und unten mit ihren ſichtbaren gröbern und feinern Adern, die Saamenkapſul, die Frucht, an manchen die beſondere Geſtalt der Wurzel, der Bollen, der Zwiebel, kurz alles, was das Geſchlecht und die Gattung der Pflanze kenntlich machen und von andern unterſcheiden kann, hinzugefügt: dann iſt die Abbildung

mit

wie ſie ein Botaniker wünſcht. So eine Abbildung finden wir aber nicht in dieſem Werke. Zeichnung und Mahleren, zumalen an kleinern Blüten und Blättern, wo die Kunſt ſich am meiſten hätte bemühen ſollen die Natur zu erreichen, iſt erſchrecklich vernachläßigt. Man bemühte ſich mehr ihre Farben, als ihre Struktur anzugeben. Die Blüte der Uraba octandra hat ihr Daſeyn einem einzigen Pinſelzug zu danken. Die Blätter der Brunia abrotan. ſind flüchtig genug angeklebt, von allerhand Formen, die Blätter ſchweben in der Luft: ſo verwahrloſet iſt das Werk faſt in allen Theilen. Erica curviflora ſollte Stamina exſerta haben. Bey Hyoſeris minima fehlen die Squamae calicis baſeos. Perilla ocymoides, welche unkenntliche Blüten und Kelche? welche zu lange Staubfäden oder Griffel? wie wenig Verhältniß zwiſchen der Länge des Blatts und ſeinem Stiele? welche derbe Adern in den Blättern? Lathyrus ophaca — welche geſchmierte Blumen? Von ſolcher Größe fordert man doch noch deutliche Abbildungen. Hottonia paluſtris muß lacinias emarginatas haben: die Stamina, welche gar bequem hätten können angegeben werden, fehlen ganz. Verbena nodiflora — nach dem Linnee ſoll dieſe Gattung folia ſerrata haben: entweder hat alſo der Zeichner oder Linnee gefehlt, oder es iſt eine andere Gattung, oder Varietät. Bey Blaeria ericoides iſt kein calyx bemerkt: was bedeuten die 2 Strichgen drüber? — Glück iſt's, daß der linnäiſche Name unter jeder Pflanze ſteht: ohne dieſe Vorſicht würde der gelehrteſte ſie kaum raten. Wir wünſchen bey den folgenden Faſciculn Zeichnern und Illuminierern mehr Geduld, gute Augen, feine Stifte und Pinſel, und einen Orthodoxen Syſtematiker zum Aufſeher: ſo deſſen wir ſolche nach Wunſch zu erhalten. Jeder Faſcicul enthält 25 Folioblätter mit eben ſo vielen meiſt ausländiſchen Kräutern. Der Text in gedrungener Kürze erſcheint mit der Angabe des 4ten Faſciculs teutſch und lateiniſch. Die 2 erſten Faſcic. koſten 7. fl. 30 kr.

Joh. Rudolph de Joseph Meyers theoretiſche Einleitung in die praktiſch. Münzwiſſenſchaft und eine genaue Prüfung und Kenntnis des Goldes und Silbers nach der teutſchen und franzöſiſchen Mark, wie auch die Berechnung dieſer Metalle ſowol, als des innerlichen und äuſſerlichen Werths der Gold- und Silbermünzen der vornehmſten Staaten und Handelsplätze Europens in ſechſerley Währung, nebſt einem Wörterbuch, das die Kunſtwörter erklärt. Mit Tabellen und Regiſtern. Solothurn auf Koſten des Verfaſſers.

Ein ſehr brauchbares Handbuch für angehende Kameraliſten, Banquiers, Gold- und Silberarbeiter. In den meiſten Münzbüchern werden zum Schaden der Anfänger die Alligationsrechnungen entweder gar nicht, oder aber nur obenhin berührt, auch deren Benennung ohne weitere Erklärung bloß dem Leſer überlaſſen. Auch ſind ſie oft ſehr unrichtig. Daher war es von dem Verf. ſehr wohl gethan, in den erſten Paragraphen ſeines Werks die Gründe alles Verfahrens weitläuftig auseinander zu ſetzen, und nachher die Operationen ganz in extenſo hinzuſchreiben. Die Gold- und Silbermünzen aller vornehmſten Handelsplätze ſind nach ihrem innern und äuſſern Werthe berechnet, nachdem vorher durch Proben und Scheidekunſt, durch Kapelle und Waſſerwage der nöthige Unterricht ertheilt worden iſt.

Schauplatz der Natur und der Künſte, in vier Sprachen, teutſch, lateiniſch, franzöſiſch und italieniſch. Vierter Jahrgang. Wien, bey Joſeph Kurzböck. 48 Platten, und eben ſo viel Beſchreibungen nebſt Titel, Kupfer und Vorbericht.

Dieſes Buch ſoll ein Orbis pictus für die Kinder ſeyn, hat aber nicht eine der dazu erforderlichen Eigenſchaften, ſondern iſt eine leidige Buchhändler-Entrepriſe. Die Artikel folgen

wie

wie in einer Laterna Magica — keine Materie erklärt die andere durch ihre Folge; die abſtruſeſten Wahrheiten ſind in akademiſcher Sprache vorgetragen; neben an ſtehen die gemeinſten (wie z. E. Thüren und Fenſter ſind Oefnungen des Hauſes) die gar nicht nöthig hatten erwähnt zu werden; und die Kupfer konnten am Ende, ſo elend und zwecklos als ſie da ſind, überall ſo gut ſtehen, wie vor jedem Artickel dieſes Buchs. Der alte kleine Orbis pictus bleibt immer mit ſeinen Holzſchnitten ein Meiſterſtück gegen die Arbeit dieſer neuern Erziehungsverbeſſerer. Nach Baſedows Erſcheinung iſts doch traurig, noch immer ſolche Bücher zu ſehen, die wenigſtens den Schaden thun, ein andres beſſeres zu verdrängen. — Wenn der Kupferſtich mit der Beſchreibung ein Ganzes machen ſoll, ſo muß Eins für das Andre gemacht ſeyn, und das Bild den Text abgeben, durch deſſen Erklärung die Aufmerkſamkeit des Schülers fixirt, der Vortrag in kleine Abſchnitte getheilt, und zu tauſend Sokratiſchen Fragen Gelegenheit gegeben wird. Gewiß wars nicht ſo leicht Kupferſtiche zu erfinden, und es gehörte Baſedows Gegenwart in Berlin darzu, um in Geſellſchaft des gröſten Künſtlers etwas tüchtiges zu Stande zu bringen. Eigentlich ſind die Gegenſtände der Bilder nur ſinnliche Dinge, deren Gegenwart, der Lehrer dem Jüngling entweder nie, oder nicht zu allen Jahrszeiten verſchaffen kann. Zu deren Behandlung aber gehört eine groſe Enumeration und Darlegung aller Theile, wie würklich nach den Nummern im alten Orbis pictus geſchah. Hätte Hr. Baſedow, ſtatt ſeiner vielen moraliſchen Kupferſtiche, ſich bloß auf ſinnliche Gegenſtände der Natur- und Kunſtgeſchichte eingeſchränkt, ſo wäre ſein Elementarbuch noch unendlich nützlicher, vorzüglicher, und ein wahres Meiſterſtück geworden.

Joh. Jonas Björnſtählſ Briefe auf Reiſen durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Teutſchland, Holland, England und ein Theil der Morgenländer.

Der V. dieſer Briefe iſt Hr. Prof. Björnſtähl, einer der gelehrteſten Reiſenden neuerer Zeit, der ſich jezo, wie wir aus dem Schlözeriſchen beliebten Briefwechſel wiſſen, in Konſtantinopel aufhält, und von da ſein Vaterland ſowohl als das übrige Europa mit den merkwürdigſten litterariſchen Nachrichten bereichert. Die in dieſem Band enthaltne Briefe beſchreiben den Aufenthalt zu Paris und die Reiſe durch die Provence nach Italien. Hr. B. that die damalige Reiſe in Geſellſchaft des Baron Rudbeck, jezo aber lebt er auf Koſten des Königs in der Levante, und wird von da die wichtigſten Entdeckungen über Sprachen und Sitten zurückbringen. In Paris legte er ſich auf das Studium der Morgenländiſchen Sprachen, unter Anführung der Herren Deguignes, Cardonne, le Grand u. ſ. w. Seine Nachrichten über die öffentlichen akademiſchen Anſtalten zu Beförderung dieſes Studiums, ſind in ihrer Art und Vollſtändigkeit ganz neu, und erklären, wie ein D'Anquetil, des Guignes, und andre ſo hervorſtechende Gelehrte in dieſem Fach, in Paris gedeyhen konnten. Der Hauptinhalt dieſer Briefe beſteht, auſſer vielen ſehr angenehmen Bemerkungen über jedes Lokal, in litterariſchen Neuigkeiten, die freylich während dieſer Zeit von 8 bis 9 Jahren viel von ihrem Werth verlohren haben. Daher ſind zu ihrer Berichtigung von dem Herausgeber einige Blätter hinten angehängt worden, wo geſagt wird, was die Zeit über herausgekommen iſt. Der Werth dieſer Produkte iſt längſt durch dieſe Reihe von Jahren entſchieden; indeſſen iſts immer angenehm zu leſen, was ſich ihre V. ſowohl als das Publikum damaliger Zeit von ihrer Entſtehung verſprachen. Die Reiſe in Italien fieng ſich bey Civita-Vecchia an, und enthält in dieſem B. merkwürdige Nachrichten von der umliegenden Gegend. Beſonders angenehm

haben

haben uns die Beſchreibungen von den alten Papyris und den ungeheuren litterariſchen Verdienſten eines Mazzochi geſchienen.

Brittiſches Muſeum für die Teutſchen. Herausgegeben von Hrn. Prof. Eſchenburg. 1ſten Bandes 1ſtes und 2tes Stück. Leipzig in der Weigandſchen Buchhandlung, 1777.

Dieſe Sammlung iſt ein nützliches Unternehmen des Herrn Prof. Eſchenburgs. Man findet hier Aufſätze, die ohngefehr ſeit den letzten zehen Jahren ſowol einzeln als in den engliſchen periodiſchen Schriften erſchienen ſind; groſſe und kleine Recenſionen, wobey wir aber wünſchten, daß die in unſern Journalen befindliche zum Theil trefliche Kritiken, wie über Beattie u. ſ. w. mehr wären genutzt, als die bloßen Reviews überſetzt worden. Die kleinen Anzeigen ſind endlich ganz ohne Anſicht des Buchs entſtanden, und vollkommen in dem Ton der Reviewers, die unter allen lahmen Kritikern gewiß die lahmſten ſind. Vorzügliche Abhandlungen finden ſich im 1ſten Stück: Warton's Abhandlung über die Einführung der Litteratur in England aus ſeiner History of Engliſh Poetry; Duffs Abhandlung über den Einfluß des Genies auf Temperament und Charakter; Skizze einer Geſchichte der äuſſern Sitten; Hays Verſuch über die Häßlichkeit; Lebensumſtände des Dichters Savage; die gefährliche Verbindung, eine moraliſche Erzählung. Unter den gröſſern Recenſionen iſt ein merkwürdiger Auszug aus dem *Life of David Hume*, wo uns nichts ſo wohl gefallen hat, als das Beſtreben, ſeinen Glücksumſtänden, die einem wahren Gelehrten ſo nöthige Unabhängigkeit zu verſchaffen.

Im 2ten Stück iſt Wartons Abhandlung fortgeſetzt, der Beſchluß des Verſuchs über die Häßlichkeit mitgetheilt; ferner ein Hirtengeſpräch nach dem Rowley; leichtgläubige Gutherzigkeit, eine moraliſche Erzählung.

Unter

Unter den gröſsern Werken ſind recenſirt: die Tranſaktionen Part. 11. fürs Jahr 1776. Robertſons Hiſtorie von Amerika, und Cooks Reiſe nach dem Südpol, nebſt andern weniger merkwürdigen Büchern.

Amerikaniſches Archiv, herausgegeben von J. A. Remer, Profeſſor der Geſchichte. 2ter Band. Braunſchweig, 1777, in der Waiſenhaus-Buchhandlung.

Dieſer zweyte Theil enthält 1) Johnſons Schatzung kein- Tyranney: Ein Aufſatz, der höchſt Chrienartig durch alle rhetoriſche Figuren hindurch immer mehr beweiſt als er ſoll. Kein Franzoſe, und wäre er auch ein Phyſiokrat, oder ein Klosgenſchreiber, kann die Deklamation auf eine kindiſchere Art mißbrauchen als hier geſchieht; und man ſieht nicht ein wie das Miniſterium in ſeinen Nöthen zu ſolchen verzweifelten Mitteln im Angeſicht brittiſcher Männer ſeine Zuflucht nehmen konnte.

2) Tukers ernſtliche Berufung, daß der völlige Verluſt der Colonien Großbrittannien mehr Vortheil als Schaden bringen würde, hat nur durch ſeine Abſurdität Aufſehen erregen können, weils die Neugier reizt, und jeder wie bey einem andern Taſchenſpieler und Marktſchreyer doch abwarten will, wie geſchickt oder ungeſchickt er ſein Hokus Pokus machen wird. Indeſſen wird der Leſer durch die erſte und zweyte Berufung von einem alten Parlamentsgliede vollkommen ſchadlos gehalten. Dieſe Schriften die für die Vertheidigung der Amerikaniſchen Freyheit geſchrieben ſind, haben nicht allein den Vortheil der beſſern Sache für ſich, ſondern Thatſachen und Beweiſe drängen ſich einander ſo ſehr, und alles iſt mit der Gedankenfülle eines Mannes von Geſchäften, und der daher entſtehenden reichen Unordnung geſaat, die ſo ſchön mit der Topik des Schulgelehrten Johnſons kontraſtirt: daß jeder Mann von Kopf und Herz hier ſeine vollkommne Nahrung findet.

D. Glad-

Apemanthus.

Biſt du noch ſtolz?

Timon.

Ja, daß ich nicht du bin.

Apemanthus.

Und ich, daß ich kein Verſchwender geweſen bin.

Timon.

Und ich, daß ich izt noch einer bin. Wär' aller Reichthum, den ich hatte, in dir aufgeſchüttet, ſo wollt' ich dir Erlaubniß geben, ihn aufzuhängen. Geh deines Weges -- O! daß das Leben von ganz Athen in dieſer Wurzel wäre! So wollt' ich es eſſen.

(Er iſt eine Wurzel.)

Apemanthus.

Hier, ich will deine Mahlzeit verbeſſern.

Timon.

Verbeßre erſt meine Geſellſchaft, und pake dich fort!

Apemanthus.

Was hätteſt du gern zu Athen --

Timon.

Dich, in einem Wirbelwind; wenn du willt, ſo ſag ihnen, ich habe Gold; ſiehſt du, daß ich habe.

D. Gladbochs in Frankfurt, Schmetterlingstabellen.

Wir haben hier die 25ste bis 30ste Tafel vor uns. Es iſt ſchwer zu begreiffen wie Hr. G. ſich anmaſen kann, als Supplementarius des unnachahmlichen Röſels ſich darzuſtellen, da ſeine Abbildungen höchſt fehlerhaft gezeichnet, und noch ſchlechter illuminirt ſind. Man ſieht zugleich beym erſten Anblick nicht ein, wie es dem V. einfallen konnte, den bekannteſten Sommervögeln die äuſſerſte Seltenheit aufzuprägen, und ihnen die ſchöne Namen, Perlenhühngen, Landkärtgen, Hirſchebärtgen, Kanone, Spatzendreck u. ſ. w. mitzutheilen, bis ſich hinten nach verlauten läßt: iſt bey dem Verf. zu haben à 30 kr. 1 fl. 2 fl. 3 fl. Die meiſten Raritäten dieſer Art ſind aber ſehr leicht zu haſchen. Beſonders iſt ſein rarer rothblauer Zukelvogel ſo häufig in Wäldern und Wieſen um Frankfurt zu haben, daß man mit 2 kr. das Stück hinlänglich für ſeine Mühe veranügt wäre, und der Sphinx cuticiformis, der zur Jangzeit ſo häufig beyſammen iſt, ließe ſich wohl zu 50 St. fangen. Den einzigen Spatzendreck hat er zu wohlfeil angeſetzt; denn wenn er lauter ſolche Exemplare liefert, an welchen der rechte Flügel faſt doppelt gröſſer iſt als der linke, wie ſeine Abbildung Fig. 7. ausweiſet, ſo ſind 12 kr. zu wenig. Der Machtſprüche ſollte ſich am Ende ein Scribent dieſer Natur enthalten. So ſagt er z. E. bey Maera: die Raupe muß eine Dornraupe ſeyn. Recenient weiß es aus Erfahrung, daß ſie es nicht iſt, und der Naturforſcher ſagt es auch.

Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die Atlantiker, in welchem die Aehnlichkeit zwiſchen der Geſchichte dieſes Volks und der Geſchichte der Iſraeliten gezeigt wird. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Friedr. Carl von Bär: Profeſſors auf der Univerſität zu Straßburg; der Königl. Schwediſchen, Göttingiſchen und Augſpurgiſchen Akademie Mitglieds; und der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften

schaften zu Paris Correſpondenten. Mit Landkarten. Frankfurt und Leipzig, 1777.

Dieſes Land, oder dieſe Atlantiſche Inſel hat, beſonders nach dem was uns Plato nach der Beſchreibung der Egyptier davon hinterlaſſen hat, bisher die Gelehrten ſehr beſchäftigt. Der V. glaubt daß auſſer dem Serranus niemand ſeine Meynung behauptet habe. In dem Inhalt, den er vor dem Geſpräche Kritias von dieſem Ueberſetzer aufgeſetzt fand, ſtand folgende Stelle: Ex Moſaicae hiſtoriae regula omnis haec narratio expendenda eſt. Er folgte dem Rathe dieſes Auslegers, und nahm die von Plato ſelbſt gegebne Erinnerung zum Grundſatz an, nemlich daß alle Nomina propria, deren er ſich in Beſchreibung der Atlantis bedient, nichts anders als buchſtäbliche Ueberſetzungen des Sinnes ſeyen, welchen dieſe nemliche Namen in der Sprache des Landes, davon er redete, hatten. Von der Ausführung der Ideen läſt ſich kein Auszug dieſem Journal einrücken. Indeſſen hat dieſe Ausarbeitung das Schickſal ſo vieler andern gleichen Inhalts: daß man unter zween entgegengeſetzten Nachrichten immer die fürs Syſtem bequemſte auswählt, und die Schwierigkeiten der Einwürfe fahren läßt. Der etymologiſche Theil iſt ſeiner Natur nach der ſchwächſte, wenn auch nicht ſolche Quellen, wie Stockii Clavis, angeführt würden.

Ueber Phyſiognomik wider die Phyſiognomen, zu Beförderung der Menſchenliebe und Menſchenkenntnis. Zweyte vermehrte Auflage. Göttingen bey Johann Chriſtian Dietrich, 1776.

Dem Verleger muß man Dank wiſſen, daß er die im Almanach mit ſo ſchwer zu leſender kleiner Schrift gedruckte treffliche Abhandlung des Hrn. Prof. Lichtenberg hier von neuem leſbar mittheilt. Recenſent iſt ſehr verſchiedner Meynung mit dem V. der Anmerkungen im Nov. des T. M. vori-

ger

nen Jahrs, und glaubt, es ſey wahre Sünde, ein Produkt von dieſem Gehalt durch Emſindeln dem Publiko wegzuraiſonniren. Mit Vergnügen ſieht man einen ſolchen Kopf endlich in die Reihe teutſcher Schriftſteller, die allgemeinen Einfluß haben, eintreten, bloß durch ſeinen Unwillen über das Geträtſch und das gewöhnliche Unweſen unſrer lieben teutſchen Litteratur dazu aufgefordert: ſo wie gewiß einer unſrer größten dramatiſchen Köpfe [illegible] Publiko nie ſichtbar geworden wäre, wenn ihn nicht das Unheil der Theoriſten- und Encyclopädien-Schmidte dazu gebracht hätte. Man hat immer zu viel Witz, wenn man unwillig iſt; wer wird aber nicht die Beobachtungsgabe, die Weltkenntniß, die Luſt über ſich ſelbſt zu brüten, die ſo mancherley ausgebreitete Kenntniſſe, die ſonderbare Verbindungsgabe aller Verhältniſſe Himmels und der Erden, kurz, was dieſen V. vor allen andern ſo groß auszeichnet, nicht mit wahrer Achtung erkennen? Der Warnungen und Lehren gegen Phyſiognomieſucht ſind ſo viele, und alle ſo wahr, daß hier nichts weiter zu ſagen iſt als dieß: leſe, und warte dankbarlich auf das was uns der V. aus ſeinem Ideenſchatz in ſeinem größern Werke mittheilen wird!

III.

Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorf. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich, 1777.

Herr Regierungs- und Juſtizrath Stürz, der ehmals als Legationsrath lange unter dem ſeel. Grafen Bernſtorf in dem Departement der auswärtigen Geſchäfte gearbeitet hat, und einer ſeiner Hausgenoſſen geweſen iſt, unterzeichnet ſich als der V. dieſes Aufſatzes. Die Schreibart dieſer Erinnerungen iſt edel und geſchmückt, voll wahrer philoſophiſcher Bemerkung. Bernſtorf wird gegen viele Einwürfe vertheidigt, und das Chor ſeiner Tugenden gemuſtert. Indeſſen wäre auch hier zu

wünſchen, daß man, ſtatt der Blumen der Deklamation, mehr eigne individuelle Züge, und Anekdoten erblickte, wie z. B. die von ſeinem Betragen bey Empfang ſeiner Erlaſſung.

Auszug aus Eduard Blondheims geheimen Tagebuche. Ein Beytrag zur Geſchichte von Genie und Charakter. Leipzig in der Dykiſchen Buchhandlung.

Ein Student hat des jungen Werthers Leiden geleſen, und glaubt nun ein Gleiches zu thun, wenn er auch in abgeſetzten Verſen an irgend einen Wilhelm die Geſchichte ſeines Herzens ſchriebe, und dann, wenn das eigne Zeug nicht weiter halten wollte, ein groſſes Stück Oſſian einflickte. Er ſagt von ſich p. 17.

Den 9ten Junii

„Ich bin ſo voll von Klopſtocks Ideen, daß ich eifriger, „als jemals, über mein Heldengedicht her bin; aber der Ge„ſang den ich fertig habe, iſt mir ſo blöde, ſo ſteif, ſo leer „gegen Klopſtock, daß ich ihn gern wegwerfe, und noch ein„mal arbeite; vielleicht bring ich etwas dem Klopſtock ähn„liches heraus.„

Derſelbe Heldendichter ſtiehlt nachher bey Gelegenheit ſeinem trunknen Kameraden die Verſe und diamantne Repetiruhr, alles nur — um die Folgen des Laſters, und das Schrecken der Gewiſſensbiſſe zu ſchildern. — Was iſt am Ende von unſern Zeiten zu halten, wo ſolche Autoren Verleger finden!

Vorleſungen über Mahlerey, Kupferſtecherkunſt, Bildhauerkunſt, Steinſchneidekunſt, und Tanzkunſt, von Hrn. Profeſſor Schubart. Herausgegeben von einem ſeiner ehmaligen Zuhörer. Münſter bey Perreaux, 1777.

Drey Bogen ſehr weitläuftig gedruckt, und mit ſehr kahlen, ſchiefen Ideen über alle Künſte insgeſamt angefüllt. Wäre Hr. S. auch nur in dem äuſſerſten Vorhof ihres Tem-

pels

zels eingeweiht gewesen, so müßte ihm doch etwas mehr entfallen seyn, als hier dieser Knabe in seiner Schürze aufgerafft hat. Diese Ideen sind noch Ueberreste der Klozischen Kunstkrankheit, die sich vor ohngefähr 8 Jahren über halb Teutschland verbreitet hatte; und, wie alle solche Epidemien, nun wieder durch andre verdrungen wird.

Ueber den Genius des Sokrates. Auch eine philosophische Untersuchung. Frankfurt und Leipzig, 1777. in der Felseckerischen Buchhandlung.

So wie man von einer Persona miserabilis sagt: Es ist doch auch ein Mensch: so ist auch dieß eine philosophische Untersuchung. Keine der gewöhnlichen Evangelisten-Paraphrasen hat sich je an Gott und Menschen versündigt, wie dieser V. in der Paraphrase die er dem Sokrates in Mund legt. Ein bischen Griechisch, ohne Uebersetzung, in den Noten, dient zur Dekoration des Ganzen.

Minerva, erstes Opfer. Halle, 1778.

Unter diesem vielversprechenden Titel will ein junger Pursche seine poetische und prosaische Kruditäten, worunter sogar in den Noten etwas griechische A b c schützen-Kunde mit unterfließt, gern unter die Leute bringen — hoft Beyträge, die an den Verleger eingesendet werden sollen u. s. w. Von der poetischen Einheit sey nur dieß eine Probe — In dem Gedichte an Minerva ist der Anfang:

Nicht Euch Neunen! Nicht Apollens Heiligthum:
Dir Minerva! sey dies frohe Lied geweiht.
Sieh herab! u. s. w.

Und der Schluß ist folgender:

Nur in dir, Jehovah, ist der Grund zu finden,
Urquell aller Kenntniß, Einsicht, Wissenschaft!

Weder von poetiſcher Geiſterſeherey, noch von poetiſcher Sprache, auch nur Abe-Sprache, noch von Selbenmaas iſt kein Fünkchen irgendwo zu ſpüren, ſondern durchgehends abgeſchmackter Gernwitz, Zwang und Drang und Ohnmacht. Der V. nennt dieſes Pröbgen nur eine Libation, wofür er 3 Groſchen vom Publiko Remuneration verlangt, und bemerkt dabey weißlich, daß es keine Hekatombe ſey, wofür uns auch der Himmel künftig bewahren wolle!

Fragmente aus der Geſchichte eines liebenden Jünglings. Für Empfindſame. Halle, 1778. bey Hendel.

Durch dieß Waſſer der Empfindſamkeit iſt nicht durchzuwaten, ein zeitiger Rezenſente mag ſich auch noch ſo gut dazu gerüſtet haben. Selige Tage mit herrlichen Mädgen werden in unaus-ſprechlicher Wonne dahingeweint, daß es noch betrübter dabey zugeht, als bey der Kloſtergeſchichte. So findet jeder Topf ſeinen Deckel, jeder Schriftſteller ſeinen Nachahmer. Doch dieſer Hr. V. ahmt drum auch mit unter große Leute nach; ſo iſt die Ouverture in der Vorrede in Soi-diſant Goethiſchem Geſchmack, und auf dem Titel ſteht ſtatt für Liebende: Für Empfindſame. Was wollen wir weiter? — Nur von der Schreibart ein Wörtgen Beſchreibung einer Trennung in Proſa: — „Die Stunden „flohen — und ſchnell ſtand ſie da — mit allen ihren „Schreckniſſen umgeben — die Stunde der Trennung. — „Carolinens Auge in ihrer ganzen fürchterlichen Geſtalt „ſichtbar — aber in Guſtavs geblendetem Blick — eine „Linderung bringender Engel.„ — Der V. iſt ein leibhaftiger Dragoner: In dem Stückchen Minerva betitelt, dient er zu Proſe, wo es zu Verſe gehen ſollte; und hier zu Verſe, wo es zu Proſe gelten ſoll.

Aus einem Briefe an den Herausgeber, auf Verlangen eingerückt.

In der neuen Ueberſetzung des Shakeſpeare Band 12. S. 196. gegens Ende, iſt der ſchwere alt engliſche Ausdruck unhouzzled, disappointed, unaneld, nicht ohne Schein eines Ueberfluſſes, gegeben worden: „ohne Sakrament, ohne Vorbereitung, ohne letzte Oelung.„ Durch das Sakrament ſoll wohl nur das heil. Abendmahl verſtanden werden, und ſo wird es der Proteſtant auch nehmen; aber da in der Röm. Kirche, die letzte Oelung ebenfalls ein Sakrament iſt, ſo könnte ſie ſchon unter dem erſten Ausdruck mit verſtanden ſeyn; und was ſollte dann noch weiter die Vorbereitung bedeuten? Zu geſchweigen, daß es eine ganz ungewöhnliche Ueberſetzung von disappointed wäre. Hr. Eſchenb. hat freylich Autoritäten ſelbſt der Engländer vor ſich: nur voriges Jahr wurde in dem Gentleman's Mag. über dieſe Stelle ein kleiner Streit geführt, und der eine Schriftſteller leitete das erſte und letzte Wort vom Angelſächſiſchen her, wo huſel das heil. Abendmahl und ele Oel bedeutet, davon unhouzzled und unaneld gemacht ſeyn ſoll, welche Bedeutung er auch aus einer alten raren Chronik zu beweiſen ſuchte. So viel ich mich aber erinnere, (denn ich habe jetzt das gedachte Magazin nicht zur Hand) ſo ſchien mir die Conjektur eines anderen nicht nur ungemein paſſend zum Zuſammenhange, ſondern auch ſo leicht zu ſeyn, als je eine von Bentley. Er lieſet ſtatt disappointed, welches Wort würklich ſehr unſchicklich daſteht: unanointed, und unkneld ſtatt unaneld, von knell. Es iſt bekannt, daß die Röm. Katholiſchen gleich nach dem Hinſcheiden eines ihrer Verwandten, die Glocke ihres Kirchſpiels anziehen laſſen, die in meiner Gegend die Seelenglocke genennt wird. Auf dieſe Weiſe iſt in den Worten die natürlichſte Folge von der Welt und alles verſtändlich „ohne Communion, ohne letzte Oelung, ohne Seelenglocke„ (falls dieſer letzte Ausdruck auch im übri-

gen Teutſchland bekannt wäre.) Die einzige Schwürigkeit würde hie nur ſeyn, daß der König, ob er wohl plötzlich und gewaltſamer Weiſe geſtorben war, dennoch werde ſeyn beläutet worden; allein es iſt ja keine Geſchichte, die Shakespear ſchreibt, ſondern eine Tragödie; und da der ganze Ausdruck auf dieſe Art noch tragiſcher iſt als der in der Ueberſetzung angenommene, ſo iſt er auch dieſes Schauſpiels würdiger, das ein ſo über alles erhabenes Meiſterſtück iſt, das allein ſeinen Verfaſſer unſterblich machen könnte.

T.

V.

Kunſtſachen.

Raiſonnirendes Verzeichniß aller Kupfer- und Eiſenſtiche, ſo durch die geſchickte Hand Albrecht Dürers ſelbſten verfertiget werden. Ans Licht geſtellt, und in eine ſyſtematiſche Ordnung gebracht, von einem Freund der ſchönen Wiſſenſchaften. Frankfurt und Leipzig, bey Fleiſchern, 1778.

Der V. hat eine ſehr nützliche Arbeit unternommen, das Werk Albrecht Dürers, in ein raiſonnirendes Verzeichniß zu bringen, wo nach Gerſaints Katalog des Rembrandtiſchen Werks, gewiſſe Abtheilungen gemacht, und alle Blätter, nach Zoll und Linien ſowol als allen darauf befindlichen Figuren, genau beſchrieben, auch die dem V. bekannt gewordene Kopien getreu angezeigt werden. Für den angehenden Liebhaber iſt ein ſolches Verzeichniß ein unentbehrliches Hülfsmittel, ſein Geld nicht in Koth zu verwandeln, da gemeiniglich die Kunſtkenntniſſe von den Bilderhändlern die auf Betrug ausgehen, ſorgfältig verheelt, und von den Kennern auch deswegen nicht ſo treuherzig andern entdeckt werden, weil jeder

nicht

nicht gern etwas umſonſt weggiebt, daß er ſich mit groſem Schaden erkauft hat. Wer endlich die Koſtbarkeit der Waare bedenkt, daß ein H. Hubertus in Paris ſeine 120 Pfund gilt, und die vollſtändige Paßion von 16 Blättern ſehr oft mit 4 neuen Louisd'or bezahlt wird, der wird es als ein wahres patriotiſches Unternehmen anſehen, dergleichen Kenntniſſe allgemein zu machen. Es gehört ein mehr als gemeingeübtes Auge dazu, Kopien von Originalen zu unterſcheiden, beſonders diejenige wo *Wierx*, (wenn er ſie gemacht,) ſein Zeichen nicht beygeſetzt hat, wie bey dem H. Hubert. Die Franzoſen ſind hierinn noch immer im Irrthum, und ſelbſt ihre erſten Kenner behaupten, daß die Kopie der Gegenſeite das Original ſey. Hat man den Vortheil die verſchiedne Blätter neben einander zu ſehen, und zu vergleichen, ſo entdeckt ſich gar bald das groſe Gefühl von Haltung in jeder einzelnen Figur, (die der Kopiſt nie erreicht,) ſo wenig auch Haltung im Ganzen in Dürerſchen Werken zu finden iſt. Man nennt's gemeiniglich delikate Behandlung, und der Künſtler ſagt dem Liebhaber zur Warnung: geben Sie auf die Bearbeitung der Extremitäten acht. Allein wo hat man immer Gelegenheit alles zu vergleichen? Daher iſts nothwendig, daß man durch äuſſere geſchwinde Mittel, wie Zoll- und Linienmaaß, in den Stand geſetzt werde, ſich bey einem vorkommenden Kauf vor Schaden zu hüten. Indeſſen wäre zu wünſchen, daß der V. überall richtiger gemeſſen hätte. Denn mit demſelben Maaß iſts ohnmöglich, daß nach ſeiner Angabe die Paßionsblätter $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch und 3 Zoll breit, und und zugleich der H. Hubert 14 Zoll lang und 10 Zoll breit ſey. Indeſſen iſts ſchon genug die rechte Seite beym H. Hubert, worüber geſtritten wird, angegeben, und bemerkt zu haben, daß das Original allzeit länger als die Kopien, und auf beyden Seiten ungleich ſey. — Zuſätze werden ſich in der Folge noch genug machen laſſen, und wir hoffen daß ir-

gend ein Kenner aufſtehe, und durch dieſen Verſuch gereizt werde, bald etwas Vollſtändigeres zu liefern. Wir wollen ſogleich unſer Schärflein in Eile beylegen. No. 94. Ritter, Tod und Teufel: die beſten und älteſten Ausdrücke haben weder das S. noch die Jahrzahl auf dem Täfelchen, und es ſteht nichts da als das gewöhnliche Zeichen AD. Wir können ohnmöglich dem V. über die Deutung des Buchſtabens S. beytreten, ſondern denken, es ſey irgend ein Zeichen eines neuern Kunſtverlegers oder Beſitzers der Platte. Von No. 86. iſt eine Kopie der Gegenſeite da, wo oben die Jahrzahl 1564. ſteht, zurechts iſt auf der Seite des zerfallenen Gemäuers das Zeichen Wierix Æ. 15. und unten zulinks dem Zeichen AD. gegenüber $\overset{c}{V}$ (Cornel. Viſcher) exc.

a) Der Marggräfl. Badenſche Hofrath, Hr. August Gottlieb Preuſchen, und der Künſtler, Hr. Wilhelm Haas in Baſel, ſind ſchon ſeit geraumer Zeit als Erfinder und Ausführer der von ihnen ſogenannten Typometrie, d. i. einer beſondern Art und Weiſe, Landcharten mit beweglichen gegoſſenen Typen, eben ſo wie die Bücher geſetzt werden, zu verfertigen, theils durch die von Hrn. Preuſchen i. J. 1776. publicirte *Eſſais preuvables ſur la Typometrie*, theils durch alles was über dieſe neue Kunſterfindung in des Herrn D. Büſchings Wöchentl. Nachrichten ꝛc. ſeit dem 26ten Aug. 1776. bisher verhandelt worden, theils durch den bald erſchienenen Prodromus Tentaminis Typographici *Reipubl. Baſilienſem* deſcrib. (deſſen wir im 8ten Stück des T. M. 1777. S. 189. Erwähnung gethan) der Welt bekannt. Schon bey der erſten Bekanntmachung dieſer merkwürdigen Erfindung wurde angezeigt, daß Herr Haas würklich im Begriff ſey, eine Charte von Sicilien, als eine Probe deſſen was man in dieſer Kunſt, nach dem von Hrn. Preuſchen und Hrn. Haas gemeinſchaftlich zum gegenwärtigen Grade der Vollkommenheit

Apemanthus.

Hier hat es keinen Nuzen?

Timon.

Den beſten und ſicherſten; denn hier ſchläft es, und thut keinen gedungnen Schaden.

Apemanthus.

Wo ligſt du des Nachts, Timon?

Timon.

Unter dem was über mir iſt. Wo futterſt du des Tags, Apemanthus?

Apemanthus.

Wo mein Magen Speiſe findet, oder vielmehr wo ich ſie eſſe.

Timon.

Ich wollte, das Gift müßte mir gehorchen, und wüßte meine Gedanken.

Apemanthus.

Wo wollteſt du es hinſchiken?

Timon.

Deine Schüſſeln zu würzen.

Apemanthus.

Das Mittel der Menſchlichkeit haſt du nie gekannt, ſon-

dern

heit gebrachten Typometriſchen Syſtem, leiſten könne, zu verfertigen. Dieſe Charte, deren Vollendung Hr. D. Büſching bereits im 51. Stücke der W. M. vom Jahr 1777. angekündiget, haben wir nun wirklich vor uns liegen, und müſſen geſtehen, daß wir, (ungeachtet die mit dem Gebiete der Rep. Baſel im Kleinern gemachte Probe uns nicht weniger erwarten ließ) durch die ungemeine Nettigkeit der Ausführung und durch die ſchon beym erſten Anblick in die Augen fallende glückliche Ueberwindung der Schwierigkeiten, beſonders in Anſehung der Krümmungen der Wege, Flüſſe, Grenzen und Seeküſten, auf die angenehmſte Weiſe überraſcht worden ſind. Sie iſt in größtem Regalformat, auf ſehr ſchönes ſtarkes Papier abgedruckt, und ſtellt, nach öffentlicher Verſicherung der V. eine getreue Nachbildung der von Hubert Jaillot im Jahr 1736. ausgegebenen Charte von Sicilien, dar. Da wir dieſes Original nicht bey der Hand haben, ſo können wir zwar von der Treue und Vollkommenheit der Nachbildung nicht ſelbſt urtheilen; allein, da die Verfaſſer kein Bedenken getragen, dieſen ihren erſten öffentlichen Verſuch im Großen dem Könige beyder Sicilien ſelbſt feyerlich zuzueignen: ſo iſt gar kein Zweifel, daß ſie überzeugt ſeyn mußten, ihr Werk ſey im Stande die Vergleichung auszuhalten. Was uns noch eine Unvollkommenheit ſcheint, die ein ſo trefflicher Künſtler wie Hr. Haas künftig leicht überwinden wird, iſt dieſes: daß auch in dieſer Charte, wie in dem Prodromus, zur Bezeichnung der Breite der Flüſſe nur einerley Arten von Zeichen zu ſehen ſind, und die Dicke derſelben nicht nur vom Urſprung an bey den meiſten ſich ſelbſt gleich bleibt, ſondern auch Hauptflüſſe von Kleinern nicht hinlänglich unterſchieden ſind. Hr. Prenſchen hat uns zu gleicher Zeit einen Grundriß der Typometriſchen Geſchichte auf 53 S. in gr. 8. geliefert, welche, beſonders in Anſehung des von dem berühmten Hrn. J. G. J. Breitkopf in Leipzig gemachten Einſpruchs wegen der Ehre

der erſten Erfindung und andrer dahin einſchlagender Dinge, merkwürdig iſt, in Anſehung des Typometriſchen Syſtems und deſſen Mechanismus aber uns freylich noch immer im Dunkeln läßt — daher es dann auch itzt noch ſchwehr wo nicht unmöglich iſt, von dem würklichen Nutzen dieſer kunſtvollen Erfindung richtig zu urtheilen. Sollte ſich aber die Typometriſche Geſellſchaft zu Baſel (wie wir vermuthen) entſchließen, nach dem gleich Anfangs von Hrn. D. Büſching an die Hand gegebnen Vorſchlag, dieſe ihre Kunſt zu einem Taſchenbuch der Erdbeſchreibung, nach Art der von J. H. Müller i. J. 1692. gelieferten Geographia T. O. compendiaria oder zu einem in mäßigen Taſchenformat verfaßten Reiſe-Atlas, der wenigſtens die Special-Charten der Europäiſchen Länder, die am meiſten bereiſet zu werden pflegen, enthielte, anzuwenden: ſo würde die Güte der Ausführung, und ein verhältnißmäßig wohlfeilerer Preis die Gemeinnützlichkeit dieſer neuen Typometrie in die Augen fallender machen, und, wie wir nicht zweifeln, bey Eröfnung einer Art Subſcription, von dem Publiko in und auſſer Teutſchland kräftigſt aufgemuntert und unterſtützt werden. Nach dieſer neuen Probe können wir uns in Abſicht der Richtigkeit und Schönheit der Ausführung von dem vereinigten Fleiß ſo geſchickter Männer als die Herren P. und H. alles mögliche verſprechen; aber die Wohlfeile des Preiſes wird freylich, da die Unternehmung nothwendig noch mit ſtarken Vorſchüſſen verknüpft ſeyn muß, von der Anzahl der Subſcribenten abhängen. Sollte nicht jeder Bemittelte, ſonderlich unter dem Adel, dem die Beförderung aller nützlichen und ſchönen Künſte von Standeswegen obliegt, und unter der Kaufmannſchaft, die durch thätige Aufmuntrung der Künſte, wenigſtens mittelbarer Weiſe, immer das gemeine Intereſſe ihrer eignen Sache befördert, — ſich eine angenehme Pflicht daraus machen, eine ſolche Unternehmung durch ſeinen Beytritt

ſtitt realiſieren, und eine Kunſt, die ſchon von ihren erſten Erfindern in ſo kurzer Zeit der Vollkommenheit ſo nahe gebracht worden, durch thätige Aufmunterung derſelben, ſoweit als ſie gehen kann, dringen zu helfen?

VI.

Die Luſtreiſe.*

(fortgeſetzt von S. 192. Num. 2. gegenwärt. Jahrgangs.)

Herr Dormer bemerkte dieſen Abend ein gedankenvolles gezwungenes Weſen in Mariens Betragen, das ihn um ſo mehr befremdete, da es etwas ungewöhnliches an ihr war. Er ſezte ſie deswegen zur Rede; ſie wendete Kopfweh vor, und ſchlich ſich frühzeitig auf ihr Zimmer. Die folgende Nacht brachte ſie unruhig zu; die Bilder von Staatswagen, Wappen und Titeln, beſchäftigten ihre Seele, und ermordeten im buchſtäblichen Sinn ihren Schlaf (*). Sie ſtand mit dem feſten Entſchluß auf, den Winter in London zuzubringen, dem einzigen Orte, wo, nach ihrer neugebornen Idee, Schönheit und Verdienſte ihren vollen Werth gälten. Nur wußte ſie nicht, wie ſie ihrem Oheim einen Entſchluß vortragen ſollte, den er unfehlbar mißbilligen würde. Der Oberſte kannte zwar das menſchliche Herz; aber doch war es ihm noch nie eingefallen, ſeine Nichte mit den activern Scenen des Lebens bekannt zu machen. Er war in den gemeinen Irrthum der Leute gefallen, die den Mittag ihres Lebens zurückgelegt haben. Dieſe ſchätzen die Ruhe für das höchſte Gut, und bedenken nicht, wie unſchmackhaft ſie zu jener Zeit iſt,

wenn

(*) Ein Anklang aus Shakſpeare Hamlet.

wenn Erwartung und Begierde nach neuen Gegenſtänden die Wellen ſind, auf denen die Seele daher treibt; wenn Alles der aufkeimenden Phantaſie etwas merkwürdiges andeut, und tauſend idealiſche Vergnügen in den fröhlichen Strahlen der Hofnung wirbeln. Die Jugend iſt an ſich ſelbſt munter und lebhaft; Marie beſaß jeden Reiz dieſes bezaubernden Alters in hohem Grade; Ihr Geſpräch war ihrem Onkel die angenehmſte Unterhaltung, und nie fiel es ihm ein, daß ihr Vergnügen geringer als ſeines ſeyn könnte, oder daß ſie einen Wunſch haben könnte der über das kleine Paradies zu Pelſont hinausſchweifte.

Inzwiſchen war Marie bemüht ihren Plan in Ordnung zu bringen; einen Plan, den ſie auf alle Fälle durchzuſetzen entſchloſſen war, noch ehe ſie ihrem Onkel die Reiſe vortrug. Nach zween Monaten ereignete ſich eine Gelegenheit die ihren Wünſchen günſtig ſchien. Eine ihrer Verwandten hatte ihr ein Vermächtniß von 200 Pfund verlaſſen, womit ſie, ungeachtet ihrer Minderjährigkeit, nach eignem Gefallen ſollte ſchalten und walten dürfen, ohne ihrem Pflegevater Rechenſchaft davon ſchuldig zu ſeyn. Eine alte Bediente ihrer ſel. Mutter, eine rechtſchaffne Frau, die ein Haus (in Berners-Street zu London) übernommen, hatte ihr um eben dieſe Zeit geſchrieben, und gebeten, ſie irgend einer einzelnen Dame die zu London Zimmer miethen wollte zu empfehlen, mit Verſicherung, daß die ihrigen mit der äuſſerſten Eleganz eingerichtet wären. Ein Umſtand machte dieſes Haus Marien beſonders angenehm. Es lag nicht weit von der Wohnung einer Dame, mit der ſie vorigen Sommer bekannt worden war, die ſie äuſſerſt liebete, und unter deren Anführung ſie einen Eintritt in die glänzenden Geſellſchaften zu erhalten hofte, nach denen ſie ſo ſehnlich ſchmachtete. Dieſe Dame, Frau Herbert genannt, war eine junge Witwe von Stande

und unbescholtnem Ruf, reich, munter, ein wenig launenhaft und eine Liebhaberin von den großen Gesellschaften und immer abwechselnder Ergötzlichkeiten der Hauptstadt. Sie hatte den Sommer bey einer Familie in Dormers Nachbarschaft zugebracht. Da sie nun in der kleinen ländlichen Gesellschaft nichts fand das ihr nur halb so wohl gefiel als unsre Marie, so hatte sie dieselbe mit einem schmeichelhaften Vorzug beehrt; einem Vorzug, den ihr junges Herz, das damals noch frey war, immer auf dem Sprung stund, und sich an der ruhigen sich selbst immer gleichen Liebe ihrer Schwester nicht ersättigen konnte, mit der lebhaftesten Freundschaft erwiederte. Auch war Frau Herbert gegen Mariens Zuneigung nicht unempfindlich; sie hatte sie immer um sich, und fand tausend Annehmlichkeiten in ihrem Umgang; kurz, sie hatte so ausserordentlichen Geschmack an ihr gefunden, daß nichts als die Liebenswürdigkeit dieses Mädchens, welche gar weit über die ihrige gieng, sie hindern konnte, dieselbe zu sich in die Stadt einzuladen. Frau Herbert liebte Marien wirklich so sehr als sie irgend etwas, ausser ihrer eignen bewundernden Person, lieben konnte. Denn diese war ihr vornehmster Gegenstand, und sie wußte, daß die Wissenschaft von Licht und Schatten den Schönen eben so nothwendig wäre als den Mahlern. Sie hatte sich daher, zu ihrer beständigen Begleiterin, sonderlich in öffentlichen Gesellschaften, eine lange hagere Brünette auserkohren, die von guter Familie und von Person nicht übel war, aber ein Gesicht führte, das im Nothfall so ziemlich einen Medusenkopf hätte vorstellen können. — Dieser Freundin also würde Marie ihren Entschluß zuerst entdeckt haben, hätte sie sich nicht mit dem Gedanken geschmeichelt, sie unvermuthet zu überfallen. Sie war anfangs willens Luisen zur Mitreise zu bereden; wenn sie aber überlegte, daß ihr Onkel alsdenn ganz verlassen seyn würde, so stund sie von ihrem Vorhaben ab und beschloß die Reise allein zu unternehmen.

men. Sie hätte aber auch allem Anſehen nach eine abſchlägliche Antwort erhalten. Denn Luiſens blaues Auge hatte ſich nicht bloß um die untergehende Sonne zu bewundern nach jener Landkirche gekehrt, ſondern auch um die Schönheit der menſchlichen Bildung in der Perſon eines liebenswürdigen Jünglings zu betrachten, der der einzige Sohn des Squire im Kirchſpiel war, welcher zum Glück nicht ein Quentchen von den Thorheiten der Junkerſchaft an ſich hatte. Kurz, Luiſe liebte; aber Mariens Stunde war noch nicht gekommen; ein Umſtand, der uns beyder verſchiednes Betragen aufklärt, das ſie bey dem glänzenden Vorwurf, welcher der letztern ihre Zufriedenheit raubte, bezeigten. Marie hatte nun ihren Plan in Ordnung gebracht, und beſchloß ihn ſobald auszuführen als ſie ſich herzhaft genug fühlte, dem Oberſten ihr Verlangen, einige Monath in London zuzubringen, zu entdecken. Sie wußte, er würde ihr Gegenvorſtellungen machen: aber ſie beſchloß im voraus daß ſie vergebens ſeyn ſollten. Sie war verſichert daß ſein Unwille nicht lange dauren würde, und mahlte ſich mit lebendigen Farben ſein Erſtaunen, wenn er ſie nach einer zwey- oder dreymonatlichen Abweſenheit, mit einem herzoglichen Wappen an ihrer Kutſche wieder nach Belfont zurückkommen ſähe, worauf ſie ſich die gewiſſeſte Rechnung machte.

VII.

Logogryph.

Ich bin an Reimen reich, und, wenn ihr meinen Schwanz zum Kopfe macht und mich des Bauchs entladet,
bin ich was Roland 1) war. Dann nehmt mich wieder ganz, und laßt (was manchem nichts an ſeinen Ehren ſchadet)
den Kopf nur weg, ſo ſtell ich dar

was Rhadamanth in Plutons Hofrath war. (2)
Nun ſchneidet, wenn ihr wollt, das zweyte meiner Glieder
heraus, und — machtet ihr mich gern zum Oſſian,
Homer, Hans Sachs — ſo gebt den Kopf mir wieder,
den ſo ein Mann nicht wohl entbehren kann. (3)
Nehmt abermal mein Mittelſtück
und noch ein T hinweg, ſo trete
ich in den Rang der ältſten teutſchen Städte,
die keiner andern Glück
beneidet,
ſeit ſie der beſte Fürſt mit ſeinem Krummſtab weidet. (4)
Laßt dann das T aus meiner Hälfte aus,
ſo wird ein ſchlankes Thier daraus,
das eure Wälder ziert; (5) und gebt das T ihm wieder
und flickt das ſechste meiner Glieder
daran, ſo iſts ein Ding das weder Menſch noch Fiſch,
noch Baum noch Vogel, Käfer, Schlange,
noch Polypus, und dennoch ein Gemiſch
von allem dieſem iſt. (6) — Nun (um mich nicht zu lange
zu plagen) gebt euch ſelbſt die Müh,
zerſtückt und leimet mich nach euer Phantaſie,
und ſucht in mir — was bey Admetens Heerden
Apollo war (7) Was jeder Sohn der Erden
in dubio zu haben ſteiff vermeynt (8)
wie uns zu Muthe wird ſobald nach naſſen Tagen
und trüber Luft die Sonne wieder ſcheint (9)
und was ſich, mit Reſpekt zu ſagen,
auf jenes reimt (10) Sodann das Tauſendköpf'ge Thier
mit deſſen Armen ſich, der Himmel weiß wofür,
die Könige auf unſerm Rücken ſchlagen (11)
Zum Schluß, ein Prädicat, das aus Beſcheidenheit
Auguſtus ehmals ausgeſchlagen,
und izt, zum Zeichen unſrer Zeit,

die Knechte wie die Herrn in gleichem Sinne tragen, (12) denn gar nichts, oder gar zuviel [illegible] ist offenbar nur — Wörterspiel.

Das Wort des Logogryphen im März ist Rosenblatt. Es enthält folgende Wörter: 1) Rabe. 2) Teorba. 3) Stab. 4) Blasen. 5) Nasen. 6) Nest. 7) Born. 8) Salbe. 9) Bote. 10) Tron. 11) Bolen. 12) Nasten. 13) Trauben. 14) Stole. 15) Sterne. 16) Sorbet. 17) Bart. 18) Toben. 19) Laster. 20) Last. 21) Rost. 22) Auf dem Rost gebraten zu werden. 23) Lob. 24) Aber. 25) Bast. 26) Base. 27) Basel. 28) Belon. 29) Labe. 30) Louise *Labé*, ditte *La belle Cordiere*. 31) Lot. 32) beschwehrte sich daß er nicht habe schlafen können, weil ein Rosenblatt auf seiner Matratze gefaltet gelegen sey.

Nachricht.

Die Hoffmannische Buchhandlung zu Weimar wird in nächster Ostermesse unter andern neuen Verlagswerken auch liefern: Chymische Untersuchung und Auflösung des Indigo, so wie er in der Handlung und zum Gebrauche für Färber verführt wird; aus dem Französischen des Hrn. *Quatremere Dijonval*, Ecuyer und Aufseher der alten Königl. privil. Tuch-Manufakturen (de Paignon) zu Sedan. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von D. W. H. G. Bucholz, F. S. W. Hofmedikus u. s. w. Ein für alle Färber, Tuch-, Zeug- und Linnen-Fabricken äuserst wichtiges und vortheilhaftes Werk.

Der Teutſche Merkur.

May 1778.

I.

Schach Lolo. (*)

Regiert — darinn ſtimmt Alles überein —
regiert muß einmal nun die liebe Menſchheit ſeyn,
das iſt gewiß: allein
Quo Jure, und von wem? in dieſen beyden
Problemen ſehen wir die Welt ſich oft entzweyn.
Doch, ſchon zur Zeit der blinden Heyden,
(als noch was Rechtens ſey ſich Kranor und Chryſipp
nach ewigen Geſetzen zu entſcheiden
anmaßten) fand der Sohn des liſtigen Philipp,
man komme kürzer weg, den Knoten zu zerſchneiden.
Seit dieſer Zeit fieng man gewöhnlich dabey an,
was Pyrrhus, Cäſar, Mithridates,
und Muhammed und Gengiskan,
und mancher der nicht gern genannt iſt, ſtets gethan,
ſich förderſt in Beſitz zu ſetzen.
Das Recht kommt dann von ſelbſt! das ſind Subtilitäten,
Juris

(*) Das Sujet iſt die Erzählung vom griechiſchen König und vom Arzt Duban im erſten Theil der Contes Arabes.

Juris Delicise, worum
die knaſterbärtigen Doktoren ſich ergötzen.
Die Freude gönnt man ihnen gern.
Das Jus Divinum, liebe Herrn,
ſteht alſo, wie ihr ſeht, ſo feſte,
und feſter als der Kaukaſus:
Befiehlt wer kan, gehorcht wer muß;
ein jedes ſpielt mit ſeinem Reſte
und unſer Herr Gott thut das Beſte.

„Ja, ſagt ihr, aber daß ein Schach,
ein Narr, ein Kind, ein Nero, ein Kaligel,
ein Heliogabalus, die Zügel
des Schickſals führen ſoll?„ — Und warum nicht? Regiert
nicht eine Windsbraut oft, und rührt
in einen garſt'gen Brey die liebe Welt zuſammen?
ſetzt euch in einem Huy das größte Schloß in Flammen,
bricht Dämme durch, ſpült manchen ſchönen Ort
mit Jung und Alten weg, reißt Ufer, Wälder fort,
und alles das unläugbar Jure
Divino, liebe Herrn! die Sach iſt ſonnenklar.
So wird die Welt regiert, und eine ganze Zahre
von Syllogiſmen macht's nicht mehr noch minder wahr.
Izt Sonnenſchein und ſchöne warme Tage,
wie ihr gewünſcht: doch freylich, nur ein Paar
zuviel, ſo wird der Sonnenſchein zur Plage,

dern nur das äuſſerſte von beyden Enden. Wie du in deinen vergoldeten Zimmern, und von ausgeſuchten Specereyen umduftet warſt, da trieben ſie ihr Geſpötte über deine ausſchweiffende Zärtlichkeit des Geſchmaks; izt da du in Lumpen biſt, haſt du gar keine, ſondern wirſt des Gegentheils halben verabſcheut. Hier iſt eine Meſpel für dich, iß ſie.

Timon.

Ich eſſe von nichts, was ich nicht leiden kan.

Apemanthus.

Kanſt du die Meſpeln nicht leiden?

Timon.

Nein, ob ſie ſchon dir gleich ſehen.

Apemanthus.

Hätteſt du ſie früher nicht leiden können, ſo würdeſt du izt beſſer mit dir ſelbſt zufrieden ſeyn. Haſt du jemals einen Verſchwender gekannt, den man noch geliebt hat, nachdem er um ſeine Mittel gekommen iſt?

Timon.

Wen haſt du jemals ohne dieſe Mittel, wovon du redſt, beliebt geſehen?

Apemanthus.

Mich ſelbſt.

wie jüngst der Regen war, auf den ihr nun
mit Schmerzen harrt. Euch immer Recht zu thun
ist schwer. Allein die Welt, die dreht in ihrem Kreise
sich unbekümmert fort, und der, der mitten drinn
im Centro sitzt und einen grosen Sinn
fürs Ganze hat, regierts nach seiner Weise.
Der winzigste Deunculus
machts eben so in seinem Spangenkreise,
nur nicht so gut: behauptet frisch sein Jus
Divinum über Weib und Kinder,
Haus, Hof und Haabe, Schaf und Rinder,
und giebt nicht Rechenschaft davon, als — wenn er muß.

„Die red' ich, wie es sollte
nicht wie es ist —"
So? wie es sollte? Also wißt
Ihrs besser? So, so solltes — Ja, wenn es wollte!
Allein es will nun nicht! All der Ideenkram
der Weltenflicker, sagt, was hat er je gebessert?
Verschoben hat er viel! und neu ist da die Scham?
Es sollte — nein, ihr Herrn: verkleinert und vergrössert
nur nicht, was ist in eurer Phantasie,
so ists just recht: und euch erspart die Müh
beim lieben Gott in seine Kunst zu pfuschen.
Es geht ja manchmal wohl ein wenig konterbunt
und sattig zu auf diesem Erdenrund,

das läßt ſich freylich nicht vertuſchen;
Allein, dann gehts zu wie es kann;
und dafür iſt geſorgt, daß doch nichts überhäufet,
daß ungeſtraft nicht leicht ein Mann
ſein werthes Selbſt an Böſethun vergnügt,
nicht ungeſtraft ein Schalk — ein Flegel — iſt,
nicht ungeſtraft ein Schach, nicht ungeſtraft ein Nero.
Das Maas, womit das Schickſal wiedermißt,
iſt immer billig. —— Schwimmt Mis Hero
in trüber Nacht bey ofdewölktem Mond
mit liebestrunknem Blick dem ſchönen Freund entgegen,
der, durch Begier und Schwierigkeit bewegen,
den ſteté gefäll'gen Helleſpont
ſchon manche heitre Nacht durchſchwommen,
und dann an ihrer ſchönen Bruſt
den ſüſſen Lohn der Arbeit eingenommen:
O! ſo mißkennt doch nicht die theuererkaufte Luſt
den ihrer Pflicht entirrten beiden Seelen!
Sie lieſſen ja ſo gerne ſich vermählen!
Warum trennt harter Eltern Groll
Stolz oder Geiz, was Gott zuſammenfügte?
„Allein, ſie that doch was kein frömmes Mädchen ſoll!„
Ja, leider! und das Schickſal rächte
den Fehltritt wahrlich ſtreng genug.
Denn, wie ſie ſo im ſüſſen Liebesbetrug
voll Ungeduld des lieben Jünglings harret

in

in dieſer trüben Nacht, und nun auf einmal ſtürmt
der Wirbelwind daher — wie Felſ' auf Fels gethürmt
ſtürzt Well' auf Well', und ach! in jeder ſtürmt
der ſchreckliche Gedank ob dem ihr Blut erſtarret:
„Ha! wenn ihn dieſer wilde Sturm
ergriffen hat„ — und nun (was zu beſchreiben
mein Herz ſich mir verſagt) die Wellen an den Thurm
vor ihre Füße hin den ſtarren Leichnam treiben —
ſagt, Grauſame, iſt ſie geſtraft genug?

Ja, denkt Ihr, nur zu hart wird ein verſtohlner Zug
aus Amors Luſtkelch ſo gerochen?
die armen Liebenden! So ſchwer beſtraft zu ſeyn
u ihr Vergehn im Grunde doch ſo klein!
Was haben ſie ſo ſchrecklichs dann verbrochen?„
O nicht doch! Läſtert nicht, indem ihr ſie beklagt,
des Schickſals Billigkeit! Es hat für alles Leiden
ſie ja vorausbezahlt! Sind's etwa kleine Freuden
für die ein junger Mann ſo raſch ſein Leben wagt?
Und rechnet ihr für Nichts, daß, ihn zu überleben
verachtend, Hero, treu dem ſchönen Liebesbund,
ſich zur Gefährtin ihm ins Todtenreich gegeben?
Für nichts, mit ihm zu ſterben Mund auf Mund,
und Arm in Arm mit dem geliebten Gaſten
hinabzugehn ins ſtille Land der Schatten?

Erkennet dann: das irdiſche Geſchlecht
murrt ohne Grund; die Götter ſind gerecht,
und laſſen, wo ihr Plan das Uebel nicht verhütet,
kein Unrecht unbeſtraft, kein Leiden unvergütet.

Ein jedes Ding in dieſer Unterwelt
iſt niemals was es ſcheint — und ſcheint, nachdem ihrs ſtellt,
iſt klein von fern, wird gröſſer wie ihrs näher
beſchaut, und, je nachdem ſichs gegen euch verhält,
bald gut, bald bös. Der wahre Seher
iſt der ſich allemal ans rechte Plätzchen ſtellt.
Das hält oft ſchwer! Geſunde Augen
erforderts auch; denn (wie ein Weiſer ſpricht)
wenn die an einem Mann nichts taugen
ſo helfen ihm zehn Sonnen nicht.

Doch, über dem Philoſophieren,
das doch, Gott weiß! ſo wenig nützt, verliehren
wir unſern Weg. Es war euch ärgerlich
daß, wie Ihr meynt, die guten Götter ſich
ſo — wenn mans ſagen darf — ſo — grob proſtituiren,
die Welt, zum wenigſten manch hübſches Stück von ihr,
(ſo ſchlecht es ſey iſts immer Schade für!)
wie dann und wann geſchieht, durch — Schache zu regieren.

Der Meynung bin ich nicht. Mir däucht, juſt umgekehrt,
das Volk ſtets ſeines Schachs, der Schach des Volkes werth,

und

und ſchwerlich wird ein einzig Beyſpiel fehlen.
Die Titus, ja, die Mark-Aurelen,
die ſind wohl allenfalls für ihre Zeit zu gut:
allein ein Klaudius, mit ſeiner feinen Brut
von Weibern und von Favoritten,
ein Uzim-Oſchantey, ein Baham, Schahriar,
die wurden juſt ſo zugeſchnitten
wie ihre Zeit ſie würdig war.

Der beſte Schach iſt freylich, wenn wir billig
im Urtheil ſind, nur zu gewiß
Perſona miſerabilis.
Zuerſt ſo gut, ſo fromm, ſo willig
es recht zu machen! Gieng es ſchief,
nun, ſo vergriff er ſich; er griff zu hoch, zu tief,
gemeynt war's recht. Allein, da hebt man Aug und Hände,
klatſcht und jubiliert, als hätt ein Gockelhahn
ein Ei gelegt. Daß nur ein einziger Daniſchmende
mit guter Art dem Herrchen auf den Zahn
zu fühlen wagte! — So, gewöhnt er ſich daran,
und nimmt das Schmeichlerlob am Ende
wie Jupiter den Weyhrauch an.

Das Schlimmſt' iſt, wenn er meynt er habe was gethan;
kommt ein Meſſier und ſtellt das Ding behende
ſo auf den Kopf, daß juſt von ſeinem Plan

das Gegentheil erfolgt: und er, in seiner Blende,
nimmt drüber gar noch Komplimente an.
So füllen nach und nach sich ganze dicke Bände,
mit Thaten die er — nicht gethan;
und ihm wird weiß gemacht, es stände
in Fama's Namenbuch der seinig' oben an.

Nun, sagt mir, wenn ein Schach, den Weiber und Kastraten
sein Lebenlang gegängelt wie ein Kind,
es endlich müde wird, und doch nicht in sich findt
allein zu gehn, und läßt sich nun von Jedem rathen
weil Alle ihm verdächtig sind;
wenn er, in seinem ganzen Leben
vom Füsseleckenden verrätherischen Geschmeis
raubaier'ger Masken stets belagert und umgeben,
den Biedermann zulezt nicht mehr zu finden weiß,
und fänd' er ihn, den Mann nicht zu ertragen
vermag; im Weyhrauchdampf worinn man ihn erstickt
nicht Menschen mehr, Vampyren nur erblickt
die an ihm saugen und ihn nagen;
und, endlich gar, als läg ein schweres Interdikt
auf seiner Burg, die Guten sich nicht wagen
ihm mehr zu nahn; und nun der arme Schach,
zum Nero nicht zu bieder, nur zu schwach,
durch Nichtsthun, Furcht der Wahrheit nachzufragen,
Unschlüßigkeit, Mißtrauen, Wankelmuth,

mehr Böſes oft als zehn Tyrannen thut:
Wer hat die Schuld? Und wer iſt zu beklagen?

Gewiß, dem Schach gebührt noch viel heraus!
Daß manchmal auch dabey ein braver Mann gelitten
und leiden wird, das bleibt wohl unbeſtritten.
Doch forget nicht! Den führt aus jedem Strauß
ſein Genius gewiß heraus,
und wer dabey am ſchlimmſten fähret
iſt doch zuletzt der Schach — wie Lolo's Beyſpiel lehret.

Schach Lolo, erſtgebohrner Sohn
des Firmaments, Oheim von Sonn' und Mon,
Herr im Zodiakus, des großen Bären Vetter,
Gebieter über Wind und Wetter,
etcätera, — regierte, wie man's heißt,
zur Zeit, wo alles das geſchehen
wovon ſogar Freund Wenk die Quellen nicht mehr weißt,
im großen Scheſchian. Kein ſonderlicher Geiſt!
Die reine Wahrheit zu geſtehen,
er überließ das Werk den Göttern und den Feen;
und wenn's darum nicht deſto beſſer gieng
ſo war's nicht ſeine Schuld. Von ſeiner Art zu leben
euch nur ein kleines Bild zu geben,
nehmt Einen Tag; denn wie er den begieng

so gieng es Tag vor Tag in seinem ganzen Leben.
Es war das ächte *Quasi*-Leben
der Götter Epikurs. — Nachdem er Nachts zuvor,
allmählich eingelullt von faden Sängerinnen,
den lezten Dienst erschlappter Sinnen
in Strömen süssen Weins verlohr,
und, matt und welk wie ein zerknicktes Rohr,
nun zwischen zwo Cirkasserinnen
(die er, damit sie doch zu Etwas brauchbar sind,
für Polster braucht) das alte Wiegenkind
entschlummert ist, und ohne sich zu regen
die Nacht durch weintodt dagelegen:
entrüttelt ihn, so wie zum Frühgebet
der Iman ruft, ein Kämmerling dem Schlummer.
Schach Lolo streckt sich, gähnt, bohrt in der Nase dreht
die Augen, und so fort — kurz, steht ein wenig dummer
als gestern auf, verrichtet sein Gebet,
wird dann gekämmt, gewaschen, angezogen,
beräuchert, nimmt sein Frühstück, geht
in seinen Divan — wo, sobald die goldne Thüre
in ihren Angeln knarrt, die Emirn und Wessire,
als Erdgeschöpfe, die den Glanz der Majestät
mit bloßen Augen nicht ertragen,
an seines Thrones Fuß die Sclavenstirnen schlagen.
Der Großwessir verrichtet nun sein Amt,
und Lolo, der indeß mit hohen Augenbrauen

im Staate ſizt und ſich mit Betel-Kauen
die Zeit vertreibt, begnadigt und verdammt,
ſo wie ſichs trift, die Böſen und die Frommen.
Indeſſen wirds Mittag; die Kämmerlinge kommen,
es öfnet ſich zum hohen Göttermaal
ein Augenblendender gewölbter Speiſeſaal.
Das Maal (um kurz zu ſeyn) wird reichlich eingenommen,
und nun paſſiert mein Schach in einen zweyten Saal,
noch gröſſer, herrlicher, und ſchimmernder als jener,
wo, zum Verdauungswerk beſtimmt,
ein weicher Lehnſtuhl ihn in ſeine Arme nimmt.
Zween Chöre Nymfen, eine ſchöner
als wie die andre, weiß und rund
von Armen, blau von Aug, und ſchwarz von Augenwimpern,
die Zithern in der Hand, ſtehn ſchon mit ofnem Mund,
ihn wieder in den Schlaf zu ſingen und zu klimpern.
Das Mittel würkt bey vollem Magen ſtracks.
Schach Lolo ſchläft zwoo Stunden wie ein Dachs;
wacht endlich wieder auf; gähnt ſeinen Phlegmeten
aus höchſter Machtgewalt gerad ins Angeſicht,
fängt ſeine Finger an zu zählen,
und haſcht nach Fliegen, die ihm nicht
Stand halten wollen: Unterdeſſen
kommt unvermerkt die Zeit zum Abendeſſen.
Eröfnet ſich ein dritter Saal,
noch ſchimmernder als jene beyde,

illuminirt mit Lampen ohne Zahl,
wo lauter Ambra brennt — und aberpal
im Luftgewand von roſenrother Seide
zwoo Reihen Töchterchen der Freude,
die zum Empfang des Herrn die Kehlen ſchon geprest;
und unter einem Thron, der, wie aus Sonnenſtralen
gewebt, durch ſeinen Glanz die Augen ſchier verletzt,
ein goldner Tiſch mit ſieben groſſen Schaalen
von Japans reichſtem Ton beſetzt,
wo, ſchöner als ein Mahler ſie zu mahlen
im Stand iſt, Früchte aller Art
hochaufgethürmt Geruch und Aug entzücken.
Nur ſeinem Schach! Der ſieht mit ungereitzten Blicken.
Doch, weil des Throns Pflicht hier ſeine Gegenwart
vonnöthen macht, gerubt er ſich zu ſetzen,
nachdem zuvor zwoo Nymfchen, ſchön und zart,
die Stirne und den Knebelbart
ihm einparfümirt. Die Scene zu verdien
ſtehn andre ſechs mit groſſen Fliegenwedeln
in Roſenöl getaucht; auch glimmt
auf goldnen Pfannen
ein ganzer Wald von Sandelholz und Zimmt
und treibt das Mückenvolk von dannen.
Indeſſen nun die Chöre wechſelsweis
des groſſen Lolo Ruhm und Preis
mit Sang und Klang den Winden verewigen,

läßt

Timon.

Ich verſtehe dich, du haſt einige Mittel, einen Hund zu halten.

Apemanthus.

Was für Dinge in der Welt findſt du deinen Schmeichlern am ähnlichſten?

Timon.

Weiber -- Was wollteſt du mit der Welt thun, Apemanthus, wenn ſie in deiner Gewalt wäre.

Apemanthus.

Sie den wilden Thieren vorwerfen, damit ich der Menſchen los würde.

Timon.

Wollteſt du ſelbſt auch das Schikſal der Menſchen haben, oder unter den wilden Thieren ein wildes Thier werden?

Apemanthus.

Das lezte, Timon.

Timon.

Ein beſtialiſcher Wunſch, den die Götter die gewähren mögen! Wenn du ein Löwe wärſt, ſo würde dich der Fuchs betrügen; wärſt du ein Lamm, ſo würde der Fuchs dich freſſen; wärſt du der Fuchs, ſo würdeſt du dem Löwen verdächtig werden, wenn dich zufallsweis ein Eſel anklagte;

wärſt

Lift Schach (der wohl von allen Menſchenkindern
am wenigſten von ſeinen Thaten weiß)
ſich gähnend einen Apfel ſchälen:
und wartet in Geduld bis endlich abermal
die Stunde ſchlägt; die in den vierten Saal
ihn rufen wird. Sie ſchlägt, und — laßt euch nicht verdrießen!
es öffnet ſich der hohe vierte Saal,
wohin wir ihm ſchon werden folgen müſſen.
Daß alles drinn erſchrecklich glänzt und gleißt,
und wieder Räucherpfannen brennen,
und, wie ſich hinter ihm die goldne Pforte ſchließt,
ein neues Nymfen-Chor ihm ſtreckt die Zähne weißt
iſt was wir leicht vermuthen können.
Ein neuer Polſterthron, ein neuer Tiſch, beſetzt
mit allem was den Gaum zum Trinken reizt,
und dann, die Kehle wohl zu laben,
ein Schenktiſch reich von zwanzig Sorten Wein
ſtehn links und rechts in vollem Glanz, und laden
den Schach zum letzten Akt des Mondramas ein.
Sechs Nymfen, ſchlank wie hohe Pyramiden,
bedienen ihn dabei, indeß ein andrer Chor
von Grazien in dünnem Silberflor,
damit der gute Mann beym Schenktiſch nicht erkalte,
des Reizes ſchlaue Kunſt im leichten Tanz entfaltet:
bis endlich gegen Mitternacht
das königliche Bett, bereitet an allen Ecken,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20598 / 367

nach altem Brauch, die zwo Cirkaſſerinnen
die nun das Unglück trift — zu ſeinen Polſtern macht.

Bey ſolcher Lebensart, was Wunder
wenn ihn zulezt, wie die Geſchichte ſagt,
vom Haupt zu Fuß Egyptens Ausſaz plagt?
Geſunder
an Seel und Leib
iſt freylich der, dem Arbeit Zeitvertreib
und Nothdurft Wolluſt iſt; der, wenn er ſpät vom Acker
zur Hütte kehrt, zwar müde, doch noch wacker,
an rauhem Brodt und ſeinem braunen Weib
ſich auf des Morgens Arbeit labet!
Was hilft es nun dem Schach, der unter einem Thron
von goldnem Stoff als wie Sanct Job ſich ſchabet,
was hilft ihm, daß er Sonn und Mon
zu Neffen hat? Staubleckende Weſſiere
zu Sclaven hat, und Weiber von Kaſchmire
zum Unterpfühl?
Was hilft ihm Sang und Saitenſpiel
und all der Kitzel ſtumpfer Sinnen,
und all ſein Nymfenheer und ſeine Tänzerinnen?
Umſonſt iſt ſeiner Aerzte Müh
ſein ſchwarzes Blut durch Säuren zu verdünnen.
Zwey Jahre ſchon erſchöpften ſie
treufleißigſt ihr Gehirn und alle ihre Büchſen;

verſuchtens, da nichts Lindrung ſchaft,
erſt mit electriſcher dann mit magnetſcher Kraft,
dann mit der friſchen Luft und endlich mit der fixen,
ja, aus Verzweiflung gar zulezt mit Schierlingsſaft.
Vergebens ſieht man ſie durch Berg und Wieſen trotten
nach Kräutern, die Galen und Celſus nicht gekannt;
die Kacherie des Schachs ſcheint ihrer nur zu ſpotten,
und täglich nimmt das Uebel überhand.

Von ungefehr (wie meiſtens alles Gute)
kam, da es juſt am ſchlimmſten ſtand,
ein Fremdling an aus einem fernen Land;
ein Mann, dem Anſehn nach von ſtillem ernſten Muthe,
und der (das ſieht der Wirth ihm flugs am Nadloch an)
ein wenig mehr als Fünfe zählen kann.
Zufällig hört der Fremde von dem Jammer
des armen Herrn. Er ſagt darzu kein Wort.
Nach einer Weile geht er fort
in ſeine Kammer.
Was er darinn gemacht iſt unbekannt;
denn, wie er ſich allein befand,
ſchob er den Riegel vor und ließ den Vorhang nieder.
Genug, er kam mit etwas in der Hand
das einem Schlägel glich, in einer Stunde wieder.
„Laß mich zum Sultan führen, Freund„
ſpricht er zum Wirth. — Das iſt ſo leicht nicht als es ſcheint,

ihr

ihr werder schwerlich angenommen —
„Sagt ihm, es sey ein fremder Arzt gekommen,
der, wenn er ihn in kurzer Zeit
von seinem Aussatz nicht befreyt,
den Kopf bereit ist zu verliehren.„

Wie Lolo diese Bothschaft hört
denkt er: es ist der Probe gleichwohl werth,
der Mann hat doch dabey nicht wenig zu verliehren;
und er befiehlt ihn vorzuführen.

Der Fremde kommt — ein feiner langer Mann
mit schwarzem Bart und einer Art von Nase
die Lolo just am besten leiden kann.
„Herr, spricht der fremde Mann, ich blase
nicht gern mich selber aus: genug, die Fakultät
hat deiner Heilung sich verziehen;
ich heile nicht mit Pillen, Kräuterbrühen,
noch Rindenmehl; allein, wenn deine Majestät
sich mir vertrauen will, soll binnen sieben Tagen
dein ganzer Leib so frisch und rein
wie eine Mayenrose seyn,
wo nicht, so werde mir der Schädel abgeschlagen!„

Schach Lolo spricht:
daß du mit deinem Leben
assekurieren sollst was andre aufgegeben,

das wolle Alla nicht!
Doch leiſte was du mir zu hoffen
befiehlſt, und ſey der Zweyte in meinem Reich!
Mit Lolo's Herzen ſteh zugleich
ſein Hof, ſein Schatz, ſein Harem ſelbſt dir offen!
Verdoppelt gleich mein Dank den höchſten Flug
den deine Wünſche ſich erlauben:
noch werd' ich immer nicht genug
für dich gethan zu haben glauben!

„Herr, ſpricht der Arzt, an deiner Dankbarkeit
zu zweifeln, wär' ein Majeſtätsverbrechen:
allein davon iſts immer Zeit,
wenn du geneſen biſt, zu ſprechen.
Das Mittel, Herr, zu dieſer Wunderkur
wird, wie geſagt, nicht innerlich genommen;
es geht von auſſenher und durch die Poren nur
ins Blut; doch muß es ſelbſt vorher in Schwingung kommen.
Groß ſind die Wunder der Natur!
Dies, ich geſteh es, iſt ganz auſſerhalb der Regel,
mit Einem Wort: es ſteckt in dieſem Schlägel.„

In dieſem Schlägel? ruft der Schach von Scheſchian,
und vor Erſtaunen bleibt der Muud ihm offen ſtehen.
„In dieſem Schlägel, Herr! Du wirſt die Würkung ſehen.
Natürlich iſt ein Talisman

dabey im Spiel — genug, in sieben Tagen!
Und daß wir keine Zeit verliehren, führe man
des Sultans Leibpferd her, um nach der Mallje-Bahn
stracks seine Hoheit hinzutragen.„

Gesagt, gethan.
Schach Lolo langt an Ort und Stelle an,
und mit dem Schlägel, den ihm Duban nachgetragen,
(so nennt der Fremde sich) muß er in stetem Jagen
den schweren Ball so lange schlagen
bis ihm der Schweiß aus allen Poren bricht.
„Der Talisman hat seine Pflicht
für heut gethan, spricht Duban: unverzüglich
ins Bad nunmehr! Und seyd ihr da genüglich
gewaschen und frottirt, dann flugs ins Bett, und deckt
euch doppelt zu, und schlaft bis euch der Iman weckt.„

Den nächsten Tag wirds eben so getrieben.
Der Schlägel däucht den Schach schon minder schwehr
und lustiger das Spiel als Tags vorher;
er schlägt den Ball mit immer kräftgern Hieben,
schwitzt wieder, geht ins Bad, wird tüchtig abgerieben,
und schläft die Nacht durch wie ein Bär.
Mit jedem Tage wächst sein Glauben und Belieben
an Dubans Talisman; und wie die heilge Sieben
vollendet ist, steht er am achten früh,

nach

nach Dubans Wort, ſo munter auf, als wie
er kaum in ſeinen erſten Hoſen
geweſen war — ſo blühend und ſo friſch
als hätten für Cytherens Bett' und Tiſch
die Grazien ihn mit lauter jungen Roſen
gefüttert — rein und glatt wie Lilien auf der Flur,
ſtarck wie ein Löw, gerade wie ein Kegel,
von Ausſatz nirgends keine Spur!
Mit einem Wort — der Mailleſchlägel
hat groſſe Ehre von der Kur.
Doch dieſe (wie's in ſolchen Fällen
zu gehen pflegt) kommt lediglich
auf Duban's Rechnung. Schach, vor Freuden auſſer ſich,
herzt, küßt und drückt den Mann daß ihm die Ohren gellen;
weiß nicht woher er Worte nehmen ſoll,
und giebt juſt nichts, weil er, des Danks zu voll,
gleich Alles geben möcht'. Indeſſen
wenn Duban Ehre geizt, ſo kann er diesmal ſich
bis zur Genüge dran ergetzen.
Er muß, da Lolo feyerlich
den ganzen Hof traktiert, ſich ihm zur Seite ſetzen;
ihm wird ein Kaftan umgethan
von purem Gold- und Silber-Lahn;
und nah an Lolo's eignen Zimmern
eins eingeräumt, das kaum vor Schönheit und vor Schimmer
bewohnbar iſt. Er hat ſogar ins Schlafgemach

den Zutritt: kommt dem holden Schach
den ganzen Tag nicht von der Seiten,
muß in den Diran ihn begleiten,
muß mit ihm jagen, mit ihm reiten,
wohin es geht, muß Duban mit,
selbst in den vierten Saal — kurz, ist der Favorits
und Ohr in Ohr wird starck davon gestüstert,
der Großwessir sey seinem Falle nah.
Daß Dubans Gunst ihn wenigstens verdüstert,
war was bey Hof sogar der Hundewärter sah.

Der Großwessir, der in der Kabbala
sehr viel gethan, war nicht der letzte der es sah,
das ist, der sich an Dubans Stelle setzte,
und dessen Sinnesart nach seiner eignen schätzte.
Denn Duban freylich war zu ehrlich und zu klug
zu solcher Politik, und höher aufzufliegen
als ihn just itzt die Luft und seine Schnellkraft trug,
war ihm noch nie zu Kopf gestiegen.
Doch Rukh, der Großwessir, war wie gesagt ein Mann
der seinen Posten scharf bewachte,
ein Mann der Rechnung hielt, sein Facit täglich machte,
und was ein Anderer gewann
sich als Verlust in Ausgab brachte.
Ein solcher Mann ist nicht pro forma Großwessir.
Natürlich gab es ihm kein sonderlich Vergnügen

daß

daß Duban so im Sturm des Sultans Gunst erstiegen;
und also hat er sich durch die geheime Thür
Gehör bey Lolo aus. In allen seinen Zügen
war Unruh, gleich als graute ihm vor dem
was ihm die Pflicht nicht zuließ zu verheelen.
Herr, spricht er, bey erhabnen Seelen
muß mit der Güte stets die Weisheit sich vermählen.
Das alte Sprüchwort, trau, schau wem,
läßt Königen sich nicht genug empfehlen.
Wer hätte je so weit im Argwohn ausgeschweift,
daß dieser fremde Unbekannte
den Deine Majestät mit Gnaden überhäuft,
und der, dem Anschein nach, von heisserm Eyfer brannte
als alle die en Treu der längste Dienst bewährt;
wer hätte den Verdacht genährt,
daß dieser Mann, den du so hoch geehrt,
ihm dein Vertraun, dein ganzes Herz gegeben,
mit dem du ofner als mit einem Bruder bist,
ein schändlicher Verräther ist,
(mit Schaudern sag ich es) nach deinem theuren Leben,
zu trachten, und in Dir nach unser Aller Leben,
an deinen Hof gekommen ist?

Wie? (spricht der Schach) Wessir! Du wagst es so zu lästern
den Mann, den Lolo liebt? Verwegner, traust du mir
die Schwachheit zu, zu glauben, was ich Dir
und einer ganzen Welt nie glauben werde?

wärſt du der Eſel, ſo würde dich deine Dummheit plagen, und du lebteſt immer als ein Frühſtük für den Wolf. Wärſt du der Wolf, ſo würde dir deine Gefreſſigkeit zur Quaal werden, und du würdeſt oft dein Leben für dein Mittageſſen wagen. Wärſt du das Einhorn, ſo würde dich Stolz und Grimm verderben, und in Ermanglung eines andern würdeſt du die Beute deiner eignen Wuth werden. Wärſt du ein Bär, ſo würde dich das Roß tödten; wärſt du ein Roß, ſo würde dich der Leopard ergreiffen; wärſt du ein Leopard, ſo wärſt du des Löwen Vetter, und deine Flecken würden deine eigne Verwandten gegen dein Leben aufhezen. Alle deine Sicherheit wär' in Entfernung, und dein Schuz in der Abweſenheit eines Feindes. Was für ein Thier könnteſt du ſeyn, das nicht einem Thier unterworffen wäre? Und was für ein Stük Vieh biſt du izt ſchon, daß du nicht ſiehſt, wie viel du bey der Verwandlung verliehren würdeſt?

Apemanthus.

Wenn du mir durch irgend ein Geſpräch gefallen könnteſt, ſo hätteſt du es izt getroffen. Das gemeine Weſen von Athen iſt ein Wald von Thieren worden.

Timon.

Wie iſt denn der Eſel durch die Mauern gebrochen, daß du auſſer der Stadt biſt?

Apemanthus.

Dort kommt ein Poet und ein Mahler; die Peſt der menſchlichen Geſellſchaft falle auf dich! Ich beſorge, daß ſie

„Lästern!
versetzt ganz ruhig der Weffir;
Kennt deine Majestät mich etwan erst seit gestern?„
O! Kennen? — ruft der Schach: da fehlt's nicht! Haben Zeit
dazu gehabt! — Kabale, Mißgunst, Neid! —
Es wäre viel davon zu sprechen —
Daß ich ihn liebe, das, das ist sein groß Verbrechen!
Allein, ihr irrt euch stark. Gleich diesen Augenblick
will ich ihn dreymal höher heben,
ihm viermal mehr Geschenke geben,
und wenn ihr alle die Kolik
davon bekämt! Das eben
daß ihr ihn haßt, das macht bey mir sein Glück.

„Herr, wenn du willst, wer darf dir widerstreben?
erwiedert Ruckh; du hast zu thun was recht
dir dünckt. Verkenn in deinem alten Knecht
den treuen Freund — ich muß mich drein ergeben.
Doch hier ist die Gefahr nicht mein!
Hier, muß ich meine Stimm' erheben,
Herr! oder ein Verräther seyn!
Ein bloßes Schwerdt hängt über deinem Leben,
an einem Haare schwebts — und schweben
sollt ich es sehn, und schweigen? Nein!
Hier ist mein Haupt, ich legs zu deinen Füßen;
laß, wenn's Verbrechen ist dir zu getreu zu seyn,

laß

laß michs mit meinem Leben büßen:
nur leide, daß der letzte Hauch
der mir entflieht, dich warne vor der Schlange
die du im Busen nährst!„ —

Dem Heuchler glüht die Wange
indem er's spricht. Der Schach, nach seinem Brauch
wenn etwas ihn bestürzt, schlägt sich mit beyden Händen
vor seinen königlichen Bauch:
Wie? spricht er, sollte mich mein böser Geist verblenden?
Und Duban sollte fähig seyn —
Mein Freund? mein Retter? nach dem Leben
mir stellen? — Guter Rukh, dein Eyfer täuscht dich! Nein!
Ich glaub es nimmermehr! Ihm hab ich ja dies Leben
zu danken — wem, als ihm allein?
Wenn er mirs rauben will, wozu mirs wiedergeben?
Er konnte, wenn er nur an meinem Uebel mich
verderben ließ, sich einen Mord ersparen!
Weiser, du bist mir treu, ich weiß es, bist erfahren,
und kennst die Welt; doch diesmal, sicherlich,
betrügst du dich!

„O Herr, erwiedert Rukh, wie sollte michs nicht schmerzen
mit diesem königlichen Herzen —
so argwohnlos, so gut! betrogen dich zu sehn?
O! eben dies vergrößert das Vergehn
des Mannes, der, so nah an deinem Herzen,

des schwarzen Anschlags fähig ist!
Der durch den Anschein, sich verdient gemacht zu haben,
erst dein Vertrauen stiehlt — mit Gaben
sich überschütten läßt — um, wenn du, keiner List
gewärtig, bey verschloßnen Thüren,
einst unbeschützt in seinen Händen bist,
um soviel sicherer den Mörderstoß zu führen!"

Bey diesen Worten fährt dem Schach
ein kalter Schauder übern Rücken;
er sieht den falschen Freund, mit Dolchen in den Blicken,
sich schleichen in sein Schlafgemach,
und fühlt den Stahl schon zwischen seinen Rippen.
Was ist zu thun, ruft er mit blassen Lippen,
Was räthst du mir?
Zwar, glauben kann ichs nicht — und doch besorg ich schier —
Wer kann ins Herz des Menschen schauen?
Dem Besten, wie du sagst, ist nicht zu viel zu trauen.
Ein Mensch kann sich verstellen, das ist klar;
und Duban — kurz — wer weiß — er ist ein Mensch! — ich denke
es ist am sichersten wir machen ihm Geschenke,
und schicken ihn zurück nach seinem Kandahar!

„Zurück ihn schicken, und Geschenke
noch oben drein? — Nein, Herr! — Erwiedert Aptih,
der, wie er seinen Schach bereit sieht nachzugeben,

nur

nur einen einzgen frischen Druck
noch nöthig sindt) Herr! läge nicht dein Leben
hier auf dem Spiel, so sagt' ich nichts dazu.
Doch, deine Sicherheit und deiner Völker Ruh
zu wagen, bloß um einen Mann zu schonen
der, wie ich sicher weiß, dir nach dem Leben steht,
und ihn dafür noch zu belohnen:
daß ihm sein Streich mißlungen ist — das geht
zu weit! Ein Uebermaas von Güte
wird Schwachheit, Herr! — Auch ich bin zum Verzeyhn
geneigt; doch diesesmal müßt's ein Verräther seyn
der deiner Hoheit nicht zum Weg der Strenge riethe."

Was meynst du denn, versetzt der theure Schach,
was ist zu thun?

„Den Kopf ihm vor die Füße legen!"

In diesem Stück, spricht Lolo, bin ich schwach,
ich sag es frey; es sträubt sich was dagegen
in meinem Herzen —

„Wie? hat er nicht siebenfach
den Tod verdient? Wenn's auch nur Argwohn wäre,
in solchen Fällen hat ein Sandkorn Zentner-Schwehre.
Ist etwa deine Sicherheit
nicht werth mit eines Sclaven Leben
erkauft zu seyn? Es ist die höchste Zeit,
die Stunde Frist die wir ihm geben
kann deine letzte seyn!"

Weiſir, ich gebe mich,
ruft der erſchreckte Schach: du ſiehſt in ſolchen Dingen
gewöhnlich richtiger als ich.
Befiehl ihn ſtracks herbeyzubringen!

Mein Duban kommt mit ruhigem Geſicht,
bückt nach Gebrauch ſich an des Thrones Stuffen
und ſteht erwartend da.

„Kannſt du errathen, ſpricht
der Schach zu ihm, warum wir dich beruffen?„
Nein, Herr, das kann ich nicht.
„So will ich dirs in wenig Worten ſagen:
es iſt — den Kopf dir abzuſchlagen.„

Den Kopf mir abzuſchlagen, Herr?
Wie? biſt du nicht geheilt? Was hätt ich denn verbrochen?
Du ſcherzeſt, wie ich ſeh.

„Verkappter Lucifer,
das hilft dir nichts! Dein Urtheil iſt geſprochen!
Wir kennen nun den Schalk der dir im Buſen ſteckt;
Verräther! Alles iſt entdeckt!
daß meine Feinde dich beſtochen,
daß du ein Bube biſt — der darum bloß
an meinen Hof ſich einſchlich, darum bloß
mein Arzt, mein trauter Freund geworden,
um auf der Freundſchaft ſicherm Schoos
mich deſto ſichrer zu ermorden —

O!

O! ich weiß alles, Böſewicht!
Drum nieder auf die Knie, und nichts von leeren kahlen
Entſchuldigungen! Fort! dein Kopf ſoll mir bezahlen!
Bindt ihm die Augen zu, und nicht
ein Wort!„

Der gute Duban ſteht als wie vom Blitz getroffen.
Daß Neid und Bosheit ihm dies Wetter angeſchürt
iſt klar; doch, wie entfliehn? Wo iſt ein Ausweg offen?
Die Unſchuld eben iſts was ihm den Kopf verliert.
Den Schach kennt er zu gut um viel von ihm zu hoffen.
Zum Unglück hat er den nur äuſſerlich kurirt;
dem innern unheilbaren Schaden
dem hilft kein Schwitzen und kein Baden!
Das Einzge was ihm bleibt, iſt, auf gerathewohl,
des Sultans Menſchlichkeit durch Flehen zu erregen.
Er thuts nach äuſſerſtem Vermögen;
allein das Herz, an das er ſchlägt, iſt hohl,
Schach Lolo iſt nicht zu bewegen.
Itzt ſoll man ſehn ob ich ſo wankelmüthig bin
als wie die Leute immer ſagen,
denkt Lolo bey ſich ſelbſt; faſt könnt ich ihn beklagen —
allein ich halte feſt. — Fort (ruft er) knice hin,
du flehſt umſonſt!

„Nun, biſt du ſo entſchloſſen,
ſo werde dann unſchuldig Blut vergoſſen!

Nur Eine Bitte, Herr, wollst eh ich sterbe mir
aus Königsmilde noch gewähren!
Gieb eine Stunde nur mir Aufschub, heimzukehren,
den Meinigen den letzten Abschiedskuß
zu geben, und was ich verlassen muß,
das Wenige, noch unter sie zu theilen.
Es wird nicht lange mich verweilen.
Das meiste sind, ich muß gestehn,
nur Bücher; aber die in guter Hand zu sehn,
liegt mir nicht wenig
am Herzen — Eins voraus, das man den König
von allen Büchern nennen kann,
und würdig, daß kein mindrer als ein König
sein Erbe sey.„

Was ist denn dran
so sonderliches? fragt Lolo.

„Großer Kan,
es ist der Nachlaß eines Weisen,
der über hundert Jahre dran
gesammelt hat, die Frucht von großen Reisen
und tiefem Forschen der Natur.
Das ganze Buch hat zwanzig Blätter nur,
allein auf jedem Blatt den Schlüssel
zu einem Wunderding. Zum Beyspiel: — im Moment,
worinn das Schwerdt mein Haupt vom Rumpfe trennt,
werd' es in eine goldne Schüssel,

die auf dies Wunderbuch gestellt wird, aufgefaßt:
so wirst du, Herr, ein Wunder sehen
wie du noch keins gesehen hast.
Mein Blut wird plötzlich still in jeder Ader stehen
und in der Schüssel wird im gleichen Augenblick
mein Kopf sich von sich selbst erheben,
und sprechen, und auf jedes Fragestück
laut und vernehmlich Antwort geben,
das du, mein gnädiger Herr und Fürst,
ihm aus dem sechsten Blat des Buches vorzulegen
geruhen wirst.„

Das wäre! ruft der Schach; Nun, dieses Wunders wegen
ser denn noch eine Stunde Frist
in Gnaden dir geschenkt! Die Wache soll zur Seiten
ihm immer gehn, und ihn zurückbegleiten;
und daß er ja das Buch mir nicht vergißt!„

Mein Duban betet an zur Erde
und wird hinweggeführt. Und überall
bey Hof und in der Stadt erschallt des Günstlings Fall,
und daß bey seinem Tod sich was ereignen werde,
was noch kein Mensch gesehn. Der große Divans Saal
wallt wie ein See von Menschen ohne Zahl,
die alle vor Begierde brennen
das große Wunder auch zu sehn;

man hätte durch den Saal, so dichte wie sie stehn,
auf lauter Köpfen gehen können.
(Um — Nichts zu sehn
läßt sich kein besser Mittel denken)
Auch ist kein Herz, das nicht von Mitleid überfließt
mit Dubans Fall, und doch in großen Aengsten ist
der Schach möcht' ihm das Leben schenken.

Der Seiger schlägt. Mein Duban, wohlbewacht,
wird mit dem Schlag herbeygebracht.
Die Wache macht sich Platz. Die goldne Flügelthüre
fährt auf; das ganze Vorgemach
ergießt sich in den Saal; dann Emirn und Wesire,
und dann ein Zwischenraum, und dann zulezt der Schach,
vom Großwesir, der diese Luft bereitet,
und von dem Oberhaupt der Hämmlinge begleitet.
Der Schach besteigt den Thron, und Duban, züchtiglich
doch ohne Furcht, tritt zwischen vier Trabanten
mit einem mächt'gen Folianten
im Arm zum Throne vor, bückt bis zur Erde sich,
legt dann das Buch am Fuß des Thrones nieder,
und wiederhohlt was er dem Schach davon
bereits gesagt. Drauf wird zum Werk geschritten.
Ein Scharlachrothes Tuch deckt, mitten
im Saal, des Bodens goldne Pracht,
der Kreis um Duban her wird räumiger gemacht,

der

der Henker zückt das Werkzeug kalter Schrecken,
und seitwärts steht ein Sklave mit dem Becken.

Der Duban war im Grund ein guter Tropf,
und, minder um sich selber einen Kopf
zu scheren, als dem Schach die Quaal zuspäter Reue,
kniet er noch einmal hin, und schwört ihm seine Treue
und Unschuld, bittet, fleht, sogar
mit Thränen — das nun freylich
nicht allzurühmlich war
an einem Mann von Geist — Genug, beym Schach gewann
er nichts damit: „dein Kopf, mein Freund, muß fliegen,
und wär es auch nur um's Vergnügen
zu hören was er sagen kann,
wenn er herunter ist.„

Nun gut, so sey es dann,
spricht Duban, läßt gelassen seinen Kragen
vom Halse, schließt die Augen als ein Mann,
und — ritsch! ist ihm das Haupt herabgeschlagen.
Das goldne Becken faßt, auf Dubans Buch gestellt,
den Kopf, so wie er blutend fällt,
im Fallen auf. Strucks hört er auf zu bluten,
der Rumpf bleibt stehn als wär ihm nichts gethan,
und, gegen aller Welt Vermuthen,
hebt sich der Kopf und fängt zu reden an:
„Nun, Herr der Welt, wenn du's mit einer Frage

mich anſteken möchte, und will mich mit der Flucht retten. Wenn ich ſonſt nichts zu thun weiß, will ich dich wieder ſehen.

Timon.

Wenn ſonſt nichts lebendiges mehr iſt als du, ſollt du mir willkommen ſeyn.

Apemanthus.

Du biſt das Oberhaupt von allen itztlebenden Narren.

Timon.

Ich wollte, du wäreſt ſauber genug, daß ich auf dich ſpeyen könnte. Daß du die Kränke hätteſt!

Apemanthus.

Du biſt ein zu ſchlechter Kerl, als daß du jemandem fluchen könnteſt.

Timon.

Alle Galgenſchwengel werden rein, wenn ſie neben dir ſtehen.

Apemanthus.

Es iſt ſonſt kein Ausſatz, als was du redſt.

Timon.

Wenn ich dich nenne -- Prügeln will ich dich; doch, ich würde nur meine Hände kräzicht machen.

Apeman-

versuchen willst, und hören was darauf
ein Kopf zu sagen hat: so schlage
das sechste Blat des Wunderbuches auf;
auf dessen linker Seite stehn
drey Fragen oder vier in großen goldnen Lettern.„

Schach Lolo spricht: wir wollen's sehn!
Man reicht das Buch ihm hin, und er beginnt zu blättern.
„Setzt, ruft der Kopf, wenn ihr so gut seyn wollt,
Mich, während daß er sucht, auf meinen Rumpf, und bindet
den Faden von gedrehtem Gold,
den ihr in meiner Tasche findet,
mir um den Hals.„ —

Der Sultan, um zu sehn
was noch draus werden soll, läßt alles gern geschehn,
und blättert, unterdeß daß man den Faden bindet,
auf seinen Thron zurückgelehnt,
in Dubans Buch. Nun hatte Lolo, nebst
mehr Umanieren, auch sich diese angewöhnt,
daß er, so oft ein Blat in einem Buch zu heben
und umzuwenden war, bey jedem Blat
den Finger erst an seiner Zunge nezte,
bevor er ans Papier ihn sezte.
Da nun die Blätter etwas glatt
und klebricht waren, schien's hier um so mehr vonnöthen.
So schlägt er nach und nach, den Finger stets am Mund,

bis

bis auf das Sechste um, beguckt es ernſtlich, rund
herum, und iſt gar mächtiglich betreten,
zu ſehen, daß darauf nicht eine Sylbe ſtund.

„Da iſt ja Nichts!„ —

Nur zwey drey Blätter weiter,
ruft Dubans Kopf, der nun ganz frey und heiter
auf ſeinem Rumpfe ſtund; ich habe mich am Blatt-
geirret, ſcheints.

Schach Lolo blättert weiter,
doch, eh er drey noch umgeſchlagen hat,
iſt ſchon das Gift, das er von jedem Blatt
mit feuchtem Finger ſeiner Zungen
unwiſſend mitgetheilt, ihm bis ins Herz gedrungen.
Ein wilder Schmerz fährt zuckend wie ein Blitz
durch ſein Gebein, ihm ſchwindelts im Gehirne,
und dunkel wirds um ſeine kalte Stirne,
er ſtürzt herab von ſeinem goldnen Thron,
und liegt in Zuckungen, und ringet mit dem Tode.

Wohlan (ruft Dubans Kopf, der nun in ſeinen Rumpf
ſich wieder eingeſenkt) du nickende Pagode!
am Herzen kalt, an Sinnen ſtumpf,
Hab's an dir ſelbſt! Ich bin an deinem Tode
unſchuldiger als du. — Doch ſpotten deines Falls
kann Duban nicht — Als ich um meinen Hals

zum letztenmale dir mit heißen Thränen flehte,
war's Menschlichkeit was mich dazu betrog:
dein böser Dämon überwog;
nun kömmt die Reu — und die Moral zu spät.

Bey diesem Wort entfuhr dem armen Schach
der lezte Hauch; betäubt von Schrecken rannen
die Emirn aus dem Saal, das Volk den Emirn nach,
und Duban gieng mit seinem Kopf von dannen.

W.

II.

Fortsetzung des Auszugs aus dem Leben des Kardinals Ximenes.

Seitdem Ximenes auf dem Erzbischöflichen Stuhl zu Toledo saß, gab er sich alle Mühe, zwischen den Königen von Spanien, Portugal und England ein Bündniß wider die Mahumedaner zu Stand zu bringen, damit sie diesen Ungläubigen mit vereinigten Waffen das heilige Land entrissen. Er hatte den Plan der Schiffahrt und aller dazu nothwendigen Zurüstungen so ausführlich entworfen, und alles so sehr den Orten, Personen und Kriegsregeln gemäß erdacht und geordnet

geordnet, als wenn er die ganze Zeit ſeines Lebens ſich mit dem Seeweſen beſchäftiget hätte. So gar die Klippen im Meer, und alle mögliche Gefahren waren darinn angemerkt. Allein die Ankunft des Erzherzogs Philipps in Spanien, und die Zwietracht, die ſich zwiſchen dem Pabſt Julius II. und Ludwig XII. König in Frankreich entſponnen hatte, vereitelte dieſes Vorhaben.

Ximenes ſchränkte deshalben ſeine Begierde, den Ungläubigen zu ſchaden, auf die Afrikaniſchen Küſten ein, wozu die Kräfte Spaniens allein hinreichend waren. Hierzu wurde er durch die Räubereyen und Verwüſtungen der Korſaren, denen die am Meer wohnenden Spanier täglich ausgeſezt waren, noch immer mehr angereizt. Der obengenannte Venetianer Vianelli, der alle Seehafen und feſte Plätze in Afrika genau kannte, gab ihm den Rath: die Unternehmung erſt wider Mazarquivir, den geräumigſten und bequemſten Hafen der Marokkaniſchen Küſte, hernach aber wider Oran eine der reichſten und feſteſten Seeſtädte, zu richten. Aber ſo ſehr der Kardinal von Begierde entbrannte, dieſem Rathe zu folgen: ſo große Schwierigkeiten fand er auf Seiten des Königs, dem es an Geld fehlte, denſelben auszuführen. Die Sache würde auch nie zu Stande gekommen ſeyn, wenn er ſich nicht erboten hätte, die Kriegsunkoſten vorzuſchießen, und die Armee zween Monate aus ſeinem eigenen Beutel zu unterhalten, wofern es zu einer langwierigen Belagerung kommen ſollte.

Dieſes brachte die Sache zur Würklichkeit. Man rüſtete in kurzer Zeit eine Flotte aus, und man bemannte ſie mit einem hinreichenden Kriegsheer unter den Befehlen Raimunds von Cardonna zu Waſſer, und Ferdinands von Corduba zu Lande. Vianelli war beyder Wegweiſer. Alles gieng ſo glücklich von ſtatten, daß die Spanier in Zeit von 50 Tagen und mit ſehr geringem Verluſt Meiſter von Maçarquivir wurden.

Was die Feſtung Oran betrift, ſo fand man es für diesmal nicht rathſam, dieſelbe anzugreifen. Es verfloß auch mehr als ein Jahr, ehe man zu dieſer Unternehmung ſchritt; und ohne des Kardinals unermüdetes Betreiben würde ſie nie zu Stande gekommen ſeyn. Man erfand ſo viele Einwendungen und Hinderniſſe von Seiten des Königs und der Großen, daß ein jeder anderer dadurch ermüdet worden wäre. Aber Ximenes wußte nichts vom Zurückweichen, wenn er einmal ſeinen Gang wohin gerichtet hatte. Er ſchoß die Kriegsunkoſten aufs neue vor, half Soldaten anwerben, verſchaffte Lebensmittel und Waffen, übernahm die oberſte Befehlshabung der ganzen Unternehmung, und belebte alles durch ſeine unglaubliche Thätigkeit. Der Graf Navarra führte die Armee an, und hatte vom Könige den Befehl, ohne die Bewilligung des Kardinals nichts zu unternehmen.

Die Flotte war kaum in den Hafen zu Maçarquivir eingelaufen, als Ximenes den Befehl gab, die

Stadt

Stadt und Feſtung Oran ohne Verzug zu Waſſer und zu Land anzugreifen. Der Feind, welcher ſich alle Augenblick durch neuen Zuwachs von Afrikaniſchen Völkern verſtärkte, hatte ſich auf den Anhöhen zwiſchen Oran und Mazarquivir feſtgeſetzt. Er mußte alſo erſt zurückgeſchlagen werden, ehe man ſich zu Lande der Stadt nähern konnte. Der Graf Navarra brachte allerley Urſachen vor, den Angriff bis auf folgenden Tag zu verſchieben, und unterließ, einige wichtige Poſten mit der Reuterey zu beſetzen. Aber Ximenes ſah den Fehler ein, und verhütete dadurch großes Unheil. Denn man fand daſelbſt feindliche Truppen im Hinterhalt liegen, welche die Spanier unvermuthet auf dem Rücken würden angegriffen haben. Darauf gieng man ohne Verzug dem Feinde zu Leib, und man hatte Mühe den ſiebenzigjährigen Kardinal von der Spitze ſeines Kriegsheers wegzubringen. Das Zureden und der Segen dieſes ehrwürdigen Greiſen flößte den Spaniern ſo viel Muth und Tapferkeit ein: daß der Feind ihren Angriff nicht aushalten konnte, und Oran ohne vielen Widerſtand eingenommen wurde. Den glücklichen Ausgang dieſer Unternehmung hatten ſie hauptſächlich der Eilfertigkeit, mit welcher der Kardinal den Angriff betrieb, zu verdanken. Denn kaum war die Stadt eingenommen, als der König von Tremezen mit einem ſtarken Heer dem Feinde zu Hülfe kam, aber nun, ohne etwas wider die Spanier zu wagen, wieder abzog. Die Stadt wurde geplündert, und die ganze Be-

ſatzung mit dem größten Theil der Einwohner niedergehauen.

Ximenes hätte gern die Eroberungen in Afrika erweitert; aber ſein hohes Alter, der Widerſpruch ſeines geiſtlichen Berufs, und ein aufgefangener Brief des Königs an den Grafen Navarra, worinn er ihm ſchrieb, er möchte dieſen guten einfältigen Alten, ſo lang es möglich, zu Oran aufhalten, und zu weitern Unternehmungen ſein Geld benutzen, bewogen ihn nach Spanien zurückzukehren. Jedoch geſchah dieſes nicht eher, bis er als Biſchof alle Moſcheen zu Kirchen eingeweihet, und als General die Feſtungswerke der eroberten Stadt verbeſſert hatte.

Nach ſeiner Zurückkunft hatte er zu ſeiner Belohnung den Verdruß, daß man ihm die zum Krieg vorgeſchoſſenen Unkoſten nicht verſtatten wollte; daß man ihn beſchuldigte, die Briefe des Königs an die Generale geöfnet, die Officiersſtellen nach ſeinem Willen ausgetheilt, und in allen Stücken eigenmächtig gehandelt zu haben. Aber der Kardinal rechtfertigte ſich mit des Königs eigenhändigen Briefen, und bekam endlich die Verſicherung, den gethanen Vorſchuß wieder zu erhalten. Dagegen kränkte man ihn mit allerley niederträchtigen Handlungen. Man ſchickte einen königlichen Abgeordneten in ſeinen Pallaſt, ſein Hausgeräthe zu durchſuchen, ob er etwas von der Beute der geplünderten Stadt Oran für ſich behalten hätte. Das nemliche that man in den Häuſern derer, die ihn begleite-

ten,

ten, und ſogar bey den zurückgekommenen Soldaten, und von allem was man fand, nahm man ein Fünftel für den König. Man durchſuchte ſogar die Rechnungsbücher des Kardinals, ob die angeſetzten Ausgaben damit zuſammenſtimmten. Dieſe Beſchimpfungen litt er mit wunderbarer Geduld, und beklagte ſich mit keinem Worte darüber. Sie waren zum Theil auch eine Rache, die der König an ihm nahm, weil er ſeinem Erſuchen, das Erzbisthum von Toledo ſeinem natürlichen Sohne Don Alfonſo d'Aragon gegen das Erzbisthum Siguenza abzutreten, nicht willfahren wollte.

Indeß daß er von Begierde brannte, die chriſtliche Religion in Afrika zu verbreiten, begieng Ferdinand eine Handlung, die der Spaniſchen Krone keine Ehre macht. Pabſt Julius II. hatte Ludwig XII., König in Frankreich, und ſeinen Bundsgenoſſen Johann d'Albret, König von Navarra, wegen weltlicher Intereſſen ihrer Königreiche entſetzt. Hierdurch maßte ſich der König Ferdinand das Recht an, in die Staaten des Schwächern der genannten zween Könige unvermuthet zu fallen, und dieſelben zu erobern, ob ihm gleich derſelbe kein Leid angethan hatte. Betrachtet man, was Ximenes vermochte, wenn er ſich ernſtlich vornahm, etwas durchzuſetzen, ſo muß nicht Mangel an Muth oder Kräften, ſondern das allgemeine Vorurtheil mißverſtandener Religion ſchuld daran ſeyn, daß er das Unternehmen des Regenten nicht verhinderte.

Im Jahr 1516. ſtarb der König Ferdinand, und hinterließ mit Beyfall der Reichsräthe dem Kardinal Ximenes die Regentſchaft, ſo lang ſeiner Tochter Sohn Karl ſich in den Niederlanden aufhalten würde. Nie war eine Statthalterſchaft ſchwerer und gefährlicher als dieſe. Der Erzherzog Karl, welcher damals 16 Jahr alt war, ließ ſich durch Niederländer regieren, die eben ſo in Spanien herrſchen wollten, und wirklich unter den Großen daſelbſt einen ſtarken Anhang hatten. Dieſe, welche von den ältern Königen aus Erkenntlichkeit für ihre wider die Saracenen geleiſtete Dienſte mit vielen Freyheiten beſchenkt, hingegen aber von Iſabella und Ferdinand ſehr eingeſchränkt und gedemüthiget worden waren, huben nun unter einem fremden Könige ihr Haupt wieder empor, und beſchwerten die Bürde ihrer Vaſallen. Was aber dieſe Gefahr ſehr vermehrte, war, daß die königliche Schatzkammer erſchöpft war. Nichtsdeſtoweniger nahm Ximenes die Regentſchaft an, und fand Mittel, die geſagten Beſchwerlichkeiten zu überwinden.

Was die Großen angehet, ſo hielt er ſie dadurch im Zaum, daß er überall auf ihren Gütern und in ihren Häuſern beſoldete Kundſchafter hielt, die ihm alle ihre Bewegungen zu wiſſen thaten. Hierdurch wurde er in den Stand geſetzt, ihre verdächtigen Verſammlungen und Verbindungen bey Zeiten zu trennen und zu zerſtreuen.

Durch dieſe Wachſamkeit, womit er alle Schritte des Adels belauerte, und einen jeden Unruhigen unvermuthet zur Strafe zog, erlangte er das Zutrauen des Erzherzogs, worinn dieſer dadurch noch viel mehr befeſtiget wurde, daß er ihn wider den Willen des Adels in ganz Spanien zum König ausrufen ließ. Hierdurch wurden aber die Großen ſo ſehr wider ihn erbittert, daß ſie nun anfiengen, ſeine Regentſchaft in Zweifel zu ziehen.

Sie ſchickten daher Abgeordnete zu ihm, und lieſſen ihn fragen, woher er die Macht hätte, ſo mit ihnen zu verfahren? Ferdinand, der ihn zur Regentſchaft ernannt hätte, wäre ſelbſt nichts mehr als Statthalter geweſen, und die Briefe, worinn der Erzherzog Karl ihn als Statthalter erkennte, wären nur Komplimentenbriefe. Der Kardinal antwortete den Abgeordneten nichts anders, als Sie möchten den folgenden Tag wieder zu ihm kommen. Da ſie wieder kamen, führte er ſie in einen Thurm, wo er ſeine Schätze verwahrte, und zeigte ihnen durch ein Fenſter zwey tauſend Mann in Schlachtordnung nebſt großen Feldſtücken, die er abfeuern ließ, und ſagte: da iſt die Gewalt, die ich habe. Mit dieſer werde ich Spanien regieren, bis der König ſelbſt ankommen wird. Darauf ſchickte er einen Courier nach dem andern zum Könige in Flandern, und bat ihn inſtändigſt, ihn mit voller Gewalt förmlich zu verſehen. Da ihm aber der König dieſelbe weder abſchlug, noch förmlich ertheilte, und er

Apemanthus.

Ich wollte, meine Zunge könnte machen, daß ſie ab-faulten.

Timon.

Weg, du Gezücht eines räudigen Hunds. Ich ſterbe vor Zorn, daß du in der Welt biſt; ich fall' in Unmacht, wenn ich dich anſehe.

Apemanthus.

Daß du berſten möchteſt!

Timon.

Hinweg, du verabſcheuter Raker; ich fürchte, du treibſt mir einen H**n ab.

Apemanthus.

Vieh!

Timon.

Sclave!

Apemanthus.

Kröte!

Timon.

Lumpenhund, Lumpenhund, ꝛc.

(Apemanthus zieht ſich zurück, als ob er gehe.)

Ich bin dieſer falſchen Welt überdrüſſig, und will nichts in ihr lieben, als ihre bloſſen Nothwendigkeiten. So zögre dann nicht, Timon, dir dein Grab zu machen, dort, wo

der

ſich daher ſeinen eigenen Kräften, die wider den ganzen Adel nicht hinreichend waren, überlaſſen ſah, ſo erfand ſein fruchtbarer Kopf ein Mittel, welches nicht nur ihn in gegenwärtiger Gefahr, ſondern auch den König ſelbſt in dergleichen Fällen ſchützen könnte. Er richtete mit Erlaubniß des Königs in allen Städten des Reichs eine Militz aus wohlhabenden Bürgern auf, und beſchenkte ſie mit ſolchen Privilegien und Ehrenzeichen, daß ſichs jedermann zur Ehre ſchätzte, dabey zu ſeyn. Dieſe wurden alle Sonn- und Feyertage in den Waffen geübt, und mußten bereit ſeyn, auf jeden Wink den König und ſeine Rechte zu ſchützen. Weil der Bürger ſelten ein Freund des Adels iſt, ſo war dieſes Hülfsmittel ſehr ſchicklich, denſelben in Zaum zu halten.

Da er auf dieſe Weiſe für die innere Ruhe des Reiches ſorgte, vergaß er nicht, daſſelbe auch wider äuſſere Feinde zu beſchützen. Der berühmte Korſar Barberoſſa richtete viel Schaden auf den ſpaniſchen Küſten an, und Johann d'Albret fiel in Navarra ein, um ſein Königreich wieder zu erobern. Wider den mächtigen Seeräuber ſchickte er die ſpaniſche Flotte aus, nachdem er ſie mit 20 neuen Galeeren vermehrt und zum bequemern Gebrauch derſelben die verſchlämmten Seehäfen hatte reinigen laſſen, und richtete in einem Seetreffen fünf feindliche Galeeren zu Grunde. Eben ſo glücklich war er wider den unglücklichen König von Navarra. Er trieb ihn aufs neue aus ſeinen Staaten,

und bekam den gröſsten Theil seiner Truppen gefangen. Er hatte dieſes der ſonderbaren Geſchicklichkeit Ferdinands Villalva, dem er vor vielen andern aus gröſsern Geſchlechtern die Befehlshabung der Armee anvertraut hatte, zu verdanken. Damit er aber denen Unzufriedenen in Navarra, die ihren König wieder einzuſetzen ſuchten, allen Hinterhalt benähme, ſo lieſs er alle Feſtungen dieſes Königreichs ſchleifen.

Indeſſen vergaſs er die armen Indianer nicht, die von den Spaniern auf das grauſamſte mißhandelt wurden. Sie bildeten ſich ein, die Amerikaner gehörten ihnen durch das Recht der Waffen ſo eigenthümlich zu, daſs ſie nach ihrer Willkühr mit ihnen verfahren könnten. Für ſie war weder Schutz noch Bürgerrecht. Man behandelte ſie ärger als das Laſtvieh. Denn ob ihnen gleich die Natur einen ſehr ſchwachen Körper gegeben hat, ſo band man ſie in den Goldgruben mit ſo ſchwerer Arbeit, daſs ſie in kurzer Zeit unterliegen muſsten. Dieſes Unheil zu vermitteln, ſchickte Ximenes einige Bevollmächtigte auf die Inſel Hiſpaniola.

Der königliche Rath in Flandern meinte dem Uebel am beſten dadurch abzuhelfen, wenn man vier bis fünfhundert Negren, die viel ſtärker und zu harter Arbeit erzogen ſind, auf die geſagte Inſul ſchickte. Dieſs geſchah, ob es gleich der Kardinal widerrieth. Es erfolgte aber nach einigen Jahren, was dieſer voraus geſehen hatte. Die Negren empörten ſich in Abweſenheit

des

des Admirals wider die Spanier, und würden sie alle ermordert haben, wenn ihnen nicht von zween Officieren und wenigen Reutern so lang Widerstand gethan worden wäre, bis der Admiral mit seinen Truppen zurückkam.

So geitzig der König Ferdinand war, so fand man doch nach seinem Tode nichts beträchtliches in seiner Schatzkammer. Der Kardinal spannte daher alle seine Kräfte an, die königlichen Finanzen in bessere Ordnung zu bringen, sie, wo möglich, zu vermehren, und die Quellen unnöthiger Ausgaben zu verstopfen. Hierdurch sammelte er zwar in kurzer Zeit beträchtliche Schätze, die er aber zu seinem und der ganzen Nation größten Verdruß dem Könige nach Flandern überschicken mußte, wo sie größtentheils in den Beutel eigennütziger Günstlinge flossen.

Endlich erhielt er 1516. vom Könige die förmliche Bestätigung seiner Regentschaft. Er hatte sie nun mehr als je vonnöthen. Den Spaniern wurde die lange Abwesenheit des Königs unerträglich. Man murrte öffentlich darüber, daß der Hof zu Brüssel die spanischen Kirchenpfründen, Bisthümer und Ehrenstellen den Meistbiethenden verkaufte und große Schätze aus Spanien zöge. Die Großen verdoppelten ihre Klagen über die Strenge des Regenten, und man streute Schmähschriften wider ihn aus, worinn man ihn beschuldigte, er schickte den Niederländern die Schätze zu, um die Verlängerung seiner Regentschaft zu bewirken. Die

Völker

Völker verſammelten ſich unter einander, und ſandten Abgeordnete zum königlichen Rath mit der Bitte, eine allgemeine Verſammlung der Nation anzuordnen, worin von den Mitteln, die National-Geſetze zu behaupten, dem Geitz der Niederländer Einhalt zu thun, und den Verkauf der Ehrenſtellen, und geiſtlichen Pfründen zu verhindern, gehandelt würde. Einer ſo gerechten Forderung der Nation konnte ſich der Kardinal nicht widerſetzen. Er wieh ihr aber aus, da er die Zeit dieſer Verſammlung ſo weit hinausſetzte, daß hoffentlich der König ſelbſt indeſſen angekommen ſeyn würde.

Da der Adel ſah, daß nun die ganze Nation wider den König und den Regenten murriſch war, ſo wagten es einige der größten Häuſer, als da ſind die Herzoge von Mendoza, und von Alba, und der Graf von Uregua dem Regenten Troz zu bieten, und zur Vertheidigung ungerechter Forderungen die Waffen zu ergreiffen. Aber der Kardinal trieb ſie zu paaren, und demüthigte ſie ſo ſehr, daß ſie ihm danken mußten, ſie nicht durch des Nachrichters Schwerdt aus der Welt geſchaft zu haben.

Endlich ſahen die Höflinge zu Brüſſel ein, daß ſie ohne Gefahr den König Karl nicht länger von der Abreiſe nach Spanien abhalten könnten, und brachten die Sache dahin, daß er ſich dazu entſchloß, und ſeine Reiſe in Spanien ankündigte.

Alsdenn ſchickte ihm der Kardinal die ſpaniſche Flotte, und bereitete alles, was zu ſeiner würdigen Auf-

Aufnahme nöthig war. Er selbst begab sich mit dem Infanten Ferdinand und den königlichen Räthen nach Aranda, um allda die Ankunft des Königs zu erwarten. Aber diese Reise kostete ihm das Leben; denn in einem Flecken, wo er zu Mittag speisete, wurde ihm in einem Fisch Gift beygebracht, welches die Wirkung hatte, daß es ihm oft das Blut unter den Nägeln hervordrang, und in einigen Monaten aufzehrte.

Indessen ländete der König in Asturien an, wohin die Flotte durch einen Sturm getrieben worden war, und Ximenes freuete sich so sehr darüber, daß sich seine Kräfte dadurch zu erneuern schienen. Aber so sehr er wünschte, den jungen König vor seinem herannahenden Tode zu sehen, so sehr bemüheten sich die Niederländer, die den König begleiteten, ihn von dem Aufenthalte des kranken Kardinals entfernt zu halten. Die Aerzte ertheilten ihnen genaue Nachricht von den Umständen seiner Krankheit, und versicherten sie, daß er nicht lang mehr leben könnte. Sie erhielten auch ihren Endzweck, eine mündliche Unterredung zwischen diesem verehrungswürdigen Manne und dem Könige zu verhindern; denn der Kardinal starb zu Roa, wohin er sich der reinern Luft wegen begeben hatte, ohne den König, zu dessen Vortheil er sich ganz aufgeopfert hatte, gesehn zu haben. Dies wäre wohl noch auf Seiten des Königs zu entschuldigen; daß er ihm aber auf Zureden seiner hungrigen Niederländer durch einen Brief, der den Tag vor seinem Tode ihm zu Händen

kam;

kam, unter dem Vorwand seines hohen Alters seiner Ehrenstelle entsezte, und ihn in sein Erzbißthum zurückwieß, gereicht Karln zur ewigen Schande. Er starb 1517 im 81 Jahre seines Alters, und wurde von allen Menschen, die Gerechtigkeit und Ordnung lieben, bewelnt.

Er war von einem edlen und ehrwürdigen Ansehen, groß und stark gebildet. Er hatte ein länglichtes Gesicht mit einer Adlersnase, und kleinen etwas vertieften Augen, worinn ein sehr lebhaftes Feuer funkelte. Seine breite Stirn war so gar in seinem hohen Alter ohne Runzeln. Da man nach vielen Jahren sein Grab öfnete, fand man, daß sein Schedel ungetheilt war.

Er war allerdings ein vollkommenes Muster eines Erzbischofs und Staatsministers. Betrachtet man die mannigfaltigen Fächer geistlicher und weltlicher Geschäfte, denen er zu gleicher Zeit rühmlich vorstund, seine Fruchtbarkeit in Erfindung der sichersten Mittel, seine Standhaftigkeit in Ausführung derselben, seine Unerschrockenheit und sein ruhiges gesezetes Wesen unter gefährlichen Feinden, die auf alle seine Handlungen ein aufmerksames Auge hatten, und ohne Unterlaß an seinem Fall arbeiteten: so kann man nicht leugnen, daß er unter den großen Geistern, die je gelebt haben, eine der ersten Stellen verdient.

J—n.

III.
Kritische Anzeigen.

E. J. Ch. Espers Schmetterlinge und Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen. 4to, I. Theil, Europäische Gattungen, Erlangen 1777.

Dies Werk, davon alle 2 Monat 1 Heft zu 6 Platten mit dem dazu gehörigen Text ausgegeben wird, ist nach Linnees System auszuführen unternommen. Wir sehen bey dieser Arbeit alle die Schwürigkeiten voraus, welche bey den verschiedenen Meynungen der Naturforscher über des Ritters angegebene Gattungen entstehen müssen. Herr Esper läßt sich zwar die mühsame Arbeit nicht verdrießen, die Abbildungen und Beschreibungen der meisten in diesem Fach vorhandenen Werke zu vergleichen, um die Gattungen und Abänderungen festzusetzen. Wir zweifeln aber, ob er seinen Zweck völlig erreichen werde. Eine gewisse Sucht, wenigstens alle Europäische Gattungen des Linnee aufzufinden, hat schon manches Auge geblendet, Kennzeichen von dieser oder jenen Gattung, auf eine ganz unterschiedene Art zu zwingen, und darnach die Beschreibung einzurichten. Wer will hier bey Vergleichungen den Flor wegziehen?

Allein Abbildungen! Wie wenige finden wir, welche der Natur getreu und dem Systematiker brauchbar sind? Eine kleine Abweichung eines Originalstücks von der Kopie, oder eine undeutliche Aehnlichkeit

zwischen

zwischen beyden beträgt oft den Vorsichtigsten, daß er entweder zwey aus einer Gattung, oder eine aus zweyen macht, und wenn noch gar Kopien von Kopien genommen werden, so gehts wie mit einer Mähre: wenn sie der Zweyte nachsagt, so fehlt ihr schon etwas an der ersten Richtigkeit. Wir müssen Hrn. Esper Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er alle die Abwege sorgfältigst zu vermeiden sucht. An manchen ist es ihm auch, nach unsrer Meynung, glücklich gelungen; allein bey andern haben uns seine Vergleichungen noch nicht völlig genug gethan. Es bleibt uns die Berichtigung der Ligen, Mesurns und andret noch unzuverläßig, und bey dem angegebenen Papilio Briseis Tab. VI. Fig. 1. glauben wir, daß er einen würklichen Irrthum begangen. Er ist, nach unsrer Ueberzeugung, des Ritters Phaedra. Der Fehler wäre unverzeihlich, wenn der Ritter unter dem Scopolischen Dryas den Esperischen Phaedra Tab. IX F. 1. Tab. XXVIII. F. 3. gemeynt hätte, da diese zwey so gar weit von einander unterschieden sind. Es läßt sich auch nicht gedenken, daß der Ritter die herrschende Orangefarbe vergessen, wenn er unter seinem Phaedra den Esperischen anzeigen wollen. Sepps Abbildung kann hier nicht entscheiden. Da wir mehrere Citaten im Linnee am unrechten Ort finden, so kann das auch hier geschehen seyn. Glaublicher ist es daher, daß der Esperische Briseis der Linneische Phaedra, und der Esperische Phaedra der Linneische Thitonius sey. So wollen es des Ritters Beschreibungen in Gegenhaltung der Originalen haben. Diese Fehler abgerechnet, welche sich wohl in allen Werken äußern werden, so müssen alle Naturforscher es Hrn. Esper Dank wissen, daß er die Mühe übernommen, so viel Zerstreutes zu sammlen, möglichst zu berichtigen, und Zeichnungen und Mahlereyen also besorgen zu lassen, daß wir damit zufrieden seyn dürfen; insonderheit aber, daß er die Abbildungen so veranstaltet, daß man an einem einzigen Exemplar die obere und untere Seite

der Flügel völlig steht, und dadurch sein Werk um so viel wohlfeiler macht.

Joh. Ad. Pollich Historia Plantarum in Palatinatu Electorali Tom. III. Mannheim 1777.

Mit diesem dritten Theil, welcher die Klasse Cryptogamie enthält, ist denn nun auch diese Pfälzische Flora, die 1205 Gattungen zählt, geschlossen. Pfälzer und Angränzende finden hier ein vortreffliches Handbuch, die Pflanzen ihrer Gegend daraus leichter kennen zu lernen, als aus einem andern; denn Hr. Pollich hat jede auf das genaueste und kentlichste beschrieben. Und nun, lieben Botaniker! die ihr einen Beruf fühlt, vaterländische Floren zu schreiben, laßt es mit diesen genug seyn! Wir brauchen unsre Pfennige noch zu mehrern Sachen, als zu Anschaffung einer so ungeheuren Menge Einerley. Wollt ihr etwas für diesen Theil der Naturgeschichte thun, so wärmt ja nicht altes, schon oft und viel Gesagtes, wieder auf. Sagt uns, wo ihr überzeugt werdet daß andre gefehlt, oder noch nichts Vollständiges gesagt haben: über alles aber das Neue noch nicht Bekannte aus eurer Gegend: sagt es kurz und bestimmt, und füget, wenns möglich ist, eine gute aber ja recht gute Abbildung bey. Freylich giebt das nicht viel Bogen: aber desto gröfer wird euer Verdienst seyn, wenn ihr nicht als Folianten-Gelehrte, sondern als wahre Beförderer der Natur-Wissenschaft im Publikum erscheinet.

J. B. Bohadsch Beschreibung einiger minderbekannten Seethiere, mit Kupfern, vom Prof. Leske übersezt. Dreßden. 1776.

Schade um den Mann, den uns der Tod zu früh entrissen! denn wir verlieren dadurch unter andern einen Beytrag der Böhmischen Seltenheiten in dem vegetabilischen Reich, woran er mit vielem Eyfer gearbeitet hatte. Er war ein

gründ-

genauer Beobachter der Natur. Nicht zufrieden mit der Bemerkung ihrer äußern Theile, unterſuchte er auch anatomiſch den innern Bau mit unbeſchreiblicher Geduld und Genauigkeit, zeichnete ſelbſt alles nach ſeinem Original nach mathematiſchem Verhältniß. So finden wir es in dieſen Bogen und Kupfern. Das erſte Seethier, welches hier vorkommt, iſt aus den Molusken Laplyſia depilans; ſonſt auch Lernea oder Seehaaſe. (Wir wundern uns, daß Linnee, welcher doch den Bohadſch anführt, dieſem Thier 4 tentacula zuſchreibt, da doch die 2 vorderſten eigentlich nur zufällig von der fleiſchigten Lippe des Thiers gebildet werden, und keine wahre tentacula ſind. Die 2 eigentlichen tentacula, welche wie Haaſenohren zugeſpitzt ſind, haben dem Thier den Namen Seehaaſe zuwegegebracht.) Dieſem folgt Thetys fimbria, Doris Argo, Holothuria tremula, Ascidia. Aus den Inteſtinen Sipunculus nudus, aus den Zoophyten Pennatula, und noch einige andere, alles aber merkwürdige und hier ſehr genau beſchriebene Naturprodukte.

Franz Home Verſuche im Bleichen. Leipzig, bey Chriſtian Hilſcher. 1777. 8. 357 Seiten.

Hundert vier und dreyßig der lehrreichſten und durchaus zur Erklärung und Verbeſſerung dieſer wichtigen Kunſt gereichenden Verſuche leſen wir hier, und erkennen den großen Scheidekünſtler Home in der ganzen Bearbeitung. Mit der äußerſten Sorgfalt ſind alle dieſe Verſuche doppelt angeſtellt worden.

Einweichen, trocknen, waſchen, kochen, einſäuren, bleichen ſind die Haupt-Operationen.

Vielleicht wundert ſich mancher, wie über dieſe Gegenſtände ſo viel geſchrieben werden könne — und doch iſt lange nicht alles erſchöpft, iſt noch ſehr viel zu erforſchen übrig. Wir wollen etwas in die Materie eingehen, um nur die Wichtigkeit dieſes Gegenſtands zu zeigen.

der leichte Meerschaum deinen Grabstein täglich schlagen soll; mache deine Grabschrift, daß der Tod in mir über andrer Leben lache. (Er sieht auf das Gold, das zu seinen Füssen ligt.) O du angenehmer Königs-Mörder! du werthe Scheidung zwischen dem leiblichen Sohn und seinem Vater! du schimmernder Besudler von Hymens keuscheſtem Bette! du dapfrer Mars! du immer junger, frischer, beliebter, und reizender Buhler, dessen Röthe den geheiligten Schnee, der auf Dianens Schooß ligt, zerschmelzt! Du sichtbarer Gott, der Unmöglichkeiten zusammenfügt, und einander küssen macht! der jede Sprache zu jeder Absicht reden kan! O du Probstein der Herzen; denke, dein Sclave, der Mensch, empöre sich wider dich, und seze sie durch deine Macht in eine so zerrüttende Zwietracht, bis die Herrschaft über die Welt den Thieren bleibt.

Apemanthus.

Ich wollt' es wäre so, aber nicht eher, als bis ich todt bin! Ich will sagen, du habeſt Gold; was für einen Zulauff du augenbliklich bekommen wirſt!

Timon.

Einen Zulauf?

Apemanthus.

Ja.

Timon.

Deinen Rüken, ich bitte dich.

Apeman-

Das Einweichen dient dazu den Schlicht aus der Leinwand zu ziehen. Dieser Schlicht wird zu einer Art Sauerteigk. Ist das Wasser nicht warm genug, so geschieht die Auflösung zu langsam, ists zu heiß, so gerinnen die Theilchen des Schlichts und setzen sich in der Leinwand fest.

Läßt man die Leinwand so lang im Wasser, daß sich der durch Gährung aufgetriebene Schaum wieder setzet, so wird solche voller Schmutz, und wird sie noch länger darinn gelassen, so erfolgt die schädliche faule Gährung. Die alte gebrauchte Lauge nutzet wenig beym Einweichen, weil die Leinwand dadurch nur mehr Zuwachs an Unreinigkeit bekommt.

Das Bäuchen ist die wichtigste Arbeit. Läßt man die Lauge auf der Asche, so ist diese Flüßigkeit von ungleichem Salzgehalt; sie kann folglich an gewissen Orten des Kessels solche Schärfe haben, worunter die Leinwand sehr leiden muß; sie solte also von der Asche abgezogen und umgerührt werden.

Die Materie, welche durch die Lauge aus der Leinwand gezogen wird, ist ein schweres Oel mit festen irrdischen Theilen des Flachses vermischt.

Wollte man beym Bäuchen gleich anfangs siedende Lauge nehmen, so würde eine trockene Hitze entstehen, die Salze würden nicht genug durchdringen, und die Leinwand darunter leiden.

Bey grober und dünngewebter Leinwand bedient man sich doch der siedenden Lauge gleich anfangs, weil sie die Zeit und Arbeit nicht bezahlt; man nimmt aber auch keine so scharfe Lauge als bey der klaren Leinwand.

Das auf das Bäuchen folgende wechselsweise Begießen und Abtrocknen erfordert Vorsicht. In den ersten 6 Stunden darf die Leinwand auf dem Bleichplatz nicht trocken werden, die von der Leinwand eingesogene Salzen vereinigen sich sonst und zernichten das Gewebe.

Die

Die Abſicht dieſer Arbeit iſt alles was ſich, durch das vorhergegangene Bäuchen aufgelöſt hat, vermittelſt des ausdämpfenden Waſſers wegzuſchaffen.

Bey dem erſten Bleichen muß fleißiger begoſſen werden als bey dem leztern; anfangs iſt die Leinwand dichter und bligter, macht folglich dem Waſſer den Eingang ſchwerer, vielleicht behält auch die Farbe einen gröſſern Grad Hize. Des Bleichplatzes Boden muß kieſig und ſandig ſeyn, damit das Waſſer hurrig durchdringen, und die Sonnenſtralen durch Zurückprallen würken können. Das Waſſer muß leicht, weich und rein ſeyn, damit keine neue Unreinigkeit in die Leinwand komme.

Die Säurung. Durch das öftere Bleichen wird die Leinwand mit der abſorbirenden Erde der alkaliſchen Salzen überladen, welche durch Ausdämpfen nicht geſchieden werden kann; dieſe Erde aber vereinigt ſich mit Säuren, macht damit ein Mittelſalz und wird alsdenn leicht ausgewaſchen. Buttermilch wird für das beſte Mittel gehalten, auch bedient man ſich der ſauren Milch, Waſſer mit Rockenmehl u. dergl. Molke ſoll gelbe Flecken machen; für verdorbener Buttermilch ſollte man ſich ſehr hüten, wegen der folgenden ſchädlichen Fäulung.

Herr Home hat aber gefunden, daß mineraliſche Säuren, beſonders der Vitriol, ſtatt der Säurung mit Milch gebraucht werden könne, und den Manufakturen vortheilhafter ſey. Dieſer Gegenſtand iſt vortreflich ausgearbeitet.

Das Reiben der Leinwand mit Seife und warmen Waſſer ꝛc.

Dieſe ſauren Theilchen werden auf der Waſchmühle abgewaſchen, dann von Weibern mit Waſſer und Seife durchrieben. Die bligten Theile der gewöhnlichen Säurungsmittel werden durch die Arbeit weggebracht; wahrſcheinlich iſt auch noch ſchweres Oel zurück.

Allzustarkes Seifen macht die Leinwand gelb; deßwegen muß dieselbe oft ausgerungen werden. Auch harte Seife macht gelb, weil sie Seesalz enthält; deßwegen soll ihr Gebrauch in Holland abgeschafft worden seyn. Grobe Leinwand kommt zwischen die Reibebreter, welche der klarn Leinwand sehr schädlich sind; sie ließen sich verbessern. Barth hat die seinige mit Haaren gefüttert. Die letzte Arbeit ist das Stärken mit blauer und weißer Stärke.

In dem dritten Theile hat H. die Salzen oder Aschen, welche zum Bäuchen gebraucht werden, untersucht. Die blaue und weiße perlfarbene Aschen waren reine alkalische Salze ohne merklichen Zusatz von fremder oder anders gearteter Materie; sie schwächte die Leinwand nicht im geringsten, machte sie weißer als die mineralische Säuren, doch nicht so sehr wie der Kalk. Die weiße rußische Asche aber bestand größtentheils aus Kalk, hatte alle merkliche Kraft die Leinwand weißer aber auch schwächer zu machen. Die markosi- und cassubische aus Schwefel-Erde alkalischen Salzen und Kalk; diese machte weißer, schwächte aber weniger; die letzte gab der Leinwand eine rothere Farbe und schwächte mehr wie die erstere. Home lehrt zugleich wie diese Aschen verfertigt werden könnten. Farrenkraut gab den achten Theil Asche. Seegrasasche ist die wohlfeilste, aber von schädlicher Wirkung beym Bleichen, wegen des vielen Schwefelgehalts; durch das Rösten kann man zwar den Schwefel ziemlich davonbringen, es wird aber auch viel alkalisch Salz verflüchtigt.

Die rußische Asche verfertigte Home, indem er Pottasche in Wasser auflöste und damit Kalk löschte. Erbsenstroh in Lauge perlfarbner Asche gesotten, dann zu Kohlen gebrannt, mit Wasser einen Teig daraus gemacht, und nun gebrannt, gab eine der markosi- und cassubischen sehr ähnliche Asche. Stein-Kalkwasser und Austermuschel-Kalkwasser machen weißer, doch geben sie der Leinwand eine röthliche Farbe, und

ziehen

ziehen mehr heraus als alles vorhergehende; lezteres hat diese Eigenschaft im höchsten Grad und ist das gefährlichste.

Wird der Kalk mit alkalischen Salzen versezt, so wird dessen Eigenschaft, die Leinwand zu zerfressen, gemindert. Es ist doch sonderbar, daß die mit Kalk versezten Alkalien gegen thierische Körper eine entgegengesezte Wirkung thun, ungleich fressender sind als eines derselben für sich.

Die Ursache und Würkung des harten Wassers, und die Art solches weich und gelind zu machen, hat Home vortreflich erklärt.

Dasjenige Wasser, worinn die Seife sich nicht vertheilt, sondern gerinnt, hartes Wasser, hat den Grund seiner Härte in bey sich führender salpeterartiger saurer und trocknender Erde, welche Home, gegen die gemeine Meynung der Chemisten, darinn gefunden hat; durch alkalische Salze kann dasselbe weich und zum waschen tauglich gemacht werden.

Auch der Gesundheit wegen sollte man die harten Wasser ausforschen, vermeiden oder verbessern. Zu Neucastle sind alle Röhrwasser sehr hart; vermittelst der alkalischen Salze erfolgte ein Bodensaz, der den vierten Theil des Glases ausfüllte.

Mineralische und Steinkohlenwasser taugen nichts zum Bleichen, die Ockermaterie sezt sich in die Leinwand.

Zulezt folgen noch einige Betrachtungen wie die schottischen Leinwand-Manufakturen zu verbessern seyen.

Das lesenswürdigste sind die Gedanken vom Flachsrösten. Die durch die Fäulung entstandene innerliche Bewegung zertheilt den Lein in den Pflanzen, verdünnt ihn, löst ihn auf, und so wird er mit dem Wasser vermischt.

Bleibt der Flachs länger im Wasser, so wird auch das Oel, welches die festen Theile bindet, aufgelöst, und die Fäsern verlieren ihren Halt und Festigkeit; kommt er zu früh heraus, so erscheinen schwarze Streifen, welche kreuzweis auf

dem Flachs herumlaufen, und im Bleichen schwerlich wieder herauszubringen sind.

Diesen rechten Zeitpunkt zu wählen, sollte den Landleuten nicht unbekannt bleiben. In den Niederlanden sind eigene Flachszurichter. Home wünscht, daß man suchen sollte, eine Gesellschaft derselben nach Schottland kommen zu lassen.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß ein teutscher Scheidekünstler die Uebersetzung unternommen hätte, und so, wie Porner Macquers allgemeine Begriffe der Chemie, und kürzlich Weigel Delisles Crystallographie, mit eigenen Bemerkungen bereichert, zugleich die an verschiedenen Haupt-Bleichplätzen in Teutschland eingeführte Behandlungsarten beschrieben, und sonst das, was hier und da von dieser Materie in andern Schriften und Abhandlungen zerstreut angetroffen wird, zusammengebracht hätte! So, zum Beyspiel, die Versuche Steinkohlen zum Brand bey der Bleiche zu Hirschberg in Schlesien zu gebrauchen, welche der verstorbene große Minister Waiz von Eschen 1774 vornehmen lassen, samt der beygefügten Beschreibung und Zeichnung aus dem zweyten Theil von Gerhards Beyträgen zur Chemie und Geschichte des Mineralreichs. Der Gegenstand verdient es so sehr als einer. Gegenwärtige Uebersetzung scheint nicht einmal aus dem Englischen zu seyn, sondern aus der französischen Uebersetzung.

Der Hr. Verleger (der Uebersetzer nennt sich nicht) hätte wohl gethan, dem Leser zu erzählen, daß das Wesentlichste dieser Abhandlung im 12ten Theil der Leipziger ökonomisch-physicalischen Abhandlungen S. 140 - 378 schon 1758 eingerückt worden; dort lesen wir auch, daß Home diese Versuche 1756 zu Edinburg drucken ließ.

M. Denis, Aufseher der Garellischen Bibliothek, am K. K. Theres. und Lehrer an der K. K. Ordensakad. Einleitung

leitung in die Bücherkunde. Erster Theil, Bibliographie. Wien, bey Trattnern. 1777. in 4. 277 S. ohne die Vorrede.

Der Barde Sined erscheint hier in dem Licht eines der bescheidensten und ämsigsten Gelehrten, der bey den ausgebreitetsten Kenntnissen eine nicht gemeine Beurtheilungskraft in Auswahl der Materien an den Tag legt. Es ist dies ohnstreitig ein Werk, das unserm Vaterland und seinem Jahrhundert Ehre macht, und als ein klassisches Buch auf die Nachkommenschaft fortgehen wird. Das Ganze zerfällt in zwey Theile, wovon der erste Bibliographie und der andere Litterargeschichte enthalten wird. Der erste Zeitraum enthält das Bücherwesen bis zur Einführung des Christenthums, und giebt Nachrichten von dem Volk Gottes, den alten Cosmogonien, der Morgenländer, den Griechen und den Römern. Aristoteles besaß einen ansehnlichen Bücherschatz. Dieser kam nach ihm an den Theophrast, an den Neleus, an einige Ignoranten, die ihn aus Furcht, von den Pergamischen Königen desselben beraubt zu werden, auf eine Zeit vergruben, und endlich zum Theil dem Apellikon verkauften, nach dessen Tode ihn Sülla nach Rom brachte; dort benuzte ihn Tyrannion der Kritiker, ein Mann, der selbst auf die 30000 Bücher besas u. s. w. Der Römer begann erst mit dem Ende des zweyten Punischen Kriegs sich nach der Gelehrsamkeit umzusehen. Die Aktensammlungen, die theils der Religion, theils der Politik dienten, gehören nicht hieher. L. Aemil. Paullus hat zuerst eine Bücherssammlung mit sich nach Rom gebracht. Cicero hatte eine große Bibliothek. Jul. Cäsar wollte die Bibliotheken öffentlich machen, und bestimmte den Pompejus Mette zum Aufseher darüber. Asinius Pollio sezte diesen Vorsaz unterm Augustus ins Werk. Eben dieser Kayser baute Gallerien und Bücherssäle. Gellius redet von einer Tiberischen Bibliothek, und von verschiednen andern. Unter Kayser Gor-

dian dem Jüngern hatte ein Arzt Serenus Sammonicus eine Bücherſammlung, die aus 62000 Stücken beſtand. Zu Conſtantins des Großen Zeiten waren 29 öffentliche Bücherſäle in Rom. Vitruv redet von den Geſetzen, nach denen eine Bibliothek müſſe gebaut werden, und giebt Vorſchläge gegen die Feuchtigkeit und die Motten. Aus manchen Stellen der Klaſſiker erhellet, daß es in den Zeiten der Kunſt ſchon Buchhändler gab, die das Bücherſammlen erleichterten.

Die erſten Buchſtaben waren keine Zeichen der Wörter, ſondern unförmliche Bilder der Sachen ſelbſt, die der angebornen Nachahmungstrieb hervorbrachte. Dieſe Schreibart nennt Clemens von Alexandria die Kyrioloģiſche, weil ſie die Dinge mit ihren eigenen Zügen ausdrückte. Sie war freylich jedem, der offne Augen hatte, verſtändlich; allein bey der unendlichen Menge körperloſer Dinge, die zwar gedacht, geſprochen, aber nicht gemahlt werden konnten, bey weitem nicht hinlänglich. Hier mußte alſo der Verſtand anfangen zu arbeiten, und die Bedeutung der ſchon vorhandnen Bilder auch auf einen allegoriſchen Sinn ausdehnen, den man nicht mehr mit dem Auge, aber doch mit den Gedanken erreichen konnte. So galt nun der Cirkel nicht mehr allein die Sonne, ſondern er begann auch Gott, den Himmel, die Ewigkeit, das Jahr zu bedeuten. Dieſes war die zweyte Art Schrift, die man die Symboliſche nennen kann, und die eine Art von Bilderphiloſophie iſt. Aber auch dieſe hatte ihre Beſchwerlichkeiten; denn die Symboliſchen Bilder ließen verſchiedene, ja wohl entgegengeſetzte Deutungen zu. Man dachte alſo auf eine andere, welche keine redende Mahlerey wäre, keine Aehnlichkeit mit den Dingen ſelbſt hätte: ſondern in willkührlichen, zugemeſſenen, angenommenen Zeichen beſtünde, auf deren Anſehen jedermann ſich gewiſſer Dinge und Wörter erinnerte. Man kann dieſe Schreibart die Charakteriſtiſche nennen. Endlich, weil das menſchliche Gedächtniß dieſen unendlichen Zeichen nicht zu-

wachſen

leichten seyn konnte, kam man auf die alphabetische oder Buchstabenschrift, deren Erfindung eine genaue Untersuchung der Natur der Stimme und ihrer Werkzeuge voraussezte. Die Schreibekunst hatte anfangs allenthalben die Phönicische oder Samaritanische Gestalt, davon uns Swinton, Barthelemy und Dutens aus Münzen und Steinschriften die Alphabete zu sammlen gesucht haben. Die Art die Buchstaben zu zeichnen war ehedem die kreisförmige, die senkrechte, und die wagerechte. Ehmals ward die wagerechte von der Rechten zur Linken geschrieben. Aber Herodot sagt, daß schon zu seiner Zeit die Griechen von der Linken zur Rechten geschrieben und gerechnet hätten. Man vermengte auch Zeilenweise beyde Arten, so wie die Ochsen den Pflug ziehen, (Βουστροφηδον) und fieng von der Rechten oder Linken an. Das Papier der Alten bestand aus dünnen, mit einer Nadel gesonderten, auch vielfach, wenn man wollte, in die Queere übereinandergelegten, mit Nilwasser und nachher auch mit Leimen bestrichenen, gepreßten, an der Sonne getrockneten, und aufgerollten Häuten eines Schilfrohrs. Eine solche Rolle hieß bey den Römern Scapus, und hatte die schönste Weiße, besonders bey den Hauptgattungen. Da die Pflanze nicht immer gut wuchs, und man dazu ein Monopolium damit trieb, hörte der Gebrauch ums 12te Jahrhundert auf. Der Ursprung des Leinenpapiers, aus Baumwolle und Tuchfäsern, sezt Montfaucon ins 11te Jahrhundert. Den Zeitpunkt der Erfindung unsers Leinen- oder Lumpenpapiers zu entdecken, hat Meermann einen Preiß aufgesezt. Er denkt, man müsse ihn zwischen 1250 oder 70 und 1301 suchen, obwohl Montfaucon vom 12ten, und einige andre gar vom 8ten Jahrhundert reden. Bisher ist keine ächte Probe vorm 14ten aufgefunden worden. Die Chineser verfertigen ihr Papier aus Bambusrohre. Es ist gröber und feiner als das unsere; kann aber nur auf Einer Seite beschrieben werden, und ist in Europa nun nicht mehr

selten.

ſeiten. Die Aegyptiſchen Papierrollen beſtanden aus mehr handbreiten aneinandergeleimten Streifen, davon der erſte mit der Aufſchrift des Buches πρωτοκολλον genennt wurde. Der an einem Ende der Rolle, oder wohl auch an beyden, klebende Stab oder Cylinder von Rohr, Holz oder Knochen hieß Ομφαλιστος, umbilicus; die Schnitte der um ihn laufenden Rolle wurden Frontes, und ſeine oben und unten hervorragenden Ende Cornua genennt.

Wir übergehen den 2ten Zeitraum von dem Bücherweſen bis zur Wiedererwekung der Wiſſenſchaften, wo der V. Nachrichten aus dem Orient, Occident und den entfernten Nationen, den Arabern, Mauren, Ethiopiern und Sineſen, mittheilt.

Im 15ten Jahrhundert begannen beſſere Zeiten, beſonders in Italien. Allein das Bücherſchreiben hatte große Beſchwerden. Die Spielkarten waren Vorgänger der Buchdruckerkunſt. Sie ſind vermuthlich teutſchen Urſprungs; wenigſtens hatten wir ſie mit Anfang des 14ten Jahrhunderts. Ueber die Erfindung der Buchdruckerey wird von Schöpflin für Straßburg, von Meermann für Harlem, und von Heineke für Maynz geſtritten, und die Sache iſt noch nicht verglichen. Wir übergehen gleichfals die ſchätzbare Nachricht von den erſten Druckern.

Der 3te Zeitraum handelt von dem Bücherweſen bis auf unſre Zeiten, und hier wird von den Bibliotheken Italiens, Frankreichs und Spaniens, Englands, Hollands, Schwedens, Polens, Rußlands und Teutſchlands gehandelt. Auf dieſe folgen allgemeine Betrachtungen über die Beſtandtheile einer Bibliothek: 1) über die Manuſcripte aus allen Sprachen, 2) über die Bücher a) die Guten, b) die Seltnen. 3. Endlich von der Anordnung der Bücher und Kataloge, wo wir unſerm V. nicht überall folgen können. Die Mannichfaltigkeit der Materien und ihre merkwürdige Behandlung hätte einen

aus-

ausführlichen Auszug verdient; vielleicht liefern wir ihn zum Vergnügen unsrer Leser zu einer andern Zeit.

Zusätze zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien, nach der in H. D. Volkmanns historisch-kritischen Nachrichten angenommenen Ordnung zusammengetragen, von Joh. Bernoulli. Erster Band. Leipzig bey Fritsch. 1777. 8vo. 622 S.

Diese Zusätze haben ihre Entstehung einer Reise zu danken, die der V. im Jahr 1775 durch einen grosen Theil von Italien gethan hat. Bekanntlich sind Hrn. Volkmanns Nachrichten auf den de la Lande gepfropft, der eigentlich hier von neuem vermehrt, verbessert und berichtigt wird. Alle Oerter hat der V. nicht selbst besucht, allein durch glaubwürdige Bekannten aus dem Lande selbst und deren Beyträge das Mehiste hiervon beygebracht. Angenehm sind besonders die Nachrichten von den jetztlebenden Gelehrten und deren Schriften, von denen man sogleich in der Einleitung sehr lesenswürdige Beyträge findet. Hierauf folgen Zusätze zu dem chronologischen Verzeichniß der Italiänischen Mahler. Die Reise geht durch Savoyen und Piemont. Turin, der Königl. Pallast, die Bäder, der Zustand der Wissenschaften, der Künste, des Seidenhandels und der Spinnerey, werden beschrieben. Bey Mayland liest man von der Gallerie des Grafen Firmian, dem Zustand der Wissenschaften, dem Buchhandel, der Handlung u. s. w. Von da geht die Reise nach Parma, Modena und Bologna. Der Artikel Florenz ist ungemein weitläuffig gerathen; nachher von Pisa, Livorno, Lucca, Pistoja und Siena. Die Zusätze zum zweyten Theil der Nachrichten beschäfftigen sich allein mit Rom, und zwar nach den 14 Quartieren. Alsdann folgt eine Beschreibung der mosaischen Arbeit, des Pabsts, seines Hofstaats, der Gerichtshöfe, der Pabstwahl und Krönung, der Kirchengebräuche

Apemanthus.

Leb' und liebe dein Elend!

Timon.

Leb lange ſo und ſtirb ſo! Ich bin quitt.

Apemanthus.

Schau, mehr Dinge die wie Menſchen ausſehen --- Ih, Timon, und verabſcheue ſie.

(Apemanthus geht ab.)

Siebende Scene.

Die Diebe treten auf.

1. Dieb.

Wo mag er wol ſein Geld haben? Es wird irgend ein armſeliges Fragment, irgend ein übriges Bißchen ſein, daß er noch davon gebracht hat. Nichts anders, als der Mangel an Geld, und der Undank ſeiner Freunde, hat ihn zu dieſer Melancholey gebracht.

2. Dieb.

Das Gerücht geht, er hab' einen Schaz gefunden.

3. Dieb.

Wir wollen einen Verſuch machen; wenn er nichts darnach fragt, wird er's uns gutwillig geben; aber wenn

bräuche, Einkünfte, Sitten, Wissenschaften und Künste; Auszüge aus den dortigen gelehrten Blättern, die nicht allgemein bekannt werden; von den jetztlebenden Römischen Gelehrten, nach der Ordnung der Wissenschaften. Von der Gegend um Rom, dem Klima, der Villa Pamfili, Borgheſe und Albani. Den Beſchluß machen die Artickel: Tibur, Paleſtrina, Frascati u. ſ. w.

Herrn de Lucs Reiſen nach den Riegebürgen in Savoyen. Leipzig 1777.

Hr. de Luc iſt aus den Genfer Unruhen als einer der mächtigſten Vorſprecher des Volks bekannt. Er wurde nach Frankreich abgeſchickt, ſprach vor dem Deſpotiſchen Miniſter mit der anſtändigſten Freyheit eines patriotiſchen Bürgers. Einige Jahre nachher verließ er die Handlung und gieng nach London, um ſein großes Werk Sur les modifications de l'Atmoſphère auszuarbeiten. Er ward daſelbſt zum Mitglied der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften aufgenommen, und im Sommer 1773 erſah ſich die Königin ihn zum Lektor. — Noch neuerlich hat er eine Bergreiſe über den Harz gemacht. — Die erſte Reiſe war ganz vergebens, indem ſich die H. Gebrüder de Luc ohnverſehens durch einen Abgrund abgeſtürzen ſahen, den Gletſcher von Sixt zu beſteigen. Sie machten nur ihre Barometerbeobachtungen, und fanden die Höhe, wo ſie ſtanden; 6738 Fuß über der Fläche des Genfer Sees. Auf einer Reiſe nach Languedoc ward Hr. de Luc durch Vergleichung der Beobachtungen, welche Hr. Le Monnier auf dem Canigou anſtellte, und der ſeinigen, in der Vermuthung beſtärket: daß die Verringerung der Hitze des ſiedenden Waſſers wachſend fortſchreite in Vergleichung mit entſprechenden Verringerungen der Höhe des Queckſilbers im Barometer. Dies bewog ihn zu einer zweyten Reiſe, und flößte ihm ein Verlangen ein, Verſuche von dieſer Art auf einer eben ſo großen Höhe

zu machen, als Hr. Le Monnier. Sein Plan war also aufs neue dahin gerichtet, auf die Spitze des Berges von Sixt zu kommen. Bey Gelegenheit der Gemsenschützen bemerkt der V. daß hier auf den höchsten Gebürgen die Jäger fast gar nicht auf den Wind achten, der in den Ebenen doch so gewaltig bey dem Schießen würket. Auf einer Höhe von 7844 Fuß über dem Weltmeere fanden sie Cornua Ammonis: Abdrücke von einem Seethiere, die in der Lehre von der Bildung der Erde sehr wichtig sind. Diese Reise war abermal in so fern fruchtlos, daß Hr. de L. durch eine Verrenkung am Fuß gehindert ward, den Gletscher zu besteigen. Auf der 3ten Reise fanden sie endlich einen Gemsenschützen, der der Wege gehörig kundig war. Man kann nichts gastfreyers sehen, als die Einwohner dieser wilden Gegend, die mit den einfachsten Bedürfnissen zufrieden sind. Ihre Häuser stehen offen. Auf dem Gletscher von Buet fanden sie die tiefste Stille; denn diese Gegend schien nicht für lebende Geschöpfe gemacht zu seyn. Eine kleine Art Mücken war indessen da, auch einige Bienen, aber diese waren todt. Die Bienen kommen auf die benachbarte Felsen, um an den Genippenblumen zu saugen. Wahrscheinlich werden sie da von einem Ungewitter ergriffen, und auf den Gletscher geführet, wo sie alsdann sterben müssen. Auf einem Felsen sahen sie auch verschiedene Arten Zweyfalter, wie man denn deren überall auf den größten Höhen findet, wo es nur Blumen giebt. Der Anblick der Gletscher zeigt ungeheure Eishaufen, aus denen dürre Felsspitzen wie Obelisken in einer Höhe von 3 bis 4000 F. hervorstechen. Wegen des starken Windes konnten die V. keinen Versuch mit dem siedenden Wasser machen; sie fanden den Gipfel des Gletschers Buet, wo sie standen, hingegen mit dem Barometer 9355 F. und die Höhe des Montblanc, die sie von da maßen, 14345 F. höher als das Mittelländische Meer. Die Eiskruste des letztern schien ihnen 5 bis 600 F. zu betragen.

In

In den verschiedenen Höhen empfanden sie nicht die geringste Beschwerde oder unangenehme Empfindung von dem Unterschied der Dichtigkeit der Luft; nur an ihren Instrumenten konnten sie's bemerken. Die 4te Reise ist nicht vom Hrn. de Luc, sondern von einem jungen nunmehr im Hochlebenden Geistlichen geschrieben. Sie ward unternommen, um Versuche mit dem Hygrometer zu machen. 200 F. tiefer, als der Gipfel des Gletschers war eine solche Trockne, daß der im Schatten stehende Hygrometer auf 130 und einen halben Gr. stieg. In der Abtey von Sixt stand er nachher, da sie herunter stiegen, auf 99 Gr.

Fortis Reisen. Zweyter Theil.

In Bossiglina, der Halbinsel Hyllis, sind die Einwohner so arm, daß sie sich oft genöthigt sehen, sich von Asphodill-Wurzeln zu nähren, und ein kraftloses Brod daraus zu bereiten. Von dem Marmor Tragurienso des Plinius glaubt der V. daß es nicht der gemeine Trauische Marmor gewesen sey, weil ihn die Römer selbst so nahe bey Rom hatten, und ihn nicht aus Trau so weit her zu hohlen nöthig fanden. Er glaubt vielmehr es sey eine kalkartige sauber gefleckte Breccia gewesen, die jezt mit der Afrikanischen vermengt wird, da die Gipfel der Dalmatischen Gebürge verschiedene und sehr schöne Gattungen derselben liefern. Im Flecken Bur steht ein Dattelbaum 44 Jahr alt, der eine reiche Menge eßbarer Datteln hervorbringt. Die Frucht hat einen etwas herben Geschmack, vermuthlich weil der Baum den Winterfrösten ausgesezt ist. Aus Mangel einer männlichen Pflanze zur Befruchtung trägt der Palmbaum von Bua Früchte ohne Kern; anstatt desselben enthalten sie eine Höhle, deren Wände etwas fester sind, als der übrige Rest des Fleisches.

Hier fand auch der V. irregulär eckigte Kiesel mit ebenen Flächen in großen Stücken, in dem Marmor eingebacken.

Ver-

Vermuthlich haben ſie ehmals Theile ausgedehnter Bergſchichten ausgemacht, die jezt nicht mehr exiſtiren, obſchon Reaumür läugnet, daß Kieſelſteine in Schichten gefunden wurden. Eben ſo hat der V. bey Montegalde Schichten von grünen Kieſeln zwiſchen vulkaniſchen Stoffen, ſchwarze Kieſel ſchichtenweiſe in den Ruganeiſchen Gebürgen, auch um Manfredonia und dem Päß von Candelaro abgeſtümpfte Feuerſteine mit weißer Rinde in einen ſehr zerbrechlichen Topfſtein eingebettet, angetroffen, der aus Madreporen und zertrümmerten Seekörpern zuſammengeſezt iſt. Allein weder die Kieſel von Manfredonia, noch die bey Candelaro ſind an den Oertern gebürtig, wo ſie jezt liegen, ſondern augenſcheinlich anderswoher dahingekommen. Daher glaubt der V. die Allgemeinheit des Linneiſchen Satzes mit Recht in Zweifel ziehen zu können: ſilex naſcitur in montium cretaceorum rimis uti Quartzum in rimis Saxorum. Ein cylindriſches abgebrochnes Kieſelſtück, das der Verfaſſer poliren ließ, war ganz mit Adern von kryſtalliſirtem Kalkſpath durchdrungen; der kieſlichte Stoff in den Zwiſchenräumen war voll kleiner Seekörper aus dem Geſchlecht der Frumentarie. Dieſes Stück war genug, diejenige zu verwirren, die ſich getrauen die Entſtehungsart der Kieſel zu erklären. Auf Bua iſt eine Aephalt-Quelle. Die Höhle, worinn ſie ſich findet, iſt in einer irregulären Schichte von ſandigter Thonerde eingegraben, die bald weißlicht, bald grünlicht, bald halbverſteinert und voll Linſenſteine, Meersbrut, u. zerſtreuten Madreporen iſt, und öfters die Gattung von Serpula lumbricalis enthält, die Geßner Cornua Ammonis alba, minima &c. heißt. Der Aephalt iſt vollkommen ſchwarz, glänzend wie Judenpech, äuſſerſt rein, ſtark riechend und zähe. Im Anfang iſt er flüßig, erhärtet aber an der Sonne in große Tropfen. Beynahe in jedem dieſer Tropfen, deren der V. viele auf der Stelle entzwey brach, fand er inwendig eine Höhle, die ganz mit klarem Waſſer angefüllt war. Die

Spalten im Marmor, aus denen das Bergöl herausschwitzt, sind aufs höchste eine Linie breit; meistentheils aber so unmerklich, daß sie dem Auge ganz unsichtbar seyn würden, wenn das Oel sie nicht schwärzte. In zerbrochnen Stücken dieses Marmors fand der V. schwarze Flecken von Asphalt, die zuweilen mit den äußern Ritzen eine Gemeinschaft hätten, zuweilen aber ringsumher ganz eingeschlossen waren. Sollte man nicht daraus muthmaßen können, das Asphalt sey schon vor der Steinwerdung der kalkichten Erde im alten Meergrund zugegen gewesen? Der V. giebt S. 29 eine weitläuffige Beschreibung, nebst einer Abbildung, von dem Limax Marina des Rumpf, oder der Patella testudinaria des Ginnani; ferner von einer Patella articolata cotennoso-testacea, adorna di Fiochi. Von der Remora oder Echeneis der Alten führet der V. an: daß der Steuermann seines Boots um Hülfe geschrien habe, mit dem Vorgeben: es seye ein Fisch, Paklara genannt, am Steuerruder, der seinen Lauf hemme. Auf Befragen gab der Steuermann zur Antwort: der Fisch gleiche einem Aal, und sey nicht über anderthalb Fuß lang. Wenigstens sieht man hier den Ursprung von der Sage der Alten beym Plinius, daß ein Fisch das Schiff des Antonius und Kaligula aufgehalten habe. Die Alten setzen indessen die Echeneis unter die Schaalthiere. Wir übergehen hier die Beschreibung der Landschaft Primorie, der Inseln Lissa, Pelagosa, Lesina und Brazza im Meer von Dalmatien, und Arbe im Golpho del Quarnaro.

Johann Mariti, Mitglied der Hetrurischen Akademie, Reisen durch die Insel Cypern, durch Syrien und Palästina in den Jahren 1760 bis 1768. in einem Auszug aus dem Italiänischen übersetzt, von M. Christian Heinrich Hase. Altenburg, bey Richter, 1777.

Das Original kam in den Jahren 1769 und 1770 in drey Theilen unter dem Titel: Viaggi nell' Isola di Cipro, la Soria, Pale-

Paleſtina &c. zu Florenz heraus. Der Auszug iſt wohl gerathen; hätte unſrer Meynung nach aber immer noch mehr ins Enge gezogen werden können. Der V. iſt ein aufmerkſamer Beobachter, wir wünſchten zu ſagen: ein gelehrterer. Denn wenn er, mit Vorkenntniſſen der Naturgeſchichte ausgerüſtet, ſeine Reiſen unternommen hätte, ſo hätte er uns ſelbſt eine ſyſtematiſche Nachricht von den vorgefundenen Merkwürdigkeiten ertheilen können. Nun aber müſſen wir uns, beſonders was die Pflanzen betrift, auf die Abhandlung des Hrn. Manetti verweiſen laſſen. In welchem Beruf ſich der V. im Morgenland aufgehalten habe, erhellet aus dem Auszug nicht deutlich. Wahrſcheinlich aber waren's Conſulatgeſchäffte, die ſich am Ende mit einer Pilgerſchaft nach dem H. Grabe endigten. Die Nachrichten von dem Königreich Cypern ſind die merkwürdigſten. Beynahe unglaublich iſts, wie in kurzer Zeit der Deſpotismus der Türkiſchen Statthalter die Volksmenge, in Verhältniß ihrer Größe vor hundert Jahren, faſt auf Nichts hat herunterbringen können. Sehr nüzlich ſind die Kenntniſſe, die uns der V. über den Anbau und Umlauf der Baumwolle, Weine und Seide dieſer Inſel mittheilt. Uebrigens ſind die Geſchichten der dortigen Empörungen und des V. ſelbſt eigne kleine Avantüren zu ſehr gedehnt, und nur in ſofern wegen ihrer Weitläuftigkeit zu entſchuldigen, als ſie uns von neuem an die Schwierigkeiten einer Reiſe durch die dortigen Gegenden erinnern, und allenfalls Pilgern nöthige Kautelen zu ihrem Verhalten einſchärfen. Auf Cypern hat der V. den Cap. Niebuhr angetroffen. Die von Hrn. Swinton für Phöniziſche angegebne Inſchriften bey dem Dorfe Citti wurden von einem Armenier für Armeniſche erkannt, und im Beyſeyn Hrn. Niebuhrs erklärt; obgleich Hr. Mario Guarnacci in ſeinen Origini Italiche T. I. p. 211. ſie als Pelasgiſche oder Etruriſche muthmaßt. Angenehm und leicht iſt das Buch geſchrieben, und die Materien ſind wohl auseinandergeſezt. Für jemand, dem

der Orient unbekannt und neu ist, mag es eine angenehme Lektüre seyn. Kenner aber finden hier viel Müßiges, Altes, und oft Gesagtes, vermissen hingegen die gehörigen gelehrten Kenntnisse zu einer solchen Reise.

Sonnerats Reise nach Neuguinea, aus dem Französischen übersezt, von Ebeling, der Arzneygelahrtheit Beflis. mit 30 Kupfern. Leipzig 1777.

Dieses Buch enthält einen sehr merkwürdigen Schatz von Beobachtungen eines geschickten Naturforschers, und zwar in Ländern, die niemand als Kaufleute und Soldaten betreten haben. Gleich zu Anfang reizte uns die Beschreibung des Meer-Kokosbaums, der Commersona, des Baums Papagete, zweyer merkwürdigen Insekten, des Kakkerlak und der blauen Fliege. Die Trägheit der Einwohner zu Manila ist erstaunlich. Hier wird auch der schlechte Bau und die elende Aufrüstung der Galionen beschrieben, von denen Anson eine eroberte. Ohne gehörige Mannschaft und mit wenig Vorrath versehen, geht dieses Schiff mit Waaren angefüllt, die man auf 4 Millionen Piasters schäzt, unter Seegel. Es ist allen Gefahren einer langen Reise ausgesezt, und nicht im Stande sich zu vertheidigen. Es ist so wenig mit dem Nothwendigsten versehen, daß es seine Reise verlängert, um in Meeres Gegenden zu kommen, wo Regen fällt, den seine Besazung mit ausgespannten Seegeltüchern auffängt, und ihre Krüge damit anfüllt. Die Gallion bringt alle Jahre 7 Millionen Piasters nach Manila zurück, die ein Englisches Schiff unter Armenischer Flagge gleich für seine mitgebrachte Waaren zieht. Dieser Handel ist für die Einwohner ein würklicher Verlust. Sie kaufen die Waaren theuer, und berauben sich dadurch alles Silbers, das nach ihrer Insel kommt. Der V. beschreibt den Orleanbaum, und thut nachher eine Reise in das Innere des Landes. Hier fand er einen Bach, dessen Wasser so heiß war,

war, daß der Thermometer auf 69 Gr. darinn ſtieg. Dennoch fand ſich eine Art von Vitex agnus caſtus, und zwey Alpalath-Arten ganz grünend, deren Wurzeln von dieſem Waſſer benezt, und deren Zweige beſtändig von den Dämpfen deſſelben eingehüllt wurden, die ſo beträchtlich waren, daß Schwalben in einer Höhe von 7 Fuß über den Bach wegflitzen wollten, und ſogleich ohne Bewegung hineinfielen. Sogar Fiſche ſchwammen in dieſem Waſſer, das ſo heiß war, daß der V. ſeine Hand nicht hineintauchen durfte. Beſchreibung des Sapotte Negro. Eine Art von gröſſerer Pandakaki die Hr. S. nach Hrn. Bergk, Sekretär des Raths auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, Bergkias genennt hat. Das 5te Kapitel beſchreibt viele neue Vögel auf der Inſel Luçon, den Reima oder Brodfruchtbaum, und den Cacao. Die Beſchreibung der Inſel Polo iſt merkwürdig. Ihr jetziger König verließ ſeinen Thron, um regieren zu lernen. Er brachte die erſten Jahre ſeiner Regierung auf Reiſen zu. Er begab ſich nach Batavia, wo er ſeinen Namen und ſeinen Stand verbarg. Er gieng zuerſt unter die Matroſen, um die Steuermannskunſt zu lernen, und nachher unter die Zimmerleute, um ſich auch in ihrem Handwerk unterrichten zu laſſen. Er kaufte die dazu nöthigen Werkzeuge, und brachte dieſe Schätze mit vielen Ackergeräthſchaften, deren Gebrauch er kannte und andern wieder lehrte, nach ſeinem Vaterlande. Wie er den dringenden Bedürfniſſen ſeiner Unterthanen abgeholfen hatte, ſo gieng er nach Mekka, und ließ ſich hier im Arabiſchen und in der Muhamediſchen Religion unterrichten. Bey ſeiner Zurückkunft machte er erſt Buchſtaben und Zahlenzeichen bekannt, und führte den Gebrauch der Scheidemünze ein, der ſelbſt auf allen Philippiniſchen Inſeln unbekannt iſt. Die Spanier begiengen gegen dieſen groſſen Fürſten unglaubliche Treuloſigkeiten, bloß ſich ſeiner Demantgruben zu bemächtigen. Das Anſehen der Papus beſchreibt der V. als ſcheußlich. Sie ſind

große, starke Leute, mit einer glänzend schwarzen Haut, die sehr hart und rauch ist, und größtentheils durch große Flecken häßlich wird, die mit den Aussatzflecken viel ähnliches haben. Hierauf folgen interessirende Beschreibungen sehr vieler Indianischer Vögel, kurze Nachrichten von den Molukkischen Inseln, Beschreibung des Sagobaums, und einiger Specereyarten, die sie von den Papus erhielten.

Vollständige Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Steine und Versteinerungen, von Joh. Samuel Schröter. Altenburg, 1776. in Quart, zweyter Theil, mit 3 Kupfertafeln, 502 S.

Herr S. fährt immer mit rühmlichem Fleiße fort, sammelt die Stimmen der Aeltern und Neuern über jeden seiner Gegenstände, und trägt dadurch das Seine zur Erleichterung des lithologischen Studiums bey. Freylich sind wir noch in manchen Theilen allzuviel zurück; z. B. in der von den vermischten Steinen; indessen wird doch dem die Hand geboten, der vielleicht deswegen schüchtern zurücksteht, weil er die Mühe nicht anwenden kann oder mag, alles nachzuschlagen, was irgend jemand schon darüber gesagt hat; und andere, die etwas Neues zu drucken glauben, können von vergeblicher Mühe abgehalten werden, wenn sie in diesem Buche nachschlagen, und finden: schon da gewesen!

Eine Duplik. Braunschweig. 1778.

Eine Paralel, nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an Hrn. Pastor Göze in Hamburg. Braunschweig. 1778.

Axiomata, wenn es deren in dergleichen Sachen giebt, wider den Hrn. Pastor Göze in Hamburg. Braunschweig. 1778. 5 Bände.

Diese flüchtige Blätter betreffen nicht eigentlich Zwistigkeiten zwischen zween Männern, von denen der eine Lessing und

der

der andre Götz heißt, sondern es ist der Streit zwischen Ehrlichkeit und Gleißnerey. Wer also Lust hat zu sehen, was das Schwerd der erstern in der Hand des Starken vermag, der komme und schaue. Herr Leßing hatte aus den Schätzen der Braunschweiger Bibliothek gewisse Manuscripte ans Licht gegeben, die unchristliche Sätze enthielten, und deren Stärke, er selbst in seinen Anmerkungen dagegen zu entkräften suchte. Weil er also, gleich einem Botaniker, gewisse unbekannte giftige Pflanzen beschrieben und bekannt gemacht hatte, so ward er von Hrn. Past. Götze christlicher Weise für einen Giftmischer ausgerufen. Hierbey war es unmöglich stille zu seyn, und wer gegen iemand öffentlich lügt, der muß sich gefallen lassen, daß man ihm öffentlich sagt: er habe gelogen. Die Parabel mögen alle diejenige beherzigen, die Seinesgleichen sind, und die so gern die Streitfrage verwirren. Ein anders ist christliche Religion, ein anders der Buchstabe, worinn sie geschrieben ist, und noch ein anders der Geist der Sekte und der Zeit, der aus dem Buchstaben herausgesiebt wird. Wir wollen Hrn. Leßings Glaubensbekenntnis, das auch das unsrige ist, hierher zum Schluße setzen:

„Das Christenthum geht seinen allmähligen Schritt: und „Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht, „Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, „die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung „der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet, und Betrachter „auf dem nemlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns „vor dieser schrecklichen Stockung! „

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaft. Leipzig, bey Dyks. 2 B. 1stes Stück.

Wir dürfen uns hier begnügen die Titel der Abhandlungen herzusetzen. Die erste ist eine Beschreibung des vom Hrn.

er ſo geizig iſt, daß er's für ſich allein behalten will, was iſt dann zu thun?

2. Dieb.

Er wird den Schaz nicht bey ſich tragen; er wird ihn verſtekt haben.

1. Dieb.

Iſt der nicht Timon?

Alle.

Wo?

2. Dieb.

Der Beſchreibung nach iſt er's.

3. Dieb.

Er iſts, ich kenn' ihn.

Alle.

Grüß dich Gott, Timon.

Timon.

He, Diebe.

Alle.

Soldaten, keine Diebe.

Timon.

Beydes, und von Weibern gebohren.

Alle.

Diebe ſind wir nicht, aber Leute, die ſehr viel Bedürfniſſe haben.

Timon.

Euer gröſtes Bedürfniß iſt, was ihr aller Orten finden könnet:

de Luc erfundnen neuen Hygrometers. Hier bemerken wir nur, daß die Rede von der ältern und nicht der neuern Erfindung ist, von der Hr. Prof. Lichtenberg in seinem Calender redet. 2) Versuch einer Lithographie von Miocin vom Hrn. Capit. von Carosi aus dem Französischen übersetzt. Der V. ist Hauptmann bey dem ersten Grenadier-Regiment in Pohlen. 3) Thomas Percivals Versuche und Beobachtungen über die Würkungen der fixen Luft auf die Farbe und das Wachsthum der Pflanzen. 4) Ebendesselben vermischte Bemerkungen verschiedner Arten von Dünger. 5) Anmerkung über eine Stelle in Brydone's Reise durch Sicilien und Malta, über die verschiednen Lagen der Lava, der Zeit die dazu gehört, sie in fruchtbare Erden zu verwandeln, und des daher zu schließenden Alters der Welt.

Anstimus Rabiosus Reise durch Oberteutschland. Salzburg und Leipzig. 1773.

Der V. hat sich durch ein Motto einer Wiener Wochenschrift sein Prognosticon selbst gestellt: Oft sagt ein leichtsinniger Scribent auch etwas wahres. Der V. sagt viel Wahres, und sagts oft sehr gut. Ueber die Flecken und Mängel der Schrift werden sich Sachkundige eben so bald ohne unsre Hülfe zurecht zu finden wissen, als über die Flecken und Mängel der Länder, die der V. aufdeckt, oder aufzudecken glaubte. Von der Fürtrefflichkeit der Staatsverwaltung der Oesterreichischen Lande, und der weisen Regierung des Markgrafen von Baaden konnte nicht Gutes genug gesagt werden: so wie nicht Uebels genug von der Litteratur und Theatersucht gewisser Gegenden.

Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1778. Leipzig in der Weygandischen Buchhandlung. Voran steht das Bildniß des Hrn. Prof. Eschenburg.

Die

Die Poetiſche Notiz iſt das Beſte in dieſer Unternehmung, weil ſie uns von dem Daſeyn einer Menge Litterariſcher Mooſe, Flechten, Würmer und Sommervögel Nachricht giebt, auf die nicht jedermann ſo genau Acht hat, als der Sammler derſelben. Es iſt wenigſtens alles in ein Bündlein gebunden, und kann am Ende des Jahrs losgeſprochen oder ins Feuer geworfen werden. Der Ton der Kritik ſäubert ſich von Jahr zu Jahre mehr, und das Heterogene präcipitirt ſich. Unter den Gedichten ſind einige recht artige. Zu verwundern iſt es auch nicht; denn es ſind unter der Anzahl längſt berühmte Namen. Vor allen aber ragt Gleims Abdu Bedulla hervor, das im Geſchmack des Halladat geſchrieben iſt.

Die Schreibtafel. Sechste Lieferung. Mannheim bey C. F. Schwan, Hofbuchhändler. 1778.

Dieſe Sammlung unterhaltender poetiſcher und proſaiſcher Aufſätze empfiehlt ſich immer mehr durch Mannichfaltigkeit und gute Wahl der Stücke. Unter vielen artigen und witzigen Kleinigkeiten, Fabeln, Epigrammen und andern Miſcellanien, ragt Creuznach, ein nicht verſifizirtes poetiſches Stück von Maler Müller, hervor: einem jungen Künſtler, den die Natur, bey dem wärmſten und gefühlvollſten Herzen, mit allen Talenten die einen großen Dichter-Mahler oder Mahler-Dichter machen, aufs freygebigſte ausgeſteurt hat. Dieſer Aufſatz iſt (wie die meiſten des V.) zwar mehr Skizze als ausgewahltes Stück; aber vielleicht eben darum, weil es, ſo glühend wie es aus ſeiner begeiſterten Imagination und aus ſeinem überwallenden Herzen hervorgeſtrömt, kunſtlos aufs Papier gegoſſen iſt, dem wahren Liebhaber der Natur und Kunſt, ſo wie dem eigentlichen Kenner, nur deſto ſchätzbarer. Eine gewiſſe Keckheit des Pinſels, und beſonders die häufigen vom Sprachgebrauch abweichenden Konſtructionen und Wortſtellungen gehören zu ſeiner eignen Manier, und machen oft wirkliche

Schönheit; aber die leztern werden doch, wenn sie zu häufig und auch wo sie keinen guten Effect machen vorkommen, dem Leser auffallend, und verdunkeln manche Schönheit anstatt sie zu erheben — ein Wink, den wir mehr den Nachahmern als dem Verfasser zu geben nicht unterlassen konnten. — Unter den übrigen Stücken dieser Lieferung haben wir mit besonderm Vergnügen das Protokoll oder Journal des sogenannten Murrkopfs gelesen, der, mit der murrkatterischen Laune eines komischen Alten, dem nichts mehr recht ist, weil Alles anders ist als damals, da er selbst noch Etwas war, den Vorzug seiner Zeit vor der itzigen behauptet, und, wiewohl seine Einfälle als eine Satyre auf Beyde angesehen werden können, den verständigen Leser doch gar nicht im Zweifel läßt, daß der Verfasser es eigentlich auf unsre an Thorheiten so reichen Zeiten gemünzt hat, wo die Leute vor lauter Verfeinerung, Neuerungssucht, Empfindeley, Starkgeisterey, Philanthropisterey, u. s. w. nicht mehr wissen was sie wollen.

IV.

Kunstsachen.

1. Aus einem Schreiben an den H. über die Frage: wie eine Kupferstichsammlung anzulegen sey?

Sie verlangen von mir einige Kautelen, wie man mit Nutzen eine Kupferstichsammlung anzulegen habe. Grundsätze helfen hier nicht: allein das Gefühl des Schönen, ein durch eignes Zeichnen geübtes Auge, thuts auch nicht allein. Es gehört schlechterdings Zeit- und Geldverlust mit darzu. Auch hier heißt es: ohne Schaden lernt man nichts. Es giebt leider sehr viele Sammler, die schlechte Kenner sind; allein ich habe noch wenige Kenner gesehen, die nicht Sammler gewesen wären,

wären, es sey nun auf ihre eigne, oder groſser Herrn Rechnung. Um das Beſte in jeder Art zu haſchen und habhaft zu werden, gehört ein sehr eiferſüchtiges Auge dazu, um nach und nach das Verdienſt nicht allein jedes einzelnen Blatts, ſondern jeder einzeln Qualität von Abdrücken nachzuſpähen; und dies iſt, ohne eignen Beſitz, beynahe nicht möglich. Wie viele alte und junge Kenner ſtreifen jährlich nicht die Kunſtkabinete von Europa durch; und wie wenige kommen mit erleuchteten Augen zurück! Es ſind wenig Reiſende, die nicht die Sammlung des Hrn. v. Leyden und Vlaardingen in Leyden geſehen haben, die in den Artikeln Rembrand und Berghem alle Kabinete der Könige und Fürſten beſchämt; und doch ſcheints wenig edlen Geſchmack verbreitet zu haben. Freylich bleibt auch in ſchlechten Abdrücken der groſsen Meiſter noch ſo viele wahre Schönheit zurück, daſs ſich leicht ein warmer Liebhaber damit befriedigen läſst. Der ganze Umfang ihres Genius, die höchſte Stärke ihres Ausdrucks, und gerade das Individuelle in den kleinſten Theilen, worauf jeder Compoſiteur ſo ſtolz iſt, daſs er Blut weinen möchte wenn das geringſte Jota davon verkannt wird — dies iſt nur in ganz wenigen Exemplaren zu finden — und es vorher errathen iſt ohnmöglich, wenn man's nicht geſehen hat. Allein um es ſehen zu lernen, muſs man die ganze Litaney der Kopien und ſchlechtern Abdrücken durchgegangen haben, ſonſt wird man nicht aufmerkſam darauf.

So wenig man ſammlen ſoll, ohne zu ſtudieren, ſo wenig läſst ſich ſtudieren ohne Sammlen, weil dieſes ſo zu ſagen der Zunder oder das Zeug iſt ohne den das Feuer keine Nahrung hat.

Es iſt allerdings eine Thorheit, wie Hr. Fueſslin ſagt, blos ein Blatt haben zu wollen, weil es ſelten iſt. Allein kennen muſs ich die ſeltnen Blätter ſo gut wie die Münzſorten,

weil

weil ſie eine Waare ſind, die ihren einmal angenommenen Werth hat. Man beſizt oft etwas lanae, deſſen imaginairen Werth man nicht kennt, vertauſcht es endlich an einen Händler gegen etwas weſentlich Beſſeres, und verliert doch 2 bis 300 Procent vom Kapital, wenn's als Waare auf den Markt gebracht wird. Es iſt dem wahren Kenner freylich ſehr gleichgültig, ob in Rembrands Hochzeit des Jaſon und der Creuſa die Dame ein Häubchen oder eine Krone aufhat, wenn nur der Abdruck gut iſt: allein der Eine gilt oft 7 und der Andre 70 fl. und das iſt nicht gleichgültig. Ein guter Abdruck von Rembrands großem Coppenol iſt mit dem ſchwarzen Grund oft für 3 Ldor zu erhalten; allein derſelbe Coppenol mit dem weißen Grund iſt ſchon mit 4 bis 500 fl. bezahlt worden, und in dem Februar dieſes Jahrs legte ein Kenner in Paris 1400 L. dafür auf den Tiſch, damit er nicht in den öffentlichen Ausruf kommen möchte. Johann Lutma ohne Fenſter und mit dem Fenſter iſt ſehr verſchieden im Preiß. Ob der Pferdeſchwanz im Samariter weiß oder ſchwarz iſt, darüber müſſen ebenfals die Ducaten entſcheiden u. ſ. w. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ein Liebhaber, der die gehörige Kenntniſſe hätte, ein Verzeichniß ans Licht gäbe, worinn dasjenige was in den Kunſtwerken jedes berühmten Meiſters das Seltene iſt, angemerkt wäre; ſo wie eine Scala der verſchiedenen Preiße, zu verſchiednen Zeiten, in verſchiednen Ländern. Manche Kunſtwerke ſind in ihrem Preiße gefallen, manche ſind geſtiegen, und manche ſteigen noch. So ſind wenige Blätter von Lucas v. Leyden ehmals in Amſterdam, wie man noch die Urkunden davon hat, zu einem unglaublichen Preiß bezahlt worden, die jezo bis auf ihren natürlichen Werth gefallen ſind. Albrecht Dürers Werke haben in England noch vor kurzem im Preiß auſſerordentlich gewonnen. Rembrands Blätter ſteigen täglich, und das Hundertgulden-Blatt, deſſen gute Abdrücke 1750 nur zu 20 bis 30 fl. ſtanden, iſt bis zu 40

Ducaten

Ducaten geſtiegen; eben ſo Berghems Blätter. Wille hat den ſeinen Lebzeiten noch zuweilen die Befriedigung, daß ihm ſelbſt ſein Zeitalter Gerechtigkeit wiederfahren läßt, indem er ſeinen Comte de S. Florentin, den er für 12 L. weggab, jezo mit 100 Livres und mehr für die Liebhaber aufzukaufen gendthiat iſt. In Holland ſtehen die Berghems im Preiſe am höchſten. Die kleinen und unbeträchtlichen Blätter von Rembrand bezieht man von daher um ein ſehr billiges: allein die Kapitalblätter dieſes Meiſters ſind dort am theuerſten, hingegen von einer auſſerordentlichen Güte. Die Marc Antonio's und alle Italiäniſche Meiſter ſind in Paris gegen Amſterdam in hohem Preiß, die Berghem aber von daher billiger, und auch zuweilen gute Rembrands um ein mäßiges Geld zu erhalten. Die Callots ſind in Amſterdam beynahe für nichts geachtet, wenn man die Pariſer Preiſe dagegen hält. Ueberhaupt ſcheint in Holland das Verdienſt der Haltung, und in Paris ſo wie in Italien mehr das Talent des Ausdrucks geſchäzt.

Das ſicherſte Mittel ſich für Schaden zu wahren, iſt ohnſtreitig dieſes: daß man anfangs auf nichts als auf die Erhaltung von Probdrücken ſtreng halte. Es iſt wahr, die erſten Abdrücke nach den Probdrüken, oder die ſogenannten Anciennes Epreuves auch mit der Nummer und der Unterſchrift bezeichnet, geben den erſtern an Güte nichts nach. Allein ehe man die ganze Kraft und die höchſte Schönheit eines Blatts genau kennt, darf man ſich mit unſichern Exemplaren nicht abgeben, zumal bey auswärtigen Commiſſionen, wenn man die Treue und Ehrlichkeit der Leute noch nicht erprobt hat, mit denen man zu thun bekommt. In gewiſſen Werken, wie bey dem Artickel Vischer und Suyderhof circuliren gemeiniglich unter den Händlern nichts als gemeine Abdrücke, die nicht einmal des Platzes, geſchweige des ungeheuren Gelds werth ſind, ſo dafür gefordert wird. So wird für einen erſten Abdruck des Münſterſchen Friedens von Suyderhof nach Tarburg oft bis

auf

auf 100 fl., für den Leyermann von Vischer nach Ostade 40 fl. für den Hal von J. Vischer nach Berghem 30 fl. u. s. w. bezahlt, da die guten Abdrücke mit Nummern nur das Drittheil und die schlechten gar nichts werth sind. Auch sind die meisten von dieser Künstler Werken in die Hände oft des dritten Verlegers gerathen, wo immer Einer, so wie auch bey den alten Italiänischen Stichen, die Platte um 25 fl. verdorben hat. Das Werk von Ostade mit den seltnen Exemplaren ohne Nummer und Namen steht oft zu 400 fl., da dieselbige 25 Blättgen in der gewöhnlichen Qualität zu 5 - 6 Ducaten verkauft werden. Das Werk vom Ritter Houdt ist von 250 fl. bis auf 30 zu haben. Berghems und Potters Blätter, auch die geringste, werden in Amsterdam mit Gold aufgewogen, so lang sie keine Nummern und Namen haben.

Was sind die alten Abdrücke von Edelink und Masson gegen die neuern, deren Fabrike ohne Ende fortgeht, und die am Ende nichts zeigen als den Schatten des Künstlertalents! Indessen gehören Augen dazu, den Unterschied wahrzunehmen. — Man kann von diesem einzigen Zweig der Kunstkenntnisse, wie von allen andern sagen: Es ist ein Ocean, und wer sich ohne Steuermann darauf begiebt, verunglückt leicht. Die wahren Kenntnisse circuliren nur wie Hausmittel und Geheimnisse unter den Liebhabern, weil jeder nicht gerne das unentgeldlich wiedergiebt, was er sich mit Schaden und Zeitverlust so theuer erworben hat. Auch das ganze Gewerbe der Händler erhält sich dadurch, daß diese Kenntnisse Geheimnisse bleiben. Denn es giebt sogar einige darunter, die falsche Münzet sind, und Kopien für Originale verkaufen. Indessen vertreiben doch auch die gewissenhaftern unter ihnen gern gewisse Raritäten, die nichts minder als selten sind, sondern die alle Tage wieder aufgeprägt werden, wie z. E. der Ecce Homo von van Dyk, und die H. Katharina von Rubens, oder die Magdalena von Biscaino, radiert.

Hier

Hier haben Sie, theurer Fr. einige wenige flüchtige Bemerkungen und Fingerzeige. Wenn Ihnen daran gelegen iſt, mehr ins Detail zu gehen, ſo erhalten Sie bald Kautelen über einzelne Werke, oder auch über einzelne Blätter. Wenigſtens muſte ich Ihnen hier zu Anfang in Zahlen und Ziffern andeuten, wie viel und mancherley Qualitäten es von einer Waare giebt, um die ſich ſo viele Leute bekümmern, und die doch ſo wenige kennen ꝛc.

---

2. Aus dem berühmten Kunſtverlag des Hrn. Chriſtian von Mechel zu Baſel ſind kürzlich zwey für die Kunſtliebhaber ſehr intereſſante Werke hervorgegangen.

Das eine liefert unter dem Titel: Oeuvre du Chevalier *Hedlinger* ou Recueil des Medailles de ce celebre Artiſte &c. alle von dieſem berühmten Künſter ſowohl würklich verfertigten als nur projectierten und in Wachs oder Bronze modellierten Schaumünzen, vom Jahr 1717 bis 1771 (worinn Hedlinger ſtarb) als dem Zeitraum, der alle ſeine guten Arbeiten und Meiſterſtücke in ſich ſchlieſt — auf 40 Kupfertafeln in klein Regalfolio, welchen, nebſt einem ſehr wohlgeſchriebnen Eloge hiſtorique des ſel. Hedlingers, eine hiſtoriſch-kritiſche Erklärung ſeiner ſämtlichen Schaumünzen auf 25 Bogen in nemlichem Format beygefügt iſt. Die Kupferſtiche laſen, was die Nettigkeit und Feinheit in Zeichnung und Ausführung betrift, nichts zu wünſchen übrig; und auf die Vollſtändigkeit dieſes Werkes kann man ſich um ſo mehr verlaſſen, da man ſich dazu hauptſächlich der Medaillen, Modelle und Zeichnungen des Hedlingeriſchen Cabinets ſelbſt bedient hat, welches ſich nun in den Händen des Herrn Landammann Hedlinger zu Schwitz befindet. Dieſes ganze Werk iſt ein würdiges und verdientes Ehrendenkmal eines Mannes, der als Künſtler der erſte in ſeinem Fache und Zeitalter und als Menſch einer der edelſten und beſten geweſen iſt, auf die unſer Jahrhundert

hundert ſtolz ſeyn kann — und das Publicum hat alle Urſache, den Hrn. v. M. ſowohl für die Unternehmung als Ausführung dieſes ſchönen Werkes verbunden zu ſeyn.

Das Zweyte, das auf dem Titel mit Recht ein *ouvrage compoſé dans un Gout Nouveau* genennt wird, liefert unter dem Titel: *La Galerie Electorale de Duſſeldorf* einen Catalogue raiſonné et figuré aller in dieſer berühmten Galerie enthaltnen Gemählde; und beſteht aus zwey Haupttheilen, dem raiſonnierten Verzeichnis ſelbſt, und einer Folge von XXVI. Kupfertafeln, worauf in 365 kleinen Eſtampen eben ſoviel Tableaux nach Möglichkeit im Kleinen kopiert und dargeſtellt ſind. Das ganze Werk iſt in ſechs Abſchnitte oder Cahiers getheilt; wovon der erſte die Vorrede und die Beſchreibung des erſten oder Flammändiſchen Saals, die vier folgenden jeder einen der vier folgenden Säle, der Saal von Gerhard Dow, der Italäniſche Saal, der Saal von van der Werft, und der Saal von Rubens genannt, und der ſechste endlich die Beſchreibung der beweglichen Gemählde, welche aus Mangel an Raum in ſogenannte Volets zwiſchen den Fenſtern der fünf Säle angebracht ſind, enthält. Auf jeden dieſer Abſchnitte beziehen ſich eine Anzahl von Kupfertafeln, worinn die darauf befindlichen kleinen Eſtampen (deren jede nach einerley feſtgeſetztem verjüngtem Maas ein Gemählde vorſtellt) ſo zuſammengeordnet ſind, daß die ganze Tafel eine Seite des Saals abbildet, und man ſich alſo vermittelſt derſelben einen genauen Begriff vom Local der Galerie, oder von der Art und Weiſe, wie die Stücke über und neben einander ſtehen, machen kann. Dieſe kleinen Eſtampen ſind alle, in Beziehung auf die Beſchreibung, numerotiert und mit dem Namen des Meiſters, von dem das Original iſt, rubriciert.

Soviel, um unſern Leſern einen Begriff von der Einrichtung dieſes Werkes zu geben. Was die Unternehmung

ſelbſt

ſelbſt betrift, ſo ſcheint wohl der richtigſte Geſichtspunkt, woraus es, um billig beurtheilt zu werden, angeſehen ſeyn muß, derjenige zu ſeyn, den die Königliche Mahler- und Bildhauer-Akademie zu Paris, deren Urtheil die Unternehmer (Hr. v. Niechel und Hr. Nikolaus *de Pigage*, Kurfürſtl. Pfälziſcher erſter Architekt und General-Director der Gebäude und Gärten Sr. K. D. v. d. Pf.) ihr Werk unterworfen haben, in ihrem Antwortſchreiben angegeben hat. „Die „zur Unterſuchung des Manuſcripts und des in Kupfer geſtochnen Exemplars, welches Sie dem Urtheil der K. Akademie ꝛc. „haben unterwerfen wollen, verordnete Kommiſſarien (dies „ſind die eignen Worte des Herrn Secretaire adjoint *Renou*) „haben berichtet, daß das beſagte Exemplar nicht nur eine „beſondere und getreue Idee von allen Gemählden der Galerie „in Düſſeldorf, ſondern auch eine allgemeine Idee von der „Ordnung, worinn ſie zuſammengeſtellt ſind und von ihrer „verhältnißweiſen Gröſſe, gebe; daß das Manuſcript, indem „es in einem genauen Detail eines jeden Stücks hineingeht, „das Vergnügen vermehrt, ſo die mit Geiſt und Fleiß ausgeführten Eſtampen machen, und ſomit beydes zuſammen „ein ſehr intereſſantes Ganzes formiert, das den Künſten ſehr „nüzlich werden kann ꝛc. ꝛc.„ In welchem Sinne das Wort getreu hier genommen werden könne, und daß z. E. ein kleines Kupferchen, das mit einem mäßigen Daumen bedeckt werden kann, uns freylich nur ein unendlich ſchwaches Schattenbild von dem Meiſterſtücke des Gerard Dow, um deſſentwillen der ganze zweyte Saal der Galerie ſeinen Namen bekommen hat, geben könne, und daß eben dies, natürlicher Weiſe, von allen den herrlichen Werken eines Rubens, van Dyck, Guido Reni, Lucas Jordan, Rembrand, Schalken, van der Werft u. ſ. w. welche dieſe Galerie zu einer der ſehenswürdigſten in der Welt machen, in allervolleſtem Maaße gelten müſſe — verſteht ſich ohne unſre Erinnerung. Genug

banet: Was ſolltet ihr bedürfen? Seht, die Erde hat Wurzeln; innert einer Meile um uns her entſpringen hundert Quellen; die Eichen tragen Eicheln, die Geſträuche, Hambutten; die gutthätige Hausmutter, Natur, legt auf jedem Buſch ihren ganzen Kram vor euch aus -- Bedürfniſſe? Warum Bedürfniſſe?

1. Dieb.

Wir können nicht von Gras, Beeren und Waſſer leben; wie Thiere, Vögel und Fiſche.

Timon.

Auch nicht von den Thieren, Vögeln und Fiſchen ſelbſt; ihr müßt Menſchen eſſen. Doch muß ich euch Dank dafür ſagen, daß ihr offenbare Diebe ſeyd, und euch nicht in heiligere Geſtalten einhüllet; denn es herrſcht grenzenloſe Dieberey auch in geſezmäſſigen Lebensarten. Galgenſchwengel, Diebe, hier iſt Gold! (Er giebt ihnen Geld.) Geht, ſaugt das flüchtige Blut der Traube, bis das hizige Fieber euer Blut zu Schaum kocht, und entgeht dadurch dem Galgen. Vertraut euch keinem Arzt, ſeine Arzneyen ſind Gift, er tödtet mehr Menſchen als ihr beraubt, und nimmt ihnen ihr Geld mit ſamt dem Leben. Treibt eure Bubenſtüke, treibt ſie, weil ihr euch dazu bekennt, wie ein andres Handwerk; ich will euch Beyſpiele genug von Dieberey geben. Die Sonn' iſt ein Dieb, und beraubt durch ihre ſtarke Anziehung das weite Welt-Meer. Der Mond iſt ein ausgemachter Dieb, und maußt ſein blaſſes Licht der Sonne. Das Meer iſt ein Dieb, deſſen ſchmelzende Wellen Dämme in ſalzichte Thränen auflöſen. Die Erde iſt

ein

daß Hr. v. M. in der Ausführung würklich alles geleistet hat, was, vermöge der Natur der Sache, möglich ist und erwartet werden kann.

Es bleibt immer ein sehr angenehmes Werk für reiche Kunstliebhaber, und es ist unmöglich diese Beschreibung und diese schönen Mignatur-Bilder zu durchblättern, ohne das lebhafteste Verlangen zu fühlen, stracks nach Düsseldorf zu reisen und die Schätze selbst in Augenschein zu nehmen, deren Anschauen uns freylich keine Beschreibungen und keine kleine Estampen ersetzen können.

Die Suite der zu diesem kostbaren Werke gehörigen Kupfer enthält, außer den bemeldten XXVI Tafeln und dem schönen allegorischen Titelkupfer mit dem Medaillon des izt regierenden Kurfürsten von der Pfalz (welchem das Werk, als einem der größten Beschützer und Beförderer der Künste in unsrer Zeit, und würdigsten Besitzer dieser von Seinem unsterblichen Vorfahrer, Kurf. Johann Wilhelm, gesammelten Kunstschätze zugeeignet ist) noch einige Kupfertafeln, die den Plan, die Façade, und die Mahlereyen en Camayeu auf der Treppe des Gälerie-Gebäudes darstellen.

Der Preis dieses Werkes, welches sowohl bey Hrn. v. Mechel als bey den Hrn. Inspectoren der Kurfürstl. Galerien zu Düsseldorf und Mannheim zu haben ist, in II Volum. Groß-Regal-Quart, oblong, wovon eines den Text und das andre die Kupfer enthält, in Karton broschiert, ist 144 Französische Livres, oder 6 neue Louisd'or; und der von dem Hedlingischen Werke, just die Hälfte.

---

2. Dem unermüdeten Grabstichel unsers Hauses haben wir abermals zwey vortrefliche Bildnisse zu danken; das eine

von Hrn. D. Erneſti in Leipzig, das andre von Hrn. O. C. Rath und Probſt Spalding in Berlin; Beyde nach Original-Gemählden von dem berühmten Graf, deſſen Name für die charakteriſtiſche Wahrheit der Darſtellung Bürge iſt; Beyde, in Abſicht der äuſſerſt fleiſſigen, netten, und doch warmen und kräftigen Behandlung, Meiſterſtücke, wie man ſie von dieſem würdigen Nacheiferer unſers Wille ſchon gewohnt iſt; und bey deren Anblick immer der Wunſch in uns entſteht, einige der ſchönſten hiſtoriſchen Stücke der berühmten Richteriſchen und Winkleriſchen Kabinette in Leipzig von einer ſo geſchickten Hand nachgebildet zu ſehen.

---

4. Von einigen Freunden und Liebhabern der Kunſt aufgefordert, hat ſich Hr. G. M. Kraus, Mahler und Mitglied der vereinten K. K. Akademien zu Wien und der zu Hanau, entſchloſſen, verſchiedene Gegenden um Weimar, Jena und Eiſenach, die dem Zeichner die meiſten Natur-Schönheiten darbiethen, in einer Folge von eigenhändig radierten Blättern in groß Queer-Quart auf Subſcription herauszugeben. Die meiſten liegen bereits nach Natur gezeichnet bey ihm fertig, und er ſchmeichelt ſich, ſowohl dem Liebhaber als Künſtler durch dies Unternehmen keinen unangenehmen Dienſt zu leiſten. Junge Zeichner, die in Landſchaften nur zu oft und gern an idealiſchen Compoſitionen hängen, können dadurch gelegentlich an das unentbehrliche Studium der Natur erinnert und vielleicht dahin zurückgeführt werden. Die Einrichtung der Ausgabe iſt folgende:

1) Jede Leipziger Meſſe ſoll ein Heft von 6 bis 8 Blättern an die Herren Subſcribenten geliefert werden.

2) Der Preiß dafür iſt 16 Gr. Sächſ. Currant, oder 72 Kreuzer, oder 18 Batzen Reichs-Geld, baare Zahlung,

lung, bey dem Empfang jeder Lieferung. Ein Preiß, der weder Liebhaber noch Künstler abschrecken kann.

3) Jeder Heft wird bis Leipzig, Hamburg, Nürnberg und Frankfurt am Mayn frey geliefert.

4) Denen Liebhabern und Freunden der Kunst, auch Kunst- und Buchhandlungen, welche sich für dies Unternehmen gütigst verwenden, und Subscriptionen sammlen wollen, wird entweder das 10 Exemplar frey oder 10 pro Cent baar als Provision verwilligt; auch nach Verhältniß der mehrerern Abnahme noch mehrere Vortheile.

5) Die Platten werden unter Hrn. Krausens Aufsicht gedruckt, und also können sich die Liebhaber gute Abdrücke versprechen; doch werden,

6) der Billigkeit gemäß, die Abdrücke der Reyhe nach, sowie die Liebhaber sich melden, unter sie vertheilt.

7) Die Subscription bleibt bis zu Ende des Monats Julius offen, und in der Leipz. Mich. Messe soll der erste Heft geliefert werden.

Man ersucht daher alle Künstler und Freunde der Kunst, Kunst- und Buchhandlungen sich gütigst für dies Vorhaben zu verwenden, und die Zahl ihrer Herren Subscribenten zeitig an bemeldten Herrn Kraus, zu Weimar, selbst einzuberichten; wobey derselbe jedoch sich die Briefe franco erbittet.

V.

V.

Frage an das teutſche Publikum über die Erhaltung der poetiſchen Werke des alten teutſchen Meiſter-Sängers Hans Sachſens. (*)

Hans Sachs! — Wie viele ſind wohl unter uns Teutſchen, die mehr von dieſem Manne wiſſen, als daß er Hans Sachs hieß? Aber ſeinen Geiſt, ſein Herz, ſeinen hohen Dichter-Genius, ſeine Art Natur zu ſehen, und jeden ihrer Eindrücke auf ihn treu, wie der reinſte Spiegel, wieder darzuſtellen? Wer kennt dieß, als vielleicht nur einige Wenige, denen es keine zu beſchwerliche Mühe iſt, nach verſunknen Schätzen unſrer vaterländiſchen Litteratur in alten ſtaubigen Bibliotheken umzuwühlen? Hätten Göthe und Wieland ihm nicht im Teutſchen Merkur (April 1776.) das herrliche und verdiente Ehrendenkmal errichtet, noch immer ſchlummerte gewiß ſein Andenken unter uns, und ſeine Werke, der reichſte und herr-

 lichſte

(*) Als ich im April des Jahres 1776 (S. T. M. von diesem Monat S. 97.) meines Vorſatzes, eine neue Ausgabe der auserleſenſten Stücke von Hans Sachſen in einem oder zween Octavbänden zu veranſtalten, Erwähnung that, glaubte ich, aus verſchiedenen Urſachen, die Liebespflicht, die ich dieſem zu ſehr vergeſſenen alten teutſchen Dichter zu erweiſen wünſchte, auf einen bloßen Auszug beſchränken zu müſſen; doch geſteh ich, daß meine geringe Hofnung, einer neuen Ausgabe ſeiner ſämtlichen poetiſchen Werke in unſern Tagen den zu Beſtreitung der Koſten nöthigen Abſatz zu verſchaffen, den meiſten Theil daran hatte. Habe ich unſerm Publiko zu wenig zugetraut, ſo zeigt ſich hier eine Gelegenheit meinen Unglauben zu beſchämen, indem einer meiner Freunde eine Ausgabe aller poetiſchen Werke des Fürſten der Meiſter-

lichste Schatz, den teutsche Dichtkunst aus dem Mittel-Alter aufzeigen kann, giengen ruhig unter. Ich verweise Alle, die mehr von ihm wissen, ihn näher kennen lernen wollen, vor der Hand noch dahin; denn seine vollständigere Lobrede verstattet mir hier weder Raum noch Zweck. Nur ein Fingerzeig soll's seyn, was ich hier gebe: Denn es ist lang genug, daß Teutschland seinen Dichter, und wir Andern alle unsern Meister verkannt haben; (sagte Wieland.)

Jeder Bücherkenner weiß, daß Hans Sachsens Werke dermalen unter die raren Bücher gehören; sie aber vollständig zusammenzubringen, ist ein ganz besonderes Kaufglück, das einen, der selbst drauf lauert, nur selten trift. In den größten und vollständigsten Bibliotheken finden sich nur einzelne Theile davon, und selbst diese noch, wie ich gefunden habe, oft zerrissen und defekt. Ich selbst sammle nun schon fast acht Jahre lang, mit möglichster Mühe und gütiger Unterstützung vieler meiner Freunde in Teutschland daran, und doch glückte mir's nicht eher als heuer, aus vielen einzelnen defekten Theilen ein vollständiges Exemplar zusammenzubringen.

sterfänger in **acht Quartbänden** auf Bedingungen ankündige, die nicht billiger verlangt werden können. — Ein Vorhaben, wodurch ich mich einer Art von Verbindlichkeit, deren ich mich in meiner Lage kaum, und nie ohne Nachtheil anderer mir vielleicht angemessnerer Beschäftigungen hätte entledigen können, mit desto größerm Vergnügen entbunden sehe: da ich überzeugt bin, daß Hans Sachs schwerlich einen Herausgeber hätte finden können, der in jeder Betrachtung zu dieser Unternehmung geschikter gewesen wäre, und solche entweder mit mehr Eifer betrieben oder mit mehr Sorgfalt ausgeführt hätte als Hr. B. Den Beweggründen zu Unterstützung derselben, die allen patriotischen Teutschen in gegenwärtiger Anfrage ans Herz gelegt werden, noch ein Wort beyzufügen, wäre Ueberfluß, da die Sache so stark für sich selbst spricht. —

W.

gen. Viele, die ich darüber gesprochen, oder die mir geschrieben haben, führen dieselbe Klage. Aus diesen und noch manchen andern sichern Kennzeichen schliesse ich mit Zuverlässigkeit, daß Hans Sachsens Werke ihrem Untergange sehr nahe sind; und, übernimmts nicht itzt jemand diesen wahren Schatz unsrer poetischen Litteratur zu retten, vielleicht in nicht langer Zeit gar nicht mehr seyn werden.

Nun fragt sichs, Ihr Teutschen: wollen wir dieß geschehen lassen, oder nicht? Sollen uns einmal unsre späteren Urenkel der Schande zeihen, daß wir unsern Ennius untergehen, und seine Werke, aus schlaffer Unthätigkeit, dahinsterben liessen? Sollen uns unsre Nachbarn, Engländer und Franzosen, die jedes Bruchstückgen ihrer älteren poetischen Litteratur mit gröster Sorgfalt aufsuchen, sammlen, bewahren und in hohen Ehren halten, länger hierinn beschämen? Und wollen wir uns, in unserm lesegierigen Perioden, nicht mindstens so viel als möglich Speise schaffen, woran jeder von gesundem Kopf, Herz und Sinn sich laben könne? Nein, Ihr Teutschen, Ihr seyd zu bieder und edel, und Ihr habt, so wie ich, unser Vaterland zu lieb, als daß ich so etwas befürchten könnte!

Wohlan! Nur fünfhundert Edle, Freunde ihres Vaterlandes und der Musen in ganz Teutschland, dürfen mir Ihr Wort geben mich zu unterstützen, und ich will gern, auch ohne Hoffnung einiger Belohnung oder Gewinnes, die dreyjährige Arbeit einer neuen Ausgabe von des vortreflichen Hans Sachsens poetischen Werken übernehmen. Daß dieß kein Unternehmen für einen Buchhändler sey, fällt jedem, der nur ein wenig die Sache selbst und die Lage des Buchhandels in Teutschland kennt, sogleich in die Augen. Da ich nun Last und Kosten des Verlags ganz allein übernehmen muß, so verdiene ich, glaub' ich, um so mehr sicher

gestellt und durch Subscription und Pränumeration unterstützt zu werden.

„Was enthalten denn aber nun eigentlich Hans Sachsens Werke?„ — hör ich fragen. Lange nicht Alles, was H. S. während seines ganzen Dichter-Laufes, das ist vom Jahr 1514 bis 1567, gedichtet und gesungen hat, ist auch gedruckt. Vieles steckt noch hie und da in alten geschriebenen Meister-Gesangbüchern vergraben. Was aber seine, in 5 Folio- und dann wieder in ebensoviel Quartbänden gedruckten Werke enthalten, ist, summarisch, folgendes; nemlich 116 Allegorische Erzählungen; 197 Schwänke; 59 Fabeln; 64 Faßnachtsspiele; 52 weltliche Comödien; 28 weltliche Tragödien; 272 weltliche Historien; 26 geistliche Comödien; 27 geistliche Tragödien; 107 geistliche Gedichte; 144 vermischte Gedichte; und außerdem noch die sämtlichen Psalmen, das Buch Jesus Sirach, die Sprüche Salomons, dem Prediger Salomons, die meisten Evangelien und Episteln, und etliche Capitel aus dem Buche der Weisheit, in Verse gebracht. Welch ein Reichthum! und doch noch nicht Alles! Aber auch welch ein Mann, und welche überströhmende Fülle in ihm! Ward ie ein Mensch auf Erden zum Dichter gebohren, so war er Hans Sachs.

Ich trete, um auch das Förmliche zu beobachten, demnach meinem Zwecke näher, und kündige hiermit des teutschen Meistersängers Hans Sachsens Werke, in einer neuen Ausgabe, mit erläuternden Noten; acht Bände in groß Quarto, auf Subscription und Pränumeration an. Zu Behuf dieses Unternehmens, und damit Unkundige der Sache nur einen Vorschmack bekommen, liefere ich in dieser nächsten Leipziger Ostermesse; Proben aus des alten teutschen Meistersängers, Hans Sachsens, Werken in groß 4to auf 3 Bogen, nebst einem Titul-Kupfer von Herrn Kraus, in

Dop-

Doppeldruck-Manier. Dieſe lege ich hiermit dem teutſchen Publiko, als Muſter der ganzen Einrichtung der neuen Ausgabe vor. Mein Plan dazu iſt folgender:

1) Die neue Ausgabe ſoll in groß Quart, mit geſpaltenen Columnen auf eben dieß Papier, und mit ebendenſelben, ganz neuen, Schriften, als die Proben, gedruckt werden.

2) Das Ganze wird ohngefehr 21 Alphabete halten, und ſoll folgendergeſtalt in 8 Bände vertheilt werden. Der erſte Band ſoll enthalten Hans Sachſens Leben; etwas über die Meiſterſängerey; und dann die allegoriſchen Erzählungen; der 2te die Schwänke und Fabeln; der 3te, 4te und 5te die Faßnachtsſpiele, weltlichen Comödien und Tragödien: der 6te die weltlichen Hiſtorien; der 7te und 8te die geiſtlichen Comödien, geiſtlichen Tragödien, geiſtlichen Gedichte und vermiſchten Gedichte.

3) Die obgedachten blos verſificierten bibliſchen Bücher bleiben weg, weil ſie eigentlich nichts als Meiſterſängerey, nicht Gedicht, ſind, zu Beſtimmung von Hans Sachſens poetiſchem Werthe nicht das Mindſte beytragen, und das Ganze ohne Noth nur um einen Band vermehren und vertheuren würden.

4) Dem erſten Bande werde ich Hans Sachſens Leben, und alles was ich davon aufſpühren kann, nebſt einer kurzen Abhandlung über den Perioden der Meiſterſänger in der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt, wie obgedacht, voranſchicken; dem Texte aber durchaus höchſt kurze erläuternde Noten alter Worte und Sachen unterlegen, und dem Leſer dadurch das mühſame Nachſchlagen eines Gloſſarii erſparen; wie es auch die Proben ſchon zeigen.

5) Was ich ſchon von Hans Sachſens noch ungedruckten Werken in Händen habe, oder durch die gütigen Bemü-

hungen meiner Freunde noch auffinden kann, und wahres Gedicht, nicht Meistersängerey, ist, werde ich in einem besondern Nachtrage liefern.

6) Dem ersten Bande soll Hans Sachsens Bild nach einem guten und gleichzeitigen Originale gestochen, jedem der übrigen aber ein Titul-Kupfer, in Doppeldruck-Manier, von Herrn Kraus vorgesetzt werden.

7) An Hans Sachsens alter und so charakteristischer Sprache und Orthographie soll nicht das Geringste verschnizelt oder verneuert werden; und eben deßhalb dieß Werk hier unter meinen Augen gedruckt, und von mir selbst corrigiert werden.

8) Der Subscriptions- und Pränumerations-Preiß für das Ganze soll Acht Rthlr. Sächsisches Courrayt seyn; folglich jeder Band, der beynahe 3 Alphabete hält, nur 1 Rthlr. kosten. Ich schmeichle mir, daß Jeder, der Bücherpreise kennt, einsehen wird, wie billig dieß ist. Um die Zahlung aber noch mehr zu erleichtern, soll sie noch überdieß in drey Termine vertheilt, und zu Michaelis 1778 3 Rthlr., Michaelis 1779 3 Rthlr., und Michaelis 1780 die letztern 2 Rthlr. an die Herren Collekteurs gezahlt werden.

9) Dargegen sollen eben so in 3 aufeinander folgenden Leipziger Michaelis-Messen die Theile abgeliefert werden, nemlich Michaelis 1779 der 1te, 2te und 3te; Michaelis 1780 der 4te, 5te, 6te, und Michaelis 1781 der 7te und 8te.

10) Von jezt an bis heuer zu Michaelis steht der Subscriptions-Termin offen. Finden sich bis dahin 500 Subscribenten zusammen, so erkläre ich mich in der Michaelis-Messe öffentlich, daß dieß Werk seinen Fortgang habe, und dann erst zahlen die Herren Subscribenten ihre erste Pränumeration, gegen gedruckte und von mir eigenhändig

dig

die unterſchriebene Scheine, an die Herren Collecteurs. Ohne geleiſtete Zahlung aber kann, meiner Einrichtung nach, niemand in die Pränumeranten-Liſte eingetragen werden. Findet ſich aber bis dahin die verlangte Anzahl nicht zuſammen; wohlan, ſo unterbleibt Alles; meine Hoffnung war ein ſüſſer Traum, und Teutſchlands Dichter ſchlafe fortan in Ewigkeit!

11) Hat aber Teutſchland noch Edle genug, die aus Patriotiſmus und Liebe zu den Muſen, mein Unternehmen unterſtützen, ſo ſey Ihren Namen auf etlichen Blättern vor dem erſten Bande ein Ehren-Denkmal errichtet; und eben deßhalb muß ich meine Herren Collecteurs bitten, mir Alle, wo möglich, namentlich zu melden.

12) Ich erſuche daher alle mir noch unbekannte Freunde unſrer vaterländiſchen Litteratur und Beförderer alles Guten in und außer Teutſchland, mein Unternehmen unmittelbar oder mittelbar möglichſt zu unterſtützen. Sammlen Sie Subſcribenten, ſo erbiete ich Ihnen entweder das 10te Exemplar frey, oder 10 pro Cent baar als Proviſion, und bitte Sie, ſich deßhalb mit mir in Correſpondenz zu ſetzen. Alle Exemplare liefre ich Ihnen alsdann bis Hamburg, Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg, Fracht frey.

Und nun noch ein Wörtgen an euch, Piraten Teutſchlandes, ſonſt Nachdrucker genannt. Hier iſt wieder ein Werklein von 21 Alphabeten, auf das ihr Jagd machen könnet, wenns euch beliebt. Ich geb's euch freywillig Preiß. Laſſet's an wenn Ihr könnet; denn ich verſchanze es mit keiner einzigen allerhöchſten und allergnädigſten Freyheit oder Privilegio. Weimar am 1ſten May 1778.

J. J. Bertuch,
H. S. W. Rath und geh. Sekretär.

VI.

ein Dieb, die uns das Futter, wovon ſie lebt, aus dem Unrath aller Dinge zuſammenſtiehlt; ein jedes Ding iſt ein Dieb. Die Geſetze, die euch binden und mit Ruthen ſtreichen, haben ungeſtraften Diebſtahl in ihrer rauhen Gewalt. Liebt euch ſelbſt nicht, hinweg, beraubt einander, hier habt ihr mehr Gold; ſchneidet Kehlen ab; alle die euch begegnen ſind Diebe: Geht nach Athen, brecht in offne Buden ein, denn ihr könnt nichts ſtehlen, das nicht von Dieben verlohren wird; ſtehlt nichts deſto minder, weil ich euch Gold gebe, und Gold verderbe euch, Amen!

[Er geht ab.]

3. Dieb.

Er hat mir mein Handwerk ſchier erleidet, indem er mich dazu aufmunterte.

1. Dieb.

Das iſt die allgemeine Bosheit der Menſchen; er giebt uns einen Rath, in Hoffnung, daß er uns an den Galgen bringen werde.

2. Dieb.

So will ich ihm glauben wie einem Feind, und mein Profeßion aufgeben.

1. Dieb.

Wir wollen erſt warten, bis zu Athen Fried' iſt.

2. Dieb.

Es iſt kein ſo ſchlimmer Zuſtand, worinn ein Menſch nicht noch gut werden kan.

(Sie gehen ab.)

Fünfter

VI.

Ankündigung einer vollständigen Ausgabe aller lateinischen Schriftsteller des Alterthums.

Um das Studium der Latinität zu erleichtern, und die für trefliehen Werke der Römischen Litteratur in schönen, für das Aug angenehmen Ausgaben, auf eine leichte, wohlfeile und bequeme Art, der Welt in die Hände zu liefern, hat sich eine Gesellschaft patriotischer Freunde der Gelehrsamkeit entschlossen, eine vollständige Sammlung der Lateinischen Schriftsteller des Alterthums in einerley Format und Druck monatlich auf Pränumeration herauszugeben. Man hoffet durch dieß Institut nicht nur jungen Studirenden einen wesentlichen Nutzen zu schaffen, und die schlechten, theils fehlerhaften, theils durch elende Noten verderblichen Edizionen, wie nicht weniger, die leidigen Chrestomathien, aus den Schulen zu verbannen: sondern auch den Liebhabern der ächten Gelehrsamkeit und des guten Geschmackes ein Werk zu liefern, das durch seine innern Vorzüge und äusserliche Schönheit die Zierde der Bibliotheken seyn wird. Die Conditionen sind folgende: Alle Monat wird ein Band von einem Alphabet in groß Oktav, mit neuen scharfen Lettern, von der nemlichen Größe, wie gegenwärtige Anzeige, und auf dem feinsten weissen Druckpapier, erscheinen. Jedem Bande wird eine schöne Titelvignette in antikem Geschmacke, von einem berühmten Meister in Kupfer gestochen, vorgesezt. Ausser dem Texte, den man nach den besten Ausgaben wählen, und in äusserster Korrektion liefern wird, soll jedem Werke das Leben seines Verfassers vorangeschickt werden. Der ganzen Sammlung, wenn sie wird geendiget seyn, wird man, um es ihr an keinem Vortheile gebrechen zu lassen, ein doppeltes Register anhängen:

gen: eins, das unter einem Blicke nach der Seitenzahl dieſer Ausgabe, anweiſen wird, welche Verfaſſer die nemliche Materie behandelt haben; das andere, in welchem die ſchwerſten Stellen der Autoren, nach den beſten Auslegern kurz erklärt werden. Jeder Band ein Alphabet ſtark, ſoll zu 7 Batzen, nach dem 24 fl. Fuß (*) erlaſſen werden. Der Anfang des Drucks wird mit dem Tacitus (**) und dem Horaz (***) gemacht. Die Pränumeration geſchieht vierzehn Tage vor Ablieferung des erſten Bandes, und bey Erhaltung deſſelben wird auf den zweyten pränumerirt. Man findet hierbey, um reine Rechnung mit dem Publikum zu haben, und dem Verdacht aller Vortheilsſucht vorzubeugen, nöthig anzumerken, daß man ſich ein für allemal verbindlich macht, für den beſagten Preis ein vollſtändiges Alphabet zu liefern. Trift es ſich aber, wie es oft unvermeidlich ſeyn dürfte, daß ein oder mehrere Bogen fehlen, ſo wird man jeden mit einem Kreuzer vergüten. Hingegen werden die Herren Pränumeranten es auch nicht unbillig finden, eben ſo viel für die Bogen, die über das Alphabet laufen, zu bezahlen. Die Herren Kollekteurs, die 10 Exemplare ſammlen, bekommen eins frey. Da man aber nicht geſonnen iſt, mehr Exemplare zu drucken, als ſich Subſcribenten finden, ſo werden die Liebhaber dieſes nützlichen Inſtituts, und beſonders auch die Väter, welche die für ihre ſtudirenden Söhne nöthigen Bücher leicht anzuſchaffen wünſchen, erſucht, ihre Namen ſo bald möglich einzuſchicken. Wer keine andre Addreſſe hat, beliebe ſich an Herrn Kammerkanzelliſt Hoffmann in Zweybrücken zu addreſſiren, der alle Beſtellungen richtig beſorgen wird. Briefe und Geld müſſen poſtfrey eingeſendet werden. Uebrigens ſoll das Werk durch ſeine Schönheit und Richtigkeit ſich ſelbſt bey dem Publikum Empfehlung ſeyn.

Wohl-

(*) Machen hier zu Lande ſechs Groſchen, dem Pfennig, und — einen Bruch, der zu klein iſt, um mit Sächſiſchem Geld in eine Gleichung gebracht zu werden.

(**) In zwey Bänden. (***) In einem Band.

Wohlfeiler könnten diejenige, die nicht schon versehen sind, unmöglich zu einer schönen, bequemen und einförmigen Ausgabe aller Latein. klaßischen Autoren kommen! Diejenigen Herren Schullehrer, welche sich verhoffentlich auch in hiesigen Gegenden zu Beförderung eines so gemeinnützigen Vorhabens verwenden wollen, belieben sich, wenn sie eine Anzahl Subscribenten beysammen haben, bey dem Herausgeber des T. M. zu melden. W.

VII.

Bescheidne Antwort auf eine unbescheidne Frage.

Ich bin vor einiger Zeit von einem Ungenannten in einem Tone, dessen nur ein Mensch, der sich auf seine Unsichtbarkeit verläßt, oder ein beleidigter junger Autor fähig ist, zur Rede gestellt worden: „warum ich im ersten Viertel dieses Jahres ein so holzschnittmäßiges Kupfer, im Februar und März hingegen gar keines gegeben hätte? Ich bin (setzt er hinzu) einer von ihren ältesten Abonenten, und glaube also ein Recht zu haben, Sie um die Ursache dieses Verfahrens zu fragen.“ — Es ist unangenehm, Antworten geben zu müssen, die der Fragende mit der allerkleinsten Besinnung sich selbst eben so gut hätte geben können. Wenn dieser Anonymus, der von dem Umfang seiner Rechte und Gerechtsame eben nicht den besten Begriff zu haben scheint, den Merkur von Anfang an, also vom Jahr 1773. mitgehalten, und diese Zeit her nur mit so viel Aufmerksamkeit gelesen hat als ein Intelligenzblatt: so hätte ihm nicht unbekannt seyn sollen: daß der T. Merkur in den Jahrgängen 1773. 74. und 75. gar keine Kupferstiche lieferte, und daß der Herausgeber bey Unternehmung dieses Journals und bey Festsetzung des Prei-

ses

ſes ſich nicht anheiſchig gemacht, jemals Bildniſſe oder an der Kupferſtiche dazu zu geben. Aus dieſer kundbaren Thatſache wär' es ihm dann ſehr leicht geweſen die Folgen zu ziehen: daß die Kupferſtiche, die man mit dem Jahrgang 1776. zu geben angefangen, ein bloßes opus ſupererogationis, eine freye und willkührliche Gabe geweſen, ſintemal der bisherige Preiß des T. M. ihrentwegen nicht um einen Deut erhöht worden, ungeachtet ſich der Herausgeber dadurch jährlich einige hundert Thaler Ausgaben mehr aufgehalſet; daß alſo kein Abonent berechtigt ſeyn könne, ihn weder wegen der würklichen oder vermeynten Holzſchnittmäßigkeit einiger oder der Meiſten oder auch Aller dieſer Bildniſſe zur Rede zu ſetzen, zumal da er die Kupfer nicht ſelbſt ſticht noch druckt, und nicht ſo reich iſt, dem Publico weder monatlich noch quartaliter mit einem Kupferſtich von einem Wille oder Bauſe ein Präſent zu machen; ja, was noch mehr iſt, daß niemand ſich im mindeſten rechtmäßig zu beſchweren hätte, wenn der T. M. gar keine Kupfer mehr lieferte, da dieſe niemals eine Bedingung deſſelben geweſen ſind. — Ueberdies hätte der Anonymus noch aus den bittern Klagen, die der H. zu verſchiednenmalen über die Art, wie er bald von dem Kupferſtecher, bald von dem Kupferdrucker, bald von Beyden zugleich bedient worden, im Merkur anzuſtimmen ſich nicht entbrechen konnte, einen ſehr billigen Grund ziehen können, ihm nicht zu verargen, daß er, um ſich dieſe Laſt in etwas leichter zu machen, mit dem itzigen Jahre nur zu jedem Quartal Ein Bildnis zu geben angefangen. Die Abſicht des H. war dabey, und iſt es noch: dafür zu ſorgen, daß die Liebhaber durch die größere Schönheit dieſer Vier Bildniße, vergleichungsweiſe mit den vorigen Zwölfen, wegen der mindern Anzahl ſchadlos gehalten werden möchten. Weniger aber beſſer, war ſeine Intention: und wenn das Bildniß des Commines dieſer Abſicht gegen alles Verhoffen nicht entſprochen hat, ſo liegt wohl zum Theil die Schuld davon an der Eilfertigkeit

ſigkeit und wenigen Sorgfalt des in Abweſenheit des H. gebrauchten Kupferdruckers; theils zeigt das von Hrn. Verelſt in Mannheim zum 2ten Quartal verfertigte Bildniß des Ximenes, wie angelegen es dem Herausgeber geweſen, einem ſolchen Vorwurf, in ſoweit ſolcher durch die Wahl des Künſtlers zu hoffen iſt, fürs künftige zuvor zu kommen.

Ueberhaupt würde der H. nie auf den Gedanken gekommen ſeyn, Bildniſſe zum Merkur zu geben, wenn er nicht damals, da er ſich dazu entſchloß, eine ſehr nahe Hoffnung gehabt hätte, einen geſchickten Kupferſtecher nach W. zu bekommen. Wäre dieſe Hofnung erfüllt worden, ſo würde es ihm vielleicht möglich geweſen ſeyn, unter ſeinen eignen Augen monatlich Bildniſſe zu liefern, an denen er ſelbſt hätte Freude haben können. Aber unter allen den Hinderniſſen und Schwierigkeiten, womit er bisher kämpfen mußte, wurde es in die Länge unmöglich, und Sanct Jobs Gedult würde zulezt ausgegangen ſeyn. In der That wär es Unſinn geweſen, länger auf einer Sache beſtehen zu wollen, von welcher den Liebhabern ſo wenig Nutzen oder Vergnügen, ihm hingegen mehr Mühe, Verdruß und Zeitverluſt zugieng, als zehnmal beſſere Kupfer werth geweſen wären. W.

Das Wort des lezten Logogryphen iſt Trichter. Die darinn enthaltnen können die Liebhaber ſolcher Spiele nun leicht ſelbſt errathen.

Druckfehler.

Im April des T. M. iſt, aus Verſehen des Sezers und Correctors, auf der 56ſten Seite, durch Auslaßung zweer Zeilen, eine Art von Druckfehlern veranlaßt worden, die einem Autor den Muth zum Schreiben wenigſtens auf 4 Wochen niederſchlagen können. Die Stelle (Zeile 3 u. f.) muß ſo geleſen werden:

„Die Aelteſte trat dichte vor mich, und fragte mich: ob „ſie nicht abſcheulich ausſähe? indeß die Jüngſte hinten um „mich herumſchlich, um auszuſpähen, ob ich nichts vom „Stallgeruch an mir hätte.„

Der Teutſche Merkur.

Jun. 1778.

I.

Gedichte.

Alpin.

In ſchwühler Hitze lag Alpin
oft zwiſchen Dorn und Sträuchen,
warf ſich im Schlaf bald her, bald hin,
und träumte Blut und Leichen.

Oft lag ſein Haupt in Schilf und Rohr
benezt von heißen Thränen,
und ſeine Bruſt ſchlug hoch empor
von Seufzen und von Stöhnen;

Das beſte Herz und warmes Blut
war unſers Jünglings Adel:
er ſchäzte mehr denn Gold und Gut
zu wandeln ohne Tadel.

War drum geliebt ſo nah' als fern
von Freunden und Verwandten;
er aber fand noch Glück noch Stern,
in weit und nahen Landen.

Zur Laſt war ihm ſein eignes Herz,
fühllos im Schoos der Freuden,
und ewig voll von bangem Schmerz
und unbekannten Leiden.

Es überfiel ihn oft ein Drang
wie in den Todes-Stunden;
und wenn er ganze Nächte lang
sich schlaflos durchgewunden:

So sah er aus, beym Tages Schein,
erwacht wie von den Todten,
und schloß sich in sein Kämmerlein,
als scheut' er Gottes Boden.

„Hilf Himmel! soll ich leben hier
so traurig, so beladen!
So mach's, o Gott! mach's aus mit mir,
und nimm mich hin in Gnaden;

„Denn ich vergeh' in meiner Noth,
hab' weder Ruh noch Freuden,
und keine Hoffnung als den Tod
zu enden meine Leiden. „

So hörten Nachbarn oft ihn schreyn,
und konnten's nicht ertragen,
und drangen mit Gewalt sich ein,
zu stillen seine Klagen,

Und bitten ihn, sich zu vertraun —
Allein er dacht im Herzen:
auf schwacher Menschen Hülfe bau'n
ist eitel Tand und Scherzen.

Einst, als er mit dem Feuerrohr
umhergieng nachts im Walde,
begab sichs, daß ihm was ins Ohr
so wie ein Seufzer schallte:

Und eh' er noch ſich umgeſehn,
horch! da kam's ihm entgegen,
blieb im Gebüſch grad vor ihm ſtehn
und ſchien ſich zu bewegen.

Erſchrocken wär beynah Alpin,
doch rief er ſich zurücke,
griff nach dem Rohr und ſah dahin
mit unverwandtem Blicke.

Und ſieh, es fuhr wie junges Wild
im Buſchwerk hin und wieder,
da legt er an das Rohr und zielt,
und drückt' und ſchoß es nieder;

Und hört' es ſtürzen mit Geſchrey:
„O weh! o weh! ich Arme!
„Gerechter Himmel! ſteh mir bey —
„Ich ſterbe — Gott erbarme! — „

Dem Donner gleich fuhr jedes Wort
dem Jüngling durch die Glieder,
und wie er hineilt' an den Ort,
ſinkt' er vor Graus faſt nieder.

Denn ach! in blutigem Gewand
und ringender Geberde,
ſah er ein Mädchen unbekannt
ſich wälzen auf der Erde.

Wer biſt du? rief er jammernd aus;
und ach! warum ſo ſpäte
verließeſt du dein Hof und Haus,
zu ſuchen dieſe Stätte?

„Frag' nicht, o Fremdling! wer ich ſey —
„und laß mich ruhig ſterben —
„Zu lohnen — meine Lieb und Treu,
„werd' ich den Himmel erben. „

Nicht doch — Laß uns behalten Muth
bis alle Hülf verſchwunden.
Sag' an, wo rinnt dein liebes Blut,
wo bluten deine Wunden?

„Ach hier — hier traf die Kugel mich!
„Hier — fühle — hier, am Arme,
„und unterm Herzen wandt ſie ſich —
„hier — hier — daß Gott erbarme! — „

Da nahm er Kräuter mancherley,
die er im Wald gefunden,
und ſchnitt ihr das Gewand entzwey,
und legt ſie auf die Wunden,

Und band ſie feſt mit Tüchern zu
und harrt mit Angſt und Sorgen,
daß ſie genöſſe Schlaf und Ruh
bis wiederkäm der Morgen.

Und traurig duldend, hoffnungslos,
betäubt von Schmerz und Kummer,
ſank hin ihr Haupt auf ſeinen Schoos
mit unterbrochnem Schlummer.

So brachten ſie die Nacht dahin
mit Wünſchen und mit Thränen,
bis endlich 's Morgenroth erſchien
und endete ihr Sehnen.

Nun Liebchen, wie iſt dir's zu Muth?
Sieh auf! der Tag will grauen —
Schlägt noch dein Herz, rinnt noch dein Blut,
ſo laß dein Aug mich ſchauen.

Laß trauen dich der Sonnenſchein
hinweg aus dieſen Büſchen,
und nehm in meine Wohnung ein,
dein Leben zu erfriſchen.

„Nein, Fremdling! laß mich liegen hier
„und friſte nicht mein Leben,
„den Troſt, den du willſt geben mir,
„kann nur der Tod mir geben.„

Nein, Liebchen, nein, ich laß dich nicht,
nichts ſoll mich von dir ſcheiden,
bis du mir zeigſt dein Angeſicht
und mir vertrauſt dein Leiden.

„Laß ab, und frag' nicht wer ich ſey —
„Ach! — laß mich ruhig ſterben;
„Ich liebte warm — ich liebte treu —
„und werd' den Himmel erben.„

Laß fahren doch den trüben Sinn
und nicht umſonſt mich flehen,
wenn du, o Liebchen! ſtürbſt dahin
müßt ich vor Schmerz vergehen.

Sag an, wo wohnet der dich liebt,
daß er dein Schickſal theile,
und, dich zu tröſten, mehr geübt,
her, dir zu helfen, eile.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Wald und Timons Höle.)

Flavius tritt auf.

Flavius.

O ihr Götter, iſt jener verworfne, zerſtörte Mann mein Herr? So abgezehrt, ſo eingefallen! O! ein Denkmal, ein Wunder von übelangewandten Gutthaten! Was für eine Veränderung hat eine verzweiflungsvolle Dürftigkeit in ſeiner Gemüthsart gemacht! Was für ein ſchändlicheres Ding iſt auf der Erde als Freunde, die das edelſte Gemüth zu einem ſolchen Verfall bringen können! Wie wohl ſchikt ſich das Gebott, daß wir unſre Feinde lieben ſollen, (*) für unſre Zeiten! Wenn es mir auch frey ſtünde, wollt' ich ſie doch eher lieben als Schmeichler. -- Er hat mich wahrgenommen; ich will ihm meinen redlichen Kummer zeigen, und bis zum lezten Athemzug ſein treuer Diener bleiben. (Timon kommt aus ſeiner Höle hervor.) Mein theureſter Herr.

(*) Hier vergißt unſer Autor, daß ſeine Perſonen keine Chriſten ſind, noch ſeyn können; kein Wunder, da er durch das ganze Stük vergeſſen hat, daß ſie Athenienſer ſind.

„Der, den ich liebe, kennt mich nicht
„und trägt mich nicht im Herzen,
„hat, mich zu lieben, keine Pflicht
„und theilt nicht meine Schmerzen.

„Sein Herz ist edel, treu und groß
„und dürft ichs ihm erzehlen —
„Doch schweigen ist der Mädchen Loos —
„und Liebe zu verheelen.„

Mein, Liebchen! wer so liebt wie du
verdient belohnt zu werden,
und gäb er dir nicht Lieb und Ruh
wär er unwerth auf Erden.

„Ach sprächst du wahr! — und kennt'st du ihn!
„Du müßtest selbst ihn lieben!
„Ich lebt' — ich sterbe für Alpin ——„
— Alpin? — er? — dich betrüben! —

Mein Liebchen! schau ihm ins Gesicht
Alpin hält dich am Herzen;
macht dich zu lieben seine Pflicht
und theilet deine Schmerzen.

Da schlug sie ihre Äuglein auf,
gleich einer Himmels-Pforte,
und ungemeßner Thränen Lauf
erstickte ihre Worte.

Und er genoß des Lebens Glück
das er noch nie empfunden,
und goß mit jedem Liebesblick
ihr Balsam in die Wunden.

Und brachte zu seinen Freunden sie,
die seine Freude theilten,
und wachte spat und wachte früh
bis ihre Wunden heilten.

Und als sie wohl genesen war,
ließ er sich mit ihr trauen,
und liebte treu noch viele Jahr
die glücklichste der Frauen.

B—ſ.

An A***

P*** den 8ten Nov. 1777.

Hier, du liebe kleine Wilde,
ruf ich dir bey deinem Bilde.
Giengst von hinnen: Ach! warum?
Dieses Kämmerchen wie stumm!
Wo ich lausche, rings herum,
nirgend hör ich deinen Gang,
nirgend mehr den Freuden-Klang,
schallend von den fernen Stufen,
noch dein helles, süßes Rufen,
noch den lustigen Gesang.
Hier allein bey deinem Bilde,
klag' ich mein verlohrnes Glück;
rufe, Mädchen! dich zurück.
Komm, du liebe kleine Wilde,
mit dem Busen voll Natur;
drücke tanzend deine Spur
auf die herbstlichen Gefilde.
Komm ans Ufer, gutes Kind!
wo im rauhen Morgenwind

unſers Bachs Gebüſche wallen,
und die welken Blätter fallen;
daß vom Ufer, gutes Kind!
uns der rauhe Morgenwind
deinen Sang herüber wehe:
bis ich plötzlich aus dem Flor
grauer Nebel dich hervor
mir entgegen ſchimmern ſehe.
Bringe mit dein friſches Blut,
in den Augen raſches Feuer,
in dem Herzen volle Glut,
und den ſorgenloſen Muth
wider manches Abentheuer
dieſer bunten Feen-Welt,
das in unſern Weg ſich ſtellt;
wider manches Ungeheuer,
das am Roſenfaden bellt,
und aufs erſte Lächeln fällt.
Eile, frohes Mädchen! eile;
miſch' ein wenig Schelmerey
in des Lebens Einerley;
ſcherz hinweg die Langeweile,
die des Geiſtes Mark verzehrt,
ſeinen leichten Flug erſchwert,
neben ſich im dürren Winkel
abgehärmten Eigendünkel,
und den Wahn des Heuchlers nährt.
Eile, Mädchen, eil' herbey,
rede laut und lache frey,
wenn mit ſeiner Schwärmerey,
mächtighoch erhabne Frauen,
zwiſchen kleinem Tand und Paß,
ihrer Weiblichkeit zum Trutz,

aus den Wolken, sonder Grauen,
auf den Erdball niederschauen;
wo, so lang der Himmel tagt,
unser Plätzchen uns behagt,
und, bey Nacht, in unsern Freuden
wir das Sternchen nicht beneiden,
das so tief herunter blickt,
uns zum Friedens-Gruße nickt,
und die Seeligkeit verkündet,
die man einst dort oben findet.

Komm indessen, schlau und fromm,
an dies Ufer; Mädchen! komm.
Uns sind nicht die Wiesen todt,
die uns ehedem gefielen;
sieh die Blätter gelb und roth,
wie sie durcheinander spielen,
und das Wässerchen so klar
als zur Blüthen-Zeit es war.
Deinen Jubel will ich hören,
deinen Jubel, wenn das Haar
Wind und Nebel dir zerstören,
und wenn deine Hand, bereift,
nach der letzten Blume greift.

G 2

An den Grafen von ***
Ueber eine Bildsäule, welche den vor Psyche fliehenden Amor vorstellt.

Und dennoch bleibt er weggewandt?
Und dennoch kann er trotzen, fliehen,

entſchweben dieſer weichen Hand
der Nymphe, die auf ihren Knieen
ſo demuthvoll in tiefer Reue liegt,
ſo Wolluſt-athmend ſich an ſeine Hüfte ſchmiegt?
Ihm weht umſonſt der Hauch vom offnen Roſenmunde?
Vergeſſen will er nicht den Schmerz der leichten Wunde,
verzeihen nicht den Irrthum einer Stunde?
Wie grauſam, ach! wie undankbar!
Nicht eingedenk der holden Finſterniſſe,
wo ſein Olymp an ihrem Buſen war?
Nicht eingedenk der Feuer-Küſſe,
des letzten leiſen Lauts der Schaam,
als er dem Mädchen-Schmuck die ſchönſte Perle nahm?
Der blöde Gott! — Das arme Kind! —
Wir, lieber Graf! die keine Götter ſind,
wir könnten nicht ſo zärtlich uns umfaſſen
und ohne Troſt das Mädchen weinen laſſen;
wir könnten's nicht, und ſchmerzte gleich ſein Fehl
mehr als ein Tropfen brennend Oel.
Da lag es dann auf ſeinen zarten Knieen!
Sein Mund, der uns ſo manchen Kuß verliehen;
Sein oft um uns geſchlungner Arm;
Ein Schwur im ſüßen Ton; das Wörtchen: ach, erbarm,
erbarme dich! .... und alles wär verziehen.
Beym Himmel! Graf! wenn hundert Weiſe ſchrieen:
das Thränchen auf der Wange trügt,
die kleine Roſenlippe lügt;
das Mädchen aber ſähe blaß
zu mir herauf; im Auge das,
was es mir alles hingegeben;
es ſchwüre mir bey ſeinem Leben;
es haſchte meinen Mund; es drückte mir im Kuß
vergangne Freuden drauf, und künftigen Genuß:

Ich

Ich glaubt' ihm! thäts vielleicht mit Beben;
jedoch ihm länger widerſtreben,
in ſeinem Blick, in ſeinem Flehn,
in ſeinen Thränen Meineyd ſehn:
das hieße mir, der Unſchuld edle Schweſtern,
die Grazien, und alle Schönheit läſtern.
Beym Himmel! ſollte mich das Mädchen hintergehn,
und ſich der eignen Schande freuen:
mich würde doch mein Glaube nicht gereuen!

J. G. J.

Nachtlied.

Ich gehe nun ſo gerne
in ſtiller Nacht allein,
zu ſehn die lieben Sterne,
den klaren Mondenſchein.
Ach, nach dem Taggetümmel
lab ich recht inniglich
an dieſem ſchönen Himmel
für alles Uebel mich.

Ich ſchmieg an deinen Buſen,
Natur, mich trauter hier,
und, wie an Guſtgens Buſen,
ſo wohl iſt mir an dir:
Ach alles heilt und ſtillet
dein kühler Mondenſtral,
und Himmelsruhe quillet
durch meine Sinnen all.

Wohl mir, mir ward gegeben
zu fühlen dieſe Pracht,
ſlüſtränmend ſo zu ſchweben
im Dämmerlicht der Nacht;
und ſtille ganz genieß ich
die große Herrlichkeit,
nur ſäuſelnd überfließ ich
von meiner Seeligkeit.

Dort ſteht im Mondenſchimmer
mein Häuslein, winkt ſo ſchön,
und ich möcht nimmer nimmer
von dieſem Schauplan gehn.
Die lichten Sterne ſinken
hier nieder, gehn dort auf,
und alle freundlich winken
das Morgenroth herauf;

Und ihr liegt all ſo friedlich,
ihr Lieben, um mich her;
und ich thu' hier mir gütlich
und hab der Freuden mehr.
Ruht ſanft! o ich beneide
euch eure Ruhe nicht;
von meinem Glück bereite
euch Gott ein Traumgeſicht.

Ph. Fr. S.

An Amint.

Unerfüllet ſoll er bleiben, ungeſchehen,
meiner Wünſche Liebling? und mein Geiſt

ſoll

soll einst traurig aus dem Grabe sehen,
daß du meine Bitte von dir weist?
Ruhen soll ich nicht? — nicht sanftern Schlummer
schlummern an dem Ort der Zärtlichkeit,
an der Stelle, die dem Kummer
und der sanften Schwermuth ist geweyht? —
Nicht vom Grame, nicht von jenen Sorgen
ruhn, die frühe mich ins Grab gebracht?
in der Erde mütterlichen Schoos verborgen,
schlummern nicht die lange Todesnacht? —
O! du wirst, wenn einst mit bleichen Wangen
stotternd, stammelnd meine Lippen flehn,
meinem brennenden Verlangen,
meinen heißen Wünschen nicht entflehn.
Ruhe gönnst du mir in einer Laube,
wo kein Fuß des Wandrers irrt,
und wo nur die Turteltaube
einsam in dem Strauche girrt;
heiligst selbst den Ort durch eine Thräne,
Pflanzst die Rose mir aufs Grab:
dankbar seh' ich dann auf diese Scene
der Empfindung noch herab —
Zeige meinen besseren Gespielen,
daß es Wonne war, von dir geliebt zu seyn.
Fühlen werden sie's! — Mit mir es fühlen!
Gute Engel deiner That sich freun!
Und mit doppelt eifrigem Bestreben
werden sie nun deine Freunde seyn;
jeder Engel gerne dich umschweben,
gerne jeder sich zu deinem Schutzgeist weyhn.
Ich, die hier von deinen Scherzen
öfters die Vertraute bin,
trete dann zu deinem Herzen

näher als die andern hin;
ſtille jeden Sturm, und mindre die Beſchwerde
deiner Seele, ſcheuche den Verdruß
aus dem ſanften Herzen, werde
deiner Liebe Genius.

v. e. j. D.

Fabeln.

Der ſterbende Wolf.

Als Iſegrim jezt ſterben ſollte,
und nun ſich erſt bekehren wollte,
(wie ſich ein Wüterich bekehrt,
wenn er den Schall der Sterbeglocke hört)
da hub er an:
Freund Reinecke, ich kann dirs nicht verhelen,
viel Böſes hab ich zwar gethan,
deß klagt mich, leider! mein Gewiſſen an;
doch, wo ſind die, die niemals fehlen?
Und hab' ich nicht auch manche That vollbracht,
die meiner Großmuth Ehre macht?
Einſt, als ich mich an einer Quelle kühlte,
verlohr ſich von der Heerd' ein Lamm und ſpielte
im Graſe ſorglos neben mir;
es war um Mittagszeit: ich konnt' es ſicher tödten,
kein Hirt noch Hund war nah', es zu erretten;
doch ſeine Unſchuld dauerte mir.
Noch mehr: ein Widder war ſo keck mir Hohn zu ſprechen,
und meine Großmuth ſchonte ſein.
Ich überdacht es gleich, wie klein
es wär, an einem Widder mich zu rächen.

Er-

Gevatter Isegrim! deß will ich Zeuge seyn,
(sprach Reinecke) es war gleich an demselben Tage,
da das verdammte Schinkenbein
dir so viel Plage
und Lüpken soviel Arbeit machte,
dich davon zu befreyn.
Hatt' er nicht auch der Großmuth sich zu freun,
daß er den Kopf gesund aus deinem Maule brachte?

Der Phönix und die andern Vögel.

Der Phönix zeigte sich,
(Ihr wißt, in hundert Jahren
sieht man ihn einmal nur) gleich sammelten die Schaaren
der Vögel sich um ihn, und lobten männiglich
den seltnen Gast. Die Aelstern und die Staaren
die schwatzten viel von seiner Schönheit und Gesang;
der Rabe lobte sein Gefieder,
von seinem Scharfsinn schallt' das Lob der Eule wieder,
und Pfauen rühmten seiner Stimme Klang.

Die Neugier ihn zu sehn, reizt' auch die Turteltaube.
Sie staunt ihn an — und girrt dem Tauber zärtlich zu:
Geliebter! er ist schön. Allein ich glaube
so glücklich ist er nicht, als ich und du.
Was hilft es ihm, so schön zu seyn?
Ist er doch, armer Phönix! ganz allein,
und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.

Timon.

Weg! Wer biſt du?

Flavius.

Habt ihr mich vergeſſen, mein Herr?

Timon.

Wie magſt du fragen? Ich habe alle Menſchen vergeſſen; wenn du alſo geſtehen mußt, das du ein Menſch biſt, ſo hab ich dich vergeſſen.

Flavius.

Ein ehrlicher Diener --

Timon.

So kenn ich dich nicht: ich habe niemals ehrliche Leute um mich gehabt; alle die ich hatte waren Spizbuben, um Galgenſchwengein beym Eſſen aufzuwarten.

Flavius.

Die Götter ſind Zeugen, daß niemals ein armer Verwalter einen aufrichtigern Schmerz für ſeinen zu Grunde gerichteten Herrn gefühlt hat, als meine Augen für euch.

[Er weint.]

Timon.

Wie? weinſt du? Komm näher, ſo will ich dich denn lieben, weil du ein Weib biſt; du kanſt aus Mitleiden weinen; das kan das kieſelſteinerne Herz des männlichen Geſchlechts

Das Schwein und die Eiche.

Ein Eber fraß Eicheln
unter einem hohen Eichbaum
und sah ihn kaum.
Verschlingst du meine Eicheln,
sprach der Baum:
du undankbares Vieh,
und an den Eber denkst du nie?

Warfst du sie denn für mich herab?
Dies war die Antwort, die der Eber gab.

Der Fuchs und der Storch.

Zum Storche sprach der Fuchs: du hast so viel gereist,
erzähle mir, was du von fremden Ländern weist.
Ganz gern, sprach Heim, soll das geschehen.
Er nannt ihm alle Sümpf und Seen
und Frösch und Kröten, die er nur gesehen.

Mein Herr, vermuthlich wissen Sie's,
was bäckt man für Pasteten in Paris?
Wer ist in Montrellier der beste Parfümeur?
Wer war in London Ihr Friseur?
Sechs Jahre reisten Sie? — Nun, in sechs Jahren
da haben Sie sehr viel erfahren.

S—u.

(aus St. Petersburg eingeschickt.)

Vertheidigung der Frau H** G** gegen zween Dichter,

wegen lang verſprochner, und endlich in den Tigel gebrachter Pfannkuchen.

Am Tage da ſie gebacken wurden, extemporiſiert.

Ihr Herren! wohl hatte Plato Recht,
einmal für all dem Poeten-Geſchlecht,
ſo ſehr auch Kinder und Mädchen es preiſen,
in ſeinem Staat die Thüre zu weiſen.
Wer nicht will heucheln, muß geſtehn,
daß ſie auf Erden alles verdrehn,
am liebſten auf etwas Unmögliches grübeln,
und ſelbſt den Göttern es verübeln,
wenn ſie mit Donner, Hagel und Wind,
nicht gleich zu ihren Dienſten ſind.
Da ſchreiben ſie denn mancherley Märchen,
vom erſtgebohrnen Menſchen-Pärchen
herunter bis auf den heutigen Tag,
wie's kein Geſcheider glauben mag.
Erzählen uns von einer Laute,
deren Muſik eine Stadt erbaute,
mit ſieben Thoren hoch und breit,
ganz von Marmor, in kurzer Zeit.
Man durfte kein Viertelſtündchen warten,
ſo ſtund ſie da, wie ein Häuschen von Karten.
Und wehe nun der Poeten-Frau,
die nicht ſo geſchwind, als Er den Bau
von ſeiner herrlichen, ſchönen Stadt,
ihren Kuchen vollendet hat!

Es könnten, meynt er, ohne Leyer,
Butter und Rahm, und Mehl und Eyer
wohl zusammen geflogen seyn,
wie dort bey Theben Kalk und Stein;
könnten sich in die Pfanne schmiegen,
und säuberlich aneinander fügen.
So machen sie, dem Weibe zum Trutz,
die schlimmsten Märchen sich zu Nutz,
und hüten sich wohl, die andern zu melden.
Als zum Exempel: vom frömmsten der Helden:
wie manches liebe lange Jahr
Aeneas ein irrender Ritter war,
herumgetrieben auf wilden Gewässern,
zwischen Hexen und Menschenfressern,
bis er, nach überstandner Noth,
endlich gefunden sein Stückchen Brod,
und ruhig gegangen ist zu Grabe;
worauf sein Enkel, der Zwillings-Knabe,
den eine Wölfin als Amme gepflegt,
den ersten Stein zu Rom gelegt,
das anfangs war ein schlechtes Oertchen,
ein kleines Viereck mit engen Pförtchen,
die Gräben an den Mauren so schmahl,
daß man sich leicht hinüber stahl;
obgleich von Rom auf sieben Hügeln,
vom Capitol und dessen Flügeln,
der Riß schon im Olymp us hieng,
als Prinz Aeneas auf Reisen gieng ...
Bey jeder Stadt, bey jedem Kuchen,
zum Fertigmachen — gehört Versuchen.

Die Herren Poeten überdem
erschaffen hurtig und bequem

in ihrem Stübchen, was sie begehren:
Tulpen und Aepfel, Trauben und Aehren;
wozu doch manchen Tag und Nacht
Erd und Himmel viel Anstalt macht.
Wie vieler Thau, wie vieler Regen
muß nicht um Eines Kuchens wegen
herab vom Himmel sich bemühn!
Wie viele Kräuter müßen blühn,
bevor Natur, die gute Mutter,
in meine Töpfe Milch und Butter,
und Reiser meinem Heerde schafft!
Natur, die gute Mutter, rafft
nicht alles, wessen wir von Nöthen,
so schnell zusammen, wie Poeten;
gewöhnt in dem, was sie verleiht,
uns selbst an Ordnung und an Zeit.

Jedoch wer mag die Herren bekehren?
Anstatt zu lernen, wollen sie lehren.
Wüßten ja sonst erwägen, wie oft
das größte Kunstwerk, unverhofft,
als man darauf begann zu pochen,
ein kleiner Zufall unterbrochen;
wo Babels Thurm kann Zeuge seyn,
wie auch der Dohm zu Cölln am Rhein . . .
Sie aber säßen stolz im Sessel
und lachten, wenn mein siedender Kessel,
zerkrümmert durch ein Hexenspiel,
mit lautem Knall in die Asche fiel;
oder, zu Büßung einer Sünde,
plötzliche Sprachen-Verwirrung entstünde.

Aus H*** eingeschickt.

II.

Herrn Oheims Geſchichte

fortgeſezt

(von S. 65. No. 4. d. J.)

Wir eilten ſogleich von Tiſche nach Hauſe. Des Pfarrers Gegenwart war hier nöthig. Der alte Oheim hatte Gräben ziehen laſſen, um neue Umzäunungen anzulegen, und die Setzlinge zu den Hecken hatte der Pfarrer unter ſeiner Aufſicht. Ehe wir weggiengen, zog er eine Brieftaſche hervor, wovon er mir den Schlüſſel anvertraute. „Da es ihnen daran liegt, unſers Freundes Oheims Geſchichte zu wiſſen, ſo haben Sie hier einige Urkunden aus der erſten Zeit ſeiner jezigen Lebensart. Erbauen Sie ſich daran, wenn Sie alleine ſind.„ Ich fand, als wir anlangten, den Alten in voller Arbeit, der an der Spitze ſeiner Taglöhner, mit der Schanfel in der Hand, arbeitete. „Die Herren erſcheinen gerade zur Zeit des Veſperbrods, rief er uns entgegen; nur Schade daß Ihnen die Milch nicht ſchmecken wird, wie unſer Einem, weil ſie nichts gethan haben. Kommen Sie mit, und ſehen Sie, daß es nicht ſo leicht iſt, wie es ſcheint, ſich im Stande der Unabhängigkeit von ſeinen Nachbarn zu erhalten. Auch für's Geld würde ich keine Setzlinge zu meinen Umzäunungen finden, weil niemand in der Nachbarſchaft ſo ein Thor iſt wie ich, für die Zukunft zu arbeiten.„

beiten.„ Mit dieſen Worten führte er mich an das eine Ende ſeines Pflanzgartens, und hier fand ich eine Pflanzſchule nicht allein von guten Obſtbäumen, ſondern lange Beeten mit Pappeln, Weiden, Schleen, Vogelkirſchen, Kreuzdornen, Hagbuchen u. dgl. von eins, zwey, drey Jahren; untermiſcht mit allerley Nordamerikaniſchen Hölzern und Geſträuchern, mit denen der Pfarrer Proben angeſtellt hatte. Ich bemerkte auf den hohen und niedern Wieſen, an den Rainen, den Hügeln, den ſumpfigten, den ſchattigten und freyen Plätzen überall einen gewiſſen Wohlſtand und Reichthum der Pflanzen und Grasarten, der mich in Verwundrung ſezte. Das koſtet nichts, als ein wenig Sorgfalt, antwortete mir der Alte, und daß man die Natur um Rath fragt. So wie die neuern Oekonomen ihre Kleearten und ihr Raygras allein pflanzen, ſo hab' ichs im Ganzen mit allen Wieſenpflanzen verſucht, und nichts gethan, als jeder ihren eignen Platz angewieſen. So muß ich dem bleichgelben Waizenklee und dem Lolchgraß mit der fortdaurenden Wurzel nur einen lettichten Boden anweiſen, und den tauben Haber und das Fuchsſchwanzgras den dürren Anhöhen überlaſſen u. ſ. w. Weil ich meinen Nachbarn vorgegangen bin, und weder gegen noch für den Ackerbau geſchrieben habe, ſo laſſen ſie ſichs am Ende gern gefallen, daß meine Güter beſſer ſtehen als die ihrigen. Sie kommen ſchon und handeln meinen Kindern die Setzlinge ab, und die Vogelkirſchen- und Kreuzdorn-

ſtanden beſtreiten uns alle Ausgaben für die neuern Haushaltungsſchriften.

Als der Abend herbeykam, führte mich der Alte zum Kamin in meiner Schlafſtube, und ſagte: ich bin Ihnen noch die Fortſetzung meiner Geſchichte ſchuldig. Sie verließen mich neulich als einen angehenden Liebling des Fürſten. Dieſer junge würdige Herr hatte einen ſeinem Stande ſehr gewöhnlichen Hang zum Reiſen, allein auf eine Art, die nicht die gewöhnlichſte iſt. Er wollte ſich das Schauſpiel verſchaffen, alle Menſchen und alle Stände in der Nähe zu ſehen, und dazu wählte er den ſicherſten Weg. Er reiſte beynahe ohne alle Bedienung, und ich war ſein einziger Begleiter. Dadurch wieſen wir uns alle demüthige Diener — in Verbeugungen und Meynungen — vom Leibe; jedes Menſchenkind, das uns begegnete, zeigte ſich in ſeiner wahren Geſtalt, und wir durften uns in der unſrigen zeigen. Schon als wir nach Straßburg kamen, ſchien uns das Menſchengeſchlecht eine freyere Luft zu athmen. Der Soldat vorm Thor kam an den Schlag, und unterhielt uns freundſchaftlichſt, indeſſen wir viſitirt wurden. Die Schildwache ſchien Sentiments zu haben, und ich ſahs dem Fürſten an ſeinen glänzenden Augen an, wie wohl ihm dieſe Erſcheinung that. In der Schweiz zogen wir von einem Landhaus zum andern, und fanden immer, daß dieß ein Land ſey, wo man langſam reiſen müſſe. In den Hauptſtädten hatte der ausländiſche Dienſt und der von da mitgebrachte Luxus freylich

lich vieles verdorben: allein auf dem Land wurden wir reichlich dagegen entschädigt. Ueberall sahen wir heitre Gesichter, feste Charakter, sichres Eigenthum, verhältnißmäßigen Aufwand, Trotz und Kühnheit gegen Vorurtheil, Haß gegen alle Sklaverey in Worten und Werken. Wir sahen öft in den reichsten Häusern den Herrn des Abends beym Küchenfeuer unter seinen Domestiken sitzen, frey mit ihnen spaßen, diese hinter seinem Stuhl am Tisch das Wort nehmen, und Vater und Kinder einander wechselsweise auf eine anständige Art railliren — in den kleinen Städten Weiber und Kinder an allen öffentlichen Begebenheiten Antheil nehmen, über Strassen- und Kirchenbau, Magistratsbesetzungen und Armenanstalten Groß und Klein raisonniren — wie bey uns über Shakespear, Romanzen und Musenalmanachs, und Illets, und Journals. — Kurz, ich sah ein Volk, das vom Morgen bis in die Nacht lebte, sich seiner Existenz freute; und nicht, wie bey uns, so viele Leute, die gähnen, klagen und kriechen. — Dies gab meinem Geist eine andre Wendung, die aber für meine damalige Umstände nicht die passendste war. Mein Ansehen beym Fürsten ward von Tage zu Tage fester, ohne daß ichs gesucht hätte. Er gewöhnte sich an mich; und das war der ganze Schlüssel zu dem Geheimniß, das so vielen Leuten die Köpfe verrückte. Anfangs gefiel es mir, manchem ehrlichen Mann seinen rechten Platz angewiesen, manchem Gebrechen abgeholfen, manches Elend verhütet zu haben.

Allein meine Freude war von kurzer Dauer, wenn ich sah', wie der böse Wille oder die Ungeschicklichkeit so manches Subalternen die besten Anstalten vereitelte, und ich, wider besser wissen und wollen, das Instrument eines Unwürdigen geworden war. Besonders kränkte es mich, daß ich nicht berechnen konnte, ob das freundliche Gesicht mir oder meinem Platz gemacht wurde. Ich fürchtete mich am Ende vor jeder Attention, für jedem freundschaftlichen Bezeigen auch des besten Menschen wie vor einer Schlange. Denn unter jeder Blume, jeder Melone, die mir zum Präsent geschickt war, lag eine Bittschrift im Hinterhalt; und wenn ich mich bey einem Abendessen in meiner guten Laune nur ein wenig vergaß: so hielt's einer von der Gesellschaft jezo für Zeit genug, mich beyseite zu ziehen und etwas zu verlangen. Ich sah damals ein, wie es möglich ist, daß man die Fürsten des Menschenscheues und der Härte beschuldigen kann; denn die Menschen machens ihnen darnach. Alles was ich für die Leute that, war so geschwind vergessen, als wenns unser Herr Gott für sie gethan hätte. Besonders konnt' ichs meinen Anverwandten und guten Freunden nie recht machen. Der Geringste, dessen unbescheidnes Gesuch ich nicht geradeswegs unterstützte, ward mein abgesagter Feind, und jeder Subalterne klagte, daß man das Verdienst verkenne. Den Projektmachern war ich zu träge, und die Anhänger des Schlendrians beschwehrten sich über meine Neuerungssucht. Oft versucht ichs mich in den

Ar-

Armen meiner Familie vor dem Elend der öffentlichen Anbetung zu schützen. Allein auch dahin verfolgten mich die Aufwartungen; und wenn ich nach Hause kam, fand ich ein halb Dutzend Spieltische, oder eben soviel Einladungen auf Morgen und Uebermorgen. Mein Junge, wie Sie ihn kennen, war auf dem Punkt, im siebenten Jahr als ein Solotänzer bewundert zu werden, und mein Mädchen im vierten Jahre im Whist-Spiel zu glänzen.

Um allem diesem Uebel abzuhelfen, und zuweilen ein paar Stunden Existenz dem eckelhaften Gedränge zu entreißen, hatte ich eine halbe Stunde von der Stadt ein kleine Meyerey angelegt. Allein ich sah bald, ich hatte mir eine Natur in der Stube geschaffen. Ich wollte mich schlechterdings an die keusche Einfalt der Natur halten. Mein Vieh sollte nicht ausländisch, sondern nur wohlgehalten, meine Wiesen geebnet und vom Mooſe gereinigt, meine Hecken dichte und ohne Lücken, meine Bäume gesund und gerade, und meine Kleeäcker freudig aussehen. Allein wie schwer war auch dies zu erhalten? Wie konnte ich einem Miethling, den ich dahin sezte, das Hausvatergefühl für ein fremdes Eigenthum einpflanzen? Wenn ich mich in diese meine Einsiedeley flüchtete, um den Sorgen des öffentlichen Lebens zu entgehen, so warteten andre auf mich. Mein Hofmann hatte soviel Stroh gebraucht, und so wenig Mist gemacht; da waren Forderungen von Brennholz, Handwerkszettel für schlechte Arbeit, Tag-

ſchlechts nicht; wenn ihre Augen übergehen, ſo geſchieht es vor Lachen oder böſer Luſt.

Flavius.

Ich bitte euch, mein gütiger Herr, mich nicht abzuweiſen, und mir zu verſtatten, daß ich euern Kummer theile, und ſo lange dieſer arme Reichthum daurt, (er zeigt ihm einen Beutel mit Geld,) euer Verwalter bleibe.

Timon.

Hatt' ich einen Verwalter, der ſo getreu, ſo redlich, und nun ſo hülfreich iſt? Diß könnte mein verwildertes Gemüth beynahe zahm machen. Laß mich dein Geſicht ſehen; wahrlich, dieſer Mann iſt von einem Weibe gebohren. Verzeihet mir mein allgemeines, keine Ausnahme machendes, zu raſches Urtheil, ihr unſterblichen, weiſen Götter! Ich gehe nun einen ehrlichen Mann zu; verſtehet mich wol, nur Einen; keinen mehr, ich bitte euch; und der einzige iſt ein Verwalter! Wie gerne wollt' ich das ganze Menſchen-Geſchlecht gehaſſet haben, und du kaufſt dich los; doch alle andre, dich ausgenommen, mögen meine Flüche treffen! Mich däucht, du ſeyeſt mehr ehrlich als klug; denn, wenn du mich betrogen und verrathen hätteſt, ſo hätteſt du deſto bälder eine andre Bedienſtung erhalten können; viele kommen auf dieſe Art zu ihren zweyten Herren, auf ihres erſten Herrn Koſten. Aber ſage mir aufrichtig, (denn ich muß immer zweifeln, ob ich gleich niemals weniger Urſach dazu hatte;) iſt nicht dieſe deine Zärtlichkeit liſtig und eigennüzig, eine wucherude Zärtlichkeit, wie reiche Leute Geſchenke

löhnerliſten von überſezter Anzahl u. ſ. w. Bald wären meine jungen Bäume nicht bedornt; und die Hanſen hatten ſie abgefreſſen; oder die Stangen für die Pfropfreiſer nicht gehörig angebunden, daß der Wind alles abgeriſſen hatte. Es war nicht tief genug gegraben, der Dünger nicht gehörig verbreitet. Manchmal war auch offenbar geſtohlen. Meine Frau klagte zu Hauſe über den ſchlechten Rahm, und der Hofmann über das Futter; meine Kinder fanden auch oft das Obſt gegeſſen, ehe ſie kamen. Ob ich gleich meine eigne Pferde zum Einführen brauchte, ſo waren doch immer ſo viele Leute dabey nöthig, als wenn ichs mit Miethfuhren gethan hätte. Kurz, die unaufhörliche Ausgabe ohne Einnahme vergällte am Ende allen Genuß, und jeder Spaziergang, jede Nacht, die ich da ſchlief, war ſo theuer, als wenn ich ſie in Richters Garten zugebracht hätte. Zuweilen empfand ich den ſeligen Vorſchmack meines jezigen Lebens, wenn ich in Geſellſchafft ein paar armer Kerle die Schaufel ergriff, mich langſam müd arbeitete, unterm weiten blauen Himmel ſchwizte, meine Beeten abtrat, meine Saamen der Erde anvertraute, ſie bedeckte, ſtillſchweigend ſegnete, und nun gewiß wußte, daß diesmal nicht ohne Frucht in der Welt gearbeitet war. Was war mir dies für Wolluſt, mit den Leuten aus Einer großen Schüſſel die ſaure Milch zu ſpeiſen, das harte Brod langſam und mit Geſchmack zu kauen wie ſie! Wenn ich denn ſah, wie ihr Kopf heitrer war als der meini-

ge,

ge, ihr Herz ruhiger und zufriedner, und ich aus ihnen herauslocken konnte — wie ſie den Gebrechen der Societät begegneten, ſich der Dürftigkeit entwanden, ohne Geld alles hervorbrachten, was ſie bedurften: ſo prieß ich den Himmel, daß der größere Theil der Menſchen nicht elend war. Allein das waren Blitze in der Nacht, die alles um mich herum noch dunkler machten wie zuvor. Ich ſah, der erſte Beruf der Menſchen, der Erde ſein Brod abzuverdienen, war zu ernſthaft, als daß es ein Herr in ſeidnen Strümpfen als Liebhabereyen treiben dürfte.

Ich ſah meine beſten Jahre in undankbarer Arbeit verſtreichen. Ich lebte für meinen Herrn, aber nicht für meine Familie. Es vergiengen Wochen und Monate, wo ich weder Frau noch Kinder ſah; oder wenn ich mich zu ihnen ſammlete, ſo wars mit einem von Geſchäfften düſtern Kopfe, und mit einem von fremden Sorgen und Angelegenheiten zerrißnen Herzen. Auch meine häusliche Umſtände litten darunter. Meine Einkünfte waren ergiebig, allein lange nicht zureichend den meinem Stande gemäßen Aufwand zu beſtreiten. Der Fürſt glich hierinn allen Seinesgleichen, daß er nicht gab, wenn man nicht verlangte; und ich hatte dieſe leidige Gabe vom Himmel nicht empfangen. Unvorhergeſehene Ausgaben, oder Liebhabereyen, die einander verdrängten, und womit ich das Leere meines Herzens auszufüllen ſuchte, zerrütteten mein Hausweſen. Der Einfluß und die Gewalt, womit mich das große Zu-

trauen

trauen des Fürsten bekleidete, ward mir nach und nach zur Last, und die Anbetung war mir eckelhaft. Ich merkte auch allmählig, daß es den Leuten, besonders denen die mir nahe standen, zu lange währte, mich in einem Posten zu sehen wornach sie alle trachteten. Man cabalierte, erfand Mährchen gegen mich, die mir anfangs unglaublich schienen, die ich mir aber aus dem großen Haß nachher leicht erklären konnte. Endlich brach ich das Eiß, und als der Fürst mir seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, daß ich das Interesse der Landstände mit zu großer Hitze gegen ihn vertheidigt hatte, nuzte ich diesen Umstand, und forderte meinen Abschied. Ich erhielt ihn, wie billig, auf der Stelle. Da ich indessen mit niemand darüber gesprochen hatte, und der Fürst auch zu unzufrieden war, als daß er ein Wort darüber verlohren hätte: so war natürlich das erste und laute Gerüchte, ich sey in Ungnade gefallen. Es verbreitete sich die Nachricht davon mit der größten Freude und Schnelligkeit durch das ganze Land, und jeder glaubte nun, daß die Geschäffte einen neuen und erwünschtern Gang nehmen würden. Ich ward bald in der Vermuthung gestärkt, daß ich wohl gethan hätte, einen Posten bey Zeiten zu verlassen der für mich nichts als Haß und Neid eingebracht hatte, wenn ich die Art sah, wie mir Hohe und Niedrige begegneten. Man floh mein Haus, als wenn's von der Pest angesteckt wäre; und wer noch kam, und mich aus Neugierde oder Erstaunen besuchte, der kam wohl bedächtlich bey Nacht.

Für

Für meine Frau war mirs angſt, wie ſich dieſe bey dem Umſtand nehmen würde: allein ſie betrug ſich mit einer Liebe und Standhaftigkeit, die weit meine Erwartung übertraf. Ich hatte ſie mit den Kindern auf die Meyerey geführt, um ihr die Eröfnung davon zu thun. Sie hatte, wie gewöhnlich, das Amt der Köchin verſehen, und uns einige Milchſpeiſen ſelbſt bereitet. Wir ſaßen im Graſe, die Kinder ſpielten um uns herum, und genoſſen des ſchönſten Abendroths. Sie drückte mir die Hand, und ſeufzte, daß dieſe ſeligen Stunden öfter an ſie kommen möchten. Dafür iſt geſorgt, meine Liebe, gab ich zur Antwort, und zog das Billet des Fürſten aus der Taſche. Du wirſt künftig wieder meine Hausfrau ſeyn, und dieſe liebe Geſchöpfe unſre Gehülfen. Sie ſchluchzte vor Freudenthränen, und überhäufte mich mit Liebkoſungen, die ich Jahre lang entbehrt hatte. Alſo hab ich dich wiedergefunden; war alles was ſie vorbringen konnte; aber ſie wiederholte es zu Tauſendmalen. — Sie führte mir meine Kinder zu — Ihr habt euren Vater wieder, meine Kinder — Die lieben Geſchöpfe fielen mir um den Hals, und wußten nicht wie ihnen geſchah. Sogleich ward beſchloſſen, nicht nach der Stadt zurückzukehren. Dies war einer der glücklichſten Abende meines Lebens — Wir verſchwatzten ihn bis in die tiefe Nacht, voll lauter Projekten unſers künftigen Lebens — wovon immer ein Stück reizender ausgemahlt ward als das andere. Den andern Morgen kam der Hofmeiſter meines

nes Sohns, seine Eleven zu besuchen. Ich sah aus der gezwungnen Mine, womit sich der Tropf bückte, daß ihm etwas vom Gerüchte zu Theil geworden war. Seine Schlösser aus dem Schlaraffenlande von künftiger Beförderung waren zertrümmert, und er konnte sich kaum enthalten grob zu seyn. Da er vorher alles auch in den geringsten Anlagen treflich gefunden hatte: so strich er jezo gähnend in den Gängen des Gartens herum, sah in die Luft, und nahm am Ende einen Theil der allgemeinen teutschen Bibliothek aus der Tasche, um sich zu erholen.

Als wir nach Hause kamen, waren alle unsre Bedienten vornehmer geworden; nur der einzige Kutscher wartete nach wie vor mit gleicher Treue und Ergebenheit. Die Chefs von den Kollegien ließen mich durch ex speciali commissione um Herausgabe der Akten durch sehr trockne Rescripte mahnen; und man machte Anstalten, mich über eine jede Resolution, wo der Fürst von dem Antrage seiner Räthe abgegangen war, in Person zu belangen. Ich bekam Besuche von Hoflakeyen deren Gesuche registrirt worden waren, die von Schelmerey und von unterschlagnen Memorialien sprachen.

Ich fieng nun an meine Bilanz zu ziehen, und wunderte mich, wie alle Leute deren Umstände krebsgängig werden, wie ich es nicht eher hatte thun können? Ein Theil meines Vermögens und meiner Frauen Mitgabe war eingebrockt; ich sah mich natürlich von dem

dem Fürſten vergeſſen, von allen Menſchen gehaßt, verbannt; es blieben mir keine Freunde übrig, als die, die meiner bedurften, meine Frau und Kinder. Mein ganzes Haus, von oben bis unten, mit allem Geſchmack und Gefühl meubliert, war mir eine traurige Mode-Boutique, wovon ich nichts mehr anrühren konnte. Ich fieng alſo an mich alles deſſen zu entledigen. Mein ſtädtiſches Landgut mußte zuerſt an den Reyheng, und ich hatte das Vergnügen, daß mein ärgſter Feind, der mir in meinem Poſten zu folgen gedachte, gerade derjenige war, der am meiſten bot, aus der lächerlichen Eitelkeit, etwas zu beſitzen, das ich nicht behaupten konnte. Ich verlohr wenig von meinen Auslagen, und die Lücke, die ich in meinen Briefſchaften fand, ward dadurch zientlich ausgebeſſert. Von meinem Hausrath ſtellte ich einen öffentlichen Ausruff an. Zum Glück für mich war ich für einen Mann von Geſchmack bekannt, und jeder wollte etwas von dem Meinigen, entweder um auch einen Anfang mit dem Geſchmack zu machen, oder als eine Reliquie von dem mächtigen Menſchen, der das ganze Land regiert hätte, und nun, andern zum Exempel, geſtürzt wäre. Ich ſaß ſelbſten am Tiſche, notierte das Verkaufte, und nahm das Geld ein. Dieſe Sonderbarkeit verbreitete ſich bald in der Stadt, und es erſchienen Karoſſen mit Damen von Qualité, die mich ſo wenig wie ich ſie erkannten; kurz, die ſich hier mit einer Freymüthigkeit und ungezwungnem Weſen betrugen, als wenns auf dem beſten

Jahr-

Jahrmarkte gewesen wäre. Meine Frau embraßirten sie indessen herzlich, und hatten sie nie, nach ihrer Aussage, reizender gefunden, als da sie in die Stube trat, und ihr Kästgen Juwelen zum Verkauf brachte. Diese Freundlichkeit machte aber bald einer sehr ernsthaften Stille Platz, als es an das Bieten gieng, und zwischen den Damen und den Juden ein edler Wettstreit entstand. Wie erstaunten aber die Herren Gelehrten, als ein Katalogus erschien, wo meine Gemmen, Vasen, Münzen, Bücher, Manuscripte, Gemählde, Kupferstiche, und der ganze Kram, womit man das Elend des Stadtlebens zu maskiren sucht, in öffentlichem Druck erschien! — Hieraus erhellte nun offenbar, daß es die liebe Noth seyn müßte, die mich zu dem lezten Schritte nöthigte. Man calculierte sich das Kapital vor, das in allen diesen unnüzen Dingen steckte, und begriff nicht, wie ich so thöricht hätte handeln können. Den Leuten vom Stande war es eine unverzeihliche Eitelkeit, und die Leute von Genie erstaunten, wie ich nicht hatte voraussehen können, daß es so ein Ende nehmen würde. Die Hofleute zuckten insgesamt die Achseln, wie man sich so ein Démenti geben könne. Ueberhaupt glaubte man, wer eines solchen Schritts fähig wäre, dem stünde nichts weiter übrig, als allem Umgang mit der honetten Welt zu entsagen — und allenfalls nach Amerika zu gehen. Die Leute von Geschäften sagten sich einander ins Ohr: daß es unbegreiflich sey, wie mans versäumen könnte, das Eisen zu schmieden,

den, so lang es heiß wäre — aber niemand machte die Reflexion, daß ich ein ehrlicher Mann seyn müsse — der das Vertrauen des Fürsten nicht mißbraucht hätte.

Ich wußte indessen was ich that, und sah nach und nach das verlaufene Wasser sich sammlen, das meine künftige Mühle treiben sollte. Aus dem Verkauf dieser Armseligkeiten entstand der Fonds von meinem jetzigen Gute, und das Vermögen meiner Kinder liegt als ein Heiligthum in der Stadt bey einem meiner Freunde im Handel angewandt, von dem ich bisher keinen Pfennig angerührt habe. Ich komme zuweilen in die Stadt mit ihm abzurechnen, und meine Kinder wissen so wenig davon, als die Schweizer was ihre Gebürge für Schätze enthalten können. Diese selige Unwissenheit hält sie in ihrem Berufe fest, und sie begreiffen noch zur Stunde nicht, wie man etwas haben darf, das man nicht erworben hat.

Noch eine Scene muß ich ihnen erzählen, die mir aus der damaligen Zeit einfällt. Der Fürst war kurz nach dem, was zwischen uns vorgefallen war, zehn Meilen von der Stadt ins Gebürge gereist, um dort die Hirschbrunst abzuwarten. Er kannte die Menschen zu wohl, als daß er ihnen über sein Betragen hätte Rechenschaft geben sollen. Sein Stillschweigen machte aber einige Tröpfe dreiste genug, ihm, wie sie's glaubten, nach dem Munde zu schwatzen, und allerley vorzubringen, was ihm bekräftigen sollte, daß er Recht gehabt hätte, sich von mir loßzumachen. Der Canevas

der Mährchen war indessen zu groß, als daß er nicht hätte sehen sollen, was der Zettel und der Einschlag des Gespinnstes werth wäre. Man glaubte ihn hauptsächlich dadurch zu unterhalten, wenn man ihm erzählte, wie desperat meine Umstände seyen, und wie viel heimliche Gläubiger ich haben müste. Besonders bemerkte man, daß ich willens wäre aus dem Lande zu gehen, weil ich alles versilberte, was ich seiner bisherigen Gnade zu danken hätte.

Als er in die Stadt kam, fiel's ihm ein, sich mit eignen Augen zu überzeugen, was an der Sache wäre. Es war gegen das Ende meines Ausrufs, als er Abends ins Zimmer trat, in Begleitung einiger seiner Cavaliere. Ich gieng ihm mit Ehrerbietung entgegen, er winkte aber, daß er nicht stören wollte, und sezte sich mitten unter die andern Käufer. Ich fuhr in meinem Geschäffte fort; man rief aus, und er that auf einige Stücke Hausrath ein ansehnliches Gebot. Ich sehe wohl, sagte er, daß ich nicht von unten anfangen darf zu bieten, weil man die unzeitige Höflichkeit haben wird, mich nicht abzutreiben. Unter andern war ein Schreibpult von Mahoganyholz da, den er ansehnlich bezahlte. Da hab' ich sehr wohlfeil gekauft, rief er aus, wenn es anders Ihr Arbeitspult war, mein lieber Oheim, wie ich vermuthe. Er trat hierauf auf mich zu, nahm mich bey der Hand, und führte mich in ein Nebenzimmer. Er war gerührt, als er in einer Stube nach der andern nichts als die leeren Wände fand.

fand. — Ich ſehe, ſprach er, Sie haben mich eher entbehren können, als ich ſie, mein Freund! Sie handeln nicht ohne Plan, das weiß ich aus der Erfahrung; und es kümmert Sie auch nichts, was die Leute dazu ſagen. — Ich entdeckte ihm offenherzig, was mich bewogen hätte, den Schritt zu thun, und daß ſeine Unzufriedenheit mir eine günſtige Gelegenheit dargeboten hätte, dem Vorwurf des Undanks zu entgehen. — Er verſtand mich, wie ſich Männer verſtehen ſollen, und verzieh mir, daß ich meine übrige Jahre der Unabhängigkeit und meiner Familie weyhen wollte. Als er weggieng, umarmte er mich herzlich vor allen Anweſenden, und ich mußte ihm in die Hand verſprechen, ihn künftige Woche auf ſeinem Jagdſchloße Mon Repos zu beſuchen. Seine Hofcavaliere, die mich vorher nicht erkannt hatten, folgten ſeinem Beyſpiele, und alle verſicherten mich: qu'il y avoit un ſiecle, qu'on n'avoit pas eu le plaiſir de me voir.

(Wird fortgeſetzt.)

III.

Probe
einer neuen Verteutſchung des Hudibras.

„Keine Kompoſition iſt ſo reich an Zügen eines unnachahmlichen und ächten Witzes, als Hudibras; und „ſchwerlich war jemals irgend ein andrer Autor, als

ſchenke machen, um zwanzig mal ſo viel dafür zurük zu bekommen.

Flavius.

Nein, mein würdiger Herr, (in deſſen Bruſt Zweifel und Argwohn, ach leider! zu ſpät Plaz nehmen;) ihr hättet falſche Freundſchafts-Verſicherungen vermuthen ſollen, da ihr Bankette gabt. Das was ich euch zeige, der Himmel weiß es, iſt lauter Liebe, Pflicht und Ergebenheit gegen ein Herz, das ſeines gleichen nicht hat, Sorge für euern Unterhalt und euer Leben; und glaubt mir, es iſt kein Vortheil weder gegenwärtig, noch den ich hoffen könnte, den ich nicht um dieſen einzigen Wunſch vertauſchen wollte, euch wieder in Glük und Wohlſtand zu ſehen.

Timon.

Gut, ich glaube dir, es iſt ſo; du einzelner ehrlicher Mann, hier, nimm. (Er giebt ihm einen Sak mit Gold.) Die Götter haben dir aus meinem Elend einen Schaz zugeſchikt. Geh, lebe reich und glüklich; aber mit dieſer Bedingung, daß du von den Menſchen abgeſondert wohnen ſollſt. Haß' alle, verwünſch' alle, thue keinem Gutes; laß einem Bettler eh ſein verhungertes Fleiſch von den Knochen fallen, eh du ihm ein Almoſen gäbeſt. Gieb den Hunden, was du den Menſchen verſagſt. Daß Gefängniſſe ſie verſchlingen, daß ſie in Schulden verderben, daß die Menſchen einem verdorrten Walde gleich ſehen, und verpeſtete Krankheiten ihr falſches Blut anſtecken! Und hiemit lebe wohl, und gedenke!

Flavius.

„Butler, im Stande, seine Gedanken mit wenig Wor„ten auszudrücken.„ Das sage nicht ich, sondern Hume. (*) „Es ist Wunder, sagt er ferner, mit wel„cher leichten und gefälligen Art Butler soviel Gelehr„samkeit in ein Werk des Scherzes und der Laune hin„zubringen gewußt. Hudibras ist vielleicht eine der „gelehrtesten Schriften, die in irgend einer Sprache „zu finden sind. Und außerordentlich war der Vor„theil, den die Sache des Königes von diesem Gedicht, „welches die Schwärmerey und den falschen Vorwand „der Parlamentsparthey aufdeckte, gewonnen hat.„ Nothwendig muß also dieses Monument des Witzes und der Gelehrsamkeit dauerhafter als andre Werke seyn, da es sich auf eine sehr merkwürdige Epoche der neuen Kirchen- und Staatsgeschichte von England gründet; aber noch mehr, da es zugleich ein treffliches und wahres Denkmal solcher menschlichen Irrungen und Schwachheiten ist, die in jedem Zeitalter und jedem Volke, stärker oder schwächer, immer gegährt haben und noch gähren.

Es wäre wohl überflüßig, zu fragen: ob Hudibras werth sey durch Uebersetzung in unsrer Sprache allgemeiner zu werden; wofern man nicht fragen könnte: ob wir noch einer Uebersetzung bedürfen? ob wir uns nicht mit derjenigen, die wir schon seit 1765 haben, behelfen können? Sie ist in Prosa: und, ohne mich weiter in ein Urtheil darüber einzulassen, bin ich schuldig, dem Verfasser derselben für manchen passenden Aus-

(*) *Humes* History of Great Britain. Vol. VIII. p. 362.

Ausdruck, für die Aufklärung mancher dunklen Stelle, und für manche gute Anmerkung zu danken.

Aber wer nur erwägt, daß die feine Ungereimtheit, der poßierliche Ernst und die witzige Dummheit des Hudibras, dem Styl, dem Gang und Ton, mit einem Worte, dem Versbau desselben so sehr einverleibt ist, daß, wer dieses Gedicht in seiner Ursprache gelesen, auch in der besten prosaischen Uebersetzung die Hälfte seiner eigenthümlichen Schönheit vermissen muß: wer das erwägt, und wagen will, ihn in seiner Muttersprache nach Leib und Leben kenntlich zu machen, der muß ihm soviel als möglich den unterscheidenden Gang und Ton lassen, welchen der Meister seinem Werke mit beständiger Absicht, und mit viel Kosten seines Witzes und Fleißes tief eingeprägt hat. Trotz dem, was Dryden und Addison gegen die Knittelreime des Hudibras sagen, bleibt die kurze Antwort, welche der Biograph des Butlers ihnen entgegensetzet, sehr richtig: daß nemlich die baldige Wiederkehr der Reime eins von den vornehmsten Mitteln gewesen sey, den Ruhm dieses Gedichtes zu vermehren. Denn die Wendungen und Stacheln des Witzes bleiben, eben weil sie kurz und nachdrücklich sind, desto eher im Gedächtniß kleben; und dies ist mit eine Ursache, warum der Hudibras häufiger im Umgange angeführt wird, als das artigste komische Heldengedicht, und warum König Karl der II. einen großen Theil desselben auswendig wußte. Dann dient auch dieser kurze Vers zum Gegenmittel gegen die Weit-

ſchweifigkeit, die Hume dem Hudibras vorwirft; nicht diejenige, die aus zu großem Aufwande von Worten, (denn damit iſt er beynahe zu karg) ſondern von zu vielen Gedanken über einen einzigen Gegenſtand entſpringt. Dieſer Fehler, den nur ein Butler begehen kann, und den erſt die Proſe merklich macht, unterhält im kurzen Verſe immer die Aufmerkſamkeit.

Wie weit aber kann und darf eine teutſche Ueberſetzung des Hudibras ſeine ihm eigene Verſifikation ſich zueignen?

Sein Vers iſt der achtſylbigte oder vierbeinigte Jambus, der aus den teutſchen Meiſterſängern, dem Froſchmäußler und vielen neuern Parodieen, bald als heroiſcher, bald als burlesker Vers bekannt genug iſt. Er iſt beſtändig mit einem andern zuſammengekoppelt, der, ſo wie der erſte, tacktmäßig auf das vierte Bein fällt. Dieſe jagen ſich paarweiſe ſchnell auf einander, mehrentheils mit männlichem Fall, und ſind nur dann und wann mit weiblichen Ausgängen abgewechſelt:

Then did Sir Knight abandon dwelling
And out he rode a Colonelling.

Aber verſchränket findet man dieſe beyde Reimgeſchlechter im Hudibras niemals, ſo daß ſie etwa bunte Reyhe machen ſollten, dennoch wechſeln hie und da die vierbeinigten Verspaare mit fünftrittigen ab:

To pawn his inward ears to *marry her*
And bribe the Devil himſelf to *carry her*.

Es iſt aber artig, wie der Autor mit Willen ſeine Gedankenreichen und Wortarmen Verſe bey aller ihrer Kunſt hinken und ſtolpern läßt, daß ſie oft das Anſehen von Nothverſen einer unbeholfnen Muſe haben. Die Füße ſind zwar nicht abgeändert; es ſind lauter Jamben, wie die mehrentheils einſylbigte und vollſylbigte Sprache der Engländer erfordert: aber die öftere Zuſammenziehung und Eliſion der Sylben geben doch den Schein von Abwechslung in Sylbenfüßen.

Den mehrſten Schein von Nachläßigkeit und Unbeholfenheit geben die mancherley Reimarten, bey welchen man öfters ſagen könnte: Reim dich, oder ich freß dich; aber nur in Anſehung des äußern Klanges, nicht des innern Zuſammenhangs der Gedanken. Beſonders ſtechen diejenigen hervor, welche mit unbedeutenden Wörtern, denen man ſonſten die vortheilhafte Stelle des Reimes nicht zugeſteht, veranſtaltet werden; dahin gehören die Reime mit Präpoſitionen, mit Artickeln und Bindwörtern, und inſonderheit von den weiblichen Reimen diejenigen, welche mit zwoo getrennten Sylben gemacht werden:

burn as

Incapably, as flame in *furnace.*

Wenn nun ein Teutſcher die Ueberſetzung einer ſolchen Schreibart in Verſifikation, als die des Hudibras, über ſich nimmt: ſo kann man freylich fodern, daß bey dem angeerbten Rechte, welches die teutſche Sprache

auf die Werke der Engländer hat, ein verteutschter Hudibras dem Engliſchen näher kommen ſoll, als irgend eine Ueberſetzung andrer Nationen. Indeſſen findet ſich doch, bey aller ihrer Verwandſchaft, ſo viel Unterſchied unter der Sprache der Britten und der Teutſchen, daß dieſe der erſtern weder in der Kürze der Wörter, noch in der davon abhangenden Verſifikation völlig gleich kommen kann. Zwar was die Anzahl der Wörter betrift, gehet faſt immer gleiches mit gleichem auf, und wenn wir an mancher Stelle hintenbleiben, kommen wir an andern wieder vor. Aber in der Anzahl der Sylben, welches in Verſen ſchon viel Unterſchied macht, bleiben wir mehrentheils hinten. Denn da die engliſchen Wörter faſt alle einſylbig ſind, und die mehrſylbigen nicht zufällige Verlängrungen haben; ſo geht es ſelten an, daß wir zwoo engliſche Zeilen von vier Jamben in ein gleiches Maaß im Teutſchen zwingen können. Wir können hierbey nur zweyerley thun: entweder zwoo Zeilen in mehrere, doch von gleichen Sylbentritten, übertragen; oder durch Einmiſchung andrer Sylbentritte dieſelbe Zahl von Zeilen und dasſelbe Zeitmaaß zu erhalten ſuchen. Das Erſtere führt geradeswegs zur Weitſchweifigkeit und Dehnung des Gedankens, welche der Schreibart des Hudibras am meiſten widerſpricht. Darum ich hier auch keinem das Sylbenmaaß der Romanzen anrathen wollte. Alſo bleibts immer beſſer, durch Einmiſchung andrer Sylbentritte die gleiche Zahl von Zeilen und das gleiche

Zei-

Zeitmaaß, ſo viel möglich, zu behaupten. Dieſer Weg iſt vortheilhafter für den runden und gepreßten Styl des Originals, und natürlicher für unſre Sprache, welche ſogar in den mehreſten Alexandrinern, wider des Poeten Vorſatz, mancherley Sylbenlängen und gemiſchte Sylbentritte hören läßt. Unſern alten Lehrmeiſtern in dieſem bald heroiſchen, bald komiſchen vierfüßigten Jambus, war die Einmiſchung der Anapäſten ſehr gewöhnlich. Man ſehe den Froſchmäusler, das Narrenſchiff ꝛc.

Sie wiſſen ſo viel von Kirchenregieren,
Als Müllereſel, vom gritiren.

Und ſo wie dieſe Abänderung der Sylbentritte, ſo kommen auch dieſe zwoſylbigen Reime häufiger vor in dieſem Metrum unſrer Alten. Dieſe kann ich mir alſo auch öfter erlauben, wegen der Mehrſylbigkeit unſrer Sprache; wie ſich der Engländer derſelben wegen der Einſylbigkeit ſeiner Hauptwörter mehr enthält. Aus ähnlicher Nothwendigkeit müſſen im Teutſchen Hudibras die fünftrittigen Jamben zwar nicht zu oft, aber doch öfter einfließen, als im Engliſchen, der hin und her auch einige, wie oben bemerkt iſt, mit unterlaufen läßt. Was aber am meiſten von der Verſifikation des Engländers abweichen möchte, wären hie und da einige Verſchränkungen männlicher und weiblicher Ausgänge; aber es iſt darauf geſehen, daß ſie nur im Nothfall an ſolchen Stellen bunte Reyhe machen, wo der Sinn

durch mehrere Zeilen fortläuft. An andern Stellen wär es unverzeihlicher Fehler; wo nemlich die spruchreiche Symmetrie des Gedankens auch die Parallele der Zeilen bildet. Diese Nothwendigkeiten, worunter ich auch hin und her die unvermeidliche Vermehrung einiger Verse rechne, veranlaßen freilich von außen einen kleinen Unterschied der englischen Versifikation von der teutschen; der auch merklicher wird, wenn wir einzeln ein oder zwey paar Zeilen des Engländers mit dem Teutschen vergleichen: aber in der Verbindung mehrerer Zeilen hebet sich dieser Unterschied wieder auf; oder er bleibt nur dem Auge merklich, aber nicht dem Ohre.

Endlich mit den Reimen verlöhre freylich Hudibras sehr viel. Aber, obgleich er durch lauter Nothreime einer schwergereimten Ode, oder durch lauter halbe Reime (Rimes assonantes) nicht eben viel gewinnen würde: so erlaubt er doch beyde Arten öfter und lieber als andre Poesien. Man läßt ihm schon die angebohrne Grille, daß es gut klinge, und daß ihm gut lasse, wenn er reimt: Glas ab, Nas' ab; that es, Staates; Wissen, Messen; Brocken, Packen u. a. m. Und in der That, ohne für das Gehör des Sir Hudibras und für seinen Geschmack auf dieser Seite eine Apologie zu schreiben, muß man doch gestehen, daß er den Zweck der Reime, dem Ohr seiner Hörer, nicht dem Auge seiner Leser Takt zu schlagen, auch durch seine nachläßigsten Reime erlangt.

Was den Ausdruck betrifft, so erfodert ein teutscher und versificirter Hudibras außer dem Vertauschen, Zu-

sammen-

ſammenpreſſen und Verſetzen mancher Ausdrücke, noch eine ſolche Auswahl von Worten, die nicht immer zu Gebote ſtehn, und in der gewöhnlichen und gangbaren Sprache nicht ſelten fehlen. In dieſem Falle ſind auch Provinzial-Wörter nicht zu verachten. Freylich muß ein jeder Schriftſteller und Ueberſetzer, als Anwald und Vormund von der Sprache ſeiner Nation, dasjenige Geſetz der Wohlredenheit in Ehren halten, welches den neuen, fremden und Provinzialwörtern das Bürgerrecht verſagt. Denn dadurch wird die Sprache von einem Babyloniſchen Gemiſch, und dem unnützen und beſchwerlichen Ueberfluß rein erhalten. Aber eben dieſe Vorſorge, welche jenes Geſetz machte, macht auch die Ausnahme davon zum Geſetz: daß nemlich neue oder fremde oder Provinzialwörter, welche ſich durch ein gewiſſes Verdienſt und offenbare Verwandſchaft mit der Nationalſprache rechtfertigen, ohne Weigern müſſen aufgenommen werden. Vor andern haben die Provinzialwörter ein Recht dazu. Drückt eines derſelben ein Ding kürzer und vielſeitiger, eigentlicher oder bildlicher aus, als irgend eines aus der gangbaren Sprache: ſo wär es Verluſt, wenn man es verſtoßen wollte. Oder rechtfertigt ſich der Ausdruck einer Provinz durch die Verwandſchaft mit einem Dialekte der Nationalſprache: ſo wär es Ungerechtigkeit, verlohrnen Landsleuten, die man wieder erkannt hat, das Bürgerrecht, welches ſie ehmals hatten, zu verſagen.

Indessen soll sich keiner dieser Provinzialismen leichtsinnig und ohne Vorbedacht einschleichen. Es kann auch der Rost der alttentschen Wörter und Wortfügung oft mit Vortheil gebraucht werden, dem poßierlichen Ernst dieses Buchs auszudrucken. Aber nicht beständig, und nie ganz im Pritschmeisterton; denn der wird mehrentheils weitschweifig, leer und hart. Es gränzet ohnedem schon die derbe Sprache des Hudibras so oft an das Grobe, sein kurzer Ausdruck so oft an Härte und Rauhigkeit des Tones: daß man genug zu thun hat, um nicht diese schmale Grenze zu überschreiten, und den feinen Witz durch plumpen Ausdruck zu erniedrigen, und durch Härte des Tones zu vereckeln.

Nach diesen Bedingungen hat sich der Uebersetzer folgender Probe gerichtet. Er will eben nicht um die Vollendung des teutschen Hudibras gebeten seyn. Indessen werd' ich allgemach, auch in der Stille (gelingt es so gelingt es) denjenigen Ruf, welchen mir einer meiner würdigsten Amtsgenoßen, kein gemeiner Beobachter des Erhabnen und Schönen, und mein und meines Hudibras vorzüglichster Gönner, zuerst gegeben hat, noch förder befolgen. Unterdessen will ich jedem Vertrauten des Hudibras für jeden Vorschlag und Wink, der mir brauchbar ist, und für jede Verbesserung dieser Probe danken. Ich zeige die Stellen selber an, die ich nach meinem Sinne nicht habe herausbringen können. Es soll mir auch herzliche Freude seyn, wenn

jeman-

jemanden dieſer Verſuch bewegt, zur Ehre meines Helden, meine Ueberſetzung (noch iſt es Zeit!) durch ſeine eigne unbrauchbar und zu Schanden zu machen.

Hudibras, erſter Geſang. (*)

Inhalt des erſten Geſangs.

Sir Hudibras, ein ganzer Mann,
tritt ſeinen tapfern Ausritt an;
ſehr hier ſein Feldzeug, Waffen, Schwerdt,
ſamt ſein und ſeines Gaules Werth;
den Strauß mit der Fiddel und dem Bären,
kann, wer da will, zur Hälfte hören.

* * *

Da jüngſt im Staat ein hitzig Fieber
ausbrach, — und — keiner wußte, weßhalb!
Sich alles rüſtete zur Schlacht; (**)
Da Schimpfe, Jalouſie, Verdacht,
Mann gegen Mann zuſammenhetzten,
daß toll und voll ſich Leute zerfetzten,
um Dame Kirch', als eine Hur'
auf deren Ehre jeder ſchwur,
und keiner wußte, was und warum?

Da

(*) Kein Text hat mehr Erläuterungen nöthig, als dieſer. Aber weil dieſe Probe nicht eben allen Leſern des teutſchen Publikums, ſondern nur denen empfohlen wird, welche die Ueberſetzung nach dem Original zu beurtheilen und zu berichtigen Zeit und Luſt haben: ſo ſind nur ſolche Anmerkungen beygefügt, welche wegen der Ueberſetzung Red' und Antwort geben.

(**) Dieſe dritte Zeile hätt' ich gern erſpart.

Flavius.

O laßt mich bey euch bleiben, mein gütiger Herr, und euch unterstüzen --

Timon.

Wenn du meinem Fluch ausweichen willst, so säume dich nicht, flieh; flieh, weil du noch gesegnet und frey bist. Sieh du keinen Menschen mehr, und laß dich nimmer vor mir sehen.

(Sie gehen auf verschiedne Seiten ab.)

Zweyte Scene.

Der Poet und der Mahler treten auf.

Mahler.

Nach der Erkundigung, die ich von dem Ort eingezogen habe, kan er nicht weit von hier sich aufhalten.

Poet.

Was soll man von ihm denken? bestättigt sich das Gerücht, daß er soviel Gold haben soll?

Mahler.

Er hat; Alcibiades erzählt es, Phrynia und Timandra haben Gold von ihm bekommen; er schenkt' auch etlichen armen verlaufenen Soldaten eine grosse Menge davon. Man sagt, er gab seinem Verwalter eine starke Summe.

Da evangelische Trompeter
langohrichte Layen um sich herum
zum Streite bliesen, und ihr Catheder,
die Pfaffenpaucke, zum Erschrecken,
mit Fäusten rührten, statt der Stecken!
da ritt Herr Ritter aus seinem Wohnhaus,
als Oberster in hoher Person aus.

Ein Mann — dem schon der Blick allein
das Recht gab, Spiegel der Ritter zu seyn.
Er beugte nie sein steifes Knie
vor etwas außer Chevalerie.
Nur Einen Schlag, der einst zum Ritter
ihn schlug, und sonsten keinen litt Er.
Die Krone der Ritterschaft, die guts (*)
am Hof, im Felde thut: zu Schutz und Trutz,
Groß auf der Bancke, groß im Steigebügel,
im Recht gesattelt, (**) wie im Prügel;
in beydem handfest, und geschaffen
zu Ruhm des Friedens und der Waffen.
So giebts von Ratten ein'ge Racen,
die gehn im Trocknen und schwimmen im Naßen.
Hier zweifelt nur die Autorschaar,
ob weiser — ob er tapfrer war;
der hält auf dies, der hält auf das:
doch, wenn sie zancken wollen, laß!
War's viel, so wog um e'n Quentlein nur
schwerer sein Marck, als seine Bravour:

daß

(*) Gutes thun, oder das Seinige thun, ein Phrase aus der Sprache des Umgangs. S. Frisch.

(**) Die Phrase des Autors, bind over the saddle to the sessions auszudrücken, kam mir der teutsche Idiotismus zu statten, in einer Sache gesattelt seyn, welches auf Beydes paßt.

daß man gar schloß, er wär nur in der Hand
der Schelmen ihr Werckzeug — Narr genannt.
Denn viele wollten wißen, daß
die Katze, mit welcher seinen Spaß
Montagne trieb, die, wie Er klagte,
von ihm als ihren Esel dachte,
weit schlimmer dächte von Sir Hudibras.
(Der Name, den unser wackrer Gesell
stets unterschrieben in jedem Cartell:)
Doch, die so dencken, irren fürwahr,
es bleibt gewiß, er war kein Narr.
Das geb' ich zu, so groß sein Witz war
so war er auch damit sehr kostbar,
zu sparsam, um ihn abzutragen;
daher er nur an Feyertagen,
wenn man anlegt den besten Schmuck,
nur dann den Witz zur Schaue trug.
Dann war ihm die Sprache der Griecken
natürlich, wie dem Ferckel das Quicken.
Latein kam ihm nicht schwerer an,
als Kickrecki dem muntern Hahn:
Und that nie beyde Schätze sparen,
an solchen, die arm an beyden waren.
Wer ganz an beyden Mangel litt,
dem theilt er auch am meisten mit.
Auch an hebräischen Wurzelworten,
die sonst nur wachsen an dürren Orten,
war er so reich, daß viel geriethen
auf den Verdacht, er wäre beschnitten.
Was auch nicht gar unglaublich iß, (*)

Da

(*) Bey dieser Stelle sind zweyerley Lesarten. Die Ausgabe vom J. 1689. sagt:

And

da schon so mancher liebe Christ
hat seine Vorhaut eingebüßt.

Er was ein Grübler in der Logick,
und grundgelehrt in Analytick;
traf auf ein Haar den Unterschied,
wo sich Südwesten trennt vom Süd.
Er könnt' ein Ding auf beyden Seiten
bestreiten, verfechten und wiederbestreiten.
Mit Machtbeweisen focht' er aus,
bewies: ein Mann sey keine Maus,
ein Gener auch kein Vogel sey,
vielmehr der Lord ein Pavagey,
der Richter eine Gans, der Rathsverwandte
ein Kalb, ein Raab der Repreſentante.
Er machte Schulden im Diſputiren,
und tilgte sie mit Raiſonniren:
das alles aber that er rüstig,
nach Art und Form der Syllogiſtick.
Und seine Rhetorick? — Er rührte kaum
den Mund, so flossen ihm Tropen wie Schaum.
Und zwang ein Unfall mitten im Sprechen,
zwang ihn der Husten abzubrechen:
dann war ein Kraftwort bey der Hand,
die Regel, wornach er stille stand:
man dächte sonsten seine Kunst
im Reden wäre keine Kunst.

Denn

And truly so perhaps he was,
'Tis many a pious Christian's Case.

Und in spätern Ausgaben:

And truly so he was perhaps,
Not as a Proselyte, but for Claps.

Die erste sagt eben das, nur feiner, was die leztere zu deutlich sagt; ich habe sie beyde vereinigt.

Denn Rhetorregeln lehren, merkts euch!
die Namen nur vom Rednerwerkzeug.
Doch wenn der Kitzel ihn ergriff,
zu zeigen seinen Rednerkniff:
wie floß ihm da der Wörter Schwall
voll prächtigem und taubem Schall,
im babylon'schen Dialekte,
worinn der Schulpedanten Sekte
sich so gefällt: ein kbckelbunter,
geflickter Rock von Sprachen, darunter
Englisch-Latein gespickt mit Griechsch,
wie sonst auf Taffet gewebter Plüsch.
Seltsamer Mischmasch war sein Ton,
gleich dreyen Mäulern (*) aus einer Person.
Wer waschen ihn hörte, glaubte schier,
drey Maurer von Babel welschten hier;
und Cerberus bellt' aus dreyen Rachen
auf einmal eine Kuppel von Sprachen;
die strömten ihm zum Mund heraus,
als liefe nie sein Wortquell aus.
Und diesen Aufwand zu bestreiten
kam Zufluß ihm von allen Seiten;
er brauchte keine große Künste,
wenn er sich neue Wörter münzte,
so minderwichtig und so harte,
daß ihnen kein Probierstein je bestand,
und wenn er schnell sie durch die Nase (**) schnarrte,
nahm sie der Dumme für kourant.

So

(*) Stimmen.

(**) Noise heißt zwar nicht Nase, sondern Geräusch. Weil aber das Schnarren durch die Nase auch Geräusch ist, und mit zur eigenthümlichen Deklamation der Fanatiker gehörte: so halt ich diese Uebersetzung für keinen Sprachfehler.

So giengs dem Redner, der vor Jahren
den Mund voll Seesand, beym Parlaren,
vollnahm: hätt' Er nur jene Methode
gekannt, er wäre gefolgt des Ritters Mode.

In Mathematicis — da that Er
mehr als Tycho und Ezra Vater.
Auch fand er durch Geometerschlüße,
wieviel der Bierkrug halten müsse.
Er traf durch Tangenten und Sinus,
ob Brod und Butter vollwog oder Minus,
und was die Glocke hätt' geschlagen,
wüßt Er durch Algebra zu sagen.
Dabey war Er ein Erz-Sophist,
in jedem System Kapitelfest;
und verstand das dunkelste Autorhaupt
weil Er es zu verstehen glaubt'; (*)
Und frug ein Scepticker nach Warum,
gleich war Er da mit seinem Darum.
Wußt' mehr, denn vierzig ihres Gleichen,
so weit als Wort und Formel reichen:
die alle waren ihm geläufig,
und brauchte sie nach Anlaß häufig,
die sprach und sang Er; ob es sey
gestochen, gehaun — war ihm einerley.

Den

(*) Weil er ihn glaubte zu ver. ꝛc. Im Original: He understands b'*implicit faith*. Daß der Autor diesen Ausdruck in eben dem Sinn wie der Uebersetzer genommen habe, zeiget der Commentar, den er selber in einem andern Werk über diesen Ausdruck liefert:

For, as *implicit faith* is far more stiff,
Then that, which *understands its own belief*,
So those, that think, and *do but think they know*,
Are fare more obstinate, than those, that do.

S. The Genuine Remains in Verse and Prose of Mr. Samuel Butler, in two Vol. Lond. MDCCLIX. Vol. I. p. 8.

Den Dingen paßte sein' Idee so an,
daß Er oft eins fürs andre nahm,
Ding für Begrif, Begrif für Ding:
so wie's oft großen Schreibern gieng.
Konnt' alle Wesen auf Actus reduciren,
und all' ihr Innres abstrahiren.
Wo Entität und, Quidditât, die Schatten
der abgeschiednen Körper, flattern;
wo Wahrheit in Person thut residiren,
den Wörtern gleich, die am Pol gefrieren;
auch wußt Er, was Was ist? und nie
flog höher ein forschendes Genie.

Starck war Er in Scholasticis
wie Doctor Irrefragabilis;
ein zweyter Thomas, und, um uns
gar kurz zu faßen, ein andrer Duns.
Er ließ die Grübler in den Labyrinthen
der Nominum und Rerum alle hinten.
Aus Sande konnt' Er einen zähen
Zwirnfaden, wie jener Docter, drehen;
Spinnweben stricken, welche man findt
in Schädeln, die leer im Vollmond sind;
dergleichen in jedem Hirn logiren
das man versäumte zu neubliren.
Fein-dunckle Zweifel warf Er auf,
und löst im Nu sie wieder auf:
als wenn Theologie die Gnatze (*)
sich geben ließe, daß man sie kratze:
als wenn sie, gleich Quacksalbern, sich
mit Zweifeln ritzte, Stich an Stich;

(*) Ich, Gnatze, wird von den Niedersachsen statt Krähe gebraucht. C. Frisch.

blos um zu zeigen, wie die Beulen
des Glaubens leichte ſind zu heilen:
doch Narben bleiben, wie manch unglück-
licher Verſuch uns lehrt, zurück.
Er wußte des Paradieſes Lage
nach Graden der Läng' und Breite zu ſagen;
und wies es, wie der Kopf ihm ſtand,
bald unter, bald hoch über dem Mond.
Was Adam träumt', als ſeine Dam'
aus ſeiner Seitenkammer kam;
ob ſie Herr Urian, der Verruchte,
durch einen teutſchen Redner verſuchte;
ob Er und Sie einen Nabel trug;
und welcher Schmidt die erſten Accorde ſchlug;
und ob die Schlange vor Edens Thorſchluß
zu Fuß gieng, oder ohne Fuß:
das alles konnt' Er ſchnell und klar
enträtzeln ohne Commentar,
in eignen Formeln, die man um ſich ſchmeißt,
wenn man ſein Thema verliert oder zerreißt.

Sein Glaube nun war ſeinem Wiſſen
und ſeinem Witz recht angemeſſen.
Ein Presbyterer (*) von ächtem Schrot,
ein Mitglied jener ſtirrigen Rott
von tollen Heiligen, die alle Welt
mit Recht zur ſtreitenden Kirche zählt;
die auf dem heiligen Canon der Lanzen
und Mörſer ihren Glauben pflanzen,

die

(*) Puritaner, oder Nonkormiſten, die ſich von der biſchöflichen Kirche in England entfernen. S. An Hypocritical Nonconformiſt, in den Genuine Remains unſers Autors, im II Vol. p. 35.

die ihre Controverſen ſchlichten
durch ihr unfehlbar Feldgeſchoß,
und ihre Ortodoxie verfechten
durch apoſtoliſchen Hieb und Stoß.
Sie nennen Flamme, Schwerdt, Verwüſtung,
die gründliche Kirchenbeſſerung,
die unverrückt betrieben wird,
ſtets angefangen, nie vollführt;
als wäre dazu nur der Glauben,
um daran zu kippen, zu wippen, zu klauben.
Ihr ganzer Dienſt beſtehet in
ſeltſam-verkehrten Antipathien.
Sie zanken über dies und das,
zu tadeln finden ſie immer was.
Kein kranker Aff und angeſchloßner
Hofhund iſt tückiſcher und verdroßner.
(*) Sie ſind weit ſtrenger im Entweyhn
der Feyertag', als andre Chriſten
in Heiligung derſelben ſeyn;
und machen ihre Buſenlüſte
durch Kreuzigung der andern gut,
die nicht anfechten ihr Fleiſch und Blut.
Stets widerſpenſtig und ſo verdroſſen,
als dienten ſie Gott nur andern zum Poſſen;
fliehn einerſeits die nemlichen Dinge,
wornach ſie anderſeitig ringen;

(*) Obgleich der Sinn des Originals durch die Umſetzung in dieſe ſechs Zeilen wenig oder nichts ſcheinet verlohren zu haben, ſo wünſcht' ich doch, daß ein andrer glücklicher wäre, ſie auf die vier kürzere Zeilen des Textes zurückzuſetzen

That with more care keep holy-day
The wrong, then others the right Way:
Compound for ſins they are inclin'd to,
By damning thoſe, they have no Mind to.

verläugnen hier den freyen Willen,
um anderseits ihn zu erfüllen.
Worauf sie ihre Tugend gründen,
das sind bey andern lauter Sünden.
Eh sie sich Fehler zeihen lasen,
eh wollen sie lieber das Liebste hasen;
und thun Rosinenpasteten im Bann
und Pudding ihren besten Mann;
verkleinern Gänf' und Ferckel, und fluchen
durch ihre Nase den Eyerkuchen.
Zu Boten brauchte dieser tolle Glaube,
wie Mahomed, nur Esel und Taube,
mit welchen unser Ritter an Verstand
und Herz, so nahe war verwandt,
als wenn der Unsinn über sein Gewißen
und Heucheley das Patronat besäßen.
So hoch begabt war Er: doch zu verstehn
von innen; nicht sein äußerlich Ansehn.
Dies wollen wir anetzt verklären; (*)
drum hört, wie folget, hört ihr Herren!

Sein Kupferbart, der sezte sein Gesicht,
wie seinen Geist, in vortheilhaftes Licht.
An Schnitt und Farbe nahm ihn Jedermann
beym ersten Blick für einen Dachstein an.
Mit Rolcken war er gefärbt von oben;
und unten Oransch, mit Grau erhoben.
Dies langgehaarte Meteor
vermeidts der Kronen Fall zuvor;

mit

(*) Verklären; etwas ins Licht stellen, etwas verherrlichen, bey Sachen fürs Auge; wie das Erklären bey Sachen des Verstandes.

mit ſeinem gräßlichen Typus that es
weißagen den Fall des ſinckenden Staates;
die hieroglyphiſche Spate gab
ein Bild von ſeinem und des Staates Grab.
Er wuchs, wie Simſons Haare wuchſen,
dereinſt dem Lande zum Weh und Schluchzen;
er wartet den Fall der Republick ab,
hieng gleich davon ſein eigen Unglück ab.
Er war ein Mönch, der die Gelübde (*)
des heil'gen Ordens peinlich übte,
in Regeln, wunderlich und hart
und ſtrenge, nach Cartheuſer Art.
Gehalten war Er mit Muth und Freuden
als Märt'rer Quaal und Pein zu leiden;
indem Er ſich entgegen ſtämmte
der Rache, die den Staat entflammte;
zu deßen Trutz war Er mit Ehren
alt worden, ſtets bereit, ſich zerren
ſengen und zauſen, beſpeyen und reißen
und martern zu laßen, mit glühenden Eiſen,
und doch bey allem Stand zuhalten,
ſo lange noch König und Biſchof walten:
Wenn aber der Saat hinſänke zum Fall,
denn ſollt' auch Er, dem tödlichen Stahl
gehorſam, fallen, ein Opfervieh,
gewenht dem Sturz der Monarchie:
mit deren Lebensfaden die
drey Jungfern Parzen ſeinen Bart ſo dichte

(*) Gelübde: Viele von dieſen Schwärmern thaten ein Gelübde, ſich den Bart nicht abnehmen zu laſſen, bis das Parlement den König unter ſich gebracht haben würde. S. das Märchen vom Schuhflicker und Vikar, welches am Ende des erſten Geſanges ſoll mitgetheilt werden.

Poet.

So war folglich dieſe Bankrutt nur eine Prüfung ſeiner Freunde.

Mahler.

Nichts anders; ihr werdet ihn bald in Athen unter den Erſten wieder glänzen ſehen. Es wird alſo nicht übel gethan ſeyn, wenn wir ihm in dem Unglüks-Stand', worinn man ihn verſunken glaubt, unſre Freundſchaft bezeugen; es wird uns das Anſehen eines edelmüthigen Betragens geben; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es uns zu unſerm Zwek führen wird, wenn es wahr iſt, daß er ſo reich ſeyn ſoll.

Poet.

Was habt ihr bey euch, womit ihr ihm aufwarten wollet?

Mahler.

Nichts für dißmal als meinen Beſuch; allein ich will ihm ein vortrefliches Stük verſprechen.

Poet.

Ich will ihn auf die nemliche Art bedienen.

Mahler.

So iſt's am beſten. Verſprechen öffnet das Auge der Erwartung, und macht ſich oft für etwas, das niemals gehalten wird, zum voraus bezahlt. Halten iſt allemal der Narr in ſeinem eignen Spiel; ſobald ein Verſprechen gehal-

ten

verweben, – daß die Zeit sie nie
im Tod und Leben trennen möchte,
bis ihre rostige Sichel beyde zugleich
heruntermähte mit einem Streich.

So thät mit Einem Meisterschnitt
Herr Taliacotus Hitherthit, (*)
aus eines drellen Fuhrmanns derben
Gesäß Ergänzungs-Nasen kerben:
und eine solche Nase klebte
so lang als A—, ihr Vater, lebte;
lief aber dessen Stundenglas ab,
fiel auch die sympathetsche Nas ab. u. s. w.

Aus Königsberg eingeschickt.

IV.

Albrecht von Haller.

Kurzgefaßte Nachrichten von dessen Leben, Charakter und Werken.

Nachrichten von den merkwürdigsten Lebensumständen und Schicksalen kürzlich verstorbner berühmter Männer unsrer Nation

(*) Hitherthit. Man schreibt auch Hüthenthüt. Ein Ekelnome, den man in einigen Gegenden einem windigen Praktikus giebt. Vielleicht kommt es her von Hither-thiter; ça et là, einer, der hin und her läuft. *Est ardeliomm quaedam natio, multa agendo nihil agens.*

Nation — vornehmlich von dem was sie zum Besten der Wissenschaften, oder ihres Vaterlandes, ihrer Zeit, und der Menschheit überhaupt gethan, geübten, versucht, gewagt gerungen haben — auch (sofern es möglich ist) zuverläßige Nachrichten von ihrem persönlichen Charakter; ihrem häuslichen Leben, ihren Tugenden und Fehlern, u. s. w. würden däucht uns, einen nützlichen, angenehmen, und diesem Journal sehr angemeßenen Artikel, der demselben bisher abgegangen, ausmachen.

Der Herausgeber hat sich daher vorgesezt, diese Lücke, so gut als es ihm mit Hülfe seiner Freunde und Mitarbeiter möglich seyn wird, auszufüllen; und er wünscht in den Stand gesezt zu werden, künftig von jedem in seiner Art vortreflichen und verdienstvollen Mann, dessen Existenz der Nation Ehre gemacht, und dessen Tod als ein Verlust des gemeinen Wesens anzusehen ist, eine solche — vermöge der Natur dieses Journals zwar ins Kurze zusammengezogene, aber doch hinlängliche — Nachricht mittheilen zu können.

Da die Gelehrten, in der engern Bedeutung dieses Wortes, weder die einzigen, noch immer die wichtigsten Personen dieser Art sind: so wünscht er gar sehr, diesem Artikel einen weitern Umfang zu geben, und auch dem Andenken vortreflicher und (wenn gleich mit weniger Schimmer) um ihren Staat besonders verdienter Männer, im Civil- und Militär-Stande, vorzüglicher Künstler, und überhaupt, auch ohne Celebrität, (die nicht immer für den größten innerlichen Werth oder wahres Verdienst Gewähr leistet) jedem als Beyspiel der Tugend, d. i. ausgebreiteten thätigen Wohlwollens und edler Würksamkeit in seinem besondern Kreise, merkwürdigen und also der Menschheit wahrhaft Ehre machenden Charakter, einen Platz widmen zu können. Kein Stand, keine Classe sollte davon ausgeschlossen seyn. Wie viele Große, oder

wie viele unter denen, die den meiſten Lerm in der Welt gemacht haben, verdienen wohl ſo ſehr das Ehr- und Liebevolle Andenken der Nachwelt, oder ſind ſo geſchickt durch ihr Beyſpiel noch nach ihrem Tode Gutes zu thun, als ſo ein Landmann, wie der Sokratiſche Bauer Klein-Jogg? oder ſo ein Fabricante, wie der wackre Dragener, Valentin Degenhard, der Stifter der Wollenmanufakturen im Eichsfelde, welchem Hr. Schlözer im XIIIten Hefte ſeines höchſtintereſſanten Briefwechſels ein eben ſo verdientes als lehrreiches Denkmal geſtiftet hat?

Und warum ſollten nicht auch vortrefliche Fürſten — ſie, die, nach unſrer National-Verfaſſung, in der edelſten Bedeutung dieſes Wortes die erſten Bürger des Teutſchen Reiches ſind — Sie, deren Tugenden, nicht weil ſie höher ſtehen, und alſo mehr glänzen, ſondern weil ſie einen höhern Grad von innrer Güte und Feſtigkeit ihrer Natur oder von Anſtrengung, Kampf und Selbſtbezwingung vorausſetzen als die Tugenden der meiſten Privatleute, um ſoviel verdienſtlicher ſind, — warum ſollten nicht auch Fürſten — denen die Stimme ihres Volkes, nach ihrem Tode — wo ſie Stimme der Wahrheit wird — das ehrenvolle Zeugnis giebt, daß ſie edle, gute, biederherzige Menſchen, daß ſie Väter ihres Volkes geweſen, und, wo nicht immer das Vermögen, doch wenigſtens feſten und thätigen Willen gehabt, alles Gute zu befördern und allem Böſen zu ſteuern — warum ſollten nicht auch ſolche Fürſten, zumal wenn nicht die Geburt, ſondern perſönliches Verdienſt ſie zu dieſer Würde erhoben, und derſelben würdig gezeigt hätte — nach ihrem Abgang vom Weltſchauplatz, wenn der Verdacht der Schmeicheley weniger ſtatt findet, die Stimme der Wahrheit freyer ertönen darf, und der Tod, der alles gleich macht, ihnen, wie jedem andern Menſchen, nichts als den Werth ihrer perſönlichen Eigenſchaften übriggelaſſen hat — einen Platz unter

den

den Andenkenswürdigen Männern einer Nation erhalten, welchen das Andenken weiser und guter Fürsten um so heiliger seyn muß — je seltner sie sind?

Indem der Herausgeber diesem neuen Artikel in der Folge einen so ausgebreiteten Umfang zu geben wünschet, ist er weit entfernt, sich zu eigentlichen Lobreden, oder was unsre redseligen Nachbarn jenseits des Rheins Morceaux d'Eloquence nennen, anheischig zu machen. Und, wahrlich, wenn ihm auch alle die Geister eines Paulus Jovius, Scävola de S. Marthe, Miräus, Büllart, Perrault, Fontenelle, u. s. w. ja, was über sie alle geht, der Elogen-Geist des Hrn. Thomas selbst zu Gebote stünde: würde er doch nicht über sich erhalten können, Gebrauch von ihrem Beystande zu machen. Wahres Verdienst bedarf keines Eloge, oder wird vielmehr dadurch, wie eine schöne Gestalt durch die großen, schwerfälligen Falten einer weiten dichtstoffigen Drapperie, nur verdunkelt und unterdrückt. Ein grosser Mann zeugt am besten von sich selbst durch das was er gethan hat. — Stille Größe kann, wie ein erhabner Gedanke, nie einfach genug ausgedruckt werden; und die keusche Schönheit der Tugend durch Wortgepränge erheben, heißt ein edles reines Weib durch den schimmernden, hinterlistigen Putz einer Kokette verschönern wollen.

Selbst die würklich gefühlte Begeistrung, womit ein Liebhaber, oder (was im Grunde eben das saget) ein Enthusiast, von seiner Geliebten, von seinem Freunde, von jedem Gegenstande seiner Bewunderung spricht, macht selten eine große Würkung auf diejenigen, die er dadurch mitbegeistern möchte. Je mehr Superlativi, je kälter der Zuhörer. Auch hier treffen die entgegengesetzten Enden zusammen. Kaltblütige Leser (wie man die meisten immer voraussetzen muß) werden durch das gewaltige Aushohlen und durch die Stärke der Ausdrücke, womit wir die Vollkommenheiten

einer

einer Perſon anpreiſen, nur ſtutzig und mißtrauiſch gemacht. Der gelaßne Ton gefühlter Wahrheit, die ſimple unbefangne Erzählung deſſen was wir ſelbſt geſehen, oder getreue Ueberliefrung deſſen, was wir von andern gehört haben, ohne Vergrößerung, ohne Ausſchmückung, ohne Trompeten und Pauckenſchall, würckt mehr Beyfall und Glauben, als der pompöſeſte Vortrag. Je mehr Witz und Kunſt der Lobredner verſchwendet, je mehr ſeine Abſicht, unſerm Urtheil Schlingen zu legen, in die Augen fällt, deſto weniger rechne er drauf, ſie zu erreichen. Seine Beredſamkeit, ſeine zierlich geflochtnen und geſchwungnen Perioden, die Stärke und Kühnheit ſeiner Figuren, der Reichthum ſeiner Farben, ſein emphatiſcher Ton können unſere Imagination ergötzen, unſern Witz kitzeln, unſer Ohr füllen — überzeugen werden ſie uns gewißlich nicht. Aber freylich iſt das auch gerade das woran ihm am wenigſten gelegen war. Wär es ihm darum zu thun geweſen, ſo hätt' er all den Aufwand von Rednerkünſten erſparen können — hätte nur nicht daran gedacht, daß er ihn zu machen nöthig habe.

Man wird mich hoffentlich nicht im Verdacht haben, daß ich hiemit dem was man Plattheit im Vortrag nennt das Wort reden wolle. Ich bin ſonſt gewöhnlich kein groſſer Liebhaber davon. Aber wo es blos auf hiſtoriſche Darlegung ankömmt, beſonders in Lebensbeſchreibungen groſſer Männer, ziehe ich die flachſte oder holzſchnittmäßigſte Erzählung deſſen was der Mann gethan und erfahren hat, der ſinnreichſten, zierlichſten Einkleidung vor — und ich glaube, es werden unter allen, die in dem Gebiete der Geſchichte etwas bewandert ſind, wenige ſeyn, die es nicht öfters bemerkt haben, daß man den platteſten alten Chronikſchreiber oft mit mehr Theilnehmung und Wahrheitsgefühl lieſt als einen Livius oder Guicciardin.

Gerade das, daß wir keine Eloges liefern wollen, schließt alle diejenigen aus diesem Artickel aus, deren Leben und Thaten, um einigermassen leſenswerth zu werden, fremder Zierrathen und künſtlicher Aufſtützung bedürfen. Wer nicht ein Mann war, von dem man bloß zu ſagen braucht, was er war, und was er gethan hat, für den haben wir keinen Platz; und ſo können unſre Leſer vor der Beſorgnis ſicher ſeyn, daß dieſer Artickel, ungeachtet des Umfangs, den wir ihm, um ihres Nutzens und Vergnügens willen, zu geben wünſchen, ſo leicht überſetzt werden dürfte.

Was indeſſen einem jeden von ſelbſt in die Augen leuchten wird, iſt die Nothwendigkeit worinn wir uns ſehen, zu Ausführung dieſes Vorhabens um fremde Unterſtützung und Mitwürkung anzuſuchen. Wir ſind dieſe etliche Jahre her (auſſer manchen ſchätzbaren Stücken von genannten und ungenannten Verfaſſern, die wir mit Dank empfangen und mit Vergnügen unſern Leſern mitgetheilt haben) mit ungebetnen und unbrauchbaren Beyträgen, ſonderlich aus dem leidigen Fache der Poeterey, nur zu ſehr überhäuft worden. Sollten wir uns zuviel ſchmeicheln, wenn wir hoften, für dieſen neueröfneten Artickel, wo uns Beyträge unentbehrlich ſind, von Männern unterſtützt zu werden, deren Beyſtand wir uns zur Ehre ſchätzen könnten?

Wir erſuchen hier die Herren Lacher, ſich nicht zu viel auf den ſpaßhaften Einfall zu gut zu thun, daß wir uns nun in dem Fall der ſogenannten Undertakers in London befänden, und um unſers Nutzens willen wünſchen müßten, daß eine Mortalität unter die berühmten Leute kommen möchte, damit wir fein viel litterariſche Leichenbegängniſſe zu beſorgen bekämen —

So lang uns die Lebenden ſo reichliche Gelegenheiten darbieten, unſre Steckenpferde in Schimpf und Ernſt herum-

zukommeln, haben wir nicht vonnöthen, jemand zu Tode zu beten; und wiewohl wir mit gutem Gewissen eben nicht sagen könnten, daß kein vortreflicher Mann unsrer Zeit abscheiden könne, ohne daß wir einen Freund weniger hätten: so ist doch auch dagegen wahr, daß wir keinen zu nennen wissen, dessen Tod uns aus irgend einer Ursache lieber als sein Leben gewesen wäre. Aber — genug omnes eodem cogimur — die Reihe wird von einem zum andern endlich an jeden kommen; und so wenig auch der Vermißte unter uns verlassen mag, so wird er doch wenigstens einen Freund hinterlassen, dem es tröstlich seyn wird, das Andenken seines Verstorbenen nicht nur in seinem eignen Herzen zu pflegen, sondern auch in so vielen andern als ihm möglich ist, zu bauen und zu vervielfältigen.

Vollkommenheit — was kein Mensch, der nur eine Ahndung davon hat was Vollkommenheit ist, von irgend einem Menschenwerke fodert — kan am allerwenigsten von solchen Biographischen Schattenrissen, wovon hier die Rede ist, erwartet werden. Unzählige Ursachen, theils in der Natur der Sache, theils in den Personen die dabey zu thun haben, theils in den Umständen liegend, werden es in jedem Falle unmöglich machen, von berühmten — oder unberühmten — Männern ganz getreue Abbildungen zu geben; Abbildungen, die nichts verschönern, noch verhäßlichen, nichts vergrößern noch verkleinern, nichts verbergen noch übertünchen, nichts schief noch in falsches Licht stellen, kurz, die nie weder in Ideal noch in Karrikatur ausarten. — Der Hauptfehler aller solcher Beschreibungen wird immer der seyn, daß man uns z. Ex. mehr einen großen Mann in seiner Gattung als diesen Mann in seiner individuellen Art, in seiner Petreität oder Paulcität (wie's die Scholastiker nannten) vormahlen, und anstatt lebendiger Züge (deren gleichwohl sein Leben einem scharfsinnigen Bemerker genug, die sich fas-

sen

ſen und wiedergeben laſſen, dargeboten haben müßte) uns faſt immer mit allgemeinen Formeln abfinden wird. Es wäre ein Buch davon zu ſchreiben, warum das immer ſo geweſen iſt, und wohl immer ſo bleiben wird. Auch hier alſo wird man ſo billig ſeyn, uns das Καδδυναμιν ἐρδειν etc. des alten Heſiodus zu ſtatten kommen zu laſſen — das nach Vermögen opfern, das Sokrates ſo oft im Munde zu führen und auf alle Gelegenheiten, wo man Fremden oder guten Freunden Ehre anthun möchte, als eine Regel anzuwenden pflegte.

Wenn jemals ein Gelehrter in dem Falle war, daß die ſimpelſte Erzählung deſſen was er gethan, die beſte Lobrede iſt, die man ihm halten kann: ſo war es der große Mann, deſſen Andenken wir dieſe Blätter widmen. Sie ſind ein Auszug aus der Gedächtnisrede, die Ihm von Herrn Bernhard Tſcharner, des ſouverainen Raths zu Bern und Alt-Landvogten von Aubonne, einem der würdigſten und verdienſtvollſten Männern dieſer Republik, in der Oekonomiſchen Geſellſchaft, deren Präſident Haller war, gehalten, und auf Befehl der hohen Regierung zu Bern durch den Druck bekannt gemacht worden. Das Bild, das uns darinn von dem außerordentlichen Manne gemacht wird, iſt freylich nur ein Schattenriß. Eine Plutarchiſche Biographie, mit allen den kleinen individuellen Zügen und Geſchichtchen von ſeinem moraliſchen, bürgerlichen, häuslichen und litterariſchen Leben ꝛc. würde etwas mehr ſeyn; würde ſich dagegen ungefähr wie ein von Hans Holbein gemahltes Bildnis zu einem Schattenriß verhalten. Aber auch eine Plutarchiſche Lebensbeſchreibung, was wäre ſie gegen eine von dem großen Manne ſelbſt, mit der Offenherzigkeit des alten Lucils:

ut omnis
votiva patent veluti deſcripta tabella
vita Senis —

ohne

ohne Rückſicht auf die Welt bloß ſich ſelbſt erzählte phyſiologiſch-pſychologiſche Geſchichte ſeines Geiſtes, und innern Lebens — wenn wir den Myſtickern dieſes Wort abborgen dürfen. Welch ein koſtbareres Vermächtniß könnte ein ſolcher Mann der Nachwelt hinterlaſſen? Und wenn er den Muth gehabt hätte ſo tief in ſich ſelbſt hinein zu ſchauen als der Blick des Bewußtſeyns eindringt, und die Aufrichtigkeit, ſich ſo zu zeichnen, wie er ſich ſelbſt kannte: welch ein lehrendes Beyſpiel wäre eine Beſchreibung dieſer Art? — Doch, vielleicht (ſagt eben der tiefſinnige Denker, mit deſſen Worten wir hier reden) wär' es nicht einmal gut und nüzlich, das tiefſte Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen ſollen, jedem Thoren zu verrathen. (*) Wir ſetzen hinzu: Auch die gebrechliche Seite eines vortreflichen Menſchen, die Flecken die ſein Glanz bedeckte, die geheimen Narben ſeiner Seele, die Grenzen ſeiner Tugenden u. ſ. w. jedem Thoren zu verrathen, möchte nicht nüzlich ſeyn. Und am Ende, wo iſt der Sterbliche, dem es zukommt, in denjenigen was wir an Menſchen Verdienſt und Tugend nennen, das ächte und reine genau von dem zu ſcheiden, was in dem allbewährenden Feuer einſt verzehrt, oder als Schaum ausgeworfen und als Schlacken zu Boden geſtürzt werden wird?

Albrecht Haller wurde den 16ten Oktbr. 1708 in Bern geboren. Seine Mutter war eine geborne Engel. Sein Vater Emanuel Haller war zuerſt Advokat, und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvoytey Baden.

So bald er leſen und ſchreiben konnte, waren dieſe Hülfsmittel des Unterrichts ſein liebſter Zeitvertreib. Er durchlaß alle Bücher die er aufbringen konte, ſelbſt einen Bayle und Moreri, zu einer Zeit da ſich die Jugend nur mit Mährchen nährte

Schon

(*) Vom Erkennen und Empfinden der Menſchl. Seele. S. 22.

Schon damals verſuchte er jedes Muſter nachzuahmen, und ſammelte mit gröſten Fleiße, alles was in die Gelehrten-Geſchichte einſchlagen konnte. Dieſe ſeine ſo früh angefangne Sammlung zur Gelehrten-Geſchichte hat er bis an ſeine akademiſche Reiſen fortgeſetzt, und auf einige tauſend Artikel von Gelehrten gebracht; nachher aber als eine unvollkommne Arbeit unterdrükt. Er genoß des Hausunterrichts eines gewiſſen Abraham Baillodz, der wegen ſeiner ſonderbaren Meynungen von der Pfarre abgedankt worden war. Dieſer Mann hatte ihn ſo ſtrenge behandelt, daß er einem Freunde eingeſtanden: Er habe, lange Jahre nachdem er dieſem Pädagogen entzogen worden, bey gelegentlichem Anblicke deſſelben, jedesmal eine Erinnerung der ehmaligen Furcht wieder empfunden. Die trokne Lehrart dieſes Mannes diente indeſſen den Fleiß des jungen Hallers zu verdoppeln. Er zeichnete für ſich Wörter, Erklärungen, Thatſachen auf, beſchäfftigte ſich mit den Regeln der Sprachfügung und der Rechenkunſt ohne Anleitung. Im neunten Jahr überſezte er aus dem Griechiſchen und hatte den Anfang mit dem Hebräiſchen gemacht. Im 12ten Jahr brachte ihn der Tod ſeines Vaters wieder nach Bern zurück, und hier zeichnete er ſich vor andern in den öffentlichen Schulen aus. Er legte ſeine klaßiſche Proben unter dem beſtimmten Alter ab, und lieferte in Griechiſcher Sprache das Thema, das man in Lateiniſcher von ihm gefordert hatte. Achtzehn Monate brachte er hier im öffentlichen Unterrichte zu, und begleitete nachher einen ſeiner jungen Freunde nach Biel, wo er von dem Vater deſſelben, einem gelehrten Arzte, in der Philoſophie angeführt werden ſollte.

Der Vormund und ſeine Verwandten hatten ihn zum Predigtamt beſtimmt; der Aufenthalt in dieſem Hauſe aber entſchieden ſeine Wahl für die Arzneywiſſenſchaft. Mit Antritt des 16ten Jahres gieng er nach Tübingen und ſtudierte unter Camerarius und Duvernoy. Er legte bald öffentl che

ten iſt, ſo nüzt es, auſſer bey der einfältigern Art von Leuten, dem Geber nichts mehr. Verſprechen iſt hofmänniſch, und ein Stük von der feinen Lebensart; Halten iſt eine Art von leztem Willen oder Teſtament, welches bey dem, der es macht, eine groſſe Krankheit -- am Verſtand anzeigt.

Timon, kommt, ohne daß ihn die vorigen Perſonen gewahr werden, aus der Höle hervor.

Timon (vor ſich.)

Vortreflicher Künſtler! du kanſt keinen ſo ſchlechten Kerl mahlen als du ſelbſt biſt.

Poet.

Ich beſann' mich, was ich ſagen will, das ich für ihn in der Arbeit habe -- Es muß eine Vorſtellung von ihm ſelbſt ſeyn; eine Satyre über die Weichlichkeit, die eine Folge des Wohlſtands zu ſeyn pflegt; mit einer Entdekung der unendlichen Schmeicheleyen, die das Gefolge von Jugend und Reichthum ſind.

Timon.

Muſt du dich dann in deinem eignen Werk als einen Nichtswürdigen abſchildern? Willt du deine eigne Laſter auf andrer Leute Rüken peitſchen? Thue es, ich habe Gold für dich.

Poet.

Wir wollen ihn aufſuchen.

Proben ſeines Fleiſſes ab, und diſputirte über eine vorgebliche Entdeckung eines Speichelganges von Coſchwitzen; deſſen irrige Vermuthung Duverney durch anatomiſche Unterſuchungen an Thieren, und Haller durch Zergliederungen an menſchlichen Leichnamen widerlegten.

Er wendete überall den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht auf ſeine Studien, ohne ſich durch jugendliche Ergötzungen zerſtreuen zu laſſen.

Boerhavens Ruhm führte ihn nach Leyden, wo er im Jahr 1725 eintraf. Hier fand er, neben dem mündlichen Unterrichte dieſes groſſen Mannes, einen wohlunterhaltnen botaniſchen Garten, ein ordentlich bedientes anatomiſches Theater, reiche Sammlungen von Naturalien, den vollſtändigſten Büchervorrath. Der junge Albinus zeigte ſchon auſſerordentliche Kenntniſſe in der Anatomie; und in Amſterdam lebte noch der berühmte Ruyſch, der Erfinder der Injektion, und arbeitete noch in dem 90ſten Jahre ſeines Alters.

Einige Schwächung ſeiner Geſundheit machte ihm eine Reiſe zur Erholung nöthig, die er mit zween Freunden aus Bern durch die Provinzen von Niederteutſchland unternahm. Hier machte er viele nüzliche Bemerkungen, und beſuchte einige Höfe, mit denen er nachher in Verbindung kam.

Nach ſeiner Rückkunft in Leyden erhielt er die Doktorwürde in ſeinem 18ten Jahre. Hierauf trat er ſeine Reiſe an, und machte mit England den Anfang. In London trat er in eine genaue Verbindung mit dem Ritter Hans Sloane, deſſen Naturalienſammlung ſchon damals eine der erſten in Europa war, mit dem Hrn. Plumtree und Cheſelden, Direktoren des groſſen Thomas-Spitals, und mit Hrn. Douglas, der mit ſo vielem Ruhm anatomiſche Vorleſungen hielt.

Nach einem kurzen Beſuch zu Oxford gieng er nach Frankreich über, und ward ein fleiſſiger Zuhörer Winslows zu

Paris.

Paris. Hier besuchte er auch oft den berühmten Wundarzt Le Dran in dem Spital der Charité.

Im Febr. 1728 gieng er nach Basel, unter Joh. Bernoulli die höhere Mathesis zu studieren, und es finden sich unter seinen Papieren noch die Proben des glücklichsten Fleisses in dieser Wissenschaft. Hier erwarb er sich die Freundschaft des Hrn. Stähelin, nachmaligen Professors zu Basel, und des noch lebenden Prof. und Chorherrn Geßners zu Zürich. In der Gesellschaft des leztern unternahm er die erste Reise nach den Alpen, und legte also den ersten Grund zu seinem großen botanischen Werke.

Im 21sten Jahr kam er als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich anfangs der ausübenden Arzneywissenschaft. Er ward bald, gleich den ältern Aerzten, zur Besorgung des Krankenspitals gezogen. Er erhielt obrigkeitliche Unterstützung, öffentliche Zergliederungen anzustellen. Man übergab ihm auch die Besorgung der Bibliothek, wobey er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse von Büchern, Alterthümern und Münzen an den Tag zu legen.

Ohngeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommer-Monaten von 1730/1736. that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge; und fand im Bezirke seines Vaterlandes, die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die der äussersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der Philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanische und anatomische Schriften ihn der gelehrten Welt als ein seltes Phänomen auf der andern Seite ankündigten. Die Kön. Schwedische Akademie zu Upsala nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitglied auf.

Im Jahr 1736. erhielt er bey Stiftung der Universität Göttingen den Beruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik. Er unternahm die Reise mit einer Familie von 3 jungen Kindern, und hatte das Unglück, einen Monat nach seiner Ankunft seine geliebte Mariane zu verliehren, die von den Folgen eines gleich bey der Einfahrt in Göttingen geschehenen Falles, starb. Siebenzehn Jahre, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er hier zu. Viele bey der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er. Unter seiner Aufsicht ward ein anatomisches Theater errichtet, der Medicinische Garten angelegt, und zur Bequemlichkeit der fernern Aufsicht zunächst an demselben eine eigene Wohnung für ihn angebaut. Junge Mahler wurden von ihm zu anatomischen und botanischen Zeichnungen angeführt, eine Sammlung von Präparatis angeschafft, die Einrichtung einer Gesellschafft von Wundärzten, und eine Schule für Hebammen besorgt. Auch ward ihm die Ausführung der Anstalten für die Reformirte Kirche zu Göttingen aufgetragen: und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk das seinen Ruhm in ganz Europa entschieden hat sind die Auslegungen über die Akademische Vorlesungen Börhave's. Diese Arbeit zog ihm einen heftigen Streit mit Hambergern in Jena zu. Dieser war der alten Theorie des Galenus zugethan, nach welcher das Athemholen einer zwischen dem Brustfelle und der Lunge befindlichen und durch das wechselweise Anziehen der unter den Rippen liegenden Muskeln gepreßten oder freygelassenen Luft zugeschrieben wird. Auch die Consultationen Börhavs und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes sind durch Hallers Bemerkungen brauchbarer gemacht worden.

Indessen gab er seine Schweizerische Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten gesammleter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren.

Auf diese folgten seine anatomische Tabellen, in denen besonders die Lage und Verbindung der Schlagadern beleuchtet wird. Nachher gab er den Umriß seiner Physiologie heraus.

Der berühmten Minister von Münchhausen that, aus Liebe zu den Wissenschaften, und aus Achtung für Hallers Verdienste, alles was er konnte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er bekam bald den Charakter als Leibarzt und Kön. Hofrath. Ao. 1749. beschenkte ihn der König mit einen vom Kayf. Hofe ausgewürkten Adelsbrief; und nachher ward er zum beständigen Präsidenten der Kön. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Nach dem Wunsche, den der berühmte Dillenius auf seinem Sterbebette geäussert hatte, ward er an dessen Stelle nach Oxfort beruffen worden. Eine ähnliche Einladung hatte er nach Utrecht erhalten, nachdem der jüngere Albinus zu der Versammlung der Staaten befördert worden.

Von Seiten des Königs in Preussen ergieng ein gleicher Antrag an ihn, mit der Anerbietung sich seine Bedingungen selbst zu setzen wies ihm beliebte.

Im Jahr 1745. ward er zu einem Mitgliede des grossen Raths in Bern ernennt. Diese Beförderung, und das Verlangen, einen freyen Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, erweckte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterland. Die feuchte Luft in Göttingen ward ihm von Tag zu Tag beschwerlicher. Die gespannten Nerven wurden immer empfindlicher; eine Lähmung der Hand machte das Schreiben beschwerlicher; er besorgte die Verminderung des Muths zur

Arbeit, die für einen geschäftigen Geist den angenehmsten Theil des Lebens ausmacht.

Im März 1753. trat er mit Einwilligung der Hannöverischen Regierung diejenige Reise nach der Schweitz an, die sein Schicksal für die übrige Zeit seines Lebens entschieden hat. Er erhielt durch das Loos das Amt eines Ammanns, eine Vorbedienung mit welcher besondere Vortheile für seine Kinder verbunden waren; nähmlich das Vorrecht, bey sich ereignender Ergänzung des grossen Raths ein Subjekt zu empfehlen.

Nachher hat er das Amt eines Oberdirektor der Salzwerke zu Roche und beynahe zwey Jahr lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvogtey Aehlen bekleidet. Ausserdem hat er dem Staat bey ausserordentlichen Aufträgen, und durch seinen Rath als Beysitzer besondrer Dikasterien, die richtigsten Dienste geleistet, und zwar zuerst bey dem höchsten Ehegericht und nachher bey dem Oberappellationsgericht der Teutschen Lande. Das Waysenhaus zu Bern hat ihm seine erste Einrichtung zu danken. Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze. Die Göttingischen Anzeigen haben unzählige Auszüge merkwürdiger Schriften mit der zuverläßigsten Berichtigung von ihm erhalten.

Bey seinem ungemein ausgedehnten Briefwechsel war er jederzeit genau und fleißig in jedem Geschäfte.

Seine erste Muße in der Vaterstadt wandte er dazu an, Beobachtungen über die Entwiklung des thierischen Keims in den Eyern anzustellen. Er hatte schon ehedem, bey Erklärung der Böerhavischen Lehre, von einigen sehr genauen Beobachtungen über die dunkle Theorie der Erzeugung Gebrauch gemacht. Einige Jahre nachher widerlegte er mit vieler Bescheis-

ſcheidenheit die Meynung des Hrn. von Buffon von den innern Formen und den organiſchen Körperchen. Er zergliederte ſelbſt viele Weibchen vierfüßiger Thiere kurze Zeit nach der Beſchwängerung, und überzeugte ſich, daß der Embryon urſprünglich der Mutter eigen ſey. Bey den Eyern fand er, daß das Gelbe oder der Dotter, welcher auch bey unbefruchteten Eyern ſich befindet, den weſentlichen Urſtof des künftigen Vogels ausmache.

So ſtellte er auch Bemerkungen über den Wachsthum der Gebeine, und ihre Wiederherſtellung nach zufälligem Bruch, über die innere Geſtalt des Gehirns und der Augen bey Vögeln und Fiſchen, auch über die Augen einiger vierfüſſigen Thiere an.

Die beträchtlichſte ſeiner gelehrten Arbeiten iſt indeſſen die ausführliche Behandlung der Phyſiologie. Er war willens ſie noch Pſychologiſch zu behandeln, wenn er länger gelebt hätte; nehmlich die Bildung des Leibes als eines Werkzeugs der Wirkſamkeit der Seele zu betrachten, und den Einfluß des Willens und der Leidenſchaften auf einzelne Theile des menſchlichen Körpers zu erklären.

Die Botanik und Anatomie hat ihm unzählige neue Beobachtungen und Ausſichten zu danken.

In der Organiſation des menſchlichen und thieriſchen Körpers vermuthete er eine eigene Kraft, von welcher alle Triebe des Lebens abhangen, und die von der elaſtiſchen Eigenſchaft feſter Körper verſchieden ſeyn muß. Dieſes Vermögen, das in der Reizbarkeit des Herzens, der Muskeln, der Eingeweide und verſchiedner kleinerer Theile beſteht, und mit der Empfindſamkeit der Nerven nichts gemein hat, ſtellte Haller unter unzähligen anatomiſchen Verſuchen immer deutlicher und überzeugender dar. Die Würkungen deſſelben zeigen ſich in Oſcillationen des erſten ſichtbaren Punctes in dem Keime eines durch die Bebrütung erwärmten Eyes; und es muß für

den Urſprung des erſten Triebes zum Wachsthum und Leben erkannt werden.

Wenn man ihn auch nicht für den Erfinder der Lehre von der Irritabilität der Fibern erkennen wollte: ſo gehört ihm doch der Ruhm, dieſes Vermögen in ſeiner ganzen Ausdehnung an den Tag gelegt, und dadurch das Geheimnis der Natur in unſerm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. So wie die Fibern, hat auch das Geblüt eine beſondre Kraft zu reizen von dem Schöpfer erhalten; dieſe gegenſeitige Wirkung erklärt auf die einfachſte Weiſe die fortgeſetzte Bewegung des Herzens und den Umlauf des Geblüts durch alle Adern. Nimmt man ferner an, daß die Fibern der Muſkeln oder andrer Theile des Körpers ſo beſtimmt ſind, daß ihre Reizbarkeit durch eigne Flüßigkeiten erwekt wird: wie in den Muſkeln durch den Nervenſaft, in den Eingeweiden durch den Chylus oder die Dauungsäffte, in den Drüſen durch den die Feuchtigkeiten, die ſich in denſelben ſammlen und vervollkommnen: ſo können wir uns von dem ganzen animaliſchen Triebwerk einen Begriff machen. Mit eben ſo vieler Gründlichkeit hat Haller das Leibnitziſche Syſtem von dem Urſprung des gegenwärtigen Zuſtandes der Oberfläche unſrer Erde, und die hierüber vom Hrn. del Moro, einen gelehrten Italiäner, vorgebrachten Gründe, widerlegt.

Wer kennt nicht ſeine in der Manier Fenelons geſchriebene Romanen, die in alle Sprachen überſezt ſind, ſeinen Uſong, Alfred, Fabius und Cato? Auch ſeine Bemühungen, die Wahrheit der Chriſtlichen Religion gegen den Deismus zu vertheidigen, verdienen allen Dank.

Wir ſchweigen bloß deswegen hier von ſeinen Gedichten, weil ihr Werth vom Vaterlande längſt anerkannt und durch ſo viele Ueberſezungen bey den Ausländern beſtätigt iſt. Dieſer

Eine

Sinn, ſtarker blühender Ausdruck, ſind ihr Charakter, der ſich unter allen fremden Verkleidungen beſtändig erhalten hat.

Im Umgang war Haller, unter Leuten die an Wiſſenſchaft und Unterricht einen Gefallen hatten, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er beſaß eine gründliche Kenntnis aller Theile der Naturlehre, der neuern und ältern Geſchichte, auch einzelner Staaten, beſonders was ihre Kultur und Produkte anbelangt. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen nach allen Umſtänden waren ihm aus Reiſebeſchreibungen bekannt. Er hatte ſogar eine groſe Beleſenheit in Romanen und Schauſpielen.

Er war von langer, anſehnlicher Geſtalt; ſeine Phyſionomie war, theils wegen des kurzen Geſichts, theils wegen der angewöhnten Spannung der Muskeln, gemütniglich ernſthaft, voll Ausdrucks, und je nach der lebhaften Abwechslung der Gedanken verſchieden. Die zunehmende Stärke des Leibes, die ſchon bemerkte Schwachheit des Geſichts, die Gewohnheit einer kleinen faſt unleſerlichen Handſchrift, muſten ihm die Arbeit erſchweren. Er konnte ſich nicht enthalten des Tages gleich nach den Mahlzeiten, und noch bey ſpäter Nacht, zu leſen und zu ſchreiben. Bey dem allen gelangte er an die ſiebenzig Jahre. Er ſtarb den 12ten December 1777.

Seine erſte Gemahlin war Mariane, die älteſte Tochter Hrn. Samuel Weißen, Herr zu Mathod und La Mothe; von dieſer Ehe leben noch ein Sohn und eine Tochter. Die Zweyte war Eliſabeth, eine Tochter Hrn. Buchers, Mitglied des engern Raths und Venners der Republick. Die Dritte noch jetztlebende iſt eine Tochter des berühmten Teichmeyer zu Jena. Von dieſer Ehe ſind drey Söhne und drey Töchter bey Leben.

Er war Erbherr zu Goumoens Le Jux und Eclagnens, des groſen Raths der Stadt und Republick Bern, ehedem

Oberſalzdirektor zu Roche und Landvogt zu Aehlen, Präſident der Kön. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen und der Oekonomiſchen Geſellſchaft zu Bern; der Kön. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, auch vieler andern berühmten Akademien und gelehrten Geſellſchaften Mitglied; Königl. Großbritt. Leibarzt, Ritter des Königl. Schwediſchen Ordens des Polarſterns, und Kurhannöveriſcher Hofrath.

V.

Bögnerſche Gemählde-Ausſtellung zu Frankfurt am Mayn.

Als ich Ihr Leztes vom 7ten Jun. erhielt, kam ich eben von einer Reiſe nach Frankfurt zurück, die ich der zum Verkauf ausgeſezten anſehnlichen Bögnerſchen Gemählde-ſammlung zu Liebe unternommen hatte. Die Erben haben ſchon ſeit einem Monat die Säle und Zimmer des Senkenbergiſchen Stiftes bis zu Ende des Octobers gemiethet, um den Liebhabern Gelegenheit zu geben, dieſe Schätze in langſamen Augenſchein zu nehmen. Der Beſitzer davon war ein reicher Weinhändler, und vielleicht einer der ſonderbarſten Sammler die je geweſen ſind. Gemeiniglich iſt dieſe Liebhaberey eine Folge des Reichthums und eine Gefährtin der Eitelkeit, und mancher würde oft aufhören zu ſammlen, wenn ihm unterſagt würde, ſeine Uebermacht andern auszukramen. Hier war das Gegentheil. Bögner ſammelte nur für ſich ſelbſt, und war meiſtens

betre-

betreten, wenn ein Fremder erschien, den der Ruf herbeygelockt hatte. Selbst seine Familie wußte nur im Ganzen, daß diese und jene Zimmer davon vollgepfropft wären; allein niemand bekam sie zu sehen, und alles stund hinter und aufeinander. Auch würde man aus der Mannichfaltigkeit der Schulen und Nationen vermuthen, daß diese Sammlung nie einem Partikulier gehört hätte, sondern vielmehr das Werk einer öffentlichen Anstalt und durch verschiedne Zeiten und verschiedne Hände gegangen sey. Die Anzahl beläuft sich auf 873 Stücke und füllt zwey Säle und sechs Zimmer.

Aus dem beygefügten Verzeichnis werden Sie ersehen, welch eine ansehnliche Reyhe von Pölembourgs, Vertangen, de Heem, Rachel Ruysch, Franz Wouwermann, van der Werf, Denner, Slingeland, Metzu, Heinrich Roos, Berghem u. s. w. sich darunter befinde.

Alle diese Werke haben ein so anlockendes Verdienst, und rufen auch das ungelehrteste Auge so laut herbey, daß man nichts weiter zu sagen hat, als daß es die Werke seyen, für die sie ausgegeben werden. Allein mich dünkt, es sey neben diesem eben kein unnützer Dienst, einige Nummern hervorzusuchen, die ohne Unter- und Uberschrift und ohne Kommentar nicht jedem als Werke der ersten Klasse erscheinen, und sie dem abwesenden Liebhaber, den die Entfernung hindert durch eigene Augen zu sehen, bekannt zu machen.

Mich

Wer einen Vortheil einzuholen
Zu ſpät kommt, hat ſich ſelbſt beſtohlen.

Mahler.

Ihr habt recht.

Poet.

Such', was dir fehlt, bey Tag, der unbezahlt
dir ſcheint;
Die Nacht im ſchwarzen Flor iſt niemands Freund.

Kommt!

Timon.

Ich will euch beym Umkehren entgegen kommen -- Was für ein Gott iſt Gold, daß er in Tempeln verehrt wird, die verächtlicher ſind als die Oerter, wo Schweine ihre Speiſe ſuchen. Du biſt es der das Schiff ausrehdet, und die beſchäumten Wellen pflügſt; du verſchaffſt dem Sclaven Bewundrung und Ehrfurcht; niemals möge dein Dienſt abnehmen, und verderbliche Plagen ſollen deine Anbeter umkränzen! -- Izt iſt es Zeit, ihnen entgegen zu kommen.

Poet.

Heil dir, würdiger Timon.

Mahler.

Einſt unſer edler Gebieter.

Timon.

Wie, erleb' ich es, noch zween ehrliche Männer zu ſehen?

Poet.

Mich rührte gleich beym Eintritt in den erſten Saal No. 263. Ein mit vielem Ausdruck abgebildetes Griechiſches Frauenzimmer, mit halbentblößter Bruſt, von Julio Romano; eine in allem Sinn ſtrenge und hohe Schönheit, mit eben ſo vielem Ernſt in Ausdruck, Zeichnung und Kolorit behandelt. Nur die Raphaelſche Schule ſchaffſt ſolche erhabne Träume menſchlicher Figuren, und mit dieſer Strenge, Keuſchheit und Beſtimmtheit der Zeichnung.

Nicht weit davon zog mich No. 269. ein Geſellſchaftsſtück von Gabriel Metzu an ſich, das eine der glücklichſten Nachbildungen des gemeinen Lebens zeiget. Eine ſchöne geſunde verliebte Hausfrau aus jenen beſchränkten Zeiten, wo man nicht bloß mit der Seele liebte, empfängt einen Brief durch einen Trompeter, welcher das Koſtume der Ritterzeit beſtimmt. Sie zeigt ihm eine verſtellte Verachtung. Der Trompeter ſieht ſie für wahr an, und überreicht den Brief mit ſchüchterner Sorge. Die Figuren ſind ſchön gezeichnet und das Kolorit iſt ſo jovial, wie mans aus dieſer Schule gewohnt iſt.

In einem großen Geſchmack iſt die Geſchichte der Ehebrecherin von Quintinus Meſſis, No. 153. Alles, wenn Sie wollen, gemeine Figuren, und auch wie von ohngefähr ordonnirt und zuſammengeſtellt; allein ganz individuell und voller Ausdruck. Kurz, wie man komponierte, ehe das Richtſcheid vom Erhabnen,

Ideal,

Ideal, Pyramidal-Gruppirung, Kontraſt u. dergl. erfunden war.

Das beſte von Franks Werken die hier befindlich ſind, iſt No. 509. Eine Opferung Salomons mit ſeinen heidniſchen Weibern. Der Reichthum der Zuſammenſetzung, die Beſtimmtheit der Figuren, die wie gegoſſen ſind, der wahre Raum auf dem ſie ſich bewegen, das glühende Kolörit — machens zu einem wahren Vorbilde der Darſtellungskunſt. Er gehört wie bekannt zu den Meiſtern, die nie ſo viel Wahres enthalten, daß man durch die Täuſchung der Reminiſzenz in den Traum einer würklichen Gegenwart gewiegt wird; und man vergiſt nie, daß es nur gemahlt iſt.

No. 331. Ein klein Bild, deſſen eingeſchränkten Raum man ganz vergißt, wenn mans genau anſieht. Alle Streitende ſind dem Charakter und Ausdruck nach Helden vom erſten Range und dem ſtärkſten Muth. Alle Kleinigkeiten ſind mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und wahrem Geſchmack gemacht. Die beſten Kenner, die noch nichts von Julio Romano geſehen, und es daher nicht ſo geradezu dieſem Meiſter zuſchreiben würden, geſtehen alle einmüthig, daß es ein Werk vom erſten Rang, und des größten Künſtlers würdig ſey.

No. 178. Der Apoſtel Paulus, wie ihm die Augen geöfnet worden von Tintoret. In dieſem Bild iſt alles voller ernſthaften Schönheiten. Chriſtus iſt ganz der Mann der Wunder thun kan. Die Kompoſition iſt

für

für wahre und Halbkenner schön. In wenig Gemählden sieht man sich, wie hier, beym ersten Anblick überrascht, und bey der Untersuchung mit den einzelnen Theilen, die ein so schönes Ganze ausmachen, zufrieden.

No. 173. Es bleibet wohl noch zweifelhaft, ob es eine Maria ist. Die weibliche dafür angegebene Figur ist sublim schön. Alles, Charakter, Wuchs, simpler Fall und natürliche Lage der Gewänder, trägt zur ungewöhnlichen Würde dieser Figur das seinige bey. Die Kinder sind schön, und zierlich gezeichnet. Der Alte mit den Beutel ist ganz in le Bruns Geschmack. Es bleibt eins der allererſten Bilder dieser Sammlung.

No. 156. scheint älter als Albrecht Dürer zu seyn, für dessen Werk es hier angegeben wird. Die Gewänder sind, seinem Styl zuwider, in viele kleine Theile gruppirt. Wäre es von ihm, dem grossen Meister der Perspektiv, der ihren Regeln immer getreu geblieben ist, so würde man sie hier nicht so vernachläßigt finden. Demungeachtet ist das ganze Bild, wenn man sich in den Geist der damahligen Zeiten versetzen kan, ungemein schön, mit vielem Fleiß gemacht, und von treflichem Kolorit.

No. 172. Hier ist der hangende Leib nicht bleich, wie von Krankheit entstellt, sondern die Leiden eines Gesunden sind in allem sichtbar.

No.

No. 81. Iſt ein Frauenkopf von Vandyk angegeben. Er ſey von wem er wolle, ſo iſt die Farbe daran ſo wahr, daß ein Künſtler ſeine Einbildungskraft umſonſt fragen würde, wie ſie nachzumiſchen wäre. Es iſt alles ganz Fleiſch, Charakter und Temperament, und erſt ſpät fällts dem Zuſchauer ein, daß es gemahlt iſt. Nebenbey hängen einige Köpfe von denen mir die Nummern entfallen ſind, auch unter dem Artickel van Dyk, die beynahe gleiche Achtung verdienen. Unter den Köpfen von Rembrand iſt die alte Frau das vorzüglichſte, und nach ihm das Mädchen No. 199.

No. 91. ein vortrefliches Mannshaupt. Nicht die Züge der konventionellen mahleriſchen Schönheit ſind hier anzutreffen, ſondern ein ſchöner Mann, den jedermann glaubt geſehen zu haben.

Ich laſſe mich hier nicht darauf ein, ob alle Nahmen der Künſtler würklich ſo angegeben ſind, wie ſie bey der genaueſten Prüfung vor einer Verſammlung von Kennern würden beſtehen können. Das iſt aber gewiß, daß keinen Kopien der Werth von Originalen angelogen, noch dürftigen Werklein große Namen aufgeheftet worden ſind. Beſonders diejenige oben benannte flammändiſche Künſtler, deren Kolorit und Behandlung nichts zweydeutiges beym erſten Anblick hinterläſt, ſind meiſtens richtig angezeigt. Es ſind ohngefähr hundert Stücke vorhanden, die einen Platz in der gröſten Gallerie verdienten; und neben dieſen ſind noch

ohn-

ohngefähr 300 Stücke, die fürtrefliche und gute Kunstwerke darstellen. Kurz es ist ein angenehmes Schauspiel zu sehen, wie viel ein Bürger und Privatmann, ohne seiner Familie zu schaden, von seinem Ueberfluß hat entbehren, und dadurch wenigstens der Kunst so weit dienen können, daß er manch herrliches Werk vom Untergang bewahrt, und durch den Ruff seiner Sammlung den einzelnen Liebhaber auf den besondern Werth des verkannten Kunstwerks aufmerksam gemacht hat. Ueberhaupt enthält diese Stadt große Schätze der Kunst, und die reichen Bewohner derselben zeichnen sich durch einen wahren Enthusiasmus für dieselbe vor den gewöhnlichen Hütern todter Schätze rühmlichst aus.

VI.

Kritische Anzeigen.

Nouveaux Memoires de l'Acad. Royale des Sciences et Belles Lettres. Année MDCCLXXV. avec l'histoire pour la meme année. à Berlin, chez Chr. Vofs. MDCCLXXVII.

Voraus geht die Geschichte der Societät. Die letzte Preißfrage der Classe der schönen Wissenschaften über den Verfall des Geschmacks erhielt Herr Herder. Der Staatsminister Freyherr Hartz von Eschen ward zum Ehrenmitglied, und Mr. Moulines Prediger bey der Französischen reformirten Gemeinde zu Berlin zum ordentlichen Mitglied ernannt. Ueber den Preiß der Classe der spekulativen Philosophie hat die Societät verschiedene Abhandlungen erhalten, wovon zwoo im Druck erschienen sind. Sie hat aber die Preise noch nicht mitgetheilt,

getheilt, und verlangt von den Verfassern noch über verschiedene Punkte der Frage ein mehreres Licht, nemlich: 1) Welches sind die Bedingungen unter welchen eine Empfindung oder Perception bloß die Empfindungskräfte in Bewegung setzt, und denn auf der andern Seite, wenn und unter welchen Umständen wird die Erkenntnißkraft afficirt? In dem ersten und andern Falle kömmt die Perception selbst, das Objekt, und der damahlige Zustand der Seele in Anschlag. 2) Bey der zweyten Frage wünschte die Societät eine Erklärung des Phänomens wenn man sagt: *que l'Esprit est la dupe du Coeur*; und wiederum, warum man bemerkt, daß gewisse spekulative Köpfe nur schwach empfinden? 3) Bey der dritten Frage verlangte die Gesellschaft zu wissen, unter welchen Bedingungen der Mensch eher geneigt ist die Empfindungskraft als die Erkenntnißkraft auszuüben, und wechselsweise? Uebrigens erklärte man, daß die Preiße ohnfehlbar in einem Jahr ausgetheilt werden sollten. Die neuen Arbeiten, oder die Supplementa der ältern wurden bis den 1sten Januar 1776. angenommen. Bey der Klasse der Experimental-Philosophie ward die Frage aufgegeben: Welches ist die bestimmte Gröſſe der Winkel die zu jeder Art von Secretion nöthig sind? durch welche Versuche kan man dieselbe am besten bestimmen? und welche sind die Modifikationen die in dem Umlauf des Bluts hieraus entstehen? Der Preis ist 50 Ducaten. Die Arbeiten wurden bis den 1sten Januar 1777. angenommen.

Der Mathematische Preiß vom 1ten Jun. 1774 ward nicht ausgetheilt, sondern bis aufs Jahr 1778 aufgeschoben, weil der Hauptzweck der Frage nicht genug erörtert war, ob die Schriften gleich von sehr viel Analytischer Gelehrsamkeit zeugten.

Die Klasse der schönen Wissenschaften hatte für 1776 die Frage aufgeworfen: Was war im Verhältniß der Lebens-

mittel der Werth der Münzen von Constantin dem Grossen bis auf den Tod des Theodosius? Und was war der wechselseitige Einfluß zwischen den Verändrungen dieses Werths und den politischen und ökonomischen Verändrungen des Reichs? Den 31sten May 1776 ward der Preiß zuerkannt, und bis den 1. Jan. 1776 wurden die Schriften angenommen.

Ueber den Ellerschen Stifftungs-Preiß hat die Gesellschaft nichts erhalten, das sie zu Ertheilung desselben bewegen konnte. Sie gab also eine neue Frage: in wie weit die Pflanzen nach der Größe, Form und Struktur ihrer Wurzeln in Klassen zu bringen wären? Und was wäre hieraus Belehrendes für ihre Kultur überhaupt und für jede Klasse insbesondere zu bestimmen? Die Schriften sind bis den 1sten Jan. 1777 angenommen, und der Preiß den 31sten May 1777 zuerkannt worden.

Hierauf folgt ein Brief von Mr. D'Anfse de *Villeison*, wo er von seiner neuen Ausgabe des Cornutus, und seiner Theologia physica, seu Naturalis Stoicorum Nachricht giebt. Unterdessen beschäftigte er sich mit einer neuen Ausgabe des Longus und die erstern zwey Werke blieben noch in Manuscript. Die eingeschickte Abhandlung des Hrn. Professor Mayer zu Greifswalde, handelt von der Länge des einfachen Penduls zu Greifswalde. Das meiste derselben ist Historisch. Die Beobachtungen sind vom Aug. 1774 mit verschiednen einfachen Penduln zu Greifswalde angestellt worden. Die Maaße sind nach dem Schwedischen Fuß angegeben. Herr Pernetty handelt von den Mitteln die Schiffe strohmaufwärts zu führen. Ferner die aus der allgemeinen teutschen Bibliotheck schon bekannten Anmerkungen der Societät über die Mesmerischen Magnetkuren. Herr Corbenius handelt von einem vollkommnen Mittelsalz, das man auf der Erde bey Canal, einem Dorf der Provinz Asti, zehn Stunden von Turin, antrifft, und das

mit

wie Salpeter davon ausgelaugt werden kann. Es zeigt sich in den Monaten Februar, März und April, besonders bey gelindem Wetter, auf der Oberfläche der Erde. Aus einem Pfund Erde zieht man drey Unzen helles crystallisirtes sehr weisses Salz, etwas bittern Geschmacks. Aus den Versuchen zeigt sich, daß es eine Vitriolsäure, eine alcalische Erde, und besonders Terra muriatica salis communis, wie das Sedlitzer und Epsomer Salz, enthalte. Eine wohlgeschriebne Abhandlung über die Neugierde von dem jungen Herrn Trembley von Genf. Nachricht von den Büchern, Maschinen und Erfindungen, die der Gesellschaft im Jahr 1775 vorgelegt worden sind. Gedächtnisrede des Hrn. Nickel. — **Klasse der Experimental-Philosophie.** Erfahrungen über den Blasenstein vom Hrn. Marggraf, aus dem Teutschen übersezt. Die Veranlaßung dazu war folgende: auf einer glühenden Kohle gab ein Stückchen davon den Geruch eines flüchtigen Alcali; unter einer glühenden Muffel gab ein Scrupel davon einen urinösen Geruch wie auf der Kohle, und brannte nicht stark. Wie das Feuer zwey Stunden gedauert hatte, blieb nichts von Kalkerde übrig, der Stein hatte sich verflüchtigt, bis auf ein wenig sehr leichte Asche, die nicht zu wägen war. Beobachtungen über die Flöten von Hrn. Lambert. Er geht weiter als Hr. Euler in seinem Tentamen Theoriae novae musicae, und Hr. Bernoulli; und berechnet die Modificationen der Töne in Formeln nicht allein für die Röhren, die auf beyden Seiten offen, sondern auch bey denen, die auf einer Seite, oder beyden Seiten, entweder ganz oder zum Theil verschlossen sind. Eben derselbe hat Beobachtungen und Erfahrungen über die Mühlen mitgetheilt, die das Wasser von unten in einer horizontalen Direktion in Bewegung sezt. Ferner Beobachtungen über die Mühlen und Maschinen, wodon die Räder das Wasser auf einer gewissen Höhe empfangen. Ueber die Windmühlen von ebendemselben. Alle

dieſe Abhandlungen ſind voll der wichtigſten Sätze, deren analytiſche Form aber hier keinen Plaz erlaubt. Wir empfehlen die Abhandlung über die Windmühlen allen Praktici zur Belehrung, beſonders was der V. über die verſchiedne Größe der Mühlſteine und deren Vortheil bey verſchiednem Winde beybringt. Hr. Cothenius von der Krankheit einer Frau, bey welcher man im Leben 71 Nadeln meiſt durch Chirurgiſche Hülfe und zwar von allerley Größe hervorgezogen, und in deren Leiche man noch über 60 andere von erſtaunlicher Größe in den verſchiednen Eingeweiden gefunden hat. Die größte Schwierigkeit war dieſe, zu erklären, wie die Nadeln in den Körper gekommen waren, weil die Verſtorbne leugnete, daß ſie ſich bewußt wäre, einige verſchluckt zu haben. Das Merkwürdigſte war, daß ſie nirgens einige Entzündung verurſacht hatten, ſondern meiſt mit einer zähen Feuchtigkeit umgeben, oder ganz in das zellichte Gewebe wie verwachſen waren. Hr. Gleditſch liefert Beobachtungen über die junge Zweige, die in gewiſſen Jahren in Menge von den Tannen abfallen. Dieſer Abſprung, der ſich in den Monaten October, November, December, bis in den Februar ereignet, iſt nach dem V. nicht, wie man gewöhnlich glaubt, ein gewiſſer Vorbote der Fruchtbarkeit fürs künftige Jahr, und es gehören noch oft wiederholte Verſuche dazu, alle die verſchiednen Urſachen auszuſpähen, die zu dieſer Erſcheinung Gelegenheit geben. Hrn. Walters Geſchichte einer Frau die 22 Jahre lang ein verhärtetes Kind bey ſich getragen hat. Dieſer Fall kam von der ſogenannten Conceptione abdominali. Im Jahr 1752 glaubte ſie ſchwanger zu ſeyn, hatte gegen Ende ihrer Schwangerſchaft heftige Schmerzen, die ſie dem Tode nahe brachten, ſie gebahr aber nicht. Im Dec. 1774 kam ſie in die Charité zu Berlin, ſtarb daſelbſt, und man fand ein vollkommen verhärtetes Kind ohne Membranen, ohne Nabelſchnur und Nachgeburt. Die Theile deſſelben waren mit einer

ver-

verhärteten Feuchtigkeit inkruſtiert, die von einer mit irdiſchen Theilen vermiſchten Gallert-artigen Materie überall durchdrungen war, die mit den Steinen und Beinen des menſchlichen Körpers die vollkommenſte Aehnlichkeit hatte. Ueberdies war das Herz dieſer Frau ſtatt auf der linken Seite, hier auf der rechten zu finden. Dieſes verhärtete Kind war ohngefähr ein Vierteljahr, während der Zeit daß man es abzeichnete, der Luft ausgeſezt, ohne einiges Zeichen der Fäulung von ſich zu geben, und im Weingeiſt ward es weder härter noch weicher. Meteorologiſche Beobachtungen vom Jahr 1775 von Hrn. Wegelin. Wir übergehen die fürtrefliche analytiſche Abhandlung des Hrn. de la Grange von der Integrirung endlicher Differential-Gleichungen und ihrem Nutzen in der Theorie der Hazardſpiele. Zugabe des Hrn. de la Grange zu ſeiner Abhandlung über die Attraktion der elliptiſchen Sphäroiden. Hrn. Jean Bernoullis Fortſetzung ſeiner Abhandlung über den Polarſtern, beſonders in trigonometriſchen Unterſuchungen. Hrn. Wegelins beſondre Auflöſung des Problems von den erſten Zahlen. Hrn. de la Grange fortgeſezte arithmetiſche Unterſuchungen, deren Anfang ſich im Jahrgang von 1773 findet. Hr. Sulzer von der Unſterblichkeit der Seele, phyſiſch betrachtet. Er ſezt voraus, daß die Unſterblichkeit nicht anders angenommen werden kann, als in ſofern die Seele nach der Auflöſung des Leibes von neuem mit einem organiſirten Körper verbunden werde, durch den ſie die Erkenntniß ihrer ſelbſt und deſſen, was auſſer ihr vorgeht, erhält. Die gemeine Art die Nothwendigkeit dieſes Satzes aus den Eigenſchaften Gottes herzuleiten, ſcheint dem V. ſehr unzulänglich, und er ſucht es daher aus andern Gründen zu beweiſen. Sein Syſtem beruht auf folgenden 5 Sätzen. 1) Dieſer thieriſche ſichtbare Körper iſt nichts als die äuſere Schaale eines feinern organiſchen Körpers, der der Siz der Seele, oder die Seele ſelbſt iſt, nach dem Syſtem des

Poet.

Mein Herr, da wir ſo viel Gutes von euch genoſſen haben, und vernehmen mußten, daß ihr euch entfernt, und daß alle eure Freunde abgefallen, deren undankbare Gemüther -- (oh, verabſcheuungswürdige Seelen!) alle Ruthen des Himmels nicht hinreichend ſind -- Was? von euch? deſſen Stern-gleiche Großmuth Leben und Einflüſſe ihrem ganzen Weſen gab? Ich komme ganz auſſer mich, und kan keine Worte groß genug finden, die ungeheure Gröſſe dieſer Undankbarkeit darein zu kleiden.

Timon.

Laßt ſie nakend gehen, ſo ſehen die Leute ſie deſto beſſer; ihr, die ihr ehrliche Männer ſeyd, macht durch das, was ihr ſeyd, das was ſie ſind am beſten ſichtbar.

Mahler.

Er und ich haben in dem groſſen Regen eurer Freygebigkeit gereißt, und ihn auf eine angenehme Art empfunden.

Timon.

Ja, ihr ſeyd ehrliche Männer.

Mahler.

Wir ſind hieher gekommen, euch unſre Dienſte anzubieten.

Timon.

Sehr ehrliche Männer! Wie kan ich's euch wett ma-

Materialiſten. 2) Dieſer ſubtile Körper, oder die Molecula animata iſt durch die bloße Kräfte der Natur unzerſtörbar, und die Zerſtörung oder Auflöſung des thieriſchen Körpers iſt nichts weiter als die Zerſtörung der Vereinigung der beyden Körper, ohne die Organiſation der Molecula animata zu ändern. 3) Nach der Trennung der beyden Körper, hören alle klare Vorſtellungen der Seele auf, und ſie verliert allen Anſchein des Lebens. 4) Indeſſen da die Molecula animata unzerſtörbar iſt, ſo dauert ſie in ihrer ganzen Stärke fort; und nach den einmal angenommenen Naturgeſetzen folgt ſie den ihrer Gattung angewieſenen beſondern Geſetzen, ſtatt mit der allgemeinen Maſſe der Natur vermiſcht zu werden. 5) Mittelſt dieſer Geſetze kehrt ſie an den Ort zurück, wo ſie mit einem neuen gröbern Körper ſoll vereinigt werden, durch den ſie in den Stand geſetzt wird, fühlbare Eindrücke der materiellen Welt anzunehmen, die ihre klare Vorſtellungen, und dadurch ein neues Leben mittheilen. Die Ausführung dieſer Abhandlung iſt meiſterhaft, und die Beweiſe ſind der Art nach, wie ſie geführt werden, in einer vollkommenen neuen Geſtalt. Die Feſtſetzung des Worts: Phyſiognomie von Herr Formey; und die Schranken desjenigen, der ſich damit beſchäftigen will. Der Verf. glaubt, man müſſe den unverdorbenen Menſchen, der ſeiner erſten Organiſation am treuſten gefolgt ſey, unter den Wilden ſuchen. Ihre Phyſiognomien ſind ihm die wahren Abdrücke der Natur, was wir in Kupferſtichen die Probedrücke nennen. Bey uns glaubt er, daß Krankheiten, Erziehung u. ſ. w. uns ſo viele Schwierigkeiten in Weg legen, die erſte Original-Phyſiognomie unter allem dieſen Druck, Einwicklungen und Umſchaffungen auszuſpähen, und daß alle Bemühung deßfalls vergeblich ſey. Herr Merian fernere Anwendung der Berkeleyiſchen Theorie auf die beſondre Sätze derjenigen Philoſophen die die affirmative Parthey ergreiffen und behaupten, der Blindgebohrne werde

die

die Kugel von dem Würfel unterſcheiden. Es iſt dies die 5te Abhandlung über dieſe Materie. Arſalun-Bakſchi und Suwudangina, eine Tunguſiſche Romanze von Hrn. Formey aus den Nachrichten des Herrn Georgi. Sie iſt in dem Geſchmack der Morgenländiſchen Mährchen, wo die gröbſte Leidenſchaften mit dem Wunderbaren der Maſchinen auf uns wirken, doch ohne einige Feinheiten der Mährchen der Tauſend und Eine Nacht. Die Einwürkung des Nationalgeſchmacks auf die Ueberſetzung eines Werkes, von Hrn. Blaubé, 1ſte und 2te Abhandlung. Sie ſind voll der treffendſten Bemerkungen, beſonders was die Schwierigkeiten der Ueberſetzung der Alten anbetrift. Die 4te Abhandlung des Herrn Wegelin über die Philoſophie der Geſchichte. Ueber den Urſprung der Wappen von Herrn Francheville. Der Verf. beſchäftigt ſich mit den Zeiten Homers, der Griechen und der Römer.

Oth. Fried. *Müller Zoologiae Danicae prodromus.* Hafniae 1776. in 8. Ejusdemque *Icones variorum Animalium Daniae et Norvegiae* Faſcic. I. continens tabulas I — XL. 1777. in fol.

Da Herr Etatsrath Müller ſeinen Prodromus herausgab, machte er Hofnung auf Abbildungen der ſeltenſten darinnen beſchriebenen Thiere. Hier erfüllt er ſein Verſprechen, und liefert in ſeinem erſten Faſcikul lauter neuentdeckte, oder doch noch von wenigen beobachtete Thiere, meiſt aus der Klaſſe der Würmer, in guten illuminirten Abbildungen. Jeder Naturliebhaber wird ihm für dieſes Geſchenk danken, und Geſundheit und Muſe wünſchen, ſein angefangenes ſo nützliches Unternehmen fortſetzen zu können. Sein Prodromus zeigt uns dazu einen groſſen Vorrath, neue Geſchlechter, und eine Menge noch nicht bekannt gewordener Gattungen. Er iſt auch vor andern der Mann, den wir beſonders in dem

ſo ſchweren, noch am wenigſten bearbeiteten Theil von den Würmern, als genauen Beobachter und Meiſter erkennen. Würde er ſich gefallen laſſen, mit ſeinen Abbildungen eine nähere Beſchreibung und was zur Geſchichte eines jeden einzelnen gehört, die dem Forſcher oft unterwegs aufſtößt, zu verbinden: wie viel neue Gelegenheiten würden künftigen Beobachtern gemacht werden, tiefer in die Geheimniſſe der Naturhaushaltung zu dringen, und die noch immer verborgenen Würkungen mancher Inſekten und Würmergeſchlechter aufzuſpähen?

Die Einrichtung dieſer Zoologie iſt meiſtens Linnäiſch; einerley Klaſſen, Ordnungen, Geſchlechter, die nemliche kurze wörtliche Beſchreibung der Gattungen, wie ſie in dem Naturſyſtem befindlich iſt; aber alles von dem V. aufs neue bearbeitet, und nur in ſofern beybehalten, wann es ihm richtig genug geordnet und ausgedruckt ſchien. Wo er das nicht fand, hat er es nach ſeiner Einſicht geändert. Die wenigſten Veränderungen findet man bey den ſäugenden Thieren, (unter welchen Vespertilio mit Grund zu den Glires gezehlt worden) bey den Vögeln, Amphibien und Fiſchen. Mehr Veränderungen und Zuſätze haben dagegen die Klaſſen der Inſekten und Würmer; leztere nach unſerm Urtheil und nach denen vor uns liegenden Abbildungen glücklicher, als die verſuchte Verbeſſerungen einiger Geſchlechter der erſtern. Linne trennte in der lezten Ausgabe ſeines N. S. einige Geſchlechter, als Blatta, Gryllus &c. von den Koleoptern, und zählte ſolche zu den Hemiptern, weil ſie ihre Oberflügel gleich dieſen übereinander legten, und überhaupt mehr Aehnlichkeit mit ihnen hatten. Herr Müller giebt ſie den Koleoptern wieder zurück, weilen ihnen os roſtratum fehlet. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welches richtiger ſey. Uns dünkt, ſie könnten eine Zwiſchenklaſſe ausmachen. Die Koleoptern haben hier nach Schäffer'ſcher Vermehrungsmethode.

über

über 20 Geſchlechter mehr als bey dem Linne. Manches iſt dadurch freylich in beſſre Ordnung gebracht worden: indeſſen ſcheinen auch manche Geſchlechter ohne Noth gemacht, und mehr zur Erſchwerung, als zur Erleichterung der Wiſſenſchaft zu ſeyn. Wir hätten immer lieber Scarabaeus und Copris ein einziges Geſchlecht ſeyn laſſen, weil ſie die von allen andern unterſcheidende Lamellen der Fühlhörner mit einander gemein haben. Fordert man zu viele Gleichheit bey den Gattungen eines Geſchlechts: ſo häuffen ſich die Geſchlechter ins unendliche, und eben der Scarabaeus könnte alsdenn noch in gar viele Theile zerlegt werden; wenigſtens müßte man dem Hemipterus, da er ein Schildchen und entfernter von einander ſtehende Hinterſchenkel hat, eben das Recht anthun, das man dem Nuchicornis und ſeinen Brüdern wiederfahren laſſen. Die Tagſchmetterlinge hat Herr Müller unter drey Abtheilungen gebracht, 1) alis caudatis, 2) alis dentatis, 3) alis integerrimis, rotundatis. Dieſe Ordnung wäre zwar bequem genug, wenn ſie nur nicht allzuſehr gegen die Natur, und im rangieren ſchlüpferig wäre. Die Natur hat nicht umſonſt einige mit vier Füſſen und zwey ſtumpfen Vorderfoten, andere aber mit ſechs vollkommenen Füſſen verſehen. Die Eintheilung in Tetrapodes und Hexapodes bleibt daher immer die natürlichſte; und ſo wollen es auch die Aehnlichkeit der Larven, und ihre Verwandlungsart haben. Allein bey jener beliebten Eintheilung kommen allzu unähnliche zuſammen, ein Machaon, Rhamni, Betulae &c. Der erſte Anblick trennt ſie ſchon: die Larven und Puppen noch mehr. Papilio Malvae kann um der Füße und ſeiner Verwandlungsgeſchichte willen nicht zu einer Atalanta gezehlt werden; und bey der lezten Ordnung kommen noch mehrere ungleiche zuſammen, wobey man oft zweifelhaft iſt, zu welcher Klaſſe ſie gehören — ein phlaeas, virgaureae &c. welche wenigſtens rudimenta caudae haben, eine Jurtina und andre, welche eben ſo gut dentat können genennt

werden, als eine Cinxia, Adippe, Aglaia u. a. der zweyten Ordnung. Dergleichen beträchtliche Veränderungen finden wir noch viele, aber auch recht viel gute, die wir jetzo übergehen müssen. Verſuche bleiben Verſuche. Ein jeder giebt's, wie er's hat, und zimmert's, wie er kann. Die Nachwelt mag ſich aus den Brocken und Spänen auslesen, was ſie zu Ausführung des Gebäudes am dienlichſten findet.

Die Werke des Homerus, aus dem Griechiſchen überſetzt von dem Dichter der Noachide. Zürich bey Orell ꝛc. 1778. 2 Bände, in groß 8.

Mit Vergnügen ſieht man den verdienten Greiß ſich von neuem in die Laufbahn wagen. Wie mancher von uns würde glauben, durch dies einzige Werk ſeinen Stuhl auf dem Parnaß auf ewig befeſtigt zu haben! Die Ueberſetzung lieſt ſich an den meiſten Orten ſehr gut, beſonders wenn man die Hexameter nicht ſo genau mit den Griechiſchen vergleicht, (*) und der Gang derſelben iſt ſo ſtät wie der des Originals. Das groſſe Verdienſt des teutſchen Dichters iſt, daß er ſeinem Original ſelten einen Nebenbegriff unterſchiebt, ſondern, ſoviel möglich die ſinnlichen Ideen des alten Vaters aus ſeiner Patriarchenzeit wiederzugeben ſucht. Das Mährchen des Homers iſt um keine Folie brillianter geworden, und das allein

(*) Ich glaube, man könne mit gleich vieler Wahrheit beydes ſagen, ſie **gewinnen** und **verliehren** durch die Vergleichung mit dem Original. Bey ſehr vielen, ſonderlich vorzüglich ſchönen Stellen, habe ich die beſondere Mühe wahrgenommen, die ſich Hr. B. mit glücklichem Erfolg gegeben, dem Wohlklang und Numerus des Originals nahe zu kommen. Wo er zurückbleibt, liegt die Schuld meiſtens nicht an ihm, ſondern an unſrer von der Griechiſchen wahrlich ſehr verſchiedenen Sprache; wie jeden, der es verſuchen will da oder dort **beſſer zu machen**, bald die eigne Erfahrung lehren wird. *Experto credite.*

lein wäre genug und mehr als genug, um dem Ueberſetzer zu verzeyhen, daß er nicht — Homer ſelbſt iſt.

Zuſatz des Herausgebers.

Wiewohl vorſtehende kurze Anzeige nicht alles gute von dieſer Bodmerſchen Ueberſetzung Homers ſagt, noch in ihrer zweckmäßigen Kürze ſagen konnte, was man, um ihr vollſtändige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſagen müßte: ſo iſt doch izt weder Raum noch Noth, in eine genaue Unterſuchung deſſen was Bodmer geleiſtet oder nicht geleiſtet hat, was beym Umſetzen des Homeriſchen Geſangs in teutſche Hexameter nothwendig verlohren gehen mußte, ſ. w. uns einzulaſſen. Alſo, nicht als einem kunſtliebhabenden oder kunſtrichterlichen Leſer, ſondern blos als einem alten Freunde des lieben ehrenwerthen Greiſes, ſey mir erlaubt, hier einen Augenblick mein Herz reden zu laſſen — mich einen Augenblick in die glücklichen Tage meiner Jugend zurückzuträumen, als ich in den Jahren 1753. und 54. in ſeinem Hauſe lebte, und in ſeliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beſchränktheit, Weltunerfahrenheit, und jugendlicher Herzensfülle, die Briefe der Abgeſtorbenen und Abrahams Prüfung in eben dem Muſeo, an eben dem Tiſche ſchrieb, wo Bodmer wechſelsweiſe bald den Eingebungen ſeiner patriarchaliſchen Muſe horchte, bald ſich von der Homeriſchen, ihrer Schweſter, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ, und ſchon damals (vielleicht nur als Spiel und um ſeine Kräfte wie an Ulyſſens Bogen zu verſuchen) einige Bücher der Ilias und Odyſſee zu überſetzen anfieng. Es wäre fanatiſch von mir, wenn ich von Tauſenden, die den vortreflichen Mann nicht kennen wie ich, — nicht bey und mit ihm gelebt haben wie ich, nicht Vaterzärtlichkeit und Vaterſürſorge von ihm genoſſen haben wie ich, nicht Gelegenheit gehabt haben ſeinen ganzen Charakter,

ſeinen

seinen ganzen Geist und Sinn, sein so zartfühlendes, unverdorbnes, von keiner Thorheit keinem Laster seines Jahrhunderts angestecktes, allem Guten (das ihm allein Schön war) offenes Herz, die Reinheit seiner Sitten, und die wahrhaft Homerische Einfalt seiner Lebensart so manche Jahre lang anzuschauen wie ich — erwarten oder fodern wollte, daß ihnen der unvermuthete Anblick der auf einmal vollendet hervortretenden Ilias und Odyssee, von diesem Mann, der mir einst soviel war — ein Werk von solchem Umfang, solchen unermeßlichen Schwierigkeiten, von dessen ersten Anfängen ich vor mehr als 24 Jahren Augenzeuge gewesen war — diese lange Zeit über in der unscheinbaren Stille der Häuslichkeit und Abgeschiedenheit seines Urhebers immer warmgehalten und mit ächtem Homerischen Sinn und unverwandtem Hangen an seinem alten Lieblingsdichter ausgebrütet, endlich im 80sten Jahre seines Lebens auf einmal vollendet, und, eben so still und Prunklos wie sein ganzes Leben war, in die Welt hingegeben zu sehen — es wäre fanatisch, sage ich, wenn ich von Tausend andern, die nicht in meinem Falle waren, fodern wollte, daß ihnen dieser Anblick eben die innige Freude hätte machen sollen wie mir. Ich kann ihnen ihre Kälte so gut verzeyhen als sie mir hoffentlich meine Wärme verzeyhen können. Aber dies, liebe Teutschen, ist doch nicht zuviel, wenn ich von dem Herzen eines jeden braven Mannes unter Euch — der seit 50 oder 40 oder 30 oder 20 oder auch nur seit den nächsten 10 Jahren an dem Zustande unsrer Litteratur, und an den Schritten, welche die Nation, diese Zeit über, in Gefühl des Guten und Schönen, Geschmack, Aufklärung, u. s. w. vor- seit- oder rückwärts gethan hat, einigen Antheil genommen — gut genug denke, um ihm zuzutrauen: daß dieses an sich selbst in jeder Betrachtung schätzbare Werk mit destomehr gutem Willen und — (warum sollt' ich mich scheuen das rechte Wort zu nennen?)

mit

mit deſtomehr von dem ehrerbietigen Gefühl das man dem verdienſt- und ehrenvollen Alter ſchuldig iſt, werde aufgenommen werden, da es das lezte Geſchenk eines 80jährigen Mannes iſt, der ſich ſeit mehr als einem halben Jahrhundert ſo viele und ſo wahre Verdienſte um ſeine Nation und Zeit, und in beyden um die Nachwelt, gemacht hat. Herzerfreulich iſt es für ſeine Freunde, daß er uns dies Geſchenk noch ſelbſt bey frohem gutem Muthe hat machen können; und lange möge die Vorſehung noch die Tage eines Mannes vermehren, deſſen Geiſtesmunterkeit und unermüdete Thätigkeit bey ſolcher innerer Ruhe des Gemüths, in einem Alter an das ſo wenige Menſchen reichen, ihn zum lebendigen rührenden Beyſpiel des Segens und der Glückſeligkeit eines in frommer altväterlicher Einfalt und Rechtſchaffenheit mit der Weisheit und den keuſchen Muſen zugebrachten Lebens macht!

Bodmer iſt nun, nachdem Voltaire endlich vom Schauplatz der Eitelkeit, auf welchem er ſeine Rolle bis zum Plaudite rein ausgeſpielt hat, abgetreten ſeyn ſoll, ſoviel ich weiß, der Aeltervater aller Dichter in Europa. Man kann ſich wohl keine größere Ungleichheit denken als in dem Charakter des Lebens und der Werke dieſer beyden Männer herrſcht; und dies unterſagt natürlicher Weiſe alle Vergleichung. Auch ſey es ferne von mir, den (wiewohl nicht *pits*) Manibus eines Mannes Hohn ſprechen zu wollen, deſſen Geiſt und Talente und — Verdienſte (denn wer wird ihm auch dieſe abſprechen?) nach vielen Jahrhunderten noch ein Wunder in den Augen unſrer Nachkommen ſeyn werden! Aber gleichwohl, am Ende der Laufbahn, welcher Menſch, an deſſen Kopf und Herzen noch etwas geſundes iſt, würde nicht *Henriade*, *Zayre*, *Philoſophie de l' Hiſtoire*, *Pucelle*, und die *Seigneurie de Ferney* oben drein, darum geben, lieber Bodmer als Voltaire geweſen zu ſeyn?

W.

Wie-

Wienerischer Musen-Almanach auf das Jahr 1778. Wien, bey Kurzböck.

Mit Vergnügen haben wir den zweyten Jahrgang dieses Werkchens bemerkt. Es enthält eine Sammlung meist artiger Gedichte, worunter sich eine Romanze von Hrn. Leon auszeichnet; ferner eine Anzeige der auf dem Nationaltheater vorgestellten Stücke mit Bemerkung der Anzahl der Vorstellungen — ein gewiß nicht unwichtiger Gedanke, woraus sich eine Bilanz des Geschmacks eines Orts ziehen läßt. Die Kritiken über einige neue dramatische Produkte sind freymüthig und gut gesagt, und enthalten einige sehr gegründete Klagen über den Schwindelgeist des Falscherhabenen und der Sprachverhunzung, der izt unsre teutsche Litteratur, unter dem Titel Teutschheit und Mannheit, allenthalben drückt.

Bibliothek der Romane. Erster Band. Berlin 1778. bey C. F. Himburg, 8. 302. S.

Dieser erste Band liefert unter V. Rubriken, I. Ritterromane, 1) eine Abhandlung von alten Ritterwesen, 2) einen Auszug aus dem teutschen Ritterbuch Herkules und Valiska, 3) kurze Nachricht von der Tafelrunde und den Französischen Auszug aus dem *Roman de Merlin* und dem von König Artus, in 12 Seiten zusammengeschmolzen. II. Volksromane, einen Auszug aus der bekannten Historia von D. Faust. III. Teutsche Romane, 1) des Herrn von Lorn, redlichen Mann am Hofe, nebst Geschichte des Romans, oder vielmehr Nachricht vom Verfasser desselben, 2) Geschichte der Miß Fanny Wilkes. IV. Ausländische Romane, 1) die entlarvten Mönche, ein Spanischer komischer Roman, 2) Bertoldo, Bertoldino und Kakasenno, drey Italiänische Volksromane, wobey der erste eigentlich das Original ist; nach unserm Sinn das

beste

beſte Stück in dieſem Bande. V. Epiſoden oder kleine Geſchichtchen. Die Schäferſtunde von M. Dorat aus dem *Journal des Dames*, ſo gut überſezt als ſichs Mr. Dorat nur immer wünſchen kann. Der Herausgeber erklärt ſich in der Vorrede, daß ihm Beyträge, Auszüge, von fremder Hand allezeit willkommen ſeyn werden; und erwartet übrigens, nicht aus den drey erſten Bänden, ſondern nur aus der längern Fortſetzung beurtheilt zu werden.

Die Frage wie viel oder wenig Nutzen von dieſer neuen Litterariſchen Unternehmung zu erwarten ſey, käme alſo noch zu früh. Alles wird auch hier (wie überall) von der Güte der Ausführung abhangen. So ein frivoles Ding ein Roman in den Augen der meiſten ernſthaften Leute iſt, ſo gehören doch ſehr ernſthafte geſcheidte und gelehrte Männer dazu, uns eine Bibliothek der Romane zu geben, durch welche die Litteratur und die Menſchenkenntniß gewinne. Man kann ſich von den ungenannten Verfaſſern der gegenwärtigen, nach dieſem erſten Bande zu urtheilen, vieles verſprechen — wiewohl wir nicht bergen, daß die Stelle in der Vorrede, wo man uns ſagt: „von den Aelteſten und wenig bekannteſten „der Innländiſchen Romane, und den intereſſanteſten und „neueſten der Ausländiſchen die Skizzen oder den Geiſt „zu geben, und gleichſam ihre Miniaturgemählde auf„zuſtellen, iſt eine Sache die dem Leſer die beſte und an„ziehendſte Unterhaltung gewähret„ uns ein wenig aufgefallen iſt. Denn entweder hat der Verf. hier ſeine Feder einen Augenblick allein gehen laſſen, oder wir müſſen glauben, daß er eine Skizze von einem Werk geben, und den Geiſt davon geben, und ein Miniaturgemählde davon aufſtellen, für Ausdrücke halte, deren einer den andern erläutert, und die im Grund einerley ſagen wollen. Unſers wenigen Ermeſſens iſt die Skizze eines guten Dichterwerkes, ein bloſes

Gerippe,

chen? Könnt ihr Wurzeln eſſen, und kaltes Waſſer trinken? Nein.

Beyde.

Wir wollen thun, was wir nur immer können, um euch Dienſte zu leiſten.

Timon.

Ihr ſeyd ehrliche Männer; ihr habt gehört, daß ich Gold habe; ich bin verſichert, ihr habt's gehört; ſagt die Wahrheit, ihr ſeyd ehrliche Männer.

Mahler.

So ſagt man, mein edler Lord; allein deßwegen kam ich und mein Freund nicht hieher.

Timon.

Guter ehrlicher Mann; du mahlſt das beſte Portrait unter allen Mahlern in Athen; du biſt, in der That, der beſte; du mahlſt vortreflich nach dem Leben.

Mahler.

So, ſo, Gnädiger Herr.

Timon.

Eben ſo, mein Herr, wie ich ſagte. (Zum Poet.) Und was deine Gedichte betrift, deine Verſe flieſſen ſo voll und lieblich, daß du in deiner Kunſt eben ſo natürlich biſt. Allein eben darum, meine ehrlich-geſinnten Freunde, muß

ich

Gerippe, höchstens dem Kenner brauchbar, aber sehr wenig anziehend für den Liebhaber, der dies Gerippe mit Fleisch und Blut bekleidet und belebt, und mit Geist beseelt sehen will, um Genuß davon zu haben. Der Geist eines Werks ohne den Leib ist ein zu feines flüchtiges Wesen, und verduftet gewöhnlich unter der Operation des Ausziehens. Und Miniaturgemählde von großen Romanen erinnern uns an die kleinen zwey oder drey Daumen breiten Bildchen, worinn man uns ohnlängst von den Meisterwerken der Galerie zu Düsseldorf eine Idee hat geben wollen. Bey einem Roman, wie bey allen andern Gedichten, machen die eigene Art der Ausführung und Behandlung, die lebendige Darstellung, die Kraft und Wahrheit des Kolorits, die Schönheiten des Detail, und der Effekt den das alles wieder im Ganzen zusammen thut, gerade den Werth des Werks aus; der Geist lebt und webt in dem allen. Ihn davon abzuziehen, ist unmöglich; ihr würdet einen todten Leichnam übrigbehalten, und der Geist wäre euch unter den Händen entschlüpft. Der Gräf von Tressan, von dem einige weitläuftige Auszüge aus den alten Französischen Ritterromanen, *Gyron le Courtois*, *Tristan de Lionnois* u. a. in der Französischen Bibliotheque des Romans stehen, hat daher, ungeachtet der ungemeinen Gabe die er hat, einen Auszug durch die Lebhaftigkeit und das Geistreiche seines Styls interessant zu machen, für nöthig befunden, oft mit den eigenen Worten seines Originals zu sprechen, oft ziemlich große Stellen von etlichen Seiten wörtlich daraus abzuschreiben, und gerade diese Fragmente der Originale sind das Interessanteste in seinen Auszügen. Da nun diese in den Auszügen seiner Auszüge, die man uns hier unter der Rubrik Ritterromane verspricht, verlohren gehen, so geht just alles verlohren. Ist die Absicht des Verfassers dieser B. ein Werk zu unternehmen, das wirklich für Gelehrte und Liebhaber zugleich interessant seyn soll:

so

ſo möchten wir ihnen rathen, uns z. Ex. Auszüge aus den alten teutſchen Romanen und Gedichten von der Tafelrunde zu liefern, die in einigen Bibliotheken, z. Ex. zu Wolfenbüttel, Dresden, Inſpruck u. ſ. w. noch in Handſchriften liegen, und den weiſen König, den Theuerdank, und ihresgleichen nicht aus ihrem Plan auszuſchlieſſen. Dagegen möchten ſie bey den Vätern und Müttern unter ihren Leſern und Leſerinnen mehr Dank verdienen, wenn ſie aus der Rubrik Epiſoden und kleine Geſchichtchen ſolche Werkchen ausſchlöſſen, wie die Schäferſtunde, die freylich, wie ſie ſagen piquant und nur gar zu piquant geſchrieben iſt. Die Herausgeber geſtehen, ſie ſey etwas frey: (aber ſetzen ſie hinzu,) „wir glaubten, was in einem Journal für Damen ſtehn könnte, würde ſich eben ſo gut für eine Bibliothek der Romane „ſchicken.„ Und hierinn haben ſie ſich unſtreitig geirret. Denn in Paris und in dem Zirkel, worinn Hr. Dorat lebt, ſind unter dem Wort Dames auch etliche Tauſend hohe und niedrige Carins begriffen. So weit aber iſts mit uns Teutſchen noch nicht gekommen. Unſre Schweſtern, Weiber und Töchter, auf welche es doch wohl mit dieſer Bibliothek am meiſten gemünzt iſt, ſind — wenigſtens à potiori — keine Doratiſche DAMES, ſondern ehrliche Mädchen und Weiber, an denen noch was zu verderben iſt.

IV.

Haſſan und Ariaſpes, eine Geſchichte. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1778.

Die Namen zeigen ſchon an, daß alles im Morgenlande vorgeht. Es iſt ein Haufen Begebenheiten eines undankbaren Günſtlings, der ſich durch allerley Schandthaten auf den Thron ſchwingt, und nachher jämmerlich umkömmt. Bey einer ſolchen Erfindung verlangt der Leſer, wenn auch die Ereigniſſe Schuß auf Schuß folgen, wenigſtens einen kleinen

Grad von der Illuſion, die durch's Coſtume erzeugt wird. Allein hiervon zeigt ſich hier keine Spur. Auch von ganz menſchlicher Leidenſchaft, Darlegung der Motive, Analogie der Begebenheiten, kurz, allem, woran ſich der Scharfſinn des Leſers üben, oder ſeine Imagination durch Reminiſcenz eigner Erfahrungen beluſtigen könnte, iſt nicht das mindeſte vorhanden. Man ſieht nicht ein, warum der V. ſo ſchnell hat arbeiten wollen, wenn es anders nicht beſtellte Arbeit, wie Süſporten, Kaminſtücke u. d. gl. war.

Bemerkungen auf einer Reiſe in Briefen an eine Freundin. Halle. 1778.

Etwas weniges von neuerlich geſchehnen Partikular-Umſtänden des Deſſauiſchen Philantropins geben dieſen Briefen noch etwas hiſtoriſch-momentanen Werth. Anſerdem ſind's empfindſame Betrachtungen auf alle Tage im Jahr an eine herzlich geliebte Freundin, wie denn deren unſre jetzige junge Autoren gemeiniglich wenigſtens Eine im Schnappſacke führen.

Drey Epiſche Gedichte.: Makaria, Sigowin und Adelbert. Zürich, bey Orell und Comp. 1778.

Das erſte, nach der von Euripides behandelten Geſchichte der Makaria: die zwey andern, Sigowin und Adelbert, ſind aus den Ritter- und Pilgrim-Zeiten, und haben würklich das Verdienſt der mahleriſchen Poeſie im Epiſchen, die wir aus dortigen Gegenden ſeit langen Zeiten zu erhalten gewohnt ſind. Der Schweizeriſche Dichter ſieht doch etwas von dem, was er uns zeigen will: da hingegen die unſrigen meiſtens nichts geſehen haben, und alles ohne Standort und feſten Grund für ihre Figuren aus den Lüfften zuſammenweben. — (Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſe drey Stücke nicht von dem Verfaſſer der Noachide und Ueberſetzer des Homers ſelbſten herrühren ſollten. W.)

Lettres

Lettres Phyſiques et Morales ſur les Montagnes et ſur l'hiſtoire de la Terre et de l'homme, addreſſés a la Reine de la Grande Bretagne p. J. A. de Luc, Lecteur de ſa Majeſté. à la Haye chéz Detune Libr. 1778.

Unter dieſem groſſen prächtigen Titel kündigen wir ein angenehmes Leſebuch für die Damen an. Dieſe Geſchichte der Erde und des Menſchen enthält Briefe, welche Hr. de Luc an die Königin von England während einer Reiſe geſchrieben, die er, in Begleitung einer kränklichen Hofdame Sr. Majeſtät, in die Schweitz, das Walliſer Land, in die Provence, Neufchatel u. ſ. w. unternommen hat. Sie ſind ſehr angenehm geſchrieben, und machen beſonders dem Herzen des V. viel Ehre. Manches von den Empfindniſſen wird uns Deklamation ſcheinen; allein bey gewiſſen Nationen und unter Leuten von gewiſſem Stande ſpricht man lange und laut von Menſchheit, Toleranz, Verminderung der Bedürfniſſe, Schädlichkeit des Luxus u. ſ. w. weil dieſe Ideen weiter von ihnen abſtehen, und mehr Verdienſt der Neuheit haben, als bey andern, die ſolche durch die liebe Praxin längſt in ſuccum et ſanguinem verwandelt haben. Man darf ſich indeſſen nicht fürchten, daß irgend etwas von des V. Syſtem drinn vorkommen möge, ſo ſehr's auch überall verſprochen wird; ſondern wir ſtehn dafür, es iſt kein Gran — Gelehrſamkeit drinn. Wäre der Titel in Deutſchland abgefaßt, ſo würde es unſerm gewöhnlichen Haus zum Bombaſt zugeſchrieben.

Neuere Geſchichte der Polarländer, 2ter und 3ter Theil. Berlin, bey Chriſt. Friedr. Voſſ. 1778. 8vo.

Eine nicht unangenehme Kompilation aus den Quellen der Geſchichte dieſer Länder. Nur muß man nicht erwarten, daß der V. derſelben das geringſte aus eignen Fonds hinzugethan hätte. Auch Gelehrſamkeit und Unterſuchung ſtrittiger hiſtoriſcher

tischer Punkte ist hier nicht zu suchen, sondern bloße Lektüre, wie man sie fürs Haus braucht. Albr. Kranz, Scheffer, Müllers Sammlungen. Die Nachrichten von den Sagen u. s. w. sind dabey gebraucht worden. Der 2te Theil enthält Lappland und Norwegen; der 3te Theil von den Seezügen der alten Norweger, den Niederlassungen, die durch die Seestreifereyen der Skandinavier veranlaßt worden, den Sitten dieser alten Völker, Künsten und Wissenschaften, der alten Nordischen Dichtkunst, Fabeln und Fragmente aus der Edda, ferner ihrer chronologischen Geschichte von Suhdager dem ersten König von Norwegen bis auf Margaretha mit dem Beynamen die Nordische Semiramis.

Der 2te Abschnitt dieser Theile beschäftigt sich mit Sibirien, seiner Lage und Eintheilung, Klima, Bodens; der Entdeckung von Sibirien, Kamtschatka, der Kurilischen und andern Inseln. Im Ganzen vermißt man indessen doch den Gebrauch der neuesten besten Bücher, wie Pallas Reisen, woraus Müllers Sammlungen so sehr ergänzt werden können. Die Schreibart ist sehr ungleich, und an vielen Orten ist manches wörtlich aus andern Schriftstellern eingerückt.

Nachrichten.

1. Die letzthin angekündigte vollständige Sammlung Lateinischen Autoren betreffend.

Da die sich so nennenden Herausgeber der ausländischen schönen Geister ganz neuerlich unterm Dato Mannheim, 1. Jun. d. J. ein Ankündigungsblättchen haben ausgehen lassen, das die Ueberschrift Entwurf der angekündigten Herausgabe der alten Klaßischen Schriftsteller an der Stirne führt, und dies gar leicht im Publiko veranlaßen

könnte, diese neuangekündigte Herausgabe der Klas. Autoren mit derjenigen zu verwechseln, welche wir im Namen einer Gesellschaft gelehrter Männer in Zweybrücken im Monat May dieses Journals S. 188. u. f. bekannt gemacht haben: so haben wir für nöthig erachtet, unsre Leser hierüber zu präveniren; und können, aus Ueberzeugung von der vorzüglichen Geschicklichkeit und würklich gemeinnützigen Absicht der benelden Zweybrückischen Gelehrten, nicht umhin zu wünschen, daß die Liebhaber sich durch jene Konkurrenten um so weniger irre machen lassen mögen, als die vorgespiegelte Erniedrigung des Preises, da nehmlich der Band um 6 Batzen, also um einen Batzen wohlfeiler, versprochen wird, im Grunde eher Erhöhung ist, weil die Konkurrenten den Band nur zu 20 Bogen in Klein 8. versprechen, die Zweybrückischen Herausgeber hingegen ein vollständiges Alphabet in Groß 8. um 7 Batzen oder $6\frac{1}{4}$ Ggr. Sächs. Currant zu liefern sich anheischig machen. Ueberdies haben die leztern in dem Innern ihres Plans einige beyfallswürdige Veränderungen gemacht. Sie werden nehmlich 1) die merkwürdigsten Varianten unter dem Text anmerken, und 2) jedem Autor ein Register, und zwar den Historikern ein Historisch und Geographisches, allen aber ein hinlänglich erklärendes Register, ohne das Werk darum voluminoser zu machen, beyfügen. Die Schrift zum Text ist die sogenannte kleine *Cicero antiqua*. Auch wird man dem Aeußern noch mehr Zierde geben als man versprochen, wiewohl dem Publiko mehr an wohlfeilen und korrekten, als an zierlichen Ausgaben gelegen ist. Die auswärtigen Gönner und Freunde dieses Instituts werden ersucht, sich unmittelbar entweder an den Hrn. Professor Embser oder Hrn. Prof. Exter zu Zweybrücken zu wenden.

---

a. Die Ueberſetzung der Forſteriſchen neueſten Reiſe um die Welt betreffend.

Die Herren Haude und Spener, Buchhändler in Berlin, haben die von Hrn. Georg Forſter herausgegebne Beſchreibung der höchſtmerkwürdigen Reiſe um die Welt, welche er mit ſeinem berühmten Landmann D. Joh. Reinhold Forſter, ſeinem Vater, auf einem von Sr. Großbrittanniſchen Majeſtät auf Entdeckungen ausgeſchikten und durch den Capitain Cook geführten Schiffe in den Jahren 1772 — 75. unternommen, aus dem Engliſchen von dem Verfaſſer ſelbſt ins Teutſche überſetzt, herauszugeben angefangen. Da dieſe neueſte Reiſe um die Welt als eine unmittelbare Fortſetzung der Hawkesworthiſchen Geſchichte der Engliſchen Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer, wovon bekanntermaſen im Jahre 1775. eine teutſche Ueberſetzung a 3 Quartbände, mit 52 Kupfern, im Haude und Spenerſchen Verlage herauskam, anzuſehen iſt: ſo haben die Verleger zum Behuf der Beſitzer dieſes Werkes die Forſteriſche Reiſe um die Welt, in gleichem Format, als den Vierten Band deſſelben abdrucken laſſen. Wer aber das vorhergehende Werk nicht beſizt, kann lezteres unter dem Titel:

Forſters Reiſe um die Welt, erſter Theil

einzeln bekommen. Es beträgt 2 Alphabet 16 Bogen in gr. 4. mit verſchiedenen Kupfern; und der zweyte und lezte Band, oder, der Fünfte jenes größern Werkes ꝛc. wird zu Michaelis dieſes Jahres, ebenfalls mit Kupfern und einer allgemeinen Charte aller bisherigen Entdeckungen in der Südſee, erſcheinen. Der Preiß für jeden Band iſt drey Thaler. Da es aber unmöglich war, um dieſen ſehr billigen Preiß alle Kupfer, welche die Engliſche Admiralität zu dieſer Reiſe ſtechen laſſen, als welche in 37 vortreflich geſtochnen Platten beſtehen und theils ſehr mahleriſche Landſchaften aus den

neuentdeckten Ländern, theils Gesichtsbildungen und Trachten der Einwohner, theils historische Begebenheiten vorstellen,) so erbieten sich bemeldte Verleger, diese sämmtlichen Kupfer von dem berühmten Hrn. Daniel Berger in Berlin getreulich den Englischen Originalen nachgestochen, und unter seiner Aufsicht abgedruckt, gegen Vorschuß eines Species Dukaten, welchen jeder Interessent bey einem Buchhändler seines Ortes deponieren könnte, besonders zu liefern, in soferne sich bis gegen Michaelis d. J. so viel Interessenten finden, daß sie dieses Unternehmung ohne Einbuße wagen können. Solchenfalls soll dann sogleich in nächstkünftigen Winter der Anfang mit dem Nachstechen gemacht, und die ganze Samlung von 6 zu 6 Monaten in drey Lieferungen ausgegeben, von den Interessenten aber sodann noch ein Dukaten Nachschuß bezahlt werden.

Da diese Forsterische Reise um die Welt eines der merkwürdigsten Bücher unsrer Zeit ist, so behalten wir uns vor, solches unsern Lesern künftig durch einen ausführlichen raisonnierten Auszug dessen was uns darinn am interessantsten geschienen hat, bekannter zu machen.

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Fragmente von Beyträgen zum Gebrauch derer, die sie brauchen können oder wollen. S. 1
II. Auszug aus dem Leben des Kardinals Ximenes. 30
III. Geschichte des Herrn Oheims. 51
IV. Kritische Anzeigen. 65
V. Kunstsachen. 86
VI. Die Lustreise. 91
VII. Logogryph. 94

May.

I. Schach Lolo. 97
II. Fortsetzung des Auszugs aus dem Leben des Kardinals Ximenes. 130
III. Kritische Anzeigen. 144
IV. Kunstsachen. 170
V. Frage an das teutsche Publikum über die Erhaltung Hans Sachsens poetischer Werke. 180
VI. Ankündigung einer vollständigen Ausgabe aller lateinischen Schriftsteller des Alterthums. 188
VII. Bescheidne Antwort auf eine unbescheidne Frage. 190

Juni.

I. Gedichte. 193
II. Hrn Oheims Geschichte fortgesezt. 212
III. Probe einer neuen Verteutschung des Hudibras. 227
IV. Das Leben Albrecht von Hallers. 248
V. Bbanersche Gemählbeausstellung zu Frankf. am Mayn. 266
VI. Kritische und andre Anzeigen. 272

ich euch ſagen, ihr habt einen kleinen Fehler; der aber in der That euch nicht ſehr entſtellt; auch wünſcht' ich nicht, daß ihr euch groſſe Mühe gäbet, ihn zu verbeſſern.

Beyde.

Wir bitten Euer Gnaden ihn uns bekannt zu machen.

Timon.

Ihr möchtet es übel aufnehmen.

Beyde.

Mit höchſtem Dank, Gnädiger Herr.

Timon.

Iſt das euer Ernſt?

Beyde.

Zweifelt nicht daran, Milord.

Timon.

Es iſt niemals einer von euch allein, ohne ſich einem Spizbuben anzuvertrauen, der euch gewaltig hinter's Licht führt.

Beyde.

Thun wir das, Gnädiger Herr?

Timon.

Das thut ihr, und ihr hört ſeine Schmeicheleyen; ſeht

wie

G. M. Kraus del
C. Verelst fecit. Mannheim.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1778.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg. gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Julii 1778.

I.

Vom gegenwärtigen und ältern Zuſtande des Veſuvs.

Auszug aus den Beobachtungen über den Veſuv des Herrn Doktors Domenico Bartoloni, Lehrers der Naturkunde auf der Univerſität zu Siena, in den Akten der Akademie der Wiſſenſchaften zu Siena. Tom. V.

Von Neapel bis an den Fuß des Veſuvs iſt eine Ebene von acht Italieniſchen Meilen. Er liegt der Stadt gegen Oſten, wo er ſich in der Geſtalt eines abgekürzten Kegels, deſſen Abſchnitt nicht vollkommen Horizontal iſt, zeiget. Die oberſte Fläche enthält im Umkreis, wo man meiſtens ganz gemächlich gehen kann, ungefehr 5623 Fuß. Dieſer Umkreis bildet gleichſam den Rand eines Beckens, welches ſich ungefehr 140 Fuß mit ungleichen Vertiefungen hinabſenkt, und zugänglich iſt. An den Wänden des geſunkenen Grundes zeigen ſich die abgebrochenen Schichten des Bergs, und beweiſen, daß er ſeinen Urſprung nicht, wie einige dafür halten, einem ungefähren durch unterirdiſches

Feuer bewirkten Auswurf verschiedener Materien zu verdanken habe, sondern so wie alle andere Berge entstanden sey.

Im Grunde des Beckens, welcher bey jeder Entzündung sowohl seiner Gestalt nach, als in Ansehung der herausgeworfenen Materien, die theils versengt, theils natürliche Steine sind, einiger Veränderung unterworfen ist, öfnet sich der fürchterliche Schlund des immerbrennenden Abgrundes.

Von der kegelförmigen Gestalt dieses Berges thun weder Strabo, noch Vitruvius, noch andere, die vor der ersten uns bekannten Entzündung des Jahrs Christi 79. davon geschrieben haben, einige Meldung. Vielleicht hat die in folgenden Zeiten herabgeflossene Lava die Hölen und Vertiefungen an den Seiten des Berges nach und nach angefüllt, und die Figur eines Kegels gebildet. Vielleicht hatte er damals schon diese Figur, und die Schriftsteller achteten es nicht der Mühe werth, Erwähnung davon zu thun.

Der westliche Theil des Vesuvs, der gegen den Neapolitanischen Meerbusen gerichtet ist, reichet mit seinem Fuß eigentlich bis ans Meer. Von hier aus gegen Mittag und Osten, ist der Fuß des Berges von jenem anderer zween Berge, Somma, und Ottajano genannt, abgesondert, mit welchem er jedoch gegen Norden vereinbart ist. Auf dieser Seite erheben sich diese drey Berge auf einem gemeinen Grunde bis zu einer gewissen

Höhe,

Höhe, wo ſie ſich in zween Theile trennen, deren einer den Veſuv, der andere aber die zween geſagten Berge bildet. Auch fängt die kegelförmige Geſtalt des Veſuvs von der nördlichen Seite bey dieſer Trennung an.

Daſelbſt erheben ſich auch die zween andern Berge mit ſenkrechten Felſen, welche von Norden gegen Oſten, in der Geſtalt eines halben Monds den Veſuv umgeben, und zwiſchen ihm und ihnen ein krummes Thal bilden, deſſen Länge ungefähr drittehalb Italieniſche Meilen, und deſſen Breite durchaus 2220 Schuhe beträgt. Was ſeine Höhe und ſeinen Umfang betrift, ſo beläuft ſich jene von der Oberfläche des Meers an gerechnet, auf 1677 Fuß, dieſer aber, in ſoweit er die zween andere Berge mit einſchließt, auf 24 Italieniſche Meilen. Rechnet man aber ſeine Höhe und ſeinen Umfang von dem Grunde an, wo ſich die zween Berge Somma und Ottajano von ihm trennen, ſo beträgt jene nicht mehr als 797, dieſer aber 37089 Fuß oder 6 ½ Meilen.

Vor dem Jahre 79 nach Chriſti Geburt war er nach dem Gemählde, welches Virgil und andere alte Schriftſteller von ihm entworfen, ein ſehr angenehmer und fruchtbarer Berg. Aber im geſagten Jahre, da er, ſo viel wir wiſſen, zum erſtenmal entbrannte, nahm er eine unfruchtbare und traurige Geſtalt an.

Der Auswurf beweiſet, daß er mit brennbaren Materien, als da ſind Schwefel, Bergharz, und allen

Arten von Oel, angefüllt ist. Wenn diese in eine Gährung gerathen und den höchsten Grad der Wärme erreichen, so entzünden sie sich, und erregen Erdbeben, wenn sie von allen Seiten her mit überwiegender Gewalt eingeschlossen sind, oder brechen aus, wo sie geringern Widerstand finden; daher läßt sichs allgemein erklären, warum ganze Jahrhunderte verflossen sind, ohne daß eine Entzündung erfolgt sey; warum er oft wiederum viele Jahre nach einander gebrannt habe, und warum er zu unsern Zeiten mehr oder weniger unaufhörlich brenne.

Daher verstehet man auch, warum vor der ersten Entzündung, besonders zu des Seneka Zeiten, die Gegend des Vesuvs, und ganz Campanien so vielen Erderschütterungen, welche die Stadt Pompeji zu Grund richteten, ausgesezt waren, und warum das Erdbeben in dieser Gegend noch immer ein Vorbote einer großen Entzündung ist.

Die größten Entzündungen fangen mit einem dicken und schwarzen Rauch an, der aus den obersten Oefnungen des Berges, in Gestalt einer ungeheuer großen Säule, die von ältern und neuern mit dem Stamme einer Fichte verglichen wird, mit großer Gewalt emporsteigt, und wenn die austreibende Kraft ihre Wirksamkeit verlohren hat, sich nach und nach in dem benachbarten Luftkreis ausbreitet. Die entwickelten Theile wälzen sich alsdenn mit einer solchen Symmetrie von

ihrem

ihrem Stamme ab, daß ſie den Zweigen und Aeſten einer Fichte gleichen. Endlich entfernen ſie ſich nach verſchiedenen Gegenden, und bilden ihrer Schwere gemäß höhere und niedere Wolken, die einem weitſchichtigen Gebirge gleich ſehen, und den Sonnenſtrahlen den Durchſchein verhindern. Daher wird der helle Mittag oft in eine düſtere Nacht verwandelt.

Dieß Gewölke von Rauch iſt nicht nur deswegen ſo dicht und ſchwarz, weil es voll Oel-Theilchen iſt, die das Licht verſchlingen, und von Natur aus mehr an einander halten; ſondern auch wegen der Menge unverdauter und durch das Feuer noch nicht aufgelöſeter Materien, die es mit ſich führt. Denn da die unbeſchreibliche Gewalt des Feuers die ungeheure Maſſe von Materien durchbricht, reißt es wie ein brauſender Strom ſehr viele Theile mit ſich fort, die durch daſſelbe noch nicht geläutert ſind. Je nach dem aber das Feuer in die innerſten Theile der Materie dringt, und alles entweder in Flammen verwandelt, oder läutert oder aufzehrt: ſo wird der aufſteigende Rauch leichter, und durchſichtiger, und die Entzündung nimmt zu.

Heut zu Tage geſchieht es aber ſelten, daß der Rauch ſo dicht und ſchwarz iſt. Er fährt gemeiniglich wie eine helle Wolke aus der Oefnung, und breitet ſich ſogleich über derſelben aus, obgleich die Entzündung des Berges manchmal ſehr ſtark iſt. Dieſes rührt ohne Zweifel daher, weil der Sitz des Feuers

im Berge nun so tief und so räumlich ist, daß der ausgetriebene Strom von Rauch bey der Oefnung seine meiste Kraft schon verlohren hat, und die entzündeten Materien in der längern Durchfahrt durch die inwendigen Flammen geläutert werden. Eben diese Tiefe ist Ursach, warum heutiges Tages selten sichtbare Flämchen aus dem Schlunde hervorschlagen, und meistens alsdenn, wenn im obern Theil des Berges eine besondere Entzündung geschieht.

Im Fall aber, daß in einer großen Entzündung der pechschwarze Rauch gesagtermaßen einen Fichtenbaum bildet, so ereignet sich dabey eine ganz besondere Erscheinung. Es fahren alsdenn Blitzstrahlen am Stamm hinauf, und verschwinden nicht eher, bis sie aus den Rauchwolken in die freye Luft fahren. Dieses gleicht um so viel mehr einem Ungewitter, weil man wirklich nach den Blitzstrahlen ein Geraßel in den Wolken von Rauch höret, welches etwas schwächer ist als das natürliche Donnern. Weil diese Erscheinung sich sehr oft in dem sehr alten Aetna ereignet, so kann sie den Griechen Gelegenheit gegeben haben zu dichten, Vulkan schmiede dort die Donnerkeile.

Diese Blitzstrahlen, welche ihren Ursprung aus den aufgelöseten Materien im Berge haben, beweisen, daß der Blitz auch aus der Erde entstehen könne. Daher kann man auch erklären, warum es auch außer der warmen Jahreszeit in der Gegend von Neapel und

in

in Sicilien ſo oft donnert und blizt. Die Menge von Mineralien, beſonders Schwefel, die daſelbſt in den feuerſpeyenden Bergen und unter der Erde verborgen ſind, kann auch mitten im Winter in eine Gährung gerathen, und die Luft mit elektriſchen Dämpfen ſchwängern.

Mit dem dicken Rauch vermiſcht ſich jederzeit eine Menge Aſche, die oft ſo häufig iſt, daß ſie die nächſten Gegenden des Berges bedecket, die Bäume verſenget, und dem Felde großen Schaden zufügt. Es erheben ſich ſo gar außer dem Rauch ganze Wolken von Aſchen, und bleiben in der Luft, bis ſie, durch ihre eigene Schwere hinabgedruckt, einen Aſchenregen bilden. Von einer ſolchen Aſchenwolke, die bey der erſten uns bekannten Entzündung des Veſuvs auf die Inſel Kapri, welche 30 Italieniſche Meilen von Neapel entfernt iſt, herabfiel, meldet Plinius der jüngere. Und bey der groſſen Entzündung des Jahrs 1631. waren alle Straßen der Stadt Neapel damit bedeckt. Im Jahr 1766. war dieſe Aſche ganz ſchwarz.

Weil dieſe Aſche oder dieſer Staub ſehr fein und leicht iſt, ſo erhält er ſich lang in der Luft, und verurſacht oft eine Art von Finſterniß mit verſchiedenen Erſcheinungen, die den gemeinen Mann in Erſtaunung ſetzen. Der Himmel wird alsdenn mit einem rothen Schleyer bedeckt. Die Luft, alle Körper, und die Sonne ſelbſt ſind dunkelroth gefärbt. Durch die

wie er ſich verſtellt, kennt ſeine groben Schelmſtüke, und doch liebt ihr ihn, gebt ihm zu eſſen, und tragt ihn in euerm Buſen; aber ſeyd verſichert, er iſt ein ausgemachter Spizbube.

Mahler.

Ich kenne keinen ſolchen, Gnädiger Herr.

Poet.

Noch ich.

Timon.

Schaut ihr, ihr ſeyd mir lieb, ich will euch Gold geben, wenn ihr mir dieſe Schelmen aus eurer Geſellſchaft ausſtoſſen wollt; hängt ſie oder erſlecht ſie, gebt ihnen Gift ein, oder ſchaft ſie ſonſt auf eine Art aus der Welt, und kommt wieder zu mir, ſo will ich euch Gold genug geben.

Beyde.

Nennet ſie, Gnädiger Herr, wir möchten ſie kennen.

Timon.

Geht ihr auf dieſe Seite, und ihr auf dieſe -- Aber es ſollte jeder allein ſeyn -- wenn jeder von euch ganz allein und einzeln iſt, ſo hält ihm doch ein Erz-Spizbube Geſellſchaft. (Zum Mahler.) Wenn du wo du biſt, nicht zween Spizbuben ſeyn ſollen, ſo komm Ihm nie zu nah -- (Zum Poet.) Wenn du nirgends ſeyn willſt, als wo nur

ein

Refraktion der Sonnenstrahlen wird die Hitze unerträglich.

Einige Schriftsteller erzählen, daß diese Wolken von Asche einigemal bis nach Constantinopel und Aegypten getrieben worden sind. Es giebt auch Menschen, die es glauben. Allein die Erzählung selbst ist nicht hinreichend bestätigt, und die Erfahrung, daß die Winde in Italien nicht weit unverändert fortgehen, macht die Sache ganz unwahrscheinlich.

Es ist auch geschehen, daß solche Asche mit Sand vermischt aus dem Schlunde des Berges, wie ein reissender Strom hervorgequollen ist. In der vierten Entzündung, die im Jahr 512. geschah, und von Cassiodorus beschrieben wird, strömte so viel Asche aus dem Vesuv, daß die Spitzen der Bäume in der umliegenden Ebene davon bedeckt wurden. Dieß ist aber nach dem gemeldten Jahre nicht mehr geschehen. Weil der Sitz des Feuers immer tiefer geworden ist, so ist es sehr schwer, daß die kleinen Aschentheilchen so vereinbart herausgetrieben werden. Sie vermischen sich mit der Lava. Einige wollen, in den ersten Entzündungen sey keine Lava, sondern nur Asche aus dem Berge hervorgeströmt, und beweisen es damit, daß bey der ersten Entzündung die Stadt Herkulaneum, die so nahe am Berge lag, nur mit Asche bedeckt worden ist.

Der Vesuv wirft bey einer jeden Entzündung so viel Sand aus, daß der obere Theil desselben ganz damit

mit bedeckt wird. Der Sand wird aber wegen seiner Schwere nicht so weit als die Asche in der Luft fortgetrieben. Er ist oft so weiß, daß man glauben sollte, der Berg sey mit Schnee bedeckt.

Je mehr das innere Feuer an Stärke und Wirksamkeit zunimmt, desto schwerer sind die Körper, die der Versuv auswirft. Sie erscheinen aber immer schwärzer, je größer sie sind, weil sie länger vom Feuer gebrannt worden sind. Unter den vielen Arten von herausgeworfenen Steinen sind die Bimssteine die häufigsten. Sie sind natürliche Steine des Berges, worin das Feuer die brennbare Theilchen verzehrt hat. Darum sind sie leicht, gebrechlich, und löchericht; wenn sie kalciniert werden, so thun sie die Dienste des Kalchs.

Die herausgeworfene Steine fliegen weiter als die Asche und der Sand, weil sie der austreibenden Kraft mehr widerstehen. Sie sind oft unglaublich groß. Paragallo erzählt in seiner Geschichte des Vesuvs, er habe ein weit herausgeschleudertes Felsenstück gewogen, und damit er dieß thun könnte, es in kleinere Stücke schlagen lassen, und gefunden, daß es 5000 Pfund schwer war. Dergleichen Steine findet man in verschiedener Entfernung vom Vesuv, und man kann nicht zweifeln, daß sie aus demselben dahin geworfen worden sind, weil sie mit Schwefel und versengtem Erdharze bekleidet sind.

Bey der Entzündung des Vesuvs hört man in dem Eingeweide desselben ein Gebrause und Gepraſſel der Körper, die vom Feuer angegriffen werden. Diese Wirkung ist allen feuerspeyenden Bergen gemein. In Island glaubt der gemeine Mann, das Brausen des Bergs Hekla sey das Geheule der zur Hölle verdammten Seelen. Dabey hört man auch oft ein dumpfes Krachen, welches ohne Zweifel von den niederfallenden groſsen Felsenstücken in den brennenden Abgrund herrührt.

Wenn die ungeheuere Masse zerschmolzener Materien ins Kochen und Sieden geräth, so ist es kein Wunder, daß daraus ein schreckliches Brausen entstehet. In der Entzündung des Jahrs 1766. dauerte das innere Brausen des Berges viele Stunden, und glich bald dem Gepraſſel eines Ungewitters, bald dem Getobe des Meers in einem wüthenden Sturm. Es war einigemal so gewaltig, daß es sehr merkliche Erderschütterungen verursachte.

Hr. von Buffon hat recht, wenn er die feuerspeyenden Berge, die Kanonen der Natur nennt. Denn so bald brennbare Masse sich entzündet, so fährt aus ihren Oefnungen ein gewaltiger dicker Rauch mit dem sich oft die Flamme vermischt, und man hört einen schrecklichen Knall. Darauf folget der Auswurf der Materien, nicht anders als aus einem metallenen Geschütze. Wenn dieses des Nachts geschiehet, so siehet man die ent-

entzündeten Körper sich durch die Luft welzen. Diese sind aber bey Tage wegen des Rauchs, der den Gipfel des Bergs bedeckt, nicht sichtbar; woher es oft geschiehet, daß diejenigen, welche sich gar zu dreist hinzunahen, sich in große Gefahr setzen, beschädigt zu werden. Bey der Entzündung des Jahrs 1766. fand der Herr Prof. Bartoloni nicht weit von dem Gipfel des Berges zween Reisende, die Willens waren, sich dem Schlunde zu nahen. Er hielt es für seine Pflicht, sie davor zu warnen. Nichts destoweniger verleitete sie ihre Dreistigkeit, seine Warnung als eine Würkung der Furcht anzusehen, und sie giengen der Gefahr entgegen. Sie hatten aber bald Ursach, ihre Tollkühnheit zu bereuen; denn dem einen wurde von einem herabgefallenen Steine der Arm zerquetscht.

Nach dem Knall, der die herausgeworfenen Körper begleitet, hört man oft ein dumpfes Krachen im Berge, welches durch den Zurückfall großer Felsenstücke, die bis an die Mündung hinaufgeschleudert worden sind, und wegen ihrer Schwere nicht höher steigen können, verursacht wird. Der Knall ist oft so stark, daß die Gebäude in der Nachbarschaft dadurch erschüttert werden. Dieses haben viele Schriftsteller für ein Erdbeben angesehen, obgleich solches aus ganz verschiedenen Ursachen entstehet.

Es hat sich auch ereignet, daß gewaltige Ströme siedenden Wassers aus der Mündung des Vesuvs hervor-

vorgedrungen sind. In der Entzündung des Jahrs 1631, welche eine der schrecklichsten war, verursachte das herausgetriebene Wasser, welches brennende Asche mit sich führte, eine weit ausgebreitete sehr verderbliche Fluth. Diese Erscheinung beobachtet man aber mehr im Berg Aetna und den Amerikanischen Vulkanen, als im Vesuv. Denn außer der Entzündung des gemeldten Jahrs hat sie sich weder vorher noch hernach ereignet.

Noller und andere sind der Meinung, solches Wasser dringe aus dem von der äußeren Luft gedruckten Meer durch unterirdische Kanäle in dem Vesuv, wo die eingeschlossene Luft äusserst dünn und leicht sey. Aber wenn dieses wahr wäre, so würde schwer zu begreiffen seyn, warum vor dem gesagten Jahre 1631, durch einen Zeitraum von 1500 Jahren, und nach dieser Zeit eine solche Erscheinung nicht mehr geschehen ist. So kann auch bewiesen werden, daß zu der Zeit, da die gesagte Entzündung geschah, der Berg aus ganz andern Ursachen mit Wasser angefüllt war.

Es war schon ein Jahrhundert verflossen, daß der Vesuv nicht in Brand gerathen war. Man glaubte auch, dieß würde nie mehr geschehn. Also konnte sich viel Regenwasser durch die obersten Oefnungen hineingezogen haben. Daß es wirklich so war, beweiset das Zeugniß des Zeitgenossen Braccini, welcher in seiner Geschichte dieser Entzundung erzählt, er habe einige

Jahre

Jahre vor der Entzündung drey ungeheuer große Höhlen im Berge mit Waſſer angefüllt geſehen, welches in einer ſalzicht und kalt, in der andern ſiedend, und in der dritten laulicht geweſen. Dazu kommt noch, daß es im geſagten Jahre, und währender Entzündung ſehr viel regnete, ſo daß die benachbarten Gegenden durch häufige Ueberſchwemmungen ſehr beſchädiget wurden. Das Waſſer drang hervor nach einem erſchrecklichen Erdbeben, wodurch die innere Materien in eine gewaltige Bewegung geriethen. Alle Waſſerquellen rings um den Berg verſiegten. Umſtände, welche ſehr deutlich beweiſen, daß dieſes Waſſer ſchon vor der Entzündung im Berg enthalten war.

Wenn entweder die Entzündung in den obern Theilen des Berges geſchichet, oder wenn die brennbaren Körper ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich ohne vielen Widerſtand durch das Feuer auflöſen laſſen, ſo entſtehet kein Erdbeben. Sonſt aber iſt das Erdbeben der Vorbote einer Entzündung. Es wird aber immer gelinder, je mehr der Berg durch den Auswurf der entzündeten Körper Luft kriegt.

Man ſchreibt und erzählt, das Meer habe ſich bey großen Entzündungen vom Ufer zurückgezogen, und die daſelbſt befindlichen Fiſche und Schiffe im Trocknen gelaſſen. Dieß kan nur in ſo fern wahr ſeyn, als der entzündete Berg durch ſeine gewaltige Erſchütterungen dem nahen Meer eine abweichende Bewegung mittheilt, welche

welche zwar die Schiffe mit sich fortreissen, aber nicht im Trockenen lassen kann, weil von den Seiten her neues Wasser in die Stelle des abgewichenen treten muß. Ohne Zweifel haben die Schiffer, die mit ihren Fahrzeugen zurückgetrieben worden sind, sich eingebildet, das ganze Meer thürme sich hinter ihnen auf, und folge ihnen nach. Diejenigen, welche vorgeben, durch das Erdbeben, welches die großen Entzündungen begleitet, könne es sich ereignen, daß entweder das Eingeweide des Berges zerrissen, oder ein Abgrund am Ufer des Meers eröfnet werde, und im ersten Fall das Wasser des Meers in den Berg, im zweiten aber unter die Erde dringe, wodurch das Meerufer trocken werde, überlegen nicht recht was sie sagen: denn in jedem Falle würde sich nach den Regeln der Hydrostatik das Wasser am Ufer vermehren, nicht vermindern.

Die lezte und vornehmste Erscheinung des brennenden Vesuvs ist der feurige Strom zerschmolzener Materien, den man Lava nennt. Seit der Entzündung des Jahrs 1631. ist der Berg zu einer unerschöpflichen Quelle solcher Feuerströme geworden. Denn es vergehet fast kein Jahr, daß sich diese fürchterliche Erscheinung nicht mehr oder weniger erneuere. Die Lava floß im gesagten Jahre in sieben Strömen aus der Mündung, überschwemmte die schönsten Felder ringsum den Berg, verwüstete Landhäuser, Palläste, und ganze Dörfer, und brachte gegen 10000 Menschen ums

Leben.

Leben. Es ist nicht möglich, das fürchterliche Ansehen der herabströmenden Lava mit Worten zu beschreiben.

Wenn die durchs Feuer aufgelöseten und zerschmolzenen Körper den höchsten Grad der Ausdehnung erreicht haben, so brechen sie entweder auf der Seite des Berges durch, oder wenn sie daselbst zu viel Widerstand finden, schwellen sie endlich so sehr auf, daß sie aus der obersten Mündung des Berges hervordringen. Dieses geschah bey jeder Entzündung älterer Zeiten, und geschiehet jezt selten. Denn weil der Inhalt der Materien geringer, folglich der Bauch des Berges geräumiger geworden, so kann die Lava schwerlich zum Schlund hinausbrausen. Anderseits sind aber die Wände des Berges durch die vielen Erschütterungen und Stöße endlich so geschwächt worden, daß die Lava sie leichter durchdringen kann.

Wann die ungeheuere Masse, die unter der Erde kochte und sprudelte, an die freye Luft kömmt, so welzt sie sich langsam fort, nicht wie ein voller und ebener Wasserstrom, wie die meisten Menschen sich einbilden, sondern wie Wellen des Meeres, mit schwarzbraunen Steinen auf der Oberfläche gleichsam besäet. Man kann sich die äußere Gestalt dieses Feuerstroms bey Tage nicht deutlicher als in dem Bilde eines kaum geackerten Feldes, worauf die dunkelbraunen Erdschollen ohne Regel und Ordnung herumliegen, vorstellen. Des Nachts aber glaubt man, eine feurige See oder

ein glänzendes Feld zu sehen, welches einen dem Nordlicht ähnlichen Schein in den Luftkreis zurückwirft, wenn es von beträchtlicher Breite ist.

Es ist merkwürdig, daß die geschmolzene Materie nicht eher, als bey freyer Luft sich zum Theil in schwimmende Steine verwandelt, und daß diese Steine, wenn sie einander berühren, nicht anders als wider einander gestossene Glasstücke erthönen.

In unsern Tagen raucht der Vesuv ohne Unterlaß, und entzündet sich viel öfter als in vergangenen Zeiten. Weil aber kein Rauch ohne Feuer seyn kann, so muß ein beständiges Feuer darinn verborgen seyn, und zwar seit der großen Entzündung des Jahrs 1631. Damals und in andern darauf erfolgten Entzündungen muß eine Menge brennender Lava zurückgeblieben seyn, die wegen des erweiterten inwendigen Umfangs und der größern Vertiefung nicht hat ausgeworfen werden können. Diese ist nicht nur die Quelle des fortdauernden Rauches, sondern auch der Zunder der öftern Gährungen und Entzündungen. Viele geben so gar vor, brennende Lava im Berge zur Zeit, da er nicht entzündet war, gesehen zu haben. Diese brennend zu erhalten, braucht es keiner neuen Entzündung; denn es ist bekannt, und der hier und da aufstehende Rauch beweiset es, daß die Lava auch in freyerer Luft einige Jahre hindurch glühen kann. Wie viel länger wird dieses nicht im Berge selbst geschehn?

Aus dieſer beſtändigen Ausdämpfung des Veſuvs, und aus ſeinen öftern Auswürfen, ſoll, nach der Ausſage der älteſten Menſchen zu Neapel, ſeit einem Jahrhundert, eine Veränderung des Neapolitaniſchen Klima entſtanden ſeyn. Dieſen Beobachtungen gemeiner Leute iſt zwar nicht viel zu trauen; jedoch iſt nicht zu zweifeln, daß die geſagten Urſachen entweder in neuern Zeiten, oder ſeitdem der Berg Feuer zu ſpeyen angefangen hat, eine weſentliche Veränderung im Neapolitaniſchen Luftkreis verurſacht haben. Beyſpiele von Ländern, wo durch Erdbeben, Ueberſchwemmungen, neuentſtandene Moräſte, und andere dergleichen Urſachen die Natur des Klima verändert worden iſt, ſind nicht ſelten.

Die Lage der Stadt Neapel kann hierzu viel beygetragen haben. Sie liegt faſt im Mittelpunkt des Meerbuſens, der den Namen von ihr trägt, ganz den ſüdlichen Sonnenſtrahlen und Winden entgegen geſetzt. Gegen Norden umringen ſie, in Geſtalt eines halben Cirkels, ſehr angenehme Berge und Hügel, die ſich auf ihren beyden Seiten ſo um das Ufer des Meerbuſens nach Oſten und Weſten krümmen, daß die Neapolitaner an dem öſtlichen Bogen die Sonne aufgehen, und am Weſtlichen untergehen ſehen. Durch dieſe Lage wird den Nordwinden der Zugang, und den Südwinden die Macht benommen, den Luftkreis von den mineraliſchen Ausdünſtungen zu reinigen.

ein Spizbube iſt, ſo verlaß ihn. Fort; packt euch, hier iſt Gold; (Er giebt ihnen Schläge.) ihr kamet um Gold zu kriegen, ihr Sclaven; ihr habt Arbeit für mich; -- hier iſt eure Bezahlung -- Fort -- Ihr ſeyd ein Alchymiſt, macht Gold aus dieſem; fort, ihr Lumpenhunde!

(Er prügelt ſie, und jagt ſie fort.)

Dritte Scene.

Flavius und zween Senatoren treten auf.

Flavius.

Es iſt umſonſt, wenn ihr den Timon ſprechen wollt; denn er iſt ſo gänzlich auf ſich allein eingeſchränkt, daß er nichts was einem Menſchen gleich ſieht, auſſer ſich ſelbſt, um ſich haben kan.

1. Senator.

Führt uns zu ſeiner Höle; es iſt unſer Auftrag, und wir haben uns den Athenienſern dazu verpflichtet, mit Timon zu reden.

2. Senator.

Die Menſchen ſind nicht zu allen Zeiten gleich; Umſtände und Kummer haben ihm dieſen Humor gegeben; die Zeit, die ihm nun die Glükſeligkeiten ſeiner ehmaligen Tage wieder andichtet, kan ihn wieder zu dem vorigen Mann machen; führt uns zu ihm, es mag gehen wie es will.

Flavius.

Daher kommt die große Unbeständigkeit der Witterung. Der Herr Prof. Baldassarri hat oft 9 mal in einem Tage den Barometer und Thermometer und eben so vielmal den Wind verändert gesehen. Nichts zeigt eine jede Veränderung des Winds so genau an, als der aufsteigende Rauch des Vesuvs. Mit allem dem beweiset jedoch die gesunde und starke Leibesbeschaffenheit der Einwohner, daß das Neapolitanische Klima gesund sey. Vielleicht wird die Schnellkraft der Luft, welche durch die Ausdünstungen und das Athmen der ungeheuer großen Menge Volks zu Neapel vermindert wird, durch die mineralischen Ausflüsse des Vesuvs wiederhergestellt, und vermehrt. Vielleicht ist auch die Wirksamkeit der mineralischen Theilchen, die daselbst mit der Luft vereinbart sind, die einzige oder die vornehmste Ursache der Lebhaftigkeit und des Wankelmuths, wodurch die Neapolitaner sich vor allen andern Nationen unterscheiden.

Die erstaunliche Menge der Materien, die seit dem Jahr Christi 79 der Vesuv ausgeworfen hat, führt viele auf den Gedanken, es sey nicht möglich, daß der Berg selbst einen so unerschöpflichen Stof zu Auswürfen hergebe; es müssen daher Feuerströme unter der Erde verborgen seyn, die ihm und allen übrigen Vulkanen immer neue Materien zuführen. Gassendi beschreibt so gar den Weg des Feuerstroms, der den Vesuv ernährt. Seiner Meinung gemäß fließt er vom

Vesuv

Vesuv unter dem Meer nach Sicilien, und nach dem er daselbst dem Berge Aetna gezinset hat, richtet er seinen Weg nach Syrien, ins glückliche Arabien, und nach Aethiopien, wo er den berühmten Vulkan Semus entzündet. Solche Feuerströme sollen von einem Vulken zum andern die ganze Erdkugel durchwühlen. Einbildungen, die mehr einem Dichter, als Naturforscher gleich sehen. Denn neben dem, daß keine einzelne Erfahrung angeführt werden kann, wodurch dergleichen Feuerströme bewiesen werden, so widerspricht solches auch den Gesetzen der Mechanik, nach welchen so gewaltige Ströme, die aus den höchsten Bergen brennbare Materien auswerfen, vielmehr in den tiefsten Thälern, wo sie weniger Widerstand finden, ihren Ausbruch haben müßten. Gassendi, und die ihm blindlings glauben, gründeten sich auf den falschen Wahn, mit dem Vesuv entzünden sich allemal der Aetna in Sicilien, und der Semus in Aethiopien; folglich müsse ein unterirdischer Zusammenhang dieser Berge seyn. Aber der berühmte Borelli, welcher mit großer Genauigkeit die Entzündungen des Vesuvs und des Aetna mit einander verglichen hat, der Herr Baldassarri und andere haben gefunden, daß die Entzündungen der gesagten Berge nie zu gleicher Zeit geschehn sind.

Andere meynen, das Meer führe dem Vesuv und andern Vulkanen den reichen Vorrath brennbarer Materien zu, und haben noch vielweniger Grund hierzu,

als jene, die unterirdiſche Feuerſtröme zu Hülfe nehmen. Sie haben ſich zu dieſen abſurden Einbildungen dadurch verleiten laſſen, weil ſie in dem Wahn ſtanden, der Veſuv könne unmöglich ſo viel Materien in ſich ſelbſt enthalten, als zu vielen ſchon geſchehenen und noch immer ſich ereignenden Auswürfen erforderlich iſt. Es läßt ſich aber beweiſen, daß der innere Vorrath von Mineralien hinreichend ſey, nicht nur den vergangenen, ſondern auch zukunftigen Entzündungen viele tauſend Jahre hindurch Nahrung zu geben.

Man ſtelle ſich den Berg als eine Walze vor, deren oberſter Umkreis 5624, und derſelben Durchmeſſer 1789 ½ Pariſer Fuß hat: ſo beträgt die Grundfläche 1516037 Quadrat-Schuhe. Weil dieſer Cylinder von der oberſten Fläche 683 Fuß hoch iſt; ſo beträgt der ganze Inhalt derſelben 1718453271 Kubik-Schuh.

Es kommen aber alle Geſchichtſchreiber darin überein, daß ſich der Veſuv bey einer jeden großen Entzündung an ſeiner Spitze merklich vermindert habe. Der P. Della Torre folgert aus den ältern Beſchreibungen des Bergs, er muſſe einem Kegel gleich geſehen haben, deſſen nun verzehrte Spitze 209664750 Kubik-Schuh ausmachte. Setzt man dieſen Abſchnitt zu dem gegenwärtigen Inhalt: ſo kommen 1928123021 Kubik-Schuh heraus.

Um nun auszurechnen, wie viel von ſeinem natürlichen Inhalt der Veſuv ſeit ſeiner erſten Entzündung aus-

ausgeworfen habe: ſo lege man den Inhalt der Lavâ, welche in dem ſchrecklichen Brande des Jahrs 1737. herausgefloſſen, und von dem Herrn Serrao genau gemeſſen worden iſt, zum Grunde. Er betrug 319658161 Kubik-Schuh. Da man aber mit dem P. Della Torre ganz ſicher annehmen kann, daß die Lava durch das Feuer fünfmal mehr ausgedehnt ſey, als die zerſchmolzenen Körper in ihrem natürlichen Zuſtand waren: ſo iſt der wahre Inhalt der damals ausgeworfenen Lava nur der fünfte Theil der oben geſagten Summe, das iſt 63931632 Kubik-Schuh. Nimmt man nun weiter an, daß in den 26 großen Entzündungen, die ſich ſeit dem Jahre 79 ereignet haben, eine eben ſo große Menge Lava hervorgedrungen iſt: ſo beläuft ſich der ganze Inhalt der bisher ausgeworfenen Körper auf 1662222432 Kubik-Schuhe. Ziehet man dieſe Summe 1928123021 als dem oben geſagten Inhalt des ganzen Cylinders ab, ſo bleibt noch ein Vorrath von 265900589 Kubik-Schuh übrig. Alſo war nicht nur wirklich ſo viele Materie im Berge enthalten, als zu den geſchehenen Auswürfen hinreichend iſt, ſondern es bleibt auch noch zu vier andern großen Entzündungen hinreichender Etof übrig, mit dem Ueberſchuß von 10124061 Kubik-Schuhen.

Wenn man nun annimmt, daß der Veſuv hinführo ſich ſo betragen werde, wie er ſeit ſeiner erſten Entzündung gethan hat: ſo läßt ſich folgendermaßen

ſchlieſſen. Sechs und zwanzig Entzündungen ſind in einem Zeitraum von 1687 Jahren erfolgt; folglich werden die vier übrigen einen Zeitraum von 259 Jahren einnehmen, das iſt, ſo viele Jahre werden noch vergehen, ehe der ganze Cylinder aufgezehrt ſeyn wird.

Der Einwurf, den man hier machen kann, daß die ausgeworfene Aſche, Steine, und was durch den Rauch und durch die Ausdünſtungen dem Berg entgangen iſt, nicht in die Rechnung gekommen ſind, iſt von keiner Wichtigkeit. Denn alles dieſes macht bey einer jeden Entzündung nicht den millionſten Theil der Lava aus, welche ſich oft mehr als eine Italieniſche Meile in der Länge und Breite, und auf mehrere Ellen in der Dicke erſtreckt. So hat auch die Rechnung ſolche Vortheile, die den vorgeworfenen Mangel überflüßig erſetzen. Es iſt darin das Regenwaſſer, welches den enthaltenen Materien keinen geringen Zuwachs bringt, nicht in Erwegung gekommen. Die Lava iſt nur fünfmal leichter, als die natürlichen Körper, angegeben worden, da ſie wenigſtens zehnmal leichter iſt. So ſind auch unter den 26 Entzündungen kaum fünf, die jener des Jahrs 1737 gleichen. Auch hätte die Höhe des Cylinders bis auf die Ebene des Meers genommen werden können, wo ſie 1677 Schuh beträgt; und ich ſehe nichts abſurdes in der Meinung derer, die den unterſten Sitz des Feuers viele hundert Klafter tiefer, und ſo gar bis in den Mittelpunkt der Erde ſetzen.

Setzt man die unterſte Grundfläche des Cylinders bis auf die Ebene des Meers, ſo beträgt deſſelben körperlicher Inhalt 4219394046 Kubik-Schuh. In dieſer Summe iſt der Inhalt der Lava des Jahrs 1737. fünf- und ſechzigmal begriffen. Folglich enthielt der Berg nicht nur Stof genug für die vergangenen 26 Entzündungen, ſondern iſt auch noch mit einem Vorrath für andere 43 Entzündungen verſehen, welche dem gewöhnlichen Betragen des Bergs gemäß, der in 1687. Jahren 26 großen Entzündungen unterworfen geweſen iſt, eine Zeit von 2790 Jahren erfordern.

Wollte man endlich den Veſuv als einen Kegel betrachten, und gar den ganzen Umkreis deſſelben, welcher den Bergen Ottaiano und Somma gemein iſt, und 24 Italieniſche Meilen beträgt, oder nur ſeinen Umfang von $6\frac{1}{2}$ Meilen, wo er ſich von den gedachten Bergen ſcheidet, zum Grund der Rechnung legen: ſo würde für ſeinen wahren Inhalt eine ſo erſtaunliche Summe herauskommen, daß der Theil, welcher ſeit 1696. herausgeworfen worden iſt, mit dem Ueberreſt des Berges verglichen, für nicht geachtet werden kann.

Hieraus läßt ſichs begreifen, wie es möglich ſey, daß die Sonne in einer Kugel beſtehe, die ringsum mit unendlich vielen brennenden Vulkanen verſehen iſt. Die großen Flecken, welche von Zeit zu Zeit ihr Angeſicht beſchleyern, können finſtere Wolken von Rauch ſeyn, die aus den Vulkanen aufſteigen, und alle die Ver-

Änderungen, denen der Vesuv und andere Vulkanen unterworfen sind, können der feuerspeyenden Sonne gemein seyn. Daher wird folgen, daß wenn das Feuer darin so überhand nimmt, daß ihr Innerstes ganz zerschmolzen ist, ihre Flecken aufhören werden. Wenn sie zu diesem Grad der Hitze gelanget ist, so muß sie nach und nach erkalten, und endlich ihr Licht verlieren. Aber diese Zeit der Finsterniß ist noch unendlich weit entfernt. Unsere Erde, die Millionmal kleiner ist als die Sonne, würde dennoch 5000 Jahr brauchen, um gänzlich zu erkalten, wofern sie einmal durchaus glühete. Nun denke man sich die unendliche Reihe von Jahrtausenden, die zur gänzlichen Erkaltung und Verfinsterung der Sonne erfordert werden, da sie noch nicht so ganz durchaus glühet, daß sie keine finstere Wolken von Rauch und Ausdünstungen mehr auswirft.

II.

Die Abderiten.

An den Leser.

Es würde schmeichelhaft für den Herausgeber der Abderiten seyn, wenn viele Leser des Teutschen Merkurs bemerkt haben sollten, daß seit dem letzten May 1774, da er in seiner Erzählung von dieser berühmten Nation nur eine kurze Pause zu machen gedachte, und diesem gegenwärtigen 1. Julius, wo er selbst zu bemerken angefangen, daß diese Pause

etwas

etwas lange währe, — vier volle Jahre, weniger vier Wochen und etliche ungerade Tage, verstrichen sind.

Ihnen begreiflich machen zu wollen, wie es zugegangen daß aus vier Wochen eben so viele Jahre geworden, möchte leicht unter allen Abderitenstückchen, womit wir sie im Jahre 1773. und 74. zu unterhalten das Glück und die Ehre hatten (wenns erlaubt ist dem berühmten Herrn Johann Bunkel seinen Favorit Ausdruck abzuborgen) und — so fern die grossen Aristotelischen Beweger der Welt, Nothwendigkeit, Natur und Zufall, nichts anders verfügen — noch einige Zeit zu unterhalten hoffen, das langweiligste seyn. Wahr ists, an Mahnern hat es uns diese vier Jahr über nicht gefehlt; allein darzuthun hat es auch dem H. nicht an Ursachen gefehlt, den Aufschub wenigstens sich selbst zu rechtfertigen; als da ist, zum Exempel, die alte Musikregel: „Kunst nicht so lange auf einer Saite bis den Zuhörern die Ohren davon gellen;“ — item, die diätetische Vorsicht des weltberühmten Leibarztes der Statthalter der Insel Barataria, D. Pedro Rezio de Malaguena, gebürtig von Tirteafuera, welches zwischen Caraquel und Almodabar del Campo rechter Hand liegt, der sein fischbeinernes Stöbchen just in dem Augenblick auf eine Schüssel fallen liess, wenn er sah daß es dem Herrn Statthalter am besten schmeckte — item: das bekannte Dictum: *Tu nihil invitâ dices faciesve Minervâ* — und zwanzig andre Ursachen die diesen an Gewichte wenig nachgeben — unter andern auch, daß wir dem geneigten Leser Zeit lassen wollten, den feinen Abderitischen offnen Brief wohl zu belesen, zu beherzigen, zu ponderiren, zu vergleichen, zu zergliedern, oder sonst bel ebiger Weise sich zu Nutze zu machen, den ich weiß nicht welcher Moralischer D. Pedro Rezio, im Nahmen aller kleinen Städte, unter dem respektablen Nahmen eines Bürgermeisters von irgend einem Neu-

Abdera vor Jahren an den Herausgeber ergehen ließ. Ob er dazu einen besondern Auftrag gehabt, oder ob ihn bloß sein patriotischer Eyfer für die gemeine Abderitische Sache zu diesem Schritte bewogen, können wir nicht sagen. Aber dies ist gewiß (wie es denn auch der verständige Leser ohne unser Erinnern sogleich bemerkt haben muß) daß der ausgemachteste Abderitische Feigenredner (wenn es erlaubt ist das Wort Sykophant im Geschmack unsrer Puristischen Uebersetzer zu verdollmetschen) die besagte gute Sache nicht meisterlicher hätte führen können. Insonderheit wird man die Kunst bewundert haben — (wenn es anders Kunst und nicht die liebe Natur selbst war, die manche Köpfe, vermuthlich aus guten Ursachen, von Mutterleib an etwas schief zwischen die Schultern setzt) — womit der Herr Bürgermeister seinen Gegnern, so behende daß es unter zwanzig Abderiten nicht einer merkt, die Volte zu schlagen, und die Benstehenden glaubend zu machen weiß: der ehrliche Demokritus und dessen Apologist führten weitaussehende gefährliche Dinge im Schilde, und giengen auf nichts geringers aus, als den wenigen Ueberrest von altteutscher Redlichkeit, Bürgerlichkeit, Häuslichkeit und Einfalt der Sitten, der sich noch in einigen kleinen Städten und Marktflecken hier und da erhalten hat, vollends auszuräuten, und aus dem seligen Mangel an ächter und unächter Verfeinerung, der ihre Unschuld, ihren Reichthum, ihr ganzes Glück theils ausmacht theils sicher stellt, Ursachen und Gelegenheit zu ziehen, sie dem unverständigen Spott leichtfertiger Weltkinder Preiß zu geben. Wie gesagt, da es ungereimt gewesen wäre, uns über diese Dinge mit Sr. Abderitischen Herrlichkeit in öffentliche Korrespondenz zu setzen: so schien vor der Hand das beste zu seyn, wenn man dem unbefangnen Leser Zeit ließe, alles bey guter Muße selbst zu überlegen, und dann in Sachen Urtheil zu sprechen, wie Vermögen und Umstände, Wind und Wetter,

Schlaf,

Schlaf, Verdauung, Sekretion und Exkretion, besonders das Medium wodurch sein Seelenauge die Sachen zu sehen pflegt, und der Grad der Aufmerksamkeit, wovon er etwa bey der Untersuchung just Herr seyn möchte, es mit sich bringen würden.

Nun bekennen wir zwar, daß es dazu eben keiner vier Jahre bedurft hätte: indessen hat dieser Aufschub (an welchem der Zufall, dieser grosse Dator Bonorum, am Ende wenigstens so viel Antheil hat als die übrigen vier und zwanzig Ursachen zusammen genommen) doch immer das Gute hervorgebracht, daß der Herausgeber aus einer gewissen Ungeduld, die man über das Ausbleiben der erwarteten Fortsetzung blicken ließ, und aus den häufigen Mahnbriefen die (ohne Ruhm zu melden) deßhalben an ihn ergiengen, ziemlich sicher schließen konnte: das ehrsame Publikum, sonderlich in Republiken und Residenzstädten, (welches man sich, collective genommen, als einen sehr grossen Herrn, etwa unter dem Bilde des grossen Gargantua, vorzustellen hat) so viel Belieben es auch manchmal an dem Taschenspiel eines siren gewandten spitzzungigen Feigenredners finden mag, lasse sich doch am Ende nicht dadurch irre machen; sondern wisse sein Recht, einen jeden zu brauchen wozu er gut ist, so meisterlich zu behaupten als irgend ein andrer Sultan in und ausser der Christenheit.

Wir schreiten also, ohne weitere Vor- Schutz- und Trutzrede, zur Sache selbst, nachdem wir den geneigten Leser nur noch um zwoo Gefälligkeiten ersucht haben werden.

Die erste ist: das einzelne Kapitel, das sich in das siebente Stück des zweyten Jahrgangs des T. M. unter der Rubrik, die Abderiten, zweyter Theil, eingeschlichen, entweder gänzlich als ungeschrieben, oder doch als eine Art von Intermezzo das nicht am rechten Orte steht, anzusehen —

und

Flavius.

Hier iſt ſeine Höle! Fried' und Zufriedenheit wohne hier, Lord Timon! Timon; ſchaue heraus, und rede mit Freunden; die Athenienſer grüſſen dich durch zwey Mitglieder ihres höchſt ehrwürdigen Senats; rede mit ihnen, edler Timon.

Timon kommt aus ſeiner Höle heraus.

Timon.

Du Sonne, anſtatt zu erquiken, breme! -- Redet, und dann geht an den Galgen! wenn ihr für jedes wahre Wort eine Blatter kriegtet, und für jedes falſche bis auf die Wurzel eurer Zunge gebrannt würdet, ſo würd' euer Vortrag nicht lange dauern.

1. Senator.

Würdiger Timon --

Timon.

Ja, ſolcher Leute wie ihr ſeyd, und ihr des Timons.

2. Senator.

Die Senatoren von Athen grüſſen dich, Timon.

Timon.

Ich dank' ihnen, und wollt' ihnen die Peſt dafür zurük ſchiken, wenn ich ſie kriegen könnte.

1. Senator.

O vergiß deſſen, an was wir ſelbſt ohne Schaam und

Kum-

und überhaupt zu bemerken, daß die folgende Erzählung mit dem vierzehnten Kapitel (im 4ten Stück des VI. Bandes vom Merkur 1774) unmittelbar zusammenhange, und also eigentlich kein zweyter Theil, sondern bloß eine Fortsetzung und Vollendung des ersten sey.

Die andre Gefälligkeit, wobey Sie selbst und Wir gleichstark interessirt sind, besteht darinn: sich die Mühe zu geben, und — nicht eben die ganze Abderitengeschichte ab ovo (wofern Sie nicht etwa ein sonderlich Belieben dazu trügen) — aber doch wenigstens das besagte vierzehnte Kapitel, und, wo möglich, auch einen Theil des zweyten (T. M. V. Band 4. St.) nehmlich von den Worten Abdera führt ꝛc. S. 491. bis zu den Worten: Harmonien gestopft wurden. S. 54. vorher wieder zu überlesen, eh sie uns die Ehre erweisen, sich erzehlen zu lassen, was am Abend des nemlichen merkwürdigen Tages, da der Stundenrufer den Senat und gemeine Stadt von Abdera so glücklicherweise aus der Gefahr eines weitaussehenden Bürgerhandels zog, sich ferner mit den Abderiten zugetragen.

15.

Ungeachtet das Abentheuer des Abderitischen Senats mit dem Arzt Hippokrates außerordentlich genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen; und wiewohl es bey den Rathsherren von Abdera eine alte hergebrachte Gewohnheit und Sitte war, die bey Rath verhandelten Materien gleich darauf bey Tische (es sey nun daß sie Gesellschaft hatten oder mit ihrer Familie allein speiseten) zu recapituliren, und zu einer reichen Quelle witziger Einfälle und spaßhafter

haſter Anmerkungen, oder patriotiſcher Stoßſeufzer, Klagen, Wünſche, Träume, Ausſichten u. dgl. zu machen, zumal, wenn etwa in dem abgefaßten Rathſchluß die Verſchwiegenheit ausdrücklich empfohlen worden war: ſo wurde doch diesmal an allen Tafeln, wo ein Rathsherr oder Zunftmeiſter obenan ſaß, des Hippokrates und Demokritus eben ſo wenig gedacht, als ob gar keine Männer dieſes Nahmens in der Welt geweſen wären. In dieſem Stücke hatten die Abderiten einen ganz beſondern Public-Spirit, und ein feineres Gefühl als man ihnen in Betracht ihres gewöhnlichen Eigendünkels hätte zutrauen ſollen. Ihre Geſchichte mit dem Hippokrates konnte in der That, man hätte ſie wenden und koloriren mögen wie man gewollt hätte, auf keine Art die ihnen Ehre machte erzählt werden. Das ſicherſte war die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, und zu ſchweigen.

Die heutige Komödie machte alſo diesmal wie gewöhnlich den Hauptgegenſtand der Unterhaltung aus. Denn ſeitdem ſich die Abderiten, nach dem Beyſpiel ihres groſſen Muſters, der Athenienſer, mit einem eignen Theater verſehen hatten, wurde in Geſellſchaften, ſobald die übrigen Gemeinplätze, Wetter, Putz, Stadtneuigkeiten und Scandala erſchöpft waren, unfehlbar entweder von der Komödie die geſtern geſpielt worden oder von der Komödie die heute geſpielt werden ſollte geſprochen — und die Herren von Abdera wußten

ten

ten ſich, beſonders gegen Fremde, nicht wenig damit, daß ſie ihren Mitbürgern und Mitbürgerinnen eine ſo ſchöne Gelegenheit zu Verfeinerung ihres Witzes und Geſchmacks, einen ſo unerſchöpflichen Stoff zu unſchuldigen Geſprächen in Geſellſchaften, und — beſonders dem ſchönen Geſchlecht, ein ſo herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbliche Langeweile verſchafft hätten.

Wir ſagen es nicht um zu tadeln, ſondern zum verdienten Lob der Abderiten, daß ſie ihr Komödienweſen für wichtig genug hielten, die Aufſicht darüber einem beſondern Rathsausſchuß zu übergeben, deſſen Vorſitzer immer der zeitige Nomophylax, folglich einer der oberſten Väter des Vaterlandes, war. Dies war unſtreitig ſehr löblich: aber daß es darum nicht um ein Haar beſſer mit ihrem Komödienweſen ſtund, das war — weſſen man ſich zu Abdera verſehen haben wird. — Weil nun die Wahl der Stücke von dieſer Raths-Deputation abhieng, und die Erfindung der Komödienzettel unter die anſehnliche Menge von Erfindungen gehört, die den Vorzug der Neuern vor der Alten auſſer allen fernern Widerſpruch ſetzen: ſo wuſte das Publikum — ausgenommen wenn ein neues abderitiſches Stück aufs Theater gebracht wurde — ſelten vorher, was geſpielt werden würde. Denn wiewohl die Herren von der Deputation eben kein Geheimniß aus der Sache machten, ſo mußte ſie doch, eh ſie publik wurde, durch ſo manchen ſchiefen Mund und durch ſo viele

dicke

dicke Ohren gehen, daß faſt immer ein Quidproquo herauskam, und die Zuhörer, wenn ſie zum Exempel die Antigone des Sophokles erwarteten, die Erigone des Phrſignathus für lieb und gut nehmen mußten — woran ſie es dann auch ſelten oder nie ermangeln lieſſen.

Was werden ſie uns heute für ein Stück geben? war alſo izt die allgemeine Frage in Abdera — eine Frage, die an ſich ſelbſt die unſchuldigſte Frage von der Welt war, aber durch einen einzigen kleinen Umſtand Erzabderitiſch wurde; nemlich, daß die Antwort ſchlechterdings von keinem praktiſchen Nutzen ſeyn konnte. Denn die Leute giengen in die Komödie, es mochte ein altes oder neues, gutes oder ſchlechtes Stück geſpielt werden.

Eigentlich zu reden gab es für die Abderiten gar keine ſchlechte Stücke; denn ſie nahmen alles für gut; und eine natürliche Folge dieſer unbegrenzten Gutmüthigkeit war, daß es für ſie auch keine gute Stücke gab. Schlecht oder gut, was ſie amüſierte war ihnen recht, und alles was wie ein Schauſpiel ausſah, amüſierte ſie. — Jedes Stück alſo, ſo elend es war und ſo elend es geſpielt worden ſeyn mochte, endigte ſich mit einem Geklatſch das gar nicht aufhören wollte; und dann ertönte auf einmal durchs ganze Parterre ein allgemeines: Wie hat ihnen das heutige Stück gefallen? und wurde ſtracks durch ein eben ſo allgemeines Sehr wohl beantwortet.

So geneigt auch unſre werthen Leſer ſeyn mögen, ſich nicht leicht über etwas zu verwundern, was wir ihnen von den Idiotismen unſres thraziſchen Athens erzählen können: ſo iſt doch dieſer eben erwähnte Zug etwas ſo ganz beſonderes, daß wir beſorgen müſſen keinen Glauben zu finden, wofern wir ihnen nicht begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Abderiten mit einer ſo großen Neigung zu Schauſpielen es gleichwohl zu einer ſo hohen unbeſchränkten dramatiſchen Apathie oder vielmehr Hidypathie bringen konnten, daß ihnen ein elendes Stück nicht nur kein Leiden verurſachte, ſondern ſogar eben (oder doch beynahe eben) ſowohl that als ein gutes. Man wird uns, wenn wir das Räthſel auflöſen ſollen, eine kleine Digreßion über das ganze Abderitiſche Theaterweſen erlauben müſſen.

16.

Als die Abderiten beſchloſſen hatten, ein ſtehendes Theater zu haben, wurde zugleich aus patriotiſchen Rückſichten feſtgeſezt, daß es ein Nationaltheater ſeyn ſollte. Da nun die Nation, wenigſtens dem größten Theile nach, aus Abderiten beſtund: ſo mußte ihr Theater nothfolglich ein Aderitiſches werden. Dies war natürlicherweiſe die erſte und unheilbare Quelle alles Uebels.

Der Reſpekt, den die Abderiten für die heilige Stadt der Minerva als ihre vermeynte Mutter trugen, brscht es zwar mit ſich, daß die Schauſpiele der ſämtlichen

lichen Athenienſiſchen Dichter, nicht weil ſie gut waren, (denn das war eben nicht immer der Fall) ſondern weil ſie von Athen kamen, in großem Anſehen bey ihnen ſtunden. Und anfangs konnte auch, aus Mangel einer genugſamen Anzahl einheimiſcher Stücke, beynahe nichts andres gegeben werden. Allein eben deswegen hielt man ſowohl zur Ehre der Stadt und Republik Abdera als mancherley anderer Vortheile wegen für nöthig, eine Komödien- und Tragödien-Fabrik in ihrem eigenen Mittel anzulegen, und dieſe neue poetiſche Manufaktur, in welcher Abderitiſcher Witz, Abderitiſche Sentiments, Abderitiſche Sitten und Ridicules, als eben ſo viele rohe Nationalprodukte, zu eigenem Gebrauch dramatiſch verarbeitet werden ſollten, wie guten weiſen Regenten und Patrioten zuſteht, auf alle mögliche Art aufzumuntern. Dies auf Koſten des gemeinen Seckels zu bewerkſtelligen, gieng aus zwo Urſachen nicht wohl an: erſtens, weil nicht viel drinn war; und zweytens, weil es damals noch nicht Mode war, die Zuſchauer bezahlen zu laſſen, ſondern das Aerarium die Unkoſten des Theaters tragen mußte, und alſo ohnedies bey dieſem neuen Artickel ſchon genug auszugeben hatte. Denn an eine neue Auflage auf die Bürgerſchaft war, vor der Hand, und bis man wußte wie viel Geſchmack ſie dieſer neuen Luſtbarkeit abgewinnen würde, nicht zu gedenken. Es blieb alſo kein ander Mittel, als die Abderitiſchen Dichter auf Unkoſten des Geſchmacks gemeiner Stadt aufzumuntern; d. i. alle Waaren, die ſie gratis liefern wür-

dem, für gut zu nehmen — nach dem alten Sprüchwort: geſchenktem Gaul ſieh nicht ins Maul; oder, wie es die Abderiten gaben: wo man umſonſt iſst, wird immer gut gekocht. Was Horaz von ſeiner Zeit in Rom ſagt:

ſcribimus indocti doctique poëmata paſſim,

galt nun von Abdera im ſuperlativſten Grade. Weil es einem zum Verdienſt angerechnet wurde, wenn er ein Schauſpiel ſchrieb, und weil ſchlechterdings nichts dabey zu risquieren war: ſo machte Tragödien, wer Athem genug hatte ein paar Dutzend zuſammengerafte Gedanken in eben ſo viel von Bombaſt ſtrotzende Perioden aufzublaſen; und jeder platte Spaßmacher verſuchte es, die Zwerchfelle der Abderiten, auf denen er ſonſt in Geſellſchaften oder Weinhäuſern getrommelt hatte, izt auch einmal vom Theater herab zu bearbeiten.

Dieſe patriotiſche Nachſicht gegen die Nationalprodukte hatte eine natürliche Folge, die das Uebel zugleich vermehrte und fortdaurend machte. So ein gedankenleeres, windichtes, aufgeblaſenes, ungezogenes, unwiſſendes, und aller Anſtrengung unfähiges Völkchen es auch um die jungen Patrizier und Damoiſeaux von Abdera war: ſo ließ ſich doch gar bald einer von ihnen, wir wiſſen nicht, ob von ſeinem Mädchen, oder von ſeinen Schmarutzern, oder auch von ſeinem eignen angeſtammten Dünkel weiß machen, daß es nur an ihm liege, dramatiſche Epheukränze zu erwerben ſo gut als ein anderer. Dieſer erſte Verſuch wurde mit einem ſo glän-

glänzenden Erfolg gekrönt, daß Blemmias, der zweyte Sohn des Archon Gnolaus, wiewohl ein notoriſches Ganshaupt, ein unwiderſtehliches Jucken in ſeinen Fingern fühlte, auch ein Bockſpiel zu machen, wie man damals das Ding hieß, das wir izt ein Trauerſpiel zu ſchelten pflegen. Niemals ſeitdem Abdera auf Thraziſchem Boden ſtund, hatte man ein dummeres Nationalprodukt geſehen; aber der Verfaſſer war ein Sohn und zwar der Lieblingsſohn des Archen; und ſo konnt' es ihm nicht fehlen. Der Schauplatz war ſo voll, daß die jungen Herren den ſchönen Abderitinnen auf dem Schooße ſitzen mußten; die gemeinen Leute ſtanden einander auf den Schultern. Man hörte alle fünf Akte in unverwandter dummwartender Stille an, man gähnte, ſeufzte, wiſchte die Stirne, rieb die Augen, hatte hündiſche Langeweile, und hörte doch zu; und wie nun das langerſeufzte Ende kam, wurde ſo abſcheulich geklatſcht, daß etliche zartnervichte wohlvornehme Mutterſöhnchen das Gehör darüber verlohren. Nun war's klar, daß es keine ſo große Kunſt ſeyn müſſe, eine Tragödie zu machen, weil ſogar der junge Blemmias eine gemacht hatte; man konnte ſich ohne große Unbeſcheidenheit ebenſoviel zutrauen. Es wurde nun ein Familien-Ehrenpunkt, daß jedes gute Haus wenigſtens mit Einem Sohn, Schwager oder Vetter mußte prangen können, der die National-Schaubühne mit einer Komödie oder einem Bocksſpiel oder wenigſtens mit einer Operette beſchenkt hatte. Wie groß dies

Verdienſt, ſeinem innern Gehalt nach, etwas ſey, daran dachte niemand; gutes, mittelmäßiges und elendes lief in einer Heerde untereinander her. Es bedurfte, um ein ſchlechtes Stück zu ſchützen, keiner Kabale wie zu Paris oder ***; eine Höflichkeit war der andern werth; und weil die Herren allerſeits Eſelsöhrchen hatten: ſo konnte keinem einfallen, dem andern das *auriculas aſini Mida rex habet* zuzuflüſtern. Freylich, die Kunſt gewann nicht viel bey dieſer Toleranz; aber was kümmerte auch die Abderiten das Intereſſe der Kunſt? Genug, daß es für die Ruhe ihrer Stadt und das allerſeitige Vergnügen der Intereſſenten zuträglicher war, dergleichen Dinge friedlich und ſchiedlich abzuthun. „Da kann man ſehen, pflegte der Archon Onolaus zu ſagen, wie viel drauf ankommt, daß man ein Ding beym rechten Ende nimmt. Das Komödienweſen, das zu Athen alle Augenblicke die garſtigſten Händel anrichtet, iſt zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Vernehmens, und der unſchuldigſte Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man amüſiert ſich auf die eine oder andre Art, entweder mit Zuhören oder mit ſeiner Nachbarin, oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem jeden beliebt; dann wird geklatſcht, jedermann geht zufrieden nach Hauſe, und gute Nacht!„

Wir ſagten vorhin; die Abderiten hätten ſich mit ihrem Theater ſoviel zu thun gemacht, daß ſie in Geſell-

Kummer nicht denken können; die Senatoren ruffen dich mit einhelliger Freundschaft nach Athen zurük, und sind darauf bedacht, dich mit den ansehnlichsten Ehrenstellen zu überhäuffen, die für dich erledigt ligen.

2. Senator.

Sie bekennen, daß ihre Unachtsamkeit auf deine Verdienste zu allgemein, zu groß gewesen; die ganze Republik, (die sonst selten Palinodien zu singen pflegt,) hat durch das Gefühl, wie sehr ihr Timon mangelt, eine lebhafte Empfindung von dem Unrecht bekommen, das sie sich selbst angethan, indem sie dem Timon ihren Beystand entzogen; und sendet uns nun, dir darüber ihre reuvolle Bekümmerniß zu bezeugen, und dir zugleich einen Ersaz anzubieten, den ihr Vergehen nicht um eine Drachme überwiegen soll; ja so überhäufte Summen von Liebe, Ansehn und Reichthum, daß sie jede Spur der vergangnen Kränkungen in deinem Andenken auslöschen, und die Figuren ihrer Liebe so tief in dich eindrüken sollen, daß sie auf ewig unauslöschlich dauern werden.

Timon.

Ihr bezaubert mich, überrascht mich durch eure Beredsamkeit beynahe zu Thränen; leiht mir eines Narren Herz, und die Augen eines Weibs, so will ich über diese tröstlichen Sachen weinen, würdige Senatoren.

1. Senator.

Laß dir also gefallen mit uns zurük zu kehren, und

die

Frauenzimmern gemacht; und das war eben nicht ſo abderitiſch) für ein ſchönes neues Kleid angehabt; und das gab dann Gelegenheit zu tauſend kleinen intereſſanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden, über den Putz, die Stimme, den Anſtand, den Gang, das Tragen des Kopfs und der Arme und zwanzig andere Dingen dieſer Art an den Schauſpielern und Schauſpielerinnen. Mit unter ſprach man denn auch von dem Stücke ſelbſt, ſowohl von der Muſik als von den Worten (wie ſie die Poeſie davon nannten) d. i. ein jedes ſagte, was ihm am beſten oder wenigſten gefallen hätte; man hob die vorzüglich rührenden und erhabnen Stellen aus, tadelte auch wohl hier und da einen Ausdruck, oder ein allzuniedriges Wort, oder ein Sentiment, das man übertrieben oder anſtößig fand: aber immer endigte ſich die Kritik mit dem ewigen abderitiſchen Refrein: es bleibt doch immer ein ſchönes Stück — und hat viel Moral in ſich, ſchöne Moral! pflegte der kurze dicke Rathsherr hinzuzuſetzen — und immer trafs ſichs zu, daß die Stücke, die er ihrer ſchönen Moral wegen ſelig prieß, gerade die elendeſten waren.

Man wird vielleicht denken: da die beſondern Urſachen, die man zu Abdera gehabt, alle einheimiſche Stücke, ohne Rückſicht auf innerlich Verdienſt und Würdigkeit, aufzumuntern, bey auswärtigen nicht ſtatt gefunden: ſo hätte doch wenigſtens die groſſe Verſchie-

den-

denheit der Athenienſiſchen Schauſpieldichter, und der Abſtand eines Aſtydamas von einem Sophokles etwas dazu beytragen ſollen ihren Geſchmack zu bilden, und ihnen den Unterſcheid zwiſchen gut und ſchlecht, vortreflich und mittelmäßig, und beſonders den Unterſchied zwiſchen natürlichem Beruf und bloßer Prätenſion und Nachäfferey, zwiſchen dem muntern, gleichen, aushaltenden Gang des wahren Meiſters, und dem Stelzenſchritt, oder dem Nachkeuchen, Nachhinken und Nachkriechen der Nachahmer, anſchaulich zu machen. Aber, fürs erſte, iſt der Geſchmack eine Sache, die ſich ohne natürliche Anlage, ohne eine gewiſſe Feinheit des Seelen-Organs, womit man ſchmecken ſoll, durch keine Kunſt noch Bildung erlangen läßt; und wir haben gleich zu Anfang dieſer Geſchichte ſchon bemerkt, daß die Natur den Abderiten dieſe Anlage, dieſe Feinheit des innern Sinnes, ganz verſagt zu haben ſchien. Ihnen ſchmeckte Alles; man fand auf ihren Tiſchen die Meiſterſtücke des Genies und Witzes mit den Produkten der ſchaalſten Köpfe, den Taglöhnerarbeiten der elendeſten Pfuſcher, pêle-mêle unter einander liegen. Man konnte ihnen in ſolchen Dingen weiß machen was man wollte; und es war nichts leichters, als einem Abderiten die ſublimſte Ode von Pindar für den erſten Verſuch eines Anfängers, und umgekehrt das ſinnloſeſte Geſchmier, wenn es nur den äußren Zuſchnitt eines Geſangs in Strophen und Antiſtrophen hatte, für ein Werk von Pindar zu geben. Daher war bey

einem jeden neuen Stücke das ihnen zu Geſicht kam immer ihre erſte Frage: von Wem? — — und man hatte hundert Beyſpiele, daß ſie gegen das vortreflichſte Werk gleichgültig geblieben waren, bis ſie erfahren hatten, daß es einem berühmten Nahmen zugehöre.

Dazu kam dann noch der Umſtand, daß der Nomophylax Gryllus, Cyniskus Sohn, der an der Errichtung des Abderitiſchen Nationaltheaters den meiſten Antheil gehabt und der Intendant über ihr ganzes Schauſpielweſen war, Prätenſion machte ein groſſer Muſikverſtändiger und der erſte Komponiſt ſeiner Zeit zu ſeyn — eine Prätenſion, wogegen die gefälligen Abderiten um ſo weniger einzuwenden hatten, weil er ein ſehr populärer Herr war, und weil ſeine ganze Kompoſitions-Kunſt in einer kleinen Anzahl melodiſcher Formen oder Leiſten beſtund, welche zu allen Arten von Texten paſſen muſten, und daher nichts leichter war als ſeine Melodien zu ſingen und auswendig zu lernen.

Die Eigenſchaft auf die ſich Herr Gryllus am meiſten zu gut that, war ſeine Behendigkeit im komponiren. „Nun wie gefällt Ihnen meine Iphigenia, Hekuba, Alceſtis, oder was es ſonſten war, he? — O, ganz vortreflich, Herr Nomophylax! — „Gelt! da iſt doch ein reiner Satz! flieſſende Melodie! hä, hä, hä! Und wie lange denken Sie daß ich daran gemacht habe? — Zählen ſie 'nmal — heute haben wir den 13ten — den vierten Morgens um 5 Uhr — Sie wiſſen ich bin

früh

früh — setzt ich mich an meinen Pult und fieng an — und gestern punkt 10 Uhr Vormittags, macht ich den letzten Strich! — Nun zählen sie nach, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — macht, wie sie sehen, nicht volle 9 Tage, und darunter zwey Rathstage, und zwey oder drey wo ich zu Gaste gebeten war; andre Geschäfte nicht gerechnet — Hm! was sagen Sie? Heißt das nicht fix gearbeitet? — Ich sag es eben nicht um mich zu rühmen — aber das getraue ich mir, wenns eine Wette gälte, daß mir kein Komponist im ganzen Europäischen und Asiatischen Griechenland bälder mit einem Stücke fertig werden soll als ich! Hä, hä, hä! — 's ist nichts! Aber 's ist doch so eine eigne Gabe die ich habe, hä, hä, hä!„ — Ich denke, unsre Leser sehen den Mann nun vor sich, und, wenn sie einige Anlage zur Musik haben, so muß ihnen seyn, sie hätten ihn bereits seine ganze Iphigenia, Hekuba und Alcestis herunterorgeln gehört. — Orgelum, Orgeley, Dudeldumdey :,:

Nun hatte dieser grosse Mann noch, nebenher, die kleine Schwachheit, daß er keine Musik gut finden konnte als seine eigene. Keiner von den besten Komponisten zu Athen, Thebey, Korinth u. s. w. konnt' es ihm zu Dank machen; und den berühmten Damon, dessen gefällige, geistreiche und immer zum Herzen sprechende Art zu komponiren, außerhalb Abdera, alles was eine Seele hatte bezauberte, nannte er unter seinen Vertrauten nur den Bänkelsängers-Komponisten.

ponisten. Bey dieser Art zu denken, und vermöge der unendlichen Leichtigkeit, womit er seinen musikalischen Laich von sich gab, hatte er nun binnen wenig Jahren zu mehr als 60 Stücken von berühmten und unberühmten Athenienſischen Schauspieldichtern die Musik gemacht — denn die Abderitischen Nationalprodukte überließ er meistens seinen Schülern und Nachahmern, und begnügte sich blos mit der Revision ihrer Arbeit. Freylich fiel seine Wahl, wie man denken kan, nicht immer auf die besten Stücke; die Hälfte wenigstens waren bombastische Karrikatur-Nachahmungen des Aeschylus, oder abgeschmackte Possenspiele, Jahrmarktstücke, die von ihren Verfassern selbst blos für die Belustigung des untersten Pöbels bestimmt waren. Aber genug, der Nomophylax, ein Haupt der Stadt, hatte sie komponiert; sie wurden also unendlich beklatscht; und wenn sie denn auch bey der öftern Wiederhohlung mitunter gähnen und hojahnen machten, daß die Kinnladen hätten auseinander gehen mögen: so versicherte man einander doch beym Herausgehen, sehr tröstlich: es sey gar ein schönes Stück, und gar eine schöne Musik gewesen!

Und so vereinigte sich denn alles, nicht nur gegen die Arten und Stufen des Schönen, sondern gegen den innern Unterschied des Vortreflichen und Schlechten selbst, bey diesen Griechenzenden Thraziern jene mechanische Kaltsinnigkeit hervorzubringen, wodurch sie sich als durch einen festen National-Charakterzug von allen

übrigen

übrigen polizierten Völkern des Erdbodens auszeichneten; und die dadurch desto sonderbarer wurde, weil sie ihnen demüngeachtet die Fähigkeit ließ, zuweilen von dem würklich Schönen auf eine gar seltsamen Art afflziert zu werden — wie man in kurzem aus einem merkwürdigen Beyspiel ersehen soll.

Bey aller dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hidypathie, oder wie man's nennen will, müssen wir uns die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geschmack einbilden. Denn ihre fünf Sinnen hatten sie richtig und vollgezählt; und wiewohl ihnen, unter den angegebnen Umständen, Alles gut genug schmeckte: so däuchte sie doch, dieses oder jenes schmecke ihnen besser als ein anders; und so hatten sie denn ihre Lieblingsstücke und Lieblingsdichter so gut als andre Leute.

Damals, als ihnen der kleine Verdruß mit dem Arzt Hippokrates zustieß, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten — die Freywilligen nicht gerechnet — vornemlich zween im Besitz der höchsten Gunst des Abderitischen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke die man izt Komische Opern nennt; der andere, Namens Thlaps, eine Art von Mitteldingen, wobey einem weder wohl noch weh geschah, wovon er der erste Erfinder war, und die deswegen, nach seinem Namen, Thlapsödien genennet wurden.

Der

Der erste war eben der Hyperbolus, dessen schon zu Anfang dieser eben so wahrhaften als wahrscheinlichen Geschichte als des berühmtesten unter den Abderitischen Dichtern erwähnt worden ist. Er hatte sich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgethan; die außerordentliche Partheylichkeit seiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt; und eben dieser Vorzug erwarb ihm den hochtrabenden Zunahmen Hyperbolus; denn von Haus aus nannte er sich Hegesias. Der Grund warum dieser Mensch ein so besonderes Glück bey den Abderiten machte, war der natürlichste von der Welt — nehmlich, eben der, weßwegen er und seine Wercke an jedem andern Orte der Welt als in Abdera ausgepfiffen worden wären. Er war unter allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geist von Abdera, mit allen seinen Idiotismen und Abweichungen von den schönern Formen Proportionen und Lineamenten der Menschheit am leibhaftesten wohnte — derjenige mit dem alle übrigen am meisten sympathisierten — der immer alles just so machte, wie sie es auch gemacht haben würden — ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm — immer das eigentliche Pünctchen traf, wo sie gekützelt seyn wollten — mit einem Wort, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen; und das nicht etwa in Kraft eines ausserordentlichen Scharfsinns oder als ob er sich ein besonderes Studium daraus gemacht hätte, sondern lediglich weil er unter allen seinen Brüdern im Marsyas am meisten —

Abderit war. Bey ihm durfte man sich darauf verlassen, daß der Gesichtspunkt woraus er eine Sache ansah, immer der schiefste war, woraus sie angesehen werden konnte; daß er zwischen zwey Dingen allemahl die Aehnlichkeit just da fand, wo ihr wesentlichster Unterschied lag; daß er je und allezeit feyerlich aussehen würde, wo ein vernünftiger Mensch lacht, und lachen würde, wo es nur einem Abderiten einfallen kann zu lachen, u. s. w. Ein Mann der des Abderitischen Genius so voll war, konnte natürlicher weise in Abdera alles seyn was er wollte; auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Aeschylus, ihr Aristophanes, und seit kurzem arbeitete er an einem großen National-Helden-Gedicht, in acht und vierzig Gesängen, die Abderiade genannt — zu grosser Freude des ganzen Abderitischen Volkes! „Denn, sagten sie, ein Homer ist das einzige was uns noch abgeht; und wenn Hyperbolus mit seiner Abderiade fertig seyn wird, so haben wir Ilias und Odyßee in einem Stück beysammen, und dann laß die andern Griechen kommen und uns noch über die Achseln ansehen wenn sie das Herz haben! Sollen uns dann einen Mann stellen, dem wir nicht einen aus unserm Mittel gegenüber stellen wollen!„ — Indessen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundert und zwanzig (vermuthlich auch groß und klein in einander gerechnet) verfertiget; ein Umstand, der ihm bey einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen

Umfang

Umfang sah, allein schon einen außerordentlichen Vorzug geben mußte; denn von allen seinen Nebenbulern hatte es keiner auch nur auf das Drittel dieser Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten, wegen des Bombasts seiner Schreibart, ihren Aeschylus zu nennen pflegten, so wußte er sich selbst doch nicht wenig mit seiner Originalität. Man weise mir, sprach er, einen Charakter, einen Gedanken, ein Sentiment, einen Ausdruck, in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte! — oder aus der Natur, sezte Demokritus hinzu — „O! (rief Hyperbo„lus) was das betrift, das kan ich ihnen zugeben, ohne daß ich viel dabey verliehre. Natur! Natur! die „gemeine Natur —; und die meynen sie doch — gehört „in die Komödie, ins Possenspiel, in die Thlapsödie, „wenn sie wollen: Aber die Tragöde muß über die Natur gehen oder ich gäbe nicht eine hohle Nuß darum.„ Von den seinigen galt dies im vollesten Maas. So wie seine Personen hatte nie kein Mensch ausgesehen, nie kein Mensch gefühlt, gedächt, gesprochen noch gehandelt. Aber eben das wollten die Abderiten — und daher kam es auch, daß sie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigsten aus dem Sophokles machten. „Wenn ich aufrichtig sagen soll wie ich denke, sagte einst Hyperbolus in einer vornehmen Gesellschaft wo über diese Materie auf gut Abderitisch raisonnirt wurde — „ich habe nie begreiffen können was an dem Oe„dipus oder an der Elektra des Sophokles, insonder-

„heit

„heit was an seinem Philokter außerordentliches seyn „soll? Für einen Nachfolger eines so erhabnen Dich„ters wie Aeschylus fällt er wahrlich gewaltig! Nun ja, „attische Urbanität, die streit' ich ihm nicht ab! Urba„nität so viel Sie wollen! Aber der Feuerstrom, die „wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerschläge, der „hinreissende Wirbelwind — kurz, die Riesenstärke, „der Adlersflug, der Löwengrimm, der Sturm und „Drang, der den wahren tragischen Dichter macht, wo „ist der?„ — Das nenn' ich wie ein Meister von der Sache sprechen, sagte einer von der Gesellschaft — O! über solche Dinge verlassen sie sich auf das Urtheil des Hyperbolus (rief ein andrer) wenn Er das nicht verstehen sollte! — Er hat 120 Tragödien gemacht, flüsterte eine Abderitin einem Fremden ins Ohr; 's ist der erste Theaterdichter von Abdera!

Indessen hatte es doch unter allen seinen Nebenbulern, Schülern und Laudatarien ihrer Zweenen geglückt, ihn auf dem tragischen Thron, auf den ihn der allgemeine Beyfall hinauf geschwungen, wanken zu machen. — Dem Einem, durch ein Stück, worinn der Held gleich in der ersten Scene des ersten Akts seinen Vater ermordet, im zweyten seine leibliche Schwester heyrathet, im dritten entdeckt, daß er sie mit seiner Mutter gezeugt hatte, im vierten sich selber Ohren und Nase abschneidt, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schwester erdrosselt, von den Fu-

die Ober-Befehlhabers-Stelle über unser Athen, dein und unser Athen, anzunehmen: Du sollt mit allgemeinen Dankbezeugungen eingeholt, und mit dem völligen Ansehn der höchsten Gewalt bekleidet werden; so werden wir bald die wilden Anfälle des Alcibiades zurük getrieben haben, der izt, wie ein ergrimmter Bär, den Frieden seines Vaterlands aufwühlt,

2. Senator.

und sein dräuendes Schwerdt gegen die Mauern von Athen gezükt hält.

1. Senator.

Daher, Timon --

Timon.

Gut, mein Herr, ich will; daher will ich, mein Herr; so, nemlich -- Wenn Alcibiades meine Landsleute umbringt, so laßt den Alcibiades vom Timon dieses wissen, daß Timon sich nichts darum bekümmert. Wenn er das schöne Athen zu einem Steinhauffen macht, wenn er eure wakern alten Männer bey den Bärten zieht, und eure keuschen Jungfrauen der Beflekung des schaamlosen, viehischen, wüthenden Kriegs Preiß giebt, so laßt ihn wissen -- und sagt ihm, Timon hab' es gesagt -- Aus Mitleiden mit euern Alten und mit eurer Jugend kan ich nicht anders als ihm sagen lassen, daß ich -- nichts darnach frage. Und laßt es ihn im schlimmsten Sinn nehmen als er will, denn ihre Messer fragen auch nichts darnach, daß ihr Gurgeln

zum

rien unter Blitz und Donner in die Hölle gehohlt wird. Dem Andern durch eine Niobe, worinn außer einer Menge Ω! Ω! Αι, Αι! Φεῦ, Φεῦ, und Ελελελελεῦ, und einigen Blasphemien, wobey den Zuhörern die Haare zuberge ſtanden, das ganze Stück in lauter Aktion und Pantimime geſezt war. Beyde Stücke hatten den erſtaunlichſten Effekt gemacht. — Nie waren binnen drey Stunden ſo viele Schnupftücher voll geweint worden, ſeit ein Abdera in der Welt war. Nein, es iſt nicht zum Aushalten, ſagten die Schönen Abderitinnen — Der arme Prinz! wie er heulte! wie er ſich herumwälzte! Und die Rede die er hielt, da er ſich die Naſe abgeſchnitten hatte, rief eine andere — und die Furien, die Furien, ſchrie eine dritte — ich konnte vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zuthun — Es war ſchrecklich, ich muß geſtehen, ſagte die vierte; aber, o! die Niobe! wie ſie mitten unter ihren übereinander hergewälzten Kindern daſteht, ſich die Haare ausrauft, ſie über die dampfenden Leichen hinſtreut, dann ſich ſelbſt auf ſie hinwirft, ſie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopf herumrollt, dann mit ihren eigenen Nägeln ſich die Bruſt aufreißt, und Händevoll Bluts unter entſetzlichen Verwünſchungen gen Himmel wirft — Nein, ſo was rührendes muß nie geſehen worden ſeyn! Was das für ein Mann ſeyn muß, der Paraſpasmus, der Stärke genug hatte, ſo eine Scene aufs Theater zu bringen! — Nun, was

die

die Stärke anbetrift, ſagte die ſchöne Salabanda (*), darauf läßt ſich eben nicht immer ſo ſicher ſchlieſſen — Ich zweifle, ob Paraſpasmus alles halten würde, was er zu verſprechen ſcheint; große Prahler, ſchlechte Fechter. — Man kannte die ſchöne Salabande für eine Frau, die ſo was nicht ohne guten Grund ſagte — Dieſer einzige Umſtand brachte ſo viel zuwege, daß die Niobe des Paraſpasmus bey der nächſten Vorſtellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Würkung that; und der Dichter ſelbſt konnte ſich in der Folge nicht wieder von dem Schlag erhohlen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatte.

Indeſſen blieb ihm und ſeinem Freunde Antiphilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben, und die Erfinder zwoer neuer Gattungen, der grißgrammiſchen, und der Pantomimiſchen zu ſeyn, in welchen den Abderitiſchen Dichtern eine Laufbahn eröfnet wurde, wo es um ſo viel ſichrer war Lorbeern einzuerndten, da im Grunde nichts leichters iſt als — Kinder zu erſchrecken, und ſeine Helden vor lauter Affekt — gar nichts ſagen zu laſſen.

Indeſſen, (wie die menſchliche Unbeſtändigkeit ſich auch an dem, was in ſeiner Neuheit noch ſo angenehm iſt, gar bald erſättiget,) fiengen die Abderiten bereits

(*) Eine Dame die vielleicht einigen Leſern noch aus dem 9ten Kapitel dieſer Geſchichte erinnerlich ſeyn wird.

an, es überdrüßig zu werden, immer und alle Tage gar schön zu finden, was ihnen in der That schon lange gar wenig Vergnügen machte: als ein junger Dichter, Namens Thlaps, auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie noch Tragödie noch Posse, sondern eine Art von lebendigen Abderitischen Familiengemählden wären; wo weder Helden noch Narren, sondern gute ehrliche hausgebackne Abderiten auftreten, ihren täglichen Stadt- Markt- Haus- und Familien-Geschäften nachgehen und vor einem löblichen Spectatorio gerade so handeln und sprechen sollten, als ob sie auf der Bühne zu Hause und sonst keine Leute in der Welt wären als sie. Man sieht, daß dies ungefehr die nemliche Gattung war, wodurch sich Menander in der Folge so viel Ruhm erwarb. Der Unterschied bestand bloß darinn: daß Er Athenienser und Jener Abderiten auf die Bühne brachte; und daß er Menander und jener Thlaps war. Allein da dieser Unterschied den Abderiten nichts verschlug, oder vielmehr gerade zu Thlapsens Vortheil gereichte; so wurde sein erstes Stück (*) in dieser Gattung mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beyspiel gesehen

(*) Es nannte sich Eugamia, oder die vierfache Braut. Eugamia war von ihrem Vater an einen, von der Mutter an den andern, und von einer Tante, an deren Erbschaft ihr gelegen war, an den dritten Mann versprochen worden. Am Ende kam heraus, daß das voreilige Mädchen sich selbst in aller Stille bereits an einen vierten verschenkt hatte.

gesehen hatte. Nicht als ob das Stück so was Wundervolles gewesen wäre; im Gegentheil es war das platteste Ding von der Welt: aber genug, die Abderiten sahen sich selbst zum erstenmal auf der Schaubühne in puris Naturalibus, ohne Karrikatur, ohne Stelzen, ohne Löwenhäute, Keulen, Scepter und Diademe, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebohrnen, eigenthümlichen Abderitischen Art und Weise leiden und leben, essen und trinken, freyen und sich freyen lassen, u. s. w. und das war eben was ihnen so viel Vergnügen machte. Es gieng ihnen wie einem jungen Mädchen das sich zum erstenmal in einem Spiegel sehen würde; Sie konnten 's gar nicht genug kriegen. Die vierfache Braut wurde vierzehnmal hinter einander gespielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapsodien sehen. Thlaps, dem es nicht so fix von der Faust gieng als dem großen Hyperbolus und dem Nomophylax Grillus, konnte deren nicht genug fertig kriegen. Aber da er seinen Mitbrüdern einmal den Ton angegeben hatte: so fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte sich auf die neue Gattung; und in weniger als drey Jahren waren alle möglichs Sujets und Titel von Thlapsodien so erschöpft, daß es würklich ein Jammer war, die Noth der armen Dichter zu sehen, wie sie druckten und schwitzten, um aus dem Schwamme, den schon so viele vor ihnen ausgedruckt hatten, noch einen Tropfen trübes Wasser her-

herauszupreſſen. Die natürliche Folge davon war, daß unvermerkt alle Dinge wieder ins gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die, nach ziemlich allgemeiner menſchlicher Weiſe, anfangs für jede Gattung eine ausſchlieſſende Neigung faßten, fanden endlich daß es nur deſto beſſer ſey, wenn ſie dem Ueberdruß durch Abwechslung und Manchfaltigkeit wehren könnten. Die Tragödien, gemeine, grißgrammiſche und Pantomimiſche, auch Komödien, Operetten und Poſſenſpiele kamen wieder in Cours; der Nomophylax komponierte die Tragödien des Euripides; und Hyperbolus, zumal da ihm izt das Projekt Abderitiſcher Homer zu werden im Kopfe ſtack, ließ ſichs, weil's doch nicht zu ändern war, am Ende gerne gefallen, die Ehre der Lieblingſchaft des Abderitiſchen Parterre mit Thlapſen zu theilen, der überdies durch die Heyrath mit der Nichte eines Oberzunftmeiſters ſeit kurzem eine wichtige Perſon geworden war.

Ehe wir von dieſer kleinen Digreßion — (eben nicht ſo klein, aber auf einem bloßen Spaziergang iſt jeder Weg der rechte) zurückkehren, möchte vonnöthen ſeyn dem geneigten Leſer einen kleinen Zweifel zu benehmen, der ihm während vorſtehender kurzen Abſchattung des Abderitiſchen Schauſpielweſens aufgeſtoßen ſeyn möchte. Es iſt nicht wohl zu begreiffen, wird man ſagen, wie das Aerarium von Abdera, deſſen Einkünfte eben nicht ſo gar beträchtlich ſeyn konnten,

eine

eine ſo anſehnliche Nebenausgabe, wie ein tägliches Schauſpiel mit allen ſeinen Artikeln iſt, in die Länge habe beſtreiten können, geſetzt auch daß die Dichter ohne Sold noch Lohn aus purem Patriotismus, oder um die bloße Ehre gedient hätten. Wofern aber dies leztere war, wird man kaum glaublich finden, daß es ſo manchen Theaterdichter von Profeßion in Abdera gegeben, und daß der große Hyperbolus, mit allem ſeinem Patriotismus und Eigennutz, es bis auf 120 dramatiſche Stücke ſollte getrieben haben.

* Um nun den günſtigen Leſer nicht ohne Noth aufzuhalten, wollen wir ihm nur gleich unverhohlen geſtehen, 1) daß ihre Theaterdichter keineswegs umſonſt gearbeitet; denn das große Geſetz — dem Ochſen der da driſcht ſollſt du nicht das Maul verbinden! — iſt ein Naturgeſetz, deſſen allgemeine Verbindlichkeit auch ſogar die Abderiten fühlten; und 2) daß, vermöge einer beſondern Finanz-Operation, das Stadt-Aerarium durch das Theater eigentlich keine neue Ausgabe zu beſtreiten hatte, ſondern dieſer Aufwand größtentheils an andern nöthigern und nüzlichern Artikeln erſpart wurde. Die Sache verhielt ſich ſo. Sobald die Gönner des Theaters ſahen, daß die Abderiten Feuer gefaßt und Schauſpiele zum Bedürfniß für ſie geworden, ermangelten ſie nicht dem Volk durch die Zunftmeiſter vorſtellen zu laſſen: daß das Aerarium einem ſo großen Zuwachs von Ausgaben ohne neue Ein-

nahmsquellen oder Einziehung andrer Ausgaben nicht gewachsen sey. Dies veranlaßte denn, daß eine Kommißion niedergesetzt wurde, welche nach mehr als 60 zahlbaren Sessionen endlich einen Entwurf einer Einrichtung des gemeinen Abderitischen Theaterwesens vor Rath legte, den man so gründlich und wohlausgesonnen befand, daß er stracks in einer allgemeinen Versammlung der Bürgerschaft zu einem Fundamentalgesetz der Stadt Abdera gestempelt wurde.

Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, dieses Abderische Meisterstück auch vor unsre Leser zu legen, wenn wir ihnen Geduld genug zutrauen dürften es zu lesen. Sollte aber irgend ein gemeines Wesen in oder außer dem Heil. Röm. Reiche die Mittheilung desselben wünschen: so ist man erböthig, solche auf beschehene Requisition, gegen bloße Erstattung der Schreibauslagen, unentgeltlich zu kommunicieren. Alles was wir hier davon sagen können, ist: daß, vermöge dieser Einrichtung, *sine aggravio Publici* hinlängliche Fonds ausgemacht wurden, die Abderiten wöchentlich viermal mit Schauspielen zu traktiren; sowohl Dichter, Schauspieler und Orchester, als die Herren Deputierten und den Nomophylax als Intendanten, *condigne* zu remunerieren; und überdies noch die beyden untersten Klassen der Zuschauer bey jeder Vorstellung viritim mit einem Pfennigbrodt und zwoo trocknen Feigen zu gratificieren. Der einzige Fehler

dieser

dieſer ſchönen Einrichtung war, daß die Herren von der Kommißion ſich in Berechnung der Einnahme und Ausgabe (wegen deren Richtigkeit man ſich auf ihre bekannte Dexterität verließ) um 28000 Drachmen (ungefehr dritthalb tauſend Thaler unſers Geldes) verrechnet hatten, die das Aerarium mehr bezahlen mußte als die angewieſenen Fonds betrugen. Das war nun freylich kein ganz gleichgültiger Rechnungsverſtoß; indeſſen waren die Herren von Abdera gewohnt, ſo glattweg und bonâ fide bey ihrem Aerario zu Werke zu gehen: daß etliche Jahre verſtrichen, bis man gewahr wurde, woran es liege, daß alle Jahre 2500 Thaler in ihrem Stadtſeckel zu wenig waren. Wie man es endlich mit vieler Mühe herausgebracht hatte, fanden die Häupter für nöthig die Sache vor das geſammte Volk zu bringen, und — *pro formâ* auf Einziehung der Schaubühne anzutragen. Allein die Abderiten gebehrdeten ſich zu dieſem Vorſchlag als ob man ihnen Waſſer und Feuer nehmen wolle; kurz, es wurde ein Plebiscitum errichtet, daß die jährlich abgängigen vierthalb Talente aus dem gemeinen Schatz, der im Tempel der Latona niedergelegt war, genommen, und derjenige, der ſich künftig unterfangen würde, auf Abſchaffung der Schaubühne anzutragen, für einen Feind der Stadt Abdera angeſehen werden ſollte.

Die Abderiten glaubten nun ihre Sache recht klug gemacht zu haben, und pflegten gegen Fremde ſich viel

darauf zu gut zu thun, daß ihre Schaubühne jährlich 80 Talente (80,000 Thaler) koste, und gleichwohl der Bürgerschaft von Abdera keinen Heller! „Es kommt alles auf eine gute Einrichtung an, sagten sie. Aber dafür haben wir auch ein Nationaltheater, wie kein anders in der Welt seyn muß!„ — Das ist eine große Wahrheit, sagte Demokritus; solche Dichter, solche Schauspieler, solche Musik, und wöchentlich viermal, für 80 Talente! ich wenigstens habe das an keinem andern Ort in der Welt angetroffen.

Was man ihnen lassen mußte, war, daß ihr Theater für eines der prächtigen in Griechenland gelten konnte. Freylich hatten sie dem Könige von Macedonien ihr bestes Amt versetzt, um es bauen zu können: aber, da ihnen der König zugestanden, daß der Amtmann, der Amtschreiber und der Rentmeister allezeit Abderiten bleiben sollten, so konnte ja niemand was dagegen einzuwenden haben?

Wir bittens den Lesern ab, wann wir Sie mit dieser allgemeinen Nachricht von dem Abderitischen Theaterwesen zu lange aufgehalten haben. Es hat nun 6 Uhr geschlagen, und wir versetzen uns also, ohne weiters, in das Amphitheater dieser preißwürdigen Republik; wo die geneigten Leser nach Gefallen, entweder bey dem kleinen dicken Rathsherrn, oder bey dem Priester Strobylus, oder bey dem Schwätzer Antistrepsiades, oder bey irgend einer von den schönen Abderitinnen, mit welchen

welchen wie ſie in den vorigen Kapiteln bekannt gemacht haben, Platz zu nehmen belieben werden.

W.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

III.

Auszüge

aus

Hrn. D. Johann Reinhold Forſters,

Mitglied der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, Göttingen, Madrid, Upſal, u. ſ. w.

Reiſe um die Welt,

während den Jahren 1772 — 75.

beſchrieben, und ins Teutſche überſezt von deſſen Sohn, Hrn. Georg Forſter, Mitglied der Geſ. d. W. zu London, Madrid ꝛc.

„Drey verſchiedene Seereiſen waren unter Georg des *III.* Regierung bereits aus der edeln Abſicht Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf Befehl dieſes erleuchteten Monarchen, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenſte Seemann unſrer Zeiten, (der Kapitän Cook) zween geſchickte Sternkundige, (die Hrn. Wales und Bayley) ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum ſtudiren (Hr. Forſter) ein Mahler der die ſchönſten Formen derſelben nachahmen ſollte (Hr. Hodges) wurden auf Koſten der Nation dazu erleſen.„ Sie haben ihre Reiſe in den Jahren 1772-75. vollbracht, und die unmittelbar folgende Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verſchiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu laſſen.

„Die

zum Antworten habt. Was mich ſelbſt betrift, ſo iſt in ſeinem ganzen zaumloſen Lager kein ſo kleines Taſchen-Meſſer, das ich nicht höher ſchäze und liebe, als die ehrwürdigſte Gurgel in Athen. Und hiemit überlaß ich euch der Obhut der Götter, wie Diebe ihren Hütern.

Flavius.

Bleibet nicht länger, es iſt alles umſonſt.

Timon.

Wie, ich war eben im Begriff, meine Grabſchrift zu ſchreiben; morgen wird man ſie ſehen können. Meine lange Krankheit an Geſundheit und Leben fängt an ſich zu beſſern, und Nichts bringt mir Alles. -- Geht, lebt immerhin; Alcibiades ſey eure Geiſſel, ihr die ſeinige; und ſo daurt einander aus, ſo lang es möglich iſt!

1. Senator.

Alles, was wir reden könnten iſt umſonſt.

Timon.

Und doch lieb' ich mein Vaterland noch; und bin keiner, der an dem allgemeinen Schiffbruch ſeine Freude hat, wie die Sage von mir geht.

1. Senator.

Das iſt wol geſprochen.

Timon.

Empfehlt mich meinen wertheſten Mitbürgern.

„Die Brittiſche Regierung (ſagt Hr. Forſter in ſeiner Erzählung weiter) ſchickte und unterhielt meinen Vater auf dieſer Reiſe als einen Naturkündiger, aber nicht etwa bloß dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen: ſondern, daß er alle ſeine Talente in dieſem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenſtand unbemerkt laſſen ſollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine Philoſophiſche Geſchichte der Reiſe, frey von Vorurtheil und gemeinen Trugſchlüßen, worinn er ſeine Entdeckungen in der Geſchichte des Menſchen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rückſicht auf willkührliche Syſteme, bloß nach allgemeinen menſchenfreundlichen Grundſätzen darſtellen ſollte; d. h. eine Reiſebeſchreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden.„

Es ſcheint nicht, daß dieſer Plan und dieſe Abſicht, weder was die Reiſe ſelbſt noch was die Beſchreibung derſelben betrift, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man ſich gedacht, ausgeführt worden ſey. Aber welcher Menſch, welcher Künſtler, welcher andre Unternehmer, von dem, der es verſucht einen bloßen Traum ſeiner Seele im Vorübergehen zu erhaſchen, und, was er auf einmal geſehen und gefühlt, uns ſtückweiſe in Worten vorzubilden, bis zu dem der auf Entdeckung neuer Welten oder auf Philoſophiſche Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemals ſeine Idee vollkommen ausgeführt, ſeinen Zweck ganz erreicht? Beſonders iſt das Vorhaben des letztern ſo unendlich komplizirt, hängt von Augenblick zu Augenblick von ſo unendlich vielen Umſtänden, die zum Theil auſſer den Grenzen menſchlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab, und ſtößt bey jedem Schritt auf ſo unſäglich viele Schwierigkeiten, daß es ihm ſchlechterdings unmöglich iſt, ſich anders als bedingungsweiſe zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheiſchig zu machen.

Aber

Aber nicht nur auf der Reiſe, ſondern auch da es nach der Zurückkunft um die Beſchreibung derſelben zu thun war, mußte Hr. D. Forſter, von Seiten der Engliſchen Admiralität, beſonders des Grafen von Sandwich, und wie es ſcheint des Capt. Cook ſelbſten eine Begegnung erfahren, die künftig einen jeden Ausländer abſchrecken könnte, ſich jemals zu einer ähnlichen Unternehmung gebrauchen zu laſſen. Dies gieng ſo weit, daß man ihm nicht nur ſeinen Antheil an den 2000 Pf. St. welche die Admiralität ihm und Hrn. Cook, zu Beſtreitung der Kupfer nach den Zeichnungen des oben benannten Mahlers, (womit ihre gemeinſchaftliche Reiſebeſchreibung ausgeziert werden ſollte) zu gleichen Theilen geſchenkt hatte, wieder nahm; ſondern ihm zuletzt ſogar daß Recht, die Reiſe zu beſchreiben abſprach, und dadurch den Hauptzweck ſeiner Reiſe zu vereiteln ſuchte.

Ohne in die beſondern Umſtände dieſer Cabale eindringen zu wollen, freuen wir uns, daß der jüngere Hr. Forſter (der während der ganzen Reiſe ein geſchickter und muthvoller Gehülfe ſeines Vaters geweſen war) ſich entſchloſſen, wenigſtens, wie ſeine Beſcheidenheit ſich ausdrückt, einen Verſuch zu wagen, an deſſen Stelle und mit Zuziehung ſeiner Tagbücher eine Philoſophiſche Beſchreibung dieſer merkwürdigen Seereiſe zu verfertigen. Das Publicum iſt dadurch hinlänglich entſchädigt, und der Leſer findet wenig oder keine Urſache, ſeines Nutzens oder Vergnügens wegen einen andern Geſchichtsſchreiber zu wünſchen.

Bekanntermaßen iſt zwar auch aus den Papieren und unter der Aufſicht des Kapt. Cook eine Beſchreibung eben dieſer Reiſe um die Welt zuſammengetragen worden. Allein man würde ſich ſehr irren, wenn man um derentwillen Hrn. Forſters Arbeit für überflüßig halten wollte. „Man muß in Erwägung ziehen, daß wichtigere Vorfälle durch die verſchied-

ſchiedne Erzählung zweer Augenzeugen in ſtärkeres Licht geſetzt werden. Auch (fährt Hr. Forſter fort) waren unſre Beſchäftigungen im Haven ſehr verſchieden. Kapit. Cook hatte alle Hände voll zu thun, um das Schiff mit Lebensmitteln zu verſehen, und wieder in Stand zu ſetzen: dagegen ich den mannichfaltigen Gegenſtänden nachgieng, welche die Natur auf dem Lande ausgeſtreuet hatte. Ueberdies bemerkt er ſehr richtig, daß der Geſichtspunkt woraus ein Seemann der beynahe ſein ganzes Leben in dieſem Elemente zugebracht, die Gegenſtände anſieht, von demjenigen eines Landmanns — und wir ſetzen hinzu, eines jungen Mannes von ſo vielen Talenten und von ſo ausgebreiteter Wiſſenſchaft als Hr. Forſter iſt — ſehr verſchieden ſeyn müſſe. Außerdem befindet ſich noch der weſentliche Unterſchied zwiſchen ihren beyden Beſchreibungen, daß Cook mehr für Seefahrer, und Forſter mehr für die ganze übrige Welt geſchrieben, und alles was nur jene allein intereſſiren konnte, aus ſeiner Erzählung weggelaſſen hat.

Doch genug von dem worüber Hr. F. in ſeiner leſenswürdigen Vorrede das Publicum präveniren zu müſſen geglaubt hat. Wir eilen zur Hauptſache. Unſre Leſer mögen aus dem Auszug, den wir ihnen von allem was uns in dieſer Reiſebeſchreibung vorzüglich bemerkenswerth und unterhaltend geſchienen hat, vorlegen wollen, ſelbſt urtheilen, ob wir Recht haben, dieſes Buch, als Reiſe eines Philoſophen der zugleich ein Mann von Gefühl iſt, für einzig in ſeiner Art zu halten. Es iſt immer ſehr der Mühe werth jedem Manne zuzuhören, der die Reiſe um die Welt gemacht hat. Wenn ſeine Entdeckungen auch an ſich ſelbſt nicht die wichtigſten wären: ſo iſts uns doch als ob ſie dadurch einen neuen Werth erhielten, daß ſie ihn ſo viel gekoſtet, daß er ſo oft ſeine ganze Exiſtenz dran ſetzen mußte, um uns etwas neues erzählen zu können. Iſt nun der Mann, der ſoweit gereißt iſt, noch

dazu

dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, von aufgeklärtem Geiste, von Kenntnißen die ihn in den Stand setzten beßer zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen als gemeine Seefahrer — um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends ein noch junger Mann, ein Mann, deßen warmes Herz jedem Eindruck der Natur noch reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen wallt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, was er nicht nur gesehen, was er genoßen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht (welches dann gerade der Fall bey unserm Philosophischen Seefahrer ist): so weiß ich nicht welches Gedicht, wenn gleich das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns soviel Vergnügen machen konnte, als eine solche Reisebeschreibung; zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne, Anmuthige und Liebvolle, kurz, alles wodurch der Epische und Dramatische Dichter die Seele faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, die nehmlichen Eindrücke auf uns zu machen, und das Herz beständig in theilnehmender Bewegung zu erhalten.

Man kann diese neueste Reise um die Welt aus zwey hauptsächlichen Gesichtspunkten betrachten; einmal in Absicht auf die von dem Englischen Admiralitäts-Kollegio dem Kap. Cook vorgeschriebene Verhaltungsbefehle oder den Hauptzweck der ganzen Reise; und dann in Rücksicht auf das, was an Leser, denen es vorzüglich um Erweiterung und Berichtigung ihrer Natur- und Menschenkenntnis und überhaupt um Bilder und Schilderungen einer für uns noch immer neuen Welt zu thun ist, am meisten Antheil nehmen.

So wichtig der erste Gesichtspunkt für die Erdbeschreibung und Schiffahrt ist, so können wir doch denen, was von

dieser

dieſer Seite durch die Cookiſche Reiſe würklich gewonnen worden, nicht wohl eher, als bis wir auch den zweyten Theil des vorliegenden Werkes in Händen haben, Rechenſchaft geben. Für izt werden wir uns alſo auf den zweyten Geſichtspunkt einſchränken, aus der Menge bemerkenswürdiger Sachen, die uns Hr. Forſter vorlegt, vornehmlich die reichſten Gemählde von ſchöner und groſſer Natur, und die Erzählungen ausheben, die zu Befriedigung des Verlangens, die Bewohner der Südſee näher kennen zu lernen, am meiſten beytragen können — doch mit Vorbehalt der Freyheit, auch bey andern merkwürdigen Dingen, auf die wir in unſerm Autor ſtoßen werden, wo wir es für gut finden, uns mehr oder weniger aufzuhalten.

Das erſte Hauptſtück enthält die Fahrt des Schiffes, die Reſolution, worauf ſich unſer philoſophiſcher Seefahrer befand, von Portsmouth nach Madera, und eine Beſchreibung dieſer reitzenden Inſel, wozu der Verfaſſer den Stoff gröſtentheils aus dem Munde verſtändiger Engländer, die lange dort gelebt, geſammelt hat. Madera iſt ohngefähr 55 Engliſche Meilen lang, und 10 breit; und wird in zwoo Capitaneas abgetheilt, wovon die eine (nach der Hauptſtadt Funchal benannt) 26 Kirchſpiele, und die andre, Nahmens Maſchiko oder Mariko, deren 17 enthält. Die Anzahl der Einwohner belief ſich im Jahr 1768. auf 63,913 Perſonen; aber in eben dieſem Jahr übertraf die Anzahl der Geſtorbenen die Gebohrnen (deren 2198 waren um 3045 — und vermuthlich rührte dies (ſagt Herr Forſter) von einer epidemiſchen Krankheit her. Dies vermuthlich iſt unangenehm: Warum fragte er nicht nach? — Uebrigens iſt das Klima vortreflich, die Witterung meiſtens, auch im Winter ſehr gelinde, und die Sommerhitze in den höhern Gegenden ſehr gemäßigt; folglich die ganze natürliche Beſchaffen-

ſchaffenheit der Bevölkerung ungemein günſtig. Die Stadt Funchal, ſo ſchlecht ſie von innen beſchaffen iſt, giebt von der Seeſeite einen ſehr mahleriſchen Anblick. „Sie liegt auf einem ſanft anlaufenden Grunde der Vorberge, in Geſtalt eines Amphitheaters, rund um die Rhede her. Die Gebäude und Häuſer ſind meiſt weiß angeſtrichen, viele zwey Stockwerke hoch, haben flache Dächer, das ihnen eine Aehnlichkeit mit der morgenländiſchen Bauart und Simplicität giebt — die nahgelegenen Höhen, auf welchen man überall Weinberge, umzäunte Gründe, Pflanzungen und Buſchwerk nebſt Landhäuſern und verſchiednen Kirchen erblickt, machen die Schönheit der Landſchaft vollkommen. Alles (ſagt Hr. F.) erweckte den Begriff einer bezauberten Inſel, und gab uns eine Idee von den Gärten der Semiramis. — Das wichtigſte Produkt dieſer Zauberinſel iſt der berühmte Wein, wovon der beſte von Reben die ehmals aus Candia dahin verpflanzt worden kömmt und Madera-Malvaſier genennt wird. Die Pipe jede zu 110 Gallons, koſtet auf der Stelle 40 bis 42 Pf. Sterl. Es iſt ein köſtlicher ſüßer Wein, fällt aber nur ſparſam. Die nächſte Sorte, die ſtark nach England verfahren wird, iſt ein trocken Beeren-Wein, die Pipe zu 30-31 Pf. Sterl. Die geringern Sorten, die meiſt nach Oſt- und Weſt-Indien und Nord-Amerika gehen, koſten von 20 bis zu 28 Pf.„ Ein Jahr ins andre werden etwa 30,000 Pipen gewonnen; davon 13000 ausgeführt, und die übrigen theils auf der Inſel verbraucht, theils zu Brandwein und Eſig verwandt werden.

Die Weinberge ſind ſo angelegt, daß der Boden immer von Unkraut rein, und durch eingeleitete Wäſſerungs-Kanäle feucht erhalten wird, und die Trauben im Schatten reiffen; welches ihnen dann jenen treflichen Geſchmack und das markigſte, oder die Eigenſchaft den Mund recht zu füllen (wie ſich Hr. F. ausdrückt) giebt, das dem Maderawein eigenthüm-

lich ist. Es wird auch Getreide gebaut, aber nicht der vierte Theil dessen, was die Einwohner brauchen; das übrige ziehen sie aus Nordamerika. Die Weinberge werden jährlich verpachtet; vom Gewächse bezieht der Pachter vier Zehntheile, viere der Grundherr, eines die Geistlichkeit und eines der König. Bey so bewandten Sachen bekommen die armen Winzer wenig von dem Göttertrank den sie bauen zu kosten. Ueberhaupt, sagt der V. lebt das Landvolk zu Madera schlecht — (und ists nicht beynahe in ganz Europa eben so?) Sie nähren sich mehrentheils nur von Brodt und Zwibeln, oder anderm Wurzelwerk und etwas Fleisch, und ihr gewöhnlicher Trank ist Wasser, oder ein dünnes Getränk aus Wasser und Weintrübern. H. F. meynt, die Unterdrückung, unter welcher die armen Leute hier leben, müsse ihnen natürlicher Weise Muth und Hofnung niederschlagen; und freylich so sollte und müßte es in Gemäßheit unsrer so scharf demonstrierten Physiokratischen Theorien seyn. Aber es ist recht als ob sich die Natur eine eigne Freude daraus mache, andre Wege zu nehmen, als wir ihr vorzeichnen. Auch hier trift just das Widerspiel zu, von dem wie es seyn sollte und müßte. „Die Leute sind bey aller Unterdrückung lustig und vergnügt, singen bey der Arbeit, und versammeln sich Abends, um nach dem Schall einer einschläfernden Guitarre (*) zu tanzen und zu springen.„ Wunderbar genug, daß sich Hr. F. über so was verwundern konnte! *Cantabit* vacuus &c. Auch sehen diese armen Landleute, wie billig, gesunder und weniger häßlich aus als die edlen Bürger zu Funchal und Mexico.

(*) Hier hat den Hrn. F. sein Philosophischer Genius einen Augenblick verlossen, wenn die Guitarre einschläfernd für sie wäre, würden sie nicht dazu tanzen und springen. Alle Würkung der Musik ist relativ; der Norddeutsche Bauer tanzt und springt zum Tukeldum einer schnarrenden Sackpfeife, der Maderische zum Geklimper einer Zither; jenen würde die Maderische Zither einschläfern, diesen die Schottische Sackpfeife betäuben.

Mexico. Vermuthlich muß ihnen ihr ſäurlicher Trebetz faſt beſſer bekommen als ihren Herren der herrliche Malvaſier, deſſen trinkbares Feuer man wahrlich unter der Breite von 32 Graden nicht ſehr vonnöthen hat.

Zweytes Hauptſtück. Den 1. Auguſt 1774 reiſeten ſie von Madera wieder ab, paſſierten am 5ten die Inſel Ferro, und hatten nunmehr bey immer ſchönem Wetter und günſtigen Winden, welche die Farth zwiſchen den Wendezirkeln zwar ſicher und ruhig aber äuſſerſt einförmig machen, Muße genug, ſich an der Jagd der Bonniten und Doraden auf die fliegenden Fiſche, die ſich hier in großer Menge aufhalten, zu beluſtigen, und Homiletiſche Betrachtungen darüber anzuſtellen, die wir Hrn. F. um ſo lieber überſehen wollen, weil die Probe, die er uns davon zu koſten giebt, ſehr — kurz iſt. Die fliegenden Fiſche fliegen nicht bloß gegen den Wind, wie Kalm zu glauben ſcheint, ſondern nach allen Richtungen, und zuweilen auch in krummen Linien. Von dieſer Zeit an, (ſagt Hr. F.) bis wir den heiſſen Himmelsſtrich verlieſſen, hatten wir faſt täglich das Schauſpiel, unabſehliche Züge und Heere dieſer Fiſche um uns her zu ſehen. Von ihren ewigen Feinden, den Bonniten und Doraden verfolgt, verlaſſen ſie dann ihr Element, um in der Luft Sicherheit zu ſuchen; aber auch da geſchieht es oft, daß die armen Flüchtlinge neue Feinde antreffen, und ein Raub des Tölpels (Pelicanus Piſcator) und des tropiſchen Vogels, werden; oder, wenn ſie dem Verdeck eines Schiffes zu nah kommen, gar dem allgemeinen Feinde alles Lebendigen unter der Sonne, dem Menſchen, in die Hände fallen.

Am 11ten Auguſt erblickten ſie Bonaviſta, eine der Inſeln des grünen Vorgebürges. Dieſe Inſeln, glaubt Hr. F. könnten einträglich und wichtig gemacht werden, wenn ſie einem arbeitſamen, unternehmenden und Handlungtreibenden

Volke zugehörten. Die Coschenill-Pflanze, der Indich, einige Gewürze und vielleicht auch Kaffee würden, dem Anschein nach, in diesem brennend heissen Klima wohl fortkommen, und gewiß völlig hinreichen, den Einwohnern alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, wofern sie einer so wohlthätigen Regierung genößen wie — die Englische. Alsdann (sagt er) würde statt des itzigen kümmerlichen Unterhalts von Wurzelwerk ihr Tisch mit Ueberfluß besezt und ihre elenden Hütten in bequeme Häuser umgeschaffen werden.

Den 9. September paßierten sie die Linie, und den 27ten, da sie nun den 25° Grad südlicher Breite erreicht hatten, machten sie einen Versuch die Erkmung und Wärme des Seewassers in großer Tiefe zu bestimmen. Das Thermometer stand in freyer Luft auf 72½. Gleich unter der Oberfläche des Wassers fiel es auf 70, und in einer Tiefe von 80 Faden sank es auf 68°. Es blieb 15 Minuten unter Wasser, und zum Heraufziehen wurden 7 Minuten erfordert. Der nemliche Versuch war den 3ten September gemacht worden, wo es von 75½ Graden des W. auf 74, und in einer Tiefe von 85 Faden auf 66° gefallen war. Es war 30' unter Wasser geblieben, und man hatte zum Wiederheraufziehen 27½ Minuten Zeit gebraucht. Am 12ten October wiederhohlten sie diese Untersuchung zum drittenmal. Sie liessen das Thermometer 20 Minuten lang in einer Tiefe von 100 Faden, und nachdem es innerhalb 7 Minuten wieder heraufgezogen worden war, fand sich daß es auf 58° stand. Dicht unter der Oberfläche hatte es 59 und in freyer Luft 60° Grad angegeben.

Am 29sten October entdeckten sie das äusserste Ende von Africa. Kaum war es Nacht worden, (wir lassen Hrn. F. wieder selbst reden) als die See rund um uns her einen großen bewundernswürdigen Anblick darbot. So weit wir

sehen

ſehen konnten, ſchien der ganze Ocean in Feuer zu ſeyn. Ihr brechende Welle war an der Spitze von einem hellen Glanz erleuchtet, der dem Lichte des Phosphorus glich; und längſt den Seiten des Schiffs verurſachte das Anſchlagen der Wellen eine feurige Linie. Hiernächſt konnten wir auch groſſe leuchtende Körper im Waſſer unterſcheiden, die ſich bald geſchwind bald langſam, itzt in einerley Richtung mit dem Schiff, dann wieder von uns weg, bewegten. Zuweilen ſahen wir ganz deutlich, daß dieſe Körper als Fiſche geſtaltet waren, und daß die kleinern den gröſſern aus dem Wege giengen. Um dies wunderbare Phänomen genauer zu unterſuchen, lieſſen wir einen Eimer ſolchen Seewaſſers aufs Verdeck hohlen; und es fand ſich, daß unzählige leuchtende Körperchen von rundlicher Figur, die mit groſſer Geſchwindigkeit darinn herumſchwommen, jenen glänzenden Schein hervorbrachten. Nachdem das Waſſer eine Weile geſtanden hatte, ſchien die Zahl der Funken ſich zu vermindern: ſo bald wirs aber umrührten, ward es wieder ſo leuchtend als zuvor. Auch bemerkten wir, wenn das Waſſer nach und nach ruhig ward, daß die hellen Körper wider den Strom deſſelben ſchwammen, ob ſie gleich, bey ſtärkerem Rühren, der Richtung, nach welcher das Waſſer alsdann ſich bewegte, nicht widerſtehen konnten.„ Um ſich ſelbſt den Zweifel aufzuklären, ob nicht vielleicht das Schwanken des Schiffes die wahre Urſache der Bewegung dieſer anſcheinenden Thierchen ſey, lieſſen ſie den Eimer freyſchwebend aufhängen. Dieſer Verſuch ſetzte ihre eigenthümliche Bewegungskraft auſſer Zweifel, und bewieſ zugleich, daß die Bewegung des Waſſers das Leuchten zwar nicht hervorbringe, aber doch befördre; denn wenn das Waſſer ganz ruhig war, ſo verminderte ſich das Funkeln nach und nach, kam aber bey der geringſten Bewegung deſſelben wieder ſtärker, und nahm in eben dem Maaſſe zu wie jene verſtärkt wurde. Hr. F. brachte auch eins von dieſen hellen

1. Senator.

Das ſind Worte, die euern Lippen wol anſtehen!

2. Senator.

Und in unſre Ohren, wie triumphierende Sieger durch ihre zujauchzenden Thore, eingehen.

Timon.

Empfehlt mich ihnen, und ſagt ihnen, um ihnen in ihren bekümmerten Umſtänden, ihrer Furcht vor feindlichen Streichen, ihren Drangſalen, ihrem groſſen Verluſt, ihren Liebes-Aengſten, und andern dergleichen zufälligen Wehen, die das zerbrechliche Gefäß der menſchlichen Natur in der ungewiſſen Reiſe des Lebens auszuſtehen hat, einige Linderung zu verſchaffen, woll' ich ihnen noch eine Probe von meiner gütigen Gemüthsart geben, und ihnen ein Mittel ſagen, wodurch ſie dem Grimm des Alcibiades zuvorkommen können.

2. Senator (leiſe.)

Das geht ganz gut; er wird mit uns zurük kommen.

Timon.

Ich habe einen Baum, der hier in meinem Einfang wächßt, und den ich zu meinem eignen Gebrauch nächſtens fällen muß. Sagt meinen Freunden, den Athenienſern, allen ohne Ausnahm, von dem Höchſten bis zum Niedrigſten; daß ein jeder der Luſt habe, allem ſeinem Leid ein Ende zu machen, unverzüglich hieher kommen, und eh

noch

Körperchen, das ihm an der Hand hängen geblieben war, unter das gewöhnliche Glas des verbesserten Ramsdenschen Mikroscops, da es sich dann in einer kugelförmigen Gestalt, etwas bräunlich und durchsichtig als Gallert zeigte; mit dem stärksten Glase aber entdeckte sich an diesem Atom die Mündung einer kleinen Oefnung, und darinn vier bis fünf Darmlöcke, die unter sich selbst und mit jener Oefnung zusammenhiengen. Hr. F. wollte noch mehrere und genauere Versuche mit diesen Thierchen anstellen; sie wurden aber durch die geringste Berührung sehr beschädigt, und so bald sie todt waren, sah man nichts mehr an ihnen als eine unzusammenhängende Masse von Fibern. Kurz, alle angewandte Bemühung, eines davon lebendig unters Glas zu bringen, war vergebens gewesen. Ob diese kleinen Geschöpfe die Brut einer Medusen-Art, oder ein eignes Geschlecht seyn, läßt Hr. F. wie billig unentschieden, und bemerkt noch, daß ihre Gestalt mit den Infusionsthierchen der Mayblume übereinzukommen scheine.

Da wir zu Gegenständen, die unsrer Absicht näher sind, eilen müssen, übergehen wir die im dritten Hauptstück enthaltene Nachricht von ihrem Aufenthalt auf dem Kap, und von der dortigen Kolonie — um unsern Seefahrern auf einer Reise die noch niemand von ihnen unternommen hatte, auf ihrer Farth nach dem Antarktischen Zirkel, wiewohl nur mit Einem Blicke zu folgen. Die Hauptabsicht der Englischen Regierung bey dieser neuen Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte australische Welttheil, dessen Daseyn nun schon so lange als höchstwahrscheinlich vorausgesetzt worden, würklich vorhanden sey oder nicht? Zu diesem Zweck war Hr. Cook angewiesen: vom Kap aus Südwärts zu laufen, und wo möglich das *Cap de la Circoncision* zu finden, welches Hr. *De Lozier Bouvet* den 1sten Jenner 1730. in 54ten Grad südlicher Breite und 11ten östlicher Länge von

Green-

Greenwich, gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey, oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letztern Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließ es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu: so sollte er die Entdeckungen fortsetzen, und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetische Vorgebürg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so solle er, so lang er noch Hofnung hätte ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu seegeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrezeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurückzuziehen, und überhaupt, in allen äussersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte nie befahrne Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Produkten neuen Natur, auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über alles was wir kennen Großes und Anziehendes: daß man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vielen Millionen Menschen zutheil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem bloßen Umstand, nach Vollendung des großen Abentheuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern, und sich selbst sagen zu können: das alles hast du erfahren — das alles hast du ausgehalten, liegt ein Abgrund von Ver-

gnügen und herzerhebendem Selbstgefühl, das allein hinreichend ist einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen; werth durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unsern neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarzirkel auftieß — das was sie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten — die immer neuen, immer wachsenden Gefahren und fürchterliche Aussichten in ungewiße aber doch immer verschwebende noch größere Uebel, nicht gerechnet — ich sage, dies Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherley Art sind gleichwohl so beschaffen, daß bey ihrer bloßen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muß. Wir können, wie gesagt, unserm Autor auf diesem Theil seiner Reise, den er, nicht wie ein Seemann, sondern wie ein Naturforscher, und wie ein Mensch (mit unter auch wie ein junger Mann dem das Lesen der Alten und Neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von ferne und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müßten alles abschreiben wenn wir alles bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profeßion sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem furchtbaren Element aussetzt, zu gewohnt, und überdieß im Schreiben meistens zu wenig geübt, um uns Landleuten von solchen Scenen so lebhafte und detaillirte Schilderungen zu machen, wie wir sie verlangen. Hier ists einer aus unserm Mittel, der uns beschreibt wie einem Jeden von uns an seinem Platze zu Muthe gewesen wäre; und dieser Umstand macht allerdings für Leser vom Gefühl jeden Zug seiner Erzählung doppelt interessant. Schon am zweyten Tage nach ihrer Abfahrt aus der Tafelbay (den 24sten Novemb.) gingen die Stürme an, von denen sie nun 4 Mo-

nate

gate lang kaum wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben ſollten. Man ſtelle ſich unſern Philoſophen vor, dem in den friedlichen Meere zwiſchen den Wendezirkeln die Reiſe um die Welt ſo leicht und angenehm vorgekommen war — izt, wie auf einmal, in den ewigen Siz heulender Winde und raſender Stürme verſezt, mitten unter fürchterlichen Wogen die das Schiff aufs heftigſte hin und wieder ſchaukeln, und, indem ſie ſich häufig über demſelben brechen, alles mit einem Platzregen von Seewaſſer überſchwemmen. Wer kein Seemann war (ſagt Hr. F. mit aller Naivität eines Erdeſohnes, der die Linie zum erſtenmale paſirt hatte) wußte ſich in dieſe neue Lage gar nicht zu ſchicken. Zwar gab es, aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Taſſen, Gläſern, Weinflaſchen, Schüſſeln, Tiſchen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reiſenden greuliche Verwüſtung angerichtet wurde, mit unter noch Scenen, wobey ſie lachen mußten: aber, das war im Grunde doch nur ein ſchwacher Erſaz für einen Verluſt der in ihrer Lage eben ſo wichtig als unerſezlich war. „Das übelſte dabey war (fährt Hr. F. fort) daß die Decken und Fußboden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden; und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brauſen der Wellen, nebſt dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches faſt keine Beſchäftigung verſtattete, waren neue fürchterliche und höchſtbeſchwerliche Scenen. Hiezu kam noch, daß, ungeachtet wir uns erſt im 42° ſüdliche Breite befanden, die Luft doch ſchon ſehr kalt und ſcharf zu werden anfieng, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienſt noch ſchwerer machte.„ — Indeſſen war das alles nur Spielwerk gegen das was ihnen noch bevorſtund. Nachdem ſie bis zum 5ten December immer ſtürmiſches Wetter, an dieſem Tage aber, zum erſtenmale ſeit ihrer Abreiſe vom Kap, wieder ſo gemäßigten Wind gehabt hatten, daß

die höchſten Bramſeegel aufgeſetzt werden konnten: fiel am nehmlichen Nachmittag ſchon wieder Regenwetter ein; in der Nacht ward es ſo kalt, daß der Thermometer von 44 auf 38° fiel, und Morgens früh gabs etwas Schnee; der Wind nahm zu, und ſtürmte den 7ten ſo heftig, daß ſie wiewohl unter Begleitung immer zunehmender Schaaren von Sturmvögeln, nur noch mit einem Seegel fahren konnten. Am 8ten gab ihnen der ſogenannte See-Bambu (fucus buccinalis *Linnei*) der ſich in Hauffen um das Schiff ſehen ließ und verſchiedne Pinguins die unter einer Menge Pintaden und Albatroſſen erſchienen, Hofnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felſenkraut und beſonders von den Pinguins hatte man ſonſt immer geglaubt, daß ſie niemals fern von der Küſte angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies die Unzuverläßigkeit dieſer Zeichen. In der Nacht vom 9ten fieng das Waſſer in den Gefäßen ſchon an am Rande zu gefrieren, wiewohl ſie noch nicht weit über den 50ſten Grad ſüdl. Br. waren. Des folgenden Morgen war ein groſſer Eisklumpen, dem ſie kaum noch ausweichen konnten, das erſte was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer von gleicher Größe lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ohngefehr zwey Seemeilen von dem Wind wie ein weiſſes Vorgebürg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren ſie bey einem andern Eisberge vorbey, der ungefehr 2000 Fuß lang; 400 breit und 200 hoch war. Da die Maſſe des Eiſes über dem Waſſer ſich zu jener, die unter dem Waſſer bleibt, wie 1 zu 9 verhält: ſo müßte dies Stück, geſetzt daß es ein regelmäſiges Viereck geweſen, im Ganzen 2000 Fuß hoch geweſen ſeyn, und ſolchemnach 1600 Millionen Kubikfuß Eis enthalten haben. Am 11ten lieffen ſie an einer Eisinſel vorbey, die wenigſtens eine halbe Engliſche Meile lang war. Das Thermometer war vorher, wegen des ſchönen Sonnenſcheins, von 36° auf 41 geſtiegen; wie ſie aber dem Eis gegenüber kamen,

kamen, ſank es nach und nach auf 37½ herab; und ſobald ſie vorbey waren, ſtieg es wieder zu 41. Die Wellen brachen ſich mit ſolchem Ungeſtüm gegen dieſe Eisinſel als ob es ein unbeweglicher ſtehender Felſen geweſen wäre, und ſchlugen, ungeachtet ſie nicht viel niedriger als die vorhergedachte Eismaſſe war, dennoch ſo hoch heran, daß der Schaum oft weit darüber hinausſprützte, welches bey dem ſchönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewaſſer, welches ſolchergeſtalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrſcheinlicherweiſe dort feſt, und dies kann zu Erklärung der Entſtehungsart und Anhäufung deſſelben, wie Hr. F. meynt, viel Licht geben.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

IV.

Zergliederung des Buchs, genannt:

Leben, Bemerkungen und Meynungen Johann Bunkels,

mit hinzugefügten Bemerkungen und Meynungen,

und

Sechzehn Kupferſtichen v. Chodowiecky.

Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1778.

PRACTICA EST MVLTIPLEX. Vor einigen Jahren kam in Paris kein Büchlein, Proſa oder Verſe, in deßen Succeß Autor und Verleger einiges Mißtrauen ſetzten, zum Vorſchein, ohne daß es durch eine Anzahl Vignetten von Eiſen unterſtützt wurde. Bey uns Teutſchen iſt itzt Chodowiecky der Nothhelfer; und, wahrlich wenn der Gewinn, den ein Teutſcher Verleger durch ihn macht, des Franzoſen ſeinen ſo weit über-

übertrafe als Chodowiecky über Eisen ist, so wär es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch an und für sich selbst ihre Erwartung übel betrogen hätte, sich gar nicht zu beschweren, wenn sie z. Ex. für ihre Pränumerierten 7 Thlr. 12 Gr. Conventionsmünze — 16 Kupferstiche von Chodowiecky von den besten Abdrücken, und, nach billigem Abzug eines halben Alphabets für das Beste was das Buch allenfalls enthalten möchte, noch wenigstens vier baare Alphabete Makulatur, in den Kauf, bekommen. Ob dies bey gegenwärtigem Buche der Fall sey, sollen unsre Leser selbst entscheiden, wenn wir ihnen getreulich und ohne Gefährde referiert haben werden, wie wirs finden. Bey tausend andern Büchern, die, ohne Ankündigung mit Trompeten und Pauken, auf ihre eigene Gefahr in die Welt treten, würde eine Zergliederung ganz überflüßig seyn; und neunhunderten wenigstens unter Tausend würde dadurch zuviel Ehre geschehn. Aber einem Werke wie dies, einer eignen Lebensbeschreibung, die ein funfzigjähriger Mann schreibt, indem er auf sein wohlgelebtes Leben, mit gutem Gewissen und völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksieht, u. s. w. — einem Schriftsteller von welchem man uns durch den Mund der *Monthly Reviewers* versichert: „daß er vollkommen einzig für sich, und in seiner Art so original sey, als Shakespear und Samuel Richardson — daß er der sonderbarste der launigste, der angenehmst-seltsamste Schriftsteller sey, der je die Feder geführt habe: einem solchem Werke, einem solchen Autor kan man nicht zuviel Ehre anthun! Jedermann mußte, nach einer solchen Ankündigung und von einem so berühmten Manne wie Hr. Nicolai garantirt, erwarten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne seyn werde; und jedermann erwartete es auch würklich.

lich. Es wird alſo gewiß, zu mehr als einem Zwecke, nüzlich und intereſſant ſeyn, zu ſehen, wie die allgemeine Erwartung der Teutſchen Leſer erfüllt worden ſey. Iſt ſie erfüllt worden, und wär es auch gleich mit einem ziemlichen Rabatt: ſo kan ein ſo außerordentlich angenehmes und gutes Buch nicht genug bekannt gemacht und empfohlen werden: iſt ſie getäuſcht worden; nun, ſo mögen Leſer, Reviewers, Verleger und Ueberſezer ſich die Nuzanwendung daraus nehmen, die dann von ſelbſt daraus fließen, und zur neuen Beſtätigung der ſehr alten Wahrheit dienen wird: daß kein Buch ſo elend iſt, aus dem ſich nicht wenigſtens eine Moral ziehen ließe, womit ein Mann, wenn er ſie beym rechten Ende nimmt, auf die eine oder andre Art ſoviel gewinnen kan als das Buch werth iſt.

Weſſen man ſich zu Herrn Johann Bunkel, was ſeine Fähigkeiten betrift, zu verſehen habe, lernen wir von einem Zeugen gegen deſſen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden iſt — von Hrn. Johann Bunkel ſelbſt. „Ich habe (ſazt er S. 288. I.) wenig Recht auf eine außerordentliche Erkenntniß Anſprüche zu machen, da ich nur einen langſamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bey der niedrigern Art von Gelehrten antrift. Damit man aber gleichwohl begreiffen könne, woher ſo viel Philologiſche, Metaphyſiſche, Mathematiſche, Theologiſche, Mineralogiſche, Chemiſche ꝛc. ꝛc. Schul- und Collectaneen-Gelehrſamkeit in ſeinen langſamen Kopf gekommen ſey, ſezt er hinzu: Aber ich bin ſehr fleißig geweſen, und mein ganzes Leben iſt mit Leſen und Denken zugebracht. Aus dieſem Zeugnis von ſich ſelbſt ſehen wir, daß wir von ſeinem Witze wenig zu erwarten haben; und ſo könnten wir uns billig wundern, wie die erlauchten Monthly Reviewers dieſen langſamen Alltags-Kopf mit Shakeſpearn und Richardſon zuſammenſtellen, und ſagen konnten

wenn

wenn Jener Vortreflichkeit aus angebohrnem, uncultiviertem Genie (*) herzurühren, so scheine hingegen Hrn. Johann Bunkels erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu seyn, die durch romantisches Wesen und durch religiosen Eyfer wie in einem Treibhaus erhitzt und zum Sprossen getrieben worden. Unstreitig verdient über diesen Punct Bunkel selbst, und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben, als die Reviewers; und was liegt uns am Ende auch daran, wenn Hr. Bunkel kein dichtrisches Genie hat? Non omnia possumus omnes. Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muß er, trotz der Langsamkeit seines Kopfs, ein desto stärkerer, desto tiefferer Denker geworden seyn; und so können wir uns darauf verlassen, reichlich für das was ihm an Imagination und Witz abgeht, entschädiget zu werden. Was für neue tiefgeschöpfte reichhaltige Bemerkungen, was für eine merkwürdige lehrreiche Geschichte seines Geistes, haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicher Weise findet sich aber auch von dem allen in seinem Buche — wenigstens in dem, was der Hr. Herausgeber uns davon hat zukommen lassen wollen, — Nichts, was man Nichts heißt. Nicht zwoo neue Bemerkungen von einiger Erheblichkeit! nicht einmal die Gabe, den Lieux-Communs, wovon das ganze Buch bis zum Eckel voll ist, nur einen Anstrich von Neuheit zu geben! Zehnmal wird uns das nemliche wässerichte, kühle, sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm verhaßte Artickel des Christlichen Lehrbegriffs, bald in etwas veränderten Worten, bald durch andre Personen, aufgetischt — und so ein erklärter, heftiger, unermüdeter Gegner des Athanasischen Bekenntnisses Hr. Johann Bun-

(*) Clarissa, das Werk eines uncultivierten Genies? — O ihr Reviewers!

Bunkel, und alle die ſchönen Dogmatiſch-Polemiſchen Damen und Herren, die er auftreten läßt, ſind, (denn offenbar iſt das ganze Buch bloß darum geſchrieben, ſeiner herzlichen Erbitterung gegen dieſes Symbolum und gegen die Engliſche Kirche Luft zu machen) ſo findet ſich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein einziger Grund für ſeinen chriſtlichen Deismus, der nicht ſchon wer weiß wie oft von ſeines gleichen, und meiſtens weit beſſer, vorgebracht worden wäre. — Und ſo ein Mann ſollte die Hälfte ſeines Lebens mit Denken zugebracht haben!

Noch luſtiger iſts, wenn man die Verſicherung die er uns S. 7. 1. giebt — daß er auf der Schule mit beſonderm Fleiß Locke's Buch über den menſchlichen Verſtand ſtudiert und nichts anders vorgenommen habe, als bis er dieſes Werk dreymal durchgeleſen, und den richtigen Gebrauch ſeines Verſtandes daraus erlernt habe — ich ſage, noch luſtiger iſts, wenn man dieſe Verſicherung, und die angehängte Vermahnung an die liebe Jugend, nur den Locke recht zu ſtudieren, weil ſie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniß gelangen würden, welche die gröſte Vollkommenheit eines vernünftigen Weſens ſey „ — mit ſeinem Buche vergleicht, mit der ganz erbärmlichen Verworrenheit und Seichtigkeit ſeiner Begriffe und Raiſonnements vergleicht, die der Ueberſetzer — der zwar auch ein Rationaliſt aber doch ein ganz andrer Mann iſt als Maſter Bunkel — beynahe ſo oft zu verbeſſern nöthig findet, als oft Bunkel ſeinen lehrreichen Mund zum — A—aanen aufthut. Und Johann Bunkel hätte von Johann Locke Begriffe bilden, unterſcheiden, verbinden gelernt? Das ſoll er Kindern weiß machen! Wahrlich wenn dem ſo wäre, ſo wär' er eines der notabelſten Beyſpiele, daß dem, den die Natur an Verſtande verkürzt hat, weder Ariſtoteles noch Baco, Locke noch Leibnitz, Verſtand eintrichtern können!

noch mein Baum die Art gefühlt hat, ſich daran aufhängen ſoll -- Ich bitte euch, richtet es wohl aus.

Flavius.

Beunruhigt ihn nicht länger, ihr werdet ihn nie anders finden.

Timon.

Kommt nicht wieder zu mir, ſondern ſagt den Athenienſern: Timon habe ſeine immerwährende Wohnung an dem äuſſerſten Strande der geſalznen Fluth genommen, wo die ungeſtümen Wellen ſie alle Tage einmal mit ihrem ſchwellenden Schaum bedeken werden. Dahin kommt, und laßt meinen Grabſtein euer Orakel ſeyn. Schlieſſet euch nun, meine Lippen, und macht euern Verwünſchungen ein Ende; Peſt und Verderben vollende, was ihr vergeſſen habt; Gräber allein ſeyen der Menſchen Arbeit, und Tod ihr Gewinn! Sonne, verbirg deine Stralen! Timon hat ſeinen Lauf vollbracht.

(Timon geht ab.)

1. Senator.

Sein Unwille und Gram iſt auf eine unzertrennliche Art mit ſeinem Weſen zuſammengewachſen.

2. Senator.

Unſre Hoffnung auf ihn iſt todt; laßt uns zurük kehren, und ſehen, was für andre Mittel uns in dieſer äuſſerſten Gefahr noch übrig ſind.

Eh der Mann zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens fortgeht, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton' an, uns seiner wahren Gottergebenheit, und Hofnung einer bessern Zukunft zu versichern. In diesem Leben, sagt er, sey ihm das Loos nur kümmerlich gefallen; aber er hoffe einst Welten vortheilhaft zu verwechseln. „Man sieht augenscheinlich, daß der Autor des Buchs (der wohl in jeder Betrachtung ein armer Schlucker seyn mag) hier in einem unfreywilligen Retour sur lui même plözlich vergißt, daß er und Johann Bunkel, ex hypothesi, nur Eine Person seyn sollen. Denn, daß Bunkel unverschämt genug seyn konnte, sein Loos in dieser Welt kümmerlich zu finden; er, der achtmal das große Lotterieloos des menschlichen Lebens, achtmal das beste, weiseste, frömmste, zärtlichste, schönste und reizendste Weib, das nur immer ein Plato denken und ein Pygmalion schnizeln könnte, gezogen, mit jeder dieser acht Frauen ein ansehnliches Vermögen erheyrathet, immer nichts gethan als was ihm beliebte, den besten Theil seines Lebens in lauter Paradiesischen Einsiedeleyen und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genuß alles dessen, was sich der wollüstigste Schüler eines St. Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen konnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht, u. s. w. — daß er das alles nur für ein kümmerliches Loos halten sollte, das läßt sich doch unmöglich denken! Es wäre der lezte vollendende Zug zum Charakter eines Menschen, für dessen Verkehrtheit gar kein Name in irgend einer Sprache wäre.

Den Panegyricus, den er auf der 3. S. seinem eignen moralischen Charakter hält, hätt' er billig ersparen sollen, da er im Begriff war ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heißts: Zeige mir deinen Glauben aus deinen Werken! Er bekennt, „sein Leben sey nicht von großen Verzehungen freygeblieben. Allein bey dem allen hab er doch

„stets

„ſtets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief „empfunden, und um andern Gutes zu erweiſen, weder Mühe „noch Koſten geſcheut. Daher habe er das Vertrauen, daß „wenn er einſt von dieſer Erde genommen werde, er aus ei„nem dunkeln und wolkichten Horizont zu den Gegenden der „Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde „erhaben werden. Dieſer Glaube, ſpricht er, erheitert meine „Tage bey allen Zufällen, unterſtützt mich in allen Trübſalen, „und macht mich fähig, daß ich überhaupt mein Leben in be„ſtändiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann.„

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Leſen eines neuen Buchs bringen kann, ſoweit geleſen hat, würde ſich nun vorſtellen, daß das ganze Leben eines ſo weiſen und frommen Mannes, wenigſtens alles was er uns davon erzählt, darauf hinauslieffe: daß er in den Gebürgen durch die Gebürge, und unter den Gebürgen von Weſtmoreland, Cumberland, Durham, u. ſ. w. herum klettert, immer aus dem wildeſten, unzugangbarſten, ſchauerlichſten Chaos von Felſen, Hölen und Waſſerfällen, in irgend ein romantiſches Thal, ein kleines Elyſium, kömmt, wo er ſtracks auf einen Engel von einem Mädchen ſtößt, die ſo aufblühend wie Hebe, ſo ſchön wie Venus, und wenigſtens ſo gelehrt und eine ſo groſſe Virtuoſin, Philologin und Theologin als Anna Maria von Schutmann iſt — ſich gleich ex abrupto mit ihr in ein weitläuftiges Dogmatico-Polemiſches Colloquium gegen das Athanaſiſche Symbolum, gegen die göttliche Eingebung der H. Schrift, u. ſ. w. einläßt; hernach ſich zu einer Sybaritiſchen Tafel hinſetzt, und etliche Tage, wie jedes andre Weltkind, mit ländlichen Ergötzungen, Fiſchen, Jagen, Kartenſpielen, Tanzen, Eſſen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das ſchöne Wundermädchen heyrathet, bald darauf wieder begräbt;

dann wieder klettert, und krack! wieder eine romantische Einsiedley, und wieder ein Engel mit dem Geist des Aristoteles im Kopf einer Ohryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus; und wieder auf den Athanasius und die Englische Kirche losgedroschen, und wieder geschmaußt und geheyrathet und begraben; und wieder geklettert — und kurz die ganze Komödie von fünf Acten so oft wiederhohlt bis alle die Engel von Schönheit, Deisterey, Talenten und ersten Christenthum der Reyhe nach durchgeheyrathet sind; endlich (da der Hr. Autor des Dinges selbst überdrüßig zu werden anfängt) brevissimis all sein Vermögen (das zwar eigentlich seinen Kindern gehört, von denen aber, als einem ganz unerheblichen Gegenstande, nie die Rede ist) in Einer Nacht verspielt; dann, um sich wieder en fonds zu setzen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Kopulation in eine lange Ohnmacht gefallen, eilends begraben läßt; bald darauf wieder eine andre freyet, sie aber sobald wieder verliehrt; dagegen seine begrabene Braut als Frau Doctorin Granville wiederfindet, und weil der Hr. Doctor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen, sie nun im Ernste heyrathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegenheitliche Ursache aller Abentheuer unsers Anti-Trinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditirung der zurückgelassenen Manuscripte seines heterodoxen Herrn Sohnes, ganz zum reinen Christlichen Deismus bekehrt, anzutreffen; sodann seine Frau wieder durch die Blattern verliehrt; darauf den Einfall bekommt zur See zu gehen, und, wiewohl er vom Seewesen nichts versteht, als Capitän seines eignen Schiffes in der Welt herum zu streichen — endlich im 50sten Jahre seines Alters zurückkömmt, ein Landguth kauft, und nun — sich unter dem Schatten seines Feigenbaums hinsetzt, um auf ein so wohlgelebtes Leben mit

völligem Bewußtseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurückzusehen, und aus dieser schönen Kette von Landstreicherey, Heyrathen, naseweisen Religionsgesprächen, kahlen Predigtfragmenten und Schattenfechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schaalste, platteste, impertinenste Buch zusammenzuflicken, das je aus dem Gehirn eines Non-Conformistischen, Stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bachanalia lebenden, mißgeschaffnen Drittelding von Deisterey, Pietisterey und Epikurismus hervorgegangen! Das laß mir, als Beyspiel betrachtet, das Leben eines Christen; oder, als ein poetisches Werk, ein Original-Meisterstück von Erfindung und Zusammensetzung seyn!

Wahr ists, wir werden zwischen den Akten dieser feinen Komödie mit allerley unerwarteten, lehrreichen, erbaulich-lustigen Zwischenspielen regaliert, als da sind — die wundervolle Antitrinitarische Frauenzimmer-Republik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Böswichts, der nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und ein eingefleischter Teufel begehen kann, zulezt ein Einsiedler und (wie natürlich) ein Antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bey den Philosophen zu Ulubrä, wo ein merkwürdiger Zweykampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppeltreflektierendes Teleskop beobachtet, mit großer Darstellungskunst beschrieben wird — u. dgl. m. Aber, unglücklicher Weise, ist der Autor von dem Anti-Athanasischen Teufel so schrecklich besessen, daß er uns auch keines von seinen Intermezzi geben kann, ohne daß wir durch Anhörung einer langweiligen weitreichen und kläglich raisonnierten Anti-Trinitarischen Deduktion, oder asketischen Predigt dafür bezahlen müssen. Denn auf das was man eigentlich Dialog nennt, findet er, aus Ursachen, für gut sich niemals einzulassen. Wenn er

zwoo oder mehrere Personen über irgend einen Artickel seiner Heterodoxen Theologie sprechen läßt, so ists doch immer nur Eine die das Wort führt; die andern sind allerseits schon voraus von dem was gesagt werden wird überzeugt, oder wenn ja eine Einwendung zum Vorschein kommt, so greift man doch mit Händen, daß es nur pro forma geschieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Herr Autor in seinem System gewahr worden, nach Möglichkeit zuzustopfen.

In so fern muß man allerdings diesem theuren Kunstzeug sein gebührendes Lob ertheilen, daß er den großen und lezten Haupt-Endzweck seines Werkes nie aus den Augen verliehrt, indem selbst die Zwischenspiele, Episoden und Abschweifungen unversehens zu würklichen Theilen des Ganzen werden, zu zweckmäßigen Mitteln, sein System von Christlichem Deismus und Deistischem Christenthum zu befestigen oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen dienen müssen. Nur ist (wie der scharfsinnige Verfasser der Anmerkungen und Zusätze mehr als einmal bemerkt) zu bedauren, daß Herr Johann Bunkel sich selbst und der großen Diana Rationalismus nicht immer getreu bleibt, sondern, eh man sichs versieht, gegen seine notorische Grundsätze, wie ein Mysteriker spricht; welches denn dem besagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen scheint, weil Hr. Johann Bunkel, (als ein Mann der seinen Locke dreymal durchstudiert hat) sehr oft die Sachen von denen er schwazt, nur in einem Nebel sehe, d. i. es teutsch heraus zu sagen, nicht immer so eigentlich wisse was er wolle; — eine Hypothese, die unsers wenigen Ermessens, das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weswegen wir Hrn. J. B. sehr belobenswürdig finden, ist die Mannichfaltigkeit, welche sein fruchtbares

bares Genie, zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie, in die Art und Weise gebracht, wie er seine Amoureuses, oder die schönen Engel, die so nach und nach, unter Garantie des Franziscaner-Mönchs Vater Fleming, die ehliche Decke mit ihm beschlagen, sowohl auffährt als wieder abtreten läßt. Mit Miß Noel, welche jedoch unglücklicher Weise unmittelbar vor dem Beylager stirbt, wird er zuerst in einem Garten-Tempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtisch sitzend bekannt. Seine erste würkliche Frau, Miß Charlotte Nielmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte; und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Kajüte, worinn sie beynahe ertrunken wäre, heraus ins Trockne zu tragen, welches dann, wie leicht zu erachten, zu einem der intreſſantſten unter den 16 Chodowieckiſchen Kupferſtichen erwünſchte Gelegenheit gegeben. Miß Statia Henley, seine zwoote Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortreflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen breitblättrigen Steineiche sich befand„ neben ihrem Großvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweißen Haaren, auf einer dieſer Bänke ſitzen. Mit ſeiner dritten Hauskrone, Miß Antonia Cranmer, fängt ſich die Bekanntſchaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterſchiede: daß Herr Johann Bunkel, als ein weiblicher junger Wittwer der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwiſchen ihr und ihm liegenden Graben rüſtig hinüberſetzt, und „nachdem er mit ſeinem Hut in der Hand ihr ſeine Ergebenheit bezeugt„ (*) die Kühnheit ſeines unvorbereiteten Beſuchs

(*) Das heißt man doch Homeriſche Manier im Erzählen!

entſchuldigt und im nemlichen Athemzug, eine wohl gedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterloſe 19jährige Mädchen abdrückt; die ſich mit ihrer ſchönen Baſe, Agneſia Vane, hier in einer gar romantiſchen Einſiedley allein befindet, und nichts preſſanters hat, als den holden Johann Bunkel baldmöglichſt zum Herrn und Inhaber ihrer ſchönen himmliſchen Perſon und ihres großen Vermögens zu machen. Sein Liebesverſtändnis mit Jungfer Spence, ſeiner vierten Gemahlin, fängt ſich zwar, auf eine ſehr alltägliche Weiſe, beym Geſundbrunnen zu Harrogate an: allein, da Mis Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundſprache zu citieren wußte, ſo biß ſie nicht ſo haſtig in den Angel wie die liebehungrige Antonia, ſondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und dieſe Verzögerung giebt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zuſammenkunft mit einer andern ſchönen Dame, bey der unſer Pilgrim nach der ſeligen Ewigkeit ſich ohne einiges Bedenken etliche Tage ſehr weltlich-luſtig macht, ſondern ſogar zu einer der beſten Thaten ſeines wohlgelebten und unbeſcholtnen Lebens Gelegenheit, nemlich durch ſtudierte Betrügerey zwey hübſche Mädchen zu entführen, oder, wie er die preißwürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sclaverey bey ihrem geizigen Vormunde zu befreyen — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen indeſſen nicht dafür gut ſeyn, daß nicht jede der vorbemeldten Arten, wie Herr Bunkel ſeine erſte Aufwartung bey ſeinen Damen macht, ſchon vor ihm in andern Romanen vorgekommen; aber von Einer wenigſtens getrauen wir uns zu verſichern, daß ſie ganz original iſt, und wiewohl ſie einen treflichen Effekt macht, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder Epiſchen noch Dramatiſchen gebraucht worden; und das iſt die Art und Weiſe wie er mit der Schweſter ſeines Freunds Carl Turner bekannt

kannt wird. (*) Er war, nach seiner ühlichen Gewohnheit, im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Weg über steile Felsen, wo jeder Mißtritt Tod war, zu den Philosophen von Ulubrá zurückzukehren: als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Hle gewahr wurde, in welche man als auf einer Treppen herabsteigen konnte. Aus dieser Hle gieng seitwärts ein andrer aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Oefnung in eine andre Hle führte, welche gegen den Tag offen zu seyn schien. Bunkel, wie er immer ein groser Waghals ist, entschließt sich herabzuklettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang, und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen. Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben, und zeigte in der Mitte ein sauberes artiges kleines Landhaus. Hr. Bunkel entdeckte durch sein Fernglas ein hübsches junges Frauenzimmer, das mit einiger Art von Nadelarbeit (**) beschäftigt vor der Thüre sas, und das nicht weit davon eine andre Zauberin stand, welche Fische angelte. Zwey hübsche Mädchen! in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel was eine goldfarbige Fliege am Angel für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefehr noch 6 Ruthen um wieder ans Tageslicht zu kommen; aber weil der junge Herr „vor Ungedult die zwey Zauberinnnn kennen zu lernen„ nicht mehr wuste wo er war noch was er that, glitscht' er mit dem Fus aus, und rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art herunter. Es war eben Mittag (fährt er fort) als ich

(*) S. 78. u. f. im IIten Theil.

(**) Welche Präcision im Styl! — mit einiger Art von N. erstatt schlechtweg, mit Nadelarbeit. Hr. Bunkel ist ein Muster in dieser Art von Präcision.

bey den Frauenzimmern anlangte, und da ſie mich nicht eher ſahen als bis ſie ſich von ungefehr umwandten: ſo waren ſie über meinen Anblick ſo erſchrocken, daß ſie die Farbe veränderten und die Eine laut zu ſchreyen anfieng. Aber dieſe Furcht vergieng bald, wie ich ſie verſicherte, daß ich ihr gehorſamſter Diener ſey, u. ſ. w. Vermuthlich iſt dieſe ganze Stelle eine von denjenigen, um derentwillen es dem Hrn. Nicolai gefällig geweſen iſt, Hrn. J. B. zum launigſten, angenehmſt-ſeltſamſten Schriftſteller der je die Feder geführt hat, zu creiren. Es iſt wirklich eine gar drollige, affentheurliche Art ſich zum gehorſamen Diener zu erklären. Aber freylich, wenn nicht auch noch dann und wann ſo ein angenehmſt-ſeltſamſter Schnak, oder eine ſchöne Beſchreibung einer unterirrdiſchen Reiſe, eines bezauberten Thals, oder eines ſchönen, jungen, Religion und Wolluſt athmenden himmliſchen Mädchens mit unter lieſe: wo ſollte einer die Geduld hernehmen, ſich durch den dumm-ernſthaften Theil des Buchs, der zulezt doch wenigſtens 7/8 vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müſſen geſtehen, in der Art, wie Hr. Bunkel ſeiner ſchönen Weiber wieder loß wird, zeigt ſich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in dieſem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieſer läßt bekanntermaßen von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht Eine der andern gleich ſeyn. Hr. B. hingegen richtet vier von ſeinen Sultaninnen durch die nemliche Todesart hin. Miß Noel ſtirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in ſieben Tagen „die feinſte menſchliche Bildung in den ſcheuslichſten „und widerlichſten Klotz verwandelten. Das liebenswürdigſte „der menſchlichen Geſchöpfe„ überall ſchändlich zugerichtet, (überall? Hr. B. muß ſehr vorwitzig geweſen ſeyn) wurde

das

das garſtigſte und unerträglichſte Schauſpiel. — O Bunkel! Bunkel! — Seine liebe Charlotte ſtirbt, nach einem entzückenden Zeitlauf von zwey Jahren, worinn er der glücklichſte Mann in der Welt war, an einem hitzigen Fieber. Statia, die ihm, wenige Tage darauf, ſein Leid ergötzt, geht ebenfalls an den Blattern drauf, und B. wurde alſo wieder in tiefe Trauer geſezt. Wohl ihm, daß es noch mehr hübſche Mädchen gab! daß es eine ſchöne und reiche Antonia Cranmer gab, die ein Mann wie Er nur anſprechen durfte. Das Mädel war gut wie ein Engel; aber nach zwey Jahren ſtarb Antonia gleichfalls an den Blattern, und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miß Spence, die nächſte an welche die Ehre kommt mit unſerm betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, ſtirbt wie No. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miß Turner, ſeiner fünften (reſpective ſechſten) Gemahlin ſchadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichſten iſt: denn ſie ſtirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worinn Mann und Weib ſaßen, durchgiengen. Unglücklicherweiſe für uns Arme — kam Hr. Bunkel friſch und geſund davon! Mit der reichen Agneſia Dunk, die er hiernächſt ihrem Vater entführt (aber freylich war es auch nur ein Trinitarier und ein Böſewicht!) ſpielt ſeine Phantaſie noch wunderlicher; die wird gar zweymal tod gemacht. Einmal bloß zur erlaubten Gemüthsergötzung der Leſer, an keiner Krankheit; das zweytemal aber im vollen Ernſt an den leidigen Blattern; nachdem der liebe Mann vorher ſeine Intrimsgemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige die er ſich in der Zwiſchenzeit ſeiner doppelten Verheyrathung mit Fräulein Agneſa antrauen ließ, in einem Bache, wo ſie fiſchen wollte, jämmerlich ertrinken laſſen. Alſo Eine ertrunken, eine von Pferden geſchleift, zwoo am hitzigen Fieber, und vier an den Blattern! In Summa Acht Weiber in 10 Jahren! Chaucers berüchtigtes *Wife of Bath* hatte nur fünf Männer

1. Senator.

Wir haben keinen Augenblik zu verſäumen.

Vierte Scene.

[Die Mauern von Athen.]

Zween andre Senatoren mit einem Boten treten auf.

1. Senator (zum Bot.)

Du haſt groſſe Mühe bey deiner Auskundſchaftung gehabt: ſind denn ſeine Linien ſo voll wie man ſagt?

Bote.

Ich habe die geringſte Zahl angegeben; zudem, ſo macht er Anſtalten, unmittelbar vor die Stadt anzurüken.

2. Senator.

Wir ſind in groſſer Gefahr, wenn ſie den Timon nicht mit ſich bringen.

Bote.

Ich begegnete unterwegs einem Courier, einem alten guten Freund von mir; wir ſind zwar von entgegenſtehenden Partheyen; allein unſre alte Liebe hatte doch Stärke genug, zu machen, daß wir wie gute Freunde mit einander ſpra. chen. Dieſer Mann war in Eile von Alcibiades nach Timons Höle abgeſchikt mit Briefen, worinn er ihn einlud, ſeine

in so: aber die war dann auch nur ein gottloses Trinitarisches Belialskind! Das macht freylich einen Unterschied!

Die Fortsetzung nächstens. W.

V.
Kunstsachen.

Ankündigung einer Kunstzeitung.

Bey der Ausarbeitung meiner Verzeichnisse itzlebender teutscher Künstler und Kunstsammlungen und bey dem dadurch entstandenen Briefwechsel hab' ich bemerkt, daß die Zahl der Künstler und Kunstliebhaber von aller Art nicht gering ist, daß unsre gelehrte Zeitungen und Journale bey weitem nicht hinreichen, ihrer Wiß- und Sammlungsbegierde Genüge zu leisten, daß folglich eine Zeitung, die Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen in ihrer ersten Neuheit vorleget, gewissermassen ein Bedürfniß für sie ist. Diesem Bedürfniß so weit als es nur immer möglich ist, abzuhelfen, hab' ich mich entschlossen, mit Beyhülfe patriotischer Freunde und Korrespondenten eine Kunstzeitung herauszugeben, die sich über alle schöne Künste, Musik, Malerey, Bildhauerey, Kupferstecherey, Bau- Garten- und Steinschneiderkunst, erstrecken soll. Ich nehme blos Schauspielkunst aus, weil für diese eigene Journale und Almanache vorhanden sind. Ich werde mich dabey nicht blos auf Teutschland einschränken, sondern auch von den Kunstneuigkeiten andrer Länder so viele Nachrichten, als ich durch Gönner und Freunde nur immer erlangen kann, zu ertheilen suchen. In meinen Plan gehören: Ankündigungen neuer Kunstwerke, die erst versprochen werden, oder die auf Subscription oder Pränumeration erscheinen sollen: ferner, Bekanntmachungen und Beschreibungen neuerlich fertig gewordener Kunstarbeiten und Kunstbücher;

cher; Beſchreibungen und Nachrichten von ſehenswürdigen Kunſtkabineten und von ihrem etwa vorfallenden Verkauf; Biographien berühmter noch lebender und vor kurzem geſtorbener Künſtler (wobey vorzüglich auf die Schilderung des Anfanges und Fortganges in ihrer Kunſt und auf die Anläſſe und Mittel, ſich darinn zu vervollkommen, Rückſicht genommen werden ſoll); weiter, Beförderungen und andre Veränderungen groſſer Künſtler; Anfragen, Zweifel, Bemerkungen und Anekdoten, die ſchönen Künſte betreffend; kurz, alles, was den Künſtler und Kunſtliebhaber auf irgend eine Art intereſſiren kann. Da ich aber blos Zeitung, nicht kritiſches Journal vorzulegen gedenke; ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß darinn keine umſtändliche Beſchreibungen und kritiſche Recenſionen, ſondern, wie geſagt, nur Ankündigungen und Nachrichten, mit einem Worte, Kunſtneuigkeiten, höchſtens in Begleitung eines allgemeinen Lobes und Tadels, Platz finden können. Weitläufige Beſchreibungen und Recenſionen überlaß ich, wie billig, den Verfaſſern kritiſcher Journale. Um aber alle neue Merkwürdigkeiten der Künſtlerwelt zur Kenntniß des Publikums bringen zu können, erſuch' ich hiermit jeden Biedermann, dem die Aufnahme der ſchönen Künſte am Herzen liegt, um gefällige und zuverläßige Beyträge. Den Verlag dieſer Kunſtzeitung hab' ich der hieſigen Keyſerſchen Buchhandlung übergeben, an die man ſich alſo auch wegen Beſtellung der Exemplarien zu wenden hat. Die Liebhaber werden erſucht, zu ſubſcribiren, weil nicht mehrere Exemplarien gedruckt werden, als ſich Subſcribenten melden. Wöchentlich wird ein Stück von einem halben Bogen oder nach Befinden der Umſtände, der Menge oder des Mangels an Materialien, alle 14 Tage ein Bogen erſcheinen. Ueberhaupt wird man ſich mit der Ausgabe der Stücke nicht ängſtlich an eine beſtimmte Zeit binden, um den Leſern nicht, wie es ehemals bey einer gewiſſen Zeitung aus eben der Urſachen

geſchie-

geſchehen mußte, gleichgültige Sachen zu liefern oder müßige Füllſteine einzuſchieben. Funfzig Stücke oder 25 Bogen, wozu noch Vorrede und Regiſter kommen, ſollen einen Band, oder, wenn man lieber will, Jahrgang ausmachen, für den gedachte Buchhandlung nach Ablieferung der erſten 12 Stücke Einen Reichsthaler in Louisd'or zu 5 Thlr. zu zahlen ſich ausbedingt. Man kann die Stücke nach Belieben entweder einzeln auf der Poſt oder monatlich oder vierteljährig von dem Verleger kommen laſſen. Die Namen der Subſcribenten oder Pränumeranten werden dem letzten Stücke beygedruckt. Man erſuchet ſie aber, ſich bis Michael d. J. zu melden, weil davon der Anfang der Zeitung mit dem October d. J. oder das Unterbleiben des ganzen Vorhabens abhänget. Briefe und Paquete werden entweder an mich oder an die Keyſerſche Buchhandlung addreßirt. Erfurt, am 17ten April 1778.

Johann Georg Meuſel.

VI.

Bücher-Anzeigen.

ASMVS omnia ſua SECVM portans, oder Sämtliche Werke des Wansbecker Boten, dritter Theil. Beym Verfaſſer, und in Commiſſion bey Gottl. Löwen, in Breßlau, zu haben. (Preiß, 16 Gr.)

Gedichte von Gottfr. Auguſt Bürger, Göttingen, gedruckt und in Commiſſion bey J. C. Dietrich, 1778.

Beyde Werke mit Kupfern von Chodowiecky.

Hier waren freylich die Kupfer nicht nothwendig, weder um Käufer anzulocken noch um ſie in Etwas zu entſchädigen: aber ſie ſchaden wenigſtens nichts, und man ſieht einen Chodowiecky immer lieber zu Bürgers Gedichten und Asmus Proſa

zeich-

zeichnen als zu Johann Bunk — doch, es ist schon Profanation, nur den Namen so eines Strohmanns neben jenen Menschen Gottes zu nennen!

Die beyden vorbenannten Bücher selbst sind keine von denen die man recensiert; sie sind von denen die man liest, und noch einmal liest, und so oft man sich recht viel zu gut thun will, wieder liest. Wer, in kurzem, wird nicht Bürgers Gedichte auswendig wissen? In welchem Hause, in welchem Winkel Teutschlandes werden sie nicht gesungen werden? — Ich wenigstens kenne in keiner Sprache etwas vollkommneres, in dieser Art; nichts das dem Kenner und Nichtkenner, dem Jüngling und dem Manne, dem Volk und der Clerisey, jedem nach seiner Empfänglichkeit, so gleich angemessen, genießbar, lieb und werth seyn müsse als Bürgers Gedichte. — Die meisten scheinen, so lebendig und rein und ganz wie sie da stehen, auf einmal (uno actu) aus dem Wesen des Dichters hervorgekommen zu seyn, wie Minerva aus Jupiters Kopfe — Wahre Volkspoesie — und doch alles, was nicht blos Ausguß der Burlesk-komischen Laune eines Augenblicks ist, so schön, so poliert, so vollendet! und bey allem dem doch so leicht, so wie durch einen Hauch hingeblasen! und bey aller dieser Leichtigkeit und Grazie, doch so lebendig und markicht, so voll Saft und Kraft! Leib und Geist, Bild und Sache, Gedanke und Ausdruck, innere Musik und äussere Melodie der Versification, immer Alles so Ein Ganzes! — Und in welchem Dichter fließt das *utile dulci* reiner, lieblicher, kräftiger zusammen als in diesem? Nur durch das einzige Lied, Männerkeuschheit (S. 299.) wird Bürger mehr zum Wohlthäter unsrer Söhne und Enkel werden, als wenn er ein dickes Buch voll der schönsten moralischen Dissertationen und Declamationen über diese Materie geschrieben hätte. — Ueber ein und anders, woran wir in der Vorrede gestossen sind, behalten wir uns ein Wörtchen auf nächste Gelegenheit vor. W.

Der

Der Mann von Gefühl. Nach der 2ten Londner Ausgabe aufs neue überſezt. Berlin bey Himburg. 8. 1778.

Das Engliſche Original von dieſem Mann von Gefühl verdient aus dem großen Haufen der ſchaalen Nachahmungen von Yoriks empfindſamer Reiſe und dem was in Triſtram Schandy von ähnlicher Art iſt, ausgehoben zu werden. Es iſt ein Mann von Gefühl, mit dem ſich allenfalls auch ein Mann von Verſtande befreunden kann; und die eigentlich empfindſamen Seelen, für die dieſe Fragmente beſonders geſchrieben ſind, werden zwar wenig Neues, aber doch auch weniger ſüßen Schaum und mehr ſubſtantielle Nahrung darinn finden, als in den meiſten Büchelchen, womit dieſe Klaſſe, weit über das wahre Bedürfnis unſrer Zeit, überſezt iſt. Vorzüglich rührend iſt die Geſchichte des alten Edwards, und überhaupt wird das Buch immer beſſer, je näher es zum Ende geht. Wir hatten ſchon eine ſeynſollende Vertentſchung dieſes Man of Feeling; aber ſie war von der ſchlechteſten Art Händewerk, eilfertig von einem Menſchen hingehudelt, der (wie das ſo oft der Fall iſt) weder Engliſch noch Teutſch, noch ſeinen Autor, noch ſich ſelbſt verſtund, und daher auch von niemand verſtanden wurde. Hr. Himburg glaubte alſo ein gutes Werk zu thun, indem er dieſe neue Ueberſezung veranſtaltete, die uns das Original mit ſo wenig Verluſt liefert, als man bey ſolcherley Waare nur immer verlangen kann. Der Mann von Gefühl, der vorhin ſoviel Unſinn vorbrachte, fühlt und ſpricht nun ſo, daß ehrliche Leute mitfühlen und verſtehen können, was er will. Gleichwohl ſtößt man hie und da (z. Ex. im Schluß der 4ten Periode auf der 26. S.) auf eine Stelle, wo das leztere kaum möglich iſt. Dem Ueberſezer möchten wir fürs Künftige mehr Aufmerkſamkeit auf die Reinigkeit der Sprache empfehlen.

W.

VII.

Vermiſchte Anzeigen.

Ich bin bewogen worden, die Herausgabe des Dieterichſchen Muſenalmanachs, der wie bisher fortdauren ſoll, nach Abgang des Herrn Goeckingk zu übernehmen. Auf Verlangen des Verlegers mache ich ſolches hierdurch bekannt, und bitte, in ſeinem Namen, die vaterländiſchen Muſen um hübſche Beyträge, wofür er, nach wie vor, erkenntlich zu ſeyn ſich erbietet. Da meine anderweitigen Geſchäfte mir keine weitläuftige Korreſpondenz geſtatten, ſo kann ich die Einladung nur per Proklama ergehen laſſen. Es wird ſich daher Niemand für übergangen und an wohlverdienten Ehren und Würden für gekränkt achten, der nicht beſonders hierum begrüßt wird. — Ich muß hierbey ein für allemal dies bevorworten, daß diejenigen, die etwa günſtig von mir und meinen Einſichten urtheilen, nicht ſchlechterdings was extrafeines von Almanach erwarten. Das hängt nicht von mir, ſondern von den Beyträgen ab. Sind dieſe hübſch — ey! ſo wollen wir auch ſchon ein hübſches Almanächle komponiren. Aber — ex nihilo nil fit! Die Bogen müſſen voll werden. Ueber das Wie? waſche ich meine Hände in Unſchuld. Alſo ja hübſche Beyträge, und nicht ſo entſetzlich viel Schofelzeug, als ich in dem alten Almanachsarchiv antreffe!

G. A. Bürger.

Nicht ſo viel Schofelzeug — das iſt eine harte Rede! Wer mag ſie tragen? — Aber ſollte denn das was uns andern Schofel iſt, (auſſer dem Makulaturgebrauch, wozu man es dem Publiko ohnehin von Meſſe zu Meſſe an reichlichem Vorrath nicht mangeln läßt) nicht noch einen andern gemeinnützlichen Nießbrauch zulaſſen? Was iſt am Ende ſo ſchlecht, widerlich, lumpicht, faul und ſtinkend, was die Natur oder die Kunſt nicht zu etwas brauchbarem zu verarbeiten wüßte!

nützte! Sollte z. Ex. poetischer Mist in seiner Art nicht eben sowohl als Dünger benuzt werden können, wie andrer Mist in der seinigen? Und kann man nicht, nach Beschaffenheit des Bodens, auch mit Kreide, Mauerkalch, Sand, Kieselsteinen, Gerberlohe, Pappierabschnitzeln, u. s. w. düngen? — Auch im Merkur-Archiv findet sich, ausser dem was etwa von dieser Art, vt nihil humani à nobis alienum est, in den Merkur selbst gekommen seyn mag, solchen Zeugs seit 5 — 6 Jahren noch die schwere Menge. Wir, wenn wir unsern Schofel zusammenwürfen, und liessens als eine neue periodische Samlung, etwa (weil man uns den Titel Olla Podrida schon weggeschnappt hat) unter dem Namen Kapuziner-Suppe (*) zum Besten der Armen, monatlich drey bis vier Bogen, drucken, so lange Vorrath da wäre? Das wäre wenigstens ein Ausweg, wie die Verfasser (es wäre dann, daß sie als Arme an Geist den Nutzen selbst beziehen wollten) durch diesen Abgang ihres Gehirns noch zu Wohlthätern werden könnten. Denn daß unsre Kapuzinersuppe nicht Liebhaber finden sollte, daran dürfen wir gar nicht zweifeln. Wo ist etwas in der weiten Gottes-Welt, daran sich nicht irgend eine Art von Geschöpfen weide und labe? — Ich will also den Vorschlag hiermit zu überlegen geben. Er ist, zumal in gegenwärtigen bedenklichen Zeitläuften, nicht so schlechtweg zu verachten. W.

Algernon Sidney, dessen Bildnis (besser gestochen als abgedruckt) wir in diesem Quartal liefern, ist eben der, dessen Thomson, in seinem Sommer, als des Brittischen Cassius, der mit seinem Freunde Russel für die Sache der Freyheit geblutet, erwähnt. „Er war, spricht er, von hohem entschlossenem Geist, von rauher Tapferkeit, durch Kenntnis des Alterthums zu erleuchteter Liebe der alten Freyheit erwärmt.„ — Den Auszug aus seiner Lebensbeschreibung, die der Ausgabe seiner Werke vom J. 1772. vorgesezt ist, müssen wir aufs nächste Stück schuldig bleiben. ,

(*) Eine Art von Olla Podrida, so vor den Kapuzinerklöstern an gewissen Tagen den Bettelleuten ausgetheilt wird.

Der
Teutſche Merkur.

August 1778.

I.

Verſuch
über den Urſprung der Italiäniſchen Sprache.

Die Meynungen der Gelehrten vom Urſprung der Italiäniſchen Sprache ſind verſchieden. Leonardo Bruni (*) von Arezzo, ein berühmter Gelehrter des 15ten Jahrhunderts, der Kardinal Bembo (**), und unter den Neuern Quadrio (***) behaupten, die Italiäniſche Sprache ſey ſo alt als die lateiniſche. Dieſe ſey die Sprache der Gelehrten, jene aber unter dem Pöbel und im gemeinen Umgang üblich geweſen. Sie gründen ſich hauptſächlich darauf: daß die alten Römer eben ſo wohl als die itzigen Italiäner die ächte lateiniſche Sprache in den Schulen lernten, und daß in den Luſtſpielen des Plautus und des Terentius, die ſich von der Sprache des Volks am wenigſten entfernen mußten, ſich ſolche Wörter und Redensarten finden, die man in gelehrten Schriften vergeblich ſucht. Daher folgern ſie, die gemeine Sprache des Volks ſey eine

(*) Lib. 6. Epiſt. 10. (**) Proſe Lib. 1.
(***) Storia della Poeſia Italiana. Tom. I. pag. 41.

eine eigne Sprache und von der lateiniſchen eben ſo ſehr unterſchieden geweſen, als es die itzige Italiäniſche iſt.

Es iſt aber leicht, dieſe Meynung zu widerlegen. Da Plautus ſeine Schauſpiele ſchrieb und zu Rom aufführte, mußte der Unterſchied zwiſchen der Sprache der Gelehrten und des gemeinen Volks ſehr gering ſeyn. Damals fiengen die Römer erſt an, ſich um die Litteratur zu bekümmern. Die lateiniſche Sprache konnte von den Gelehrten noch nicht ſo ſehr umgebildet worden ſeyn, daß ſie ſich von der gemeinen weſentlich unterſchied. Die Sprache der Luſtſpiele des Plautus war die Sprache der Gelehrten und des Pöbels; und obgleich viele Ausdrücke darinn vorkommen, die andern Römiſchen Schriftſtellern nicht gemein ſind, ſo ſind derſelben doch bey weitem nicht ſo viele, daß ſie hinreichend wären, einen weſentlichen Unterſchied zu verurſachen. Es fehlt es auch an hinreichenden Schriften anderer Gelehrten damaliger Zeit, um zu beweiſen, daß des Plautus ſonderbare Ausdrücke und Wörter nur dem Pöbel eigen geweſen.

Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß, da die Römer ganz Italien erobert hatten, und Rom der Sammelplatz aller Italiäniſchen Völker geworden war, ſich eine große Verändrung in der Sprache der Römer ereignet habe. Hieraus folgt aber nicht, daß ſich unter dem Volke eine eigne von der Gelehrten ganz unterſchiedne

Sprache

Sprache gebildet habe. Alle Völker des eigentlichen Italiens, jene von Groß-Griechenland ausgenommen, hatten im Grunde nur Eine Sprache (*) und unterschieden sich nur durch ihre Dialekte. Sie brachten also keine von der Römischen wesentlich unterschiedne Sprache mit sich nach Rom. Weil sie längst vor den Römern Künste und Wissenschaften getrieben hatten, so mußten auch ihre Dialekte wortreicher und anmuthiger seyn, als der Römische; folglich konnten sie in der Römer Sprache keine andre Veränderung, als die zu ihrer Bereicherung und Verfeinerung gereichte, verursachen. Die ersten Verbesserer der Römischen Sprache wären Livius Andronicus, Nävius, Ennius, Cäcilius Statius, Pacuvius und L. Accius; keiner von ihnen zu Rom, Alle in verschiednen Provinzen Italiens gebohren und gebildet, und nicht weniger zu Rom als in ihren Provinzen verstanden. Denn damals sprachen sogar die Bruttier, im äußersten Calabrien, eine Sprache, die von der Römischen nicht wesentlich unterschieden war. (**)

Ich sehe also nicht, wie aus dem Zusammenfluß der vielen Italiänischen Völkerschaften zu Rom eine ganz verschiedne Sprache unter den Römern entstehen konnte; es müßte denn seyn, daß diese Verschiedenheit

(*) Die Geschichte der freyen Künste und Wissenschaften in Italien, von C. J. Jagemann, 1. Band, Abhandlung vom Alterthum und Ursprung der Hetrurier.

(**) Tit. Livius Lib. 31. c. 7.

ſeine Parthey wider eure Stadt zu verſtärken, um ſo mehr als das Unrecht, ſo dem Timon angethan worden, eine von den Urſachen ſey, die ihn in Waffen geſetzt habe.

Andre Senatoren zu den Vorigen.

1. Senator.

Hier kommen unſre Brüder.

3. Senator.

Redet nicht von Timon, erwartet nichts von ihm; man hört ſchon die Trummeln der Feinde, und das fürchterliche Stampfen ihrer Tritte füllt die Luft mit Staub. Hinein, und macht euch gefaßt; ich beſorge, unſre Gegenwehr werde wenig helfen.

(Sie gehen ab.)

(Ein Soldat geht in den Wald hinein, und ſucht den Timon.)

Soldat.

Der Beſchreibung nach muß dieſes der Ort ſeyn. Wer iſt hier? Antworte! he! Keine Antwort? -- was iſt diß? -- ha! Timon todt ausgeſtrekt? Irgend ein wildes Thier muß dieſes Grabmal aufgewühlt haben, denn hier lebt kein Menſch. Er iſt todt, ſo iſt's, und diß iſt ſein Grab -- Was iſt auf dieſem Stein? Ich kan nicht leſen; aber ich will die Schrift in Wachs abdruken; unſer General verſteht

von Seiten der Gelehrten verurſacht worden wäre. Allein die Gelehrten können zwar durch ihre Schriften eine Sprache verſchönern, aber nicht gänzlich umbilden. Ihre Schriften würden unter die Hieroglyphen und Räthſel gezählt werden, wenn ſie nicht in der Sprache des Volks geſchrieben wären. Eine Sprache der Gelehrten zu Rom, die von jener des Volks unterſchieden wäre, daß es dieſelbe wie eine fremde Sprache hätte lernen müſſen, läßt ſich gar nicht denken. Sie ſoll die Sprache des Senats, der Comitien, des Forums, der Richterſtühle, der Geſetze, der Befehlshaber der Kriegsheere, der Religion und aller rechtsbeſtändigen Bündniſſe und Verträge geweſen ſeyn, ohne daß ſie das Volk verſtanden habe. Nichts abſurderes läßt ſich denken. Die Nothwendigkeit der lateiniſchen Sprache war ſo dringend und einem Römiſchen Unterthanen ſo weſentlich, daß ganze Nationen ihre Mutterſprachen mit derſelben verwechſelten.

Jedoch lernten die Römer die lateiniſche Sprache von Grammatikern und Rethoren. Freylich: aber nur die Zierlichkeit derſelben, wie wir die teutſche Sprache lernen; nur in Abſicht auf die gerichtliche Beredſamkeit, die zum Weſen eines Römiſchen Bürgers gehörte.

Wir wiſſen, daß die lateiniſche Sprache im obern Theil Italiens und in Gallien die Galliſche, und in Brittanien die Brittiſche verdrengt hat; wie viel mehr würde ſie eine ganz verſchiedne Sprache aus ihrem

urſprünglichen Neſte ſelbſt vertrieben haben, wofern ſie ſich je aus waſerley Urſache, daſelbſt entſponnen hätte?

Der berühmte Marquis Maffei (*) war der Meynung: die Italiäniſche Sprache ſey durch nichts anders entſtanden, als durch eine viele Jahrhunderte fortgeſetzte Abweichung der Italiener von der grammatiſchen Richtigkeit der lateiniſchen Sprache. Dabey leugnete er, daß der Einfall Barbariſcher Nationen etwas dazu beygetragen habe; denn dieſe müßten ſonſt eine von der Italiäniſchen ganz unterſchiedne Sprache verurſacht haben.

Alſo hält Maffei die Italiäniſche nur für eine von ihren Regeln abgewichene lateiniſche Sprache, und irrt ſich allerdings; denn es braucht nur eine mittelmäßige Einſicht in beyde Sprachen, um zu bemerken, daß die Italiäniſche nicht nur durch die Abweichung von den Regeln der lateiniſchen, ſondern auch durch die Vermiſchung mit fremden Wörten und Redensarten entſtanden iſt.

Dieſes iſt die allgemeine Meynung der Gelehrten. Ich finde ſie aber nirgends ſo deutlich ins Licht geſetzt, als ich es wünſchte. Ich will daher verſuchen, was ſich mit gutem Grunde davon ſagen läßt.

So lange die Beredſamkeit ein nothwendiges Bedürfnis eines Römiſchen Bürgers war, mußte die Rö-

(*) Verona illuſtrata P. I. Lib. 10.

mer ein allgemeines Bestreben nach einer reinen und zierlichen Sprache beleben. Da aber der Verlust der bürgerlichen Freyheit den Untergang der Beredsamkeit nach sich zog, wurde die Zierlichkeit der Lateinischen Sprache zu einer sehr gleichgültigen Sache. Man vernachlässigte die guten Schriften der Vorfahren, und man überließ die Gelehrsamkeit gewinnsüchtigen Fremden. Diese dünkten sich gelehrter und witziger zu seyn, als Cicero, Virgil und Horaz, und gaben sich alle Mühe, derselben Styl und Sprache verächtlich zu machen.

Unter diesen waren die Griechen die ärgsten. Es mochte nun wegen ihrer größern Biegsamkeit, oder weil sie würklich gelehrter als die Römer waren, oder aus Begierde nach fremden Dingen geschehn: so fanden sie eine sehr günstige Aufnahme bey den meisten Kaisern und in den Häusern der Großen zu Rom. Daher wimmelte es daselbst von Griechischen Rhetorn, Philosophen und Sophisten, und die Griechische wurde die Sprache der Großen und aller derer, die sich angelegen seyn ließen, als Leute von gutem Geschmack angesehn zu werden. Es war eine Schande, nicht Griechisch zu wissen; und mancher Römer, der wenig oder nichts davon verstand, hörte die Sophisten mit rauschenden Zeichen des Beyfalls deklamiren. Das vornehmste Bestreben dieser Schwätzer war auf die Herabsetzung der Lateinischen Sprache und Gelehrsamkeit ihren Ruhm zu erhöhn. Wer da weiß wie schädlich

der

der teutſchen Sprache die Verachtung war, mit welcher ſie im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts von den Franzoſen und Franzöſich geſinnten Teutſchen gebrandmarkt wurde, der wird den Schaden, den die lateiniſche Sprache durch die Verachtung der Griechen und ihrer Anhänger erlitten hat, leicht ermeſſen können. Sie hatte ſo viel Wirkung, daß die Römer die Schriften ihrer Vorfahren außer Acht ſezten, von dem wahren Geiſt ihrer Sprache abwichen, und unfähig wurden, die ächten Wörter und Redensarten von den eingeſchobnen und unächten zu unterſcheiden.

Da auf ſolche Weiſe die lateiniſche Sprache dem Pöbel gleichſam preisgegeben war, ſo mußte ſie nicht nur hierdurch, ſondern auch durch die ungeheure Menge fremder Völker, die Rom und die Provinzen Italiens überſchwemmten, viele Fehler annehmen. Dieſer Zufluß beſtand nun nicht mehr aus Völkern, denen im Grunde einerley Sprache gemein war: ſondern aus Galliern, Britten, Teutſchen, Böhmen, Illyriern, Pannoniern, Daciern und andern überwundnen Nationen ganz verſchiedner Sprachen, welche, ſo ſehr ſie ſich auch bemühen konnten, lateiniſch zu ſprechen, zu zahlreich und zu gedrängt waren, als daß ſie nicht eine beträchtliche Verſchlimmerung in der lateiniſchen Sprache hätten verurſachen ſollen.

Aber dieſes Uebel nahm ungleich mehr zu, da ſeit des Kaiſers Probus Regierung die Italiäniſchen Pro-

vinzen mit fremden Hülfstruppen beſezt waren. Unter dieſen mögen wohl die Herulen und Gothen (die ſich ſeit der Regierung des Kaiſers Valens in Italien ſo häufig angezettelt hatten, daß der Umſturz des Röm. Reichs mehr ihnen, als dem endlich hinzugekommenen Ueberreſt ihrer Nation zuzuſchreiben iſt) den größten Schaden angerichtet haben.

Die Herulen und Gothen waren die erſten unter den fremden Völkern, welche als Herrn in Italien auftraten, die Landesgüter mit den alten Einwohnern theilten, nach ihren eignen Geſetzen oder vielmehr Gewohnheiten und Religion lebten, und nur in ſo fern ſich auf die Sprache des Landes befliſſen, als ſie der Umgang mit den alten Einwohnern dazu nöthigte. Mit dieſen vermiſcht lernten ſie die Sprache des Landes, und dünkten ſich ſchön zu ſprechen, wenn ſie die Redensarten ihrer Mutterſprache mit gebrochnen und verſtümmelten Lateiniſchen Wörtern ausdrückten, oder wohl gar ihren eignen Wörtern Lateiniſche Endungen gaben. Die Italiäner, welche ſelbſt ſchon damals von der Richtigkeit ihrer Sprache abgewichen waren und ſich um die Reinigkeit derſelben wenig oder gar nicht bekümmerten, wurden der fremden Ausdrücke und Wörter gewohnt, nahmen ſie wie eine geltende Münze im Handel und Wandel an, und verkannten endlich das fremde Gepräge.

Hieraus entſtand am Ende des fünften Jahrhunderts eine Sprache, welche von den Gelehrten *Lingua Ro-*

Romana Ruſtica genannt wird, worinn zwar noch die lateiniſchen Stammwörter beybehalten, aber meiſtens verſtümmelt wurden. Dies Zeitalter kann man als die erſte Epoche der Italiäniſchen Sprache annehmen.

In den verderblichen Kriegen zwiſchen den Griechen und Gothen, und zwiſchen jenen und den Longobarden giengen ſogar die Hülfsmittel, die Sprache wiederherzuſtellen, zu Grunde. Die Schulen wurden öde, die Lehrer verlohren ihren Unterhalt, die meiſten Bibliotheken giengen im Rauch auf, und es entſtand ein allgemeiner Mangel an Büchern. Sogar die Menſchen, die ſchreiben und leſen konnten, wurden rar. Daher mußte die Sprache des Volks unter den Longobarden noch vielmehr vom ächten Latein abweichen, als es unter den Gothen geſchah.

Jedoch iſt erweißlich, daß das gemeine Volk in Italien wenigſtens bis ins neunte Jahrhundert die ächte lateiniſche Sprache verſtanden habe. Dieſes erhellet aus den lateiniſchen Predigten zum Volke, die von dieſem Zeitraum noch vorhanden ſind, aus den lateiniſchen Geſetzen der longobardiſchen und Fränkiſchen Könige, aus dem Kirchendienſt und der chriſtlichen Lehre, die in lateiniſcher Sprache geſchahen.

Eben dieſes war die Urſache, warum unter den Longobarden die vielen Veränderungen in der Sprache des Volkes noch immer mit den Regeln der lateiniſchen

analogiſch blieben, bis endlich bey der Vermiſchung mit der Fränkiſchen die Endung der Wörter und die übrigen Abänderungen ganz fremde wurden. Man halte die Art zu dekliniren und zu conjugiren der Franzoſen und Italiäner, und die Stammwörter beyder Sprachen gegeneinander: ſo wird man finden, daß die Italiäniſche ſich meiſtens nach jener gebildet hat.

Dieſe Hauptveränderung, welche durch die Franken geſchehn iſt, kann man als die zwoote Epoche der Italiäniſchen Sprache annehmen.

Das Volk und ſelbſt die Geiſtlichen fiengen nun an, kein Latein mehr zu verſtehen; und K. Lotharius mochte ſo viele Lateiniſche Schulen anordnen als er wollte, ſo war er nicht im Stande, dieſer Sprache wieder aufzuhelfen. Die Sprache des Volks hatte ſich nun ſchon zu weit von der Lateiniſchen entfernt. Die in Latein vorgetragene Grundſätze der Religion und Geſetze waren dem Volk unverſtändlich; und es ſcheint, als ſey das zügelloſe Leben der Geiſtlichen und Weltlichen im 10ten Jahrhundert eine Folge davon geweſen. Der Handel der Städte Piſa, Genua, Venedig und Amalfi mit andern Städten Italiens, machte die beſondern Mundarten derſelben unter ihnen verſtändlich, und bereitete ſich eine allgemeine Sprache des Gewerbes.

Zu der Bildung dieſer Sprache trugen die bürgerlichen Kriege der Städte, die nach dem Tode Königs Karls des Dicken in Italien entſtanden, das meiſte

bey

bey. Das Joch der fremden Kaiser abzuschütteln, hiengen sie bald dieser, bald jener Parthey an, je nachdem es ihrem Endzwecke gemäß war. Durch die gemeinschaftlichen Feldzüge und Verbindungen bald dieser bald jener Städte, und durch die Eroberungen der mächtigern Völkerschaften, wurden die besondern Dialekte der Städte zu einer allgemeinen Sprache gebracht. Es bemerkte nemlich unter den Kriegsheeren ein jeder einzelne Mann, aus Noth gezwungen, die Wörter und Redensarten, die er mit den andern gemein hatte, verließ seine Provinzialausdrücke, die den andern, mit denen ers zu thun hatte, unverständlich waren, und gewöhnte sich nur an solche, wodurch er andern seine Gedanken bekannt machen konnte. In solcher Sprache wurden die Kriegsheere von Ungelehrten angeführt, Bündnisse und Verträge zwischen Bürgern und Bürgern, Städten und Städten geschlossen, und die Grundgesetze der neuern Republicken wurden in dieser Sprache von ungelehrten Bürgern gestiftet.

So bildete sich im zehnten und eilften Jahrhundert aus den Mundarten der Völker eine allgemeine vom Latein unterschiedne Sprache, die zwar schon allen Reichthum der itzigen Italiänischen enthielt, aber in allen ihren Bestandtheilen noch so roh war, daß es kein Gelehrter wagte, sich derselben in seinen Schriften zu bedienen. Die Chronicken, Geschichte, und andere gelehrten Werke dieser Zeiten sind noch immer in lateinischer

ſcher Sprache geſchrieben, und man folgte noch immer dem alten Gebrauche, die wichtigſten öffentlichen Urkunden in derſelben aufzuſetzen: nicht weil in der gemeinen Sprache gar nichts ſchriftlich verfaßt wurde; ſondern weil es ſo hergebracht war, rechtsbeſtändige Verträge und Urkunden durch Notaries und Rechtsgelehrten, deren überall eine groſſe Menge war, Latiniſch aufſetzen zu laſſen. Uebrigens bediente man ſich der gemeinen Sprache in Lagerbüchern, in mündlichen und Privatverträgen, im Handel und Wandel.

Aber die vollkommene Ausbildung dieſer letztern war den Gelehrten, beſonders den Dichtern, vorbehalten. Gleichwie dieſe ſich in allen Sprachen zuerſt hervorgethan haben, ſo geſchah es auch in der Italiäniſchen. Es iſt aber ſchwer zu beſtimmen, in welcher Zeit die erſten Verſuche gemacht worden ſind. Insgemein hält man davor, dies ſey nicht vor der zwoten Hälfte des 12ten Jahrhunderts geſchehen. Man gründet ſich auf folgende Stelle des Dante (*): E non è molto numero d'anni paſſati, che apparirono queſti poeti volgari ... e ſe volemo guardare in lingua d'oco (in lingua provenzale) e in lingua di ſi (lingua volgare) *noi non troviamo coſe dette anzi il preſente tempo centocinquant' anni.* Weil er dieſes im Jahr 1295 ſchrieb, ſo iſt ſeine Meynung, vor dem Jahre 1145 ſey weder in der Provenzaliſchen noch Ita-

(*) Opere di Dante Tom. 4. Pr. p. 35. Edit. Venet. §. 17.
(**) Altereſtra Rer. Aquit. Lib. 3. c. 14.

Italiäniſchen Sprache einiges Gedichte geſchrieben worden. Allein, was die Provenzal-Reime betrift, ſo begehet Dante hier einen offenbaren Fehler; denn es iſt gewiß, daß Wilhelm IX. Graf zu Poitiers, ſchon im eilften Jahrhundert in Provenzal-Reimen gedichtet habe. Und gleichwie ihm dieſe ältern Reime unbekannt waren, ſo konnten auch ältere Italiäniſche Reimen vorhanden oder verlohren gegangen ſeyn, von denen er nichts wußte. Dazu leuanet er nicht ſchlechterdings, daß vor der gemeldten Zeit Reime geſchrieben worden ſeyen, ſondern ſagt nur, daß ſich keine ältere finden.

Indeſſen ſtimmen doch Dante (*) und Petrarca (**) darinn zuſammen, die Sicilianiſchen Dichter (worunter auch die vom feſten Lande der Inſel gegenüber begriffen ſind) haben den Anfang gemacht, in ihrer gemeinen Sprache zu reimen, und durch ihr Beyſpiel die übrigen Italiäner gereizt, das nemliche in ihren Dialekten zu thun. Wenn dem ſo iſt, ſo kann dieſes gar wohl, wie die Verfaſſer der gelehrten Geſchichte Frankreichs davor halten (†), ſchon im eilften Jahrhundert, da die Normannen dieſen Geſchmack aus Frankreich dahin brachten, geſchehen ſeyn. Wenigſtens iſt gewiß, daß da im zwölften Jahrhundert Friedrich II. als ein Knabe nach Palermo kam, es daſelbſt Dichter gab,

(*) De vulgari Eloq. c. 12.
(**) Praef. ad Epiſt. famil. Trionfo d'amore c. 4.
(†) Hiſt Liter. de la France Tom. 11. p. 44.

alles, er iſt alt an Wiſſenſchaft, obgleich jung an Tagen; anſtatt ihm ſeinen Freund zu bringen, bring ich ihm ſeine Grabſchrift.

(Er geht ab.)

Fünfte Scene.

[Vor den Mauern von Athen.]

Trompeten. Alcibiades zieht mit ſeinem Heer auf.

Alcibiades.

Verkündigt dieſer feigen und von Wolluſt aufgelößten Stadt unſre fürchterliche Ankunft.

(Man hört Schamade ſchlagen. Die Senatoren laſſen ſich auf den Mauern ſehen.)

Bis izt habt ihr ohne Scheu euerm ausſchweiffenden Uebermuth den Zügel gelaſſen, und eure Willkühr zum Zwek der Geſetze gemacht. Lange genug ſind ich und andre, die im Schatten eurer Gewalt ſchliefen, mit verkehrten Waffen, wie Nachtwandrer, herumgeirret, und haben unſre Bedrükungen umſonſt in Klagen ausgehaucht. Nun iſt die Zeit gekommen, da das überladne Mark unter der übermäſſigen Laſt ausruft: Es iſt genug (*); nun ſoll die keuchende Beleidigung ſich in eure groſſe Lehnſtühle werfen, und ausſchnau-

(*) Das Mark wurde für die Quelle der Stärke gehalten. Das Bild iſt von einem Gamerk hergenommen, welches auf den Knien ligt, um ſeine Laſt aufzunehmen, und gleich aufſteht, wenn man ihm mehr aufbürden will, als es tragen kan. Warburton.

gab, die dieſem wißbegierigen Fürſten den Geſchmack, in der gemeinen Sprache zu reimen, beybrachten. Dante erzählt, (*) Friedrich und ſein Nachfolger Manfredi haben durch ihre Freygebigkeit die Gelehrten von allen Enden Italiens an ihren Hof gezogen; und von den Schriften dieſer Gelehrten ſeyen alle andre gelehrte Werke, und ſogar die gemeine Sprache Italiens, bis zu ſeiner Zeit, die Sicilianiſche genannt worden — aus Sicilien habe ſich die Gewohnheit, in der gemeinen Sprache zu reimen, nach Apulien, nach Toskana, in die Mark Ancona, nach Romagna, in die Lombardie, und die Mark Treviſo verbreitet. (**)

Es gieng langſam zu, bis die Italiäniſche Sprache in allen Theilen Italiens ihre vollkommene Bildung erhielt. Noch in der Mitte des 13ten Jahrhunderts drückte ſich ein Mailändiſcher Dichter in folgenden rohen Verſen aus:

Como Deo a facto, lo monda,
E como de terre fo lo homo formo,
Cum el deſcendè de cel in terra
In la vergene regal polzella,
Et cum el ſoſtene paſſion
Per noſtra grande ſalvation,
Et cum verà el di del ira
La o ſerà la grande roina,

Al

(*) Loc. cit. Lib. I. c. 12.
(**) Ibid. c. 10.

Al peccator darà gramezzà
Lo juſto avrà grande alegrezza,
Ben e raxon ke l' homo intenda
De que traita ſta legenda (*).

Es war weder damals, noch am Ende des 13ten Jahrhunderts, da Dante ſchrieb, entſchieden, welcher Dialekt der gemeinen Sprache (die ſich jedoch ſchon in allen Dialekten nach gewiſſen allgemeinen Regeln richtete) der beſte wäre. Dante ſelbſt hielt die Mundart der Toskaner nicht für die beſte, und bediente ſich vieler Lombardiſchen, Neapolitaniſchen und Venetianiſchen Wörter und Ausdrücke in ſeinen Schriften. Ruſtigielo von Piſa ſchrieb im Jahr 1299. die Reiſen des Marco Polo nicht in ſeinem, ſondern im Venetianiſchen Dialekt, der ſchon damals zu einem ziemlichen Wohlklang gelanget war, wie aus folgendem erhellet:

Qui comenza il prologo del libro chiamado
De la iſtituzione del mondo.

Vui ſignori Imperadori, Duchi, Marcheſi, Chonti, e Kavalieri, e tuta zente, quale volete intender e chonoſſer le diverſe generazione de li homeni e del mondo, lezete queſto libro, in lo qual troverete de' grandiſſimi miracholi e diverſità dell' Armenia mazore, de Perſia, e de Tartaria, e de molte altre provinzie ſecondo chomo nara, etc. Hätten die Venetianer damals viele andere dergleichen Schriftſteller gehabt, ſo würde vielleicht ihr Dialekt die Oberhand

(*) *Argelati* Bibl. Script. Mediol. vol. 1. P. 2. p. 120.

Hand in Italien gewonnen haben. Allein Brunetto Latini, Ricco da Varlungo, Dino Fiorentino, Salvino Doni, Ugo da Siena, Guido Novello, Farinata Degli Uberti, Lambertuccio Frescobaldi, Pannuccio dal Bagno, Guitton d'Arezzo, und andere Toskaner, die in der nemlichen zwoten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebten, zogen durch ihre anmuthsvolle Schriften die Wagschale auf die Seite der Toskanischen Mundart, und übertrafen alles, was man bisher in der gemeinen Sprache geschrieben hatte. Man halte die Sonetten des Guittone d'Arezzo, die Gedichte des Ugolino Ubaldini und andere, die in der Antologia Poetica Italiana angeführt worden, gegen die obigen Beyspiele des Venetianischen und Meyländischen Dialekts: so wird es nicht wunderbar vorkommen, daß der Toskanische vor ihnen die Oberhand gewann. Dante selbst hat sich in seinen kleinern Gedichten und prosaischen Schriften durchaus Toskanisch ausgedrückt, und scheint die vorige Geringschätzung seiner Muttersprache bereut zu haben.

Brunetto Latini und Guittone d'Arezzo hatten vor allen andern das Verdienst, der Italiänischen Sprache die grammatische Richtigkeit gegeben zu haben. — Und dem Dante Alighieri hatte sie ihre Stärke und Präcision des Ausdrucks zu verdanken. Es fehlte ihr nur noch an dem hohen Grade der Anmuth und Harmonie, wodurch sich diese Sprache nachher vor allen andern auszeichnete. Diese erhielt sie von Cino dem Pistojeser, seinem

Schüler

Schüler Franz Petrarca, und von Johann Boccaccio. Dieſe brachten die Toskaniſche Mundart zu einer ſo reizenden Vollkommenheit, daß von der Zeit an alle guten Schriftſteller der übrigen Provinzen kein Bedenken tragen, dieſelbe ihrer eigenen vorzuziehen, und wenn ſie auch es leugnen, dennoch eingeſtehen müſſen, daß ihre Dialekte, die ſie für beſſer halten, ſich nach den Schriften der Toskaner gebildet haben. Alſo iſt die zwoote Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, und die erſte des vierzehnten der glückliche Zeitraum, worinn die Italiäniſche Sprache zu ihrer ganzen Vollkommenheit gelangte.

J.

II.

Eine mahleriſche Reiſe nach Cöln, Bensberg und Düſſeldorf.

(Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.)

Embs, den .. Jul. 1778.

Ich würde für meine mahleriſche Reiſe längſt dem Rhein hinlänglich belohnt ſeyn, wenn ich auch nichts als Cöln und Bensberg geſehen hätte.

Sie wiſſen, daß Rubens in Cöln geboren iſt; aber vielleicht iſt Ihnen nicht bekannt, daß er in der Peterskirche daſelbſt getauft worden, und die Kreuzigung Petri,

Eines seiner vortreflichsten Werke, dieser Kirche zum Altarblat geschenkt hat. Ich kenne wenige seiner Stükke, wo so viele Theile der Kunst auf eine so vorzügliche Art vereinigt sind, und die das strengste Auge der Kritik so wohl aushalten und mit Befriedigung entlassen können. Ohngeachtet des unglücklichen Lichts, dem es ausgesezt ist, erscheint es schon von weitem als ein großer Gedanke: und je näher man ihm tritt, je mehr wächst die Bewunderung. Schon die wenigen Figuren, der große Verstand in den contrastirenden Stellungen, Gewändern und Lokalfarben, verkündigen, daß Rubens dem Feuer seiner Imagination mit Weisheit habe zu gebieten gewußt. Der Kopf des Leidenden Apostels ist beynahe Laokoonswürdig, der Skurz in den Beinen alles was die gelehrte Kunst vermag, und das Kolorit frey von aller Schminke, von übertriebnen Reflexen, und Halbschatten. Die Nebenfiguren lassen die ihm bekannten Kopfstellungen und Charaktere leicht errathen; aber ihr Werth ist im ersten Hauptgedanken und in der Manier der Behandlung und Ausarbeitung. Alles ist der Hauptfigur so klug untergeordnet, daß man nur auf dieser verweilen kann.

Wenn man nach Jabachs Hause geführt wird und von einem Le Brün die Rede ist, den man daselbst finden soll: so erwartet man natürlicherweise die ewige Zusammenstellung von Gemeinplätzen, die man in seinen Köpfen gewohnt ist. Wie angenehm wird man überrascht, wenn man ein Familiengemählde sieht, in

dem

dem größten historischen Styl behandelt, und vollkommen des edlen Besitzers würdig, dessen Familie es vorstellt. Es scheint mit wahrer Liebe und Freundschaft gemacht, so daß auch der Künstler sein bekanntes Porträt im Hintergrunde angebracht. Die undankbarsten Stoffe in der damaligen Kleidertracht sind mit Wahrheit beybehalten; allein mit einer Größe von Manier behandelt, die Bewundrung ablockt. Des Besitzers Liebe zur Kunst gab dem Künstler Gelegenheit, in den Nebenwerken seinen Verstand im Costume auszudrücken. Eine seltne Sobrietät im Kolorit ohne Trockenheit, eine Schönheit der Formen und Züge mit Familienähnlichkeit vereinbart, transparente Reflexe, die in den dunkelsten Parthien alles sehen lassen, und ein Ton des Ganzen, der von weitem stille Größe verkündigt, ohne prahlerisches Geschrey, — hefften das Aug auf lange Zeit fest. Es ist schwer zu begreifen, wie diese beyde Kapitalstücke noch keinen Entrepreneur gefunden haben, der sie zeichnen und in Kupfer stechen lassen. Es würde bey einem auch mittelmäßigen Uebersetzer noch so vieles vom Reichthum der Composition in Stellungen und Clairobscur übrig bleiben, daß es auch (ohne als Beytrag zur Kunst betrachtet zu werden, und das dadurch erworbene Verdienst abgerechnet) schon eine wahre Kaufmanns-Spekulation seyn würde. — Ich sage itzt nichts von der Rührung, die das Andenken an den großen Besitzer dieses Haus zurücklässt, der ehmals dem Teutschen Handel Gesetze gab,

in so vielen Städten von Europa seine Comtoire hatte, die edelste Liebe zur Kunst besaß, und das tiefste Gefühl vom sublimen Schönen, in den verdorbnen Resten Italiänischer Gemählde verschiedner Schulen, in den grossen Kamingesimsen, Thür- und Fensterverzierungen, und in der ganzen Anlage seines Gartens darlegt. In diesem Hause, das dem Vater einer Familie Galetti zugehört haben könnte, verfällt jezo alles; Thür und Fenstern stehen offen; und es wankt noch ein Gespenst von altem Bedienten darinn herum, der nicht Kräfte genug hat, den Staub abzuwischen.

Ist es nicht traurig, daß so viele Reisende, auch von denen die nach dem gelobten Land der Kunst walfahrten, den Rhein hinauf und herab reisen, ohne Bensberg gesehen zu haben? Ich kenne nicht leicht ein ernsthafteres und mehr gedachtes Gebäude als dieses Schloß, in ganz Teutschland. Der Charakter der Architektur ist Florentinisch, der sich schon von weitem durch die Rustica ankündigt; und man sollte denken, er wäre durch die Aussicht des Standorts, die eben so ganz Florentinisch reich ist, erwekt worden. Man weiß nicht, wen man mehr bewundern soll, den Geist des Künstlers, oder des Fürsten, der seine Entwürfe billigte und ausführen ließ. (*) Hier in Bensberg sieht man nur Weisheit und Ueberlegung in Alberts Werken; allein den Reichthum seiner Ideen kann

(*) Churfürst Johann Wilhelm von der Pfalz.

kann man schätzen, wenn man den hier aufgehängten Plan von dem Düsseldorfer Schlosse betrachtet, das nicht zu Stande gekommen ist.

Bennerat, das Hr. Pigage in unsern Zeiten gebaut hat, ist als ein Portefeuille von Allem anzusehen was die Franzosen an Eleganz und Niedlichkeit der Verzierungen in den lezten 20 Jahren zusammengearbeitet habe. Da es ein Bijou ist, so würde man höchstungerecht urtheilen, wenn man Größe und Ernsthaftigkeit erwarten wollte, und es läßt sich auf keine Art mit Bensberg vergleichen. Es ist im Boucherschen Pastoralstyl gedacht; und jenes gehört zu einer Landschaft von Claude-Lorrain, oder N. Poussin.

Die wichtigsten Schätze dieses Schlosses sind, auf dem einen Flügel die Werke von J. Weenix, die als Tapeten für die Wände von drey Zimmern von ihm verfertigt sind. Es ist nicht möglich für stilliegende einzelne Gegenstände mehr wahres Perspectiv der Ansicht, mehr individuelle und täuschendere Lokalfarben, mehr Wissenschaft der Reflexe, und ein simpleres Traktament zu gedenken. Möchten doch unsre neuere Künstler, die immer aus allen vier Elementen der Farben ihre Mischungen zusammenängstigen, aus dem reinen Auftrag hier lernen, daß nur dieser vor dem Untergang schützt. Es ist alles, als wenns heute gemacht wäre, und nicht die mindeste schwarze Stelle von dem ehmaligen Daseyn der Chymischen Farbenprodukte, womit wir jezo so

geschwinde mahlen, und alle Fehler der Uebereilung und Sudeley zu übertünchen denken. An vielen Orten scheint es unmöglich, daß er den Pinsel gebraucht habe; und das Weiche der Pflaumfedern in den Schwanenbäuchen scheint mit dem flachen Daumen aufgedrückt — so wie die Kiele aus fester Materie aufgesetzt zu seyn. Er ist der Mahler der stillen, todten Natur; und seine Sättel sind ungleich mehr werth als die Pferde, und die Pulverhörner edler als die Hunde. / So viel wahres Perspektiv in einzelnen vor ihm liegenden Gegenständen, so wenig hingegen sieht man bey vorübereilenden) wie z. B. bey der Jagdparthie auf dem Rhein, wo die Figuren in der Jagd ungeheuer groß gegen das Schiff sind. Warm und wahr ist aber die Landschaft, wovon ich hier rede.

Die Platfonds der untern Treppe beym Eingang sind von Zanetti. In dem Corps de Logis sind die Platfonds von Bellucci, gefällig componirt, lieblich gezeichnet, und von einem reizenden conventionellen Kolorit; kurz, wahre Muster dieser Art von Arbeiten. Die Gemählde von Schoonians thun eine kleine Wirkung, und tragen das Gepräge der Mittelmäßigkeit in Zeichnung, Kolorirung und Komposition. Von Dominico sieht man eine sehr gelehrte Arbeit, die einen Frauenraub vorstellt; nur schade, daß der Gebrauch der Chymischen Farben, und vielleicht der rothe Grund, worauf es steht, so viele Löcher und todte Stellen zurückgelassen haben.

Die

Die Treppe mit ihren Platfonds in der 2ten Etage iſt von Pellegrini gemahlt. Das Kolorit daran iſt flauer und ſchwächer wie bey Bellucci; allein die Figuren athmen eine ungemeine Leichtigkeit und Freyheit, und die Geſchichte Phaetons iſt meiſterhaft ſkurzirt.

Die Krönung der Kayſerin Eleonore, und der Pendant, ein allegoriſches Epithalamium von Pelegrini, ſind Stücke, die man als Muſter der ſchönſten Tapeten anſehen kann; ganz in Paul Veroneſe's Geſchmack, die prächtigſten Tinten, die blendendſten Gewänder; allein alles nur geklatſcht. Keine Figur iſt auch nur mittelmäßig richtig gezeichnet, ſondern alles iſt dem Effekte aufgeopfert. Es blendet, allein es hält nichts insbeſondre auch nur eine Minute Kritik aus. Ungleich gelehrter, gedachter, mit mehr Sinn und Wahrheit in Köpfen und Gewändern, iſt das Stück von Bellucci, das die Vermählung des Churfürſten mit der Oeſterreichiſchen Prinzeßin vorſtellt. Allein wenn man vorher die leichte lüftige Kompoſition von Pellegrini angeſehen hat, ſo ſcheints anfänglich hart, ſchwer gezeichnet, und zu ſtudiert. Die meiſten Köpfe ſind mit Verſtand porträtirt, und die Figur des Künſtlers iſt mit darunter. Dieſes Stück würde, in Kupferſtich gebracht, eine vortrefliche Wirkung thun. Es iſt, als Tapete betrachtet, beynahe zu gut; allein es macht ſeinem Meiſter wahre Ehre, und bringt ihn auf die Nachwelt.

ſchnauben; und der aufgeſchwollne Uebermuth vor Angſt allen ſeinen Wind fahren laſſen, und mit emporſträubenden Haaren davon lauffen.

1. Senator.

Edler Jüngling, da deine erſten Beſchwerden nur noch Gedanken waren, eh du Macht hatteſt oder wir Urſache hatten dich zu fürchten; ſandten wir zu dir, deinen Zorn zu beſänftigen, und verſprachen, unſre Undankbarkeit mit überſchwänglicher Liebe auszulöſchen.

2. Senator.

Wir hielten auch durch eine demüthige Geſandtſchaft, und mit verſprochner Beſſerung, bey dem verwandelten Timon an, unſrer Stadt ſeine Liebe wieder zu ſchenken; wir ſind nicht alle undankbar, und verdienen nicht alle unter dem allgemeinen Streich des Krieges zu ſinken.

1. Senator.

Dieſe unſre Mauern ſind nicht von den Händen derjenigen aufgeführt worden, von denen ihr Beleidigungen empfangen habt; und es wäre nicht billig, daß dieſe ſchönen Thürme, dieſe Tropheen und dieſe Schulen, um der Miſſethat etlicher Privatleute willen fallen ſollten.

2. Senator.

Diejenigen ſind nicht einmal mehr am Leben, deren Beſtraffung der erſte Beweggrund euers Auszugs war. Schaam und Verdruß über die Folgen ihrer Unbeſonnenheit

Pellegrini, der hier ungefähr im Jahr 1710 u. d. f. gemahlt hat, war vor etwa 15 Jahren als ein Unbekannter hier, um zu sehen, wie nach so langer Zeit das Traktament seiner Farben sich verhalten habe. Er sah mit Vergnügen daß es bestand, und sofort immer bestehen wird; und beym Weggehen konnt er sichs nicht versagen, den Burgvogt auf die Achsel zu klopfen und zu sagen: hier ist Pellegrini.

Düsseldorf.

Sie haben die Gallerie hier gesehen, und ich kann Ihnen nichts Neues sagen, wenn ich Ihnen nicht sage, was sie insbesondre auf mich für Wirkung gemacht hat, was das Medium war, wodurch ich sie sahe, und was sie mir für Reminiscenzen hinterlassen hat. Natürlicherweise steht mir, nach zehn Tagen Abwesenheit, nicht alle der Genuß vor, den ich damals von dem mancherley Schönen hatte, das sich auf allen Seiten vordrängte; allein die wenigen lichten Punkte, die in meiner Imagination noch übrig dastehn, helfen mir zu einer Art von Sprache, die bey so heiligen Dingen, wie Genuß der Liebe und der Kunst, so schwer wird, wenns einem dranliegt ehrlich zu seyn, und man gescheute Leute vor sich hat, die man weder betrügen darf noch mag. Ich könnte Ihnen zwar, nach unsrer Quinquenniums-Manier, ein Feuerwerk von Gefühl und Kunstsprache abbrennen, das lustig genug ablaufen sollte, und wo die Leute mit ihrer gewohnten Achtung für Genie

und

und deſſen Prätenſion die Mäuler aufſperren würden, — allein es würde ſich mit Geſtank für uns beyde endigen — und dazu ſind wir nicht gemacht — weder zu geben, noch zu nehmen.

Im erſten Saale rechter Hand an der Thüre fange ich mit einer Landſchaft von J. Both an, (*) die ein ſchlimmer Nachbar für einen Aſſelyn iſt. Es iſt unſtreitig die capitalſte Landſchaft der ganzen Gallerie, ſelbſt die ausnehmend ſchönen Berghem nicht ausgenommen. So viel Glanz und Wärme, ſo viel Einverſtand zwiſchen Himmel und Erde, ſo ein ganz reiner Ton des Ganzen, ſo correſpondirende Figuren; kurz, alles ſo wenig gemahlt, ſondern gefunden oder gemacht, habe ich nicht leicht geſehen.

Franz Snyers, der Rubens der Thiermahler, ſtreitet mit ſeiner Leichtigkeit der Ausführung, und Kühnheit ſeiner Imagination, mit der wahren und bis zur höchſten Täuſchung getriebnen Ausarbeitung des Weenix, und der individuellen, für jeden Gegenſtand beſonders ſentirten und erfundnen Manier des Fyt um den Vorzug. Die Krone des erſten Saals aber iſt unſtreitig der herrliche Crayer, (**) der an Größe der Kompoſition in dieſer Gallerie ſeines Gleichen nicht hat. Ich wollte faſt ſagen, daß ſeine Tinten weniger geſchminkt ſind als die von Rubens. Die Köpfe, beſonders ſein eigner, haben eine Rundheit, Wahrheit und Friſche,

(*) S. Pl. I. no 9. des neulich angezeigten *Catalogue Raiſonné etc.*
(**) Pl. III. no. 12.

als wenn sie alle aus der Wand heraustäten. Kurz, es ist vom Kolorit bis zum ersten Gedanken, ein Werk der Ewigkeit, das nicht genug bewundert und beschrieben werden kann.

In dem Silberton des Teniers ist noch ein Bauernfest (*) in diesem Saale, das an Niedlichkeit der Ausführung in Köpfen und Stellungen, und der bey einem offnen Himmel so schweren Beleuchtung, ein Meisterstück von Weisheit in Absonderung der Figuren, bleiben wird. Dem Halbkenner kommt sie kalt und schwach vor; dem ruhigern Auge, das sich im Entscheiden nicht übereilen will, erscheint hingegen eine ächte Beurtheilungskraft in diesen schwachen Schatten und Lichtern, die der Scene vollkommen gemäß angeordnet sind. Ich rede hier nichts von den großen van Dyks dieses Saals, und dem ersten und in seiner Art einzigen Gerard Dow von 17 Figuren. Dieser leztere ist so berühmt, daß wer ihn nicht gesehen hat, die Gallerie nicht besucht hat. Die Haltung der 17 Figuren, das Individuelle jedes Kopfs und jeder Stellung, das alles gewiß dem Leben mit vielmonatlichem Fleiß nachgebildet worden, und die bekannte fleißige Ausarbeitung, mit diesem Verstand des Ganzen vereinbart — machen alle Gränzen der Kunst zunichte, und zeigen, daß dem der da will und kann, alles möglich ist.

Die Susanna des van Dyk (**) ist der Carnation nach ein Wunderwerk. An den Knieen und Beinen hat die

(*) Pl. V. No. 47. (**) Im zweyten Saale. No. 69. Pl. VII.

die Zeit so sehr nachgemahlt, und alle Halbtinten sind so in einander verwachsen, daß unmöglich zu errathen ist, wie ohne Schatten und Licht diese Rundheit und Erhabenheit hervorzubringen war. Zu lernen und zu Kopiren ist hier nichts, sondern zu erstaunen. Allein der Kopf scheint aufgeflickt, so wenig gehört er zum Ganzen; denn es ist der Charakter einer Frau, die noch mehr als — Coquette ist.

In dem Italiänischen Saal ist hingegen eine Susanna von Dominichino, die an Reinheit des Conturs, großem Ausdruck in Köpfen und Händen, und Niedlichkeit der Ausführung, besonders an den Füßgen der Susanna, auch an Schönheit der Carnation, die zwar etwas durch die Zeit gelitten hat, ein Werk der ersten Größe bleibt. Der Ausdruck des Frauenkopfs hat zwar etwas Unwillen, die schöne Form aber bleibt doch darunter erhalten. Die beyden alten Sünder sind unverbesserlich. (*)

Groß gedacht ist die Magdalena vor unserm Heilande, von Baroccio. (**) Herrliche Zeichnung in Körpern und Gewänder, Adel des Ausdrucks, und ein männliches festes Kolorit rechtfertigen den schon längst anerkannten Ruf dieses Gemäldes.

Die Mutter Gottes mit dem Kindlein von Carlo Dolci (†) ist mit den Blumen, die es hält, aus Einer Quelle geschöpft: ganz im Geist der Liebe gedacht, und wie auf Einmal gegossen. Es ist die höchste Lieblichkeit der

(*) Pl. X. 113. (**) Pl. IX. 104. (†) Pl. XIV. No. 166.

der Manier, der schönste Traum des Dichters — der uns vergessen macht, daß Wahrheit, Individualität, momentaner Ausdruck, größere Güter sind als Ideal.

Noch eine treffliche Familie von Andr. del Sarto, über deren Eindruck ich jezo nicht mehr Rechenschaft geben kann, die ich Ihnen aber bey einem zweyten Besuch empfehle.

Ich übergehe den Saal des van der Werf, der allein eine Reise verdiente, wenn man die Qualität und Quantität seiner Werke betrachtet, die hier aufbehalten sind; und freue mich indessen inniglich, daß die Rembrands die hier hängen und die Lieblingswerke dieses Meisters schienen (wie man aus den Ideen derselben sieht, die er so oft in seinen radirten Blättern wiederholt hat) gegen einige van der Werfs, und zwar nicht von der ersten Klasse, vom Könige von Schweden sind eingetauscht worden. Hierbey fällt mir ein van Ekhout ein (Christus lehret im Tempel) der wegen Ausdruck, Beleuchtung, und der ihm eignen Deutlichkeit des Styls, seinem Meister gewiß an die Seite gesezt zu werden verdient. Ein Stück, das durch die explicite Manier des Berliner Schmidts verdiente allgemein gemacht zu werden.

Bald hätte ich die Mutter Gottes in der Glorie von Guido vergessen; ein Bild, das als Eines der Ersten von den Aufsehern angezeigt wird. Die Büste der H. Mutter ist unverbesserlich, sowohl in Stellung als

Aus-

Ausdruck, auch Einer der Engel mit Guido's ganzer Grazie übergossen. Die Faltenwerffung ist groß; allein wenn je etwas von Schwäche und Flauheit seines Kolorits in der Kunstsprache Wahres ist gesagt worden, so läßt sichs hier anwenden. Indessen wird es im Kupferstich wegen der Größe seiner Ideen Wunder thun.

Sie erwarten mich im Saal des Rubens. Wenn ich ein Franzos wäre, so würde ich mich schon längst im Eingang auf ein Knie geworfen, und in einem Strom von Deklamation meine Anbetung ausgegossen haben. Allein in Sachen der Kunst, wie in der Religion, sagen Floskeln sehr wenig. Ein beredter Enthusiast zeugt immer gegen sich selbst — und auch hier gilt, was Yorik sagt: ein schwacher Mann und ein starkes Gewissen.

Ueber den poetischen Werth der besten historischen und größten Kompositionen dieses Saals hat Hr. Heinse im vorigen Jahr mit solcher Arioſtischen Wärme poetisirt — daß ich ihm mit meiner gewöhnlichen Kälte hier sehr ungeschickt nachtreten würde. — Vernehmen Sie also von mir hier nur einige einzelne Laute von dem was als Wahrheit, nach einer gewissen Abwesenheit, von der des ersten Eindrucks übrig geblieben ist. In dem großen jüngsten Gericht ist in dem Contur der nakten Weiber und deren abentheuerlichen Ein- und Ausprüngen alles enthalten, was man je gegen seine Manier zu zeichnen eingewandt hat. In den Köpfen der

Ver-

Verdammten und höllischen Ungeheur ist hingegen eine Kühnheit, und Poesie und Ideal, das nur von Rubens Imagination zu erwarten ist. Das kleine jüngste Gericht (oder wie es Dargenville nennt) das Urtheil der Seeligen, macht einen kleinlichen Efekt, und alle die mancherley Gruppen ziehen sich wie ein Schlangen-Gewimmel in die Höhe. Einzeln betrachtet aber hat es unzählige Schönheiten, und es sind Gruppen von einer ausnehmend schönen Zeichnung, gelehrten Verkürzung und dem delikaten Traktament darunter.

In der Magdalena vor Christo, ist in dem Kopfe des Erlösers ein Adel von Ausdruck, und in dem bis auf den Gürtel entblößten Körper eine Carnation von so weniger Schminke, und so schönen Detail der Zeichnung — daß es mir beynahe das liebste Bild unter allen hiesigen Rubens ist.

Die Kinder mit dem Blumenkranze sind ganz Fleisch, Grazie und Natur; und es ist ein Bild, ohne alle Erinnerung und bittern Nachgeschmack von Kritik zu genießen.

Rubens mit seiner Frau. In diesem Bilde hat er sich selbst als den edelsten Kopf idealisirt, das Weibchen hat auch gesellige Anmuth und Schalkheit. Allein das übrige ist mit einer gewissen Trokenheit gemacht, die man nicht von ihm erwartet. Es bleibt indessen eins der schätzbarsten Bilder.

In

(*) Pl. XIX. No. 274. (**) No. 271.

In der Behandlung und dem Kolorit des Fleiſches ſowohl, als des ganzen Clairobſcür, iſt der heil. Laurentius auf dem Roſt — das lezte von allen. Ich denke es iſt erlaubt ſo zu urtheilen, wenn man Rubens mit niemand als ſich ſelbſt vergleicht. Aus dieſer groſſen Anzahl von etlich und vierzig Stücken ſieht man, daß Er beynahe in allen Theilen der Kunſt groß war, aber wie und wenn es ihm beliebte; und daß er, ſo gut wie Mutter Natur, nie alle Schönheiten auf Einen Fleck zuſammendrängte, ſie einzeln zerſtreute, und ſich mit der Möglichkeit des Schaffens und Hervorbringens zu gelegener Zeit — begnügte.

Herr Hofcammerrath Krahe, einer der gelehrteſten Künſtler unſers Vaterlandes, ſteht der hieſigen Akademie und Galerie mit wahrem Verdienſt vor. Seine große Sammlung von Zeichnungen und Kupferſtichen iſt jezo, großmüthigerweiſe, obwohl für einen ſehr billigen Preis, nemlich, wo ich mich nicht irre, für 24000 Thlr. von der Landſchaft erkauft, und zum Studio der Akademie einverleibt worden. Es iſt eine anſehnliche Anzahl hofnungsvoller junger Künſtler hier, die den Genuß der Galerie und der fürtreflichen antiken Gipsgüſſe unter einer ſehr guten Direktion frey haben. Einer der beſten Zeichner, beſonders nach dem Antiken, iſt Hr. Profeſſor Langenhöfer; außerdem iſt der junge Hr. Schüz von Frankfurt, ein junger Engländer der

ehmals

ehmals bey Reynolds studiert hat, ein Feldmesser aus dem Preußischen, der in kurzer Zeit die sonderbarste Progressen in der Kunst gemacht hat, und Herr Heß, von Darmstadt, ein in verschiednen Manieren sehr geschickter Kupferstecher, unter den jungen Künstlern anzumerken, und dem Vaterlande zur Unterstützung zu empfehlen.

III.

Die Abderiten.

(Fortgesezt von S. 59. No. 7.)

Das Stück das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromede des Euripides: eines von den 60 oder 70 Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Spähne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, großen Respekt vor dem Namen Euripides und allem was diesen Namen trug. Verschiedne seiner Tragödien, oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten) waren schon öfters aufgeführt und allemal sehr schön gefunden worden. Die Andromede, eines der neuesten, wurde izt zum erstenmal auf die Abderitische Schaubühne gebracht. Der Nomophylax hatte die Musik dazu gemacht, und (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) diesmal sich selbst übertroffen — das heißt, der Mann hatte sich vorgesezt,

alle

alle seine Künste auf Einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt aus der Acht gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte sich selbst komponiert; unbekümmert, ob seine Musik den Text oder der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches dann gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte großen Lerm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten — als sämtliche Kenner — versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautsten entschiedensten Beyfall aufgenommen. Nicht, als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was Bessers gehört haben mochten, einander unter vier Augen gestunden: daß der Nomophylax, mit aller seiner Anmaßung ein Orpheus zu seyn, nur ein Leyermann, und das Beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack, und meistens auch ohne Sinn sey. Diese Wenigen hatten sich ehmals sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heterodoxie ins Publicum erschallen zu lassen: aber sie waren jedesmal von den Verehrern der Grylliſchen Muse so übel empfangen worden, daß sie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden sich in Zeiten den Majoribus zu submittiren; und nun waren diese Herren immer die, die — bey den elendesten Stellen — am ersten und am lautsten klatschten.

hat ihnen das Herz gebrochen. Ziehe nur, o edler Lord, mit fliegenden Fahnen in unsre Stadt ein; laß, wenn deine Rache nach einer Nahrung hungert, wovor der Natur grauet; laß durch das fatale Loos den zehnten Mann sterben, und schone der übrigen.

1. Senator.

Nicht alle haben gesündiget; es ist nicht billig, an den Unschuldigen die Rache zu nehmen, die nur die Schuldigen verdient haben. Verbrechen werden nicht mit den Gütern geerbt. Führ' also, theurer Mitbürger, deine Schaaren herein, aber laß deinen Zorn vorausseyn; schone deiner Athenienſischen Wiege, und dieſer Geschlechter, die in dem Ungestüm deines Grimms mit denen, so gesündigt haben, fallen müßten. Komm, gleich einem Schäfer, in die Hürden, um die angesteckten auszusondern, nicht alle zusammen zu erwürgen.

2. Senator.

Wozu willst du dein Schwerdt wieder uns ziehen, da du uns durch dein Lächeln leichter zu allem was du willst, zwingen kanst?

1. Senator.

Seze nur deinen Fuß gegen unsre verrigelten Thore, und sie sollen sich öffnen, wenn du dein gütiges Herz vorausschiken willst, uns zu versichern, daß du als Freund einziehen werdest.

2. Sena-

Das Orchester that diesmal sein äußerstes, um sich seines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben„ sagte Gryllus, und schien sich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute schon im zweyten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten. Im Vorbeygehen gesagt, dies Orchester war eins von den Instituten, worinn die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erste was sie einem Fremden davon sagten, war: „daß es Hundert und Zwanzig Köpfe stark sey. Das Athenienſische, pflegten sie mit bedeutendem Accent hinzuzusetzen, soll nur 80 haben: Aber freylich mit 120 Mann läßt sich auch was ausrichten! „ — Würklich fehlte es, unter sovielen, nicht an geschickten Leuten, wenigstens an solchen, aus denen ein Vorsteher wie (*) — in Abdera keiner war noch seyn konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Musikwesen? Es war nun einmal im Götterrathe beschlossen, daß im Thraziſchen Athen nichts an seinem Plaz, nichts seinem Zweck entsprechend, nichts recht und nichts ganz seyn sollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, so glaubte man auch nicht viel von ihnen fodern zu können; und weil man mit einem Jeden zufrieden war der sein Bestes that (wie sie's nannten) so that niemand sein Bestes. Die geschickten wurden läßig, und

(*) Wie Cannabich — wollten wir eben sagen, wenn wir nicht gleich gefühlt hätten, wie ungereimt es wäre, einen Cannabich und Abdera zusammenzudenken.

und wer noch auf halbem Wege war, verlohr den Muth und zulezt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten ſie ſich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben ſollen, da ſie für Abderitiſche Ohren arbeiteten? — Freylich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber ſie hatten doch keine Stimme zu geben; fandens auch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich, oder zu politiſch, um gegen den Geſchmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomophylax, ſo dumm er war, merkte zwar ſelbſt ſo gut als ein Andrer, daß es nicht ſo recht gieng wie es ſollte. Aber, außerdem daß er keinen Geſchmack hatte, oder (welches auf Eins hinauslief) daß ihm nichts ſchmeckte was er nicht ſelbſt gekocht hatte, und alſo immer die rechten Mittel, wodurch es beſſer werden konnte, verfehlte, war er auch zu träge und zu ungeſchmeidig, ſich mit andern auf die gehörige Art abzugeben; und vielleicht mocht' er's am Ende wohl leiden, daß er, wenn ſein Leyerwerk (wie wohl zuweilen geſchah) ſogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orcheſter ſchieben, und die Herren und Damen, die ihm Ehrenhalben ihr Kompliment deßwegen machten, verſichern konnte: daß nicht eine Note, ſo wie er ſie gedacht und geſchrieben habe, vorgetragen worden ſey. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall: denn aus dem naſerümpfenden Ton, worinn er von allen andern Orcheſtern zu ſprechen pflegte, und aus den Verdienſten, die er

ſich um das Abderitiſche beylegte, mußte man ſchließen, daß er ſo gut damit zufrieden war als es — einem patriotiſchen Nomophylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Muſik dieſer Andromeda und ihrer Ausführung beſchaffen ſeyn mochte: gewiß iſt, daß in langer Zeit kein Stück ſo allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perſeus machte, wurde ſo gewaltig zugeklatſcht, daß er mitten in der ſchönſten Stelle aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Cyklops verirrte; und Andromeda — in der Scene, wo ſie, an den Felſen gefeſſelt, von allen ihren Freunden verlaſſen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angſtvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monologen dreymal wiederhohlen. Der Nomophylax konnte ſeine Freude über einen ſo glänzenden Succeß nicht bändigen. Er gieng von Reyhe zu Reyhe herum, den Tribut von Lob einzuſammeln, der ihm aus allen Lippen entgegenſchallte; und mitten unter der Verſichrung daß ihm zuviel Ehre wiederfahre, geſtand er, daß er ſelbſt mit keinem ſeiner Spielwerke (wie er ſeine Opern mit vieler Beſcheidenheit zu nennen beliebte) ſo zufrieden ſey wie mit dieſer Andromeda.

Indeſſen hätt' er doch, um ſich ſelbſt und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweiſen, wenigſtens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Lukolpis ſetzen müſſen; die zwar ohnehin ſchon im Beſitz zu gefallen war, aber in der Rolle der Andromeda

Ge-

Gelegenheit fand, ſich in einem ſo vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera ſich gar nicht ſatt an ihr — ſehen konnten. Denn da war ſo viel zu ſehen, daß an's Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große wohlgedrehte Figur — zwar um ein nahmhaftes materieller als man in Athen zu einer Schönheit erfoderte — aber in dieſem Stücke waren die Abderiten, wie in vielen andern, ausgemachte Thrazier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwoo gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaas ein Wunder von einer Nymphenfigur. Da die Andromeda nur ſehr dünne angezogen ſeyn durfte; ſo hatte Eukolpis, die ſich ſtark bewußt war worinn eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Drapperie von roſenfarbem Koiſchem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlſtand ſich juſt beleidigt finden konnte, von den ſchönen Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuſchauer verlohren gieng. Nun hatte ſie gut ſingen! Die Kompoſition hätte, wo möglich, noch abgeſchmackter, und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter ſeyn können; immer würde ſie ihren Monologen haben wiederhohlen müſſen — weil das doch immer der ehrlichſte Vorwand war, ſie deſto länger mit lüſternen Blicken — betaſten zu können. — Wahrlich, beym Jupiter, ein herrliches Stück, ſagte einer zum andern mit halbgeſchloßnen Augen: ein unvergleichliches Stück! Aber, finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine

Göttin ſingt? — „O! über allen Ausdruck! Es iſt, beym Anubis! nicht anders als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihrentwillen gemacht hätte!„ — Der junge Herr, der dies ſagte, war in Egypten geweſen.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz ſo wundervoll als die Mannsleute. — „Nicht übel! Ganz artig! ſagten ſie: aber wie kömmts, daß die Rollen diesmal ſo unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verliert dadurch. Man hätte der dicken Lukolpis die Mutter, und der Mutter die Andromeda geben ſollen! Zu einer Caſſiopea hätte ſie ſich trefflich geſchickt.„ — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. ſ. w. war auch viel zu erinnern — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgeſetzt — der Gürtel war zu hoch und zu ſtark geſchürzt — und beſonders fand man die Ziererey ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, „auf deſſen unproportionirte Kleinheit ſie ſich ein wenig zuviel einbilde„ — ſagten die Damen, die aus dem entgegengeſezten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indeſſen kamen doch Frauen und Herren ſämtlich darinn überein, daß ſie überaus ſchön ſinge, und daß nichts niedlichers ſeyn könne als die Arie worinn ſie ihr Schickſal bejammerte. Lukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende biegſame Stimme; aber was ſie eigentlich zur Lieblingsſängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die ſie ſich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den

Nach-

Nachtigallen gewiſſe Läuffer und Tonfälle abzulernen, in denen ſie ſich ſelbſt und ihren Zuhörern ſowohl gefiel, daß ſie ſolche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit einmiſchte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was ſie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand ſie Gelegenheit ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatſcht zu werden, wenn ſie gleich die beſten Stellen damit verderben hätte.

Von den übrigen Perſonen, die den Perſeus als den primo Amoroſo, den Ageuor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Prieſter des Neptuns vorſtellten, finden wir nicht viel mehr zu ſagen, als daß man im einzelnen zwar viel an ihnen auszuſtellen hatte, im Ganzen aber ſehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perſeus war ein ſchöngewachsner Menſch, und hatte ein großes Talent für einen Abderitiſchen Pickelhäring. Der vorerwähnte Cyklops, im Satyrenſpiele dieſes Namens von Euripides, war ſeine Meiſterrolle. Er ſpielt den Perſeus gar ſchön, ſagten die Abderitinnen; nur Schade daß ihm dann und wann unvermerkt der Cyklops dazwiſchen kommt. Caſſiopea war ein kleines zieraffichtes Ding, voller angemaßter Grazien, und hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber ſie galt Alles bey der Gemahlin des zweyten Archon, hatte eine gar drollichte Manier kleine Liedchen zu ſingen, und — that ihr Beſtes.

Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuren Matrosen-Baß; und Agenor — sang so elend als einem zweyten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den Ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Privilegium erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. Er tanzt sehr schön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß sein Krächzen unerträglich sey; indessen tanzte Agenor nur selten, und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheit dieser Andromeda ganz zu übersehen, muß man sich noch zwey Chöre, einen von Nereiden, und einen von Jungfrauen als Gespielinnen der Andromeda, einbilden, beyde aus verkleideten Schuljungen bestehend, die sich so ungebehrdig dazu anschickten, daß die Abderiten, zu ihrem großen Troste, genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Chor der Nereiden, durch die Erfindungen die der Nomophylax dabey angebracht hatte, die schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit falschen gelben Haaren und mit mächtigen falschen Brüsten, die von ferne recht natürlich wie — ausgestopfte Ballons und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symfonie, unter welcher sie herangeschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Wreckecket Koax Koax in den Fröschen des Aristophanes; und, um die Illusion vollkommner zu machen, hatte Herr Gryllus ver-

schie-

ſchiedene Kühhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen, um die auf ihren Schnecken-Muſcheln blaſenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorationen wollen wir, beliebter Kürze und andrer Urſachen halben, weiter nichts ſagen, als daß ſie — von den Abderiten ſehr ſchön befunden wurden. Inſonderheit bewunderte man einen Sonnen-Untergang den ſie vermittelſt eines mit langen Schwefelhölzern beſteckten Windmühlen-Rades zuwegebrachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, ſagten ſie, wenn es nur ein wenig ſchneller umgetrieben worden wäre. Bey der Art wie Perſeus mit ſeinen Merkurſtiefeln aufs Theater angeflogen kam, hätten die Kenner wohl wünſchen mögen, daß man die Stricke, in denen er hieng, luftfarbig angeſtrichen hätte, damit ſie nicht ſogar deutlich in die Augen gefallen wären.

Sobald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatſchen ein wenig nachließ, fragte man einander wie gewöhnlich: Nun, wie hat ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die gewöhnliche Antwort. Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner paßierte, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reyhen ſaß, und dem Anſehen nach kein gemeiner Mann zu ſeyn ſchien. Der Fremde, der ſichs vielleicht ſchon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine ſolche Frage antworten mußte, war ſo ziemlich bald mit ſeinem Sehr wohl heraus; aber weil ſeine Mine dieſen

Beyfall etwas verdächtig machte, und ſogar eine unfreywillige, wiewohl ganz ſchwache, Bewegung mit den Achſeln, womit er ihn begleitete, für ein Achſelzucken ausgedeutet werden konnte: ſo ließ ihn der junge Abderitiſche Herr nicht ſo wohlfeil durchwiſchen. „Es ſcheint, ſagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es paßiert doch für eine der beſten Pieçen vom Euripides!„ — Das Stück mag nicht übel ſeyn, erwiederte der Fremde. — „So haben ſie vielleicht an der Muſik etwas auszuſetzen?„ — An der Muſik? — O! was die Muſik betrift, die iſt eine Muſik — wie man ſie nur zu Abdera hört. — „Sie ſind ſehr höflich! In der That, unſer Nomophylax iſt ein großer Mann in ſeiner Art.„ — Ganz gewiß! — „So ſind Sie vermuthlich mit den Schauſpielern nicht zufrieden?„ — Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden, ſagte der Fremde. — „Ich dächte doch die Andromeda hätte ihre Rolle ſcharmant gemacht?„ — O! ſehr ſcharmant! — „Sie thut einen großen Effekt, nicht wahr?„ — Das werden Sie am beſten wiſſen; ich bin dazu nicht mehr jung genug. — „Wenigſtens werden Sie doch geſtehen, daß Perſeus ein großer Akteur iſt?„ — In der That, ein hübſcher wohlgewachsner Menſch! — „Und die Chöre? Das waren doch Chöre, die dem Meiſter Ehre machten? Finden Sie z. Ex. den Einfall, wie die Nereiden eingeführt worden, nicht ungemein glücklich?„ — Der Fremde ſchien des Abderiten ſatt zu ſeyn: Ich finde, verſezte

er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich ſind, an allen dieſen Dingen ſoviel Freude zu haben. — „Mein Herr, ſagte der junge Geelſchnabel in einem ſpöttelnden Tone, geſtehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beyfall zu erhalten.„ — Was iſt Ihnen an meinem Beyfall gelegen? Die Majora entſcheiden. — „Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch, pour la rareté du fait, hören, was Sie denn gegen unſre Muſik oder gegen unſre Schauſpieler einwenden könnten?„ — Könnten? ſagte der Fremde etwas ſchnell, hielt aber gleich wieder an ſich — verzeyhen Sie mir, ich mag niemand ſein Vergnügen abdiſputiren. Das Stück, wie es da geſpielt worden, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr? — „Nicht ſo allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat?„ — Ich bin ein Fremder — „Fremd, oder nicht, ihre Gründe möcht' ich hören, Hi, hi hi! Ihre Gründe, mein Herr, ihre Gründe! Die werden doch wenigſtens keine fremde ſeyn, Hi, hi hi, hi!„ —

Dem Fremden fieng die Geduld an auszugehen. Junger Herr, ſagte er, ich habe für meine Komödie bezahlt; denn ich habe geklatſcht wie ein Andrer. Laſſen Sie's damit gut ſeyn! Ich bin im Begriff wieder abzureiſen. Ich habe meine Geſchäfte. — „Ey, ey, ſagte ein andrer Abderitiſcher junger Menſch, der dem Geſpräch zugehört hatte; Sie werden uns ja noch nicht ſchon verlaſſen wollen? Sie ſcheinen ein groſſer Kenner

2. Senator.

Zieh deinen Handschuh, oder gieb uns ein andres Pfand deines Ehrenworts, daß du deine Macht nur zu deiner eignen Wiederherstellung, nicht zu unsrer Zerstörung, gebrauchen wollest; alle deine Kriegsschaaren sollen so lange in unsern Mauern ligen bleiben, biß deinen Fordrungen völlig genug geschehen seyn wird.

Alcibiades.

So ist dann hier mein Handschuh. Steigt herab, und öffnet eure wehrlosen Thore; diese Feinde des Timon und die meinige, deren Verurtheilung euch selbst übergeben seyn soll, diese allein sollen fallen; und euch zu zeigen, daß ihr von meinen edlern Gesinnungen nichts zu besorgen habt, so soll keiner von meinen Leuten sein angewiesenes Quartier überschreiten, oder den Lauf der bürgerlichen Ordnung in den Bezirken eurer Stadt stören, ohne von den öffentlichen Gesezen zur schärfsten Verantwortung gezogen zu werden.

Beyde.

Diß ist sehr edel gesprochen.

Alcibiades.

Kommet herab, und haltet euer Wort.

Ein Soldat tritt auf.

Soldat.

Mein edler Obrister, Timon ist todt; an dem äusser-

zu seyn; Sie haben unsre Neugier, unsre Lehrbegierde (er sagte dies mit einem dumm naseweisen Hohnlächeln) gereizt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigen Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner; „ aber die Musik, dächt ich, war doch unvergleichlich? „ — Das müßten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sie's nennen, sagte der Fremde. — „ Wie meynen Sie das? Ich denke Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was schön ist. „ — Ich gebe Ihnen zu, wenn Sie wollen, daß schöne Stellen in dieser Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittne, eine Schulgerechte, Artikelmäßige Musik seyn: ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daß es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist! — „ Sie meynen, daß die Worte besser ausgedrückt seyn sollten? „ — O! die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen, meine Herren, im Ganzen ist der Ton des Dichters verfehlt; der Charakter der Personen, die Wahrheit der Affekten und Empfindungen, das Eigene Schickliche der Situationen — das was die Musik seyn kann, und seyn muß, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenschaft zu seyn — was sie seyn muß, damit der Dichter auf ihr wie in seinem Elemente schwimme, und emporgetragen, nicht ersäuft werde — das alles ist durchaus verfehlt — kurz, das Ganze taugt nichts! Da haben Sie meine

Beichte

Beichte in drey Worten! — „Das Ganze, ſchrien die beyden Abderiten, das Ganze taugt nichts? Nun, das iſt viel geſagt! Wir möchten wohl hören wie Sie das beweiſen wollten? — Die Lebhaftigkeit, womit unſre beyden Verfechter des Abderitiſchen Geſchmacks dem graubärtigen Fremden zuſezten, hatte bereits verſchiedne andre Abderiten herbeygezogen; jedermann wurde aufmerkſam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nationaltheaters zu betreffen ſchien. Alles drängte ſich hinzu; und der Fremde, wiewohl er ein langer ſtattlicher Mann war, fand für nöthig, ſich an einen Pfeiler zurückzuziehen, um wenigſtens den Rücken frey zu behalten. — Wie ich das beweiſen wollte? erwiederte er ganz gelaſſen: Ich werde es nicht beweiſen! Wenn Sie das Stück geleſen, die Aufführung geſehen, die Muſik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweiſen ſoll: ſo würd' ich Zeit und Athem verliehren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe. — „Der Herr iſt, wie ich höre, ein wenig ſchwehr zu befriedigen, ſagte ein Rathsherr, der ſich ins Geſpräch miſchen wollte, und dem die beyden jungen Abderiten aus Reſpekt Platz machten. Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren! Man läßt zwar jedem ſeine Freyheit; aber gleichwohl — — Wie? was? was giebts da? ſchrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbeygewatſchelt kam; hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören, ha, ha, ha! Eins der beſte Stücke, mein Treu! die ſeit langem aufs

Theater gekommen ſind! Viel Action! Viel — ä — ä — was ich ſage! Ein ſchön Stück! Und ſchöne Moral! — Meine Herren, ſagte der Fremde, ich habe Geſchäfte. Ich kam hieher mich ein wenig auszuraſten; ich habe geklatſcht wie's der Landesgebrauch mit ſich bringt, und wäre ſtill und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich dieſe jungen Herren hier nicht auf die zudringlichſte Art genöthigt hätten, ihnen meine Meynung zu ſagen. — Sie haben auch vollkommnes Recht dazu, erwiederte der andre Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomophylax war, und aus politiſchen Urſachen ſeit einiger Zeit auf Gelegenheit laurte, ihm mit guter Art wehzuthun; Sie ſind ein Kenner der Muſik wie es ſcheint, und — Ich ſpreche nach meiner Ueberzeugung, ſagte der Fremde. Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter. Endlich kam Herr Gryllus, der von ferne gehört hatte, daß die Rede von ſeiner Muſik war, in eigner Perſon dazu. Er hatte eine ganz eigne Art die Augen zuſammenzuziehen, die Naſe zu rümpfen, die Achſeln zu zucken, zu grinſen, und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er ſich in einem Wortwechſel einließ, ſeine Verachtung zum Voraus zu empfinden geben wollte. — „So? ſagte er, hat meine Kompoſition nicht das Glück dem Herrn zu gefallen? Er iſt alſo ein Kenner? Hä, hä, hä! — Verſteht ohne Zweifel die Setzkunſt? Hä? — Es iſt der Nomophylax, ſagte jemand dem Fremden ins Ohr. Der Fremde machte dem Nomophylax

phylax sein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und schwieg. — Nun, ich möchte doch hören, was der Herr gegen die Komposition vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Komposition! Hä, hä, hä! Nun! laß hören!„ — Ich weiß nicht was Sie Fehler nennen, sagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler — „Und der ist? grinßte der Nomophylax Näserümpfend — Daß der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist, antwortete der Fremde. — „So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden? und das wissen Sie? Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen, hi, hi, hi! — Ich weiß was ich sage, versezte der Fremde; und wenn's denn seyn muß, so erbiet ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweisen. — Das möchte zuviel Umstände machen, sagte der politische Rathsherr. „Es braucht's auch nicht, rief der Nomophylax; Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, an den Dichter! Schick ihm die ganze Musik! — Der Herr wird das Stück doch wohl nicht besser verstehen wollen als der Poet selbst! Sie alle hier unterschreiben sich als Zeugen; Euripides soll den Ausspruch thun!„ — Die Mühe können Sie sich

ſparen, ſagte der Fremde lächelnd; denn, um dem Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie appellieren — bin ich ſelbſt.

W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

IV.

Auszug

aus

J. Forſters Reiſe um die Welt.

(Fortgeſetzt von S. 75. No. 7.)

Der Menſch glaubt leicht was er hofft, und ſieht bald was er ſehen will. Unſre Abentheurer ſollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn's auch nur ein Südliches Grönland wäre — wozu ihnen wenigſtens einige Wallfiſche, die ſich zwiſchen dem Eiſe zeigten, groſſe Hofnung machten. Sie waren nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das Kap *de la Circoncision* gefunden haben wollte. Die Menge der Eis-Maſſen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schifvolks ſtieg in gleichem Verhältnis. Der geringſte Umſtand (ſagt Hr. F.) wenn es auch nur ein ſchwarzer Fleck am Eiſe war, machte unſre ganze Aufmerkſamkeit rege; die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke ſorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergſpitze zum Vorſchein käme: denn jeder wollte gerne der erſte ſeyn, Land zu rufen. Unter andern hatte die Idee von Bouvets Entdeckung die Einbildungskraft eines der Schifleutnants ſo erhizt, daß er einmal übers andre auf den Maſtkorb kletterte, und endlich am 14ten Decemb. morgens 6 Uhr dem Kapitän ſehr ernſthaft ent-

entdeckte, er ſehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht ſchaute, fand ſich, daß es nichts als ein groſſes flaches Eisfeld war, hinter welchem, ſo weit das Auge reichte, eine Menge Eisinſeln von allerley Gröſſe und Figuren emporſtiegen; und was einigen Berge ſchienen, war ein bloßer Effekt der Stralenbrechung. Indeſſen konnte doch vielen die Einbildung, daß ſie hier Land geſehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Kapt. Cook im Februar 1775 auf ſeinem Wege vom Kap Horn nach dem Vorgebürg der guten Hofnung juſt über dieſen nemlichen Fleck wegſegelte wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu ſehen war.

Da unſre Seefahrer nunmehr gegen Süden hin lauter groſſe Eisfelder vor ſich fanden, und alſo, ungeachtet verſchiedner, aber immer vergeblicher, Verſuche ſich zwiſchen dem Eiſe durchzuarbeiten, alle Hofnung aufgeben muſten, auf dieſem Striche weiter vorzudringen: ſo ſteuerten ſie nun, oft mitten durch groſſe Strecken Packeis (gebrochnes Eis) gegen Oſten. Schwehre Hagel und Schneeſchauer verdunkelten die Luft beſtändig; und ſie ſahen ſich überall von ſo groſſen Eisinſeln umgeben, daß dieſer Anblick ihnen nun ſchon eben ſo gemein war als Wolken und See. Indeſſen verlohren ſie doch ihre Beſtimmung nie aus den Augen, und lenkten ihren Lauf, ſobald die See nur irgendwo etwas freyer und ofner war, wieder mehr nach Süden; aber immer mit einerley Erfolg. Den 17ten Jenner 1773 paſſierten ſie endlich den Antarktiſchen Zirkel, und traten alſo in den eigentlichen kalten Erdgürtel der ſüdlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verſchloſſen geblieben war. Hier fanden ſie eine neue Art von Sturmvögeln (Petrels) braun von Farbe, mit weiſſem Bauch und Rumpf, und mit einem weiſſen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, ſondern bey Zwanzigen und Dreyßigen auf einmal; daher ſie

ihnen den Namen des Antarktiſchen Sturmvogels beylegten. Um 5 Uhr Nachmittags ſahen ſie mehr als 20 groſſe Eisinſeln vor ſich, und am Horizont einen ſtarken weiſſen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher paßierten ſie durch viel kleines Brucheis, das überreicht, ſchwammicht und ſchmutzig ausſah, und ſich endlich ſo ſehr anhäufte, daß, ungeachtet eines ſehr friſchen Windes, die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward, und die See ganz eben zu ſeyn ſchien. Ueber dieſes Brucheis hinaus aber erſtreckte ſich gegen Süden, ſoweit das Auge vom Maſt reichen konnte, ein unabſehliches Feld von feſtem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf dieſem Striche weiter durchzudringen, ließ K. Cook unter dem 67° 15′ ſüdl. Br. die Schiffe umwenden und gegen Nordoſt zu Nord ſteuern. Sie hatten alſo auf dieſer ganzen ſüdlichen Farth nirgends Land, und auſſer Albatroſſen, Pintaden, Penguins, Sturmvögeln und Wallfiſchen, keine Spur von lebendigen Weſen angetroffen.

Zwiſchen dem 19. und 29ſten Jenner zeigten ſich ihnen wieder einige zweydeutige Anzeigen, das Land in der Nähe ſeyn könnte — als der groſſe nördliche Mewe (*Larus Cataractes*) und ein kleiner ſchwarz und weiſſer Vogel, der eine Art von Eisvogel ſchien. Weniger zweydeutig ſchien der Umſtand, daß die See, ungeachtet des friſchen Windes, ziemlich ruhig und eben war. Da nun zween Franzöſiſche Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieſer Gegend Land entdeckt haben ſollten; ſo gab ſich K. Cook viel Mühe dieſe Entdeckung zu verificieren. Wiewohl aber alle ſeine Verſuche fruchtlos abliefen; ſo ſcheint doch ſo viel daraus mit Gewißheit geſchloſſen werden zu können: daß jene Franzöſiſche Entdeckung nichts weiter als eine kleine Inſel, und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter dieſem Himmelsſtriche liegenden groſſen feſten Landes ſey.

Am

Am 8ten Jenner verlohren ſie in einem äuſſerordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und ſahen ſich, nach zween zum Aufſuchen derſelben vergebens angewandten Tagen, zu ihrem groſſen Leidweſen genöthigt, in dem wieder begonnenen beſchwehrlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden allein fortzufahren.

In der Nacht vom 16ten, und verſchiedene folgende Nächte hintereinander, gab ihnen die Natur, zu einiger Verſüſſung ihres Kummers, ein ſchönes Feuerwerk zum Beſten. Es beſtand in langen Säulen eines hellen weiſſen Lichts, die ſich am öſtlichen Theile des Geſichtskreiſes faſt bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben und nach und nach über den ganzen ſüdlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reiſenden, wie F. glaubt) bemerkte *Aurora auſtralis*, und von unſern Nordlichtern bloß darinn, daß ſie nie eine andre als weißlichte Farbe hatte, verſchieden. Die Sterne ſah man, wiewohl bey klarem Himmel, entweder gar nicht, oder nur ganz blaß durchſchimmern; und die Luft war dabey ſo ſcharf, daß das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt ſtund.

Den 24ſten Februar beſchloß Hr. Cook endlich, da ſie unterm 62° ſüdl. Br. abermals nichts als Eisfelder antrafen, und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in dieſen Meeresgegenden allzuungünſtig war, für diesmal nicht weiter nach Süden zu gehen; doch ſteurte er bis zum 17ten März, zwiſchen dem 61. und 58°, noch immer Oſtwärts; während welcher Zeit ein Oſtwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, ſie mehr als einmal in Gefahr ſezte, an den hohen Eisinſeln zu ſcheitern. Dieſe machten itzt ihren beynahe einzigen, zwar gefährlichen und ſchauervollen, aber eben dadurch deſto intereſſantern, Zeitvertreib aus. Ihre Geſtalt (ſagt Hr. F.) war mehrentheils ſonderbar und die

zertrümmerten Anſehens wegen oft mahleriſch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbey, die von außerordentlicher Höhe war, und in der Mitte ein Grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch gieng, ſo daß man das Tageslicht an der andern Seite ſehen konnte. (Das wäre was für Herrn Johann Bunkel geweſen!) Einige waren wie Kirchthürme geſtaltet; noch andre gaben unſrer Einbildungskraft freyes Spiel, daraus zu machen was ſie wollte, und dienten uns die Langeweile zu vertreiben; weil der tägliche Anblick von Seehaelen, Meerſchweinen, Seehunden und Wallfiſchen den Reiz der Neuheit längſt verlohren hatte.„

Ungeachtet aller der guten (im Vorberichte dieſes Werks umſtändlich angegebnen) Präſervative, womit ſie ſich auf die Reiſe ausgerüſtet, namentlich des Sauerkraut-, und der Bierwürze, wovon ſie die beſten Dienſte erfahren hatten, zeigten ſich nun bey einigen ihrer Leute ſtarke Symptome vom Schaarbock, und alle waren des Ungemachs, das ſie ſeit ihrer Abreiſe vom Vorgebürg in dieſen ſtürmiſchen und kalten Himmelsgegenden ausgeſtanden, vom Herzen überdrüßig. Auch die Landthiere, die ſie am Boord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geſchenk an die Einwohner der Südſee-Inſeln beſtimmt waren, waren kräzig geworden, wollten nicht mehr freſſen; und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt, oder verklamten bald darauf vor Kälte. Da es bey ſobewandten Umſtänden hohe Zeit für ſie war, die höhern ſüdlichen Breiten zu verlaßen und einem Erfriſchungsorte zuzueilen: ſo richteten ſie ihren Lauf Nordoſtwärts, in der Abſicht, das Süd-Ende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr F. ſtellt hier alle die Mühſeligkeiten, die ſie auf dieſer ihrer erſten Fahrt gegen den Südpol überſtanden, ſo zuſammen, daß ſie die Skizze zu mehr als Einer großen Schilderey

für

für künftige Mahler und Dichter enthalten, die ſich dieſe Reiſe zu Nutze zu machen wiſſen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzuſtellen. — Wir wollen ihn wieder ſelbſt reden laſſen. — „Die ſchrecklichen Wirkungen und Folgen fürchterlicher Stürme, die der treffliche Geſchichtſchreiber von Anſons Reiſen mit ſo natürlichen ſchwarzen Farben geſchildert hat, waren gewiſſermaßen nur die geringſten unſrer Plagen. Noch außer dieſen mußten wir mit der Strenge eines ungewöhnlichen rauhen Klima's kämpfen; Matroſen und Officiere waren beſtändig Regen, Hagel, oder Schnee ausgeſetzt; das Tau und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mußten! Unſer Vorrath von friſchem Waſſer konnte nicht anders als mit Treibeis erſetzt werden, und das Aufnehmen deſſelben aus eiskaltem Seewaſſer gieng ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab; unaufhörlich mußten wir befürchten gegen die hohen Eismaſſen anzulaufen, womit der unermeßliche ſüdliche Ocean gleichſam angefüllt iſt; und dergleichen Gefahr kam oft ſo ſchnell und vielfältig, daß die Leute ſelten ihre gewöhnlichen Ruheſtunden genießen konnten, ſondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hülfe kommen, mußten. — Zu dieſen Unannehmlichkeiten geſellte ſich noch die düſtre Traurigkeit, die unter dem Antarktiſchen Himmel herrſcht, wo wir oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mußten, und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur ſelten theilhaft wurden; ein Umſtand, der allein ſchon vermögend iſt den Entſchloſſenſten und Lebhafteſten niedergeſchlagen zu machen. u. ſ. w.„

Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie entzückend ihnen, nach einer mit ſo viel Mühſeligkeit und Elend verknüpften Fahrt von 120 Tagen, der Anblick der Küſte von Neu-Seeland ſeyn mußte, an deren äußerſten Nordweſtlicher Spitze

ſten Ufer des Meers iſt ſein Grab, und auf dem Grabſtein dieſe Aufſchrift, die ich in Wachs mit mir genommen habe: damit dieſer Abdruk der Dolmetſcher meiner armen Unwiſſenheit ſey.

Alcibiades lieſt die Grabſchrift:

Hier ligt ein unglüklicher Leichnam, von einer unglüklichen Seele verlaſſen; ſucht meinen Namen nicht! Verderben über euch Böſewichter alle, die ich hinter mir laſſe! Hier ligt Timon, der alle Menſchen haſſete; geh' vorbey, und fluch' ihm bis du genug haſt, nur verweile dich nicht hier.

Alcibiades.

Dieſes drükt die lezten Bewegungen deiner Seele wohl aus; ob du gleich unſer menſchliches Mitleid verabſcheuet, und die Thränen verſchmäheſt, die der kargen Natur entfallen; ſo lehrte dich doch ein edler Stolz, den ungeheuern Neptun für ewig auf dein niedriges Grab weinen zu laſſen -- Wohlan -- die Fehler ſollen vergeben ſeyn -- Der edle Timon iſt todt; und ſein Gedächtniß ſoll eine unſrer Sorgen ſeyn -- Führt mich in eure Stadt, und ich will mein Schwerdt mit Oelzweigen umwinden! -- Rührt die Trummeln, und rükt ein --

[Sie ziehen ab.]

Leben

(der einzigen, welche Kap. Cook auf ſeiner erſten Reiſe noch nicht unterſucht hatte) ſie den 26. März 1773. anlangten. Die Scene, die uns Hr. F. hier ſchildert, durch das Medium der vorherigen Beſchreibung, und alſo aus der Seele unſrer Seefahrer, geſehen und gefühlt, hat (nach unſrer Empfindung wenigſtens) ſoviel Anziehendes, und beyde zuſammen machen, ohne Kunſt der Kompoſition, durch die bloße Wahrheit der Natur, ein ſo großes rührendes Ganzes, daß wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermals mit den eignen Worten unſers Geſchichtſchreibers herzuſetzen. „Das Wetter war ſchön, und in Verhältnis zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müſſen, recht erquickend warm. Sanftwehende Winde führten uns nach und nach bey vielen felſichten Inſeln vorbey, die alle mit Bäumen und Buſchwerk überwachſen waren, deren mannichfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbſtzeit verſchiedentlich ſchattirten Grün des übrigen Laubes mahleriſch vermiſcht war, und ſehr angenehm gegen einander abſtach. Ganze Schaaren von Waſſervögeln belebten die felſigten Küſten, und das Land ertönte überall vom wilden Geſang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und friſchen Gewächſen geſehnt hatten, deſto mehr entzückte uns nun dieſer Proſpect, und die Aeußerungen der innigſten Zufriedenheit, welche der Anblick dieſer neuen Scene durchgängig veranlaſſen, waren in eines jeglichen Augen deutlich zu leſen. Um drey Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Inſel vor Anker — wo wir der Küſte ſo nah waren, daß man ſie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unſre Matroſen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken ſah man an allen Seiten des Schifs eine Menge vortreflicher Fiſche aus dem Waſſer ziehen, deren vielverſprechender Anblick die Freude über unſre glückliche Ankunft in der Dusky-Bay ungemein vermehrte. Da wir ſo lange

darauf

darauf gefaſtet hatten, ſo war es kein Wunder, daß uns dieſe erſte Neu-Seeländiſche Mahlzeit als die herrlichſte in unſerm ganzen Leben vorkam. Zum Nachtiſch ergözte ſich das Auge an der vor uns liegenden wildnisartigen Landſchaft, die Salvator Roſa nicht ſchöner hätte mahlen (*) können. Sie war ganz im Geſchmack dieſes Künſtlers, und beſtand aus Felſen mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündflut hinauf zu reichen ſchien, und zwiſchen welchen ſich aller Orten Waſſerbäche mit ſchäumendem Ungeſtüm herabſtürzten. Doch hätte es (wie Hr. F. weislich hinzuſezt) bey weitem nicht ſo vieler Schönheiten bedurft, um uns zu entzücken: denn nach einer langen Entfernung vom Lande iſt es wahrlich ſehr leicht, ſelbſt die ödeſte Klippe für das herrlichſte Land in der Schöpfung anzuſehen. Und aus dieſem Geſichtspunkt muß man man auch die feurigen Beſchreibungen der wilden Klippen von Juan-Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Tinian (**) betrachten.„

Da die an Dusky-Bay angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfnis angemeßne Bequemlichkeiten anbot, ſo beſchlß Kap. Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unſre Naturforſcher wandten dieſe Zeit an, ſich mit den Reichthümern der Natur ſo bekannt zu machen, als es die ſchon ziemlich weit fortgerückte herbſtliche Jahreszeit zuließ. Was uns Hr. F. davon mittheilt, iſt immer genug, um als ein nicht unbeträchtlicher Zuſaz zu der weitläuftigern Beſchreibung

(*) Ein groſſes Kompliment, das Hr. F. der Einbildungskraft und Kunſt dieſes berühmten Mahlers — auf Unkoſten der Natur mache! Soviel iſt gewiß, daß ich dieſe Neuseeländiſche Landſchaft lieber von einem Salvator Roſa als von Hrn. Forſter oder irgend einem Wortkünſtler in der Welt gemahlt haben möchte.

(**) In Anſons Reiſe um die Welt.

von Neu-Seeland in dem Hawkesworthischen Werke angesehen zu werden.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, daß es mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen großen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus in horizontaler Richtung schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das was itzt ihre dringendste Bedürfniße ausmachte. Die Bäume stunden so nah am Schiffe, daß die Aeste bis an die Masten hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers floß nur einen Pistolenschuß weit hinter dem Schiffe. Sie ließen es nun ihre erste Arbeit seyn, einen nahegelegnen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Seegelmacher, Böttger, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelten aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzugünstigen Meynung zurückzukommen, die sie in der Entzückung des ersten Anblicks von diesem Lande gefaßt hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. In der That (sagt unser A.) ist es nicht nur historisch wahrscheinlich, daß in diesem südlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind: sondern der Augenschein beweiset solches beynahe unläugbar. Wir fanden es nicht nur des obgedachten überhand genommenen Unkrauts wegen fast unmöglich darinn fortzukommen: (*)

sondern

(*) Ein gleiches war den Herren **Banks** und **Solander** auf Cooks erster Reise in andern Gegenden von Neuseeland begegnet. s. Th. II. S. 396.

ſondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generationen von jungen Bäumen, paraſitiſchen Pflanzen, Farnkräutern und Mooſen reichlich wieder aufſproßten. Oft bedeckte eine täuſchende Rinde das innere verfaulte Holz eines ſolchen umgefallnen Stammes, und wer es wagte darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte ſeiner Seits einen Beweis, daß dieſer Theil des Landes bis izt noch keine Veränderung von Menſchen erlitten haben müſſe; denn eine Menge kleiner Vögel ſchienen noch nie eine menſchliche Geſtalt geſehen zu haben, ſo unbeſorgt blieben ſie auf den nächſten Zweigen ſitzen, oder hüpften wohl gar auf den äuſerſten Enden unſrer Vogelflinten herum, und betrachteten uns als fremde Gegenſtände mit einer Neugierigkeit, die der unſrigen einigermaſſen gleichkam.„

Es iſt leicht zu erachten, daß es in einem ſo beſchaffnen Lande an neuen Gegenſtänden für unſre Naturforſcher nicht fehlen konnte. Zwar ſezte ihnen theils eben dieſe Wildheit deſſelben (indem das ganze Land um die Ducky oder Dämmerungs-Bay (*) aus ſteilen felſichten Bergen beſteht, die durch Klüfte von einander abgeſondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachſen ſind) theils die Jahrszeit und das faſt immer naſſe Wetter groſſe Schwierigkeiten entgegen. Indeſſen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer

(*) Lord Cook hatte ihr dieſen Namen ſchon auf ſeiner erſten Reiſe um Neuſeeland, wo er ſie nur geſehen, beygelegt. An der Stelle, wo das Schiff izt vor Anker lag, verurſachte das vom Ufer herhängende Buſchwerk eine ſolche Dämmerung, daß es in den Kajüten, ſelbſt bey hellem Wetter, immer dunkel blieb, und man bey bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anzünden mußte.

Pflanzen- und Vögel-Arten, und durch den Anblick groſser herrlicher Naturſcenen belohnt, unter denen wir, unſrer Abſicht gemäſs, nur die mahleriſche Beſchreibung eines Waſſerfalls, mit den Worten des Verfaſſers mittheilen wollen.

Als ſie, nach einem Wege von anderthalb Engl. Meilen, bey demſelben angelangt waren, muſten ſie den Berg, von welchem er ſich ſtürzt, wenigſtens 600 Fuß hoch hinanklettern, eh ſie ihn völlig zu Geſichte bekamen. Von dort aus fanden ſie die Ausſicht groß und prächtig. Das erſte was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Waſſerſäule, die etwa 24 bis 30 Fuß im Umfang hält, und ſich mit reiſſendem Ungeſtüm über einen ſenkrechten Felſen aus einer Höhe von ungefähr 300 Fuß herabſtürzt. Am vierten Theile der Höhe trift dieſe Waſſerſäule auf ein hervortretendes Stück deſſelben Felſens, der von da an etwas abhängig wird, und ſchieſt ſodann, in Geſtalt einer durchſichtigen, ungefähr 75 Fuß breiten Waſſerwand, über den durchſcheinenden flachen Felſenrücken hinweg. Während des ſchnellen Herabſtrömens fängt das Waſſer an zu ſchäumen, und bricht ſich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein ſchönes Becken ſtürzt, das ungefähr 180 Fuß im Umfang hält, und an drey Seiten durch eine ziemlich ſenkrechte Felſenwand, vorn aber von groſsen unordentlich übereinander geſtürzten Steinmaſſen eingeſchloſſen iſt. Zwiſchen dieſen drängt es ſich wieder heraus, und fällt am Abhang des Berges ſchäumend in die See herab. Mehr als 300 Fuß weit (fährt Hr. F. fort) fanden wir die Luft umher mit Waſſerdampf und Dunſt angefüllt, der von dem heftigen Fall entſteht, und ſo dicht war, daß er unſre Kleider in wenig Minuten dermaſen durchnäßte, als ob wir in dem heftigſten Regen geweſen wäre. Wir lieſsen uns aber dieſe kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten ein ſo ſchönes Schauſpiel noch von mehrern Seiten zu betrachten, und ſtiegen zu ſolchem Ende

auf

auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortreflicher Regenbogen, der bey hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig zirkelrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit Prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung, gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schrofe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammengethürmt hatte. Ueber diesem hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von etwa 150 Fuß, und auf dieser war eine 75 Fuß hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochnem Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerley Blumen verschiedentlich schattiert, den dort herkommenden Strom aber zu beyden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr 40 Fuß das Wasser deckten. Das Getöse des Falls war so heftig und hallte von den benachbarten Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut davor unterscheiden konnte. Die Vögel schienen sich deshalb etwas davon entfernt zu halten; weiterhin aber ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels (*Waule-Bird*) und der bezaubernde Gesang verschiedner Baumläufer an allen Seiten hören, und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, sahen wir die weite Bay, mit kleinen waldichten Inseln besät, unter uns; über sie hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckten Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlohr sich das Auge in den unabsehlichen Flächen des Oceans. Dieser Prospekt setzt Hr. F. hin-

hinzu) iſt ſo bewundernswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majeſtät und Schönheit deſſelben der Natur gemäß zu beſchreiben, und daß nur der künſtliche Pinſel des auf dieſe Reiſe mitausgeſchickten Mahlers, Hrn. Hodges, im Stande war, dergleichen Scenen mit meiſterhafter Täuſchung nachzuahmen.

Unſre Leſer ſehen, daß wir, bey unſerm Auszug, hauptſächlich auf Gemählde ausgehen, welche die gewöhnlichſte Einbildungskraft ohne Mühe nachmahlen kann; und wir glauben ihnen dadurch einen angenehmern Dienſt zu thun, als durch trockne Nomenklatur neuer Pflanzen, Fiſche und Vögel, wovon man, ohne getreu nach der Natur gemachte, illuminierte Abbildungen, auch durch die genaueſte Beſchreibung ſich gleichwohl keine wahre lebendige Vorſtellung zu machen imſtandiſt.

Die Kenntnis, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Kap. Cooks erſte Reiſe bekommen, hat durch dieſen zweyten Beſuch keinen ſonderlichen Zuwachs erhalten. Die Duſky-Bay, in deren Gegend ſie ſich meiſtens aufhielten, macht einen Theil des ſüdlichen Endes der Inſel Toyy-Poenamu, oder der ſüdlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 größtentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieſer Umſtand, nemlich die wenige Bevölkerung dieſes wildern und gebürgigern Theiles von Neu-Seeland, hat ſich auch durch dieſen zweyten Beſuch beſtätigt. Unſre Reiſende faßten zwar anfangs eine beſſere Hofnung, da ſie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu ſehen bekamen; allein dieſe (deren Zahl ſich zuſammen nicht über 14 erſtreckte) waren ſo ſcheu, daß ſie weder durch Freundſchaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelaßnen Geſchenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Kapitän, da er mit den beyden Herren Forſtern und

den

dem Mahler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordseite der Bay genauer zu untersuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bey einer kleinen Insel, die eine weithervorragende Felsenspitze hatte, vorbey, wo sie einen Menschen sehr laut rufen hörten. Dies bewog sie näher heranzukommen, und da zeigte sichs, daß es ein Indianer war, der, mit einer Streitaxt bewafnet, auf der Felsenspitze stand; und hinter ihm erblickten sie in der Ferne, am Eingang eines Waldes, zwo mit Speeren bewafnete Frauenspersonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Taiti (von welcher die Neuseeländische nur ein Dialekt ist) freundschaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf seine Keule gelehnt stehen, und hielt in dieser Stellung eine lange Rede, die er bey verschiednen Stellen mit großer Heftigkeit aussprach und alsdann auch zugleich die Keule um den Kopf schwenkte. Hr. Cook fuhr fort, ihm sein Taro, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen; aber ohne Würkung. Endlich stieg Cook, unbewafnet und bloß mit einigen Bogen weiß Papier (*) in der Hand, auf den Felsen, und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieser zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlohr aber seine Furcht nicht eher, als bis der Kapitän seine, des Indianers, Nase mit der seinigen berührte, welches in Neu-Seeland die Art einander zu grüßen ist. Dieses Merkmal von Freundschaft machte den Wilden auf einmal so zahm und zutrauisch, daß er sogleich den beyden Weibern rief herbeyzukommen. Dies thaten sie auch ungesäumt, und es erhob sich nun zwischen den Indianern und Hrn. Cook und seinen Begleitern eine Unterredung, die um soviel intressanter war, weil — kein Theil den andern recht verstand. Hr Hodges zeichnete indessen ihre Gesichter ab. Der Mann hatte ein ehr-

(*) Denn die weisse Farbe ist auch in Neuseeland ein Friedenszeichen, wovon Hr. Forster verschiedne Beyspiele anführet.

ehrliches gefälliges Ansehen, und die eine von den beyden Frauenspersonen, die sie für seine Tochter hielten, sah gar nicht so unangenehm aus als sich's Hr. Forster von einer Neuseeländerin vermuthet hatte; die andre hingegen war desto häßlicher, und hatte ein ungeheures garstiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren alle olivenfarbigt, schwarz und lockicht von Haaren, und am obern Theile des Körpers wohl gebildet; die Beine hingegen außerordentlich dünne, übelgestaltet und krumm — welches sie in der Folge bey allen andern Neu-Seeländern, die ihnen zu Gesicht kamen, eben so fanden. Man bot den Indianern einige Fische und Endten an, sie warfen solche aber zurück; und gaben zu verstehen, daß sie daran keinen Mangel hätten. Da die einbrechende Nacht unsre Reisende zum Abschied nöthigte, sah ihnen der Mann in ernsthafter Stille und mit einer Aufmerksamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen schien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anwesenheit in einem fort und mit so geläufiger Zunge als keiner von ihnen je gehört zu haben sich erinnerte geplaudert hatte, fieng nunmehr an zu tanzen, und fuhr fort eben so laut zu seyn als vorher. Des folgenden Tages kehrten sie mit Geschenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu diesen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beym ersten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und großen Nägel, sondern sah auch überhaupt alles mit Gleichgültigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben schien. Hr. F. sieht dies als ein Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft an: uns dünkt es bloß ein Zeichen, daß ihm der Gebrauch der Beile und Nägel schon bekannt war. Denn aus allem was Hr. F. von ihm erzählt ist zu vermuthen, daß er sich in dieser wilden Gegend bloß als ein Flüchtling aufhielt, der vor seinen Feinden sonst nirgends sicher war. Sie lernten bey diesem Besuche seine ganze Familie kennen, die aus zwey Frauen (worunter

die

die mit dem Gewächs an der Lippe war) dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa 15 Jahren, und drey kleinen Kindern beſtund, wovon das jüngſte noch an der Bruſt lag. Es wäre zu wünſchen, daß unſer Philoſoph dieſe kleinen Kinder werth geachtet hätte, ſie genauer zu beſehen; wär' es auch nur geweſen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungeſtalt der Neuſeeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umſtände ſey. Sie giengen mit dieſen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag, und aus zwoo Hütten von der ſimpelſten und primitivſten Bauart beſtand. Denn es waren bloß etliche pyramidenförmig in der Spitze zuſammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geſchenke des Hrn. Cook zu erwiedern, ließen ſie ſichs etliche Streitäxte koſten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichſte ſcheinen mochten, wollten ſie keinen abgeben. Die zwiſchen dieſer indianiſchen Familie und unſern Seefahrern angefangne Freundſchaft wurde durch verſchiedne Beſuche und Gegenbeſuche fortgeſezt: ſie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seeſoldaten ziemlich viel von der Landesſprache verſtehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil dieſe Familie eine beſonders harte und unverſtändliche Ausſprache hatte. Vielleicht war es ein beſonderer Dialekt, der in einer Gegend geſprochen wurde, wohin Hr. Cook auf ſeiner erſten Reiſe nicht gekommen war, und wo das Haupt dieſer Familie vor der Revolution, die vielleicht ſeine Horde zerſtört und ihn ſelbſt in dieſe kleine Inſel am wildeſten und unbewohnteſten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angeſehene Perſon oder gar einen Anführer vorgeſtellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde ſeines Hippáh, oder ſeiner Horde, den über ſie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die ſie bey Cooks erſtem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und ſo erklärte

ſich

Leben
und
Tod
des
Königs Johann.

Perſonen.

ſich dann auf eine ganz natürliche Art ſowohl ſein oben bemerktes nachdenkendes Weſen, als der Werth, den er ſogleich beym erſten Anblick auf Beile und Nägel zu ſetzen ſchien. Ein Umſtand, der die Vermuthung, daß dieſer Neuſeeländer kein gemeiner Mann geweſen, wahrſcheinlicher macht, ſcheint dasjenige zu ſeyn, was Hr. F. bey Gelegenheit eines Beſuchs den er auf dem Schiffe ablegte, von ſeiner natürlichen Unerſchrockenheit erzählt: da er nemlich, wie er ihre Leute ſchießen ſah, Luſt bekam es auch zu verſuchen; und ungeachtet das junge Mädchen, ſeine vermeynte Tochter, ihn fußfällig mit den größten Zeichen der Angſt davon abzuhalten ſuchte, das Gewehr drey oder viermal hintereinander abfeurte, ohne einige Furcht blicken zu laſſen. Auch von dieſem Mädchen, das er damals ganz allein mit ſich auf das Schiff genommen hatte, und das, ſo wie er ſelbſt, mit einem Speer bewafnet war, erzählt uns der V. einen merkwürdigen Zug. Sie hatte, verſchiedne Tage zuvor, als unſre Reiſende zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine beſondre Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matroſen gezeigt, den ſie, ihrem Betragen nach, für eine Perſon ihres Geſchlechts zu halten ſchien; nachher aber wollte ſie ihm, ohne daß man eine andre Urſache errathen konnte, als daß er ſich vielleicht einige Freyheiten bey ihr herausgenommen, nie wieder erlauben ihr nahe zu kommen. An Menſchen, mit denen man nicht reden kann, wird alles zum Räthſel. Was unſre obige Vermuthung am meiſten zu bekräftigen ſcheint, iſt dies: daß dieſe Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geſchenken eines Morgens, in Abweſenheit des Kap. Cook auf einmal unſichtbar wurde. Der Mann (ſagte das Schiffsvolk) hätte bey ſeinem Abzug durch Zeichen zu verſtehen gegeben, er wolle aufs todtſchlagen ausgehen, und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er ſich nun im Stande, ſeine zerſtreuten Anhänger wieder zuſammen zu bringen, ſie vortheil-

theilhafter zu bewafnen, und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Außer dieser Familie kamen unsern Abentheurern nur wenige andre Eingebohrne zu verschiedaen Zeiten und an verschiednen Orten zu Gesichte, so daß die ganze Bevölkerung der Ducky-Bay sich vielleicht nicht über drey oder vier Familien erstreckte. Ungeachtet dieser geringen Anzahl, schienen diese Indianer den Gedanken „daß sie sich verkriechen müßten„ nicht ertragen zu können; wenigstens verstecken sie sich nicht, ohne vorher versucht zu haben, ob sie mit den Fremden in Verbindung kommen, und erfahren können, wie sie gesinnt sind. Bey der Menge von Inseln und Buchten, und der dicken Wälder wegen, die es hier giebt, würde es uns (sagt Hr. F.) unmöglich gewesen seyn, die Familie ausfündig zu machen, die wir auf der kleinen Insel sahen, wenn sie sich nicht selbst entdeckt und die ersten Schritte zur Bekanntschaft gethan hätte. Auch würden wir diese Bucht hier (diejenige wo sie noch mit zwoo oder drey Familien bekannt wurden) verlassen haben, ohne zu wissen daß sie bewohnt sey, wenn die Einwohner bey Abfeurung unsers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beyden Fällen ließen sie, meines Erachtens, eine offenherzige Dreistigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Charakter zur Empfehlung gereicht; denn hätte selbiger die mindeste Beymischung von heimtückischem Wesen gehabt, so würden sie (was ihnen sehr leicht gewesen wäre) gesucht haben uns unversehens zu überfallen. ꝛc. In der That läßt sich aus allem, was man uns von den Neuseeländern meldet, der Schluß ziehen, daß eine Anlage in ihnen liegt, aus der eine gewisse Kultur eine sehr edle Art von Menschen machen könnte. Indessen wissen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unsern verfeinerten Landesleuten kaum etwas anders zur Nachahmung anzupreisen, als die Mode

einander mit Berührung der Nasen zu grüßen, oder, wie es die Englischen Matrosen nennten, einander zu nasen; und wir können nicht umhin, anstatt des minder ehrerbietigen und allzuvertraulichen Küssens, (welches überdies zuweilen noch andre Unbequemlichkeiten hat) die Einführung des Nasens, beym Grüßen und Abschiednehmen, mit allgeziemendem Respekt, wie hiemit geschieht, in Vorschlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bay verlassen, sey uns erlaubt noch ein Gemählde von derjenigen Art, worinn unser V. ein Meister ist, auszuziehen, das die Veränderung betrift, die ein einziges Europäisches Schiff in wenigen Tagen in der Gestalt dieses wilden Heiligthums der Natur hervorbracht. Ein Gemählde, das uns dadurch um soviel lieber wird, weil es, beynahe sollte man denken, ohne Absicht des Verfassers, ein wahres Bild der großen menschlichen *Vanitas Vanitatum*, und gleichsam ein kurzer Auszug ist der ganzen Geschichte unserer hochgerühmten Künste und des einzigen Entstehens und Verschwindens aller Werke, womit Menschenwitz und Menschenhände den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civilisierten Verfassung über den rohen Zustand des Menschen fielen durch nichts deutlicher in die Augen (sagt unser V.) als durch die Veränderungen und Verbesserungen, die auf dieser Stelle (die sie nun im Begriff waren wieder zu verlassen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unsrer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeschaft, welches funfzig Neuseeländern mit ihren steinernen Werkzeugen in drey Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo sonst unzählbare Pflanzen sich selbst überlassen wuchsen und wieder vergiengen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeschaffen, in welcher 180 Mann unablässig auf verschiedene Weise beschäftigt waren:

quales

quales apes aestate novâ etc. *Virgil.* (*)

Wir fällten Zimmerholz, das ohne uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault seyn würde, und unsre Bretschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemern Ausfluß in die See verschaften, stand die Arbeit unsrer Böttcher, ganze Reyhen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein großer Kessel, in welchem aus inländischen bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes wohlschmeckendes Getränke für unsre Arbeiter gebraut wurde. Ohnweit davon kochten unsre Leute vortrefliche Fische für ihre Kameraden, die zum Theil an den Aussenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedne Geschäfte belebten die Scene und ließen sich mit mannichfaltigem Geräusche hören, indeß der benachbarte Berg von den abgemeßnen Schlägen der Schmiedehämmer laut wiederhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Kolonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Novitiat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospekte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffeley so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der Sternkundigen wachender Fleiß den Gang der

(*) Das **Gleichnis** thut hier unstreitig das Beste — und beweist am Ende doch, daß die Menschen, um das Gemählde ihrer künstlichen Geschäftigkeit zu **verschönern**, der Natur die **Farben** erborgen müssen.

Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz überall, wo wir nur hin blickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis izt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarey bedeckt hatte. — Allein dies schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwinde als es entstanden war. Wir brachten unsre Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe, und liessen kein Merkmal unsers Hierseyns als — ein Stück Land, das von Holz entblößt war. Zwar hatten wir eine Menge von Europäischem Garten-Gesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unsers Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken seyn. Sic transit Gloria mundi! Augenblicke oder Jahrhunderte der Kultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied.„

Diese lezte Reflexion, wiewohl an sich nur ein Gemeinplatz, macht an dieser Stelle den lezten Strich, um das Gemählde zu vollenden: und Herr Jacob Forster ist um dieses Sic transit Gloria mundi willen, in meinen Augen, mehr Mann von Verstand und Gefühl, als wegen Neun Zehenteln seines ganzes Buchs.

(Wird fortgesezt.)

V.

V.

Joh. Bunkels Leben u. Meynungen ꝛc.

(Fortgeſezt von S. 90. No. 7.)

Und haben wir denn unſern Leſern würklich eine ſolche Fortſetzung verſprochen? Das war unbarmherzig gegen uns ſelbſt! Aber weil's nun einmal verſprochen iſt, ſo muß es auch gehalten ſeyn; ſo ſchwehr es uns ankömmt, uns dem Eckel, den dieſes angenehmſt-ſeltſamſte aller Bücher aus allen Blättern duftet, noch einmal auszuſetzen.

Man kann die Johann-Bunkliade, als ein dreyleibichtes Ungeheuer, unter dreyerley verſchiednen Geſtalten betrachten — als Roman; als Theologiſches Lehrbuch; und als Vorbild und Beyſpiel ſittlicher und chriſtlicher Vollkommenheit.

Was ſie als Roman, Werk der Einbildungskraft, hiſtoriſch-poetiſche Kompoſition iſt, haben wir im lezten Stücke geſehen.

Was ſie von ihrer Theologiſchen, Dogmatico-Polemiſchen Seite werth ſey, ergiebt ſich ſchon aus den häufigen Anmerkungen und Zuſätzen des Ungenannten, worinn die erbärmlichen Fehlſchlüſſe, die verworrene Vorſtellungsart und Inconſequenz, und die groben Irthümer dieſes langſamen Kopfs, der den Locke dreymal durchſtudiert hat, um denken zu lernen, (*) meiſterlich, obwohl, wie leicht zu erachten, auch ſo ſäuberlich als es das Intereſſe des Hrn. Verlegers erfoderte, gerüget werden. Dieſe Manier, ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zuſätze paßlich zu

(*) Es iſt maeſehr als wenn jemand Hacquets Buch von der Digeſtion ſtudieren wollte, um verdauen zu lernen.

machen, iſt einer von den ſchlauſten Kniffen unſers Soſimus. Er gleicht, was dies betrift, einem Manne, der ein groſes Gaſtmal (wohlverſtanden, a 3 1/2 Thlr. Leipz. Courant für die Portion) ausgerichtet hätte, wo die ganze Tafel mit einer Menge zwar gröſtentheils ſaft- und kraftloſer, unverdaulicher, übelzugerichteter, eckelhafter und ungeſunder Speiſen beſezt, jedoch neben jeder Schüſſel weislich ein beſonderes Pulverſchächtelchen oder Arzneygläschen geſtellt wäre, damit ein jedes, das von jener gegeſſen hätte, ſogleich auch das Gegengift zu ſich nehmen und ſeinen innern Menſchen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht ſezen könnte.

Nun wollen wir uns die Mühe nicht verdrieſen laſſen, dem ehrwürdigen John Bunkel, auch als Beyſpiel und Vorbild der Lehre die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten.

Es iſt nicht zu läugnen, bey aller ſeiner Bosheit gegen den Heil. Athanaſius und die Engliſche oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche, hat der Menſch doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem was zum thätigen Chriſtenthum gehört. Ein Chriſt iſt, nach ſeiner Theorie, ein Menſch, der ſeinen Glauben an Gott und Jeſum Chriſtum dadurch beweiſet, daß er „nach den Vorſchriften des Evangeliums handelt; daß er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbſtverläugnung, in Entſagung weltlicher Geſinnung, ꝛc.„ Chriſto ähnlich iſt; ja, daß er ſich ſogar beſtrebt, „Gott, das vollkommenſte der verſtändigen Weſen, „in allen ſeinen moraliſchen Vollkommenheiten nachzuahmen, „und nach ſeinem Vermögen (*) vollkommen zu ſeyn, wie „Gott, heilig, wie Gott heilig iſt, barmherzig, wie Gott „barm-

(*) Dieſe moraliſche *Clauſula ſalvatoria* ſteht hier nicht bloß pro forma da. Denn wenn Meiſter Bunkel (wie am Tage liegt) ein gar elender Nachahmer Gottes iſt, ſo kann er ſich immer

„barmherzig iſt„ u. ſ. w. — und als einen ſolchen Chriſten erklärt und bekennt ſich Johann Bunkel unzählichemal durch ſein ganzes Buch. Wer ihn ſchwatzen hört, und gewohnt iſt die Leute nach dem was ſie ſchwatzen zu beurtheilen, ſollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigſtens iſt man berechtigt, von einem Manne, der ſolche Grundſätze und Geſinnungen vorgiebt, ein mit denſelben übereinſtimmendes Leben zu erwarten; und hätte der Verfaſſer ſeinen Johann Bunkel in den verſchiednen Verhältniſſen und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnützlicher Thätigkeit dargeſtellt: ſo könnte ſein Buch (ſo dumm und langweilig es übrigens, nach dem Einſtimmigen Zeugnis der meiſten Pränumeranten, iſt) wenigſtens von dieſer Seite noch einigen Nutzen geſchaft haben. Aber Nichts weniger als das. Johann Bunkel ſchwatzt zwar immer — nicht wie ein Chriſt — denn die ſchwatzen nicht — ſondern als ob er einer wäre: lebt aber immer wie alle Zöllner und Sünder auch leben — bringt ſeine Zeit mit gut eſſen und trinken, ſcherzen, ſpielen, tanzen, herumſchwärmen und müßiggehen zu — verliebt ſich in ein ſchönes Mädchen nach dem andern; heyrathet eine nach der andern; begräbt eine nach der andern; liegt ſchon wieder bey einer neuen, eh die vorige recht erkaltet iſt, und rechtfertigt ſich deßwegen — der garſtige Bock! mit ſeinem Temperament! — verſpielt ſein ganzes Vermögen in Einer Nacht — entführt einem Vormund durch die niederträchtigſten Ränke ſeine Pflegtöchter, einem Vater ſein einziges Kind — kurz, iſt, von vorn und hinten beſehen, weder mehr noch weniger als ein Selbſtiſcher, Gott und der Welt unnützer, anti-trinitariſcher Müßiggänger, Wollüſtling und Libertiner — und hat die Unverſchämtheit ſein Leben zu ſchreiben!

mit ſeinem wenigen Vermögen entſchuldigen. Das ſchlimmſte, iſt nur, daß jeder Schurke eben das ſagen kann, und mit ſo gutem Fug als er.

Bedarf es Beweiſe dieſer Beſchuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne alles davon ab was Geſchwätz iſt, und ſehe, was übrig bleibt!

Einige Pröbchen, wie viel der Mann auf Eſſen und Trinken hält — nur aus dem zweyten Theile, der mir juſt zu nächſt liegt —

S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen und die Herren (die Philoſophen zu Ulubrá) ſetzten ſich mit mir bey verſchiednen vortreflichen Schüſſeln nieder. Hier fand ſich das Beſte von jeder Art Speiſe und Trank, und es war alles aufs zierlichſte angerichtet. Ihr Wein beſonders war alt und edel, (*) und wurde nicht ſparſam eingeſchenkt. Wir trunken nach der Mahlzeit ein fröliches Glas und lachten einige Stunden auf eine veranügte Weiſe weg.„ — Bald darauf, nachdem ſich Hr. Bunkel bey Hrn. Harcourt und ſeiner apokalyptiſchen Tochter Miß Henriette Euſebia, (**) als ein chriſtlicher Pilgrim und Märtyrer introduciert, wird (S. 41.) an einer vortreflich beſezten und mit einem groſſen Schenktiſch benachbarten Tafel tüchtig geſchmauſt, und der Nachmittag abermals mit Scherz zugebracht. Aber freylich bezahlt Hr. Johann beym Spaziergang für ſeine Mahlzeit durch eine ſehr ernſthafte Katheder-rede gegen die Lehre von der Dreyeinheit. Bald darauf purzelt er, auf die neulich beſchriebne Art, zu Miß Turner und Miß Jaquelot herab, die er als ein paar — ſcharmante Prinzeſſen beſchreibt. „Mit dieſen Frauenzimmern, ſagt er, „brachte

(*) Schade für den edlen alten Wein, den ſo ein Schuft getrunken hätte — wenn's wahr wäre. Aber das Beſte iſt, daß der Menſch, allem Anſehen nach, nur in ſeiner Imagination trinkt und ſchwelgt.

(**) Von welcher nebſt den übrigen merkwürdigen Frauenzimmern ein andermal.

„brachte ich drey Tage zu, und wir vertrieben uns die Zeit „mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir wa„ren ein glückliches Kleeblat u. ſ. w.„ Indeſſen muſt' es doch geſchieden ſeyn! Aber auf unſern Anti-Trinitarier warten lauter glückliche Abenth'uer. Er kömmt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, ſpringt an ſeiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moraliſiret (d. i. Waſſer ins Meer gießt) und findet endlich den Beſitzer aller dieſer Herrlichkeiten, Herrn Berriſort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt — daß es izt zehn Uhr ſey, und man alſo ans Frühſtück denken ſollte. Die Schweſter des Hrn. B. wird erſucht, ſogleich Anſtalt dazu zu machen; und bald ſieht Herr Johann zu ſeiner groſſen Freude verſchiedne Bediente ein ſchönes und vortreflichs Frühſtück hereinbringen. Bunkelchen wird eingeladen, und bringt abermals etliche Tage auf Koſten anderer Leute mit Vergnügen zu. Vormittags wird ſechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden ſie zu Hauſe allemal ein herrliches Mittag- und Abendeſſen. Das beſte Eſſen und Trinken was der Geſchmack nur wünſchen kann, ſezt Bunkel, als einer dem von der Erinnerung noch das Maul wäſſert, hinzu: und als ob es an dem herrlichen Beywerk noch nicht genug geweſen wäre! — Da Bunkel, nächſt gutem Eſſen und Trinken, nichts in der Welt lieber hat, als ein ſchön Mädel, ſo folgt auch hier eine hübſche Beſchreibung der Miß Berrifort. Ihr einziger Fehler war, daß ſie eine ganz abſcheuliche Fuchsjägerin war, und immer bey den Hunden ſeyn muſte, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichſten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick (ſagt Meiſter Bunkel) er„wartete ich, daß ſie ſich den Hals, den lilienweiſſen Hals, „brechen würde. Sonſt wurd' ich von allen, die mich kannten,

„für einen desperaten Reuter (*) gehalten; aber mit dies„sem jungen Frauenzimmer konnt ich nicht fortkommen u. s. w. „Doch, setzt er hinzu, wenn Ehre ruft und Schönheit uns „leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zu„rückbleiben?„ Diese edle Art zu denken kostete unserm geistlichen Ritter schon am zweyten Tage einen erschrecklichen Fall, wobey er doch, leider! mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davon kam. Dafür hatte er aber auch die Satisfaction, daß die schöne Diana, Julie Berrisford, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewohl es Gottlob! ohne Schaden ablief, sondern bloß zu einer nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen beyden Anlaß gab, und bald darauf bey einer vortreflichen Mittagsmahlzeit und einigen Flaschen alten und edlen Weins alles wieder vergessen wurde; auch nachher bey einer Pfeiffe Tabac über den lehrreichen und weisen Satz: daß der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom grosen Verfall des Christenthums sey„ und über die Aechtheit der Heil. Schrift, eine feine Unterredung erfolgte — wo, unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag, auch die ganz neue Entdeckung mitgetheilt wird: daß Gott — Gott sey. — Die Unterredung schließt sich auf eine sehr erbauliche Art mit der Apostrophe: „Wir wollen daher, mein „theurer Robert, Christen seyn, den Aposteln gehorchen, und „uns nach den Vorschriften der Offenbahrung also beherrschen „und aufführen, daß wenn J. C. einst wiederkommen wird, „uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den „herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren ꝛc.„ — und in Gemäßheit dieser guten Entschließung, begiebt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange wieder auf den Weg, und springt über Graben, Stock und Stein wieder zu

den

(*) Eine feine Anrede an einem Evangelisten und Reformator!

den Philosophen zu Ulubrä zurück, um — ihnen die Abentheuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen. — Wir würden unsern Lesern Ueberdruß verursachen, wenn wir noch mehr Beyspiele häufen wollten, mit welcher thierisch-sinnlichen schmatzenden Behaglichkeit Herr Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahlzeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt wiederkäut. Das Buch ist bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers voll davon. Wohlverstanden, Herr Bunkel und Compagnie! Man nimmt dem Herrn nicht übel, daß er gern was Gutes ißt und trinkt, sondern nur daß er soviel Aufhebens davon macht, und dieser und andern sinnlichen Vergnügungen, durch die Art wie er davon spricht, einen so großen Werth beylegt. Und auch dies nimmt man ihm nur darum übel, weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in mehr als Epikurischem Ton von gut Essen und Trinken zu reden. Ein jeder andrer der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt, mag ungetadelt seinem Gaum gütlich thun, und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen, und sich seines Lebens freuen, so lang er will und kann. Aber einem Menschen, der immer im Munde führt, daß ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen müsse, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatralische Vorstellungen, u. s. w. weil sie zum Laster verleiten, nicht mitmachen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und sich nach geistigen Grundsätzen bilden müsse (*) — einem solchen Menschen steht es wahrlich übel an, sich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus seinem Munde ganz

(*) III. B. S. 103. f.

unſinnig, wenn er uns erzählt: daß er mit einem Dutzend Herrn und Damen, die alle ſo luſtig und einnehmend waren als die wohlerzogenſten Leute ſeyn können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, ſingen, ſchwatzen, und ſich an Harlekinen und Luſtſpringern ergötzen (*) — und von allem dieſem iuſt in dem Ton ſpricht, wie ein Jünger von Milord Cheſterfield, oder wie das ungöttlichſte aller Weltkinder nur immer ſprechen kann. Das iſts was wir dem Weſen, das zu einer andern geiſtigen Welt gehört, übel nehmen; und um ſo mehr übel nehmen, weil wir nirgends ſehen, durch was für eine Art gemeinnützlicher Würkſamkeit und Erfüllung auch nur ſeiner bürgerlichen Pflichten, er das Recht, ſich zehn Tage lang durch Ergötzlichkeiten zu erholen, erlangt habe. Es iſt Unſinn, und mehr als Unſinn, es iſt Aergerniß und unverſchämte Verſpottung aller geſunken Grundſätze, einen ſolchen Menſchen zu einem Beyſpiel eines wohlgeführten Lebens aufzuſtellen!

Ich ſehe, daß ich mich unvermerkt ereifere — und, weil ich gerade keinen guten Freund bey mir habe, der mir, auf gut Triſtrammiſch, durch ein Twittel-Diddel, Diddel-Diddel, Twittel-Diddel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte — ſo wollen wir verſuchen, ob Herr Johann Bunkel V. C. nicht ſelbſt dazu gut iſt. Ziehen wir doch ein wenig, in aller Ehrbarkeit, den Vorhang weg, und ſehen, wie ſich der Mann mit ſeinen ſchönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbſtverläugnung übt. Wir werden finden, daß der ehrliche wohlſelige Robert von Arbriſſel nur ein Kind gegen Herrn Sanct Johann Bunkel iſt.

W.

(Der Reſt muß aus Mangel des Raums aufs nächſte Stück verſpart werden.)

VI.

(*) II. Th. S. 347. u. f.

VI.

Auszug eines Schreibens an den Herausgeber (*) über Herrn P. Ahlemanns Leben und Charakter des sel. Grafen von Bernsdorf.

Kiel, den 13. Jun. 1778.

Aus der im Märzmonat Ihres Merkurs enthaltnen Antwort sehe ich, mein theurſter Freund, daß Sie die Abſicht meines Schreibens an Sie verkannt haben. Es ſollte nicht die in Ihrem Merkur vom Jänner befindliche Recenſion über Bernsdorfs Leben und Charakter widerlegen: ſondern ich wollte Ihnen nur manches ſagen, woraus Sie ſchließen könnten, der Recenſent müßte ſein Urtheil ohne ſorgfältige Durchleſung der Schrift hingeſchrieben haben. Dadurch dachte ich Sie zu bewegen, erwähnte Schrift Selbſt zu leſen, und ſo dem Verfaſſer Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; denn ich darf es ſagen, daß Ihr Urtheil ganz anders ausfallen muß, als es in gedachter Recenſion ausgefallen war. Wer auf das aufmerkſam geweſen iſt, was man in den Zeitungen und ſonſt vom ſeligen Grafen Bernsdorf bekannt gemacht hat, der kann es, wenn er gedachtes Leben lieſt, mit Händen greifen, daß der Verfaſſer weit mehr bekannt gemacht hat. Auch ſteht's da ausdrücklich, daß derſelbe ſo glücklich geweſen iſt,

den

(*) Daß ich dieſes Schreiben hier publiciere, iſt die beſte Antwort, die ich darauf geben kann. Ueber den Inhalt und die Merita Causae urtheile nun jeder wie er kann oder will.

den seligen Mann persönlich zu kennen. Alles ist auch so gesagt, daß der Leser es fühlen muß, der Verfasser könne nur aus den Quellen geschöpft haben. Die reitzende Schreibart der Sturzischen Schrift hat dieses Leben nicht. Herr Ahlemann macht, wie er dies selbst sagt, auf das Talent einer so schönen Einkleidung nicht Anspruch; allein ich darf es erwarten, daß Sie seine Schreibart rein, edel und einem recht guten historischen Vortrage angemessen finden werden. Sie werden auch nicht weit lesen dürfen, ohne zu bemerken, daß alles mit sorgfältiger Wahl gesagt ist, und daß alles von einem sehr richtig und bestimmt denkenden Kopf zeugt. Auch als anonymischer Schriftsteller muß er daher bey jedem richtigschätzenden Leser Achtung finden. Es versteht sich allerdings, daß ein Schriftsteller, von dessen Namen, Stand und Charakter in seiner Schrift nichts bekannt gemacht wird, es sich gefallen lassen müsse, sich ohne Rücksicht auf Namen, Stand und Charakter beurtheilt zu sehen. Aber kein Recensent muß auch einen Schriftsteller deswegen mit weniger Sorgfalt recensiren, weil er sich nicht zu erkennen giebt. Wenn ich Ihnen von des Verfassers Amt, Stand und Charakter manches sagte, so geschah es nur, um Sie es vorläufig wahrscheinlich finden zu lassen, daß der R. seinen Schriftsteller wohl nicht könnte gehörig beurtheilt haben. Daß ich ein vieljähriger Freund vom Verfasser bin, führte ich nur für Sie an, weil Sie daraus schließen könnten, daß ich denselben genau kennte nach allen seinen Geschicklichkeiten und Eigenschaften, und weil sie daraus schließen würden: ein Mann, der so, als ich's angeführt hatte, mein Freund wäre, dürfte es wohl nicht verdienen, so recensirt zu werden. Auch glaubte ich von Ihnen erwarten zu können, daß Sie es mir zutrauten, die Freundschaft würde mein Urtheil über den Schriftstellerischen Werth eines gelehrten Mannes frey genug lassen, um nicht gegen dessen Fehler geblendet zu seyn. — Wenn ich's dem R. übel

nahm

nahm, daß er den ſeligen Bernsdorf nicht einen groſſen Mann ſeyn laſſen wollte: ſo nahm ich das Wort ſo, als es ſich ſelbiger dachte. Mich wundert's, daß Sie das Gegentheil ſich haben vorſtellen können. Und wer auch der Staatsmann iſt, der mit dem R. denkt, Bernsdorf ſey in dem Sinn des Worts, wie man Richelieu groß nennt, nicht ein groſſer Mann: ſo wage ich es zu ſagen, daß ſelbiger von Bernsdorf und deſſen Staatsgeſchäften entweder wenig gewußt hat, oder nicht genug alles zu beurtheilen im Stande geweſen iſt. Man ſieht es aus Hrn. Ahlemanns Leben nicht nur, ſondern auch aus Hrn. Sturzens Erinnerungen, wie wichtige und mit wie groſſen Schwierigkeiten verknüpfte Unternehmungen er für Dännemark ausgeführt hat, und wie einen erſtaunend groſſen Umfang von Triebfedern er in der Hinſicht zu entdecken und zu nutzen fähig geweſen iſt. Die politiſche Gröſſe dieſes Mannes wird noch mehr ſichtbar, wenn man denkt: daß er von allgemeinen Geſetzen der Gerechtigkeit und des Rechts nie abweichen wollte, wie das die Männer, die den Namen der Groſſen in dem Verſtande ſonſt erhalten, ſo oft gethan haben. Wer erwarten darf, daß Andre, wider die er ſeine Operationen richtet, ſich's nicht erlauben, in gewiſſen Dingen von allgemeinen Societätsgrundſätzen abzuweichen, kann, wenn er es thut, leicht groſſe Dinge ausrichten. Wenn Andere Abweichungen Statt finden laſſen: ſo kann ein Richelieu und ein Cromwell, vermittelſt ähnlicher Ausnahmen, ſelbige wohl noch überliſten. Wer aber oft die entgegenwürkende Kraft ſolcher Perſonen, die ſelbſt nicht ſchwache Köpfe ſind, und ſich die Politik der Abweichungen von allgemeinen Geſetzen erlauben, zu überwinden weiß, ohne ſelbſt ſich ähnliche Abweichungen zu verſtatten, der muß ſicher vor andern ein groſſer Mann ſeyn. — Hat man Ihnen etwa die Namen derer genannt, welche dieſer Staatsmann in dem lezten Jahre ſeines glorreichen Lebens werth geachtet hat ſie oft um ſich zu haben:

haben; und haben Sie so meinen Namen mitgehört: so möchte ich nun nicht gerne mehr fürchten dürfen, Sie könnten vielleicht glauben, daß dieser Umstand mich in meinem Urtheil über denselben geblendet hätte. Es ist wahr, ich habe ihn oft mit dem lebhaftesten Gefühl von der Größe seines Geistes und seiner hohen und edlen Seele verlassen; aber ich darf es auch sagen, daß keine Geburt, kein Titel und kein Namen mich hindert, die Menschen als Menschen, davon selbst die größten Fürsten allein ihren wahren innern Werth und Ruhm erhalten müssen, zu beurtheilen und zu schätzen. Auch habe ich mich noch nicht versucht gefunden, den so genannten Großen dieser Erde ein Lob beyzulegen, oder eine Empfindung der Ehrsucht zu weyhen, wozu die Vollkommenheiten, die sie als bloße Menschen hatten, ihnen nicht ein Recht geben. Sie würden auch, wenn es Ihnen gefiele nun noch Ahlemanns Schrift zu lesen, Beweise genug dazu finden, daß dies hier nicht könne der Fall gewesen seyn. Uebrigens muß ich noch in Rücksicht auf den ungenannten Staatsmann, dessen Sie erwähnen, der Bernsdorf nicht will groß gefunden haben, noch etwas hinzusetzen, was ich aus einer sichern Quelle weiß, nemlich dies: daß ein Regent, den die Welt in unsern Zeiten vorzugsweise den Großen nennt, bey der Gelegenheit, da Dännemark vieles von Seiten Rußlands zu fürchten hatte, gesagt hat: „Dännemark hat doch immer eine vortrefliche Flotte, und es hat einen Bernsdorf.

Ich bin immer mit unveränderlicher Zuneigung des Herzens

Ihr

ergebenster Freund und Diener,

K.

VII.

Bücher-Anzeigen.

Lavaters Phyſiognomiſche Fragmente. IV. Band. Leipzig und Winterthur, 1778. gr. 4. S. 490.

Dieſer vierte Band iſt ſo reich an ausgearbeiteten eignen und fremden Aufſätzen, wahren Erfahrungen, höchſtwichtigen Ausſichten und Winken, fruchtbaren Grundſätzen, daß jeder Freund der Wahrheit und Lavaters ſeufzen würde, daß es der lezte ſeyn ſoll, wenn wir nicht noch mehr als Nachleſe in den verſprochenen Phyſiognomiſchen Linien zu erwarten hätten. Zuerſt ſucht der V. auf die beſcheidenſte und liebendſte Art ſeinen Gegner zu überführen, daß Talente und überhaupt Gaben des Geiſtes in den feſten Theilen liegen. Gewiß gegen den Augenſchein der Thatſachen in den beygefügten Silhouetten, die doch nichts als Umriſſe der feſten Theile darlegen, iſt nichts einzuwenden. Mehr und minder leßbar wirds immer bleiben, aber da iſts und für jedes Auge, das es finden kann und will.

Der V. glaubt, und wird es in den Phyſiognomiſchen Linien zu beweiſen ſuchen: daß, wenn man das Zenith — und die äußere Horizontſpitze einer Profilſtirn in einen rechten Winkel faßt, und die Horizontal- und Perpendikularlinie, und das Verhältniß dieſer Beyden zu ihrer Diagonale vergleicht — die Capazität der Stirn aus dem Verhältniſſe dieſer Linien wenigſtens überhaupt zu finden iſt. Er iſt mit Angebung einer Maſchine beſchäftigt, wodurch von jeder Stirne, auch ohne Schattenriß, die Form ſollte abgenommen, und zugleich das Maaß ihrer Capazität genau beſtimmt, und beſonders das wichtige Verhältniß der Stirngrundlinie zu ihrem Profile gefunden werden können.

Jeder, der ähnliche Verſuche gemacht hat, wird finden, daß jede Stirn eines natürlichen Dummkopfs in allen ihren Umriſſen weſentlich abweicht von der Stirn eines Genies. Man wird allzeit ſehen, daß die Stirn, Stirn eines Narren iſt — deren Grundlinie um zwey Drittheil kürzer iſt, als ihre Höhe. Iſt ſie noch kürzer, verhältnißweiſe zu ihrer Perpendikularhöhe, deſto dummer der Menſch; je länger hingegen die Horizontal- und je gleichförmiger ihre Diagonallinie, deſto verſtändiger kann ſie ſeyn. Je plötzlicher und merklicher ſich die Radii eines Quadranten, deſſen rechten Winkel man auf beſagten rechten Winkel der Stirn appliziert — je plötzlicher ſich die Radii, die z. E. zu 10 Graden von einander abſtehen, in gleichen Verhältniſſen verkürzen: deſto dummer der Menſch; deſto weiſer, je verhältnißmäßiger ſie unter ſich ſind. — Weſentlich verſchieden wird die Verſtandeskraft ſeyn, wenn der Bogen der Stirn, und beſonders der Horizontalradius — über den Bogen des Quadranten herausgeht, und wenn er mit demſelben parallel oder nicht parallel läuft. Wir übergehen die Beleuchtung der beſondern Einwürfe ſeines Gegners, und überlaſſen ſie unſern Leſer als ein Muſter, wie ächte Wahrheitsliebe und Beſcheidenheit die ſchärfſte und trockenſte nöthige Wahrheiten ohne Beleidigungsſucht entgegenſtellen könne.

Zweytes Fragment. Phyſiognomik im eingeſchränkten Sinne des Worts iſt Kraftdeutung oder Wiſſenſchaft der Zeichen der Kräfte. Pathognomik, Leidenſchaftsdeutung, oder Wiſſenſchaft der Zeichen der Leidenſchaft. Jene zeigt den ſtehenden, dieſe den bewegten Charakter. Phyſiognomik zeigt die Summa der Kapitalkraft — Pathognomik das Intereſſe das jene abwirft. Jene, was der Menſch überhaupt iſt; dieſe, was er in dem gegenwärtigen Moment iſt. Phyſiognomik iſt der Spiegel der Naturforſcher und Weiſen, Pathognomik der Spiegel der Heſ-

und Weltleute. Alle Welt lieſt Pathognomiſch — ſehr wenige leſen Phyſiognomiſch.

Das 3te Fragment iſt fürtreflich, und ertheilt allen Zeichnern und Beurtheilern menſchlicher Bildniſſe hochwichtige Wahrheiten. Die Natur ſtickt nicht: die Natur arbeitet aus Einem auf alles: Ihre Organiſationen ſind nicht *Pieces de Rapport*, nicht Mauſariſche Arbeit. In den Köpfen der größten Meiſter ſind hingegen die auffallendſten Incongruenzen. Selbſt Raphael und Pouſſin ſind nicht frey davon. Man claßificiere nur ihre Geſichtsformen — und analogiſche Geſichtsformen der Natur; das heißt, man zeichne ſich z. E. die Umriſſe ihrer Stirnen, und ſuche ſich ähnliche in der Natur aus, und vergleiche die Fortſetzungen von Beyden — und man wird mehr Incongruenz finden, als man von ſo großen Meiſtern erwartete. So wahr dieſer Satz iſt, ſo dünkt dem Recenſenten doch, er bedürfe großer Behutſamkeit in der Anwendung. So wie in der Landſchaft nie wahre Farbe auch bey den größten Meiſtern vorkommt, ſondern Conventionelle, die durch ihr Simulacrum den Geiſt der Erſcheinung nachbilden ſoll, der im Kopf des Künſtlers lag: eben ſo — in den hiſtoriſchen Bildniſſen, wo ſo oft die reine Wahrheit des Contours der Erhaltung des Ausdrucks aufgeopfert werden muß. Und denn wie viele Künſtlererfahrung gehört dazu, bey jedem Aus- und Einbug des Contours das haarbreite des damaligen Aſpekts, des Augen- und Diſtanzpunkts zu finden, — ohne den von Reinheit und Falſchheit der Formen nichts zu reden iſt. Höchſt wahr iſt der Saz: Man ſetze aus 2, 3, oder 4 Silhouetten von ſehr verſtändigen Menſchen Eine zuſammen; ſo — daß der Anſatz, als ſolcher, unmerklich ſey — man nehme von dem Einen die Stirne; laſſe dieſe in die Naſe des Zweyten; dieſe in den Mund des Dritten: dieſen in das Kinn des Vierten einfließen — und das Facit dieſer vier Zeichen von Weisheit wird Narrheit werden. Gewiß

Perſonen.

König Johann von England.
Prinz Heinrich, ſein Sohn und Nachfolger.
Arthur, Herzog von Bretagne, Neffe des Königs.
Hubert, Vertrauter des Königs.
Pembrok, Eſſex, Salisbury, Bigot, } Engliſche Lords.
Faulconbridge, nachmals Sir Richard Plantagenet, unehlicher Sohn König Richards des Erſten.
Robert Faulconbridge, vermeynter Bruder des Baſtards.
Jacob Gurney, Diener der Lady Faulconbridge.
Peter von Pomfret, ein Prophet.

Philipp, König von Frankreich.
Ludwig, der Dauphin.
Der Herzog von Oeſtreich.
Cardinal Pandolpho, des Pabſts Legat.
Melun, ein Franzöſiſcher vom Adel.
Chatilion, Franzöſiſcher Geſandter bey König Johann.

Elinor, Königin-Mutter von England.
Conſtantia, Arthurs Mutter.
Blanca, Tochter Königs Alphonſo von Caſtilien, und Nichte des Königs Johann.

Lady

niemand kann von dieſer Wahrheit untrüglicher überzeugt ſeyn als der V., der ſo unendliche viele wahre Schattenriſſe in ganzen und einzelnen Theilen ſtudiert, gemeſſen, mit einander verglichen und claſſificirt hat. Der Recenſent hat Proben davon, wie ſchwer es ſey, ihn durch Faktize und zuſammengeſezte Silhouetten zu hintergehen; beynahe allezeit hat er das Geſtickte erkannt, und die einzelnen Theile dahin zurechtgelegt, wohin ſie gehören.

Auch dieſer Satz iſt höchſtwichtig: die Hände ſind verhältnißmäßig, ſo verſchieden und ſo charakteriſtiſch als die Geſichter. Hier aber gehört zur eigentlichen Beſtimmung noch mehr als bloße Silhouetten. Wir ſind über die Porta'ſchen Aehnlichkeiten der Menſchen- und Thierphyſiognomien und deren Unzuverläßigkeit vollkommen mit dem V. einig; indeſſen kennt R. ein Menſchlich Eſelsgeſicht, deſſen Vater von Geburt an ein imbeciller Menſch war, und der jezo ſo imbecill iſt, daß ihm die Familie das Heyrathen unterſagt. Dieſer Menſch hat in allen Theilen eine frappante Aehnlichkeit mit No. 2. p. 57. inſofern als eingewickelte Menſchengeſtalt mit einem Commentario von Carrikatur ähnlich ſeyn kan.

Unnachahmlich ſchön geſagt iſt das 5te Fragment vom Einfluſſe der Phyſiognomien auf Phyſiognomien — ein wahres Evangelium mit goldnen Buchſtaben geſchrieben. —

Eben ſo die Abhandlung über das Genie, wo die Fülle des Gefühls den V. zu ſogenannten Tautologien beym erſten Anblick ſcheint verführt zu haben, die aber wegfallen, wenn man's genauer unterſucht. Nur ein Mann von Genie konnte ſo von Genie reden, und es wäre zu wünſchen, daß es allen unſern Aftergenien wie eine Handtafel zur Lehre und Warnung irgendwo beſonders abgedruckt würde. Den Beſchluß dieſer Materie machen Hamanns Gedanken über Genie, Genieſprache, Menſchengeſtalt. Zum Studio der Phyſiognomik em-

empfehlt der V. vor allen, ſorgfältig gezeichnete Silhouetten, Beobachtung ſchlafender Menſchen, der Todten, und Gipsabgüſſe von Todten, eine Sammlung von Schädeln, Medaillen alter und neuer Köpfe, beſonders der im Profil gezeichneten. Die Urtheile über die Werke der Mahler, die zu dieſem Studio taugen, unterſchreiben wir faſt alle bis auf einige Kleinigkeiten.

Es iſt hier der Raum nicht, von jedem einzelnen Aufſatz und ſeinem beſondern Werth zu reden. Der hingeworfnen Grundſätze, der nur gewinkten Erfahrungen, ſind ſo viele, und ſo wahre, daß man ſie weder hier zuſammenpreſſen, noch mit andern, als mit des V. Worten, auszudrücken wagen wird. Die Abhandlung über das Studium der Phyſiognomik wird, wie wir hoffen, Epoche in der Porträtmahlerey machen, ſo wie alles, was über einzelne Geſichts- und Leibestheile, und über den ganzen Umfang der Pathognomik geſagt iſt. Auch die fremden Aufſätze über Nationalcharaktere u. ſ. w. haben ihren beſondern Werth, und es reflektirt immer das Verdienſt auf den V. zurück, daß er ſie hervorgerufen hat. Was über Geiſteskräfte, Gedächtniß, Ehrlichkeit, Treue, Verſchwiegenheit geſagt wird, war noch nie geſagt, und konnte auch von niemand anders als Lavatern geſagt werden. — Kurz, dieſer Band ſcheint uns ein wahres Cornu Copiae — wenn in den erſtern nur Parthien von Blumen und Früchten zum Vorſchein kamen.

W. F. Freyherrn von Gleichen, genannt Rußworm, ꝛc. Abhandlung über die Saamen- und Infuſionsthiergen, und über die Erzeugung, mit illuminirten Kupfertafeln. 4. Nürnberg. 1778.

Seitdem man ohne Vorurtheil, ohne Rückſicht auf ein ſchon geformtes Syſtem den Saamen der Thiere als den Urſtoff in dem Geheimnis der Erzeugung mit bewafnetem Auge

beobachtet, zweifelt man nicht mehr an dem Daseyn einer Menge lebender Saamenthiergen. Ihre willkührliche Bewegung, indem sie sich in dem Saamen, wenn er zumal durch warmes Wasser verdünnt worden, gleich den Fischen wenden, drehen, einander ausweichen, überzeugt den Beobachter, daß es keineswegs Molekuln oder Unförmlichkeiten des geronnenen Saamens, sondern wahre lebende Thiere seyn. Nur darinnen konnten sich die großen Männer nicht vereinigen, woher diese Thiergen entstehen, was sie vor eine Bestimmung haben, ob sie zu der Erzeugung im nähern oder entferntern Verstand etwas beytragen? Herr Geh. Rath von Gleichen versucht in gegenwärtiger Abhandlung auf diese Fragen zu antworten, und mehr als in einem Stücke werden ihm Männer, die ohne Vorurtheil und bloß physisch diesen Gegenstand der Natur betrachten, beyfallen. Was er zu Aufklärung dieses mit so vieler Dunkelheit verhüllten Geheimnisses vorträgt, ist nicht schlechterdings Muthmaßung, sondern Schlüsse von dem, was sein unermüdetes und mit den besten Mikroscopen bewafnetes Auge, mit dem Willen nur Wahrheit zu suchen, mehr als einmal gesehen. Wir wollen unsre Leser mit seinen Beobachtungen und Gedanken darüber so kurz als möglich bekannt machen, und im übrigen ihnen diesen lesenswürdigen Traktat zu einer Einsicht empfehlen. Die Saamenthiergen erscheinen unter einem guten Glaß als halbdunkle, eyrunde, mit langen Schwänzen versehene Körpergen, die 200000mal kleiner als ein Hirsekorn sind. So lang der Saame noch nicht mit warmen Wasser verdünnt ist, so ist ihr Schwimmen langsam, und indem sie in dem dicken Saamen mit ihren Schwänzen kleben bleiben, so rücken sie nicht vorwärts, sondern bewegen sich nur hin und her, um sich loszumachen. Sobald aber der Saame verdünnt worden, fahren sie schnell in einer Schlangenlinie nach allen Gegenden herum, just so frey, wie die aus dem Laich hervorkommenden Froschgeburten; nur daß ihre

Schwänze

Schwänze im Verhältnis mit dem Körper viel dünner ſind. Dieſe geſchwänzte Thiergen finden ſich in dem männlichen Saamen aller warm- und kaltblütigen Thiere, und unterſcheiden ſich nur durch die Größe, kleine Veränderung des Körpers, längern oder kürzern Schwanzes, langſamern oder geſchwinden Bewegung. Der Herr V. entdeckte auch in dem Saamen Kriſtallen von verſchiednen Formen, welche, was das ſonderbarſte iſt, nicht zu Ende der Verdünſtung aller Feuchtigkeit, ſondern in dem Flüßigen ſelbſten entſtehen. Iſt der Saame endlich in eine dünne Feuchtigkeit ganz aufgelöſet, ſo kommen auch ſolche Thiergen zum Vorſchein, dergleichen die Infuſionsthiergen ſind, welche aber mit den eigentlichen Saamenthiergen in gar keiner Verbindung ſtehen. Wann Büffon auch in den Eyerſtöcken der Weibgen Saamenthiergen ſehen wollen, ſo verſichert dagegen Hr. V.: daß er, bey ſo oft wiederholten Beobachtungen, dieſe Thiergen bey noch unbefruchtet geweſenen Weibgen niemals gefunden. Bey alten männlichen Thieren, welche nicht mehr zeugten, ſuchte er dieſe Thiergen gleichfalls vergeblich, und in dem Saamen zweyer 60jähriger Männer fande er dergleichen auch nicht. Nun ſchlieſſet er: die Saamenthiergen ſind der einzige Urſtoff der Befruchtung, oder das Thier, welches in das Ey des Weibgen übergeht, darinnen ſich weiter entwickelt, und das wird, was das Weibgen zu beſtimmter Zeit gebiert: wo dieſe Thiergen in dem männlichen Saamen fehlen, da befindet ſich auch allzeit eine Unfruchtbarkeit. So leugnet alſo der Hr. V. gegen Haller und Bonnet die Präexiſtenz des Thiers im Ey. Er beweiſet ſeinen Satz durch die Beobachtungen, ſowohl im Thier- als Pflanzenreich; denn in beyden Reichen gehet alles nach Einem Plan. Wann Haller und Bonnet ſchlieſſen: weil das Gelbe vom Ey ohne Befruchtung in dem Leibe des Huhns ſey: ſo folge, daß der Keim vor der Befruchtung exiſtiere; denn die Haut, welche das Gelbe im Ey bekleide, ſeye nichts anders,

als eine Fortsetzung derjenigen Haut, welche die dünnern Gedärme des Küchleins bedecke, und zugleich mit dem Magen, Mund, Haut und den Oberhäutgen Gemeinschaft habe, und ein organisches Ganzes ausmache: so setzet Herr v. G. dagegen: die in dem Dotter zertheilten zuführende Gefäße, die Puls- und Blutadern könne man nicht eher sehen, als nach einer etlichstündigen Brütung desselben; daraus müsse folgen, daß sie ihren Grund in den Bewegungen und Würkungen eines eingedrungenen Saamenthiergens haben. Er zeigt dieses noch näher durch Beschreibung des Eys, an welchem er das Auge als die erste Anlage des Eys im Eyerstock und die Befruchtung desselben vor der Entstehung des Gelben erklärt. Dieses Auge ist vor der Befruchtung zusammengedruckt und klein, aber nach der Befruchtung wird es nicht allein größer, ausgedehnt, sondern bekommt auch einen weissen Ring. Das nemliche bemerket man in dem Pflanzenreich: so lange keine Befruchtung vorgegangen, so ist kein Saamenkeim da, sondern nur wie z. E. in der Bohne, das den Keim erwartende Gewölbe, welches nur mit einem hellen flüchtigen Safft erfüllt ist. Könnte nach diesen Erfahrungen wohl ein natürlicherer Schluß gemacht werden, als dieser: der Keim des Thiers sowohl als der Pflanze präexistiert nicht in dem weiblichen Ey: wenigstens sprechen alle Observationen mehr für diese, als die entgegengesezte Meynung. Allein wie kommt das Saamenthiergen durch den Weg der Muttertrompete in das Ey? Wer nicht diesen Thiergen, sondern dem Saamen die Befruchtung zuschreibt, könnte diese lebende Geschöpfe nur als Diener darstellen, welche durch ihre flüchtige Bewegung dem Saamen zum Ort der Bestimmung forthelfen; oder seine Zuflucht zur anziehenden oder saugenden Kraft nehmen. Da man aber Beyspiele von Empfängnissen hat, wobey das Hymen einer Jungfrau unverlezt geblieben: so läst sich diese Erscheinung nicht besser erklären, als wenn man den Saamen-

thier-

thiergen das Wort redet: dieſe können, indem der Saame durch die weibliche Feuchtigkeit verdünnt worden, gar wohl durch ihre ſchwimmende Bewegung den Weg bis zum Eyerſtock finden.

Die Einwürfe, daß bey jeder Zeugung ſo viele Saamenthiergen und mit ihnen ſo viele Seelen verlohren gehen müſſen, beantwortet Herr v. G. als Phyſiker nach unſrer Meynung glücklich — fragt wegen dem leztern, wo die Seelen der Embryonen und todtgebohrner Kinder hinkommen? und ſezet, wegen dem erſtern, unter andern folgendes entgegen: die Natur ſchmücket alle Jahre aus ihrem Reichthum unſre Bäume mit unzähligen Blüten, von welchen doch nur der geringſte Theil Früchte tragen, und alle übrige verlohren gehen; warum nicht eben dieſes hier ſtatt finden könne, daß unter ſo vielen Saamenthiergen nur eins oder etliche bis zu den Eyerſtöcken gelangten? Drängen mehrere durch: ſo entſtünden durch den Eingang zweyer in ein einziges Ey die Miß- oder Doppelgeburten, und durch den Eingang mehrerer, jedes in ein beſondres Ey, die Zwillinge, Dreylinge u. ſ. w.

Endlich ſagt uns der Herr V. noch ſeine Gedanken von der Entſtehung der Saamenthiergen. So wenig wir aber geneigt ſind, wenn wir Beobachtungen von ſolchen gewiſſenhaften, Vorurtheilfreyen Naturforſchern, als wir den Herrn v. Gleichen kennen, vor uns liegen haben, bey einem paradorſcheinenden Satz ſogleich den Ungläubigen zu machen: ſo müſſen wir doch hier bekennen, daß uns dieſe Entſtehungsgeſchichte ungemein frappiert. Nachdem die Würkung des Lichts vorausgeſezt worden, ſo ſchließet er: die urſprünglichen Keime ſchwimmen in dem Gemiſch des Dunſtkreiſes, werden von den Thieren eingeathmet, oder mit Speiſe und Trank verſchluckt, kommen in den Kreislauf des Bluts, werden zu Annehmung der animaliſchen Natur zubereitet, kommen in den Saamengefäßen

an, und werden von der geiſtigen Subſtanz deſſelben belebt, oder Saamenthiergen.

Die Erklärung dieſer Entſtehung bleibt wohl immer vielen Einwürfen unterworfen. Indeſſen dürfte man vielleicht weniger einwenden können, wenn man behauptete: in dem Saamenthiergen liege ſchon wieder der Keim zu den folgenden. Die Thiere, wie ſie aus der ſchöpferiſchen Hand kamen, hatten doch ohne Zweifel, da ſie ſich fortpflanzen ſollten, auch alles, was zu ihrer Fortpflanzung gehörte. Spricht man nun den Saamenthiergen das Wort, ſo müſſen dieſelbe ebenſowohl in den Thieren geweſen ſeyn, als die Thiere ſelbſten da waren. Indem ſie nun durch die Zeugung übergehen, ihr nährendes Element antreffen, dadurch ſie ſich entwickeln, wachſen — ſo bleibt doch immer der Hauptgrund ihres Weſens in ihnen, und nicht in andern von außen dazugekommenen Theilen, welche ſie umſchlieſſen, wärmen, nähren. Wie vielmehr muß alſo in ihnen der Urſtoff ihres gleichen, eines belebten Weſens, und nicht in Dingen außer ihnen liegen.

Von den Saamenthiergen geht der Hr. Verf. zu den Infuſionsthiergen über, welche man nicht mit jenen verwechſeln darf. Denn da jene ein reines, geiſtiges, ſalziges Flüßige bewohnen, ſo entſtehen dagegen die Infuſionsthiergen in einem ſtinkenden corrumpierten Gewäſſer, und ſterben von der geringſten Säure. Nur alsdann findet man deswegen dieſe Infuſionsthiergen in dem Saamen der Thiere, wenn derſelbe alt und verdorben iſt. Auch die Geſtalt von beyderley Thieren iſt ſehr weit voneinander unterſchieden. Nie hat ein Infuſionsthiergen den Schwanz eines Saamenthiergens. Mit unglaublicher Geduld und Genauigkeit hat Hr. Verf. auch dieſe Thiergen verfolgt, und uns aller Gattungen Abbildungen, wie er ſie in einer jeden Infuſion angetroffen, mitgetheilt. Es iſt aber unmöglich, in einem kurzen Auszug alles Vortrefliche und

Neu-

neuentdeckte anzuzeigen. Jeder Naturliebhaber, welcher den Wehrt eines um die Naturgeſchichte ſo verdienten Mannes kennet, wird ſich dieſe Abhandlung ſelbſt anſchaffen, und mit uns ihm Geſundheit und Muße zu Fortſetzung ſeiner phyſikaliſchen Unterſuchungen wünſchen. S.

J. A. B. Bergſträßers Nomenklatur und Beſchreibung der Hanau- und Wetterauiſchen Inſekten, mit erleuchteten Kupfern. Erſter Jahrgang. Hanau. 1778.

Hier iſt der Anfang von dem ohnlängſt verſprochnen Werke des Hrn. Prof. Bergſträßers. Inſekten aus der Ordnung der Koleopiern machen den Vortrab; dann folgen auf der XIV. Tafel einige Gryllen, und von der XV - XVIII. Tafel Schmetterlinge. So viel Stücke haben wir nur vor uns. Syſtematiſche Ordnung iſt nicht beobachtet. Sie ſoll in einer Wetterauiſchen Fauna am Schluß dieſes Werks folgen. Die illuminierten Kupfer ſind freylich noch keine Meiſterſtücke; wenn aber der Künſtler, der ſein eigner Lehrer iſt, fortfährt, ſich mit der Natur und ihrem Kolorit bekannter zu machen, wie wir nicht zweifeln, und von Platte zu Platte bereits bemerken: ſo kann er in kurzem mit Meiſtern wetteifern. Die Benennungen ſind meiſtens vom Statius Müller entlehnt, und die Beſchreibung, ſoweit die Geſchichte eines jeden Inſekts bekannt worden, doch ohne eckelhafte Weitſchweifigkeit, ziemlich vollſtändig. Hier und da kommt auch ein neues Inſekt vor, das noch nicht abgebildet, noch nicht beſchrieben worden. Lauter Verdienſte um die Naturgeſchichte. Nur manchmal ſcheint Herr B. zu genau, zu zweifelhaft. Cerambyx Cerdo L. oder beſſer, Heros bey Scopoli, iſt nicht weniger als fünfmal abgebildet, und das nur ſeinen kleinern oder größern Fühlhörnern oder Geſtalt zugefallen. Uns dünkt, an der Stelle Dreyer hätten andere ſtehen, und jene Abänderung füglich mit Worten bemerkt werden können; eben dieſer Meynung

ſind

ſind wir bey einigen andern. Das Bauernböckchen ſcheint eher eine Abänderung als unterſchiedene Gattung von dem Widdergen (Leptura Arietis) zu ſeyn; denn am erſtern iſt nur das Zeichen des Widders nicht deutlich genug ausgedruckt; und wie oft findet man dergleichen Abweichungen? Das Weißlange, Carabus Levcophthalmus, iſt nicht der Linneiſche. Der rechte hat kein rundes Bruſtſtück, aber beſtändig 2 Streifen auf den Flügeldecken. Scopoli bemerkt dieſes genau, und Linne bezieht ſich auf deſſen Beſchreibung. — Mit Verlangen ſehen wir der Fortſetzung entgegen, welche uns ſonderlich bey den Schmetterlingen viele neue Entdeckungen vermuthen läßt.

S.

J. E. Bode, Aſtronom der K. Pr. Akad. der Wiſ. und Mitgl. der Geſ. Naturforſchender Freunde in Berlin, kurzgefaßte Erläuterung der Sternkunde und den dazu gehörigen Wiſſenſchaften. Erſter Th. oder Th. Berlin, 1778. bey Himburg.

Dieſe Schrift zeichnet ſich, wie alle Arbeiten ihres Verf. durch ihre Gemeinnützigkeit, deutlichen und faßlichen Vortrag, ſchöne Ordnung der Materien, Rückſicht auf gewiſſe beſtimmte Kenntniſſe des Leſers, vorzüglich aus. Ehmals legte Herr Bode Schmids ſo wohl geſchriebnes Buch von den Weltkörpern zum Grund ſeiner Vorleſungen, und ließ ſeine darüber geſchriebne Anmerkungen und Zuſätze, die unterdeſſen am Ende an Bogenzahl jene Schrift merklich übertrafen, heftweiſe unter ſeine Zuhörer circulieren. Die ſich dabey vorfindenden Unbequemlichkeiten aber brachten ihn zum Entſchluß ſeine Vorleſungen dem Druck zu übergeben, um auch bey künftigen Vorträgen einen gewiſſen Leitfaden zu haben. Anfangs war der Plan die geſchriebnen Auszüge ins kurze zu ziehen; allein nachher nahm der V. Rückſicht aufs ganze Publikum, und glaubte, daß es noch an einem Buch in Teutſchland fehlte,

fehlte, worinn die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften im Zuſammenhange gemeinnützig vorgetragen würden; er zog daher alle ihm richtig vorkommende Materien herbey, um der Schrift eine gröſsere Vollſtändigkeit und Brauchbarkeit zu geben. Die Leſer finden hier auſser der Aſtronomie — Geographie, Chronologie und Gnomonik. Das Gemeinnützige des Buchs beſteht hauptſächlich darinn: daſs Erfahrungen und Hypotheſen, die auf jene gebaut ſind, hiſtoriſch vorgetragen, erläutert, und kurz wo möglich das Intereſſe des Leſers unterhalten, auf jede Lücke ſeiner Kenntniſſe Rückſicht genommen, der Gebrauch der Inſtrumente und Kunſtwerke gelehrt, die Gränzen der Wiſſenſchaft angegeben werden. Es iſt hier der Ort nicht die Ordnung der Materien ihrer Reyhe nach herzuſetzen. Neues kann in ſo alten Wahrheiten nichts gelehrt werden: allein die Kunſt des Vortrags kann immer neu, und die Behandlung der Materien ſo ſeyn, wie man ſie längſt gewünſcht, und bisher vermiſst hat.

Grundſätze der Wiſſenſchaft, Rechnungen vollkommen einzurichten, durch P. E. Klipſtein, F. H. Darmſtädtiſchen Kammerrath. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1778.

Deutlichkeit des Vortrags, Richtigkeit und Beſtimmtheit der Begriffe, Neuheit nützlicher Vorſchläge und Ausrottung gewiſſer alter Vorurtheile, geben dieſem Buche bey Kennern dieſer ihrer Bearbeitung nach beynahe ganz neuen Wiſſenſchaften einen merklichen Vorzug vor vielen ſeines Gleichen.

S. 47-52 ſcheint uns die Erklärung der Controle und die Regel, nach der ihre Vollkommenheit zu beſtimmen iſt, neu. S. 70. wird die Trennung der Kaſſenführung von der Rechnungsführung angerathen, und S. 79. Mittel angegeben, wie die Beſchreibungen des ſtändigen Vermögens zu einer gleichſam ewigen Dauer gebracht werden

Hunen

Lady Faulconbridge, Mutter des Baſtard und des Robert Faulconbridge.

Bürger von Angiers, Herolde, Nachrichter, Boten, Soldaten und andre ſtumme Perſonen.

Der Schauplaz, zuweilen in England, zuweilen in Frankreich.

Leben.

können. Neu sind S. 86. 89. die Begriffe von Ueberschuß, den Rubriken, Errichtung derselben und den dabey zu beobachtenden Regeln. S. 98. wird eine Methode angegeben, wie Tabellen einzurichten seyn, wobey sich so viel Colonnen anbringen lassen, als verlangt wird, ohne großes Format oder mehrere Tabellen zu machen. Daß zwischen dem Kameral- und Merkantilfuß ein in der Natur gegründeter Unterschied liege, ist noch nicht erklärt worden.

S. 131. die Methode den Plan und das Präliminar-System zu entwerfen, wornach erst die nöthigsten Ausgaben, dann sämtliche Einnahmen, und endlich zur ganzen Bedeckung die Ausgaben von minderer Nothwendigkeit bestimmt würden, ist neu.

S. 154. sind Vorschläge gegen die gewöhnlichen Executionen, und S. 163. der Rath, alle herrschaftliche Einkünfte so viel möglich in Geld zu verwandeln. Briefgüter, als das Mittel zwischen Pfachtung und Verwaltung, werden S. 164. angepriesen, so wie Ortsverpfachtungen statt der Aemterpfachtungen.

Die Vorschläge die Auszehndungen abzuschaffen, und überall Zwischenbuchhalter, die nichts mit Geldeinnahmen zu thun haben, als Controleure zu bestellen, haben uns vorzüglich gefallen.

S. 201-204. wird der Unterschied zwischen Generalkassenrechnung und der eigentlichen Centralrechnung gezeigt. Gegen einige Vortheile wird mit Recht zu Felde gezogen und die Regel genauer bestimmt: wie alles, was einzunehmen ist, es mag eingegangen seyn oder nicht, eigentlich in Einnahme zu setzen sey. Ferner wird bewiesen: daß allerdings Abschlagungszahlungen und zwar wie? in Ausgabe zu bringen seyn. Endlich wird die Wichtigkeit des Journals gezeigt, wie es mit Belegen zu versehen und dadurch

die

die Ueberſehung aller Stückzahlungen zu bewirken ſey. Der Raum dieſes Journals erlaubt nicht über die weiter gethane nüzliche Vorſchläge, weitläuftige Bemerkungen zu machen.

Die Patriotiſchen Phantaſien des Hrn. Geh. Juſtizrath Möſers ſind in einem anſtändigen Kleide von neuem in Berlin bey Nikolai erſchienen und mit einem 3ten Theil vermehrt worden.

In der Vorrede erinnert der Herr Verf. mit Recht, daß man dieſe Stücke als Erbauungsſchriften anzuſehen habe, die zuweilen als Vehikulum zum Hinterſchlucken nüzlicher Anordnungen in einem kleinen Staate ſind gebraucht worden. Manchmal muſte die Meynung des Oponenten mit beſſern Gründen vorgetragen werden, als es von ihm ſelbſt geſchehen ſeyn würde, manchmal muſte ſie auch als Karrikatur aufgeſtellt ſeyn. Die Ironie, eine Figur, die den Teutſchen überhaupt nicht recht zu Sinne gehen will, war den meiſten Leſern ſo neu, daß ſie alles nach dem Buchſtaben nahmen, und den V. für den Mann hielten, der warm und kalt aus einem Munde zu blaſen wüſte. — In allen den Aufſäzen herrſcht die ſchon längſt bekannte blendende Imagination, Dialektik, Kenntniß der teutſchen Grundverfaſſung, und ſeines Vaterlands insbeſondre, die ſchönſte Diktion, kurz alles, was Hrn. M. ihn zu dem ſchäzbarſten teutſchen Proſaiſten ſtempelt.

Volkslieder. Erſter Th. Leipzig im Weygandſ. Verl. 1778.

Der V. teutſcher Art und Kunſt giebt uns endlich die einzelnen Perlen, die lange im Manuſcript unter ſeinen Freunden circulirten, angereyht — zu Nuz und Frommen der ganzen Chriſtenheit.

Zu den Ueberſezungen aus Percys Reliques und dem Thee Table Miſcellany hat er noch einige Schwäbiſche und Elſaßiſche teutſche Volkslieder, auch einige Litthauiſche und

Lapp-

Lappländische aus Scheffer ꝛc. und Skaldische aus Mallet und Herkes und andern mitgetheilt. Da uns die Originale meist bekannt sind, so versichern wir, daß hier kein Stein dieser alten Kleinode verrückt, oder anders brillantirt ist, sondern sie sind nur rein geputzt zur Schau ausgestellt, wie sie aus der Hand der Zeit übrig waren. Möchten doch alle Uebersetzer, Kritiker und andre Hudler seine eigne Schriften so behandeln, wie er diese Antiken behandelt hat, so wird er für seine Gewissenhaftigkeit reichlich belohnt seyn.

Phil. Thikneſſe's Reiſe durch Frankreich und einen Theil von Catalonien. Aus dem Engl. Leipzig bey Cruſius.

Ein Engländer, der ehmals oft in Spanien und Frankreich gereist hat, auch im Anmerken seine Proben abgelegt, kommt in Calais an, kauft sich ein altes Englisches Pferd für 7 Pfund und ein schweres Capriolet bey Hrn. Dessein dazu, packt die Frau und zwey Kinder, nebst dem übrigen Geräthe darauf, kutschiert selber, und läßt den Bedienten nebenherlaufen. Mittags hält die Familie meist unter freyem Himmel ihre Mahlzeit u. s. w. Keine Gelehrsamkeit muß man hier suchen, allein viel wahres Gefühl für Antiken und Natur, viele launhafte Blicke über das, was ihm aufstößt, und schon durch diese Art sich zu produzieren aufstoßen mußte, besonders wenn sein Affe als Postillon vorritte. Das Buch macht im Ganzen eine angenehme und unterhaltende Lektüre. Die Kupfer stellen vor La Maiſon quarreé von Nismes, den dortigen Dianentempel, die Eremiten-Wohnungen zu Montserat in Spanien, den Fundangotanz, und das Taurobolium.

Druckfehler.

S. 165. in der Note leſet Hequet für Harquet.

Der Teutſche Merkur.

September 1778.

I.

Gedichte.

Heinrich und Louiſe.

Eine Begebenheit.

Laß ab, laß ab! es muß geſchehn!
O weine nicht ſo ſehr.
Ich werde dich nicht wiederſehn,
auf dieſer Welt nicht mehr.

Ich kann nicht länger dauren hier,
es drückt mich Zentnerlaſt;
der Neid ſpritzt ſeinen Gift nach mir,
man ſchmäht mich und man haßt.

Die Freunde, ſonſt mir zugewandt,
die drehn ſich, wie der Wind.
Drum ſuch' ich Freund' und Vaterland
wo gute Menſchen ſind.

Wo Redlichkeit, und Glaub und Treu,
ſich kennt und Handſchlag giebt,
und ohne Witz und Ziererey
man Sitt' und Tugend übt.

Nein, beſtes Kind, du kannſt nicht mit!
Nicht gehn, wohin ich geh.
Weit iſt der Weg, Gefahr der Tritt
auf ſteiler Felſenhöh.

„Wo herbergſt du in nächſter Nacht,
ſag an, wie weit von hier?
Mein Bildnis iſt dir zugedacht,
mein Bruder bringt es dir.„

Er nannt' ihr wohl den nächſten Ort,
das Herz ihm ſchier zerbrach.
Sie küßten ſich. Nun gieng er fort —
Das Mädchen ſah ihm nach.

Er gieng und ſtand, er gieng und ſtand,
ihm zitterte der Fuß.
Oft ſah er um, warf mit der Hand
zurück noch manchen Kuß.

Nun heim das Mädchen. Voller Muth
und Lieb ihr Buſen wallt;
und was die treue Seele thut,
ſollt ihr vernehmen bald.

Der Abend kam. Der Wandersmann
gieng in die Herberg ein,
aß Abendbrod, und dachte dann:
Mein Gott: wie mag Ihr ſeyn?

Gleich vor der Thür ein kleiner Quell
floß unterm Ulmenbach:
Da ſezt er ſich, der Mond ſchien hell,
ſein Bild ſchwamm auf dem Bach.

Daß unſer Wandrer nicht entſchlief,
am Bach im Mondenſchein,
oft ſeines Mädchens Namen rief —
fällt euch von ſelbſt wohl ein.

Nun hört! wie er ſo träumend ſitzt,
rund um ihn alles ſtill —
Die Tafel nimmt, den Bleyſtift ſpitzt,
und Verſe ſchreiben will;

Da kommt's geſchlichen auf den Zehn
hart an, in einem Nu,
und hält ihm, haſt du nicht geſehn!
die beyden Augen zu.

Der Junge weiß in ſeinem Sinn
nicht was ihm widerfährt;
als er: nun rathe, wer ich bin!
ins Ohr ſich flüſtern hört.

Er fühlt die kleine ſanfte Hand,
und ſpricht: wer du auch ſeyſt,
von hohem oder niederm Stand,
ein Menſch — vielleicht ein Geiſt.

Laß los! ich will dein Antlitz ſehn,
wärs noch ſo fürchterlich!
Die Stimme ſagt: es ſoll geſchehn,
doch erſtlich höre mich.

„Ein Mädchen liebt dich. Iſts nicht wahr?
ein gutes treues Ding;
Ihr junges Leben ganz und gar
an deinem Leben hieng.

„Ich weiß, ſo fern von ihr du biſt,
ſo nah iſt ſie bey dir.
Durch mich wirſt du von ihr gegrüßt.
Ihr Bild das hab ich hier.

„Doch eh ichs gebe, mußt du erſt
gewähren was ich bitt:
Wohin du deine Reiſe kehrſt,
da nimm mich immer mit.

„Ich bin noch jung, ich will die Welt
ein wenig mit beſehn.
Horch, in der Taſche klitſchert Geld,
Dukaten, blank und ſchön!

„Hör meinen Rath, ich liebe dich,
geh mit wohin du willt.
Mein Schweſterchen weint bitterlich —
Ich weiß wohl, wem es gilt?„

Bey dieſen Worten ward die Hand
von Thränen naß und warm.
Sie war es ſelbſt, die hinten ſtand,
ſie ſank in ſeinen Arm.

Sie trug ein grünes Jägerkleid
und einen runden Hut.
Sie ſprach mit ſüſſer Zärtlichkeit:
„Geliebter! faſſe Muth!

„Ich bin es ſelbſt, die du verhüllt
in Knabenkleidung ſiehſt;
das Herz, das du verlaſſen willt,
folgt nach wohin du ziehſt.

„Mein

„Mein Vorſatz iſt, mit dir zu gehn,
auf jezt und ewig dein;
doch willſt du hier mich ſterben ſehn,
ſo ſprich: es kann nicht ſeyn!„ —

Du willſt — Wohlan ſo ſey's! ſprach er,
du, der kein Mädchen gleicht,
komm mit, du lieber Wanderer!
Was macht nicht Liebe leicht?

Mit ſüſſer Sorgfalt pfleg ich dein,
mich ſtärkt dein Anblick.
Der Führer wird die Liebe ſeyn
und unſer Ziel das Glück.

Nur wenig iſts, was die Natur
dem Menſchen nöthig macht.
Der Ueberfluß beläſtigt nur,
ein Blendwerk iſt die Pracht.

Die mütterliche Erde deckt
mit Nahrung Berg und Thal;
ſitzt Lieb' am Tiſche nur, da ſchmeckt
ein noch ſo dürftig Mahl. —

Sie ſieht ihm freundlich ins Geſicht,
drauf folgt ein warmer Kuß:
„Ach Lieber! darum ſorgt nicht,
wir haben Ueberfluß.

„Mein beſter Schatz war dieſes Herz,
mein beſter Schatz iſt dein.
Das Bischen Gold, das laß zum Scherz
die Morgengabe ſeyn.

„Ich weiß, daß es kein Glück vermehrt,
es macht nicht ſanfter ruhn;
bloß im Gebrauche liegt ſein Werth;
da Mann! gebrauch es nun.

„Still, mit dem hochgeſpannten Ton,
weg mit dem ſtolzen Sinn!
Haſt du das Herz, ſo nimm auch ſchon
des Mädchens Baarſchaft hin.

„Nur Pferde her, und angeſpannt,
und fodert was ihr wollt!
Heyda, Herr Wirth! — Halt her die Hand —
Iſt lauter blankes Gold. „

Sieh da! im Nu und Augenblick,
vier Rappen angeſchirrt.
Das Dorf, die Landſchaft fliegt zurück,
der Wagen ſchwirrt und klirrt.

Weit über Gränze ſind ſie ſchon,
als kaum der Himmel graut,
und von dem roſenrothen Thron
der Fürſt des Tages ſchaut.

* * *

Sie reiſen wohl durch manches Land
in ungehemmter Eil.
Ein Prieſter knüpft das fromme Band
und wünſcht viel Glück und Heil.

In engem Thal, das eine Reyh
von Alpen hoch umſchließt,
dort iſt der Ort, wo Lieb und Treu
nun Ruh und Glück genießt.

B..de (alias Leandr.)

Ejaculationen eines Verliebten.

I.

Lob und Preis dem Liebesruf,
der die ſchöne Welt erſchuf,
dem hervor die Sonne gieng,
welchem an zu leuchten fieng
Mond und Stern am Himmel blau;
der im Regen und im Thau
nählich auf die Blumen ſchlief,
und ins Land die Bäche goß!
Lob und Preis dem Liebesruf,
der die ſchöne Welt erſchuf!

Aber ohne Freude wär
uns des Himmels goldnes Heer;
was im grünen Felde ſteht,
und vom Ufer rauſcht und weht:
alles, alles ohne Luſt;
hätte nicht des Mädchens Bruſt
Liebesathem ausgeſandt
über Meer und über Land!
Wie die Roſe voller wird,
ſtill im Gras ein Lüftchen irrt,
ſich die Well' am Ufer bricht,
ſähen wir, und fühlten's nicht,
und verſtünden nicht darinn
den geheimen Liebesſinn,
und erkennten nicht den Ruf,
der die ſchöne Welt erſchuf.

Nur ein Jüngling wirds verſtehn,
wenn er über ſich geſehn

Leben und Tod des Königs Johannes

(sine Terra.)

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

[Der Engländiſche Hof.]

König Johann, die Königin Elinor, Pembroke, Eſſex und Salisbury mit Chatillon treten auf.

König Johann.

Wohlan, ſaget Chatillon, was will Frankreich von uns?

Cha-

in den hellen, reinen Tag,
von dem Buſen, wo er lag.
Wenns gelind ihn trägt und hebt,
ſüßer Hauch ihn überſchwebt,
ihn erwärmt, in ihm es glüht,
aller Schmuck der Felder blüht,
wo ſein Ruheplätzchen iſt;
alles, alles er vergißt,
und vom Taumel nun erwacht,
in die neue Schöpfung lacht:
dann verſteht ſein Herz darinn
den geheimen Liebesſinn.
Lob und Preis dem holden Ruf,
der des Mädchens Buſen ſchuf!

2.

Liebchen, iſt dir's eben ſo,
wenn in Flammen lichterloh,
dir mein Herz entgegen eilt,
glühend dir am Buſen weilt,
Eins das Andre feſt umwindet,
und der helle Tag verſchwindet?
O dich ſelber ſeh ich kaum,
fühl in meinem ſüſſen Traum
nur ein Küſſen, nur ein Drücken —
weg von hinnen will's mich rücken —
O wie ſelig! O wie froh!
Liebchen, iſt dir's eben ſo?

3.

Als Stäubchen ſich zu Stäubchen drängten,
die Saamenkörnchen ſich zu Saamenkörnchen mengten,

da bebten alle sie vor seligem Genuß:
so wurde Luft und Meer und Berg und Thal und Fluß:
die ganze Schöpfung war ein großer Liebeskuß.

T** s.

II.

Ueber J. J. Rousseau.

Johann Jacob Rousseau, Bürger von Genf, gehört unter diejenigen, welche der Himmel in gewissen Zeitaltern aus vielen Tausenden auszuwählen und zu senden scheint, damit sie durch Wort und That auf die Völker umher würken. Jeder von diesen wird zu seinem eignen hohen Beruf durch eigne Vorbereitungen tüchtig gemacht. Soll er da, wo Leichtsinn und Weichlichkeit die Erde Gottes verderben und grausame Wollüstlinge zeugen, mit ernster Wahrheit auftreten und mit strengen Sitten: so muß er versucht — weil er ein Mensch ist, hier und da verführt — durch Reue geläutert, wiederum geprüft, durch manchen Kampf gehärtet, durch Mangel zur Genügsamkeit, durch Noth zu Verleugnungen gewöhnt, stark und fest — und weil er ein Mensch bleibt, unbiegsamer, vielleicht unfreundlicher werden als seine Gesellen. Mächtiges Gefühl seiner Bestimmung wird ihn aufrecht erhalten, wenn die Großen und Weisen ihn verachten; aber Irrthum und Schwachheit erinnern ihn, daß er unsers Gleichen

ſey. Wär es auch irgend einem Sterblichen gegeben, in allem Reden und Thun nie von der Grenzlinie des Guten und Schönen hinüber oder herüber zu weichen, das genauſte Maaß zu halten in jedem Ding; ſo dürft' eln ſolcher zur Bewürkung wichtiger Veränderungen nicht allezeit taugen. In ſeiner ſtillen einfältigen Hoheit, wofür ſo wenige ſeinen Sinn genug haben, mögt' er unbemerkt herumwandeln; und ob ein Edler ihn fänd', ihn aus ſeiner Dunkelheit hervorzög, und dem Volke wies, ſo wäre der Fingerzeig umſonſt. Er verlöhre ſich bald wieder unter den Uebrigen. Der Eine, der am Flügel der Kriegsreyhen ſeinen Gefährten in ihren Waffenübungen zum Muſter dienen ſoll, wozu hälf' er, wenn er nicht durch ſtärkere Bewegungen, ſtärker als ſie für ihn allein nöthig wären, ſich vor den andern auszeichnete? Seine Gefährten ſchauen auf ihn, und bey der Menge wird der Zweck des Anführers erreicht.

Von der erſten Jugend des Genfer Bürgers läßt ſich aus einem paar Stellen ſeiner Schriften nur wenig errathen. (*) Mit tiefem Gefühl, mit reitzbaren Sinnen, glühender Einbildungskraft, und einem Herzen ohne Falſch gieng er in die Welt, und gab dem Geſchicke, von dem er an Gütern nicht viel empfangen hatte,

(*) Man weiß, daß Rouſſeau eine Lebensbeſchreibung von ſich in der Handſchrift aufbewahrte, die erſt nach ſeinem Tode, und nach dem Abſterben gewiſſer darinn vorkommender Perſonen bekannt gemacht werden ſollte. Dieſe Handſchrift wurde ihm vor kurzem entwendet.

hatte, sich preis. Er wurde gelockt und folgte, bis er um alles betrogen war, um sein Vaterland, um seine Religion, um die Achtung besserer Menschen, und um das Zutrauen zu sich selbst. Doch bedurfte lezteres nur der Stimme eines Freundes, so war es wieder gewonnen; denn er hatte das Elend erdulten gelernt, aber nicht die Schmach; war der Verzweiflung an Wahrheit nahe gekommen, aber in ihr nicht sicher worden, und tief in seinem Herzen schlummerte noch Liebe. Die Freundesstimme kam, und mit ihr zu dem Verlaßnen neuer Muth, Ahndung eines reinern Lebens, Hofnung und Kraft, Glauben an Gott und an Menschen; ihm gieng fernher ein Licht auf; das erhellte nicht alle Schatten neben ihm; aber es verkündigte den Anbruch eines schönern Tages voll Klarheit. Des Lichtes wurd' er froh; und erwachte Liebe vollendete das Werk. Hat einer sich von der Tugend verlohren, sich von ihrer Seligkeit verirrt, und viel gelitten, viel gerungen; dann sie wieder erlangt; so hält er fester an ihr, und wacht, und argwöhnt überall einen Feind. Ihn haben Engelsgesichter ins Elend gesungen; aus den friedlichsten Büschen sind Harpyien herbeygeflogen, giftigen Unrath zu werfen auf sein Mahl. Immer und immer getäuscht, erkennt er den Werth dessen was nicht täuschen kann, und umfaßt es mit ganzer Seele. Rousseau nahm zum Wahlspruch: das Leben für die Wahrheit! So kehrt' er von seinen Verirrungen zurück. Seine Religion und sein

Va-

Vaterland, nach welchem er ſich vergebens ſehnte, wurden ihm theurer als je.

Mit wißbegierigem, tiefem, ſcharfem Geiſt hatt' er viel geleſen, doch mehr in Menſchen als in Büchern geforſcht; in berühmten Werken der Neuern manches gefunden, das in alten, bereits vergeßnen, weit beſſer ſtand; hatte geprüft, berichtigt, und ſelber entdeckt, ohne daß er dem Drang, ſolches mitzutheilen, ſich bisher überlaſſen. Nun gab die Akademie zu Dijon eine Preisfrage auf, betreffend den Einfluß der Künſte und Wiſſenſchaften auf die Sitten; und nun konnte Rouſſeau jenem Drang nicht länger widerſtehen. Er wußt' aus eigner Erfahrung, wie mit ächter Tugend die Einfalt ſo nahe verwandt ſey; wußt' aus der Geſchichte, wie Künſte und Wiſſenſchaften oft der Ueppigkeit die Hand bieten; war in Italien geweſen, auf dem Grabe ſo vieler Römiſchen Philoſophen, Redner und Dichter, bey den Ueberbleibſeln der aus Griechenland dahin gebrachten Kunſt, aber auch zwiſchen den Trümmern einer in Kurzem durch Wolluſt zerſtöhrten Herrlichkeit. In prächtigen Tempeln hatt' er Heilige von Raphael und Guido geſehen, und Büberey in den Häuſern derer, welche die Tempel bedienten. Voll hiervon, konnt' er, ohne ſonderbar ſeyn zu wollen, eine ſonderbare Antwort auf die Frage der Akademie ſchreiben.

Das Gerücht davon erſcholl in alle Gegenden von Europa, worinn Gelehrte wohnen. In dem Aufſatze

war die mächtige Beredsamkeit eines Mannes, der anfänglich für sich, nicht für andre lernte, und welchem es jezt, da er lehrte, nicht um Worte, sondern um Sachen zu thun war. Sein Geist schmiegte sich nicht in die gewöhnliche Sprache hinein, sondern bildete sich eine, so wie er sie brauchte, frey und kühn, ihm eigenthümlich wie sein Gedankensystem. Eine gewisse Macht über die Geister, mit Wohlwollen vereint, ist Wonne der Gottheit; und wer seine Lust hat an großen, schönen Seelen, wie sollte dem nicht ein Zeugniß vieler Edlen gefallen, daß er unter großen, schönen Seelen eine Stelle verdiene? Rousseau, der ungeachtete Fremdling, erwarb sich Ruhm, und sah einen weiten Kreis für sich offen, darinn zu würken. Er schrieb weiter. Eine neue Preisaufgabe derselben Akademie, welcher er die vorige beantwortet hatte, veranlaßte ihn über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen nachzudenken, und zu forschen: ob solche im Rechte der Natur gegrundet sey? Rousseau hielt den wilden und den gesitteten Menschen gegeneinander. Mein und Dein, Vermehrung des erstern, Reichthum, daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit, sah er für die Quelle des tausendfachen Elends, der unzählichen Verbrechen an, die nur in policierten Staaten gefunden werden. Voll Unmuths darüber, daß diejenigen Bande, welche man zu rühmen pflegt, als vereinigten sie uns zu gegenseitiger Hülfe, die mehrsten zu Boden drückten; daß selten innerer Werth, gemeiniglich äußere zufällige Vortheile den

Rang

Rang in der Gesellschaft anwiesen; daß der Vornehme den Geringern, wie er selbst in seiner Niedrigkeit empfunden, so geringschätzte, der Gewaltige ganze Völker seiner Leidenschaft aufopferte; voll Eckels vor dem falschen, geborgten, gleißenden Wesen der sogenannten großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spott wurde, sagt' er zu seinen Brüdern: Kommt in die Wälder, und werdet Menschen! u. s. w. Liebe zum Sonderbaren braucht' es nicht; es konnt' ehrliche Laune seyn, worinn er zu weit gieng, aber ohne welche das, was er seinen Zeitgenossen wahrhaftig nützliches predigt, minder nachdrücklich geworden wäre. Bald darauf beschuldigten ihn die Franzosen: Er hab' ihre Sprache der Musik unfähig erklärt, gegen Schauspiele geeifert, und selber Französische Opern und Komödien gemacht. Beydes hatt' er gethan. Warum aber sollt' er, ungeachtet der ersten Behauptung, nicht in einem kleinen Singspiele versuchen, in wie weit man die Schwierigkeiten desselben zu erleichtern vermögte, zumal da die Pariser vor wie nach überall ihre Ariettes trillerten? Warum sollt' er nicht etwas in Form eines Lustspiels herausgeben, ob er gleich das Theater, welches er großen verdorbnen Städten als eine heilsame Zerstreuung empfahl, den kleinern oder weniger verdorbnen für nachtheilig hielt?

Noch stritten Autoren und Weltleute mit und über Rousseau: da erschien seine Julie, vor welcher er ganz unschuldige Mädchen warnte! Unter ganz unschuldigen

Mäd-

Mädchen verſtand er diejenigen, die nie einen Roman geleſen hätten, in deren Phantaſie kein Funke von Leidenſchaft gefallen wäre; die nichts wüßten, nur Ahndung trügen in ihrem lautern, für beſchränkte häusliche Freuden wöhnlichen Herzen. Dieſen verbot er auch ſeinen Roman. Julie und ihr Liebhaber, wohnend am Fuße der Alpen, horchend auf die Stimme der Natur, da wo ſie vom hohen Gipfel herunterſpricht in eigenſter Majeſtät; beyde voll wahren, warmen Gefühls, der Liebe voll, die vom Himmel in auserwählte Seelen kömmt, und bleibt, und duldet, bis ſie mit ihnen dahin zurückkehrt, von wannen ſie ausgieng; Julie und ihr Liebhaber machten in Frankreich, wo die Liebe leichtſinnig um den Putztiſch flattert, und in der Schweiz, wo Jungfräulichkeit noch etwas heiliges iſt, in jedem Land einen verſchiednen, in beyden zugleich einen ſtarken Eindruck. Wer das Buch las, fühlte ſein Herz ſchlagen. Er fühlte, wie Menſchenherz ein ſchwaches Ding, aber ohne daſſelbe keine Wonne des Lebens ſey.

Rouſſeau hatte vor allen ſeinen Schriften ſich einen Bürger von Genf genannt, weil er ſtolz auf dieſen Geburtsort war; in der lezten gedacht' er mit der zärtlichſten Anhänglichkeit ſeines Vaterlandes, und pries auf eine rührende Weiſe die Religion deſſelben. Ihm ahndete nicht, was er von den Einwohnern eben des Landes, und von den Dienern eben der [illegible]len würde leiden müſſen.

Für

Für einen denkenden Kopf und für ein liebendes Herz ist wohl nichts trauriger und zugleich empörender, als zu sehen, wie die beste Religion, die auf dem Erdboden war, von dem größten Theil ihrer Anhänger verkannt und gemißbraucht wird. Ihre Anhänger rühmen sich eines Gesandten Gottes an sie, dessen Lehre, so wie sein Leben in Lauterkeit und Wahrhaftigkeit der Seele, in thätigem Wohlwollen, in Werken der Barmherzigkeit, in ausübender Tugend bestanden; aber die sich dessen rühmen, vernachläßigen von seiner Lehre das was mit den klarsten, einfältigsten Worten menschliche Pflichten gebeut, und verweilen bey geheimen Sprüchen, in deren Sinn, nach ihrem eignen Geständniß, die Vernunft des Weisesten nicht völlig einzudringen vermag. So bekümmern sie ebenfalls sich mehr um das Wunderbare seiner Lebensgeschichte, als sie Fleiß anwenden, ihm da zu folgen, wo er offenbar, der mildeste und erhabenste unter den Menschen, ihnen zum Vorbilde gelassen ist. So streiten sie miteinander über Meynungen und Gebräuche, feinden sich an, demjenigen zu Ehren, aus dessen Munde nie ein Fluch über Irrende kam, Strafpredigten nur auf Laster giengen, der auf jedem Hügel einen Tempel zum Beten fand, und dessen Gottesdienst helfende oder tröstende Liebe war. Je unbegreiflicher die Geheimnisse, desto wichtiger sind ihnen die Meynung darüber; diese Meynungen nennen sie Glauben; und solchen Glauben achten sie höher als das Thun. Da befriedigen sich denn viele mit der

Ver-

Verſicherung, daß ſie den rechten Glauben haben, indeß ſie die Werke hintanſetzen; andre, weil ſie an dieſen oder jenen Geheimniſſen, an dieſen oder jenen Wundern des Evangeliums zweifeln, ängſtigen ſich, und verlieren den Muth, die innere Kraft des Evangeliums, Frieden und Liebe, auf ſich würken zu laſſen; noch andere verwerfen, um jener Zweifel willen, die Sittenlehre der Chriſten, und weichen ab von allem Guten.

Rouſſeau hatte den mannichfaltigen Mißbrauch deſſen, was die Menſchen vorgeben, daß es ihnen am heiligſten ſey, überall geſehen; inſonderheit aber an ſich ſelbſt erfahren, welchen Nachtheil es bringe, wenn man dem Zweifler an gewiſſen hiſtoriſchen Wahrheiten, der redlich iſt, der bey Annehmung derſelben mehr gewönn' als verlöhre, wenn man dem jeden Antheil an reiner Tugend, jede gegründete Hofnung für dieſe und die zukünftige Welt abſpreche. Dazu kannte Rouſſeau eine Menge von Zweiflern, die, weil ſie nicht alles glauben konnten was ſie gelehrt waren, nichts glaubten; ohne Zuverſicht, ohne weiteres Hinausſchauen, für den Augenblick lebten, für die Luſt eines Augenblicks im Garten Gottes die herrlichſten Pflanzen verdarben, weil ſie nicht davon erwarteten, daß ſie dereinſt zum Paradies um ſie aufwüchſen. Wie konnte der Genfer Bürger mit dieſer innern feſten Ueberzeugung, mit einem für das Glück der Menſchen beſorgten Herzen, und mit dem Bewußtſeyn der Stärke ſeiner Beredſamkeit, da er ein

Chatilion.

So ſpricht, nächſt ſeinem Gruß der König von Frankreich, durch mich, mit der Majeſtät, der geborgten Majeſtät von England hier --

Elinor.

Ein ausordentlicher Eingang; geborgte Majeſtät!

König Johann.

Seyd ruhig, meine werthe Mutter; hört die Geſandtſchaft.

Chatilion.

Philipp von Frankreich nimmt im Namen und in Kraft des Rechts von deines verſtorbnen Bruders (*) Gottfried Sohn, Arthur's Plantagenet, rechtmäßigen Anſpruch an dieſe

(*) Geoffroi Plantagenette, Sohn des Grafen von Anjou, bekam durch ſeine Vermählung mit König Heinrich des 1ſten von England einziger Tochter und erklarten Erbin, Matthilde, ein Recht an die Crone von England, wozu ſein alteſter Sohn nachmals unter dem Namen Heinrichs des 2ten wirklich gelangte. Heinrich der 2te vereinigte alſo mit der Crone von England Anjou, Poitou, Touraine und Maine, und durch ſeine Vermahlung mit Eleonor, Erbin von Aquitanien, (die von ihrem erſten Gemahl Louis le Jeune von Frankreich, wegen Untreue verſtoſſen worden,) auch das Herzogthum Aquitanien. Seinen älteſten Sohn Gottfried (von welchem hier die Rede iſt,) vermählte er mit Conſtantia, Tochter und Erbin von Conan Grafen von Bretagne; die Crone hingegen kam nach Heinrichs Tod an ſeinen jüngern Sohn Richard Cœur de Lion. Nach deſſen Abgang bemeiſterte ſich Johannes ſine Terra, deſſen Geſchichte dieſes Stük enthält, zum Nachtheil Arthurs, des hinterlaßnen Erben ſeines ältern Bruders Gottfrieds von Bretagne, der Crone, und der von Heinrich dem 2ten derſelben einverleibten Franzöſiſchen Beſitzungen; und der darüber zwiſchen ihm und dem König Philippe Auguſte entſtandne Krieg macht den Anfang dieſes Trauerſpiels.

Buch über die Erziehung schrieb, (*) hiervon schweigen? Im Emile sonderte er die speculativen Wahrheiten der Religion von denen ab, deren Einfluß auf unser Leben niemand läugnen wird. „So bald Ihr mit unbefangner Seele den Schriften des Evangeliums Euch „nähert, so werdet ihr die Majestät derselben empfinden. Der, welcher es verkündigt, war gewiß kein „Betrüger, und die von ihm zeugten, waren es auch nicht. „In seiner Lehr, in seinem Leben ist er mehr als alle die „vor ihm waren, und sein Tod ist der Hingang eines in „Menschheit gehüllten Gottes. Zugleich aber findet Ihr „in eben den Schriften Dinge, welchen die Vernunft wi„derspricht. Könnt Ihr die Schwierigkeit nicht lösen, so „grübelt nicht, sondern bleibt in einem heiligen Zweifel; „demüthigt Euch vor der höchsten Weisheit, und bittet, „daß sie Euch erleuchte. Seyd desto eifriger und getreuer „in Erfüllung alles dessen, was jede redliche Seele dar„inn für wahr und gut erkennen muß. Ein unfreywilliger „Irrthum des Verstandes wird Euch nicht auf ewig un„glücklich machen; Ihr werdet nach Euren Thaten ge„richtet werden.„ Dies ist der Inbegriff dessen, was Rousseau zuerst seine Julie auf dem Sterbebette, nachher seinen Vikar aus Savoyen im Emile sagen läßt.

Kaum

(*) Welche Veränderung im Erziehungswesen der Emil in allen gesitteten Staaten von Europa bewürkt, und wie er Epoche in der Geschichte der Menschheit gemacht, ist bekannt. Ich dehne mich hierüber nicht aus, weil mein Zweck nicht ist, etwas zu sagen, das bloße Lobrede auf Rousseau wäre.

Kaum war das Glaubensbekenntniß des leztern abgedruckt, so ergieng in Paris, wo der Verfaſſer damals wohnte, gegen ihn ein Verhaftungsbefehl. Er entwich, und hoffte Zuflucht bey ſeinen Landsleuten. Hier drohte man ihm, wie dort, mit Gefängniß und Schmach. Der Erzbiſchof von Paris verfolgte ihn mit einem Hirtenbrief, und nannte ihn einen Gottloſen, einen Verführer. Rouſſeau antwortete ihm mit der Ehrfurcht, welche dem Höheren gebührte; aber auch mit der Kühnheit eines Mannes, der im Dienſte der Wahrheit jedem gleich iſt, und, entſchloſſen für die Wahrheit zu ſterben, vor keinem ſich fürchtet. Er antwortete: daß nicht er der Gottloſe ſey; die Gottloſen ſeyn diejenigen, die ſich Gottes Gericht anmaßen. Darauf fragte er: Ihr guten, unſchuldigen Herzen! hab' ich Euch verführt?

Nirgend ſicher, begab ſich Rouſſeau nach Motier-Travers, einem Dorf in der Grafſchaft Neuchatel, unter den Schutz des Königs, deſſen Geiſt zu groß und zu hell iſt, um in ſeinem Gebiete kleinen lichtſcheuen Geiſtern einige Macht über den forſchenden Weiſen zu laſſen. Der vertriebne Bürger von Genf fand in dieſer Freyſtätte was er wünſchte, und Glückſeligkeit in dem Gedanken, hier unangefochten, ſein von unheilbarer Krankheit (*) und beſchwerlichem Alter gedrücktes Leben im Stillen zu endigen. Von jezt an ſollte ſeine Feder ruhen, damit er Keines Frieden ſtöhrte, und ſeinen

(*) Von Steinſchmerzen.

eignen ſich erhielt. Da er ſeit den Kinderjahren nie unter Proteſtanten gewohnt hatte, ſo war die Vereinigung mit denſelben ihm deſto ſüßer. Ihm gefiel der einfältige Gottesdienſt, er beſuchte fleißig den Tempel des Orts, erbaute ſich und andre, gewann die Freundſchaft des Predigers und die Liebe der ganzen Gemeine. Um ſo nah als möglich mit dieſem Häufchen guter Leute verbrüdert zu werden, verlangte, er um ſo viel ſehnlicher eine Handlung zu verrichten, die an ſich ſelbſt ihm heilig und tröſtlich ſchien. Er bat um Zulaſſung zur Communion, und die wurd' ihm gewährt. Als er ſeiner ländlichen Einſamkeit und des herzlichen Umgangs mit ſeinen Glaubensverwandten recht froh zu werden anfieng; da machten ſeine Freunde zu Genf es ihm zur Pflicht, ſie und ſich gegen die ſchmählichen Vorwürfe zu vertheidigen, durch welche die dortigen Geiſtlichen, ſogar von der Kanzel, ſeinen Namen zum Greuel zu machen ſuchten. Zugleich begehrten eben die Freunde, daß er das ungeſetzmäßige Verfahren des Genfer Senats in ſeiner Sache, wie einen Eingriff in die Rechte freyer Bürger darſtellte. Rouſſeau war zu allen Zeiten ein Lobredner der Freyheit geweſen, hatte ſeine Mitbürger wegen der ihrigen glücklich gepriesen, bevor er vermuthen konnte, daß ſeine perſönlichen Angelegenheiten in einem beſondern Fall ihn zur Verfechtung derſelben bewegen würden. Er gab die berüchtigsten Briefe heraus, geſchrieben vom Berge.

Die Lauterkeit der Abſichten, in dem, welcher die Briefe ſchrieb, und in denen, welche dagegen wüteten, wollen wir Ihm zur Beurtheilung heimſtellen, der da recht richtet.

Unterdeſſen blieb Rouſſeau mit ganzer Seele ſeiner Gemeine zugethan, bekannte ſich feyerlich zur Proteſtantiſchen Chriſtlichen Kirche, und begehrte wiederum das Abendmahl, über deſſen Verſattung man ihm Schwierigkeiten machte.

Viele Geiſtliche zu Genf und an andern Orten beunruhigten den Prediger zu Motier-Travers um ſeiner Verträglichkeit willen. Endlich gab dieſer nach, entfernte ſich von Rouſſeau; und die Gemüther der Gemeine kamen in Aufruhr.

Am Abend eines Buß- und Communiontages lief man zum Hauſe von Rouſſeau, und warf nach deſſen Fenſtern mit Steinen. An den folgenden Tagen wurd' er vom Pöbel verfolgt und geſchimpft. Dennoch gieng er ohne Begleiter und ohne Waffen in den Feldern umher. An ſeine Perſon wagte ſich niemand. Zulezt erbrach man in einer Nacht ſeine Thür, und ein groſſer Stein fiel nahe bey ſeinem Bette nieder.

Rouſſeau, der von Schmerzen entkräftete, betagte Mann, auf deſſen Sitten auch ſeine gewiſſenloſeſten Feinde nicht den entfernteſten Verdacht bringen konnten; welchem jeder das Zeugniß geben mußte: Er ſey

von Anfang bis zu Ende seines dortigen Aufenthalts ein Muster der Bescheidenheit und Mäßigung, ein Vater der Unglücklichen, ein Bruder seiner Nachbarn, ein Verpfleger der Nothdürftigen gewesen, mit denen er sein Bißchen Armuth redlich getheilt habe; Rousseau, welcher den Aeltesten eines unweit gelegenen Dorfs, die eine sichere Wohnung unter sich ihm anboten, weil sie glaubten, daß er ihnen Segen brächte, um ihrer eignen Ruhe willen das Anerbieten zurückgab, mußte von neuem flüchten, und hatte nicht, wohin er sein Haupt legte.

Die Obern eines teutschen Cantons der Schweiz, von denen er Schonung erwartete, geboten ihm in der rauhsten Jahrszeit binnen kurzer Frist ihr Land zu räumen. Er bat umsonst um eine kleine Verlängerung dieser Frist, umsonst um ein Gefängniß, wo er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Gesellschaft, nur ungequält, dem Tod entgegen harren dürfte. Man trieb ihn von sich, überließ ihn der Gefahr, unterwegens umzukommen.

Seine Freunde bewürkten ihm einen freyen Geleitsbrief nach Paris, wo die Philosophen, die zu viel Herz und zu vielen Glauben an ihm fanden, eben so grausam seiner spotteten, als die Geistlichen ihn verfolgt hatten. Einen Mann von so anerkanntem Genie, der einen Gott, eine Vorsehung und Unsterblichkeit lehrte, mogten sie nicht unter sich dulden. Billiger gegen ihn

war der Englische Philosoph Hume, der ihn mit in sein Vaterland nahm. Rousseau näherte sich der Brittischen Küste, schöpfte die reinere Luft, betrat mit Jubel den Boden der Freyheit, fiel seinem Retter um den Hals, und begleitete ihn nach London. In London empfieng man ihn mit aller der Schwärmerey, deren jene Nation fähig ist. Die Engelländer drängten sich ihn zu sehen; die Damen trugen sein Bild auf ihren Armbändern.

Hume war ein guter, aber äusserst kalter Mann, der Rousseau's Enthusiasmus nicht begriff, und dessen Wärme nicht erwiedern konnte. Rousseau, der ihn wie seinen einzigen treuen Gefährten in dieser Welt ansah, betrübte sich über Humens Gleichgültigkeit. Von allem, was er umfassen wollte, weggestossen, auf so mancherley Weise betrogen; mit einer durch die schmerzhaftesten Erfahrungen schwarz und Menschenfeindlich gewordnen Phantasie, macht' er sich allerhand Schreckbilder, welche seinem Freunde lächerlich dünkten. Die Leichtigkeit, womit dieser ihm solche Gespenster-Erscheinungen ausreden wollte, gab jenem Verdacht, und einige von leichtfertigen Engelländern ausgestreute launichte Blätter gegen den aus Frankreich und der Schweiz vertriebnen Weltweisen bestärkten ihn darinn. Mißmüthig, verzweifelnd an Rechtschaffenheit und an Freundschaft, gieng er weg aus dem Lande, das er als seine letzte Zuflucht angesehen hatte. Er kehrte unter einer stillschweigenden Vergünstigung nach Paris zu-

rück, wurde anfänglich vom neugierigen Volk' überall umringt, nachher nicht mehr bemerkt, sonderte je mehr und mehr von der Gesellschaft sich ab, ernährte sich zum Theil mit Noten-Schreiben, und sammelte Kräuter.

„Seit einiger Zeit: erzählt das Pariser Journal vom sechsten dieses Monats: war Rousseau Willens, Paris zu verlassen; aber auf inständiges Bitten seiner Freunde hat er gegen Ende des lezten Mays ein kleines Haus bezogen, welches dem Marquis von Girardin, Herrn von Ermenonville gehört, und sehr nah an dessen Schloße gelegen ist. Verwichenen Donnerstag, am zweeten dieses, hatt' er Morgens um neun Uhr, bey seiner Wiederkunft vom Spaziergang, einen Anfall von Schlagfluß, an dem er nach drittehalb Stunden verschied.

Sein Leichenbegängniß besorgte der Marquis von Girardin. Der Körper wurde einbalsamiert, in einen bleyernen Sarg verschlossen, und den nechstfolgenden Sonnabend, den vierten dieses, innerhalb dem Park von Ermenonville, auf der sogenannten Pappel-Insel beerdigt, in die Mitte des Teichs, welcher der kleine See heißt, und dem Schloße gen Süden liegt. Ueber ihm ist ein ausgeschmücktes, ohngefähr sechs Fuß hohes Grabmal errichtet. Er wurde gebohren den acht und zwanzigsten Juny 1712.„

Wohl ihm, welchem es aufbehalten war, in seinem Eigenthum der Asche dieses Mannes ein Stückchen Erde zu schenken, ihm auf angeerbtem Boden ein Denkmal zu setzen, und beydes seinen Blutsfreunden, vielleicht seinen Kindern zu hinterlassen! Ich kann nichts für seinen Schatten thun, als öffentlich bekennen, daß er mich in seinen Schriften der Natur näher führte, meinem Herzen die reinsten Gefühle gab, meinem Geist empor half, und einen Himmel voll Liebe mich ahnden ließ. Im Innersten der Seele hab' ich ihn betrauert, und betraure ihn noch, wenn ich in dieser ländlichen Gegend, zu der Zeit, da rings um mich alles schläft, unter meinem Fenster den Bach rauschen, die Blätter lispeln hör', in die Nacht seh, und mich hinwünsche zu seinem Grab' auf die Pappel-Insel.

Armer! Bin ich werth um dich zu weinen,
hier im fernen teutschen Vaterland;
o so laß mich! — Armer! von den Deinen,
als du Wahrheit suchtest, fortgebannt!
Ausgehöhnt vom stolzen Atheisten,
weil du Glauben trugst in deiner Brust,
und verfolgt vom Priester unter Christen,
gleich als wär Verfolgen Engels-Lust!
Ach! gehöhnt, weil dir ein Leben ohne Reue
für dein Elend künft'gen Trost verhieß;
ach! verfolgt, weil ohne Lieb' und Treue
man umsonst dir seinen Glauben pries!
Konntest nicht den bittern Lohn verschmerzen
von dem Volke, dem du wohlgethan;
giengst hinweg mit deinem Bruder-Herzen,

Giengst allein auf deiner Dornen-Bahn.
Armer, guter! schlafe jetzt in Frieden,
wo kein Priester dich, kein Gottes-Läugner drängt;
guter, Edler! Bist dahin geschieden,
wo die Einfalt ihre Cron' empfängt,
wo dem Märtyrer aus allen Himmels Lichtern
sein errunaner Glanz entgegen scheint,
Lieb' und Ruh in allen Angesichtern
um den hier Verstoßnen sich vereint. —

Unter jene Bäume will ich wallen,
wo, von Menschen weit, dein Lager sanfter ist:
O, da werden blut'ge Thränen fallen
ums Jahrhundert, wenn es dich vergißt!

Pempelfort, bey Düsseldorf,
den 26. Jul. 1778.

J. J. Jacobi.

III.

Die Abderiten.

18.

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomophylax von Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als an einen Abwesenden appellierte — in eigner Person dastand. Aber wer konnte sich auch eines solchen Streichs vermuthen seyn? Was, zum — hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblick, wo man lieber einen

Wolf

Wolf geſehen hätte als ihn! Wär er, wie man doch natürlicher Weiſe glauben mußte, zu Athen geweſen, wo er hin gehörte — nun ſo wäre alles ſeinen ordentlichen Weg gegangen. Der Nomophylax hätte ſeine Compoſition mit einem hübſchen Briefe begleitet, und ſeinem Namen alle ſeine Titel und Würden beygefügt. Das hätte doch würken müſſen! Euripides hätte eine urbane attiſche Antwort gegeben; Gryllus hätte ſie im ganzen Abdera leſen laſſen, und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden ſtreittig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naſeweiſe kritiſche Fremde, der ihm ſo friſch ins Geſichte geſagt hatte — was in Abdera niemand einem Nomophylax ins Geſichte ſagen durfte — Euripides ſelbſt war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann, wie er, ſich nicht gefaßt gehalten hat, und die vermögend wären, jeden andern als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomophylax wußte ſich zu helfen; indeſſen betäubte ihn doch der erſte Schlag auf einen Augenblick. Euripides? rief er, und drey Schritte zurück; und „Euripides!„ riefen im nemlichen Augenblick, der politiſche Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beyden jungen Herren und alle Umſtehenden, indem ſie ganz erſtaunt hin und her guckten, als ob ſie ſehen wollten, aus welcher Wolke Euripides ſo auf einmal mitten unter ſie herabgefallen ſey.

dirſe ſchöne Inſel, an Irrland, Poitiers, Anjou, Touraine und Maine, und begehrt von dir, daß du das Schwerdt niederlegeſt, das einer unrechtmäßigen Herrſchaft über dieſe verſchiednen Titel ſich anmaſſet, und ſolches dem jungen Arthur einhändigeſt, deinem Neffen und rechtmäßigen ſouverainen König.

König Johann.

Und was folget, wenn wir uns deſſen weigern?

Chatilion.

Der ſtolze Widerſpruch eines blutigen Kriegs, dir mit Gewalt die Rechte abzudringen, die du gewaltthätiger Weiſe vorenthältſt.

König Johann.

Hier haben wir Krieg um Krieg, Blut, um Blut und Widerſpruch um Widerſpruch; antwortet das dem König von Frankreich.

Chatilion.

So nimm dann die Kriegs-Erklärung meines Königs aus meinem Munde, den lezten Auftrag meiner Geſandtſchaft.

König Johann.

Bring ihm die meinige zurük, und ſo ſcheid' im Frieden; denn eh du berichtet haben kanſt, daß ich kommen werde,

Der Menſch iſt nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überraſcht wird, an die er nur nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das ſollte Euripides ſeyn? Der nemliche Euripides, von dem die Rede war? Der die Andromeda gemacht? An den der Nomophylax zu ſchreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politiſche Rathsherr war der erſte, der ſich aus dem allgemeinen Erſtaunen erhohlte. Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, rief er; beym Kaſtor! ein glücklicher Zufall, Herr Nomophylax! ſo brauchen ſie ihre Muſik nicht abſchreiben zu laſſen, und erſparen einen Brief.

Der Nomophylax fühlte die ganze entſcheidende Wichtigkeit des Moments, und wenn der ein großer Mann iſt, der in einem ſolchen fatalen Augenblick auf der Stelle die einzige Parthey ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; ſo muß man geſtehen, daß Gryllus eine ſtarke Anlage hatte ſo ein großer Mann zu ſeyn. „Euripides! rief er — „Wie? Der Herr ſollte ſo auf einmal Euripides worden ſeyn? „Hä, hä, „hä! Der Einfall iſt gut! Aber wir laſſen uns hier „in Abdera nicht ſo leicht Schwarz für Weiß geben. —

Das wäre luſtig, ſagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinen Namen ſtreitig machen laſſen müßte.

Verzeyhen Sie, mein Herr, fiel der Sykophant des Thraſyllus ein, nicht das Recht an ihren Namen, ſondern das Recht ſich für den Euripides auszugeben auf den der Nomophylax provocierte; Sie können Euripides heiſſen, aber ob Sie Euripides ſind, das iſt eine andere Frage. —

Meine Herren, ſagte der Fremde, ich will alles ſeyn was ihnen beliebt, wenn ſie mich nur gehen laſſen wollen. Ich verſpreche ihnen, mit dieſem Schritte gehe ich den geradeſten Weg, den ich finden werde, zu ihrem Thore hinaus, und der Nomophylax ſoll mich — komponieren, wenn ich in meinem Leben wieder komme.

„Nä, nä, nä, rief der Nomophylax, das geht ſo „hurtig nicht; der Herr hat ſich für den Euripides „ausgegeben, und nun, da er ſieht, daß es Ernſt gilt, „tritt er auf die Hinterbeine — Nä! ſo haben wir nicht „gewettet! Er ſoll nun beweiſen, daß er Euripides iſt, „oder — ſo wahr ich Gryllus heiſſe —

Erhitzen Sie ſich nicht, Herr Kollege, ſagte der politiſche Rathsherr: ich bin zwar kein Phyſiognomiſte; aber der Fremde ſieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides ſeyn könnte, und ich wollte unmaasgeblich wohl rathen, piano zu gehen.

Mich wundert, fieng einer von den Umſtehenden an, daß man hier ſo viel Worte verliehren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entſchieden ſeyn könnte. Da, oben über dem Portal, ſteht ja die Büſte des

Euri-

Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter als zu ſehen, ob der Fremde der Büſte gleich ſieht?

Bravo, bravo, ſchrie der kleine dicke Rathsherr; das iſt doch ein Wort von einem geſcheidten Manne, ha, ha, ha! die Büſte! das iſt gar keine Frage, die Büſte muß den Ausſpruch thun — wiewohl ſie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!

Die umſtehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halſe über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles was Füße hatte dem Portale zu. Der Fremde ergab ſich mit guter Art in ſein Schickſal, ließ ſich von vorn und hinten betrachten, und Stück vor Stück mit ſeiner Büſte vergleichen ſo lange ſie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu ſeinem Vortheil ausfallen; denn beſagte Büſte ſah jedem andern Menſchen oder Thiere ähnlicher als ihm.

Nun, ſchrie der Nomophylax triumphierend — was kann der Herr nun zu ſeinem Vorſtand ſagen?

Ich kann etwas ſagen (verſezte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu beluſtigen anfieng) woran von Ihnen allen keiner zu denken ſcheint: wiewohl es eben ſo wahr iſt als das Sie — Abderiten, und ich Euripides bin.

„Sagen, Sagen! grinßte der Nomophylax; man „kann freylich immer ſagen, hä, hä, hä! Und was „kann der Herr ſagen?„

Ich

Ich ſage, daß dieſe Büſte dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich ſieht.

Nein, mein Herr, rief der dicke Räthsherr, das müſſen Sie nicht ſagen! Die Büſte iſt eine ſchöne Büſte; ſie iſt von weiſſem Marmor wie ſie ſehen, Marmor von Paros, ſtraf mich Jupiter! und koſtet uns hundert baare Dariken (*) Species, das können Sie mir nachſagen. Es iſt ein ſchönes Stück, von unſerm Stadtbildhauer — einem geſchickten berühmten Mann; er nennt ſich Moſchion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! Und, wie geſagt, alle Fremden, die noch zu uns gekommen ſind, haben die Büſte bewundert! Sie iſt ächt, das können Sie mir nachſagen! Sie ſehen ja ſelbſt, es ſteht mit groſſen goldnen Buchſtaben drunter ΕΥΡΙΠΙΔΕΣ —

Meine Herren, ſagte der Fremde, der alle ſeine angebohrne Ernſthaftigkeit zuſammennehmen mußte, um nicht auszuberſten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

Von Herzen gern, riefen die Abderiten.

Geſezt, fuhr jener fort, es entſtünde zwiſchen mir und meiner Büſte ein Streit darüber, wer mir am ähnlichſten ſehe — wem wollen ſie glauben, der Büſte oder mir?

Das iſt eine curiöſe Frage, ſagte der Abderiten einer, ſich hinter den Ohren kratzend — Eine captiöſe Frage,

(*) Eine damals curſirende Perſiſche Goldmünze.

Frage, beym Jupiter! rief ein andrer; nehmen Sie Sich in Acht was Sie antworten, Hochgeachter Herr Rathsherr!

Iſt der dicke Herr ein Rathsherr dieſer berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — ſo bitte ich ſehr um Verzeyhung; ich geſtehe, die Büſte iſt ein ſchönes glattes Werk, von ſchönem Pariſchen Marmor — und wenn ſie mir nicht ähnlich ſieht, ſo kömmt es wohl bloß daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büſte ſchöner gemacht hat, als die Natur mich. Es iſt immer ein Beweis ſeines guten Willens, und der verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieſes Kompliment that einen großen Effekt; denn die Abderiten hatten's gar zu gerne, wenn man fein höflich mit ihnen ſprach. „Es muß doch wohl Euripides ſelber ſeyn, murmelte einer dem andern ins Ohr, und der dicke Rathsherr ſelbſt bemerkte, bey nochmaliger Vergleichung der Büſte mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich ſähen.

Zu gutem Glück kam der Archon Onolaus und ſein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal geſehen, und öfters geſprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine ſo unverhofte Zuſammenkunft, und ſeine poſitive Verſicherung, daß der Fremde würklich der berühmte Euripides ſey, hieb den Knoten auf einmal durch, und die Abderiten verſicherten nun einer den andern: ſie hätten's ihm gleich beym erſten Blick angeſehen.

Der

Der Nomophylax, wie er ſah, daß Euripides gegen ſeine Büſte recht behielt, machte ſich ſeitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummelte er zwiſchen den Zähnen vor ſich her: wozu brauchte es aber auch ſo hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er ſich mir nicht präſentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung bekommen!

Der Archon Onolaus, der in ſolchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte, lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gaſtrecht bey ihm zu nehmen, und bat ſich zugleich von dem politiſchen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus; welches beyde mit vielem Vergnügen annahmen. „Dacht ich's nicht gleich, (ſagte der dicke Rathsherr zu einem der Umſtehenden) der leibhafte Euripides! Bart, Naſe, Stirne, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleichers ſehen! Wo doch wohl der Nomophylax ſeine Sinnen hatte? Aber, — ja — ja, er mochte wohl ein Bischen — Hm! Sie verſtehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Baſta! Deſto beſſer daß wir den Euripides bey uns haben! Was ich ſage, ein feiner Mann, beym Jupiter! und der uns viel Spaß machen ſoll! — Ha, ha, ha! —„

19.

So möglich es an ſich ſelbſt war, daß ſich Euripides zu Abdera befinden konnte, und eben ſo gut in dem

Augenblick, wo der Nomophylax Gryllus auf ihn provocierte, als in jedem andern — und so gewohnt man dergleichen unvermutheter Erscheinungen auf dem Theater ist: so begreiffen wir doch wohl, daß es eine andre Bewandtniß hat, wenn sich eine solche Erscheinung im Parterre ereignet; und es ist solchenfalls der Majestät der Geschichte gemäß, den Leser zu verständigen, wie es damit zugegangen. Wir wollen alles, was wir davon wissen, getreulich berichten; und sollte dem scharfsinnigen Leser demungeachtet noch einiger Zweifel übrig bleiben: so müßte es nur die allgemeine Frage betreffen, die sich bey jeder Begebenheit unter und über dem Monde aufwerfen läßt: nemlich, warum z. Ex. just von einer Mücke, und just von dieser individuellen Mücke, just in dieser Secunde — von dieser zehnten Minute — dieser sechsten Nachmittagsstunde, dieses 10ten Augusts — dieses 1778sten Jahres gemeiner Zeitrechnung, just dieses nemliche Fräulein von *** nicht ins Gesicht, nicht in den Nacken, Ellbogen, Busen, nicht auf die Hand, noch in die Ferse, u. s. w. sondern gerade vier Daumen hoch über der linken Kniescheibe gestochen worden u. s. w. — und da bekennen wir ohne Scheu, daß wir auf dieses Warum — nichts zu antworten wissen. Fragt die Götter — könnten wir allenfalls sagen, aber weil dies offenbar eine impertinende Antwort wäre, so halten wirs für anständiger, die Sache lediglich auf sich beruhen zu lassen.

Also — was wir wissen. Der König Archelaus in Macedonien, ein großer Liebhaber der schönen Künste und der — schönen Geister (wie man damals gewisse verzärtelte Kinder der Natur nicht nannte, und wie man heutigs Tages einen Jeden nennt, von dem man nicht sagen kann, was er ist) Dieser König Archelaus war auf den Einfall gekommen, ein eignes Hofschauspiel zu haben, und, vermöge einer Zusammenkettung von Umständen, Ursachen, Mitteln und Zwecken, woran niemanden mehr viel gelegen seyn kann, (*) hatte er den Euripides, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, vermocht, mit einer Truppe ausgesuchter Schauspieler und Virtuosen, Baumeister, Mahler und Machinisten mit eingeschlossen, kurz mit allem was zu einem vollständigen Theaterwesen gehört, nach Pella an sein Hoflager zu kommen, und die Direktion über die neue Hofschaubühne zu übernehmen. Auf dieser Reise war itzt Euripides mit seiner ganzen Gesellschaft begriffen; und wiewohl der Weg über Abdera weder der einzige noch der kürzeste war, so hatte er ihn doch genommen,

(*) Hier hat der V. offenbar unrecht; denn es wäre uns Itzlebenden und allen künftigen Zeiten an einer genauen Kenntnis dieser nemlichen Zusammenkettung von Umständen, Ursachen, u. s. w. sehr viel, und wenigstens soviel als an dem Quomodo irgend eines Stücks der Griechischen, Römischen, Bizantinischen, Hunnischen oder Chinesischen Geschichte, gelegen. Der V. hätte lieber schlechtweg dabey bleiben sollen, daß er sie — nicht wisse. A. d. H.

weil er Luſt hatte, eine wegen des Witzes ihrer Einwohner ſo berühmte Republik mit eignen Augen zu ſehen. Wie es aber gekommen, daß er an dem nemlichen Tage eingetroffen, da der Nomophylax ſeine Andromeda zum erſtenmale gab; davon können wir, wie geſagt, keine Rechenſchaft geben. Dergleichen A propo's tragen ſich häuffiger zu als man denkt; und es iſt wenigſtens kein größeres Mirakel, als daß z. Ex. der junge Herr von** eben im Begriff war ſeine — H*ſ*n hinaufzuziehen, als unvermuthet ſeine Nähterin ins Zimmer trat, die ſeidnen Strümpfe, die er ihr zu ſtoppen geſchickt hatte, zu überbringen, welches, wie Sie wiſſen, die Veranlaſſung zu einer zufälligen Begebenheit war, die in ſeiner hohen Familie wenigſtens eben ſo große Bewegungen verurſachte, als die unvorbereitete Erſcheinung des Euripides in dem Abderitiſchen Parterre. Wer ſich über ſo was wundern kann, muß ſich nicht viel auf die ΔAIMONIA verſtehen, wie eben dieſer Euripides ſagt.

Uebrigens, wenn wir ſagten, daß der König Archelaus ein großer Liebhaber der ſchönen Künſte und ſchönen Geiſter geweſen ſey, ſo muß das eben nicht ſo genau und im ſtrengſten Sinn der Worte genommen werden; denn es iſt eigentlich nur ſo eine Art zu reden, und dieſer Herr war im Grunde nichts weniger als ein Liebhaber der ſchönen Künſte und ſchönen Geiſter. Das Wahre davon war: daß beſagter König Archelaus ſeit einiger Zeit öfters Langeweile hatte — weil ihn alle

ſeine

ſeine vormaligen Amuſements, als da ſind — F** G**, H**, J**, K**, L**, M**, u. ſ. w. nicht länger amüſiren wollten. Ueberdem war er ein Herr von großer Ambition, der ſich von ſeinem Oberkammerherrn hatte ſagen laſſen, daß es ſchlechterdings unter die Zuſtändigkeiten eines großen Fürſten gehöre, Künſte und Wiſſenſchaften in ſeinen Schutz zu nehmen. Denn, ſagte der Oberkammerherr, Ew. Majeſtät werden bemerkt haben, daß man niemals eine Statue, oder ein Bruſtbild eines großen Herrn auf einer Medaille oder in Kupfer geſtochen ſieht, (*) an deſſen rechter Hand nicht eine Minerva ſtünde, neben einem Trophee von Panzern, Fahnen, Spießen und Morgenſternen — zur Linken knien immer etliche geflügelte Jungen, oder halbnackte Mädchen, mit Pinſel und Palet, Winkelmaß, Flöte, Leyer und einer Rolle Papier in den Händen, die Künſte vorſtellend, die ſich dem großen Herrn gleichſam zu Protection empfehlen; oben drüber aber ſchwebt eine Fama, mit der Trompete am Mund, anzudeuten, daß Könige und Fürſten ſich durch den Schutz, den ſie den Künſten angedeyhen laſſen, einen unſterblichen Ruhm erwerben.„ — Der König Archelaus hatte alſo die Künſte in ſeinen Schutz genommen, und demzufolge wiſſen uns die Geſchichtſchreiber ein langes und Breites davon zu erzählen, wie viel er

 gebaut

(*) In Kupfer geſtochen! Ey, ey! was das wieder ein Anachronismus iſt!

Der Schulmeiſter N. N.

ſoll Frankreich den Donner meiner Canonen hören. (*) Hinweg dann; ſey du die Trompete unſers Zorns, und das plözliche Vorzeichen euers Untergangs. Pembrok, ſorget dafür, daß er mit einem anſtändigen Geleit aus unſerm Reich entlaſſen werde; lebe wohl, Chatilion.

[Chatilion und Pembroke gehen ab.]

Elinor.

Wie nun, mein Sohn? Sagt' ich nicht immer, dieſe ehrgeizige Conſtantia werde nicht ruhen, bis ſie Frankreich und alle Welt für die Anſprüche ihres Sohns in Flammen geſezt habe? Allem dieſem hätte man zuvorkommen und in der Güte beylegen können, was nun der blutige und gefahrvolle Kampf zweyer Königreiche entſcheiden ſoll.

König Johann.

Unſer völliger Beſiz, und unſer Recht --

Elinor.

Wenn unſer Beſiz nicht kräftiger iſt als unſer Recht, ſo muß es uns beyden übel gehen; laßt euch mein Gewiſſen das ins Ohr ſagen, da es niemand hört als der Himmel, ihr und ich.

Eſſex.

Gnädigſter Herr, es iſt hier eine Streitſache, die aus der Provinz zu Eurer Majeſtät Entſcheidung gebracht wird, die

ſelt-

(*) Zu Anfang des dreyzehnten Seculi nemlich.

gebaut habe, und wie viel er auf Mahlerey und Bildhauerey, auf ſchöne Tapeten, und andre ſchöne Möbeln verwandt; und wie alles, bis auf die Commodität, bey ihm habe Hetruriſch ſeyn müſſen; und wie er berühmte Künſtler, Virtuoſen und ſchöne Geiſter an ſeinen Hof berufen habe, u. ſ. w. welches alles, ſagen ſie, er um ſo mehr that, weil ihm daran gelegen war, das Andenken der Uebelthaten auszulöſchen, durch die er ſich den Weg zum Throne, zu dem er nicht gebohren war, gebahnt hatte — wie E. E. aus Ihrem Bayle mit mehrern erſehen können.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir zu unſerm Attiſchen Dichter zurück, den wir unter einem ſchimmernden Zirkel von Abderiten und Abderitinnen vom erſten Rang, unter einem grünen Pavillon im Garten des Archon Onolaus antreffen werden.

20.

Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daß Euripides ſchon lange, wiewohl unbekannter Weiſe, bey den Abderiten in großem Anſehn ſtund. Izt, ſo bald es erſchollen war, daß er in Perſon zugegen ſey, war die ganze Stadt in Bewegung. Man ſprach von Nichts als vom Euripides. — „Haben Sie den Euripides „ſchon geſehen? Wie ſieht er aus? Hat er eine große „Naſe? Wie trägt er den Kopf? Was hat er für „Augen? Er ſpricht wohl in lauter Verſen? Iſt er „ſtolz?„ — und hundert ſolche Fragen machte man

ein-

einander ſchneller als es möglich war auf Eine zu antworten, Die Neugier den Euripides zu ſehen zog noch, außer denen, die der Archon hatte bitten laſſen, verſchiedene herbey, die nicht geladen waren: Alles drängte ſich um den guten glazköpfigen Dichter her, um zu beaugenſcheinigen, ob er auch ſo ausſehe, wie ſie ſich vorgeſtellt hatten, daß er ausſehen müſſe. Verſchiedne inſonderheit unter den Damen ſchienen ſich zu verwundern, daß er am Ende doch juſt ſo ausſah, wie ein andrer Menſch. Andre bemerkten, daß er viel Feuer in den Augen habe; und die ſchöne Tryallis raunte ihrer Nachbarin ins Ohr, man ſeh es ihm ſtark an, daß er ein ausgemachter Weiberfeind (*) ſey. Sie machte dieſe Bemerkung mit einem Ausdruck von anticipiertem Vergnügen über den Triumf den ſie ſich davon verſprach, wenn ein ſo erklärter Feind ihres Geſchlechts die Macht ihrer Reitzungen würde bekennen müſſen.

Die Dummheit hat ihr Sublimes ſo gut als der Verſtand, und wer darinn bis zum Abſurden gehen kann, hat das Erhabne in dieſer Art erreicht, welches für geſcheidte Leute immer eine Quelle von Vergnügen iſt. Die Abderiten hatten das Glück im Beſitz dieſer Vollkommenheit zu ſeyn. Ihre Ungereimtheit machte einen Fremden anfangs wohl zuweilen ungeduldig; aber ſo bald man ſah, daß ſie ſo ganz aus Einem Stücke

(*) Es iſt bekannt, daß dieſes häßliche Laſter dem Euripides, wiewohl unverdienter Weiſe, Schuld gegeben wurde.

war, und, (eben darum) so viele Zuversicht und Gutmüthigkeit in sich hatte: so versöhnte man sich gleichwieder mit ihnen, und belustigte sich oft besser an ihrer Albernheit als an andrer Leute Witz.

Euripides war in seinem Leben nie bey so guter Laune gewesen, als bey diesem Abderiten-Schmause. Er antwortete mit der größten Gefälligkeit auf alle ihre Fragen, lachte über alle ihre platten Einfälle, ließ jeden so hoch gelten als er sich selbst würdigte, und erklärte sich sogar über ihr Theater und Musikwesen so billig, daß jedermann vollkommen mit ihm zufrieden war. — Ein feiner Gast! raunte der politische Rathsherr der Dame Salabanda, die über ihm saß, ins Ohr; der tritt leise auf! — Und so höflich, so bescheiden, als ob er kein großer Kopf wäre, erwiederte Salabanda. — „Der drolligste Mann von der Welt, beym Jupiter! sagte der kurze dicke Rathsherr, beym Aufstehen von Tische; ein recht kurzweiliger Mann! Hätt's ihm nicht zugetraut, mein Seel!„ — Die Damen, die er schön gefunden hatte, waren dafür so höflich, und thaten als ob sie ihn um zwanzig Jahre jünger fänden als er war; kurz, man war ganz von ihm bezaubert, und bedauerte nur, daß man die Ehre und das Vergnügen ihn in Abdera zu sehen, nicht länger haben sollte. Denn Euripides blieb dabey, daß er sich nicht aufhalten könne.

Endlich nahm Frau Salabanda den politischen Rathsherrn und den jungen Onobulus auf die Seite.

Was

Was meynen Sie, sagte sie, wenn wir ihn dahinbringen könnten, daß er uns seine Andromeda gäbe? Er hat seine eigne Truppe bey sich. Es sollen ganz ausserordentliche Virtuosen seyn. — Onobulus fand den Einfall göttlich — „Ich hatte ihn eben selbst gehabt, sagte der politische Rathsherr, und war im Begriff es ihnen vorzutragen. Aber es wird Schwierigkeiten absetzen. Der Nomophylax —— O, dafür lassen Sie mich sorgen, fiel Salabanda ein; ich will ihm schon warm machen!

Das glaub ich gerne, Madam, daß sie das können, versezte der Rathsherr mit einem schlauen Blick; allein wir müssen vor allen Dingen den Archon sondieren. —

Für meinen Oheim steh ich, sagte Onobulus; und noch in dieser Nacht will ich unter unsern jungen Leuten eine Parthey zusammen trommeln, die Lerms genug in der Stadt machen soll.

Nur nicht zu hitzig, munkelte der politische Herr mit dem Kopf wackelnd; wir wollen uns nichts merken lassen! Erst das Terrein sondiert, und fein leise aufgetreten! das ist was ich immer sage.

„Aber, wir haben keine Zeit zu verliehren, Herr Froschpfleger, (*) Euripides geht fort — „

(*) Der Rathsherr war einer von den Fürsorgern des geheiligten Froschgrabens, welches in Abdera eine sehr ansehnliche Stelle war. Man nannte sie die Batracho-

Wir wollen ihn schon aufhalten, sagte Salabanda; er soll morgen bey mir seyn — eine Garten-Partie, und alle unsre hübschen Leute dazu eingeladen — Lassen Sie nur mich machen; es soll gewiß gehen!

Frau Salabanda paßierte in Abdera für eine gar weise Frau. Sie war stark in Politicis, und hatte großen Einfluß auf den Archon Onolans. Der Oberprieſter war ihr Oheim, und fünf oder sechs Rathsherren, die sie in ihrer Freundschaft zählte, gaben selten eine andre Meynung im Rath von sich, als die sie ihnen des Abends zuvor eingetrichtert hatte. Ueberdies stunden ihr die Liebhaber der schönen Thryallis, mit der sie in engstem Vertrauen lebte, gänzlich zu Gebot; nichts von ihren eignen zu sagen, deren sie immer eine hübsche Anzahl hatte, die auf Hofnung dienten, und also so geschmeidig waren wie Handschuhe. Ihr Haus, das unter die besten in der Stadt gehörte, war der Ort, wo alle Geschäfte vorbereitet, alle Händel geschlichtet und alle Wahlen ins Reine gebracht wurden; mit Einem Wort, Frau Salabanda machte in Abdera was sie wollte.

Euripides, ohne die mindeste Absicht Gebrauch von ihrer Wichtigkeit zu machen, hatte sich diesen Abend so gut bey ihr insinuirt (*) als ob er zum wenigsten eine

Frosch-

chorrephonten, welches zu teutsch sehr füglich durch Froschpfleger gegeben werden kann.

(*) Um Vergebung wegen des fremden Worts — es hätte eingebusemt heissen sollen.

Froschpfleger-Stelle auf dem Korn gehabt hätte. Brächte sie ein politisches Weidsprüchlein als einen Gedanken vor, so fand er, daß es eine sehr scharfsinnige Bemerkung sey: citierte sie den Simonides oder Homer, so bewunderte er ihr Talent Verse zu declamieren. Sie hatte ihn mit einigen Stellen seiner Werke aufgezogen, die ihn zu Athen in den bösen Ruf eines Weiberfeindes gesezt: und er hatte, indem er sich gegen sie und die schöne Thryallis verbeugte, versichert, daß es sein Unglück sey, nicht eher nach Abdera gekommen zu seyn. Kurz, er hatte sich so aufgeführt, daß Frau Salabanda bereit war einen Aufstand zu erregen, falls ihr mit dem politischen Rathsherrn eingefädeltes Project durch kein gelinderes Mittel hätte durchgesezt werden können.

Man säumte sich nicht, sich vor allen Dingen des Archons zu versichern, der gewöhnlich bald gewonnen war, wenn man ihm sagte, daß eine Sache der Republik Abdera zu großem Ruhm gereichen, und dem Volk sehr angenehm seyn werde. Aber, weil er ein Herr war, der seine Ruhe liebte, so erklärte er sich; er überlasse es ihnen, alles in die gehörige Wege einzuleiten; er seines Orts möchte sich mit niemand deswegen abwerfen; am wenigsten mit dem Nomophylax, der ein Grobian sey, und unter dem Volk einen starken Anhang habe. — Wegen des Volkes machen sich Ew. Herrlichkeit keine Sorge, flüsterte ihm der Rathsherr zu; das will ich durch die dritte Hand schon stimmen

lassen,

laſſen, wie wirs nur wünſchen können — „und ich, ſagte Salabanda, nehme die Rathsherren auf mich.„ — Wir wollen ſehen, ſprach der Archon, indem er zur Geſellſchaft zurückkehrte.

„Seyn Sie ruhig, ſprach die Dame zum politiſchen Rathsherrn, indem ſie ihn auf die Seite nahm: ich kenne den Archon. Wenn man ihn haben will: ſo muß man ihm nur des Abends von einer Sache ſprechen, und wenn er Nein geſagt hat, des Morgens wiederkommen, und, ohne den Mund zu verkrümmen, ſo reden als ob er Ja geſagt habe, und ihm dabey zeigen, daß man des Erfolgs gewiß iſt: ſo kann man ſich auf ihn verlaſſen wie auf Gold. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich ihn auf dieſe Art drangekriegt habe.„

Sie ſind eine ſchlaue Frau, verſezte der Herr Froſchpfleger, indem er ſie ſachte auf den runden Arm klopfte — Was Sie leiſe auftreten! — Aber man wird merken, daß wir etwas vorhaben — und das könnte nachtheilig ſeyn — Wir müſſen *piano* gehn!

In dieſem Augenblik trippelten ein paar Abderitinnen herbey, denen bald alle übrigen von der Geſellſchaft folgten, um zu hören, wovon die Rede ſey. Der politiſche Rathsherr ſchlich ſich weg.

Nun, wie gefällt euch Euripides, ſagte Frau Salabanda; nicht wahr, das iſt ein Mann?

O! ein ſcharmanter Mann, riefen die Abderitinnen.

Nur Schade, daß er ſo kahl iſt — ſezte eine hinzu; und daß ihm ein paar Zähne fehlen, ſagte die andre.

Närr-

Närrchen, deſto weniger kann er dich beiſſen, ſagte die dritte; und weil dies ein witziger Einfall war, ſo lachten ſie alle herzlich darüber.

Iſt er ſchon verheyrathet, fragte ein junges Ding, das ſo ausſah, als ob es, wie ein Pilz, in einer Nacht aus dem Boden aufgeſchoſſen wäre.

Möchteſt Du ihn etwa haben? antwortete ein andres junges Fräulein ſpöttiſch; ich denke er hat ſchon Urenkel zu verheyrathen.

O! die will ich Dir überlaſſen, ſagte jene ſchnippiſch; und der Stich war deſto weſpenartiger, weil das beſagte Fräulein, wiewohl ſie ſo jung that als ein Mädchen von achtzehn, wenigſtens ihre volle fünf und dreißig auf dem Nacken trug.

Kinder, unterbrach ſie Frau Salabanda, von dem allen iſt itzt die Rede nicht. Es iſt was ganz anders auf dem Tapet. Wie gefiel' es euch, wenn ich den fremden Herrn beredete etliche Tage hier zu bleiben, und uns, mit der Truppe die er bey ſich hat, eine ſeiner Komödien zu geben?

O das iſt herrlich, riefen die Abderitinnen alle, vor Freuden aufhüpfend; o Ja, wenn Sie das machen könnten!

Das will ich ſchon machen können, verſetzte Salabanda; aber ihr müßt alle dazu helfen —

O Ja, o ja, ſchnatterten die Abderitinnen; und nun liefen ſie in hellen Haufen auf den Euripides zu,

und

und ſchrien alle auf einmal: o Ja, Herr Euripides, ſie müſſen uns eine Komödie ſpielen! Wir laſſen Sie nicht gehen, bis ſie uns eine Komödie geſpielt haben. Nicht wahr? Sie verſprechens uns?

Der arme Mann, dem dieſe Zumuthung auf den Hals kam wie ein Kübel Waſſers übern Kopf, trat ein paar Schritte zurück, und verſicherte ſie: es ſey ihm nie in den Sinn gekommen, in Abdera Komödie zu ſpielen; er müſſe ſeine Reiſe beſchleunigen, u. ſ. w. Aber das half alles nichts — O Sie müſſen, ſchrien die Abderitinnen; wir laſſen ihnen keine Ruhe; Sie ſind viel zu artig, als daß Sie uns was abſchlagen ſollten. Wir wollen Sie ſo ſchön bitten —

Im Ernſt, ſagte Frau Salabanda, wir haben einen Anſchlag auf Sie gemacht — und der nicht zu Waſſer werden ſoll, fiel Onobulus ein, oder ich will nicht Onobulus heiſſen.

Was giebts? Was giebts, fragte der politiſche Rathsherr, der den Unwiſſenden machte, indem er langſam und mit unſtetem Blick hinzuſchlich, was haben Sie mit dem Herrn vor? — Der kurze dicke Rathsherr kam auch herbeygewatſchelt. „Ich glaube gar, „ſtraf mich! ſie wollen alle auf einmal ſein Herz mit „Arreſt beſchlagen, ha, ha, ha! — ſchrie er und lachte, daß er ſich die Seiten halten mußte. Man verſtändigte ihn, wovon die Rede ſey. — „Ha, ha, ha, „ha! Ein ſchöner Gedanke! ſtraf mich Jupiter! da „komm ich gewiß auch, das verſprech ich ihnen! Der

„Mei-

„Meiſter ſelbſt! Das muß der Mühe werth ſeyn! „Wird recht viel Ehre für Abdera ſeyn, Herr Euripi„des, große Ehre! Haben uns glücklich zu ſchätzen, „daß unſre Leute von ſo einem geſchickten Manne profi„tieren ſollen!„ — Noch ein paar Herren von Bedeutung machten ihm ungefehr das nemliche Compliment.

Euripides, wiewohl er den Einfall nicht ſo übel fand, ſich dieſe Luſt mit den Abderiten zu machen, ſpielte noch immer den Erſtaunten, und entſchuldigte ſich damit, daß er dem König Archelaus verſprochen habe, ſeine Reiſe zu beſchleunigen.

Ey, was, ſagte Onobulus, ſie ſind ein Republikaner, und eine Republik hat ein näheres Recht an Sie.

Sagen Sie dem Könige nur, ſchnarrte die ſchöne Myris, daß wir Sie ſo gar ſchön gebeten haben. Er ſoll ein galanter Herr ſeyn. Er wird Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie ſechs Frauenzimmern auf einmal nichts abſchlagen konnten.

O du, Tyrann der Götter und der Menſchen, Amor! (*) rief Euripides im Ton der Tragödie, indem er zugleich die ſchöne Thryallis anſah.

Wenn das Ihr Ernſt iſt, ſagte Thryallis, mit der Miene einer Perſon, die nicht gewohnt iſt, weder abzuweiſen, noch abgewieſen zu werden; wenn das Ihr Ernſt iſt, ſo beweiſen Sie es dadurch, daß Sie ſich von mir erbitten laſſen.

Dies

(*) Ein Vers aus der Andromeda

ſittſamſte, die ich jemals gehört. Soll ich die Partheyen hereinführen?

König Johann.

Laßt ſie herein kommen -- Unſre Abteyen und Prioreyen ſollen die Unkoſten dieſes Kriegs bezahlen -- Wer ſeyd ihr?

Zweyte Scene.

Robert Faulconbridge und Philipp, ſein Bruder, der Baſtard, treten auf.

Philipp.

Euer Majeſtät getreuer Unterthan, ein Edelmann in Northamptonshire gebohren, und wie ich behaupte, der älteſte Sohn von Robert Faulconbridge, einem Kriegsmann, den die ehrenvolle Hand des Königs Richard Cœur-de-Lion im Felde zum Ritter geſchlagen.

König Johann zu Robert.

Wer biſt du?

Robert.

Der Sohn und Erbe von dieſem nemlichen Faulconbridge.

König Johann.

Iſt dieſer der Aeltere, und du biſt der Erbe? Ihr ſeyd alſo nicht von einer Mutter, ſcheint es?

Dies von mir verdroß die andern Abderitinnen. Wir wollen nicht unbescheiden seyn, sagte Eine, indem sie die Lippen einzog, und auf die Seite sah — Man muß dem Herrn nichts zumuthen, was ihm unmöglich ist, sagte eine Andre.

Um Ihnen Vergnügen zu machen, meine schönen Damen, sprach der Dichter, könnte mir das Unmögliche möglich werden.

Weil dies Nonsens war, so gefiel es allgemein. Onobulus war hurtig mit seiner Schreibtafel heraus, um sich den Gedanken aufzunotieren. Die Weiber und Mädchen warfen einen Blick auf Thryallis, als ob sie sagen wollten: Aetsch! er hat uns auch schön geheissen! Madam braucht sich eben nicht so viel auf ihre Atalanten-Figur einzubilden; Er bleibt so gut um unsertwillen hier als um ihrentwillen.

Salabanda machte endlich dem Handel ein Ende, indem sie sich blos die Gefälligkeit ausbat, daß er ihr und ihren Freunden, die alle seine großen Verehrer seyen, nur noch den morgenden Tag schenken möchte. Weil Euripides im Grunde nichts zu eilen hatte, und sich in Abdera sehr gut amüsierte, so ließ er sich nicht lange bitten eine Einladung anzunehmen, die ihm hübsche Beyträge zu — Possenspielen fur den Hof zu Pella versprach. Und so gieng dann die Gesellschaft, auf die Ehre sich morgen bey Frau Salabanda wiederzusehen, gegen Mitternacht in allerseitigem Vergnügen auseinander. W.

Auszug aus einem Schreiben
an einen Freund in D***
über die Abderiten im 7ten St. des T. M. d. J.

Was Sie mir von den Bewegungen melden, welche die neuliche Fortsetzung der Abderiten in M** erregt haben soll, würde mich weniger befremden, wenn Sie nicht eine Ursache davon angäben, von der ich gar nichts begreiffe. Wie? Ich soll glauben, daß es Leute gebe, welche Schiefheit oder bösen Willen genug haben von dem was ich im 16ten Kapitel vom Abderitischen Theaterwesen erzählte, Anwendungen auf Männer von wahren Talenten, auf meine öffentlich erklärten Freunde, zu machen? Mich zu beschuldigen, daß ich diese Anwendungen im Sinne gehabt, daß ich diese Personen vorsetzlich habe lächerlich machen wollen? Und meine Freunde selbst können mich dessen fähig halten? — Ich falle aus den Wolken, m. Fr. und weiß nicht ob ich träume oder wache? — Alles was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich meine Freunde beleidigen und mich selbst hinwerfen würde, wenn ich eine solche Beschuldigung nur eines einzigen Wortes von Apologie würdigen wollte.

Aber dies mag wohl nicht überflüßig seyn, wenn ich diese Gelegenheit ergreiffe, ähnlichen Mißdeutungen, deren mir schon manche zu Ohren gekommen

ſind, wo möglich dadurch vorzubeugen, daß ich Ihnen und allen meinen Leſern, Freunden und Nicht-Freunden, freymüthig mittheile, was ich über die Abderitengeſchichte auf dem Herzen habe.

Wer Spaß liebt ſollte auch Spaß verſtehen — Aber wahrlich! Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß es unſerm Publiko, mehr als irgend einem andern, am leztern fehlt. Schon der goldne Spiegel hatte das Unglück (ſonderlich in gewiſſen Gegenden) ganz jämmerlich mißverſtanden, und tauſendmal zu unartigen Anwendungen, an die der Verf. nicht einmal hatte denken können, mißbraucht zu werden. Den Abderiten iſts noch ärger ergangen. Zwar, daß man überhaupt von dergleichen Schriften Anwendungen macht, iſt natürlich: aber daß man ſie ohne Diſcretion mächt, iſt zwar — ſehr Abderitiſch, nur kann der Dolch nichts dazu, wenn er in der Hand eines Unvorſichtigen oder Boshaften einen Unſchuldigen verlezt.

Man ſollte ſo etwas nicht ſagen müſſen — da es ſich ſo ſehr von ſelbſt verſteht — aber es giebt gleichwohl noch immer Leſer genug, denen man ſagen muß, was ſich von ſelbſt verſteht. Dieſen ſag ichs alſo: Die Geſchichte der Abderiten iſt eine Dichtung — wie alles andre Dichterwerk — eine Kompoſition von Wahrheit und Lüge, von Licht und Schatten. Wer ſie als Kompoſition betrachtet, kann Freude daran haben. Dem, der ſie als einen kleinen Taſchenſpiegel, bloß zu ſeinem

eignen

eignen Gebrauch, führen will, kann ſie zuweilen Dienſte thun. Aber wer ſie als einen Reflexionsſpiegel brauchen will, mag ſich in Acht nehmen!

Ich hab' es ſchon ehmals erinnert — Man kann nicht ſagen, hier iſt Abdera, oder da iſt Abdera! Abdera iſt allenthalben, und — wir ſind gewiſſermaßen alle da zu Hauſe. Wo iſt der Menſchenſohn, der nicht mehr als einmal in ſeinem Leben was Abderitiſches geſagt oder gethan hätte? Indeſſen iſt richtig, daß es Erdſtriche und Gegenden giebt, wo der Abderitismus mehr als in andern floriert. Wo Menſchen ſind, bey denen ſich ein immerwährendes Gemiſch von Dummheit und ſchiefem Witz, mit raſcher Einbildung und langſamen Verſtand, und mit einem ſtarken Zuſatz von Eitelkeit und Selbſtbetrug, in ihrem öffentlichen und Privatleben, zeigt — da wehet, man verlaſſe ſich darauf! der Geiſt von Abdera. Aber doch iſt dies noch nicht alles. Die alten Abderiten waren rohe Lyciſche Bauren in Thraziſchen Boden verpflanzt, und erſt kürzlich mit Attiſchen Grazien und Künſten oculiert. Unter jedem Volke, in jeder Stadt, wo ähnliche Umſtände und Urſachen ſtatt finden, müſſen ähnliche Würkungen erſcheinen; und wer wird ſich alſo wundern, wenn es in dieſer Hälfte des 18ten Jahrhunderts ſoviel Abderiten und Abderitheit in unſerm werthen teutſchen Vaterlande giebt?

Dies iſt — Credite, poſteri! würklich mehr als ich ſelbſt wußte, da ich anfieng die Abderiten zu ſchreiben.

Denn weil ich nie im Sinn hatte, einzelne Orte oder Personen weder zu conterfeyen, noch zu Caricaturen zu machen, und so einem unedlen Gelächter preiß zu geben — da meine Absicht bloß war, den Abderiten-Charakter, so wie ich ihn mir in abstracto dachte, vermittelst einer Reyhe von erdichteten Begebenheiten in concreto darzustellen; — da ich überdem in den meisten Städten und Provinzen Teutschlandes in meinem Leben nicht gewesen bin, und keine Seele dort kenne, noch von den besondern Idiotismen und Anekdoten derselben unterrichtet seyn kann: so mahlte ich, in der Unschuld meines Herzens — oder Dumpfheit meines Sinnes — oder in beyden — was sich meiner Imagination darstellte; und vermuthete um so weniger, daß ich, ohn' es selbst zu wissen, so viele Portraite mahle, da ich mir alle Mühe gegeben hatte, meine Abderiten und Abderitiden so sehr mit Ungereimtheit zu überladen als es, ohne ihnen alle Aehnlichkeit mit Menschen Natur und Wesen zu benehmen, nur immer möglich war. Ich glaubte nun damit das Nöthigste gethan zu haben, was ein Dichter in solchen Fällen thun, und in der That alles was man von ihm fodern kann. Wessen Schuld war es also, daß man sich in mehr als 50 Städten Teutschlands in den Kopf gesezt zu haben schien, es sey auf diese einzelne Städte besonders abgesehen? Wessen Schuld war es, wenn man in allen Kreisen, Provinzen, Fürstenthümern, Graf- und Herrschaften, und besonders in allen größern und kleinern

nern Städten, von A** bis Z**, Archonten und Nomophylaxe, und kleine dicke Rathsherrn, und Sykophanten, und Zunftmeiſter Pfriemen, und Prieſter Strobyluſſe, und Salabanden, Klenarions, Lyſandern u. ſ. w. fand, oder finden wollte, die den Abderitiſchen ſo ähnlich ſehen ſollten, als ob ſie von ihnen herabgeſchnitten wären?

Die Aehnlichkeit konnte wahr ſeyn; und da verhielt ſichs dann juſt ſo damit, als wenn hier und da und dort jemand dem Orgon, Tartüffe, Harpagon, Georg Dandin, oder irgend einer andern komiſchen Perſon des Moliere gleich ſieht. Wehe dem Dichter, deſſen Gemählde niemanden gleich ſehen! — Dergleichen Aehnlichkeiten müſſen ſich deſto häuffiger ereignen, je mehr der Dichter ſeine allgemeinen Charaktere oder Ideale, bey ihrer Darſtellung in concreto zu individualiſiren gewußt hat; ein Talent, ohne welches er nur ein elender Darſteller iſt. Laſſen Sie mich, bloß zur Erläuterung, ein Beyſpiel anführen, wovon ich am beſten unterrichtet ſeyn kann, weil es mich ſelbſt betraf. Als ich im 2ten izt 3ten Theile des Agathons den Hof des Dionyſius ſchilderte, wunderte ſich jedermann, woher ich Höfe und Hofleute ſo gut kenne; man fand meine Dionyſe, Philiſte, Timokraten, Bacchidions und Kleoniſſen nach dem Leben gemahlt; und ich erhielt von den erfahrenſten Weltleuten beyderley Geſchlechts große Komplimente darüber. Auch fehlte es, weiß der Himmel! beynah an keinem Hofe in

Teutſchland an perſönlichen Anwendungen. Gleichwohl hatte ich damals noch keinen Hof geſehen, ſondern immer in größern oder kleinern Republiken gelebt, und kannte ſo wenig einen Philiſtus oder eine Kleoniſſe oder einen Dionyſius, als den großen Lama von Thibet. Das ganze Geheimnis lag darinn, daß ich etwas von der Gabe hatte, meinen Idealen ſo viel Perſönlichkeit und Leben zu geben, daß ſie wie einzelne Menſchen auszuſehen ſchienen. — Mit den Abderiten war's nun freylich nicht allerdings der nemliche Fall. Ich hatte der Abderiten und Abderitenſtückchen viele geſehn und erwandert, als ich der Stimme des Geiſtes (— ater an albus?) gehorchte, der an einem Herbſtmorgen des Jahres 1773 im obern Hinterzimmer des Söllneriſchen Freyhauſes zu Weimar, zu mir ſprach: Setze dich hin und ſchreib die Abderit-n! Aber, wie geſagt, mein ernſtlicher Vorſatz war es wenigſtens, und iſt es allezeit geblieben, ein Mährchen von Narren und Närrinnen, die man in ihrer Art überall antrifft, zu erzählen; und wenn auch hier und da Züge von einzelnen Perſonen entlehnt worden ſind: ſo iſt es entweder ohne Vorſatz, oder auf eine Art geſchehen, worüber ſich niemand beklagen kann; weil es wider die Natur der Sache wäre, von einem Dichter zu verlangen, daß er ſeine Perſonen alle aus der Luft greiffe. Als Homer ſeinen Therſites mahlte, waren gewiß viele hundert Griechen, unter Hohen und Niedrigen, die dies oder jenes von der äuſſerlichen oder innerlichen Geſtalt des Therſites hatten

— und

— und als Fielding ſeinen Twakum, ſeinen Skweir Weſtern, ſeine Lady Bellaſton, u. ſ. w. ſchilderte, gab es gewiß zu dieſen Bildern Originale genug in England. Aber welchem vernünftigen Menſchen iſt jemals eingefallen, dem einen oder dem andern ein Verbrechen daraus zu machen?

„Allein Gemählde dieſer Art werden ſehr oft mißbraucht, und, um geringer auſſerweſentlicher Aehnlichkeiten willen, auf die unrechten Perſonen angewandt.„ Nur allzuwahr! Aber dergleichen Anwendungen macht der Unverſtand, oder die Bosheit; und dies zu verhüten, iſt ſo wenig in der Gewalt eines Dichters, welcher Menſchheit, (von welcher Seite und in welchem Licht er wolle) nach der Natur mahlt, als es in der Gewalt des rechtſchaffenſten und vorſichtigſten Mannes liegt, ſo zu leben, daß Tadelſucht und Verläumdung ihm niemals etwas anhaben könnte. Das ſchändliche und beleidigende ſolcher Anwendungen fällt auf den zurück, der ſie macht; und vernünftige Leute, denen ſo etwas widerfährt, ſollten davon eben ſo wenig Notiz nehmen, als von dem was in Bierhäuſern und Kunkelſtuben von ihnen geplappert wird — oder als ein Mann, der Werke gemacht hat, die ihn und ſeine Zeit überleben werden, von den Neckereyen irgend eines ſchöngeiſteriſchen Therſites Notiz nehmen ſoll, der ihn gerne nöthigen möchte, ſich mit ihm abzugeben, und die Welt dadurch zu benachrichtigen, daß er auch daſey.

Ich bin bisher im allgemeinen stehen geblieben. Erlauben Sie mir, mein Freund, daß ich Ihnen nun auch noch den Schlüssel zu dem, was ich von dem Abderitischen Theaterwesen gesagt habe, gebe. Ich selbst muß wohl am besten wissen, was ich damit gewollt habe. Auch hier ist mir nur nicht in den Sinn gekommen, eine Satyre auf das Theaterwesen irgend einer einzelnen Stadt in Teutschland zu schreiben — Aber was ich geschrieben habe, paßt, däucht mich, so ziemlich auf das, was an und bey allen unsern teutschen, herumziehenden oder festsitzenden, vergangnen, gegenwärtigen und zukünftigen Schaubühnen, in Rücksicht auf die Einrichtung, oder die Stücke, oder die Schauspieler, oder die Zuschauer, seit mehr als 30 Jahren Abderitisch gewesen ist. Daß keine dieser Schaubühnen in einer oder der andern, oder auch vielleicht in allen besagten Rücksichten zugleich, von Abderitismen immer und gänzlich frey gewesen, oder noch sey, ist, was der verständigere Theil des Publikums aller Orten selbst willig zugeben wird. Und wenn ich nun diese verstreuten Züge zusammengefaßt und daraus ein Abderitisches Nationaltheater gemacht hätte, wo wäre da die Sünde? — Aber auch dies war es nicht. Denn man kann nicht weniger Kenntnis der verschiednen Schaubühnen in T. noch Belesenheit in unsern Schauspielen haben, als ich. Was war es also? Ich stellte mir, nach den Daris, die wir von den Abderiten bereits haben, vor, wie ein Abderitisches Theater hätte beschaffen

seyn

seyn müssen — wenn die Abderiten eines gehabt hätten. Aus diesem Gesichtspunkt muß die ganze Nachricht, die ich davon gebe, angesehen werden; oder man geht mit seinem Urtheil irre, und beleidigt sowohl den Verfasser als diejenigen, auf die man ungerechte, erzwungene und ungereimte Anwendungen macht. Ich zweifle keinesweges, daß viele Züge auf diesen und jenen Ort treflich passen — Aber wir wenigstens ist kein einziger Zug bewußt, der nur auf Einen Ort paßte — und was geht es überhaupt mich an, wenn dieser oder jener mehr oder weniger Abderit ist, oder zu seyn glaubt? Mich, der weiter nichts als eine Art von Utopia, oder Nioropolis oder Nephelococcygia dichtet, und gar nicht schuldig ist zu wissen, ob es Leute in der Welt giebt, die seine Dichtungen realisieren?

Ueberdies bitte ich Sie, m. Fr. zu bemerken, daß ich das Abderitische Theaterwesen nicht lächerlich mache, sondern blos erzähle, wie es war, und also ganz unschuldig daran bin, wenn es lächerlich war; — daß ich nicht das sogenannte Nationaltheater zu * * oder zu * * oder zu — was weiß ich wo? — sondern das Abderitische Nationaltheater, dem Lachen derer, die Lust zu lachen haben, preiß gebe. Wiewohl ich, meines Orts, mit Niemand einen Krieg anfangen werde, der bey dieser Gelegenheit auch über diejenigen lachen — oder weinen will, die unter einer Nation, die keine gemeinsame Hauptstadt hat, und so lange sie ihre itzige gesetzmä-

Philipp.

Wir ſind ganz gewiß von einer Mutter, mächtiger König, das iſt jedermann bekannt, und, wie ich glaube, auch von einem Vater; doch wegen der Gewißheit dieſes leztern Puncts muß ich Euer Majeſtät an den Himmel und meine Mutter anweiſen; denn davon bin ich nicht gewiſſer als alle andre Menſchen-Kinder.

Elinor.

Hinweg mit dir, du ungeſitteter Menſch! Schämſt du dich nicht, deiner Mutter Ehre durch dieſen Zweifel zu verwunden?

Philipp.

Auch thue ich es nicht, Gnädigſte Frau; ich habe keine Urſache dazu, das iſt meines Bruders Sache, das geht mich nichts an; wenn er ſo was beweiſen kan, ſo bringt er mich wenigſtens um ſchöne fünfhundert Pfund des Jahrs; der Himmel ſchüze meiner Mutter Ehre und mein Erbgut!

König Johann.

Ein guter runder Geſelle; aber warum macht er denn einen Anſpruch an dein Erbgut, wenn er der jüngere Bruder iſt?

Philipp.

Ich weiß nicht warum, auſſer daß er gerne meine Güter hätte; es iſt wahr, er warf mir einmal vor, das ich unehlich gezeugt ſey, allein das iſt eine Sache, die ich lediglich

ſige Verfaſſung behält, keine haben kann, von Nationaltheatern reden, oder das teutſche Theater ihres Hofes, ihrer Stadt, eigenmächtig zum Nationaltheater erheben wollen. — Doch dies nur im Vorbeygehen, in Kraft der lieben teutſchen Freyheit, vermöge deren, (wie man uns verſichert) jedem ehrlichen Teutſchen und Deutſchen erlaubt ſeyn ſoll, über National-Angelegenheiten ſeine unmaßgebliche Meynung zu ſagen.

Die Frage, welcher teutſche dramatiſche Schriftſteller unter dem Namen Tlaps, Blemmias, Hyperbolus, Paraſpasmus, gemeynt ſey, iſt eine unverſtändige Abderitiſche Frage, die keiner Antwort werth iſt. Denn es iſt eben ſo, als wenn man fragte, wer unter allen den Namen, die in Rabners Satyren oder in Touſſaints Buch von den Sitten, und in allen Charakter-Komödien der ganzen Welt, vorkommen, gemeynt ſey. Alle, auf die der Charakter ungezwungen paßt; oder niemand, wenn er auf keinen paßt.

Aber mit welchem Recht kann man, z. Ex. vorgeben, daß unter der Abderitiſchen Thlapſodie, die ganze Gattung der ſogenannten Dramen, oder der Menandriſchen oder Terenziſchen Komödie, lächerlich gemacht ſey? Ich dächte der Geſchichtſchreiber der A. hätte ſich deutlich genug erklärt, daß der Spott nicht die Gattung, oder die guten Stücke, die man uns darinn gegeben hat, oder künftig geben wird, ſondern die Abderitiſche Art wie Thlaps ſie ausführte, trift. Eine

Thlap-

Rhapsodie ist nicht ein jedes bürgerliches oder häusliches Drama, sondern ein elendes; so wie nicht jedes Trauerspiel, wovon Schrecken die Hauptwürkung ist, sondern ein Trauerspiel, worinn Charakter und Leidenschaften und Erregung des Entsetzens bey den Zuschauern bis zum offenbaren Unsinn übertrieben wird, ein Grißgrammisches Werk ist.

Uebrigens erlauben Sie mir noch zu sagen, daß Aehnlichkeiten und Anspielungen suchen und finden, eine auch dem schwächsten Kopfe sehr leichte, und für kleine bösartige Schöngeisterlein eine sehr angenehme, aber auch in den Augen ehrlicher Leute eine sehr verächtliche Beschäftigung ist. Als der Dechant Swift in seinen Güllivers Reisen das Ungereimte in der Naturforschery und Philosophie, d. i. die Thorheiten der unächten Prätendenten in diesem Fache, unter dem Bilde der Akademie von Lagado mit aller Schärfe seines bis auf die Knochen beissenden Witzes pfefferte, merkte wohl jedermann, daß es manchem ehrsamen Fellow der königlichen Gesellschaft gelten möchte; aber doch war wenigstens unter denen, die nicht seine erklärten Feinde waren, niemand so unbillig, ihn zu beschuldigen, daß er einen Newton, einen Boyle, habe lächerlich machen wollen. Ich sehe nicht warum der Verf. der Abderit nicht berechtigt seyn sollte, wenigstens von seinen Freunden und von der unpartheischen Welt gleiche Billigkeit zu erwarten —

N. S.

N. S.

Dieſen Augenblick erhalte ich aus M** ein Exemplar von Niobe, einem lyriſchen Drama, das meinen Freund, den Mahler Müller, zum Verfaſſer, und erſt kürzlich die Preſſe verlaſſen hat — und da ich, bald darauf, aus Veranlaſſung des gegenwärtigen Aufſatzes, das 16te Capitel der Abderiten in No. 7. des T. M. durchblättre, ſind ich, daß ich den Abderiten Paraſpasmus eine Niobe hatte machen laſſen, und von dem Succeß derſelben ein langes und ein breites erzählt hatte. — Nun, m. Hr. wird mir auf einmal klar, was mir, da ich mich hinſetzte, Ihnen zu ſchreiben, eben ſo unbegreiflich war, als wenn Sie mir gemeldet hätten, man beſchuldige mich zu M** eines Brudermords. Es iſt der tollſte unter allen Abderitenſtreichen, die mir der Zufall in meinem ganzen Leben geſpielt hat! Denn Zufall — ſo widerſinnig es klingen mag — bloßer Zufall iſt es, und mein Herz und Wille wenigſtens iſt ſo ſchuldlos dabey, als es Cephalus war, da er ſeinen zum Unglück immer treffenden Wurfpfeil im Walde nach einem Thiere ſchoß, und ſeine geliebte Prokris traf. Ich bin es mir ſelbſt und meinem Charakter ſchuldig, Ihnen und meinen Freunden aufrichtig zu erzählen, wie es zugieng. Ich weiß, ſie werden mir glauben, denn ſie kennen mich. Die Welt — iſt nicht ſo unbillig als man gemeiniglich glaubt, denn ſie läßt ſich berichten. Meine Feinde — mögen glauben was ſie wollen. Ich unterwerfe mich dem

Hohn-

Hohngelächter der verächtlichſten Art von Abderiten, als einer Strafe die ich verdient habe, da ich mich in dieſer Sache nicht gänzlich von Etourderie frey ſprechen kann. Denn ich will nichts zu meiner Entſündigung dichten, ſondern Ihnen die reine Wahrheit erzählen.

Von dem Augenblick an, da ich den Mahler Müller kennen lernte, erkannte ich in ihm den herrlichen Geiſt, das gefühlvolle, warme, edle Herz, und die auſſerordentlichen Talente, die dieſen jungen Mann der Freundſchaft der beſten Menſchen würdig machen; ich gewann ihn lieb wie einen Bruder, und ich kann dies hier um ſo dreiſter öffentlich ſagen, da, außer ſeinem eignen Herzen, auf das ich mich berufe, verſchiedene gemeinſchaftliche Freunde in M.. auch einige Perſonen von der erſten Klaſſe daſelbſt, ſo wie alle meine Freunde in W. F. D. E. und anderswo, am beſten wiſſen, wie ich von ihm geſprochen habe. Auch dem Publiko hab ich (im May des T. M. d. J.) etwas davon geſagt, wiewohl mit wenigem; weil ich, ohne Noth, nicht gerne von denen, die ich liebe, mit der Welt ſpreche. Genug, wie ich von Ihm denke, und wie ich für ihn geſinnt bin, iſt eine bekannte Sache, und einem jeden, dem ich nicht ganz fremde bin, muß es ſchlechterdings unmöglich ſeyn zu glauben; daß ich zu eben der Zeit, da ich öffentlich von ihm und ſeinen Werken als der wärmſte Freund ſprach, hätte fähig ſeyn können, ſeiner öffentlich zu ſpotten.

Nun

Nun hören Sie weiter. Als ich im Junius d. J. das 16te Cap. der Abderiten schrieb, und damit bis zu den zween Nebenbulern des Hyperbolus, (ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, daß diese Nebenbuler, so wie Hyperbolus selbst, bloße Geschöpfe meiner Imagination und momentanen Laune waren, mit denen ich schlechterdings keinen besondern Menschen, geschweige einen Freund bezeichnen wollte) gekommen war, hatte ich den Namen einer Tragödie vonnöthen, die ich meinem neugebohrnen Paraspasmus machen lassen wollte. Ich sann hin und her auf ein höchst tragisches Sujet, und da just mein Lieblingsbild, die Büste der Niobe, in meinem Gesicht stund, so fiel mir sogleich ein, meinen Abderiten eine Niobe machen zu lassen. Die Combination — ein Abderit — eine Niobe, hatte in der Laune, worinn ich war, (und worinn man seyn muß, um Abderiten zu schreiben) etwas so lustiges für mich, daß ich diesen Einfall nicht um viel Geld gegeben hätte. Kurz zuvor war mir auch Medea als ein bequemes Sujet beygefallen: aber der Gott des Himmels ist mein Zeuge, daß ich es sogleich, und blos darum verwarf, weil ein Dichter den ich schätze, und mit dem ich ehemals in einiger Verbindung gestanden, eine Medea gemacht hat, und weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, Anlaß zu falschen Urtheilen zu geben, wenn ich meinen Abderiten auch eine Medea machen liesse. Nun bitte ich alle ehrliche Seelen in der Welt, zu bedenken, ob ich die Niobe gewählt haben würde,

wenn ich damals gewußt oder mich erinnert hätte, daß Müller, den ich so herzlich liebte, von dem ich nie ohne Enthusiasmus sprechen konnte, für dessen Schicksal ich mich wie für einen Bruder interessierte — eine Niobe in der Arbeit, oder vielleicht schon fertig habe? — — Bey allem dem, ists möglich (wiewohl ich mich dessen nicht besinnen kann) daß er selbst mir im lezten Winter vielleicht mit zwey Worten davon gesprochen; aber da ich oft ziemliche Distractionen habe, und überhaupt mich alles, was noch nicht da ist, wenig interessiert — oder wie es sonst damit zugegangen; kurz, ich hatte es gänzlich vergessen; und da Mahler Müller und ein Abderitischer Poet gar keine Wesen sind, die in meiner Imagination coexistieren können; so kam mir während der ganzen Zeit, da ich an diesem Kapitel schrieb, der Sinn so wenig an Müllern oder seine Niobe, als an Pabst Clemens den XIV. und seine Bulle gegen die Jesuiten. — Nun muß ich Ihnen, m. Fr. noch einen Umstand von mir sagen, der ihnen unglaublich vorkommen mag, aber doch nicht weniger wahr, und bey mir eine gewöhnliche Sache ist. Und das ist — der Bogen D im 7ten Stücke des Merkurs war kaum acht Tage abgedruckt, so hatte ich die Niobe meines Paraspasmus schon wieder rein vergessen; und ich konnte die Büsten dieser Halbgöttin und ihrer Töchter des Tages zwanzigmal sehen, und den Namen Niobe zwanzigmal nennen hören, — in sofern nur der, der ihn aussprach, kein Abderite war,

so

ſo fiel mir niemals wieder ein, daß ich meinen Abderiten eine Niobe hatte — violieren laſſen. Dies mag als ein Pſychologiſches Phänomen ſeltſam ſcheinen; aber ich halte es nicht für unmöglich, eine ganz natürliche Erklärung davon zu geben. Nemlich, ich glaube, und finde es wenigſtens häufig bey mir ſelbſt, daß ungewöhnliche und ungereimte Aſſociationen, die man nur in einer gewiſſen ſehr komiſchen, leichtfertigen, Schändyſchen Laune macht, nicht im Gedächtniß eines Menſchen haften, bey dem dieſe Laune (wie bey mir) ſelten iſt. Wie dem auch ſey; das Faktum iſt, ſo wie ichs erzähle, die reinſte Wahrheit; und, um es kurz zu machen — Müller ſelbſt ſchrieb mir einige Zeit darauf, am Ende eines Briefes, nur mit zwey Worten, er würde mir eheſtens ſeine Niobe ſchicken — und ich freute mich darauf gar herzlich, und kündigte es dem erſten Freunde, den ich ſah, im Triumph an — ohne daß mir oder dieſem (der vermuthlich den Merkur gar nicht geleſen hatte) zu Sinne ſtieg, ich hätte meinen Abderiten auch eine Niobe machen laſſen. Noch mehr. Als Sie mir etwas von dem Rumor meldeten, ſo das 16te Kapitel der Abderiten in M** erregt, konnt' ich gar nichts davon begreifen, und ſchob alle Schuld lediglich auf einige Schöngeiſter daſelbſt, die, vermöge einer gewiſſen Antipathie, die zwiſchen unſern Naturen vorwaltet, das Unweſen, aus bloßer angebohrner Neigung zum — Guten, angezettelt hätten. Daß ich dieſen lieben Herren unwiſſenderweiſe

weiſe ſelbſt das Meſſer, womit ſie mich nun würgen, in die Hände gegeben hätte, war das einzige, was mir nicht einfiel. Sogar an dem ganzen Abend, da ich von einem Freund ein Exemplar der Müllerſchen Niobe, mit bittern aber nur in allgemeinen Ausdrücken verfaßten Vorwürfen begleitet, empfieng — war mein erſter Gedanke bloß — und du auch, Brutus? — Mir wurde immer unbegreiflicher, wie Müller, und ein paar andre meiner Freunde in M** mich hätten fähig halten können, bey Abſchilderung des Abderitiſchen Theaterweſens an ſie zu denken. Und ſelbſt beym Leſen dieſer Niobe, fühlte ich die Freude, die ich allemal habe, wenn ich, es ſey von einem Freund oder einem Unbekannten, ein ſehr herrliches Werk vor mir ſehe, ganz rein, ohne daß mein ſchlafendes Gedächtnis mich einen Augenblick ſtörte. Mit einem Wort, erſt dieſen Morgen, da ich nach langem Hin- und Wiederſinnen endlich darauf falle, den Merkur No. 7. vorzukriegen, und mit aller Bedachtſamkeit, deren ich fähig wäre, zu ſehen, ob ich dann würklich zur Beſchuldigung einer Sünde, deren ich mich ſo ganz unfähig fühlte, einigen Anlaß gegeben hätte, entwickelt ſich mir das ganze Räthſel. Stellen Sie ſich vor — wie — nur heraus mit dem Wort! wie dumm ich daſtund, da mir auf der 50ſten Seite das Wort Niobe ins Geſicht blizte, — und ſagen Sie ſich nun alles übrige ſelbſt — ich finde keine Worte dazu.

Hier haben Sie die unverfälschte Geschichte. Sie wäre keinen Heller werth, wenn ich sie erdichtet hätte: aber sie ist wahr, und so wird sie dem Menschenforscher immer willkommen seyn. Ich war diese Erzählung meinem Herzen schuldig, wiewohl ich voraussehe, wie sehr sie auf gewisse Leute zu meinem Nachtheil würken wird. Mir ist izt nur gar zu klar, wie es zugieng, daß meine Freunde in M** und vielleicht auch anderswo, an mir irre werden mußten, und welch ein Frohlocken (wiewohl 's von kurzer Dauer seyn wird) ich unwissender Weise allen Sch— zubereitet habe, die am Uebel, das edle Menschen einander zufügen, Freude haben. Mein Herz spricht mich zwar los; aber ich werde über den Zufall selbst immer untröstbar seyn. — O wie sehr recht hattest du, ehrlicher Bruder Tristram, — mit Sr. Eminenz, dem Erzbischof von Benevent, Johann della Casa, zu behaupten, daß immer zehntausend Teufel aus der Hölle um einen Schriftsteller herumschnurren, zumal um den, der in gutem sorglosen Muth auf den schlüpfrigen Pfaden des Witzes und der Laune daherschlendert; und daß es kaum menschenmöglich ist, sich vor dem Einsumsen und Zuflüstern aller dieser bösen Widersacher, die durch jede Oefnung unsrer äussern und innern Sinnen auf einmal einzudringen suchen, genugsam in Acht zu nehmen. — Sie sehen hieraus abermal, liebe Herren und Freunde, daß ich das Sprüchlein: homo sum, nihil humani a me alienum puto, nicht vergeblich in Mund und Herzen führe —

re — „Aber ſo ſolltet ihr wenigſtens keine Abderiten ſchreiben!„ — Nein, darinn irren Sie ſich; eben deswegen ſchreib ich Abderiten.

W.

V.

Johann Heinrich Lambert.

Wenn unter den Gelehrten, deren Verdienſte um die Wiſſenſchaften ihren Namen verewigen, diejenigen einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit würdig ſind, welche ohne Anleitung, ohne Hülfsmittel blos durch ſich ſelbſt gebildet worden: ſo verdienet der Mann, von deſſen Leben, Charakter und vornehmſten Schriften hier Nachricht gegeben werden ſoll, darunter vor vielen andern eine Stelle; da er faſt alles ſich ſelbſt zu danken hatte, und ſeine Lebensgeſchichte deutlich zeiget, wie ein auſſerordentliches Genie durch alle Hinderniſſe hindurch bricht, und ſich ſelbſt die Bahn bereitet, auf welcher es zu glänzen beſtimmt war.

Er wurde den 29ſten Auguſt 1728 zu Mühlhauſen, einer Eidsgenoßiſchen kleinen Stadt im Sundgau gebohren. Sein Vater Lucas Lambert, deſſen Vorfahren ſich aus Frankreich der Religion wegen geflüchtet hatten, war ein Schneider, und hatte Mühe, ſich und ſeine zahlreiche Familie durch ſeine Arbeit zu ernähren. Seine Abſichten, in Anſehung ſeines Sohnes, giengen alſo nicht weiter, als ihn dereinſt ſeiner Profeßion zu

diglich meiner Mutter überlaſſe; ich kan nicht wiſſen, ob ich ehlich oder unehlich gezeugt bin; aber das weiß ich, daß ich eben ſo wohl gemacht bin als er. (Sanft mögen die Gebeine ruhen, die dieſe Mühe für mich genommen haben!) Vergleichet unſre Geſichter, gnädigſter Herr, und thut den Ausſpruch. Wenn der alte Sir Robert uns beyde gemacht hat, und dieſer Sohn ihm ähnlich ſieht; o alter Sir Robert, ſo dank ich dem Himmel auf meinen Knien, daß ich dir nicht ähnlich ſehe.

König Johann.

Ha, was für einen Pikelhäring hat uns der Himmel hier zugeſchikt?

Elinor.

Er hat einen Zug von Cœur de Lion's Geſicht, und einen ähnlichen Ton der Stimme; findet ihr nicht einige Aehnlichkeiten mit meinem Sohn, in der ſtämmichten Geſtalt dieſes jungen Menſchen?

König Johann.

Ich betrachte ihn ſchon lange deßwegen, und find' ihn durchaus Richard; (zu Robert.) Nun, Geſelle, ſage dann, was bewegt dich einen Anſpruch an deines Bruders Güter zu machen?

Philipp.

Weil er ein halbes Geſicht hat, wie mein Vater; um dieſes halben Geſichts willen möcht er gerne mein ganzes Erb-

widmen, und die Erziehung desselben war diesen Absichten und Umständen gemäß, doch nicht ganz vernachläßiget. Bis ins 12te Jahr besuchte er die öffentlichen Schulen, auf Kosten des Magistrats, und zeichnete sich vor seinen Mitschülern dergestalt aus, daß das Zureden seiner Lehrer, nebst seinem eigenen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Handwerk seines Vaters diesen endlich bewogen, ihn zum Studiren, oder was bey den Leuten aus dieser Klasse meistens einerley ist, zur Theologie zu bestimmen. Da er aber die dazu benöthigte Unterstützung nicht erhalten konnte, so mußte sich unser Lambert nochmals entschliessen, seinem Vater arbeiten zu helfen, und dabey seine kleineren Geschwister zu warten.

Während dieser Zeit las er begierig alle lateinische Bücher, die er nur bekommen konnte; und als ihm darunter von ohngefähr ein altes Mathemathisches in die Hände fiel, zeigte sich seine entschiedene Neigung für diese Wissenschaft sogleich durch den Eifer, womit er es studierte, und daraus (vielet Fehler, die er darinnen bemerkte, ohne sie verbessern zu können, ungeachtet) für sich allein die ganze kirchliche Calenderrechnung lernte. Die ihm den Tag über obliegenden Geschäfte nöthigten ihn, einen Theil der Nacht hierzu anzuwenden; und das, zu Anschaffung der Lichter nöthige Geld, welches er von seinen Eltern nicht erwarten durfte, verschafte er sich durch kleine Handzeichnungen, die er verfertigte, während daß er mit dem Fuße

seine

seine Geschwister wiegte, und sie dann seinen Cameraden um eine Kleinigkeit verkaufte. Bey einer Reparatur an seines Vaters Hause fand er Gelegenheit, mit seinem Buche in der Hand, den Bauleuten verschiedene Fragen über die praktische Anwendung einiger Sätze desselben zu thun, und dies bewog einen derselben, ihm ein mathemathisches Buch, das er besaß, in die Hände zu geben. Welche Freude für seine Wißbegierde, als er fand, daß dieses just geschrieben war, die Fehler des seinigen zu verbessern! Nun lernte er aus beyden, ohne weitere Anleitung die Gründe der Arithmetik und Geometrie ohne Anstoß.

Endlich wurden durch seine ausserordentliche Liebe zu den Wissenschaften verschiedene Leute aufgemuntert ihn durch unentgeltlichen Unterricht zu unterstützen, und sie hatten das Vergnügen zur Belohnung, alle ihre Erwartungen durch ihn noch übertroffen zu sehen. So legte er schon in seiner Vaterstadt einen ziemlichen Grund in der Philosophie und den orientalischen Sprachen, und lernte eine zierliche Hand schreiben, welches ihm eine Copistenstelle bey der Canzley zuwege brachte. Von da kam er im 15ten Jahre zu einem Herrn de la Lampe, welcher Eisenwerke in der Nähe hatte, als Buchhalter, und sezte sich bey dieser Station im Französischen, welches ihm sein Vater aus Armuth nicht konnte lehren lassen, fest.

Zwey Jahre hernach nahm ihn Herr Iſelin in Baſel, welcher damals die Zeitung ſchrieb, zum Sekretair an, und gewann ihn ſo lieb, daß er ſeit dieſer Zeit nie aufgehört hat, ihm thätige Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu geben. Bey ihm hatte Lambert Gelegenheit, ſich in den ſchönen Wiſſenſchaften, der Philoſophie und Mathematik weiter um zu ſehen, und ſeine Leidenſchaft für die leztern that bisweilen ſelbſt der ordentlichen Beſorgung ſeiner Geſchäfte ein wenig Eintrag. Von ihm wurde er auch dem Herrn Bundspräſidenten von Salis als Hofmeiſter ſeiner jüngern Kinder empfohlen, welche Stelle er im Brachmonat 1748 antrat. In dieſem Hauſe waren nun eine ſehr anſehnliche Bibliothek, die Benuzung der Stunden, welche ſeine Eleven bey andern Lehrern hatten, und der Umgang theils mit ſeiner Herrſchaft, theils mit den vielen dahinkommenden Fremden, lauter Hülfsmittel für ihn, ſeine Lehrbegierde zu befriedigen, und ſich in der Aſtronomie und übrigen Theilen der Mathematik und Phyſik, in der Philoſophie, Theologie, ja ſelbſt in der Jurisprudenz, Redekunſt und Dichtkunſt, anbey in der Griechiſchen, Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Teutſchen Sprache, (in welchen vier leztern er ſogar Verſe machte) immer beſſer umzuſehen und feſtzuſetzen. Auch zeigte ſich nun ſein mathematiſches Genie auf eine weder gemeine noch zweydeutige Art. Paſcals Beyſpiel trieb ihn an, eine Rechenmaſchine zu erfinden, und das Bedürfniß einer genauen Abmeſ-

ſung

ſung der Zeit bey ſeinen Verſuchen, eine Queckſilber-Uhr, die 27 Minuten lang gieng, zu verfertigen. Hier fiel er auch auf ſeine logarithmiſchen Rechenſtäbe, und, durch Veranlaſſung der Unterſuchung eines von ſeinen Eleven in Auflöſung einer algebraiſchen Aufgabe begangenen Rechnungsfehlers, auf ſeine Maſchine zu perſpektiviſchen Zeichnungen. Er maß und zeichnete die Gegend um Chur, und ſtellte in dortigen Gebürgen viel phyſikaliſche Beobachtungen an. Dem hier gleichfalls zuerſt gefaßten Gedanken, Sätze aus andern Wiſſenſchaften arithmetiſch zu behandeln, hatte in der Folge ſeine algebraiſche Logik, ſein Organon, und ſeine Architektonik das Daſeyn zu verdanken. Hier fieng er auch im Jahre 1752. ein Journal über ſeine Beſchäftigungen an, welches er bis an das Ende ſeines Lebens ununterbrochen, jedoch immer abgekürzter, fortgeſezt hat. Sein Werth wurde auch nicht verkannt. Gleich Anfangs wählte man ihn zum Mitgliede einer von den vornehmſten Männern zu Chur errichteten gelehrten Geſellſchaft, und er erwarb ſich die Freundſchaft des nun verſtorbenen Herrn Profeſſors Planta, Stifters des Seminariums zu Haldenſtein, welches nachher nach Marſchlins verpflanzet worden, und dort als Philanthropin gänzlich zu Grunde gegangen iſt. In 1753 wurde er Mitglied der Helvetiſchen Geſellſchaft, in deren Akten er viel mathematiſche und phyſikaliſche Abhandlungen geliefert hat. Nach einem achtjährigen Aufenthalt zu Chur gieng er im Oct. 1756. mit ſeinen Ele-

ven auf die Universität zu Göttingen, sahe von dort aus Hannover und den Harz, und reisete im Herbste 1757, nachdem er beym Abschiede zum Correspondenten der Göttingischen Societät der Wissenschaften war ernannt worden, von da nach Utrecht, wo er sich mit ihnen ein Jahr aufhielt, während dessen nach Leiden, Haag und Amsterdam Excursionen gemacht wurden, auf deren einer er mit dem berühmten Muschenbröck, der ihn noch als einen Anfänger in der Physik behandeln und befragen wollte, eine lustige Unterredung hatte, und auf einer andern sein erstes Buch: Proprietes de la route de la lumiere par les airs dem Drucke übergab. Im Spätjahre 1758. gieng er mit seinen Eleven über Paris, wo er sich besonders der Herrn d'Alembert und Meßier Bekanntschaft und Zuneigung erwarb, Marseille, wo er zuerst auf die Idee seiner im folgenden Jahre zu Zürch herausgekommenen Perspektiv verfiel, und Turin wieder nach Chur zurück. Im folgenden Jahre begab er sich nach Hause, und von da nach Augspurg, wo er den berühmten Mechanicus, Herr Brander, der ihm in Ausführung seiner Ideen in der Folge gute Dienste leistete, kennen lernte, auch seine Photometrie drucken ließ, und dadurch die angewandte Mathematik, mit einem neuen Theile von Ausmessung der Stärke des Lichts, Schattens, und der Farben bereicherte, von welchem man vorher nur einzelne Bruchstücke besaß. In diesem Jahre wurde er auch besoldetes Mitglied der damals neuerrichteten Churbayri-

bayrischen Akademie der Wissenschaften, auf die Bedingung, ihr mit gutem Rathe beyzustehen, und Abhandlungen, in ihre Akten einzuschicken, jedoch mit der Freyheit, sich ausser Landes aufzuhalten: Er erfüllte die eingegangenen Verbindlichkeiten beyde; da man aber demohnerachtet mit seinem Eifer für das Beste der Akademie nicht ganz zufrieden war, er auch über verschiedenes, so ihm an derselben nicht recht anstand, verdrüßlich wurde, und dem Ansinnen, nach München zu ziehen, sich nicht fügen wollte, zog man ihm nachher seinen Gehalt von 800 Gulden wieder ein, und er entschlug sich dieser Sache gänzlich. Von hier besuchte er Erlangen, und gab seine Briefe über die Einrichtung des Weltbaues, worinnen er sehr sinnreiche und wahrscheinliche Muthmaßungen über die Einrichtung des Fixsternen-Systems, die Lage unsers Sonnen-Systems darinnen, und dessen Verbindung mit den Kometen äussert, und seine Abhandlung von den vornehmsten Eigenschaften der Kometenbahnen heraus. 1763 reiste er nach Valtelin und Cläven, und wurde bey der, zu Berichtigung der Gränzen zwischen Mayland und der Republik der drey Bünde niedergesezten Commißion gebraucht. Im December d. J. gieng er nach Leipzig, und gab daselbst im Anfange des folgenden Jahres sein neues Organon heraus, worinnen er nicht nur die Logik, als Werkzeug zu Erforschung der Wahrheit, in einer ihm eigenen Gestalt, vorträgt, sondern auch die Lehren von den Figuren der Schlüße,

von Bezeichnung der Begriffe durch Worte und von dem Scheine und der Wahrscheinlichkeit in ein neues und helleres Licht setzet. Im Februar kam er nach Berlin, wo der König bald ein Verlangen äusserte, ein so vorzügliches Genie persönlich kennen zu lernen, und als er seine Erwartung nicht hintergangen sahe, ihn sogleich unter die Zahl der ordentlichen Mitglieder der Berliner Akademie aufzunehmen befahl. Hierdurch bekam er nun volle Muße, sich ganz seinen Lieblingswissenschaften zu überlassen, und die Früchte seines gelehrten Fleißes der Welt nach und nach mitzutheilen.

Viele seiner Abhandlungen sind in den Akten gelehrter Gesellschaften, als der Leipziger, Berliner und anderer mehr, zerstreuet: viele sind auch besonders gedruckt. Alle tragen das Gepräge eines Genies an sich, das überall selbst dachte, seine Kenntnisse weniger aus Büchern geschöpft, als selbst erworben hatte, und daher, auch wenn die Sache, wovon er schrieb, nicht neu war, sie doch wenigstens von einer ganz neuen Seite ansah.

Sein vornehmstes metaphysisches Werk ist seine Architektonik, zu deren Herausgabe er sich nur mit Mühe bereden ließ, weil er bey dem Geschmacke unserer Zeiten in der Philosophie voraussah, wie wenig sie sich allen den Beyfall versprechen könnte, welchen sie verdiente. Die Absicht davon war, die Anwendung der Logik in der Metaphysik, und die Möglichkeit, es dar-

darinnen zur algebraischen Gewißheit und Leichtigkeit zu bringen, welche er selbst empfand, auch andern zu zeigen und begreiflich zu machen. Die schärfste Analyse, ausführliche Bestimmung und ausgebreitete Anwendung der ersten und einfachsten Begriffe menschlicher Erkenntniß zeichnen dieses Werk so aus, daß es unsterblich seyn würde, wenn bey einem metaphysischen Werke Unsterblichkeit möglich wäre. (*)

Seine meisten mathematischen Abhandlungen hat er selbst in den drey Bänden seiner Beyträge zum Gebrauch der Mathematik und deren Anwendung gesammlet, in welchen beynahe zu jedem Theile der Mathematik Zusätze und Erweiterungen vorkommen; doch sind auch verschiedene besonders gedruckt. So hat ihm die praktische Geometrie, die Theorie des Augenmaßes, die umständlichere und bequemere Ausführung der Folgen der Fehler, eine leichtere Auflösung verschiedener schweren Aufgaben, eine richtigere und bewährte Methode zu Visirung der Fässer ꝛc. zu danken — die Rechenkunst verschiedene neue Sätze von Theilung und Theilern der Zahlen, von Verwandlung der Gleichungen, vom Interpolieren, eine Sammlung nützlicher Tafeln, und die logarithmischen Rechenstäbe — die sphärische Trigonometrie einen allgemeinen Beweiß ihrer Regeln — die Perspectiv seine Maschine zu Zeichnungen — die Optik einen neuen Theil, die Photometrie, und verschiedene Verbesserungen in der Berechnung der Refraction — die

(*) Und warum nicht? Fr. d. H.

die Geographie verschiedene neue Verzeichnungsarten der Landcharten zu gewissen bestimmten Absichten, die Gnomonik eine neue Theorie der Azimuthal-Uhr, nebst einigen andern Erfindungen, die Baukunst verschiedene neue Anwendungen der Mathematik auf die Gebäude, besonders in Ansehung der Festigkeit, die Artillerie verschiedene Zusätze zur Theorie der Kräfte des Schießpulvers, zu danken. Besonders aber hat er sich um die Astronomie durch viele Bemühungen verdient gemacht. Seine elliptische Tafel erleichtert die ohngefähre Bestimmung der Finsternisse, wozu er auch verschiedene bequeme Constructionen angegeben hat, so wie er ihre genauere Berechnung durch die Zergliederung der Mayerischen Mondstafeln, durch veranlassete Herausgabe der Berliner Sammlung astronomischer Tafeln und der Ephemeriden, und durch verschiedene dahineingerückte Aufsätze befördert, auch die Berechnung der Cometen durch verschiedene Schriften, erleichtert und berichtiget hat; kleinerer Aufsätze nicht zu gedenken.

Als vor einigen Jahren der König ein neues Collegium zur Oberaufsicht über die allgemeinen Landesverbesserungen, und das zu diesem Behufe dienliche Landbauwesen stiftete, wurde er zum Oberbaurath ernannt, und erhielt dadurch nicht nur Gelegenheit an Ermunterung der Industrie, durch die vom Generaldirectorio ausgesezten Preise, vielen Antheil zu nehmen, sondern auch durch Veranlassung der Prüfungen derer, welche

sich

ſich als Feldmeſſer, Conducteurs, oder Provincial-Baumeiſter wollten brauchen laſſen, manchen fähigen Kopf zu entdecken, hervorzuziehen, an ſeinen rechten Ort zu ſtellen, auch wohl durch eigenen Unterricht erſt noch recht auszubilden. Nicht lange vor ſeinem Tode legte der König aus eigener Bewegung ſeiner Penſion eine anſehnliche Summe zu, und nach ſeinem Ableben ließ er deutlich merken, wie ſehr er ſeinen Verluſt empfunden habe.

Dies ſind die vornehmſten Lebensumſtände eines Mannes, den ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaften eben ſo berühmt, als ſein vortreflicher Charakter verehrungswürdig machten. Zwar hatte ſeine erſte Erziehung unauslöſchliche Spuren ſeines urſprünglichen niedrigen Standes zurückgelaſſen, die ſich in ſeinem ſchüchternen genierten Weſen, unharmoniſchen, und bisweilen poßierlichen Anzuge, elenden Ameublement ſeiner Zimmer, lauten Lachen, oft plattem Scherz und komiſchen Geberden, auch dem Geſchmacke an hohen ungebrochenen Farben, groben Speiſen, und ſüſſen ſchlechten Weinen beſtändig äuſſerten, und ihn bisweilen bewogen, ſich bey Caffeegeſellſchaften unter gemeine Bürger zu mengen, in ihre politiſchen Raiſonnements einzulaſſen, und ihre herrlichen Einfälle mit vollem Halſe zu belachen. Aber unter dieſer bizarren Hülle lagen die ſchönſten Eigenſchaften des Herzens und Verſtandes verborgen. Eine wahre jungfräuliche Sittſamkeit und Schamhaftigkeit, und die vollkommenſte Reinigkeit

von

gut haben; ein groſchenmäßiges Halb-Geſicht, fünfhundert Pfund des Jahrs!

Robert.

Mein gnädigſter Souverain, wie mein Vater noch lebte, brauchte der König, euer Bruder, meinen Vater viel --

Philipp.

Gut, Herr, das kan euch nichts von meinen Gütern geben; ihr müßt ſagen, wie er meine Mutter brauchte.

Robert.

-- und verſchikte ihn einſt in einer Geſandtſchaft nach Deutſchland, wo er über wichtige Anzelegenheiten der damaligen Zeit mit dem Kayſer Unterhandlung pflegen ſollte; der König machte ſich indeſſen ſeine Abweſenheit zu Nuze, und hielt ſich die ganze Zeit über in meines Vaters Haus auf; wie er's da ſo weit gebracht, daß er -- ich ſchäme mich es zu ſagen; allein Wahrheit iſt Wahrheit; Kurz, es lagen Meere und Länder zwiſchen meinem Vater und meiner Mutter, wie dieſer junge Herr hier gezeugt wurde; das hab' ich aus meines Vaters eignem Munde. Auf ſeinem Todbette vermachte er ſeine Güter durch ein Teſtament mir, und blieb bis in ſeinen Tod dabey, daß dieſer, meiner Mutter Sohn, nicht der ſeinige ſey; und wenn er's auch wäre, ſo kam er volle vierzehn Wochen vor der geſezmäßigen Zeit in die Welt: Ich bitte alſo Euer Marcſtät mir zuzuſprechen, was mein iſt, meines Vaters Güter, nach meines Vaters leztem Willen.

König

von dem so allgemeinen Laster der Liederlichkeit; eine redliche, gerade, von allem Scheine schiefer Abwege, von allem Schatten einer Falschheit oder Unwahrheit entfernte Denkungsart; lebhafter Abscheu gegen alle Arten der Ungerechtigkeit; prompter, freywilliger Ersatz, wenn er durch Urtheile oder Handlungen dergleichen begangen zu haben glaubte; Friedfertigkeit in einem so hohen Grade, daß er auch entfernte Gelegenheiten zu jeder Gattung von Streitigkeiten sorgfältig vermied; eine nicht zu ermüdende Geduld und Gelassenheit; gänzliche Abwesenheit mürrischer, übler Laune; aufrichtige Bereitwilligkeit, mit seinem Unterrichte denen zu dienen, die ihn ohne Nebenabsicht suchten; das thätigste Mitleid, wo er Elend sahe — alles dieses machte ein vortreffliches Ganzes bey ihm aus. Wahre feurige Andacht, die oft zu einer stillen Begeisterung stieg; tiefes Gefühl der Abhängigkeit von Gott und der Unvollkommenheit unserer Erkenntniß von diesem höchsten Wesen, und ungeheuchelte Demuth und Ehrfurcht gegen dasselbe, erfüllten ihn von seiner ersten Jugend an, und blieben, ungeachtet der, in den lezten Jahren seines Lebens, auch in einigen seiner Religionsbegriffe unvermerkt vorgegangenen Veränderungen, unverändert, und die Folge davon, ächte, innere, ungestöhrte Seelen- und Gewissensruhe, heiterte oft sein Gesicht zu einer Art von himmlischer Schönheit auf. Mit Verachtung sah er Werke an, welche die Religion bestritten, und mit Entzücken las und empfahl er wohlgerathe-

gerathene Widerlegungen derſelben. Er war ohne alle Einſchränkung Weltbürger und Menſchenfreund; aber eigentliche Freundſchaft hat man an ihm ſo wenig, als vorzügliche Liebe gegen irgend einen Ort, ſein Vaterland ſelbſt nicht ausgenommen, oder Spuren des Schweizeriſchen Nationalcharakters, bemerkt. Doch nahm er Antheil an den Schickſalen derer, die er ſchätzte. Als Sulzer tödlich krank lag, weinte Lambert die einzigen Thränen, die man ihn hat vergieſſen ſehen. Nichts machte ihm größeres Vergnügen als wenn er jungen Leuten von Genie forthelfen, und zu ihrer Entwickelung beytragen konnte; und er freute ſich allezeit, wenn er fand, daß ein anderer nach ſeinen Ideen gearbeitet, oder ſie genutzt, oder der Faſſung der größern Zahl näher gebracht hatte.

Gleich weit von Eitelkeit und Schmeicheley entfernt urtheilte er über ſich, wie über andere, ohne Partheylichkeit; allein eben dieſe Gewohnheit, ſich als ein äuſſeres Subject zu behandeln, und von ſeinen eigenen Verdienſten, wie von ſeinen Fehlern, eben ſo entſcheidend und unbefangen als von fremden zu ſprechen, gab ihm oft den Schein einer ohnverzeihlichen Prahlerey bey denen, die ihn nicht kannten. Auch hieng er feſt an ſeinen Urtheilen, und war nicht leicht davon abzubringen. Zwar in ſeiner Sphäre, wo er alles mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit einſahe, urtheilte er meiſtens richtig; aber außer derſelben und wo von

Men-

Menſchen und Geſchäften die Rede war, waren ſeine Urtheile oft unglaublich ſchief und ſo, daß man darinn zuweilen den gemeinſten Vonſens vermißte; entweder weil er ſich nicht die Mühe nahm, den Menſchen in ſeinen Handlungen und den Gang der Geſchäfte in ihrer wahren Lage zu beobachten, oder weil es ihm, der blos zu analyſiren gewohnt war, an dem Vermögen durch Intuition zu erkennen fehlte. Ich habe ihn, (ſchreibt einer ſeiner Freunde) mehr als einmal betroffen, daß er in dergleichen Dingen aus einem einzelnen Falle ſich ſchnell eine Theorie abſtrahierte, und dann dieſer zufolge raiſonnierte oder vielmehr deraiſonnierte. Bey ſolchen Gelegenheiten half es auch nicht ihn zu erinnern, daß er nach falſchen Data urtheile: er hörte keine Gegenvorſtellung und fuhr fort bis er ausgeredt hatte.

Sein Betragen war, wie ſein Denken. Er ſezte ſich gewiſſe Regeln nach ſeiner Ueberzeugung feſt, und dieſe beobachtete er hernach im Handeln auf eben die Art, wie im Rechnen die Vorſchriften der Arithmetik. Daher konnte ihn auch bey der Thätigkeit ſeines Geiſtes, der Mäßigkeit ſeiner Bedürfniſſe, und der Ruhe ſeines Herzens nichts von allem dem, was ſonſt die Menſchen von Arbeiten des Geiſtes auf ſinnliche Gegenſtände, oder auf Entwürfe zu Verbeſſerung ihrer Glücksumſtände ablenket, in dem ſich einmal vorgezeichneten Kreiſe ſeiner Beſchäftigungen ſtören.

An

An Fleiß und Arbeitſamkeit übertraf er alle Menſchen, die ich je gekannt habe, (ſind die Worte eines ſelbſt großen Mannes in einem Schreiben an den Herausgeber) und doch bemerkte man nie die geringſte Unruhe die von Geſchäftigkeit zeugete, an ihm. Seine Seele war immer wie ein ſtilles Waſſer, über welches kein Lüftchen haucht.„

Bey ſeinem Aufenthalt in Amſterdam hatte er das Unglück, durch einen Fall ſo beſchädiget zu werden, daß ſeine Augen von geronnenem Blute ganz ſchwarz wurden, und er denſelben und folgenden Tag über ohne Bewußtſeyn lag, ſo, daß er auch, wegen des dadurch in ſeiner Rechnung verlohrnen Tages, ſich lange nicht wollte überreden laſſen. Nach ſeiner Herſtellung verbot ihm der Arzt alles Studieren wenigſtens auf ein oder zwey Jahre; allein, er fuhr darin nach wie vor fort, ohne, welches zu bewundern iſt, den geringſten Abgang ſeiner Fähigkeiten oder Geſundheit zu verſpüren; ſo ſehr unterſtützte ſein durch keine Ausſchweifungen verdorbener Körper die Thätigkeit ſeiner Seele. Er arbeitete gewöhnlich von 5 Uhr des Morgens bis zu Mittage, und von 2 Uhr Nachmittags bis zu Mitternacht ohne andere Zerſtreuung oder Erholung, als an ſchönen Tagen einen Spaziergang von ein paar Stunden; auf welchen ihn doch ſeine Ideen ſo, wie in Geſellſchaften, an den Tiſch, und ſelbſt auf ſein Lager begleiteten, wo ſeine Seele ſie oft noch im Schlafe

durcharbeitete, oder wenigſtens das Problem zu leichterer Auflöſung vorbereitete. Der geringſte Vorfall führte ihn auf mathematiſche oder philoſophiſche Analyſen, welchen er ſich überließ, ohne durch das, was um ihn her vorgieng, geſtört zu werden. Bey einem Spaziergange, wo er vom Regen übereilt wurde, kalkulierte er im Laufen den kürzeſten und trockenſten Weg aus; und bey dem Beſuche eines Freundes auf ſeinem Landgute, welchem, da er eben ein Fleck Landes umzäunen ieß, die ganze anweſende Geſellſchaft im Scherz die Pfähle dazu einſchlagen half, ſtand Lambert allein, den Prügel hoch in der Luft haltend, und rechnete vor dem Schlage deſſen größte Kraft aus. Verſchiedene ſeiner Abhandlungen haben ſolchen Anläſſen ihr Daſeyn zu danken; und ſelbſt in ſeiner Wirthſchaft war alles aufs genaueſte abgemeſſen. Fiel es ihm ein, Metaphyſik oder Mathematik zu ſprechen, ſo that er es, ohne auf die ihn umgebende Geſellſchaft Rückſicht zu nehmen, und ſeine Geſpräche waren würkliche Diſſertationen über eine Materie, ohne Sprung oder Lücke; da er die Reihe ſeiner Gedanken immer in der Ordnung, wie ſie bey ihm folgten, ganz darſtellte, und wenn er durchaus unterbrochen wurde, immer hernach genau da fortfuhr, wo er ſtehen geblieben war.

Bey ſo viel Eifer und Unverdroſſenheit iſt ſich nicht zu verwundern, daß er in mehrern Wiſſenſchaften nicht geringe Kenntniſſe erlangen mußte. Er war in dem theolo-

theologiſchen Lehrgebäude ſeiner Jugendzeit wohl bewandert, und ſelbſt in den Orientaliſchen Sprachen kein Fremdling. Er hatte es in der Rechtsgelahrheit weit genug gebracht, um in dem Streite der Stadt Chur mit dem Biſchoffe i. J. 1753. zwey Memoires für die Sache der erſtern herauszugeben. Als er mit ſeinen Eleven die Akademie beſuchte, hatte er ſich noch weiter in dieſem Fache umgeſehen, ja in ſeinen Erholungsſtunden die Pandekten geleſen, und Anmerkungen darzu gemacht. Aber ſeine Hauptwiſſenſchaften waren Logik, Metaphyſik und Mathematik. In der erſten beſaß er eine ungewöhnliche Stärke, und überließ ſich ihren Regeln nicht blos in wiſſenſchaftlichen Dingen, ſondern ſelbſt im gemeinen Leben. In der metaphyſiſchen Analyſe war er auſſerordentlich groß und ſcharfſinnig. Er gieng mit dem Entwurfe einer Methode um, alle einfache Begriffe mit eben der Schärfe und Gewißheit zu behandeln, als der Begriff der Größe in der Mathematik behandelt wird. Seine Art, einen jeden Gegenſtand zu bearbeiten, war eben die, welche er in ſeinem Organon beſchreibt. Er ſchrieb alles, was ihm darüber einfiel, auf; ordnete dieſe Sätze nach den gewöhnlichen logiſchen Regeln; ſuchte ſodann die Lücken auszufüllen; ſchlug hernach andere Bücher, beſonders Wörterbücher nach, um die ganze Ausdehnung des Begriffes zu haben, und durchgieng endlich die Materie nach einer logiſchen Tabelle, die er in den Leipziger Akten herausgegeben. Den meiſten Geſchmack fand er in-

deſſen an der Mathematik. Das Reſultat weitläuftiger und verwickelter Rechnungen auf eine leichte Conſtruction zu bringen; einzelne Hülfsmittel oder Beobachtungen zu einer gewiſſen Abſicht, auf eine zur Ueberſicht und Interpolation ſchickliche oder conſtruible Art zu ordnen; da, wo die gröſte Schärfe ſchwer zu erhalten war, ein für mancherley Gebrauch hinreichendes beynahe, auf einem weit leichtern Wege, zu finden, darinnen zeigte ſich vorzüglich die Größe ſeines Genies. Wie leicht es ihm war, aus wenigen Fällen oder Datis eine Theorie zu abſtrahiren, und bis zu einem hohen Grade von Probabilität und Ausführlichkeit zu treiben, davon ſind ſeine kosmologiſchen Briefe und ſeine Berechnungen über den vermutheten Trabanten der Venus redende Beweiſe.

Da er indeſſen alle ſeine Kenntniſſe gleichſam aus ſich ſelbſt geſchöpft hatte; ſo war es ſchwer ihm eine Sache deutlich zu machen, und, ſo zu ſagen, in ihn hineinzubringen, auf die er nicht von ſelbſt fiel, oder ſie wenigſtens auf ſeine eigene Art durchdenken, und ſich gleichſam zu eigen machen konnte; wie er denn auch eben deswegen viel leichter und ſicherer erfand, als beurtheilte, und oft eine Sache ganz von der unrechten Seite anſah, ohne ſich leicht eines beſſern belehren zu laſſen. Er pflegte ſelbſt ſein Genie bisweilen eine Maſchine zu nennen, und muß alſo zwiſchen beyden viel Aehnlichkeit gefunden haben.

Sein

Sein Gedächtniß war in Sachen, die seine Hauptwissenschaften angiengen, ausserordentlich; immer waren sie ihm ganz gegenwärtig; in andern war es gewöhnlich. Er kannte daher die Geschichte dieser Wissenschaften, ihre Epochen, und die großen Männer, die sie gemacht hatten, nach allen Umständen genau: war aber übrigens kein Historicker.

Ein System zu bilden war ihm schlechterdings zuwider, weil er nicht glaubte, daß unsere Kenntnisse, in denen er allenthalben Lücken fand, ein Ganzes ausmachen könnten. Er verglich daher seine Anfangs-Ideen mit den Primzahlen, weil sie und die von ihnen abhängende Reihen so wenig, als jene, untereinander in Verbindung stunden. Auch glaubte er, daß wir mit allem unserm Grübeln nicht viel weiter kommen, als die gemeine Erkenntniß führe, und daß in den Ideen des gemeinen Mannes und den überall angenommenen Gemeinsätzen größtentheils die Wahrheit liege. Auch in Ansehung der Moral glaubte er, daß fast jeder Mensch seine eigene habe, die von seiner Lage abhänge, und daß in Collisionsfällen selten die Vernunft, meistens andere entscheidende Kräfte den Ausschlag geben.

Eine auszehrende Krankheit machte den 25. Sept. 1777. dem eben so stillen und ruhigen, als für die Welt und Wissenschaften nützlichen Leben dieses in der That liebens- und hochachtungswürdigen Mannes ein Ende, und sein Tod war so sanft und gelassen, als sein Leben gewesen war.

Zusatz des Herausgebers.

Meine Furchtsamkeit, von einem Manne zu sprechen, dessen gröſste Verdienste ausserhalb meines eignen Kreises liegen, bewog mich, die Verfertigung dieses Aufsatzes einem gelehrten Freunde aufzutragen, der vermöge seiner Geschicklichkeit in der mathematischen Philosophie den Werth dieses groſsen Mannes richtiger schätzen konnte, als ich.

Was die Liebhaber des Französischen Elogen-Styls daran vermissen mögen, wird durch die Wahrheit und Zuverläſsigkeit der mitgetheilten Nachrichten, wie ich glaube, reichlich ersezt. Sie sind getreulich aus einer beträchtlichen Anzahl von Papieren ausgezogen, die sich (auſser einem Originalaufsatz von dem sel. Lambert selbst) von lauter Männern, die ihn entweder von Jugend an gekannt, oder doch mehrere Jahre in näherer Verbindung mit ihm gestanden, herschreiben, und für deren Mittheilung ich ihnen allen, besonders dem verdienstvollen Freunde, dessen unmittelbarer Verwendung ich solche schuldig bin, hiermit öffentlich danke.

Lambert war von allen seinen Seiten ein so merkwürdiger und auſserordentlicher Mann, daſs diese gegenwärtige Skizze seines Charakters und Lebens in jedem Leser den Wunsch erwecken muſs, beydes ausführlicher, vollständiger und vollkommener, als es hier möglich war, von einem seiner Freunde dargestellt zu sehen.

VI.

Auszug aus dem Leben des Algernon Sydney.

Dieſer britiſche Caßius, wie ihn der Dichter Thomſon nennt, ſtammte von einem ſehr alten und an großen Männern fruchtbaren Geſchlecht ab. Er war der zweyte Sohn Roberts, Grafen von Leiceſter, aus der Ehe mit Dorotheen, der älteſten Tochter Henry Percy's, Grafen von Northumberland, die ſein Vater im Jahr 1618. heyrathete. Sein eigentliches Geburtsjahr weiß man nicht gewiß; doch mag es wohl das 1622ſte geweſen ſeyn. Sein Vater trug große Sorge, ihm eine gute Erziehung zu geben, und nahm ihn deswegen mit, da er im Jahr 1632, als Geſandter nach Dännemark gieng. Eben dieſes that er auch im Jahr 1636, während ſeiner Geſandtſchaft am Franzöſiſchen Hofe: wo er ſich (wie aus einem Briefe ſeiner Mutter erhellt,) bereits durch die Lebhaftigkeit ſeines Witzes und die Anmuth ſeines Umgangs auf eine ſehr vortheilhafte Art bemerken machte. Wir finden ſonſt keine weitere Nachricht von ſeiner Erziehung; aber ſein Werk von der Republik, und die Grundſätze, denen er in ſeinem Leben gefolgt, laſſen nicht zweifeln, daß er ſchon in ſeiner Jugend aus den Schriften der alten Griechen und Römer dieſe Republikaniſche Sinnesart, und dieſen herzlichen Haß gegen Tyranney und Tyrannen eingeſogen, der ihn ſein ganzes Leben durch beſeelt, und wovon er endlich das Opfer geworden.

Nach dem Ausbruch der Rebellion in Irland, ganz am Ende des Jahrs 1641, erhielt er das Commando über eine Compagnie zu Pferde beym Regimente ſeines Vaters, welcher dazumal Lord-Lieutenant dieſes Königreichs war. Er reiſte mit ſeinem älteſten Bruder, Lord Viſcount Lisle dahin, und

König Johann.

Mein guter Karl, euer Bruder iſt in der Ehe gebohren; euers Vaters Weib brachte ihn während ihrem Eheſtand; wenn ſie untreu war, ſo iſt es ihr Fehler, und ein Zufall dem alle Männer ausgeſezt ſind, welche Weiber nehmen. Sag mir einmal, wie, wenn mein Bruder, der deinem Vorgeben nach, die Mühe nahm dieſen Sohn zu zeugen, ihn deinem Vater als ſeinen Sohn abgefodert hätte? Hätte nicht dein Vater ein Kalb, das ihm ſeine Kuh gebracht, gegen die Anſprüche der ganzen Welt behaupten können? Wahrhaftig, guter Freund, das hätt' er können; geſezt alſo auch, er wäre meines Bruders Sohn, ſo hätte doch mein Bruder keinen Anſpruch an ihn machen, noch hätt' ihn euer Vater deßwegen, weil er nicht ſein ſey, verläugnen können; aus allem dieſem folgt alſo, daß meiner Mutter Sohn euers Vaters Erben zeugte, und daß euers Vaters Erbe euers Vaters Güter haben muß.

Robert.

Soll denn meines Vaters lezter Wille keine Kraft haben, ein Kind zu enterben, das nicht ſein iſt?

Philipp.

Von keiner gröſſern Kraft mich zu enterben, Herr, als, denk ich, ſein Wille mich zu zeugen war.

Elinor.

Was wollteſt du lieber ſeyn, ein Faulconbridge, wie

zeichnete ſich bey allen Gelegenheiten durch ſein gelindes Verfahren mit den Rebellen aus. Im Jahr 1643. erhielt er vom König Erlaubniß wieder nach England zurückzugehen; als er aber im folgenden Auguſt zu Lancaſchire landete, wurde er auf Befehl des Parlements nach London in Verhaft gebracht, und zur Annahme eines Commando's daſelbſt vermocht.

Den 10ten May, im Jahr 1644, machte ihn der Graf von Mancheſter, Generalmajor verſchiedener Grafſchaften, zum Capitain einer Companie zu Pferde bey ſeinem eignen Regimente. Sein Bruder, Lord Viscount Liſle, welcher kurz darauf General-Lieutenant von Irland und Befehlshaber über die dortigen Völker wurde, gab ihm das Commando über ein Regiment zu Pferde, um in dem Feldzuge daſelbſt zu dienen, und aus dem geſchriebenen Tagebuche des Grafen, ſeines Vaters ſieht man, daß er gleichfalls General-Lieutenant der Cavallerie von Irland, und Gouverneur von Dublin war, und daß er vor ſeiner Reiſe in dies Königreich das Gouvernement von Chicheſter hatte, und der Schlacht bey York und verſchiedenen andern Actionen beygewohnt.

Den 2ten May empfieng der Oberſte Sydney den Dank vom Parlement für ſeine guten Dienſte in Irland, und wurde nachher zum Gouverneur von Dover beſtellt. Im Januar 1648 wurd er zu einem von König Carls Richtern ernannt, gieng aber nicht in ihre Verſammlung. Warum er dies nicht that, wiſſen wir nicht. Indeſſen iſt offenbar, daß er ſowohl aus Neigung, als Grundſätzen ein eifriger Republikaner, und deswegen ein eben ſo abgeſagter Feind von Olivier Cromwell war, ſo bald dieſer die höchſte Gewalt im Staat an ſich zog, als er vorher, und ſo lange er Hofnung hatte, die Verfaſſung Englands die Geſtalt eines auf dauerhaften Grund gebauten Freyſtaates gewinnen zu ſehen, ein erklärter Gegner der unbeſchränkten Monarchie geweſen war.

Als aber nach der Abdankung des Protektors Richard, Cromwell das Parlement im May 1659 wieder aufgerichtet, und eine Erklärung ergangen war, die Sicherheit und das Eigenthum des Volkes, beydes als Menschen und als Christen, ohne einzelnen Regenten, königliche Würde, oder Versammlung der Lords, in Sicherheit zu stellen, so stimmte er mit hierzu, und wurde selbst zu einem von den Räthen des Staats, und den 5ten Jun. darauf ernannt, mit Sir Robert Honeywood und Bulstrode Whitelocke Esq. als Bevollmächtigter in den Sund zu gehen, um zwischen dem König von Schweden und Dännemark Frieden zu negociiren; wie wohl Whitelocke Mittel fand, sich von diesem Auftrag wieder loszumachen, und einen andern an seiner statt ernennen zu lassen.

Alsbald nachher alle Umstände sich zur Wiedereinsetzung König Carls II. anliessen, schrieb der Oberste Sydney, in der Nachschrift eines Briefes an seinen Vater: „Ich sage „izt nichts von meinen eignen Entschliessungen in Rücksicht „auf die Ereignisse, die theils schon vorüber sind; theils täglich noch erwartet werden. Das Wahre davon ist: ich weiß „sie selbst noch nicht. Die Sache ist zu schwer, als daß ich in „so großer Entfernung darüber urtheilen könnte: zumal da ich „nicht weiß, was in meiner Macht oder Wahl stehen wird. „Wenn ich keine neuen Befehle empfange, werd ich so eilfertig als möglich zurückkommen, und dann den Weg gehen, „welchen Ew. Gnaden mir zu gehen befehlen, oder ihre besten „Freunde mir rathen, und das so lang ich kann, ohne die „Grundsätze der Ehre oder des Gewissens zu beleidigen; wiewohl ich überzeugt bin, daß mir weder von Ew. Gnaden, „noch den übrigen, deren Meynungen ich achte, so etwas „kann zugemuthet werden. So lang ich hier bin, dien ich „England, und werde mit allem nur möglichen Bedacht und „Eifer das Interesse desselben zu erhöhen suchen, und den

„Vorschriften derer nachleben, die es regieren. Die Be„stimmung andrer Punkte verspar ich bis zu mündlichen Un„terredungen.„

Die Restauration des Königs, (wie diese Epoche in der Englischen Geschichte genennet wird,) erfolgte bekanntlich den 2ten May 1660, und aus einem Briefe, den Sydney an seinen Vater den 16ten Jul. aus Stockholm erließ, zeigt sich, daß er und seine Collegen von dem Staatsrath zwar die Erlaubniß nach England zurückzukehren erhielten, daß er aber für seinen Theil, ungeachtet der persönlichen Freundschaft des General Monk, sich in großer Verlegenheit befand, da er, so wie die Sachen stunden, weder mit Anstand seinen bisherigen Charakter zu Stockholm behaupten konnte, noch Ursach hatte, sich in England für sicher zu halten, ungeachtet der General Monk, (der, als das vornehmste Werkzeug der Restauration, damals alles beym Könige vermochte) immer viel persönliche Achtung für ihn gezeigt hatte. Er äussert die nemliche Verlegenheit in einem andern Briefe vom 22sten Jul. und bittet seinen Vater um Anweisung, wie er sich in seiner sehr mißlichen Lage zu verhalten habe. Die Antwort des Grafen von Leicester ist vom 30. August datiert, und enthält unter andern folgendes: „Ich halt' „es für undienlich, und fast gar für unsicher, daß du izt nach „England zurückgehest. Denn Powel wird dir gesagt haben, „daß er bey seinem Aufenthalte hier gehört: Du solltest von „der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen seyn, und ob ich „gleich nicht weiß, was du gethan, oder hie und da gespro„chen haben magst: so hab' ich doch verschiedentlich gehört, „daß man von dir so eine schlimme Meynung als von irgend „einem, so gar von denen hat, welche den lezten König zum „Tode verurtheilt haben. Als ich noch glaubte, es fände kei„ne andre Einwendung gegen dich statt, als daß du von der „Gegenpartheie gewesen: sprach ich mit dem General Monk

„in

„su deinem Beſten, und erhielt die Antwort: Du wäreſt „übel beym König angeſchwärzt worden; er wolle aber ſein „Möglichſtes für dich thun. Ich wollte darauf noch mit Je„mand ſprechen — Du magſt rathen, wen ich meyne; — al„lein ſeit dem habe ich ſolche Dinge von dir gehört, daß auch „blos in der Ungewißheit ihres Grundes, wohl niemand ſei„nen Mund für dich aufthun möchte. Ich will dir einige „Punkte erzählen, und du wirſt wohl thun, wenn du dich „deswegen rechtfertigeſt. Es heißt: die Univerſität zu Kopen„hagen hätte dir ihr Album geſchickt, damit du etwas hin„einſchreiben möchteſt, und du hätteſt dann dieſe Worte

— Manus haec inimica tyranis
„Enſe petit placidam ſub libertate quietem.

„hineingeſchrieben, und deinen Namen darunter geſetzt. Wenn „dies wahr iſt; ſo kann's nicht anders als öffentlich bekannt „ſeyn. Auch heißt es: ein Miniſter, der eine gewiſſe Lady „Laurence, hier zu Chelſea geheyrathet, itzt aber zu Kopen„hagen wohnt, wäre dort mit dir in Geſellſchaft geweſen, „und hätte zu dir geſagt: ich glaube, Sie waren keiner von „den Richtern des letzten Königs, oder ſchuldig an ſeinem To„de? „ — Was? — hätteſt du geſagt: — Schuldig? — Nennen Sie das Schuld? — Es war die gerechteſte und bravſte That, die je in England oder irgendwo geſchehen iſt, und darauf hätteſt du noch verſchiedne Reden von eben der Art ausgeſtoſſen. Ferner heißt es: als du erfahren, daß man damit umgehe, dich in Verhaft zu nehmen, hätteſt du dem König von Dännemark ſelbſt davon Nachricht gegeben, und geſagt: ich höre, daß man Willens ſey, ſich meiner zu bemächtigen; aber wer will das? *Eſt ce notre bandit*? und dadurch ſollſt du den König gemeint haben. Ueberdies will man dich in heftigen und verächtlichen Ausdrücken von des Königs Perſon und Familie haben ſprechen hören, welches

ches dir schwerlich vergeben oder vergessen werden wird, dafern du dich nicht rechtfertigen kannst. Denn solche persönliche Beleidungen machen tiefere Eindrücke, als öffentliche Handlungen im Krieg oder Frieden, u. s. w. Das Resultat von dem allen war, daß ihm sein Vater rieth, bis auf weitern Bescheid, sich in Hamburg aufzuhalten.

Der Mangel an Raum nöthigt uns diesen Artickel hier abzubrechen und sowohl dessen Beendigung als die Fortsetzung der Geschichte des Hrn. Oheims, wie auch der Auszüge aus der Forsterischen Reise um die Welt, und der Johann Bunkliade auf das nächste Quartal auszusetzen. Aus dem nemlichen Grunde müssen wir auch eine ziemliche Anzahl interessanter Bücheranzeigen, so wie die inzwischen aus K. eingelaufne Fortsetzung des Hudibras und andre dahin gehörige Dinge auf den nächstkünftigen und die folgenden Monate versparen.

VII.

Bücher-Anzeigen.

Hellas, von Ernestine Christine Reiske. Erster Band. Mitau, bey Jac. Friedr. Hinz, 1778. (260. S. 8.)

Unter diesem Titel liefert uns die verdienstvolle Wittwe eines der größten Philologen unsers Jahrhunderts, vormals seine Schülerin und Gehülfin in seinen rastlosen gelehrten Arbeiten, den 1sten Band einer Sammlung neuer Uebersetzungen aus dem Griechischen, welcher uns, nach dem Titel zu schliessen, noch zu vielen folgenden Hofnung macht. Denn unter den Namen Hellas läßt sich alles bringen, was wir von den Fragmenten des Orpheus an, bis auf die spätesten Früchte des mittlern Griechenlandes aufzuweisen haben, und vermuth-

Ich will ſich Mad. Reiske dadurch die Freyheit vorbehalten, uns nach und nach mit noch unüberſezten Stücken aus allen Altern der Griechiſchen Litteratur zu beſchenken. Dieſesmal fiel ihre Wahl auf einige Diſcurſe oder Reden des Dion Chryſoſtomus, (deſſen ſämmtliche Werke Sie aus den hinterlaſſenen Papieren ihres verſtorbenen Ehegatten herauszugeben begriffen iſt) und auf die Liebesgeſchichte des Ismenias und der Ismene, einen Roman eines gewiſſen Eumathius, (auch Euſtathius genannt) den wir, mit Erlaubniß der liebenswürdigen Ueberſezterin, eher für eine wollüſtige Träumerey eines Phantaſiereichen jungen Mönchs, als für den Schwanengeſang eines guten Greiſen halten möchten. Indeſſen hat auch dieſes Produkt des ſpäteſten Alters der Griechiſchen Litteratur ſeinen Werth, zumal da es zum Maasſtabe dienen kann, wie erſtaunlich die Griechen der mittlern Zeiten, auch in Werken des Gefühls, der Imagination und des Witzes, aus der Art ihrer Vorgänger im goldnen und ſilbernen Alter gerathen. Da unſer Raum keine genauere Beurtheilung geſtatt ſo begnügen wir uns, die ruhmwürdige Ueberſezterin zu Fortſezung dieſer Hellas, als eine Unternehmung, die allen gelehrten und ungelehrten Liebhabern der Griechiſchen Muſen willkommen ſeyn muß, ſo viel an uns iſt, aufzumuntern. Fehler aufzuſuchen, wo das Ganze Lob verdient, wäre um ſo unbilliger, da Mad. R. ſich erklärt, daß ſie ſolche ſelbſt fühle, und in der Folge zu verbeſſern ſuchen werde. Wir haben beſonders die Ueberſezung des Romans vom Ismenias mit dem Original verglichen, und ſie überhaupt viel beſſer und getreuer als die Lateiniſche des Gaulmin gefunden. Um aber wenigſtens eine Kleinigkeit zu rügen, wünſchten wir, daß die Fr. U. das Wort παρθενος nicht Jungfer, ſondern Jungfrau überſezt hätte; indem jenes nur in der komiſchen Sprache brauchbar iſt. Man ſagt z. Ex. die heilige Jungfrau, ſtatt Maria, aber es würde auffallend klingen, die heilige Jungfer zu ſagen:

gen: und eben das gilt von Minerva, Diana, u. ſ. w. oder von den Tugenden, die in jungfräulicher Geſtalt von Mahlern und Dichtern perſonificiert werden.

W.

Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des Fortepiano, in Muſik geſezt von Siegmund Freyh. von Seckendorf. Weimar, bey Carl Ludolf Hoffmann, 1779.

Zuverſichtlich können wir dieſer kleinen Sammlung von Volks-Liedern und Romanzen vom geſangliebenden Publico eben den warmen Beyfall verſprechen, den ſie bisher in dem engern Cirkel der Freunde des Freyh. v. S. erhalten haben. Es ſind 12 Stücke — gröſtentheils aus den Volks-Liedern; verſchiedene von dem Verfaſſer der Muſik ſelbſt, welchem mehr als eine Muſe günſtig iſt. Die meiſten empfehlen ſich durch einen eben ſo leichten und angenehmen als geiſtreichen und dem Inhalt jeden Stückes anpaſſenden Schwung des Geſangs. Vorzüglich glücklich iſt der Herr V. in dem eigentlichen Romanzen-Ton, in Stücken von der gefühlvollen, ſchauerlichen und phantaſiereichen Art, worinn ſich das erſte Lied dieſer Sammlung, der Fiſcher (von Göthe) das Zauberlied Elvershöh, das Lied des wahnſinnigen Mädchens (beyde aus den Volks-Liedern) und Daura's Trauer (nach Oſſian) ſo beſonders auszeichnen, daß man glauben möchte, jedes dieſer vortreflichen Lieder wäre zugleich mit der Melodie in Einem Moment entſtanden, und beydes von Einem Genius eingehaucht worden. Aber freylich möchten wir wünſchen, daß uns der Herr V. ſeine Art ſolche vorzutragen, hätte mittheilen können; denn es iſt mit dem Singen und Accompagniren juſt wie mit dem Leſen eines Gedichts; das Schönſte, Rührendſte, Erhabenſte geht oft verlohren, wenn es demjenigen, der es vorträgt, an der Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls und Anſchauens fehlt, das den Dichter und

Ton-

Tonkünſtler im Moment der Compoſition beſeelte. Es iſt eine der vorzüglichſten und die eigentlich charakteriſtiſche Schönheit der gegenwärtigen Geſänge, daß die Melodie jeden Stückes faſt durchaus auch jeder Strophe angemeſſen iſt, inſofern nur der Sänger den Ausdruck und Accent, das Mehr und Weniger, worauf in Sachen des Gefühls ſo viel ankömmt, kurz das, was die Seele des Geſangs ausmacht, bey jeder Strophe, nach Beſchaffenheit des Inhalts, gehörig zu modificieren weiß — d. i. inſofern er würklich fühlt, was er vorträgt. Wir zweifeln nicht, alle Liebhaber werden mit uns wünſchen, daß der Herr V. ſich bewegen laſſen möge, uns bald mit einer zwoten Sammlung von Liedern zu beſchenken, die ſich ſo glücklich von dem Leyerwerk unſrer gewöhnlichen Liederſetzer unterſcheiden. W.

Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

I. Vom gegenwärtigen und ältern Zuſtande des Veſuvs. 1

II. Die Abderiten. 26

III. Auszüge Herrn D. Johann Reinhard Forſters, Reiſe um die Welt. . 59

VI. Zergliederung des Buchs, genannt: Leben, Bemerkungen und Meynungen Johann Bunkels, ꝛc. 75

V. Kunſtſachen. 90

VI. Bücher-Anzeigen. 92

VII. Vermiſchte Anzeigen. 95

Auguſt.

August.

I. Verſuch über den Urſprung der Italiäniſchen Sprache 97
II. Eine mahleriſche Reiſe nach Cöln, ꝛc. . 113
III. Die Abderiten. 128
IV. Auszug aus Johann Forſters Reiſe um die Welt. 144
V. Joh. Bunkels Leben und Meynungen ꝛc. . 165
VI. Auszug eines Schreibens über das Leben und Charakter des ſel. Grafen v. Bernsdorf. 173
VII. Bücher-Anzeigen. 177

September.

I. Gedichte. 193
II. Ueber J. J. Rouſſeau. . . . 201
III. Die Abderiten, ... 218
IV. Auszug aus einem Schreiben an einen Freund in D** 241
V. Johann Heinrich Lambert. . . 259
VI. Auszug aus dem Leben Algernon Sydney. 279
VII. Bücher-Anzeigen. 284

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1778.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

dieſer hier, um deine Güter zu haben; oder ein natürlicher Sohn von Cœur de Lion, ein Prinz vom Geblüte, und keine Güter dazu?

Philipp.

Gnädigſte Frau, und wenn mein Bruder meine Geſtalt hätte, und ich hätte die ſeinige, Sir Roberts ſeine, wie er; und wenn meine Beine zwo ſolche Spindeln wären, meine Arme ſolch Aal-hautiges Zeug, und mein Geſicht ſo dünne, daß ich keine Roſe (*) in mein Ohr ſtecken könnte, ohne daß die Leute ſagten: Seht, da geht Drey-Viertels-Pfenning -- Und wenn gleich dieſe Geſtalt Erbe von allen ſeinen Gütern wäre, ſo will ich nimmer von dieſem Plaz kommen, wenn ich ſie nicht von Fuß auf hingeben wollte, um dieſes Geſicht zu haben; ich wollt' um alles in der Welt nicht Sir Robb ſeyn.

Elinor.

Du gefällſt mir; willt du dein Erbtheil vergeſſen, ihm deine Güter überlaſſen und mir folgen? Ich bin ein Soldat, und im Begriff wider Frankreich Dienſte zu thun.

Philipp.

Bruder, nimm du meine Güter, und laß mir mein Geſicht, das deinige hat dir fünfhundert Pfund jährlich erworben;

(*) Um dieſe Anſpielung zu verſtehen muß man wiſſen, daß die Königin Elisabeth unter allen Beherrſchern von England die erſte und letzte war, die Drey-Halb-Pfenninge, und Drey-Viertels-Pfenninge ſchlagen ließ, auf denen ſich ihr Bildniß bald mit bald ohne die Roſe befand. Theobald.

Der Teutſche Merkur.

October 1778.

I.

Ueber die Franzoſen.

Die Römer ahmten den Griechen nach, wie wir den Franzoſen. Sie lernten Griechiſche Weisheit, überſetzten Griechiſche Lieder, formten nach den Bildſäulen, ſchrieben und redeten die Sprache der Griechen. Der Römiſche Wollüſtling hohlte Salben, Kleider, Hausgeräth von Athen, erwarb ſich die Artigkeit der Athenienſer, verfeinerte nach ihnen ſein Gefühl und vervielfältigte ſeinen Genuß: dafür wurd' er von Römiſchen Damen im zärtlichſten Griechiſchen Dialect ihre Seele, ihr Leben genannt. Die Sittenlehrer zu Rom ſchalten ihre Mitbürger, daß ſie die Gewohnheiten eines ſo weichlichen Volks annähmen; die Satyrenſchreiber höhnten den Stutzer in ausländiſcher Tracht; die Patrioten warnten vor Griechiſcher Treue; der kahlköpfige Kriegsmann ſah auf den wohlgeſalbten langhärigen Junker herab mit Verachtung; und Dichter legten ihrer Nation ans Herz: daß ſie nicht zu üppigen Künſten, ſondern dazu gebohren ſey, die Welt zu regieren. Dennoch ſtudierte Virgil den Homer, Horaz den Pindar; Cicero die Griechiſchen Philoſophen; und Virgil, Horaz und

Cicero wurden von den weiſeſten Römern geleſen und bewundert. Auf Römiſcher Bühne gefielen Menanders Comödien. Die Sittenlehrer empfahlen die von Sokrates geprieſne Liebe des Guten und Schönen; Satyriker wünſchten ſich Ariſtophaniſchen Witz; den Geſetzgebern war der Name Solons heilig, ſo wie den Kriegern die Namen Alcibiades und Perikles; ob dieſe gleich unter ihrem geſchmückten Helm den Amoretten und Grazien lachten. Kurz! ſo weit auch der ſtolze, unbiegſame Römerſinn mit ſeinem herrſchſüchtigen Ernſt vom Leichtſinn gefälliger Griechen verſchieden war; ſo ſtark auch die Römer ſolche Verſchiedenheit empfanden, und ihre Juvenale wider thörichtes Nachahmen der Athenienſer eiferten: dennoch blieb ihnen Athen die Schule des liebenswürdigen und Schönen, aus welcher ſie jedem ihrer Bürger das zu nehmen vergönnten was ſeinen Nationalcharakter nicht entnervte. Sie ſpotteten über der Griechen Wankelmuth und Ueppigkeiten; ſetzten die Statuen derſelben in ihre Tempel; ſtimmten ihre Leyer nach der zu Teios; und ſprachen in ihrer Rüſtung Hohn den glänzenden Schilden voll erhabner Arbeit. Nimmer verwechſelten ihre Weiſen das Gute mit dem Böſen, damit ſie die Freude hätten, über ganz Griechenland ein Gelächter zu erheben.

Daß die Franzoſen eben ſo wenig Griechen, als wir Teutſche, Römer ſind: das weiß ich. Daß unſre blinde, kleinmüthige Nachahmung der Franzoſen alſo noch

ſtraf-

ſtrafbarer iſt als der Römer ihre; zumal in Kunſt und Philoſophie wo gewiß unſer Genius mehr Originalität als der Römiſche hat: das geſteh' ich auch. Aber hätten die Franzoſen nur etwas von Griechiſcher Grazie, Milde, Gewandtheit, blühenden Einbildungskraft, Attiſchem Salz; etwas nur von dem bey jenen zur Natur gewordnen Edeln und Schönen; wohl gar ein bloßes vor ihnen auffahrendes Bild deſſelben, doch auffahrend in entſcheidenden Augenblicken, und dann ſo reizend für ſie, daß ſie mit Leichtigkeit ihr beſtes, ihr ſüßeſtes, ſelbſt ihr Leben ihm aufopferten: hätten die Franzoſen nur das, und Wir einiges hiervon ihnen zu verdanken, oder noch von ihnen zu erwarten — wäre dann die ſeit einigen Jahren von dem größten Theil unſrer Dichter und Gelehrten gepredigte Verachtung alles deſſen, was unter Frankreichs Himmel geſchrieben, geredet und gethan wird, unſrer würdig? Wär' es weiſe, gerecht gegen unſre Nachbarn, heilſam für uns, darum, weil wir ehedem Schlechtes und Gutes ohne Wahl, ohne Prüfung, ob es auf unſern Boden tauge oder nicht, herüberhohlten, verpflanzten, darum jetzt ohne Wahl, ohne Prüfung, Gutes und Schlechtes, ſo bald die Pariſer Luft es anwehte, zu verwerfen, kaum es anzuſchauen, oder nur anzuſchauen um es zu verhöhnen? Da jene Verachtung immer weiter geht, und am Ende dieſes bewürken muß; ſo möchten obige Fragen eines kleinen Nachdenkens werth ſeyn.

Die Franzoſen ſind keine Griechen. Den Griechiſchen Leichtſinn haben ſie völlig; auch Sie könnten dazu gebracht werden, einem Sokrates den Giftbecher zu reichen, einen Phocion zum Tode zu verdammen, und ihm gleich darauf eine Ehrenſäule zu ſetzen. Griechiſche Wolluſt und Ueppigkeit haben ſie nicht minder unter ſich Ueberhand nehmen laſſen, und angränzende Länder damit verderbt. In der Fertigkeit andre Völker für Barbaren zu erklären, ſind ſie wiederum vollkommene Griechen. Welch ein Mangel dagegen an dem wahrhaftig Griechiſchen, reinen Sinn, das Schöne zu ahnden, zu ſuchen und zu finden überall; an der vollen, warmen Liebe, die es ganz umfaßt, um ſein ſelbſt willen, daran hängt, und mit ihm Eins wird; an der Einfalt der Seele, die es ſo lauter darſtellt wie ſies empfieng! Wo das herzliche Wohlwollen; der Zuſammenklang inniger Neigungen, Freude, und nur Freude zu geben und zu nehmen, ſamt den hieraus entſtehenden ächten Gefälligkeiten? Wo die körperliche Grazie, ſonder Anſpruch, ſonder Bewußtſeyn ihrer ſelbſt; nur Sprache, Gebärde der Liebenswürdigkeit, die im Menſchen wohnt? Und der Witz, der jedesmal würkliche Laune des Geiſtes, unvorbereitet ſich äußert, wo die Gelegenheit ihn aufbietet; bey keiner Gelegenheit nichts als kommen und ſchimmern, ſondern bey jeder etwas ausrichten, wenigſtens Frölichkeit über die Tafel bringen will? Und das Streben nach Ruhm, das nicht mit Eitelkeit zu kämpfen hat? Iſt alles dies was bey den Griechen in ſo reichem

Maaß'

Maaß' anzutreffen war, auch hier und dort wesentlich unter den Franzosen aufzuspüren; so bestimmt es doch nicht den Charakter des Volks. Indessen bestimmt es seinen Charakter, daß wir in Frankreich von allem die herrlichsten Erscheinungen sahen, und bis auf den heutigen Tag sehen, wenn wir wollen; Erscheinungen, zu gut für bloßes leeres Blendwerk; unerklärbar, sobald wir durchaus alle Wahrheit ihnen absprechen. Sie spielen gewiß im Wiederglanze derselben. Wie solches geschehe? dieses richtig und deutlich auseinander zu setzen, ist schwerer, als man beym ersten flüchtigen Blick auf eine Nation, die so viel Oberfläche zeigt, vermuthen sollte.

Der Hauptcharakter des Französischen Geistes ist Klarheit, Bestimmtheit, Leichtigkeit. Er wagt sich ungern in die Tiefe, wo es ihm dunkel wird, und er nicht schnell zurück kann; scheut sich vor Labyrinthen, wo er des Ausgangs nicht Meister bleibt. Seine Einbildungskraft ist munter, lachend, immer rege; sie wiegt sich auf Blumen, hebt sich auf die Wipfel der Bäume, vertraut sich dann und wann einem rascheren Winde, welcher sie aus dem Thal auf den Hügel trägt; aber ihr graut vor hohen Felsenspitzen und Klüften im Sturm. Der Witz des Franzosen fällt nicht schwer auf den Gegenstand herab, den er haschen will, erreicht ihn öfter nicht, sondern flattert über demselben und verfliegt in dünnerer Luft; aber was er greift, das verwundet er, und nicht selten ist es auf Jahre lang gezeichnet. Die

Franzoſen haben reizbare Sinne, mehr Ungeduld als Heftigkeit in ihren Begierden, zu deren Sättigung nicht viel gehört, indem ſie nicht ſo wohl ſtarken und dauerhaften, als vielfachen Genuß verlangen. An ihren Tafeln ſetzen ſie, wenn die Küche nicht mehr vermag, zu Einem Gerichte ſich hin, als ob es zehn wären, und ſind äußerſt genügſam. Dieſe Eigenſchaften zuſammengenommen verurſachen mancherley anſcheinende Widerſprüche, geben ihnen bey aller Unſtätigkeit eine gewiße Gleichheit des Gemüths, im Schooße der Wolluſt eine bald herzuſtellende Nüchternheit, und richtigen Blick in eine Menge von Wahrheiten ohne gründliches Forſchen. Auch entſteht daraus Deutlichkeit und Geſchmeidigkeit der Sprache, blühender Ausdruck, Fertigkeit ſchwere Dinge zu behandeln als wären ſie leicht, und Anmuth in jedem Reden und Thun. Die ganze Sittlichkeit der Franzoſen beruht auf einem, ihnen ſonderbar eigenthümlichen, lebendigen Gefühl von Ehre und Anſtändigkeit; und auf den hieraus entſtandnen Grundſätzen vom Gerechten, Billigen, und Schönen; die ſo allgemein anerkannt, ſo zur feſten Regel geworden ſind, daß keiner ſie vor den Augen der Nation verletzen kann, ohne ſich öffentlicher Schmach bloß zu ſtellen. Heiliger als ein Staatsgeſetz, unbezweifelter in jeder Auslegung und Anwendung, iſt dieſe Regel keiner Zweydeutigkeit unterworfen, und verſtattet dem Uebertreter in keinem Fall Entſchuldigung. Wenn Staatsgeſetz und ſie einander widerſprächen: ſo würd' ein feyerliches Urtheil

eines Königlichen Richterſtuhls den Beleidiger der letzteren gegen die Verachtung der Nation nicht ſichern, noch auf den Märkten zu Paris eine Schandſäule denjenigen ſchänden, welcher ihr zu Gunſt dem erſteren entgegen gehandelt hätte. Ein Beyſpiel hiervon war der Vicomte von Bombelles, der ſich eine Proteſtantin von einem Geiſtlichen ihrer Religion hatte antrauen laßen, und nachdem er eine Tochter mit ihr gezeugt, ſie verließ. Seine verlaßene Gattin klagte, bat um Gerechtigkeit; aber er gewann förmlich den Proceß, weil ſolche Verehligung nach den Landesgeſetzen nicht gültig war. Die Pariſer verſammelten ſich da, wo die Sache geſchlichtet wurde. Sie bezeugten dem Redner für Bombelles ihren lauten Unwillen, und hielten eben ſo laut über den Treuloſen, während daß man ihn losſprach, vor den Ohren des Tribunals ein Gericht der Verdammung. Bombelles trug, als geweſenes Mitglied der Ecole militaire, ihren Orden. Die Ecole militaire wollte nicht auf der Bruſt eines ſo entehrten Mannes ein Zeichen dulden, daß er jemals ihr angehört habe, und forderte von ihm den Orden zurück.

Ob die Franzoſen für das in ihre Natur verwebte Gefühl der Ehre, wenn es die Umſtände heiſchen, Gut und Blut zu wagen fähig ſind; dies haben in neuerer Zeit verſchiedne Parlemente bewieſen. Mit welcher Würde haben ſie gethan was ihnen gezieme! Wie unbeſtechbar jedem Vortheil, und von keinem Drohen geſchreckt!

ſchreckt! Eben das Gefühl, wodurch in Kleinigkeiten ſie oft eitel und lächerlich werden, macht in wichtigen Dingen ſie groß, vom Feldherrn bis zum gemeinen Soldaten. Der Musketier, eh' er an Feſttagen ungeputzt einhergieng, ſtückte ſich an ſein grobes Hemd ein Paar Manſchetten von Segeltuch zuſammen; aber auch ſchämt er ſich eine Handlung vorzunehmen, die bey ſeinem Regiment ihn zum ſchlechten Menſchen erniedrigte. Vor einigen Monaten, als in die Franzöſiſchen Provinzen ein Gerücht von nahem Kriege kam, fanden die Beurlaubten einer gewißen Garniſon, auf dieſes bloße Gerücht, ohne weiteren Befehl, zu ihrer Fahne ſich ein; und denen, die von andern, außer ihrer Reihe, den Urlaub gekauft hatten, gaben ihre Cameraden das Geld wieder. Ich wählte dieſe Anekdote unter vielen, weil das Edle darinn Empfindungsart einer ganzen Garniſon iſt, und alſo für den Nationalcharakter zeugt.

Als die Pariſer, bey Voltairens leztem Beſuch, ihn vor dem Schauſpielhaus erwarteten, „die Höfe der „Thuilerien voll unzählicher Menſchen waren von jedem „Geſchlecht, Alter und Rang; als ſie mit Ungeduld ſeiner „Kutſche entgegen ſahen; ſo bald ſie dieſelbe von weitem „entdeckten, mit einem Freudengeſchrey ihn verkündig„ten, und indem er ausſtieg, den Zuruf verdoppelten; „als mit Ungeſtüm alle ſich zudrängten, und zugleich „einander zurückſtießen, um den alten Mann vor ihnen „ſelbſt zu ſichern, zu bedecken; als er gleichſam in den

„Armen

„Armen von ganz Frankreich zum Theater getragen, in „ſeiner Loge von neuem bewillkommt wurde; nun ſeine „Bildſäule da ſtand, die Lorbeerkränze hinflogen, aller „Augen ſich mit Thränen füllten, aller Herzen der Tri„umph eines großen Mannes beſeeligte, ein Triumph bey welchem der Neid ſich nicht einmal wittern ließ: da konnte La Harpe mit dem größten Rechte von Volcairen und der Franzöſiſchen Nation ſagen: Hat jemals irgend ein Mann größer, ſo hat doch nimmer ein Volk liebenswürdiger geſchienen. Mag ſeyn, daß in den Anſtalten zu dem Feſt, in einigen Nebenumſtänden bey der Feyer deßelben, inſonderheit in dem auf Voltairens Haupt geſetzten Lorbeer, nach den Begriffen unſres Jahrhunderts von einer ſolchen Bekränzung, etwas zu ſehr ins Kleine getriebne, ſpielende geweſen: demohnerachtet iſt und bleibt das Zuſammenſtimmen aller Bürger in der Hauptſtadt eines Landes zu dergleichen dem wahren Genie gewidmeten Ehrenbezeugung ein ſicherer Beweis für das Land, daß ſelbiges dem Geiſt des Schönen, und dieſer ihm vorzüglich hold ſey. Auch war jener Auftritt in Paris nicht einer von denen, die Zeit und Umſtände, Schwärmerey des Moments in einem außerordentlichen Fall, Einmal veranlaſſen, und nicht wieder. Sein Ungewöhnliches beſtand darinn, daß er die vorhergehenden von derſelben Art ſo weit an Glanz übertraf, als der Mann, welchem er zu Ehren gereichen ſollte, an ausgebreiteten Ruhm alle Schriftſteller der Nation. Sonſt wiederfährt jedem, der in vortreflichen

Dingen

worden; aber wenn du es für fünf Pfenning verkauffen kanſt, ſo glaube du habeſt wohl gelößt. Gnädigſte Frau, ich bin bereit, euch bis in den Tod zu folgen.

Elinor.

Was das betrift, ſo will ich lieber daß ihr mir voran geht.

Philipp.

In unſrer Provinz erfordert die Höflichkeit, daß man die Vornehmern zuerſt gehen laſſe.

König Johann.

Wie nennſt du dich?

Philipp.

Philipp, Gnädigſter Souverain, ſo ward ich genennt; Philipp, des guten alten Sir Roberts ſeiner Frauen älteſter Sohn.

König Johann.

Von nun trage den Namen von dem, deſſen Geſtalt du trägſt; knie nieder, Philipp, um gröſſer aufzuſtehen. (Er ſchlägt ihn zum Ritter.) Steh als Sir Richard Plantagenet auf.

Philipp.

Bruder von mütterlicher Seite, gebt mir eure Hand; mein Vater gab mir Ehre, der eure giebt euch Land. Nun;

Dingen ſich vortreflich zeigt, bey gleicher Gelegenheit ein gleiches. In Gerichtshäuſern, im Schauſpiel, überall wo Franklin öffentlich erſcheint, äußert das Volk ſeine Liebe und Verehrung gegen ihn; er wird mit Rufen und Händeklatſchen empfangen, und eben ſo bis an ſeine Kutſche zurück begleitet. Ein gewißer Damade von Bordeaux hatt' im letzten April einen wichtigen Proceß mit zween Officieren, von denen er, unter dem Vorwand', er habe ſie nicht gegrüßt, an hellem Mittage war angegriffen, gefährlich verwundet, und eines ſeiner Arme beraubt worden. Die Advocaten Gerbier und Target führten die Sache, jener der Verklagten, dieſer des Klägers. Beyde wurden, um ihrer Beredſamkeit willen, mit lautem Beyfall angehört; aber indem man die Kunſt des erſteren bewunderte, ließ man durch öfteres, ihn unterbrechendes Murmeln den Unwillen gegen ſeine ungerechte Sache aus; letzterer bekam den reinen, ungeſtörten Zuruf der Verſammlung, welcher ein Zeugniß war vom einſtimmigen Gefallen an Vertheidigung der Unſchuld. Inſonderheit als Gerbier geſchworen hatte die Wahrheit zu ſagen, und Target ihm antwortete: Ich habe nicht geſchworen die Wahrheit zu ſagen; aber allezeit hab' ich ſie geſagt: da erſcholl von dieſem Zuruf das ganze Haus. Man konnte den Ausgang des Proceßes kaum erwarten. Endlich wurd' er im Parlemente abgeurtheilt, und Kläger erhielt die vollkommenſte Genugthuung. Nun ſtieg aller Gegenwärtigen Freude bis zur Berauſchung; es war ein

Jauchzen,

Jauchzen, als hätte jeder Bürger ſeine eigne Sache gewonnen. Man begleitete, man trug den durch ſolche Theilnehmung gerührten Damade mit ſeinen Vertheidigern aus dem Gericht; und jener ſagte: Wenn einen etwas für den Verluſt ſeiner Arme ſchadlos halten kann, ſo iſt es das, was ich heut' empfinde.

Wieder Ein und eben daſſelbe Gefühl in einer zahlreichen Menge, von Allen auf gleiche Weiſe, mit gleicher Einfalt ausgedrückt! Und zwiſchen Paris und Bordeaux iſt keine Stadt, wo nicht das Gerücht es hinbringt, und wo es nicht Herzen antrift, die es verſtehen und auffaßen. Die Provinzen jubeln dem Parlementhauſe nach. Alſo Gefühl der Nation!

Ich vergeße nicht, was das Beyſammenſeyn vieler in dergleichen Fällen vermag; wie Einer oft erſchüttert iſt, und alsbald der Elektriſche Funke durch bloßes Anrühren ſich mittheilt, bis der Feuerblick, das helle Rufen einer kleinen Geſellſchaft den um ſie herum ſtehenden Haufen zur Schwärmerey mit ſich fortgerißen hat. Aber ſo leicht geräth man nicht in Schwärmerey für etwas, das man nicht liebt, woran man nicht hängt; und die Reizbarkeit eines Volks zu Ausbrüchen oberwähnter Art, beym Anblicke des Gerechten, Billigen und Schönen, zu welchem es hin will, iſt ein ſicheres Merkmal einer in ihm liegenden Vortreflichkeit. Ueberdem braucht jenes Gefühl der Franzoſen nicht außerordentliche wichtige Veranlaſſungen, um erregt zu werden, nicht.

nicht, um sich zu äußern, des öffentlichen Schauplazes. Vom Theater und aus dem Gerichtssaal geht es mit ihnen, wohnt unter ihrem Dach, und wird die Regel ihres gemeinen häuslichen Lebens. Aufrichtigkeit gegen diejenigen, die sich einem anvertrauen, Beschirmung derer, die man in Schutz nimmt, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, versiegelte Treue gegen Tischgenossen, Beysteuer zur Almosensammlung für unglückliche Nachbarn, Edelmuth gegen den ohnmächtig gewordenen Feind, Sorgsamkeit demjenigen die Schaamröthe zu ersparen der seine Schuld bekennt, Achtung für den Ruhm des Vaterlands und für den guten Namen des Geschlechts, Vermeidung jedes öffentlichen Aergernißes, Anständigkeit in allen Dingen; mehrere Pflichten dieser Art hat das Gesetz der Ehre so tief ihnen eingeprägt, daß nur ein Elender es wagt davon abzuweichen. Hat er es gethan, und es wird ruchbar, so ist er gebrandmarkt auf immer vor der ganzen Nation. Einer gewißen Anständigkeit befleißigen sich auch die leichtfertigsten Mädchen, die ungetreuesten Weiber; und ob dieselbe gleich eine Folge des verdorbnen Zeitalters ist, ein Schatten der Tugend, welcher verräth, daß sie selber entfloh: dennoch Wohl dem Volke, das ihren Schatten nicht aus den Augen verliert, weil ers von dem letzten Gräuel der Wollust abwinkt!

Heil euch, liebe kleine Gefälligkeiten des Lebens! sagte Yorick in Paris; und eben das wird in der Hauptstadt und in den Provinzen Frankreichs jeder, Ankömmling

ling ſagen. Mit Leutſeligkeit weiſet man ihm die Straſſe, die er wandern muß, hilft ihm fort, macht ſeinen Weg eben und ſanft, bereitet freundlich ſeine Tafel, und um die Ruheſtätte, welche man ihm anbietet, wachen die Rechte der Gaſtfreyheit, die jenes groſſe Geſetz der Ehre unverbrüchlich erhält.

Aus dem thätigen Leben gehen mit den Fehlern der Franzoſen ihre Tugenden in ihre Schriften über. Leichtſinn und Leichtigkeit, eitler Putz, wahrhafte Anmuth, weniger Tiefe, deſtomehr Klarheit, Feinheit, Witz, ſinnliche Darſtellung; oftmals Ueberfluß an Worten, leerer Prunk, aber nie verworrenes Geſchwätz, das erhaben ſeyn will, aus den Wolken herunter gedonnert; bey allem Schmucke viel Einfalt, dann und wann Schmeicheley, ſelten grober Tadel, und da, wo Gefühl der Ehre ſie auffordert, Kühnheit und Stärke! Ihre Liebe zum Schönen geht ſo weit, daß ſie nirgend einen Zug deſſelben unbemerkt laſſen. Findet ſich in einem ganzen Trauerſpiel eine einzige vortreſliche Stelle, nur Ein ſolcher Vers; er iſt nicht verlohren. Das Parterre behält ihn auswendig, die Journaliſten zeigen ihn an. Selöſt ihren bitterſten Feinden pflegen die Schriftſteller hierinn Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und man hat der Beyſpiele genug, daß es ſogar alsdann geſchah, wann Künſtler-Neid die Feindſchaft erzeugt hatte.

Saintfoix, in ſeinen hiſtoriſchen Verſuchen über Paris (*), geſteht, daß der Ehrgeitz die Stärke ſeiner Nation ausmache, und führt aus einem gelehrten Engelländer folgendes Urtheil an: „durch Hülfe des Ehrgeitzes wird der Charakter der Franzoſen, ohngeachtet ſeiner Widerſprüche, verehrungswürdig; und durch ihn haben ſie das Geheimniß gefunden, die beyden äuſſerſten einander entgegengeſetzten Enden ſich berühren zu laſſen. In ihnen vereinigen ſich Tugenden und Laſter, Züge von Schwäche, und Züge von Stärke, von denen keiner geglaubt hätte, daß ſie zuſammen beſtehen könnten. Sie ſind weibiſch, aber tapfer; wenig aufrichtig, aber Leute von Ehre; geſchäftig um den Fremden, ohne ihm wohl zu wollen; eitel, aber einſchmeichelnd und klug; von groſſem Aufwand, ohne freygebig zu ſeyn; kriegeriſch, aber höflich; mehr wohlanſtändig, als Tugendhaft; zum Handel geſchickt, ohne darinn niederträchtig zu werden; ernſthaft in Kleinigkeiten; luſtig in Ausführung der ſchwerſten Unternehmungen; Weiber am Putztiſch, und Helden in der Schlacht; im Herzen verdorben, aber ſittlich im äuſſern Betragen; getheilt in ihren Meynungen, aber einig, ſo bald es auf That ankömmt: ſo viel Erſchlaffung in ihren Sitten iſt, ſo viel Standhaftigkeit beweiſen ſie in den Grundſätzen der Ehre; man muß ſie verachten, wenn man ihr Privatleben unterſucht, und ſie fürchterlich finden, wenn man ſie als Nation anſieht.„

Dieſer

(*) Eſſais hiſtoriques ſur Paris etc. T. IV. p. 149. ſqq.

Dieſer Schilderung zufolge: ſetzt der Franzoſe hinzu: iſt der Ehrgeiz unter uns ein geſchicktes Mittel, durch welches wir machen, daß Eitelkeit die Würkungen der Tugend hervorbringe; aber vermögte die Eitelkeit unter uns dergleichen zu würken, wenn nicht Edelmuth, Sanftmuth und Wohlthätigkeit die Grundlage unſers Charakters wären? Dieſe Bemerkung von Saintfoix ſcheint mir gegründet. Nothwendig muß das Volk einen vorzüglichen innern Werth haben, unter welchem jeder edlen, ſchönen That, allgemeines Lob, jeder ſchlechten, allgemeine Schande gewiß iſt, beydes ſo allgemein gewiß, ſo laut, ſo bleibend, daß die höchſte Glückſeligkeit oder das tiefſte Elend im geſellſchaftlichen Leben davon abhängt. Doch was ſoll ich hierbey länger verweilen? Ich habe ſchon mehr, als ich zu meinem Hauptzwecke gebrauche, der nicht iſt, die Franzoſen zu vertheidigen, noch weniger ihnen eine Lobrede zu halten, denn um ihrentwillen ſchreib' ich nicht; ich ſchreibe ganz allein um der Teutſchen willen. Von dieſen wünſcht' ich, daß ſie keiner Thorheit ſich ſchuldig machten, indem ſie ungerecht gegen ein Volk würden, welchem wir ſeine Ungerechtigkeit gegen uns, bevor es uns kannte, ſo empfindlich vorrückten. Inſonderheit wünſcht' ich, daß wir das Gute, was in dem Umgang mit demſelben zu erwerben iſt, nicht aus Eigenſinn vernachläßigten. Zu ſolcher Abſicht war mir die Unterſuchung genug: ob den Franzoſen etwas von dem edeln, ſchönen Griechiſchen Geiſte beywohne, der aus

Athen ausgegangen iſt, und alle geſittete Völker zur Huldigung gelockt hat? Ob dieſes etwas in gewiſſen Fällen ihnen ſo anſchaulich werden könne, daß ſie mit Gefahr ihres Glücks und ihres Leben ihm folgen? Ob es nicht, in Ermangelung weſentlicher Gegenwart der höheren Grazie, wenigſtens Erſcheinungen unter ihnen gebe, welche derſelben gleichen? Mit denenjenigen, die, ohngeachtet der angeführten Beyſpiele, meine Fragen mit Nein beantworten, hab' ich nichts weiter abzuhandeln; die übrigen bitt' ich zu bedenken, was gegen eine ſolche Nation ihre Pflicht ſey?

Das wir im Ganzen von je her beſſer waren als die Franzoſen: daß unſre knechtiſche Nachahmung derſelben uns geſchadet, unſre Vertraulichkeit mit ihnen geholfen hat, die Söhne und Töchter Teutſchlandes zu verderben: daß wir noch immer beſſer ſind denn ſie, und wollen wir die Lauterkeit und Wahrheit, die unſer Eigenthum blieb, von dem Untergang retten, vor ihrem Leichtſinn und ihrer Ueppigkeit einander warnen müſſen: das begehr' ich nicht zu läugnen. Aber da wir einmal ihre mehrſten Fehler und Laſter angenommen haben, uns jetzt um ihre Tugenden nicht bekümmern, die jene Fehler und Laſter weniger ſchädlich machen: dies nenn' ich einen höchſtnachtheiligen Irrthum. Wären wir noch in unſrer erſten Unwiſſenheit, Einfalt und Unſchuld; ſo redet' ich anders; ſo würd' ich nicht rathen auf die Franzoſen zu achten, aus Furcht: wir mög-

ten

ten unſre Verfeinerung beſchleunigen, ehe die Zeit derſelben da wäre. Aber leider iſt Teutſchland bereits zu ſehr verdorben, als daß wir der Grazie nicht bedürften, uns vor dem tieferen Sinken zu bewahren; leider zu verdorben, als daß wir etwas dabey wagten, wenn wir zwiſchen uns und unſern Nachbarn einen Vergleich anſtellten, und um diejenigen Vortreflichkeiten uns bewürben, die ſie beſitzen, und wir nicht. Wären dieſe Vortreflichkeiten auch, wie ſie warlich nicht ſind, bloße Erſcheinung; was hinderts? Laß den Unchriſten, um der Kunſt willen, einen Heiligen nachſchnitzen: iſt wahre Heiligkeit in dem Bild, und es ſteht an der Landſtraße, was hindert den Frommen, in Herzens-Andacht vor ihm zu knieen, und ſich zur Nachahmung deſſen zu entſchlieſſen, den es vorſtellt?

Im Ganzen ſind wir beſſer als die Franzoſen: ich bin ſtol; darauf, ein Teutſcher zu ſeyn, und mögte mein Vaterland mit keinem andern verwechſeln; aber eben darum weil ich dies empfinde, red' ich ohne Scheu, und muß reden.

Unſre Kälte gegen das Schöne, wie gegen das Häßliche: unſre Sorgloſigkeit, auf die edlen oder nichtswürdigen Thaten unſrer Mitbürger zu merken: unſre Trägheit, Beyfall oder Tadel zu ertheilen: unſre Gleichgültigkeit gegen Künſtler-Genius: die Vergünſtigung für jeden Schmierer, die Lieblingsſchriftſteller der Nation auf bübiſche Weiſe zu mißhandeln, und,

wenn es geſchicht, eben die Vergünſtigung für jeden Dummkopf, mit ſeiner Schadenfreude darüber in allen Geſellſchaften zu prahlen: die Begierde, womit alle Chartecken, ſobald ſie eines verdienten Mannes ſpotten, geleſen werden, von der elenden bis zur elendſten, bis zu den Antiquitäten herunter: die Don-Quichotiaden unſrer ſtark ſeyn wollenden Männer: das leere Dunkel ſo vieler hieroglyphiſchen Weiſen: falſche Höflichkeit genug in Geſprächen, und Grobheit in gedruckten Blättern: Gravität, die man für ächte Würde ausgiebt: — aber es thut mir zu weh, ein ſolches Gemählde zu vollenden. Mögten dieſe wenige Züge meine Leſer aufmerkſam machen! Unſre Teutſche, welch eine Nation! könnten ſie eigne Treflichkeit mit ihrer Nachbarn Grazie miſchen!

Der König der unſer Ruhm iſt, obgleich Er den Werth der mit ihm unter einem Himmel Gebohrnen verkannte, hat es gethan. Mit Teutſchem Muth und Teutſcher Weisheit verband er die Liebenswürdigkeit der Franzoſen. Darum ſagt' er jüngſt, als Vater Ziethen an ſeiner Tafel einſchlief, zu den übrigen Gäſten die zu ſpötteln anfiengen: „Meine Herren! Laſſen Sie uns leiſe reden, damit wir Ziethen nicht wecken. Er hat lange genug für uns gewacht: es iſt billig, daß wir ihn jezt im Schlafe nicht ſtöhren.„

Beylage.

Auszüge aus Predigten, vor dem jeztregierenden Könige von Frankreich gehalten.

„Eurer Majestät Liebe zum gemeinen Besten fordert die Diener der Religion auf, Ihnen die traurige Schilderung des mannichfaltigen Jammers vor Augen zu stellen, welcher die Freystätten der Dürftigkeit umlagert; aber die Milde eines Fürsten muß so weit reichen als seine Gewalt. Das große Almosen der Könige, oder vielmehr der Tribut, welchen Gott ihnen gegen die Unglücklichen auflegt, ist die Gerechtigkeit, und der Gesetzgeber ist es, den wir in Ihnen zur Hülfe der Armuth hier anrufen. Wir können Eurer Majestät nicht verhehlen, daß viele der Menschheit geheiligte Einrichtungen unter uns noch das Zeichen derer barbarischen Jahrhunderte tragen, worinn dieselben entstanden; aber Einer von Ihren Blicken ist genug, um Ordnung in diesen so wichtigen Theil der öffentlichen Verwaltung zu bringen. Vielleicht sagt man Ihnen: bey allen großen Anstalten wären große Mißbräuche unvermeidlich; denn so erhöht man die Schwierigkeiten Gutes zu würken, und macht die besten Könige muthlos. O verzweifeln sie nie, weder an den Menschen, noch an sich selbst. Nein, Herr! es ist nicht unmöglich, dem Gefangnen wenigstens gesunde Luft in seinem Kerker zu gestatten. Es ist nicht unmöglich, den Unglücklichen in den Ho-

geſegnet ſey die Stunde, es mag Nacht oder Tag geweſen ſeyn, da ich gezeugt und Sir Robert abweſend war.

Elinor.

Der echte Geiſt der Plantagenet's. Ich bin deine Großmutter, Richard, nenne mich ſo.

Philipp.

Durch einen Zufall, Gnädigſte Frau, nicht in der Ordnung; doch was thut das? Ob man zum Fenſter hinein kommt oder zur Thüre, wenn man nur drinn iſt; näher oder weiter vom Ziel, wohl getroffen iſt wohl geſchoſſen, und ich bin ich, ich mag gezeugt ſeyn wie ich will.

König Johann.

Geh, Faulconbridge, du haſt nun was du wünſchteſt; ein güterloſer Ritter macht dich zu einem begüterten Junker. Kommt, Madam; komm, Richard, wir müſſen nach Frankreich eilen, nach Frankreich, es iſt höchſte Zeit.

Philipp.

Bruder, leb wohl; ich wünſche dir viel Glüks, denn du biſt mit Erlaubniß der Geſeze auf die Welt gekommen.

(Alle gehen ab, bis auf Philipp.)

pitälern eine Freyſtatt zu eröfnen, ohne daß man in Betten der Schmerzen ſie auf einander häuft. Es iſt nicht unmöglich, die Ernährung und Erhaltung jener armen Kinder zu ſichern, welche der Himmel zur beſondern Fürſorge übergeben hat dem Vater des Volks: endlich iſt es nicht unmöglich, den Verwüſtungen der äußerſten Armuth Einhalt zu thun, ohne daß man die Schrecken der gräßlichſten Sclaverey an deren Stelle ſetzt: und Sie dürfen nur die Hand an dieſe Werke der Barmherzigkeit legen; ſo werden Sie erfahren, daß mit einem fühlenden Herzen, mit richtigem Verſtand und feſter Seele die Wohlthätigkeit eines Königs allmächtig wird. Ach! Sie, ſind in dem glücklichen Alter, wo in einer ſchönen Seele das Verlangen Gutes zu ſchaffen, eine thätige, brennende Leidenſchaft iſt. In ihrer Jugend müſſen Könige die heilſamen Staatsveränderungen bewürken; denn im Lauf einer langen Regierung wird die Fühlbarkeit des Monarchen ſtumpf, ſeine Thätigkeit laß, ſeine Seele müd' und überdrüßig. Eine traurige Erfahrung lehrt ihn, die Menſchen weniger ſchätzen: er ſieht ſich allein, ohne Hülfe das Gute zu würken, das er begehrt. Dieſe Verlaſſenheit drückt ihn nieder, und mit dem Glauben an Tugend verliert er den Muth zum Wohlthun. Endlich kömmt er in das Alter, wo Schwächlichkeit, Annäherung des Todes, Liebe und Sorge für ſich ſelbſt, alle ſeine andren Bande zerreiſſen. Abgeſondert von ſeinem Volke geht er in die Einſamkeit der hinfälligen Jahre: da entſchläft er in einen Todes-

ſchlaf,

ſchlaf, und die Nation ſelber, durch den Verluſt der Hofnung entkräftet, ſcheint mit ihrem Beherrſcher zu veralten. Frankreich hat den Anfang Ihrer Regierung wie die Morgenröth' eines ſchönen Tages angeſehen, zu welchem es von neuem auflebte: ſchon hat es ſeinen Rang und Würde in Europa wieder eingenommen: ſeinen Credit hat die Hofnung der Oeconomie hergeſtellt: die Nationalehre ſtützt ſich auf Ihren kräftigen Rath, und unſre ſo lang öde geweſenen Häven ſind voll gebietriſcher Flotten. Dieſe Liebe des Guten wird gewiß nicht erſchwachen, und die Armen werden nicht übergangen werden in dem großen Entwurf alles neu zu ſchaffen, welcher der Gegenſtand Ihrer väterlichen Sorge ſeyn ſoll. Sie haben jene beſucht, haben in der ſtrengen Jahrszeit ihren Jammer gemildert; aber die königliche Wachſamkeit darf ſich das Elend, welches dieſen Pallaſt umgiebt, nicht zur Grenze machen. Ihr ruhmwürdiger Vater empfiehlt Ihnen vom Himmel herab die öffentlichen Anſtalten. Gedenken Sie zuweilen, was er auf dem Thron gethan hätte, den Sie einnehmen: Eben das müßen Sie thun; und wenn Sie die tugendhaften Entwürfe deſſelben während Ihrem Leben ausführen; ſo theilen Sie mit ihm ſeine Crone die Ewigkeit hindurch.„

● ● ●

„Die Beſchaffenheit der Gefängniße in Ihrem Reiche muß dem Unempfindlichſten, der ſie beſucht, Thränen aus-

auspreſſen. Ein Ort der Verwahrung kann ohne die entſetzlichſte Ungerechtigkeit nicht ein Aufenthalt der Verzweiflung werden. Auch bemühen ſich die Obrigkeiten des Landes, den Zuſtand der Unglücklichen daſelbſt zu erleichtern; aber der Mittel beraubt, welche die Verbeſſerung jener vergifteten Höhlen erfordert, haben ſie nichts, als ein finſtres Stillſchweigen, den Klagen der Elenden entgegen zu ſetzen. Ja, Herr! ich habe der Elenden geſehen, — mein Eifer zwingt mich, wie den heiligen Apoſtel, daß ich mein Amt ehre — ja, ich hab' ihrer geſehen, die, in jenen ſcheußlichen Hölen voll anſteckender Seuche, ganz mit Ausſatz bedeckt, in unſren Armen den glücklichen Augenblick ſegneten, wo man ſie endlich zur Todesſtrafe hinausführte. Großer Gott! unter einem guten Fürſten Unterthanen, denen der Richtplatz eine Wohlthat iſt! Unvergeßlicher Tag! ſey mir geſegnet! vollzogen iſt das Gelübde meines Herzens: ich habe die Laſt eines ſo ſchweren Kummers von mir ab in den Schoos des beſten Monarchen niedergelegt."

* * *

„Weiſe Miniſter thun ihr Werk, in dem ſie dem Könige rathen, und deßen Unternehmungen leiten; wir, in unſrem Amt, haben kein edleres, noch ſüßeres Geſchäft, als ſie zu lehren: daß ſie die Unglücklichen lieben und ihnen helfen. Ach! die erſten Tage Ihres Lebens verfloßen in Trauer. Da getroffen, wo die Wunde am ſchmerzlichſten war, ſahen ſie lange nichts um

ſich

ſich her in dieſem Pallaſt als Thränen. Ach! verſucht in einem ſo zarten Alter, wie ſollten Sie nicht ein gefühlvoller, guter König ſeyn? Die Einfalt Ihrer Sitten gab uns von Euer Majeſtät die erhabenſten Hofnungen. Gleich im Anfang Ihrer Regierung ſind Spuren von Heldengröße; denn Sie entfernten von ſich jenen Königlichen Pomp, jenen vergänglichen Schimmer von Macht, welcher nur die Augen blendet. In der Seele ſtille Größe zu tragen, war Ihr einziger Wunſch. Wenn das Gepränge von Höfen gebannt iſt, dann herrſcht der Ueberfluß gewiß unter dem Volke. Nichts kann die Liebe der Unterthanen heftiger kränken, als wenn man ihre Schätze mißbraucht, ihren Schweiß zur Ueppigkeit verſchwendet. Ihre Güte wird das nicht geſtatten: ſchon hat Ihr Königliches Herz ſich fühlbar gezeigt u. ſ. w."

Iſt hier nicht im Ausdrucke des Redners eben die ſtille Größe, welche dem Monarchen empfohlen wird? Alles ohne Pomp, und nur edel! Warlich kann das Volk nicht ganz verdorben ſeyn, an deſſen Königs Hof ein Prieſter mit ſolcher Einfalt ſprechen darf. Ein noch ſtärkerer Beweis, daß die Franzoſen den Geſchmack an Wahrheit und Einfalt nicht verlohren haben, iſt ihr Wohlgefallen an einem Stücke Predigt, welches die Einwohner von Orleans ſeit beynahe hundert Jahren von Kindern zu Kindeskindern ſich einander mündlich überlieferten. Dieſe nennen es die Predigt des guten Pfar-

rers. Ein alter Pfarrer nemlich, als ſein Ende ſich nahte, wollte noch einmal ſeine Gemeinde unterhalten. Er ließ ſich in die Kirche tragen, und vor dem Altar niederſetzen, den er über funfzig Jahre bedient hatte, und da ſagt' er zu ſeinen Gemeinsgliedern:

„Meine Kinder! meine Stunde iſt gekommen. Ich gehe zu Gott, und werd' ihm Rechenſchaft geben von meinem Amt. Ich hoff' auf ſeine Barmherzigkeit, denn es ſind mehr als zwanzig Jahre, daß ich Euch liebe und unter Euch arbeite. Ich bin verſichert: es iſt nicht Einer von Euch, der nach meinem Tode nicht für mich betet. Wenn ihr Alle betet, ſo wird Gott ſich meiner erbarmen. Hat er Euch erhört, ſo ſeyd verſichert, daß ich wiederum für Euch beten will. Ich will ſagen: Mein Gott! du biſt mir gnädig geweſen; aber deine Gnade wird nicht eher vollkommen ſeyn, bis du ſie meiner ganzen Gemeinde angedeihen läſſeſt. So glücklich ich bey dir bin; ſo werd' ich mich doch unglücklich achten, wenn alle, die du mir gegeben hatteſt, nicht eben ſo glücklich ſind, als ich. Meine Kinder! ich beſchwör' Euch: ſucht es zu verdienen, daß auch mein Gebet erhört werde."

Der gute Pfarrer — denn die ganze Anekdote muß den Leſern angenehm ſeyn — wurde bald durch die Thränen ſeiner Zuhörer unterbrochen: er weinte mit: ſie trugen ihn weg: er ſtarb glücklich. Man erinnert ſich noch ſeiner lezten Predigt, und lange nachher ſprachen die Greiſe, die in ihrer Kindheit ihn geſe-

hen

hen hatten, einander Muth zum Sterben ein, mit den Worten: Wir kommen zum guten Pfarrer!

J. C. J.

II.

Herrn Oheims Geſchichte

(Fortgeſetzt von S. 227. No. 6. dieſes Jahres.)

Ich hatte, fuhr Herr Oheim fort, nun alle Bande zerriſſen, die mich ehedem mit der Societät vereinigt hatten. Ich ſtand allein da, und es kam nun darauf an, wie ich die Unabhängigkeit, worein ich mich geworfen hatte, unterhalten ſollte. Es war bekannt worden, daß ich das Landleben aller andern Beſchäftigung vorziehen würde. Jedermann, der nur glaubte je etwas über Oekonomie geleſen oder gehört zu haben, kam zu mir, und behauptete ich müßte meine erſte Einrichtungen nach ſeinem guten Rath treffen. Einſtimmig fiel der Vorſchlag dahin, daß ich einen gewiſſen Herrn von Wittgenau beſuchen müßte, der auf zwanzig Meilen weit als der größte Landwirth berühmt war. Ich gab endlich dem Ungeſtüm meiner Freunde nach, und gieng hin, um mit eignen Augen zu ſehen, was an der Sache war. Dieſer Land-Edelmann war würklich eine ſeltne Art von Menſchen, ein Polyhiſtor und Panſophus in der Landwirthſchaft, wie's wenige geben mag. Er hatte beynahe alles verſucht, was zu verſuchen war,

bis

bis auf die Büffel- und Kameelzucht, die er dem Herrn von Brenkenhof nicht nachmachen mochte. Für die Armen wars ein treflicher Mann, denn er gab jedem voll auf zu thun, der arbeiten wollte. Er war der Almoseniter, und Hospitalmeister aller seiner Unterthanen; allein sein Beutel befand sich nicht wohl dabey. Er hatte seine Pachter abgedankt, und Knechte auf die Höfe gesezt. Dadurch gieng freylich alles nach seinen Principien, allein alles auch auf seine Rechnung. Da die Landwirthschaft sich ohnmöglich in eine Fabrik verwandeln läßt, und man ein gegrabenes oder geackertes Stück Feld nicht wie einen gesponnenen Faden beurtheilen kann; so war aller Schaden, der aus Untreu, Vernachläßigung oder Unwissenheit entstand, immer auf seiner Seite. Seine Leute hatten ihr Tagewerk und ihre Handarbeit zu leisten, übrigens schliefen sie ruhig, und liessen für alles, was in der vierten Bitte stand, Gott und den Herrn von Wüttgenau sorgen. Es ist wahr, sein Dorf war ein Muster der Policey: alle Menschen waren nach ihren Kräften und Vermögensumständen berechnet, und in Tabellen gebracht: ieder arbeitete nach Grundsätzen; allein der Umstand war, daß es für einen Dritten geschah. Und keine Ordnung in der Welt konnte es dahin bringen, daß das Tagewerk eines Knechtes in die Arbeit eines Hausvaters verwandelt wurde, der sich bey jedem Tropfen Schweis segnet, weil er ihn für seine Frau und Kinder vergossen hat. Nirgends wurde Brod und Salz

und

und Schmalz und Grütze jedem mit mehrerer Genauigkeit zugemeſſen, als bey der Frau von Wüttgenau. Das Haus glich einem treflicheingerichteten Commiſſariate, und der Hof war wie eine Feldbeckerey und Kriegsmagazin anzuſehen, wenn Brod, Fourage und Stroh ausgegeben ward. Alles ward zu gleicher Zeit im Großen gebaut: Oelgewächſe, Futterkräuter, Pflanzgemüſe, Röthe, Taback, und Getrayde und Wein; daher gieng immer an dem Einen verlohren, was durch günſtige Witterung an dem andern war gewonnen worden. Die Auslagen aller Art waren immer dieſelbigen: immer jeden Tag ſo viele Mäuler zu ſtopfen, und doch war der Erfolg ſehr verſchieden. In Mißzeiten drückte der ganze Fluch des Jahrs den Herrn allein. Der Hauptfehler lag aber darinn, daß ſich unſer Herr von Wüttgenau in nichts Schranken zu ſetzen wußte: immer an dem Fieber nach Wiſſenſchaft und Erfahrung ſiech lag, und mit nichts zufrieden war, das ein oder zweymal geglückt hatte. Daher nahm er jedes Jahr entweder weniger ein, als er ausgegeben hatte; oder er hatte wenigſtens, genau berechnet, keinen reinen Ertrag, der die Mühe und das Riſico der ganzen Zeit über werth war. Ich habe nie einen Menſchen geitziger nach Land geſehen, als dieſen. Nicht allein das gute, nahgelegne und längſt bearbeitete Feld reizte ſeine Begierde. Da er ſchon an alle Mittel dachte jedem Fehler abzuhelfen, und es auch würklich verſtand; ſo war kein Sandbuckel zu dürre, und kein Rain ſo mager,

der nicht in Gefahr ſtand, in ſeine Hände zu gerathen, — blos zu verſuchen, was Kunſt und Fleiß der Natur abnöthigen könne. Er hatte viele Güter ſeiner Vorfahren mit Schulden geerbt, und gewiß wär's für ſeine Familie beſſer geweſen, Ein Drittel davon ganz zu vermiſſen, oder an die Unterthanen auf Zinſen auszugeben, um die andern frey zu machen; allein er kaufte immer neue dazu. Er führte ſeine Proceſſe ſelbſt, und daher war es eben keine ſchlimme Recommendation für ein Gütchen, das ihm zum Verkauf angeboten ward, wenn es hieß: daß ein paar ſchwere Proceſſe darauf hiengen. Die Beobachtung der Fatalien überließ er den Procuratoren; allein die Verfertigung der Hauptſchriften, die allzeit wie Deduktionen ausfielen, behielt er ſich zu ſeinem Winterzeitvertreib vor. Ich hatte große Mühe in das Wohnzimmer dieſes wackern Landwirths zu gerathen; denn der ganze Hof war ein einziger Dünghaufen. Der Anblick dieſer Wirthſchaft, ſo viel Ordnung und Einſicht auch damit verbunden war, hatte die Wirkung, mich mehr vom Landleben abzuſchrecken, als dazu zu reitzen. Ich war der Sclaverey der Großen und der fremden Geſchäfte entgangen, ich hatte daher wenig Luſt mich in die Dependenz des Geſindes zu ſtecken. Ich ſuchte Ruhe, und leichte, von mir ſelbſt abhängende Beſchäftigung, und dieſe konnte ich ohnmöglich in einer Lebensart erwarten, die einer Entrepriſe gleich ſahe. Mein Plan war alſo, wie man ſagt, im Kleinen anzufangen, und gerade

nicht

nicht mehr zu treiben, als wozu mir die Kräfte gewachsen waren. Ich hatte längst ein Auge auf dies nahgelegene Dorf geworfen; weil es etwas von der Landstraße ablag, und ich hier unbemerkter leben konnte. Ich hatte gehört, daß der Förster gestorben war, und daß nunmehr seine Wittwe das Haus, das ihr Mann gebaut hätte, mit den Gärten und Feldstücken, für sich zu groß fände. Ich ließ also anspannen, und fuhr mit meinen Rappen, die mir aus meiner Verlassenschaft allein noch übrig waren, hieher. Es war an einem schönen heitern Sonntagsmorgen, als ich vor dem Hause der Wittwe ankam. Ich wollte meine Pferde ins Wirthshaus schicken; allein es war keins zu finden. Der Nachbar nahm sie also gutwillig auf, das meinem Kutscher nicht recht in Kopf wollte, daß sein Herr künftig an einem Ort wohnen würde, der nicht einmal ein Wirthshaus hätte. Die gute Frau kam mir mit Einer ihrer Töchter entgegen, das Thor aufzumachen, und ich schien mir eben sowohl von ihrer Reinlichkeit, als von ihrer Gutmüthigkeit bewillkommt. Als die Frau hörte, weswegen ich gekommen war, so führte sie mich überall herum, und zeigte mir, mit einer gewiß seltnen Gewissenhaftigkeit, nicht allein alle Vorzüge, sondern auch die ihr bekannte Gebrechen ihres Hauses. Eben so unterhielt sie mich von den Brandflecken des Gartens, wo die Bäume und die Fütterkräuter nicht hatten fortkommen wollen, und sagte mir aufrichtig, welche von ihren Aeckern und Wiesen zuweilen von den Fluthen

der

Dritte Scene.

Philipp.

Meine Ehre ſteht nun auf einem beſſern Fuß als zuvor, aber mein Vermögen hat ſich um manchen Fuß Landes verſchlimmert. Sey es dann; izt kan ich doch ein iedes Gretchen zu einer Lady machen -- „ Guten Tag, Sir Richard „ -- Groſſen Dank, Camerad -- und wenn er Görge heißt, kan ich ihn Peter nennen; denn neugebakner Adel vergißt der Leute Nahmen; man würde zuviel vergeben, wenn man noch auf ſolche Kleinigkeiten acht haben wollte, und ſolche Leute ſind nicht fein genug für eure Geſellſchaft. Izt iſt der gereißte Mann (*) meiner Gnaden Tiſch-Genoſſe, er und ſein Zahnſtocher; und wenn mein ritterlicher Magen angefüllt iſt, nun dann faug' ich an meinen Zähnen, und catechiſire meinen Spizbart aus fremden Ländern -- Mein werther Herr, (ſo fang ich auf meinen Ellenbogen geſtüzt an,) darf ich euch bitten -- das iſt nun die Frage; und dann kommt gleich die Antwort wie ein A B C-Buch: O mein Herr, ſagt die Antwort, ich bin gänzlich zu euerm Befehl, zu euern Dienſten, ganz der Eurige, mein Herr -- Nein, mein Herr, ſagt die Frage, ich, mein wertheſter Herr, bin der Eurige; und ſo, eh die Antwort recht gehört hat was die Frage will, wartet ſie euch ſchon mit einem Dialogus von Complimen-

(*) Es iſt bekannt, daß damals alle Welt auf Abentheuer ausgieng, und gereißte Leute in gröſtem Anſehn ſtuhnden, und, wie den unſern Nachbarn die Beaux-Eſprits, das Recht hatten, ſich bey groſſen Herren zu Gaſte zu laden.

der Berge nothlitten. Die Tochter, ein schönes schlank gewachsnes Mägden von 18 Jahren, begleitete uns überall, und schien in dem Augenblicke keinen andern Beruf zu haben, als die Schlüssel nachzutragen, und auf und zuzuschliessen, wo's ihr befohlen wurde. Ohne unter sich noch um sich zu sehen, gieng sie, in sich gekehrt, vor sich hin, und die Gegenwart eines Fremden schien nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen. Sie antwortete mir auf alle meine Fragen mit einer Deutlichkeit, die mich frappierte, ohne den geringsten Blick oder Werth auf das zu legen, was sie sagte: was bey einem jungen und schönen Mädgen etwas seltnes ist. Sie sah mir nicht ins Gesicht, und vermied mich auch nicht; kurz es waren ein paar Mädgenaugen, die niemals schienen gebraucht worden zu seyn. Die Mutter hatte mich von dem ersten Moment an eingeladen auf den Mittag mit ihr vorlieb zu nehmen, und weder Mutter noch Tochter hatten mich die Zeit über verlassen, um Anstalten zum Essen zu machen. Im Rückwtg fand ich den Tisch nächst der Küche in einer Laube von fruchttragenden Bäumen bereitet, wo die hereinhangende Pfirschen und Pflaumen uns sogleich entdeckten, wo wir unsern Nachtisch zu suchen hatten. Es war nur für drey Personen gedeckt, und ich nahm den Platz der jüngern Tochter ein, die dießmal die Küche zu versorgen hatte. Als das Essen, das in Zugemüse und Milchspeise bestand, hineingebracht war, und ich darauf bestand, daß die schöne Köchin uns Gesellschaft

ſchaft leiſten ſollte, kam das liebe Mädchen mit ihrem Teller und ihrer Serviette in der Hand herein, ſich zu uns zu ſetzen. Sie war nicht völlig ſo ruhig und frey in ihrem Betragen als ihre Schweſter. Das überflüßige Roth auf ihren Wangen ließ mich zweifelhaft, ob das Küchenfeuer oder die Beſorgnis Schuld daran ſeyn möchte, daß ſie ihre Schüſſeln nicht zum beſten bereitet hätte. Die Mutter unterhielt mich von der Einrichtung ihrer Wirthſchaft, von dem Ertrag ihres Gütchens, und von dem Plan ihrer künftigen Lebensart. Während dieſer Erzählung ward mir bey jeder Bedürfnis des Lebens, die dieſe gute Leute der Erde abgewannen, leichter ums Herz, und ſo wie ich ſah, daß ſie nichts bedurften oder mangelten, war es, als wenns mich ſelbſt angienge; denn ich ſetzte mich ſchon in Gedanken an ihre Stelle, und war nie reicher als damals. Wir hatten aus der Laube die Ausſicht auf ein Stücke Feld von ohngefehr anderthalb Morgen, das auf den Garten ſtieß, und wo an Einem Ende ein Hüttchen ſtand. Ich fragte von ohngefähr: ob dieß Stück feil werden könnte? Die Antwort war: Es gehört einer armen Frau, die mit ihrer Tochter und ihrem Kühchen davon lebt: man wird es wohl nicht unter 200 Fl. haben können, weil ſich die Frau davon nährt, und das Hüttchen darauf ſteht. — Als ich dieß hörte, daß ein Menſch ſich mit 200 Fl. Eigenthum vorm Mangel ſchützen könnte, wenn er ſonſt arbeiten wollte, fieng das Haus an, worinn ich war, viel zu groß für mich zu werden, und die Hütte bekam tau-

ſend Annehmlichkeiten für mich. So ſehr ich mich den Morgen, als ich aus der Stadt fuhr, für ausgeſtoſſen aus der Societät gehalten hatte, ſo feſt ſah ich mich nun befeſtigt, und ich war mit meinen Haabſeligkeiten unter diſen guten Leuten wie ein Menſch, der aus Indien zurückkommt, und unter Lord Clive ſein Glücke gemacht hat. So gewiß iſts, daß nicht die Meynung die Menſchen reich oder elend macht, ſondern das Verhältniß worin ſie mit andern ſtehen, die ſie umgeben. Ich würde mit aller meiner Philoſophie in London oder in Paris ein Bettler geweſen ſeyn; hier war ich mehr als bemittelt. Und um es zu werden, hatte ich nicht nöthig gehabt, nach Ungarn, oder in ein anderes geldarmes Land zu flüchten.

Als wir abgegeſſen hatten, verließ mich meine Geſellſchaft, um für den Caffee zu ſorgen, und ich blieb in der Laube meinen Träumereyen überlaſſen. Es war der ſchönſte Septembertag. Die Sonntagsſtille, die Heiterkeit der Luft, die Wärme der Sonne, die Reine des Himmels über mir, und das Rauſchen eines benachbarten großen Nußbaums wiegten mich in eins der ſüſſeſten Nachdenken über das Bild meines künftigen Lebens, das mir ganz in die Farbe dieſes Tags tingiert vorkam. Ich gieng nachher ſpazieren, und fand vorm Dorf eine Geſellſchaft junger Purſche von 20 bis 24 Jahren, die mit Marbeln nach Kreuzern ſchoſſen. Die Alten und die Mädchen ſaſſen herum, und nahmen Antheil an dem Erfolg

Erfolg des Spiels. Niemand ſchien mich zu bemerken, ſondern jeder fuhr fort, als wenn ich Einer von ihnen geweſen wäre. Die Unſchuld dieſer großen Purſche, die ſich noch als Kinder beluſtigten, hatte in ihrer Einfalt etwas ſehr anziehendes für mich. Als ich durch das Dorf zurück gieng grüßten mich die Weiber vor ihren Thüren auf den Bäncken, und nannten mich mit Namen. Es ſchien, als wenn ſie ſchon wüßten, daß ich künftig Einer von ihren Nachbarn ſeyn würde. Ich wurde bald mit der Alten des Handels einig, und ſie überließ mir auch das ganze Inventarium ihres Viehſtandes und Feldgeräthes. Es wurde ausgemacht, daß ich ſobald als möglich noch den Winter einziehen ſollte, und ſie indeſſen mit ihren Töchtern in dem untern Stocke des Hauſes, bis in der Mitte des künftigen Sommers, bleiben würde. Dieſer Umſtand erleichterte meiner Frau ihre künftige Einrichtung, und wir waren um ſo viel ſichrer, alle die kleinen Vortheile der Wirthſchaft von ihnen zu erfahren, die wir vielleicht zu unſerm Schaden erſt ſpät gelernt hätten. Als ich nach Hauſe kam, fand man für nöthig eine neue Säuberung des alten Sauerteigs vorzunehmen. Wir hatten noch verſchiednes von unſern Mobilien zurückbehalten, um es dort zu nutzen; allein wir fanden alle unſre Vorhänge zu breit und zu lang: die Spiegel waren ungleich größer, als unſre dermalige Fenſter, und die vergoldeten Rahmen wollten auf die weiſſen Wände auch nicht paſſen. Es ward alſo von neuem verſteigert. Ich hatte Willens gehabt,

die Pferde zum Acker und den Kutscher als Knecht zu behalten; allein auch dieß paßte nicht zu unserm Haushalt. Die Pferde mußten auch an den Reihen, und der Kutscher ward entlassen. Das wenige übrige Silbergeräthe ward versiegelt, mit dem heiligen Vorsatz, nie wieder Gebrauch davon zu machen. Nachdem wir alle unsre Nothwendigkeiten unsrer guten Wittwe vorausgeschickt hatten, folgten wir an einem heiterm Decembermittag nach, und ich setzte meine Kinder auf einen guten Bauerwagen in eine Flechte mit Stroh verwahrt, und meine Frau und ich nahmen hinten unsern Platz. Ich stieg vor der Thür meines ehemaligen Hauses unter den Augen meiner alten Bekannten ein, und glaubte, daß ich nicht verstohlnerweise mein Glaubensbekenntniß an die Einfalt der Natur ablegen müßte, der ich den Rest meiner Tage unter der süssesten Hofnung eines schuldlosen Lebens gewidmet hatte.

Da es mitten im Winter war, so prophezeyten uns die Stadtleute wenigstens ein Fieber aus Ennui. Allein die guten Leute vergassen, in welcher Stimmung wir waren, und liehen uns in Gedanken die ihrige. Dieß ist in Berechnung der Vorfälle des Lebens bey andern, als bey uns, immer der Hauptirrthum. Wir hatten alle Hände voll zu thun, uns einzurichten. Da war erst alles Neue in Besitz zu nehmen, und das Alte zu stellen und zu legen. Des Tages über beschäftigte ich mich mit Ausbesserung der Zäune und Gräben, und Ebe-

nung

nung der Wieſen, wo es nöthig war. Abends ſaß ich mit einigen alten Nachbarn zuſammen, gab meinen Kindern Unterricht, oder erzählte den guten Landmädchen, die bey uns wohnten, von den Vergnügungen und Sitten des Stadtlebens. Ich hatte öfters das Vergnügen zu bemerken, daß den guten Kindern die Thorheiten und Ausſchweiffungen der großen Welt abentheuerlicher und ungeheuer vorkamen, als wenn es Löwen und Rieſen und Greiffe aus der Tauſend und Eine Nacht geweſen wären.

III.

Die Abderiten.

(Fortgeſetzt von S. 240. No. 9.)

Inzwiſchen führte Onobulus, in Begleitung etlicher junger Herren ſeines Schlages, ſeinen Gaſt in der Stadt herum, um ihm alles, was darinn ſehenswürdig wäre, zu zeigen. Unterwegens begegnete ihnen Demokritus, mit welchem Euripides ſchon von langen her bekannt war; und ſo giengen ſie dann mit einander; und da die Stadt Abdera ziemlich weitläufig war, ſo hatten die beyden Alten Gelegenheit genug, von den jungen Herren zu profitieren, die immer den Mund offen hatten, über alles entſchieden, alles wußten, und ſich gar nicht zu Sinne kommen ließen, daß es ihresgleichen in Gegenwart von Männern anſtändiger ſey, zu hören als ſich hören zu laſſen.

Euripides hatte alſo dieſen Morgen genug zu hören und zu ſehen. Die jungen Abderiten, die nie weiter als bis an die äußerſten Schlagbäume ihrer Vaterſtadt gekommen waren, ſprachen von allem, was ſie ihm zeigten, als von Wundern, die gar nicht ihres gleichen in der Welt hätten. Onobulus hingegen, der die große Reiſe gemacht hatte, verglich alles immer mit dem, was er in eben dieſer Art zu Athen, Korinth und Syrakus geſehen, und brachte, in einem albernen Ton von Entſchuldigung, eine Menge lächerlicher Urſachen hervor, warum dieſe Dinge in Athen, Korinth und Syrakus ſchöner und prächtiger wären als in Abdera.

Junger Herr, ſagte Demokritus, es iſt hübſch, daß ſie ihre Vater- und Mutterſtadt in Ehren haben; aber wenn ſie uns einen Beweis davon geben wollen, ſo laſſen Sie Athen, Korinth und Syrakus aus dem Spiele. Nehmen wir jedes Ding wie es iſt, und keine Vergleichung, ſo brauchts auch keine Entſchuldigung!

Euripides fand alles, was man ihm zeigte, ſehr merkwürdig; und das war es auch! Denn man zeigte ihm eine Bibliothek, worinn viel ungeleſene Bücher, ein Münzcabinet, worinnen viel abgegriffene Münzen, ein reiches Spital, worinn viel übel verpflegte Arme, ein Arſenal, worinn wenig Waffen, und einen Brunnen, worinn noch weniger Waſſer war. Man zeigte ihm auch das Rathhaus, wo die gute Stadt Abdera ſo wohl berathen wurde, den Tempel des Jaſons und ein vergoldetes Widder-

Widderfell, welches ſie, wiewohl wenig Gold mehr daran zu ſehen war, für das berühmte goldne Vlies ausgaben; und den alten rauchichten Tempel der Latona, und das Grabmal des Abderus, der die Stadt zuerſt erbaut haben ſollte, und die Galerie, wo alle Archonten von Abdera in Lebensgröße gemahlt ſtunden, und einander alle ſogleich ſahen, als ob der folgende immer die Copie von dem vorgehenden ſey. Endlich, da ſie alles geſehen hatten, führte man ſie auch an den geheiligten Teich, worinn, auf Unkoſten gemeiner Stadt, die größten und fetteſten Fröſche gefüttert wurden, die man je geſehen hat; und die, wie der Prieſter Strobylus ſehr ernſthaft verſicherte, in gerader Linie von den Lyciſchen Bauren abſtammten, die der umherirrenden, nirgends Ruhe findenden und vor Durſt verſchmachtenden Latona nicht geſtatten wollten, aus einem Teiche, der ihnen zugehörte, zu trinken, und dafür vom Jupiter zur Strafe in Fröſche verwandelt wurden.

O Herr Oberprieſter, ſagte Demokritus, erzählen Sie doch dem fremden Herren die Geſchichte dieſer Fröſche, und wie es zugegangen, daß der geheiligte Teich aus Lycien über das Joniſche Meer herüber, bis nach Abdera verſetzt worden; welches, wie Sie wiſſen, eine ziemliche Strecke Wegs über Länder und Meere ausmacht; und, wenn man ſo ſagen darf, beynahe ein noch gröſſeres Wunder iſt als die Froſchwerdung der Lyciſchen Bauren ſelbſt.

Strobylus sah dem Demokritus und dem Fremden mit einem bedenklichen Blick unter die Augen; weil er aber nichts darinn sehen konnte, das ihn berechtigt hätte, sie für Spötter zu erklären, welche nicht verdienten zu so ehrwürdigen Mysterien zugelassen zu werden: so bat er sie, sich unter einen großen wilden Feigenbaum zu setzen, der eine Seite des kleinen Latonen-Tempels beschattete, und erzählte ihnen hierauf mit eben der Treuherzigkeit, womit man die alltäglichste Begebenheit erzählen kann, alles, was er von der Sache zu wissen glaubte.

Die Geschichte des Latonen-Diensts in Abdera, sagte er, verliehrt sich im Nebel des grauesten Alterthums. Unsre Vorfahren, die Tejer, die sich vor ungefehr 140 Jahren von Abdera Meister machten, fanden ihn bereits seit unendlichen Zeiten eingeführt, und dieser Tempel hier ist vielleicht einer der ältesten in der Welt, wie Sie schon aus seiner Bauart und andern Zeichen eines hohen Alterthums schliessen können. Es ist, wie Sie wissen, nicht erlaubt, mit strafbarem Vorwiz den heiligen Schleyer aufzuheben, den die Zeit um den Ursprung der Götter und ihres Dienstes geworfen hat. Alles verliehrt sich in Zeiten, wo die Kunst zu schreiben noch nicht erfunden war; aber die mündliche Ueberlieferung, die von Vater zu Sohn, durch so viele Jahrhunderte fortgepflanzt wurde, ersezt den Abgang schriftlicher Urkunden mehr als hinlänglich, und macht, so zu sagen, eine lebendige Urkunde

de aus, die dem todten Buchſtaben billig noch vorzuziehen iſt. Dieſe Tradition ſagt: als die vorerwähnte Verwandlung der Lyciſchen Bauren vorgegangen, hätten die benachbarten Einwohner und einige von den beſagten Bauren ſelbſt, die an dem Frevel der übrigen keinen Theil genommen, als Zeugen des vorgegangenen Wunders, die Latona mit ihren nah an der Bruſt liegenden Zwillingen, Apollo und Diana, für Gottheiten erkannt, an dem Teiche, wo die Verwandlung geſchehen, einen Altar errichtet, auch die Gegend und das Gebüſche, das den Teich umgab, zu einem Hayn geheiligt. Das Land hies damals noch Milia, und die in Fröſche verwandelten Bauren waren alſo, eigentlich zu reden, Milier; als aber, lange Zeit hernach, Lycus, Pandions des zweyten Sohn, ſich mit einer Attiſchen Colonie des Landes bemächtigte, bekam es von ihm den Nahmen Lycia, und der ältere Nahme verlohr ſich gänzlich. Bey dieſer Gelegenheit verließen die Einwohner der Gegend, wo der Altar und Hayn der Latona war, weil ſie ſich der Herrſchaft des beſagten Lycus nicht unterwerfen wollten, ihr Vaterland, ſetzten ſich zu Schiffe, irrten eine Zeitlang auf dem Aegeiſchen Meere herum, und ließen ſich endlich zu Abdera nieder, welches kurz zuvor durch die Peſt beynahe gänzlich entvölkert worden war. Bey ihrem Abzuge ſchmerzte ſie, wie die Tradition ſagt, nichts ſo ſehr, als daß ſie den geheiligten Hayn und Teich der Latona zurücklaſſen müßten. Sie ſannen hin und her, und

plimenten auf, ſpricht dann von Alpen und Apenninen, von den Pyrenäen und dem Fluſſe Po, und weiß das Geſpräch ſo lange hinaus zu ziehen, bis es vom Abend-Eſſen abgebrochen wird. Das iſt polite Geſellſchaft, die ſich für einen emporſtrebenden Geiſt, wie der meinige, ſchikt! Denn der iſt nur ein Baſtard der Zeit, der die Kunſt nicht verſteht ſich beliebt zu machen, und nicht nur in ſeiner äuſſerlichen Geſtalt, in ſeinem Aufzug und in ſeinen Manieren, dem Geſchmak ſeiner Zeit ſchmeichelt; ſondern auch aus einer innerlichen Quelle den ſüſſen, ſüſſen, ſüſſen Gift, der den Gaumen der Leute ſo reizend küzelt, von ſich zu geben weiß. Eine Kunſt, die ich zwar nicht ausüben will, um andre zu betrügen, aber die ich zu lernen gedenke, damit ich von andern nicht betrogen werde. Sie ſoll die Stuffen meiner Erhöhung mit Blumen beſtreuen. Aber wer kommt hier ſo eilfertig, in Reit-Kleidern? Was für ein weiblicher Courier iſt diß! Hat ſie keinen Mann, der die Müh nehmen mag, ein Horn vor ihr her zu blaſen? Himmel, es iſt meine Mutter! Nun, meine werthe Lady, was bringt euch ſo eilfertig nach Hofe?

Vierte Scene.

Lady Faulconbridge, und Jacob Gurney treten auf.

Lady.

Wo iſt der Sclave, dein Bruder; wo iſt er, der ſich erfrecht meine Ehre öffentlich anzutaſten?

fanden endlich: das beste wäre, einige junge Bäume aus dem besagten Hayn mit Wurzel und Erde, und eine Anzahl von Fröschen aus dem besagten Teich in einer Tonne voll geheiligten Wassers, mitzunehmen. Sobald sie zu Abdera anlangten, war ihre erste Sorge, einen neuen Teich zu graben, welches eben dieser ist, den Sie hier vor sich sehen. Sie leiteten einen Arm des Flusses Nestus in denselben, und besetzten ihn mit den Abkömmlingen der in Frösche verwandelten Lycier oder Milier, die sie in dem geweyhten Wasser mit sich gebracht. Um den neuen Teich her, dem sie sorgfältig die völlige Gestalt und Grösse des alten gaben, pflanzten sie die mitgebrachten heiligen Bäume, weyheten sie aufs neue der Latona zum Hayn, bauten ihr diesen Tempel, und verordneten einen Priester, der den Dienst desselben versehen, und des geheiligten Hayns und Teiches warten sollte, welche sich auf diese Weise, ohne ein so grosses Wunder als Herr Demokritus für nöthig hielt, aus Lycien nach Abdera versezt befanden. Dieser Tempel, Hayn und Teich erhielt sich, vermöge der Ehrfurcht, welche sogar die benachbarten wilden Thrazier für denselben hegten, durch alle Veränderungen und Unfälle, denen Abdera in der Folge unterworfen war; bis die Stadt endlich von den Tejern, unsern Vorfahren, zu den Zeiten des grossen Cyrus, wiederhergestellt, und, wie man ohne Ruhmredigkeit sagen kan, zu einem Glanz erhoben wurde, daß sie keine Ursache hat, irgend eine andre in der Welt zu beneiden.„

Sie

Sie reden wie ein wahrer Patriot, Herr Oberprieſter, ſagte Euripides. Aber, wenn es erlaubt wäre, eine beſcheidene Frage zu thun —

Fragen Sie — was Sie wollen, fiel ihm Strobylus ein; ich werde Gottlob! nie verlegen ſeyn, Antwort zu geben.

Mit Ew. Ehrwürden Erlaubnis alſo! — fuhr Euripides fort — Die ganze Welt kennet die edle Denkart und die Liebe zur Pracht und zu den ſchönen Künſten, die den Tejiſchen Abderiten eigen iſt, und wovon ihre Stadt überall die merkwürdigſten Beweiſe darſtellt. Wie kömmt es alſo, da zumal die Tejer ſchon von alten Zeiten her im Ruf einer beſondern Ehrfurcht für die Latona ſtehen, daß die Abderiten nicht auf den Gedanken gekommen ſind, ihr einen anſehnlichern Tempel aufzubauen?

Ich vermuthete mir dieſen Einwurf, ſagte Strobylus, mit einem Lächeln, wobey er die Augbrauen in die Höhe zog und mächtig weiſe ausſehen wollte — Es ſoll kein Einwurf ſeyn, verſetzte Euripides, ſondern bloß eine beſcheidene Frage —

Ich will Sie Ihnen beantworten, ſagte der Prieſter. Ohne Zweifel wär es der Republik leicht geweſen, der Latona, als einer Göttin vom erſten Rang, einen ſo prächtigen Tempel aufzubauen, wie ſie dem Jaſon, der doch nur ein Heros war, gebaut hat. Aber ſie hat, mit Rechte, geglaubt, daß es der Ehrfurcht,

die

die wir der Mutter des Apollo und der Diana ſchuldig ſind, gemäßer ſey, ihren uralten Tempel zu laſſen, wie ſie ihn gefunden; und er iſt und bleibt demungeachtet der oberſte und heiligſte Tempel von Abdera, was auch immer der Prieſter des Jaſons dagegen einwenden mag. —

Strobylus ſagte dieſes letzte mit einem Eyfer und einem crescendo il Forte, daß Demokritus für nöthig fand, ihn zu verſichern, daß dieß, wenigſtens bey allen Geſunddenkenden, eine ausgemachte Sache ſey.

„Indeſſen, fuhr der Oberprieſter fort, hat die Republik gleichwohl ſolche Beweiſe ihrer beſondern Devotion für den Tempel der Latona und deſſen Zubehörden abgelegt, daß gegen die Lauterkeit ihrer Abſichten nicht der geringſte Zweifel übrig ſeyn kan. Sie hat zu Verſehung des Dienſtes nicht nur ein Collegium von ſechs Prieſtern, deren Vorſteher zu ſeyn ich unwürdiger weiſe die Ehre habe, ſondern auch aus dem Mittel des Senats, drey Pfleger des geheiligten Teichs angeördnet, von welchen der Erſte allezeit eines von den Häuptern der Stadt iſt. Ja ſie hat, aus Beweggründen, deren Richtigkeit ſtreitig zu machen nicht länger erlaubt iſt, die Unverletzlichkeit der Fröſche des Latonen-Teichs auf alle Thiere dieſer Gattung in ihrem ganzen Gebiet ausgedehnt; und zu dieſem Ende das ganze Geſchlecht der Störche, Kraniche und aller andern Froſchfeinde, aus ihren Grenzen verbannt.

Wenn die Verſicherung, daß es nicht länger erlaubt iſt an der Richtigkeit dieſes Verfahrens zu zweifeln mir nicht die Zunge bände, ſagte Demokritus, ſo würde ich die Freyheit nehmen zu erinnern, daß ſelbiges mehr in einer, zwar an ſich ſelbſt löblichen, aber doch aufs äuſſerſte getriebnen Deiſidämonie, *) als in der Natur der Sache oder der Ehrfurcht, die wir der Latona ſchuldig ſind, gegründet zu ſeyn ſcheint. Denn, in der That iſt nichts gewiſſer als daß die Fröſche zu Abdera und in der Gegend umher, die den Einwohnern bereits ſehr beſchwerlich ſind, mit der Zeit ſich unter einer ſolchen Protection ſo überſchwenglich vermehren werden, daß ich nicht begreiffe, wie unſre Nachkommen ſich mit ihnen werden vergleichen können. Ich rede hier bloß menſchlicher weiſe, und unterwerfe meine Meynung dem Urtheil der Obern, wie einem rechtgeſinnten Abderiten zukommt.

Daran thun Sie wohl; ſagte Strebylus, es mag nun ihr Ernſt ſeyn oder nicht; und Sie würden, nehmen Sie mirs nicht übel, noch beſſer thun, wenn Sie dergleichen Meynungen gar nicht laut werden lieſſen.

Uebri-

(*) Der Apoſtel Paul bedient ſich des von dieſem Worte abgeleiteten Beyworts, da er die Athenienſer, ironiſcher oder wenigſtens zweydeutiger Weiſe, wegen ihrer unbegrenzten Religioſität zu loben ſcheint. Apoſt. Geſch. XVII. 22. Man könnte es Götterfurcht, oder Dämonenfurcht überſetzen.

Uebrigens kan nichts lächerlichers seyn, als sich vor Fröschen zu fürchten; und unter dem Schutze der Latono können wir, denke ich, gefährlichere Feinde verachten, als diese guten unschuldigen Thierchen jemals seyn könnten, wenn sie auch unsre Feinde würden.

Das sollt ich auch denken, sagte Euripides. Mich wundert, wie einem so grossen Naturforscher, als Demokritus, unbekannt seyn kan, daß die Frösche, die sich von Insecten und kleinen Schnecken nähren, dem Menschen vielmehr nützlich als schädlich sind.

Der Priester Strobylus nahm diese Anmerkung so wohl auf, daß er von diesem Augenblick an ein hoher Gönner und Beförderer unsers Dichters wurde. Die Herren hatten sich kaum von ihm beurlaubt, so gieng er in einige der besten Häuser, und versicherte: Euripides sey ein Mann von grossen Verdiensten. Ich habe sehr wohl bemerkt, sagte er, daß er mit dem Demokritus nicht zum Besten steht; er gab ihm ein oder zweymal tüchtig auf den Kolben — Er ist würklich ein hübscher verständiger Mann — für einen Poeten!

W.

IV.

Schreiben *) eines Landedelmanns über eine Stelle aus dem dritten Theil der Könige von Scheschian. an Herrn R. R. L. M. in A.

Wertheſter Freund,

Da hab' ich, weil das Dachsgraben bey dem Regenwetter nicht fort will, des Herrn Wieland ſeine Könige von Scheſchian geleſen. Der Mann muß in ſeiner Jugend viel gereißt haben. Ich hätt' auf meinen Reiſen in den Königreichen und Republiquen zwar das alles auch bemerken können; allein ich weis nicht wie's gieng. Ich glaub immer der Hofmeiſter, den ich hatte, taugte nichts. Nun wieder auf die Könige von Scheſchian zu kommen, ſo ſteht, glaub' ich im dritten Band auf einer Seite, daß es ihn denn nicht wundere, daß die Großen ſchlimm wären, ſondern das wundere ihn, daß ſie nicht noch ſchlimmer wären. Da horchte ich gewaltig auf, wie er das ſagte, und glaubte es würde noch viel

*) Aufrichtig mit unſern Leſern zu ſeyn, dieſer Aufſatz wurde uns ſchon im Jahr 1773. zugeſchickt. Wie es ſich zufälliger Weiſe unter unſern Pappieren verlohren und erſt neulich eben ſo von ungefähr wieder vorgefunden — all dieß verſchlägt den Leſern nichts, wenn ſie das Stück nur leſenswerth finden — wie wir aus Reſpect für ſie alle nicht zweifeln wollen.

viel Gutes hinten drein kommen; allein es kam nichts, und ein geſcheuter Mann wie er, muß ſeine Urſachen gehabt haben, warum er den Diſcurs ſo plattèrdings abbricht. Ich habe nun den Einfall gehabt, dem Herrn Wieland zu ſchreiben: er möchte mir doch ſeine Urſachen melden; allein ich habe gehört, er hat die böſe Gewohnheit, wenn er jemand nicht kennt, ſo legt er die Briefe in ſeine Schublade, und ſchließt ſie ein, ohne zu antworten. Deswegen ſchreib ich nun an Sie, und weil Sie ihn zuweilen doch in der Comödie ſehen, ſo können Sie ihm den Brief weiſen, wann Sie's vor gut finden. Das Allgemeine Geſchrey, das die Leute immer über die Großen erheben, hat mich ſchon lange verdroſſen. Es iſt ein taubes Geſchrey. Sie ſagen: Einer ſieht aus wie der andre. Das iſt nicht wahr. „Sie ſind hartherzig, ahnenſüchtig, grauſam! Nun wenn ſie's auch alle wären; ſo fragt doch keiner warum ſie's ſind, und obs nicht irgendwo ſteckt, daß ſie alle ſo ſind, das doch (in parentheſi) gelogen iſt. In meinem 17ten Jahre hab' ich auch die gewaltige Waſſermaſchine zu Marly geſehen. Da ſetzte ſich nun mein weiſer Herr Hofmeiſter hin, und bemerkte mit übereinander geſchlagenen Beinen, wie das übel wäre, daß dieſe Maſchinen nur bey Feyerlichkeiten giengen, daß es oft ſtockte, daß es unſäglich viel zu unterhalten koſtete, und daß am Ende das ganze Weſen, wenns auch im beſten Flor wäre, auf eine bloße Eitelkeit hinausliefe. Das Seufzen hätte nun jedermann eben ſo gut bewerkſtelligen kön-

nen.

nen. Mir kams nach Jahr und Tag immer so vor, daß er besser gethan hätte, gleich anfangs sich zu notiren, daß diese aus so verschiedenem Zeug componierte Maschinen nicht immer gleich gut seyn und dauern können, daß eine Materie die andere frißt, und daß, wenn der Mensch gerade gegen den Weg der lieben Natur hinauf marschiert, er das thut, was sie niemals thun wird, nemlich: er bringt mit großen Kosten etwas ganz Kleines auf die Bahn. Und wenn dieß die Großen überlegten, so liessen sie das Wasser nicht so hoch aus den Wallfischrachen in die Höhe sprützen; denn es muß doch wieder herunter, und sie liessens lieber gleich über die Erde weg lauffen, wie es unser Herr Gott haben will.

Mit dem Charakter der Großen scheint mirs wie mit der Wassermaschine zu Marly. Wenns nun einmal stockt, so soll man nicht lamentiren, sondern sichs inwendig ein Bißchen aufmachen und erklären lassen, wie so wunderliche Hebel und Räder ineinander eingreiffen. Ich bin gewiß versichert, wenn man die erstaunliche Einrichtung gesehen hat, daß man das Critisiren bleiben läßt. Wenn ich einen Prinzenhofmeister sehe, so ziehe ich schon von weitem meinen Hut ab, weil das entweder ein sehr tugendhafter, oder sehr unglücklicher Mann seyn muß. Vielleicht kans auch beydes zusammen seyn, und in diesem Fall bin ich ihm doppelten Respect schuldig. So geh ich auch, wenn ich nach Hofe muß, bey der Prinzen Kinderstube, mit dem Schauer

wie bey einem Kirchhof, vorbey. Das können recht ſehr gute Kinder ſeyn, denke ich; allein wenn ſie groß ſind, ſo können ſie doch nicht werden, was ſie wollen. Und da fällt mirs heiß ein, was aus mir geworden wäre, wenn mein Vater einen Profeſſor aus mir hätte machen wollen, und ich, ſtatt auf den Auſtand, nun auf den Catheder hinauf mußte. Und ſo gehts dem Erbprinzen: der muß regieren, wie ich hätte leſen müſſen. Da fragt nun kein Menſch, ob er Luſt und Lieb dazu hat, ob ers kann, oder ſo was; ſondern er muß, weil er der Größte von den Brüdern iſt. Wenn nun der Hofmeiſter auch alle Geſchicklichkeit und Treue hat, die Eltern auch in ſeine Vorſchläge und Abſichten entriren, und das Subject iſt nicht darnach: wem ſoll man die Schuld geben? Die zwey vörderſten Dinge, die ich da zuſammenſtelle, ſind zwar bald aufs Pappier geſetzt: aber ſie in natura zuſammenzutragen, davor geb Ich mich nicht aus. Setzt nun aber auch, das Subject ſey gut, vortreflich: ſo gebt nur acht, wie man ihm aus guter Abſicht alle Wege abſchneidet, geſcheut zu werden. Man will, er ſoll allzeit geſchickt aufſtehen, aber man will ihn niemals fallen laſſen: er ſoll ja nicht wie andre Menſchen durch Schaden klug werden. Da rückt ihm die Gouvernante ſchon alles aus dem Weg, womit er ſich Leids thun könnte: giebt ihm ja kein Stückchen Fleiſch mehr, als er haben ſoll. — Wär' er gefallen, hätt' er wegen dem Waſſerplätſchern die Stube hüten, und weil er zuviel gegeſſen, Rhabarber nehmen müſſen, ſo hätt' er einen treflichen

Cur-

Cursus moralis gemacht. Man hat mir gesagt, daß nicht alles in der Natur in so ganz gerader Linie fortgienge; und so könnte ja wol auch der Prinz, wenn man haben will, daß er einmal übern Thurm werfen soll, dem Nachbar in der Uebung zuweilen ein Fenster auswerfen, so gut wie unsre Kinder. Mit der Einrichtung der Lectionen will ich's kurz machen: denn die Leute könnten sagen, ichs verstünds nicht. Das aber glaub' ich doch gesehen zu haben, daß die Großen, hier wie überall, nicht auf Jahrszeit und Witterung achten mögen; sondern das soll alles wie der Blitz gesät, aufgegangen, gemäht, und eingethan seyn. Ich dächte, wenns auch nur um des Amusements willen wäre, so sollte man hübsch Eins nach dem Andern heraustreten lassen. Die Erleichterungsmethode mag mir auch eine windige Methode seyn. Das Jagen und Fangen bleibt doch einmal eine der edelsten Passionen in der Welt. Wie gut schläft sichs, wenn man auch nichts gefangen hat! man hat sich doch gerührt; das Ausstrecken, den herrlichen Trunk und Appetit überhaupt nicht zu rechnen. Mit der Ideen-Jagd möchts just so seyn. Wenns zu leicht ist zu treffen, das Ziel so nahe ist, der Gegenstand so stille hält, und ein anderer geladen und gezielt hat, so ist warlich keine Freude dabey, und kein Jäger wird man auch nicht. Sehen Sie, ich wäre bey nahe ins Schmälen gerathen, und das hasse ich doch so gräulich an andern Leuten. Ich wollte nur sagen, daß die kurze Zeit, die zu einer Prinzenerziehung da ist, lange nicht für alle die Wis-

Philipp.

Mein Bruder Robert, des alten Sir Roberts Sohn, Colbrand, der Rieſe, der nemliche gewaltige Mann; iſt es Sir Robert's Sohn, den ihr ſucht?

Lady.

Sir Roberts Sohn? Ja, du unehrerbietiger Junge, Sir Roberts Sohn; warum ſpotteſt du über Sir Roberten?

Philipp.

Jacob Gurney, willt du ſo gut ſeyn, und uns ein wenig allein laſſen?

Gurney.

Von Herzen gerne, mein lieber Philipp.

Philipp.

Philipp! -- Verſchone mich, Jacob; es ſind kurzweilige Dinge heraus gekommen; hernach ein mehrers davon. (Jacob geht ab.) Gnädige Frau, ich war nie des alten Sir Roberts Sohn; Sir Robert hätte ſeinen Theil an mir an einem Charfreytag eſſen können, ohne daß er ſeine Faſten gebrochen hätte. Sir Robert war ein ganz wakrer Mann; aber, meiner Treu, bekennt die Wahrheit! Hätt' er mich machen können? Das konnte Sir Robert nicht; wir kennen ſeine Arbeit. Sagt mir alſo, liebe Mutter, wem bin ich für dieſe Figur verpflichtet? Sir Robert konnte nimmermehr ſo ein Bein machen helfen?

Lady.

ſenſchaften zureicht, die hineingepuſt werden ſollen, und das iſt ja der Großen ihre Schuld nicht, ſondern da iſt die Einrichtung der Welt Schuld. Von dem harten Herzen, das ihnen die Leute zuſchreiben, mag ich auch nichts hören. Was können Sie dafür, daß Sie kein andres haben: und gewiß hat unſer Herr Gott gewußt, daß ihnen dieß Herz für ihren Stand gut wäre, ſonſt hätt ers ihnen nicht gegeben. Da ſagt man immer: Sie geben nichts als Almoſen und Trinkgelder! Sie fühlen nichts von dem Seelenleiden andrer! Da ſchreyt ein andrer: Sie haben kein Familiengefühl! Soll das auch noch ihre Schuld ſeyn? Und du Schreyer, wo haſt denn du dein Familiengefühl her? Iſt es nicht das Elend, das dich an dein Weib und Kinder bindet? Es iſt warlich nichts, als das liebe Elend und Bedürfniß, und Gott hat auch darin als ein weiſer Vater gehandelt, daß du's nicht fühlſt, wie das zu gehen mag. Laß den Großen und Reichen ihre Pracht und Ueberfluß. Richte ſie nicht! ſie ſind ſchon gerichtet; denn überall, wo die liebe aiſance regiert, und Eins ohne das Andere leben kann, gähnt ſich auch der Mann und die Frau zu Tode.

Wo will da viel Liebe herkommen, wo ſich alles darwider ſetzt, daß Eltern und Kinder einander nicht allein, und immer ſehen können? Haben denn die Fürſten das Vergnügen ihre Kinder in ihrer Gegenwart dumme Streiche machen zu ſehen? Da kommen ſie präpariert, unter

Anführung

Anführung ihres Mentors und ihrer Minerva, zu geſetzten Stunden. Weil man ihnen ſo oft mit den Eltern gedroht oder geſchmeichelt hat, ſo müſſen ſie ſie für was anders als Vater und Mutter anſehen. Da ſtehen ſie nun, und ihr moraliſcher Charakter ſieht aus wie ihre Zeichnungen; zum Vorzeigen gut, Dank ſeys dem Meiſter, wenig daran auszuſetzen; aber auch wenig davon ihre.

Sagen Sie mir nichts mehr von dem Deſpotiſmus, der jetzo den ganzen Erdboden bedecken ſoll. Das iſt eine Materie, wie die von dem Luxus. Der iſt, nach Proportion der Einkünfte in der kleinſten Wirthſchaft eben ſo möglich, wie in der gröſten; ob es gleich äuſſerlich nicht ſo ſcheinen will. Wir Landjunker, und die Leute, die noch weniger ſind, als wir Landjunker, haben oft ſolch' eine ſchändliche Unterdrückung der ihrigen auf ihrem Gewiſſen, als mancher teutſche Potentat nicht! Wer bey uns Privatleuten die armen Weiber und Kinder ausfragen mögte, der würde ſich manche deſpotiſche Regierungsform abſtrahiren können, wovon noch nichts in den Büchern ſteht.

Sehen Sie, ſo denk' ich, ſtehts mit den Lamentationen über unſre Großen. Die Umſtände, die ich da angegeben habe, können beynahe an allen Höfen, und müſſen gerade bey den beſten Abſichten der Erziehung am häufigſten vorkommen. Von dem Unterricht in der Religion mag ich nichts ſagen, weil der ſo eingerichtet

wird, daß die Religion heutzutage keinen guten und keinen bösen Einfluß mehr haben kann. Wie sie ihn zuschneiden, so ists ein Regenmantel, bey schönem Wetter nicht zu gebrauchen, und beym stürmischen auch nicht, weil er zu schwer ist. Deswegen hängt er auch bald in der Garderobe.

Lesen Sie3 immer dem Herrn W** vor, was ich da gesagt habe. Vielleicht giebts doch im ganzen Königreich Scheschian keinen Menschem, der vom Hofe so wenig zieht, und so viel gutes davon denkt, wie ich an meinem Camine; ob mir gleich der Kopf herumgeht, daß ich nicht in die Luft kann. Ich hätte schon längst dem Herrn W. ein Rehgen und ein halb Duzend Feldhüner auf der Post geschickt. Die Herrn Poeten sollen sich zu uns Jägern verhalten, wie die Stubenhunde zu den Hünerhunden. Sie mögen das gerne genießen, was die andern gefangen haben. Wie gesagt, ich hätte an ihn gedacht. Allein das Wetter ist gar zu gelinde zum Verschicken. Leben Sie wohl, und gedenken Sie meiner, wenns Ihnen wohl geht — Das Wetter!

Ihr
gehorsamster Diener.

* * *

V.

V.

Auszüge aus der Johann-Bunkliade.

(Fortgesetzt von S. 172. No. 8.)

Wir haben neulich den Anfang gemacht, den Christlichen Deisten und anmaaßlichen Wiederhersteller der Unschuld und Heiligkeit der ersten Christen-Gemeine, Hrn. Johann Bunkel, als Vorbild der Evangelischen Sittenlehre, die er predigt, in seinem Leben zu zeigen: was wir davon gesehen haben, war hinlänglich, auch den Gleichgültigsten zum Unwillen zu reitzen. Aber das Erbaulichste ist noch zurück. Wir versprachen unsern Lesern, sie auch zu Zeugen zu machen, wie er sich mit seinen schönen Mädchen und Weibern in dieser Selbstverläugnung und Ertödtung übe, von welcher er an mehr als einem Orte seines Buches, als einem der wesentlichsten Geschäfte des wahren Christen spricht — und dieß ists was wir nun halten wollen.

Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der hochwohlgelahrten Miss Adel, in freundlicher Antwort auf ihre Philologisch-Kritische Vorlesung über die erste Sprache, „ein Halbdutzend Küsse von ihren balsamischen Lippen raubt,„ (*) wollen wir, als einen ungezogenen Bubenstreich,

(*) I. Th. S. 75. Möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magisterin dadurch hätte insinuiren wollen, daß es sich für ein so hübsches junges Mädchen nicht schicke, Eatheder-Reden über die erste Sprache zu halten, und über die Cherubim und Elohim eine besondere Meynung zu haben. Aber das ist es nicht. Bunkel raubt sein Halbdutzend Küsse wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernst — dumm!

Um ſo eher überſehen, da Miſſ Noel ſelbſt ſo ſchnell iſt, ihm zu verzeyhen, und er gleich darauf ſich wieder ſo artig aufführt, als man von irgend einem Akademiſchen Stuzer erwarten kan. „Anfangs zwar, ſagt er, fand ſie ſich dadurch „ſehr beleidigt. Allein da ich ſie um Vergebung bat, und ihr „vorſtellte, daß keine muthwillige Grobheit, ſondern die „Zauberkraft ihrer majeſtätiſchen Augen. (*) und die „glänzenden Eigenſchaften ihrer Seele mich ſo entzückt und „hingeriſſen habe, ſo wurde das gute Vernehmen wiederher„geſtellt, und ſie fragte mich ob wir Karten ſpielen woll„ten? Mit Freuden, antwortete ich, und ſogleich wurde „ein Spiel hereingebracht. Wir ſetzten uns nieder zu Cribbage „u. ſ. w.„ Nach einigen Spielen wurde Miß Noel gewahr, daß eine Flöte aus ſeiner Rocktaſche hervorguckte. Sir, ſagte ſie, Sie ſpielen wohl auf dieſem Inſtrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuſpielen. (**) Nun denken wir, wird der Purſche ſein Stückchen blaſen. Mit nichten! Um ihr zu zeigen, daß er auch Verſe mache, nimmt er aus ſeinem Taſchenbuch einige Zeilen hervor, die er ihr vorlieſt, und ſagt: daß er ſie den vorigen Tag zu einer Arie des — Lulli (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal,

ren

(*) Punkel iſt wohl der erſte, auf den **Majeſtät** eine ſolche Zauberiſche Wirkung thut. Aber dafür iſt auch nie ein Buchmacher geweſen, der ſich weniger ums Schickliche bekümmert hätte als er. Das ſibi convenientia fingere iſt eine Regel, wovon er, ſeinem **Locke** zu Trotz, gar keinen Begriff zu haben ſcheint.

(**) Eigentlich im Grundtext: „Sie werden mich verbinden, **wenn Sie belieben wollen**, mir ein Stück darauf vorzuſpielen„ Dieſe ſchändliche Art von wortreicher Höflichkeit beobachtet der Duns durch ſein ganzes Buch, und amplificiert es in dieſem Geſchmack, zum herzlichen Ekel der Leſer, um viele Bogen. Das muß man ihm laſſen: in Complimenten **à la Menantes** und **in Cartologien** ſucht er ſeines gleichen.

von dem herkommen ſind die Geiger und Pfeiffer?) gemacht habe; und ſogleich, ſetzt er hinzu, fieng ich an auf das liebe lichſte — wie ich konnte, zu blaſen. Aber auch dabey ließ er's nicht bewenden. Um alle ſeine kleinen Talente auf einmal auskramen zu können, muß der Jungfer Neef alter ergrauter Vater dazu kommen, und ſogleich vermuthen, daß Mr. Bunkel ohnezweifel eben ſo gut ſinge, als ſpiele. Mit beidem will ich aufwarten ſo gut ich kan, antwortet der junge Pennal, und ſtraks fängt er an ſein Lied zu ſingen (vermuthlich eine Arie des Lulli) das dem alten Herrn, „nicht „nur wegen des artigen Geſangs, ſondern auch wegen des „moraliſchen Inhalts„ (denn es handelte von der Einſamkeit) ſo wohl gefällt, daß der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Löffel ſogleich eine Liebeserklärung thut, und nach Verlauf von zween Monaten ſchon die Heyrath zwiſchen ihm und Miſſ Henrietten feſtgeſetzt wird — welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, ſchon erzähltermaaßen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigſte der menſchlichen Ge„ſchöpfe, überall ſchändlich zugerichtet, in den ſcheuslich„ſten und widerlichſten Klez und in das garſtigſte und „unerträglichſte Schauſpiel verwandelt hätten.„ — Im Vorbeygehen geſagt, romanhaft denkt und fühlt Hänschen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers ſagen mögen. Man erinnere ſich nur, wie St. Preux in Rouſeaus neuer Heloiſe, am Bette ſeiner an eben ſo ſcheuslichen Blattern tödlich darnieder liegenden Geliebten, ſich beträgt, und vergleiche deſſen Sprache und Betragen mit Bunkels! Einem wahren Liebenden, ich will nicht ſagen, einem Weſen, das ſich nach geiſtigen Grundſätzen gebildet hat, würde freylich unmöglich anzuſehen ſeyn, über die Leiche ſeiner zum Engel entfalteten Geliebten ein ſolches Nachtbecken voll ſcheuslichſter Beywörter herabzuſchütten — Aber ei-

nem Kerl von Bunkels Temperament iſts allerdings nicht ſo ſehr zu verdenken, wenn er grisgrämig darüber wird, daß ihm ein ſo ſchöner Biſſen, als Miſſ Noel vor den Blattern war, ſo nahe am Hochzeittag, von dem garſtigen Knochenmann vorm Maule weggeſchnapt werden ſoll! Doch, dies nur im Vorbeygehen — wie uns freylich hier öfters begegnet — denn wer wollte oder könnte ſolch ein Buch methodiſch analyſiren?

Wie geſagt, das Halbdutzend ſo ex abrupto geraubte Küſſe ausgenommen, führt ſich Bunkel in ſeiner erſten Liebe ganz leidlich ehrbar auf. Bey Miſſ Charlotte Melmoth, ſeiner zwooten Geliebten, treibt er die Beſcheidenheit und Enthaltung ſogar bis zum Heroismus. Ungeachtet ſich ihre Bekanntſchaft damit anfängt, daß er ſie ſo nackend, wie ſie Gott geſchaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt — ungeachtet dieſe Miſſ auſſerordentlich ſchön war, und Bunkel drey ganzer Wochen im Wirthshauſe Talbot mit ihr verblieb, und ſie ſelten von einander waren (ausgenommen wenn wir ſchliefen, ſetzt der vorſichtige Menſch hinzu) ſo erhielt ſich ihre gegenſeitige Liebe doch in den Schranken der reinſten und edelſten Freundſchaft; denn in wenigen Tagen waren ſie einander „durch eine wunderbare Zauberkraft in ihren „Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Geſinnungen ſo „ähnlich geworden, daß ſie zweene geiſtige Sosiaſſe oder Ko„pyen eines von des andern Seele waren.„ (*) Auf den Leib, ſagt er, ward gar nicht geſehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus. — Bravo, Maſter Bunkel! das iſt doch eine Aufführung, wie ſich's für einen feinen empfindungsvollen Liebhaber, und für einen Menſchen aus der andern Welt geziemt! — Aber freylich

(*) Th. I, S. 101.

lich merkt der Menſch, ſo dumm er ſonſt iſt, gleichwohl hier ſelbſt, daß auch bey den leichtglaubigſten ſeiner Leſer einiger Zweifel über die Möglichkeit einer ſo platoniſchen Liebe bey einem ſo brutalen Temperament, wie das ſeinige, bey einem dreywochigen ſteten Beyſammenſeyn in einem Wirthshauſe, und zu einer ſo auſſerordentlich ſchönen Perſon, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entſtehen könnte; und er ſcheint ſich dieſes Phänomen ſelbſten nicht wohl anders, als durch die Macht, welche das Bild der ſchönen Miſſ Noel noch über ſeine Sinnen hatte, erklären zu können. Er meynt, wenn's länger als drey Wochen gedau'rt hätte, ſo könnt' er nicht ſagen, was aus dieſer platoniſchen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger Popanziſcher Mädchenfreſſer Hr. Johann wurde, ſobald er einmal von dieſem bezauberten Fleiſche gekoſtet hatte, ſo läſt ſich für nichts ſtehen. Indeſſen müſſen wir doch ihm und der ſchönen Melmoth die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu ſagen, daß ſie auf ihrer Seite alles mögliche gethan, um dem böſen Widerſacher das Concept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend bis um Mitternacht allein beyſammen: aber — „anſtatt von der Venus und irgend „einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten ſie ſich mit „den moraliſchen Werken des *Cicero*, mit ſeinen Academicis „und de Finibus, u. ſ. w. mit der Frage: ob Oedipus oder „Elektra die beſte Tragödie des Sophokles ſey, und in wel„chen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten?„ Kurz ſie ſchwatzten von einer Menge Dingen — „von der Bi„bel an bis zu den Wolken des Ariſtophanes und von Grie„chiſchen und Römiſchen Luſt- und Trauerſpielen bis zur Mi„nerva des Sanctius und Hyckes nordiſchem Theſau„rus„ (*) — und da konnte ihnen der Asmodeus freylich nichts anhaben. Es war gerade, als ob ſie den groſſen Ro-

ſen-

(*) S. 102. 103.

ſenkranz zuſammen gebetet hätten. Die Lehre, welche ſich unſre liebe Jugend hieraus ziehen kan, iſt die einzige Moral im ganzen Buch, die man nicht längſt auf allen Dächern predigen gehört hat: nehmlich, Buben und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts zwölf Uhr Tête à tête in Wirthshäuſern beyſammen ſitzen, inſofern ſie nur die Vorſicht gebrauchen, immer den Tiſch zwiſchen ſich zu haben, und von nichts andern zu reden als von *Cicero de Finibus*, Hykes *Theſaurus* und *Sanctii Minerva*. Wenn die Pränumeranten mit ihren 3 und einem halbem Thaler auch nichts gewonnen hätten als dieſes feine Arcanum, ſo könnten ſie wahrlich wohl zufrieden ſeyn.

Herr Bunkel war ungefehr im 23ſten Jahre, als er dieſe Probe von Platoniſchem Heldenthum und Stoiſcher Kälte ablegte; und wir finden, unmittelbar nach ſeinem Abſchied von Miß Melwoth, während ſeinem Aufenthalt bey der frommen Frau Martha Price, und ſo fort, bis zu ſeiner Vermählung mit vorbeſagter Miß Melmoth, eben nichts, was als ein Flecken an ſeiner Jungfräulichkeit angeſehen werden könnte; es wäre dann der ſtarcke Eindruck, den, ſeinem Geſtändniß nach, die Dame Azora (Stifterin und Großmeiſterin der herrlichen Frauenzimmer-Republick, die uns im erſten Theil der Länge nach beſchrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug, und „mit ihren wohlgeſtalteten Füßchen, die ſich bey ihrer „kurzen Kleidung, in ſchwarzſeidnen Schuhen und den „feinſten weiſſen Strümpfen, ſehen lieſſen," auf ihn machte; welches ihm jedoch, als eine Anwandlung von menſchlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu verzeyhen iſt — zumahl da das Aergernis, wofern hier eines ſtatt hatte, offenbar ein gegebnes war — denn wer hieß eine junge Dame, die ſich an die Spitze eines religiöſen Frauenzimmerordens geſtellt hat, einen ſo kurzen Rock tragen?

Was

Was aber den zweyjährigen Ehstand betrift, worinn er, ungefehr bis in sein 25stes Jahr in Ortons Einsiedeley (die nicht durch seinen, sondern des ehrlichen Nachbar Flemings Fleiß, zu einem kleinen Paradeise gemacht worden) mit der schönen Philologin, Charlotte Melmoth, lebt: so mögten wir wohl sehen, was denn Herr Bunkel, als einer, der in Selbstverleugnung und Ertödtung zu leben versprochen hat, in diesem seinem häuslichen Stande thut, um sich seiner erhabnen Grundsätze würdig darzustellen. Man sieht nicht einmal, was er thut, um nur werth zu seyn, daß er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er spricht zwar von seiner Ehe, als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels, und scheint sich viel damit zu wissen, „daß er gegen seine Frau (die, seinem Sagen „nach, ein Engel von Vollkommenheiten war) alles, was ihm „die Vorsichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorschrieb, „beobachtet, und sich also in seiner Ehe so aufgeführt, wie „die geoffenbarte Religion, und die damit übereinstimmende Natur, es erfodert." — Aber außerdem, daß er ein Ungeheuer hätte seyn müßen, um mit einem solchen Engel übel zu leben, so sind das alles nur kahle allgemeine Formeln, womit uns ein Biograph im Grunde — Nichts saat, und es scheint doch wohl keine übertriebne Foderung, wenn wir von einem Menschen, der sich zu einem göttlichen Leben anheischig gemacht, etwas mehrers erwarten, als ein Daseyn, in wollüstiger Ruhe und an einer steten Kette sinnlicher Erquickungen hinschlendert. „Ganze Tage brachten wir zu, saat er, daß wir fischten, und in einer kühlen Grotte am Rande des Wassers, oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Flußes, speyeten. (*) — Zu andern Zeiten hatten wir unsre

(*) Bunkel glaubte vermuthlich durch dergleichen eingemischte Bilderchen seine platte Lebensbeschreibung interessanter zu machen. Aber was geht das uns an, wenn er sichs unter einem alten Baum oder in einer kühlen Grotte wohl schmeken ließ? Gut für

Lady.

Haſt du dich auch mit deinem Bruder wider mich verſchworen? Du, der um deines eignen Vortheils willen meine Ehre vertheidigen ſollte? Was ſoll dieſes Geſpötte bedeuten, du höchſt unbeſonnener Bube?

Philipp.

Ritter, Ritter, liebe Mutter -- und Baſilisco (*) ähnlich. Wie? ich bin zum Ritter geſchlagen; ich hab es auf meiner Schulter. Aber Mutter, ich bin nicht Sir Roberts Sohn; ich hab auf Sir Robert und meine Güter Verzicht gethan; ehliche Geburt, Name, alles iſt hin; laß mich alſo, liebe Mutter, laß mich meinen Vater kennen; irgend ein wakrer Mann, hoff ich; wer war es, Mutter?

Lady.

Haſt du dem Namen Faulconbridge entſagt?

Philipp.

So herzlich, als ich dem Teufel entſage.

Lady.

König Richard, Coeur de Lion, war dein Vater; durch langwieriges und heftiges Zuſetzen ward ich endlich verführt, in meines Ehmanns Bette Plaz für ihn zu machen. Der Himmel vergebe mir meine Uebertretung! Aber du

(*) Eine Anſpielung auf den Beynamen Coeur de Lion, den König Richard führte. Coeur de Lion, ein Juſtern von der rothen Farbe des Löwen, wird auch Basilisco genennt. Warburton.

unſre Luſt, ſo viele Karpen und Schleien, als wir wollten, in einem groſſen ſtehenden Waſſer zu fiſchen u. ſ. w. In den ſchönen Sommertagen beluſtigten wir uns auch mit der Schieſsjagd vor dem Hund. Charlotte liebte dieſen Zeitvertreib über alles, und gieng manche Stunden mit mir, um zuzuſehen, wie ich dieſes Vogelwerk niederſchoſs, bis wir des Abends früh über die felſichten Berge zu unſerm reinlichen, geruhigen kleinen Hauſe zurückkehrten und bey unſern Vögeln eine ſo köſtliche Abendmahlzeit genoſſen, als die Groſſen ſie halten u. ſ. w. Nach dem Abendeſſen ſchwatzten wir entweder bey einer kleinen Punſchſchale auf eine angenehme Weiſe bis zur Schlafzeit, oder ich ſpielte auf meiner Flöte, wobey Charlotte ihre göttliche Stimme hören lieſs. So glücklich lebten wir! Selbſt der Winter — fiel uns nicht zu ſtrenge. Wir hatten einen vortreflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben, u. ſ. w. Unſre Bedienten und Mägde verſchafften uns ein bequemes Leben, erſetzten unſre Bedürfniſſe, und machten unſre Glückſeligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahreszeit, jede Stunde ergötzte uns, und machte uns Freude.„ — Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund, und Nachbar trug dazu das Seinige ehrlich bey. „Es war unmöglich, ſagt Bunkel, in ſeiner Geſellſchaft mißvergnügt zu ſeyn. Seine Gemüthsart und ſein Singen bey einer Punſchſchale waren ſchon zureichend den Mißſichtigſten aufzumuntern, und den Verdrieslichſten zum Lächeln zu bringen.“ — All gut, Herr Bunkel! Aber das ſagt uns immer nur, wie ihr euch gute faule Tage gemacht, und was ihr genoſſen, nicht wie ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht was ihr gethan. Eſſen und Trinken,

für Ihn, und Proſit die Mahlzeit! Und braucht er nicht zu Zuſchauern Leben zu machen. Solche Züge werden nur intereſſant, wenn uns die Perſonen, wovon die Rede iſt, ſchon lieb geworden ſind. Aber wer konnte Herrn Johann Bunkel und ſeine aus der Luft gegriffenen Weiber lieb haben?

und müßig gehen, und ſich erluſtigen, und andre für ſich arbeiten laſſen, iſt, wenn ihr wollt, eine gute Art von Sardanapaliſchen, Sybaritiſchen, Schlaraffenländiſchen Wollüſten: aber exemplariſch und einer Biographie würdig iſt es wahrlich nicht! Das heißt weder leben, wie ein Chriſt, noch braucht man ein Chriſt zu ſeyn, um ſo zu leben: der gemeinſte Heyde im ganzen Heydenthum kann das eben ſo gut, und ohne daß er ſich darum einbildet, um ein Haar beſſer als ein andrer zu ſeyn.

Indeſſen ſtirbt Madam Bunkel, nach zween ſo glücklich mit ihrem theuren Ehwirth verlebten Jahren, ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicherweiſe werden auch Freund Thomas Fleming, und ein Bedienter nebſt zwoo Mägden des Herrn Bunkel von der nehmlichen Krankheit weggerafft. Die Art wie ſich Bunkel bey dieſer Prüfung beträgt iſt — ſeiner würdig: denn er beträgt ſich dabey weder als ein Menſch, noch als ein Weiſer, noch als ein Chriſt, ſondern als — Johann Bunkel. Wie untröſtbar mußte ihr Gatte ſeyn! ruft er aus, und dieſer untröſtbare Gatte ſetzt ſich unter die Leichen hin, und ſtellt eine Gemeinplatz-Betrachtung über den Tod an; das ſchändlichſte Gewäſche, das jemals ein Jeſuitenſchüler in der Rhetoriſchen Claſſe als ein Schulerercitium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragenſten Lumpen von Sentenzen und eiſtalten Antitheſen zuſammengeflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „der Tod iſt es, der den „Eroberer ſich ſeines Namens ſchämen läſſet ꝛc. der Tod iſt „es, der den Stolzen und Uebermüthigen ſagt, daß ſie Nie„derträchtige ſind ꝛc. der Tod iſt es, der den Reichen zur Rechen„ſchaft fodert und ihm beweiſet, daß er ein Bettler, ein nackter „Bettler, iſt ꝛc. der Tod iſt es, der vor die Augen der Schö„nen ein Glas hält, und ſie darinn ihre Scheuſlichkeit erblicken „läßt. ꝛc. — Welchen keiner bekehren konnte, den haſt du, o

Tod

„Tod überzeugt; was keiner sich unterstehen durfte, das hast „du gethan, u. s. w. Doch, mächtiger Tod, du vermagst „noch mehr! Du führest zur Auferstehung vom Tode, zum Ta„ge des Gerichts ꝛc. Du, o Tod, sey daher Morgens und „Abends der Gegenstand unsrer Betrachtung. Lehre uns, „daß alle menschliche Dinge übel sind u. s. w. Lehre uns „daß wir nicht zu Menschen, zu denkenden, vernünftigen We„sen, in der Absicht gemacht worden, daß wir alle unsre Ge„danken und Zeit in Eitelkeit und Vergnügungen, Essen „und Trinken und Ergötzlichkeiten (wie ich Johann Bunkel, „hätt' er hinzusetzen sollen) verschwenden sollen; sondern daß „wir uns auf die Stunde des Todes vorbereiten, damit wir, „wenn Gott uns abruft u. s. w." — Wir haben von jeher große Dunse in unserm lieben Deutschland gehabt, und sind dazu noch im Ueberfluß damit versehen: aber von dem Grad der Dunsheit und Eselei, der dazu gehört, um solche müssige Brocken von der ersten besten Leichenpredigt herabzuschneiden, und sie einem mit unverwandten Blicken vor dem Leichnam der geliebtesten Gattin sitzenden zärtlichen Ehemann, als Betrachtungen, in den Mund zu stecken — davon haben wir doch unter allen unsern Dunsen kein Beyspiel. — O Bunkel, Bunkel! du lehrreichster, du originalster, du launigster, du angenehmst-seltsamster aller Schriftsteller!

Für einen Menschen, dem es um Ertödtung seines alten Adams, und Vorbereitung auf die Todesstunde zu thun gewesen wäre, war nun keine Entschließung natürlicher, als in Ortons Einsiedeley zu bleiben; oder allenfalls sich noch tiefer ins Gebürge hineinzuarbeiten, um den Rest seines Lebens als ein ächter Eremit daselbst in Enthaltung, Gebet und Abgeschiedenheit zuzubringen. Oder hätte Bunkel sich etwan erinnert, daß ein Christ nicht zur Abgeschiedenheit, sondern zur edelsten Thätigkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens berufen ist; so hätte er diesen Tod seiner Gattin als einen Ruf angesehen

ſehen, aus ſeiner Einſiedeley hervorzugehen, und ſich irgend einer ehrlichen und nützlichen Lebensart zu widmen. Aber Bunkel läßt ſich ſo was gar nicht einfallen. Er verläßt zwar ſeinen bisherigen Auffenthalt, aber bloß „weil es ihm, in dem Gemüthszuſtande, worinn er war, unmöglich fiel, in ſeiner Wildniß „fortzuleben. “Denn ſeine Philoſophie und Religion verläßt ihn allemal juſt, wo er ſie nöthig hat. Er geht fort, aber doch mit der Hofnung, daß ihn das Schickſal wohl einſt wieder dahin zurückführen könnte. Denn, ſagt er, „es ließ ſich ja gedenken, „daß herzliche Freundſchaft, Fröhlichkeit und geſelliges Leben „noch einmal hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung „lehrt, welche wunderbare Dinge (als ob es dazu ein Wun„der gebraucht hätte!) durch den Zufall könnten bewürkt wer„den.“ — Des feinen Chriſten, der in den Trübſalen des Lebens keinen Troſt findet, als den er vom Schickſal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch ſey, Meiſter Bunkel wird von dieſem Gedanken auf einmal wieder luſtig, und „macht ſich auf, nicht (ſagt er) wie Don Quiſchotte in Hofnung ein Königreich zu erobern, oder eine ſchöne Princeſſin zu heyrathen; ſondern um zu ſehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen, und ein wenig mehr Geld erlangen könnte. „Denn (ſetzt er mit einer unbegreiflich ſtupiden Naivität hinzu) dieſe beyden Dinge zuſammengenommen waren allein vermögend mich würklich glücklich zu machen.“ Sein Diener O-Finn muß alſo an einem ſchönen Morgen ſein Felleiſen mit kalter Küche und einigen Flaſchen verſehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch ſelbigen Tages in einem ſehr anmuthigen Luſtwalde bey dem Skeler von weiland Carl Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was ſollte auf dieſem Pergament anders geſchrieben ſtehen, als wieder ein Stück Leichenpredigt? —

Aber freylich ein schönes Stück, und über einen Text, über den sich schon was — extemporisieren läßt. Denn es handelt von den letzten Dingen, und endigt sich, wie leicht zu erachten, mit einem „Nimm dieß daher zu Herzen, weil es noch Zeit ist, Sterblicher! ꝛc. Voller Verwunderung — vermuthlich über seine eigne guten Einfälle — verläßt Bunkel diesen Ort, und in der billigen Vermuthung, daß ein Skelet nicht der einzige Bewohner eines so schönen Landautes seyn werde, rückt er weiter vor; bis er bey dem alten silberhaarichten Herrn Basil von Basilholz anlangt, der nebst seiner Enkelin auf der neulich belobten schönen und vortreflich eingerichteten Rasenbank an einem Springbrunnen sitzt. Der Mann war beynahe 100 Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erst 20, hatte große, schwarze, funckelnde, sehr schöne Augen, eine natürliche Leibeslänge, war im Gesicht vollkommen schön gebildet, u. s. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wässerte? — „Ihre Schönheit, sagt er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, entzündete mein Herz sogleich, und „flößte meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie „vorher so stark empfunden hatte." — Bunkel macht sein Compliment, und wird so gut aufgenommen, als er sichs nur wünschen kann — in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tisch bald mit kalten Speisen besetzt wurde, wobey sie sich niederließen. (*) Bunkel muß seine Geschichte erzählen, und der alte kindische Herr findet großes Belieben daran, daß Bunkel alle seine angebliche Trübsale sich dadurch zugezogen, daß er sich gegen eine falsche Religion (**) erklärt. Morgen früh um 8 Uhr beym Frühstück (wir hätten sonst denken können,

(*) Diese scheußliche Schreibart und Manier zu erzählen herrscht durchs ganze Buch.

(**) Nicht zu vergessen daß hierunter die Religion der Griechischen und Lateinischen, Römisch-Katholischen und sämmtlichen Protestantischen Kirchen gemeynt ist!

Kennen, morgen Abends um 8 Uhr beym Frühſtück) ſollen Sie erfahren, ſagte er, was ich für ſie thun will, „wir wollen izt „das übrige aus unſrer Flaſche zu uns nehmen — und „dann zu Bette.

Morgens früh beym Frühſtück erklärt der alte Großpapa, daß er entſchloßen ſey, Bunkels Anti-Trinitariſche Standhaftigkeit durch ſeine Enkelin Statia mit den großen, ſchwarzen, funkelnden, ſehr ſchönen Augen und einem großen, funckelnden, ſehr ſchönen Vermögen zu belohnen. — Nur ſetzt er die unwillkomne Clauſel hinzu: daß er noch warten müßte, bis das Mädchen das 21te Jahr zurückgelegt. Bunkel, deſſen große Beſcheidenheit wir ſchon kennen, antwortet, wie man's in allen ſchalen Romanen zu leſen gewohnt iſt: es ſey ihm zwar viel Ehre; aber er beſitze nicht Eitelkeit genug zu glauben, daß er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte, und daß ſie dazu gezwungen werden ſollte — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indeſſen, weil er doch ſo großmüthig dazu eingeladen werde, wolle er ſich einige Monate zu Baſilholt aufhalten und „der Miß Henley die Verſicherung geben, daß „er ihr gehorſamer Diener ſey ꝛc. Dictum factum! Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da, und wird in dieſer Zeit von Jungfer Statia ſehr bezaubert. Soll auch niemand kommen und ſagen, er habe ſeine Zeit wie ein Müſiggänger zugebracht! Denn „vormittags ſaß er gemeiniglich in der Bibliothek, und machte Auezüge aus ſeltnen Handſchriften und raren Büchern; und nachmittags ſpielt' er mit Miß Henzey Karten." — Zu Anfang des Märzen ſtarb der alte Großpapa; und ſobald er begraben war meynte Bunkel, nun ſey weiter nichts zu thun als zu heyrathen. Ich wollte, ſagt er, ſchon nach dem Franziskaner Fleming ſchicken — (denn dieſer Mönch iſt der Mann, von dem unſer Anti-Trinitarier alle ſeine ſieben Ehen — pro forma — ſanctificiren läßt.) Aber

Fräulein Statia, „wie ſie ſah, daß ſie nun ihre eigene Gebieterin „war, und ein groſſes Vermögen, baar Geld und ein Gut hat„te, ſo — hatte dieß alles (wer hätte ſichs träumen laſſen ſollen?) „einen Einfluß auf ihre Denkungsart, und machte eine „Veränderung.“ Kurz die junge Dame gab unſerm heißhungrigen Wittwer eine Art von Hofbeſcheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, daß ſie keine Luſt hätte, ſich und ihr Vermögen dem erſten Abentheurer, der ihr aufſtieße, und wenn er zehnmal ſoviel für den Chriſtlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein ſie hatte es mit einem Burſchen zu thun, der ſich nicht ſo leicht abweiſen ließ. Bunkel hielt mit Zähnen und Klauen, und da ſonſt nichts verfangen wollte, richtete er ſeine Batterie gegen die Neigung, die ſie (freylich nicht in ganzem Ernſte) gegen das eheloſe Leben geäuſſert hatte. Er demonſtrierte ihr, einem ſchönen, geſunden, vollblühenden, reichen Mädchen von 20 Jahren — der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — daß die Ehe eine gar gute Einſetzung ſey, und behauptete, ſie könne ihre Abneigung gegen dieſelbe „vor dem weiſen und gütigen Vater der Welt nicht verantwor„ten, da ſie eine Chriſtin ſey, und als eine ſolche die Taufe „für ein Denkmal des Gnadenbundes erkennen müſſe.“ — Es iſt Schade, daß wir, weil dieſe Auszüge ſonſt leicht ſelbſt zu einem Buch von vier Bänden anſchwellen möchten, unſern Leſern nicht die ganze Deduction voranalyſiren können; um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, daß die Taufe ein Denkmal des Gnadenbundes iſt, nothwendig folgt, daß Jungfer Statia ſich von Herrn Johann Bunkel heyrathen laſſen muſte. Dieſe Deduction nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein, und iſt die angenehmſt-ſeltſamſte Art ſich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemals einem Original zu Sinn gekommen, oder teutſch herauszuſagen, das vollkommenſte Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemals aus einem menſchlichen Hirnkaſten herausgeſchüttelt worden. Nur etwas weni-

es davon zur Probe! — „Betrachten Sie, vortrefliche Sta„tia, sagt der theure Mann, der von Locke so gut räsoniren „gelernt hat, wenn der Allerhöchste mit Abraham den Bund „in diesen Worten aufrichtete: ich will dein Gott seyn und „deines Saamens nach dir, u. s. w. Bedenken Sie, sage „ich, daß diese unschätzbare Segnungen ꝛc. nicht allein mit „der größten Dankbarkeit angenommen, sondern auch bis „ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem „Nachdenken künftiger Geschlechter eingeschärfet werden. Die „Beschneidung war das erste bestimmte Denkmal u. s. w. „und als das Neue Testament an die Stelle des Gesetzes „kam, so mußte der Bund, an welchem die Kinder Theil hat„ten, durch das Zeichen, welches die Taufe genennt wird, be„stätigt werden, indem diese Handlung bestimmt ist, der künfti„gen Nachkommenschaft einen Antheil an der Liebe Gottes „u. s. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verschaffen. „Aber was wird aus diesem großen himmlischen Vorrechte, „wenn Christliche Frauenzimmer ꝛc. sich zu einem einzelnen „Leben entschließen, und dadurch künftige Geschlechtsfolgen „abhalten an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Jesu „Christi Theil zu nehmen u. s. w. Seyn Sie daher vorsichtig, „vortrefliche Statia. — Es ist ein großes Verbrechen, die „regelmäßige (*) Fortpflanzung von Menschen zu verhindern; „lassen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräuli„chen Leben fahren — verehlichen sie sich, ruhmwürdige „Statia, verehlichen Sie sich, und lassen Sie den Segen „Abrahams über die Heyden kommen! Setzen Sie sich „nicht dem Evangelischen Bund entgegen, sondern gedenken an „die tröstliche Verheissung: ich will meinen Geist auf deinen

 „Saamen

(*) Herr B. gewinnt nichts durch dieses eingeschobene **regelmäßige**; denn sein Beweis gilt eben soviel von der unregelmäßigen. Der Franciscaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache.

„Saamen gießen u. ſ. w. Dieß fodert ihre heilige Religion „von Ihnen: und wenn wir uns nun — zum Buche der Na„tur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unſern Augen „aufgezeichnet, daß es in dem Herzen der Menſchen Bosheit „ſeyn müſſe, welche bey der Zerſtörung und dem Untergang „des künftigen Menſchengeſchlechts unbekümmert bleiben, und „welchen nur ſoviel guter Wille mangelt, ein Geſchöpf auf „eine rechtmäßige und geheiligte Art in die Welt zu ſetzen. — „Preiswürdige Statia, was ſagen Sie dazu? weil ſie eine „aufrichtige Chriſtin ſind, werden ſie ſich zum Ehſtande ent„ſchließen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem „gegenſeitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer ſo „wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?“

Wie iſt euch zu Muth, liebe Leſer? Und was für eine Würkung, denkt ihr, daß eine ſolche Standrede, mit all dem dummen Ernſt, deſſen ſo ein Brutnm, wie dieſer Bunkel, fähig iſt, vorgetragen, auf die preiswürdige Statia habe machen müſſen? die Würkung einer tüchtigen Doſe von Ypecacuanha oder Tartarus Emeticus, vermuthet ihr? Unfehlbar, wenn Miß Statia etwas beſſeres als ein Geſchöpfe des Herrn Bunkel ſelbſt geweſen wäre, ein Werk ſeiner Hände, das er ſo albern machen konnte, als er's zu ſeinem Zweck vonnöthen hatte. — Aber ſo lief es freylich günſtiger für den lieben Mann ab, als es ſonſt menſchlicherweiſe zu vermuthen war. Unter dieſer meiner frommen Vorſtellung, ſagt er, verbreitete ſich ein Lächeln auf dem Geſichte der Statia, und die Ver„wunderung leuchtete aus allen ihren Gebehrden hervor; und als ich meine Rede geendigt hatte ſagte dieſe Schöne zu mir: „ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den ſie mir gege„ben haben. Ich bin eine Chriſtin. In meinem Herzen iſt „keine Bosheit — laſſen Sie den Vater Fleming kommen und „ich will Ihnen meine Hand geben.“ — Bezauberndes Wort! ruft der Mann in ſeinem Drang den Himmel zu bevölkern

auf,

aus, und eilends wird O — Finn nach dem Mönch geſandt, und der Knoten zugeſtrickt.

Bunkel lebt nun abermals zwey Jahre zu Ortons-Lodge „in einem Stande der Freude, daß man ſich denſelben auf „1000 Jahre hätte wünſchen mögen" — ohne daß er uns zu erörtern würdigt, ob und wieviel dieſe Ehe von dem Segen Abrahams über die Heyden gebracht habe. — Ein hübſches Geſchichtchen? in jeder Betrachtung!

Indeſſen da Herr Bunkel beſchloſſen hat, binnen den nächſten fünf oder ſechs Jahren noch mit fünf ſchönen Mädchen zu Bette zu gehen, ſo muß ſich Madam Statia nach Verfluß der zwey Jahre, ſo gut wie ihre Vorgängerin, über Kopf über Hals an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht diesmal nicht ſoviel Ceremonien als bey ſeiner erſten Frau. Doch verſichert er uns „er habe in drey Tagen die Augen nicht aufgeſchlagen" — drey ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, iſt freylich eine ſehr denkwürdige That; es war aber auch alles, was Fleiſch und Blut, bey einem Manne wie der unſrige, fähig war. Am vierten Morgen ließ er ſich ſein Pferd ſatteln und zog — wieder auf die Freyte. Der Zufall bringt ihn zu einer Geſellſchaft von zehn Chaaren, die in großer Abgeſchiedenheit von der Welt, nach einem Entwurf des ehemals berüchtigten Labadiſtiſchen Predigers Yvon, der Chriſtlichen Vollkommenheit nachjagten. Daß es bey dieſer Gelegenheit wieder Declamationen über den Verfall des Chriſtenthums bey den herrſchenden Kirchen auf Seiten Meiſter Bunkels abſetzt, kann man ſich leicht vorſtellen. Uebrigens, ſagt er am Schluß einer kleinen Beſchreibung von dieſem würklich liebenswürdigen Inſtitut: „ein Kloſter von dieſer „Art hat meinen Beyfall; es iſt ein göttliches Leben. Aber Theil an dieſem göttlichen Leben zu nehmen, dazu ſpürte er keinen Beruf. Denn man mußte da arbeiten, ſehr eingezogen

du biſt die Frucht meiner ſchweren Sünde, zu der ich ſo ſtark gereizt wurde, daß ich nicht länger wiederſtehen konnte.

Philipp.

Nun, bey dieſem Tageslicht, wenn ich wieder gezeugt werden ſollte, Madame, wollt' ich mir keinen beſſern Vater wünſchen. Einige Sünden tragen ihre Losſprechung auf Erden mit ſich; Euer Fehler entſprang nicht aus eurer Thorheit; ihr mußtet nothgedrungen euer Herz als einen Tribut für gebietende Liebe, demjenigen ausliefern, gegen deſſen Wuth und unbezwingbare Stärke der unerſchrokne Löwe ſelbſt keinen Kampf wagen durfte, noch ſein königliches Herz vor Richards Hand ſchüzen konnte. Wer einem Löwen mit Gewalt das Herz aus dem Leibe reuſſen kan, mag leicht ein weibliches Herz gewinnen. Ja, meine Mutter, von ganzem Herzen dank ich dir für meinen Vater. Wenn jemand lebt, der ſich erfrecht zu ſagen, daß du nicht recht thateſt, wie ich gezeugt ward, deſſen Seele will ich zur Hölle ſchiken. Komm, Lady, ich will dich meinen Anverwandten verſtellen, und ſie ſollen ſagen, wie Richard mich zeugte, wär es Sünde geweſen wenn du Nein geſagt hätteſt.

(Sie gehen ab.)

leben, Kinder nicht nur zeugen, sondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer so angenehm sind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Statua aufgefodert hatte, — und ein solches Leben war nun einmal seine Sache nicht.

Er reitet also fürder, und geräth, wie gewöhnlich, in eine einsame Zaubergegend, wo sich ein reiches schönes Mädchen von 18 Jahren, Namens Antonia Cranmer, eine Vater- und Mutterlose Waise zuweilen aufhielt, (*) ein Mädchen, das alle Eigenschaften hatte, um die Beute des ersten besten Taugenichts, der sich ihr in einer gefälligen Maske präsentiren mochte, zu werden. Auf die erste Nachricht, die ihm eine Art von Einsiedler giebt, wird der Gedanke in ihm rege: das wär' ein Mädel für ihn! und sogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Statua war zwar kaum wenige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterließ bey ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu besetzen. In diesem Stücke war sein Horror vacui ganz ausserordentlich. Er präsentierte sich also vor der jungen Antonia, die „so vortreflich gebildet war, als — ein „Frauenzimmer seyn kann" (d. i. sie hatte alle 33 Schönheiten) und — was mußte in mir vorgehen, ruft er aus, als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam! — Nun Herr Bunkel, das können wir uns ungefehr einbilden!

ohne

(*) Die Erzählung von dieser und andern seiner Wanderungen würde wegen der Beschreibungen sonderbarer Gegenden, und Naturerscheinungen, die er darinn und seinen Collectaneen zusammenhäuft, noch immer eine Art von Interesse geben, wenn die Schreibart des Menschen nur nicht so unausstehlich platt, ungelenkig und pöbeln wäre!

ohne daß ihr euch deutlicher erklärt. Gut für euch, daß das Mädchen, „deſſen Begriff von einer Mannsperſon nicht „weit reichte" ſo gierig war nach euch zu ſchnappen! Denn da er ſich nach dem Frühſtück empfehlen wollte, bat ſie ihn beym Mittageſſen zu bleiben; und nach dem Mittageſſen ließ ſie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bey ihr gegeſſen hatte — und ſo frühſtückten, dinierten und ſouperten ſie etliche Wochen lang zuſammen, bis der gute Mönch Fleming herbeygerufen wurde, die neue Winckelehe ſo gut er konnte zu vidimiren. Nun giengs wieder ans Genieſſen! — Unſre gegenſeitige Liebe gieng bis zur Ausſchweiffung, ſagt der gottſelige Bunkel, und das was menſchliche Glückſeligkeit heißt, genoſſen wir in vollem Maaße. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwey Jahre in einem unausſprechlichen Vergnügen beyſammen.

Das beſte war indeſſen, daß es auch nicht länger als zwey Jahre daurte; denn im erſten Monat des dritten Jahres ſtarb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern, und hinterließ den armen Mann „untröſtlich" — ſo untröſtlich, daß nachdem er ſeine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Statia) in Thränen gebadet, er ſich aufmacht, und nach dem Geſundbrunnen zu Härrogäte reiſet, um ſich — die vierte Frau zu hohlen. Das infamſte dabey iſt, daß ihm immer die Religion zum Feigenblatt vor die Blöße ſeines böſen alten Adams dienen muß. Denn, wenn wir ſeinem Geſchwätze mehr als ſeinen Handlungen glauben wollten, ſo verließ er Ortons-Lodge bloß, um, wie es ihm die Religion auflegte, ſein Leben zu erhalten.

Und hier iſts, wo den ſeltſamen Menſchen endlich einmal eine Art von Schaam anwandelt, da er im Begriff iſt ſchon auf die vierte Frau auszugehen, ohne daß er „bey ſeinen ver-

ſchiedenen Ehen das mindeſte von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er ſeinen Leſern hierüber giebt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weiſen und Chriſten klingt ſie gar zu ſchändlich. Damit ich alſo hierauf ein für allemal eine allgemeine Antwort gebe, ſagt der rohe Topinambu in einem ſpöttelnden Ton, als ob die Frage die armſeligſte Kleinigkeit beträfe: ſo halte ich es ſchon zureichend anzuführen, daß ich eine zahlreiche Geſchlechtsfolge angeben könnte, weil ich würklich viel Kinder habe. Aber da ſie in keinem wichtigen Geſchäfte verflochten ſind, und auch, ſo viel ich gehört habe, niemals etwas merkwürdigers verrichtet haben, als aufſtehen und frühſtücken, leſen und herumlaufen, eſſen und trinken: ſo würde es nach meiner Einſicht nicht ſchicklich ſeyn, ſich bey der Erzählung ihrer Geſchichte aufzuhalten.„ — Wo? und was merkwürdigers verrichtet den J. Bunkel ſelbſt, und wo ſind die wichtigen Geſchäfte, in denen er verflochten iſt? Elender Menſch, der von den Knoſpen der Menſchheit, die in jeder Stuffe ihrer Entfaltung ſo intereſſant, in ihrer angebohrnen Reinheit und Unſchuld ſo lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewußter Kräfte, die in ihrem ganzen Weſen zwar noch ſchlummern, aber bey jeder Berührung aufzittern, und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, ſo merkwürdig — ſo unendlichmal merkwürdiger einer aufmerkſamen Beobachtung ſind, als alle Ungeziefer ſeiner Philoſophen zu Ulubrä — Elender Menſch! (wiederhohl' ich zum zweyten und drittenmal) der Vater iſt, und von Kindern, von Seinen Kindern, in dieſem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für allemal ſprechen kan! Deine Einſicht reicht freylich nicht weit, wenn du die Morgendämmerung des Menſchenlebens, die Jahre der erſten Entwicklungen, der erſten Eindrücke, des reinſten Spiels der noch unverſtimmten Natur und ihrer erſten ſo viel bedeutenden

Win-

Winke, für unbedeutender hältſt als die ſchalen Mährlein, die du uns von deinen eignen männlichen Jahren zu erzählen haſt! — Doch wozu ſich ereyfern? Warum ſollte Johann Bunkel nicht überall ſich ſelbſt gleich ſeyn? Auch würde freylich die Geſchichte ſeiner Kinder (*) von ihm erzählt, ein erbärmliches Geleſe ſeyn! Zehnmal lieber wollt' ich ſie mir von ihrer Wärterin erzählen laſſen. W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

VI.

Kunſtſachen.

Zwölf Blätter von dem Werke eines Mannes ſind uns zu Geſichte gekommen, der wahrſcheinlich das Schickſal haben wird, erſt nach ſeinem Tode erkannt zu werden. Seine Manier iſt eine Art von Eſoteriſcher Philoſophie, zu der nicht jedes Auge den Schlüſſel mitbringt. Sie iſt auch nicht die oder jene, die man längſt claſſificiert hat, ſondern es iſt ein Abregé von allen Arten von Kunſtmitteln der Aetzkunſt, die hier vereiniat ſind, um den höchſten Grad von mahleriſcher Würkung hervorzubringen.

Es iſt das Werk des Hrn. Fratrel Churpfälziſchen Hof-Mahlers und Profeſſors der dortigen Akademie, eines Mannes, der aus dem ehemaligen Stand eines Literators die heiſſeſte Wärme für die Alten mitgebracht hat, und Raphaelſche

(*) Und wer verlangte denn auch eine Geſchichte ſeiner Kinder von ihm? Kann ein Vater, der die Geſchichte ſeiner ſieben Ehen ſchreibt, von ſeinen Kindern nicht mit Gefühl reden, nichts intereſſantes von ihnen ſagen, ohne gleich ihre Geburt zu ſchreiben?

ſche Reinheit, Einfalt, und beſtimmte Zeichnung in Contouren und Gewändern mit einer beynahe Rembrandtiſchen Beleuchtung verbindet. Von ihm kan man ſagen, daß er die Pflicht erfüllt: Nonum prematur in annum. Denn viele ſeiner Platten werden nun ſchon ſeit 10 Jahren beynahe immer von ihm übergangen, und wo ihm irgend ein Kunſtmittel gelingt, ſo wird es von neuem verſucht.

1) Die Apotheoſe Carl Theodors. In der Mitte ſteht ein Altar im Geſchmack des Alterthums auf dem Mittelpunkte zwoer runder Stuffen, die den ganzen Boden des Gemähldes bedecken. Er ſtellt in halb erhobner Arbeit die Schule von Athen vor, die durch die im Vorgrunde ſitzende Eule ſehr gut bezeichnet wird. Auf einer Seite deſſelben ſteht Pallas, hält mit der linken Hand nachläſſig ihre Lanze und ſtellt mit der Rechten auf dem Altare, von dem ſie einen Theil mit ihrem Mantel bedeckt, das Bildniß Carl Theodors, dem Muſen zur Verehrung dar, das ſie ſelbſt mit liebenden Blicken betrachtet. Dieſe Hauptfigur iſt mit einer Keuſchheit und Reine des Contours gedacht und vom Kopf bis auf die Zehen mit einer Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt, die in Erſtaunen ſezt. Das Gewand iſt, ohne naß zu ſeyn, ſo fein und zart, daß es nichts von dem Reiz der Glieder verbirgt. In ſeinen groſſen Maſſen herrſcht eine Mannigfaltigkeit in den kleinſten Theilen, die aber der Natur des Stoffs untergeordnet iſt. Ausgeführt iſt die Drapperie mit einer ganz ungemeinen mahleriſchen Wärme. Grazie, Jungfräulichkeit, göttliches Weſen iſt über die ganze Figur ausgegoſſen, und von ihr kan man ſagen, was man bey allen Antiken empfindet: ſie erregen Ehrfurcht, aber keine Begierde. Auf der andern Seite des Altars ſind die neun Muſen in drey Gruppen dargeſtellt. Die erſte zeigt die Muſe Urania auf der obern Stufe des Altars knieend, in Geſellſchaft der Beredſamkeit und Tonkunſt.

Sie

Sie iſt ganz in Profil, und die Lokalfarbe des Sternenmantels iſt zur Erhebung der Carnation ſehr glücklich angewandt. Die Verſchiedenheit des Stoffs erzeugt hier eine neue Art von Faltenwerfung, die in ihren kleinſten Theilen die reifeſte und natürlichſte Anordnung verräth. Der entblößte Arm iſt ganz wie gemahlt. Die Büſte der hinter ihr ſtehenden Muſe iſt nach Prieſterinnen Art mit einem Schleyer verhüllt, und ſeine Weiſſe und Lindigkeit der Falten thut hier einen ſehr guten Effekt: dieſe iſt beynahe ganz en face. Niedriger als dieſe iſt die andre Gruppe, wo die Epiſche der Lyriſchen Muſe zu diktiren ſcheint. Dieſe letztere ſcheint die jüngſte von allen und hat Amorn zum Gefährten. Im Schatten erſcheinen hinten die Muſen des Trauerſpiels, des Luſtſpiels, der Tanzkunſt, die an ihren Attributen kennbar ſind, neben einander gelehnt. Die Köpfe ſind auf eine ſeltne Art charakteriſiert, und iſt ihnen durch Alter, verſchiedenes Embonpoint, und mannigfaltige Anſicht ein höchſt unterſcheidender Charakter mitgetheilt. Der Grund zeigt in der Ferne die Tempel und geheiligten Wälder des Parnaß, und oben her einen Palmbaum an der Seite einer Ehren-Säule, worauf das Wappen des Kurfürſten mit dieſer Innſchrift zu ſehen iſt: Optimo Principi, Musarum Amori, Minervae deliciis, Monumentum dicabat humillimum I. Frattel. Neun Genien ſind um die Wette beſchäftigt; einige breiten einen Himmel über den Schauplatz aus, die andern krönen das Bild des Churfürſten mit Lorbeern, und brechen ihm Palmzweige; zweene zur Seiten der Pallas halten die Churfürſtl. Krone und das Schwerd; ein andrer zu den Füſſen der Göttin ſitzt vorne auf den Stuffen des Altars; um ihn herum ſind die Zeichen der Künſte und Wiſſenſchaften, deren Fortgang unter dem Schutze dieſes Fürſten er niederzuſchreiben ſcheint. In allen dieſen Genien iſt eben die Raphaelſche Schönheit des Contours, die Mannigfaltigkeit der Köpfe und Stellungen wie in den Muſen, und es iſt alles

in

in den beſchatteten Maſſen mit einer Klarheit der Reflexe und Reinheit der Ausführung gearbeitet, die von einem Künſtler zeugt, der ſich ſelbſt und der Nachwelt Rechenſchaft zu geben ſchuldig glaubt. Der Preiß dieſes Blatts iſt 11 fl R. G. Man hat ihm vorgeworfen, daß das Licht zu ſehr vertheilt und nicht zuſammengehalten ſey. Allein wie will man bey dieſer ſo reichen Compoſition einen Rembrandtiſchen Coup d'Eclat verlangen, da hier, nach der einmal beliebten Manier des Künſtlers im Traktament des Scheidewaſſers, ſo groſſer Fleiß, und eine ſo ausführliche Bearbeitung nie auf dieſe Art in ihr wahres Licht zu ſtellen geweſen wäre.

2) **Das Bildnis des Prinzen Friedrichs von Zweybrücken.** Dieſes Stück iſt von einer groſſen Ausführung, mannichfaltigem Verwerk, und Darſtellung allerley Stoffe und Materien. Wir haben einen Abdruck auf Seidenpapier vor uns, der freylich von dem gewöhnlichen himmelweit unterſchieden iſt, und von den linderen Parthien des Fleiſches, der Seide, der Leinwand, bis zu der höchſten Schärfe, welche Metall und Stahl verlangt, hinaufſteigt. Aus dieſem Abdruck ſieht man den Ehrgeiz des Künſtlers, wie er durch bloſſes Schaben, und Aezwaſſer und Pointe ſeche, die wunderſamſte Würkung hervorzubringen geſucht hat. Geduld, Verſtand und Fleiß ſind hier auf eine ſonderbare Art gepaart, und das Ganze hat die Täuſchung der ſchönſten getuſchten Zeichnung. Auſſer Rembrands Porträten iſt wol nie etwas ſo weiches und mahleriſches auf einer Kupferplatte unternommen worden. Der gewöhnliche Abdruck iſt zu 7 fl. auf Seidepapier zu 11 fl.

3) **St. Nicolaus.** Die Legende ſagt von dieſem Heiligen, daß er, da er gehört, daß Einer der Vornehmſten der Stadt Myra, ſich vom äuſſerſten Elend zu retten, ſeine Töchter der Schande zu überlaſſen und für einen gewiſſen Preiß zu

ver-

verkaufen willens wäre, hingegangen sey, und zu drey verschiedenenmalen Geld durchs Fenster geworfen habe, um den Vater von diesem scheuslichen Rettungsmittel abzuhalten. Herr Abbé *Niaillot de la Treille*, dem das Blatt gewidmet ist, verlangte die Behandlung dieser Geschichte von dem Verfasser. Die Darstellung davon ist folgende. Der Bischoff steht in seinem ganzen reichen Ornat, worin ein grosses Detail von Stickereyen sowol als Clairobscur angebracht ist; in seinem Gesicht ist das Mitleiden und die wahre Sollicitudo pastoralis in Stirne, Mund und Augen schön vereinigt ausgedrückt. Mit der rechten Hand reicht er dem Vater den Beutel, der ihn kniend mit Dankbarkeit und Ergebung empfängt; hinter ihm ganz im Schatten die Mutter, die ihm mit niedergefalteten Händen und wehmüthigem Gesicht in der Stille danket. Vor ihm knien die drey Töchter. Die Jüngste verräth von hinten den schönsten Wuchs, und in ihrer Drapperie ist viel Verstand und Delikatesse angebracht. Der ganze Bau des Körpers und die Lage der Hände bezeichnen eine tiefe Ergebenheit ohne Worte. Laut ist hergegen der Dank in dem Gesicht der ältern Schwester, die man ganz in Profil sieht; ihr in die Höh gerichtetes Haupt, ihre sehnliche Blicke aufwärts gegen den Heiligen, und die so fast aufwärts gefaltete Hände sagen, daß sie beynah verzweifelt, herzlich genug danken zu können. Mehr Ruhe zeigt sich in der dritten Figur, die sprechen zu können scheint. In dem Vorgrund zeigt sich, als Contraposto des Ganzen sowol im poetischen als mahlerischen Sinn, die Figur des Ungeheuers, das mit Unwillen fleucht, und zu fluchen scheint, daß es seinen Beutel mitnehmen muß, ohne sein unmenschliches Vorhaben auszuführen. Die Beleuchtung dieses Stückes ist sehr brillant. Der Preis 2 fl.

4) 5) Zwey grosse Blätter *Sapientia*, *Scientia*. Die letztere ist in der höchsten Einfalt und Geradheit dargestellt,

ganz

ganz en face, mit einem leichten kurzen Unterkleid, bloßen ungeschnürten Füssen und einem aufgenommenen leichten Mantel; in der linken trägt sie ein verschlossenes Buch, in der rechten Hand eine Lampe, und scheint ihren Verehrern in den Eingang ihres Tempels entgegen gegangen zu seyn. Hinten sieht man eine Quelle springenden Wassers, die Dürstigen zu tränken. Ruhe, Demuth, Einfalt, Stille, Gelassenheit, bezeichnen ihr ganzes Wesen. Die Scientia hingegen ist andern Charakters; ihr Unterkleid ist schweren seidnen Stoffs, mit Franzen und Kleinodien besezt, und einer langen Schleppe; ihr Mantel ist mit einem Kragen, und verkündigt den Scholastiker. An dem Haupte trägt sie Flügel. Ihr Gesicht zeigt Prätension und Coquetterie. Mit der rechten Hand hebt sie ihren Zauberspiegel hervor, und mit der linken zeigt sie auf eine Kugel, worauf ein Dreyangel befestigt ist, als das Werk ihrer Erfindung. Ihre Füsse sind mit Sandalen bekleidet, und geschnürt. Der Preiß von jeder 2 fl.

6) Le fils du Meunier. Das gefälligste Blatt der Sammlung: ganz im Werth und Geschmack einer getuschten Zeichnung. Es ist ein schöner Knabe von 7 Jahren ohngefähr, in dem gewöhnlichen Matrosenhabit. Der Hintergrund zeigt eine Mühle. Wahrscheinlich ist dieses Kind von der zahlreichen Familie des Verfassers selbst. 3 fl.

7) 8) 9) Drey Allegorische Kupfer, *L'Agriculture*, *le Commerce*, *la Navigature*. Die Akerkunde ist eine jugendliche schöne weibliche Figur, einfach aufgeschürzt, und steht mit bloßen Füssen in der Stellung wie die Sapientia; mit der rechten Hand lehnt sie sich auf ein Sieb, auf dessen Rand die zwölf Himmelszeichen des Jahrs ausgehauen sind. Durch das Sieb selbst erblickt man einen Rechen nebst einem Theil der Landschaft; mit der linken greift sie liebend nach der Kro-

ne

ne eines Baums, den ſie gepflanzt zu haben ſcheint. Die Pflugſchaar bildet auf der andern Seite gegen das Sieb zu das Ganze zur Pyramidaliſchen Gruppe. Schön beleuchtet iſt das Blatt, und die Lokalfarben ſcheinen das Colorit zu rechtfertigen. Die Schiffahrt iſt unter dem Bild eines Matroſen dargeſtellt, der auf den Zehen gegen ein Steuerruder gelehnt, auf den Wind zu paſſen ſcheint; der aufgehobne Finger hilft ſehr zur Bedeutung. Man kan nichts gelenkſameres, leichteres ſich denken, als dieſe Figur. Die Stellung iſt in den contraſtirenden Gliedern unnachahmlich. Die Handlung iſt ein geſetzter Mann in Orientaliſcher Kleidung, der in der tiefen Stille des Morgenländers ſpekulirend vor ſich an einem Seehafen ſitzt; der auf der einen Stufe höher geſetzte Fuß giebt der ganzen Attitude Contraſt und Mannichfaltigkeit. Das Emblem des reiſenden Storchs iſt gut angebracht. Von jedem iſt der Preiß 30 Kr.

10) 11) 12) Das Porträt des Hrn. Krahe zu Düſſeldorf, des Hrn. Cappavalle, und ein kleiner *Jeſus amabilis* machen den Beſchluß dieſer Sammlung, die gewiß verdient näher bekannt, und unſern Zeitgenoſſen empfohlen zu werden, die vor demſelbigen Verdienſt und Talent oft vorbeygehen, weil der Name eines lebenden Künſtlers veranſtaltet, das man bey verſtorbenen Meiſtern mit Gold aufwiegt. Der Leichtſinn unſers Zeitalters, das nur für Entrepriſen Geld und Neigung parat hält, auch nicht Zeit übrig hat ſich ernſthaftere Kunſtkenntniſſe eigen zu machen, wird indeſſen über die ſo ſchwarzen Blätter murren.

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

[Vor den Mauern der Stadt Angiers.]

Philipp-August, König von Frankreich, Ludwig der Dauphin, der Herzog von Oestreich, Constantia und Arthur.

Ludwig.

Willkommen vor Angiers, dapfrer Herzog! — Arthur, dein grosser Oheim, Richard, der den Löwen seines Herzens beraubte, und die heiligen Kriege in Palästina auskocht, kam durch diesen dapfern Herzog vor der Zeit ins Grab. Nun ist er, um seiner Nachkommenschaft Erstattung deßhalb zu thun, auf unsre Einladung gekommen, seine Fahnen für deine Sache auszubreiten, und deinen unnatürlichen Oheim, Johann von England, aus dem ungerechten Besitz deiner Erbländer vertreiben zu helfen. Umarm' ihn, Prinz, lieb' ihn, und heiß' ihn willkommen.

Arthur.

Gott wird euch Cœur de Lion's Tod desto eher verzeihen, da ihr seinem Neffen das Leben gebet, und sein verfolgtes Recht mit den Flügeln eurer Kriegs-Macht umschattet.

VII.

Bücher-Anzeigen.

Sammlung Antiquariſcher Aufſätze von Heyne. Erſtes St. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1778.

Unſre längſt gehabte Hofnung iſt nun erfüllt, und Hr. Heyne fängt an ſeine als Programmen oder als Vorleſungen der Königl. Geſellſchaft geſchriebenen einzelnen Aufſätze zu ſamlen, und dem Publiko gemeinſchaftlich vorzulegen. Der Name zeigt ſchon, was man zu erwarten hat, und hier bedarf es nichts, als einer trocknen Anzeige. So viel wahre alte Kritik, Gefühl fürs Schöne, und vernünftiger Scepticiſm an Nahmenautorität haben ſich wohl ſchwerlich in einem Antiquar vereinigt.

Der erſte Aufſatz iſt: Ueber den Thron des Amyclä̈us; ein altes Kunſtwerk zu Amyclä im Laconiſchen Gebiete, nach dem Pauſanias. Die Erläuterung dieſes Stücks iſt für die alte Fabel der Künſtler, und das Studium derſelben ein ſehr wichtiges Stück. Die Pauſaniſche Beſchreibung wird aber noch immer eine wahre Crux für die Critik bleiben, weil Pauſanias, nach ſeiner wunderlichen Manier, oft das Weſentliche ausläßt, und das Minderndthige weitläuftig beſchreibt; gar keine Gabe der Darſtellung hat; ſein Ausdruck ſo geſchraubt und geſpannt iſt, und ſo vieles für ſein Zeitalter als bekannt vorausgeſezt wird, das der Nachwelt zu entziffern unmöglich fällt.

Das Standbild des Gottes war dreyßig Ellen. Natürlicherweiſe muß der Coloß etwa einen Drittheil ſeiner Gröſſe ſtatt des Fußgeſtelles, und eben ſo viel Raum über ſich bis zur Decke gehabt haben: und ſo wäre das geringſte,

daß der Thron ein und funfzig Ellen hoch geweſen ſeyn muß. Statt der Baſis war ein Sarcophag, worin die Gebeine des Hyacinth verwahrt wurden.

Wahrſcheinlicher iſts, daß der Thron ein freyſtehendes Werk für ſich geweſen, als daß er in einem Tempelgebäude geſtanden habe. Die Erklärung der auf dem Thron enthaltenen erhobenen Arbeit beſchäftigt eigentlich den Hrn. Hofr. Heyne. Die Bildſäule war nicht von eben dem Künſtler, der den Thron verfertigt hatte. Sie hatte nach dem Pauſanias nichts künſtliches. Indeſſen war ſie aus Bronze, und man beſaß alſo in den älteſten Zeiten ſchon die Kunſt, ein Bild von 30 Ellen zu gieſſen. Dieſe Bildſäule des Apoll trug einen Helm, Lanze und Bogen. Dieß geht über das Zeitalter der Homeriſchen Helden hinauf; denn Bogen führen Homers Helden nicht mehr.

Zu Sklavochori, dem heutigen Amyclä, entdeckte Fourmont der jüngere noch Ruinen des Apollo Amyclänus, wovon beym Caylus, den Memoires des Inſcriptions und dem Traité Diplomatique der Benediktiner die Innſchriften nachzuſehen ſind.

2te Abh. Die in der Kunſt üblichen Arten die Venus vorzuſtellen. Hr. Hofr. H. bringt ſie, wie billig, auf ſehr wenige zurük; verwirft die ſtolzen Aſſertionen der meiſten Antiquarier, und glaubt, daß in Statuen die meiſten verſchiednen Vorſtellungen von Victrix, Urania, und Genitrix, bloß von den heutigen Ergänzern herkommen. Denn wie wenige Statuen werden mit Händen und Köpfen gefunden, und wie leicht iſts den neuen Extremitäten was aufzuhängen. Beym Cavaceppi finden ſich ſchöne Proben davon. Alles iſt ſo wahres, reines Gold in dieſen verſchiedenen herrlichen Bemerkungen

und Aufschlüssen, und Widerlegungen, daß es unmöglich ist, etwas davon auszuheben, ohne den Raum dieses Journals zu überschreiten. Solche Schriften müssen von jedem studieret, und nicht im Auszuge gegeben werden. Die Gelegenheit zu Entstehung dieser Schriften waren die beyden Französischen Traktätchen des Hrn. Larcher, und des Abbé de la Chau, worin die eine den Preiß und die andre das accessit bey der Frage sur les Attributs de Venus erhielt. Sehr bescheiden zeigt hier Hr. H. wie viele und grosse Nachlese ihm beyde Verfasser gelassen haben.

III.) Ueber die Künstler-Epochen beym Plinius. Dem Hrn. Hofr. H. haben wirs zu danken, daß nicht alles Evangelium ist, was in Winkelmann steht, und wovon freylich das Heer der Nachbeter es bequemer findet, noch einen höhern Enthusiastischen Ton nachzulallen, als die Gründe der Behauptung des seel. Mannes zu untersuchen. Der Hr. H. macht uns Hoffnung, einst von ihm ein sichres historisches Gebäude der Kunst zu erleben, wo zuerst eine Zeitbestimmung der Griechischen, und dann ein Aufsatz über die Zeitbestimmung der Etruscischen und Römischen Kunstgeschichte folgen soll. Die Frucht davon würde auch eine neue, kritisch und historisch erläuterte Ausgabe der letztern Bücher von Plinius Naturgeschichte seyn. Hier legt der Hr. V. einige einzelne Hauptstücke dieser Arbeit vor. Das erste ist die Erörterung der Frage: worauf gründen sich die Kunst-Epochen des Plinius? und das zweyte: wo hat Plinius seine Kunstnachrichten hergenommen? Die umständlichsten Nachrichten von den alten Künstlern und ihren Werken haben wir dem Plinius zu danken, ungeachtet sie bey seinen Werken über die Naturgeschichte ein bloß zufälliger Gegenstand waren. Er bringt Zeitbestimmungen, theils vom Leben einzelner Künstler, theils von mehrern, die er in eine Zeit setzt, bey; alles bestimmt er nach

Olym-

Olympiaden; und ſo hat er eine Reihe von Epochen feſtgeſtellt, nach denen das Alter der vorzüglichen Künſtler beſtimmt, und damit wieder die Lebenszeit andrer Künſtler verglichen werden kann. Gemeiniglich ſtellt man ſich vor, und ſo drückt ſich auch Winkelmann immer aus, als habe Plinius dieſe Epochen ſelbſt gemacht. Man bedenkt nicht, daß Plinius bloß Samler iſt, und aus mehrern Griechiſchen und einheimiſchen Schriftſtellern ſeine Nachrichten zuſammengezogen hat. Aber was hatten ſelbſt dieſe Griechiſchen Schriftſteller für Grund, das Leben eines oder mehrerer Künſtler nach einer gewiſſen Olympiade zu beſtimmen? Das Leben eines Künſtlers, ſelbſt der wirkſamſte Theil deſſelben, geht durch mehrere Olympiaden fort; was konnte den Schriftſteller veranlaſſen, aus mehrern eben dieſe, und keine der übrigen zu wählen, nur das Alter des Künſtlers damit zu bezeichnen?

Winkelmann ſagt: die Zeit da ein Künſtler blühte, kann nicht anders als nach der Zeit der vollkommenſten Werke, die er hervorgebracht hat, oder nach den glücklichen Umſtänden der Zeit, in welche die ſogenannte Blüthe fällt, beſtimmt werden. An mehrern Orten nimmt er bald das eine, bald das andre an. Aber endlich ſcheint er ſich für den letzten Grund völlig erklärt zu haben, und er führt ihn in mehrern Stellen als eine ausgemachte Sache an. Der erſte konnte auf keine Weiſe zureichen, ſo bald nicht von einem Künſtler allein, ſondern von einer ganzen Anzahl Künſtler, deren Alter in ein und daſſelbe Jahr geſetzt wird, die Rede war.

Oft treffen die glücklichen Zeitumſtände, wenn man ſie als Urſachen der Blüthe der Kunſt annimt, in einigen Fällen zu: allein oft iſt Freyheit, und oft Unterdrückung, auch eine ganz andre Art der Freyheit, als diejenige die wir uns träumen, Begleiterin der Kunſt geweſen; und mit ganzen Herzen ſtimmen wir dem Verf. bey, er glaube die hiſtoriſchen Fabeln

nicht aern, die ſich ſo ganz ins Syſtem ſchicken, und nichts kann wahr ſeyn, das ſich wie die Ereigniſſe in Humes Geſchichte pragmatiſiren läßt. Das Schickſal thut ſo viel, und die ſtumpfen Reſultate der Begebenheiten, die uns übrig ſind, hängen ſo wenig zuſammen, daß es beynahe klüger iſt zu glauben, als das Geſchehene zu erklären. Fürtreflich iſt die Stelle, wo der Verf. ſagt: „daß jemals in dem Sinn, wie ein Geſetzgeber es „thun müßte, die Künſte wären eingeführt und in Flor gebracht worden, weil ſie zur Verfeinerung und Aufklärung „der Nation, folglich zur öffentlichen Glückſeligkeit, und zum „beſondern Wohl jedes Bürgers beytragen, und in alle ihre „Gewerbe einen ſo merklichen Einfluß haben, daß man ſie zu „einem Stück der öffentlichen Erziehung gemacht, und durch „die Künſte die Empfindungen und Sitten der Unterthanen „hätte verfeinern wollen: das iſt ſo wenig in Griechenland, „als irgendwo in der Welt, geſchehen; ſo methodiſch geht „überhaupt in der wirklichen Welt nicht leicht etwas vor „ſich. Die Χρονικα oder Geſchichtbücher, die Plinius vor ſich hatte, waren keine ausführlichen Kunſtgeſchichten, ſondern ſolche Geſchichtbücher, wo die Hauptbegebenheiten nach den Zeitbeſtimmungen geſtellt, und von Zeit zu Zeit die in den Zeiträumen und Geſchichtperioden lebenden berühmten Leute angeführt waren. Natürlicherweiſe waren die Begebenheiten erſt in einem Zuſammenhange hinter einander erzählt, und nur da, wo der Verfolg der Sachen Ruhepunkte darbot, die Namen der groſſen Männer, welche um dieſe Zeit gelebt hatten, eingeſchaltet.

Zum Schluß beleuchtet der Herr Verf. die Widerſprüche des Plinius und wie ſich Winkelmann durch Tiraden zu helfen geſucht, wenn er keine Data hatte.

P. Simon Pallas ꝛc. Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere, in welcher vornehmlich neue und unbekannte Thierarten durch Kupferſtiche, Beſchreibungen und Erklärungen erläutert werden. Durch den Verf. ver' teutſcht. Zehnte Sammlung. Berlin und Strahlſund. Verlegts Gottl. Aug. Lange 1778.

Das erſte Thier iſt der ſtachelſchwänzige Seepieraas (Lumbricus echiurus) von fig. 1 — 5. Pl. 1. die Fiſcher nennen ihn Seetrüll. Der V. hatte ſeine Beſchreibung ſchon in den Miſcell. Zoolog. gegeben. Vor ihm hatte ihn noch niemand beſchrieben; ſo gemein er auch auf der ſandigen Weſtküſte von Holland anzutreffen iſt. Am Strande findet man keine Zungen bey ihnen; diejenigen aber, die man mit Garnelen-Netzen in der See ſelbſt fängt, haben einen zungenartigen Theil. Er iſt entweder ſtachelſchwänzig, oder eichelförmig, oder eßbar. Der letztere wird in China, oder Oſtindien gefunden. In Amerika iſt der ſchachtförmige Seepieraas (Lumbricus phalloides). Den eichelförmigen hat Herr Prof. Gärtner an der Küſte von Cornwall entdeckt, und dem Verf. unter dem Namen Lumbricus Thalaſſena überſchickt. Den ſpitzſchwänzichten Seepieraas (Lumbricus oxyurus) hat der Verf. an der Küſte von Suſſex in der Gegend der ſo genannten Bagnorklippen entdeckt. Auf die Zergliederung der verſchiednen Pieraaſe folgt der bauchigte Egelwurm, (faſciola ventricoſa) die fiſchförmige nakte Seeſchnecke (limax lanceolaris) die zarte, vierkanntige Waſſeregel (faſciola quadrangularis) die ſchwärzliche (faſc. fuſca) die geſtippelte (faſciola punctata) der borſtige Seebeutel mit zarten Zizen (Aſcidia mammillaris). Die Aſcidiae ſind von den Thieren der zweyſchaaligen Muſcheln überhaupt nur durch den Mangel der Schaalen und der Bärte oder Kiefenblätter unterſchieden, oder gleichſam entblößte Muſchelthiere. Dieſe Aſcidia iſt weder von Linné noch Bohadſch noch Plancus bemerkt, folglich ganz neu. Die Beſchreibung und Abbildung iſt von Herrn Prof. Gärtner und

das Exemplar davon an der Küſte von Cornwall von ihm entdeckt worden. Aſcidia clauata, keulenförmiger Seebeutel. Dieſes Thier erhielt der Verf. aus Kamtſchatka und den Kuriliſchen Eilanden. Es iſt ohngefähr daſſelbe, das Ruſſel in den Tranſactions Priapus pedunculatus nennt, und das D. Bolten in Hamburg beſchrieben hat. Linné ſetzts mit Unrecht unter die Vorticellas im Anhang zu der Mantiſſa Plantarum p. 552.

Holothurium Zonarium (die bandierte Weſtindiſche Seeblaſe.) Es ſcheint mit den Thaliis des Browne und mit denjenigen, die Forſkål unter dem neuen Geſchlechtsnamen Salpa beſchreibt, überein zu kommen. Der Verf. bekam ſein Exemplar aus der Inſel Antigua durch Herrn Drury zu London. Clione papilionacea, ſchmetterlingsförmiger Wallfiſchfraas, aus Grönland. Martens bemerkte ſie zuerſt. Meduſa frondoſa. Dieſes Geſchlecht verdient, mehr Unterſuchung. Actinia doliolum. Rondelet und andere alte Schriftſteller begreifen unter dem Namen Vrtica marina nicht nur die Seequallen, welche man nunmehr Meduſas nennt, ſondern auch die Blumenthiere oder ſo genannte Meeranemonen. Dieſen hat hier nach dem Hill, Browne, und Baſter der Verf. im Lateiniſchen den Namen Actinia zugeeignet. Echinus calamaris. Dieſer Meerigel kommt oft genug unter Oſtindiſchem Muſchelwerke vor, aber mit den Stacheln iſt er, wie die meiſten Meerigel, eine groſe Seltenheit.

Den Beſchluß machen einige ſeltne Conchylien Arten, die erſt neuerlich unter den Liebhabern bekannt geworden ſind.

Berliniſche Sammlung zu Beförderung der Arzneywiſſenſchaft, der Naturgeſchichte, der Haushaltungskunſt, Kameralwiſſenſchaft und der dahin einſchlagenden Litteratur, IX. Band, 5 und 6 Stück.

In dem fünften Stück finden wir die Bemerkungen eines erfahrnen Pommerſchen Landwirths vom rechten Gebrauch

Gebrauch und Nutzen des Mergels; eine ganz artige Abhandlung, wobey besonders eine Erzählung von einer adelichen Dame hier nachgesetzt zu werden verdient. Sie bemerkte, daß ein Paar Stücke ihrer Ritterhufe jährlich vorzüglich trugen: nach einigem Nachforschen erfuhr sie endlich, daß ihr seeliger Herr einst eine Erde darauf fahren lassen, auch woher. Nach näherer Prüfung war's Mergel. Nun erließ sie ihrem Pachter jährlich 100 Rthlr. unter der Bedingung, einen Knecht und zwey Pferde zu halten, die täglich Mergel auf andere Ackerstücke fahren mußten. Der Erfolg war so gut, daß der Pachter nach Verfluß seiner Pachtzeit sich erbot, nicht nur die zurück behaltenen hundert Rthlr. sondern jährlich noch 100 Rthlr. weiter zu geben wenn er bleiben dürfe; und jezt soll der Pacht noch so hoch gestiegen seyn, und die Bauern haben dem Beyspiel gefolgt.'

Beckmann von der Kultur und Gebrauch der Färberröthe hat viele schöne Bemerkungen. Unter die Ursachen, warum sich die Landleute leicht von dieser Kultur abschrecken lassen, sezt derselbe die vielen Vorschriften, und die Einbildung, es könne die Zurichtung nicht anders als auf die holländische Weise geschehen, welche doch nur alsdann nöthig und vortheilhaft wäre, wenn die Kultur ins Große getrieben werden soll. Allein es fragt sich: ob die Anpflanzung eines solchen Produkts dem Landmann wirklich anzurathen sey, so lange er von der Abnahme und der Preisbestimmung einiger Färber oder Manufacturen abhängt, welche doch immer lieber etwas weniges mehr für eine Waare bezahlen werden, die aus einer ins Große getriebenen Zurichtung herkömmt, und wobey sie sich auf egale Güte blindlings verlassen können, als für eine Waare, die theils im Backofen gedörrt, theils gerathen, theils verdorben ist? Auch die Krappmühlen sollen nicht so unumgänglich nöthig seyn. Aber ohne diese und Zugehör ist ja kein Sortiment möglich; und was auf Sortiment bey Farben an-

kommt, iſt bekannt. Der ſächſiſche Kobold ſey Beyſpiel. Die Färber ſollen unzerſtückte Wurzeln kaufen, ſie im Mörſſel zerſtoßen, oder auf gemeinen Mahlmühlen mahlen laſſen. Wozu all dieß, daß in einem Lande alles gemacht werde? denn alles Material ſelbſt zu machen, um der Güte verſichert zu ſeyn, iſt ein beſchwerlicher Handel. Man laſſe doch jedem Staat ſein Gewerbe, wovon er ſich einmal Meiſter gemacht hat, das er im Großen treibt und eben deswegen andere Artikel nicht bearbeitet — wenigſtens ſo lange, bis man die Sache auch im Großen treiben kann. Wird dieſem Satz nicht gefolgt, ſo erſcheint gewiß Schade ſtatt Nutzen. Uebrigens ſind hier vortrefliche Bemerkungen. Das äußre Häutchen färbt auch gut; die Wurzeln, wodey ſich das Mark zu zeigen anfängt, welches in der Farbe faſt gänzlich der Rinde gleicht, ſind an Farbe am reichſten; alle Wurzeln ſind im Alter dem Grand unterworfen, wodey das Mark ſchwarz wird, daraus dann eine Armuth an färbenden Theilen entſteht; obgleich im Dörren das Gewicht weniger abnimmt; die jungen Keime noch bald geld, auch das Laub hat färbende Theile, wie ſolches mit Alcali zu finden iſt; imgleichen der gelbe Saft der friſchen Wurzel, wovon Hellot wünſcht ein Mittel zu finden ihn wegzubringen, weil er auch nach der Dörrung geld bleibt und der Farbe ſchadet. Dieſes iſt nun ohne Verluſt nicht thulich, mit der Zeit aber verliehrt ſich dieſe gelbe Farbe nicht wenig, welches Herr B. einer flüchtigen Säure zuſchreibt, die ſich in den Wurzeln befindet: daher die unrichtige Behauptung entſtanden: daß die friſche Farbe nicht ſo gut ſey als die, welche vor einigen Jahren gemahlen worden. Herr B. zieht hieraus die wichtige Folge: daß der Zuſatz von Alaun und Weinſteinrahm ſchädlich ſey; ſie verändern nicht nur das Gelbe nicht in Roth, ſondern vielmehr, wie alle Säure, umgewandt, das Rothe in Gelb. Dagegen ſchlägt er das Alcali vor, hat auch Verſuche gemacht, die gut ausgefallen ſind; beſonders da er Wurzeln ſtark mit der alcaliſchen Solution kochen, Flanell

hernach

hernach mit der alcaliſchen Brühe ſieden ließ, und ihn darauf in einer Solution von Allaun, oder Zinn, oder ſehr verdünnter Säure abwuſch.

Dieſe Abhandlung wurde v. J. in der Göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften vorgeleſen, und verdient hier wiederum ihre Stelle. Ihr Auszug diene zur Nachricht, wie vortheilhaft in dieſer Samlung gewählt wird. Auſſer dieſem enthält dieſes Stück noch: Gedanken über Herrn Quittards Vergleichung zwiſchen Kanada und Helvetien; fortgeſetzte Samlung neuer Heilungsmittel; fortgeſetzte Samlung phyſikaliſcher Merkwürdigkeiten; fortgeſetzte Nachricht vermiſchter neuer Schriften; ſummariſche Anzeige zur Naturgeſchichte überhaupt und ganzen Zoologie gehöriger Schriften vom Jahr 1763. bis 1777.

Das IVte Stück enthält eine Beſchreibung von Thieren, Inſekten, Würmern und Pflanzen der Spitzbergiſchen Gegenden; Nachricht von einer merkwürdigen Entbindung, und die gewöhnliche Fortſetzungen; dann eine ſummariſche Anzeige der zur Conchyologie gehörigen Schriften von 1760. bis 1777. und endlich eine Anzeige von Cruſtaceis, Zoo- und Lithophytis.

Lebensläufe nach aufſteigender Linie. Berlin bey Voß mit 5 fürtreflichen Chodowieckiſchen Kupfern.

Der V. dieſes Romans ſcheint uns ein wahrer Abkömmling Yoriks und ein leibhaftiger Vetter von Freund Aſmus zu ſeyn. Da er nach Genieweiſe einmal allen Recenſenten, weß Alters und Würde ſie auch ſeyn mögen, cavalierement begegnet, und glaubt: ein Menſch müſſe wenig bedeuten, der ſein Privaturtheil gedruckt ins Publikum werfe; ſo ließe ſichs hier weidlich wett machen, wenn wir gekommen wären die Blöſſe des Landes zu beſchauen. Bey einem ſo vorzüglichen Talent, wie dieſes, wär es aber Sünde zu rechten, wie und warum dieß

ſchattet. Mit einer unmächtigen Hand heiß' ich euch willkommen, aber mit einem Herzen voll unverfälſchter Liebe; willkommen, Herzog, vor den Mauern von Angiers.

Ludwig.

Ein edler Junge! Wer wollte dir nicht zu deinem Recht helfen?

Oeſtreich.

Dieſen zärtlichen Kuß leg' ich auf deine Wange, als das Siegel meines feyerlichen Verſprechens, daß ich nicht eher in meine Heimath zurük kehren will, bis Angiers und die gerechten Anſprüche die du in Frankreich haſt, zugleich mit dieſer blauen weiß-ufrichten Inſel, deren Fuß die heulenden Wellen des Oceans zurük ſtößt, und ihre Einwohner von andern Ländern abſchneidet, bis dieſes von der See umzämte England, dieſes von Waſſer gemauerte Bollwerk, deſſen ſtolze Sicherheit allen auswärtigen Anfällen Trez bietet, bis dieſer äuſſerſte Winkel von Weſten ſich dich als ſeinen König grüſſen wird; bis zu dieſem Augenblik, ſchöner Knabe, will ich nicht an meine Heimath denken, ſondern den Waffen folgen.

Conſtantia.

O nehmet ſeiner Mutter Dank an, Dank einer armen Witwe, bis euer ſtarker Arm ihm zu der Macht helfen wird, eure Freundſchaft beſſer erwiedern zu können.

Oeſtreich.

Der Friede des Himmels ruhet auf denjenigen, die ih-

dieß oder jenes hätte anders seyn können. Das Werk ist ganz im Tristramschen Geschmack, d. h. immer ist für die Unterhaltung des Lesers gesorgt, und alles der lebenden Conversation nahe gebracht. So wie man nun in der Conversation auch nicht alle Worte zählt, wie in einem Proceß oder Codicill, so muß man auch nicht hier fragen, warum dieß oder jenes so lang oder so kurz ist. Genug unter dem Anschein von Radotage sind die herrlichsten Wahrheiten gesagt; die feinsten Züge der Natur im Vorbeygehn abgestohlen; eine Zusammenstellung von Verhältnissen gewagt, die gewiß nicht gemein ist. Der Schandismus der Personagen ist auf Curischem Boden gewachsen, und wird beynahe immer aus einer unversiegbaren Quelle geschöpft. Die Anmerkungen des Vaters und die Instruction der Mutter sind unverbesserlich; nur wünschten wir, daß das Yorikische burleske Colorit den biblischen Sprüchwörtern nicht zuoft angestrichen würde. Auch sind einige Scenen, die offenbar verunglückt sind, ganz aus der Imagination und dem Ideal herausgehauen; so wie wir in den Societäts-Stücken etwas mehr Bindung und Treue in den Uebergängen der Conversation wünschten. Yorik hat hierinn eine Correktheit, die man nicht eher fühlt, als bis man sieht, wie wenig sie auch von denen, die ihm nacheifern, erkannt wird.

Der Thevenon oder die Sommertage auf dem Gebirge, in vermischten Betrachtungen und moralischen Erzählungen, von Hr. Bertrand. Aus dem Französischen. Leipzig bey Weygands.

Der Tage sind neune, und eben so viel Abhandlungen. Wir empfehlen sie als eine angenehme und unterrichtende Lektüre, besonders für Leser auf dem Lande. Sie sind betitult: der Aufgang der Sonne; der Mittag; der Sonnen-Untergang; der Mondschein; die Gastfreundschaft; die belohnte Gastfreundschaft; über die Toleranz; über die Erziehung; über die Sitten.

Itälie-

Italieniſche Anthologie aus proſaiſchen und poetiſchen Schriftſtellern in Teutſchen Ueberſetzungen, Iſter Theil. Liegnitz und Leipzig bey Siegarts. 1778.

Ein unacheures Heer Autoren Italieniſcher Nation tritt wie auf einer Meſſe hier auf, und man glaubt ſich durch die Mannichfaltigkeit der Namen, und nicht der Materien zu retten. Das meiſte iſt unbedeutend, zum Theil holpericht überſetzt, zum Theil an innerem Gehalt ſehr geringfügig. Wer doch uns einmal vor der Vermehrung der Entium in der Literatur bewahren wollte! Dieſe Unternehmung hat in allem Verſtande keinen Sinn, nur vielleicht in Anſehung des Honorarium; denn Buchhändler-Entrepriſe kan etwas, das kein Menſch nicht leſen mag noch wird, in Ewigkeit nicht ſeyn.

Eſſai ſur l'hiſtoire litteraire de Pologne par M. D. C. de la C. de S. M. P. Membre de l'Academie des Sciences, Arts et Belles-Lettres de . . .

Reflexions generales ſur les Progrès des Sciences et des Arts, Hiſtoire naturelle et Geographie. à *Berlin* chez *Decker*, Imp. du Roi 1778.

Janoki hat ſich mit der Literaraeſchichte von Pohlen beſchäftigt, aber nur Biographien und Bücherliſten ohne Prüfung und Auszüge der Schriften ſelbſt geliefert. Mizler von Koloſ gab 1752. eine Warſchauiſche Bibliothek heraus, die aber auch nur in bloßen Anzeigen beſteht. Man wird indeſſen hier vergebens ſuchen, was Crombor und Wigand über die Metalle und das Salz, Breynius über die Pohlniſche Cochenille, Hartmann über den Bernſtein, Fiſcher über die Steinarten von Preuſſen, Helwing über die Steinarten von Augerburg, und Henſius über das Elendthier geſchrieben haben.

Voran ſtehen einige allgemeine Anmerkungen über den Fortgang der Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders unter der preißwürdigen Vorſorge des jezt regierenden Königs. Alsdenn

denn folgen die Nachrichten von den ältern Geographen und Naturgeschichtschreiben. Der erste ist, wie gewöhnlich, Stella, ein Leipziger, nach ihm Matthias Strykowsky. Sein Hauptwerk ist die Historie von Lithauen, die zu Königsberg 1582 herauskam. Seine Sarmatiae Europaeae descriptio hatte er dem Ritter Guagnini anvertraut, der die Unverschämtheit hatte, sie während der Abwesenheit des Strykowsky öffentlich unter seinem Namen herauszugeben, und dem König zu dediciren. Er hat hingegen auch den Baron Herberstein ausgeschrieben. Martin Cramer ist als der erste Historiker in Pohlen angesehen; er hat aber nichts gethan als den Dlugoß ausgeschrieben. Ueber die Mineralien taugt sein Werk nichts; das schätzbarste ist die Beschreibung der Flüsse und Seen. Er hat besser geschrieben als seine Vorgänger, und gut gesammlet; seiner Nation und seinem Lande aber zu viel geschmeichelt. Matthias von Miechow ist ein bescheidener Scribent, der viele gute Nachrichten mit Anmerkungen ihrer ersten V. bekannt macht, schlecht schreibt, und voller Fabeln seiner Zeit ist, aber demungeachtet ein achtungswürdiger Autor bleibt. Baron Herbersteins vielfache Verdienste sind jedermann bekannt. Der Verf. citiert hier einige Stellen aus seiner Naturgeschichte, um zu zeigen, daß er ein genievoller Beobachter der Natur gewesen sey. Josse Willichius, ein Preusse, hat einige sehr rare und höchstschätzbare Traktate über die Crakauische Salzwerke geschrieben. Adam Schröter war mehr Chymikus wie jener. Sein Hauptwerk ist Regni Poloniae Salinarum Vielicensium Descriptio, carmine elegiaco. Joachim de Watt, ein Schweizer und Pohlnischer Geograph. Stanislaus Sarnicki, ein Hauptschriftsteller Polens in der Erdbeschreibung und Naturgeschichte. Unter seinen zahlreichen Schriften ist Descriptio Veteris et Novae Poloniae das Vorzüglichste. Johann Krasinsky. Sein Werk heißt *Polonia*, zu Bologna 1574. gedruckt. Er

handelt auch von den Sitten und den Originibus der Polen. Er hat nichts Neues, nur das Alte iſt mit vielem und oft zu warmen Patriotiſmus geſagt. Swiecicki hingegen iſt ein Originalſcribent in ſeiner Beſchreibung von Maſſurien. Carl Oger, von Paris, hat ſein Reiſe-Journal herausgegeben. Nichts iſt aber darinn intereſſant, als das diplomatiſche Fach. Simon Starowolski iſt weniger ſuperficiell als Oger, indeſſen hat er auch wenig bedeutendes. Man hat über 60 Schriften von ihm. Andreas Cellarius. Er kramt überall viel Gelehrſamkeit aus, hat Polen aber niemals geſehen, und iſt ſehr mittelmäßigen Geographen, beſonders dem Staro-wolsky, gefolgt. Lucas Opalinsky, einer der erſten Magnaten, war ein großer Beſchützer der Gelehrten, und er ſelbſt beſaß ausnehmende Talente und Kentniſſe. Sein Werk iſt Polonia defenſa contra Iohannem Barclaium. Beſonders greift er des letztern *Icon animorum* an, allein mit zu viel Hitze. Wilhelm de Beauplan, aus der Normandie gebürtig. Er hatte ehedem in Polen gedient, und gab, als er in ſein Vaterland zurückgekehrt war, ſeine *Deſcription d' Ucraine* heraus; ein ſehr ſeltnes Werk. Der Verf. liefert hier einen weitläuftigen Auszug davon, der von einer großen Beobachtungsgabe zeugt, die mit einer ſehr naiven Diktion vereinbart iſt. Martin Zeiller iſt uncorrekt und unvollſtändig. Bernard Comor, ein Engländer und Medikus, gab in Briefen ein Werk heraus, Hiſtory of Poland betitelt. Er war ehedem in Polen geweſen. Seine Nachrichten von Johann Sobiesky, der Heyrath ſeiner Tochter mit dem Churfürſten von Bayern, der Krankheit der Prinzeßin Radzivil u. ſ. w. beweiſen, daß er als ein aufrichtiger Augenzeuge geſchrieben habe. Der 5te Brief über Polen und ſeine Produkte iſt beſonders merkwürdig. Die neun letzten Briefe ſind von Savage nach den Papieren Connors epitomiſiert. Adelbert Trikowsky iſt ein ſehr unwiſſender Compilator. Zaluzianeky iſt der erſte, der das Sexual-

ſyſtem

ſyſtem der Botanik erfunden hat. Martin Bernhard, der Chirurgus von Johann Caſimir, gab gleichfalls einen Catalogum plantarum tam exoticarum quam indigenarum an. 1651. heraus. Unter den Neuern iſt Azaczynski, ungeachtet aller ſeiner Fehler, einer der Hauptſcribenten der Naturgeſchichte. Der Verf. giebt von ſeinem Werke ſehr weitläuftige Auszüge. Rzndtel, Verf. der Warſawia phyſice illuſtrata, die zu Dresden 1730. herauskam, iſt ein viel ſchätzbarerer Scribent. Er war Leibarzt Auguſts des Zweyten. Sein Werk iſt die Frucht von 20jährigen Obſervationen. Endlich die Bemühungen der Danziger Societät, Andenken an die Verdienſte Kleins, einige Anzeige von Hr. Reifild, Medikus zu Leſna Anton Wiſniewski, Prieſter der milden Schulen, und den beyden Zaluskis, denen die Wiſſenſchaften in Polen ſo viel zu danken haben. Zulezt erſcheint Hr. Nitzler von Koloſ, der ſich in ſo mancherley Wiſſenſchaften gezeigt, und ſo vieles auf eigne Koſten hat drucken laſſen. Schlieſslich die Regierung des jetzigen Königs, die rühmlichen Bemühungen des Fürſten Czartoriſky, die Verdienſte des Hrn. de Carosi u. ſ. w.

Ein von einem ungenannten Gelehrten eingeſchicktes leſenswürdiges Manuſcript, „Verſuch über den Widerſpruch der „Philoſophie, in Verdammung des Selbſtmordes und Vertheidigung der Todesſtrafen„ betitelt, iſt dem H. richtig zugekommen. Da es ſeiner Weitläuftigkeit wegen keinen Platz in dieſem Journal erhalten kann, ſo erbittet man ſich Anweiſung, an wen ſolches zurückgeſchickt werden ſoll.

Da man auf das zu dieſem Quartal gehörige Bildnis, welches zu Mannheim geſtochen wird und deſſen Ausbleiben die Ausgabe des gegenwärtigen Stücks um etliche Tage verzögert hat, nicht länger warten kann, ſo iſt man genöthiget ſolches ohne Bildnis auszugeben; verſichert aber, daß dieſes mit dem künftigen Stücke unfehlbar folgen ſoll. M.

Der

Teutſche Merkur.

November 1778.

I.

Die Wünſche.

Der Weiſe, ſpricht man, nimmt zufrieden
bei Nicht mehr bei Etwas an,
bei dem ihm Nemeſis, nach einem feſten Plan,
wovon wir Nogmahls hienieden
nicht viel verſtehn, zu ſeinem Loos beſchieden;
mit Wünſchen wird er nie der Götter Ohr ermüden,
und was ſie thun, das iſt ihm wohlgethan.

In dieſer Tugend ſcheint der Dümmſte
den allen Dümmlingen dem Weiſen ſehr verwandt:
er wünſcht aus Dummheit nichts, wie jener aus Verſtand:
Er lauft auf Eins hinaus. Auch iſt wohl nicht das Schlimmſte
in wohlbedachtem Plan, daß alles ſo darum
ſich konvertirt, Verluſt auf deinem Pfad, Gewinn

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20599 / 368

auf einem andern iſt, und wenn ihr denn am Ende
zuſammenrechnet, juſt die Rechnung ſich ſaldiert.

So gebt einander dann die Hände,
Ihr Weiſen und ihr Narr'n, und lebt, wie ſichs gebührt,
in brüderlicher Lieb' als Kinder Einer Mutter!
Die Welt hat Raum genug für euch:
auf Einer Wieſe frezt, haſcht, ſchnappt und ſauat zugleich
Ochs, Storch und Froſch und Schmetterling ſein Futter.

Doch ſtill! wie wenn ich euch, ſtatt aller der Moral,
der hübſchen Mährchen eins erzählte,
wovon, zu euerm Troſt, noch eine feine Zahl
in meinem Schubſack ſteckt? —

— „O das iſt, was uns fehlte!
„Nur Mährchen, lieber Mann, in vollem Ueberfluß,
„zumal in dieſen Nebeltagen,
„und *Honny ſoit* dem Herrn Anonymus
„dem eure Feen nicht behagen!“

Wohlan! ——

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20581 / 350

Pervonte.

Ein Neapolitaniſches Mährchen.(*)

Erſter Theil.

Es war einmal, ich denke zu Salern,
ein König, Namens — ja! — die Namen,
die Namen, die vergeß ich gar zu gern!
Am Ende, ſagt man, ſind's ja auch nur — Rahmen,
und, wie ihr wißt, die Schaale, nicht der Kern —
— Nein doch! der Kern, und nicht die Schaale, wollt ich ſagen,
macht Alles aus! — Nennt, ohne viel zu fragen,
ihn Wolfram, Aſtolf, Helefern,
Heneſt oder Herſt — genug, von allen ſeinen Herr'n
Italiens, dem Land der ſchönen Vaſen,
der dicken Augenbraun und großen Römernaſen,
war keiner, der — zum mindſten in Salern —
den Schönheitspreis dem König ſtreitig machte.
Was dieſer oder der vor ſeinem Spiegel dachte,

(*) Wer gern aus der Quelle ſchöpft, kann das Original dieſes Gedichts, welches eigentlich ein uraltes Neapolitaniſches Ammen-Mährchen iſt, finden in dem *Pentamerone* del Cavalier Giovan Battiſta Baſile, overo, Lo Cunto delli Cunti, trattenimiento de li Peccerille, di Gian Alesio Abbatutis. Napoli 1674. (conf. Biblioth. Univ. des Romans. *Juin.* et *Septembre.* 1777.)

das stund ihm frey. Indessen, wie es geht,
die Zeit kam doch, und kam mit schnellem Flügel,
wo seiner Majestät
sonst treuderetster Spiegel
den Dienst nicht mehr so gut versah,
wie ehedem. Doch blieb ihm noch ein Spiegel,
worinn er täglich sich mit vieler Lust besah,
die Erbprincessin Vastola,
die ihm — der ganze Hof beschwur's — so ähnlich sah,
als wäre sie ihm aus dem Aug geschnitten.
Dieß ist gewiß, so wie man mitten
in ihrer Damenschaar daher sie schweben sah,
und wenn sie auf die Jagd mit Seiner Hoheit ritten,
fühlt jeder, dem's ihr nachzuschauen glückt,
sich in die Götterzeit verzückt.
So, denckt man, sah die Heldenzucht der Alten,
so sah'n die Omfalen, die Dejaniren aus,
die eines Herkules Umarmung auszuhalten
vermochten — foderten mit solchem trotzigkalten
sich selbst bewußten Blick die Herr'n der Welt heraus,
und tändelten, indeß im Chor der Mägde
der Göttersohn Flachs an die Kunkel legte,
in seine Löwenhaut gehüllt
mit seiner Keul', als wär's ein Sonnenfächer —
Gott steh uns bey! Wir armen Schächer
der Afterwelt! — Uns nimmt das bloße Bild

in

in Gips von Weibern dieſes Schlages
gleich allen Muth! — doch freilich, dazumal,
ihr lieben Herrn, war's nicht wie heutigs Tages.
Umringt von Freyern ohne Zahl
gieng Vaſtola, ſah ganze Legionen
Marggrafen, Grafen, und Baronen
erbötig, ſollt's ums Leben gehn,
das Abentheuer zu beſtehn.
Allein von dieſen Freyern allen
war keiner ſchön genug, der Stolzen zu gefallen,
geſchweige als Gemahl zur Seiten ihr zu ſtehn.
Zwar, daß die Herr'n, vom Hofnungsgeiſt belogen,
ſich athemlos an ihrem Wagen zogen,
das mochte Sie
wohl leiden, lohnt' auch wohl mit einem Zauberlächeln,
mit einem Blick, den lieben Herrn die Müh:
Doch immer war in dieſes Zauberlächeln,
in dieſen Blick, der ſie zum Nichtermüden friſcht,
ein Troz, der freylich ihr gar ſchön ließ, eingemiſcht,
mit zwey, drey Gran Verachtung, quantum ſatis,
verſezt, womit ſie euch ganz ſachte von ſich ſtieß,
und, jemals anders ihr als gratis
zu dienen, wenig Hofnung ließ.

Der König, der, ſich Großpapa berufen
zu hören, eben noch nicht ſehr gelüſtig war,

ließ bis ins zweymal zehnte Jahr
der mädchenhaften Luſt ſein Töchterchen genießen;
und Vaſtola, der Abaett von Salern,
indem ſie ringsumher die liebesſiechen Herrn
an ihrer Sonnenglut, Schneemännchen gleich, zuſammen
hinſchmelzen ſah, blieb mitten in den Flammen
nach wahrer Salamanderart
ſtets unverſengt, eiskalt, und kieſelhart.

Nun laſſen wir, um weiter vor zu gehen,
die ſchöne Vaſtala mit ihrem Zauberſtab,
und hören, was im Walde ſich begab,
den wir, dort rechter Hand, die Höhen
der Gegend von Salern mit Schatten decken ſehen.
Da ſteht bey einem Bündel Reiß
ein junger Kerl — Ja! wer, zu Lob und Preis
der Schöpferin Natur, den Burſchen mahlen könnte!
ſo, wie er da, im Kopf ſich kratzend, ſtund,
im dickſten Kopf, den je der weite Sund
von einem Ochſenmaul in zwoo Halbkugeln trennte,
mit rothem Haar garniert, das borſtenweiſe ſtund,
und um die ſchmale Stirne rund
wie angezündte Stoppeln brennte,
die Ohren ellenlang, die Naſe kurz und dick
wie Hals und Leib, die Schultern breit, die Beine

mit

wie Pfoſten — kurz, der Kruditäten eine
des alten Mütterchens — ein Kautz, für deſſen Glück
ich Bürge bin! Denn wahrlich, das Geſchick,
ſagt was ihr wollt, verfährt doch immer billig,
und nimmt Figuren dieſer Art
in ſeinen ſondern Schutz, ſtets gut zu machen willig
was Mutter Iſis dran geſpart.

Der junge Kerl, ſo ſchön als wir ihn eben
geſchildert, war der einz'ge Erb' und Sohn
von einer guten Frau, die manchen Winter ſchon
im Wittibſtande ſich und ihrem Sohn das Leben
mit Spinnen friſtete — ein braves flinckes Weib,
das früh und ſpat ſich Müh zu geben
gewohnt iſt, keinen Zeitvertreib
als ihres Haſpels Knarren kennet,
und ſehr zufrieden iſt, wenn auf dem kleinen Heerd
ein wenig dürres Reiß zur Mittagſuppe brennet,
wirthſchaftlich dann den Reſt zuſammenkehrt
und in den Ofen trägt, der in der engen Hütte
dem ſcharfen Froſt nur ſparſam wehrt.

Von dieſer Lebensart und Sitte
war ihre einzige Plage die,
daß ſie, mit aller ihrer Müh,
aus ihrem lieben Sohn Perronte

nichts ziehen, und zu nichts den Lümmel brauchen konnte.
Da war auch keine Spur von Neugier noch Verstand;
nichts gieng in seinen Kopf, nichts gieng ihm von der Hand;
So Tagelang, mit halbgeschloßnen Augen
am Ofen auf die Streu der Länge nach gestreckt,
an seinen kurzen Fingern saugen,
und, wenn die Mutter ihn zur Arbeit scheltend weckt,
sich über Rückenweh beklagen,
mit Noth drey Späne Holz zur Küche stöhnend tragen,
auch dann und wann mit großer Apathie
die Gänse aus dem Garten jaagen,
war alles, was das Faulthier, je und je
Gewalt sich that zum Haushalt beyzutragen;
im Uebrigen ein gutes Vieh,
den nie der Kitzel stach, nach wann, warum, und wie,
bey irgend einem Ding zu fragen,
und den, ist nur sein Wanst, womit es sey, gefüllt,
nichts weiter in der Welt bekümmert;
das wahre Seelenstück zum Bild
des Weisen beym Horaz, dem es mächtig gleichviel gilt
wozu die Götter wohl dieß schöne Rund gezimmert,
dem Sonne, Mond und Stern stets unbewundert schimmert,
kurz, der sein warm und dicht in — Dummheit eingehüllt,
nichts liebt noch haßt, nichts billigt und nichts schilt.

Als eines Morgens nun die Mutter
den Topf zum Feuer ſetzen will,
gebrachs an Holz. Mein Flegel, mäuschenſtill,
ſaß auf der Schwell' und aß ſein Brod und Butter.
Perronte, ſprach ſie, ſey einmal zu Etwas gut!
Du ſiehſt, der Topf kann ohne Holz nicht kochen;
friſch auf, mein Sohn! Nimm deinen Hut,
lauff in den Wald! da liegt ſchon abgebrochen
des dürren Reiſichts viel umher;
mach einen Bündel draus, ſo ſchwer
du tragen kannſt — auf, rege deine Glieder,
und mach es hübſch, und komm bald wieder!

Perronte, der an dieſem Morgen juſt
bey Laune war, ſo wenig Lieb' und Luſt
er auch zur Arbeit hat, — ſo raſt
er doch am Ende
ſich auf, und ſchlendert in den Wald;
ſieht da und gaft,
als ob er gar beſonders fände,
wie all die Bäume in den Wald
gekommen; ſchreitet drauf zum Werk, ſpeyt in die Hände,
kriecht untern Bäumen rum, und bringt ſo ziemlich bald
ſein Bündel dürres Holz zuſammen;
ſtellt ſich dann hin dazu, und denkt: Ja, wer mich nun
mit meinem Bündel da in einem Hup zu Ammen

nach Hauſe trüg'! — Allein, da war nun nichts zu thun,
als ſelbſt den Bündel friſch auf ſeinem breiten Rücken
zu nehmen und zu gehn. — Die Sonne fieng ſchon an,
als er aus dem Gebüſch hervorkam, ſtarck zu drücken.
Von ungefehr erblickt er auf dem Plan
drey Frauen, jung, und ſchön von Farbe, Wuchs und Zügen,
die ſchlafend an der Sonne liegen;
bleibt ſtehn, betrachtet ſie vom Haarband bis zum Schuh,
drückt vor Behaglichkeit die kleinen Augen zu,
guckt dann aufs neu, und denckt ſo bey ſich ſelber:
„'s iſt Schade doch für dieſe Dirnen da,
ſo in der Sonne, wie die Kälber,
zu liegen, unbeſchirmt! — der Buſch iſt nah,
ich ach und ſchneide Zweig und ſteck ſie in die Erde,
und mach ein Obdach um ſie her.“

Nun ſagt mir noch, daß auch der dümmſte Bär
nicht durch die Zaubermacht der Schönheit menſchlich werde!

Gedacht, gethan! Er haut ſechs Stangen oder acht,
befeſtigt ſie ſo gut er kann, und macht
ein grünes Dach um dieſe ſchönen Kinder,
und ſpreitet dann ſein Wams und Halstuch drüber hin.
Nie gieng ihm, weil er lebt, geſchwinder
die Arbeit von der Fauſt. Und nun, in ſeinem Sinn
gar ſtarck mit ſich vergnügt, ſchlägt er ein herzlich Lachen

eb

ob seinem Einfall auf, und bahnt aus vollem Rachen
so laut als eine Eselin,
bis unsre Nymfen dran erwachen.

„Bist du's, fragt ihn die Eine, der so gut
gewesen ist, uns dieses Dach zu machen?"

Pervonte schmunzelt, dreht den Hut,
und schweigt, den Blick gesenckt zur Erden.

„Dein gutes Herz verdient belohnt zu werden,
fährt jene fort; das ist nun unsre Pflicht.
Vernimm, Pervonte, wir sind Feen.
Man legt uns viel zur Last; allein, das sollst du sehen,
undankbar mindstens sind wir nicht.
Verlange was du willst, es soll geschehen!"

Mit diesem Wort verschwanden alle drey.
Pervonte auckt noch immer nach dem Orte,
wo nichts mehr ist, und brummt bey sich: Ey, ey!
Um dieses Edelvolk! Was Sie mir gute Worte
und Augen gab! Ich dachte, wie geschwind
Sie mir den Sack mit Thalern füllen würde!
Nun sch ich wohl, 's war alles lauter Wind!

Mein Bursche kehrt zu seiner Würde
zurück, luxts auf, krazt hinterm Ohr, beginnt

am Ende doch den Bündel aufzupacken,
und wie er ihn so ziemlich drückend findt
spricht er: „da soll ich mich dich heimzutragen placken?
Ich wollte wohl, du müßtest mich
nach Hause tragen!“

Kaum entschlich
Perronten dieses Wort, so scheint ein thierisch Leben
auf einmal in dem Holz zu weben;
der Bündel schlüpft so sanft, als wär' es Pflaum,
dem Burschen zwischen beyde Beine,
hebt ihn empor, und läuft euch über Stock und Steine
mit ihm davon, so schnell als einen Baum
der schnellste Adler tragen konnte.
Ha, ha! Das geht ja gut, ihr Feen! ruft Perronte;
ich sagt' es nur im Spaß, und ihr macht Ernst daraus?
Nun, weil's denn so ist, frisch, mein Gäulchen! g'rad nach Haus!

Der nächste Weg nach seiner Mutter Hütte
gieng durch Calern, beym Schloß vorbey.
Nun denkt den Lerm, den solche Reuterey
da machen muß! Bey jedem Schritte
nimmt Zulauf, Trauz, Gelächter und Geschrey
so überhand, daß man sein eigen Wort nicht hörte.
Perronte, der sich wenig scherte
um all den Druck, trabt seines Weges fort.
Der Bündel, dem das Volk zu nah kommt, schlägt auf Mord

zur

re Schwerdter in einem ſo gerechten und wohlthätigen Krieg entblöſſen.

König Philipp.

Wohlan dann, an die Arbeit; unſre Maſchinen ſollen gegen die Stirne dieſer widerſpenſtigen Stadt gerichtet werden; rüffet unſern Kriegs-Oberſten, um den Plan zum vortheilhafteſten Angriff zu machen. Entweder wollen wir unſre königlichen Gebeine vor dieſen Mauern niederlegen, oder wenn wir gleich in franzöſiſchem Blut auf den Markt-Plaz watten müßten, Angiers dieſem jungen Prinzen unterwürfig machen.

Conſtantia.

Wartet noch auf die Antwort, die euer Abgeſandter bringen wird; ihr könntet ſonſt eure Schwerdter zu voreilig mit Blute beſudeln. Vielleicht bringt Milord Chatilion aus England eine friedliche Abtretung dieſes Rechts, welches ihr durch Krieg erzwingen wollet; und wenn dieſes geſchähe, würden wir einen jeden Tropfen Bluts bereuen, den eine zu raſche Hize ſo unzeitig vergoſſen hätte.

Chatilion zu den Vorigen.

König Philipp.

Ein Wunder, Madam! Seht, auf euern Wunſch iſt unſer Geſandter, Chatilion, angelangt; meld uns in Kürze, werther Lord, was England uns zur Antwort giebt; wir warten hier müßig auf dich. Rede, Chatilion.

Chati-

zur Recht' und Linken aus, und weiß ſich Platz zu machen.
So lauret dann, unter lautem Lachen
der ganzen Stadt, mein Kauz am Schloßriaz an.
Princeßin Vaſiola und ihre Damen ſehn
durchs Fenſter, wie der neue Reiter
vorüber trabt; und, weil die Hexheit iſt
nicht mit dem rechten Fuß aus ihrem Bett geſtiegen,
macht ihr der Gegenſtand der allgemeinen Luſt
Verdruß und Ekel ſatt Vergnügen.
Sie rümpft die Naſe, wirft ſich in die Bruſt,
und ruft: „Seht doch den Bärenhäuter,
„den Vogelſchreck! -- Sein Pferd iſt freylich ſchlecht,
„und doch iſts noch zu ſchön für einen ſolchen Knecht.
„Das mißgeſchaffne Thier!“

Peronteus lang: Ihren,
wiewohl ſein Witz ſo dick war als ſein Hell,
verlohren
kein Wort von dieſem Laſe — „So? Mamſell
Princeßin, ruft er, bin ich nicht nach ihrem Schnabel?
Gut! Wär' ich auch der groſſe Bel zu Babel,
ſo wünſch ich, daß ſie auf der Stell
mit Zwillingen, verſteht ſie, ſchwanger gienge,
und das von mir!
Dann wollten wir doch ſehn, ob ſie von Thür zu Thür
mit ihren Krabben betteln gienge,

ob ſie dem mißgeſchaffnen Thier
mit Freuden nicht, ſich an den Gürtel hienge!"

Mit dieſen Worten ſprengt mein Laur ganz ſtolz davon,
und langt in kurzer Friſt, geſund und wohlbehalten,
zu nächtiger Beſuchung ſeiner Alten,
auf ſeinem Steckenpferd bey ihrer Hütten an.
Sie fragt erſtaunt, wie ſichs begeben habe?
Er ſagt ihr was er weiß, bringt Feen auf die Bahn,
Princeſſen, Pfandel — kurz, ihm manglt blos die Gabe
der Deutlichkeit: das Ding wird immer nimmer werth,
je mehr er dran erläutert und erklärt.
Die Mutter hört zuletzt zu fragen
und er zu trätſchen auf; man denkt nicht weiter dran.
Pervont bleibt was er war, lebt ohne Zweck und Plan,
gelüſtet nichts, als täglich ſeinen Magen
zu füllen, und auf ſeinem Schragen
zu ſtacken wie bisher, befindt ſich wohl dabey,
und alles andre iſt ihm völlig einerley. W.

Die Fliege und die Grille.

Auf eines Philoſophen Pult
hatt' eine Fliege, erhabne Lehren
von unerſchütterter Geduld,

von Geiſtesſtärcke beym Empören
der Elemente, leſen hören,
und ſich daran ſo wohl erbaut,
daß ſie forthin ſich nicht getraut
den Meiſter ſolcher Kunſt in ſeinem Thun zu ſtören;
Weßhalb ſie unbemerkt im ſichern Winkel blieb.

Im nehmlichen Gemach, dem Herbſt-Camin zu lieb,
hatt' ihre Wohnung eine Grille,
die während jeder Abendſtille
mit Zirpen ſich die Zeit vertrieb,
und ihre Nachbarſchaft dem Wirthe, wenn er ſchrieb,
je länger, je verhaßter machte,
bis er im Ernſt auf ihre Bannung dachte,
ſo daß, geſcheucht aus Einem Loch
ins Andre, tiefer ſich die Sängerin verkroch.

An einem Morgen, ehe noch
der Lampe Freund, der Philoſoph, erwachte,
gieng Heimchen mit geſpitztem Ohr
aus ſeiner finſtern Kluft hervor,
beklagte jämmerlich ſein Leid,
und pries der Fliege Seeligkeit.
Die Fliege rüſtete ſich munter
im Morgenſchimmer; ſah herunter
mit abgelerntem Stolz, und ſprach
zur bangen Grille: welche Schmach,

ſo feig und thöricht ſich in Nöthen zu geberden!
Wer fürchten kann, der hat auf Erden
nicht Einen frohen Augenblick;
Ich aber trotze dem Geſchick.
Und ſtürzte gleich mit hellem Krach
auf mich herab des Hauſes Dach:
So wollt' ich unter Schutt und Trümmern
dem Tode nicht entgegen wimmern,
Alſo die Flieg'. Im hohen Muth
begab ſie ſich auf einen Zuckerhut.
Das Heinchen wunderte ſich mächtig,
und ſchwur bey ſeines Heerdes Gluth:
Die Rede klang im Sonnenglanze prächtig.
„Jedennoch, ſagt' es leiſ' hinzu:
hat unſer Haus fürs erſte gute Ruh;
Denn, wie der Schein vermuthen läſt,
ſind Dach und Mauern ziemlich feſt.
Du würdeſt mehr in meinen Augen gelten,
wenn, ohne Wortgepräng, bey unſres Wirthes Schelten,
die Klappe dort in deiner Näh,
ich Dich ſo unerſchrocken ſäh'."

J. G. J.

An

An den Herrn Rector Reitz zu Düſſeldorf.

Pempelfort, bey Düſſeldorf,
den 24ſten Oct. 1778.

Wer Zauberlieder ſingen will,
des Meers empörte Wogen ſtill,
in Goldgebirgen ſchwarze Drachen
der zahmen Taube gleich zu machen;
Wer Zauberlieder ſingen will,
den kalten Jenner zum Aprill
ſich umzuſchaffen, und Vielen
aus tiefem Eis hervorzuholen;
Der muß bey krauſem Talismann,
beym Wirrwarr ſein geſchlungner Fäden,
in Mitternächten dann und wann
mit Geiſtern aus der Hölle reden.
Und ach! wer Lieder ſingen will,
den Aufruhr in der Seele ſtill,
des Neides finſtern Blick zum Lachen,
und ſchweren Kummer leicht zu machen;
Den wird gewiß für ſolche Kunſt
ſein eigen Herz, der Menſchen Gunſt
mit tauſendfacher Freude lohnen;

eſt aber wird, aus Hölleneund
gezeugt, mit ſeinen Legionen
von mißgeſtalten Quaaldämonen
der Hypochonder bey ihm wohnen.
Um Leyer und um Lorbeerkranz
beginnen ſie den Fratzentanz;
Sie wedeln mit dem Otterſchwanz,
und öfnen weit die Eulenſchnäbel:
Da hilft uns kämpfende Vernunft,
zu wehren dieſer frechen Zunft,
ſo wenig als der beſte Säbel
dem Helden tief im Schattenreich;
Sie mehren ſich auf jeden Streich;
Man haut ſich matt, und ſpaltet Nebel.

Das Einzige, was von dem Grimm
des Hypochonders uns errettet,
und feſt die böſen Geiſter kettet,
iſt eines Mädchens holde Stimm;
iſt eines Freundes Angeſicht.
Wenn dieſer treue Worte ſpricht,
wenn jener Lippen ſüßn uns grüßen;
dann kräht der Hahn zum Morgenlicht,
daß die Geſpenſter weichen müſſen.

O Freund!

O Freund! ob meine Lieder gleich
mich nicht den Meiſtern zugeſellten,
ſo läßt mich dennoch, trüb und bleich,
ein Kobolt den Geſang entgelten:
Ich aber leid' es ohne Schelten,
und klage nicht den Himmel an.
Wo lebt der Nervenfeſte Mann
des harte Fauſt den Hammer führen,
zugleich die Saiten zärtlich rühren,
und Gram in Wonne ſchmelzen kann?
Ich klage nicht den Himmel an;
Denn eben das, was mich erſchüttert,
wenn Berg und Kluft den Hagel wittert,
ein Sturm die bange Wolke bringt,
und Schwermuth in die Wälder ſinkt,
iſt, was mich liebevoll durchzittert,
wenn mir im Thau die Roſe blinckt;
Denn eben dieſe Phantaſie,
die manchen Tag, ich weiß nicht wie,
ſich da vor iähem Schrecken bäumt,
wo von Gefahren keinem träumt,
ermannt die Seele wiederum.
Wenn, ohne Blatt und Vogel, ſtumm
und kahl im Froſt die Eichen ächzen,
am ſtarren Fluß die Raben krächzen;
Wenn hinter blanckgefrorner Au

geſtorbne Büſche, dunkel grau,
im Feuerroth des Abends glänzen,
an ſie lebend'ge Tannen gränzen,
und hohe Pappeln zweifeln Eis,
den Fuß beſchneut, den Wipfel weiß,
mit Epheu ſich den Stamm bekränzen;
Dann ſehen Tauſend Wieſ' und Flur
in allgemeiner Trauer nur;
Doch mir verſchleyert die Natur,
beſtändig mild, und groß und kühn,
nicht ihren Schmuck; der Tanne Grün,
auf Silberſchnee der Sonne Gluth
giebt meinem Herzen Kraft und Muth,
ihr Mutterantlitz mit Vertrauen
und vollem Jubel anzuſchauen.

So, Freund, ſo mach' ich jederzeit
die Rechnung mir von Glück und Leid,
und bin zufrieden mit der Summe;
Bin's heute noch, da beym Gebrumme
des Schornſteins, mir zum Weh und Ach,
der Reuter auf des Nachbars Dach
vom trüben, regenhaften Weſt
den Pferdekopf ſich drehen läßt,
und hinter ihm mein Dämon reitet
der blut'gen Türkenkrieg und Peſt
im Wind auf mich herunter leitet.

Du aber, laß ihm heute nicht
den kecken Spaß an mir gelingen;
und weil's an Mädchen hier gebricht,
die spottend ihn zur Ruhe zwingen:
so weise mir dein Angesicht,
dein Biederauge, sonder Harm:
Da wollen wir dem ganzen Schwarm
von Zwergen, Fledermäusen, Drachen,
und allen Sorgen Beine machen.

J. G. J.

II.

Die Abderiten,

(Fortgesetzt von No. X. S. 240.)

22.

Nachdem Euripides die Wahrzeichen von Abdera sämtlich in Augenschein genommen, führte man ihn nach dem Garten der Salabanda, wo er den Rathsherrn, ihren Gemahl — einen Mann, der bloß durch seine Gemahlin merkwürdig wurde — und eine große Gesellschaft von Abderitischem *Beau-Monde* fand, alle sehr begierig zu sehen, wie man es machte um Euripides zu seyn.

Euripides sah nur Ein Mittel, sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen; und das war — in so guter Abderitischer Gesellschaft nicht Euripides — sondern so sehr Abderit zu seyn, als ihm nur immer möglich war. Die guten Leute wunderten sich, ihn so gleichartig mit ihnen selbst zu finden. Es ist ein scharmanter Mann, sagten sie; man dächte, er wäre sein lebenlang in Abdera gewesen!

Die Cabale der Dame Salabande gieng inzwischen tapfer ihren Gang, und des folgenden Morgens war schon die ganze Stadt des Gerüchtes voll, der fremde Dichter würde mit seinen Leuten eine Komödie aufführen, wie man in Abdera noch keine gesehen habe.

Es war ein Rathstag. Die Herren versammelten sich, und einer fragte den andern: wenn Euripides sein Stuck geben würde? Keiner wollte was davon wissen, wiewohl jeder positiv versicherte, daß bereits die Zurüstungen dazu gemacht würden.

Als der Archon die Sache in Vortrag brachte, formalisierten sich die Freunde des Nomophylax nicht wenig darüber. „Wozu, sagten sie, braucht's uns noch zu fragen: ob wir erlauben wollen, was schon beschlossen ist, und wovon jedermann als von einer ausgemachten Sache spricht?" — Einer der hitzigsten behauptete, daß der Senat eben deswegen Nein dazu sagen und dadurch zeigen sollte, daß Er Meister sey.

Chatillon.

So wendet alſo eure Macht von dieſer armſeligen Belagerung, und ſpornet ſie zu einem wichtigern Geſchäft auf. England, voll Unwillens über unſre gerechte Forderungen, hat ſich in Waffen geſtellt; die widrigen Winde, die meine Rükreiſe verzögerten, haben ihm Zeit gegeben, alle ſeine Legionen zugleich mit mir ans Land zu ſezen. Er rükt mit eilfertigen Märſchen gegen dieſe Stadt an; ſeine Stärke iſt groß, und ſeine Krieger voller Muth. Mit ihm kommt die Königin-Mutter, eine Ate, die ihn zu Zwietracht und Blutvergieſſen anhezt; mit ihr, ihre Nichte, die Infantin Blanca von Spanien; mit ihnen ein natürlicher Sohn des abgelebten Königs, und mit ihm alle unbändigen Köpfe des Landes. Raſche, Feurige, Tollkühne, Freywillige, mit Frauenzimmer-Geſichtchen und Drachen-Herzen, haben ihre angeſtammten Güter verkauft, und tragen ihr Erbtheil zuverſichtlich auf dem Rüken, um hier ein neues Glük zu ſuchen. Kurz, eine auserleſnere Schaar unerſchrokner Geiſter, als der engliſche Boden dieſesmal übergewälzt hat, ſchwamm niemals über die ſchwellende Fluth, um Unheil und Verwüſtung in der Chriſtenheit anzurichten. Das zürnende Getöſe ihrer Trummeln unterbricht eine umſtändliche Nachricht; ſie ſind im Anzug. Bereitet euch alſo zu einer Unterhandlung oder zum Gefecht.

(Man hört Trummeln.)

König Philipp.

Wie ſchlecht ſind wir auf eine ſolche Expedition verſehen!

Das wäre mir ein ſauberes Participium, rief der Zunftmeiſter Pfriem; weil die ganze Stadt für die Sache bordiert iſt, und die fremden Komödianten zu hören wünſcht, ſo ſoll der Senat Nein dazu ſagen? Ich behaupte juſt das Gegentheil. Eben weil das Volk ſie zu hören wünſcht, ſo ſollen ſie aufſpielen! *Fox populus, fox Deus!* Das iſt immer mein Simplum geweſen, und ſoll es bleiben, ſo lange ich Zunftmeiſter Pfriem heiſſen werde!

Die Meiſten traten auf des Zunftmeiſters Seite. Der politiſche Rathsherr zuckte die Achſeln, ſprach Pro und Contra, und beſchloß endlich: wenn der Nomophylax nichts dabey zu erinnern hätte, ſo glaubte er, man könnte für diesmal *conniuendo* geſchehen laſſen, daß die Fremden auf dem Stadttheater ſpielten.

Der Nomophylax hatte bisher bloß die Naſe gerümpft, gegrinßt, ſeinen Knebelbart geſtrichen, und einige abgebrochne Worte, mit untermiſchtem hä hä hä, gemeckert. Er hätte nicht gerne dafür angeſehen werden mögen, als ob ihm daran gelegen ſey die Sache zu hintertreiben. Allein je mehr er's verbergen wollte, deſto ſtärker fiel's in die Augen. Er ſchwoll zuſehends auf, wie ein Truthahn dem man ein rothes Tuch vorhält, und endlich, da er entweder berſten oder reden mußte, ſagte er: „Die Herren mögen nun glauben was ſie wollen — aber, ich bin würklich der erſte, der das Neue Stück zu hören wünſcht. Ohnezweifel hat

der Poet den Text und die Musik selbst gemacht, und da muß es ja wohl ein ganzes Wunderding seyn. Indessen, weil er sich nicht aufhalten kann, wie man sagt, so sehe ich nicht, wie man mit den Decorationen wird fertig werden können. Und wenn wir zu den Chören unsre Leute hergeben sollen, wie zu vermuthen ist — denn er wird wohl schwerlich eine Armee von Choristen mit sich führen, wenigstens hat er meines Wissens nicht um den Durchzug angehalten — so bedaure ich, daß ich sagen muß: vor vierzehn Tagen wird nicht daran zu denken seyn."

Dafür lassen wir den Euripides sorgen, sagte einer von den Vätern, aus deren Sprachröhre die Stimme der Dame Salabanda sprach; man wird ihm ohnehin Ehrenhalben die ganze Direction seines Schauspiels überlassen müssen — Den Rechten eines zeitigen Nomophylax und der Theatercommission unpräjudicierlich, setzte der Archon hinzu.

„Ich bin alles zufrieden, sagte Eryllus; die Herren wollen was Neues — gut! Wünsche, daß es wohl bekomme! Bin selbst begierig das Ding zu hören, wie gesagt. Es kommt freylich alles bloß darauf an, ob man Glauben an die Leute hat — Verstehen sie mich? — Indessen wird Recht Recht, und Musik Musik bleiben; und ich wette was die Herren wollen, die Terzen und Quinten und Octaven der Herren Athenienser werden just so klingen, wie die unsrigen, hä, hä, hä, hä!"

Es

Es gieng alſo mit einem groſſen Mehr durch; „daß den fremden Komödianten, *ſemel pro ſemper* und citra conſequentiam, erlaubt ſeyn ſollte, eine Tragödi: auf der Nationalſchaubühne aufzuführen, und daß ihnen hiezu von Seiten der Theaterdeputation aller Vorſchub gethan, und die Koſten von der Caſſa beſtritten werden ſollten.“ Allein, weil der Ausdruck erlaubt ſeyn ſollte dem Euripides, der nichts verlangt hatte, ſondern ſich bloß erbitten laſſen, hätte anſtößig ſeyn können: ſo veranſtaltete Frau Salabanda, daß der Rathsſchreiber, der ihr beſonderer Freund und Diener war, im Beſcheid die Worte erlaubt ſeyn ſollte in erſucht werden ſollte, und die fremden Komödianten in den berühmten Euripides, verwandelte — Alles übrigens dem Rathsſchluß und der Kanzley ohnpräjudizierlich und *citra conſequentiam!*

So wie der Senat auseinander gieng, begab ſich der Nomophylax zum Euripides, überſchüttete ihn mit Complimenten, bot ihm ſeine Dienſte an, und verſicherte ihn, daß ihm aller möglicher Vorſchub gethan werden ſollte, um ſein neues Stück recht bald aufführen zu können. Der Effect dieſer Verſicherungen war, daß ihm, ohne daß jemand Schuld daran haben wollte, alle mögliche Hinderniße in den Weg gelegt wurden, und daß es immer an allem fehlte, was er nöthig hatte. Beſchwerte er ſich, ſo wieß ihn immer Einer an den Andern — und Jeder betheuerte ſeine Unſchuld und ſeinen

guten Willen, indem er ganz deutlich zu verſtehen gab, daß der Fehler bloß an Dieſem oder Jenem liege, der eine Viertelſtunde zuvor ſeinen guten Willen eben ſo ſtark betheuert hatte. Euripides fand die Abderitiſche Art, allen möglichen Vorſchub zu thun, ſo beſchwerlich, daß er ſich nicht entbrechen konnte, der Dame Salabanda am Morgen des dritten Tages zu erklären: ſeine Meynung ſey, ſich mit dem erſten Winde, woher er auch blaſen möchte, wieder einzuſchiffen, wofern ſie nicht einen Rathſchluß auswürkte, der den Herren von der Commiſſion anbefähle, ihm keinen Vorſchub zu thun. Da der Archon, wiewohl eigentlich alle executive Gewalt von ihm abhieng, kein Mann von Execution war; ſo war das einzige Mittel in dieſer Noth, den Zunftmeiſter Pfriem und den Prieſter Strobylus, welche alles beym Volke vermochten, in Bewegung zu ſetzen. Salabanda übernahm beydes, mit ſo guter Würkung, daß binnen Tag und Nacht, alles was von Seiten der Theatercommiſſion beſorgt werden mußte, fertig und bereit war; welches um ſo leichter geſchehen konnte, da Euripides ſeine eignen Decorationen bey ſich hatte, und alſo beynahe nichts weiter zu thun war, als ſie dem Abderitiſchen Theater anzupaſſen.

23.

Die Abderiten hatten ein neues Stück erwartet, und waren daher übel zufrieden, da ſie hörten daß es eben die Andromede war, die ſie vor wenig Tagen ſchon geſehen zu haben glaubten. Noch weniger wollten ihnen

anfangs

anfangs die fremden Schauſpieler einleuchten, deren Ton und Action ſo natürlich war, daß die guten Leute, die gewohnt waren, ihre Helden und Heldinnen wie Beſeſſene herumfahren zu ſehen, und ſchreyen zu hören, wie der verwundete Mars in der Iliade — gar nicht wußten, was ſie daraus machen ſollten. Das iſt eine wunderliche Art zu agiren, flüſterten ſie einander zu; man merkt ja gar nicht, daß man in der Komödie iſt; es klingt ja ordentlich, als ob die Leute ihre eigne Rollen ſpielten. Indeſſen bezeugten ſie doch ihr Erſtaunen über die Decorationen, die zu Athen von einem berühmten Meiſter in der Theaterperſpectiv gemahlt waren; und da die meiſten in ihrem Leben nichts Gutes in dieſer Art geſehen hatten: ſo glaubten ſie bezaubert zu ſeyn, wie ſie das Ufer des Meers, und den Felſen, an den Andromede gefeſſelt war, und den Hayn der Nereiden an einer kleinen Bucht auf der einen Seite, und den Pallaſt des Königs Cepheus in der Ferne auf der andern, ſo natürlich vor ſich ſahen, daß ſie geſchworen hätten, es ſey alles würklich und wahrhaftig ſo, wie es ſich darſtellte. Da nun über dieß die Muſik vollkommen nach dem Sinn des Dichters, und alſo das alles war, was die Muſik des Nomophylax Gryllus nicht war; da ſie immer gerad aufs Herz würkte, und ungeachtet der größten Einfalt und Singbarkeit, doch immer neu und überraſchend war: ſo brachte alles dieß, mit der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Declamation und Pantomime, und mit der Schönheit der Stimmen

und

und des Vortrags, einen Grad von Täuschung bey den guten Abderiten hervor, wie sie noch in keinem Schauspiel erfahren hatten. Sie vergaßen gänzlich, daß sie in ihrem Nationaltheater saßen; glaubten unvermerkt, mitten in der würklichen Scene der Handlung zu seyn; nahmen Antheil an dem Glück und Unglück der handelnden Personen, als ob es ihre nächsten Blutsfreunde gewesen wären; betrübten und ängstigten sich; hofften und fürchteten; liebten und haßten; weinten und lachten, wie es dem Zauberer, unter dessen Gewalt sie waren, gefiel, — Kurz, die Andromede würkte so außerordentlich auf sie, daß Euripides selbst gestand, noch niemals des Schauspiels einer so vollkommnen Empfindsamkeit genoßen zu haben.

24.

Wir bitten — in Parenthesi — die empfindsamen Damen und Herren, Frauenzimmerchen und Jüngelchen unsrer vor lauter Empfindsamkeit höchst unempfindsamen Zeit sehr um Verzeyhung! — aber es war in der That unsre Meynung nicht, durch diesen Zug der außerordentlichen Empfindsamkeit der Abderiten — Ihnen einen Stich zu geben — und gleichsam dadurch einigen Zweifel gegen Dero guten Verstand in Ihnen selbst oder andern Leuten zu erwecken. — In ganzem Ernst, wir erzählen die Sache bloß wie sie sich zutrug; und wem eine so große Empfindsamkeit an Abderiten befremdlich vorkommt, den ersuchen wir höflichst — zu bedenken, daß sie, bey aller ihrer Abderitheit, am Ende doch

doch Menſchen waren, wie andre; ja, in gewiſſem Sinn, nur deſto mehr Menſchen — je mehr Abderiten ſie waren. Denn gerade ihre Abderitheit machte, daß es eben ſo leicht war ſie zu betrügen, als die Vögel, die in die gemahlten Trauben des Zeuxes hineinpikten; und daß ſie ſich jedem Eindruck, beſonders den Illuſionen der Kunſt, viel ungewahrſamer und treuherziger überließen als feinere und kältere, folglich auch geſcheidtere Leute zu thun pflegen, die man ſo leicht nicht verhindern kann, durch jeden Zauberdunſt, den man um ſie her macht, hindurch zuſehen. — Uebrigens macht der Verfaſſer dieſer Geſchichte hier die Anmerkung: die große Diſpoſition der Abderiten, ſich von den Künſten der Einbildungskraft und der Nachahmung täuſchen zu laſſen, ſey eben nicht das, was er am wenigſten an ihnen liebe. Er mag aber wohl dazu ſeine beſondern Urſachen gehabt haben.

In der That haben Dichter, Tonkünſtler, Mahler, einem aufgeklärten und verfeinerten Publico gegenüber, ſchlimmes Spiel; und juſt die eingebildeten Kenner, die unter einem ſolchen Publico immer den größten Haufen ausmachen, ſind am ſchwerſten zu befriedigen. Anſtatt der Einwürkung ſtill zu halten, thut man alles, was man kann, um ſie zu verhindern; anſtatt zu genieſſen was da iſt, raiſonniert man darüber was da ſeyn könnte; anſtatt ſich zur Illuſion zu bequemen, (*) wo die

(*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Dichter das ſeinige gethan haben muß, um die Künſten zu bewürcken und ter-

die Vernichtung des Zaubers zu nichts dienen kann, als uns eines Vergnügens zu berauben, setzt man, ich weiß nicht welche, kindische Ehre darinn den Philosophen zur Unzeit zu machen; zwingt sich zu lachen, wo Leute die sich ihrem natürlichen Gefühl überlassen — Thränen im Auge haben, und wo diese lachen, die Nase aufzurümpfen, um sich das Ansehen zu geben, als ob man zu stark oder zu fein oder zu gelehrt sey, um sich von so was aus seinem Gleichgewicht setzen zu lassen. — Aber auch die würklichen Kenner verkümmern sich selbst den Genuß, den sie von tausend Dingen, die in ihrer Art gut sind, haben könnten, durch Vergleichungen derselben mit Dingen anderer Art; Vergleichungen, die meistens ungerecht, und immer wider unsern eignen Vortheil sind. Denn was unsre Eitelkeit dabey gewinnt, ein Vergnügen zu verachten, ist doch immer nur ein Schatten, nachdem wir schnappen, indem uns das Würkliche entgeht.

Wir finden daher, daß es allezeit unter noch rohen Menschen war, wo die Söhne des Musengottes jene großen Wunder thaten, wovon man noch immer spricht, ohne recht zu wissen was man sagt. Die Wälder in Thrazien tanzten zur Leyer des Orpheus, und die wil-

den

zu unterhalten: denn sonst hat er freylich kein Recht, von uns zu verlangen, daß wir, ihm zu gefallen, thun sollen, als ob wir sähen, was er uns nicht zeigt, fühlten, was er uns nicht fühlen macht, u. s. w.

den Thiere schmiegten sich zu seinen Füßen, nicht weil Er — ein Halbgott war, sondern weil die Thrazier — Bären waren; nicht, weil er übermenschlich sang, sondern weil seine Zuhörer wie bloße Naturmenschen hörten; kurz, aus eben dem Grunde, warum (nach Forsters Bericht) eine Schottische Sackpfeiffe die guten Seelen von Tahiti in Entzücken setzte.

Die Anwendung dieser nicht sehr neuen, aber sehr praktischen Bemerkung, die man so oft gehört hat und doch fast immer aus der Acht läßt, wird der geneigte Leser selbst machen, wenn's ihm beliebt. Unser Gewissen mag uns sagen, ob und in wie fern wir in andern Dingen, mehr oder weniger, Thrazier und Abderiten sind: aber wenn wir's in diesem einzigen Puncte wären, so möcht' es nur desto besser für uns — und freylich auch für den größten Theil unsrer Poetischen Sackpfeiffer, seyn.

25.

Als der Vorhang gefallen war, sahen die Abderiten noch immer mit ofnem Aug und Munde nach dem Schauplaz hin, und so groß war ihre Verzückung, daß sie nicht nur ihrer gewöhnlichen Frage wie hat ihnen das Stück gefallen? vergassen; sondern sogar des Klatschens vergessen haben würden, wenn Salabanda und Onolaus, die bey der allgemeinen Stille am ersten wieder zu sich selbst kamen, nicht eilends diesem Mangel abgeholfen, und dadurch ihren Mitbürgern die Beschä-

mung

mung erſpart hätten, gerade zum erſtenmale, wo ſie würklich Urſache dazu hatten, nicht geklatſcht zu haben. Aber dafür brachten ſie auch das Verſäumte mit Wucher ein. Denn ſobald der Anfang gemacht war, wurde nun ſo laut und ſo lange geklatſcht, bis kein Menſch mehr ſeine Hände fuhlte. Diejenigen, die nicht mehr konnten, pauſierten einen Augenblick, und fiengen dann wieder deſto ſtärcker an, bis ſie von andern, die inzwiſchen ausgeruht, wieder abgelößt wurden. Es blieb nicht bey dieſem lärmenden Ausbruch ihres Beyfalls. Die guten Abderiten waren ſo voll von dem was ſie gehört und geſehen hatten, daß ſie ſich genöthiget fanden, ihrer Repletion noch auf andre Weiſe Luft zu machen. Verſchiedene blieben im Nachhauſegehen auf öffentlicher Straße ſtehen, und declamierten überlaut die Stellen des Stücks, wovon ſie am ſtärkſten gerührt worden waren. Andre, bey denen die Leidenſchaft ſo hoch geſtiegen war, daß ſie ſingen mußten, fiengen zu ſingen an, und wiederhohlten, wohl oder übel, was ſie von den ſchönſten Arien im Gedächtniß behalten hatten. Unvermerkt wurde, wie es bey ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, der Paroxysmus allgemein; eine Fee ſchien ihren Stab über Abdera ausgereckt und alle ſeine Einwohner in Komödianten und Sänger verwandelt zu haben. Alles was Odem hatte, ſprach, ſang, trallerte, leyerte und pfiff, wachend und ſchlafend, viele Tage lang nichts als Stellen aus der Andromede des Euripides. Wo man hin kam hörte man die große Arie — o Du der Götter und der Men-

ſchen

Oeſtreich.

Je unerwarteter ſie iſt, deſto eifriger müſſen wir uns zur Gegenwehr ſtellen; Unſer Muth ſoll mit der Gefahr ſteigen. Laßt ſie denn willkommen ſeyn, wir ſind gerüſtet.

Zweyte Scene.

Der König von England, Faulconbridge, Elinor, Blanca, Pembroke und andre zu den Vorigen.

König Johann.

Friede ſey mit Frankreich, wenn Frankreich im Frieden unſern rechtmäßigen Einzug in unſre Stadt geſtattet; wo nicht, ſo blute Frankreich, und der Friede ſchwinge ſich gen Himmel, indeß daß wir, Gottes grimmvoller Sachwalter, den ſtolzen Uebermuth züchtigen, der ſeinen Frieden in den Himmel zurük treibt.

König Philipp.

Friede ſey mit England, wenn dieſer Krieg aus Frankreich nach England zurükkehrt, um dort im Frieden zu leben. Wir lieben England, und nur um Englands willen, ſchwizen wir hier unter der Laſt der Waffenrüſtung. Dieſe unſre Arbeit ſollte dein freywilliges Werk ſeyn. Aber du biſt ſo weit entfernt, England zu lieben, daß du ſeinen rechtmäßigen König unterdrükt, die Erbfolge aufgehoben, die Kindheit des geſezmäßigen Erben mißbraucht, und an der jungfräulichen Ehre der Crone Gewalt verübt haſt.

Schaue

ſchen Herrſcher Amor u. ſ. w. und ſie wurde ſo lange geſungen, bis von der urſprünglichen Melodie gar nichts mehr übrig war, und die Handwerksburſche, zu denen ſie endlich herabſank, ſie bey Nacht auf der Straße nach eigner Melodie abbrüllten.

26.

Wenn der Rath nicht (wie ſo viele andre, die uns von den Weiſen gegeben werden) den einzigen Fehler hätte — daß er nicht praktikabel iſt, ſo wurden wir eilen was wir könnten, allen Menſchen den Rath zu geben, niemals von irgend einer Begebenheit, die ihnen erzählt wird, ein Wort zu glauben. Denn unzählige Erfahrungen, die wir hierüber ſeit mehr als dreyßig Jahren gemacht, haben uns überzeugt, daß an allen ſolchen Erzählungen ordentlicher Weiſe kein Wort wahr iſt; und wir wüßten uns in ganzem Ernſt nicht eines einzigen Falles zu beſinnen, wo eine Sache, wiewohl ſie ſich erſt vor wenigen Stunden zugetragen, nicht von jedem, der ſie erzählte, anders, und alſo (weil doch ein Ding nur auf Eine Art wahr iſt) von jedem falſch erzählt worden wäre.

Da es dieſe Bewandniß mit Dingen hat, die zu unſrer Zeit, an dem Ort unſers Auſſenthalts und beynahe vor unſern ſichtlichen Augen geſchehen: ſo kann man leicht ermeſſen, wie es um die hiſtoriſche Treue und Zuverläßigkeit ſolcher Begebenheiten ſtehen müſſe, die ſich vor langer Zeit zugetragen haben, und für die wir keine

andre Gewähr haben, als was uns davon in geschriebenen oder gedruckten Büchern weißgemacht wird. Weiß der liebe Gott, wie sie da der armen ehrlichen Wahrheit mitspielen, und was von ihr übrig bleiben kann, wenn sie ein paar tausend Jahre lang durch alle die verfälschenden Media von Traditionen, Chroniken, Jahrbüchern, pragmatischen Geschichten, kurzen Inbegriffen, historischen Wörterbüchern, Anekdotensammlungen u. s. w. und durch so manche gewaschne oder ungewaschne Hände von Schreibern und Abschreibern, Setzern und Uebersetzern, Censoren und Correctoren, ꝛc. durchgebeutelt, gesichtet und gepreßt worden ist! Ich meines Orts bin durch die genauere Betrachtung dieser Umstände schon lange bewogen worden, ein Gelübde zu thun, keine andre Geschichte zu schreiben, als von Personen, an deren Existenz, und von Begebenheiten, an deren Zuverläßigkeit keinem Menschen in der Welt gelegen seyn kann.

Was mich zu dieser kleinen Expectoration veranlaßt, ist gerade die Begebenheit, die wir vor uns haben, und die von den verschiedenen Schriftstellern, welche ihrer Erwähnung thun, so seltsam behandelt und mißhandelt worden ist, als ein gutherziger nichts Arges wähnender Leser sichs kaum vorstellen kann.

Da ist nun, zum Exempel, dieser Yorik, dieser Erfinder, Vater, Protoplastus und Prototypus aller empfindsamen Reisen und empfindelnden Wanderleute, die

die ohne Beutel und Tasche, ja größtentheils ohne nur ein Paar Schuhsolen darüber abgenutzt zu haben, empfindsame Reisen, wer weiß wohin, bloß in der Absicht gethan haben, mit deren Beschreibung ihre — Bier- und Tabaks-Rechnung zu saldieren, — ich sage, da ist nun dieser Yorik, der um ein hübsches Capitelchen in sein berüchtigtes Sentimental Journey daraus zu machen, diese nehmliche Begebenheit so accomodiert hat, daß sie zwar so wunderbar und abentheuerlich als ein Feenmährchen worden ist, aber auch darüber alle ihre individuelle Wahrheit, und sogar alle Abderitische Familienähnlichkeit verlohren hat.

Man höre nur an! — „Die Stadt Abdera (sagt „er) war die schändlichste und gottloseste Stadt in ganz „Thrazien — wimmelte und brudelte von Giftmischerey, Verschwörungen, Meuchelmord — Schmähschriften, Pasquillen und Tumult — bey hellem Tag war man seines Lebens nicht sicher; bey Nacht wars noch ärger. Nun begab sichs (fährt er fort) als der Gräuel aufs höchste gestiegen war, daß man zu Abdera die Andromeda des Euripides vorstellte. Sie gefiel allen Zuschauern; aber von allen Stellen, die dem Volke gefielen, würkten keine stärker auf seine Imagination als die zärtlichen Naturzüge, die der Dichter in die rührende Rede des Perseus verwebt hatte —

O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor,

Alle Welt ſprach den folgenden Tag in Jamben und von nichts als der rührenden Anrede des Perſeus — O Amor, du der Götter und der Menſchen Herrſcher!(*)— In jeder Gaſſe von Abdera, in jedem Hauſe, „O Amor, O Amor! — In jedem Munde u. ſ. w. nichts als: O du, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor! Das Feuer griff um ſich, und die ganze Stadt, gleich dem Herzen eines einzigen Mannes, öfnete ſich der Liebe. Kein Drogiſt konnte einen Scrupel Nieſewurz los werden — Kein Waffenſchmid hatte das Herz ein einziges Werkzeug des Todes zu ſchmieden — Freundſchaft und Tugend begegneten ſich auf den Gaſſen — das goldne Alter kehrte zurück und ſchwebte über der Stadt Abdera. Jeder Abderit nahm ſein Haberrohr, und jede Abderitin verlies ihr Purpurgewebe, und ſetzte ſich keuſch und horchte auf den Geſang" — In der That ein hübſches Capitelchen! Alle jungen Knaben und Maidel fanden es deliziös — „O Amor, Amor! Der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor!" — und daß ein einziger Vers

(*) Aufrichtig zu reden, dieſer Vers iſt der einzige rührende in dem ganzen Fragment der Rede des Perſeus, das zufälliger Weiſe noch vorhanden iſt, wie unſre des Griechiſchen kundige Leſer ſelbſt urtheilen mögen — denn ſo lauten die Worte:

Αλλ' ὦ τυραννε θεων τε κ' ανθρωπων, Ερως,
Η μη διδασκε τα κακα φαινεσθαι καλα,
Η τοις ερωσιν, ὧν συ δημιεργος ει,
Μοχθει μοχθης συτυχως συνεκπονει, κ. τ. λ.

Vers aus dem Euripides — ein Vers, wie wahrlich, bey beyden Ohren des Königs Midas! der geringſte unter euern Haberrohrſängern ſich alle Augenblicke zwanzig auf Einem Beine zu machen getrauen kann — ein Wunder gewürkt haben ſoll, das alle Prieſter, Propheten und Weiſen der ganzen Welt, mit geſammter Hand, nicht im Stande geweſen ſind nur ein einzigesmal zu bewürken — das Wunder, eine ſo ſchändliche, heilloſe und Gottesvergeſſene Stadt und Republik, wie Abdera geweſen ſeyn ſoll, auf einmal in ein unſchuldiges liebevolles Arkadien zu verwandeln — Das gefällt freylich den Gauchhaarigten, empfindſamen, geelſchnäblichten Turteltäubchen und Turteltaubern! Nur Schade, wie geſagt, daß am ganzen Hiſtörchen, ſo wie es Bruder Yorik erzählt, kein wahres Wort iſt.

Das ganze Geheimniß iſt, der wunderliche Menſch war verliebt, als er ſich das alles einbildete; und ſo ſchrieb er (wie es jedem ehrlichen Amoroſo und Virtuoſo, Steckenpferdler und Mondritter zu gehen pflegt) alles, was er ſich einbildete, für Wahrheit hin. — Nur iſts nicht hübſch an ihm, daß er, um ſeinem Leibgötzen und Fetiſch, Amor, ein deſto größeres Kompliment zu machen, den armen Abderiten das Aergſte nachſagt, was ſich von Menſchen denken und ſagen läßt. Aber das ganze Griechiſche und Römiſche Alterthum ſoll auftreten und zeugen, ob jemals ſo etwas auf die guten Leute gebracht worden ſey? Sie hatten frey-

lich, wie man weiß, ihre Launen und Mucken, und was man im, eigentlichen Verſtand, Klugheit und Weisheit nennt, war nie ihre Sache geweſen; aber ihre Stadt deswegen zu einer Mördergrube zu machen, das geht ein wenig über die Grenzen der berüchtigten Dichterfreyheit, die, ſo einen großen Tummelplatz man ihr auch immer zugeſtehen will, doch am Ende, wie alle andere Dinge in der Welt, ihre Grenzen haben muß.

Lucian von Samoſata, im Eingang ſeines berühmten Büchleins, wie man die Geſchichte ſchreiben müßte — wenn man könnte, erzählt die Sache ganz anders, wiewohl, mit ſeiner Erlaubniß, nicht viel richtiger als Yorik. Er muß, wie es ſcheint, etwas vom König Archelaus und von der Andromeda des Euripides und von der ſeltſamen Schwärmerey, die ſich der Abderiten bey dieſem Anlaß bemächtigte, gehört haben, und daß man zuletzt genöthiget war den Hippokrates zu Hülfe zu rufen, damit er alles zu Abdera wieder ins alte Gleis ſetzen möchte — und nun ſehe man einmal, wie der Mann das alles durcheinander wirft! — „Der Komödiant Archelaus (der damals ſoviel war, als wenn man bey uns Brokmann, oder, ne vous deplaiſe, der teutſche Garrik ſagt) dieſer Archelaus kam in den Tagen des Königs Lyſimachus nach Abdera, und gab die Andromeda des Euripides. Es war juſt ein außerordentlich heiſſer Sommertag. Die Sonne brannte den Abderiten auf ihre Köpfe, die wahrlich ohnehin ſchon warm

genug

genug waren; die ganze Stadt brachte ein ſtarkes Fieber aus der Komödie nach Hauſe. Am ſiebenten Tage brach ſich bey den Meiſten die Krankheit entweder durch heftiges Naſenbluten oder einen ſtarken Schweiß: hingegen blieb ihnen eine ſeltſame Art von Zufall davon zurück. Denn wie das Fieber vorbey war, überfiel ſie alleſammt ein unwiderſtehlicher Drang Tragiſche Verſe zu declamiren. Sie ſprachen in lauter Jamben, ſchrien, wo ſie ſtunden und giengen, aus vollem Halſe ganze Tiraden aus der Andromeda daher, ſangen den Monologen des Perſeus" u. ſ. w. Lucian, nach ſeiner ſpöttiſchen Art, macht ſich ſehr luſtig mit der Vorſtellung, wie närriſch es ausgeſehen haben müße, alle Straßen in Abdera von bleichen, entbauchten, und vom ſiebentägigen Fieber ausgemergelten Tragikern wimmeln zu ſehn, die aus allen ihren Leibeskräften „du aber, o der Götter und der Menſchen Herrſcher Amor, u. ſ. w. geſungen; und er verſichert, dieſe Epidemie habe ſo lange gedauert, bis der Winter und eine eingefallne große Kälte dem Unweſen endlich ein Ende gemacht. Man muß geſtehen, Lucians Art den Hergang zu erzählen hat vor der Yorikiſchen vieles voraus: denn ſo ſelt, ſam dieſes Abderitiſche Fieber ſcheinen mag, ſo werden doch alle Aerzte geſtehen, daß es wenigſtens möglich, und alle Dichter, daß es Charaktermäßig iſt; und es gilt davon, was die Italiener zu ſagen pflegen: ſe non è vero, è ben trovato. Wahr aber iſts freylich nicht; wie ſchon aus dem einzigen Umſtand erhellt, daß um die

Zeit, da ſich dieſe Begebenheit in Abdera zugetragen haben ſoll, eigentlich kein Abdera mehr war, weil die Abderiten ſchon einige Jahre zuvor ausgezogen waren, und ihre Stadt den Fröſchen und Ratten überlaſſen hatten. Kurz, die Sache begab ſich wie wir ſie erzählt haben; und wenn man den Paroxysmus, der die Abderiten nach der Andromeda des Euripides überfiel, ein Fieber nennen will, ſo war es wenigſtens von keiner andern Art als das Schauſpielfieber, womit wir bis auf dieſen Tag manche Städte unſers werthen teutſchen Vaterlandes behaftet ſehen. Das Uebel lag nicht ſowohl im Blute, als in der Abderitheit der guten Leute überhaupt. Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß es bey einigen, bey denen es mehr Zunder und Nahrung als bey andern finden mochte, ernſthaft genug wurde, um des Arztes zu bedürfen — woraus dann vermuthlich in der Folge der Irthum Lucians entſtanden ſeyn mag, die ganze Sache für eine Art von hitzigem Fieber zu halten. Zum Glücke befand ſich Hippokrates noch in der Nähe; und da er die Natur der Abderiten ſchon ziemlich kennen gelernt hatte, ſo ſetzten etliche Pfunde Nieſewurz alles in kurzem wieder in den alten Stand — d. i. die Abderiten hörten auf O du, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor! zu ſingen, und waren nun ſamt und ſonders wieder ſo weiſe als zuvor.

W.

(Die Fortſetzung im künftigen Jahre.)

III.

Auszüge aus Forſters Reiſe um die Welt.

(Fortgeſetzt von No. 8. S. 164.)

Den 5ten May 1773. ſegelten unſre Abentheurer aus Dusky-Bay in Neu-Seeland nach dem aus Cap. Cooks erſter Reiſe bekannten Charlotten-Sund, wo ſie den 18ten anlangten, und die nicht mehr gehofte Freude hatten, die Adventure, von der ſie den 8ten Jenner während eines auſſerordentlichen Nebels getrennt worden waren, wiederzufinden. Sie hielten ſich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beyde Schiffe wieder ſeegelfertig zu machen.

Das Meiſte, was Hr. F. während ſolchen kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieſes merkwürdigen Landes wahrgenommen, beſtättiget das Gute, was im 9. Hauptſt. des III. Bandes des Hawkesworthiſchen Werkes von ihnen geſagt worden.

So nachtheilig eine gröſsere Cultur und Bekanntſchaft mit unſern Künſten und feinern Bedürfniſſen den glücklichen, nichts bedürfenden Lieblingskindern der Natur, in O-Taiti und den übrigen Geſellſchafts-Inſeln, aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeyn möchte: ſo viel hätten hingegen die Neuſeeländer dabey zu gewinnen, gegen welche ſich die Natur ſo karg erwieſen hat, daſs ſie ſich, ohne Hülfe unſrer Künſte und Einrichtungen, unmöglich jemals aus ihrem armſeligen Zuſtande empor arbeiten können. Denn eben dieſer allzudürftige Zuſtand ſcheint die einzige, aber ohne fremde

Beyhülfe unüberwindliche Urſache zu ſeyn, warum dies Volk, in welchem ſo viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu ſchlummern ſcheinen, nie zur Entwickelung derſelben gelangen wird, ſo lange es ſich ſelbſt überlaſſen bleibt. Es iſt würklich ein traurigter Anblick, wenn wir ein Volk, das ſich, unter günſtigern Umſtänden, und mit den gehörigen Hülfsmitteln, in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Beſſern als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die bloſſe Schwierigkeit ihr Leben zu erhalten, genöthigt ſehen, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben, und gerade durch die daher entſtehende Entvölkerung ihres Landes, und Trennung der Einwohner in lauter ſehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Geſellſchaften, die Möglichkeit eines glücklichern Zuſtandes ſich ſelbſt immer an der Wurzel abzuſchneiden. Was die Erfahrung längſt als eine groſſe Wahrheit beſtätigt hat, daß Noth und Dürftigkeit auch die edelſten Naturen endlich zuſammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mißtrauiſch und der niedrigſten Handlungen fähig macht, zeigt ſich vielleicht nirgends in einem ſtärkern Licht als unter den Indianern von Neuſeeland. Von Natur herzhaft, unerſchrocken, groſsmüthig und zutraulich, macht ſie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mißtrauiſch und menſchenſcheu. Sie ſcheinen den Werth der friedſamen häuslichen Glückſeligkeit ſo ſtark zu fühlen als irgend ein Volk in der Welt, und leben immer unſicher, in einem ewigen Hobbeſianiſchen Kriegsſtande. Ihr Herz iſt offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menſchlich — und ſie ſind Menſchenfreſſer. Ungeachtet ihre ſittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zuſammenhangenden Grundſätzen entwickelt ſeyn können, ſo glaubt man doch, ſelbſt durch die Hülle der höchſtunvollkommnen Nachrichten, die uns unſre Europäiſche Abentheurer von ihnen geben können, das Selbſtgefühl einer edlern Natur durchſcheinen zu ſehen, die unwil-

lig

Schaue hier auf deines Bruders Gottfrieds Geſicht! Dieſe Augen, dieſe Stirne, ſind nach den ſeinigen abgedrukt; in dieſem kleinen Inbegriff iſt die vollſtändige Form enthalten, die in Gottfried verſtarb, und die Hand der Zeit wird dieſe verjüngte Geſtalt in einen eben ſo groſſen Format ausdehnen. Dieſer Gottfried war von Geburt dein ältrer Bruder, und dieſer hier iſt ſein Sohn. England war Gottfrieds Recht, und dieſer hat es von Gottfried ererbt; wie kommt es dann, um Gottes willen! daß du ein König genennt wirſt, ſo lange lebendiges Blut in dieſen Schläfen ſchlägt, die einen Anſpruch an die Crone haben, welche du zur Ungebühr trägſt?

König Johann.

Von wem haſt du dieſen groſſen Auftrag, Frankreich, mich zur Antwort auf deine Fragſtüke zu ziehen?

König Philipp.

Von dieſem oberſten Richter, der in königlichen Seelen den edlen Gedanken erwekt, gewaltthätigen und ungerechten Thaten nachzufragen. Dieſer Richter hat mich zum Beſchüzer dieſes Knabens gemacht; unter ſeinem Schuze klag' ich deine Ungerechtigkeit an, und mit ſeinem Beyſtand hoff' ich ſie zu beſtraffen.

König Johann.

Du maſſeſt dich eines Anſehens an, daß dir nicht zukommt.

lig darüber iſt, ſich durch die Noth erniedriget zu ſehen, zu thun oder zu leiden was eines Menſchen unwürdig iſt. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armſeligen Zuſtande das Europäiſche Eiſenwerk, Beile, Meſſer, groſſe Nägel u. dergl. ſchaffen können, ſezt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unſrer Seefahrer aus; ſie geben, um dieſes Gewinſtes willen, (*) ihre Schweſtern und Töchter Preis; aber man ſieht daß ſie es ungern thun, und nichts kann ſie dahin bringen, auch ihre verheyratheten Frauen der Entehrung zu überlaſſen; und Hr. Forſter (der überhaupt nicht dazu geſtimmt ſcheint, die Neuſeeländer in einem verſchönernden Lichte zu ſehen) geſteht, daß, auch unter jenen Weibsbildern, manche nicht anders als mit dem äuſſerſten Widerwillen, und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen geweſen, „ſich den Begierden ſolcher Kerls „Preis zu geben, die ohne Empfindung ihre Thränen ſehen „und ihr Wehklagen hören konnten.„

Die empfindſame Anmerkung, welche Hr. F. bey dieſer Gelegenheit macht, über den moraliſchen Schaden, womit die Neuſeeländer die wenigen Vortheile, ſo ſie von dem Beſuch der Engländiſchen Seefahrer gezogen, bezahlen müßten, iſt nur zu ſehr gegründet — und, wenn wir uns nicht ſehr irren, kan das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andre Weiſe vergütet werden, als daß man ſich ein ernſtliches Geſchäfte daraus mache, ſie nun völlig zu polizieren, und ihnen, da ſie doch einmal etwas von unſern gefährlichen Gaben gekoſtet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchſe der Pandora, mit allem Guten und Böſen, was ſie enthält. In ihren Umſtänden haben ſie nichts mehr dabey zu verliehren, hinge-

(*) Man vergeſſe gleichwohl nicht, daß ein Paar groſſe Nägel für eine Neuſeeländerin wenigſtens eine eben ſo groſſe Verſuchung ſind, als eine Riviere von Diamanten für eine hübſche Putzmacherin in Paris oder London.

hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber, was sieht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bey dem nichts zu holen ist, als, wenn's hoch kömmt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturalien-Cabinetter, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kan?

Wir eilen, mit unsern Argonauten, nach diesem berühmten O-Tahiti, (*) welches seit der ersten Nachricht, die uns Hr. von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland, oder Pais de Cocagne für unsre Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind, unsre Lieblingsträume von Arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe, und Kummerfreyem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisiert zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichtrische Menschenforscher selbst, so unbefriedigend er alle bisherige Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen vollständigen, durchaus wahren Kenntnis derselben, lüstern zu werden. Was uns Hr. F. nach einem blos vierzehntägigen Aufenthalt davon saget und sagen kan, ist zwar ein bloßer Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Cap. Cook zu danken haben. Denn Hr. F. wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat — aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten, und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen und die

dem

(*) So muß man, wie Hr. F. ausdrücklich bemerkt, den Namen dieser Insel im Teutschen aussprechen und schreiben.

dem Weiſen unendlich willkommener ſind, als abgezogene Reſultate, ſtudierte Hypotheſen und idealiſirte Abbildungen oder vielmehr Vorſpieglungen, womit wir uns ſo oft, anſtatt ächter Geſchichtserzählungen und lebendiger Bilder, abſpeiſen laſſen müſſen. Das achte und neunte Hauptſtück des vor uns liegenden Werkes wird uns Materialien und Betrachtungen an die Hand geben, womit wir unſre Leſer in dieſem Artikel eben ſo nützlich als angenehm zu unterhalten hoffen.

„Ein Morgen war's! (ſingt Hr. Forſter im höhern Ton) ſchöner hat ihn ſchwerlich je ein Dichter beſchrieben, (*) an welchem wir die Inſel O-Tahiti zwey Meilen vor uns ſahen. Der Oſtwind, der uns bis hieher begleitet, hatte ſich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftgen führte uns die erfriſchendſten und herrlichſten Wohlgerüche entgegen, und kräuſelte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre ſtolzen Gipfel in mancherley majeſtätiſchen Geſtalten und glühten im erſten Morgenſtral der Sonne. Unterhalb denſelben erblickte das Auge Reihen von niedrigern ſanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verſchiedenem Grün und herbſtlichen Braun ſchattiret waren. Vor dieſen her lag die Ebne, von tragbaren Brodfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beſchattet, deren königliche Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erſchien alles im tiefſten Schlaf; kaum tagte der Morgen und ſtille Schatten ſchwebten noch auf der Landſchaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häuſern unterſcheiden, und Canots die auf den ſandigten Strand herauf ange-

(*) Hr. F. (noch ein junger Mann) iſt noch ſehr voll von ſeinen Dichtern, und hat, als er dieſe Zeile hinſchrieb, wohl nicht bedacht, daß ſeine Dichter ſich glücklich geachtet haben würden, einen ſolchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, würklich zu ſehen — und daß die Einbildungskraft in ſolchen Dingen immer unter der Natur bleibt.

gelegen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt, und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fieng die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben. Kaum ward das Schiff bemerkt, so eilte alles dem Strande zu, und einige Kähne stiessen ab, um die Neuangekommnen mit Darbietung eines grünen Pisang-Schosses und häufigem Zuruf des Worts Tayo (Freund) zu begrüssen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von jedermann gesehen werden konnte, und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst herbeygekommnen kehrten zu den übrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedekt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem 2, 3 bis 4 Mann; alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewafnet. Von allen Seiten her erschallte das süsse freundschaftliche Tayo, und wurde von den Neuangekommnen so gut erwiedert als sie konnten und wußten. Mich, ich gesteh es unverhohlen, wenn ich mir den Contrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser Kinder der Natur, und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein Schiff voll — Engländischer Seeleute fähig ist, mich wandelt dabey ein Schauder an; und es ist mir ungefehr eben so dabey zumuthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressierten und auf ihre Kunst einstudierten Französischen Gouvernante einem holden kleinen Mädchen von dritthalb Jahren liebkosen sehe.

Hr. Forſter fieng ſogleich an durch die Taheiten-Jeuſtet mit ſeinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er ſchon etliche Vögel und eine Menge Fiſche; die Farben der letzten waren, ſo lange ſie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Hr. F. auch ſogleich diesen Morgen dazu anwendete ſie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, eh ſie mit dem Leben verſchwanden. — Ich bemerke dieſen Umſtand nicht um Hrn. F. zu tadeln; er war nun einmal ein Naturalien-Forſcher und Sammler; Vögel, Fiſche und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen war ein weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, daß bey einer ſolchen Reiſe nicht auch einmal einer beſtellt wird, der keine andere Pflicht noch Beſtimmung hat, als die neuen **Menſchen** die ihm vorkommen, zu forſchen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menſchen ſind doch wohl auch Naturalien, was auch die königliche Geſellſchaft zu London davon denken mag.

Indeſſen ließ Hr. F. gleichwohl die Menſchen nicht ganz aus der Acht, und was er von ihnen ſagt, beſtättiget den liebenswürdigen Charakter, der den Einwohnern der Societäts-Inſeln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beygelegt wird, und ſie von allen Völkern der Welt unterſcheidet. Die Leute, die uns umgaben, ſagt er, hatten ſo viel Sanftes in ihren Geſichtszügen als Gefälliges in ihren Betragen — Es dauerte nicht lange, ſo kamen verſchiedene dieſer guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich ſanfte Weſen, der Hauptzug ihres National-Characters, leuchtete ſogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor — die äuſſeren Merkmale, wodurch ſie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben ſuchten, waren von verſchiedener Art; einige ergriffen unſre Hände, andre lehnten ſich auf unſre Schultern, noch andre umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunder-

wunderten ſie die weiſſe Farbe unſrer Haut, und ſchoben uns zuweilen die Kleider von der Bruſt, als ob ſie ſich erſt überzeugen wollten, daß wir eben ſo beſchaffen wären, als ſie. (*)

Man erinnere ſich aus Bougainville's und D. Hawkesworths Nachrichten, daß eben dieſe ſo ungemein ſanften Menſchen die empfindlichſten Geſchöpfe von der Welt ſind; daß es ihnen nicht an Muth fehlt Beleidigungen zu rächen, daß ſie mit ihren Waffen ſehr wohl umzugehen wiſſen, und mit einigen Völkerſchaften benachbarter Inſeln in beſtändiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte iſt alſo nicht flegmatiſche Schwäche. Dieſe höchſte Sanftheit, mit ſo reizbaren Sinnen, ſolchem Feuer der Leidenſchaften, ſo viel Herz und Unerſchrockenheit macht zuſammen den ſchönſten, menſchlichſten Geſchlechts-Charakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemals gefunden habe.

Hundertmal, wenn ich die unausſprechliche Liebenswürdigkeit der menſchlichen Natur im zweyten und dritten Jahre der Kindheit — dieſe ſo wunderbar angenehme und reizvolle Compoſition von Unwiſſenheit und Neugierde, Sorgloſigkeit und Aufmerkſamkeit, Liebe und Selbſtheit, traulicher Gutherzigkeit und äuſſerſter Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigenſinn,

(*) Das nehmliche wiederfuhr dem Herrn von Bougainville, der einige Monate nach dem Cap. Wallis, Otahiti entdeckte. — „Wir wurden von einer Menge Menſchen beyderley Geſchlechts „empfangen, die ſich nicht ſatt an uns ſehen konnten. Die „dreiſteſten faßten uns an, hoben unſre Kleider auf, um zu „ſehen ob wir eben ſo wie ſie gemacht wären — Sie wußten „nicht, wie ſie ihre Freude uns zu ſehen genug ausdrücken „ſollten.„ **Reiſe um die Welt.** S. 158. nach der Teutſchen Ueberſetzung.

genſinn, Schlauheit und Einfalt; dieſe ohne Unbefangenheit der Seele; dieſes Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls; dieſe zarte Beweglichkeit aller Sinne; dieſe lautre Reinheit jedes Naturtriebs, dieſe Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens, in Luſt und Schmerz, Freude und Betrübnis, Liebe und Haß; dieſe glückliche Dispoſition, alles Uebels, ſogleich wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, aller Beleidigungen im Moment, wie ſie aufhören, wieder zu vergeſſen; dieſe reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf ſie hat; dieſe beſtändige Aufgelegtheit ſich zu freuen, zu genieſſen; dieſes ewige Leben im Augenblick, dieſe gänzliche Verſchloſſenheit für die Zukunft; dieß nichts Böſes wollen, nichts Böſes ahnen — wenn ich, ſag' ich, das alles, in der ſo unbeſchreiblich feinen und lieblichen Miſchung, wie es in den erſten Jahren des kindiſchen Lebens ſich äuſſert, ſehe, es zu einer Zeit ſah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht ich dann: was für Geſchöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachſen, und die Vollkommenheit unſrer Natur erreichen könnten, ohne von allem, was die Kindheit ſo liebenswürdig, ſo glücklich macht, mehr zu verliehren, als, vermöge der abſoluten Nothwendigkeit der Sache verlohren gehen muß, wenn Dämmerung zum Morgen, und Knoſpe zur Blume wird!

Ich weiß, wenn ich wieder kalt bin, ſo gut als ein andrer, in welche Claſſe ein ſolcher Wunſch gehört, und was mir jeder hochgelehrte Knabe, der ſo eben ſeinen Curſum von Logik, Metaphyſik, Moral, Dogmatik, u. ſ. w. abſolvirt hat, mit dem magiſtraliſchen Ton, den ich von ſolchen Knaben ſo gewohnt worden bin, dagegen einwenden kann — Aber ich freue mich doch zu denken, daß wenigſtens der beſte und glücklichſte Theil der Bewohner der Geſellſchafts-Inſeln

lebendige Beweiſe ſind, daß die Natur in einigen kleinen Inſelchen der Südſee würklich gemacht hat, was bey mir und andern ehrlichen Wünſchern und Träumern bloßer Wunſch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freylich geht etwas, und ziemlich viel davon ab, daß Würklichkeit je ſo ſchön, ſo glänzend, ſo erwünſcht ſey als was Fee Mab (*) mit einem Schlag ihres Mohnſtengels vor unſerm innern Sinn vorbezaubert. Die Kinder von O-Tahiti ſind freylich keine Halbengel aus einer idealiſchen Unſchuldswelt — Aber, ſo wie ſie ſind, wer iſt der Menſch, der ſie nicht lieben muß? Wo die gute Seele, die ſich nicht zu ihnen wünſcht?

Herr F. war kaum in O-Tahiti angekommen, als er ſchon die Wirkungen der leutſeligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da ſie merkten, ſagt er, daß wir Luſt hätten ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichſten Gegenſtände erkundigten, oder ſie aus den Wörterbüchern voriger Reiſenden herſagten: ſo gaben ſie ſich viele Mühe uns zu unterrichten, und freuten ſich, wenn wir die rechte Ausſprache eines Wortes treffen konnten.“ — Herr F. ſetzt verſchiedenes, was jedoch aus ſeinen Vorgängern ſchon bekannt war, zum Lobe dieſer Sprache hinzu. Sie beſteht aus lauter reinen Sylben, und hat noch viel weniger Mitlauter als die Griechiſche; ſie iſt noch ſingbarer, als die Italieniſche, oder vielmehr ſie iſt an ſich ſelbſt ſchon Geſang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daß der wahre Name dieſer Inſel nicht Otaheite, (wie die Engländer ihn ſchreiben und ausſprechen) ſondern O-Tahiti ſey, und daß alſo, da die Vorſylben O und E Artikel ſind, Herr von Bougainville den wahren Namen, Taſſiti richtig

(*) S. Shakeſpears **Romeo und Julie**, erſter Act. Scene zwiſchen Romeo, Mercutio und Benvoglio.

richtig angeben; nur daß die Einwohner es mit einer leichten Aſpiration, ungefehr wie Tahiti ausſprechen.

Bougainville, in deſſen Ausdrücken von dieſer Zauberinſel und ihren Bewohnern man Schwärmerey einer verſchönernden Imagination vermuthete, hat nicht zuviel geſagt, wenn er jene als ein Paradies, und dieſe als glückliche Geſchöpfe beſchreibt. Herr F. fühlte es gerade eben ſo, und die Gemählde, die er davon macht, ſind ſehr geſchickt, auch uns etwas von ſeinem Genuſſe mitzutheilen — „Ungeachtet, der ſpäten Jahrszeit wegen, Laub und Gras ſchon durchgehends mit herbſtlichem Braun gefärbt war, ſo bemerkten wir doch bald, daß dieſe Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reitzen verlöhren. — Wir befanden uns in einem Walde von Brodfruchtbäumen, auf denen aber bey dieſer Jahrszeit keine Früchte mehr waren; und beym Ausgang des Gehölzes ſahen wir einen ſchmalen von Gras entblößten Fußpfad vor uns, vermittelſt deſſen wir bald zu verſchiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherley Buſchwerk halb verſteckt lagen. Hohe Cocos-Palmen ragten weit über die andern Bäume empor, und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Piſang prangte mit ſeinen ſchönen breiten Blättern, und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine ſchattenreiche Art von Bäumen, mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Aepfel, die den würzhaften Geſchmak und Saft der Ananas hatten. Der Zwiſchenraum war bald mit jungen Chineſiſchen Maulberbäumen (*) beſetzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hieſigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verſchiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen beſetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der

(*) Morus papyrifera.

Brodfruchtbäume, auf der Ebne umher, und waren mit mancherley wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart, und die Reinlichkeit derſelben ſtimmte mit der kunſtloſen Schönheit des um ſie herliegenden Waldes überaus gut zuſammen. — Sie beſtanden, mehrentheils, nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfoſten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu ſeyn — (glücklicher Beweis, daß die Einwohner weder Schirm vor der Unaunſt der Witterung und des Klima, noch die mindeſte Verwahrung gegen einander ſelbſt vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte ſah man eine kleine Gruppe von Leuten, die ſich ins weiche Gras gelagert hatten, oder mit kreuzweis über einander geſchlagnen Beinen beyſammen ſaßen, und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige ſtanden bey unſrer Annäherung auf, und folgten dem Haufen, der mit uns gieng; viele aber, beſonders Leute von reifſerem Alter, blieben unverrückt ſitzen, und begnügten ſich uns im Vorübergehen ein freundſchaftliches Tayo! zuzurufen. Da unſre Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen ſammelten, ſo waren ſie ſehr emſig dieſelben Sorten zu pflücken und herbeyzubringen, die ſie von uns hatten abbrechen ſehen (ein wahrer Zug von Kindheit). Es gab auch in dieſen Plantagen in der That eine Menge von allerhand wilden Arten, die untereinander in jener ſchönen Unordnung auffproßten, die über das ſteiffe Puzwerk künſtlicher Gärten immer unendlich erhaben iſt — Vornehmlich fanden wir verſchiedene Grasarten die, ohnerachtet ſie zarter und feiner als unſre nördlichen waren, dennoch, weil ſie im Schatten wuchſen, ein ſehr friſches Anſehen hatten und einen weichen Raſen ausmachten. Sie dienten zugleich das Erdreich feucht zu erhalten, und ſolchergeſtalt den Bäumen Nahrung zu verſchaffen, die auch ihrerſeits im vortreflichſten Stande waren. Mancherley kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und ſangen ſehr angenehm,

König Philipp.

Entschuldige es; es geschieht, um ungerechte Anmaßung niederzuschlagen.

Elinor.

Wer ist der, den du einer unrechtmäßigen Anmaßung beschuldigest?

Constantia.

Laßt mich die Antwort geben: Der anmaßliche König, dein Sohn.

Elinor.

Hinweg, Unverschämte; dein Bastard soll König seyn, damit du eine Königin seyn, und die ganze Welt hofmeistern könnest!

Constantia.

Mein Bette war deinem Sohn immer so getreu, als das deinige deinem Gemahl; und dieser Knabe sieht seinem Vater Gottfried gleicher als Johann dir, ob ihr gleich an Sitten einander so gleich seyd als der Regen dem Wasser, und der Teufel seiner Mutter. Mein Sohn ein Bastard! Bey meiner Seele, ich glaube nimmermehr, daß sein Vater so ächt war als er ist; es kan nicht seyn, wenn gleich du seine Mutter wärest.

Elinor.

Das ist eine feine Mutter, Junge, die deinen Vater beschimpft.

Constan-

dem Wahn zu Troz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heissen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Cocosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner saphirblauer Papagayen aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weissen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein großer Kuckuk, und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeß ein bläulichter Reyger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab, und füllte beym Ausfluß in die See unsre Fässer mit silberhellem Wasser.„ — Ich besorge nicht, daß meine Leser diese ausgeschriebne Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemählde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muß es nicht angenehm seyn, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schooskinder gearbeitet hat?

Desto verdrieslicher ist gleich darauf zu lesen, wie der Herr Capit. Cook, vermuthlich in einem Anstoß übler Seemägnischer Laune, fähig war, um eines sogenannten Diebstals willen, dessen sich einer von den beyden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Vue, von seiner kindischen Begierlichkeit verleitet, schuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieser glücklichen Wohnungen zu stören, und die trauliche Sorglosigkeit dieses Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu schrecken. O ihr hassenswürdigen Europäer mit euerm zur Unzeit angebrachten Puffendorf! —

„Was? (wendet man ein) Man hatte dem Kerl schon ohnentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverschämtheit, die Gesetze der Gastfreyheit auf eine so häßliche Art zu übertreten“ und — ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen! War es bey solcher Bewandnis des Herrn Capitains Hochwohlgebohren zu verdenken, daß Wohldersselbe „aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls“ sich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über den Kopf hinzufeuern — und als sogar der dritte Schuß nichts fruchten wollte, und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen, und nur einige der Ihrigen mit Flintenschüssen von den fremden Herren verfolgt sahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfiengen, sie durch einen Vierpfünder in Respect zu setzen; auch ihnen zu wohlverdienter Strafe und andern zum Schrecken, für Kosten, Schaden und Satisfaction, zwey doppelte Canots wegnehmen zu lassen? — O des herrlichen Europäischen Natur und Völkerrechts! — Ey, Ey, lieber Herr Forster, — wo war in diesem Augenblick ihre Philosophie? — Wie können Sie von dem jungen Menschen verlangen, daß er ihren Pufendorf und Barbeyrac gelesen haben soll? Wie können Sie sich einbilden, daß er das Messer und den zinnernen Löffel aus einer andern Ursache, als aus kindischem Instinct oder höchstens aus unbesonnenem, arglosem, Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von 2 oder 3 Jahren, weil es einen Löffel oder was sie sonst wollen, gemaust hätte, pilloriſiren lassen wollte? Der O-Tahitische Junge hier verstand wahrlich von der Moralität seiner Handlung, die Sie ein schändliches Betragen nennen, nicht mehr als das vorbesagte Kind. Das Kind und der junge Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu allem, was ihm gefällt, und weiß nichts anders, als daß die ganze Welt mit allem, was drinn ist, sein gehört. Du sollst nicht stehlen! ist ein positives

bürgerliches Geſetz, zu deſſen Beobachtung wir gezogen werden müßen. Man hat an deſſen Uebertretung in den meiſten bürgerlichen Geſellſchaften Schande und entehrende Strafen hängen müſſen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es, der Folgen wegen, nöthig war, dem findiſchen Trieb dieſes Völkchens zu ſtehlen, was ihnen anſteht, Einhalt zu thun: konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geſchehen?

Man kann ſich des Unwillens ſchwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit iſt) dergleichen Probſtückchen lieſt von dem herriſchen Betragen, das die Europäiſchen Seemänner ſich über Menſchen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen, und nur durch den Vorzug tödlicherer Waffen gezwungen ſind ſich von ihnen mißhandeln zu laſſen. Aber freylich iſt es — ihrer würdig, und ganz von Einem Stücke mit der Unverſchämtheit, womit dieſe Herren, im Nahmen ihrer allergnädigſten Könige, von jeder Inſel und Halbinſel der Südſee, auf die ſie Wind und Wetter oder Bedürfniß ſich zu erfriſchen verſchlägt, feyerlich Beſitz nehmen, ohne daß es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derſelben zu fragen, was ſie zu dieſer Beſitznehmung zu ſagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das ſind die aufgeklärten, philoſophiſchen, rechtsbefliſſenen Herren, die einen weggenommenen zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indeſſen wirkte. Die Herrn erreichten ihren groſen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein ſolches Schrecken ein, daß ſie ſich zwey dreyfache Canots (und wahrlich noch zehnmal ſoviel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen lieſſen. Freylich war nun das Vertrauen der guten Inſulaner verſcherzt — und das hatten die Europäiſchen Herrn gleichwohl noch vonnöthen

nöthen, weil sie wenigstens eben so grosen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!“ — Gleichwohl waren sie, sagt Herr F. wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor (sie hatten wohl groß Unrecht daran?) Es währete etliche Tage, bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mußte sich am Ende doch entschließen die genommnen Kähne wieder zurück zu geben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen! Herr F. versöhnt uns wieder mit sich durch ein Paar ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe nach dem Leben gemahlte O-Taitische Familienstücke, die ich nicht um das beste von Grenze geben möchte. Hier hätte der Mahler Hodges, den unsre Vorfahrer bey sich hatten, wenn etwas von Grenzens Geist in seinen Augen und in seinem Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte, als mit den reichen, idealisierten, griechenzenden Kompositionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln, aufheften will.

Die Herrn F. waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisiren gegangen. Zufälligerweise bekamen sie im Walde Gelegenheit einigen Weibern von der niedrigsten Classe, zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der faserichten Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohlaussehender Mann, bey dessen Wohnung sie vorbeykamen, lag im Schatten da, und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daß sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause,

und ſetzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er denjenigen, der ihm der Vornehmſte unter ihnen ſchien, niederzuſitzen bat. Nachdem auch die übrigen ſich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, hohlte eine Menge gebackner Brodfrucht, und ſetzte ihnen ſolche auf den Piſangblättern vor. Nächſt dieſem brachte er noch einen Mattenkorb voll Tahitiſcher Aepfel, einer Frucht, die der Ananas im Geſchmack ähnlich iſt, und nun bat er ſie zuzulangen. Die Herrn ließen ſichs wohl ſchmecken, fanden die Früchte vortreflich und die Tahitiſche Art, die Brodfurcht vermittelſt heiſſer Steine in der Erde zu backen, unendlich beſſer als ihre eigne Art ſie zu kochen; weil bey jener aller Saft beſſer beyſammen bleibt, und durch die Hitze noch mehr verdickt wird; beym Kochen hingegen ſich viel Waſſer in die Frucht ſaugt, und vom Geſchmack und Saft viel verlohren geht. Zum Nachtiſch brachte ihnen der freundliche Wirth fünf Cocosnüſſe; er öfnete ſie, goß den kühlen hellen Saft in eine reine Cocosſchale, und reichte ſie einem jeden nach der Reyhe zu. Unſre Reiſenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gaſtfreyheit dieſes Mannes ſehr eingenommen, ſchenckten ihm das Beſte, was ſie von Corallen und Nägeln bey ſich hatten, und begaben ſich nun wieder an ihre Arbeit; die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der ſchon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern weſentlichen Grunde, nicht ſehr ergiebig war. Dieſe war, wie Herr F. ſehr richtig zu urtheilen ſcheint, die hohe Kultur der Inſel O-Taiti. Wäre ſie weniger angebaut, ſagt er, ſo würde das Land, dem herrlichen Boden und Klima nach, überall mit hunderterley Arten von Kräutern wild überwachſen geweſen ſeyn, anſtatt daß itzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufſproſſen.

Bey Anbruch des folgenden Tages giengen ſie wieder ans Land, und oſtwärts den Gegenden um den Haven Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer

ansehnlicher, und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen, als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spazierten ungefehr zwey Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Cocos- und Brodfruchtbäumen fort, und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk giengen; vornemlich hörten sie die Zeugarbeiter fleisig klopfen. Gleichwohl sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein grofer Hauffen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, daß manche darüber ihr Mittagsbrod versäumten. „Doch giengen sie (sagt Herr F.) nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemal gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig; aber sie paßten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wußten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen, oder sie anlächelten, so hielten manche es für die rechte Zeit, von unserm guten Willen Gebrauch zu machen, und in einem bittenden Tone ein: Tayo, poe! (Freund, ein Corallchen?) hören zu lassen." — Ich, meines Orts, sehe in diesem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeschminkte Menschheit, wie wir sie alle Tage an unsern Kindern von zwey oder drey Jahren sehen, und auch an denen von fünf und sechs noch sehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichst beyzubringen, daß es unanständig sey, seine guten Freunde anzubetteln. Warum, übrigens die Leute von O-Tahiti die einzigen in der Welt seyn sollten, die ohne alle Rückfuht auf sich selbst gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig wären — oder mit welchem Recht diese Rücksicht auf sich selbst den Werth ihrer Gutherzigkeit in unsern Augen verringern sollte, seh' ich nicht; zumal, da Herr F. selbst hinzusetzt: wir mochten ihnen willfahren oder nicht, so brachte dieß doch niemalen eine Aenderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als vorhin. Ich dächte, dieß wäre wirklich mehr als man

eben

von den Meiſten unter den Wohlgezogenſten und Moraliſirteſten von uns Europäern ſagen kann!

W.

(Die Fortſetzung künftig.)

IV.

Anekdote.

„Tayet, Unterhofmeiſter von Heinrich dem Vierten, erzählt: Als Johanna von Albret im Begriffe geweſen, ihrem Gemahl in den Picardiſchen Krieg zu folgen, habe der König ihr Vater zu ihr geſagt: Wenn ſie ſchwanger würde, ſollte ſie die Frucht, die ſie in ihrem Leibe trüge, zu ihm bringen, um in ſeinem Hauſe zu gebähren; er ſelber wollte das Kind auferziehen laſſen, es mögte Sohn oder Tochter ſeyn. . . . Dieſe Prinzeßinn habe ſich im neunten Monat ihrer Schwangerſchaft von Compiegne wegbegeben, ſey durch ganz Frankreich gereiſt bis zu den Pirenäen, und nach vierzehn Tagen zu Pau, im Béarniſchen, angekommen. . . . . Sie war neugierig, ſagt dieſer Geſchichtſchreiber hinzu, das Teſtament ihres Vaters zu ſehen. Es war in einer großen goldnen Kapſel, woran noch eine goldne Kette war, die man fünf und zwanzig oder dreyßig mal um den Hals gewunden hätte. Sie bat ihn um die Kette. Sie iſt dein, ſagt' er, ſobald du mir dein Kind wirſt gezeigt haben; und auf daß du mir nicht ein Greinding oder einen Murrkopf zur Welt bringſt, ſo verſprech' ich dir alles zuſammen, wenn du nur während der Geburt ein Béarniſches Lied ſingſt; denn ich will dabey ſeyn. . . . Zwiſchen Mitternacht um ein Uhr, den 12ten December 1553, fiengen der Prinzeßin ihre Wehen an; ihr Vater wurde benach-

nachrichtigt und kam herunter. Als ſie ihn kommen hörte, ſang ſie das Béarniſche Lied, welches anhebt: Heil'ge Jungfrau am Ende der Brücke! Steh mir bey zu dieſer Stund (*) —. Da ſie entbunden war, hieng der Vater ihr die goldne Kette um den Hals, und gab ihr die goldne Kapſel, worinn ſein Teſtament war, und ſagte: das iſt dein, meine Tochter; aber dieß iſt mein, indem er das Kind in ſeinen weiten Schlafrock nahm, und, ohne zu warten bis man es zurecht gemacht, es in ſeine Kammer trug. . . . Der kleine Prinz wurde ſo genährt und aufgezogen, daß man ihn zu Arbeit und Beſchwerden tüchtig machte. Oft bekam er nur grobes Brod zu eſſen. Der gute König, ſein Großvater, befahl es alſo; denn er wollte nicht, daß der Enkel gehätſchelt und verleckert würde, ſondern daß er von Jugend auf ſich in Noth ſchicken lernte. Oft hat man ihn, nach der Sitte des Landes, unter den andern Kindern aus dem Schloß und Dorfe Coiratze, barfuß mit bloſſem Kopfe geſehen, im Winter ſowohl als im Sommer. . . Und wer war dieſer Prinz? Heinrich der Vierte!" (**)

Der Mann war es, der, ſo groß durch ſein Herz, und oft durch die Reizbarkeit ſeiner Sinne ſo ſchwach, ſo eiſenfeſt in Gefahren, und ſo gutmüthig gegen Freund und Feind, im Leben Sülly zum Vertrauten, im Tode Voltaire zum Sänger hatte; den bis auf den heutigen Tag ſein Volk zärtlicher liebt als Einen ſeiner Vorgänger und Nachfolger; und welchen dieſe Liebe vergöttert.

Eine Probe ſolcher Vergötterung legten die Franzoſen noch im vorigen Jahr ab. „Es wird nemlich in der Hauptſtadt der Provinz Béarn die Wiege von Heinrich dem Vierten wie eine Koſt-

(*) Notre-Dame du bout du pont, aidez moi en cette heure.

(**) Eſſais hiſtoriques ſur Paris de Mr. de Saintfoix. T. I.

Kostbarkeit aufbewahrt, und auf dem Schloße mit der größten Sorgfalt bewacht. Man bat um Vergünstigung, sie zur Ausschmückung eines Festes zu gebrauchen, welches der Wohlthätigkeit eines der Abkömmlinge dieses guten Fürsten geseyert wurde, und der Befehlshaber hielt es für billig die Bitte zu gewähren. Er ließ die Wiege in die Stadt bringen, nachdem verschiedne angesehene Bürger sich dazu verstanden hatten, daß sie bis zur Wiedergabe als Geißeln zurückblieben. Man trug sie, mit Blumenketten geziert, im Triumph durch die Gaßen, beym Getöse der Canonen, der Kriegsinstrumente, und beym Klang einer melodiereichen Symphonie. Unter den Zuschauern herrschte ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen, wie bey einer gottesdienstlichen Procession. Kein Bürger, der nicht den Hut abnahm! Viele warfen sich auf die Knie. Man setzte sie nieder unter einem Gewinde von Lorbeern, das gleich einem Triumphbogen sie bedeckte, über einer gewölbten Pforte, am Eingang in der Stadt, wo die königlichen Commissarien durch mußten. An diese geschah hier die Anrede, und sie stiegen ab, um das kostbare Denkmal näher zu betrachten." (*)

So neigten sich die Béarner vor der Wiege, worinn jener große Geist seine Kinderträume begann, worinn er der milden Vaterpflege genoß, die er als König an seinen Unterthanen zu vergelten schien.

V.

(*) Anecdotes du Régne de Louis XVI. &c. Année 1777.

V.

Fortsetzung des Auszugs aus der Johann-Bunkliade.

(Von S. 75. No. 12.)

Wittwer Bunkel trabt also (wie gesagt) nach Harrogate, in fester Zuversicht, unter der schönen Welt, die der Gesundbrunnen dahin zieht, wohl wieder eine junge Dame zu finden die eines Mannes bedürftig sey. Und wo denken wir, daß unser Heiliger die erste Bekanntschaft mit seiner künftigen vierten Frau macht? Wo anders, als auf — dem Tanzboden. Die Dame nannte sich Miß Spence, und war eine Art von Komposition, wie man diesseits des grossen Hundssterns noch keine gesehen hat; denn „sie hatte den Kopf des Aristoteles, das Herz eines ersten Christen, und die Gestalt der Venus von Medicis.„ Das heißt nun allerdings mit drey Zügen eine Halbgöttin darstellen, vor der sich sogar Lucians Panthea beugen muß; und Hr. Bunkel ist noch sehr bescheiden, daß er sie nicht auch noch, als eine zweyte Pandora, mit dem Non plus ultra aller übrigen Gaben und Vollkommenheiten der Natur und Kunst ausgestattet hat. Denn warum sollte die vierte Frau eines Mannes, wie er, nicht auch noch den Griffel Homers, den Meissel des Phidias, und den Pinsel des Apelles, führen? Bey solcher Bewandnis kann ihm dann freylich niemand übel nehmen, „daß „er nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne sich „äusserst in sie zu verlieben — und ihr seinen Antrag zu machen. Miß Spence war nicht grausam, aber sie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beissen. Wer Lust hat, lese

in

Conſtantia.

Das iſt eine feine Großmutter, Junge, die dich beſchimpfen will.

Oeſtreich.

Stille!

Faulconbridge.

Horcht dem Ausruffer.

Oeſtreich.

Wer Teufel biſt du?

Faulconbridge.

Einer der den Teufel mit euch ſpielen will, Herr, ſobald er euch und euern Ueberzug (*) allein zu paken kriegen kan. Ihr ſeyd der Haſe im Sprüchwort, der todte Löwen beym Bart zupft; ich will euch das Fell einſchmauchen, wenn ich euch kriege; nehmt euch in acht; in der That, ich will, in der That.

(*) Um dieſe und verſchiedne andre in einer der folgenden Scenen vorkommenden Spöttereyen und Grobheiten, die Faulconbridge dem Herzog von Oeſtreich ſagt, zu verſtehen, muß man wiſſen, daß dieſer Herzog mit einer Löwenhaut umhüllt auf der Bühne erſcheinen muß. König Richard hatte, wie man ſagt, während ſeinem berühmten Kreuzzug, worinn er ſeine perſönliche Herzhaftigkeit und Stärke durch eine Menge ritterlicher Thaten bewies, auch einen auſſerordentlich groſſen Löwen bezwungen, und die Haut deſſelben, zum Zeichen dieſes Sieges, nachher allezeit getragen oder bey ſich geführt. Dieſer Haut bemächtigte ſich der Herzog von Oeſtreich, nachdem er, wie bekannt iſt, den König Richard, durch Hinterliſt und Betrug in ſeine Gewalt bekommen; und ſoll, aus einer allerdings lächerlichen Praleyey, ſelbige, als eine Beute, die er einem ſo groſſen Helden wie Richard abgenommen, nach deſſen Tod allezeit getragen haben.

in unſerm Autor ſelbſt die Platitüden nach, die er ſie darüber ſagen läßt, und die Platitüden, die er ihr in ſeiner eignen, weitausgedehnten, ſteifſtädterlichen und dummernſthaften Manier, dafür zurückgiebt. Indeſſen läßt ihm Mademoiſelle Dorfmann; beſcheidet ihn zu ſich auf ihr Gut zu Cleaner, und reiſet ab. Bunkel hatte im Grunde zwar zu Harrogate nichts weiter zu ſuchen, und hätte alſo gleich mitreiſen können. Aber weil das Buch auf dieſe Weiſe bälder zu Ende geweſen wäre, als es ſeine Rechnung mit ſeinem Verleger erforderte: ſo läßt er die chriſtliche Venus mit dem Ariſtoteles-Kopf voran reiſen, und ihr ochorſamſter Diener folgt einige Tage darauf nach, verirrt ſich aber auf dem Wege zweymal — und jedesmal aus weiſen Autorabſichten, d. i. um verſchiedener Epiſoden willen, die (wie alle übrigen, aus deren ungefähr Zuſammenflickung eigentlich das Ganze dieſer unvergleichlichen Kompoſition beſteht) ohne mindeſten Schaden des Uebrigen auch hätten nicht daſeyn können.

Die erſte Verirrung bringt ihn zu einer gewiſſen Miß Wolf, mit der er im Jahr 1715 d. i. in ſeinem Knabenalter, in Irland (denn Bunkel iſt ein gebohrner Irländer) manchen Contretanz getanzt, auch Komödie geſpielt hatte, wo ſie ſeine Imoinda, und er ihr Valentin geweſen war. In dem Augenblik, wie er dieſe alte Bekanntſchaft ſo unverhofft wieder erkennt, faßt er ſie in ſeine Arme und erſtickt ſie beynahe mit Küſſen. Und ſo glücklich iſt Valentin Bunkel bey den Damen, daß Miß Wolf, „anſtatt über ſeine Ausſchweifungen „ungehalten zu werden, vielmehr über dieſen ſeltſamen Ein„fall von Herzen lacht.„ Nun erzählt jedes dem andern, wie gewöhnlich, ſeine Geſchichte; dann gehts „zu einem auser„leſenen Mittagsmahl, wobey ſich ſechs ſehr hübſche Damen „und ſechs Herren, und alſo (ſetzt Bunkel mit ſeiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzu) ihrer zwölf einfanden„ Nach dem

dem Caffe wurde erſtlich in der Karte geſpielt, und hernach Contretänze getanzt, und die reizende Imoinde war ſeine Beytänzerin. „In dieſem herrlichen Vergnügen brachte ich vierzehn Tage zu „ ruft unſer neuer Apoſtel aus — und komm uns einer von den zwölf alten der ſo was von ſich ſagen kann! Bunkel nimmt endlich von Miß Wolf Abſchied, des ernſten Vorſatzes, nun ſpornſtreichs zu Miß Spence zu reiten: aber mein Schickſal, ſagt er, führte mich einen andern Weg. Natürlicher Weiſe denkt der Leſer, das Schickſal müße dies um irgend einer erheblichen Abſicht willen gethan haben; denn man miſcht doch ſonſt die Götter nicht nur ſo für die Langeweile ins Spiel. Aber es war bloß um Bunkeln in einem Wirthshaus mit einem gewiſſen Hrn. Wincup zuſammenzubringen, der ſich ihm durch ſeine gute Laune ſowohl empfiehlt, daß er mehr trinkt, als er Willens war, und ſich alſo leicht bewegen läßt mit ihm nach Woodceſter zu gehen, um in einer luſtigen Geſellſchaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren, zehn Tage lang recht vergnüg zu leben. „Wir tranken, ſagt er, tanzten, „ſangen, ſchwazten, und dann war es Nacht. Tänze aber „waren unſre vornehmſten Vergnügen; und meine Beytänzerin war nicht allein ſchön von Geſicht und Perſon, ſondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Dies „war Miß Veyſiere von Cumberland, das theure Geſchöpf!„ — Und hier exarciſt der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daß er in ſeiner Jugend ein eben ſo fierer Tänzer geweſen als er ein toller Reuter wär. „Der „berühmte Paddy Murphy, ſagt er, gemeiniglich der kleine „Stutzer genannt, und der in Lucas Caffehauſe zu Dublin „wohl bekannt iſt — Dieſer Herr, und Langhan, ein Müller, „welche alle Nacht bey des berühmten Stretches Puppenſpiel „tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden beyde „wegen ihres vortreflichen Tanzes bewundert; jedoch übertraf

„ich

„ich ſie weit: aber gegen Miß Verſſiere konnte ich nicht auf„kommen. Ihre Schritte waren unendlich, und ſie wußte ſol„che mit einer ſolchen Behendigkeit zu machen, daß ſie ein in „der Luft tanzender Engel ſchien. Wir tanzten acht Nächte „zuſammen, und die ganze Geſellſchaft ſagte, daß wir recht „für einander gebohren wären. Sie hatte mich auch der„maſſen eingenommen, daß ich mich (des Engagements mit der „Ariſtoteliſchen Venus-Chriſtin ungeachtet) um ihre Liebe „würde beworben haben, wenn Wincup mir nicht geſagt „hätte, daß ihr Vater willens wäre, ſie einem alten Manne, „der ihr Großvater ſeyn könnte, um ein groſſes Leibgeding, „aufzuopfern u. ſ. w. —

Man möchte ſich ausſchütten über den Pinſel, der mit ſolcher Commerenthafter Spinnſtuben-Waſchhaftigkeit ſeine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt, und bey jeder Gelegenheit, wo ihn ſein eigner Charakter überraſcht, denjenigen, den er angenommen hat, ſo gänzlich vergißt, wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da ſie eine Maus erblickte. Das muß man geſtehen, dergleichen Stellen, wo man nolens volens lachen muß, giebts hier und da in dieſem Wunderbuche: aber freylich nicht über die Laune des Verfaſſers, ſondern über ſeine Dummheit, die ſo ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daß man ihm zugleich Maulſchellen geben möchte.

Am 1. Jun. 1731. Morgens um 5 Uhr nahm er von dem ehrlichen Wincup Abſchied, um nun in ganzem Ernſt zu Miß Spencen nach Cleator zu wallen. Aber das Schickſal ſpielt ſchon wieder blinde Kuh mit dem lieben Manne. Er verliehrt ſeinen Weg abermals, und kömmt — „zu einem an einem ſteilen einſamen Ort belegenen Bierhauſe, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte wo er, zu ſeiner groſſen Freude, Landeskraft, nehmlich den Irländer

Tommy Clancy antrift, der pro tempore den Wirth in dieſer kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendeſſen — (ey ſo friß!) welches aus Forellen, ſchönem Bier, und einer Schale Punſch beſtand„ — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geſchichte zwoer Dorfprinzeſſinnen bekannt, die ſich bey ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Nahmens Cock, auf einem nahgelegenen Gute aufhielten. Man kennt, beſonders aus Fieldings und Smolletts Werken die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geſchichte ſo zu erzählen, daß ſogar der, dem ſie begegnet iſt, zulezt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein Irländiſcher Dorfſchenke erzählt, und ein Irländiſcher Eipriz, wie Herr Johann Bunkel, zuhört: ſo kan man ſich vorſtellen, was aus der an ſich ſelbſt ſehr alltäglichen Hiſtorie zwoer reicher junger Mädchen und eines alten geizigen Vormunds werden muſte. Jeder vernünftige Menſch hätte darinn nichts weiter geſehen, als einen alten Vormund und ein Paar junge Mädchen, wie ſie ordentlicher Weiſe je und allezeit geweſen ſind, und ſeyn werden. Die Mädchen hätten gerne hübſche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Luſtbarkeiten, Anbeter, und (je bälder je lieber) einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund ein Mann der ſeine beſten Jahre unter Acten und Geſchäften verbracht hat, in allen dieſen Dingen, wie Salomon, nichts als Eitelkeit ſieht, und den Werth des Geldes und guter Wirthſchaft kennt — hat ſich in den Kopf geſezt, daß ein Paar leichtſinnige, unerfahrne, naſeweiſe Dirnen, nichts beſſers thun könnten, als ſich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren zu laſſen. Man ſieht, was aus ſo ſtark kontraſtirenden Charakteren folgen muß. Die Mädchen ſehen den alten runzlichten Vormund für einen Popanz, und ſich ſelbſt für ein Paar arme Prinzeſſinnen an, die in einem verwünſchten Schloſſe gefangen gehalten werden; und der erſte beſte

beſte Abentheurer, der ſich anbeut ſie zu befreyen, iſt willkommen. Aber wer würde es einem geſcheidten, geſezten Mann verzeyhen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzuſehen? — Gut! aber einem Bunkel iſt alles zu verzeyhen — oder nichts; denn er iſt Bunkel, d. i. ein Narr und ein Schuft unter Einem Hut, der je und allezeit in dem einem oder andern Charakter handelt, und ziemlich oft in beyden zugleich. Was Wunder alſo, daß er, auf die erſte Nachricht eines ſo würdigen Zeugen, wie Thomas Glaney, Wirth zur Katze und Sackpfeiffe in einem einſam belegenen Bierhauſe, alsbald den chriſtlöblichen Entſchluß faßt, dieſe verwünſchten Damen zu erlöſen, d. i. auf gut Teutſch, ſie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher ſeyn als die Trugſchlüſſe, womit uns der Menſch bereden will, dieſe nach allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen höchſt unerlaubte und ſtrafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. — Wahrlich, es giebt keine Uebelthat, die ſich, unter gewiſſen Umſtänden, nicht vermittelſt der nehmlichen Trugſchlüſſe rechtfertigen ließe. Stehlen, Ehebrechen, falſch Zeugnis geben, Kirchenraub, Giftmiſcherey, das Aergſte, mit Einem Wort, iſt, nach Bunkels Art zu raiſonniren, erlaubt, ſobald man ſich einbilden kann, daß ein guter Zweck dadurch befördert, oder einem böſen Menſchen ſein Concept verrückt werden könne. — Um die an dem alten Cok verübte Büberey vermuthlich noch mehr zu beſchönigen, macht er uns ſowohl von ſeiner äuſſerlichen Geſtalt, als von ſeinem Inwendigen die eckelhafteſte Carricatur; Kurz, Bunkel — angeblicher Nachfolger Jeſu, Apoſtel und Reformator — entführt (es ſey nun aus welchem Beweggrund) zwoo junge Mädchen ihrem rechtmäſſigen Vormund, und bewerkſtelliget eine ſo geſetzwidrige, ſchändliche That durch ein noch ſchändlicheres Mittel, nehmlich durch ein ganzes Gewebe vorſetzlichen Betrugs, deſſen Detail er uns noch dazu mit

der lotterbübischen Freude eines Kerls ohne alles Gefühl von Ehre erzählt, (*) der mit seiner Schande prahlt, und sich was grosses darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden alten Mann, durch die niederträchtigste Art von Betrügerey, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit, übertölpelt zu haben. — Bunkel würde übel dabey bestehen, wenn wir Zeit und Lust hätten, ihm in seiner Erzählung Schritt vor Schritt zu folgen. Aber wir besorgen bereits mehr Zeit an ihn verschwendet zu haben, als er werth ist; und es sind noch so viel Bunklische Thaten übrig, die wir wenigstens berühren müssen, da uns nun einmal der fast allgemeine Wunsch der Pränumeranten, die das Buch selbst unmöglich lesen können, und doch für ihre viertehalb Thaler einigen Genuß davon haben möchten, zu Verlängerung dieses Artikels verleitet hat.

Man erlaube uns also, nur noch so lange bey der saubern Entführungshistorie zu verweilen, bis wir die Mädchen wenigstens sicher unter Dach gebracht sehen. Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäßig macht, ist, daß er die beyden noch unmündigen Erbinnen, jede mit 30 Guineen in der Tasche, sechzig englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt, und nach einem kleinen Wirthshaus in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läßt er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, daß „sie ihr Frühstück, „Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit „einander verzehren. Zu Hause, setzt er hinzu, spielten „wir entweder Karten, oder wir sängen, oder ich unterhielt „sie mit meiner Flöte — u. s. w. Kurz, „die ganze dortige „Lebensart war würklich angenehm, und da die Mädchen „munter und lebhaft, und in Ansehung ihrer jungen Jahre im

(*) S. II. Th. S. 357 — 69. „Ge-

„geringſten nicht unwiſſend waren: ſo würde ich gewünſcht „haben viel länger da zu bleiben.„ Aber das wollte ſich freylich für die Mädchen nicht recht ſchicken, und er ſelbſt mußte ſein der Miß Spence gegebenes Wort halten. Ja, ſagte er, wenn das nicht geweſen wäre, ſo hätte ich gleich entweder die ſchöne Miß Tolſton, oder die noch ſchönere Miß Llandſoy (*) — (oder warum nicht lieber alle beyde? um den Seegen Abrahams über deſto mehr Heyden zu bringen —) heyrathen können — „Aber freylich (ſetzt er gleich weislich hinzu) „wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit „als Frau geſtorben wäre, ſo konnte ich nichts gewinnen, „und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt„ — Er ſah ſich alſo genöthiget den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären: er achte ſich verbunden, ſie wenigſtens an einen ſichern Ort zu bringen — und wo meynen wir daß er ſie nun hinbrachte? — Wohin anders als in ſeine Einſiedlerey Orton-Lodge — einen Ort, wo ſie wenigſtens ſicher waren, daß die böſe Welt nicht darüber afterreden konnte, weil ſie nicht — wußte, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daß Creaturen, die ſo bereit waren ſich von dem erſten beſten breitſchultrichten Landſtreicher entführen zu laſſen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Au contraire, ſie ſähen ihn als ihren Schutzengel an, (ſagten ſie) und wären bereit, ſich je eher je lieber von ihm an den ſüſſen Ort der Ruhe führen zu laſſen. Am zweyten Abend waren ſie ſchon angelangt, nachdem ſie Eine Nacht ihr Lager auf dem Gebürge im Farrenkraut hatten nehmen müſſen. Die beyden Mädel erſtaunten, als der Schutzengel ſeine Vorrathshäuſer aufſchloß, und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleiſch in Töpfen, eingemachte Sachen, und verſchiedne Getränke hervorbrachte.„

(*) So hieſſen ſeine beyden entführten Romanheldinnen.

Nun gieng wieder ein Leben à la Bunkel an, und der heilige Epikurer verdaute bis zu Ende des Junius mit diesen schönen jungen Geschöpfen sehr wohl und glücklich. „Bey „ihren schönen Gesichtern und Personen (setzt er gleich „hinzu) waren sie sinnreich, munter und einnehmend, und „versüßten mir jeden Augenblik. (Wer sollte das gedacht „haben?) Hätte ich mich bereits nicht mit Miß Syence „eingelassen, so wäre ich gewis bey diesen zwoo jungen Da„men (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, „und in ihrer Gesellschaft würde mir Ortons-Lodge ein „Eden gewesen seyn. (Ey, gar ein doppeltes Eden, Adam Bunkel!! denn der erste Adam hatte nur Ein Evgen!) „Sie waren beyde reizende Frauenzimmer. Miß Llandsoy war ein recht göttliches Mädgen.„ Bey allem dem, mußt' er der Miß Syence Wort halten. Er setzt sich also den ersten Julius auf seinen Rosinante, und reitet wieder auf Harrogäte zu; geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reyhe fürchterlicher felsichter Berge, endlich auf einen sehr schmalen Paß durch die Felsen, auf dem es so finster war als in der schwärzesten Nacht. Bunkel schikt seinen Sancho-Pansa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das so fort gehe, und „was für eine Art von Land und Ein„wohnern" hinter den Bergen sich befinde? Da aber O-Finn nach sechs Stunden noch nichts wieder von sich hören läßt, geht er ihm nach, und wätschelt beynah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden schenkeltief im Wasser. Zuletzt endigt sich dieser unlustige Pfad, wie alle unlustige Pfade unsers Abentheurers — in einer schönen blumenreichen Gegend, ungefehr zwanzig Morgen Landes groß — kurz, der Mann (nachdem er seinen O-Finn lange vergebens gesucht, endlich wiedergefunden, dann sein Mittagsmahl aus dem Felleisen gehalten, und hierauf sechs schrecklich hohe Berge hinter einander überstiegen) retirrt

sich

ſich in ein gar ſchönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrift, und gar wohlangelegte mit den ſchönſten Zwergbäumen u. ſ. w. verſehene Gärten, alles an einem gar ſchönen See gelegen, und mit gar ſchön hervorragenden Felſen überſchattet, von denen ſich in geringer Entfernung dem Hauſe gegenüber gar ſchöne Waſſerfälle in den See ſtürzen. — „Ich bin weiter in Norden und Süden „geweſen (ſagt der lügenhafte Prahler) als die meiſten Menſchen: ich bin mit Nationen umgegangen, die noch viele „Grade hinter den eiskalten Lapländern leben: ich habe „unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heiſſen „Himmelsgegend verſengt werden: aber in keinem Theile „der Welt hab ich etwas ſo ſchönes und rührendes als dies „Ganze war, geſehen!„ — Aber freylich wäre dies Ganze weder ſo ſchön noch ſo rührend geweſen, wenn Hr. Bunkel, indem er durchs Stubenfenſter guckte, nicht eine ſchöne junge Dame ſitzen geſehen hätte, die ein muſicaliſch Buch in der Hand hatte, und gar meiſterlich ſang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat; und auf einmal beſann er ſich, daß er dieſe hübſche Mädchen ſchon anderswo geſehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten ſie noch eine Mutter. Seines Bleibens in dieſem Hauſe konnte alſo nicht länger als drey Tage ſeyn. Sodann beſtieg er wieder ſeinen Gaul, reiſete den 5ten Jul. bey dem Mönch Fleming in ſeinem Hauſe in Richmond-Shire; ritt von da nach einem Cartheuſerkloſter, an deſſen einſame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gaſtfreyen Söhnen des heil. Bruno mit guten Fiſchen, gutem Brod, Wein, (ob gut oder ſchlecht, hat er uns zu ſagen vergeſſen) vortreflichen Früchten und ſchönen Gartengewächſen bewirthet. Den 8ten Jul. reiſete er weiter, und gelangte endlich, wo Cumberland und Northumberland an einander gränzen, in der Gegend von

Wardrow, gegen Nordweſt von Thielwall-Caſtle, zu einer wunderbaren Schwefelquelle, und von da zu der Hütte einer beynah eben ſo wunderbaren Art von Einſiedler, des einzigen Bewohners dieſer höchſtwilden Gegenden. Er hieß Claudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der „Welt unglücklich geweſen war, und ſich nach dieſen Elyſäiſchen Feldern begeben hatte, um ſeine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen.“ Dieſer Mann bewirthete unſer theures Rüſtzeug mit einer vortreflich eingeſalznen Forelle, Zwiebak, ſchönen Früchten, und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nöſel Rum und etwas Cremor Tartari einen guten Punſch zu machen, und redete dabey als ein Mann, der Verſtand, Erziehung und aufgeräumtes Weſen hat. Als die Punſchſchale geleert war, wiſchte Bunkel ſein Maul und zog ſeine Straße; der Einſiedler aber ſchenkte ihm noch eine Handſchrift auf den Weg, die Regel der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung, betittelt — wovon uns Bunkel ſofort das Wichtigſte in einem Auszug mittheilt. Leſe wer mag und kann das platte wortreiche Locus-Communis-Gewäſche und Schul-Exercitium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Menſch zweifelt, und den ekelhaften Pot-Pourri der ſchon zehnmal aufgewärmten Socinianiſchen Meynungen über Chriſtenthum, Geheimniſſe, Dreyeinheit, Erlöſungswerk, u. ſ. w. Man ſchläft freylich bald genug darüber ein; aber wenigſtens iſt es keines von den angenehmſten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wiſſen nicht warum, von Knaresborough nach Harrogäte zurük, und findet da einen alten Brief von Miß Spence an ihn, worinn ſie ihn erſucht ſie nach London zu begleiten, und zu dem Ende ſeinen Weg über Weſtmoreland zu der Cheſter Landſtraſſe zu nehmen. Dieſer Brief ſetzte ihn in Verwunderung. Ja, theure Seele,

Blanca.

O wie wohl ſtuhnd dem dieſer Löwen-Rok an, der dem Löwen dieſen Rok abzog!

Faulconbridge.

Er ligt ſo ſtattlich auf ſeinem Rüken, als des groſſen Alcides Löwenhaut auf dem Rüken eines Eſels; aber, Eſel, ich will euch dieſe Laſt von euerm Rüken abnehmen, oder euch noch eine auflegen, davon euch die Schultern krachen ſollen.

Erz-Herzog.

Was für ein Schwärmer iſt das, der unſre Ohren mit einem ſolchen Uebermaaß von vergeblichem Athem betäubt? König Philipp, entſchlieſſet euch ohne längeres Zaudern, was wir thun wollen.

König Philipp.

Weiber und Narren, brecht eure Conferenz ab. König Johann, hier iſt mein Vortrag in wenig Worten: England, Irrland, Anjou, Touraine und Maine fordre ich im Namen des jungen Arthurs von dir; willt du ſie abtreten, und die Waffen niederlegen?

König Johann.

Eher mein Leben -- Ich biete dir Troz deßhalb, Frankreich. Arthur von Bretagne, begieb dich in meinen Schuz, und ich will dir aus Liebe mehr geben, als der fei-

ſagt er, ich werde über Weſtmoreland meinen Weg nach London nehmen! Er ſteigt alſo Morgens um 4 Uhr zu Pferde und trift Abends um 6 Uhr zu Cleator ein — „nachdem ich, „ſagt er, des Tags 75 Meilen zurückgelegt, nehmlich

„von Harrogate nach Knaresborough	8	Meilen.
„von da nach Catarie	11	—
„von Catarie nach Gretabridge	15	—
„von Gretabridge nach Bows	6	—
„von Bows nach Brugh in Weſtmoreland	12	—
„von da nach Kirkby Steven bey Whartonhall	6	—
„von Kirkby Steven nach Cleator	6	—
„und alſo zuſammengerechnet	75	Meilen.“

Hat man je gehört, daß ein Biograph ſeines eignen Lebens die Welt umſonſt und um nichts, ſogar mit Auszügen aus ſeinem Poſtbuche regaliert hat? Aber vermuthlich meynte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns ſeinen albernen Roman deſto leichter für würkliche Geſchichte aufzuheften. Er findet nun endlich die ſo lange im Nebel geſuchte Miß Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieſer Dame über ſeine Perſon ertheilt, und alle die Flaſchen Wein, die er mit ihrem Vetter austeert — einem alten Geiſtlichen, den er ſehr lieb gewinnt „weil er ein eyfriger „Anhänger des Durchlauchtigen Hauſes Hannover zu ſeyn „ſchien“ — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von beſagter ſeiner geliebten Maria meldet, — als, von ihrer Stärcke im „keſen, Reiten, Fiſchen, in der Geſchichte und Mathematik, „beſonders in der Rechnung der Fluxionen, u. ſ. w. vor allem aber ihrer Stärcke im Chriſtlichen Deismus, als dem großen Eins iſt Noth unſers neuen Evangeliſten — wir übergehen all dieſes, um unſern Leſern die intereſſante Nachricht zu geben; daß Hr. Bunkel „mit dieſem vortreflichen jungen Frauenzimmer, „und ihren zwey Bedienten, nemlich ihrem Lackey und ihrer

„Cammerjungfer, den 31. Jul. von Cleator abreiſete, den „10 Auguſt ſehr wohl mit ihnen zu London ankam, und den „letzten Tag dieſes Monats die Ehre und das Glück „hatte mit dieſer Dame verehlichet zu werden.

Und nun, liebe Leſer, ſchaut auf! und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächſte Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weiß! — „Der Menſch handelt „weiſe, ſagt er, der ſich ſowohl auf ſeinen als ſeiner Freunde „Tod vorbereitet.“ „Schon am Morgen, als ich mich mit „der ſchönen und ſinnreichen Miß Spence ehlich verband, „ſtellte ich mir den Verluſt als möglich vor, und entſchloß mich, „wenn er über mich verhängt würde, durch dieſe Widerwär„tigkeit eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit in mir „würcken zu laſſen.“ — Nun ſehe man einmal, wie klüglich der Mann daran gethan hatte — denn Sie ſtarb, noch eh ein halbes Jahr verfloß — an einem bösartigen Fieber, deſſen Geſchichte nebſt der Art, wie ſolches von vier berühmten Aerzten behandelt worden, er uns umſtändlich mittheilt; auch am Ende weitläuftig und kunſtmäßig darthut: daß, wenn die Herren bey der kranken Frau in Zeiten zur Aderläß geſchritten, und ihr anſtatt der verderblichen Alexipharmacorum die Conſerva lunulae in emulſione ex ſemine fr. cum Amygd. in aqua hordei gegeben hätten, ſie ohne Zweifel mit Gotteshülfe glücklich entiert worden wäre. Warum er aber dieſen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis ſie todt war, davon ſagt er uns kein Wörtchen. Genug, ſie war nun todt, und Bunkel ließ (wie er ſagt) Natur, Gnade und Zeit das Uebrige thun, die Wunde zu heilen. Sollte ich (ſetzt der lüſterliche Burſche hinzu) den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat? Ja ich will! — Und ſo geht er dann, nachdem er ſeine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde beſtattet, „wieder in die Welt, „ſich aufzumuntern, und noch einmal ſein Glück zu verſu„chen.“

„chen.“ Dießmal geht der Weg nach London. Unterwegens macht er zu Nottingham im Wirthshaus mit einem gewiſſen dünnen Menſchen, Namens Mr. Ridbel Bekanntſchaft, der ihm eine gar hübſche Vorleſung über die Diät ſchwindſüchtiger Leute, und über Chymie, Alchymie, Spiesglas, Wismuth, Zink, Arſenicum und Gold hält, auch ſeine Erzählung „mit einer — moraliſchen Anwendung (im Geſchmack der Bänckelſängermoral: Ihr lieben Chriſten insgemein, wenn wollt ihr euch verbeſſern?) beſchließt. — Bald darauf geräth unſer Wanderer wieder in eine ſehr ſtattliche Gegend, wo er auf einen Herrn von vierzig Jahren, Namens Monkton ſtößt, der ihm ein Nachtquartier auf ſeinem Landaut anbeut. Bunkel iſt kein Mann, eine ſolche Gelegenheit zum Eſſen und Trinken von der Hand zu weiſen. Herr Monkton führt ihn alſo in ſein Haus, und giebt ihm eine ſchöne Mahlzeit. „Nach „dem Eſſen tranken wir noch ein Paar Flaſchen, ſagt Bunkel, „redeten von tauſend Sachen (das mag ein ſchönes Salmi„ſondo geweſen ſeyn!) und begaben uns darauf zur Ruhe.“ Die beyden Herren nahmen einander ſo gut an, daß Bunkel ſechs Tage da blieb, und Herrn Monkton etliche Dutzend Flaſchen leeren half. Dieſer Herr Monkton war würklich ein merkwürdiger Mann — wie unſre Leſer aus ſeiner kurzen Ehſtandsgeſchichte, die uns Meiſter Bunkel mittheilt, zu erſehen belieben werden. — Herr Avery Monkton, ein langer und ſehr ſchmaler Mann, bewirbt ſich in ſeinem fünf und zwanzig Jahr, um ein ſchönes Frauenzimmerchen, in die er ſich verliebt hat. Er hat große Mühe, ſie endlich vermittelſt eines ſtarken Witwengedings dahin zubringen, ſich in das H. Sacrament der Ehe mit ihm zu begeben; „denn ſie hatte ſich ſteif in den „Kopf geſetzt, daß die chriſtliche Vollkommenheit in einem „jungfräulichen Leben beſtehe.“ Indeſſen gieng es drey ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weiſe —

zu erkennen, (*) und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre ſo zugebracht, könnten nur Minuten ſeyn — als es ſich begab, daß er in Geſchäften eines Morgens früh nach der Stadt reiſen mußte. — Leider! ſehen unſre werthen Leſer ſchon voraus, was weiter kommen, und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergeſſen hatte, mußt' er wieder umkehren, und machte ſich ſogleich einen groſſen Spaß aus dem Gedanken, ſeine geliebte Hälfte, die er in ſüſſem Schlafe anzutreffen hofte, auf eine angenehme Weiſe zu überfallen. „Ich kam durch die Thüre des Waſch-„hauſes hinein, fährt der liebe Hahnrey fort, gieng leiſe nach „meiner Stube, faßte das Schloß ſanft an, und wollte, wenn „meine Zauberin ſchlummerte, dieſem Abgott meines Her-„zens einen Kuß geben. Aber da ich die Thüre öfnete, ſah „ich — Nun? Leſer und Leſerinnen! Was meynen ſie, daß der Mann ſah? Sie errathen die Sache; aber ich ſetze alles daran was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchſt deli-cate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiß, um uns eine ſo ärgerliche Sache auf eine ſittſame und feine Art zu verſtehen zu geben — „ſah ich — einen Mann „an der Seite des Bettes, und — meine zärtliche getreue „Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte.“ — Das war nun freylich eine Viſion, die ſogar einen Bunkel, mit allen den moraliſchen und bibliſchen Sprüchen, womit er ſich in der Noth ſo gut zu helfen weiß, hätte ſtutzen machen können. „Ich gerieth in die äuſſerſte Beſtürzung — aber nicht „in Wuth, ſagt Herr Corniſh: ich ſagte bloß: iſt das Louiſe, „die ich ſehe? und ſchmiß die Thüre zu. Ich gieng ſogleich „die Treppe herunter, und denſelbigen Weg wieder hinaus, „den

(*) Wir können's unſern jungen Autoren nicht genug empfeh-len: um ſchreiben zu lernen, brauchen ſie nichts als Bun-kels Vortrag und Styl zu ſtudieren. Neologiſch iſt er gewiß nicht, das wird ihm niemand nachſagen!

„den ich hereingekommen war — und von der Zeit an hab' ich „meine Frau niemals wieder geſehen." — Eine gar feine Hiſtoria — in ein Leſebuch für Handwerckſburſche und Waſchnomſen! O Bunkel! Bunkel! — Und o! was ſollen wir von Dir ſagen, preißwürdiger, hochverdienter Herausgeber und Verleger eines ſo angenehmſt-ſeltſamſten, ſo erhaben-ſonderbaren, ſo erbaulichſt-lehrreichen Original-Werkes?-- Und was von dir, treufleiſſiger Ladenjunge, der du durch eine ſo würdige Ueberſetzung eines ſolchen Operis der Welt ſchon in deiner zarten Jugend ogzeigt haſt, was ſie von einem Gankopf und drey Schreibfingern, wie die deinigen, dereinſt noch zu erwarten hat!

W.

(Der Beſchluß dieſes Artikels nächſtens.)

VI.

Kunſtſachen.

Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht, daß wir Ihnen bey der erſten Anzeige der teutſchen Ausgabe von D. Förſters Reiſe um die Welt (No. 6. S. 294.) zugleich angekündigt haben, daß die Verleger dieſes Werkes willens ſeyen, die ſämtlichen Kupfer, welche die Engliſche Admiralität zu dieſer zweyten unter Anführung des Cap. Cook unternommenen Reiſe um die Welt ſtechen laſſen, von dem berühmten Berliniſchen Künſtler Herrn Daniel Berger getreulich den Engliſchen Originalen nachgeſtochen, und unter ſeiner Aufſicht abgedruckt, beſonders zu liefern, in ſo fern ſich eine genugſame Anzahl Intereſſenten dazu finden würden. Da wir gegenwärtig ein Exemplar des

Engli-

Englischen Originals, von den beſten Abdrücken, vor uns haben: ſo ſehen wir uns im Stande, und glauben unſern Leſern dadurch einen nicht unangenehmen Dienſt zu thun, von dem Inhalt und der Beſchaffenheit dieſes Kupferwerkes einige nähere Nachricht zu geben.

Es beſteht ſolches aus 37 größern und kleinern Platten, welche, nach den Originalzeichnungen des Mahlers, Wilhelm Hodges (der bekanntermaßen dieſe Reiſe um die Welt mit gemacht) von verſchiednen Meiſtern, nemlich dem Herrn Pouncy, Lerperniere, Michel, Walle, Hall, Sherwin, Caldwall, Byrne, Woollet, Bartolozzi, Smith, Baſire, und Tellia-med, geſtochen worden; und zwar (bey ſo verſchiednen dazu gebrauchten Händen) nicht von gleicher Güte, doch zum Theil ſehr ſchön, und mit großem Verſtändnis des Effects gearbeitet ſind. Das, was ſie vorſtellen, ſind theils Landſchaften aus den neuentdeckten Ländern, theils Geſichtsbildungen, Trachten und Kunſtwerke der Einwohner, theils Begebenheiten, die ſich auf gewiſſe Stellen der Geſchichtserzählung dieſer Reiſe beziehen. Wir werden ſie aber nicht nach dieſen drey Rubriken, ſondern in der Ordnung anzeigen, wie ſie in dem vor uns liegenden Hefte auf einander folgen.

No. 1. Ein Seeproſpect auf einige von den Eilandeln, welche Herr Cook über den 50 Grad Südlicher Breite angetroffen. Vorzüglich ſchön gearbeitet.

2. Die Familie, welche unſre Seefahrer in der Neuſeeländiſchen Duskybay kennen lernten, und deren ſich die Leſer aus unſerm Auszuge (No. 8. S. 157. 58.) erinnern können. Es iſt ein ſtehender Mann, auf eine Art von Keule geſtützt, und zwoo Frauensperſonen; die eine mit einem langen Speer in der Hand neben ihm ſtehend; die andre, nach Art der Wilden, auf dem Boden hockend, mit einem Kind auf dem Rücken,

woron bloß der krauslockichte Hinterkopf aus ihrem Mantel hervorguckt. Dieſe Figuren entſprechen der Beſchreibung ganz wohl, die Herr Forſter an angezognem Orte von den Originalen macht.

3. 4. Zween Köpfe, wovon der erſte einen andern Neuſeeländiſchen Mann, den ſie auf ihrer Rückreiſe von den Societäts Inſeln nach Charlotten-Sund kennen gelernt, und der andere eine Neuſeeländiſche Schöne, vorſtellt. Beyde, dem Anſehen nach ſehr charakteriſtiſch, und nicht ungeſchickt, die Meynung zu bekräftigen, daß in dieſer Nation eine Naturanlage ſey, die durch die Ausbildung viel gewinnen würde.

5. Die Inſel O-Tahiti, wie ſie ſich von der Südoſtſeite in einer gewiſſen Entfernung vom Lande dem Mahler darſtellte, nebſt verſchiednen Fahrzeugen der Einwohner ꝛc. Dieſem folgen einige Bruſtbildniſſe verſchiedener von den merkwürdigſten Perſonen, welche unſre Seefahrer in O-Tahiti, und Rajetea, einer andern von den Societätsinſeln, kennen gelernt; und zwar

6. Otoo (O-Tu) König von dem größern Theil der Inſel O-Tahiti. Er war (ſagt Herr Förſter) der größte Mann auf der Inſel; denn er maß völlige 6 Fuß, 3 Zoll. Er hatte ſtarke, wohlproportionierte Gliedmaßen, und war im Ganzen eine ſchöne Figur. Ohngeachtet ſich etwas Finſtres und vielleicht Schüchternes in ſeinem Anſehen fand: ſo leuchteten doch Majeſtät und Verſtand daraus hervor; auch fehlte es ſeinen lebhaften ſchwarzen Augen gar nicht an Ausdruck. Er hatte einen ſtarken Knebelbart, der gleich dem Unterbart und dem ſtarken lockichten Haupthaar pechſchwarz war. „Das Bild entſpricht dieſer Beſchreibung ſehr wohl. Die Art, wie ſein Haupthaar gewachſen iſt, welches einer überall gleich dickge, kräuſelten Perüke ziemlich ähnlich iſt, hatte er mit ſeiner ganzen Familie gemein.

7. Teinai

7. Teinai Mai, eine junge Frauensperſon von Stande aus der Inſel O-Raietea, (*) deren erſte Bekanntſchaft unſre Reiſenden bey Gelegenheit eines Hiwa, oder Ballets machten, welches ihnen Orea, Befehlshaber über einen Diſtrikt dieſer Inſel, gab, und wovon die ſchöne Tochter dieſes Mannes, und eben dieſe Teinai-Mai die Tänzerinnen waren. Sie war eine lange wohlgebildete Frau, von vorzüglich ſchönem Geſicht und Farbe. Herr Hodges zeichnete ſie bey einem Beſuch, den Ulu-ruh, König von Raiatea, bey Herrn Cook abſtattete, wo ſie ſich unter den Frauenzimmern ſeines Gefolges befand. „Ihr langes „unverſchnittnes Haar, (ſagt Herr F.) war mit einem ſchma„len Streiff weiſſen Zeuges nachläßig durchflochten, und fiel „in natürliche Locken, ſchöner als die Fantaſie eines Mahlers „ſolche je geformt hat. Ihre Augen blickten voll Feuers und „Ausdrucks aus dem rundlichen Geſicht hervor, über welches „ein angenehmes Lächeln verbreitet war. Herr Hodges ſuchte „ſie abzuzeichnen, ihre Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit aber mach„ten's ihm ſehr ſchwer, ja ſchier ohnmöglich. Es iſt alſo „kein Wunder, daß es ihm mit dieſem Bildnis nicht ſo gut als „ſonſt geglückt hat. So meiſterhaft daſſelbe auch von Herrn „Sherwin in Kupfer geſtochen iſt: ſo bleibt es dennoch unend„lich unter der Delicateſſe des reitzenden Originals." — dieß iſt allerdings um ſo mehr zu beklagen, da dieſes Bild das einzige iſt, das uns Herr Hodges von den vielen in der Reiſebeſchreibung angeprieſenen Tahitiſchen und Raiateiſchen Schönheiten geliefert hat. „Indeſſen (ſetzt Herr F. hinzu) könne man es doch „als eine Probe von der gewöhnlichen Geſichtsbildung dieſer „Inſulaner gelten laſſen, und nach demſelben ſich einen ziemlich „richtigen Begriff von einem zehnjährigen Tahitiſchen Knaben „machen." — Wenn man das offenbar verfehlte im Blick der Augen

(*) In der Hawkesworthiſchen Beſchreibung von Cooks erſter Reiſe wird ſie unrichtig Ulietea genennt.

Augen, und im Umriß des Geſichts, in Gedanken nach der Forſteriſchen Beſchreibung verbeſſert, und ſich das über das ganze Geſicht ausgegoſſne Lächeln hinzudenkt, ſo könnt' es der Kopf einer Grazie ſeyn. Itt möcht' es kein unfeines Modell zu einer jungen Fauna abgeben.

8. Patatow (Potatau) ein Befehlshaber des Diſtrikts Attahuru auf Groß-Tahiti, deſſen in der erſten Reiſe des Cap. Cook (2. Band S. 169. der Hawkesw. Geſchichte) nicht zum Beſten gedacht iſt. Hr. Forſter macht uns hingegen ein ſehr edles Bild von ihm. Potatau, ſagt er, war Einer der gröſten Männer, die wir auf der Inſel geſehen hatten, dabey ſo ſtark von Gliedern, daß ſein Schenkel völlig ſo dick war, als unſer ſtärkſter Matroſe im Leibe. Dabey waren ſeine Geſichtszüge ſo voller Sanftmuth, Schönheit und Majeſtät, daß Hr. Hodges ſich gleich daran machte, nach ihm, als einem der edelſten Modelle in der Natur, zu zeichnen. — In der That däucht uns der Kopf, den wir hier vor uns haben, ein Patriarchen-Kopf, der der ſchönſten Raphaelſchen Kompoſition Ehre machen würde — und doch ſcheint er unter Hrn. Hodges Händen eher verlohren als gewonnen zu haben.

9. O-Hedidee, Ehedidi auch Maheine genannt, „ein O-Puriſcher ſchöner Jüngling von ungefehr 17 Jahren, ſeiner Farbe und Kleidung nach von guter Herkunft, und dem zufolge, was er nachmals von ſich ſelbſt erzählte, ein Verwandter des Königs von Borabora, O-Puni, der ſich vor kurzem die Inſeln Taha und Rajetea unterwürfig gemacht hatte.„ Dieſer junge Menſch war durch nichts abzuhalten, den Cap. Cook auf ſeiner fernern Reiſe zu begleiten, und er gab auf dieſer Reiſe mancherley Proben der feineſten Sinnesart und des edelſten Herzens. Wir behalten uns vor, unſre Leſer in dem Verfolg unſrer Auszüge aus der Forſterſchen Reiſegeſchichte bekannter mit ihm zu machen. In dem Bildnis, das uns Hr.

Hodges von diesem edeln, zarten Jüngling gegeben, findet sich eine Reinheit der Form, eine Offenheit und Empfänglichkeit des Sinnes, und einen Ausdruck von Gutherzigkeit und Wahrheit, die beym ersten Blick für ihn einnehmen.

10. Odiai, ein andrer junger Mensch aus Tahiti, von der niedrigsten Classe, aber seinem Herzen nach von der besten Menschenart. Er drang sich dem Cap. Cook auf, die Reise nach England mit ihm zu machen, wo er sich bekanntermaassen etliche Jahre aufgehalten hat, und ist nun auf Cap. Cooks dritter Reise wieder in sein Vaterland zurückgeführt worden. Wir werden anderswo Gelegenheit haben, mehr von ihm zu reden. Forster versichert, daß ihnen auf allen Societätsinseln wenig Gesichter vorgekommen, die nicht schöner gebildet gewesen als das seinige. „Dem ungeachtet hatte er ein gefühlvolles Herz, und einen offnen Kopf, der bald etwas begriff: war dankbar, mitleidig, lebhaft, aber auch flüchtig.„ — Sein Bildnis scheint all dieses zu bestättigen. Man kann ihn nicht ansehen, ohne sich auf sein ganzes Leben einen solchen Menschen — zum Bedienten zu wünschen.

11. Die Flotte von Tahiti, zu Oparre versammelt — ein ziemlich gleichgültiges Stück, da die Gestalt der Tahitischen Fahrzeuge schon bekannt genug ist.

12. Ein Tupapau, oder Begräbnisgerüste, mit der Vorstellung des vornehmsten Trauermanns in seinem Ceremonien-Habit.

13. Fahrzeuge aus den freundschaftlichen Inseln, Eaurike, und Tonga-Tabu, ehemals von Tasman, der sie im Jahr 1643. entdeckte, Middelburg und Amsterdam genannt.

14. Landung auf der freundschaftlichen Insel Middelburg. Eine feine Composition, in Le Bruns Geschmack, aber zum Unglück ein bloßes Spielwerk der Imagination und Kunst des

Hrn.

ge Arm von Frankreich jemals für dich gewinnen kan. Ergieb dich, Junge.

Elinor.

Komm zu deiner Groß-Mama, Kind.

Conſtantia, (indem ſie eine kindiſche Art zu reden affectirt.)

Thu's, Kind, geh zu Groß-Mama, Kind. Gieb Groß-Mama Königreich, und Groß-Mama giebt dem Kind ein Zukerchen, eine Kirſche, eine Feige; es iſt eine gute Groß-Mama.

Arthur.

Meine liebe Mutter, gebt euch zufrieden ꝛc. ich wollt', ich läge tief in meinem Grab; ich bin nicht werth, daß man ſoviel Lerms meinetwegen mache.

Elinor.

Seine Mutter beſchämt ihn ſo, der arme Junge, er weint.

Conſtantia.

Das Unrecht, das ihm ſeine Großmutter zufügt, nicht die Schande die ihm ſeine Mutter macht, zieht dieſe den Himmel rührenden Perlen aus ſeinen armen Augen, die der Himmel als ein Schuzgeld annehmen wird; ja mit dieſen Thränen wird ſich der Himmel gewinnen laſſen, ſich ſeines Rechts anzunehmen, und euch zur Straffe zu ziehen.

Hrn. Hodges, ohne alle Treue und Wahrheit — wie beym ersten Anblick jedem in die Augen fällt. „Der Vorwurf (sagt Hr. F.) den man denen zu Cap. Cooks erster Reise gestochnen Kupfern, mit Recht gemacht hat, daß sie, statt Indianischer Gestalten, nur schöne Figuren vorstellten, die, sowol der Form als Drapperie nach, im Geschmack der Antiken gezeichnet wären: eben dieser Vorwurf trift auch diese Kupfertafel. Ja man sollte fast glauben, Hr. Hodges habe seine nach der Natur gemachte Original-Skizze verlohren, und hernach eine bloß idealische Zeichnung aus seiner Fantasie entworfen. Denn Kenner finden in dieser Platte Griechische Contoure und Formen, dergleichen es in der Südsee nie gegeben hat, und bewundern ein schönes fliessendes Gewand, das Kopf und Körper bedeckt, da doch in dieser Insel die Frauensleute Schultern und Brust fast niemals bedecken. Die Figur eines alten ehrwürdigen Mannes mit einem langen weissen Barte ist sehr schön; nur gehörte sie nicht nach Ea-Urhe, wo die Männer den Bart nicht wachsen lassen, sondern ihn mit Muschelschalen kurz zwicken.„ —

15. Otago, oder Attaha (Attagha) wie ihn Hr. F. nennt, ein Mann von Ansehn aus der freundschaftlichen Insel Tonga-Tabu — das einzige wahre Bildnis, das uns einigen anschauenden Begriff von diesem Volke geben kann, dem Hr. F. so viele Vorzüge vor dem von Tahiti beylegt. Ungeachtet der Schwierigkeit, diesen Indianer eine kurze Zeit zum Stillsitzen zu bringen, gerieth doch (wie F. versichert) die Zeichnung sehr gut. Hr. Hodges hat die Stellung gewählt, da Attaha einen eisernen Nagel, den man ihn geschenkt, zum Zeichen der Danksagung über den Kopf empor hält. — Hätte uns doch dieser geschickte Mahler, statt jenes leidigen historisch seyn-sollenden Lügenwerks, das so ganz und gar keinen Werth noch Nutzen hat, mehr solche Abbildungen einzelner Personen eines so liebenswürdigen Volkes gegeben!

16. Ein Begräbnis-Platz in der Insel Tonga-Tabu. Eines der angenehmsten und sonderbarsten Landschaftsstücke in dieser Sammlung.

17. Eine Gegend der Insel Rotterdam, oder Anamoka.

18. Alte Monumente oder Ruinen aus der Oster-Insel, deren es ausserordentlich viele auf dieser Insel giebt. Sie scheinen einen ehmals ungleich blühendern Zustand dieser Insel zu beweisen, welche vermuthlich durch Erdbeben und Vulkanische Ausbrüche zu ihrem gegenwärtigen entvölkerten und elenden Zustand herabgekommen ist.

19. 20. Eine Weibs- und Manns-Person aus der Oster-Insel. Traurige Geschöpfe!

21. Die Resolution-Bay in Marquesas.

22. Eine Weibsperson aus der Insel St. Christina.

23. Das Oberhaupt dieser Insel — eine Figur, die in einer Masquerade nicht übel paradieren würde.

24 Ein Mann aus der Insel Mallicolo. Eine fürchterliche Art menschlicher Affen.

25. Landung zu Mallicolo, einer der Neuen Hebriden.

26. Landung auf Tanna, einer andern Insel von den Neuen Hebriden. Dem Ansehen nach eine sehr idealisierte und antiquirte Komposition.

27. 28. Mann und Weib aus dieser Insel.

29. Eine Gegend derselben. Ein schönes Landschaftsstück von Woollet.

30. Landung auf einer andern der Neuen Hebriden, Erramanga genannt. Wieder feine Gruppen und Stellungen von — Athleten und Gladiatoren.

31. Eine Gegend aus Neu-Caledonien.

32. 33. Eine Manns- und Weibsperson aus Neu Caledonien. Eine beſſere Menſchenart! das Weibsbild, dem Anſehen nach, ein gutherziges, großgewachnes Kind; nicht erdrückt, aber noch ganz unentwickelt; bloßer dumpfer Sinn.

34. Eine Gegend aus der Inſel Pines.

35. Poſſeſſion-Bay in Süd-Georgien.

36. Chriſtmas-Sound in Terra del Fuego.

37. Ein (wie es ſcheint) auf der unterſten Stufe der Entwickelung ſtehender, oder vielmehr in der Knoſpe erfrorner Einwohner dieſes für menſchliche Bewohner ſo wenig gemachten Landes.

38. Das Bildnis des Capitain Cooks — ein Meiſterſtück — der Natur — des Mahlers — und des Kupferſtechers — und eines der ſtärkſten unzweydeutigſten Zeugniſſe für die Realität der Phyſiognomik, die uns jemals vor Augen gekommen ſind.

Wir haben von allen den Stücken von Nr. 21. bis 37. nicht viel mehr als die bloſſe Unterſchrift der Kupfertafeln herſetzen können, weil der 2te Band der Forſteriſchen Reiſebeſchreibung, der die Aufſchlüſſe dazu enthält, noch nicht in unſern Händen iſt.

Dieſes ſind alſo die Kupfer, wovon die Herren Haude und Spener in Berlin dem teutſchen Publiko einen Nachſtich anbieten, für deſſen Richtigkeit und Schönheit uns der Ruhm eines ſo geſchickten Künſtlers, wie Hr. Daniel Berger, hinlängliche Bürgſchaft leiſtet. Man abonniert ſich zu dieſem Werk mittelſt Vorſchuß eines Speciesducaten. Die ganze Sammlung ſoll in drey Lieferungen, von 6 Monat

nat zu 6 Monat, ausgegeben werden; und bey Empfang der letzten zahlen die Interessenten einen Speciesdukaten nach. Das Werk ist so interessant und der Preis so gering, daß wir kaum zweifeln können, daß es die erfoderliche Unterstützung finden werde.

Hier in Weimar kan man sich noch bis Ende dieses Jahres bey Hrn. Hofbuchhändler Hoffmann oder (wenn es gelegner seyn sollte) auch bey dem Herausgeber des T. Merkurs auf dieses Kupferwerk abonniren.

W.

VII.

Beylage
zum Aufsatz über J. J. Rousseau
im September des diesjährigen Teutschen Merkurs.

Aus dem *Journal de Paris* 1778. vom 16ten July.

Oper.

„Vorigen Sonntag gab man le Devin du village (von Rousseau.) Dieses reitzende Stück hat den doppelten Vorzug, daß es, unzähligemahl wiederhohlt, noch immer Zuschauer in Menge findet, die es mit Vergnügen hören, und Schauspieler, die jederzeit bereit sind es aufzuführen. Beym ersten Violin-Strich ertönte das Haus von allgemeinem Beyfall, dessen Werth die Umstände zu erhöhen schienen. Die Administration, die sich in den Wünschen des versammelten Publikums nicht irren kann . . . . . beschloß alsobald auf nächsten Sonntag eine zwote Vorstellung dieser Operette, und sah mit Zufriedenheit, wie die ersten Sänger und Tänzer (durch

(durch Uebernehmung der Rollen) ſich beiferten, in dieſem Moment Beweiſe von Ehrfurcht und Rührung zu geben.„

Vom 20ſten Julii.

„Wir ſagten neulich: dieſer berühmte Mann (Rouſſeau) habe längſt den Wunſch gehabt, Paris zu verlaſſen, und auf dem Lande zu wohnen. Diejenigen von unſern Leſern, in denen die Werke des groſſen Mannes einigen Enthuſiasmus erregten, werdens ohne Zweifel uns verdanken, wenn wir ihnen den Bewegungsgrund eines ſolchen Wunſches erzählen. Als er noch lebte, wußten wir ſchon, daß, weil mancherley Umſtände ihn verhinderten, ferner Muſik abzuſchreiben, ſeine mäßige Einnahme kaum zu ſeiner täglichen Nahrung zureichte; aber wir wußten nicht, in welchem Grade ſein Glück beſchränkt war.

Wir beſitzen gegenwärtig einen Aufſatz, ganz von ſeiner Hand geſchrieben, und von ihm unterzeichnet, vom Februar 1777, aus welchem wir dem Leſer einen Auszug mittheilen.

„Meine Frau iſt ſeit langer Zeit krank, und der Fortgang ihres Uebels, welches ſie auſſer Stand ſetzt ihre kleine Wirthſchaft zu beſorgen, macht ihr ſelbſt, wenn ſie genöthigt iſt im Bette zu bleiben, die Pflege andrer nothwendig. Bisher hab ich in allen ihren Krankheiten ihrer gewartet und gepflegt; aber das Alter geſtattet mir die Erweiſung ſolcher Dienſte nicht mehr. Uebrigens geht die Haushaltung, wie klein ſie iſt, nicht von ſelbſt; man muß auſſerhalb die nöthigen Speiſen einkaufen und zubereiten; man muß im Hauſe für die Reinlichkeit ſorgen.(*) Da ich allein nicht alles dieſes verrichten konnen, ſo hab' ich verſuchen müſſen, meiner Frau eine Magd

(*) Zu dieſer Stelle iſt folgende Anmerkung geſchrieben: „Meine unbegreifliche Lage, von welcher niemand ſich eine Vorſtellung machen kann, ſelbſt diejenigen nicht, die mich hineingebracht haben, zwingt mich, in dieſe kleinen Umſtände mich einzulaſſen.„

zu halten. Eine Erfahrung von zehn Monaten hat mich empfinden laßen, wie unzureichend dieſe Hülfe in einer Verfaſſung, gleich der unſrigen, und wie viel unvermeidliches, unerträgliches Uebel damit verbunden ſey. Genöthigt ganz allein zu leben, und dennoch außer Stande fremder Dienſte zu entbehren, ſehen wir bey unſren Schwachheiten, in unſrer Verlaſſenheit, nur ein einziges Mittel unſre alten Tage durchzubringen: dieſes beſteht darinn, daß wir Zuflucht an einem Orte ſuchen, wo wir auf unſre Koſten leben können, aber frey von Arbeiten, die unſre Kräfte jetzt überſteigen, und von kleinen Geſchäften und Sorgen, deren wir nicht mehr fähig ſind. Uebrigens, auf welche Weiſe man mich behandelt, ob man förmlich mich einſperrt, oder mir ſcheinbare Freyheit gönnt, in einem Hoſpital oder in einer Wüſte, unter gütigen oder harten Leuten, unter falſchen oder offenherzigen, (wenn es der letzteren noch giebt) ich laße mir alles gefallen, wenn man nur meiner Frau die erforderliche Pflege, und mir ein Obdach nebſt der einfachſten Kleidung und der mäßigſten Koſt bis an mein Ende giebt, ohne daß ich nöthig habe mich um etwas zu bekümmern. Wir wollen dafür geben, was wir an baarem Geld, an Geräth und Einkünften beſitzen, und ich darf hoffen, daß ſolches in Provinzen, wo die Lebensmittel wohlfeil ſind, und zwar in denen Häuſern hinreichen werde, die man zu dieſem Gebrauch eingerichtet hat, wo man alle Vortheile der Oeconomie kennt und anwendet, zumal da ich mich herzlich gern einer Lebensart unterwerfe, die meinem Vermögen angemeſſen iſt."

Wir überlaſſen den empfindſamen Leuten die Sorge, auf den Einwurf zu antworten, daß ſeine Armuth freywillig war.(*) Uebrigens ſcheint es, daß er endlich gefunden hatte, was er gewünſcht, als der Tod ihn wegnahm.

(*) Freywillig allerdings, weil er die Mittel Geld zu gewinnen, die ihm nicht edel genug dünkten, verwarf. Einer

ner Pompadour, welcher vom Schweiß und Blute der Unterthanen ihr Hofſtaat erhalten wurde, ſandt' er ein anſehnliches Geſchenk an Golde zurück. In der Welt heißt vieles freywillig, was für den ehrlichen Mann Nothwendigkeit iſt. Ich leugne nicht, daß Rouſſeau hierinn öfter zu weit gegangen ſey: aber, ohne derer beſondern Schickſale zu gedenken, die mehr in ſeine Fantaſie als in ſein Herz etwas Menſchenfeindliches brachten, ſo hat ſchon ein Weiſer des Alterthums bemerkt: daß alle vortrefliche Männer, vortreflich in der Philoſophie, oder Politik, oder Dichtkunſt, oder in andern Künſten, melancholiſch zu ſeyn ſcheinen. (Ariſtoteles in ſeinen Problemen, XXX. 1.) Rouſſeau läßt ſelber den St. Preux an Julie ſchreiben: „O Julie! Ein empfindſames Herz, welch ein trauriges Geſchenk des Himmels! Der, welcher es empfieng, hat nichts auf Erden zu erwarten, als Quaal und Leid. Ein elendes Spiel der Luft und Witterung, wird Sonn' oder Nebel, bedeckte oder heitre Luft, ihm ſein Schickſal ordnen; er wird betrübt oder traurig ſeyn, nach dem Wehen der Winde. Ein Opfer der Vorurtheile, findet er in ungereimten Grundſätzen ein unüberwindliches Hinderniß für die gerechten Wünſche ſeines Herzens. Die Menſchen werden ihn dafür ſtrafen, daß er gerade Gedanken hegt über alles, und mehr nach Wahrheit urtheilt als nach dem, was verabredet iſt u. ſ. w." (Julie, T. I. L. XXVI.) — Sollte denn auch Rouſſeau, nach dem Wortverſtande des Pariſer Journaliſten, freywillig arm geweſen ſeyn: ſo werden Leute voll Empfindung dieſes zu dem Märterthum rechnen, durch welches er beſſere Freuden, hohes Gefühl ſeiner ſelbſt, und den Beruf zum Lehrer der Menſchheit erkaufen mußte. **Anmerkung des Ueberſetzers.**

Vom 9ten Auguſt.

„Schreiben des Herrn Dorat an die Verfaſſer des Journals."

Es ſind ſechs oder ſieben Jahre, Meine Herren, daß ich die Lebensgeſchichte von J. J. Rouſſeau leſen hörte, und beyliegenden Brief an eine Dame ſchrieb, welche dieſen großen Mann zu ſchätzen würdig war. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall ich ihn gedruckt in einem öffentlichen Blatte wiedergefunden habe. Ich ſchick' Ihnen den Brief, ſo wie ich ihn ge-

ſchrieben, und bitte Sie, denſelben in das Iournal de Paris einzurücken.

Ich habe die Ehre zu ſeyn u. ſ. w.

Um drey Uhr nach Mitternacht.

Eben komm' ich nach Haus, Madame, berauſcht von Vergnügen und von Bewunderung. Ich rechnete auf acht Stunden, aber daraus wurden vierzehn oder funfzehn. Wir verſammelten uns des Morgens um neun Uhr, und dieſen Augenblick gehen wir auseinander, ohne daß die Vorleſung weiter unterbrochen worden, als während dem Eſſen, bey welchem uns die Zeit, ſo kurz ſie auch war, noch zu lang dünkte. Was Rouſſeau uns vorlas, war ſeine Lebensgeſchichte. Welch ein Werk! Wie er ſich darinn mahlt, und wie es einem wohlthut, ihn darinn zu erkennen! Er geſteht ſeine guten Eigenſchaften mit einem ſehr edeln Stolz, und ſeine Fehler mit einer noch edleren Freymüthigkeit. Er hat uns zu Thränen gerührt durch das rührende Gemählde ſeiner widrigen Schickſale und ſeiner begangenen Schwachheiten, ſeines mit Undank belohnten Vertrauens, aller Stürme ſeines empfindſamen Herzens, ſo oft verwundet durch die ſchmeichelnde Hand der Heucheley; inſonderheit durch das Gemählde jener ſüßen Leidenſchaften, welche der Seele, die ſie unglücklich machen, dennoch gefallen. Von ganzem Herzen hab' ich geweint, und es war eine geheime Wolluſt für mich, Ihnen dieſe zärtlichen Thränen zu widmen, an welchen meine gegenwärtige Lage vielleicht eben ſo viel Theil hat als das, was ich hörte. . . . . .

Die Schrift von der ich rede, iſt ein wahres Meiſterſtück von Genie, voll Einfalt, Reinheit, Offenherzigkeit und Muth. Wie viele Rieſen in Zwerge verwandelt! Wie viele tugendhafte Menſchen, aus ihrer Dunkelheit gerißen, in all ihre Rechte wieder eingeſetzt, und gerächt auf immer an den Böſewichtern durch das einzige Zeugniß eines Biedermanns! Jeder ſteht mit ſeinem Namen da. Man hat dem Verfaſſer kein Gutes erwieſen, ſo gerne es auch ſey, das er in ſeinem Buche nicht heilig aufbewahrt; aber eben ſo wahrhaftig entlarvt er alle die Marktſchreyer, deren unſer Jahrhundert ſo voll iſt. . . . .

Es ſchlägt drey Uhr, und es wird mir ſchwer, von Ihnen mich loszureißen. Mein erſter und letzter Gedanke war für Sie. Ich habe die Beichte eines Weiſen gehört; dieſer Tag iſt nicht verlohren.

Ich bin u. ſ. w. Dorat.

Aus dem *Mercure de France* 1778. vom 5ten Oktober.

„Mit einer empfindungsvollen Einbildungskraft ist man natürlicher Weise religiös, und dieß hat Rousseau mehr als irgend einer bewiesen. Religiosität hat in allen seinen Schriften die Oberhand. . . . . .

Eben die Empfindsamkeit scheint seinen Verstand zu erleuchten, und ihm größre Kraft zu geben, wenn er im Emilio die bey uns all zu lang unterdrückte Sache der Kindheit vertheidigt. Ob ich gleich anderswo denen wichtigen Verbindlichkeiten, die wir in dieser Absicht gegen ihn haben, schon Gerechtigkeit wiederfahren ließ: so kann ich mir das Vergnügen nicht weigern, hier eins von denen Verdiensten zu wiederhohlen welche sein Andenken theuer und ehrwürdig machen, und ihm eine Stelle unter den Wohlthätern der Menschheit geben. Wir beneiden nur von denen Kindern, die um so viel liebenswürdiger scheinen, je glücklicher sie sind, ohne daß ich Rousseau's Namen segne, welcher uns einen der süßesten Anblicke verschaft hat, den Anblick der Unschuld und der Glückseligkeit. Rousseau ist es, der von den lächerlichsten Banden und vom traurigsten Zwang ein Alter befreyte, das nicht alle seine Annehmlichkeit haben kann, wenn es alle Freyheit nicht hat, und von welchem sich (mit den erforderlichen Einschränkungen) sagen läßt: daß man ihm erlauben darf, alles zu thun, weil es nicht schaden, und alles zu reden, weil es nicht betrügen kann." J. B. J.

VIII.

Beschluß des Auszugs aus Algernon Sidney's Lebensbeschreibung.

(Fortgesetzt von S. 284. Nr. 9.)

Nachdem er sich einige Zeit unter den Musen Italiens und ihren Kunstwerken und Alterthümern aufgehalten hatte, hielt er's für dienlich sich seinem Vaterlande wieder zu nähern. Auf seiner Reise besuchte er den ehmaligen Parlamentsgeneral Ludlow, einen der rechtschaffensten Männer seiner Parthey, (selbst nach dem Geständniß der gegenseitigen) und seine übrigen Freunde auf ihren Ruhesitzen in der Schweitz, bey denen er sich etliche Wochen aufhielt, und sich ein rechtes Geschäfte dar-

daraus machte, sie öffentlich als seine Freunde zu erkennen, und ihnen so viel gute Dienste zu leisten, als er konnte.

Von seinem Aufenthalt in den nächstfolgenden Jahren ist nichts bekannt, ausser daß er sich im Jahr 1665 in Augsburg befunden, wohin (wenn den Memoirs des General Ludlow hierinn zu glauben ist) König Carl II. zehen Männer abgeschickt haben soll, um ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, die aber ihren Zweck verfehlt hätten, weil Algernon kurz zuvor wieder nach Holland abgegangen.

Er blieb bis ins Jahr 1677 außerhalb seines Vaterlandes, nemlich so lange, bis er endlich durch Vermittelung des Sir Henry Saville, damaligen englischen Abgesandten am französischen Hofe, vom Könige begnadigt wurde, und dem zufolge die Erlaubniß erhielt wieder nach England zurückzukommen.

Im Jahre 1678. bewarb er sich um die Parlamentsstelle der Stadt Guilford in Surrey; allein, da der Hof sich seiner Wahl widersetzte, hielt er es, ungeachtet er nicht unterließ seinen Wählern das unregelmäßige Verfahren der Regierung in dieser Sache, mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit, vorzustellen, doch nicht für dienlich, seine Bewerbung durchsetzen zu wollen. Eben so unglücklich war er im nächstfolgenden Jahre bey seiner Bewerbung um die Stelle des Fleckens Bramber in Sussex, weil die Sache schon vorher von Sir John Pelham, und der Familie der Sydney's, welche die Hitze und den Muth seines Geistes bey solchen Gelegenheiten fürchtete, zum Vortheil seines Bruders, Heinrich Sydney, nachmaligen Grafen von Romney, ausgemacht war.

Im Jahr 1683. wurd er angeklagt: als sey er in dem bekannten Rye-House Complot (*) verwickelt gewesen, und wurde deßwegen, als der Proceß des Lord Russels geendiget war, vor den König und den geheimen Rath gebracht. Er erklärte sich: er würde sich gehörig zu vertheidigen wissen, wenn sie irgend einen Beweiß gegen ihn hätten; aber ihren Vermuthungen durch dieses oder jenes, das er etwa sagen möchte, Stärke zu geben, sey er nicht Willens. Auf diese Art war seine Untersuchung sehr kurz. Er lag darauf einige Zeit im Tower; wurde aber endlich vermittelst eines Habeas corpus den 7ten Novembr 1683. dem Kings-Bench-Gericht überliefert, und des Hochverraths öffentlich angeklagt.

Der wegen seines ungerechten und grausamen Charakters in der englischen Geschichte gebrandmarkte Jefferies war damals

(*) S. Hume's Geschichte von Großbritannien II. Band S. 343. a. d. T. Uebers.

Elinor.

Ungeheuer, scheuest du dich nicht, Himmel und Erde zu lästern?

Constantia.

Ungeheuer, scheust du dich nicht, Himmel und Erde zu beleidigen? Wie kanst du mich anklagen, daß ich lästre? Du und die deinigen usurpiren die Länder, Regalien und Gerechtsame dieses unterdrukten Wayfen; es ist der Sohn deines ältesten Sohns, und in nichts unglüklich als darinn, daß er von dir abstammt. Deine Sünden werden an diesem armen Kinde heimgesucht; der Ausspruch des Gesezes ligt auf ihm, da er nur im dritten Glied von deinem Sündempfangenden Leib entfernt ist.

König Johann.

Tollhäuslerin, hört auf!

Constantia.

Ich habe nur das noch zu sagen, daß er nicht nur um ihrer Sünde willen gestraft wird, sondern Gott hat ihre Sünde und sie zur Strafe dieses entfernten Abkömmlings gemacht, der um ihrentwillen gestraft wird, und mit ihrer Strafe ihre Sünde; sein Unrecht, ihr Unrecht, der Büttel ihrer Sünde, alles in der Person dieses Kindes gestraft, und alles um ihrentwillen; daß sie die Peſt! (*)

Elinor.

(*) Dieses Ungeheuer von einer aller Sprach- und Vernunftlehre trotzenden Rede, laß man, da ihr ohnehin nicht zu helfen ist, von Wort zu Wort stehen wollen, wie sie der Autor giebt; Deutschen Unsinn für Englischen Unsinn.

mals Lord Oberrichter; und dieſem ſchon mit dem Blute ſo vieler Unſchuldigen und Edeln befleckten Unmenſchen war es ein leichtes, eine partheyiſche Jury dahin zu bringen, die Unſchuld ſelbſt ſchuldig zu finden. Nie iſt ein ähnlicher Proceß tumultuariſcher und rechtswidriger geführt worden. Der einzige Zeuge, welcher wider den Sydnen ausſagte, war der Lord Howard; weil aber das Geſetz zween Zeugen erforderte: ſo fiel man auf ein ſeltſames Mittel, um dieſen Mangel zu erſetzen. Als man das Studierzimmer des Gefangenen durchſuchte, fanden ſich einige Abhandlungen über die Regierung, worinn er Grundſätze behauptete, welche zwar der Freyheit günſtig, aber doch ſo beſchaffen waren, daß (wie Hume ſagt) die beſten und gehorſamſten Unterthanen in allen Zeiten dieſelben bekannt haben: Nemlich, den Originalvertrag, die Quelle der Macht aus der Bewilligung des Volkes, die nach dem Geſetz erlaubte Freyheit dem Tyrannen zu widerſtehen, den Vorzug der Republikaniſchen Verfaſſung vor der Regierung einer einzigen Perſon, u. dergl. Von dieſen Schriften behauptete man, daß ſie ſo gut wären, als ein zweyter Zeuge, ja, ſo gut, als viele Zeugen. Der Gefangene antwortete: ſie hätten keinen andern Grund, warum ſie ihm dieſe Papiere zuſchrieben, als die Aehnlichkeit der Hand; ein Beweiß, den man in gerichtlichen Unterſuchungen niemals annähme. Wenn er auch zugäbe, daß er der Verfaſſer wäre: ſo hätte er ſie doch nur bloß zu ſeinem eigenen Vergnügen aufgeſetzt, und der Welt niemals bekannt gemacht, ja nicht einmal einer einzigen Perſon gezeigt. Wenn man ſie recht wohl anſähe, ſo würde man aus der Farbe der Dinte finden, daß ſie ſchon vor vielen Jahren geſchrieben wären, und ſie würden ganz unſtatthafter Weiſe als Zeugniße von einer itzigen Verſchwörung wider die Regierung vorgezeigt; und da das Geſetz ausdrücklich zwey Zeugen foderte: ſo könnte ein Zeuge nicht zureichen, wenn er auch die überzeugendſten Umſtände ausſagte. Alle dieſe Gründe, ob ſie gleich der Gefangne mit groſſem Muth und Stärke am Verſtande vortrug, verſchlugen nichts. Partheyiſche, gewiſſenloſe, und der Krone unbedingt leibeigene Richter fanden ihn ſchuldig, und er empfieng alſo ſein Todes-Urtheil. Die Vollziehung deſſelben aber wurde, ungewöhnlicher Weiſe, drey Wochen länger aufgeſchoben, um dem allgemeinen Unwillen, den ſeine Inquiſition, als ein Verfahren von der ungeheuerſten Ungerechtigkeit, erregt hatte, Zeit zu laſſen, ſich wieder zu ſetzen. In dieſer Zwiſchenzeit ließ er dem Könige durch den Grafen von Halifax, ſeinen Neffen durch Heyrath, ein Papier überreichen, das die Hauptgründe ſeiner Rechtfertigung und eine Appellation an Se. Ma-

jestät enthielt, mit Bitte, daß der König die ganze Sache von neuem untersuchen lassen möchte. Da aber der Oberrichter Jefferies sich verlauten ließ, entweder er oder Sidney müsse sterben (*) so achtete der König nicht auf die gerechte Bitte eines Mannes, dessen Grundsätze und Charakter ihm allezeit verhaßt gewesen waren; und so wurde das Todesurtheil den 7ten December 1683. auf einem zu Tower-Hill errichteten Schaffot an ihm vollzogen. Während seines Verhafts hatte er einigemal nach Predigern von der Independenten-Parthey geschickt, und sich mit ihnen als ein Christ auf sein bevorstehendes Schicksal vorbereitet. Izt gieng er dem Tod mit der Unerschrockenheit entgegen, die dem Manne ziemte, der sich den Marcus Brutus zum Vorbilde genommen hatte. Er war nur wenige Minuten auf dem Schaffot; er sprach wenig, und sein Gebet war sehr kurz. Das Haupt wurde ihm auf einen Streich abgeschlagen, und der Leichnam des folgenden Tags bey seinen Voreltern zu Penshurst (dem alten Familiensitz der Sydneys) beygesetzt. Das Papier, das er vor seiner Hinrichtung den Sheriffs übergab, enthält eine kurze Vorstellung des gesetzwidrigen Verfahrens seiner Richter, und der in seinem Manuscripte enthaltnen Grundsätze. Es endet sich mit diesem merkwürdigen Schlusse: „Gott vergebe diese „böse Praktiken (er hatte zuvor von denenjenigen gesprochen, die „an ihm ausgeübt worden) und wende all das Unheil ab, das „die Nation durch sie bedroht. Der Herr heilige dieses mein „Leiden in mir, und, wiewohl ich als ein Opfer von Götzen „falle, dulde er nicht, daß Götzendienst in diesem Lande Wurzel fasse! Segne dein Volk und rette es! Erweckt die Kurzsichtigen; leite die Willigen; stärke die Wankenden; und gieb „Weisheit und Lauterkeit Allen! Ordne alle Dinge zu deiner „ärbsten Verherrlichung, und gieb daß ich so sterbe, wie es „demjenigen ziemt, der durch dein besonderes Verhängnis auserwählt worden ist, als ein Zeuge deiner Wahrheit, und „(nach dem selbsteignen Bekenntniß meiner Widersacher) für „diese gute alte Sache zu sterben, der ich von meiner „Jugend an angehangen, und für welche du dich oft und „auf eine wundervolle Weise selbst erklärt hast.„ — Das Motto, welches er, während dem Parlamentskriege mit Carl I. gewöhnlich statt Schild und Wappen führte, SANCTVS AMOR PATRIAE DAT ANIMVM, war also kein Motto, wie so manche Motto's, die man aus Ostentation, oder, Gott weiß warum, zu führen pflegt, und die gemeiniglich gerade das Widerspiel von dem Leben derer, die sie führen, sind. Diese heilige Liebe zum Vaterland war die einzige Leidenschaft seines Her-

(*) Burnets Gesch. I. p. 572.

Herzens; er lebte für sie, und noch im Tode war's ihm süß, für sie zu sterben.

Das Gefühl dessen, was die Nation der Unschuld und dem Andenken dieses edlen Mannes schuldig sey, war fünf Jahre nach seinem Tode noch so lebendig und würksam, daß die Acte vom 12ten Februar 168⅞, wodurch das Parlament den ganzen Proceß seiner Inquisition und Verurtheilung als für gesetzwidrig erklärt und vernichtiget, eine der ersten Handlungen des Parlaments nach der Revolution gewesen ist.

Die Mühe, die sich der bekannte Sir John Dalrymple vor einigen Jahren gegeben, den ehrwürdigsten Patrioten unter Carl des IIten heilloser Regierung, und unter ihnen auch dem Obersten Algernon Sydney, durch beurkundete Beweise, daß sie Pensionen von Ludwig XIV. angenommen, einen Flecken anzuschmitzen — und die mancherley Schreiberenen pro und contra, die dadurch damals in London veranlaßt worden, sind vielleicht wenigen von unsern Lesern unbekannt. Die ganze Sache ist kaum der Erwehnung werth. Auch zugegeben, daß es mit diesen Urkunden seine Richtigkeit habe, so hat doch der verhaßte Triumph, den Sir John Dalrymple über die Tugend der Russel und Sydney dadurch erhalten zu haben vermeynt, einen sehr schwachen Grund. Wenn Sydney auch Pension von Ludwig XIV. gezogen hat (und es war würklich sehr wenig) so ist doch unerwiesen, und wird wohl ewig unerwiesen bleiben, daß er sich darum zu einem Sclaven des Französischen Hofes gegen sein Vaterland verkauft habe. Dieser hatte freylich dabey andre Bewegründe und Absichten als die Patrioten; aber die letztern, die entweder ihren Charakter aufgeben, oder mit Carl des IIten Art zu regieren äusserst unzufrieden seyn mußten, konnten (wenigstens ihrer Ueberzeugung nach) gar wohl auf Gelegenheit lauren, die Republicanische Verfassung wieder herzustellen, oder wenigstens eine eingeschränktere Regierungsart, als die willkührliche Monarchie der Stuarte, festsetzen zu helfen, und den Umständen nach, für dienlich und nöthig erachten, sich den Weg, von Frankreich unterstützt zu werden, offen zu erhalten — ohne darum weniger Enthusiasten für bürgerliche Tugend und politische Freyheit zu seyn; oder vielmehr eben darum, weil sie es waren, konnten sie, ohne Nachtheil ihres Charakters, sich durch Zeit und Umstände genöthigt finden, Mittel und Wege einzuschlagen, die sie unter glücklichern Umständen verworfen hätten.

Der Charakter, den Bischof Burnet von Algernon macht, wiewohl er mit einem ziemlich rauhen Pinsel und in der gesuch-

fudelten Manier, die diesem Prälaten gewöhnlich war, hinzuzielt ist, und von einem Manne herrührt, der nicht fähig war einem Independenten völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ist mir gleichwohl lieber als ein Eloge, weil das Gute, das er von ihm sagt, beynahe wider Willen aus seiner Feder geflossen zu seyn scheint; ungefehr wie ich in Bileams Munde Fluch in Segen verwandelte. „Er war (sagt der Bischof in „seiner Geschichte) ein Mann von dem ausserordentlichsten „Muthe — standhaft bis zur Hartnäckigkeit; aufrichtig, aber „von einem rauhen fürwitzigen Temperament, das keinen Wi„derspruch ertragen konnte. Er schien ein Christ zu seyn" „(wenn ein Mann wie Algernon Sydney etwas zu seyn „scheint, Hochwürdiger Herr, so ist er's!)" aber auf seine „eigne Weise" (eben darum weil ihms Ernst damit war) „er „glaubte es müßte wie eine göttliche Philosophie in der Seele „seyn" (ein grober Sinn, undeutlich ausgedruckt) „aber er war „gegen allen öffentlichen Gottesdienst, und gegen Alles was „wie eine Kirche aussah" (doch wohl cum grano salis?) „Er „hielt steiff an allen Republicanischen Grundsätzen, und war „so ein Feind von allem was wie eine Monarchie aussah, „(sollte heissen: was wie willkührliche Gewalt aussah) daß „er sich Cromwellen hefftig entgegensetzte, sobald er zum Pro„tector gemacht war. Er hatte die Geschichte der bürgerli„chen Regierung, in allen ihren Zweigen, mehr studiert als „irgend ein Mann den ich kenne" —

Es befinden sich unter den Familienpapieren der Sydneys zu Penshurst noch verschiedene Tractate in Lateinischer und Italiänischer Sprache, und ein Versuch über tugendhafte Liebe, Englisch geschrieben, von ihm; aber seine Discurse über bürgerliche Regierung allein werden seinen Namen verewigen, und sind hinlänglich uns wegen des Verlusts von Ciceros Sechs Büchern de Republica zu trösten — sagt der Herausgeber der neuen Ausgabe von 1772. und ich bin (ungeachtet ich weder von Republik und Monarchie, noch von göttlichem Recht und Originalcontract gänzlich so denken kann, wie Sydney) völlig seiner Meynung „daß dieses Werk eines der edelsten „Bücher ist, die der menschliche Verstand jemals hervorge„bracht hat." W.

Da diesesmal verschiedene Artikel, die nicht wohl zurückgesetzt werden konnten, ungeachtet der ärgste Theil dieses Stücks mit kleinen Lettern abgesetzt worden, keinen Raum für Bücheranzeigen übriggelassen: so soll dieser Abgang im künftigen Monat desto reichlicher ersetzt werden.

Der

Teutſche Merkur.

December 1778.

I.

Pervonte.

Ein Neapolitaniſches Mährchen.

(Fortgeſetzt von No. 11. S. 240.)

Indeſſen zu Salern im Schloſſe ſtund es leider!
ſo ruhig nicht. Fünf Monden waren kaum
verbey, ſo muß bereits der Kammerſchneider
der ſchönen Vaſiola ganz ingeheim mehr Raum
für Ihrer Hoheit Weichen machen.
Mit ihren Freyern zwar da ſpielt ſie noch den Drachen,
da iſt nicht einer, der ſich auch
der kleinſten Gunſt von ihr zu rühmen hätte:
Bey allem dem ſchwillt ihr der jungferliche Bauch,
und kurz, man bringt (nicht ohne viel Geſpötte
und Achſelzuckerey bey Hof und in der Stadt)
ſie, die den Ruhm der ſprödſten Kälte hat,
bey hohem Wohl mit — Zwillingen zu Bette.

Des Königs Wuth, die ungeduld'ge Schaam
der ſtolzen Waſtola, die es ſehr übel nahm,
daß gegen ihren Ruhm, ſo rein und unbeſcholten,
die kleinen Zwillinge für Zeugen gelten ſollten;
Das wichtge Air der jungen Herrn
Marggrafen, Grafen und Baronen von Salern,
als ob ein Jeder hier viel zu verſchweigen hätte,
der ſeine Unſchuld doch ganz ingeheim bedaurt,
und auf den Schuldigen an dieſem Wochenbette
in jedem andern hämiſch laurt;
Die Stille in den Vorgemächern,
der Inhaltſchwere Blick, das Ziſcheln hinter Fächern,
das Aergernis der Tugend- Ehr- und Zucht-
begabten Raths- und Bürger-Weiber,
der Jungfern Angſt vor gleicher Waſſerſucht,
die Scherze platter Zeitvertreiber,
und all die undankbare Müh
der Herrn von der Akademie,
durch gar ſinnreiche Hypotheſen,
mit A plus B und Kupfern ausſtaffiert,
ganz klärlich darzuthun: daß der Begriff vom Weſen
des Dings die Möglichkeit unläugbar in ſich führt,
wie die Prinzeßin, unberührt
von einem Mann, zwey Keimchen aufgeleſen,
die, per calorem dann gepflegt und evolviert,
zulezt ſo weit gedieh'n, bis Sie, wie ſichs gebührt,

der

der holden Töchterchen zu rechter Zeit geneſen:
Dies alles, und was jedermann
bey einem ſolchen Fall moraliſiren kann,
und daß der Großpapa vor Gift und Galle gelber
als eine Quitte wird, und ſich nicht tröſten kann,
von einem ungenannten Mann
ſo grob vexiert zu ſeyn — verſteht ſich von ſich-ſelber.
Genug, die Hauptperſon dabey,
betheu'rt mit reineſtem Gewiſſen,
daß die Begebenheit ihr unbegreiflich ſey:
Und damit wird man ſich für itzt begnügen müſſen.

Die beyden Töchterchen (die, wie wir alle wiſſen,
ein bloßer Wunſch gezeugt) die wuchſen nun heran.
Sie waren lieblich anzuſchauen,
und, hätten Ammen, Kammerfrauen
und Gouvernanten nicht gethan,
ſo hättens wohl, mit Gottes Seegen,
ganz gute Mädchen werden mögen.
Und als ſie nun zum ſechstenmal
die Roſen blühen ſahn, da trat der Seneſchal,
ein Mann von großem Kopf, zum König,
ſtrich ſeinen Bauch und ſprach: „ich leſe ziemlich wenig,
„denn Unſereinem bleibt vor Amtsgeſchäftigkeit
„zum Bücherleſen keine Zeit;
„indeſſen fällt mir bey, daß ich vorlängſt geleſen,

„wo, weiß ich nicht — ich denk in einem Verſebuch,
„ja, ja, es iſt ſo was geweſen,
„ſie nannten's, iſt mir recht, Terentii Eynuch —
„es ſey ſo ein — Inſtinctus von Doctoren
„genannt, den Kindern angebohren,
„wodurch ſie ſicher ſind aus einem ganzen Heer
„von Vätern klugs den wahren auszuſpüren.

Der Einfall, ſpricht der König, iſt nicht leer,
wir könnens wenigſtens probieren.

Und ein Gebot geht aus, es ſoll am nächſten Feſt,
vom Hühnerſtopfer an bis zu dem Herrn mit Stäben,
was königlich ſich ſchreibt, nach Hofe ſich erheben.
Die Zwillinge, die man nicht merken läßt
warum, erſcheinen auch. Man läßt bey ofnen Thüren
in einem ungeheuren Saal
die Herren allerſeits vor ihnen defiliren
zum erſten andern dritten mal;
allein, da läßt ſich kein Inſtinctus ſpüren.

Gut, ſpricht der Seneſchal zum König, das iſt klar
daß es von dieſen keiner war!
Doch gegen mein Syſtem kann das noch nichts probieren.
Wir gäben, dächt ich, nur den Bürgern einen Ball
in ganz Salern — Ey, ey, Herr Seneſchal,

ihr

ihr denkt nicht was ihr sagt! (fällt ihm sein Herr, der König
ins Wort) so tief kann meine Tochter nicht
gesunken seyn! — Ich bitte unterthänig,
versetzt der Seneschal; zu glauben ist es nicht,
allein — was wollen wir? Gelegenheit macht Diebe,
das Fleisch ist schwach und blind die Liebe,
spricht mein Terentius. — Da spricht er freylich wahr;
versetzt der Fürst: Wohlan, den Ball gegeben!
Wir tanzen mit, Herr Seneschal, nicht wahr?
Man findt da im gemeinen Leben
oft manches feine Augenpear,
und Busen, die sich noch aus eigner Kraft im Schweben
zu halten wissen — kurz, erschlappten Magen thut
auch grobe Kost mit unter gut.

Der Ball versammelt nun was innerhalb den Pfählen
der Stadt Salern zur schönen Welt sich zählt;
Allein der grosse Zweck wird abermal verfehlt.
Die beyden Grazien, mit Flittern und Juwelen
reich ausgeziert, sind, wie man schliessen kann,
zuerst dabey. Umsonst! für keinen einz'gen Mann
spricht die Natur ein Wort zu ihren jungen Seelen.

Nun, sagt der Seneschal, ist nichts, was auf die Spur
uns bringen kann, als ein Cocagne nur;
Dies, gnäd'ger Herr, dies muß den Ausschlag geben.

Tor, ruft der Fürſt, das lieb ich für mein Leben;
nur Anſtalt ſtracks darzu gemacht,
und daß nichts fehl' an Zierlichkeit und Pracht,
Herr Seneſchal! — Sogleich am Fuß der groſſen Treppe
wirds bey Trompetenſchall dem Volke kund gemacht.
Bald langt was eßbar iſt, Gans, Ente, Truthahn, Schnepfe,
Kaninchen, Rebhuhn und Faſan,
Rinds-Zungen, Schincken, Bretzeln, Wecken,
und Würſte, groß und klein, zu ganzen Fudern an,
die Pyramide zu umſtecken,
die man an dieſem Freudenfeſt
dem Volk zu plündern überläßt.

Als nun, erharret mit Verlangen
von Jung und Alt, der groſſe Freudentag
erſchienen war, an dem, noch eh er aufgegangen,
in ganz Salern kein Menſch zu Bette lag,
die Trommeln trommelten, Trompet und Cymbeln klangen,
rings um den groſſen Platz die Fenſter überall
ſchon mit geputzten Köpfen prangen,
die ganze Stadt ertönt von Jubelſchall,
und wogenweis in wimmelndem Gedränge
aus allen Gaſſen ſchon die Menge
ſich auf den Platz ergoß, mit Augen voller Durſt
den Raub verſchlang und kaum erwarten konnte
bis man zum Angriff blies: ſpricht zu Pervonte

Elinor.

Du unverſtändiges Läſtermaul, ich kan ein Teſtament aufweiſen, das deines Sohnes Recht entkräftet.

Conſtantia.

So, wer zweifelt daran? Ein Teſtament? -- Ein falſches Teſtament, ein Weiber-Teſtament, einer unnatürlichen Großmutter Teſtament.

König Philipp.

Stille, Lady; ſchweigt oder mäßigt euch; es ſchikt ſich übel für dieſe Verſammlung dieſen euern übeltönenden Wiederholungen immer Halt zu ruffen. Laßt eine Trompete dieſe Leute von Angiers auf die Mauern fordern; ſie ſollen ſich erklären, weſſen Recht ſie gelten laſſen wollen, Arthurs oder Johann's.

[Trompeten.]

Dritte Scene.

Ein Bürger von Angiers kommt auf die Mauern.

Bürger.

Wer iſt der, der uns auf die Mauern hervorgeruffen hat?

König Philipp.

Es iſt Frankreich, im Namen Englands.

die Mutter: geh, du auch; du wirst doch eine Wurst
zum wenigsten von diesem Spaß erhaschen;
lauf was du kannst! —

Der Hof, der gern bey jedem Fest,
um desto reitzender zuletzt zu überraschen,
fein lange sich erwarten läßt,
der Hof war eben angekommen,
und hatte Schichtenweis auf einem Schaugerüst,
zu grossem Trost des Volkes, Platz genommen;
und was dem Volk dabey das Liebste ist,
das sind die Zwillinge, die in gar schönen Mützen
am Fuß der Pyramiden sitzen.
Wie nun zum grossen Reyhentanz
die Jugend hin sich stellt in einen bunten Kranz,
kommt plötzlich mitten in den Hauffen
mein Rothkopf keuchend angelauffen.
Und nun hört Alle was geschah!
Kaum werden sein, so schmutzig als er da
in seiner Jacke steht, mit ungekämmten Haar
und ohne Schuh,
die Kinderchen gewahr,
so lauffen sie, zu aller Welt Erstaunen,
mit offnen Armen auf ihn zu.

Hm! sagt ichs nicht? — beginnt in grosser Ruh
der alte Seneschal dem König zuzuraunen.
O! der Instinctus hielt sich gut!

Verdammt sey dein Instinct, fährt in der gröſten Wuth
der König aus: Was? ich, den Schimpf erleben!
Ha! Meine Tochter! Mir! von einem solchen Strolch!
Mir Enkelchen von solchem Schuft zu geben!
Das ist zu grob! Gift, Feuer, Strang und Dolch
sind zu gelind, die Majestät zu rächen,
die so entheiligt ward! —
Die arme Bastola,
sich keiner Schuld bewuſt, will sprechen;
allein der König droht ihr Arm und Bein zu brechen.
Es war vielleicht ihr Glück, daß er das Faß ersah,
das, nach des Fests Gewohnheit, neben
der Pyramide stund, voll ziemlich saurem Wein,
den man gesonnen war, die Herzen zu erfreun,
dem Pöbel gnädigst Preis zu geben.
Man schlag den Boden aus und werfe sie hinein,
ruft der ergrimmte Fürst; fort, ohne Widerstreben!
Sie und den herrlichen Galan
und ihr Gezücht! Fort in den Ocean!

Des Königs ſtrenges Wort wird ungeſäumt vollzogen.
Man ſteckt die Kinderchen, die gar erbärmlich ſchreyn,
und Baſtola, und den, den man vom Schein betrogen
für ihren Vaten hält, ſtracks in das Faß hinein,
und überläßt ſie nun den Winden und den Wogen.

W.

(Der zweyte Theil künftig.)

II.

Fortſetzung des erſten Geſangs vom Hudibras.

Sein Creutz, ein Kaſten, bog beynah
ſich unter ſeinem eignen Druck.
Denn wie Aeneas ſeinen Papa
durch Flamm' und Feuer Huckback (*) trug:
Alſo trug unſer Held am Nacken
ein Pack von ſeinen Hinterbacken,
das bald, aus Mangel eines Rück-
gradbriemens, übern Kopf ihm ſtieg.
Vor ſich zum Gegengewicht trug er auch
von gleicher Ladung einen Schmeerbauch;
für den er alle Sorgfalt hegte,
mit Hausmannskoſt ihn ſtopft' und pflegte,
mit Rührey, Buttermilch und Schmant (**)

(*) Huckback ein bequemer Provinzialausdruck, von Hucken ſitzen, und Back, der Rücken: einen auf dem Rücken trager.
(**) Schmant, die fetteſte Milch, in andern Provinzen Sahne oder Rahm genannt.

wie man es findet auf dem Land,
nebſt anderm Lebensunterhalt,
den wir umſtändiger alsbald
abhandlen wollen, bey ſeinen Hoſen,
der Spinde, wo er ihn hielt verſchloſſen.

Ihn machte die büffelhäutige Weſte
wohl nicht vor Wunden, doch vor Prügeln feſte;
und dadurch ward ſie ihm nützlicher,
denn nie war er vor Prügeln ſicher.

Sein Hoſenpaar von rauher Wollen
die dienten ſchon im Lager vor Bullen;
Sie war'n ſo gut bekannt Heinrich dem Alten,
daß viel Autores ſie für ſeine halten;
durchweg gefüttert mit allerhand
ſchmackhaften Brocken von Proviant,
mit fetten Plumſen, (*) das rechte Fretzen (**)
für Krieger, die am Blut ſich lezen:
Denn, wie geſagt, die Hoſentaſche
trug er beſtändig voll Fouraſche,
ein Lockbrod oft den Ratten und Mäuſen,
die Lebensmittel anzubeiſſen.
Und wenn er mit der Hand fuhr in
das ein und andre Magazin,
ſo trotzten ſie zur Gegenwehr vereint,
und biſſen blutig ihren Feind,
und hielten in der Veſtung Stand,
bis er ſie dämpfte mit ſtürmender Hand.
Und obgleich ehmals irrende Helden

nicht

(*) Plumſen, Blutwürſte Apexabo. S. Friſch.

(**) Fretzen für Freſſen. S. Friſch.

nicht aſen und trunken, wie einige melden,
dieweil, wenn ſie durch weite Wüſten
und öde Länder reiſen müſten,
wo weder über noch unter der Erden
Mundvorrath konnte gefunden werden,
es ſey denn, ſie graßten — darum in Kunden
kein Wort vom Eſen wird gefunden,
ſo ſchreiben manche mit Dreiſtigkeit,
ſie fühlten nicht Hunger, nur Hunger zum Streit.
Grundfalſch: denn Arthur (*), gut und groß,
trug einen Tiſch in ſeinem Schloß,
rund wie ein Wulſt; an welchem ſaßen
in Hembden, hinten aufgeklaubt
und vorne, ſein' edle Ritter und aſen.
Doch wars, wie der und jener glaubt,
kein Tiſch, nein nur ein Paar von groſſen
und cirkelrunden Pluderhoſen,
worinn er Speiſe, mehr als gnug,
für ſich und ſeine Geſellen trug,
wenn ſie bey Seite Schwerdt und Knittel ſchmiſſen,
und Frühſtück oder Suppe ſich ſchmecken lieſſen.
Doch hiervon gnug, damit wir nit
den Ort vergeſſen, wo wir abbrachen,
wie das Autoren oft geſchieht:
Sie mögen ſich wiſſen! wir ſchreiten zur Sache.

Sein kräftig Schwerdt war linkerhand
nah um ſein feſtes Herz geſpannt,

ſein

(*) Arthur. Ein gar burleskes Gemählde: Arthur mitten in ſeinem Tiſche, den er am Leibe trägt (denn ich getraue mir nicht dem Worte, verglichen mit Farthingal, eine andere Bedeutung zu geben, als das Tragen am Leibe) und ſeine Ritter um ihn herum, mit aufgeklaubten Hemden, bloß zur Rüſtung? oder zu Servietten?

ſein Stichblatt, 'en Suppenteller, was
ihm dienſtbar, wenn er focht' und aß.
Darinn er Bley zu Kugeln goß,
die er nach Feind und Hühnern ſchoß.
Denn dieſen, gegen die er ſchier
todfeind war, gab er nie Quartier.
Und ſeine Klinge ſcharf zum Morden,
die gute Toledrin, die war
vom langen Frieden roſtig worden,
und weil ſie ſchon ſo manches Jahr
nichts hatte zu hacken und zu hauen,
geriet ſie an ſich ſelber zu kauen.
Schon hatte den Grimm von ihrer Schneide
gekühlt ihr Kerker, die friedliche Scheide;
Von unten hatte ſie ſchon verzehrt
zwey Handbreit, weil ſie ſehr entehrt
ſich fühlte, die Heldin! und verſperrt
im engen Leder, als dürfte ſie nicht
den Leuten treten ins Geſicht.
Sie hatte bey viel Gefahren ſchon,
bey Verhaft und Execution
viel trotz'ger ſich gezeigt und kühner
denn Bunn der Knoll von Rathhausdiener;
und oft Eroberung gemacht,
und Leute gefangen und Leute verjagt.

Ein Dolch des Schwerdtes Paſcht war,
der war nur klein für ſeine Jahr;
drum hieng er ihm ſtets an der Seiten,
wie Zwerge die irrenden Ritter begleiten.
Mit dieſem Kerl war alles zu machen,
in Krieges- wie in Wirthſchaftsſachen.
Kaum hatt' er Wunden geſtrickt und Abſe

geknickt, so schabt er Teller und Töpfe,
und röstete Speck und Käse, wenn gleich
zur Mauefall nur: das war ihm gleich.
Er putzte Schuhe, pflanzte Kräuter,
umgrub die Beeten, und so weiter.
beym Brauer hielt er Lehrlingjahre,
da hat er dies und mehr erfahren:
Ließ aber das Handwerk, wie neulich
viel andre gleichfalls thaten, im Stich.

Ein Paar Pistolen, hochbejahrt
die läen im Sattelhulfter verwahrt,
mit unter dem Reste solcher Brocken,
die, er nicht konnt in die Hosen packen,
die, wenn der Hahn war aufgezogen,
die Ratten durch den Geruch betrogen,
und trotz der besten Falle, wenn sie naschten,
so manche mit einem Schnapp erhaschten.
Ihr schweres Amt war, jede Nacht
zu stehen auf der Schilderwacht
vor zwey und viergebeinten Corsaren
den Hosenvorrath zu verwahren.

In solcher Rüstung brach der Held
aus friedlicher Heimath auf ins Feld.
Erst aber stieg er mit geschneller
und muntrer Kraft auf seinen Zelter.
Da nur ein einziger Steigering
am Sattel linker Seits ihm hieng,
so kurz, daß sein verzweifelter Zeh
mit vieler Noth ihn langete:
Nahm doch sein Fuß nach manchem Satz
und Sprung im Bügel festen Platz;

den

von da schwung er mit solcher Hitz'
und solcher Kraft sich in den Sitz,
daß er beynah mit seinem Gewicht
wär überpurzelt: diesmal nicht;
denn er hielt fest an Schweif und Kammzeug,
das oft sein Zaum und Zügel war.

Doch eben hier beym Pferdbeschreiten,
geziemt uns, eh wir weiter reiten,
noch etwas von dem Gaul zu sagen,
der unsern tapfern Knoll getragen.
Hartnäckig, lang und schlank er was,
mit hartem Maul, und Augen wie Glas.
Was sag ich? er hatte gar nur eins;
und manche behaupten, er hatte keins.
Schön, wenn er stand; und wenn er trat,
galt jeder Fußtritt einen Dukat.
Auf Sporn und Ruthe verändert' er
nie seinen Schritt, noch herrischer
denn ein gestäupter Spanier;
und doch so feurig, wenn er sich bäumte,
als ob er, den Boden zu treten, sich scheute:
daß Cäsars Gaul, der, wie der Ruf
erzählt, Leichdorn und Zehen hatte,
nicht halb so zart auf seinem Huf,
nicht halb so sanft den Boden trate;
und so wie dieser, um seinen Herrn
sanft aufzuheben, pflegte zu knicken:
so thats auch Ritters seiner gern,
ohn abzusetzen von seinem Rücken.
Wer braucht zu wissen, welcher Stell'
auf seinem Creuze fehlte das Fell?

denn

denn das verbarg der Sattel: und
des Reuters Hintrer war eben ſo wund,
der Mähre ſtrotzende Rippen glichen
den Furchen, die es pflegte zu pflügen;
denn unterm Sattelſaume war
ein Kännel zwiſchen jedem Paar.
Sein Zagel ſchleppt' im Kothe nach,
womit er oft den Reuter beſchmiß,
wenn ſein geſchärfter Fuß ihn ſtach
die Dünnen (*) oder ſein andrer ſtieß.
Denn Hubras (**) trug nur einen Spor;
Er ſchloß ſehr richtig: bring ich nur
des Gaules eine Flank in Gang
die andre folgt mir ohne Zwang.

Sein Knappe, welcher mit ihm halb
das Abenteuer theilt', hieß Ralp.
Zwar haben weil es höher tönt,
ihn viel Autoren Ralpho genennt:
Er heiße Ralpho, mir gleichviel!
und Ralp, ſobald der Reim es will.
(Denn Reime ſind das Steuer in Gedichten,
wonach ſie ihren Lauf wie Schiffe richten)
An Witz, der ſeinem Muthe glich,
ſehr reich; ein Schneider eigentlich.
Die groſſe Dido, die ſich mit
ſubtilen Riemen ein Land zuſchnitt,
ließ es ſammt einer Burg, im Sterben,
dem Urgroßahn des Ralpho erben.

Sein

(*) Dünnen, man ſagt auch Dünnige, oder die weiche Bauchſeite

(**) Hubras, nach einer dem Engelländer ſehr gewöhnlichen Verkürzung der Namen. Eben den Namen Hudibras kürzet Prior in ſeinem Gedichte an Alma. in Hubras.

Sein Abſtamm iſt das Beinverſchränkte Geſchlechte
berühmt durch reine Hand und durch Gefechte
mit blutbegier'gen Heydenaken
die dieſe groß und klein zerknacken.
Auch hatte dieſer wackre Geſelle,
troz jenem Trojaner, geſehn die Hölle,
nicht unter falſchvergoldeten Pöken
von Blättern, nein! von ächten Treſſen.
Sein Wiſſen, zwar von anderm Schlag,
gab dem des Ritters wenig nach.
Doch anders war er dazu gekommen:
man nennts die Gnade, das Licht der Frommen;
ein' edle Kunſt, die keinen Schweiß
erpreßt und keinem den Kopf macht heiß.
Ihm war zum Präſent ſein Witz geſchickt,
doch auf der Fahrt entzwey geknickt;
ſchien ein verborgener Denkpfenning zu ſeyn,
umſchrieben mit: ich bin dein du mein.
Er nahm's mit ihm nicht genau; ins Maul
ſah er nie dem geſchenkten Gaul;
that klug, daß er nicht höhern Werth
ihm gab, als ihm mit Recht gehört.
Nein! frey und franco, wie er ihn
bekam, gab er ihn wieder hin.
Denn Heil'ge verſchenken manchmal Gaben,
die ihnen nichts gekoſtet haben.
Durch dieſen Witz, durch Huſten und Hum,
die ſchönen Streff ſehr ſchön erweitern,
konnt' er ein tief Myſterium
ſo leicht, wie Nadel einfädete, erläutern.
Denn, wie man von Landſtreichern ſagt,
ſie gehen auch irrend immer recht:
ſo reden Leute, die aus innerm Licht

König Johann.

England in ſeinem eignen Namen. Ihr Männer von Angiers, und meine lieben Unterthanen --

König Philipp.

Ihr werthen Männer von Angiers, Arthurs Unterthanen, unſre Trompete rief euch zu dieſer gütlichen Unterredung --

König Johann.

In Betreff unſrer gerechten Sache; höret uns alſo zuerſt; dieſe Franzöſiſchen Fahnen, die hier, ſo nah' an eurer Stadt, vor euern Augen ſich verbreiten, ſind zu euerm Verderben hieher gezogen; der Bauch ihrer Canonen iſt mit Grimm angefüllt, ſie ſind ſchon gerichtet, ihren eiſernen Zorn gegen eure Mauern auszuſpeyen; dieſe Franzoſen ſtellen ſich mit allen Zurüſtungen zu einer blutigen Belagerung und einem unbarmherzigen Verfahren vor die Augen eurer Stadt und vor eure verſchloßnen Thore; und, ohne unſre Annäherung, würden dieſe ſchlafenden Steine, die euch umgürten, durch den Stoß ihrer Maſchinen aus ihrem ruhigen Leim-Bette geriſſen, und der blutigen Gewalt ein gräßlicher Ruin gemacht worden ſeyn, auf euern Frieden einzuſtürmen; aber, auf unſern Anblik, euers rechtmäßigen Königs, (der, des Ungemachs verdoppelter Märſche nichts achtend, herbey geeilt iſt, einen mächtigen Entſaz vor eure Thore zu bringen, und die bedräuten Wangen eurer Stadt unzerkrazt zu erhalten,) ſeht, die beſtürz-

ten

Erſt was nur reden, ſtets mit Zuverſicht.
Ein geiſtlicher Zauberleuchter, der
giebt denen nur, die ihn tragen, Licht
von oben herein, das deſto ehr
den Käufer mit geiſtlicher Waare betrügt;
ein Irrwiſch, der die Leute bethöret,
und ſie in Sumpf und Pfützen führet,
um ſich zu baden, ſich friſch und geſund
am Glauben zu waſchen, im Schlainengrund,
und tauchen ſich, wie Enten, die Gnade
der Wiedergeburt zu fiſchen im Bade.
Man hört dies Licht durch heilige Naſen
wie durch die Dudelpfeife blaſen;
aus hohler Seele ſprichts hervor,
wie durch ein Schallloch und Sprachrohr,
in Tönen, die, auſſer geiſtlichen
Thürhorchern, keiner mag verſtehn.
So gießt Apoll und ein reizender Engel
in kleine Poeten kleine Geſängel,
die dieſe, Vers vor Vers, durch ihren
Schilfhalm oder Dudelſack nachgirren.

So konnte Ralpho niemals irren.
Wie Orakel, die auf drey oder vieren
ehmalen ſtanden und giengen, und
der Alten Becher, die neue Canzel,
ſprach, obwohl unbewuſt, ſein Mund
die Wahrheit gradezu und ganzhell,

(Die Fortſetzung von dem Charakter des Ralpho muß eines Zufalls wegen für diesmal zurückbleiben.)

Alſo war Ralp beſtallt, gar herrlich
an Witz und Gaben, in Tücken gefährlich.

Kein Knapp und Ritter, kein Ritter und Knapp
gab je ein ſo gerecht Paar ab.
Ihr Zeug und Waffen reimte ſich ſo gut,
wie ihre Gaben, Witz und Edelmuth;
von gleichem Schrot war ihre Bravour;
und beyde ſetzten nun aus dem Thor.
Paar Meilen hatten ſie galoppirt,
da ihnen das Glück ſchon hundiſch wird,
und ſie auf arge Händel ſtieſſen,
die wir nun abzuhandlen beſchlieſſen.
Doch eh wir wagen zu erzählen
Großthaten ſo entſchloßner Seelen,
muß man erſt einer Muſe Gunſt
erflehn, nach Art der klaßiſchen Dichter;
wiewol es halten dieſen Kunſt-
Griff viel gelehrte Splitterrichter
für dümmer, wie'n Colloquium
der Gaukler mit ihrem Dämonium —
Und welche? — da iſt nicht viel zu fragen;
ſind alle gleich — doch uns zu ſchlagen
an eine, die zu unſerm Thema paßt,
wird unſre Bittſchrift alſo abgefaßt.

Du, die mit Oel oder ſchlechterm Trank
beſeelte den Whyters und Pryn, und zwang
zum Reimen den Vikars, (*) ihrem Gehirn
zu Trotz, zu Poßen ihrem Geſtirn;

du!

(*) Vikars. Man hätte ſehr leicht drey teutſche Namen in die Stelle ſetzen können und ſollen; wenn es hier nur auf drey ſchlechte Reimer angeſehen wäre. Aber dieſe drey, welche Butler nennt, waren zugleich von groſſem Anſehen und Gewicht in der damaligen Reformation. Vikars als Poet, überſetzte Virgils Aeneis im ganzen Ernſt in eine eben ſo greuliche Traveſtie, als Scarron es im Scherze gethan hat.

du! der, wie wir's den bizarren Werken
des heutigen lahmen Witzes anmerken,
durch Wahn und Dünkel und Hunger, gelung,
und durch der Dummen Bewunderung,
durch Ehrengedichte, die der Autor
sich selber stiftet, oder ein Faktor,
der gutsagt für des Freundes Witze,
durch Reiz des Kupfers an der Spitze
des Buchs mit einer Lorberranke,
und darüber ein Denkreim ohne Gedanke,
durch diese Mittel (der einzige Nachlaß,
den uns der zweygezackte Parnaß
verließ, um fade Scribler zu machen)
gelung es dir so manchen Jahn, (*)
trotz seinem Gestirn, zum Versemann
und Uebersetzer zu bilden, in Sprachen
wovon sie nicht ein Wort verstahn.
O! wirst du diesmal mich erhören:
nie will ich fürder dich beschweren.

Es liegt ein Städtlein gegen Westen,
die drinnen wohnen kennen's am besten:
drum wär's hier Unrath, mehr zu sagen,
der Leser mag sich dort befragen.
Uns dünkt die Kürze gar zu schön, (**)

(*) Jahn, von Johann, Iohn, Iean: er ist Jahn, er ist noch unter den Anfängern, die das Spiel noch nicht können. Iean, qui ne peut. In Preussen sagt man in der Zusammensetzung, Dummerjahn und Dojahn.

(**) For brevity is very good,
When w'are, or are not understood.
Wernicke hat in einer Note S. 79. der Schw. Ausgabe, so übersetzt:

man mag — man mag uns nicht verſtehn.
Zu dieſer Stadt kam Schaar auf Schaar
das Volk, wenn Markt und Meſſe war,
und tanzte ſich ſatt nach einer alten
Brumtrommel und Fiddel, die war geſpalten.
Jetzt aber hatt' ein wilder Spitl
herbengelockt der Bauren viel.
Es war ein altfränkiſch Ergetzen,
(gelehrte Fleiſcher nennens Bärenhetzen.)
ein Spiel voll Kühnheit und Gefährde,
bey alten Helden in hohem Werthe,
das viel Autoren von den Luſtbarkeiten
am Iſthmus ſuchen herzuleiten.
Zwar andre führens von dem Bär,
der ſich am Nordpol drehet, her;
denn um die Achſe macht er eine lange
Peripherie, wie'n Bär an der Stange,
der an der Kette tanzt herum,

und

Die Kürz' iſt allzeit gut, indem man ſchreibt und ſpricht, wird man verſtanden oder nicht.

Wenn ich je einem das Recht den Hudibras zu überſetzen gern abgetreten hätte: ſo wäre es unſer **Wernicke** geweſen. Nicht um angeſtöhrter Zeile willen, die er ohne Noth verlängert hat: ſondern, weil ich unter den Teutſchen keinen kenne, der an der Bildung ſeines Ausdrucks und ſeines Gedankens, an Kürzheit des erſten, und an Tiefſinn des andern; der in dem Kunſtgriff des Knittelgedichts und abſtechender Satyre, dem Geiſte **Butlers** ſo ähnlich wäre. Faſt hätte ich ihm zugetraut, ſelber einen **Hudibras** zu komponiren, wenn ich ſeine, Butlern nichts nachgebende Bienenzelehrſamkeit dazu nehme, und ſein Heldengedicht **Hans Sachſe**; und gar im Engliſchen hätte er es thun können, wenn ich folgende Zeile von ihm leſe:

John Sachs a German, was a deviliſh fellow
Whoſe ſiſts all o'er of pitch and Ink were yellow;
Who with his Shoes made the feet ſore,
But with his Rimes the head much more.

und rennt den Haufen, der eindringt, um.
Denn, nach geſchehenem ehrſamen
Vermelden in des Bären Namen,
(wie ſtets die Mode bey Turnieren war,
zu warnen für ruhmloſer Gefahr)
daß keiner über vierzig Fuß der Stange
des Bären ſich zu nahen unterfange —
Wenn aber doch ein kühner Narr
ſich ſelber ausſetzt leerer Gefahr,
und wund davon kommt, oder lahm,
gewinnt ſtatt Ehre nichts denn Schaam.
Die Ehr hat nur der Bär; denn ſein
Amt iſt bey ſeiner Arbeit rein
zu halten ſeinen Grund; und wenn zu nah
ihm einer tritt, fragt er nicht erſt, wer da!
und zeiget ihnen auf ihre Koſten,
er ſchütze mit Ernſte ſeinen Poſten.
Um dies und mehr Unheil zu hintertreiben,
die bey Turnieren nie ausbleiben —
(denn immer hat beym Mordgewühl
der Hexen ein böſer Feind ſein Spiel)
ſo nahm der Ritter ſeinen Weg hieher
Fried aufzunehmen zwiſchen Hund und Bär,
wozu er mächtig hingeriſſen
ſich fühlte, durch Amt und Gewiſſen.
Drum ließ er an ſeinen Knapp ergehen
dies Wort:

(*) Wir, die wir höher ſtehen
und weislich den Curulerwitz

(*) In den Reden des Hubibras ſcheint mir die Verſchränkung der Reimzeilen, an Stellen, wo die Symmetrie es nicht verbietet, einen gewiſſen Numerus, der unſerm über die Gemeine herrſchenden Helden wohl anſteht, befördern zu helfen.

der Conſtabler von unſerm Siz
der Richterbank hoch überſehn,
wir müſſen von dem hohen Pharus
der Vollmacht drohenden Verdruß,
Hochwächtern gleich, voraus erſpähn,
und weiter woraus, als alle die
gemeine, kahle Decemviri.
Und nun, weil uns Fama zu wiſſen thut,
daß Hund und Bär da ſtehn zum Diſputat:
ſo nennt man nun die Schlägerey,
denn beyde ſind oft einerley:
(weil, wo ſich anhebt ein Diſpüt
die Schlägerey coincidit)
Als achten wirs für recht und gut
quantum in nobis, Chriſtenblut
zu ſchonen, und durch weiſen Rath,
Vergleich und friedlichen Tractat
den Streit zu ſchlichten, und ohne Degen
den blutgen Zweykampf beyzulegen.
Nicht gnug, daß unſre Rechte, Leiber,
Geſetze, Kirch' und unſere Weiber,
für unſere Sache, für unſern Bund
ſchon auf dem Spiele ſtehn zum Hetzen?
Soll nun mit uns noch Bär und Hund
im Kampf die Ohren daran ſetzen?
Das iſt ein Zank, von Jeſuiten erdacht,
von ſchlimmen Räthen mehr angefacht.
Ein Machiavelliſmus liegt
(den zwar nicht jede Naſe riecht)
geheimer Anſchlag liegt dahinten,
das gute Vernehmen der Wohlgeſinnten
zu trennen, und Bruder auf Bruder zu hetzen,
daß ſie ſich einander zerraufen, zerfetzen.

Sind unſrer Feinde nicht plus ſatis,
die ärger uns haſſen, denn canis und anguis?
Und ſollen wir nun mit unſern Tatzen
uns ſelber ohn Urſach reiſſen und kratzen?
Das dunkler Plan hier ſteckt in dieſer blutgen Cynarktomachie,
ſieht jeder, der nur die Manieren
der Heil'gen kennt, mit welcher ſie
die Brüder bey der Naſe führen.
O wär ich ein Pſeudoprophet!
Doch wahrlich, wahrlich Unheil entſteht,
wenn's nicht durch unſere Vorſicht wird
und durch Gewalt arcerunzirt.
Denn, aus was Grund und Vortheil kann
ein Thier das andre fallen an;
da ſie nicht für gekränkte Rechte,
Parthern und Grundgeſetze fechten,
nicht für Durchbruch der Reformation,
nicht für Covenant und Proteſtation,
nicht für die Freyheit der Gewiſſen,
nicht für der beiden Häuſer Schlüſſe,
nicht für die Kirch und Kirchenrente,
um ſie zu kriegen in ihr' Unhände, (*)
nicht um die hohen Böſewichter,
die falſchen Räthe, zu ziehn vor die Richter;
nicht für den Glauben an uns, als Götter;
wir wohl für ſie, wir Thieranbeter.
Egypter machten Hunde zu Götzen,
und kriegten für dieſen Glauben ad necem;
und andere Kirchen verehrten die Ratten,
und ließen für die ſich martern und braten;
die Juden ſtritten mit gläubigen Waffen,

(*) Unhände, Nohands; denn Bären haben Klauen.

für Zähne der Elephanten und Affen;
und viele vertheidigten mordious
die Wahrheit dieſes articulus:
Doch nie ſah man die ſchlechteſten Thiere
für uns als Götter ſich maſſacriren.
Sind leider! kluger, mit unſerm Stand
und ihrem beſſer, als ſo, bekannt.
Nur, wir Mordbrenner, wir allein,
wir gieſſen Wuth in ſie hinein.
Durch unſer Muſter wird ihnen die Peſt
von unſern Laſtern eingeflößt;
denn Thiere, die um uns leben, arten
(das iſt von neueren Gelahrten
bemerkt) nach uns; ſo werfen immer
die Stuten Füllen, Schaafe Lämmer;
So ſind durch uns auch Thiere worden
gewöhnt einander zu ermorden.
Wir leſen, die Heyden, die auf Neros
Befehl, die Chriſtenbrüder zerſtreuten,
vernähten ſie in Bärenhäuten
und hezten Doggen auf ſie los.
Von da kömmt dieſes Spiel; es iſt
erdacht vom leid'gen Antichriſt.

Darauf verſetzte Raly: fürwahr!
die Sache ſcheint mir ſonnenklar.
Ja dieſes Spiel des Antichriſt
ruchlos an That und Namen iſt.
Zum erſten: der Name, Bärenjagd
iſt fleiſchlich und von Menſchen erdacht;
denn wahrlich in der ganzen Schrift
man nicht ein ſolches Wort antrift,
und daher unerlaubt und ſündlich.

Zum zweyten: die Sach' iſt eben ſo ſchändlich;
Ein leidiger Synod', den man
ſo wenig im Canon finden kann,
als ſynodus provincialis
und claſſica und nationalis —
Nur bloß ein menſchlich Hirngeſpinſt.
Iſt drittens auch ein Götzendienſt
denn wenn die Menſchen den Creaturen
ſelbſteigner Phantaſie nachhuren,
ſey was es ſey, Hund oder Bär —
iſt heidniſch, und das nicht weniger,
denn jener Dienſt des Baalze'r.

Sagt Hudibras: ich merke Mäuſe, du
Ralpho! du machſt mir X. für U.
Denn obgleich deine Grundthesis
ad amussim richtig und gewiß,
(daß nemlich nach den Schriftgeſetzen
erlaubter ſey das Bärenhetzen
als ſynodi, das läugneſt du;
totidem verbis auch ich das thu,)
und doch ſteckt eine fallacia darinn;
denn wenn durch deine Homaeoſin,
die ſchlau Mausdreck für Pfeffer verhandelt,
und crepitum ſub tuſſi bemantelt,
ſophiſtiſch darthun willt, ſie ſeyn
beyd unerlaubt, ſo ſag ich, Nein.

Und ich, ſagt Ralp, behaupte, man könnte
darthun: es ſey im neuen Teſtamente
Bärhetze ſo gut erlaubt, wie claſſis
provincial- oder parochialis;

daß man ſie beyde, wie an Sünde,
an allem auch ſo ähnlich finde,
daß wenn ihr beyd' in einem Sack umrühret,
ihr ſelber ſie verwechſeln würdet
beym erſten Augenſchein: es ſey denn
daß ihr nach ihrer Bosheit ſie verglichet,
dann iſt es leicht zu rathen, was von beyden
das Aergſte ſey — ich nenn es nicht.

Du redeſt viel; doch alles das
hält keinen Stich, ſagt Hudibras.
Mira de lente machſt du,
id eſt, ein Pferd aus einer Kuh.
Gelinde geſagt, du melkeſt Bolle,
und ſchäreſt Säue: Geſchrey und wenig Wolle.
Denn worinn haben ſynodi
mit Bären irgend Analogie?
und Conferenze des Kirchenraths,
wie räumen die zur Bärenhatz? (*)
denn immer richt ein richtig Gleichniß
auf Sachen eiusdem generis.
Nun ſage, wo hier das genus iſt,
das beyde begreift und in ſich ſchließt.
Wenn animal — ſo ſind wir zweene
ſo gut für Bären zu halten, wie jene.
Wir ſind nicht minder beſtiae
obwohl von andrer ſpecie.
Allein hier, Kalb, iſt weder Plaz
noch Zeit zu erhärten meinen Saz,
denn nun iſt nicht mehr weit das Feld,
[illegible]

(*) Bärenhatz ſtatt Hetze.

wird

en Franzoſen ſelbſt eine Unterredung antrugen, und um, für in Feuer gekleidete Kugeln, die ein ſchüttelndes Fieber in euern Mauern machen ſollten, ſanfte in Rauch eingehüllte Worte loszuſchieſſen, um eure Ohren durch ein betrügliches Getöne zu bethören; aber glaubet ihnen, wie ſie es verdienen, werthe Bürger, und laſſet uns, euern König ein, deſſen müde Lebensgeiſter, von dieſer übertriebenen Eile abgemattet, Herberge innert euren Stadtmauern ſuchen.

König Philipp.

Wenn ich geſprochen habe, ſo antwortet uns beyden. Seht! an dieſer rechten Hand, deren Schuz durch die heiligſten Gelübde dem Rechte deſſen, den ſie hält, geweyhet iſt, ſteht der junge Plantagenet, Sohn von dem ältern Bruder dieſes Mannes, und König über ihn und alles, was er inne hat. Um ſeines zu Boden getretnen Rechts willen treten wir in kriegriſchem Marſch dieſe grünen Ebnen vor eurer Stadt, ohne einigen Vorſaz einer Feindſeligkeit gegen euch, auſſer wozu uns, von eurer Widerſpenſtigkeit gereizt, ein mildthätiger Eifer zur Erhaltung dieſes unterdrükten Kindes, in unſerm Gewiſſen nöthiget. Weigert euch alſo nicht, eine Pflicht zu erſtatten, die ihr demjenigen unläugbar ſchuldig ſeyd, der ſie zu fordern berechtigt iſt, nemlich, dieſem jungen Prinzen; ſo ſoll unſern Waffen, gleich einem bemaulkorbten Bären, ſicher anzuſehen, alle Beleidigung verboten ſeyn, die Bosheit unſrer Canonen gegen die unver-

wund-

wird disputiert auf andere Manier,
bey Controversen, wie diese, schaffen
die Worte keinen Beweis, nur die Waffen.
Mit einer Vorsicht und Tapferkeit,
die unserm Rang und gutem Gerücht,
und aller Frommen Erwartung entspricht.
Sie sollen sich auch nicht irren: es sey denn,
daß wir vom Erfolge Schabernack leiden;
Erfolg, ein Ziel, daß auch der beste Mann
von Kopf und Arm nicht immer treffen kann.
Denn gehen wir mit der und jener That um,
so rudern wir nur; den Steuer lenkt das Fatum,
das oft vom Erfolg die edelste That
aus wichtigem Grund enterbet hat.
Nicht immer, wie ächte Söhne, gerathen
aus grossen Entschlüssen grosse Thaten;
die kühnsten Versuche nicht immer erzeugen
Wirkungen, die jenen am Werthe gleichen;
zuweilen schlagen sie fehl; Zufälle
und Feigheit treten in ihre Stelle.
Doch weg mit Zweifeln! Unsre Thaten
sind uns noch immer wohl gerathen,
und sind sie gleich weltkund und so erhaben,
daß wir kein Muster zur Copie nothhaben:
sind wir doch nicht die ersten, die solche
provinciam wagten mit gutem Erfolge.
In Norden that ein wackrer Degen
weiland einen Bär im Kampf erlegen,
und schlug den Fidler wund. Sieh! nun
hat unsere Macht mit denen zu thun,
[illegible]
ein gleichen Ruhm und Sieg beerben

Man ſagt, es war ein tapfrer Mamlucke
im fremden Land derj hieß Sir Samlucke (*)

dem

(*) Sir Samlucke, zuſammengezogen aus Samuel Lucke, auf deſſen Charakter Butler den Hudibras ſoll gegründet haben; welches auch unter andern ein gewiſſes Gaſſenlied unter dem Titel, A Tale of the Cobler and Vikar of Bray, in Butlers Poſthumous Works, zu beſtätigen ſcheinet. In demſelben wird Sir Samuel Lucke folgendermaſſen gemahlt:

In Bedforſhire there dwelt a knight
Sir Samuel by Name,
Who by his feats in civil broits
Obtaind a migthy fame. etc.

In Bedforſhire ein Ritter was,
Sir Samuel genennt,
den alle Welt im Bürgerſtreit
durch ſeine Händel kennt.
Er war ſo weiſe, wie beherzt,
und mit Geſchick verſehen,
zu bändigen der Warner Trutz,
den Seinen beyzuſtehen.
Und dieſer werthe Ritter ſchwur,
den Bart nicht abzuſcheeren,
bis kein Biſchof und König mehr
in Sodoms Volke wären.
Den heilgen Schwur, den hielt er feſt,
und trug mit gläub'gem Harren
ſein rödlich Meteor am Kinn,
bis beyde nicht mehr waren.
Kurz Seine Gnaden war ein Mann,
dem keiner zu vergleichen;

Kein

dem ich ſehr oft veralichen ward
an Leib und Gaben, Geſchick und Bart.
Wir weihten beyde gleich an Muth,
beyd' einer Sache Gut und Blut;
und oft hat er ein Wageſtück,
wie dies, gekrönt mit Preis und Sieg.

Auch uns ſoll glücken dieſer Streit
kraft ähnlicher Entſchloſſenheit.
Die Ehr' iſt wie ein Witwenweib,
man geh ihr herzhaft an den Leib,
nicht leiſe, wie man ein Mädel beſchleicht;
man ſtürme ſie, jemehr ſie weicht.

So ſprach er und gab denn, wie vorlängſt
der Phrygier jenem Trojer-Hengſt,
den roſtigen Sporn dem Seinen; der hob
ſo flink, wie jener, das Bein zum Galopp;
Obgleich ſein leerer Bauch erſtöhnte,

wies

Kein Kiel und Pinſel mag ſein Bild,
kein Barde je erreichen.
theils nüchtern gab er, theils im Trunk,
in Thaten groſſe Muſter;
Hört nur den Blutſtreit zwiſchen dem
Vikarius und Schuſter!

Sodann folget das Mährchen, in welchem der Ritter einen Friedensrichter vorſtellet, auch einen Schreiber mit Namen Ralp bey ſich hat. In dieſem Mährchen muß es jedem auffallen, daß, ſo wie man annimmt der Ritter Hudibras ſey nach dem Charakter des Sir Samuel Lucke, hier der Sir Samuel offenbar nach dem Charakter des Hudibras geſchildert werde.

wie's dort in der hohlen Beſtie tönte;
ein Wort des Unmuths entfuhr ihm hinten,
mit ſchwingenden Schweif und ſchnarrenden Winden.
So ſah ich einen Schuft, der mit
beſpornter Ferſe den Staat beritt:
indeß, je mehr er ſtieß und trieb
je ſtätiger die Mähre blieb.

K.

III.

Beylage für die Leſer des Hudibras.

Lachen iſt das Privilegium des Thoren, wie des Klugen. Beyder Lachen aber unterſcheidet ſich, wie beyder ihre Verwunderung, die eben ein Zuſatz und eine Wirkung des Lachens iſt. Der Thor bleibt, weil ſein Blick nicht weiter reichen will, bey den Seltenheiten der Oberfläche ſtehen, welche dem Scharfſinnigen gemein und unwichtig ſind; indeß der Kluge ſich nur über Seltenheiten wundert, die ihm mitten in ſeinem Forſchen aufſtoßen, an welchen zwar jener nichts Beſonderes finden kann. Und eben ſo lacht dieſer auch über gemeine und unwichtige Mißhelligkeiten, aus Kurzſichtigkeit, oft über wahre Würde, und ſein Gelächter fällt auf ihn ſelber zurück: jener hingegen lachet aus Tiefſinn, immer ein Freund des wahren Ernſtes, jemehr ſich die falſche Ernſthaftigkeit vor ihm fürchten muß. Ein ſolcher Lacher iſt Butler; und wer nicht in ſeinem Witze den ſcharfſinnigſten, und in ſeinem Lachen den ernſthafteſten Richter ſeines Zeitalters erkennt, der kennt ihn nicht. Drey Gegenſtände forderten vorzüglich ſeine Satyre auf. — Der heuchleriſche Ernſt und die ſinnloſe Schwärmerey

rey ſeiner Zeit; die Irreligion und Immoralität der lüderlichen und üppigen Perioden unter Carl dem Zweyten; und dann die chimäriſchen und erbettelten Grillenſängereyen in der Philoſophie ſowol als Theologie, die zu ſeiner Zeit unter den Akademiſten graſſierten. — Das waren die drey Köpfe an einem einzigen Ungeheuer, denen Butler ſeine tödtlichen Pillen zu verſchlucken giebt. In ſeinem Hudibras ſehen wir ihn beſonders mit dem erſten und dritten Gegenſtande beſchäftigt, nehmlich mit der Heucheley und dem Misbrauch der Speculation; und zwar mit dem erſten am geſchäftigſten, zum Vortheile der Regierung, ſo daß ihn manche für einen Anbeter der Hofparthey halten könnten; aber mit Unrecht. Denn es ſind noch zwey andere Werke, die ſeinen Hudibras und ihn ſelber noch vollſtändiger beurtheilen laſſen. Das erſtere unter dem Titel: The poſthumous Works of Mr. Samuel Butler, in 3 Bänden in Duodez, welches ſchon länger bekannt iſt, giebt manche Erläuterung, ob es gleich als Butlers Arbeit, dem gröſten Theile nach, wenig Authenticität haben dörfte. Das andere Werk, obgleich weit ſpäter und nur vor einigen Jahren entdeckt, aber dennoch von unbezweifelter Aechtheit, und durch ſich ſelber ſowol als durch äuſsere Beläge, als Butlers Arbeit, genugſam legitimiret, giebt die ſchönſte Vollendung zum Portrait des Butlerſchen Geiſtes und ſeines Zeitalters. Es heiſt: The Genuin Remains in Verſe and Proſe of Mr. Samuel Butler, Author of Hudibras, publiſhed from the original Manuſcripts, formerly in the poſſeſſion of W. Longueville Eſq. with notes by R. Thyer, Keeper of the public Library at Manchester, in two Volumes. gr. 8. London. 1759. Der erſtere Band, hält auſser wenigen proſaiſchen Stücken, lauter Poeſien in ſich; der zweyte, lauter Characteres in Proſe. In den mehreſten dieſer Stücke verſucht er noch unermüdet ſeine Schneide an der Parthey der Rebellen und Schwärmer; aber mit der Unpartheylichkeit, daß er in einigen Stücken

der

der Hofpartey eben ſo wenig ſchont, und die puritaniſchen Zeiten mit dem darauf folgenden üppigen und lüderlichen Zeitalter in launigtem Contraſte darſtellt; und, was am beſten die Weisheit ſeines Spottes rechtfertigen kan, zürnt er, der ſonſt immer nur lachte, über den heilloſen Geiſt des Spottes, der, als ein Unterſcheidungszeichen dieſer wilden Regierung, jede ernſthafte und vernünftige Sache verhöhnte, ein Leichtſinn, der freylich ſeinen Urſprung dem vorigen Extrem des heuchleriſchen Ernſtes zu danken hatte. Von ſeinen Charactern ſollen hier ein paar Proben folgen. „Die Schreibart der Characterе, ſagt der Herausgeber der Remains, war eine Gattung des Witzes, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſehr Mode war.„

Die beyden Hauptautoren in dieſem Fache waren Sir Thomas Overbury und Dr. John Earle. Wie angenehm dem Geſchmacke des Publikums dieſe Gattung von Verſuchen war, mag man an Sir Thomas Büchelchen bemerken, welches noch vor 1632. vierzehn Ausgaben hatte, wie des Biſchofs Characterе zwiſchen 1628 und 1633. ſechsmal aufgelegt wurden. Ob Butler jenen gleich oder überkommen iſt, kann der Leſer jener beyden deſto eher ausmachen, da ſie alle dieſelben Gemälde zu zeichnen verſucht haben. — Dieſe Characterе wurden hauptſächlich zwiſchen 1667 und 1669 aufgeſezt (welches aus den vorgeſezten Datis bey den mehreſten erhellet) zu welcher Zeit Butler ſich in Wales unter der Protection des Lord Carbery aufhielt. Der Nonkonformiſt und der Alchymiſt enthalten die meiſten Parallelen zu dem Hudibras, ſind aber auch die länaſten. Der leztere und der Wiedertäufer mögen hier, zur Schadloshaltung jener Lücke im erſten Geſange, folgen. Denn beyde beziehen ſich hauptſächlich auf den Character des Ralpho.

Ein

Ein Wiedertäufer

Iſt ein Waſſerheiliger, der, gleich einem Crocodill, heil im Waſſer, aber auf dem Lande dunkel ſieht. Er lebt nicht nur wie eine Gans in zween Elementen, ſondern auch in zween Welten zugleich, in dieſer und einer der nächſten. Er iſt das Gegenſpiel von einem Menſchenfiſcher; denn anſtatt ſie aus dem Waſſer herauszuziehen, taucht er ſie hinein. Er erhält die Seelen in Unmündigkeit, und will ihnen nicht eher verſtatten, das Himmelreich zu erben, bis ſie zu dem Alter kommen, in welchem ſie mit ihrem eigenen Glauben können belehnt werden. Er trotzet Magiſtrat und Prieſterſchaft, als den Hörnern des Antichriſts; er möchte ſie beyde nur gar zu gern in ſeine Klauen haben. Seine Kinder der Gnade ſind alle Heiden, und er ziehet ſie, wie junge Bäume in einer Pflanzſchule; läßt ſie aufwachſen, und dann verpflanzt er ſie in den neuen Boden ſeiner Kirche. Er läßt ſie wie junge Füllen in einem Roſſgarten, wild laufen, bis ſie alt genug ſind, um aufgegriffen und geſattelt zu werden, und dann zähmt und dreſſiert er ſie nach ſeinem eigenen Kirchenwandel. Er iſt ein Seelenwäſcher, und, wie man mit Hexen thut, prüft er Seelen im Waſſer. Er taucht ſie ganz unter, auſſer ihre Hände nicht, bey welchen er ſie hält. Dieſe bleiben immer heidniſch; und das iſt die Urſache, warum ſie ſich kein Gewiſſen über ihre Werke machen, wenn ſie Gewalt in ihre Hände bekommen; ſondern die wildeſten Unmenſchlichkeiten in der Welt anrichten. Sein Eintauchen machet ihn hartnäckiger und ſteifer in ſeinen Meynungen, gleich einem Stück glühenden Eiſens, welches hart wird, wenn man es im kalten Waſſer abkühlt. Er hält bey ſeiner Taufe nichts von dem Gebrauch des Waſſers, ſo wie es vom Himmel in Tropfen herunter fällt; ſondern ſo wie es aus den Eingeweiden der Erde läuft, oder faulend in einem moraſtigen Sumpfe

ſteht. Er wählt, um die Hitze ſeines Eifers zu zeigen, die kälteſte Jahreszeit zum Untertauchen; und dies macht ihn eben ſteifſinniger. Geſetz und Regierung ſind groſe Kränkungen für ihn, und er glaubt, Menſchen könnten ſehr gut ohne ſie leben, wenn ſie ſich nur von ihm wollten regieren laſſen; und dann wollte er kein ander Anſehen haben, als ſeine Offenbahrungen. Er iſt ein irrender Heiliger; denn er nennt ſeine Religion Wandel, welchen als orthodoxer und untrüglicher dem Sitzen des Pabſtes er entgegen ſtellt. Seine Kirche iſt eine Art von runder Tafel ohne Ober- und Unterſtelle; denn ſie beobachten keine Ordnung und geſtatten keine Rangſtufen. Sie iſt gleich der Schlange Amphisbäna, die auf jedem Ende einen Kopf hatte. Denn ſo iſt ihr geiſtlicher Neid und Ehrgeiz beſchaffen, daß ſie keinen Höhern ausſtehen; ſondern Hoch und Niedrig ſind zuſammengeknüpft, wie kurze und lange Stäbe in einem Holzbündel.

Er trotzet der Welt zu ſeiner eigenen Vertheidigung, weil ſie ihn erſt verachtete, und er iſt eher ein Abtrünniger von ihr, als ein Bekehrter zur andern. Er entſagte ihr, weil ſie ihm nicht nach ſeinem Sinne war, und gab ſie auf, weil er ſie nicht zu gebrauchen wuſte. Sein Ehrgeiz wächſet, gleich dem Unkraut, auf dem niedrigſten Boden am höchſten; und er ſetzet ſich in Gedanken über die Welt weg, indem er das verachtet, was er ſich gern anmaaßen wollte, nur nicht konnte. Seine Liebe erſtrecket ſich nicht weiter, als über ſein Kirchſpiel, und iſt nichts anders, denn Selbſtliebe und natürliche Zuneigung zu ſeiner eigenen Meynung bey andern Leuten. Er macht die Gelehrſamkeit, ſo wie die Welt herunter, weil ſie ihm nicht im Griffe liegt, und fällt ungerechtes Urtheil darüber, wovon er nichts verſteht. Er verläßt die Bahn ſeiner Kirche, und länft über Nebenwege die Creuz und Queere, wie Diebe, wenn ſie eine Räuberey begangen haben. Alle

geiſt-

geiſtliche Erkenntniß, womit er ſo ſehr prahlet, hat er nur aus der zweiten Hand und aus Ueberſetzungen entlehnt; und, wenn dieſe irren, muß ſein Geiſt (ob er gleich untrüglich, wie des Pabſtes ſeiner iſt) ebenfalls irren. Die erſtaunliche Höhe der Zuverſicht, zu der er gelangt iſt, kann unmöglich ohne eine gleichmäßige, unüberwindliche Unwiſſenheit erreicht werden. Seine Kirche ſteht unter der wäßrichſten Regierung des Mondes, wenn er im Aquarius iſt. Er ſtellet ſich ſelber auf die Zinne des Tempels, zu ſehn, ob der Teufel es wagt, ihn mit Sprüchen zu vexiren. Er hat Luſt mit ſeiner Religion zu verfügen, wie es ihm beliebt. Er zapfet falſche Lehren aus ſeinem Faſſe; Sieht Erſcheinungen, wenn er feſte ſchläft, und träumet Träume, wenn er ganz wach iſt. Sie kleben einer am andern, wie Laibbrod im Ofen der Verfolgung. Er kanoniſiert ſich ſelber zu einem Heiligen bey lebendigem Leibe, ſo wie ſich Domitian ſelber zum Gott machte, und trägt ſeinen Namen in das Regiſter ſeiner Kirche ein, kraft eines Dietrichs, den er erfunden hat, und glaubt, dieſer werde ſeine Sache eben ſo gut verrichten, als St. Peters Schlüſſel. Er ſuchet Sumpf und Pfützen aus, die am bequemſten ſind, einen Anabaptiſten abzulaſſen; denn er taufet ſein Fahrzeug nicht, ſondern läßt es ablaufen. (launch) Er glaubt, weil Gehorſam beſſer als Opfer iſt, ſo werde ſchon das geringſte davon ſeine Dienſte thun. Er gebrauchet die Schrift eben ſo, wie falſche Zeugen, die niemals ihre Finger daran legen, als nur, wenn ſie wider die Wahrheit Zeugniß geben.

Ein Alchymiſt. (*)

Er iſt in der Gelehrſamkeit ein Stück von Hector, der ſich dadurch in Anſehen zu ſetzen glaubt, wenn er mit ſeinen

(*) Der Leſer wird ſehr bald aus verſchiedenen Umſtänden merken, daß der Anfang dieſes Charakters perſonell iſt.

lieben Leſer Händel anfängt, und ſie zu ſeinem eigenen Vortheile ſchlichtet, als hätt' er im Sinn, ihren Verſtand zu verwirren, und ihnen eine hohe Meynung von ſeinen groſen Geſchicklichkeiten einzujagen. Er tritt mit ſeinen verborgenen (geheimen) Wahrheiten, wie er ſie nennt, ins Publikum, gleich einem, der geſtohlne Sachen unter ſeinem Rocke trägt, und der, immer in Furcht angehalten zu werden, auf jedermann zufällt, der das Unglück hat, ihm in den Weg zu kommen. Denn, wenn ihr ihn ſauer anſehet, mi get ihr auch wiſſen, er wird euch ſchon ſicherlich mit einem Einſpruch gegen euren Verſtand zuvorkommen; und, gleich einem Delinquenten an Witze, iſt er allemal mit Exceptionen gegen ſeine Richter verſehen. Das veranlaßt ihn zu unaufhörlichen Apologien, Entſchuldigungen und Vertheidigungen, aber immer nach Art einer Herausfoderung in einem geringſchätzigen Tone, ohne Achtung gegen jemand, von dem er glaubt, daß er ſeinem Oelgötzen im Lichte ſtehen will. Er zeiget ſo wenig Scheu gegen Dinge, als gegen Perſonen. Denn es iſt immer ſeine Art, daß er Dinge, verſchiedener Art zuſammenmiſchet, wie Kartenblätter, und ſie dann austheilet, wie ſie fallen. Er giebt ſich die Miene, das gegenwärtige Zeitalter zu verachten, und ſeine Schriften der Nachwelt zuzueignen, womit er zeigt, daß er beſſere Meynung von ſeiner Gabe zu weiſſagen, als von der Wiſſenſchaft irgend eines ſeiner Zeitgenoſſen habe; und daß er mehr von den künftigen Zeitaltern verſtehe, als das gegenwärtige von ihm. Nächſt der Nachwelt iſt er ſo in das Alterthum verliebt, daß er Seths Säulen als modern verachtet, und die Stammleiter der Magie (*) von Adams erſten grünen Hoſen herleitet, weil Feigenblätter die erſten Kleider, welche der Menſch trug, bloß zur Decke dienten;

(*) Siehe die 530ſte S. des erſten Geſangs Hudibr.

wundbaren Wolken des Himmels ausgelaſſen werden, und mit einem friedſamen und ungeſtörten Rükzug, mit ungebrauchten Schwerdtern und unverſehrten Helmen, wollen wir dieſes muthige Blut wieder heimtragen, welches wir gegen eure Mauern auszuſpeyen gekommen waren, und eure Weiber, Kinder und euch im Frieden laſſen. Solltet ihr aber ſo thöricht ſeyn, dieſes unſer zuvorkommendes Anerbieten auszuſchlagen, ſo bildet euch nicht ein, daß dieſe alten Mauern euch gegen unſre Kriegs-Abgeſandten ſchüzen werden, wenn gleich alle dieſe Engländer mit ihrer Macht in ihrem rauhen Umkreis gelagert wären. Sagt uns alſo, will eure Stadt, uns im Namen desjenigen, für welchen wir euch dazu auffordern, als ihren Herrn erkennen; oder ſollen wir das Zeichen zum Angriff geben, und in Blut wattend in unſer Eigenthum einziehen?

Bürger.

Unſre Antwort iſt kurz: Wir ſind des Königs von England Unterthanen; für ihn und kraft ſeines Rechts, haben wir dieſe Stadt inne.

König Johann.

So erkennet dann euern König, und laſſet mich ein.

Bürger.

Das können wir nicht; demjenigen der es beweißt, daß er König iſt, wollen wir uns als getreue Unterthanen beweiſen;

dienten; und daher sind sie die ältesten Wahrzeichen verborgner Geheimnisse. (*)

Die Brüder vom Rosenkreuz verehrt er als die einzigen Eulen von Athen, die im Finstern sehen können; wundert sich über sie und staunet sie an, wie einer vom Haufen der Vögel — Diese sind eine Art von irrenden Philosophen, die nach Abentheuern auf und niederwandeln. Sie haben ein bezaubert Schloß, Allen unsichtbar, nur ihnen allein nicht, wo sie zu gewissen Zeiten zu erscheinen nach ihrem Orden verbunden sind. In dieser Stiftshütte lieget noch der Leichnam ihres Propheten und Stifters, der sterbend sich in eine Art von unsichtbaren Ofen verbarg, allwo er nach hundert Jahren durch eine Art von prophetischer Thür entdecket wurde, nicht zu sehr verpacket, noch kalt; sondern warm; und, (gleich einem Schnepfenkopf, der in dem Deckel einer Pastete stekt) sah er aus, als wenn er lebte. Mit ihm fanden sie zugleich eine ganze Welt der kostbarsten Geheimnisse und Mysterien, samt einem guten Schatz und einem Wörterbuch aller der Namen, die Adam den Creaturen gab, und diese haben sie seitdem sich einander gegeben. Denn, nach ihrem Vorgeben verstehen sie die Sprache der Thier' und Vögel, so wie, nach ihrer Aussage, Salomon sie verstand; sonst würd er niemalen gesagt haben — Die Vögel des Himmels sagen Verräthes rey gegen Könige nach. Zu dieser Kenntniß behaupten sie, kann man gelangen, wenn man in einer planetarischen Minute ein Schnittlein aus der Leber eines Cameleon verzehrt,

(*) Nachdem der personelle Character noch ein paar Seiten durch fortgesetzet wird, so breitet er sich nun allgemein über die Rosenkreuzer aus. Man vergleiche mit diesem Stücke die Characteres des Ralpho und Sidrophel, und noch besonders den Wortwechsel zwischen Hudibras und Sidrophel über die wahrsagende Astrologie ꝛc.

das einzige gebratene Lexicon in der Welt. Denn sie nehmen es auf sich, eine Art von geheimnisvoller Gelehrsamkeit vermittelst der Diät zu lehren; und darum haben sie wundernswürdige Recepte, um verschiedene Gerichte für Talismane, Magie und Cabbala zu machen, in welchen Wissenschaften ein Mann von einem sinnreichen Magen sich bey einer Mahlzeit mehr Kenntniß an den Hals fressen kann, als es sonst natürlicher Weise durch sieben Jahre Studieren geschehen könnte. Sie sind besser mit der intellectuellen Welt bekannt, als mit der wirklichen, und verstehen mehr von den Ideen, als von Dingen. Diese Gedankenwelt ist eine Art von terra incognita, oder pistrocorum regio, von welcher die Leute reden, was sie selber nicht verstehen. Sie wollen uns überreden, daß diese nichts anders, als das Gegenspiel der elementarischen (wirklichen) Welt sey, und daß es auf der Oberfläche der Erde nicht das geringste gebe, wenn es auch der Bart eines einzelnen Mannes wäre, der nicht dort einen andern an Schnitt und Farbe vollkommen seines gleichen hätte, um mit einander ein Paar auszumachen. Nah an dieser liegt, wie sie uns erzählen, die himmlische Welt, in welcher sie zu Hause sind — Alle Herzoge, Grafen und Baronen in den Planeten sind ihre Pathen, wenn nicht gar ihre Bastarte. Diese geistliche Herrschaften haben eine so vollkommene Aehnlichkeit in allen ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen mit den unsrigen auf Erden, daß ein gelehrter Antiquarius sicher schlieſſen möchte, sie wären anfangs eine von hier verpflanzte Colonie gewesen. Mit diesen sind sie so vertraut, daß sie ein genaues Verzeichnis von eines jeden Etat haben, und sagen können, wieviel Lehnsträger ihre Ländereyen von ihnen zu Lehn tragen. Diese Geister pflegen sie bey der Nase zu fangen, durch Qualm und Dunst, wie St. Dunstan mit einem Paar Zangen den Teufel fieng; und dann müssen sie durch

Ents

(*) S. 515 3. 15ten Sel. Hudibr.

Entdeckung der Heimlichkeiten ihre Freyheit lösen. Durch dieſe Mittel haben ſie den Weg gefunden, planetariſche Mäuſefallen zu machen, in welchen ſich Ratten und Mäuſe, ohne Aufwand von gerdſtetem Speck und Käſe, ſelber fangen ſollen. Sie wiſſen feine Kunſtmittel, um aus Lautenſaiten falſche Maden zu machen; Fieber auf Hunde zu bannen, oder ſie mit Spinnen wegzuſchrecken; Zahnweh und ſchlimme Augen mit Arzeneyen, die man der Imagination applicirt, zu heilen; Ratten und Warzen mit Reimen zu tödten; Mähler an dieſem oder jenem Theile des Leibes durch ein Zeichen auf dem Geſicht hervorzurufen; verlorne Jungfrauſchaften zu entdecken; mit Figuren, Segenſprechen und Characteren zu kuppeln; Naſen aus dem Hinterbacken zu ſchneiden, wie Taliacotius; des Philoſophen (Alchymiſten) Feuer mit Worten von lauter Wind aufzublaſen, und den geprieſenen Geiſt des Eliriers nicht aus grober Materie, ſondern aus der reinen, unkörperlichen Hofnung und Zuverſicht des Leichtgläubigen auszuziehen, welches unter allen Mitteln der Veredelung (Multiplication *) das beſte und vernünftigſte iſt; Denn eine kleine Doſis davon, ſo zubereitet, und mit dem ſchlechteſten Metall verſetzt, verwandelt es auf der Stelle in fertig gemünztes Gold. Sie haben auch ein Mittel ausgefunden, für begnadigte Brüder unſichtbare Stundengläſer zu machen, um dabey zu predigen. Sie würden zarten Gewiſſen einen Anſtoß geben, wenn es den Schein hätte, daß der Geiſt ſie zwar in Stand ſetzen könnte, zu verſtehn, was — aber nicht, wieviel ſie reden ſollten, ohne Hülfe eines fleiſchlichen Stundenglaſes. Sie ſind nun im Begriff eine Reformation in der himmliſchen Welt durchzuſetzen — Sie haben die alten Sphären ausgebeſſert, die ſo dünn abgetragen waren, als ein Spinnweb; und haben die Sterne in denſelben mit einer Schraube

 befeſtigt

(*) ein Kunſtwort der Chymiſten.

befeſtigt, kraft welcher ſie mögen abgenommen und nach Gefallen wieder eingeſetzt werden. Sie haben alle die alten Häuſer der Planeten niedergeriſſen, und Gezelte in ihre Stelle geſetzt, als welche, in Betracht ihrer Leichtigkeit, ſich in allen Fällen bequemer wegräumen laſſen. Sie ſind kürzlich auf des Du Bartas Anſchlag gefallen, alle Conſtellationen neuzutaufen, und ihnen bibliſche Namen zu geben, (gewiß ein beſonders chriſtliches Werk) und wünſchen mit der Zeit die Aſtrologen zu bekehren, wenn ſie dereinſt auf die Autorität der Schrift die Grundſätze und Anfangsgründe ihrer Wiſſenſchaft bauen, welche ſie jetzund am liebſten von den alten heidniſchen Poeten borgen. Dies könnte ſie mit der Zeit in Stand ſetzen (ſo gut wie andre Geſchäfte) auch das Predigen für ſich ſelber zu treiben, und die Unkoſten, mit denen ſie alte halbſchlägige Rabbinen (dreyviertel Juden) miethen, zu erſparen, und ihre Kunſt durch mächtige Gründe, aus Etymologien und Anagrammen gezogen, ſo geſetzmäßig als möglich zu machen. Allein ihre Einſicht in die Oberwelt iſt nichts gegen die, welche ſie in die Unterwelt haben; denn mit den Teufeln ſtehen ſie im genauen Briefwechſel, und können eine vollkommne Nachricht von ihren kirchlichen, bürgerlichen und militäriſchen Verfaſſung geben. Nach ihrem Bericht verſuchten die Feinde (Teufel) neulich eine Reformation ihrer Regierung, das heißt, ſie verſuchten alle Dinge in Verwirrung zu bringen, welche bey ihnen die feſteſte Ordnung iſt. Sie haben den Aeacus, Minos und Rhadamant wieder auf die Bank geſetzet, ſeitdem ſie Order der Loslaſſung erzielten, und haben den Zungendreſchern von Teufels, die ihrer Ehrlichkeit halber aus den Schranken geworfen waren, wieder zu practiciren zugeſtanden; nachdem ſie erſt einen Eid von ihnen genommen, daß ſie der Regierung treu und ergeben ſeyn wollten. Sie haben auch die Furien, die von den neuern Poeten ihres Dienſtes entſetzet waren, wieder aufgenommen, und dem Charon ei-

nen neuen Kittel und Schild gegeben. In der That aber sind sie, was ihre Milicia betrift, die keine Sache für Philosophen ist, nicht so fertig darinn; und daher sind sie gezwungen, alte poetische Geister bloß zur Schau aufzurichten, und, wie ein Capitain der eine falsche Zahl angiebt, ihre Compagnie voll zu machen, in welcher Cerberus für drey Mann gilt und für drey Sold empfängt. Dies alles bewerkstelligen sie durch die Kraft und Macht der Zahlen; als welche sie durch die drey Welten, wie eine Strickleiter, laufen lassen, die ein gleiches Ebenmaaß unter ihnen allen, und das allgemeine Privilegium des grossen Geheimnisses erhält, welches, wie sie beweisen, der goldene Ast war, mit dem Aeneas statt eines Passes in die Hölle gieng. Diese Zahlen gelten bey ihnen für die bessere Gattung Geister, wegen der Weite ihrer Herrschaft, die sich von jenseit der intelligiblen Welt durch alle die Unterwelten bis zu dem Centrum erstrecket, welches die äusserste Grenze ihres Reichs von dieser Seite ist. — Sie glauben, die Geister haben einen besondern natürlichen Gehorsam für Machtworte, wenn sie gleich nichts bedeuten; daher man beynahe denken sollte, ein ausgelernter Staar, oder einer von James Howel's (*) Bäumen, könnte einen eben so geschickten Beschwörer abgeben, als Mönch Bacon selber. Nächst den Worten lassen sie sich mit Charakteren fangen, die nichts anders sind, denn Creuze, welche die Geister, weil sie nicht recht schreiben können, statt ihrer Nahmen machen — Diese haben die Brüder immer auf einem Blanket, in welches sie, was ihnen beliebt, eintragen können; und dann legen sie darüber auf sie Arrest und halten sie gefangen, bis sie sich verbürgen zu beantworten, was man nur irgend von ihnen verlangt. Durch dieses Mittel haben sie ausfündig gemacht, welches der rechte Eigenthümer des apocalyptischen Thieres sey, das un-

(*) Howel's Hain von Dodona, wo Bäume redend eingeführt werden.

ter den Gelehrten lange für ein verlehrnes Schaf paſſirte; und das wahre Produkt von 666, welches in den Ohren der Ausleger, wie Whittington's Glocken, geklungen hat; wie weit noch bis zum jüngſten Tage, und, welches noch wunderbarer, ob er im Winter oder Sommer kommen ſoll. Sie können das Alter der Zeit ſagen, ohne, nach Art der Chronologiſten, ihr wie einem Pferde ins Maul zu ſehen, und ohne die Kirchenbücher nachzuſchlagen. Denn ſie haben gewiſſe hiſtoriſche Geiſter, die ihnen einen eben ſo guten Bericht von der allgemeinen Geſchichte der Welt liefern, als Noſte ſelber. Durch dieſer Hülfe können ſie auf der Stelle ſagen, wer der erſte chriſtliche Schuhflicker war, ohne ſich in die arabiſche Abbreviatur zu vertiefen, oder, wie einige gethan haben, weit in den Orient zu reiſen, um das zu holen, was ſie zu Hauſe in der Legende hätten finden können — Eine recht gelehrte Ueberſichtigkeit.

Sie haben eine bewundernswürdige Methode ausgefunden, alle Controverſen zu entſcheiden, und Zweifel von der gröſten Schwierigkeit vermittelſt der Stundenfragen aufzulöſen. Denn, wie gelehrte Aſtrologen, wenn ſie die Unmöglichkeit ſehen, die Minute von eines Mannes Geburt genau zu erfahren, pflegen ſie gar klug der Frage die Nativität zu ſtellen (gleich demjenigen, der des Doctors Recept ſtatt der Arzeney verſchluckte) und finden die Antwort ſo gewiß und untrüglich, als wenn ſie den rechten Augenblick erkundet hätten, in welchem der Ingebohrne, wie ſie ihn nennen, in die Welt hineinkroch. So iſt auch bey Fragen, die entweder ſo fein oder ſo dunkel ſind, daß die Arbeit wenig oder gar nicht in die Sinne fällt, und Worte und Kunſtnamen nichts mehr gelten als eines Taſchenſpielers Gewäſch, dieſes das einzige Mittel in der Welt, daß man die kritiſche Minute der Frage erwägt, und dadurch ſie auflöſet. Dies wäre für die rundkolbigten

Stoi-

Stoiker (*) eine vortrefliche Methode geweſen, um anzufinden, ob bonum ein corpus oder die Tugend ein animal ſey, worüber ſie ſo viel hitzige Gefechte hatten, daß gegen die eintauſend vierhundert und vierzig ihr Leben auf dem Platz, und noch weit mehr ihre Bärte und Zähne und Naſen einbüßten — Aber das wäre nicht geſchehn, hätten die Brüder in jenen Tagen gelebt, die nicht allein in der Philoſophie, ſondern auch in der Theologie alles raſende Handgemenge der Streitigkeiten auseinanderbringen, und, gleich wahren kanoniſchen Quartiermeiſtern, machen können, daß jene geiſtlichen Eiſenfreſſer ihre Waffen ſtrecken und Frieden halten. Nicht weniger gilt ihre Macht und Anſehen in Beylegung bürgerlicher Spaltungen. Denn ſie haben ein Recept, wodurch ſie zwo Armeen, die ſchon fertig zum Gefecht aufmarſchiret ſind, zwingen können, ihre Schwerdter einzuſtecken und umzukehren. Das iſt ſo leicht, ſagen ſie, daß Weiber ſchon daſſelbe verſucht haben. Dieſes ihr Mittel aber iſt, einen Sturm zu

erre-

(*) Die rundkolbigten Stoiker, roundheaded, war ein Ekelnamen der Puritaner von der Art, ſich die Haare rund zu beſcheeren; welches vormals unter den Teutſchen die Hof-Tons für der Narren war. Daher ſagt man noch, einem jeden Narren gefällt ſeine Kolbe. Dieſen Spott über die Stoiker finden wir in ſeinem Hudibras alſo ausgedrückt:

Alſo die alten Stoiker pflegten
hart ihre Kirche zu verfechten,
die ſich die Kolben im Kampf und Denken zerbrachen,
und, Tugend ſey ein corpus, auszumachen,
darthaten, daß bonum ein animal iſt
durch tapfern ſtreitgelehrten Zwiſt:
Wobey zu hundert in einem Gefecht
manchmahl erlagen und manch Geſicht
ließ, um für ſeine Secte ritterlich
zu fechten, Auge, Naſe und Bart im Stich.
Hudibr. 2 Th. 2 Geſ. 15 B.

In porticu diſcipulorum ſeditionibus mille quadringenti triginta cives interfecti ſunt.
Diog. Laert. in vita Zenonis. p. 333.

erregen, welches ſie jederzeit mit der Leber von einem Wolfe verrichten, und machen können, daß es donnert und blitzet, ſo leicht, als wenn ſie Feuer in eine Zunderbüchſe ſchlagen. Dieß, wie ſie ſagen, iſt zwiſchen Hannibal und den Römern verſucht worden; und ſicherlich iſt das eine weit ſchicklichere Methode, als die einige Philoſophen unſrer Zeit befolgt haben, und es durch Argumente bewürken wollen; eine ſo verkehrte Methode, daß ſie glauben, ſie könnten allen bürgerlichen Kriegen vorbeugen und ſie beylegen, wenn ſie beweiſen, der Menſch wäre zu nichts anders gebohren; unternehmen es, den Menſchen dadurch zur Unterwürfigkeit und Gehorſam zu bereden, daß ſie zeigen, die Natur habe ſie alle gleich gebohren; geben vor, die Rechte der Fürſten dadurch zu ſichern, daß ſie beweiſen, wer Ihnen nur irgend ihre Macht aus der Hand winden kann, hab' ein Recht dazu; und bereden ſie und ihre Unterthanen die eingebildeten Verträge zu beobachten, dadurch, daß ſie behaupten, es ſeyen dieſelben, ſo bald ſie geſchloſſen werden, ſchon ungültig. — Aber hätten dieſe Leute mit den Brüdern Umgang gehabt, ſie würden niemals ſo handgreifliche Widerſprüche zuſammengebracht haben; ſondern hätten dieſelbe mit einer artigen Larve, welche ſie in ſolchen Fällen immer in Bereitſchaft haben, bekleidet, daß, wenn jene (Widerſprüche) gleich lange nicht ſo ſubtil und ſinnlos geweſen wären, ſie dennoch dieſelben wenigſtens für Myſterien hätten paſſiren laſſen. Denn, wiewohl ſie eine jede Kenntniß äuſerſt verachten, die entweder aus den Sinnen hergeleitet, oder in die Sinne zurückgeführt wird, und die Demonſtration als ein zu grobes und niedriges Ziel für die erhabene Speculation des Verſtandes anſehen, ob ſie gleich (wie jener delicate Römer, der, als er von ſeinen Bedienten in die Sänfte geſetzt wurde, frug, ob er ſäße oder nicht) ihre Sinnen für zu niedrig und ihrer Aufmerkſamkeit unwürdig ſchätzen: dennoch geben ſie ſich ſelber niemals mit verborgnen

und

und ſubtilen Dingen anders als mit der gröſten Vorſichtigkeit ab, und gemeiniglich löſen ſie alle Fragen ſolcher Art durch Zahlen auf — Monades, Triades und Decades ſind bey Ihnen eine Art philoſophiſcher falſcher Würfel, mit welchen ſie, gleich liſtigen Spielern, werfen können, wie ſie wollen, und immer ſicher ſind, zu gewinnen; denn keine Menſchenſeele kann ſie prüfen. Und wahrlich ſind ſie ſehr zu empfehlen, wenn um nichts anders, doch um ihrer ſinnreichen Kürze. Denn, um dem Leſer die Zeit zu ſparen, halten ſie ihn nie mit ekelhafter Umſtändlichkeit auf, ſondern fertigen ihn unmittelbar ab, und öffnen ihm in wenig Minuten den Verſtand von dieſen Sachen ſo reichlich, als in einem Lebensalter nur geſchehen mag; was mehr ſagen will, als man von jenen zu ſagen weiß, welche (gleichwie die Affen in Indien ſich einer an des andern Schwanz anzuhängen pflegen) Argument an Argument zu knüpfen gewohnt ſind, bis ſie ein paar gelehrte Knoten gemacht haben, welche weder ſie, noch irgend ein Seelenmenſch wieder aufzulöſen weiß.

Aber wenn dies nicht gehen will, ſo haben die Brüder noch euridſere Mittel; denn ſie haben optiſche Gläſer erfunden, in welche ſie Atomen und Ideen hineinſetzen, und dem Auge eine ſo vollkommene Darſtellung von ihren feinſten Subtilitäten geben, als nur alle Philoſophen in der Welt mit allen ihren Diſputationen geben könnten. In dieſen könnt ihr den Knochen Luz und die Karteſiſchen Farben im Gehirn mit jedem Flecken darinn eben ſo genau ſehen, als die Augen eines Floh unter einem Vergröſſerungsglaſe. Sie haben Brillen verfertigt, um damit den Jacob Böhme und Ben Iſrael zu leſen, welche gleich den Gläſern, die das Object umkehren, das unterſte Ende ihrer Gedanken aufwärts drehen. Sie haben ein philoſophiſches Hoſpital zum Beſten derer, die blind, taub und ſtumm ſind, erbaut, dadurch, daß ſie eine Gemeinſchaft

ſchaft der Sinnen ſtiften, kraft deren ein Sinn die Stelle des andern bey ſeiner Abweſenheit erſetzen und ſein Amt für ihn eben ſo gut verrichten kann, als der, welcher ſich verlohren hat. Dies iſt eine Kunſt, welche die Leute lehrt, mit ihren Ohren zu ſehen, und mit ihren Augen und Naſen zu hören; und iſt durch Erfahrung und Demonſtration wahr befunden worden, wenn wir an die Hiſtorie mit dem Spanier glauben mögen, der Worte ſehen, und eine Muſik, wenn er den Wirbel einer Fiedel zwiſchen den Zähnen hielt, verſchlucken konnte; oder jenem, der rücklings auf den erſten Blick ſeine Stimme aus der Partitur ſingen konnte, welche diejenigen, die ihm nahe ſtanden, mit ihren Naſen hören mochten; oder Dü Bartas Mahler, der den Knall einer Flinte zeichnen konnte, ſo wie es von Herrn Sylveſter ganz ehrlich und treuherzig erzählt wird, wie folget:

„Da zeichnet er in einem Walde hinter einem Buchsbaum einen Vogler, mit eingezogner Schulter, zielend mit ſeinem linken Auge; der Hahn fällt; von der Pfanne fliegt ein rothlich Flämmchen auf; das ſtirbt in einem Nu. Losgeht das Rohr, und es knallet durch den Forſt die donnernde Kugel, getragen auf feurigten Schwingen.„

Ohne Zweifel ein ſehr ſeltſames Landſchaftgemälde, nicht ungleich jenem, welches Antroposophus von den unſichtbaren Gebirgen der Philoſophen gemacht hat; aber nichts gegen jene Seltenheiten von Wiſſenſchaft, welche ſie in einzelnen Worten verfaßt haben, und eben ſo künſtlich, als ein Spiel Kegel ſamt einer Kugel in einem Kirſchenſteine. Sie wollen Myſterien aus Sylben und Buchſtaben klauben, wie Taſchenſpieler aus ihren Naſen Geld. Dies lernten ſie von den Stammvätern der Anagrammen, den Rabbinen. Auſſerdem

haben

weiſen; ſo lange aber dieſes nicht geſchehen ſeyn wird, ſollen unſre Thore gegen die ganze Welt verriegelt bleiben.

König Johann.

Beweißt nicht die Crone von England den König? Und wenn dieſes nicht genug iſt, ſo bring ich euch Zeugen, zweymal fünfzehntauſend Herzen voll von Engliſchem Blut --

Faulconbridge.

(Hurenſöhne und andre.)

König Johann.

Die bereit ſind, unſer Recht mit ihrem Leben zu beweiſen.

König Philipp.

Eben ſo viele, und von ſo gutem Blut als jene --

Faulconbridge.

(Die Hurenſöhne auch mitgezählt.)

König Philipp.

Stehen hier, ihm ſeine Fordrung ins Angeſicht zu widerſprechen.

Bürger.

Biß ihr ausgemacht haben werdet, weſſen Recht das vorzüglichſte iſt, halten wir für den Vorzüglichſten das Recht von beyden zurük.

König

haben ſie noch bewundernswürdige Methoden, ihre Gelehrſamkeit zu ordnen und zu verwahren in ſolchen wunderlichen Fächern, wie die in einem Schreibepult, wo kein Seelenmenſch es zu finden weiß, auſſer Sie allein. Lully's ars brevis iſt eines dieſer Art, worin magnitudo, bonitas, quomodo, die verſchiedene geheime Schubladen ſind, in welche diejenigen, die einigen Vorrath von Gelehrſamkeit, und auch diejenigen, (wenn ſeinem Commentator zu glauben iſt) die keinen Vorrath davon haben, ihn ſicher beylegen können. In dieſen kann ſie (die Gelehrſamkeit) von ſelber ſproßen und wachſen, wie die Zwiebeln im Frühjahr über den Boden herauskeimen. Sie kann ſich vermehren, ohne daß ein Menſch, der nicht ſehr gut die zweydeutige Erzeugung der Maden kennt, weiß, wie es zugeht.

Sie können Zeichen der Planeten, kraft ihrer eigenen Inſtinenzen, in koſtbare Steine graben, wie Diamanten ſich nur kraft ihres eigenen Staubes ſchneiden laſſen. Sind dieſe in der rechten Minute verfertiget, ſo enthalten ſie eine bewundernswürdige magnetiſche Kraft, Gelehrſamkeit, Witz, Stärke, Reichthum, Ehre, Weiber auf den Beſitzer zu bringen, eben wie der Magnet das Eiſen anzieht. Sie wurden ſehr von den irrenden Rittern gebraucht, und machten dieſe tapfrer als Rieſen, und liſtiger denn Zauberer; ſie waren immer mit Damen und Fräuleins verſorgt; und obgleich ſelten an ihren Reichthum gedacht wird, lebten ſie doch immer hoch, da gleichwol der Werth von eines Ritters Vermögen in jenen Zeiten eben nicht viel zu ſagen hatte.

Sie haben ein wunderbares Mittel, die Einflüſſe der Sterne abzuſondern. Denn, unter ſo vielen Myriaden guter und böſer, die unter einander vermengt und vermiſcht ſind, wollen ſie auf der Stelle die heilſamen von den ſchlimmen abſcheiden, gleich des Boccalini Trommel, die alles Unkraut

aus

aus einem Garten herausſchlagen und die guten Pflanzen ſtehen laſſen ſollte. Dieſe faſſen ſie, wie das Pulver aus Sonnenſtralen, in Gläſer, bis ſie Anlaß haben, ſie zu brauchen. Dieſe machen gemeiniglich die beſſere Hälfte des groſſen Magiſteriums aus, und dienen ihnen zu unzähligen Abſichten in allen ihren Gewerben der Philoſophie, Magie, Theologie, Arzneykunde, Aſtrologie, Alchymie, Kuppeley, Zauberey, u. ſ. w. Denn, auſſer einer ſeltenen Eigenſchaft, die ſie haben, einem alten ſtumpfen Sünder zur Tugend, Jugend und Verſtand wieder zu verhelfen, ſo haben ſie noch eine herrliche Kraft, die Augen der Seele zu verklären, und einen plüräugigen Verſtand, wie eine Katze im Finſtern, ſehend zu machen, wenn er gleich bey hellem Lichte ſtarr blind iſt.

Sie pflegen Gott feyerliche Gelübde zu thun, um das groſſe Geheimniß niemals einer lebendigen Seele (wie Lully thut) zu entdecken; und dennoch nehmen ſie es über ſich, auf der Stelle daſſelbe zu lehren; allein ſie beſchwören jeden Schüler, es bey ſich zu behalten, gleich einer Verrätherey, welche ſtirbt, ſo bald ſie verrathen wird. Darum verbieten ſie ihnen, mit jemanden, der nicht an ihre Kunſt glaubt, umzugehen, damit ſie eben ſo wenig wider dieſelbe hören mögen, als ſie für dieſelbe zu ſagen haben — ein vortreflich Präſervativ, den fidem implicitam vor der Verkältung zu bewahren. Dies iſt die Hauptmethode aller Betrüger, die nur ſo viel, als der andre glaubt, und weiter nichts ausrichten können. Aber, nachdem ſie ſo viele Vorſchriften und Regeln mit der gröſſeſten Zuverſicht und angemaaßten Gewißheit vorgetragen haben, ſo werden ſie euch ſagen, daß man dieſe Kunſt nur durch eine göttliche Offenbarung erlangen kann, und daß ſie nur von unſträflichen und heiligen Perſonen zu erwarten iſt, die alle Angelegenheiten dieſer Welt hinter ſich laſſen. Daher ſcheint es, daß dieſer Schatten von Kunſt denenjenigen allein folge, die ihn fliehen, und vor denen fliehe, die ihm folgen. A.

IV.

Beſchluß des Schreibens worinn die Geſchichte des Herrn Oheims enthalten iſt.

(Fortgeſetzt von S. 37. No. 10.)

Der Alte verließ mich, als er ſeine Erzählung geendigt hatte. Ich gieng in meine Stube, warm von den Empfindungen, die er mir mitgetheilt, und voller Eckel über meinen jetzigen Beruf, der auf nichts hinausgieng, als ewig Geld zu machen; und vor dem Geldmachen, dachte ich, hat man kaum ſo viel Zeit übrig, daran zu denken, wie mans nützen will. Ewig verfolgt uns das Geſpenſt mit ſeiner Peitſche, daß wir Schurken wären, nicht einmal ſo und ſo viel zu beſitzen. Und daruber werden ſo viele von uns Schurken, oder fallen als marode um, ehe die Campagne zu Ende iſt. Und dem ehrlichen Bauer, der nichts hat als das Biegen leben, fällts niemals ein, daß er ein Herr ſeyn muß; daß es eine Schande iſt, nicht mit Kutſch und Pferden zu fahren. Ich verſchloß mich in mein Zimmer, und verbat mir das Abendeſſen, um meine Gedanken wiederzukäuen. Dabey kam mir die Briefſtaſche wieder zu Sinn, die mir der Pfarrer anvertraut hatte. Ich theile Ihnen hier einige Auszüge davon, aus den erſten Zeiten der Wirthſchaft des Hrn. Oheim, mit. Das Beſſere behalt ich ihnen auf ein andermal vor.

Auszüge aus Briefen des Herrn Oheim an seinen Freund H. in M.

Ich denke, Sie halten dafür, ich sey diese Wintertage über beschäftigt, mich auf meine künftige Lebensart zu rüsten, und Anstalten zu einer ruhmvollen Campagne zu machen. Den Tisch sehen Sie vor mir voller Risse von Avenuen, Alleen, Bosquets u. dgl. und Bauanschläge von Zimmerleuten, Maurern, Stuccaturarbeitern, Wasserleitern, und wie alle die Künste heissen, die der Reiche seinem Ueberfluß frohnen läßt, er mag in der Stadt oder auf dem Lande leben. Fürs erste bin ich nicht reich, und fürs zweyte mag ich nicht leben, als ob ich reich wäre. Ich habe darum diese Classe verlassen, in der ich vielleicht als ein ganz ehrlicher Mann, nach dem groben Sinne des Worts, eine brillante Rolle hätte fortspielen können. Ich mag auch mein mir übriges Vermögen nicht in Güter stecken, die ich verpachten oder um die Hälfte bauen lassen muß, damit mir die Erlaubniß übrig bleibt, das Maul aufzusperren, zum Fenster hinauszusehen, spazieren zu reiten und gegen fünf Uhr Quadrille zu spielen und Thee zu trinken. Mir ist drum zu thun, ein andres Wesen zu beginnen, meine Knochen zu brauchen, weil mir Gott sie gegeben hat; mir, durch Arbeit, Gesundheit Muth und Hunger und Durst zu erwerben, und kurz das Leben nicht zu geniessen sondern zu verdienen.

Das

Das alles ſtellen ſich die Leute in der Stadt ſo ſchlimm vor, wie ein Weibchen, das in ſeinem tiefgepolſterten Kanape bey einem ſtürmiſchen Wintertage berechnet, was der Mann zu Pferde auf der Landſtraße ausſtehen müſſe, der indeſſen dem Froſt und Sturm mit lachendem Herzen entgegen reitet.

Ehedem arbeitete alles für mich, und ich arbeitete alles für andere. Was ich empfieng, ward bezahlt, und die Gaben Gottes waren mir eine Waare. Mein Berufsgeſchäfte drehte ich ab wie eine Schaale, oder feilte ſie, wie einer ein Rad feilt. Ich konnte nichts erwerben als Geld und Gewalt, und für beydes war mein Herz noch nicht enge genug. Die ſtille und lebende Natur war mir eine Camera obſcura, und die Thiere und Menſchen Staffage auf dem ſchönen Teppich. Jetzo ſolls anders werden mit mir, wenn Gott will. Ehedem ſchlieffen Mann und Frau und Kinder, ein jedes in ſeinem Apartement, und giengen auch jedes ſeine Straſſe. Itzo ſind wir in einer Stube zuſammengerottet, und es heiſt wohl nicht umſonſt: Ein Bette, Ein Glaube, und ein Gott. Mein Junge iſt allzeit um mich, und mein Mädgen immer um ihre Mutter; ſie lauffen, hohlen, tragen, und thun was wir ihnen ſagen, und dadurch fällt ſchon der Fluch reicher Leute Kinder von ihnen, daß ſie ihren Eltern zur Laſt ſind. Ich hoffe, daß ich noch einmal mit eignen Pferden werde zu Aker fahren dürfen. Bis dahin lerne ich bey einem meiner alten Nachbarn, der endlich Zutrauen in

mich geſetzt hat, und ſelbſt glaubt, daß noch etwas aus mir werden kann. Heuladen und Strohbinden hab ich ſchon begriffen; aber mit dem Pflügen wills nicht fort. Ich halts für ein ſchwerer Ding, wie den Stylus. Entweder greift das Eiſen nicht, oder es greift zu tief: die Pferde ſtutzen, und wollen nicht fort. Man dächte die Thiere hätten ſo feine Naſen wie die Bauren, und begriffen von weitem ob einer ein Pinſel iſt oder nicht. Das Säen halt ich vollends für eine Hexerey — mein Nachbar verzweifelt indeſſen nicht, daß ich doch am Ende werde Takt halten lernen. Wenn dis vorbey iſt, hab ich Hofnung übers Jahr dreſchen zu lernen.

Ich kann eben nicht ſagen, daß es das Nüzliche iſt, was mir Intereſſe für alles das giebt; ſo wenig wie der Junge beym Zimmermeiſter ſich bewußt iſt, daß ohne ihn und ſeines Gleichen die Menſchen nicht wohl beſtehen könnten. Es iſt mir auch noch kein Schauder von Merveilleux über die Haut gefahren, daß ich hier den C. Cincinnatus vorſtellte. Sondern ich befinde mich wohl und ruhig dabey, meine Kräfte wachſen, und ich kann heute thun was ich geſtern nicht vermogte. Wir glauben alle dieſe Dinge ſeyen höchſt mechaniſch, ich ſehe aber ſehr viel Savoir faire dabey. Man mag es nun Uebung oder Vortheil nennen, wies der gemeine Mann nennt, ſo iſts die Frucht von ſo viel Zeit und Jahren; und dieß iſt immer eine Vorlage, die gemacht werden muß, ehe man an die Einnahme denken kann.

2.

Vom 27ſten Merz an denſelben. 176..

Ich denke ihr kämt jetzo zuweilen auch in die friſche Luft, ihr Leute in der Stadt, ungefähr ſo wie Ihr Gott dient, alle vier Wochen Einmal. Wir leben wie die Fiſche in unſerm Element. Unſere Gräben ſind rein gemacht, unſere Häge beſchnitten, unſere Bäume gepuzt, ſchon ſo viel geackert, gedüngt, ſo viel Saame der Erde anvertraut. Und was habt ihr wohl die Zeit über gethan? das Carneval beſchloſſen, den Arlequin glücklich begraben? Haben eure Weiber ihre Abende auch ſo luſtig verſchwazt, wie die unſern bey ihrem Spinnrade? die haben doch noch was fertig zu machen biß Oſtern. Ein groß Stück Leinwand für mich, damit ich meine holländiſchen Hemden in Kaſten legen kann, und die Manſchetten dazu; denn ein Menſch, der ſeine Fäuſte braucht und Manſchetten anhat, ſieht aus, wie ein Hanswurſt auf dem Catheder. In ohngefähr vier Wochen kommt zu uns, alsdenn wird unſere kleine Haushaltungsmaſchine im vollen Schwingen ſeyn; unſer Vieh vollauf Futter haben, und wir unſer volles Tagewerk. Alsdenn könnt ihr mir auf dem Fuſſe nachfolgen, und ſehen was ich thue; oder Ihr könnt eure Empfindungen klein ſchneiden, und etwas aus Morgen- oder Abendroth zu Pappiere bringen. Mir iſt, ſeitdem ich mitten in der Natur lebe, kein Wort noch

zum Lobe der Natur eingefallen, und ich mag eben ſo lieb erbauliche Betrachtungen am 20ſten oder 30ſten Merz leſen, als einen von euern neumodiſchen Hymnen. Wenn Einer den Frühling beſingt, ſo kommt mirs vor, als wie einer, der ein Carmen auf ſeine Frau machen will.

Wollt ihr indeſſen Gott innerhalb vier Mauren dienen, ſo findet ſich auch Gelegenheit dazu bey uns, und vielleicht beſſer wie bey Euch. Denn in unſrer kleinen Kirche ſitzen doch die Menſchen wie in einer Stube beyſammen, wenns bey Euch wie ein Amphitheater ausſieht; und die Menſchenköpfe die man vor ſich hat, ſind auch genießbarer wie die Eurigen. Da ſitzen im Chor neben mir ein Paar Dutzend Greiſe und Männer mit hellen Augen und geraden Haaren, die wohl etwas mehr bedeuten, als eure alten Peruquen mit ihren Lorgnetten und Tabatieren. Und die Jungen vor uns auf den Knieen mit ihren runden Köpfen, und die Mädchen mit den niedergeſchlagenen Augen, und den ins Geſangbuch gefalteten Händen. Wenn unſer Pfarrer ſchmält, ſo können wirs doch hören; aber bey Euch fürchten ſie ſich laut zu reden. Bey euch iſt eine Leichenpredigt was unſchickliches; bey uns iſts immer das Beſte. Wir ſehen auch noch unſre Todten begraben, und wiſſen wo man ſie hingelegt hat; aber bey Euch gehn ſie ſtillſchweigends aus der Welt, als wenn ſie alle Schelme wären.

3.

So ſehr ichs wünſchte, Ihnen von meiner jetzigen Lebensart Nachricht zu geben, ſo ſchwer wird mirs. Meinem Nachbar, der ſeine zwey Säcke Getraide auf den Speicher trägt, ſolls wohl eben ſo ſchwer fallen, zu erklären, wie und warum er ſo ſtark iſt. Wer von ſeiner Ehrlichkeit und Geſundheit, und von deren Herkommen und Abkunft viel Antwort und Rechenſchaft geben kann, mit dem mag ichs nicht theilen. Kurz und gut mir iſt wohl, und wenn ich ja etwas erklären ſollte, ſo wär es dieß, warums einem Andern nicht auch ſo wohl iſt. Die liebe einfache Nahrung, und die freye Luft, die wir hier athmen, mag auch das ihrige dazu beytragen. Aber das meiſte, was nemlich meine arme Seele zur Ruhe bringt, iſt der Taglohn, worinn ich arbeite. Gottlob! ich weiß nun daß ich mich zu Tiſche ſetzen, und meine Lampe mit gutem Gewiſſen anſtecken darf. Vorher wußt' ich warlich oft nicht am Abend, ob die Arbeit, die ich that, das Stümpfchen Wachslicht werth war, das dabey herunter tränfelte. Aber das iſt nicht genug, daß ich unſerm Herrn Gott ſein Taglohn abverdiene; ich weiß auch daß ich ihm nicht mehr abnehme als ich ſoll, und daß ich alles Uebrige in Caſſa laſſe, was mir nicht zukommt. Deß mögen ſich wohl wenige von den Herrn rühmen, die, wie man ſagt, ihr Glück gemacht haben, und noch vielweniger diejenigen, die es noch machen wollen. Das iſt heut zutage die nobelſte Ambition, ſo viel von Geld und

Ansehen unter dem Schein Rechtens zu sich zu packen, als in die Tasche gehen will; und wer vollends recht klug ist, der steckt den Kindern die Schubsäcke von dem voll, was der Papa nicht tragen kann. Das aerarium publicum kömmt ihnen vor, wie die Elbe, die nach Hamburg fließt, und wovon ein jeder Mittelmann sein Tönnchen, dem Strom unbeschadet, wegschöpfen kann. Indessen sollen irgendwo alle Tropfen gezählt seyn, und wer mehr genommen hat, als er soll, mag sichs selber zuschreiben. Hierzu kommt, lieber Freund, daß ich alles öffentlich thun darf, was ich thue, ohne zu sorgen, wie es wird aufgenommen werden. Wenn ich meine Hecken beschneide, und meine Bäume pfropfe, so bin ich gewiß, man wird keinen Gift daraus saugen. Ich darf allen meinen Witz aufbieten, meine Wiesen zu wässern, oder mir neue anzulegen, und man wird es dem Fürsten nicht auf der schwarzen Seite vorstellen. Vorher hätten sie mich gern der öffentlichen Untreue beschuldigt, wenn sie mich hätten überführen können, des Jahrs hundert Thaler zurückgelegt zu haben. Nun darf ich mein Fuder Heu und Korn öffentlich einführen. Wenn ich auf meinem Polsterstuhle unter meinen Hausgenossen obenan sitze, so wird niemand auf diese Ehrenstelle Anschläge machen; und hinter mir wird kein gepuderter Lakey seinen Cameraden über mich Gesichter zuschneiden, wenn ich einen guten Bissen in Mund stecke.

König Johann.

So vergebe dann Gott die Sünden aller der Seelen, die zum furchtbaren Erweis unſers Königlichen Titels, noch eh der Abendthau fallen wird, in ihre ewige Wohnung geflohen ſeyn werden!

König Philipp.

Amen, Amen! -- Zu Pferde, ihr Ritter, zu den Waffen!

Faulconbridge.

Sanct Georg, der den Lindwurm trillte, und ſeither zimmer zu Pferd vor meiner Wirthin Thüre ſizt, helf' uns aus dieſem Handel! (Zu Oeſtreich.) Kerl, wär' ich daheim in eurer Höle, Kerl, bey eurer Löwin, ich wollt euch einen Ochſen-Kopf auf eure Löwenhaut ſezen, und ein Ungeheuer aus euch machen.

Oeſtreich.

Still, nichts mehr!

Faulconbridge.

O zittre, du hörſt den Löwen brüllen.

König Johann (zu Faulconbridge.)

Wir wollen weiter in die Ebne vorrüken, um unſre Regimenter beſſer ausbreiten und ſtellen zu können.

Faulconbridge.

So macht fein geſchwinde, daß ihr den Vortheil des Plazes gewinnt.

König

So lange ſich noch das Wetter ändert, werd' ich nicht leicht über Einförmigkeit zu klagen haben. Denn es ſind wenig Wolken und Winde, die ich nicht nöthig hätte. Sie intereſſiren mich ſamt und ſonders, und der Krieg und Friede den ſie reſpective führen, iſt ein ſo weitläuftiges Feld für mich, wie ehedem das Intereſſe der mächtigſten Häuſer. Sie thun mir auch würklich mehr Schaden oder Nutzen, als die andern groſſen Herren, die mir als Dii minorum gentium unter jenen zu ſtehen ſcheinen.

Die Edukation meiner Kinder wird mir in keinem Betracht theuer zu ſtehen kommen; denn ich wüßte nicht, was ich hier zu verbergen hätte. Sie dürfen in alles ſehen. Weit und breit, iſt, Gottlob, kein Buch und kein Schelm, den ich zu fürchten hätte. Mein Mädchen wird in die Höhe ſchieſſen, ohne Inclinationen gehabt zu haben; und, ohne zu wiſſen wo ihr Coeur und ihre Couleur ſitzt, wird ſie zur Hausfrau geſchickt werden. Mein Junge wird mit Pferd und Geſchirr umgehen lernen, und wenn er 20 Jahr alt iſt, ſeine Fäuſte wahrſcheinlich beſſer brauchen können, wie ſein Vater.

Vorher war meine Liebhaberey ein Ding, das ich treiben muſte, wie einer, der eine Maitreſſe unterhält. Wenns herausgekommen wäre, daß ein Mann, der das Referat beym Fürſten hatte, ſich mit einer verdorbnen Stelle im Ariſtophanes eine ganze Stunde herumgeplackt hätte; oder wenn einer der Räthe, die ich zuweilen ausputzen muſte, den Pollux unter meinen

Papieren aufgeschlagen gesehen: so wars um mein ganzes Ansehen gethan. Jetzo darf ich meine Liebhaberey öffentlich sehen lassen, wie eine angetraute Hausfrau; ich kann mit jedem davon reden, und jeder versteht mich. Da ich nicht mehr im Empyrão des Intellektuellen wandle; so darf ich nicht mehr, wie ehedem, Monate lang auf einen vernehmlichen Menschenlaut harren; sondern, wo Erde ist, sammlen sich Menschen zu mir, und ich sehe alle Tage mehr, sie sind Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Viele sind eben so gut, wie ich, und gar viele gescheuter. Dies ist ein Trost, der einem nicht eher zu Theil wird, bis man ihn wenigstens zur Hälfte werth ist. An einer Tafel mit drey Serviten lernt man nicht langsam kauen, und der Handwerkspurschenmuth läßt sich nicht in einer Berline à retiçons erjagen. Man muß hübsch zu Fuße miedem Bündel auf dem Buckel reisen, wenn man auf der Landstrasse singen lernen will.

V.

Beschluß der Auszüge aus

Johann Bunkels Leben ꝛc.

(Fortgesetzt von S. 173. No. 11.)

„Wie? viermal aufgewärmten Bunkel? das ist zu arg — hören wir unsre Leser rufen — Es ist freylich arg genug.

Wenn

Wenn ſie aber gleichwohl bedenken, daß ſie eigentlich ein Werk von 1662 Octavſeiten hätten leſen ſollen, und daß wir ihnen den Extract davon in vier bis fünf Bogen geben, und Sie alſo für 3 gl. 8 Pf. bekommen, was die Herren und Damen, die in Herrn Nicolai's Netz eingegangen ſind, baare vierthalb Thaler gekoſtet hat; ſo werden ſie, hoffentlich, deſto geneigter ſeyn, uns zu gut zu halten, daß wir, aus Gefälligkeit gegen dieſe leztern (die doch eine Anzahl von mehr als 700 Köpfen ausmachen) einen ſo kleinen Theil unſers Journals dazu anwenden, ſie für den Einkauf dieſer theuren Makulatur in etwas zu entſchädigen. Wenn dieſe Rückſicht noch nicht hinlänglich ſcheint, den bitten wir in Betracht zu ziehen: daß die Rede von einem Buche iſt, daß man uns mit dem gröſten Prunk angekündigt, und im entſcheidendſten Ton als eines der herrlichſten Produkte des menſchlichen Verſtandes, als ein unendlich angenehmes, lehrreiches und erbauliches Buch empfohlen hat — und das ſo viele ehrliche Leute lediglich auf Treu und Glauben des wohlberühmten Namens, der ſich für die Zuverläßigkeit dieſer Anpreiſung öffentlich zum Bürgen machte, für das, wofür mans ihnen gab, gekauft haben. Daß nun alle Käuffer ohne Ausnahme (wie man wenigſtens mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen kann) ſo unglücklich ſind, dieſes nehmliche Buch, von dem ſie ſich bona fide ſoviel Unterhaltung, Vergnügen und Nutzen verſprochen hatten, ſo langweilig, abgeſchmackt, platt, impertinent, ärgerlich, mit einem Wort ſo deteſtabel, daß es gar nicht zu genieſſen iſt, zu finden, das iſt freylich — ein Unglück von einer ſo ſeltſamen Art, daß man ſeit Erfindung der edlen Buchdruckerkunſt nichts ähnliches geſehen hat; aber eben dadurch wird Bunkel in gewiſſem Sinn, eines der merkwürdigſten Bücher aller Zeiten; und ſo verlohnt es ſich am Ende doch der Mühe, eine Erſcheinung, die in ihrer Art einzig iſt, etwas näher zu betrachten. Uebrigens verſichert der Verfaſſer dieſes

Arti-

Artikels, daß er, wenn er bloß auf sich selbst hätte sehen wollen, auf die Belustigung, die damit verbunden seyn mag, gerne Verzicht gethan hätte; und daß er gar wohl fühlt, was es auf sich hat, sich der Ungnade eines Mannes auszusetzen, der die allgemeine Teutsche Bibliothek und den kleynen Allmanach herausgiebt. — Aber, was thut man nicht aus Liebe zum gemeinen Besten? — so wenig Gedächtnis auch das liebe Publikum für das was man zu seinem Nutzen oder Vergnügen thut, haben soll!

Wir sind immer noch daran, uns an dem wohlgelebten Leben des theuren Johann Bunkel zu erbauen. Durch was für eine Zauberbrille muß der Mann gegukt haben, um (wie sein berühmter Lobredner sagt) mit gutem Gewissen und mit dem völligem Bewußtseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, auf dieß sein Leben zurücksehen zu können? Und doch ist alles, was wir bisher von ihm gehört haben, nur Vorspiel zu den großen Scenen, die er noch spielen wird. Er ist nun auf dem Wege sich die fünfte Frau zu holen, und sein moralischer Charakter zeigt sich bey jeder neuen Freyerey und in jeder neuen Wittwerschaft in höherm Licht. — Erinnern sich unsre Leser noch der schönen Miß Turner, zu welcher Bunkel im zweyten Theil S. 78. so abentheurlich einen holen Berg herabgetaumelt kam? Diese (wer hätte sich dessen versehen?) ist das erste, was ihm, sechs Stunden nach seiner Abreise von Hrn. Monkton, in einem abgelegnen Wirthshause, wo er zu seiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwey Bedienten, aufstößt. Bunkel erkennt sie nicht gleich wieder, weil sie indessen viel fetter und wenn's möglich ist (sagt er) etwas hübscher geworden war. Aber sein Bedienter O-Finn hatte eine feinere Nase. Genug es war Miß Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigner Herr geworden, und im

Begriff

Begriff war, nach London zu gehen, und ſich dort in der groſſen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt ſich ihr ſtatt deſſen ohne Umſchweif zum Manne an, und meynt, ſie würden „in irgend einem ſtillen ange„nehmen Aufenthalt ſo vergnügt mit einander leben, als zwey „junge Sterbliche es hier auf Erden ſeyn könnten.„ Was ſagen ſie hiezu, Miß Turner? fragt er ſie — und, zu einer Probe, wie es in Miß Cäſia Turners Kopf ausſah, hören wir einmal ihre Antwort: „Sie ſollen, Sir, in wenigen „Tagen meine Geſinnung hierüber erfahren. Aber da ich „einmal auf dem Wege nach London begriffen und ſchon ſo „weit gekommen bin, ſo halt ich es wohl für das rathſamſte „bey meinem Vorſatze zu bleiben. Die Stadt kann mir ei„nen neuen Geſchmack für die Einſamkeit einflößen; es kan „aber auch das Stadtleben mir alle Luſt und Liebe zum Lan„de benehmen. Doch da ich die Sache noch einmal überlege, „entſchlieſſe ich mich kurz und gut, nicht nach dieſer Haupt„ſtadt zu reiſen. Ich will nach Skelſmore-Thal zurückkeh„ren. So bin ich itzt geſinnt: wie ich aber morgen den„ken werde, das kann ich nicht ſagen. Unterdeſſen haben ſie „die Gewogenheit Karten zu fodern und laſſen ſie uns die„ſen Abend bey dem Spiele zubringen. — Ey, du holdes, wackelichtes Schwindelköpfgen! — „Aber, ehe wir noch „einige Stunden geſpielt hatten, (ſagt B.) ſah ich ſchon, „daß dieſe theure Seele ganz die Meinige war. Sie ſaß „vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemählde „in der Galerie der Venus„ (wo mag das wohl ſeyn, Herr Bunkel?) „gedankenvoll, warm von Verlangen, „und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich „wünſchte mir nur meinen Freund, den Pater Fleming, bey „der Hand zu haben, um den eingepflanzten Antrieb recht„mäßig zu machen u. ſ. w.„ — O-Finn mußte ſich alſo über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu holen.

Der

Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete sein Amt, an welches unser religiöser Freydenker in diesem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat, und so sezten sie sich, noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendessen nieder. Und was denken wir, daß der Mann Gottes den Leuten, die es ein wenig unartig finden, daß Er, dessen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, schon wieder mit einer andern schönen, fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir, daß er ihnen antwortet? Er schilt sie kurzweg mürrische Kerls, Träumer und Dummköpfe. Ich antworte ihnen kurz (sagt er) eine todte Frauensperson ist keine Ehefrau, und der Ehstand ist immer rühmlich. Es ist eine göttliche Einsetzung; es ist besser freyen als Brunst leiden, oder — u. s. w. Nach diesen Vordersätzen hätte nun freylich Bunkel so viele Weiber nach einander wegheyrathen können, als jemals ein morgenländischer Schach auf einmal gehabt hat; und man muß es ihm noch zu großer Bescheidenheit anrechnen, daß er sich an Sieben genügen lassen.

Es gefiel dem neuen Ehpaar sowohl in dem einsamen Wirthshause, daß sie sechs Wochen dort verblieben; und es läßt sich nicht mit Worten ausdrücken (sagt der große Sponsirer der Frauen) welch eine dauerhafte Glückseligkeit wir zu besitzen schienen. Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da sie an der Seite eines steilen Hügels fuhren, wurden die Pferde scheu. — O des glücklichen, dreymal glücklichen Mittels, das sich dem lieben Mann so unverhöft darbietet, wieder eine Frau los zu werden! Man sieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von der Sache spricht, wie pressiert er ist, sich wieder an eine andre machen zu können. — „Die Pferde wurden scheu, liessen herunter, und meine Geliebte

„kam

„kam ums Leben.„ Doch lebte ſie (nachdem ſie ums Leben gekommen war) beynahe noch eine Stunde, indem ſie mehr als einmal folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boiſſard wiederhohlte:

Nil proſunt lacrymae, nec poſſunt fata moueri,
Nec pro me queror; hoc morte mihi eſt triſtius ipſa.
Moeror Atimeti coniugis *ille* mihi.

Dieſes Leiden hätte ſich die gute Frau erſparen können. Denn ſo groß auch die Traurigkeit ihres Atimetus, ſeinem Vorgeben nach, war; ſo behielt er doch kaltes Blut genug, um ſich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „daß es ganz fruchtlos für ihn wäre, beſtändig wehzuklagen.„ Das war auch ſeine Sache ganz und gar nicht. Er beſtattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächſten Kirchhof zur Erde, und ritt hierauf, ſo geſchwind er konnte, nach London, um ſich durch Zerſtreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er ſich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in deſſen Hauſe, und regaliert uns bey dieſer Gelegenheit mit der Geſchichte einer bekehrten Sünderin; einer Locus-Communis-Geſchichte, die durch ſeine eingeſtreuten Betrachtungen blos ein wenig platter wird, als ſie an ſich ſelbſt iſt. Sodann kommt er wieder auf ſich ſelbſt, zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zween Irländiſchen Gentlemans, Jemmy King, und dem berühmten Sachwalter, der die ſchöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntſchaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen, und da all ſein Haab und Gut bey einer Würfelbank zurückgelaſſen. „Ich wußte zwar, ſagt der „unbegreifliche Pinſel, daß dieſe Männer die ruchloſeſten „Leute von der Welt waren, daß ſie keine Religions„begriffe hatten, daß ſie ſich den Lüſten ergaben, jeden „geſunden Gedanken und jede Beſorgniß durch niedrige,

„laſter-

„laſterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten.„ — allein, wiewohl er das alles wußte, macht' er doch, ohne mindeſte Noth oder vernünftige Abſicht, Kameradſchaft mit ihnen, weil er, als ein großer Logikus, glaubte, „daß ſie „doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im „Leibe hätten.„ — Was für ein Begriff mag das wohl ſeyn, vermöge deſſen ſolche Leute noch Ehre im Leibe haben können? Oder wenn dies der gewöhnliche Begriff von der Ehre iſt, was für ein Thor und Unſinniger muß der ſeyn, der in eine ſolche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen ſezt, als in die Großmuth eines Wucherers, oder in die Keuſchheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieſer Thor; denn wiewohl er wußte, daß ſie gewiſſenloſe Böſewichter waren, ſo wußte er doch nicht, daß ſie all das Ihrige in Irland verſpielt hatten, und nun in England vom Spiel leben wollten. Er ließ ſich alſo bereden mit ihnen in eine Spielgeſellſchaft zu gehen, wo, ihrem Vorgeben nach, von den ehrlichſten Männern Bank gehalten und ganz redlich geſpielt würde. Sie ſtellten ihm vor, daß er nur etliche Guineen wagen und vielleicht Hunderte gewinnen könnte. Nun wiſſen wir, daß Johann Bunkel, auſſer einem hübſchen Mädchen, nichts lieber hat, als klingende Münze. Wie hätt' er alſo einer ſo lockenden Stimme widerſtehen können? Bey ſeinem Eintritt ins Gemach ſah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tiſch ſitzen, auf welchem ein groſſer Hauffen Gold lag. So wohlgekleidete Herren mußten ja nothwendig, aufs wenigſte nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel ſezte ſich alſo hin, würfelte, und gewann in zwo bis drey Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit aufzuhören; aber der weiſe Mann, der gern den ganzen großen Hauffen Gold gehabt hätte, ſpielte fort, und eh' es Morgen war, verlohr er nicht allein, was er gewonnen hatte, ſondern bis auf

etliche

„etliche Pfund, auch Alles, was er in der Welt hatte, „alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen „hatte, deren Güther er verkauft, und das Geld bey ei„nem Banquier niedergelegt hatte.„ Die beyden Irrländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren giengen, einer nach dem andern weg, „und mich, sagt der liebe Mann, überlie„sen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden „gewesen, und in welcher Lage ich mich izt befände.„

Nun, es ist freylich nicht zur Nachfolge geschrieben, daß ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinnigerweise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheyrathete grosse Vermögen, und, was wohl zu merken ist, (wiewohl Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Scrupel macht) ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkel-Spielhause verliehrt. Gleichwohl — man hat Beyspiele, daß die gröbsten Heiligen in einer unseligen Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben, und noch tiefer gefallen sind, als Bunkel. — Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer seyn? Erwarten sollte mans wenigstens — von jedem andern — nur nicht von Johann Bunkel. — Laßt hören, wie sich der dazu anschickt! Ich war ganz ausser mir, sagt er, und wir wollens ihm gerne glauben. Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beym Spiel zu thun? Mir fehlte ja „nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfel-Spiel, „welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige „genommen! Hier hab ich mich niedergesetzt, um mich durch „Spitzbuben und falsche Würfel zu Grunde richten zu lassen? „Bey dieser Ueberlegung erstarrten meine Sinne eine Zeit„lang; und darauf sprang ich auf, war wild und rasend.„

Und das ist die ganze Geschichte seiner Buße und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserey vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte: Bunkel entdeckte ihm alles, und Curl that ihm bey einem Glase Wein im Caffeehause, den Vorschlag, die einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen alten Geizhalses, Nahmens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig englische Meilen von London, in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, daß er sich im Stande sah zur Entführung allen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curls, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was mußte derjenige seyn, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschafnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel mußt er seyn! weiter nichts. Denn steigt bey so einem Antrag nur nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Korse. Denn „wenn Jungfer Dunks „Vater stirbt, so hat sie jährlich tausend Pfund Einkommen, „wenn er auch sein eignes Vermögen andern vermachen sollte„ — und Bunkel, der alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit allem, was er zu Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunks Landhaus; übergiebt der Miß sein Creditiv von dem edeln Curl; thut ihr seinen Antrag; spricht von seiner schönen Einsiedlerey Orton's-Lodge; verspricht ihr dort zu einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt alles dies (wie ihm dann das Christenthum bey jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug seiner Lüste und Bubenstücke dienen muß) durch die Vorstellung, „daß ein Christ sich nicht dieser Welt gleich stel„len, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern

„Welt

König Philipp (zu Oeſtreich, mit dem er vorher leiſe geſprochen.)

Gut; die übrigen laßt auf dem andern Hügel ſich ſezen,
Gott und unſer Recht!

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Man blaßt zum Angriff; beyde Armeen werden handgemein, Gefecht; endlich tritt der Herold von Frankreich mit Trompeten vor das Stadt-Thor.

Franzöſiſcher Herold.

Ihr Männer von Angiers, öffnet eure Thore weit, und laßt den jungen Arthur, Herzog von Bretagne, ein, der durch Frankreichs Hand an dieſem Tag manchen Engliſchen Müttern Stoff zu Thränen gegeben hat; ihre Söhne ligen auf dem blutigen Grunde verzettelt, und mancher Wittwe Mann krümmt ſich im Staub, und umfaßt mit kalten Armen die blutgefärbte Erde; indeß daß der wohlfeil-erkaufte Sieg um die tanzenden Paniere der Franzoſen ſcherzt, die in triumphierender Unordnung bey der Hand ſind, als Sieger einzuziehen, und Arthur von Bretagne zu Englands und euerm König auszuruffen.

Ein Engliſcher Herold tritt mit Trompeten auf.

Engliſcher Herold.

Freuet euch, ihr Männer von Angiers, läutet eure

„Welt gehöre, anſehen, und nach geiſtigen Grundſätzen bilden „müße„: woraus (ſetzt er hinzu) richtig folge, daß eine anmuthige Landgegend für ein glückliches Eheyaar angenehmer ſey.„ Miß Agneſia Dunk, als eine Perſon „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bey der ſchönſten Beurtheilungskraft blöde und mißtrauiſch auf ihre Einſicht war,„ bat ſich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Hrn. Curl die Antwort ſchriftlich zu geben, die ſie dem Hrn. Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel komt mit dem Briefe zurück, worinn die junge Dirne ſich erklärt: „daß ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniß ſchon recht wäre, wenn ſie ſich nur darauf verlaſſen könnte, daß ſein Herz ſo geſund ſey als ſein Verſtand.„ — Arme Agneſia! wo war dein eigner? — Dieſe Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl brauchte ja nur ſeine unbeſcholtene Ehre zum Pfand für Bunkels gutes Herz einzuſetzen — Seine Ohren hätt' er freylich nicht verpfänden können, denn die waren zu London am Pranger angenagelt — Bunkel geht ſogleich wieder mit Curl's Pfandbriefe ab; übergiebt dem Alten, der das Gette hüten muß, Parlamentsacten; trift die ſchöne Agneſia in einer Roſenlaube in der artigſten Nachtkleidung, die ſo nett und ſauber als möglich war, und wird noch ſelbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er ſie vier Wochen lang, unter mancherley Vorwand von Geſchäften, die der ſinnreiche Curl erdachte, beſucht hatte, willigte Agneſia in die Entführung; und ſo giengen ſie um Mitternacht mit einander davon.

Das iſt die zwoote Entführung, die Herr Johann Bunkel auf ſeiner armen Seele hat, und er ſcheint alſo beym erſten Anblick bloß ſich ſelbſt kopiert zu haben. Aber man muß ihm doch die Gerechtigkeit erweiſen, zu geſtehen, daß er in der zwooten ſich ſelbſt übertroffen hat. Als er die beyden Mün-

del des alten Cooks entführte, handelte er bloß als Narr und ohne eigennützige Rücksicht; aber hier bestiehlt er einen Vater um sein einziges Kind, um ihr Geld in seine Gewalt zu bekommen. Dort war er blos DonQuischot; hier ist er Schurke — Es ist also klar, daß er hier mehr Bunkel ist, als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's ist, hat er sogar noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Miß Agnesia habe recht daran gethan, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit ihm davon zu lauffen. Das Raisonnement, womit er uns dies weiß machen will, ist eines von den Meisterstücken der Bunklischen Logik. „Leidender Gehorsam (sagt er) „ist in einer Privatfamilie, eben so viel Unverstand, als in der Regierung eines Fürsten. Der Vater muß, wie der König, ein „ernährender Vater, ein vernünftiges, leutseliges Oberhaupt „seyn, und so lange er dies ist, gebührt ihm aller Dienst und „Gehorsam. Aber, wenn der Vater, wie der Fürst, Tyrann wird; „seiner Tochter alle natürliche Rechte und Freyheit nimmt; „ihr kein vergnügtes Leben gestattet; sondern sie in Banden „und Elend hält: dann giebt die Selbsterhaltung und ihr gerechter Anspruch auf die Ergötzungen ihres Lebens ꝛc. ihr „ein Recht, ihren Zustand zu verbessern. Wenn sie bey einem „ehrlichen Manne Brod, heitre Tage, Freyheit und Friede „haben kann: so handelt sie gerecht gegen sich selbst, wenn sie „mit einem solchen Erretter davon geht. Vernunft und „Offenbarung rechtfertigen Sie.„ Meister Bunkel macht, wie wir sehen, kurzen Proceß mit den Vätern und den Königen. Giebt der Fürst nicht allen seinen Unterthanen zu essen: ist er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutseliges Oberhaupt — gestattet der Vater seinem Tdtcherchen nicht alle ihre natürliche Freyheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben: so ist der Fürst und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind sind aller Pflicht gegen sie entbunden. Herrliches Haus- und Staatsrecht! — Und steht der

stumpf-

ſtumpfſinnige Menſch denn nicht, daß die Redensarten ver-
nünftig und leutſelig ſeyn, und natürliche Freyheit und
vergnügtes Leben bloſſe ſchaale Wörter ſind, wobey Unter-
thanen und Kinder denken können, was ſie wollen? ſieht er
nicht, daß ihre Launen und Leidenſchaften ewig die Ausleger
ihrer Rechte und Freyheiten, und die Richter zwiſchen ihnen
und ihrem Fürſten oder Vater ſeyn würden? und daß es Un-
ſinn iſt, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihren eignen
Sachen zu machen? — Zudem hat uns Bunkel auch nicht
einmal den Schatten eines Beweiſes gegeben, daß der alte
Dunk mit ſeiner Tochter als ein Tyrann verfahren ſey. Al-
les beruht auf der bloßen unbewieſenen Auſſage eines ehr-
loſen Kerls (des Curls) der gleichwohl weiter nichts ſagt,
als: „Dunk ſchränke ſeine Tochter ſehr ein, und gehe in allen
„Stücken grauſam mit ihr um.„ — Jedermann weiß, daß
dieß (zumal in einer Geſchichte, ſie mag würklich oder er-
dichtet ſeyn) nichts geſagt iſt. Man muß uns ſagen, wor-
inn er ſie einſchränkt, und was er für Urſachen dazu hat,
und in welchen Stücken er grauſam mit ihr umgeht: oder
wir wiſſen nichts von der Sache, und ſind berechtigt, alles
Böſe, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgeſagt
wird, für baare Verleumdung zu halten, denn: Quilibet
praeſumitur bonus, donec contrarium probetur.

Hier, liebe Leſer, ſpüre ich, daß der Ekel, einem ſo
elenden Menſchen länger in dem, was er ſein Leben und ſeine
Meynungen nennt, zu folgen, unausſtehlich zu werden an-
fängt. Allem Vermuthen nach iſts euch eben ſo. Im ganzen
Ernſt, es iſt ſo arg, daß ich, um zu begreiffen, wie ein Menſch in
dieſem Grade verwirrt denken, verkehrt handeln und
elend ſchreiben könne, keinen andern Weg ſehe, als voraus-
zuſetzen, daß es in ſeinem Kopfe nicht richtig geweſen. Wäre
ſeine Narrheit noch von der beluſtigenden Art, und hätte

man uns den Narren für das, was er ist, gegeben — so möcht' es noch hingehen; aber das Buch eines miserablen Menschen, der in einer Art von Verrückung schreibt, und an dem menschlich und christlich gehandelt worden wäre, wenn man ihn in einem Spital versorgt hätte — so ein Buch für die Blüthe und Quintessenz eines Geistes, der mit Shakespearn, Richardson und Sterne im Reyhen geht, auszugeben — in der That, das hieß das berühmte Phlegma der teutschen Nation auf eine Probe setzen, der sogar das lappländische hätte unterliegen müssen.

W.

VI.

Anekdote aus Frankreich von diesem Jahre.

Herr Pivert, Pfarrer zu Jvoi in Sologne, meldet eine sonderbare Begebenheit, wovon er Zeuge gewesen, und deren Mittheilung dem Leser nicht unangenehm seyn wird.

„Den 23sten May war mein Küster Morgens gegen vier Uhr in die Kirche gegangen, zum Angelus zu läuten; hatte die Thür' offen, und Spuren von Einbruch gefunden, und sich nicht getraut hineinzugehen. Er kam mir es zu berichten, und sagte: die Kirche müsse bestohlen seyn. Ich lief in derselben Meynung hin, mit so mehrerem Grunde, da seit Kurzem andre Kirchen des Cantons waren beraubt worden; auch sah' ich ohne Verwunderung die Küsterbank zersplittert. Aber als ich hineintrat, und auf dem Boden ausgestreckt einen Mann bemerkte, in seinem noch rauchenden Blut; neben ihm zur Einen Seite den heiligen Michael, halb zerbrochen, zur andern

dern den Teufel, welcher die Zähne fletschte: so muß ich bekennen, ob ich gleich nicht furchtsam bin, daß mich dieser Anblick auf einige Minuten erschütterte. Als ich mich erhohlt hatte, wollt' ich versuchen, ob ich die Ursache vom Tode des Räubers entdecken könnte. Ich sah, daß er die Hand auf einer Lanze liegen hatte, welche über der linken Brust hinein, und queer durch auf der andern Seite, ohngefähr zwey Zoll, herausgieng. Ich urtheilte gleich, daß es die Lanze wäre, mit der man den Heiligen bewaffnet hatte, um ihn streitend mit seinem Widersacher vorzustellen. Weil ich glaubte, sie wäre von Holz, und dazu sehr abgenutzt, so war ich im Begriff über Wunder zu schreyen, als mein Küster mir sagte: dies sey eine alte Hirschfänger-Klinge, die er von Hause mitgebracht habe, um die hölzerne zu ersetzen, welche in den Staub gefallen wär', als er in den letzten Fasten die Heiligen zugedeckt. Meine Bestürzung hörte auf, denn ich bildete mir ein, daß der Fall des Erzengels samt dem Fußschemel durch die Gewalt veranlaßt worden, welche die Räuber angewendet, die Thüre der Sacristey zu eröfnen, über welcher der gute und der böse Engel ihre Stelle hatten, wo aber jene nicht hineinkamen. Vermuthlich fürchteten diejenigen, die zurückblieben, der Würgengel möchte sich mit Einem ihrer Cameraden nicht begnügen, und suchten schnell ihre Rettung außer der Kirche. Ich ließ die Sturmglocke läuten, damit ein Theil meiner Pfarrkinder mit eigenen Augen diesen Vorfall sähe, der vielen ein Wunder scheint, und mit dem, so ausserordentlich er ist, es doch sehr natürlich zugieng."

VII.
Bücher-Anzeigen.

1. **Mineralische Geographie der Churſächsischen Lande von Joh. Friedrich Wilh. Charpentier, Churfürſtl. Sächsischem Berg-Commiſſionsrath ꝛc. mit Kupfern, Leipzig 1778. in 4to, 432. S.**

Ausführliche Auszüge ſind eigentlich nicht der Gegenſtand dieſer Anzeigen, am wenigſten von einem Werke, wie gegenwärtiges, worinnen ſich die Merkwürdigkeiten aneinander drängen. Doch Leſer, die dieſes Fach nicht kennen, mögen dießmal verzeihen und überſchlagen; bey Kennern aber bedarf es keiner Entſchuldigung, wenn wir etwas ausführlicher wie gewöhnlich ſind.

Die Einleitung enthält allgemeine Bemerkungen über die Churſächsiſchen Lande und Gebirge, und erklärt die nach Tilas Vorſchlag gezeichnete petrographiſche Charte; worinn auch die Höhe der vornehmſten Orte in Churſachſen und der höchſten Punkte nach barometriſchen Beobachtungen angegeben iſt.

Nun folgt die mineralogiſche Geographie in drey Abtheilungen.

S. 6. Merkwürdig ſind die Steinkohlengänge im Sandſteine der Oberlauſitz. S. 18. der Flußſand iſt wahrſcheinlich ein Abkömmling des Granits. S. 20. Auf der Kuppe des Löbauer Baſaltbergs macht der Baſalt zum Theil eine eigene Maſſe aus, die mit ſchwarzen und weißen Schörlkörnern durchaus angefüllt iſt. S. 21. Bey genauer Betrachtung des Hornſchiefers findet man, daß das, welches dem erſten Anſehen nach Glimmer zu ſeyn ſcheint, feine aufeinanderliegende Blättchen deſſelben Steins ſind. Doch entdeckte der Hr. V. auch Glimmer mittelſt eines guten Vergrößerungsglaſes. Er giebt nicht ſo viel Feuer als der Hornſtein; die unregelmäßige Geſtalt der Theile, worinn er zerſpringt, unterſcheidet ihn von den andern Schieferarten; dieſes und ſein Klang, imgleichen die ins blauliche zie-

ziehende Farbe unterscheidet ihn vom Basalte. S. 50. Die Masse des mehrmal vorkommenden Thon- oder porphyrartigen Gesteins ist mehr oder weniger verhärteter jaspisartiger Thon von feinem, fast unkenntlichem Korn, mit kleinen durchsichtigen Quarzkörnern gemengt; Feldspath, auch in kleinen Theilen, ist zufällig dabey, zuweilen in kleiner, zuweilen in groser Menge; gemeiniglich von der rothen Farbe des verhärteten Thons, wodurch sich dann diese Gesteinart dem ächten Porphyr nähert. Wird sie von grobem Korn gefunden: große Stücke Feldspath; bräunlichen durchsichtigen Quarz und wenig Thon, so nähert sie sich dem Granit. Glimmer kommt fast gar nicht, oder nur höchst selten darinn vor. Die Farbe ist verschieden, und eben so verschieden ist S. 62. die Farbe des Pechsteins. Derselbe hat auf dem Bruche ein glasartiges Ansehen; schlägt mit dem Stahle kein Feuer; fließt in mittelmäßigem Feuer binnen drey Minuten, und verhält sich übrigens wie der Feldspath. Selten ist er ganz rein, sondern wird meist mit eingemengten Quarzkörnern gefunden. Der Hr. V. hält ihn für eine Abänderung des porphyrartigen Gesteins. Seitdem dieser Stein im Feuer untersucht worden, und man ganze aufgesetzte Lagen davon gefunden hat, ist die Meinung, daß es eine Lava sey verschwunden. S. 83. Petunse, oder Feldspath, ist schon seit mehrern Jahren bey Siebenlehn gebrochen worden. Das ganze Gemenge des Gesteins in dortigem Bruche gehört, nach seinen Bestandtheilen, zum Granit, wobey der Feldspath den größten Theil ausmacht. S. 85. u. 86. enthält wichtige Betrachtungen über die Kalksteinlager im Gneuß bey Brännsdorf, Mingendorf ꝛc. Gegen das Auskeilen der Gänge und gänzliches Abschneiden muß man äuserst mißtrauisch werden, wenn man S. 93. u. 94. liest, wie oft sich hierinnen geirret worden. Desto gewisser ist S. 111. wenigstens im Erzgebirg, die Veredlung der Gänge beym Durchschneiden derselben; je spitziger der Winkel, je anhaltender. Die sogenannte Erzteufe ist

ein Vorurtheil, das S. 112 und 113 gründlich bestritten wird, eben so, wie S. 120. die irrige Meynung, als ob die Grundwasser aus dem Tiefsten in die Höhe drängen.

S. 28. beschreibt der Hr. V. den Quarzfelsen bey Groß-schönau, und 126. den bey Oberschönau. Durch genaues Nachforschen wurde gefunden, daß dieser Quarzfels kein Gang, sondern ein wirkliches Quarzlager sey. Quarzgeschiebe, die am Abhange des Gebürgs gefunden worden, enthielten eine Menge parallelliegender Glimmertheile; übertrafen auch die Masse des Quarzes an Menge. Hierdurch wurde der Hr. Werf. in seiner Meinung gewiß. S. 140. Gleiche Quarzfelsen traf der Hr. Verf. bey Frauenstein an. S. 149-163. wird das merkwürdige Altenberger Zinnzwitterstockwerk beschrieben. Die Gesteinarten sind Granit und porphyrartig Gestein, und hierinnen brechen die Erze, nicht in Gängen, als wovon sich keine Merkmale finden, sondern im Gestein ohne Ordnung. S. 163. Vom bünauischen Zinnwald, dessen Inneres, ohnerachtet der Nähe, ganz von dem Altenberger verschieden ist. Das Gestein, ebenfalls Granit, ist durch Flötzklüfte in regelmäßige Bänke getheilt, und in diesen Klüften kommt das Zinnerz, nach allen seinen Abänderungen, in Quarz, der mit Glimmer, Speckstein, Fluß und Wolfram hier und da vermengt ist, vor. Zuweilen erscheint auf beyden Seiten der Kluft ein veränderter Granit, worinn die Quarztheile das Wenigste, die übrigen Bestandtheile aber nach Verhältniß das Meiste ausmachen. Diese Veränderung ist mit Glimmer sonderbar eingefaßt, und führt oft mehr Zwitter als die Klüfte selbst. S. 178. Die Lavetzsteine zählet Ch. zu den weichesten Serpentinsteinarten. Sie sind zu Zöblitz selten rein in großen Stücken vorgekommen. S. 183. Zu Marienberg brechen die Silbererze nur in kurzen, aber reichen Nieren, worauf oft 40 und mehr Lachter keine Spur Erz im Gang bemerkt wird. S. 186. In der Marienberger Gegend wird eine Steinart gefun-

den,

den, von Farbe bald dunkelgrau, ins Grüne übergehend; bald hellgrau, und zuweilen dunkelroth; bricht in eckigt prismatische Stücke; ist auf dem Bruche uneben splitterig, von bald mehr, bald wenigerm feinen Korn; hier und da ganz kleiner zarter strahliger Schörl, und schuppigte Theile von eben der Farbe; schlägt mit dem Stahle kein Feuer, ohnerachtet der zuweilen ansehnlichen Härte; braust hin und wieder nur wenig mit Scheidewasser; hat einen starken Thongeruch; ist schwerer wie der Gneuß; giebt ein weiß Pulver; zerfällt mit der Zeit an der Luft, und löst sich in Letten auf. Dort heißt dieß Gestein Kalkgänge; an andern Orten Wacke und der Hr. V. vermuthet beynahe, daß es der Trapp der Schweden sey. S. 192. Die schwarze Wacke zu Ehrenfriedrichsdorf soll mit dieser Steinart übereinkommen. Eine mäßige Vergrößerung zeigt, daß der größte Theil dieser Masse aus Quarz besteht. S. 193. Eben daselbst werden 4 bis 10 und mehrere bauwürdige Gänge, die parallel nebeneinander streichen, in einem Raum von einem bis anderthalb Lachter gefunden und bearbeitet. S. 203. Das sogenannte Stockwerk zu Geyer ist Granit mit Zinngängen, dort Strüme genannt. Wenn dieselben aus Erz bestehen, so wird das Nebengestreu, bis 10 und mehr Zoll breit, aus dem Granit in grauen Quarz, mit einliegenden kleinen Theilchen Zinnstein und allen Erzen, die im Gange brechen, verändert. Die Flözklüfte durchschneiden auch die Gänge; sind theils offene Spaltungen, theils, Zoll und mehr breit, mit reinem Zinnstein nach einer beträchtlichen Ausdehnung gefüllt. S. 208. Das Gestein löset sich bey der Arbeit nicht von den Gängen ab. S. 224. Wie tief der Basalt der Scheibenberger Hügel niedergeht, ist noch nicht zuverläßig bestimmt; jedoch ist Hofnung vorhanden, daß solches durch einen jetzt wieder gangbar gewordenen Stollen geschehen werde. Nach der Erzählung eines Bergmanns, soll man einsmal mit einem Stollen darunter gekommen, und lauter Gerölle angetroffen haben. S. 241. wird

das merkwürdige Kalklager auf dem Hohehan beſchrieben. Dieß Lager iſt mehrere Lachter mächtig; der Gneuß bedeckt daſſelbe an einigen Orten, oder iſt vielmehr mit ihm vermiſcht; auf der Sohle bricht Bleiglanz, Blende, grün Bleyerz, ſeltner Kupfer- und Schwefelkies; unter dem Kalklager kömmt man wieder auf Gneuß. S. 245. Geht Herr Ch. geſchwind über die Porcellanerde bey Aue hinüber. S. 255. Auf dem Faſtenberg wurde noch i. J. 1745. auf Gängen mit Ausbeute gebaut; als man aber in mehrere Tiefe kam, ſo wurde Granit angetroffen. Die Gänge ſetzten dennoch in demſelben fort. Aber ob man dieſelbe gleich auf 42 Lachter tief im Granit unterſuchte; ſo war doch kein Erz darinnen anzutreffen, daſſelbe hatte nicht länger gedauert, als das gneußigte Nebengeſtein. S. 253. Das Gebirge der Gneuß dieſes Faſtenbergs iſt in einer anſehnlichen Gegend wie zerſplittert, und wird Fäule genannt. Die Gänge ſetzen hier ab. S. 260. Nachdem man aber ſich durch das alte Vorurtheil in neuern Zeiten nicht hat blenden laſſen: ſo hat man gefunden, daß dieſe Gänge der ſogenannten Fäule gegen über weiter reichhaltig fortſetzen. S. 261. In dieſem Gebirg finden ſich auch ſogenannte Sandgänge. Es ſind taube Granitgänge, die auch S. 270. im Eibenſtocker Bergrevier vorkommen. S. 271. Die Seifengebürge haben ihren Urſprung von Waſſerfluthen, und ihre Geſchiebe ſind von den umliegenden Gebürgen abgeſtoſſen. S. 280. Bey Schneeberg iſt Granit und quarzigter Schiefer, der ein Mittel zwiſchen Gneuß und Schiefer iſt. Der Verf. fand an einigen Orten die Spaltungen, wodurch die Blätter dieſes Schiefers getrennt ſind, mit Granit angefüllt. S. 281. Bey dem Marx Semmler Stollen wurde beobachtet, daß Granit in dem Schiefer vorkommt, ohne daß man die Gränzen beyder Geſteinarten angeben kann, auch ohne Veränderung des durch beyde ſetzenden Ganges. S. 284. In der Grube Adam Heber fand ſich Schiefer in Granit, deren Gränzen an mehren Stellen durch eine Ver-

miſchung

Gloken; König Johann, euer und Englands König, iſt im Anzug, als Meiſter von dieſem heiſſen blutigen Tage. Die Rüſtungen derer, die dieſen Morgen in ſo hellem Silberglanz vor euch vorbeyzogen, kehren alle in Franzöſiſchem Blute vergüldet zurük; nicht ein einziger Federbuſch, der auf einem Engliſchen Helme winkte, iſt von einem Franzöſiſchen Speer abgeſchlagen worden; unſre Fahnen kommen in den nemlichen Händen wieder, die ſie entfalteten als wir auszogen, und gleich einem luſtigen Truppen Jäger, kommen unſre frölichen Engländer, alle mit bepurpurten Händen zurük, in dem Lebensblut ihrer ſterbenden Feinde gefärbt. Oeffnet eure Thore, und laßt die Sieger einziehen.

Bürger.

Ihr Herolde, wir haben von unſern Thürmen euerm ganzen Gefecht, vom Angriff bis zum Abzug zuſehen können; unſre ſchärfſten Augen haben keinen Vorzug oder Vortheil auf einen von beyden Partheyen entdeken können; Blut hat Blut erkauft, und Streiche haben Streichen geantwortet; Stärke, Muth, Dapferkeit und Glük waren auf beyden Seiten gleich. So ſind auch wir gegen beyde, bis einer der Gröſſeſte bleibt; ſo lange ſie ſo im Gleichgewicht ſtehen, halten wir unſre Stadt für keinen, ſondern für beyde.

miſchung ihrer Beſtandtheile in einander übergiengen. Auch hier verurſachten beyde Geſteinarten keine weitern Veränderungen im Gang, in Anſehung der Erze; nur in der Gangart; im Granit mit Quarz; im Schiefer, Quarz und Spath. Von S. 309. bis 318. handelt Ch. vom Topas Felſen, Schneckenſtein. S. 323. Eine Grube ohnweit Plauen giebt ein einleuchtend Beyſpiel von Veränderung der Kupfergänge. Der Gang daſelbſt iſt 6 bis 7 Zoll breit; beſteht aus Quarz mit eingemiſchtem Schiefer, findet der Bergmann Mulm; ſo füllt ſich auch der Gang bald mit den ſchönſten und reichſten Erzen. Man giebt das Nebengeſtein als Urſach an. Bey guten Anbrüchen iſt daſſelbe mild, dünnblättrig; wird es mehr dickſchalig: ſo verliehrt ſich das Erz wieder, und hinterläßt eine Spaltung nach ſich, die der Bergmann ſo weit verfolgt, bis ſich das Geſtein wieder ändert, und der Gang ſich veredelt. S. 326. 327. In der Gölzſch bey Auerbach findet ſich ein Sand, der feine Goldblättchen führt. Der Sand ſelbſt, wenn das gröbere abgeſondert worden, beſteht aus faſt ſtaubähnlichen braunen Quarztheilchen, und viel eiſenfarbne, meiſt vollkommen runden eiſenfarbnen Körnern, die ſich durch den Magnet abſondern laſſen. Zum Theil haben ſie die helle Farbe wie Platina. Woher alle dieſe Theile kommen, traut der Herr Verf. keinesweges beſtimmt zu ſagen, da man keine Spur davon in den angränzenden Bergen findet. Dergleichen eiſenartige Körner werden auch, nach von Borns Briefe, in dem goldhaltigen Erdlager des Temeswarer Banats gefunden. Ueberhaupt iſt der ſogenannte Eiſenſand der beſtändige Begleiter des Goldſands, und viele wollen ihn ſelbſt für goldhaltig ausgeben. S. 337. Das letzte Lager des Camsdorfer Flötzgebirgs iſt roth Gebirg; an einigen Orten wirklicher Rothel. Das Unterlager iſt ein dunkelgrauer dickſchaligter Schiefer. Die Geſchichte des bey Camsdorf gefundenen gediegenen Eiſens, leſen wir S. 343.

S. 351. 352. Die Sächsische natürliche blaue Erde wird bey Eckartsberg zwischen einem Kalklager und einem Letten, der zum Theil mit Schwefelkies vermischt ist, nierenweis gefunden. An manchen Orten ist sie in der Grube ganz weiß, und nimmt, sobald sie die äussere Luft berührt, eine angenehme blaue Farbe an, die aber nach und nach dunkler wird. Wenn sie weiß ist, brauset sie mit Scheidewasser. Einige verhärtete Stücken wurden vom Magnet angezogen. Der Verfasser fand nur noch wenig. Man soll im Ganzen ohngefähr 50 Centner gewonnen haben. S. 357. Ziemlich unerwartet entdeckte C. Granit auf der südlichen Seite der Bergkette bey Kelbra und Heringen, da sonst Sand und Kalkstein die gemeine Bergart dieser Gegend ist. S. 360. Auf dem Kiffhäuser Berg wurde demselben in einem Steinbruch auf der Kuppe ganze in Hornstein versteinerte Stämme gezeigt. Sie lagen 12 bis 16 Fuß unter der Oberfläche als hingeworfne Stämme ohne Aeste in weissem Sandstein; dieser ist wahrscheinlich auf Granit aufgesetzt.

S. 380. 381. Steinsalzlager vermuthet der Verfasser in der Gegend der Sächsischen Salzwerke nicht. Weil aber die Gegend, oder doch die Nachbarschaft des Steinsalzes und der Salzsohlen auch vieler andern Orte Gyps zeigt (allgemein ist dies nicht, z. B. alle Salzwerke der Wetterau haben in großer Entfernung keinen Gyps um sich, wenigstens ist derselbe nicht entdeckt) so geräth der Herr Verfasser auf die Frage: sollte nicht die Entstehung der Salzsohle durch Auflösung des Gypses von dem darinne fliessenden Quellwasser, bewürket werden, und eine Verwandlung des Gypses in Kochsalzsäure vorgehen? Die Aehnlichkeit zwischen dem Steinsalz und dem durchsichtigen Gips, besonders dem faserigten Steinsalz und Strahlgips, haben unter andern bey dem Verfasser diese Muthmasung erregt. Es gehören mehrere Beobachtungen zu weiterer Begründung dieser Vermuthung; besonders auch Aufmerksamkeit

auf

auf die Gesteinlager der Salzquellen, wo noch kein Gips in der Nähe gefunden worden.

In der vierten Abtheilung wird vom Sächsischen Gebirge überhaupt gehandelt.

Hier beweiset der Hr. Verfasser, daß die Gneußgebirge zu den Grundgebirgen gehören, und nicht später auf den Granit aufgesezt zu seyn scheinen. Seine Gründe sind alle Folgen der vorhergemachten und erzählten Beobachtungen.

S. 401. Der im Gneuß sich findende Marmor ist mit jenem zugleich entstanden. S. 404. Die Buffonische Hypothese: daß aller Kalch aus Conchilien entstanden, wird widerlegt. S. 404. 406. Ferber und Arduino bemerkten keine Versteinerungen im Italienischen Marmor; so wie der Herr Verfasser auch in den Marmorn, die im Gneuß vorkommen, keine gefunden hat. S. 409. Von den Sächsischen Basaltbergen läßt sich nicht mit Zuverläßigkeit behaupten, daß sie Vulkanischen Ursprungs seyen. Sie haben mit ehemaligen Vulkanen zu wenig Aehnlichkeit, und es finden sich allzuwenig Merkmale andrer vulkanischen Producte neben denselben. Sollten dieselbe wieder in Erde aufgelöst worden seyn, warum nicht auch der Basalt? Die Schwürigkeiten, über die Entstehung der Basalte etwas Bestimmtes zu sagen, vermehrten sich sehr, als der Hr. Verf. im Saazer Kreis von Böhmen zusammenhängende Basaltberge fand. Eben dergleichen, wie sie hier beschrieben werden, finden sich im Gießer Antheil des Fürstl. Hessen-Darmstädtischen Oberfürstenthums. S. 413. Zweifel gegen die zeither gewöhnliche Meinung über die Entstehung der Gänge, daß Risse in dem Gestein entstanden wären, wo die Gänge und Erzmassen aus dem Gestein hineingeschlossen wären. Wir wollen nur den einzigen S. 416. anführen, der allein hinreicht, von dieser allgemein angenommenen Meinung abzugehen. Man nehme zwey gleichlaufende Gänge, die einander in ihrem Fallen unter gewissen

Winkeln

2. Beſchreibung des Türkiſchen Reichs nach ſeiner Religions- und Staats-Verfaſſung in der lezten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. 2ter Th. welcher Zuſätze und Berichtigungen enthält, von C. W. Lüdeke, Paſtor Primarius der Teutſchen Gemeine zu Stokholm. Leipzig bey Junius. 1778.

Die Berichtigungen des erſten Theils beſtehen zuförderſt aus Bemerkungen, die von Freunden des Verfaſſers ſelbſt zu Conſtantinopel haben können gemacht werden. Sie enthalten eigentlich nichts Neues und unbekanntes, beſtätigen, und erläutern aber vieles, worauf man bey Beurtheilung der morgenländiſchen Sitten ein genaues Augenmerk haben muß. Wenn Hr. Bibrnſtähl von ſeiner morgenländiſchen Reiſe zurück ſeyn wird, werden ſich dieſe Zuſätze ſehr vermehren laſſen. Eigentlich ſtrittige Punkte in der Geographie, Critik, Antiquitäten, wie bey Shaw und Pocoke, neue Natur-Beobachtungen muß man hier nicht ſuchen; ſondern es ſind allgemeine Anmerkungen, worunter auch ſehr nothwendige Cautelen für Reiſende ſich befinden. Hierauf folgt ein raiſonnirendes Verzeichniß der Reiſebeſchreibungen, deren Auszüge treu und wahr gerathen ſind. Nur hätten wir ein ſtrengeres Urtheil an verſchiednen Orten, und eine genauere Schätzung des Geiſtes jedes Verfaſſers zu finden gewünſcht.

Die eingerückten Tabellen von den verſchiedenen Sekten der Muhamedaner und ihren Mönchsorden ſind zum Theil aus eignen Nachrichten des Verfaſſers und auch aus Vergleichung des Herbelot mit dem Ricaut und Buſinello entſtanden, und haben auch noch vorm Abdruck die Cenſur eines Efendy zu Conſtantinopel paſſiert.

Den Beſchluß machen die höchſtmerkwürdigen Nachrichten des P. Buſinello von den Regierungsart, den Sitten und Gewohn-

wohnheiten der Osmannischen Monarchie, die aus dem ersten und zweyten Theil des Lebretschen Magazins, mit Erlaubniß des Verfassers, von neuem sind abgedruckt worden. Der Text ist hier und da verbessert, und die Rechtschreibung der Türkischen Wörter wieder hergestellet worden. Das Register der türkischen Wörter, wo durch die arabische Unschrift ihre wahre Rechtschreibung festgesetzt wird, ist uns beynahe der schätzbarste Dienst, der durch diese Zusätze dem Werk ist gestiftet worden. Nach den verschiedenen Mundarten der Italienischen, Englischen und Französischen Reisebeschreiber, sind nach und nach die Morgenländischen Amts- und Kunstwörter, so verunstaltet worden, daß man sich, zumal bey dem Mangel der teutschen Sprache, die Unterschiede des weichen s. th. ge, ce, gi, ci, j, u. s. w. der Italiäner und Engländer, genau anzugeben ꝛc. in Beurtheilung der rechten Aussprache, nicht mehr zu helfen weiß.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Erster Band, 3tes Stück, Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1778.

Die Verfasser dieser Sammlungen scheinen ganz dem Geist gegenwärtiger Schriftstellerey entgegen zu leben; denn je älter sie werden, je besser wird ihre Arbeit. Dieses Stück enthält, nebst interessanten Auszügen aus fremden Schriftstellern, eigne, höchstmerkwürdige Ausarbeitungen. Die erste Abhandlung ist D. Hedwigs vorläufige Anzeige seiner Beobachtungen von den wahren Geschlechtstheilen der Mooſe und ihrer Fortpflanzung durch Saamen. Durch die Beobachtung der Verfassers ergiebt sich, daß Linné vollkommen Recht hatte, wenn er nach seiner einmal in der Philosoph. Botan. gegebenen Definition der Mooſe, verschiedne Geschlechte des Dillenii aus-

ausschloß, und nur das Lycopodium, Porella, Fontinalis, Sphagnum, Splanchnum, Phascum, Mnium, Polytrichum, Bryum und Hypnum beybehielt. Dillen hielt die Knöpfchen der Moose, aus dem eine beträchtliche Menge feiner Staub, gleich dem in den Staubkolben anderer Pflanzen, herausfuhr, für die männlichen Werckzeuge. Die rosenförmigen Pflänzchen einiger Gattungen, sahen Linné und Er hingegen für weibliche an. Hr. Kölreuter gab nachher die Calyptra für die Antheren der Moose an. Unser Verfasser sucht aus eignen Beobachtungen den Ungrund aller dieser Meynungen darzuthun. Die Staubbehältnisse, oder Capseln des Dillens, hat er um ihres Ursprungs, um ihres vielfachen künstlichen Baues, um ihrer Dauer willen, nie für Antheren halten können. Vielmehr schien ihm ihr Kamm, wegen seiner besondern Beweglichkeit und anderer Eigenschaften mehr diese befruchtende Verrichtung zu haben. Nur waren ihm noch die Gattungen im Wege, wo dieser Kamm gänzlich fehlt. Seine Untersuchung gieng auf die Röschen von Polytrichum und Mnium. Er zertheilte alle Kleinigkeiten der Capseln in einem Tropfen Wasser, und brachte sie unters Mikroskop. Hier entdeckte sich eine neue Art Körper, die auf einem Stielchen standen, unten verdikt oder kolbigt, übrigens stempelförmig waren. Sie fehlten auch vielen Gattungen der Moose; folglich konnten diese ebenfalls nicht Antheren seyn. Nun fand aber der Verfasser bey fernerer Untersuchung, daß auch die in den Achseln der Blätter befindliche Knospen ebenfalls solche walzenförmige Körper und Saftfaden enthielten, wie die Rosen des Mnium und die Sternpflanzen des Polytrichum. Aus dem Innern dieser walzenförmigen Körper kommen Kügelchen hervor, Diese Körper sind die Antheren. Die Blühzeit der mehresten Moose ist alsdenn, wenn die Deckelchen der Saamenbehälter oder Capseln abgefallen, und die Saamen ausgestreut sind. Wo sie fehlen, und wo, und wie sie sich auf den Pflan-

zen entdecken lassen, darüber muß die Abhandlung selbst nachgelesen werden, denn die Beobachtungen des Verfassers leiden keinen Auszug. Wir wollen nur noch, das System des Verfassers darzustellen, folgendes beybringen. Die männliche Staubbälge oder obgenannte Antheren haben allemal Saftfaden zur Gesellschaft, die gegliedert, und von sehr verschiedner Gestalt und Länge sind. Die Umfassung dieser gesammten Theile besteht aus Blättern oder Schuppen, welche von den Blättern der Pflanze sehr unterschieden sind. Diese machen das Perichaetium des Dillenii aus. In dieser weiblichen Blüthe, oder Saftfaden befindet sich stets die Grundlage zur Frucht mit ihrem Pistillum und Stigma.

Die wenigsten Moose haben die männlichen und weiblichen Zeugungstheile in einer Blüte, die man Zwitter-Blumen nennt. Mehrere tragen zwar beyde Geschlechter, aber in verschiedenen Umhüllungen, auf ein und eben derselben Pflanze. Die weißen aber sind Diphyten, d. i. Mann und Frau befindet sich auf einer besondern Pflanze. Auch giebt es einige wenige Beyspiele von Polygamien.

Wir übergehen das weitere, was der Verfasser von der Capsel und der Calyptra vorträgt, und wie er diese als das Petalum der Pflanze anzusehen, beweißen will. Der ungemein feine Staub der Capseln ist indessen wirklicher Saame, und der Verfasser hat aus ihm Pflanzen erhalten. Diese Saamen sind mit einem eignen Häutgen, wie deren ihre, die man bisher vollkommene nannte, überzogen. Sie gehen wie diese ebenfalls mit Saamenlappen auf, und treiben das erste zarte Würzelchen unter sich, gleich wie diese. Der Verfasser verspricht uns von allen diesen Sätzen nähere Beweise, und ausführlichere Beschreibungen. Das beygefügte Kupfer ist sehr schön gerathen, und giebt dem Vortrag eine ungemeine Deutlich-

lichkeit. Wir ſehen den Bemühungen des H. mit Vergnügen entgegen, und wünſchen, daß auch dieſe Entdeckung des ſo groſſen Geheimniſſes der Cryptogamie wiederum einem Teutſchen gelingen möge.

II. Prieſtley von der Flußſpathluft. Aus dem 2ten B. der Experiments and obſerv. on different Kinds of air. London 1777. Hr. Scheel, ein Schwede, deſtillirte den Flußſpath in gläſernen Gefäßen, ſo wie man bey der Verfertigung des Salpetergeiſtes aus dem Salpeter procediert. Die gläſernen Gefäße wurden von der Säure des Flußſpaths angegriffen und zerfreſſen, ſo daß oft durch und durch Löcher in denſelben entſtanden; ferner ward die Oberfläche des vorgeſchlagenen Waſſers mit einer Rinde oder Häutchen von einer mürben ſteinartigen Maſſe überzogen. Dieſe leztere hält Scheel für einen Quarz, und ſchließt nachher, daß dieſe erhaltene Säure und Waſſer die Beſtandtheile des Flußſpaths ſeyn müßten. Hr. Boulanger hingegen, der ebenfalls dieſe Steinart unterſucht hat, glaubt, daß dieſe neuentdeckte Säure nichts als eine Kochſalzſäure ſey, die ſich mit einer erdigen Subſtanz verbunden habe.

Hr. Prieſtley ſucht durch gegenwärtige Verſuche darzuthun, daß dieſe Flußſpathſäure nichts anders ſey, als das zu den Verſuchen genommene Vitriolſaure ſelbſt, welches durch ein dazugekommenes Phlogiſton die Geſtalt einer Luft angenommen hat, und einen Theil der Grunderde des Spaths in ſich aufgelöſt enthält. Die Luft zeigt, ſo lange ſie mit dieſer Erde verbunden iſt, verſchiedne neue, ihr ſonſt nicht zukommende Eigenſchaften, die aber alle wieder verſchwinden, ſo bald dieſe Erde von ihr geſchieden iſt, da ſie ſich denn bloß als eine reine vitrioliſchſaure Luft zeigt.

Ein mit vitriolischsaurer Luft vermischtes Wasser friert zu Eis, da hingegen ein mit Flußspathsäure angefülltes Wasser gar nicht frieret. Der V. empfiehlt andern, mehrere Versuche auf diese Art zu machen, weil er glaubt, daß es zu Erklärung des Frosts beytragen könne.

V. Kurze Beschreibung des amerikanischen Luchses und Anmerkungen über den Löwen, Leopard, Tieger, Panther, Simia Mormon, oder den Schreberschen Choras, Simia Panisicus, Simia Capucina, Lemur catta, Lemur Mongoz. Bey Gelegenheit, daß diese Thiere auf die leipziger Messe gebracht worden, stellte Hr. Leske diese Anmerkungen an.

VI. Auszüge aus dem IIIten Tom. der Supplements à l'histoire naturelle des Grafen Buffon, wo sehr merkwürdige Anmerkungen und Abbildungen vorkommen.

VII. Auszug aus dem T. IV. der Supplements, wo Buffon von dem Einfluß der Musik auf die Thiere handelt.

VIII. Buffon von der Stimme der Thiere. Er glaubt, die Stimme des Menschen werde im Ausathmen gebildet; hingegen geschähe dieses bey den Thieren während des Einathmens.

IX. Vermischte Bemerkungen, die der berühmte Bruce dem Graf Buffon mitgetheilt hat.

In der Barbarey sind nicht nur die Kinder gleich bey ihrer Geburt ganz weiß; sondern man findet auch bey den Weibern, die sich in den Städten aufhalten, eine sehr weiße und fast widerliche Farbe, indem solche mit dem sehr lebhaften Roth auf ihren Backen zu sehr absticht.

In Aegypten sind die Mannspersonen groß, die Weiber aber sehr kurz und untersetzt. Die Anzahl der Blinden ist in

Aegyp-

Fünfte Scene.

Die beyden Könige mit ihrem Heer treten auf verſchiednen Seiten auf.

König Johann.

Frankreich, haſt du noch mehr Blut wegzuwerfen? Sprich, willt du dem Strom unſers Rechts ſeinen friedfertigen Lauf laſſen; oder ſoll er von dir geſtört, aus ſeinem natürlichen Canal hervorſchwellen, und deine angrenzenden Ufer überſtröhmen?

König Philipp.

England, du haſt in dieſem hizigen Wettkampf nicht einen einzigen Tropfen Bluts mehr zurükgebracht als wir; eher haſt du mehr verlohren. Und ich ſchwöre bey dieſer Hand, die dieſen weitgrenzenden Erdſtrich beherrſchet; eh wir dieſe gerechten Waffen niederlegen, wollen wir dich, gegen den wir ſie tragen, in den Staub niederlegen, oder ſelbſt die Zahl der Todten mit einem königlichen Schatten vermehren!

Faulconbridge.

Ha! Majeſtät! -- Wie hoch ſteigt dein Stolz, wenn das goldne Blut der Könige in Feuer geſezt wird! Oh, nun füttert der Tod ſeine morſchen Kinnbaken mit Stahl, Schlachtſchwerdter ſind ſeine Zähne und Griffe, und nun

Aegypten auſſerordentlich groß, und Bruce verſichert, daß bloß in den Hoſpitälern zu Cairo 25000 Blinde ernährt würden.

Die Race der Neger bewohnt nur die Küſte, das iſt, die niedrig gelegenen Gegenden dieſes Welttheils. In dem Innern von Afrika, und ſelbſt unter der Linie, ſind die Einwohner ganz weiß. Dieſes zeigt deutlich, daß die verſchiedenen Farben des menſchlichen Geſchlechts nicht urſprünglich ſind.

Die Neger von Nubien erſtrecken ſich nicht bis an das rothe Meer, und es werden alle Küſten des Meers durch Araber oder deren Nachkommen bewohnt. Von dem 8ten Grad Nördl. Breite fängt ſich das Volk der Gallen an, welches aus verſchiedenen kleinen Völkerſchaften beſteht, und ſich von da vielleicht bis zu den Hottentotten erſtreckt. Dieſe Völker ſind meiſtens weiß. Man trifft in dem ganzen großen Strich Landes zwiſchen dem 18ten Gr. der N. Br. und 18ten Gr. ſüdl. Br., der alſo zu beyden Seiten der Linie liegt, bloß an den Seeküſten Neger an. In dem Innern von Afrika aber, wo das Land hoch liegt, und ſehr bergigt iſt, ſind die Einwohner weiß, ja faſt eben ſo weiß als die Europäer.

4. Chr. Gottl. von Murr Beſchreibung der vornehmſten Merkwürdigkeiten in Nürnberg und der hohen Schule zu Altorf. Nebſt einem chronologiſchen Verzeichniße der von Teutſchen, inſonderheit Nürnbergern, erfundenen Künſte vom 12ten Jahrh. bis auf unſre Zeiten. Nürnberg bey J. Eberhard Zeh, 1778.

Dieſes Buch gehört mit unter unſre vornehmſten Kunſtbücher; denn es enthält Nachrichten von den erſten Zeiten, wo in unſerm Vaterland, und hauptſächlich in dieſer Stadt, alle bildende Künſte auf einmal in ihrem Flor geweſen ſind. Der Kenner wird dem für die nützlichen Nachrichten ſo un-

ermüdeten Herrn Wag-Amtmann von Murr nicht genug danken können. Den Anfang machen die Schriftſteller, die über dieſe Materie geſchrieben haben. Hierauf folgt die chronologiſche Geſchichte der Stadt, Beſchreibung der öffentlichen Gebäude, Bibliotheken, Sammlungen und Merkwürdigkeiten; ſodann Anzeige der Privatſamlungen in Kunſt- und Naturgeſchichte, chronologiſches Verzeichniß der Nürnbergiſchen Entdeckungen in Künſten und Wiſſenſchaften; ſodann Zuſätze. Es iſt unmöglich hier einen ausführlichen Auszug von Allem zu geben. Wir wollen nur Einiges von dem Hauptſächlichen bemerken. Der Hr. V. ſagt: wenn ein Fremder ſich nur einige Stunden bey uns aufzuhalten Zeit hätte: ſo würde man ihm das Vandykiſche Altarblatt in der Kirche zu St. Aegydien, den ſchönen Brunnen in der Peunt, und das meßingne Crucifix zu S. Sebald zeigen. Es iſt Schade, daß eben dieſer ſchöne Brunnen in der Peunt wahrſcheinlich nie öffentlich wird aufgeſtellt werden. Das erſte Modell machte Chriſtoph Ritter dazu; Georg Schweiggern aber, dem berühmteſten Bildhauer neuerer Zeit in dieſer Stadt, war die Ausführung vorbehalten. Es ſind eilf Figuren, und alles nach individueller Natur und Leben modellirt. Der Meiſter des obgedachten Crucifixes iſt Veit Stoß, von dem eben auch bey St. Sebald ein hölzernes Crucifix vor dem Grabe des Heiligen ſich befindet, für welches Schweigger, da er es im vorigen Jahrhundert zu reparüren hatte, 1000 Dukaten bot. Von dem Vandykiſchen Altarblatt kann man ſich aus dem ſchön radierten Kupfer des Hrn. Preſtel einige Idee machen. St. Sebalds Grab iſt das Werk von Peter Viſcher, der es mit ſeinen fünf Söhnen goß. Es wiegt 120 Centner. Er bekam vom Centner 21 fl., das nach dem jetzigen Werth der Dinge ohngefähr 100 Thlr. betragen mag. Von Adam Kraft iſt die Gefangennehmung, das Abendmahl und Leiden Chriſti ein in allem Betrachte höchſt merkwürdiges Bildner-Stück.

Die

Die Stadtbibliothek iſt wegen ihrer Manuſcripte, hauptſächlich aber wegen ihrer raren gedruckten Bücher aus den erſten Zeiten berühmt, die man meiſt ſchon aus dem Solgeriſchen Verzeichniß kennt. Der Hr. V. arbeitet jetzo an einer diplomatiſchen Geſchichte der Reichsinſignien, wovon er uns hier einen chronologiſchen Auszug giebt. Höchſt angenehm iſt die neue Erklärung der geſtickten Kufiſchen arabiſchen Buchſtaben auf dem Pluviale, die er ſeinem Freunde, dem Hrn. Caſiri in Madrit, zu danken hat. Die Lettern ſind hier auch ſehr groß in Holz geſchnitten, damit ſich die Herren Philologen daran üben kbnnen. Unter den Privatſammlungen iſt ohnſtreitig das von Prauniſche Cabinet ein Kleinod, wie man es ſelten, beſonders bey uns in Teutſchland, in den Händen eines Privatmanns ſieht. Es ward von dem Hrn. Verf. von ſeiner früheſten Jugend an in Welſchland geſamlet. Auch die lezten 16 Jahre ſeines Lebens hielt er ſich in Bologna auf, genoß damals der Freundſchaft und des Umgangs der berühmteſten Meiſter. Er war 1548 gebohren, und ſtarb 1616. Die Zweifel, die einige Kenner gegen die Aechtheit der darin enthaltenen Zeichnungen, und beſonders gegen das günſtige Urtheil Sandrarts, haben erregen wollen, fallen dadurch weg, daß Sandrart nicht älter war, als 10 Jahr, als Hr. Paul v. Praun ſtarb. Sandrart, der übrigens der ehrlichſte Mann war, konnte ihm alſo dieſe Stücke, wie man ihm aufbürden will, nicht verhandelt haben. Seitdem hat dieſes Cabinet wenig Zuwachs erhalten. Der Gemälde, meiſt aus der Italiäniſchen Schule, ſind 240 St. An Zeichnungen finden ſich 12 Portefeuillen. An Kupfern die alten Meiſter, als Albr. Dürer und Bbhm, Aldegräfer und Penz. Von Martin Schön, führt der Hr. Verf. einige ſehr merkwürdige Blätter an. Viele Statuen, Büſten, Antiqualien, u. dgl. 1192 Gemmen, von denen verſchiedene aus Hrn. Lippert's Daktyliothek bereits bekannt ſind. In der von

Hagenſchen Samlung ſind beſonders 20 Stücke von Kupezki. Eine Kupferſtichſamlung von über 25000 Blättern. Die Silberradiſche Samlung: Bey dieſer ſoll ſich eine Samlung von Dürerſchen Blättern befinden, die mit Copien und Holzſchnitten über 1000 Blatt enthält; ſie iſt in Knorrs Künſtlerhiſtorie beſchrieben. Bey dieſer Gelegenheit führt der Verf. ſehr alte merkwürdige Kupferſtiche aus den erſten Zeiten an. Unter den Merkwürdigkeiten der Univerſität Altorf iſt das Trewiſche Muſeum allein genug, Kenner zu einer Reiſe dahin einzuladen. Aus dem chronologiſchen Verzeichniß Nürnbergiſcher Erfindungen wollen wir kürzlich folgendes auszeichnen: An. 1285 waren ſchon daſelbſt Tuchſcheerer von Profeßion, Wollenſchläger, Goldſchmiede, Klingenſchmiede, Meſſerer und Schwerdfeger in Zünften. Zwiſchen 1380 und 1384 machte man ſchon Charten. 1319 hatte man ſchon Lumpenpapier. 1321 Dratſchmiede. 1328 Flaſchner zünftig. 1336. Meßingſchmiede, Meßingſchlager. 1356. Geſchütz und Pulver. 1360. Zinngießer, Münzer, Dratzieher. 1370. Nadler, Seitennähter, Knopfmacher, Gürtler zünftig. 1373. Glaſer, Glasſpiegelmacher, Demantpolirer, Borten- oder Bandmacher, Fingerhüter. 1380. Kartenmacher. 1382. Bildſchnitzer in Menge. 1383. Silberſchmelzer. 1386. Glockengießer, Keßler, Kupferſchmidte. 1387. Gold- und Silberprobierer. 1388. Saitenmacher. 1390. eine groſe Papiermühle. 1397. Tuchkartetſcher. 1398. Stempelgraber. 1400. Bürſtenbinder, Tockenmacher. 1403. Büchſenmeiſter. 1413. Schellenmacher, Lautenſchlager. 1423. der erſte Holzſchnitt. 1427. Seidenſticker. 1430. kommt Gutenberg durch die Holzſchnitte zu Strasburg auf den Einfall, ob man nicht mit einzelnen hölzernen Buchſtaben ein Buch hervorbringen könne. 1433. Buchbinder, Pergamentmacher, Kartenmacher zünftig in Nürnberg. 1436 macht Gutenberg einen Verſuch mit hölzernen einzelnen, ſodann bleyernen Buchſtaben.

1438.

1438. Kartenmahler zu Nürnberg. 1440. Epoche der Kupferſtecherkunſt. 1444. ein groſes Orgelwerk mit einem Pedal. 1445. geblümter Sammt zu Nürnberg. 1450 iſt die erſte Bibel mit Miſſalbuchſtaben zu Stande gekommen. 1498. neue Erfindung im Poſaunenmachen von J. Meuſchel zu Nürnberg. 1500. die Sackuhren, die man anfangs in Europa Nürnberger Eyer nannte. 1512 erfand Albr. Dürer das Aetzen auf Eiſenplatten, oder den harten Aetzgrund. 1517. das erſte Feuerſchloß. 1518 waren Perukenmacher in Nürnberg. 1540 das erſte Mahlſchloß zu Nürnberg. 1533 errichtete Johann Otto den erſten muſikaliſchen Verlag daſelbſt mit Kayſerl. Privil. 1538 erfand Johann Neudörfer der ältere die rechte Maaße der zierlichen teutſchen Schrift. 1550. Hans Lamprecht ſubtile Probierwaagen. 1553 entdeckte Erasmus Ebner, daß Ofen-Galmey mit Kupfer Meßing giebt. 1560 erfand Hans Lobſinger die Windbüchſen, ferner Preſſen, Figuren in Gold, Silber und andern Metallen ſo ſchön zu drucken, als ob ſie getrieben wären. Zwiſchen 1560. und 1570. fällt die Erfindung des Siegellaks. 1571. wurden Zeitungen in Nürnberg gedruckt. 1575. wurden die Balanciers zum Prägen der Medaillen erfunden. Hans Hayden der ältere, erfand 1613. die Geigen-Clavecymbel. 1670. die Kunſt, erhabne Glasſpiegel ohne Folie zu verfertigen. Heinrich Schwanhard erfand in demſelben Jahr den Kryſtall einwärts, und erhaben zu ätzen. 1674. Hak das gläſerne nachgeahmte Auge. 1680. erfand Stephan Zick das ſogenannte Kunſtauge von Elfenbein. 1690. Chriſtoph Denner die Clarinette. 1738. brachte Joh. Michael Fleiſchmann, ein Nürnberger, die herrlichſten Noten- und Letternſtempel zu Harlem zu Stande. In den Zuſätzen glaubt der Hr. Verfaſſer zu erweiſen, daß die Erfindung des Pulvers mit nichten den Teutſchen zukomme, ſondern, daß man dieſe Ehre den Arabern und Perſern überlaſſen müſſe;

ſo wie dieſe es von den Indianern, und dieſe wieder von den Sineſern erlernt. Beyde Nationen nennen es bis auf den heutigen Tag, ſineſiſches Salz, und Sineſiſchen Schnee. Die Araber hatten ſchon 1249. eine Gattung Schieſspulvers. Aus des Herrn Corſiri Arabiſch-Spaniſchen Bibliothek lautete die Ueberſetzung aus einem Arabiſchen Schriftſteller, der ohngefähr 1312. und 1323. gelebt hat, alſo: Granatae tum temporis Rex, caſtra movens, multo milite hoſtium urbem Baza obſedit, ubi machinam illam maximam Naphta et Globo inſtinctam, admoto igne, in municam arcem cum ſtrepitu explosit. 1356. war Geſchütz und Schieſspulver ſchon in Nürnberg gebräuchlich.

Teutſches Künſtler-Lexicon, herausgegeben von Hrn. Hofrath Meuſel, in Erfurt. Lemgo bey Meyers. 1778.

Es iſt dieſes ein ſehr gemeinnütziges Unternehmen, wodurch der Hr. Hofrath Meuſel den Anfang macht, Teutſchland mit ſich ſelbſt im Fache der Kunſt bekannt zu machen. Mangelhaft und unvollſtändig und ungleich muſte das Werk allerdings anfangs ausfallen, da die erſten Schritte noch zu thun waren. Dazu kommt, daſs es einem groſſen Mann ſehr ſchwer fällt, von ſich ſelbſt zu reden, und hingegen den Kleinmeiſtern nichts behaglicher iſt, als ein höchſtgenaues Verzeichniſs ihrer entſtandenen oder noch zu entſtehenden Werkleins ſammt den dazu nöthigen Lebensumſtänden zu gehöriger Zeit einzuſenden. Viele Gegenden von Teutſchland ſind offenbar von dem Hrn. Verfaſſer nie bereiſt worden; ſonſt könnte über vieles ſo Merkwürdige, beſonders in Oberteutſchland, nicht ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtet, oder das Geſagte nicht in dem trocknen Ton, und gerade in dieſes Licht geſtellt worden ſeyn. Es iſt hier aber der Ort nicht, zu rügen, und Fehler aufzuſuchen: ſondern man muſs helfen, zu dem gemeinnützigen Bau das Seinige beyzutragen.

Ge-

Gedrukte Nachrichten sind gut genuzt worden, allein an geschriebenen fehlts sehr. Rec. macht sich anheischig, hierinnen dem Verfasser nach bestem Wissen und Gewissen zu seiner Zeit vielleicht ganz ansehnliche Beyträge einzusenden, so wie er seine Freunde dazu aufmuntern wird. Dem alphabetischen Verzeichniß folgt ein Topographisches Register. Den Beschluß macht ein Verzeichniß sehenswürdiger Bibliotheken, Gemälde und Kupferstichsammlungen, Münz- Gemmen- und Naturalien-Kabinete in Teutschland, nach Alphabetischer Ordnung der Städte. Für Reisende ists indessen schon ein unentbehrliches Handbuch, und dem Gelehrten und Kenner wird dieser Versuch dienen, seinen Patriotismus anzufeuren, und wenigstens laut sagen zu helfen, was wir werth sind. Für unsere Grossen wäre eine französische Uebersetzung höchst nothwendig: sie müste aber auf etwas besser Papier abgedruckt seyn, als dieses, das unter den Fingern aus einander geht.

Kinderspiele und Gespräche, 1-3ter Th. Leipzig bey Gruson. 1778. 8.

Es sollte eigentlich heißen, Kinder-Lektüre. Denn es sind nicht blos Spiele, sondern auch kleine Comödien, Gespräche, Erzählungen und dergl. Man muß dem Hrn. Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er ungleich mehr als alle seine Vorgänger, den Dialog in seiner Gewalt gehabt habe; seine Fragen und Antworten natürlich genug herführe, und überhaupt den Gang des Kinder-Geistes genau kenne. Für Mutter und Lehrer, die nicht Geschick genug haben, Basedowsche Spiele zu erfinden, oder die erfundenen zu benutzen, wird diese Probe ein fürtreflicher Leitfaden seyn, wie sie ihren Untergebenen nützen können. Man wird die Kleinen allerdings auf eine angenehme Art unterhalten, und, wenn man will, auch ihrem Geiste Nahrung verschaffen. Allein auch hier wird, wie überhaupt bey der Behandlung der Kinder zu geschehen pflegt, der gewöhnliche Irrthum herr-

schen,

schen, daß man glaubt, sie etwas gelernt zu haben, das Ihnen fürtreflich vorkommt, weil für uns paßt; allein das beyml Lichtbeschen, nichts anders als unverdaute Speise für die Kleinen abgeben kann. Diese Gespräche könnten wol dazu am besten dienen, dem Philosophen die Uebersicht oder das Gemälde unsrer heutigen Wissenschaft, Moral und Kennerey darzulegen. Wenn man bedenkt, was es für ein kummervolles Ding um die Wissenschaft ist, die alle auf den kleinen gepuderten Kopf wartet, der hier mit seinem grossen Haarbeutel oder seinem zierlichen Cadogan, sein curriculum vitae beginnen soll! — Die ganze schöne Kälteschaale unsrer heutigen Cultur ist hier bereitet, und wer Lust hat, koste davon. — Was doch ein Mensch auf sich nimmt, der sich einmal zum Lesen und Schreiben verbürget hat, und seinem Schöpfer mit Sitzen dienen will. Und dann die kleinen Mädchen, die hier schon mit ihren Herzen, wie mit Schwefelhölzchen spielen!

Die Abgötterey unsers Philosophischen Jahrhunderts. Erster Abgott. Ewiger Friede. Mannheim bey C. F. Schwan. 1779. 8. 204 Seiten.

Eines der würcksamsten Mittel, wodurch die Masse der Warheiten und Irrthümer, die dem menschlichen Verstand zu seinen Antheil hienieden zugefallen sind, in einigem Gleichgewicht erhalten werden, ist unstreitig dieses: daß, wenn die Menge in einem gewissen Zeitpunct von dem Strom irgend einer Meynung, es sey nun mißverstandne Wahrheit oder zufälliger Irthum, sich dahinreissen läßt; immer jemand sich findet, der sie durch muthige Behauptung der entgegenstehenden Meynung vom Strande wegbugsiret, gegen den sie in Gefahr waren anzulaufen. Gemeiniglich wird auf beyden Seiten der Sache zuviel gethan, und die Wahrheit lieget zwischen den beyden Extremen in der Mitte; aber eben dadurch, daß der eine behauptet, die Verfemerung (zum Beyspiel) sey ein Gut, und der andere sie sey ein Uebel, findet sichs am Ende, daß sie weder das eine noch das andere, sondern (wie alle menschlichen Dinge) eine Mixtur von beyden ist; und so passieren wir zwischen den beyden entgegengesetzten Meinungen, die

Die

Diagonal-Linie, und treffen auf die Wahrheit. Der sinnreiche Verfasser dieser Schrift scheint, nach dem Titel zu schliessen, sich vorgesezt zu haben, die Götzenaltäre der Modephilosophie unserer Zeit der Reihe nach, umzustürzen; eine Bilderstürmerey, die allem Ansehen nach, für Staat und Kirche sehr unschädlich ablaufen wird, und deren verschiedenen Auftritten wir also geruhig zusehen können. Der Anfang wird hier mit dem Ewigen Frieden gemacht, der, so schimärisch er auch immer seyn mag, doch von jeher der ewige Wunsch des Menschengeschlechts gewesen ist. Der Verfasser behauptet im 1ten Abschnit seines Buchs: daß der Entwurf des guten Abbè dè St. Pierre nicht practicabel sey; und darinn ist wohl, zwey oder drey ausgenommen, jedermann seiner Meynung; im zweyten: der Entwurf des ewigen Friedens, wenn er auch möglich wäre, dürfte nicht ausgeführet werden, weil ewiger Friede die Menschen äusserst elend machen würde: und wie er dies beweise, werden wohl viele zu sehen neugierig seyn. Er hätte hiezu keinen schicklichern Zeitpunct wählen können, als gerade den, da Europa unter der Gefahr eines allgemeinen Krieges banget, und die Länder, wo er bereits ausgebrochen ist, nach Frieden, wie ein dürres Land nach Regen, schmachten. Ein Buch, worinn paradoxe Wahrheiten mit Wiz, Beleſenheit und Wohlredenheit behauptet werden, bedarf keiner Anpreisung. Zu Prüfung einiger darin behaupteter Sätze finden wir vielleicht im künftigen Jahre Muße. Uebrigens zeigen wir an, daß der Hr. Verleger bereits auch eine authentische Französische Uebersetzung dieſes Buchs zum Gebrauch der Ausländer und der Teutschen die nicht gerne teutsch leſen, veranstaltet hat. W.

Der Herausgeber an die Leſer.

Ich hoffe von allen billig denkenden nicht nur entschuldigt, sondern auch gebilligt zu werden, wenn ich das Bildnis des Ritters Franz von Sickingen (wiewohl es, was Arbeit und Abdruck betrift, vielleicht das beſte unter allen ist) das lezte seyn laſſe, und damit meiner Kupferlieferung, unde laboris plus haurire mali est, quam ex re decerpere fructus, ein Ende mache. Was die Abonnenten etwa darunter verliehren möchten, soll Ihnen auf andere, den Meisten vielleicht angenehmere Art, erseżt werden.

Eine historische Nachricht von diesem berühmten Ritter, soll in bevorstehendem Jenner 1779. folgen; wenn anders der sehr beschäftigte Gelehrte, der solche auszuarbeiten übernommen, Wort halten kann. Wäre die ausführliche Geschichte deſſelben aus Archiv und Familien-Urkunden, wozu uns Hr. Rit-

Kirchenrath Wund in Heidelberg Hofnung gemacht, schon erschienen: so hätte es dieser Interims-Arbeit nicht bedurft.

Der Mangel an Raum, gestattet mir dermalen nichts hinzuzusetzen, als daß ich zu gut fühle, was ich dem Publiko und mir selbst schuldig bin, um eines andern Antriebs nöthig zu haben, die Fortsetzung des T. Merkurs des Beyfalls, womit ihn das Publikum bereits sechs Jahre lang begünstigt hat, so würdig zu erhalten, als es mir und meinen Gehülfen möglich ist. Vos valete et res vestras agite felicitet.

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Ueber die Franzosen. S. 3
II. Herrn Oheims Geschichte 27
III. Die Abderiten. 37
IV. Schreiben eines Landedelmanns ꝛc. 47
V. Auszüge aus der Johann-Bunkliade. 55
VI. Kunstsachen. 71
VII. Bücher-Anzeigen. 88

November.

I. Die Wünsche, oder Pervonte, ꝛc. 97
II. Die Abderiten. 117
III. Auszüge aus Forsters Reise um die Welt. 137
IV. Anekdote. 155
V. Fortsetzung des Auszugs aus der Johann-Bunkliade. 158
VI. Kunstsachen. 173
VII. Beylage zum Aufsatz über J. J. Rousseau ꝛc. 182
VIII. Beschluß des Auszugs aus Algernons Sidney's Lebensbeschreibung. 187

December.

I. Die Wünsche, oder Pervonte, fortgesetzt. 193
II. Fortsetzung des ersten Gesangs vom Hudibras. 201
III. Beylage für die Leser des Hudibras. 212
IV. Beschluß der Geschichte des Hrn. Oheims. 239
V. Beschluß der Auszüge aus Joh. Bunkels Leben. 248
VI. Anekdote aus Frankreich von diesem Jahre. 260
VII. Bücher-Anzeigen. 261

ſchmauſt er und frißt ſich, indeß daß die Könige hadern, an Menſchenfleiſch ſatt. Warum ſtehen dieſe königlichen Linien ſo unbeweglich? Ruft zum Angriff, ihr Könige; zurük in das blutbeſekte Feld, ihr gleichmächtigen Fürſten, ihr Feuer-ſprudelnden Geiſter! Laßt die Niederlage des einen Theils den Frieden des andern bekräftigen. Bis dahin Streiche, Blut und Tod!

König Johann.

Für weſſen Parthey erklären ſich nun die Leute in der Stadt?

König Philipp.

Sprecht, ihr Bürger; wen erkennt ihr für euern König?

Bürger.

Den König von England, ſobald wir ihn kennen.

König Philipp.

Erkennt ihn in Uns, die wir hier ſein Recht verfochten haben.

König Johann.

In uns, die wir unſer eigner groſſer Abgeordneter ſind, und im Beſiz unſrer eignen Perſon uns hier befinden, Herr von unſrer Gegenwart, von Angiers, und von euch.

Bürger.

Eine gröſſere Macht, als die eurige, widerſpricht all dieſes,

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahr 1779.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Januar 1779.

I.

Pervonte
oder
die Wünſche.

Zweyter Theil.

Nun denkt euch eine Omphale,
Alkmene, Danae, Latone,
kurz, eine Vaſtola — von ihrem Schönheitsthron
herabgeſtürzt, der unwirthbaren See
in einer Tonne preiß gegeben,
mit Zwillingen, wozu ſie um ihr Leben
ſich nicht bekennen kann, und doch ein Mutterherz
zu ihnen fühlt; und — was vor Schaam und Schmerz
ſie zur Medea machen möchte —
geſperrt zu einem ſolchen Hechte!
und dieſen feinen Seladon,
das Ideal von einem Beſenbinder,
ſo öffentlich zum Vater ihrer Kinder

erklärt! — die Situation
war neu und einzig, sollt ich meynen:
Zumal, wenn ihr den Raum bedenkt,
der die Princessin, ihre Kleinen,
und unsern Kauz so eng zusammenschränkt,
daß sie mit Armen und mit Beinen
bey jedem neuen Wellenstoß
sich mehr verwickeln, seine Nase
all Augenblick an ihres Halstuchs Gase
behangen bleibt, und oft zwoo Linien bloß
den schönen Mund von seinem Rüssel trennen.
Gesteht, das sollte wohl die Obermeisterin
der Syrdden mürbe machen können!
Doch Vastola's erhabner Fürstensinn
zeigt just im Unglück, wo die Blöße
gemeiner Seelen sich am schnellsten offenbart,
die Majestät der angestammten Art
in ihrer ganzen Heldengröße;
zeigt durch den kalten Stolz, womit
ihr Blick Pervonten niedertritt,
daß Kränkungen ihr Herz nur höher schwellen.
Pfuy des Gedankens! ruft sie: Ich
bey einem Alp wie du mir Zwillinge bestellen?
„O, meiner Treu! das könnt ihr sicherlich
mir glauben, Frau, (versetzt der ungeschlachte Lümmel)
den großen Spaß

geſperrt zu ſeyn mit euch in dieſes müff'ge Faß,
und zwiſchen Waſſer, Luft und Himmel
zu ſchaukeln, hätt ich auch entbehren können! — Dumm!
Zu euern Zwillingen als Vater ſtehn zu müßen!
Wenn ihr nicht beſſer wißt warum
als ich —„

Was ſoll ich beſſer wiſſen?
Ich, die dich nie in meinem Leben ſah?
„Was das betrift Frau Donna Baſtola,
da möchtet ihr die Wahrheit ziemlich ſparen.„
Ach! nun beſinn ich michs — an deinen rothen Haaren
und an dem weitgeſpaltnen Maul —
Biſt du vielleicht der Schuft, der auf dem Steckengaul
bey unſerm Schloß vor ſieben Jahren
vorbeygeritten kam?

„Ey freylich, bin ich der!
Ich weiß es noch als wärs von geſtern her;
beſinne mich gar wohl, wie ihr das Näschen rümpftet,
und wie ein Sperling auf mich ſchimpftet,
und hießt mich Vogelſchreck und Zeidelbär,
und was vors Maul euch kam — Es kroch mir übern Magen,
das läugn' ich nicht; und, mit Reſpect zu ſagen,
da wünſcht' ich euch, ihr möchtet ſtraks von mir
mit Zwillingen ein wenig ſchwanger gehen:
Ihr ſolltet, dacht ich, Spaß verſtehen;
Wie ihr Ernſt draus gemacht und zu den Pärchen hier

gekommen seyd, da möcht ihr selber sehen.
Ich, wie ihr wißt, weiß weder Gicks noch Gacks
davon. Das weiß ich nur: ich hatt' es von den Feen
daß damals, was ich wünschte, stracks
geschehen mußte.„

Wie? das hattest du von Feen?

„Nicht anders! Meine Neugierey
auf einem Bündel Reis bey euerm Schloß vorbey
kam bloß daher.„

So hast du diese Gabe
Wohl immer noch?

„Nicht daß ich wüßte.„

Wie?
Du hast es nie erforscht?

„Der Anlaß gab sich nie.
Kann seyn es ist vorbey, kann seyn vielleicht ich habe
sie noch; mir stieg es nie zu Kopf
das Ding erkundigen zu wollen;
An Suppe fehlte's nie in meiner Mutter Topf
und nie zum Topf an Holz; was hätt' ich wünschen sollen?„

Ein Philosoph von seinem Schrot!
Die Dummheit, wie ich seh, macht auch Diogenesse
sowohl und besser als die Noth,
ruft Vastola: doch in der Presse
worinn wir sind, da uns ein nasser Tod

bey

bey jedem Athemzug in jeder Welle droht,
wird deine Weisheit wohl nicht länger Anstand nehmen
zu sehn, daß Feen uns itzt sehr zu statten kämen.
Versuch es! — wünsche dir —

„Ich? wünschen? und wofür?
Ich bin ein Alp, ein Schuft, ein dummes Thier,
ein Philosoph, hab Eselsohren,
und hinten einen Sterz, nicht wahr?
Zum Wetter auch, die Schmeicheleyn sind rar!
Wenn ihr nichts bessers habt, so laßt mich ungeschoren.
Zum Wünschen bin ich gut genug!„
Ey, ey, Pervonte, bist du klug?
Wer wird den Worten gleich die schlimmste Deutung geben?
Es war nicht so gemeynt — Komm, Männchen, bis so gut!
Laß dich erbitten —

„So? Nun, da es Noth euch thut,
nun könnt ihr gute Worte geben!
Ich dachte ja wir würdens noch erleben!
Allein, Pervonte hat sein Köpfchen auch, mein Schatz;
wohlfeiler als um einen derben Schmatz
wird meiner Mutter Sohn sich nimmermehr ergeben.„

Schwer lag die Hand des Schicksals einmal nun
auf Vasiola; die Wahl, was hier zu thun,
ist wahrlich hart für eine Dejanire.
Allein, aut, aut! wiewohl sich Magen, Herz und Niere

entgegenſträubt — Gut, daß der Grobian
noch ſo beſcheiden iſt! Eh ſie die Waſſerſpinnen
zu füttern ſich bequemt, was hätte ſie gethan?
Kurz, da dem Tode zu entrinnen
kein ander Mittel war, hielt ſie den Athem an,
die Augen zu, und that was ſie — nicht laſſen konnte.

„Che guſto! Ah! noch einen! ruft Pervonte;
und nun, Madonna, eh die alte Tonne voll
mit Waſſer iſt, ſagt was ich wünſchen ſoll?

Daß ſie ſich in die ſchönſte kleine Barke
verwandle, wohl verſehn mit allem, was uns noth
zur Seefahrt iſt, und zwanzig junge ſtarke
Matroſen drinn, und ein Pilot,
an Baja's Ufer uns zu führen.

Pervonte, wie ihr wißt, ein wenig ſchwach
von Kopfe, läßt ſichs repetieren,
und ſpricht den Wunſch von Wort zu Worte nach.
Und wie er's ſprach, verwandelt ſich die Tonne
ins ſchönſte Schiff, worauf die liebe Sonne
geſchienen, ſeit Kleopatra
in einer Glorie von Reiz und Liebeswonne
der Cydnus dem Anton entgegen ſchwimmen ſah.
Von ihren Sinnen hält ſich Baſtola belogen,
wie ſie die zeidnen Wimpel ſah,

dieſes, und bis ſie auſſer allem Zweifel iſt, ſchlieſſen wir unſre erſte Bedenklichkeit in unſre ſtark verrigelte Thore ein. Könige ſind unſre Furcht, ſo lange bis unſre Furcht von einem gewiſſen Könige aufgelöſt, gereinigt und ausgetrieben ſeyn wird.

Faulconbridge.

Dieſe unverſchämten Geſellen von Angiers ſpotten eurer, ihr Könige, und ſtehen ſicher auf ihren Zinnen, wo ſie wie auf einem Amphitheater, unſern arbeitvollen Todes-Scenen und Aufzügen mit weitoffnen Augen und richtendem Blik zuſehen. Laßt euch von mir rathen, ihr Könige; ſeyd gleich den Aufrührern von Jeruſalem eine Weile Freunde, und vereiniget eure äuſſerſte Macht wider dieſe Stadt. Laßt Frankreich von Oſten, und England von Weſten ihre bis an die Mündung gefüllte Canonen wider ſie richten, bis ihr Seele-ſchrekendes Geſchrey die ſteinernen Rippen dieſer trozigen Stadt zu Boden geklafft hat; ich wollte unverzüglich auf dieſe Schindmähren ſpielen, bis die Verwüſtung ihnen keine andre Schuzwehr als die umgebende Luft übrig lieſſe. Wenn dieſes geſchehen iſt, dann trennt eure vereinbarte Macht wieder, ſondert eure vermengten Fahnen ab, und ſezet Antliz gegen Antliz, und Schwerdt gegen Schwerdt. Dann wird Fortuna in einem Augenblik aus einem von beyden Theilen ihren glüklichen Günſtling auswählen, dem ſie die Ehre dieſes Tages zuwenden, und den ſie mit einem glorreichen Siege küſſen wird. Wie gefällt euch dieſer wilde Rath, mächtige Fürſten? Schmekt er nicht ein wenig nach der Politik?

die Zephyrsflügeln gleich hoch in die Lüfte flogen,
die Ruder all mit Silber überzogen,
die Segel Purpur, Gold die Stängen samt dem Raah,
und jede Stang' umwebt mit einem Blumenkranze;
das Rudervolk gepuzt als wie zum Tanze,
belebten Bildern gleich, die, ohne auszuruhn,
die Arbeit nach dem Takt in tiefster Stille thun;
Kurz, alles so wie mans erwarten konnte
von einem Feenwerk. — Princessin Vastola,
vor deren Augen hier geschah,
was ihr ein Mährchen däucht, begonnte
Perronten nun für etwas mehr,
als was er schien, und würklich war, zu halten.
Doch er, er bleibt in seinen vor'gen Falten,
und bildet sich nicht minder und nicht mehr
auf eine Gabe ein, die ihm so fremde sitzet
wie jener Eselin die Redeseligkeit.
Der große Schild, der ihn zu aller Zeit
vor Fragen und vor Wünschen schützet,
ist Welfens goldnes Ist was Ist:
das Schiff ist einmal da, und weil es ist, ist gegen
sein Daseyn mit Gebühr kein Zweifel mehr zu hegen:
Es scheint nur, dächt' ein Platoniſt;
allein Perront, der keiner ist,
hält steiff und fest sich, gegen zehn Platonen,
An die Realität der Rundprovisionen,

womit das Schiff verſehen war:
To be or not to be — das kümmert ihn kein Haar;
Genug, wo Futter iſt, da iſt für ihn gut wohnen.

Indeſſen nun Pervont, für den nichts exiſtiert
als was er ſchmeckt, das Magazin durchnißert,
und Baſtola, die alles gleich verliehrt,
ſo wie ſie's hat, nach neuen Wünſchen lüſtert,
ſchwimmt unvermerkt die Barke fort, dubliert
ein Vorgebürg, und langt bey gutem Wind und Wetter
vor Abend noch am ſchönſten Ufer an.
Es ſchien im Abendroth ein Sitz der Frühlingsgötter,
ein Zaubergrund, ein wahres Tinian;
doch wie ſie's in der Nähe ſahn,
da war's ein einſam Thal, von Hügeln eingeſchloſſen,
mit Wäldchen hier und da und Büſchen untermiſcht,
wo Bäche unter Roſen floſſen,
und ungeſtört im Gras die Sommergrille ziſcht.
Hier, ſpricht die Dame, laß uns länden,
der Ort gefällt mir; doch, um leidlich da zu ſeyn,
mein guter Freund, fehlt, wie du ſiehſt, allein,
die Feen noch um einen Wunſch zu finden.

Ha! ich verſteh euch — meiner Treu,
der Wunſch iſt gut — ich bin dabey!
daß alle Zweige hier, ſobald wir es verlangen

voll

voll Brezeln und voll Leberwürſten hangen?
Das wäre drollig! Meynt ihr nicht?

Still, Dumkopf! Muß ich denn mich deiner ewig ſchämen!
ruft Vaſtola mit glühendem Geſicht.
Laß, eh die Feen dir die Gabe wiedernehmen,
die du ſo ſchlecht verwalteſt, mich
in Wünſchen deinen Platz vertreten:
Begnüge dich
mir nachzubeten:
Das Schiff verwandle — hörſt du? Sprich
mir jede Sylbe nach! — Das Schiff verwandle ſich
flugs in das ſchönſte Schloß, das Augen ſehen mögen!
Es ſey mit Pracht und Eleganz möbliert,
die Decken und die Fenſterbögen
mit Stuckadur und Mahlerey geziert,
die Zimmer reich vergoldet und lackiert;
nichts fehle drinn, Gemählde, Marmorköpfe,
Bildſäulen, Basreliefs, Dreyfüß', Etrur'ſche Töpfe,
Japaniſches Geſchirr, kurz, nichts was ſich gebührt
daß unſer eines für möbliert
ſich halten kann; und weils nur wünſchen gilt, ſo ziehe
ſich rings ums Schloß ein Garten her,
noch ſchöner als der beſte im Homer,
wo alles ewig grün' und blühe,
und dufte wie ein Balſam-Meer!
Auch wünſch ich mir im dunkelſten der Büſche

ein

ein Marmorbad, ſo ſchön, daß Venus ſelber gleich
darinn ſich baden möcht', und einen Schwanenteich,
und einen Schmerlenbach, der ſanft durch Blumen ziſche,
und einen Hühnerhof, und eine Meyerey,
und hübſches Schäfervolk dieß alles zu verwalten,
und Jungfern, wie aus Leda's Ey
gekrochen, und Lakayn, und — kurz, was Hof zu halten
erfodert wird ——

He! iſts noch nicht vorbey?
die Feen können's ja nicht all im Kopf behalten:
Ihr wollt auch gar zuviel auf einmal!

Aber, eh
Pervonte noch das letzte Wort vollendet,
hebt ein Palaſt vor ihm ſich luſtig in die Höh,
woran die Feerey all ihre Kunſt verſchwendet.
Selbſt die Princeſſin ſteht von ſeinem Glanz verblendet;
der zu Tarent, den ſie zum Muſter nahm,
war nur ein Bürgerhaus dagegen.
Pervonte ſtarrt und gafft. Nun ſeh ich, ſpricht Madam,
nichts, was ich wünſchen kann, geht über dein Vermögen.
Sie tritt hinein, die Kinder an der Hand,
und auf der Treppe ſchon ſchallt ihr Muſik entgegen;
doch was Pervont bey dieſem neuen Segen
am ſchönſten fand,
war, daß für Viere ſchon gedeckt die Tafel ſtand.
Sie ſetzten ſich; er aß bis ihm das Athemholen

beſchwer-

beſchwerlich ward, und ſchien von all dem Glanz,
und von dem neuen Tag, den hundert Girandolen
durch zwanzig Zimmer ſtrahlten, ganz
verblüft und auſer ſich. Oft lacht' er überlaut
vor Freuden, rief: die Feen ſollen leben,
ließ noch ein Glas ſich auf ihr Wohlſeyn geben,
und that beym Nachtiſch ſchon ſo heimlich und vertraut
mit ſeiner präſumtiven Braut,
daß Vaſtola, vor ſeiner plumpen Hände
zu ausdrucksvoller Zärtlichkeit,
den Seſſel nach und nach bis an des Tiſches Ende
zu rücken nöthig fand. — Und gleichwohl war es Zeit
ſich ſelber zu geſtehn, was alle Sprödigkeit
und aller Stolz der Welt ihr nicht verbergen konnte.
Des Luſtſpiels Ausgang war zu klar!
So plump, ſo ungeſtalt Pervonte,
ſo dick ſein Kopf, ſo roth ſein ſtruppicht Haar,
ſo Eſeltreiberhaft ſein breiter Rücken war,
was half ihr das? Die Zwillinge, die Tonne
entſchieden ein für allemal
ihr Schickſal! Kurz, entweder eine Nonne,
wo nicht, Pervonten zum Gemahl.
Nun, freylich eine Morgengabe,
wie er zu geben hat, erleichtert ſehr die Wahl.
Allein, dann wieder — ein Gemahl
wie Er, für Vaſtola? — Ein Rabe

am Wagen Cyriens gespannt zu einem Schwan?
Es war zu arg! es gieng unmöglich an!

Pervonte, spricht zuletzt die Dame, deine Feen
sind sehr gefällig; aber doch,
mein guter Freund, fehlt, däucht mich, etwas noch.
Du hast wohl nie im Spiegel dich gesehen?
Da, schau hinein, und sey so billig zu gestehen,
wofern sie dich von Fuß auf um und um
verwandelten, du würdest nichts verliehren?

Verwandeln? Mich? verwandeln? Und warum?
„Um schön zu seyn — “ Mein seines Lieb, darum,
das glaubt mir, möcht' ich euch nicht einen Finger rühren.
Ich war mir selber immer recht,
so wie ich bin. — Doch, wenn euch ein Gefallen
damit geschieht, meinthalben! Laßt, vom Ballen
zum Schopf, mich seyn wie ihr mich haben möcht!

Nicht gar zu schön ist oft nur desto besser,
denkt Vastola: Sey immer ein Adon,
nur muskelhaft dabey wie Milo von Kroton;
nicht allzuschlank; zween Daume höchstens größer
als ich — kurz minder zart als derb und ritterlich,
so bist du schön genug für mich!

Daß Vaſtola nicht laut ſo offenherzig dächte
verſteht ſich. Rathet nun, was ſie für Augen machte,
da ſie von Wort zu Wort Pervonten, wie ſie ſich
ihn in Gedanken ausgeſchnitten,
leibhaftig vor ſich ſah; ſo ganz aus Einem Guß,
ein Ideal, vollkommen in der Mitten
vom Herkules und vom Antinous!
Ein lauter Schrey entfuhr ihr, von den Feen
bey Wünſchen, deren ſie ſich ſelber kaum bewußt
zu ſeyn geglaubt, ſich ſo ertappt zu ſehen.
Sie wurde roth bis an die Bruſt,
ſah hin und her, unruhig und verlegen,
und hätte gern ein wenig trotzen mögen.
Allein der Undank ſchrie zu laut.
Das Beſte war, in ſeiner neuen Haut
den jungen Herrn ſtillſchweigend anzunehmen,
und ſich der Mildigkeit der Götter nicht zu ſchämen.

Wir wollens nur geſtehn,
(bedungen, daß ihr guter Nahme
nicht drunter leiden ſoll) die liebe Dame
ſchien in der Dankbarkeit beynah zu weit zu gehn.
Drey Tage lang, und, wie wir ſchier beſorgen,
die Nächte noch dazu, vom frühſten Sommer-Morgen —
(daß Feerey dabey im Spiele war,
iſt ſonnenklar!)

Drey Tage; wie geſagt, vom Morgen
bis in die Nacht, war alle ihre Zeit
dem holden Korydon geweyht.
Sie trug ihn, wie ein Kind die neubeſcheerte Puppe,
in ihrem neuen Eigenthum,
von Plaz zu Plaz wie im Triumph herum.
Wohin man ſah, ſtand die verliebte Gruppe,
ſtrich Arm in Arm durchs Grüne, oder ſaß
in Lauben, oder lag beyſammen tief im Gras,
mit Küſſen nur den Fluß der Stunden meſſend,
ſich ſelbſt genug, ſonſt alles rein vergeſſend.

Pervonte, der nunmehr der Prinz Pervonte hieß,
war übrigens ſo dumm geblieben,
als wie er war, eh ihn zum Amadis
die Feen umgeſchmelzt. Für ſeine Art zu lieben
ſchien in gewiſſem Sinn
der Schade klein dabey, beträchtlich der Gewinn.
Hätt' er ihr etwa baß mit Witz die Zeit vertrieben?
Was uns in dieſer Meynung ſtärkt,
iſt, daß acht Tage voll verfloſſen,
eh Vaſtola den Mangel nur bemerkt.
Sie hatte während dem viel Einerley genoſſen:
die Spine der Begier erſtumpft ſich im Genuß,
dies bringt Erſättigung, und dann folgt Ueberdruß;
kurz, Amors Köcher war verſchoſſen.

Ein

Ein Herkules, der ruhen muß,
giebt wenig Troſt; und ein Antinous
der nur die Zähne weißt, iſt, jenen abzubſen,
nicht das geſchickteſte der Weſen.
Itzt endlich merckt die Dame, wo es fehlt.
Ich dächte, ſpricht ſie einſt zu ihrem Cicisbeen,
ich dächte, Freund, es wäre Zeit, die Feen
um etwas anzugehn, woran dirs ſtark gebricht.
„Was wäre das? —„
Verſtand! Ein wenig mehr Gehirne
Pervonte, ſollte, dächt ich, nicht
ſo übel gehn zu dieſer ſchönen Stirne?
„Ein toller Wunſch! verſetzt der Haubenſtock,
ich glaube gar, verzeyh mir meine Sünden!
ihr haltet mich für einen Sägeblock?
Warum nicht gar Verſtand! was gilt davon das Schock?
Ich hatte ſtets genug um meinen Mund zu finden,
und, wie ihr wißt —
Still! ruft Sie, Still! und hält,
aus Furcht was Albernes zu hören,
die Hand ihm vor den Mund; Freund, dieſe Waare fällt
nicht ins Gewicht; du kannſt die Doſe zehnfach mehren;
je mehr du haſt, je leichter trägſt du dran.

„Nun gut, mein Schatz! ich laſſe mich belehren.
Was ſoll ich wünſchen? Gebt mirs an!„

Nichts als Verſtand, Verſtand um zu verſtehen:
Dies einzge Wort ſagt alles.

„Nun wohlan,
ſo gebt mir dann Verſtand, ihr lieben Feen,
und zwar vom guten! Denn es heißt,
es ſey nicht alles Gold, was gleißt."

Auch dieſesmal erhörten ihn die Feen,
und mehr als Waſiola
vermuthlich gerne ſah.
Princeßin, ſpricht Pervont, wir haben
der Wünſche nun genug. Der Feen Gütigkeit
iſt groß; doch immer neue Gaben
erpreſſen, wäre Geiz und Unbeſcheidenheit.
Laß durch Genuß uns nun verdienen, was wir haben!
Uns lieben, Waſiola, und alles um uns her
mit unſerm Glück erfreuen und beleben,
ſey unſer Loos! Was könnten wir noch mehr
uns wünſchen, oder was die Feen mehr uns geben?

(Die Fortſetzung künftig.)

König Johann.

Nun bey dem Himmel, der über unſern Häuptern hängt, er gefällt mir. Frankreich, laßt uns unſre Kräfte vereinbaren, und dieſes Angiers dem Erdboden gleich machen; dann wollen wir erſt durch die Waffen ausmachen, wer König davon ſeyn ſoll?

Faulconbridge, (zu Frankreich.)

Und wenn du anders die Empfindlichkeit eines Königs haſt, ſo richte, da du eben ſo ſehr als wir ſelbſt von dieſer halsſtarrigen Stadt beleidigt worden biſt, den Rachen deiner Artillerie, wie wir der unſrigen, gegen dieſe trozigen Mauern; und wenn wir ſie zu Boden geſchmettert haben, nun, dann könnt ihr's mit einander aufnehmen, und einander, wie es kommt, gen Himmel oder in die Hölle ſchiken.

König Philipp.

So wollen wir's machen; ſaget, wo wollt ihr angreiffen?

König Johann.

Wir wollen von Weſten Zerſtörung in den Buſen dieſer Stadt ſenden.

Oeſtreich.

Ich von Norden.

König Philipp.

Unſer Donner ſoll von Süden einen Hagel von Kugeln auf dieſe Stadt regnen. Faul-

II.

ONOCKIAMAXIA

oder

der Proceß um des Esels Schatten.

Ein Anhang zur Geschichte der Abderiten.

Einleitung.

Wir zweiffeln sehr, ob unter allen seltnen Rechtshändeln, die jemals in teutschen oder welschen Landen vor einem Gerichtshof entschieden, und von einem Sammler gesammelt worden, sich einer findet, der an Merkwürdigkeit demjenigen gleich käme, dessen Geschichte wir unsern Lesern hier mitzutheilen gedenken. Wenigstens können wir ihnen garantiren, daß es ein ächter Abderitischer Proceß ist; wiewohl uns leid thut, hinzusetzen zu müssen: daß er vor vielen andern berühmten Fehden, die seit mehr als funfzehnhundert Jahren die werthe Christenheit erschüttert, und mehr als einmal in große Noth gebracht haben, den Vorzug hat: daß die Leute wenigstens doch wußten, was sie wollten, und daß kein Mensch in ganz Abdera war, der von des Esels Schatten nicht einen eben so klaren Begriff gehabt hätte, als von seinem eignen.

Vielleicht könnte sich jemand einbilden, als ob dieser Abderitische Proceß mit unserm Altteutschen um des

Kayſers Bart (mit allem Reſpekt zu ſagen) in einerley Kategorie gehöre. Aber man würde ſich betrügen. Der Unterſchied iſt ſehr groß; wiewohl wir weder Beruf noch Muße haben, ſolchen hier umſtändlich zu entwickeln. Der Proceß um des Kayſers Bart (um nur ein Wort davon zu ſagen) ſchreibt ſich aus Zeiten her, da die Kayſer noch lange Bärte trugen, und deßwegen, wie es ſcheint, vielerley Anfechtungen auszuſtehen hatten. Allein, da ſie ſich für ihren Bart gegen alle und jede, die daran zupfen wollten, meiſtens ritterlich wehrten, und Manchem ſolcher Muthwillen ſehr übel bekam: ſo wurd es in der Folge zum Sprichwort, von Leuten, die um eine Sache rechteten, die in keines von beyden Gewalt war, zu ſagen: ſie ſtritten um des Kayſers Bart, d. i. um etwas das einem dritten zugehört, der ſich ſo leicht weder bereden noch zwingen laſſen wird, es ihnen abzutreten. Hingegen bey dem Proceß um des Eſels Schatten kam es lediglich auf eine ſubtile Rechtsfrage an, die der Areopagus zu Athen vermuthlich brevi manu mit der Schärfe des gemeinen Menſchenverſtandes entzweygeſchnitten, und damit dem Handel auf der Stell' ein Ende gemacht haben würde. Aber zu Abdera gieng man nicht ſo præcipitant zu Wercke. Denn die Sykophanten dieſer Republik waren große Rechtskünſtler, ihre Rathsherren (wie wir wiſſen) ſehr ſubtile Köpfe, und überhaupt ihr Juſtizweſen auf einen ſo ſcharfen Fuß geſezt, daß ſie eher hundert Jahre proceſſiert und zehn Familien darüber zu Grunde gerich-

tet

tet hätten, als den rechtmäßigen Eigenthümer des hundertſten Theils eines Obolus zweifelhaft zu laſſen.

Ein Proceß um einen Eſelsſchatten ſcheint freylich Leuten, die nach dem erſten flüchtigen Anblick zu urtheilen gewohnt ſind, ein unbedeutender Handel; und wir müſſen geſtehen, ſeitdem die Familie der Eſel von dem Anſehen, worinn ſie in den Patriarchaliſchen und Homeriſchen Zeiten geſtanden, ſo weit herunter gekommen iſt, daß der ſchlechteſte Menſch, durch Vorausſetzung der mindeſten Verwandſchaft mit derſelben, ſich beleidigt findet: ſeitdem würd' es ſchwer ſeyn, zu ſagen, was geringfügiger wäre, als ein Eſel, wenn es nicht — der Schatten eines Eſels iſt. Eines Eſels Schatten! Es iſt beynahe noch weniger — als der berühmte und ſo oft kopierte Traumſchatten des hohen Pindars. Und gleichwohl veranlaßte ein ſo nichtswürdiges Ding, ein Ding das man, Realiſtice zu reden, kaum ein Ding nennen kann, ſo große Bewegungen in dem gemeinen Weſen von Abdera! — O du kurzſinniges, ewigkindiſches Menſchengeſchlecht! Möchte doch des ESELS SCHATTEN ſo glücklich ſeyn, bewürken zu können, was weder Plato noch Euripides, weder Theologiſche noch Kosmologiſche Gründe, weder Swifts Liliputt noch Voltairens Mikromegas — noch eine Erfahrung von mehr als fünftauſend Jahren bewürken konnten; möcht' er ſo glücklich ſeyn, dich endlich einmal zu überführen: daß nichts groß und nichts klein iſt — oder

vielmehr: daß es nur auf die Umſtände ankömmt, damit eine ſehr groſſe Sache Nichts, und eine armſelige Kleinigkeit Alles ſey!

Aber wozu eine moraliſirende Vorrede vor eine Geſchichte, die an ſich ſelbſt und in allen ihren Theilen, bis auf die kleinſten Fäſerchen und erſten Elemente, lauter Moral iſt? — Zur Sache!

I.

Veranlaſſung des Prozeſſes, und *Facti Species.*

Der Periodus fatalis der Stadt Abdera ſchien endlich gekommen zu ſeyn. Kaum hatten ſie ſich von dem wunderbaren Theaterfieber, womit ſie des ehrlichen, argloſen Euripides Götter und Menſchen-Herrſcher Amor heimgeſucht hatte, wieder ein wenig erhohlt; kaum ſprachen die Bürger wieder in Proſa mit einander auf den Straſſen; kaum verkauften die Drogiſten wieder ihre Nießwurz, ſchmideten die Waffenſchmidte ihre Rappiere und Tranſchiermeſſer, machten ſich die Abderitinnen wieder keuſch und emſig an ihr Purpurgewebe, und warfen die Abderiten ihr leidiges Haberrohr weg, um ihren reſpektiven Berufarbeiten wieder mit ihrem gewöhnlichen guten Verſtand obzuliegen: als die Schickſalsgöttinnen ganz in geheim aus dem ſchaalſten, dünnſten, unhaltbarſten Stoff, der jemals von Göttern oder Menſchen verſponnen worden iſt, ein ſo verworrenes Geſpinnſte von Abentheuern, Händeln,

Ver-

Verbitterungen, Verhetzungen, Kabalen, Partheyen, und anderm Unrath herauszogen, daß endlich ganz Abdera davon umwickelt und umsponnen wurde, und, da das heillose Zeug durch die unbesonnene Hitze der Helfer und Helfershelfer in Flammen gerieth, diese berühmte Stadt darüber beynahe, und vielleicht gänzlich, zu Grunde gegangen wäre, wofern sie, nach des Schicksals Schluß, durch eine geringere Ursache als — Frösche und Ratten hätte vertilgt werden können.

Die Sache fieng sich (wie alle große Weltbegebenheiten) mit einer sehr geringfügigen Veranlaßung an. Ein gewisser Zahnarzt, nahmens Struthion, von Geburt und Voreltern aus Megara gebürtig, hatte sich schon seit vielen Jahren in Abdera häuslich niedergelassen; und weil er vielleicht im ganzen Lande der einzige von seiner Profession war: so erstreckte sich seine Kundschaft über einen ansehnlichen Theil des mittäglichen Thrazien. Seine gewöhnliche Weise, denselben in Kontribution zu setzen, war, daß er die Jahrmärkte aller kleinen Städte und Flecken auf mehr als dreissig Meilen in der Runde bereisete; wo er, neben seinem Zahnpulver und Zahntincturen, gelegenheitlich auch seine Arkana wider Milz und Mutterbeschwerungen, Engbrüstigkeit, böse Flüsse u. s. w. mit gutem Erfolg geltend zu machen wußte. Er hatte zu diesem Ende eine eigene Eselin im Stalle, die bey solchen Gelegenheiten zugleich mit seiner eignen kurzdicken Person, und mit

einem groſsen Overſack voll Arzneyen und Victualien beladen wurde. Nun begab ſichs einsmals, da er dem Jahrmarkt zu Geranium beſuchen ſollte, daſs ſeine Eſelin Abends zuvor ein Füllen geworfen hatte, folglich nicht im Stande war, die Reiſe mitzumachen. Struthion miethete ſich alſo einen andern Eſel, bis zum Ort wo er ſein erſtes Nachtlager nehmen wollte, und der Eigenthümer begleitete ihn zu Fuſs, um das laſtbare Thier zu beſorgen, und wieder nach Hauſe zu reiten. Der Weg gieng über eine groſse Haide. Es war mitten im Sommer, und die Hitze dieſen Tag ſehr groſs. Der Zahnarzt, dem ſie unerträglich zu werden anfieng, ſah ſich lechzend nach einem Schattenplaz um, wo er einen Augenblick abſteigen und etwas friſche Luft ſchöpfen könnte. Aber da war weit und breit weder Baum noch Staude, noch irgend ein andrer ſchattengebender Gegenſtand zu ſehen. Endlich, als er ſeinem Leibe keinen Rath wuſste, machte er Halt, ſtieg ab, und ſetzte ſich in den Schatten des Eſels. Nu, Herr, was macht ihr da, ſagte der Eſeltreiber, was ſoll das? — Ich ſetze mich ein wenig in den Schatten, verſetzte Struthion, denn die Sonne giebt mir ganz unleidlich auf den Schädel. — Nä, mein guter Herr, erwiederte der andre, ſo haben wir nicht gehandelt! Ich vermiethete euch den Eſel, aber des Schattens wurde mit keinem Wort dabey gedacht. — J, ſagte der Zahnarzt lachend, der Schatten geht mit dem Eſel, das verſteht ſich. — Ey, beym Jaſon! Das verſteht ſich nicht, rief der Eſelmann

mann ganz trotzig; ein anders iſt der Eſel, ein anders iſt des Eſels Schatten. Ihr habt mir den Eſel um ſo und ſo viel abgemiethet; hättet ihr den Schatten auch dazu miethen wollen, ſo hättet ihrs ſagen müſſen. Mit einem Wort, Herr, ſteht auf, und ſezt eure Reiſe fort, oder bezahlt mir für des Eſels Schatten, was billig iſt. Was, ſchrie der Zahnarzt, ich habe für den Eſel bezahlt, und ſoll izt auch noch für ſeinen Schatten bezahlen? Nennt mich ſelbſt einen dreygedoppelten Eſel, wenn ich das thue! Der Eſel iſt einmal für dieſen ganzen Tag mein, und ich will mich in ſeinen Schatten ſetzen, ſo oft mirs beliebt, und ſo lange darinn ſitzen bleiben, als mirs beliebt, darauf könnt ihr euch verlaſſen. — Iſt das im Ernſt eure Meynung, fragte der andre mit der ganzen Kaltblütigkeit eines thraziſchen Eſeltreibers. — In ganzem Ernſte, verſetzte Struthion — So komm der Herr nur gleich ſtehenden Fußes wieder zurück nach Abdera vor die Obrigkeit, ſagte jener, da wollen wir ſehen, wer von uns beyden Recht behalten wird. So wahr Priapus mir und meinem Eſel gnädig ſey, ich will ſehen, wer mir den Schatten meines Eſels wider meinen Willen abtrotzen ſoll! — Der Zahnarzt hatte große Luſt, den Eſeltreiber durch die Stärke ſeines Arms zur Gebühr zu weiſen. Schon ballte er ſeine Fauſt zuſammen, ſchon hob ſich ſein kurzer Arm: aber als er ſeinen Mann genauer betrachtete, fand er für beſſer, ihn — allmählig wieder ſinken zu laſſen, und es noch einmal mit gelindern Vorſtellun-

gen zu verſuchen. Aber er verlohr ſeinen Athem dabey. Der ungeſchlachte Menſch beſtand darauf, daß er für den Schatten ſeines Eſels bezahlt ſeyn wollte; und da Struthion eben ſo hartnäckig dabey blieb, nichts bezahlen zu wollen: ſo war zulezt kein andrer Weg übrig, als nach Abdera zurückzukehren, und die Sache bey dem Stadtrichter anhängig zu machen.

2.

Verhandlung vor dem Stadtrichter Philippides.

Der Stadtrichter Philippides, vor den alle Händel dieſer Art in erſter Inſtanz gebracht werden mußten, war ein Mann von vielen guten Eigenſchaften; ein ehrbarer, nüchterner, ſeinem Amte fleiſſig vorſtehender Mann, der jedermann mit großer Geduld anhörte, den Leuten freundlichen Beſcheid gab, und in dem allgemeinen Ruf ſtund, daß er unbeſtechlich ſey. Ueberdies war er ein guter Muſikus, ſammelte Naturalien, hatte in ſeinen jüngern Jahren einige Schauſpiele gemacht, die, nach Gewohnheit der Stadt, ſehr wohl gefallen hatten, und war ſo viel als gewiß, beym erſten Erledigungsfalle Nomophylax zu werden. Zu allen dieſen Verdienſten hatte der gute Philippides nur einen einzigen kleinen Fehler, und das war: daß ſo oft zwo Partheyen vor ihn kamen, ihm allemal derjenige Recht zu haben ſchien, der zulezt geſprochen hatte. Die Abderiten waren ſo dumm nicht, daß ſie das nicht gemerkt hät-

hätten; aber ſie glaubten, daß man einem Manne, der ſo viele gute Eigenſchaften beſitze, einen einzigen Fehler leicht zu gut halten könne. Ja, ſagten ſie, wenn Philippides dieſen Fehler nicht hätte, er wäre der beſte Stadtrichter, den Abdera jemals geſehen hat. — Indeſſen hatte doch der Umſtand, daß dem ehrlichen Manne immer beyde Partheyen recht zu haben ſchienen, natürlicher Weiſe die gute Folge, daß er nichts angelegners hatte, als die Händel, die vor ihn gebracht wurden, in Güte auszumachen; und ſo würde die Blödigkeit des guten Philippides ein wahrer Seegen für Abdera geweſen ſeyn, wenn die Wachſamkeit der Sykophanten, denen ſie mit ſeiner Friedfertigkeit übel gedient war, nicht Mittel gefunden hätte, ihre Würkung faſt in allen Fällen zu vereiteln.

Der Zahnarzt Struthion und der Eſeltreiber Anthrax kamen alſo brennend vor dieſen würdigen Stadtrichter gelauffen, und brachten beyde zugleich mit groſſem Geſchrey ihre Klage vor. Er hörte ſie mit ſeiner gewöhnlichen Langmuth an; und, da ſie endlich fertig oder des Schreyens müde waren, zuckte er die Achſeln, und der Handel däuchte ihm einer der verworrenſten, die ihm jemals vorgekommen. Und wer von euch beyden iſt denn eigentlich der Kläger, fragte er? Ich klage gegen den Eſelmann, antwortete Struthion, daß er unſern Kontract gebrochen hat. Und ich, ſagte dieſer, klage gegen den Zahnarzt, daß er ſich ohnentgeltlich

einer

einer Sache angemaßt hat, die ich ihm nicht vermiethet hatte. Da haben wir zween Kläger, ſagte der Stadtrichter, und wo iſt der Beklagte? Ein wunderlicher Handel! Erzählt mir die Sache noch einmal mit allen Umſtänden; aber einer nach dem andern: denn es iſt unmöglich klug daraus zu werden, wenn beyde zugleich ſchreyen. — Hochgeachter Herr Stadtrichter, ſagte der Zahnarzt, ich habe ihm den Gebrauch des Eſels auf einen Tag abgemiethet. Es iſt wahr, des Eſels Schatten wurde dabey nicht erwähnt. Aber wer hat auch jemals erhört, daß bey einer ſolchen Miethe, eine Klauſel wegen des Schattens wäre eingeſchaltet worden? Es iſt ja, beym Herkules, nicht der erſte Eſel, der zu Abdera vermiethet wird — Da hat der Herr Recht, ſagte der Richter — der Eſel und ſein Schatten gehen mit einander (fuhr Struthion fort) und warum ſollte der, der den Eſel ſelbſt gemiethet hat, nicht auch den Nießbrauch ſeines Schattens haben? — Der Schatten iſt ein Acceſſorium, das iſt klar, verſetzte der Stadtrichter — Geſtrenger Herr, ſchrie der Eſeltreiber, ich bin nur ein gemeiner Mann, und verſtehe nichts von euren Ariums und Oriums. Aber das geben mir meine vier Sinne, daß ich nicht ſchuldig bin, meinen Eſel umſonſt in der Sonne ſtehen zu laſſen, damit ſich ein andrer in ſeinen Schatten ſetze. Ich habe dem Herrn den Eſel vermiethet, und er hat mir die Hälfte voraus bezahlt; das geſteh ich: aber ein anders iſt der Eſel, ein anders iſt ſein Schatten — Auch wahr,

Faulconbridge (leiſe.)

Eine weiſe Einrichtung! Von Norden zu Süden; Oeſtreich und Frankreich werden einander ins Geſicht ſchieſſen. Ich will ſie dazu aufreizen; (laut;) kommt, hinweg, hinweg!

Bürger.

Hört uns, groſſe Könige; laßt euch gefallen noch einen Augenblik zu verweilen, und ich will euch einen Vorſchlag zum Frieden und zu einem annehmlichen Verglich thun. Gewinnet lieber dieſe Stadt ohne Wunden, und laſſet dieſe Kriegsmämer, die als Schlachtopfer auf den Wahlplaz hieher gekommen ſind, ihr Leben wieder nach Hauſe tragen, und in ihren Betten ſterben. Verharret nicht auf euerm Vorſaz, ſondern höret mich, groſſe Könige.

König Johann.

Redet, wir erlauben es, und wollen hören.

Bürger.

Dieſe Infantin von Spanien, Lady Blanca, iſt nahe mit England verwandt; betrachtet den jungen Ludwig, den Dauphin, und dieſes liebenswürdige Mädchen. Wenn wollüſtige Liebe auf die Jagd der Schönheit ausgehen wollte, wo könnte ſie ſolche ſchöner finden, als in Lady Blanca? Wenn keuſche Liebe gehen wollte, die Tugend aufzuſuchen, wo könnte ſie ſolche reiner finden, als in Lady Blanca? Wenn ehrſüchtige Liebe ein Bündniß mit hohem Stande

wahr, murmelte der Stadtrichter — Will er dieſen haben; ſo mag er halb ſo viel dafür bezahlen, als für den Eſel ſelbſt, denn ich verlange nichts als was billig iſt, und ich bitte, mir zu meinem Rechte zu verhelfen. — Das Beſte, was ihr hierbey thun könnt, ſagte Philippides, iſt, euch in Güte von einander abzufinden. Ihr, ehrlicher Mann, laßt immerhin des Eſels Schatten, weils doch nur ein Schatten iſt, mit in die Miethe gehen: und ihr, Herr Struthion, gebt ihm eine halbe Drachme dafür, daß ſein Eſel indeſſen in der Sonne ſtehen mußte: ſo können beyde Theile zufrieden ſeyn. — Ich gebe nicht den vierten Theil von einem Blaſſert, ſchrie der Zahnarzt, ich verlange mein Recht! — Und ich, ſchrie ſein Gegenpart, beſteh auf dem meinigen. Wenn der Eſel mein iſt, ſo iſt der Schatten auch mein, und ich kann damit als mit meinem Eigenthum ſchalten und walten; und weil der Mann da nichts von Recht und Billigkeit hören will: ſo verlang ich izt das Doppelte, und will ſehen, ob noch Juſtiz in Abdera iſt!

Der Richter war in großer Verlegenheit. Wo iſt denn der Eſel, fragte er endlich, da ihm in der Angſt nichts anders einfallen wollte um etwas Zeit zu gewinnen. — Der ſteht unten auf der Gaſſe vor der Thüre. — Führt ihn in den Hof herein, ſagte Philippides. Der Eigenthümer des Eſels gehorchte mit Freuden, denn er hielt es für ein gutes Zeichen, daß der Richter die Hauptperſon im Spiele ſehen wollte. Der Eſel

wurde

wurde herbeygeführt. Schade, daß er seine Meynung nicht auch zu der Sache sagen konnte! Aber er stund ganz gelassen da, schaute mit gereckten Ohren erst den beyden Herren, dann seinem Meister ins Gesichte, verzog das Maul, ließ die Ohren wieder sinken, und — sagte kein Wort. Da seht nun selbst, gnädger Herr Stadtrichter, rief Anthrax, ob der Schatten eines so schönen, stattlichen Esels nicht seine zwoo Drachmen unter Brüdern werth ist, zumal an einem so heissen Tag, wie der heutige? —

Der Stadrichter versuchte die Güte noch einmal, und die Partheyen fiengen schon an es allmählig näher zu geben: als unglücklicher Weise, Physignathus und Polyphonus, zween von den nahmhaftesten Sykophanten in Abdera, dazu kamen, und, nachdem sie gehört, wovon die Rede war, der Sache auf einmal eine andere Wendung gaben. Herr Struthion hat das Recht völlig auf seiner Seite, sagte Physignathus, der den Zahnarzt für einen wohlhabenden und dabey sehr hitzigen und eigensinnigen Mann kannte. Der andre Sykophant, wiewohl ein wenig verdrießlich, daß ihm sein Handwerksgenosse so eilfertig zuvorgekommen war, warf einen Seitenblick auf den Esel, der ihm ein hübsches wohlgenährtes Thier zu seyn schien, und erklärte sich sogleich mit dem gröſten Nachdruck für den Eseltreiber. Beyde Partheyen wollten nun kein Wort mehr vom Vergleichen hören, und der ehrliche Philippides sah sich genöthigt ihnen einen Rechtstag anzusetzen. Sie begaben

gaben ſich nun jeder mit ſeinen Sykophanten nach Hauſe; der Eſel aber mit ſeinem Schatten, als dem Object des Rechtshandels, wurde bis zu Austrag der Sache in dem Marſtall gemeiner Stadt Abdera abgeführt.

(Die Fortſetzung künftig.)

W.

III.

Beytrag zur Geſchichte der Schiffahrt.

Einige ſind der Meinung, die Eigenſchaft des Magneten, ſich gegen den Nordpol zu wenden, ſey den alten Griechen und Römern *a*) nicht unbekannt geweſen. Sie wollen ſo gar in den Luſtſpielen des Plautus unter den Worten cape vorſoriam, *b*) wo von einem Segeltau die Rede iſt, die Magnetnadel entdecken. Es iſt aber gewiß, daß die Alten in ihren Schiffahrten nichts von derſelben wußten; denn wenn ſie die Sonne und die Sterne nicht ſahen, wußten ſie nicht mehr, wo ſie ſich in der ofnen See hinwenden ſollten.

Ipſe diem noctemque negat diſcernere coelo,
Nec meminiſſe viae media Palinurus in unda.

Tres

a) Mercator. Act. V. Scen. II. v. 34.

b) Trinumm. Act. IV. Scen. III. v. 20.

Tres adeo incertos caeca caligine soles
Erramus pelago, totidemque sine sidere noctes. c)

Das gänzliche Stillschweigen des Plinius ist allein hinreichend, das Gegentheil zu beweisen. Er hatte alles gelesen, was die Griechen und Römer von der Naturgeschichte geschrieben hatten. Er handelt auch oft vom Magnet, und beschreibt auf eine sehr anmuthige Weise seine Kraft, das Eisen an sich zu ziehen. d) Warum sollte er seine wunderbare Kraft, sich gegen den Nordpol zu wenden, verschwiegen haben, wenn sie zu seinen Zeiten bekannt war? So schweigen auch alle ältere Geschichtschreiber, alle Dichter, wenn sie vom Schiffahrten singen, alle Weltweise und Naturforscher, wenn sie vom Magnet handeln.

Andere verfehlen eben so sehr die Wahrheit, wenn sie die Erfindung der Magnetnadel den Chinesern zuschreiben, woher sie Marco Polo nach Italien überbracht habe. Denn wir werden unten sehen, daß längst vor dem Jahr 1295, da M. Polo aus Asien zurückkam, die Magnetnadel in Italien bekannt war; und was die Chineser betrift, so sagen zwar alle, die diese Frage behandeln, sie haben von alten Zeiten her den Kompaß gekannt; es scheint aber, daß keiner unter ihnen untersucht habe, ob die Nadel, deren sie sich bedienen, mit dem Magnet wirklich bestrichen sey. Denn der Französische

c) Aeneid. Lib. 3. v. 201.

d) Hist. nat. Lib. 36. c. 16.

zösische Missionär Entrecolles versichert uns in einem Briefe, welcher der allgemeinen Weltgeschichte einverleibt ist, und hats mit eigenen Augen gesehen, daß die Nadel der Chineser nicht mit dem Magnet bestrichen, sondern mit einer Materie, die dem Eisen die Kraft mittheilt, sich nach dem Nordpol zu wenden, überzogen ist.

Also muß die Magnetnadel in den mittlern Zeiten den Europäern bekannt worden seyn. Aber wenn? — dieses, so viel möglich, zu bestimmen, muß die Zeit fest gesetzt werden, wann von den Schriftstellern zuerst Meldung davon geschichet. Unter den Franzosen soll ein gewisser Dichter Namens Guyot von Provins ihrer unter dem Namen Marinetta zu erst gedacht haben. Montucla und andere e) setzen diesen Dichter ins 12te Jahrhundert, und der erste fügt hinzu: die Verse, worinn der Magnetnadel gedacht wird, werden von andern einem gewissen Hugo von Bercy, der unter König Ludwig dem heiligen in der Mitte des 13 Jahrhunderts lebte, zugeeignet. Le Gendre, der auch dieser Meinung ist, vermengt gar den Hugo von Bercy mit Guyot, und setzt diesen ins 13 Jahrhundert f). Wir müssen daher von den Franzosen abgehen, bis sie erst festgesetzt haben,

e) Hist. des Mathematiques Tom. I. p. 436. Encylop. art. *Boussole*. Sabbathier dictionaire des auteurs classf. Tom. VII. p. 314.

f) Traité de l' opinion. Tom. VII. p. 406. Edit. de Paris.

haben, wem die alten Verſe, worinn von der Magnetnadel Erwähnung geſchieht, zugehören, und zu welcher Zeit ſie geſchrieben ſind. So übergehe ich auch jene Schriftſteller, als da ſind Apollinaris Sidonius und die Geographie von Nubien, worauf ſich der P. Fournier g) beziehet, ohne die Stellen ſelbſt anzuführen, und andere eines ungewiſſen Alters, oder die zu dunkel davon ſprechen, und halte mich nur an jene, an deren Zuverläßigkeit und Deutlichkeit gar nichts auszuſetzen iſt.

Unter dieſen iſt der Kardinal Jacob von Vitry, der im Jahr 1244 ſtarb, der älteſte. Niemand kann deutlicher von der Magnetnadel und ihrem Gebrauche ſprechen, als er thut, da er ſchreibt: Adamas in India reperitur. . . . . Ferrum occulta quadam natura ad ſe trahit. Acus ferrea, poſtquam adamantem contigerit, ad ſtellam ſeptentrionalem. . . ſemper conuertitur; vnde valde neceſſarius eſt nauigantibus in mari *h*). Man muß ſich nicht verwundern, daß der Kardinal den Magnet einen Demant nennt; denn es ſind noch andere Zeugniße von Schriftſtellern des 13 Jahrhunderts vorhanden, worinn der Magnet nicht nur Demant genannt, ſondern auch unter das Geſchlecht des Demants gerechnet wird; welches aber hier nichts zur Sache thut. Der Dominikanermönch Vincentius von Beauvais, der in der erſten Hälfte des 13 Jahrhunderts

g) Hydrograph. Lib. 11. c. 9.
h) De Hiſtor. Hieroſol. c. 89.

derts lebte, beſchreibt ſo gar die Art, wie man damals eine Magnetnadel zum Gebrauch der Schiffahrt verfertigte. Aliud Adamantis genus (ſagt er) in Arabia reperitur. . . ſtellam maris indicem itineris inter obſcuras nebulas per diem vel noctem nautis prodit. Cum enim vias ſuas ad portum dirigere neſciunt, cacumen acus ad *adamantem* lapidem fricatum per transuerſum in feſtuca parua infigunt, et vaſi pleno aquae immittunt; tunc adamantem vaſi circumducunt, et mox ſecundum motum eius ſequitur in circuitu cacumen acus. Rotatum ergo perinde citius per circuitum lapidem ſubito retrahunt, moxque cacumen acus auulſo ductore contra ſtellam aciem dirigit, ſtatimque ſubſiſtit, nec per punctum mouetur, et nautae ſecundum demonſtrationem factam ad portum vias dirigunt *i*). Eben ſo deutlich ſpricht Brunetto Latini, der in der zwooten Hälfte des 13 Jahrhunderts lebte, von der Kraft des Magneten ſich gegen den Nordpol zu wenden, und von dem Nutzen, den die Schiffahrt hieraus ziehet. Les gens, ſagt er in ſeinem Treſor, qui ſont en Europe naient ils a tramontaine devers ſeptentrion, et les autres naient a celle de midy; et que ce ſoit la verité, prenés une *pierre d' jamant* ce eſt *calamite*, vous trouverès, qu' elle a deux faces. l' une giſt vers une tramontaine, et l'autre vers l'autre: et chacune des faces allie l' aguille vers celle tramontaine, vers qui

(*i*) Specul. Doctrin. Lib. 17. c. 134.

aette face giſoit; et pour ce *ſervient les mariniers decens, ſe ils ne preiſſent garde* (k).

Dieſe Zeugniſſe beweiſen augenſcheinlich, daß die Magnetnadel nicht nur im 13 Jahrhundert eine allgemein bekannte Sache, ſondern auch ſchon längſt in der Schiffahrt gebräuchlich war. Daher erfolgt, daß die allgemeine Meinung, Flavio Gioja von Amalfi ſey der Erfinder der Magnetnadel, und die Portugieſen haben den Gebrauch derſelben zuerſt in die Schiffahrt eingeführt, (l) ungegründet, und falſch iſt. Wie kann ſie Flavio Gioja, der im Anfang des 14 Jahrhunderts lebte, erfunden haben, da ſie in der erſten Hälfte des 13 Jahrhunderts eine ganz bekannte Sache war? dazu ſind auch alle die Zeugniſſe, womit man beweiſen will, Flavio Gioja ſey der Erfinder der Magnetnadel, von gar zu ſpäten Zeiten, als daß ſie Glauben verdienen. Sie ſind alle vom 15 Jahrhundert. Kein gleichzeitiger Schriftſteller thut Meldung davon.

Weil unter allen Italiäniſchen Städten Amalfi zuerſt einen weit ausgebreiteten Handel zu Waſſer getrieben hat, und ſo gar in ihren Wappen die Magnetnadel führt: ſo kann dieſes zu der allgemeinen Sage, die einen Bürger dieſer Stadt zum Erfinder der Magnetnadel macht, Gelegenheit gegeben haben. Die ſich aber darauf gründen, verfehlen die Wahrheit himmelweit.

Denn

(k) Falconnet Hiſt. de l' academ des Inſcrip. T. 7. p. 291.

(l) Allgemeine Geſchichte der Reiſen, Einleitung. Robertſons Geſchichte von Amerika, 1 Band, Seite 41.

Denn was die Schiffahrt der Amalfitaner angehet, ſo war jene der Phönicier weit mehr ausgebreitet, ohne daß ſie ſich der Magnetnadel bedienten. Und wer kann beweiſen, warum und zu welcher Zeit die Amalfitaner angefangen haben, das geſagte Wappen zu führen? Konnte dieſes nicht geſchehen, weil ſie etwa unter allen Italienern die erſten waren, ſich der von andern erfundenen Magnetnadel zu bedienen, oder durch dieſes Werkzeug ihre Schiffahrt weiter als andere ausgebreitet hatten? Von dem Vorgeben einiger Franzoſen, die Erfindung der Magnetnadel habe man ihnen zu verdanken, weil ſie die Lilie, womit die Magnetnadel pflegt geziert zu werden, in ihrem Wappen führen, (m) will ich gar nichts ſagen.

Wenn man betrachtet, wie viel Zeit dazu erforderlich war, daß alle Seefahrer in Europa die alte Gewohnheit, ſich nah an die Küſten zu halten, verließen, und durch mannichfaltige Erfahrungen ſo von der Sicherheit der Magnetnadel überzeugt wurden, daß ſie ihr Leben ihrer Leitung anvertrauen konnten: ſo kann die Erfindung derſelben mehr als ein Jahrhundert früher geſchehen ſeyn, als wir in den oben angeführten Schriftſtellern des 13 Jahrhunderts Meldung davon finden. Es wird daher ſehr wahrſcheinlich, daß wir dieſe Erfindung den Saracenen zu verdanken haben. Die große Menge Arabiſcher Schriften, die ſich hier

(m) Hiſt. litterair. de la France, Tom. 19. p. 199. Encyclop. Art. *Boussole.*

und da in den Bibliotheken, besonders in jener des Escurials befinden, sind ein deutlicher Beweis, daß diese Nation sich in den mittlern Zeiten mit großem Fleiß in Künsten und Wissenschaften übte. Ihre weitläuftigen Besitzungen und Handel bis nach Ostindien gaben ihnen Anlaß zu weitläuftigen Schiffahrten, wozu ihnen die Magnetnadel trefliche Dienste thun konnte. Sie können daher gar leicht die Erfinder derselben seyn. Dieß läßt sich auf folgende Weise darthun.

Der Teutsche Dominikanermönch, Albertus Magnus, welcher in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebte, führt in seinem Traktat von den Mineralien aus einem vorgegebenen Buche des Aristoteles von den Steinen, folgende Stelle an: Angulus magnetis cujusdam est, cujus virtus convertendi ferrum ad Zorum; (hoc est septentrionem) et hoc utuntur nautae. Angulus vero alius magnetis illi oppositus trahit ad Aphron (id est Polum meridionalem); et si approximes ferrum ad Zorum, etsi ad oppositum angulum approximes, convertit se directe ad Aphron. (n) Wenn diese Stelle wirklich in des Aristoteles Schriften befindlich wäre, so würde ganz ausser Zweifel seyn, daß den alten Griechen der Gebrauch der Magnetnadel bekannt war. Es ist aber das Gegentheil schon oben bewiesen worden. Folglich hat Albertus die angeführte Stelle aus einem verfälschten Werke des Aristoteles gezogen. Unter den griechischen Schrif-

(n) Trombelli Differt. sulla Bussola p. 333.

machen will, in welchen Adern rinnt ein edler Blut als in Lady Blanca's? So wie sie an Schönheit, Tugend und Geburt ist, so vollkommen ist der junge Dauphin, in jedem Stüke; soll er nicht vollkommen seyn, o, so sagt nur, er ist nicht sie; so wie ihr nichts anders mangelt, (wenn das ein Mangel heissen kan,) als daß sie nicht er ist. Er ist die Helfte eines vollkommnen Mannes, bestimmt, durch eine solche Sie vollendet zu werden; und sie eine schöne getheilte Vortreflichkeit, deren vollständige Vollkommenheit in ihm ligt. O! zween solche Silberströme, wenn sie sich vereinigen, machen die Ufer worinn sie zufliessen, zu Paradiesen. Diese Vereinigung soll mehr über unsre festverschloßnen Thore vermögen als Batterien; denn sobald ihr dieses Bündniß beschlossen haben werdet, soll sich der Mund des Zugangs, schneller als der Bliz des Puders ihn mit Gewalt eröffnen könnte, von freyen Stüken weit aufthun, euch einzulassen; aber ohne dieses Bündniß, ist die ergrimmte See nicht halb so taub, sind Löwen nicht halb so unerschroken, und Berge und Felsen so unbeweglich; nein, der Tod selbst ist in seiner verderblichen Wuth nicht halb so unerbittlich, als wir, diese Stadt zu behaupten.

Faulconbridge.

Das ist ein Redner, der das faule Gerippe des Todes aus seinen Lumpen herausschüttelt. Das ist ein grosses Maul, in der That, das Tod und Berge, Felsen und Seen ausspeyt, und von brüllenden Löwen so vertraulich spricht, als Mädchen von dreyzehn Jahren von Schooßhündchen.

Schriften dieſes Weltweiſen iſt keine vorhanden, welche von den Steinen insbeſondere handele, oder wo ſich die obige Stelle befinde. Daher iſt wahrſcheinlich, daß Albertus eine lateiniſche Ueberſetzung des verlornen griechiſchen Buchs des Ariſtoteles περι της λιθου, wovon Diogenes Laertius Meldung thut, (o) in Händen gehabt habe. Dieſe lateiniſche Ueberſetzung war ohne Zweifel aus dem Arabiſchen geſchehen. Denn nur im Arabiſchen iſt ein ähnliches Werk des Ariſtoteles von den Edelgeſteinen vorhanden, deſſen Manuſcript der P. Labbè anzeiget (p), und keine Nation konnte die angeführte Stelle von der Magnetnadel in die Schriften des Ariſtoteles eingeſchaltet haben, als die Saracenen, welche, das wenige, was Boethius ins Latein überſetzte, ausgenommen, vor allen andern Nationen die Schriften des Ariſtoteles in ihre Sprache überſetzt haben. So ſcheinen auch die Wörter *Afron* und *Zoron*, die weder griechiſch noch lateiniſch ſind, anzuzeigen, daß die lateiniſche Ueberſetzung, die Albertus in Händen hatte, aus dem Arabiſchen war. Folglich war die Magnetnadel und derſelben Gebrauch lang vor dem 13ten Jahrhundert, da man erſt die Schriften des Ariſtoteles ins Latein zu überſetzen anfieng, unter den Saracenen bekannt. Weil dieſe im zehnten Jahrhundert die nächſten Nachbarn der Amalfitaner waren, die damals unter allen Europäern ſich am meiſten mit der Schiffahrt beſchäftigten: ſo iſt es

 ſehr

(o) Vit. Philoſophor. Lib. 5. n. 26.
(p) Biblioth. m. 55. p. 255.

ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ihnen den Gebrauch der Magnetnadel mitgetheilt haben. Woher ſich dann erklären läßt, warum man eigentlich weder das Jahr der Erfindung, noch des Erfinders Namen weiß; welche man gewiß aufgezeichnet haben würde, wenn man die Erfindung nicht nach und nach von Fremden angenommen hätte.

Wozu nun das Raiſonnement, welches Robertſon auf die Fabel des Flavio Jioja gründet? „Ob nun „gleich, ſagt er, der Gebrauch des Kompaſſes die Ita„liener in den Stand ſetzte, die kurzen Seereiſen, an „die ſie gewöhnt waren, weit ſichrer und geſchwinder „zu vollenden: ſo war doch ſein Einfluß nicht ſo „ſchnell, noch ſo gemein, daß er die Schiffahrt ſo gleich „kühn gemacht, und den Entdeckungsgeiſt erweckt hät„te. ..... Vermuthlich bemühte ſich die Handelseifer„ſucht der Italiener, die glückliche Erfindung ihres „landsmannes andern Völkern zu verhehlen .... Nach „Gioja's Entdeckung verſtrich daher noch faſt ein hal„bes Jahrhundert, ehe die Seefahrer ſich in einige ih„nen bis dahin noch unbekannte Meere wagten.„ Daß die Italiener die Erfindung der Magnetnadel andern Nationen verhehlt haben, kann auf keine Weiſe dargethan werden. Es wird vielmehr durch die oben angeführten Zeugniſſe bewieſen, daß in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, italieniſche, franzöſiſche und teutſche Schriftſteller davon, als von einer allgemein und ſchon längſt bekannten, und bey allen Seefahrern gebräuch-

gebräuchlichen Sache geſchrieben haben. Was aber den Punkt von dem Entdeckungsgeiſte betrift, den dieſe Erfindung erſt lang nach Gioja's Tode, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und zwar nicht unter den Italienern, ſondern unter den Spaniern, hervorgebracht haben ſoll, ſo iſt dieſes eben ſo wenig als das Vorige auf die Wahrheit gegründet. „Die erſte Erſcheinung eines kühnern Geiſtes, fährt Robertſon fort, kann man von den Reiſen der Spanier, nach den glückſeligen oder Canariſchen Inſeln, an rechnen. Der Zufall, durch welchen ſie zur Entdeckung dieſer kleinen Inſeln geleitet wurden .... haben die damaligen Geſchichtſchreiber uns nicht gemeldet.“ Es kann aber bewieſen werden, daß die Canariſchen Inſeln ſchon im 13ten Jahrhundert, längſt vor den Spaniern, von den Genueſern befahren worden ſind. Petrarca belehrt uns dieſes, wenn er ſagt: eò ſiquidem et patrum memoria Genuenſium armata claſſis penetrauit. Wer weiß aber nicht, daß Petrarca im Jahr 1304. zur Welt kam? Folglich haben die Genueſer ſchon im 13ten Jahrhundert die Canariſchen Inſeln befahren.

Damit aber noch mehr bekannt werde, daß die Italiener die Erfindung der Magnetnadel zur Entdeckung neuer Länder vor allen andern Nationen benuzt haben, und zugleich das allgemeine Vorurtheil, die Portugieſen haben zuerſt einen Weg nach Oſtindien um Afrika geſucht, aus dem Wege geräumt werde, ſo will

ich auch ungezweifelte Gründe anführen, zu beweiſen, daß die Genueſer längſt vor den Portugieſen dieſen Weg zu Waſſer aufgeſucht haben. Der Genueſiſche Geſchichtſchreiber Foglietta, erzählt, gegen das Jahr 1291. haben Tediſio Doria, und Ugolino Vivaldi, auf eigene Koſten zwoo Galeeren ausgerüſtet, den bis dahin unbekannten Weg nach Indien zu entdecken. Seine Worte ſind folgende: Tedilius Auria et Vgolinus Vivaldus duabus triremibus priuatim compatatis et inſtructis ... aggreſſi ſunt maritimam viam ad eum diem orbi ignotam ad Indiam patefaciendi fretumque Herculeum egreſſi, curſum in occidentem direxerunt; quorum hominum ..... qui fuerint caſus, nulla ad nos unquam fama peruenit (q). Wenn Foglietta allein dieſes erzählte, ohne daß es ſich auf das Zeugniß gleichzeitiger Schriftſteller gründete: ſo könnte mans einigermaßen den Reiſebeſchreibern verzeihen, von dieſer rühmlichen Unternehmung der Genueſer keine Meldung gethan zu haben. Dieſe Erzählung wird aber von dem gleichzeitigen Schriftſteller Pietro d' Abano beſtätiget, welcher in ſeinem Werke, dem er den Titel Conciliator giebt, folgendes Zeugniß davon ableget: Parum ante iſta tempora Ianuenſes duas parauere omnibus neceſſariis munitas Galeas, qui per gades Herculis in fine Hiſpaniae ſituatas tranſiere. Quid autem illis contigerit,

(q) Hiſt. Genuenſ. Lib. 5.

gerit, jam ſpatio fere trigeſimo ignoratur anno. (r) Daß er aber hier von dem Wege nach Oſtindien ſpreche, erhellet daraus, daß er hinzufügt, itzt müſſe man noch immer zu Lande dahin reiſen, und den damals gewöhnlichen Weg dahin beſchreibt. Die Genueſer waren in der zwooten Hälfte, beſonders gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, allen andern Europäern an der Schiffahrt und im Handel überlegen. Gegen das Jahr 1298. ſchlugen ſie die Flotte der Venetianer, und bekamen den Marco Polo, der vor kurzem von ſeinen Aſiatiſchen Reiſen zurückgekommen war, gefangen. Die Ehrenbezeugungen und Liebkoſungen, wodurch ſie ihn zu gewinnen ſuchten, ihnen ſeine Entdeckungen mitzutheilen, ſind ein neuer Beweiß, daß ſie damals mit dem Entdeckungsgeiſte belebt waren, der in folgenden Zeiten ſich ganz in ihrem Landsmanne Kolumbus eingeſchränkt zu haben ſchien, trotz allen möglichen Widerwärtigkeiten, eine neue Welt zu entdecken. J***

IV.

Beurtheilung

der Poetiſchen Blumenleſe für das J. 1779. herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg, bey Carl Ernſt Bohn. 215 S. in 12. und des Muſen-Almanach. MDCCLXXIX, Göttingen, bey J. C. Dieterich. 172 S. in 12.

Unſere Muſen-Almanache ſchienen mir gleich bey ihrer Entſtehung der gröſten Aufmerkſamkeit des Kunſtrichters

(r) Concil. ar. Differ. 77.

richters würdig. Sie enthalten Beyträge von berühmten Männern, nach welchen die Anfänger ſich mehrentheils bilden; unſre jungen Dichter ſtellen ihre Probe-Stücke darinn auf; und ich weiß keine neuere Sammlung, in welcher ſo mancherley Gattungen von Gedichten, von ſo mancherley Meiſtern, in ſo verſchiedner Manier, beyſammen angetroffen würden, als in dieſen Almanachen, die noch überdem wie Chroniken Teutſcher Poeſie zu betrachten ſind, und vom jährlich wechſelnden Mode-Ton derſelben uns unterrichten. Auch haben wir keine poetiſche Sammlung, welche ſo allgemein und ſo fleißig geleſen, ſtudiert, auswendig gelernt, in jeder Geſellſchaft hergeſagt und beurtheilt wird; kurz — ob es uns zum Lob oder Tadel gereiche? will ich hier nicht unterſuchen — welche der ganzen Nation ſolchen Zeitvertreib und ſolches Vergnügen bringt, als eben dieſe Muſen-Calender. Urſachen genug für den Kunſtrichter, dieſelben nicht wie ein Spielwerk zum neuen Jahr, obenhin abzufertigen; ſondern dabey zu verweilen wie bey einem Buche, das ihm Gelegenheit giebt, Vielen auf einmal viel Nützliches zu ſagen! In dieſer Hoffnung hab' ich die obengenannten Almanache mit allem Fleiße, deſſen ich fähig bin, durchgeſehen, und zu einer ausführlichen Beurtheilung derſelben mich vorbereitet. Ich laſſe mir ſolches Geſchäfte deſto angelegner ſeyn, je ſeltner zu unſrer Zeit, im litterariſchen Fache, dergleichen ausführliche Beurtheilungen werden. Man begnügt ſich, faſt immer ein Werk allgemein anzupreiſen

ſen oder zu verdammen; und beynahe macht ſich der Kritiker, der es genau zergliedert und jedem Fehler nachſpührt, einer hämiſchen Abſicht verdächtig. Indeſſen bin ich überzeugt, daß keine Kritik würklichen Nutzen ſchafft, wenn ſie nicht ins Einzelne geht. Einzelne Stücke muß ſie mit der gehörigen Muße vor ſich nehmen, den erſten Entwurf des Ganzen und die Art der Ausführung überhaupt, dann in beſondern Theilen die Stellung und Ordnung, ſamt deren kleinern Verbindungen unter einander; dann jeden Gedanken, jedes Bild und jeden Ausdruck unterſuchen; hier und dort entwickeln, warum dieſes und jenes die Würckung nicht hervorbringe, welche der Verfaſſer davon erwartet habe; vor allen Dingen auf Sprachrichtigkeit und Wohlklang achten, und gegen beyde nicht den mindeſten Fehler unbemerkt laſſen. Nur auf dieſem Wege kann die Kritik etwas fördern, indem ſie den Anfängern die Geheimniſſe der Kunſt eröffnet, und die Schwierigkeiten derſelben ihnen vorhält, die mittelmäßigen abſchreckt, und die guten zurecht weiſt. Darum hielten Longin und Quinctilian, Addiſon und Boileau, Muratori und die Schreiber der Litteratur-Briefe nichts für klein, was ihnen über das Weſen der Schönheit, dem ſie nachforſchten, einiges Licht zu verbreiten ſchien. Jedes für die Kunſt glückliche Zeitalter hatte ſeine Lehrer und Richter, die zu einem Gedichte von wenigen Zeilen mit der vollen Liebe ſich hinſetzen und es zergliedern konnten, womit ein neuer Naturkündiger die Hyacinthe

zerlegt

zerlegt und über sie ein ganzes Buch geschrieben hat. Was uns vorzüglich bewegen sollte ihnen nachzuahmen, ist der gegenwärtige Zustand unserer Litteratur, da man je länger je mehr alle Regeln und alle Kritik verachtet, die Sprache mißhandelt, den Wohlklang geringschätzt und allem demjenigen Trotz bietet, wodurch sich die Kunst ihrer Vollkommenheit nähert.

Der Mann, der Beruf hat über Werke des Geistes zu richten, könnt' aus ihren eignen Werken die Jünglinge widerlegen, welche sich und andern etwas vorgaukeln, als stimmten sie aus bloßem inneren Trieb' ihren freyen Gesang an, wie die Vögel in der Luft. Solch ein Mann könnt' ihnen darthun, daß sie, zwischen abgerichteten Vögeln aufgefüttert, von diesen die ersten Töne lernten; weil aber theils ihnen die Melodie zu beschwerlich dünkte, theils ihnen so lustig vorkam nicht zu seyn wie die übrigen, sie zwar am offenen Fenster, jedoch im Käfig, den wilden Gesang der draußen herumfliegenden nachstümpern; oder, ohne Figur zu reden, daß sie unter gesitteten Teutschen, in diesem Jahrhundert, was sie reines, einfältiges Gefühl ächter Naturkinder heißen, unmöglich haben können; daß, wo, solches einmal verlohren gieng, es nicht wieder herzustellen ist; daß sie folglich in fremdes Gefühl sich hineinsetzen; Nachahmer, und deswegen Künstler sind, und daß sie, als Künstler, gewisser Regeln bedürfen. Er könnt' ihnen begreiflich machen, wie keine Regel, die als solche zu gelten verdient, willkührlich, sondern wie

jegli-

jegliche unmittelbar aus eben der Natur, welche die Jünglinge beſtändig im Munde führen, aus der Geſchichte des Menſchenſinns und Menſchenherzens abgeleitet ſey; mit dem Würkungsvermögen des Geiſtes, mit dem Gang der Empfindung und der Phantaſie übereinſtimme; und alſo kein Werk die Probe des Wahren und Schönen halte, wenn es dieſen Regeln widerſpreche. Die Jünglinge würden an Beyſpielen den Unterſchied lernen zwiſchen eitelm Schulgewäſche, deſſen es freylich die Menge giebt, und denen ewigen Geſetzen, nach welchen dem äuſſern und innern Sinn, wenn beyde gebildet worden, ohnfehlbar das Eine gefällt, das Andere mißfällt; nach welchen die Saiten einer wohlgeſtimmten Seele den Ton, den wir verlangen, angeben müſſen, oder nicht *) Sie würden endlich

*) Man verzeihe mir die Ausſchweifung, wenn ich hier eine ſo nichtige Materie, worüber die Begriffe der mehrſten Anfänger ſo verworren ſind, durch ein ſehr einfältiges, aber, meinem Bedünken nach, ſehr paſſendes Gleichniß zu erläutern ſuche. — Allerdings hatte man Häuſer, eh' es eine Baukunſt gab. Die erſten waren zur bloſen Bedeckung eingerichtet, klein und einförmig. Wie der klügſte Mann das ſeinige zuſammengeſetzt hatte, ſo machten es die andern nach. Sein Gebäude war Muſter und Regel. Fand einer neue Vortheile, ſo bracht' er ſie an. Die Uebrigen ſahen es, und bedienten ſich eben der Vortheile: ſo entſtanden neue Regeln. Nach und nach war es mit Befriedigung des bloſen Bedürfniſſes nicht gethan; man verlangte Bequemlichkeit, Vergnügen, Pracht.

lich ſelber geſtehen, daß es ungereimt ſey, bey allen andern Künſten gewiſſe Regeln für unumgänglich nöthig, und bey der einzigen Dichtkunſt dieſelben für überflüßig zu achten.

Ferner

Tracht. Die Häuſer erweiterten ſich, und erhielten mancherley Beſtimmung; jede Beſtimmung erforderte ihre eigne Bauart. Da kamen Tempel zum Vorſchein, Pallaſte, Schaubühnen, Grabmahle, Bäder u. ſ. w. Nun war es nicht mehr genug, um alles das nachzuahmen, daß man hingieng, und anſchaute. Man hätte vieles überſehen, von gewißen Wirkungen die Urſachen verfehlt, das Werk mit ſeinen Theilen nicht im Gedächtniß aufgefaßt, und bey Darſtellung eines ähnlichen tauſend Fehler begangen. Die Länge, Breite und Höhe des Ganzen und aller einzelnen Theile mußte gemeſſen, eins gegen das andre berechnet, jeder Vortheil ſtudiert, und durch wiederhohlte genauere Unterſuchungen das Mangelhafte der erſteren berichtigt, inſonderheit den Gründen nachgeforſcht werden, warum dieß und jenes ſo und nicht anders ſeyn dürfe, damit man das Beſondre aufs Allgemeine anwenden, das Willkührliche vom Nothwendigen unterſcheiden konnte. Welche Zeit und Mühe wurden hierauf gewendet! Um ſich und Andern dieſe zu erſparen, und nicht immer von vorn anzufangen, zeichnete man ſeine Bemerkungen auf, trug ſie zuſammen, und man bekam ein Syſtem der Baukunſt. Wenn nun ein Lehrer derſelben uns vorſchreiben wollte, wie hoch, lang und breit eine Capelle ſeyn, wie viel Thüren und Fenſter ein Pallaſt, wie viel Säulen eine Kirche haben müßte; ſo hielten wir denjenigen

chen. Was für ein Conſtabel zeugte dieſes luſtige Blut? Er ſpricht lauter Canonen-Feuer, Rauch und Knall; er giebt Prügel-Suppe mit ſeiner Zunge; unſre Ohren kriegen Stokſchläge; er ſagt nicht ein Wort, das nicht eine derbere Maulſchelle giebt als eine Franzöſiſche Fauſt. Zum Henker! Ich bin nie ſo mit Worten abgeplaut worden, ſeit ich meines Bruders Vater Papa genennt habe.

Elinor, (zu König Johann, leiſe.)

Sohn, gieb dieſem Vorſchlag Gehör, geh dieſes Bündniß ein, und gieb ihnen mit unſrer Nichte eine Morgengabe, womit ſie zufrieden ſeyn können; denn durch dieſes Band kanſt du dein izt wankendes Recht an die Crone ſo feſte machen, daß jener grüne Bube keine Sonne haben wird, um die Blüthe zu zeitigen, die eine mächtige Frucht verſpricht. Ich ſehe Nachgiebigkeit in Frankreichs Bliken; ſieh, wie ſie einander zuflüſtern; faſſe ſie bey dieſem Augenblik, da ihre Seelen fähig ſind, ſich durch die Hoffnung einer vergröſſerten Macht beſtechen zu laſſen, ſonſt möcht' ihr Eifer für Arthurs Sache, der izt durch den lauen Athem von ſanften Bitten, Mitleiden und Bedenklichkeiten aufgeſchmelzt worden, wieder erkalten, und zu der vorigen Härte gefrieren.

Bürger.

Was antworten Eure Majeſtäten auf den gütlichen Vorſchlag unſrer bedräuten Stadt?

König Philipp.

Sprecht zuerſt, England, da ihr der erſte waret, der

Ferner ſollte der Kunſtrichter bemüht ſeyn, durch beſtändiges Aufmerken auf die Sprache, unſre jungen Schriftſteller an den Grad der Ehrfurcht gegen ſie zu gewöhnen, welcher ihr gebührt. Die Sprache, dieß heilige Band der Geſellſchaft, die Arbeit von Jahrhunderten, müßte nicht Knaben Preis gegeben werden, daß ſie damit ihr Spiel hätten, daran zerrten und knüpften, ausrißen und einwebten, was und wie es einem jeden in ſeiner jedesmahligen Laune beliebte. Von welcher Wichtigkeit iſt es für ein Volk, daß an ſeinen verabredeten Zeichen, durch welche die Gedanken, und an ſeiner verabredeten Zuſammenſetzung der Zeichen, durch welche die Folge der Gedanken, beyde ſo getreu als möglich, ohne Minderung und Zuſatz, in der geradeſten Richtung aus einer Seele in die andre übergehen ſollen, daß an jenen ſo wie an dieſer nichts aus Nachläßigkeit

gen mit Recht für einen Thoren, welcher von ihm ſich überreden ließ. Ob aber dieſe oder jene Capelle, die mit andern Gebäuden eine Verbindung hat, in Abſicht dieſes Verhältniſſes weder zu groß noch zu klein; ob an dieſem oder jenem Palaſt, an dieſer oder jener Kirche, in Beziehung auf ihren Umfang, auf ihre ganze Einrichtung der Fenſter, Thüren, Säulen, weder zu viel, noch zu wenig; ob überall Ordnung und Ebenmaaß beobachtet, nichts zu frech, oder gedrückt, vernachläßigt oder mit Zierrath überhäuft ſey: dieſes kann man nach feſten Regeln beſtimmen; und wer ſich nach ſolchen nicht bequemt, der liefert einen unvollkommnen Bau.

keit oder Muthwillen geändert werde! Wie genau hängt die mehrere oder mindere Vollkommenheit der Sprache mit der ganzen Bildung eines Volks zuſammen! Was für Einfluß hat ſie nicht auf die Klarheit, Beſtimmtheit, Ordnung der Begriffe, ſelbſt auf die Empfindung des Schönen und auf alles moraliſche Gefühl! Es kömmt nicht bloß darauf an, ob etwas Neues, das man in der Sprache ſich erlaubt, oder mit Fleiß hineinzubringen gedenkt, unſchädlich, oder wohl gar nützlich wäre, wenn es in derſelben einmal das Bürgerrecht hätte. Man muß auch erwägen, ob man ihm das Bürgerrecht verſchaffen könne, und man nicht eher eine Verwirrung anrichte, wobey der Verluſt gröſſer ſey als der vorgeſetzte Gewinn? Mit der Rede, ſagt Quintilian, müſſen wir es machen, wie mit der Münze, uns derjenigen bedienen, die jedermann kennt. (*) Eine treffende Vergleichung! denn was hilft es mir, an einem Ort, wo das Kupfer überall durch die Landmünze ſcheint, mein gutes Silbergeld hinzubringen, wenn auf dieſem das Gepräge fremd, der innere Werth davon unbekannt iſt? In Ländern aber, wo gleich jede neue Geldſorte gangbar wird, pflegen Handel und Wandel nicht am beſten von Statten zu gehen. Uebrigens gilt von den Geſetzen der Sprache, was von allen andern. Iſt man

(*) Conſuetudo vero certiſſima loquendi magiſtra, vtendumque plane ſermone, vt nummo, cui publica forma eſt. *Quinctil. Inſtit. Orat. L. I, VI. 3. Edit. Geſn. Goetting. MDCCXXXVIII.*

man erſt gegen einzelne Perſonen weniger ſtreng, und gönnt ihnen die Freyheit, ſich in gewiſſen Fällen auszunehmen, ſo folgen mehrere nach; die Fälle häufen ſich; die Geſetze verlieren ihr Anſehen; ein jeder thut was ihm gelüſtet. Nun iſt dem, welcher über die Geſetze wacht, die Strenge dann am nöthigſten, wenn das Vergehen eines Einzigen ſchon an ſich die gefährlichſten Folgen hat; und dieſes läßt ſich von den Sünden wider die Sprache behaupten. Es dürfen durch die Schuld eines Buchs, das viel geleſen wird, nur wenige Wörter von ihrer urſprünglichen, allgemein angenommenen Bedeutung unmerklich abweichen, ſo weichen die ihnen entgegengeſetzten und mit ihnen verwandten zu gleicher Zeit ab; da braucht jener ſie noch im alten Sinn, dieſer im neuen; ſie werden ungewiß, immer ungewißer; am Ende bleibt von ihnen wenig mehr als ein Klang übrig, woraus jeder Schriftſteller macht, was er will. Sofort haben wir Zerrüttung in der Sprache. Mit Zuſammenfügung der Wörter hat es eben die Bewandniß. Sie können an einigen Stellen auf eine fehlerhafte Weiſe verſetzt werden, ohne daß Mißverſtand zu fürchten ſey. Wird aber dieſe Art zu verſetzen an ihrem erſten Urheber nicht gerügt, ſo ſchleicht ſie nach und nach in die Rede ſich ein, und verbreitet über unzählige Stellen Zweydeutigkeit und Verworrenheit. Kurz, wenn die Schriftſteller der Nation aufhören, pünktliche Treue gegen die Sprachregeln, im Kleinen wie im Großen, für wichtig zu hal-

ten; wenn ihre Beurtheiler ſelbſt es nicht mehr der Mühe werth achten, Fehler dagegen aufzuſuchen und anzuzeigen: ſo iſt die ganze Sprache warlich auf dem Wege zum Verderben. Hiervon überzeugt, ſind unter jedem Volke die weiſeſten Sprachverbeſſerer in ihren Neuerungen äuſſerſt behutſam geweſen; und den größten Männern des großen, thatvollen Alterthums hat es nicht unter ihrer Würde geſchienen, mit allem möglichen Fleiße für die Richtigkeit der Rede zu ſorgen, dieſerhalb ſich und andre genau zu beobachten, und zu Kleinigkeiten ſich herabzulaſſen. Quintilian, den ich oben ſchon anführte, und auf deſſen Zeugniß ich nicht zu oft mich berufen kann, ſagt, nachdem er von Grammatikaliſchen Dingen gehandelt: „Einigen wird dieſes zu geringfügig, wohl gar als ein Hinderniß vorkommen, etwas Größeres auszurichten. Ich ſelber will nicht, daß man es bis zur Aengſtlichkeit treibe, und zu läppiſchen Poſſen ſich erniedrige, als welche das Genie verſtümmeln und zermalmen. Indeſſen wird nichts aus der Sprachkunde ſchaden, nur daß vieles überflüſſig iſt. Sollte M. Tullius, der Redner, darum weniger groß ſeyn, weil er ſelbſt dieſer Kunſt im höchſten Grade ſich befliſſen, und (wie aus ſeinen Briefen erhellt) ſeinen Sohn überall zum Rechtreden mit Strenge angetrieben hat? Oder iſt dem C. Cäſar durch ſeine Schriften von der Analogie die Kraft benommen? Oder Meſſala darum weniger ſchön, weil er ganze Bücher nicht nur von einzelnen Wörtern, ſondern auch von den

Buch-

Buchſtaben herausgegeben? Dieſe Wiſſenſchaften ſind nicht demjenigen ſchädlich, welcher ſie durchgeht, ſondern dem, welcher daran hangen bleibt." (*) Im vorhergehenden Capitel erwähnt Quintilian eines Briefs des Auguſtus an den C. Cäſar, worinn jener dieſen tadelt, daß er in einem gewiſſen Wort einen Buchſtaben, wider die Gewohnheit ſeiner Zeit, beybehalte; (**) nicht als ob das Wort, alſo gebraucht, kein gutes Latein, ſondern weil es der übertriebnen Pünktlichkeit wegen eckelhaft ſey. Die Stelle, wo Cicero den Tiro beſtraft, als demſelben im freundſchaftlichen Briefwechſel eine ungebräuchliche Redensart entſchlüpft war, iſt jedem Gelehrten

(*) Redit autem illa cogitatio, quosdam fore, qui haec quae diximus, parua nimium, et impedimenta quoque maius aliquid agendi, putent. Nec ipſe ad extremam vſque anxietatem et ineptas cauillationes deſcendendum, atque his ingenia concidi et comminui, credo. Sed nihil ex grammatica nocuerit, niſi quod ſuperuacuum eſt. An ideo minor eſt M. Tullius orator, quod idem artis huius diligentiſſimus fuit, et in filio (vt in epiſtolis apparet) recte loquendi vſquequaque aſper quoque exactor? Aut vim C. Caeſaris fregerunt editi de *analogia* libri? Aut ideo minus Meſſala nitidus, quia quosdam totos libellos non de verbis modo ſingulis, ſed etiam literis dedit? Non obſtant hae diſciplinae per illas euntibus, ſed circa illas haerentibus. L. I. VII. 33. ſqq.

(**) quod is *calidum* dicere, quam *caldum* malit.

lehrten erinnerlich; (*) mehrerer Stellen von ihm und andern zu geſchweigen. So die Römer, deren Sprache nach dem völligen Untergang ihres Reichs, in der ganzen geſitteten Welt bis auf den heutigen Tag ſich erhalten hat!

Auch die klügſten Nationen der neuern Zeit haben erkannt, wie viel auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache beruhe. Deswegen finden wir unter ihnen große Geſellſchaften, zu dem Endzweck geſtiftet, und mit öffentlichem Anſehen begabt, daß ſie die Rede vor jeglicher Verfälſchung hüten, und mit vereinten Kräften immer daran arbeiten, ſolche zu vervollkommnen. Von allen unſern Nachbarn, die ſich einiger Wiſſenſchaft rühmen, ſind wir in dieſem Stücke die ſaumſeeligſten und leichtſinnigſten; wir, mit unſrer, obgleich in Abſicht des Lauts weniger biegſamen und gefälligen, doch reichen, ſtarken, volltönenden Sprache, worauf wir ſtolzer und eiferſüchtiger zu ſeyn Urſach' hätten als die andern alle. In unſern Hauptſtädten, wo die feinern Herren und Damen über einen Fehler gegen die Franzöſiſche Grammatik erröthen, dünkt es ihnen lächerlich, wenn jemand die gröbſten Schnitzer gegen ihre Mutterſprache nur im Vorbeygehen ahndet. Unſre jungen Schriftſteller, anſtatt dem verdorbnen Teutſch

in

(*) Sed heus tu, qui κακῶν eſſe meorum ſcriptorum ſoles, vnde illud tam ἄκυρον, *Valetudini fideliter inſerviendo?* Vnde in iſtum locum, *fideliter*, venit? *Epiſt. ad Tiren. XVII.*

in der Gesellschaft ein besseres in ihren Gedichten und Reden entgegenzusetzen, machen mehrentheils die Uebrigen vollends irre; bekümmern sich um die Sprache nicht, oder treiben damit ihren Muthwillen, beynahe wie Kinder, welche das Spielzeug, dessen sie müde sind, aus Langerweile zerbrechen, um eine Veränderung zu haben. Wenn nun diejenigen, die sich ein Recht über die Werke der letztern anmaaßen, und vorgeben, sie wachen darüber, wenn auch sie dem Unfug zusehen, und schweigen, als wärs um eine Puppe zu thun; dann wehe unsrer gepriesenen Litteratur! Dann ist die Ehre der Teutschen, welche Vater Opitz und Hagedorn, und die edelsten ihrer Nachfolger uns zu getreuen Händen so rein überlieferten, durch unsre Schuld in Kurzem dahin; und was können wir antworten, wenn die Ausländer unsrer spotten?

Fast eben so sehr als die Regeln der Sprache, fangen die Gesetze des Wohlklangs unter uns an von jungen Dichtern vernachläßigt zu werden; auch ihnen zum Vortheil muß die Kritik etwas ins Einzelne gehen. Vor wenigen Jahren war eine Zeit, wo alles was Verse machte sich des Wohlklangs befliß; aber denselben in einem süßen Getön leichtfallender Wörter suchte, unsern kraftvollen Versesgang dadurch entnerven wollt', und beynahe mit dem angenehmen Laut sich begnügte, als hielte man ihn für das höchste Verdienst der Poesie. Wider solchen Mißbrauch haben viele mit Recht geeifert. Schade nur, daß gemeiniglich

glich der, welcher überzeugen will, zu viel sagt, und die andern, welche sich überzeugen lassen, von dem Ihrigen dennoch hinzuthun. Man hatte zu großen Werth auf einen übel verstandenen Wohlklang gesetzt; unsre Gedichte wurden weichlich, matt, leer. Da behaupteten einige: bey der höchsten Harmonie, wäre gedankenreiche, starke Dichtung selten möglich; man wäre die mehreste Zeit gezwungen, erstere der lezten aufzuopfern. Dieses war schon zu viel behauptet. Andre folgerten hieraus: es sey gefährlich, um einen höhern Grad der Harmonie sich zu bekümmern, als den, welcher im Aufwallen der Begeisterung sich darbot. Endlich bekamen wir Verse, die man kaum mit den Augen lesen, geschweige denn hersagen konnte; wobey ihre Verfasser mitleidig die Achseln zuckten, wenn solch eine Kleinigkeit jemand zu ärgern schien. Nun sind die Nachahmer freylich in geringer Zahl geblieben, und die mehrsten bereits auf dem Rückweg; indessen hat jener rauhe Sang, und das Schreyen zur Vertheidigung desselben, manches Vorurtheil, und eine ziemlich allgemeine Gleichgültigkeit gegen den Wohllaut hinterlassen; wenigstens giebt es junge Dichter und sogenannte Kenner, denen man beweisen muß, daß zum Dichten die Harmonie eben so nothwendig erfordert werde, als zur Tonkunst. Sonderbar genug! da unser Ohr, (wie Cicero bemerkt) oder auf Angeben desselben, unser Verstand ein gewisses von der Natur ihm verliehenes Maaß aller Wörter in sich hält, nach welchem es beurtheilt,

urtheilt, was zu lang und zu kurz iſt, und allezeit etwas Vollkommnes und richtig Abgemeſſenes erwartet. Einiges dünkt ihm verſtümmelt, und gleichſam abgeköpft, wodurch es beleidigt wird, als betröge mans um das, was ihm zukömmt; andres zu gedehnt, und gleichſam über das Maaß hinausgehend, welches die Ohren mit noch größrem Widerwillen verwerfen, weil, ſo wie in den mehrſten Dingen, auch hierinn das, was zu viel iſt, ſtärker beleidigt, als was zu wenig ſcheint. (*) Sonderbar genug! da wir dies Gefühl des Wohl- und Uebellauts aller Orten mit uns herum tragen, ein mächtiges Gefühl, welches unſer ganzes Weſen erſchüttern kann, uns allen in Sinn und Seele gelegt, ſonder Ausnahme, wenn es gleich nicht bey allen ſich auf dieſelbe Weiſe beſtimmt und äuſſert; da ſogar das roheſte Volk, aus eignem Antrieb, ohne Hülfe, bis zu einer gewiſſen Feinheit es entwickelt. Denn, ob wir ſchon von unſerm Pöbel nicht rühmen können, was Cicero von dem Römiſchen: daß er im vollen Schauſpielhauſ' einmüthig ein Geſchrey erhebe, wenn im Verſ' eine Sylbe zu kurz oder zu lang ſey: (**) ſo weiß er doch, wie der Römiſche, ſeine Mundart zu bilden, harte Buchſtaben auszumerzen, oder mit andern

(*) *Ciceronis* Orator. LIII.

(**) In verſu quidem, theatra tota exclamant, ſi fuit vna ſyllaba aut brevior, aut longior. ibid. LI.

zu vertauſchen, und die Rede ſich leicht zu machen. (*) Aus ſolchen Bemerkungen zieht der eben angeführte Schriftſteller den Schluß: „Wenn die ungelehrte Gewohnheit in Hervorbringung des Lieblichen ſo künſtlich iſt, was darf man erſt von der Kunſt ſelber und von der Gelehrtheit fordern? (**) Dieſen Forderungen die möglichſte Gnüge zu leiſten, hielt er für ſo nothwendig, daß, ohngeachtet aller ſeiner Strenge in Abſicht der Sprachregeln, er mit dem größern Haufen dagegen zu ſündigen kein Bedenken trug, wenn es um der Annehmlichkeit willen geſchah. (***) Und welchen thätigen Fleiß Cicero darauf verwendet habe, die Geſetze des Wohlklangs zu ſtudieren, jeden Vortheil deſſelben auszukundſchaften, in deſſen tiefſte Geheimniſſe einzudringen: hiervon zeugt die Ausübung dieſer Kunſt in jedem ſeiner Werke noch mehr, als das, was er lehrreiches darüber geſchrieben; weswegen ich in dieſer Mate-

(*) Wer kann zweifeln, daß im Plattdeutſchen mehr Weichheit ſey, als im Hochteutſchen? die Wörter: Maken, hinnuype, laten, ſchienen, edahn, ſeße, Fru u. ſ. w. wie viel ſanfter lauten ſie, als: Machen, hinauf, laſſen, ſcheinen, gethan, ſechs, Frau! u. ſ w.

(**) Quod ſi indocta conſuetudo tam eſt artifex ſuauitatis, quid ab ipſa tandem arte et doctrina poſtulari putamus? ibid. XLVIII.

(***) ..... eſſe verius ſentio; ſed conſuetudine auribus indulgenti libenter obſequor ..... Impetratum eſt a conſuetudine, vt peccare ſuauitatis cauſa liceret. lib. XLVII.

seinen Antrag an diese Stadt machte; was ist eure Gesinnung?

König Johann.

Wofern der hier gegenwärtige Dauphin, dein königlicher Sohn, in diesem Buche der Schönheit lesen kan, ich liebe; so soll ihre Mitgift soviel wägen als eine Königin; denn Anjou, und das schöne Touraine, Maine, Poitou, und alles, was, (diese belagerte Stadt hier ausgenommen,) auf dieser Seite des Meers unsrer Crone einverleibt ist, soll ihr Braut-Bette vergülden, und sie an Titeln, Würden und Gütern so reich machen, als sie an Geburt, Erziehung und Schönheit, jeder andern Princeßin in der Welt die Wage hält.

König Philipp.

Was sagst du denn, Junge? Sieh der Princeßin ins Gesicht.

Ludwig.

Ich thu es, Sire, und ich find' in ihren Augen ein Wunderwerk, oder doch eine wunderbare Erscheinung, meinen eignen Schatten in ihren Augen abgebildet, der, ob er gleich nur der Schatten euers Sohnes ist, eine Sonne wird, und euern Sohn zu einem Schatten macht. Ich versichre euch, ich liebte mich selbst noch nie bis izt, da ich mich selbst in der schmeichelnden Tafel ihres Auges abgerißen finde.

Materie, vornehmlich ihn zum Gewährsmann brauche. Mit allem dem handelt er bloß von der redneriſchen Harmonie. Mit welchen Worten nun ſollen wir dem Dichter die Beobachtung der ſeinigen empfehlen, ihm, deſſen Hauptzweck es iſt, zu gefallen und zu rühren; der eben darum die Sylben zählt und abmißt, weil er den Ohren ſchmeicheln, durch ſie des Herzens ſich bemächtigen will? Er redet nicht, ſondern er ſingt. Iſt aber ſein Geſang ein beſchwerliches Zuſammenſtoßen harter Töne, wer mag ihn ertragen? Weſſen Ohr und weſſen Herz wird ſich ihm zuneigen? Was für Wunder hingegen ein mildes, leicht zu faſſendes Ueberſtimmen gefälliger Töne verrichte; wie es in unſer Gehör ſich einſchmiege, die Seele bezaubere, jeden Mißlaut in derſelben auflöſe, mit Ahndung unausſprechlicher Wonne ſie erfülle, den ganzen Menſchen emporhebe, wegtrage von der Erde: ſolches beweiſt die Erfahrung einem jeden an ihm ſelbſt und an andern, wenn er auf ſie merkt. Dieſe Gewalt des Wohllauts geht ſo weit, daß oft ein Lied von beſonders glücklicher Verſesmelodie, wenn gleich ſein Inhalt nichts Ueberraſchendes hat, auch diejenigen, die nicht mit dem äuſſeren Sinn allein zu hören gewohnt ſind, mit ſich fortreißt. Wie kann nicht der bloße Laut einer angenehmen Stimme, das Liebliche dieſer oder jener Mundart uns vergnügen!

Wenn übrigens Hagedorn sagt:

Ein Buch das leben soll, muß seinen Schutzgeist haben;

so ist der, welcher ein Gedicht am sichersten auf die Nachwelt bringt, ohne Zweifel der Geist des Wohlklangs. Und also, dächt ich, sollten unsre Kunstrichter auf einen so wesentlichen Theil der Poesie etwas umständlicher sich einlassen, und sich dessen nicht schämen, so wenig als der Römische Redner sich geschämt hat, von Zusammensetzung der Wörter und Zahl und Maaß der Sylben zu handeln, weil er von der Nothwendigkeit des Vortrags überzeugt war, ob er schon erkannte: daß dergleichen Regeln in der Anwendung sich herrlicher ausnehmen, als im Unterricht.„ Denn, fügt er hinzu, die erhabnen Künste gleichen hierinn alle den Bäumen. Wir ergötzen uns an der Höhe, nicht eben so an den Wurzeln und Stämmen; aber jene kann ohne diese nicht seyn. (*)

Wollte mir jemand einwerfen, daß bey so genauer Zergliederung einzelner Stücke von angehenden Dichtern, worinn jeder Fehler gerügt, an die Verfasser zu schwere Forderungen gemacht würden, die Kritik durch ihre Strenge manches gute Genie abschrecken könnte: so

(*) De verbis enim componendis, et de syllabis propemodum dinumerandis, et dimetiendis loquemur: quae etiam si sunt, sicuti mihi videntur, necessaria, tamen *fiunt* magnificentius quam docentur ..... Nam omnium magnarum artium, sicut arborum, altitudo nos delectat, radices stirpesque non item: sed esse illa sine his non potest. *in Oratore* XLIII.

ſo antwort' ich, daß der, welcher berufen iſt, in ſeiner Kunſt vortreflich zu werden, jedes gerechten Tadels ſich freut; daß man ihm das Höchſte zeigen muß, auf daß er nach der Vollkommenheit ſtrebe, und daß es auf die ganze Zukunft ihm wohlthut, wenn er bey ſeinem erſten Geſang es ſich in die Seele prägt: es ſey keinem der Lorbeer unverwelkt geblieben, der ihn nicht mühſam errungen habe. Zu ſcharf iſt nie eine Kritik geweſen, die gegründet und ehrlich war. Nur das richtet Verwüſtung an und ſchändet das Volk, worunter es geduldet wird, wenn Männer, ohne Treu gegen das Schöne, mit Groll und Neid im Herzen, voll hämiſchen Muthwillens, wider den verdienten Mann auftreten, die Schönheiten in ſeinem Werke verſchweigen, geringe Fehler heimtückiſch aufſtutzen, und ein Faunengelächter erheben dürfen, wo freche Buben mit einfallen. Nur die Schadenfreude, womit andre einen Unſchuldigen, welcher nichts verbrochen hat, als daß er einen mißlungnen Verſuch gemacht, an den Pranger ſtellen, nur dieſe hindert den Fortgang der Kunſt, und verdient den Abſcheu der Nation. Wem das Vortrefliche, von welcher Hand es komme, nicht erwünſcht und heilig iſt; wer nicht in den Werken ſolcher, die er am wenigſten liebt, vorſichtiger als in andern, die Fehler, und eifriger als in andern, das Lobenswürdige, wär' es auch nur einzeln darinn, aufſuchen und anzeigen kann; wem es möglich iſt, von Schönheit und Grazie zu reden: und die Zähne zu fletſchen, der ſollte

nicht

nicht Kunſtrichter ſeyn; dem iſt Schönheit und Grazie nimmer erſchienen, Wahrheit iſt fern von ihm; wie können ihm die Lehrlinge trauen?

Da ich dieſe Vorrede nicht bloß um der Muſen-Almanache willen geſchrieben habe; ſondern zugleich um manches Andern willen, das mir auf den Herzen lag: ſo werden meine Leſer mir die Weitläuftigkeit derſelben zu gut halten. Um ſie nicht zu ermüden, breche ich hier ab, und erſpare die Beurtheilung der Almanache ſelbſt auf den nächſten Monat.

J. G. J.

V.

Etwas über die Kalender,

veranlaßt durch

den Haushaltungs-Kalender, und Hiſtoriſch-Geographiſchen Kalender, aufs Jahr 1779, welche für die Preußiſchen Länder, unter Genehmhaltung der Königl. Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin herausgegeben worden.

Man erzählt, daß Peter der Große, nachdem er auf ſeinen Reiſen von einer dritten Perſon in der Gottheit gehört, durch ganz Rußland habe austrommeln laſſen: die Unterthanen ſollten künftig an den heiligen Geiſt glauben. Sie glaubten daran, weil ſie mußten. Nachher ſagten ihre Popen ihnen, warum; und ſo waren

Alle

Alle zufrieden. Dieſe Reformation dünkt einem etwas gewaltſam; indeſſen iſt bey groſſen, allgemeinen Verbeſſerungen immer dergleichen mit untergelaufen; auch weiß ich nicht, ob in manchen Fällen es anders möglich ſey.

Vor vielen Jahren hatt' ein berühmter Mathematiker einen Kalender verfertigt, und das Wetter darinnen ausgelaſſen; niemand wollt' ihn kaufen. Der Mathematiker war genöthigt, weil man in ſeiner Gegend einem jeden die Gewiſſensfreyheit ließ, dafür zu ſorgen, daß auf das nächſte Jahr es ſeinem Almanach an Wind und Regen, Hagel u. Sonnenſchein nicht fehlte. Nun bekommen wir auf einmal einen Preußiſchen Kalender mit folgendem Vorbericht: „Die Königl. Academie der Wiſſenſchaften hat für ſchicklich gehalten, in der bisherigen Einrichtung der Kalender eine merkliche Veränderung machen zu laſſen. Sie konnte nicht länger zuſehen, daß der gemeine, unwiſſende Mann, durch ungegründete Wetter-Profezeyungen, durch unnütze Anzeige der Tage, die man ehedem zum Aderlaſſen, Schröpfen, Kinderentwöhnen, u.d.g. wiewohl ganz ohne Grund, für vorzüglich gut gehalten hat, und durch mehr albernes Zeug, hinters Licht geführt würde. Sie hat alſo befohlen, daß alles dieſes unnütze Zeug künftig aus ihren Kalendern weggeſchaft werden ſoll. Dagegen iſt ſie beſorgt geweſen, daß an deſſen Stelle nützliche und angenehme Sachen zum Unterricht des Landmanns und des Bürgers eingerückt würden. . . . . Durch dieſe Einrichtung

hoffet

hoffet man ein sehr nützliches Werk gestiftet zu haben, ob man gleich voraussieht, daß mancher Unwissende und an alten Irrthümern hangende Leser die Wetterverkündigungen ungerne vermissen wird." Gleich hinter diesem Vorberichte steht ein Edict, das Verbot fremder Kalender betreffend; so daß die Preußischen Unterthanen in Zukunft das tägliche Wetter geduldig erwarten, und beym Aderlassen, Schröpfen, Kinderentwöhnen u. d. gl. es darauf wagen müssen, ob Wassermann, Steinbock, Widder, Scorpion u. s. w. ihr Unternehmen beaünstige oder nicht; welcher Gewissenzwang vielleicht von allen, jemals verübten, ähnlichen Gewaltthätigkeiten am ehesten zu entschuldigen ist. Im Ernste wird jeder kluge, wohlgesinnte, so wohl Ein- als Ausländer von ganzem Herzen der Akademie für dieß menschenfreundliche Werk danken; zugleich aber wünschen, daß sie die Ausführung desselben für wichtig genug angesehen, um solche Verbesserungen nicht machen zu lassen, sondern mit vereinten Kräften selber zu machen, oder wenigstens einem den Auftrag zu geben, welcher, ausser den übrigen dazu erforderlichen Kenntnissen des gemeinen Bürgers und Landmanns, dessen Geistesfähigkeit, Empfindung, Einbildungskraft, Laune, Ausdruck völlig studiert, überdem mit Liebe daran gearbeitet hätte; mit der Liebe, die etwas Nützliches um sein selbst willen beginnt, darinnen lebt und webt, nichts weiter verlangt als daß es gethan seyn, und den höchsten Lohn in dem Gedanken sucht, daß es von ihm gethan sey.

Lange

lange ſchon haben diejenigen, denen es nicht gleichgültig iſt, wie es den Menſchen um ſie herum erg-ht, auf einen braven Mann gehoft, welcher den Anſchlag durchſetzen könnte, daß die Kalender zur Aufklärung der geringern Stadt- und Landbewohner, als das ſicherſte, und beynahe das einzige Mittel dazu, angewendet würden; zur Aufklärung in Dingen, welche für ſie nothwendig gehören, und wovon jeder wahre oder falſche Begriff einen unmittelbaren Einfluß auf ihre Glückſeeligkeit hat. Da für jeden Menſchen auch Vergnügen ein Bedürfniß iſt, und von jedem geſucht wird: ſo wäre das allein großes Verdienſt, dem Volk eine Anleitung zu beſſern, edlern Vergnügungen zu geben; denen, die leſen wollen, ein taugliches Buch in die Hände zu ſpielen; auch manchen Bürger und manchen Bauer zu veranlaſſen, über ſeine Handthierung nachzudenken, ſich ſelber zur Luſt und andern zum Beſten, hier und dort etwas neues darinn zu entdecken; wohl gar einige von denen, die mehrentheils unter freyem Himmel arbeiten, in genauerem Verhältniſſe mit der Natur ſtehen, zu vermögen, daß ſie auf die Erſcheinungen und Würkungen der Natur merkten, gewiſſen Räthſeln nachforſchten, und ihre Beobachtungen mittheilten. Wie viele trefliche Fähigkeiten, wie viel ſittliches Gute und Schöne liegt in Manches Kopf und Herzen, der einen groben Kittel trägt, eingewickelt, das nur auf ein lindes Anrühren wartet, um ſich hervorzuthun! Wie viel bey unſrer jetzigen elenden Erziehung äuſſert ſich hiervon unter

denen, welche andern dienen! und die sollen so ganz vernachläßigt werden? Keiner unter den tausend Schriftstellern Teutschlandes soll ein Wort für sie schreiben? Welch ein Vortheil übrigens für das Hauswesen derer, die aus dem gemeinen Haufen ihre Gehülfen sich wählen müssen! Welch ein Vortheil für deren Kinder, die man im zartesten Alter, wo sie am leichtesten zu verderben sind, den Händen der Dienstboten anvertraut! Was letztere selbst betrift, so ist es schrecklich, daß sie mit so schwacher Einsicht in Gutes und Böses, so wenig gegen die Verführung gewassnet, in üppigen Häusern, unter den gefährlichsten Beyspielen, dem Leichtsinn, den schlauen Ueberredungen der Vornehmen Preis gegeben sind! — Aber ich schweife zu weit aus; ich muß zu den oben angezeigten Kalendern zurückkehren.

Es ist nicht zu läugnen, daß in beyden viel gemeinnütziges enthalten sey. Im Haushaltungs-Kalender stehen neben jedem Monat drey abgetheilte Artikel: Gewöhnliche Witterung dieses Monats und deren Einfluß auf die Fruchtbarkeit; Gesundheits-Regeln und Hausmittel; natürliche Zeichen des sich ändernden Wetters. Z. B. Neben dem August: „die Säfte ziehen sich aus den Blättern in die Zweige zurück, und fangen nun an, da wo der Blätterstiel am Zweige sitzt, die Augen oder Knospen anzusetzen, aus welchen das künftige Jahr Blätter, Blüthen und Zweige hervorwachsen sollen u. s. w.“ — „Der Mann, der es sich angele-

gelegen seyn läßt, einen Moraſt auszutrocknen, und faule ſtehende Waſſer abzuleiten, iſt ein wahrer Menſchenfreund. Er verlängert ſich und ſeinen Nebenmenſchen das Leben; die Nachkommen werden ihn noch dafür ſegnen u. ſ. w." — „Wenn ſich die Johanneswürmgen und andre leuchtende Käfer des Abends zeigen, bleibt es beſtändig Wetter; desgleichen wenn die Spinnen in freyer Luft neue Gewebe machen u. ſ. w." Auf dieſe den Monaten beygefügte Bemerkungen folgen nützliche Haushaltungslehren, im gewöhnlichſten Cathechismus- und Geſangbuchston, gar zu allgemein abgefaßt, um beſondern Eindruck zu machen. Z. B. No. 14. „Muß er, der Hausvater, nicht neidiſch ſeyn, ob es gleich ſeinem Nachbarn beſſer gienge als ihm 15. Soll er nicht hoffärtig ſeyn, dann Hoffart kommt vor dem Fall u. ſ. w." Da iſt nichts, das ans Herz griffe. Kurze, körnichte, nicht völlig abgenutzte Sprüchwörter machten größern Eindruck. Am Schluſſe des Kalenders befindet ſich ein abgebrochnes Stück Nachricht von den Urſachen des Kriegs der Engelländer mit den Kolonien, nicht in einer zum Volke ſich herablaſſenden, ſondern platten, langweiligen Schreibart.

Der Hiſtoriſch- und Geographiſche Kalender enthält etwas zur Geographie oder Erdbeſchreibung, und allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes; beydes nicht genug den Begriffen des gemeinen Mannes angepaßt, auch nicht ſo

dargeſtellt, daß die Leſung dieſer Abhandlungen für ihn etwas Anziehendes habe. Unter den beſondern Vorfällen und Handlungen findet ſich manche ſo wohl lehrreiche als unterhaltende Geſchichte. Wäre nur das Ganze nicht ſo gar nachläßig hingeworfen, ohne die mindeſte Anmuth erzählt, voll Widerholungen, und — was das ſchlimmſte iſt — voll Sprachfehler, wovon dergleichen Schriften, welche in die Hände der Ungelehrten kommen, vorſichtiger als andre, müßten geſäubert werden.

Daß man den Sonnenlauf, die himmliſchen Zeichen, den Tagesanbruch in dem Einen Kalender zum Theil, im Andern ganz weggelaſſen, hierüber ſind die Meteorologiſten unzufrieden. Auſſer dieſen beklagen die mehrſten ſich über die weggebliebenen Bilder des Monds, die ihnen ſehr bequem waren, und faſt jedermann vermißt ungern den ehemals für die Feſttage beſtimmten rothen Druck, um ſo mehr, da man das Publikum weder durch Verringerung des Preiſes, noch durch Ausdehnung des Almanachs, von dem, was am rothen Druck erſpaart worden, ſchadlos gehalten hat.

J. G. J.

VI.

Blanca (zu Ludwig.)

Meines Oheims Wille iſt in dieſer Sache der meinige; was er nur immer an euch ſehen mag, das ihm gefällt, dieſes Etwas, das ihm gefällt, kan ich ohne Mühe zu meinem Willen übertragen; oder, um eigentlicher zu reden, wenn ihr wollt, kan ich es leicht meiner Liebe aufnöthigen. Milord, ohne euch über alles was ich liebenswürdiges an euch ſehe, zu ſchmeicheln, will ich nur ſoviel ſagen, daß ich nichts an euch ſehe, was, wenn gleich die Tadelſucht ſelbſt Richter ſeyn ſollte, einiges Haſſes würdig wäre.

König Johann.

Was ſagen dieſe jungen Leute? Was ſagt ihr, meine Nichte?

Blanca.

Daß ihre Ehre ſie verbindet, alles zu thun, was eurer Klugheit ihr zu befehlen belieben wird.

König Johann.

Redet dann, Prinz Dauphin, könnt ihr dieſe Lady lieben?

Ludwig.

Fragt mich vielmehr, ob es mir möglich ſey, ſie nicht zu lieben; denn ich liebe ſie im höchſten Grade.

König Johann.

So geb' ich dir alſo Volqueſſen, Touraine, Maine, Poitiers und Anjou, dieſe fünf Provinzen, mit ihr; und

über

VI.

Auszug
aus einem vertraulichen Schreiben, eines in Italien reiſenden Mineralogen und Chemikers. (*)

Bologna, am 4ten Adventsſonntag 1778.

Kein Ort iſt beſſer als Rom um die Lithologie zu ſtudieren, beſonders das Fach der ſogenannten antiken Steine. Man findet bey den Steinſchleiffern groſe Sammlungen von allen Arten und auch ſchon geordnete Studia oder groſe Tafeln, auf denen die Steine befeſtigt ſind. Sie ſind aber ziemlich theuer, und man thut beſſer, ſich die Steine einzeln anzuſchaffen. Die Ferberiſche Nachrichten von der Lithologie der Alten fand ich meiſtens ſehr gut, und ſie waren mir von groſem Nutzen. In den verſchiedenen Kirchen, dem Campidoglio, dem Vatican, der Villa Albani lernt man eine Menge ſchöner Steine kennen, die man ſonſt nicht antrift. Indeſſen ſind zu Rom die wahren Naturkundiger ſo rar, als bey uns die Römiſchen Baumeiſter, Mahler und Bildhauer. Es iſt bloß das Kirchneriſche Muſeum da, und das Cabinet vom Kardinal Zelada. Der Botaniſche Garten iſt groß und reich an Pflanzen.

Von Rom war ich in 24 Stunden mit dem Courier in Neapel. Hier gefiel es mir in ganz Italien am beſten. Welch

(*) Ich bin gewiß, durch die Mittheilung dieſes Briefes, wenigſtens einer Claſſe der Leſer des Merkurs, wiewohl nicht der zahlreichſten, Vergnügen zu machen — und für dieſe bedarf die kunſtloſe Nachläßigkeit des Styls keiner Entſchuldigung. Die übrigen ſind gewiß zu billig, als übel zu finden, daß wir, ſoviel möglich, für alle Arten von Liebhabern ſorgen.

d. H.

herrliches Land! Ein wahres Paradies, obgleich der Charakter des Neapolitaners ſehr ſchlimm iſt. Ich brachte hier vier Wochen mit dem gröſten Vergnügen zu. Ich bedauerte nur, daß ich nicht 14 Tage eher angekommen war, damit ich die lezte Eruption des Veſuvs, hätte anſehn können. Die Lava machte ſich eine neue Oefnung auf der Seite des Veſuvs gegen den Berg Ottajano, wie die von Anno 1767. und nachher auch die Richtung von jener. Ich fand die Lava noch ganz heiß, und an vielen Orten glühend und feurig, wo ſich alsdenn ein weiſſes Salmiac ſublimirte. Man kann ſich ohnmöglich einen wahren Begriff vom Veſuv machen, wenn man ihn nicht ſelbſt ſieht. Ich war bis auf den Gipfel deſſelben, bey dem großen fürchterlichen Krater, wo man aber wegen des beſtändigen Rauchs und der Flamme faſt nichts beobachten kann. Ich verſorgte mich hier mit einer guten Sammlung vulkaniſcher Produkte. Die Laven-Händler ſind ſehr theuer, und die enormſten Betrüger. Naples hat viele Gelehrte, aber wenig Naturforſcher. Der Profeſſor der Naturgeſchichte Abbè Bottis glaubt, die Lava enthielt alle Metalle, auſſer Silber, das er noch nicht will entdeckt haben. Indeſſen ſind dieſes keine Schlüſſe aus chemiſchen Beobachtungen, ſondern Muthmaſſungen nach dem Anblick der verſchiednen Farben. Iſt eine Schlacke z. E. blau, ſo iſt ihm nothwendig der Kobalt die Urſache davon. Seine Sammlung iſt auch in keiner beſſern Ordnung, als die von den Lava-Händlern. Allein die Profeſſores Vairo und Andria ſtudiren den Veſuv, und die Solfatara beſſer. Die übrigen Gelehrten, die ich kennen lernte, ſind Serrao, Cirillo und Pacifico zwey Botaniker; Padre Minaſi, Sarconne, Cottunio, und Mayer, ein Teutſcher. Ich hielt mich hauptſächlich an Vairo und Andria, zween ſehr geſchickte und freundſchaftliche Männer. Ich hätte mir gewünſcht, hier ein Jahrlang bleiben zu können. E. iſt hier ein beſtändiger Frühling, und man kann in den Wintermona-

ten

ten botaniſiren. Indeſſen iſts in N. viel theurer zu leben als in andern Städten von Italien. Vielleicht kommt es auch daher, weil man hier mehr übernommen wird. Bey dem Padre della Torre hielt ich mich einen ganzen Tag auſſer der Stadt auf. Er zeigte mir beſonders ſeine microſcopiſchen Verſuche mit den Blutkügelchen. Er macht ſich nämlich auſſerordentlich kleine Linſen an der Lampe, die bis zweytauſendmal vergröſern, und durch welche man die Blutkügelchen ausgehohlt erblickt. Abbé Fontana und Heeroſen haben gegen dieſe Verſuche geſchrieben.

Der Weg von Rom bis Florenz iſt für den Naturforſcher ungemein intereſſant, wie du aus Ferbers Briefen weißt. Das ganze Erdreich iſt klar vulkaniſch, und die verſchiedne Seen, die man ſieht, waren ganz deutlich die Krateres der Vulkane. Die Baſalt-Berge bey Bolſena ſind beſonders eine merkwürdige Erſcheinung. Ich hatte die Ferberiſche Beſchreibung davon mehr als einmal geleſen, aber da ich ſie ſelbſt ſah, bekam ich erſt einen deutlichen Begriff davon.

Florenz iſt in Italien, was Zürich in der Schweiz iſt, nämlich der Sitz der Gelehrten und der Wiſſenſchafften. Hier fand ich endlich ächte Mineralogen und Chemiker, die in Italien ſehr rar ſind. Die Cabineter die ich hier ſahe, ſind ſchöner und unterrichtender als an irgend einem Ort in Italien, beſonders das Cabinet des Großherzogs, des Targioni, Tozzetti, Luigi Targioni, und Fabrini. Auſſer dieſen ſind noch einige minder beträchtliche Cabinette da. In Florenz ſind zwey Botaniſche Gärten, ein Laboratorium chemicum, und eine gute Anatomie. Der D. Zuccagni, ein junger ungemein geſchickter Mann, erwieß mir beſonders viele Freundſchaft. Ich machte hier auch die Bekanntſchaft des Hrn. Hofapothekers Hoefer, der das ſal ſedativum naturale in einigen Quellen bey Volterra entdeckt hat. Er hat eine eigne Abhandlung darüber drucken laſſen. Die übrigen Gelehrten, die ich

ſah, ſind der Profeſſor Munetti, die Herren Mecny, Fer-
nini, Carratucci ꝛc. Die anatomiſchen Präparata aus
Wachs, die man in den erſten Zimmern des Großherzogl.
Muſeums ſieht, übertreffen alle Erwartung. Man glaubt,
durch alle Theile durch, die Natur ſelbſt vor Augen zu haben.
Die Zoologie iſt noch in ihrem Anfang. In den Phyſikaliſchen
Sälen ſieht man die ſchönſten Inſtrumente von der Welt.
Bey Mylord Cupper fand ich auch eine ſchöne Sammlung
von dergleichen, beſonders die neuſten Inſtrumente zum aër
factitius, einen Electrophor von 5 Schuh im Diameter. Unſre
Inſtrumenten-Säle ſtehen dieſen an Reichthum und Reinlichkeit
weit nach. Hier hatt' ich das Vergnügen, den Grafen v. Borch
wieder anzutreffen, mit dem ich vorher die Inſel Elba beſucht,
und durch ihn einen der angenehmſten monatlichen Aufenthalte
bey dem Gouverneur daſelbſt in Rio genoſſen hatte. Dieſer
Herr, welcher General-Major in Polniſchen Dienſten iſt, reiſt
nun ſchon ſeit einigen Jahren in Italien, mit einem beynah
Fürſtl. Aufwand, und dem wärmſten Eifer für die Naturkun-
de. Von hier wird er ſich nach Spanien und Portugall ein-
ſchiffen, und von da über Frankreich, England, Holland, und
Teutſchland nach Hauſe kehren. Er hat ſich beſonders lange
in Sicilien aufgehalten, und verſchiedene Schriften, Lithogra-
phicum Sicilicum betitelt, in Neapel und Rom, abdrucken
laſſen. Er hat alle Steinarten von Sicilien, die er beſchreibt,
chemiſch unterſucht. Er iſt ein großer Freund von le Sage
und ſeinen Grundſätzen. Eine Art Jaſpis in Sicilien, glaubt
er, ſeye durch die *Purpuram Caſſii* gefärbt. Von der Farbe
des Lapis Lazuli iſt er gegen die Margrafiſche Verſuche. Er
hat kürzlich der Akademie zu Dijon eine Abhandlung über die
Bäder von San. Philippo eingeſchickt, und der Akademie von
Siena eine andre über den Phosphorus, den man aus faulen
Fiſchen bekommt, und dadurch er auch das Leuchten des
Meerwaſſers erklärt. Den Empfehlungen dieſes großen und

merk-

merkwürdigen Mannes habe ich die Gelegenheit zu meinen neueſten Entdeckungen auf der Inſel Elba zu danken.

In Piſa ſieht man bey Herrn Branchi della Torre eine ſehr ſchöne Sammlung von chemiſchen Präparaten, die er ſelbſt gemacht hat. Das Naturalienkabinet der Univerſität iſt beträchtlich. Es enthält die ſchöne Conchylien-Sammlung von Gualthieri, viele Zoophyten und Petrefakten. In Mineralien iſt es aber ziemlich arm.

Auf meiner Reiſe hieher nach Bologna hab ich unterwegs die *Pietra mala* geſehen. Die Flamme war bis ſechs Fuß hoch. Das umliegende Gebürge, und der Ort der Flamme ſelbſt beſteht aus Kalkſtein. Die Flamme kommt aus keiner Oefnung, ſondern bloß aus den Poris der Erde. Sie ſcheint mit der entzündbaren Luft große Aehnlichkeit zu haben. Nichts iſt im Stande, ſie auszulöſchen, als ein heftiger Wind. Ein einziger Stahlfunken zündet ſie aber wieder an, und zwar mit einer Art von Exploſion. Man ſagt, daß der Großherzog dabey graben laſſen wolle. Ich bin begierig, was man finden wird. Es ſind in der Gegend noch zwo andre ähnliche Flammen. Von Bologna kann ich deswegen noch nichts ſagen, weil ich geſtern erſt hier angekommen bin.

VII.

Bemerkung aus der Naturgeſchichte.

Ohngefähr zweyhundert Schritte vom Rhein-Ufer hat man zu Coblenz bey Grundlegung des neuen Reſidenz-Schloſſes achtzehn Fuß unter der Erde einen Elephanten-Zahn gefunden, der kalziniert war, und ſieben Franzöſiſche Fuß in der Länge,

und ſechs Zoll im Durchſchnitt hatte, wo er am ſtärkſten war. Hr. De Luc, der im Monat Junius eine neue Reiſe nach Teutſchland gethan, hat bey genauer Beſuchung der Gegend von Coblenz gefunden, daß beynahe alle Berge zwiſchen Bonn und Andernach Volkane geweſen ſind. Das ganze Thal von Heilbronn und Thünſtein iſt voll davon auf drey Viertelſtunden weit, und man hat 80 Fuß unter der Erde vulkaniſche Produkte herausgezogen. In der Nachbarſchaft dieſer Thale iſt beſonders der Herchenberg, und der Bauſenberg, merkwürdig. Der Kegel des erſtern, iſt nach Hrn. De Lucs Bemerkungen, ein Hauſſe Aſche, Lava, und ganz klein gebröckelter Binſenſtein. Sein Krater exiſtiert noch. Auf dem Bauſenberg iſt der Krater aber ungleich beſſer erhalten, und ſein Durchſchnitt hat wenigſtens 400 Schritte. Bey Waldorf iſt dieſer Kegel am gröſten, und man ſieht ihn ſehr von weiten. Das ganze Land iſt eine Kette von Volkanen, die von der Moſel bey Coblenz anfängt, und ſich über Heſſen hinaus erſtreckt.

Auch finden ſich viele Vulkane zwiſchen Mayen und Andernach. Bey Oberlahnſtein, und in den Felſen, worauf Ehrenbreitſtein gebaut iſt, fand Hr. De Luc Seemuſcheln, und zwar in Felſen-Maſſen, die faſt aufrecht ſtunden, folglich ſchon eine neue Revolution erlitten hatten.

VIII.

Bücher-Anzeigen.

Magazin für die Philoſophie und ihre Geſchichte. Aus den Jahrbüchern der Akademien angelegt von M. Hißmann, der Weltweisheit Dokter in Göttingen. Erſter

Erſter Band. Göttingen und Lemgo. In der Meyerſchen Buchhandlung, 1778.

Ein ſehr nützliches Unternehmen des Herrn Doktors, uns aus den Memoiren der Berliner, Londner und Pariſer Geſellſchaften die gemeinnützigſten Abhandlungen auszuſuchen, und beſonders, wie hier geſchehen iſt, verwandte Materien auf einander folgen zu laſſen. Den Anfang machen J. Prieſtleys Pſychologiſche Verſuche. Der erſte enthält einen allgemeinen Abriß der Lehre von den Schwingungen. Sie waren Hartleys Theory of the human Mind on the principle of aſſociation of Ideas. Vor den Zeiten Newtons nahm man allgemein an, daß ein Eindruck auf das äuſſerſte Ende eines Nerven dem Gehirn durch Hülfe eines flüßigen Weſens mit welchem der Nerve angefüllt wäre, mitgetheilt würde. Man ſagte zu dieſer Abſicht voraus, die Nerven ſeyen röhrenförmig. Von der Art aber, wie dieſer Eindruck fortgepflanzt würde, ob es allmählig durch eine ſchwingende Bewegung der Theile dieſes Nervenſafts, oder augenblicklich geſchehe, war noch keine deutliche Hypotheſe angegeben. Mit Hartley glaubt der Verf. die Lehre von den Schwingungen, welche Newton an Ende ſeiner Princ. Phil. und in den Fragen am Ende ſeiner Optik vorgetragen hat, ſey hinlänglich, die Lehre von den Ideen einigermaſſen zu erklären. — Die Verſchiedenheiten der Schwingungen, welche das Gehirn affeiren, reichen zu, allen Verſchiedenheiten zu entſprechen, die wir in unſern urſprünglichen Begriffen oder Empfindungen bemerken. Der Unterſchied im Grade der Schwingung, die mit dem ſtärkeren oder ſchwächern Ton übereinkommt, iſt beträchtlich; der Unterſchied in der Art, wie ſie der Verſchiedenheit des Tons entſpricht, iſt noch beträchtlicher. Hierzu kommt noch: eine Schwingung im Gehirn kann auch durch die Stelle, an welcher ſie im Gehirn hauptſächlich vorgeht, wie auch durch ihre Direktions Linie, von einer andern Schwingung unterſchie-

ſchieden werden, nachdem ſie nemlich durch einen beſondern Nerven ins Gehirn gebracht wird. Reichen nun dieſe urſprüngliche Verſchiedenheiten der Schwingungen zu, allen Verſchiedenheiten unſrer urſprünglichen oder einfachen Ideen zu entſprechen: ſo müſſen auch die Verbindungen, deren ſie fähig ſind, in beyden Fällen gleich ſeyn, ſo daß die Anzahl der zuſammengeſetzten Ideen keine beſondere Schwierigkeit erregen kann. Auſſer den vier angeführten Unterſchieden in den Schwingungen, bey welchen Doktor Hartley ſtehen bleibt, giebt es noch eine andre Verſchiedenheit, die entweder in der Beſchaffenheit der Nerven, die zu verſchiednen Sinnen gehören, oder in den vielen Nebenumſtänden liegt, wodurch ihre Schwingungen ſo modificiert werden, daß ſie ſo leicht von einander zu unterſcheiden ſind, wie verſchiedne menſchliche Stimmen, die den nemlichen Ton anſtimmen. Es läßt ſich leicht denken, daß in einer Subſtanz, die nicht wie die Luft fluſſig, ſondern dicht, wenn gleich weich iſt, wie das Gehirn, eine Schwingung, die einen Theil dieſer Subſtanz in Bewegung ſetzt, dieſen Theil auch leicht dahin diſponiren werde, daß er eher auf dieſe, als auf irgend eine andre Art wieder oſziliire, ſo daß ein gleichartiger zweyter Eindruck, von dem erſten unterſchieden, bleibt. Die Phänomenen der Schwingungen ſtimmen glücklich genug mit dem Unterſchied zwiſchen angenehmen und ſchmerzhaften Empfindungen zuſammen; weil dieſe Senſationen nur dem Grade nach unterſchieden ſind, und nur unmerklich in einander überzugehen ſcheinen. Auch die Aſſociation der Ideen kann bey der Lehre von den Schwingungen beſtehen. Freylich iſt dieſe Hypotheſe der Schwingungen der Immaterialität der Seele nicht ſehr günſtig, weil nach ihr, bey dem Geſchäfte des Denkens, ſo ſehr vieles bloß von der Materie abhangt. Allein der Verf. glaubt auch, daß dadurch nicht viel verlohren würde, beſonders für diejenige, die aus den Principien der Offenbarung eine Auferſtehung der Todten glauben,

und

und alſo von den philoſophiſchen Unterſuchungen nichts weiter zu erwarten haben. Der Verf. glaubt nicht, daß der Menſch aus ſo verſchiednen Principien, als Materie und Geiſt iſt, beſtehe; ſondern er ſey vielmehr aus einförmigen Theilen zuſammengeſetzt: und er hält ſowohl die Perception, als auch alle die übrigen Kräfte, die man Seelenkräfte zu nennen pflegt, für das Reſultat einer ſolchen organiſchen Struktur, wie das Gehirn iſt. Er glaubt demnach, der ganze Menſch höre bey ſeinem Tode auf, und wir haben keine Hofnung das Grab zu überleben, als in ſo fern ſie uns die Offenbarung einſpricht.

Alle Phänomenen und Operationen der Seele hält Hartley für blos verſchiedne Arten und Fälle der Aſſociation der Ideen. Ein empfindendes Prinzipium mit dieſer einzigen Eigenſchaft vereinbart, iſt ihm genug, neben dem Einfluß ähnlicher Umſtände aus einem jeden Menſchen das zu machen, was er jetzo iſt. Dieſes ſucht Prieſtley im Folgenden zu erweiſen.

Maupertuis von der Bezeichnung der Ideen. 1) ſprachen die Menſchen durch einige Geſtus und Töne. 2) ſetzten ſie Conventionstöne und Gebärden hinzu 3) redeten ſie durch verabredete Töne untermiſcht mit den natürlichen 4 durch verſchiedne Intonationen konnte die Geſchreyſprache vollkommen gemacht werden ſeyn 5) bemerkte man, daß man ohne Bewegung des Körpers und ohne Anſtrengung der Kehle durch die bloſſe Bewegung der Zunge und der Lippen eine groſſe Anzahl von Artikulationen bilden konnte, 6) endlich machte man Konventionen über die Veränderungen der Artikulationen, 7) ſetzte man Geſtus und Intonation zu dieſer artikulierten Sprache um den Ausdruck der Leidenſchaften zu bewirken. Mit den Abweſenden zu reden erfand man Figuren; zu dieſen ſetzte man verabredete Zeichen. Dieſe verdrängten am Ende ganz die Figuren. Endlich erfand man die Schrift, die nicht die Dinge, ſondern die Wörter vorſtellt, deren man ſich in

der

der Sprache zur Bezeichnung der Dinge bedient. Die erstere Schrift, nemlich diejenige, deren Zeichen die Dinge selbst vorstellt, würde große Vorzüge vor der unsrigen haben, wenn sie alle mögliche gedenkbare Vollkommenheiten, und die Menschen Gedächtniß genug hätten. Da Ein Hauptzug ursprünglich den Gegenstand bezeichnete: so würde ein jeder neuer Zug, jenem Hauptzug beygefügt, alles bezeichnen was dem Gegenstand zugehören könnte. In den Zeichen, die mehr zusammengesetzte Dinge vorstellen, würde man eine grössere Zusammensetzung wahrnehmen; und, wenn der Schriftsteller und der Leser geschickt genug wäre, so würde man in jedem Charakter die richtige Definition der Sache finden. Man sieht daraus, warum es in China so viel sagen will ein Gelehrter zu seyn. Man muß nemlich Philosoph seyn, um lesen und schreiben zu können. Diese Schrift könnte so beschaffen seyn, daß ein jeder nach seiner Fähigkeit, in ihr etwas entdecken; daß dieselbigen Charaktern für den Gelehrten eine mehrere Bedeutsamkeit, und für diejenigen einen eingeschränkteren Sinn haben würde, die nicht tief eindringen mögen und können. In China ists würklich so. Der eine sieht in denselbigen Zeichen nur die Oberfläche der Sache, und der andre alle ihre Eigenschaften und Beziehungen.

Merian über die Apperception seiner eignen Existenz. Der Verf. sucht den Carteſianiſchen Satz: Cogito E. sum zu entkräften, und glaubt es müsse heissen: Cogitavi E. sum. Er hält dafür, daß wir die Kenntniß unsers Wesens weder durch Räsonnement, noch durch Reflexion, noch auf irgend einen andern mittelbaren Weg erlangen. Daraus können wir nun mit Recht schliessen, daß wir uns selbst unmittelbar und anschaulich appercipiren. Auch erhellet hieraus, daß die Apperception seiner selbst der erste Akt und ein wesentlicher Akt eines denkenden Wesens, als eines denkenden Wesens, ist; weil alle Kenntnisse diesen Akt voraussetzen, er hingegen ganz allein

über dieſes noch die volle Summe von dreyßigtauſend Mark Engliſchen Geldes. Philipp von Frankreich, wenn du damit zufrieden biſt, ſo befiehl deinem Sohn und deiner Tochter einander die Hände zu geben.

König Philipp.

Wir ſind es vollkommen zufrieden, ihr jungen Prinzen, vereiniget eure Hände.

Oeſtreich.

Und eure Lippen dazu; denn ich erinnre michs noch wohl daß ich es ſo machte, wie ich das erſtemal verſprochen wurde.

König Philipp.

Nun, ihr Bürger von Angiers, öffnet eure Thore, um die Freundſchaft einzulaſſen die ihr geſtiftet habt, damit ohne Verzug dieſe Vermählung in St. Martins Capelle ſollenniſirt werden könne. Iſt die Lady Conſtantia nicht in dieſer Geſellſchaft? Doch ſie kan nicht hier ſeyn; ihre Gegenwart würde dieſem neugeſchloßnen Vergleich ein ſtarkes Hinderniß in den Weg gelegt haben. Wo iſt ſie, und ihr Sohn, wer kan es mir ſagen?

Ludwig.

Sie ſizt voll Traurigkeit und Unwillen in Eurer Majeſtät Gezelt.

König Philipp.

Bey meiner Ehre, dieſes Bündniß das wir getroffen haben,

allein nichts vorausſetzt. Die zweyte Abhandlung deſſelben Verf. über die Apperception in Rückſicht auf die Ideen, oder auf die Exiſtenz der Ideen in der Seele. Die Erfahrung lehrt uns hier vier Fakta. 1) Die Verſchiedenheit meine Ideen vom Bewußtſeyn meiner ſelbſt; 2) die Paſſivität der Seele bey den Perceptionen; 3) die Verſchiedenheit der Perceptionen von einander, oder ihre verſchiedne Arten die Seele zu rühren; 4) ihre gemeinſchaftliche Gegenwart oder Exiſtenz in demſelbigen Subjekt. Es giebt keine andre Ideen, als die man appercipiert. Jede Idee iſt von der andern unterſchieden, und die angebliche Identität iſt nur ein Mißbrauch der Sprache. Alle Gedanken ſind an ſich ſelbſt gleich klar, und die Grade der Klarheit, die man bey ihnen annimmt ſind ihnen nicht weſentlich, ſondern rühren bloß von der Vergleichung her. Die dunkle Idee iſt nichts. Achard von dem Mathematiſchen Unendlichen. Die meiſten falſchen Räſonnements über das Mathematiſche Unendliche entſtehen daraus, daß man abgezogne Begriffe mit beſtimmten Ideen verwechſelt. Fontenelle, wenn man ſein Syſtem unterſucht, verwikelt ſich in Unſinn, und ſagt lauter Widerſprüche, indem er die Wahrheit des Unendlichen darthun will. Die Rechnung des Unendlichen iſt dem Reellen Unendlichen gerade zu entgegengeſetzt. Denn das Reelle Unendliche ſchließt alle Möglichkeit der Vermehrung und Verminderung aus, und die Rechnung des Unendlichen beſchäfftigt ſich mit Gröſſen, die im Verhältniß gegen einander unendlich vermehrt und vermindert werden können. Leibnitz rückte noch kurz vor ſeinem Tode 1712. einen Aufſatz in die Leipziger Akten ein, woraus man ſich überzeugen kann, daß er weder reelle unendliche Linien noch Zahlen zugab, daß er vielmehr ausdrücklich behauptete, das Unendliche finde nicht ſtatt. Kräfte, Atomen, nennte er nicht Infinita ſondern Incomparabilia. So dachte auch Newton. — Dieſen folgen aus den Memoires der Acad. de Belles-lettres zu Paris

Boivin

Boivin über den Streit der Philoſophen des 15ten Jahrhunderts, betreffend den Vorzug des Platoniſchen oder Ariſtoteliſchen Syſtems. De la Nauze über das Alter und die Entſtehung des Kabala. Sevin über das Leben und die Schriften der Kalliſthenes. Caneye über den Philoſophen Thales, und Sevin über das Leben und die Schriften des Euhemerus.

Anleitung zur Kenntniß der auserleſenen Litteratur in allen Theilen der Philoſophie, von Michael Hißmann. Göttingen und Lemgo, bey Meyer, 1778.

Auf Verlangen eines ſeiner akademiſchen Freunde ſammlete der Verf. gegenwärtige Büchertittel, ſchied die Schafe von den Böcken, behielt nur diejenigen, die ſich durch ihren Werth vor den andern auszeichneten, und ſetzte ſie ohne einiges Urtheil neben einander. Freylich konnten nicht immer fürtreffliche und unſterbliche Schriften angeführt werden, weil in dieſem oder jenem Fache keine da waren, und bis ans Ende der Welt über gewiſſe unmögliche Materien, deren Rubrik wir aber doch bereits in Rechnung führen, keine werden geſchrieben werden. Seiner Schubladen ſind namentlich 13. 1) Litterar Geſchichte der Philoſophie; 2) Geſchichte der Philoſophie; 3) Philoſophie der Geſchichte. 4) Philoſophie überhaupt; 5) Pſychologie oder Logik. 6) Aeſthetik. 7) Metaphyſik. 8) Natürliche Theologie. 9) Allgemeine praktiſche Philoſophie. 10) Recht der Natur. 11) Politik. 12) Philoſophiſche Sittenlehre. 13) Pädagogik. Bey jedem Artikel iſt Text befindlich, der einige Hauptideen über den jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaft und ihre Grenzen hinwirft. Auch ſind die Materien gehörig geſchieden. Das ganze Buch iſt auch für diejenigen, die die Erklärung deſſelben durch den beſondern Unterricht des Verf. nicht genieſſen können (wozu es eigentlich beſtimmt iſt) immer ein ſehr ſchätzbares Geſchenk, und

es bleibt eine zuverlässige Quelle für angehende Studirende, Geschäftleute, Leser auf dem Lande u. s. w., die so oft den Rath eines Kenners, Bücher zu kauffen, nöthig haben, und sich meist an den Unrechten wenden.

Die Säugthiere in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen. Dritter Theil. Erlangen 1778.

Womit wir hier unsre Leser bekannt machen, ist eigentlich die Fortsetzung der Beschreibungen zum dritten Theil, oder das XXVI. Heft. Unsere Leser kennen schon die Einrichtung und die Vortreflichkeit dieses Werks aus den vorhergehenden Theilen. Wir haben also nur anzuzeigen, was in diesem Nachtrag enthalten ist. Die Otter, der Marter, der Bär, das Beutelthier, der Maulwurf, die Spitzmaus und der Igel, das sind die Geschlechter, welche hier vorkommen. Unter den Ottern kommt das Vison vor, welches Daubenton beschrieben. Büffon hält es für eine Spielart des Iltis; allein seine Gestalt, Lebensart und Balg sind hinreichend, es zu den Ottern zu zählen. Unter den Martern wird der Stein-Marter (Foyna) von Linnei Marter abgesondert, weil jener mehr in südlichen Gegenden, dieser aber in nördlichen vorkommt, und letztrer einen etwas kürzern Kopf und längere Beine hat. Wenn die Cosaken in Sibirien auf den Zobelfang ausgehen, so vertheilen sie sich in kleinere Banden, wovon jede einen Anführer, alle zusammen aber ein gemeinschaftliches Oberhaupt wählen. Sie versehen sich auf etliche Monate mit Lebensmitteln; begeben sich mit ihren Hunden und Jagdgeräthschaften an den Ort, wo der Fang geschehen soll, bauen sich Hütten, und erwarten den dazu gehörigen Frost und Schneefall. Ehe noch der Fang angeht, versammlen sie sich; beten um glücklichen Fortgang desselben, und geloben der Kirche den ersten Zobel, den ein jeder fängt. Hierauf zerstreuet sich die Gesellschaft, und jeder Jäger schlägt seine Schlagbäume auf.

Niemand darf die Bälge abſtreifen, als der Anführer. Geht kein Zobel mehr in die Schlagbäume, ſo umſtellen ſie ihre Löcher mit Netzen. Kommt dann das Thier aus ſeinem Loch, ſo laſſen ſie einen Hund loß, daß er es todt beiſſet. Wenn der Fang geendiget iſt: ſo verſammlet ſich die ganze Bande wieder, und theilen ihre Beute zu gleichen Theilen unter ſich, nachdem ſie zuvor diejenigen abgezogen, welche der Kirche und Krone gebühren. Die beſten Zobel werden im November und den zween folgenden Monaten gefangen, in welchen das Haar die rechte Länge und Dichte hat. Die ſchwärzeſten werden am meiſten geſucht; doch muß man ſich auch bey dieſer Farbe ſehr in Acht nehmen, weil die Ruſſen ſolche zu färben wiſſen; welchen Betrug man aber an der insgemein zu ſtarken Schwärze, und an dem Mangel des Glanzes entdeckt. Ein Chineſer aber kann ſie ſo färben, daß ſie nicht abſchmutzen, den Glanz behalten, und die Farbe nie verliehren. Auſſer den Linneiſchen Marter-Gattungen finden wir hier noch den Tieger-Iltis, den Pekan, den Vanſire, welcher auch zu den Stinkthieren könnte gezehlt werden, und den Koulon, mit welchem Herr Pallas die Zoologie bereichert hat. Bey Gelegenheit der Abbildung der Hermeline kann Recenſent auch Exemplare aufweiſen, eins vom Herbſt, welches überall weiß iſt, und nur noch über den Rücken braungelbe Haare hat; und ein andres aus der Mitte des Winters, welches auf dem Kopf graubraun gefleckt, ſonſt aber weiß iſt. Das Bären Geſchlecht iſt noch bereichert mit dem Labradoriſchen Dachs, und dem Vielfraß, welchen letztern Linné zu den Martern gerechnet hatte. Unter den Beutelthieren kommt auch Briſſons Filander Afrikanus vor, wobey jedoch erinnert wird, daß er nicht in Afrika, ſondern in Mexico zu Hauſe ſey; Büffons Krappenfreſſer, das kurzſchwänzigte Beutelthier aus Südamerika, der Moluckiſche Kuſkus, le Brüns Filander, und das Kenguruh, welches der ſeel. Herr Profeſſor Müller zu

dem Mäuſegeſchlecht gerechnet hatte. Ob Büffons Tarſier zu den Beutelthieren gehöre, wird gefragt. Da Linné nur zwey Gattungen Maulwürfe zehlet; ſo finden wir hier dieſes Geſchlecht noch mit folgenden vermehrt: dem langaeſchwänzten aus Nordamerika, deſſen Schwanz halb ſo lang als der Leib iſt; dem rothen und dem Goldmaulwurf. Zu den Spitzmäuſen kommen noch der Wüchuchol, von welchem Pallas in ſeinen Reiſen Nachricht ertheilt, daß er gröſſer als ein Hamſter, und nur zwiſchen der Wolga und dem Don angetroffen werde; ferner die Waſſerſpitzmaus oder ſorex fodiens, die Surinamiſche, welche hier zuerſt bekannt gemacht wird; die Perſiſche bey Gilan und Maſanderon auf den Stepren; die Braſiliſche, und die kleinſte aeſchwänzte Sibiriſche, welche Herr Pallas in Sibirien am Jeniſei entdeckte. Von Igeln finden wir vier Gattungen: den gemeinen, wobey angemerkt wird, daß die ſogenannte Schwein- und Hunde-Igel einerley ſeyen; den langbhrigten bey Pallas; den Tendrack und Tanreck bey Büffon.

Joh. Jac. Ferbers neue Beyträge zur Mineralgeſchichte verſchiedener Länder. Erſter Band, der zugleich Nachricht von einigen chymiſchen Fabriken enthält. Mietau 1778. 462 Seiten in 8v.

Der Herr Verfaſſer hat in Erwartung der nun erſchienenen Churſächſiſchen Mineralgeſchichte von Charpentier die Bruchſtücken einer ähnlichen Beſchreibung einige Jahre ruhen laſſen; nachdem derſelbe aber überlegte, daß ſeine Bemerkungen theils zu mehrerer Bekräftigung der Beobachtungen ſeines Freundes, theils zu weiterer Unterſuchung der Wahrheit dienen könnten: ſo hat er ſich entſchloſſen, ſie abdrucken zu laſſen.

Der Gedanke in der Vorrede, ein eignes kleines Fahrbüchlein über die vornehmſten und reichſten Gruben in Sach-

ſen, auf dem Harz ꝛc. für die künftigen Kammeraliſten und andere Dilettanten herauszugeben, iſt würdig ausgeführt zu werden.

Wir erhalten 1) Zuſätze zu des Herrn Verfaſſers Mineralgeſchichte von Böhmen. Ferber ſahe bey dem ſeligen von Moll in Wien Stücke von Böhmiſchen Chalcedon, Carneol und Agath, die jener aufmerkſame Mann nach verſchiedenen Richtungen in Scheiben hatte ſchneiden laſſen. Chalcedon und Carneol zeigten allemal durch das Mikroſcop eine kuglichte, Agath aber eine ſechseckigte Geſtalt der kleinſten Theile; zuweilen fand ſich um dieſe Scheiben wahres grünes und braunes Moos eingeſchloſſen. So ſehr der Herr Verfaſſer überzeugt war, und noch iſt, daß vieles, was man für Moos anſieht, eine Erde oder andere Unreinigkeit ſey: ſo konnte er es hier doch ſeinen eigenen Augen nicht abläugnen, und Recenſent muß ebenfalls als ein Augenzeuge dieſe Beobachtung bekräftigen. 2) Nachricht von einem ausgebrannten Vulkan und der Entſtehung einer Art Porphyrs. Ferber behauptet, daß nicht alle Porphyre vulkaniſchen Urſprungs ſeyen; er fand ihn in Flözartigen Lagen über Gneuß bey Chemnitz, und über Granit bey Dresden. Nach dem vierten Band des Hamburger Magazins, S. 538 werden ſogar eine Menge Verſteinerungen im Porphyr des planiſchen Grundes gefunden. 3) Beobachtungen in den Sächſiſchen Gebirgen. In alten Zeiten wurde der Bergbau zu Freyberg auf drey ziemlich mächtigen Hauptgängen getrieben. Dieſe lieſen gröſtentheils mit einander parallel und wurden abgebaut; ſind aber in weiterem Ausſtreichen verlohren gegangen. Man hofft ein oder zwey dieſer Gänge, die vielleicht wieder zuſammengeſtoßen ſeyn können, durch den neuen tiefen Fürſtenſtollen wieder auszurichten. Gegenwärtig wird der gröſte Theil Gruben auf Klüfte, Trümmer — und vielleicht Ausreiſſer von und zwiſchen den abgebauten Hauptgängen getrieben, daher blos in dem Schaar Kreuz-Erz gewonnen wird. Die weißen Eiſenſpath-

Druſen

Druſen werden in Sachſen Pfengit genennet. 93. Der glänzende Bleiglanz vom Morgenſtern iſt, oft geträufelt und röhrigt oft mit leberfarbener Blende überzogen, oder gemiſcht, und heißt dann Leber-Erz.

Aſtergranit nennt der Verfaſſer eine in Sachſen nicht ſeltene Bergart, die aus kryſtalliniſchen Quarzkörnern und rothem, ſehr derbem oder wenig ſpathigem, und beynahe einer erhärteten etwas glänzenden Thonerde ähnlichem Feldſpathe zuſammengeſetzt iſt, und worinne der Glimmer gänzlich fehlt.

Der Grubenbau in dem altenbergiſchen Zinnſtockwerk wird fürchterlich beſchrieben. Man fährt ortweis mit einem leichten Getriebe in den Bruch, und macht die Zimmerung vorſätzlich ſchlecht und lebensgefährlich, weil ſonſt das Hereinrollen unterbleiben würde. Weiſſe und rothe Gähren ſollen zu Annaberg Kobold, orangefarbene Gähren aber Kobold und Silber anzeigen. Oft bemerkt man Bezug auf die nun bekannte Meinung von der Lage des Granits, Gneuſes und Schiefers. Doch wir wollen nicht weiter ausziehen. Ferbers Werke müſſen ganz geleſen werden; und hat er ſich ſchon oft hier und da geirret, ſo verdient er dennoch tauſendfältigen Dank; da das Nachſpähen nach ſeinen Irrthümern einen ſolchen Rumor unter Teutſchen und Italieniſchen Naturforſchern und Reiſenden erregt, daß man in wenig Jahren erſtaunen wird, welche gute Wirkungen ſolche Streitäpfel erregen.

Auf die Beobachtungen in den Sächſiſchen Gebirgen folgen Nachrichten von einigen chymiſchen Fabriken — eine Sammlung vortreflicher Bemerkungen; dann ein Fragment der Geſchichte des Engliſchen Bergbaus, von Erie Odelſtierna, dem Herrn Verfaſſer durch den berühmten Tilas mitgetheilt, und endlich eine mineralogiſche Reiſe durch England und Schottland. Die hier geſammleten Beobachtungen rühren theils von dem

Herrn Verfaſſer, theils von deſſen Freund, Herrn Profeſſor Fabricius her.

Wir wollen hier nur berühren, daß das epſomiſche Salz ſelbſt zu Epſom meiſt künſtlich bereitet wird — Die Flinten in der Gewehr-Fabrike zu Birmingham werden vielleicht aus politiſchen Gründen ſo ſchlecht gemacht, daß ſie kaum den Probeſchuß aushalten: ſie gehen nach Guinea. — Zu Leith wird aus Moos (Lichen Sanatilis) eine ſchöne, beſtändige karmeſinrothe Farbe gemacht. Gegen zweyhundert Menſchen werden zum Einſammlen dieſes Mooſes gebraucht — Herr v. Moll hatte wirklich Zinnhaltende weiſſe Zinngraupen u. ſ. w.

Friedrich Eugenius Eſper Beobachtungen an einer neuentdeckten Zwitter-Phaläne des Bombyx Crataegi. Erlangen 1778. mit einer illuminierten Kupfertafel.

Nun werden hoffentlich die Zweifler, ob Schäffers Zwitter-Phaläne ein ächtes Exemplar geweſen, nicht mehr zweifeln, wenn man ihnen mehrere Exemplare zeiget, welche alle Kennzeichen wirklicher Zwitter an ſich haben. Das zwölfte Stück des Naturforſchers läßt uns einen Zwitter von der Pavonia minor ſehen, und hier giebt Herr Eſper Nachricht von einem andern des Bombyx Crataegi. Jedes Stück iſt ein vollkommnes Ganze, welches aus einem Körper, vier Flügeln, zwey Fühlhörnern und ſechs Füſſen beſteht. Nur iſt aber die eine Hälfte, wie das Weibchen, und die andre, wie das Männgen, gefermt, die Pavonia ausgenommen, deren Hinterleib ganz weiblich zu ſeyn ſcheint. Da dieſe drey Stücke zu den Spinnern gehören, welche ſich in Anſehung des Geſchlechts ſichtbar unterſcheiden: ſo darf man ſich hier keine Naturſpiele oder unvollkommne Entwickelungen aus der Puppe gedenken. Jedes Auge ſieht ſogleich den halben Theil eines Männgens,

ſo

ſo gar mit ſeinem kammartigen Fühlhorn, und ſo auch den halben Theil eines Weibgens mit ſeinem faden- oder borſtenähnlichen Fühlhorn, alſo wahre Zwitter. Allein wie entſtehen ſie? Sind ſie zur Zeugung geſchickt? Sind ſie in dieſem Falle ſich ſelbſt genug? oder müſſen ſie ſich erſt mit einem andern begatten? Kommen von ihnen wieder Zwitter, oder ächte vollkommne, wie die gewöhnlichen ſind; oder ein drittes, welches unſre Forſchung, die Gattungen richtig zu beſtimmen, ſo öfters vereitelt? Lauter Fragen, aber noch keine zuverläßige Antwort hat der Naturforſcher darauf ertheilen können. Zwey Embryonen, welche zuſammen verwachſen, geben eigentlich keinen Zwitter, ſondern eine Mißgeburt. Wie ſoll man denn die Entſtehung des Zwitters erklären? Was uns Bernoulli von einer Bombyx quercifolia, und von einer Noctua pacta berichtet, daß ſie ohne Paarung Eyer gelegt, aus welchen Raupen ausgegangen, iſt etwas; allein doch noch mit zu vielen Schwürigkeiten verbunden, um die Wirklichkeit des Fortpflanzungsvermögens bey den Zwittern zu behaupten; denn in dieſen Exemplaren wird kein unterſcheidendes Zwitter-Kennzeichen angeführt, welches doch wenigſtens bey der erſten würde in die Augen gefallen ſeyn. Kann es nicht bey der Quercifolia dem Herrn Prof. Basle (wir ſetzen nur den Fall; dann von ſeiner dabey gebrauchten Vorſicht wiſſen wir keine näheren Umſtände) wie dem Recenſenten gegangen ſeyn, dem ein Quercus und Potatoria-Weibgen befruchtete Eyer gelegt, wozu aber Männgen von auſſen in ſeine Stube geflogen waren, und ſich mit den Weibgen, die ſchon an der Nadel ſteckten, gepaaret? Hätte er dieſe Näſcher nicht noch in der Stube erwiſcht: ſo würde man ihm nicht verübelt haben, wenn er von Exemplaren geredet, welche ohne Paarung befruchtete Eyer gelegt hätten. Allein die Pacta in der Schachtel und aus denen vorgefundenen Eyern, aus welchen ſchon Raupen gegangen waren? Das will freylich

ſchon mehr ſagen. Allein können nicht in der Schachtel der Packa Eyer von einem andern Exemplar geweſen ſeyn, ehe die Raupe in ſolche gethan worden? Können ſie nicht mit dem Futter in dieſelbe gebracht worden ſeyn? Waren juſt die ausgegangenen Räupgen Abkömmlinge einer packa, indem dieſe kleinen Kreaturen von dem geübteſten Naturforſcher oft nicht genug können unterſchieden werden? Dieſe Bedenklichkeiten wünſchten wir beantwortet zu ſehen. Und wenn das alles richtig zugegangen: dann tragen wir kein Bedenken mehr, zu behaupten: dieſe beiden Stücke waren Zwitter, ſie waren ſich ſelbſten durch eine geheime Kommunikation des männlichen Saamens mit den weiblichen Eyern zur Fortpflanzung genug; ja wir wollen noch mehr ſagen, ſie ſind auch fähig, ſich mit dem vollkommenen ihrer Gattung zu paaren, und trächtige Eyer zu legen. Wir fordern alle Naturforſcher auf, wenn ſie das Glück haben, Zwitter zu erhalten, daß ſie dieſelbe näheren phyſikaliſchen Unterſuchungen unterwerfen, ob ſie ohne Paarung, oder nach geſchehener Paarung befruchtete Eyer legen; was aus ihren Abkömmlingen, ob Zwitter, (dieſes glauben wir eben nicht, dann ſonſt wären ſie nicht ſo ſelten) oder ihrer Gattung ähnliche, oder Abänderungen entſtehen? Wie vieles würde dadurch die richtige Beſtimmung der Gattungen und ihrer Abänderungen gewinnen? Wie vieles die ganze Naturgeſchichte, in welcher es durch täglich neue und zu ſeltenen Erſcheinungen gezehlte Exemplare immer dunkler wird?

Noch müſſen wir hinzufügen, daß gegen Herrn Eyers Aeuſerung, als nehme bey den Zwittern die männliche Hälfte allezeit die rechte Hand ein, bey der Pavetia im Naturforſcher das Gegentheil geſehen werde, und daß ſich alſo die Natur auch hier keine beſtimmten Gränzen ſetze.

Abhand-

haben, wird ihrer Schwermuth wenig Linderung geben. Bruder von England, wie können wir dieſe Fürſtliche Wittwe zufrieden ſtellen? Zu Behauptung ihres Rechts ſind wir gekommen, und nun haben wir uns, Gott weiß es, zu unſerm eignen Vortheil, auf eine andre Seite gedreht.

König Johann.

Wir wollen alles gut machen; denn wir wollen den jungen Arthur zum Herzog von Bretagne und Grafen von Richmond ernennen, und ihn überdiß zum Herrn dieſer ſchönen reichen Stadt machen. Ruffet die Lady Conſtantia; ladet ſie eilfertig zu unſrer Feyrlichkeit ein; wenn wir gleich nicht das ganze Maaß ihres Willens erfüllen, ſo werden wir ſie doch in gewiſſem Maaſſe befriedigen, und wenigſtens ihren Ausruffungen den Mund ſtopfen. Izt laßt uns zu Vollziehung dieſer unvorgeſehnen und unvorbereiteten Solennität keine Zeit verlieren.

(Alle gehen ab, bis auf Faulconbridge.)

Sechste Scene.

Faulconbridge.

Närriſche Welt! närriſche Könige! närriſches Zeug zuſammen! Johann, um Arthurn ſein Recht zum Ganzen zu benehmen, begiebt ſich freywillig eines Theils; und Frankreich, dem das Gewiſſen ſeine Rüſtung angeſchnallt, den Eifer und Chriſtliche Liebe als Gottes eignen Waffenträger ins Feld geführt, läßt ſich nun von dieſem Vor-

ſatz-

Abhandlung vom Arſenik, verfaſſet von Tobern Bergmann, der Chemie öffentlichen Lehrer zu Upſal ꝛc. Altenburg, 1778. 8. 102 S.

Der Verf. hält nichts von der ſchwefflichten Natur des Arſeniks, und läßt ihn auch für kein Vererzungsmittel im eigentlichen Verſtand gelten, in dem er nur die Metalle vererzt nennt, die durch ein Menſtruum aufgelöſt und wirklich verhüllt vorkommen. §. 2. Der reguliniſche Arſenik findet ſich unter andern zu S. Marin aux Mines wo ohnlängſt viele Centner zu Tag gefördert worden ſind. Er wird in Teutſchland Scherben-Kobold und Fliegenſtein genennet, tödet aber keine Fliegen, wenn ihm das Brennbare nicht benommen wird. §. 3. Die Platina wiederſteht dem Arſenik im Feuer vollkommen, ja ſie behält gar einen kleinen Theil davon bey ſich. §. 4. Bey dem Miſpickel, einem Gemenge von Arſenik und Eiſen, können beyde Theile mit Kochſalzſäure oder Königswaſſer getrennet werden; dies Menſtruum greift den Arſenik nicht ehe an, bis das Eiſen alle aufgelöſt iſt. §. 5. Der Herr Verf. hält den weißen Arſenik für eine ganz beſondere Säure, die mit ſo viel Brennbarem vermiſcht wäre, als zur Coagulation hingereicht hätte; 100 Theil Arſenik hielten wenigſtens noch 20 Theile Brennbares; überhaupt wäre höchſt wahrſcheinlich, daß alle Metalle nichts anders, als verſchiedene mit dem Brennbaren völlig geſättigte Säuern ſeyen. §. 6. Bey dem mit Salpeter figierten Arſenik wird die entbundne Säure des Arſeniks mit der Grunderde des Salpeters vereinigt. — Die Meinung der Chemiſten, der Arſenik vereinige ſich mit dem pflanzhaften Alkali iſt irrig; nur die Säure deſſelben vereinigt ſich damit. §. 7. Hingegen vereinigt ſich der weiſe Arſenik ganz mit den metalliſchen Kalchen. §. 8. Die Kryſtallen der gerdſteten Arſenikerzen ſind theils vier- theils achtſeitig. Dieſe im trocknen Weg entſtandene Vereinigung iſt derjenigen gleich, welche das Kochſalz durch die Auflöſung bekömmt. Der Ueberſetzer

hätte hier wenigſtens des Herrn Bergrath Cartheuſers Anmerkungen vom Arſenik im zweyten Theil ſeiner mineralogiſchen Abhandlungen anführen ſollen. Derſelbe erhielt mit Operment durch Auflöſung in Schweidewaſſer und Niederſchlag mit Pottaſchen Solution priſmatiſche, vierſeitige, an beyden Enden abgeſtümpfte Kriſtallen. §. 9. Die Arſenikbutter, welche in dem Recipienten liegt, wenn Operment mit Queckſilber Sublimat übertrieben worden, vereinigt ſich gar langſam mit der Kochſalz-Säure; ſo gar, daß ſie ſich einander zurück zu treiben ſcheinen, welches beſonders angemerkt zu werden verdient. §. 10. Das Königswaſſer nimmt durch eine lange Digeſtion des vererzten Arſeniks, den Arſenik dergeſtalt in ſich, daß der Schwefel endlich allein im Grund zurück bleibt. Der Verf. fand ſo das Verhältniß im Rauſchgelb von Pozzoli und im Operment aus Georgien: einen Theil Schwefel zu neun Theil Arſenik. Das Uberbleibſel muß völlig grau ſeyn. So lang noch gelbe Theilchen vorhanden ſind, ſo lang iſt noch Arſenik dabey. Rothgülden decomponierte derſelbe mit Scheidewaſſer. Das Verhältniß war 60 Theil Silberkryſtallen, 27 Arſenik und 13 Schwefel. Eiſen iſt nicht allezeit dabey. §. 11. Das Pſilotheum der Türken hat Operment und andere Dinge in ſeiner Miſchung, die Eigenſchaft aber, daß die Haare davon ausgehen, muß vielmehr einem zugeſetzten freſſenden Laugenſalz zugeſchrieben werden. Von der Weinprobe erfahren wir hier, daß die ſcheußliche Gewinnſucht Mittel gefunden, dieſelbe unbrauchbar zu machen, ſo fern der Betrug nicht durch die Chemie wiederum entdeckt wird. Wenn nämlich ein wenig Kreide in Wein iſt aufgelöſt worden: ſo vermindert die zugleich niedergeſchlagene Kalcherde die Schwärze der Salzleber. Auch dann iſt mit dieſer Probe nichts auszurichten wenn viel Weinſtein im Wein iſt. Die Säure des Weinſteins greift den Kalch an, und macht, daß ſich das weiße Salz ſchwer auflöſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß das Holz, welches

mit

mit einem Firniß bestrichen wird, worunter weisser Arsenik gemischt ist, nicht von Würmern zerfressen werden kann. Der Herr Verfasser hat sich durch diese Untersuchung, welche ganz gelesen werden muß, abermal um die Metallurgie sehr verdient gemacht. Dieses fürchterliche Gift hat manchen einsichtsvollen Chemisten von sich abgeschreckt, und doch ist eine genaue Kenntniß seiner Eigenschaften und Bestandtheile der Chemie, Medicin und Alchimie unentbehrlich, wenn Fehlschlüsse von Wichtigkeit vermindert werden sollen.

S. 20. wird die eigenthümliche Schwere des Arsenikkönigs wie 8 zu 310 angegeben, welches wohl ein Druckfehler seyn mag; Cronstedt setzt sie zu 8308. Endlich wäre zu wünschen gewesen, daß der gelehrte Herr Verf. hier und da etwas ausführlicher und damit deutlicher gewesen wäre; doch vielleicht ist dieß in den Actis Vpl. die verschiedentlich angeführt werden, geschehen.

Chemisches Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst, und Manufacturen, entworfen von D. L. Crell, öffentlichem Lehrer der Arzneywissenschaft in Helmstädt.

Der Flor der Chemie, in welcher die Teutschen die anerkannten Lehrer anderer Nationen sind, beruhet, wie die Naturlehr überhaupt, auf der Menge genauer Versuche. Bey dem Eifer mit dem die Chemie unter uns getrieben wird, würde sie schon höher gestiegen seyn, wenn nicht oft so manche, vielleicht wichtige, Entdeckung, mit ihren Urhebern wieder untergegangen wäre, weil es diesen theils wohl an Muße und Gelegenheit gefehlt hat, ganze Bände voll Versuche herauszugeben; theils für sie kein leichter Weg war, einzelne Versuche der Vergessenheit zu entziehen. Deshalb hat sich der Verf. als Sammler angegeben, um alle neue, einzelne Erfahrungen

jedes

jedes Themiſten willig aufzunehmen, und ſie gemeinſchaftlich bekannt zu machen. Alle Kenner und Freunde der Chemie, ſie mögen ſich mit Bearbeitung der Metallen, Verfertigung der Arzneyen, oder mit Verſuchen, blos zum Vergnügen beſchäftigen, werden daher auf das angelegentlichſte zu Mitarbeitern eingeladen. Eine jede neue Beobachtung, oder eine bekannte, genauer beſtimmt und berichtigt, aus dem ganzem Reiche der Chemie (die unverſtändlichen Proceſſe der Alchemie allein ausgenommen) findet einen Platz im Journale; und der Name des Verfaſſers wird, nach ſeinem Willen, entweder angezeigt, oder verſchwiegen. Für jeden Beytrag wird der Herausgeber ſeinen Dank auf alle Art thätig bezeugen.

Damit die Chemiſten auf die leichteſte Art die neueſten Verſuche anderer Gelehrten erfahren; ſo werden aus den Jahrbüchern der berühmtaſten Academien, von 1770. an, treue Auszüge angehangen, oder kurz recenſirt werden.

Don Pedro Rodriguez Campomanes Abhandlung von der Unterſtützung der gemeinen Induſtrie in Spanien, auf königlichen Befehl zum Druck befördert. Aus dem Spaniſchen überſetzt von R. A. G. Stutgart, bey Mezler, 1778. 8.

Dieß wäre dann alſo eins der ſchätzbarſten Dokumente über Spaniens politiſche Wiedergeburt, über das Wiederaufblühen ſeines inneren Wohlſtandes, das einem aufmerkſamen Beobachter jetzt ſo ſehr in die Augen fällt. Campomanes, dieſer vortreffliche, edle, und thätige Staatsmann, der jetzt den wohlthätigſten Einfluß auf die Verwaltung der Geſchäfte in Spanien hat, machte als Mitglied des Rathes von Caſtilien dieſen Entwurf zu Ausrottung des den Spaniern insgemein bisher mit Recht vorgeworfnen Müßigganges, und zu Belebung der Induſtrie unter dem gemeinem Mann. Auf

Abni-

Königlichen Befehl und öffentliche Kosten ward er nachher 1774 gedruckt und bekannt gemacht. Hier ist Arbeit auf viele Jahre zugeschnitten; aber wie glückseelig muß auch Spanien seyn, wenn es sich, nach einer Reyhe von Jahren, so umgeschaffen, und seine jetzt schlafenden Kräfte dann zu seinem Wohlstande würken sieht! Der Verfasser geht, mit der allergenauesten Kenntniß von Landwirthschaft, Handel, Fabrik und Manufakturwesen, jeden Zweig der neuzubelebenden Landes-Industrie im Einzelnen durch; läßt keine Quelle, woraus sie schöpfen kann, unberührt; sucht jedes noch ungenutzte einheimische Produkt, das den Fleiß des gemeinen Mannes beschäftigen kann, auf; zeigt wie jede würkende Kraft, wär's auch nur die eines Kindes, zum Besten des Staates genutzt werden könne, und schont keiner verjährten und zum Theil schon canonisirten Mißbräuche und Vorurtheile, sie mögen geistlich oder weltlich seyn; sondern legt muthige Hand an diese stinkenden Wunden und sucht den Staatskörper von diesen fressenden Krebsschäden zu heilen. Zum Beweise dessen dient, was er z. E. hin und wieder über die Schädlichkeit des Mönchswesens, über den Müßiagang der Klöster, und die nützlichere Beschäftigung derselben saat; der Vorschlag, Spinnräder und Weberstühle in die Nonnenklöster einzuführen, die Kapitalien der geistlichen Bruderschaften, die Spolien und erledigten Pfründen in den Bißthümern u. s. w. zu Belebung der Landesindustrie anzuwenden; u. d. m. Kurz es giebt gewiß wenige Schriftsteller der Staatswirthschaft, die tiefer in ihre Materie eingedrungen, ihre Untersuchungen mit einer vollständigern Kenntniß des Einzelnen dieser so mannichfaltigen Gegenstände, und so frey von allgemeinen und Nationalvorurtheilen angestellt, und mit so feuriger Vaterlandsliebe Verbesserungen des allgemeinen Wohlstandes empfohlen hätten, als Campómanes. Sein Werk muß nicht allein unsern Statistikern ein angenehmes Geschenck, sondern auch jedem, der sich an der Idee von Erhöhung

höhung des Wohlstandes ganzer Staaten und auszubreitendem Menschenglück weidet, eine angenehme und unterhaltende Lektüre seyn. Die Uebersetzung, welche wir dem Hrn. Waisenhauspredigter Mag. Göriz, zu Stutgart, zu danken haben, ist eine von den seltnen guten, die ihr Original nicht allein ganz erschöpfen, sondern es auch uns brauchbar machen. Dieß letztere hat Herr G. durch viele beygefügte erläuternde Anmerkungen und im Lande selbst gesammelte Nachrichten gethan, ohne welche das Werk den meisten teutschen Lesern unverständlich geblieben wäre. Möchte sich doch Herr M. G. entschliessen uns des vortreflichen Campomanes noch übrige in dieß Fach einschlagende Schriften (uns dünkt am besten, auszugsweise) zu liefern; als wozu wir ihn so gern, als wir sonst jedem Taglohnübersetzer, der mit einem neuen Stück Arbeit droht, das Ohe jam satis est! zurufen, aufmuntern möchten.

IX.

Verschiedene Anzeigen.

Ich habe mit Unwillen vernommen, daß Jemand meine hie und da zerstreuten Gedichte gesammlet hat und herausgeben will. Diese Sammlung würde so unvollständig gerathen, als sie unbefugt wäre. Ihr zuvorzukommen, will ich selbst meine Gedichte sammlen, und um Michaelis 1779 herausgeben. Mein Bruder erlaubt mir die seinigen auch anzukündigen; sie werden mit den meinigen zugleich und in einem Band erscheinen. Dieser Umstand, welcher mir in aller Absicht unendlich werth ist, wird zugleich jeden Gedanken von einer unbefugten Herausgabe meiner Gedichte im Herzen des voreiligen Unbekannten ersticken, wo nicht, ihn doch in der That vereiteln. Kopenhagen, den 18ten Dec. 1778.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Der

Der Wunsch meiner Freunde und vieler Liebhaber der Lithologie, der öffentliche Wunsch verschiedener gelehrten Zeitungen, und neulich noch der Frankfurtischen die Fortsetzung meines Lithologischen Reallexikons zu sehen, ist nun erfüllt. Die Herren Varrentrapp und Werner zu Frankfurth am Mayn, haben nicht nur den ersten Theil dieses Lexikons, der ehedem zu Berlin herauskam, käuflich an sich gebracht; sondern auch über die Fortsetzung dieses Werks, das ich in fünf Bänden in groß Octav, jeder Band zu ohngefähr anderthalb Alphabet, zu endigen gedenke, bereits mit mir contrahiret. Künftigen Sommer wird der zweyte Band gedruckt. Da ich in diesem Buche nicht nur alle Steine und Versteinerungen beschreibe, sondern auch die Synonymien aus vier Sprachen, der Teutschen, Lateinischen, Französischen und Holländischen, anführe und erläutere: so wird es mir erlaubt seyn, mich bey der Fortsetzung dieses Werks des veränderten Titels eines Lithologischen Real- und Verballexicons zu bedienen. Zu meiner Aufmunterung, und zum Vortheil meiner Herren Verleger, bitte ich alle Naturforscher um ihren Beyfall, und um geneigte Bekanntmachung dieser Nachricht. Weimar, im Monat Jenner 1779.

Johann Samuel Schröter.

Ambrosius und Zahn allhier in Weimar stechen und verlegen ein Violin-Concert von J. F. Kranz, Hochfürstl. Kammermusikus allhier. Bis Ende des nächstkommenden Märzmonats, wo dieses Werkchen fertig seyn wird, nehmen sowohl der Autor als die Verleger zwölf Groschen Pränumeration darauf an; nachher aber wird solches einen halben Laubthaler kosten. Eben dieselben stechen und verlegen zwo Sonaten fürs Pianoforte mit Begleitung einer Violine, von dem Hrn. Kammerherrn, Freyherrn von Seckendorf.

Der-

Vorbesagter Hr. Kranz und die Verleger nehmen bis nächstkünftige Ostern 10 gr. Pränumeration darauf an; nachher wird das Exemplar 16 gr. kosten. Man ersucht die Musikalien-Handlungen und andere Musikfreunde, allerorten geziemend, die Bestellungen von den etwanigen Liebhabern auf besagte Werkgen anzunehmen, und gegen gebührende Provision, an die Verleger oder Herrn Kranz gelangen zu lassen.

In der Felseckerischen Buchhandlung, Frankfurt und Leipzig, erscheint mit Anfange dieses Jahres eine neue Monatsschrift, unter dem Titel: Chronologen, ein Periodisches Werk von Wekhrlin. Monatlich soll ein Stück von 8 Bogen in 8o. davon herauskommen. Der Verleger verlangt kein Abonnement, sondern nur, daß man wenigstens ein ganzes Quartal bestehe, indem keine einzelne Stücke ausgegeben werden. Das Quartal soll 1 fl. 12 Kr. Convent-Geld kosten. Hr. Wekhrlin will unter diesem Titel liefern: „Denkwürdige Geschichtfälle mit einem Raisonnement begleitet: Historische Discurse: Rezensionen aus der neuesten Geschichte. ꝛc. Dies ist mein Plan, sagt er: ich habe ihn bloß auf die „Geschichte, und zwar, auf die neueste heutige litterarische und „politische Geschichte gegründet.„ — Also, „Viel Glück und Seegen, unzählbar in Schnupftuchs Hagelregen!„ Nur (um das Gegenkompliment mit gutem Gewissen zu verdienen) möchten wir dem Hrn. W. rathen, dem armen kleinen Hinketeufel, der ihm das Gespräch zwischen Tacitus und Magister Schönflek aus dem Reich der Todten hinterbracht hat, je bälder je lieber den Abschied zu geben.

W.

Der Teutſche Merkur.

Februar 1779.

I.

Homers Odyſſee,

Vierzehnter Geſang.

überſezt von

Johann Heinrich Voß.

Aber Odyſſeus (*) gieng den rauhen Pfad von dem Hafen
über die waldbewachſnen Gebirge hin, wo Athänä
ihm den treflichen Hirten bezeichnete, welcher am treuſten
haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odyſſeus.

Sitzend fand er ihn jezt auf der Flur des Hauſes, im Hofe,
welcher hoch, auf weitumſchauendem Hügel gebaut war,
ſchön und ringsumgehbar und groß. Ihn hatte der Sauhirt
ſelber den Schweinen erbaut, indeß ſein König entfernt war,
ohne Päneloreia, und ohne den alten Laertäs,
von geſammleten Steinen, und oben mit Dornen umflochten.
Draußen hatt' er Pfäle von allen Seiten in Menge
dicht an einander gepflanzt, vom Kern der geſpaltenen Eiche.
Innerhalb des Gehegs hatt' er zwölf Kofen bereitet,

einen

(*) Der nach zwanzigjähriger Entfernung allein und auf einem fremden Schiffe zurückgekehrt war, und dem Athänä, die Göttin der Weisheit aus Fürſorge, wegen der mächtigen Feinde ſeines Hauſes, die Geſtalt eines alten Bettlers gegeben hatte.

einen nahe dem andern, zum nächtlichen Lager der Schweine.
Funfzig lagen in jedem der erdaufwühlenden Schweine,
alle gebährende Mütter; und draußen schliefen die Eber,
weit geringer an Zahl: denn schmausend verminderten diese
täglich die göttlichen Freyer; es sandte jenen der Sauhirt
immer die besten zum Schmause von allen gemästeten Ebern;
und der übrigen Zahl war nur dreyhundert und sechzig.
Auch vier große Hunde, wie reißende Thiere, bewachten
stets den Hof; sie erzog der männerbeherrschende Sauhirt.
Jetzo zerschnitt er des Stiers schönfarbiges Leder, und fügte
Solen um seine Füsse. Die untergeordneten Hirten
hatten sich schon zerstreut: drey hüteten weidende Schweine;
aber der vierte war in die Stadt gesendet, ein Mastschwein
hinzuführen, den Zoll für die übermüthigen Freyer,
daß beym festlichen Schmaus ihr Herz an dem Fleische sich labte.

Plötzlich erblickten Odysseus die wachsambellenden Hunde,
und sie stürzten auf ihn lautschreyend. Aber Odysseus
sezte sich klüglich nieder, und legte den Stab aus den Händen.
Dennoch hätt' er auch dort unwürdige Schmerzen erduldet;
aber der Sauhirt lief aus der Thüre mit hurtigen Füssen
hinter den bellenden her, und warf aus den Händen das Leder;
Scheltend verfolgt' er die Hund', und zerstreute sie hierhin und
dorthin
mit geworfenen Steinen; und jetzo sprach er zum König:

Alter, es fehlte nicht viel, so hätten die Hunde mit Einmal
dich zerrissen, und mich hätt' ewige Schande getroffen!
Und mir gaben die Götter vorhin schon Kummer und Trübsal.
Denn um den göttlichen König die bittersten Thränen vergießend
sitz' ich hier, und sende die fettgemästeten Schweine
Andern zum Schmause, da jener vielleicht des Brodtes entbehret,

und

faz-Aendrer, diesem schlauen Teufel, diesem Mäkler, der immer der Treue den Hals bricht, diesem täglichen Eidbrecher, der alle Menschen verführt, Könige, Bettler, Alte, Junge, und der die Mädchen selbst, die sonst nichts äusserliches zu verliehren haben als das Wort Mädchen, die armen Dinger auch um das betrügt; diesem glattmaulichten Stuzer, diesem kizelnden Schmeichler, Interesse — Interesse, der die ganze Welt aus ihrem ebnen natürlichen Lauf heraushebt, und ohne alle gerade Richtung, Absicht und Regel forttreibt. Und eben dieses Interesse, diese Kupplerin, dieser Mäkler, dieser allesverwandelnde Zauberer, auf das Auge des wankelmüthigen Philipps geplakt, hat ihn von seinem festgesezten Endzwek, von einem beschloßnen und ehrenvollen Krieg, zu einem höchst schimpflichen und niederträchtigen Frieden gezogen -- Und warum ziehe ich wider dieses Interesse los, als weil es noch bisher nicht um mich gebuhlt hat; nicht, weil ich die Stärke hätte die Hand zuzuschliessen, wenn seine schönen Engel mir die ihrige darreichen würden; sondern weil meine Hand, die noch immer leer gelassen worden, gleich einem armen Bettler über die Reichen schmählt. Wohl dann, so lang ich ein Bettler bin, will ich über die Reichen schmählen, und sagen, es sey keine grössere Sünde als reich seyn: Und wenn ich reich bin, dann soll meine Tugend darinn bestehen, daß ich behaupte, es sey kein Laster als Dürftigkeit. Wenn Könige selbst ihren Eid aus Eigennuz brechen, so sey du mein Gott, Gewinnst; denn dir allein will ich dienen.

(Er geht ab.)

Dritte

und die Länder und Städte barbariſcher Völker durchwandert!
Wenn er anders noch lebt, und das Licht der Sonne noch ſchauet!
Aber folge mir, Greis, in meine Hütte, damit du,
wenn ſich deine Seele mit Brod und Weine gelabt hat,
ſageſt, von wannen du kömmſt, und welche Leiden du litteſt!

Alſo ſprach er, und führt' ihn hinein. Der trefliche Sauhirt,
hieß den folgenden Gaſt ſich auf ein laubichtes Lager
ſetzen, und breitete drauf der buntgeſprenkelten Gemſe
großes und zottichtes Fell, worauf er zu ſchlafen gewohnt war.
Und Odyſſeus freute ſich dieſes Empfanges, und ſagte:

Fremdling, dir gebe Zeus, und die andern unſterblichen Götter,
was du am meiſten verlangſt, weil du ſo gütig mich aufnimmſt!

Ihm antwortete ſt du, Eumaios, Hüter der Schweine:
Fremdling, es ziemte mir nicht, und wär' er geringer als du biſt,
einen Gaſt zu verſchmähn; denn Gott gehören ja alle
Fremdling' und Darbende an. Doch kleine Gaben erfreun auch,
heiſt es bey unſer einem; denn alſo geht es mit Knechten,
welche ſich immer ſcheun, weil ihre gebietenden Herren
Jünglinge ſind. Denn, ach! ihm wehren die Götter die Heimkehr,
der mir Gutes gethan und ein Eigenthum hätte gegeben,
was auch der gütigſte Herr je ſeinem Diener geſchenkt hat:
nämlich, Haus und Hof und ein liebenswürdiges Eheweib:
Weil er ihm treulich gedient, und Gott die Arbeit gedeihn ließ.

Alſo gedeiht auch mir die Arbeit, welche mir obliegt;
und mein Herr, wenn er hier ſanft alterte, lohnte mirs reichlich!
Aber er ſtarb! Das Geſchlecht der Helena müße vonarundaus
ſtürzen, die in den Staub ſo viele Männer geſtürzt hat!
Denn auch jener zog, Agamemnons Ehre zu rächen,
gegen Ilion hin, und bekämpfte die Reißgen Troa's.

Alſo ſprach er, und ſchnell umband er den Rock mir dem Gürtel,
gieng zu den Röſen, worinn der Ferkel Menge geſperrt war,
und zwey nahm er heraus, und ſchlachtete beyde zur Mahlzeit;
brühte ſie, haute ſie klein, und ſteckte die Glieder an Spieße;
briet ſie über der Glut, und ſetzte ſie hin vor Odyſſeus,
brätelnd noch an den Spießen, mit weiſſem Mehle beſtreuet;
Miſchte dann ſüßen Wein in ſeinem hölzernen Becher,
ſetzte ſich gegen ihm über, und nöthigt' ihn alſo zum Eſſen:

Iß nun, fremder Mann, ſo gut wir Hirten es haben,
Ferkelfleiſch; die gemäſteten Schweine verzehren die Freyer,
deren Herz nicht Furcht vor den Göttern kennet, noch Mitleid.
Alle gewaltſame That misfällt ja den ſeligen Göttern;
Tugend ehren ſie nur und Gerechtigkeit unter den Menſchen!
Selbſt die barbariſchen Räuber, die durch Kronions Verhängniß
an ein fremdes Geſtad anlandeten, Beute gewannen,
und mit beladenen Schiffen die Heimat glücklich erreichten,
fühlen dennoch im Herzen die Macht des empörten Gewiſſens!
Aber dieſen entdeckte vielleicht die Stimme der Götter
Jenes traurigen Tod, da ſie nicht werden, wie recht iſt,
und zu dem Ihrigen nicht heimkehren; ſondern in Ruhe
fremdes Gut unmäßig und ohne Schonen verpraſſen.
Alle Tag' und Nächte, die Zeus den Sterblichen ſendet,
opfern

opfern die Uppigen ſtets, und nicht Ein Opfer, noch zwey bloß!
Und verſchwelgen den Wein mit ungezähmter Begierde.
Reichlich war er geſegnet an Lebensgütern; es hatte
keiner der Edlen ſo viel, nicht dort auf der fruchtbaren Veſte,
noch in Ithaka hier; nicht zwanzig Männer zuſammen
haben ſo viel Reichthümer. Ich will ſie dir jetzo beſchreiben.
Rinderheerden ſind zwölf auf der Veſte, der weidenden Schafe
eben ſo viel, auch der Schweine ſo viel, und der ſtreifenden Ziegen.
Miethlinge hüten ſie theils, und theils leibeigene Hirten.
Hier in Ithaka gehen elf Heerden ſtreifender Ziegen
auf entlegener Weide, von wackern Männern gehütet.
Jeder von dieſen ſendet zum täglichen Schmauſe den Freyern
immer die treflichſte Ziege der fettgemäſteten Heerde.
Unter meiner Gewalt und Aufſicht weiden die Schweine,
und ich ſende zum Schmauſe das auserleſenſte Maſtſchwein.

Alſo ſprach er, und ſchnell aß jener des Fleiſches, begierig
trank er des Weins, und ſchwieg; er dachte der Freyer Verderben.
Als er jetzo geſpeiſt, und ſeine Seele gelabet,
füllte jener den Becher, woraus er zu trinken gewohnt war,
reichte den Wein ihm dar; und er nahm ihn mit herzlicher Freude,
redete jenen an, und ſprach die geflügelten Worte:

Lieber, wer kaufte dich denn mit ſeinem Vermögen? Wie heißt er,
jener ſo mächtige Mann und begüterte, wie du erzähleſt,
und der ſein Leben verlor, Agamemnons Ehre zu rächen?
Nenne mir ihn; vielleicht hab' ich ſolch einen Bekannten.

Zeus und die Götter des Himmels, die wissen es, ob ich von ihm nicht
Botschaft verkündigen kann! Ich sah viel Männer auf Reisen!

Ihm antwortete drauf der männerbeherrschende Saubirt:
Alter, kein irrender Mann, der Botschaft von jenem verkündigt,
möchte so leicht bey der Frau und dem Sohne Glauben gewinnen.
Solche Wanderer suchen gewöhnlich milde Bewirthung
durch die schmeichelnde Lüg', und reden selten die Wahrheit.
Jeder Fremdling, wen auch das Schicksal nach Ithaka führet,
geht zu meiner Königin hin, und schwatzet Erdichtung.
Freundlich empfängt und bewirthet sie ihn, und forschet nach allem,
und der Trauernden Antlitz umfließen Thränen der Wehmuth,
wie es dem Weibe geziemt, der fern ihr Gatte verschieden.
Und bald würdest auch du, o Greis, ein Mährchen ersinnen,
deckte dir jemand nur die Blöße mit Mantel und Leibrock.
Aber ihm rissen vielleicht die Hund' und die Vögel des Himmels
schon die Haut von dem weißen Gebein, und die Seele verließ es;
Oder ihn fraßen die Fische des Meers, und seine Gebeine
dorren an fremdem Gestade, von wehendem Sande bedecket.
Also verlor er das Leben, und seine verlassenen Freunde
klagen ihm alle nach, und ich am meisten; denn nimmer
find' ich einen so gütigen Herrn, wohin ich auch gehe;
Käm' ich auch wieder ins Haus, das Vater und Mutter bewohnen,
wo ich gebohren ward, und meine Jugend verlebte.
Auch bewein' ich die Eltern nicht so sehr, da ich doch herzlich
wünsche, sie wieder zu sehn, und meiner Väter Gefilde;

Als Odyſſeus Verluſt mein ganzes Leben verbittert!
Ja ich ſchäme mich, Fremdling, ihn bloß bey Namen zu nennen,
ob er es zwar nicht hört; denn er pflegte mich gar zu liebreich!
Sondern ich nenn' ihn, auch fern, ſtets meinen ältern Bruder.

Ihm antwortete drauf der herrliche Dulder Odyſſeus:
Lieber, weil du es denn ganz leugneſt, und nimmer vermutheſt,
daß er zur Heimat kehrt, und ſtets ungläubig dein Herz bleibt,
ſihe, ſo will ich es nicht bloß ſagen, ſondern beſchwören:
daß Odyſſeus kömmt! der Lohn für die fröhliche Botſchaft
werde mir gleich, wenn jener in ſeine Wohnung zurückkömmt.
Eher nehm' ich ihn nicht, wie ſehr auch die Armut mich dringet.
Denn der iſt mir verhaßt, wie die Pforten der unterſten Tiefe,
welcher, von Mangel verführt, mit leeren Erdichtungen ſchmeichelt!
Zeus von den Göttern bezeug' es, und dieſe gaſtliche Tafel,
und Odyſſeus heiliger Heerd, zu welchem ich fliehe:
daß dieß alles gewiß geſchehn wird, wie ich verkünde!
Selbſt noch in dieſem Jahre wird wiederkehren Odyſſeus.
Wann der eine Mond abnimmt, und der andre zunimmt,
wird er ſein Haus betreten, und ſtrafen, wer ſeiner Gemahlin
und des glänzenden Sohns Gewalt und Ehre gekränkt hat!

Ihm antworteteſt du, Eumaios, Hüter der Schweine:
Alter, ich werde wohl nie den Lohn der Botſchaft bezahlen,
noch wird Odyſſeus je heimkehren! Trinke geruhig
deinen Wein, und laß uns von etwas anderem reden.
Hieran erinnere mich nicht; denn meine Seele durchdringet

Schmerz, wenn einer mich nur an den beſten König erinnert!
Was du geſchworen haſt, laß gut ſeyn; aber Odyſſeus
Komme, wie ich es wünſche, und ſeine Pänelopeia,
und Laertäs der Greis, und Telemachos, göttlich an Bildung!
Jetzo bewein' ich von Herzen den Sohn des edlen Odyſſeus!
Ach! Telemachos nährten, wie eine Pflanze, die Götter;
und ich hofft' ihn dereinſt nicht ſchlechter unter den Männern,
als den Vater, zu finden, an Geiſt und Bildung ein Wunder:
doch der Unſterblichen einer verrückt ihm die richtigen Sinne,
oder ein ſterblicher Menſch! Er gieng, den Vater zu ſuchen
nach der göttlichen Pülos, nun ſtellen die mächtigen Freyer
ihm, wenn er heimkehrt, nach, damit Arkeiſios Name
und ſein Heldengeſchlecht aus Ithaka werde vertilget!
Aber laß uns davon nicht weiter reden; er möge
fallen, oder entfliehn, und Gottes Hand ihn bedecken.
Auf! erzähle mir jetzo von deinem Leiden, o Alter!
Auch verkündige mir aufrichtig, damit ich es wiſſe:
wer, weſ Volkes biſt du, und wo iſt deine Geburtsſtadt?
und in welcherley Schiff kamſt du? wie brachten die Schiffer
dich nach Ithaka her? Was rühmen ſich jene vor Leute?
Denn unmöglich biſt du doch hier zu Fuße gekommen!

Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odyſſeus:
Dieſes will ich dir gern und nach der Wahrheit erzählen.
Wären wir beyde mit Speiſ' auf lange Zeiten verſorget
und erfreuendem Wein, und blieben hier ſtets in der Hütte
ruhig ſitzen am Mahl, und andere beſtellten die Arbeit:
ſiehe, dann könnte leicht ein Jahr verfliegen, und dennoch
hätt' ich nicht die Erzählung von allen Leiden vollendet,
welche der Götter Rath auf meine Seele gehäuft hat.
Aus dem weiten Gefilde von Kräta ſtamm' ich. Mein Vater
war ein begüterter Mann, und noch viel andere Söhne

wurden in ſeinem Hauſe geboren und auferzogen,
ächte Kinder der Frau. Doch mich gebahr ein erkauftes
Kebsweib; aber es ehrte mich, gleich den ehlichen Kindern,
Kaſtor Hylackos Sohn, aus deſſen Blut' ich gezeugt bin.
Dieſer ward, wie ein Gott, im krätiſchen Volke geehret,
wegen ſeiner Gewalt, Reichthümer und rühmlichen Söhne.
Aber ihn führten bald des Todes Schrecken in Ais
Schattenbehauſung hinab. Die übermüthigen Söhne
warfen darauf das Loos, und theilten das Erbe des Vaters;
mir beſchieden ſie nur ein Haus und wenige Güter.
Aber ich nahm mir ein Weib, aus einem der reichſten Geſchlechter,
das ich durch Tugend gewann; denn ich war kein entarteter Jüngling,
noch ein Feiger im Kriege! Doch nun iſt alles vergangen!
Dennoch glaub' ich, du wirſt noch aus der Stoppel die Aehre
kennen; denn ach! es drückte mich ſehr viel Drangſal zu Boden!
Wahrlich! Entſchloſſenheit hatte mir Arés verliehn und Athánä,
und vertilgende Kraft! Wann ich, dem Feinde zu ſchaden,
mit erleſenen Helden im Hinterhalte verſteckt lag:
ſchwebte mir nimmer des Todes Bild vor der muthigen Seele,
ſondern ich ſprang zuerſt von allen hervor, und ſtreckte
jeglichen Feind in den Staub, den meine Schenckel ereilten.
Alſo focht ich im Krieg', und liebte weder den Feldbau,
noch die Sorge des Hauſes, und blühender Kinder Erziehung.
Aber das Ruderſchiff war meine Freude beſtändig,
Schlachtengetöſ' und blickende Speer' und gefiederte Pfeile:
lauter ſchreckliche Dinge, die andre mit Grauen erfüllen!
Aber ich liebte, was Gott in meine Seele geleget.
Denn dem einen gefällt dieß Werck, dem anderen jenes.
Eh der Achaier Söhne gen Troa waren geſegelt,
führt' ich neunmal Männer in ſchnellgeruderten Schiffen

gegen entlegene Völker, und kehrte mit Beute zur Heimat.
Hievon nahm ich zuerſt das ſchönſte Kleinod, und Vieles
theilte das Loos mir zu. So mehrte ſich ſchnell mein Vermögen,
und ich ward geehrt und hochgeachtet in Kréta.
Aber da Zeus Vorſehung die jammerbringende Kriegsfahrt
ordnete, welche das Leben ſo vieler Männer geraubt hat,
da befahlen ſie mir mit Idomeneus, unſerm Beherrſcher,
Führer der Schiffe zu ſeyn gen Ilios; alle Verſuche
mich zu befreyn mislangen; mich ſchreckte der Tadel des Volkes.
Und neun blutige Jahre durchkämpften wir Söhne der Griechen;
und im zehnten verheerten wir Priamos thürmende Veſte,
ſegelten dann heim mit den Schiffen, und Gott zerſtreute
die Griechen.
Ueber mich Armen verhängte der Rath Kronions ein Unglück.
Denn nur Einen Monat verweilt' ich daheim, mit dem Weibe
meiner Jugend, den Kindern und meinem Geſinde mich freuend.
Und mich reizte mein Herz, mit göttergleichen Gefährten
einige Schiffe zu rüſten und nach Aigúptos zu ſegeln.
Und ich rüſtete neun, und ſchnell war die Menge verſammelt.
Hierauf ſchmauſten bey mir ſechs Tage die lieben Gefährten,
und ich ſchlachtete viele gemäſtete Thiere zum Opfer
für die ſeligen Götter, und zum erfreuenden Schmauſe.
Aber am ſiebenten Tage verlieſſen wir Kréta, und fuhren,
von dem lieblichen Wehn des gemäßigten Nordes getrieben,
ſanft, wie mit dem Strome, dahin; und keines der Schiffe
wurde verlezt. Wir ſaſſen, geſund und fröhliches Muthes,
auf dem Verdeck, und ließen von Wind' und Steuer uns lenken;
aber am fünften Tag' erreichten wir des Aigúptos
herrlichen Strom, und ich legte die gleichen Schiffe vor Anker.
Dringend ermahnt' ich jezo die lieben Reiſegefährten,
an dem Geſtade zu bleiben, und unſere Schiffe zu hüten,
und verſendete Wachen umher auf die Höhen des Landes.
Aber ſie wurden von Trotz und Uebermuthe verleitet,

daß

daß ſie ohne Verzug der Aigüptier ſchöne Gefilde
plünderten, ihre Weiber gefangen führten, die Männer
und unmündigen Kinder ermordeten. Und ihr Geſchrey kam
ſchnell in die Stadt. So bald der Morgen ſich röthete, zogen
Streiter zu Roß und zu Fuße daher, und vom blitzenden Erze
ſtralte das ganze Gefild. Der Donnerer Zeus Kronion
ſendete meinen Geführten die ſchändliche Flucht, und es wagte
keiner dem Feinde zu ſtehn; denn ringsum drohte Verderben.
Viele tödteten ſie mit ehernen Lanzen, und viele
ſchleppten ſie lebend hinweg zu harter ſklaviſcher Arbeit.
Aber Kronion Zeus gab ſelber dieſen Gedanken
mir ins Herz (O hätte mich lieber des Todes Verhängniß
dort in Aigüptos ereilt, denn meiner harrte nur Unglück!)
Eilend nahm ich den ſchöngebildeten Helm von dem Haupte,
und von der Schulter den Schild, und warf den Speer aus
der Rechten;
gieng dem Wagen des Königs entgegen, küßt' und umarmte
ſeine Knie, und er ſchenkte mir erbarmend das Leben,
hieß in den Wagen mich ſteigen, und führte mich Weinen-
den heimwärts.
Zwar es ſtürzten noch oft mit eſchenen Lanzen die Feinde
mich zu ermorden heran, denn ſie waren noch heftig erbittert;
aber er wehrte ſie ab, aus Furcht vor der Rache Kronions,
welcher die Fremdlinge ſchützt, und ihre Beleidiger ſtrafet.
Sieben Jahre blieb ich bey ihm, und ſammlete Reichthum
von dem aigüptiſchen Volke genug; denn ſie gaben mir Alle.
Doch wie das achte Jahr im Laufe der Zeiten herankam;
ſiehe, da kam ein phöniſcher Mann, ein arger Betrüger
und Erzſchinder, der viele Menſchen ins Elend geſtürzt hat.
Dieſer beredete mich, mit ihm nach Phönika zu fahren,
wo der Bube ſein Haus und ſein Erworbenes hatte.
Und ein volles Jahr verweilt' ich bey ihm in Phönika.
Aber da jetzt die Monden und Tage waren vollendet,

und ein neues Jahr mit den kreiſenden Horen herankam;
führt' er gen Libüa mich im meerdurchwallenden Schiffe,
unter dem liſtigen Schein, als braucht' er mich bey der Ladung,
um mich dort zu verkaufen, und großen Gewinn zu erwerben.
Ihn begleitet' ich zwar argwöhnend, aber ich mußte.
Und ſie ſteurten, im lieblichen Wehn des gemäßigten Nordwinds,
unter Kräta dahin; doch Zeus beſchloß ihr Verderben.
Als wir das grüne Geſtade von Kräta jetzo verlaſſen,
und ringsum kein Land, nur Meer und Himmel zu ſehn war;
breitete Zeus Kronion ein dunkelblaues Gewölk aus
um das laufende Schiff, und Nacht lag über der Tiefe.
Und nun donnerte Zeus, der hochgeſchleuderte Stral ſchlug
ſchmetternd ins Schiff; und es ſchwankte, vom Donner des Gottes erſchüttert,
alles war Schwefeldampf, und die Männer entſtürzten dem Boden.
Aehnlich den Waſſerkrähen, bekämpften ſie, rings um das Schiff her,
ſteigend und ſinkend die Flut; doch Gott nahm ihnen die Heimkehr.
Aber Kronion gab, in der ſchrecklichen Angſt und Betäubung,
ſelber den hohen Maſt des blaugeſchnäbelten Schiffes
mir in die Hände, damit ich noch dem Verderben entflöhe.
Dieſen umſchlang ich, und trieb durch den Sturm und die tobenden Fluten.
Und neun Tage trieb ich umher; in der zehnten der Nächte
warf mich ans Land der Theſproten die hochherrollende Woge.
Alda nahm mich Feidon, der edle theſprotiſche König,
freundlich und gaſtfrey auf; denn es fand ſein Sohn am Geſtade
mich von Froſt und Arbeit Entkräfteten liegen, und führte mich

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

[Des Französischen Königs Gezelt.]

Constantia, Arthur und Salisbury, treten auf.

Constantia.

Gegangen, um sich zu vermählen? Um einen Frieden zu schwören? Treuloses Blut mit treulosem Blut vereinigt! Gegangen, um Freunde zu seyn? Ludwig soll Blanca haben, und Blanca diese Provinzen? Es ist nicht so, du hast dich verredet, du hast nicht recht gehört; es kan nicht seyn, du sagst nur, es sey so; ich bin versichert daß du nicht die Wahrheit sagst, denn dein Wort ist nur der eitle Athem eines gemeinen Mannes. Glaube mir, Mann, ich glaube dir nicht, ich habe den Eid eines Königs für das Gegentheil; du sollt dafür gestraft werden, daß du mich so erschrekt hast; denn ich bin krank, und leicht in Furcht zu sezen; mißhandelt und unterdrükt, und also voller Furcht; eine Wittwe ohne Mann, ohne Beschüzer, also der Furcht unterworffen; ein Weibsbild, von Natur zur Furchtsamkeit gebohren; und wenn du izt gleich bekennen würdest, daß du nur gescherzt habest, so könnte ich doch meine in Un-

ordnung

mich mit ſtützender Hand zu ſeines Vaters Palaſte,
und bekleidete mich mit prächtigem Mantel und Leibrock.
Jener erzählte mir dort von Odyſſeus, welcher, zur Heimat
kehrend, ihn hatte beſucht, und viele Freundſchaft genoſſen.
Und er zeigte mir auch die geſammelten Güter Odyſſeus,
Erzes und Goldes die Meng', und künſtlich geſchmiedetes
Eiſens;
daß bis ins zehnte Glied ſein Geſchlecht noch könnte verſorgt
ſeyn.
Solch ein unendlicher Schatz lag dort im Hauſe des Königs.
Jener war, wie es hieß, nach Dodona gegangen, aus Gottes
hochgewipfelter Eiche Kronions Willen zu hören,
wie er in Ithaka ihm, nach ſeiner langen Entfernung,
heimzukehren befähle, ob öffentlich, oder verborgen.
Zeidon beſchwur es mir ſelbſt, und beym Trankopfer im
Hauſe,
ſegelfertig wäre das Schiff, und bereit die Gefährten,
um ihn heimzuſenden in ſeiner Väter Gefilde.
Aber mich ſandt' er zuvor; denn ein Schiff theſprotiſcher
Männer
gieng zu dem waitzenreichen Dulichion. Dieſen befahl er,
mich ſorgfältig dahin zum König' Akaſtos zu bringen.
Aber ihrem Herzen gefiel der grauſamſte Rathſchluß
über mir, daß ich ganz in des Elendes Tiefe verſänke.
Als das ſegelnde Schiff nun, weit von dem Ufer entfernt war,
drohten die Räuber mir gleich mit dem ſchrecklichen Tage der
Knechtſchaft.
Meine Kleider entriſſen ſie mir, den Mantel und Leibrock,
und bedeckten mich drauf mit dem ſchmutzigen Kittel und
Hemde,
beyde zerlumpt, wie du ſelber mit deinen Augen hier ſieheſt.
Und am Abend erreichten wir Ithaka's ſonnige Hügel.
Jetzo banden ſie mich im ſchöngezimmerten Schiffe

feſt

feſt mit dem ſtarckgeflochtenen Seil', und ſtiegen dann ſelber
an das Geſtad', und nahmen die ſchnellbereitete Mahlzeit.
Aber die Götter löſten mir leicht die Knoten der Feſſel.
Und ich band um das Haupt die zuſammengewickelten Lumpen,
ließ am geglätteten Steuer mich nieder, legte mich vorwärts
auf das Waſſer, und ſchwamm, mit beyden Händen mich
rudernd,
eilig davon, und bald war ich ferne von ihnen gekommen.
Jetzo ſtieg ich ans Land, kroch unter ein dickes Gebüſche,
ſchmiegte mich hin und lag. Die andern ſuchten indeſſen
mich lautkeuchend umher; allein ſie fanden nicht rathſam,
tiefer ins Land zu gehn. Sie kehrten zurück, und beſtiegen
wieder das hohle Schiff; und mich entriſſen die Götter
leicht der Gefahr, und führten zu eines verſtändigen
Mannes
Hütte mich hin. Denn noch verlängt das Schickſal mein
Leben.

Ihm antwortete'ſt du, Eumaios, Hüter der Schweine:
Unglückſeliger Fremdling, ich fühl' es im innerſten Herzen,
was du von deinen Leiden und Irren mir alles erzählt haſt.
Eins nur ſcheinet mir nicht in der Ordnung, das von Odyſſeus;
nimmer glaub' ich es dir! Was zwingt dich, ehrlicher Alter,
ſo in den Wind zu lügen? Ich weiß zu gut von der Heimkehr
meines Herren Beſcheid! Er iſt den Unſterblichen allen
ganz verhaßt! Nicht einmal vor Troa ließ man ihn ſterben,
noch in den Armen der Freunde, nach dem er den Krieg
vollendet;
denn ein Denkmal hätte der Griechen Volk ihm errichtet,
und ſo wäre zugleich ſein Sohn bey den Enckeln verherrlicht!
Sondern er ward unrühmlich ein Raub der wilden Harpyen.
Aber ich lebe hier bey den Schweinen ſo einſam, und komme
nie in die Stadt, wo nicht die kluge Penelopeia

mir zu kommen gebeut, wann Botschaft irgend woher kam.
Ringsum sitzen sie dann, und fragen den Fremdling nach allem:
Einige grämen sich um den langabwesenden Könige;
andere freuen sich drob, die seine Habe verprassen.
Aber mir ward die Lust zu fragen gänzlich verbittert,
seit mich jüngst ein aitolischer Mann durch Mährchen getäuscht hat.
Dieser war Todschlags halben schon weit geflüchtet, und irrte
endlich zu meiner Hütte, wo ich mit Freundschaft ihn aufnahm.
Und er verkündigte mir: bey Idomeneus unter den Kretern
hab' er ihn bessern gesehn die sturmierschlagenen Schiffe,
und er käme gewiß, im Sommer oder im Herbste,
mit dem unendlichen Schatz und den götterglichen Gefährten.
Drum, unglücklicher Greis, den mir ein himmlischer zuführt,
trachte nicht meine Gunst durch Lügen dir zu erschmeicheln.
Denn nicht darum werd' ich dich ehren oder bewirten,
sondern aus Furcht vor dem gastlichen Zeus, und weil du mich jammerst.

Ihm erwiederte drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Wahrlich, du trägst ein sehr unglaubiges Herz in dem Busen,
da mir der Eidschwur selbst nicht dein Zutrauen gewinnet!
Aber wohlan! wir wollen uns jetzt vergleichen, und Zeugen
seyn die Unsterblichen uns, des hohen Olympos Bewohner!
Kehrt er wieder zurück zu diesem Hause, dein König:
Siehe dann sollst du mich, mit Rock und Mantel bekleidet,
gen Dulichion senden, denn dort verlanget mein Herz hin.
Kehret er nicht zurück, dein König, wie ich verkünde,
Alsdann reihe die Knechte, vom Felsen herab mich zu stürzen;
daß die Bettler hinfort sich scheuen, Lügen zu schwatzen!

Ihm antwortete drauf der edle Hüter der Schweine:
Fremdling, da wäre mir traun! bey allen Menschen auf Erden
großes Lob und Verdienst für jetzt und immer gesichert,

hätt' ich dich erſt in die Hütte geführt, und freundlich bewirtet,
und erſchlüge dich dann, und raubte dein liebes Leben!
Freudigkeit gäbe mir das, vor Zeus Kronion zu beten!
Aber die Stunde zum Eſſen iſt da; bald kommen die Leute
heim, mit mir in der Hütte das köſtliche Mahl zu bereiten.

Alſo beſprachen ſich die beyden unter einander.
Und nun kamen die Schwein' und ihre Hirten vom Felde.
Dieſe ſchloſſen ſie drauf in ihre Ställe zum Schlafen,
und laut tönte das Schreyen der eingetriebenen Schweine.
Aber ſeinen Gehülfen befahl der treffliche Saubirt:

Bringt das fetteſte Schwein, für den fremden Gaſt es zu opfern,
und uns ſelber einmal zu erquicken, da wir ſo lange
um weißzahnichte Schweine Verdruß und Kummer erduldet,
während andre umſonſt all' unſere Mühe verpraſſen!

Alſo ſprach er, und ſpaltete Holz mit dem grauſamen Erze,
Jene führten ins Haus ein fett fünfjähriges Maſtſchwein,
ſtellten es drauf an den Heerd. Es vergaß der treffliche Saubirt
auch der Unſterblichen nicht, denn fromm war die Seele des Edlen;
ſondern begann das Opfer, und warf in die Flamme das Stirnhaar
vom weißzahnichten Schwein, und flehte den Himmliſchen allen,
daß ſie dem weiſen Odyſſeus doch heimzukehren vergönnten;
ſchwung nun die Eichenkluft, die er beym Spalten zurückwarf,
ſchlug's, und ſein Leben entfloh; die andern ſchlachteten, brühten
und zerſtückten es ſchnell. Das Fett bedeckte der Saubirt
mit dem blutigen Fleiſche, von allen Gliedern geſchnitten;
dieſes warf er ins Feuer, mit feinem Mehle beſtreuet.
Und ſie ſchnitten das Uebrige klein, und ſteckten's an Spieße,
brieten's mit Vorſicht über der Glut, und zogens herunter,
legten

leaten dann alles zuſammen auf Küchentiſche. Der Sauhirt,
ſtellte ſich hin, es zu theilen; denn Billigkeit lag ihm am
Herzen.
Und in ſieben Theile zerlegt' er alles Gebratne.
Einen legt' er den Nymfen, und Hermäs dem Sohne der
Maia,
betend den andern hin; die übrigen reicht' er den Männern.
Aber Odyſſeus verehrt' er den unzerſchnittenen Rücken
vom weißzahnichten Schwein, und erfreute die Seele des
Königs.
Fröhlich ſagte zu ihm der erfindungsreiche Odyſſeus:
Liebe dich Vater Zeus, wie ich dich liebe, Eumaios,
da du mir armen Manne ſo milde Gaben verehreſt!
Drauf antworteteſt du, Eumaios, Hüter der Schweine:
Eſſ, mein unglückſeliger Freund, und freue dich deſſen,
wie du es haſt. Gott giebt uns dieſes, und jenes verſagt er,
wie es ſeinem Herzen gefällt; denn er herrſchet mit Allmacht.
Sprachs, und weihte den Göttern die Erſtlinge, opferte
ſelber
funckelnden Wein, und gab ihn dem Städteverwüſter Odyſſeus
in die Hand; er ſaß bey ſeinem beſchiedenen Antheil.
Ihnen vertheilte das Brod Meſaulios, welchen der Sauhirt
ſelber ſich angeſchafft, indeß ſein König entfernt war;
ohne Pänelopeia, und ohne den alten Laertäs,
hatt' er von Taſiern ihn mit eigenem Gute gekauft.
Und ſie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle.
Und nachdem die Begierde des Tranks und der Speiſe ge-
ſtillt war,
trug Meſaulios wieder das Brod davonnen; und alle,
von dem Brod und dem Fleiſche geſättiget, eilten zur Ruhe.
Eine grauliche Nacht, unerleuchtet vom ſchwindenden
Monde,
kam; es regnete Zeus, naßſtürmend ſauſte der Weſtwind.

Beym Entkleiden verſucht' Odyſſeus, ob ihm der Sauhirt
nicht den Mantel vielleicht darbieten, oder der Knechte
einem es würde befehlen, da er für ihn ſo beſorgt war.

Höre mich itzt, Eumaios, und hört, ihr übrigen Hirten!
Rühmend red' ich ein Wort, vom bethörenden Weine beſieget,
welcher den Weiſeſten oft anreitzt zum lauten Geſange,
ihm zum herzlichen Lachen und Gaukeltanze verleitet,
und manch Wort ihm entlockt, das beſſer wäre verſchwiegen.
Aber weil das Geſchwätz doch anfing, will ichs vollenden.
Wollte Gott, ich grünte noch in der Fülle der Jugend,
als da vor Troa wir uns im Hinterhalte verbargen!
Führer waren Odyſſeus, und Atreus, Sohn Menelaos,
und der dritte war ich; denn jene verlangten es ſelber.
Als wir jetzo die Stadt und die hohe Mauer erreichten,
legten wir, nahe der Burg, im dichtverwachſenen Sumpfe,
zwiſchen Weiden und Schilfen, uns nieder, unter der Rüſtung.
Eine ſtürmiſche Nacht brach an; der erſtarrende Nordwind
ſtürzte daher; und flöckender Schnee, gleich duftigem Reife,
fiel anfrirend herab, und umzog die Schilde mit Glatteis.
Alle die andern lagen, gehüllt in Mantel und Leibrock,
mit dem Schilde die Schulter bedeckt, und ſchlummerten ruhig.
Aber ich Unbeſonnener ließ den Mantel beym Weggehn
meinen Gefährten zurück, denn ich achtete gar nicht der Kälte;
Und gieng bloß mit dem Schild' und ſchöngegürteten Leibrock.
Doch in der dritten Wache der Nacht, da die Sterne ſich neigten,
ſtieß ich Odyſſeus, der mir zur Seiten lag, mit dem Arme,
und ſprach ſchaudernd zu ihm; und ſchnell war er munter, und hörte:

Edler Laertiad', erfindungsreicher Odyſſeus,
lange bleib' ich nicht mehr bey den Lebenden; ſondern mich tödtet
Froſt;

Froſt; denn ich ließ den Mantel zurück; mich verführte mein Dämon,
bloß im Rocke zu gehn: und nun iſt keine Errettung!

Alſo ſprach ich, und ſchnell beſchloß er dieſes im Herzen;
ſo wie immer der Held zum Rath und Kampfe bereit war.
Eilend erwiedert' er mir, mit leiſeflüſternder Stimme:

Schweige jetzt, damit kein andrer Achaier dich höre!
Sprachs, und ſtützte das Haupt auf den Ellenbogen, und ſagte:

Hört, ihr Lieben, ein göttlicher Traum erſchien mir im Schlafe.
Wir ſind weit von den Schiffen entfernt! O gienge doch einer,
Atreus Sohn, Agamemnon, dem Hirten der Völker, zu ſagen,
daß er noch mehrern vom Ufer, hieher zu eilen, geböte!

Alſo ſprach er, und Thoas, der Sohn Andraimons erhub ſich
alſobald, und legte zur Erde den purpurnen Mantel,
eilt' und lief zu den Schiffen; und ich umhüllte mir freudig
ſein Gewand, und lag, bis die Morgenröthe heraufſtieg.
Wollte Gott, ich grünte noch jetzt in der Fülle der Jugend!
Ach! dann ſchenkte mir wohl ein Saubirt hier in der Hütte
einen Mantel, aus Lieb' und Achtung gegen den Tapfern.
Nun verachten ſie mich, weil ich ſo elend bedeckt bin!

Ihm antwortete'ſt du, Eumaios, Hüter der Schweine:
Greis, untadelich iſt das Gleichniß, ſo du erzähleſt;
Und kein unnütz Wort iſt deinen Lippen entfallen.
Drum ſolls weder an Kleidung, noch etwas Anderm dir mangeln
was unglücklichen Fremden, die Hülfe ſuchen, gebühret.
Jetzt! doch morgen mußt du in deine Lumpen dich hüllen,
denn nicht viele Mäntel und oft veränderte Röcke
haben wir anzuziehn; nur einen hat jeglicher Saubirt.

Kehrt einſt wieder zurück der geliebte Sohn von Odyſſeus,
gerne wird dich dieſer mit Rock und Mantel bekleiden,
und dich ſenden, wohin es deinem Herzen gelüſtet.

Alſo ſprach er; erhub ſich, und ſetzte neben dem Feuer
ihm ein Bette, bedeckt mit Fellen von Ziegen und Schafen.
Und Odyſſeus legte ſich hin. Da bedeckte der Sauhirt
ihn mit dem groſſen wollichten Mantel, womit er ſich pflegte
umzukleiden, wenn draußen ein ſchrecklicher Winterorkan blies.

Alſo ſchlummerte dort Odyſſeus; neben Odyſſeus
legten die Jünglinge ſich zum Schlummer. Aber der Sauhirt
liebte nicht, in dem Bett' entfernt von den Schweinen zu
ſchlafen;
ſondern er rüſtete ſich, hinauszugehn; und Odyſſeus
freute ſich, daß er ſo treu des Entfernten Güter beſorgte.
Erſtlich hängt' er ein ſcharfes Schwert um die rüſtigen Schultern,
hüllte ſich dann in den windabwehrenden wollichten Mantel;
nahm das zottlichte Fell der großen gemäſteten Ziege,
nahm auch den ſcharfen Speer, den Schrecken der Menſchen
und Hunde;
eilte nun hin, zu ruhn, wo die hauerbewaffneten Eber
lagen, unter dem Hange der Felſen geſchirmt vor dem Nordwind.

Daß Herr Voß an einer Ueberſetzung der Odyſſee arbeite, iſt ſchon ziemlich lange bekannt. Da er dieſes Werk nunmehr zu Ende gebracht, und eine Ausgabe deſſelben auf Pränumeration zu veranſtalten gedenkt, ſo hat er ſich der Gelegenheit des Merkurs bedienen wollen, dem Publiko wieder eine Probe davon vorzulegen. Wo die Arbeit ſelbſt den Meiſter lobt, wie hier, bedarf es unſrer Anpreiſung nicht; wir ſind überzeugt,

zeugt, daß Männer von Geſchmack, die den Homer in ſeiner eignen Sprache leſen, und alſo mit den Ueberſetzungen vergleichen können, (nach vorſtehender Probe vom Ganzen zu urtheilen) nicht nur Homers Geiſt, und kräftigen Ausdruck, ſondern, ſoweit als der Teutſche Hexameter dem Homeriſchen ſich nähern kann, ſelbſt den edlen, freyen, männlichen Gang ſeines Verſes und die Muſik ſeines Geſanges in dieſer Voſſiſchen Ueberſetzung wieder finden werden. Ohne gegen die verdienſtvolle Arbeit unſers alten ehrwürdigen Freundes, deren Werth wir bey einer andern Gelegenheit anerkannt haben, ungerecht zu ſeyn, freuen wir uns, dieſen Ulyſſesbogen nun auch von einem jüngern Mann geſpannt zu ſehen, und hoffen, daß die Folge ihn überzeugen wird, für den Ruhm keiner undankbaren Nation gearbeitet zu haben.

II.

Der Proceß um des Eſels Schatten.

(Fortgeſetzt von S. 31. No. 1.)

3.

Wie die Partheyen ſich höhern Orts um Unterſtützung bewerben.

Nach dem Stadtrecht der Abderiten wurden alle über Mein und Dein unter den gemeinen Bürgern entſtandne Händel vor einem Gerichte von zwanzig Ehren-Männern abgethan, welche ſich wöchentlich dreymal in der Vorhalle des Tempels der Nemeſis verſammelten. Al-

ges wurde, aus billiger Rückſicht auf die Nahrung der Sykophanten, ſchriftlich vor dieſem Gerichte verhandelt; und weil der Gang der Abderitiſchen Juſtiz eine Art von Schnecken-Linie beſchrieb, und ſich auch mit der Geſchwindigkeit der Schnecke fortbewegte; zumal die Sykophanten nicht eher zum Beſchließen verbunden waren, bis ſie nichts mehr zu ſagen hätten: ſo währte das Libelliren gemeiniglich ſo lange, als es die Mittel der Partheyen wahrſcheinlicherweiſe aushalten konnten. Allein dieſesmal kamen ſo viele beſondere Urſachen zuſammen, der Sache einen ſchnellern Schwung zu geben, daß man ſich nicht darüber zu verwundern hat, wenn der Prozeß über des Eſels Schatten binnen weniger als vier Monaten ſchon ſoweit gediehen war, daß nun am nächſten Gerichtstage das Endurtheil erfolgen ſollte.

Ein Rechtshandel über eines Eſels Schatten würde ſonder Zweifel in jeder Stadt der Welt Aufſehen machen. Man denke alſo, was er in Abdera thun mußte? Kaum war das Gerüchte davon erſchollen, als von Stund an alle andre Gegenſtände der geſellſchaftlichen Unterhaltung fielen, und jedermann mit eben ſo viel Theilnehmung von dieſem Handel ſprach, als ob er ein großes dabey zu gewinnen oder zu verliehren hätte. Die einen erklärten ſich für den Zahnarzt, die andern für den Eſeltreiber; ja ſogar der Eſel ſelbſt hatte ſeine Freunde, welche

ordnung gebrachten Lebensgeiſter nicht ſogleich wieder beruhigen, ſondern ſie werden dieſen ganzen Tag zittern und ſchaudern. Was ſoll dieſes Kopfſchütteln bedeuten? Warum ſiehſt du meinen Sohn ſo traurig an? Warum legſt du die Hand auf deine Bruſt? Warum dieſe Thränen, die wie ein aufgeſchwollner Bach über ihre Ufer ſtürzen? Sind dieſe ſchwermüthigen Seufzer Bekräftigungen deiner Worte? So ſprich noch einmal, nicht deine vorige Erzählung, ſondern nur diß einzige Wort, ob deine Erzählung wahr iſt oder nicht?

Salisbury.

So wahr als ihr Urſache habt, diejenige für falſch zu halten, welche ſchuld an der Wahrheit meiner Anſſage ſind.

Conſtantia.

Oh, wenn du mich lehrſt dieſe kummervolle Zeitung zu glauben, ſo lehre dieſe kummervolle Zeitung wie ſie mich tödten ſoll, damit ihr Glaube und mein Leben ſo an einander ſtoſſen, wie die Wuth von zween ergrimmten Männern, die in dem Augenblik da ſie auf einander treffen, fallen und ſterben. Ludwig vermählt ſich mit Blanca? O Junge, was biſt dann du? Frankreich, Freund von England? Was wird dann aus mir? Geh, Mann, ich kan deinen Anblik nicht ausſtehen, dieſe Zeitung hat dich zu einem abſcheulichen Mann gemacht.

davor hielten, daß derſelbe ganz wohl berechtigt wäre, *intervenienda* einzukommen, da er durch die Zumuthung, den Zahnarzt in ſeinem Schatten ſitzen zu laſſen und unterdeſſen in der brennenden Sonnenhitze zu ſtehen, offenbar am meiſten prägravirt worden ſey. Mit Einem Worte, der wohlbeſagte Eſel hatte ſeinen Schatten auf ganz Abdera geworfen, und die Sache wurde mit einer Lebhaftigkeit, einem Eyfer, einem Intereſſe getrieben, die kaum größer hätten ſeyn können, wenn das Heil gemeiner Stadt und Republik auf dem Spiele geſtanden hätte.

Wiewohl nun dieſe Verfahrungsweiſe überhaupt Niemanden, der die Abderiten aus der vorgehenden wahrhaften Geſchichtsklitterung kennen gelernt hat, befremden wird: ſo glauben wir doch denen Leſern, welche eine Geſchichte nur alsdenn recht zu wiſſen glauben, wenn ihnen das Spiel der Räder und Triebfedern, mit dem ganzen Zuſammenhang der Urſachen und Folgen einer Begebenheit aufgeſchloſſen wird — keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ihnen etwas umſtändlicher erzählen: wie es zugegangen, daß dieſer Handel, der in ſeinem Urſprung nur zwiſchen Leuten von geringer Erheblichkeit und über einen äuſſerſt unerheblichen Gegenſtand vorgewaltet, ſo großes Aufſehn gemacht, und zulezt die ganze Republik in ſeinen Strudel hineingezogen.

Die ſämmtliche Bürgerſchaft in Abdera, war (wie von jeher die meiſten Städte in der Welt) in Zünfte

abgetheilt, und vermöge einer alten Obſervanz gehörte der Zahnarzt Struthion in die — Schuſterzunft. Der Grund davon war, wie die Gründe der Abderiten immer zu ſeyn pflegten, mächtig — ſpitzfindig. In den erſten Zeiten der Republik hatte nehmlich dieſe Zunft bloß die Schuſter und Schuhflicker in ſich begriffen. Nachmals wurden alle Arten von Flickern mit dazu genommen; und ſo kam es, daß in der Folge die Wundärzte, als Menſchenflicker, und ſomit, ob paritatem rationis, alle Arten von Aerzten zu dieſer Zunft geſchlagen wurden. Struthion hatte alſo (bloß die Aerzte ausgenommen, mit denen er immer ſtark über'n Fuß geſpannt war) die ganze löbliche Schuſterzunft, und beſonders alle Schuhflicker auf ſeiner Seite, die (wie man ſich noch erinnern wird) einen ſehr anſehnlichen Theil der Bürgerſchaft von Abdera ausmachten. Natürlicherweiſe wandte ſich alſo der Zahnarzt vor allen andern ſogleich an ſeinen Vorgeſezten, den Zunftmeiſter Pfrieme, und dieſer Mann, deſſen patriotiſcher Eifer für die Conſtitution der Republik Niemanden unbekannt iſt, erklärte ſich ſogleich mit ſeiner gewöhnlichen Hize: daß er ſich eher mit ſeinem eigenen Schuſterahl erſtechen, als geſchehen laſſen wollte, daß die Rechte und Freyheiten von Abdera in der Perſon eines ſeiner Zunftverwandten verlezt würden. Billigkeit, ſagte er, iſt das höchſte Recht; was kann aber billiger ſeyn, als daß derjenige, der einen Baum gepflanzet hat, wiewohl es dabey eigentlich auf die Früchte angeſehen war, nebenher auch den

Schat-

Schatten des Baums genieße? Und warum soll das, was von einem Baum gilt, nicht eben so wohl von einem Esel gelten? Wo, zum Henker, soll es mit unsrer Freyheit hinkommen, wenn einem zünftigen Bürger von Abdera nicht einmal frey stehen soll, sich in den Schatten eines Esels zu setzen? Gleich als ob ein Eselsschatten vornehmer wäre, als der Schatten des Rathhauses oder des Jasontempels, in den sich stellen, setzen und legen mag, wer da will. Schatten ist Schatten, er komme von einem Baum oder von einer Ehrensäule, von einem Esel, oder von Sr. Gnaden, dem Archon, selbst! Kurz und gut, sezte Meister Pfrieme hinzu, verlaßt euch auf mich, Herr Struthion; der Grobian soll euch nicht nur den Schatten, sondern, zu eurer gebührenden Satisfazion, den Esel noch oben drein lassen, oder es müßte weder Freyheit noch Eigenthum mehr in Abdera seyn; und dahin solls, beym Element! nicht kommen, so lang ich der Zunftmeister Pfrieme heisse!

Während daß der Zahnarzt sich der Gunst eines so wichtigen Mannes versichert hatte, ließ es der Eseltreiber Anthrax seines Orts auch nicht fehlen, sich um einen Beschützer zu bewerben, der jenem wenigstens das Gleichgewicht halten könnte. Anthrax war eigentlich kein Bürger von Abdera, sondern nur ein Freygelassener, der sich in dem Bezirk des Jasontempels aufhielt, und stand als ein Schutzverwandter desselben unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Erzpriesters dieses Heroen, der bekannter maßen zu Abdera göttlich ver-

ehrt wurde. Natürlicherweiſe war alſo ſein erſter Gedanke, wie er dazu gelangen könnte, daß der Erzprieſter Agathyrſus ſich ſeiner mit Nachdruck annehmen möchte. Allein der Erzprieſter Jaſons war zu Abdera eine ſehr groſſe Perſon, und ein Eſeltreiber konnte ſchwerlich hoffen, ohne einen beſondern Kanal, den Zutritt zu einem Herrn von dieſem Rang zu erhalten. Nach vielen Berathſchlagungen mit ſeinen vertrauteſten Freunden, wurde endlich folgender Weg beliebt. Seine Frau, Krobyle, war mit einer Putzmacherin bekannt, deren Bruder der begünſtigte Liebhaber des Aufwartmädchens einer gewiſſen Mileſiſchen Tänzerin war, welche, wie die Rede gieng, bey dem Erzprieſter in groſſen Gnaden ſtund. Nicht als ob er etwan — wie es zu gehen pflegt — — ſonderlich weil die Prieſter des Jaſons unverheyrathet ſeyn mußten — kurz, wie die Welt argwöhniſch iſt. — man ſprach freylich allerley — Aber das Wahre von der Sache war: der Erzprieſter Agathyrſus war ein groſſer Liebhaber von Pantomimiſchen Solotänzen; und weil er die Tänzerin, um kein Aergerniß zu geben, nicht bey Tage zu ſich kommen laſſen wollte: ſo blieb ihm nichts anders übrig, als ſie, mit der erforderlichen Vorſicht, bey Nacht, durch eine kleine Gartenthür, in ſein Kabinet führen zu laſſen. Da nun einſt gewiſſe Leute eine dichtverſchleyerte Perſon in der Morgendämmerung wieder herausgehen geſehen hatten: ſo war das Gemarmel entſtanden, als ob es die Tänzerin geweſen ſey, und als ob der Erzprieſter eine beſon-

beſondere Freundſchaft auf dieſe junge Perſon geworfen habe; welche in der That fähig geweſen wäre, in jedem andern als einem Erzprieſter noch etwas mehr zu erregen. — Wie nun dem auch ſeyn mochte, genug, der Eſeltreiber ſprach mit ſeiner Frau, Frau Krobyle mit der Putzmacherin, die Putzmacherin mit ihrem Bruder, der Bruder mit dem Aufwartmädchen; und weil nun das Aufwartmädchen alles über die Tänzerin vermochte, von welcher vorausgeſetzt wurde, daß ſie alles über den Prieſter vermöge, der Alles über die Proceres von Abdera und — ihre Weiber vermochte: ſo zweifelte Anthrax keinen Augenblick, ſeine Sache in die beſten Hände von der Welt gelegt zu haben. Aber unglücklicherweiſe zeigte ſichs, daß die Favoritin der Tänzerin ein Gelübde gethan hatte, ihre Allvermögenheit eben ſo wenig gratis auszuleyhen, als Anthrax den Schatten ſeines Eſels. Sie hatte eine Art von Taxordnung, vermöge deren der geringſte Dienſt, den man von ihr verlangte, wenigſtens eine Erkentlichkeit von vier Drachmen vorausſetzte; und in gegenwärtigem Falle war ihr um ſo weniger zuzumuthen, auch nur eine halbe Drachme nachzulaſſen, da ſie ihrer Schamhaftigkeit eine ſo große Gewalt anthun ſollte, eine Sache zu empfehlen, worinn ein Eſel die Hauptfigur war. — Wenn es wenigſtens nur eine Eſelin geweſen wäre! — Kurz, die Iris beſtand auf vier Drachmen, welches juſt doppelt ſoviel war, als der arme Teufel, im glücklichſten Falle, mit ſeinem Proceß zu gewinnen hatte. Er ſah ſich alſo wieder in

der

der vorigen Verlegenheit. Denn wie konnte ein ſchlechter Eſeltreiber hoffen, ohne eine haltbarere Stütze, als die Gerechtigkeit ſeiner Sache, gegen einen Gegner zu beſtehen, der von einer ganzen Zunft unterſtützt wurde, und ſich überall rühmte, daß er den Sieg ſoviel als in Händen habe? Endlich beſann ſich der ehrliche Anthrax eines Mittels, wie er vielleicht den Erzprieſter ohne Dazwiſchenkunft der Tänzerinn und ihres Aufwartmädchens auf ſeine Seite bringen könnte; und das Beſte davon däuchte ihm, daß er es nicht weit zu ſuchen brauchte. Ohne Umſchweiffe — er hatte eine Tochter, die, in Hofnung auf eine oder andre Weiſe beym Theater unterzukommen, ganz leidlich Singen und Citharſpielen gelernt hatte. Das Mädchen war eben keine von den ſchönſten. Aber eine ſchlanke Figur, ein paar groſſe ſchwarze Augen, und die friſche Blume der Jugend erſetzten, ſeinen Gedanken nach, reichlich, was ihrem Geſicht abgieng; und würklich, wenn ſie ſich tüchtig gewaſchen hatte, ſah ſie in ihrem Feſttagsſtaat, mit ihren langen pechſchwarzen Haarzöpfen, und mit einem Blumenſtraus vor dem Buſen, ſo ziemlich dem wilden Thraziſchen Mädchen Anakreons ähnlich. Da ſich nun bey näherer Erkundigung fand, daß der Erzprieſter Agathyrſus auch ein Liebhaber vom Citharſpielen und von kleinen Liedern war, deren die junge Gorgo eine groſſe Menge ganz angenehm zu ſingen wußte: ſo machten ſich Anthrax und Krobyle groſſe Hoffnung, durch das Talent und die Figur ihrer Toch-

ter

ter am kürzeſten zu ihrem Zweck zu kommen. Anthrax wandte ſich alſo an den Kammerdiener des Erzprieſters, und Krobyle unterrichtete inzwiſchen das Mädchen, wie ſie ſich zu betragen hätte, um, wo möglich, die Sängerin auszuſtechen, und von der kleinen Garteuthür allein Meiſter zu bleiben. Die Sache gienz nach Wunſch. Der Kammerdiener, der durch die Neigung ſeines Herrn zum Neuen und Manchfaltigen nicht ſelten ins Gedränge kam, ergriff dieſe gute Gelegenheit mit beyden Händen; und die junge Gorgo ſpielte ihre Rolle für eine Anfängerin meiſterlich. Agathyrſus fand eine gewiſſe Miſchung von Naivheit und Muthwillen und eine Art wilder Grazie bey ihr, die ihn reizte, weil ſie ihm neu war — Kurz, ſie hatte kaum zwey oder dreymal in ſeinem Cabinette geſungen, ſo erfuhr Anthrax ſchon von ſichrer Hand, daß Agathyrſus ſeine gerechte Sache verſchiednen Richtern empfohlen: und ſich mit einigem Nachdruck habe verlauten laſſen, wie er nicht geſonnen ſey, auch den allergeringſten Schutzverwandten des Jaſontempels ein Schlachtopfer der Schikanen des Sykophanten Phyſignathus, und der Partheylichkeit des Zunftmeiſters Pfrieme werden zu laſſen.

4.

Gerichtliche Verhandlung. Relation des Aſſeſſor Miltias. Urthel, und was daraus erfolgt.

Inzwiſchen war nun der Gerichtstag herbeygekommen, da dieſer ſeltſame Handel durch Urthel und Recht entſchieden werden ſollte. Die Sykophanten hatten in Sachen beſchloſſen, und die Akten waren einem Referenten, Nahmens Miltias, übergeben worden, gegen deſſen Unpartheylichkeit die Mißgönner des Zahnarztes verſchiedenes einzuwenden hatten. Denn es war nicht zu läugnen, daß er mit dem Sykophanten Phyſignatus ſehr vertraut umgieng; und überdies wurde ganz laut davon geſprochen, daß die Dame Struthion (*) (die für eine von den hübſchen Weibern in ihrer Klaſſe paſſierte) ihm die gerechte Sache ihres Mannes zu verſchiedenen Malen in eigner Perſon empfohlen habe. Allein, da dieſe Einwendungen auf keinem rechtsbeſtändigen Grunde beruhten, und der Turnus nun einmal an dieſem Miltias war, ſo blieb es bey der Ordnung.

Miltias trug die Geſchichte des Streits ſo unbefangen, und beydes, ſowohl Zweifels- als Entſcheidungsgründe, ſo

(*) Wir wiſſen wohl, daß dies nicht à la grecque geſprochen iſt; aber die Dame Struthion iſt, wie Frau Damon in unſern Komödien: und was liegt dem Leſer daran, wie die Zahnärztin mit ihrem eignen Nahmen geheiſſen haben mag?

ſo ausführlich vor, daß die Zuhörer lange nicht merkten, wo er eigentlich hinaus wolle. Er läugnete nicht, daß beyde Partheyen vieles für und wider ſich hätten. Auf der einen Seite ſcheine nichts klärer, ſagte er, als daß derjenige, der den Eſel, als das Principale, gemiethet, auch das Acceſſorium, des Eſels Schatten, ſtillſchweigend mit einbedungen habe; oder, falls man auch keinen ſolchen ſtillſchweigenden Vertrag zugeben wollte, daß der Schatten ſeinem Körper von ſelbſt folge, und alſo demjenigen, der die Nutznießung des Eſels an ſich gebracht, auch der beliebige Gebrauch ſeines Schattens ohne weitere Beſchwehrde zuſtehe; um ſo mehr, als dem Eſel ſelbſt dadurch an ſeinem Seyn und Weſen nicht das mindeſte benommen werde. Hingegen ſcheine auf der andern Seite nicht weniger einleuchtend: daß, wiewohl der Schatten weder als ein weſentlicher noch auſſerweſentlicher Theil des Eſels anzuſehen ſey, folglich von dem Abmiether des leztern keinesweges vermuthet werden könne, daß er jenen zugleich mit dieſem ſtillſchweigend habe miethen wollen; gleichwohlen, da beſagter Schatten ſchlechterdings nicht für ſich ſelbſt, oder ohne beſagten Eſel, beſtehen könne, und ein Eſels-Schatten im Grunde nichts anders, als ein Schatteneſel ſey: der Eigenthümer des leibhaften Eſels mit gutem Fug auch als Eigenthümer des von jenem ausgehenden Schatteneſels betrachtet, folglich keinesweges angehalten werden könne, leztern ohnentgeltlich an den Abmiether des erſtern zu überlaſſen, überdies, und

wenn

wenn man auch zugeben wollte, daß der Schatten ein Acceſſorium des mehr erörterten Eſels ſey, dem Abmiether doch dadurch noch kein Recht an denſelben zuwachſe, indem er durch den Miethcontract nicht jeden Gebrauch deſſelben, ſondern nur denjenigen, ohne welchen die Abſicht des Contracts, nehmlich ſeine vorhabende Reiſe, ohnmöglich erzielt werden könne, an ſich gebracht habe. Allein (ſo fuhr Miltias in ſeinem Vortrag fort) da ſich unter den Geſetzen der Stadt Abdera keines finde, worinn der vorliegende Fall klar und deutlich enthalten ſey, und das Urtheil alſo lediglich aus der Natur der Sache gezogen werden müſſe; ſo komme es hauptſächlich auf einen Punct an, der von den beyderſeitigen Sykophanten aus der Acht gelaſſen oder wenigſtens nur obenhin berührt worden; nehmlich auf die Frage: ob dasjenige, was man Schatten nenne, unter die gemeinen Dinge, an welche jedermann gleiches Recht hat, oder unter die eigenthümlichen, zu welchen einzelne Perſonen ein ausſchlieſſendes Recht haben oder erwerben können, zu zählen ſey? Da nun, in Ermanglung eines poſitiven Geſetzes, die Uebereinſtimmung und allgemeine Gewohnheit des menſchlichen Geſchlechts, als ein wahres Orakel der Natur ſelbſt, billig die Kraft eines poſitiven Geſetzes habe; vermöge dieſer allgemeinen Gewohnheit aber die Schatten der Dinge, auch ſelbſt derer jenigen, die nicht nur einzelnen Perſonen, ſondern ganzen Gemeinheiten, ja den unſterblichen Göttern ſelbſt eigenthümlich zugehören, bisher

Salisbury.

Was habe ich dann Uebels gethan, gute Lady, als das Uebel anzuzeigen, das andre gethan haben.

Constantia.

Welches aber an sich selbst so scheußlich ist, daß es alle die nur davon reden abscheulich macht.

Arthur.

Ich bitte euch, Mutter, gebt euch zufrieden.

Constantia.

Wenn du, der mich zufrieden seyn heißt, häßlich wärest, ungestalt, und deiner Mutter Leibe schimpflich, voller Flecken und ekelhafter Finnen, lahm, albern, buklicht, krummbeinicht, ungeheuer, und mit Kräze und Eiterbeulen überdekt; dann wollt' ich mich nicht bekümmern, dann wollt' ich mich zufrieden geben; denn alsdann würd' ich dich nicht lieben, nein, noch würdest du deiner hohen Geburt werth seyn, und eine Crone verdienen. Aber du bist schön, und Natur und Glük haben bey deiner Geburt, du theurer Knabe, sich vereiniget, dich groß zu machen. Wie die Natur dich begabt hat, kanst du mit Lilien und halb entfalteten Rosen um den Vorzug streiten. Aber das Glük! oh sie ist treulos worden, sie ist von dir abgefallen, hält stündlich mit deinem Oheim zu, und hat mit ihrer goldnen Hand Frankreich an sich gerissen, und dahin gebracht, die Ehre der unumschränkten Herrschaft in den Staub zu treten, und seine Majestät zu ihrer Kupplerin zu machen. Frankreich

her aller Orten einem jeden, wer er auch ſey, frey, ungehindert und ohnentgeltlich zur Benutzung überlaſſen worden: ſo erhelle daraus, daß, ex Conſenſu et Conſuetudine generis humani, beſagte Schatten, eben ſo wie freye Luft, Wind und Wetter, flieſſendes Waſſer, Tag und Nacht, Mondſchein, Dämmerung, u. dergl. mehr, unter die gemeinen Dinge zu rechnen ſeyen, deren Genuß jedem offen ſtehe, und auf welche, in ſo fern etwa beſagter Genuß, unter gewiſſen Umſtänden, etwas Ausſchlieſſendes bey ſich führe, der erſte, der ſich ihrer bemächtige, ein momentanes Beſitzrecht erhalten habe. — Dieſen Satz (zu deſſen Beſtätigung, der ſcharfſinnige Miltias eine Menge Inductionen vorbrachte, die wir unſern Leſern erlaſſen wollen) dieſen Satz zum Grunde gelegt, könne er alſo nicht anders, als dahin ſtimmen: daß der Schatten aller Eſel in Thrazien, folglich auch derjenige, der zu vorliegendem Rechtshandel unmittelbaren Anlas gegeben, eben ſo wenig einen Theil des Eigenthums einer einzelnen Perſon ausmachen könne, als der Schatten des Berges Athos oder des Stadthurms von Abdera; folglich mehrbeſagter Schatten weder geerbt, noch gekauft, noch inter vivos oder mortis cauſa geſchenkt noch vermiethet noch auf irgend eine andre Art zum Gegenſtand eines bürgerlichen Contracts gemacht werden könne: und daß alſo aus dieſen und andern angeführten Gründen, in Sachen des Eſeltreibers Anthrax, Klägern, an einem, entgegen und wider den Zahnarzt Struthio, Beklagten, am andern Theil, pcto. des

von Beklagten zu Klägers Gefährde und Schaden angemaaßten Eſelsſchatten (ſaluis tamen melioribus) zu Recht zu erkennen ſey: daß Beklagter ſich des beſagten Schattens zu ſeinem Gebrauch und Nutzen zu bedienen, wohl befugt geweſen; Kläger aber, Einwendens ungeachtet, nicht nur mit ſeiner unbefugten Foderung abzuweiſen, ſondern auch in alle Koſten, wie nicht weniger zum Erſatz alles dem Beklagten verurſachten Verluſts und Schadens, nach vorgängiger gerichtlicher Ermäßigung, zu verurtheilen ſey. V. R. W.

Wir überlaſſen es dem geneigten und rechtserfahrnem Leſer, über dieſes, zwar nur auszugsweiſe, mitgetheilte Gutachten des weiſen Miltias, nach Belieben, ſeine Betrachtungen anzuſtellen; und da wir in dieſer ganzen Sache uns keines Urtheils anzumaaßen, ſondern bloß die vices eines unpartheyiſchen Geſchichtſchreibers zu vertreten entſchloſſen ſind: ſo begnügen wir uns, zu berichten, daß es ſeit undenklichen Zeiten eine Obſervanz bey dem Stadtgerichte zu Abdera war, das gutächtliche Urtheil des Referenten jedesmal entweder einhellig, oder doch mit einer groſſen Mehrheit der Stimmen zu beſtätigen. Wenigſtens hatte man ſeit mehr als hundert Jahren kein Beyſpiel vom Gegentheil geſehen. Es konnte auch, nach Geſtalt der Sachen, nicht wohl anders ſeyn. Denn während der Relation, welche gemeiniglich ſehr lange dauerte, pflegten die Herrn Beyſitzer eher alles andre zu thun als auf die Rationes dubitandi et decidendi des Referenten Acht zu geben. Die meiſten ſtun-

den

den auf, gukten zum Fenſter hinaus, oder giengen in einem Nebenzimmer, Kuchen oder kleine Bratwürſte zu frühſtücken, oder machten einen fliegenden Beſuch bey einer guten Freundin; und diejenigen, welche ſitzen blieben und einigen Theil an der Sache zu nehmen ſchienen, hatten alle Augenblicke etwas mit ihrem Nachbarn zu flüſtern, oder ſchliefen wohl gar uberm Zuhören ein. Kurz, es waltete eine Art von ſtillſchweigenden Compromiß auf den Referenten vor, und es geſchah bloß um der Form willen, daß einige Minuten eh er zur würklichen Concluſion kam, ſich jedermann wieder auf ſeinem Platz einfand, um mit gehöriger Feyerlichkeit das abgefaßte Urthel zu bekräftigen. So war es bisher immer, auch bey ziemlich wichtigen Händeln, gehalten worden. Allein dem Prozeß über des Eſels Schatten wiederfuhr die unerhörte Ehre, daß das ganze Gericht beyſammen blieb, und (drey bis vier Beyſitzer ausgenommen, welche dem Zahnarzt ihre Stimme ſchon verſprochen hatten, und ihr Recht in der Seſſion zu ſchlafen nicht vergeben wollten) jedermann mit aller Aufmerkſamkeit zuhörte, die eines ſo wundervollen Prozeſſes würdig war; und als die Stimmen geſammelt wurden, fand ſich, daß das Urthel nur mit einem Mehr von 12 gegen 8 bekräftiget wurde.

Sogleich nach geſchehener Publication ermangelte Polyphonus, der klägeriſche Sykophant, nicht, ſeine Stimme zu erheben, und gegen das Urthel, als unge-

recht, partheyiſch und mit unheilbaren Nullitäten behaftet, an den großen Rath von Abdera zu appelliren. Da der Prozeß über eine Sache geführt wurde, die der beſchwert zu ſeyn vermeynende Theil ſelbſt nicht höher als zwoo Drachmen geſchäzt hatte, und dieſes, auch ſelbſt mit Einſchluß aller billig mäßigen Koſten und Schaden, noch lange nicht Summa appellabilis war; ſo erhub ſich hierüber ein großer Lerm im Gerichte. Die Minora erklärten ſich, daß es hier gar nicht auf die Summe, ſondern auf eine allgemeine Rechtsfrage ankomme, die das Eigenthum betreffe, und noch durch kein Geſetz in Abdera beſtimmt ſey, folglich, vermöge der Natur der Sache, vor den Geſetzgeber ſelbſt gebracht werden müſſe; als welchem allein es zukomme, in zweifelhaften Fällen dieſer Art den Ausſpruch zu thun. Wie es zugegangen, daß der Referent, bey aller ſeiner Affection zur Sache des Beklagten, nicht daran gedacht, daß die Gönner des Gegentheils ſich dieſes Vorwandes bedienen würden, die Sache vor den großen Rath zu ſpielen — davon wiſſen wir keinen andern Grund anzugeben, als daß er ein Abderit war, und, nach der allgemeinen althergebrachten Gewohnheit ſeiner Landesleute, jedes Ding nur von Einer Seite, und auch da nur ziemlich obenhin, anzuſehen pflegte. Doch kann vielleicht noch zu ſeiner Entſchuldigung dienen, daß er einen Theil der letzten Nacht bey einem großen Gaſtmal zugebracht, und als er nach Hauſe gekommen, der Dame Struthion noch eine ziemlich lange Audienz hatte

geben

geben müſſen, und alſo vermuthlich — nicht ausgeſchlafen hatte. Genug nach langem Streiten und Lermen erklärte ſich endlich der Stadtrichter Philippides: daß er, bewandten Umſtänden nach, nicht umhin könne, die Frage, ob die von Klägern eingewandte Appellation ſtatt finde, vor den Senat zu bringen. Hiermit ſtund er auf; das Gericht gieng ziemlich tumultuariſch auseinander; und beyde Partheyen eilten, ſich mit ihren Freunden, Gönnern und Sykophanten zu berathen, was nun weiter in der Sache anzufangen ſey.

(Die Fortſetzung künftig.)

W.

II.

Beurtheilung der Poetiſchen Blumleſe. von J. H. Voß.

S. 3. An die Sonne, von F. L. Gr. zu Stollberg.

Wenn der alte blindgewordene Oſſian, mit anbrechendem Tage die Wärme der Sonne fühlt, und ſie anredet, und preiſt: daß ſie, keinem Wechſel unterworfen, immer gleich herrlich ſey; darauf zu ihr ſagt: „Du blickſt vergebens auf mich herunter; ich ſehe deine Strahlen nicht mehr;„ und endlich hinzuſetzt: „Aber wer

weiß? vielleicht biſt du auch nur auf eine Zeitlang da, wie ich, und deine Tage haben ein Ende ..... Freue dich in deiner jugendlichen Kraft; dunkel und wonneleer iſt das Alter:„ (*) Wenn Oſſian auf dieſe Weiſe, voll der Empfindung deſſen, was er war, und deſſen was er nun iſt, überall eine Aehnlichkeit mit ſeinem Zuſtand, eine Mitempfindung ſucht, Lebendiges und Todtes in ſeine Trauer hineinzieht; ſo iſt jedes Wort, in Rückſicht auf ein ſolches Verhältniß, wahr und ſchön. Eben ſo wahr und ſchön, könnt' ein Dichter die Sonne bitten: nicht das Grac zu verſengen, noch die Quellen auszutrocknen; er könnte ſie erinnern: daß ſie zum Wohlthun geſchaffen ſey, Leben und Wärme zu verbreiten, und daß ſie, als Gottes Sonne, der Dürſtenden ſich erbarmen müſſe. Letzteres aber wäre nur wie ein plötzlich auf- und vorbeyfahrender Gedanke zu loben; wie ein Ruf in gegenwärtigem Bedürfniß, in dringender Noth, die alles anklagt, zu allem ihre Zuflucht nimmt. Wenn hingegen ein Dichter, von der aufgehenden Sonne begeiſtert, ohne weitere Veranlaſſung als dieſe Begeiſterung, einen Lobgeſang anhebt, und mit demſelben die Bitte vereinigt, daß der heiſſere Tag den Wald, die Blumen, die Quellen, die noch ſäuſeln, und duften, und kühlen, das Gräschen, woran noch der Thau hängt, verſchonen wolle: ſo darf er, von ſeiner ruhigern Phantaſie geführt, zumal im Ton eines ernſthaften Sängers, eines Weiſen, der große Dinge

(*) Im Carthon

Dinge verkündigt, kaum den falſchen Gedanken angeben: als hang' es vom Willkühr der Sonne ab, ihr Feuer, in Abſicht unſrer, zu verſtärken oder zu mäßigen; und als ſey es überhaupt ihre Schuld, wenn wir zu derſelben Jahrszeit, in derſelben Entfernung von ihr, einen mehr oder minder ſchwülen Tag bekommen. Vielweniger darf er den Gedanken, der an ſolchem Ort' als bloße Figur, und nicht anders, zu rechtfertigen wäre, verfolgen; ſo weit verfolgen, daß er die Sonne, den Welt-Cörper, falls er nicht der Erde ſich erbarmen will, mit Gottes Gerichten bedroht. Wie nun? wenn der Geſang an die Sonne, welchen wir vor uns haben, ein Geſang, voll der heiligſten Wahrheiten, worinn Gott ſelbſt redet, wo der Sänger mit dem letzten Abend des Himmels beſchließt, wenn dieſer, nebſt allen ſeinen Wahrheiten, ſich um obigen falſchen Satz herumdreht, ſogar die Rede Gottes in ihm, nicht auf etwas Erdichtetes, ſondern auf klaren Irrthum ſich gründet, und zur Bekräftigung eben des Irrthums, der feyerliche Schluß hinzugethan wird:

„Der große Geber des Lebens
„Wird gefallene Mücken, gefallene Sonnen in neues
„Leben rufen! Wie du auf ſchwärmende Mücken herabſchauſt,
„Schaut er ewig herab auf alle kreiſenden Himmel;„

Einige Leſer mögen durch die Ausſchmückung des Hauptgedankens und durch einzelne vortrefliche Stellen im Anfang getäuſcht worden ſeyn; aber das Ganze näher betrachtet, weſſen Gefühl, ſobald er das Wahre liebt, muß es nicht beleidigen? deſto ſtärker beleidigen, je mehr wir bey der Würklichkeit dieſer neuen Dichter-Phantaſieen verlöhren; indem unſer alter Glaube viel erhabner in ſeinen Grundſätzen, und viel beruhigender iſt, als ſie? Unſer alter Glaube ſagt uns: Daß Gott den Sonnen ihr Feuer zugemeſſen, ihren Weg ihnen beſtimmt habe, woraus ſie nicht weichen dürfen; daß es nicht in ihrer Gewalt ſtehe, ſeinen Befehl zu übertreten; daß jeder Lichtſtrahl den Willen des Vaters thue, welcher ihn ſeinen Kindern ſendet. Was hülf' es den Erden, wenn ihren Sonnen ein noch ſo ſchweres Gericht bevorſtünde, wären ſie denſelben in gewiſſer Abſicht bis dahin Preis gegeben? Es könnt alſo in dem Geſang, welchen wir beurtheilen, die erforderliche poetiſche Wahrheit, und der Sänger dennoch zu tadeln ſeyn; weil er ſeine Freyheit dazu gebraucht, uns in Träume zu wiegen, die weniger angenehm ſind als unſer wachender Zuſtand; wir aber mit Recht das Gegentheil von ihm verlangen.

Uebrigens hat das Gedicht, wenn wir dem Verfaſſer einen Augenblick ſeine Vorſtellungsart zugeſtehen, einen herrlichen Plan. Erſt das Lob der Sonne. Die Erde jauchzt ihr entgegen und bekränzt ihre Schläfe mit Purpurgewölk. Alles freut ſich ihrer.

Sie

Sie leitet am Gängelbande den jungen Tag. Aber ſchnell wächſt dieſer, wird zum Jüngling, und greift nach ihrem Köcher. Was natürlicher, als die Bitte: zürne, Himmliſcher, nicht! „Dir flehen die Vögel, der Wald und die Blumen, wolleſt der Erde nicht Labſal und Kühlung rauben!„ Dann wendet ſich das Lied wieder an die Sonne: lächle der Erde, geuß Leben auf die Natur; du haſt die Fülle des Lebens, und Gott, der es gab, hat dir und allen Sonnen geboten, ſolches zu verbreiten, und euch der Dürſtenden zu erbarmen: ſo will er am Abend des Himmels euer ſich erbarmen. Der Abend wird kommen; die Sonnen werden vom Himmel fallen, aber nicht vergehen. Auf ſie warten Gerichte Gottes, des Mächtigen. Was gegen dich ein Mückenſchwarm, das iſt gegen ihn der Umlauf aller Himmel.

Wie leicht hier, von Anfang bis zu Ende, ſich eins aus dem andern entwickelt, jedes an ſeine rechte Stelle kömmt, ſich anſchließt, und zum Ganzen beyträgt, was es ſoll! Ton und Ausdruck verdienen daſſelbe Lob. Jener iſt edel, ohne Prunk, abwechſelnd, ohne ſich ungleich zu werden; dieſer, nirgend arm, und nirgend üppig; mehrentheils wahr und voll ſchöner Einfalt. Der einzige durchgehende Fehler im letzten iſt der, welchen faſt alle Hexameter mit einander gemein haben: unnöthige Häufung der Beywörter, wo man es vielen anſieht, daß ſie nur da ſtehen, um den Vers zu füllen, oder zu ründen. Verderben ſie weiter nichts, ſo ma-

chen ſie ein leeres Getöſ', und ihrentwegen überhören wir manches andre Wort, das würklichen Nachdruck bey ſich führt. Z. B.

„Fliehend rollet der Wagen der Nacht .....
.... und ſchwindet hinab in die ſchauernde Tiefe!„

Das Schauern iſt ſo unzählige Mahle von unſern unzähligen Hexametriſten zum Nothhelfer gebraucht worden, daß ein Dichter wohl unterſuchen muß, ob da, wo ers hinſtellt, es etwas zu würken vermag?

„bräutlich kränzet die Erde
dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke!„

Bald nachher kommen wieder „vom goldenen Bogen flammende Pfeile. Durch Wiederhohlungen dieſer Art werden die Beywörter vollends entkräftet. So achten wir, nach dem ſtralenden Köcher, auf die ſtralende Urne wenig, oder gar nicht.

„... richte dein furchtbar Geſchoß .....
Auf der ſchneeigten Alpen herunterſchmelzende Gipfel.„

Die Gipfel ſind alſo bereits am Schmelzen? Dieſer Umſtand iſt dem Bilde nicht vortheilhaft. Lieber hätt' ich das Geſchoß auf dem noch harten Schnee der Alpen gerichtet; oder vielmehr, indem ich kein Beywort hinzugethan, ſolches vermuthen laſſen.

„Wel-

iſt eine Kupplerin zwiſchen dem Glük und Johann, dem Glük, dieſer ehrloſen Meze, und dieſem räuberiſchen Johann. Sag mir, Burſche, iſt Frankreich nicht meineidig? Vergift' ihn mit Worten, oder geh deines Weges, und laß mich allein bey dieſen Kränkungen, die ich allein tragen muß.

Salisbury.

Verzeihet mir, Madam, ich darf nicht ohne euch zu den Königen zurük kommen.

Conſtantia.

Du darfſt, du ſollſt, ich will nicht mit dir gehen; ich will meinen Schmerz lehren ſtolz zu ſeyn; denn Schmerz iſt ſtolz, und macht ſeinen Beſizer eigenſinnig. Zu mir, und zu dem Hofſtaat meines groſſen Kummers mögen die Könige ſich verſammeln; denn mein Kummer iſt ſo groß, daß nichts als die unbewegliche gigantiſche Erde ihn unterſtüzen kan; hier ſiz' ich und mein Schmerz; hier iſt mein Thron, ſage den Königen, daß ſie kommen und ſich vor ihm büken.

[Sie ſezt ſich auf den Boden.]

Zweyte Scene.

König Johann, König Philipp, Ludwig, Blanca, Elinor, Faulconbridge und Oeſtreich.

König Philipp.

Es iſt wahr, ſchöne Tochter; und dieſer geſegnete Tag ſoll auf ewig in Frankreich feſtlich ſeyn. Dieſen Tag feyerlicher

„Wolleſt vom zarten Gräschen den krümmenden
Tropfen nicht nehmen!„

Zart iſt nicht überflüßig, weil es den Begriff von Schwachheit und Bedürfniß verſtärkt; aber das Krümmen, welches nichts wohlthätiges für das Gräschen hat, gehört nicht hierher; überdem mögt' ein ſo kleiner, unbedeutender Zug nicht leicht anders wohin, als in ein ſpielendes Landſchafts-Gemählde paſſen.

Die Stelle:

„Als Gott aus ſeiner gürtenden Allmacht,
Wie aus gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf:„

verſteh' ich nicht, wenn ſie nicht folgenden Sinn hat: als Gott aus ſeiner Allmacht, womit er gegürtet war, Sonnen dahin warf, wie ein Sämann aus dem Schlauch, womit er gegürtet iſt, den Saamen. Aber erſtlich iſt hier ein Fehler wider den Sprachgebrauch; denn wer wird z. B. ſagen: Er zog ſein gürtendes Schwerdt aus? Man ſagt: Ich gürte mich oder einen andern mit dem Schwerdt; oder: ich gürt' es um; zuweilen auch: es umgürtet mich; im letzten Falle müßte man dennoch, anſtatt ſein umgürtendes, das ihn umgürtende, ſetzen. Ferner muß in obigen Verſen der Schlauch, als die Sache, womit etwas verglichen wird, im eigentlichſten Verſtande genommen werden; nun aber verſtehen wir unter einem Schlauch immer ein Behältniß

hältniß flüſſiger Dinge; kein Sämann bedient ſich deſſelben. Endlich hat der Gedanke, daß Gott aus ſeiner Allmacht, wie aus einem Sämanns-Gürtel, Sonnen hinſtreut, etwas, ich weiß nicht wie man es nennen ſoll; abentheuerliches, das nicht in die Seele hinein will. Es giebt viele Gleichniſſe, welche kurz angedeutet, groß und ſchön und faßlich ſind; bey umſtändlicher Ausführung hingegen ins Niedrige, Froſtige, Seltſame, fallen. Man kann ſich hiervon überzeugen, wenn man das Gleichniß unſers Dichters mit einem ähnlichen im Halladat zuſammen hält. Jener bildet uns Gott, zum Werke des Ausſtreuens gegürtet, in der Handlung ſelbſt; dieſes zeigt uns die ausgeſtreuten Sonnen, vergleicht den Schöpfer nicht, ſondern das Geſchaffne; giebt uns einen bloſſen Wink — und mit welcher Würde! (*)

„(Gott!) In deinen Millionen Feuerkugeln, die
„Wie eines Sämanns hingeworfne Saat
„Geſäet ſind um dich herum, um Dich,
„Allmächtiger u. ſ. w.„

Vermuthlich hat erſteren ein Wunſch verleitet, welcher Vielen gefährlich iſt, der Wunſch einem alten Gedanken den Schein der Neuheit zu geben.

Ich redete bisher von unſchicklichen, oder müßigen Beywörtern. Geſetzt aber, ein Dichter wählte nur ſol-

(*) Halladat oder das rothe Buch. 1774. Erſter Abtheil. S. 33.

ſolche, die man, jedes an ſeine Stelle, weder des einen noch des andern beſchuldigen könnte: ſo würden ſie nichts deſto weniger durch Ueberfluß dem Ganzen ſchaden. Sie brächten einerley Würkung mit denen Gemählden hervor, deren wir viele von geſchickten Meiſtern der vergangenen Zeit antreffen, auf welchen alle Figuren, Haupt- und Neben-Perſonen, ſammt den Verzierungen, mit den hellſten Farben ausgemahlt ſind. Die Zeichnung iſt vortreflich; ſo hat auch, wenn man jeden Gegenſtand beſonders in Augenſchein nimmt, alles ſeine Behör; der König, wie der Landsknecht, das ihm zukommende Kleid, jeder Baum ſein rechtes Blatt; die Burg ihre Vorhänge vor den Fenſtern, und das Wirthshaus ſein Schild. Aber wers im Ganzen überſehen will, der begreift es nicht. Das Gemählde blendet; die Figuren laufen ineinander; man muß unter einer Menge von Gewändern, Teppichen u. d. gl. ſie nach und nach aufſuchen. Und dieſes gilt nicht allein von überflüßigen Beywörtern; ſondern von Allem, was in der poetiſchen Ausbildung verſchwendet wird. Unſer Dichter z. B. kleidet den Himmel, die Erd' und die Fluten des Meeres in ſchimmernde Feiergewande; gleich in den nächſtfolgenden Verſen hüllt er den jungen Tag am reſigen Gängelband', in Safrangewande. Jenes Bild iſt, wie dieſes, an ſich ſelbſt ohne Tadel; nur ſtehen beyde zu nahe beyſammen. Wir ſehen Licht, und keinen Schatten dazwiſchen; Darum erkennen wir eins vor dem andern nicht recht.

Wenn

Wenn nun vollends ein Anfänger, welcher kein so gutes poetiſches Gefühl hat wie der Verfaſſer des gegenwärtigen Stücks, hierinn nicht die größte Vorſicht gebraucht; ſo bekommen wir einen Nürnberger Guckkaſten für Kinder, wo man vor lauter Silber und Gold und buntem Glaſe gar nichts unterſcheidet.

Es bleibt mir noch übrig, etwas vom Bau und Klang der Verſe zu ſagen. Die mehrſten in dieſem Gedichte ſind wohlklingend; und eigentliche Fehler gegen die Harmonie hab' ich nur in folgenden bemerkt:

„Wolleſt nicht austrinken das Labſal kühlender Quellen.

„Oder ſpäter kommt der große Abend des Himmels.„

Welcher Vers überhaupt nicht volltönend genug iſt.

„Da ihr alle, zahlloſes Heer von mächtigen Sonnen.„

Das Begegnen der Selbſtlauter im erſten Fuß, der zweete Trochäus, mit ſeiner letzten, in der Ausſprache wegſterbenden Sylbe, und hinter dieſem der nicht allzuraſche Dactyl verurſachen durch ihr Zuſammenſtoßen eine gewiſſe Leere und Mißklang.

„..... Wie du auf ſchwärmende Mücken herabſchauſt,

„Schaut er ewig herab u. ſ. w.

Der

Der Vers: Eurer harren Gottes Gerichte, Gottes Erbarmung: würde wollautender seyn, wenn er einen Abschnitt hätte, welchen Abschnitt ich auch in verschiednen andern vermisse; ob er gleich an ein paar Stellen mit glücklichem Erfolg ausgelassen ist. Als gleich im Anfang:

„Sonne, dir jauchzet bey deinem Erwachen der Erdkreis entgegen.„

Ferner: „Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande den jungen freundlichen Tag.„

Wiederum: „Auf der schneeichten Alpen herunterschmelzende Gipfel.„

Was den übrigen Versesgang betrift, den, welcher nicht sowol den Ohren schmeichelt, als in unsre Seele den Gang der Gedanken bringt, indem er die langsame oder geschwinde, die fortgehende oder abgebrochne Folge derselben, mit ihren Wendungen und Ruhepunkten, nachbildet; was diesen betrifft, so kann er nicht richtiger und schöner seyn, als in der Stelle vom heranwachsenden Tage:

„Feuriger blickt er, und greift nach deinem strahlenden Köcher,

. . . . . .

„Zürne, Himmlischer, nicht! und soll dein Bogen ertönen,

O ſo richte dein furchtbar Geſchoß auf des Oceans
Fluten u. ſ. w.

Oder in folgender:

„Dir ſtehn der Vögel Geſänge,
„Dir der ſäuſelnde Wald, und Dir die duftende
Blume!„

Dagegen wünſcht' ich in den Verſen:

„Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige
Wolken
Eingehüllet, und ſchwindet hinab in die ſchauernde
Tiefe:„

Die beyden letzten Sylben von eingehüllet zuſammengezogen, und alſo hinter dieſem Wort einen kleinen Aufenthalt, welcher das Bild des nächtlichen Wagens von deſſen Verſchwinden abſonderte. So, däucht mich, würde jenes anſchaulicher, und der hinabſtürzende Vers hinter ihm, fiele mit doppelter Kraft. Doch will ich dieſe Bemerkung für nichts weiter, als für mein Gefühl ausgeben. Zuverſichtlicher behaupt' ich, daß es nicht zu billigen ſey, wenn da, wo in demſelben Verſ. ein Abſatz geendigt und ein andrer angefangen wird, man das letzte Wort des einen und das erſte des andern durch einen Dactyl zuſammenhängt. Z. B.

. . . . . „dürſteſt
„Selber nimmer! Als Gott aus ſeiner gürtenden
Allmacht u. ſ. w.

Hier

Hier gehts dem Leſer beym Ausrufungszeichen, wie einem, welcher in vollem Lauf vor einen Schlagbaum kömmt; er ſetzt darüber weg, oder ſtockt. Und läſe man zum zweytenmahl noch ſo gut, dennoch bliebe dem Ohr das gewaltſame Zerreiſſen des Verſes peinlich, und der Verſtand würde nur auf Koſten des äuſſern Sinns befriedigt. Einen ähnlichen Tadel find' ich an der Stelle:

„Da ihr alle . . . . . .
„Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche ſich ſtürzen,
„Mit erbleichenden Stralen herunterfallen vom Himmel.„

Auch hier ſollte das werdet nicht mit dem nächſten wie einen Dactyl abgeben, weil man zwiſchen beyden innehalten muß. Ueberhaupt, entſteht hieraus eine, wenn ich ſo reden darf, falſche Angebung des Tons, ſowohl für das eingeſchaltete Gleichniß, als für den Uebergang von dieſem zum letzten Verſ', im Ganzen aber ein unangenehmer Einklang; welches alles, oder mein Gehör müßte mich täuſchen, gehoben iſt, ſo bald wir jenes Hinderniß wegräumen, und z. B. die kleine Veränderung machen:

„Werdet, ſo wie Mücken am Abend in Teiche ſich ſtürzen u. ſ. w.

Ueberdem wären, nach meiner Empfindung, die erbleichenden Stralen, wegen der vorhergehenden Teiche, mit erblaſſenden zu verwechſeln.

Ich ſehe zum voraus, daß, ohngeachtet deſſen, was ich zum Behuf meiner Kritiſchen Theorie geſagt habe, dieſe lange Beurtheilung eines einzigen Gedichts, welches keine funfzig Zeilen enthält, viele, ſelbſt gelehrte Leſer befremden wird. Aber iſt es nicht offenbare Geringſchätzung gegen unſre Sprache und Kunſt, wenn wir dem Alterthumskenner geſtatten, über einen halben Griechiſchen oder Lateiniſchen Vers, um einer Endigung oder des Maaßes einer Sylbe willen, mehrere Seiten voll zu ſchreiben: hingegen zu derſelben Aufmerkſamkeit auf ganze Stücke von Dichtern unſrer Nation uns nicht bequemen wollen? Jenes Bewachen der Schätze des Alterthums verdient ohne Zweifel den größten Dank, ſollt' es auch bis zum Aberglauben gehen; denn lieber ein Buch voll Auslegungen überflüßig zuſammen getragen, als durch Nachläßigkeit den Sinn Einer vortreflichen Stelle verlohren; nur müßt' uns die Erhaltung und Verbeſſerung des Guten und Schönen, das auf vaterländiſchem Boden hervorkam, nicht weniger wichtig ſeyn. Wir billigen erſteres, weil der halbe Vers, den wir im Homer oder Horaz erläutern, vielleicht hundert ähnliche Stellen der Griechen und Römer aufklärt; in Abſicht des letzteren aber kümmert uns der Gedanke nicht, daß ein Mißbrauch, der in unſrer Litteratur geduldet

duldet wird, unzählige Mißbräuche, nicht allein unter uns, sondern unter den spätesten Enkeln noch, veranlassen könne. Ich wiederhohl' es: wir müssen entweder gestehen, daß wir die Werke Teutscher Kunst geringachten; oder müssen mit eben der Sorgfalt sie behandeln, welche uns nöthig scheint, um die Werke Roms und Athens zu ergänzen, auszulegen, und vor aller Verfälschung zu sichern. Wie darf man übrigens sich rühmen, den Alten nachzueifern, wenn man die Muster zwar betrachtet, zergliedert, und jedes Geheimniß ausforschet, wodurch sie zu solcher Vollkommenheit gelangt sind: nicht aber eben so fleißig und genau seine eignen Versuche dagegen prüft, und mehreren zur Prüfung darbietet; damit vieler Augen auf ihnen verweilen, der Fehler, welcher einem verborgen bleibt, vom andern entdeckt werde, und ein gemeinschaftliches Bemühen der Kunstverständigen, so wie es jene Muster je länger je reiner wieder herstellt, diese Versuche denselben immer näher bringe? Unsre jungen Dichter sind hier in gleichem Falle mit dem jungen Künstler, der nach Antiken studiert, und einen Meister vonnöthen hat, welcher nicht nur ihn auf die Schönheiten einer Niobe, merken lehrt, und die Lauterkeit des jungfräulichen Antlitzes in jeglichem Zug, den reitzenden Wurf des Gewandes in den kleinsten Falten ihm enthüllt; sondern auch des Lehrlings Abriß von solcher Niobe, Theil vor Theil, mit ihm durchgeht, und überall zeigt, was an der völligen Erreichung des Urbildes noch fehle. Wo

ſollen aber Teutſche Dichter, wenn es ihnen gelingt, von ihren Muſtern die Regel des Schönen abzuleiten, bey Anwendung derſelben ſich Raths erholen? Wo ſind die Schulen für ſie? Führt nicht ein günſtiges Ohngefähr einen Kenner als Freund ihnen zu, ſo haben ſie, auſſer den öffentlichen Kritiſchen Blättern, keinen Unterricht.

Meine Leſer wollen mir dieſe Ausſchweifung nicht verargen. Sie iſt Nachtrag zu meiner neulichen Vorrede, Beſtätigung der darinn erklärten Grundſätze, von deren Ausübung das weitläuftig-beurtheilte Gedicht an die Sonne zur Probe dienen mag; oder vielmehr ſey die mangelhafte Probe nur ein Fingerzeig für Kunſtrichter, welche die Grundſätze beſſer auszuüben fähig ſind. Ueber alle Gedichte der beyden Muſen-Kalender, eben ſo umſtändlich mich einzulaſſen, verbietet mir die Beſtimmung des Merkurs, der nicht einzig und allein mit Kritik ſich beſchäftigt. Alle zwar ſind auch deſſelben Grades der Aufmerkſamkeit nicht werth; und in keiner Monatsſchrift würd' ich es gut heiſſen, wenn der Beurtheiler jedes leere Gereim zeilenweiſe durchgieng, und damit ſich und andern die Zeit verderbte, die er vollkommneren Werken ſchuldig iſt. Man reinigt den Waizen; aber Spreu gehört dem Winde. Eine ſichere Wahl muß beobachtet werden; und ich, der ich zu einer engern genöthigt bin, will auf diejenigen Stücke mich einſchränken, bey welchen ich den mehrſten Anlaß

licher zu machen, hält die glorreiche Sonne in ihrem Lauf inne, und spielt den Alchymisten, indem sie durch den Glanz ihres funkelnden Auges die magre klumpichte Erde in schimmerndes Gold verwandelt. Der jährliche Kreislauf, der diesen Tag wiederbringt, soll ihn nie anders als einen Fest-Tag sehen.

Constantia (indem sie aufsteht.)

Ein unglüklicher Tag, und nicht ein Fest-Tag! Was hat dieser Tag verdient? Was hat er gethan, daß er mit goldnen Buchstaben unter die heiligen Zeiten in den Calender gesezt werden soll? Nein, stoßt ihn vielmehr aus der Woche aus, diesen Tag der Schande, der Unterdrükung und des Meineids; oder wenn er ja stehen bleiben muß, so laßt schwangre Frauen beten, daß sie ihrer Bürde nicht an diesem Tag entbunden werden; laßt, ausser an diesem Tag, den Seefahrer keinen Schiffbruch fürchten, und keinen Vertrag gebrochen werden, der nicht an diesem Tage gemacht worden; ja, alles was an diesem Tage angefangen wird, nehm' ein unglükliches Ende, und die Treue selbst verwandle an ihm sich in Falschheit und Betrug!

König Philipp.

Beym Himmel, Lady, ihr habt keine Ursache die freudigen Begegnisse dieses Tages zu verwünschen; hab ich euch nicht meine Majestät zum Unterpfand gegeben?

Constantia.

Ihr habt mich mit einer nachgemachten Majestät betrogen,

laß finde, meinen Zeitgenoſſen etwas Nützliches zu ſagen.

(Die Fortſetzung künftig.)

J. G. J.

III.

Von dem berühmten Propheten Joachim,

Abt des Ciſterzienſer-Ordens.

Es giebt wenige berühmte Männer in der Geſchichte, von welchen ſo verſchiedene Urtheile gefällt worden ſind, als vom Abt Joachim. Einige ſchildern ihn als einen heiligen Mann ab, der mit dem übernatürlichen Licht der Weiſſagung begabt war. Andere beſchreiben ihn als einen Heuchler und Betrüger. Viele halten ihn für einen guten ehrlichen Mann, der aus Einfalt glaubte, vom Himmel erleuchtet zu ſeyn. Sein Leben hat unter den Neuern (*) der Jeſuit Papebroch am beſten unterſucht (**).

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er gegen das Jahr 1130 zu Celico, in einem Calabriſchen Dorfe des Coſentiniſchen Kirchſprengels zur Welt kam. Von ſeiner Jugend iſt nichts bekannt, als daß er in einem Bußkleide die heiligen Oerter in Paleſtina beſucht habe, und nach ſeiner Zurückkunft in den Ciſterzienſerorden getreten ſey. Er wohnte in verſchiedenen Klöſtern Calabriens, und wurde endlich Abt zu Corazzo. Dar-

(*) Greg. Lauro Apologia e Vita di Giovacchino Abate, à Napoli 1660. Iac. Greco Vita dell' Ab. Giovachino. Coſenza 1612.

(**) Acta SS. Maji vol. 6. ad D. 29.

auf ſtiftete er in Calabrien die berühmte Abtey Fiore, welche in folgenden Zeiten das Haupt einer ſtrengern Kongregation dieſes Ordens geworden iſt, nachdem ſie von der Kayſerin Konſtantia, von ihrem Sohn Friedrich II. und von andern bereichert worden war. Joachim war daſelbſt Abt bis ins Jahr 1207, da er ſtarb. Von ſeinen Tugenden hat uns Lucas, Erzbiſchof zu Coſenza, der ſein Mitbruder, Schüler, und vertrauter Freund war, eine kurze Beſchreibung hinterlaſſen, die Ughelli und Papebroch ans Licht geſtellt haben. Er beſchreibt ihn als einen gottſeligen Mann, der unter dem Meßopfer ſo ſehr von Liebe gegen Gott entbrannte, daß ſein durch vieles Faſten und Wachen erblaßtes Angeſicht feuerroth wurde; der ſich aus Demuth ſchlecht kleidete, und ſich nicht ſchämte, die niedrigſten Dienſte des Kloſters zu verrichten; übrigens aber ſo ganz über alle menſchliche Größe hinausgeſetzt war, daß er die Kayſerin Konſtantia nicht beicht hören wollte, wenn ſie ſich nicht auf Gottes Erdboden niederſetzte. Was ihn aber noch viel ſchätzbarer machte, war dieſes, daß er nach allen ſeinen Kräften den Armen zu Hülfe kam. Dieſe und noch mehrere gute Eigenſchaften beſchreibt der Erzbiſchof mit einer glaubwürdigen Einfalt, und ohne die ſchwärmeriſche Großſprecherey, die manchen Legenden der Heiligen eigen iſt.

Von ſeinen Wunderthaten erzählt der Erzbiſchof nichts anders, als was er in eigener Perſon erfahren hatte. Er ſagt, er habe ihm die Zunge gelöſet, und ihn von einer tödtlichen Krankheit befreyet. Die übrigen Wunderdinge, die er im Leben und nach dem Tode gethan haben ſoll, deren Wahrheit aber vom päbſtlichen Stuhle noch nicht beſtätiget worden iſt, werden von neuern Schriftſtellern erzählt, die ſie nicht mit ächten Urkunden beweiſen können. Indeſſen läßt der päbſtliche Stuhl zu, daß er von den Ciſterzienſern ſeiner Kongregation als ein Heiliger verehrt werde.

Was

Was ſeinen prophetiſchen Geiſt betrift, ſo wird ihm derſelbe von den älteſten Schriftſtellern theils zugeſtanden, theils abgeſprochen. Sikardus, Biſchof zu Cremona, ſein Zeitgenoß, ſagt in ſeiner Chronik beym Jahr 1194: His temporibus quidam extitit Ioachim Apulus Abbas, qui ſpiritum habuit prophetandi, et prophetauit de morte imperatoris Henrici, et futura deſolatione Siculi Regni, et defectu Romani imperii, quod manifeſtiſſime declaratum eſt (*) Hingegen hält ihn der Engländer Rogerius Howeden, der auch damals lebte, für einen falſchen Propheten und Lügenkrämer, und beweiſet dieſes mit der falſchen Weiſſagung vom glücklichen Ausgang des Kreuzzuges ins heilige Land, wozu er im Jahr 1190 die Könige, Richard von Engelland und Philipp von Frankreich, ermunterte (**). Auch war der Engliſche Lehrer, Thomas von Aquin, der Meinung, einige Dinge habe Joachim durch die Kräfte der natürlichen Vernunft vorausgeſagt, in andern Dingen aber habe er ſich betrogen (†). Dante aber, der nicht gar lang nach dieſem lebte, hält ihn für einen wahren Propheten:

Il Calabreſe Abate Giouachimo
Di profetico Spirito dorato (††).

Wenn Männer von großer Einſicht, die theils zu Joachims Zeiten, theils nicht lang nach ihm gelebt haben, nicht darinn zuſammenſtimmen, daß er mit dem Geiſt der Weiſſagung begabt geweſen: ſo wäre es lächerlich, wenn man nach einem Verlauf von mehr als 500 Jahren die Sache zu ſeinem Vortheil entſcheiden wollte; es wäre denn, daß man Weiſſagungen,

(*) in Chronic. ad ann. 1194. Muratori Script. Rer. Ital. vol. 7. p. 617.

(**) Annal. Anglic. ad An. 1190.

(†) in IV. Sentent. Diſt. 43. Qu. 1. Art. 3.

(††) Parad. c. 12. v. 140.

die wirklich in Erfüllung gebracht worden ſind, zum Beweis anführen könnte.

Papebroch führt einige derſelben aus Joachims eigenen Schriften an. In einem Briefe, den er 1191 an einen Freund zu Meſſina ſchreibt, weiſſaget er dem Könige Tankred, der die Klöſter ſeiner Kongregation zu vertilgen gedrohet hatte, und ſeinen Kindern den Untergang, der auch wirklich 1194 und kurz hernach erfolget iſt. In ſeinem Kommentar über Jeremias weiſſaget er dem Kayſer Heinrich V. daß nach ſeinem Tode ſich zween Fürſten (Otto und Philip) um das Reich zanken würden, und nach dem Tode des Einen (Philips) ein dritter (Friedrich II.) dazu kommen und den zweiten des Kayſerthums entſetzen würde. Vide autem tu, (ſo redet er den Kayſer Heinrich an) qui Vipera diceris, ne te pereunte morteque praevento Imperii latera diſrumpantur, & aliqui quaſi duae Viperae ad Apicem poteſtatis aſcendant; & quaſi Evilmerodach vnus eorum obtineat, qui in breui tempore a morſu regali retro cadat. Alles dieſes wurde kurz nach Joachims Tode durch die drey obengenannten Fürſten in Erfüllung gebracht. In dem genannten Werke weiſſagte er auch von Friedrich II. der damals, als er dieſes ſchrieb, drey Jahr, und da er ſtarb, acht Jahr alt war, er werde die Päbſte verfolgen, einen unrühmlichen Frieden mit den Saracenen ſchlieſſen, in den Kirchenbann gethan, und mit der Vertilgung ſeines Schwäbiſchen Geſchlechts beſtraft werden.

Wer verſichert uns aber, daß dieſe und dergleichen Weiſſagungen, die ſich in ſeinen hinterlaſſenen Schriften finden, nicht von fremder Hand erſt nach erfolgten Begebenheiten und nach Joachims Tode eingeſchaltet worden ſind? Hat man doch dem guten Manne ſchon bey Lebzeiten Weiſſagungen angedichtet, theils die Kayſerliche Parthey verhaßt zu machen, theils die Fürſten zu den Kreuzzügen zu ermuntern. Einige davon,

davon, wodurch den Geſchlechtern Tankreds und Friedrichs der Untergang bedroht wird, kann man als fromme Wünſche und Flüche der von ihnen beleidigten Mönche anſehen, deren Erfüllung man aus ganz natürlichen Urſachen lang vorausſehen konnte. So beurtheilte ſie der einſichtsvolle Thomas von Aquin, dem die damaligen Umſtände der Sachen, die zum Erfolg etwas beytragen konnten, beſſer bekannt waren als denen, die einige hundert Jahr nach ihm davon haben urtheilen wollen.

Daß der Abt Joachim Weiſſagungen von der Folge der Päbſte aufgezeichnet habe, davon haben wir kein älteres Zeugniß, als welches Papebroch aus den Schriften eines gewiſſen Telesphorus von Coſenza vom vierzehnten Jahrhundert anführt. Dieſer bekennt, von Joachim ein Buch unter dem Namen de Flore, welches mit den Worten: „Tempore columbri Leaenae Filii„ anfieng, geſehen zu haben. In demſelben habe er die Folge der Päbſte von Innocenz IV. bis zu den Zeiten des Antichriſts vorausgeſagt. Allein dieſes Buch iſt nicht mehr vorhanden, und ſcheint von den Mönchen ſelbſt, um ihrer Ruhe willen, vertilgt worden zu ſeyn. Nichtsdeſtoweniger trägt man ſich noch immer mit Joachims Weiſſagungen; und es wird kein Pabſt erwählt, den man nicht darinn abgeſchildert finden will. Man darf ſie aber nur ſehen, um den Betrug zu bemerken. Joachims Weiſſagungen fiengen von Innocenz IV. an; dieſe aber nehmen ihren Anfang vom Pabſt Nicolaus den III. und thun keine Meldung vom Antichriſt, wo ſich jene endigten. Sogar reichen ſie in einigen Editionen nicht weiter, als auf Innocenz VIII. der 1492. geſtorben iſt. Der Urheber dieſer Weiſſagungen entdeckt ſelbſt ſeinen Betrug, da er alle ſeine Päbſte mit der dreyfachen Krone vorſtellt, ohne zu bedenken, daß dieſe Zierde erſt von Urban V. erfunden worden iſt.

Wenns daher gewiß iſt, daß dem Abt Joachim Weiſſagungen angedichtet worden ſind; wenn ſeine Zeitgenoſſen, und die nicht ſehr lang nach ihm gelebt haben, ihm nicht einſtimmig den Geiſt der Wahrheit zugeſtehen: ſo erfordert die geſunde Vernunft, alle in Erfüllung gebrachte Weiſſagungen, die in ſeinen Schriften enthalten ſind, theils für untergeſchoben, theils für vorhergeſehene Folgen natürlicher Urſachen zu halten.

Daß er zu ſeiner Zeit vom gröſten Haufen der Menſchen als ein Prophet angeſehen wurde, dient zu keinem öffentlichen Beweiſe; ſonſt würde auch unſer Jahrhundert Wahrſager und Wahrſagerinnen aufweiſen können. Darf man aber daher folgern, daß er ein Betrüger war? Viele thun es, ſie haben aber keinen hinreichenden Grund dazu. Höchſtens war er ein frommer Schwärmer. Wer weiß aber nicht, daß zwiſchen Schwärmerey und Betrug ein großer Unterſchied ſey?

J.

IV.

Abgenöthigter Nachtrag
zur
Johann-Bunkliade.

Als ich beym Beſchluß meiner Auszüge aus Johann Bunkels Leben und Meinungen, im Vorbeygehen ſagte: „ich wiſſe wohl, was es ſey, ſich der Ungnade des Buchhändlers Nicolai auszuſetzen — konnte mir zwar von der Broſchüre, die er vor einigen Wochen wider mich herausgegeben, (*) noch

(*) Sie beſteht aus zween Bogen in 8vo, betitelt: Ein paar Worte, betreffend Johann Bunkel und Chriſtoph (ſoll

noch nichts bekannt seyn: ich konnte aber leicht voraussehen, daß ein Mann wie Er die Freymüthigkeit, womit ich über seinen Bunckel, und nebenher auch über die Art und Weise, wie er solchen dem Teutschen Publiko aufzuhängen gewust hat, in öffentlichem Druck gesagt, was Tausende in Zimmern, Buchläden und überall, wo zween Pränumeranten zusammentrafen, einander mündlich gesagt hatten — Daß er, sage ich, diese Freymüthigkeit als eine schwere Beleidigung aufnehmen, und aufs empfindlichste zu rächen suchen würde.

Was ich vorher sah, ist nun erfolgt. Herr Nicolai hat seine Rache genommen, und (was bey einer so unheilbaren Sache, wie die seinige, eben so leicht vorauszusehen war) die Rache eines Verzweifelten. Denn was hat er gethan, als den ganzen Streitstand über Johann Bunkeln (wenn anders über den Werth oder Unwerth eines solchen Buchs ein Streit unter gescheuten Leuten möglich ist,) zu verändern, und, da er alle Hofnung seinen Bunkeln retten zu können, verlohren geben muß, den Spieß nun gegen mich zu drehen, mir schlechte Leidenschaften und Absichten Schuld zu geben, und, durch gehässige Gegenbeschuldigungen, die Ver-

(soll ohne Zweifel Christoph heissen) **Martin Wieland**, von **Friedrich Nicolai**. Berlin und Stettin, 1779. Ich würde dieses feine Geistesprodukt des Hrn. Friedrich Nicolai, um es zu seiner verdienten Ehre möglichst bekannt machen zu helfen, mit Vergnügen im T. M. haben abdrucken lassen, wenn Hr. N. nicht bereits rühmlichst dafür gesorgt hätte daß es alle nur mögliche Publicität erhalte. Denn er versichert uns auf der andern Seite des Titelblats, daß dieser Aufsatz auch in der **allgemeinen Teutschen Bibliothek**, Anhang zum **XV. bis XXXVI. Bande, in der ersten Abtheilung** zu finden sey; weshalb ich also diejenigen hiermit verwiesen haben will, welche besagten merkwürdigen Aufsatz etwa nicht als Broschüre habhaft werden sind; wiewohl es Hr. Nicolai, wie leicht zu erachten, an einer starken Auflage nicht wird haben fehlen lassen.

Verachtung des Publikums, wo möglich, von ſich ab, und auf mich zu wälzen?

Was Herr Nicolai gegen meine Zergliederung und Auszüge an ſich ſelbſt vorbringt, iſt ſo, daß es keiner Antwort bedarf. Er fühlt ſelbſt zu wohl, daß dies ſeine ſchwache Seite iſt, und beruft ſich alſo, hinter dem Schilde der Monthly Reviewers hervor, ſo leiſe als möglich, ich weiß nicht was zu Vertheidigung des elenden Buches zu ſagen, blos damit er etwas geſagt zu haben ſcheine. Er läugnet, daß er es für ein vortreffliches Werk gegeben habe; und will uns weiß machen, die Gutherzigkeit, die in allen Blättern ſeines Bunkels athme, habe ihn (den gutherzigen Nicolai — ſcilicet!) ſo eingenommen, daß er auf ſeine Fehler nicht geachtet habe. Er ſtellt ſich: als ob ihm das allgemeine Mißvergnügen der Pränumeranten verborgen wäre; als ob ich der Einzige ſey, dem ſein Bunkel nicht gefallen habe, und als ob das ein Wunder wr, das ſich unmöglich erklären laſſe, wenn man nicht voraus-ſetze, daß Zorn und Rachgier gegen ihn, (den Pflegvater des mißgeſchaffnen Mondkalbs) mir nicht geſtattet hätten, den Verdienſten deſſelben Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Glaub' ihm das, wer Luſt hat! Aber Wer wirds ihm glauben? Bunkel iſt ja, Dank ſey den vorſichtigen Maasregeln welche Hr. Nicolai genommen! in mehr als ſiebenhundert Häuſern anzutreffen. Der T. Merkur auch. Es ſind alſo Leute genug da, die mit ihren eignen Augen ſehen können; oder vielmehr, die bereits geſehen haben, was zu ſehen war. Die Art, wie meine Auszüge aufgenommen worden, iſt mir Bürge dafür, das Publikum ſey überzeugt, daß ich Bunkeln kein Unrecht gethan. Keinem Menſchen (auſſer Hrn. Nicolai) iſts zweifelhaft vorgekommen, ob ich in guter oder böſer Laune geweſen, da ich die Anti-Bunkels (wie ich ſie izt Kürze halber nennen will) geſchrieben. Im Gegentheil,

theil, die gute Laune, worinn ſie geſchrieben ſind, hat ſich auch den Leſern mitgetheilt; und beynahe hätte man um der Auszüge willen, dem Herrn Nicolai das unausſtehliche Buch vergeben, das ſie veranlaßte. Wer wird nun, gegen das Zeugniß ſeines eignen Bewußtſeyns und Gefühls, einem Menſchen, der ſo offenbar alles Recht in Sachen Johann Bunkels und Konſorten (die ſo ſehr ſeine eigne iſt) zu ſtimmen und zu urtheln verlohren hat, auf ſein Wort glauben: daß meine Behandlung ſeines Bunkels „eine plumpe Verunſtal„tung ſey" — daß ich mit dieſem treflichen Werke umgegan„gen ſey, wie ein Schlachter mit einem Schlachtvieh, kurz, „daß ich von Eigenſinn, Zorn, übler Laune und Rachgier, „beſeſſen geweſen, da ich über Bunkeln geſchrieben, u. ſ. w.

Aber Hr. Nicolai führt ja einen **Beweis** dieſer letztern Beſchuldigung? Ein feiner Beweis! Ein Beweis aus lauter Vermuthungen gewebt, und aus ſo ſchlechterdings genannten Vermuthungen, daß man Mitleiden mit dem Manne haben möchte, der zu ſolchen Behelfen ſeine Zuflucht nehmen muß. Aber freylich, wenn einer nun keine beſſere hat? — Und dann iſt ja auch gegen einen ſo **boshaften, ſo verächtlichen** Menſchen, wie ich die Ehre habe in den Augen des Herrn Friedrich Nicolai zu ſeyn, Alles erlaubt! — Alſo — „wenn die Zergliederung Bunkels (ſagt Hr. N.) nicht „eine ganz beſondere Veranlaſſung gehabt hätte, wie kä„me es, daß ein Mann, wie Wieland (*) ein Buch, das „ganz elend, äuſſerſt ſchaal und platt ſeyn ſoll, ſo äuſſerſt „genau, ſo äuſſerſt weitläuftig, ſo äuſſerſt hämiſch zer„gliedert

(*) Dies **ein Mann wie Wieland** kömt ſehr häufig in der Nicolaiſchen Broſchüre vor, und alle ehrliche Leute finden freylich, daß ein Mann wie Wieland zwiſchen einem Manne, wie Bunkel, und einem Manne, wie der Verfaſſer der Nikolaiade iſt, auf dem Titelblatt dieſer Schmähſchrift ſehr hervorſtehe.

„gliedert hätte?„ Die Antwort auf die Frage, warum ich ſo viele Zeit auf ein ſo elendes Buch verwandt, ſteht (weil ich ſie leicht vorausſah) ſchon zwey oder dreymal ganz leſerlich gedruckt in meinen Auszügen aus der Johann Bunkliad; und wenn Hr. N. ſich die Mühe nicht nehmen mag, ſie dort zu leſen, ſo kann ich ſie ihm hier mit zwey Worten wiederholen. Sie iſt: weil er dieſes elende Buch, ein Buch, das kein Menſch von Verſtand und Geſchmack, ohne vor Eckel krank zu werden, durchleſen kann, in einem äuſſerſt weitläuftigen, umſtändlich motivierten Avertiſſement, dem Publiko als ein ſehr gutes, ſehr intereſſantes Werk, angeprieſen, und durch dieſe Anpreiſung eine Menge ehrlicher Leute verleitet hatte, auf ſeinen Credit hin, auf dieſes beſagte Buch zu pränumerieren. Hätte der Herr Buchhändler N. es mit dieſem Buche gemacht, wie hundert andre ſeines Gewerbes es mit hundert andern ſchlechten Originalen und ſchlechten Ueberſetzungen ſchlechter Engländiſcher und Franzöſiſcher Bücher machen; hätte er, weil er doch einmal in der Meynung ſtund, daß Johann Bunkel einen gangbaren Artikel abgeben könnte, das Buch in aller Stille überſetzen laſſen, hätt' es dann, wie andre Fabrikwaaren dieſer Art, auf die Meſſe gebracht, und es nun darauf ankommen laſſen, ob es Liebhaber finden werde oder nicht: hätt' er ſo verfahren, ſo kann er verſichert ſeyn, ich würde ſeinem Bunkel die Ehre, ihn näher zu beleuchten, eben ſo wenig erwieſen haben, als andrer Makulaturwaare dieſes Gelichters, womit Teutſchland überſchwemmt wird. Oder wenn deſſen ja unter der Rubrik: Bücheranzeigen, erwähnt worden wäre, ſo wär es mit zwey Worten gethan geweſen. Aber die Art, wie Er ein ſolches Buch herausgegeben; die Art, wie er es als ein intereſſantes, erbauliches, gemeinnütziges Werk dem Publiko aufgeſchwatzt; dies machte Bunkeln einer genauern, umſtändlichern Zergliederung und Beleuchtung würdig. Natürlich iſts übrigens,

trogen, die, ſobald ſie auf den Probſtein geſtrichen wor, den, ſich falſch befunden hat; ihr ſeyd meineidig, meineidig ſeyd ihr; ihr kam't in Waffen, meiner Feinde Blut zu vergieſſen, und vermiſchet und verſtärket es nun mit dem eigen. Freundſchaft und geſchminkter Friede haben den Platz der kühnen Streitbegierde und des edeln kriegriſchen Zorns genommen, und unſre Unterdrükung iſt zum Siegel dieſes Bundes gemacht worden. Waffnet, waffnet euch, ihr himmliſchen Mächte, wider dieſe meineidigen Könige; eine Wittwe ruft: Sey mein Gemahl, o Himmel! Laß dieſen ungöttlichen Tag ſich nicht im Frieden ſchlieſſen; ſondern ſende, eh die Sonne untergegangen ſeyn wird, bewaffnete Zwietracht zwiſchen dieſe treuloſen Könige. Höre mich, o höre mich!

Oeſtreich.

Lady Conſtantia, gebt euch zufrieden.

Conſtantie.

Krieg, Krieg, keinen Frieden; Frieden iſt Krieg für mich. O Lymoges, o Oeſtreich! du ſchändeſt dieſen edeln Raub, womit du praleſt! du Sclave, du Elender, du Memme, du kleiner Haſenritter, in nichts groß als in Niederträchtigkeit, und nie herzhaft als wenn du dich hinter die ſtärkſte Parthey verbergen kanſt; du Ritter der Fortuna, der nie ſieht, wenn dieſes wetterläuniſche Fräulein nicht neben dir ſteht, und dir Bürge für deine Sicherheit iſt; du biſt auch meineidig, und ſchmeicheiſt den Groſſen. Was für ein

Narr

übrigens, daß der gerechte Verdruß, den ſo viele hundert ehrliche Leute mit mir darüber empfanden, ſich in ihrer Erwartung auf eine ſo unerhörte Art betrogen zu ſehen, auch einigen Einfluß hatte. Wahrlich, wenn es nicht gerecht wäre, über ſo etwas unwillig zu werden, ſo möcht ich wohl wiſſen, worüber man unwillig werden dürfte? Und wenn ich bey aller guten Laune, und beym feſteſten Vorſatz, über Bunkel, in ſo fern er ein Thor und alberner Tropf iſt, bloß zu lachen, doch zuweilen durch ſeine ganz unausſtehliche Verkehrtheit genöthigt wurde, ernſthafter zu ſprechen, und Unwillen auszudrüken, wo kein ehrlicher Mann lachen kann: ſo möcht ich den ſehen, dem es (ſofern er ſich überwinden könnte, das ganze Buch, wie ich gethan, durchzuleſen) nicht eben ſo ergehen ſollte? Es bedarf alſo, um das Phänomen, worüber ſich Hr. Nicolai ſo befremdet ſtellt, zu erklären, keiner andern Bewegurſachen, als der innern Beſchaffenheit des Buches ſelbſten; und er hatte gar nicht nöthig, zu einer ſo armſeligen Hypotheſe ſeine Zuflucht zu nehmen, als die Vorausſetzung iſt: ich hätte geglaubt, daß ich noch ein Hühnchen mit ihm zu pflücken habe.

Die Deduktion, die er hierüber macht, iſt, ſo wie das ganze Libell, eines Herausgebers und Lobredners Herrn Johann Bunkels vollkommen würdig. Man werde ſich erinnern, ſagt Er, daß ich im erſten Vierteljahr des T. Merkurs von 1775. ſehr unbeſtimmte und gänzlich unbewieſene Klagen wider die Allgem. T. Bibl. und ihn bekannt gemacht; und daß Er mich hierauf im XXV. Bande der beſagten Bibliothek öffentlich aufgefordert, die Beweiſe davon öffentlich der Welt vorzulegen. Dies hätt ich nicht gekönnt; und hätte alſo ſchweigen müſſen. „Dies erzwungene Stillſchweigen (ſetzt der Mann, der ſo „ſcharfſinnig in meinem Inwendigen lieſt, hinzu) mag ihm „(Hrn. Wieland) eine unangenehme Stunde gemacht haben,

„weil

„weil er wohl empfinden muſte, in welchem zweydeutigen „Lichte er dadurch vor dem ganzen Teutſchen Publiko erſchie„ne. Er hatte ſich aber vermuthlich die Sache hinters Ohr „geſchrieben. Nun dachte er mich bey dem Leben Bunkels „auf einer ſchwachen Seite ertappt zu haben: daher brach „er loß, denn er glaubte, itzt dürfe er mir wieder eine unan„genehme Stunde machen.„

Es eckelt mir, auf dies alberne Geſchnatter der lächerlichen Eitelkeit dieſes Menſchen antworten zu müſſen. Meine Antwort wird aber ſehr kurz ſeyn. Die Rede iſt hier von einer Thatſache, und von einer Thatſache, die ich wohl am beſten wiſſen muß, nehmlich, von dem Grunde, warum ich zu ſeiner öffentlichen Aufforderung in der allgemeinen T. Bibliothek geſchwiegen habe. Herr Nicolai ſtellt ſich, als ob er dieſe Urſach wiſſe, und verſichert mit der ihm eignen Frechheit: ich habe ſchweigen müſſen, weil das, was ich ihn oder ſeine allgemeine T. Bibliothek beſchuldiget, nicht wahr ſey. Ich will ihm beſſer ſagen, warum ich geſchwiegen habe. Salomo ſagt zwar in ſeinen Sprüchwörtern: antworte dem Narren nach ſeiner Narrheit; aber eben dieſer Salomo ſagt auch unmittelbar darauf: antworte dem Narren nicht nach ſeiner Narrheit — und er überläßt es dem Verſtändigen, ſelbſt zu urtheilen wo und wann es ſich für ihn ſchicke zu antworten oder nicht zu antworten. — Ich hatte (bey einer Gelegenheit, wo ich von einer bereits vergeſſenen Broſchüre des Herrn N. vielleicht allzugünſtig geurtheilt hatte) zu Rechtfertigung meiner Unpartheylichkeit, hinzugeſetzt: man würde mir ſehr Unrecht thun, wenn man glaubte, daß ich Herrn Nicolai zu Gefallen ſo urtheile. Er ſey nie mein Freund geweſen; ich wäre in ſeiner A. Bibliothek faſt immer ſchief angeklagt, oft muthwillig mißhandelt, und nicht ein einzigmal (daß ich wüßte) durchaus unpartheylich beurtheilt worden.. Herr Nicolai ſchrieb mir hierüber, und ver-

verlangte, daß ich dieſe Stelle widerrufen, oder beweiſen ſollte. Ich antwortete ihm, daß ich jenes nicht thun würde, und dieſes für ſehr unnöthig hielte. Er ſchrieb wieder und drohte. Ich ließ es dabey bewenden. Ein gemeinſchaftlicher Freund in Berlin ſchrieb mir darauf: Herr N. wäre ſehr ungehalten auf mich, und ſtünde im Begriff, mir öffentlich den Krieg anzukündigen; er, (der Freund) wollte mir ſeine bona officia angeboten haben, dieſe unangenehme Fehde noch in Zeiten gütlich beyzulegen. Ich antwortete ihm ohngefehr des Inhalts: was ich im Vorbeygehen über die Beurtheilungen meiner Werke in der allgemeinen T. Bibliothek geſagt hätte, wäre eine notoriſche, vor aller Welt Augen liegende Sache, und bedürfe keines Beweiſes. Ich hielte mich nicht verbunden, mich mit N. in einen Federkrieg einzulaſſen, der ſeiner Natur nach ein *Procés ſans fin* werden müßte. Hr. N. könnte thun, was er wollte u. ſ. w. Der Freund zog alſo ſeine Hand ab; die Kriegserklärung des Herrn Nicolai erſchien (wie ich hörte, denn geleſen hab' ich ſie nie) in öffentlichem Drucke. Ich blieb bey meinem Vorſatz, keine Notiz davon zu nehmen; und ich bleibe noch dabey, weil ich überzeugt bin, daß ein jeder, der im Stand iſt von ſolchen Dingen richtig zu urtheilen, meine Schriften und die beſagten Beurtheilungen nur zu leſen braucht, um zu ſehen, daß ich ſie recht qualificiert habe. Die unpartheyiſche Welt, und die Nachwelt (wenn anders von meinen Werken und der allgemeinen Teutſchen Bibliothek alsdenn noch die Rede ſeyn wird) mag Richter zwiſchen uns ſeyn! Und eben dieſe Welt mag urtheilen, ob die Parthey zu ſchweigen, wo reden oder ſchreiben überflüſſig und in mehrern Rückſichten unverantwortlich wäre, nicht die beſte iſt, die ein Mann, der ſich ſeiner guten Sache bewußt iſt, ergreiffen kann? Denn, (um nur zwey Worte davon zu ſagen) wie könnte ich den ganz unnöthigen Beweiß,

den mir Hr. Nicolai abfordert, führen, ohne mich in eine genaue Beurtheilung und Analyse meiner eignen Schriften einzulaſſen? Mit welcher Anſtändigkeit könnt' ich das? In welchen Detail würd' es führen? Wenn ſollte das Schriftenwechſeln aufhören? Was läßt ſich nicht anklagen, vertheidigen und entſchuldigen? Worüber läßt ſich nicht ſchikaniren? Und würde, wenn ich auch Jahre lang mit einem ſo eckelhaften Schriftenwechſel zugebracht hätte, Herr Nikolai nicht doch immer das letzte Wort behalten? — Es wäre lächerlich, nur eine Sylbe mehr über eine ſo unſinnige Zumuthung zu verliehren.

Es iſt alſo nicht erzwungenes, ſondern höchſtfreywilliges Stillſchweigen, daß ich zu ſeiner Aufforderung geſchwiegen habe, und ſchweigen werde, ſo lange ich noch von irgend einem Theil meiner Exiſtenz einen beſſern Gebrauch zu machen weiß. Es iſt alſo auch nicht wahr, daß ich, wie er ſagt, eine unangenehme Stunde darüber gehabt habe, oder, daß ich nur einen Augenblick geglaubt, um eines ſo gerechten, und mir ſo anſtändigen Stillſchweigens willen, in einem zweydeutigen Lichte vor der Welt zu erſcheinen. Ich ſcheue keine Art von Beleuchtung; und, mit der zarteſten Empfindlichkeit für das Urtheil der verſtändigen und guten Menſchen, wie mit der herzlichſten Verachtung alles deſſen, was moraliſcher Pöbel in der Verkehrtheit ſeines Sinnes von mir denken und ſagen mag, erwart' ich das Urtheil der unbeſtechlichen Zeit mit Beſcheidenheit und Ruhe. Ich habe viele edle und gute Menſchen zu Freunden, und bin mir bewuſt, keinen Feind zu verdienen.

Das Publikum kann alſo nun über dieſen Punkt urtheilen, was es für Recht hält. In Sachen, wo es auf Ja oder Nein ankömmt, gilt mein Nein wenigſtens ſo viel, als des

Heraus-

Herausgebers von Johann Bunkel sein Ja, und wenn er es auch mit zehnmal mehr vermeyntlichen Präsumtionen zu seinem Vortheil ausstaffiren könnte.

Indessen geht Hr. Nicolai doch von diesen luftigen Präsumtionen aus, mich in den ehrenrührigsten Ausdrücken, mit den sichtlichsten Verdrehungen des Sinnes meiner Worte, und mit einer Konsequenzenmacherey, deren sich ein abderitischer Sykophant beynahe schämen würde, zu beschuldigen: daß ich ihn an seiner bürgerlichen Ehre angegriffen. Laßt sehen, wie er auch hier mit seinem Beweise bestehen wird!

Ich hatte meine Anti-Bunkels mit dem Weidspruch *Practica est multiplex* angefangen. Der Sinn dieses Sprüchworts ist jedermann bekannt; er ist eben so weitläuftig, als die Anwendung, die täglich davon im gemeinen Leben gemacht wird. Jeder Stand, jedes Handwerk hat seine *Practicam* und seine Kniffe; und wo es der ganzen Welt offenkundig vor Augen liegt, daß ein Mann sich solcher *Practica* und Kniffe bedient hat, da ist es auch erlaubt, die Anwendung jenes Sprüchworts auf ihn zu machen.

Daß Johann Bunkels Leben und Meynung, so wie der Buchhändler Nicolai es uns geliefert hat, in jeder Betrachtung, es sey nun als eine wahre Lebensgeschichte, oder als ein philosophisch-christlicher Roman; als ein Werk des Genie, Witzes oder Geschmacks, oder als ein zum Unterricht und Beyspiel geschriebenes Sittenbuch betrachtet, ein höchstplattes Geschmiere, eine mit schaalen Predigtfragmenten, übelraisonnirten Raisonnements, falschen Grundsätzen und ärgerlichen Beyspielen, angefüllte Rhapsodie sey; daß dieses alles den größten Theil davon ausmache; daß

ſelbſt die wenigen romantiſchen Situationen und intereſſanten Naturgemälde, die das Beſte davon ſind, durch den äuſſerſt elenden Styl des Autors und Ueberſetzers ſo verhudelt ſind, daß dem Leſer alle Freude daran verkümmert wird; daß die Hauptabſicht des Verfaſſers offenbar keine andre iſt, als unter dem beliebten vehiculo romanhafter Liebes- und Heyrathsgeſchichten, die Lehre der allgemeinen Kirche von der Dreyeinigkeit und andere für weſentliche Glaubensartickel von ihr angenommene Lehren zu beſtreiten; daß dieſe vorgegebene Lebensgeſchichte eines Menſchen, der immer die Nachahmung Chriſti im Munde führt, der Lebenslauf eines Menſchen ſey, dem kein vernünftiger, ehrlicher Mann gleich zu ſeyn wünſchen kann, u. ſ. w. Alles dies bedarf keines andern Beweiſes, als daß ein Menſch, dem Gott Vernunft und fünf Sinne gegeben hat, ſich auch das Maas von Geduld erbitte, das erfordert wird, dieſes Buch zu leſen; und ſich dann hinſetze, und es aufmerkſam von Anfang bis zu Ende durchleſe; oder, wenn es ja eines mehrern Beweiſes bedarf, ſo hoffe ich ihn in meinen Anti-Bunkeln, ſo weit es nöthig war, zur vollen Genüge geführt zu haben.

Sobald nun das Buch würklich erſchien, war das Mißvergnügen, ſich in der Erwartung, welche Hr. Nicolai erweckt hatte, ſo gröblich getäuſcht zu finden, allgemein, und äuſſerſt lebhaft. Und auf wen ſchob man die Schuld? Auf wen konnte man ſie ſchieben? Wer war denn der Mann, der dieſes Buch, in einer Nachricht an das Publikum, vier mit kleiner Schrift gedruckte Octavblätter ſtark, ſo umſtändlich und mühſam angeprieſen hatte? Wer war der Mann, der ſich auf das Zeugniß der Monthly Reviewers berufen hatte, daß dieſes Buch in ſeiner Art ſo original, als Shakeſpear und Richardſon ſey; — daß Bunkel der ſonderbarſte, der launigſte, der angenehmſtſeltſamſte Schriftſteller ſey,

der

der jemals die Feder geführt habe? Wer war der Menſch, der die Stirne hatte zu ſagen: es ſey die Lebensbeſchreibung eines Mannes, der auf ſein wohlgeführtes Leben, mit gutem Gewiſſen und mit völligem Bewuſtſeyn, unbeſcholten und nützlich geweſen zu ſeyn, zurückſieht? Friedrich Nicolai war dieſer Mann! Die Urkunde, worinn er das Alles der Welt vorgeſpiegelt hat, liegt in öffentlichem Druck, und iſt auf alle mögliche Art bekannt gemacht worden. Ich ſelbſt, da ich mir nicht beygehen laſſen konnte, daß jemand unverſchämt genug ſeyn könnte, ein Buch ſo weitläuftig, ſo nachdrücklich anzupreiſen, wenn es nicht wenigſtens des Leſens werth wäre, habe mich mißbrauchen laſſen, es bekannter machen zu helfen.

Warlich nach einer ſolchen Ankündigung von einem Buchhändler, der ſelbſt ein Schriftſteller iſt, von dem jedermann die Präſumtion hatte, daß er überzeugt ſeyn werde, das Buch ſey das wirklich, wofür er es dem Publiko gab' daß er es alſo vorher geleſen und geprüft haben müſſe, oder ſonſten gewis nicht in ſolchen Ausdrücken, mit ſolcher Gewißheit ſeiner Sache, davon geſprochen, und das Publikum durch Pränumeration zu einem Kauf angelokt haben würde, wobey kein Reukauf möglich war: — Nach einer ſolchen Ankündigung, unter einer ſolchen Garantie, wie konnte man weniger erwarten, als ein Buch, daß die gröſten und ſeltenſten Vollkommenheiten in ſich vereinige? Nach den Ausdrücken, worinn die Reviewers und Herr Nicolai davon ſprachen, konnte man nicht anders. Entweder die Herren wußten nicht, was ſie ſagten, oder Dunkel

(*) Ein Buch, das dies iſt, nennt man mit Einem Wort ein ſehr erbauliches Buch, wiewohl Hr. Nicolai gerade das Wort nicht gebraucht. Es iſt zuverlen, ob m's mit Einem Wort, oder mit vielen ſagt.

mußte (ich wiederhohl' es) mehr als Cervantes, Fielding und Sterne ſeyn. Als nun ſtatt deſſen den Pränumeranten ein Werk in die Hände geliefert wurde, wie Bunkel würklich iſt — das iſt (um itzt von allen ſeinen übrigen Gebrechen zu abſtrahiren) das langweiligſte, platteſte, Genie- Witz- und Geſchmackloſeſte Buch, das vielleicht ſeit Jahrhunderten in Europa erſchienen iſt: mußte das Publikum ſich nicht für hintergangen halten? Und über wen konnte man ſich beſchweren? Natürlicherweiſe über Niemanden, als Hrn. Nicolai. Haben ihn die Reviewers betrogen, ſo bleibt ihm ſein Regreß an die Reviewers unbenommen: aber wir halten uns an Ihn. Denn von Ihm kam die Ankündigung; Er iſt der Herausgeber; Ihm haben wir geglaubt; Ihm haben wir bezahlt; aus Seiner Hand haben wir den häßlichen Wechſelbalg eines Irländiſchen Nonkonformiſtiſchen Zwitters von Schwärmer und Freygeiſt für ein angenehmnützliches, geiſtreiches, erbauliches Werk erhalten.

Aber wie? Er iſt ja nur der Verleger; mit welchem Rechte kann er für den Werth oder Unwerth deſſelben reſponſabel ſeyn? — Wie? Er wäre blos Verleger? Warlich, ein Verleger, der ein Buch ſo ankündiget, es durch ſolche Anſtalten ausbreitet; es noch zum Ueberfluß durch eine weitläuftige Vorrede in die Welt einführt; ein ſolcher Verleger iſt ein Herausgeber, und man kann wenigſtens von ihm fodern, daß er wiſſe, was er thue.

Alles, was ich bisher von der Nicolaiſchen Ausgabe des Bunkliſchen Buches geſagt habe, ſind Thatſachen: was nun folgt, iſt ein Räſonnement, und, wenn ich nicht irre, ein ſehr bündiges.

Entweder hatte Herr Nicolai, da er Bunkeln ankündigte, das Buch geleſen, oder nicht. Hat er es nicht

gele-

gelesen: so war es unverantwortliche Unvorsichtigkeit, auf das bloße Wort der Reviewers das ganze Teutsche Publikum zur Pränumeration auf ein Buch einzuladen, das vielleicht das nicht war, wofür es jene gaben, und von diesem Buche in selbsteigner Person, auf fremdes, namenloses Zeugniß hin, eine so vortheilhafte Meynung zu erwecken. Hat er's aber gelesen, und seine Herausgabe darum unternommen, weil er es wirklich für ein vortreffliches Buch hielt: was soll die Welt von seinem Kopfe, oder, im entgegengesetzten Fall, von seinem Charakter denken? Man kann freylich Niemanden ins Herz sehen. Aber ich frage die ganze unpartheyische Welt: ob es **wahrscheinlich** sey, daß Herr Nicolai nicht, wenigstens nahezu, habe wissen können, was an seinem Bunkel sey? Und gesetzt auch, es lasse sich denken, daß er bona fide geglaubt, er gebe uns was Gutes: ist es der Welt, die den Mann bloß nach seinen Handlungen beurtheilen kann, zu verargen gewesen, wenn sie, bey solcher Beschaffenheit eines auf solche Weise ihr aufgeschobnen Buches, glauben mußte, daß die ganze Geschichte des nicolaischen Bunkels weder mehr noch weniger, als ein Verlegerkniff und also ein hübsches Exempelchen zu dem Sprüchwort: Practica est multiplex sey?

Und was will also der Mann mit seiner lächerlichen Aufforderung: „wenn Herr Wieland irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige Ränke, irgend eine Unredlichkeit von mir weiß: so mache er sie bekannt; so will ich öffentlich meine Schande gestehen. Kann er aber nichts anzeigen und beweisen: so bleibe die Schande der Verläumdung auf ihm, und er hüte sich inskünftige mit den guten Leumund eines ehrlichen Mannes zu spielen." — Im Ernste, meynt Herr Nicolai mit dem Ton, womit er diese elende Plattitüde vorbringt, der vernünftigen Welt Staub in die Augen zu werfen? Glaubt er, wir sollen nicht

merken, wie er mit der Vieldeutigkeit aller Worte und Ausdrücke ſeiner Schreibart ſein Spiel treibt? Was nennt er Praktiken, und Kniffe, und Ränke und Unredlichkeit? Verſteht er Handlungen darunter, auf welche die bürgerlichen Geſetze den Staupbeſen geſetzt haben? — Wo hab ich ihn jemals ſolcher Handlungen beſchuldiget? — Ein aber unter Praktiken und Kniffen die nur allzugewöhnlichen Verlegerkünſte gemeynt, wodurch man dem Publiko ein ſchlechtes Buch oder eine elende Ueberſetzung eines guten Buches für gut aufheftet: ſo bedarf es keines andern Beweiſes, als den der Herr Nicolai, durch die Pränumerationsſache auf ſeinen Johann Bunkel, vor aller Welt Augen ſelbſt geführt hat? Und nie werd' ich ihm auf jene ſchaamloſe Aufforderung eine andere Antwort geben, als dieſe: Wer hat Johann Bunkeln mittelſt eines weitläuftigen anpreiſenden Programms, auf Pränumeration mit Kupfern von Chodowiecky, herausgegeben? (*)

Ich habe immer gehört und geſehen, daß ſich die Leute nie ärger geberden, als wenn man ſie da anrührt, wo ſie ſich bewußt ſind, daß ſie keine Unterſuchung aushalten könnten. Hr Nicolai, der ſonſt, wie ich höre, ein feiner weltkluger Mann ſeyn ſoll, muß gewaltig vom Zorn übereilt worden ſeyn, als eben durch die ungeberdige Art, wie er die ſanfteſte Züchtigung ſeiner an dem Publiko begangnen Sünde aufnimmt, eben dieſes Publikum reizte, die Sache in genauere Erwägung zu ziehen. Der Herausgeber Johann Bunkels hat immer eine ver-

(*) Ich tadle nicht überhaupt daß man den Werth eines Buches, daß man herausgeben will, vorher anzeigt; ich tadle nicht, daß man ein Buch auf Vorſchuß herausgebe, nicht, daß man es mit Kupfern von Chodowiecky ziere: Aber daß man alles dies vornehme, ein Buch wie Bunkel iſt dem Publiko aufzuhängen, das iſt nicht zu entſchuldigen. Gegen den Sophiſten mit dem ichs hier zu thun habe, und gegen ihn allein, war eine ſolche Anmerkung nothwendig.

Narr bist du, für ein kriechender Narr, zu praſen und zu kampfen und zu ſchwören, daß du meine Parthey halten wolleſt; du kaltherziger Sclave, haſt du nicht wie ein Donner an meiner Seite geſprochen? Geſchworen, daß du die Waffen für mich führen wolleſt, und mich ermahnet, mich deinem Glüke und deiner Stärke anzuvertrauen? Und nun trittſt du auch zu meinen Feinden über? du, eine Löwenhaut tragen? herab damit, wenn du noch eine Schaam in dir haſt, und häng' ein Kalbsfell um dieſe ehrloſen Schultern.

Oeſtreich.

O daß ein Mann mir das ſagte!

Faulconbridge.

Und häng' ein Kalbsfell um dieſe ehrloſen Schultern.

Oeſtreich.

Unterſtih dich das zu ſagen, Schurke, wenn dir dein Leben lieb iſt.

Faulconbridge.

Und häng' ein Kalbsfell um dieſe treuloſen Schultern.

Oeſtreich.

Mich däucht, Richards Stolz und Richards Fall ſollt' eine Warnung für euch ſeyn, Herr.

verlohrne Sache, er mag ſich winden und krümmen wie er will.

Aber Hr. Nicolai läßt es nicht am Herausfodern bewenden; er recriminiert auch; und ſeine Recriminationen machen mehr als die Hälfte ſeines Libells aus. Ich müßte gänzlich vergeſſen haben, was ich mir ſelbſt, und, noch mehr, ich müßte die Achtung vergeſſen haben, die ich der geſunden Vernunft und Ehrlichkeit meiner Zeitgenoſſen ſchuldig bin, wenn ich mich in eine Beantwortung ſeiner Gegenbeſchuldigungen einlaſſen wollte. Ich kan dieſe Erörterung mit vollkommenſter Ruhe dem Publiko anheimſtellen. Um nur zwey Worte (und beynah iſts an dieſen zu viel) darüber zu ſagen: hätte Hr. N. bloß auf den erſten Theil ſeines Bunkels Pränumeration verlangt, und es den Käufern freygelaſſen, ob ſie nach Leſung deſſelben auch auf die übrigen pränumeriren wollten oder nicht: ſo würden ihm zum zweyten wohl nicht ſehr manche übrig geblieben ſeyn. Unfehlbar wäre dies mein Fall auch geweſen, wenn ich das Publikum durch den Merkur betrogen hätte, wie N. mit der ſchaamloſen Frechheit vorgiebt, die ihn, gleich dem Zeichen Kains, auf eine ſo auffallende Art auszeichnet. Dieſes Journal würde ſich nicht, trotz ſo vieler nachtheiliger Umſtände, ungeachtet der inzwiſchen entſtandenen Menge ähnlicher periodiſcher Werke, ungeachtet der Menge von Mißvergnügten, die der Herausgeber eines Journals dieſer Art wider Willen machen muß, u. ſ. w. dennoch ſchon ſechs Jahre durch erhalten haben: wenn die Welt, welche ohne Leidenſchaft urtheilt, ſo davon dächte, wie Hr. Nicolai — dem ſeine unverſtändige Wuth ſo wenig Urtheilskraft und Geſchmack übrig gelaſſen hat, daß er die Palmblätter des Abulfaouaris als ein Document meiner ſchlimmen Geſinnung gegen die Religion anführt, und das Gedicht Schach

Lolo mit Naſerümpfen in die Rubrik Siebenſachen und Lückenbüßer wirft.

So ruhig als ich über den vermeyntlichen, aber ſchon beym erſten Anblick ſo abſurden Parallelismus, den er zwiſchen ſeinem Bunkel und meinem Merkur ziehen will, die ganze unpartheyiſche Welt urtheilen laſſe: ſo gewiß bin ich auch, daß ich in der Pränumerationsſache auf die verbeſſerte und vermehrte Ausgabe des Agathon, welche Hr. Nicolai, mit ſeiner würdigen Wendungen in Erinnerung bringt, keinen ſeiner gehäſſigen und ſchändlichen Vorwürfe verdiene; ſo kränkend es mir auch damals war, daß der Gang, den dieſe Sache ohne meine Verſchulden nahm, ein falſches Licht auf mich werfen konnte. Die ganze Sache war ein gutherziger Einfall einiger warmen Freunde, die von dem Teutſchen Publiko (wie der Erfolg auch zeigte) nicht zu edel zu denken glaubten, wenn ſie es fähig hielten, zu Gunſten eines Schriftſtellers, der der Nation lieb zu ſeyn ſchien, eine Subſcription auf eines ſeiner (wie ſie glaubten) vorzüglichſten Werke gutzuheißen, wobey es nicht um einen wohlfeilen Preis, ſondern um eine Aufmunterung für den Verfaſſer zu thun wäre. Ich hatte auf einen weit niedrigern Subſcriptionspreis gedrungen; aber meine Freunde beſtanden auf dem höhern. Da meine damalige Lage mir ſchlechterdings keine Zeit ließ, die Auflage ſelbſt zu beſorgen, ſo nahmen ſie freywillig den ganzen Detail davon auf ſich. Aber ſie waren über 40 Meilen von mir entfernt, und dies, nebſt unvorhergeſehenen wichtigen Veränderungen in meinen Umſtänden und in den ihrigen, verzögerte nicht nur den Druck; ſondern machte es ihnen endlich gar unmöglich, ſolchen, ihrem erſten Vorſatz und Verſprechen nach, zu bewerkſtelligen. — Dieſe Umſtände waren die Urſachen jener mir unvermeidlichen Folgen, die nur ein Mann, wie der Buchhändler Nicolai, fähig iſt, einer vorſetzlichen betrügeriſchen

Gewinn-

Gewinnſucht beyzumeſſen, einem Laſter, das gerade unter allen möglichen dasjenige iſt, deſſen mich alle Menſchen, die jemals mit mir gelebt haben, am unfähigſten kennen — Aber, auch dieſe Sache von ihrer ſchiefſten, nachtheiligſten Seite betrachtet, wie wenig läſt ſie ſich mit der Bunkliſchen vergleichen? Ich gab meinen Pränumeranten den Agathon; Nikolai gab den ſeinigen den Johann Bunkel. Ich gab den Meinigen ein Buch, das ſie gröſtentheils ſchon kannten; Er den ſeinigen ein Buch, das Niemand kannte. Ich gab den Meinigen ein Buch, deſſen Beſchaffenheit und Inhalt Niemands Erwartung betrog. (Denn daß die verſprochene Geſchichte des Archytas daran fehlte, kam von Hinderniſſen her, die ich nicht hatte vorausſehen können; und die Welt fand meine Entſchuldigung gültig, weil ſie anerkannte, daß es nicht ſo in der Gewalt eines Schriftſtellers ſeyn, binnen einer gewiſſen beſtimmten Zeit einen Archytas zu ſchreiben, als es in der Gewalt eines Schuſters ſteht, binnen der verſprochnen Zeit ein paar Stiefeln zu liefern; wiewohl auch dem Schuſter ebhafte Hinderniſſe vorfallen können.) Hr. Nicolai hingegen gab ſeinen Pränumeranten ein Buch, das gerade das Gegentheil von Allem war, was es ſeinem Verſprechen nach ſeyn ſollte, da es doch nur von ihm abgehangen hatte, es für das zu geben, was es war, und wofür es alle Vernünftige halten. Denn hätt' er das gewollt, ſo brauchte er es nur ohne *Pralica*, ohne Anpreiſungen, ohne eine dadurch erſchlichene Pränumeration, und ohne Ankündigung Chodowieckiſcher Kupfer, auf ſeine eigne Gefahr in die Welt laufen und ſein Glück verſuchen laſſen. — Doch, wozu noch mehr Worte, wo die Sache ſelbſt ſchon ſo laut ſpricht?

Hr. Nicolai hätte alſo das Seinige gethan, mich, wo möglich, zu ihm hinabzuziehen. Nachdem er ſo hin-

dig bewieſen hat, was für ein verächtlicher Menſch einer von den gröſsten Schriftſtellern (wie es ihm beliebt mich zu ſchelten) iſt: ſo kann er nun in eben der Methode auch beweiſen, was für ein verächtlicher Schriftſteller dieſer verächtliche Menſch ſey. Es wird ihm nicht um einen Deut mehr Aufwand von Sophiſterey und Unverſchämtheit koſten. Mir aber wird ſein Schelten juſt ſo viel, als ſein Lob, und ſein Lob juſt ſo viel, als ſein Schelten ſeyn; und alle Rache, die ich jemals dafür nehmen werde, ſoll darinn beſtehen, daſs ich die *Opera omnia*, die es ihm belieben wird gegen mich zu ſchreiben, zuſammendrucken laſſe, und das Werk mit ſeinem Bildnis erläutert, (wo möglich von Chodowiecky) auf alle Bibliotheken in Teutſchland ſtifte, damit ſeines Namens und Charakters Gedächtniſs bleiben möge für und für.

Wieland.

V.

Kunſtnachrichten.

1. Zehn Proſpekte aus dem Lauterbrunthal, Berner Gebiets, ſind uns zu Geſichte gekommen, die an Genauigkeit und Beſtimmtheit der Umriſſe, wie auch zum Theil an Schönheit der Ausführung, vieles übertreffen, was bisher in dieſer Art von Portraitmalerey des Schrecklichſchönen iſt geleiſtet worden. Beſonders zeichnen ſich die Arbeiten des Herrn Schellenberg aus, wo nichts ſklaviſch und furchtſam nachgeahmt, ſondern jedem Ding ſowol mit der Radirnadel als dem Grabſtichel ſein feſter Charakter gegeben iſt. Sie ſind 1) Breitlauwinen gegen den Breithorn-Gletſcher; 2) das Lauterbrunnthal mit dem Staubbach gegen die Gletſcher 3) Schildwaldbach gegen den Staubbach, ein Winterſtück. 4) Erſter und oberer

Fall

Fall des Staubbachs; 5) zweyter Fall des Staubbachs im Sommer von der linken Seite; 6) Eben derſelbe von der rechten Seite im Winter; 7) Breithorn-Gletſcher gegen Abend; 8) Myrrenbach in dem gleichen Thal; 9) Ausſicht von Breithorn-Gletſcher gegen das Lauterbrunnthal; 10) das Herrenbächlein im Lauterbrunnthal, ein Winterſtück.

Herr Wagner iſt der Verleger, und die Zeichnungen ſind von Herrn Wolf, der mit jenem ſehr öfters dieſe Gebirge bereißt, und ihm gegen 200 Mahlereyen davon verfertigt hat, wovon, wenn es verlangt wird, auch an auswärtige Liebhaber etwas kann abgegeben werden. Die Zeichnungen ſind auf denen Orten ſelbſt zu verſchiednen Zeiten revidiert, und der gröſte Fleiß angewendet worden, mehr eine zuverläßige und ganz wahre Abbildung, als ein verſchönertes Ideal darzuſtellen. Es ſind einige Bogen Text angehängt, worinn eine von Herrn Hoſpital-Prediger Wyttenbach in Bern im Jahr 1776. in dieſe Gegenden angeſtellte Reiſe beſchrieben iſt. Der Herr Verf. iſt uns ſchon durch mehrere dergleichen der Naturgeſchichte zum Beſten angeſtellte Reiſen bekannt. Eine Vorrede des Herrn Haller vergleicht die Gletſcher mit den Andes.

2. Von Herrn Bauſe iſt ſeit kurzem das Bildnis des Prinzen Heinrich von Preuſſen, nach einem Gemählde von Graf geſtochen, ans Licht getreten, und bey dem Verfaſſer in Leipzig zu haben. Die Welt weis ſchon lange, daß Herr Graf einer von den ſeltnen Bildnismahlern iſt, die, ohne den bekannten Grundſatz des berühmten Reynolds aus den Augen zu verliehren, ſich des individuellen Charakters eines jeden Geſichts zu bemächtigen wiſſen, und dadurch, vorzugsweiſe, Mahler der Seele und des Geiſtes genannt zu werden verdienen. In dieſem Bildniß ſcheinen beyde Künſtler, von der Größe des Gegenſtandes empor gehoben, das Sublime ihrer Kunſt erreicht zu haben. Das Verſtändnis, der Geſchmack,

die Freyheit und Gewißheit, welche den Herrn Bause bey diesem vortreflichen Blat die Hand geführt haben — die Stärcke, womit der Charakter des ganzen Gesichts, besonders der durchdringende Blick der Augen, und die Züge, die zugleich den Helden und den Menschenfreund ankündigen, ausgesprochen sind — die Grazie, die er über den mühsamsten Fleiß wie einen geistigen Schleyer geworfen hat, der nur das Mühsame verbirgt, und dem Ganzen eine Leichtigkeit und Sanftheit giebt, die der Reinheit der Ausführung und der Kraft des Ausdrucks nichts nehmen — alles dies macht dieses Bildnis zu einem Werke, das den Künstler seines bereits verdienten Platzes neben den gröſten Meistern seiner Kunst auf ewig versichert.

3) Vor kurtem ist zu Paris von einem Ungenannten ein Bildnis des verstorbnen Berlinischen Akademikers und Professors Lambert (*) mit seinem Namen, Geburtsjahr, Sterbejahr und einigen Französischen Versen gestochen worden. Unten stehen die Worte: gravé à Paris d'aprés une esquisse de Mr Daniel Codowiecky. Auf ausdrückliches Verlangen des Herrn Chodowiecky wird diesem Vorgeben hiemit öffentlich widersprochen. Der Kupferstecher hat keine Esquisse von Chodowiecky's Hand, sondern nur eine Kopey nach einer Karikatur, die Herr Chodowiecky ehmals gemacht hatte, und die zu nichts weniger, als zu einem Kupferstich bestimmt war; „und jedermann weiß (sind die eignen Worte unsers groſen Künstlers an den Herausgeber des M.) „wie sehr die Kopey „eines mit Laune charakterisierten Zuges verliert. Ein gutes „und getreues Bild dieses verdienstvollen Mannes würde unfrei-

(*) Von dessen Leben und Charakter wir im September abgewichenen Jahres eine zuverlässigere Skizze gegeben haben, als die, von welcher hier die Rede ist.

„ſtreitig allen Gelehrten und inſonderheit denen, die ihn ge-
„kannt haben, ſehr willkommen ſeyn; man kann auch dieſem
„als Karikatur betrachtet, nicht alle Aehnlichkeit abſprechen;
„nur hätte man es ſollen ungeſtochen laſſen. Eine Karikatur
„iſt wie eine Bon mot; was in der Zeichnung drollicht war,
„wird, geſtochen und 1000 oder 2000 mal abgedruckt, höchſt
„abgeſchmackt.“

4) Die 12 Blätter zu dem Leben und Meynungen Triſtram Shandy's, von Chodowiecky erfunden und von Bergern geſtochen, haben vollkommen unſere Erwartung erfüllt. So ſchön und reinlich indeſſen die Ausführung von Herrn Bergern bewürkt worden, ſo bleibt doch jedem Kenner und Liebhaber der Wunſch übrig, Chodowiecky mögte ſie ſelber übernommen haben; denn es iſt ohnmöglich daß jedes Jota des Erfinders von einen Dritten gehörig empfunden werde, ſo wenig ſich eine Handſchrift nachmahlen läßt. Die Haltung geht immer verlohren; und dieſe iſt auch in den Extremitäten der einzelnen Figuren eines ſolchen großen Meiſters ſo gewiſſenhaft angegeben, daß der geringſte Strich, zu deutlich oder zu ſtumpf angebracht, der großen Beſtimmtheit Schaden thut; zu geſchweigen, welcher Weiſe gedachtes Detail in Drapperie, Nebendingen, und den Neſteren überhaupt nicht mehr da ſeyn kann. Die Wahl wird ſchwer, zu ſagen welches die ſchönſten Blätter ſind; indeſſen ſcheinen doch die Trimm-Geſchichte, und der Tanz in der Languedoker Ebene die glücklichſten Gedanken zu enthalten.

5) La Mort de Pompée peint par P. Battoni, gravé par Wille; dem Großfürſten von Rußland zugeeignet. Ein groſes Hiſtoriſches Blatt, ganz im ernſthaften Styl erfunden, gezeichnet, und auch geſtochen. Herr Wille hat eine ganz neue Art von Schraffirung hierzu erfunden, und die Nuancen darinn zwiſchen Fleiſch und Gewand ſind genau beobachtet, obgleich ſehr verſteckt angegeben, und nicht für jeden ſogleich zu finden. Die

Haupt-

Hauptfigur liegt ausgestreckt auf einem Ruhebette, und wendet ihr schmerzvolles Angesicht gegen eine weibliche Person in Königlicher Tracht, die ihn umfängt. So groß, männlich und edel, wählt und denkt man heut zu Tage selten die Umrisse. Ob indessen nicht alles zu glänzend behandelt seyn möchte, mögen andere entscheiden; vielleicht war der Charakter des Colorits Schuld daran.

VI.

Bücher-Anzeigen.

Deutsche Encyclopädie, oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften, von einer Gesellschaft Gelehrten. Erster Band A — Ar. Frankfurt an Main, bey Varrentrappen, Sohn, und Werner — klein Folio. 1778.

Das Publikum mußte bey der Ankündigung dieses Werkes nothwendigerweise etwas mißtrauisch ansehen, da man bey uns die Entia ohne Noth zu vermehren mehr als bereit ist, und die Teutsche Bescheidenheit gerne ein wenig kleinmüthig von Allem denkt, was uns nicht von ferneher zugetragen wird. Indessen scheint dieses Mißtrauen nach Vorlegung der ersten Probe gerechterweise vermindert zu seyn; und man muß dieses Unternehmen, der unvermeidlichen Mängel und Gebrechen ohngeachtet, denen es unterworfen seyn kann, doch als einen wesentlichen Dienst für das Gros des Publikum ansehen, dem es um Unterricht zu thun ist, wozu der Zugang durch so viele Verhaue und Graben in Folio und Quart mißlich gemacht wird. Anfangs wären es nur sechs Gießer Professoren, die sich dem Publiko verbürgt hatten, an der Spitze des dortigen Prof. Juris und Regierungs-Raths Hn. Doktor

Hofnet

Höpfner ſtand. Zu dieſen treten nunmehr andere zum Theil berühmte und bekannte Gelehrte, als Herr D. Braun, der Gottesgelahrheit Doctor, Canonicus und Churbayeriſcher geiſtlicher Rath in München; Herr Dohm, Prof. in Caſſel; Herr Gerken, Juſtizrath in Salzwedel; Herr Glenk, Bauinſpector in Schwäbiſch-Halle; Herr Gmelin, Prof. in Göttingen, Herr Höpfner, M. D. in Buzbach; Herr Meyer, Pfarrer in Kupferzell; Herr Oſtertag, Rektor und Prof. in Regensburg; Herr Onvrier, Superintendent in Gieſſen; Herr Runde, Prof. zu Caſſel; Herr Schlettwein, Rektor und Profeſſor in Gieſſen, Herr Schröter, Diakonus zu Weimar; Herr Springer, Rentkammer-Direktor in Darmſtadt; Herr Tiedemann, Profeſſor zu Caſſel; Herr Wiedeburg, in Jena. Auſſer dieſen Gelehrten haben ſich noch mehrere gefunden, die dem Unternehmen beygetreten ſind, deren Namen künftighin für die Güte der Artikel Bürge ſeyn werden. Man hat die Geſchlechter der Wiſſenſchaften mehr in ihre Untergattungen abtheilen, und jedem Mann, ſo zu ſagen, ſein Lieblingsfeld anweiſen können. Die Gegenſtände dieſes Werks ſind: Philologie, Grammatik, Critik; Hiſtoriſche Wiſſenſchaften (doch unter gewiſſen Einſchränkungen) Geſchichte, Geographie, Genealogie, Chronologie, Heraldik, Archäologie, Diplomatik, Numiſmatik; Naturgeſchichte, Phyſik, Arzneykunſt mit ihren Theilen; Chemie, Chirurgie. Mathematiſche Wiſſenſchaften, Kriegswiſſenſchaften, Artillerie, Fortifikation, Taktik, Oekonomie nach ihren ganzen Umfange, Bergwerks- Cammeral- Policey- und Handlungswiſſenſchaften. Philoſophie mit allen ihren Theilen, theoretiſchen und praktiſchen. Schöne Wiſſenſchaften und Künſte. Mechaniſche Künſte. Ferner, Rechtsgelahrheit und Theologie nach allen ihren Theilen; doch daß leztere im Dogmatiſchen beſonders von ihren eigenen Religionsverwandten vorgetragen werde, ſo wie bey der Katholiſchen Lehre, und der Geſchichte der Herrenhutiſchen Brü-

dergemeinde bereits die Veranſtaltung getroffen iſt. Alle geographiſche und hiſtoriſche Artikel, welche *nomina propria* ſind, werden ausgeſchloſſen, und nur ſolche aufgenommen, die als nomina appellativa oder ſogenannte Kunſtwörter gelten. Sprachlexicon ſoll das Werk nicht ſeyn; alſo werden die teutſchen und fremden Wörter nur inſofern hingeſetzt, als ſie ein Kunſtwort ſind. Der Plan iſt, zwiſchen den gröſsern und kleinern Werken der Ausländer und Italiener das Mittel zu halten. Nichts ſoll aus jenen überſetzt oder abgeſchrieben, ſondern die Arbeit der Vorgänger nur benutzt werden, wie jeder Gelehrte die Arbeiten andrer in ſein Eigenthum verkehrt. Vortrag, Schreibart, und inneres Gewicht muſs bey jedem Artikel verſchieden ſeyn, ſo bald man es als ein vereinzeltes Werk von ſo vielen Gelehrten anzuſehen hat. Allein darüber wachen die Verfaſſer, oder das Direktorium des Unternehmens, daſs wiſſentlich nichts Schlechtes und Unbrauchbares mitunterlaufſe, die Felder der Wiſſenſchaften in ihren Gränzen gehalten werden, und jede Materie ſoviel möglich unter ihrer eignen Rubrik erſcheine. Die Verleger (ſo wie man an dem Aeuſſerlichen des Werkes auch wahrnehmen kann) laſſen ſich weder Mühe noch Koſten gereuen, das Unternehmen der Zuſage gemäſs auszuführen; und gewiſs muſs man ihren Muth und Entſchloſſenheit dabey, durch nachſichtsvolle Beurtheilung der unüberwindlichen Hinderniſſe und Mängel, billigerweiſe aufrecht zu erhalten ſuchen.

Die Artisperiti mögen nun, jeder an ſeinem beſondern Fache kauen; und vielleicht findet mancher in einem Artikel Unterricht, wo er nichts als Gegenſtand der Kritik aufzuſpühen ausgieng. Ausſtellungen im Detail gegen jeden beſondern Artikel, und die Errichtung eines Ideals, wie er hätte bearbeitet werden ſollen, dürfte wohl der Bemühung, Waſſer durch ein Sieb überzuſchöpfen gleich ſeyn. Allgemeine Betrachtun-

Faulconbridge.

Was für Worte ſind das? Wie ſchwanken meine Sehnen! Meines Vaters Feind in meines Vaters Raub gehüllt! Wie flüſtert mir Alecto ins Ohr: Zögre nicht, Richard, ſchlage den nichtswürdigen Kerl zu boden, zieh ihm dieſes unvergleichliche Ehrenzeichen ab, das Denkmal des Triumphs deines Vaters über die Wilden -- Nun bey ſeiner Seele ſchwöre ich, bey meines Vaters Seele, ich will nicht zweymal die Sonne aufgehen ſehen, bis ich dieſes Siegeszeichen von deinem Rüken gezogen, und dir das Herz davor zerſchmettert habe, daß du dich unterſtanden es zu tragen.

König Johann.

Höre auf, du mißfällſt uns mit ſolchen Reden, und vergiſſeſt dich ſelbſt.

Dritte Scene.

Pandolph zu den Vorigen.

König Philipp.

Hier kommt der heilige Legat des Papſts.

Pandolph.

Heil euch, ihr geſalbten Stadthalter des Himmels! An dich, König Johann, geht meine heilige Geſandtſchaft. Ich, Pandolph, Cardinal Erz-Biſchof von Meiland, und

Legat

tungen und Winke für die Einrichtung der übrigen Bände dürften aber mehr frommen, und alle wahre Liebhaber der Wiſſenſchaften und des Vaterlandes werden hoffentlich ihr Schärflein dazu beytragen.

Lobſchrift auf Winkelmann von Chr. Gott. Heyne ꝛc. welche bey der Hessencaſſeliſchen Geſellſchaft der Alterthümer den ausgeſetzten Preiß erhalten hat. Leipzig bey Weygand 1778.

Zween Bogen und einen halben enthält dieſe Schrift; allein dafür an Gewicht und Innhalt mehr, als ſo viele hundert Produkte, die in unſerm ſchreibſeligen Teutſchland über alles und jedes zuſammengeraſpelt werden.

Herr Heyne liefert kein eigentliches Eloge, ſondern es iſt eine beſcheidne Enumeration der großen Talente und Kenntniſſe Winkelmanns, nebſt einem kurzen Abriß, wie er das Studium der Alterthümer gefunden, und einer Anzeige, was noch dafür zu thun übrig ſey.

Winkelmann ſteckte für die geſunde Erklärung der alten Denkmähler mitten in Rom die Fakel auf. Genährt mit dem Geiſte des Alterthums, nicht ungeübt in der Kritik, mit einer grammatiſchen Kenntniß der gelehrten Sprachen ausgerüſtet, gewohnt aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen und griechiſche Schriftſteller im Zuſammenhange zu leſen, bekannt mit Dichtern und mit der Dichterfabel, fand er die beſſern Grundſätze der Erklärung, indem er auf den mythiſchen Cyklus zurückgieng, und aufmerkte, wie viel davon die Künſtler aufgenommen hatten. So ward er gewahr, daß Alterthumskunde für die Kunſt Kenntniß des Koſtume iſt. Eine Menge willkührlich angenommener Sätze und alter Vorurtheile warf er übern Haufen. Aber ſein größeres Verdienſt

war, daß er das Studium des Alterthums in seinen rechten Kanal einleitete, in das Studium der Kunst. Da über die alten Kunstwerke noch nicht leicht Künstler geschrieben hatten, sondern Gelehrte, die oft kaum ein Gefühl oder einen Gedanken von Kunst hatten: so war ein mythologischer Umstand, ein noch unbekannter Gebrauch oder Cerimonie, wenn es hoch kam, die Erläuterung einer ähnlichen Stelle in einem alten Schriftsteller, alles, was ein altes Werk einer Betrachtung werth machen konnte. Auf Künstlererfindung, Künstlerbehandlung und Ausführung dachte der gelehrteste Antiquarier am wenigsten. Winkelmann brachte einen Sinn für die Schönheit und für die Kunst mit nach Italien, und diesen rührten zuerst die großen Meisterstücke im Vatikan; mit diesen fieng er sein Studium an, verfeinerte und erweiterte selbst seine Kunstbegriffe, und erst, nach dem er sich einen sichern Geschmack am Vortreflichen erworben, vom schönen Ideal bis zur Bacciflerung sich durchgedrungen und gehörige Einsichten in die Kunst erlangt hatte, erst dann gieng er zur Aufsuchung und Aufklärung andrer Denkmähler fort, bey denen er durch Gelehrsamkeit zu glänzen hoffen konnte. Graf Caylus stand W. an Classischer Gelehrsamkeit nach. Allein er hatte unstreitig genauere und tiefere Kenntnisse der Künste selbst; er hatte das Mechanische derselben in seiner Gewalt; er zeichnete und radierte vortreflich.

Wir übergehen dasjenige, was der Herr Verf. an Winkelmanns Schriften zu vermissen glaubt, und bemerken nur, daß Heyne der einzige war, der diese Mängel aufdecken, und gewiß auch ersetzen konnte. Ein Anfang ist dazu gemacht; möchte doch eine wohlthätige Muße den Herrn Verf. in den Stand setzen diesen großen Zweck zu verfolgen.

Noch ist für das Studium der Antiken viel zu thun übrig. Es fehlt uns eine zuverlässige Nachricht von dem, was würklich

würklich alt, und was neu an den alten Monumenten iſt; ohne die Kritik der Ergänzung iſt ſo wenig, wie in der Geſchichte ohne Kritik der Quellen, etwas zu thun. Die Allegorie erwartet auch noch ihren Mann, der die ſcheußlichen Ikonologien muſtere, und Winkelmanns neue Ausſichten, aber mit mehrerer Einfalt wie Er, verfolge. Eine wahre Rangordnung der Antiken, wer wird ſie geben? Noch haben wir nicht einmal ein Repertorium der alten Kunſtwerke, die in Italien und ſo vielen andern Ländern verſtreut ſind. Wäre das Verzeichniß nur vorerſt hiſtoriſch und literariſch. Bald würd es hernach kritiſcher und vollſtändiger werden.

Und ſodann eine gute Anleitung zu dem Studio des Alterthums und zur Kenntniß der Antiken. Wo wird hier, ſo lange der Herr Verf. es nicht gethan hat, irgend ein Schriftſteller in Deutſchland ſeyn, der dieſen den Wiſſenſchaften ſo wichtigen Dienſt unternähme, und es nicht von ihm ſelbſt erwarte?

Noch haben wir kein gutes Buch über die Fabel. Wir brauchen eine Mythologie, die bloß erzählend eingerichtet iſt: — die urſprüngliche oder doch ältere Geſtalt, in welcher jede Fabel bey den älteſten Dichtern, oder auf den älteſten Denkmälern vorkommt, wo dann die Veränderungen und Zuſätze der folgenden Dichter und Künſtler nacheinander keine Deutung verlangen werden. Die beſte Deutung giebt jene Stellung und Ordnung der Erzählung von der früheſten Erſcheinung an durch alle Veränderungen durch. So lange Bauer unſer Hauptbuch bleibt, ſo haben wir immer Huets Ideen, die er in ſeiner Demonſtrat. Evangelica zum Grunde gelegt hat; und was hat dieſer Geiſt, die Fabel zu behandeln, nicht für ungereimte Deutungen und Verdrehungen hervorgebracht! Noch wäre der Wunſch übrig, daß ſich unſre Archäologen mehr mit der Kenntniß des menſchlichen Körpers,

der Osteologie, Myologie und den Verhältnissen, so wie überhaupt den detaillirten Schönheitsbegriffen der Künstler bekannt machten. Denn was ist an den herrlichsten Werken des Alterthums erst mit Händen und Augen zu tasten, wenn man das A B C der Wissenschaft nicht inne hat? Was ist abstrakt, compendiarisch, eingehüllt, idealisch, gröſser oder kleiner als die Natur, an den Statuen, und an jeder insbesondre? Worinn unterscheidet sich Laokoon vom Torso, vom Gladiator? Diese Nuancen sind schwerer anzugeben, als der Unterschied zwischen dem Herkules des Glykon, und dem Vatikanischen Apollo. Wie oft setzt sich der Gelehrte mit seiner unwissenden Schwärmerey dem Gelächter des glaubigen aber gelehrten Künstlers aus!

Tiedemanns Versuch über den Menschen. III. Theil, u. s. w

In diesem Theile beschäftigt sich der Verfasser zuweilen bey Gelegenheit mit Widerlegung seiner Herren Collegen, des Herrn Tetens und Meiners. Wenn dergleichen Streitfragen mit Bescheidenheit und Wahrheitsliebe erörtert werden, so geschieht den Wissenschaften allerdings ein wahrer Dienst. In einem Anhange beschwert er sich bitterlich über die Anfälle eines Lemgoer Recensenten. Wir wollen die Haupt-Ideen, die diese höchst schätzbare Schrifft mit dem 3ten Theil beschliessen, hier unsern Lesern im Abrisse vorlegen. Die Einbildungskraft erneuert nicht allein die Empfindungen des Gesichts, wie Malebranche glaubt, sondern auch die Sensationen des Ohrs, des Geschmaks, des Geruchs und Gefühls. Auch die Freuden und Schmerzen der innern Sinne bringt sie wieder hervor. Hobbes glaubt, diese Erneurung sey schwach. Schwächer ist sie gemeiniglich, als die wirkliche Empfindung, aber auch oft eben so lebhaft. Die Einbildungskraft ist ein Theil des Empfindungsvermögens. Dadurch unterscheidet sie sich aber von ihm, daß sie ihre Ideen, ohne jetzt auf die Organe wirkende

Gegen-

Gegenſtände der Vorſtellungen, und nach ihren eigenen Geſetzen hervorbringt und ordnet. Die Einbildungskraft iſt thätiger, und es gehört allezeit eine ſtarke innere Anſtrengung der Seele dazu, dieſe Bilder hervorzubringen. Das Empfindungsvermögen kann ohne die Einbildungskraft exiſtiren, wie bey Auſtern und Polypen; deswegen aber ſind ſie noch nicht gänzlich von einander unabhängig, vielmehr in einem weſentlichen Stücke dieſelben.

Die Einbildungskraft betrachtet bloß die erneuerten Empfindungen, ohne darauf zu ſehen, ob ſie ſchon ehmals da geweſen ſind, oder nicht; dies thut aber das Gedächtnis allemal. Bey jedem Aktus des Gedächtniſſes findet ſich folglich nothwendig ein Urtheil; bey dem Aktus der Einbildungskraft aber nicht. Sie beſchäftigt ſich nur mit Empfindungen; jenes mit allen und jeden Ideen. Die Erneuerung der Bilder iſt auch lebhafter und darſtellender, als bey jenen. Ein gewiſſer Grad des Gedächtniſſes macht nicht Einbildungskraft; ſo wie umgekehrt ein gewiſſer Grad der Einbildungskraft nicht Gedächtniß macht. Das Gedächtniß erhält nicht bloß das Empfangene; es erhält auch den Gedanken, daß es empfangen iſt, die Zeit, den Ort, da es empfangen wurde. Von dieſem allen gehört für die Imagination nichts.

Einige Bilder der Einbildungskraft erſcheinen, ohne, auch ſogar gegen den Befehl der Seele, andere aber mit ihrer Einwilligung, und durch ihren Vorſatz.

Das Vermögen, die Bilder in verſchiedenen Graden der Deutlichkeit zu entwerfen, hänat allein von der Organiſation ab. (Von welchen Theilen derſelben aber?) Die Anlage zu großen beſondern Bildern gleichfalls von der Organiſation; die Ausübung beyder aber von dem Willen und der Anſtrengung der Seele. Lebhafte Bilder hängen theils von der Organiſation theils von dem Willen der Seele ab. Die Urſachen lange dauernder Bilder iſt entweder mechaniſch oder

auch zugleich mechaniſch und geiſtig. Bloß geiſtige giebt es nicht.

Bey denen, deren ſtumpfe Sinne eine ſchlechte Organiſation verrathen, iſt die Organiſation, bey denen aber, deren Sinne keinen Fehler haben, die Seele allein ſchuld, wenn ſie nicht viele allgemeine Bilder haben. Die Dichtkraft ſchafft neue Bilder; aber nicht alle neue Bilder ſind Würkungen der Dichtkraft. Wie weit erſtrecken ſich nun ihre Gränzen? So weit, daß ſie durch keinen Sinn vorherempfundene Bilder und Reihen von Bildern darſtellen? oder nur ſo weit, daß ſie nur vorher empfangene Bilder neu verbinden, und aus vorherempfundenen Reihen neue machen kann? Hr. Tetens behauptet beydes. Allein ſie wird ſich wahrſcheinlich nur auf das letztere Vermögen einſchränken. Bey Kranken iſt indeſſen eine Ausnahme. Aber warum hat die Dichtkraft der Geſunden nicht dieſelben Vorzüge? Man gebe ihr einen größern Grad von Intenſion, und ſie wird es können. So kann man freylich mit ziemlichem Scheine ſchließen; aber ich glaube, ſo darf man nicht ſchließen. Einmal weil man nicht weiß, ob die geſunde Phantaſie, das iſt hier, die Organe der Geſunden, einer ſo heftigen Bewegung fähig ſind; zweytens, weil es wahrſcheinlich iſt, daß ſie es nicht ſind, da man noch kein einziges Beyſpiel hat aufbringen können, daß ſie es ſind.

Hieraus folgte nun, daß nicht alle unſre Kenntniſſe aus den Sinnen entſpringen. Dieſer Einwurf hat nichts als Schein. Alle dieſe neue Vorſtellungen von Farben und Gerüchen bey den epileptiſchen und andern Krankheiten ſind würkliche Senſationen. Die Nerven der Sinne werden durch die Urſachen der Krankheit auf eine ſonſt nicht gewöhnliche Art bewegt, oder vielleicht auch werden ſolche Fibern in Bewegung geſetzt, die durch die äuſſern Objekte nicht berührt werden, und dies giebt die neuen Ideen. So ſind viele Phantaſ-

men der delirirenden wirkliche Senſationen, und dieſe werden ſehr unrecht für Würkungen der Phantaſie gehalten. Alle Träume entſtehen durch die natürlichen Kräfte der Seele, und daher kann es auch vorherſagende geben, ſo wie man wachend eine Präviſion haben kann. Die Nachtwandler und ihre Geſchichte hält der Verfaſſer für nicht merkwürdiger, als andere Träumende. Die Nachrichten davon ſind noch nicht philoſophiſch genug beſchrieben. Die Viſionen theilt er in vier Gattungen. Solche, die aus einer natürlichen Aufwallung der Imagination verbunden mit einer Senſation — ſolche, die aus einem kleinen Fehler der Organiſation — ſolche, die aus einer willkührlichen Ueberſpannung der Phantaſie — und ſolche, die aus einer Verderbung der Imagination durch falſche Vorſtellungen entſtehen. Die Verrückung wird ſo definiert: ſie iſt nicht nur eine Verderbung der Empfindungen, ſondern auch des Vermögens, Empfindungen gegen Empfindungen abzuwägen.

Von den Wirkungen der Einbildungskraft auf den Körper. Eben diejenigen (nur etwas ſchwächeren) Veränderungen des Körpers, welche aus dem wirklichen Eindrucke der Gegenſtände auf die Sinne entſtehen, werden auch durch die bloße Einbildung dieſer Gegenſtände erregt. Es iſt beynahe keine Art von Krankheit, die nicht durch die Einbildungskraft entweder hervorgebracht, oder geheilt worden wäre; ja der Tod ſelbſt iſt ihrer Herrſchaft unterworfen.

Beſchreibung der Königl. Reſidenzſtädte **Berlin** und **Potsdam**, und aller daſelbſt befindlichen Merkwürdigkeiten. Nebſt Anzeige der jetztlebenden Gelehrten, Künſtler, und Muſiker, und einer hiſtoriſchen Nachricht von allen Künſtlern, welche vom 12ten Jahrhunderte an, bis jetzt, in Berlin gelebt haben, oder deren

Kunſtwerke vorhanden ſind. Erſter und Zweyter Band, Berlin bey Nicolai 1779.

Seit langer Zeit iſt kein Buch bey uns erſchienen, das der Würde ſeines Objects und dem Reichthum ſeiner Materien, durch eine ſo ſorgfältige Bearbeitung, in ihrem ganzen Umfange, entſpräche wie dieſes. Es iſt nichts weniger als eine Stadtgeſchichte, ſondern ein getreues Gemälde eines Theils der merkwürdigſten Staatsverfaſſung unſrer Zeit, der Geſchichte der Menſchheit, der Bevölkerung, die ohne auſſerordentliche Mittel bloß durch geſunde Politik zum Auſſerordentlichen geſtiegen iſt, und ein Zweig der Kunſtgeſchichte unſers Jahrhunderts. Hätten wir viel ſolche Bücher, ſo würden wir ohne dichteriſche Deklamation lernen, was wir werth ſind, und was zum Beſten der Wiſſenſchaften, des Wohlſtandes, und der Künſte bey uns geſchehen iſt; während daß der Reſt von Europa an einer Schlafſucht darnieder liegt, und in andern Ländern das jetzige Zeitalter nur an den Großthaten der vorhergehenden ſaugt. Der Verfaſſer hat nichts geſpahrt, dieſen Grad der Vollkommenheit ſeinem Werke zu geben, den wir an ihm mit ſo vielem Rechte rühmen. Er hat den Zutritt zum Königl. Archiv geſucht und erhalten, er hat die Stadt-Protokolle verglichen, die Artiſperitos in jedem Fache zu Rathe gezogen, ſein Manuſcript zur Verbeſſerung an Freunde abgegeben, kurz alles gethan, was geſchehen muß, wenn man von ſo vielen verſchiednen Merkwürdigkeiten handelt, die die Kenntniſſe eines einzelnen Mannes überſteigen.

Es iſt ein ganz neues Werk, und von der vorigen Auflage ganz unterſchieden. Die Geſchichte des Berliniſchen Schloſſes, das aus ſo heterogenen einzelnen Schönheiten beſteht, iſt ganz neu, und erklärt endlich das Phänomen, wie es jetzo ſteht. Die Berliniſche Künſtlergeſchichte iſt vollkommen berichtigt. Wie edel verfährt beſonders der Verfaſſer mit

mit dem Schatten des Schlüters, deſſen wahre Gröſſe er noch ſpät gegen die Verläumdungen eines niederträchtigen Eoſander rettet. Der zweyte Abſchnitt des erſten Theils iſt einer der merkwürdigſten. Noch im Jahr 1700 war die Zahl der Einwohner von Berlin nicht gar 30000 und im Jahr 1778. ſteht ſie zu 140000. Was für heitre Blicke in die gröſte Staatsverfaſſung unſrer Zeit geben uns die Abſchnitte von den in Berlin reſidirenden Landeskollegien, den Gewerben, Manufacturen und milden Stiftungen?

Und endlich die Enumeration der öffentlichen Bibliotheken, Kunſtſammlungen von allen Arten, jetztlebenden Gelehrten und Künſtlern, erklärt uns, wie auf einem Fleck ein ſolches Volk einſichtsvoller eminenter Gelehrter und Künſtler entſtehen kann, wie man in Berlin bey einem auch ganz müßigen Aufenthalt mit Bewunderung wahrnehmen muß. Eben der Geiſt, der jetzo mitten in ſeinem Heer das Eloge von Voltaire ſchreibt, hat ehedem in Potsdam den Vitruvius Britannicus, den Palladio und Scamozzi in Natur dargeſtellt; hat nicht allein Schätze von Kunſtwerken alter und neuer Zeit aus ganz Europa geſammlet, ſondern auch in ſeinem neuen Sanſſouci das Ameublement jeder Piece geordnet. Wer da will, wiſche nun mit dem ſcheußlichen Bouſens unſrer Zeit, der alles groſſe gern klein macht, darüber weg, und mache uns gegen das Geſchehne durch einen Locus communis blind!

Allgemeines Autor- und Litteratur-Lexicon in Alphabetiſcher und Chronologiſcher Ordnung bis 1778. Hannover bey Helwings 1778.

Es wäre allerdings ein ſehr wohlthätiges Unternehmen, wenn man, wie Hamberger und Meuſel für die teutſche Litteratur, ſo auch für die ausländiſche bey uns längſt geſorgt hätte, d. i. ſowol jetzt lebende Schriftſteller, als kurzer-

verſtorbene merkwürdige und Epochemachende Gelehrte nach dem Alphabet ins Regiſter zu bringen, und ein Verzeichnis ihrer Schriften nach ihren vollſtändigen Titeln anzugeben. Auch für Anfänger in den Wiſſenſchaften wär es ein Geſchenk, ihnen in jedem Fach die Claſſen, Ordnungen, Geſchlechter und Gattungen anzuzeigen, und dadurch Anleitung zu geben, Wiſſenſchaft und Wahrheit auf ihrem eignen Wege aufzuſuchen. Dieſes aber iſt kein Geſchäfte für einen einzelnen Mann, ſondern muß aus Jahrelanger Bemühung einer ganzen Geſellſchaft von Gelehrten entſtehen. Jedes Buch, nur in ſeine Claſſe zu ordnen, ſezt deſſen ganze Kenntniß voraus; und was für lächerliche Irrthümer erwachſen, wenn man die Bücher nach dem Titel ordnet, oder zuweilen gar nicht das Buch geſehen hat, kann man aus den bisher entſtandenen Bibliotheken zur Anleitung der Bücherkenntniß ermeſſen, wenn man nur die flüchtigen Expurgationen betrachtet, die mit ihnen von den zeitigen Recenſenten ſind vorgenommen worden.

Gegenwärtiges Werk entſpricht ſeinem Plan, den es ausposaunt, mit nichten; denn die 114 Artikel worinn man die Schriftſteller unter gewiſſen Klaſſen, von A bis Z hat bringen wollen, ſind dem Anfänger unbrauchbar, und dem Kenner unendlich lächerlich. Denn was ſoll von A bis Z z. E. unter Antiquitäten die ganze Abſchrift eines allgemeinen Bücher-Catalogi, wie man ihn in allen Buchhandlungen findet, für den Gelehrten, der ſich unterrichten will? War es hier nicht ungleich nüzlicher, dieſes Fach, Antiquitäten, wieder in alle ſeine Unterabtheilungen zu ordnen, und jedem Fach, (nicht alphabetiſch) ſeine Schriftſteller zuzuweiſen? Auf dieſe Art war der Wiſſenſchaft ein Dienſt gethan; allein das konnte freylich nicht in wenig Monaten zuſammengeſchrieben werden.

Bey dem Artik. Anonymen erſcheint die Anekdotenſucht unſrer Mückenſäuger in vollem Licht. Wie iſt hier Wahrheit mit

Legat des Papſts Innocentius allhier, frage dich in ſeinem Namen auf dein Gewiſſen, warum du gegen die Vorrechte der Kirche, unſrer heiligen Mutter, den erwählten Erz-Biſchof von Canterbüry, Stephan Langton, ſo vorſezlicher und gewaltthätiger Weiſe von dieſem heiligen Stuhl zurükſtoſſeſt? Dieſes iſts, was in unſers vorbeſagten heiligſten Vaters, Papſts Innocentius, Namen, ich dich fragen ſoll.

König Johann.

Was für ein irdiſcher Name kan den freyen Athem geheiligter Könige zu Fragſtüken anhalten? Du kanſt keinen ſchlechtern, unwürdigern und lächerlichern Namen erdenken, Cardinal, um mich zu einer Antwort zu vermögen, als des Papſts ſeinen. Sag ihm das, und ſeze noch dieſes aus Englands Mund hinzu, daß wir nicht geſtatten werden, daß ein Italiäniſcher Prieſter Zehnden oder Zoll in unſern Gebieten einziehe; ſondern, ſo wie wir in unſern Reichen, unter dem Himmel das oberſte Haupt ſind, ſo wollen wir auch unter ihm, dieſem groſſen Oberherrn, allein und ohne Beyhülf einer ſterblichen Hand, dieſes unſer Anſehen behaupten. Sagt das dem Papſt, mit Beyſeitſezung aller Ehrfurcht gegen ihn und ſeine anmaßliche Autorität.

König Philipp.

Bruder von England, ihr läſtert indem ihr ſo ſprecht.

König Johann.

Ob gleich ihr und alle Könige der Chriſtenheit euch von

mit Lüge vermiſcht, und welche Ungerechtigkeit für Schriftſteller, ihnen die Wohlthat der Anonymität zu rauben, unter der ſich Groſſe und Kleine ſowohl befinden, und wo ihre eigne Wahl dieſer Kleidung beweißt, wie höchſtbeleidigend für ſie die Entwendung derſelben ſeyn muß! Und wie wollen die Verfaſſer dieſer Schrift endlich die beygefügten Urtheile verantworten, wo ſie z. E. dem elendeſten Franzoſen nachſchreiben: Pernetti ſey ein großer Mann, und Winkelmann habe ſeine Geſchichte der Kunſt aus ſeinem *Dictionnaire des Arts* abgeſchrieben? Iſts erlaubt unter dem Artikel Diderot nachzuſchreiben, was ein gallenſüchtiger Schurke im 7ten Stockwerke über ihn gefudelt hat, der ihm gerade alle Fähigkeiten und Talente abſpricht, weils ihm beliebt?

Den Beſchluß der Werke macht eine Anzeige von Schriften, die — noch kommen ſollen; über deren Erſcheinung wohl manchem wahren Gelehrten eher weh als wohl werden dürfte. Denn wo ſind die Männer, die würklich ſchaffen und würken, ſo laut auf dem Neſte vorher, wie die kleinen Männerchen bey uns, ehe ſie das Wind-Ey gelegt haben? — Hr. v. Behriſch, wie wir ſehen, will alſo noch mehr und recht viel ſchreiben. Wohl bekomme es ihm! Wie es uns bekommen wird, muß die Zeit lehren.

Chriſtian Wollin, Profeſſor der Chymie auf der Univerſität zu Lunden in Schonen, von der Verfälſchung des Weins mit Bleyglätte, aus dem Lateiniſchen überſetzt. Altenburg, 1778.

§. 1. Weingeiſt und Weinſäure, genau mit öhlichten und irrdiſchen Theilen verbunden, und mit einer großen Menge Waſſer verdünnt, iſt Wein. §. 2. der Zutritt der Luft macht denſelben zur Säure geneigt. §. 3. Unzeitige herbe Trau-

den,

ben, oder eine plötzliche Gährung, sind auch Ursach, daß Weine herbe und sauer werden. Rosinen und Zucker umhüllen die Säure, verbessern sie aber nicht.

Der gefährlichste Betrug ist die Verfälschung mit Bleyproducten. Die verschiedene Arten dieser Verfälschung erzählt Wollin, und beschreibt im §. 4. die gefährlichen Krankheiten, wozu jene Verfälschungen Anlaß geben. §. 5. Das erste Mittel deraleichen Verfälschungen zu entdecken ist der liquor probatorius, ein Theil ungelöschter Kalk, die Hälfte Operment und sechs Theile destilliertes Wasier, in gelinder Wärme digerirt und durchgeseiget. Wenn diese Mixtur in Wein gegossen wird und erfolgt, daß derselbe trüb und dunkel wird, so ist Bleyproduct darinne; das Bley verläßt die Weinsäure, vereinigt sich mit dem Schwefel des Operments, und erzeugt ein schwarz Präzipitat, während der Kalk sich mit der Weinsäure verbindet.

Die Weinprobe muß frisch bereitet seyn. Sind die flüchtigen Schwefeltheile schon verflogen, so erfolgt keine Wirkung. Der zu probirende Wein, bevor man ihn probiert, wird nicht lang ein einer zinnernen Flasche gelassen, weil dem Zinn zuweilen Bley beygemischt ist.

Ein anderes Mittel ist die Schwefelleber. Vier Theile feuerbeständiges Alkali und zwey Theile Schwefel vermischt, läßt man in einem Schmelztiegel schmelzen, und löset die Schwefelleber in reinem Wasser auf; diese in Wein gegossen, erzeugt sich, im Fall der Verfälschung mit Bley, ein schwarzer Bodensatz. Hier ist die Verwandschaft der Weinsäure zum Alkali stärker als mit der Kalkerde; die schwarze Farbe rührt vom brennbaren Wesen des Schwefels her, der sich bestrebt dem Bleykalk seine metallische Gestallt wieder zu geben. Hofmanns flüchtige Schwefeltinktur thut gleiche Dienste. Das dritte und letzte Mittel ist, daß man etwan 8 Pf. Wein

bis

bis zur Trockenheit abrauchen läßt; der Rückſtand wird behutſam geſchmolzen, und im Fall der Verfälſchung muß das Bley als Metall zum Vorſchein kommen. Aus der ſchwarzen Farbe allein kann man nicht ſicher auf die Verfälſchung mit Bleyglätte ſchließen. Eiſenkupfer und Silbervitriol thun desgleichen. Es kommt aber ſehr viel auf den Geſchmack an; denn nur die Bleyglätte macht ihn ſüß.

Ein Arzt muß dieſe vier Mittel mit gehöriger Behutſamkeit anwenden, wenn er einen verdächtigen Wein gerichtlich unterſuchen will.

Wir wünſchen, daß der Herr Ueberſetzer fortfahren möchte, dergleichen gemeinnützige kleine Abhandlungen durch ſeine Ueberſetzungen auch dem unlateiniſchen Publikum bekannter zu machen. In der Abſicht ſchlagen wir vor: die zwey vortreflichen akademiſchen Abhandlungen des Herrn Bergrath Cartheuſers: De quibusdam vinorum adulterationibus ſanitati noxiis, quae additamentis vegetabilibus *et mineralibus* perpetuntur Giſſae Hallorum MDCCLXXVII. imgleichen: de Fungorum venenatorum notis.

Verſuche über die Oekonomiſche Policey, nebſt einer Abhandlung über den Landbau der Römer als ein Beytrag zur Geſchichte des Landbaues der Alten. Von C. G. Rößig. Leipzig, bey Paul Gotthelf Kummer, 1779.

Der vorſtehende Verſuch über die Oekonomiſche Policey iſt nichts weiter, als ein kurzer Abriß der Gegenſtände, mit denen ſich die Polizey beſchäfftigt, und enthält weder ausführliche Sätze noch neue Wahrheiten. Der Anfang aber iſt eine nützliche Kompilation des meiſten deſſen, was wir von dem Landbau der Alten aus ihren Schrifften übrig haben. Man wird daraus beym erſten Anblick ſehen, daß

alle

alle für ſo neu geprieſene Kunſtſtücke unſerer Oekonomiſchen Menſchenfreunde längſt vor 2000 Jahren bekannt waren, daß man nach Tull und Chateauvieux bloß durch Pflügen und Miſchung die Erdarten verbeſſerte, Mergel und Salzdünger brauchte, Wieſen wäſſerte und düngte, und in der Schaafzucht und dem Weinbau noch unendlich weiter war, als man es heutzutage, wenigſtens in Teutſchland gebracht hat, und bringen wird.

Anzeigen.

Nachdem Se. Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen den Hrn. Director Heinicke mit einem anſehnlichen Gehalte nach Leipzig berufen, um ſein Inſtitut für Stumme, wie auch für andre, mit verſchiedenen Sprachgebrechen behaftete Perſonen zu errichten: ſo iſt dieſes Inſtitut nun ſchon vollkommen eingerichtet, und auch ſehr zahlreich. Hr. Heinicke unterrichtet ſeine taubſtummen Lehrlinge in allerley Künſten und Wiſſenſchaften, als im Schreiben, Sprechen, Rechnen, Zeichnen, in der Hiſtorie und Erdbeſchreibung ꝛc. hauptſächlich aber in der Religion. Er lehret ſie deutlich laut ſprechen, und gedruckte Bücher über allerley Wiſſenſchaften mit Verſtande leſen. Ueberhaupt werden ſolche unglückliche Menſchen in dieſem Inſtitute zu brauchbaren Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft gemacht.

Hr. Hoffmann allhier verlegt die 2te Sammlung der Volks- und anderer Lieder, in Muſik geſetzt von Siegmund Freyherrn von Seckendorff. Von jetzt bis zur künftigen Leipziger Oſtermeſſe, wo ſie gewiß erſcheinen und dann 12 Gr. koſten werden, nehmen hier der Verleger und Hr. Kammermuſikus Kranz 8 Gr. Pränumeration darauf an. Auswärts kann man ſich deſfalls an jede Buchhandlung wenden.

Der Teutſche Merkur.

März 1779.

I.

Ohngefähre Bilanz der Literatur des vergangnen Jahrs.

So wie jedes wohleingerichtete Handlungshaus ſein Inventarium am Ende des Jahrs nachſieht, und aus dem Vorrath und Abgang überlegt, ob ſein Vermögenszuſtand vor- oder rückwärts gegangen ſey: ſo hat man auch geglaubt, es ſey kein ganz vergebliches Bemühen, wenn man es wage, hier den Leſern des Merkurs eine, obgleich noch ſehr mangelhafte, Bilanz der Literatur des vorigen Jahres vorzulegen. Man hat die drey Hauptwiſſenſchaften, Theologie, Jurisprudenz und Medicin, ausgeſchloſſen, und ſich nur auf den Fortgang derjenigen Wiſſenſchaften beſchränkt, die man unter dem gemeinnützigen Namen Lektüre begreift. Ohngeachtet des großen Geſchreys, das man gemeiniglich gegen die ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften erhebt, wird ſich bald ergeben, daß ſie eben die Kultur des nöthigern und nützlichern Wiſſens nicht verdrängt haben, und daß der böſe Ruf von der bevorſtehenden allgemeinen Banqueroute nicht ſo ganz gegründet ſey, als uns die ältern Herren zuweilen bereden möchten. Wir

haben beynah in allen Theilen der Wiſſenſchaften einzelne klaſſiſche Werke erhalten, die den Stock des Ganzen auf eine wahrhafte Art vermehren. Zwar gegen die Anzahl der Skribenten darf man dieſen Erfolg nicht in Anſchlag bringen. Wer wird aber auch am Ende der Campagne berechnen, was von dem ganzen Heere der Streitenden eines jeden Einzelnen Kräfte vermocht hätten, wenn er in ſeiner Art was geleiſtet hätte, ſeinen Fähigkeiten freyes Spiel gelaſſen worden, und er als Individuum an ſeiner rechten Stelle geſtanden hätte? Man fragt nur, ob durch das Vor- und Rückmarſchiren Schaden oder Nutzen fürs Ganze erwachſen ſey; ob irgend etwas ausgerichtet worden, und ob das Reſultat davon verdiene aufgezeichnet zu werden?

Doch wir wollen ohne weitere Vorrede zur Sache ſelbſt ſchreiten, und mit einem, obgleich flüchtigen Blick, überſehen, was dann in den einzelnen Theilen würklich geleiſtet worden ſey.

Mechanik.

Schon ſeit einigen Jahren iſt der Herr Pfarrer Hahn zu Kornweſtheim, nahe bey Stuttgard, mit ſeiner Rechen-Maſchine zu Stande gekommen, (*) woran Leibniz ſo viele Koſten und Jahre ſeines Lebens ver-

(*) Wir werden eine umſtändliche geometriſche Beſchreibung dieſer merkwürdigen Erfindung im künftigen Stücke des Merkurs mittheilen.

vergeblich verwendet hatte. Die meiſte Schwierigkeit machten ihm die Zehner. Sie wiegt nicht mehr als acht Pfund, und iſt dergeſtalt einfach eingerichtet, daß ſie jeder mittelmäſige Uhrmacher zu kopiren vermag. Eben daher iſt auch nicht die geringſte Wandelbarkeit zu fürchten. Nun iſt ſein groſſes Orery fertig, und alle Brüche von Minuten und Sekunden ſind ſo glücklich in das Räderwerk eingetheilt worden, daß man nicht, wie bey den gewöhnlichen Werkern dieſer Art, am Ende des Jahrs einer Rektifikation nöthig hat, ſondern es ſo gut, wie die beſte aſtronomiſche Uhr, viele Jahre lang ungehindert fortgehen laſſen kann. Nur iſt zu wünſchen, daß ſich unter unſern Groſſen ein Abnehmer finden möge. Bisher hat dieſer wakre Mann und einzige mechaniſche Kopf in ſeiner Art nichts als ein kahles ſtummes Anſtaunen des Publikums erfahren, und ſich, wie ſo mancher auſſerordentliche Menſch, mit der bloſſen Toleranz ſeines Genius begnügen müſſen.

Graf Martin Carburi von Zefalonien, der bisher unter dem Namen des Ritters Laſcari bekannt war, hat uns die Wunder in Erinnerung gebracht, die vor einigen Jahren durch ſeine Bemühungen in der Mechanik, bey Herbeyſchaffung des Felſens zu dem Piedeſtal der Statue Peters des Groſſen, in St. Petersburg, ſind bewürkt worden. Das Buch, worinn der Graf ſeine Arbeiten beſchreibt, heiſt: *Monument elevé a la Gloire de Pierre le Grand*, mit vielen Kupfern. Es

wird dem bloß neugierigen Leſer ſchon ſtatt eines Feenmährgens zur Unterhaltung dienen; ſo wie es dem Sachkundigen ein neuer Beweiß von dem iſt, was Erfindſamkeit, Muth, und Wiſſenſchaft vermag. Es war nichts weniger als die Fortbringung eines Stücks Granit von 42 Fuß lang, 27 breit und 21 hoch, das auf 15 Fuß tief im Moraſt verſunken war, und einen Weg von 6 Werſten an die Newa, und von 20 Werſten bis nach Petersburg zu thun hatte. Die Haupteinrichtung war dieſe, daß der Schlitten, worauf der Stein lag, auf beweglichen Schwellen ruhte. Dieſe waren mit von Metall gefütterten Rinnen, ſo wie die Läuffe des Schlittens, verſehen, und zwiſcheninne befanden ſich metallene Kugeln, worauf, ſtatt der Walzen, das ganze Werk fortrollte. Auf nebenbefeſtigten Thierhäuten befanden ſich die Arbeiter, die von Zeit zu Zeit die Kugeln neu unterlegten. Die Hauptſchwierigkeit aber fand ſich nachher beym Tranſport über die Newa. Zu bedauren iſt es nur für die fürtrefliche Statue ſelbſt, daß die zweyte Bemühung des Hrn. Falconet, das Fehlende am Kopf des Pferdes und des Helden nachzuholen, von neuem unglücklich ausgefallen iſt.

Allgemeine Kenntniß der Erde, Staatengeſchichte und Biographie.

Zur allgemeinen Kenntniß der Erde, und zur Geſchichte der Menſchheit haben die Reiſen des Cap. Cook,

und der beyden Herren Forſter den wichtigſten Beytrag gethan. Gerade ihre Zwiſtigkeit, und die dabey obwaltende genaue Uebereinſtimmung ihrer Berichte, geben ihren Entdeckungen das ſicherſte Kennzeichen der Wahrheit und Zuverläſſigkeit bey der Nachwelt. Man muß nun erwarten, was Monſieur de Naſſau, der ſein Auskommen in der policierten Welt nicht finden konnte, mit ſeinem Trupp Abentheurern Gutes oder Böſes durch ſeine Kolonien in dieſem Welttheil ſtiften, und ob die Krone England dieſen Schritt geruhig anſehen wird.

Die Miſſionarien von Pecking haben durch die Fortſetzung ihrer *Memoires concernant l'hiſtoire & les ſciences des Chinois* bewieſen, daß Herr von Pauw mit ſeinem Scharfſinn und Beleſenheit nicht ſehr weit vom Ziele getroffen habe. Sie glauben, er habe den Sinefern zwar in dem, was die Policey, Ackerbau, und nützliche Handthierungen betreffe, etwas zu viel gethan: allein ſie beſtätigen dagegen alle ſeine Anmerkungen und Urtheile über den Zuſtand der ſchönen Künſte und faſt aller Wiſſenſchaften in dieſem Lande.

Der zweyte Theil von Niebuhrs Reiſebeſchreibung enthält die merkwürdigſten Nachrichten. Mittelſt einer Charte des Hrn. Niebuhrs hat ein Bedienter der Oſtindiſchen Engliſchen Geſellſchaft ein Schiff von Bombay bis nach Sues geführt. Von ihm lernen wir, daß der Grundſatz der Hindous, niemanden in ihre

Caſts aufzunehmen, die vornehmſte Urſache des Standes der Unterdrückung ſey, in welchem ſie leben. Hätten ſie die Afganen und Tataren zu Bramanen aufgenommen: ſo würden ihre Beherrſcher ſo gut, wie die Mantſchu in Sina, ihre Sitten angenommen haben. Er giebt uns drey Alphabete der Indier. Aus der Zeichnung der Säulen-Ordnung und der Figuren, die an der verſtörten Pagode auf der kleinen Inſel Elephanta in lebendigen Felſen gehauen ſind, verräth ſich mehr Kunſt, als man ſonſt von den Hindous kennt. Durch ſeine Beſchreibung der Ruinen von Perſepolis, wird Hr. N. einer der Hauptſchriftſteller über dieſe Materie.

Durch den *Code of Gentoo Laws*, der nun auch bey uns überſetzt iſt, ſieht man, daß es der Religion der Hindous wie allen andern ergangen iſt. Anfangs glaubte man alle alte Fabeln und Sagen buchſtäblich. Als man in aufgeklärtern Zeiten es ungereimt fand, verwandelte man die Fabeln in Räthſel, die einen geheimen Sinn hatten, und nöthigte ihnen allerley allegoriſche Erklärungen auf, um ſie dem Menſchenverſtande genießbarer zu machen. Keine andre bekannte Sprache kommt der Schanſkrita-Sprache an regelmäſſigem Baue nah. Ihr Alphabet beſteht aus funfzig Buchſtaben. Es enthält dieſes Buch die Indiſchen Pandekten; und der Generalgouverneur Haſtings hat ſie ſammlen laſſen, damit die Europäiſchen Beherrſcher dieſer

diesem unruhigen Priester auf eine grobe Art hintergehen laßt, daß ihr einen Fluch fürchtet, der sich mit Geld abkauffen läßt, und durch das Verdienst von abschäzigem Gold, Quark, Staub, verfälschten Ablaß von einem Menschen erkauft, der bey diesem Handel den Ablaß sich selber abkauft, ob gleich ihr und alle übrigen, euch so grob betrügen laßt, diesen heiligen Taschenspieler mit Einkünften zu überhäuffen; so hab ich doch Muth, ich allein, mich dem Papst entgegenzusezen, und halte seine Freunde für meine Feinde.

Pandolph.

So sey dann du, kraft der rechtmäßigen Gewalt die ich habe, mit dem Fluch und Bann der Kirche belastet; und gesegnet soll der seyn, der sich wider seine Lehenspflicht gegen einen Kezer empört; und verdienstlich soll die Hand genennt werden, canonisirt und als heilig verehrt, die, durch was für ein Mittel es auch sey, dir dein verfluchtes Leben nimmt.

Constantia.

O laß es erlaubt seyn, daß mir Rom eine Weile Plaz mache, ihm zu fluchen. Guter Vater Cardinal, sprich du Amen zu meinen Flüchen; denn ohne eine Kränkung, wie die meinige, ist keine Zunge, die Gewalt hat, ihm recht zu fluchen.

Pandolph.

Hier, Lady, ist die gesezmäßige Vollmacht, die meinen Fluch rechtmäßig macht. Con-

dieſer Länder dieſe gutmüthigen Menſchen nach ihren eignen Geſetzen möchte richten lernen.

Abt Foucher behauptet in den Memoires de l'Academie des Belles-Lettres des inſcriptions, die Zend-Bücher enthalten bloße Auszüge aus der Aveſta des Zoroaſters, die in eine Liturgie zuſammengerückt wären, wie etwa die chriſtlichen liturgiſchen Bücher ſich auf die Bibel gründen, aber die Bibel nicht ſelbſt ſind.

Herr Pallas hat durch ſeine Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten über die Mongoliſchen Völkerſchaften einen wichtigen Beytrag zur Geſchichte der entlegenen Nationen geliefert, und auch hierdurch ſich ein neues Verdienſt um die wahre Litteratur erworben.

Ein höchſtmerkwürdiges Buch zur Kenntniß der unter Oeſterreichiſcher Herrſchaft lebenden Sklavoniſchen Völker iſt Hrn. von Taube hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung des Königreichs Sklavonien und des Herzogthums Syrmien. Zu bedauren wäre es, wenn ſich das Gerücht beſtätigte, daß die Fortſetzung und Bekanntmachung dieſes nützlichen Buchs in den Oeſterreichiſchen Erblanden verboten ſey.

Herr Uno von Troil hat nun mit Muße eine Beſchreibung der Reiſe nach Island ausgearbeitet, die er ehedem in Geſellſchaft der Herren Banks und Solander nach dieſer Inſel unternommen hatte. Sie iſt in Briefen abgefaßt, und enthält, auſſer dem Bekannten, ſehr viel neue Bemerkungen. Die Beſchreibung des Hekla iſt hier genauer als man ſie ſonſten findet, da ſich vorher

niemand bis auf den Gipfel gewagt hatte. Mit den Bäumen will es jetzo nicht in der Insel fort, da man doch aus den ausgegrabenen versteinerten Hölen sieht, daß sie ehedem häuffig gewesen. Nadelhölzer finden sich gar keine. Das Rindvieh ist ohne Hörner. Brod und Geld sind eine seltne Erscheinung. Brey von Isländischem Moos, etwas Fleisch, trockne Fische, saure Butter, Milch und Wasser mit langgestandener Molken vermischt, ist die Nahrung der Einwohner. Die Häuser sind aus Treibholz oder Lava erbaut, und mit Torf bedeckt. Die Venusseuche hat sich nicht eher als im Jahr 1753 eingestellt. Der sittliche Charakter der Einwohner ist sehr vortheilhaft abgebildet. Drey Abhandlungen befinden sich dabey, wovon besonders die vom Herrn Bergmann Aufmerksamkeit verdient, weil sie die Steinarten der Insel chemisch untersucht und mit dem ähnlichen aus andern Ländern vergleicht.

Hr. Canzleyrath Canzler zu Dresden, der sich lange bey der Churſächsischen Gesandschaft in Stockholm aufgehalten, hat endlich die Früchte seines dortigen Fleisses in einem Werke: Nachrichten zur genauen Kenntniß der Geschichte, Staatsverwaltung und ökonomischen Verfassung des Königreichs Schweden ans Licht gegeben. Das Buch ist nunmehr von dem Verfasser selbst aus dem Französischen Original, mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, ins Teutsche übersetzt worden. Es ist ohnstreitig das Hauptbuch in diesem Fache, und der

König

König von Schweden hat es ſelbſt mit ſeinem Beyfall beehrt.

Herr v. Pfeffel hat ſein *Nouvel Abrégé Chronologique de l Hiſtoire & du Droit public d'Allemagne* zum fünftenmahl herausgegeben. Es verdient dieſe Ausgabe eines ſo vortreflichen Buchs, für einheimiſche ſowol als fremde Leſer, deswegen eine ſehr rühmliche Anzeige, weil ſie ſich von den vorhergehenden merklich unterſcheidet. Die Synchroniſtiſchen Tafeln ſind ſicher, ſo wie die Annalen ſelbſt. Die Form iſt nach dem Henault, und das Werk erſtreckt ſich nicht allein über die Reichsgeſchichte, ſondern über Staatsverfaſſung, Policey, Künſte, Wiſſenſchaften und Sitten. An dem Herrn Ign. Michael Schmidt, Fürſtbiſchöfl. Würzburgiſchen geiſtl. Rath und Profeſſor der Geſchichte, haben wir einen neuen wichtigen Schriftſteller zur Teutſchen Geſchichte erhalten. Seine Hauptabſicht geht dahin, zu zeigen, wie Teutſchland ſeine dermaligen Sitten, Aufklärung, Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, hauptſächlich aber ſeine ſo ſonderbare Staats- und Kirchenverfaſſung nach und nach erhalten habe. In der Vorrede widerlegt er die irrigen Vorſtellungen Robertſons, nach welchem ſo viele Teutſche Fürſten und Edle ihre eigne Landesverfaſſung zu beurtheilen gelehrt werden. Er glaubt, Tacitus habe aus wahren Nachrichten und Anekdoten, und ohne Rückſicht und Vergleichung der damaligen Sittenmaſſe in der Römiſchen Welt, geſchrieben. Dieſer erſte Theil

geht bis auf die Karolingiſchen Regenten einſchließlich. Die Schreibart iſt für Leſer allerley Art, und die ganze Behandlung auch in der Anlegung der Charaktere verdient Beyfall. Altes iſt in neuem Lichte gezeigt, und viel Neues in Bemerkungen hinzugekommen.

Häberlins Teutſche Reichsgeſchichte iſt bis zum VI. Band dieſes Jahr erwachſen. Es bedarf bey einem klaſſiſchen Werk dieſer Art nichts weiter, als daß man das Publikum unterrichtet, wie viel es von neuem gewonnen hat.

Von Le Brets Magazin zur Staaten und Kirchengeſchichte, iſt der ſechste Band erſchienen, und man hat Urſache, dieſer gemeinnützigen Sammlung eine lange Fortdauer zu wünſchen. Des Hrn. Superintendent Franke zu Hohenſtadt *Syſtema Chronologiae fundamentalis* hat die Ankündigung weit übertroffen. Es wird in der mathematiſchen und hiſtoriſchen Chronologie Epoque machen, und bey allen ſtrittigen Punkten der alten Geſchichte mit dem gröſten Nutzen zu Rathe gezogen werden.

Unter den Biographien ſteht Hirzels Denkrede auf Herrn Conrad Heidegger, ſowol wegen der Würde des Stoffs als der Ausführung, oben an. Winkelmann hat an Hrn. Hofrath Heyne einen Lobredner gefunden, wie ſich ihn jeder beſcheidne Biedermann wünſchen ſollte. Es iſt eine Enumeration deſſen, was W. geleiſtet hat, und was in der Wiſſenſchaft nach ihm noch übrig gelaſſen iſt, mit einer Sachkenntniß vorgetragen, die uns

uns den Wunſch abnöthigt, daß Hr. H. als der einzige, der es vermag, dieſe Lücken ausfüllen möchte.

Hallers Andenken iſt von Hr. Bernhard von Tſcharner, auf Befehl des Raths ſeiner Republik, Gerechtigkeit wiederfahren. Hr. Heyne hat in dem Elogio Halleri ſeine Verdienſte um die Akademie und die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, deren Präſes er war, gedacht. In dem Eloge, das zu Genf herausgekommen, iſt ſeiner literariſchen Verdienſte im ganzen Umfang, und mit gehöriger Sachkenntniß erwähnt, und vom Hrn. von Balthaſar zu Baſel ihm mit vieler Freymüthigkeit eine Libation gebracht worden.

Auch mitten im Lager ſoll das *Eloge de Voltaire* entſtanden ſeyn, das zu einer auſſerordentlichen Verſammlung der Berliner Akademie Gelegenheit gegeben hat. *Mr. Le Marquis de Luchet* hat ihn auf eine andre Art behandelt, und iſt mehr ins Detail gegangen.

Chriſtian Thomaſius hat in Schröckhs allgemeiner Biographie, eine Stelle erhalten, deren ſich der wackre Mann, wenn er noch lebte, nicht ſchämen würde.

Hrn. von Henkendorfs, ehemaligen Präſidents in Breslau, Nachrichten von wichtigen Landes- und Wirthſchaftsverbeſſerungen, enthalten ſehr wichtige Nachrichten von dem, was der große König zum Aufkommen Pommerns und der Neumark ſeit dem letzten Kriege gethan hat.

In der Topographie iſt die neue Ausgabe der Beſchreibung von Berlin und Potsdam ein Meiſterſtük. —

Er

Hr. von Murr hat um ſeine Vaterſtadt, deren Geſchichte, und die Geſchichte der Künſte in Teutſchland beynah daſſelbe Verdienſt. Von Weinerts Geſchichte von Dreßden mit Kupfern, ſind nur einige Bogen Text erſchienen. Die Zeichnungen ſind ſchön und ſauber radiert. In wie fern es ein wichtiges und gemeinnütziges Werk, und nicht bloßer Text zu den Kupfertafeln ſeyn wird, muß die Zeit lehren.

Naturgeſchichte und Chemie.

Pallas hat in einer Rede bey Gelegenheit des Aufenthalts des Königs von Schweden in St. Petersburg, wichtige Bemerkungen über die Entſtehung der Gebürge und die Geſtalt der Erde vorgetragen.

Zur beſondern Oryctographie einzelner Länder, gehören Oryctographia Carniolica, und Charpentiers Mineralgeſchichte von Sachſen; beydes höchſtmerkwürdige Erſcheinungen in ihrer Art.

Wolf in England, und Lommer in der Abhandlung vom Horn Erz, haben ſich zu gleicher Zeit mit ähnlichen Gegenſtänden beſchäftigt, und unterſucht, in wieſern die Kochſalzſäure und Vitriolſäure metalliſche und andere Subſtanzen vererzen können. Ueber den Arſenik hat Bergmann ſein Syſtem geliefert, und von den in Strasburg jetzt ſtudirenden Begleitern des Hrn. Pallas, erwartet dieſes Mineral noch ſeine weitere Aufklärung.

Gmelin

Gmelin hat ſich um die Geſchichte der Giffte, und Bekmann um die Geſchichte des Alauns verdient gemacht.

Gmelins Fortſetzung der angefangnen Linneiſchen Teutſchen Ueberſetzung iſt in dem Mineralogiſchen Fach, wegen der vorangeſchickten Litteratur der Wiſſenſchaft, und wegen der vielen neuangemerkten Litteraturen, merkwürdig.

Webers Lehre vom Kalcke verdient aller Naturkündiger höchſte Aufmerkſamkeit.

Wenzels Lehre von der Verwandſchaft der Körper enthält einen Schatz von Verſuchen und Wahrnehmungen, deren Genauigkeit und Gedult allen jungen Scheidekünſtlern zum Muſter bey ihrem Verfahren zu empfehlen iſt. Es iſt in der chemiſchen Lehre von der Auflöſungen, und den chemiſchen Verwandſchaft unſtreitig das erſte und nützlichſte Handbuch, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß der Hr. Verfaſſer ſeine Verſuche über die noch zu bearbeitenden Verwandſchaften fortſetzte.

Nach Modeln haben die Pariſer Akademiſten ebenfalls gefunden, daß die meiſten Edelſteine in einer langen und ſtrengen Hitze ihre Farbe und Durchſichtigkeit verliehren. Der Rubin bleibt allein unverändert; der Diamant aber verfliegt und verſchwindet. Man hat den Diamant auch ſieden geſehen, und er blättert ſich ab.

Müller hat in Tyrol Turmaline entdeckt. Einige neuere ſehr ſorgfältig angeſtellte Verſuche, ſcheinen zu beweiſen, daß die in den Achaten eingeſchloßnen Pflanzentheile würklich noch oft vegetabiliſcher Natur, und folglich ihre Geſtalt weſentlich und kein Luſus naturae ſey.

Brugmann zu Leiden hat in ſeinen *Obſervationibus academicis de affinitatibus magneticis*, bewieſen: „daß der Magnet auf unendlich mehr Körper, als „bloß auf das Eiſen in metalliſchem Zuſtand würke, „wenn man die Hinderniſſe entfernt, die der Aeuſſe„rung ſeiner Kräfte im Wege ſtehen.„ Beynahe alle Mineralien, und unendlich viele Holzarten, und andre Vegetabilien haben ſeine Einwürkung verſpuren laſſen.

Hr. Röhlreuter hat ſein entdecktes Geheimnis der Kryptogamie herausgegeben. Er hat überall männliche und weibliche Blüthen geſehen. Nur beym Lichen wars unmöglich. Daß die Farrenkräuter durch das Ausſäen nicht fortkommen, beweiſe, glaubt er, nichts gegen ſein Syſtem; denn in der Schweitz könne man ſelbſt viele Alpengewächſe nicht durch Saamen aufbringen. Ein Ungenannter hat bey einigen Muſcis andre Entdeckungen wegen der Geſchlechtstheile gemacht, widerlegt Hrn. K. und behauptet, durch Ausſäen Mooße fortgeſtanzt zu haben.

In der Kryptogamie ſind durch Hrn. Weiß in Göttingen, und nach ihm durch Hrn. Weber große Schrit-

te gethan worden. Die ſchönſte Flora in dieſer Art hat indeſſen der Hr. Apothecker Leers zu Herborn geliefert.

Unter den Botanikern iſt ein gelehrtes Frauenzimmer, Demoiſelle Dörrien, im Naſſau-Oraniſchen, aufgetreten, die ſehr viele Pflanzen geſammlet, und nach der Natur ſorgfältigſt gemahlt hat, und auch jezo Proben davon herauszugeben Willens iſt.

Für die Anfänger iſt Hrn. Pollichs *Flora Palatina*, die durch ihren 3ten Theil nun geendigt iſt, wegen ihrer weitläuftigen und ſorgfältigen Beſchreibungen, ſehr zu empfehlen.

Das Schreberiſche Zoologiſche Werk, das bey Walther in Erlang herauskömmt, erhält ſich in ſeinem vollkommenen Ruhm, und fährt unausgeſezt fort. Von der *Zoologia Danica* des Hrn. Etatsrath Müllers in Copenhagen, ſind uns die fortreflichſten Abbildungen zu Geſicht gekommen. Das Eſperiſche und Crameriſche Inſektenwerk ſtehen beyde in gleichem Werth. *De Gees* iſt vom Hrn. Paſtor Göze, deſſen Entomologie wir zugleich hier anzeigen müſſen, überſezt, berichtigt, und mit der Natur verglichen worden. Fabricii *Philoſophia entomologica*, enthält neue Kennzeichen die von den Mundwerkzeugen, hergenommen ſind, und die Geſchlechter unendlich vermehren. Hr. Schäfer hat fünf neue Inſekten-Geſchlechter würklich feſtgeſezt, ſo wie deren ohnſtreitig auch noch viele feſtgeſezt werden müſſen.

Der

Der Schauplatz der Natur geht mit gleichem Ruhm fort, und ist bis zum 6ten Bande erwachsen.

Plinius neuntes Buch *de Aquatilibus*, ist vom Hrn. Conr. Theodor Gronov zu Leiden, fürtreflich bearbeitet worden; und es wäre zu wünschen, daß noch mehr Gelehrte aufstünden, die für sich, einzelnerweise, ein oder mehrere Fächer ihrer Lieblingswissenschaft aus diesem Magazin der alten Gelehrsamkeit auf solche Art behandelten.

Scopoli hat ein kurzes *Systema Naturae* dargestellt, das fürtrefliche Winke enthält, jedoch, weil es zu eklektisch ist, und beynahe bey jedem besondern Fach, wovon die Rede ist, allzeit die Hauptideen jedes Verfassers, der es hauptsächlich bearbeitet hat, zum Grunde legt, große Verwirrung in den Köpfen der Lernenden zurücklassen dürfte. In der Botanik hat es uns indessen noch am besten gefallen; in dem die Geschlechter nicht wie bey Linne so gewaltsam zusammengedrängt sind, sondern bis auf 1652. steigen. Er hat auch die neueren Entdeckungen benuzt. Alle Klassen hat er, wie Haller, durch Mittelgeschlechter verbunden. Da er indessen Linnes System ganz umwirft, so sind die Entia von neuem multiplicirt, und wir sind genöthigt, wieder eine neue Sprache zu lernen. Bey den Insekten sind viele neue Geschlechter besonders von Geoffery.

Knäß Gallitzin, Russischer Gesandter im Haag, hat der Akademie zu Petersburg eine Nachricht von seinen elektrischen Versuchen vorgelegt, die zwar nicht so

brillant

Conſtantia.

Iſt es der meinige minder? Wenn das Geſez kein Recht thun kan, ſo laßt rechtmäßig ſeyn, daß das Geſez kein Unrecht hindre; das Geſez kan meinem Kinde hier ſein Königreich nicht geben; denn der, der von ſeinem Königreich Meiſter iſt, iſt Meiſter vom Geſez; da nun das Geſez ſelbſt vollkommnes Unrecht iſt, wie kan das Geſez meiner Zunge verbieten zu fluchen?

Pandolph.

Philipp von Frankreich, wenn du nicht ſelbſt in den Bann fallen willſt, ſo laß die Hand dieſes Erz-Kezers fahren, und biete die ganze Macht von Frankreich wider ihn auf, es wäre dann, daß er ſich unter Rom demüthigte.

Elinor.

Wirſt du blaß, Frankreich? Laß deine Hand nicht gehen.

Conſtantia.

Habe Sorge Teufel, damit Frankreich ſich nicht ändre, und durch Zurükziehung ſeiner Hand die Hölle eine Seele verliehre.

Oeſtreich.

König Philipp, gieb dem Cardinal Gehör.

Faulconbridge.

Und häng' ein Kalbsfell um ſeine ehrloſen Schultern.

brillant ſind, als die von Hr. Prof. Lichtenberg in Göttingen, in der Hauptſache aber doch mit jenen übereinkommen. Die Verſuche beweiſen wie jene: daß die poſitive Atmoſphäre aus einem Wirbel der elektriſchen Materie mit ausſchießenden Strahlen beſtehe; die negative hingegen aus einem bloßen Wirbel, ohne jene Strahlen. Aus dem Verſuche des Hrn. Prof. Lichtenbergs zeigt es ſich noch deutlicher. Dieſe Abhandlung enthält vortrefliche Anmerkungen über die Donnerwetter. Zulezt werden elektriſche Verſuche mit Hühnereyern angeführt. Hr. Achard in Berlin iſt eben deswegen bekannt; wir müſſen aber geſtehen, daß wir ſie nie mit mehrerer Ordnung und Sorgfalt vorgeſtellt gefunden haben, als in der zu Tübingen von Hrn. Mag. Roſtin herausgegebenen Diſſertation.

Hr. Prof. Volta in Como hat mit der Luft, die aus Moräſten entſteht, wenn man mit einem Stock darinn rührt, ſehr merkwürdige Verſuche angeſtellt. Sie thut bey der Elektricität alle die Würkung, die der aer factitius an ſich hat, und eine damit geladene Kugel ſchießt ihren Pfropf ſo gut loß, als wenn ſie mit Pulver geladen wäre. Vom Aer factitius haben wir eine unter dem Hrn. Prof. Spielmann von Hrn. Corvinus vertheidigte akademiſche Probeſchrift erhalten, die ſehr wichtige Verſuche enthält, und einen großen Beytrag zur Berichtigung der Prieſtleyiſchen Ideen abgiebt.

Hr. Baron von Gleichen hat die Materie der Infusions- und Saamen-Thierchen ungemein bereichert, und sein System über deren Entstehung vorgetragen.

Für die Zuverläßigkeit des De Lucschen Barometers zeugen nunmehr seine damit angestellten Beobachtungen auf dem Harz, die mit den Marktscheidermessungen genau zusammentreffen. Auf einer zweyten, im vergangnen Jahr in Teutschland gethanen Reise untersuchte der Hr. De Luc die Gebürge von Coblenz bis Bonn, und fand daselbst viele Vulkane. Auch in aufrechtstehenden Felsen des Schlosses Ehrenbreitstein fand er versteinerte Schaalthiere.

Landriani in Mayland, hat seinen *Eudiometer*, oder das zur Erforschung der Qualität der Luft erfundne Instrument beschrieben.

Archäologie und Philologie.

Hr. Hofrath Heyne hat endlich einige seiner akademischen Arbeiten gesammlet, und uns von weiten gezeigt, was er für Teutschland in diesem Fach leisten könnte. Seine Forderungen, die er in der Lobschrift auf Winkelmann an unsere Archäologen und Kunstkenner thut, könnte man mit mehrerem Rechte an ihn selbst thun. Denn wer viel hat, von dem wird viel gefordert.

Hr. Magister Oberlin hat den Vibius Sequester mit einer seltnen Kritik erläutert, und auch dadurch unsere

unſere Sehnſucht nach mehreren Arbeiten dieſes Gewichts rege gemacht. Martini's Abhandlung von den Sonnenuhren der Alten iſt ein höchſtſchäzbarer Beytrag zur Alterthumskunde.

In Leipzig hat die Weidmanniſche Buchhandlung ihren Eifer zu Ausbreitung dieſer Art Kenntniſſe dadurch an den Tag gelegt, daß ſie von Rom aus die wichtigſten Werke eines Gori, Paſſeri, Borioni, u. ſ. w. auf den Plaz geſchafft, und in Umlauf gebracht. Hr. Denis hat ſeine Einleitung zur Bücherkunde geendigt, und uns ein klaſſiſches Leſebuch in die Hände gegeben. Hr. Prof. Saxens in Leiden Onomaſticum literarium iſt zum 2ten Bande erwachſen, und enthält bey der gedrungenſten Kürze, eine über die ſtreitigen Punkte der Literaturgeſchichte höchſt ſeltne Kritik. Allein an Hrn. Paſtor Raſche haben wir einen obgleich ſehr rüſtigen, doch höchſt ſtrafbaren Kompilator erblickt, der ſowol in ſeiner vormaligen Verfaſſung Roms zu Aufklärung alter Schriftſteller, als in ſeiner Kenntniß alter Münzen nach den Grundſäzen des P. Jobert, und de la Baſtie, ohne die geringſte Auswahl und Endzweck, den älteſten Kohl neu aufwärmt.

Die Gemälde des Herkulanum werden von dem alten Hrn. Kilian nach den Umriſſen radiert, und das Nöthigſte aus dem Text mit ſchäzbaren Anmerkungen des Hrn. von Murr begleitet. Die Potteriſche Archäologie iſt vom Hrn. Rambach überſezt, und mit eignen

Arbeiten begleitet erſchienen, von denen ſich einige rühmlichſt auszeichnen.

Eine neue ziemlich korrekte Handausgabe des Herodot iſt zu Leipzig erſchienen. Der Euripides Barneſii, und der Heſiodus ſind bey Georgi ebenfalls in Leipzig neu verlegt worden; doch bleiben alle dieſe Ausgaben nur Verlags-Entrepriſen, und erheben ſich nicht zu Arbeiten eines Gelehrten, wie im vorigen Jahrhundert. Beym Horaz hingegen iſt vom Hrn. Jani in Halle alles das geleiſtet worden, was wir uns in Anſehung des Heyniſchen Virgils gegen Ausländer rühmen können. Hr. Niemeyer hat von dem Homer einen ſchönen und korrekten Abdruck beſorgt. Die Probe der Handausgaben Lateiniſcher Schriftſteller, die man zu Zürich unter Aufſicht des Herrn Prof. Hottingers mit dem Salluſt angefangen hat, iſt fürtreflich ausgefallen; ſo wie die Zweybrückiſche Ausgaben ein Gleiches vermuthen laſſen. (*) Tacitus, Livius, Virgilius, ſind zu Fulda als wohlfeile Bücher, ohne alle Noten und Critik, abgedruckt worden. Die ſchöne zu Mietau bey Hinz angefangne Ausgabe des Lucians hat ihren Fortgang.

Hr. Harles hat den angehenden Liebhabern der Griechiſchen Literatur durch ſeine Introductio in hiſtor. Lingu. Graec. ein ſehr brauchbares Handbuch geliefert.

Pin-

(*) Der erſte Theil des Tacitus, der nun herausgekommen, hat dieſe Vermuthung gerechtfertigt, und die Liebhaber nach dem Fortgang dieſes Inſtituts begierig gemacht.

Pindor hat an den Hrn. Gedeke einen des Plans, der dichteriſchen und Griechiſchen Sprache höchſt mächtigen Ueberſetzer erhalten. Auch Vater Bodmer, dieſer auf ſo manchfaltige Art um Sprache, Kritik, und Geſchmack, verdienſtvolle Greis, iſt von neuem auf dem Plan erſchienen, und hat uns die Arbeit vieler Jahre, Homers Werke, ſehr treu, in den wohlklingendſten Hexametern, ohne allen verfälſchenden Zuſatz der heutigen Kultur und Dichtart, übergeben. Graf Leopold Stollberg, der aus eigner Erfahrung überzeugt iſt, was überwundne Schwierigkeiten bedeuten, wird mit Vergnügen in dieſem edlen Greis ſeinen Meiſter ehren, und dadurch die Stimme des Publikums über den Werth ſeiner eignen Arbeit rechtfertigen.

Die ſo ſonderbare Ueberſetzung des Strabo iſt nun geendigt.

Für die Kunſt und deren Geſchichte hat Hr. von Heinecke ſein *Dictionaire de Gravure* begonnen, wovon der Buchſtab A einen ſtarken Band beträgt. Es iſt ein Buch, wie es an Critik und Vollſtändigkeit der Artikel keine Nation beſizt. Ein räſonnirendes Verzeichnis von Albr. Dürers Werken iſt zu Frankfurth erſchienen, das bey ſeinen Lücken doch immer zur Grundlage einer andern reifern Arbeit dienen kann. Hr. Mag. Pranger hat ein Buch unter dem Titel herausgegeben: Entwurf einer Akademie der bildenden Künſte, worinn die erſten Grundſätze derſelben gelehrt werden. Es iſt eine ganz nüzliche Kompilation, doch in der Ausar-

beitung der verſchiedenen Artikel ſehr ungleich. Da, wo nicht vorgearbeitet war, wird ſich im Paragraph auf den mündlichen Unterricht bezogen. Zwoo kleine Anweiſungen zum Zeichnen haben wir erhalten, wovon die zu Leipzig herausgekommnene längſt bekannt, und unbedeutend iſt. Die andere zu Hamburg in der Heroldiſchen Buchhandlung erſchienene, beſteht aus Holzſchnitten von höchſtkleinen Figuren, wornach ſich wegen der Kleinheit des Umfangs auch nicht einmal die Hand eines Maurers oder Zimmermanns bilden kann, und iſt überhaupt zu theuer.

Das Wichtigſte, deſſen wir uns rühmen können, iſt Mengs Schreiben über die Mahlereyen im Königl. Pallaſt zu Madrid, deſſen Inhalt und Urtheil Tradition zur Kunſtſprache auf ein halbes Seculum zu werden verdient.

Die zu Lemgo abgedruckte Ueberſetzung des Arioſt in Proſa iſt im T. Merkur ſchon längſt beurtheilt worden. Die zu Bern in gereimten Verſen erſchienene iſt noch ſeltſamer. Sie glaubt alles gethan zu haben, wenn ſie die feurigſte Beſchreibung Arioſts, ſeine rundſten Reflexionen und Apophtegmen, à la Neukirch in Teutſche Reime verfaßt. Man kann nichts Kraftloſeres leſen.

Zuſatz und Beſchluß vom H.

Was in dem ganzen Umfang der Poetiſchen Kunſt, oder überhaupt in Werken, die vornemlich von Einbildungskraft, Witz, Laune, Geſchmack, Kompoſition und Darſtellung abhangen, im vergangnen Jahr unter uns geleiſtet worden, genauer zu erwägen, muß auf eine andre Gelegenheit ausgeſetzt bleiben. — Bürger hat ſeine Gedichte geſammlet; Möſer ſeine Patriotiſche Phantaſien mit einem 3ten Theil vermehrt; Aſmus ſein zweytes Büchel drucken laſſen. Stillings Wanderſchaft beſchließt ein Buch, das mehr wie ein Werk der Natur als der Kunſt zu betrachten iſt, woran dieſe eigentlich keinen Antheil hat, das aber ſowol wegen des Intereſſe einer individuellen, höchſtſonderbaren Geſchichte, als wegen der aufrichtigen, Herzgewinnenden Sprache des Gefühls und der Wahrheit, die es faſt durchaus ſpricht, unter den ſchätzbarſten Produkten unſerer Zeit ſeine Stelle immer behaupten wird. — Und nun was weiter? Wenn man die angefangnen Lebensläufe in aufſteigender Linie, die uns einen neuen Triſtram verſprechen, einige Gedichte in den Muſenallmanachen, und vielleicht hier und da einige Aufſätze in andern bekannten Sammlungen ausnimmt, ſo wird ſich der Originalmarkt ſehr bald ausfeilſchen laſſen. — Gleichwohl ſind der Arbeiter in dieſem Felde noch nie ſo viel geweſen als dermalen; und, ohne daß uns ein Auguſt oder Mäcen bekannt wäre, auf deſſen ſchlimmen Geſchmack oder übelangebrachte Freygebigkeit wir die Schuld

ſchieben könnten, ſcheint es in dieſem Stücke bey uns eben ſo herzugehen, wie in Rom zu Horazens Zeiten. Die Aehnlichkeit iſt ſo groß, daß ein Cento von allen hieher gehörigen Stellen in ſeinen Satyren und Briefen das getreueſte Gemälde des gegenwärtigen Zuſtandes unſers Poetiſchen Weſens zu ſeyn ſcheinen würde. Nie iſt mehr geſchrieben und mehr geleſen worden; aber nie iſt überhaupt weniger Geſchmack unter uns geweſen, und nie ſcheinen Autoren und Leſer weniger gewußt zu haben, was ſie wollen. Perſonen von allen Ständen, Klaſſen, Profeſſionen und Handthierungen, geben ſich mit der Schöngeiſterey ab; und es gewinnt das Anſehen, das man bald an jedem Hauptort jedes einzelnen Ländchens, aus deren ſo vielen unſer liebes Teutſches Vaterland zuſammenhängt, einen Staatswirthsſchafts-Punct daraus machen werde, ſeine eignen Bel Eſprits-Fabriken zu errichten, und durch ausſchlieſſende Privilegien möglichſt aufzumuntern. Jedermann ſchreibt Verſe oder Proſe, Sinn oder Unſinn, wie und in welcher Form es ihm lüſtet; wer nicht graben mag und ſich zu betteln ſchämt, wird ein Schöner Geiſt; und wer ſonſt zu nichts fähig iſt, glaubt wenigſtens ein Schauſpielchen, es ſey *à la* Shakeſpear oder *à la* Peter Squenz, machen, oder aufwärmen zu können. Daher iſt vorzüglich im Dramatiſchen Fache die Fruchtbarkeit des abgewichenen Jahres ſo groß geweſen, daß es kein Wunder wäre, wenn dieſe Art Poetiſcher Denrée endlich unter allen Preis fiele, und

gar

gar keine Abnehmer mehr finden würde. Doch fehlt es auch nicht in den übrigen Arten; und ſeitdem unſere ſtudirende Jugend die bequeme Entdeckung gemacht hat, daß man weder Erziehung, noch Lebensart, noch Gelehrſamkeit, noch Menſchenkenntniß, noch Geſchmack, noch irgend etwas, als entweder guten Appetit und tüchtige Muskeln, oder viel Hypochondrie und Empfindeley brauche, um ein Dichter oder ſonſt ein Original zu ſeyn: kommen täglich neue Arten von Geſchöpfen zum Vorſchein, die darum nichts deſto beſſer organiſiert ſind, weil ſie gar nichts gleich ſehen. Man muß jedoch geſtehen, daß die Klaſſe der Nachäffer, wie natürlich, immer die zahlreichſte bleibt. Jeder von unſern Dichtern, der ſich in ſeiner eignen Manier hervorgethan, oder irgend einen Ton zuerſt und glücklich angegeben hat, ſchleppt wider Willen einen größern oder kleinern Schweif von ſervis pecoribus hinter ſich nach, die auch in dieſer Manier — ſudeln, auch aus dieſem Tone — pfeiffen oder yaanen wollen, und denen der ehrliche Magiſter Hilarius den lehrreichen Spruch, cacatum non eſt pictum, vergebens zur Beherzigung empfohlen hat.

Daher iſt es bereits ſo weit gediehen, daß auch in den kleinſten Landſtädtchen, faſt durch alle Provinzen Teutſchlands, wenig andre Hochzeits- Geburts- und Leichen-Carmina mehr gemacht werden, als im Oſſianſchen Ton; und das Luſtigſte dabey iſt, wenn man

Gelegenheit hat, zu ſehen, wie ganz ſinnloſe Produkte dieſes Gelichters in dem Zirkelchen, für welches ſie gemacht ſind, würcken, und immer mit deſto größrer Bewundrung aufgenommen werden, je weniger die Leute von dem Schwall harter Worte und durcheinander geworfner Bilder begreiffen, die der kleine ſich beſeſſenſtellende Poetiſche Bettler in ſeiner affektierten Begeiſterung herausſprudelt. Es iſt heutigs Tags die Mode ſo, denkt das Volk, und läſts damit gut ſeyn. — Andre, denen die launiſche Versart des neuen Amadis oder des Wintermährchens eine große Bequemlichkeit mit ſich zu führen ſchien, glauben nun auch gar mächtig Laune zu haben, wenn ſie, — in dem ſcherzhaft-ſeyn-ſollenden Ton der ſchlechten Geſellſchaft, in der ſie aufgekommen ſind — in einer Sprache, die vor lauter Platheit und Licenz gar keine Sprache mehr iſt — und in Verſen, die bald Ellenlang, bald des kleinen Fingers breit ſind, und, aus Mangel alles Ebenmaaßes und Takts, ſich ganz und gar nicht leſen laſſen — quicquid in buccam venit, von ſich geben. Uns ſind ſogar verſchiedne Bell-Lettriſten ſowol von dieſer Klaſſe, als von den Hudlern im Barden- und Volksliedes-Ton, vorgekommen, die ſich noch recht viel darauf zu gut thaten, daß ſie nicht wüßten, was ein Jambus oder Trochäus ſey, u. ſ. w. — Wie viel bey dieſem täglich zunehmenden lächerlichen oder kläglichen Verfall der ſogenannten ſchönen Literatur das Publikum überhaupt an Geſchmack und ſelbſt an Unterhaltung und Vergnügen gewinne,

und

Oeſtreich.

Gut, Galgenſchwengel, ich muß dieſe Beleidigungen einſteken, weil --

Faulconbridge.

deine Hoſen weit genug dazu ſind, ſie zu tragen.

König Johann.

König Philipp, was ſagſt du zu dem Cardinal?

Conſtantia.

Was kan er anders ſagen, als wie der Cardinal?

Ludwig.

Bedenket euch, Vater; die Frage iſt, ob ihr euch den ſchweren Fluch von Rom, oder den leichten Verluſt von Englands Freundſchaft zuziehen wollt; wählet das leichteſte Uebel.

Blanca.

Das iſt Rom's Fluch.

Conſtantia.

Ludwig, halte feſt; der Teufel verflucht dich hier in Geſtalt einer ſchmuken jungen Braut.

König Johann.

Der König iſt unruhig, und giebt keine Antwort.

Conſtantia (zu Philipp.)

O entfernt euch von ihm, und antwortet recht.

Oeſtreich.

und ob die unvermerkt epidemiſch werdende Sucht, Originalen, die gar nicht nachgeahmt werden wollen noch ſollen, nachzuäffen, verbunden mit der offenbarſten Unwiſſenheit in der Sprache und Gelehrſamkeit der Alten, und mit der zügelloſeſten Verachtung aller Geſetze, die den beſten Schriftſtellern ſonſt immer heilig waren, aller Regeln der Sprache, der Politur und Urbanität, und des geſunden Denkens und guten Schreibens überhaupt — bey derjenigen Claſſe von Skribenten, die eben darum, weil ſie in dem populärſten Fache der Gelehrſamkeit arbeitet, den meiſten momentanen Einfluß auf die Nation hat — ob, ſage ich, dieſe Affektation, Unwiſſenheit und Ungebundenheit, und überhaupt die ganze Wendung, welche die Schöngeiſterey ſeit Kurzem bey uns genommen, als eine ſo unbedeutende Sache anzuſehen ſey, daß es nicht vielmehr hohe Zeit wäre, wenn alle wahre Gelehrten und ächte Liebhaber der Muſenkünſte, mit zuſammengeſetzten Kräften, dieſem Unweſen Einhalt zu thun ſuchten — geben wir allen denen zu bedenken, welche etwas bedenken können. Gewiß iſt, daß, wenns noch eine Weile ſo fortgeht, unſre Nation dadurch den Ausländern verächtlich werden, und zulezt der bloſſe Anblick eines Teutſchen Gedichts, dem feinern Theil unſers eignen Publikums ſelbſt, Ekel und Bewegung zum Erbrechen geben muß — und dies gerade zu einer Zeit, wo wir eine Anzahl vortreflicher Schriftſteller in allen Arten aufzuzeigen haben, welche unter jeder andern Nation

als

als der unſrigen, hinlänglich wäre, für Aufklärung, Geſchmack, Sitten, und Ruhm der Nation, die glänzendſte Revolution zu bewürken.

Man vergebe uns (wofern es anders Vergebung nöthig hat) dieſe zufällige Ejakulation, die uns durch die faſt allgemeinen Klagen des poliertern und gelehrtern Publicums abgedrungen worden iſt. In einem Journal dieſer Art ſteht keine Wahrheit am unrechten Orte. Wir haben indeſſen nur einen Theil, und gleichſam nur den äuſſerſten Rand des Geſchwürs berührt, und behalten uns auf andre Zeit und Gelegenheit vor, den Schaden tiefer und genauer zu unterſuchen. Das Zufriedenſeyn mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Republik iſt nicht allemal ein Zeichen eines guten Bürgers. Nichts iſt uns angenehmer, als wahren Talenten, und Werken, die in ihrer Art vortreflich ſind, die verdiente Ehre zu erweiſen. Aber, wiewohl es dem Herausgeber eines Journals, vortheilhafter ſeyn mag, mit dem Strome zu ſchwimmen, und alles zu loben, was gerne gelobt ſeyn möchte: ſo wollen wir uns doch lieber den gewöhnlichen unangenehmen Folgen der kritiſchen Freymüthigkeit unterwerfen, als gegen unſre Ueberzeugung reden — oder ſchweigen.

II.

Der Prozeß über des Esels Schatten.

(Fortgesetzt von S. 133. No. 2.)

5.

Gesinnungen des Senats. Tugend der schönen Gorgo, und ihre Würkungen. Der Priester Strobylus tritt auf, und die Sache wird ernsthafter.

Der Prozeß über des Esels Schatten, der anfangs die Abderiten bloß durch seine Ungereimtheit belustigt hatte, fieng nun an, eine Sache zu werden, in welche die Gerechtsamen, das Point d'honneur, und allerley Leidenschaften und Interessen verschiedner zum Theil ansehnlicher Glieder der Republik verwickelt wurden.

Der Zunftmeister Pfrieme hatte seinen Kopf darauf gesetzt, daß sein Zunftangehöriger gewinnen müßte; und da er sich meistens alle Abende in den Versammlungsorten der gemeinen Bürger einfand, hatte er schon beynahe die Hälfte des Volks auf seine Seite gebracht, und sein Anhang nahm täglich zu.

Der Erzpriester hingegen hatte den Handel bisher nicht für wichtig genug gehalten, sein ganzes Ansehn zu Gunsten seines Beschützten anzuwenden. Allein da die

Sachen

Sachen zwiſchen ihm und der ſchönen Gorgo ernſthafter zu werden anfiengen, indem ſie, anſtatt einer gewiſſen Gelehrigkeit, die er bey ihr zu finden gehofft hatte, einen Widerſtand that, deſſen man ſich zu ihrer Herkunft und Erziehung nicht hätte vermuthen ſollen; ja ſich ſogar vernehmen ließ: „Wie ſie Bedenken trage, „ihre Tugend noch einmal den Gefahren eines Beſuchs „durch die kleine Gartenthüre auszuſetzen„ — So war es ganz natürlich, daß er nun nicht länger ſäumte, durch den Eyfer, womit er die Sache des Vaters zu unterſtützen anfieng, ſich ein näheres Recht an die Dankbarkeit der Tochter zu erwerben.

Der neue Lerm, den der Eſelsprozeß, durch die Provokation an den großen Rath, in der Stadt machte, gab ihm Gelegenheit mit einigen von den vornehmſten Rathsherrn aus der Sache zu ſprechen. „So lächerlich dieſer Handel an ſich ſelbſt ſey, ſagte er, ſo könne doch nicht zugegeben werden, daß ein armer Mann, der unter dem Schutze Jaſons ſtehe, durch eine offenbare Kabale unterdrückt werde. Es komme nicht auf die Veranlaſſung an, die oft zu den wichtigſten Begebenheiten ſehr gering ſey: ſondern auf den Geiſt, womit man die Sache treibe, und auf die Abſichten, die man im Schilde, oder wenigſtens in petto, führe. Die Inſolenz des Sykophanten Phyſignathus, der eigentlich an dieſem ganzen Skandal Schuld habe, müſſe gezüchtigt, und dem herrſchſüchtigen, unverſtändigen Demagogen (dem Zunftmeiſter Pfrieme) noch in Zeiten ein

Zügel

Zügel angeworfen werden, eh es ihm gelinge, die Ariſtokratie gänzlich über den Hauffen zu werfen, u. ſ. w.„

Wir müſſen es zur Steuer der Wahrheit ſagen, anfangs waren verſchiedene Herren des Raths, die die Sache ungefehr ſo anſahen, wie ſie anzuſehen war, und es dem Stadrichter Philippides ſehr verdachten, daß er nicht Sinn genug gehabt, einen ſo ungereimten Zwiſt gleich in der Geburt zu erſticken. Allein unvermerkt änderten ſich die Geſinnungen; und der Schwindelgeiſt, der bereits einen Theil der Bürgerſchaft auf die Köpfe geſtellt hatte, ergriff endlich auch den gröſſern Theil der Rathsherrn. Einige fiengen an die Sache für wichtiger anzuſehen, weil ein Mann, wie der Erzprieſter Agathyrſus, ſich derſelben ſo ernſtlich anzunehmen ſchien. Andre ſezte die Gefahr, die der Ariſtokratie aus den Unternehmungen des Zunftmeiſters Pfrieme erwachſen könnte, in Unruhe. Verſchiedene ergriffen die Parthey des Eſeltreibers bloß aus Widerſprechungsgeiſt; andre aus einem würklichen Gefühl, daß ihm Unrecht geſchehe; und noch andre erklärten ſich für den Zahnarzt, bloß weil gewiſſe Perſonen, mit denen ſie nie Einer Meynung ſeyn wollten, ſich für ſeinen Gegner erklärt hatten.

Mit allem dem würde dennoch dieſer geringfügige Handel, ſo ſehr die Abderiten auch — Abderiten waren, niemals eine ſo heftige Gährung in ihrem gemeinen Weſen verurſacht haben, wenn der böſe Dämon dieſer Republik nicht auch den Prieſter Strobylus angeſchürt

geſchürt hätte, ſich, ohne einigen nähern Beruf, als ſeinen unruhigen Geiſt und ſeinen Haß gegen den Erzprieſter Agathyrſus, mit ins Spiel zu miſchen.

Um dies dem geneigten Leſer verſtändlicher zu machen, werden wir die Sache, wie jener alte Dichter ſeine Ilias, *ab ovo* anfangen müſſen; um ſo mehr, als auch gewiſſe Stellen in unſrer Erzählung des Abentheuers mit dem Euripides, und gewiſſe Ausdrücke, die dem Prieſter Strobylus gegen den Demokrit entfielen, ihr gehöriges Licht dadurch erhalten werden.

Der Dienſt der Latona war (wie Strobylus den Euripides verſichert hatte) ſo alt zu Abdera, als die Verpflanzung der Lyciſchen Kolonie; und die äuſſerſte Einfalt der Bauart ihres kleinen Tempels konnte als eine hinlängliche Bekräftigung dieſer Tradition angeſehen werden. So unſcheinbar dieſer Latonentempel war, ſo gering waren auch die geſtifteten Einkünfte ihrer Prieſterſchaft. Wie aber die Noth erfindſam iſt, ſo hatten dieſe Herren ſchon von langem her Mittel gefunden, zu etwelcher Entſchädigung für die Kargheit ihres ordentlichen Einkommens, den Aberglauben der Abderiten in Kontribution zu ſetzen; und da auch dieſes nicht zureichen wollte, hatten ſie es dahin gebracht, daß der Senat (weil er doch von keiner Beſoldungszulage hören wollte) zu Unterhaltung des geheiligten Froſchgrabens gewiſſe Einkünfte ausſetzte, deren größten Theil die billigdenkenden Fröſche ihren Verſorgern überließen.

Eine

Eine ganz andre Beſchaffenheit hatte es mit dem Tempel des Jaſons, dieſes berühmten Anführers der Argonauten, welchem in Abdera die Ehre der Erhebung in den Götterſtand und eines öffentlichen Dienſtes wiederfahren war, ohne daß wir hievon einen andern Grund anzugeben wiſſen, als daß verſchiedne der älteſten und reichſten Familien in Abdera ihr Geſchlechtsregiſter von dieſem Heros ableiteten. Einer von deſſen Enkeln hatte ſich, wie die Tradition ſagte, in dieſer Stadt niedergelaſſen; und war der gemeinſame Stammvater verſchiedener Geſchlechter geworden, von welchen einige noch, in den Tagen unſrer gegenwärtigen Geſchichte, in voller Blüthe ſtunden. Dem Andenken des Helden, von dem ſie abſtammten, zu Ehren, hatten ſie anfangs, nach uraltem Gebrauch, nur eine kleine Hauskapelle geſtiftet. Mit der Länge der Zeit war eine Art von öffentlichem Tempel daraus geworden, den die Frömmigkeit der Abkömmlinge Jaſons nach und nach mit vielen Gütern und Einkünften verſehen hatten. Endlich, als Abdera, durch Handelſchaft und glückliche Zufälle, eine der reichſten Städte in Thracien geworden war, entſchloſſen ſich die Jaſoniden, ihrem vergötterten Ahnherrn einen Tempel zu erbauen, deſſen Schönheit der Republik und ihnen ſelbſt bey der Nachwelt Ehre machen könnte. Der neue Jaſonstempel wurde ein herrliches Werk, und machte mit den dazugehörigen Gebäuden, Gärten, Wohnungen der Prieſter, Beamten, Schutzverwandten u. ſ. w. ein ganzes

Quartier der Stadt aus. Der Erzprieſter deſſelben mußte allezeit von der älteſten Linie der Jaſoniden ſeyn; und da er, bey ſehr beträchtlichen Einkünften, auch die Gerichtsbarkeit über die zu dem Tempel gehörige Perſonen und Güter ausübte: ſo iſt leicht zu erachten, daß die Oberprieſter der Latona alle dieſe Vorzüge nicht mit gleichgültigen Augen anſehen konnten; und daß zwiſchen dieſen beyden Prälaten eine Eyferſucht obwalten mußte, die auf die Nachfolger forterbte, und bey jeder Gelegenheit in ihrem Betragen ſichtbar wurde.

Der Oberprieſter der Latona wurde zwar als das Haupt der ganzen Abderitiſchen Prieſterſchaft angeſehen; allein der Erzprieſter Jaſons ſtand nicht unter ihm, ſondern machte mit ſeinen Untergebnen ein beſonderes Kollegium aus, welches, außer der Schutzherrlichkeit der Stadt Abdera, von aller andern Abhänglichkeit frey war. Die Feſte des Latonentempels waren zwar die eigentlichen großen Feſttage der Republik; allein, da die Mäßigkeit ſeiner Einkünfte keinen ſonderlichen Aufwand zuließ; ſo war das Feſt des Jaſons, welches mit ungemeiner Pracht und großen Feyerlichkeiten begangen wurde, in den Augen des Volks, wo nicht das vornehmſte, wenigſtens das, worauf es ſich am meiſten freute; und alle die Ehrerbietung, die man für das Alterthum des Latonendienſts hegte, und der große Glaube des Pöbels an den Prieſter deſſelben und ſeine heiligen Fröſche konnte doch nicht verhindern, daß

die

die gröſsre Figur, die der Erzprieſter machte, ihm auch einen höhern Grad von Anſehen gab. Und wiewohl das gemeine Volk überhaupt mehr Zuneigung zu dem Latonenprieſter trug; ſo wurde doch dieſer Vorzug dadurch wieder überwogen, daß der Jaſonprieſter mit den Ariſtokratiſchen Häuſern in einer Verbindung ſtund, die ihm ſo viel Einfluß gab, daß es einem ehrgeizigen Manne an dieſem Platz ein leichtes geweſen wäre, einen kleinen Tyrannen von Abdera vorzuſtellen.

Zu ſo vielen Urſachen der althergebrachten Eyferſucht und Abneigung zwiſchen dieſen beyden Fürſten der Abderitiſchen Kleriſey, kam bey Strobylus und Agathyrſus noch ein perſönlicher Widerwille, der eine natürliche Frucht des Kontraſts ihrer Sinnesarten war. Agathyrſus, mehr Weltmann als Prieſter, hatte in der That vom leztern wenig mehr als die Kleidung. Die Liebe zum Vergnügen war ſeine herrſchende Leidenſchaft; denn wiewohl es ihm nicht an Stolz fehlte; ſo kann man doch von niemand ſagen, daß er ehrgeizig ſey, ſo lange ſein Ehrgeiz eine andre Leidenſchaft neben ſich herrſchen läßt. Er liebte die Künſte, und den vertraulichen Umgang mit Virtuoſen aller Arten; und ſtund in dem Ruf, einer von den Prieſtern zu ſeyn, die wenig Glauben an ihre eignen Götter haben. Wenigſtens iſt nicht zu läugnen, daß er öfters ziemlich frey über die Fröſche der Latona ſcherzte; und es war jemand, der es beſchwören wollte, aus ſeinem eignen Munde

gehört zu haben, „die Frösche dieser Göttin wären „schon längst alle in elende Poeten und Abderitische „Sänger verwandelt worden.„ — Daß er mit dem Demokritus in ziemlich gutem Vernehmen lebte, war auch nicht sehr geschickt, seine Orthodoxie zu bestättigen. Kurz, Agathyrsus war ein Mann von gutem Temperament, munterm Kopf und ziemlich freyem Leben; beliebt bey dem Abderitischen Adel, noch beliebter bey dem schönen Geschlecht, und wegen seiner Freygebigkeit und Jasenmäßigen Figur beliebt sogar bey den untersten Klassen des Volks. Nun hätte die Natur, in ihrer launigsten Minute, keinen völligern Antipoden von allem was Agathyrsus war, machen können, als den Priester Strobylus. Dieser Mann hatte, wie viele seines gleichens, ausfindig gemacht, daß eine in Falten gelegte Mine und ein steiffes Wesen unfehlbare Mittel sind, bey dem grossen Hauffen für einen weisen und unsträflichen Mann zu gelten; und, da er von Natur ziemlich sauertöpfisch aussah, hatte es ihn wenig Mühe gekostet, sich diese Gravität anzugewöhnen, die bey den Meisten weiter nichts beweißt als die Schwehre ihres Witzes und die Ungeschliffenheit ihrer Sitten. Ohne Sinn für das Große und Schöne, war er ein gebohrner Verächter aller Talente und Künste, die diesen Sinn voraussetzen; und sein Haß gegen die Philosophie war bloß eine Maske für den natürlichen Groll eines Dummkopfs gegen alle, die mehr Verstand und Wissenschaft haben als er. In seinen Urtheilen war

er

Oeſtreich.

Thut das, König Philipp, hängt nicht länger im Zweifel.

Faulconbridge.

Häng nichts als ein Kalbsfell, du allerangenehmſte Laus.

König Philipp.

Ich bin ganz in Verwirrung, und weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Pandolph.

Die Verwirrung würde noch gröſſer ſeyn, wenn du excomunicirt und verflucht würdeſt.

König Philipp.

Guter ehrwürdiger Vater, ſezet euch an meine Stelle, und ſaget mir, was ihr thun würdet? Dieſe königliche Hand und die meinige ſind nur erſt zuſammengefügt, und eine innerliche Vereinigung unſrer Seelen durch ein feyrliches Bündniß und die ganze Stärke geheiligter Eydſchwüre unauflöslich gemacht worden. Der lezte Athem, den unſre Lippen zu Worten bildeten, war feſtgeſchworne Treue, Friede, Freundſchaft und aufrichtige Liebe zwiſchen uns und unſern Königreichen. Und unmittelbar vor dieſem Friedensſchluß, nicht länger als daß wir zu Beſchwörung deſſelben die Hände waſchen konnten, waren ſie, der Himmel weiß es, mit neuvergoßnem Blut beflekt. Und ſollen nun dieſe Hände, die nur erſt davon gereiniget, nur erſt in Freundſchaft zuſammengefügt

er ſchief und einſeitig, in ſeinen Meynungen eigenſinnig, im Widerſpruch hitzig und grob, und, wo er entweder in ſeiner eignen Perſon oder in den Fröſchen der Latona beleidigt zu ſeyn glaubte, äußerſt rachgierig; aber nichts deſtoweniger bis zur Niederträchtigkeit geſchmeidig, ſobald er eine Sache, an der ihm gelegen war, nicht ohne Hülfe einer Perſon, die er brauchte, durchſetzen konnte. Ueberdies ſtand er mit einigem Grund in dem Ruf, daß er mit einer gehörigen Doſe von Dariken und Philippen zu allem in der Welt zu bringen ſey, was mit dem Aeußerlichen ſeines Charakters nicht ganz unverträglich war.

Aus ſo entgegengeſetzten Gemüthsarten, und ſo vielen Veranlaſſungen zu Neid und Eiferſucht auf Seiten des Prieſter Strobylus, entſprang nothwendig bey beyden ein wechſelſeitiger Haß, der den Zwang, den ihnen ihr Stand und Platz auferlegte, mit Mühe ertrug, und nur darinn verſchieden war, daß Agathyrſus den Oberprieſter zu ſehr verachtete, um ihn ſehr zu haſſen, und dieſer jenen zu ſehr beneidete, um ihn ſo herzlich verachten zu können, als er wohl gewünſcht hätte.

Zu dieſem allem kam noch, daß Agathyrſus, kraft ſeiner Geburt und ganzen Lage, für die Ariſtokratie; Strobylus hingegen, ohngeachtet ſeiner Verhältniſſe zu einigen Rathsherren, ein erklärter Freund der Demokratie, und, nächſt dem Zunftmeiſter Pfriem, derjenige war, der durch ſeinen perſönlichen Charakter, ſeine

Würde, ſeine ſchwärmeriſche Hitze, und eine gewiſſe populäre Art von Beredſamkeit den meiſten Einfluß auf den Pöbel hatte.

Man ſieht nun leicht voraus, daß die Sache mit dem Eſelsſchatten, oder Schatteneſel, nothwendig ernſthafter werden mußte, ſobald ein paar Männer, wie die beyden Oberprieſter von Abdera, darein verwickelt wurden.

Strobylus hatte, ſo lange der Prozeß vor den Stadtrichtern geführt wurde, nicht anders Theil daran genommen, als daß er ſich gelegenheitlich erklärte: er würde an des Zahnarztes Platz eben ſo gehandelt haben. Aber kaum erfuhr er durch die Dame Salabenda, ſeine Nichte, daß Agathyrſus die Sache ſeines in der erſten Inſtanz verurtheilten Schutzverwandten zu ſeiner eignen mache: ſo fühlte er ſich auf einmal berufen, ſich mit an die Spitze der Parthey des Beklagten zu ſtellen, und die Kabale des Zunftmeiſters mit allem Anſehen, das er bey den Rathsherrn ſowol als bey dem Volk hatte, zu unterſtützen.

Salabanda war zu ſehr gewohnt, ihre Hand in allen Abderitiſchen Händeln zu haben, als daß ſie unter den letzten geweſen ſeyn ſollte, die in dem gegenwärtigen Parthey nahmen. Auſſer ihrem Verhältniß mit dem Prieſter Strobylus, hatte ſie noch eine beſondere Urſache es mit ihm zu halten; eine Urſache, die darum

um nicht weniger wog, weil ſie ſolche in Petto behielt. Wir haben bey einer andern Gelegenheit erwähnt, daß dieſe Dame, es ſey nun aus bloß politiſchen Abſichten, oder daß ſich vielleicht auch ein wenig Koketterie — und wer weiß, ob nicht auch zuweilen das, was man in der neuern Franzöſiſchen Feinenweltſprache das Herz einer Dame nennt, mit einmiſchen mochte: genug, ausgemacht war es, daß ſie immer eine Anzahl demüthiger Sclaven an der Hand hatte, unter denen (wie man glaubte) doch immer wenigſtens der eine oder andre wiſſen müſſe, warum er diene. Die geheime Chronik von Abdera ſagte, daß der Erzprieſter Agathyrſus eine geraume Zeit die Ehre gehabt, einer von den leztern zu ſeyn; und in der That kamen eine Menge Umſtände zuſammen, warum man dieſes Gerüchte für etwas mehr als eine bloße Vermuthung halten konnte. Kurz, die vertrauteſte Freundſchaft hatte ſeit geraumer Zeit unter ihnen obgewaltet, als die Tänzerin nach Abdera kam, und dem flatterhaften Jaſoniden in kurzem ſo merkwürdig wurde, daß Salabanda endlich nicht länger umhin konnte, ſich ſelbſt für aufgeopfert zu halten. Agathyrſus beſuchte zwar ihr Haus noch immer auf den Fuß eines alten Bekannten; und die Dame war zu politiſch um in ihrem äuſſern Betragen gegen ihn die geringſte Veränderung durchſcheinen zu laſſen. Aber ihr Herz kochte Rache. Sie vergaß nichts, was den Erzprieſter immer tiefer in die Sache verwickeln und immer mehr in Feuer ſetzen konn-

te; heimlich aber beleuchtete ſie alle ſeine Schritte und Tritte, und alle groſſen und kleinen, Vorder- und Hinterthüren, die zu ſeinem Kabinet führen konnten, ſo genau: daß ſie ſeine Intrigue mit der jungen Gorgo gar bald entdeckte, und den Prieſter Strobylus in den Stand ſetzen konnte, den Eyfer des Erzprieſters für die Sache des Eſeltreibers in ein eben ſo verhaßtes Licht zu ſtellen, als ſie ſelbſt unter der Hand bemüht war, ihm einen lächerlichen Anſtrich zu geben.

Agathyrſus, ſo wenig es ihm koſtete, politiſche und ehrgeitzige Vortheile dem Intereſſe ſeiner Vergnügungen aufzuopfern, hatte doch Augenblicke, wo der kleinſte Widerſtand in einer Sache, an der ihm im Grunde gar nichts gelegen war, ſeinen ganzen Stolz aufrühriſch machte; und ſo oft dies geſchah, pflegte ihn ſeine Lebhaftigkeit gemeiniglich unendlich weiter zu führen, als er gegangen wäre, wenn er die Sache einiger kühlen Ueberlegung gewürdiget hätte. Die Urſache, warum er ſich anfangs mit dieſem abgeſchmackten Handel bemengt hatte, fand izt zwar nicht länger ſtatt; denn die ſchöne Gorgo hatte, ungeachtet des Unterrichts ihrer Mutter Krobyle, entweder nicht Geſchicklichkeit oder nicht innern Halt genug gehabt, den anfänglich entworfnen Vertheidigungsplan gegen einen ſo gefährlichen und erfahrnen Belagerer gehörig zu befolgen. Allein er war nun einmal in die Sache verwickelt; ſeine Ehre war dabey betroffen; er erhielt täglich und ſtündlich Nachrichten, wie unziemlich der

Zunft-

Zunftmeiſter und der Prieſter Strobylus mit ihrem Anhang wider ihn loßzögen, wie ſie drohten, wie übermüthig ſie die Sache durchzuſetzen hofften, und dergleichen — und dies war mehr, als es brauchte, um ihn dahin zu bringen, daß er ſeine ganze Macht anzuwenden beſchloß, um Gegner, die er ſo ſehr verachtete, zu Boden zu werfen, und für die Verwegenheit, ſich gegen ihn aufgelehnt zu haben, zu züchtigen. Der Kabalen der Dame Salabanda ungeachtet, die nicht fein genug geſponnen waren, um ihm lange verborgen zu bleiben, war der gröſte Theil des Senats auf ſeiner Seite; und wiewohl ſeine Gegner nichts unterließen, was das Volk gegen ihn erbittern konnte; ſo hatte er doch, zumal unter den Zünften der Gerber, Fleiſcher, und Becker, einen Anhang von derben ſtämmichten Geſellen, die eben ſo hitzig vor der Stirne als nervicht von Armen, und auf jeden Wink bereit waren, für ihn und ſeine Parthey, je nachdem es nöthig wäre, zu ſchreyen oder zuzuſchlagen.

6.

Abdera theilt ſich in zwoo Partheyen. Die Sache kommt vor Rath.

In dieſer Gährung befanden ſich die Sachen, als auf einmal die Namen Schatten und Eſel in Abdera gehört, und in kurzem durchgängig dazu gebraucht wurden, die beyden Partheyen zu bezeichnen. Man hat über den wahren Urſprung dieſer Uebernamen keine

ganz zuverläßige Nachricht. Vermuthlich, weil doch Partheyen nicht lang ohne Nahmen beſtehen können, hatten die Anhänger des Zahnarzts Struthion unter dem Pöbel den Anfang gemacht, ſich ſelbſt, weil ſie für ſein Recht an des Eſels Schatten ſtritten, der Schatten, und ihre Gegner, weil ſie den Schatten gleichſam zum Eſel ſelbſt machen wollten, aus Spott und Verachtung die Eſel zu nennen — und da die Anhänger des Erzprieſters dieſe Benennung nicht verhindern konnten, ſo hatten ſie, wie es zu gehen pflegt, ſich unvermerkt daran gewöhnt, ſie anfänglich wohl nur zum Scherz zu gebrauchen; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie den Spies umdrehten, und das Verächtliche mit dem Schatten, und das Ehrenvolle mit dem Eſel verknüpften — Wenn es ja eins von beyden ſeyn ſoll, ſagten ſie, ſo wird jeder braver Kerl doch immer lieber ein würklicher leibhafter tüchtiger Eſel mit all ſeinem Zubehör, als der bloße Schatten von einem Eſel ſeyn wollen.

Wie es auch damit zugegangen ſeyn mag, genug, in wenigen Tagen war ganz Abdera in dieſe zwoo Partheyen getheilt; und, ſo wie ſie nun einen Nahmen hatten, nahm auch der Eyfer auf beyden Seiten ſo ſchnell und heftig zu, daß es gar nicht mehr erlaubt war, neutral zu bleiben. Biſt du ein Schatten oder ein Eſel, war immer die erſte Frage, die die gemeinen Bürger an einander thaten, wenn ſie ſich auf der Straße oder in der Schenke antraffen; und wenn ein

Schatten

Schatten juſt das Unglück hatte, an einem ſolchen Ort der einzige ſeines gleichen unter einer Anzahl Eſeln zu ſeyn, ſo blieb ihm, wofern er ſich nicht gleich mit der Flucht rettete, nichts übrig, als entweder auf der Stelle zu apoſtaſieren oder ſich mit tüchtigen Stößen zur Thüre hinaus werfen zu laſſen. Die Unordnungen, die hieraus entſtehen mußten, kann man ſich ohne unſer Zuthun vorſtellen. Die Verbitterung gieng in Kurzem ſo weit, daß ein Schatten ſich lieber vor Hunger zum würklichen Stygiſchen Schatten abgezehrt, als einem Becker von der Gegenparthey für einen Dreyer Brodt abgekauft hätte.

Auch die Weiber nahmen, wie leicht zu erachten, Parthey, und gewiß nicht mit der wenigſten Hitze. Denn das erſte Blut, das aus Gelegenheit dieſes ſeltſamen Bürgerkriegs vergoſſen wurde, kam von den Nägeln zwoer Hökerweiber her, die einander auf öffentlichem Markte in die Phyſionomie gerathen waren. Man bemerkte indeſſen, daß bey weitem der gröſte Theil der Abderiten ſich für den Erzprieſter erklärte; und wo in einem Hauſe der Mann ein Schatten war, da konnte man ſich darauf verlaſſen, die Frau war eine Eſelin, und gemeiniglich eine ſo hitzige und unbändige Eſelin, als man ſich eine denken kann. Unter einer Menge theils heilloſer theils lächerlicher Folgen dieſes Partheygeiſts, der in die Abderitinnen fuhr, war keine der geringſten: daß mancher Liebeshandel dadurch auf einmal abgebrochen wurde, weil der eigenſinnige Seladon

lieber

lieber ſeine Anſprüche als ſeine Parthey aufgeben wollte; ſo wie hingegen auch Mancher, der ſich ſchon Jahre lang vergebens um die Gunſt einer Schönen beworben, und ihre Antipathie gegen ihn durch nichts, was jemals von einem unglücklichen Liebhaber verſucht worden, hatte überwinden können, itzt auf einmal keines andern Titels bedurfte, um glücklich zu werden, als ſeine Dame zu überzeugen, daß er — ein Eſel ſey.

Inzwiſchen wurde die Präjudicial-Frage: ob die von Klägern eingewandte Abberufung an den großen Rath Statt finde oder nicht, vor den Senat gebracht; und wiewohl dies das erſtemal war, daß es über die Eſelsſache bey dieſem ehrwürdigen Kollegio zur Sprache kam: ſo zeigte ſich doch bald, daß jedermann ſchon ſeine Parthey genommen hatte: und der Archon Onolaus war der einzige, der in Verlegenheit zu ſeyn ſchien, wie er der Sache einen leidlichen Anſtrich geben könnte. Denn man bemerkte, daß er viel leiſer als gewöhnlich ſprach, und am Schluß ſeines Vortrags in die merkwürdigen und ominoſen Worte ausbrach: er beſorge ſehr, der Eſelsſchatten, über welchem itzt mit ſo vieler Hitze geſtritten werde, möchte den Ruhm der Republik auf viele Jahrhunderte verfinſtern. Seine Meynung war, man würde am beſten thun, die eingelegte Appellation als unſtatthaft abzuweiſen, den Spruch des Stadtgerichts, (bis auf den Punkt der Koſten, die gegen einander aufgehoben werden könnten)

zu

zu beſtättigen, und beyden Partheyen ein ewiges Stillſchweigen aufzulegen. Indeſſen ſetzte er doch hinzu: wofern die Majora davor hielten, daß die Geſetze von Abdera nicht zureichend wären, einen ſo geringfügigen Handel auszumachen, ſo müſſe er ſich gefallen laſſen, daß der große Rath den Ausſpruch darüber thue; jedoch wollte er darauf angetragen haben, vorher im Archiv nachſuchen zu laſſen, ob ſich nicht etwa ſchon in ältern Zeiten dergleichen ungewöhnliche Fälle ereignet, und wie man ſich dabey benommen habe.

Dieſe Mäßigung des Archon, — die ihm von der unpartheyiſch richtenden Nachwelt einſtimmig als ein Beweis von wahrer Regentenweisheit zum Verdienſt angerechnet werden wird — wurde damals, da der Partheygeiſt alle Augen verblendet hatte, als Schwachheit und flegmatiſche Gleichgültigkeit ausgelegt. Verſchiedene Senatoren von der Parthey des Erzprieſters ließen ſich weitläuftig und mit großem Eyfer vernehmen: Man könne nichts geringfügig nennen, was die Rechte und Freyheiten der Abderiten betreffe; wo kein Geſetz ſey, finde auch kein gerichtliches Verfahren Statt; und das erſte Beyſpiel, wo den Richtern geſtattet würde, einen Handel nach einer willkührlichen Billigkeit zu entſcheiden, würde das Ende der Freyheit von Abdera ſeyn. Wenn der Streit auch noch was Geringers beträffe, ſo komme es nicht auf die Frage an, wie viel oder wenig er werth ſey, ſondern, welche von den Partheyen

theyen Recht habe; und da kein Geſetz vorhanden ſey, welches in vorliegendem Fall entſcheide, ob des Eſels Schatten ſtillſchweigend in der Miethe begriffen ſey oder nicht: ſo könne ſich weder das Untergericht noch der Senat ſelbſt, ohne die offenbarſte Tyrannie, anmaßen, dem Abmiether etwas zuzuſprechen, woran der Vermiether wenigſtens eben ſo viel Recht habe; oder vielmehr ein ungleich beſſeres, da aus der Natur ihres Kontrakts keineswegs nothwendig folge, daß die Meynung des letztern geweſen, jenem auch den Schatten ſeines Eſels zu vermiethen, u. ſ. w. Einer von dieſen Herren gieng ſo weit, daß er in der Hitze herausfuhr: er ſey jederzeit ein eifriger Patriot geweſen; und eh er zugeben würde, daß einer ſeiner Mitbürger ſich anmaßen ſollte, nur den Schatten einer tauben Nuß dem andern willkührlich abzuſprechen, eh wollt' er ganz Abdera in Feuer und Flammen ſehen.

Izt verlohr der Zunftmeiſter Pfrieme alle Geduld: das Feuer, ſagte er, womit man die ganze Stadt mit ſolcher Verwegenheit bedrohe, ſollte mit demjenigen angezündet werden, der ſich ſo zu reden unterſtehe. „Ich „bin kein ſtudierter Mann, fuhr er fort; aber, bey „allen Göttern, ich laſſe mir Mäuſedreck nicht für „Pfeffer verkauffen! Man muß den Verſtand verlohren „haben, um einem geſunden Menſchen weiß machen zu „wollen, daß es ein eignes Geſetz brauche, wenn die „Frage iſt, ob ſich einer auf eines Eſels Schatten ſetzen „dürfe,

mengefügt worden, ſich wieder trennen, die beſchworne Treue brechen, und des Himmels ſpotten? Sollen wir ſo unbeſtändige Kinder aus uns ſelbſt machen, einen Augenblik darauf wieder unſre Hände zurükzuziehen? Soll die beſchworne Treue wieder abgeſchworen, und das Brautbette des lächelnden Friedens von blutigem Krieg zertreten werden? O heiliger Mann, mein ehrwürdiger Vater, laßt es nicht ſo ſeyn! Erfindet, rathet, ſchlaget einen gelindern Weg vor, und wir wollen uns glüklich ſchäzen, euch zu willfahren und Freunde zu bleiben.

Pandolph.

Alle Form iſt unförmlich, und jeder Weg ein Irrweg, der nicht der Freundſchaft mit England entgegenſteht. Zu den Waffen alſo; ſey der Verfechter unſrer Kirche, oder die Kirche unſre Mutter wird ihren Fluch über dich ausſprechen, den Fluch einer Mutter über einen rebelliſchen Sohn. Frankreich, es wäre dir beſſer eine Schlange bey ihrer Zunge, einen ergrimmten Löwen bey ſeiner mördriſchen Taze, einen hungernden Tyger bey ſeinen Zähnen zu halten, als in Freundſchaft dieſe Hand zu halten, die du hältſt.

König Philipp.

Ich kan wohl meine Hand aber nicht meinen Eyd zurük ziehen.

Pandolph.

Du machſt alſo die Pflicht zu einem Feind der Pflicht, und ſezeſt, wie in einem Bürger-Krieg, Eyd gegen Eyd,

„dürfe, der mit baarem Geld das Recht erkauft hat,
„auf dem Esel selbst zu sitzen. Ueberhaupt ist es
„Schande und Spott, daß so viel ernsthafte gescheidte
„Männer sich den Kopf über einen Handel zerbrechen,
„den jedes Kind auf der Stelle entschieden haben würde.
„Wenn ist denn jemals in der Welt erhört worden,
„daß Schatten unter die Dinge gehören, die man ein-
„ander vermiethet?„ —

Herr Zunftmeister, fiel der Rathsherr Euphranor ein, ihr schlagt euch selbst auf den Mund, wenn ihr das behauptet; denn wenn des Esels Schatten nicht vermiethet werden konnte, so ist klar, daß er nicht vermiethet worden ist; denn a non posse ad non esse valet consequentia. Der Zahnarzt kann also, nach eurem eignen Grundsatz, kein Recht an dem Schatten haben, und das Urthel ist an sich null und nichtig.

Der Zunftmeister stutzte; und da ihm nicht gleich einfiel, was sich auf dieses feine Argument antworten ließe: so fieng er desto lauter an zu schreyen, und rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daß er eher seinen grauen Bart Haar vor Haar ausrauffen, als sich noch in seinen alten Tagen zum Esel machen lassen wollte. Die Herren von seiner Parthey unterstutzten ihn aus allen Kräften; allein sie wurden überstimmt; und alles, was sie endlich mit Beyhülfe des Archon und des Rathsherrn, der immer leise auftrat, erhalten konnten, war: daß die Sache einweilen *in ſtatu quo* bleiben sollte,

ſollte, bis man im Archiv nachgeſehen hätte, ob ſich kein Präjudicium fände, wodurch dieſer Handel ohne größere Weitläuftigkeiten entſchieden werden könnte.

(Die Fortſetzung künftig.)

W.

III.

Ueber Linguets Annales Politiques, Civiles et Litteraires du XVIII. Siecle.

Hr. Linguet hat durch ſeine Beredſamkeit als Sachwalter und als Schriftſteller — durch ſeine Neigung beynahe über alles in der Welt andrer Meynung zu ſeyn als andre Leute — und durch ſeine Händel mit der ehrſamen Innung der Parlaments-Advocaten zu Paris, die ihn aus ihrem ſogenannten Tableau ausgewiſcht haben, und mit dem Parlament ſelbſt, bey welchem er gegen dieſe Vergewaltigung vergebens Schutz geſucht — ſeinen Nahmen ſeit einigen Jahren allzubekannt gemacht, als daß er irgend einem unſrer Leſer ganz fremde ſeyn könnte.

Von ſeiner ſchimmernden Seite geſehen, ſcheint er einer der letzten Sterne zu ſeyn, welche die zunehmende Verfinſterung des Franzöſiſchen literariſchen Himmels

Himmels ſichtbarer machen. Seine Talente ſind mannichfaltig, ſeine Kenntniſſe ausgebreitet (wiewohl eben deswegen faſt immer ſeicht und unzuverläßig) und in der berüchtigten Kunſt, die an Sokrates und Plato ſo unverſöhnliche Gegner hatte, der Kunſt eine ſchlimme Sache beſſer zu machen, iſt er vielleicht der erſte Meiſter unſrer Zeit.

Es iſt beynahe unmöglich, daß die Profeſſion, die er vormals, mit einem Erfolg der vielleicht die Hauptquelle ſeines nachmaligen Unglücks war, getrieben, einem ſo lebhaften Geiſte nicht einen beſondern Schwung gegeben haben ſollte, der ihn als Schriftſteller aus den Meiſten ſeiner Sprach- und Zeitgenoſſen ausheben mußte. Ich meyne hier nicht ſowohl die Gewohnheit, Deklamationen für Raiſonnement zu verkaufen, die zwar (vor und nach dem großen Cicero) allen gerichtlichen Rednern mehr oder weniger (je nachdem ihre Sache ſchlechter oder beſſer war) beygewohnt hat, worinn er aber gleichwohl allenthalben eine Menge Geſellen hat, die niemals Sachwalter geweſen ſind: ich meyne vielmehr die Neigung — Sätze zu behaupten, bey denen er ſich zumvoraus eines allgemeinen Widerſpruchs verſehen kann — Sätze zu beſtreiten, die mit dem Bild und der Ueberſchrift groſſer Männer zu gangbaren und überall ohne Widerſpruch angenommenen Meynungen geſtempelt waren; gegen Perſonen, die ſchon Jahrhunderte lang im Beſitz der allgemeinen Hochachtung geweſen, den *Aduocatum Diaboli* zu ſpielen —

und Andre gegen die ganze Welt in Schuz zu nehmen, deren Sache man längſt als unheilbar aufgegeben hatte. Dieſe Art von Verdienſt ſcheint Hr. Linguet als Sachwalter und als Schriftſteller hauptſächlich ambitioniert zu haben: und man muß geſtehen, daß man verzweifelte Händel nicht ſcharfſinniger und mit einer täuſchendern Beredſamkeit vertheidigen kann als er. Die Fertigkeit, die er hierinn erlangt hat, iſt ihm ſo ſehr zur Natur geworden, daß ſie auch, nachdem ihn die Verfolgungen ſeiner Widerſacher zu einer ſogenannten freywilligen Entfernung aus ſeinem Vaterlande getrieben, noch immer die Seele ſeiner ganzen Thätigkeit iſt. Herr Linguet blieb mitten in London was er noch izt — ich weiß nicht wo? iſt — immer Sachwalter, immer, und mehr als jemals, der redſelige und unermüdliche Verfechter jeder Meynung, wo er, wie Lucan's Cato, der einzige von ſeiner Parthey zu ſeyn hoffen kann; nur mit dem Unterſchied, daß er, anſtatt daß er ehmals ſeine Talente mehr in Vertheidigung ſchlimmer Privatſachen übte, ſich nun zum Advokaten der (leider!) verzweifelten Sache der Menſchheit, und zum allgemeinen Kontradiktor aller und jeder aufwirft, welche ihm auf irgend eine Weiſe unbillige Anſprüche an ſie zu machen, oder ihren Rechten und Freyheiten zu nahe zu treten ſcheinen.

Dieß iſt, däucht mich, der vortheilhafte Geſichtspunct, woraus ſeine im Jahr 1777. angefangnen und bisher mit großem Succeß fortgeſetzten *Annales Politiques*,

ques, Civiles & Litteraires du XVIII. Siecle betrachtet werden können; ein Periodiſches Werk, deſſen Anſprüche nichts Geringers, als — alle göttlichen und menſchlichen Dinge umfaſſen, und, welches wenn die Ausführung der erregten Erwartung nur einigermaaßen zuſagen ſollte, einen alles überſchauenden Verſtand, und (da Hr. L. ſich deſſen ganz allein unterfängt) in einem einzigen Kopfe einen Umfang von Kenntniſſen und Einſichten vorausſetzt, den man kaum der anſehnlichſten gelehrten Geſellſchaft, zuſammengenommen, zutrauen dürfte.

Bey einer ſolchen Unternehmung möchte man wohl ausruffen:

Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Aber ein ſo rüſtiger Kämpfer, wie Hr. Linguet, erſchrickt vor keinem Abentheuer. Wenn es Gefühl ſeiner Kräfte iſt, was ihn ſo außerordentlich zuverſichtlich macht: ſo muß man geſtehen, kein Andrer hat jemals den Nahmen eines Philoſophiſchen Herkules mehr verdient; und er iſt, trotz aller Verfolgungen der Rabuliſten, Encyklopädiſten, Oekonomiſten und Akademiſten zu Paris, der Beneidenswürdigſte aller Sterblichen.

In der That läßt der Ton, worinn er ſeine Annalen angekündigt, und in welchem er ſich bisher unverändert erhalten hat, nichts anders glauben, als daß dieſer Mann ſich ſelbſt für das große Organ halten müſſe, durch welches die Vernunft ihre Götterſprüche

ertönen laſſe. Nie hat irgend ein Schriftſteller zugleich mit mehr anſcheinender Kaltblütigkeit, mit weniger Mißtrauen in ſich ſelbſt, und mit weniger Achtung für Andre geſchrieben; und es ſey nun, daß man ihn als Herold der Wahrheit, oder als Geſchäftsträger des menſchlichen Geſchlechts, oder (welches der Charakter iſt, worinn er ſich am meiſten zu gefallen ſcheint) als Oberrichter über die Völker und Fürſten des Erdkreiſes — die ihm aus ſeinem Kosmopolitiſchen Augenpunkt als ſo viele einzelne auf unſerm Erdenkloſe herumkrabbelnde Weltbürgerlein erſcheinen — auftreten ſieht, um mit einer Mine und einem Ton, für die ich keine Vergleichung kenne, die Erdenbewohner zu belehren, zu züchtigen und zu richten: So weiß man nicht, was man am meiſten bewundern ſoll — ob den Mann, der in der ſüßen Trunkenheit ſeines Eigendünkels die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft für ein Attribut der ſeinigen hält? — oder die theure Leſerſchaar, die ſich durch allen den Fracas imponiren läßt, und der man ſich nur, mit anhaltender Dreiſtigkeit, für was man will zu geben braucht, um von ihr dafür gehalten zu werden; oder wenigſtens (wie die Taſchenſpieler und Geiſterbanner vom gemeinen Volke) mit einer Art von grauenhaftem Reſpekt als ein Wundermann angeſehen zu werden, um den ſich Alles herdrängt, weil man Zeichen und Wunder von ihm erwartet; und dem gleichwohl niemand zu nahe zu kommen, oder recht unter die Augen zu ſchauen ſich getraut, weil

weil man ſich vor eben dieſer Zaubermacht fürchtet, von der man ſich ſo gerne beluſtigen läßt.

Etwas dieſem ähnliches muß es doch wohl ſeyn, was die Augen der wackern Leute blendet, welche einem Schriftſteller wie Linguet das Compliment machen können: „man finde in jedem Artikel ſeiner Politiſchen „Annalen die Gründlichkeit des Räſonnement durch die „Annehmlichkeit der Schreibart verſchönert, und was „ihnen den gröſten Werth gebe, ſey, der Ton von „Freymüthigkeit und Wahrheit, der darinn herrſche.„ (*) Der weiſe Verfaſſer des Schreibens, das ſich mit dieſem Compliment anfängt, bekennt, daß ihm dieſer Ton von Wahrheit ein Vertrauen zu Hrn. Linguet einflöße, welches ihn alle Nachrichten, die er uns gebe, blindlings glauben mache. — Es wäre zu beklagen, wenn dieſes blinde Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Hrn. Linguet von ſo weitem Umfang wäre, als der Geſchmack an der Sachwalteriſchen Wohlredenheit ſeines Vortrags; und noch ſchlimmer wär es, wenn ſich dies blinde Vertrauen bis auf ſeine Urtheile, und auf alle die dreiſten Behauptungen erſtreckte, die er ſo vorbringt, als ob es Thatſachen wären, wiewohl es im Grunde bloße Urtheile und Meinungen ſind; und zwar Urtheile und Meinungen über Dinge, wovon Hr. Linguet oft nicht den mindeſten Begriff hat, der ihm ein Recht gäbe, ſeine Meinung davon zu ſagen.

(*) S. das Avertiſſement vor dem IV. *Tom.* der *Annales Politiques p.* 11.

Wir können nicht ſo klein von dem Verſtande des gröſsern Theils ſeiner Leſer denken, um zu befürchten, daſs er einen ſo ſchädlichen Vortheil jemals über ſie erhalten werde. Indeſſen iſt doch nur zu gewiſs, daſs die auſserordentliche Zuverſichtlichkeit ſeines Tons viele dahinreiſst; und es wäre allerdings nicht gleichgültig, wenn dieſer Ton (wie es das Anſehen gewinnt) auch unter uns Nachahmer fände, die, durch den Succeſs einiger Franzoſen aufgemuntert, ſich die bekannte Trägheit unſers Publicums auf ähnliche Art zu Nutze machen wollten.

Wir glauben alſo, daſs es keine übelangewandte Zeit ſeyn werde, wenn wir einen kleinen Artickel dazu anwenden, mit Hrn. Linguet im Nahmen der Wahrheit ein wenig abzurechnen; und an einigen von den unzähligen Beyſpielen, wovon ſeine Blätter wimmeln, zu zeigen, wie ſehr man Urſache habe, bey denjenigen auf ſeiner Huth zu ſeyn, die am meiſten Lerm mit ihrem Eifer für die Sache der Wahrheit machen.

Niemand hat ſich ſelbſt je ein wichtigers Air gegeben als Herr Linguet. Das ſogenannte Avertiſſement vor dem vierten Bande ſeiner Annalen enthält auf allen Blättern Proben davon, die bis zum Lächerlichen gehen. Da bey dieſem Manne alles Phraſeologie und Wendung und ſelbſtbeliebige Art ſich die Sachen vorzuſtellen iſt, und da ſeine Sprache ihm dazu, mehr als irgend eine andre thun könnte, die gröſsten Bequemlich-

quemlichkeiten darbeut: ſo weiß er beynahe einem jeden Federzug, den er thut, das Anſehen eines Verdienſts zu geben, und ſogar die eckelhaften Ergießungen ſeiner Galle über Dalembert, Marmontel, la Harpe, Arnault, und andre ſeiner literariſchen Widerſacher, adelt er zu Tugenden, die er dem Staat erweiſt, und „ſein Herz genießt dabey *le plaiſir de faire le Bien Public*.„ Das iſt nun freylich ein Trick, den er mit dem geringſten Friſeur und Tanzmeiſterchen ſeiner Nation gemein hat; aber man überſieht auch an einem Friſeur, was man einem Manne, der ſich für einen Philoſophen giebt, nicht überſehen kann. Immerhin mag jener ſeine Locke, um die Probe über ihre Dauerhaftigkeit zu machen, in den Ocean tauchen; man lächelt, und damit iſts wie zuvor. Aber wenn der Sophiſt, der Schwätzer, der Philoſophiſche Taſchenſpieler Linguet von dem nunmehrigen geheimen Ort des Drucks der *Leſſons qu' il donne aux Hommes* ſagt: „Mein der Wahrheit geheiligtes Werk ſoll in dem Brunnen gedruckt werden, „worein die Verkehrtheit der Menſchen dieſe Tochter „des Himmels ſich zu verbergen genöthigt hat:„ ſo weiß man nicht, ob man über die Thorheit, welche bona fide ſo ſpricht, die Achſeln zucken; oder was man der Unverſchämtheit thun ſoll, die der Welt durch ſolche Phraſes Staub in die Augen zu werfen vermeynt. Gerne, wo es nur immer möglich iſt, wollen wir glauben, daß der ſo ganz über allen Begriff gehende Thraſonismus dieſes Mannes ein Fehler ſeines Verſtandes,

oder eine zur Gewohnheit gewordene Ungezogenheit ſey, deren er ſich ſelbſt nicht mehr bewußt iſt; und daß es ihm dabey wie jenem alten Gadriga gehe, der ſeine Lüge ſo lange erzählt hatte, bis er ſie endlich ſelbſt glaubte. Und würklich ſcheint dies der Fall zu ſeyn, ſobald er von ſich ſelbſt ſpricht, welches ihm ſo oft begegnet, daß ein großer Theil ſeiner Annalen blos mit dem Wind, den er von ſich ſelbſt macht, aufgeblaſen iſt. Es iſt ziemlich begreiflich, wie ein Autor, der ſchon etliche Jahre gewohnt iſt, das ganze Europa zum Confident ſeiner kleinen Privatangelegenheiten, ſeiner kleinen Zwiſtigkeiten und Fehden mit Pariſiſchen Advokaten und Schöngeiſtern, und aller der kleinen oder groſſen Verfolgungen, die er von ſeinen Feinden erlitten haben ſoll, gemacht hat, ſich endlich in die Illuſion hineinſchwazt, ſich für einen ſehr wichtigen Mann zu halten, und allen ſeinen kleinen Schickſalen und Zufällen in ſeiner Einbildungskraft das Anſehen großer Abentheuer und wichtiger Weltbegebenheiten zu geben. Daher läßt ſich z. B. erklären, warum er ſich ſo pompöſer Bilder bedient, da er uns erzählt, wie es zugegangen ſey, daß er in ſeiner Hofnung, in der Schweiz eine Freyſtatt für den Druck ſeiner Annalen zu finden, ſich betrogen gefunden habe. Wäre Hr. Linguet ein beſcheidner Mann, ſo würde er mit dieſer Begebenheit (wenn er ja glaubte daß die Welt davon unterrichtet ſeyn müſſe) in etlichen Zeilen haben fertig werden können. Er würde ſich begnügt haben zu ſagen: man habe zu Genf, oder Bern,

und Verſprechen gegen Verſprechen. Haſt du nicht dein erſtes Gelübde dem Himmel gethan, nemlich ein Beſchüzer unſrer Kirche zu ſeyn, und muß dieſes nicht zuerſt erfüllt werden? Was du ſeitdem geſchworen haſt, iſt wieder dich ſelbſt geſchworen, und kan nicht von dir vollzogen werden; denn wenn du geſchworen haſt unrecht zu thun, ſo beſteht das Unrecht darinn, wenn du deinen Schwur hältſt; und wenn du ihn nicht hältſt, wofern ihn zu halten unrecht iſt, ſo kanſt du deine Pflicht nicht beſſer halten, als wenn du ihn nicht hältſt. In dieſem Fall iſt das Rechtmäßigſte, zweymal Unrecht zu thun; es ſcheint unrecht, aber das Unrecht wird dadurch wieder recht, und Untreue heilt Untreue, wie Feuer in den geröſteten Adern eines Menſchen, der verbrennt wird, das Feuer kühlt. Die Religion iſt es, was beſchworne Gelübde halten macht; allein du haſt wider die Religion geſchworen; du ſchwörſt bey etwas, wider welches du ſchwörſt, und machſt einen Eid zur Sicherheit deiner Treue, gegen einen Eid, deſſen Treue du dadurch unſicher machſt. Wenn man ſchwört, ſo ſchwört man ja allein, daß man nicht meineidig ſeyn ſoll; was für ein Geſpötte wär' es ſonſt zu ſchwören? Du aber ſchwörſt allein, um falſch zu ſchwören; und biſt meineidig, wenn du hältſt was du geſchworen haſt. (*) Dein lezter Eid, den du

gegen

(*) In dieſer langen Rede läßt Shakeſpear den Legaten ſeine Geſchicklichkeit in der Caſuiſtik zeigen; und das abentheuriſche Gemengſel von Wortſpielen und Nonſens, woraus ſie beſteht, ſoll, nach ſeiner Meynung die Scholaſtiſche Dialectik lächerlich machen. Wenn der Legat, wie im Verfolg des Stücks geſchieht, die ein Staatsmann

oder wo er ſonſt um die Freyheit ſeine Marktſchreyers-Bude aufzuſchlagen nachgeſucht haben mag, aus politiſchen Rückſichten Bedenken getragen, ihm ſolche zu geſtatten. Damit wär es gut geweſen, und kein Menſch würde ein Mehreres davon zu wiſſen verlangt haben. Jedermann hätte ungefähr ſo viel Weltkenntniß gehabt, um ſich das Wahre von der Sache vorzuſtellen — als, zum Exempel: daß die Vorſteher jener Helvetiſchen Republiken weder den Hrn. Linguet noch ſeine Annalen für wichtig genug gehalten, ſich um ihrentwillen auch nur der geringſten Unannehmlichkeit auszuſetzen, die daraus hätte erfolgen können, wenn Blätter, worinn nicht nur ſo viele öffentliche Corps und Geſellſchaften in Frankreich aufs heftigſte angegriffen werden, ſondern ſelbſt über Nationen, Könige, Fürſten und öffentliche Welthändel mit Cyniſcher Freyheit ins Gelach hinein raiſonniert wird — wenn, ſage ich, Blätter dieſes Schlags öffentlich aus einer Helvetiſchen Druckerey hervorgegangen wären. Aber freylich eine ſolche Vorſtellungsart paßte nicht zu der Eitelkeit unſers Sachwalters der Wahrheit und des menſchlichen Geſchlechts. Er mußte alſo der Sache einen erhabnern Schwung geben. „Man betrachtete (ſagt er) in der Schweiz meine Fe„der als einen elektriſchen Conduktor, welcher fähig „wär den Blitz allenthalben hinzuziehen, wo man es „wagen würde ſie zu fixiren. Es ſchien, als ob bey „Eröfnung meines Portefeuille alle Miniſterial-Rach„werkzeuge auf den Ort, der dieſer furchtbaren Büchſe

„der Pandora Aufenthalt gäbe, zuſammenſtürzen, und „die Gegend in den Abgrund verſenken würde, welche „unvorſichtig genug wäre, einem neuen Titan Zuflucht „zu geſtatten. „ — Es fällt ſtark in die Augen, daß all dies Perſifflage die guten Helvetier lächerlich machen ſoll. Und freylich, wenn ſie fähig geweſen wären, ein Männchen wie Hr. Linguet für einen neuen Titan und ſein Portefeuille für die Büchſe der Pandora anzuſehen, ſo würden ſie bald aufhören fähig zu ſeyn vor Gericht Zeugniß abzulegen, ein Teſtament zu machen, oder irgend eine andre bürgerliche Handlung zu verrichten. Aber Hr. L. ſoll uns nicht bereden, ſo unwürdig von ehrwürdigen und weiſen Männern zu denken. Der elektriſche Conduktor, die Blitze, die furchtbare Büchſe der Pandora, und der himmelſtürmende Titan ſind bloße Meteore ſeiner eignen lächerlichen Eitelkeit und affektierten Schöngeiſterey; und vergebens hoft er, in ganz Europa einen Kopf ſchwach genug zu finden, um ihm durch ſo ſchülerhafte Rhetorskniffchen ſo unendlich kleine Gegenſtände wichtiger zu machen, als ſie an ſich ſelbſt ſind. Der geringſte Menſch kann durch die geringſte Handlung, unter gewiſſen Umſtänden, die Aufmerkſamkeit des wichtigſten Mannes, ja die öffentliche Aufmerkſamkeit erregen: aber deßwegen ſoll er nicht ſo albern ſeyn, ſich gleich einzubilden, daß er darum ſelbſt ein wichtiger Mann ſey.

Doch, wie geſagt, man möchte dem Hrn. L. ſeine Eitelkeit immer hingehen laſſen, wenn ſie nicht die

Mutter

Mutter einer Inſolenz wäre, deren Würkungen oft allzugroß ſind, um mit dem Charakter eines Wahrheitliebenden Mannes beſtehen zu können. Für diesmal mag es an Einer Probe genug ſeyn, die in einer Anmerkung in dem ſchon angezognen Vorbericht zum 4ten Theil der politiſch-literariſchen Annalen zu finden iſt.

Linguet, der in dieſem Vorbericht den Herrn Dalembert und Marmontel noch ſchlimmer als jemals mitſpielt, hatte (dem Anſehen nach, bloß um ſich zu jener Anmerkung Gelegenheit zu machen) geſagt: Die Figur des Hrn. Dalembert könnte Bildhauern zu einem Modell von Majeſtät dienen. Nun leſe man die Note zu dieſem Text. — „Ich kann nicht umhin (ſagt Hr. L.) „dem Hrn. Dalembert bey dieſer Gelegenheit eine Anek„dote mitzutheilen, die ihm vielleicht unbekannt iſt, und „die ihm unfehlbar ſehr ſchmeicheln muß. Ich weiß „nicht, was für ein *Docteur Allemand* (*) hat ein dickes „Buch (un gros traité) über die Phyſionomien ge„ſchrieben; er offenbart die Kunſt, aus den Lineamen„ten des Geſichts die Talente, den innern Werth „(le merite) kurz, die Seele und das Herz eines Men„ſchen

(*) Ich laſſe dies Docteur Allemand wie es iſt, weil es mit allen den Nebenbegriffen, die in Franzöſiſchen Köpfen mit den Worten Docteur Allemand aſſociirt ſind, nicht Teutſch gemacht werden kann. Ein gewiſſer teutſcher Schulmeiſter oder Pedant — würde vielleicht dem, was die Herren Franzoſen durch je ne ſai quel Docteur Allemand ſagen wollen, am nächſten kommen.

„ſchen herauszufinden. Er verſichert, daß es noch nie „einen groſſen Mann gegeben, auf deſſen Naſe, und „in deſſen Zügen man nicht die Grundlagen ſeiner Re„putation finde. Er citiert den Hrn. Dalembert als „ein Beyſpiel. Wahr iſts, er geſteht, er habe nie den „Troſt gehabt ihn zu ſehen; aber nach ſeinen geſtoch„nen Bildniſſen, die er ſehr ſtudiert hat, verſichert der „Herr Doktor, ſehr wohl bemerkt zu haben, daß dieſe „Naſe, und dieſe Züge keinem gemeinen Menſchen zuge„hören. „ — Ich brauche keinem teutſchen Leſer zu ſagen, daß die Rede hier von Lavater ſeyn ſoll. Aber wer muß der Menſch ſeyn, der in dieſem impertinenten Ton von Perſifflage von einem Mann wie Lavater, und von einem Werk wie die Phyſiognomiſche Fragmente ſind, ſchwatzen kann? Seit wenn iſt Lavater ein *Docteur*, oder ein Docteur *Allemand*? Woher hat Hr. Linguet ein Recht, einen durch ſeinen bürgerlichen und ſittlichen Charakter ehrwürdigen Geiſtlichen und Pfarrern in der erſten Stadt von Helvetien, als *je ne ſai quel Docteur Allemand* zu traktiren? Glaubt er, daß ihm das beſſer anſtehe, als wenn irgend ein teutſcher Exadvokat und Annaliſt den *Curé de St. Sulpice* zu Paris, oder welchen andern Pfarrern er will, und wenn es auch nur der Pfarrer zu *Peireburade* oder *Pierrebuſſiers* wäre, *je ne ſai quel prêtre François* nennen wollte? Sonderlich wenn, nach einſtimmigem Urtheil der ganzen Nation, dieſer Pfarrer einer ihrer gröſten Männer wäre? Freylich iſt klar, daß

Hr.

Hr. Linguet weder den Mann, auf deſſen Unkoſten er den ihm verhaßten Dalembert lächerlich machen will, noch das Werk kennt, von dem er in einem Ton ſpricht, der nur dem albernſten Produkt eines *Imbecille* angemeſſen ſeyn kann. Es iſt klar, daß er nicht einmal das Titelblat davon geſehen hat, und vermuthlich weiß er auch nicht Teutſch genug um es zu verſtehen. Aber entſchuldigt ihn dieſe Unwiſſenheit? Was ſoll man von einem Manne denken, der Annales litteraires du XVIII Siecle ſchreibt, Annalen, deren Umfang ſich über ganz Europa erſtrecken ſoll, und dem ſo wenig daran liegt, ſich von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften auſſerhalb ſeinem eignen kleinen Zirkelchen beſſer zu unterrichten? Der von Lavatern und ſeinem Werke verächtlich ſpricht, und nicht einmal weiß, wer Lavater iſt, und was das Werk auf ſich hat, das er durch die unverſtändige Benennung *d un gros traité ſur les Phyſionomies* verächtlich machen will? Stund es nicht bey ihm, beſſer unterrichtet zu werden? Hatte er nicht wenigſtens bey ſeinem Aufenthalt in der Schweitz dazu die beſte Gelegenheit? Man weiß zwar wohl, daß L. auch in der Schweiz ſeine Gegner und Verkleinerer hat. Aber ob Gott will, iſt doch wohl keiner von ihnen ſo ungerecht oder ſo arm am Geiſt, ihm nicht wenigſtens den Vorzug außerordentlicher Fähigkeiten — und ſeinem Phyſiognomiſchen Werk den Werth einer Menge groſſer und tiefſinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkun-

merkungen, und weitgrenzender Blicke in das, was noch unbekanntes Land auf der Karte der menſchlichen Erkenntniß iſt, einzugeſtehen? Hätte Hr. Linguet nicht bey der geringſten Erkundigung wenigſtens ſo viel erfahren können, daß Lavaters Werk nicht das Hirngeſpinſt eines Träumers, ſondern das mühvolle Unternehmen eines Naturforſchers iſt? Daß er die Phyſiognomik nicht, wie eine alte Zigäunerin die Chiromantie, oder wie Hr. Linguet die Politik und Litteratur, ſondern wie ein weiſer Mann behandelt hat, der ein neues und faſt unermeßliches Feld der Naturgeſchichte zu bearbeiten anfängt: und dem die Nachwelt, was ſie auch von dieſen oder jenen einzelnen Theilen oder Stellen ſeiner Fragmente urtheilen mag, doch gewiß ſeinen Platz neben den Bacon, Locke, Bonnet, Büffon, u. ſ. w. weder verſagen kann noch verſagen wird? Unſtreitig hätt' es in Genf oder Bern oder Lauſanneleute gegeben, die ihm das alles geſagt hätten, wenn er ſich hätte erkundigen wollen? Aber freylich, was bekümmert ſich der größte Theil der ſich ſelbſt genugſamen Franzöſiſchen Literatoren um die Verdienſte der Teutſchen oder andrer Ausländer? Und gerne wollten wir auch Hn. Linguet das Vorrecht zugeſtehen, nicht zu wiſſen, was ihn, ſeiner Meynung nach, nicht angeht — und nichts lernen zu wollen, wenn er bereits alles was lernenswerth iſt zu wiſſen glaubt. Aber nur ſoll er alsdann auch von dem ſchweigen, was er nicht weiß! — Oder ſollte er etwa die Verachtung, die er der Teutſchen und Helvetis

vetiſchen Nation durch dieſe abſchätzige Art von einem ihrer anerkannten gröſten Männer zu ſprechen, dadurch zu rechtfertigen vermeynen, wenn er uns ſagte: „ich hab es nie der Mühe werth gehalten, mich um den Zuſtand der Wiſſenſchaften bey euch, und wie viel oder wenig eure Gelehrten gethan haben, zu bekümmern?„ — Doch, wir wollen den einzigen möglichen Fall ſetzen, der Hrn. Linguet zu einigem Vorſtand gereichen könnte: daß er das Wenige, was er von dem je ne ſai quel Docteur Allemand und von ſeinem Gros Traité ſur les Phyſiognomies gehört hat, von irgend einem irrenden Französchen, Barbier oder Friſeur, mit dem er in einer Auberge bekannt worden, aufgeſchnappt habe. Entſchuldigt ihn das? Für tauſend junge wandernde Herrchen ſeiner Nation möcht es genug ſeyn. Aber wahrlich der Mann, der ſich für den noch allein übrig gebliebnen Propheten und Prieſter der Wahrheit ausgiebt; der Mann, der ſeine Blätter in dem Brunnen drucken läßt, wohin ſich dieſe Tochter des Himmels verborgen hat; der Mann, der alle Augenblicke auf ſeine Unpartheylichkeit und Exactitude pocht, und dem nehmlichen Aufſatz, worinn er ſolche Proben davon giebt, mit den Worten beſchließt: je ne me piquerai plus du tout *de prouver par le raiſonnement que je ſuis exact*, je me contenterai *de l'être* — Dieſer Mann muß gewichtigere Garanten ſeiner Urtheile haben als Barbiergeſellen, oder vielleicht einen Journaliſten, der nicht beſſer urtheilt als jene. Von einem ſolchen

chen iſt die Welt berechtigt mehr zu fodern; und ſollt' ich mir auch dadurch bey Gelegenheit die Ehre zuziehen, von Hrn. L. als ein je ne ſai quel petit Poëterau et obſcur Periodiſte allemand tractiert zu werden, ſo muß ich die Ehre haben ihm zu ſagen: daß noch eine einzige ſolche *preuve d'exactitude*, wie er da vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt abgelegt hat, hinlänglich iſt, ſeine Sendung zum Apoſtolat der Wahrheit in Europa ſehr verdächtig zu machen.

Aber freylich müſſen wir nicht vergeſſen, daß der Schriftſteller, von dem wir hier reden, der nehmliche exacte Annaliſt des XVIII. Jahrhunderts iſt, der dem Dictionaire Encyclopedique ſein ganzes Recht angethan zu haben glaubt, wenn er es als eine *Compilation bigarreé qui ſeroit infinement dangereuſe ſi elle n'etoit ridicule* qualificiret; der die ganze Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wegen einer Preisaufgabe, die er nicht verſteht oder nicht verſtehen will, wie einen Hauffen blödſinniger Knaben, die nicht wiſſen was ſie wollen — die Fürſten Germanieno wie eben ſo viel kleine Junkern — und einen der größten Menſchen, die jemals auf dem Schauplatz der Zeit die Rolle eines großen Königs geſpielt haben, ungefehr wie einen von den Königlein, deren Abraham mit dreyhundert und achtzehn Hausknechten ihrer fünfe auf einmal aus dem Felde ſchlug, behandelt. — Einem Skribenten von dieſem Schlage muß man freylich ein Priuilegium con-

tra

tra omnia Priuilegia gelten laſſen; oder woher ſollte ſonſt die Geduld kommen, womit man alle ſeine Incartaden, gegen ganze Nationen wie gegen einzelne Perſonen, und ſein politiſches Radotage über Welthändel, von denen ſeine Unwiſſenheit ihm alles Recht ſeine Meynung zu ſagen verbeut, bisher ertragen hat? Von einem Autor, der bey jeder Gelegenheit dem ganzen Corps Germanique ſo wenig Achtung zeigt, iſt freylich nicht zu erwarten, daß er einem einzelnen teutſchen Gelehrten anſtändig begegne. Im Grunde war es ihm auch, da er jene Note hinſchrieb, bloß darum zu thun, dem Herrn Dalembert einen Streich zu verſetzen. Daß es ſich nun juſt fügte, daß ein angeblicher Docteur Allemand zugleich mitgetroffen wurde, war zwar vielleicht nicht, was er eigentlich wollte, aber da es doch ein Mittel zu ſeinem Zweck war, ſo ſchien es ihm wenigſtens eine ſehr kleine Peccadille. Denn er verſündigte ſich ja nur an einem *Docteur Allemand*, d. i. (nach einer Denkart, die er mit hundert Franzöſiſchen Witzlingen gemein hat). *in corpore vili*, das ſich zu einem Franzöſiſchen Bel-Eſprit ungefehr verhält, wie die alten Karaiben zu den Spaniern, ihren Bezwingern; und wo ſich alſo noch fragen läßt, ob man ſich überall an ihnen verſündigen könne? — Bey allem dem wünſchen wir zur Ehre der Druckerey, die Hr. Linguet in dem Brunnen der Wahrheit angelegt hat, daß er ſein *Ouvrage conſacré à la Verité* künftig von dergleichen Flecken rein halten möge. Denn

es ziemt demjenigen, der bey jeder Gelegenheit seinen Encyklopädistischen Gegnern vorwirft, daß ihre Freyheit — freche Ausgelassenheit sey, noch weniger als irgend einem andern, die Freyheit, die man seiner eignen Feder zuläßt, mit so weniger Bescheidenheit zu gebrauchen.

W.

IV.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. A** D* V*** an —

über die Entdeckung einer sehr wichtigen Handschrift der Werke des Homers.

Venedig, den 23. Jenner 1779.

„Sie fragen mich, ob ich unter dem ansehnlichen Schatz von Handschriften in der St. Markus-Bibliothek (wo ich, Dank sey der Höflichkeit der hiesigen Edeln, alle Morgen 7 Stunden, ungeachtet der entsetzlichsten Kälte, zubringe) nicht irgend einen neuen griechischen oder lateinischen Dichter aufgespürt habe? Das hab' ich nicht; aber ich habe gleichwohl etwas gefunden, das eben so schätzbar ist — eine alte Handschrift des Homer aus dem zehnten Jahrhundert, in sehr großem Folio, und mit überaus klein geschriebenen Randnoten. Diese Noten enthalten **erstens** den ganzen Kommentar des berühmten Didymus

gegen deinen erſten geſchworen haſt, iſt alſo in dir ſelbſt eine Empörung gegen dich ſelbſt. Und du kanſt nimmermehr einen beſſern Sieg davon tragen, als wenn du dein beßres Selbſt gegen dieſe eiteln ſchwindlichten Eingebungen waffneſt; wozu unſer Gebet, wenn du es annehmen willſt, dir beyſtehen ſoll. Wo nicht, ſo wiſſe, daß unſre Flüche ſo heftig auf dich blizen ſollen, daß du nicht vermögend ſeyn wirſt ſie abzuſchütteln, ſondern unter ihrer ſchwarzen Laſt in Verzweiflung ſterben wirſt.

Oeſtreich.

Rebellion, offenbare Rebellion --

Faulconbridge.

Kan es denn nicht ſeyn? Iſt denn kein Kalbsfell da, das dir dein Maul ſtopfen kan?

Ludwig.

Vater, zu den Waffen.

Blanca.

An deinem Hochzeit-Tage? Wider das Blut, mit dem du dich vermählt haſt? Wie? Sollen erſchlagne Menſchen unſerm Feſt beywohnen? Sollen brauſende Trompeten und lautlermende Trummeln, den Tact zu unſerm hochzeitlichen Gepränge geben? O höre mich, mein Gemahl,

(o Him-

redet, ſpricht er auf einem ganz andern Ton: und ich vermuthe, die Abſicht war zu zeigen, daß die Römiſchen Höflinge ungleich beſſere Politici als Theologi ſeyen. Warburton.

dymus von Alexandrien (*) über die Ilias, und die kritiſche Unterſuchung eben dieſes Didymus über die Ausgabe des Homer, welche Ariſtarchus herausgegeben, und über die Noten dieſes berühmten Kritikers.

(*) Dieſer Didymus, der zu Julius Cäſars und Auguſts Zeiten geblüht hat, war der berühmteſte von den Schülern des Ariſtarchus, und ſelbſt der Stifter einer anſehnlichen Schule von Grammatikern, wie man damals diejenigen Gelehrten nannte, die ſich mit der Philoſophie der Sprache, und der kritiſchen Auslegung der alten Dichter beſchäftigten. Sein Kommentar über den Homer wurde um ſo höher geſchätzt, da er die Arbeit ſeines berühmten Vorgängers dadurch vollendet zu haben ſchien. Man hatte aber bisher alle Urſache ſolchen für verlohren zu halten. Denn die Scholien, die man lange Zeit für die Arbeit dieſes Didymus gehalten, und die unter dem Nahmen σχολια παλαια bekannt ſind (wo on ſich ein Exemplar der erſten unter Leo X. zu Rom 1517. veranſtalteten ſeltnen Ausgabe, die Scholia über die Ilias enthaltend, auf hieſiger Fürſtlichen Bibliothek befindet) ſind, wie J. A. Fabrizius bewieſen hat, nichts weniger als dieſer Kommentar des Didymus Chalcenterus, ſondern allenfalls das Werk eines viel jüngern Grammatikers dieſes Nahmens, oder vielmehr ein Miſchmaſch von notis Variorum, worunter auch Didymus ſeyn mag, unbekannt wann und von wem, zuſammengetragen. Wenn alſo dies neuentdeckte Mſcpt. die ächte und vollſtändige Εξηγησιν des beſagten Didymus enthielte, ſo wäre ſolches allerdings ein wichtiger Fund.

Dieſes ſchätzbare Werk, deſſen Verluſt man bisher beklagt hat, und welches gewiß mehr werth iſt, als alles, was bis auf unſre Zeiten über den Homer geſchrieben worden (*), weil es die Frucht der Bemühungen des größten Kritikers des Alterthums iſt, enthält die Aufklärung aller dunkeln und bisher unverſtändlichen Stellen der Ilias. Zweytens enthalten die Noten dieſer in ihrer Art einzigen Handſchrift das ganze Werk des Herodianus (**) über die Verſification, Proſodie, und Accentuation der Verſe Homers. Dieſes Werk, das man ebenfalls für verlohren hielt, wurde von den Alten ſehr geſchäzt, und verdient es. Drittens

(*) Von Grammatikern nehmlich.

(**) Dieſer Herodian, der von vielen Gelehrten irrig mit dem weit ſpätern Geſchichtſchreiber eben dieſes Nahmens vermengt worden, war ein berühmter Grammatikus aus Alexandrien. Priſcian geſteht ihm unter dieſen eine der oberſten Stellen zu, und Ammianus Marcellinus nennt ihn, Artium minutiſſimum ſciscitatorem. Was die beſte Meynung von ihm erwecken kann, iſt, daß er bey dem Kayſer M. Antoninus Philoſophus in ganz vorzüglicher Achtung geſtanden. Er hat unendlich viel geſchrieben, wovon das Meiſte, und beſonders ſein Hauptwerk, Proſodia catholica genannt, verlohren gegangen. In dem Verzeichnis, welches Fabrizius von ſeinen nicht mehr vorhandenen Arbeiten giebt, befindet ſich auch die ΟΜΗΡΙΚΗ ΠΡΟΣΩΔΙΑ, welche Hr. v. V. in dem Manuſcript, wovon hier die Rede iſt, ganz wiedergefunden hat. Conf. *Fabric.* Bibl. Graeca. Vol. VII. p. 10.

tens befindet ſich in dieſen Noten das ganze, bisher ebenfalls unbekannte Werk des Nikanor (*) über die richtige Punctuation der Homeriſchen Verſe, von welcher der Sinn unendlich vieler Stellen dieſes großen Dichters abhängt. Dies Werk gab dem Nikanor den Zunahmen des zweyten Homers. (**) Ueber all dieſes finden ſich auch am Rande dieſer Handſchrift alle Varianten der ſämmtlichen Ausgaben, welche die Griechen vom Homer verfertigt haben, als der beyden vom Ariſtarchus, der vom Ariſtophanes, (***) der von Chio,

(*) Der Nikanor, von welchem hier die Rede iſt, war ebenfalls ein Grammatikus zu Alexandrien, der zu K. Hadrians Zeiten blühte, und, weil er ſich beſonders große Mühe gab, die Materie von der Punctuation auf wiſſenſchaftliche Genauigkeit zu bringen, von ungelehrten Lachern mit dem Spottnahmen Stigmatias bezeichnet wurde. Das Werk dieſes Nikanors, welches Hr. v. V. wiedergefunden hat, wird vom Suidas unter dem Titel: Von den Puncten im Homer, und von dem Unterſchied im Verſtande des Texts der ſich dadurch ergiebt, angeführt.

(**) Eigentlich des neuen Homers. Es war immer ein unverſtändiger Beynahme, von Leuten, die nicht recht wußten was ſie ſagten; ſo groß auch das Verdienſt dieſes Grammatikers um die richtige Punctuation der Homeriſchen Verſe geweſen ſeyn mag.

(***) Hier verſtehe ich entweder den Herrn von *** nicht recht, oder es iſt ihm (wie den Gelehrteſten am leichteſten begegnet) ein kleiner Gedächtnißfehler entwiſcht

der von Massilien, u. s. w. imgleichen die Noten des Tyrannion und aller Kritiker des Alterthums.

Endlich, und was dieser Handschrift den Vorzug über alle andern in Europa giebt, findet man auch neben jedem Verse die Obelisken und Asterisken des Aristarch, welche, bekanntermaßen, die Zeichen sind, deren sich dieser große Kunstrichter bediente, um die unächten und verfälschten Verse im Homer, diejenige, wo die Lesart verdächtig ist, und diejenigen, welche einer

wischt — vielleicht ein bloßer Irthum der eilenden Feder. Der Grammatikus Aristophanes von Byzanz, der unter dem Ptolom. Philadelphus Vorsteher der Alexandrinischen Bibliothek war, hat keine neue Ausgabe, sondern blos eine neue Διορθωσιν oder Emendation des Homers gegeben, auf welche sich Eustathius häufig beziehet, und die man bisher für verlohren gehalten; die sich aber nun, nach der Versicherung unsers gelehrten Reisenden, in dem merkwürdigen Manuscript der St. Marcusbibliothek wiederfindet. Sein Schüler und Nachfolger Aristarch, der seinen Nahmen allen strengen Kunstrichtern zum Erbe hinterlassen hat, glaubte, daß sein Vorgänger in seiner Arbeit noch nicht Schärfe genug bewiesen habe; er ging noch weiter, und lieferte eine neue Ausgabe des Homer, mit seinen eignen Anmerkungen; und dies ist eben die berühmte Ausgabe mit den Obelen und Sternchen, welche ihm einen so grossen Nahmen unter den Kunstrichtern, aber auch schon zu seiner Zeit den Widerspruch und Tadel andrer gelehrten Männer von seiner Profession zugezogen hat.

ner Verbeſſernng nöthig haben, nebſt der Art ſie zu verbeſſern, anzugeben. (*)

Dieſe Handſchrift iſt alſo, wie Sie ſehen, ein wahrer Schaz; denn ſie giebt uns die ächte Leſart und führt uns zum wahren Verſtändnis des Fürſten der Dichter. Ich leſe den Homer ſchon ſo lange, daß ich ihn auswendig weiß; und gleichwohl hab ich in dieſer Handſchrift den Sinn einer unzählichen Menge von Stellen gefunden, die vorher weder ich noch irgend jemand recht verſtanden, und welche auch, ohne dieſe Handſchrift, wohl immer unerklärbar geblieben wären. Das Sonderbare dabey iſt, daß ſie bisher noch Niemanden bekannt geweſen; daß ſie in dem Verzeichnis der Handſchriften dieſer Bibliothek ſehr übel rubriciert iſt; kurz, daß man ſie bisher gar nicht wahrgenommen: da man hingegen aus einer andern Handſchrift eben dieſer Bibliothek weit minder erhebliche Noten gezogen und publiciert hat.„

Der Urheber dieſes Schreibens hat eine ſtarke Präſumtion für ſich, daß er den Werth ſeines gefundnen Schatzes nicht höher angegeben habe, als er ſeinem

(*) Fabricius erwähnt gleichwohl einer Handſchrift vom Homer, welche 1701. zu Dordrecht in der Auction der Johann von Wittiſchen Bibliothek vorgekommen, und mit den Obelis des Ariſtarchs verſehen ſey. Wo ſolche hingekommen, ſagt er nicht; und ich würde mich demjenigen verbunden achten, der mir davon Nachricht geben wollte.

innern Gehalt nach würklich iſt. Geſezt aber auch, er wäre nicht ganz ſo wichtig, als er ihn bey der erſten ungefähren Schäzung und in der erſten Freude über einen ſo unverhofften Fund ſich vorgeſtellt; geſezt daß wir durch dieſe Handſchrift zu mehrerer Berichtigung des Homeriſchen Textes und zu vollkommnerem Verſtändnis deſſelben, nicht ganz ſo viel gewännen, als uns Hr. v. B*** zu verſprechen ſcheint: ſo bleibt die Entdeckung dieſes bisher vernachläßigten und vor allen andern bekannten Handſchriften der Homeriſchen Werke ſo vorzüglichen Manuſcripts noch immer für alle Freunde der wahren Gelehrſamkeit eine höchſt intereſſante Begebenheit; und iſt es um ſo viel mehr, da ſie ſchwehrlich von Jemanden hätte gemacht werden können, der ſie zu benuzen geſchickter wäre als Hr. v. B***. Seine Stärke in der Sprache Homers und in der Griechiſchen Literatur überhaupt iſt ungewöhnlich, und ſeine Liebe zu dieſer Art von Wiſſenſchaften, ſein Eyfer für ihre Beförderung, übertrift alles. Er iſt gegenwärtig begriffen, dieſen ganzen Codex eigenhändig abzuſchreiben; und wir haben Urſache zu hoffen, daß die Frucht dieſer Bemühung eine neue Ausgabe des Homers ſeyn werde, die alle bisherigen an Vollkommenheit weit hinter ſich laſſen wird. Indeſſen wünſchen und hoffen wir, mit allem Reſpekt, den wir den alten Alexandriniſchen Grammatikern, Exegeten und Emendatoren des Homers ſchuldig ſind, daß Hr. v. B. ſich bey dieſer Gelegenheit einer Stelle aus Lucians

wahrer

wahrer Geſchichte erinnern werde, welche (ungeachtet des Perſifflage das durch dieſes ganze Stück des witzigſten aller Spottgeiſter herrſchet) den Ariſtarchen und Bentleyen alter und neuer Zeiten einen ſehr nöthigen Wink zu geben ſcheint. Er erzählt nemlich: als er auf ſeiner wundervollen Reiſe in die Inſel der ſeligen Schatten gekommen, habe er, während ſeines Aufenthalts daſelbſt, ſich auch mit Vater Homer bekannt gemacht, und ſich unter andern bey ihm erkundiget: was es mit den Verſen, die ihm von den Grammatikern abgeſprochen worden, für eine Bewandnis habe? Homer aber habe dieſe Verſe alleſammt für die ſeinigen anerkannt. Ich konnte alſo nicht umhin, ſezt Lucian hinzu, die froſtige Spitzfündigkeit (ψυχρολογιαν) der Grammatiker Zenodotus und Artſtarchus (welche beſſer hatten wiſſen wollen, was Homer geſchrieben habe als Homer ſelbſt) ſehr ſträflich zu finden.„ — Man kann mit einer unermeßlichen Sprachgelehrſamkeit ſehr ſtumpf an dichteriſchem Sinne ſeyn; und Hannibal, da er dem Schulmeiſter, der ihm mit einem tiefen Bückling einen von ihm verbeſſerten Homer präſentierte, das Buch an den Kopf warf und ſagte: wenn du der Mann wärſt, der den Homer verbeſſern könnte, ſo brauchteſt du wahrlich kein Hoſenpauker zu ſeyn — hatte wohl ſo unrecht nicht; wiewohl er den ehrlichen Schulmeiſter auf eine weniger ſoldatiſche Art hätte zurechte weiſen können. Es ſey ferne, daß ich hierdurch das Verdienſtliche der Bemühungen der alten Grammatiker und gelehrten

Neuern, die ächte Lesart des Homers oder irgend eines andern treflichen Schriftsteller herzustellen und über dunkle Stellen Licht zu verbreiten, im geringsten mißkennen wolle! Alles was ich damit sagen will ist bloß: daß man sich eben so sehr zu hüten habe, den Arbeiten der alten Kritiker einen allzugroßen Werth beyzulegen; daß man kaum genug Vorsicht und scharfe Beurtheilung anwenden könne, eh man Verbesserungen eines Dichters von jemanden annimmt, der nicht selbst ein Dichter ist; und daß in tausend Fällen die Entscheidungsgründe zwischen einer gewissen Lesart und einer vorgeschlagnen Verbesserung, selbst für die scharfsinnigsten Richter, schwebend und zweifelhaft bleiben. Eine Anmerkung, wozu uns, wofern es nöthig wäre, die Kommentatoren, Emendatoren und Uebersetzer der Shakespearischen Werke eine Menge Beyspiele an die Hand geben könnten.

W.

V.

Bücher-Anzeigen.

Beobachtungen über Stumme, und über die menschliche Sprache, in Briefen, von Samuel Heinecke. Erster Theil. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung 1778.

Mit Vergnügen kündigen wir dieses fürtrefliche Buch dem Publico an, und wünschen und erbitten uns von seinem Verfasser die baldige Fortsetzung.

Er

Er theilt die unglücklichen Menſchen, denen er ſich gewidmet hat, in hörende und taube Stumme. Die hörenden Stummen ſind erſtlich diejenigen, denen die Zunge fehlt, oder ſo gelähmt iſt, daß ſie zum Reden unbrauchbar geworden, daß ſie keine deutlichen Worte ausſprechen können. Ferner entſteht dieſer Fehler aus Mangel des Zapfens, Erſchlaffung der Gurgel, allzu weiter Aushöhlung des Gaumens, verſäumten und in den jungen Jahren beym Anfange der Sprache vernachläßigten wörtlichen Artikulation u. ſ. w. Auch die Albernen oder Wahnwitzigen (Dementes) können aus Mangel des natürlichen Menſchenverſtandes, und wegen Zerrüttung oder fehlerhaften innern Beſchaffenheit ihres Nervenſyſtems, keinen richtigen Gebrauch von ihren Sinnen machen, und dadurch ſtumm ſeyn.

Diejenigen Kinder, welche entweder ohne Gehör geboren werden, oder ſolches in ihrem zarten Alter, ehe ſie noch eine Sprache gelernt, verlohren haben, werden Taubſtumme genannt. Dieſen Perſonen würde man durch Hülfe der Tonſprache, (dieſe wird zum Unterſchied von der ſchriftlichen ſo genannt) und durch mündlichen Unterricht, vergebens verſuchen Begriffe beyzubringen. Es iſt daher ſehr wichtig, bey einem ſolchen unglücklichen Menſchen zu unterſuchen, ob er ein Hörender oder Taub-Stummer ſey, damit man nicht verkehrte Mittel einſchlage. Bonnet, Wallis, Raphel, Amman haben ſich im vorigen Jahrhundert damit beſchäftigt, dieſen Elenden ihren Zuſtand zu erleichtern; Pereira in den neuern Zeiten, der Abbé L'Epée und einige Prediger. Sie haben alle für hinlänglich gehalten, um den Taubſtummen abgeſonderte und allgemeine Begriffe beyzubringen, den Sinn des Geſichts an die Stelle des fehlenden Sinnes des Gehörs zu ſetzen. Alle dieſe Männer verdienen großen Dank für ihre Bemühungen; allein ſie haben des rechten Weges verfehlt, und ſich und ihre tauben Lehrlinge faſt vergeblich gemartert. Sie

kann-

kannten Alle die Art des Denkens der Taubſtummen nicht, die von der unſrigen ganz verſchieden iſt. Dieſe gleichen einem Kinde in der erſten zarteſten Jugend, das zwar empfindet und undeutlich wahrnimmt, aber noch nicht denkt, das iſt, dieſe Empfindungen bezeichnet, oder ihnen Nahmen giebt. Ihr Zuſtand iſt alſo beſtändig dieſelbe Dumpfheit, die vor der Zeit vorhergeht, wo das Kind zu reden anfängt. Ein Taubgebohrner von zwanzig Jahren kann zwar ohne den geringſten Unterricht eine geübtere Anerkenntniß von einigen Dingen haben, als ein Kind von einem Jahre. Allein darinn gleicht er dem Kinde, daß er, ohne Sprache, ſeine Begriffe, ſo lange er lebt, gerade wie das Kind, auch ohne Nahmen denkt.

Bey der Sprache wirken dunkle Empfindungen von Tönen, ohne dieſelben zu bemerken, zugleich mit auf unſer Denkungsvermögen. Anfangs lernt das Kind die zu Dingen und Sachen gebräuchlichen Namen, ſammt den Dingen ſelbſt, nur vermittelſt der Sinne, ohne alle Ueberlegung. Durch die öftere Wiederholung eines tönenden Worts zu dem ſchon anerkannten und bewußten Gegenſtand aber entſteht die Fertigkeit, vom Worte an den Gegenſtand, und vom Gegenſtande an das Wort zu gedenken: ſo wie der Gegenſtand entweder durchs Wort in oder auſſer dem Kinde, oder das Wort, als der Name zu dem Gegenſtande ſelbſt, ſoll hergeſtellt und ausgedruckt werden; bis endlich das Kind das Wort ausſprechen lernt, und zu beyden wechſelsweiſe eine Fertigkeit im Denken erlangt. Die Töne ſind alſo die dunklen Triebfedern, und durch ihren Reiz im Sinn des Gehörs wird eine Empfindung bewirkt, die das Kind, ohne es zu wiſſen und zu wollen, als Anfangsleiter (Scala) nach ihren tönenden Veränderungen (Intervalla) zu Zeichen ſeiner Gedanken annimmt, und ohne ferneres Bewußtſeyn fortbraucht. Die Schriftſetzer, Muſiker, Algebraiſten, Köche und Kellermeiſter können hier durch ihre

Kunſt-

(o Himmel! wie neu iſt dieſes Wort in meinem Munde!) um dieſes Namens willen, den meine Zunge izt zum erſtenmal ausſpricht, auf meinen Knien, bitt' ich dich, ergreiffe die Waffen nicht gegen meinen Oheim.

Conſtantia.

O, auf meinen Knien bitte ich dich, und ſollt ich ſo lange knien, bis ſie hart würden, du tugendhafter Dauphin, wende die vom Himmel zugedachte Rache nicht ab.

Blanca.

Izt iſt die Gelegenheit, da du mir deine Liebe beweiſen kanſt; was für ein Beweggrund kan mehr bey dir gelten, als der Name einer Gemahlin?

Conſtantia.

Das was ihn und dich aufrecht erhält, ſeine Ehre. O deine Ehre, Ludwig, deine Ehre! --

Ludwig.

Ich erſtaune, wie Euer Majeſtät ſo kalt ſeyn kan, da ſo wichtige Betrachtungen auf ſie würken.

Pandolph.

Ich will den Fluch über ſein Haupt ausſprechen.

König Philipp.

Du ſollſt es nicht nöthig haben. England, ich falle von dir ab.

Con-

Kunſtfertigkeiten dieſes Naturvermögen ſehr erläutern. Verfährt man nun analogiſch, wenn man dem Taubſtummen gerade durch den ſchriftlichen Unterricht, den man ſtatt der Tonſprache unterſchieben will, ſehr fremde Operationes mentis abnöthigen will? Er ſoll nun ſeine Geberdenſprache, die in leichten und einfachen Zeichen beſteht, verläugnen; er ſoll ſich geſchriebene Zeichen, die ſeinen kalten Geſichtsſinn wenig rühren, ſtatt ſeiner voriaen Geberdenzeichen, angewöhnen, und dadurch denken lernen. Er ſoll die geſchriebnen Buchſtaben und Worte ins Gedächtniß faſſen, ſie aufbewahren, bey ſichtbarer Vorſtellung der Dinge oder Handlungen, einzeln wieder aus dem Gedächtniß herholen, und ſie niederſchreiben, ohne daß ſein Gedächtniß eine zum Grunde liegende Scala dazu erhalten hat. Der Verfaſſer dachte daher auf einen andern Ausweg. Es ſchien ihm nicht unmöglich zu ſeyn, den Sinn des Geſchmacks ſtatt des Gehörs zu ſubſtituiren, ihn bey der Tonſprache zur Genetiſchen Grundlage zu gebrauchen, und ihm durch anhaltende Bearbeitung diejenige Fertigkeit zu verſchaffen, welche wir im Denken durchs Gehör erlangen. Wir übergehen, was der Verfaſſer fürtreffliches über den Ton und deſſen Entſtehung vorausgeſchickt, um nachher in der Folge ſich über die Tonſprache verſtändlicher auszudrücken, und ſeine Gedanken über die Entſtehung der Sprachen, ihren göttlichen und menſchlichen Urſprung. Niemand wird hoffentlich über die Theorie des Verfaſſers murren, da er ihre Möglichkeit länaſt durch die ſonderbarſten Beyſpiele dargethan hat. Zu einer glücklichen Unternehmung dieſer Art gehörte allerdings ein Mann von Genie und Erfindungskraft. So mußte ihn jeder beurtheilen, eh er geſchrieben hatte. Nun aber bewundert man auch in Hrn. Heineke einen unſrer beſten Denker, Schriftſteller und Lehrer ſeiner Brüder, zu deſſen Erſcheinung im Publiko bey dieſen troſtloſen Zeiten dem Teutſchen Vaterlande höchlich Glück zu wünſchen iſt.

J. Mül-

J. Müllers K. K. Bergweſens-Direktorat-Raths und Vice-Faktors zu Schwaz in Tyrol, Nachricht von den in Tyrol entdeckten Turmalinen oder Aſchenziehern, an Ignaz Edlen von Born. Mit zwo Kupfertafeln. Wien in der Krauſiſchen Buchhandlung. 1778.

Dieſer Stein iſt, wie wir wiſſen, erſt ſeit ſechzig Jahren in Europa bekannt. Herr Staatsrath Aepinus unterſuchte ihn im Jahr 1757. genauer, und brachte ſein elektriſches Verhalten in Geſetze. Wilcken, Bergmann, Riemann, Wilke ſtellten mehrere Verſuche damit an. Bekanntlich waren faſt alle Turmaline bißher aus der Inſel Zeylon durch die Holländer, und zwar geſchliffen, zu uns gebracht worden. In natürlicher Geſtalt hatte man zwar einige Braſilianiſche, die aber mehr zum anverwandten Schörl-Geſchlechte gehören. Von ihrem Wohnort hatte man nicht die mindeſte zuverläſſige Nachricht, auſſer daß ſie unter dem Sande am Strande des Meers, beſonders auf der Inſel Zeylon zu finden ſeyn ſollten. In Europa war aber bisher kein Turmalin gefunden worden.

Deſto merkwürdiger iſt die Entdeckung dieſes Steins, und zwar in den Tyroliſchen Gebirgen. Auf einem Berge des Zillerthals, deſſen höchſter Gipfel mit ewigem Eiſe bedeckt iſt, fand der V. Talk, grosblätterige Glimmer, Asbeſt, Schörlblende, Schörl, Eiſengranat, und dieſen Turmalin, den er aber beym erſten Anblick für kryſtalliſierten Schörl hielt. Er iſt braun rauchfärbig, oder beſſer, kolofonienfärbig, durchſcheinend, und, wie alle Turmaline, mit vielen kleinen Ritzen verſehen, ariſtentheils ſäulenförmig, und zwar neunſeitig. Er ſchlägt mit dem Stahl lebhaft Feuer, ſchneidet das Glas beynahe ſo gut wie Diamant, und läßt ſich ſehr gut ſchleifen und poliren. Er ſchäumt vor dem Blaſerohr wie Borax, wobey er einen ſchönen blendenden Phoſphor-Glanz zeiget, und flieſſet ſehr geſchwind zu einer weißen halbdurchſichtigen Perle.

In

In der geringſten Wärme wird er anſehnlich electriſch. Bey einem heftigen Röſten unter der Muffel verliehrt er nicht das Geringſte von ſeinem Gewichte. Durch wiederholtes Glühen, wenn dieß auch ſoweit getrieben wird, daß ſeine Oberfläche zu ſchmelzen anfängt, verliert er weder ſeine Durchſichtigkeit, noch ſeine electriſche Eigenſchaft. Mit gleich viel Borax geſchmolzen giebt er ein ſchwarzbraunliches durchſichtiges Glas, welches in kaltem Scheidewaſſer zu einer vollkommenen durchſichtigen Gallerte wird. Mit gleichem Theile Flußſpath ſchmelzt er zu einer leberfarbenen poröſen Schlacke, welche mit einer lichtgrauen Rinde bedeckt iſt. Aus ſehr konzentrirter Vitriolſäure, in welcher ihn der V. kochte, und dieſe nachher mit Waſſer verdünnte, ſchlug das Weinſteinöl kaum etwas nieder, ſondern es zeigten ſich nur wenige weißliche Flocken. Seine eigentliche Schwere zum Waſſer fand der V. wie 3047½ zu 1000. Hr. Niemann gab dieſes Verhältniß wie 3046 zu 1000 an. Man ſieht alſo, wie genau dieſer Tyroliſche Turmalin mit dem Zeyloniſchen auch hierinn übereinkommt. Die weitläuftigen Verſuche der Hrn. Aepin und Wilſon hat der V. nicht Muße gehabt nachzumachen. So viel hat er ſich indeſſen verſichert, daß dieſer Turmalin eben ſo wie der Zeylonſche die entgegen geſetzten Electrizitäten richtig beſitze.

Eſpers Schmetterlinge. Erlangen. 1778.

Hr. Eſper fährt fort, uns die Europäiſchen Schmetterlinge in Abbildungen mit vollſtändiger Geſchichte, ſo weit ſie bis jetzo bekannt worden, zu liefern. Wir haben davon das achte und zehende Heft vor uns. Auf 6 Tafeln des achten Heftes kommen folgende Stücke vor: eine Abänderung von Pap. Iris, ein braungelbes Exemplar, welches auf der Unterſeite der Hinterflügel mehrere blinde Augen hat; ein Weibchen von der Adippe; Papilio Alexis oder Ligea, einer von den

den Schmetterlingen, welche die Naturforſcher noch immer in Ungewißheit gelaſſen, ob ſie den wahren Schwediſchen in Linnès Naturſyſtem, verglichen mit ſeiner *Fauna Suec.* in ihren verſchiedenen Exemplaren beſitzen; denn bald fehlt die angegebene Zahl der Augen, bald die milchweiße Flecken. Die hier abgebildeten ſcheinen noch der Linnèiſchen am nächſten zu kommen; vielleicht ſind andre abweichende Exemplare bloße Naturſpiele. Weiter finden wir hier eine uns noch nicht vor Augen gekommene Nymphe, welche Chloris heißt, und den Perlemutter-Schmetterlingen nahe kommt; die Nymphe Eudora, welche einer Iurtina gleichet, nur daß ſie auf den Vorderflügeln zwey Augen hat; zweyen bäuerliche Dickköpfe Meleager und Hylas, welcher leztere bey uns auch ein braunes Exemplar (vielleicht iſt es differentia ſexus) ſehen läßt; noch eine Abänderung von Iris, obenher ſchwarz mit blauem Schimmer, und auf den Hinterflügeln auſſer dem Auge nur mit zwey bis drey weißen Flecken verſehen; Cinxia, Männgen und Weibgen, davon wir das Männgen gewöhnlich weniger gegittert auf der Oberſeite bey uns finden; Athalia mas und femina, wobey wir die Raupe miſſen, welche eben nicht rar iſt, der Cinxia-Raupe gleichet, über den Rücken braune, und an den Seiten weiſſe Dornen träat, einen ſchwarzen Kopf hat, und ſich auf Ehrenpreis und Wegerich nähret; Papilio piloſellae mit der Raupe, welche leztere wir mit rothem Kopf geſehen; Cleopatra, ein der Rhamni ſo ähnliches Inſekt, daß wir noch immer zweifeln, ob ſie verſchieden von einander ſind, zumahlen da beyde in Africa gefunden werden: Endlich Dictynna, gewiß eine nahe Verwandtin von Athalia, wenn ſie nicht gar die nemliche iſt: wenigſtens haben wir aus einerley Raupen beyde erhalten; oder wir müſſen uns in dem Kennzeichen der Raupen geirrt haben. Der Text bey dieſem Heft beſchreibt nur die Cinxia. Die übrigen Beſchreibungen gehen auf vorhergegangene Abbildungen, und haben uns meiſtens ein

Genüge

Genüge gethan. Sollte nicht das eine Maturna seyn, welche im XII. Stück des Naturforschers Tab. II. f. 4. 5. abgebildet ist?

Das zehnte Stück enthält den Anfang von Dämmerungs-Schmetterlingen; bloß Abbildungen ohne Text von Sphinx ocellata, Populi, Tiliae, Nerii, Convolvuli, Ligustri.

Petr. Sim. *Pallas Novae Species Quadrupedum e Glirium ordine. Fasciculus I. Erlangae.* 1778.

Das ist der Anfang eines Werks, womit der Herr V. der sich schon sehr um das Schreberische Werk verdient gemacht, die Zoologie noch mehr bereichert. Es soll in zween Abtheilungen ans Licht treten, und aus etlichen und zwanzig Kupfertafeln mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Bogen Textes bestehen. Gegenwärtige ist die erste Abtheilung, welche aus neben Kupfertafeln und zehn Bogen besteht. Man findet darinnen die genauesten Beschreibungen nach Farben, Abänderungen, Verhältnissen, Größe, Gewicht und anatomischen Untersuchungen von verschiedenen Haasen und Kaninchen, welche entweder oft mit andern Gattungen verwechselt, oder doch nicht bekannt, wenigstens nicht genug bekannt, geworden waren. Die erste Gattung, welche hier vorkommt, ist Lepus variabilis. Er übertrift den Europäischen gemeinen Haasen fast um den vierten Theil an Größe; hat kleinere Ohren, und zu allen Jahrszeiten einen ganz weißen Schwanz. Im Winter ist er ganz schneeweiß bis auf die schwarzen Ohrenspitzen. Im Sommer kommt er der Farbe des Europäischen, doch mit einiger Abweichung, nah. Die zweyte Gattung ist Lepus Tolai, welcher Nahme bey den Mongolischen und Kalmukkischen Völkerschaften gebräuchlich ist. Er unterscheidet sich von dem Variabilis dadurch, daß er im Winter kaum die Farbe ändert, und auf der Flucht sich in Höhlen, wiewohl er keine gräbt, und in Steinklüften verbirgt,

reichet der Variabilis nicht thut; ſonſt hat er beynahe die Größe und Geſtalt des Europäiſchen Haaſens. Dieſem folgt ein neuer Phalanx ungeſchwänzter Haaſen oder Kaninchen, welche Hr. P. auf ſeiner Ruſſiſch-Sibiriſchen Reiſe entdeckt hat. Es ſind 3 Gattungen, welche in manchen Stücken mit den Haaſen übereinkommen, in manchen aber auch ſich von ihnen unterſcheiden. Sie haben mit jenen die Zahl und Geſtalt der Zähne, die Natur des Pelzes, die Anzahl der Zehen und andere innerliche Theile gemein; hingegen fehlen ihnen die langen Ohren, die verlängerten Hinterläufe und der Schwanz ganz und gar. Die Nahmen dieſer Zwiſchenthiere ſind Lepus puſillus, Alpinus, und Ogotona. Alle drey leben gleich den Kaninchen in Höhlen.

P. M. Sprengels Künſte und Handwerke in Tabellen. Mit Kupfern. Vermehrt herausgegeben von O. L. Hartwig. Erſte Sammlung; 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin 1778. bey der Realſchule.

Die Nachricht von den Materialien der erſten Ausgabe iſt mehrentheils hier wörtlich beybehalten worden; die Beſchreibung der Werkzeuge aber hat ſehr viele Veränderungen und Zuſätze bekommen. Die Bearbeitung der Materialien zu Waaren, und die voranſtehende allgemeine Betrachtung über Künſte und Handwerke iſt völlig umgeſchmolzen und vermehrt worden. Die Kupferplatten ſind auch beſſer gerathen wie in der erſten Ausgabe. Die darinn enthaltenen Künſte ſind folgende. 1) Der Buchbinder. 2) Der Hutmacher. 3) Der Glaſer. 4) Der Tiſcher. 5) Der Töpfer. 6) Der Brunnenmacher.

Phyſiognomiſche Reiſen, voran ein phyſiognomiſch Tagebuch, heftweiſe herausgegeben. 1ſter und 2ter Hefft.

Jean Jaques ſagt: wir ſchreiben eigentlich nicht mehr Bücher, ſondern wir geben heut zu Tage dem Publico les

Rêves

Rêves de quelques mauvaises nuits zum Beſten. Dies iſt hier der Fall. Nichts weniger als phyſiognomiſche Reiſen, ſondern Radotage über Allerley, worüber der Verfaſſer beliebt zu radotiren, als da iſt: Litteraturweſen, Moralitätweſen, Empfindung- und Empfindleyweſen unſrer Zeit. Mitunter kommt er zum Schein immer auf ſein Thema, Phyſiognomik, zurück, und ſucht in das erſte Kolorit wieder einzufallen, damit der Titel doch nicht gar umſonſt da ſtehe. Die Schreibart iſt à la Schubart, und ſoll ſchnurricht ſeyn. Einzelne gute Stellen, und nicht übel ausgeführte Allegorien finden ſich hier und da. Allein der Mann hat ſich einmal zur Schnurre verpfändet, und die will er überall und durchaus beſtehen; darüber geht er aber zu Grunde, und man kann ohnunterbrochen durch.

VI.

Kunſtſachen.

Von Herrn Bauſe's neueſten Werken haben wir anzuzeigen: 1) Das Bildnis des berühmten reformierten Predigers Zollikofer, nach dem Originalgemählde von Graf; ein vortreffliches Bild, ſehr ähnlich, und, wie man zu fühlen glaubt, mit aller der Liebe gearbeitet, die der würdige Mann, deſſen Geiſt darinn zu athmen ſcheint, denjenigen die ihn hören und kennen, einzuflößen pflegt. Die ſo ſeltne Kunſt, die Arbeit des ſtrengſten und mühſamſten Fleißes, unter dem Scheine einer anmuthsvollen Leichtigkeit zu verbergen, eine Kunſt, die ſich Hr. Bauſe ganz eigen gemacht hat, iſt auch in dieſem Stücke vorzüglich bewundernswerth.

2) und 3.) Zwey Blätter nach Original-Zeichnungen von Oeſern, aus dem Winkleriſchen Kabinet in Leipzig; das

weibes der Variabilis nicht thut; ſonſt hat er beynahe die Größe und Geſtalt des Europäiſchen Haaſens. Dieſem folgt ein neuer Phalanx ungeſchwänzter Haaſen oder Kaninchen, welche Hr. P. auf ſeiner Ruſſiſch-Sibiriſchen Reiſe entdeckt hat. Es ſind 3 Gattungen, welche in manchen Stücken mit den Haaſen übereinkommen, in manchen aber auch ſich von ihnen unterſcheiden. Sie haben mit jenen die Zahl und Geſtalt der Zähne, die Natur des Pelzes, die Anzahl der Zehen und andere innerliche Theile gemein; hingegen fehlen ihnen die langen Ohren, die verlängerten Hinterläufe und der Schwanz ganz und gar. Die Nahmen dieſer Zwiſchenthiere ſind Lepus puſillus, Alpinus, und Ogotona. Alle drey leben gleich den Kaninchen in Höhlen.

P. L. Sprengels Künſte und Handwerke in Tabellen. Mit Kupfern. Vermehrt herausgegeben von O. L. Hartwig. Erſte Sammlung; 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin 1778. bey der Realſchule.

Die Nachricht von den Materialien der erſten Ausgabe iſt mehrentheils hier wörtlich beybehalten worden; die Beſchreibung der Werkzeuge aber hat ſehr viele Veränderungen und Zuſätze bekommen. Die Bearbeitung der Materialien zu Waaren, und die voranſtehende allgemeine Betrachtung über Künſte und Handwerke iſt völlig umgeſchmolzen und vermehrt worden. Die Kupferplatten ſind auch beſſer gerathen wie in der erſten Ausgabe. Die darinn enthaltenen Künſte ſind folgende. 1) Der Buchbinder. 2) Der Hutmacher. 3) Der Glaſer. 4) Der Tiſcher. 5) Der Töpfer. 6) Der Brunnenmacher.

Phyſiognomiſche Reiſen, voran ein phyſiognomiſch Tagebuch, heftweiſe herausgegeben. 1ſter und 2ter Hefft.

Jean Jaques ſagt: wir ſchreiben eigentlich nicht mehr Bücher, ſondern wir geben heut zu Tage dem Publico les

Rêves

Rêves de quelques mauvaiſes nuits zum Beſten. Dies iſt hier der Fall. Nichts weniger als phyſiognomiſche Reiſen, ſondern Radotage über Allerley, worüber der Verfaſſer beliebt zu radotiren, als da iſt: Litteraturweſen, Moralitätweſen, Empfindung- und Empfindleyweſen unſrer Zeit. Mitunter kommt er zum Schein immer auf ſein Thema, Phyſiognomik, zurück, und ſucht in das erſte Kolorit wieder einzufallen, damit der Titel doch nicht gar umſonſt da ſtehe. Die Schreibart iſt à la Schubart, und ſoll ſchnurricht ſeyn. Einzelne gute Stellen, und nicht übel ausgeführte Allegorien finden ſich hier und da. Allein der Mann hat ſich einmal zur Schnure verpfändet, und die will er überall und durchaus beſtehen; darüber geht er aber zu Grunde, und man kann ohnmöglich durch.

VI.

Kunſtſachen.

Von Herrn Bauſe's neueſten Werken haben wir anzuzeigen: 1) Das Bildnis des berühmten reformierten Predigers Zollikofer, nach dem Originalgemählde von Graf; ein vortreffliches Bild, ſehr ähnlich, und, wie man zu fühlen glaubt, mit aller der Liebe gearbeitet, die der würdige Mann, deſſen Geiſt darinn zu athmen ſcheint, denjenigen die ihn hören und kennen, einzuflößen pflegt. Die ſo ſeltne Kunſt, die Arbeit des ſtrengſten und mühſamſten Fleißes, unter dem Scheine einer anmuthsvollen Leichtigkeit zu verbergen, eine Kunſt, die ſich Hr. Bauſe ganz eigen gemacht hat, iſt auch in dieſem Stücke vorzüglich bewundernswerth.

2) und 3.) Zwey Blätter nach Original-Zeichnungen von Oeſern, aus dem Winkleriſchen Kabinet in Leipzig; das

eine Abraham auf Moria, und das andre Abrahams Brandopfer betittelt. Jenes ſtellt den Moment dar, da der erſcheinende Engel dem auf ſeinen Knien liegenden Patriarchen die Zufriedenheit Jehovahs mit ſeinem Gehorſam und Glauben ankündigt, und auf das Opferthier zeigt, das er ſtatt ſeines Kindes dem Herrn zum Opfer bringen ſoll. Dieſes die Darbringung dieſes Opfers; Abraham auf ſeinen Knien, den rechten Arm um ſeinen ſtehend zum Himmel auf betenden Knaben geſchlungen; indem der Rauch des Opfers vom Altar vor ihnen emporſteigt. In beyden Stücken iſt uns vorzüglich die Einheit des Gedankens, und die Energie des Gefühls, wovon die Perſonen durchdrungen ſind — ein wunderbares Gemiſch von Menſchlichem- und Gottesgefühl — einleuchtend geweſen. In beyden ſcheint der Detail dem groſſen Effekt des Ganzen aufgeopfert zu ſeyn; aber ganz vorzüglich ſchön und groß iſt in dem erſten die Austheilung des Lichts und Schattens, und die dadurch hervorgebrachte Würkung. Uebrigens hat der Erfinder der Zeichnung dieſe beyden Stücke, wie es ſcheint, ohne Beziehung auf einander gedacht und ausgeführt. Denn in dem einen iſt Iſaac ein Kind von ungefehr drey oder vier Jahren, und in dem andern ein Knabe von acht oder neun. Noch iſt bemerkenswerth, daß Hr. Bauſe auch das Eigne in der Manier des berühmten Meiſters, nach deſſen Zeichnung er hier gearbeitet hat, durch die Art der Behandlung, ſehr glücklich anzudeutet gewußt hat.

W.

Ankündigung einer neuen Dactyliothek, welche auf Subſcription herausgegeben werden ſoll.

Das Studium der Alterthümer zu erleichtern, und Schätze der alten Kunſt, auf eine bequeme und wohlfeile Art,

Conſtantia.

O edle Wiederkehr der verbannten Majeſtät!

Elinor.

O ſchändliche Empörung der Franzöſiſchen Unbeſtändigkeit!

König Johann.

Frankreich, du ſollſt dieſe Stunde noch in dieſer Stunde bereuen.

Blanca.

So muß die Sonne in Blut untergehen. Schöner Tag, fahr' wohl! Wo iſt die Parthey mit der ich gehen muß? Ich ſtehe zwiſchen beyden, jede Armee hat eine Hand, und indem ich beyde halte, reiſſen ſie ſich in ihrer Wuth von einander, und zerſtüken mich. Gemahl, ich kan nicht beten, daß du gewinnen mögeſt; Oheim, ich bin gezwungen zu beten, daß du verliehreſt; Vater, ich kan das Glük nicht auf deine Seite wünſchen; Großmutter, ich will nicht wünſchen, daß deine Wünſche erhört werden; keine Parthey kan gewinnen, ohne daß ich auf der andern verliehre.

Ludwig.

Folget mir, Madame, euer Glük hängt nun von dem meinigen ab.

Blanca.

Wo mein Glük lebt, ſtirbt mein Leben.

König

der Welt in die Hände zu liefern, iſt wohl eine Bemühung, die, wie ich hoffe, Unterſtützung verdient. Daher bin ich auf wiederhohltes Anrathen und Erſuchen vieler Freunde und Liebhaber der Kunſt entſchloſſen, meine Sammlung von antiken und modernen Paſten, Kameen, Basreliefs und alles was dahin gehört, in einer dem Auge angenehmen und dauerhaften Maſſe in Abdruck herauszugeben. Die Anzahl, diejenigen antiken Steine ꝛc. mitgerechnet, die ich von Freunden und aus öffentlichen Sammlungen zu dieſem Behuf zu erwarten habe, iſt ſehr beträchtlich, und läßt ſich vor der Hand nicht beſtimmen. Alle halbe Jahre ſollen zweyhundert Stück erſcheinen. Auch werde ich dabey eine ſchickliche Ordnung beobachten, und erſt mit der griechiſchen Mythologie anfangen, dann mit den Helden, der griechiſchen Geſchichte u. ſ. w. fortfahren. — Da ich aber mit andern Geſchäften ziemlich überhäuft bin, und dieſe höchſt mühſame Arbeit nicht gern aufs Gerathewohl unternehmen möchte: ſo ſchlag ich zu meiner Sicherheit den Weg der Subſcription vor. Dieſe iſt auf das 1ſte und 2te Hundert 2 alte Louisd'or. Folglich werden tauſend Stück nicht mehr als Zehn Louisd'or koſten. Finde ich, daß zwiſchen hier und Johannis d. J. ſich nur eben ſo viel Subſcribenten angefunden haben, daß ich wegen Zeit und Koſten, (die Mühe bleibe ungerechnet) nur einigermaßen ſchadlos gehalten bin, ſo ſoll das erſte und zweyte Hundert gegen Michaelis dieſes Jahrs, abgedruckt ſeyn, und ich verſpreche alsdenn einem jeden Subſcribenten ſein Exemplar zu liefern. Wenn die ganze Sammlung heraus ſeyn wird, werde ich eine kurze nachrichtliche Beſchreibung von den gelieferten Stücken herausgeben, der die Namen der Subſcribenten vorgedruckt werden ſollen, weshalb ich mir die richtige Einſendung derſelben, nebſt Charakter und Aufenthalt erbitte. Ich erſuche alle meine Freunde, Kunſt- und Buchhandlungen, und Kunſtliebhaber, die ſich hierinn für mich gütigſt verwen-

den wollen, Subſcription anzunehmen, und mir die Früchte ihrer Bemühungen ſo zeitig als möglich anzuzeigen. Diejenigen, die keinen kürzern Weg haben, belieben ſich unmittelbar an mich zu wenden, unter der Aufſchrift: An die Daveſonſche Kunſthandlung in Braunſchweig. Die Lieferung geſchieht, frey von allen Koſten, jedesmahl in den Oſter- und Michaelis-Meſſen zu Leipzig, wo ein jeder durch die von den erſten Orten Teutſchlandes dahin kommenden Buchhändler, ſein Exemplar gegen Bezahlung der ſubſcribierten 2 Louisd'or, am leichteſten abfodern laſſen kann. Braunſchweig, am 25ſten Jenner 1779.

Daveſon.

Subſcription hierauf nimmt Hr. Rath Bertuch zu Weimar an.

VI.

Verſchiedene Anzeigen.

1. Seit kurzem wird ein gedrucktes Blatt ausgegeben, welches dem Publico eine *Hiſtoire Litteraire* de *Mr. de Voltaire*, precedée d'une notice hiſtorique de ſa vie, et ſuivie de quelques Morceaux tant en proſe qu'en Vers, qui ne ſe trouvent pas dans la Collection de ſes oeuvres, und zugleich ein andres in Teutſcher Sprache, welches eine Teutſche Ueberſetzung dieſes intereſſanten Werkes, die mit dem Franzöſiſchen Original zugleich erſcheinen wird, ankündigt. Der Verfaſſer des Original- iſt der Herr Marquis de Luchet, Heſſen-Caſſeliſcher geheimer Legationsrath und beſtändiger Sekretair der Societé des Antiquités zu Caſſel, ein Gelehrter, der zu dieſer Unternehmung um ſo viel geſchikter iſt, da er ſeit funfzehn Jahren eine ganz beſondre und ununterbrochne Verbindung mit dem Herrn von Voltaire unterhalten, und noch auſſerdem auf

ſehr

ſehr ſicherm Wege ſich viele intereſſante Kenntniſſe über dieſen berühmten Mann erworben hat. Er hat an dieſem Werke ſeit mehrern Jahren gearbeitet, und man kann verſichern, daß es keine Sammlung von ununterrichtenden Lobpreiſungen ſeyn wird. Viele Leſer werden ſchon die Lobſchrift eben dieſes Verfaſſers auf Voltaire kennen; dieß größere Werk wird in demſelben Ton geſchrieben ſeyn. Er wird nie entſcheiden; ſondern ſich begnügen die Menge von Meynungen vorzulegen, die Bewunderung und Tadel ſechzig Jahre hindurch hervorgebracht haben, und dadurch vielleicht den Leſer in den Stand ſetzen, noch einmal ſelbſt zu urtheilen.

Wir dürfen nichts mehr vom Verdienſt dieſes Werks ſagen; nur dieſes: Alle Producte ſeines Helden vom Oedipus an bis zur Irene wird ſein Geſchichtſchreiber unterſuchen; jedes wird durch intereſſante Anecdoten und Bemerkungen neue Aufklärung erhalten.

Sowohl das Original als die Ueberſetzung wird drey Bände in Quarto jeder von 600 Seiten ausmachen, und auf ſehr gutes Papier abgedruckt werden. Der Preis des Franzöſiſchen Werkes iſt auf 3 Ducaten, oder 33 Lb. de France, feſtgeſetzt. Der Preis der Teutſchen Ueberſetzung läßt ſich nicht genau beſtimmen, er ſoll aber aufs höchſte auch drey Ducaten, vermuthlich noch weniger, betragen.

Man verlangt keine Pränumeration, ſondern nur Subſcription, die in den vornehmſten Buchhandlungen Teutſchlands, ſo wie auch auf das Franzöſiſche Werk, angenommen wird.

Alle drey Bände werden den 1ſten Jänner 1780. erſcheinen.

2. Anzeige eines im Druck herauszugebenden Chronologiſchen Verzeichniſſes der Urkunden von Nieder-Sachſen.

Der Nutzen der Urkunden in der Geſchichte, Geſchlechtskunde, Erdbeſchreibung, den Bürgerlichen, Staats- Lehn- und

andern Rechten ꝛc., die Schwierigkeit, ſolche bey der Menge der Schriftſteller, worinn ſie zerſtreuet ſind, zu finden, der Verfall, welchen des ſeel. Hofrath Georgi Regeſta Chronologico-Diplomatica Europae und des ſeel. Schöttgens Inventarium Diplomaticum Hiſtoriae Saxoniae ſuperioris gefunden haben, auch der Wunſch vieler großen Gelehrten, daß mehrere dergleichen Repertoria, beſonders von den Provinzien des Teutſchen Reichs, vorhanden ſeyn möchten, haben mich vor verſchiedenen Jahren bewogen, an die Verfertigung eines Inventarii Diplomatici Hiſtoriae Saxoniae inferioris & omnium Dirionum Brunſuico-Luneburgicarum Hand anzulegen; und die günſtige Aufnahme ſolcher Arbeit von verſchiedenen Kennern hat mich bey dieſem höchſt weitläuftigen Unternehmen ſo aufgemuntert, daß ich jetzo im Stande bin, wenn mich das gelehrte Publicum zu unterſtützen nicht abgeneigt ſeyn wird, die Herausgabe deſſelben anzukündigen.

Ich zeige demnach an:

a) daß ich zwar, wie das Probeblatt, welches von mir zur Einſicht ausgegeben wird, ausweiſet, mir das beliebte Schöttgenſche Inventarium, ſowol der innerlichen als äuſſerlichen Einrichtung nach, in der Hauptſache, auf das genaueſte zum Muſter vorgeleget, daß ich aber doch

b) nicht durchaus wie Schöttgen einerley Sprache gebraucht habe, ſondern das Excerptum größtentheils in der Sprache der Urkunde und mit ihren eigenen Worten liefere; nöthiger Kürze aber und Deutlichkeit halber habe ich auch zuweilen den Extract in einer andern Sprache gefaſſet; doch iſt, wenn ich mich einer andern Sprache bedienet habe, durch die beygefügten Buchſtaben T. L. oder F. angezeiget, ob die Urkunde Teutſch, Lateiniſch oder Franzöſiſch geſchrieben ſey.

c) Iſt, wenn es bey der Urkunde geſchehen, auch bey dem Auszuge bemerket, ob erſte aus dem Original oder einer Abſchrift genommen ſey.

Wie

Wie nun der Nutzen dieſer Arbeit ſich nicht nur auf Niederſachſen und die benachbarten Kreyſe, ſondern auf das ganze Teutſche Reich erſtrecket, welches die Geſchichte Henrici Leonis und der Kayſer aus dem Sächſiſchen Hauſe ſattſam bewähret: ſo darf ich mit Zuverſicht hoffen, daß ſich hinlängliche Beförderer dieſes Werks, wozu ein Vorrath von etwa 8 Alphabeten zum Druck bereit liegt, finden werden, und nehme daher nebſt dem hieſigen Buchführer Schmidt von dato bis zum 15ten April c. a. Pränumeration und Subſcription unter folgenden ſehr billigen Bedingungen an:

1) Die Pränumeranten bezahlen innerhalb dieſer Friſt einen Thaler, wovor ihnen nach Ablauf eines Viertel-Jahres 2 folgende Alphabete auf gut Druckpapier bis Hannover frey geliefert werden, und pränumeriren von neuem auf die 2 folgende Alphabete 1 Rthlr. welche ſie ebenfalls bey Ablauf des nächſten Vierteljahres erhalten, und ſo weiter, bis das ganze Verzeichniß vollendet iſt.

2) Wer einen Dukaten auf einmal pränumeriret, erhält dafür 6 Alphabete.

3) Diejenigen, welche nur ſubſcribiren, bezahlen für jede 2 Alphabete 1 Rthlr. 8 Gr.

4) Wer ein Exemplar auf Schreibpapier verlanget, bezahlet für jedes Alphabet noch 3 Gr.

5) Die wenigen Exemplarien, welche außer der für die Pränumeranten und Subſcribenten beſtimmten Anzahl noch gedruckt werden, können demnächſt nicht unter 20 Gr. das Alphabet verkauft werden.

6) Der Preiß der nöthigen Regiſter kann noch nicht beſtimmet werden, man wird aber ſolchen gleichfalls auf das billigſte anſetzen.

7) Obgleich der Druck außerhalb Hannover geſchiehet, ſo werde ich doch die Correctur ſelbſt beſorgen, und das Werk in möglichſter Accurateſſe liefern.

8) Die Namen derjenigen Freunde, welche auswärts Pränumeranten und Subscription annehmen, ſollen nächſtens angezeigt werden. Vorzüglich aber erbitte ich mir den Beytritt der Poſtämter und angeſehener Buchläden, mit welchen ich auf billige Art ihrer Bemühungen halber zu contrahiren mich erbiete. Hannover den 9ten Februar 1779.

P. G. Hempel,
Iuris practicus.

3. Man kann es als eine durch übereinſtimmende Erfahrung einſichtsvoller Lehrer der alten ſchönen Litteratur bewährte Wahrheit vorausſetzen, daß *Reallexica* über die Schriftſteller der Alten auſſerordentlich nützlich, ja einem jeden, welcher ſich mit ihrem Studium beſchäftiget, unentbehrlich ſind. Vorzüglich Lehrern an Erziehungsanſtalten muß gar ſehr daran gelegen ſeyn, in den Händen ihrer Schüler ſolche Bücher zu ſehen, welche die Lektüre der alten Autoren, das Studium der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Götterlehre, der Gebräuche und der Philoſophie des Alterthums erleichtern, und durch welche ein faſt unüberſteigliches Hinderniß ihres Unterrichts überwunden wird.

Ob es nun wohl nicht an Büchern fehlet, welche alles dieſes einzeln lehren: ſo ſcheint es doch noch an einem Werke zu mangeln, das ſolches kurz zuſammen faſſete, und der Fähigkeit und den Vermögensumſtänden junger lehrbegieriger Leute gemäß wäre; ſo daß ſie in einem nicht übermäßig ſtarken Buche das alles finden könnten, was ſie brauchten, und ſonſt wohl in zehn andern faſt eben ſo ſtarken ſuchen müſſen. Dieſen Mangel gewiſſer Maaßen abzuhelfen, hat ſich eine Geſellſchaft bekannter und erfahrener Schullehrer, die ſich auch zu ihrer Zeit nennen werden, entſchloſſen, ein ſolches Reallexicon für Schulen, in meinem Verlage, neu auszuarbeiten. Nach ihrer Abſicht ſoll daſſelbe die Geſchichte,

die

die Chronologie, Geographie, Mythologie, Poetik, Rhetorik, Tacktik, Mathematik, auch eine Nachricht der Autoren, die gelehrte Geſchichte des Alterthums, nebſt der Archäologie der Hebräer, Griechen und Römer, auch eine Erklärung der grammatiſchen und anderer ihnen zu wiſſen nöthigen Kunſtwörter in ſich faſſen. Dabey aber ſoll es weder eine Ueberſetzung irgend eines Buches dieſer Art, noch aus verſchiedenen Büchern bloß zuſammen geraffet ſeyn: ſondern man will es aus eigenem Nachdenken ſelbſt abfaſſen, und jeden Artickel für ſich nach ſeiner eigenen Kenntniß ausarbeiten. Man will auch für alle nur möglliche Vollſtändigkeit ſorgen, die gemeiniglich den Werken dieſer Art abzugehen pflegt.

Reingedruckt im Format der Hederichiſchen Lexicorum, wird es 6 Alphabete betragen, und 2 Bände ausmachen, davon der erſte g. G. zur Oſtermeſſe 1780. der zweyte zur Oſtermeſſe 1781. unfehlbar erſcheinen wird. Zum Vortheil des Publikums, und um ein ſo wichtiges Werk nicht ohne einige Ausſicht zu unternehmen, ſchlage ich den Weg der Pränumeration vor, und erſuche alle reſpect. Schullehrer und Schulfreunde, dieſe meine gute Abſicht geneigt zu befördern, und dieſe Nachricht beſtens bekannt zu machen. Der Pränumerationstermin dauert bis Joh. 1779. und wird bis dahin auf den erſten Band 2 Rthlr. in Ld'or à 5 Rthlr. oder in Duc. à 2 Rthlr. 20 Gr. Vorſchuß angenommen, und bey Abholung dieſes Bandes, wird auf den zweyten wieder 2 Rthlr. voraus bezahlet. Wer 12 Exempl. ſammlet, bekommt das 13te, und auf 6 das 7te halb gratis. Leipziger Herbſt-Meſſe 1778.

Adam Friedrich Böhme.

4. Auf Verlangen habe ich ein Singspiel von einem Akt, unter der Ueberschrift: Ehrlichkeit und Liebe, welches gedruckt erscheinen wird, in Musik gesetzt. Der darinnen enthaltene musikalische Stoff, und der rührende Gang der Handlung desselben waren für mich ohnedem Bewungsgrund genug dieses zu thun.

In der schmeichelhaften Hofnung, daß diese meine musikalische Komposition einem geehrten Publikum nicht ganz mißfällig seyn dürfte, mache ich sie hiermit denselben bekannt.

Den Herren Vorstehern teutscher Schauspieler-Gesellschaften, und andern resp. Liebhabern stehet, gegen Erlegung der Kopial-Gebühren, den Bogen 2 gr. und eines Louisd'or pro communicatione, die Partitur davon bey mir zu Diensten; wegen des Manuscripts des ganzen Stücks aber belieben sich dieselben an Herrn Wagenseil in Gotha zu wenden.

Weimar den 20ten Merz 1779.

Ernst Wilhelm Wolf.

An die Leser.

1. Das Leben des Ritters Franz von Sickingen habe ich zwar bereits vor einigen Wochen von dem Verfasser fertig erhalten; es hat aber, weil es sich nicht wohl auf einmal geben läßt, und anderer Ursachen wegen, auf die nächstfolgenden Stücke verspart werden müssen.

2. Von einem Freund in Petersburg ist mir schon vor etlichen Monaten eine neue Uebersetzung des ersten Gesangs des Hudribras zugeschickt worden, die, vielleicht nicht so wörtlich getreu als diejenige ist, die wir in vorigem Jahr aus Königsberg erhalten und unsern Lesern vorlegt haben, hingegen sich überhaupt, wie uns dünkt, angenehmer liest, weil der Verfasser seinen Knittelversen (die doch auch in ihrer

Art Muſik in ſich haben müſſen, ſo gut wie andre) meiſtens einen minder ſchweren Gang und mehr Rundung gegeben hat. Weil die Vergleichung beyder Verſuche unter ſich und mit dem Original manchen unſrer Leſer vielleicht Vergnügen machen wird, gedenken wir eine Probe dieſer neuen Ueberſetzung in dem künftigen Stücke mitzutheilen.

3. Der Verfaſſer der in den beyden vorgehenden Monatsſtücken angefangnen Beurtheilung des Voſſ. Muſenalmanachs iſt durch eine Krankheit verhindert worden, ſolche für gegenwärtiges Stück, wie ſeine Abſicht war, zu vollenden.

4. Noch muß ich anzeigen, daß, durch einen leidigen Zufall, ein paar Blätter des Manuſcripts der zu Anfang des gegenwärtigen Stücks befindlichen Bilanz ꝛc. während des Drucks verlohren gegangen. Ich finde nöthig dieſe Anzeige zu thun, weil beſagter Artikel dadurch, ohne Schuld des Verfaſſers, weniger hält als er im Eingang verſpricht. W.

Wiegenlied einer unglücklichen Mutter. (*)

(aus den Volks Liedern. S. 69.)

Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn,
Und ſchläfſt du ſanft, bin ich ſo froh,
Und wimmerſt du — das ſchmerzt mich ſo!
Schlaf ſanft, du kleines Mutterherz!
Dein Vater macht mir bittern Schmerz.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

(*) Zu der folgenden Melodie.

Was

Dein Vater, als er zu mir trat,
Und ſüß, ſo ſüß um Liebe bat,
Da kannt ich noch ſein Truggeſicht,
Noch ſeine ſüße Falſchheit nicht.
Nun leider! ſeh ichs, ſeh ichs ein,
Wie nichts wir ihm nun beyde ſeyn.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Ruh ſanft, mein Süßer, ſchlafe noch!
Und wenn du aufwachſt, lächle doch,
Doch nicht, wie einſt dein Vater that,
Der lächelnd mich ſo trogen hat.
Behüt dich Gott! — Doch machts mir Schmerz,
Daß du auch trägſt ſein G'ſicht und Herz.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Was kann ich thun? Eins kann ich noch.
Ihn lieben will ich immer doch!
Wo er geh und ſteh nah und fern,
Mein Herz ſoll folgen ihm ſo gern.
In Wohl und Weh, wie's um ihn ſey,
Mein Herz noch imm'r ihm wohne bey.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

König Johann.

Vetter, geh und ziehe unſre Völker zuſammen. (Faulconbridge geht ab.) Frankreich, ich bin von einem Grimm entflammt, deſſen Hize nichts als Blut, das Blut, das koſtbarſte Blut von Frankreich löſchen kan.

König Philipp.

Deine Wuth ſoll dich aufzehren, und du ſollt in Aſche zuſammenfallen, eh unſer Blut diß Feuer löſchen ſoll. Sieh zu dir ſelbſt, du wageſt viel.

König Johann.

Nicht mehr als der ſo mir dräuet. Zum Waffen! hinweg!

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in das Schlachtfeld.)

Lerm; Gefecht; Faulconbridge mit Oeſtreichs Kopf, tritt auf.

Faulconbridge.

Nun bey meinem Leben, dieſer Tag wird entſezlich heiß: irgend ein feuriger Teufel brütet in der Luft, und ſchüttet Unheil herab. Hier lig du, Oeſtreichs Kopf, -- So hat König Richards Sohn ſich ſeines Gelübds entlediget, und

Nein, ſchöner Kleiner, thu es nie;
Dein Herz zur Falſchheit neige nie;
Sey treuer Liebe immer treu,
Verlaß ſie nicht, zu wählen neu;
Dir gut und hold, verlaß ſie nie —
Angſtſeufzer ſchrecklich drücken ſie!
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Kind, ſeit dein Vater von mir wich,
Lieb ich ſtatt deines Vaters dich!
Mein Kind und ich, wir wollen leben;
In Trübſal wird es Troſt mir geben —
Mein Kind und ich, voll Seeligkeit,
Vergeſſen Männergrauſamkeit —
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Leb wohl denn, falſcher Jüngling, wohl!
Der je kein Mädchen täuſchen ſoll!
Ach jede, wünſch ich, ſeh auf mich,
Trau keinem Mann, und hüte ſich!
Wenn erſt ſie haben unſer Herz,
Forthin machts ihnen keinen Schmerz —
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Inhalt des erſten Vierteljahrs.

Januar.

I. Perronte oder die Wünſche, fortgeſetzt. S. 1
II. ONOCKIAMAXIA oder der Proceß um des Eſels Schatten. 19
III. Beytrag zur Geſchichte der Schiffahrt. 31
IV. Beurtheilung der Poetiſchen Blumenleſe für das Jahr 1779. ꝛc. 41
V. Etwas über den Kalender, ꝛc. 61
VI. Auszug aus einem Schreiben eines in Italien reiſenden Mineralogen ꝛc. 69
VII. Bemerkungen aus der Naturgeſchichte. 73
VIII. Bücher-Anzeigen 74
IX. Verſchiedene Anzeigen. 94

Februar.

I. Homers Odyſſee, 14tes Buch. 97
II. ONOCKIAMAXIA oder der Proceß um des Eſels Schatten. 117
III. Beurtheilung der Voſſ. Poetiſchen Blumenleſe. 133
IV. Von dem berühmten Propheten Joachim. 149
V. Abgenöthigter Nachtrag zur Johann-Bunkiade. 153
VI. Kunſtnachrichten. 172
VII. Bücher-Anzeigen. 176
VIII. Andere Anzeigen an das Publikum. 192

März.

I. Ohngefähre Bilanz der Litteratur des vergangenen Jahrs. 193
II. Der Prozeß über des Eſels Schatten. 221
III. Ueber Linguets Annales Politiques, Civiles et Litteraires du XVIII. Siecle. 240
IV. Auszug aus einem Schreiben des Hrn A. D. B... 258
V. Bücher-Anzeigen. 266
VI. Kunſtſachen. 275
VII. Verſchiedene Anzeigen. 278

Druckfehler.

In No. 2. S. 181. lin. 6. von unten auf leſet Banier ſtatt Bauer.

In gegenwärtigen Stücke S. 270. lin. 10. von unten auf Eiſengranit.

Wiegen-Lied

Mit innigster Empfindung

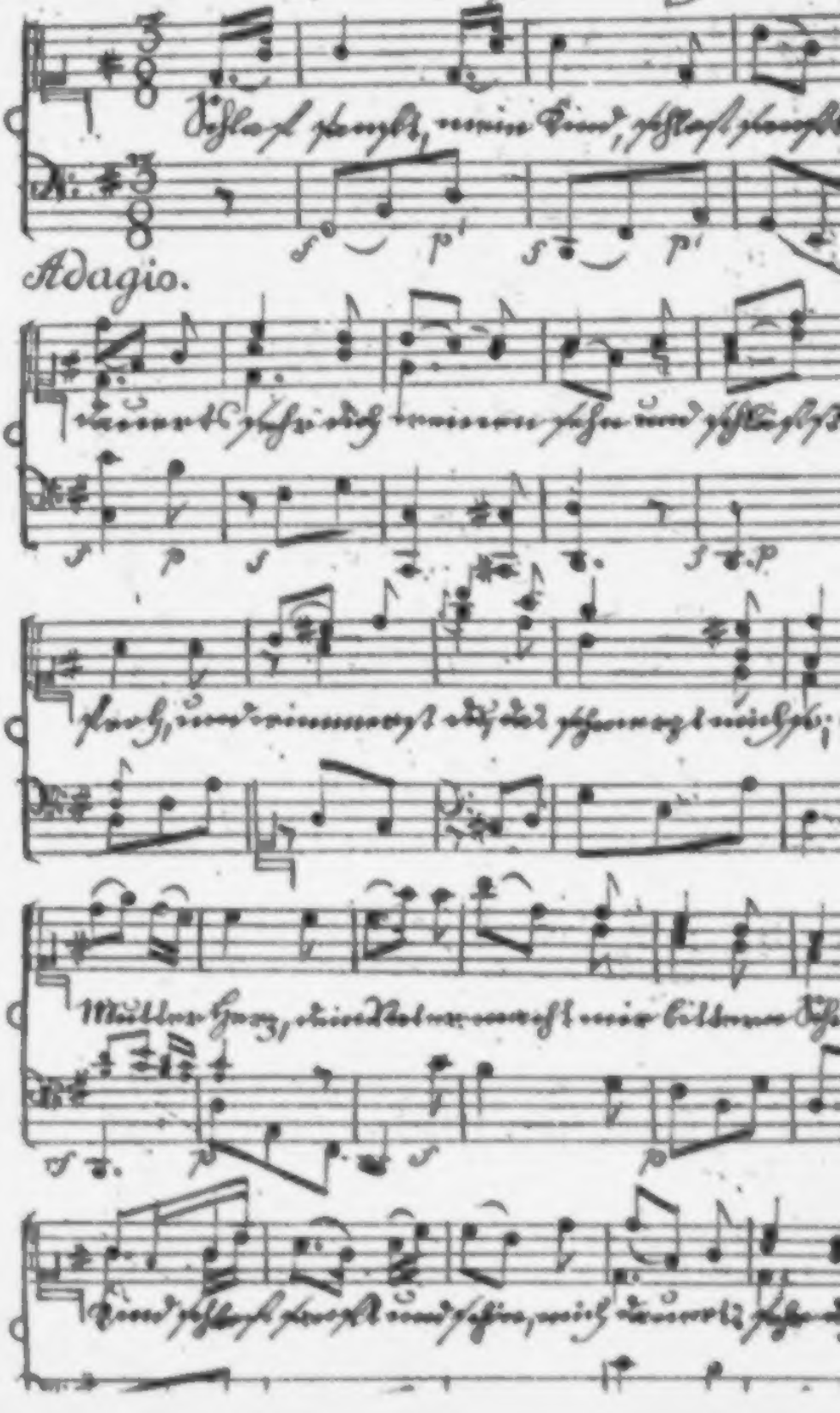

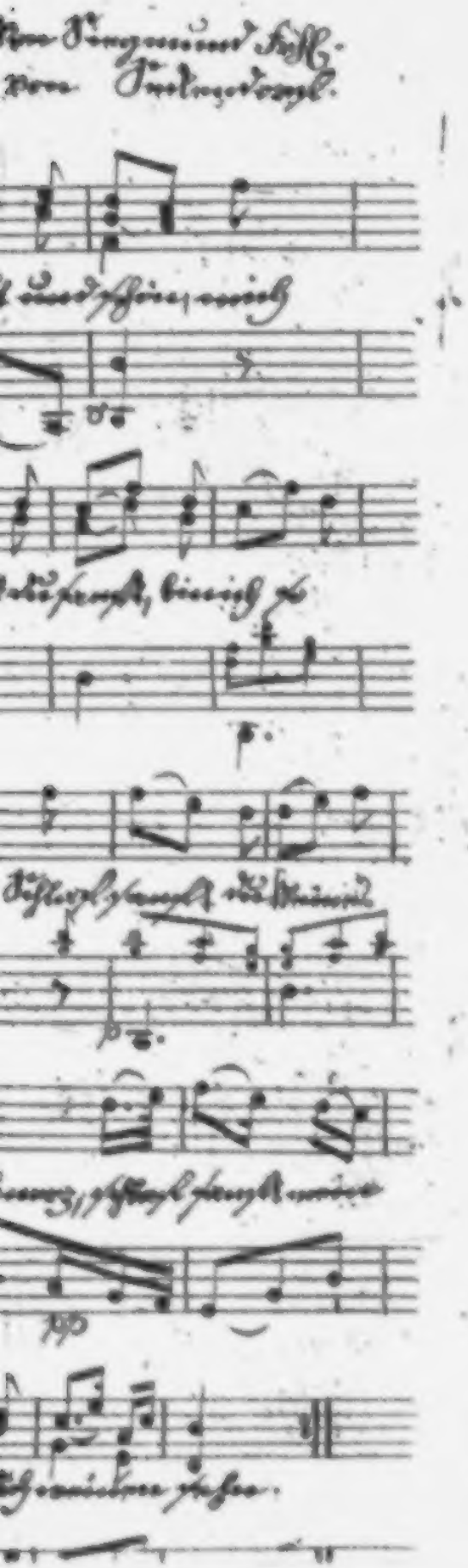

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1779.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

April 1779.

I.

Die Onoſkiamachie fortgeſetzt.

7.

Gute Ordnung in der Kanzley von Abdera. Präjudizial-Fälle, die nichts ausmachen. Das Volk will das Rathhaus ſtürmen, und wird von Agathyrſus beſänftigt. Der Senat beſchließt die Sache dem großen Rath zu überlaſſen.

Die Kanzley der Stadt Abdera — weil es doch die Gelegenheit mit ſich bringt, ihrer hier mit zwey Worten zu erwähnen — war überhaupt ſo gut eingerichtet und bedient, als man es von einer ſo weiſen Republik erwarten kann; nur hatte ſie mit vielen andern Kanzleyen zween Fehler gemein, über welche zu Abdera, ſchon ſeit zehn Jahrhunderten, faſt täglich Klage geführt wurde, ohne daß darum jemand auf den Einfall gekommen war: ob es nicht etwa möglich ſeyn könnte, dem Uebel auf eine oder andre Weiſe abzuhelfen? Das eine dieſer Gebrechen war, daß die Urkunden und Akten in einigen ſehr dumpfen und feuchten Gewölben verwahrt lagen, wo ſie aus Mangel

der Luft verschimmelten, moderten, von Motten gefressen und nach und nach ganz unbrauchbar wurden; das andre: daß man, alles Suchens ungeachtet, nichts darinn finden konnte. So oft dies begegnete, pflegte irgend ein patriotischer Rathsherr, meistens mit Beystimmung des ganzen Senats, die Anmerkung zu machen: „es komme bloß daher, weil keine Ordnung in der Kanzley gehalten werde.„ In der That ließ sich schwerlich eine Hypothese erdenken, vermittelst welcher diese Erscheinung auf eine leichtere und begreiflichere Weise zu erklären gewesen wäre. Daher kam es nun, daß fast allemal, wenn ben Rath beschlossen wurde, daß in der Kanzley nachgesehen werden sollte, jedermann schon voraus wußte, und meistens sicher darauf rechnete, daß sich nichts finden würde. Und eben daher kam es auch, daß die gewöhnliche Erklärung, die bey der nächsten Rathssitzung erfolgte: „es habe sich, alles Suchens ungeachtet, nichts in der Kanzley gefunden,„ mit der kaltsinnigsten Gelassenheit, als eine Sache, die man erwartet hatte, und die sich von selbst verstund, aufgenommen wurde.

Dies war nun auch dermalen der Fall gewesen, da die Kanzley den Auftrag erhalten hatte, in den ältern Akten nachzusehen, ob sich nicht vielleicht ein Präjudizium finde, das der Weisheit des Senats bey Entscheidung des höchstbeschwerlichen Handels über den Eselsschatten zur Fackel dienen könnte. Es hatte

sich

der unſterblichen Seele ſeines Vaters Oeſtreichs Blut zum Todten-Opfer gebracht.

König Johann, Arthur und Hubert treten auf.

König Johann.

Hier Hubert, bring dieſen Knaben in Verwahrung — Richard, ermuntre dich; meine Mutter wird in ihrem Gezelt beſtürmt, und iſt, wie ich beſorge, gefangen.

Faulconbridge.

Ich befreyte ſie, Gnädigſter Herr; ihre Hoheit iſt in Sicherheit, beſorget nichts. Aber zurük, mein König; noch ein wenig Arbeit wird dieſen Tag zu einem glüklichen Ende bringen.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Lermen; Gefecht; Flucht; König Johann, Elinor, Arthur, Faulconbridge, Hubert und Lords treten wieder auf.

König Johann.

So ſoll es ſeyn; (zu ſeiner Mutter.) Euer Gnaden ſoll unter einer ſtarken Bedekung zurükbleiben; (zu Arthur.) Vetter, ſieh nicht ſo traurig aus; deine Großmama hat dich lieb, und dein Oheim will deines Vaters Stelle bey dir vertreten.

Arthur.

ſich nichts gefunden; ungeachtet verſchiedene Herren in der letzten Seſſion ganz poſitiv verſichert hatten: es müßten unzählliche ähnliche Fälle vorhanden ſeyn.

Indeſſen hatte gleichwohl der Eifer eines Rathsherrn von der Parthey der Eſel die Akten von zween alten Rechtshändeln aufgetrieben, die einſt vielen Lärm in Abdera gemacht hatten, und mit dem gegenwärtigen einige Aehnlichkeit zu haben ſchienen. Der eine betraf einen Streit zwiſchen den Beſitzern zweyer Grundſtücke in der Stadtflur, über das Eigenthumsrecht an einem zwiſchen beyden gelegnen kleinen Bühel, der ungefehr fünf oder ſechs Schritte im Umfang betrug, und mit Verlauf der Zeit aus etlichen zuſammengefloſſenen Maulwurfshaufen entſtanden ſeyn mochte. Tauſend kleine Nebenumſtände hatten nach und nach eine ſo heftige Verbitterung zwiſchen den beyden im Streite befangnen Familien angeſtiftet, daß jeder Theil entſchloſſen war, lieber Haus und Hof, als ſein vermeyntes Recht an dieſen Maulwurfshügel, zu verliehren. Die Abderitiſche Juſtiz wurde dadurch in eine deſto größere Verlegenheit geſezt, da Beweis und Gegenbeweiß von einer ſo ungeheuern Kombination unendlich kleiner, zweifelhafter und unaufklärbarer Umſtände abhieng, daß, nach einem Prozeß von fünf und zwanzig Jahren, die Sache nicht nur der Entſcheidung nicht um einen Schritt näher gekommen, ſondern im Gegegentheil gerade fünf und zwanzigmal verworrner geworden war,

als ſie anfangs ſchien. Wahrſcheinlicherweiſe würde ſie auch nie zu Ende gebracht worden ſeyn: wenn ſich nicht beyde Partheyen endlich gezwungen geſehen hätten, die Grundſtücke, zwiſchen welchen der ſtrittige Maulwurfshügel lag, ihren Sykophanten für Prozeßkoſten und Advokaten-Gebühren cum omni cauſa & actione abzutreten. Da nun hierunter auch das vermeyntliche Recht an den beſagten kleinen Bühel begriffen war, ſo hatten die Sykophanten ſich noch ſelbigen Tages in Güte dahin verglichen, dieſes Hügelchen der großen Themis zu heiligen, einen Feigenbaum darauf zu pflanzen, und unter denſelben auf gemeinſchaftliche Koſten die Bildſäule beſagter Göttin, aus gutem Förenholz, ſteinfarb angeſtrichen, ſetzen zu laſſen; mit der Verordnung, daß die Beſitzer beyder Grundſtücke zu ewigen Zeiten ſchuldig ſeyn ſollten, beſagte Bildſäule nebſt dem Feigenbaum gemeinſchaftlich zu unterhalten; — geſtalten dann auch beyde, und zwar der Feigenbaum in ſehr anſehnlichen, die Bildſäule aber in ſehr verfallnen und wurmſtichigen Umſtänden, zum ewigen Gedächtniß dieſes merkwürdigen Handels, noch zur Zeit des gegenwärtigen zu ſehen waren.

Der andre Prozeß ſchien mit dem vorliegenden noch eine nähere Verwandſchaft zu haben. Ein Abderite, Nahmens Pamphus, beſaß ein Landgut, deſſen vornehmſte Annehmlichkeit darinn beſtund, daß es auf der Südweſtlichen Seite eine ganz herrliche Ausſicht über

ein

ein ſchönes Thal hatte, das zwiſchen zween waldichten Bergen hinlief, in der Ferne immer ſchmäler wurde, und ſich endlich in das Aegeiſche Meer verlohr. Pamphus pflegte oft zu ſagen: daß ihm dieſe Ausſicht nicht um hundert Attiſche Talente feil wäre; und er hatte um ſo mehr Urſache, ſie ſo hoch zu taxiren, da das Gut an ſich ſelbſt ſo unerheblich war, daß ihm niemand, der bloß auf den Nutzen ſah, fünf Talente darum gegeben haben würde. Unglücklicherweiſe fand ein ziemlich begüterter Abderitiſcher Bauer, der auf eben dieſer Südweſtlichen Seite ſein Nachbar war, ſich veranlaßt, eine Scheune bauen zu laſſen, die dem guten Pamphus einen ſo großen Theil ſeiner Ausſicht entzog, daß ſein Landgütchen, ſeiner Rechnung nach, wenigſtens um 80 Talente dadurch ſchlechter wurde. Pamphus wandte alles mögliche an, den Nachbar in Güte und Ernſt von einem ſo fatalen Bau abzuhalten. Allein der Bauer war ein Starrkopf, und beſtand auf ſeinem Rechte, ſeinen erbeigenthümlichen Grund und Boden zu überbauen, wo und wie es ihm beliebte; und ſo kam es zum Prozeß. Pamphus konnte zwar nicht erweiſen, daß die ſtrittige Ausſicht ein nothwendiges und weſentliches Pertinenzſtück ſeines Gutes ſey, oder daß ihm Luft und Licht dadurch entzogen werde; oder daß ſein Großvater, der es käuflich an ſeine Familie gebracht, um beſagter Ausſicht willen nun eine Drachme mehr bezahlt habe, als das Gut, nach damaligem Preiſe, an ſich ſelbſt werth war; noch daß ihm ſein Nachbar,

der Bauer, mit einiger Servitut verhaftet ſey, Kraft deren er ein Recht hätte, ihm den Bau quaeſtionis niederzulegen. Allein ſein Sykophant behauptete, daß die Entſcheidungsgründe dieſer Sache viel tiefer lägen, und aus der erſten urſprünglichen Quelle alles Eigenthumsrechts unmittelbar geſchöpft werden müßten. Wäre die Luft nicht ein durchſichtiges Weſen, ſagte der Sykophant, ſo möchte Elyſium und der Olympus ſelbſt dem Landgute meines Principals gegenüber liegen, er würde ſo wenig jemals davon zu ſehen bekommen haben, als ob unmittelbar vor ſeinen Fenſtern eine Mauer ſtünde, die bis an den Himmel reichte. Die durchſichtige Natur und Eigenſchaft der Luft iſt alſo die erſte und wahre Grundurſache der ſchönen Ausſicht, die das Gut meines Prinzipals beſeligt. Nun iſt aber die freye durchſichtige Luft, wie jedermann weiß, eines von den gemeinen Dingen, an welche urſprünglich Alle ein gleiches Recht haben; und eben darum iſt jede noch von niemand occupierte Portion derſelben, als eine Res Nullius, als eine Sache, die noch niemanden eigenthümlich angehört, anzuſehen, und wird folglich ein Eigenthum des erſten der ſie occupiert. Seit unfürdenklichen Zeiten haben die Vorfahren meines Prinzipals an dieſem Gute die Ausſicht quaeſtionis innegehabt, beſeſſen und genoſſen, von männiglichen ungehindert und unangefochten. Sie haben alſo die dazu erforderliche Portion der Luft wirklich mit ihren Augen occupiert, und ſie iſt durch dieſe Occupation ſo

wohl

wohl, als durch einen Beſitz ſeit unfürdenklicher Zeit, ein eigenthümlicher Theil des mehrbeſagten Gutes geworden, wovon ſolchem nicht das Geringſte entzogen werden kann, ohne die Grundgeſetze aller bürgerlichen Ordnung und Sicherheit umzuſtoßen. — Der Senat von Abdera fand dieſe Gründe ganz bedenklich; es wurde lange für und wider mit großer Subtilität geſtritten; und da Pamphus einige Zeit darauf in den Rath gewählt worden war, ſchien die Sache nur um ſo viel verwickelter und ſeine Gründe um ſo viel bedenklicher zu werden. Der Bauer ſtarb endlich ohne den Ausgang des Handels zu erleben; und ſeine Erben, welche zulezt merkten, daß arme Bauersleute, wie ſie, gegen einen ſo großen Herrn, als ein Rathsherr von Abdera war, nichts gewinnen könnten, ließen ſich von ihrem Sykophanten zu einem Vergleich bereden: vermöge deſſen ſie die Prozeßkoſten bezahlten, und von dem Bau der ſtrittigen Scheune um ſo mehr abſtanden, da ſie kein Geld mehr dazu hatten, und der Prozeß von ihrem Erbgut ſo viel weggefreſſen hatte, daß ſie keiner neuen Scheune mehr bedurften, um die wenigen Früchte, die ihnen noch zu bauen übrig blieben, aufzubehalten.

Nun war es zwar ziemlich klar, daß dieſe beyden Rechtshändel zu Entſcheidung des vorliegenden ſehr wenig Licht geben konnten; zumal da in keinem von beyden definitive war geſprochen worden, ſondern beyde

durch gütlichen Vergleich ihre Endſchaft erreicht hatten; allein der Rathsherr, der ſie produzierte, ſchien auch keinen andern Gebrauch davon machen zu wollen, als dem Senat zu zeigen: daß dieſe beyden Händel, die ſowohl in Rückſicht auf die Wichtigkeit des Gegenſtandes als die Subtilität der Rechtsgründe ſehr viele Aehnlichkeit mit dem Eſelsproceß zu haben ſchienen, ſo viele Jahre lang vor dem Abderitiſchen kleinen Rath geführt und verhandelt worden, ohne daß ſich jemand habe beygehen laſſen, an den großen Rath zu provoziren, oder nur zu zweifeln, ob der Kleine auch wohl Fug und Macht habe, in Sachen dieſer Art zu erkennen. Die ſämtlichen Eſel unterſtützten dieſe Meynung ihres Partheyverwandten mit deſto größerm Eifer, da ſie die Majora in Händen hatten, wofern die Sache vor Rath abgethan worden wäre; allein eben darum beharrten die Schatten deſto hartnäkiger bey ihrem Widerſpruch. Der ganze Morgen wurde mit Streiten und Schreyen zugebracht; und die Herren würden endlich, (wie ihnen öfters zu begegnen pflegte) um Mittageſſenszeit unverrichteter Dinge auseinander gegangen ſeyn: wenn eine große Anzahl gemeiner Bürger von der Schattenparthey, die ſich auf Veranſtaltung des Zunftmeiſters Pfrieme vor dem Rathhauſe verſammelt hatte, und durch eine Menge herbeygelauffnen Pöbels von der niedrigſten Gattung verſtärckt worden war, der Sache nicht endlich den Ausſchlag gegeben hätte. Die Parthey des Erzprieſters legte in der Folge dem Zunftmeiſter

ſter zur Laſt, daß er gefliſſentlich ans Fenſter getreten ſey, und das Volk durch gegebne Zeichen zum Aufruhr angereitzt habe. Allein die Gegenparthey läugnete dieſe Beſchuldigung ſchlechterdings, und behauptete, das unziemliche Geſchrey, das einige Eſel auf einmal erhoben hätten, habe die unten verſammelten Bürger auf die Gedanken gebracht, als ob den Herren von ihrem Anhang Gewalt geſchehe, und dieſer Irthum habe den ganzen Lärm veranlaßt. Wie dem auch ſeyn mochte, auf einmal ſchallte ein brüllendes Geſchrey zu den Fenſtern des Rathhauſes hinauf: Freyheit, Freyheit! Es lebe der Zunftmeiſter Pfriemel! Weg mit den Eſeln! Weg mit den Jaſoniden! u. ſ. w. Der Archon kam ans Fenſter, und gebot den Aufrührern Ruhe; aber ihr Geſchrey nahm über Hand, und einige der frecheſten drohten, das Rathhaus auf der Stelle anzuzünden, wenn die Herren nicht unverzüglich aus einander gehen und die Sache dem großen Rath und dem Volk anheimſtellen würden. Einige loſe Buben und Häringsweiber drangen würklich mit Gewalt in die benachbarten Häuſer ein, riſſen Brände von den Feuerheerden und kamen damit zurück. Indeſſen hatte der Auflauf, der hierdurch verurſacht wurde, eine Anzahl von Eſeln herbeygeruffen, die den Herren von ihrer Parthey mit Knitteln, Feuerzangen, Fleiſchmeſſern, Miſtgabeln, und dem erſten dem Beſten, was ihnen in die Hände gefallen war, zu Hülfe kommen wollten; und wiewohl ſie von den Schatten bey weiten übermehrt waren: ſo

trieb

trieb ſie doch ihre Herzhaftigkeit und die Verachtung, womit ſie die ganze Parthey der Schatten anſahen, die wörtlichen Beleidigungen mit ſo nachdrücklichen Hieben und Stöſſen zu erwiedern, daß es blutige Köpfe abſetzte, und das Handgemeng in wenig Augenblicken allgemein wurde. Bey ſo geſtalten Sachen war nun freylich in der Rathsſtube nichts anders zu thun, als einhellig zu beſchlieſſen: daß man, lediglich aus Liebe zum Frieden und um des gemeinen Beſtens Willen, für dieſesmal und citra praeiudicium, ſich gleichwohl gefallen laſſen wolle, daß der Handel wegen des Eſelsſchattens vor den großen Rath gebracht und der Entſcheidung deſſelben überlaſſen werde.

Inzwiſchen war den guten Rathsherren ſo enge in ihrer Haut, daß ſie, ſobald man ſich (wiewohl auf eine ſehr tumultuariſche Weiſe) dieſes Schluſſes vereiniget hatte, den Zunftmeiſter Pfrieme mit aufgehabnen Händen baten, ſich herunter zu begeben, und das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Der Zunftmeiſter, dem es mächtig wohl that, die ſtolzen Patrizier ſo tief unter die Gewalt des Knieriemens gedemüthigt zu ſehen, zögerte zwar nicht, Ihnen dieſe Probe ſeines guten Willens und ſeines Anſehens bey dem Volke zu geben; aber der Tumult war ſchon ſo groß, daß ſeine Stimme, wiewohl es eine der beſten Bierſtimmen von ganz Abdera war, eben ſo wenig gehört wurde, als das Geſchrey eines Schifjungens im Maſtkorbe unter dem donnern-

nernden Geheul des Sturms und dem Brauſen der zuſammenprallenden Wellen. Er würde ſogar in der erſten Wuth, in welche der Pöbel (der ihn nicht ſogleich erkannte) bey ſeinem Anblick aufbrannte, ſeines eignen Lebens nicht ſicher geweſen ſeyn: wenn nicht, glücklicherweiſe, der Erzprieſter Agathyrſus — der dieſen zufälligen Tumult für den geſchickteſten Augenblick hielt, ſeinem Gegner in die Flancke zu fallen — mit ſeinem vergoldeten Hammelsfell an einer Stange vor ſich her, und mit ſeiner ganzen Prieſterſchaft hinter drein, in eben dieſem Momente herbeygekommen wäre, dem Aufruhr Einhalt zu thun; indem er dem Pöbel die Verſicherung gab, daß ihnen genug gethan werden ſollte, und daß er ſelbſt der erſte ſey, der darauf antrage, daß die Sache vor dem großen Rath abgethan werden müſſe. Dieſe öffentliche Verſicherung des Erzprieſters, und ſeine Herablaſſung und Leutſeligkeit, zugleich mit der Ehrfurcht, die das Abderitiſche Volk für das vergoldete Hammelsfell zu tragen gewohnt war, that eine ſo gute Würkung, daß in wenig Augenblicken alles wieder ruhig war, und der ganze Markt von einem lauten: Vivat der Erzprieſter Agathyrſus! erſchallte. Die Verwundeten ſchlichen ſich ganz geruhig nach Hauſe, um ſich ihre Köpfe verbinden zu laſſen, und der übrige Troß ſtrömte hinter dem zurückkehrenden Erzprieſter her; der Zunftmeiſter aber hatte den Verdruß, zu ſehen, daß ein großer Theil ſeiner Schatten, von der Anſteckung des übrigen Hauffens hingeriſſen, den Triumph

ſeines

ſeines Gegners vergrößern half, und in dieſem Augenblick des Taumels leicht dahin hätte gebracht werden können, allen den wilden Muthwillen, den ſie kurz zuvor an ihren vermeyntlichen Feinden, den Eſeln, auszuüben bereit waren, nun an ihren Freunden, den Schatten, auszulaſſen.

8.

Politik beyder Partheyen. Der Erzprieſter verfolgt ſeinen erhaltenen Vortheil; die Schatten ziehen ſich zurück, und der entſcheidende Tag wird feſt geſetzt.

Dieſer unvermuthete Vortheil, den der Erzprieſter über die Schatten gewann, kränkte ſie um ſoviel empfindlicher, da er ihnen nicht nur die Freude und Ehre des Sieges verkümmerte, den ſie im Senat erhalten hatten, ſondern ihre Parthey ſelbſt merklich ſchwächte und ihnen überhaupt zu erkennen gab, wiewohl ſie ſich auf die Unterſtützung eines leichtſinnigen Pöbels verlaſſen dürften, der von jedem Wind auf eine andere Seite geworfen wird, und ſelten recht weiß, was er ſelbſt will, geſchweige was diejenigen mit ihm machen wollen, von denen er ſich treiben läßt.

Agathyrſus, der nun das erklärte Haupt der Eſel war, hatte durch ſeine Emiſſarien erfahren, daß die Gegenparthey durch nichts mehr bey der gemeinen Bürgerſchaft gewonnen hatte, als durch den Widerſtand, den die Beſchützer des Eſeltreibers anfänglich thaten,

da

Arthur.

O diß wird meine Mutter vor Schmerz ſterben machen.

König Johann (zu Faulconbridge.)

Vetter, auf, nach England; eile voran, und ſiehe, daß du noch vor unſrer Ankunft unſre reichen Aebte ſchüttelſt; ſez du ihre gefangnen Engel in Freyheit; der hungrige Krieg muß an den fetten Ribben des Friedens zehren. Vollziehe unſern Auftrag mit dem äuſſerſten Nachdruk.

Faulconbridge.

Gloke, Buch und Kerze ſollen mich nicht zurüktreiben, wo Gold und Silber mich einladen einen Beſuch zu machen. Ich verlaſſe Eu. Majeſtät; Großmuter, wenn mir anders einmal einfällt fromm zu ſeyn, will ich für eure Wohlfahrt beten; und hiemit küß' ich euch die Hand.

Elinor.

Lebe wohl, mein lieber Vetter.

König Johann.

Vetter, lebe wohl.

(Faulconbridge geht ab.)

Elinor.

Komm zu mir, kleiner Vettermann -- auf ein paar Worte --

(Sie nimmt den Arthur auf die eine Seite des Theaters.)

da die Sache vor den groſsen Rath geſpielt werden ſollte. Da dieſer Rath aus 400 Männern beſtund, welche als die Repräſentanten der geſammten Bürgerſchaft von Abdera angeſehen wurden, und wovon beynahe die Hälfte auch wirklich bloſse Krämer und Handwercksleute waren: ſo glaubte ſich jeder gemeine Mann durch die vermeynte Abſicht, die Vorrechte deſſelben einſchränken zu wollen, perſönlich beleidigt; und die Vorſpiegelung des Zunftmeiſter Pfriem, daſs es auf einen gänzlichen Umſturz ihrer demokratiſchen Verfaſſung abgezielt ſey, fand deſto leichter Eingang. In der That war es auch um das, was in der Abderiſchen Staatseinrichtung demokratiſch ſchien, bloſses Schattenwerk und politiſches Gaukelſpiel. Denn der kleine Rath, deſſen zwey Drittel aus alten Geſchlechtern beſtund, machte im Grund alles was er wollte; und die Fälle, wo die Vierhundert zuſammenberufen werden muſsten, waren in dem Abderitiſchen Grundgeſetz auf ſolche Schrauben geſetzt: daſs es beynahe gänzlich von dem Urtheil des kleinen Rathes abhieng, wann und wie oft ſie die Vierhundert-Männer zuſammenberufen wollten, um zu dem, was jener ſchon beſchloſſen hatte, ihre Beyſtimmung zu geben. Aber eben darum, weil dieſes Vorrecht der Abderitiſchen Gemeinen nicht ſehr viel zu bedeuten hatte, waren ſie deſto eyferſüchtiger darauf; und um ſo nöthiger war es, dem Volk das Gängelband zu verbergen, an welchem man es führte, indem es allein zu gehen glaubte. Es war alſo ein wahrer Meiſterſtreich von dem Erzprieſter, daſs

er

er ſich nun auf einmal und in einem Augenblick, wo die Würkung davon plötzlich und entſcheidend ſeyn mußte, dem Volk in einer Sache zu Willen erklärte, auf die es einen ſo hohen Werth legte. Und da er, anſtatt etwas dabey zu wagen, vielmehr dadurch einen ſtarken Riß in den Plan der Gegenparthey machte: ſo hatte dieſe letztere alle Urſache, nun auf neue Mittel und Wege zu denken, wie ſie den Erzprieſter und ſeinen Anhang wieder aus dem Vortheil heben, und den günſtigen Eindruck auslöſchen mochte, den er auf das gemeine Volk gemacht hatte.

Die Häupter der Schatten kamen noch an ſelbigem Abend in dem Hauſe der Dame Calabanda zuſammen, und das Reſultat ihrer Berathſchlagung war: daß man, anſtatt die Ernennung eines nahen Tages zur Zuſammenberufung der Vierhundert bey dem Archon zu betreiben, ſich vielmehr, (falls es nöthig ſeyn ſollte) verwenden wolle, ſolche zu verzögern, um dem Volke Zeit zu geben, ſich wieder abzukühlen. Inzwiſchen wollte man die Bürgerſchaft unter der Hand und mit aller Gelaſſenheit zu überzeugen ſuchen: wie thöricht ſie wären, ſich von dem Erzprieſter und ſeinen Miteſeln als etwas Verdienſtliches anrechnen zu laſſen, was doch nichts weniger als guter Wille, ſondern bloße aezwungne Folge ihrer Schwäche ſey. Wenn die Eſel es in ihrer Gewalt gehabt hätten, die Sache dem großen Rath aus den Händen zu reiſſen, ſo würden ſie es gethan,

und ſich wenig darum bekümmert haben, ob es dem Volke lieb oder leid ſey. Dieſer plötzliche Abſprung von ihrem vorigen ſtadtkündigen Betragen ſey ein allzu grober Kunſtgriff, die Volkspartey zu trennen, als daß man ſich dadurch betrügen laſſen könne. Vielmehr habe man nun deſto mehr Urſache auf ſeiner Hut zu ſeyn, da es augenſcheinlich darauf angeſehen ſey, das Volk durch ſuſſe Worte einzuſchläfern und unvermerkt dahin zu bringen, daß es unwiſſenderweiſe ein Werkzeug ſeiner eignen Unterdrückung werde.

Der Oberprieſter Strebylus, der bey dieſer Berathſchlagung zugegen war, billigte zwar alles, was man thun könnte, um das Anſehen ſeines Nebenbulers bey der Bürgerſchaft zu vermindern, und ſeine Abſichten verdächtig zu machen; allein ich zweifle ſehr, ſetzte er hinzu, daß wir die gehofften Früchte davon erleben werden. Ich bereite ihm aber eine andere und ſchärfere Lauge zu, die deſto beſſer würken wird, wenn ſie ihm ganz unverſehens über den Kopf kommt. Es iſt noch nicht Zeit, mich deutlicher zu erklären. Aber laßt mich nur machen. Mag er ſich doch eine Weile mit der Hofnung ſchmeicheln, den Prieſter Strebylus im Triumph hinter ſich herzuſchleppen! Die Freude ſoll ihm übel verſalzen werden, darauf verlaßt euch! Aber, wenn wir, wie ich hoffe, ehrlich an einander ſind, und wenn es uns Ernſt iſt, den Sieg über unſre Feinde zu erhalten; ſo müßen wir reinen Mund über das halten,

was ich euch von meinem geheimen Anschlag habe merken lassen, und, seiner Zeit, davon entdecken werde. Agathyrsus muß sicher gemacht werden. Er muß glauben, daß wir nur noch mit Einem Flügel schlagen; und daß alle unsre Hofnung auf unserm Vertrauen, das Uebergewicht im großen Rathe zu machen, beruht — Jedermann fand, daß der Oberpriester die Sache sehr richtig gefaßt habe, und die Gesellschaft trennte sich, sehr neugierig, was das wohl für ein Anschlag seyn könne, den er gegen den Erzpriester in petto behalte; aber auch sehr überzeugt, daß wenn es auf den Sturz des leztern angesehen sey, die Sache in keine bessere als in des Priesters Strobylus Hände gestellt werden könne.

Agathyrsus ermangelte inzwischen nicht, aus dem kleinen Sieg, den er durch eine ihm eigene Gegenwart des Geistes zu so gelegener Zeit über seine Gegner erhalten hatte, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Er hatte unter den Hauffen gemeinen Volks, der ihn bis in den Vorhof des erzpriesterlichen Palasts begleitete, Brod und Wein austheilen lassen, bevor er sie mit einer ernstlichen Vermahnung ruhig zu seyn, wieder nach Hause gehen hieß: wo sie nun vom Lobe seiner Personen, seiner Leutseligkeit und Freygebigkeit, gegen ihre Nachbarn und Bekannten überflossen. Aber, wiewohl er den Geist der Republiken zu gut kannte, um die Gunst des Pöbels für Nichts zu achten; so wußte er doch wohl, daß er damit noch nicht viel gewonnen hatte.

Das

Das Nothwendigſte war, ſich der Zuneigung des groſſen Theils der Vierhundert gänzlich zu verſichern; theils, weil itzt auf dieſe Alles ankam; theils, weil man, wenn ſie einmal gewonnen waren, mehr Staat auf ſie machen konnte, als auf das übrige Volk. Er hatte zwar bereits einen anſehnlichen Anhang unter ihnen; aber auſſer einer Anzahl erklärter und eifriger Schatten, mit denen er ſich nicht einlaſſen mochte, befanden ſich noch ſehr viele — und ſie beſtanden meiſtens aus den vermöglichſten und angeſehenſten von der Bürgerſchaft — die ſich entweder noch gar nicht erklärt hatten, oder nur darum zur Parthey der Schatten neigten, weil ihnen die Häupter der Gegenparthey als herrſchſüchtige, gewaltthätige Leute beſchrieben worden waren, die dieſe ganze lächerliche Oneſtiamachie bloß darum angezettelt hätten, um die Stadt in Verwirrung zu ſetzen, und die Unruhen, wovon ſie ſelbſt die Urheber wären, zum Vorwand und zu Werkzeugen ihrer ehrgeizigen Abſichten zu gebrauchen. Dieſe Leute auf ſeine Seite zu bringen, ſchien ihm nun eben ſo leicht, als es für den Triumph ſeiner Parthey entſcheidend war. Er ließ ſie alle noch an ſelbigem Abend zu Gaſte bitten. Ihre meiſten erſchienen; und der Erzprieſter, der eine beſondere Gabe hatte, ſeiner Politik einen Firnis von Offenheit und aufrichtigem Weſen anzuſtreichen, machte ihnen kein Geheimniß daraus, daß er ſie zu ſich gebeten hätte, um mit Hülfe ſo braver und verſtändiger Männer die Vorur-

theile zu zerſtreuen, die man, wie er hörte, in der Stadt wider ihn gefaßt habe. „Daß man, ſagte er, in dem Handel zwiſchen einem Eſeltreiber und einem Zahnarzt, und in einem Handel, wo es bloß um den Schatten eines Eſels zu thun ſey, einen Mann ſeines Standes zum Haupt einer Parthey machen wolle, komme ihm allzu lächerlich vor, als daß er ſich jemals einfallen laſſen werde, eine ſo alberne Beſchuldigung von ſich abzulehnen. Indeſſen ſey der arme Anthrax ein Schutzverwandter des Jaſontempels, und er habe ihm alſo nicht verſagen können, ſich ſeiner, ſoweit als es die Gerechtigkeit erfodre, anzunehmen. Ohne die bekannte auffahrende Hitze des Zunftmeiſters Pfrieme, der ſich etwas unzeitig zum Sachwalter des Zahnarztes aufgeworfen habe, nicht weil dieſer Recht habe ſondern bloß, weil er bey den Schuſtern zünftig ſey — würde eine ſo unbedeutende Sache ohnmöglich zu ſolcher Weitläuftigkeit gekommen ſeyn. Sey aber einmal ein Feuer angezündet, ſo fänden ſich immer Leute, denen damit gedient ſey, es anzublaſen und zu nähren. Er ſeines Orts habe ſichs immer zum Geſetz gemacht, ſich in nichts zu miſchen, das ihn nichts angehe; daß er ſich aber dazu verwendet habe, den gefährlichen Tumult, der dieſen Morgen von den Anhängern des Zunftmeiſters vor dem Rathhauſe erregt worden, durch ſeine Dazwiſchenkunft und gütliche Zureden zu ſtillen, werde ihm hoffentlich von keinem Billigdenkenden als eine ungeziemende Anmaßung, ſondern vielmehr als die That

eines

eines guten Bürgers und Patrioten ausgelegt werden; zumal, da es dem Charakter eines Priesters immer anständiger sey, Friede zu machen und Unordnungen zu verhuten, als Oel ins Feuer zu giessen; wie von Manchen bekannt sey, die er nicht zu nennen nöthig habe. Im Uebrigen läugne er nicht, daß er — da die Sache mit dem Eselsschatten nun einmal in erster Instanz verdorben worden, und zu einem Handel erwachsen sey, an welchem ganz Abdera Antheil zu nehmen sich gleichsam genöthigt sehe — immer gewünscht habe, daß die Sache je bälder je lieber vor den großen Rath gebracht würde; nicht sowol, damit der arme Anthrax die gebührende Genugthuung erhalte (wiewohl nicht zu zweifeln sey, daß ihm solche bey dieser hohen Gerichtsstelle keineswegs werde versagt werden) als damit der zügellose Muthwille der Sykophanten endlich einmal durch irgend ein angemeßnes Gesetz eingeschränkt, und dergleichen Händel, die der Stadt Abdera zu schlechter Ehre gereichten, furs Künftige nach Möglichkeit vorgebaut werden möchte.„ — Agathrestus brachte alles dies mit so vieler Gelassenheit und Mäßigung vor, daß seine Gäste sich nicht genug über die Ungerechtigkeit derjenigen verwundern konnten, welche einen so gutdenkenden Herrn zum vornehmsten Anstifter dieser Unruhen hätten machen wollen. Sie hielten sich nun alle von dem Gegentheil vollkommen überzeugt; und es gelang ihm, in wenigen Stunden, diese wackern Leute, ohne daß sie es selbst merkten, und indem sie noch im-

mer ganz unpartheyiſch zu ſeyn glaubten, zu ſo guten Eſeln zu machen, als es vielleicht in ganz Abdera gab; zumal nachdem die vortrefflichen Weine, womit er ſie bey der Abendmalzeit betränkte, jeden Schatten des Mistrauens vollends ausgelöſcht, und jede Seele zur Empfänglichkeit aller Eindrücke, die er ihnen geben wollte, geöfnet hatten.

Man kann ſich leicht verſtellen, daß dieſer Schritt des Agathyrſus die Gegenparthey nicht wenig beunruhigen mußte; und da die Revolution, welche unter demjenigen Theil der Bürgerſchaft, der bisher gleichgültig geblieben war, dadurch bewürkt worden, bald darauf ſehr merklich zu werden anfieng; und alle Batterien, die man mit verdoppeltem Eifer dagegen ſpielen ließ, nicht nur ohne Würkung blieben, ſondern gerade die gegentheilige Würkung thaten, und die Uebelgeſinntheit der Schatten durch die Vergleichung mit der Mäßigung und den patriotiſchen Geſinnungen des Prälaten nur deſto auffallender machten: ſo würden die beſagten Schatten äuſſerſt verlegen geweſen ſeyn, was ſie anfangen wollten, um ihrer beynahe ganz geſunknen Parthey wieder einen Schwung zu geben; wenn der Prieſter Strobylus ſie nicht bey Muth erhalten, und verſichert hätte, daß er, ſobald der Gerichtstag feſtgeſetzt ſeyn würde, dem kleinen Jaſon (wie er ihn zu nennen pflegte) ein Gewitter über den Hals ſchicken wolle, deſſen er ſich mit aller ſeiner

Schlau-

Schlauheit gewiß nicht verſehe, und wodurch die Sache ſogleich ein ganz ander Ausſehen gewinnen werde.

Die Schatten ſchienen ſich nun ſo ruhig zu halten, daß Agathyrſus und ſein Anhang dieſe anſcheinende Niedergeſchlagenheit ihrer Geiſter ſehr wahrſcheinlich der wenigen Hofnung zuſchreiben konnte, welche ihnen, nach dem über ſie erhaltnen zwiefachen Vortheil, übrig blieb. Sie verdoppelten daher ihre Bemühungen bey dem Archon Onolaus (deſſen Sohn ein vertrauter Freund des Erzprieſters und einer der hitzigſten Eſel war) einen nahen Tag zur Verſammlung des großen Raths anzuberaumen; und ſie erhielten endlich durch ihr ungeſtümmes Anhalten, daß dieſe Feyerlichkeit auf den ſechſten Tag nach der letzten Rathsſitzung feſtgeſtellt wurde.

Diejenigen, welche die Weisheit eines Plans oder einer genommenen Maasregel nach dem Erfolg zu beurtheilen pflegen, werden vielleicht die Sicherheit des Erzprieſters bey der plötzlichen Unthätigkeit ſeiner Gegenparthey eines Mangels an Klugheit und Vorſicht beſchuldigen, von welchem wir ihn allerdings nicht gänzlich freyſprechen können. Wir läugnen es nicht, es würde behutſamer an ihm geweſen ſeyn, dieſe Unthätigkeit vielmehr irgend einem wichtigen Streich, über welchem ſie in der Stille brüteten, als einem zu Boden geſunkenen Muthe zuzuſchreiben. Allein es war einer von den

Fehlern dieſes Jaſoniden, daß er, aus allzulebhaftem Gefühl ſeiner eignen Stärke, ſeine Gegner immer mehr verachtete, als die Klugheit erlaubt. Er handelte faſt immer wie einer, der es nicht der Mühe werth hält zu berechnen, was ihm ſeine Feinde ſchaden können, weil er ſich überhaupt bewußt iſt, daß es ihm nie an Mitteln fehlen werde, das Aergſte, was ſie ihm thun können, von ſich abzutreiben. Indeſſen iſt doch in gegenwärtigem Falle zu vermuthen, daß tauſend Andre an ſeinem Platz, und bey ſo günſtigen Aufſcheinungen, eben ſo gedacht, und, wie er, geglaubt hätten, ſehr wohl daran zu thun, wenn ſie ſich den guten Willen ihrer neuen Freunde zu Nutze machten, bevor er wieder erkaltete, und ihren Feinden keine Zeit lieſſen, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Daß der Erfolg ſeiner Erwartung nicht gemäß war, kam von einem Streich des Prieſters Strobylus her, den er mit aller ſeiner Klugheit nicht vorausſehen konnte, und der, ſo ſehr er auch in dem Charakter dieſes Mannes gegründet ſeyn mochte, doch ſo beſchaffen war, daß man nur durch die unmittelbare Erfahrung dahin gebracht werden konnte, ihn deſſen für fähig zu halten.

(Die Fortſetzung künftig.)

W.

König Johann (zu Hubert auf der andern Seite.)

Komm hieher, Hubert. O mein lieber Hubert, wir sind dir sehr verbunden; in diesen Mauern von Fleisch ist eine Seele die dein Schuldner ist, und deine Liebe mit Wucher zu bezahlen gedenkt. Glaube mir, mein guter Freund, der freywillige Eid, womit du dich zu meinem Dienst verbunden hast, lebt in diesem Busen und wird theuer geachtet. Gieb mir deine Hand, ich wollte dir etwas sagen -- aber ich will es auf eine gelegnere Zeit verspären. Beym Himmel, Hubert, ich bin recht beschämt, wenn ich denke, wie grosse Verbindlichkeiten ich dir habe.

Hubert.

Ich bin es, der Euer Majestät unendlich verpflichtet ist.

König Johann.

Mein guter Freund, du hast noch keine Ursache das zu sagen -- Aber du sollt bekommen -- und so langsam die Zeit auch kriechen mag, so soll sie doch kommen, daß ich dir Gutes thun kan. Ich hatte dir was zu sagen -- Aber, laß es gehen: Die Sonne ist am Himmel, und der stolze Tag, von den Freuden der Welt umgeben, ist zu üppig, zu voll von Lustbarkeiten, um mir Gehör zu geben. Wenn die mitternächtliche Gloke mit ihrer ehernen Zunge über die schlaftrunkne Geschöpfe der Nacht Eins erschallen liesse; wenn dieser Plaz wo wir stehn, ein Kirchhof wäre, und du vom Gefühl von tausend Beleidigungen besessen wärst; oder wenn der saure Geist der Melancholie dein Blut, das izt kizlend in deinen Adern auf- und ab rollt, so dik wie

Leim

II.

An den Herausgeber des T. Merkurs. (*)

Es hat nicht allein jedes Jahrhundert, ſondern jedes Jahrzehend ſeinen beſondern Geiſt, der das ganze Meer menſchlicher Meynungen und Neigungen bewegt, und entweder macht, daß alles tobt oder ſtockt. Politik, Religion, Moral, Litteratur, Induſtrie, Kommerz, Kultur, hängen alle ſo genau zuſammen, wie die ganze Kraft der menſchlichen Seele, ob man ſie gleich dem Namen nach trennen muß, um verſtändlich zu ſeyn, — ſo wie man von Geiſt und Leib, Verſtand und Willen, höhern und niedern Seelenkräften als verſchiedenen Dingen ſpricht. Keins von allen kann ſeine beſondere Richtung nehmen, vorzüglich bearbeitet oder vernachläßigt werden, ohne daß das Ganze eine Veränderung leide.

Wie es in Anſehung des Intellektuellen mit uns ſtehe, ob die dermalige Menſchen-Race der andern auf die Schultern ſteige, ob wir vor- oder rückwärts gehen, oder ob wir beſtändig beſchäftigt ſind, ohne etwas zu pro-

(*) Dieſer Aufſatz iſt mir von unbekannter Hand zugeſchickt worden. Er hat keine Rubrik; aber es ſind, wie Salomo ſagt, güldene Aepfel auf einer ſilbernen Schale; und ich finde weiter nichts daran auszuſetzen, als daß er zu bald abbricht.

ducirem, dieſe Frage bedarf Erörterung. Sie iſt nicht ſo leicht entſchieden; allein über die Zuſammentreffung gewiſſer Phänomene in der jetzigen intellectuellen Welt, laſſen ſich wohl einige Worte verlieren.

Es ſcheint ſich ein Cyniſcher Bonſens des Ganzen bemächtigt zu haben, der alles Verhältniß von Groß und Klein zerſtört, im „Empyräo des allein Nützlichen wandelt, über alle Theorien ſpöttelt, nichts glauben will, was er nicht mit Händen greifen kann, und alles Edle als unnütze angrinzt.

Der Strom der Wiſſenſchaften ſcheint nicht mehr in einem ſichtbaren, tiefen und ſichern Beete fortzufliessen — man hat ihn gedämmt, und durch Encyclopädiſche Bemühung in tauſend Kanäle und Rinnen abgeleitet, ſo daß jeder ſeinen Antheil an der Gemeinheit hat, — allein dafür iſt er bis auf den Namen im Sande verſiegt, und fürs Ganze verlohren.

Vor ohngefehr 50 Jahren ſpintiſierte man über Religion. Die Halliſche und Wittenbergiſche Schule erregte Aufſehen. Fürſten und Grafen waren aufmerkſam auf das, was Spener oder Franke decidiren würde. So klein uns dieſes vorkommt, ſo klein iſt aber doch nicht der Eifer und das Forſchen nach Wahrheit und Gewißheit im Guten, das damals alle Gemüther beſchäftigte. Es hatte Einfluß auf Sittenmaſſe und Gewiſſen, und ſo lange Groß und Klein über alle Feſtucas der Dogma, ik ſpintiſierte, glaubte auch Groß und Klein an eine

Allge-

Allgegenwart Gottes. Jetzo haben wir immer die Freyheit, öffentlich nichts zu glauben, als was erwieſen werden kann. Man hat der Religion alles Sinnliche, das iſt, das Genieſsbare genommen. Man hat ſie in ihre Beſtandtheile zerlegt, Farbe und Licht daran ſteleiert, und weil man nun weiß, wie viel Acidum und Alcali ſie enthält, ſo ſteht ſie oben in einer Büchſe und kein Menſch will davon koſten. Zum Glück daß der Theil der Welt, der dadurch verſchlimmert iſt, bey weiten den Kleinern ausmacht, nicht in die producierende, ſondern in die verzehrende Klaſſe des Herrn Schlettwein gehört, und deswegen weder Pflug noch Rad ſtille ſteht.

Indeſſen bey allgemeinen Weltbegebenheiten, bey Umwandlungen ganzer Völker, bey innern neuen Einrichtungen einzelner Staaten bemerkt man deutlich, daß der Geiſt der Independenz dictiert, und daß man ſo ziemlich verſichert iſt: qu'on peut tout oſer. Vor Zeiten zog man noch ein lächerliches Ius gentium & Naturae zu Rathe, und man würde ſich vor hundert Jahren erſt erkundigt haben, was Pütter dazu ſagen würde, ehe man eine offenbare Ungerechtigkeit begieng. Es muſte allerdings reſpectiert werden, nicht wie die gelehrte Arbeit eines einzelnen Mannes, ſondern wie die laute Stimme der Menge, die durch dieſe Gründe ihr allgemeines Intereſſe vorgetragen fand, und Nahrung für ihr Wohl und Weh, für ihre Zu- oder Abneigung ſaugte.

saugte. Da es uns aber jetzo weder wohl noch wehe ist, niemand weder Thatsachen noch Gründe prüfen kann oder mag, so hilft man sich durch einen Locus communis, und glaubt, es sey zu allen Zeiten nicht viel besser gewesen.

Der Geist der Ordnung, der in allen innern Einrichtungen herrscht, hat zwar einen geschwindern Umlauf der Geschäfte hervorgebracht, und das bewirkt, daß jeder es ohngefehr so macht wie der andre, und das ganze Departement, so gut wie das Bataillon, sein Gewehr in einer Linie, und in einem Tempo präsentiert. Allein der tabellarische Geist hat hingegen den individuellen verdrängt. Und da es jeder gleich gut machen soll, so macht es nicht leicht einer besser als der andere. Jedes Mannes Gewalt und Redlichkeit ist so enge controlliert, und jeder so subaltern von dem andern, daß es kaum der Mühe lohnt, das Zutrauen zu verdienen, das man ihm zumvoraus versagt hat. Man glaubt auch hier nicht an das Unsichtbare, nicht an alle Hinderniß und Fortgang, den guter und böser Wille bewürken, nicht an das, was weder bestraft noch belohnt werden kann: allein dafür ist der Erfolg der Einrichtung auch so sicher, wie die Bilanz einer Preußischen Populations- oder einer Russischen Zolltabelle. Dazu kommt die edle Sparsamkeit des Staats, wo jeder Thaler, der ausgegeben wird, nur mit einem sichtbaren und attestierten Dienste in Ausgabe passiren soll. Auf grose Einrichtun-

richtungen, die erſt eine ſpäte Ausbeute geben, wird nicht leicht etwas verwandt, und auf den Fortgang einer Wiſſenſchaft, oder auf das Aufkommen eines einzelnen eminenten Kopfs nicht geachtet. Wie klug würde man bey uns, in unſern kleinen Staaten darüber gelacht haben, wenn einer dafür bezahlt werden ſollte, daß er Mayeriſche Mondstabellen oder Euleriſche Courben berechnet, indeß daß England nach den Formeln dieſer Müſſiggänger ſeine Marine einrichtet, und die ganze bewohnte Welt, den wohlthätigen Einfluß ihrer Nachtwachen verſpürt.

Noch nie hat man ſich ſo ſehr über Syſteme ereifert, und luſtig gemacht, als jetzo, — da keine mehr gemacht werden, — ſo ſehr man izt die Toleranz erhebt, da keine mehr nöthig iſt. Wär es Leibniz und Newton nicht um Feſtſetzung einiger Wörter, nicht um neue Bezeichnung einiger Ideen zu thun geweſen, ſie würden das nicht geleiſtet haben, was man an ihnen bewundert. Dank ſey es den Syſtemen und Hypotheſen, daß wir ſo viele nüzliche Beobachtungen und Verſuche kennen! Und wo iſt der große Mann, der je Epoche und Umwandlung bewürkte, deſſen ganze Seele nicht an einem Ariadniſchen Faden irgend einer goldnen Hypotheſe durch das Labyrinth menſchlicher Meynungen ſich durcharbeitete. Unſre heutigen Philoſophen aller Stände, die ſo gar nichts nöthig haben — den ganzen Schaz menſchlicher Kenntniße ſo vieler Jahrhunderte

als

als bekannt oder unnütz bey Seite legen — was werden ſie wohl am Ende hervorbringen? Vor Zeiten war Wiſſenſchaft und Kunſt das Eigenthum Weniger. Man hielt es für eine Art Zauberey, und der Nimbus, der die Gelehrſamkeit umgab, bracte ein ſtilles Anſtaunen hervor, das in eine thätige Bewunderung und wohlthätige Dankbarkeit der Welt übergieng. Jetzo aber iſt der Tempel ein öffentliches Haus geworden, wo jeder aus- und einlauffen kann, jeder Trepp auf- und abgeht, — aber dafür wenige darinn dienen und wohnen. In der frühen Jugend hören Menſchen von allen Ständen das Geklimper von Kunſtwörtern, ihre Lehrer erklären ſie, thun ab und hinzu, zeigen das Mögliche und Würkliche jeder Kunſt, die Entſtehung jedes Genius, und die Analyſe jeder Schönheit insbeſondere. Die Charakteriſtik wiegt jeden eminenten Menſchen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewürket hat, und bewürken hätte können, entdeckt die ewige Kette zwiſchen Urſach und Würkung, und richtet in der Literar-Geſchichte mit ihrer pragmatiſchen Behandlung daſſelbe Elend an, worunter die politiſche ſeufzt.

Hierzu iſt die Menge der Journale eine ewige Fundgrube, wo jedes kleine und große Ereigniß, mit der wahren Behendigkeit einer Commére, von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation iſt ſo kritiſch wie wir, keiner wird von ihren Vorſchreyern die Mey-

nung

nung, die ſie haben ſoll, ſo vorgekaut, aber auch keine hat ſo wenig eigne Meynung, wie die unſre. Mit ſtillem Bedauern bemerkt man ſo oft, wie beynahe alles verkannt wird — das mittelmäßigſte Produkt wird mit eben dem Willkommen empfangen, wie das treflichſte ſeiner Art, und das Tragen und Triumphiren dauert ſo lange, bis es irgend einem Schreyer gefällt, die Sache zu verbieten. Alsdenn legt ſich der Tumult, und jeder ſieht wieder gutmuthig ein, daß er ſich geirrt habe.

Jede Nation hat in Wiſſenſchaft und Kunſt eine Art von Naturqualität, unter der nichts gearbeitet werden darf. So haben in Frankreich und England die Schriften, die zur Lektüre dienen, daher immer eine gewiſſe Art von Werth. Dieſes zeugt von einer Kultur der Nation im Ganzen, und von einer Homogenität der Empfindung. Wir haben aber hierinn noch nichts Beſtimmtes, und es erſcheinen alle Tage Produkte, die nirgendswo nur in die Hand genommen würden, als bey uns. Die Drama's und Monodrama's und Romane der Jahre ſeit Anno 1773. ſprechen hierinn mit tauſendfachen Zungen Beweiſes genug. Und wie mit weniger Unterſcheidung wird hingegen den Edlen begegnet, die dem Gefühl und Geſchmack der Nation eine wahre und beſſere Richtung gegeben haben! Wird wohl je die Anekdotenſucht in einem Lande weiter getrieben als bey uns? Leute, die ſich Einſicht und Beurtheilungskraft zuſchreiben, hören mit Wolluſt den erſten Verläumder

und

und Taugenichts an, der durch irgend eine Lüge oder ein verdrehtes Faktum das Publikum zu bereden ſucht, es ſey mit dem Manne, dem man nun einmal ſo viele Talente anerkennen müſſe, doch im Grunde ſchlecht beſchaffen. Welcher edeldenkende Menſch wird nicht zumvoraus dem Verläumder das Maul ſtopfen, ſo bald er ihm beweiſen will, der ehrliche Mann ſey ein Schurke? Denn gewiſſe Dinge müſſen ſchlechterdings als unwahr verworfen werden, ſo bald es den Leumund eines anerkanntwürdigen Menſchen angeht, oder es bleibt weder Glaube noch Liebe in der Welt.

Und denn wie betragen ſich unſre Geſchäftleute bey dem ganzen Werk der Literatur? Sind die Reichen und Mächtigen des Volks in ihren ſo vielen müßigen Stunden — wahre Dilettanten und Beförderer der Wiſſenſchaft? Haben wir viele Ducs, Grafen und Mylords unter den Schriftſtellern der Nation? Candidaten der Theologie ſchreiben bey uns über Staats-Intereſſe, Commerz, Induſtrie; und Studenten erkühnen ſich die Tableaux unſrer ſittlichen Welt auszufertigen, indeß daß ihnen noch kein gutes Haus offen ſtand, ſie keinem Manne von Werth, und keinem Frauenzimmer von Verdienſt nahe gekommen ſind. Man prätendiert von uns Stern's, Richardſons, Fieldings, Shakeſpears, und, Gott weiß, was für Etres mehr — und mancher Mann vom Stande würde erröthen, wenn es auf ihn herauskommen ſollte, daß er dieſem oder jenem Literator einen Stuhl geſezt hätte.

Und

Und ganz Unrecht haben die Leute vom Stande nicht, denn in der ſchrecklichen Menge des ſchreibſeeligen Volks, was ſind da nicht für falſche Prätendenten an Wiz, Welterfahrung, Laune u. ſ. w. die dem Weltmanne darum ſo viel ekelhafter vorkommen müſſen, weil ſein ganzes thätiges Leben ihn hierinn zum feinſten und ſtrengſten Richter geübt hat. Es ſchreiben daher diejenigen meiſtens, die keinen Beruf hatten; und hingegen ſchweigen viele von denen, die die Natur mit allem ausgerüſtet hatte, was nöthig war, ihre Zeitgenoſſen zu belehren, oder zu vergnügen — weil ſie es bedenklich finden, die bequeme Lage der Unbekantheit zu verlaſſen, und ſich dafür der Gefahr auszuſetzen, von jedem, ders unternehmen will, im Guten oder Böſen verurtheilt zu werden.

Die Undankbarkeit, womit verdiente Genien, deren Werke zuverſichtlich auf die Nachwelt kommen müſſen, noch bey ihrem Leben behandelt werden, iſt darum bey uns eine bedenkliche Erſcheinung, weil man den Grund davon nicht ſo leicht einſieht. Würde die Saite des Enthuſiasmus anfangs zu hoch geſpannt, ſo müſte man ſichs gefallen laſſen, daß ſie mit der Zeit nachgäbe. Aber ſo wie die Dinge bey uns ſtehen, giebt jeder von ſeinem Bißgen Achtung ſo wenig her, als er kann; und er fürchtet, ſo viel von ſeinem eignen Werthe zu verliehren, als er dem andern an dem ſeinigen zuſetzt. Daher ergreift man auch die erſte Gelegenheit,

die ſich vorfindet, den Vorſchuß wieder einzuziehen, ſobald ſich irge.d ein Bube findet, der öffentlich ausruft, es ſey im Guten zu viel geſchehen.

In England würde bey der Vorſtellung eines Lieblings-Drama mancher edle Mann erröthen, wenn einer entde.te, daß er aus Liebe zur Kunſt auf einmal ſo viele hundert Billets habe holen, und zernichten laſſen. Bey uns hingegen erinnert man ſich noch Jahre lang, wie viel ein einziges Billet vor Zeiten gekoſtet habe, und ſieht den Autor, der durch ſein Talent längſt ſaldirt hat, als einen Menſchen an, dem man ein paar Thaler habe zufließen laſſen.

Steht er endlich in einer politiſchen Verbindung (und wo iſt bey uns ein Apoſtel, der nicht zugleich Teppichmacher ſeyn müßte?) ſo wird ihm nicht allein das Wenige aus dem gemeinen Schatze, woran ſo Viele nagen, höchſt ſparſam zugemeſſen: ſondern er darf auch ſicher rechnen, daß ſeine ganze Art zu ſeyn und zu leben, die ohnmöglich förmlich ſeyn kann, mit dem Richtſcheid des Lächerlichen abgeſtrichen wird. Groß und Klein erkennt bey uns keine andern Virtuoſen, als Geiger und Tänzer, denen man ihre große Penſions und ihre Abſchweifung von der gemeinen Linie verzeiht. Die Wohlthat einer neuen Vorſtellungsart, eines einzigen praktiſchen Grundſatzes, oder was das Unſchätzbarſte iſt, die gute Laune, die ein Schriftſteller über ſein ganzes

Zeital-

Leim gemacht hätte; oder wenn du ſehen könnteſt ohne Augen, hören könnteſt ohne Ohren, und mir antworten ohne Zunge; wenn du, ohne Augen, ohne Ohren, ohne den beleidigenden Schall von Worten, durch bloſſe Gedanken mit mir reden könnteſt; denn wollt' ich, troz dem groſsaugichten wachtſamen Tag meine Gedanken in deinen Buſen ausſchütten -- Aber ſo, will ich nicht -- Und doch liebe ich dich ſehr, und bey meiner Treue, ich denke, du liebeſt mich auch.

Hubert.

So ſehr, daſs ich, ich ſchwör es beym Himmel, alles unternehmen will, was Euer Majeſtät mir befehlen kan, wenn gleich der Tod mit der That verknüpft wäre.

König Johann.

Weiſs ich nicht, daſs du es thun würdeſt? Guter Hubert, Hubert, Hubert, wirf dein Auge auf jenen Knaben; ich will dir was ſagen, Freund; er iſt eine rechte Schlange in meinem Wege, und wohin ich den Fuſs ſezen will, ligt er vor mir. Verſtehſt du mich? Du biſt ſein Hüter.

Hubert.

Und ich will ihn ſo hüten, daſs er Eu. Majeſtät nimmer in den Weg kommen ſoll.

König Johann.

Tod. (leiſe.)

Hubert.

Gnädigſter Herr.

Zeitalter ausgebreitet hat, wird bey uns nur als Beytrag zur Lektüre geſchätzt, und man ſpricht davon, wie von einer Cadenz — und deswegen erlaubt man ſich auch, das Talent von dem Manne zu trennen, und entblödet ſich nicht, den Charakter, der doch eigentlich die Quelle von dem allen war, zu hudeln, oder wenigſtens in der Achtung zu vernachläſſigen.

Die Dichterey verhält ſich ohngefähr wie der Wein. Die meiſte Nachfrage darnach iſt immer da, wo er nicht mehr wächſt. Die nordiſchen Völker ſind von jeher dafür bekannt geweſen, daß ſie dieſes fremde Produkt zur Herzſtärkung nöthig hätten, da man hingegen in den Ländern, wo man von Natur lacht und ſingt, ſich mit Waſſer behelfen kann. Bey uns muß die Stirne von Weingeiſt warm ſeyn, wenn man ein Vorübergehen von Sorgloſigkeit und Heiterkeit darauf bemerken will. Der arme Franzoſe und Savoyarde iſt aber den ganzen Tag über ſo geſtimmt, und ſein poetiſches Leben fängt an, wenn er aus dem Bette ſpringt. Bey uns iſt die Sinnlichkeit ein Rauſch, und wir ſchämen uns ihrer, wenn ſie vorüber iſt. Iſt es alſo ein Wunder, wenn wir die Exiſienz eines Menſchen, deſſen ganzes Leben ein Rundtanz ſolcher Empfindungen iſt, ſchief beurtheilen? Daß wir das Müſſiggang und Zeitverluſt nennen, wenn bey ihm das Samenkorn zu künftigen herrlichen Erſcheinungen

ſchläft und erſtirbt? Er ſoll ſein Tagewerk verrichten, und zeigen, wie er ſeine Zeit angewendet hat!

Wir Teutſchen ſind zu allen Zeiten rechtliche Menſchen geweſen, und wir ſind zufrieden, wenn man uns nichts nachſagen kann. Wir erlauben wohl die Liebe zur Kunſt, wie (in den Leiden des jungen Werthers) jener Vormund ſeinem Mündel ein Mädchen; nur in gehörigem Maaß, und daß nichts wichtigers darüber verſäumt werde! — Zu gehöriger Zeit gegeſſen, getrunken, gearbeitet, und gegen Abend das Mädchen beſucht — Aber nur daß kein Mißbrauch daraus entſteht!

III.

Franz von Sickingen.

Es iſt, denk' ich, Zeit, nach erneuertem Andenken Götzens von Berlichingen und Ulrichs von Hutten, endlich auch einmahl eine eigene Schilderung des dritten edlen Teutſchen jener Zeit, Schwagers des erſten und Buſenfreundes des andern, zu wagen. Zwar iſt dies erſt vor achtzehn Jahren geſchehn: (*) allein, an einem Ort, wo man es eben nicht ſucht, in einem Buche, das nicht jedermanns Leſerey iſt, und auf eine Art

(*) Von dem unlängſt verſtorbenen Profeſſor Bertram zu Halle in der Sammlung von merkwürdigen Lebensbeſchrei-

Art, von der ich abweichen werde, ob ich gleich dieſe Vorarbeit mit gebührendem Dank erkenne.

Schweickard von Sickingen und Margarethe von Hohenburg, beyde von uraltem Rheinländiſchen Adel, waren Franzens Eltern. Der erſte März des Jahrs 1481. war ſein Geburtstag, der Geburtsort vermuthlich das Familienſchloß Sickingen im Schwäbiſchen Ritterkanton Craichgau, unweit Meißenheim im Herzogthum Zweybrücken. Von ſeiner Erziehung wiſſen wir, leider! nichts; eine gewöhnliche Klage der Biographen, zumahl wenn von Männern des funfzehnten Jahrhunderts die Rede iſt. Ritterlich, nach dem damaligen Geſchmack, war nun wohl ohne allen Zweifel Franzens Erziehung, d. h. er mußte ſchon als Knabe Waffen zur Hand nehmen, und ſich durch Laufen, Ringen und andere Abhärtungen zu Kämpfen und Kriegen zeitig geſchickt machen. Außer dem damahls gewöhnlichen Anſtrich eines bloß mechaniſchen Chriſtenthums, mag er in ſeiner Jugend wenig Wiſſenſchaften gelernt haben. Der junge Schildknapp ward ſelten zum Leſen angehalten, und erhielt, auſſer ſeiner kriegeriſchen Wiſſenſchaft, wenig Unterricht. Doch unſer Sickingen erhob ſich durch guten natürlichen Ver-

 ſtand,

ſchreibungen, gröſtentheils aus der Britanniſchen Biographie überſetzt. Halle 1761. Th. 6. S. 543-596.

ſtand, durch ſcharfe Urtheilskraft, vermuthlich auch durch frühen Umgang mit klugen Männern weit über ſeine meiſten ritterlichen Spießgeſellen. In dem Verlauf ſeines Lebens findet man auch, daß er doch ein großer thätiger Freund und Bewunderer der Wiſſenſchaften war, und dies ſchon wollte damals viel ſagen.

Sein Vater beſaß anſehnliche Güter und verſchiedene wohlbefeſtigte Schlöſſer, die er theils geerbt, theils in einer Fehde mit der Reichsſtadt Köln, theils durch ſeine Vermählung erworben hatte. Dies ſetzte ſeinen Sohn, von dem wir hier reden, in den Stand, ſeiner Ruhmbegierde deſto nachdrücklicher Genüge zu leiſten. Von ſeinen erſten Verſuchen in Kriegen und Befehdungen —· denn, leider! konnte ſich der unruhige Teutſche Adel dieſer letztern, aller zu Ende des funfzehnten und Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts häufig eingeſchärften Landfriedensverordnungen ohnerachtet, noch nicht enthalten — iſt uns nichts aufgezeichnet, vermuthlich weil ſie gewöhnlichen Schlags waren. Zuerſt findet man ſeiner im Jahr 1508. erwähnt: (*) Die Sache iſt aber zu geringfügig, als daß man ſie hier erzählen könnte. Nachher mag er dem Kayſer Maximilian in dem Krieg mit Venedig gedient, und ſich bey dieſem Monarchen ſehr beliebt gemacht haben, wie aus deſſen

(*) Von Herzog in ſeiner Elſäſſ. Chron. B. 5. S. 48. u. f.

deſſen nachherigem Betragen gegen Sickingen zu ſchlieſſen iſt.

Im Jahr 1513. zeigt uns ihn die Geſchichte zuerſt als Anführer, als einen Mann, der ſich wichtig und furchtbar zu machen, und viele Gemüther und Arme in Bewegung zu ſetzen wußte. Wie damals in den meiſten Städten des heil. R. R. Rath und Bürger einander anfeindeten, und wechſelſeitige Empörungen ſchmiedeten; ſo auch in der Stadt Worms. Ihre Bürger ſetzten in gedachtem Jahr den Magiſtrat ab, jagten die Glieder deſſelben aus der Stadt, zogen ihre Güter ein, und ſetzten einen andern, ihrer Meynung nach beſſern, Rath. Der Kayſer ließ im folgenden Jahr die Sache unterſuchen, den Aufruhr dämpfen, und die Theilhaber beſtrafen. Unter dieſe ward auch ein gewiſſer Balthaſar Slör gezählt, der, indem die Kayſerlichen Kommiſſarien zu Worms mit dieſer Unterſuchung beſchäftigt waren, von dem Biſchoff zu Worms, deſſen Hofnotar Schlör geweſen, in ſeinen Geſchäften zu dem Kayſer geſchickt war, der ſich damals zu Wels in Oeſtreich aufhielt. Man zog in ſeiner Abweſenheit ſeine Güter ein; er beſchwerte ſich darüber beym Kayſer, und dieſer befahl ſeinem Kommiſſar, dem Landvogt zu Hagenau, einem Herrn von Rappoltſtein, Slörs Anliegen zu unterſuchen. Dennoch geſchah dies nicht, obgleich Slör vielfach darum gebeten hatte. Er wandte ſich deswegen an Franz von Sickingen, und bat ihn, ſich ſeiner anzunehmen. Dieſer war dazu be-

ſto williger, da ihm Slörs Unſchuld bekannt war (*). Dagegen leiſtete Slör dem von Sickingen auf alle Fälle, und wenn etwas wider denſelben erkannt werden ſollte, mit ſeinem Vermögen Bürgſchaft, trat ihm auch einen Theil davon zu ſeiner Verſicherung ab. Hierbey lief kein Betrug mit unter, wie die Wormſer vorgaben; ſondern es geſchah dies alles vor der wider Slörn erkannten Acht, indem es unläugbar war, daß Sickingen die Sache nach Worms vorher berichtet, auch Slör dies ſeinen Schuldnern gemeldet. Die Wormſer aber ſtellten den Handel am kayſerlichen Hofe ganz anders vor, und brachten wider Slörn die Acht aus; ſchwärzten auch ſelbſt Sickingen an, als wenn er vom Kayſer verächtlich geſprochen und an das Kammergericht unanſtändig geſchrieben hätte. Sie thaten dies, wie Franz in der angeführten, Deduction verſichert, eynig der Urſach, ire ungelympffige Hendel damit zu beſchönen und ire Onerberkeit zu bedünkeln, ihm dadurch ein ungnedigen Kayſer zu machen. Es ward hierauf Slören alles genommen, und ſeinen Schuldnern verboten, ihm etwas zu bezahlen, obgleich Sickingen verſchiedene Fürſten bewegte, für Slörn an die Wormſer zu ſchreiben. Sickingen ſchickte endlich ſelbſt Briefe an die Zünfte in Worms, um Slörn, der

(*) Dieß verſichert Sickingen in ſeinem wahrhaftigen Bericht vff das vngegründet Vffſchryben derer von Worms wyder inen beſcheen, in Senkenbergs Selectis iur. & hiſt. T. 4. p. 601.

der indeſſen in ſeine Dienſte getreten war, zu dem Seinigen zu verhelfen. Aber der Stadtrath ließ dem Boten bey ſeiner Ankunft zu Worms die Briefe gewaltthätig abnehmen, und unterſchlug ſie. Franz ſchrieb noch einmal der ganzen Sache wegen an den Rath, richtete aber ſo wenig aus, als zuvor.

Nunmehr glaubte er verbunden zu ſeyn, Elbern einen Reuterdienſt zu erweiſen, und er nahm deswegen einige ſeiner Feinde auf dem Rhein gefangen. Er gab auch vielen ausgetretenen Bürgern von Worms Aufenthalt und Schutz, weil ſie zu ihm gekommen, ſich höchlich beklagend, was Gewalts, Freffels, Muttwillens, ongerechter, onerbarer Handlung an inen, iren Weyben und Kinden, Habe und Güttern begangen. Als die Wormſer ihm hierauf noch nicht willfahren wollten, befehdete und bekriegte er ſie förmlich; fieng ihrer, ſo viel er konnte, weg, plünderte eines ihrer Schiffe auf dem Rhein, und rückte endlich gar mit einer ziemlichen Anzahl Völker vor die Stadt, um ſie zu belagern. Er verließ ſich dabey am meiſten auf die mißvergnügten Bürger, in Hoffnung, ſie würden die andern und den Rath zur Uebergabe der Stadt nöthigen; und beynahe wäre es ihm gelungen. Denn die Bürger, die von den Mauern der Verwüſtung ihrer Fluren nicht länger zuſehn konnten, dachten würklich auf die Uebergabe der Stadt. Unter der Hand wurden ſie durch die Geiſtlichen hierinn beſtärkt, die von

je her einen tödlichen Haß gegen die Bürgerschaft hegten, und denen an einer Veränderung der Stadt gelegen war. Auch der Bischoff sah es gern, und that Franzen ingeheim Vorschub, weil er vielleicht durch diese Unruhen Herr von der Stadt zu werden hoffte. Aber der damalige Kammerrichter, ein Graf von Hagen, und der Rath, brachten die Bürger durch ihre Vorstellung dahin, daß sie eidlich versprachen, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Als Franz dies merkte, hob er die Belagerung auf; fuhr aber fort, durch häufige Streifereyen das Wormsische Gebiet zu verheeren, Gefangene zu machen, und schweres Lösegeld von ihnen zu erpressen. Endlich, da er vermuthlich seine Mannschaft auf diese Art nicht länger unterhalten konnte, vergriff er sich an Kaufmannswaaren, die damals einige Reichsstädte auf dem Rhein nach Frankfurt zur Messe schickten. Und nun konnte der Kayser, der mit vielfältigen Klagen über diese Friedensstöhrung behelliget wurde, sich nicht länger enthalten, im Jahr 1517 das ganze Reich und eine grössere Zahl Krieger wider Franzen aufzubieten, als man sonst gegen einen Edelmann nöthig hatte. Es sollte aber auch zugleich der Pfalzgraf am Rhein mit Krieg überzogen werden, weil er Sickingens Gönner und Freund war, und seine Länder wurden zum Theil gleich im Frühjahr übel zugerichtet. Franz selbst sollte erst im Sommer den furchtbaren Arm des Kaisers und des Reichs empfinden. Zu seinem Glück fielen verschiedene Hindernisse vor, und Kaiser

Mari-

Maximilian, der unſern Sickingen ohnehin hochſchätzte, ließ ſich durch deſſen eigene triftige Vorſtellungen und durch die Vergleichsvorſchläge des Markgrafen Friedrich von Baden zur Verſöhnung bewegen. Auf einem Reichstag zu Mainz wurde nicht allein die Acht wider Sickingen aufgehoben, ſondern er bekam auch ſogar vom Kaiſer ein jährliches Gnadengeld, damit er nicht franzöſiſche Partey ergreifen möchte. Ueberdies ward ſeine Fehde mit Worms ſo geſchlichtet, daß er alle gemachte Beute behielt, und der Kaiſer den Wormſern 40000 Goldgülden zu ihrer Entſchädigung verſprach, die aber, ſo viel man weiß, nie ſind ausgezahlt worden. Dieſer unerwartet glückliche Ausgang eines höchſt gefährlichen Handels, und Maximilians auſſerordentlich gütiges Betragen rührte Franzen ſo ſehr, daß er dem Kaiſer zu Ehren eine Medaille prägen ließ.

Aber dieſes Glück reitzte unſern Ritter zu glänzendern Thaten. Er miſchte ſich 1518 in die Heſſiſchen Unruhen, auf Einladung des Abts zu Fulda und einiger Edelleute in Heſſen, die während der Vormundſchaft der Landgräfin Anne, Mutter Philipps des Großmüthigen, allerhand Forderungen machten, die ihnen aber nicht bewilliget wurden. Sickingen fand bey ſeiner Ankunft das Land unbewehrt; der vierzehnjährige Landgraf konnte gegen ihn, als einen erfahrnen Krieger, nicht beſtehn; er floh mit dem ihm treu gebliebenen Adel nach Darmſtadt, ward von Sickingen und deſſen Anhän-

hängern belagert, und sah sich, unter des Badischen Markgrafen Philipp Vermittelung, genöthigt, einen Vertrag zu schliessen: vermöge dessen er, ausser andern harten Bedingungen, die unsern Franz nicht angehen, sich verbindlich machte, ihm für die aufgewendeten Kriegskosten 36000 rheinische Gülden zu bezahlen. Die ganze Hessische Ritterschaft verbürgte sich dafür mit ihren Personen und Gütern, und entsagte feyerlich allen Ausflüchten. Ueberdieß mußte sogar der Landgraf selbst die von Sickingen ausgeschriebenen Brandschatzungen eintreiben und ihm ausliefern. Doch milderte hernach der Kaiser die härtesten Bedingungen.

Vor oder nach diesem hessischen Zug hatte Franz auch dem Herrn von Geroldseck gegen den Herzog Anton III. von Lothringen so nachdrücklich beygestanden, daß er von diesem, gegen Abtretung der eroberten Schlosser, eine ansehnliche Geldsumme, und das Versprechen eines jährlichen Gehalts von 500 rheinischen Gülden empfieng, wogegen Sickingen bey aller Gelegenheit ihm beyzustehen angelobte. (*)

Nach

(*) Aus den Memoiren des Marschalls von Fleuranges, die den 7ten Band der vom Abbé Lambert 1753 herausgegebenen Mémoires de Bellai-Langei ausmachen, erhellet, daß Franz von Sickingen auch in Verbindung mit dem, wegen seiner Fehde gegen Kaiser Karl V. berühmten Grafen Robert von der Mark, dessen Sohn der Marschall von Fleuranges war, gestanden

König Johann.

Ein Grab.

Hubert.

Er ſoll nicht leben.

König Johann.

Genug, nun könnt' ich aufgeräumt ſeyn. Hubert, ich habe dich lieb. Gut, ich will nicht ſagen, was ich für dich thun will; Vergiß es nicht -- (indem er zu Elinor zurükgeht.) Madame, lebet wohl, ich will Euer Majeſtät die bewußten Truppen zuſenden.

Elinor.

Mein Segen geht mit euch.

König Johann (zu Arthur.)

Zit nach England, Vetter; Hubert ſoll euer Mann ſeyn, und euch mit aller ſchuldigen Ehrerbietung zu Dienſten ſtehen; auf, nach Calais, hinweg!

(Sie gehen ab.)

Nach dem Auszug aus Lothringen mußte auch die damahls mächtige Reichsſtadt Metz unſers Sickingen ſchwere Hand empfinden, wegen eines Streits, in den ein

ſtanden habe. Er benachrichtigte ihn von dem Vorhaben, den Herzog von Lothringen mit Krieg zu überziehen, damit er ſich bey der Gelegenheit auch wegen eines alten Streits mit ihm Genugthuung verſchaffen könnte. Der Graf ließ ſich aber nicht ein. Fleuranges meldet, Sickingen habe in dem Lothringiſchen Krieg 7 bis 800 Pferde und 5 bis 6000 Fußgänger, die übrigen Ritter aber 1000 bis 1200 Pferde und 10000 zu Fuß auf den Beinen gehabt. Die Schilderung, die er von Franzen macht, kann zu einer Probe dienen, mit welcher ſeltſamen Nachläßigkeit dieſe Mem. geſchrieben ſind. François de Sickingen (ſagt er p. 274) eſtoit Gentilhomme Allemand de bien petite race (vermuthlich iſt dies von ſeiner Statur zu verſtehen; denn Franzens Herkommen und Stand war wahrhaftig nicht petit) mais bien gentil compaignon et du temps que je vous parle avoit environ quarante ans, *point homme de guerre* (dieß iſt wider die eigenen Zeugniſſe und Proben, die Fleuranges in der Folge von Sickingens Tapferkeit anführt, auch wider das, was er gleich hernach ſagt: il aimoit fort la guere) mais homme de grande honeſteté, et aimoit fort la guere, et *jamais n'y avoit eſté*, et eſtoit le plus beau languageur que je penſe en ma vie avoir veu, et de telle ſorte qu' il n'y avoit Gentilhomme en Allemaigne, Prince, ni homme de guerre, qui ne lui vouluſt faire plaiſir, comme lui donnerent bien a congnoiſtre depuis.

ein Edelmann, Sickingens Freund, mit dieſer Stadt verwickelt war. Er nahm drey in dem Gebiete der Stadt liegende Schlöſſer ein, und verwüſtete das platte Land ſo ſchrecklich, daß die Metzer ihm für ſeinen Abzug 20000 Metziſche Gulden (davon einer 30 Sous galt) und ſeinen Völkern einen Monat Sold auszahlten, und dieſe waren zahlreich genug, 4000 Reuter und 16 bis 17000 Fußgänger. (*)

Ob Franz bey allen dieſen Fehden und Verwüſtungen immer billig gehandelt, und ob er nothgedrungen ſich in ſolche Händel gemiſcht habe, wird man ſchwerlich beweiſen können; wenigſtens hat Schreiber dieſes keine Luſt, ſich zu ſeinem Advokaten aufzuwerfen. Er will und ſoll, wie es einem treuen hiſtoriſchen Referenten gebühret, blos erzählen, ohne den teutſchen Mann, von dem die Rede iſt, zu entſchuldigen oder zu verdammen. Genug daß Sickingen durch dieſe glücklichen Züge (auf denen ihn eine Menge ähnlicher Ritter begleitete, die er aber an Muth und Geſchicklichkeit alle übertraf, folglich ihr Anführer war,) ungemein viel Ruhm und Ehrfurcht erwarb, ſo daß jeder, der Hülfe bedurfte, ſich an ihn wendete, ſelbſt ſolche, die er vorher bekriegt hatte, als der eben genannte Herzog von Lothringen. Ein ihm ſonſt nicht günſtiger Geſchichtſchreiber (**) ſagt: der teutſche Adel habe ihn bis in Him-

(*) Mém. de Fleuranges l. c. p. 279.

(**) Hubert Thomas von Lüttich in Frehers rer. Germ. ſcript. T. 3. p. 300.

Himmel erhoben, ihn des Kayſerthums würdig geprieſen, und ihn zu wichtigern Unternehmungen angefeuert. Dieß that vornämlich ſein Freund, Ulrich von Hutten, deſſen feiner Verſtand Franzens groſſe Gaben am richtigſten ſchätzen konnte. In einer an ihn gerichteten Zuſchrift ſagt Ulrich unter andern: „dann on ſchmeychelen und liebkoſen zu reden, biſt du, der zu dieſer Zeyt, do jedermann bedäucht teutſcher Adel hatte etwas an Strengkeit der Gemüten abgenommen, dich dermaſſen erzeigt und bewiſen haſt, daß man ſehen mag, teutſch Blut (ſey) noch nit verſygen noch das adelich Gewächs teutſcher Tugend ganz ausgewurzelt. — Fürwahr einen ſolichen Mut ſolt man nit ruwen (ruhen) laſſen noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden laſſen." In der Folge dieſes Schreibens wünſcht er, Franzens ſtolzes heldiſch Gemüt mögt vielen Menſchen zu Gut in Groſſen ernſtlichen dapfern und arbeitſamen Geſchäften gebraucht werden. (*)

Ulrich von Hutten war der Mann nicht, der ſchmeicheln konnte; wenn aber dennoch jemand glauben möchte, er habe Franzen von Sickingen ſo ſehr gelobt, weil die Zuſchrift an ihn ſelbſt gerichtet geweſen: ſo wollen wir ihn hören, wie er von ſeinem Freund an einen andern, an Arnold von Glauberg, einen berühmten Juriſten zu Frankfurt am Mayn, lateiniſch ſchreibt: „Gröſ-

(*) *Ioc. Burckhardi* Comment. de Ulr. de Hutten P. II. p. 157 ſq.

„Gröſſere Leutſeligkeit an einem Krieger habe ich in Teutſchland nicht gefunden. Er hat mich ſtets bey ſich, und läßt mich nicht von der Seite. Er ſchläft bey mir, und plaudert mit mir auf die unterhaltendſte Weiſe. Niemand kann die Wiſſenſchaften mehr bewundern, als er. Der Mann iſt in allem groß, und würdig, von allen hochgeſchätzt zu werden. Sein Gemüth iſt feſt gegen Glück und Unglück, ſtolz und unbezwinglich. Seine Geſpräche von wichtigen Angelegenheiten ſind voll Würde, reich an hohen und glänzenden Gedanken; ſeine gewöhnlichen Unterredungen rührend und anmuthig. In ſeinen Reden und Handlungen äuſſert ſich keine Spur von Dünkel, aber deſto mehr Offenheit. Heucheley und Wortgepränge ſind ihm ein Greuel, und Komplimente kann er durchaus nicht leiden. Und was ſoll ich erſt von der Liebe und Anhänglichkeit der Soldaten gegen ihn ſagen? Beynahe bricht ihr Unwille aus, daß der Oberbefehl der Armee einem andern anvertraut iſt (*)."

Dieſer letzte Umſtand bezieht ſich auf den damahligen Krieg gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg (1519), den unſer Sickingen mit führte, aber während deſſelben unter dem Oberhaupt des ſchwäbiſchen Bundes, Herzog Wilhelm IV. von Bayern, ſtehen mußte. Anfangs verheerte er das Land nach der Kriegsart jener Zeit: aber auf Zureden des Herzogs von Bayern ließ er nach, und begnügte ſich mit Brandſcha-

(*) *Burckhard* l. c. P. I. p. 223.

ſchatzungen. Ulrich von Hutten, den er, wie es ſcheint, in dieſem Krieg zuerſt kennen gelernt, bewegte durch ihn den Herzog von Bayern, der Armee zu befehlen, daß man, woferne Stuttgard mit Sturm eingenommen würde, die Wohnung und Habe des groſſen Litterators, Johann Reuchlin, ſchonen ſollte. Noch mehr, Sickingen hielt eine höfliche Unterredung mit dieſem Gelehrten, umarmte ihn, und nahm ſich ſeiner in dem bekannten Streit mit dem unwiſſenden Eiferer Johann von der Hochſtraaten, Dominikanerprior zu Köln, ſo nachdrücklich an, daß Reuchlin im folgenden Jahr zu ſeinem Rechte gelangen konnte. Er hatte deswegen ein kräftiges Schreiben an den Dominikanerorden ergehen laſſen, das noch vorhanden iſt (*), unter dem Titel: Ervodernung und Verkundung des edeln und veſten Franciſ. von Sickingen, zu Eberburg, an und wider Provincial und Conventen Predigerordens teutſcher Nation, und ſonderlichen Bruder Jacoben v. d. Hochſtraaten, auch Predigerordens, von wegen und Namen des Hochgelarten und weitberümbten Herrn Johann Reuchlins, baider Rechten Doctor, ſeiner erlangten Executorial halben. Er nennt darinn Reuchlin ſeinen beſondern guten Freund, den erfarnen, frumen (frommen) kunſtreichen Mann — unter den hochgelertigſten nit der nyderſt, des Ere, Kunſt und Lob in weiten Landen erſchollen und ausgebreit.

In

(*) ap. Burkhard. l. c. P. III. p. 153.

In eben demſelben Jahr verlohr unſer Ritter einen mächtigen Gönner an Kaiſer Maximilian dem Erſten. Bey der darauf erfolgten zwiſpältigen Wahl war er einer von denen, die der Partey König Karls von Spanien das Uebergewicht gaben. Denn er rückte aus dem Würtembergiſchen, nebſt dem Markgrafen Kaſimir von Brandenburg-Culmbach und dem Grafen Robert von der Mark — oder wie ihn ſein Sohn, der Marſchall von Fleuranges nennet, Mr. de Sedan — mit einem anſehnlichen Heer vor die Stadt Frankfurt, und nöthigte dadurch die von dem König von Frankreich gewonnenen Kurfürſten, ihre Stimme Karln zu geben (*).

Der König von Frankreich hatte zwar vorher Franzen von Sickingen in ſeine Dienſte ziehen wollen, und ihn deswegen nach Amboiſe zu ſich einladen laſſen. Der Herr von Sedan und ſein Sohn begleiteten ihn dahin. Er war „allez bien accompaigné, car il avoit douze Gentilhommes Allemans avecque lui.“ Der König Franz fand an ihm einen fort honeſte homme et bien parlant. Et, (ſo fährt Fleuranges fort,) ſi le Roi lui fiſt bonne

(*) So erzählt es der Marſchall von Fleuranges in ſeinen Memoiren p. 331. und es iſt um ſo viel weniger Mißtrauen in deſſen Erzählung zu ſetzen, da ſein Vater dabey gegenwärtig war. Bertram (am angef. Ort S. 561.) hat mit Unrecht Sickingens Antheil an dieſer Kaiſerwahl bezweifelt. Er ſcheint aber die Memoires de Fleuranges nicht gekannt zu haben.

bonne chere, auſſi ſiſrent toutes, les Dames tellement qu'il ne pouvoit parler. Der König verſprach ihm ein Jahrgeld von 3000 Franken, gab ihm anſehnliche Geſchenke, worunter eine Kette 3000 Thaler werth war, und jedem ihn begleitenden Ritter eine Kette von 500 bis 1000 Thalern(*). Die beyderſeitige Freundſchaft und Ergebenheit dauerte jedoch nicht lange. Denn Sickingen kaufte die Schuld einiger Mayländiſchen Kaufleute an ſich, mit der ſie einem teutſchen Kaufmann verwandt waren, und machte ſich alsdann durch Wegnahme ihrer nach Teutſchland geſendeten Waaren bezahlt. Nun waren die Mayländer damahls Unterthanen des Königs von Frankreich; brachten daher ihre Klage vor ihn über den Verluſt, den ihnen ſeine Diener und Soldaten zugefügt hätten. Der König ließ Franzen deswegen zur Rede ſtellen, bekam aber, wie Fleuranges ſich ausdruckt, die Antwort d'un vrai Allemand zurück: in Rechtsſachen habe ihm auſſer Teutſchland niemand etwas zu befehlen. König Franz war damit ſo ſchlecht zufrieden, daß er Sickingens Jahrgeld einzog. Hierauf brachte es ſein Freund, der

(*) Hätte Bertram die Memoires de Fleuranges (p. 277) vor ſich gehabt, ſo würde er dieſe Reiſe Sickingens nach Frankreich und deſſen Beſchenkung nicht in Zweifel gezogen haben. Da er dieß nur in dem verdächtigen Varillas fand; ſo hatte er freylich Grund zu zweifeln. Varillas erzählt auch Umſtände, die man im Fleuranges nicht findet: aber die Sache ſelbſt iſt richtig.

Herr von Sedan, der damahls auch über den König von Frankreich mißvergnügt war und in spanischem Sold ſtand, dahin, daß er von König Karl in Spanien eben ſo viel Gehalt empfieng, und hernach ihm bey der Kaiſerwahl gute Dienſte leiſtete, wie bereits geſagt iſt. (*)

Als hernach Robert von der Mark, Herr von Sedan, ſich wieder auf Frankreichs Seite ſchlug, und, wie bekannt, den neuen Kaiſer befehdete: ſchickte dieſer ein Heer gegen ihn, unter den Befehlen des Grafen Heinrich von Naſſau und unſeres Sickingen; der dann, aus alter Freundſchaft gegen Roberten, einen Waffenſtillſtand vermittelte, und hernach mit dem Grafen von Naſſau über die Maas ſetzte, Mouzon erobern und die von dem tapfern Bayard vertheidigte Stadt Mezieres vergebens belagern half, und alsdann, wegen Ueberlegen-

(*) Auch hier hat Varillas in der Hauptſache Recht; nur in Nebenumſtänden geht er von der Erzählung des Marſchalls von Fleuranges (p. 285 ſqq.) ab. Ohne die Memoiren dieſes Marſchall würden alſo ſtarke Lücken in Sickingens Leben geblieben ſeyn, weil ſie aus teutſchen Schriften nicht ausgefüllt werden können, und Varillas ſo ſehr verdächtig iſt, und Bertram gegen das, was er von unſerm Sickingen erzählt, noch mehr Mißtrauen erweckt hat. In eben dieſen Memoiren find' ich auch verſchiedene nicht ganz bekannte Umſtände von Franzens Bemühungen, Kaiſer zu werden.

genheit der Franzoſen mit zurück zog. Dieß geſchah im Jahr 1521.

In eben dieſem Jahr hat ſich, wie Spangenberg in ſeinem Adelsſpiegel (*) ſagt, „Franz von Sickingen auch des Ulrichs von Hutten treulich angenommen, auch deshalben der Stadt Schlettſtadt hart zugeſetzt, und mag in dieſem hitzigen Eifer (wie denn alle Menſchen gebrechlich ſind) etwa auch wohl was Menſchliches mit untergelaufen ſeyn; darzu denn die vermeynten Geiſtlichen mit ihrer zumahl groben Unbeſcheidenheit und zu viel tyranniſcher Verfolgung reiner Lehre und Lehrer groſſe Urſache gegeben.“ Die grobe Unbeſcheidenheit der Karthäuſer zu Schlettſtadt beſtand darinnen, daß ſie ſich Huttens Bildniß bey unehrbaren Handlungen bedient, wofür ſie Sickingen zwang, ſeinem Freunde Ulrich 2000 Goldgülden zu erlegen (**).

Eben dieſem Freunde hatte Franz ſeine erſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der durch Luthern angefangenen Religionsverbeſſerung zu danken, daher er auch unter die erſten Bekenner des Evangeliums gerechnet wird. Schon im Jahr 1520 ſchrieb Hutten an Luthern in einem trefflichen lateiniſchen Brief: „Unſer einziger und ſtandhafteſter Beſchützer iſt Franciſkus“ (worunter allemahl Sickingen zu verſtehen iſt; ſelbſt Fleuranges in ſeinen Memoiren nennt ihn oft blos Fran-

(*) Th. 2. S. 46.

(**) Vergl. *Burckhard* l. c. T. II. p. 218.

eisque)" doch hätten ſie ihn endlich beynahe wankend gemacht, da ſie ihm vorſpiegelten, du hätteſt gewiſſe abſcheuliche Dinge geſchrieben. So bald ich dieß erfuhr, hielt ich es für Pflicht, alles zu verſuchen, daß uns ein ſolcher Beyſtand nicht möchte entriſſen werden. Dieß geſchah durch Vorleſen deiner Schriften, deren er bisher ſehr wenig gekannt hatte. So bald ich ſeine Aufmerkſamkeit gereizt und er eingeſehen hatte, auf welchem Grund du dein Gebäude errichteſt, rief er aus: Und dieß will jemand umzuſtürzen wagen? Wer vermag dieß? Nach und nach ward er immer feuriger, ſo daß wir ihn nun ganz auf unſrer Seite haben. Es vergeht keine Abendmahlzeit, da er ſich nicht etwas von deinen oder meinen Schriften vorleſen läßt. Dabey mußt du ihn dir als einen Mann vom durchdringendeſten Verſtande vorſtellen, der, ohne ſtudiert zu haben, gelehrter iſt, als irgend jemand dieſes Schlags. Was er hört, weiß er mit der ſtärkſten Wohlredenheit wieder vorzutragen und weiter auszuführen. Kurz, einen beſſern und geſchicktern Vertheidiger hätten wir nicht bekommen können." (*)

Sickin-

(*) *Burckhard* l. c. T. II. p. 128; und in einem andern kraftvollen Schreiben an den großen Pirkhaimer (ebend. p. 208.) heißt es: Franciſcum habemus in partibus, non fauentem iam, ſed commotiſſime ardentem. To us imbibit Lutherum: inter coenandum illius opuſcula legi iubet. Audiui iurantem, non defuturum ſe, quancocunque ſuo cum periculo, veritatis cauſſae. Scias

ort-

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in den Franzöſiſchen Hof.)

König Philipp, Ludwig, Pandolph, und Gefolge treten auf.

König Philipp.

So wird durch ein heulendes Ungewitter auf dem Meer eine ganze Armade von vereinbarten Segeln zerſtreut und von einander verſchlagen. (*)

Pandolph.

Nur guten Muth gefaßt, alles ſoll noch gut gehen.

König Philipp.

Was kan gut gehen, wenn es uns ſo übel geht? Sind wir nicht geſchlagen? Iſt nicht Angiers verlohren? Arthur gefangen? Verſchiedne von unſern beſten Freunden erſchlagen? Und unſer blutiger Gegner, mit verächtlichem Troz nach England zurükgegangen?

Ludwig.

Was er gewonnen hat, hat er befeſtiget: So kluge Entwürfe, mit einem ſolchen Feuer ausgeführt, eine ſo gute Ordnung, in einem ſo ungeſtümen Lauf iſt ohne Exem-

(*) Dieſer Strich, daß an ſich alles an dieſem Ort nicht zur Sache paßt, iſt, wie viele andere Stellen in dieſem Stüke, eine Anſpielung auf die ſpaniſche Invaſion im Jahr 1588, und die damalige Zeit-Umſtände; indem dieſes Schauſpiel kürzlich einem oder zween Jahren darnach zum erſtenmal aufgeführt wurde. Warburton.

Sickingen hatte deswegen auch gelehrte und verdiente Männer lieb, und beförderte ſie, unterſtützte viele arme Studierende, und nahm die von den Mönchen verjagte Prieſter und freywillig aus Klöſtern gegangene Perſonen in Schutz. Der erſte von dieſen war, Martin Bucer, der nach anerkannter Wahrheit der evangeliſchen Lehre im Jahr 1518 das Dominikanerkloſter zu Schlettſtadt verließ, und vor der päbſtlichen Verfolgung Zuflucht zu Franzen nahm. Er empfahl ihn dem Pfalzgrafen Friedrich, deſſen Hofprediger er ein Jahr lang war. Hernach berief ihn Sickingen zum Predigtamt in dem ihm gehörigen Städtchen Landſtall oder Landſtuhl, wo er auch bis zu Anfang des Sickingiſch-Trierſchen Kriegs blieb, und ſich alsdann nach Wittenberg begab. (*) Auſſer Bucern verdienen noch zween der geſchickteſten Männer jener Zeit genennt zu werden, denen Sickingen Schutz angedeihen ließ, Kaſpar Aquila von Augsburg, und Johann Schwebel von Pforzheim, welcher letztere (nach der Erzählung ſeines Sohns, Heinrich Schwebels, Zweybruckiſchen Kanzlers) in den damahligen trübſeligen Zeiten aus dem dortigen Kloſter gegangen, und keine andere Zuflucht, als zu dieſem unvergleichlichen Helden gewußt, den der Himmel mit einem

oraculum hoc eſſe; talis conſtantia eſt. Praedicabis hunc apud tuos ciues hoc elogio: Maior animus in Germania non eſt. — In eius conſilia nihil humile cadit &c.

(*) *Chytraei* Saxonia (ed. Lipſ. 1611. fol.) p. 158. ſq.

brennenden Eifer und einem muthigen Geiſt ausgerüſtet, nicht nur die Wahrheit gerade zu bekennen, ſondern ſie auch durch Vergieſſung ſeines Blutes zu verfechten. Er hielt ſich zu Landſtuhl auf (*). Am ſtärkſten aber bediente ſich Franz bey Abänderung der päpſtlichen Lehren und Gebräuche des berühmten Johann Oekolampadius, ſonſt Hausſchein genannt, indem er ſich oft mit ihm und mit Ulrich von Hutten, Diether von Dalberg und Hartmuth von Cronberg (**) über die wichtigſten Geſchäfte unterredete, welche die Religion und das öffentliche Wohl, die Freyheit des teutſchen Reichs und die Abwerfung des päbſtlichen Jochs betrafen. Schon im Jahr 1522 fieng Sickingen aus eigenem Trieb und mit Hausſcheins Rath an, die Meſſe und andere gottesdienſtliche Handlungen von den damahligen Mißbräuchen reinigen zu laſſen, und die Meſſe, zur allgemeinen Erbauung der Zuhörer, teutſch in ſeinem Schloß Ebernburg ableſen zu laſſen (***). Luthern ſelbſt lud Sickingen zu ſich nach Ebernburg ein, als er im Jahr 1521. ſich auf den bekannten Reichstag nach Worms begab. Aber Luther entſchuldigte ſich theils mit der Kürze der Zeit, theils mit der Beſorgniß, ſeine Feinde möchten denken, er fürchte ſich.

Luther

(*) *Gerdeſii* Introduct. in hiſtor. Euang. p. 165.

(**) Das Andenken dieſer beyden edlen Ritter wird der Verfaſſer dieſes Aufſatzes nächſtens zu erneuern ſuchen. Hartmuth, einer der würdigſten Männer zur Zeit der Reformation, war unſers Sickingens Schwiegerſohn.

(***) *Gerdes* l. c. p. 166. et *eiusdem* monum. antiq. p. 149.

Luther dedicirte ihm auch in demſelben Jahr, nachdem er in die Acht war erklärt worden, ſeinen gründlichen Unterricht von der Beicht, nicht um Sickingen zum Aufruhr zu reitzen, wie einige boshafte Leute vorgaben, ſondern blos um ihm ſeine Hochachtung zu bezeugen. Sickingen ward auch durch das harte Verfahren des Kaiſers von ſeiner Liebe zu Luthern und zu der evangeliſchen Lehre ſo wenig abwendig gemacht, daß er vielmehr andere teutſche Ritter hierinn aufzuklären ſuchte, deswegen fleiſſig an ſie ſchrieb, und ſie zur Annahme der Reformation ermahnte (*).

Dieſe Geſinnungen waren es auch, die unſern Sickingen im Jahr 1522 zum Krieg gegen den Kurfürſten Richard von Trier reitzten. Aber unverſchämt iſt das Vorgeben, Luther habe ihn dazu aufgefordert. Vielmehr iſt bekannt, daß Luther Franzen durch Hartmuth von Cornberg und Nikol. von Minkwitz von dieſem Krieg abgemahnt hat (**). Ueberhaupt verdammte ja Luther, wie bekannt, allen Zwang in geiſtlichen Dingen, und machte deswegen dem Pabſt und der römiſchen Kleriſey ſo viel Vorwürfe darüber, daß ſie ſich deſſen bedienten. Daß aber Sickingen bey dieſer Unternehmung Religionsabſichten gehabt, oder, wie ſich Hartmuth von Cronberg ausdrückte, dem Evangelio eine Oeffnung habe machen wollen, erhellet aus dem Schreiben, das er an das wider ihn ausgeſchickte Heer

(*) Vergl. Bertram am angef. Ort. S. 570. u. f.
(**) *Chytr.* l. c. p. 260.

ergehen ließ (*). In dem Fehdebrief ſelbſt, den er dem Kurfürſten zuſchickte, giebt er folgende Urſache ſeiner Befehdung an: Johann Hilchen von Lorch und Gerhard Börner, wovon der erſte ein Mitglied des adelichen Bundes war, der 1522. in Lindau war geſchloſſen worden, und deſſen Haupt Franz von Sickingen war, hatten mit den Einwohnern der Stadt Trier Streit, man weiß nicht worüber? Genug, ſie und ihre Bundesgenoſſen fielen ins Trieriſche ein, und führten zween der reichſten Unterthanen gefangen weg. Sickingen wurde Burge für die Gefangenen, und erhielt ihre Freyheit, jedoch unter der Bedingung, daß ſie in ſechs Wochen 5000 Goldgülden Löſegeld erlegen, oder ſich wieder als Gefangene ſtellen ſollten. Sie wandten ſich aber an ihren Landesherrn, den Kurfürſten von Trier, der ihnen, weil alles mit Gewalt geſchehen wäre, die Zahlung des Löſegeldes verbot, und ſie auch Franzen, der ſich für ſie verbürgt hatte, nicht ſtellen wollte. Da nun Lorch und Börner ihr vermeyntliches Recht an die Gefangenen Sickingen abtraten; ſo glaubte dieſer dadurch hinreichende Urſache zu erlangen, den Kurfürſten ſelbſt feindſelig zu behandeln. Dieſe Kühnheit rührte theils von der Gnade her, in der er bey dem Kaiſer Karl dem Fünften ſtand,

(*) ap. *Burckhard* P. II. p. 231. ſqq. Weil es ſchon bey Gelegenheit der Schilderung Ulrichs von Hutten im teutſch. Merkur (1776. Jul. S. 27) aus Burkhardten abgedruckt iſt, ſo würde eine Wiederholung hier überflüſſig ſeyn.

ſtand, der ihn, vermuthlich aus Erkenntlichkeit für die bey ſeiner Wahl ihm geleiſteten Dienſte, zu ſeinem Rath, Kämmerer und Hauptmann (*) ernannt hatte; theils von dem heimlichen Groll, den der Kaiſer gegen den Kurfürſten von Trier, der ſich ſeiner Kaiſerwahl am heftigſten widerſetzt hatte, hegte, woraus folglich Sickingen Hoffnung ſchöpfte, der Kaiſer werde ſeinen Krieg mit dem Kurfürſten ſelbſt ingeheim billigen; theils von dem Vertrauen auf die Freundſchaft vieler teutſchen Fürſten, die ihn mit Wohlthaten und Gnadengeldern überhäuften, und von denen er Unterſtützung hoffte, z. B. von dem Herzog von Lothringen, von dem Abt zu Prüm, wie auch von den Städten am Rhein, vornämlich von Straßburg; theils von der Menge ſeiner Verbindungen unter dem Adel, der ihm eifrig anhieng, der ihn großentheils, beſonders im Wasgau, in ihre Gemeinſchaft oder Ganerbſchaft aufnahm, der einer unruhigen Lebensart gewohnt, groſſentheils mit ſchweren Schulden belaſtet war, und ſich durchaus nicht zur Beobachtung des Landfriedens bequemen konnte. Dieß mochte ſelbſt Sickingens Hauptfehler ſeyn. Er beſaß einen hohen Grad von Ehrgeiz, wie alle Männer ſeines Temperaments, und ſtrebte immer noch nach höhern Dingen, ob er gleich vom Podagra gequält wurde, nicht mehr reiten konnte, ſondern ſich

(*) So heißt Sickingen auf einer Münze, die er im Jahr 1522 ſchlagen ließ. S. *Lochii* Sylloge numiſmatum p. 57.

ſich in der Sänfte mußte tragen laſſen. Daß er Kurfürſt von Trier habe werden wollen, iſt nicht wahrſcheinlich. Kaiſer und Reich würden bey aller ihrer Hochachtung für ſeine Gaben dies nimmermehr zugegeben haben. Aber wäre ſein Krieg mit Kur-Trier glücklich abgelaufen, ſo möchte es wohl vielleicht einige kleine Herren am Rhein, vielleicht auch einige Biſthümer und Abteyen gegolten haben.

Alſo mehrere Bewegurſachen zu dieſem Krieg mögen ſich bey ihm vereiniget haben: Vergrößerungsbegierde, Demüthigung der Pfaffheit (wie man ſich damals auszudrucken pflegte) Beförderung der Reformation und Rache an dem Kurfürſten zu Trier. Auch hier mag und kann ich ihn nicht entſchuldigen. Eine Verletzung des vom Kayſer und Reich ſo oft eingeſchärften Landfriedens war das Unternehmen wohl unſtreitig. Wie dem aber auch ſey, Sickingen traf alle zu einer fürchterlichen Rüſtung nöthige Anſtalten; nahm Abrede mit ſeinen Bundsgenoſſen; warb in den umliegenden Ländern; verſah ſich mit den erforderlichen Kriegsbedürfniſſen und Lebensmitteln; ließ ſeine ohnehin ſehr feſten Schlöſſer, Ebernburg und Landſtuhl, noch ſtärker befeſtigen, und nahm ſeine beyden ältern Söhne, die ſo viel Muth beſaßen als der Vater, nebſt dem Grafen von Archimont, mit zu Felde, nachdem er dem Kurfürſten förmlich Krieg angekündiget, weil er wider Gott, den Kayſer und die Reichsgeſetze gehandelt habe. Schnell fiel

Franz

Franz ins Trierſche ein, nahm das Städtgen St. Wendelin und einige andere Oerter ein, fügte dem Kurfürſten einen Schaden von ohngefähr 2 bis 300000 Goldgülden zu, und unternahm endlich mit 10000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd, ſogar die Belagerung der Stadt Trier. Kurfürſt Richard hatte ſich ſelbſt, nebſt ſeinem General, Gerlach von Iſenburg, hineingeworfen, und that ſo tapfern Widerſtand, daß Franz die Belagerung am ſechſten Tag aufheben mußte, zumal da er Nachricht von dem zum Entſatz herbeyrückenden Kurfürſten von der Pfalz und Landgrafen Philipp von Heſſen erhalten hatte. Indeſſen hatte er doch das in der Vorſtadt von Trier gelegene prächtige Kloſter St. Maximin faſt ganz zerſtöhrt, und auf dem Rückzug das Land verheert und ausgeplündert.

Ueber dieſes Verfahren beſchwerte ſich Richard zeitig bey dem Reichsregiment zu Nürnberg, welches auch ſcharfe Befehle an Sickingen und ſeine Anhänger ergehen ließ, von allen weitern Thätlichkeiten abzuſtehen, und ihre Truppen zu verabſchieden. Sickingen erhielt dieſe Befehle während der Belagerung von Trier, kehrte ſich aber wenig daran, ſondern ſagte dazu: Es ſeynd die alten Geigen; an Befehlen mangelt es nicht, aber an denen, die ihnen gehorchen. Der Kurfürſt von Köln, der Richarden hundert Reuter zu Hülfe geſchickt hatte, that ihm, auch während der Belagerung, den Vorſchlag, daß Richard an Sickingen

200000 Goldgülden für den Abzug zahlen möchte. Dieſer willigte auch darein, aber jener nicht.

Die verbundenen Fürſten waren nicht blos mit Franzens Rückzug zufrieden; ſondern ſie beſchloſſen, mit der einmahl verſammleten Macht Sickingen aufs Aeuſſerſte zu treiben, und ihn ganz zu unterdrücken. Anfangs richteten ſie ihre Abſicht auf das Sickingiſche Schloß Ebernburg. Weil es aber auſſerordentlich feſt war, und für unüberwindlich gehalten wurde, auch der Winter herbey rückte; ſo ſollte die Belagerung bis ins Frühjahr verſchoben werden. Indeſſen eroberten ſie das Schloß und Städtchen Crenenburg, zwey Meilen von Frankfurt am Mayn, weil Hartmuth von Crenenberg einer der eifrigſten Anhänger unſers Sickingen war. Hierauf galt es andre Edelleute, beſonders im Mainziſchen, weil ſie theils öffentlich, theils heimlich die Sickingiſche Parthey begünſtigt hatten. Selbſt der Kurfürſt Albrecht von Mainz, der ſchon vorher bey dem Kayſer als ein heimlicher Freund und Beförderer der Sickingiſchen Unruhen war angeklagt worden, muſte ſich auf dem zu Frankfurt gehaltenen Konvent zu einer Geldbuße von 25000 Goldgülden für ſeinen Adel, als einen Beytrag zu dem Erſatz der Unkoſten, bequemen. Albrecht ſtellte zwar eine Verſicherung darüber aus, ſuchte aber hernach durch Beyhülfe ſeines Bruders, des Kurfürſten von Brandenburg, ſich von der Verbindlichkeit wieder loszumachen.

Franz

Franz von Sickingen hielt ſich inzwiſchen in ſeinem feſten Schloß Landſtuhl ganz ſtill, wurde aber von Kurpfälziſchen Völkern umſezt und beobachtet, damit er nicht entwiſchen möchte. Ob er gleich dem Kurfürſten von der Pfalz einen Fehdebrief zugeſchickt, Streifereyen ins Pfälziſche vornehmen, und einen fruchtloſen Verſuch auf das Schloß Lützelſtein hatte machen laſſen; ſo ſuchte er ſich doch den Winter über mit ihm zu verſöhnen. Verſchiedene partheyloſe Fürſten gaben ſich auch Mühe, Frieden zwiſchen beyden Theilen zu ſtiften; aber die drey verbundenen Fürſten beharrten bey ihrem Entſchluß. Zu Ende des Aprils 1523. zogen ſie ihre Truppen bey Creuznach zuſammen, und lieſſen ausſprengen, ſie wollten den Feldzug mit Belagerung des Schloſſes Ebernburg eröffnen, worinn Hartmuth von Cronenberg kommandierte. Aber plözlich wendeten ſie (am 30ſten April) ihre Waffen gegen Landſtuhl. Sickingen entledigte ſich bey einem blinden Ausfall eines Theils der Reuterey, die ihm überläſtig war, und hoffte ſich ſo bis zur Ankunft des von vielen ſeiner Freunde verſprochenen Entſazes zu wehren. Als aber Franz nach und nach die große Macht herbeyrücken ſah, mit der man ihn einſchloß, ſagte er: das iſt nicht ein gemein Berennen, der gewaltige Haufen wird nachdrucken laſſen. Hierauf ließ er vom hohen Thurm im Schloſſe viel Schüſſe thun. Die Seinigen baten ihn flehentlich, ſich durchzuſchleichen oder durchzuſchlagen, „indem es ihm nüzer drauſſen denn drinnen wäre.

Das

Das hat Franz nit thun wollen und gesagt: es wär ihm schimpflich, daß er aus einem guten Hause reiten sollte und sich erstlich beschiessen lassen; er wollte doch wohl herauskommen.„ Er schickte einen Knaben ins Lager und ließ den Fürsten sagen: „daß er ihrer Kurfürstlichen und Fürstlichen Ankunft nit also hoch erfreuet, doch wolt er ihr Geschütz gern hören, mit dem Anhang, er wäre gezogen vor Trier, hätte sein Pulver und Kugeln mit Freuden verschossen, und mit Unlust wieder abziehen müssen, hoffte, es würde ihnen, den Fürsten, auch also geschehen. Darauf ihm die Fürsten sagen lassen, daß er gemach thue, es solle ihm ihr Geschütz zu hören werden.„ Dies erfolgte auch mit einer solchen Heftigkeit, daß am ersten Tag über 600 Schüsse auf das Schloß geschahen, und der höchste Thurm, dessen Mauern 14 Schuh dick gewesen, und von dem den Belagerern der meiste Schade zugefügt wurde, in einem halben Tag niedergelegt wurde.„ „Als Franz dieses gesehen, da wär' er gern heraus gewesst, es war ihm aber nit möglich.„ Am 2ten May berichteten ihm seine Leute, es wäre bereits ein Stück Mauer, 24 Schuh lang, niedergelegt, und da er es kaum glauben konnte — denn er lag am Podagra krank — so ließ er sich heraus führen, um es zu besichtigen und zu überlegen, wie man dem Uebel abhelfen könnte.„ Da hat ein Schuß aus einer Nothschlangen ausgangen wider ein Holz, davon Franzen ein Stück in seine Seite geschlagen, daß man ihm Lung

und

pel; wer hat jemals von einer Action wie dieſe iſt, geleſen oder gehört?

König Philipp.

Ich könnte es nach wohl ertragen, daß England dieſes Lob erhielte, wenn ich nur wenigſtens ein Beyſpiel, für unſre Schande kennte.

Conſtantia zu den Vorigen.

Sehet, wer kennt hier? Das Grab einer Seele, das den unſterblichen Geiſt wider ſeinen Willen in der verhaßten Gefangenſchaft eines geqvälten Athems hält. Ich bitte dich, Lady, komm mit mir hinweg.

Conſtantia.

Seht, ſeht, das iſt nun der Ausgang euers Friedens.

König Philipp.

Geduld, gute Lady: guten Muth, theure Conſtantia.

Conſtantia.

Nein, ich biete allem Rath, aller Hoffnung Troz, auſſer dem was allem Rath und aller Hoffnung ein Ende macht. Tod, Tod; o angenehmer liebenswürdiger Tod! du wohlriechender Geſtank, du geſunde Fäulniß, ſteh auf aus deinem Lager einer ewigen Nacht, du Abſcheu und Schreken des Glüks; und ich will deine ekelhaften Knochen küſſen, und meine Augen in deine holen Augen-Löcher ſteken, und dieſe Finger mit den Würmern, die in dir hauſen,

und Leber im Leibe geſehen.„ Durch eben dieſen Schuß war der Büchſenmeiſter und der Kammerdiener, die ihn geführt, ſo verwundet, daß ſie alle drey mit einander eine Zeitlang ohne Sinnen da lagen, ehe es jemand merkte. Als ihn hernach ſein Kapellan gefunden, und man ihn in eine Stube gebracht, darinn er ſein Gemach hatte, da ward ſo heftig zu ihm geſchoſſen, daß ſie ihn in ein gehauen Gewölb gebracht; denn es war kein Gemach, es war durchſchoſſen. Da hat Franz geſprochen: ich halts dafür, es ſey einer unter uns, der Zeichen gebe, wo ich liege, damit ſo ſehr zu mir geſchoſſen wird, und hat ſich etliche Tage hart gehalten, und geſagt: ſolch unchriſtlich Schieſſens hätt er ſein Tage noch nie erfahren.„ Allerdings lag auch eine Verrätherey zum Grunde; denn die Fürſten hatten einen Maurer, der Landſtuhl und Ebernburg hatte befeſtigen helfen, bey ſich, der ihnen die ganze Einrichtung der Veſtung anzeigte. Als der Wundarzt Franzens ſchreckliche Wunde unterſuchte, und die augenſcheinlichſte Lebensgefahr ſahe; ſo fiel ein neben ihm ſitzender Edelmann vor Schrecken um. Sicklingen ſagte ſogleich zum Wundarzt, er möchte ihn gehen laſſen, und den Umgefallenen wieder zurecht bringen; und als er ſich weigerte, verſicherte ihn Sickingen, er würde ſich nicht eher angreifen laſſen, als bis dieſem geholfen wäre. Kaum hatte der Wundarzt den Ohnmächtigen wieder zu ſich gebracht, ſo wurde ein andrer dabey ſtehender Edelmann gleichfalls blaß. Auch dieſen führ' erſt hinaus, ſagte Franz, und da er zö-

gerte, rief er: hörst du nicht, was ich sage? führ ihn naus! Anmerkungen über diesen Heroismus wird jeder meiner Leser selbst machen können.

Kaum war Franz verbunden, so schrieb er mit eigener Hand einen Brief in Ziffern an seinen Sekretar Balthasar, und gab ihn einem Knaben (Schildknappen) um ihn heimlich durch das Lager zu bringen. „Derselbige Knab ist mit dem Brief niedergeworfen worden, und der Brief in der Fürsten Hände gekommen, und hat die Meynung gehalten: Lieber M. Balthasar, ich gebe euch zu erkennen, daß ich hart belagert, und mit dem Geschütze härter allbereit, denn ich gemeinet in einem Vierteljahr hätte geschehen sollen, genöthiget bin. Es hat mich auch ein Holz geschlagen, hoff aber in Gott, es soll mir nichts schaden. Drum wollet euch eilend zu Graf Wilhelm von Fürstenberg fügen, und ihn aufs fleißigste bitten und anhalten, daß er mich sammt denjenigen, als er und ihr wisset, entsetze; denn ich hab ein trotziges Gesinde, das sich zu wehren Lust hat, bin ganzer Zuversicht, Graf Wilhelm und ihr werdet keinen Fleiß hierinnen unterlassen." Weil nun die Fürsten hieraus sahen, daß Franz würklich noch im Schloß wäre, — denn bisher waren sie dessen noch immer ungewiß — „da haben sie erst förderlichern Fleiß, denn zuvor geschehen, fürgewendet," und ihn dadurch so weit gebracht, daß er am 6ten May einen Trommelschläger mit folgender Schrift an die Belagerer schickte: „Ich Franz von Sickingen befind, daß ihr gegen mir mit

Ungna-

Ungnaden bewegt, bitte Ew. Churfürſtl. und Fürſtl. Gnaden wollen etliche der Meinen zu ſich eine Stund verſichern und mich bey denſelbigen Ew. Churfürſtl. und Fürſtl. Gnaden Gemüth, wie das gegen mir ſey, verſtändigen, dann will ich mich mit Antwort vernehmen laſſen.„ Die Fürſten lieſſen ihm hierauf ſagen: er hätte ſie ja genöthigt, ihn mit Krieg zu überziehen; deswegen müßte er ſich mit allem, was er beſäße, ihnen gefangen geben, und alle ſeine Güter zu ihren Händen ſtellen; wollte er dies thun, ſo ſollte mit dem Geſchütz innen gehalten werden: wo aber nicht, ſo würden ſie fortfahren. „Dieſelbe Bothſchaft war ihm, und inſonderheit den Seinen, faſt ſchwer. Da hatten ihn die Seinen heftig gebethen, das nit zu verwilligen; ſie wollten Leib und Leben bey ihm einſetzen.„ (*) Franz ließ hierauf ſeinen Feinden wiſſen, er wolle Landſtuhl räumen, wenn ſie ihn und die Seinigen „mit ihrem Leib, Haab und Gut ungefangen wollten paſſiren und abziehen laſſen.„ Abgeſchlagen! „Darauf hat Franz den Seinen geantwortet: Lieben Geſellen, was wollen wir daraus machen? Ich hatte geſtern wohl ein anders angenommen, gebts frey auf; ich will nit drey Tage der Fürſten Gefangner ſeyn, ſo hab ich auch alſo viel guter Gefangenen von Adel, die euch wohl ledigen wer-

 den.

(*) Dies ſtimmt nicht mit dem überein, was Hubert Thomas (l. c. p. 306.) erzählt, Franzens Leute hätten den Muth ſinken laſſen, und nicht mehr fechten wollen, worüber Franz kränker geworden wäre.

den. Darauf hat er den Fürſten wieder fürhalten laſſen: wollten ſie ihn und den Seinigen des Lebens, geſund und ewigen Sitzens verſichern, und in ritterliche Gefängnis annehmen, einen Kriegsmann gegen den andern zu ledigen; ſo wollte er ſich mit den Seinigen, die er auf dem Schloſſe hätte, gefangen geben, und ihnen Landſtuhl, wie es ſtunde, überantworten. „Mit dieſem Vorſchlag waren die Fürſten„ auf ſonderliche fleißige Vorbitte ihrer Grafen, Herren, Ritterſchaft und Dienſtleute, ſo mit ihnen im Felde geweßt zufrieden, und verlangten nur darüber Franzens handſchriftliche Verſicherung. „Dieß that er, als viel ihm der Schwachheit halben möglich geweßt.“ Wo ſind nun, ſagte hierauf Franz zu den Seinigen, meine Herren und Freunde, der von Arnberg, der von Fürſtenberg, der von Horn, die Schweitzer, die von Straßburg, und die in der Brüderſchaft, die mir viel zugeſagt und wenig gehalten haben; darum Lieben, verlaſſe ſich keiner auf groß Gut und der Menſchen Vertröſtung!

Als die Fürſten am folgenden Tag in das Schloß eingezogen, „ſind ſie zu Franzen ins Gewölb gangen, aber der Landgraf iſt zuerſt hinein kommen. Da hat Franz ſeiner Diener einen gefraget: welches iſt der Landgraf? Da hat er ihn ihm angezeigt. Da hat ſich Franz im Bette aufgeſteuert, als viel er gemocht, und ſein Pareth abgezogen und geſagt: Gnädiger Herr Landgraf! Da hat Franz dem von Ronneburg, als oberſten Feldhaupt-

hauptmann, anſtatt der drey Fürſten das Gefängniß geloben müſſen. Der Landgraf hat zu ihm geſagt: Franz, was haſt du dich gezeigen, und mich in meinen unmündigen Jahren überzogen, und unverſchuldet mich und meine Land und Leut beraubt und merklich beſchädiget, und folgend die Meinen an den Ohren zu verletzen unterſtanden, und ich bin dir je mein Tage nichts ſchuldig worden? Darauf hat Franz geantwortet: Gnädiger Herr, es fähet mancher eine Sach an, und meinet es ſoll ihm wohl erſprieſſen, und fehlet ihm dennoch; ſo iſts hier auch geſchehen. Wären Eure Fürſtl. Gnaden vor etlichen Tagen kommen, da wars anders mit mir geſtalt; meine Zeit wills jetzt nit leiden, davon viel zu berichten; wollt Gott, ſollt ich leben, ich hab auf Wege gedacht, es ſollt Ew. Fürſtl. Gnaden doppelt erſtattet werden.„ Ohngefähr eben ſo gab er den beyden andern Beſcheid. Als dieſe weggegangen waren blieb noch der Landgraf, und fragte ihn: wo die Verſchreibung wäre, die er von den Seinen zu Darmſtadt genommen? Franz antwortete: er wüßte es jetzt nicht zu berichten, er glaube aber, ſie würde zu Ebernburg ſeyn. Nachher ſchickte noch der Landgraf zu ihm, und ließ fragen: wo ſeine Baarſchaft wäre? „Da hat Franz geantwortet: das wär eine unziemliche Frag, und könne man wohl achten, bey ſeiner Handlung, die er gehabt, was er für Baarſchaft haben könnte.“

Nicht lange hernach kam Franzens Kaplan heraus, und ſagte, Franz würde ſterben. „Da war der Landgraf wieder zu ihm gegangen und gebethen, daß er ſich mit Gott bekümmerte und ſeine Beicht thäte, und ihm ſein Sünd ließ leid ſeyn. Da hatte Franz geſagt: er wüßte nit viel zu beichten. Doch hat Franz die offen Beicht geſprochen, „und verſchied bald darauf in des Landgrafen Gegenwart, ehe noch der Geiſtliche mit dem Sakrament zu ihm kommen konnte. „Darnach als er verſchieden, haben ihn etliche Bauern und des Landgrafen Köche in einen alten Kleider- oder Harniſchkaſten gedrückt, daß ihm das Haupt und die Knie gebogen liegt auf der linken Seiten im Kaſten, und mit einem Seil den Berg hinabgezogen und unter Landſtall in eine kleine Capelle begraben, liegt nit viel über anderthalb Spann tief unter der Erde."

Meine Leſer erwarten nun doch wohl kein feyerliches Ainſi mourut? Thaten ſie 's, ſo ſollte mirs wahrlich leid thun um die Mühe, die ich auf dieſen Aufſatz verwendet; ſollte mich verdrieſſen, wenn ich ſie durch treue, einfache Darſtellung der Dinge nicht in den Stand geſetzt hätte, den Mann, der ſie verrichtet, und ſeine Denkart zu erkennen, zu beurtheilen, zu ſchildern. Freylich hätt' ich gern mehr geleiſtet, gern mehr Handlungen und Reden des edeln teutſchen Ritters anſchaulich gemacht und erzählt: aber ein Schelm iſt der Hiſtori-

ſoriker, der von längſt verſchiedenen Helden mehr Züge hinmahlt, als ihre Zeitgenoſſen ihm vorgezeichnet haben! Vielleicht glückt es andern, was mir, aller angewandten Nachfrage ohngeachtet, nicht gelingen wollte, noch unbekannte handſchriftliche Nachrichten von Franz von Sickingen aufzutreiben, und dadurch ſein Genie, nebſt ſeiner Handlungsweiſe, vollkommener kennen zu lehren. Auſſer den angeführten Schriften hab ich noch in Anſehung des letzten Auftritts unſers Ritters benutzt: Bericht, wie von Trier, Pfalz, Heſſen, Franz von Sickingen überzogen, durch Caſpar Sturm, Ehrenholden (Herold) genannt. Teutſchland (hinter der zu Straßburg 1628 in 4 gedruckten teutſchen Ueberſetzung des angeführten lateiniſchen Aufſatzes: *Huberti Thomae*, Leodii, (ill. Princ. Ludouici Palatini Electoris conſiliarii et ſecretarii) de Franciſci a Sickingen Eq. rebus geſtis, ſeu potius auſis et calamitoſo obitu, in Freheri rer. Germ. ſcriptt. (ed. Struv. Argent. 1717.) T. 3. p. 299 ſqq.) Vorzüglich aber Georg Spalatins Leben Friedrichs des Weiſen, Chur-Fürſten zu Sachſen, in der Grundig-Klotzſchiſchen Sammlung vermiſchter Nachrichten zur Sächſ. Geſchichte (Chemnitz 1770. 8.) B. 5. S. 1. u. f. f. Von der 138ſten Seite an findet ſich ein ausführlicher Bericht, wie Franz von Sickingen mit Leib und Guth dahin gangen iſt. Ich bin ihm um ſo viel lieber beynahe wörtlich gefolget, da er von einem Augenzeugen, wenigſtens gröſtentheils, herrühret; da er in einer Samm-

lung ſteht, wo man ihn ſo leicht nicht ſuchen dürfte, und da ihn Bertram nicht gekannt hat; daher meine Erzählung nicht allein vollſtändiger geworden iſt, ſondern auch, in manchen Umſtänden, von der Bertramiſchen abweicht. Nachgeleſen hab' ich auch Seckendorfs Hiſtoriam Lutheranismi, u. a. Geleſen, aber nicht gebraucht hab' ich auch *Barth. Latomi* ſchön lateiniſches, aber ſehr partheyiſches Gedicht in Schards Script. rer. Germ. T. 2. p. 121 — 130: Actio memorabilis Franciſci ab Siccingen, cum Trevirorum obſidio tum exitus eiusdem. M—l.

IV.

Hudibras.

Erſter Geſang. (*)

Sir Hudibras ſein großer Werth,
ſein Anzug, Waffen und Geberd,
ſeine und ſeines Roſſes Gaben
(die wir mit Fleiß geſchildert haben)
ſamt ſeinem Ritt auf Abenthür,
all' das, Ihr Herren, findt ſich hier.
Auch der Straus mit dem Bärenleiter
wird halb erzählt — und künftig weiter.

Als

(*) Dies iſt die letzthin erwähnte Probe einer neuen Ueberſetzung des Hudibras, die uns aus Petersburg zugeſchickt worden.

* * *

Als vormals Fehd und Bürgerkrieg
zu einer groſen Höhe ſtieg;
Weil Eiferſucht und Furcht und Zank
die Leute ſich zu raufen zwang;
und jedermann wie toll und tumm,
ohne ſelbſt zu wiſſen warum,
ſich für Madam Religion
und ihre Reputation
(obwohl ſie keiner kennen mogte)
wie für ein Trödelmädgen fochte;
Als jeder Pfaff das Kanzelruch
ſtatt Trommelſtock mit Fäuſten ſchlug,
und evangeliſche Trompeter
die Eſelſchaar mit lautem Zeter
zuſammen riefen in den Strauß,
da zog auch unſer Ritter aus.

Sein Anſehn war voll Muth und Kraft,
ein Spiegel ächter Ritterſchaft;
ein Wicht, der keinen Schlag vertrug,
als den, der ihn zum Ritter ſchlug,
der damals nur ſein ſibir'ſches Knie
zur Erde beugte, und ſo ſi nie,
ein irrender und Friedensritter,
fertig zu beyden, wie ein Zwitter,
ob er ſich in den Sattel ſchwang,
oder ſaß auf der Richterbank,
gleich groß, wenn er ſich ſchickt zum Streit,
oder gab Urtheil und Beſcheid,
(ſo ſieht man oft gewiſſe Ratten
bald am Strand, bald im Waſſer waten.)

Ob er mehr klug als tapfer war,
drob zankt man ſich noch immerdar.
Einer glaubt dies, der andre jenes,
jedoch der Unterſchied war meines
Erachtens ſo gering, daß ſein
Verſtand kaum einen halben Grain
mehr wog, als ſein tollkühner Muth,
daher man auf den Wahn gekommen,
als ſtünd's ihm nicht recht unterm Huth,
und für ein Werkzeug ihn genommen,
das Schelmen öfters dienlich war.
(Auf Teutſch heißt ſolch ein Ding ein Narr.)
Klagt nun Montagne, daß bisweilen,
wenn er mit ſeiner Katze ſpielt,
ſie ihn für einen Eſel hielt,
ſo will man, daß auf tauſend Meilen
ſich keiner fand, der beſſer das
verdiente, als Sir Hudibras,
(dies iſt der Name unſers Helden,
wie ſeine Fehdebriefe melden.)

Jedoch es zeigt ſich hell und klar,
daß er von ſolcher Art nicht war.
Er ſchonte freylich ſeinen Witz,
damit er ihm noch lange nütz,
und nicht ſo ſchnell vertragen würde;
drum trug er dieſe rare Bürde
nur Sonn- und Feyertags herum,
wie Leute ſchöne Kleider thun.
Griechiſch konnt er recht ſchön und zierlich,
wie Ferkel grunzen, ſo natürlich;
ſprach mit mehr Fertigkeit Latein,
als die Aelſtern im Weinberg ſchreyn.

Hatt

ſen, umwinden, und dieſen Mund mit deinem vermoderten Staub verſtopfen, und ein ſcheusliches Gerippe werden, wie du. Komm, grinſe mich an, und ich will denken du lächelſt, und dich wie dein Weib umarmen; o du Liebling des Elends, komm, komm zu mir!

König Philipp.

O ſchöne Bekümmerniß, ſtille!

Conſtantia.

Nein, nein, ich will nicht, ſo lang ich noch Athem habe zu ſchreyen; o, daß meine Zunge im Munde des Donners ſtäke, damit ich mit meinem Schmerz die ganze Welt erſchüttern, und dieſes entfleiſchte faule Gerippe vom Schlaf aufweken könnte, das die Anrufung einer ſchwachen weiblichen Stimme nicht hören will.

Pandolph.

Lady, ihr ſtoßt Unſinn aus, nicht Schmerz.

Conſtantia.

Du verſündigeſt dich, das du das glaubſt; ich bin nicht unſinnig; dieſes Haar das ich ausrauffen, iſt mein; mein Nam iſt Conſtantia, ich war Gottfrieds Weib; der junge Arthur iſt mein Sohn, und er iſt verlohren! Ich bin nicht unſinnig; wollte Gott, ich wär' es! denn alsdann könnt' ich vergeſſen, wer ich bin. O wenn ich es könnte, was für einen Schmerz wird' ich vergeſſen! Predige irgend eine Philoſophie, die mich unſinnig mache, und du ſollſt

Hatt er an beydem Ueberfluß,
ſo theilt er's mit, ohn all'n Verdruß,
und hatt's am liebſten bey der Hand
für den, der nichts davon verſtand.
An hebräiſchen Wurzel-Worten,
die gern wachſen an dürren Orten,
hatt er ſo viele aufgewühlt,
daß man ihn für beſchnitten hielt.
(Und das vielleicht wohl gar mit Recht,
zwar nicht aus Iſraels Geſchlecht,
doch giebts ſo kleine Nebenſachen
die manchen Chriſten dazu machen.)

Er war ein Meiſter in Logik,
und gründlich in Analytik;
Er unterſchied und theilt' ein Haar
das zwiſchen Süd und Südweſt war;
konnte darüber diſputiren,
rechts und links ſtreiten, confutiren,
und beweiſen mit Schlüſſen, traun!
ein Schneemann ſey kein Gartenzaun,
ein Lord könn' aber wohl ein Schwein,
oder ein Kalb ein Rathsherr ſeyn,
und oft ſey eine Gans ein Richter,
ein Schaaf Mäcen, ein Langohr Dichter.
Sich in Schulden zu diſputiren,
und wieder h'raus zu raiſonniren
durch Syllogiſm und ſolche Schlich',
ſo was verſtand er meiſterlich.

Trat er als Redner auf den Plan,
ſo flog ein Schwarm Figur'n voran;
und ſtört' im Reden ihn der Huſten

oder er blieb gar ſtehn, ſo muſten
ſchwere Worte ihm zum Beweis
dienen, zu lehrn, auf welche Weiſ'
er nach den Regeln ſeiner Rede
ſtill ſchwieg', oder geſnuſet hätte.
Sonſt, griff er ſich gleich mächtig an,
ſprach er faſt wie ein andrer Mann;
denn eines Redners Regeln können
ihn bloß lehren ſein Werkzeug nennen.
Doch wenns bisweilen ihm gelehrt zu thun, ſo war ſein Styl
ein babyloniſch Mancherley
von Schwulſt, Geſchwätze und Geſchrey,
(ſo wie's Pedanten affektiren
um recht gelehrt zu peroriren,)
bunt wie ein Narrenkleid geſtickt
aus zehn Sprachen zuſamm'n geflickt,
als: Engliſch mit Latein vermiſcht,
mit griechiſcher Brühe aufgefriſcht,
ſolch drolligtes verworrnes Zeug,
als ſprách er dreyerley zugleich.
Es ſchien, als wär es das Gebabbel
von drey Zimmerleuten aus Babel,
oder als bellt der Höllenhund
drey Sprachen aus dreyfachem Schlund.

Dieſen Schatz ſpendiert er ſo frey,
als ob deſſen kein Ende ſey:
und freylich fehlts ihm nicht an Worten,
hatt' ihrer gnug an allen Orten,
denn er machte' und verfälſchte ſie
mit oder ohne Witz und Müh;
drum geriethen ſie oft ſo hart

daß kein Probierſtein funden ward,
daran man ſie verſuchet hätte;
doch wenn er laut und eilig redte,
ſo merkt' es auch der Zehnte nicht,
ſondern nahm ſie für voll und ächt.
— Was hätte nicht in ſeinem Leben
jener Redner darum gegeben,
daß er, ſtatt ſeiner Kieſelſteln',
die er ins Maul ſtopfte, um rein
zu ſprechen, dieſe Kunſt verſtanden,
die dem Ritter ſo wol geſtanden!

Mehr Einſicht in die Meßkunſt hätt' er
als Tycho Brah, und Esra Pater.
Er maß durch Logarithmen ſchier
den Inhalt ganzer Kannen Bier;
das Gewicht von Butter und Brodt
konnt er berechnen auf ein Loth,
und durch Sinus und Tangens zählen,
ob daran etwa nüchte fehlen.
Nach der Algebra Regeln muſt'
er, was die Glocke ſchlagen mußt.
Zudem war er ein Philoſoph,
hatt jeden Text und Gloß im Kopf,
verſtand (durch Glauben) feſtiglich,
was der dunkelſte Autor ſich
vordemonſtriert. Für jedes warum
hatt' er den Augenblick ein darum,
trat gleich der arbſte Skeptiker
mit abſtrakteſter Frag einher.
An Wort'n und Namen war er reicher,
als vierzig andere, obgleich er
ſolche oft nach Gelegenheit

bisweilen recht, oft zur Unzeit,
dieser und jener Sache anpaßt',
welches oft Misverstand veranlaßt'.
Seine Bearisse schickten sich
auf jeden Fall so sonderlich,
daß ihm (wie vielen weisen Leuten)
es schwer fiel, sie selbst recht zu deuten.
Die Natur eines jeden Dings
zu errathen durch Abstrahiren,
Sachen ad actus reduciren,
das war für ihn nur was geringst.
Er wußte, wohin Entität
und Qualität und Quodität
(Geister entseelter Körper) gehen;
konnt auch sagen, an welchem Ort.
die Wahrheit in Person zu sehen,
wie am Nordpol gefrorne Wort'.
Auch wußt er was Was ist — und höher
steigt kein metaphysischer Seher.

Stark war er in Scholasticis
wie Doctor Irrefragabilis,
ein zweyter Thomas, und um uns
kurz zu fassen, ein zweyter Duns;
war all' den Herren überlegen,
in geraden und krummen Wegen.
Er flocht Stricke von Sand, so fest
als der gelahrtste Sorbonnist
konnt seine Spinneweben stricken,
um solche Schädel auszuschmücken,
die, wann der Mond ist voll und rund,
oftmals leer zu vermieten sind;
Wußt' schwere Zweifel zu erregen,
und sie auch stracks zu widerlegen,

als

als: ob Theologie den Grind
ſich ſchaffen müſt', um ſich zu kratzen,
oder mit Meſſern ſich zerfetzen,
bloß zum Beweis, wie leicht ſie 's ſind,
die Glaubenswunden ohn Verweilen
auf der Stelle wieder zu heilen.
(Doch ſieht mans, leider! alle Tag',
es bleiben tiefe Narben nach.)

Dann konnt er Euch vom Garten Eden,
in welchem Grad er läge, reden,
verſetzt' ihn, wie er wollt, dieſſeits
des Mondes, oder auch jenſeits.
Was Adam einſt im Traum gedacht,
als ihm in einer Sommernacht
ſein Evgen aus der Seit' gekrochen;
ob Satan teutſch mit ihr geſprochen;
ob Eva einen Nabel hatt;
wer Tubalkains Blasbalg trat;
ob die Schlange mehr als zwey Beine
vor dem Fall hatte, oder keine;
das alles konnt er, ohn zu fehl'n,
euch an den Fingern her erzähl'n.

Dazu war ſeinem Witz und Wiſſen
ſein Glaube recht wie angemeſſen.
Er hielt ſich treulich zu der Seckt
eiferbder Presbeterianer
die alle ticken, iſt'n und aner,
ſo arg ſie es vermogte, neckt';
ſich auf den Grundtert Schild und Lanz
als Ecclesia militans
berief, und ihre heil'ge Lehre

kräftig

kräftig bewies durch Feuerröhre;
pfleate mit apoſtoliſchem Prüfen
ſie zu erklären und zu beſiegeln;
hielt Schwert und Feuer und Verheerung
für gottgefällige Bekehrung,
die man nie recht vollenden kann,
ſondern fängt ſtets von neuem an,
(als ob man an den Glaubenslehren
flicken müſte, ohn aufzuhören.)
So iſt ein Volk, deſſen Heiligkeit
in nichts beſteht, als Zank und Streit;
hadern mit euch um dies und das;
tadeln an jedem Ding etwas;
wiſſen ſich mehr Grillen zu ſchaffen
als tolle Hund' und kranke Affen;
halten Sonntag mit mehrerm Fleiß
verkehrt, als wir nach rechter Weiß;
verdammen Laſter, die ſie haſſen,
nur um das Recht ſich anzumaſſen,
ihrer Nebenchriſten Beeten
nach ganzer Herzensluſt zu pflegen;
ſind ſo ärgerlich und verdroſſen,
als dienten ſie Gott nur zum Poſſen;
was heut ihr böſer Mund verdammt,
hätt geſtern ihre Luſt entflammt.
So gern ſie ihren freyen Willen
als ein heilig Geſetz erfüllen,
ſo würden ſie 's doch ganz gewiß
für erſchreckliche Sünde halten,
wenn ſichs ein andrer hätten ließ',
auch nach ſeinem Willen zu ſchalten.

Um nie zu fehlen, trift ihr Zwiſt
oft, was ihnen das Liebſte iſt;
Schimpfen auf Paſteten und Torten,
und verwerfen mit loſen Worten
fette Spanferkel Gänſ' und Haſen,
und läſtern Milchbrey durch die Naſen.

Die erſten Boten dieſer Lehr
waren, wie die von Mahoms Glauben,
hochw ürdige — Eſel und Tauben.
Dieſen war Hudibras ſo ſehr
mit Verſtand und Willen ergeben,
als ob ſein Gewiſſen und Leben
an Naſen und Betrügerey
unauflöslich gebunden ſey.

So war der Ritter angethan.
Inwendig meyn ich. Doch fortan
ſollen die Herrn auch kürzlich ſchauen,
wie er war auſſen anzuſchauen.

Sein Witz, ſo wie ſein Antlitz, ward
geſchmückt von einem Kupferbart,
den hielt nach Farb' und Zuſchnitt faſt ein
jeder beym erſten Blick für n Dachſtein.
Oben war er gefärbt wie Molken,
unten orange und grau (*) in Wolken.
Dieß langbehaarte Meteor
ſtellte mit greiſem Typus vor,
daß Zepter Kron und Regiment
bald reichten an ihr letztes End

(*) in Wolken nuancé.

Es prophezeit' mit myſtiſcher Spate
ſich ſelbſt ein Grab und auch dem Staate.
Wie Simſons Haarzerf, wars erſchaffen
viel Unheil einem Volk zu ſchaffen;
ſollte ſich ſelbſt zwar ruiniren,
doch erſt den Sturz des Staats vollführen.
Es gehörte zum München-Orden,
und war im Wuchs erhalten worden
durch ein Gelübd ſo ſtreng und ſchwer,
als je gethan ein Braunkittler.
Schmach und Verfolgung ſollt es leiden,
und dulden Märtyrthum mit Freuden,
dem Haß des Staats ſich widerſetzen,
ſich zauſen laſſen und zerfetzen,
und mit Zangen werden gezwickt,
ſo lang's das Kinn des Ritters ſchmückt',
der es dem Staat zum Trotze trug
ſo ſehr mans auch befrie und ſchlug.
Das alles ſollt es überſtehen,
und eher nicht zu Grunde gehen,
bis die verhaßte Monarchie
beym Blocke beugt ihr ſtolzes Knie;
Dann ſtand auch ihm bevor ſein Fall
durch des Balbiers geſchärften Stahl. S.

V.

Kunſtſachen.

1. Man kündigt ein Inſekten-Werk von Paris aus an, das, wie alle Kenner verſichern, an Schönheit und Vollſtändigkeit das Röſelſche zurücklaſſen ſoll. Gewiſſermaßen iſt man auch

auch in Paris im Stande, durch die Konkurrenz von Künstlern aller Art, und die Wohlfeile der Arbeit, für weniger Geld ein besseres Kunstwerk zu liefern, als ein verlassener Künstler oder Gelehrter einer Teutschen Stadt. Hr. Ernst, dessen ausserordentliche Wissenschaft und Geschicklichkeit, die Raupen zu erziehen und zu zeichnen, längst rühmlichst bekannt ist, wird das Werk dirigiren. Er hat schon seit vielen Jahren die berühmtesten Sammlungen besucht, und diejenigen Exemplare, die der seinigen fehlten, in sein Portefeuille eingetragen.

Man wird ganz neue Species, und eine Menge wahrer Varietäten liefern. Der Ort und das Klima wird angezeigt, oder auch die Sammlung, woraus das Exemplar genommen ist, wenn es Länder sind, die der Verfasser nicht bereist hat. Man wird aus Swammerdam, Reaumur, von Linné, de Geer, und andern das Nützlichste ihrer Beobachtungen beifügen. In der Einleitung giebt man Unterricht über die Erziehung der Raupen, die Methode die Insekten zu fangen, sie auszubreiten und zu bewahren. Jeder Band bekommt sein Kupfertafel Register.

Das Werk wird Hefte- oder Bandweise herauskommen. Jedes Heft enthält 12 illuminierte Kupfertafeln nebst ihren Beschreibungen. Alle 3 Monate erscheint ein Heft. Der erste soll zu Ende dieses Monats herauskommen. Das ganze Werk wird aus 8 bis 9 Heften bestehen, und für jeden Heft bezahlt man 18 Livres. Der Titel ist folgender: Collection des Chenilles, Chrysalides et Papillons, qui se trouvent en Europe, peints d'apres Nature par Mr. Ernst, graves par Mr. Gerardin, et coloriés sous leur direction; decrits par le R. P. Engramelle, Religieux Augustin du quartier S. Germain. Grand in 4to. Man subscribiert nur, und die Adressen sind: à Paris ches Mr. Delaguette, Imprimeur libraire rue de la vieille Draperie, ou Ernst et Gerardin, Auteurs, Rue de la Har-

pe, à l'ancien Collège de Narbonne, ou Bazan et Poignant, Marchands d'Estampes, rue et Hôtel Serpente.

2. Da des Herrn Directors und Professors Ekhel Beschreibung der alten Münzen des K. K. Münzkabinets nunmehr die Presse verlassen hat, so glaubt die Kraussische Buchhandlung ihrer Pflicht gemäß zu seyn, solches dem Publikum in der Absicht bekannt zu machen, damit diejenigen, welche auf dieses Werk zu unterzeichnen beliebt haben, ihre Exemplare abfodern mögen.

Zugleich kündet genannte Buchhandlung den Liebhabern der Naturgeschichte ein anderes nicht minder kostbares Werk an, an dessen Druck sie eben izt schreitet. Dieß ist die Beschreibung des K. K. Naturalienkabinets, welche der Herr Hofrath von Born auf allerhöchsten Befehl unternommen hat. Man hat hieben die Einrichtung getroffen, daß jeder Band dieses aus mehrern Theilen bestehenden Werkes einzeln hindangelassen werden könne, folglich die Liebhaber der Konchylien, der Seegewächse, der Versteinerungen, und der Mineralien sich jeden, von diesen Gegenständen handelnden, einzelnen Band beyschaffen können, ohne genöthiget zu seyn, auch die übrigen Theile an sich bringen zu müssen. Der erste Theil, welcher izt der Presse überlassen worden, behandelt bloß die Schalthiere, welche nach dem Linneischen System geordnet, und so bearbeitet worden sind, daß dieses Werk zugleich zu einer nüzlichen und methodischen Einleitung in diese Wissenschaft dienen wird; Format, holländisch und andere Schreibpapiere werden denjenigen, welche zu der Eingangs gedachten Beschreibung des K. K. Münzkabinets gebraucht worden, vollkommen ähnlich seyn. Die zu Verfertigung der vielen Vignetten, womit dieses Werk ausgeziert ist, wie auch zur Illuminirung der in Kupfer gebrachten Konchylien, welche von dem K. K. Kabinetsmaler Hrn. Fuchsleder nach den Originalen

len

canoniſirt werden, Cardinal. Denn, weil ich nicht unſinnig bin, ſondern meinen Schmerz fühle, ſo arbeitet mein vernünftiger Theil, wie ich mich von dieſem Jammer befreyen möge, und lehrt mich, daß ich mich erſtechen oder erhängen ſoll. Wenn ich unſinnig wäre, würd' ich meinen Sohn vergeſſen, oder in meinem Wahnwiz denken, das nächſte Wikel-Kind ſey mein Sohn; ich bin nicht unſinnig; zu gut, allzugut fühl ich die eigene Quaal jedes beſondern Jammers.

König Philipp.

Bindet dieſe fliegenden Loken auf; O was für Liebe ſeh ich in dieſer ſchönen Menge ihrer Haare; wohin nur von ungefehr ein Silbertropfe gefallen iſt, eben zu dieſem Tropfen drängen ſich zehntauſend feurige Freunde in geſelligem Schmerz zuſammen, gleich wahren unzertrennlichen, getreuen Liebhabern, die mit einander im Unglük ausharren.

Conſtantia.

Nach England, wenn ihr wollt. --

König Philipp.

Bindet eure Haare auf.

Conſtantia.

Ja, das will ich; und warum will ich es thun? Ich riß ſie aus ihren Feſſeln, und rief: O daß dieſe Hände meinem Sohne ſo die Freyheit geben könnten, wie ſie dieſen Haaren ihre Freyheit gegeben haben! Aber nun beneid' ich ihre

Freyheit,

len gemalet und von Hrn. Schütz geſtochen werden, angewandte Künſtler haben keinen Fleiß, und der Verleger keine Koſten geſpahret, um dieſem Werke alle die äuſſerliche Pracht zu geben, welche deſſen innerer Werth verdienet. Liebhaber der Naturgeſchichte, welche die erſteren Abdrücke und die reinſten aufgemalten Kupferblatten zu erhalten wünſchen, werden ihre Namen vorläufig bey dem Verleger oder in den unten bemerkten Buchhandlungen einzeichnen zu laſſen belieben.

Der Preiß dieſes Bandes koſtet

auf Schreibpapier	38 fl.
auf holländiſchem Papier	45 fl.

Die bereits fertigen Kupferblatten und Illuminirungen können täglich in Augenſchein genommen werden.

Wien, den 25. März 1779.

Die Johann Paul Krauſiſche Buchhandlung.

3. Der Beyfall, womit die Blätter, welche Herr Johann Gottlieb Preſtel zu Nürnberg nach den Handriſſen des berühmten Praunſchen Kunſtkabinettes herausgegeben, von allen Kennern aufgenommen worden, hat dieſen geſchickten Künſtler aufgemuntert, noch eine andere Sammlung von Handzeichnungen, welche Hr. Gerhard Joachim Schmidt in Hamburg beſitzt, anzufangen, wovon bereits die erſte Suite von ſechs Blättern ausgegeben wird. Die Meiſter ſind vornämlich Rubens, van Dyck, Jordaens, Gerard Dow, Rembrand, Netſcher, Oſtade, Teniers, Backhuyſen, van der Velde, de Vries, Berghem, Wouwerman, Poelenburg, Elzheimer, Franz Boſſard, Jacopo Vignali von Florenz, Palma, Joſepino, Pouſſin, le Sueur, und viele andere. — Jede Suite koſtet 10 Gulden. Die Abdrücke werden alle auf holländiſch Papier gedruckt, und auf große Blätter mit Einfaſſung geliefert. Der Titel iſt:

Deſſins des meilleurs Peintres des Pais-Bas, d' Allemagne et d'Italie; du Cabinet de Mr. *Gerard Joachim Nahl*, à Hamburg; Gravés d' après les Originaux de même grandeur par *Jean Frederic Bendel*, Peintre. 1779.

Die erſte Suite, enthält folgende Stücke:

Num. 1. Die bezwungenen Juden vor dem Titus Veſpaſian. Von Franz Bolland. Mit der Feder geätzet. Breit.

2. Pabſt Urban II. beſtättiget dem heil. Robert den Ciſtercienſer-Orden. Von Joſepino. Mit Röthstein. Breit.

3. Eine Stutterey. Von Philipp Wouwerman. Auf gelb Papier getuſcht, weiß aufgehöhet. Breit.

4. Ein Theil des großen Jagdſtückes von Rubens, das auch in Kupfer heraus iſt. Schwarz mit Bleyweiß getuſcht. Breit.

5. Eine heilige Meſſe. Von Jacopo Vignali. Auf blau Papier getuſcht, weiß aufgehöhet. Hoch.

6. Ein Naturaer und von den Bauerkindern mit Früchten geſpielen. Von Jordaens. Braun getuſcht, weiß aufgehöht. Hoch.

VI.

Bücher-Anzeigen.

Dictionnaire des Artiſtes, dans lequel on parle des Estampes avec une notice detaillée de leurs differens travaux. Tom. I. contenant la Lettre *A*. à *Leipzig* chez *Breitkopf*. 1778.

Ein fürtreffliches Werk, das nach dem großen Umfange, den es in ſich begreift, zu leid den Wunſch der mit vor gemacht hat, daß es bey Zeiten möchte aufgenommen, und die Arbeiten beſtellen, die ſeiner kundigen Hand anvertraut werden könn, durch den Tod des Herrn Verf. nicht möge unterbrochen werden. Herr von Heinecken kannt in diesem Fach als der erſtaufgeklärte Mann, nicht allein der unſere, sondern in Engelland und Paris, bekannt. Auch in einem ziemlich hohen

den Alter ſtellt er aus Liebe zur Kunſt eine Reiſen nach Paris an: und das was er nicht ſelbſt geſehen, erſetzt ihm eine weitläuftige Korreſpondenz mit den berühmteſten Kennern und Künſtlern. Kein Theil der Geſchichte iſt durch Fehler, Irrthümer und Lücken ſo entſtellt, als die Geſchichte der Kunſt. Die Hauptquelle aller dieſer Gebrechen war beſonders in der Geſchichte der Kupferſtecherkunſt bisher der Catalogue de Marolles, den Florent le Comte ohne alle Kritik aufgeſchrieben hat. Diesem ſind alle Neuere gefolget, die überhaupt von der Litteratur dieſer Kunſt etwas geliefert haben. Man kann darunter nur den Basan Dictionnaire ausnehmen. Ueber Werke einzelner Künſtler haben wir fürtreffliche Verzeichniſſe, die an Kritik und Vollſtändigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen; wie Gersaints Catalogus de Rembrand, und das holländiſch geſchriebne Verzeichnis von Berghem, von dem Maler Heinrich de Winter. Mariette war der einzige, der auſſer Herrn von Heineke im Stande geweſen wäre, etwas vollſtändiges hierinn dem Publiko vorzulegen; allein der Eigenſinn dieſes Kenners, nichts als vollkommne Werke zu liefern, hat uns hierinn des Nutzens vieler ſeiner Bemühungen beraubt. Jedem Artikel dieſes Werkes ſteht eine kurze Nachricht von den Lebensumſtänden des Künſtlers vor, und ſodann folgt ein ausführliches Verzeichnis ſeiner Blätter, doch ohne alle Kritik. Groſſe und kleine Künſtler ſtehen hier beyſammen, wie ſie in einer Predigt oder vor dem Theater neben einander ſtehen können, ohne alle Rückſicht auf Stand und Verdienſt. Die groſſen, mittelmäſſigen und kleinen Männer weiß ohne dieß jeder auch nicht ſehr erfahrne Kenner zu ſcheiden, und dem Unwiſſenden dienen die Orakelſprüche der Kritik zu weiter nichts, als einer bequemen Scheidbrücke. Wie haben dieſen oft ſehr einverſtändigen Urtheilen manches Kunſtgeſchwätz zuzuſchreiben, und ſo mancher Locus communis hätte nicht wie Unkraut um ſich wachſen können, wenn das Urtheilen den Laien dadurch nicht ſo leicht wär gemacht worden.

Die Artikel Marc Antonio, Agoſtino Veneziano, Marc de Ravenna, die Andreani u. ſ. w. werden bald den Kenner überzeugen, was in dieſem Stabulo Augiae ſey geleiſtet worden.

Reiſen durch die merkwürdigſten Gegenden Helvetiens Mit Kupfern. London bey der Typographiſchen Geſellſchaft. 1778. erſter und zweyter Theil.

Die Reiſe geht von Baſel durch das Gebiete des Biſchofs nach Bienne, Valtravers ins Neuenburgiſche. Hier kommen Nachrichten von dem berühmten Uhrmacher-Gewerbe, und den Talenten der Herrn Jaquet Droz und Sohn vor, die intereſſant ſind. Dieſe Künſtler laſſen in ihrer Kunſt Automaten zu verfertigen Vaucanſon hinter ſich. In Ferriere haben ſich die Künſtler auf die Experimentalphyſik beflieſſen, und Alexander Perret, ein Uhrmacher, hat es hierin ſehr weit gebracht. Die merkwürdigſte Perſonen dieſer Gegend ſind indeſſen, die Herrn Gebrüder Gaudin. Aerzte und erſte Botaniker. Sie pflanzen auf dieſen Höhen des Schweizerlandes Pflanzen aus China und Canada. Ein jede merkwürdiges Naturalien- und Münz Cabinet beſitzen ſie gleichfalls. Beſchreibung des Lac de Joux. In Genf iſt die reichſte Sammlung von Naturalien des Herrn de Luc ſeine. Nach dieſer die von Herrn de Sauſſure, des Herrn Paul Ganſſin, des Herrn Amo Rilliet, und des Herrn Dupan. Bey dem Artikel Aelen und Bergkommt eine weitläuftige Beſchreibung dieſes Salzwerkes vor. Der Sächſiſche Edelmann heißt vermuthlich von Beuſt, und nicht von Reuß. Sodann geht die Reiſe nach den Gletſchern in Zauchgau. Auf dieſe folgt eine Beſchreibung der Gebirge, die Bern von Wallis ſcheiden. Reiſe durch das Saanenthal, nach Sibenthal, und Thun zu dem dortigen Gletſcher. Die Strafe des Gemmenbergs wird noch immer ſo fürchtbar beſchrieben, wie ſie in Schauchzer ſteht, und nicht

wie

wie ſie ſeit dem abgeändert worden. Er hat Gruner auch die Gefährlichkeit mancher Höhen beſchrieben, die er nur von weiten her betrachtet hatte. Dann folgt die Beſchreibung der dortigen Gletſcher. Der zweyte Theil fängt mit einer Beſchreibung des Grindelwald-Gletſchers an. Von da geht die Reiſe nach dem Lauterbrunnthal, nach Bern, von da durch das Emmenthal nach Luzern, dem Canton Schwyz, und Glarus, von da ins Appenzellerland, der Landſchaft Ländern im Oberbund, im Gotteshausbund und zehn Gerichtenbund. Von da ins Urnerland auf den St. Gotthard. Man muß bey dieſer Reiſe durch Helvetien nicht viel Neues, noch viel weniger gelehrte Beobachtungen ſuchen. Mineralogie und Botanik, ohne welche vermuthe niemals ein Zeichner dieſe ſonderbare Gegenden beſuchen kann, werden durch dieſes Werkchen nicht ein Haar breit in ihrem Umfange gewinnen, ſondern jedes Frauenzimmer, oder ein empfindſamer Jüngling konnte mit Hülfe Schwarzkreyd und Gummi ein gleiches hervorbringen. Die Kupfer dazu ſind länglt geſtochen, und zwar von einer fühlen Ausführung, von Hrn. Zingg. Sie übertreffen an Genauheit der Umriſſe und der Schraffirungen die bey Walthern in Bern letzthin herausgekommene, weit.

Chriſtian Friedrich Krangens Entwurf einer Akademie der bildenden Künſte, worinn die erſten Gründe der Zeichnungskunſt, Mahler-Kupferſtecher- Bildhauer- und Baukunſt erklärt werden. 1. vier Bände Halle in der Rengerſchen Buchhandlung, 1779.

Dieſe nicht übel gerathene Kompilation enthält eine Menge nützlicher Kenntniſſe, die man nicht leicht mit ſoviel Ordnung in einem einzigen Buche verſammenſtehen wird. Freylich ſind nicht alle Materien gleich gearbeitet. Da wo der Verf. viele Vorgänger hatte, faßt er viel, und da, wo nicht leicht alles in den Büchern verkommt, oder wo zum deutlichen Vortrage

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20600 / 369

eine tiefere Kenntniß der Kunst nöthig war, verweißt er kurzig auf den mündlichen Vortrag, wo die Zuhörer das Mehrere hören sollen. An Irrthümern und zuweilen unbestimmten Vortrage, zumal im praktischen Theil, kann es auch nicht fehlen, wie in der Lehre von der Perspektiv, den Reflexen, dem Statuengießen, dem Steinschneiden, dem Kolorit u. s. w. Die Namenverzeichnisse der Künstler sind endlich ganz ohne allen Geschmack zusammengeraft, und abgeschrieben worden. Der erste Theil des ersten Bandes enthält die Theorie, der zweyte die Praxis der bildenden Künste. Leicht wäre es hier die Ueberschriften der Kapitel abzuschreiben.

Der zweyte Band enthält die Geschichte der Kunst der Alten, und betrachtet sie nach dem einmal eingeführten Leisten, nach den verschiedenen Völkern, wo sie geblüht haben. Auf diese folgt die Kunst der neuern Zeit, die Geschichte der verschiednen Arten der Mahlerey, der Kupferstecherey und des Formschneidens. Hier ist alles ohne Unterscheid stark, wenig zusammenhängend, und aus keinen wahren Quellen geschöpft, Geschichte der Steinschneidekunst, der bürgerlichen Baukunst, von den vorzüglichen alten Kunstwercken, den jetzigen Akademien der Mahler, Bildhauer und Baumeister in Europa nach alphabetischer Ordnung. Von Gallerien und Kunstkabineten. Hier kommen lächerliche Fehler vor. Brankans Kabinet hätte erst ich unter Amsterdam stehen sollen, und sodann ist es längst verstreichen. Zu Frankfurt am Mayn sind von Uffenbachs und von Loens Sammlung längst zerstreut; zudem waren sie nichts weniger als die ersten. Ein anders Kabinet stehet auch unter dem Artikel Frankfurt, das kein Mensch kennt. In dem Verzeichnis der Kupferstecher ist, wie wir bereits erinnert haben, sehr gefehlt. Kunstverleger sind als Kupferstecher angegeben, und es scheint der Verfasser weiß nicht, was heißt Excudit. So wie bey Wouvermann, Nolpe, Suyderhof, Berghem u. s. w.

M. Frie-

M. Friedrich Carl Fulda Grundregeln der Teutſchen Sprache. Stutgard bey J. Bened. Mezler. 1778.

Nicht leicht iſt uns ein Buch vorgekommen, das ſo viel wichtige Wahrheiten auf ſo wenigen Bogen enthielte wie dieſes. Wir wollen einige davon unſern Leſern auszeichnen, um ſie auf die Erſcheinung ſelbſt aufmerkſam zu machen. Es iſt nichts weniger als eine ſimple Grammatik, noch Grammatik lateiniſcher Natur, wie wir ſie bisher gekannt haben. Auch iſts kein philoſophiſcher Roman, der bloß blendende Irrlichter darſtellte; ſondern kurz zuſammengedrängte Wahrheiten, die uns den Schatz unſerer Sprache nicht verſchönern, ſondern nur in gehörigem Licht zeigen. Die Teutſche Sprache kann nur mit ſich ſelbſt verglichen werden. Sie iſt ſo urhaft, ſo ungemiſcht, und ſo unabhängig auf ihrem Boden als ihr Volk. Wer ihre Sprachlehren andern Sprachlehren nachbilden will, geht irre. Und wenn es beliebt wollte, vieler Sprachen Wörter und ihre Bildungen und Verbindungen mit einander zu vergleichen, der müßte nur die Teutſche zum Grunde lezen, und alle andre auf ſie beziehen. Die erſten und älteſten Urkunden beruhen auf bloßen eignen Namen, die uns andre von uns erzählen, die aber, wie es dann ſeyn muß, wirkliche Appellative, und, wenn man ihnen ihr fremdes zugeſchnittes Gewand auszieht, ächte Teutſche Wörter ſind. Dieß iſt der Fall beym Tacitus und Pomponius Mela. Das vierte Jahrhundert giebt uns den erſten Zuſammenhang in den Möſogothiſchen Evangelien. Eine recht germaniſche, ſehr breite Sprache mit einem griechiſchen Zuſchnitt, voller Doppellauter. Ulfilas Ai muß eine doppelte Ausſprache gehabt haben, denn ein anderes iſt das diphtongiſche Aith, Hail, Mai, (mehr) u. ſ. w. und ein andres das offene breite thüringiſche ä in Airtha, Erde, Bairg, Berg. Er überſezt ein gedehntes O und U ſehr gern mit au. Alle ſeine männlichen und weiblichen Namen haben am Ende

einen

einen Fischer, gripande, greifend, raupjands, raufend: eben daſselbe bemerkt Herodot von der Perſiſchen Sprache. Die große Verwandſchaft dieſer mit der Teutſchen iſt längſt bekannt, und in ihr haben wir wirklich heutzutage noch viele Beſtandtheile der unſrigen zu ſuchen. Ihr Plural hat zweyerley Endungen wie der unſrige. Ihre Namen haben kein Geſchlecht; ſie haben im Singular nur eine, im Plurar nur zwo Declinationen. Ihr Genitiv hat ſein es voran. Sie bilden ein Abſtraktum vom Concretum mit dem End-i. Die Beywörter behalten einerley Form mit den Hauptwörtern. Ihr Comparativ iſt der unſere. Die dritte einzelne Perſon der vergangnen Zeit iſt allzeit auch das Hauptwort. Die Artikel und Geſchlechter ſind uns urſprünglich fremd, und irren unſre Sprache. Ein Reſt des hohen Archeiſmus iſt bey Ulphilas, daß ihm die gegenwärtige und künftige Zeit eins iſt, und daß er noch bisweilen unter Thun und Leiden ganz nichts unterſcheidet. Seine Hülfszeitwörter ſind wie bey uns.

Mit dem achten Jahrhundert geht erſt die Morgenröthe der eigentlichen Teutſchen Sprache an. Die Schwäbiſche Ueberſetzung Iſidors von Hiſpalis kann nicht wohl jünger ſeyn. Carl der Große ſträubte ſich vergeblich gegen die heilige lateiniſche Sprache der Capitularien zum Vortheil ſeiner Mutterſprache; und ſeines Sohnes heiliger Eifer vernichtete vielleicht manchen Teutſchen Liſſtan. Rhaban war mit ſeinen Schülern, Kero, Ottfried, Tatian, glücklicher im Privatſtande. Friedrich der erſte im zwölften Jahrhundert ſang mit ſeinen Hofſingen in ſeiner Mutterſprache; aber er durfte ſich nicht an den Capitularien vergreifen, ſondern er muſte Teutſche Reichsabſchiede, und alle öffentliche Urkunden noch immer ins Latein überſetzen laſſen. Endlich drang im folgenden Jahrhundert Friedrich der 2te auch hierinn durch. Und bey den Minneſingern erreichte die grammatikaliſche Einfalt,

Kraft

Kraft und Regelmäßigkeit der Teutſchen Sprache ihre höchſte Stufe. Endlich traf die fatale Epoche der Mitte des 14ten Jahrhunderts ein, wo alle die ungeheuren Unarten und Mißgeburten, Widerſprüche und Ueberfüllungen angehen, die die Sprachkunde unſerer Zeit beklagt, und die die Tyranney des Herkommens heut, und vertheidigt. Noch hat Luther gewehrt, und es iſt kein Zweifel, wenn Sprachrichtigkeit nicht ſein bloſſes Nebengeſchäft geweſen wäre, daß er unſre Sprache in die verlohrne Echtigkeit und Unſchuld zurückgeführt haben würde. Am Ende klagt der Verfaſſer über den Hang, den alle Schriftſteller haben, der rauhern Meiſnizchen Mundart ſich zu nähern, da doch offenbar (und wie Recht hat hier der Verfaſſer?) die Geſchichte ſo manches Worts, und ſeine Abſtammung andern Dialekten Teutſchlands den Vorzug eingeſtehen muß. Die Abhandlung ſelbſt iſt keines Auszugs fähig.

Hr. Anton Raphael Mengs, Schreiben an Hrn. Anton Pons, aus dem Italieniſchen. Wien, 1778.

Nach einem ſehr beſcheidnen Eingang, worinn der Verfaſſer ſich aller Prätenſion auf Kritik begiebt, (und wer ſoll Kritiker ſeyn, wenn es nicht der Künſtler ſelbſt iſt?) ſezt er verſchiedne Gattungen des Styls feſt; er theilt ihn ein in den erhabnen, ſchönen, anmuthigen, bedeutenden, und natürlichen. Durch den hohen Styl, ſagt der Verfaſſer, verſtehe ich die Anwendung der Kunſt zur Ausführung eines Begriffs, durch welche man dem Endzwecke der Mahlerey gemäß, Gegenſtände und Eigenſchaften, die über unſre Natur erhaben ſind, begreiflich machen will. Die Kunſtgriffe dieſes Styls beruhen auf der Wiſſenſchaft, in einem beſtimmten Gegenſtande dem Begriffe vom Möglichen und Unmöglichen eine Einheit zu geben. Es muß daher der Künſtler von bekannten Formen und Zügen Gebrauch machen, und von jenen Theilen, die aus der Natur entlehnt werden, alle Zeichen des Mechanismus hinweglaſſen. Dieſer Styl muß durchaus einfach,

Freyheit und will ſie wieder in ihre Feſſeln ſchieſſen, weil mein armes Kind ein Gefangner iſt. Und Vater Cardinal, ich hab' euch ſagen gehört, wir werden unſre Freunde im Himmel wieder kennen. Wenn das iſt, ſo werd ich meinen Jungen nimmer wieder ſehen. Denn ſeit der Geburt Cains, des erſten männlichen Kindes von dem, der erſt geſtern ſeufzte, iſt keine anmuthigere Creatur gebohren worden. Aber nun wird der Krebs des Kummers meine Roſenknoſpe freſſen, und die angebohrne Schönheit von ſeinen Wangen jagen; er wird aus hohlen Augen wie ein Geſpenſt ſchauen, ſo düſter und hager wie ein vom Fieber ausgezehrter Kranker, und ſo wird er ſterben, und wenn er ſo wieder auferſteht, und ich ihn in dem himmliſchen Hofe wieder antreffe, ſo werd' ich ihn nicht kennen; und alſo werd ich meinen holdſeligen Arthur nimmer, nimmer wieder ſehen.

Pandolph.

Ihr überlaßt euch euerm Schmerz zu ſehr.

Conſtantia.

Das ſagt mir einer, der niemals einen Sohn hatte --

König Philipp.

Ihr liebet euern Schmerz, wie ihr euer Kind liebt.

Conſtantia.

Mein Schmerz füllt den Plaz meines abweſenden Kindes aus, ligt in meinem Bette, geht mit mir auf und ab,

zeigt

fach, richtig, und ſcharf, wenigſtens groß und wichtig ſeyn. Raphael von Urbin hat es in dieſem Styl nur bis zum Majeſtätiſchen gebracht. Michael Angelo ſchritt bis zum Schreckbaren, und wiewohl beyde in ihren Gedanken und Empfindungen dem Erhabnen nahe gekommen ſind, ſo bleiben doch ihre Formen zurück. Unterdeſſen kann man nicht läugnen, daß ſich die Art ihrer Ausführung für den hohen Styl ſehr gut ſchicken würde. Annibal Carracci, ſo wie Dominico Zampieri kamen dadurch, daß ſie die Formen alter Statuen nachahmten, dem hohen Styl manchmal ſehr nahe; allein ſie konnten das Erhabne der Begriffe und der Manier nicht vereinigen. Im ſchönen Styl muß die Bildung der Vorwürfe nett und frey von allem Ueberflüſſigen ſeyn, ohne jedoch einen weſentlichen Theil des Gegenſtandes wegzulaſſen, ſo daß jede Sache nach ihrer Würdigkeit und nach allen in der Natur wirkſamen Eigenſchaften bezeichnet werde. Nichtsdeſtoweniger muß die Ausführung flüſſiger und ſanfter als im erhabnen Styl ſeyn, ſo daß ſie hinreiche, einen deutlichen Begriff von der idealiſchen Vollkommenheit zu geben. Dieſer ſchöne Styl iſt in Werken der Neuern noch unvollkommen. Die übrig gebliebenen griechiſchen Statuen gehören überhaupt zu dieſem Styl mehr oder weniger, nachdem es der Charakter einer jeglichen erlaubte. Und wiewohl manchmal, wie beym Laokoon, ein ungemein ſtarker Ausdruck der Leidenſchaften beſonders wahrgenommen wird, ſo herrſcht doch überall das Annehmliche und Schöne der Formen, mit Ausſchlieſſung der gewaltſamen und übernatürlichen Stellungen. Im Vatikaniſchen Apoll gränzt die Schönheit ans Erhabene. Am Meleager zeigt ſich eine männliche oder heldenmäßige, an der Niobe eine weibliche, am Apoll und an der Mediceiſchen Venus eine reizende Schönheit. Ueberaus ſchön ſind Kaſtor und Pollux bey St. Ildephons, die Ringer zu Florenz, der Borgheſiſche Fechter, und ſelbſt der Farneſiſche Herkules, alle von verſchie-

ſchiedenen Charaktern. Raphaels Ideen ſind nur wenig über die Gegenſtände, welche die Natur darbot, erhaben, und es fehlt ihnen eine gewiſſe Niedlichkeit. Annibal war ſchön in männlichen Körpern, Albano in weiblichen Figuren, und Guido Reni in weiblichen Köpfen; aber mehr in Abſicht auf die Formen, als auf die Manier.

Vergleichen wir unſern reizenden Styl gegen jenen der Alten, ſo iſt er weiter nichts, als eine Art von Affectation, die bey der vollkommnen Schönheit nicht ſtatt hat: denn ſie beſteht ſehr oft in gewiſſen unnatürlichen, ſchweren, gewaltſamen, oder wohl auch kindiſchen Gebärden, Stellungen und Handlungen; wie man dieſes manchmal auch in den Werken des groſſen Alten Correggio, und noch viel mehr in jenen des Parmegianino und andrer Künſtler ſehen kann, die dieſe Bahn gegangen ſind. Vollkommne Muſter der Griechen in dieſem Styl ſind die Mediciſche Venus, Apoll, der Hermaphrodit in der Villa Borabeſe. Raphael hatte die wahre Grazie in der Bewegung ſeiner Figuren; allein es fehlte ihm einigermaſſen die Zierlichkeit der Formen und Umriſſe, ſo wie überhaupt ſeine Ausführung allzubeſtimmt war. Correggio kann zum Muſter in Umriſſen, in Helldunkeln, und in allen demjenigen dienen, was man im reizenden Styl unter dem Namen der Ausführung begreift.

Durch den bedeutenden oder ausdrucksvollen Styl verſteht der Verfaſſer derjenigen in welchem man aus allen Theilen der Kunſt vornehmlich jenen des Ausdrucks zum Endzwecke hat. Raphael kann in dieſem Styl zum vollkommnen Muſter dienen, denn in dieſem Theile hat ihn kein andrer Künſtler übertroffen.

Der Styl nach der Natur iſt derjenige, wo der Künſtler auſſer der Natur keinen andern Endzweck hat, ohne daran etwas zu beſſern, oder eine Auswahl des Schönen aus der

Natur

Natur zu treffen. In diesem Styl haben sich einige holländische und niederländische Mahler, als Rembrand, Gerard Dow, Teniers und andre sehr hervorgethan. Noch fürtrefflichere Muster stellen die Werke des Diego Velasquez auf: und wenn ihn auch Titian im Colorite übertraf, so war ihm hingegen Velasquez in der Schatturung und Luftperspectiv weit überlegen. Wir übergehen hier die ganz vortrefliche Charakteristik und Mahler-Geschichte der Neuern in nuce, wo jedes Wort eine rein aufgefädelte Perle, und Goldes werth ist. Eben so leiden auch die Beschreibungen der Gemälde selbst keinen Auszug, und müssen selbst gelesen werden. Wir begnügen uns hier nur eine Bemerkung hinzusetzen, die in unserm Zeitalter und dem herrschenden Geschmack sehr treffend ist. „Ich halte es, „sagt Hr. Mengs, für eine unleugbare Wahrheit, daß das edelste „der Mahlerey nicht in dem besteht, was bloß das Auge reizt; „denn aus diesem Grunde mögen Kunstwerke nur Leuten gefallen, die ganz nichts von der Kunst verstehen; sondern „daß vielmehr jene Theile in der Mahlerey die vorzüglichste „sind, welche den Verstand befriedigen, und Männern Vergnügen schaffen, die ihre Seelenkräfte anzuwenden wissen. „Wenn es nun so ist, wie ich dessen vollkommen überzeugt „bin, so ist Raphael ohne Zweifel der größte von allen Mahlern, deren Werke bis auf unsre Zeiten gekommen sind.„

Z. M. Die zwey Gedichte, welche mir von einem Ungenannten unter dem Dato Berlin den 2ten April zugeschickt worden, können aus einer Ursache, die ich demselben, wenn er sich mir zu erkennen geben will, zu eröfnen bereit bin, nicht in den Merkur eingerückt werden.

Der Teutſche Merkur.

May 1779.

I.

Gedichte.

Phaeton,

aus den Verwandlungen des Ovidius.

Hoch auf Säulen erhub ſich des Sonnenkönigs Tempel
in hellglänzendem Gold und flammenden Edelgeſteinen,
leuchtendes Helfenbein überdeckte das ſtolze Gebäude,
deß zweyflüglichtes Thor aus ſchimmerndem Silber geprägt war.
Aber die Kunſt übertraf noch den Werth: denn Vulkan hatte
grub die
Erdumrinnenden Fluten darein, in die Mitte den Weltkreis,
über dem Kreiſe der Welt das ſchwebende Himmelsgewölbe.
In dem Meeresgebiet' erblickt man die blaulichen Götter
und die verſammelte Schaar der liederreichen Tritonen,
den Aegäon, deß nervichte Fauſt die Knochengebirge
gräßlicher Wallfiſche zwingt, den Proteus in der Ver-
wandlung,
und die Doris, mit ihr die Töchter; man ſiehet ſie ſchwimmen,
ſieht auf Delphinen ſie reuten, bemerkt ſie auf Felſen gelagert,
wo ſie ihr grünliches Haar an trocknenden Lüften verbreiten:
zwar nicht von Einer Geſtalt, doch, wie Schweſtern, nicht
zu verſchieden.
Auf dem Lande verliert ſich das Aug' unter Menſchen und
Städte,

Wälder und Wild und Gewässer und Nymphen und Göt-
ter des Feldes.
Drob ist der glänzende Himmel gespannt; an des Thie-
res Flügeln
sechs der himmlischen Zeichen zur Rechten, und sechse
zur Linken.

Ueber die Stufen hinauf trat Phoeben zu dem Pallaste des bezweifelten Vaters, und wandt' in tiefer Entfernung gegen sein Antlitz sich, wo, weil er den näheren Abglanz nicht zu ertragen vermocht', er stehen blieb. Phöbus Apollo saß im Purpurgewand auf seinem smaragdenen Throne, um ihn standen herum die Jahre, die Monden, die Tage, die Jahrhunderte sammt den gleichgesonderten Stunden; auch der junge mit Blumen bekränzete Lenz, und der nackte Sommer mit Garben im Arm, Autumnus mit Moste bespritzet, und mit Haaren voll Reif der zottlicht befrorene Winter. Und der Sonnenregent warf aus der Mitte des Throns sein allsehendes Aug auf den flammenden Jüngling herunter. Was, so beginnt er, o Sohn, den ich nimmer verleugne, was leitet
deine Schritte hieher, was begehrt dein pochender Busen? Licht der ungrenzbaren Welt, o Phöbus Apollo, mein Vater, wenn ich so nennen dich darf, und wenn mich Mutter Climene nicht durch Erdichtungen täuscht, verübte Laster zu decken, o dann gieb nur ein Pfand, daß die Welt mich den deinen
erkenne,
dann entreiße du mich den seelenverwirrenden Zweifeln. Und der Vater entwand sich die Scheitelumblitzenden Stralen, näher hieß er ihn kommen, umarmt ihn; würdig, so sprach er, bist du, der meine zu seyn; auch hat dir Mutter Climene deine wahre Geburt entdeckt, und damit desto minder du sie bezweifelst, so bitt! ich erfülle, was du auch bittest: der dem Auge der Götter entzogene stygische Pfuhl sey
Zeuge

Zeuge von meinem Verſprechen! — Kaum hat er geendigt, ſo bittet
der, auf den kommenden Tag ihn den Sonnenwagen des Vaters
und die geflügelten Roſſe regieren zu laſſen. Da reuet
Vater Apollon der Schwur, drey- vier mal ſchlägt er ſich an die
göttliche Stirne. Vermögen nimmſt du, ſo ſpricht er, mein Wort auf;
ach, daß ich halten es muß! dieß einzige, dieß, ich geſteh es,
hätt ich dir gerne verſagt; doch widerrathen nur kann ichs.
Zu gefährlich, o Sohn! iſt was du verlangeſt, zu wichtig,
was du erbieteſt, zu weit iſts über die Kräfte des Jünglings;
willſt den der Menſchlichkeit Loos das Uebermenſchliche faſſen;
und auch ſelber ein Gott vermag nicht, was du begehreſt,
aber unwiſſend begehrſt. Man traue ſich, was man auch will, zu,
doch auf der feurigen Axe kann Niemand ſtehen, denn ich nur;
ſelbſt des allweiten Olymps Regierer, deſſen gewalt'ge
Rechte den ſchrecklichen Blitz verſchleudert, kann dieſen Wagen
doch nicht führen: und wer, ſprich, wer iſt größer, als Zevs iſt?
Steil iſt die Auffahrt, kaum von den friſcherwacheten Roſſen
zu erklimmen, doch iſts am mittleren Himmel am höchſten.
Oft, wann ich oben herab auf Meer' und Weltkreiſe blicke,
bebt mir vor Schrecken das Herz. Schroff iſt das Ende des Weges,
lenken muß ich da ſtrm, und doch ſorgt Thetis, die in der
untern Flut mich empfängt, ich werde den Höhen entſtürzen.
Setze hinzu, daß der Himmel ſich ſchnell, unaufhörlich herumwälzt,
daß er Geſtirn auf Geſtirn von erſtaunlichem Umfange nachzieht,

daß ich zur Gegenseit streb', entgegen dem brausenden Kreislauf,
von der allwaltigen Macht unüberwältigt! — Nun denke, gäb' den Wagen ich dir — was thät'st du? Wär'st du dem Pole,
wärst du dem rollenden Pol' entgegen zu fahren im Stande, daß dich die Axe nicht schnell ergriffe? — Du stellst dir vielleicht wohl
Haine der Götter da vor, und Städte? mit Opfergeschenken prangende Tempel vielleicht? — Aber lauschenden Thiergestalten
führt dich vorüber die Bahn, und damit du nicht abweichest, mußt du
durch die Hörner des grimmigen Stiers und den Bogen des Hämons,
zwischen den wütenden Leu und dem Skorpion, der die Scheren
gräßlich und weitgeschweift entgegen den Scheren des Krebses beugt, auch vermagst du nicht gleich die muthigen Rosse zu lenken,
welchen das Feuer der Brust aus Maul und Nüstern heraufdämpft;
kaum gehorchen sie mir. Erhitzt sich ihr rasender Muth, denn
schleudern sie Zügel und Zaum vom Nacken. Drum, Phaeton, laß nicht
solch verderbend Geschenk dir von deinem Vater gewährt seyn!
Aendre, noch steht es bey dir, dein Verlangen! du bittest um Pfänder,
daß du mein Götterblut seyst: nun giebt dir meine Befürchtung
nicht das sicherste Pfand? beweis ich nicht väterlich sorgsam, daß dein Vater ich bin? Sieh, Phaeton, siehe mein Antlitz! woll-

wollte der Himmel, du ſähſt in mein Herz, bemerkteſt den Kummer
eines Vaters daſelbſt! — Schau endlich umher auf die Schätze,
die das Meer und die Erde dir beut! ſo viel herrliche Gaben —
wähle davon! Es ſey dir gewährt! Entſage dem Einzigen,
dieſem Einzigen nur, das nicht Vorzug iſt, ſondern Strafe.
Strafe verlangſt du, mein Sohn, für Geſchenke. Was hängſt du ſo ſchmeichelnd,
deines Geſchicks nicht bewuſt, um meinen Hals dich? O glaube,
ſchwur ichs beim Acheron nicht? Ich will, was du wünſcheſt, erfüllen,
aber ſey weiſer darinn! — Mit dieſer Erinnerung ſchloß er.
Doch widerſtrebt Climenejus und brennt nach dem Wagen des Vaters;
dieſer alſo, nachdem er ſo lange wie möglich gezögert,
führt nun den Jüngling herab zum hochgebaueten Wagen,
dem Geſchenke Vulkans. Die Achſe war Gold und die Deichſel
und die Felgen von Gold, von Silber die Speichen; der Sitz war
künſtlich mit Edelgeſtein und Chryſoliten beſetzet,
daß er, vom Phöbus beſtrahlt, helleuchtende Flammen zurückwarf.
Voll Verwunderung noch betrachtet's der muthige Jüngling,
ſieh, da erwachet Aurora und öfnet am röthlichen Aufgang
ihr bepurpurtes Thor und ihren Tempel voll Roſen.
Gleich entflichen die Sterne, geſammelt von Lucifer, der den
Zug des Heeres beſchließt. Als Phöbus an Himmel und Erde
nun die Röthe bemerkt, und wie die Fronte des Mondes

ſich zu verlieren beginnt, da ruft er den eilfen Stunden
daß ſie den Wagen beſpannen. Des Gottes Befehlen gehorſam
führen ſie ſchleunigſt herbey die feuerſchnaubenden Roſſe,
mit ambroſiſchem Safte genährt, und klingende Zügel
legen ſie jeglichem an. Da ſalbet Vater Apollo
mit der heiligen Salbe das Antlitz ſeines Erzeugten
vor der Flamme Gewalt, und umwindet mit Strahlen das
Haupt ihm.
Schrecklicher Ahndungen voll durchbeben ihm Seufzer den
Buſen.
Ach, zum wenigſten doch, o Sohn! beginnet er, folge
dieſer Erinnerung nur, daß du die Roſſe nicht antreibſt;
zügle ſie ſtark! ſie eilen von ſelbſt, kaum kann man ſie zähmen.
Nimm auch gerade vor dir durch jene fünf Bögen den
Weg nicht!
weit gerundet und ſchief läuft zwiſchen den Zonen die
Bahn hin,
recht dem Pole zu nah und dem nahegelegenen Arkten:
deutlich bemerkſt du noch das Gleis. Damit auch dem
Himmel
und dem Kreiſe der Welt die gehörige Wärme zu Theil
wird,
mußt du weder zu tief, noch zu hoch die Lüfte durchfahren,
daß du das Himmelsgewölb' und die Erdenſphäre nicht
zündeſt,
denn am ſicherſten fährt die Mitte. Lenke den Wagen
nicht zur Rechten zu weit bis zur gewundenen Schlange,
noch zur Linken zu nah dem niedriggeſenkten Altare.
Halte dich innerhalb beiden. Das weitre vertraue dem
Schickſal.
Rieth' und hülf' es dir doch, das wünſch ich, beſſer als
du dir!
Aber ſchon eben erreicht ihr Ziel auf Heſperiens Ufern
die

die bethauete Nacht. Jezt ohne längeres Säumen!
Alles harret auf mich. Sieh, nach den vertriebenen Schatten
glänzet Aurora herauf. Ergreife die Zügel! Doch bist du
nicht entschlossen genug, dann wähle, so lang es noch möglich,
und so lange du noch auf festem Boden hier stehest,
noch nicht den Sitz berührst, den, du weißt nicht wie sehr,
du zu deinem
eignen Verderben erfleht, wähl meinen Rath statt des Wagens;
sicher schaue mir zu, wie ich die Welten erleuchte.
Aber Phaeton schwingt sich auf das flüchtige Fahrzeug;
stehend hält er voll Freude die Zügel in Händen, und dankt dem
kümmernden Vater herab, indessen Pyrois und Aethon
Pyroeis und Eous, Apollons geflügelte Rosse,
flammenwieherend stehn und an dem Fallgatter stampfen.
Thetis, des Neffen Geschicks nicht kundig, eröffnet's, und
mit ihm
die vielmeilige Bahn um die Welt: da setzen sie vorwärts,
schreiten gewaltig daher, durchschneiden weglagernde Nebel,
und ihr brausender Flug überholet die Winde des Aufgangs.
Aber zu leicht war die Last, den Sonnenrossen nicht fühlbar:
denn es fehlete nun dem Zug gehöriger Nachdruk.
So wie ein Schiff ohne Ladung, von Woge zu Woge geworfen,
ohne die nöthige Last auf den Meeresfluthen umhertreibt;
also sprang ungewöhnlich leicht in den Lüften der Wagen,
war in die Höhe geschnellt und schwankte wie ledig. Die Rosse
merken es kaum, so reißen sie aus und verlassen die Laufbahn,
unter einander gewirrt. Und Phaeton bebet und weiß nun
weder die Zügel zu lenken, noch weiß er den Weg zu verfolgen;
könnt' auch, wüßt' er es gleich, die Sonnenrosse nicht zähmen.
Da erhitzten die Stralen zuerst die kalten Trionen,
die sich unter das Meer zu tauchen vergebens bemühten;
und die Schlang' am nördlichen Pole, die, starrend vor Kälte,
keinem gefährdet zuvor, erglühte vor rasender Mordsucht.

zeigt mir seine anmuthigen Blike, wiederholt seine Worte, erinnert mich an alle seine liebreizenden Eigenschaften; ich hab' also Ursache meinen Schmerz zu lieben. Gehabt ihr euch wohl; hättet ihr einen solchen Verlust erlidten wie ich, so könntet ihr bessern Trost geben als ihr thut. Ich will die Prunk nicht auf meinem Kopf leiden, (Sie reißt ihren Kopfzeug ab.) da eine solche Unordnung in meinem Verstand ist. O Gott, mein Kind, mein Arthur, mein schöner Sohn! Mein Leben, meine Freude, meine Nahrung, mein Alles in der Welt! Mein Trost, die einzige Lindrung meines Kummers! Mein Sohn! Mein Sohn!

(Sie geht ab.)

König Philipp.

Ich besorge, es entsteht noch ein Unglük; ich will ihr folgen.

Siebende Scene.

Ludwig.

Es ist nichts in der Welt, das mir mehr Vergnügen geben kan; das Leben ist mir so ekelhaft als ein zweymal erzähltes Mährchen, das die schlaffen Ohren eines schläfrigen Menschen plagt. Eine bittre Schmach hat den angenehmen Geschmak der Welt verderbt, so daß sie izt nach lauter Schande und Bitterkeit schmekt.

Pandolph.

Eh eine heftige Krankheit geheilt wird, unmittelbar vor

Du auch, träger Bootus, obzwar an dem Wagen befestigt,
flohest erschrocken davon. Als nun der unselige Jüngling
aus der Lüfte höchstem Revier auf die Erde herabblickt,
die sich unter ihm weiter und weiter enthüllend verbreitet,
da erbleicht er, ihm beben vor starrem Entsetzen die Kniee,
und der erstaunliche Glanz umhüllt die Augen mit Nacht ihm.
Ach, wie wünscht er jetzt, er hätte die Rosse des Vaters
nie berührt, nie erkannt sein Geschlecht, nie den Willen erlanget;
gerne ließ er sich schon nach Mutter Meropen benennen.
Wie ein irrendes Schiff, vom stürzenden Norde geschleudert,
das der verzagte Pilot dem Steuer, den Göttern, den Wünschen
überläßt, so schwankt er daher. Was soll er beginnen?
Viel vom Himmelsgewölb ist hinter ihm, mehr noch ist vor ihm:
beydes mißt er im Geiste, bald hin auf den Niedergang, den er
nicht zu erreichen vermag, bald zurück nach dem Aufgange blickend.
Zweifelhaft, was er zu thun, läßt er die Zügel nicht sinken,
an sich vermag er sie auch nicht zu ziehn, auch weiß er die Rosse
nicht bey Namen zu rufen, auch sieht er, wo er nur hinblickt,
die scheußlichsten Thier- und Wundergestalten verbreitet;
siehet den Scorpion mit den doppelbogichten Scharen,
der mit des gräßlichen Schweifs beidseitig gekrümmeten Spalten
sich von einem der himmlischen Zeichen zum andern verbreitet,
schwärzlichen Giftes voll mit geschärften Hieben ihm drohen.
Kalter Schauder ergreift den Jüngling, sinneberaubet
fallen die Zügel ihm fort; sie schlagen den Nacken der Pferde,
die, da keiner sie zähmt, wo die Wuth sie treibet, durch fremde
Regionen der Luft über pfadlose Wolkengebirge,

bald

bald zu den Sternen hinan, bald herunter zum Weltkreiſe
ſtürzet.
Cynthia ſtaunet darob, als des Bruders Roſſe ſie tiefer,
denn die ihrigen, ſieht. Schon rauchen entzündete Nebel,
ſchon wird bergichtes Land von Flammen ergriffen und ſpaltet
aller Säfte beraubt. Die graſichten Auger verbleichen,
Baum und Stande verbrennt, die Saaten nähren das Feuer.
Doch was erwähn' ich des Kleinen? Hochthürmende Königes-
ſtädte,
Nationen vergehn, es brennen Wälder und Berge:
Taurus und Athos brennt, und Cilix und Tmolus und Oetus,
und der jüngſt durch Quellen berühmte nun dürſtende Ida,
und der Pieriſchen Mädchen Gebirg, und Hämus durch Orpheus
noch nicht berüchtigt; es flammt aus zween Schlünden der
Aetna
und der doppeltgeſpitzte Parnaß, Erix, Cynthus und Othrix,
der zu den heiligen Feſtgebräuchen geweihte Cythäron,
Rhodope ſchneelos einſt, Mycale, Dindima, Mimas.
Nichts hilft Scythien die Kälte. Caucaſus brennet,
Oſſa und Pindus, ja ſelbſt der Olymp und die himmelbe-
grenzten
Apenninen zuſammt den wolkenbelaſteten Alpen.
Alle Seiten der Welt ſieht Phaeton jetzo in Flammen,
und der Hitze Gewalt vermag er nicht länger zu dulden,
athmet flammende Luft gleich dem Dampfe des weiteſten Ofens,
fühlt den Wagen durchglüht, weis weder vor feuriger Aſche,
noch vor Regen der Funken ſich mehr zu laſſen. In Wolken
ſengendes Rauches gehüllt, von rußichtem Dunkel umgeben,
weis er nicht, wo er nun iſt, noch wohin er ſich wende; nach
Willkühr
reißen ihn mit ſich dahin die geflügelten Roſſe. Da glaubt man,
weil die Hitze das Blut in die äuſerſten Theile getrieben,
ſey Aethiopiens Volke die ſchwärzliche Farbe geworden.

Lybien wird, der Säfte beraubt, eine ſchmachtende Wüſte:
Nymphen mit fliegendem Haar beweinen die Waſſer, Epirus
klaget Pirene, Böotia Dircen, und Argos Amymon;
nicht der breiteſte Strom bleibt ſicher: Tanais Mitte
raucht, der alte Peneus, Caicus, der ſchnelle Ismenus,
Xanthus, den Vulcan einſt auch entflammt, Erymanthus,
Mäander,
der in vielfachen Krümmungen ſpielt, und der gelbe Lykormas.
Phaſis und Ganges brennt, Orontes und Babylons Euphrat,
Melas, der eilende Thermodon und Sperchäus und Alpheus,
Iſther und Sparta's Eurot. Das Gold im Bette des Tagus
fließt zerglühend dahin. Die Waſſerliebenden Schwäne,
deren Geſängen den Ruhm Mäoniens Ufer verdanken,
friſt der Flamme Gewalt auf Caiſtrus Mitte. Vor Schrecken
flieht zur äußerſten Ferne der Nil und verhüllet ſein Antlitz,
das er noch itzo verbirgt; ſtatt ſieben Mündungen läßt er
ſieben ſandige Thäler zurück. Das nämliche Schickſal
trift Iſmariens, trift Heſperiens Ströme, den Hebrus
und den Strymon und Po, die Rhone, den Rhein und die Tyber,
die verheißne Regentin der Welt. Es ſpaltet die Erde,
daß durch die Riſſe das Licht bis in den Tartarus eindringt
und ſich der Höllenregent und ſeine Gattin entſetzen.
Meere ziehen ſich ein, und trockner Sand iſt die Aue;
da, wo der Ocean war, wo hohe Fluthen ſonſt hielten,
ragen Gebirge hervor den verſtreuten Cykladen zur Seite.
Tiefen ſuchet der Fiſch: es wagt ſich der krumme Delphin nicht
über die Fläche der Waſſer hinauf an gewohnete Küſte;
rücklings liegen im Grunde der See die Kälber getödtet.
Auch Nereus ſelbſt und Doris ſammt ihren Töchtern
haben ſich, ſagt das Gerücht, in kühle Grotten verborgen.
Dreymal ſtreckte Neptun mit grimmigen Blicken die Arme
aus dem Gewäſſer empor, und dreymal verdrang ihn die Hitze.
Aber die gütige Tellus, umgeben vom fluthenden Weltmeer

nur

und den Wellen, die sich in die schirmende Mutter gezogen,
Tellus richtete noch ihr allgedeihliches Antlitz,
vor der Stirne die Hand, bis zu dem Hals in die Höhe,
mächtig erschütterte sie nun alles, senkte sich tiefer,
als sie pflegte, dann saß sie ein wenig, und lechzend begann sie:
Wann's dir gefallt und ich es verdient, warum ruhn deine Blitze,
Größter der Götter, warum? Soll Feuersgewalt mich vernichten,
o, so vernichte mich, Zevs, mit deinem olympischen Feuer,
gönne die Linderung mir, in dir den Verderber zu finden.
Kaum vermag ich noch dieß — — (es preßte der Dunst ihr den Athem)
dieß zu stammeln. Verbrannt sich meine Haare, die Augen
und mein ganzes Gesicht mit glühender Asche bezogen.
Lohnst du die Früchte mir so? vergilt's du mir also die Dienste,
daß mich der krumme Pflug und der eiserne Rechen verwundet,
daß ich, das Jahr hindurch gemartert, Kräuter dem Viehe,
liebliche Früchte dem Menschen, euch Göttern Weihrauch verleihe?
Doch es sey nun auch ich des Verderbens schuldig, was aber
hat der Gewässer Reich, was hat der Bruder verschuldet?
Warum schwindt ihm die Fluth? warum sinkt es tiefer vom Aether?
Aber rühret nicht mein, rührt dich des Bruders Geschick nicht,
deines Himmels erbarme dich doch! Wohin du den Blick wirfst,
beyde Pole — sie rauchen. Sind aber die Pole beschädigt,
dann so stürzen gewiß auch eure Versammelungssäle;
Siehe den Atlas — er schwankt, kaum trägt er die glühende Axe.
Sind nun die Meere, die Welten, die Reiche des Himmels vertilgelt,
dann versinken wir ja im alten verwirrenden Chaos:
noch entreiße den Flammen, was übrig ist, rette das Ganze.

Also

Alſo Tellus und ſchweigt; mehr kann ſie den Dunſt nicht ertragen,
ſchmieat ſich in ſich hinein und verbirgt in Felſen die Hände.
Und der allmächtige Vater beruft die Himmelsbewohner
alle zu Zeugen, auch den, der den Sonnenwagen bewilligt,
daß, entzög' er die Hilf', ein Ende mit Schrecken das Weltall
nehmen müßte. Dann ſteigt er empor zur erhabenſten Zinne,
wo mit Wolken er ſonſt die Weite der Welten beziehet,
wo er die Donner erregt und die zackigten Blitze verſchleudert.
Aber er hatte nun nichts, die Erde mit Wolken zu decken,
hatte nicht Regen herab von ſeinem Himmel zu gießen.
Donnernd wirft er den Blitz auf den Wagenführer und raubt ihm
Sitz und Seele damit. Die Roſſe fahren zuſammen,
ſetzen zur Seite hinaus, entreißen dem Joche den Nacken,
laſſen die Zügel zerſtückt. Dort liegt die Deichſel vom Wagen,
hier das Pferdegeſchirr, und da die Speichen der Räder:
Weit in der Gegend herum ſind die Trümmer des Wagens verſtreuet.
Aber Phaeton ſtürzt, indem die gerötheten Haare
ihm die Flamme verzehrt, die Luftregionen herunter;
wie zuweilen ein Stern vom hellen Himmel herabfällt,
oder zu fallen doch ſcheint. Vom Vaterlande getrennet,
fängt ihn in fremdem Gebiet weitabgelegener Welten
der Eridanus auf und wäſcht ihm die ſchäumenden Wangen.
Und die Najaden des Stroms beſtatten den von dem Blitze
dampfenden Körper zur Erd' und graben in Stein dieſe Inſchrift:

Phaeton liegt allhier, des Sonnenwagens Regierer,
von Beſtande zwar nicht, doch durch edle Kühnheit geſtürzet.
Aber im tiefſten Schmerze verhüllt der Vater ſein Antlitz,
und, wenn man glauben es darf, ſo verſtrich ein Tag ohne Sonne;

Licht

Licht verliehe der Brand. So ward dieß Uebel zum Nutzen.
Und Climene, nachdem sie gemäß der Größe des Unglücks
ihren Jammer geklagt, durchirrte, vor Trauer von Sinnen,
mit zerrauferer Brust die ganze Weite der Erden,
suchet den Leichnam erst, sucht dann die Gebeine; bald findet
sie die Gebeine verscharrt auf fremden entfernten Ufern.
Hingeworfen ans Grab erblickt sie den Namen im Marmor,
den sie mit Thränen benezt, an den sie ihr Herze hinanschmiegt.
Auch des Jünglings Schwestern, die Heliaden, sie bringen
Thränen und Klagelied dar — ein leeres Opfer dem Todten; —
schlagen sich vor ihre Brust und werfen sich nieder ans Grabmahl,
rufen ihn Tag und Nacht; er aber — ach! hört nicht ihr Winseln.

Von einem Ungenannten.

An das Glück.

Nein, Aftergöttin dieser Sphär,
kein Körnchen Inkra jemals mehr
auf deinem gleißenden Altare!
Verbuhle wer da will, o Glück,
um deinen ungetreuen Blick
die ohnedem zu kurzen Jahre!

Du magst nur deinen Purpentand
von Geldstand und von Ordensband
für deine Schmeichler zubereiten:
Sie laufen, hungrig nach Gewinn,
in deinem Zauberkreise hin,
ich lache deiner Sprödigkeiten.

Ent-

Entziehen kannſt du mir doch nicht
Aurorens, die durch Schatten bricht,
und Meeresflut und Berge röthet;
nicht Philomelens Nachtgeſang,
der Lerche frohen Morgendank,
Und was der Grünling ſüßes flötet;

Entziehen nicht die Wonnezeit,
in der die Schöpfung ſich verneut,
und Flora ihren Teppich webet;
nicht, wenn der Mond am Himmel wacht,
dich, Garten Gottes, wo zur Nacht
ſein Geiſt auf allen Wipfeln ſchwebet.

Und haſt du, was Eliſen gleicht,
auf deren Wink die Sorge weicht?
Haſt du ſolch inniges Erlaben,
als meine Freunde mir gewährt,
ſie, von den Muſen aufgenährt,
wohl unter allen deinen Schätzen?

Von Ebendemſelben.

Etliche noch ungedruckte Lieder von Preußiſchen Dichtern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

1. Maylied an Dorinden.
von Simon Dach.

Komm, Dorinde, laß uns eilen,
jetzo iſt die Roſenzeit,
und ein längeres Verweilen
hat oft allzuſpät gereut:
Komm, da Wald und Flur und Luft
zum Genuß der Liebe ruft.

Sieh

Sichſt du nicht, wie auf den Matten
die verliebte Heerde irrt?
Hörſt du nicht, wie in den Schatten
Taub' und Täuber zärtlich girrt?
Wie ſich Baum und Baum beſpricht?
Staud' mit Staude ſich verflicht?

Luſt betrübt, wenn man ſie ſiehet:
Dieſes Schmachten, dieſer Brand,
dieſe Jugend, die uns blühet,
hat nicht ewigen Beſtand,
zeigt ſich Wind- und Vogel-leicht,
iſt geflügelt, kömmt und weicht.

---

2. Philoſette.

von S. Dach.

Keine Nacht, kein Tag vergehet
keine Stunde geht dahin,
daß mir nicht in meinem Sinn
meine Philoſette ſtehet:
Philoſette, dein Geſicht
kömmt mir aus dem Herzen nicht.

Wenn aus ihrem güldnen Bette
Titons Gattin ſich erhebt,
und die Schöpfung neu belebt,
gleicht ſie meiner Philoſette:
Philoſette, dein Geſicht
kömmt mir aus dem Herzen nicht.

Reizend iſt ſie, wenn ſie bethet,
wenn ſie ſchläfet, wenn ſie wacht,
wenn ſie trauert, wenn ſie lacht,
wenn ſie ſich im Reihen drehet:
Philoſette, dein Geſicht
kömmt mir aus dem Herzen nicht.

Für die Roſen ihres Mundes,
ihrer Wangen Milch und Blut,
gäb ich alles Geld und Gut
dieſes ganzen Erdenrundes:
Philoſette, dein Geſicht
kömmt mir aus dem Herzen nicht.

In dem Himmel ihrer Blicke —
ach! was da mein Herz empfand,
hab ich nie zuvor gekannt,
übertrift der Götter Glücke:
Philoſette, dein Geſicht
kömmt mir aus dem Herzen nicht.

---

3. Frühlingslied
von Robert Roberthin.

Er kömmt in ſeiner Herrlichkeit
der holde Lenz hernieder,
und ſchenket ſeine Wonnezeit
dem Erdenkreiſe wieder;

Er malt die Wolken mit Azur,
mit Gold der Wolken Ränder,
mit Regenbogen Thal und Flur,
mit Schmelz die Gartenwände;

Er

Er kleidet den entblößten Baum,
deckt ihn mit einer Krone,
daß unter seinem Schattenraum
das Volk der Vögel wohne.

Wie preiset ihrer Lieder Schall
die Wunder seiner Rechten,
die Lerch' am Tage, Nachtigall
in schauervollen Nächten!

Die Fische scherzen in der Flut,
die Heerden auf der Weide,
es schwärmt der Bienen junge Brut
auf der beblühmten Haide.

Der Mensch allein, der Schöpfung Haupt,
vergräbet sich in Sorgen,
ist immer seiner selbst beraubt,
lebt immer nur für morgen;

Ihn weckt Aurorens güldner Stral,
ihm lacht die Flur vergebens,
er wird, nach selbstgemachter Qual,
der Henker seines Lebens,

Das ohnehin wie ein Gesicht
des Morgentraums entfliehet,
und vor ein schreckliches Gericht
ihn, den Verbrecher, ziehet.

---

vor dem Augenblik der wiederkehrenden Geſundheit, iſt der Anſtoß am heftigſten; ſcheidende Uebel ſcheinen am ſchlimmſten, indem ſie verſchwinden. Was habt ihr denn durch den Verluſt dieſes Tages verlohren?

Ludwig.

Alle ruhmvollen, frohen, glüklichen Tage meines Lebens.

Pandolph.

Glaubet mir, dann hättet ihr verlohren, wenn ihr dieſen Tag gewonnen hättet. Nein, nein; wenn's das Glük am beſten mit den Menſchen meynt, ſo ſieht es ſie mit einem dräuenden Auge an. Es iſt ungläublich, wie viel König Johann gerade dadurch verlohren hat, was er für klaren Gewinn rechnet. Schmerzt es euch nicht, daß Arthur ſein Gefangner iſt?

Ludwig.

So herzlich, als er ſich freut daß er ihn hat.

Pandolph.

Euer Verſtand iſt noch ſo jung als euer Blut. Nun höre mich aus einem prophetiſchen Geiſte reden; der bloſſe Athem der Worte die ich reden werde, ſoll jeden Staub, jeden Strohhalm, jedes kleine Hinderniß aus dem Wege wehen, der deinen Fuß gerade zu Englands Thron führen wird; höre alſo! Johann hat ſich Arthurs bemächtiget, und es iſt unmöglich, daß ſo lange warmes Leben in ſeinen jungen Adern ſpielt, Johann, der ſeinen Thron uſurpirt, eine Stunde, eine Minute, ja nur einen Augenblik

ruhig

Liebespein.

1778.

Als ich die Langerſehnte fand,
mein Herz ſich an das ihre band,
und durch geheimen Zauberzug
ihr Buſen mir entgegenſchlug;

Da war ich froh in meinem Sinn,
da tanzte Tag auf Tag mir hin,
wie Bächlein hell im Sonnenſchein,
ſo lauter und ſo ſilberrein.

Da lachte Freud' und ſüße Ruh
mir ſtets ihr blaues Auge zu;
die ganze Welt vor mir vergieng,
wenn mich ihr Schwanenarm umfieng.

Da war mir jede Stunde ſüß,
mein Lebenspfad ein Paradies,
denn alle Erdenſeligkeit
lag, ſonder Maas, drauf ausgeſtreut.

Wann ich an ihrem Buſen lag,
wiegt ihres Herzens leiſer Schlag
mich ſanft zu Himmelsträumen ein,
und mir ſchlug dieſes Herz allein.

Wann uns im Laubdach, kühl und grün,
der liebe, volle Mond beſchien,
ſang jeder Hain mir Sphärenſang,
und jede Seelenſait' erklang.

Bald wallten wir durch Blumenau'n,
des Frühlings Zauberpracht zu ſchau'n;
doch blickt' ich ihr ins Angeſicht,
ſah' ich die Lenzgefilde nicht.

Bald ruhten wir auf Quellenmoos,
wenn ſanft der Abend niederfloß,
da drückte heiß ſich Mund auf Mund
zu feſten unſern Liebesbund.

Wie Manenregen niederfleußt,
auf Blütenbäume ſich ergeußt,
floß jeder Flammenkuß von ihr
erlabend durch die Seele mir.

Wir lebten Himmelsbewohnern gleich,
wie ſie, an tauſend Freuden reich;
es wogt' und rauſcht' ein Wonnemeer,
nicht abzuſehn, rings um uns her!

Genug der Freuden, o mein Lied!
die einſt mir Glücklichen geblüht.
Hinab! hinab, zum Trauerton!
Die Freuden alle ſind entflohn!

Sie gab, in leichtem Flatterſinn,
ihr Herz an einen andern hin,
zerriß das goldne Himmelsband,
das Lieb' um unſre Seelen wand.

Das trocknete mit raſcher Wut,
wie wilde Hundstagsſonnenglut,
die Quelle meiner Freuden leer;
von Stund an floß kein Tröpfchen mehr.

Nun ſchleicht, bey wintertrübem Sinn,
mein Leben langſamtraurig hin;
ich irr' in düſtrer Mitternacht
von keinem Sternlein angelacht.

Mein armes, tiefgequältes Herz
durchwittet Angſt, durchwittet Schmerz;
verhaßter Sorgen Natternbrut
nährt grauſam ſich von meinem Blut.

Die Pein, die meinen Buſen engt,
mich wild bald hie, bald dorthin drängt,
mir raſtlos in die Seele ſtürmt,
mit Wolken ſtets mein Haupt umthürmt,

Hat meine Wangen abgebleicht,
hinweg die innre Luſt geſcheucht,
zernagt mich, wie der Morgen graut,
bis wenn der kühle Abend thaut.

Ha! wenn mich itzt die Falſche ſäh,
in all dem Ach, in all dem Weh,
von Höllenleiden, ſonder Zahl,
umſtrickt zu Folterpein und Quaal:

Vielleicht daß ihr ein Thränlein denn
vom blauen Auge niederrönn,
ihr Herz, von Reu und Buße ſchwer,
nun wieder ganz das meine wär.

Mn.

An

An den Herrn Rector **
im Namen zweyer Frauenzimmer.

Ist doch auf Erden, weit und breit,
so wenig Recht und Billigkeit,
daß auch der allerbeste Mann
die Unschuld öfter höhnen kann!
Da klagen sie uns Mädchen an,
als setzten wir ins Werk der Nadel
das höchste Lob, den höchsten Tadel;
und was den Leumund ärger macht,
als wären wir nicht mehr bedacht,
dadurch des Hauses Nutz und Ehren,
wie unsre Mütter, zu vermehren;
als lebten wir vom Zeitvertreib,
in jeder Woch' auf unsern Leib
ein neues Pfötchen hinzutändeln,
und sprächen sonder Ueberdruß
hiervon, wie ein Politicus
von seinen Kriegs- und Friedenshändeln;
als hielten wir ein jedes Ding
von andrer Gattung leicht gering,
und würden keines herzlich froh . . .
Doch wären hundert Mädchen so,
und wollten noch so wenig frommen:
wir beyde blieben ausgenommen.

Es ließ die feine Sitte zwar
die Spindel, und den Rahmen gar
allmählig aus der Mode kommen,
und wird kein Stück von uns gewebt,
das künftig bey den Erben lebt.

Der Sitte Freiheit machte leider
auch jeden Zierrath unsrer Kleider
so sonnenmäßig zart und dünn,
wie unser Männer Flattersinn;
da gehn die ersten Monden hin,
weg ist der Staat! ihn nützt ein Jude
noch kaum in seiner Trödelbude;
geschweige denn die Enkelinn!
Wer aber darf an Schurz und Bändern,
an Hut und Locken etwas ändern?
Um mit den meisten fortzuschlendern,
bedürfen wir zu jeder Nath,
zu jeder Schleife guten Rath;
doch lassen wir uns immer stöhren,
um etwas Klügers anzuhören.
Will uns ein Biedermann belehren:
Er ist uns theurer, glauben Sie's!
als wer uns mitten aus Paris
die neu'sten Modepuppen wies.
So dünken wir, frisiert als Jgel, (*)
uns bey dem glänzendsten Besuch
nicht mehr als unterm Hülletuch
bey vorgeschobnem Kammerriegel;
und gucken seltner in den Spiegel
vielleicht als in ein gutes Buch.
Gilts eine Wette, lieber Rector?
so sind Achill, Ulyß und Hektor,
samt Troja, der berühmten Stadt,
uns so bekannt wie Goliath
und David in der Bilderbibel.

Wenn

(*) à la hérisson.

Wenn aber Sie — Kein Wort für Uebel!
nicht scheuend unsre Gegenwart,
mit unserm Bruder hochgelahrt,
vor Langerweil' uns zu versteinern,
aus Griechen, Welschen und Lateinern
ein Wort in os und as und um
so lang betrachten um und um,
es messen in die Läng' und Queer',
bis sie errathen ohngefähr,
wanns in die Welt kam, und woher?
Zuweilen drüber eine Fehde
beginnen, gleich als ob die Rede
vom Stammbaum unsres Fürsten wär;
O dann zerreißt uns die Geduld;
und warlich ist es Ihre Schuld:
denn während Sie ein einzig Wort
aus Neugier also radebrechen,
könnt' unser eine, welch ein Mord!
wohl ihrer viele tausend sprechen.

Wir aber denken uns zu rächen.
Ist erst der lange Winter aus,
und Sie begehren einen Strauß,
da sollen Sie von jeder Art
der Frühlingsblumen, die wir pflücken,
erzählen, ehe wir uns bücken,
wie sie gesä't, gepflanzet ward,
sich mählich in den Keimen zart
die Blätter bildeten und schieden.
Wenn uns der Himmel nur bewahrt,
daß wir nicht eher noch ermüden,
als Sie mit Ihrem kalten Blut!
Denn, lieber Rector, kurz und gut!

Dem Mädchen iſt es nicht gegeben,
daß ſtundenlang, mit feſtem Muth,
ſein Geiſt auf Einem Dinge ruht.
Wir ahnden, ſehn, genieſſen, ſchweben
wo andershin, der Biene gleich.
Und hätte nicht ein ſolch Beſtreben
Natur in unſre Bruſt gegeben;
wir müßten alle Tage beten:
Wo blieb denn unſer Königreich?

J.

II.

Sendſchreiben

über des Herrn Abts von Sade Memoires pour la Vie de Petrarque.

Ob der Herr Abt von Sade Recht habe, wenn er in der an die Italiener gerichteten Vorrede ſeiner Memoires pour la Vie de Petrarque alle die Italieniſchen Schriftſteller, die bis auf ihn das Leben des Petrarca geſchrieben haben, als unwiſſende und nachläſſige Biographen abſchildert, mit ſpöttiſcher Verwunderung über ſeine Entdeckungen ſich zum Lehrer der Italieniſchen Nation aufwirft, und dieſelbe auffodert, ihn eines Fehlers zu überzeugen (*), dieſes wollen Sie von mir wiſſen? — Ich mache mir ein Vergnügen daraus, was ich davon halte und weiß, ihnen zu entdecken.

Darinn

(*) pag. LXXV.

Darinn hat er nicht unrecht, daß er die Lebensbeschreibungen des Petrarca, die uns verschiedene Schriftsteller des 14ten und 15ten Jahrhunderts, als da sind Domenico d'Arezzo, Coluccio Salutato, Paolo Vergerio der ältere, Secco von Polenta, Filippo Villani, Leonardo Aretino, und Giannozzo Manetti hinterlassen haben, für mangelhaft und mager hält. Dieß hätte ihn aber nicht verleiten sollen, einige Verachtung auf die gedachten Schriftsteller oder auf ihre Nation zu werfen. Denn man kannte damals keine andere Art, die Lebensgeschichte berühmter Männer aufzuzeichnen. Von Lebensbeschreibungen einzelner Männer, die wie jene des Hrn. Abts von Sade aus drey Quartbänden beständen, und worinn alle merkwürdige Begebenheiten der berühmtesten Zeitgenossen, die Geschichte aller vorkommenden Städte, und andere zweckwidrige Dinge mit eingeflochten wären, wußte man gar nichts. Man verließ sich damals auf mündliche Ueberlieferungen. Urkunden waren in wenigen Händen, und wer sie haben konnte, der machte keinen kritischen Gebrauch davon. Der Hr. Abt zeige uns einen Französischen Biographen des nemlichen Zeitalters, der irgend eines berühmten Mannes Leben regelmäßig beschrieben habe, so wollen wir ihm einen großen Theil seines Nationalstolzes verzeihen.

In des Giannozzo Manetti Lebensbeschreibung tadelt er dieses insbesondere, daß daselbst die zwote Reise

des Petrarca nach Neapel vier Jahr nach der ersten gesezt wird, und giebt vor, Mannetti habe sich um zwey Jahr betrogen, weil nach seiner Rechnung die erste im Jahr 1341, die zwote aber 1344 geschehen ist. Er hätte aber wissen sollen, daß des Mannetti Erzählung sich auf das Geständniß des Petrarca selbst gründet. Non ea Neapolis, sagt er in einem seiner Briefe (*), quam *quartus voluitur annus*, Ausonias inter florentem vidimus vrbes?

Gleichwie er hier einer unverzeihlichen Nachlässigkeit zu beschuldigen ist, so hat ihn auch die Ruhmsucht zur Unwahrheit verleitet, da er Seite XV vorgiebt, er habe Philipps Villani lateinische Urschrift vom Leben des Petrarca zuerst ans Licht gestellt. Schon fünf Jahr, ehe seine Memoires an das Tageslicht kamen, hatte der Florentinische Abt Mehus die gesagte Lebensbeschreibung zum Druck befördert; und man kann nicht wohl vermuthen, daß ihm das Werk (**), welchem sie einverleibt ist, unbekannt war; denn oft beziehet er sich auf dasselbe, und scheint, es in Händen gehabt zu haben.

Verschiedene andere Lebensbeschreiber, die nicht lang nach den obengemeldeten gelebt haben, als da sind Bernardo Ilicino, Antonio da Tempo, Silvano di Venafra, Girolamo Squarciafico, nennt er Pedanten, von denen

(*) Carm. Lib. 2. Epist. 16. (**) Tom. 1. p. 195.

denen die Italiener ſelbſt vor ihm nichts gewußt haben ſollen. Es hat mir viel Mühe gekoſtet, ſagt er (*), Nachrichten von ihnen einzuholen, damit ich ſie einigermaßen bekannt machen könnte. Euere Journaliſten und Bücherſchreiber kennen dieſe Pedanten entweder nicht, oder gedenken ihrer nur mit einem Worte. Indeſſen iſt nichts gewiſſers, als daß Creſcimbeni und Quadrio alles, was von dieſen Biographen zu ſagen der Mühe werth iſt, bekannt gemacht haben.

Die Biographien des Vellutello, Geſualdo, und des Lodovico Beccadelli, Erzbiſchofs zu Raguſa, hält der Hr. Abt zwar für beſſer als alle die vorigen; jedoch ſind ſie ihm noch viel zu mangelhaft (**). Dem leztern legt er das Lob bey, die Biographen des 16ten Jahrhunderts übertroffen zu haben; hat aber dieſes an ihm auszuſetzen, daß er oft wider die Zeitrechnung fehlt, daß er viele Begebenheiten ausläßt, die mit dem Leben des Petrarca verbunden ſind, daß er von deſſelben Sorgfalt, die Werke der Alten zu ſammlen, kein Wort ſagt, ꝛc. ob gleich der Fehler in dieſem Werke ſo wenig ſind, daß man ihm überhaupt die hiſtoriſche Wahrheit und Genauigkeit nicht abſprechen kann; obgleich nichts darinn ausgelaſſen iſt, was eigentlich zur Geſchichte und Schilderung des Petrarca gehöret. Sie hat noch neben dem das Verdienſt, daß ſie durchaus auf die Schrif-

(*) p. XX. (**) p. XL.

ruhig athmen könnte. Ein Scepter der mit einer unrechtmäßigen Hand geführt wird, muß so gewaltthätig erhalten werden, als er gewonnen worden; und wer auf einem schlüpfrigen Plaz steht, ist nicht so zärtlich, daß ihm etwas zu garstig seyn sollte, woran er sich halten kan. Damit Johann stehen könne, muß Arthur fallen; und so sey es, da es nicht anders seyn kan.

Ludwig.

Aber was kan ich durch Arthurs Fall gewinnen?

Pandolph.

Vermöge des Rechts eurer Gemalin Blanca, könnt ihr alsdann in alle Ansprüche Arthurs eintreten.

Ludwig.

Und Ansprüche, Leben und alles verliehren, wie Arthur.

Pandolph.

Wie grün und jung ihr in dieser alten Welt noch seyd! König Johann thut das wichtigste für euch; die Umstände conspiriren mit euch, und der, so in Vergiessung des rechtmäßigen Bluts seine Sicherheit sucht, wird nichts als eine blutige und unsichre Sicherheit finden. Diese Uebelthat wird die Herzen seines ganzen Volks erkälten, und ihren Eifer für ihn so sehr gefrieren machen, daß sie den schlechtesten Anlas, seiner Regierung ein Ende zu machen, mit Freuden ergreiffen werden. Es wird keine natürliche Ausdünstung in der Luft seyn, kein Mißgriff der Natur, kein Wetter-Tag, kein gemeiner Sturmwind, keine gewöhnliche

Natur-

Schriften des Petrarca, die faſt bey jedem Schritt citiert werden, gegründet iſt; daß ſie viele Fehler der ältern Biographen verbeſſert, und die Unächtheit der Briefe, die unter des Sennuccio del Bene, des Cino von Piſtoja, und anderer Namen bekannt waren, entdeckt hat. Kurz, ſie iſt ſo beſchaffen, daß ſie mit wenigen Veränderungen und Zuſätzen die Biographie des Herrn Abts von Sade weit übertreffen würde. Hätte er ſie zum Grunde ſeines Werks gelegt, und nur hier und da die Lücken ausgefüllt, und die wenigen Fehler verbeſſert: ſo würde er ſeinen unerträglichen Ausſchweifungen Grenzen geſezt, und eine der vollkommenſten Biographien geliefert haben. Uebrigens weiß ich nicht, wie er ſo blindlings habe niederſchreiben können, Beccadelli habe von der Sorgfalt des Petrarca, die Schriften der Alten zu ſammlen, kein Wort geſagt, da doch dieſer ausdrücklich von ihm ſchreibt (*): Egli fù diligentiſſimo in cercar l'opre degli autori antichi, e n'ebbe alcune, che oggidi ſono ſmarrite, come furono trall'altre i libri de gloria di Cicerone.

Das ungünſtige Urtheil des Herrn Abts über die Lebensbeſchreibungen des Petrarca, welche Muratori im Jahr 1711 und Ludwig Bandini 1748 ihren Ausgaben der Werke des Petrarca vorgeſezt haben, iſt nicht ungegründet. Er mußte aber ſich nicht einbilden, daß

(*) pag. 51. edizione di Padova 1732.

daß das Fehlerhafte dieſer Biographen den Italienern unbekannt ſey. Was jene des Bandini insbeſondere betrift, ſtellt er ſich an, als wüßte er nicht, daß die darinn vorkommenden Fehler in den Florentiniſchen gelehrten Zeitungen gerüget worden ſind (*). Er will nemlich auch hier eine feinere Naſe, als die Florentiner, und auch dieſe Fehler zuerſt entdeckt haben. Er tadelt den Bandini mit Recht, daß er die durch den Senat der Florentiner im J. 1351 geſchehene Zurückſtellung der väterlichen Güter des Petrarca ins Jahr 1364 ſezt; er eignet ſich aber zu viel zu, wenn er ſich für den erſten ausgiebt, der eine umſtändliche Beſchreibung hiervon gegeben hat; denn der Herr Abt Mehus hat einige Jahre vor ihm die Urſchrift des Florentiniſchen Senats, worinn derſelbe, vermittelſt des Boccaccio, dem Petrarca ſeine väterliche Erbſchaft zurückſtellt, und die Bewegungsgründe und den Endzweck umſtändlich erklärt, bekannt gemacht (**). So würde man ohne Zweifel in der ungeheuren Menge von Kommentaren über den Petrarca und andern Italieniſchen Schriftſtellern alles dasjenige, was der Herr Abt von Sade zuerſt entdeckt zu haben vorgiebt, und noch mehr finden, wenn man ſich die Mühe geben wollte, ſie alle zu durchblättern. Das Einzige, was wir ihm allein zu verdanken haben, iſt die langgewünſchte Gewißheit

(*) 1748. pag. 593. 609.
(**) Vita Ambroſ. Camald. p. 241.

wißheit der Abkunft und des Standes der berühmten Laura, welche er in ein so helles Licht gesezt hat, daß nichts Wesentliches mehr davon unbekannt geblieben ist. Hiervon konnte er freylich die Italiener belehren; denn er hatte alle dahingehörigen Urkunden in Händen. Was aber die Lebensgeschichte des Petrarca selbst betrift, so sehe ich nicht ein, wie er sich über alle ältere und neuere Gelehrten Italiens so stolz erheben, und sich zu ihrem Lehrer aufwerfen könne, da er sagt (*): Wenn meine Muthmaßungen wahr sind, so folget, daß die witzigste Nation in Europa die Lebensumstände eines Mannes, dem sie mehr als jedem andern zu verdanken hat, nicht gewußt hat — daß ein jenseits der Alpen gebohrner und ganz mittelmäßiger Kopf ihr dasjenige hat lehren müssen, was sie viel besser als er wissen mußte. — Habe ich nicht recht, zu sagen, was Cicero sagte, da er das Grab des Archimedes entdeckt hatte? Einer der gelehrtesten Städte der Griechen würde das Grab ihres berühmtesten Bürgers unbekannt geblieben seyn, wenn es ein Arpiner nicht entdeckt hätte.

Dieses kann er sich um so weniger anmaaßen, weil er selbst gestehet, sich Italienischer Bücher bedient zu haben, und mit solchen Fehlern seine Memoires verunstaltet hat, die man von einem Manne, der andere belehren will, gar nicht vermuthen darf. Ich will nur jene

(*) Prefaz. p. LXXV.

jene davon anmerken, die der Herr Abt Tiraboschi in der Vorrede seiner Gelehrten-Geschichte Italiens des 14ten Jahrhunderts gerüget hat. — Auf der XXX Seite seiner Vorrede an die Italiener erzählt der Herr Abt von Sade etwas ganz neues und bisher unbekanntes: am Ende des 15ten Jahrhunderts haben die Italienische Damen, besonders aber Beatrix von Este, die Gemahlin des Mailändischen Herzogs Ludwigs Sforza, an der Einführung des guten Geschmacks in Italien großen Antheil gehabt. Woher beweiset er dieses? Kein gleichzeitiger Schriftsteller thut Meldung davon, ob sie gleich alle darinn zusammenstimmen, daß der gesagte Herzog die Gelehrsamkeit beförderte. Weil die Fürstin Beatrix aus dem Hause Este war, dessen rühmliche Eigenschaft jederzeit gewesen ist, Künste und Wissenschaften zu begünstigen; so war dieses unserm Französischen Geschichtschreiber ein hinreichender Grund, zu beweisen, daß die Italiener des 15ten Jahrhunderts der Prinzessin Beatrix, folglich auch dem ganzen schönen Geschlechte, den guten Geschmack zu verdanken hatten. Eben so entscheidend spricht er, ohne es zu beweisen, von der Abkunft der Gräfin Mathildis aus dem Hause Este (*); ob dieses gleich nicht hinreichend bewiesen werden kann (**).

Johann

(*) p. 5. Tom. I.
(**) Murat. Antichit. Estenſi T. I. c. 23.

Johann Villani ist nach seinem Geständniß (*) ein wahrhafter und aufrichtiger Geschichtschreiber; aber nicht lang hernach (**) nennt er ihn einen Guelphen, dessen Zeugniß verdächtig ist. — Corso Donati soll aus dem Geschlecht der Cancellieri von Pistoja seyn (***), obgleich nichts gewissers ist, als daß das Geschlecht der Donati ursprünglich Florentinisch ist, und mit den Cancellieri in keiner Blutsverwandschaft stehet (†). Petrarca soll sich als ein Kind mit seinen Eltern zu Livorno eingeschift haben, nach Avignon zu reisen (††), da doch erst im 16ten Jahrhundert Livorno anfieng, ein bekannter Seehafen zu seyn. — Da er erzählt, Petrarca habe zu Montpellier die Rechtswissenschaft gelernt, setzt er hinzu (†††), im 11ten Jahrhundert habe man in Apulien den Justinianischen Codex entdeckt. Man darf aber nur mittelmäßig in der Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit erfahren seyn, um zu wissen, daß 1) nicht der gesagte Codex, sondern die Pandekten zu Amalfi gefunden worden sind; 2) daß auch dieses nicht ausgemacht ist, und 3) wenns auch gewiß wäre, nicht im 11ten, sondern im 12ten Jahrhundert geschehen ist. Sowohl dieses, als was er Seite 80 u. 81. von dem Ursprung der Italienischen Dichtkunst sagt, beweiset handgreiflich, daß er in der Geschichte der Italieni-

(*) ib. p. 8. (**) ib. p. 15. Not. a. (***) ib. p. 11. Not. b.
(†) Giovanni Villani Lib. 8. c. 37. (††) ibid. p. 20.
(†††) ibid. p. 37. Not. D.

lieniſchen Litteratur nicht ſehr bewandert iſt. Da die Provenzaliſche Dichtkunſt, ſagt er, im 12ten Jahrhundert zu ihrer gröſten Vollkommenheit gelangt war, fiengen Ciullo d' Alcamo, Jakob da Lentino und Guido da Colonna in Sicilien erſt an, rohe Italieniſche Verſe zu ſingen; und die erſten ſchönen Verſe hörte man daſelbſt nicht vor den Zeiten Friedrichs II. gegen das Jahr 1220. Alſo meint er, die geſagten Dichter haben längſt vor Friedrich II. gelebt; da doch die zween erſten die Zeiten des geſagten Kaiſers, der dritte aber das Ende des 13ten Jahrhunderts erreicht haben. Wer ſollte aber wohl vermuthen, daß er den Dichter Horaz zu einem Umbrier machen würde? Dieſes thut er, da er Tom. 3. p. 45. unter dem Umbriſchen Dichter (Propertius) den Horaz verſtehet. Eben ſo ungeübt zeigt er ſich in der Geographie Italiens, da er erzählt, es ſey dem Petrarca ſchwer gefallen, auf Verlangen des Johannes Viſconti mitten im Winter über das Gebürge nach Venedig zu reiſen. Dieſen Lebensumſtand des Petrarca kann freilich kein Italieniſcher Biograph angemerkt haben, weil zwiſchen Venedig und Meiland kein Gebürge iſt, welches die Reiſe des Petrarca ſchwer machen konnte.

Petrarca erzählt in einem Brief an den Kardinal von Cabaſſole, er habe vor 34 Jahren mit einem Manne fortunae majoris quam prudentiae eine Reiſe nach der Grotte der Maria Magdalena bey Marſi-

lien gethan (*). Bisher hat noch niemand gewußt, wer der Reisegefehrte des Petrarca war. Der Herr Abt von Sade ist der erste, der desselben Namen und Stand in den Worten reicher als klug entdeckt hat. Es war Hubert Herr von Dauphiné (**). Also heißt bey ihm ein Mann fortunae maioris quam prudentiae ein Fürst. Wahrhaftig eine schöne Entdeckung, für welche ihm die Italiener vielen Dank schuldig sind. Eben so unaegründet ist das Jahr 1338, worinn diese Reise geschehen seyn soll, weil nicht bewiesen werden kann, daß der gesagte Brief im Jahr 1372 geschrieben worden sey.

Der Herr Abt ist sonderbar geschickt, aus dem geringsten Fingerzeig, den Petrarca in seinen Schriften auf etwas geben kann, eine ganze Geschichte zu errathen. Aus einem Sonetto, worinn er nichts anders sagen will, als Laura sey ehedem viel schöner gewesen, erräth er folgende Begebenheit (***): Im Jahr 1342 sey eine vornehme Person nach Avignon gekommen, zu sehen, ob die von Petrarca so sehr besungene Laura des vielen Rühmens werth wäre. Sie habe aber das Gegentheil gefunden.

Viele andere Fehler widerlegt der Herr Abt Tiraboschi gelegenheitlich in seiner Gelehrten-Geschichte Italiens,

(*) Senil. lib. 14. epist. 15. (**) Tom. 2. p. 374.
(***) ibid. p. 61.

liens, wovon ich nur noch folgende anmerken will: daß Petrarca als ein Kind, und vor dem Jahre 1350 sich einige Zeit zu Florenz aufgehalten habe; daß Convenevole, der in Frankreich sein Lehrer war, es zu Pisa gewesen sey; daß Petrarca Quintilians Institutiones, die er auf seiner Reise nach Rom fand, auf seiner Zurückkehr entdeckt habe; daß Cino von Pistoja sein Lehrer zu Bononien gewesen sey; daß sein Vater nur deswegen die lange Reise von Avignon nach Bononien unternommen habe, um den Cicero und Virgil ihm aus den Händen zu reißen; daß Petrarca im Jahr 1344 eine Reise aus Italien nach Avignon gethan habe. So fehlt er auch in der Bestimmung der Sterbejahre der Aeltern des Petrarca, in der Beschreibung der Würde und der Vorzüge des Archidiaconats zu Parma, welches Petrarca besaß, und in verschiedenen andern Dingen, die ich übergehen will, um ihnen die Ursach zu sagen, warum der Verfasser in so viele Fehler verfallen ist.

Aus der Art der Fehler, die ich aufgezeichnet habe, haben Sie wohl schon selbst bemerkt, daß der Kitzel, neue und von andern nie bemerkte Lebensumstände des Petrarca zu entdecken, ihn dazu verführet habe. Dieser konnte ihn um so viel mehr auf Irrwege bringen, weil er weder in der Italienischen noch in der Lateinischen Sprache so sehr geübt war, daß er die nöthigen Urkunden und die Schriften des Petrarca kritisch untersuchen konnte. Ich beweise es durch folgende Beyspiele:

Petrarca erzählt von ſeinem verſtorbenen Lehrer Convenevole, er habe 60 Jahr die Grammatik gelehrt (*). Dieſe Stelle verſtehet der Abt von Sade ganz anders: Convenevole habe nemlich ſchon damals, als Petrarca in ſeiner Kindheit nach Carpentras kam, 60 Jahr Schule gehalten (**). Zu beweiſen, die Aeltern des Petrarca ſeyn nach ihrem Tod von Avignon nach Florenz überbracht und daſelbſt begraben worden, führt der Herr Abt aus dem berühmten Geſang des Petrarca an Italien folgende Verſe an (***):

Non è queſta la patria, in ch' io mi fido,
Madre benigna, e pia,
Che cuopre l'uno e l'altro mio parente?

Hier meint der Herr Abt, Petrarca rede in ſeinem Namen; da er doch die angeführten Worte den Italienern in den Mund legt, Sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, wo ihre Voreltern begraben lägen, zu ermuntern. Wie ſchickten ſich ſonſt folgende Verſe darauf:

Queſto per Dio la mente
Talor vi mova &c.

In einem Briefe an die Nachkommenſchaft ſagt Petrarca: Sexta quadam feria maioris hebdomadae ſey ihm

(*) Senil. lib. 15. epiſt. 1. (**) Tom. 1. p. 30.
(***) ibid. p. 54. not. 6.

ihm eingefallen, das Gedicht von Afrika zu ſchreiben. Dieſen Brief citiert der Herr Abt von Sade, und verſtehet unter feria ſexta &c. den Sonnabend in der Charwoche (*). Das Latein ſcheint überhaupt ſeine Sache nicht zu ſeyn. Da er aus dem Suetonius anführt, es habe wenig gefehlt, ſo hätte Kaligula die Schriften und Bilder des Virgils und des Livius aus allen Bibliotheken verwieſen, verſtehet er unter den Worten parum abfuit, Kaligula habe ſich alle Mühe gegeben, es zu thun. Und da Petrarca in einem Briefe an den Kardinal Bernhard, Biſchof zu Rhodez, deſſelben Fertigkeit, Verſe zu machen, rühmt, und ſagt: Verſus breuis hora trecentos, et ſeptem decies excudit; ſo überſezt der Herr Abt die Worte trecentos et ſeptem decies durch trois cents dix ſept. In der berühmten Paduaniſchen Innſchrift: T. Liuius Liuiae T. F. Quartae L. Halys &c. verſtehet er unter dem L. anſtatt *Libertus*, *Lucius*.

Wenn ich alle die Fehler der von ihm überſezten Geſänge und Sonetten des Petrarca, womit er ſeine Memoires hat verſchönern wollen, hier anmerken wollte, ſo würde ich nicht fertig werden; weiß auch nicht, ob ich ihnen einen Gefallen damit erweiſen würde, weil ſie die Italieniſche Sprache ſelbſt ſo gut verſtehen, daß ſie das Fehlerhafte der Ueberſetzung einſehen können.

(*) ibid. p. 403.

Naturbegebenheit, denen ſie nicht eine übernatürliche Urſache geben, die ſie nicht Meteore, Wunderzeichen, Mißgeburten und Vorbedeutungen, kurz, Zungen des Himmels nennen werden, die überlaut wider Johann um Rache ſchreyen.

Ludwig.

Es iſt aber möglich, daß er dem jungen Arthur das Leben läßt, und ſich begnügt, ihn in einer ewigen Gefangenſchaft zu halten.

Pandolph.

O Prinz, wenn er von eurer Annäherung hören wird, und Arthur nicht ſchon fort iſt, ſo ſtirbt er denſelben Augenblik: Und dann werden die Herzen aller ſeiner Unterthanen ſich wider ihn empören, ſich nach Veränderung ſehnen, und von dieſer blutigen That Anlas zu Aufruhr und Krieg nehmen. Mich däucht, ich ſehe dieſen Lermen ſchon vor meinen Füſſen; und o! was kan für euch glüklichers gebrütet werden, als was ich geſagt habe! -- Der Baſtard Faulconbridge iſt nun in England, brandſchäzet die Kirche, und übet unchriſtliche Gewaltthätigkeit aus. Wenn nur zwölf bewehrte Franzoſen dort wären, ſie würden wie ein Zuſammenruf ſeyn, und in einem Augenblik zehntauſend Engländer an ihrer Seite ſehen; oder wie ein kleiner Schneeball, der ſich herabwälzt und ein Berg wird. Edler Dauphin, folge mir zum Könige; es iſt erſtaunlich, was für Folgen aus ihrem Mißverſtändniß gezogen werden können. Izt, da ihre Seelen von Unwillen bis oben an gefüllt

Ich kann jedoch nicht unterlaſſen, eins der ſchönſten Sonnetten des Petrarca, welches in der Ueberſetzung des Herrn Abts zu einem magern Gerippe geworden iſt, hier anzuführen.

Moveſi 'l vecchiarel canuto e bianco
Dal dolce loco, ov' ha ſua età fornita,
E dalla famigliuola ſbigottita,
Che vede il caro padre venir manco.
Indi traendo poi l'antico fianco
Per l'eſtreme giornate di ſua vita,
Quanto più può col buon voler ſ'aita
Rotto dagli anni e dal cammino ſtanco.
E viene a Roma ſeguendo 'l deſio
Per mirar la Sembianza di colui
Ch'ancor laſſù nel ciel veder ſpera.
Coſi laſſo talor vò cercando io
Donna, quant' è poſſibile in altrui
La deſiata voſtra forma vera.

Die Ueberſetzung.

Un vieillard plein d'impatience
Quitte ſa femme en pleurs, ſes amis, ſes enfans;
Traine a Rome un vieux corps affaiſſé par les ans,
Pour contempler la reſſemblance
De ce divin ſauveur, que bientôt de plus prés
Il verrà dans le ciel ſans ombre et ſans nuage.
Pour moi, loin de ce beau viſage,
Dont l'amour a gravé dans mon coeur tous les traits,
Laure, par tout je cherche vôtre image,
Et je ne la trouve jamais.

Der Herr Abt von Sade würde beſſer gethan haben, wenn er anſtatt ſeiner geſchmackloſen und unrichtigen Ueberſetzungen, die nichts zur Sache thun würden, wenn ſie auch auf das beſte gelungen wären, uns von einigen wichtigen Schriften des Petrarca, deren er mit keinem Worte gedenkt, hiſtoriſche Nachrichten ertheilt hätte. Denn er ſagt nichts von des Petrarca zweyen Geſprächen über die wahre Weisheit, nichts von dem Buch von der Verwaltung des gemeinen Weſens, nichts von ſeinen vier Büchern der Denkwürdigkeiten, nichts von ſeinen Lebensbeſchreibungen berühmter Männer, welche Lombardo von Serico fortgeſetzt hat, nichts von ſeiner Syriſchen Reiſebeſchreibung, nichts von der Schutzſchrift wider die Verläumdungen eines Franzoſen, welcher ſeinen an Pabſt Urban V. geſchriebenen Brief, worin er ihn zur Rückkehr von Avignon nach Rom ermahnte, angefochten hatte, nichts von verſchiedenen andern Schriften des Petrarca, die viel mehr, als eine Menge anderer weit her geholten Nachrichten, zum Endzweck ſeiner Memoires gehört hätten.

Von des Petrarca vortreflichem Geſange Spirto gentil, che quelle membra reggi &c. den er auf eine ſehr elende Art überſetzt hat, rühmt er ſich den Unbekannten, an welchen er gerichtet iſt, entdeckt zu haben, und beweiſet mit guten Gründen, derſelbe ſey nicht der berühmte Cola di Rienzo, wie man insgemein

glaubt, ſondern Stephan Colonna (*). Wie kann er ſich aber fur den Urheber dieſer Meinung ausgeben, da er kurz vorher geſagt hatte, einige der Italieniſchen Kommentaren hielten ihn für Stephan Colonna? Unerträglich iſt das ſpöttiſche und heuchleriſche Geprale, das er hierüber führt, da er ſagt: Wie? Ganz Italien, die witzigſte Nation in Europa, die den Petrarca als einen Abgott verehrt, und ſich ſchon ſeit dreyhundert Jahren beſchäftiget, ihn zu erklären, ſoll den Innhalt des ſchönſten aller Geſänge, und den Namen des Helden, welchem er gewidmet iſt, noch nicht wiſſen? Ich kanns nicht glauben. Ich kanns nicht begreifen. Jedoch will ich es beweiſen. Es ſchaudert mich, wenn ich an die Verwegenheit dieſer Unternehmung denke. Aber was liegt daran? Ich will meine Gedanken mit der Freymüthigkeit, die in der gelehrten Republik erlaubt ſeyn muß, vorbringen. Wie weit thut der gute man den Mund hier auf, um endlich — nichts zu ſagen! Kaum konnte ich mich überwinden, ſo was Pedantiſches und Abgeſchmacktes niederzuſchreiben. Ich will alles verwetten, daß, wenn man ſich die Mühe geben wollte, alle Italieniſche Kommentaren über die Schriften des Petrarca zu durchſuchen, die vorgegebenen Entdeckungen des Herrn Abts von Sade ſich auf wenig oder nichts belaufen würden. Indeß kann man ihm das Lob nicht abſprechen, das le-

bra

(*) Tom. 1. p. 61. not. 10.

ben des Petrarca mit gröſſerm Fleiß, als je vorher geſchehen iſt, unterſucht zu haben. Der Mann muß auſſerordentlich für den Petrarca eingenommen ſeyn; denn keiner ſeiner Lebensumſtände iſt ſo gering, den er der genaueſten Unterſuchung nicht werth achte. Eine jede Entdeckung ſcheint ihm ein Peru zu ſeyn, und er mußte ſie ausposaunen, daß man es auch jenſeits der Alpen hörte; ſonſt würde ihm das Uebermaß der Freude den Kopf ſchwindelnd gemacht haben. Aber eben dieſer Begeiſterung haben wir den groſſen Reichthum von Nachrichten zu verdanken, die er mit groſſer Mühe geſammelt hat, und die zum Stoff einer der vollkommenſten Biographieen dienen könnten, beſonders wenn man jene des Erzbiſchofs Beccadelli zum Grunde legte. Ich bin ihr wahrer Freund ꝛc. J.

III.

Beſchreibung
einer
Rechnungs-Maſchine,

wodurch man ohne Mühe, durch bloße Herumführung eines Triebels, die vier gewöhnlichen Rechnungs-Arten verrichten kann.

von M. Philipp Matthäus Hahn, Pfarrer in Kornweſtheim bey Ludwigsburg, im Herzogthum Würtemberg, erfunden, und durch ſeine Arbeiter im Jahr 1777 und 78 verfertiget. (*)

(*) S. N. 3. Seite 194. 95. des T. M. von dieſem Jahre.

I. Die Veranlassung und Geschichte dieser Maschine.

Da ich auf gnädigsten Befehl Sr. Herzogl. Durchlaucht von Würtemberg, meines gnädigsten Landesherrn, eine grosse astronomische Maschine verfertigen ließ, worauf nicht nur das copernikanische Welt-System, sondern auch der scheinbare Anblick der Planeten- und Fixstern-Bewegungen, wie solche von der Erde aus betrachtet, in die Augen fallen, beweglich und von einer Uhr getrieben, vorgestellet wurde: so sahe ich nach Verfertigung derselben ein, daß ich, ohngeachtet die Maschine sehr einfach war, dennoch einen kürzeren Weg hätte gehen und viele Räder hätte ersparen können, wenn ich die Umläufe der Planeten also eingerichtet hätte, daß immer ein Planet vom andern, und nicht alle von einer gemeinschaftlichen Bewegungs-Quelle aus geführt worden wären. Weil mir nun dieser Gedanke neu vor Augen stund, so suchte ich ihn, ehe er erlosch, aufzufassen, und fing gleich die neue Art von Berechnung an, um solche bey einer zweyten astronomischen Maschine, die ich damahls anfangen ließ, gebrauchen zu können. Da aber hiezu weitläuftige Multiplicationen und Divisionen, die ganze Seiten Papier einnahmen, nöthig waren, so wurde ich darunter theils ermüdet, theils stumpf im Denken, daß ich eine einzige Multiplication und Division oft dreymal wiederhohlen mußte, und allemahl im Einmahleins, das ich doch so gut im Gedächtniß hatte, fehlte,

bis

bis ich nach einer Zwischenruhe von einem oder etlichen Tagen solche Rechnungen noch einmal wiederhohlte; und weil ich auch sonst durch meine Amtsgeschäfte und Besuche oft mitten in einer weitläuftigen Rechnung abbrechen mußte, so fiel mir der Gedanke ein, ob nicht eine Rechnungs-Maschine möglich seyn möchte, auf welcher man diese weitläuftige Multiplicationen und Divisionen entweder geschwinder, oder doch mit wenigerer Mühe und Anstrengung des Gedächtnisses spielend verrichten, und folglich, ohne stumpf zu werden und Fehler zu begehen, länger fortsetzen, und, wenn man Hinderniſſe halber aussetzen muß, mitten in einer Rechnung aufhören, und bey jeder gelegenen Zeit solche wieder fortsetzen könnte.

Dieser Gedanke von der Möglichkeit kam vermuthlich daher, weil ich theils in Gottscheds Weltweisheit, theils in Leupolds Schauplatz der Maschinen, etliche Jahr vorher die Versuche von dem Herrn von Leibnitz und Andern gelesen, und die Zeichnungen hievon gesehen hatte. Ohngeachtet ich nun aus eben diesen Nachrichten wußte, daß der Herr von Leibnitz 20 Jahre lang einen Künstler von Paris hatte daran arbeiten lassen, und bey 20000 Gulden nach und nach an diese Versuche verwendet hatte, ohne die Maschine zu Stande zu bringen: so schreckte mich doch dieses alles nicht ab; dachte dem Grund aller Multiplicationen und Divisionen nach, und weil ich wußte, daß alles nur im Addiren

und

und Subtrahiren beſtehe, ſo machte ich einen Verſuch von einem Plan, den ich in weniger Zeit und mit geringen Koſten ausführen zu können glaubte.

Ich ließ nach Pfingſten 1770. nach meinem hiezu verfertigten Riß, die Arbeit anfangen. Allein, gleichwie die Welt aus dem Chaos erſt ſtuffenweis in Ordnung und Deutlichkeit hervorgeführt worden, ſo nahm ich gar bald wahr, wie eingeſchränkt mein Verſtand war; wie ich an vieles nicht gedacht, deſſen Nothwendigkeit ſich in den Verſuchen gezeigt, und wie dunkel und chaotiſch noch das Bild dieſer Maſchine in mir lag. Nachdem ich nehmlich etliche Wochen hatte arbeiten laſſen, und die erſten 4 Zyphern, nemlich die Einheit, den Zehner, den Hunderter und den Tauſender fertig hatte, ſo meynte ich, es ſey ſchon gewonnen, und ich dörffe nur alſo fortmachen laſſen bis zu Billionen, ſo weit ich nehmlich den erſten Verſuch abgezweckt hatte. Ich rechnete, es gelung; aber unverſehens kam ein Fall, den ich im Entwurf, weil ich wegen Amtsgeſchäften ihn nicht genug durchdenken konnte, nicht zum Voraus ſahe, nehmlich 4 Neuner, d. i. 9999, zu welchen ich eine Einheit addiren wollte. Hier fühlte ich den erſten Anſtand, den das Werk in der weiteren Fortſetzung haben würde; einen Anſtand, der auch den Hrn. von Leibnitz ſo lang aufgehalten, und endlich ſeine Maſchine an der völligen Ausführung gehindert hat; nehmlich, wenn eins zu neun addiert werden ſoll, ſo muß

der

der 2te Neuner eine Nulle werden, weil 9 und 1 zehen iſt. Hernach iſts eben ſo bey dem 3ten und 4ten Neuner. Die addierte Einheit ſoll 3 Neuner in einem Augenblick verändern, und wenn 10 bis 12 Neuner da ſtünden, ſollten ſie ſich alle zumal verändern, und zwar ſo, daß der Transport, da die Einheit in die Claſſe der Zehner, und der Zehner in die Claſſe der Hunderter ſteigt, auf einmal geſchehen ſollte. Wenn man nun annimmt, daß jede Zahlenclaſſe ihre Federn hat, die die Zahlenſcheibe in ihrem feſten unverrücklichen Stand erhalten: ſo kann man von ſelbſt einſehen, daß die Maſchine in dieſem Fall deſto ſchwerer zu bewegen ſey, je mehr Federn in einem Augenblick ſollen gehoben werden. Dieſer ſchwere Druck und Gewalt, den man auf dieſe Art der Maſchine anthun mußte, und den ich bey dieſen 4 Zahlen ſchon ziemlich fühlte, und bey weiterer Fortſetzung bis zu den Millionen noch ſchwerer zu ſeyn vermuthen konnte, gefiel mir nicht. Ich dachte deswegen einem andern Plan nach, ließ ihn ausarbeiten; aber nach einem halben Jahr, da ich Verſuche damit machte, war zwar jener Anſtand gehoben, allein es war das Einſchieben der Zahlen nicht ſicher, und war auch nicht bequem darauf zu rechnen.

Ich ließ einen dritten Entwurf durch Rad und Getrieb wie ein Repetierwerk in einer Uhr, und zwar 12 Werke, ſo viel ich Zyphern haben wollte, anfangen, und über ein Jahr daran arbeiten, auch der ganzen

Maſchi-

Maſchine eine andere Geſtalt geben; denn da ſie vorher ein länglichtes Viereck war, ſo nahm ich ſie jetzt rund an. Da ich aber damalen einen ſchlechten Arbeiter hatte, und wegen andern Verſuchen nicht viel darnach ſah', ſo hatte es nicht nur Anſtand in den Rädern und Getrieben, ſondern da die Uhrfedern, die alles in Bewegung hätten ſetzen ſollen, leicht ſpringen, oder aufzuziehen vergeſſen werden könnten, ſo gefiel mir auch dieſer Plan nicht mehr, da ich unterdeſſen eine kürzere und leichtere Art ausgedacht hatte. Ich warf die Arbeit eines ganzen Jahrs abermal hinweg, und ließ eine neue Art anfangen. Da ich nun nach vielen Erfahrungen gewiß war, daß dieſe Art völlig gut ausfallen werde, ſo ließ ich eine von dieſer Art ausfertigen, worauf man ohne Anſtand und mit aller Bequemlichkeit rechnen konnte was man wollte, an welcher aber wegen verſchiedener Veränderungen und Verbeſſerungen auf ein Jahr lang gearbeitet wurde. Nun ließ ich zwo neue dergleichen Maſchinen ausarbeiten, um, wenn ich eine weggeben ſollte, auch noch eine zu einem beſtändigen Muſter für mich ſelbſten behalten zu können, wenn mehrere ſollten beſtellt werden, weil es eine gar zu beſchwerliche Sache war, eine ſolche Arbeit bloß nach einem Riß machen zu laſſen. Unterdeſſen rechnete ich öfters auf der ausgefertigen Maſchine, und ließ auch andere darauf rechnen, um theils ihre Dauerhaftigkeit und Richtigkeit zu prüfen, theils auch Gelegenheit und Veranlaſſung zu bekommen, derſelben noch

mehr

mehr Bequemlichkeiten zu geben: ich fand auch würklich eine Möglichkeit von drey nahmhaften Verbesserungen, 1) mußte man bey der ersten verfertigten, den Triebel zweymal herumführen, hinter sich und für sich, um eine einige Addition oder Subtraction zu verrichten, welches nun bey den neuen nur einmal geschehen durfte, und also die halbe Zeit im Rechnen erspahrt wurde. 2) Mußte man zuvor, wenn die Aufgaben auf der Maschine gestellt werden sollten, vorher eine Falle zuschließen, und nach dem Stellen wieder aufschließen; und wenn man das vergaß, so ergaben sich Unrichtigkeiten in der Rechnung; und das vergaß ich würklich oft, und war auch etwas mühsam. Doch war ich anfangs wohl zufrieden, daß man nur ohne Anstand rechnen konnte, wenn man dieses nicht vergaß. Weil es aber bekannt, daß einer erfundenen Sache leicht mehrere Verbesserungen gegeben werden können, auch ein Mensch mit einer einfachen Vollkommenheit nicht zufrieden ist, wenn er einen Weg siehet, solche noch mehr zu erhöhen, so dachte auch diesem nach, wie diese Unvollkommenheit wegzubringen sey, und fand einen Weg hiezu; denn es ist ohnmöglich von Anfang alles zu sehen. Es gehört eine gewisse Zeit, Zwischenraum und Ausruhung des Gemüths dazu, um Verbesserungen zu finden. Man ist Anfangs froh, nur die ersten Schwierigkeiten überwunden zu haben. 3) Mußte die ganze Maschine, nehmlich alle Zyphern, die auch nicht zur ausgesteckten Aufgabe gehörten, Anfangs mitarbeiten:

füllet ſind, izt England zu; ich will an dem Könige treiben.

Ludwig.

Groſſe Beweggründe zeugen groſſe Thaten; wir wollen gehen; wenn ihr Ja ſagt, wird der König gewiß nicht Nein ſagen.

(Sie gehen ab.)

beiten; welches mir auch, theils um der ſtoßenden Bewegung, theils um der Reibung willen; je länger je weniger gefallen wolte; deßwegen ich auch für dieſe Unvollkommenheit eine Auskunft ſuchte und fand.

Nun war ich wohl zufrieden, und ließ, nachdem die zwey neuen fertig waren, auch die erſte nach der verbeſſerten Art verändern. Mit dieſer Arbeit giengen nun wieder ein paar Jahre hin, und nun wollte ich ſie auch ſchön haben. Ich beſchrieb ſtatt der verſilberten Zahlentäffelein, weisemaillirte; ließ die Maſchinen auſſen vergulden, und Futterale dazu machen.

Ehe noch dieſe Verſchönerung zu Stande kam, kamen Se. ieztregierende Kayſerliche Majeſtät nach Stuttgardt. Auf Befehl Sr. Herzogl. Durchlaucht, meines gnädigſten Landesherrn, mußte ich dem Kayſer in der öffentlichen herzogl. Bibliothek die daſelbſt aufgeſtellte aſtronomiſche Mäſchine erklären, da ich denn mit Genehmigung des Herzogs auch eine meiner Rechnungs-Maſchinen mitbrachte, und ſolche Sr. Kayſerl. Majeſtät in Gegenwart des Herrn Graf Cobenzels und Colloredo und des Fürſten von Hohenzollen-Hechingen vorzuweiſen, und die Hauptarten von Aufgaben darauf zu machen die Gnade hatte, welche Ihr allergnädigſtes Wohlgefallen bezeugten, und anratheten, ſolches den Akademien bekannt zu machen, und in gelehrte Zeitungen einzurücken. Welches lezte

auch

auch herrach der Kayserl. General, Herr Graf Kinsky, welche leßteren Dezember bey mir waren, noch einmal verlangten.

Unterdessen aber hatte ich schon seit einem Jahr einen Gedanken einer leichteren und einfacheren Art von Rechnungs-Maschinen bekommen, weil mir 2 Sachen noch unangenehm an der bisherigen Art waren: 1) weil ein großer Fleiß und Weitsichtigkeit des Arbeiters dazu gehörte, solche nicht nur genau zu verfertigen, sondern auch nach dem Poliren ein jedes Theil in seine gehörige Stelle zu setzen, und die viele Federn und Fallen zu übersehen und recht zu ordnen; da ich denn oft manche Fehler, woran der Arbeiter Schuld war, erst hintennach entdeckte; welches mir manchen Verdruß und Unwillen verursachte, und doch keine bessere Arbeiter bekommen konnte, indem ich mit Uhrmachersgesellen vorlieb nehmen mußte, die oft erst aus der Lehre kamen, oder keine gute natürliche Gaben, und oft keine Freude an dergleichen Sachen hatten, oder auch ein unordentliches Leben führten. Ließ ich Meister daran arbeiten, so wollten sie oft weiser seyn, als ich, und hatten Eigensinn, oder arbeiteten allzugemach, oder waren allzutheuer im Lohn, da ich mich doch immer nach meinen Kräften und Vermögens- und Hausumständen richten mußte.

2) Obschon alles richtig war, so waren mir die viele Federn und die springende Bewegung sehr widrig, daß

ich wünschte, eine weniger gewaltsame und weniger hüpfende Bewegung für ein solches Werk zu finden, zumalen mir auch schon einige von den Hauptfedern im Winter gesprungen waren. Deswegen eilte ich nicht mit der Kundmachung dieser Maschine, ob ich schon sehr dazu aufgefordert wurde.

Ich ließ also einen neuen Plan ausführen, von dem ich glaubte, daß auch ein mittelmäßiger Arbeiter solches so werde verfertigen können, daß man das erstemal werde ohne Fehler darauf rechnen können, und welcher so ausgedacht war, daß die Maschine in bälderer Zeit, und kleiner in der äussern Gestalt, und also einfacher und dauerhafter ausgefertiget werden konnte. Dieses geschahe, nach einer kleinen Verbesserung, die ich noch anzubringen vor nöthig befand, nach Wunsch. Und nun sind die 3 alten Maschinen, ohngeachtet der vielen dabey gehabten Unkosten im Arbeitslohn, Materialien, Auszieren und dergleichen, völlig von mir weggeschäzt; nemlich eine mit 9 Zyphern, eine mit 11 Zyphern, und eine mit 10 Zyphern, wovon die erste und zweyte schon vergoldet und mit emaillirten Täfelein versehen war, die dritte aber, weil sie von Anfang von keinem guten Arbeiter gemacht worden, und durch eine halb Jahr lange Reparation aus Unfleiß oder Unlust des Arbeiters doch in keinen vollkommenen Stand gestellt wurde, und ich sie also, ohngeachtet sie schon fein poliert war, nicht brauchen konnte, wurde schon vorher

her ganz weggeschäzt. Da nun die neue ganz gut war, so nahm ich mir vor, bey dieser Art zu bleiben, weil sie die einfacheste, dauerhafteste und sicherste war.

II. Die äussere Gestalt.

Die jezt verfertigte neue Art, womit ich nunmehr völlig zufrieden bin, hat eine circulrunde Gestalt; die obere Tafel, worauf alles zu sehen, hat 9 französische Zoll im Durchschnitt, das Werk selbst aber ist 4 Zoll hoch. Auf der vergoldten Oberfläche sind 14 grosse emaillirte Zahlentäfelein und 14 kleiner in 2 Reihen übereinander zu sehen, wovon die obere kleinere, jedes die Zahlen von 1 bis 9, samt der Null, die grössere aber eben diese Zahlen, einmal schwarz gerad für sich geschrieben, und einmal roth, hinter sich geschrieben, in sich enthalten. Auf den schwarzen Zahlen kann man addiren und multipliciren, auf den rothen aber subtrahiren und dividiren. Am äussern Rand ragen Stänglein hervor, worauf eben diese Zahlen von 1 bis 9 der länge nach geschrieben sind, welche Stänglein man bis auf eine beliebige darauf gestochene Zahl herausziehen, und also die Aufgaben dadurch stellen und formiren kann. In dem Mittelpunkt der runden Oberfläche ist ein Triebel, den man herumführen kann, durch welches Herumführen die Aufgaben aufgelöst werden können. Auf den Seiten ist alles zugeschlossen, und die ganze Maschine mit einem Futteral versehen.

III. Erklärung des Gebrauchs.

Es ſind zweymal 14 Zahlentäfelein, der Circullinie nach geſezt, auf der Oberfläche zu ſehen. Jedes Täfelein hat ein Fenſter, oder eine Oeffnung, unter welche man eine beliebige Zahl hinſtellen kann. Das erſte Täfelein von der Rechten gegen die Linke zu zählen, hat den Werth der Einheit, das 2te iſt des Zehners, das 3te des Hunderters, und folglich das 14te hat den Werth von 10 Billionen, alſo daß man bis auf 99 Billionen darauf rechnen kann. Der Werth von dieſen Täfelein iſt bey jedem bezeichnet, ſo daß man die größte Zahlen augenblicklich ausſprechen kann.

Das Addiren geſchichet alſo:

1) Man ſtellt die eine gegebene Zahl, z. E. 34562, in den gröſſern Zahlentäfelein in ſchwarzen Zahlen unter die Oeffnungen.

2) Die andere gegebene Zahl, z. E. 23541, ſtellt man an den äuſſern Rand durch Hervorzichung der Zahlenſtänglein ſo, daß auf dem Stänglein der Einheit 1, auf dem Stänglein des Zehners 4, auf dem Stänglein des Hunderters 5, u. ſ. f. die unterſte Zahl ſey, bis die andere gegebene Zahl völlig ausgedruckt iſt.

3) Nun hebt man den Tricbel ein wenig in die Höhe, bis man über dem Punkt, wo er in der Ruhe ſteht, vorbey iſt, und führt ihn einmal herum, bis er anſtoßt, ſo ſtehet die Summe 58103 in den Oeffnungen.

Das

Das Subtrahiren geſchiehet auf gleiche Art.

Man ſtellet die gegebene gröſſere Zahl, z. E. 58103, in rothen Zahlen unter die Oeffnungen der gröſſeren Zahlentäfelein, die gegebene kleinere Zahl, z. E. 34562, ſteckt man unten an den Zahlenſtänglein, wie bey dem Addiren, nur daß immer Einheiten unter Einheiten, Zehner unter Zehner ſtehen ꝛc. löſt den Triebel aus, und führt ihn einmal herum, ſo wird der Reſt 23541 in rothen Zahlen unter den Oeffnungen ſtehen.

Das Multipliciren wird alſo verrichtet:

1) Wird die eine gegebene Zahl, z. E. 3235, unten auf den Zahlenſtänglein ausgeſteckt.

2) Werden in den gröſſeren und kleineren Zahlentäfelein ſchwarze Nullen unter die Oeffnungen geſtellt.

3) Führe ich den Triebel ſo oft herum, bis die erſte der andern gegebenen Zahl, nehmlich wenn der Multiplicator 432 iſt, bis die Zahl 2 in der erſten obern Oeffnung der kleineren Zahlentäfelein ſtehet.

4) Nun rücke ich den Multiplicator um eine Stelle weiter. Das geſchieht, wenn ich die ſtählerne Falle auf dem äuſſern Rand auflöſe, und die innere Scheibe mit dem Zahlentäfelein um eine Lücke, die auſſen im Rand der Scheibe iſt, weiter drehe, bis die Falle wieder einfällt, oder, bis der Zeiger im Mittelpunkt der Oberfläche das zweyte kleine obere Zahlentäfelein anzeigt. Hierauf wird der Triebel wieder herumgeführt,

bis auf dem 2ten oberen Zahlentäfelein die 2te Zahl des Multiplicators, nehmlich in diesem gegebenen Fall 3, in der Oeffnung erscheint. Weil nun der Multiplicator in diesem Fall aus 3 Zahlen besitzet, so rucke ich die innere Scheibe im äussern Ring noch einmal um eine Lücke, bis der Zeiger im Mittelpunkt auf das 3te Zahlentäfelein weiset, fuhre den Triebel herum, bis die Zahl 4 (in diesem Fall) in der 3ten Oeffnung des 3ten oberen Zahlentäfeleins stehet, so ist die Zahl multiplicirt, und in den untern Fenstern der grössern Zahlentäfelein wird das Produkt 1397520 in schwarzen Zahlen stehen.

Das Dividiren geschiehet also:

1) der Dividendus z. E. 1397520 wird in rothen Zahlen auf dem größern untern Zahlentäfelein unter die Fenster gestellt, also daß in diesem Fall 0 auf dem Einheitstäfelein, 2 auf dem Zehnertäfelein und so fort in rothen Zahlen erscheine.

2) Oben in dem kleinern Zahlentäfelein werden Nullen unter die Fenster gestellt.

3) Unten wird der Divisor z. 3235 auf dem Zahlenstänglein ausgestreckt.

4) Nun wird die innere Scheibe mit dem Täfelein wie bey dem Multipliciren also gerückt, daß die Zahl 3235 unter der Zahl 13975 stehe; nemlich weil 1397 kleiner als 3235 ist, so muß ich also den Divisor um eine Stelle weiter rucken, damit der Dividendus größer

sey

ſey als der Diviſor, auf die nemliche Art, wie man bey dem ordentlichen Dividiren zu unterſetzen pflegt.

5) Jetzt führe ich den Triebel herum, bis die über dem Diviſor ſtehende Zahl das erſtemal kleiner als der Diviſor wird; weswegen man bey jedesmaliger Herumführung des Triebels allemal nachſehen muß, ob die obere Zahl noch nicht kleiner als die untergeſetzte Zahl ſeye, welches in dieſem Fall in der 4ten Herumführung des Triebels geſchehen wird. Nun wird 1035 anſtatt 13975 über dem Diviſor ſtehen.

6) Ich rücke deswegen die Scheibe mit dem Dividendus um eine Stelle weiter fort, ſo ſtehet mein Diviſor nunmehr unter der Zahl 10352. Wenn ich nun abermal den Triebel herumführe, bis dieſe Zahl kleiner wird: ſo wird es im drittenmal geſchehen und 647 ſtehen bleiben, als die kleinergewordene Zahl, wovon man nunmehr den Diviſor 3235 nicht mehr abziehen kann.

Deswegen rücke ich abermal um eine Stelle weiter, ſo wird der Diviſor unter der Zahl 6470 ſtehen. Wenn ich nun den Triebel herumführe, bis dieſe Zahl kleiner als der Diviſor iſt: ſo wird ſolches im zweytenmal geſchehen, und alsdenn, wenn kein Bruch übrig bleibt, der ſich ſonſten auch zeigt, lauter rothe Nullen in den Fenſtern ſtehen, zum Zeichen, daß nichts übrig geblieben iſt.

Nun wird in den Oeffnungen der obern Zahlentäfelein das Geſuchte, nemlich der Quotient 432 ſtehen.

Wäre aber etwas übrig geblieben, daß es nicht rein aufgegangen wäre, so wäre das Uebriggebliebene der obere Theil des Bruchs über der Linie, und der Divisor der untere Theil des Bruchs unter der Linie gewesen.

Die Regel de Tri und andere Rechnungen, als Bruchrechnungen, Quadrat- und Cubicwurzelausziehungen, weil sie alle durch Multiplication und Division verrichtet werden, können also auch auf dieser Maschine gemacht werden, nur muß man zu untersetzen wissen. Zweifelt man an der Richtigkeit des Erfunds, so versuche man die Aufgabe in der gegenseitigen Rechnungsart. Hat man z. B. multipliciert, so dividire man nun diese Zahl ꝛc. so hat man eine Probe der Richtigkeit der Rechnung.

IV. Der Nutzen dieser Maschine.

Aus obiger Erzählung der Veranlassung, eine solche Maschine verfertigen zu lassen, kann schon auf den Nutzen derselben der Schluß gemacht werden. In kleinen kurzen Rechnungen hat zwar ein geübter Rechner diese Maschine nicht nöthig; er rechnet geschwinder im Kopf und auf dem Papier. Wenn man aber vieles zu addiren hat, z. E. ein ganzes Buch von Ausgaben oder Einnahmen: so kommt man durch diese Maschine leichter und sicherer zurecht, als durchs gewöhnliche Addiren, und auch besser als durch Rechenpfennige. Man darf nur allemal die folgende Zahl unten heraus-

ziehen

ziehen und den Triebel herumführen, ſo kann man tageweis ohne Ermüdung fortaddiren. Und was große weitläuftige Multiplicationen und Diviſionen betrift, iſt ſie vorzüglich vortheilhaft in Anſehung der Sicherheit und Geſchwindigkeit ſolcher Rechnungen. Auch in Anſehung deſſen, daß man unermüdet anhalten kann, und wenn man auch durch andere Geſchäfte gehindert wird, gleich abbrechen und wieder fortrechnen kann, wo man es gelaſſen. Und vielleicht entdeckt die Zukunft noch größern Nutzen. Der Herr von Leibnitz muß auch ſeine wichtige Gründe gehabt haben, warum er ſo viele Koſten auf dergleichen Verſuche verwendet. Und wenn auch der Nutzen für jetzo, da man in großen Zahlen mit Logarithmen zu rechnen pflegt, nicht groß ſcheint: ſo begnüge ich mich gefunden zu haben, was ich verlangte, und ſolche nach Erforderniß für mich ſelbſt benutzen zu können. So viel iſt gewiß, daß ſie die einige in ihrer Art auf der Welt iſt; und wenn es auch ſogenannte Rechnungsmaſchinen faſſen geben ſollte: ſo bin ich gewiß, daß von dieſer Vollkommenheit und Bequemlichkeit noch keine exiſtiert.

Will mir ein großer Herr oder eine Academie die Freude machen, eine dergleichen, als ein ſeltenes Kunſtſtück, von dem vielleicht ein anderer in künftiger Zeit Anlaß nimmt weiter zu denken, zu verſchreiben: ſo werde ich mich ſehr billig behandlen laſſen; weil alle, die mich kennen, wiſſen, daß ich nicht auf Profit arbeiten laſſe, ſondern mich begnüge, wenn meine Auslagen erſetzt

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

[Verwandelt ſich in England.]

(Ein Gefängniß.)

Hubert und zween Nachrichter treten auf.

Hubert.

Macht mir dieſe Eiſen glühend, und, du dort, bleibe hinter den Tapeten ſtehen; und wenn ich mit dem Fuß ſtampfe, ſo rauſch hervor und binde den Knaben, den du bey mir finden wirſt, feſt an den Lehnſtuhl: Gieb wol Acht; hinweg und wache.

Nachrichter.

Ich hoffe, euer Befehl werde die That verantworten.

Hubert.

Unnöthige Bedenklichkeiten! Fürchtet nichts, habt Sorge -- Junger Herr, kommt hervor, ich hab' euch was zu ſagen.

Arthur tritt auf.

Arthur.

Guten Morgen, Hubert.

werden, und ich also im Stande bleibe, dergleichen mechaniſche Verſuche fortzuſetzen.

V. Was die Dauerhaftigkeit dieſer Maſchine anbelangt: ſo iſt alles von Meſſing und Stahl ſo dauerhaft und einfach gemacht, daß nicht leicht etwas brechen oder abnutzen kann, und iſt auch nicht ſo künſtlich zuſammengeſetzt, daß im Fall der Noth ein jeder Uhrmacher nicht eine nachmachen und folglich auch, wenn durch einen gewaltſamen Zufall etwas brechen ſollte, nicht ſollte repariren können; indem ich ja wegen der oft ſchlechten Arbeiter meinen anfänglich eben ſowohl möglichen Plan ſo weit habe herunterſtimmen müſſen, bis er für jede Art von Arbeiter ſicher auszuführen möglich worden iſt.

IV.

Die Geſchichte von dem Sammetrocke.

(Von einem Ungenannten den 26. April eingeſchickt.)

Es war einmal ein Mann; dieſer Mann wohnte in einer Stadt, und in dieſer Stadt trugen die Leute Kleider von verſchiedenen Farben. Der Mann wollte ſich auch einen Rock machen laſſen. Er gieng deswegen in einen Kaufmannsladen, um ſich Sammet zu kauffen. Der Kaufmann wies ihm viel Stücke. Dieſe da, ſprach er, ſind nach der neueſten Mode; ich habe ſie eben

eben aus Frankreich und England bekommen — Warum so weit her? sagte der Mann — Von diesem Stücke hat sich gestern der Graf * und von jenem der Baron * zu einem Kleide gekauft — Das ist nichts für mich, sagte der Mann — Von diesem Stücke haben Seine Hochwürden einen Rock, und seine Frau Gemahlin eine Nebelkappe — Der Mann schüttelte mit dem Kopfe — Aber was für ein Stück lieget dort im Winkel? frug der Mann. Ein schlechtes Stück, antwortete der Kaufmann, ich will es dem Fabrikanten wieder zurück schicken. Bernard will es haben; es ist eine wunderliche Farbe. Immerhin! sagte der Mann, je wunderbarer, je besser; ich will es kaufen.

Der Mann kaufte das Stück Sammet um einen wohlfeilen Preiß. Er ließ sich von dem Schneider das Maas nehmen. Der Mann war von mittelmäßiger Statur, nicht zu dick, nicht zu hager. Der Schneider machte das Kleid ihm so, daß es vollkommen an dem Leibe paßte.

Der Mann gieng mit seinem Rocke durch die Strassen. Das war ein Begaffen, ein Verwundern! Welch eine seltsame Farbe! sagten die Leute. Welche Schöpfe! dachte der Mann.

Der Mann gieng in die Gesellschaften und Assembleen. Welches Anklotzen wieder! Ha, ha, ha, lachte der Herr *. Hi, hi, hi, kickerte Mamsell *. C'est pour crever de rire, sagte Frau von *, indem sie sich

bey

bey dem Spieltiſche ganz nachläſſig nach ihm umſah. Lacht ihr nur, dachte der Mann; dieſe Farbe ſoll euch ſchon noch gefallen, wenn ihr ſie nur erſt kennen werdet. Sie iſt ſo gut ein Original, als die eurige.

Wie gedacht, ſo geſchehen! Der Mann kehrte ſich an nichts. Er ließ ſich alle Tage in ſeinem Sammetrocke ſehen. Ey! ſagten endlich Einige, ſoll der Mann allein dieſe Farbe tragen? wir wollen ſie auch haben. Sie liefen zu den Kaufleuten — Nichts! — zu den Juden — Nichts! — zu den Trödelbuden — Nichts.

In der ganzen Stadt wurde von nichts, als von dieſer Farbe geſprochen. Aber wie ſieht ſie denn aus? frugen diejenigen, welche den Mann nicht geſehen hatten. Es iſt eine ſonderbare Farbe, hieß es: ſie iſt nicht roth, nicht blau, nicht grün, nicht gelb, nicht weiß, nicht ſchwarz, nicht grau, nicht braun, nicht violett, nicht — Aber ſie muß doch einen Namen haben? — Sie hat keinen Namen. Kein Zeichen iſt auch ein Zeichen; kein Charakter iſt auch ein Charakter; keine Farbe iſt auch eine Farbe. Die Knaben auf der Gaſſe ſtritten darüber: ob der Sammetrock eine Farbe habe. Die Blinden ſelbſt ſprachen davon.

Der Mann erfuhr alles, was von ſeinem Sammetrocke geſagt wurde. Welcher Schnickſchnack! rief er. Es iſt, bey dem Geyer! doch eine Farbe. Sie muß doch ihren Grund in den ſieben Farben haben, welche ſich in den Sonnenſtralen befinden. Leßt den

New-

Newton und Algarotti; ſteckt die Naſe ſelbſt in das Buch der Natur; betrachtet ſie in ihrer Abſtammung, in ihrer Vermiſchung, in ihren Verhältniſſen gegen ſich ſelbſt und gegen andere Farben, et ſic porro. So ſagte der Mann.

Der Mann wollte gern wiſſen, wie ſein Rock Andern ſtünde. Er verſchacherte denſelben an einen Juden. Von dem Juden kauft ihn gleich eine lange hagere Perſon. Sie läßt ſich mit dem Rocke ſehen. Aber er ſtehet dir nicht wie dem Manne, ſagten die Leute. Es iſt doch dieſelbe Farbe, ſagte die langbeinichte Figur.

Hierauf kam der Rock an einen kleinen Knirps; das war vollends drollicht. Der Rock hieng ihm bis auf die Abſätze herab. Ho, ho! Herr Pfahlbürger! riefen die Jungen. Das muß ein ehrlicher Schneider ſeyn, der dieſen Rock gemacht hat, ſagte ein Witzling; er hat nichts von dem Zeuge geſtohlen. Der Zwerg ſagte eben ſowohl, als der Rieſe: es iſt doch dieſelbe Farbe!

Der Mann hatte all dieſes mit angeſehen. Die Farbe iſt gut, ſprach er, ſie verſchießet nicht. Aber, ſeht ihr es denn nicht? Der Rock iſt nicht nach eines jeden Leibe zugeſchnitten; der Unterſchied lieget alſo an den Leibern. Dieſer Unterſchied muß ſich nothwendig gewiſſermaaßen auf den Rock mit erſtrecken, ſo wie — ſo wie — wer doch nun ein Gleichniß hätte! — ja, ſo wie ſich etwa die Sitten der Menſchen nach den verſchiedenen

denen Regierungsformen verändern. Vortreflich! recht passend, recht passend!

Nach langer Zeit erblickte der Mann seinen Sammetrock auf dem Leibe eines Bettlers. Der Rock war ganz durchlöchert; aber die Farbe war noch eben dieselbe. O, rief der Mann, das hab' ich wohl gedacht!

Die Betrachtung der Farben brachte den Mann durch die Aehnlichkeit der Ideen auf die Verschiedenheit der menschlichen Gemüther. Er las den Hartley — Hm! sollen wir uns von Ausländern abzeichnen lassen? — Er schrieb ein Buch über den Charakter der Nation, welches vielleicht bald unter der Presse seyn wird, wenn die Herren Bücherzensoren nichts Bedenkliches darinn finden werden.

K.F.

V.

Die Onoskiamachie.

(fortgesezt von S. 24. No. 4.)

9.

Was für eine Mine der Priester Strobylus gegen seinen Kollegen springen läßt. Zusammenberufung der Zehnmänner. Der Erzpriester wird vorgeladen, findet aber Mittel, sich sehr zu seinem Vortheil aus der Sache zu ziehen.

Tages vorher, eh der Prozeß über den Eselsschatten, der seit einigen Wochen die unglückliche Stadt Abdera

in

in ſo weitausſehende Unruhen geſtürzt hatte, vor dem groſſen Rath entſchieden werden ſollte, kam der Oberprieſter Strobylus, mit zween andern Prieſtern der Latona und verſchiedenen Perſonen aus dem Volke, in groſſer Gemüthsbewegung und Eilfertigkeit frühmorgens zu dem Archon Onolaus, um Sr. Gnaden ein Wunderzeichen zu berichten, welches (wie man die höchſte Urſache habe zu fürchten) die Republik mit irgend einem groſſen Unglück bedrohe. Es hätten nehmlich ſchon in der erſten und zweyten Nacht vor dieſer leztern einige zum Latonentempel gehörige Perſonen zu hören geglaubt, daß die Frösche des geheiligten Teiches, anſtatt des gewöhnlichen Wreckeckek Koax Koax, welches ſie ſonſt mit allen andern natürlichen Fröſchen, und ſelbſt mit denen in den Stygiſchen Sümpfen (wie aus dem Ariſtophanes zu erſehen) gemein hätten, ganz ungewöhnliche und klägliche Töne von ſich gegeben; wiewohl beſagte Leute ſich nicht getraut, ſo nahe hinzuzugehen, um ſolche genau unterſcheiden zu können. Auf die Anzeige, die ihm, dem Oberprieſter, geſtern Abends hievon gemacht worden, habe er die Sache wichtig genug gefunden, um mit ſeiner untergebnen Prieſterſchaft die Nacht bey dem geheiligten Teiche zuzubringen. Bis gegen Mitternacht habe die tiefſte Stille auf demſelben geruht; allein um beſagte Zeit habe ſich plözlich ein dumpfes, unglückweiſſagendes Getön aus dem Teich erhoben; und da ſie näher hinzugetreten, hätten ſie insgeſamt die Töne: Weh! Weh!

Pfeu!

Pfeu! Pfeu! Elelelelelen! ganz deutlich unterſcheiden können. Dieſes Wehklagen habe eine ganze Stunde lang gedauert, und ſey, außer den Prieſtern, noch von allen denen gehört worden, die er als Zeugen eines ſo unerhörten und höchſtbedenklichen Wunders mit ſich gebracht habe. Da nun gar nicht zu bezweifeln ſey, daß die Göttin ihr bisher geliebtes Abdera durch dieſes drohende und wundervolle Anzeichen vor irgend einem bevorſtehenden großen Unglück habe warnen, oder vielleicht zur Unterſuchung und Beſtrafung irgend eines noch unentdeckten Frevels auffodern wollen, der den Zorn der Götter auf die ganze Stadt ziehen könnte: ſo wolle er, kraft ſeines Amtes und im Namen der Latona, ſeine Gnaden hiemit erſucht haben, das Kollegium der Zehnmänner unverzüglich zuſammenberufen zu laſſen; damit die Sache, ihrer Wichtigkeit gemäs, erwogen, und die weitern Vorkehrungen, die ein ſolcher Vorfall erfodere, getroffen werden könnten.

Der Archon, der in dem Ruf war, in Abſicht der geheiligten Fröſche ziemlich ſtark auf die freyen Meynungen des Demokritus zu neigen, ſchüttelte bey dieſem Vortrag den Kopf, und ſtund eine Weile, ohne den Prieſtern eine Antwort zu geben. Allein der Ernſt, womit dieſe Herren die Sache vorbrachten, und der ſeltſame Eindruck, den ſolche bereits auf die gegenwärtigen Perſonen aus dem Volke gemacht zu haben ſchien, ließen ihn leicht vorausſehen, daß in wenig Stunden die ganze Stadt von dieſem vorgeblichen Wunder voll ſeyn und

in

in ſchreckenvolle Ahndungen geſetzt werden würde, bey denen ihm nicht erlaubt ſeyn würde, gleichgültig zu bleiben. Es war ihm alſo nichts übrig, als ſogleich, in Gegenwart der Prieſter, den Befehl zu geben, daß die Zehnmänner ſich wegen eines außerordentlichen Vorfalls binnen einer Stunde in dem Tempel der Latona verſammeln ſollten.

Inzwiſchen hatte, durch Veranſtaltung des Oberprieſters, das Gerücht von einem furchtbaren Wunderzeichen, welches ſeit drey Nächten in dem Hayne der Latona gehört worden, ſich bereits durch ganz Abdera verbreitet. Die Freunde des Erzprieſters Agathyrſus, die nicht ſo einfältig waren, ſich durch ſolches Gaukelwerk täuſchen zu laſſen, wurden dadurch erbittert; weil ſie nicht zweifelten, daß irgend ein böſer Anſchlag gegen ihre Parthey darunter verborgen liege. Verſchiedene junge Herren und Damen von der erſten Klaſſe affectierten über das vorgegebene Wunder zu ſpotten, und machten Parthien, in der nächſten Nacht dieſer neumodiſchen Trauermuſik im Froſchteich der Latona beyzuwohnen. Aber auf das gemeine Volk und auf einen großen Theil der Vornehmern, die in Sachen dieſer Art allenthalben gemeines Volk zu ſeyn pflegen, machte die Erfindung des Oberprieſters ihre vollſtändige Wirkung. Das Pheu, Pheu, Kleleleleu der Latonenfröſche unterbrach auf einmal alle bürgerliche und häusliche Beſchäftigungen; Alte und Junge, Weiber und Kinder lieffen auf den Gaſſen zuſammen, und forſchten

mit erſchrocknen Geſichtern nach den Umſtänden des Wunders; und, da beynahe ein jedes die Sache aus dem eignen Munde der erſten Zeugen gehört haben wollte, und der Eindruck, den man dergleichen Erzählungen auf die Zuhörer machen ſieht, eine natürliche Anreitzung für den Erzähler zu ſeyn pflegt, immer etwas, das die Sache intereſſanter macht, hinzuzuthun: ſo wurde das Wunder in weniger als einer Stunde in den verſchiedenen Gegenden der Stadt mit ſo furchtbaren Umſtänden gefüttert, daß den Leuten beym bloßen Hören die Haare zu Berge ſtanden. Einige verſicherten, die Fröſche, als ſie den fatalen Geſang angeſtimmt, hätten Menſchenköpfe aus dem Teich emporgereckt; andere, daß ſie ganz feurige Augen von der Größe einer Wallnuß gehabt hätten; noch andere, daß man zu eben der Zeit allerley fürchterliche Geſpenſter, ungeheure heulende Töne von ſich gebend, im Hayn umherfahren geſehen; wieder andere, daß es, bey hellem Himmel, ganz erſchrecklich über dem Teich geblitzt und gedonnert habe; und endlich betheuerten einige Ohrenzeugen, daß ſie ganz deutlich die Worte Weh dir Abdera, zu wiederholtenmalen, hätten unterſcheiden können. Kurz das Wunder wurde, wie gewöhnlich, immer größer, je weiter es ſich fortwälzte, und fand deſto mehr Glauben, je ungereimter, widerſprechender und unglaublicher die Berichte waren, die davon gegeben wurden. Und da man bald darauf die Zehnmänner, zu einer ungewöhnlichen Zeit, in großer Haſt und mit bedeu-

tungs-

tungsvollen Gesichtern, dem Tempel der Latona zueilen sah: so zweifelte nun niemand mehr, daß Begebenheiten von der größten Wichtigkeit in dem Becher des Abderitischen Schicksals gemischt würden, und die ganze Stadt schwebte in zitternder Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Das Kollegium der Zehenmänner war aus dem Archon, den vier ältesten Rathsherren, den zween ältesten Zunftmeistern, dem Oberpriester der Latona und zween Vorstehern des geheiligten Teiches zusammengesetzt, und stellte das ehrwürdigste unter allen Abderitischen Tribunalien vor. Alle Sachen, bey denen die Religion von Abdera unmittelbar betroffen war, standen unter seiner Gerichtsbarkeit; und sein Ansehen war beynahe unumschränkt.

Es ist eine alte Bemerkung, daß verständige Leute durchs Alter gewöhnlich weiser, und Narren mit den Jahren immer alberner werden. Ein Abderitischer Nestor hatte daher selten viel dadurch gewonnen, daß er zwoo oder drey neue Generationen gesehen hatte; und so konnte man ohne Gefahr voraussetzen, daß die Zehnmänner von Abdera, im Durchschnitt genommen, den Ausschuß der blödesten Köpfe in der ganzen Republik ausmachten. Die guten Leute waren so bereitwillig, die Erzählung des Oberpriesters für eine Thatsache, die gar keinem Einwurf ausgesetzt seyn könne, anzunehmen: daß sie die Abhörung der Zeugen für eine bloße Formalität anzusehen schienen, womit man so

Hubert.

Guten Morgen, kleiner Prinz.

Arthur.

Mit einem groſſen Anſpruch ein ſo kleiner Prinz als ei-
ner ſeyn mag. Ihr ſeyd traurig.

Hubert.

In der That, ich bin ſchon luſtiger geweſen!

Arthur.

Der Himmel ſey mir gnädig! Mich däncht, niemand ſollte traurig ſeyn als ich; doch erinnre ich mich, wie ich noch in Frankreich war, an junge Leute, die aus lauter Muthwillen ſo traurig waren, wie die Nacht. So wahr ich ein Chriſt bin, wär ich nur aus dem Gefängniß und hütete Schaafe, ich wollte ſo frölich ſeyn als der Tag lang iſt. Und das wollt' ich auch hier ſeyn, wenn ich nicht von meinem Oheim noch mehr böſes beſorgte. Iſt es mein Fehler, daß ich Gottfrieds Sohn worden bin? In der That, es iſt nicht; und wollte Gott ich wäre euer Sohn, ſo würdet ihr mich lieben, Hubert.

Hubert (vor ſich.)

Wenn ich mit ihm rede, ſo wird er durch ſein unſchuldiges Geſchwäze mein erſtorbnes Mitleiden aufweken. Ich will alſo eilen, und meinen Auftrag vollziehen.

Arthur.

Seyd ihr krank, Hubert! Ihr ſeht heute ſo blaß aus;

gewißlich,

ſchnell als möglich fertig zu werden ſuchen müſſe. Da nun Strobylus die Herren von der Richtigkeit des Wunders ſchon zum voraus ſo wohl überzeugt fand: ſo glaubte er um ſo weniger zu wagen, wenn er ohne Zeitverluſt zu demjenigen fortſchritte, weswegen er ſich die Mühe genommen, die ganze Fabel zu erfinden. Von dem erſten Augenblick an, ſagte er, da meine eignen Ohren Zeugen dieſes Wunderzeichens geweſen ſind, welches, wie ich wohl ſagen kann, in den Jahrbüchern von Abdera niemals ſeines gleichen gehabt hat, ſtieg der Gedanke in mir auf: daß es eine Warnung der Göttin ſeyn könnte vor den Folgen ihrer Rache, die, wegen irgend eines geheimen unbeſtraften Verbrechens, über unſern Häupten ſchweben möchte; und dies ſetzte mich in die Nothwendigkeit, des Archons Gnaden zu gegenwärtiger Verſammlung des ſehr ehrwürdigen Zehnmännergerichts zu veranlaſſen. Was damals bloß Vermuthung war, hat ſich ſeit einer einzigen Stunde zur Gewißheit aufgeklärt. Der Freſler iſt bereits entdeckt, und das Verbrechen durch Augenzeugen erweislich, gegen deren Wahrhaftigkeit um ſo weniger einiger Zweifel vorwaltet, da der Thäter ein Mann von zu großem Anſehen iſt, als daß etwas geringers, als die Furcht der Götter, Leute von gemeinem Stande dahin bringen könnte, als Zeugen wider ihn aufzutreten. Sollten Sie es jemals für möglich gehalten haben, Hochgeachte Herren, daß jemand mitten unter uns verwegen genug ſeyn könne, unſren uralten, von

den

den erſten Stiftern unſrer Stadt auf uns angeerbten, und durch ſo viele Jahrhunderte unbefleckt erhaltenen Gottesdienſt und deſſen Gebräuche und heilige Dinge zu verachten und, ohne Ehrerbietung weder für die Geſetze noch den gemeinen Glauben und die Sitten unſrer Stadt, muthwilligerweiſe zu mißhandeln, was uns allen heilig und ehrwürdig iſt? Mit einem Wort, können Sie glauben, daß ein Mann mitten in Abdera lebt, der, dem Buchſtaben des Geſetzes zu Trotz, Störche in ſeinem Garten unterhält, die ſich täglich mit Fröſchen aus dem Teich der Latona und andern geheiligten Teichen füttern?

Erſtaunen und Entſetzen drückte ſich bey dieſen Worten auf jedem Geſicht aus; wenigſtens mußte der Archon, um nicht der einzige zu ſeyn, der die Ausnahme machte, ſich eben ſo beſtürzt anſtellen, als es ſeine übrigen Kollegen wirklich waren. Iſts möglich, ſchrien drey oder vier von den Aelteſten zugleich aus; und wer kann der Böſewicht ſeyn, der ſich eines ſolchen Verbrechens ſchuldig gemacht hat?

Verzeihen Sie mir, erwiederte Strobylus, wenn ich ſie bitte, dieſen harten Ausdruck zu mildern. Ich meines Orts will lieber glauben, daß nicht Gottloſigkeit, ſondern bloßer Leichtſinn, und was man heut zu Tage, zumal ſeit Demokritus ſein Unkraut unter uns ausgeſtreut hat, Philoſophie zu nennen pflegt, die Quelle dieſer anſcheinenden Verachtung unſrer heiligen Gebräuche und Ordnungen ſey; und ich will und muß

dies um so mehr glauben, da der Mann, der des besagten Frefels durch das einhellige Zeugniß von mehr als sieben glaubwürdigen Personen überwiesen werden kann, selbst ein Mann von geheiligtem Stande, selbst ein Priester, mit einem Wort, da es der Jasonide Agathyrsus ist.

Agathyrsus? riefen die erstaunten Zehnmänner aus Einem Munde; und drey oder vier von ihnen erblaßten und schienen verlegen zu seyn, einen Mann von solcher Bedeutung, und mit dessen Hause sie immer in gutem Vernehmen gestanden, in einen so schlimmen Handel verwickelt zu sehen. Strobylus ließ ihnen keine Zeit sich zu erholen. Er befahl die Zeugen hereinzurufen. Sie wurden einer nach dem andern abgehört, und es ergab sich, daß Agathyrsus allerdings seit einiger Zeit zween Störche in seinen Gärten unterhielt; daß man sie öfters über dem geheiligten Teiche schweben, und wirklich einen seiner quackenden Bewohner, der sich eben am Ufer sonnen wollte, die Beute derselben werden gesehen habe. Wiewohl nun hierdurch die Wahrheit der Beschuldigung außer allen Zweifel gesetzt schien: so glaubte der Archon Onolaus dennoch, daß es der Klugheit gemäß seyn würde, zu Verhütung unangenehmer Folgen, mit einem Manne, wie der Erzpriester Jasons, säuberlich zu verfahren. Er trug also darauf an: daß man sich begnügen sollte, ihm von Seiten der Zehnmänner freundlich bedeuten zu lassen: „man sey geneigt vor diesmal zu glauben,

daß

daß die Sache, worüber man ſich zu beklagen habe, ohne ſein Vorwiſſen geſchehen ſey; man verſpreche ſich aber von ſeiner bekannten billigen Denkart, daß er keinen Augenblick Anſtand nehmen werde, die verbrecheriſchen Störche an die Vorſteher des heiligen Teiches auszuliefern, und den Zehnmännern ſowohl als der ganzen Stadt hiedurch eine gefällige Probe ſeiner Achtung gegen die Geſetze und religioſen Gebräuche ſeiner Vaterſtadt zu geben." Drey Stimmen von Neunen bekräftigten den Antrag des Archon: aber Strobylus und die übrigen ſetzten ſich mit großem Eifer dagegen. Sie behaupteten: außerdem, daß es auf keine Weiſe zu billigen ſey, eine ſo übermäßige Gelindigkeit gegen einen Bürger von Abdera zu gebrauchen, der eines Verbrechens von ſolcher Schwere überwieſen ſey; ſo erfordere auch die Gerichtsordnung, daß man ihn nicht eher verurtheile, eh er gehört und zur Verantwortung gelaſſen worden. Strobylus trug alſo darauf an: daß der Erzprieſter ſogleich vorgeladen werden ſollte, unverzüglich vor den Zehnmännern zu erſcheinen, und ſich auf die wider ihn angebrachte Klage zu verantworten; und dieſer Antrag gieng, Einwendens ungeachtet, mit ſechs Stimmen gegen viere, durch. Der Erzprieſter wurde alſo mit allen in ſolchen Fällen üblichen Förmlichkeiten vorgeladen.

Agathyrſus war nicht unvorbereitet, als die Abgeordneten der Zehnmänner in ſeinem Haus erſchienen. Nachdem er ſie über eine Stunde hatte warten laſſen,

wurden sie endlich in einen Saal geführt, wo der Erzpriester, in seinem ganzen Ornat, auf einem erhöhten elfenbeinernen Lehnstuhl sitzend, das stotternde Anbringen ihres Worthalters mit großer Gelassenheit anhörte. Als sie damit fertig waren, winkte er mit der Hand einem Bedienten, der seitwärts hinter seinem Stuhle stand. Führe die Herren, sagte er zu ihm, in die Gärten, und zeig ihnen die Störche, von denen die Rede ist; damit sie ihren Prinzipalen sagen können, daß sie solche mit eignen Augen gesehen haben; hernach bringe sie wieder hieher. Die Abgeordneten machten große Augen; aber die Ehrfurcht vor dem Erzpriester band ihre Zungen, und sie folgten dem Diener stillschweigend und als Leute, denen nicht ganz wohl bey der Sache war. Als sie wieder zurückgekommen, fragte sie Agathyrsus: ob sie die Störche gesehen hätten? und da sie insgesamt mit Ja geantwortet hatten, fuhr er fort: nun so geht, macht dem sehr ehrwürdigen Gericht der Zehnmänner mein Kompliment, und sagt denen, die euch geschickt haben: ich lasse ihnen wissen, daß diese Störche, wie alles übrige, was in dem Umfang des Jasontempels lebt, unter Jasons Schutze stehen; und daß ich die Anmaßung, einen Erzpriester dieses Tempels vorzuladen, und nach Abderitischen Gesetzen richten zu wollen, sehr lächerlich finde — und damit winkte er ihnen, sich wegzubegeben.

Diese Antwort, deren sich die Herren Zehnmänner um so mehr hätten versehen sollen, da ihnen nicht unbekannt

bekannt seyn konnte, daß der Jasontempel mit seiner Priesterschaft von der Gerichtsbarkeit der Stadt Abdera gänzlich befreyt war, sezte sie in eine unbeschreibliche Verlegenheit. Der Oberpriester Strobylus zwar gerieth darüber in einen heftigen Zorn; er schien vor Wuth gar nicht mehr zu wissen was er sagte, und endigte endlich damit, der ganzen Republik den Untergang zu drohen, wofern dieser unleidliche Stolz eines kleinen aufgeblasenen Pfaffen, der, wie er sagte, nicht einmal als ein öffentlicher Priester anzusehen sey, nicht gedemüthigt und der beleidigten Latona die vollständigste Genugthuung gegeben werde. Allein der Archon und seine drey Rathsherren erklärten sich: daß Latona (für deren Frösche sie übrigens alle schuldige Ehrerbietung hegten) nichts damit zu thun habe, wenn die Zehnmänner die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit überschritten. Ich hab' euchs vorhergesagt, sprach der Archon; aber ihr wolltet mich nicht hören. Würde mein Vorschlag angenommen worden seyn, so bin ich gewiß, der Erzpriester hätte uns eine höfliche und gefällige Antwort gegeben; denn ein gut Wort findt eine gute Statt. Aber der ehrwürdige Oberpriester glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seinen alten Groll an dem Erzpriester auszulassen; und nun findet sich, daß er und diejenigen, die sich von seinem unzeitigen Eyfer hinreissen ließen, dem Gericht der Zehnmänner einen Schandfleck zugezogen haben, den alles Wasser des Hebrus und Nestus in hundert Jahren nicht wieder

abdaſchen wird. Ich geſtehe es, (ſezte er mit einer Hitze hinzu, die man in vielen Jahren nicht an ihm wahrgenommen hatte) ich bin es müde der Vorſteher einer Republik zu ſeyn, die ſich von Eſelsſchatten und Fröſchen zu Grunde richten läßt, und ich bin ſehr geſonnen, mein Amt eh es Morgen wird niederzulegen; aber, ſo lang' ich es noch trage, Herr Oberprieſter, ſollt ihr mir für jede Unordnung haften, die von dieſem Augenblick an auf den Straßen von Abdera entſtehen wird. Und mit dieſen Worten, die mit einem ſehr ernſtlichen Blick auf den betroffnen Strobylus begleitet waren, begab ſich der Archon mit ſeinen drey Anhängern hinweg, und ließ die übrigen in ſprachloſer Beſtürzung zurücke.

Was iſt nun anzufangen, ſagte endlich der Oberprieſter, den die Wendung, die das Werk ſeiner Erfindung wider alles Vermuthen genommen hatte, nicht wenig zu beunruhigen anfieng; was iſt nun zu thun, meine Herren? — Das wiſſen wir nicht, ſagten die beyden Zunftmeiſter und der vierte Rathsherr, und giengen ebenfalls davon; ſo daß Strobylus mit den zween Vorſtehern des geheiligten Teichs allein blieben, und nachdem ſie eine Zeitlang alle drey zugleich geſprochen hatten, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was ſie ſagten, endlich des Schluſſes eins wurden: förderſamſt bey dem einen der Vorſteher die Mittagsmahlzeit einzunehmen, und ſodann mit ihren Freunden und Anhängern zu Rathe zu gehen, wie ſie es nun anzufangen hätten,

um

um die Bewegung, worein das Volk dieſen Morgen geſezt worden war, auf einen Zweck zu lenken, der den Sieg ihrer Parthey entſcheiden könnte.

10.

Agathyrſus beruft ſeine Anhänger zuſammen. Subſtanz ſeiner Rede an ſie. Er ladet ſie zu einem großen Opferfeſte ein. Der Archon Onolaus will ſein Amt niederlegen. Unruhe der Parthey des Erzprieſters über dieſes Vorhaben. Durch was für eine Liſt ſie ſolches vereitelten.

Inzwiſchen ließ Agathyrſus, ſo bald die Abgeordneten der Zehnmänner ſich wieder wegbegeben, unverzüglich die Vornehmſten von ſeinem Anhang im Rath und unter der Bürgerſchaft, nebſt allen Jaſoniden, zu ſich berufen. Er erzählte ihnen, was ihm ſo eben, auf Anſtiften des Prieſters Strobylus, mit den Zehnmännern begegnet ſey; und ſtellte ihnen vor, wie nothwendig es nun für das Anſehen ihrer Parthey ſowohl als für die Ehre und ſelbſt für die Erhaltung der Stadt Abdera ſey, die Anſchläge dieſes ehrſüchtigen ränkevollen Mannes zu vereiteln, und dem Volke, welches er durch die lächerliche Fabel von der angeblichen Wehklage der Latonenfröſche in Unruhe geſezt, wieder einen entgegengeſezten Stoß zu geben. Es falle einem jeden von ſelbſt in die Augen, daß Strobylus dieſes armſelige Mährchen nur deßwegen erſonnen habe, um die eben ſo ungereimte, aber wegen der abergläubiſchen Vor-

Vorurtheile des Volkes, desto gefährlichere Anklage, die er gegen ihn, den Erzpriester, bey den Zehnmännern angebracht, vorzubereiten, und eine wichtige, die Wohlfart der ganzen Republik betreffende Sache daraus zu machen. Aber auch dies sey im Grunde doch nur ein Mittel, wozu er in der Verzweiflung gegriffen habe, um seiner darnieder gesunknen Parthey wieder auf die Füße zu helfen, und von den Bewegungen, welche in der Stadt dadurch erregt worden, bey der bevorstehenden Entscheidung des Eselsschatten-Handels Vortheil zu ziehen. Weil nun, aus eben diesem Grunde, leicht vorauszusehen sey, daß der unruhige Priester aus dem, was diesen Morgen mit den Zehnmännern vorgegangen, neuen Stoff hernehmen werde, ihn, den Erzpriester, bey dem Volke verhaßt zu machen, und im Nothfall wohl gar einen abermaligen noch gefährlichern Aufstand zu erregen: so habe er für nöthig gehalten, seine und des gemeinen Wesens zuverläßigste Freunde in den Stand zu setzen, dem Volke und allen, die dessen bedürften, richtigere Begriffe von dem heutigen Vorgang und dessen allenfallsigen Folgen geben zu können. Was also die Störche anbelange, so wären solche, ohne sein Zuthun, von selbst gekommen und hätten sich auf einem Baum seines Gartens ein Nest gebaut. Er habe sich nicht für berechtigt gehalten, sie darinn zu stören; theils, weil die Störche seit undenklichen Zeiten bey allen gesitteten Völkern im Besitz einer Art von geheiligtem Gastrechte stünden; theils, weil die Freyheit

heit des Jasontempels und der Schutz dieses Gottes alle lebende und leblose Dinge angehe, die sich in dem Umfang seiner Mauern befänden. Das Gesetz, wodurch die Zehnmänner vor einigen Jahren die Störche aus dem Gebiet von Abdera verwiesen hätten, gehe ihn nichts an; indem die Gerichtsbarkeit dieses Tribunals sich nur über dasjenige erstrecke, was auf den Dienst der Latona und die Gebräuche desselben Bezug habe; und überhaupt sey bekannt: daß der Jasontempel in so fern zwar mit der Republik in Verbindung stehe, als sich diese bey dessen Stiftung öffentlich verbindlich gemacht, ihn gegen alle gewaltsame Unternehmungen einheimischer oder auswärtiger Feinde mit allen ihren Kräften zu beschützen; übrigens aber von allem Gerichtszwang der Abderitischen Tribunalien, und von aller Oberherrlichkeit der Republik selbst, vollkommen und auf ewig befreyt sey. Er habe also, indem er die unbefugte Vorladung von sich abgewiesen, nichts gethan, als was seine Würde von ihm erfodert; die Zehnmänner hingegen hätten durch diesen unbesonnenen Schritt, wozu die Mehrheit derselben von dem Priester Strobylus verleitet worden, ihn in den Fall gesezt, von der Republik wegen einer so groben Verletzung seiner Erzpriesterlichen Vorrechte, im Nahmen des Jasons und aller Jasoniden, deren Haupt er sey, die strengste und vollständigste Genugthuung zu fodern. Die Sache wäre von wichtigern Folgen, als die Anhänger des Zunftmeister Pfrieme und Strobylus mit

seinen

gewißlich, ich wollt' ihr wäret ein wenig krank, damit ich die ganze Nacht neben euch sizen und euch wachen könnte. Ach! ich liebe euch mehr, als ihr mich lieb habt.

Hubert.

Seine Reden dringen mir ins Herz. (Er zeigt ihm ein Papier.) Ließ hier, junger Arthur -- (Bey Seite.) Wie nun, närrisches Wasser, muſt du mein gefrohrnes Mitleiden aufthauen! Ich muß es kurz machen, oder mein Entschluß vertröpfelt in weibischen Thränen aus meinen Augen -- Könnt' ihr's nicht lesen? Ist es nicht schön geschrieben?

Arthur.

Nur zu schön, Hubert, zu einer so häßlichen Absicht. So müßt ihr meine beyden Augen mit Eisen ausbrennen.

Hubert.

Ich muß, junger Herr.

Arthur.

Und ihr wollt es?

Hubert.

Und ich will.

Arthur.

Habt ihr das Herz dazu? wenn euch nur der Kopf weh hat, so band ich euch mein Schnupftuch um die Stirne; (mein bestes das ich hatte, eine Princeßin hatt' es mir ge-

seinen Froschpflegern sich vielleicht vorstellten. Das goldne Vließ, welches die Jasoniden als ihr wichtigstes Erbgut in diesem Tempel aufbewahrten, wäre seit Jahrhunderten als das Palladium von Abdera betrachtet und verehrt worden; und die Abderiten hätten sich also wohl vorzusehen, keine Schritte zu thun noch zuzulassen, wodurch sie vielleicht durch eigne Schuld desjenigen beraubt werden könnten, an welches, nach einem uralten und zur Religion gewordnen Glauben, das Schicksal und die Erhaltung ihrer Republik gebunden sey. „

Der Erzpriester empfieng auf diesen Vortrag von allen Anwesenden die stärksten Versicherungen ihres Eyfers für die gemeine Sache sowohl, als für die Rechte und Freyheiten des Jasontempels. Man besprach sich über die verschiednen Maasregeln, die man nehmen wollte, um die Bürgerschaft in ihren guten Gesinnungen zu befestigen, und diejenigen wieder zu gewinnen, die entweder das vorgegebne Wunderzeichen mit den Fröschen der Latona irre gemacht, oder Strobylus gegen die Störche des Erzpriesters aufgewiegelt haben würde. Die Versammlung trennte sich hierauf, und jeder begab sich an seinen Posten, nachdem Agathyrsus sie alle zu einem feyerlichen Opfer eingeladen hatte, welches er diesen Abend dem Jason in seinem Tempel bringen wollte.

Während, daß dies im Palast des Erzpriesters vorgieng, war der Archon äusserst mißvergnügt über die

die nicht allzuehrenfeste Rolle, die er wider Willen hatte spielen müssen, nach Hause gekommen, und hatte alle seine Verwandte, Brüder, Schwäger, Söhne, Tochtermänner, Neffen und Vettern, zu sich berufen lassen, um ihnen anzukündigen: wasgestalten er fest entschlossen sey, morgendes Tages vor dem großen Rath seine Würde niederzulegen, und sich auf ein Landgut, das er vor einigen Jahren auf der Insel Thasos gekauft hatte, zurückzuziehen. Sein ältester Sohn und noch etliche von der Familie waren bey diesem Familien-Konvent nicht zugegen, weil sie eine halbe Stunde zuvor zu dem Erzprieſter waren gebeten worden. Da nun die übrigen sahen, daß Onolaus, aller ihrer Bitten und Vorstellungen ungeachtet, unbeweglich auf seinem Vorsatz beharrte: so schlich sich einer von ihnen weg, um der Versammlung im Jasonstempel Nachricht davon zu geben, und sie um ihren Beystand gegen einen so unverhofften widrigen Zufall zu ersuchen. Er langte eben an, da die Versammlung im Begriff war, auseinander zu gehen. Diejenigen, denen die Gemüthsart des Archons von langem her bekannt war, fanden die Sache bedenklicher, als sie beym ersten Anblick den meisten vorkam. Seit zehn Jahren, sagten sie, ist dies vielleicht das erstemal, daß der Archon eine Entschließung aus sich selbst genommen hat. Gewiß ist sie ihm nicht plötzlich gekommen! Er brütet schon eine geraume Zeit darüber, und der heutige Vorgang hat nur die Schale gesprengt, die über kurz oder lange

doch

doch hätte brechen müſſen. Kurz, dieſe Entſchließung iſt ſein eigen Werk, und man kann alſo ſicher darauf rechnen, daß es nicht ſo leicht ſeyn wird, ihn davon zurückzubringen. — Die ganze Verſammlung gerieth darüber in Unruhe. Man fand, daß dieſer Streich in einem ſo ſchwankenden Zeitpunkt, wie der gegenwärtige, der ganzen Parthey und der Republik ſelbſt, fatal werden könnte. Es wurde alſo einhellig beſchloſſen: daß man zwar ſoviel von dieſem Vorhaben des Archons unter das Volk kommen laſſen müßte, als vonnöthen ſey, ſolches in Furcht und Ungewißheit zu ſetzen; zugleich aber wollte man auch veranſtalten, daß, noch vor dem Opfer im Jaſonstempel, die angeſehenſten von den Räthen und Bürgern beyder Partheyen ſich zu dem Archon begeben, und ihn im Namen des ganzen Abdera beſchwören ſollten, das Ruder der Republik nicht mitten in einem Sturm zu verlaſſen, wo ſie eines ſo weiſen Piloten am meiſten vonnöthen hätten.

Der Gedanke, die vornehmſten von beyden Partheyen hierinn zu vereinigen, wurde dadurch nothwendig, weil man vorausſah, daß ohne dieſes alle ihre Arbeit an dem Archon fruchtlos ſeyn würde. Denn wiewohl er von Jugend an der Ariſtokratie eifrig ergeben war: ſo hatte er ſich doch zu einem Grundſatz gemacht, nicht dafür angeſehen ſeyn zu wollen; und die Popularität, die er zu dieſem Ende ſchon ſo lange affectierte daß ſie ihm endlich ganz natürlich ließ, war es eben,

was ihm beym Volke so beliebt gemacht hatte, als noch wenige von seinen Vorfahren gewesen waren. Besonders aber hatte er, seitdem sich die Stadt in die zwo Partheyen der Esel und der Schatten getheilt befand, einen ordentlichen Ehrenpunct darinn gesetzt, sich so zu betragen, daß er keiner von beyden Partheyen Ursach gäbe, ihn zu der ihrigen zu zählen; und wiewohl beynahe alle seine Freunde und Anverwandte erklärte Esel waren, so blieben die Schatten doch überzeugt, daß sie nichts dadurch verlohren und die Esel nichts dabey gewännen; indem diese genöthigt waren, alle ihre Schritte vor ihm zu verbergen, und bey jedem Vortheil, den sie über die Schatten erhielten, sich darauf verlassen konnten, daß er, um die Sachen wieder ins Gleichgewicht zu bringen, sich auf die Seite der letztern neigen würde, wiewohl er keinen einzigen von ihnen persönlich liebte.

Die Bekanntmachung der Entschließung des Archons hatte alle die Wirkung, die man sich davon versprochen hatte. Das Volk gerieth darüber in neue Bestürzung, und die meisten sagten, man brauche nun weiter nicht nachzuforschen, was die Wehklage der geheiligten Frösche vorbedeute.. Wenn der Archon die Republik in dem betrübten Zustande, worinn sie sich befinde, verlasse, so sey alles verlohren.

Der Priester Strobylus und der Zunftmeister Pfrieme erhielten die Nachricht von dem großen Opfer, das der Erzpriester veranstalte, und das Gerüchte von

dem Verſatz des Archon, ſeine Stelle niederzulegen, zu gleicher Zeit. Sie überſahen beym erſten Blick die Folgen dieſes gedoppelten Streichs, und eilten den einen zu erwiedern und dem andern zuvorzukommen. Strobylus ließ das Volk zu einer öffentlichen Expiation einladen, welche auf den Abend in dem Tempel der Latona mit großen Feyerlichkeiten angeſtellt werden ſollte, um die Stadt von geheimen Verbrechen zu reinigen, und die ſchlimme Vorbedeutung des Kleleleleleu der geheiligten Fröſche abzuwenden. Der Zunftmeiſter hingegen gieng, die Räthe, Zunftmeiſter und angeſehenſten Bürger von ſeiner Parthey aufzuſuchen, und ſich mit ihnen zu berathen, wie der Archon auf andere Gedanken zu bringen ſeyn möchte. Die meiſten waren ſchon durch die geheimen Werkzeuge der Gegenparthey vorbereitet, welche als ein großes Geheimniß herumgeflüſtert hatten: man müßte ganz gewiß, daß die Eſel ſich alle mögliche Mühe gäben, den Archon unterhand in ſeinem Entſchluß zu beſtärken. Die Schatten hielten ſich dadurch überzeugt, daß ihre Gegner einen aus ihrem Mittel zu der höchſten Würde in der Republik zu erheben gedächten, und alſo der Mehrheit im großen Rath, bey welchem die Wahl ſtund, ſchon ganz gewiß ſeyn müßten. Dieſe Betrachtung ſetzte ſie in ſo großen Allarm, daß ſie, mit einer Menge Volks hinter ihnen her, zur Wohnung des Onolaus eilten, und während der Pöbel ein Vivat nach dem andern erſchallen ließ, hinaufgiengen, um Seine Gnaden im Namen der ganzen

zen Bürgerschaft flehentlich zu bitten, den unglücklichen Gedanken an Resignation aufzugeben, und sie niemals, am wenigsten zu einer Zeit zu verlassen, wo seine Weisheit zu Beruhigung der Stadt unentbehrlich sey. Der Archon zeigte sich über diesen öffentlichen Beweis der Liebe und des Vertrauens seiner werthen Mitbürger sehr vergnügt. Er verhielt ihnen nicht, daß kaum vor einer Viertelstunde der größte Theil der Rathsherren, der Jasoniden und aller übrigen alten Geschlechter von Abdera bey ihm gewesen, und eben diese Bitte in eben so geneigten und dringenden Ausdrücken an ihn gethan hätten. So große Ursache er auch habe, der beschwerlichen Regierungslast müde zu seyn, und zu wünschen, daß sie auf stärkere Schultern als die seinige gelegt werden möchte: so habe er doch kein Herz, das diesem so lebhaft ausgedrückten Zutrauen beyder Partheyen widerstehen könne. Er sehe diese ihre Einmüthigkeit in Absicht auf seine Person und Würde als eine gute Vorbedeutung für die baldige Wiederherstellung der gemeinen Ruhe an, und werde seines Orts alles Mögliche mit Vergnügen dazu beytragen.

Als der Archon diese schöne Rede geendigt hatte, sahen die guten Schatten einander aus großen Augen an, und fanden sich, wiewohl zu ihrem empfindlichsten Mißvergnügen, auf einmal um die Hälfte klüger als zuvor. Denn sie merkten nun, daß sie von den Eseln betrogen und zu einem falschen Schritt verleitet worden waren. Sie hatten, in der Meynung, daß sie

dieſen Schritt allein thäten, den Archon ganz dadurch auf ihre Seite zu ziehen gehoft; und nun befand ſichs, daß er ihren Gegnern eben ſo viel Verbindlichkeit hatte, als ihnen; welches juſt ſo viel war, als ob er ihnen gar keine hätte. Aber das war noch nicht das Aergſte. Das hinterliſtige Betragen der Eſel war ein offenbarer Beweis, wie viel ihnen daran gelegen ſey, daß die Stelle des Archons nicht ledig würde. Nun konnte ihnen aber an der Perſon des Onolaus ſelbſt nicht viel gelegen ſeyn; denn er hatte nie das Geringſte für ihre Parthey gethan. Wenn ſie alſo ſo eifrig wünſchten, daß er ſeinen Platz behalten möchte: ſo konnt' es aus keiner andern Urſache geſchehen, als weil ſie Urſache hatten zu glauben, daß die Schatten Meiſter von der Wahl des neuen Archons bleiben würden. Dieſe Betrachtungen, die ſich ihnen itzt in Einem Blick darſtellten, waren von einer ſo verdrießlichen Art, daß die armen Schatten alle Mühe von der Welt hatten, ihren Unmuth zu verbergen; und ſich, zu groſſem Vergnügen des Archons, ziemlich eilfertig wegbegaben; ohne daß es dieſem eingefallen wäre, ſich darüber zu verwundern, oder die Veränderung in ihren Geſichtern wahrzunehmen.

Der heutige Tag war ein großer Tag für den guten Onolaus geweſen, und er war nun vollkommen wieder mit Abdera und ſich ſelbſt zufrieden. Er befahl alſo, daß ſeine Thüre geſchloſſen werden ſollte, zog ſich in ſein Gynäceum zurück, wärf ſich in ſeinen Lehnſtuhl, ſchwazte mit ſeiner Frau und ſeinen Töchtern, aß zu

Nacht

Nacht, gieng zeitig zu Bette, und ſchlief, wohlgetröſtet, und unbeſorgt um das Schickſal von Abdera, bis an den hellen Morgen. W.

(Die Fortſetzung künftig.)

VI.

Verſchiedene Litterariſche Anzeigen.

Homers Odüßee wird ſeit dreytauſend Jahren für eines der vollkommenſten Gedichte gehalten. Sie iſt nicht ſo erhaben, als ſeine Ilias, aber für uns unterhaltender, weil ſie mehr ſolche Empfindungen und Schönheiten der Natur darſtellt, die in jedem Zeitalter und unter jeder Himmelsgegend Eindruck machen. Von dieſem Gedichte denke ich eine Ueberſetzung in zwey Bänden groß Octav, mit erklärenden Anmerkungen; auf Pränumeration herauszugeben, und habe für feines holländiſches Schreibpapier und neue Lettern geſorgt. Der Preis iſt 2 Rthlr. in Golde, den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Ich erſuche die Herren Collecteurs und meine Freunde, dieſe Nachricht in ihren Gegenden auszubreiten, und Pränumeration anzunehmen. Wer für zehn Exemplare bezahlt, bekömmt das eilfte umſonſt. Gegen Ende des Auguſt bitte ich mir die Gelder und die Namen der Pränumeranten, die vorgedruckt werden ſollen, poſtfrey unter der Addreße: **An den Rektor Voß in Otterndorf, abzugeben bey der Fr. Paſtorin Alberti auf Katharinen Kirchhof in Hamburg**: einzuſenden. Zur Oſtermeſſe 1780 erſcheint das ganze Werk. Wer nicht pränumerirt hat, bezahlt alsdann für ein Exemplar auf Druckpapier 2 Rthlr. 8 Gr., und auf Schreibpapier 2 Rthlr. 16 Gr. in Golde.

J. H. Voß.

Hier in Weimar erbietet sich der Hofrath Wieland, Bestellung und Pränumeration auf dieses Werk anzunehmen.

* * *

Von folgendem Werk ist der Erste Theil fertig worden: Deductions-Bibliothek von Teutschland, nebst dazugehörigen Nachrichten. Zweyter Band. Franksurt und Leipzig 1779. gr. 8.

Er enthält auser Vorbericht und Verzeichniß der völligen Churbaycrischen Suite, wie solche im 3ten Band erscheinen wird, 1) die unmittelbare Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom; 2) Alphabetisches Verzeichniß von den mehresten Deduktionen und kleinen Schriften, so die Reichsritterschaftlichen Familien, Rittergüter, Personen und Orte, derselben Gerechtsame und Vorzüge, Angehörige und Untergebene betreffen, oder auf selbige eine un- oder mittelbare Beziehung haben; 3) Verzeichniß einiger nach Klassen geordneten Reihen von Deduktionen eines Reichsstandes, Corporis, Person ꝛc. welche in minder beträchtlicher Anzahl vorhanden; b) diejenigen besonders, so seit 1775 im Druck erschienen; c) Ergänzungen, Zusätze und Verbesserungen zum ersten Band — Der Zweyte Theil, so die Beyträge zur Deduktionslitteratur von Teutschland in mehrern Abschnitten in sich fasset, wird längstens vor Michaelis d. J. die Presse verlassen, und an Reichhaltigkeit, Güte und zweckmäßigen Nachrichten dem Wunsch der Liebhaber muthmaßlich ein Genügen leisten. — Die bisanhero über dieses Institut sich günstig bewiesene höchste, hohe und andere gnädigste Unterstützung veranlasset zugleich für die Zukunft die besten Hofnungen, den möglichsten Grad von Vollständigkeit hierinnen zu erzielen.

Der

* * *

Der Fieldingiſche Roman, Tom Jones hat ſich ſchon lange unter der unzählbaren Menge ſeiner ältern und jüngern Brüder ſo vortheilhaft ausgezeichnet, daß man ſich eine ſehr überflüſſige Mühe machen würde, wenn man ihn jezt erſt dem Publikum empfehlen wollte. Darſtellung des Menſchen, wie er wirklich iſt, nicht, wie ihn die Dichter zum Ideal verkünſteln, wahre und feine Lektionen über die Klugheit des menſchlichen Lebens, Wiz und Laune von der ächteſten Art, und noch mehrere Vollkommenheiten ſind die längſt erkannten Vorzüge dieſes Fieldingiſchen Meiſterſtücks.

Man überſezt und lieſt in Teutſchland ſo viele mittelmäßige Romane, die gegen den Tom Jones, wie Aepfelmoſt gegen das beſte rheiniſche Gewächs ſchmecken, und Tom Jones iſt doch bisher faſt ſo viel als unüberſezt geblieben — Denn die ſchon vor 29 Jahren in Hamburg herausgekommene Ueberſezung iſt ihres Originals bey weitem nicht würdig. Man darf nur etliche Seiten leſen, und man wird ſogleich wahrnehmen, wie viel von dem Fieldingiſchen Geiſte weggedünſtet iſt, von der ſteifen und unbehülflichen Sprache gar nichts zu gedenken.

Die Johann Georg Lochneriſche Buchhandlung in Nürnberg hoft alſo nicht nur den Beyfall, ſondern auch die Unterſtüzung des teutſchen Publikums zu erhalten, wenn ſie eine ganz neue Ueberſezung des Tom Jones, die des Originals gewiß nicht unwürdig ſeyn ſoll, ankündigt. Ein Ueberſezer, welcher der engliſchen Sprache vollkommen kundig iſt, und dem das Publikum ſchon unter unſern beſten teutſchen Schriftſtellern und Dichtern einen ehrenvollen Plaz angewieſen hat — warum ſollen wir ihn nicht nennen? — Herr Profeſſor Friedrich Schmit, an der Ritter-Akademie zu Liegnitz — kann unſer Verſprechen nicht anders als erfül-

ſikt;) und ich fordert' es niemals wieder von euch; und des Nachts hielt' ich euch mit meiner Hand den Kopf, und wachte bey euch die ganze Nacht durch, und fragte alle Minuten: was fehlt euch? oder, wo thut's euch weh? oder, was kan ich euch zu liebe thun? Manches armen Manns Sohn würde ſtill gelegen ſeyn, und nicht ein einziges freundliches Wort zu euch geſagt haben, und ihr hattet einen Prinzen zum Krankenwärter -- Doch nein, ihr könnt denken, meine Liebe zu euch ſey nur verſtellt und eigennüzig geweſen. Thut es, wenn ihr wollt; wenn es dem Himmel ſo gefällt, daß ihr übel mit mir umgehen ſollt, nun dann, ſo müßt ihr -- wollt ihr mir die Augen ausreiſſen, die euch niemals nur einen ſauern Blik gaben, und es auch niemals thun ſollen?

Hubert.

Ich habe geſchworen, daß ich es thun wolle, und ich muß ſie mit glühenden Eiſen ausbrennen.

Arthur.

Ach, niemand, als in dieſer eiſernen Zeit, würde das thun. Das Eiſen ſelbſt, obgleich feuerroth von Hize, würde, wenn es an dieſe Augen käme, meine Thränen trinken, und in ihrem unſchuldigen Waſſer ſeine feurige Wuth löſchen. Seyd ihr härter als Eiſen? O! wenn ein Engel zu mir gekommen wäre und hätte mir geſagt, Hubert werde mir die Augen ausſtoſſen, ich hätt' es ihm nicht geglaubt; keiner andern Zunge würd' ichs glauben, als deiner eignen.

len — wo nicht übertreffen. Hier ſind noch diejenigen Punkte, welche das Publikum wiſſen muß:

1. Der teutſche Tom Jones ſoll in 4 Bänden in ordinair Oktav, auf gutes Schreibpapier mit ſchöner Schrift gedruckt erſcheinen.
2. Jeder Band wird mit einem Titelkupfer und mit einer Vignette, von Chodowicki gezeichnet, und von Geyſer geſtochen, geziert werden.
3. Man verlangt nichts als Subſcription, und wird die Namen der Herren Subſcribenten dem erſten Bande vorſetzen.
4. Ob ſich gleich die Bogenzahl ſo genau noch nicht beſtimmen läßt, jeder Band aber gewiß mehr als ein Alphabet ausmachen wird: ſo will man doch für die Subſcribenten den mäßigen Preis von 4 Thalern, den Louisd'or zu 5 Thlr gerechnet, beſtimmen. Nachher koſtet das Exemplar 1 Louisd'or.
5. Der Subſcriptions-Termin bleibt bis Michaelis 1779 offen; das ganze Werk aber ſoll bis Oſtern 1780 erſcheinen.
6. Wer 10 Exemplare ſammelt, erhält das 11te frey.
7. Die Subſcription übernehmen die jedes Orts bekannte Buchhandlungen und diejenigen Freunde, welche dieſe gedruckte Nachricht ausgeben werden. Nürnberg, den 3ten April 1779.

Johann Georg Lochneriſche
Buchhandlung.

* * *

Auf künftige Herbſt-Meſſe erſcheint bey Geßner, Buchhändler in Zürich, ein Schweitzer-Almanach in 24. mit Kupfern. Da man ſich von demſelben die Hofnung macht, er werde einem Fremden, auf ſeinen Reiſen durch die Schweitz, zum Leitfaden in ſeinen Unterſuchungen dienen, und des Eidsgenoß ſein Vaterland, wo möglich, noch liebenswürdiger vorſtellen,

ſtellen, ſo wird man ſich, in Abſicht auf Druck und Text u. ſ. w. alle Mühe geben, daß ſie unſerer Achtung fürs Vaterland und ſeinen Bedürfniſſen beſtmöglichſt entſprechen. Zu dem Ende hin werden die Kupfer, theils Portraits verſtorbener berühmter Schweizer, theils Zeichnungen von allem dem Merkwürdigen vorſtellen, das die Schweiz in den Naturreichen, oder auch in Künſten und Wiſſenſchaften und Sitten, von Zeit zu Zeit liefert. Auch wird eine auf unterſchiedliche Aſtronom. Beobachtungen und richtige Einſchaltungen gegründete möglichſt genaue Charte von der Geograph. Lage der vornehmſten Oerter Helvetiens ſamt einer Tabel von dem jährigen Sonnen- und Monds-Lauf zu Vorſtellung der Finſterniſſen beygelegt werden. Der eigentliche Calender wird im Julian. und Gregor. Jahr ausgedruckt, nebſt den gewohnten Aſtronom. Artickeln auch einen Helvetiſchen Natur-Calender und eine Anzeige derjenigen Tage enthalten, auf welche jährlich die Regiments-Veränderungen fallen. Dieſer Anzeige wird ein Verzeichniß der zeitigen Regierungs- Kirchen- Kriegs und Litterar-Etats folgen, in welchem die wichtigſten Diſaſterien, öffentliche Inſtituts, Bibliotheken und Geſellſchaften mit ihren Direktoren und Bibliothekairs, und die Privat- Naturalien- und Kunſt-Cabineter mit ihren Eigenthümern verzeichnet ſind. Den Beſchluß werden abgekürzte Biographien denkwürdiger Schweizer, hiſtoriſche Nachrichten von gemeinnützigen Inſtituten, Schweizer-Gedichte mit Muſik, Anekdoten und Erzählungen edler Handlungen und Anzeige der neueſten Bücher und Kunſt-Sachen, nebſt allen den übrigen Verzierungen, machen, die man in einem Taſchen-Calender niemals gern vermißt. Wird mit Ausgang des Auguſtmonats zu haben ſeyn: in Zürich, beym Verleger und in Leipzig, bey Örell, Geßner, Füßlin und Comp. Auch in den meiſten Handlungen Teutſchlands. Zürich, den 4ten April 1779.

* * *

Von Yverdon aus wird von nachstehendem Werke eine bequemere und wohlfeilere Ausgabe angekündiget.

Memoires concernant l'Hiſtoire, les Sciences, les Arts, les Moeurs, les Uſages, etc. des Chinois, par les Miſſionnaires de Pékin; nouvelle edition, revue, augmentée de pluſieurs pieces, et précédée d'une idee générale de la litterature Chinoiſe, par M. *de Guignes*, Interprète du Roi pour les langues Orientales, et de l'Académie des Inſcriptions et Belles-Lettres.

Dieſe Sammlung von Nachrichten aus China, über verſchiedene Gegenſtände der Geſchichte, der Wiſſenſchaften, Künſte, Sitten und Gebräuche, die man hier dem Publico vorlegt, iſt die Frucht einer Korreſpondenz, welche ſeit 15 Jahren von den Miſſionarien in China und zweyen Chineſern unterhalten wird, die, aus Begierde ſich ihrem Vaterlande nützlich zu machen, in einem Alter von 19 Jahren daſſelbe verließen, um die Sprachen und Wiſſenſchaften unſers Welttheils zu lernen.

Als ſie nach China zurückgekommen waren, ließen ſie ſichs ſehr angelegen ſeyn, alle die Fragen zu beantworten, die man auf ihrer Reiſe durch Europa an ſie gethan hatte. Diejenigen unter den Miſſionarien, die den mehreſten Sinn hatten, und am wenigſten an Viſionen hiengen, trugen ſehr vieles dazu bey, den Europäern eine Nation kennen zu lernen, die ihnen zur Zeit unbekannter iſt, als ſie es zu ſeyn verdiente; und ſo haben ſie zuſammen ſeit 1766 kein einziges Jahr unterlaſſen, Nachrichten über Gegenſtände zu liefern, die in Europa bekannt zu ſeyn verdienen.

Wir werden die Liebhaber nicht beſſer von dem Werthe derſelben überzeugen können, als wenn wir ihnen den Inhalt

der

der hauptſächlichſten Nachrichten vorlegen, die in den 4 Theilen der Pariſer Ausgabe enthalten ſind.

Iter Theil. Erſtlich eine Nachricht von dem Alterthum der Chineſer. Zweytens eine Nachricht, welche die decidierte Meynung derſelben über die Charaktere auf der Iſis von Turin enthält, die Needham für Charaktere alter chineſiſcher Schrift angeſehen hatte. Das 3te Stück iſt die Erklärung eines Monuments in chineſiſchen Verſen, das der regierende Kaiſer Kien-Long ſetzen ließ, um der Nachwelt ſeinen Sieg über das Eluthiſche Reich, den er im Jahr 1757 erhielt, darzuſtellen. Das 4te Stück iſt wieder ein Monument von eben demſelben Kaiſer zum Gedächtniß der Wanderung der Tourgouthen errichtet, welche im Jahr 1771 zu 500000 Mann von den Ufern des Kaſpiſchen Meeres und der Wolga fortzogen, um ſich unter die Beherrſchung des Kayſers von China zu begeben. Endlich folgt, zum Beſchluß dieſes Theils, eine Ueberſetzung von zwey alten Werken, das eine unter dem Titel: Ta-hio, oder die groſſe Wiſſenſchaft, das andere Tſong-yong, oder die rechte Mittelſtraße, mit Vorrede und Anmerkungen.

IIter Theil. Eine Abhandlung über das Alterthum der Chineſer, wozu die Beweiſe von Monumenten hergenommen ſind. Dieſer erſten Nachricht folgt eine groſſe Anzahl von Kupfern, die zugleich erklärt werden, und zuſammen eine weitläuftige Darſtellung der chineſiſchen Geſchichte und Monumente ausmachen. Das zweyte Stück enthält kritiſche Bemerkungen, die zu Pekin abgefaßt worden, über Paws Recherches ſur les Chinois & ſur les Egyptiens. Den Beſchluß machen drey Nachrichten von den wilden Seidenwürmern, dem Baumwollenbaum und Bambusrohre, und ein Gedicht, der Garten von See-ma-Kouang überſchrieben.

Der

Der IIIte Theil fängt mit 52 Bildnissen berühmter Chineser an, welchen hin und wieder in den folgenden Bänden, um der Anordnung der Materien Verschiedenheit zu geben, noch viele andere folgen werden. Die interessantesten davon sollen gestochen werden. Auf diese Bildnisse folgt eine Erzählung des Sieges der Miao-tsee vom Jahr 1775, mit einem detaillierten Raisonnement über die dermalige Beschaffenheit der Chineser in Absicht auf Charakter, Sitten, Grundsäze u. s. w. und hier wird zugleich ein Begriff von ihrer Macht, von ihren Cerimonien bey wichtigen Vorfällen und von ihrer Regierungsform gegeben. Zum Beschluß folgen Anzeigen chinesischer Treibhäuser, einiger Pflanzen und Bäume, über deren besondere Bebauungsart u. s. w. Diesem ist endlich die vom Kayser jährlich angestellte Cerimonie der Feldarbeit angefüget.

IVter Theil. Eine sehr weitläuftige Erzählung der alten und neuen Lehre der Chineser von den kindlichen Pflichten, welche die Grundlage ihrer Sitten und Regierungsform ausmacht. Zweytens eine Nachricht von dem Werthe des Geldes in China. Drittens ein kurzer Inhalt der Begriffe, die sich die Chineser von den Kinderblattern machen. Viertens eine Anzeige des chinesischen Buchs Si-Yuen, über die Verfahrungsart der Chineser bey dem Prozeß eines Mörders, und die Entscheidung desselben durch Besichtigung des Ermordeten. Fünftens eine Anzeige der Gebräuche der Bonzen Tao-See beym Heilen. Sechstens einige Bemerkungen aus der Physik und Naturgeschichte vom Kayser Kang-hi. Siebentens vermischte Anzeigen, als: von verschiedenen Gebräuchen der Chineser, von Vögeln ꝛc.

Ein Quartband der Pariser Edition wird in einen großen Octavband gebracht werden, und die Kupfer werden von eben diesem Formate seyn. Diese Ausgabe soll der Pariser nichts

nichts nachgeben, weder an typographiſcher Genauigkeit, noch an Schönheit der Kupfer. Sie wird ſogar in vielen Stücken vorzüglicher ſeyn; denn der erſte Theil wird gleich mit einem Zuſatz von dem berühmten Herrn de Guignes, den Hauptbegriff der chineſiſchen Litteratur betreffend, anfangen. Dieſem ſollen viele ſehr merkwürdige Sachen folgen, die eben ſo leſenswerth ſeyn werden, als ob ſie aus China ſelbſt kämen. Sie wird zum Gebrauch bequemer ſeyn, und doch nur halb ſo viel als die Pariſer, das iſt, der Band 6 Livr. koſten. Dieſe koſtbare Sammlung wird 12 bis 15 Bände ausmachen.

In Teutſchland hat man ſich an die Herren Steiner und Kompagnie, Buchhändler zu Winterthur, und an ihre Korreſpondenten, hier in Weimar an Herrn Hofbuchhändler Hoffmann, zu addreſſiren.

* * *

Von eben daher wird angekündigt:

Précis d'hiſtoire naturelle, par M. *Sauvy*, 7 Vol. in 12.

Die Abſicht des Verfaſſers dieſes mit vielem Urtheil verfertigten Abriſſes war, in 5 kleinen Duodezbänden alles zu umfaſſen, was in der Naturgeſchichte der Thiere Merkwürdiges und Nützliches vorkömmt, und dieſes allen Leſern faßlich zu machen. Aber um einen vollſtändigen Umriß der Naturgeſchichte zu liefern, zog der Herausgeber dieſer neuen Edition aus den Werken deſſelben Verfaſſers die Geſchichte der Mineralien und Vegetabilien aus, und dieſe Ausgabe wird 7 Duodezbände ſtark ſeyn. Sie iſt eine Einleitung in dieſen ſo wichtigen Theil der Naturlehre für die, welche ſich dem Studio derſelben widmen wollen, und für alle Arten von Leſern eine Sammlung, die ſie auf eine beluſtigende Art unterrichtet. Der Verfaſſer vergißt nicht, die verſchiedenen

denen Anwendungen der Thael, der Mineralien und Vegetabilien zur Medicin anzuführen, und erzählt die hauptsächlichsten und bewährtesten Heilungsmittel, die sich daraus zubereiten lassen. Gegenwärtiger Auszug ist sehr gut bearbeitet, und wir können versichern, daß er eine von denen Sammlungen ausmacht, die einen wirklichen Nutzen haben, und daß er unter die Zahl der besten Lehrbücher gesezt zu werden verdient.

In Teutschland hat man sich an die Herren Steiner und Compagnie, Buchhändler zu Winterthur, und an ihre Korrespondenten, hier in Weimar aber an Hrn. Hofbuchhändler Hoffmann, zu addressiren.

* * *

Nachricht an das Publikum.

Selten durchreiset ein Fremder die herrlichen Gegenden am Rheine und Necker, ohne den Wunsch zu äussern, gute Zeichnungen davon in sein Vaterland mit zurücknehmen, und es ist sonderbar, daß es bisher noch niemand wagen mögen, diesen Wunsch zu befriedigen. Daß besonders die Pfalz eben so reich an schönen Aussichten sey, als irgend ein Land in der Welt, das wird wohl niemand läugnen, der jemals die Gegenden am Rheine und Necker, und die an der Bergstrase und an der Hardt gesehen, und mit andern zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat; dazu kömmt noch, daß die meisten dieser Gegenden die merkwürdigsten Denkmale der alten Geschichte in ihren ehrwürdigen Ruinen dem Auge des Reisenden darstellen, und dadurch seine Aufmerksamkeit und Neugierde um so mehr reizen.

Schon lang nährte ich den Gedanken in mir, so etwas zu unternehmen; aber immer schreckte mich das unzählbare Heer von Hindernissen zurück, womit ein solches Unternehmen nothwendiger Weise vergesellschaftet seyn muß; und noch jezt sehe ich gar wohl ein, daß ich ohne besonderes Glück in Absicht der dazu erfoderlichen Hülfsmittel mit tausend Schwierigkeiten werde zu kämpfen haben, die vielleicht nicht so bald zu überwinden sind, als ich mir wohl schmeicheln möchte. Inzwischen will ich es doch wagen, und wenigstens

nigſtens dem Publikum meinen Plan vorlegen, in Hoffnung, daß ſich patriotiſche Männer finden werden, die zu dieſem Unternehmen die Hand bieten.

Ich bin willens die ſchönſten und merkwürdigſten Gegenden in der Pfalz nach der Natur zeichnen, und dann ſo ſchön als ichs haben kann, in Kupfer ſtechen oder ätzen zu laſſen. Man begreift von ſelbſt, daß dieſes ein weitläuftiges Unternehmen iſt; ich werde es alſo heftweiſe herausgeben. Ein jedes Heft wird aus vier oder höchſtens ſechs Kupferplatten beſtehen, und dann werde ich in dem nemlichen Format auch eine kurze Geſchichte der auf den Kupferplatten vorgeſtellten Gegenden, nebſt dem, was ſie auch in Abſicht der Naturgeſchichte merkwürdiges enthalten, abdrucken laſſen.

Da ich keinen Vorſchuß, auch wenigſtens für das erſte Heft nicht einmal Unterzeichnung begehre, noch annehme, ſo hätte ich nun eigentlich dem Publikum weiter nichts zu ſagen. Wann einmal das erſte Heft da iſt, und man alsdann, um ſich eines der erſten und beſten Abdrücke zu verſichern, pränumeriren will, ſo werde ich das geſchehen laſſen können. Die Abſicht, warum ich meinen Landsleuten mein Vorhaben bekannt mache, iſt blos dieſe, um ſie aufzufodern und freundſchaftlich zu bitten, mir mit Beyträgen an Hand den zu gehen, wodurch die Geſchichte derjenigen Gegenden erläutert werden kann, die ich zu liefern gedenke. Die Namen derjenigen Patrioten, die ſich für dieſes Unternehmen verwenden wollen, werde ich künftig, nach erhaltener Erlaubniß von ihnen, dem Werke öffentlich beydrucken, um ihnen dadurch ein ewiges Denkmal bey der Nachwelt zu ſtiften, das ihnen, wenigſtens in ihrem Vaterlande, mehr Ehre machen wird, als wenn ihre Nahmen allen Pränumerationsregiſtern einverleibt wären. Auſſerdem aber verſpreche ich einem jeden, der mir würklich brauchbare Beyträge geliefert, ein Exemplar unentgeldlich zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit.

Mit Ingelheim und der umliegenden Gegend werde ich vermuthlich den Anfang machen. Dieſer Ort iſt durch ſeine ganz vortreffliche Lage ſowohl, als auch in der Geſchichte, unſtreitig der merkwürdigſte am ganzen Rheinſtrome. Bacharach und Caub werden alsdann folgen, einestheils weil Bacharach eine der älteſten Städte in der Pfalz iſt; anderntheils aber weil ich ſchon ſeit verſchiedenen Jahren Beyträge zur Geſchichte dieſer Stadt und Gegend beſitze, die ich dem Herrn Pfarrer Hilgard zu Boſenheim zu verdanken habe.

Die

Die Gegenden um Heidelberg werden vermuthlich Stoff zum folgenden Hefte liefern; sodann denke ich den Prospekt an der Nähe bey Kreuznach und dort herum aufzunehmen; ferner die Gegend bey Dürkheim, wo ich besonders die Geschichte des Klosters Limburg und anderer dort befindlichen alten Schlösser zu haben wünschte. Oppenheim, Beckeberg, Falkenstein, Schloß Böckelheim, das Schloß Starkenburg bey Heppenheim, die ganze Gegend an der Hardt u. s. w. Wir sind so reich an vortrefflichen Aussichten und schönen Gegenden, daß mein übriges Leben kaum hinreichen wird, meinen Plan ganz auszuführen.

Der Churfürstliche Kabinets-Landschaftsmaler, Ferdinand Kobel, wird das Abzeichnen der in der Natur gewählten Aussichten und die Kupferstiche davon besorgen. Solche werden alle in einer gleichen Größe, nur nach Nothwendigkeit und Bedürfniß des Gegenstandes der Länge nach oder in die Höhe, gearbeitet werden. Er wird sich alle erdenkliche Mühe geben, sowohl durch die Wahl der Gegenstände, als durch ihre Bearbeitung das Malerische, und das Bezeichnende auf die Geschichte, nach seinen Kräften darzustellen. Auch in Absicht des Typographischen werde ich für die äußere Zierde möglichst sorgen, und wir hoffen alsdann durch diese gemeinschaftliche Arbeit des Künstlers, des Gelehrten und des Liebhabers Beyfall zu verdienen. Mannheim, den 20. Merz 1779.

Schwan.

Auch soll in eben dieser Handlung bis gegen Michaelis hin, der erste Band einer vollständigen Sammlung aller griechischen Taktiker, mit Erläuterungen der Kriegsalterthümer und vielen hiezu dienlichen Kupfertafeln erläutert, erscheinen, welcher den Onosander und Aelian enthalten wird. Format und Druck werden ohngefähr seyn, wie Winkelmanns Geschichte der Kunst. Der Preiß kann noch nicht bestimmt werden. Wer aber einen Ducaten postfrey an den Verleger einsendet, der hat ein Exemplar von den ersten und besten Abdrücken zu erwarten, und der Name des Verlegers kann dem Publikum schon Bürge seyn, daß es auf keinerley Art übervortheilt werden wird.

Der

Teutſche Merkur.

Junius 1779.

I.

Beſchluß der Onoſkiamachie.

(fortgeſetzt von S. 182. No. 5.)

II.

Der Entſcheidungstag. Maasregeln beyder Partheyen. Die Vierhundert verſammeln ſich, und das Gericht nimmt ſeinen Anfang. Philantropiſch-patriotiſche Träume des Herausgebers dieſer merkwürdigen Geſchichte.

Die verſchiednen Maſchinen, welche man dieſen Tag über auf beyden Seiten hatte ſpielen laſſen, brachten den Abderitiſchen Staatskörper bey dem Anſchein der größten innerlichen Bewegung, durch die Stöße, die er nach entgegengeſetzter Richtung erhielt, in eine Art von wagerechtes Schwanken, vermöge deſſen um die Zeit, da die Vierhundert zu Entſcheidung des Eſelsſchatten-Handels zuſammenkamen, ſich alles ungefähr in eben dem Stande befand, worinn es einige Tage zuvor geweſen war, d. i. daß die Eſel den größten Theil des Raths, die Patrizier und die anſehnlichſten

Hubert ſtampft auf den Boden, und die Männer kommen herein.

Hervor, thut wie ich euch befehle.

Arthur (erſchroken.)

O Hubert, rette mich! Meine Augen ſind ſchon aus, nur von den grimmigen Bliken dieſer blutigen Männer.

Hubert.

Gebt mir das Eiſen ſag ich, und bindet ihn hieher.

Arthur.

O Gott, wozu habt ihr nöthig ſo ungeſtüm-rauh zu ſeyn? Ich will mich nicht ſträuben, ich will wie ein Stein ſtill halten. Um des Himmels willen, Hubert, laßt mich nicht binden? Nein, höre mich, Hubert, treibe dieſe Männer weg, und ich will ruhig ſtill ſizen wie ein Lamm. Ich will mich nicht regen, nicht wimpern, kein Wort reden, und das Eiſen nicht zornig anſehen: Schikt nur dieſe Männer fort, und ich will euch vergeben, was ihr mir auch für Marter anthun möget.

Hubert.

Geht, bleibt vor auſſen, laßt mich allein mit ihm.

Nachrichter.

Es iſt mir lieber, weit von einer ſolchen That zu ſeyn.

(Sie gehen ab.)

und vermöglichsten von der Bürgerschaft auf ihrer Seite hatten; die Schatten hingegen ihre meiste Stärke von der größern Anzahl zogen, indem der Pöbel von Abdera, seit dem großen feyerlichen Umgang um den Tempel und Froschteich der Latona, welchen Strobylus an dem gestrigen Abend veranstaltet, und dem die sämmtlichen Schatten mit dem Nomophylax Gryllus und dem Zunftmeister Pfriem an ihrer Spitze, sehr andächtig beygewohnt hatten, wieder gänzlich für diese letztere Parthey erklärt war.

Es würde bey dieser Gelegenheit dem Priester Strobylus und den übrigen Häuptern derselben ein leichtes gewesen seyn, mittelst ihres Ansehens über diesen fanatischen Haufen, welcher größtentheils bey gänzlicher Zerrüttung der Republik mehr zu gewinnen als zu verlieren hatte, noch an selbigem Abend viel Unheil in Abdera anzurichten. Allein außerdem, daß der Oberpriester im Namen des Archons noch einmal nachdrücklichst angewiesen worden war, den Pöbel in gehöriger Ordnung zu erhalten, und dafür zu sorgen, daß der Tempel und alle Zugänge zu dem geheiligten Teiche noch vor Sonnenuntergang geschlossen wären — so waren sie auch selbst weit entfernt, die Sache ohne höchste Noth aufs Aeußerste treiben, oder die ganze Stadt in Blut und Flammen setzen zu wollen; und so klug waren sie doch, Trotz ihrer übrigen Abderitheit, alle, um einzusehen, daß, wenn ihnen der Pöbel einmal die Zügel aus der Hand gerissen hätte, es nicht mehr in

ihrer

ihrer Gewalt seyn würde, der ungestümen Wuth eines so blinden reißenden Thiers wieder Einhalt zu thun. Der Zunftmeister begnügte sich also, da der Umgang vorbey war, und die Thüren des Tempels geschlossen wurden, dem auseinandergehenden Volke zu sagen: er hoffte, daß sich alle redliche Abderiten morgen um neun Uhr auf dem Markte bey dem Urtheil über den Handel ihres Mitbürgers Struthion einfinden, und, soviel an ihnen wäre, dazu verhelfen würden, daß seine gerechte Sache auch den Sieg Rechtens davon trage.

Diese Einladung war zwar, ungeachtet der glimpflichen, und, seiner Meynung nach, sehr behutsamen Ausdrücke, worinn er sie vorbrachte, nicht viel besser, als ein höchst illegales Verfahren eines aufrührischen Zunftmeisters, der im Nothfall die Richter durch die unmittelbare Gefahr eines Tumults nöthigen wollte, das Urtheil nach seinem Sinn abzufassen. Allein dies war es auch, worauf es ankommen zu lassen die Schatten fest entschlossen waren; und, da die andere Parthey hievon völlig überzeugt war: so hatten sie ihrerseits alle mögliche Maasregeln genommen, sich auf das Aeußerste, was begegnen könnte, gefaßt zu machen.

Der Erzpriester ließ, sobald das Gericht den Anfang nahm, alle Zugänge zum Jasontempel von einer Schaar handfester Gerber und Fleischer, die mit tüchtigen Knitteln und Messern versehen waren, besetzen; und in den Häusern der vornehmsten Esel

hatte man ſich in eine Verfaſſung geſetzt, als ob man eine Belagerung auszuhalten gedenke. Die Eſel ſelbſt erſchienen mit Dolchen unter ihren langen Kleidern auf dem Gerichtsplatz; und einige von denen, die am lauteſten ſprachen, hatten die Vorſicht gebraucht, ſogar einen Panzer unter ihrem Bruſtlatz zu tragen, um ihren patriotiſchen Buſen mit deſto größerer Sicherheit den Stößen der Feinde der guten Sache entgegenſetzen zu können.

Die neunte Stunde kam nun heran; ganz Abdera war in zitternder Bewegung, erwartungsvoll des Ausgangs, den ein ſo unerhörter Handel nehmen würde; und kein Menſch hatte ſein Frühſtück ordentlich zu ſich genommen, wiewohl alles ſchon mit Tagesanbruch auf den Füßen war. Die Vierhundert verſammelten ſich auf der Terraſſe der Tempel des Apollo und der Diana (dem gewöhnlichen Platz, wo der große Rath unter freyem Himmel gehalten wurde), dem großen Marktplatz gegenüber, von welchem man auf einer breiten Treppe von vierzehn Stuffen zur Terraſſe hinaufſtieg. Auch die Partheyen mit ihren nächſten Anverwandten und mit ihren beyden Sykophanten hatten ſich bereits eingefunden und ihren gehörigen Platz eingenommen; indeſſen ſich der ganze Markt mit einer Menge Volks anfüllte, deſſen Geſinnungen durch ein lermendes Vivat, ſo oft ein Rathsherr oder Zunftmeiſter von der Schattenparthey einhergeſtiegen kam, ſich deutlich genug verriethen.

Alles

Alles wartete nun auf den Nomophylax, der, nach den Gewohnheiten der Stadt Abdera, in allen Fällen, wo die Verſammlung des großen Rathes nicht unmittelbare Angelegenheiten des gemeinen Weſens betraf, das Präſidium bey demſelben führte. Die Eſel hatten zwar alles angewandt, den Archon Onolaus dahin zubringen, daß er, weil es doch um ein neues Geſetz zu thun wäre, das bey dieſer Gelegenheit abgefaßt werden ſollte, den elfenbeinernen Lehnſtuhl (der, um drey Stufen über die Bänke der Räthe erhöht, für den Präſidenten geſetzt war) mit ſeiner eignen ehwürdigen Perſon ausfüllen möchte. Aber er erklärte ſich: daß er lieber das Leben laſſen, als ſich dazu verſtehen wolle, über ein Eſelsſchatten-Gericht zu präſidiren. Man hatte ſich alſo gezwungen geſehen, ſeiner Delicateſſe nachzugeben.

Der Nomophylax, als ein großer Anhänger der Etikette, gewohnt, bey dergleichen Gelegenheiten auf ſich warten zu laſſen, hatte dafür geſorgt, daß die Verſammlung indeſſen mit einer Muſik von ſeiner Kompoſition unterhalten, und (wie er ſagte) zu einer ſo feyerlichen Handlung vorbereitet würde. Dieſer Einfall, wiewohl er eine Neuerung war, wurde dennoch ſehr wohl aufgenommen, und that, (gegen die Abſicht des Nomophylax, der ſeine Parthey dadurch in verſtärkte Bewegungen von Muth und Eifer hatte ſetzen wollen) eine ſehr gute Würkung. Denn die Muſik gab denen von der Parthey des Erzprieſters zu einer Menge ſpä-

ſiger Einfälle Anlaß, über welche ſich von Zeit zu Zeit ein großes Gelächter erhob. Einer ſagte: dieſes Allegro klingt ja wie ein Schlachtgeſang — zu einem Wachtelkampfe, fiel ein anderer ein. Dafür tönt aber auch, ſagte ein dritter, das Adagio, als ob es dem Zahnbrecher Struthion und Meiſter Knieriemen, ſeinem Schutzpatron, zu Grabe ſingen ſollte. Die ganze Muſik, ſagte ein vierter, verdient von Schatten gemacht und von Eſeln gehört zu werden, — u. ſ. w. So froſtig nun dieſe Scherze waren, ſo brauchte es doch bey einem ſo jovialiſchen und ſo leicht anzuſteckenden Völkchen, wie die Abderiten waren, nicht mehr, um die ganze Verſammlung unvermerkt in ihre natürliche komiſche Laune umzuſtimmen, die mit der Partheywut, wovon ſie noch kaum beſeſſen waren, einen ſeltſamen Kontraſt machte, und vielleicht mehr als irgend etwas anders zur Erhaltung der Stadt in dieſem kritiſchen Augenblicke beytrug.

Endlich erſchien der Nomophylax mit ſeiner Leibwache von armen alten Invaliden-Handwerkern, die, mit ſtumpfen Hellebarten und mit einer friedſamen Art von eingeroſteten Degen bewaffnet, mehr das Anſehen von den lächerlichen Figuren hatten, womit man in den Gärten die Vögel ſchreckt, als von Kriegsmännern, die dem Gericht beym Pöbel Würde und Furchtbarkeit verſchaffen ſollten. Wohl indeſſen der Republik, die zu Beſchirmung ihrer Thore und innerlichen Sicherheit keiner andern Helden nöthig hat als ſolcher!

Der

Der Anblick dieſer grotesken Militzer, und der ungeſchickten poſſierlichen Art, wie ſie ſich in dem kriegeriſchen Aufzug, worein man ſie vor drey Stunden verkleidet hatte, gebehrdeten, erweckten bey dem zuſchauenden Volke einen neuen Anſtoß von Luſtigkeit; ſo daß der Herold viele Mühe hatte, die Leute endlich zu einer leidlichen Stille, und zu dem Reſpect, den ſie ihrem höchſten Gerichte ſchuldig waren, zu bringen.

Der Präſident eröffnete darauf die Seſſion mit einer kurzen Rede; der Herold gebot ein abermaliges Stillſchweigen, und die Sykophanten beyder Theile wurden namentlich aufgefodert, ſich mit ihrer Klage und Verantwortung mündlich vernehmen zu laſſen.

Den Sykophanten, die für große Meiſter in ihrer Art paſſierten, mußte die Gelegenheit, ihre Kunſt an einem Eſelsſchatten ſehen zu laſſen, an ſich allein ſchon eine große Aufmunterung ſeyn. Man kann alſo leicht denken, wie ſie ſich nun vollends zuſammengenommen haben werden, da dieſer Eſelsſchatten ein Gegenſtand geworden war, an dem die ganze Republik Antheil nahm, und um deſſentwillen ſie ſich in zwoo Partheyen getrennt hatte, deren jede die Sache ihres Klienten zu ihrer eignen machte. Seit ein Abdera in der Welt war, hatte man noch keinen Rechtshandel geſehen, der ſo lächerlich an ſich ſelbſt, und ſo wichtig durch die Art, wie er behandelt wurde, geweſen wäre. Ein Sykophant müßte nur ganz und gar kein Genie und keinen

Sykophantenſinn gehabt haben, der bey einer ſolchen Gelegenheit nicht ſich ſelbſt übertroffen hätte.

Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß der übelberüchtigte Zahn der Zeit, dem ſo viele andere große Werke des Genies und Witzes nicht entgehen konnten, noch künftig entgehen werden, leider! auch der Originale dieſer beyden berühmten Reden nicht verſchont hat! wenigſtens ſoviel uns bekannt iſt. Denn wer weis, ob es nicht vielleicht einen künftigen Fourmont oder Sevin, der auf Entdeckung alter Handſchriften ausgeht, dereinſt gelingen mag, eine Abſchrift derſelben in irgend einem beſtaubten Winkel einer alten griechiſchen Kloſterbibliothek aufzuſpüren? Oder, wenn dies nicht zu hoffen ſtünde, wer kann ſagen, ob nicht in der Folge der Zeiten Thrazien ſelbſt wieder in die Hände chriſtlicher Fürſten fallen wird, die ſich, nach dem Beyſpiel einiger großen Könige unſres philoſophiſch-heroiſchen Alters, eine Ehre daraus machen werden, mächtige Beförderer der Wiſſenſchaften zu ſeyn, Akademien zu ſtiften, verſunkne Städte ausgraben zu laſſen, u. ſ. w. Wer weis, ob nicht alsdann dieſe gegenwärtige Abderitengeſchichte ſelbſt, ſo unvollkommen ſie iſt, in die Sprache dieſes künftig beſſern Thraziens überſetzt, die Ehre haben wird, Gelegenheit zu geben, daß ein ſolcher neuthraziſcher Muſagete auf den Einfall kommt, die Stadt Abdera aus ihrem Schutte hervorgraben zu laſſen; da dann ohne Zweifel auch die Kanzley und das

Archiv

Archiv dieſer berühmten Republik, und in demſelben die ſämmtlichen Originalakten des Prozeſſes um des Eſels Schatten, nebſt den beyden Reden, deren Verluſt wir beklagen, ſich wieder finden werden? — Es iſt wenigſtens angenehm, ſich ſolchergeſtalt auf den Flügeln patriotiſch-menſchenfreundlicher Träume in die Zukunft zu ſchwingen, und ſich an den Glückſeligkeiten zu laben, die unſern Nachkommen noch bevorſtehen; Glückſeligkeiten, für welche die (bekanntermaaßen) immer ſteigende Vervollkommnerung der Wiſſenſchaften und Künſte, und der von ihnen ſich über alles Fleiſch ergießenden Erleuchtung, Verſchönerung und Sublimirung der Denkart, des Geſchmacks und der Sitten uns ſichre Bürgſchaft leiſtet!

Inzwiſchen gereicht es uns doch zu einigem Troſte, daß wir uns im Stande ſehen, aus den Pappieren, aus welchen gegenwärtige Fragmente der Abderitengeſchichte genommen ſind, wenigſtens einen Auszug dieſer Reden zu liefern, deſſen Aechtheit um ſo weniger verdächtig iſt, da kein Leſer, der eine Naſe hat, den Duft der Abderitheit verkennen wird, der daraus emporſteigt — ein innerliches Argument, das am Ende doch immer das beſte zu ſeyn ſcheint, das für das Werk irgend eines Sterblichen, er ſey nun ein Oſſian, oder ein Abderitiſcher Feigenredner, ſich geben läßt.

12.

Rede des Sykophanten Physignatus.

Der Sykophant Physignatus, der als Sachwalter des Zahnarztes Struthion zuerst redete, war ein Mann von Mittelgröße, ſtarken Muskeln und breiten Lungenflügeln; er wußte ſich viel damit, daß er ein Schüler des berühmten Gorgias geweſen war, und machte Anſprüche, einer der großen Redner ſeiner Zeit zu ſeyn; aber darinn war er, wie in vielen andern, ein offenbarer Abderit. Seine größte Kunſt beſtund darinn, daß er, um ſeinem Vortrag durch die manchfaltige Modulation ſeiner Stimme mehr Lebhaftigkeit und Ausdruck zu geben, in dem Umfang von anderthalb Oktaven von einem Intervall zum andern wie ein Eichhorn herumſprang, und ſo viel Grimaſſen und Geſtikulationen dazu machte, als ob er Arabiſch ſpräche, und ſich ſeinen Zuhörern nur durch Gebehrden verſtändlich machen könnte — Physignathus trat mit der ganzen Unverſchämtheit eines Sykophanten auf, der ſich darauf verläßt, daß er Abderiten zu Zuhörern hat, und fieng alſo an:

Edle, Ehrenfeſte und Weiſe, Großmögende Vierhundertmänner!

Wenn jemals ein Tag war, an welchem ſich die Vortreflichkeit der Verfaſſung unſrer Republik in ihrem größten Glanz enthüllt hat, und wenn jemals ich mit dem Gefühl, was es iſt, ein Bürger von Abdera zu ſeyn, unter euch aufgetreten bin: ſo iſt es an die-

dieſem großen feſtlichen Tage, da vor dieſem ehrwürdigen höchſten Gerichte, vor dieſer erwartungsvollen und theilnehmenden Menge des Volks, vor dieſem anſehnlichen Zuſammenfluß von Fremden, die der Ruf eines ſo außerordentlichen Schauſpiels zu ganzen Schaaren herbeygezogen hat, ein Rechtshandel zur Entſcheidung gebracht werden ſoll, der in einem minder freyen, minder wohleingerichteten Staat, der ſelbſt in einem Theben, Athen oder Sparta nicht für wichtig genug gehalten worden wäre, die ſtolzen Verwalter des gemeinen Weſens nur einen Augenblick zu beſchäftigen. Edles, preiswürdiges, glückliches, dreymal glückliches Abdera! Du allein genießeſt unter dem Schutz einer Geſetzgebung, der auch die geringſten, auch die zweifelhafteſten und ſpitzfündigſten Rechte und Anſprüche der Bürger heilig ſind, du allein genießeſt das Weſen einer Sicherheit und Freyheit, von denen andere Republiken, was auch ſonſt die Vorzüge ſeyn mögen, womit ſich ihre patriotiſche Eitelkeit brüſtet, nur den Schatten zum Antheil haben. Oder, ſaget mir, in welcher andern Republik würde ein Rechtshandel zwiſchen einem gemeinen Bürger und einem der Geringſten aus dem Volke, ein Handel, der dem erſten Anblick nach kaum zwoo oder drey Drachmen beträgt, ein Handel über einen Gegenſtand, der ſo unbedeutend ſcheint, daß die Geſetze ihn bey Benennung der Dinge, welche ins Eigenthum kommen können, gänzlich vergeſſen zu haben ſcheinen, ein Handel über etwas, dem

ein

Arthur.

Ach, ſo hab ich meinen Freund weggetrieben; er hat einen erſchreklichen Blik, aber ein mitleidiges Herz; laßt ihn wieder herein kommen, damit ſein Mitleiden das eurige aufweke.

Hubert.

Komm, Junge, bereite dich.

Arthur.

Iſt denn kein Mittel?

Hubert.

Keines, als deine Augen zu verliehren.

Arthur.

O Himmel! daß doch nur ein Stäubchen, ein Splitterchen, eine Müke, ein irrendes Haar in den eurigen wäre; wenn ihr fühltet, was für Ungemach die kleinſten Dinge in dieſem koſtbaren Sinn anrichten, euer grauſames Vorhaben müßt' euch entſezlich vorkommen.

Hubert.

Iſt diß dein Verſprechen; komm her, ſchweig und rühre dich nicht --

Arthur.

Hubert, du willt mir nicht erlauben, daß ich um meine

Augen

ein subtiler Dialektiker sogar den Namen eines Dinges streitig machen könnte, mit einem Wort, ein Streit über den Schatten eines Esels — zum Gegenstand der allgemeinen Theilnehmung, zur Sache eines Jeden, und also, wenn ich so sagen darf, gleichsam zur Sache des ganzen Staats geworden seyn? In welcher andern Republik sind die Gesetze des Eigenthums so bestimmt, die gegenseitigen Jura vel quasi der Bürger vor aller Willkühr der obrigkeitlichen Personen so sicher gestellt, die geringfügigsten Ansprüche oder Foderungen selbst des ärmsten Bürgers in den Augen der Obrigkeit so wichtig und hochangesehen, daß das höchste Gericht der Republik selbst es nicht unter seiner Würde hält, sich feyerlich zu versammeln, um über das zweifelhaftscheinende Recht an einen Eselsschatten zu erkennen? Wehe dem Mann, der bey diesem Worte die Nase rümpfen, und aus albernen kindischen Begriffen von dem, was groß oder klein ist, mit unverständigem Hohnlächeln ansehen kann, was die höchste Ehre unsrer Justizverfassung, der Ruhm unsrer Obrigkeit, der Triumph des ganzen Abderitischen Wesens und eines jeden guten Bürgers ist! Wehe dem Mann, ich wiederhol' es zum zweyten und drittenmal, der keinen Sinn hat, dies zu fühlen; und Heil der Republik, in welcher — sobald es auf die Gerechtsame der Bürger, auf einen Zweifel über Mein und Dein, die Grundfeste aller bürgerlichen Sicherheit, ankömmt — auch ein Eselsschatten keine Kleinigkeit ist!

Aber,

Aber, indem ich solchergestalt auf der einen Seite mit aller Wärme eines Patrioten, allem gerechten Stolz eines ächten Abderiten fühle und erkenne, welch ein glorreiches Zeugniß von der vortreflichen Verfassung unsrer Republik sowohl als von der unpartheyischen Festigkeit und nichts übersehenden Sorgfalt, womit unsre ruhmwürdigst regierende Obrigkeit die Wage der Gerechtigkeit handhabet, dieser vorliegende Handel bey der spätesten Nachkommenschaft ablegen wird: wie sehr muß ich auf der andern Seite die Abnahme jener treuherzigen Einfalt unsrer Voreltern, das Verschwinden jener mitbürgerlichen und freundnachbarlichen Sinnesart, jener gegenseitigen Dienstgefliſſenheit, jener freywilligen Geneigtheit, aus Liebe und Freundschaft, aus gutem Herzen, oder wenigstens um des Friedens willen, etwas von unserm vermeynten strengen Recht fahren zu lassen, wie sehr, mit Einem Wort, muß ich den Verfall der guten alten Abderitischen Sitten beklagen, der die wahre und einzige Quelle des unwürdigen, des schaamvollen Rechtshandels ist, in welchem wir heute befangen sind. Wie? werd ichs ohne glühende Schaamröthe heraussagen können? — O du einst so berühmte Biederherzigkeit unsrer guten Alten, ist es dahin mit dir gekommen, daß Abderitische Bürger — Sie, die bey jeder Gelegenheit, aus vaterländischer Treu und nachbarlicher Freundschaft, bereit seyn sollten, das Herz im Leibe mit einander zu theilen — so eigennützig, so karg, so unfreundlich, was sag' ich, so unmensch-

menſchlich ſind, einander ſogar den Schatten eines Eſels zu verſagen? — Doch — verzeyht mir, werthe Mitbürger — ich irrte mich in dem Worte — verzeyht mir eine unverſezliche Beleidigung. Derjenige, der einer ſo niedrigen, ſo rohen und barbariſchen Denkart fähig war, iſt keiner unſrer Mitbürger — es iſt ein bloßer geduldeter Einwohner unſrer Stadt, ein bloßer Schutzverwandter des Jaſontempels, ein Menſch aus der dickſten Hefe des Pöbels, ein Menſch, von deſſen Geburt, Erziehung und Lebensart nichts beſſers zu erwarten war, mit einem Wort, ein Eſeltreiber — der auſſer dem gleichen Boden, und der gemeinſamen Luft, die er athmet, nichts mit uns gemein hat, als was uns auch mit den wildeſten Völkern der Hyperboreiſchen Wüſten gemein iſt, und ſeine Schande klebt an ihm allein; uns kann ſie nicht beſudeln. Ein Abderitiſcher Bürger, ich unterſtehe michs zu ſagen, hätte ſich keiner ſolchen Unthat ſchuldig machen können. Aber — nenn ich ſie vielleicht mit einem zu ſtrengen Namen, dieſe That? Stellet euch, ich bitte, an den Platz eures guten Mitbürgers Struthion, und — fühlet! Er reiſet, in ſeinen Geſchäften, in Geſchäften ſeiner edeln Kunſt, die es bloß mit Vermindrung der Leiden ſeiner Nebenmenſchen zu thun hat, von Abdera nach Geranium; der Tag iſt einer der ſchwülſten Sommertage — die ſtrengſte Sonnenhitze ſcheint den ganzen Horizont in den holen Bauch eines glühenden Backofens verwandelt zu haben. Kein Wölkchen, das ihre ſengen-

den

den Stralen dämpfe! Kein wehendes Lüftchen, den verlechzten Wandrer anzufriſchen. Die Sonne flammt über ſeiner Scheitel und ſaugt das Blut aus ſeinen Adern, das Mark aus ſeinen Knochen. Lechzend; die dürre Zung' am Gaumen, mit trübem, von Hitze und Glanz erblindenden Augen, ſieht er ſich nach einem Schattenplaz, nach irgend einem einzelnen mitleidigen Baum um, unter deſſen Schirm er ſich erholen, er einen Mund voll friſcherer Luft einathmen, einen Augenblick vor den glühenden Pfeilen des unerbittlichen Apollo ſicher ſeyn könnte. Umſonſt! Ihr kennet Alle die Gegend von Abdera nach Geranium. Zwey Stunden lang, zur Schande des ganzen Thraziens ſey es geſagt! kein Baum, keine Staude, die das Auge des Wandrers in dieſer abſcheulichen Fläche von magern Brach- und Kornfeldern erfriſchen, oder ihm gegen die mittägliche Sonne Zuflucht geben könnte! Der arme Struthion ſank endlich von ſeinem Thier herab. Die Natur vermocht' es nicht länger auszudauren. Er ließ den Eſel halten, und ſezte ſich in ſeinen Schatten. Schwaches, armſeliges Erholungsmittel! Aber ſo wenig es war, war es doch etwas! Und welch ein Ungeheuer mußte der Gefühlloſe, der Felſenherzige ſeyn, der ſeinem leidenden Nebenmenſchen, in ſolchen Umſtänden, den Schatten eines Eſels verſagen konnte? Wär' es glaublich, daß es einen ſolchen Menſchen gebe, wenn wir ihn nicht mit eignen Augen vor uns ſähen? Aber hier ſteht er, und, was beynahe noch

ärger

ärger, noch unglaublicher als die That selbst ist — er bekennt sich von freyen Stücken dazu; scheint sich seiner Schande noch zu rühmen; und, damit er keinem seines gleichen, der künftig gebohren werden mag, eine Möglichkeit, ihm an schaamloser Frechheit gleich zu kommen, übrig lasse, treibt er sie so weit, nachdem er schon von dem ehrwürdigen Stadtgericht in erster Instanz verurtheilt worden, sogar vor der Majestät dieses höchsten Gerichtshofes der Vierhundert-Männer zu behaupten, daß er Recht daran gethan habe. „Ich versagte ihm den „Eselsschatten nicht, spricht er, wiewohl ich nach dem „strengen Recht nicht schuldig war, ihn darinn sitzen zu „lassen; ich verlangte nur eine billige Erkenntlichkeit „dafür, daß ich ihm, zu dem Esel, den ich ihm vermie„thet hatte, nun auch den Schatten des Esels über„lassen sollte, den ich ihm nicht vermiethet hatte.“ Elende, schändliche Ausflucht! Was würden wir von dem Manne denken, der einem halbverschmachtenden Wandrer verwehren wollte, sich ohnentgeltlich in den Schatten seines Baumes zu setzen? Oder wie würden wir denjenigen nennen, der einem vor Durst sterbenden Fremdling nicht gestatten wollte, sich aus dem Wasser zu laben, das auf seinem Grund und Boden flosse? Erinnert euch, o ihr Männer von Abdera, daß dies allein, und kein andres, das Verbrechen jener Lycischen Bauren war, die der Vater der Götter und der Menschen zur Rache wegen einer gleichartigen Unmenschlichkeit, die diese Elenden an seiner geliebten Latona und

ihren

ihren Kindern ausübten — zum schrecklichen Beyspiel aller Folgezeiten, in Frösche verwandelte. Ein furchtbares Wunder, dessen Wahrheit und Andenken mitten unter uns in dem heiligen Hayn und Teich der Latona, der ehrwürdigen Schutzgöttin unsrer Stadt, lebendig erhalten, verewigt, und gleichsam täglich erneuert wird! Und du, Anthrax, du ein Einwohner der Stadt, in welcher dieses furchtbare Denkmal des Zorns der Götter über verweigerte Menschlichkeit ein Gegenstand des öffentlichen Glaubens und Gottesdienstes ist, du scheutest dich nicht, ihre Rache durch ein ähnliches Verbrechen auf dich zu ziehen?"

„Aber, du trotzest auf dein Eigenthumsrecht — „Wer sich seines Rechts bedient, sprichst du, der thut „niemand unrecht. Ich bin einem andern nicht mehr „schuldig, als er um mich verdient. Wenn der Esel „mein Eigenthum ist, so ist es auch sein Schatten." — Sagst du das? Und glaubst du, oder glaubt der scharfsinnige und beredte Sachwalter, in dessen Hände du die schlimmste Sache, die jemals vor ein Götter- oder Menschen-Gericht gekommen, gestellt hast, glaubt er mit aller Zauberey seiner Beredsamkeit, oder mit allem Spinnegewebe sophistischer Trugschlüsse unsern Verstand dergestalt zu überwältigen und zu umspinnen, daß wir uns überreden lassen sollten, einen Schatten für etwas Würkliches, geschweige für etwas, an welches Jemand ein direktes und ausschließendes Recht haben könne, zu halten?"

„Ich würde, großmögende Herren, eure Geduld mißbrauchen, und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle die Gründe hier wiederholen wollte, womit ich bereits in der ersten Instanz, aktenkundigermaaßen, die Nichtigkeit der gegnerischen Scheingründe dargethan habe. Ich begnüge mich, für izt, nach Erfoderniß der Nothdurft nur dies Wenige davon zu sagen. Ein Schatten kann, genau zu reden, nicht unter die würklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn eigentlich zum Schatten macht, ist nichts Würkliches und Positives, sondern gerade das Gegentheil, nehmlich die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den besagten Schatten umgebenden, Dingen liegt. In vorliegendem Fall ist die schiefe Stellung der Sonne und die Undurchsichtigkeit des Esels (eine Eigenschaft, die ihm nicht, in so fern er ein Esel, sondern in so fern er ein opaker Körper ist, anklebt) die einzige wahre Ursache des Schattens, den der Esel zu werfen scheint, und den jeder andre Körper an seinem Platze werfen würde; denn die Figur des Schattens thut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat sich also, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Esels, sondern in den Schatten eines Körpers gesezt; und der Umstand, daß dieser Körper ein Esel, und der Esel ein Hausgenosse eines gewissen Anthrax aus dem Jasontempel zu Abdera war, gieng ihn eben so wenig an, als er zur Sache gehörte; denn, wie gesagt, nicht die Asinität oder Eselheit (wenn ich so sagen darf) sondern die

die Körperlichkeit und Undurchsichtigkeit des mehrbesagten Esels ist der Grund des Schattens, den er zu werfen scheint. Allein, wenn wir auch zum Ueberfluß zugeben, daß der Schatten unter die Dinge gehöre: so ist aus unzähligen Beyspielen klar und weltbekannt, daß er zu den gemeinen Dingen zu rechnen ist, an welche ein jeder so viel Recht hat, als der andre, und an die sich derjenige das nächste Recht erwirbt, der sie zuerst in Besitz nimmt.

Doch, ich will noch mehr thun: ich will sogar zugeben, daß des Esels Schatten ein Zubehör des Esels sey, so gut als es seine Ohren sind: Was gewinnt der Gegentheil dadurch? Struthion hatte den Esel gemiethet, folglich auch seinen Schatten. Denn es versteht sich bey jedem Miethkontrakt, daß der Vermiether dem Abmiether die Sache, wovon die Rede ist, mit allem ihrem Zubehör und mit allen ihren Nießbarkeiten zum Gebrauch überläßt. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax also begehren, daß ihm Struthion für den Schatten des Esels noch besonders bezahle? Das Dilemma ist außer aller Widerrede: entweder ist der Schatten des Esels ein Theil und Zubehör des Esels, oder nicht: Ist er es nicht, so hat Struthion und jeder andre eben so viel Recht daran als Anthrax; ist er's aber, so hatte Anthrax, indem er den Esel vermiethete, auch den Schatten vermiethet; und seine Forderung, ist eben so ungereimt, als wenn mir einer seine Leyer verkauft hätte, und verlangte

Genugthuung, wenn sie mit der Größe seines Frevels in Ebenmaase stehen soll, ist der unbefugte Kläger schuldig — Genugthuung dem Beklagten, dessen häusliche Ruhe, Geschäfte, Ehre und Leumund von ihm und seinen Beschützern, während dem Lauf dieses Handels auf unzählige Art gestört und angegriffen worden; Genugthuung dem ehrwürdigen Stadtgerichte, von dessen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieses hohe Tribunal appelliert hat; Genugthuung diesem höchsten Gerichte selbst, welches er mit einem so nichtswürdigen Handel muthwilligerweise zu behelligen sich unterstanden; Genugthuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bey dieser Gelegenheit in Unruhe, Zwiespalt und Gefahr gesezt hat.

Fodre ich zu viel, Großmögende Herren! Fodre ich etwas Unbilliges? Sehet hier, das ganze Abdera, das sich unzählbar an die Stuffen dieser hohen Gerichtsstätte drängt, und im Nahmen eines verdienstvollen schwergekränkten Mitbürgers, ja im Nahmen der Republik selbst Genugthuung erwartet, Genugthuung fordert. Bindet die Ehrfurcht ihre Zungen: so funkelt sie doch aus jedem Auge, diese gerechte, diese nicht zu verweigernde Forderung. Das Vertrauen der Bürger, die Sicherheit ihrer Gerechtsame, die Wiederherstellung unsrer innerlichen und öffentlichen Ruhe, die Begründung derselben auf die Zukunft, mit einem Worte, die Wohlfart unsers ganzen Staats hängt von dem Ausspruch ab, den ihr thun werdet, hängt

Augen jammere; ach, heiſſe mich nicht ſchweigen, Hubert, heiſſe mich's nicht; oder ſchneide mir die Zunge aus, wenn du willt, und laß mich nur meine Augen behalten. Sieh, bey meiner Treu, das Eiſen iſt kalt, und würde mir kein Leid thun.

Hubert.

Ich kan es wieder heiß machen, Junge.

Arthur.

Nein, in rechtem Ernſt, das Feuer iſt vor Schmerz todt, daß es, zum Troſt der Menſchen erſchaffen, zu einer ſolchen Grauſamkeit gebraucht werden ſoll. Seht nur ſelbſt, dieſe brennenden Kohlen haben keine Kraft mehr; der Athem des Himmels hat ſie ausgelöſcht, und mit reuiger Aſche überſtreut.

Hubert.

Aber ich kan ſie mit meinem Athem wieder anblaſen.

Arthur.

Und wenn ihr's thut, Hubert, ſo werdet ihr ſie nur erröthen, und über euer Verfahren vor Schaam glühen machen; ja, vielleicht werden ſie euch in die Augen funkeln, wie ein Hund, der zum Angreiffen genöthigt wird, nach ſeinem Meiſter ſchnappt, der ihn anhezt. Alle Dinge, die ihr gebrauchen könnt mir übels zu thun, verſagen ihren Dienſt; ihr allein habt nicht einmal ſo viel Erbarmen

von Erfüllung einer gerechten und allgemeinen Erwartung ab. Und wenn in den erſten Zeiten der Welt ein Eſel (der Eſel Silens) das Verdienſt hatte, die ſchlummernden Götter, bey dem nächtlichen Ueberfall der Titanen, mit ſeinem Geſchrey zu wecken, und dadurch den Olympus ſelbſt vor Verwüſtung und Untergang zu retten: ſo möge izt der Schatten eines Eſels die Gelegenheit, und der heutige Tag die glückliche Epoke ſeyn, in welcher dieſe uralte Stadt und Republik, nach ſo vielen und gefahrvollen Erſchütterungen wieder beruhiget, das Band zwiſchen Obrigkeit und Bürgern wieder feſt zuſammen gezogen, alle vergangne Mißhelligkeiten in den Abgrund der Vergeſſenheit verſenkt, und durch gerechte Verurtheilung eines einzigen frevelhaften Eſeltreibers der ganze Staat gerettet, und ſein blühender Wohlſtand auf ewige Zeiten ſicher geſtellt werde!

13.

Antwort des Sykophanten Polyphonus.

Sobald Phyſignatus zu reden aufgehört hatte, gab das Volk, oder vielmehr der Pöbel; der den Markt erfüllte, ſeine Beyſtimmung mit einem lauten Geſchrey, welches ſo heftig und anhaltend war, daß die Richter endlich zu beſorgen anfiengen, die ganze Handlung möchte dadurch unterbrochen werden. Die Parthey des Erzprieſters gerieth in Verlegenheit; die Schatten hingegen, wiewohl ſie im großen Rath die kleinere Zahl

aus-

ausmachten, faßten neuen Muth, und verſprachen ſich von dem Eindruck, den dieſes Vorſpiel auf die Eſel machen mußte, einen günſtigen Erfolg. Indeſſen ermangelten die Zunftmeiſter nicht, das Volk durch Zeichen zur Ruhe zu vermahnen; und nachdem der Herold endlich durch einen dreymaligen Ruf die allgemeine Stille wiederhergeſtellt hatte: trat der Sykophant des Eſeltreibers, ein unterſetzter ſtämmichter Mann, mit kurzem krauſem Haar und dicken pechſchwarzen Augenbraunen, auf, erhob eine Baßſtimme, die auf dem ganzen Markt wiederhallte, und ließ ſich folgendermaaßen vernehmen:

Großmögende Vierhundert-Männer!

„Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daß ſie keiner fremden Hülfe bedürfen, um geſehen zu werden. Ich überlaſſe meinem Gegenpart willig alle Vortheile, die er von ſeinen Rednerkünſten zu ziehen vermeynt hat. Dem, der Unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen, und Fechterſtreiche, und das ganze Gaukelſpiel der Schulrhetorik, Kindern und Narren einen Dunſt vor die Augen zu machen. Geſcheute Leute laſſen ſich nicht dadurch blenden. Ich will nicht unterſuchen, wie viel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bey dieſem Handel über einen Eſelsſchatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleyen zu beſtechen, noch durch verſteckte Drohungen zu ſchrecken

ſuchen; und dem Volk nicht durch aufwiegelnde Reden das Signal zu Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiß, warum ich da bin, und zu wem ich rede; kurz, ich werde mich begnügen zu beweiſen, daß der Eſeltreiber Anthrax Recht hat; und der Richter wird alsdann ſchon wiſſen, was ſeines Amtes iſt, ohne daß ich ihn daran zu erinnern brauche."

Hier fiengen einige wenige vom Pöbel, die zunächſt an den Stufen der Terraſſe ſtanden, an, den Redner mit Geſchrey, Schimpfreden und Drohungen zu unterbrechen: da aber der Nomophylax von ſeinem elfenbeinernen Thron aufſtund, der Herold abermals Stille gebot, und die Bürgerwache, die an den Stufen ſtund, ihre langen Spieße lupfte: ſo ward plötzlich Alles wieder ſtille, und der Redner, der ſich nicht ſo leicht aus der Faſſung bringen ließ, fuhr alſo fort:

„Großmögende Herren, ich ſtehe hier nicht als Sachwalter des Eſeltreibers Anthrax, ſondern als Bevollmächtigter des Jaſontempels, und von wegen des erlauchten und ſehr ehrwürdigen Agathyrſus, zeitigen Erzprieſters und Obervorſtehers deſſelben, Hüters des wahren goldnen Vließes, oberſten Gerichtsherrn über alle deſſen Stiftungen, Güter, Gerichte und Gebiete, Oberhaupts des hochedeln Geſchlechts der Jaſoniten, ꝛc. ꝛc. um, im Namen Jaſons und ſeines Tempels, von euch zu begehren, daß dem Eſeltreiber Anthrax Genugthuung geſchehe, weil er im

Grunde

Grunde doch am meiſten Recht hat; und daß ers habe, hoffe ich, trotz allen den ſchönen Künſten, die mein Gegner von ſeinem Meiſter Gorgias gelernt zu haben ſich rühmt, ſo klar und laut zu beweiſen, daß es die Blinden ſehen und die Tauben hören ſollen. Alſo, ohne weitere Vorrede, zur Sache!

Anthrax vermiethete dem Zahnarzt Struthion ſeinen Eſel auf einen Tag, nicht zu ſelbſtbeliebigem Gebrauch, ſondern um ihn, den Zahnarzt, mit ſeinem Mantelſack halbenweges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedermann weis, acht ſtarke Meilen von hier entfernt liegt. Bey der Vermiethung des Eſels dachte, natürlicherweiſe, keiner von beyden an ſeinen Schatten: aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abſtieg, den Eſel, der warlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als Er, in der Sonne halten ließ, und ſich in deſſen Schatten ſetzte; war es eben ſo natürlich, daß der Herr und Eigenthümer des Eſels dabey nicht gleichgültig blieb.

Ich begehre nicht zu läugnen, daß Anthrax eine alberne und eſelhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihm für des Eſels Schatten deßwegen bezahlen ſollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermiethet habe. Aber dafür iſt er auch nur ein Eſeltreiber von Voreltern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eſeln aufgekommen iſt, und mehr mit Eſeln als ehrlichen

Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, ſelbſt nicht viel beſſer als ein Eſel zu ſeyn. Im Grunde war's alſo bloß der Spas eines Eſeltreibers. Aber in welche Klaſſe von Thieren ſollen wir den ſetzen, der aus einem ſolchen Spas Ernſt machte? Hätte Herr Struthion wie ein verſtändiger Mann gehandelt, ſo brauchte er dem Grobian nur zu ſagen: „guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Eſels„ſchattens willen entzweyen. Weil ich dir den Eſel „nicht abgemiethet habe, um mich in ſeinen Schatten „zu ſetzen, ſondern um darauf nach Gerania zu reiten: „ſo iſts billig, daß ich dir die etliche Minuten Zeitver„luſt vergüte, die dir mein Abſteigen verurſacht; zu„mal da der Eſel um ſo viel länger in der Hitze ſtehen „muß, und dadurch nicht beſſer wird. Da, Bruder, „haſt du eine halbe Drachme; laß mich einen Augen„blick hier verſchnaufen; und dann wollen wir uns, in „aller Fröſche Namen, wieder auf den Weg machen." — Hätte der Zahnarzt aus dieſem Tone geſprochen, ſo hätt' er geſprochen wie ein ehrliebender und billiger Mann; der Eſeltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch: Vergelts Gott! geſagt; und die Stadt Abdera wäre des ungewiſſen Nachruhms, den ihr mein Gegentheil von dieſem Eſelsprozeß verſpricht — und aller der Unruhen, die daraus entſtehen mußten, ſobald ſich ſo viele große und angeſehene Herren und Damen in die Sache miſchten — überhoben geweſen. Statt deſſen ſetzt ſich der Mann auf ſeinen eignen Eſel, beſteht

auf

auf ſeinem bodenloſen Recht, ſich vermöge ſeines Miethkontrakts in des Eſels Schatten zu ſetzen, ſo oft und ſo lang er wolle; und bringt dadurch den Eſeltreiber in die Hitze, daß er vor den Stadtrichter läuft, und eine Klage anbringt, die eben ſo abgeſchmackt und unſinnig iſt, als die Verantwortung des Beklagten.

Ob es nun nicht, zu Statuirung eines lehrreichen Beyſpiels, wohl gethan wäre, wenn dem Sykophanten Phyſignatus, meinem werthesten Kollegen — als deſſen Aufhetzung es ganz allein zuzuſchreiben iſt, daß der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Philippides vorgeſchlagnen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienſt, den er dem Abderitiſchen gemeinen Weſen dadurch geleiſtet, die Ohren abgeſchnitten, und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein Paar Eſelohren dafür angeſetzt würden; imgleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Zunftmeiſter Pfriem und andre, die durch ihren patriotiſchen Eifer Oel ins Feuer gegoſſen, für ihre Mühe verdient haben möchten: überläßt der erlauchte Erzprieſter, mein Principal, dem eignen einſichtsvollen Ermeſſen des höchſten Gerichts der Vierhundert. Er, ſeines Ortes, wird, als angebohrner Oberherr und Richter des Eſeltreibers Anthrax, nicht ermangeln, ihm, zu wohlverdienter Belohnung ſeines in dieſem Handel bewieſenen Unverſtands, unmittelbar nach geendigtem Prozeß fünfundzwanzig Prügel geben zu laſſen.

Da

Da aber darum das Recht des mehrbesagten Eseltreibers, wegen der von dem Zahnarzt Struthion erlittnen Ungebühr, des Mißbrauchs, den dieser von seinem Esel gemacht, und der Weigerung einer billigen Vergütung des dadurch verursachten Zeitverlusts und Deterioration seines lastbaren Thieres, Genugthuung zu fordern, nichts destoweniger in seiner ganzen Kraft besteht: so begehret und erwartet der erlauchte Erzpriester von der Gerechtigkeit dieses hohen Gerichts, daß seinem Unterthanen ohne längern Aufschub die gebührende vollständigste Entschädigung und Genugthuung verschafft werde. Euch aber (setzte er hinzu, indem er sich umdrehte und gegen das Volk kehrte) soll ich im Namen Jasons ankündigen, daß alle diejenigen, die auf eine ungebührliche und aufrührische Art an der bösen Sache des Zahnbrechers Antheil genommen, so lange, bis sie dafür gebührenden Abtrag gethan haben werden, von den Wohlthaten, die der Tempel Jasons alle Monate den armen Bürgern zufließen läßt, ausgeschlossen seyn und bleiben sollen. Dixi."

14.

Bewegungen, welche die Rede des Polyphonus verursachte. Nachtrag des Sykophanten Physignatus. Verlegenheit der Richter. Unvermuthete Entwicklung der ganzen Komödie und Wiederherstellung der Ruhe in Abdera.

Diese kurze und unerwartete Rede brachte auf einige Augenblicke ein tiefes allgemeines Stillschweigen hervor.

vor. Der Sykophant Physignatus schien zwar große Lust zu haben, sich über die Stelle, die ihn persönlich betroffen hatte, mit Hitze vernehmen zu lassen; allein, da er die Niedergeschlagenheit bemerkte, die der Inhalt der letzten Periode seines Gegners unter dem gemeinen Volke hervorgebracht zu haben schien: so begnügte er sich, gegen die ehrenrührige Stelle vom Ohrenabschneiden und andre Anzüglichkeiten sich bloß quaevis competentia vorzubehalten.

Das Licht, in welches der Sykophant Polyphonus den wahren Statum controversiae gestellt hatte, that einen so guten Effekt, daß unter den sämmtlichen Vierhundert-Männern kaum ihrer zwanzig überblieben, die nicht versicherten, daß sie die Sache gleich von Anfang an eben so angesehen hätten; und es wurde in ziemlich lebhaften Ausdrücken gegen diejenigen gesprochen, welche Schuld daran hätten, daß eine so simple Sache zu solchen Weitläuftigkeiten getrieben worden sey. Die Meisten schienen darauf anzutragen: daß dem Erzpriester nicht nur die für seinen Angehörigen verlangte Entschädigung und Genugthuung zugesprochen, sondern auch eine Kommission aus dem großen Rath niedergesetzt werden sollte, um nach der Schärfe zu untersuchen: wer die ersten Anstifter und Verhetzer dieses Handels eigentlich gewesen seyen.

Dieser Antrag brachte den Zunftmeister und die wenigen, die ihre Parthey mit ihm gegen allen Erfolg zumvoraus genommen hatten, auf einmal wieder in

Har-

Harniſch. Der Sykophant Phyſignatus, dem es um ſeine Ohren zu thun war, verlangte von dem Nomophylax noch einmal zum Gehör gelaſſen zu werden, weil er auf die Rede ſeines Gegentheils etwas Neues vorzubringen habe; und da ihm dieſes, den Rechten nach, nicht verſagt werden konnte, ſo ließ er ſich, quoad ſubſtantiam, folgendermaaßen vernehmen:

„Wenn das gerechte Vertrauen zu einem ſo ehrwürdigen Gericht, wie das gegenwärtige, den verhaßten Namen einer beſtechenden Schmeicheley, womit mein Gegentheil ſolches zu belegen ſich nicht geſcheut hat, verdient — ſo muß ich mich darein ergeben, einen Vorwurf auf mir ſitzen zu laſſen, den ich nicht vermeiden kann; und ich glaube allenfalls durch eine allzuhohe Meynung von Euch, Großmögende Herren, weniger zu ſündigen, als mein Gegner durch die Einbildung, eure Gerechtigkeit und Einſicht in einer ſo groben Schlinge zu fangen, als diejenige iſt, die er euch gelegt hat. Der Schein von geſunder Vernunft, womit er ſeine plumpe Vorſtellungsart der Sache überſtrichen, und ein Ton, den er ſeinem Klienten abgeborgt zu haben ſcheint, können höchſtens eine augenblickliche Ueberraſchung würken: aber daß ſie die Weisheit des oberſten Raths von Abdera ganz umzuwerfen vermögend wären, wäre an mir Läſterung zu fürchten, und war Unſinn an ihm, zu hoffen. Wie? Polyphonus, anſtatt, wie er vor dem ehrwürdigen Stadtgericht und bisher immer hartnäckig gethan hat, die gerechte Sache

ſeines Klienten zu behaupten, geſteht nun auf einmal ſelbſt ein, daß der Eſeltreiber unrecht und unſinnig daran gethan habe, ſeine gegen den Zahnarzt Struthion erhobne Klage auf ſein vermeyntes Eigenthumsrecht an den Eſelsſchatten zu gründen: er bekennt öffentlich, daß der Kläger eine unbefugte, ungegründete, frivole Klage erhoben habe: und er unterſteht ſich von Recht an Schadloshaltung und Genugthuung zu ſchwatzen, und in dem trotzigen Ton eines Eſeltreibers Genugthuung zu fordern? Was für eine neue unerhörte Art von Rechtsgelehrſamkeit, wenn der unrechthabende Theil damit durchkäme, daß er am Ende, wenn er ſich nicht mehr anders zu helfen wüßte, ſelbſt geſtünde, er habe Unrecht, und mit fünfundzwanzig Prügel, die er ſich dafür geben ließe (und die ein Kerl, wie Anthrax, ſchon auf ſeinen Buckel nehmen kann) ſich noch ein Recht an Entſchädigung und Satisfaction erwerben könnte? Geſezt auch, des Eſeltreibers Fehler beſtünde bloß darinn, daß er nicht die rechte Action inſtituiert: was geht das den unſchuldigen Gegentheil oder den Richter an? Jener muß ſich mit ſeiner Verantwortung nach der Klage richten: und dieſer urtheilt über die Sache, nicht wie ſie vielleicht in einem andern Licht und unter einem andern Geſichtspunct erſcheinen könnte, ſondern wie ſie ihm vorgetragen worden. Ich verſpreche mir alſo im Namen meines Klienten, daß, der gegentheiliſchen Luftſtreiche ungeachtet, die vorliegende Sache nicht nach dem neuen und allen bisherigen Verhand-

mit mir, als Feuer und Eisen, Geschöpfe, die doch zu den unbarmherzigsten Verrichtungen gebraucht werden.

Hubert.

Wohlan dann, sieh und lebe; ich will deine Augen nicht anrühren, wenn mir gleich dein Oheim alle seine Schäze geben wollte. Und doch hab' ich geschworen; und ich war entschlossen, mit diesem Eisen hier sie auszubrennen.

Arthur.

O! nun seht ihr wieder wie Hubert aus. Alle diese Weile war't ihr verlarvt.

Hubert.

Stille, nichts weiter. Adieu; euer Oheim darf nichts anders wissen, als daß ihr todt seyd. Ich will diese hündische Auflauerer mit falschen Nachrichten anfüllen; und du, holdseliges Kind, schlafe ruhig, und sicher, daß Hubert, nun die ganze Welt, dir nichts Leides thun wollte.

Arthur.

O Himmel! ich danke euch, Hubert.

Hubert.

Stille, nichts weiter; geh' sachte mit mir hinein; ich seze mich keiner kleinen Gefahr um deinetwillen aus.

[Sie ziehen ab.]

Zweyte

handlungen zuwiderlauffenden Schwung, den er ihr zu geben gesucht, sondern nach Beschaffenheit der Klage und des Beweises abgeurtheilt werde. Die Rede ist in gegenwärtigem Rechtsstreit nicht von Zeitverlust und Deterioration des Esels, sondern von des Esels Schatten. Kläger behauptete, daß sein Eigenthumsrecht an den Esel, sich auch auf dessen Schatten erstrecke, und hat es nicht bewiesen; Beklagter behauptete, daß er soviel Recht an des Esels Schatten habe, als der Eigenthümer, oder was allenfalls daran abgehen könnte, hab' er durch den Miethkontrakt erworben; und was er behauptete, hat er bewiesen. Ich stehe also hier, Großmögende Herren, und verlange einen richterlichen Spruch über das was bisher den Gegenstand des Streits ausgemacht hat; um dessentwillen allein ist gegenwärtiges höchste Gericht niedergesezt worden; dies allein macht izt die Sache aus, worüber es zu erkennen hat; und ich unterstehe michs vor diesem ganzen mich hörenden Volke zu sagen: entweder ist kein Recht in Abdera mehr, oder meine Forderung ist gesetzmäßig, und die Rechte eines jeden Bürgers sind darunter befangen, daß meinem Klienten das Seinige zugesprochen werde!"

Der Sykophant schwieg, die Richter stuzten, das Volk fieng von neuem an zu murmeln und unruhig zu werden, und die Schatten reckten ihre Köpfe wieder empor. Nun, sagte der Nomophylax, indem er sich an Polyphonus wandte, was hat der klägerische Anwald hierauf beyzubringen?

Hoch-

Hochgeachter Herr Oberrichter, erwiederte Polyphonus, Nichts — als Alles von Wort zu Wort, was ich schon gesagt habe. Der Prozeß über des Esels Schatten ist ein so böser Handel, daß er nicht bald genug ausgemacht werden kann. Der Kläger hat dabey gefehlt, der Beklagte hat gefehlt, die Anwälde haben gefehlt, der Richter der ersten Instanz hat gefehlt, ganz Abdera hat gefehlt! Man sollte denken, ein böser Wind habe uns alle angeblasen, und es sey nicht so ganz richtig mit uns gewesen, als wohl zu wünschen wäre. Käm' es schlechterdings darauf an, uns noch länger zu prostituiren: so sollte mirs wohl auch nicht an Athem fehlen, für das Recht meines Klienten an seines Esels Schatten eine Rede zu halten, von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang. Aber, wie gesagt, wenn die Komödie, die wir gespielt haben, so lange sie bloß Komödie blieb, noch zu entschuldigen ist: so wär' es doch, dünkt mich, auf keine Weise recht, sie vor einem so ehrwürdigen Gerichte, wie der hohe Rath von Abdera, länger fortzuspielen. Wenigstens habe ich keine Instruktion dazu, und überlasse euch also, Großmögende Herren, unter nochmaliger Wiederholung alles dessen, was ich im Namen des erlauchten und sehr ehrwürdigen Erzpriesters zu Recht gefodert habe, den Handel nun abzuurtheln und auszumachen — wie euch die Götter eingeben werden.

Die Richter befanden sich in großer Verlegenheit; und es ist schwer zu sagen, was für ein Mittel sie

endlich ergriffen haben würden, um mit Ehren aus der Sache zu kommen: wenn der Zufall, der zu allen Zeiten die große Reſſource aller Abderiten geweſen iſt, ſich ihrer nicht angenommen, und dieſem feinen bürgerlichen Drama eine Entwicklung gegeben hätte, deren ſich einen Augenblick vorher kein Menſch verſah, noch verſehen konnte.

Der Eſel, deſſen Schatten zeither (nach dem Ausdruck des Archon Onolaus) eine ſo ſeltſame Verfinſterung in den Hirnſchädeln der Abderiten angerichtet hatte, war, bis zu Austrag der Sache, in den öffentlichen Stall der Republik abgeführt, und bisher daſelbſt nothdürftig verpflegt worden. Das Beſte, was man davon ſagen kann, iſt, daß er nicht ſeiter davon geworden war.

Dieſen Morgen nun war es den Stallbedienten der Republik, welche wußten, daß der Handel nun zu Ende gehen ſollte, auf einmal eingefallen, der Eſel, der gleichwohl eine Hauptperſon bey der Sache vorſtellte, ſollte doch billig auch von der Partie ſeyn. Sie hatten ihn alſo geſtrigelt, mit Blumenkränzen und Bändern herausgeputzt, und brachten ihn nun, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gaſſenjungen, in großem Pomp herbey. Der Zufall wollte, daß ſie in der nächſten Gaſſe, die zum Markt führte, anlangten, als Polyphonus eben ſeinen Nachtrag geendigt hatte, und die armen Richter ſich gar nicht mehr zu helfen wußten; das Volk hingegen zwiſchen der

Furcht

Furcht vor dem Erzprieſter und dem neuen Stoß, den ihm die zwoote Rede des Sykophanten Phyſignatus gegeben, in einer ungewiſſen und unmuthigen Art von Bewegung ſchwankte. Der Lerm, den die Jungen um den Eſel her machten, drehte jedermanns Augen nach der Seite, woher er kam. Man ſtutzte und drängte ſich hinzu. Ha! rief endlich einer aus dem Volke; da kommt der Eſel ſelbſt! — Er wird den Richtern wohl zu einem Ausſpruch helfen wollen, ſagte ein andrer. Der verdammte Eſel, rief ein dritter, er hat uns alle zu Grunde gerichtet! Ich wollte daß ihn die Wölfe gefreſſen hätten, ehe er uns dieſen unſeligen Handel auf den Hals zog! — Heyda! ſchrie ein Keſſelflicker, der immer einer der eifrigſten Schatten geweſen war, was ein braver Abderit iſt, über den Eſel her; er ſoll uns die Zeche bezahlen! Laßt nicht ein Haar aus ſeinem ſchubigten Schwanz von ihm übrig bleiben!

In einem Augenblick ſtürzte ſich die ganze Menge auf das Thier, und, ehe man eine Hand umkehren konnte, war es in tauſend Stücke zerriſſen. Jedermann wollte auch einen Biſſen davon haben; man riß, ſchlug, zerrte, krazte, balgte und raufte ſich darum mit einer Hitze, die gar nicht ihres gleichen hatte Bey einigen gieng die Wuth ſo weit, daß ſie ihren Antheil auf der Stelle roh und blutig auffraßen; die meiſten aber liefen mit dem, was ſie davon gebracht, nach Hauſe; und da ein jeder eine Menge hinter ſich

her hatte, die ihm seinen Raub mit großem Geschrey abzujagen suchten: so wurde der ganze Markt in wenigen Minuten so leer als um Mitternacht.

Die Vierhundert-Männer waren im ersten Augenblick dieses Aufruhrs, wovon sie die Ursache nicht sogleich sehen konnten, in so große Bestürzung gerathen, daß sie alle, ohne selbst zu wissen was sie thaten, die Dolche hervorzogen, die sie heimlich unter ihren Mänteln bey sich führten; und die Herren sahen einander mit keinem kleinen Erstaunen an, da auf einmal vom Nomophylax bis zum untersten Beysitzer, in jeder Hand ein bloßer Dolch funkelte. Als sie aber endlich sahen und hörten was es war, steckten sie geschwinde ihre Messer wieder in den Busen, und brachen allesammt, gleich den Göttern im ersten Buch der Ilias, in ein unauslöschliches Gelächter aus. Dank sey dem Himmel, rief endlich, nachdem die sehr ehrwürdigen Herren wieder zu sich selbst gekommen waren, der Nomophylax lachend aus: mit aller unsrer Weisheit hätten wir der Sache keinen schicklichern Ausgang geben können. Wozu wollten wir uns nun noch länger die Köpfe zerbrechen? Der Esel, der (wiewohl unschuldige) Anlaß dieses leidigen Handels, ist (wie es zu gehen pflegt) das Opfer davon worden; das Volk hat sein Mütchen an ihm abgekühlt; und es kommt itzt nur noch auf eine gute Entschließung von unsrer Seite an: so kann dieser Tag, der noch kaum so aussah, als

ob er ein trübes Ende nehmen würde, ein Tag der Freude und der Wiederherſtellung der allgemeinen Ruhe werden. Da der Eſel ſelbſt nicht mehr iſt, was hälf es noch lange über ſeinen Schatten zu rechten? Ich trage alſo darauf an: daß dieſe ganze Eſelsſache hiemit öffentlich für geendigt und abgethan genommen, beyden Theilen, unter Vergütung aller ihrer Koſten und Schäden aus dem Stadt-Aerario, ein ewiges Stillſchweigen auferlegt, dem armen Eſel aber auf gemeiner Stadt Koſten ein Denkmal aufgerichtet werde, das zugleich uns und unſern Nachkommen zur ewigen Erinnerung diene, wie leicht eine groſe und blühende Republik ſogar um eines Eſels Schatten willen hätte zu Grunde gehen können.

Jedermann klatſchte dem Antrag des Nomophylax ſeinen Beyfall zu, als dem klügſten und billigſten Ausweg, den man, nach Geſtalt der Sachen, treffen könne. Beyde Partheyen konnten damit zufrieden ſeyn, und die Republik erkaufte ihre Beruhigung und Verhütung gröſſeren Schimpfs und Unheils noch immer wohlfeil genug. Der Schluß wurde alſo von den Vierhundert-Männern einhellig dieſem Vortrag gemäß abgefaßt, wiewohl es einige Mühe koſtete, den Zunftmeiſter Pfriem dahin zu bringen, daß er nicht den Ungeraden machte; und der groſe Rath, mit ſeiner martialiſchen Bürgerwache im Vor- und Hintertreffen, begleitete den Nomophylax bis vor ſeine Wohnung zurück, wo

er die Herren Kollegen samt und sonders auf den Abend zu einem großen Konzert einlud, welches er ihnen, zu Befestigung der wiederhergestellten Eintracht, zum Besten geben wollte.

Der Erzpriester Agathyrsus erließ dem Eseltreiber nicht nur die versprochnen fünfundzwanzig Prügel, sondern schenkte ihm noch oben drein drey schöne Maulesel aus seinem eignen Stalle, mit dem ausdrücklichen Verbot, keine Schadloshaltung aus dem Abderitischen Aerario anzunehmen. Des folgenden Tages gab er den sämtlichen Schatten aus dem kleinen und großen Rath ein prächtiges Gastmal; und am Abend ließ er unter die gemeinen Bürger von allen Zünften, eine halbe Drachme auf den Mann, austheilen, um dafür auf seine und aller guten Abderiten Gesundheit zu trinken. Diese Freygebigkeit gewann ihm auf einmal wieder alle Herzen; und da die Abderiten ohnehin (wie wir wissen) Leute waren, denen es nichts kostete, von einer Extremität zur andern überzugehen: so ist sich, bey einem so edeln Betragen des bisherigen Oberhaupts der stärkern Parthey, nicht zu verwundern, daß die Namen von Eseln und Schatten in kurzem gar nicht mehr gehört wurden. Die Abderiten lachten izt selbst über ihre Thorheit als einen Anstoß von fiebrischer Raserey, der nun, Gottlob! vorüber war; einer ihrer Balladenmänner (deren sie sehr viele und sehr schlechte hatten) eilte was er konnte, die ganze Geschichte in ein Gassen-

lied

lied zu bringen, das sogleich auf allen Straßen gesungen wurde; und der Dramen-Macher Thlaps ermangelte nicht, binnen wenigen Wochen sogar eine Komödie daraus zu machen, wozu der Nomophylax eigenhändig die Musik komponierte. Die Komödie wurde öffentlich mit großem Beyfall aufgeführt, und beyde ehmalige Partheyen lachten so herzlich darinn, als ob die Sache sie gar nichts angienge. Demokritus, der sich von dem Erzpriester hatte bereden lassen, mit in dies Schauspiel zu gehen, sagte beym Herausgehen: Diese Aehnlichkeit mit den Athenienſern muß man den Abderiten wenigstens eingestehen, daß sie recht treuherzig über ihre eigne Narrenstreiche lachen können. Sie werden zwar nicht weiser darum: aber es ist immer schon viel gewonnen, wenn ein Volk leiden kann, daß ehrliche Leute sich über seine Thorheiten lustig machen, und mitlacht, anstatt, wie die Affen, tückisch darüber zu werden. — Es war die letzte Abderitische Komödie, in welche Demokritus in seinem Leben gieng; denn bald darauf zog er mit Sack und Pack aus der Gegend von Abdera weg, ohne einem Menschen zu sagen, wo er hingienge; und von dieser Zeit an hat man keine weitere Nachrichten von ihm.

W.

II.

Etwas vom Herrn Abt Winkelmann.

(Aus einem Sendschreiben.)

Wertheſter Freund,

Sie halten den ſeligen Abt Winkelmann für den erſten Antiquarius gegenwärtiger und vergangener Zeiten, und verlangen von mir zu wiſſen, was man in Toskana von ihm und ſeinen Schriften halte. Ihre Frage zu beantworten, will ich Ihnen das Urtheil zu wiſſen thun, welches einer der ſtärkſten Antiquitätenkenner in Italien, der Abt Bracci, ein Florentiner, der ihn ſehr gekannt hat, über ihn fällt, jedoch mit dem Beding, daß Sie nur ſo viel davon glauben, als dieſer wider ihn aufgebrachte Gegner beweiſet. In der Vorrede ſeiner Abhandlung, die den Titel hat: *Diſſertazione ſopra un Clipeo votivo* ſpettante alla famiglia Ardaburia, trovato l'anno 1769 nelle vicinanze d'Orbetello, ora eſiſtente nel Muſeo di S. A. R. Pietro Leopoldo Arciduca d'Auſtria, Granduca di Toscana. illuſtrato da *Domenico Auguſto Bracci* della Società Reale antiquaria di Londra &c. in Lucca 1771. findet ſich folgende Stelle, die ich theils wörtlich, theils dem Verſtande nach, überſetzen will. „In der Beſchreibung der geſchnittenen Steine des ſeligen Ba-

„rons

„rons von Stoſch Seite 166 hat der Herr Abt Win-
„kelmann, ein berühmter Philologe und ziemlich un-
„erfahrner Antiquarius, mein Werk von den alten
„Steinſtechern, welches zwar ſchon längſt zum Druck
„fertig, aber bisher durch meine ſchlechten Glücksum-
„ſtände davon verhindert worden iſt, angegriffen.
„Da er es noch nicht geſehen hatte, unterfieng er ſich,
„meine noch nicht ganz ans Licht getretene Ideen zu
„errathen, und ſagte: Pâte de verre priſe d'une Sar-
„doine du cabinet du chevalier Vettori (*) de Rome,
„fragment. Il ne contient que les deux jambes
„jusqu' a mi-cuiſſe avec l'inſcription ... INFOC.
„ΑΛΕΞΑ. ΕΠΟΙΕΙ. Monſieur l'Abbé *Bracci*, dans
„une planche de ſon ouvrage des pierres gravées
„*a fait ſuppléer le reſte de la figure* (ex pede Hercu-
„lem) *comme ſi elle etoit entiere.*"

Gram und Eiferſucht trieben dieſen Gelehrten an, mit mir anzubinden, ob ich gleich jederzeit mich höflich gegen ihn bezeigt habe, und verleiteten ihn zu offenbaren Fehlern und Widerſprüchen. Denn wie konnte er mir aufbürden, den an ſich verſtümmelten Stein ergänzt zu haben, da er denſelben im Muſäum Florentinum des Gori, der ihn zuerſt bekannt gemacht hat, und in der glyptographiſchen Beſchreibung des Ritters

(*) Winkelmann citiert hier Diſſert. Glyptogr. des Ritters Vettori, und Muſ. Florent. des Gori Tom. 2. Tab. 87. Num. 1.

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in den Hof von England.)

König Johann, Pembroke, Salisbury, und andre Lords treten auf.

König Johann.

So ſizen wir dann noch einmal wieder hier, noch einmal gekrönt, und, wie ich hoffe, mit gewognen Augen angeſehen.

Pembroke.

Dieſes noch einmal, war, mit Euer Hoheit Erlaubniß, überflüßig; ihr ſeyd vorher ſchon gekrönt worden, und dieſer königliche Schmuk iſt euch niemals abgeriſſen, niemals die euch zugeſchworne Treue durch Empörung gebrochen worden. Kein Verlangen nach Veränderungen hat das Land beunruhiget, und niemand hat ſich, in Hoffnung ſein Glük zu verbeſſern, nach neuen Staats-Auftritten gelüſten laſſen.

Salisbury.

Dieſer doppelte Pomp einen Titel zu befeſtigen, der vorhin ſchon ſicher war, iſt eben ſoviel als feines Gold übergülden, die Lilie weiß färben, die Viole parfumiren, das Eis glätten, den Regenbogen mit einer neuen Farbe bereichern, und dem ſchönen Auge des Himmels durch ein Fakel-Licht einen höhern Glanz geben wollen; es iſt vergebliche Verſchwendung und lächerlicher Ueberfluß.

Vettori ergänzt gefunden hatte? Wozu also das zweydeutige Sprichwort: Ex pede Herculem, welches nicht auf mich, sondern auf die gesagten zween vortreflichen Männer, die sich durch ihre Schriften über die Alterthümer, so sehr um die Gelehrsamkeit verdient gemacht haben, fallen muß? Hatte er das citierte Buch des Ritters Vettori gelesen, so mußte ihm weder die Muthmaßung desselben, daß das Fragment des Steins, wovon die Rede ist, die Beine des Achilles vorstelle, noch die Wahrscheinlichkeit wegen der anhabenden Art von Stiefeln unbekannt seyn. Also hatte der Herr Abt Winkelmann keine Ursach wider mich loszuziehen, da ich weder das Fragment zuerst ergänzt, noch die gemeldete Muthmaßung erfunden habe. Aber hätte ich auch dieses gethan, so würde dieser Gedanke eben so wahrscheinlich gewesen seyn, als der seine, wenn er Seite 167 aus einem einzigen Bein auf einen Bacchus schließt. La Jambe, sagt er, d'une Statue dans la vigne de Mr. le Cardinal Alexandre Albani est plus digne d'attention. C'est peut-être la Jambe d'un Bacchus. Wer hat je diese Muthmaßung getadelt, oder lächerlich gemacht? Ist ihm vielleicht allein erlaubt zu muthmaßen? Aber er fehlt auch sehr gröblich, wenn er sagt: Ces jambes ne nous donnent pas pourtant une grande idée du graveur, dont le nom marqué pompeusement sur la pierre contre la coutume des excellens graveurs est seulement une marque de la presomption, qu'il avoit de son peu de savoir

voir &c. Hätte er die gedachten Beine mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ſo würde er die Stiefeln und den Beinharniſch daran entdeckt, ſie nicht für nackend angeſehen, und die Schönheit des Werks bemerkt haben, dem Spruch des Plinius gemäß: Si avvulſum ſtatuae caput, aut membrum aliquod inſpiceres, non tu quidem ex illo poſſes congruentiam aequalitatemque deprehendere, poſſes tamen judicare, an id ipſum ſatis elegans eſſet. Nun laſſe ich einem jeden aufrichtigen Mann urtheilen, ob ich oder er Verachtung verdiene?

Die zwote Stelle, wo mich dieſer Schriftſteller unſchicklich angreift, iſt Seite 326 des geſagten Werks. Er führt daſelbſt einen Stein des Herrn Joachims Rendorp, eines Patriciers von Amſterdam, und wegen ſeiner ſeltenen Eigenſchaften und Gaben berühmten Mannes, an, und ſagt: *Tête de Theſée* coeffée d'une peau de Lion. Le poſſeſſeur de cette pierre eſt M. Rendorp Hollandois, et Mr. l'Abbé Bracci Florentin l'aura fait graver ſur ſon ouvrage des pierres gravées. On y lit le nom ΓNAIOT, mais il eſt bon d'avertir le lecteur, que le nom de cet ancien graveur y fut mis par Mr. Pichler Tirolois, habile graveur a Rome. Le travail qu'on obſerve dans cette pierre ne correſpond pas aux veritables ouvrages de ce Cnejus. Hier wollte der Herr Abt Winkelmann mit ſeiner gewöhnlichen Kühnheit errathen, ich würde ſo leichtgläubig ſeyn, dieſen Stein unter die

ächten

ächten Werke des Cnejus zu zählen. Wie konnte mir unbekannt seyn, daß der Nahme Cnejus von einer neuen Hand hinzugesezt worden ist, da ein jeder mittelmäßiger Kenner es bemerken kann, und mir noch über das bekannt war, daß dieser Name auf Verlangen des in Piazza Navona zu Rom wohnenden Kaufmanns, Belisario Amidei, der ihn zuerst besaß, von Anton Pichler eingestochen worden ist. Da er mich hier necken wollte, begieng er zween sehr grobe Fehler. Der erste ist, da er sagt, daß dieser Stein den ächten Werken des Cnejus nicht entspreche; ob er gleich von allen Kennern der Alterthümer für eins der schönsten Meisterstücke der Kunst gehalten wird, und, wenn er auch kein Werk des Cnejus, dennoch seiner würdig ist. Da der Herr Rendorp ihn zu Rom kaufen wollte, fragte er in einem Brief den Baron Stosch, der damals zu Florenz wohnte, was er davon hielte. Dieser große Kenner antwortete ihm, die Arbeit dieses Steins sey über alle Maaßen vortreflich, und sey an Werth und Seltenheit einem der schönsten Demanten vorzuziehen. Der zweyte eben so offenbare Fehler ist, daß er die Figur für des Theseus Kopf hält, der mit einer Löwenhaut bedeckt ist; da man doch beym ersten Anblick siehet, daß es ein anmuthsvolles, feines und schönes Gesicht eines Weibes ist, dessen Kopf eine Ziegenhaut mit Hörnern und Ziegenfüßen bedeckt ist, deren Füße sich um den Hals schlingen, und über den Klauen einen Knoten bilden. Auf diese Weise ist auf den Schaumünzen

münzen der Papiſchen, Popiliſchen, Prociliſchen und Toriſchen Geſchlechter die Lanuviniſche Juno gebildet. Wo hat je unſer Kunſtrichter einen Löwen mit Hörnern geſehen? . . . Die Urſachen, warum ich mich ſo lang über den Abt Winkelmann aufgehalten habe, ſind erſtlich mein Werk, welches noch nicht ans Licht getreten iſt, wider deſſelben ſchriftliche und mündliche Angriffe zu vertheidigen; und zweytens diejenigen, welche gar zu ſehr für ihn eingenommen ſind, aufzuklären, indem ich ihnen ſein Verdienſt ſelbſt zu beurtheilen vorlege. Er warf ſich zu einem Richter über alle Antiquitätenkenner auf, um nicht nur die berühmteſten des vorigen, ſondern auch jene des gegenwärtigen Jahrhunderts durch die Hechel zu ziehen. Aber ſeine Kritiken ſind meiſtentheils unrichtig, erbärmlich und lächerlich. Es ſcheint, ſie haben keinen andern Endzweck, als diejenigen, die keine Kenner ſind, zu täuſchen. Ueberall kommt er mit einem unnützen und trügeriſchen Gepränge von übel angebrachter Gelehrſamkeit angezogen, und trägt kein Bedenken, ſeine Schriften mit Erfindungen und Muthmaßungen Anderer zu bereichern. Die Gelehrten machten ſich luſtig darüber; er aber ſchämte ſich deſſen nicht, und begnügte ſich damit, dem gemeinen Haufen zu gefallen. Wer verwunderte ſich nicht über ſeine kühne Prahlerey, zuerſt entdeckt zu haben, daß die Geißel des Capitoliniſchen Archigallus aus aneinander geketteten Seil-Reifen beſtehet? Denn die Abhandlung des Herrn Abts Domenico Giorgi

über

über dieſes ſchätzbare Stück des Alterthums, worinn von dieſer Geißel und den Reifen, woraus ſie beſtehet, gehandelt wird, iſt in aller Händen zu Rom. Kurz, der Ruf, den er ſich zu Rom erwarb, gründete ſich auf den Tadel anderer Gelehrten, und auf die Lobeserhebungen, womit er gegen ſich ſelbſt ſehr freygebig war. Zuerſt unterfieng er ſich, die Meynungen der Kenner über den größten Theil der Alterthümer zu Rom zu widerlegen. Aber wie es ihm gelung, beweiſet folgendes Beyſpiel. Die Bildſäule des ſterbenden Fechters im kapitoliniſchen Muſäum, der an einem Schenkel verwundet iſt, und wie ein gladiator laquearius einen Strick um den Hals hat, machte er (wer ſollte es glauben?) zu einem Herold, welches ihm mehr Mühe koſtete, als dem berühmten Menage ſeine Ableitung des italieniſchen Worts *Lacchè* von dem lateiniſchen *Verna* (*). Faſt auf die nemliche Weiſe verfuhr er in Anſehung anderer Alterthümer."

„Was nun ſeine antiquariſche Kenntniß angehet, woran es den gelehrteſten Männern dieſer Art meiſtens gefehlt hat: ſo hatte er gar keine. Denn in ſeinem Werke de monumenti antichi (von den alten Denkmälern) hat er verſchiedene Steine unter die alten gerechnet, (als z. B. jenen, der einen Scheibenwerfer (Diſcobolus) vorſtellt) die von einem noch lebenden berühmten Steinſtecher zu Rom geſtochen worden ſind.

Von

(*) *Origini* della lingua Italiana.

Von der Zeichnungskunſt, ohne welche Niemand im Stande iſt, die Denkmäler der Alten zu beurtheilen, waren ihm die erſten Grundſätze unbekannt. Jedoch wollte er ein Buch von der Geſchichte der ſchönen Künſte ſchreiben. Wir wollen von dieſem Werke einige Stellen berühren, nur den Liebhabern der ſchönen Künſte, die keine Kenner der Alterthümer ſind, zur Beurtheilung."

„Ueber das, was er von der Malerey ſagt, will ich nur im Vorbeygehn anmerken: erſtlich, daß er von Raphael, Correggio und Titian erzählt, ſie haben die Meiſterſtücke der Alten ſtudiert; und noch hinzuſetzt: (*) Car il ne faut pas s'imaginer avec quelques ecrivains que le Correge ne doive qu'á lui ſeul ſa gloire. Il ſe forma ſur les grands modeles, que lui offrit l'antiquité. Aber ich behaupte, daß Correggio ſeinem Fleiß und ſeinen Talenten alles zu verdanken hatte, und ſich gar nicht nach den Alten gebildet habe. Denn Giorgio Vaſari, ſein Zeitgenoß, ſagt von ihm in ſeiner Lebensbeſchreibung, er habe weder Rom geſehen, noch die Kunſt der Alten ſtudiert. Dieſes wird noch durch einen Brief des berühmten Hannibal Caracci an ſeinen Vetter Ludwig (**) bekräftiget, worinn er ſich von den Werken des Correggio ſo ausdrückt:

(*) Hiſt. de l'art. Amſterdam 1766. vol. I. p. 47.

(**) Raccolta delle Lettere ſulla Pittura, Scultura e Architettura in Roma 1754. Vol. I. p. 89.

drückt: Sie sind seine eigenen Gedanken und Einfälle, und man sichts ihnen an, daß er sie aus seinem eigenen Kopf geschöpft, selbst erfunden, und sich nur nach dem Urbilde gerichtet hat. Die andern haben sich alle mit etwas Fremden geholfen, mit Formen, Bildsäulen, Zeichnungen, ꝛc. Seine Werke selbst beweisen, daß er niemanden als sich selbst seinen vorzüglichen Werth und Ruhm zu verdanken hat. Die sonderbare Anmuth seiner Figuren, besonders der Weiber und Kinder, bezeugen, daß er die Natur allein studiert habe. Was Raphael angehet, so hat der Herr Abt Winkelmann vollkommen Recht, daß er sich nach den Beyspielen des Alterthums gebildet hat, und daß er einen überaus fähigen Kopf hatte, dieselben nachzuahmen."

„Seite 189 und 190 seiner Geschichte der Kunst spricht unser Antiquarius von den Mängeln des zweyten Styls der Kunst bey den Hetruriern, und legt dieselben den neuern Toskanern bey. Les yeux du connoisseur impartial, sagt er (*), l'apperçoivent dans les desseins de Michel-Angele plus celebre d'entre eux. Ce n'est donc pas sans raison que l'on a dit de lui, que quand on a vu une de ses figures, on les a toutes vues. Ce defaut est encore celui de Daniel de Volterre, de Pierre de Cortone, & de quelques autres. Dieses zu beantworten merk ich erst an, daß Pietro Berrettini von Cortona zwar ein Toska-

(*) Hist. de l'Art. Vol. I. p. 189 &c.

Toskaner iſt, aber vielmehr zur Römiſchen Schule gehöret; daß der Herr Abt auch unſere vortreflichen Bildhauer, als da ſind Donatello, der überaus einfach und zierlich iſt; Benvenuto Cellini, den anmuthsvollen und edlen Nachahmer der Alten, und Johann di Bologna, der ungemein ſtark iſt einen großen Charakter auszudrücken, und zur Toskaniſchen Schule gehört, ob er gleich jenſeits der Alpen geboren iſt, und unter unſern Malern die berühmten Maſaccio, Fra Bartolomeo della Porta, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, il Roſſo, die dem Pietro von Cortona und dem Daniel von Volterra vorgehen, hätte nennen können."

„Nun laſſe ich einen jeden vernünftigen Mann, ich will nicht ſagen einen jeden unpartheyiſchen Kenner der Alterthümer, artheilen, ob die Werke des zweyten hetruriſchen Stils mit jenem des großen Buonaroti verglichen werden können. Den geſagten Stil beſchreibt er folgendermaßen (*): Nous paſſons donc de l'ancien ſtyle Etrusque au ſecond, dont les marques caracteriſtiques ſont une expreſſion forte des traits de la figure, & des differentes parties du corps, jointe a une attitude & une action genées, & même quelquefois ſingulierement forcées & outrées. Au régard de la premiere qualité nous obſerverons, que les muscles ſont tellement gonflés ſur

(*) Hiſt. de l'Art. Vol. I. p. 185.

ſur quelques ſigures, qu'ils s'elœvent comme des monticules. Les os percent auſſi avec tant de force, que ce ſtyle devient d'une dureté inſoutenible. Mit einem ſo beſchaffenen Styl vergleicht er die Werke des Michelangelo Buonaroti nicht nur in ſeiner Geſchichte der Kunſt, ſondern wiederholt auch dieſen Vergleich in dem vorläufigen Traktat zu ſeinen alten Denkmälern Seite 31 und 32, die zu Rom in Folio gedruckt ſind. Hier ſagt er: Den Figuren vom zweyten Styl fehlt es an der annehmlichen Zierlichkeit wegen des übertriebenen und gezwungenen Weſens in der Action und Bewegung. Die Bewegung des Petrus auf dem Stein, den ich Num. 125 anführen werde, dient zum Beweis dieſes gerechten Tadels. Die nemlichen Mängel kann jeder Unpartheyiſcher in den Werken des Michelangelo Buonaroti bemerken. Zum Beweis ſeiner gezwungenen Manier führt er hauptſächlich die weiblichen Figuren an, die in der Kirche S. Lorenzo zu Florenz auf den Gräbern des Julians und Lorenz aus dem Hauſe Medici liegen. Wenn der Leſer den obengemeldten Stein, oder einen Abdruck deſſelben, worauf Petrus vorgeſtellt wird, gegen die Werke des Michelangelo Buonaroti hielte, ſo würde er darüber erſtaunen, wie er dieſe mit jenem, worauf die Muskeln kleinen Hügeln ähnlich ſind, und die Stellung über alle Maaßen gezwungen iſt, vergleichen konnte. Selbſt die Abbildung des Steins, ſo wie ſie im dem gemeldten Werke des Herrn Abts Num. 125. zu finden iſt, kann

dienen,

dienen, die Richtigkeit der Vergleichung zu beweiſen. Was die Bilder auf dem Grabe in S. Lorenzo betrift, ſo kann ſie ein jeder Florentiner mit eigenen Augen beurtheilen; und wer ſie nicht ſelbſt in Augenſchein nehmen kann, der ſehe die wohlgerathene Abbildung derſelben, die Cornelius Cort in Kupfer geſtochen hat, und urtheile unpartheyiſch von der Art, wie der Herr Abt Winkelmann die ſchönen Künſte behandelt. Er wird ſehen, daß die Werke des zweyten Styls der Hetrurier mit jenen des Michelangelo in keinen Vergleich kommen können."

„Aber über dieſe Ausſchweifungen verwundere ich mich nicht; denn er iſt ſo ſehr für die Hetrusker eingenommen, daß er kein Bedenken trägt, ſich über die hetruriſchen Vaſen ſo auszudrücken: Tels ſont les deſſeins que l'on trouve ſur ces vaſes, qu'ils pourroient être placés parmi les plus belles compoſitions de Raphael (*). Es wird ihm ſchwerlich jemand hierinn beyfallen, nicht einmal unter uns Florentinern, die wir ſo viel von hetruriſchen Werken halten. Und noch viel weniger in dem, was er von Raphael ſagt, wenn er von der Grazie der berühmten Maler Correggio, Guido, Albano ſich auf folgende Weiſe ausdrückt: Man kann ſie in Wahrheit dem Raphael nicht abſprechen: aber ſeine Art zu zeichnen ſcheint ſo hart und ſo ſteif, daß Malvaſia ſeinen Werken den

(*) Hiſt. de l'Art. Vol. I. p. 209.

Pembroke.

Allein, da euer königlicher Wille erfüllt werden mußte, ſo iſt dieſer Actus nun ein neu-erzähltes altes Mährchen; jedoch, weil eine ungelegne Zeit dazu genommen worden, bey der lezten Wiederholung, widrig und übel aufgenommen.

Salisbury.

Das graue und wohlbekannte Angeſicht des alten ächten Herkommens iſt dadurch ſehr entſtellt; es giebt, gleich einem unverſehns ſich drehenden Winde, dem Lauf der Gedanken einen neuen Schwung, ſchrekt die ſtuzende Ueberlegung auf, und macht geſunde Geſinnungen krank, und Wahrheit verdächtig, da es in einer ſo neuzugeſchnittnen Kleidung aufſteht.

Pembroke.

Wenn Handwerksleute ſich bemühen noch beſſer zu machen als gut, ſo bringt ihr Fleiß Mißgeburten hervor; und die Entſchuldigung eines Fehlers macht oft den Fehler deſto ſchlimmer, weil die Entſchuldigung ein neuer Fehler iſt; wie Lappen, die auf einen kleinen Riß geſezt werden, ein Gewand durch die Verbergung des Riſſes mehr entſtellen, als der Riß that, eh er ſo geflikt war.

Salisbury.

Aus dieſen Betrachtungen mißriethen wir dieſe neue Krönung eh ſie vollzogen wurde; allein es gefiel Eu. Hoheit darüber hinaus zu gehen, und wir laſſens uns alle

wol

Tadel unbeweglicher Statuen beylegt. Wie dieſes mit der Wahrheit zuſammenſtimme, das überlaſſe ich andern zu beurtheilen. Aber ich kann nicht begreifen, wie ein Gelehrter, der den Vatikan, den Farneſiſchen Pallaſt und S. Pietro Montorio geſehn hat, ſo von dem göttlichen Raphael ſprechen könne."

„Es müſſen aber die Liebhaber der ſchönen Künſte und der Alterthümer noch mehr erſtaunen, wenn ſie hören, was er von dem vortreflichen Maler Julius Romanus ſagt. Nachdem er in ſeinem Trattato preliminare a i monumenti antichi erzählt hat, daß nach den Antoninen die ſchönen Künſte in Verfall gerathen ſeyen, und daß zwiſchen den Werken, die unter den Antoninen und Septimius Severus zu Stande gekommen, ein großer Unterſchied ſey: ſo bedient er ſich dieſer nemlichen Vergleichung zwiſchen Raphael und ſeinem würdigen Schüler Julius Romanus, und ſagt: Zwiſchen der Zeichnung des Julius und ſeines Lehrers iſt vielleicht kein geringerer Unterſchied, als zwiſchen den Denkmälern der Kunſt unter den Antoninen und unter Septimius Severus. Kann etwas ausſchweifender ſeyn, als die Werke des Julius mit jenen der Zeiten des Septimius Severus zu vergleichen? Wem iſt wohl unbekannt, daß Julius ſeinem Lehrer wenig oder gar nichts nachgiebt, wie ſeine Werke, womit der Pallaſt del Te zu Mantua pranget, oder wie die Abbildungen derſelben in Kupferſtichen bezeugen? Aber was beſtrebe ich mich einen Julius, deſſen Werth der ganzen

Welt

Welt bekannt iſt, zu vertheidigen oder zu loben? Was ich bisher geſagt habe, iſt, deucht mich, hinreichend genug zu beweiſen, daß es dem Herrn Abt Winkelmann an der Zeichnungskunſt und an dem Geſchmack in den ſchönen Künſten fehlte, und daß er daher nicht im Stand war, von den Alterthümern ein richtiges Urtheil zu fällen. "

„Ich wollte nicht, daß jemand dächte, daß die Erinnerung erlittener Unbilligkeiten, oder die Rachbegierde mich zu dieſer langen, und dem Endzweck dieſes Buchs nicht ganz angemeſſenen Digreſſion verleitet habe. Meine Hauptabſicht iſt, mich wider den Herrn Abt Winkelmann zu vertheidigen, und meine Leſer zu warnen, daß ſie ſich von ſeinen eingebildeten kühnen Lehrſätzen nicht verführen laſſen. Dabey habe ich auch zeigen wollen, warum gewiſſe Werke, die dahin zielen, diejenigen zu täuſchen, welche nur zu ihrer Beluſtigung leſen, zu Rom, in dem Sitz der ſchönen Künſte, des Verdienſtes, der Artigkeit, des guten Geſchmacks, und der Größe keinen Beyfall finden. Es lachten die gelehrten Römer über die Kühnheit eines Mannes, der nach dem Verhältniße einer verſtöhrten Einbildungskraft neue Grundſätze der ſchönen Künſte aufbringen wollte, der ſo viele ſeltſame Muthmaßungen in die Welt ſtreute. Aber noch viel mehr lachten ſie, da er den Neapolitanern den Vorzug in der Schönheit beylegte. Denn ſo ſagt er (*): Naples produit en quan-

(*) ibid. p. 33.

tité des formes et des figures dignes de ſervir de modeles au beau ideal, et qui, par rapport a la Phyſionomie, ſur tout a l'aſſortiment harmonique, et a l'expreſſion de toutes les parties, ſemblent faites pour les chefs d'oeuvres de la Sculpture. So giebt er auch den Neapolitanern und Sicilianern den Vorzug an Witz und Scharfſinn. Les Napolitains ſont plus ſpirituels, plus ingenieux, plus ſubtils, et plus ruſés, que les Romains; et les Siciliens plus, que les Napolitains (*). Einige kleine Städte Italiens, als da ſind Siena und Vicenza, und eine Menge Italiäniſcher Schönen, werden ſich mit Recht über das Urtheil des Herrn Abts beklagen. Was aber das Talent verſchiedener Nationen betrift, ſo ſpreche ich den Neapolitanern und Sicilianern ihren großen Werth nicht ab; ich ſehe aber nicht ein, warum ſie ſo etwas ganz Sonderbares vor allen andern Italienern haben ſollen. Meinem Vaterlande zum Lob will ich unter vielen Andern nur einen Dante, einen Machiavello, einen Michelangelo Buonaroti, und einen Galileo nennen, die gewiß weder Neapolitaner noch Sicilianer waren. Hatte ich vielleicht weniger Urſach zu lachen, der ich von Jugend auf eine beſtändig fortgeſezte Beobachtung der Alterthümer mit dem fleißigen Bücherleſen und Zeichnen vereinbart, und mir nach den Geſetzen und Beyſpielen der Alten wahre und richtige Begriffe erwor-

(*) ibid. p. 34.

worben habe, die man ohne lange Uebung in dieſen ſchäzbaren Geheimniſſen weder verſtehen, noch ſchmecken kann? Man kann in Wahrheit dem Herrn Abt Winkelmann das Lob nicht abſprechen, daß er unter den Gelehrten unſerer Zeit eine anſehnliche Stelle verdiente. Er konnte auch, ohne ſich von falſchem Tand täuſchen zu laſſen, die Alterthümer erklären, wie es andere vortrefliche Männer gethan haben, welche zwar auch in den Fehler gefallen ſind, neue Kunſtwerke für Alterthümer zu halten, und ſie als ſolche mit den rareſten Blumen der Gelehrſamkeit ausgeſchmückt haben; aber wegen ihrer Beſcheidenheit haben ſie den Tadel vermieden, den der Herr Abt Winkelmann ſich zugezogen hat, da er die Schranken eines Gelehrten überſchritt, und ein entſcheidender Kenner, der er gar nicht war, ſeyn wollte. Wenn er nichtsdeſtoweniger den Ruf eines großen Antiquarius erlangt hat, ſo kann es mir, dem es an den dazu erforderlichen Eigenſchaften nicht fehlt, auch erlaubt ſeyn, mit Coreggio zu ſagen: ancor io ſon pittore. Mein lang fortgeſeztes Studiren, der öffentliche Beyfall, die Zuflucht, die man zu Rom in den wichtigſten Angelegenheiten, worinn man eines Antiquarius benöthigt war, zu mir genommen hat, meine Unglücksfälle, entſchuldigen das Lob, das ich mir ſelbſt beylege. Plutarch ſagt (*): man könne ſich ohne Tadel

(*) Plutarchi Opuſcula etc. De ſui laude, p. 387. 388.

del loben, wenn es geſchiehet, ſich wider Verläumdungen und Klagen zu vertheidigen.

Dies iſt, was der Herr Abt Bracci von unſerm Winkelmann und von ſeinen Werken urtheilt. Aus meinem Kopf ſetze ich nichts anders hinzu, als daß der Herr Abt Bracci hier von jedermann für einen der größten Kenner der Antiquitäten, und für einen nur gar zu aufrichtigen Mann gehalten wird. Als ſolchen habe ich ihn ſelbſt bey verſchiedenen Gelegenheiten erkannt, und bin Ihnen gut davor, daß ſein Werk von den alten Steinſtechern, welches ſchon 1771 zum Abdruck fertig war, bey wahren Kennern viel mehr gelten wird, als Winkelmanns Geſchichte der Kunſt; ſo viel Gutes auch dieſe für Philologen enthält. Er iſt ein Mann von beynah 60 Jahren, und muß nach meiner Rechnung mehr als 16 Jahr über dieſem Werke gebrüthet haben. Die Kupferplatten, die er nach und nach auf eigene Unkoſten hat ſtechen laſſen, hat er mir 1771 gezeigt, und es fehlt nur noch am Druck der Schriften, woran er bis dahin noch immer gefeilt hat. Daß es aber ſo langſam mit dem Druck zugehet, daran ſind ſeine Glücksumſtände ſchuld. Je nachdem ihm über ſeine Lebensbedürfniſſe ein Thaler übrig bleibt, ſo verwendet er ihn darauf, und hofft durch eigenen Verlag ſo viel daraus zu gewinnen, daß es ihm in ſeinem hohen Alter zur Erleichterung ſeiner Armuth diene. Er würde es ſchon längſt zum erwünſchten Ziel gebracht haben, wenn er ſich um die Gunſt der Großen mehr

bekümm-

bekümmerte, und ſeinen edlen Stolz bis zum ſchmeicheln und betteln bringen könnte. — Leben Sie wohl! (*)

III.

(*) Ich theile dieſen Aufſatz den Liebhabern dieſer Art von Litteratur unverändert mit, wie ich ihn erhalten habe. Ich habe kein Intereſſe, und kann keines haben, den Nachruhm eines Mannes verkleinern zu wollen, den, in ſo fern er ein Mann von eminentem Genie, und einer der beſten Schriftſteller unſrer Nation war, niemand höher ſchäzt, als ich. Aber — in Rückſicht auf den großen Hauffen artiſtiſcher und antiquariſcher Kleinmeiſter, von denen es unter uns wimmelt, die ſo gern mit Nahmen Abgötterey treiben, und für die alles, was Winkelmann als Antiquarius geſagt hat, Orakel iſt — ſchien es mir vielleicht nicht ohne Nutzen zu ſeyn, wenn ſie durch die Proben, die der Abbate Bracci von den Uebereilungen unſers Landsmanns in ſeinen Urtheilen von alten und neuern Kunſtwerken und dahin gehörigen Dingen, der Welt vorgelegt hat, gewarnt würden, ſelbſt behutſamer zu ſeyn, und nicht ſo ſinnlos, unter dem Schutz und Vortheil eines Winkelmannen nachgeäften Enthuſiasmus, über Künſte, Künſtler und Kunſtwerke zu urtheilen, von denen ſie nichts verſtehen — Geſchieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden! — Man kann ein Mann von Genie und in den Alten ſehr bewandert ſeyn, und mit hoher Begeiſterung über den Vaticaniſchen Apollo pindariſiren, u. ſ. w. und doch in dem antiquariſchen Studio tief unter einem andern ſeyn, der weder ein Genie iſt, noch

III.

Ob Cimabue der erste Wiederhersteller der Malerkunst in Italien sey?

Vasari behauptet, die Malerkunst sey von des Kayſers Konſtantinus Zeiten bis auf jene des Cimabue, unter den Italienern erloſchen, und Cimabue habe ſie zu Florenz vom Tode zum Leben wieder auferweckt. Theils durch die Lobſprüche, die Dante, Boccaccio, und Villani dem Cimabue und Giotto beylegen, theils auch durch die Verſicherung des Vaſari getäuſcht, haben alle Kunſtverſtändige den Cimabue und Giotto für die erſten Wiederherſteller der Malerey gehalten: bis faſt hundert Jahre nach Vaſari der Ritter Ridolfi (*), und

über irgend einen Gegenſtand pindariſiren kann — Uebrigens bedarf es kaum der Erinnerung, daß Bracci geſchickter iſt, die Fehler und Schwachheiten Winkelmanns zu rügen, als gegen ſeine Vorzüge und Verdienſte gerecht zu ſeyn. Die Art, wie er mit W. zu Werke geht, verräth zu viel üble Laune, perſönlichen Widerwillen, Tadelſucht und Rachgier über wirkliche oder eingebildete Beleidigungen, als daß er den mindeſten Glauben verdienen könnte, wenn er nicht Beweiſe beybrächte, die auch im Mund eines Feindes ihre Kraft nicht verliehren.

Anmerk. des Herausg.

(*) Le maraviglie dell' Arte Tom. I. p. 13.

und nach dieſem der Graf Karl Cäſar Malvaſia (*), Maffei und Muratori bewieſen, daß ſchon vor Cimabue die Malerkunſt zu Venedig, Bononien und in der Lombardie ſolche Meiſter gehabt habe, die an Geſchicklichkeit dem Cimabue theils wenig oder nichts nachgegeben, theils ihn übertroffen. Baldinucci ſchrieb damals zu Florenz ſeine Notizie de' Profeſſori del diſegno, und gab ſich in dieſem Werke alle Mühe, den Ruhm der Florentiner, deſſen Vergrößerung ſein und des Vaſari vornehmſter Endzweck war, wider die Anſprüche der Venezianer, Bononier und anderer Städte, und alſo die Wahrhaftigkeit des Vaſari zu vertheidigen; und er erhielt wenigſtens den Vortheil, daß ſeine Meynung und das alte Vorurtheil unter den Fremden, wo ſein und des Vaſari Werke einen erſtaunlichen Abſatz gefunden haben, und bey ſolchen Leuten auch in Italien, die ohne weitere Unterſuchung denen Recht geben welche im Zanken das letzte Wort haben, allgemeinen Beyfall fand.

Ihnen zu gefallen, lieber Freund, will ich alles kurz faſſen, was ich, zu beweiſen, daß Italien in allen Jahrhunderten der mittlern Zeiten, und ſogar unter den Gothen und Longobarden, Maler hervorgebracht habe, in meiner Geſchichte der freyen Künſte und Wiſſenſchaften, worinn ich einen freyen Gebrauch der von Tiraboschi geſammelten Materialien mache, vorgebracht

(*) Felſina (Bologna) pittrice p. 9. Introduzzione.

gebracht habe. Daſelbſt habe ich bewieſen, daß Theodorikus, König der Gothen, ſich alle Mühe gab, die Alterthümer der Kunſt zu erhalten, die Städte durch Errichtung prächtiger neuer Gebäude und Ausbeſſerung der ältern zu verſchönern (*), und daß unter dieſem Könige anſehnliche Werke der Bildhauerkunſt, und ſogar von einer ganz neuen Kompoſition, zu Stande gekommen ſind (**), worunter jene, die nach vieler Meynung den Kayſer Juſtinian vorſtellt, und in dem Landhauſe des Fürſtlichen Geſchlechts Juſtiniani bey Rom noch vorhanden iſt, dem ſechſten Jahrhundert viele Ehre macht; woher ich denn ſchließe, daß auch die Malerkunſt und ihre Werke von den Gothiſchen Königen in Ehren gehalten und geſucht worden ſey. Ich habe guten Grund dieſes zu vermuthen. Unter den Hofbedienungen, deren Caſſiodorus Meldung thut, findet ſich zwar ausdrücklich kein Maler, wohl aber ein Künſtler in moſaiſcher Arbeit. Was iſt aber dieſes anders als ein Maler, der ſeine Bilder entweder aus natürlichgefärbten Steingen oder aus künſtlichgefärbten Glasſtückchen zuſammenſetzt? Werden hier nicht eben ſowohl als in Farbenmalereyen Zeichnung, Licht und Schatten, Perſpektiv und Nachahmung der Natur erfordert? Wenn alſo am Hofe der Gothiſchen Könige moſaiſche Werke verfertiget wurden, ſo iſt ſchon

(*) 2. Band S. 494. 495. 496. 497.

(**) ibid. S. 502. 503.

ſchon bewieſen, daß zu ihrer Zeit die Malerkunſt überhaupt, an ihrem Hofe aber die moſaiſche Arbeit insbeſondere beliebt und üblich waren. Wahrſcheinlich war dieſe Art von Malerey zu einer ſolchen Vollkommenheit gelangt, daß man Urſache hatte, ſie andern Malereyen vorzuziehen. Johannes Diaconus verſichert uns, eine moſaiſche Abbildung der Verklärung Chriſti, welche der Neapolitaniſche Biſchof Johannes in der Stephanskirche zu Neapel in dieſen Zeiten verfertigen ließ, ſey ein Wunderwerk der Kunſt geweſen (*). Es fehlt aber auch nicht an Beweiſen, daß man zu der Gothen Zeiten auch mit dem Pinſel gemalt habe, ob man gleich die Namen der Maler nicht weiß, und von ihren Gemälden nichts auf unſere Zeiten gekommen iſt. Neben andern Zeugniſſen, die man finden würde, wenn man die Chroniken dieſer Zeiten durchblätterte, will ich mir jene, des Bibliothekars Anaſtaſius, und der ſchon genannten Chronik, Johannes des Diaconus anführen. Jener erzählt (**): der Römiſche Biſchof Symmachus habe die Paulskirche zu Rom mit Malereyen geziert, und dieſer ſagt (***): Vincentius, Biſchof zu Neapel, habe ſeinen Speiſeſaal ringsum bemalen laſſen.

So

(*) Chronic. Epiſc. Neapol. ſcript. Rer. Ital. vol. 1. P. 2. p. 295.

(**) Vit. Pontif. ſcript. Rer. Ital. vol. 3. P. 1. p. 124.

(***) loc. cit.

wol gefallen; indem alles und jedes, was wir wollen könnten, vor Eu. Hoheit Willen Halte machen muß.

König Johann.

Einige Urſachen von dieſer doppelten Krönung hab' ich euch ſchon eröffnet, und ich halte ſie für ſtark. Noch weit ſtärkere werd' ich euch zu ſeiner Zeit entdeken, und ich bin alſo dieſes Puncts wegen ohne Furcht. Inzwiſchen zeiget nur an, was ihr gerne verbeſſert hättet, und ihr ſollt erfahren, wie bereitwillig ich eure Bitten anhören und erfüllen will.

Pembrok.

Erlaubet alſo, Gnädigſter Herr, daß ich, als derjenige, der die Zunge von dieſen allen iſt, und die Gedanken ihres Herzens ausſpricht, (für Sie ſowol als mich ſelbſt, am meiſten aber für eure eigne Sicherheit, für welche wir alle unſre beſten Bemühungen anwenden) angelegenſt um die Befreyung des jungen Arthur bitten; deſſen Einſperrung die murmelnden Lippen des Mißvergnügens in gefährliche Reden auszubrechen reizt. Wenn ihr das, was ihr in Ruhe beſizt, auch mit Recht beſizt, warum ſoll die Furcht (die, wie man ſagt, ſonſt nur den Fußtritt des Unrechts begleitet, euch bewegen, euern jungen Neffen einzuſperren, ihn in einer barbariſchen Unwiſſenheit zu laſſen, und ſeiner Jugend alle Vortheile einer guten Erziehung zu verſagen? Laßt euch alſo gefallen, damit die Uebelgeſinnten keinen Vorwand haben, deſſen ſie bey Gelegenheit ſich bedienen könnten, uns eine Bitte zu gewähren, wozu Ihr ſelbſt uns aufgemun-

So weiß man auch von Gemälden, die unter den Longobarden sowohl mit Farben als in mosaischer Arbeit verfertigt worden sind. Anastasius der Bibliothekar erzählt von einer Menge mosaischer und Farbengemälde, mit welchen die Päbste Honorius, Severinus, Sergius, Johannes VII, Gregorius III, Kallistus, Zacharias, Paulus I. und Hadrian I. die Kirchen zu Rom ausgeschmückt haben (*). Im Anfange des siebenten Jahrhunderts ließ der obengenannte Bischoff Johannes zu Neapel das sogenannte Consignatorium oder den Saal, wo die Neugetauften die Firmung erhielten, bemalen (**), und der Bischof Reparatus ließ sich und seine Vorfahren zu Ravenna abmalen (***). Im achten Jahrhundert ließ Poto der eilfte, Abt zu Monte Casino, die S. Michaeliskirche mit Malereyen und darunter geschriebenen Versen, wovon Leo Marsicanus einige anführt (†); und gegen das Jahr 706 ließ Stephanus, Abt zu Subiacum, die Kirche seines Klosters auf die nemliche Weise (††) verschönern.

Man darf sich aber nicht einbilden, als sey die Malerkunst nur in den Ländern, die griechischer Herrschaft unter-

(*) Script. Rer. Ital. vol. 3. P. 1. p. 136. 137. 150. 159. 164. 173.

(**) Script. Rer. Ital. vol. 1. P. 2. p. 301.

(***) *Agnellus* in vit. Pontif. Ravenn.

(†) *Leo Marsic.* Chron. Monast. Casin. Lib. 1. c. 10.

(††) Script. Rer. Ital. vol. 24. p. 930.

unterworfen waren, vielleicht nur von griechiſchen Meiſtern betrieben worden. Denn auch in dem Reiche der Longobarden hat man ſich in dieſer Kunſt geübt. Die Königin Theodolinda ließ in ihrem Palaſt zu Monza die kriegeriſchen Thaten der Longobarden abſchildern. Petrus Diaconus erzählt, er habe aus dieſen Malereyen gelernt, wie die alten Longobarden gekleidet waren. Der ungenannte Chronikenſchreiber von Salerno meldet auch von einem Bilde des Arigiſius, Herzogs zu Benevento, vom achten Jahrhundert, welches im Jahr 787 in einer Kirche zu Kapua Karl dem Großen gezeigt wurde. So war auch im Chor der Kirche des h. Ambroſius zu Meiland ein Gemälde, welches die Biſchöffe, die dieſer erzbiſchöflichen Kirche untergeordnet waren, in der Ordnung vorſtellte, wie ſie in den Provinzialverſammlungen zu ſitzen pflegten. Der gelehrte Graf Giulini, der dieſes erzählt, behauptet mit guten Gründen, das geſagte Gemälde ſey ein Werk vom Ende des ſiebenten Jahrhunderts.

Wir ſehen hieraus, daß unter den Gothen und Longobarden die Päbſte, Biſchöffe und Aebte, ſo viel uns bekannt iſt, faſt die einzigen waren, welche die Malerkunſt beſchäftigten und ernährten. Das nemliche geſchah in den folgenden Jahrhunderten. Eine Menge moſaiſcher und anderer Gemälde ließen im neunten Jahrhundert Leo III. (von welchem ſonderbar zu bemerken iſt, daß er gläſerne Fenſterſcheiben bemalen ließ, das erſte Werk dieſer Art, von dem wir wiſ-

ſen)

ſen) Stephan IV, Eugenius II, Gregorius IV, Sergius II, Leo IV, Nicolaus I, und Hadrian II in verſchiedenen Kirchen zu Rom verfertigen (*). Die Bibliothekare der Römiſchen Kirche, Anaſtaſius und Wilhelmus, welche dieſes erzählen und die Malereyen der geſagten Päbſte geſehen haben, drucken ſich mit Verwunderung über ihre Schönheit aus. Im zehnten Jahrhundert weiß man nur vom Pabſt Formoſus, er habe die Malereyen der Peterskirche erneuern laſſen (**).

So haben auch in dieſen Zeiten Biſchöffe und Klöſter viele Werke der Malerkunſt verfertigen laſſen. Paulus, Biſchof zu Neapel, ließ in den lezten Jahren des achten, und Athanaſius, ſein Nachfolger, im neunten Jahrhundert verſchiedene Kirchen mit ſchönen Figuren bemalen. Johannes Diaconus nennt und rühmt die von ihnen veranſtalteten Malereyen (***). Am Ende des zehnten Jahrhunderts ließen drey Mönche des Kloſters Farfa mit ihrem Abt eine Kirche erbauen, und ſowohl außen als inwendig mit Malereyen verſchönern (†). Vielleicht ſind ſie durch das Beyſpiel

(*) Muratori Script. Rer. Ital. vol. 2. p. 196. 197. 214. 219. 221. 229. 234. 256. 263.

(**) Ricobaldus Ferrar. in Compil. chronol. vide Script. Rer. Ital. vol. 9. p. 237.

(***) Vit. Epiſc. Neap. Script. Rer. Ital. vol. 1. P. 2. p. 312. 316.

(†) ibid. Vol. 2. P. 2. p. 482.

ſpiel der Mönche zu Monte Caſino hierzu verleitet worden. Denn in der Mitte des zehnten Jahrhunderts ſchmückten dieſe ihre im neunten Jahrhundert prächtig erbauete Kirche mit Malereyen, und ließen neben dem noch den Kirchenboden vor dem Altar ihres Stifters mit Marmorſtücken verſchiedener Farben belegen (*). Ohne Zweifel wüßten wir noch viele dergleichen Werke der Kunſt, die in dieſem Zeitalter in Italien zu Stande gekommen ſind, wenn die damaligen Schriftſteller nicht mehr auf heilige Mährchen, als auf nützliche Nachrichten bedacht geweſen wären. Muratori giebt uns noch von einer Menge Moſaiſcher Gemälde Nachricht, und meldet von einem Manuſcript des zehnten Jahrhunderts in der Bibliothek der Kathedralkirche zu Lucca, worinn von verſchiedenen Arten moſaiſch zu arbeiten, Metalle anzuſtreichen, und von andern dergleichen Dingen gehandelt wird (**); welches zu einem nicht geringen Beweis dienet, daß ſich damals die Italiener um dergleichen Künſte bekümmerten.

Ich glaube nun nicht, daß Sie, lieber Freund, daran zweifeln können, daß bis ins zehnte Jahrhundert die Malerkunſt in Italien üblich geweſen ſey. Das einzige, was Sie etwa dawider einwenden könnten, iſt, daß die bisher gedachten Malereyen von Grie-

chiſchen

(*) Leo Oſtienſis Lib. 1. c. 17. Lib. 2. c. 13.
(**) Antiquit. Ital. Vol. 2. p. 366.

chiſchen Händen ſeyn konnten. Dies behaupten auch diejenigen, welche mit Vaſari und Baldinucci der Meinung ſind, vor Cimabue ſey die Malerkunſt unter den Italienern verlohren gegangen. Eben kommen wir auf das Jahrhundert, aus welchem Sie eine Begebenheit, die Leo Marſicanus in ſeiner Chronik des Kloſters zu Monte Caſino (*) erzählt, anführen, um zu beweiſen, man habe ſich in Italien bey jeder Gelegenheit nur Griechiſcher Maler bedient.

Weil die Stelle des genannten Chronikenſchreibers die vornehmſte Stütze der Widerſacher iſt; ſo muß ich mich etwas länger bey ihr aufhalten. Leo erzählt, Deſiderius, der Abt des Kloſters zu Monte Caſino, habe daſelbſt (im eilften Jahrhundert) einen prächtigen Tempel erbauet, und zu deſſelben Verſchönerung Künſtler aus Griechenland kommen laſſen. Wozu eigentlich; das ſagt er mit folgenden Worten: Legatos interea Conſtantinopolim ad locandos artifices deſtinat, peritos vtique in arte Muſiaria et quadrataria, ex quibus videlicet alii abſidem, et arcum, atque veſtibulum maioris baſilicae muſivo comerent, alii vero totius eccleſiae pauimentum diuerſorum lapidum varietate conſternerent. Und nachdem er erzählt hat, wie künſtlich die griechiſchen Meiſter die geſagten Werke zu Stande brachten, endiget er alſo: *Et quoniam artium iſtarum ingenium a quingentis et vltra iam annis magiſtra Latinitas intermiſerat*, et ſtudio huius inſpirante

(*) Lib. 3. c. 29.

ſpirante et cooperante Deo noſtro hoc tempore rem peragere promeruit, *ne ſane id vltra Italiae deperiret*, fluduit vir totius prudentiae plerosque de monaſterii pueris eisdem artibus erudiri. Alſo ließ der Abt Deſiderius Meiſter in moſaiſcher Kunſt, und die Fußböden mit viereckigten Marmorplatten von verſchiedenen Farben zu belegen, von Konſtantinopel kommen, weil dieſe Künſte ſchon ſeit 500 Jahren in Italien außer Uebung und verlohren gegangen waren; und damit er ſeiner Nation dieſen Vortheil wieder zubrächte, ließ er junge Leute darinn unterweiſen. Läßt ſich aber wohl hierdurch beweiſen, daß die Malerkunſt in Italien verlohren gegangen war? Geſezt auch, es ſey hier wirklich die Rede von der moſaiſchen Malerkunſt; ſo würde nur folgen, daß ein Zweig der Malerkunſt, nicht ſie ſelbſt, zu Grunde gegangen war. Wir haben aber geſehen, daß in einem jeden der vergangenen Jahrhunderte moſaiſche Gemälde in verſchiedenen Theilen Italiens verfertiget worden ſind; ohne daß je Meldung geſchehen iſt, ſie ſeyn Werke Griechiſcher Meiſter geweſen. Folglich ſpricht der Chronikenſchreiber hier entweder gar nicht von der eigentlich ſogenannten moſaiſchen Malerkunſt, oder nur von der Anwendung derſelben an ganzen Wänden und Bögen, da vielleicht bis dahin nur abgeſonderte und bewegliche Gemälde moſaiſcher Kunſt in Italien üblich geweſen waren. Was die andere Kunſt (ars quadrataria) angehet, ſo mag ſie beſtehen, worinn ſie wolle, und den Italienern bis

dahin bekannt oder unbekannt gewesen seyn, so beweiſet dieſes nichts wider die Malerkunſt. Uebrigens erzählt auch Leo Marſicanus, der Abt habe die neuerbaute Kirche auch mit Farbenmalereyen auszieren laſſen, und ſagt kein Wort davon, daß er auch hierzu Meiſter aus Griechenland habe kommen laſſen. Meines Erachtens wird hierdurch die Wahrheit, im eilften Jahrhundert ſey die Malerkunſt von Italienern ſelbſt betrieben worden, ganz auſſer Zweifel geſezt.

Wir haben aber noch viele andere Beweiſe, daß dieſes im eilften Jahrhundert geſchehen ſey. Und zwar würde dieſes, wenigſtens in Anſehung der moſaiſchen Malerkunſt, dadurch, daß der Abt Junge Italiener darinn unterweiſen ließ, hinlänglich bewieſen ſeyn, wenn in der oben angeführten Stelle von dieſer Kunſt, wie die Widerſacher wollen, die Rede wäre. Es ſind aber auch in Anſehung der eigentlichen Malerkunſt des eilften und zwölften Jahrhunderts die deutlichſten Zeugniße vorhanden. Die Chroniken der Klöſter Cava (*), Caſauria (**), Subiacum (***) und zu Monte Caſino (†) zeugen von Malereyen, die in denſelben,

(*) Pratillo Hiſtor. Princ. Longob. Vol. 4. p. 449.

(**) Script. Rer. Ital. Vol. 2. P. 2. p. 887.

(***) ibid. Vol. 24. p. 937.

(†) Chron. montis Caſini Lib. 2. c. 30. 32. 51. 52. Lib. 3. c. 11. 20. Lib. 4. c. 4.

ſelben, oder in ihren Kirchen in dieſen Zeiten verfertiget worden ſind. So ſind auch zu Rom auf Befehl der Päbſte Kalixtus II (*), Hadrians IV (**), und Klemens III (***) Gemälde zu Stande gekommen. Der erſte ließ die Gefangennehmung des Afterpabſtes Bordinus in einem Zimmer des Vatikans, der zweyte die Unterwerfung des Kaiſers Lotharius II, worüber ſich Kaiſer Friedrich der Rothbart beym geſagten Pabſt ſehr beklagte, im Lateraniſchen Palaſt abmalen. Auch ließ Wilhelm, König von Sicilien, ſeine Hauskapelle mit moſaiſchen Gemälden auszieren; und weder Romualdus, Erzbiſchof zu Salerno, der dieſes erzählt (†), noch die vorigen Chroniken zeigen an, daß die geſagten Malereyen Werke griechiſcher Hände waren.

Aber nicht nur im ſüdlichen Theile Italiens und zu Rom, ſondern auch in Toskana, in der Lombardie und zu Venedig iſt die Malerkunſt in dieſem Zeitalter unter den Italienern üblich geweſen. Es fangen ſogar nun auch die Namen der Italieniſchen Maler bekannt zu werden an. Lucas, der Heilige genannt, ein Florentiner, malte im eilften Jahrhundert ein Marienbild, welches in der Kirche all' Impruneta, ungefehr eine

 teutſche

(*) Script. Rer. Ital. Vol. 3. P. 1. p. 419.

(**) Radevic. Priſing. Lib. 1. c. 10.

(***) Ricobald. Ferrar. in Hiſtor. Pontif. Rom.

(†) Script. Rer. Ital. Vol. 6. p. 207.

teutſche Meile von Florenz, verehrt wird. Der berühmte Doktor Lami hat dieſes durch eine ſehr alte Urkunde, die er ans Licht geſtellt, und Domenico Maria Manni durch zwo Abhandlungen erläutert hat (*), bewieſen. Sein Marienbild iſt bis auf unſere Zeiten von den meiſten Katholiken für ein Werk des Evangeliſten Lucas, dieſer aber für einen Maler ſeiner Profeſſion gehalten worden. Zu Piſa findet ſich von dem nemlichen Zeitalter ein Gemälde, welches der Ritter Flaminio dal Borgo beſchreibt (**). Zu Bononien ſind Gemälde vom 12ten Jahrhundert, deren einige mit dem Namen des Malers Guido bezeichnet ſind (***). Der berühmte Maffei bezeuget, im Kreuzgange zu S. Zenone in Verona ſey ein Gemälde vom Jahr 1123, und noch ein anderes eben ſo altes in der Kirche del Crocifiſſo (†). Der Abt Trombelli meldet von einigen Lateiniſchen Manuſcripten des eilften und zwölften Jahrhunderts mit gemalten Bildern und Figuren (††); und in den Geſchichtbüchern der Republik Venedig, beſonders

(*) Del vero Pittore Luca Santo. Firenze 1764.

Dell' errore, che perſiſte nell' attribuirſi le picture al S. Evangeliſta. Firenze 1766.

(**) Diſſert. ſull' origine dell' univerſ. Piſana, p. 74.

(***) Malvaſia, Felſina Pittrice, p. 7.

(†) Verona illuſtr. P. 3. c. 6.

(††) L'arte di conoſcere l'età di Codici, p. 70.

ſonders in jenen des Marino Sanudo, die von Muratori ans Licht geſtellt worden ſind, findet man, daß der im Jahr 1071 erwählte Doge Domenico Silvio die S. Marcuskirche mit moſaiſchen Gemälden nach griechiſchem Geſchmack (nicht von griechiſchen Meiſtern) verſchönert habe. Man würde ohne Zweifel noch viel mehrere Gemälde dieſer Zeiten in Italien entdecken, wenn man mehrere Chronicken, und alle Winkel Italiens fleißiger durchſuchte. Was braucht es aber eines weitern Nachſuchens zu unſerm Zweck, da ſchon wirklich die Namen einiger Italieniſchen Maler dieſer Jahrhunderte bekannt, und ihre Werke noch vorhanden ſind?

Wir kommen nun zu dem 13ten Jahrhundert, in deſſen zwoter Hälfte der berühmte Cimabue, der die Malerkunſt in Italien zurückgeführt haben ſoll, geblühet hat. Wenn ich nun die Gemälde, und noch über das die Namen einiger Maler der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts anzeigen werde, ſo werden Sie, lieber Freund, hoffentlich nicht mehr daran zweifeln, daß es Italien in allen Jahrhunderten vor Cimabue nicht an eigenen Malern gefehlt habe.

In der S. Dominicuskirche zu Siena findet ſich ein Muttergottesbild eines gewiſſen Guido von Siena vom Jahr 1221, und ein anderes in dem Oratorio der Brüderſchaft des h. Bernardino, wie der gelehrte Johannes Bottari in dem 1719 zu Rom herausgege-

gemuntert habet, und ihm seine Freyheit zu schenken, um die wir nicht anders zu unserm besten bitten, als weil unser bestes von dem Eurigen abhängt.

Hubert zu den Vorigen.

König Johann.

Ich bin es zufrieden, und vertraue seine Jugend eurer Aufsicht an -- Hubert, was bringt ihr Neues?

Pembroke (zu Salisbury.)

Das ist der Mann, der die blutige That thun sollte, er zeigte einem von meinen Freunden, den Befehl den er dazu hatte. Das Bild einer gräßlichen Uebelthat lebt in seinem Auge; sein betretnes und gezwungnes Aussehen verräth ein sehr beunruhigtes Herz, und mir ist bange, die That möchte schon geschehen seyn, die ihm befohlen worden.

Salisbury.

Der König verändert die Farbe alle Augenblike, sie kommt und geht von seinem Vorhaben zu seinem Gewissen, und von diesem zu jenem, wie Herolde zwischen zwey fürchterlichen Schlacht-Ordnungen; seine Gemüthsbewegung schwillt so sehr an, daß sie nothwendig aufbrechen muß.

Pembroke.

Und wenn sie aufbricht, so fürcht ich, es wird nichts anders herauskommen, als der schändliche Eiter von eines holdseligen Kindes Tod.

König

benen und vor wenigen Jahren zu Livorno wiederaufgelegten Vasari angemerkt hat (*). Bottari nennt in der nemlichen Stellenoch einen Maler von Siena, des Namens Diotisalvi, welcher gegen das Jahr 1256, folglich ehe Cimabuemalte, geblühet hat.

Der P. Wading sagt in seiner Geschichte des Franciskanerordens bey Erwähnung der Franciskanerkirche zu Assisi, es finde sich daselbst ein wohlgemaltes Krucifix mit dem Bildniß eines Mönchs, des Namens Elias, der es malen ließ, und mit folgender Inschrift:

Frater Elias fecit fieri
Iesu Christe pie
miserere precantis Heliae.
Giunta Pisanus me pinxit anno Domini
MCCXXXVI.

Eine andere Abbildung des gesagten Franciskanermönchs Elias, die jener gleich siehet, und vom nemlichen Meister im nemlichen Jahr gemalt worden ist, besizt der Ritter Carlo Venuti zu Cortona (**).

Malvasia spricht von einigen Gemälden zweyer Bononischen Maler, Ventura und Orso oder Orsane vom Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, die zu Bononien verwahrt werden (***). Er würde aber der Geschich-

(*) pag. 237.

(**) Dal Borgo dell' univerſ. Piſana, p. 75.

(***) Felſina pittrice Tom. I. p. 8.

Geſchichte der Kunſt noch mehr genuzt haben, wenn er die beygefügten Inſchriften, welche die Jahre beſtimmen würden, bekannt gemacht hätte.

In Rocca di Guiglia, einem Lehen der Marcheſi von Montecuccoli, findet ſich ein Bild des h. Franciskus, welches ſehr ſchön ſeyn ſoll, und im Jahr 1235 von Berlinghieri von Lucca, wie die Aufſchrift bezeuget, gemalt worden iſt. Bey dieſem Bilde iſt ſonderbar zu bemerken, daß es auf vergoldete Leinwand gemalt iſt; wodurch Baldinucci, der dieſe Erfindung dem Maler Margaritone von Arezzo zuſchreibt (*), eines Fehlers überzeugt wird.

Aber noch viel wichtiger ſcheint mir das Denkmal der Malerkunſt vom Ende des 12ten Jahrhunderts zu ſeyn, welches der Herr Borſetti in ſeiner Geſchichte der Univerſität zu Ferrara bekannt gemacht hat (**). Es ſind ſchöne Miniaturmalereyen eines Mönchs, des Namens Johannes von Algier, womit dieſer im Jahr 1198 einen von ihm abgeſchriebenen Codex des Virgils ausgeziert hat. In einer hinten angefügten Beyſchrift einer jüngern Hand vom Jahr 1242 wird von einem damals lebenden Maler, des Namens Gelaſio della Maſna, geſagt, er ſey ein Schüler des Theophanes

(*) Notizia di Cimabue, p. 14.

(**) Storia dell' Univerſità di Ferrara, Tom. 2. p. 446.

von Konſtantinopel, und habe folgende Bilder gemalt: eine Madonna mit dem Kinde Jeſus in den Armen; den Ritter S. Görg, wie er den Drachen mit der Lanze tödtet, und Phaetons Fall, ſo wie er von den Dichtern beſchrieben wird, mit der Unterſchrift: Diſperſit ſuperbos.

Dieſen Malereyen, welche noch vorhanden ſind, will ich noch einige beyfügen, die uns durch gleichzeitige Urkunden bekannt gemacht werden, und verloren gegangen ſind. In der Chronik des Pipinus (*) und im Kommentar des Benvenuto von Imola über den Dante (**) wird ein Bild des Königl. Pallaſts zu Neapel beſchrieben, worauf Kaiſer Friedrich II. und Petrus de Vineis mit fußfällig bittenden Klienten abgemalt waren. Aus dem Munde der Bittenden giengen die leoniniſchen Verſe:

Caeſar amor legum, Friderice piiſſime regum,
Cauſſarum telas noſtras reſolue querelas.

Friederich aber zeigte mit dem Finger auf ſeinen Kanzler Petrus de Vineis, und antwortete:

Pro veſtra lite Cenſorem iuris adite.
Hic eſt: Iura dabit, vel per me danda rogabit.
Vinea cognomen, Petrus iudex eſt ſibi nomen.

Wir

(*) Script. Rer. Ital. Vol. 9. p. 660.

(**) Excerpt. in Comoed. Dantis apud Muratori Antiquit. Ital. Vol. 8. p. 1061.

Wir haben hier Gelegenheit, einen Fehler des Vasari anzumerken. Er ſchreibt, Cimabue ſey der erſte geweſen, die Gedanken des Malers mit Worten auf den Gemälden auszudrücken, damit er auf dieſe Weiſe die Erfindung beförderte, und der Kunſt zu Hülfe käme (*). Von einigen andern Gemälden der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet man Nachrichten in des Maffei Verona illuſtrata P. 3. c. 6.

Es ſcheint ſogar, ſeit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts ſey die Malerkunſt in Italien ſo gemein geweſen, daß ein jeder kleiner Tyrann ſeinen Hofmaler hatte. Wenigſtens findet ſich auch ein Maler unter den Hofleuten eines Kardinals und Mailändiſchen Erzbiſchofs Viſconti in einer Urkunde vom Jahr 1210 (**).

Ich weiß daher nicht, wie Vaſari habe ſagen können, es ſeyn durch die unendlichen Drangſale, welchen Italien unterworfen war, alle Künſtler ganz und gar erloſchen geweſen, da Cimabue im Jahr 1240 als eine ſonderbare Gabe des Himmels zur Welt kam, damit er der Malerkunſt das erſte Licht anzündete (***); er habe die vielmehr verlohrne, als irrgegangene Maler-

(*) Vite de Pittori Tom. 1. p. 240. ediz. di Livorno.

(**) Giulini memorie di Milano Tom. 7. p. 249.

(***) Vite &c. Tom. 1. p. 233. ediz. di Livorno.

lerkunſt von einigen Griechen zu Florenz, welche dahin berufen worden waren, die geſagte Kunſt wieder herzuſtellen, gelernet (*). Die alten Gemälde, welche von den Zeiten des Pabſts Sylveſters I. her zu Stande gekommen, und ſich in ganz Italien, und in allen alten Kirchen daſelbſt befinden, ſeyn Werke der Griechen (**).

Was den erſten Satz angehet, ſo iſt er durch das, was von den Malern und Gemälden des 12ten und 13ten Jahrhunderts geſagt worden iſt, ſattſam widerlegt. Und wie konnte er die Ehre, das erſte Licht über die Malerkunſt verbreitet zu haben, dem Cimabue allein zuſchreiben? da es vom 12ten und von der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts Bilder giebt, die jene des Cimabue an Kunſt übertreffen, oder ihnen wenigſtens ähnlich ſind, wie Ceſare Malvaſia und Ridolfi in den ſchon angeführten Werken beweiſen. Nach ſeinem eigenen Geſtändniß war den Malern ſchon ſeit dem eilften Jahrhundert etwas Licht aufgegangen. Denn Seite 59 ſagt er: im Jahr 1013, da die ſehr ſchöne Kirche S. Miniato bey Florenz gebauet wurde, habe man geſehen, daß die Kunſt ſich in etwas wieder erhohlt hatte; weil die Baumeiſter ſich alle mögliche Mühe gaben, die gute Ordnung der Alten nachzuahmen. Zur nemlichen Zeit, fährt er fort, erhielt die Malerkunſt einige Verbeſſerung, wie das moſaiſche

(*) ibid. p. 234. (**) ibid. p. 163.

faiſche Gemälde, welches damals in der gröſſern Kapelle der geſagten Kirche verfertigt wurde, beweiſet. Von dieſer Zeit an, ſezt er noch hinzu, nahmen nach und nach die Zeichnung und die Künſte an Vollkommenheit zu. Alſo hat Cimabue nicht das erſte Licht angezündet. Die rechte Laufbahn zur Verbeſſerung war im 11ten Jahrhundert geöffnet, als man in der Zeichnung die Kunſtwerke der Alten ſich zum Beyſpiel vorzuſetzen anfieng. Wie ſehr ſich hierdurch die Zeichnung verbeſſert habe, das beweiſet Vaſari ſelbſt (*) durch die Gebäude und Bildhauerwerke, die im eilften Jahrhundert zu Piſa, zu Florenz, zu Piſtoja und Lucca verfertigt worden ſind; und ob er gleich ſagt, bis ins Jahr 1250 ſey die Baukunſt in der Vollkommenheit nicht weiter fortgeſchritten, ſo bemerkt er doch (**), daß Nicolaus Piſanus im Jahr 1225 durch ſeine Werke bewieß, welchen groſſen Fortgang die Zeichnung in der Bildhauerkunſt ſeit dem eilften Jahrhundert durch die Nachahmung der Alten gemacht hatte. Daß die in der Zeichnung geſchehene Verbeſſerung ſich auch in der Malerkunſt immer mehr und mehr gezeiget habe, daran iſt nicht zu zweifeln, theils weil die Zeichnung ſich überhaupt verbeſſert hatte, theils auch, weil man im eilften Jahrhundert angefangen hatte, auch die Malereyen der Alten hervorzuſuchen und nachzuahmen (***). Es iſt ſonderbar, daß Vaſari weder von

Lucas

(*) loc. cit. (**) pag. 164. (***) pag. 162.

Lucas dem Heiligen, noch von Guido dem Bononier, und dem andern Guido von Siena, noch von Berlinghieri dem Luckeser, noch von einem andern der Italieniſchen Maler, von welchen ihm wenigſtens einer oder der andere bekannt ſeyn mußte, einige Meldung thut. Sollte man nicht hieraus ſchließen, er habe dieſes gethan, um mit größerem Schein der Wahrheit im Leben des Cimabue ſagen zu können: als dieſer zur Welt kam, ſeyn alle Italieniſche Künſtler erloſchen, und er der erſte Wiederherſteller der Malerkunſt geweſen?

Wenn er ſagt, Cimabue habe die Malerkunſt von einigen Griechen, die von dem Oberhaupt der Florentiniſchen Republik, dieſelbe wieder herzuſtellen, berufen worden waren, zu Florenz gelernet, haben wir guten Grund, ihm keinen Glauben beyzumeſſen. Denn es kann durch keine Urkunde bewieſen werden, daß die Florentiner in dieſen Zeiten griechiſche Maler berufen haben. Vielleicht war dieſes zu ſeiner Zeit eine Sage des unwiſſenden Pöbels, welcher er ohne weitere Unterſuchung geglaubt hat. Aus der nemlichen Quelle konnte er auch nur geſchöpft haben, daß dieſe Griechen die Kapelle des adlichen Geſchlechts von Gondi in der Kirche Santa Maria Novella zu Florenz verfertigt haben; denn es iſt gewiß, daß die geſagte Kirche erſt im

(*) Notizie iſtoriche delle chieſe Fiorentine del P. Richa, Tom. 3. c. 18.

im Jahr 1350, längst nach des Cimabue Tod, von Grund aus erbauet, und die Kapelle erst 1503 dem Geschlecht der Gondi eigen geworden ist.

Daß endlich die Malereyen, welche seit dem Pabst Sylvester bis auf des Cimabue Zeiten in Italien verfertigt worden sind, von griechischen Meistern herrühren, wird theils durch die noch vorhandene und oben angeführte Gemälde Italienischer Maler, theils auch dadurch widerlegt, daß die Italiener so lang das Recht haben, die Gemälde mittler Zeiten ihren eigenen Künstlern zuzuschreiben, bis unwidersprechlich dargethan wird, sie seyn Werke fremder Hände. Daß man hier und da griechische Künstler berufen hat, beweiset nicht, daß dieses bey jeder Gelegenheit geschehen sey. Es läßt sich vielmehr hierdurch erklären, wie die Italiener der mittlern Zeiten mehr oder weniger den griechischen Geschmack in der Malerkunst angenommen hatten.

Vielleicht werden Sie mir noch einwenden, die Malerkunst sey vor dem eilften Jahrhundert so schlecht beschaffen gewesen, daß man sie wenigstens bis dahin für verlohren halten könne, ob es gleich in solchen Zeiten nicht an Malern fehlte. Wie können Sie aber beweisen, daß vor dem eilften Jahrhundert alle Gemälde so schlecht beschaffen waren? Können Sie, oder konnte Vasari, welcher von den Malern nach des Pabsts Sylvesters I. Zeiten so ganz ohne Ausnahme sagt, sie haben vielmehr gefärbt, als gemalt, ihre Gemälde seyn

vielmehr

vielmehr Geſpenſte als Abbildungen geweſen (*), die beſten Gemälde eines jeden Jahrhunderts nach Kaiſers Conſtantins Zeiten aufweiſen, welches doch nöthig wäre, um ein ſicheres Urtheil zu fällen? Die Bilder, die Vaſari nennt, ſind meiſtens auf Mauren zwiſchen zwey Fenſtern oder Thüren, in hohen und dunkeln Gothiſchen Gebäuden gemalt, und reichen meiſtens nicht über das eilfte Jahrhundert. Gleichwie dieſe nun in einer Zeit gemalt ſind, worinn nach dem Geſtändniß des Vaſari ſelbſt die Malerkunſt ſchon eine beſſere Zeichnung angenommen hatte, und dennoch (als Werke ungeſchickter Meiſter) ungeſtalteten Geſpenſten ähnlicher ſind, als den Dingen, die ſie vorſtellen ſollen, ſo können auch die ſchlechten Bilder von etwas ältern Zeiten, die er anzeiget, von ungeſchickten Meiſtern herrühren, da es beſſere gab, folglich auch nicht entſcheiden, in welchem Grad der Vollkommenheit die Malerkunſt zu ihren Zeiten geſtanden ſey. Wenn das Gemälde, worauf die Longobardiſche Königin Theodolinda (Vaſari nennt ſie eine Gothiſche Königin (**)) die Thaten der ältern Longobarden zu Monza abſchildern ließ, ſo beſchaffen war, daß Petrus Diaconus auch alle Unterſcheidungszeichen ihres Aufzugs erkennen konnte, nemlich daß der hintere Theil ihres Kopfs geſchoren, und der vordere mit ſtarken Locken bedeckt war, daß ſie ſich das Geſicht bis ans Kinn färbten, weite Kleider nach

der

(*) T. 1. p. 163. (**) ibid. p. 157.

der Art der Angeln und Sachsen unter einem vielfärbigen Mantel, und bis an die Zähe aufgeschlizte, mit einem Riemen zugeschnürte Schuhe trugen; so ist wenigstens dieses nicht unter die Bilder zu rechnen, die unnatürlichen Gespenſten ähnlicher waren, als den Dingen, die ſie vorſtellen ſollten. Ein Bild, welches alle die unterſcheidenden Merkmale der abgebildeten Sache mit ſo deutlichen Zügen vorſtellt, daß ich das Urbild mit allen ſeinen Theilen erkenne, kann nicht ohne Kunſt gemalt ſeyn, und dieſen weſentlichen Begriff von einem der Natur ähnlichen Gemälde laſſen ſogar die Kinder verſpühren. Wenn alſo vernünftige Männer in ihren Chroniken und Geſchichtbüchern uns in den Jahrhunderten, wovon die Rede iſt, von ſchönen Gemälden ſprechen, die ſie ſelbſt geſehen haben; ſo kann ich vernünftig urtheilen, ſie haben wenigſtens eine große Aehnlichkeit mit den abgebildeten Sachen gehabt, und die Kunſt ſey zu ihren Zeiten nicht ganz erlöſchet geweſen. Ich ſchließe ohne Umſtände, und bin Ihr gehorſamer Diener.

IV.

An den
Herausgeber des Teutſchen Merkurs.

Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich eben ſo unbekannter als ungelehrter Weiſe mich unterfange, an Sie, den eben

König Johann.

Wir können der mächtigen Hand des Todes keinen Einhalt thun. Er ſagt uns, Arthur ſey dieſe Nacht geſtorben.

Salisbury.

In der That, wir beſorgten, ſeine Krankheit möchte unheilbar ſeyn.

Pembrok.

In der That, wir hörten, wie nah er dem Tode war, eh das Kind ſelbſt fühlte daß es krank war. Dafür muß Rede und Antwort gegeben werden, hier oder anderswo.

König Johann.

Warum heftet ihr ſo feyrliche Blike auf mich? Denkt ihr, ich trage die Scheere der Göttin des Schikſals? Hab' ich über den Puls des Lebens zu befehlen?

Salisbury.

Es iſt augenſcheinlich, daß es nicht richtig zugegangen; und es iſt ſchändlich, daß Gröſſe es auf eine ſo grobe Art zu erkennen giebt. Wie gut ihr euer Spiel dadurch gemacht habt, wird ſich zeigen, und hiemit gehabt euch wohl.

Pembrok.

Warte noch, Lord Salisbury, ich will mit dir gehen, und das Erbtheil dieſes armen Kindes, ſein kleines Königreich von einem gewaltſamen Grabe ſuchen. Dieſes Blut, das ein Recht an alles was auf dieſer Inſel athmet, hatte,

ſchlieſt

ſo bekannten als gelehrten (*) Herausgeber des teutſchen Merkurs, zu ſchreiben, und in einer Gelehrtenangelegenheit mir guten Rath von Ihnen zu erbitten. Ich werde zwar hieſigen Orts ſelbſt zu den Gelehrten gerechnet, und muß mich wegen meines Amtes, wozu nur ſolche genommen werden, die auf Univerſitäten geweſen ſind, und wegen des fori privilegiati, zu ihrer Innung halten, habe auch wirklich mein akademiſches Dritthalbennium richtig abſolviert; ich bin aber in der That kein Gelehrter, und mag daher auch nicht ſo genennt werden, noch vielweniger gar unter ihnen paradiren. Mein geſunder Menſchenverſtand, den ich mir durch kein Syſtem habe ermorden laſſen, macht immer einen himmelbreiten Unterſchied unter einem Studierten und einem Gelehrten; und dieſer Unterſchied ſcheint mir in der Sache ſelbſt ſo ſehr gegründet zu ſeyn, daß ich wünſchte, es möchte allgemeiner Sprachgebrauch werden, Gelehrte und Studierte zu unterſcheiden. Der Nahme Gelehrter, glaub ich, wird lächerlich, wenn er ſogleich jedem, der auf Univerſitäten Geld verthan, oder auch fleißig daſelbſt ſtudiert hat, beygelegt werden ſoll; ja mancher rechtſchaffene Prediger, Advocat oder Arzt, dächt ich, müßte ſich ordentlich beleidigt fühlen, wenn man ihn einen Gelehrten nennt, indem er es gewöhnlicherweiſe nicht iſt, oft auch, ſeiner Berufsgeſchäfte wegen, weder eben ſeyn ſoll, noch auch ſeyn kann, wenn er ſeine Profeſſion ehrlich und mit Nutzen treiben will. Doch wo gerathe ich hin? Ich wollte, mich zu entſchuldigen, nur ſagen, daß der Mißbrauch des Nahmens Gelehrter Schuld hat, daß ich in einer Sache angegangen worden

(*) Wollte Gott, der gute Herr ſagte die Wahrheit, was das gelehrt betrift! — Ich bin auf keine Art ein Freund von Komplimenten; aber dies mußte um der Euphonie und der Antitheſe willen, ſtehen bleiben. Woran ſich alſo niemand ärgern ſolle! W.

worden bin, derentweegen ich mich wieder an Sie, mein Herr, wenden muß. Der ganze, doch kurze Verlauf der Sache ist folgender:

Es hat sich die Wittwe eines wirklich gelehrten Mannes seit einiger Zeit in unserer kleinen Stadt, vermuthlich aus ökonomischen Ursachen, häuslich niedergelassen, und sucht durch Versilberung alles ihres izt bey uns entbehrlichen Geräthes ihr kleines Kapital zu vergrößern. Unter andern findet sich darunter ein Kasten, den ihr seliger Ehehrr sehr sorgfältig bewahrt hat, darinnen aber, bey Eröffnung desselbigen, weiter nichts als beschriebenes Papier angetroffen wurde. Man rieth ihr, dasselbe von einem Gelehrten durchsuchen zu lassen, weil vielleicht etwas Brauchbares darunter seyn könnte; und die gute Frau, verführt durch die hiesige Art zu reden, glaubt sich an mich wenden zu müssen. Mein Erstaunen, meine Entschuldigungen, u. s. w. können Sie sich leicht vorstellen. Ich that alles, um den Auftrag abzulehnen, konnte aber ihren zutraulichen Bitten endlich doch nicht widerstehen; durchsuchte also und fand, daß es kleine Aufsätze und hingeworfene Gedanken waren, die zwar noch kein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, doch aber eine solche Beziehung auf einander haben, daß es scheint, es hat etwas Ganzes werden sollen. Zu meinem größten Vergnügen betreffen sie eine Materie, die mich interessiert, und auch für mich nicht zu gelehrt ist, nemlich die praktische Religion, z. B. „Hat Jesus, der Christ, eine Religion im eigentlichen Verstande stiften wollen? — Ueber Beichte — Privatcommunion — Eide — Patriotismus — Liturgie — Vermehrung und Verminderung der Zeremonien, u. s. w.

Nun wünschte ich wohl, nicht allein zum Besten der Wittwe, sondern auch des allgemeinen Bessens willen, daß das Nützlichste dieser Papiere gedruckt werden möchte; wie soll ich aber dies angreiffen? Das Buchmachen habe ich nicht ge-

lernt; und geſetzt auch, es würde nicht allezeit Gelehrſamkeit dazu erfodert, ſo verſtehe ich auch Handwerksgebrauch und Gewohnheit nicht. In dieſer Verlegenheit nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen, mein Herr, und erbitte mir Ihren guten Rath. Noch lieber aber wäre es mir, wenn ich Ihnen einige Stücke aus dem Kaſten nach und nach zuſchicken dürfte, und Sie dieſelben in ihr Journal mit unterſtecken wollten. Ueber beydes wünſchte ich gar ſehr ihre Meynung in einer kurzen Antwort zu vernehmen, welche Sie ſo geneigt ſeyn wollen, in ihren Merkur einzurücken; wo ich ſie gewiß finden, und mich darnach achten will. Einige Nachricht von dem Verfaſſer ſelbſt will ich Ihnen doch geben, damit Sie im Voraus auf die Beſchaffenheit und den Werth der Aufſätze einigermaaßen Schlüſſe machen können.

Es war ein ſo rechtſchaffener als gelehrter Prediger in ****, welcher mit vielen Gaben noch eine ſchöne Kenntniß der Theologie, der Natur, des Menſchen, der Welt, und ſogar der Bibel verband; ſo daß ſich anfangs jedermann verwunderte, wie er, aller bisherigen Obſervanz zuwider, den Ruf nach beſagter Stadt habe bekommen können. Sein Vortrag war gründlich und einnehmend: denn er predigte nichts, als was er für wahr hielt, und nach einer geſunden Auslegung aus der Bibel beweiſen zu können glaubte; und dies nicht in hebräiſcher oder helleniſtiſcher Sprache, ſondern bloß teutſch, welches er aber ſehr gut ſprach, ob es gleich ſeine Mutterſprache war. Freylich war dies in ſeiner Stadt lauter Neues; doch würde er davon nicht geſtorben ſeyn, wenn er nur, da er doch ſein reichliches Brod hatte, es beym Eſſen und Trinken, Predigen und Schlafen hätte ſein Bewenden haben laſſen, und nicht immerfort ſtudiert hätte, wovon er kränklich wurde, und in kurzer Zeit ſtarb. Einige vorwitzige Köpfe wollten es zwar beſſer wiſſen, und ſprengten aus, er habe ſich über die Demuth der Phariſäer und über

den

den Stolz der Schriftgelehrten seines Orts zu Tode geärgert, und dadurch zeigen wollen, daß er auch noch ein Mensch gewesen sey. Allein zu beyden war er gewiß zu klug. Welcher kluge Mensch, der zwey gesunde Augen hat, wird sich darüber zu Tode ärgern, daß andere nur eines haben, oder mehr als zwey zu haben vorgeben? Und gesezt, er hätte auch nach der Liebe (die, auf Befehl einiger Generalpachter der Wahrheit und Gerechtigkeit, in foro diuino immer das Aergste präsumiren soll, bis das Contrarium erwiesen ist) von seinen Zuhörern präsumiert, sie wüßten es nicht, daß er ein Mensch sey: so würde er es viel klüger angefangen haben, sie davon zu belehren. Wenigstens hätte er sie hiervon nur mit Worten zu überzeugen gebraucht. Denn, wenn er einmal in einer Predigt gesagt hätte: „Ich bin auch ein Mensch, wie ihr seyd;“ so hätten es seine Glaubigen aufs Wort für wahr angenommen, und von den Unglaubigen würde ohnehin keiner daran gezweifelt haben.

Nun, dächt' ich, wüßten Sie, mein Herr, alles, was Sie zu wissen brauchten, um dieses ehrlichen Mannes Wittwe und mir in dieser Gelehrtenangelegenheit zu rathen und zu helfen; nur kommt es noch darauf an, ob Sie können und dürfen. Nicht zwar in der Meynung, als wenn ich an ihrer Fähigkeit und Willigkeit nur im geringsten Zweifel trüge: sondern weil Sie, besonders in Absicht auf das Einrücken in den Teutschen Merkur, nicht bloß von sich, sondern auch vom Publikum abhängen; und mir daher schon selbst die Bedenklichkeit erwachsen ist, ob dergleichen Aufsätze in ihrem Merkur wohl eine Stelle haben dürften? Ich habe mir aber diesen Zweifel nicht allein gemacht, sondern auch schon zu heben gesucht; zumal da ich in meinem Kasten unter den Rubriken Journale, Gemeinnützige Schriften, Moral, Lektüre, einige artige Gedanken fand, die meine Hebung

der Zweifel ſehr unterſtützen. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen das Reſultat von dem allen hier im Voraus vorlegen darf, indem ich zugleich Ihnen damit eine Probe von der Denkungsart unſers Verfaſſers geben kann: denn es werden meiſtens ſeine Gedanken und nur meine Worte ſeyn.

Der teutſche Merkur hat doch die Abſicht, allgemeinnützig zu ſeyn, und davon kann das, was Gottesverehrung und Tugend befördert, nicht ausgeſchloſſen werden. Beydes hat keinen Zweifel. Die große Frage iſt nur das Wie? Würde der teutſche Merkur, wenn er Wörter von ſich hören lieſſe, die man ſonſt nur in der Kirche zu hören gewohnt iſt, nicht vielleicht ausgelacht werden? Würde er nicht den edelſten (*) Theil ſeiner Leſer damit verſcheuchen? Die thätige Entſcheidung dieſer und ähnlicher Fragen bleibt billig und wie ſichs von ſelbſt verſteht, Ihnen, mein Herr, allemal allein überlaſſen. Mir kommt es indeſſen ſo vor, als wenn dergleichen Dinge für die Artigkeit des teutſchen Merkurs nicht allein nichts Unſchickliches, ſondern ſeiner Abſicht, recht allgemeinnützig zu werden, wahre Pflicht wären. Laſſen Sie mich ausplaudern, und hören Sie mein teutſchpatriotiſches Geſchwätz mit Geduld bis zu Ende an.

Die franzöſiſchen Philoſophen, welche der franzöſiſchen und franzöſirenden Welt den Ton angeben, haben in ihren Schriften und in aller guten Geſellſchaft alle Kirchenworte, ſogar das Wort Gott ſelbſt, dafür ſie im Nothfalle Natur ſagen, abgeſchaft. Könnte denn der teutſche Merkur, der gewiß kein franzöſiſcher Affe ſeyn will, ſich nicht auch dadurch unterſcheiden, daß er das Gegentheil wagte, und der teutſchen

(*) In welchem Sinn den edelſten?

d. H.

teutſchen guten Geſellſchaft dieſen Ton angäbe, chriſtliche Worte mit in ihre Lectüren und Geſpräche aufzunehmen? Vielleicht thäte das Ungewohnte und Unerwartete auch hier ſeine gute Wirkung. Ich finde überhaupt etwas der ernſten teutſchen Nation Unanſtändiges und Geziertes in der ängſtlichen Vermeidung ſolcher Worte. So pedantiſch es läßt, wenn einige Pfarrer im gemeinen Leben immer über das zweyte oder dritte Wort eine geheiligte Floskel oder ein Kirchenwort in ihre Reden einmiſchen — ob es ihnen gleich am leichteſten zu verzeihen iſt, indem die Gewohnheit ſtärker und ſchneller wirkt als die Ueberlegung, und überhaupt in einem Stande, wo das Gedächtniß vorzüglich kultiviert wird, die Beurtheilungskraft nicht leicht anders als vernachläſſigt werden kann: eben ſo und noch mehr pedantiſch ſieht es aus, wenn Leute von der guten Geſellſchaft ſo ſchülerhaftig ſtottern und huſten, wenn ihnen unverſehens ein chriſtliches Wort in den Hals kommt, als wenn ſie im Examen lateiniſch reden ſollten, und ſich etwas Küchenlatein unter ihre gelernten ciceronianiſchen Phraſen miſchen wollte. Dieſen Uebelſtand würde ſich die artige Welt bald abgewöhnen, wenn ſie vernähme, daß es der im teutſchen Merkur autoriſierte gute Ton wäre, mit unter auch religiöſe Wörter zu brauchen. Und, im Grunde betrachtet, würde man ſich bey dieſer neuen Mode ſo wohl befinden, wie bey der Mode der groſſen Schnallen: denn wie dieſe für Menſchen und Vieh, zu Schuhen ſo gut wie zu Pferdegeſchirren, zu gebrauchen ſind: ſo würde man auch bey jener Mode den Vortheil haben, ſich in der Welt und auſſer derſelben allezeit ohne Stottern und gut zu enunziiren.

Allein ich gehe noch weiter, und mache es dem teutſchen Merkur zur Pflicht, Epoche hierinnen zu machen. Ich bins von Ihnen, dem Herausgeber deſſelben, völlig überzeugt,

zeugt, daß sie das Beste der Menschheit suchen, und es gewiß auch durch ihre Schriften zu befördern streben. Wissen Sie aber wohl, daß den witzigen sowohl als den ganz moralischen Schriften das größte Hinderniß jene Absicht zu erreichen, noch immer im Wege liegen bleibt, so lange noch der tolle Unterschied unter weltlich und Geistlich nicht aus den Gemütern und aus den Reden und Schriften der Menschen weggeschaft worden ist? — Eine ganze Tirade, die ich hier aus meinem Kasten zur Erläuterung des Lächerlichen und Schädlichen in diesem Unterschiede, vorlegen wollte, erlasse ich Ihnen itzt, und bleibe sie Ihnen schuldig, bis Sie mich darum mahnen. — Gemeinnützig und moralischgut sind gleichbedeutend, und was den Menschen bessert und glücklich macht, das ist weltlich, oder nach den Absichten des Schöpfers zum Besten der Welt. Gemeinnützige Schriften, wie der teutsche Merkur, müssen daher nicht, wie Schriften, die einzelne Künste und Wissenschaften behandeln, Gränzlinien ziehen zwischen Geist, Herz, Witz, Geschmack der Menschen, sondern das Motto haben: Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Solche Schriften, geschrieben für die Nation, sind die Schule, wo man lernen muß, wie man Schönes und Gutes verbinden, ein rechtschaffener und ein artiger Mensch, witzig und fromm, oder wenn sie wollen, geistlich und weltlich zugleich in einer Person seyn soll. Gedanken also über Liturgie, Religionsverfassung, Verbesserungen und Aenderungen derselben u. s. w. gehören mit in den Plan solcher Nationalschriften, und stehen hier allein an ihrem rechten Orte. Schöne Wissenschaften, Belles-Lettres, Humaniora, die Worte im ernstlichen Verstande genommen, und Religionsanstalten, sind immer in ihrer Verbesserung und Vervollkommung zu gleichen Schritten gegangen, und sollten daher auch in Büchern sich immerfort fein zusammen halten. In theologischen Schriften

ten und Journalen ſtehen dergleichen Dinge, als in meinem Kaſten liegen, faſt ganz vergebens, und richten daſelbſt oft mehr Schaden als Nutzen an. Wer ſind da die Leſer? Theologen, Theologaſter und Theologiſchgeſinnte, d. i. Leute die es zum Theil ſchon wiſſen; oder Prediger und Lehrer, die nicts ändern und einführen können, auch nicht ſollen, (ſelbſt Superintendenten haben ſelten den nöthigen Einfluß hierzu) oder ſchwache, ſtumpfe und von ihrem Schulmeiſter verwahrloſete Seelen, die ſich darüber ärgern, Ach und Weh ſchreyen; oder endlich junge vorwitzige Schreyer, die aus Mangel der nöthigen Fähigkeit zu lehren, ihre Stunden mit Reformiren hinbringen wollen. — Das ſind hier die Leſer; und die, ſo es eigentlich brauchen könnten und ſollten, kriegen es gar nicht zu Geſichte. Und wer ſind denn dieſe? Wer? — Die Leſer des teutſchen Merkurs — Fürſten, Räthe, Konſiſtorialpräſidenten, Juſtizdirectoren, und alle denkende Köpfe unter den ſogenannten Layen, die hier rathen, helfen, beſſern, und den groſſen Haufen mit ſich fortnehmen können. Sie hören ja wohl aus den Zeitungen, und ſchlieſſen aus den Buchhändlerzänkereyen, daß es in der Kirche Lärm gebe; was es aber eigentlich ſey, wiſſen die allerwenigſten; und die höchſten Kollegia müſſen ſich vielleicht, wenn Buchhändler des Nachdrucks wegen in Sorgen ſind, von angeregten vornehmen Bücherzenſoren weiß machen laſſen, die Gottheit, der Chriſtus, und der weſtphäliſche Friede ſeyen in der äuſſerſten Gefahr. Wie allgemeinnützig wäre es da nicht, wenn ſolche Schriften, wie der teutſche Merkur, ſolchen Leuten Kenntniß der Sache in die Hand ſpielten, und überhaupt das denkende Publikum in den Stand ſetzten, über dergleichen Dinge mit zu ſprechen, und ein vernünftiges Urtheil zu fällen? Denn mehrentheils theilt ſich der groſſe Haufe, wovon ich rede, in ſolche, die nichts, und ſolche, die alles glauben, was ih-

nen der Schulmeiſter eingeklänet hat, und beyde pflegen ihr Nichts und ihr Alles Religion zu nennen. Jene würden durch den Merkur ſich immer eher, als durch den Schulmeiſter unterrichten laſſen, daß ſie eben ſo oft Unrecht als Recht hätten: und dieſe würden vielleicht mit Vergnügen belehrt werden, das alle Spötterey und Neuerung nicht das Weſen der Religion, ſondern die willkührlichen Anſtalten jedes Landes zur klugen Einrichtung einer Liturgie betreffe; wobey es denn wohl auf neue Landesgeſetze aber gewiß nicht auf ein neues Naturgeſetz, ein neues Wort Gottes, oder eine neue Religion abgeſehen ſeyn dürfte. Ueber alles dieſes ſtünden auch dergleichen Sachen im teutſchen Merkur deswegen an ihrem rechten Orte, weil doch hoffentlich hier der Verdacht wegfiele, als wollte etwa ein Neuerer unter dem Schutz eines Aelteren Lärm blaſen. Hier wären es gemeinnützige Raiſonnements eines Kosmopoliten; und wollte ein Mitarbeiter ſich etwa weiter vergreifen, ſo könnte der Kaduzeus des Merkurs ihn bald auf die Finger treffen, und ihm zu ſterben gebiethen.

Wenn, dem allen ungeachtet, was ich zur Beförderung und Rechtfertigung der Aufnahme der Fragmente aus meinem Kaſten in den T. M. hier vorgebracht habe, Merkurius ſeine Weigerung doch immerfort, mit der Verzärtelung ſeiner Leſer entſchuldigen ſollte; ſo gäbe ich endlich noch zu bedenken: ob man nicht, die merkurialiſche Toleranz dieſer Fragmente zu erhalten, ſich des Vehikulums der Menſchenliebe bedienen, und das leſende Publikum durch Anzeige, daß man dieſelben zum Beſten einer armen Wittwe einrücke, das Herbe derſelben mit verſchlucken laſſen könnte? Es würde ihm ſicherlich nicht übel bekommen. Sie, mein Herr, hätten dießfalls völlige Freyheit, das Nöthigſte aus dieſen meinem Schreiben, oder nach Befinden es auch ganz

als vorläufige Nachricht und Rechtfertigung ihrer Unschuld, oder auch als Anfrage, in ihrem Merkur abdrucken zu lassen. Ich zweifele fast nicht an einem guten Erfolge. u. s. w. (*)

Antwort des Herausgebers.

Mein lieber Ungenannter,

Sie leben in einer kleinen Stadt, und haben vielleicht wenig Gelegenheit zu erfahren, wie es in der weiten Welt steht. Dies macht mir begreiflich, wie Sie bona fide auf den Irrthum haben kommen können, daß der teutsche Merkur so viel Ansehen in der artigen Welt habe, als Sie ihm zutrauen. Denn daß Sie mir damit kein fades Kompliment haben machen wollen, ist aus dem ganzen Inhalt und Ton Ihres Aufsatzes klar. Ich denke aber nicht, daß eine so gute Sache wie diejenige, so Sie behaupten, ein ander Ansehen zu ihrer Unterstützung bedürfe, als ihr eigenes. Auch bin ich noch nicht so sehr mit der lesenden Welt brouilliert, oder, um es teutsch heraus zu sagen, ich denke nicht so übel von ihr, daß ich das vorgeschlagene Vehikulum der Menschenliebe für nöthig halten sollte, um bey dem grössern Theil der Leser des T. Merkurs Toleranz (wie Sie's nennen,) für die angebotnen Fragmente ernsthaftern Inhalts zu erbetteln. Mit Einem Worte, lieber Herr, ich denke nicht, daß hier die Ernsthaftigkeit des Inhalts entscheide. Die ernsthafteste Schreiberey ist frivol, wenn sie elend, und das frivolste Werkgen sehr ernsthaft, wenn es in seiner Art sehr gut ist. Es wird also wohl lediglich darauf

(*) Der Verfasser wird mir vergeben, daß ich die Periode, womit er schließt, für nichts mehr als ein „Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung" ꝛc. angesehen, und also weggelassen habe. W.

ſchließt nun ein Raum von drey Schuhen ein. Es iſt izt eine ſchlimme Welt! Aber das muß nicht ſo gelidten werden; dieſes kan, und in kurzem, allen unſern Beſchwerden zum Ausbruch helfen.

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

Ein Courier zu den Vorigen.

König Johann (für ſich.)

Sie brennen vor Unwillen; es reuet mich; es iſt kein ſichrer Grund der auf Blut gelegt wird, und das Leben wird durch eines andern Tod ſchlecht geſichert. (Zum Courier.) Du ſiehſt erſchroken aus! Wo iſt das Blut, das ich ſonſt in deinen Wangen wohnen geſehen habe? Ein trüber Himmel erheitert ſich nicht ohne einen Sturm; ſchütte dein Ungewitter herab; wie geht es in Frankreich?

Courier.

Niemals iſt in einem Land eine ſo fürchterliche Kriegsrüſtung gemacht worden als in Frankreich, zu einem Einfall in England. Sie haben uns die Eilfertigkeit abgelernt; denn da euch berichtet werden ſollte, daß ſie ſich rüſten, kommt die Zeitung ſchon, daß ſie geländet haben.

König Johann.

In was für einer Trunkenheit haben denn unſre Freunde geſchlafen? Wo iſt unſrer Mutter Sorgfalt? daß eine

ſolche

darauf ankommen: ob die Fragmente, die Sie mir und durch mich den Lesern des Merkurs, anbieten, werth sind von vernünftigen Leuten gelesen zu werden? Der Charakter, den Sie uns von dem Urheber der besagten Fragmente machen, und Ihr eigner, scheint mir für die Bejahung dieser Frage Bürgschaft zu leisten; und ich müßte mich sehr irren, wenn auch die Weltlichsten unter den Lesern des T. Merkurs nicht begierig seyn sollten, zu lesen, was ihnen ein Geistlicher von einem Schlag, wie man so wenige sieht, über so interessante Materien als diejenige sind, deren Sie Erwähnung thun, zu sagen haben mag.

Immerhin lassen Sie uns also mit einem oder dem andern Stück aus der Verlassenschaft Ihres wackern Predigers den Versuch machen! Ich nehm es auf meine Gefahr. Gesezt auch, daß die Leserinnen oder Leser, welche laut oder ingeheim, lieber Mährchen, als philosophische Gedanken über religiöse und moralische Gegenstände, lesen, ein wenig murren, oder den Merkur deswegen gar aufgeben sollten; sey es drum! Jede gute That belohnt sich selbst, und bleibt, meinem festen Glauben nach, auch vom Schicksal nicht unbelohnt. — Allenfalls — hab' ich was in meinem Schreibtische, das sie, seiner Zeit, schon wieder zurückrufen wird.

W.

V.

Anzeige.

Wir haben noch keine eigene Abhandlung über die Flußconchylien, sondern was Lister, Gualtieri, Argenville, Müller und Martini geleistet haben, ist in andre, zum Theil kostbare Werke eingewebt, und wenn wir das, was Müller in seiner Historia Vermium, und Martini im Berlinischen Magazin darüber geschrieben haben, ausnehmen, so können wir nicht sagen, daß ein einziger Schriftsteller davon ausführlich gehandelt habe. Herr Diaconus Schröter zu Weimar hat schon vor einigen Jahren eine

Geschichte der Flußconchylien mit vorzüglicher Rücksicht auf diejenigen, welche in den Thüringischen Wassern leben,

in dem teutschen Merkur angekündigt, und seit dieser Zeit mit ganzem Eifer für die Vollständigkeit dieser Geschichte gesammelt. Er ist mit seiner Arbeit nun so weit gekommen, daß sie künftige Michaelismesse gel. G. im Drucke erscheinen kann; die unten genannte Buchhandlung aber hat den Verlag derselben übernommen, und sie wird sie in groß Quart mit ausgemahlten, aber auch für andre Liebhaber mit schwarzen Kupfertafeln liefern. Diese Abhandlung wird aus vier Abschnitten bestehen. Der erste wird die Bemühungen älterer und neuerer Schriftsteller, die Conchyliologie der süssen Wasser aufzuklären, erzehlen, und ganz historisch seyn. Der andre Abschnitt wird in zwey Kapiteln die Schalengehäuse der süssen Wasser, und ihre Bewohner nach allen ihren Theilen und Merkwürdigkeiten betrachten. Der dritte wird alle bekannte Flußconchylien nach ihren Classen, Ordnungen, Geschlechtern und Gattungen beschrei-

ben

ben, und dabey zugleich die Synonymien der Schriftsteller beybringen. Der vierte endlich wird sich mit den Wurmgehäusen der süssen Wasser beschäftigen, die gleichsam als ein Anhang zu den Flußconchylien zu betrachten sind.

Neun ausgemahlte Kupfertafeln, die man doch auch auf Verlangen schwarz erhalten kann, und zwey schwarze Tafeln, werden bey diesem Werke befindlich seyn. Bey den Kupfertafeln hat der Verfasser seine vorzügliche Rücksicht auf die inländischen Flußconchylien genommen, dabey aber die ausländischen nicht ganz übergangen. Alle bekannte Flußconchylien sind beschrieben, die inländischen sind vollständig, von den ausländischen aber nur einige vorzügliche und seltene Beyspiele, abgebildet worden, so wie die zwey letztern schwarzen Tafeln einige aus dem Marsigli und Gualtieri nachgezeichnete, einige aufgeschnittene Flußconchylien, und Wurmgehäuse der süssen Wasser abbilden.

Das Werk wird ohngefehr zwey Alphabete im Druck betragen. Da aber auf der einen Seite ein solches Werk grossen Vorschuß erfordert, auf der andern Seite aber die unten genannte Buchhandlung die Anzahl der Liebhaber dieses Werks gern wissen möchte, um darnach die Auflage zu bestimmen, so hat sie sich entschlossen auf diese vollständige Abhandlung über die Flußconcholien Pränumeration anzunehmen. Sie wird dieses Werk für einige Liebhaber mit illuminierten Tafeln für 3 Rthlr. für andre Liebhaber mit schwarzen Tafeln für 1 Rthlr 18 Gr. Pränumeration in Louisd'or zu 5 Rthlr. von Dato bis Michaelis 17 9. überlassen, und bittet Briefe und Gelder an dieselbe postfrey einzusenden. Nach Verlauf dieser Pränumerationszeit wird ein Exemplar mit illuminierten Kupfern nicht anders als für 4 Rthlr. und ein Exemplar mit blos schwarzen Kupfern

für

für 2 Rthlr. 8 Gr. können abgelassen werden. Wer die Mühe über sich nimmt Pränumeration zu sammlen, der erhält auf 12 Exemplare das 13te frey. Die Namen der sämtlichen Herren Pränumeranten sollen dem Werke vorgedruckt werden. Was für Druck und Papier unsre Handlung zu liefern gewohnt sey, kann Niemand unbekannt seyn. Wenn wir aber sagen, daß der grosse Künstler in Leipzig, Herr Capieux, den Stich und die Ausmahlung der Kupfertafeln besorgen werde, welcher in des Verfassers eigner Wohnung in Weimar, und unter seiner Aufsicht die Abbildungen nach lauter Originalen verfertigt hat; so brauchen wir zur Empfehlung dieser Arbeit weiter gar nichts zu sagen. Wir bitten nur, daß alle Freunde der Naturgeschichte und Beförderer der Wissenschaften unser Unternehmen kräftig unterstützen möchten. Halle, den 14ten April 1779.

Johann Jacob Gebauer.

Allhier in Weimar nimmt Hr. Diakonus Schröter Pränumeration an.

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Die Onoskiamachie fortgesezt. . . S. 3
II. An den Herausgeber des T. Merkurs. . 25
III. Franz von Sickingen. . . . 36
IV. Hudibras. Erster Gesang. . . . 72
V. Kunstsachen. 82
VI. Bücher-Anzeigen. 86

May.

I. Gedichte. . . . S. 97
II. Sendschreiben über des Herrn Abts von Sade Memoires pour la Vie de Petrarque. 120
III. Beschreibung einer Rechnungs-Maschine. 137
IV. Die Geschichte von dem Sammetrocke. 154
V. Die Onoskiamachie fortgesezt. . 158
VI. Bücher-Anzeigen. . . . 181

Junius.

I. Beschluß der Onoskiamachie. . 194
II. Etwas vom Herrn Abt Winkelmann. 232
III. Ob Cimabue der erste Wiederhersteller der Malerkunst in Italien sey? . . 250
IV. An den Herausgeber des T. M. . 273
nebst der Antwort. . . 283
V. Anzeige. . . . 285

An die Ro

Etwas langſam.

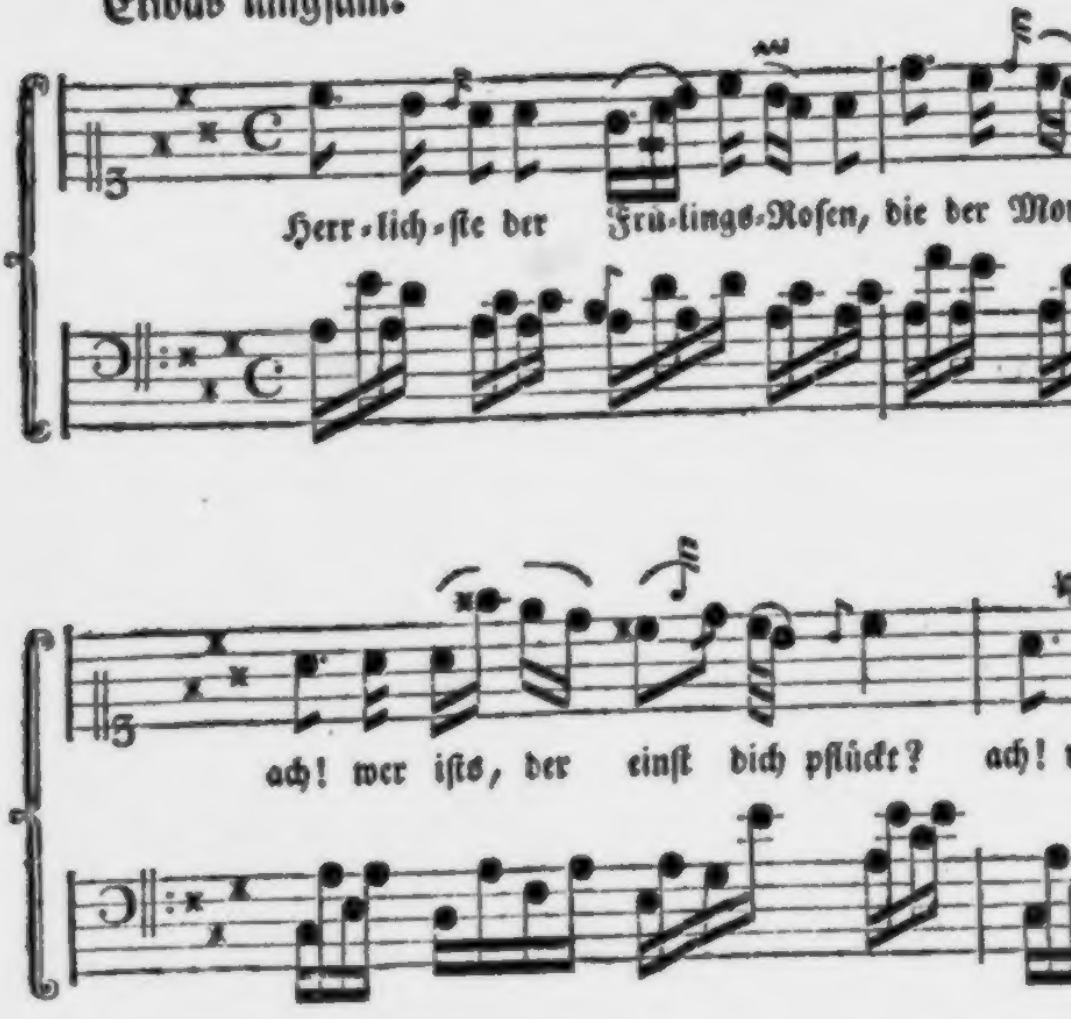

Herrlichſte der Frülings-Roſen,
die der Morgenthau erquickt,
die die Weſte ſchmeichelnd koſen,
ach! wer iſt's, der einſt dich pflückt?

Warme innigliche Lied
ſang ein Dichter di
hauchte Mitleid auf i
deiner Blätter ſüße

von Carolina Wolf.

Roſe S.

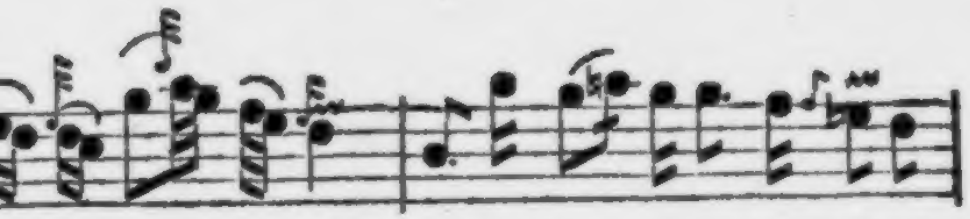

or-gen-thau er-quickt, die die We-ſte ſchmei-chelnd ko-ſen,

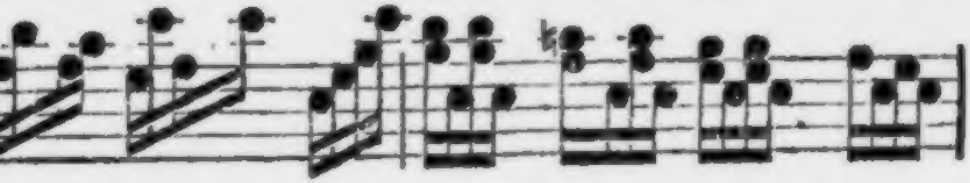

wer iſts, der einſt dich pflückt?

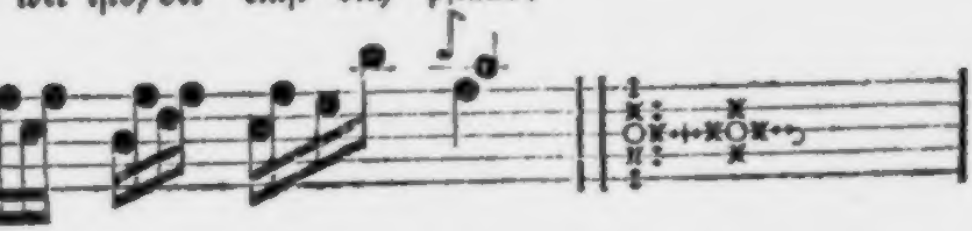

der
ir ſo ſchön!
ihn nieder
es Wehn?

Nein, du haſt ihm ohn' Erbarmen
Dornen nur ins Herz gedrückt!
Amor rächt gewiß den Armen!
Ach! wer iſt's, der dann dich pflückt?

Jung.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1779.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

ſolche Armee in Frankreich aufgeſtellt werden ſoll, und wir nicht einmal etwas davon hören?

Courier.

Gnädigſter Herr, ihre Ohren ſind mit Staub verſtopft; den erſten April ſtarb eure edle Mutter, und wie ich höre, iſt drey Tage vorher auch die Lady Conſtantia in Raſerey verſtorben. Doch dieſes habe ich nur von einem ſchwärmenden Gerüchte; ob es wahr oder falſch iſt, weiß ich nicht.

König Johann.

Hemme deine Geſchwindigkeit, gefahrvolle Zeit; o! mach einen Waffenſtillſtand mit mir, bis ich meine mißvergnügten Pairs befriediget habe. Wie? Meine Mutter todt? Wie übel muß es alſo in meinen Franzöſiſchen Staaten gehen! -- Unter weſſen Anführung haben dieſe Völker aus Frankreich, die du mir ankündigeſt, hier geländet?

Courier.

Unter dem Dauphin.

Faulconbridge und Peter von Pomfret zu den Vorigen.

König Johann.

Du haſt mich mit dieſen böſen Zeitungen ganz ſchwindlicht gemacht -- (Zu Faulconbridge.) Nun, was ſagt die Welt zu unſerm Verfahren? Stopfe mir nicht noch mehr ſolche ſchlimme Neuigkeiten in den Kopf, er iſt ſchon voll.

Faul-

Der

Teutſche Merkur.

Julius 1779.

I.

Pandora.

Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen. (*)

Perſonen.

Prometheus.
Merkur.
Pandora.
Hylas, Lalagens Liebhaber.
Glaukon, ein Alter.
Koridon, ein reicher Bauer.
Lalage.
Myrta, ihre Mutter.
Koronis, ihre Tante.
Chloe, ihre Baſe.
Ein Haufen bewaffneter Bauern im Gefolge Koridons.
Einige andre, die mit Hylas und Glaukon auftreten.

Die Scene iſt am Fuß des Kaukaſus.

Erſter

(*) Dieſes für den Gebrauch eines Liebhabertheaters beſtimte Stück gehört unter die Art von kleinen Schauſpielen, die man dramatiſche Scherze nennen könnte, weil Witz und Laune freyer darinn ſpielen und meiſtens das ganze Intereſſe davon ausmachen. Die Idee und einige Scenen ſind aus einem kleinen Stück genommen, welches Le Sage im Jahre 1721. für die Truppe des Sr. Francisque, die damals à la Foire de

Erſter Aufzug.

(Der Schauplatz ſtellt einen offnen Wald vor; im Grunde zeigt ſich auf einer Seite ein Felſengebirge, auf der andern eine ländliche Gegend mit zerſtreut liegenden Hütten.)

Prometheus tritt auf.

Prometheus.

Es iſt nun endlich wieder einmal Zeit
zu ſehn, was meine guten Menſchen machen —
Wie doch aus Scherz ſo leicht Ernſt werden kann!
Da ich mit meinen lieben Vettern im Olymp,
und ihren Weibern, Töchtern, Günſtlingen,
und Hofgeſind, mich länger nicht vertragen konnte,
ſtieg ich zur Erd herab, um etwa da,
ſo lang es gehen wollte, mit den Thieren
zu leben, die in jenen Tagen noch

die

St. Laurent zu Paris ſpielte, verfertigt hat. Der Gedanke, auch den Prometheus auftreten zu laſſen, dem Merkur die Harlekinsmaske abzunehmen, und überhaupt dem Ding etwas mehr Sinn, Geſtalt und Rundung zu geben, verurſachte, daß aus dem, was anfangs bloß Ueberſetzung ſeyn ſollte, beynahe ein ganz neues Stück wurde. Indeſſen hat man das Beſte aus der Franzöſiſchen Boëte de Pandore beybehalten, wie jeder, der Luſt dazu hat, aus dem vierten Theil des Theatre de la Foire, worinn ſie befindlich iſt, ſich ſelbſt davon überzeugen kann.

die einz'gen Erdbewohner waren. Eine Zeitlang
ergötzte mich des thieriſchen Inſtinkts
manchfaltges Spiel; und als ich an Betrachtung deſſen
was jeder Art natürlich, jeder eigen iſt,
mich lang genug beluſtigt hatte,
laß ſehen, dacht' ich, ob die Kunſt vielleicht
die engen Schranken der organiſchen Natur
erweitern kann? — Ich machte den Verſuch
mit den gelehrigſten. Den Elefanten
lehrt' ich, des nervenvollen Rüſſels ſich
wie einer Hand bedienen, lehrte
den Hund ins Waſſer gehn, den Affen tanzen,
den Papagey die Götterſprache ſchwatzen.
Auch deſſen ward ich endlich überdrüßig.
Des Elefanten Rüſſel war doch keine Hand,
und meine Affen tanzten juſt ſo ungebehrdig,
als meine Papageyen albern ſchwatzten.
Was war zu thun? Vor lauter Langerweile
kam mir der Einfall, zu verſuchen, was
ſich wohl aus Leim und Waſſer machen ließe.
Der Teig war gar zu mürb; da knätet' ich
ein wenig Luft und Sonnenfeuer drein,
und fieng nun an zu formen; drückte, bildete,
und bildete und drückte, ohne Plan und Abſicht,
bis unverſehns ein gabelförmiges
poſſierlichs, embryon'ſches Ding zum Vorſchein kam,
ſo ungefehr, als wenn ein ungeſchickter Bildner
aus einem feigenbaum'nen Klotz euch einen Gott

karrikaturenmäßig ſchnitzeln wollte.
Denn, wie's auch einer anfängt der was machen will,
am Ende kömmt doch immer was heraus,
das ſeines Machers Bild und Umſchrift trägt.
Und da ich nun mein Händewerk beſah,
auf einmal blizt mir der Gedanken auf,
es könnte, aus dem abſichtloſen Spiel
der Laune, noch was leidlich Gutes werden.
Der Leimen war ſo folaſam! — bildete
mit jedem Druck ſich ſchöner — Kurz, ich brütete
mit Liebe über dem, was ich aus Grille
begonnen hatte; formte, lekte, puzte
ſo lange dran, bis nun das neue Leimgeſchöpfe
dem Ideal in meinem Kopf ſo ähnlich ſah,
als — Leim und Waſſer es erlauben wollten.
Und wie ich fertig war, da ſtand's ſo ſchön
vor meinen Vateraugen da,
daß ich dem Drang nicht widerſtehen konnt',
es zu beſeelen, um es glücklich machen
zu können: und ſo wurden — Menſchen draus,
ein drolligt Mittelding von Thier und Gott;
und ich, ich hatte meine Luſt daran,
zu wohnen unter ihnen, meines überläſtigen
Vorzugs vergeſſend, Theil an ihren kindlichen
ſchuldloſen Freuden nehmend, mit den Menſchen
ein Menſch, mit Kindern Kind zu werden.
Denn weil ich glücklich, ohne Miſchung glücklich
ſie machen wollte, hatt' ich ſie ſo gut gemacht,

als möglich; aber freylich auch so gut, so gut —
daß es doch warlich in die Länge nicht
bey ihnen auszudauren war. — Ich zog mich also,
in aller Still', in meine Werkstatt, dort
in jenen Fels, zurück — Schon sechzigmal
erneuerte den Lauf der Jahreszeiten
die Sonne, seit ich dort, zu meinen dichtenden
Gedanken eingeschlossen, sinn und sinne,
und rastlos einen mißgerathenen
Versuch anstelle nach dem andern, wie es wohl
zu machen wäre, daß die guten Leutchen
einander nicht — und auch sich selber nicht —
so gar einförmig ähnlich sähen, etwas weniger
langweilig wären, etwas mehr von Thätigkeit
und Geist und Leben überkämen, ohne darum minder
fromm
und gut zu seyn. — Am Ende bin ich nun
des ewigen mißlingenden Versuchens überdrüßig worden;
und warlich auch der leidgen Einsamkeit!
Denn selbst uns andern Göttern taugt es nicht,
zu lang allein zu seyn, und auch die frostigste
Gesellschaft ist zulezt doch immer besser
als keine. — Ueberdies gelüstet's mich, zu sehn
was wohl in all der Zeit aus meinen Menschen
geworden seyn mag? Ob sie immer noch
so gut, so glücklich immer noch, und — immer so
langweilig sind, als wie ich sie vor sechzig Jahren
verlassen habe —

(Muſik. Pandora zeigt ſich von der einen Seite, langſam aus dem Walde hervorkommend.)

Wie? was hör ich? — Was
erſcheint mir dort? — So ähnlich des Olymps
Bewohnerinnen an Geſtalt, und doch
mir unbekannt?

(Er tritt hinter einen Baum.)

Pandora.

Willkommen, ihr lieblichen grünen Gefilde,
ihr ſchattenden Lauben, wie freundlich, wie gut!
Geblendet vom Glanz der Himmelsbewohner,
verlechzt in der reinen ätheriſchen Gluth,
wie ſüß in eurer erfriſchenden Milde
die Bruſt ſich dehnt, das Auge ruht!
Willkommen, ihr lieblichen Schattengefilde,
ihr duftenden Lauben, ſo freundlich, ſo gut!

(Sie ſchaut umher, erblickt den Prometheus, ſtuzt, und tritt ein wenig zurück. Die Muſik ſchweigt.)

Prom. (vor ſich) Kein Werk von meinen — und doch
keine Göttin!
(zu Pandora.) Sag an, mit welchem Namen, ſchöne Nymfe,
grüß' ich dich,
und was iſts, Abſicht oder Zufall,
das dich zur Erde führt?
Pand. Pandora nannten mich
die Götter, als ſie mich, ein athemloſes Bild

von

von Elfenbein, gebildet vom Vulkan,
belebten, und mit ihren Gaben in die Wette
beſchenkten — Und du, göttergleicher Mann,
täuſcht mich mein Auge nicht, ſo biſt du der,
zu dem ſie mich geſandt?

Prom. Wie iſt ſein Name?

Pand. Prometheus.

Prom. Und die ſchöne Büchſe da
in deiner Hand iſt ohne Zweifel auch
der Gaben eine, womit ſo reichlich dich die Götter
beſchenkten?

Pand. Nein, die iſt für dich; ſie dir
zu überbringen komm ich —

Prom. Mir?

Pand. Wenn du Prometheus biſt?

Prom. Die Herren des Olympus alſo ſenden dich
zu mir, aus ihrer Hand mir ein Geſchenk
zu bringen?

Pand. Und verboten mir mit großem Ernſt,
die Büchſe nicht zu öfnen, eh ich ſie
in deine Hand geſtellt.

Prom. Geöfnet alſo ſoll ſie gleichwohl werden?

Pand. Warum nicht? Nur von dir!

Prom. Das ſagten ſie?
die guten lieben Herren! — Schöne Nymfe!
ich danke dir; doch von den Herrſchern des
Olymps

Geſchenke an Prometheus — ſind verdächtig!
Wir kennen ſie!

Pand. Wie? du verſchmähſt der Götter Gab' — und mich?

Prom. Beym Himmel, dich nicht! Dank, viel Dank für dich
den Herren des Olymps! Willkommners hätten ſie
in meiner Einſamkeit mir nichts verehren können —
Auch Dank für dies! es iſt eine ſchöne Büchſe,
ein Werk Vulkans, ein ſchönes zierlichs Stück!
Ich glaube nicht, je eine ſchön're Büchſe
geſehn zu haben — Nur, verſchloſſen wollen wir
ſie laſſen!

Pand. Nicht eröfnen? und warum?

Prom. Die Schale, wie geſagt, iſt gut genug,
allein, dem Kern darinn, dem Kern, Pandora,
dem trau' ich nicht! — Wir haben ohne das
uns hier ganz wohl befunden; beſſer als
es unſern Freunden im Olympus lieb ſeyn mochte!
Das Klügſte iſt, wir bleiben wie wir ſind.
Gieb nur — auf ein Kamin zu ſtellen, iſts ein feines Stück;
nur ihren Deckel aufzuheben, möchte
nicht rathſam ſeyn — Gieb immer her!

Pand. Warum ſo übeltrauend?

Prom. Gieb nur!

Pand. Du verſprichſt mir doch,
daß du ſie öfnen willſt? Ich möchte gar
zu gerne ſehn, was drinn iſt — ganz gewiß
was Schönes!

Prom. Gewiß nichts, was dich ſchöner machen kann.

Pand. Wer weis? Auf Juno's Nachttiſch ſah ich
einsmals juſt
ſo eine Büchſe —

Prom. Still! ich ſehe Leute ſich uns nahen —
Komm, reizende Pandora, laß in meine
Wohnung
dich führen; komm, wir können dort die Sache
bequemer überlegen; und, mich däucht,
nach einer Reiſe vom Olymp hieher
wird dir Erfriſchung nöthig ſeyn und Ruhe.

(Sie gehen ab.)

Lalage und Hylas von verſchiednen Seiten.

Lalage (auf ihn zueilend). Ah, da kömmſt du ja wie gerufen, Hylas! ich ſuchte dich überall.

Hylas. Wie das zuſammentrift! Ich ſuchte dich auch allenthalben — Höre, Lalage! ich weis dir gar nicht mehr, wie mir zu Muth' iſt; wenn ich dich nur eine halbe Stunde nicht geſehen habe, ſo wirds mir gleich ſo wunderlich, ſo eng ums Herz — es iſt, als wenn ich gar nicht mehr Athem holen könne, wenn du nicht bey mir biſt.

Faulconbridge.

Wenn ihr euch fürchtet das ſchlimmſte zu hören, ſo müßt ihr das ſchlimmſte ungehört über euern Kopf einſtürzen laſſen.

König Johann.

Habe Geduld mit mir, Vetter; ich war einen Augenblik betäubt; aber izt athme ich wieder frey, und kan alles hören, was mir irgend eine Zunge ſagen kan.

Faulconbridge.

Wie ich mit der Geiſtlichkeit zu Werke gegangen bin, können die Summen die ich zuſammen gebracht am beſten ſagen. Allein indem ich das Land, um hieher zu kommen, durchreiſet bin, find' ich das Volk in einem ſeltſamen Anſtoß von Schwärmerey, von Rumoren beſeſſen und voll wunderlicher Träume, voller Furcht und Schreken, ohne zu wiſſen, was ſie fürchten; und hier iſt ein Prophet, den ich von den Straſſen von Pomfret, wo ihm ein unzähliches Volk nachlief, weggenommen, und mit mir gebracht habe. Er ſang ihnen in rauhen hartklingenden Reimen, daß vor nächſtem Auffahrts-Tag, mittags, Eu. Hoheit die Crone niederlegen würden.

König Johann.

Du eitler Träumer, warum thateſt du das?

Peter.

Weil ich vorher weiß, daß es geſchehen wird.

König

Lalage. Mir iſts juſt eben ſo; ich kann mich nirgends freuen, wo ich dich nicht ſehe. Woher das wohl kommen mag?

Hylas. Das macht wohl, weil wir uns lieb haben, Lalage! Ach! wenn ich's dir nur zeigen könnte, wie lieb ich dich habe! Und doch bin ich dein Mann noch nicht.

Lalage. Ha! da erinnerſt du mich eben recht! Vor lauter Freude, daß ich dich ſah, hätt' ichs ſchier vergeſſen. Du wirſt heute noch mein Mann werden, heute noch.

Hylas. Heute noch? (er thut einen Sprung vor Freude.) Heute noch?

Lalage. Meine Mutter, meine Tante, meine Baſe Chloe, alle werden gleich hier ſeyn und die Sache vollends richtig machen.

Hylas. O! das iſt ja herrlich! Für die gute Nachricht muß ich dir auch gleich im Gebüſche dort die ſchönſte Roſe pflücken.

(Sie hüpfen mit einander weg.)

Merkur tritt aus der vorderſten Scene hervor.

Merkur (vor ſich) Jupiter ſchickt mich herab zu ſehen, wie Pandora ihren Auftrag ausrichten wird, und ein wenig nachzuhelfen, falls es nöthig ſeyn ſollte. Wenn Prometheus, wie nicht zu zweifeln iſt, ſich weigert die Büchſe zu öffnen, ſo ſoll ich Pandorens Neugier reizen, es ſelbſt zu thun. Die Olympier wollen ſich die

die Kurzweil machen, zu ſehen, was die Leidenſchaften unter der feinen Töpferarbeit, womit Prometheus die Erde ausmöbliert hat — für einen Spuk anrichten werden. Ein Bischen Schadenfreude mag wohl auch mit dabey ſeyn. — Weil ſie aber doch nicht für die Urheber des Böſen angeſehen ſeyn möchten; ſo ſoll alles ſo eingeleitet werden, daß Prometheus oder Pandora am Ende ſich ſelbſt die Schuld geben müſſen. — Aber wo iſt mir Pandora ſchon hingeſchlüpft? — Daß man doch ein hübſches Mädchen keinen Augenblick aus dem Geſicht verlieren darf!

Hylas und Lalage zurückkommend werden den Merkur gewahr.

Hylas. Ey ſieh doch, Lalage, was für ein ſeltſames Geſchöpf das iſt — Es hat Flügel an den Ohren und an den Ferſen!

Lalage. Seltſam! und doch läßt's ihm gut. — Ein hübſcher Mann, gar ein hübſcher Mann, nicht wahr, Hylas?

Hylas. Gefällt er dir? So wollen wir näher zu ihm gehen.

Lalage. Das wollen wir. (Sie hüpfen zu ihm hin.)

Merkur (vor ſich) Die guten Geſchöpfe! — Ich will mich an ſie machen; ſie können mir vielleicht auf Pandorens Spur helfen. (Zu Hylas und Lalage) Guten Tag, Kinder! Wünſche viel Glück! Ihr ſollt ja heute Mann und Frau werden?

Hylas.

Hylas. Und das wißt ihr schon?

Merkur. Ich weiß alles.

Lalage. Ist's möglich? So wißt ihr wohl auch, warum mir gleich das Herz so schlägt, wenn ich den Hylas kommen sehe, und mir doch so wohl dabey ist?

Hylas. Und warum ich die Lalage so lieb habe, da sie doch meine Frau noch nicht ist?

Merkur. Allerdings. Ich weiß auch, daß der alte Glaukon, der die großen Heerden und die vielen Kornfelder hat, die schöne Lalage gern zur Frau haben möchte.

Hylas. Das glaub ich! Aber er kommt zu spät — Nu, nu! er wird sich schon ein andres hübsches Mädchen zur Frau aussuchen.

Merkur. Habt ihr einander denn im Ernst so lieb, Kinder?

Hylas. O! ich habe meine eigne Mutter nicht lieber als sie (auf Lalagen weisend.)

Lalage. Ich kann die Stunde kaum erwarten, bis er mein Mann wird.

Merkur. (vor sich) Was das unschuldig ist! (zu Hylas und Lalage) Ihr werdet also ein gar gutes Ehepaar abgeben?

Hylas. Ich will Tag und Nacht auf nichts anders sinnen, als wie ich meiner Lalage Freude mache.

Lalage. Ich will alles thun, was ich meinem Hylas an den Augen ansehen kann.

Merkur. (vor ſich) Das iſt was anders als unſre Ehen im Olymp! — Die guten Kinder! Schade drum, daß ſie aus einer Dumpfheit gezogen werden ſollen, durch die ſie ſo glücklich ſind!

Myra und Koronis zu den Vorigen.
Merkur tritt auf die Seite.

Lalage. Ah, da kommen ſie, da kommen ſie!

Myra. (zu Hylas) Ey, mein künftiger Schwiegerſohn! mich freut ja recht, daß ich ihn ſo allein bey meiner Tochter antreffe.

Merkur. (bey Seite) Das gute Mamachen!

Koronis. (zu Lalage) Nichte, du haſt da eine recht gute Wahl an dem jungen Hylas getroffen! und ich freue mich, daß du ſo glücklich mit ihm ſeyn wirſt. Ich hatte zwar ſelbſt willens ſeine Frau zu werden; aber ich habe mich bedacht, daß du dich beſſer für ihn ſchickſt als ich.

Lalage. (mit einem Knicks) Danke ſchönſtens, liebe Tante; ich habe das auch gedacht.

Hylas. Ihr habt recht wohl daran gethan, Koronis; denn ich habe Lalagen lieber als euch.

Koronis. Da haſt du recht; ſie iſt auch viel liebenswürdger als ich.

Merkur. Das nenn' ich eine Tante!

Myra. Nun; Kinder, ſchüttet euer Herz frey vor eurer Mutter aus! Hylas, was verlangſt du, daß ich meiner Tochter zur Mitgift geben ſoll?

Hylas.

Hylas. Ich verlange nichts als Lalagen.

Lalage. Wenn ich nur meinen Hylas habe; das Uebrige kümmert mich nichts.

Myra. Hört nur! Ich gebe meinem Mädchen zum Brautschatz mein großes Feld dort am Hügel mit allen Früchten darauf.

Hylas. Nein, nein, liebe Mutter! Behaltet ihr euer Feld für euch! Haben wir nicht meinen Garten und Lalagens Heerden? davon wollen wir unsre Haushaltung schon bestreiten.

Lalage. Hylas ist gar ein guter Gärtner; er wird mirs an nichts fehlen lassen.

Myra. (indem sie Merkuren gewahr wird) Was habt ihr da für einen Fremden bey euch?

Hylas. Es ist ein guter Freund von uns; er kennt uns alle, wenn schon wir ihn nicht kennen.

Merkur. Ich bin ein Diener von beyden Familien; ich will einer von den Brautführern seyn, wenn's euch nicht entgegen ist.

Myra, Hylas und Lalage. Soll uns sehr angenehm seyn.

Glaukon und Chloe zu den Vorigen.

Glaukon. Guten Tag, Lalage! Guten Tag, Myra! guten Tag, Koronis! guten Tag, Hylas! (Er schüttelt ihm freundlich die Hand.)

Chloe. Guten Tag der ganzen Gesellschaft!

Myra.

Myra. Ihr allein fehltet uns, um unsre Freude ganz zu machen.

Hylas. Willkommen Glaukon! Ich besorgte schier, ihr würdet nicht kommen.

Glaukon. Warum das?

Hylas. Weil ich Lalagen heyrathe, die ihr auch zur Frau haben wolltet; da dacht' ich, ihr würdet vielleicht nicht gerne bey meiner Hochzeit seyn wollen.

Glaukon. Wer? Ich? Ich wünsche ja nichts, als daß sie recht glücklich sey. Weil sie mit dir glücklicher seyn wird als mit mir, so verdreußt michs gar nicht, daß du den Vorzug bekommen hast.

Merkur (zu Glaukon.) Ihr seyd ein sehr gefälliger Nebenbuler.

Glaukon. Ich habe Heerden in Menge, und meine Scheunen und Kornböden sind voll bis oben an. Das alles steht dem jungen Hylas zu Dienste, weil ihn Lalage liebt.

Hylas (umarme ihn.) Ihr seyd auch gar zu gut, Vater Glaukon. Gebt mir einen Kuß; ich versprech's euch, ich will ihn Lalagen hernach in euren Namen wiedergeben.

Glaukon. Ich verlange nichts weiter von ihr, als daß ich euch zuweilen besuchen darf. Wenn ich sie nur sehe, so bin ich schon zufrieden.

Merkur. Ein genügsamer Mann!

Chloe (zu Lalage.) Base, mich freut recht herzlich, daß ihr den Hylas heyrathet. Es ist ein hübscher

Junge, ich bin ihm immer gut gewesen. Wenn er nicht euer Mann würde, so hätt' ich wünschen mögen, daß er der meinige geworden wäre.

Myra. Nun, Kinder, wozu all das Gerede? die Hauptsache wär' also richtig! Geht, ihr Mädchen, und holt eure Blumenkränze. Die ganze Gesellschaft ist hiemit in meine Hütte zur Hochzeit eingeladen! Du (zu Lalagen) komm, und hilf mir alles vollends zum Empfang unsrer Gäste anordnen.

(Myra, Chloe und Koronis gehen ab.)

Lalage (zu Hylas im Weggehen) Komm bald nach, Hylas!

(geht ab.)

Merkur (vor sich.) Auf meine Ehre, es ist Jammerschade um die guten Leutchen, wenn Pandora ihre Büchse öffnet. Was das für eine Hochzeit gewesen wäre! Eine Mutter, die nicht eigennützig ist! Eine Tante, die sich nicht ziert, um ihre Nichte zu verdunkeln! Braut und Bräutigam, beyde so unschuldig, wie die Kinder! Ein reicher Alter, der die Billigkeit hat, einem jungen Nebenbuler freywillig zu weichen, und sein Vermögen aus purer Gutherzigkeit mit ihm theilen will! Verliebte ohne Eifersucht; junge Mädchen ohne Neid; eine Versammlung von Anverwandten ohne Hader! — Wahrlich, so etwas wird man in allen künftigen Zeiten nicht wiedersehen. — Aber das Schicksal muß seinen Lauf haben — Wo find' ich Pandoren? — (zu Glaukon und Hylas) Hört, gute Freunde!

ist

iſt euch dieſen Morgen keine fremde Jungfrau in dieſem Walde vorgekommen?

Hylas. Eine fremde Jungfrau? Mir nicht, das ich wüßte.

Glaukon. Mir auch nicht. Wie ſah ſie denn aus?

Merkur. Ihr würdet ihr gleich angeſehen haben, daß ſie keine Eingebohrne dieſer Gegend iſt — Sie kann nicht weit ſeyn. Wollt ihr mir ſie ein wenig ſuchen helfen?

Glaukon. } Von Herzen gern.
Hylas. }

Pandora kömmt bald darauf aus einer andern Gegend des Waldes hervor.

Pandora (ſich ſchüchtern umſehend.) Er folgt mir doch nicht nach? — Und doch — wofür fürcht' ich mich? — Ich ſah wohl, daß ich ihm nicht gleichgültig war. Beynah hätt' ich ihn überwältigt. Zauberin, rief er, wer kann deinen Blicken, deinen Liebkoſungen widerſtehen? — O wenn das wahr wäre, ſagt' ich, du würdeſt mir ſo eine Kleinigkeit nicht abſchlagen. Wenn du mich nur ein wenig lieb hätteſt — „Wollte der Himmel daß ich dich weniger liebte! rief er; Warum haben die Olympier dich zu mir geſchickt? Konnten ſie mir nicht einmal den Augenblick von Ruhe gönnen, den ich auf der Erde fand?“ — Wie? du wollteſt mich lieber gar nicht geſehen haben? und du nennſt das Liebe? — „Ach, Pandora! was kann mir Liebe ohne Gegenliebe helfen?“ — O, ſagt' ich, iſt's nur das? Ich will dich

gewiß recht ſehr lieb haben, wenn du die Büchſe öffneſt — Du? ſprach er, und ſah mir ſcharf in die Augen; Du willſt mich lieben? Du, lieben? Die Olympier haben dich zu reichlich begabt — du kannſt nichts lieben, als dich ſelbſt. — Nun merkt' ich, daß ich alles über ihn erhalten könnte. Ich verdoppelte meine Bitten, meine Liebkoſungen. Er wußte ſich gar nicht mehr zu helfen. Laß mich, rief er zulezt — ich will gehen — aber verſprich mir bey deiner Hand, daß du die Büchſe indeß nicht öffnen willſt — ich will gehn, und das Schickſal fragen — Ich begreife nicht, was er damit ſagen wollte. Es war wohl nur eine Ausrede, denk' ich — Genug, ich verſprach ihm alles. Ich bin bald wieder bey dir, ſagt' er, und gieng tief in ſeine Felſenwohnung hinein. Aber ich wartete ſeine Zurückkunft nicht ab. Ich weiß nicht, was für ein Grauen mich ankam, da ich mich in ſeiner Werkſtatt mitten unter all den wunderbaren Göttergeſtalten allein ſah — Es war wohl auch Neugier dabey, was er anfangen würde, wenn er mich nicht mehr fände. Kurz, ich lief davon — und da bin ich nun mit meiner Büchſe — und möchte für mein Leben gerne wiſſen, was drinnen wäre, und — getraue mir doch nicht, ſie aufzumachen! — Wenn er nur bald käme! Er ſoll ſie mir ganz gewiß aufmachen, da bin ich gut dafür!

Chloe mit Blumenkränzen geputzt, tritt auf.

Pand. Ey! Was kömmt da für ein Mädchen gegangen? Eines von Prometheus Geschöpfen ohne Zweifel. Sie gefällt mir. Ich will sie anreden. (zu Chloe:) Wohin, schönes Mädchen?

Chloe (stutzt bey Pandorens Anblick.) Wer bist du Schöne — weiß nicht, wie ich dich nennen soll? Keine von den unsrigen, das seh' ich wohl — und doch lieb' ich dich, als ob du schon lange meine Gespielin gewesen wärst. Wie nennst du dich?

Pand. Pandora.

Chloe. Welch ein schöner Name! Und wo kommst du her?

Pand. Vom Olymp.

Chloe. Vom Olymp? Was ist das für ein Ort?

Pand. Die Götter wohnen da, deren Werk ich bin.

Chloe. Die Götter wohnen da? Was nennst du Götter?

Pand. Wie? kennt man bey euch die Götter nicht?

Chloe. Nicht daß ich wüßte; ich habe nie von ihnen reden hören.

Pand. Kennst du auch den Prometheus nicht?

Chloe. Dem Namen nach wohl; gesehen hat ihn niemand von den Meinigen. Aber wir lieben und ehren ihn dennoch unbekannterweise. Denn man sagt, er hab' unsern Voreltern das Leben gegeben, und alles, was wir haben, all unser Glück sey sein Geschenk! Es muß ein gar guter Herr seyn! Aber er hat sich

König Johann.

Hubert, hinweg mit ihm, ins Gefängniß, und auf den Tag, mittags, wenn ich, wie er ſagt, die Crone niederlegen ſoll, laß ihn aufhängen. Bring ihn in ſichre Verwahrung und komm wieder, denn ich habe dich nöthig. (Hubert geht mit Peter ab.) (Zu Faulconbridge.) O mein liebſter Vetter, hörſt du die Zeitung, die ſich von einer Landung ausbreitet.

Faulconbridge.

Jedermanns Mund iſt voll davon; überdas tref ich den Lord Bigot und den Lord Salisbury an, mit Augen ſo roth wie friſch angeblaſenes Feuer, und noch viele andre, welche giengen Arthurs Grab zu ſuchen, der, wie ſie ſagen, dieſe Nacht auf euer Anſtiften ermordet worden ſey.

König Johann.

Mein lieber Vetter, geh, wage dich in ihre Geſellſchaft; ich hab' einen Weg ihre Liebe wieder zu gewinnen; bringe ſie vor mich.

Faulconbridge.

Ich will ſie aufſuchen.

König Johann.

Aber eile; du kanſt nicht zu ſehr eilen. O laßt mich keine einheimiſche Feinde haben, wenn auswärtige Gegner meine Städte mit dem furchtbaren Pomp eines trozigen Einfalls ſchrecken! Sey mein Mercurius, ſeze Flügel an deine

ſchon lange lange dort in die ſchrecklichen Felſen zurückgezogen; und niemand getraut ſich, ihn da zu ſuchen. Die Leute ſagen, man verirre ſich darinn, wenn man ihn ſuchen wolle, und es ſey nicht möglich ſich wieder herauszufinden. Man kann ihn nur ſehen, wenn er ſich einem von ſelbſt ſehen laſſen will, welches Verſchiednen aus den Unſrigen ſchon begegnet ſeyn ſoll. Sie können nicht genug rühmen, was es für ein liebenswürdiger gütiger Herr ſey. Wir haben ihm Feſte und Opfer anſtellen wollen; aber er verbat ſichs; er brauchte das nicht, ſagte er; wenn wir nur immer gut und glücklich blieben, ſo wär er ſchon zufrieden. — Aber, was haſt du da für ein ſchönes glänzendes Gefäß im Arm?

Pand. Es iſt eine goldne Büchſe, die mir die Götter zum Geſchenk mit gegeben haben. — Es ſind gar ſchöne, gar gute Sachen drinn, daß bin ich verſichert; aber, ich darf ſie nicht öfnen.

Chloe. Und warum nicht?

Pand. Die Götter haben mirs verboten. Prometheus ſoll ſie öfnen, ſagten ſie; aber der weigert ſich's; er meynt, man könne nicht wiſſen — es möchte was Böſes drinn ſtecken.

Chloe. Zeig doch her! Ich möchte ſie ſelbſt in Händen haben.

Pand. (giebt ihr die Büchſe.) Da!

Chloe. O, wie ſchön das iſt! Wie zierlich! So was hab' ich mein Lebtage nicht geſehen! Was da erſt für ſchöne Dinge drinn ſeyn mögen!

Pand.

Pand. Das denk ich auch.

Chloe. Ich hätte groſſe Luſt, den Deckel ganz ſachte, ganz ſachte ein wenig aufzuheben.

Pand. Was du verwegen biſt! Gieb her! (Sie nimmt ihr die Büchſe.) Es muß doch ſeine Urſache haben, daß Prometheus ſo hartnäckig darauf beſteht, die Büchſe nicht aufzumachen.

Chloe. Aber was könnt' es denn ſeyn?

Pand. Das begreif ich nicht.

Chloe. In einer ſo ſchönen Büchſe wird man doch gewiß nichts Schlechtes, nichts Garſtiges verſchlieſſen! — Und — ſagteſt du nicht, ſie ſey ein Geſchenk von den Göttern, und die Götter wollen, daß ſie geöfnet werde?

Pand. Ja, aber nur von Prometheus.

Chloe. Nun, wenn Prometheus ſie aufmachen darf, warum ſollteſt du's nicht auch dürfen?

Pand. Mir däucht, da haſt du recht.

Chloe. Du hebſt den Deckel nur ein wenig, ein klein wenig auf, und guckſt hinein — du kannſt ihn ja geſchwinde wieder zumachen, wenns nöthig ſeyn ſollte.

Pand. Gut! willſt du's wagen? Da haſt du die Büchſe — probier's!

Chloe. (verſchüttelt ſich) Nein, nein! Behalte nur, Pandora; du kannſt's eher wagen als ich.

Pand. Aber was wird da auch am Ende viel zu wagen ſeyn? In einem ſo kleinen Gefäße kann doch wahrlich kein Ungeheuer ſtecken! —

Chloe. Mir iſts gar nicht ums Aufmachen; wenn ich nur wüſte, was drinnen wäre.

Pand. Das iſt es eben. Weißt du was, Mädchen? Ich will den Deckel aufheben, ſo ſind wir auf einmal aus dem Wunder — (Sie verſuchts, wiewohl furchtſam, den Deckel aufzurücken.)

Merkur und Hylas zu den Vorigen.

Merkur (vor ſich.) Wie ich ſehe, hätten mir die Götter eine Müh erſparen können. Pandora iſt ein Mädchen, und ſollte nicht vorwitzig ſeyn?

Hylas (auf Chloen zueilend.) He, Chloe! biſt du da? wo haſt du meine Lalage?

Merkur. (Zu Pandoren, die, ſobald ſie ihn erblickt, die Hand vom Deckel zurück zieht) Pandora!

Pand. Ah! Merkur! Wie kommſt du hieher?

Merkur Als die Zephyre dich auf die Erde herabtrugen, befahl mir Jupiter, dir nachzueilen, und ein wenig Acht auf dich zu haben. Beynah wär' ich, wie ich ſehe, zu ſpät gekommen.

Pandora. Wie ſo?

Merkur. War'ſt du nicht im Begrif, die Büchſe zu öfnen?

Pand. Und was wär' es denn, wenn ich ſie auch geöfnet hätte? Was kann denn drinn ſeyn, das man nicht ſollte ſehen dürfen?

Merkur. Haſt du ſie dem Prometheus ſchon gebracht?

Pand. Er will nichts damit zu thun haben. Er traut den Göttern nicht.

Merkur. Da hat er Unrecht.

Pand. Das denk' ich auch. Ich wollte um meine Augen wetten, daß die ſchönſten Sachen von der Welt drinn ſind.

Merkur. Deine Augen? — Daß wollt' ich dir doch nicht rathen!

Pand. Merkur, laß mich nicht ſo lang am Meſſer — Sag mir, was in der Büchſe iſt; du weißt es ganz gewiß.

Merkur. Sagen kann ich dirs leicht — Die Büchſe iſt bis oben an mit Leidenſchaften gefüllt.

Pand. } Mit Leidenſchaften?
Chloe. }

Hylas. Mit Leidenſchaften? Was ſind das für Thierchen?

Merkur. Zum Theil gar artge! glatt und ſchlüpfrig wie Schlangen, und wuflicht, wie ein Hut voll Mayenkäfer. Sie ſchlüpfen einem ins Herz, wie die Regenwürm' in einen lockern Boden, und dann wird einem ſo warm, ſo wohl, ſo —

Chloe. O, das müſſen ja allerliebſte Geſchöpfe ſeyn!

Merkur. Daß will ich eben nicht ſagen. Es iſt mit den Leidenſchaften, wie — mit Allem in der Welt — Wenig ſchadt wenig — Zuviel iſt immer ungeſund; und Waſſer, das gut zum Trinken iſt, taugt nichts in den Schuhen.

Pand. Ich verſtehe nicht recht, was du damit ſagen willſt.

Merkur. Ich will damit ſagen, es kommt bey den Leidenſchaften alles auf Maas und Ziel, Zeit und Ort an. Sie können gut oder böſe ſeyn, je nachdem man ſie zu behandeln weiß.

Pand. Sie ſind alſo nicht an ſich ſelbſt ſchlimm?

Merkur. Das eben nicht! Im Gegentheil! Es kann unendlich viel Gutes und Schönes aus ihnen entſtehen. Aber —

Pand. Was aber?

Merkur. Auch unendlich viel Böſes.

Pand. O! vor dem Böſen wollen wir uns ſchon in Acht nehmen.

Merkur. Da werdet ihr wohl dran thun. Aber —

Chloe. Schon wieder ein Aber?

Merkur. Sie werden euch viel zu ſchaffen machen; viel Unruhe, viel Schmerzen, viel —

Chloe. } Schmerzen?
Hylas. }

Pand. Wie ſo, Schmerzen?

Merkur. Die Leidenſchaften machen Schmerzen, oder Unruhe, wenigſtens eh ſie befriedigt ſind.

Pand. Aber wenn ſie befriedigt werden?

Merkur. Dann machen ſie auch großes Vergnügen, daß muß ich geſtehen.

Hylas. So iſt's ja damit, wie mit Hunger und Durſt? Oder, wie wenn ich meine Lalage einen Tag nicht geſehen habe?

Merkur. So ungefehr.

Pand. Ich will dir was ſagen, Merkur — ich mache den Deckel auf.

Merkur. Du haſt deinen freyen Willen, Pandora! Gerathen will ich dir's nicht haben!

Pand. Ich darf alſo, wenn ich will?

Merkur. Wenn du willſt, ſo kannſt du. Der Deckel iſt leicht aufzudrücken. Aber überlege wohl, was du thuſt!

Pand. Ich hab' alles überlegt. Ich mache den Deckel auf.

Chloe. O ja, Pandora! das thu doch!

Merkur. (vor ſich) O, Prometheus! Du hätteſt deine Geſchöpfe an der blinden Seite beſſer verwahren ſollen!

Pand. (Indem ſie den Deckel aufdrücken will) Das iſt wunderlich — es fährt mir ganz kalt über den Rücken hin, da ich den Deckel aufdrücken will —

Merkur. (ſehr ernſthaft) Es iſt vielleicht eine geheime Warnung der Götter, Pandora.

Pand. Ah! Du willſt mich wieder abſchrecken? —

Merkur. Es würde nicht viel helfen.

Pand. Nein wahrhaftig nicht!

Merkur. Es ist deine Sache! mich gehts nichts an. (geht ab.)

Pand. Herzhaft!

(Sie macht die Büchse auf. Auf einmal verfinstert sich der Schauplatz, und verschiedene kleine geflügelte Ungeheuer steigen in einem dicken Dampf, unter Blitz und Donner aus der Büchse auf, und verbreiten sich zu beyden Seiten. Hylas und Chloe rennen mit Angstgeschrey davon. Alles dies wird durch eine der Sache angemeßne Musik begleitet. Pandora, die Büchse noch immer erschrocken in der Hand haltend, bleibt allein auf dem Schauplatz. Indem erscheint Prometheus. Pandora erblickt ihn, läßt die Büchse vor Schrecken fallen, und flieht.)

Prometh. (auf einmal dazukommend ruft ihr nach) O was hast du gethan? Unglückselige! (geht ab.)

Zweyter Aufzug.

(Der Schauplatz bleibt unverändert.)

Merkur allein.

Ey, ey, Pandora! was hast du angestellt? Was wird Prometheus dazu sagen, wenn er kömmt, und sein ganzes Machwerk auf den Kopf gestellt findet? — (deklamirend, als ob er eine Stelle aus einem Trauerspiel parodierte) O du schönes, liebliches goldnes Alter, lächelnde Kindheit

heit der Welt, holdes friedſames Schäferleben! ſelige Gleichheit brüderlicher Menſchen, ſüße Eintracht und tiefe Ruhe! ſchöner, lieblicher, goldner Traum — wo biſt du hin? — Sie waren ſo glücklich in ihrer Beſchränktheit! bedurften ſo wenig! und ihr Weniges war ſo viel für ſie! — Alle Menſchen waren gleich! Alle Menſchen waren gut! Alle Menſchen befanden ſich wohl! — (in ſeinem natürlichen Ton) Das alles hat nun ein Ende! Die Leidenſchaften haben ſich ihrer Herzen bemeiſtert, und wir werden bald ein ſchönes Gewirre in der guten Familie ſehen, die kaum noch lauter Harmonie und Liebe war. Sie ſelbſt merken nichts von der Veränderung, und ſind itzt mit eben der Treuherzigkeit verkehrt, womit ſie vorhin gerad und fromm waren — Da kömmt Hylaſſens gutherziger Nebenbuler, und die wohlbedächtliche Tante Koronis — laß doch ſehen, wie ihnen die Eröffnung der Büchſe zugeſchlagen hat.

Merkur. Koronis. Glaukon.

Koronis. (zu Glaukon, der in Gedanken iſt) Wie, Herr Glaukon? Es gereut euch ſchon, daß ihr meine Nichte dem jungen Hylas ſo gutwillig abgetreten habt?

Merkur. (vor ſich) Herr Glaukon? Was die Leutchen ſchon höflich geworden ſind!

Glaukon. Ich war ein Narre wie ich das that! Es iſt mir aber ganz anders gekommen. Was? Ich

ſollte

ſollte leiden, daß mir der Geelſchnabel ſo einen leckern Biſſen vor dem Maul wegſchnappte?

Merkur. Da haben wir's!

Koronis (indem ſie ſich ziert und einen kleinen Mund macht) Aber, Herr Glaukon, giebt es denn ſonſt nichts Liebenswürdiges in unſerm Dorf, als meine Nichte? — Ich dächte doch — in der That — ſeht ihr denn keine andre, die eurer Aufmerkſamkeit werth iſt?

Merkur. (vor ſich) Die Koketterie iſt nicht im Bodenſatz geblieben, wie ich ſehe.

Glaukon. (ohne auf Koron. acht zu geben) Der Lümmel ſollte vor meinen Augen mit einem ſo hübſchen Mädchen zu Bette gehen? Ich möchte toll werden!

Merkur. (zu Glaukon) Aber, Herr Glaukon (weil's doch geherrt ſeyn muß) ihr umarmtet ja den Hylas vor einem Augenblick noch ſo treuherzig?

Glaukon. (zornig.) Ey was, izt möcht ich ihm den Hals umdrehen! (er huſtet.)

Merkur. Nehmt euch in Acht, daß euch der Athem nicht ſelbſt im Halſe ſtecken bleibt! — (vor ſich) Da haben wir den Huſten an der Spitze der neuausgeflognen Krankheiten; der iſt auch aus der Büchſe!

Glaukon. (ganz auſſer ſich) Ah! wenn ich ihn hier hätte, ich zerriß' ihn in Stücken.

Koronis. Erzürn' er ſich nur nicht ſo, Herr Glaukon. Ich wollt' ihm lieber rathen, ſich an meiner Nichte,

Nichte, die ihm den dummen Jungen verzieht, zu rächen, und — eine andre zu lieben. Sie ist ein albernes Ding, das einen Mann, wie Er ist, nicht zu schätzen weiß.

Glaukon. Ich will auch gleich zu Myra hingehen, und ihr vorstellen, was sie für einen dummen Streich macht, mir einen armseligen Gärtner vorzuziehen; mir, der hundertmal mehr im Vermögen hat!

Koronis. Das ist würklich das Beste, was er thun kann. Ich will mitgehn, und seine Vorstellungen bey meiner Schwester unterstützen. — (Glaukon geht) (vor sich) und sehen daß ich den Hylas für mich bekomme. Denn wahrlich, das will ich mir nicht nachsagen lassen, daß ich Jungfer bleiben und den Verdruß haben soll, meine Nichte verheyrathet zu sehen. (geht dem Glaukon nach.)

Merkur. (allein) Ein hübscher Anfang! Eyfersucht, Haß, Wuth, Neid, Verläumdung, Koketterie — das wird eine feine Gährung geben! — Aber, da kömmt ja Hylas mit seiner Lalage? — Wie er das Maul hängt! Wie sie so spröde und vornehm thut! — Ein hübscher Anfang, beym Styx, ein hübscher Anfang!

Hylas. Lalage, (geputzter als zuvor, mit Blumen und Federn in den Haaren.)

Hylas. (vor sich) Daß ich das erst izt gewahr worden bin! Chloe ist doch weit hübscher, und — ich glaube, sie hat mich auch lieber. —

Lalage.

Füsse, und fliege, wie ein Gedanke, von ihnen zu mir zurük.

Faulconbridge.

Der Geist der Zeit soll mich eilen lehren.

(Er geht ab.)

König Johann.

Das ist gesprochen, wie ein muntrer junger Edelmann sprechen soll. Folg ihm; vielleicht hat er einen Courier zwischen mir und den Pairs nöthig; du taugst am besten dazu.

Courier.

Von Herzen gerne, mein Gebieter.

(Geht ab.)

König Johann.

Meine Mutter todt!

Vierte Scene.

Hubert tritt auf.

Hubert.

Gnädigster Herr, man sagt, es haben sich diese Nacht fünf Monde sehen lassen; viere seyen stille gestanden, und der fünfte habe sich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit um die andern vier herumgedreht.

König

Lalage. (vor sich) Hylas ist freylich jünger und schöner, aber dafür ist Glaukon reicher als Hylas.

Merkur. (vor sich) wohl räsonniert!

Hylas. (zu Lal. ziemlich brüsk) Ey, hör sie, Jungfer Lalage, was soll denn das bedeuten, daß sie sich da soviel Blumen und Federn an den Kopf gesteckt hat?

Merkur. (vor sich) Die Eitelkeit hat sie einsweilen angesteckt, bis die Diamanten und Perlenschnüren aus Indien angelangt seyn werden.

Lalage. (zu Hylas) Was hat Moßjeh Hylas sich drum zu bekümmern, was ich anstecke?

Hylas. Was ich mich drum zu bekümmern habe? Eine schöne Frage! Ich habe mich sehr viel darum zu bekümmern, wenn sie meine Frau werden will. Komm sie mir nicht so, Jungfer Lalage! Weiß sie wohl, daß ihre Base Chloe — Sieht sie, wenn sie mich böse macht —

Lalage. (schnippisch) Nun? Wenn ich ihn böse mache — was dann?

Hylas. So — heyrath ich gleich Chloen.

Lalage. Nichts als das? J, das kann er meinthalben!

Hylas. (sich brüstend und spreissend) Chloe ist ein hübsches Mädchen, und — wir haben die Ehre ihr nicht zu mißfallen.

Merkur. (klopft dem Hylas auf die Schulter) Es lebe Kleinmeister der erste!

Lalage.

Lalage. Ich weiß auch gar nicht, wo ich meine Sinnen hatte, da ich mir einfallen ließ, mich an einen Gärtner wegzuwerfen!

Hylas. Der wahrlich wohl die Tochter der Madam Myra werth ist!

Lalage. Da kommt ja meine Base wie gerufen! Ich will euch nicht hinderlich seyn.

(sie thut als ob sie gehen wolle.)

Merkur. Hylas. Lalage. Chloe.

Chloe. (zu Lal.) Du fliehst mich, Base?

Lalage. Nicht dich, nur den Hylas.

Chloe. Wie? nur den Hylas?

Lalage. Ja, ihn.

Chloe. (vor sich, mit ausbrechender Freude) Ah! Sie haben sich gewiß überworfen — das geht gut!

Hylas. (zu Chloen) Du wirst sie doch nicht aufhalten wollen? Laß sie gehn!

Lalage. Adieu, Mühmchen! behalt Hylassen nur für dich; ich mache dir ein Present mit ihm! (geht ab.)

Hylas. Ey, das ist meine Sache; ich selbst schenke mich dir, liebe Chloe.

Chloe. Du scherzest.

Hylas. Wahrlich nicht! Es ist mein baarer Ernst.

Chloe. Wenn man sich darauf verlassen könnte, so —

Hylas. Meiner Treu, es ist mein ganzer Ernst; frag nur ihn hier! (auf Merkur weisend.)

Merkur. Es ist sein Ernst; du kannst dich ihm ohne Gefahr entdecken.

Chloe. Nun, Hylas, wenn das ist, so will ich dir sagen: — (sie tritt etwas näher zu ihm) Lalage gestand mir gestern Abend im Vertrauen, daß sie nur so dergleichen thue als ob sie dich liebe —

Merkur. (vor sich) Gestern Abends? Die kleine Spitzbübin! Da ist sie gleich mit der ersten Lüge heimlich niedergekommen.

Chloe. Aber im Grunde sey's ihr gar nicht so um's Herz.

Hylas. Wer bekümmert sich drum?

Chloe. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich wollte mich schon zu rächen wissen.

Merkur. Das ist wahr! Ich heyrathete gleich Chloen, die eine viel zu gute Verwandtin ist, um nicht zu allem die Hand zu bieten, was ihre Base verdrießen kann.

Hylas. Das will ich auch. Ich will mich rächen! O, es muß gar was Angenehmes seyn, sich zu rächen! Gleich stehenden Fußes will ich gehn — Komm, Chloe, mit zu deiner Tante — ich will mein Wort zurückziehen, und dich vor ihrer Nase heyrathen.

Merkur. Viel Glücks! (Hylas und Chloe gehn ab.)

Merkur. (allein) Die Süßigkeit der Rache! — Armer Hylas! Arme, arme Leimgeschöpfe! Was wollt ihr, so schwach, so zerbrechlich wie ihr seyd, mit Götterleidenschaften anfangen? Wie wollt ihr sie handhaben?

ben? — Jupiter iſt doch grauſam, daß er ſich ſo ein Spiel aus eurem Glücke macht! — Aber, ſo ſind wir andere! Wenn nur ſein Groll gegen Prometheus befriedigt wird, auf Glück oder Unglück einer Welt voll armer Menſchlein kömmts ihm nicht an! — Doch, in dem Allen iſt des Schickſals Hand. Wir regieren Himmel und Erde, und ſind doch nur Werkzeuge einen Plan auszuführen, den wir weder gemacht haben, noch kennen — Da kömmt Myra mit Lalage und dem Alten. Nun werden wir die neuen Familientugenden bald beyſammen haben.

Merkur. Myra. Lalage. Glaukon.

Myra. Was ich höre, Vater Glaukon, ſo habt ihr alſo noch nicht auf meine Tochter Verzicht gethan?

Glaukon. (huſtend) Ich, ich thu auf nichts Verzicht.

Merkur. Ihr habt doch da einen Huſten, däucht mich, der euch nöthigen wird auf allerley Verzicht zu thun.

Glaukon. Das wird ſich ſchon geben, wenn ich die ſchöne Lalage geheyrathet habe.

Merkur. Ich ſollt es ſelbſt glauben, daß es ſich geben wird.

Myra. War ich nicht eine Närrin, meine Tochter einem armen Gärtner geben zu wollen? Ein reicher Bauer ſchickt ſich doch wohl beſſer für ſie?

Glaukon. Das dächt' ich!

Myra. Ihr habt Vermögen; das ist just was meine Tochter braucht.

Glaukon. O! ich hoffe noch viel mehr vor mich zu bringen. Ich will sparen, will mir abbrechen, will mir das Brod vor'm Mund abbrechen, um Reichthum zu sammeln.

Merkur. (vor sich) Bravo! Es wollte mich schon Wunder nehmen, wo der Geitz bliebe? — Nun will ich doch geschwind einen kleinen Flug nach dem Olympus thun, um Jupitern Bericht abzustatten, wie seine Büchse würkt. — Der ehrliche Prometheus! Der ist garstig angeführt! So ein Tausendkünstler er ist — was Pandora heute verdorben hat, macht er in Ewigkeit nicht wieder gut. (geht ab.)

Hylas und Chloe zu den Vorigen.

Hylas. (zu Myra) Wir suchen euch überall, Frau Myra.

Myra. Was wollt ihr meiner?

Hylas. Wollt' euch nur sagen, daß ich eure Tochter nicht mehr verlange.

Lalage. Und sie dich noch weniger.

Myra. Ihr kommt mir nur einen Augenblick zuvor, Moßje Hylas. Ich gebe meine Tochter dem Glaukon. (Glaukon hustet.)

Hylas. Ah! ich merke wohl wie das gemeynt ist. Ihr gebt sie dem Glaukon seines Hustens wegen.

Glaukon. Wie ſo? Was wollt ihr damit ſagen, Moßje Hylas?

Hylas. J, zum Wetter, das iſt ja leicht zu verſtehen. Seht ihr denn nicht, daß ihr euch bald zu Tode huſten werdet, und daß ſie ſich dann mit der Haut des Alten einen jungen Mann kauffen will?

Glaukon. Ihr ſeyd ein Flegel.

Hylas. (Chloen bey der Hand nehmend) Komm, Chloe, wir wollen gehen, und das wohlgegattete Paar laſſen wo es iſt. Mögen ſie doch reich ſeyn. Vergnügen geht über Reichthum. Komm! (ſie wollen gehen.)

Koronis. Die Vorigen.

Koronis (zu Lalage) Wie, Nichte? was giebts hier?

Lalage. Ein unverhoftes Brautpaar, wie ihr ſeht!

Koronis. (vor ſich) J, verwünſcht! daß ich doch immer zu ſpät kommen muß! — (zu Hylas) Hör er, Moßje Hylas, nur ein Wort! (ſie nimmt ihn beym Arm, und zieht ihn auf die Seite.)

Hylas. Aber fein ein kurzes, ich kann mich nicht aufhalten.

Koronis. Er wird doch kein Thor ſeyn, und das grüne Mädchen da mit Nichts und wieder Nichts heyrathen wollen? Hör' er nur, weil ich doch mit der Sprache heraus muß — ich bin ihm ſchon lange gut geweſen. Er weiß, ich habe Vermögen. Chloe hat nichts — Ich bin zwar — ein paar Jährchen älter —

Hylas (indem er sie scharf ansieht) Ein paar Jährchen?

Koronis. Aber was thut das? Ich bin jung genug für einen Mann, und ich kann ihn glücklicher machen als Chloe. Glaukon darf ihm dann seine Armuth nicht mehr vorrücken, und Lalage wird vor Aerger gelb werden, wenn sie sieht, daß Hylas so dicke thun kann als der Beste im Dorfe. Besinn' er sich wohl, Hylas, und laß er das Mädel gehn! Ich will ihm bis Morgen Bedenkzeit geben.

Hylas. Bedenkzeit? Nun ja, Bedenkzeit kann ich schon brauchen. Wir wollen sehen. Die Sache ist schon überlegenswerth. Wenn ich das hätte denken können —

Koronis. Laß er sich nur noch nichts gegen Chloen merken.

Chloe (sich ihnen nähernd) Nu, was habt ihr da für Geheimnisse? (zu Koronis) Höre sie nur, Jungfer Koronis, es gefällt mir gar nicht, daß sie so vertraut mit Hylas thut.

Koronis. Was will das Mädchen? Ich glaube, sie ist nicht klug!

Hylas. (zu Chloe) Bis ruhig, Chloe! es ist nichts.

Chloe. O nur gar zu klug! Ich merke wohl, was sie für Absichten hat. Aber wahrhaftig, so ein altes Ding, wie Sie ist, sollte sich schämen — (weinend) einem jungen Mädchen seinen Bräutigam abspenstig zu machen.

Koronis. Was? Wie? Altes Ding? Abspenstig machen? Dir, deinen Bräutigam abspenstig machen?

Das

Das hab ich wohl vonnöthen! — Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich dir nicht gleich die Augen auskratze.

(Chloe läuft mit einem Schrey davon. Hylas folgt ihr.)

Lalage und Glaukon. (die Koronis zurückhaltend) Nu, nu, Tante, halte sie Fried! Erboße sie sich nicht so!

Koronis. Laßt mich! Ich will nicht so weit gegangen seyn, um stehen zu bleiben. (geht ab.)

(Man hört ein Getöse von Trompeten und Trommeln.)

Myra. Was ist das für ein Getöse?

Glaukon. Meiner Lebetage hab ich so was nicht gehört!

Lalage. Ich zittre an allen Gliedern.

Koridon, von einem Hauffen bewafneter Bauren begleitet. Myra. Glaukon. Lalage.

Koridon. (zu seinen Leuten) Laß sehen, ob sich die auch erst lange bey den Ohren ziehen lassen werden.

Myra. (zu Gl. und Lal.) Es ist Koridon, der reichste Bauer in unsrer Gegend.

Glaukon. Eh, guten Tag, Nachbar.

Einer von den Bauren zu Glaukon (indem er ihm den Hut vom Kopfe schlägt) Will dich Respekt lehren, du alter Krautschuft! Kannst'n Hut nit 'runternehmen, wenn du mit deinem gnädigen Herrn sprichst?

Glaukon. Was Herrn? Wir haben keinen Herrn hier'

Myra. Er ist ein Bauer wie wir.

Glaukon. Wir wiſſen ja, zum Wetter! wer Koriden iſt.

Koridon. Du ſollſt wiſſen, ich heiße nicht mehr Koriden; ich bin nun der Herr von Koridon von und zu Koridonshauſen.

Lalage. J, wo wollt ihr mit dem langen Namen hin? (lacht.)

Koridon. Es iſt nur, um euch mehr Proſpekt für meine Perſon einzuflößen, verſteht ihr? Ich habe mich zum Herrn dieſer Gegend aufgeworfen.

Myra. Da habt ihr kein Recht zu, das iſt unbillig!

Koridon. Kein Recht? Wer ſagt euch das? Will euch mein Recht ſchon fühlen laſſen! — Kein Recht! Ihr ſollt wiſſen, ich hab Courasche im Leib wie ein Bär, und hohen Muth und Thatkraft. Will euch weiſen, ob ich 'n Recht hab, ihr Lumpenvolk!

Glaukon. Was für ein toller Einfall? Ein ſchlechter Bauer —

Koridon. Willſt's Maul halten, alter Murrkater? Du ſollſt gleich der erſte ſeyn, der ſich vor mir demüthigt.

Glaukon. Das werd' ich fein bleiben laſſen.

Myra. Und ich wahrlich auch.

Koridon. Will's euch ſchon lehren! Hab ſchon drey ſolche Flegel mauſetodt geſchlagen, weil ſie ſich nicht unterwerfen wollten.

Glaukon. Ich will von niemand abhangen; lieber ſterben!

Kori-

Koridon. Nu, ſo habt's an euch ſelber! (zu ſeinen Leuten) Kinder, nehmt mir die Rebellen da beym Kopfe!

(Die Bauren ſchicken ſich an, ſeinen Befehl zu vollziehen.)

Glaukon. } (ſich ihm zu Füſſen werfend) Ach! gnädiger
Myra. }

Herr, wir bitten um Barmherzigkeit.

Lalage. (lachend) Wir wollen uns nicht weiter ſträuben, gnädiger Herr Koridon von und zu Koridonshauſen!

Koridon. Beym Element, das dacht ich ja, daß ich euch zur Räſon kriegen würde!

Merkur. Die Vorigen.

Merkur. Ey, ey, ſein Diener, Herr von Koridon!

Koridon. Wer iſt der?

Merkur. Gut Freund, und zur Zeit wohlbeſtellter Brautdiener bey Lalagens Hochzeit.

Koridon. Wen heyrathet ſie denn?

Merkur. (auf Glaukon weiſend) Da, dies grauköpfige Liebchen hier, wenn ihr nichts entgegen habt.

Koridon. Zum Element! ich hab' aber ſehr viel entgegen. Wie? der alte Kerl da ſollte ſo 'n hübſches Mädel zur Frau haben? das werden wir nicht zugeben.

Merkur. Da habt ihr auch recht. Lalage ſchickt ſich viel beſſer für einen braven Edelmann, wie Ihr ſeyd, den Vater der Nobilität, das iſt keine Frage.

Koriden. Zum Wetter! das denk ich juſt auch.

König Johann.

Fünf Monde?

Hubert.

Alte Männer und alte Mütterchen, auf den Straſſen, achen gefährliche Prophecеyungen hierüber; des jungen rthurs Tod iſt immer in ihrem Mund, und wenn ſie von n reden, ſo ſchütteln ſie die Köpfe und wiſpern einander s Ohr; und der ſo redt, faßt den Hörer bey der Hand, dem der, ſo zuhört, Gebehrden des Entſezens macht, die tirne rümpft, den Kopf ſchüttelt und die Augen verdreht. ch ſah einen Schmidt mit ſeinem Hammer, der, indeß ß ſein Eiſen auf dem Ambos erkaltete, mit ofnem Maul e Zeitungen eines Schneiders einſchlang, der mit ſeinem llſtab und ſeiner Scheer in der Hand, in halbangezognen chuhen, in die er vor Eilfertigkeit den unrechten Fuß geſtekt tte, von viel tauſend tapfern Franzoſen erzählte, die in ent in Schlachtordnung ſtünden; bis ein andrer hagrer, gewaſchner Handwerksmann ſeiner Erzählung ein Ende achte, und von Arthurs Tod redte.

König Johann.

Warum ſuchſt du mich durch dergleichen Schrekbilder beunruhigen? Warum wiederholſt du Arthurs Tod ſo t? Deine Hand iſt ſein Mörder geweſen; ich hatte Urſachen ſeinen Tod zu wünſchen, du hatteſt keine.

Glaukon. Ich laß mir eher das Leben nehmen, als Lalagen.

Koridon. Blitz und Hagelwetter! Was? der Kerl räſonniert noch? Gleich, packt ihn an, ſteckt ihn ins Loch, fort mit ihm!

(Die Bauren ſchleppen den Glaukon mit Gewalt fort.)

Merkur. (vor ſich) Die Ambition hat in meiner Abweſenheit gewaltig um ſich gefreſſen, wie ich ſehe. (zu Koridon) Courasche, Herr von Koridonshauſen; es iſt ſchön, daß ihr ſo gute Zucht und Ordnung unter den Menſchen einführen wollt.

Koridon. Das iſt mir ſo auf einmal zu Kopf geſtiegen. Dacht 's müſte hübſch ſeyn, wenn einer ſo Herr über die andern wär, und nur befehlen könnt, wie's ihm in'n Sinn kän: — (zu Lalage) Nu, Heyda, mein Hühnchen! wollen dir die Ehre erweiſen, und dich zu unſrer Hausfrauen erwählen. Du ſollſt nichts beym Tauſch verliehren.

Lalage. (mit einem Knix) Es ſoll mir große Ehre ſeyn.

Koridon.. Alle Weiber im Lande müſſen dir dann Platz machen, und aufwarten.

Lalage. (auſſer ſich vor Freude) Heyſa! Das wird ſchön ſeyn!

Koridon. Du ſollſt alle Tage ſo geputzt gehen, wie eine Braut an ihrem Hochzeittag.

Lalage. (mit einem Sprung in die Höhe) Das iſt herrlich!

Merkur.

Merkur. Ew. Gnaden können ſich dann einen ſechsellenlangen Schweif nachtragen laſſen, wenn's beliebt.

(Man hört einen Lerm hinter der Scene.)

Koridon. He! was giebts da? — (zu ſeinen Leuten) Holla, ihr dort, paßt auf!

Glaukon, Hylas, und etliche Bauren mit Stangen und Knitteln bewafnet. Die Vorigen.

Hylas. Wo iſt er, der Großpraler, der Schnapphahn, der Jauner, der uns zu Sclaven machen will?

Glaukon. Und ehrlichen Leuten ihre Bräute vorm Maul wegnimmt?

Koridon. Wie? Was? Alle Wetter! Ich glaube die Lumpenhunde unterſtehen ſich gar, mir Trotz zu bieten? — (zu ſeinen Leuten) Allons! Friſch ihr Purſche, ſchlagt zu! Schlagt ſie zu Boden!

(Sie werden handgemein. Myra und Lalage erheben ein Geſchrey, und flüchten ſich hinter Merkur.)

Hylas. (auf Koridon losgehend) Ich will dir den Edelmann aus dem Schädel klopfen, du Miſtfinke!

Lalage. (dazwiſchen laufend) O, lieber Hylas, halt ein! Vergreif dich nicht an meinem Gnädigen Herrn Bräutigam. (das Getümmel nimmt überhand.)

Merkur. (vor ſich) Blut ſoll diesmal nicht vergoſſen werden. Ich muß mich ins Mittel ſchlagen — Aber, da kömmt ja, zu gutem Glück, Prometheus ſelbſt.

(Donner

(Donner und Blitz.)

Prometheus. Die Vorigen.

(Sie fahren alle auseinander, und ſtehen wie verſteinert.)

Prometheus. (mit Unwillen)

Wie? Welch ein Unfug? Welch ein Lermen? Muß ich kommen,
und Friede machen unter euch? Elendes Töpferwerk!
was hält mich, daß ich nicht mit Einem Streich
ein Werk vernichte das mir Schande macht,
und euch, ſoviel ihr ſeyd, nichtswürdige Gefäße, angefüllt
mit meiner Feinde Unrath, alleſamt zu Scherben ſchmettre?
Weg, Augenblicks! — und wehe dem von euch,
der gegen ſeinen Bruder einen Finger nur
zu heben ſich erkühnt!

(Sie rennen alle in ängſtlicher Verwirrung davon.)

Merk. Ereyfre dich nicht ſo,
... Prometheus — was geſchehn iſt, iſt geſchehn.

Prom. Wohl! Wohl! Ihr habt da eine große That vollbracht!
Könnt ſtolz drauf ſeyn mit eurem Jupiter!
Ihr habt euch ſchön gerochen! Was ich gut gebildet,
habt ihr verhunzt! Aus meinen lieblichen

gut-

gutartigen Geſchöpfen eine Brut von Narr'n und Schurken
gemacht, zu elend um gehaßt, und kaum
noch gut genug, um kalt bedaurt zu werden!
Für Götter, wie ihr ſeyn wollt, ein gewaltiges
glorreiches Unternehmen, über ein Gemächt
von naſſem Leim ſo obgeſiegt zu haben! — Wohl!
Sag deinem Vater Zevs,
er ſoll hinfürder nichts, zum wenigſten
nichts, das der Müh ſich lohnt, von meiner Arbeit
verderben können. Was ich jemals wieder bilde
ſoll Marmor ſeyn, und ewig Marmor bleiben,
bis es die Luft zerbeizt, die Zeit zerfrißt;
und dieſe Erdbewohner, einſt mein Lieblingswerk,
an deren Unſchuld, Eintracht, Kinderfreuden,
ich mein Vergnügen hatte — dieſe nun
verdorbene, beſudelte Geſchöpfe,
vom Wurm geſtochne Knoſpen, — ich begebe
mich alles Rechts an ſie — ihr habt ſie euch geeignet,
nun ſo behaltet ſie, und macht daraus
was euch gefällt.

Merk. Vetter Prometheus, wenn die böſe Laune,
die dich in Jamben ſprechen macht,
dir anders Freyheit läßt, Vernunft zu hören,
ſo höre an! Ich will die Herren des
Olympus weder tadeln noch rechtfertigen.
Auch iſts natürlich, wenn im erſten Augenblick

es dich verdreußt, daß Zevs die ſchwache Seite
von deinem Mittelding von Thier und Gott
ſo bald gefunden, und zu ſeiner und
der andern Götter Kurzweil ſo benuzt,
wie du geſehen haſt. — Doch, laß es ſeyn!
Das Schickſal, dem wir alle, ungern oder gern,
gehorchen müſſen, hat's mit deinen Menſchen
ſo übel nicht gemeynt. Sie ſind auf gutem Wege, nun
zu werden, was du ſie ſeit ſechzig Jahren
ſo gerne machen wollteſt, und nicht kounteſt —

Prom. Nicht konnte? Freylich wollte und nicht konnte, weil
ich, um vollkommner ſie zu machen, ſie darum
nicht minder gut und glücklich haben wollte.

Merk. Pandorens Büchſe hat nicht mehr gethan
als das beſchleunigt, was am Ende doch
die Zeit, auch ohne ſie, bewürken mußte.

Prom. Ein feiner Troſt!

Merk. Und dann, bedenke, Vetter!
daß wenn die Einzelnen, wenn Hylas, Chloe, Lalage
und Glaukon, und ſo weiter, bey der Kataſtrophe
verliehren, — doch das Ganze ſehr dabey gewinnt.
Und ſelbſt die Einzelnen gewinnen! Immer Einerley,
auch wenn das Einerley aus lauter Freuden
gewebt iſt, iſt, beym Himmel! doch kein Leben.

Ver-

Veränderung, Wechsel, ist des Lebens Würze.
Auf Schmerz ist Wollust desto süßer, Ruh
auf Arbeit,
aus Dissonanzen webt der Musen Kunst
die Zauberey'n der Harmonie; und Glück,
mit Sorgen, Kampf, Gefahr, und angestreng-
ter Müh
errungen, lohnt im Augenblicke des Genusses
die Kosten tausendfach.

Prom. Wohl, Hermes, weils nun ist, wie's ist,
so kann's und soll's denn auch nicht anders seyn!
Daß aus dem Bösen selbst, durch unsre Kunst,
was Gutes
gezogen werden kann, ist freylich Trost, wiewohl
kein Trost für mich! Ich liebe reine Formen,
und eure Mischerey von Licht und Finsterniß,
von Sü[illegible] und Bitter macht mir keine Freude.
Am Ende, Freund! ist all das Gute, das
im Treibhaus eurer Leidenschaften je hervorge-
zwungen werden wird,
für alles Böse nur ein ärmlicher Ersatz.
Dem Unglückseligen, an dessen Eingeweide
des Schmerzens Geyer nagt, dem ists kein Labsal
daß andre Wollust athmen.

Merk. Auch für dies hat Zevs gesorgt.

Prom. Er? — Sprich nichts weiter mir davon!

Merk. Zwar eigentlich nicht Zevs: das Schicksal selbst
hat für die Uebel, die Pandorens Vorwitz
den Menschen aufgeladen, auch Arzney bestimmt,

und

und durch Panderen ſelbſt — Horch! Horch!
Sie nähert ſich — die Lüfte um ſie her zerfließen
in Harmonie — Ein Zeichen guter Vorbedeutung!

(Muſik.)

Pandora. Die Vorigen.

Pand. (zu Prom.) Prometheus — kannſt du mir verzeyhn?

Prom. Du biſt ein Weib, Pandora — deine Hand,
wiewohl vom Vorwiz ausgeſtreckt, war nur
das Werkzeug einer andern unſichtbaren —
ich verzeyhe dir.

Merk. Und beyde höret nun des Schickſals Spruch
aus meinem Mund. Pandora ſoll die Gattin
des Menſchenbilders ſeyn; ſoll eine göttergleiche Tochter ihm
gebähren, die auf ewig bey den Menſchen wohne,
und, aller ihrer Leiden ſüße Tröſterin,
ſie ſtets begleit', im Leben und im Tode
ſie nie verlaß', und Hofnung ſey ihr Nahme!

Prom. } Geheimniß des Schickſals!
Pand. } wir beten dich an.

Prom. } Was lebet und ſtrebet
Merk. } iſt dein Organ.

Pand. Wir taumeln, wir irren
auf nächtlichen Pfaden
nach deinem Plan,

Pand. Prom. à 2. und wähnen zu würken
was du gethan.

Alle Drey. Geheimniß des Schickſals!
wir beten dich an.

W.

II.

Etwas
für
geiſtliche und weltliche Leſer.

Vorerinnerung.

M. H.

So meynen Sie denn, daß es nicht unſchicklich ſey, einige Papiere aus dem beſagten ſchwarzen Kaſten mit in ihr periodiſches Werk aufzunehmen? — Es ſey dann, auf ihre Gefahr; nicht die Gefahr verketzert zu werden, ſondern auf die Gefahr Abonnenten zu verlieren: denn jenes iſt Ehre und nicht Gefahr. Gerechtigkeit iſt es, welche die Glaubigen, ſo das Zeichen des Thieres an ihren Stirnen tragen, zu allen Zeiten allen wahren Gelehrten und Selbſtdenkern haben wiederfahren laſſen, indem mit dem Ketzernamen, wie der Gelehrte, deſſen Name Lob iſt, ſagt (*), immer ſolche Männer belegt worden ſind, welche richtiger dachten, und ſich von den falſchen, abergläubiſchen Meynungen des groſſen Haufens entfernten, und man alſo bey den Vorwürfen von Ketzereyen immer etwas Gutes vermuthen kann, auch meiſtens finden wird.

Auf

(*) Erneſti, in der neueſten theolog. Bibliothek III. B. 6tes Stück, Seite 529.

Auf ihre Gefahr also — Etwas — Nicht viel, und vielleicht auch Nichts weiter, wie ich zu ihrem Troste, auch zum Troste aller Christen und Nichtchristen, die den Merkur lesen, melden muß und will. Muß: denn in aller Geschwindigkeit muß ein hiesiger Beysitzer der Gelehrteninnung Wind davon bekommen haben, daß die Papiere in dem schwarzen Kasten gedruckt werden sollen; daher er sogleich mit der Wittwe einen Handel angetreten, und ihr Kasten und Papiere zusammen, ehe ich etwas davon habe erfahren können, um einen Pappenstiel abgekauft hat. Ob er geglaubt hat, es seyen vielleicht Konzepte zu Predigten darunter, die er besser und sicherer brauchen kann als die gedruckten; oder ob er gar ein Neuerer werden und Trotz seiner starken Besoldung noch selbst studieren und denken lernen will? oder ob er gehört hat, es sey gelehrt, Manuscripte in seiner Bibliothek zu haben, oder endlich, ob er ein verdienstliches Werk thun und die Papiere zusamt dem neuen Gifte, den er etwa darinnen vermuthet, verbrennen will, kann ich nicht sagen; so viel aber weiß ich gewiß, daß ich außer dem, was ich davon ins Reine gebracht habe, weiter nichts bekommen, folglich auch nicht mittheilen kann und will. — Zu diesem Entschlusse hat mich die Mühe gebracht, die es mich gekostet hat, solche hingeworfene und abgebrochene Gedanken in eine leserliche Verbindung zu bringen. Oft möchte ich solche Arbeit nicht vornehmen. Was ich daher angefangen habe, will ich etwa

noch

nech vollenden, und ſollten die Leſer des T. M. gar eine Lüſternheit nach ſolcher Waare bezeigen, lieber aus meinem eigenen Kaſten, der auch ſchwarz und weiß iſt, etwas dergleichen vorſetzen. Vielleicht ſchickt es ſich noch beſſer für die ſchwarzen und weißen, d. i. für die geiſtlichen und weltlichen Herren, für welche auch dieſes Etwas beſtimmt iſt, wie ſich auch die Eintheilung in Schwarze und Weiße oder beſſer Unſchwarze, für die Leſer beſſer ſchicken möchte. Allemal und gewiß tauſendmal beſſer, als die Eintheilung in Geiſtliche und Weltliche, welche, außer dem daß ſie ungegründet, falſch und lächerlich, fürwahr auch höchſt ſchädlich, und der Ehre Gottes, das iſt, dem allgemeinen Beſten, äußerſt nachtheilig iſt; wie ſchon längſt, aber auch leider! lange genug umſonſt, die klugen und rechtſchaffenen Reformatoren erkannt, gelehrt und bekannt haben (*). Daß ich ſelbſt aber in der Ueberſchrift dieſer

(*) Siehe die Augſpurgiſche Confeſſion, wo es im 26. Artikel unter anderem heißt: „Zum anderen haben „auch die Traditiones Gottes Geboth verdunkelt: denn „man ſezt dieſe Traditiones weit über Gottes Ge„both. Dieß hielt man allein für chriſtlich Leben; „wer dieſe Feyer alſo hielt, alſo bethete, alſo faſte„te, alſo gekleidet war, das nannte man geiſtlich, „chriſtlich Leben. Darneben hielt man andere nöthi„ge gute Werke für ein weltlich, ungeiſtlich Weſen, „nemlich dieſe, ſo ieder nach ſeinem Beruffe zu thun „ſchuldig iſt, als daß der Hausvater arbeitet, Weib

und

Hubert.

Ich hatte keine, Sire? Wie? Reizte ihr mich nicht dazu an?

König Johann.

Es ist ein Fluch der Könige, Sclaven um sich zu haben, die ihre Launen für Befehle nehmen; die einen bloßen Wink des Herrn für ein Gesez halten, das sie zu jeder blutigen That berechtigt, und die Gedanken der gefährlichen Majestät zu befolgen glauben, wenn sie vielleicht mehr aus einem Anstoß von schlimmem Humor als aus überlegter Absicht sauer sieht.

Hubert.

Hier ist eure Hand, und euer Sigel, für das was ich that.

König Johann.

O, wann die lezte Rechnung zwischen Himmel und Erde gemacht werden wird, dann wird diese Hand und diß Sigel wider uns zeugen! Wie oft wird eine Uebelthat nur darum gethan, weil wir die Mittel, sie zu thun, vor uns sehen! Wärest du nicht bey der Hand gewesen, ein Geselle, den die Hand der Natur zu Ausführung einer Schandthat ausgezeichnet hat, dieser Mord wäre mir niemals in den Sinn gekommen. Dein grelles Aussehen, die Geschiklichkeit, die Willigkeit zu gefährlichen Dingen und blutigen Bubenstüken, die ich an dir fand, versuchte mich --. Und

du,

Blätter nach den Unterschied zwischen geistlich und weltlich beybehalten habe, ist darum geschehen, weil ich glaubte, das Lächerliche desselben müßte hier recht deutlich in die Augen fallen. Wenn Worte aus der Bibel und aus dem Gesangbuche ein Buch zu einem geistlichen Buche stämpeln können, so denke ich den T. Merkur durch Beyträge aus meinem Kasten in kurzer Zeit dazu zu machen; wird aber zu einem geistlichen Buche erfodert, daß es mit Geiste, und nicht mit Fingern und Buchstaben bloß, geschrieben sey, und den Geist beschäftige: so dächte ich, wäre der teutsche Merkur, im Durchschnitte genommen, ein viel geistlicheres Buch, als hundert sogenannte Erbauungsbücher von dem gewöhnlichen Schlage, und seine Mitarbeiter, Leser und Leserinnen wären wenigstens in dieser Rücksicht eben so geistlich, als eine Legion erbaulicher Schwätzer und Schwätzerinnen. Dieß waren Vorerinnerungen zu den Fragmenten eines Buchs, das einst aus dem schwarzen Kasten unter folgendem Titel hätte hervortreten können:

Gedan-

„und Kind zu ernähren, und zur Gottesfurcht aufzu„ziehen; die Hausmutter Kinder gebiehrt, und war„tet ihrer; ein Fürst und Obrigkeit Land und Leute „egiert u. s. w. Solche Werke von Gott gebothen „mußten ein weltlich und unvollkommen Wesen seyn; „aber die Traditiones mußten den prächtigen Namen, „haben, daß sie allein heilige, vollkommene Werke „hießen.

Gedanken eines chriſtlichen Patrioten.

I. Fragment
über
Neuerungen (*) in Religionsſachen.

Ein chriſtlicher Patriot — chriſtlicher Patriotiſmus — was will man mit dieſen modernen Ausdrücken ſagen? Enthalten ſie auch etwas Wahres, ſagen ſie auch etwas Gutes? Und hat denn Jeſus Patriotiſmus gelehrt

(*) Auf einem mit einer Nadel angeſteckten Zeddelchen hat der Verfaſſer angemerkt, ob es nicht beſſer wäre, Erneuerungen zu ſetzen, weil dieß Wort nicht ſo böſe klingt, vieles auch nur Wiederaufwärmung des Alten iſt? Schreiber dieſes aber iſt nicht ſeiner Meynung: Denn 1) ſind Erneuerung und Neuerung durchaus nicht gleichbedeutende Worte; 2) findet nur im Weſentlichen der Religion Reformation, Renovation und Erneuerung Statt, weil da nichts Neues gemacht werden kann, und iede Neuerung da Verderbung heißen müßte; für Wiederaufwärmung alter Meynungen in Sachen, welche mit der Religion zuſammenhängen, iſt hingegen das Wort Erneuerung zu gut, indem es die Idee des Lobenswerthen mit ſich verbindet; wiederaufwärmen aber als Tadel geſagt wird; 3) wird aus dem Folgenden ſelbſt erhellen, daß hier ein verdächtiges Wort ſtehen muß, weil ia unterſucht wird, ob die Sache, die es bezeichnen ſoll, Verdacht erwecken kann, oder ob ſie nicht vielmehr ganz unſchuldig iſt?

oder lehren wollen? — Ein Engländischer Schriftsteller ward neulich bey der Untersuchung darüber so böse, daß er in der Hitze nach Alexanders Schwerdte griff, den Knoten auf einmal durchhieb, und der von ihm besiegten Welt nun kurz und gut zu glauben befahl: Patriotismus ist elende Partheylichkeit; die kann Jesus nicht gelehrt haben. Meinetwegen; um Worte will ich nicht zanken, noch vielweniger den Streit aus der Etymologie des Worts entscheiden. Allein das wird man mir doch zu gute halten, wenn ich, nach reifer Ueberlegung und fast vierzigjähriger Erfahrung, die Lehren der christlichen Religion, (es versteht sich, nicht wie sie die vielgnadigen Augustinusse, die sylbenfechterischen Kyrillusse, die subtilen und irrefragablen Dunse des scholastischen und folgenden Zeitalters, und dergleichen — sondern wie sie Jesus und seine Apostel gelehrt haben) für das Beste halte, was die Welt besitzt; mich betrübe, wenn so manche gute und kluge Menschen — die diese liebenswürdige Religion nur in der Gestalt gesehen haben, wie sie von unkritischen Geisseln theologischer Kriegsknechte zerfetzt, mit römischen Purpurmänteln umhangen, und mit heiligen Schnupftüchern andächtelnder Veroniken im Gesichte abgewischt oder bedeckt öffentlich erscheinen muß — dieselbe entweder als einfältig bedauern, oder als schwärmerisch verlachen helfen; und mich ein wenig zereifere, wenn sie mit Unverstande gelobt und empfohlen, oder mit Vorwitz gemeistert und reformirt wird. Heißt das

Parthey-

Partheylichkeit, ſo bin ich partheyiſch; oder heißt das Patriotiſmus, ſo bin ich ein chriſtlicher Patriot. Mir iſt Patriotiſmus ieder warmer Eifer, mit welchem etwas befördert oder verhindert wird, wovon man Ueberzeugung hat, daß es zum gemeinen Nutzen oder Schaden der Menſchheit ſey. Die Welt iſt mein Vaterland; die chriſtliche Religion, in dem Verſtande, wie das Wort ſelten genommen wird, halte ich für ihre größte Wohlthat: und weil ich nach dieſer Ueberzeugung mich verpflichtet achte, ſie der Welt zu empfehlen, und mit warmem Herzen gegen die zu reden, welche ſie der Welt mißgönnen, ſo nenne ich mich ſelbſt einen chriſtlichen Patrioten. Aber Gott ſoll mich behüten, dieſe Wohlthat iemanden aufzudringen, oder mich über irgend einen Menſchen in der Welt zu erzürnen, der ſolche nicht annehmen mag.

Was ich für Beruf habe zu ſchreiben? — Ein Patriot braucht weiter keinen, als den ihm ſein Verſtand und ſein Herz geben; Veranlaſſung aber finde ich, wo ich nur hinſehe. So iſt gleich das Wort Neu, das itzt ſo verſchrieen wird, eine. Wie alles ſeine Moden hat, ſo hat ſie auch die Polemik oder die theologiſche Fechtſchule. Denen, die nicht unſerer Meynung ſind, gehäſſige Namen beylegen, oder ihre Namen unter die Rubriken der Verwerfung zu bringen, iſt darinn ein gewöhnlicher Fechterſtreich. Allein ſeit einigen Jahren haben die Schimpfnamen, ſo auf aner oder iſten ſich endigen, keinen Cours mehr, und man kann mit ſol-

chen Trümpfen, in unſern toleranten Zeiten, keinen Stich mehr machen. Was nun zu thun? Man kehrt den Spieß um, verſteckt ihn unter dem weiten Mantel der chriſtlichen Liebe, eifert ſelbſt mit wider das liebloſe Ketzermachen, ſtempelt aber unter der Hand andere Schimpfwörter, nennt z. B. nun Neuerung, was ſonſt Ketzerey hieß, und die ſonſt Ketzer geſcholten wurden, itzt Neuere. Dieß tönt nun freylich recht liebevoll; iſt aber weit ärger als jenes. Nach der vorigen Art zu fechten ſuchte man doch nur der Perſon allein zu ſchaden, die nicht unſerer Meynung war; man mußte beweiſen, daß ſie von der eingeführten Lehre abgewichen ſey; und wenn man dieſes geleiſtet hatte, ſo verlor der Beklagte ſein Amt und ſein Brod, und der Kläger hatte ſein Müthchen gekühlt: die gute Sache aber verlor dabey nicht ſo viel als itzt. Da der Begriff des Neueren viel weiter iſt, und man Gutes und Böſes darunter begreifen kann: ſo wird auch der Verdacht, daß jemand zu den Neuerern gehöre, weit kräftiger zu ſchaden, als alle bisherige Ketzernamen; und man bringt damit nicht nur mehrern Perſonen, ſondern auch der praktiſchen Religion ſelbſt die gefährlichſten Stiche bey. Nun wird ein jeder Lehrer auf Univerſitäten, in Schulen und Kirchen, der mehr Gaben, Gelehrſamkeit oder Amtstreue als andere hat, ſie auch anzuwenden ſucht, die alte Leyer folglich mit gutem Gewiſſen nicht fortleyern kann, ſondern leichtere und beſſere Methoden braucht und gebraucht wiſſen will — kurz, der Verbeſſe-

besserung machen will — mit dem gehäßigen Namen eines Neuerers belegt, und seine redlichen und wahren Bemühungen müssen gefährliche Neuerungen heißen, obgleich die Gefahr nur dem elenden alten scholastischen Lehrvortrage, und keinesweges der alten Lehre gilt. Wie viel Schaden entspringt aber nicht daraus! In Absicht auf die Personen, welche verdächtig gemacht werden, bleibts nun wohl nur bey den mißvergnügten Stunden, die ihnen solche Nachrichten verursachen; aber was leidet die Religion selbst nicht dabey! Nicht zu gedenken, daß das Band der Menschenliebe, welches immer fester geknüpft werden sollte, auf solche Weise immer lockerer, und gegenseitiges Mißtrauen, Verdacht, heimlicher Haß und Neid immer mehr erzeugt und genährt werden muß, kommt sogar die wohlthätigste Lehre selbst in Verdacht und Verachtung. Denn wo weiß denn der studierte und unstudierte Laye, was von dem, so gelehrt wird, eigentlich neu oder alt ist? Er verwirft also oder wählt was ihm gefällt oder mißfällt, aus keinem andern Grunde, als weil er es für neu oder für alt hält: und was muß nun der Unwissende, dem alle nützliche Erkenntniß neu ist, nicht alles verwerfen? Hört der eine von Reuschheit oder innerer Unauflöslichkeit des Bandes der Ehe reden, und es gefällt ihm nicht, so verwirft er es kurz und gut als alten Schlendrian. Hört ein anderer die ewige und vorzugsweise christliche Wahrheit vortragen, daß „Seine Pflicht thun der wahre Gottesdienst sey" er findet es

aber bequemer, ihn bloß im Kirchengehen beſtehen zu laſſen, und, wie jener Franzos, am Sonntage alle Kirchen auszulaufen, und am Schluſſe des heiligen Tages zu ſagen: à revoir, mon Dieu, über acht Tage ſehen wir uns wieder; ſo verabſcheut er jene Wahrheit als eine neue und gar heydniſche Lehre, die Thucydides (*) auf die Bahn gebracht haben ſoll. Es iſt daher doch wohl der Mühe werth, etwas genauer nachzudenken, was denn eigentlich Neuerungen in Religionsſachen ſagen wollen, und dann zu ſehen, was man wohl von ihnen zu fürchten oder zu hoffen habe.

Sollte von ohngefehr jemand, der dieß lieſt, auf den Gedanken kommen, es brauche keiner Unterſuchung, ſondern die Sache ſey ein für allemal durch die Bibel entſchieden, wo ja geſchrieben (**) ſtehe, ein Lehrer ſollte kein Neuling ſeyn: ſo denke ich ihm hier nicht zu beweiſen, daß dieſes Wort etwas ganz anderes, als er meynt, nemlich einen Chriſten anzeige, der die Religion unlängſt angenommen hat; ſondern ich ſetze ihm Autorität gegen Autorität, und ſage: es ſtehet auch geſchrie-

(*) Lib. I. §. 70. p. 47. edit. Dukeri, ſagt er: Wer ſeine Pflicht thut, der feyert ein Feſt. Origenes führt dieſe Stelle wider den Celſus an, im 4ten Hauptſtück des 8ten Buchs, nach der Moßheimiſchen Ausgabe, und meynt, ſie werde durch den Apoſtel Paulus Galat. 4, 10. 11. beſtätigt.

(**) 1 Timoth. 3, 6.

geſchrieben, Laſſet aus eurem Munde das Alte (*). Und gegen einen ſolchen Gegner iſt dies Beweiſes genug. Mußten doch ein Paar junge Herren, die im Hauſe einige Zweifel über die Hexerey geäuſſert hatten, ſich auch einmal dabey beruhigen, daß der Herr Pfarrer, dem man ihre Belehrung und Ueberzeugung aufgetragen hatte, nach einem glimpflichen Verweiſe wegen ihres Vorwitzes, ſie auf die Bibel verwies, und mit aller Beſcheidenheit ihnen verſicherte, daß er ihren Gründen gern deferiren wollte, wenn da nur nicht ſtünde: die Hexe zu Endor. Aber, fuhr er fort, da ſtehts einmal; nun kratz mir's einer raus. Dieſem Manne wär' es wohl eine ſchreckliche Neuerung geweſen, wenn einer in ſeinem teutſchen Exemplare das Wort Hexe ausgekrazt, und dafür Betrügerin hingeſchrieben hätte.

Ob mir gleich nichts mehr zuwider iſt, als an Worten zu klauben, ſo iſt es doch unvermeidlich, ſo lange nicht in allen Sprachen ieder Begriff und ieder Gedanke ſeine eigenen Worte hat. Was heißt alſo Neuerung? Was Religion? Was Religionsſachen? Neuerung drückt allemal einen relativiſchen Begriff aus, und kann daher nach der verſchiedenen Rückſicht vielerley anzeigen. Gewöhnlicher Weiſe wird darunter Aenderung des Alten verſtanden, und zwar ſolche Aenderung, da eben nichts Beſſeres und nichts Schlechteres, ſondern

(*) 1 Sam. 2, 3.

dern nur etwas anderes an die Statt des Alten geſetzt wird. Oft nennt man auch Neuerung, wo für das Alte etwas Beſſeres ſubſtituirt wird, und iſt das Wort dann mit Verbeſſerung gleichbedeutend. Nicht ſelten auch wird ſogar Das Neuerung genannt, wenn das reine und unvermiſchte Alte, das durch die Zeit abgenutzt, geflickt, mit tauſenderley neuen Zuſätzen vermiſcht, kurz nicht mehr das Vorige Alte iſt, wieder hergeſtellt wird. Endlich wird dieſes Wort auch wohl dann gebraucht, wenn man etwas Veraltetes und Gewohntes wieder friſch aufſtutzt, daß es wieder wie neu ausſieht, oder wenn man derſelben Sache eine andere Form giebt, damit ſie den Werth der Neuheit wieder erlange. Welcher Sinn des Worts iſt nun Schuld, daß es ſo übel verſchrieen und in ſo garſtigen Verdacht gekommen iſt? Ich dächte, gar keiner an und für ſich; ſondern alles komme von combinirten Nebenideen her. Giebt man auch nichts Beſſeres, doch etwas anderes das eben ſo gut iſt, her, ſo iſt ſolche Neuerung ſchon an ſich etwas Angenehmes, wie alle Veränderung; ſie kann aber auch eine nöthige und heilſame Revulſion machen, und hindern, daß das immer ſtehende Waſſer nicht ſtinkend werde. Wird aber gar an Statt des Schlechtern etwas Beſſeres gegeben, ſo wird doch nicht etwa noch die Frage ſeyn, ob ſolche Neuerung gut ſey? Iſt doch das ſchon Wohlthat oft, und eine mit herzlichem Danke zu erkennende Neuerung, wenn nur das Alte wieder in den vorigen alten Zuſtand geſetzt

ſetzt wird. Und wenn das Wort im letzten Sinne genommen wird, ſo iſt nicht allein nichts unſchuldiger, ſondern auch nichts nöthiger als Neuerung, beſonders in Religionsſachen; und Dank und Lob dem Lehrer, der alten Lehren den Reiz der Neuheit zu geben weiß, damit ſie mit immer neuer Kraft würken und Gutes ſchaffen mögen! Soll aber eine Sache oder ein Wort deswegen in ein böſes Geſchrey kommen, weil man ſich viel Böſes darneben denken kann; ſo iſt nichts verdächtiger z. B. als Kirche und Kirchengehen; und jener Leichtſinnige hätte im Ernſte Recht, welcher deswegen aus der Kirche zu bleiben vorgab, weil man ihn vor aller groſſen Geſellſchaft gewarnt habe.

Alles richtig und wahr, in hunderterley Fällen wahr, wird man vielleicht ſagen, nur nicht in Religionsſachen. Vielleicht könnte man ſicher antworten: Nirgends mehr wahr als in Religionsſachen. Doch um zu ſehen, wie gar leicht hier falſche Urtheile und Schlüſſe möglich ſind, und wie ſo gar oft hier im vollen Ernſte mit dem Schatten gefochten wird, laſſet uns erſt fragen, was Religion und Religionsſache heißt. Man iſt mehrentheils von Alters her und von Jugend auf gewohnt, die Religion als die Art und Weiſe Gott zu dienen, zu erklären. Daß nicht ein philoſophiſcher Sprachforſcher, nach Abzug des Metaphoriſchen in der ganzen Redensart, und nach genauer Beſtimmung, wiefern das, was nach der Ordnung der Natur zum Beſten des Ganzen mit der

Abſicht

du, um dich einem König beliebt zu machen, machteſt dir kein Gewiſſen, einen Prinzen zu ermorden!

Hubert.

Gnädigſter Herr --

König Johann.

Hätteſt du nur deinen Kopf geſchüttelt, nur eine Pauſe gemacht, da ich dir einen dunkeln Wink von meinem Vorhaben gab, nur einen bedenklichen zweifelhaften Blik auf mich geworffen, oder mich gebeten, daß ich deutlich reden ſollte; die Schaam würde mich ſtumm gemacht und deine Furcht auch in mir Furcht erwekt haben. Aber du verſtuhndeſt mich aus bloſſen Zeichen, und antworteteſt auch durch bloſſe Zeichen; ja, ohne einen Augenblik zu ſtoken, lieſſeſt du dein Herz einwilligen, und dem zufolge deine rauhe Hand die That vollbringen, die beyder Zungen zu nennen ſich ſcheuten -- Hinweg aus meinem Geſicht, laß dich nimmer vor mir ſehen. Meine Edeln verlaſſen mich, mein Reich wird überfallen, und die feindlichen Heere ſtehen ſchon vor meinen Thoren gelagert; und ach! in dieſem Königreich meiner Seele, in dieſen Grenzen von Blut und Athem, herrſcht Feindſeligkeit und bürgerlicher Aufruhr zwiſchen meinem Gewiſſen und meines Neffen Tod.

Hubert.

Waffnet euch gegen eure andern Feinde, ich will zwiſchen euch und euerm Gewiſſen Friede machen. Der inn-

Absicht hierinnen den Absichten des Schöpfers zu entsprechen, gethan wird, angesehen werden kann und soll als wenn der Gottheit selbst etwas erzeigt würde, endlich jene Definition der Religion erläutern, verstehen und rechtfertigen, auch wohl einigen erwachsenen Menschen klar machen könne, daß also Gott aufwarten und ihn bedienen, so viel sey, als rechtschaffen gesinnt seyn und gemeinnützig leben, will ich gar nicht in Abrede seyn; daß es aber eine allgemein richtige und gute Definition sey, die zum allgemeinen Unterricht der Kinder und der Erwachsenen brauchbar werden könne, und daß man in diesem Sinne, wie oft geschicht, die jüdische und christliche Religion im Wesentlichen für einerley ansehen, und doch auch einander entgegen setzen, kurz überhaupt von heydnischer, muhammedanischer, jüdischer und christlicher, von wahrer und falscher Religion reden und glauben könne, man nehme das Wort jedesmal in einem und demselben Verstande — das werde ich mich nimmermehr bereden lassen. Ein anderes ist doch wohl äusserliche öffentliche Gottesverehrung, und ein anderes Religion; oder, wenn es im Französischen deutlicher ist, ein anderes Culte, ein anderes Religion; wenigstens muß man einsehen, daß jenes nur ein Stück, oder ein Zubehör von dieser ist. Wie kann man aber beydes also so leicht mit einander verwechseln, und nicht merken, daß es eben so gesprochen ist, als wenn ich Arm oder Fuß für den Menschen, oder Essen und Trinken für das Leben nehmen wollte? Schon dieses

kann

kann einen Wink geben, wie unverſtändlich wenigſtens das Geſchrey über Neuerungen in der Religion iſt. Der Begriff des Worts Religion iſt beym Publikum, dem man von Gefahr ſo vorſchreyt, ſo ſchwankend, als der meiſten ihre Religion ſelbſt ſeyn mag. Man höre nur. Zuerſt, und mit Recht vielleicht obenan, ſteht der Begriff, nach welchem Religion das Verhältniß zwiſchen Gott, dem Schöpfer und Vater, und zwiſchen ſeinen vernünftigen Geſchöpfen, den Menſchen, ausdrückt. Hiernach ſagt man: Es muß nothwendig eine Religion geben, ſie iſt ewig und innerlich nothwendig. Zweytens will man in der Sprache der Menſchen, und beſonders in der lateiniſchen recht grammatikaliſch, das Bewußtſeyn und Empfinden dieſes Verhältniſſes im Menſchen nebſt dem aufrichtigen Beſtreben, demſelben immer gemäß zu denken und zu handeln, damit anzeigen, und ſagt: Der Menſch hat Religion, iſt gewiſſenhaftig, und handelt religiös. Drittens wird durch das Wort Religion oft der Inbegriff aller Lehren verſtanden, welche dieſes Verhältniß und dieſe Verbindung des Schöpfers und der Menſchen durch Wohlthaten und Verpflichtungen, erklären. So hört man von Religionsunterricht, und von Lehrern der Religion. Viertens endlich bezeichnet dieß Wort, und faſt am öfteſten, alle öffentliche und beſondere Anſtalten, wodurch ſowohl die Erkenntniß der Religionslehren, als auch das Bewußtſeyn und Empfinden des Verhältniſſes ſelbſt von Seiten der Menſchen, in der Welt erhalten,

halten, befördert und erhöht werden ſoll. In dieſem Sinne giebt es Häuſer, Bücher, Geſetze und Diener der Religion. Des wirklichen Unterſchiedes unter Religion und Theologie, das iſt, unter dem Unterrichte in der Religion, wie er allen und wie er beſonders Lehrern nöthig iſt, oder unter ſimplem und practiſchem Inbegriff der Religionslehren, und unter künſtlich geordnetem Vortrage derſelben, gedenke ich hier nur deswegen, daß man ſehe, wie Theologie eben nicht ſo innerlich genau mit der Religion zuſammenhänge, ſondern nur in ſo fern in Verbindung mit ihr ſtehe, wiefern ſie eine Anſtalt genannt werden kann, die Bildung der Lehrer der Religion zu erleichtern, und daß die chriſtliche Religion Jahrhunderte ohne Theologie beſtanden und wohl beſtanden hat.

Was iſt nun von Neuerungen in Religionsſachen zu halten? Sollen wir gleich vor dem Worte Neu zurückbeben? Ich dächte nicht. Wir haben doch alle neue Kleider und neues Geräthe lieber als altes. Iſt euch der alte Wein izt beſſer als der izt neue, ſo kann dieſer doch auch alt, und dann vielleicht noch beſſer werden, als der itzige alte. Meinen Kindern war das A B C etwas ganz neues und unerhörtes; hätte ich ſie aber davor warnen, und ſie es nicht lehren laſſen ſollen? Aber Neuerungen in Religionsſachen? — Ich dächte, es wären auch dieſe ſo gefährlich nicht, wenn wir uns nur verſtehen. Es hat freylich immer und noch neuerlich Leute gegeben, die geradezu behaupten,

daß

daß alle Neuerungen hier Verderbungen, und alle Verbeſſerungen in Religionsſachen Verböſerungen ſind; das iſt aber Wortſpiel und Machtſpruch, womit man wohl Knaben, aber nicht Männern, die das Spiel verſtehen, und nachzählen, das Spiel abgewinnen kann. Das ewige Verhältniß zwiſchen Gott und ſeinen Menſchen kann freylich eben darum, weil es ewig iſt, keine Neuerung, keine Veränderung leiden, es bleibt ewig daſſelbe; aber eben darum iſt auch von einer Neuerung, die unmöglich iſt, nichts zu fürchten. Doch in dieſem erſten Sinne des Worts nimmt man Religion hier nicht. Abermal ein Wink, wie viel Logomachie und Mißverſtand bey dieſer Sache vorwaltet. So meynt man vielleicht das Bewußtſeyn und Empfinden jenes Verhältniſſes und das damit verbundene Beſtreben, demſelben immer gemäßer zu handeln? Hier, dächte ich aber, verdiente jede Neuerung Lob, und jede Bemühung Dank, wodurch das Gefühl unſerer Verbindung mit Gott erneut, erhöht, und unſere Gewiſſenhaftigkeit und innere Ruhe vermehrt würde. Möchte uns doch der Gedanke von Gott, von dem, was er uns iſt, und was wir ihm ſeyn ſollen, immer neu ſeyn, und immer neuer vor den Augen ſchweben, damit er uns durch den Reiz der Neuheit auch immer deſto kräftiger antriebe, unſerer Beſtimmung gemäß zu denken und zu handeln! Guter Gott, beſter himmliſcher Vater, werde du mir und allen guten Menſchen hier ſelbſt ein Neuerer, und nimm beſtändig Neuerungen in mir vor!

Indem ich aber so denke und bete, begreife ich auch immer weniger, wie Neuerungen der Religion, im elerten Sinne des Wortes, da es die Anstalten anzeigt, welche die Herzensreligion befördern sollen, etwas nur Bedenkliches, und nicht vielmehr etwas allen christlichen Patrioten Wünschenswerthes seyn sollen. Leiden etwa die christlichen Religionsanstalten keine Veränderung? Außer den beyden Anstalten, die Jesus selbst theils zur feyerlichen Aufnahme in seine Jüngerschaft, theils zum feyerlichen Gedächtniß des grossen Verdienstes, das er sich um die Menschheit erworben hat, da er, o edle Menschenliebe! für sie starb, kenne ich keine Anstalt, die nicht von Menschen gemacht wäre; und warum sollten menschliche Anstalten keine Neuerung, keine Veränderung, keine Verbesserung leiden? Wie sollten sie nicht vielmehr einer beständigen Verbesserung nothwendig bedürfen? „O, ihr Consistoria, „ihr Regenten, zwingt uns doch nicht ferner, Tändeleyen, Unsinn, oder gar Scandale zu singen! Gebet „uns Gesangbücher, wie das Zollikoferische oder das „Badensche!“ So ruft ein Mann aus (*), der in allem

(*) Herr D. Leß, in seiner christlichen Moral, Göttingen 1777. Seite 224. Man hat seine Worte in der Vorrede zum verbesserten Gothaischen Gesangbuche rühmlichst wiederhohlt, und ich habe hier auch etwas beytragen wollen, denselben immer mehr Publicität zu verschaffen, ob sie endlich auch in allen Winkeln gehört und erhört werden möchten.

kein Verſtande des Wortes, Religion verſteht, kennt, liebt, lehrt und — hat; der es öffentlich bewieſen hat, daß er das Herz habe, lieber ſein Amt niederzulegen, als es mit gerechtem Verdachte unrechtmäßiger Neuerungen zu führen. „Mehr Mannichfaltigkeit und Abwechſelung, mehr Deutlichkeit und Richtigkeit in Abſicht auf Gedanken und Ausdruck, mehr Empfindung und Wärme im Vortrage, das allein, dünkt mich, kann das Gebet bey dem öffentlichen Gottesdienſte zu der vernünftigen, edeln, den Geiſt erhebenden und das Herz beſſernden Andachtsübung machen, die es ſeyn ſollte und könnte, und die es doch bey der gegenwärtigen Einrichtung und Beſchaffenheit dieſes Theils des Gottesdienſtes ſo ſelten iſt. (*)" Auch ein Wort eines chriſtlichen Patrioten, der Geiſt und Willen hat, es zu ſeyn. Wenn man die einzelnen Anſtalten der Religion nun ſo fort durchgehen wollte, welche wären es wohl, wo ſich keine Neuerung und Verbeſſerung anbringen ließe? Nicht einmal zu gedenken, wie nothwendig ſie in Abſicht vieler Anſtalten ſind, da nach der Natur der Sache viele anfänglich rührende und erbauliche Gebräuche, in der Folge der Zeit ganz unnütz, zweckwidrig, ja ſogar lächerlich werden. Was ich hier

(*) Siehe den Anfang der Vorrede zu Anreden und Gebethe zum Gebrauche beym öffentlichen und häuslichen Gottesdienſte, von G. J. Zollikofer. Leipzig 1777.

etwa noch ſagen könnte, will ich doch lieber für ein andermal aufheben, wenn ich etwa noch einmal von der Liturgie beſonders handeln ſollte. Izt aber noch ein Wort, und vielleicht für manchen das Hauptwort, über Neuerungen in der Religion, wenn darunter die Lehren derſelben verſtanden werden. Hier könnte ich mich, wenn ich partheyiſch ſeyn wollte, nur wie es alltäglich geſchieht, hinter einen Mißverſtand verbergen, und thun, als wenn ich nicht wüßte, daß zwiſchen Lehre und Lehrvortrag, zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Wahrheit und Methode ein Unterſchied wäre. Bey ſolcher Vermengung und Vermiſchung getraute ich mich, aus eben den Gründen, woraus einige die Schädlichkeit der Neuerungen beweiſen wollen, ſelbſt die Nützlichkeit und Nothwendigkeit derſelben darzuthun. Allein wir wollen beydes von einander abſondern, und einzeln unterſuchen, wiefern bey jedem Neuerung Statt haben könne oder nicht. Iſt von den praktiſchen Wahrheiten der Religion, die beſtändig und allgemein vorgetragen werden müſſen, die Rede, ſo gebe ich nicht nur die Schädlichkeit, ſondern auch die Verwerflichkeit aller Neuerung zu. Es wäre ein Unglück, wenn Wahrheiten, wie z. B. die, daß ein Gott, eine ſelige Unſterblichkeit, oder ein Chriſtus ſey, dem wir Chriſten alles zu verdanken haben, u. d. m. der Neuerung unterworfen ſeyn oder etwa erſt noch berichtigt werden ſollten; ob Verläumden und Morden Sünde ſey, oder vielleicht bey künftiger gröſſerer Aufklärung des menſch-

lichen

lichen Geiſtes unſchuldig werden ſollte. Ueber ſolche Sachen kann man nicht früh genug Ueberzeugung haben, und ſo bald man die einmal erlangt hat, muß es ewig und ohne Weiteres dabey bleiben. Dieß ſind aber gerade die allerwenigſten, oder doch die allereinfachſten, und davon ſind die darüber angeſtellten theologiſchen Spekulationen gar ſehr unterſchieden. Allgegenwart Gottes iſt unſtreitig eine der wichtigſten Religionslehren, die keine Neuerung erfahren mag; denn

Hier, und dort, und da
Iſt Gott mir nah —
Gedanke meiner Ruh,
Wie reich an Heil biſt du,
Wie reich am Troſte Gottes!

Allein damit kann doch wohl die Neuerung beſtehen, wenn einige Zeit in den theologiſchen Schulen die ſubſtantielle Allgegenwart beſtanden hätte, daß ihr etwa hernach die virtuale nachfolgte, und ſo eine um die andere ſich einander verdrängten? Es iſt etwas ganz anderes mit den theologiſchen Lehren, ob die Theologie gleich, wiefern ſie eine gelehrte Anſtalt iſt, mit zur Religion gerechnet werden kann. Theologie iſt eine Wiſſenſchaft. Sollte dieſe Wiſſenſchaft allein, wenigſtens in ihren Sätzen und Lehren, und nicht wie andere Wiſſenſchaften, des Weiterſchreitens, oder, wie jeder Schritt vorwärts neu iſt, der Neuerung fähig ſeyn? Und iſt ſie, ſo lange Menſchen ſind, nicht würk-

lich fortgeschritten? Natur und Schrift sind doch die beyden Quellen, woraus die Theologie fließt oder der Theologe schöpft. Wie nun? Ist etwa der Brunnen der Natur, wiefern er theologische Erkenntniß befördert, von unsern Vorfahren bereits ganz ausgeschöpft worden? Und die heilige Schrift? Ist sie von den Vätern der Niceniſchen Versammlung, oder von den Reformatoren wenigstens, gleich ganz verstanden, und ist mit einemmale gleich alles daraus gezogen worden, was sich für die Theologie daraus ziehen läßt? Ich denke doch nicht, daß von irgend jemanden beydes, oder auch nur eines von beyden behauptet werden sollte. Es dürfte daher wohl eben so albern oder gottlos nicht seyn, wenn man sagen wollte, auch in Absicht der Lehren sey Neuerung nicht allemal etwas Schädliches, sondern könnte vielmehr oft etwas Gutes und Nützliches seyn und werden. Und wer ist denn so ganz fremd im Reiche theologischer Schriften und Sachen, daß er gar nichts von dem Neuen und Guten wüßte, was eine bessere Schriftauslegung unsren Zeiten gewährt hat. Mit Erneſti und Michaelis hat eine Epoche in der Erklärung des alten und neuen Testaments angehoben, die für die künftige Zeit Hauptepoche seyn, und deren wohlthätiger Einfluß von den Nachkommen richtiger als von den Zeitgenossen erkannt, und höher geschäzt werden wird. Wenn nun noch die Erkenntniß der Natur mit solchen Schritten, als sie angefangen hat, fortgehen sollte, und ihre Schätze würden für die Theologie immer

mer so fort genutzt, wäre dann die Vermuthung gar zu abentheuerlich, daß vielleicht neue Verhältnisse zwischen uns und anderen Geschöpfen entdeckt würden, die mit unserm Verhältniß gegen den Schöpfer neue Verbindung hätten, und würde das nicht neue Wahrheiten, folglich auch neue daraus fließende Pflichten geben, und also Dogmatik und Moral vermehrt werden können? Möchte dann immer jemand sagen, es sey nur grössere Entwickelung des alten Keims der Wahrheit, und Modification der alten Naturpflichten, neu würde es im Anfange doch heissen müssen, und von dem grossen Haufen gar als gefährliche Neuerung angestaunt werden. Allein so fruchtbar ist die theologische Welt eben nicht an dergleichen Neuerungen, daß man Ursache hätte, ihre Gefährlichkeit vor der Hand so sorgfältig zu untersuchen; vielmehr ergiebt sich bey näherer Untersuchung, daß die beschrieenen Neuerungen fast nur den Lehrvortrag betreffen. Und hier will ich doch nicht hoffen oder fürchten, daß es nöthig seyn sollte, viel zu forschen und zu prüfen, ob Neuerungen in der Methode zu billigen oder zu verwerfen sind? Man ordne was man will; jeder Lehrer hat eine eigene Methode, und wird sie allemal haben. Es wird daher jedesmal, so oft irgendwo ein neuer Lehrer angestellt wird, auch ein neuer Lehrvortrag kommen, und der dümmste Nachbeter des vorigen wird es in der Methode ihm nimmermehr gleich machen können. Was ängstigt man sich also, wenn man dergleichen Neue-

ge Arthur lebt noch; dieſe meine Hand iſt noch eine jungfräuliche, unſchuldige Hand, und von Blut unbefleckt. Noch niemals iſt in dieſen Buſen ein meuchelmördriſcher Gedanke gekommen, und ihr habt durch euer Urtheil von meinem Ausſehen die Natur verläumdet. So rauh es ſcheinen mag, ſo bedekt es doch ein Gemüth, das zu edel iſt, der Henker eines unſchuldigen Kindes zu ſeyn.

König Johann.

Lebt Arthur noch? O ſo eile zu den Pairs, gieſſe dieſe Nachricht auf ihren flammenden Grimm, und zähme ſie zu ihrer Schuldigkeit. Vergieb der Auslegung, die meine Leidenſchaft über deine Geſtalt gemacht hat, denn meine Wuth war blind; und Augen, in denen meine Einbildung eine Blutſchuld funkeln ſah, ſtellten dich mir gräßlicher dar als du biſt. O, antworte mir nicht, ſondern bringe mir die erzürnten Lords mit der äuſſerſten Geſchwindigkeit in mein Cabinet. Ich beſchwöre dich nur langſam; renne noch eilfertiger.

(Sie gehen ab.)

rungen hört? Sollte man ſich nicht vielmehr freuen, und, wenn man einmal in der Jugend etwa verwöhnt worden iſt, daß man ſich vor aller Neuerung, wie vor allen Gewittern fürchtet, nicht vielmehr die frohe Hofnung ſchöpfen, es werde endlich ſo ein Lehrvortrag herausgebracht werden, der faſt allgemein ſey, und künftig von allen, ohne merkliche Neuerung, könne beybehalten, und jedem Lehrer eigen gemacht werden. Und gewiß kann es mit den itzigen Bemühungen der beſten Gottesgelehrten, die alte Terminologie des ſcholaſtiſchen Lehrvortrags auszumuſtern, ſo Gott will, bald dahin gedeyhen. Der gröſte Neuerer ſeiner Zeit in Religionsſachen, Luther, hatte gerade auf dieſen Grundſatz die vielen Methodenwörter abgeſchaft, damit ein jeder über die Lehren der Wahrheit nach ſeiner Methode Vorträge halten könne. Drum klang ihm das Wort Dreyfaltigkeit ſo froſtig, und das Wort vom Sohne, gleiches Weſens mit dem Vater, haßte er herzlich, und meynte, dieſes Wort habe der Gefahr, die man von den Neuerungen des Arius befürchtete, doch nicht abgeholfen, und ihn werde man ſeines Ekels wegen an dieſem Worte nicht mit Rechte zum Ketzer machen können (*). Einem Gottesgelehrten von Profeſ-

(*) Ich ſetze ſeine lateiniſchen Worte ſelbſt her, wie ſie der verkappte Cingallus in ſeinem Büchlein Scripturæ S. Trinitatis Revelatrix p. 72. u. 73. ohne Buch und Capitel anzuzeigen, angeführt hat, weil mir die Opp. Luth.

Profeſſion müßte es, dächte ich, nicht ſchwer werden, eine Menge Beyſpiele anzuführen, wo der Lehrvortrag nach der richtigen Erklärung der heiligen Schrift, ganz unbibliſch vielleicht auch ſchriftwidrig, Mißdeutungen leicht unterworfen und alſo gefährlich iſt. Wie kann daher Neuerung im Lehrvortrage ſo gleich als böſe und ſchädlich verworfen werden, da ſie vielmehr unter ſolchen Umſtänden mit allem Danke angenommen werden ſollte? Ich denke immer, wie ich ſchon oben bemerkt habe, Lehre und Lehrvortrag werden auch von Gelehrten oft vermengt, und man glaubt daher, wenn jemanden die juriſtiſchen Floskeln von Satisfaction, Imputation und Juſtification in der Theologie ſo wenig gefallen wollen, als dem ehrlichen Luther die Homouſie

Luth. wo ich ſie ſelbſt geleſen, itzt nicht zur Hand ſind.

Contra Latomum ſcribit: Quodſi anima mea horret ad vocem ὁμοούσιος, num propterea ero haereticus? — Nec eſt, quod mihi homouſion illud objectes adverſus Arianos receptum. Non fuit receptum a multis, iisque praeclariſſimis, quod et Hieronymus optavit aboleri, *adeoque non effugerunt periculum hoc invento vocabulo.* — Item in Poſtilla majore Dom. Trinit. „Vocula haec Trinitas nusquam in divinis ſcriptoribus reperitur, caeterum humanitus „tantum inventa. Vnde omnino etiam frigide ſonat, „ac multo praeſtabilius foret, ſi Deus potius, quam „Trinitas dicatur. — Non eſt elegans germaniſmus, „quod Deum vocamus hoc verbo Dreyfaltigkeit, ſicut „etiam latinum non belle ſonat.“

und dergleichen gefiel, so seyen auch zugleich die Lehren mit in Gefahr, die von einigen in dieser Gestalt vorgetragen worden sind. Das verhält sich aber nicht also.

Für die meisten Leser dürfte dieses, was hier gesagt worden ist, zur Noth schon hinlänglich seyn, Neuerungen in Religionssachen wenigstens nicht so gefährlich anzusehen, als sie von manchem vielleicht ehrlichen Manne manchmal gemacht werden. Allein die Sache hat auch eine politische Seite, und hier steckt, glaube ich, der Hauptknoten; denn so viel man auch von der Rechthaberey, dem Collegenneide, dem pharisäischen Stolze und andern bösen Eigenschaften der so genannten Geistlichen Böses sagen mag, so kommt das doch im Ganzen in keine Betrachtung. Mag doch einer und der andre, weil er es nicht besser versteht, oder weil er seinem Collegen seinen Beyfall nicht gönnt, oder weil er sich, bey seinem geistigen Unvermögen, kein Ansehen auf andere Weise zu verschaffen weis, oder vielleicht aus noch schlimmern Ursachen seinen einzelnen Mitbrüdern manchmal eine mißvergnügte Stunde mit seiner Verneuerung machen; im Ganzen würde das der Einführung des Neuen und Bessern wenig schaden, wenn die politischen Wächter Zions nur nicht selbst so viele Bedenklichkeit dabey hätten. Wir wollen doch hören.

Alle Neuerung ist gefährlich. Gut! Soll aber eine ungewisse, oft nur eingebildete, Gefahr mehr Gewalt über Menschen haben, als das Verdienst, Gutes zu stiften?

ſtiften? Sind denn nicht hier und da verſchiedene Neuerungen ohne Gefahr gemacht worden? Man gehe vorſichtig zu Werke; man ſchrecke denkende Köpfe nicht ab; man lege den unberufenen Lermſchreyern das Handwerk, und ermahne ſie, etwas Nützliches dafür zu reden, und thue nur nicht ſelbſt, als wenn große Gefahr vorhanden wäre: ſo bleiben die Gemüther ruhig und die Geiſter fähig, das Neue zu prüfen, und nur das Gute davon zu behalten. Verdrießlich und mühſam mögen ſolche Unternehmungen wohl eher ſeyn, als gefährlich; es wäre denn für die eigene Ruhe und Bequemlichkeit derer, die die Sachen etwa ex officio thun müßten. Qui oblige le public, n'oblige perſonne, iſt wohl ein wahres Wort, aber kein Grundſatz für einen rechtſchaffenen Mann. Wenn man bedenkt, was in der Welt täglich für Neuerungen in dem Finanzweſen, in den Geſetzen und andern Welthändeln ohne Gefahr unternommen und durchgeſezt werden, und ſieht, daß oft eben dieſelben Perſonen, wenn von Beſſerungen in der Kirche die Rede iſt, die Achſeln zucken, und die Sache mit dem Brocardicon „Neuerungen ſind gefährlich" von ihren Achſeln wegſchütteln; ſo wird man ſtark verſucht, dieſe politiſche Vorſichtigkeit eher ſelbſt für eine gefährliche Neuerung in der Gewiſſenhaftigkeit oder in der Religion, nach der oben angezeigten zweyten Bedeutung des Wortes, und gar für einen Gallionismus (*) zu halten.

„Ver-

(*) Wer dieſes fremde Wort in ſeinen Wörterbüchern etwa

„Verwirrung aber richtet's doch an, wenn jeder hie und da etwas wegläßt, ändert oder neuert? Bleiben alſo Neuerungen, ſo gut man ſonſt auch von ihnen denken wollte, nicht immer gefährlich genug? — Auch dies nicht ſchlechterdings, ſondern nur wiefern hier und da ein unruhiger, ſtolzer oder neidiſcher Kopf die beſſere Methode ſeines Mitbruders nicht vertragen kann, und ſeine eigene allein für die einzige beſte hält, folglich zu controvertiren anfängt. So wenig ich das billige, ſo wenig kann ich auch damit zufrieden ſeyn, wenn tändelnde Jünglinge ihre unverdaueten neuen Wahrheiten als die vornehmſten Glaubensartikel gleich öffentlich an den Mann zu bringen ſuchen, oder man überhaupt nichts für gut mehr halten will, was nicht neu iſt. Auch Wahrheit ſoll behutſam vorgetragen werden, ſagt der ſonſt kühne Luther (*). Iſts aber recht und wahr und alt, was geſagt, und mit Vorſichtigkeit geſagt wird, es ſcheint aber vielen aus individuellen Urſachen doch neu, und man fürchtet Verwirrung von dem, was einzelne Perſonen nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen thun müſſen; wohlan ihr, die ihr Anſehn und Beruf habet, Verwirrungen von der Art zu ſteuern, brauchet euer Anſehen, thut eure Pflicht, kommet Irrungen unter dem Volke zuvor, aber um Gottes willen

etwa nicht findet, der leſe Apoſtelg. XVIII. 14. 16. nach, wo es ſehr deutlich erklärt wird.

(*) Etiam vera coram eccleſia cum timore dici oportet.

len nicht mit Sturm auf der weltlichen, nicht mit Machtsprüchen auf der geiſtlichen Bank! Laſſet nichts ferner bannen oder exorciſiren als den Unglauben und Aberglauben! Führet ihr ſelbſt, mit öffentlicher Autorität, neues Gute ein, ſo wird von Privatperſonen keine Verwirrung, keine Neuerung mehr zu beſorgen, oder es wird ihr bald können gewehrt werden!

„Das Alte, ſagt man endlich, iſt doch ſo lange gut geweſen; man laſſe es doch dabey. Die Alten waren auch keine Narren; es hat genug gelehrte und fromme Leute unter ihnen gegeben, u. ſ. w.“ — Wenn dieſe Einwürfe gültig ſind, ſo beweiſen ſie mehr, als diejenigen ſelbſt wollen, die ſie vorbringen. Das Alte, was ſie ewig beybehalten wiſſen wollen, war vor nicht gar zu langer Zeit auch neu, und ſo hätte man es auch nicht annehmen ſollen. Was denkt man, wenn jemand ſagt: Adam Rieſens Rechenbuch iſt lange gut geweſen, man hätte es dabey laſſen ſollen, es hat damals auch große Rechner gegeben. Soll der Grundſatz richtig ſeyn, ſo muß alle Fortſchreitung in allen Künſten und Wiſſenſchaften verdammt und verworfen werden, und wir müßten wenigſtens in allen noch auf dem Punkt ſtehen, wo Noah und ſeine Söhne ſtunden, da die Ueberſchwemmung vorbey war. Jede gute Anſtalt in der Welt iſt anfangs Neuerung geweſen. Die größte Beſchwerde der Juden und Heyden wider die Apoſtel war immer, daß ſie Neuerungen einführen und das Geſetz ändern wollten; denn ſie meynten auch, es wäre

beſſer,

beſſer, man ließe es bey dem Alten. Allgemein wenigſtens iſt alſo der Grundſatz nicht. Soll er aber nach Zeit und Umſtänden modificiert werden, wie es billig iſt; ſo kehrt er auch dann ſeine Beweiskraft gegen die, welche ihn im gegenwärtigen Falle behaupten und für ſich anführen. Das Alte iſt ſo lange gut geweſen — Recht, für die bisherigen Zeiten. Aber die Zeiten haben ſich geändert. Iſt auch nicht mehr Tugend unter die Menſchen gekommen, ſo iſt doch mehr Aufklärung des Verſtandes da, und man giebt die Religion endlich noch ganz dem Spotte und der Verachtung Preis, wenn man von der alten Methode nichts will fahren laſſen. Wenn ich nun alles mehrmals zuſammen halte, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß ich die Gefahr nicht finden kann, die manche hier zu ſehen uns bereden wollen. Und ſo wenig ich auch den Neuerungen ſelbſt überhaupt und ohne Unterſchied das Wort reden möchte: ſo kann ich doch in einigen Stücken ihre unbedingte Nothwendigkeit, in andern ihre Schicklichkeit und Billigkeit, und im Ganzen ihre innere Unſchuld eben ſo wenig verkennen. Ich weis daher oft nicht, wie ich es mit dem Verſtande, oder mit dem Herzen derer reimen ſoll, die oft mit ſo vieler Hitze, Anzüglichkeit und ſchwarzer Galle Lerm ſchreyen, und von den neueren Gottesgelehrten ſo reden und ſchreiben, als wenn es die ungewiſſenhaftigſten und unwiſſendſten Jünglinge wären; da ſie doch offenbar zum Theil die notoriſch rechtſchaffenſten, und faſt alle insgeſamt gerade die al-

ler-

lergelehrteſten Männer ſind. Gemeiniglich ſehen die, welche in Verdacht gezogen werden, weiter als die, welche ſie verdächtig machen wollen; fühlen, indem dieſe fortleyern und ihr Amt handwerksmäßig treiben, innern Drang, Trotz aller Nachrede, immerfort zu forſchen, weiter zu gehen und andern weiter zu helfen, ſind arbeitſamer als andere, und haben, wie ihm auch übrigens ſey, den allzeit lobenswürdigen Muth, eine undankbare Arbeit zu übernehmen. Wäre ihre Arbeit aber auch, wie ſie doch von vielen guten und klugen Menſchen angeſehen wird, eine wohlthätige, und dem Beſten der Religion erſprieſsliche Arbeit: ſo wüßte ich nicht, welche Verantwortung diejenigen auf ſich laden müßten, die durch ihr Betragen ſie ihnen noch ſauerer gemacht, die Brauchbarkeit und den Segen derſelben noch länger hinausgeſchoben, oder für einige Menſchen ganz und gar verhindert hätten. Ich entſcheide nicht, aber bedenklich iſt es mir doch, wenn ich als Zuſchauer in der theologiſchen Welt das Betragen der Bewohner derſelben bemerke, daß diejenigen, welche verdächtig gemacht werden, immer die glimpflichſten und geduldigſten und ſo ruhig dabey ſind, als wenn ihre Sache gewiß die gute wäre; die Feinde des ſogenannten Neuen hingegen ſo ängſtlich thun, ſo bitter klagen und ſich ſo verzweifelt wehren, als wenn ſie nicht eben die beſte Sache vertheidigten. Da nun die Sachen ſo ſtehen, daß das, was man Neuern nennt, wohl nicht unterbleiben wird, die gar groſſe Gefahr, die man vorgiebt,

dabey

dabey würklich nicht iſt, wohl aber durch das Getöſe und Lärmen darüber eher noch vermehrt als vermindert werden kann, — ſo dächte ich, es wäre am beſten, man rückte von beyden Seiten ein wenig zu, und hielte ſich ruhig.

III.

Bücher-Anzeigen.

Sammlung antiquariſcher Aufſätze von Chr. G. Heyne. Zweytes Stück. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich 1779.

Die ſo längſt erwartete und allgemein von jedem Schätzer ächten Verdienſtes und ächter Litteratur gewünſchte Fortſetzung dieſer Aufſätze erſcheint in dieſem Bändchen. Die Abſicht des Herrn V. ſcheint dieſe zu ſeyn, in das Studium der Antiken mehr Zweifelſucht hineinzutragen, die bisher im Ruf geweſene Sagen zu entkräften, und den Liebhaber und Reiſenden mehr zur wahren Litteratur jedes Kunſtwerkes durch ſorgfältiger angeſtellte Beobachtungen aufzumuntern. Das ſo hundertmal bereißte Italien iſt noch immer erſt zu beſchreiben, und die darinn enthaltene Schätze, die bisher von Eunuchen von Ciceroni und Kammerdienern bewacht wurden, noch alle nicht entfaltet und geſchieden. Hätten unſre Reiſende mehr einzelne, eingeſchränkte und beſtimmte Endzwecke, hätten ſie nur für eine einzige Dulcinea Augen, und würden für alle andre blind: ſo hätten wir ſchon längſt die ſchätzbarſten Beyträge über Münzkunde, Statuenlitteratur, Bilderkenntniß, Architectur u. ſ. w. Die wenigſten Kenner und Liebhaber reiſen auf eigne Koſten, und mit eigner Muße; und den Künſtlern, die noch die einzigen

tigen sind, die wahres Gefühl der Kunst mit zurückbringen, sind wieder ihre Pensionen so knapp zugeschnitten, und sie haben meist alle so wenig Geschmack, oder Geschicke die Feder zu führen, daß dem Publiko von ihren Beobachtungen wenig zu Theil wird. Die Unmündigen, die aus Zeitvertreib in dieses Elysium, wie in eine Komödie, geführt werden, können und sollen am Ende keine Beobachtungen machen.

Das erste Stück ist eine Geschichte der Statue des Laokoons und litterarische Untersuchung aller darüber bisher behaupteten Sätze. Der Laye wird dabey erstaunen, daß man demungeachtet nichts davon weiß. Dadurch, daß man geglaubt, man müsse behaupten, sie sey an dem Orte gefunden worden, wo Plinius sagt, daß sie aufgestellt gewesen, sind lächerliche Hypothesen entstanden. Die Gewölber, wo man sie fand, waren nicht die Sette Sale selbst, sondern offenbar Ueberbleibsel von den Wasserbehältern der Bäder des Titus. Es kann ein Verwahrungsort gewesen sein, wo sie einmal, der Himmel weiß, unter welchen Umständen, (und vielleicht wäre sie uns an einem andern Orte nicht erhalten worden) hingebracht worden. Wär's kein Gebäude unterhalb der Erde, wo hätten sich so viel hervorstehende Theile erhalten wollen? Und nun der rechte Arm, der angesetzt ist, von dem weiß man wieder nichts. Wer hat ihn verfertigt? Aus welcher Materie ist er? Ist es nicht für alle Litteratoren und Reisende, die es betrachtet haben, eine ewige Schande, daß wir über jeden Punkt vier und mehrere Meynungen aufbehalten müssen, ohne zu wissen, welche die ächte ist? Und wer hat den zweyten Arm verfertigt, der nicht angesetzt worden ist? Ist die Gruppe aus Einem oder mehreren Stücken Marmor? Noch sind die Ergänzungen an den Figuren der Söhne nicht berichtigt. Wir übergehen hier die Berichtigung über die Mährchen von einem zweyten und bessern Laokoon, dem daseynsollenden einzelnen Kopf, und der vorgeb-

Fünfte Scene.

(Eine Straſſe vor einem Gefängniß.)

Arthur tritt verkleidet an die Mauer deſſelben.

Arthur.

Die Mauer iſt hoch, und doch will ich herunter ſpringen. Guter Boden, ſey mitleidig und thu mir kein Leid. Es kennt mich hier niemand, und wenn man mich auch kennte, ſo macht mich dieſe Geſtalt eines Schiffer-Jungens völlig unerkenntlich. Ich fürchte mich, und doch will ich es wagen. Wenn ich herunter komme, und unbeſchädigt bleibe, will ich tauſend Mittel finden, davon zu kommen; es iſt eben ſo gut mein Leben zu wagen, indem ich zu entkommen ſuche, als mein Leben zu verliehren, wenn ich bleibe. (Er ſpringt herab.) Weh mir, meines Oheims Geiſt iſt in dieſen Steinen! Himmel, nimm meine Seele auf, und England meine Gebeine.

(Er ſtirbt.)

Pembrok, Salisbury und Bigot treten auf.

Salisbury.

Lords, ich will ihm zu St. Edmondsbury entgegen kommen; es iſt für uns das ſicherſte; wir können in den gefährlichen Umſtänden, worinn wir ſind, dieſes freundliche Anerbieten nicht ausſchlagen.

lichen überwiegenden Schönheit der Kopie des Bacio Bandinelli zu Florenz, so wie über das Verdienst des Ausdrucks, der Schicklichkeit des Costume, das alles fürtreflich gesagt ist ꝛc. ꝛc. Auch hier bey diesem Kunstwerk und dessen Litteratur erneuren wir den längst gewohnten Seufzer, daß das Publikum doch nicht Jahre lang sich bey einer einzigen Beobachtung, oder der sonst ausgedruckten Modellirung derselben von diesem oder jenem berühmten Schriftsteller begnügen, und sie sogleich zu einer dumpfen Tradition vermodern lassen möge. So hatte Winkelmann gesagt, diese Statue sey die gelehrteste, und dabey blieb man, und niemand sah auf die außerordentliche Schönheit der Formen, ihre wahre Niedlichkeit und Eleganz. Gewiß ist ihre Schönheit merklicher, und sie sollte anziehender seyn, als die am Apollo in Belvedere, weil sie ganz am Tage liegt, und nicht, wie dort in Abstracto, und in einer göttlichen Hülle erscheint. Was nicht lacht, ist uns aber nicht schön, und wir werden ewig nicht lüstern und gierig nach Schönheit, weil uns zu dessen Kenntniß die ersten Elemente fehlen.

II. Vom vorgeblichen und wahren Unterschied zwischen Faunen, Satyren, Silenen, und Panen. Winkelmann und die meisten Neuern sagen: Faunen sind die Figuren mit spizen Ohren und kleinen Schwänzen; Satyren diejenige mit Geißfüssen. Silenen aber sind nichts wie alte Faune. Allein schwer ist der Grund von dieser Behauptung anzugeben. Noch sonderbarer und schwerer zu beweisen ist die Bemerkung, daß die Griechen keine Faune und doch die Figur, die wir mit diesem Namen belegen, gekannt haben. Welche Vorstellungsart war die frühere? Die mit Bocksfüssen, oder die mehr menschliche?

Der Herr V. folgt hier seinen eignen Vorschriften, und geht, um diesen Streitpunkt zu entscheiden, der Mytho-

logie

logie nach ihren Quellen chronologisch nach. Die mehr menschliche Abbildung mit den bloßen spitzen Ohren ist ohnstreitig die älteste, und die Griechen hatten keine andre Sileni und Satyri als diese. Diejenigen, die in Ziegengestalt bey ihnen vorkommen, sind Panes, und Aegipanes, und wahrscheinlich eine symbolische Erfindung, wie Centauren, Nereiden ꝛc. In der Folge nennte man sie Satyri. Sie haben auch krumme Nasen, Hörner und stärkere Ohren, sträubigte Bärte. Das Wort Faun ist den Griechen dem Namen nach ganz unbekannt, und erst in Italien aufgefunden worden.

III. Von den Schriftstellern, denen Plinius in seiner Kunstgeschichte folgt. Das unvollständige Widersprechende, dunkel oder auch schief Ausgedruckte in den Kunstnachrichten des Plinius, hat zu allen Zeiten zu sonderbaren Meynungen Gelegenheit gegeben. Man stellt sich ihn gemeiniglich als einen Autor ex Professo vor, und bedenket nicht, daß er ein Mann von Geschäften war, der von Wißbegierde getrieben wurde, alles Gelesene in seinen Nutzen zu verwandeln, und sich selbst aufzubewahren. Diesen seinen Kollektaneen gab er nachher Rubriken; aber deswegen sind es keine Abhandlungen, oder vollkommne Schriften, sondern bleiben immer Privatpapiere, denen man an dem kurzen und so oft sorglos hingeworfenen Ausdruck ansieht, daß er seinem Gedächtniß nichts als Merkstäbe hinterlassen wollte. Er bezeugte selbst überall, daß es nichts als Collektaneen seyen, und verzeichnet, Buch für Buch, die Schriftsteller, aus welchen die Nachrichten genommen sind. Diese sind einheimische, und auch fremde. Den erstern ist er meist gefolgt. Seine Kunstnachrichten sind bloß bey Gelegenheit, daß er von Metallen, und denen aus ihnen gefertigten Kunstwerken sprach, entstanden. Die Kunstgeschichte des Alterthums, wie wir sie aus ihm schöpfen können, wird daher immer ein sehr lückenvolles,

ſchwankendes, und in vielen Theilen auf bloßen Vermuthungen und Wahrſcheinlichkeiten ruhendes Gebäude bleiben. Die Ueberſetzer werden, wie die klügſten, die Kunſtgefühl hatten, immer tauſend Paraphraſen von Sinne hineintragen müſſen. Doch aber wirds ein unleidlich zu leſendes Ganzes bleiben, — ſo ſchäzbar auch die einzelnen Bruchſtücke ſind.

IV. Von der Toreutik, inſonderheit beym Plinius. τορευειν und τορευειν ſind ganz verſchiedne Wörter, jenes bedeutet tornare, dieſes caelare, das hat Salmaſius bewieſen. Was heißt aber nun τορευειν oder caelare? Nach den Beyſpielen, die S. anführt, kann es auf nichts als Arbeit von erhobenen Figuren, und zwar in Metallen, gedeutet werden. Es iſt alſo nicht Schnizen, nicht Stechen und Graben, ſondern bezieht ſich auf Formen und Güſſe. Wir müſſen dem Hrn. Verf. den Beweiß überlaſſen. Graf Caylus war der entgegengeſetzten Meynung, und deutete caelare allezeit auf gravure und ciſelure, bis er auf widerſprechende Stellen ſtieß, die ihn am Ende nöthigten, es auf erhobene Arbeit zu deuten. Toreuma iſt gewiß nicht Dreherarbeit, das hat Salm. längſt ausgemerzt. Was dem Hrn. V. am meiſten zu ſtatten kommt, iſt, daß die älteſten Werke meiſt erhobene Figuren haben, und daß von dem, was wir gravure und ciſelure nennen, nirgends etwas vorkommt.

V. Noch einige Einleitungen über die alten Kunſtwerke aus Elfenbein. Hr. H. beſprach ſich mit einem ſehr geſchickten Künſtler, dem Hrn. Hofkunſtdrechsler Spengler in Koppenhagen, und dieſer gab ihm über die Arbeit in Elfenbein Erläuterungen, die ſeine Muthmaßungen beſtätigten. Uns ſchienen von allen Zeiten her die Nachrichten von den elfenbeinernen Werken der Alten abentheuerlich und gigantesk, weil man ſich gemeiniglich eine Drehbank, eine höchſtſchwürige Behandlung des Stoffs, und eine groſſe Seltenheit deſſelben vorſpiegelte. Es laſſen ſich aber aus Elfenbein eben ſo

leicht,

leicht, und noch leichter groſſe Statuen verfertigen, als aus vielen Arten von feſten Steinen, wie wir ſie noch haben. Der Kern wird von Holz gemacht; dieſer mit Klötzchen von Elfenbein bekleidet, die ſich gut verkütten laſſen, und nun der Block ſo leicht behandelt, wie Marmor. Die Meiſel, die man beym Elfenbein braucht, ſind von den Meiſeln beym Holz, als einer weichern Maſſe, nur darinn verſchieden, daß ſie an ihrer äuſſerſten Schneide nicht ſo dünn zulauffen, als die für die Arbeit in Holz beſtimmten, ſondern etwas abgeſtümpft ſind, und daß ihnen der Zeugſchmidt eine weit ſtärkere Härte giebt. Wir haben noch immer Stoff genug dazu, die gröſten Statuen dieſer Art zu fertigen, wenn man die unendliche Menge Elephantenzähne bedenkt, die in Europa zu anderm Gebrauche verthan werden, und worunter oft Stücke von 100, 50, und ſehr viele von 30 und mehrern Pfunden ſind.

VI. Irrthümer in Erklärung alter Kunſtwerke aus einer fehlerhaften Ergänzung. Der Geſchmack thörichter Beſitzer, die nie ein verſtümmeltes antikes Kunſtwerk vorzeigen oder kauffen wollen, hat uns das Uebel der Ergänzungen zugezogen. Bey der Unterſuchung eines Kunſtwerks ſollte man allezeit mit der Geſchichte der Entdeckung deſſelben anfangen; fragen, in welchem Zuſtande es gefunden worden, wer es ergänzt, und mit welcher Idee es ergänzt worden? Die meiſten und ſtrittigſten Punkte würden alsdann bald entſchieden ſeyn, und oft ganz wegfallen. Es wäre beynahe zu wünſchen, daß ſich nie mit dem Ergänzen andre als mittelmäßige und ſchlechte Künſtler abgäben, damit der Betrug leichter entdeckt würde. Bisher aber haben ſich oft Meiſter vom erſten Range damit beſchäftigt, weil es eine ſehr einträgliche Arbeit iſt. Mancher fürtrefliche Reſt wird auch hier aufgeopfert, und ein kleinerer Theil von höchſtſchätzbarer Arbeit, wie eine Hand, Fuß oder Kopf, einem gröſſern

Block Marmor, der ein mittelmäßiger Rumpf war, angepaßt, weil ſich das Korn des Marmors dazu ſchickte, oder ein reicher Fremder einen Mars oder eine Venus von dieſem Calibre ſuchte. Jedermann verlangt ſchlechterdings nichts als Antiken; daher ergreift der neuere Künſtler dieſes Fach, weil es mehr Geld bringt, und ſchweigt ſeinen Genius, der ihn zu Originalwerken aufforderte. Nichts ſchrecklicher und grauenvoller anzuſehendes als die Werkſtätte eines ſolchen Ergänzers, wo die Bruckſtücken, oft des höchſten Alterthums und des tiefſten Gefühls, unter der Menge mittelmäßiger Reſte trauren und harren, bis ſie der Hunger des dürftigen Künſtlers oder der Eigenſinn eines Mylords zu vermummter Erweckung aufruft. Sollte einſt der Tag des Gerichts erſcheinen, wo ſich dieſe Glieder ſammleten, und jeder alte Künſtler ſeine Werke zurückforderte, wie würden die Höhlen der Villen und ſchottiſchen Landhäuſer zittern, wenn ſie ihre ungerechte Beute ausſpeyen ſollten.

Das größte Ungeheuer der Ergänzung iſt ohnſtreitig der Gruppo des Farneſiſchen Stiers. Keine einzige Figur davon ſtellt urſprünglich das vor, wofür ſie jetzo gilt, und nicht allein einzelne Theile und Attribute davon ſind falſch, ſondern jedes Geſchöpf insbeſondere wird durch dieſe Zuſammenſtellung höchſt unwahr und unleidlich. Anfangs vermuthete man gar das Sujet des Stückes nicht, und rieth auf einen Herkules mit dem Marathoniſchen Stier. Nachher kam man auf die Spur der Fabel von der Dirce. Eben der Sucht zu ergänzen haben wir eine Klaſſe von Antiken zu danken, woran die Alten wohl nicht gedacht haben. Es ſind die ſogenannten Gladiatoren. Fand man beym Ergänzen einen ſtarken nervigten Körper, ſo gab man ihm ein kurzes Schwerd in die Hand. Vor ohngefehr 200 Jahren, hatten die Gelehrten ihre Köpfe bloß mit Römiſchen Alterthümern angefüllt, und alles, was ihnen in den Weg kam, ſuchten ſie

darinn

darinn auf. Daher bekamen verſchiedene alte Kunſtſtücke Römiſche Namen, wie Lucretia, Cleopatra, Cincinnatus, die ſeitdem dem Mythiſchen Cyklus der Griechen wieder ſind zugeſtellt worden. Dieſe Tronke von Gladiatoren waren berühmte Krieger und Athleten, und nicht vergötterte Körper einer ſo feilen und niedrigen Klaſſe von Menſchen, wie dieſe bey den Römern waren. Der Borgheſiſche und der ſterbende Fechter ſind wahrſcheinlich berühmte griechiſche Helden, oder Krieger. Auch athletiſche Körper ſind für die Kunſt der Griechen ein Hauptgegenſtand geweſen. Die vielen zu Olympia, Delphi und an andern Orten den Siegern in den Gymniſchen Spielen geſetzte Bildſäulen machen eine große Klaſſe der vom Pauſanias beſchriebenen oder genannten alten Werke aus. Der gröſsere Theil beſtand in Bronzen. Ein nackter athletiſcher Körper kann ſich bloß als wohlgebildeter, ausgearbeiteter, geſchlanker oder ſtarker kräftiger Körper auszeichnen; ſeine Attribute waren entweder gar keine, oder der Preiß, oder ein Palmzweig in der Hand, ein Siegeszeichen, ein Gefäß darneben am Baumſtock. Die Sieger wurden auch hingeſtellt mit Kopfbinden in der Hand, die eben ihren Sieg bezeichneten. Nichts anders als Siegerſtatuen waren die berühmten Diadumeni. Es ſcheint auch, daß die Figuren mit der Badeſtriegel oder dem Schabeiſen gleichfalls athletiſche Körper geweſen ſind, aber in der Stellung wie ſie nach vollendeter Uebung oder nach geendigtem Wettkampf ſich im Bade den Staub und Schweiß abwuſchen.

Grundriß der wahren und falſchen Staatskunſt. Von dem Verfaſſer des Lehrbegriffs ſämtlicher ökonomiſcher und Kameralwiſſenſchaften. Erſter und 2ter B. Berlin 1778. bey Chriſt. Friedr. Himburg.

Der Hr. V. dieſer Schrift, die eigentlich zum Unterricht junger Leute aufgeſetzt iſt, iſt bey allen Kennern längſt

als ein klaſſiſcher Schriftſteller in dieſem Fache rühmlichſt bekannt. Da es hier darauf ankam, vieles als unbekannt bey ſeinen Leſern vorauszuſetzen, ſo mußten die einfachſten Grundſätze entwickelt, und ganz von vorn an zu Werke gegangen werden. Ueberall zeichnet ſich ein der Materie mächtiger Kopf, eine auſſerordentliche Gabe der Deutlichkeit und Faßlichkeit aus. Die erſten Kapitel von der Welt, von den Eigenſchaften des Menſchen, von den Geſellſchaften oder politiſchen Körpern, von den Geſetzen, von der Liebe zur Freyheit, deren Eigenſchaften und Nutzen, von den Vorurtheilen, deren Nutzen und Schaden, kommen freylich, nach der neuern Art dieſe allgemeine Gegenſtände zu faſſen, um 20 oder 30 Jahre zu ſpät. Allein das Syſtem hängt doch zuſammen, und es iſt aus einem Stücke gefertigt, und nicht ſo, wie ietzo ſo häufig geſchieht, aus allerley bunten Bettlerlappen zuſammengeſetzt. Auch die Eintheilung des politiſchen Körpers in gewiſſe Klaſſen, iſt zu willkührlich abgefaßt, und, wie der Brauch iſt, das Materielle und Sichtbare zu hoch gegen dem Intellektuellen angeſetzt. Hierauf geht der V. zu den urſprünglichen Künſten über, zeigt die Mittel und Hinderniſſe der Bevölkerung, redet von den verbeſſernden oder zur Bequemlichkeit dienlichen Künſten, von dem Luxus, vom Handlungsweſen, deſſen guten und böſen Würkungen, von den Zünften die keine mechaniſchen Künſte treiben, von den Sitten, der Induſtrie, dem Werth und Preiß der Naturprodukte, der Natur und Würkung der Münze, dem öffentlichen Credit, von der Kraft der Reichthümer, den Zinſen, den Wechſeln und der Handlungsbilanz, von großen Reichthümern und deren Würkungen, von den wahren Reichthümern der Staaten, der wahren Ehre der Staaten, ihrer wahren Macht und Glückſeligkeit. Hierauf wendet er ſich zu den allgemeinen Urſachen der Zerrüttung der Staaten, den militäriſchen Regierungen, oder der Eroberungsſucht.

der Vergrösserungsbegierde und dem Gleichgewicht, dem Untergang oder der Auflösung der Staaten.

Im 2ten Theile wird ein Begriff von den Grundverfassungen der Staaten überhaupt gegeben; sodann die wesentlichsten Mittel, wodurch die verschiedenen Regierungsformen ihrer Natur nach unschädlich zu machen seyen, durchgegangen, die Schilderey einer weisen Regierung überhaupt, und in den innern Landesangelegenheiten insbesondere versucht, sodann dieselbe in ihrem Verhältniß auf auswärtige Landesangelegenheiten, oder das Betragen gegen fremde Mächte betrachtet, und ein kurzer Begriff von der öffentlichen Verfassung des teutschen Staatskörpers gegeben. Diejenigen Abschnitte aber sind ohnstreitig die merkwürdigsten, und allen Regenten und thätigen Geschäftsmännern zu empfehlen, wo die Gebrechen des Nahrungsstandes, die aus der Natur der teutschen Staatsverfassung entspringen, obgleich nur sehr sanft, berührt werden. Im siebenten Kapitel hat der Hr. V. versucht, etwas mehr als Palliativcuren vorzuschlagen, und allgemeine, der heutigen Staatsverfassung angemessen scheinende Vorschläge zu thun, die deswegen als pia desideria sehr unschuldig seyn werden, weil die Ausführung davon die höchste politische Unmöglichkeit involviert.

Miscellaneen artistischen Inhalts. Herausgegeben von Joh. Georg Meusel. Erster Heft. Erfurt im Verlag der Keyserschen Buchhandlung, 1779.

Diese Sammlung, die in der Folge, wenn der Hr. Besorger derselben mehr Unterstützung erhalten wird, höchst interessant werden kann, enthält zum Theil sehr angenehme Nachrichten. 1) Von einigen neuen Englischen Kupferabdrücken mit Farben. 2) Von den vorhandenen Schweizerprospekten, und deren verschiedenem Werthe. 3) Das Merk-

würdigſte der ganzen Sammlung iſt aber eine vom Hrn. Chodowiecki ſelbſt aufgeſezte Nachricht von ſeinen Arbeiten, und iſt als eine Fortſetzung desjenigen anzuſehen, was von dieſem berühmten Künſtler ehmals in des Hrn. v. Heinecke Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen eingerückt ſtand. Die Nümmern der eignen radierten Blätter beläuft ſich bereits auf 258. Hierzu kommt noch eine Menge anderer Ideen, die nach ihm von andern Künſtlern, wie Meil, Schellenberg, Schuſter, Geyſer, Berger u. ſ. w. ſind ausgeführt worden. 4) Reiſe eines Künſtlers durch Franken, und beſonders Beſchreibung der Abtey Schwarzach. 5) Berichtigung der Beurtheilung im Muſeo, März 1778. über das Denkmal der verſtorbenen Neuberin, und das Bildniß der Madam Brandes. 6) Nachricht von Holzſchnitten, die Hr. Unger zu Berlin herauszugeben denkt, und die viel Gutes von ſich hoffen laſſen. 7) Auszug eines Schreibens aus Magdeburg, Rollens Compoſition des Niemeyerſchen Lazarus betreffend. 8) Fragment einer Nachricht aus Gotha, von Ruinen, die man ietzo in Rom aus Kork nach verjüngtem Maaſſtabe mit der genaueſten Proportion ausgefertigt. 9) Nachricht von kleinen Gemälden von Lukas Cranach auf dem Gottesacker zu Eisleben. 10) Von Ninni das Bildniß des Dr. Franklin in brauner Erde gearbeitet. 11) Auszug eines Schreibens aus Rom vom Hrn. Abt Vit** an den Hrn. Kanonikus O** in W**. Von dem Zuſtand der Künſte daſelbſt. 12) Von Daveſons Daktyliothek. 13) Anzeige von Hrn. Rekt. Meyers Aphrodite, oder dem Grundgeſetz der ſchönen Natur. 14) Von einer neuen Akademie der Künſte zu Augſpurg, u. ſ. w.

Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte Erster Band. Flensburg und Leipzig in der Kortenschen Buchhandlung 1779.

Diejenige Leser, welche im T. M. Allwills Papiere und Freundschaft und Liebe mit so vielem innigen Antheil aufgenommen haben, werden sich freuen, wenn wir ihnen sagen, daß nun aus diesen so schätzbaren Bruchstücken ein eignes Ganzes zusammengesetzt worden. Schade, daß man auch hier vom neuen bedauren muß, das Gebäude nicht vollkommen übersehen zu können, indem immer noch die folgenden Theile ermangeln. Der V. zeichnet uns, verglichen mit dem ärmlichen Zustand der uns umgebenden sittlichen Welt, leider! wahre Seltenheiten aus der Naturgeschichte vor, und es wird auch unter sonst ganz klugen Leuten nicht an Richtern über diese Characktere fehlen, die die Sachen aus dem ungehörigen Gesichtspunkt betrachten. Dergleichen Menschen, wie S. 40, Woldemar gezeichnet wird, sind freylich nur wenige; aber wird das Bild dadurch unwahr? Die Situation S. 30. sind nur wenige Menschen zu ertragen fähig. Man wird hier wieder, wie bey der Physiognomik Lavaters, über diese Cotteriesprache von Tugenden seufzen; aber hört darum ein Cabinetsstück auf ein wahres Produckt der Natur zu seyn, weil man dergleichen Exemplare nicht überall auf der Landstraße auflesen kann? Aus dem Individuellen der Characktere scheint das Ganze ein Familienstück zu seyn, und mit dem eignen Geiste des Verfassers tingiert. Gerade aber dieß ist für jedes Kunstwerk der vortheilhafteste Gesichtspunkt; und so manches Buch erhöht dadurch seinen allgemeinen Werth, worauf das Gros des Publikums Anspruch machen kann, durch das reflectierte Vergnügen des feinern Lesers, der aus dem Werke den Meister ausspäht, und aus den einzelnen Zügen seiner aufgestellten Personen, die Triebfeder

Pembrok.

Wer überbrachte dieſen Brief von dem Cardinal?

Salisbury.

Der Graf von Melun, ein Franzöſiſcher Edelmann, deſſen mündliche Erzählung von des Dauphins guter Geſinnung gegen uns mir noch weit mehr geſagt hat, als dieſer Brief.

Bigot.

So wollen wir ihm dann morgen früh entgegen gehen.

Salisbury.

Oder vielmehr uns auf den Weg machen, denn wir werden zween lange Tagreiſen haben, eh wir bey ihm eintreffen werden.

Faulconbridge zu den Vorigen.

Faulconbridge.

Ich freue mich, euch noch einmal anzutreffen, Milords; der König erſucht durch mich um eure unverzügliche Gegenwart.

Salisbury.

Der König hat ſich ſelbſt aus unſerm Beſiz geſezt; wir wollen ſeinen dünnen beſudelten Rok nicht mit unſrer reinen Ehre füttern, noch den Fuß begleiten, der, wohin er tritt,

blutige

federn seiner eignen Seele, die Grösse seines Geistes, die Intensität seiner Kräfte und Talente zusammensetzt.

Physiognomische Reisen, 3tes Heft. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung 1779.

Ohngeachtet der V. dieses Hefts, hier und da anzuzeigen scheint, daß sich der T. Merkur zuweilen sehr in seinen Beurtheilungen irre, so werden doch unsre Leser finden, daß es einige Ausnahmen von dieser Regel gebe, wie z. E. wenn wir mit Vergnügen anzeigen, daß das 3te Heft, der allgemeinen Regel zuwider, ungleich besser ausgefallen sey, als das erste, und daß der V. davon, als ein Mann von Witz, Laune und Combinationsgabe, allerdings das Recht habe sich an dem Lächerlichen der Nation zu üben, wes Standes und Würden es sey.

Die Welt, eine Wochenschrift von Adam Fiz-Adam. Erster Band. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung 1779.

Wir haben nichts weiter zu sagen als noch: verteutscht von dem Uebersezer Tristrams, des Landpriesters u. s. w: Bey dem grossen Mangel an guten teutschen Lesebüchern war es ein wahrer Dienst für das teutsche Publikum, ihm diese Schrift geniessbar zu machen, wo Laune, Weltkenntniß, Ironie, moralische Absicht, und das wahre Talent der Kompostion in einem so vorzüglichen Grade überall sichtbar ist.

Brittisches Museum für die Deutschen. 4ter Band. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung 1779.

Diese schätzbare Sammlung enthält, wie bekannt, kleine Abhandlungen, und Anzeigen von neuern merkwürdigen Brittischen Schriften. Diesmal macht die Fortsetzung von Wartons Abhandlung über die Einführung der romanhaften Dich-

tung in Europa den Anfang dieſes Buchs. Sie beſchäftigt ſich hauptſächlich mit den Reſten von dem alten Aſiatiſchen Urſprung der Skandinavier, die noch aus ihren Gebräuchen und Gedichten erhellen. Die angezeigten Bücher ſind folgende: Townſon's Abhandlungen über die 4 Evangelien. Ein ſehr ſcharfſinniges Werk. 2) Miſcellaneous State-Papers aus den ältern Zeiten, worinn ſehr merkwürdige Briefe und Originalſchriften enthalten ſind. 3) Hugh Farmers Briefe an Hr. Dr. Worthington zur Beantwortung deſſelben unpartheyiſcher Unterſuchungen über die Krankheit der Beſeſſenen im N. T. 4) Stockdals Widerlegung der Wartonſchen Abhandlung über Pope's Genie und Schriften. Eine zu plump abgefaßte Vertheidigung. 5) Philoſophiſche Transactions der Kön. Societ. 67ſten Bandes 2ter Theil. Dieſer 2te Th. enthält eine Nachricht von einem Vulkaniſchen Berg ohnweit Inverneß. b) Cavallo's neue Electriſche Verſuche. c) De Luc Barometriſche Obſervations über die Tiefe der Harzgruben. d) Allgemeine mathematiſche Geſetze der Proportion. e) Stewart neue zuverläßige Nachrichten vom Königreich Thibet. f) Von den Graden und Stärken der Winde, die zur Bewegung der ſchweren Arten von Windmaſchinen nöthig ſind. g. h) Beſchreibung einiger mediciniſchen Baumrinden aus Jamaika, und den Karaibiſchen Eilanden. i) Shuckburghs Barometriſche Wahrnehmungen auf den Bergen Viole und Saleve bey Genf, um die von Hrn. De Luc zu prüfen. k) Nachricht von einer Sternwarte zu Benares, die Sir Robert Barker im Jahr 1772. daſelbſt fand, wo eine Menge aſtronomiſcher Werkzeuge auſſerordentlich groß, von der Stelle unbeweglich, und aus Stein verfertigt waren. l) Neue Verſuche mit einer nach Smeatons Grundſätzen verfertigten Luftpumpe. m) Ueber den Bau und die Wartung der Ananas, ſie im Waſſer zu ziehn, wodurch ſie ſowohl gröſſer als wohlriechender werden. n) Neue Verſuche eine gewiſſe Regel

zur Meſſung der Höhen, mit dem Barometer zu erhalten. o) Von einem neuen Megameter und Micrometer vermittelſt eines Priſma aus Bergcryſtall, deſſen Winkel verändert werden können, und der dadurch zwey Bilder von einerley Gegenſtand giebt, und ihren Abſtand durch die kreisförmige Bewegung einer von ſeinen beyden Seiten verändert. p) Nachricht von einem andern priſmatiſchen Mikrometer, der aus zwey achromatiſchen Priſmas beſteht, die zwiſchen dem Objektivglaſe und dem Augenglaſe eines achromatiſchen Fernrohrs von ohngefehr 30 Zoll in der Länge angebracht werden. p) Bericht der Kommiſſion, die von der Societät zur Unterſuchung der Methode niedergeſetzt worden, die feſtgeſetzte Punkte der Thermometer genau zu beſtimmen, und der nöthigen Vorſicht bey Verſuchen mit dieſen Inſtrumenten. 6) Vermiſchte Werke des verſtorbenen Grafen von Cheſterfield, 2ter B. zur Ergänzung der von Dr. Maty angefangenen Ausgabe. 7) Richardſons Abhandlungen über die Sprachen, Litteratur und Sitten morgenländiſcher Völker. 8) Warings Meditationes Analyticae. 9) Sheridans Geſchichte der neulichen Staatsveränderung in Schweden. Viel zuverläßiger als die bisher davon bekannten Nachrichten. 10) Neue Ausgabe von Thomſons Seaſons. 11) Gegen Dr. Prieſtley's, philoſophiſche Unterſuchung des Materialiſmus von J. Whitehead. 12) Lowth's neue Ueberſetzung des Propheten Jeſaias mit einer vorläufigen Abhandlung und kritiſchen, philologiſchen und erklärenden Anmerkungen. Hierauf folgen viele kleinere Anzeigen, und endlich vermiſchte Aufſätze. 1) Ueber das Lachen. 2) Verſuch über die Laune. 3) Baskervilles Lebensumſtände. 4) Stillingfleet's Verſuch über den Umgang. 5) Tuker über den Einfluß der Mode. Zuletzt eine brittiſche Anthologie, beſtehend in Epitaphien, Elegien, Liedern, Prologen, Epilogen und Epiſteln.

Vor-

Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder. Erſter Theil. Göttingen im Verlag der Wittwe Vandenhök, 1770.

Hr. Schlözer iſt der Meynung, man könne Kinder von zehn Jahren Weltgeſchichte lehren, und giebt hier den Privatlehrern treffliche Winke, wie man zu Werke gehn müſſe, um ſie dazu vorzubereiten. Das ganze Büchlein iſt voll concentrierter Ideen, derber Sätze, angehäufter Thatſachen und Beyſpiele. Dem Lehrer werden die Begriffe vorgezählt, und die Ordnung angewieſen, wie er einen nach dem andern abgeben ſoll. Vor dem Unterrichte kann das Kind das Buch nicht in die Hand nehmen, nachher aber wird es von jedem Wort Beſcheid geben können. Auch die Art und Weiſe, wie es den Text nunmehr zu commentiren im Stande iſt, wird es beluſtigen, ſo wie die Leſung der Compendien die groſſen Kinder. Jedes Ideenvolles Beywort wird ihm den Reiz eines Räthſels haben, und ein nach Monaten bereits halbentwiſchtes Factum wird es durch Einen Blick in ſein Buch wieder herbeyſchaffen können. — Daß ſich ein Gelehrter vom Erſten Range zu Kindern herabgelaſſen, und für ſie geſorgt habe, und daß dieſes Büchlein (beſonders wenn die würkliche Geſchichte nachfolgt,) dem Privatunterricht bey uns eine neue Richtung geben könne, dafür verdient Hr. S. den wärmſten Dank des Publikums. Allein ob es räthlich ſey, das jugendliche Alter beym erſten Unterrichte ſogleich mit den Geſchwüren und Gebrechen der Societät bekannt zu machen, und dafür zu warnen, dieſes wird wohl einer weitern Unterſuchung bedürffen.

„In Pyrmont und Lauchſtädt ſollen manchmal Brunnen- und Badgäſte ſeyn, die zwiſchen Adlichen und Bürgerlichen einen ſo groſſen Unterſchied machen, als wenn

jene

„jene einen ganz andern Adam hätten, wie dieſe. Aber „das ſind arme Kranke, die eben deswegen zum Brunnen „und ins Bad reiſen, weil ſie krank ſind an Leib und Seele. „Wohl bekomm' ihnen die Kur an Leib und Seel!"

„Völkerräuber, Conqueranten! dergleichen waren der „Poliſſon Alexander ſelbſt, Cäſar, Auguſt und Cromwell. „Dieſer ihr Weg zum Thron gieng eben ſo, wie Pugatſchews „ſeiner, neben dem Galgen vorbey; nur zufälligerweiſe „ſprangen ſie vor. Doch wurden einige noch nach ihrem „Tode, folglich zu ſpät, gehenket."

Wenn dergleichen Sätze zum Behuf der wechſelſeitigen Toleranz der Menſchen dem kleinen Knaben behagten, und in ſeinem zarten Alter Wurzel ſchlagen könnten, welches aber doch wieder ein neues Problem zu ſeyn ſcheint: ſo würde es immer bedenklicher fallen, ihm Univerſalgeſchichte beyzubringen, weil der guten nach dieſen Lehrſätzen eingerichteten moraliſchen Merkbilder nicht ſehr viel übrig bleiben dürften. Nichts vom Poliſſon Alexander zu ſagen — wiewohl's endlich arg genug iſt.

Gil Blas von Santillana, neu überſezt. 1-4ter Theil. Bey Himburg in Berlin. 8vo auf feines Papier, mit Kupfern von Chodowiecky.

Der Gil Blas wird ſchon lange für das Meiſterſtück des Le Sage, und für einen der angenehmſten und lehrreichſten Romanen allgemein anerkannt. Er gehört weder in die leichtfertige noch empfindelnde Klaſſe, und kann alſo, ohne Gefahr, auch Knaben und Jungfrauen in die Hände gerathen. Wenige verdienen den Namen eines Spiegels des menſchlichen Lebens mit beſſerm Rechte. Der Plan iſt, wiewohl ohne Verwicklung, doch nicht ohne Kunſt; die Begebenheiten ſind, ohne Hülfe des Wunderbaren, immer unterhaltend,

tend, und unter der unendlichen Menge von Personen und Charakteren, die theils in die Hauptgeschichte verflochten sind, theils nur vorübergehen, ist Alles nach Natur und Leben geschildert, nichts aus der Luft gegriffen, nichts idealisiert, nichts verzerrt. Ueberall, auch wo es darum zu thun ist, das Lächerliche hervorspringen zu machen, sind doch die wahren Lineamenten der Natur beybehalten; und wiewohl fast durchaus in Le Sage's Vorstellungsart und Styl ein Ton von muntrer Laune regiert, der seine Art zu erzehlen sehr piquant macht, so fällt er doch selten in den Fehler derjenigen, die sich zur Schnurre verpfändet haben. Man kann ihn mit gleich viel Recht unter die moralischen, als unter die komischen oder satyrischen Romane rechnen; oder, richtiger zu reden, er ist, wie alle komischen und satyrischen Kompositionen, moralisch; denn wär' er dies nicht, so wär er auch jener Namen nicht werth. Gil Blas war' also allerdings einer bessern teutschen Uebersetzung würdig, als diejenige, womit man sich bisher beholfen hatte. Der neue Uebersetzer ist eben derjenige, der uns den Candide geliefert hat. Wer Französisch versteht, wird freylich solche Werke lieber im Original lesen: aber dem grössern Theil des lesenden Publikums, der sich mit seiner Muttersprache behilft, können wir diese Uebersetzung, als eine Kopey empfehlen, die zwar nicht immer den guten Ton des Originals, aber doch viel von seiner Laune hat, und sich überhaupt ganz wohl lesen läßt. Vermuthlich würde sie noch besser gerathen seyn, wenn der Uebersetzer sich ein für allemal den grossen Unterschied zwischen dem Spanischen Don Quixotte und dem Französischen Gil Blas deutlicher gedacht, und sich in Absicht des Ausdrucks und Tons lieber an sein Original gehalten, als den teutschen Don Quixotte hätte nachahmen wollen. Die Manchfaltigkeit des Styls, der immer dem Stand und Charakter der redend eingeführten

Perſonen anpaßt, iſt überall, (zumal in einem komiſchen Werk) ein Verdienſt; aber der Ueberſetzer hätte doch fühlen ſollen, daß nicht alle pöbelhafte komiſche Ausdrücke, die im Munde des luſtigen Bauren Sancho wohlklingen, ſich juſt auch für die niedrigern Perſonen im Gil Blas ſchicken. Dergleichen ſind z. B. — da gienge erſt aus dem hohen JJ. — es wurmt mich und eine Menge Redensarten dieſes Schlags, die mit der eleganten Sprache des Originals mächtig abſtechen; beſonders das dem teutſchen Sancho Panſa abgeborgte Wie'n Davidchen. Z. B. Ich kenne ſie wie'n Davidchen — ein Mann, der Kopf hat, wie'n Davidchen und dergl. — Die heilige Nichtrührmich an (Th. III. S. 19.) iſt eine Heilige, die wohl kein Teutſcher, der nicht Franzöſiſch verſteht, kennen wird; da hingegen Sainte Nitouche in Frankreich jedermann bekannt iſt, wiewohl ſie auch nicht im Kalendario Romano glänzt. Und doch möchte die heilige Nichtrührmich immer noch eher hingehen als im Munde der Aurora das — ſo ſoll Huſchhuſch die ganze Poſſe zu Ende geſpielt ſeyn (je ſuis d'avis *de brusquer* l'avanture) oder das zukrichte Schönlinchen, anſtatt die ſchöne Katalina (S. 287. Th. IV.) — Daß der Ueberſetzer nach dem Beyſpiel der Herren Bode und Bertuch, auch veraltete Wörter und Provinzialredarten wieder in Dienſte nimmt, iſt wohl nicht ſchlechtweg zu tadeln; wiewohl jene bey Triſtram und Don Quixott Urſachen dazu hatten, die im Gil Blas nicht eben ſo gültig ſeyn möchten. Wenigſtens iſt nicht abzuſehen, was Gil Blas oder die teutſche Sprache durch Aufnahme des pöbelhaft-ſchwäbiſchen Worts Lugen gewinnen ſoll, welches das gemeine Volk in Schwaben für ſchauen gebraucht; zumal da das Original gar kein Belugen fordert. Die Rede iſt von einem Lichte, welches Don Rafael und ſeine Geſellſchaft von ferne zwiſchen den Bäumen ſehen. Lamela ſteigt auf einen Baum, um

zu ſehen, was es iſt — et regarde avec toute l'attention que la choſe lui paroit meriter, ſagt Le Sage: und belugte alsdann die ſich ihm darſtellenden Gegenſtände, weil ſie's ihm zu verdienen ſchienen, ſagt der Ueberſetzer. Warum nicht lieber geradezu, wie ſein Autor? und ſchaute (oder gukte, welches im Hochteutſchen juſt ſo viel als Lugen im Schwäbiſchen iſt) mit aller Aufmerkſamkeit, die ihm die Sache zu verdienen ſchien. — Eben ſo wenig Glück möchte wohl das alte Wort Heergeräthe (Th. III. S. 36.) für Equipage eines jungen Officiers machen; denn die Rede iſt hier nicht von einem alten Ritter. In Gedichten, zumal in Epopeen oder Erzählungen romantiſchen Inhalts, können dergleichen veraltete Wörter zuweilen einen ſehr ſchicklichen Platz finden, und ſind dort keinem Leſer von Geſchmack anſtößig: aber in einem Romane, der ſehr moderne Begebenheiten und Sitten ſchildert, erwarten wir, die Sprache unſers eignen Zeitalters, der guten Geſellſchaft und des gemeinen Lebens zu hören; und da klingt es dann gar ſeltſam in unſern Ohren, wenn wir z. Er. das Franzöſiſche: le Prince prit inſenſiblement tant de gout pour moi, que cela donna de l'ombrage aux Courtiſans traveſtiert hören: Der Fürſt fand unvermerkt ſo viel Behagen an mir, daß die Hofſchranzen bangten, ich möchte ihnen ganz den Rang ablaufen. (Th. III. S. 202.) — Warum der Ueberſetzer franzöſiſche Worte ohne Noth beybehält, iſt auch zu fragen. Teint heißt zu teutſch Geſichtsfarbe, und eine franzöſiſche Couſine iſt wohl nicht mehr Couſine, als eine teutſche Baſe oder Muhme? — Noch klingt es ſeltſam, daß er die Excellenz des Miniſters Duca von Lerma in eine Durchlaucht verwandelt. Das weiß doch jeder Teutſche, oder ſoll es wenigſtens wiſſen, daß die Spaniſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen adlichen Herzoge keinen ſo hohen Anſpruch machen, und daß einem Duca, Duc oder Duke, der ein Miniſter iſt, ſeines

Dukaliſchen Prädikats ungeachtet, weder mehr noch weniger als die Excellenz gegeben wird, gerade ſo, wie einem Grafen, Baron, ſimplen Edelmann oder Nobilitierten, wenn er eine Würde bekleidet, womit der Titel Excellenz verbunden iſt. — Dergleichen Dinge wären freylich noch viele zu rügen; es mag aber, zur Probe, an dieſem genug ſeyn.

Ausführliche Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes des Königl. Preuſſ. Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern. — Erſter Theil, welcher auſſer der allgemeinen Einleitung, die Beſchreibung des Preußiſchen Vorpommern enthält. — Herausgegeben von Ludewig Wilhelm Brüggemann, Königl. Preuſſ. Conſiſtorialrath und Hofprediger bey der Schloßkirche in Stettin. — Stettin, bey H. G. Effenbart, 1779. S. 590. in gr. Quart.

Es iſt faſt nicht möglich, zur topographiſchen und politiſchen Kenntniß des Preußiſchen Antheils an Pommern mehr zu leiſten, als der Herr Conſiſtorialrath Brüggemann in dieſem erſten Theile gethan hat. Die Vollſtändigkeit dieſes nützlichen Werks vor Augen zu legen, will ich nur die Kapitel anzeigen, in welche es getheilt iſt. 1) Von den General- und Specialcharten des ganzen Herzogthums Pommern, auch von den Seecharten deſſelben; 2) von der Lage und den Grenzen des Herzogthums Pommern; 3) die Naturgeſchichte; 4) von den Gewäſſern; 5) Charakter, Sprache und Sitten der Pommern; 6) von den Königlichen Landescollegien zu Stettin und zu Cöslin; 7) von den Königl. Provincialdirectionen und Gerichten; 9) von allen adelichen Geſchlechtern ſeit dem 12ten Jahrhundert; 10) Vorpommerſche Adeliche Vaſallentabelle von 1777; 11) von den Wappen der Adelichen Geſchlechter; 12) von den Pommerſchen Regimentern; 13) von ihren Cantons; 14) Religion und Gelehrſamkeit; 15) von den Königl. Forſten; 16) Handlung; 17) Manufakturen,

Fabri-

Fabriken und Seidenbau; 18) Gewichte und Maaß; 19) Lauf der Posten, und Meilenzeiger von Stadt zu Stadt; 20) tabellarische Nachweisung vom gegenwärtigen Zustande der Städte ꝛc.; 21) jetzige Eintheilung des Landes. Nun folget eine sehr genaue Beschreibung der 5 Kreise des Preußischen Vorpommerns, und aller darinn begriffenen Städte, Aemter, Dörfer, Vorwerke, Mühlen, adelichen Sitze ꝛc. wo überall die Lage, die Anzahl der Bauerstellen, und der Morgen des angebauten Landes, die auf jedem Gut haftenden Gerechtsamen ꝛc. auf das genaueste bestimmt werden. Mit einem Wort, ich habe in dieser Art Werke nie etwas vollkommeneres gesehen. An der Zuverläßigkeit darf man gar nicht zweifeln; denn alle Nachrichten sind auf ein Königliches Rescript von den Landräthen, Beamten und Magistraten eingeschickt, und zum Theil auch von dem Herrn Verfasser aus den Landesarchiven gesammlet worden. Wollte Gott, daß in einem jeden Fürstenthum Teutschlandes eine solche Topographie zu Stande käme! Dies wird aber nie geschehen, so lange die Fürsten selbst, dem Beyspiel des Preußischen Monarchen gemäß, geschickten Männern den Zutritt zu ihren Archiven nicht gestatten, noch sie, vermittelst ihrer Beamten, mit zuverläßigen Nachrichten unterstützen.

IV.

An den Herausgeber des T. M.

So eben eingeschickt.

Bis hiehin noch kein einziges Wörtchen im Merkur, von unsern vorlängst zugeschickten Grillen? (*) Das ist zu hart! Es war doch nicht Alles Schofel? — Die großen Weltlehrer sollten so strenge nicht verfahren, sondern auch dem wenigen

(*) Dem H. ist nichts davon erinnerlich.

blutige Fußſtapfen zurük läßt. Kehrt zurük, und ſagt ihm das; wir wiſſen das ärgſte.

Faulconbridge.

Was ihr auch denken möget, ſo wären gute Worte, wie ich glaube, das beſte.

Salisbury.

Sir, Sir, Ungeduld hat ein Privilegium.

Faulconbridge.

Es iſt wahr, ſeinem Beſizer zu ſchaden, und ſonſt niemanden.

Pembroke.

Hier iſt das Gefängniß; wer ligt hier? (Indem er Arthur gewahr wird.)

Salisbury.

O Tod, ſtolz auf die Zerſtörung dieſer reinen und fürſtlichen Schönheit. Die Erde hat keine Grube, dieſe That zu verbergen.

Bigot.

Der Meuchelmord, als ob er ſelbſt verabſcheute, was er gethan hat, legt ſie offenbar zur Schau aus, um die Rache aufzureizen.

Salisbury.

Sir Richard, was denkt ihr? Habt ihr jemals ſo etwas

Guten mehr aufhelffen, allenfalls einen Guten Wink hier und da ausheben. —

Indeſſen zwingt uns der Hr. Kardinal Sadolet, in der Note des Deutſchen Muſeums vom Apr. d. J. S. 331, oder 332, daß wir noch einmal anſetzen müſſen. Er ſpricht von der Jurisſcientia zu ſchlecht, ja gar ſchimpflich, welches wir als getreue Biedermänner um ſo weniger ungerüget hingehen laſſen können, als wir, in jenen Grillen, vom Reſultat der Jurisſcientia ganz anders dachten, auch ein jeder vernünftiger Chriſt und Heide allzeit denken muß. Hr. Sadolet legt der Jurisſcientia ganz unbeſtimmt nur res tenues et minutas zu, und daß darum die Juriſten u. ſ. w. — als wenn der Hr. Kardinal blind und taub geweſen, zu erfahren, daß die meiſten Händel hiernieden res minutae ſind. Aber es wird ſeyn, daß er ſich nur mit Sachen über den Sternen in den Himmeln zu ſchaffen machte, und beſtändig mit Rangirung der Chriſten nach ihren Verdienſten, von Amtswegen, ſo viel zu thun hatte, daß er ſich um die Sächelchen dieſer Erde nicht bekümmern konnte. Das Edle und Gute, däucht uns ſonſt, möchte auf unſerm Planeten wohl in allen Sachen, wie ſie einem Erdenmännchen in den Wurf kommen, ausgeübet werden, um die Größe des Sinns dauerhaft zu machen, der an ſich ſchon ſehr veränderlich iſt. — Im Vorbeygehen, was iſt Groß, was Klein? Einem Geringen zu ſeinen wenigen Thalern ſchleunig zu verhelfen, um recht und gut zu thun, iſt bey Uns größer, als wenn jemand Tauſend Thaler verſurpiret, um groß zu ſcheinen. Kurz das unten Folgende wird zugleich zeigen, daß auch die durch Mißbegriffe oder Verfaſſungen ganz eingeſchränkte Jurisſcientia zu nothwendig und richtig ſey, als daß was Kleines von ihr geſagt werden könnte. Die tagelöhnerſche Zungendreſcherey und Pedanterey, oder die Schikanenfabrike, auch die in Formalien und Aufſtänden erſäufte Juriſterey, iſt gar keine Jurisſcientia [—

Die

Die wahre Jurisscientia thut allein der Neigung ein Genügen, welche bey einem Geschöpfe nothwendig am ersten entsteht, sobald es fühlet, daß es mehr als ein unvernünftiges Thier ist, und sieht, daß es mit mehrern seines Gleichen zusammen leben, folglich in seiner Lage, in seinem Besitze, in seiner Freyheit, Ruhe, Sicherheit und Ordnung, die Ausübung eines gegenseitigen gleichen Kränkungsleeren Betragens verlangen muß. Keine Menschheit, vielweniger gute Gesinnungen und Adel der Gedanken und Handlungen, fänden ohne sie Platz; denn wie könnten solche ohne Kenntniß der Pflichten daseyn; und besonders ein Adel, da derselbe ein mehrers als gewöhnliche Zwangs- und Liebespflichten fodert, und unmöglich ist, daß gar bey dieser Abwesenheit jener entstehen könnte? —

Nein! Justizia im guten, wahren und weiten Verstande, muß der oberste Endzweck dieser Erde, eines jeden Staats seyn. Sie ist die Erfüllung aller Pflichten unter einander, des Herrschers gegen die Unterthanen, der Unterthanen gegen jene, kurz aller Menschen unter sich, und wenn diese da ist, was kann ein Sterblicher mehr verlangen? Weil indessen die äußere Gerechtigkeit ohne die innere nicht recht thätig wird, so müßte diese von jener nicht abgesondert werden. Die Juristen können zugleich die besten Moralisten seyn, weil die wirklichen Fälle den meisten Eindruck machen. Es mögen Sachen erfunden werden, wie sie immer wollen, es muß dabey überall gefragt werden, ists Recht? — Was sind Innungen, Künste, Wissenschaften? was Kommerz, Acker- und Nahrungsstand u. s. w. wenn sie von der Gerechtigkeit nicht allgemein umfasset werden? Ueberall ist gegenseitige Ausübung der Pflichten zu beobachten: und ohne diese, durch allerhand Benennungen von Polizey, die Glückseligkeit an diesem oder jenem Ort erzwingen zu wollen, geht nicht; denn die meisten darinn erfundenen Artikel gehören nicht zum zwangbaren

Sache,

Sache, sondern nur zum Belehren, Ermuntern, Vorgehen und Exempel geben. Man verwalte nur in allen Geschäften eine schleunige und unpartheyische Justiz, auf einen leichtern Fuß, wie jezt, man lasse z. E. die Leute, so ihre Pflichten nicht kennen, Zweifel und Streit haben, zusammen mündlich eher vorkommen, und ihre Händel nicht eher zu Formalien und Schriften gelangen, als bis es Noth ist; man wende alle mögliche Mittel zur Ermunterung des Fleißes an, und lasse die Natur der Menschen und Jugend fürs Uebrige sorgen, so wird die mögliche Wohlfahrt nicht ausbleiben, die sonst durch eine Menge von Formalien, Monopolien, Tabellen, Zünften, Accise, u. s. w. erstickt werden könnte. St.

V.

Kunstsachen.

Von Herrn Kraus zu Weimar sind uns sechs neue Blätter zu Gesichte gekommen, von ihm selbst gezeichnet, und radiert. 1) Eine Aussicht bey Oberweimar. 2) Im Mühlthale bey Jena. 3) Jena selbst. 4) Ilmenau. 5) Jagdschloß zu Ettersburg. 6) Schloß Allstedt.

Ueberall wird man mit Vergnügen die vollkommenste Perspektiv, und eine sehr kluge Behandlung des Helldunkeln wahrnehmen. Die Umrisse sind hier etwas schärfer gehalten, als in dem erstern Hefte, weil der meiste Theil der Herren Subscribenten in der ehmals mehr mahlerischen Behandlung etwas zu Wolliges und Unbestimmtes zu sehn glaubte. Für diese ist daher gesorgt worden, und man muß diese Schärfe und zu genaue Bestimmtheit als eine Willfahrung ansehen, die dem allgemeinen Geschmack zu gute geschehen ist, und von dem tiefen Gefühl der Haltung sich aus den Handzeichnungen des V., die nun in so vielen Kabinettern von Europa zerstreut sind, des nähern unterrichten lassen.

Filoſette von S

Mit Wärme.

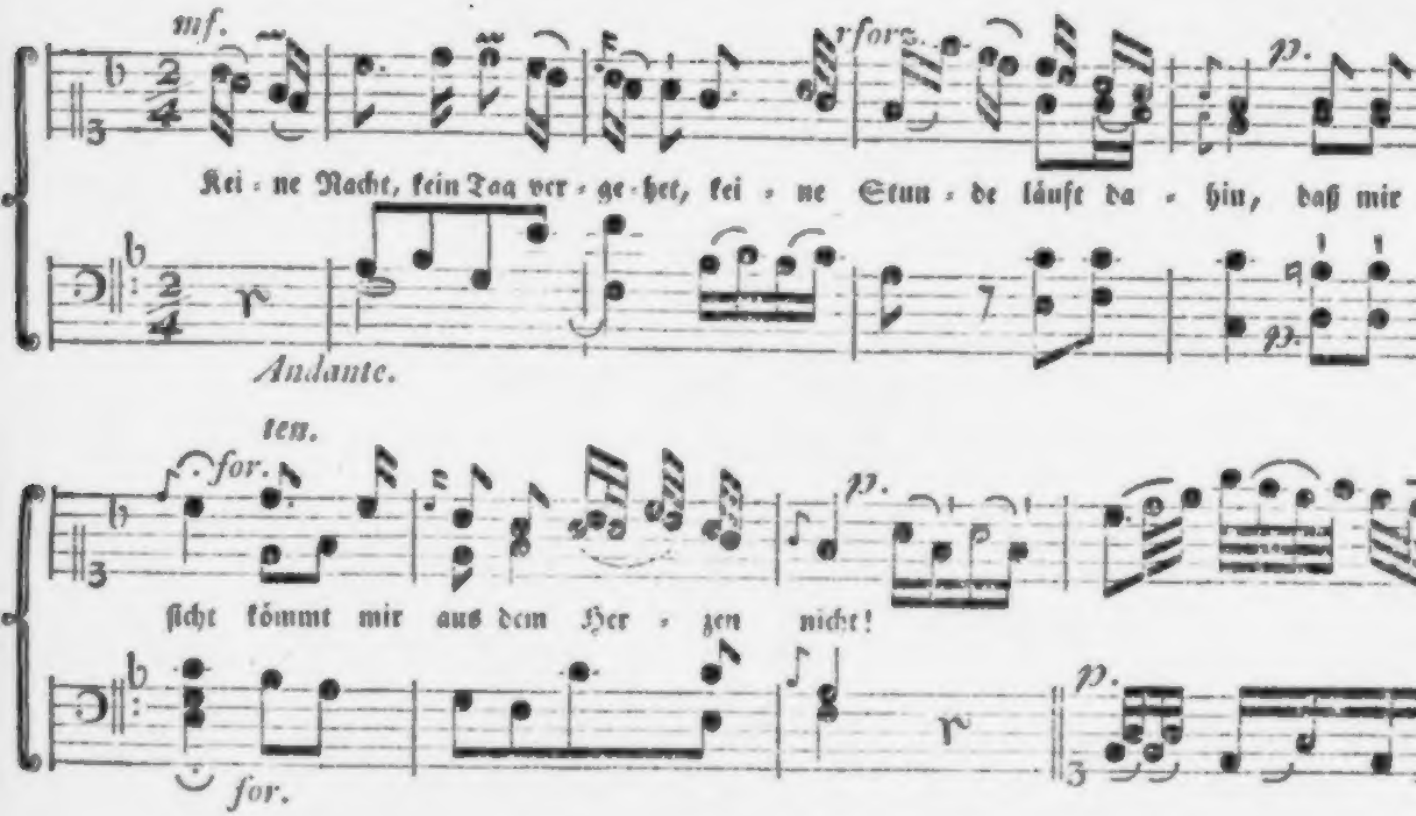

Keine Nacht, kein Tag vergehet,
keine Stunde läuft dahin,
daß mir nicht in meinem Sinn
meine Filoſette ſtehet.
Filoſette, dein Geſicht
kömmt mir aus dem Herzen nicht!

Wenn aus ihrem güldnen Bette
Titons Gattin ſich erhebt
und die Schöpfung neu belebt,
gleicht ſie meiner Filoſette.
Filoſette u. ſ. w.

Reizend iſt ſie, w
wenn ſie ſchläfet, w
wenn ſie trauret, w
wenn ſie ſich im Rei
Filoſette u. ſ. w.

Dieſes im Monat May d. J. des T. M. zuerſt gedruckte Lied von unſerm mit Unrecht vergeßnen Simon Dach hat ſch
Ich gebe einen Theil unſrer modernen witzelnd empfindelnden Grazien um die naive Herzlichkeit eines ſolchen a

Simon Dach.

Die Compoſ. von Hrn. Kammer-Muſ. Kranz.

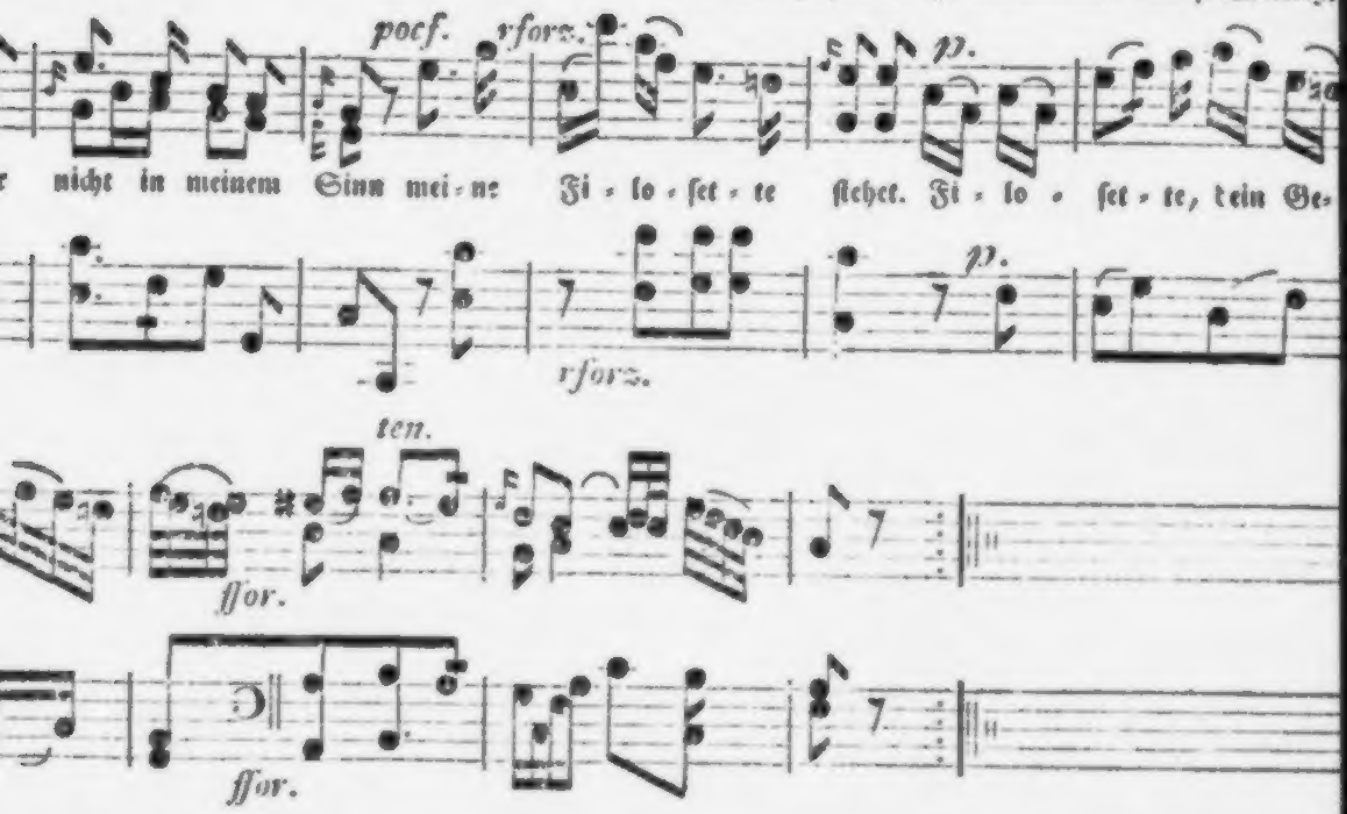

wenn ſie gehet,
wenn ſie wacht,
wenn ſie lacht,
Reihen drehet.

Für die Roſen ihres Mundes,
ihrer Wangen Milch und Blut
gäb ich alles Gold und Gut
dieſes ganzen Erdenrundes.
Filoſette u. ſ. w.

In dem Himmel ihrer Blicke,
ach! was da mein Herz empfand,
hab' ich nie zuvor gekannt,
übertrift der Götter Glücke.
Filoſette u. ſ. w.

ſhr mi h den Werth, den ihr Moliere's Miſantropen das ehrliche Si le Roi m'avoit donné Paris ſa grand'ville hatte.
alten Liedes. Eh, riez donc Meſſieurs!

Der Teutſche Merkur.

August 1779.

I.

Auszug aus dem Tagbuch eines Naturforſchers, auf einer Reiſe durch die Schweiz und einen Theil Italiens.

Man glaubt der gelehrten Welt keinen unangenehmen Dienſt zu thun, wenn man ihr hier die Beobachtungen eines Chemikers und Botaniſten vorlegt, die auf einer im vorigen Herbſt angeſtellten Reiſe durch Helvetien und einen Theil Italiens gemacht worden ſind. Wenigſtens giebt es einen nützlichen Beytrag zu dem Vademecum der künftigen Naturforſcher; und, wenn hier Steine und Pflanzen unterſucht werden, ſo kann zwar dieſe Bemühung dem Layen höchſt trocken vorkommen, allein vielleicht verdient es eher den Titel einer Hiſtoire du Ciel et de la Terre, als eine wohlgeſchriebene Deklamation über mahleriſche Ausſichten, wo auch derjenige, der die Gegenden ſelbſt bereiſt hat, der Feder des Autors durch alle ihre bunte Farben zu folgen groſſe Mühe hat.

Wir machen den Anfang mit der Stadt Alt-Bryſach. Hr. Prof. Hermann in Strasburg war der erſte, der die dortigen Steinarten für vulkaniſche Produkte hielt. Hr. v. Dietrich ward durch dieſe Vermuthung des Hrn. Prof. Hermanns, und durch einen in dem Kabinet des Hrn. Andreä zu Hannover bemerkten Stein von daher aufmerkſam darauf gemacht, reiſte dahin, unterſuchte und theilte der gelehrten Welt in den Memoires von Paris ſeine Beobachtungen mit. Der Hügel, worauf die Stadt liegt, und der daran liegende ſogenannte Eckhardsberg zeigen einen ſehr wahrſcheinlichen vulkaniſchen Urſprung. Sie beſtehen aus läuter dicken unförmlichen Maſſen, die mit regulären ſechsſeitigen Schörlkryſtallen vermiſcht ſind. Eben ſo verhält ſich auch der Ihringer-Berg eine halbe Stunde von der Stadt.

Bey Waſſerweiler iſt ein merkwürdiger Steinbruch. Die obern Lagen lauffen perpendikular und die untern horizontal. Einige Hauptſpalten lauffen convergirend zuſammen, ſo daß ſie unter dem Horizont einen Kegel zu bilden ſcheinen. Bey Ober-Schafhauſen, eine Stunde davon, giebt die ſogenannte Steinhalde ein gelbes ſtarkriechendes Steinöl, das deswegen merkwürdig iſt, weil ſich nirgends Spuren von Steinkohlen, oder andern bergharzigten Körpern finden. Hier wuchs ſehr häufig anthericum caliculatum und chlora perfoliata. Die Steinarten, die ich in dieſer Gegend unterſucht habe, verdienen eine öffentliche Anzeige.

1) Ein

1) Eine thonartige eisenschüssige Lava mit schwarzen und topasgelben vom Magnet anziehbaren Schörlkörnern. Findet sich in Geschieben.

2) Schwarze dichte Lava mit weißen granatförmigen und schwarzen sechsseitigen Schörlkrystallen. Diese Lava ist sehr gemein, und fast die häufigste.

3) Schwarze dichte Lava mit schwarzen sechsseitigen Schörlkrystallen und ziegelfarbenen Zeolit (Zeolites colore lateritio. Wall.) Findet sich auf dem Ihringer Berg.

4) Graue dichte Lava mit kleinen schwarzen vieleckigten Schörlkrystallen. Eben daselbst.

5) Roth, weiß und graugesprengte Lava, zum Theil porös, mit schwarzen Schörlkrystallen. Aus der schwarzen Steingrube bey Rothweil.

6) Schwarze dichte Lava mit weißen Zeolitkörnern. (Zeolites granularis. Wall.) und schwarzen sechsseitigen Schörlkrystallen vom Eckhardsberg.

7) Rothbraune, feste und poröse Lava mit schwarzen Schörlkrystallen und weißen Zeolitkörnern. Eben daselbst.

8) Graue harte und dichte Lava mit gestreiften Schörlcolonnen findet sich in losen Geschieben, zwischen Biesselsheim und Merkelsheim auf den Feldern.

9) Graue Pozzolana oder Asche zeigt sich häufig auf der Seite des Rheinstroms, an dem Hügel, worauf die Stadt liegt. Sie ist vermuthlich eher durch eine Verwitterung des Steins selbsten, als durch starkes

was gesehen, oder geleſen, oder gehört, oder euch vorſtellen können, als ihr hier ſehet; ja, könnt ihr es begreiffen, ob ihr's gleich ſehet? Könnte die Denkungs-Kraft, ohne einen ſolchen Gegenſtand, eine ſolche Vorſtellung hervorbringen? Es iſt der Gipfel, die höchſte Spize, das Aeuſſerſte von dem Aeuſſerſten was der Meuchelmord wagen kan; es iſt die blutigſte Schandthat, die wildeſte Unmenſchlichkeit, der niederträchtigſte Streich, den jemals die ſtarr-augichte Wuth den Thränen des ſanften Mitleidens dargeſtellt hat.

Pembrok.

Alle Mordthaten die jemals geſchehen ſind, werden durch dieſe entſchuldiget; ſie iſt ſo einzig, ſo mit keiner andern zu vergleichen, daß ſie die noch ungebohrnen Sünden der Zukunft rein und heilig, und einen jeden Menſchen-Mord zu einem bloſſen Scherz macht, in Vergleichung mit dieſem abſcheulichen Spektakel.

Faulconbridge.

Es iſt eine verfluchte That, eine gottloſe That einer mördriſchen Hand, wenn es anders die That irgend einer Hand iſt.

Salisbury.

Wenn es die That irgend einer Hand iſt? Wir hatten eine Art von Licht, was erfolgen würde. Es iſt die ſchändliche That von Huberts Hand, die hierinn das Werkzeug

zu

Anhalten des Feuers in Staub gebracht. Indeſſen ſind die darinnen ſich findende kleine, ſehr ſtark eiſenſchüßige, und von dem Magnet zum Theil anziehbare, ſchwarze, glänzende kryſtalliniſche Schörlſtrahlen, ſehr merkwürdig. Sie ſind vielleicht eher für kleine Eiſenkryſtallen, als Schörle anzuſehen.

Die in dieſen Steinen ſich findende weiße Schörlkörner haben meiſtentheils viele kalkartige Theile, weil ſie mit den Säuren einige Bewegung zeigen, doch bleibt bey ſolchen Verſuchen immer etwas unaufgelöſt zurück, und das verhält ſich in allen Proben wie der Zeolit. Dahingegen der ziegelfarbene Zeolit gar nichts kalkartiges in ſich hat, ſondern ſich ohne Aufbrauſen bis auf einige Eiſentheilgen, wovon er ſeine Farbe hat, in den Säuren auflöſt.

In Baſel fand ich an dem Hrn. De la Chenal einen Mann, der mit wahrem Eifer die Botanik treibt. Auf ſeinen Antrag hat ſich der Magiſtrat bewegen laſſen, einen botaniſchen Garten anzulegen, wobey ein neues Haus zu ſeiner Wohnung gebaut wird. Zu Unterſtützung dieſes Vorhabens hat Hr. De la Ch. ſein ganzes Herbarium, worunter das berühmte Bauhiniſche iſt, und ſeine complete botaniſche Bibliothek verehrt, und dem gemeinen Beſten gewidmet.

Die Sammlung des Hrn. D'Annone iſt längſt beſchrieben.

Das Kabinet des Hrn. Jeremias Bernoulli iſt wegen ſeiner Anordnung eines der merkwürdigſten.

Unter

Unter den Petrefakten ſah' ich einen marmorartigen Stein aus der Picardie, der mit achatartigen Conchylien angefüllt iſt; einen Echiniten mit ſeinen Stacheln, und unter den Erzen Mansfeldiſche Kupferſchiefer, in denen ſich das darinnſitzende rothe Kupferglaserz ſchneiden läßt.

Hr. Bavier, ein Baſeler Bürger, beſchäftigt ſich ſehr mit Petrefakten. Er hat eine, obgleich nicht geordnete, doch ſehr weitläuftige Sammlung, und handelt auch damit.

In Schafhauſen beſitzt der berühmte Arzt, Hr. Stokar de Neuforn ein ſchönes vollſtändiges Herbarium. Seine Streitſchrift de Succino hat ihn bekannt genug gemacht. Er bewahrt in ſeinem Kabinet ein ſchönes Stück wahren Bernſteins, welches bey Wisholz iſt gefunden worden. Höchſt zu bedauren iſt es, daß wegen gewiſſer Grenzſtreitigkeiten dieſem ſchönen Produkt nicht weiter kann nachgegraben werden.

Die Sammlung des Hrn. Arztes Ammann iſt höchſt inſtruktiv, ſo wenig ſie auch bey dem Eintritt in die Augen fällt. Er beſitzt nicht allein die ſeltenſten Petrefakten aus der Schweiz, ſondern auch das merkwürdigſte aus andern Ländern. Folgendes hab' ich in Eile aufgezeichnet: Petreficiertes Holz von einem Schiff mit dem Teredo naualis, — ausnehmend groſſe Oſtracieten, und Ammoniten, — Ebur foſſile von Kanſtadt im Würtembergiſchen — Echiniten mit drey angewachſenen radiolis in Kalkſtein — Echiniten, die in einander

gewachsen waren, ein andrer an einen Fungiten, wie auch einer an einen Ammoniten. Diese drey leztern hat man am Randberge gefunden, dessen Versteinerungen alle in Kalk sind, so wie die benachbarten aus dem Fürstenbergischen schon mehr sandartig ausfallen. — See-Igelstacheln auf einem Fungiten — Sägenförmige dreyseitige von Giengen aus dem Würtembergischen — Zwey schwarze kiesigte Schiefer aus dem Würtembergischen, mit den von Hiemer beschriebenen Medusen. Sie sind beynahe 1 Fuß breit und $1\frac{1}{2}$ Fuß lang. Echiniten, die mit Rogenstein angefüllt sind — mit Feuerstein aus der Normandie, mit Sand von Mastrich. — Versteinerte Nußkerne von La Mora im Piemontesischen. Versteinerte Oliven. Belemniten an beyden Enden mit spitzigen Kegeln versehen. Blättrichte Belemniten. Heliciten von verschiedner Grösse, an einigen in Achat geschliffenen sahe man ihre Concamerationen deutlich. — Pappenheimer Schiefer — Kupferschiefer von Mansfeld — Oeninger Schiefer mit sonderbaren Abdrücken von Aal, Hecht und andern Fischen, Pappelrosen, Weiden und andern Blättern, einem Blumenblatt vom Ranunculo, Mücken, Rüsselkäfern, und noch anderen. —

Hier fand ich auch das wahre weiße elastische Harz, das sich zweifelsohne in höchst rectificiertem Weingeist auflösen läßt. Das gewöhnliche schwarze ist bekanntlich verfälscht, und wegen der durch das Trocknen im Rauchfange verbrennten öhlichten Theile schwer in diesem

ſem Menſtruo aufzulöſen, daher man ſich der Vitriol-naphta dazu bedienen muß.

In Stein am Rhein 4 Stunden von Schafhauſen, findet ein Reiſender an dem Hrn. von Deuring, Seigneur des Orts, einen eifrigen Liebhaber der Naturgeſchichte. Dieſer Mann, der in ſeinem 40ſten Jahr erſt angefangen hat, dieſe Wiſſenſchaft zu ſtudiren, und keine andre Bücher als Henkels Kießhiſtorie, und Wallerius Mineralogie kennt, hat es zum Bewundern weit darin gebracht. Er hat viele ſächſiſche Kabinetter an ſich gekauft, und dadurch iſt ſeine Mineralienſammlung ſehr vollſtändig geworden. Unter andern ſind ſehr ſchöne Exemplare von rothem Spießglaßerz, Erdenerz und Hornerz. Die Conchylienſammlung iſt ſehr vollſtändig, wie auch die von geſchliffnem Marmor. Ich bemerkte hier eine viereckte Marmorplatte, worauf man, und zwar ſehr deutlich eine Puppe, und darneben den Papillion ſah, der aus der Puppe herausgegangen war. Sollte wohl auch dieſes ein luſus naturae ſeyn? Schade, daß die Koſtbarkeit dieſer Stücke ſelten einen Beſitzer reizt, ſie den chemiſchen Unterſuchungen zu unterwerfen!

Die ſo ſehr bekannten Oehninger Schiefer mit Abdrücken fangen an hier ziemlich rar zu werden, weil die Arbeiter alles, was ſie finden, verbunden ſind dem Biſchof von Coſtniz zu überliefern.

Zürich iſt bekanntlich eine wahre Akademie der Wiſſenſchaften, und für einen Litterator, er ſey aus

welchem Fach er wolle, der merkwürdigſte Ort in der Schweiz. Die Stadtbibliothek und die Sammlung der phyſikaliſchen Geſellſchaft, enthält ſehr viel Merkwürdiges. Bey der letztern, findet ſich unter andern ein vollſtändiges Herbarium in 36 Volum. die ohngefehr 5000 Pflanzen enthalten, alle durch Hrn. Geßner ſelbſt geſammlet. Sein großes botaniſches Werk, das längſt rühmlichſt und verdientermaaßen angekündigt iſt, iſt nun bis auf den Text fertig. Er unterhält ſeit langer Zeit beſtändig zwey Mahler in ſeinem Hauſe, Hrn. Schellenberg und Hrn. Geißler, durch die er ſeine Pflanzen und Conchylienſammlung hat mahlen laſſen.

Bey Hrn. Scheuchzer, dem Neven des berühmten Joh. Jac. Scheuchzers, iſt deſſen ganze Sammlung von Gräſern, nebſt andern merkwürdigen Dingen zu finden.

Bey meinem Daſeyn vertheidigte Hr. D. Schinz, eine von ihm verfertigte Diſſertation: de Aëre, eius ſpeciebus, praecipue de Aëre Fixo lapidis Calcarii etc. öffentlich. Da dieſe Streitſchrift vielleicht in wenigen Händen ſeyn mag, ſo will ich nur einige Verſuche daraus anführen, die mir, weiter unten, zu einigem Nutzen ſeyn werden. Wird in eine Flaſche, die mit fixer Luft angefüllt iſt, etwas äzender Kalk zu kleinen Stücken gethan, und dieſer, nachdem man den hineingeworfenen Kalk mit wenigem Waſſer angefeuchtet hat, mit einer naſſen Blaſe feſt verbunden, ſo wird nach wenigen

Minu-

Minuten die horizontale Lage der Blaſe, durch den äußern Druck der Luft, eine concave annehmen.

Hält man nun das Glas umgekehrt unter Waſſer, und macht eine kleine Oefnung in die Blaſe, ſo ſiehet man mit vielem Vergnügen das Waſſer mit Gewalt in das Glas eindringen, öfters bis zur Hälfte.

Ein anderer auf die nemliche Art, angeſtellter Verſuch, aber mit inflammabler Luft, verhält ſich ganz anders. Die Blaſe blieb in ihrer horizontalen Lage, zum Beweiß, daß den Kalk keine Luft abſorbiert hat. Da mir nun ganz neuerlich eine Schrift zu Geſichte kam, unter dem Tittel: Neuentdeckte Natur und Eigenſchaften des Kalkes und der äzenden Körper, nebſt einer öconomiſch-chemiſchen Unterſuchung des Kochſalzes und deſſen Mutterlauge, von N. J. A. Weber, Medicus zu Tübingen, Berlin 1778. 8. — ſo war ich beſonders ſehr aufmerkſam auf den lezten Verſuch, der nach der angegebenen Theorie des Hrn. Weber abſolut hätte glücklich ausfallen müſſen.

Ich wiederhohlte daher beyde obenangeführte Verſuche mit aller Genauigkeit.

Der dazu gebrauchte Kalk braußte im geringſten nicht mit Säuren. Nachdem ich ihn aber auf die Art nach dem erſten Verſuch behandelte, ſo braußte er nun ſehr heftig mit Säuren auf, und machte das Alcali nicht mehr äzend.

Nun wiederholte ich den zweyten, mit inflammabler Luft und äzendem Kalk. Lezterer blieb nach geen-

bigtem Verſuch äzend, braußte alſo nicht mit Säuren auf, und machte das Alcali äzend.

Hr. Weber behauptet, der rohe Kalk beſtehe aus einer äzenden Erde, aus Phlogiſton, Waſſer und Luft. Durch die Calcination verliehre er die drey leztern ſeiner Beſtandtheile, und bleibe alſo nur die urſprünglich-äzende Erde allein übrig, und dann ſagt er p. 103. „Aezender Kalk, und beſonders die fixen Laugenſal-„ze, ſind mit dem Phlogiſton ſtark verwandt; wann „ſie dieſes verlohren, ſind ſie begierig daſſelbe wieder „anzunehmen, wo ſie es bekommen können. Nun iſt „in der Luft daſſelbe in gröſter Menge vorhanden; „kein Menſch hat dieſes noch jemals geläugnet, oder „läugnen können; und daher kommt es, daß ein äzen-„des fixes Laugenſalz bald genug an der freyen Luft „wieder milde wird; daher kommt es, daß äzende „Körper viel ſchneller die äzende Natur verliehren, „wann ſie an einen Ort geſezt werden, wo viele faule „Ausdünſtungen in die Luft gehen.“ Wie will ſich nun Hr. Weber gegen den zweyten Verſuch vertheidigen?

Hier war doch alles, was den Kalk hätte verändern können. Waſſer, Luft und Phlogiſton in Menge.

Der Botaniſche Garten liegt eine Viertelſtunde von der Stadt Zürich. Nach dem Catalogo ſollte man mehrere Pflanzen in dem Garten vermuthen, als würklich darinn vorkommen.

Da

Da ſie kein Treibhaus dabey haben, ſo ſind ſie auch nicht wohl im Stande, alle Exotica zu ziehen.

Neben dem Garten iſt ein groſſes Feld, worauf lauter öconomiſche Kräuter gepflanzt werden. Der junge Hr. D. Hirzel hat die Aufſicht über den Garten. Man unterrichtet hier Knaben von 13 Jahren und drüber in allen Wiſſenſchaften, auf Koſten des Staats.

Auf dem Wege von Zürch nach Bern, kommt man bey Burgdorf über die Emme. Hier findet ſich Gelegenheit, ſchöne Steinarten zu ſammlen. Ich fand hier 1) Porfido Nero der Italiäner. Er iſt ganz ſchwarz, und hat kleine länglichte weiſſe Flecken. 2) rothbraunen Porphyr, mit hellrothen und weiſſen Flecken. 3) Serpentino Verd' Antico, dunkelgrüner Porphyr, hier und da faſt ſchwärzlicht, mit hellgrünen Flecken. 4) Breccia porphyrea beſteht aus Porphyrdrüſen, welche durch Jaſpis zuſammengekittet ſind. 5) dunkelgrauer Porphyr, mit weiſſen Körnern. Auſſer dieſen ſind noch viele andere Serpentin- und Granitarten.

Eine Viertelſtunde von Bern wohnt Herr Pfarrer Sprünglin, ein einſichtsvoller Naturforſcher. Das Merkwürdigſte ſeiner Sammlung, ſind alle Schweizervögel, die 230 an der Zahl ausmachen. Der unter dieſen von Hrn. Andreä in ſeinen Briefen angezeigte und beſchriebne Vultur barbatus des Linné kommt gar nicht mit dem ausgeſtopften Vultur des Hrn. Sprün-

glin

glin überein. Unter seiner Mineraliensammlung, findet sich ein ganzes Studium Italienischen Marmors.

Die im vorigen Herbst gethane Reise des Hrn. Hospitalpredigers Wyttenbach verspricht uns viel Neues und Unentdecktes von den Savoyischen Gletschern, und einigen Italienischen Provinzen. Von ihm ist auch der Auszug aus den Russischen Reisebeschreibungen, der nun bis auf den zweyten Band gediehen ist. Seine Naturaliensammlung ist zwar nicht sehr groß, sie enthält indessen einige interessante Stücke. Ein Krystall, welcher von der sogenannten Sammt-Erde (*), die sich zuweilen häufig bey den Krystallen zeigt, in sich verschlossen hat, und die lamellenweise auf

(*) S. Versuch eines Verzeichnisses der Mineralien des Schweizerlandes. Zusammengetragen von G. S. Gruner. Bern 1775.

Man findet diesen Sand hin und wieder in den Krystallgruben, und noch neuerlich hat ihn Hr. Wyttenbach sehr häufig bey dem Lauter-Aargletscher angetroffen. Einige von mir damit angestellte Versuche beweisen, daß dieser Sand aus kalkartigen Theilgen, kleinen weißen Quarzkörnern, und einer Eisenerde besteht, von welcher letztern er seine grüne Farbe hat. Denn durch öfteres wiederholtes Aufgiessen mit Königwasser wird die grüne Farbe ganz ausgezogen, und lassen sich alsdenn die andern zwey Bestandtheile sehr leicht von einander unterscheiden. Wallerius beschreibt ihn schon in seiner Mineralogie von Denso über-

auf einander lag, möchte wohl ein wenig näher entdecken, ob nicht auch die Kryſtalle auf eben dieſelbe Art formiert würden, ſo daß immer eine Lage ſich auf die andere aufſetze, und dann Kryſtalle von verſchiedener Gröſſe ſich bildeten.

Seine Sammlung von Alpenpflanzen iſt ziemlich ſtark, nur war der Theil der Kryptogamie, ſo wie ich überall mit Mißvergnügen bemerkte, auch hier ſehr klein. Von Naturkündigern findet ſich niemand in Lauſanne, außer der junge Hr. D. Struve, deſſen künftige Bemühungen vieles verſprechen, und der auch an den Schriften der neuern Berniſchen Sammlungen großen Antheil hat.

Wer in kurzer Zeit auf Einem Wege das Merkwürdigſte der Schweiz, ihre ſonderbarſten Gebürge, Pflanzen, Gletſcher und Steinarten unterſuchen will, dem iſt folgender Plan vorzuſchlagen. Er reiſe von Lauſanne durch einen Theil des Walliſerlands bis Leuck über den Gemmi, durchs Frutigland nach Unterſeen, Lau-

überſetzt, und noch weitläuftiger in der neuen Ausgabe im erſten Theil p. 105. eine derſelben vollkommne ähnliche Art (Arena micans viridis.) Wie auch Linné in ſeinem mineralogiſchen Syſtem 203. dergl. Art von Wallerius anführt (argilla viridis friabilis aromis nitentibus.) Sollte ſich nun Hr. Gruner nicht geirrt haben, wenn er glaubt, dieſer Sand ſey noch von keinem Mineralogen beſchrieben worden?

zu dem Willen des Königs geweſen iſt. Und hier, ſchwöre ich meine Seele von allem Gehorſam gegen ihn los, hier vor dem Ruin dieſes anmuthigen Lebens kniend, und athme zu dieſer athemloſen Vortreflichkeit den Weyhrauch eines Gelübdes, eines heiligen Gelübdes, daß ich eher von keinem Vergnügen des Lebens koſten, eher keiner Freude und keiner Ruhe den Zutritt zu mir laſſen will, bis ich dieſe ermordete Unſchuld durch die feyrlichſte Rache verſöhnt haben werde.

Pembrok. Bigot.

Unſre Seelen bekräftigen dein heiliges Gelübde!

Sechste Scene.

Hubert zu den Vorigen.

Hubert.

Milords, ich ſuche euch allenthalben mit feurigſter Eile; Arthur lebt, und der König ſendet nach euch.

Salisbury.

O, er iſt kühn und erröthet nicht zu todt; hinweg, du verabſcheuter Laſterbube, aus meinem Geſicht!

Hubert.

Ich bin kein Laſterbube.

Salis-

Lauterbrunn, Grindelwald, Scheidegg, Hasle, der Grimsel, der Furka, dem Gotthard, und wenn er weitere Untersuchungen anzustellen Lust hat, nach den Italienischen Provinzen zu. Das Nothwendigste ist für jeden Reisenden ein Pferd, und für das Gepäcke einen oder mehrere Esel anzuschaffen. Denn im Entstehungsfall, muß man sich oft an den elendesten Orten wieder seinen Willen aufhalten, oder die Tragpferde und Esel, oder den Taglohn der Träger für sein Gepäcke, aufs theuerste bezahlen.

Hinter Veray, bey dem Chateau de Blonay entsteht auf der Höhe des Berges, durch das beständige Herabtröpfeln des Wassers ein Rogenartiger Tropfstein. (Stalactites globularis. Conferti di Tivoli.) Einen andern traubenartigen Tropfstein. (Stalactites botrytiformis, Fungus glaphyrus, stalactite en grappe) findet man hier ebenfalls. Zu Aigle, drey Stunden von Bex, wohnt der Hr. Doyen de Coppet, ein sehr geschickter Botaniker. In seinem kleinen Gärtgen nahe am Hause fand ich Rhus glabra, Eryngium Alpinum, Thalictrum foetidum blühend. Er besitzt auch ein ansehnliches Herbarium von Alpenpflanzen.

Hr. Ricoud, ein Arzt zu Bex, hat eine gleiche Sammlung voll getrockneten Alpenpflanzen, die alle aufs beste geordnet sind.

Auf dem Wege nach dem Salzwerk zu Bevieux, fand ich häufig eine neue Species von Mentha, der man

mit

mit Recht wegen ihres vor allen andern angenehmen Geruchs den Trivialnamen ſuaveolens beylegen könnte. Haller beſchreibt ſie in ſeiner Hiſt. Stirp. N. 228. Mentha Fol. ellipticis lanceolatis, ſubtus tomentoſis ſpicis cylindricis, ſtaminibus floris longitudine. Hier fängt das Gebürge ſchon an gypſicht zu werden. Zum Theil iſt dieſer vortreflich und ſchneeweiß. Die unterirdiſche Gruft, woraus die Sole quillt, nennt man les fondemens. Gleich beym Eingang in den Stollen, bemerkt man Gyps mit ſchwarzen Körnern und Flecken; weiter fort, einen ſchwarzen Kalkſtein, mit ſchönem weißem Kalkſpath darinnen, oft auch mit gediegenem Salz verſetzt. Die Tiefe des Schachts, der auf den Stollen getrieben iſt, beträgt 368 E. und hier iſt ein im Durchſchnitt 35 E. haltendes Rad, und eine Haſpel, wodurch die Sole aus einer Tiefe von 70 Fuß bis in den Stollen herausgeſchafft, und dann weiter durch hölzerne Röhre, bis zu den ohnweit davon entlegenen Gradierhäuſern geleitet wird. Auf rechter Seite des Stollens im Hineingehen bemerkt man einen unreinen Schwefel, der an Farbe und Leichtigkeit den Schwefelblumen gleicht, und ſich wie ein Sinter um die Oefnung herum zeigt, aus welcher beſtändig ein Waſſer quillt, das wie Schwefelmilch ſtinkt, und wahren Schwefelſtaub mit ſich führt. Der Berg Sublin, obenher Bevieux, der ehedeſſen ſchönen gewaſchenen Schwefel geführt hat, führt nun nichts mehr davon.

Bey dem ſchönen Waſſerfall Piſſevache hinter St. Maurice blühte häufig Saxifraga autumnalis und Antirrhinum alpinum.

Martinach iſt durch ſeinen fürtreflichen und ſtarken Wein berühmt, der dem beſten Spaniſchen Wein nichts nachgiebt, und Vin de la Marque und Coquempin genannt wird. Allein das nothwendigſte fehlt den Einwohnern, das Waſſer. Daher bedienen ſie ſich des Rhonewaſſers, das hier immer milchicht und unrein iſt, und eins der Haupturſachen der vielen Kröpfe ſeyn mag. Hier iſt im Walliſer-Land die eigentliche Gegend, wo die Elenden, Cretins genannt, zu Hauſe ſind. Es ſind taub und ſtumm-gebohrne Perſonen, mit Kröpfen die ihnen bis auf die Bruſt reichen. Sie ſind beynahe alles Bewußtſeyns beraubt, keiner Thätigkeit fähig, und liegen, wie alle ſinnloſe Menſchen, gern in der Sonne. Zum Glück, daß man ſie als eine Art von Heiligen hält, ſie in der Familie verehrt, und immer obenan ſezt. Nahe bey dieſem Flecken finden ſich hingegen die ſtärkſten und geſündeſten Menſchen, und nirgends weiter trifft man dieſe Krüppel an. Die allzugroße Hitze kann alſo nicht allein Urſache davon ſeyn, wie einige glauben, ſonſt müßten die wärmſten Länder dergleichen im Ueberfluß erzeugen. Etwas mag wohl darinn zu ſuchen ſeyn, daß ſich die Einwohner gerne in den ſtärkſten Weinen berauſchen, Sonn- und Feſttäge die Wirthshäuſer nicht verlaſſen, und zu dieſen Saufgelagen die kleinſten Kinder von Jugend an mitgenom-

men

men werden. Hier macht die Rhone einen Wirbel, und wendet ſich mehr nach Oſten hin. Ich folgte ihr auf der mittägigen Seite nach, und kam über Rilda nach St. Peter an das mitternächtliche Ufer des Fluſſes hinüber. Hier rathe ich allen Reiſenden aus eigner Erfahrung, nie ihr Nachtlager zu nehmen. Siders, eine Stadt, liegt ohngefehr 1½ Stunde von St. Peter. Sie hat ſteinerne Häuſer, die meiſt mit ſchwarzem Schiefer gedeckt ſind. Zwiſchen hier und Siders ſtreicht ein ganzes Gebirge, das meiſt kalk- und gypsartig, theils aber ſchieferartig iſt. Es iſt oft mit einer Kruſte von Salzauswitterung ganz bedeckt. Dies mag wohl das Alpenſalz ſeyn, das man unrecht Gletſcherſalz nennt. Auf dieſem Wege nach Siders traf ich häufig am Wege an: Centaurea paniculata, C. Alba, Artemiſia pelleſiaca, (*) und nahe bey Siders auf einem kleinen Hügel Ononis minutiſſima. Ich habe nie in meinem Leben eine heftigere Hitze ausgeſtanden, als auf dieſem Wege. Es war im Sept. und des Reaumurſche Thermometer ſtand auf 37° über 0.

Siders iſt ein angenehmer Ort, und man wird hier ſehr gut bewirthet. Die Beobachtung eines gewiſſen Reiſenden, daß das Waſſer allhier rauhe Hälſe verurſache, haben

(*) ſ. *Allionii* auctuarium ad ſynopſ. method. ſtirpium Hort. R. Taurin. p. 16. No. 58. und *Haller* Hiſt. No. 128. Artemiſia Fol. tomentoſis multifidis, floribus erectius, longe ſpicatis, ſubſepilibus.

haben weder ich, noch die hieſigen Einwohner, bekräftigen können. Ich habe mich verſchiedene Tage mit meinen Reiſegefährten bey deſſen Gebrauche ſehr wohl befunden.

Von hier hat man fünf Stunden bis ins Leuker Bad. Man kommt auf dieſem Wege an erſchrecklich hohe, ganz ſenkrechte Felſenwände vorbey, wo man auf der andern Seite die tiefſten Abgründe erblickt. Im Sommer iſt dieſer Weg ziemlich gut, zu Winterszeit aber höchſtgefährlich. Nahe bey Siders am Wege waren in Blüte Colutea arboreſcens, Epilobium anguſtifolium, Hieracium porrifolium. Mehr nach dem Bad zu Aſtragalus Onobrychis, Cacalia alpina, Verratrum, album, Aconitum Licoctonum, Alſine mucronata, Arbutus, Uva urſi, und Ononis natrix. Das Bad liegt in einem hohen Thal, das auf der mitternächtlichen, ſüdlichen und öſtlichen Seite von den ſtarken Wänden des Gemmiberges, und auf der mittägigen von einer ziemlich hohen Alpe eingeſchloſſen iſt. In der Hauptquelle dieſes warmen Bades, die auf dem Platz liegt, und bedeckt iſt, ſtieg das Thermometer nach Reaumur auf 41° über o., in einer andern unbedeckten, auf 39° um 1 Uhr Nachmittag bey heitern Himmel. Hr. Natterer, ei.: Arzt, hat nach Scheuchzer, Gruner und Collini, eine neue Beſchreibung dieſes Bades, und eine Analyſe ſeiner Waſſer herausgegeben; ſie iſt aber höchſt elend. Ich verſuchte, ob nicht die Luft, die ſich durch die häufigen Blaſen des Waſſers entwickelt, brennbar ſey. Zu dem Ende füllte ich eine

Flaſche

Flaſche mit Waſſer, und ſtürzte ſolche umgekehrt auf die Blaſen. Nachdem ich nun meine Flaſche ganz mit dieſer Luft angefüllt hatte, ſo hielt ich eine brennende Kerze an die Oefnung der Flaſche, es erfolgte aber keine Entzündung. Man bemerkte auch faſt gar keinen Schwefelgeruch, wie bey den Bädern zu Baden. Die Menge Eiſenerde, die man häufig bey den Quellen zu Tage bemerkt, ſcheint wohl nicht vorher in einer flüchtigen Vitriolſäure aufgelößt geweſen, und dann bey der Befreyung dieſer Säure zu Boden geſunken zu ſeyn; ſondern ich glaube vielmehr, daß die Eiſenerde, die in dem Waſſer, noch ehe es erwärmt war, nur zertheilt geweſen, und bey der Erwärmung deſſelben zu Boden geſunken war, durch das Hervordringen des Waſſers zu Tage iſt ausgeführt worden. Die wahren Beſtandtheile, und die daraus richtig zu ſchlieſſende Entſtehung dieſes warmen Waſſers, verdienen eine weit genauere als die bisher angeſtellte Unterſuchung, die ich aber wegen Kürze der Zeit nicht unternehmen konnte.

Ich traf hier einen geſchickten Botaniker Hrn. Ritt an, der nicht weit von Zürich zu Hauſe iſt. Er hat ſchon ſeit vielen Jahren faſt alle Alpen der Schweiz durchſucht, und verſpricht ſeine botaniſchen Bemerkungen, die das groſſe Halleriſche Werk ſehr ergänzen werden, nächſtens ans Licht treten zu laſſen. Wir machten eine botaniſche Exkurſion auf die mittägige Alpe, und hier bemerkten wir ſehr deutlich, wie die Pflanzen nach der Höhe der Gebirge nach und nach in ihrer

Größe abnehmen. Beym Hinaufgehen ſahen wir noch ſchöne hohe Tannen; dann folgten bald kleinere Gewächſe, Erica, Rhododendron ferrugineum, und dann nach dieſen kahle Weiden, die mit ganz kleinen Pflanzen untermiſcht ſind. An Pflanzen trafen wir hier folgende an: Ceraſtium latifol. Campanula barbata, Polygonum viriparum, Ranunculus aconitifol., Arenaria tenuifol., Arabis alpina, Senecio Doronicum, Polypodium aculeatum, Gypſophila repens, Alchemilla alpina, Poa alpina, Lichen iubatus und Lichen ſulphureus (*). Mehr auf der Höhe Trifol. ſpadiceum, Pinguicula alpina, Lychnis alpina, Saxifraga biflora (**), Tozzia alpina, häufig. Plantago alpina, Salix reticulata, ſ. arbuſcula, Hedyſarum alpinum, Lychnis acaulis, und Phyteuma haemisphaericum. Gentiana lutea wächſt häufig um das Bad herum; Veronica fruticuloſa bey den obern Quellen u. ſ. w.

Vom Bad bis an den Gemmiberg hat man eine halbe Stunde. Dieſer Berg, der von Scheuchzer und Gruner

(*) Lichen ramoſus aureus, cauliculis plenis lacunatis, farinoſis, cornutis. Haller hiſt. n. 1974. Er findet ſich hier häufig mit den Lichen iubatus an den Aeſten und Stämmen der Tannen.

(**) S. Allionii Auctuar. ad ſynopſ. method. ſtirp. Hort. R. Taur. p. 34. Saxifraga fol. imbricatis, ovatis, caulibus reptantibus biſloris. Hall. hiſt. n. 981.

ner als ſehr fürchterlich iſt geſchildert worden, und der auch nach erſterem ſeinen Namen a Gemitu haben ſoll, weil alle, die darüber giengen, zum Seufzen Urſache hätten, iſt nunmehr zur Sommerszeit keineswegs gefährlich, ſondern zum Steigen ziemlich gut. Man hat auch den Weg über das Brücklein, das an eiſernen Ketten von einer Spitze des Felſens zur andern hieng, geändert, und nun iſt durch Aushauen des Felſens auf der linken Seite ein minder gefährlicher Weg angelegt worden. Bis zur Höhe hat man drey Stunden. Nach Michely iſt die Höhe des Gemmiberges 2421 Klaftern über das Meer. Auf beyden Seiten des Wegs bemerkte ich außer dem zerbrechlichen Schiefer, den man bis zur Höhe wahrnimmt, noch folgende Pflanzen: Draba hirta, Rhododendron hirſutum, Satyrium nigrum, Gnaphalium alpinum, Hieracium Taraxaci, Aſtragalus campeſtris, Viola biflora, Viola calcarata, Aretia Hall. 621. Saxifraga oppoſitifolia, Androſace villoſa, Androſ. carnea, Gentiana Halleri (*), Artemiſia (**) rupeſtris, in der Höhe auf einer kleinen

(*) Gentiana floribus ſolitariis, longiſſime petiolatis, faucibus fimbriatis Hall. hiſt. n. 652. Flores ſolitarii, longiſſime pedunculati. Corolla quatrifida, multo calyce longior.

(**) Im Grindelwald nennt man dieſe Art Gäbuſe. Die Alpenhirten ſammlen ſolche mit großer Sorgfalt, und rühmen es als ein vortreffliches Hausmittel gegen das Seitenſtechen.

Wieſe ſehr häufig; Orchis alpina, Primula Halleri (*). und Lichen miniatus, den ſchönen Lichen ſuccatus auf der rechten Seite des Wegs am Dauben-See.

Auf der Gemmi reiſet man immer neben dem Dauben-See her, der ſich eine gute halbe Stunde in die Länge zieht, und kömmt endlich an ein am Ende dieſes Sees gelegenes Wirthshaus an, welches das einzige in einem Diſtrikt von ſieben Stunden iſt, wo man gut bewirthet wird. Hier geht es abwärts nach dem Berner Gebiet zu. Auf dieſem Wege fand ſich häufig Dryas octopetala, ſolidago minuta etc. Bis zum Kandelſteg hat man drey Stunden. Dies iſt das erſte Dorf in einem ſehr angenehmen Thal, das Frutinger-Thal genannt. Jenes hat vermuthlich ſeinen Namen von der Brücke, die dort über die Kandel, ein ungeſtümmes Bergwaſſer geht, ſo wie dieſes von den Freyherren von Frutingen, unter deren Herrſchaft es ehmals war, bewohnt wird. Von Frutingen bis Unterſeen hat man fünf Stunden. Der Weg iſt ſehr gut, man hat auf linker Seite die ſchönſte Ausſicht über den Thunerſee, an deſſen Ufer man vorbey muß. Das beſte Wirthshaus iſt hier das Kaufhaus, wo man aufs freundſchaftlichſte aufgenommen wird. Von hier nach dem Grindelwald bringt man beynahe einen ganzen Tag zu,

(*) Primula fol. glabris, ellipticis, rugoſis ſerratis, floribus umbellatis tubo longiſſimo. Hall. hiſt. n. 611.

zu, wenn man noch im Vorbeyreiſen bey Zweylutſchinen nach Lauterbrunn zugehen, und allda den ſehr merkwürdigen Staubbach ſehen will. Um die in dieſem Thal liegenden Gletſcher zu beſuchen, geht man von hier nach Sichellauinen und Hohenalp, und von da weiter hinauf nach dem Ausfluß des Breitlauinengletſchers. Will man über die Eißfelſen ſelbſt gehen, ſo muß man ſich der größten Behutſamkeit (*) dabey bedienen. Um nun nach Grindelwald zu kommen, geht man wieder zurück nach Zweylutſchinen, und von da durch ein Thal gegen Oſten hin. Man findet hier ein ſehr gutes Wirthshaus für dieſe Gegenden. Nicht weit davon liegen der untere und obere Gletſcher, welche man nicht ohne die größte Bewunderung betrachten kann.

Nach dem Haßlithale zu muß man den Weg über Scheidegg, einen ſehr hohen Berg, der meiſtens aus ſchwärzlichem Schiefer zuſammengeſezt iſt, nehmen. Im Hinuntergehn nach Oberhaßli zu trifft man zur Linken zwey ſchöne Waſſerfälle an. Von Pflanzen bemerkte ich auf dieſen Alpen: Campanula alpina, Chry-

(*) S. kurze Anleitung für diejenigen, welche eine Reiſe durch einen Theil der merkwürdigſten Alpengegenden, des Lauterbrunnenthals, Grindelwald, und über Meyringen auf Bern zurückmachen wollen. Bern 1777. Dieſe ſehr nützliche Anleitung des Hrn. Wyttenbach iſt jedem Reiſenden der Schweiz zu empfehlen.

Salisbury.

Muß ich dem Geſez zuvorkommen?
(Er zieht ſeinen Degen.)

Faulconbridge.

Euer Schwerdt iſt glänzend, Sir, ſtekt es wieder ein.

Salisbury.

Nicht eher, bis ich ihm eines Mörders Haut zur Scheide gemacht habe.

Hubert.

Zurük, Lord Salisbury, zurük, ſag ich; beym Himmel, mein Degen iſt ſo ſcharf als der eurige; ich möchte nicht, Lord, daß ihr euch ſelbſt vergäſſet, oder die Gefahr meiner abgenöthigten Gegenwehr reiztet; oder ich möchte, von eurer Wuth aufgefodert, euern Werth, euern Adel und eure Gröſſe vergeſſen.

Bigot.

Hinweg, Miſthauſe, unterſtehſt du dich einem Edelmann zu trozen?

Hubert.

Nicht für mein Leben; aber meine Unſchuld unterſteh ich mich gegen einen Kayſer zu vertheidigen.

Salisbury.

Du biſt ein Mörder.

fanthenum alpinum (*), Euphraſia officinalis minor, Lycopodium Helueticum, Lycop. ſelaginoides, Gentiana nivalis, Lichen corallinus, Lichen lentigerus.

Oberhaßli iſt ein ſehr artiger Flecken, und man findet hier alle Bequemlichkeiten. Von hieraus ziehen verſchiedene Wege; der eine geht über die Grimſel nach Wallis, der andere durch Engſtlen nach Unterwalden; ein andrer über den Brüning nach Lucern, und noch ein andrer über den Thuner- und Brienzer-See nach Bern.

Aus dem Haßlithale geht man allmählich immer aufwärts nach dem Hoſpital zu, das am Fuß der Grimſel liegt. Dieſer Weg iſt meiſtens rauh, und zuweilen ganz mit fürchterlichen Granitſtücken, die durch die Schneelauinen heruntergeſtürzt ſind, bedeckt. Zur Linken ſieht man in die tiefſten Abgründe hinab, wo ſich die Aare, die bey dem auf der Grimſel gelegenen Lauteraargletſcher entſpringt, mit ihrem fürchterlichen Getöſe den Reiſenden erſcheint. Von Pflanzen, die ich hier

(*) Dieſes kleine Pflänzchen, das auf den Alpen kaum etliche Zoll lang iſt, iſt eine Varietät von der Euphraſia officinalis auf der Ebene.

(**) S. Weber Cryptog. p. 192. Tab. III. Cruſta foliacea albida Scutellulas albo marginatae per aetatem in tubercula convexa fumeicentia mutantur.

hier zwiſchen den Ritzen der Felſen ſuchte, fand ich Saxifraga bryoides, Lichen paſchalis, Pedicularis tuberoſa, Sonchus alpinus und einen ganzen Wald von Pinus Cembra (Aroen oder Zirbeln.) Von den leztern werden die Nüſſe als ein Arzneymittel wider Bruſtbeſchwerden, Schwindſucht, u. ſ. w. weit herumgetragen. Aus dem Harz des Baums wird eine Art von Balſam gemacht, welcher inſonderheit in Ungarn in großem Anſehen ſteht.

Das Spital iſt nichts weniger als ein bequemes Wirthshaus, ſondern es iſt ein ganz kleines Haus, das hier und da einige Taglöcher hat, wo man ſich mit Butter und Käſe und einem Nachtlager auf Heu, oft in Geſellſchaft der Kühe und Pferde, befriedigen muß. Dieſe Mühſeligkeiten werden indeſſen durch einen höchſt dienſtfertigen und gutmüthigen Wirth erſezt. Vom Spital ſteigt man gerade aufwärts bis zur Höhe der Grimſel. Hier wandert man auf einer ziemlich langen Ebene, wo man hier und da den Weg über Schneehaufen nehmen muß, und ſich alsdann auf der Walliſeite den Berg hinunter nach Oberwald begiebt. Auf der Ebene der Grimſel ſind hier und da große Stangen aufgeſteckt, welche, wenn die Wege mit Schnee bedeckt ſind, den Reiſenden zu Wegweiſern dienen. Unter den Pflänzchen, die ich hier antraf, ſchienen mir folgende merkwürdig: Salix arbuſcula, Soldanella alpina, Geum montanum, Lichen croceus, L. ſubulatus,

L. paullus, L. niualis (*), L. cruentus (**), L. confluens (***), Lichen Oederi (****), L. Lanatus, und fragilis.

Zu Oberwald empfindet man wieder die unausſtehliche Hitze des Wallislandes. Hier geht der Weg über die Furka nach dem Urſerenthal ſechs Stunden weit. Dieß mächtige Gebürg iſt das weſtliche Ende des Gotthards. Es beſteht aus zween Firſten, und wird daher Bicornis oder Furka genennet. Nach Michely iſt es bey 2669 Klaftern über das Meer erhaben. Im Hinaufgehen bemerkt man zur linken Seite den ſchönen Gletſcher, der, nach Ausſage meiner Führer, ſchon etliche Jahre ſtark abnehme. Allein das Vorgeben einiger Leute, als ob ein ſiebenjähriges periodiſches Vor- und Zurücktreten der Gletſcher wahrzunehmen ſey,

(*) Lichen niualis luteus punctis marginalibus nigris albo ſubſtipitat. Eine Varietät davon iſt der Lichen niualis albidus, der ſehr ſelten puncta marginalia hat.

(**) S. Weber Cryptogam. p. 184. Tab. I. Lichen cruſtaceus, tartareus, glaucus, ſcutis difformibus planis, ruberrimis. Hall. hiſt. n. 2050.

(***) Weber. Crypt. p. 180. Tab. II. An Lichen cruſta inſeparabili etc. Hall. hiſt. n. 2064.?

(****) Lichen leproſus ruber, tuberculis nigris Oed. Dan. Faſc. VIII. p. 8. Tom. 70. f. 1. Cruſta varians colore ex rubro et luteo varie mixto. Tubercula atra ſicca, planiuſcula.

ſey, will mir eben ſo wenig wie andern einleuchten. Das Gletſcher Waſſer vereinigt ſich mit der daran liegenden Quelle des Rhodans, und fließt hier noch ſehr ruhig, giebt aber, nachdem es ſich den Felſen hinabſtürzt, jenes fürchterliche Waſſer ab, das ſeinen Lauf im Anfange von Mitternacht gegen Mittag, und dann nach einer ziemlichen Krümmung immer von Morgen gegen Abend nimmt. Hart am Gletſcher bemerkte ich einige ſchöne Pflänzchen: Achillea nana, Cardamine belindifolia, ſaxifraga aſpera, Cardamine reſedifolia, und aſſarifolia mehr aufwärts, Pedicularis roſtrata, ſedum atrata, ſalix myrtiloides, Achillea Genipi (*), und um die Alpenhütten herum ſehr häufig Rumex Alpinus und digynus.

Realp iſt der erſte Ort im Urſerenthal. Man trift hier ein ſehr ſchlechtes Wirthshaus an, und man thut am beſten, wenn man noch eine Stunde weiter nach dem Hoſpital zugeht, wo man im Poſthauſe am beſten verſorgt iſt. In Zumdorf, eine halbe Stunde vom erſtern, wohnt ein Capellan, Hr. Joh. Joſeph Reglin, der den gröſten Cryſtallhandel in der Gegend treibt.

Man

(*) Achillea fol. glabris punctatis, pinnatis, pinnis ſimplicibus. *Hall.* hiſt. n. 112. Folia radicalia conferta, caulina alternatim poſita, viridia, pinnata, pinnis longis, linearibus, acutis, aliquando dentatis. Calycis ſquamae e luteo viridis, ora nigra. Petala plana ſex, ſeptem alba. Dieſes Pflänzchen hat einen angenehmen und ſtark aromatiſchen Geruch.

Man findet nicht allein bey ihm auserlesene (*) Stücke aus der Schweiz, sondern auch aus dem Piemontesischen.

Nach dem Hospital zu bemerkt man eine mit dem Lapide ollari verwandte Steinart, den man Giltstein nennet. Er ist von schwarzgrauer Farbe, und hat hie und da Adern theils von einem unreifen amianthartigen Wesen, theils von einem spatartigen Kalkstein, der mit Talkfasern durchwebt ist. Ob es die nemliche Steinart sey, die Cronstedt Steatites viridis nennt, kann man nicht wohl, ohne diese nicht gesehen zu haben, behaupten. Von dieser Steinart hat man im Canton Uri Ofenplatten, woraus sie ganze Oefen zusammensetzen, die dann wegen der Härte des Steins, die durch die Länge der Zeit immer zunimmt, stärker hitzen, als die von eisernen Platten, und auch länger aushalten.

Vom Hospital hat man eine kleine Stunde bis zur Teufelsbrücke. Diese macht bey jedem Reisenden wegen ihrer furchtbaren Beschreibung eine besondere Idee. Sie ist indessen wegen ihres Baus mehr künstlich als fürchterlich. Ihre Benennung soll sie von einem daran liegenden Berge, der Teufelsberg genannt, haben. An der Brücke linker Hand nach Altorf wächst sehr häufig das Bupleurum stellatum L. Für Reisende, die ihren Weg von Altorf her über die Teufelsbrücke nehmen, ist

(*) S. Andreä Briefe 26ster Br.

iſt es immer ein ſehr erwünſchter Anblick, wenn ſie von der engen Straße, die ſie vorher gewandert ſind, auf einmal, nachdem ſie durch ein etliche Minuten langes dunkles Loch, das durch einen Felſen gehauen iſt, durchgegangen ſind, eine weite Ausſicht in das Urſerenthal hinab genießen. Von hier bis zur Höhe des Gotthards beſtehen ganze Felſen aus dem ſogenannten Geißberger Stein, der mit Recht als die Mutter der ſchönen ſchweizeriſchen Cryſtallen kann angeſehen werden. Quarzkörner machen immer den größten Theil ſeiner Beſtandtheile aus, und iſt er noch mit Thon, Glimmer und Specſteinkörnern vermiſcht. Das hellgrüne Talkigte, das das Äeußere dieſes Steins ganz ſchlüpfricht macht, iſt eben die Sammterde, von welcher ich ſchon vorher geſagt habe, daß ſie ſich häufig in und bey den Cryſtallen findet, und liegt jene weit reiner in dem Stein, als wie dieſe bey den Cryſtallen, die durch die vermiſchten fremden Theile zerreiblicher, und auch ganz von dieſer Steinart abgeſondert ſich findet. Vergleichen wir aber die Beſtandtheile der Cryſtalle mit dieſer Steinart genau, ſo iſt gar kein Zweifel mehr vorhanden, dieſe für die wahre Mutter der Cryſtalle anzuſehen. Das Waſſer löſt die Quarztheile dieſes Steins nach und nach auf, und bleibt alſo die in der Steinart ſich zugleich findende und von dem Waſſer unauflößbare grünlicht-glänzende fette Erde zurück. Dieſe vermiſcht ſich zum Theil bey der Entſtehung der Cryſtalle mit ihnen, und hängt ſich hier und da in der Cryſtallhöhle

außer-

außerhalb der Crystalle an. Man sehe hierüber den Anhang zu dem 27sten Br. in Hrn. Andreä Briefen aus der Schweiz nach.

Vom Hospital fängt der Uebergang über den Gotthard an. Man hat bis zur Höhe, wo auf einer ziemlich breiten Ebene ein Kapuziner-Hospitium ist, anderthalb Stunden, und eben so viel herunter nach Airolo. Ohnweit der Straße, die vor allen andern Bergstraßen der Schweiz eine mit von den besten und bequemsten zu steigen ist, sieht man verschiedene Seen. Gegen Mittag sind zween beträchtliche, die dem Tessino den Ursprung geben; der größte ist der Lago di Luzendro, der gegen Norden ohngefähr anderthalb Stunden von den übrigen entfernt ist. Oben auf der Fläche sind Berge auf Berge gehäuft. Hr. Micheli hat die ganze Höhe des Gebirges abgemessen, und den östlichen Gipfel desselben auf 2736, und den westlichen auf 2750 fr. Klafter über das Meer erhaben befunden. Oben auf dem Gotthard an der Straße wohnen zwey Kapuziner, wovon der eine schon viele Jahre da ist. Sie haben neben ihrer sehr artigen Wohnung eine Capelle, und noch andere Bequemlichkeiten, die den Vorbeyreisenden gut zu statten kommen. Sie nehmen die Fremden sehr gerne auf, und bewirthen sie aufs beste. Da es ihre Ordensregeln verbieten, Geld für etwas Gegebenes anzunehmen, so läßt man im Weggehn auf dem Tische etwas zur Erkenntlichkeit liegen.

Hie

Hie und da fand ich an den faſt kahlen Felſen: Alchemilla pentaphylla, Ceraſtium ſtrictum, ſaxifraga cuneifolia und ſaxifraga ſtellaris. Im Heruntergehen nach Airolo, faſt am Fuße des Gotthardsberges, bemerkte man verſchiedene Steinarten, womit zum Theil der Weg gepflaſtert iſt, und woraus zum Theil die Einfaſſung des Wegs bis Airolo beſteht. Ob dieſe Steine am Gotthardsberg brechen, oder ſonſt in der Nähe, dies habe ich nirgends erfahren können. Einige beſtehen aus Glimmer, Quarz und großen unförmlichen Eiſengranaten, andere zugleich mit cryſtalliſiertem Schörl, deſſen Cryſtallen zum Theil keilförmig ſind, zum Theil aber bündelweiſe geordnet, die ihre Strahlen aus verſchiedenen Punkten auseinander ſchießen. Erſterer Art iſt der von Cronſtedt beſchriebene Murkſtein, ſ. Mineralog. §. 261. und des Linne Saxum alpinum. Eine folgende Art, die mit Cronſtedts Schneideſtein vollkommen übereinkommt, enthält kleine reguläre zwölfſeitige Granaten, und iſt hie und da mit Schörlblende eingeſprengt. Als ich Müllers Nachrichten von Turmalinen erhielt, ward ich auf meine bey Airolo gefundene Steine aufmerkſam, und glaubte hier ein ähnliches zu entdecken, aber meine Bemühung war vergebens. Hr. Müller beſchreibt auf der 8ten Seite einige den meinigen vollkommen ähnliche Arten; dieſe finden ſich vermuthlich mit den Turmalinen in einer Gegend. Vielleicht iſt ein künftiger Reiſender in dieſe Gegenden glücklicher, und entdeckt

deckt durch fleißigeres Nachsuchen die ähnlichen Steine mit Turmalinen.

Von hier kömmt man über Bellinzona, Lugano, wo man sich über die See setzen läßt, nach Como, einer sehr artigen und wohlgebauten Stadt. Hier hatte ich das Vergnügen, einen ganzen Tag die Gesellschaft des Hrn. Prof. Alexander Volta zu genießen. Seine Versuche, womit er mich unterhielt, waren sehr interessant, und verdienen, daß ich einige davon anzeige. Die Pistole bey einem Gewitter eben so, wie bey der Harz-Electricität, anzuwenden, ist zwar schon in der teutschen Uebersetzung seiner Briefe auf der 208 und 209ten Seite angegeben; doch habe ich sie bey ihm weit bequemer und mit weniger Gefahr verknupft angetroffen. An der Bodendecke seiner Stube ist eine ohngefähr 4 Zoll im Durchmesser starke Pistole, nachdem sie vorher mit brennbarer Luft angefüllt, und die Oeffnung mit einer nassen Blase wohl verbunden ist, an drey seidnen Bändern aufgehängt. Außen vor seinem Fenster, in einer nicht allzuweiten Entfernung, ist eine Franklinische Stange angebracht, von deren obern Spitze eine dicke Kette in einen tiefen Brunnen geleitet wird, zugleich aber auch ein dünner Draht seine Richtung nach der Pistole zunimmt, so daß er nur in einer Entfernung etliche Linien breit von der an der Pistole unten angebrachten nach dem Draht sich richtenden messingenen Spitze zu stehen kommt. So oft nun ein Gewitter sich zeigt, welches hier herum im Sommer fast

täglich

täglich erfolgt, so entladet sich die Pistole durch die vermöge des Draths herbeygeleitete athmosphärische Elektricität mit einer starken Explosion, und kündigt zum voraus den Donner an.

Auf der 95sten Seite sagt er: „Man darf also nicht mehr fragen, was die Ursache der Flamme des auf dem Heerd brennenden Holzes sey, und warum sich die Flamme ununterbrochen hinter dem ihr vorgehenden Rauch in die Höhe erhebt? Es ist die entzündbare Luft, welche sich befreyet hat, und zuerst von der feurigen Kohle ist entzündet worden, ꝛc.“ Dieses bewies er mir durch einen sehr leicht anzustellenden Versuch. Fängt man den Dampf eines nur noch glimmenden Lichts mit einem Glas, das keine allzuweite Oeffnung hat, auf, und sezt dieses unter Wasser, so wird nach kurzer Zeit das Rusichte sich zu Boden setzen, und das Glas ganz hell werden. Nimmt man das Glas aus dem Wasser weg, und hält an dessen Oeffnung ein brennendes Licht, so wird sich eine gleiche Entzündung mit einer Explosion, wie bey der entzündbaren Luft, die man aus Eisenfeile und Vitriolgeist erhält, zeigen. Ist dieses nicht Beweises genug, daß die Flamme, die bey allen brennbaren Körpern entsteht, ihre Entstehung von der entzündbaren Luft habe?

Eine sehr nützliche Bemerkung machte er bey einem Conductor seiner electrischen Maschine. Er sah, daß ein solcher, der einen Schuh in der Länge und Dicke

Hubert.

Zwingt mich nicht es zu werden; izt, bin ich noch keiner; Weſſen Zunge falſch redet, redt nicht wahr, und wer nicht wahr redt, lügt.

Pembroke.

Haut ihn in Stüken.

Faulconbridge.

Halte Frieden, ſag ich.

Salisbury.

Auf die Seite, Faulconbridge, oder ich will dir die Haut abziehen.

Faulconbridge.

Du würdeſt leichter dem Teufel die Haut abziehen, Salisbury. Wenn du dich erkühnſt mich nur ſauer anzuſehen, nur deinen Fuß vorzuſezen, oder ein unanſtändiges Wort gegen mich auszuſtoſſen, ſo ſchlag ich dich tod nieder. Steke deinen Degen bey Zeiten ein, oder ich will dich und deinen Bratſpieß ſo zuſammenpleuen, daß du denken ſollſt, der Teufel aus der Hölle ſey über dich gekommen.

Bigot.

Was willt du thun, ruhmvoller Faulconbridge? Einem Böſewicht beyſtehen, einem Mörder?

Hubert.

Lord Bigot, ich bin keiner.

Bigot.

hat, nicht ſo viel elektriſche Materie annimmt, als wenn dieſer mehr der Länge nach ausgedehnt iſt. Dieſer Verſuch brachte ihn auf den Gedanken, einen Conduktor von 60 bis 80 Schuh in der Länge und im Diameter von nur etlichen Zollen zu verfertigen. Den Schlag, den man nun bey Anrührung deſſelben, wenn man ſich zugleich mit einem Ableiter verbindet, empfindet, iſt faſt eben dem gleich, wenn man ſich nach der gewöhnlichen Art der Leidniſchen Flaſche bedient. Seine über eben dieſen Gegenſtand angeſtellten Verſuche werden wir nun bald in des Hrn. Abbé de Rozier Obſerv. ſur la Phyſique, wohin er in Zukunft ſeine neueſten Beobachtungen liefern wird, zu leſen erhalten.

Bey einigen Kaufleuten trift man verarbeitete Gefäße von den bey Chiavenna brechenden Lavezſteinen an, womit ſie einen ſtarken Handel nach Italien treiben (*). Man

(*) S. Syn. praelect. philoſoph. auct. *Beaud*, Profeſſ. Friburg. Helv. Friburg. 1769. p. 127. Lapis ollaris ſ. Lebetum quem Plin. vocat lapidem Comenſem, griſei eſt coloris, effoditur potiſſimum apud Griſones in Valle Majenſi (Val. Maygia Mayenthal) dicitur Lavezſtein a voce Italica Lavezzi ſ. Laveggi; hoc nomine Itali ollas ſiue lebetes nuncupant, quos ex illo potiſſimum lapide efficiunt. Illud autem ſingulare habent vaſa eiusmodi, quod calorem citius recipiant, diutius retineant, nec ſaporis quidpiam venenei in illis latet, illud eiicere dicuntur.

Man kann sich keinen reizendern Anblick denken, als den Weg von Como nach Mayland. Kaum ist man einige Stunden von Como entfernt, und ein wenig aufwärts gestiegen, so entdeckt man eine unabsehbare Ebene, alle Gebirge verschwinden, und man sieht das fruchtbarste Land Europens vor sich.

Die Wirthshäuser in Mayland sind meist sehr unreinlich. In meinem Zimmer hatte ich eine gute Gelegenheit, Wanzen, Scorpionen und die Blatta orientalis zu studiren. Wenn man hier, ehe man ins Haus tritt, nicht mit dem Wirth vorher übereinkommt, so ist man den größten Uebertheurungen und Schindereyen ausgesezt.

Die Brera, ein sehr ansehnliches Gebäude, enthält ein Observatorium, eine große Bibliothek, und ist der Ort, wo die Collegia gehalten werden. Das Observatorium ist sehr gut angelegt, und hat eine schöne Sammlung von Instrumenten, die von einem geschickten Künstler, einem Teutschen, Namens Megele, der in der Brera arbeitet, verfertigt sind. Die Hrn. Abbés Reggio und Angelo de Cesaris, zwey Astronomen, geben alle Jahre Ephemerides astronomicas ad meridiem mediolanensem heraus.

Ruggiero Giuseppe Boscowich von der Gesellschaft Jesu, ehemaliger Professor der Astronomie und Direktor des Observatorii des Jesuitercollegii zu May-

land, ist nach Frankreich gegangen. Eben diese Brera ist zur Aufnahme der großen Bibliothek des Herrn von Haller bestimmt, die von dem Kayserlichen Hof für eine sehr mäßige Summe ist angekauft worden. Sie enthält 17000 Bände, worunter 2000 botanische Werke, und 100 Bände Herbarium sich befinden. Man erstaunt, wenn man bedenkt, wie man einen solchen Schatz für 2000 neue Louisd'or hat können aus dem Lande gehen lassen.

Der Ritter Marsiglio Landriani, Professor der Physik, hat sich neuerlich durch seine Abhandlung über die Gesundheit der Luft, und seinen erfundenen Eudiometer bekannt gemacht. Ausser diesem liest man in den Opuscoli interessanti verschiedene nützliche Bemerkungen von ihm. Er hat aus verschiednen Substanzen, aus dem mineralischen Turpith, dem vor sich allein calcinierten Queckſilber, dem schwarzen Pulver, das sich bey der Amalgamation des Queckſilbers mit Metallen zuweilen absezt, und andern mehr eine dephlogistisierte Luft erhalten, die man sich darinn nicht vermuthet hätte. Einigen Vögeln, die er durch einen elektrischen Schlag getödtet hatte, gab er das Leben wieder, indem er ihnen den flüchtigen Salmiakgeist zum Theil an den Schnabel hielte, und auch etwas davon eingab. Nach diesen Versuchen schien die elektrische Materie in einer sehr subtilen Säure zu bestehen, die eben das bey den Vögeln bewirkte, was die fixe Luft nach den bekannten Versuchen bey ihnen leistet.

Der

Der botaniſche Garten, welcher bey der Brera liegt, iſt nicht groß. P. Fulgentius Vittmann, ehemaliger Profeſſor der Botanik zu Pavia, iſt nun hier zur Botanik beſtimmt, und ſucht den Garten in Ordnung zu bringen. Es ſind von ihm einige Schriften heraus: De medicatis herbarum facultatibus. Faventiae 1770. und Saggio dell' Iſtoria erbaria delle Alpi di Piſtoja, Modena e Lucca, con nuove Oſſervazioni botaniche e mediche &c. Bologna 1773.

Pietro Moſcati, ehemaliger Profeſſor der Anatomie zu Pavia, nunmehr Leibmedicus bey dem Erzherzog und Profeſſor der Chemie, hat, weil die Chemie ſo ſchlecht in Italien betrieben wird, Spielmanns Inſtitut. Chemiae ins Italiäniſche überſetzen laſſen, und hiernach will er künftig die Lektionen halten. Er hat einen ſchönen Apparat von phyſiſchen Inſtrumenten, worunter etliche neue ſich befinden. Er beſizt auch eine vollſtändige Sammlung vulkaniſcher Produkte, die er auf einer Reiſe nach Neapel geſammlet hat.

Hr. Paolo Sangiorgio, ein junger Mann und Apotheker in Mayland, iſt vor wenigen Jahren von Wien zurückgekommen, wo er auf Koſten der Kayſerin die Chemie und Mineralogie ſtudierte. Er hat in dieſen Fächern auch vieles gethan, und verdiente mehr Achtung, als man ihm würklich erweiſt.

Ferber hat bey Gelegenheit ſeiner Sammlung eines Stückes Erwähnung gethan, das er für eine ſchwarze

glaſigte Lava oder ſogenannten iſländiſchen Achat hielt. Es hat ſich aber nach meiner Bemerkung gefunden, daß es mit Säuren brauſt, das doch jenes gewiß nie thut. Es iſt daher für einen Aladrepor zu halten, für das es auch von den meiſten erkannt wird. Er zeigte mir ein Stück an Geſtalt und Farbe einer Bezoarkugel gleichend, von ohngefehr vier Zoll im Durchmeſſer, das man im Magen eines Pferdes gefunden hatte. Der Kern iſt mit drey Schalen, die ſich leicht ſepariren laſſen, eingeſchloſſen. Sonſt iſt es ohne Geruch. Sein Vater hat vor nicht langer Zeit eine ökonomiſche Pflanze (Cynoſurus echinatus) beſchrieben und herausgegeben.

Die Univerſität zu Pavia, iſt jetzo durch die vortreflichſten Verordnungen des dortigen Gouvernements im beſten Flor, und hat ſehr geſchickte Profeſſoren. Die Naturalienſammlung wird täglich mit dem gröſten Eifer vermehrt, worunter das Fach der Mineralien, wovon der erſte Anfang das ſcopoliſche Cabinet ausmachte, ſich beſonders vorzüglich auszeichnet. Hr. Spalanzani wird künftig die Mineralogie leſen. Für die zoologiſche Sammlung iſt ein beſonderer Saal beſtimmt, und wird Hr. Scopoli dieſes Fach beſonders vortragen. Der phyſikaliſche Saal enthält viele wichtige Inſtrumente. Der botaniſche Garten iſt in ſeinem Anfang. Jetzo baut man ein groſſes daranſtoßendes Haus, mit einem geräumigen Laboratorio chemico, worinn künftig Hr. Scopoli die Chemie und Botanik öffent-

öffentlich lehren wird. Die sehr zahlreiche Büchersammlung, die sich noch itzo in dem Collegio romano befindet, wird nun in das neue Haus transportiert werden, und künftig den berühmten C. Fontana zu ihrem Aufseher haben. Ich muß hier eben wie Hr. Ferber mit großen Verdruß beklagen, daß jeder Fremde, der zur Sommerszeit kommt, nicht leicht einen der hiesigen Gelehrten in der Stadt antrifft. Die Naturalienſammlung wird nur von einem unwiſſenden Pedel gezeigt.

Der Weg von Mayland nach Turin zeigt für den Naturforſcher nichts Merkwürdiges. Im Zeughauſe zu Turin findet man eine ſchöne Sammlung von Mineralien, ein wohl angelegtes chemiſches Laboratorium und Gießhaus der Kanonen.

Das zur Univerſität neuerbaute Collegienhaus enthält eine reiche Sammlung von Antiquitäten, wovon die meiſten im Piemonteſiſchen ſelbſt ſind gefunden worden, eine Naturalienſammlung, die zwar noch meiſt in Käſten eingepackt iſt, und ſich mit denen von Donati anhergeſandten befindet.

Der botaniſche Garten vor der Stadt bey dem Luſtſchloſſe Valentin. Er iſt ſehr gut angelegt, und die meiſten Pflanzen ſind in Scherben eingeſetzt. An ſeltnen Gewächſen und Alpenpflanzen iſt er ſehr reich, und enthält beynahe jährlich 3600 Pflanzen. Alle Sommer werden zwey Gärtner nach den Schweizer- und Italiäniſchen Alpen abgeſendet, um alle ſeltne Pflan-

zen auf das künftige Frühjahr in den Garten zu bringen. Unter dieſen Gärtnern iſt zugleich einer davon der Inſektenjäger. Hrn. Carl Allion, dem großen Gelehrten und Menſchenfreund, gebührt mit größtem Recht das ihm von Hrn. Ferber ertheilte Lob. Ich kann insbeſondere rühmen, daß ich von ihm mit einer Güte und Gefälligkeitsliebe aufgenommen worden, die leider bey Gelehrten aller Länder ein ſeltnes Beyſpiel iſt. Außer denen von Ferbern angezeigten Schriften ſind noch folgende von ihm bekannt: Allionii Auctuarium ad ſynopſ. methodicam ſtirpium H. R. Taur. Eine vollſtändige Flora Pedemontana, die bey 2800 Pflanzen enthalten wird, werden wir nächſtens von ihm erhalten. Er arbeitete ſtark daran, und die Kupfertafeln ſind ſchon alle dazu fertig. Er hat eine ſehr reiche Sammlung von Petrefakten, Mineralien, trocknen Pflanzen, und meiſtens alle Inſekten aus der dortigen Gegend. Ich ſahe bey ihm ein koſtbares Werk von gemahlten Pflanzen, das ſchon 24 Bände in Fol. ſtark iſt, worinn faſt alle Pflanzen, die bisher im botaniſchen Garten zu Turin geblüht haben, aufs ſorgfältigſte und genaueſte unter der Aufſicht des Hrn. Allion ſelbſt abgebildet werden. Jedes Jahr kommt ein neuer Band dazu.

Herr Maria Dana, Prof. Extraordin. und Subſtitut des Hrn. Allion, hat ſchon verſchiedene artige Bemerkungen gemacht, die in den Miſcell. Taurin. zu finden ſind: De Solano Melano ceraſo H. R. Taur. de Agarico, ſeu Boleto pelliceo u. a. m.

P. Pre-

P. Beccaria, Profeſſor der Phyſik, iſt durch ſeine wichtigen Entdeckungen in der Electricität bekannt genug (*).

Herr Carl Ludwig Bellardi, ein Arzt, iſt ein geſchickter Botaniker, und beſitzt, außer ſeiner ziemlich zahlreichen Sammlung von Pflanzen, ein Cabinet von Conchylien, Mineralien und Petrefakten.

P. Ermenegildo Pini (**) beſitzt ein anſehnliches Mineralienkabinet. Seine Sammlung der Eiſenſtufen von der Inſel Elba macht einen beſondern Schrank aus, worunter ſich alle die Arten befinden, die er in ſeiner Beſchreibung von dieſer Inſel angezeigt hat. Auch hat er einen ganzen Schrank voll von der neuen Steinart aus Zillerthal in Tyrol, worinn ſich Turmalinen finden. Hr. Pini hält ſie noch für Baſalt-

(*) Folgende Schriften ſind von ihm bekannt: 1) Dell' Elettricismo Lettere di Giambatiſta Beccaria dirette a Giacomo Bartol. Beccaria, Prof. di Chimia à Bologna, 1758. fol. min. 2) Gradus Taurinenſis, Taur. 1774. 4. 3) Dell' Elettricismo artificiale e naturale di G. Beccaria in Turino 1753. 4. 4) Oſſervazioni intorno alla doppia refrazzione del Criſtallo di Rocca 1764. 4. 5) Experimenta et obſervationes, quibus Electricitas Vindex conſtruitur atque explicatur, 1769. 4. 6) Dell' Elettricita terreſtre Atmoſferica a Cielo ſereno 1775. 4.

(**) Oſſervazioni mineralogiche ſu la miniera di ferro di Rio e altri parti della Iſola d'Elba di Ermenegildo Pini C. R. B. In Milano 1777. 8.

Säulen, und scheint nichts von der Nachricht des Herrn Müllers zu wissen.

Hier schied ich von meinem Freunde und Begleiter Hrn. Köstlin, dessen Gesellschaft mir auf dieser Reise von unschätzbarem Nutzen gewesen war. Er setzte seine Reise durch Italien fort, und ich kehrte durch Savoyen und die Schweiz nach Strasburg zurück.

II.

Brief

von der Stadt Florenz und von einigen ihrer schönsten Gegenden.

Ich finde unter meinen Schriften einige kurze Aufsätze von verschiedenen sehenswürdigen Dingen der Stadt Florenz und ihrer Gegenden, die ich Ihnen, wertheſter Freund, mittheilen will, und die sie schwerlich in Reisebeschreibungen so genau und zuverlässig beschrieben finden werden. Und zwar erstlich vom Großherzoglichen Garten Boboli. Er liegt hinter dem Residenzschlosse Palazzo Pitti, und erstreckt sich linker Hand an den Klostermauern von S. Felicita, aufwärts gegen Belvedere, ein klein erhabenes Kastell, wo man die ganze Stadt übersehen kann. Von da neiget er sich zur Rechten hinab längst der Stadtmauern bis ans Römerthor.

Von

Von hieraus läuft seine Ringmauer in gerader Linie, welche die kürzeste ist, bis an die Häuser, welche die eine Reihe der Straße bilden, die zu dem gesagten Thore führt. Hier gehet die Ringmauer gegen Palazzo Pitti zurück, der sich bis ans Ende desselben, wo der Haupteingang ist, erstreckt. Die Größe desselben kann ich nicht genau angeben. Jedoch wollte ich wohl wetten, daß die Stadt Weimar ganz kommode darinn stehen könnte. Die zween Eingänge sind mit Schildwachen besetzt, die unter dem Feldmarschall Botta alles, was Beine hatte, hineinließen, jetzt aber Bedienten, und alles was schlecht gekleidet ist, davon ausschließen. Hügel und Ebene, Kunst und Wildniß, Lustwäldchen, und offene grüne Plätze, schattenreiche Alleen und Teiche wechseln in demselben auf eine entzückende Art ab. Unter dem Gebüsche zeichnet sich der wilde Lorbeerbaum am meisten aus. Die Alleen und offene Plätze sind mit Springbrunnen und marmornen Bildsäulen ausgeschmückt; und neben den breiten und weitaussehenden Gängen wird der Garten noch durch unzählige kleinere Fußsteige durchkreuzt.

Wenn man linker Hand neben dem Großherzoglichen Schlosse durch den Haupteingang hineinkommt, so siehet man linker Hand an einer fließenden Wasserröhre den Bacchus auf einem Fasse sitzend, von weißem Karrarestischen Marmor aus einem Stück, von Giovanni di Bologna. Rechter Hand gegen über ist ein überaus großer Platz, der zwischen dem Palazzo Pitti

und

Bigot.

Wer ermordete dieſen Prinzen?

Hubert.

Es iſt noch keine Stunde ſeit ich ihn geſund verlaſſen habe; ich ehrt' ihn, ich liebt' ihn, und ich will mein lebenlang den Verluſt ſeines ſüſſen Lebens beweinen.

Salisbury.

Trauet nicht dieſem heuchelnden Waſſer in ſeinen Augen; ein Böſewicht kan auch weinen, und eine lange Uebung macht, daß ſeine erzwungene Zähren Ströme des Mitleidens und der Unſchuld ſcheinen. Folget mir alle, deren Seelen den unreinen Geruch eines Schlachthauſes verabſcheuen; ich erſtike in den Ausdünſtungen dieſer Schandthat.

Bigot.

Hinweg nach Edmondsbury, zu dem Dauphin.

Pembrok.

Sagt dem König, dort könn' er uns erfragen.

(Die Lords gehen ab.)

und einer hohen Wand eines ſenkrecht abgeſchnittenen Hügels einen rechten Winkel bildet, und zum Ballonſpiel für den Großherzog eingerichtet iſt. Unter dieſem Platze liegen viele Tauſend Thaler begraben. Ein Paar Jahre, ehe der Erzherzog Leopold nach Florenz zur Regierung kam, und daſelbſt noch alles nach dem Sinn des Feldmarſchalls Botta, Statthalters in Toskana, gieng, hielt es dieſer für rathſam, daß an das Großherzogliche Schloß, auf der genannten Stelle, eine Hofkirche gebauet würde. Man fieng auch wirklich den Bau an, und die Fundamente waren faſt zur Vollkommenheit gelangt, als der Großherzog dazu kam, und alles zuwerfen ließ. Die Urſach hierzu ſoll geweſen ſeyn, weil ein ſolches Gebäude, um das Schloß nicht zu verunſtalten, ein gleiches auf der andern Seite würde erfordert haben, welches aber wegen der Lage des Schloſſes nicht wohl möglich war.

An der Ringmauer, welche gegen Norden den Garten von dem Kloſter S. Felicita ſcheidet, findet man eine vortrefliche Grotte, auf allen Seiten mit Seemuſcheln, Schlacken, Tuf- und glänzenden Steinen belegt, wo kleine Felſen und Hügel hervorragen, auf welchen Schäfer mit Pfeiffen und Dudelſäcken, von Schaafen und Ziegen umringt, ſitzen, die ihre Inſtrumente zu blaſen anfangen, wenn man die Waſſerkünſte, die darinn angebracht ſind, ſpielen läßt. In den vier Winkeln ſtehen vier unvollendete Bildſäulen von Michel-Angelo Buonarroti, welche zum Grabmal des Pabſts

Julius

Julius II. bestimmt waren, und von einem Enkel des Künstlers dem Großherzoge Franciscus I. geschenkt worden sind. Unter einigen andern marmornen Bildsäulen, die noch darinn stehen, ist eine Venus des Giovanni di Bologna die merkwürdigste. Die gewölbte Decke der Grotte, wo aus dem geöffneten Mittelpunkte das Licht hineinfällt, ist von Bernardino Poccetti mit so artigen und seltsamen Erfindungen bemalt, daß ihr Anblick zugleich Vergnügen und Schröcken einflößt; denn der erfinderische Maler hat so viele Ritze und tiefe Spalten daselbst abgeschildert, und sich hierzu der obern Oeffnung so wohl zu bedienen gewußt, daß man meynt, die Decke werde augenblicklich herabfallen. Was aber Vergnügen erregt, sind die Thierchen, als Eidexen ꝛc. welche aus den Vertiefungen der Spalten hervorkriechen. Diese sind so natürlich geschildert, daß man glauben sollte, sie haben die zerborstene Decke durchgefressen, und nun fallen sie mit derselben herab.

Darauf drehet sich der Weg rechter Hand auf einer vom Feldmarschall Botta angelegten Chaussee, und windet sich hoch auf um den unten gelegenen Spielplatz, sich dem Hintertheile des Schlosses zu nähern. Hier siehet man linker Hand einen artigen Küch- und Blumengarten mit einem reizenden ländlichen Hause, welches von dem gelehrten Herrn Menabuoni, ehemaligen Aufseher der Mediceischen und Lotharingischen Handbibliotheken, die der Großherzog Leopold der Magliabechischen einverleibt ha. bewohnt wird. Ich nenne

Ihnen

Ihnen diesen würdigen Mann, weil er über die gesagten Bibliotheken ein vollständiges Verzeichniß verfertiget hat, welches gedruckt zu werden verdiente, und ein vortrefliches Kunst- und Naturalienkabinet besitzt, welches er gröſtentheils zu Paris gesammelt hat, wo er die Ehre hatte, die Madame Pompadour in der italienischen Litteratur zu unterweisen.

Sobald man zwischen der Ringmauer des gesagten kleinern Gartens, und der Lehne, die Einen vor dem Hinabsturz auf den obengenannten Spielplaz bewahrt, dem Groſsherzoglichen Schlosse nahe kommt, öffnet sich zur Linken, gerade dem Schloß gegen über, ein sehr ausgebreitetes Amphitheater, mit hohen Mauern umringt, worauf sich ringsum staffelweise Sitze erheben, auf welchen zu Zeiten der Mediceischen Groſsherzoge die Zuschauer saſsen, wann sie einen Thierkampf oder andere Schauspiele daselbst aufführten. In der Mediceischen Kupfersammlung findet sich ein Stück von Stefano della Bella, wo unter Kosmus II. ein Schauspiel auf diesem Platze vorgestellt wird. Was dem ganzen Umfange die allergröſste Zierde und ein recht majestätisches Ansehen giebt, ist das hohe und dicke Gebüsche, welches ringsum hervorraget. Es deckte ehedem die Zuschauer vor den Sonnenstrahlen.

Dem Amphitheater gegen über, macht das Groſsherzogliche Schloß die Gestalt eines griechischen Π, wo am Ende die zween Flügel auf eine Terrasse stossen, auf welche man aus dem ersten Stockwerk des Schlosses kom-

kommen kann. In der Mitte dieser Terrasse, liegt auf einer Mannshohen Säule ein überausbreites Wasserbecken von rothgesprengelten Marmor, welches einen sehr hochaufspringenden Wasserstrahl auffängt. Hier siehet man über dem Kampfplatze eine weite Allee zwischen zween hohen Wäldern, die sich in der Mitte der ovalen Ringmauer des Platzes öfnet, und daselbst den Berg hinan erhebt, wo sie sich mit einer erhöheten weissen marmornen Bildsäule der Ceres endiget. Eine Göttin kann sich in keinem prächtigern Blick sehen lassen, als dieser ist.

Nun weiß ich nicht, ob ich geradeaus auf dem angefangenen Wege, der sich hinter der Terasse des Schlosses noch immer sanft erhebt, fortschreiten soll, um ihnen die Schönheiten des niedern Theils des Gartens zu zeigen, oder ob ich linker Hand über den Kampfplatz gehen soll, um ihnen erstlich die weißen marmornen Bildsäulen, die auf dem Platze vertheilt stehen, und alle von guten Meistern sind, zu zeigen, hernach aber die grüne und beschattete Allee hinauf zu klettern, wo ein anderer Reichthum von natürlicher und künstlicher Schönheit anzutreffen ist. Mich reitzt dieser letztere Gang mehr, weil er mich zu meinem Lieblingsplätzgen oben auf den Gipfel des Gartens führt, wo ich so oft unter einem schattigten Gebüsche und unter wohlriechenden Kräutern und Pflanzen gesessen bin, das entzückende Florenz mit seinen herrlichen Gegenden zu bewundern. Was man Merkwürdiges auf dem vo-

rigen

rigen Wege antrift, das will ich ihnen zeigen, wenn ich am Ende auf dieſem Wege wieder zurückkommen werde, um durch den andern Eingang, wozu derſelbe führt, den Garten zu verlaſſen.

Die geſagten Bildſäulen auf dem Amphitheater ſtanden ehedem viel erhabener über der Erde. Da der Feldmarſchall Botta, in den letzten Jahren ſeiner Stadthalterſchaft die gedachte Chauſſee verfertigen ließ, geſchah alles mögliche, um die hohe Strecke derſelben, die zwiſchen dem Kampfplatze und der Terraſſe des Großherzoglichen Schloſſes vorbey geht, ſo zu erniedrigen, daß der Abhang gegen den geſagten Platz unmerklich würde. Dieß ließ ſich aber nicht thun, ohne jenen ſoviel möglich zu erhöhen. Der Platz wurde deswegen mit Schutt ausgefüllt; woher denn nun der größte Theil der Fußgeſtelle der Bildſäulen unter der Erde ſtehet.

Nun die Allee im Walde hinan. Am Ende des Waldes, öfnet ſich ein von Bäumen und Gebüſche entblößter breiter Berg, der ſich aber auf den mit Kunſt angebrachten Gängen, ohne viele Mühe beſteigen läßt. Unten iſt er von einem hohen Walde, zur linken, und oben auf dem Gipfel von der Stadtmauer und Veſtung Belvedere, die mit einer Reihe von dickem Gebüſche begleitet ſind, und zur rechten Seite mit den Wohnungen derer, die über den Garten die Aufſicht haben, eingeſchloſſen. Unten am Fuße des Berges, iſt ein großer viereckigter Teich mit einer ſtarken und

zier-

zierlichen Einfassung einer steinernen Mauer, auf deſſen vier Ecken vier vortrefliche Büſten von ſchönem Marmor in koloſſaliſcher Größe ſtehen. In der Mitte aber erhebt ſich ein von Erz gegoſſener Neptun, unter welchem verſchiedene marmorne Seewunder aus dem Waſſer hervorragen, ein von Kennern ſehr gerühmtes Werk des Stoldo Lorenzi, eines Florentiniſchen Bildhauers.

Je höher man nun den Rücken des Berges hinanſteiget, deſto mehr entdeckt ſich über dem untern Wald hinaus die Ausſicht der Stadt Florenz, bis man endlich auf dem oberſten Gipfel das vom Arno bewäſſerte Thal und die unendlich vielen kleinen Hügel, die wie Meerwellen durch das ganze Land fortgehen, viele Meilen weit und breit überſehen kann. Betrachtet man die Luſtſchlöſſer und Landhäuſer, womit alle Hügel und Anhöhen beſetzt ſind, ſo glaubt man eine viele Meilen weit fortgeſetzte Stadt zu ſehen; betrachtet man aber, wie alle Hügel und Anhöhen mit Oelbäumen, mit Weinſtöcken, die auf Ulmbäumen ruhen, mit Kaſtanien, Obſtbäumen und Orangerieen bedeckt ſind, ſo ſcheint alles ein Luſtwald oder Obſtgarten zu ſeyn. Die ganze Anhöhe des Bergs iſt ſehr reich an wilden Kräutern, die mit ihren balſamiſchen Düften der Luft, die man da athmet, eine erquickende Kraft mittheilen. Auch iſt ein beträchtlicher Theil davon in Parterres eingetheilt, worauf wohlriechende Blumen und Kräuter wachſen. In den Häuſern und den dabey befindlichen Gärten,

auf welche Rechterhand gegen Mittag die weitläuftige Anhöhe stößt, werden Orangerien und allerley Gartenfrüchte gezogen und im Winter verwahrt. Wo sich diese Reihe von Gebäuden und Gärten, gegen Palazzo Pitti zu, westwärts in gerader Linie endigen, da bilden sie, hinter dem Walde, die Seite einer kräuterreichen ebenen Wiese, deren weiteste Oefnung an einen fürchterlichen Absturz gränzt. Wirft man hier den Blick in die vorliegenden Vertiefungen, woraus man alle die großen Massen von Steinen des Palazzo Pitti gegraben hat, so siehet man ein gräßliches Bild alter Verwüstungen; erhebt man aber das Auge gegen Florenz und Val d'Arno, so übertrift diese Aussicht alles was in der Welt schön und reizend ist. Damit es aber diesem Garten an keiner Anlage fehle, die zum Vergnügen dienen könne: so ist auf der linken Seite dieses herrlichen Standpunkts ein kleines rundes Wäldchen, von ungefehr acht Fuß hohen Beerentragenden Bäumchen zum Vogelfang angelegt, überall mit Wegen durchschnitten, und in der Mitte mit einer angenehmen Lauberhütte versehen. Von einem Bäumchen zum andern werden Käfige mit Lockvögeln und Leimruthen angebracht, auf welchen sich die durch die Beeren und den Vogelgesang herzugelockten Vögel ihre Füsse und Flügel verstricken, und zum Wegfliegen untüchtig machen.

In der Mitte der Reihe von Gartengebäuden, bey welchen ich nun zurückgehe, öfnet sich die größte und schönste Allee des Gartens, welche wenigstens tau-

send

send Schritte in den niedern und ebenen Theil des Gartens hinabläuft, und sich an der Ringmauer endigt, die ans Römer-Thor und an die eine Reihe Häuser dieser Straße stößt. Neben der großen Allee laufen zween andere mit Büschen bedeckte Wege, damit man, vor der Sonne geschützt, im Schatten auf und abgehen könne. Ungefehr alle funfzig Schritte stehen auf der großen Allee zwoo Bildsäulen von weißem Marmor einander gegenüber, alle von guten Meistern, welche theils mythologische, theils historische Gegenstände vorstellen. Eine der schönsten ist eine Gruppe von Adam und Eva, welche in einer sehr traurigen Mine ihr Haupt auf die Schulter ihres Mannes stützt. Sie soll ein Werk des berühmten Bandinelli seyn. Vielleicht noch schöner sind zwey gegenüber sitzende nackende Venusbilder, denen an Reiz gar nichts, am Leben aber nur Blut und Säfte in den überall ausgedrückten Adern, Nerven und Muskeln fehlen. Die zwo Reihen fangen oben mit zween Gladiatoren an, welche in der lebhaftesten Stellung einen Ausfall auf einander thun.

Wo die große Allee auf die Ebene herabfällt, wird sie von einem cirkelrunden Teich durchschnitten, welcher ungefähr 60 gemeine Schritte im Durchschnitt hat, und ringsum mit einem eisernen Geländer, mit einem breiten etwas erhöhten Rande von schwarzen und weißen Kieselsteinen und Muscheln, mit einem breiten Spaziergange, und endlich mit einem von zwoo andern Al-

leen durchschnittenen Wäldchen umgeben ist. Hier stehen ringsum in dem Gebüsche schöne steinerne Bildsäulen von Falkonirern, Bauern und Bauernmädchen mit Handtrommeln, Dudelsäcken und andern musikalischen Instrumenten.

Aber das schönste ist die Insel, welche mitten in diesem kleinen See liegt. Sie hängt durch zwoo steinerne ebene Brücken, die mit der großen Allee in einer Linie stehen, mit dem Garten zusammen. Die Eingänge sind eiserne, zum Theil vergoldete Gitter, zwischen zwoen viereckigten steinernen Säulen, worinn mannshohe Wasserröhren verborgen sind, welche, sobald eine gewisse Schraube gedrehet wird, armsdicke Wasserstrahlen in gerader Linie gegen einander losschießen, und man demjenigen, den man vexiren will, im Hineintritt von beyden Seiten die Haarlocken zurecht setzen, oder beyde Backen waschen kann. Springt er weiter hinein, so wird er mit einem häufigen Regenguß, der aus unmerklichen am Rande der Brücke angebrachten Röhrgen emporspringt, und von beyden Seiten über ihn zusammenschlägt, begrüßt. Zur nemlichen Zeit springen alle Röhrgen, die rings um den Teich am eisernen Geländer, und unten auf dem mit Kieselsteinen belegten Rande unvermerkt angebracht sind, und bespritzen alle die Leute, die sich dem Geländer nähern. Man darf nur dem Brunnenmeister einige Groschen schenken, wenn man jemanden den Kopf waschen will. Die Insel selbst ist mit einer Auswahl von wohlriechenden Blu-

men

men und Orangerieen beſetzt. Was aber mehr als alles Uebrige Aller Aufmerkſamkeit auf ſich ziehet, iſt ein in der Mitte der Inſel hocherhabenes rundes Waſſerbecken von Granit, welches zwölf Ellen im Durchſchnitt hat. In der Mitte derſelben erhebt ſich ein Neptun von Marmor in koloſſaliſcher Größe, an deſſen Fußgeſtelle drey andere marmorne Bilder ſitzen, die den Ganges, Nil und Euphrat vorſtellen, und aus ihren Krügen Waſſerſtröme in das Becken ausſchütten, woher allen übrigen Waſſerkünſten ihre Nahrung zufließt. Dies iſt ohne Widerſpruch das ſchönſte Werk des Gartens, woran Giovanni di Bologna ſeine ganze Kunſt erſchöpft zu haben ſcheint.

Jenſeits der Inſel läuft, wie ich ſchon geſagt habe, die große Allee fort, bis ans Ende des Gartens nah am Römerthore. Hier an der Mauer ſoll der Großherzog ſeit 1772 ein ſchönes Gemälde angebracht haben, von welchem ich Ihnen aber keine nähere Nachricht geben kann.

Ich verlaſſe nun die große Allee, welche bis an ihr Ende mit vortreflichen Bildſäulen beſetzt iſt, und jenſeits des Wäldchens, worinn die Inſel ſtehet, zwiſchen langen und breiten Wieſen fortläuft, und wende mich von der bezaubernden Inſel rechter Hand durch eine kleine Allee auf die große Straße, welche zu dem Großherzoglichen Schloß, und zu dem oben beſchriebenen Amphitheater zurückführt. Die regierende Herrſchaft kann durch dieſe Straße, durch die eben geſagte kleine

Siebende Scene.

Faulconbridge.

Das iſt eine feine Welt; wiſt ihr was um dieſe saubre Arbeit? Hubert, wann du dieſe That gethan haſt, ſo reicht eine grenzenloſe Güte nicht zu, dir zu vergeben.

Hubert.

Hört mich nur an, Sir.

Faulconbridge.

Ha! ich will dir was ſagen; du biſt verdammt, ſo ſchwarz -- Nein, nichts iſt ſo ſchwarz, tiefer verdammt als Lucifer; es iſt kein ſo ſcheußlicher Teufel in der Hölle wie du ſeyn wirſt, wenn du diß Kind umgebracht haſt.

Hubert.

Bey meiner Seele --

Faulconbridge.

Wenn du nur deinen Willen zu dieſer Unmenſchlichkeit gegeben haſt, ſo verzweifle; und wenn du keinen Strik haſt, ſo wird der dünnſte Faden, den jemals eine Spinne aus ihrem Leib gezogen hat, ſtark genug werden, dich zu erdroſſeln; ein Rohr wird ein Balken werden, dich daran zu hängen; oder wenn du dich erſäuffen willt, ſo gieß nur ein wenig Waſſer in einen Löffel, und es wird ſoviel ſeyn als der ganze Ocean, zureichend, einen ſolchen Böſewicht zu erſtiken. Du biſt mir äuſſerſt verdächtig.

Hubert.

Wenn ich durch That, Einwilligung oder nur durch die

Sünde

Allee, durch den Ueberreſt der großen Allee, und durch einen ſonſt immer verſchloſſenen Ausgang nahe am Römerthore unvermerkt herausfahren; und dies iſt eigentlich der ganze Gang der großen Straße. Ich bin aber jetzt da, wo ſie ſich in die kleine Allee gegen die Inſel wendet, und ſehe, wie ſie in einer Breite von ungefähr zwanzig Schritten zwiſchen den Gränzgebäuden des Gartens und einem hohen Walde von der Gegend des Palazzo Pitti herabkömmt.

Hier findet ſich neben einem Hauſe des Gärtners ein Springbrunnen von ganz beſonderer Erfindung. Ein großer und ſchöner Kerl von weißem Marmor hat eine marmorne Butte auf der Schulter, woraus das Waſſer in einen darunter geſetzten Kübel fließt, auf deſſen Rand ein dabeyſtehender ſtarker und derber Betteljunge mit zerlöcherten Hoſen ſich mit beyden Armen legt, um hineinzuſehen. Die ganze Gruppe iſt der Natur ſo ähnlich, als ſie immer ſeyn kann. Mir iſt aber der Name des vortreflichen Künſtlers unbekannt.

Nach dieſem Hauſe fängt der Thiergarten an, worinn der Großherzog verſchiedene fremde Vögel, als Papagayen von allerley Art, Afrikaniſche Adler und Geyer, Perlhühner, Straußen ꝛc. wie auch einige vierfüßige ſeltne Thiere, als Aſiatiſche Schaafe, Gemſe, Steinböcke, Affen von allerhand Art, Meerkatzen, Murmelthiere ꝛc. unterhält. Unter den raren Vögeln iſt ein Papagay von der größern Art, der gegen hundert und zwanzig Jahr alt iſt. In der inwendigen

Mauer

Mauer ſind einige Niſchen angebracht, worinn Bildſäulen von Zwergen und buckeligten lächerlichen Menſchen ſtehen, die ehedem Johann Gaſto, der letzte Großherzog aus dem mediceiſchen Hauſe, zu ſeinem hohen Spaß an ſeinem Hof unterhalten hat. Andere wilde Thiere, Tieger, Leoparden, Wölfe ꝛc. werden innerhalb der Stadt in einem Park bey S. Marko verwahrt.

Am Ende dieſes kleinen Thiergartens, wendet ſich aus der großen Straße ein Weg hinab gegen den zweyten Eingang des Gartens, wo Rechterhand ein groſſes Gebäude ſtehet, das von außen einer großen Scheure ähnlich ſiehet, worinn man des Winters allerley Pflanzen vor der kalten Luft verwahrt.

Ich dachte anfänglich bey dieſem Gartenthore meiner Beſchreibung ein Ende zu machen; ich muß aber von der großherzoglichen Apotheke, welche weiter hinauf auf der linken Seite der großen Straße dieſſeits des Reſidenzſchloſſes liegt, noch ein paar Worte ſagen. Sie hat ihre erſte Anlage dem Prinzen Ferdinando, erſten Sohn Koſmus des dritten, zu verdanken, und auf eine gewiſſe Art zur Erlöſchung des mediceiſchen Hauſes Gelegenheit gegeben. Dieſer Prinz war ein ſehr großer Liebhaber der Chemie, und laborierte Tag und Nacht in dieſer Apotheke, ſo daß er es in geſagter Kunſt und in der Erkenntniß der Natur ſehr weit gebracht hatte. Hierauf bildete er ſich ein, unter der Menge ſeiner in dieſer Apotheke verfertigten Medikamente müßte ſich eins finden, welches ihn von der

veneriſchen Seuche die er von Venedig mitgebracht hatte, befreyen könnte. Er folgte daher mehr ſeinem eigenen Rath als den Aerzten, und brauchte eins nach dem andern, bis er ſich zu Tod kurierte. Daß nach ſeinem Tode Johann Gaſto und der alte Kardinal Franceſko zur Fortpflanzung untüchtig waren, iſt bekannt. Alſo war dieſe Apotheke einigermaaßen Schuld an der Erlöſchung des mediceiſchen Hauſes. Bis zur Ankunft des Großherzogs Leopold war ſie in ſchlechten Umſtänden. Jetzt aber iſt ſie durch den reichlichen Aufwand des Großherzogs und die große Geſchicklichkeit des gelehrten Hrn. Hefers, Hofapothekers, aus Cöln am Rhein gebürtig, in der ſchönſten Verfaſſung. Der Großherzog, der ein ſehr wißbegieriger Herr iſt, wohnt ſehr oft den chemiſchen Operationen bey, und läßt nichts ermangeln, was zu größerer Vollkommenheit dieſer Apotheke etwas beytragen kann. Gleich daran wohnt der großherzogliche Leibarzt, Herr von Haſenöhrl, oder Lagusius, Van Swietens würdiger Schüler, mein guter Gönner und Freund, den ich lebenslang verehren werde.

Rechterhand der großen Straße, der Apotheke gegenüber, ſteiget man hinan in einen ungemein ſchönen Küch- und Blumengarten, welchen der itzt regierende Großherzog mitten im Walde hat anlegen laſſen. Die Orangerie- und Treibhäuſer ſind glänzend und ſchön eingerichtet, und was noch beſſer als dieſes iſt, ſo iſt der Garten, ob er gleich ziemlich hoch liegt, mit Waſſer reichlich verſehen.

So

Soviel von dem Großherzoglichen Garten Boboli. Vielleicht bin ich in der Beſchreibung deſſelben zu weitſchweifig geweſen. Das müſſen Sie aber, lieber Freund, meiner Begeiſterung für dieſes irdiſche Paradies zuſchreiben. Es ſind in den vielen Jahren meines daſigen Aufenthalts wenige Tage geweſen, wo ich denſelben nicht früh oder ſpät beſucht habe. Ich bin ꝛc.

J.

III.

Dubois und Fanchon,

eine intereſſante Begebenheit (*).

Mein Freund Fontenelle hat mich vor einigen Tagen zu einer Luſtreiſe aufs Land. Ich ſollte da mit ihm allein des Mittags ſpeiſen, hernach wollten wir zu rechter Zeit zurück in die Komödie fahren; und ſobald er merkte, daß ich nicht ſchon verſprochen war, ließ er nicht nach, bis ich drein willigte.

Als wir einige Meilen zurückgelegt hatten, erblickt' ich einen hübſchen jungen Menſchen in alter Uniform.

(*) Das engliſche Original, aus welchem dieſe kleine Erzehlung genommen iſt, heißt: A View of Society and Manners in France, Switzerland and Germany.

Er saß unter einem Baum im Gras, ein wenig seitwärts vom Wege, und vergnügte sich auf einer Geige. Da wir näher zu ihm kamen, sahen wir daß er ein hölzernes Bein hatte, wovon die eine Hälfte in Stücken zerbrochen neben ihm lag.

„Was macht ihr da, Soldat?" sagte der Marquis zu ihm.

„Ich bin auf der Heimreise zu meinem Dorf," antwortete der Soldat.

„Aber, mein armer Freund," fuhr der Marquis fort, „ihr werdet lange Zeit zu eurer Reise brauchen, wenn ihr keine andere Gelegenheit habt, als diese" — er zeigte auf die Fragmente des hölzernen Beins.

„Ich warte auf meine Equipage, und auf mein ganzes Gefolge," antwortete der Soldat, „und wenn ich recht sehe, so kömmts dort eben den Berg herab."

Wir erblickten eine Art von einspännigem Karren mit einer Weibsperson und einem Bauer, der sie fuhr. Während daß sie näher kamen, erzählt' uns der Soldat: er sey in Korsika verwundet worden, und habe da sein Bein verlohren. Vor seinem Abmarsch zu diesem Feldzuge hab' er sich mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft versprochen, aber die Vollziehung der Heurath sey bis auf seine Zurückkunft verschoben worden. Als er darauf mit einem hölzernen Beine zurückgekommen, hätten alle Verwandten des Mädchens sich der Heurath widersetzt. Ihre Mutter sey ihm immer

günstig

günſtig geweſen, da er ſich um ihrer Tochter Liebe beworben habe; aber ſie ſey während ſeiner Abweſenheit geſtorben. Doch das Mädchen ſelbſt, deren Zuneigung immer dieſelbe geblieben, hab' ihn mit offnen Armen empfangen, und mit ihm ſich entſchloſſen, ihre Verwandten zu verlaſſen, und ihm nach Paris zu folgen; von da aus ſie nach ſeinem Geburtsort gehen wollten, wo ſein Vater noch lebe. Auf dem Wege nach Paris ſey ihm ſein hölzern Bein zerbrochen, und ſeine Geliebte hab' ihn verlaſſen müſſen, um ihn auf einem Karren ins nächſte Dorf zu holen, wo er dann bleiben wolle, bis ihm ein Zimmermann ein andres Bein verfertigt habe. „Es iſt ein Uebel," beſchloß er, „dem bald abgeholfen iſt, und — da iſt ſie ja ſchon!"

Das Mädchen ſprang vom Karren, faßte die ihr entgegengeſtrekte Hand ihres Geliebten, und ſagt' ihm mit liebevollem Lächeln: ſie hab' einen ſehr künſtlichen Zimmermann gefunden, der ihr verſprochen habe, für ihn ein andres Bein zu machen, das nicht wieder zerbrechen ſollte; morgen würd' es ſchon fertig ſeyn, und ſie könnten hernach ſobald abreiſen, als ſie wollten. Der Soldat erwiederte die Liebesbezeigung ſeiner Geliebten, wie ſie es verdiente. Sie ſchien ohngefähr zwanzig Jahr zu ſeyn — ein ſchönes, wohlgeſtaltetes Mädchen — eine Brunette, aus deren Mine Gefühl und Munterkeit ſprach.

„Sie wird ſehr müde ſeyn, mein gutes Kind?" ſprach der Marquis zu ihr.

„Man

„Man wird nicht müde," antwortete sie, „wenn man um das sichs sauer werden lässet, was man liebt."

„Da sehen Sie," sprach der Marquis, und wendete sich zu mir, „hat ein Mädchen ihr Herz auf einen Mann gerichtet, so wird ein Bein mehr oder weniger an ihren Gesinnungen gewiß nichts ändern."

„Es waren nicht seine Beine," sprach Fanchon, „die mein Herz ihm erwarben."

„Hätten sie das auch nur im Mindsten gethan," antwortete der Marquis, „Sie würde nicht so sonderbar in Ihrer Denkungsart seyn. Aber," fuhr er fort, und wendete sich zu mir, „dies Mädchen ist ganz Reiz; ihr Geliebter scheint ein braver Mensch; sie haben beyde nur drey Beine, wir aber viere — Wenns Ihnen nicht entgegen ist, wollen wir ihnen unsre Chaise geben, und sie zu Fuß aufs nächste Dorf begleiten. — In meinem Leben stimmt' ich nie freudiger in einen Vorschlag ein.

Der Soldat fieng an viel Einwendens dagegen zu machen. „Kommt, kommt!" sagte der Marquis, „ich bin Oberster, und ihr müßt gehorchen. Steigt ohne weitere Umstände ein; eure Geliebte soll euch folgen."

„Wir wollen einsteigen, mein lieber Freund, sagte das Mädchen, weil die Herren drauf bestehen uns so viel Ehre erzeigen zu wollen."

„Ein Frauenzimmer, wie sie" sprach der Marquis, „würde dem schönsten Staatswagen in Frankreich Ehre machen.

machen. Nichts könnte mir gröſsre Freude seyn, als wenn ich im Stande wär', Euch beyde zu beglücken."

„Sorgen Sie nur nicht um mich" sagte der Soldat.

„Ich bin glücklich wie eine Königin" sagte Fanchon.

Die Chaise fuhr fort, und ich und der Marquis giengen nach.

„Sehen Sie, wie glücklich wir Franzosen sind um so ein Billiges!" sprach der Marquis zu mir, und fügte lächelnd hinzu: „in England, wie ich mir habe sagen lassen, soll die Glückseligkeit theurer seyn."

„Aber," antwortet' ich ihm, „wie lange wird das dauren, mit diesem armen Paare?"

„Ah, sagt' er, das nenn' ich eine völlig englische Anmerkung! Das kann ich freylich nicht sagen, so wenig als ich sagen kann, wie lange wir beyde noch leben. Indessen denk' ich doch, es würde sehr thöricht seyn, das ganze Leben durch zu sorgen, weil wir nicht wissen, wie bald das Unglück kömmt, und völlig überzeugt sind, daß der Tod von Allem das Letzte ist."

Als wir in dem Gasthof ankamen, wohin wir dem Postillon zu fahren befohlen hatten, trafen wir den Soldaten und Fanchon an. Wir lieſsen etwas zu essen und Wein hergeben — „Hört" sprach ich zu dem Soldaten „wie denkt ihr nun eure Frau und euch zu ernähren?"

„O, wer fünf Jahr im Soldatenstande gelebt hat" antwortet' er „kann wenig Schwierigkeiten im Ueberreste

reſte ſeines Lebens finden. Ich ſpiele ganz leidlich auf der Geige, und es iſt wohl in ganz Frankreich kein ſo großes Dorf, wo ſo viele Hochzeiten ſind, als in dem wo wir hinziehen wollen. Ich werde da immer was zu verdienen haben."

„Und ich" ſagte Fanchon „kann härene Netze und ſeidne Geldbeutel ſtricken, und Strümpfe beſſern. Ueberdies hat meines Vaters Bruder 200 Livres von mir in Händen, und ob er gleich des Renteinnehmers Schwager iſt, und gerne poltert, ſoll er mirs doch bis auf den letzten Sou bezahlen."

„Und ich" ſprach der Soldat „habe 15 Livr. in meiner Taſche, und noch zwey Louisd'or, die ich einem armen Pachter lieh, damit er ſeine Steuren bezahlen könnte. Sobald es ihm möglich ſeyn wird, werd' ich ſie wieder empfangen."

„Sie ſehen mein Herr!" ſagte Fanchon „daß wir keine Gegenſtände des Mitleidens ſind. — Sollten wir nicht glücklich ſeyn, mein Lieber — indem ſie ſich zu ihrem Geliebten mit einem Blick voll unausſprechlicher Zärtlichkeit wandte — da wir keines Fehlers uns ſchuldig gemacht haben?"

„Wenn Du's nicht biſt, meine ſüße Freundin!" antwortete der Soldat mit innigſter Wärme, „werd' ich ſehr zu beklagen ſeyn." —

Nie fühlt' ich mein Herz angenehmer gerührt. — Eine Thräne bebte aus dem Auge des Marquis. „Ma Foi,

Foi," sagt er, „das ist ein Lustspiel, das weinen macht." Drauf wandte er sich zu Fanchon: „Komm Sie her, mein Kind, sagt' er zu ihr. Bis Sie ihre 200 Livres, und mein Freund hier seine zwey Louisd'or wieder empfängt, — nehme Sie dies von mir!" und drückte ihr einen Beutel voll Louisd'or in die Hand. „Ich hoffe, Sie wird ihren Mann auch in Zukunft lieben, und von ihm geliebt werden. Lasse Sie mich von Zeit zu Zeit wissen, wie's ihr geht, und worinn ich ihr irgend dienen kann. — Dies wird Ihr sagen, wie ich heisse und wo ich wohne. Aber wenn Sie mir je die Freude macht, nach meinem Hause in Paris zu fragen, so bringe Sie ja ihren Mann mit sich! Denn ich möchte nimmer wünschen, Sie weniger zu schätzen oder mehr zu lieben, als in dem Augenblick. Besuche Sie mich bisweilen; aber, wie gesagt, bringe Sie allemal ihren Mann mit sich!"

„Ich werde nie einiges Mißtrauen in sie setzen, wenn sie bey Ihnen ist" sprach der Soldat. Sie soll zu Ihnen kommen, so oft es ihr gefällt, ohne daß ich dabey seyn will."

„Du wagtest zu viel — wie dein Sergeant mir sagte — als du dein Bein verlohrst, mein bester Freund! sprach Fanchon lächelnd zu ihrem Geliebten. — Hr. von Fontenelle ist sehr liebenswürdig. Ich werde seinem Willen pünktlich folgen; und wenn

die

Sünde eines Gedankens an dem Raub dieses anmuthsvollen Lebens schuldig bin, so möge die Hölle selbst neue Qualen nöthig haben mich zu martern. Er war wohl da ich ihn verließ.

Faulconbridge.

Geh, trag' ihn in deinen Armen fort. Ich bin ganz betäubt, däucht mich, und verliehre meinen Weg unter den Dornen und Gefahren dieser Zeit -- Wie wenig Mühe brauchst du, ganz England aufzuheben! Aus diesem kleinen zerbrochnen Gehäuse der rechtmäßigen Königs-Würde ist das Leben, der Friede, die Treue von diesem ganzen Königreich gen Himmel geflogen; und das verlaßne England als ein Ding, das keinen rechtmäßigen Eigenthümer hat, ist dem überlassen, der es zuerst zu paken kriegt. Der hündische Krieg sträubt nun, um den halbabgenagten Knochen der Majestät, seinen zürnenden Kamm, und bläkt die Zähne gegen die freundlichen Augen des Friedens. Nun stossen auswärtige Kriegsschaaren und einheimische Mißvergnügte in gerader Linie auf einander, und öde Verwüstung laurt, wie ein Rabe auf ein angestektes und gefallenes Stük Vieh, auf den stürzenden Fall des überwältigten Pomps. Nun ist derjenige glüklich, den sein Priester-Rok und sein Gürtel vor diesem Ungewitter zu Hause bewahrt -- Tragt das Kind hinweg, und folget mir unverzüglich; ich gehe zu dem König; tausend Geschäfte warten auf mich, und der Himmel selbst schießt einen zürnenden Blik auf dieses Land.

(Sie gehen ab.)

Fünfter

die Ehre hab', Ihm aufzuwarten, sollst du mich allezeit begleiten."

„Seegne der Himmel Euch beyde, meine Lieben!" sprach der Marquis — möge der nimmer wissen, was Glückseligkeit ist, der es waget, die Eurige zu zerstören! — Ich werde mich bemühen, Euch eine Beförderung zu verschossen, Kamrad, die besser seyn soll, als auf der Geige zu spielen. Itzt wartet hier auf eine Kutsche, die Euch beyde diesen Abend nach Paris bringen wird! Mein Bedienter soll indeß eine Wohnung für Euch besorgen, und den besten Arzt für hölzerne Beine, der nur zu finden ist. Und wenn ihr völlig eingerichtet seyd, dann laßt mich Euch wieder sehen, eh Ihr nach Hause reißt. Lebt wohl, mein braver Kamerad! Liebet Fanchon! Sie scheint es zu verdienen. — Lebe Sie wohl, Fanchon! Ich werde glücklich seyn, wenn ich höre, daß Sie nach zwey Jahren noch so zärtlich gegen Dubois ist, wie gegenwärtig." Indem er dies sagte, schüttelt' er Dubois die Hand, grüßte Fanchon noch einmal, stieß mich vor sich in den Wagen, und — fort fuhren wir.

Als wir in die Stadt zurück waren, brach er zu verschiedenenmalen in heisse Lobsprüche von Fanchons Schönheit aus, die mir einigen Verdacht einflößten, daß er wohl weitere Absichten auf sie haben möchte. Ich war hinlänglich mit seiner freyen Lebensart bekannt, und hatte ihn kurz vorher auf dem Punkt' einer Heyrath mit einem Frauenzimmer gesehen, nachdem er alles

zuvor

zuvor mit einer andern, wie er ſagte — zu Rande gebracht hatte. Um mich wegen dieſes Punktes völlig zu berichtigen, fragt' ich ihn in einem ſcherzhaften Tone darüber. „Nein, ſagt' er, Freund! Nie werd' ich nach Fanchon ſtreben. Denn ob ſie gleich außerordentlich ſchön in meinen Augen iſt, und ſogar die Art von Schönheit beſitzt, die von je her am ſtärkſten auf mich gewirkt hat: ſo bin ich doch mehr bezaubert durch ihre Treue gegen den braven Dubois, als durch irgend etwas anders. Verliert ſie dieſe, dann verliert ſie ihren höchſten Reiz in meinen Augen. Hätte ſie ſich an einen mürriſchen, ausſchweifenden, eiferſüchtigen Kerl gehangen, und um Hülf' in ihrem Elend gebeten, dann wär' es ein ganz andrer Fall geweſen. Aber ſo iſt ihr Herz an ihren alten geliebten Dubois geheftet, der ein würdiger Mann zu ſeyn ſcheint, und, ich darf ſagen, ſie glücklich machen wird. Wagt' ichs auch, ſie zu prüfen, es würde mir nicht gelingen; denn die Treue, die unerſchüttert gegen die Abweſenheit und eine Kanonenkugel ſtand, würde ſich durch die Blicke, das Flittern und Geſchwätzel eines Petitmaiters nicht überwinden laſſen.“ — Fontenelle hatte mir nie ſo vollkommen liebenswürdig geſchienen.

IV.

Unmaasgebliche Gedanken eines Laien über Herrn D. Carl Friedrich Bahrdts Glaubensbekenntnis.

Der Fall, worinn ein der Augspurgischen Confession verwandter Theologus die Ehre haben kann, Kayserlicher Majestät sein Glaubensbekenntnis in öffentlichem Drucke zu Füssen zu legen, ist unstreitig einer von den ausserordentlichsten, die einen teutschen Mann, er sey Clericus oder Laie, treffen können. Denn da in Gemäsheit der Grundverfassung des teutschen Reichs nur die drey bekannten christlichen Religionen darinn öffentlich etabliert sind, und also für jeden Einwohner Teutschlands, der kein Hebräer ist, die Präsumtion von rechtswegen vorwaltet, daß er einer von diesen dreyen zugethan sey: so kann ordentlicherweise niemand so leicht in die Umstände kommen, bey Strafe der Verweisung aus dem H. R. R. zu Ablegung eines öffentlichen Glaubensbekenntnisses angewiesen zu werden.

So ungewöhnlich es indessen seyn mag, so ist es doch immer ein casus dubilis; und es könnte auch dem rechtglaubigsten protestantischen Schriftsteller begegnen, daß er von einem Herrn Reichs-Büchercommissarius, (welcher, bekanntlich, ein bloßer Mensch, und also nicht unfehlbar ist,) unschuldigerweise angeklagt würde, als ob er Lehrmeinungen vorgetragen habe, welche, nach der Reichsverfassung, nicht öffentlich vorgetragen werden dürfen, folglich auch nicht öffentlich geduldet werden können. Und eben darum wird

Denjenigen, der etwan zufälligerweise in eine so unangenehme Lage gerathen ist, auferleat, sich über seinen Glauben deutlich und kategorisch zu erklären. Denn, wofern er von wohlbesagtem Reichs-Bücher-Commissarius unschuldigerweise angeklagt worden, so muß seine Unschuld auf diesem Wege nothwendig an den Tag kommen; und gesetzt auch, daß er durch unvorsichtige, oder einer nachtheiligen Auslegung fähige Ausdrücke zu der Anklage scheinbaren Anlaß gegeben: so wird es durch das ihm auferlegte öffentliche Bekenntniß in seine Gewalt gestellt, diesen Fehler wieder gut zu machen, und sich so deutlich zu erklären, daß seine Orthodoxie keinem rechtmäßigen Zweifel ferner ausgesetzt bleiben kann.

Aber daß ein öffentlicher Lehrer, den der Reichs-Bücher-Commissarius wegen öffentlicher Behauptung solcher Lehrsätze angeklagt, die sowohl in der Römisch-Katholischen als der Evangelisch-Lutherischen und Reformirten Kirche für Grund-Irrthümer, für Sätze, die dem uralten Glauben der Christenheit geradezu widersprechen, erklärt sind, und — daß ein solcher Lehrer sich dadurch zu rechtfertigen vermeynt, wenn er dem Kayser in seinem übergebenen Glaubensbekenntniß, mit aller nur möglichen Deutlichkeit, versichert: daß er besagten Irrsätzen, deren er angeklagt worden, würklich zugethan sey, hingegen die ihnen entgegenstehenden Sätze, die von Anbeginn des Christenthums von der allgemeinen Kirche für Hauptartikel des christlichen Glaubens gehalten, und als solche auch von den A. C. Verwandten bey ihrer Absonderung von der Gemeinschaft mit der Römisch-Katholischen Kirche beybehalten worden, für vernunft- und schriftwidrige Irrthümer erkenne, und in Gemäßheit dessen von Sr. K. Maj. in Gnaden angesehen und bey seinen Lehrmeynungen geschützt zu werden hoffe: dies ist eine so außerordentliche Begebenheit, daß ich zweifle, ob jemals, seitdem

der H. Bonifazius die Thüringer und Heſſen vom Heidenthum und rohen Pferdefleiſch bekehrt hat, etwas ähnliches im H. R. Reich erhört worden iſt.

Wenn ſich ja noch etwas ſeltſamers denken läßt, ſo müßte es nur dies ſeyn, daß eben dieſer Doctor Theologiae A. C. — der ſo öffentlich erklärt, daß er weder der Augſpurgiſchen Confeſſion noch dem Nicäniſchen Symbolo zugethan ſey — ſeiner Kayſerl. Majeſtät anſinnet, ihn oder andere ſeinesgleichen, welche (wie er ſagt) Kraft und Muth haben, an dem groſſen Anliegen der Menſchheit zu arbeiten, nehmlich den uralten Chriſtenglauben nach ſeiner, des Hrn. Doctors, Vernunft und Einſicht umzuſchmelzen, oder, wie er's nennt, zu ſeiner urſprünglichen Lauterkeit und Einfalt zurückzuführen) in Ihren Kayſerlichen Schutz zu nehmen, und dadurch die glückliche Zeit zu beſchleunigen, „da „alle die für Chriſten gehalten werden, welche Jeſum Chri„ſtum verehren und ſeine Lehren befolgen, (alſo auch die Mahommedaner, welche das Erſte thun und zum Andern ſich wenigſtens durch ihren Koran verbunden erkennen) „ohne „gezwungen zu ſeyn, ſich Keßſch oder Pauliſch oder Papiſch, „oder Calviniſch oder Lutheriſch zu nennen, und auf Men„ſchenwort zu ſchwören.“

Es iſt in der That ſchwer zu begreiffen, wie ein Gelehrter, der ſich ſo ſtark über die Unvernunft des bisherigen chriſtlichen Religionsſyſtems ereifert, ſo unſchuldig und neu in der Welt ſeyn kann, ſich einzubilden, daß ſeine herzbrechende Ausdrücke und Wünſche „Ach allergnädigſter Kayſer, König und Herr, mir blutet das Herz, wenn ich ſehe u. ſ. w. O möchten doch Ew. Kayſerl. Maj. von Gott erkohren ſeyn, alle diejenige vor der Wuth der Verfolgung zu ſchützen u. ſ. w. Möchte unter Allerhöchſt Dero Regierung der Tag anbrechen ꝛc.“ vielleicht die Wür-

kung

kung haben könnten, einen Monarchen, dem als Römischem Kayser und vermöge seiner Wahlkapitulation die Advocatie der Christenheit obliegt, zu bewegen, daß er sich, der Vernunft eines dissentirenden Doctors Theologiä zu Gefallen, mit dem Heil. Stuhl zu Rom und mit der ganzen werthen Christenheit abwerfe, um öffentlich den Beschützer des Religionssystems des besagten Doctors zu machen.

Indessen gestehe ich, daß ich, meines Orts — eben darum, weil sich nicht begreiffen läßt, wie ein Mann, der irgend eine zeitliche Absicht bey seinem Unternehmen hat, so zu Werke gehen könnte — keinen Augenblick zweifle, daß Hr. D. B. in allen diesem *bona fide* verfährt, und von der Wahrheit und Vernunftmäßigkeit seines Glaubensbekenntnisses vollkommen überzeugt ist, folglich auch in sofern er „seinem allerhöchsten Richter lieber das Innerste seines „Herzens offenherzig entdecken, als mit Verletzung seines „Gewissens Menschengunst zu erschleichen suchen wollen" alle Hochschätzung verdient.

Aber mit welchem Recht Er sich einen unschuldig Verfolgten nennen, oder von Sr. K. Majestät erwarten könne, daß Sie sein Glaubensbekenntniß in Gnaden annehmen, und ihn dabey gegen das, was er die Wuth seiner Verfolger nennt, schützen werde? — dies, ich gesteh es, geht über meinen Begriff. In welchem Lande der Welt kann man denn die eingeführte Religion und deren Glaubenspunkte öffentlich angreiffen und für Irrthümer erklären, ohne daß man sich dadurch böse Händel zuziehen sollte? Kann man das Verfolgung nennen, was bloße Strafe der Uebertretung des Gesetzes ist? Wie würde mit demjenigen zu Konstantinopel oder Aleppo verfahren werden, der sich vor eine Moschee hinstellen, und den glaubigen Muselmannen bey allem, was heilig ist, zuschwören wollte, daß Mahommed kein Abgesandter

Gottes sey? Wurde nicht selbst in dem wohlpolizierten, freyen und philosophischen Athen der weise Sokrates zum Tode verurtheilt, weil er (mit Recht oder Unrecht) angeklagt worden war, daß er diejenigen, die das Gesetz für Götter erkläre, nicht dafür erkennen wolle? Die christliche Religion, in so fern sie Religion eines Staats, öffentlich eingeführte Landesreligion ist, kann hierinn vor andern nichts besonders haben. Niemand im Heil. Röm. Reich wird gezwungen, Papisch (wie es Hr. B. nennt), Lutherisch oder Calvinisch zu seyn, wenn er lieber aus dem Lande ziehen, als zu einer von den öffentlich geduldeten Kirchen sich halten will. Aber will er bleiben, so ist auch nicht mehr als billig, daß er sich, in Rücksicht auf die Religion (wie in allen übrigen Dingen) den Gesetzen unterwerfe.

Der Vorschlag des Hrn. Doktors, daß man bey einer Nation, die aus 24 Millionen Menschen besteht, die eingeführten Glaubensvorschriften, Symbola und Lehrbegriffe abschaffen, und einen jeden, nicht nur glauben, sondern auch öffentlich lehren lassen soll, was er kann und mag, (denn darauf liefe doch am Ende und in Concreto die Sache hinaus) mag meinethalben in abstracto eine ganz hübsche Schimäre seyn, so gut und unschuldig an sich selbst, als des Abbé de St. Pierre ewiger Friede, oder die Gemeinschaft der Weiber und Güter und die allgemeine Gleichheit und Freyheit, die der Verfasser des Code de la Nature gerne eingeführt sehen wollte. Diejenigen, die am Ruder sitzen, und ungefehr wissen müssen, was sich thun und nicht thun läßt, lachen über solche Grillen, und verfolgen niemand deswegen, so lange man sie für Grillen und Träume gelten lassen kann. Aber wenn ein Lehrer, in Kraft eines Lehramts, das ihm nicht aufgetragen worden wäre wofern er sich nicht zu der Religion des Staats bekannt hätte, sich in der Folge anmaßt, die öffentlichen Formen öffentlich zu verwerfen, und

den Lehrbegriff, der ihm zur Richtschnur, wenigstens dessen was er nicht lehren soll, vorgeschrieben ist, für irrig, vernunftswidrig und unmoralisch zu erklären: so sieht man ihn nicht länger als einen süssen menschenfreundlichen Träumer an, sondern behandelt ihn als einen Störer der öffentlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Vertrags, durch welchen sich alle Glieder eines Staats zum Gehorsam gegen die Gesetze, zur Unterwerfung unter die rechtmäßige Obrigkeit und zur öffentlichen Bekennung der eingeführten Religion, zwar stillschweigend, aber eben so kräftig, als ob es überlaut geschehen wäre, anheischig machen. Ist dies etwa hart oder grausam? Oder weiß nicht jeder, muß nicht jeder wissen, daß solche Handlungen solche Folgen haben werden?

Hr. D. B. spricht von Wuth der Verfolgung. Es ist nur allzuwahr, daß es an blinden Eiferern auch noch zu unsern Zeiten nicht fehlt, welche, wenn sie einen auch noch so redlichen und guten Menschen, der in Religionssachen eine andre Vorstellungsart als sie hat — martyrisiren dürften, glauben würden Gott einen Dienst daran zu thun. Aber wenn der Hr. D. das, was ihm zeither, seiner öffentlich bekannten Heterodoxie wegen, Unangenehmes begegnet ist, Verfolgung nennt: so nimmt er dies Wort in einem sehr ungewöhnlichen Sinne. Ja, wenn er ein Opfer heimlicher Ankläger und Cabalen geworden wäre; wenn gehässige Consequenzenmacher seine Lehrsätze verdreht, seine Ausdrücke missverstanden, und ihm Irrthümer zur Last gelegt hätten, die nur ein Schalksauge in seinen Schriften hätte sehen können: dann möchte er mit gutem Fug über Verfolgung klagen. Aber wenn einer sich öffentlich erklärt, daß er zu keiner von den gesetzmäßig geduldeten Religionen sich halten könne noch wolle; wenn er gar so weit geht, das für Unsinn zu erklären, was in diesen Glaubensartikel ist: wie kann er erwarten, daß die Handhaber der Gesetze ihn am Umsturz eines

Gebäudes, zu deſſen Aufrechthaltung ſie beſtellt ſind, ungeſtört arbeiten laſſen werden?

Bey allem bisher Geſagten betrachtete ich die Sache des Hrn. D. B. bloß aus dem bürgerlichen, oder wenn man lieber will, politiſchen Geſichtspunkt, worinn ſie ſich einem unbefangnen Laien beym erſten Anblick darſtellt.

Aber, wie wenn der Mann gleichwohl in der Hauptſache Recht hätte? Wenn die eingeführten Lehrbegriffe würklich irrig, und dieſe Irrthümer ſo verderblich wären, als er behauptet? Wenn unſre proteſtantiſchen Kirchen (denn von der R. Katholiſchen iſt bey ihm explicite die Rede nicht) würklich Unſinn lehrten und Unſinn glaubten? — Welcher Menſch kann verbunden ſeyn Unſinn zu glauben? Iſt derjenige nicht ein wahrer Heros und Wohlthäter ſeines Volkes und der Menſchheit, der ſie von der unerträglichen Sclaverey des Aberglaubens und Gewiſſenszwangs, ſelbſt mit Wage und Aufopferung alles deſſen, was dem Menſchen ſonſt das Liebſte iſt, befreyen will? — Unſtreitig, wenn das hier der Fall wäre, ſo würde es die Theſin mächtig ändern!

Aber, wiewohl ich nur ein Laie bin, ſo däucht mich doch, meine Vernunft überzeugt mich, aus ſehr gültigen Gründen, daß ſich der Hr. D. durch ſeine Vernunft gar übel habe hinters Licht führen laſſen, da er ſich eingebildet: die Vernunft aller Lehrer der Chriſtenheit, welche beynahe alle die Artikel, die Er für vernunftwidrig erklärt, ſeit mehr als ſiebenzehn Jahrhunderten für ſchriftmäßige Wahrheiten gehalten und gelehrt haben, hätte, ſo viele Jahrhunderte durch eine ſo ſchreckliche Verfinſtrung erlidten, und ſo viele Tauſend ſonſt vernünftige Männer hätten gleichwohl nicht Vernunft genug gehabt, ſo ſimple, ſonnenklare Wahrheiten, als Hr. B. neuerlich ans Licht gebracht zu haben vermeint, einſehen zu können. Zwar, wenn wir ihm glauben wollen, ſo iſt er bey weitem nicht der einzige Proteſtant,

teſtant, dem dieſes neue Vernunftslicht aufgegangen iſt. Der Nahme derer, die mit ihm in dieſem Lichte wandeln, iſt, ſeinem Vorgeben nach, Legion. Denn ſagt er nicht in der Schlußanrede an Se. K. Maj. mit dürren Worten: „ihm „ſey höchſtwahrſcheinlich, daß dies ſein Bekenntniß zugleich „das Bekenntniß eines ſehr groſſen und anſehnlichen Theils „der teutſchen Nation ſey?“ Ja, was ihm in dieſem Augenblick nur höchſtwahrſcheinlich iſt, wird ihm den nächſten Augenblick drauf ſogar zur Gewißheit. „Tauſend und „Tauſend (ſagt er nun ganz poſitiv) denken ſo wie ich: „nur daß ſie keine Gelegenheit oder Verbindlichkeit oder „auch nicht genug Freymüthigkeit haben mögen es laut zu „ſagen.“

Wenn dies wahr iſt, ſo wird ſichs bald zeigen müſſen. Dieſe neue unſichtbare Kirche wird nicht lange mehr, wie ein unter einem Scheffel ſtehendes Licht verborgen bleiben können. Niemand kann ſich nun weiter mit Mangel an Gelegenheit und Verbindlichkeit entſchuldigen. Denn Hr. D. B. hat dafür geſorgt, ſeinen Glaubensgenoſſen jene zu verſchaffen, und dieſe aufzulegen. Auch den Mangel an Freymüthigkeit werden ſie ſich nun nicht länger zu Schulden kommen laſſen dürfen. Wenn die Sache von ſolcher Wichtigkeit iſt, wie Er glaubt — wenn der bisherige Proteſtantiſche Lehrbegriff, oder, mit andern Worten, die Augſpurgiſche Confeſſion, von der wir im H. R. Reich benahmſet werden, die Quelle ſo groſſen Unheils, die eigentliche Urſache des überhandnehmenden Unglaubens und des Mangels an thätigem Chriſtenthum iſt — wenn Tauſend und aber Tauſend (wie er dem Kayſer ferner ſagt) mit Ihm, Hr. D. B. ſich nach Reforme ſehnen, mit Ihm um die Rechte der Menſchheit und des Gewiſſens ſtehen, (die ihnen alſo bisher vorenthalten und verweigert worden ſind, und noch verweigert werden) — wenn dies alles nicht leere Wortblaſen ſind,

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Engliſche Hof.)

König Johann, Pandolph und Gefolge treten auf.

König Johann.

Hiemit übergeb ich in eure Hand dieſen Cirkel meiner Königs-Würde.

(Er giebt ihm die Crone.)

Pandolph.

Empfanget wieder aus dieſer meiner Hand, als ein Lehen des Papſts, eure königliche Gröſſe und Autorität.

König Johann.

Und nun haltet euer geheiligtes Wort; gehet den Franzoſen entgegen, und bedienet euch aller Gewalt, die ihr von Sr. Heiligkeit habt, ihnen, eh ſie unſer ganzes Reich in Flammen ſezen, die Grenzen zu verſperren. Unſre mißvergnügten Grafſchaften lehnen ſich auf, unſer Volk ſträubt ſich gegen ſeine Pflicht, und ſchwört einem fremden Blute Treue und Unterwürfigkeit. Dieſer Schwall einer fieberhaften Schwärmerey kan von euch allein beſänftiget werden. Säumet alſo nicht; denn die gegenwärtige Zeit iſt ſo krank,

ſo werden dieſe Myriaden aus ihrem bisherigen Dunkel ans Taglicht treten, ihren Mund aufthun, und ihre Stimmen erheben, daß man ſie vom Aufgang bis zum Niedergang hören wird.

Aber, wie wenn der Herr Doctor auch dies ſich nur ſo eingebildet hätte? Wie wenn Er — ut homines ſumus — in ſeinem Anſtoß von geiſtlichem Don Quixottiſmus (denn Hr. Gottfried Wildgoose iſt wohl nicht der einzige geiſtliche Don Quixote) die Kirchenväter für — böſe einäugige Rieſen, die ſymboliſchen Bücher für Drachenneſter, alte unſchuldige Wahrheiten für gefährliche Irthümer, ſein eignes Vernunftslämpchen für das Licht das die Welt erleuchten ſoll, und den aufgeklärten Theil der Proteſtanten nur darum für ſeine furchtſamen und verborgnen Mitbekenner, anſahe, weil Er wohl wünſchen möchte, daß es ſo wäre?

Ich gebe dieſe Möglichkeiten iſt noch nicht für Wahrheit. Aber wenn ſie nun mehr als bloße Möglichkeiten wären, — wenn die kleinſte Anwendung der geſunden Vernunft, auf die ſich Hr. B. ſo oft beruft, einen jeden ehrlichen Proteſtanten überzeugen müßte, daß der Hr. Doctor Allen dieſen Lerm um Nichts gemacht — daß es nicht ſo elend um den Glaubensbegriff unſrer Vorfahren ſtehe — daß es nur an Ihm gelegen habe, ſich, ohne eines geſunden Menſchen Widerſpruch, eben dieſe Lehrpunkte auf eine ſchriftmäßige Art vorzuſtellen, ohne darum weder gegen den Menſchenverſtand, noch gegen die Pflichten eines A. C. verwandten Lehrers zu verſtoßen, — wenn auch ein bloßer Laie Vernunft genug hätte dies einzuſehen, und die Vernunft von Tauſenden und aber Tauſenden hierinn mit dieſem Laien einſtimmig wäre — Wie dann?

Aufrichtig zu reden, der Gedanke dies zu verſuchen iſt die einzige Urſache, warum ich in dieſer Sache, die Hr. D. B. gewiſſer-

gewissermaßen zu einer Angelegenheit aller Protestanten gemacht hat, die Feder ergriffen habe. Zwar bin ich von langem her um ein gutes Theil mißtrauischer in meine Vernunft als der Hr. D. in die seinige zu seyn scheint. Auch behalt' ich mir vor, eh ich schließe, noch ein paar Worte über die vorgeblichen Souveränetätsrechte oftbesagter Vernunft in Glaubenssachen beyzufügen, und mich darüber zu erklären, warum ich der alten Meynung zugethan bin und bleibe, daß Vernunft und Glaube zwar keine feindliche, aber doch zwey ganz verschiedene, Principia oder Kräfte sind, die ihren ganz verschiednen Würkungskreis haben, und von denen die erste, nach dem Rath des Apostels, gefangen genommen werden muß, so bald sie unrechtmäßige Einfälle in das Gebiet des Glaubens thun will.

Ich sage also, ich will, nach meiner besten Ueberzeugung, und ohne darum aus meinem Laienzirkel herauszutreten, einen Versuch machen, den Glauben und die Lehre unsrer Vorfahren gegen die Vorwürfe und schiefe Vorstellungsart des Hrn. D. zu rechtfertigen, und seinem Bekenntniß ein andres entgegenzusetzen, von welchem ich mit vielem Grunde vermuthen kann, daß es das Bekenntniß des gesundesten Theils der protestantischen Laien seyn werde; wiewohl es keinesweges so beschaffen ist, daß wir deßwegen nöthig haben sollten, (wie Hr. D. B.) Kayserliche Majestät und die Stände des Reichs mit einer neuen Reformation bemühen zu wollen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

V. Bü-

V.

Bücher-Anzeigen.

Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen, von Martin Ehlers, Professer der Philosophie zu Kiel. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung 1779. Erster Theil, 292 S. Zweyter Theil, 315 S. in 8.

Lange genug hat sich das moralische Zetergeschrey über Spielen, Tanzen, Jagen, Comödien und Maskeraden u. s. w. allenthalben, an heiligen und unheiligen Orten, schriftlich und mündlich vernehmen lassen; lange genug haben auf dies Geschrey sich Jungen und Männer, Mägde und Damen um die armen Sünder und Sünderinnen her versammlet, haben geheult und gelacht, sich gedrängt und gestoßen, geschimpft und geprügelt; aber noch nie ist das so oft gefällte Todesurtheil wirklich vollzogen worden. Entweder bedienten sich die listigen Delinquenten der Gelegenheit des großen Auflaufs, und fanden das Mittel den Händen der Justiz im Gedränge zu entwischen; oder der von selbst sympathisirende und von heimlichen, noch freyen Mitgliedern der Bande angereizte Pöbel setzte sie aus Mitleiden mit Gewalt in Freyheit; oder endlich wurden sie in forma begnadigt, und mit der Weisung, sich hinführo zu bessern, entlassen. In jedem Falle ist allemal lange darnach noch von Weisen und Unweisen über ihre Unschuld oder Strafwürdigkeit gestritten, und immer — nichts entschieden, nie aber, daß ich wüßte, von einem legitimierten Sachwalter der Menschheit ein förmlicher Proceß darüber instruirt, und nach den Gesetzen der Vernunft vor dem Tribunale der Wahrheit ventilirt worden. Nie, will ich sagen, hat man diese Materie ganz, aber

doch

doch einzeln vom ganzen Syſteme der Moral abgeſondert, und ohne Partheygeiſt abgehandelt. Dieſe Ehre, dieſes Verdienſt war dem gelehrten und weiſen, dem guten und klugen Verfaſſer der angezeigten Schrift vorbehalten, und wahres Vergnügen, Nutzen und Freude allen, die ſie leſen! Möchten alle, die leſen gelernt haben, ſie leſen! Um Luſt dazu zu erwecken, wollen wir den Inhalt ſummariſch anzeigen.

Nach einer männlichen, dem Lehrer der Weisheit angemeſſenen Zuſchrift an den Kronprinzen von Dännemark, folgt eine XVI. Seitenlange Vorrede, in welcher der Verfaſſer, nach einem beſcheidenen Eingange ſich zuerſt entſchuldigt, daß er Vieles aus ſeinen Betrachtungen über den ſittlichen Werth der Schauſpiele und über den Luxus hier wieder habe anbringen müſſen; dann über ſeine Schreibart ſich erklärt, die zwiſchen dem Trocknen und dem Geſchmückten das Mittel halten ſoll; und endlich die zur Feſtſetzung allgemeiner Grundſätze beſtimmten erſten 13 Betrachtungen gar recht damit rechtfertigt, daß er zunächſt auf Studirende habe ſehen müſſen, die, was ſie lernen, mit Gründen lernen ſollen.

Das ganze Buch iſt, wie die Vorerinnerung an die Zuhörer ſelbſt erklärt, ein in der Manier der Gellertſchen Moral mit vielen Annehmlichkeiten der Rede geleſenes Collegium von acht und zwanzig Betrachtungen. (Aus collegialiſcher Freundſchaft will ich alle Recenſenten, die nur die Titel zu leſen pflegen, gewarnt haben, ſich durch das verſchriene Wort Betrachtung nicht etwa verleiten zu laſſen, gleich drauflos zu recenſiren; ſie möchten ſich ſonſt zu ſehr verrathen.) Die erſten dreyzehn ſind beſtimmt zur Feſtſetzung allgemeiner Grundſätze, wornach die Sittlichkeit aller Dinge betrachtet werden muß, und haben zur Ueberſchrift: I. Uebereinſtimmende Endzwecke. II. Welche Behutſamkeit hätte et-

wa der Sittenlehrer zu beobachten? III. Was iſt überhaupt gut und recht? IV. Alles wird mehr entwickelt. V. Ein Blick über das menſchliche Leben und daher zu nehmende Maaßregeln. VI. Man betrachtet das Reich der Sitten und ſieht, was daſelbſt überhaupt zu thun ſey. VII. Sittlich Gutes und Böſes, in Abſicht auf die Menſchen, nach Anleitung der Natur überhaupt. VIII. Einige practiſche Regeln zur Anwendung der allgemeinen Grundſätze des ſittlichen Guten. IX. Nähere Anwendung der allgemeinen Regeln, zur Beurtheilung des Guten, in Abſicht auf den Menſchen und deſſen Naturanlagen. X. Von den verſchiedenen Arten der Vergnügungen überhaupt. XI. Sittlichkeit der Vergnügungen. XII. Lage, worinn wir in Abſicht auf Vergnügungen ſind, und einige daher fließende Pflichten. XIII. Was iſt zu thun, wenn man böſen Vergnügungen nicht Einhalt thun kann? Weiter Etwas davon hier zu ſagen, wäre überflüſſig; denn wer auf den Grund der Dinge geht, muß alle 13 Betrachtungen ganz leſen, und wer nur von den Vergnügungen ſelbſt das Urtheil des Verfaſſers vernehmen will, der kann alle 13 überſchlagen, und mit der XIVten anfangen zu leſen, welche von den Vergnügungen des geſellſchaftlichen Umganges handelt. Dies Vergnügen iſt das allgemeinſte, S. 129. Kann auch zwiſchen Höherern und Niederern beſtehen, S. 130. Iſt unter allem das vorzüglichſte, S. 131. Ob es gleich auch Mißbräuche hat, wohin beſonders das Afterreden gehört, deſſen Entſtehungsart S. 133. recht deutlich auseinander geſetzt wird. Aus Betracht. XV. und XVI. wo das überwiegend Schädliche des Aufwandes und der Pracht gegen das Nichts des davon erwarteten Vergnügens gehalten, und in ein auſerordentlich helles Licht geſetzt wird, bemerke ich nur dies Wenige, daß der Verfaſſer den Luxus auch zur Quelle der itzt ſo ſehr graſſirenden Empfindeleyſeuche macht: wobey des Menſchen Le-

ben

ben bloß zu Thätigkeit in Empfindungen und nicht in Handlungen wird, S. 149.) und es für unmöglich anſieht, ſich des Stolzes dabey zu erwehren. „Weis man, ſagt er S. 160. daß man durch Aufwand im Eſſen und Trinken und an ſchönen Mobilien andere übertreffe, und daß man durch ſeine Mittel andere im Genuß der Ergötzlichkeiten und des ſinnlichen Vergnügens von ſich abhängig mache, ſo maaßt man ſich leicht über ſeine Freunde eine Art von Patronſchaft an, und bleibt nicht ohne Stolz und Eigendünkel. Vorzüglich genau und ausführlich iſt in der XVIIten Betrachtung von den Vergnügungen der Liebe gehandelt, wo der Verfaſſer zwiſchen dem unmenſchlichfrommen und dem galant-ernſthaftigen Sittenlehrer die Mitte hält, mit eben ſo liebenswürdiger Keuſchheit des Ausdrucks, als gründlicher Tiefe der Einſichten ſich bis zu einer Unterſuchung über die öffentlichen Häuſer der Unkeuſchheit herabläßt, ſein Urtheil über die Vielweiberey mit einer neuen Bemerkung einer Abſicht, welche die Natur beym Ueberſchuß der mannbaren Perſonen des weiblichen Geſchlechts wohl haben mag, unterſtützt, S. 219, den franzöſiſchphiloſophiſchen Einwurf gegen die Ehe, daß ſie das Grab der Liebe ſey, S. 223, gründlich hebt, und endlich, von S. 244. an, noch Gedanken beyfügt, über die eben nicht löblichen und für die Menſchen wohlthätigen Modeſitten, wodurch den Menſchen Gelegenheit zu gewiſſen kleinen Spielen der Liebe und zu Dreiſtigkeiten in der Hinſicht Anlaß gegeben wird, welche von nachdenkenden Freunden der Menſchheit nicht als geringfügig angeſehen, ſondern ernſtlich erwogen zu werden verdienen. Die folgende XVIIIte Betr. Von den Vergnügungen der Theaterſpiele, zeigt einen ſachkundigen aber gewiß nicht tadelſüchtigen Sittenlehrer, ob Hr. Ehlers gleich mit den Theaterſpielen, wie ſie gewöhnlich ſind, nicht zufrieden ſeyn kann. An den Luſtſpielen findet er die Liebesvorſtellungen,

und

und überhaupt die in Rückſicht auf mütterliche Sprache und altväterliche Ehrlichkeit allzeit untreutſche Intrigue, noch immer, wegen der Beförderung des Hanges dazu, der Tugend und Glückſeligkeit nachtheilig; den rührenden Luſtſpielen, wie den Trauerſpielen, mißt er in unſerer Zeit, welche durch Empfindſamkeit charakteriſiert wird, weil dieſe ja der feinern Welt den Ton angiebt, wegen der wiederholten ſtarken Nervenerſchütterungen, beſonders die Schuld mit bey, daß eine ſolche Seelenunmäßigkeit in heftigen und ſtürmenden Empfindungen, ja eine ſolche Seelenſchwelgerey immer mehr und mehr befördert wird, wodurch die Menſchen nothwendig zu hypochondriſchen und klagenden Mißvergnügten heruntergeſtimmt werden müſſen, die mit ſpleeniſcher Seele hinter Phantomen von Freuden herjagen, ſelten einen Labetrunk empfangen, und die beſtändigen Glückſeligkeiten, wornach ſie rennen, und welche ſie oft im Auge zu haben glauben, nirgends finden; und von den Zaubereyen der Singeſpiele fürchtet er die Folge S. 273. daß man ſich nach und nach gewöhne, mehr auf den Schein als das Weſen in allen Dingen zu ſehen, und mehr an äußerlichem Reize als an innerer Vollkommenheit zu hängen.

Die Sprüchwortsſpiele, welche von S. 274. an beſonders beleuchtet werden, hält der Verfaſſer für eine Erfindung unſerer Zeit, die wohl werth ſey, eben ſo bald wieder zu verſchwinden, als ſie entſtanden iſt. Zulezt wird noch ein Blick auf die Schauſpieler ſelbſt gethan S. 283. Dann die Frage: ob dramatiſche Spiele auf Schulen gebilligt oder verworfen werden müſſen, S. 291. mit Unterſchied bejaht und verneint, und endlich die Betrachtung, zugleich auch der erſte Theil mit dieſen Worten beſchloſſen: „Man ſezt izt auf „ſo viele Aufſätze und Abhandlungen Prämien. Möchte man „doch auch Prämien auf allerley Theaterſpiele ſetzen, die „nach

„nach den hier angegebenen Grundsätzen scharf geprüft werden „könnten, und in der Prüfung bestünden!“

Beym zweyten Theile müssen und wollen wir nun kürzer seyn. Die hier erste, aber im Ganzen XIXte Betrachtung handelt von der Pantomime und der Mascarade. Da der Verfasser keine nachtheiligen Folgen weder für die Moralität noch für das äußere Wohl eines Landes von der Abschaffung der Maskeraden fürchtet, so fällt er gerade zu S. 13. dieß Urtheil: „Wenn wir bedenken, wie sehr die „menschliche Glückseligkeit in ihren Grundfesten erschüttert „wird, wenn Unschuld und Treue in Absicht auf die Liebe „verloren gehen: wie sollten wir denn nicht wünschen, daß „die Maskeraden als eine Pest der menschlichen Glückselig„keit aus den Staaten verbannt würden?“

In der XXsten Betrachtung über Musik und Tanzen widerräth der V., wie billig, das Tanzen den Predigern, und zwar aus den rechten Gründen; sollte es aber nicht eben daraus, wie der Recensent dafürhält, auch Richtern, Obrigkeiten und allen Vorgesetzten und Leitern des Volks im Staate, als etwas der Ernsthaftigkeit ihres Berufs Unangemessenes widerrathen worden seyn? Für alle dergleichen Menschen will es sich nicht schicken, daß sie sich den Leuten hüpfend und springend zur Schau stellen. XXI. Betr. Von einigen zum Schauspiel dienenden Kunstfertigkeiten und Kunstwerken, als. Feuerwerken, Illuminationen, Seiltänzern, Taschenspielern und dergleichen. XXII. Betr. Von den Kampfspielen, wo Ringen unter Aufsicht, und Ballspielen empfohlen, wider die Wiedereinführung der Thiergefechte aber S. 106. u. f. sehr geeifert wird. XXIII. Von den Gewinnstspielen überhaupt. XXIV. Von den Spielen des Denkens und der Geschicklichkeit allein. XXV. Von den Spielen der Geschicklichkeit und des Zufalls. XXVI. Von den Spielen des Zufalls. So billig

der V. in diesen Capiteln vom Spielen überhaupt urtheilt, und besonders dem Billardspiele das gebührende vorzügliche Lob ertheilt, so ist er doch den Kartenspielen weniger günstig, als vielleicht mancher denken möchte, und sein Endurtheil geht nach S. 172. dahin, „daß wir als patriotische „Weltbürger so viel, als in unserm Vermögen ist, und als „wir von unsern Bemühungen glückliche Erfolge erwarten „können, diesen so allgemein herrschenden Kartenspielen entgegen zu arbeiten verpflichtet sind.“ Was er von den Zahlenlotterien halten werde, läßt sich leicht errathen; und doch kann ich mich nicht entbrechen, den Schluß seiner Betrachtung darüber S. 251. ganz herzusetzen: „Wenn wir nun „noch einmal die von unordentlichen Leidenschaften beherrschte „Menge der Spieler in allen Ständen uns vorstellen, wenn „wir an alle, die sich und die Ihrigen in Noth und Armuth „gestürzt haben, gedenken, wenn wir erwägen, wie viele „sonst redliche Menschen nun ehrlose Betrüger geworden sind, und wenn wir dann betrachten, wie sehr Vertrauen, treuer Diensteifer, ein thätiges Leben und nützliche „Geschäftigkeit sich vermindert haben, und wenn wir es erkennen, wie sehr die ganze Masse der Einwohner einer „Stadt und eines ganzen Landes so durch und durch verderbt wird: werden wir denn noch fragen dürfen, ob das „Lotto, das im Occident herrscht, mit der Pest des Orients „wohl verglichen werden könne, und ob diese Vergleichung „nur der Einfall eines witzigen Epigrammatisten seyn könne?“ XXVII. Betrachtung, Von den Vergnügungen der Jagd. XXVIII. Betr. Von den edelsten Freuden und Vergnügungen der Menschheit, welche mit recht warmen Eifer und rührender Beredsamkeit zum Schlusse empfohlen werden.

Wäre ein solcher Schriftsteller, wie der Verfasser des angezeigten Buchs, nicht über alles Recensentenlob erha-

ben,

ben, ſo würde der Recenſent ſich nicht haben überwinden können, nur ſo gelaſſen davon zu reden, zumal da er doch im ganzen Buche nicht einmal auf einen Hauptgedanken geſtoßen iſt, wo er hätte anders denken mögen. Nur der einzige Wunſch iſt ihm mehrmal eingefallen, daß der Verfaſſer mehr praktiſche Regeln möchte gegeben haben, wie ſeine ſo wahren Grundſätze einzeln könnten angewendet werden. Es gehört zwar eigentlich nicht in den Plan, doch hat es der Verfaſſer hin und wieder gethan; und wer könnte es auch beſſer thun, als er? Wie anwendbar könnte nicht der richtige Gedanke S. 115. „Unſer großer Weltregierer nimmt „auch die Uebel, die vernünftige Weſen in ſeine Welt „bringen, unter ſeine Fügungen u. ſ. w.“ auf menſchliche Regierer gemacht, und ihnen mancher Vorſchlag gethan werden, wie ſie mancherley Dinge, als Schauſpiele, Kämpfen, Ringen, Taſchenſpielen und dergleichen, weder gerade zu verbieten, noch ſchlechterdings zulaſſen, ſondern auch unter ihre obrigkeitliche Leitung nehmen ſollten, und ſolche Verfügung treffen könnten, daß Anſtalten zum Vergnügen, auch zugleich Anſtalten zum gemeinen Nutzen würden. Könnten nicht die Schauſpieler, außer einigen wenigen, welche Directoren und Lehrer der anderen wären, Leute ſeyn, die ſonſt ihre angewieſenen Poſten im Staate hätten, und darneben auch einzelne Rollen hier und da ſpielten, und, für jede ausgeſucht deſto beſſer ſpielten? Könnte nicht bey Gymnaſien und Schulen ein Künſtler angeſtellt werden, der von Zeit zu Zeit in ordentlichen Stunden den Lehrlingen die Kunſtbegriffe der Taſchenſpielerey zeigte, oder wenigſtens nach Guyot's Beluſtigungen, oder nach Wiegleb's natürlichen Magie erklärte? Wie ſicher würde da nicht dem Aberglauben geſteuert, manche natürliche Kenntniſſe beygebracht, Hexerey und Zauberey nebſt anderen Geſpenſten und Poſſenſpielen der Gaßner und Schröpfer faſt ausgerottet, und

ſie, ohne die Hülfe ſchleuniger Arzneymittel, gar bald unheilbare Folgen nach ſich zöge.

Pandolph.

Mein Athem war es, der wegen euers halsſtarrigen Bezeugens gegen den Papſt, dieſes Ungewitter erregte; nachdem ihr euch aber auf eine ſo glükliche Art verändert habt, ſo ſoll eben dieſer Athem, dieſen Sturm des Kriegs wieder hinweg hauchen, und ſchönes Wetter in euerm erſchütterten Lande machen. An dieſem Auffahrts-Tage, erinnert euch deſſen wol, geh ich, auf den Eid hin ſo ihr zum Dienſt des Papſts geſchworen habt, die Franzoſen zu vermögen, daß ſie die Waffen niederlegen.

[Er geht ab.]

König Johann.

Iſt heute Auffahrts-Tag? Sagte nicht der Prophet an dieſem Tage: Zu Mittag, ſollt ich meine Crone niederlegen? Was hab ich gethan; ich meynte, es ſollte durch Gewalt geſchehen, aber dem Himmel ſey Dank, es geſchah bloß freywillig.

Faulconbridge tritt auf.

Faulconbridge.

Ganz Kent hat ſich ergeben; nichts hält ſich noch als Dover-Caſtle; London hat wie ein freundlicher Wirth den Dauphin und ſein Kriegsheer aufgenommen; eure Edeln wollen euch nicht hören, ſondern ſind im Begriff, ihre Dienſte

euerm

mancher dem Staate selbst gefährlicher Betrug leichter verhindert oder entdeckt werden? Sollte ein solcher Mann auf Schulen weniger nützlich seyn, als der Tanzmeister? Doch, was ließe sich nicht alles sagen und fodern! F.

* * *

Von Hrn. Prof. Schlözers interessantem Briefwechsel haben wir das XXV. u. XXVI. Heft zugleich, und nun auch das XXVII. erhalten. Erfreulich muß es für jeden Patrioten seyn, aus der ungestörten Fortdauer dieser periodischen Sammlung und dem allgemeinen Beyfall, womit sie aufgenommen wird, den Schluß ziehen zu können, daß die teutsche Freyheit, worauf sich unsre Alten ehedem soviel zu Gut thaten, und die in unsern Tagen so schwer zu definiren ist, noch nicht bis zum bloßen Nahmen abgezehrt sey, sondern, wie die Nymfe Echo, wenigstens noch Laute von sich gebe. Zwar mögen wohl manche Rubriken und Noten unterm Texte hier und da hart auffallen; aber der Herausgeber, einzig (wie er sagt) um die Zuverlässigkeit und Wahrheit seiner Nachrichten besorgt, scheint über die Furcht, Lust oder Unlust dadurch zu geben, gänzlich wegzusehn. Denjenigen, deren Nationalstolz einige Abkühlung nöthig haben mag, und jedem, der sich die Aufklärung unsrer Zeiten durch merkwürdige Beyspiele wahr zu machen sucht, empfehlen wir vornehmlich die Artikel 6. 8. und 11. im XXV. Heft. Der letztere besonders (die Bücher-Inquisition in Prag betreffend) enthält Anekdoten, die beym ersten Anblick die Vermuthung erwecken, daß die Einsichten gewisser Personen mit ihrem Eyfer für das gemeine Beste nicht in dem gehörigen Gleichgewichte stehen dürften.

Indessen müßte freylich, eh man ein ganz richtiges Urtheil von diesem Handel fällen könnte, auch der andre Theil gehört werden; und es ist wohl unläugbar, daß einige sonst verdienstvolle Männer durch kleine Unvorsichtigkeiten, und viele ihrer unreifen Schüler durch den unzeitigen Eyfer, als

lek,

ket, was ſie Aberglauben, Vorurtheile und Mißbräuche nen-
nen, (und oft mit ſehr weniger Diskretion ſo nennen,) bey
jeder Gelegenheit braviren zu wollen, Gelegenheiten zu tra-
gikomiſchen Auftritten geben, die mit etwas mehr Klugheit
und Mäßigung hätten verhütet werden können. Ueberhaupt
iſts eben nicht immer Barbarey und Blödigkeit des Geiſtes,
wenn an manchen Orten Männer von Anſehen der Naſeweis-
heit und Neuerungsſucht gewiſſer Leute, die alles beſſer wiſ-
ſen wollen als ihre Väter, Einhalt zu thun ſuchen. So
dürfte es z. B. wohl auch, bey näherem Nachfragen, mit
der Anekdote beſchaffen ſeyn, die S. 65. des XXV. Hefts
von einem gewiſſen (beym Hofe zu W*** nemlich) vielgel-
tenden Ordensgeiſtlichen erzählt wird; da er, als vor kur-
zem über die Einführung eines neuen Schulſyſtems geſtritten
worden, zur — geſagt haben ſoll: „Wollen Eu. — dieſe
„neue Lehrart einführen, und die Leute dadurch mehr verfei-
„nern und aufklären, ſo geht gewiß die ganze Religion
„verlohren. Wollen aber Eu. — die Religion, die doch
„die Hauptſache iſt, erhalten: ſo müſſen wir beym Alten
„bleiben und den Leuten nicht mit ſolchen philoſophiſchen
„und freygeiſteriſchen Grübeleyen die Köpfe verder-
„ben; denn ſonſt glauben ſie gar nichts“ — Das tönt nun
freylich graß genug; aber wer ſteht uns dafür, daß der Prä-
lat, von dem hier vermuthlich die Rede iſt, (und den wir zu
errathen glauben) ſo graß geſprochen habe? Wenn wir uns
nicht völlig in der Perſon irren, ſo iſt hier ein Mann ge-
meynt, der nichts weniger als ein finſtrer Kopf und blinder
Eyferer iſt; der vielmehr mit den beſten Köpfen zu W. in
Verbindung ſteht, und ſelbſt unter die aufgeklärteſten ſeines
Standes zu zählen iſt; kurz ein Prälat, von dem ſich gar
nicht denken läßt, daß er aus Schiefheit ſich gegen das (uns
übrigens unbekannte) neue Schulſyſtem erklärt habe. Wer
weiß nicht, daß manche Neuerungen, die in abſtracto betrach-

tet, ſehr löblich und erſprießlich ſcheinen, gleichwohl gerade zu dieſer Zeit, an dieſem Orte, unter dieſen Umſtänden, mehr Schaden als Nutzen ſtiften können? Wir können uns hier nicht über dieſe Materie in Rückſicht auf die vorliegende Anekdote ausführlicher erklären: Aber wem bekannt iſt, wie ſehr es ſeit zehn bis funfzehn Jahren in **** von ſeichten milchbärtigen Belletriſten, Dichterlingen, Kunſtſchwätzern, Allwiſſern, Reformatoren und Projektmachern wimmelt, deren Unbeſcheidenheit und Unverſtand der guten Sache mehr Schaden thut, als die Vorurtheile aller alten Mönche in der ganzen Chriſtenheit: dem wird es eben nicht ſehr auffallen, daß ein ſonſt wohldenkender Mann Bedenken finden kann, Entwürfe zur Ausführung zu befördern, deren rechte Zeit vielleicht noch nicht gekommen iſt; oder wobey in der Folge, ſeiner Rechnung nach, die großen Vortheile, die der Verfaſſer des Entwurfs abgezielt hatte, von dem zwar zufälligen, aber doch unter den dermaligen Umſtänden unausbleichlichen Schaden vielleicht gar zu ſehr überwogen würden. — Doch dies nur im Vorbeygehen!

Sonderbar wird vielleicht vielen Leſern des Schl. Briefwechſels, die in Sammlungen dieſer Art keiner Ironie gewärtig ſind, vorkommen, daß der Artikel 14. im XXV. Heft, „Extract aus dem von der Hildburghauſiſchen Commiſſion „vorgeſchlagenen Zahlungsplan" betittelt, weiter nichts enthält, als eine zuſammengezogne Specification der jährlichen Einnahmen und Ausgaben von S. Hildburghauſen, und des Status paſſivi; vermöge deren die jährlichen Revenüen auf 71827 Fl. die jährl. Ausgaben auf 56643 Fl. und die Schulden, welche von dem Ueberſchuß bezahlt werden ſollen, auf 4,183'544 Fl. berechnet ſind. Von dem Zahlungsplan aber, wie nehmlich vier Millionen mit jährlichen 15000 Fl. bezahlt werden ſollen, ſagt der Extract kein Wort; und das war doch wohl das Problema, worauf die Erwartung des lernbegierigen Leſers geſpannt war?

Der

* * *

Der H. G. Weimariſche Cammerherr, Siegmund Freyherr v. Seckendorf, hat ſich die Liebhaber des ſchönen Geſangs durch eine zwoote Sammlung von Volks- und andern Liedern mit Begleitung des Fortepiano (Weimar, bey Karl Ludolf Hoffmann 1779.) verbindlich gemacht. Das allgemeine Vergnügen, womit die erſte Sammlung dieſer Lieder aufgenommen worden, welche ſich durch ihren geiſtreichen Ausdruck und liebliche Melodie ſo weit über das Koax Koax ſo mancher alltäglicher Liederſetzer, die ihre krächzenden Stimmen aus den Sümpfen des Parnaſſes hören laſſen, erheben, hat den allen Liebhabern Wünſche und Erwartungen erregt, die durch dieſe neue Sammlung gewiß eher übertroffen als getäuſcht worden ſind. Sie beſteht aus zwölf Stücken, wovon zwey aus Göthe's Monodrama Proſerpina und die übrigen alle, (bis auf eines, das den Hrn. v. S. ſelbſt zum Verfaſſer hat) aus dem 1ſten und 2ten Theil der Volkslieder genommen ſind. Wiewohl unter Stücken von ſo verſchiedner Art, wo jedes den ihm angemeßnen Geiſt, Ton und Ausdruck hat, eigentlich keine Auswahl noch Vergleichung ſtatt findet, ſo glauben wir doch, ohne ungerecht gegen die übrigen zu ſeyn, vermuthen zu können, daß die Gewalt der Liebe, Aennchen v. Tharau, der Morgengeſang, das Schakeſpeariſche Saßer Tod, das Bettellied, und die beyden Arioſo's der Proſerpina, am allgemeinſten gefallen, und um ihres leichtfaßlichen, anmuthigen und empfindungsvollen Geſangs willen bald überall aus allen ſchönen Lippen ertönen werden. In Edward (aus dem 2ten Th. der Volkslieder) einem Meiſterſtück erhabner pathetiſcher Einfalt und Stärke, ſcheint die Muſik mit dem Text zugleich aus Einem Strom ſchaurlichen Gefühls ſich ergoſſen zu haben. Möchte die Muſe des Freyh. v. S. ihre und ſeine Freunde bald wieder durch ein ſo ſchätzbares Geſchenke ſich verbindlich machen!

Moraliſche Novellen des Miguel de Cervantes Saavedra; zum erſtenmale aus dem Originale überſetzt. Leipzig, bey Dodsley und Comp. 1779.

Unter einem Paar Dutzend Novellen-Schreibern der Spanier, die ich kenne, theils Originalen, theils Nachahmern und Ueberſetzern, verdiente keiner mehr das teutſche Gewand, als Cervantes. Sein Name ſchon bürgt jedem Leſer dafür, daß er hier keine gemeine oder looſe Speiſe zu fürchten habe. Cervantes brach, ſo wie in mehrerem, auch in dieſem Felde, bey ſeiner Nation die Bahn. Er ſahe den Hunger, den ſie nach Novellen hatte, und wie ſie ſich elend genug mit Ueberſetzungen Italieniſcher und Franzöſiſcher Waare behelfen mußte; und er war alſo der Erſte, der den Spaniern Originale lieferte. Auch dieß Werk zeigt überall ſeinen Meiſter; durchaus herrſcht darinn die individuelle Cervantesiſche Laune, der tiefe Blick ins menſchliche Herz, die praktiſche Moral, die feinſte Delikateſſe der Behandlung ſeiner Gegenſtände, und der philoſophiſche Geiſt, der ſich über alle ſeine Werke verbreitet. Der Hr. Kammerherr von Soden zu Anſpach, dem wir dieſe vortrefliche Ueberſetzung zu danken haben, hat alles geleiſtet, was einem Ueberſetzer des Cervantes, der, auſſer den allgemeinen Schwierigkeiten Spaniſcher Schriftſteller, bey dieſem noch mit ganz eigenen zu kämpfen hat, nur möglich war. Er iſt höchſt glücklich durch die Klippen einer zu freyen Paraphraſe und zu ängſtlichen Treue, die hölzerne Trockenheit macht, hindurchgeſegelt. Die Ueberſetzung lieſt ſich wie ein Original; und hat drum doch immer ihren fühlbaren Nationalgeſchmack. Mehr gute Spaniſche Schriftſteller ſo bearbeitet, würden uns bald die Binde des Vorurtheils gegen die Spaniſche Litteratur von den Augen nehmen, und zur unterhaltenden Lectüre, die doch ein ſo weſentlich Bedürfniß unſers Publikums iſt, ein ſehr wichtiger Beytrag ſeyn.

VI. An-

VI.

Anzeige eines neuerfundnen Kriegsſpiels.

Hohe und erhabene Perſonen, ſelbſt Krieger, Helden und völlig competente Richter haben mich aufgemuntert, eine Erfindung bekannt zu machen, die bey aller ihrer Unvollkommenheit, in welcher Erfindungen dieſer Art auf ihrer erſten Stuffe zu ſeyn pflegen, doch der Aufmerkſamkeit des denkenden Publikums nicht unwürdig ſeyn wird. Dieſe Erfindung iſt ein Verſuch, die großen Manövres des Kriegs, durch ein Spiel, das zwey Perſonen mit einander ſpielen, ſinnlich vorzuſtellen. Das Schachſpiel, das in der That eine kleine Anlage zu Ausführung dieſes Gedankens enthält, brachte mich darauf, und ich wundere mich, daß nicht ſchon lange ein denkender Kopf auf den Gedanken kam, auf dieſer Anlage entweder weiter fortzubauen, oder ein neues ähnliches Gebäude aufzuführen. Freylich iſt die Ausführung eines ſolchen Gedankens nicht ohne Schwierigkeiten. Die vielen Gegenſtände der Kriegskunſt, wer wird die alle auf einem kleinen Terrain darſtellen können? So ſcheints beym erſten Blick, den man aufs weite Feld der ſchwerſten unter allen Wiſſenſchaften, die bey weiten den gröſten menſchlichen Scharfſinn erfodert, hinwirft. Bleibt man aber mit unverwandtem Auge ſtille ſtehen, und wird gewahr, daß nicht alle Gegenſtände dieſer Kunſt von gleichem Einfluß ins Ganze ſind; wird man gewahr, daß viele derſelben nicht weſentlich verſchieden ſind, und daß folglich die Art und Weiſe, ſie zu behandeln, auch im Grunde nicht merklich von einander abgehen kann: ſo wird ſich die groſſe Menge dieſer Gegenſtände, ohne der Natur der Sache Gewalt anzuthun, auf eine weit geringere Anzahl bringen laſſen. Blieben aber demohnerachtet noch ſo viele Objekte übrig, daß man mit Grunde be-

fürchten müßte, das Spiel würde zu schwer seyn, um gemeinnützig genug zu werden, so ist es der Absicht dieses Spiels gemäß, die Vollkommenheit nicht in der größten Vollständigkeit zu suchen. Nutzen fürs ganze genug, wenn es so viel innere Vollkommenheit hat, daß ein Offizier, der Theorie seiner großen Wissenschaft besitzt, die er durch Erfahrung und Lektüre vervollkommnete, darinn eine ihm angenehme und unterhaltende Gelegenheit findet, einen angehenden Schüler der Taktik auf den Schauplatz des Krieges zu führen, und ihm spielend einen Unterricht zu ertheilen, der auf ihn in Ansehung seiner künftigen großen Bestimmung den lebhaftesten Eindruck machen, und manchen Jüngling vom nichtswürdigen Zeitverderb zurückhalten kann. Um diese Absicht zu erreichen, mußte die Erlernung dieses Spiels nicht mit zu großen Schwierigkeiten verbunden seyn. Gesetzt aber auch, daß es eine stärkere Anstrengung des Geistes erfordere, ein solches Spiel gut zu spielen, so ist dies gerade das Mittel, dem großen Zweck der Kunst sich zu nähern. Es wird hier eben das erfolgen, was in andern wichtigen Geschäften des Lebens erfolgt. Die ersten Schwierigkeiten in einer neuen Laufbahn machen uns stutzig, und schrecken uns oft von unsern Unternehmungen zurück; übersteigen wir aber diese, so werden wir muthig, der Muth verdoppelt den Eifer, und dieser führt uns zum vorgesteckten Ziel. Diese Gedanken habe ich bey meinem Versuch vor Augen gehabt. Die innere Einrichtung desselben kann ich hier nicht auseinander setzen. Ich könnte doch nur im Allgemeinen davon sprechen, und wie leicht thut man dadurch der Sache zu viel oder zu wenig. Nur eins muß ich erinnern, daß derjenige, der das Schachspiel begreifen kann, auch gewiß das Kriegsspiel bald lernen wird, zumal wenn er das Glück hat, mit einem kriegserfahrnen Manne zu spielen. Ich rathe sogar demjenigen, der das Schachspiel noch nicht kann, und zu diesem taktischen Spiel

Luſt hat, jenes zuvor zu erlernen. Denn es enthält bey aller ſeiner Simplicität doch das Weſentliche militairiſcher Evolutionen; freylich ohne Rückſicht auf die Chikanen des Terrains. Aber ſo gewiß es iſt, daß derjenige, der die militairiſchen Evolutionen weiß, und Kopf hat, ſich in einem jeden Terrain beſſer helfen kann, als derjenige, welcher darinn unwiſſend iſt: eben ſo gewiß iſt es auch, daß der Schachſpieler das taktiſche Spiel eher überſehen wird, als ein anderer, wenn ſonſt die übrigen Umſtände einerley ſind. Hiezu kömmt, daß ich würklich mein Kriegsſpiel auf das Schachſpiel gegründet habe. Ich bin Willens, meinen Verſuch bekannt zu machen. Ich werde darinn die Regeln des Spiels aufs deutlichſte auseinander ſetzen, und mit Beyſpielen, die ſich auf dabey befindliche Plans beziehen, hinreichend erläutern. Die dazu gehörigen Figuren und Maſchinen, deren Anſchaffung wenig koſtet, ſoll darinn ſo genau beſchrieben werden, daß jedermann ſich ſolche an ſeinem Orte darnach machen laſſen kann. Wer bis zur künftigen Braunſchweigiſchen Wintermeſſe eine halbe Piſtole, oder 2 Thlr. 12 Ggr. Conventionsmünze vorausbezahlet, erhält ein Exemplar auf gutem Schreibpapier ſauber gedruckt, mit in Kupfer geſtochenen illuminierten Plans. Das Werk erſcheint auf künftige Leipziger Oſtermeſſe gewiß. Die Herren Pränumeranten werden dem Werke, als gütige Beförderer deſſelben, vorgeſetzt. Wer auf 9 Exemplare die Pränumerationsgelder einſchickt, erhält das 10te umſonſt. Geld und Briefe bitte ich mir franco aus; dagegen liefre ich die Exemplare bis Berlin, Leipzig, Nürnberg und Frankfurt am Mayn. Das Spiel kann bey mir täglich in Augenſchein genommen werden, und auch darinn auf Verlangen Unterricht ertheilt werden. Braunſchweig, den 1ſten Julii 1779.

M. Joh. Chriſt. Lud. Hellwig,
Oeffentlicher Lehrer der Mathematik der Herzogl. Pagen, und an den beyden hieſigen Gymnaſien.

VII. An-

VII.

Anzeige,
die Voßiſche Ueberſetzung der Odyſſee betreffend.

Die Subſcription auf meine Ueberſetzung der Odyſſee, die mit dem Auguſt d. J. geſchloſſen werden ſollte, bleibt, gewiſſer Urſachen halber, noch bis zum Ende des künftigen Februars offen; und das Werk, wenn es Unterſtützung findet, erſcheint zwiſchen Johannis und Michaelis 1780. Ich bitte jezt meine Gönner und Freunde, mir gegen den genannten Termin nur die Namen ihrer Subſcribenten poſtfrey zu ſchicken, und das Geld erſt dann, wenn ich in den Zeitungen bekannt mache, daß der Druck zu Ende gehe. Da man ſich von den verſprochenen Anmerkungen einen falſchen Begriff zu machen ſcheint: ſo muß ich hier anzeigen, daß ſie mit denen, die unter M. Daciers, Popens und Dammo Ueberſetzungen ſtehn, wenig gemein haben werden. Mein Vorſatz iſt, die Odyſſee den Teutſchen ſo verſtändlich zu geben, als ſie's Homers Zeitgenoſſen war; und nichts weiter. Daher fallen weg, alle Spitzfündigkeiten und Zriſte über die Schönheiten und Fehler des Gedichts, alle myſtiſche Deutungen der Göttermährchen, und alle Vergleichungen mit andern Dichtern, die nichts aufklären. Aber die alten Gebräuche, Meynungen und Künſte, Homers Fabellehre, und ihre Veränderungen bey den Neuern, die Erdkunde und Geſchichte jener Zeit, und einige Stellen, die wegen alter Ideenverbindungen uns fremde ſind, kurz alles, was zum Verſtehn des Gedichts erfodert wird, denke ich, ſo weit mein Fleis und Büchervorrath reicht, zu erklären. Die Sprachanmerkungen, die mir während der Arbeit aufgeſtoßen ſind, dachte ich anfangs für eine neue Ausgabe der griechiſchen Odyſſee aufzuheben. Da aber die neulich entdeckte Handſchrift in Venedig eine

weit

weit beſſere Ausgabe Homers erwarten läßt; ſo will ich jetzt hinter jedem Bande die Gründe, warum ich von andern Erklärern abweiche, anführen. Dieſe wenigen Bogen, die ich ſchenke, und die der Beſitzer auch wegwerfen kann, wenn ſie ihm nicht gefallen, ſind eigentlich nur das, was man gelehrt nennt; das Uebrige iſt für jedermann, der nur ſo viel Verſtand und Gefühl hat, als man bey einem Roman haben muß. Otterndorf, den 15ten Jul. 1779.

Voß.

Ich wünſche und hoffe, daß der edlere Theil des Publikums ſich durch die täglich zunehmende Menge von Subſcriptionen auf Bücher, die man nicht kennt, ſich nicht werde abhalten laſſen, dieſe Voßiſche Ueberſetzung der Odyſſee zu begünſtigen, deren Werth bereits aus den mitgetheilten Proben bekannt iſt, und die durch die Anmerkungen, welche Hr. V. hier verſpricht, für die Liebhaber Homers, die nicht Gelehrte von Profeſſion ſind, einen neuen Werth bekommen wird. Dürft ich den Hrn. V. im Namen vieler von ſeinen Freunden um etwas bitten, ſo wär' es: ſich durch den vermeynt lichen Fund der neulich entdeckt ſeyn ſollenden Handſchrift in Venedig (einen Schatz, der ſich wahrſcheinlicherweiſe in Kohlen verwandeln dürfte) nicht von ſeinem Vorhaben einer neuen Ausgabe der Griechiſchen Odyſſee abhalten zu laſſen, und die Sprachanmerkungen, anſtatt ſolche ſeiner Ueberſetzung hinten beyzufügen, für dieſe neue Ausgabe des Texts aufzuſparen.

Uebrigens zeige ich hiermit nochmals an, daß diejenigen, die in hieſigen Gegenden auf die Voßiſche Odyſſee ſubſcribiren wollen, ſich deßhalb an mich wenden können.

Wieland.

VIII.

euerm Feind anzubieten; und die kleine Zahl eurer wankenden Freunde treibt wilde Betäubung hin und her.

König Johann.

War die Nachricht, daß Arthur lebe, nicht verabredend, meine Lords zur Wiederkehr zu mir zu bewegen?

Faulconbridge.

Sie haben ihn todt auf die Strasse geworffen gefunden; ein leeres Käſtchen, woraus der Juweel ſo darinn verſchloſſen war, das Leben, von irgend einer verdammten Hand weggeſtohlen worden.

König Johann.

Der Nichtswürdige Bube! Hubert ſagte mir, er lebe.

Faulconbridge.

Ich wollte für ihn ſchwören, daß er nichts anders wußte -- aber warum ſeyd ihr ſo niedergeſchlagen? Warum ſeht ihr ſo traurig? Seyd groß in Thaten, wie ihr es in Entſchlieſſungen geweſen ſeyd. Laßt die Welt keine Furcht, kein banges Mißtrauen in einem königlichen Auge leſen; ſeyd unternehmend, wie die Gelegenheit die euch auffordert. Setzet dem Feuer Feuer entgegen, drohet dem Dräuer und trotzet der rümpfenden Stirne der pralenden Gefahr; ſo werden eure Anhänger, die ihre Aufführung von ihrem Oberhaupt borgen, durch euer Beyſpiel groß werden, und einen unerſchroknen Muth faſſen. Hinweg, und ſchimmert wie der Kriegs-Gott, wenn er dem Sieg entgegenzieht; zeigt Kühnheit

VIII.

Ankündigung einer Ueberſetzung von Winkelmanns Monumenti antichi inediti.

Ich glaube, der Gelehrſamkeit, dem Kunſtſtudium, und dem Vaterlande einen Dienſt zu thun, wenn ich die Monumenti inediti unſers Winkelmanns, auf eine für viele Teutſche leſbarere, und für Alle, wohlfeilere Art, herausgebe. Eine Anpreiſung des großen Mannes wäre thörigt, weil ſie überflüſſig wäre; eben ſo auch Anpreiſung dieſes Werkes. Es iſt bekanntlich, wie ſeine übrigen Schriften, voll von Erklärungen alter Kunſtwerke, Erläuterungen alter Schriftſteller, und Bemerkungen zur Geſchichte, Mythologie, und Kritik. Es ſey auch, daß, wie einige Gelehrte beweiſen, und manche behaupten, ohne es zu beweiſen, der große Mann hie und da gefehlt hat; es ſey, daß, wie einige Künſtler zeigen, und mehrere nachſagen, ohne es zeigen zu können, manches der gezeichneten Kunſtwerke ſchlecht iſt! Genug, die Antiken ſind einmal da; müſſen ſie darum alle gut ſeyn, weil ſie antik ſind? Wohl ſo wenig, als jede Bemerkung darum richtig ſeyn muß, weil ſie von Winkelmann iſt! Aber, entbehren kann man doch ein ſolches Werk nicht, daß ſo viele Materialien enthält, und ſo viele Data zu Bemerkungen, Unterſuchungen, wenn auch zu Berichtigungen, liefert.

Dieß italiäniſche Werk war bisher nur für den theuren Preis von 36 Rthlr. zu haben: ich liefere es teutſch, und liefere es wohlfeil. Dazu erwähle ich den Weg der Pränumeration, und hier iſt mein Plan.

Die

Die Ueberſetzung übernimmt ein Gelehrter, der hinlängliche Kenntniß der italiäniſchen Sprache mit Kenntniß des Alterthums und der hiezu nöthigen Sprache beſitzt. Die Kupferſtiche ferner, werden aufs genaueſte, ſorgfältigſte, und getreueſte nachgeſtochen; und ich fürchte von der Seite keine Klagen des Publikums. Da ſchon verſchiedene Platten völlig fertig ſind, ſo kann ich mich darüber auf das günſtige Urtheil mehrerer geſchickter Künſtler berufen.

Das Original (der Titel iſt: *Monumenti antichi inediti, ſpiegati ed illuſtrati da GIOVANNI WINCKELMANN, Prefetto delle Antichità di Roma. Volume Primo. Volume Secondo. Roma. MDCCLXVII. A ſpeſe dell' Autore.* Hinten ſteht: *Nella ſtamperia di Marco Pagliarini. Con licenza de' Superiori.*) beſteht aus zwey Bänden. Der erſte enthält: Vorrede, 24 Seiten. Vorläufige Abhandlung über die Zeichenkunſt der Alten, 104 S. Den erſten Theil der Denkmäler ſelbſt, von S. 1 — 108; und Kupfer von Num. 1 — 80. Der zweyte enthält: den zweyten, dritten, und vierten Theil der Denkmäler, nebſt Regiſter, zuſammen von S. 109 — 368; und Kupfer von N. 81 — 208. Dazu kommen noch: einige Bogen Dedikation, und Inhalt. Imgleichen 18 K. die hin und wieder eingedruckt ſind. Die Ueberſetzung (der Titel iſt: „Alte Denkmäler der Kunſt, zuerſt von Johann „Winkelmann herausgegeben und erläutert") erſcheint gleichfalls in zwey Bänden, in eben dem Foliformat, und mit ganz neuen Lettern gedruckt. Sie kömmt in ſechs Lieferungen heraus, und zwar auf folgende Art:

Erſte Lieferung: des erſten Theils erſte Hälfte, alſo 40 Kupfer und ohngefähr 12 Bogen Text. Zwoote Lieferung: des erſten Theiles zwoote Hälfte, die übrigen 40 Kupfer, und der übrige Text. Dritte Lieferung: Vorrede, Dedikation, Inhalt, vorläufige Abhandlung, u. ſ. w. Hierbey

iſt

iſt mehr Text, als in den beyden erſten Lieferungen zuſammengenommen; dafür aber auch nur wenig Kupfer. Alsdann iſt der erſte Band geſchloſſen.

Der zweyte Band wird gleichfalls in drey Lieferungen zerfallen; wiederum nach Maaßgabe der Kupfer. Es ſind deren 128; alſo werden auf jede ohngefehr 43 kommen, nebſt dem jedesmal dazugehörigen Text.

Der Pränumerazionspreis für jede Lieferung iſt ein halber Louisd'or. Die Pränumerazion geſchieht ſo, daß man izt einen, beym Empfang der erſten Lieferung wieder einen auf die folgende, und ſo fort, bezahlt. Sie hat bis zur Michaelismeſſe dieſes Jahres Statt; nachher koſtet das Exemplar 25 Rthlr. in Golde. Die Namen der Pränumeranten werden dem erſten Bande vorgedruckt.

Die erſte Lieferung erſcheint drey Wochen nach der Leipziger Michaelismeſſe dieſes 1779ſten Jahres; und die übrigen Lieferungen werden ſo eingetheilt, daß das ganze Werk in zwey Jahren zu Stande kömmt.

Alle Buchhandlungen in Teutſchland nehmen Pränumeration an. Berlin, im Julius 1779.

Chriſtian Ludwig Stahlbaum,
Buchhändler.

Druckfehler.

Im vorigen Stück des T. M. muß auf dem Notenblatt im Baſſe, bey der Fermate, aus dem Herzen ꝛc. der Takt alſo ſtehn:

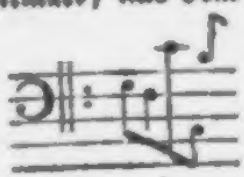

In gegenwärtigem Stücke

S. 121. in der Note lin. 3. leſet erectis.
S. 126. lin. 7. von unten auf l. benennt ſtatt bewohnt.
S. 128. lin. 4. von unten muß das ſich weggeſtrichen werden.

Langsam und schwebend.

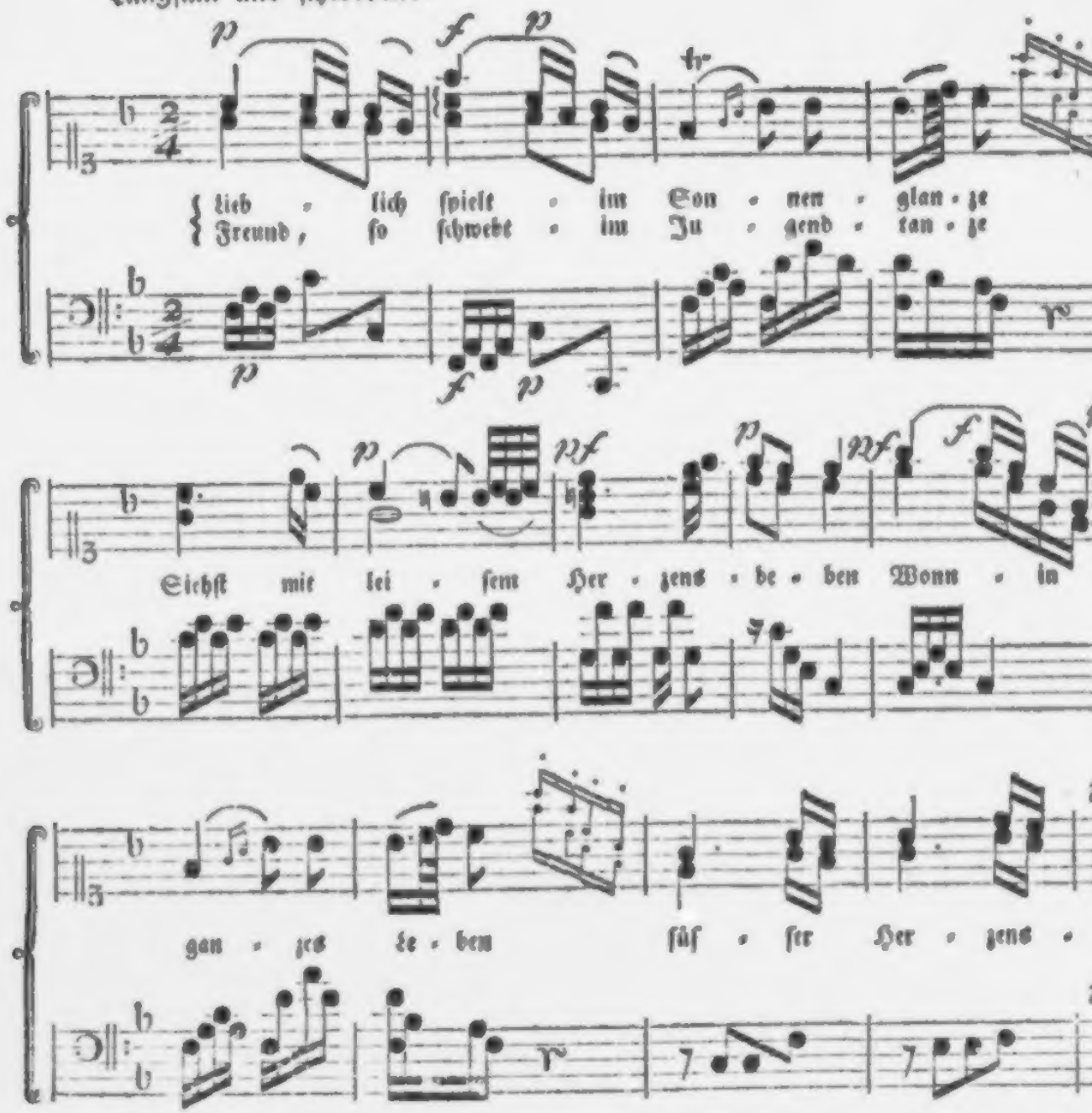

Aber auf der Fluth des Lebens
Harrt auch manches Ach auf dich.

Oft wird noch dein Herz vergebens
Regen, heben, dehnen ſich.

m Waſſer.

Compon. von dem Verf. des Textes.

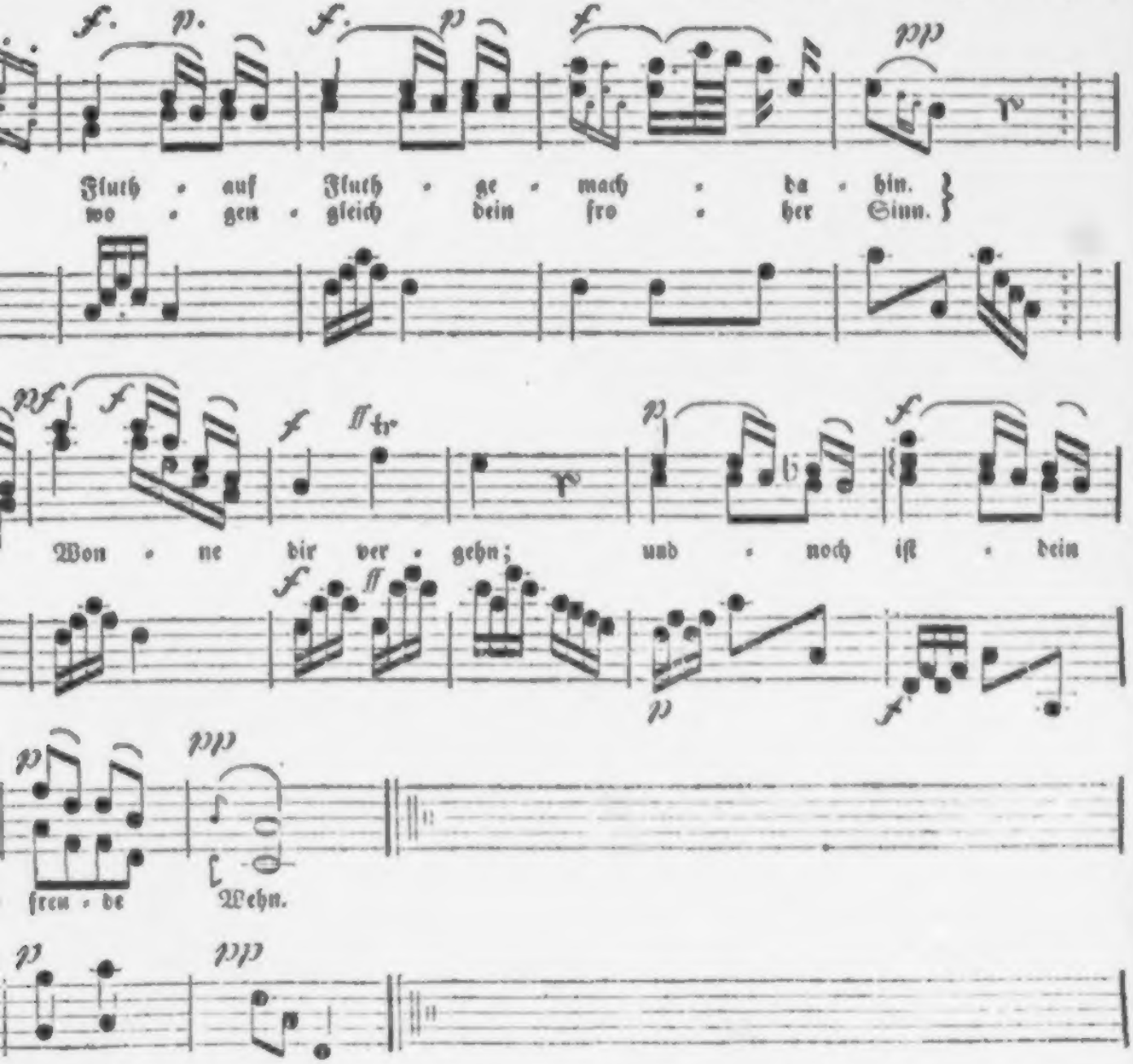

O! drum ſaug aus dem Vergnügen
Kraft, ſo harrt auch dein die Ruh;

Und wird einſt die Fluth verſiegen,
Lieber, o! dann lächelſt du.

Michaëlis.

Der
Teutſche Merkur.

September 1779.

I.
Gedichte.

Die erſten Menſchen,
eine morgenländiſche Geſchichte.

In Eden hatte Gott der Herr
für ſeinen Adam einen Garten
gepflanzt: und alle Lieblichkeit
und Ueberfluß in ihm vereint.

„Hier lebe, deiner Tage froh,
„ſprach Gott, und iß und ruhe,
„und ſchmeck den Reichthum der Natur!
„was deine Augen ſehn, genieße!
„Nur einen Baum, den Baum des Lebens
„laß jetzt noch unberührt!
„In früher Jugend ihn genießen
„iſt Tod! — Sey folgſam mir!"

Und Adam ſah' die Schöpfung an,
und freute ſich, und aß und trank
und ſchlief, und gieng und blickte
von Einem zu dem Andern hin,

und ſuchte hier, und ſuchte da,
und fand nicht, was er ſuchte.

Gott ſah's, und ſprach:
„Es iſt nicht gut, daß ſo allein
„der Menſch ſein Leben lebe.
„Sieh' Adam, hier, der Thiere viel
„die um dich und und leben."
Und Adam ſah' ſie. — „Das iſt das —
„und das — und das —" und ſuchte
und fand nicht, was er ſuchte.

Und er entſchlief. Und Gott der Herr
nahm ſchlafend ihm die Ribbe,
die ihm zu viel war; und ſein Hauch
belebte ſie zum Weibe.

Adam erwacht. — Da ſteht ſie nun
die erſte Schönheit der Natur. —
Und Aug' auf Auge heftet ſich
und Adam: „Ach ſie iſt's!
„Das, das iſt, was ich bin;
„Iſt meines Gleichen, iſt für mich!"
Jezt fand er, was er ſuchte.
Und Himmelswonne,
Himmelsfreude
ergoß durch ſeine Adern ſich.
Da ſtund die Schlange —
wird ſie mit ihrer Liſt
ihn ſtechen? — — —
Das Weib ſah' ſie zuerſt.

„Wie?

„Wie? sollte dir, sprach sie, dein Gott,
„nicht jede Frucht vergönnet haben?“

„Ja, sprach das Weib, von jeder Frucht
„ist uns Genuß vergönnt.
„Nur eine nicht. Der Baum des Lebens
„ist noch uns untersagt.
„Tod schreckt uns ab.“

„Wie? sprach die Falsche, Tod?
„Kann auch des Lebens Baum euch tödten?
„Glaubt mir, Gott neidet euch.
„Er weiß, daß diese Frucht
„des Menschen Auge öfnet,
„ihn selig macht, wie Gott.
„Er weiß, daß ihr Genuß ihn allererst
„was gut schmeckt, lehrt.
„Ihr kennt noch keinen Unterscheid;
„Jezt ist euch alles gleich.“

Und Eva wagts, und blickt,
und blickt und sieht, was sie nicht sehen sollte.
Und, ach! je mehr sie sieht, je mehr
erscheint in ihren Augen
die Frucht im Zauberreiz.
Sie rührt sie an. Sie nimmt
und giebt. Und Er — der Mann
nimmt auch. — Es ist geschehn.

Genuß des Augenblicks,
wie öfnest Du die Augen!

Die Liebenden sehn sich, und schlagen
die matten Blicke nieder.

heit und Vertrauen auf euch ſelbſt und euer Glük! Wie, ſollen ſie den Löwen in ſeiner Höle aufſuchen, und ſie ſollen ihn da erſchreken, ihn zittern machen? O! laßt das nicht geſagt werden. Geht dem Feind herzhaft auf den Leib, und ringet mit ihm, eh er in das Herz euers Landes eindringt.

König Johann.

Der Legat des Papſts iſt bey mir geweſen, und ich habe Frieden mit ihm gemacht, und er hat mir verſprochen, den Dauphin wieder heim zu ſchiken.

Faulconbridge.

O unrühmliches Bündniß! Fremde ſollen in unſer Land einfallen, und wir ſollen kein anders Mitel haben, als Unterhandlungen, Compromiß und erbetteiten Waffenſtillſtand, um ſie uns vom Halſe zu ſchaffen? Ein unbärtiger Junge, ein verzätteter ſeidener Stuzer ſoll übermüthig über unſre Felder einherziehn, ſeinen Muthwillen auf einem kriegeriſchen Boden heruntummeln, der Luft mit dem bunten Gepränge ſeiner flatternden Fahnen ſpotten, und keinen Widerſtand finden? Zu den Waffen, mein Königlicher Herr; vielleicht erhält der Cardinal ſeine Abſicht nicht; und wenn er ſie auch erhält, ſo laßt doch wenigſtens von uns geſagt werden, daß wir in der Verfaſſung geweſen, uns wehren zu können.

König Johann.

Ich übertrage dir die Gewalt, alles anzuordnen und

zu

Was ohn' Errdthung ſie
ſonſt ſah'n, macht ihnen jetzt
die reuevollſte Schaam.
Sie ſahen — daß ſie nackend waren.

Und beyde hüllen nun
in Feigenblätter ſich
und decken ihrer Schaam.

Gott kömmt. — Die Donnerſtimme,
die ſie noch nie gehört,
rollt durch den Garten hin:
„Wo biſt du? Adam, wo?"

„Ach Herr! Ich furchte mich.
„Ich ſahe, daß ich nackend bin,
„und ſuchte hinter Bäumen
„Verbergung meiner Blöße."

„Wie? ſprach der Herr, wer ſagte
„dir, daß du nackend biſt?
„Iſt's nicht, du aßeſt von dem Baume,
„der dir verboten war?"

„Ach Herr, das Weib, mein Weib,
„das du mir zugeſelleteſt,
„hat mich dazu verführ't.

„Ach Herr, die Schlange da,
„erwiederte das Weib,
„hat mich dazu gebracht."

"So ſey verflucht, ſprach Gott zur Schlange,
„vor allem andern Vieh!

„Auf

„Auf deinem Bauche kreuch, und Koth
„ſey ewig Nahrung dir!
„Flichn ſoll dich Mann und Weib,
„und Mann's und Weibesſaamen
„als ihren ärgſten Feind.
„Ihr Saame ſchwäche deinen Kopf; und du —
„ſtich in die Ferſe ihn!“

„Und du — ſprach Gott zum Weibe,
„wirſt's fühlen, was du that'ſt.
„Mit Schmerzen wirſt du nun
„die Frucht im Leibe tragen,
„und ſchmerzenvoll
„wird die Entbindung ſeyn.
„Und die Begierde — wird nun dich
„zur Sclavin eines Mannes machen,
„und er ein Herr dir ſeyn.“

„Und du — von einem Weib
„Verführter! — wirſt im Schweiß
„ſie, dich, die Kinder nähren,
„die du zu früh erzeugt.
„Dein Acker wird verflucht,
„dein Leben mühſam ſeyn.“

Drauf lehrte Gott die Menſchen
von Fellen Röcke machen,
und ihre Schaam bedecken.
Und ſprach: „Um die Gefahr
„vom Menſchen abzuwenden,
„die dieſe Frucht ihm bringt,
„muß ich hinfort den Weg
„ihm mit Gefahr verzäunen.“

Da trieb er Adam aus,
vom Ort des Wonnelebens
und wieß ihm Arbeit an.

Und vor dem Garten stellt
ein Cherub sich, und schwingt
sein flammend Schwerdt, und droht,
und wacht seitdem am Wege,
der zum Genuß
des Lebensbaumes führt.

(Wenn dieß Stück des T. M. würdig ist, soll der Schlüssel dazu nachgeschickt werden, sobald der Herr Herausgeber, im Merkur selbst, die Erlaubniß dazu uns bekannt machen wird.)

E.

Wenn der V. dieses Stücks einen Schlüssel dazu für nöthig hält, so steht ihm der Merkur zu Dienste. Manchen dürfte wohl eher eine Apologie wegen der kleinen Aenderungen, die der Erzähler in der Geschichte gemacht, nöthig scheinen.

d. H.

Einsiedlerslieder.

I.

Einzugslied.

Ah! der erste Athemzug — wie mächtig
mir von ihm der Busen schwillt!
Welcher Blick! Ist alles nicht so prächtig,
was dem Schöpfungsmeer entquillt!

Schon

Schon beginnt zu fliehn der Erdenſchmerzen
langgeduldetes Gefühl,
rinnt, wie Fluten, ab von meinem Herzen,
bey der Schöpfung Saitenſpiel.

Hier noch weine, liebe Seele — weine,
haſt du Thränen noch in dir!
Denn gewiß der Erdenthränen keine
nezte je den Boden hier.

Schwinde noch, o Seufzer! — Mit dir ſchwinde,
was von Welt noch an mir klebt,
daß der Freudenwelt, die nun ich finde,
nimmer einer mehr entſchwebt!

Nehmt mich auf dann, heilge Seelenwonnen!
faßt in eure Lieblichkeit
einen Dulder, der, der Welt entronnen,
ſich nun eurer Labung freut!

2.

Als die Laube fertig war.

Schließe nun, o meiner Hände
liebes Werk, mich hold in dich,
daß im Schatten deiner Wände
meine Seel' erquicke ſich.

Laß in deinem ſüßen Schauer
meine Stunden ſtill vergehn,
und mich keine Herzenstrauer,
weil ich lebe, wiederſehn!

Daß mein Haar gemach erbleiche,
unter leiſer Seelenruh,
Und ich froh von hinnen weiche,
ſchließt ſich einſt mein Auge zu!

3.

An einem ſchönen Sommer-Tage.

Wie ſo lieblich, ſo vertraut,
lachſt du über mir,
holder Himmel! Still und laut
dank ich ewig dir.

Nirgends, nirgends lachſt du ſo
voller Liebesgluth,
als in meinem Walde, wo
ſüßer Friede ruht;

Wo ein Baum dem andern winkt
holder Freundlichkeit,
und aus Thaueströpfchen blinkt
Ruh und Sicherheit;

Wo die Quelle, wo die Luft
ſchmäßeln unverſtellt,
und ein himmelſüßer Duft
hoch den Buſen ſchwellt.

Laß', o Seele, leze dich,
an der Seeligkeit,
denn die Schöpfung ſchmücket ſich
für dich weit und breit.

4.

An die Menſchen.

Ach, ich lieb' euch all', ihr meine Brüder!
lieb' euch noch, von euch verkannt;
nur die Feſſel wünſch' ich nimmer wieder,
die mich einſt mit euch verband.

Sollte wallen hie auf Roſenauen;
in geheimer Liebeskraft
ewig euch umfaſſen mit Vertrauen,
Pilger Einer Wanderſchaft.

Sollte trocknen eures Bruders Wange,
wenn kein kühlend Lüftchen weht;
leiten ihn, mit ſüßem Liebesdrange,
wenn ſein Fuß auf Dornen geht.

Seelig wärt ihr — Durch das Leben klänge
allvereinte Harmonie.
That und Worte flöſſen in Geſänge
Einer Himmelsmelodie.

Und ihr ſtreuet auf den Pfad des Lebens
ſelbſt euch, ſtatt der Wonnen, Qual;
Scheucht den Frieden fort, und macht vergebens
Gottes Welt zum Thränenthal!

5.

Eines Abends.

Welches Lächeln! welcher Flimmer!
Weil', o Seel', ein wenig immer
noch, und ahnde all die Pracht,
die ſo lieblich um dich lacht:

Sieh, wie all die Sterne blinken,
wie sie lächeln, wie sie winken
ach, so traulich und so schön,
einen Heiligen zu sehn!

Jeder Laut ist weggeschieden;
Nur die Blätter rauscheln Frieden,
nur der liebe Silberbach
flistert lieblich und gemach.

Und aus dir, o meine Laube!
lächelt stiller Herzensglaube,
durch die süße Schaudernacht,
schöner, heller angefacht.

Wird die Seele nicht so heiter!
Dehnt sich weit und immer weiter
zu dem seeligsten Genuß,
bey der Freuden Ueberfluß!

Mancher wallet noch hienieden
ohne Ruhe, ohne Frieden;
Hoffet, wünschet, seufzet noch,
sehnet schier sich aus dem Joch.

Arme, die des Mondes Lächeln
nimmer freut! Die nicht beym Fächeln
dieser Luft, so sanft, so lau,
letzen sich auf Gottes Au!

Duldet nur, obgleich mit Schmerzen,
all ihr Dulder! Eurem Herzen
beut vielleicht das Morgenroth
Labung schon für all die Noth.

In der Welt harrt ihr vergebens
auf die Süßigkeit des Lebens.
Unter Menſchen könnet ihr
ohne Thränen nicht von hier!

Schlummert ſanft! Und in dem Schlummer
wandle jeder Herzenskummer,
jeder ſtille Seelendrang
ſich in einen Engelklang!

6.

Morgens vor der Laube.

Schmückſt, o liebe Sonne, wieder
meine Welt, mein All?
Tönt aufs neu', ihr Himmelslieder
mir im Vogelſchall?

Welcher Wonnezauber ſchmücket
mir dieß Paradieß!
Faß, o Herz, der Welt entrücket,
faß es, und genieß!

Menſchenweſen führt dich nimmer:
Wünſche kennſt du nicht;
Allverborgen haſt du immer
was der Welt gebricht.

Unvergällt ſind all die Wonnen,
die aus dir entglühn.
Wohl dir, Herz, ſeit du begonnen
Menſchentand zu fliehn!

7.

Unter einem Baume.

Breit'ſt du nicht ſo lieblich deine Aeſte,
mich zu ſchatten, lieber Baum!
Schwimmt nicht beym Geſäuſel holder Weſte
ſanft um mich dein Schattenraum!

Gleicht dein Rauſcheln nicht dem ſchönen Liede,
das ein Auserwählter ſingt,
der, nach langem Kämpfen, ſich in Friede
nun zu Engelchören ſchwingt!

Unter Schwanken, unter Lispeln ſtreueſt
du Zufriedenheit um mich,
winkſt den Brüderbäumen hin und freueſt
meiner Herzensfreude dich.

Und die Brüderbäume, nah und ferne,
winken dir voll Eintracht zu.
Wieaten all' in ihrem Schatten gerne
mich in Schlummer auch wie du.

O, ich ſchwimme ganz in Freudenfluten,
möcht' in Wonnen ſchier vergehn,
daß mirs ward im ſtillen Glück des Guten
dieſe Freuden all zu ſehn.

Daß mirs ward in ſüßen Lebensträumen
zu genießen allverkannt,
und zu finden unter dieſen Bäumen,
was ich nie bey Menſchen fand!

8.

An ſeine Kinderjahre.

Kommt, umflattert mich, ihr ſüßen Stunden,
hier in meiner ſtillen Einſamkeit!
Kommt und lacht um mich, der Welt entſchwunden,
ſüße Freuden meiner Knabenzeit!

War ich nicht ſo wohl — ſo hingegoſſen
in Behaglichkeit mein ganzer Sinn!
Unter Hüpfen unter Spielen floſſen,
ungezehlt, mir meine Stunden hin.

O, ihr ſchönſten unter Menſchentagen,
wo ſich ewig Luſt mit Luſt vereint;
Wo man ſeine Sorgen, ſeine Plagen
alle noch im Augenblick verweint!

O, in euch lag meines Lebens Schöne,
war't noch ohne Sehnen, ohne Drang.
Jeder Laut, des Herzens ſtillſte Töne,
waren heller Nachtigallenſang.

Fröhlich gaukelt' ich wie ſchwanke Reben,
und das Mindſte war für mich Gewinn;
Und ihr floht — und ich trat nun ins Leben,
warmen ahndungsloſen Herzens, hin.

Aber alles ſchwand, wie Sonnenhelle
ſchwindet, wenn die Wetterwolke droht;
Und dies eigne Herz war nun die Quelle,
ach, ſo mancher Thränen, mancher Noth.

zu thun, was du in unſern gegenwärtigen Umſtänden nöthig findeſt.

Faulconbridge.

Auf dann, und guten Muth gefaßt; ich bin gewiß, daß unſre Parthey im Stande wäre, einem ſtärkern Feind entgegen zu gehen.

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

[Das Lager des Dauphins.]

Ludwig, Salisbury, Melun, Pembrok, Bigot und Soldaten, treten in Waffenrüſtung auf.

Ludwig.

Mein Herr von Melun, laßt eine Copey hievon genommen, und zu unſrer Erinnerung wol aufgehoben werden; den gegenwärtigen Aufſaz aber gebt dieſen Lords zurük, damit ſie auch eine ſchriftliche Erklärung unſers geneigten Willens haben, und wir ſowol als ſie, wenn wir dieſe Papiere überleſen, uns erinnern worauf wir geſchworen haben, und unſer Wort feſt und unverbrüchlich halten.

Salisbury.

Auf unſrer Seite ſoll es niemals gebrochen werden. Und ob wir gleich, edler Dauphin, euer Betragen gegen uns durch Zuſchwörung einer freywilligen Ergebenheit und

Keiner kannt's, wie gut, wie warm es ſchlüge.
Bang' und ſehnend ſucht' ich auf der Welt
Eine . der's mit ſeinen Fehlern trüge —
Aber alles Lieben war verſtellt.

Das iſt Menſchenlos — in ewgem Streiten
wird der arme Schwache überrannt.
An dem Guten werden Kleinigkeiten
Laſter, und das Wahre wird verkannt.

O, ihr ſüßen ſüßen Kinderjahre,
ihr des Menſchen wahrſte Seeligkeit,
kommt und flattert, noch im grauen Haare,
hier um mich in meiner Einſamkeit!

Mi*****s.

Die Roſ im Thale (*).

An Herrn M. K.

Jüngling.

„Süßes holdes Blümchen,
„warum wohnſt du einſam
„hier im dunkeln Thale?
„Ließ die Blumengöttin
„dich vielleicht dem Körbchen
„aus Verſehn entfallen?

„Oder

(*) Der ungenannte Verfaſſer dieſes Gedichtes iſt, ſoviel er ſich mir hat entdecken wollen, ein noch ſehr junger Jüngling, welcher wiſſen möchte, ob er durch die Verſuchung zum Dich-

„Oder hat ein liebend
„Mädchen unter Seufzern
„dich hieher gepflanzet,
„und dich oft mit Thränen
„statt des Thau's getränket,
„weil an dieser Stelle
„ein geliebter Jüngling
„ihrem Arm entflohn?“

Roſe.

„Nein! Die Blumengöttinn
„ließ nicht aus Verſehen
„mich vom Körbchen fallen:
„Auch kein liebend Mädchen
„pflanzte mich und tränkte
„mich mit ſchönen Thränen. —“

Jüngling.

„Und du lebeſt einſam
„in verlaßnen Gründen!
„Streueſt Wohlgerüche
„rings um dich, und niemand

„iſt,

Dichten und Verſemachen, von welcher er ſchon geraume Zeit angefochten wird, zum **Guten** oder zum **Böſen** verſucht werde. Da ich, aus vielen Gründen, den Auftrag, über ſeinen Beruf zum Muſen-Prieſterthum zu entſcheiden, nicht annehmen kann, und er gleichwohl ſchlechterdings wiſſen will, woran er ſey: ſo hab' ich für das Beſte gehalten, dieſe Probe, ſeinem Wunſche gemäß, einzurücken, und es nun ihm zu überlaſſen, auf das Urtheil der Kenner, oder auch, wenn er lieber will, auf die Stimme des Volkes, acht zu geben, und dann — zu thun was er will, oder zu laſſen, was er laſſen kann.

„iſt, der deine Schönheit,
„deinen Reiz bewundert,
„und an deinen Düften
„Herz und Seele labet. —
„Sieh in jenem Gärtgen
„da ſind ja noch viele
„deiner holden Schweſtern,
„die in ſchönen Töpfen,
„und an bunten Stäben
„aufgezogen, blühen,
„und durch ihre Reize
„die entzückten Blicke
„zu verweilen zwingen.
„Wäreſt du bey ihnen,
„ſchöner, als ſie alle,
„würdeſt du die Schweſtern
„um dich her verdunkeln —
„und doch blühſt du einſam
„in verlaßnen Gründen!"

Roſe.

„O, ich mag nicht glänzen
„in den großen Gärten,
„noch die lieben Schweſtern
„um mich her verdunkeln;
„Dieſe kleine Stelle
„hat mir meine Mutter,
„die Natur, gegeben.
„Ich will ihren Lehren
„folgen, und, von allen
„unbemerkt, Gerüche
„um mich her verbreiten."

Jüngling.

„Nein, du wirſt nun nimmer
„unbemerkt verblühen!
„Ich, ich will dich pflücken,
„dich in einem Glaſe
„vor dem Nordwind ſchützen:
„Sorgſam deiner warten,
„dich aus kühler Quelle
„jeden Morgen tränken,
„und an deinen Düften
„Herz und Seele laben!“

Dichter.

Aber durch der Nebel
Hülle drang die Sonne,
und goß Glut und Feuer
in die ſtillen Lüfte.
Glühender als alle
traf ein Stral die Roſe —
ſie erblaßt! Und traurig
ſank ihr Haupt zur Erde.
Sprachloß ſtand der Jüngling
ſah die Roſe ſinken
und zu ſeinen Füſſen
ihre Blätter welken,
und aus holden Augen
fiel der Thränen ſchönſte
auf das Grab der Roſe.

Wird vielleicht mein Leben
einſam auch und traurig
in verlaßnen Gründen

unbemerkt verblühen?
Wird des Tages Hitze
meiner Jugend Kräfte
trocknen und mich stürzen?
Wohl! Dann kommen Freunde,
dann kommt noch mein K.
und weint eine Thräne
über meinem Grabe.

II.

Fortsetzung und Beschluß

der Gedanken eines Laien

über

Hrn. D. Bahrdts Glaubensbekenntniß.

Ich habe mich, denke ich, genugsam voraus erklärt, daß man keine theologische Streitschrift gegen Herrn D. Bahrdt, keine gelehrte Erörterung der 10 Artikel, in welche ihm beliebt hat, das was er glaubt und was er nicht glaubt zu verfassen, von mir zu erwarten habe. Der größte Theil derer, die dies lesen werden, sind Laien wie ich selbst; sie haben sich bisher, wie ich auch, in Dingen, welche gesehen werden müssen, mit den Augen, und in Dingen, die geglaubt werden müssen, mit dem Glauben beholfen; haben nicht mit den Ohren sehen, nicht mit der spekulirenden Vernunft glauben wollen, und sind zufrieden gewesen, wenn ihr inneres

Gefühl

Gefühl sie überzeugt hat, daß sie nichts Unmögliches, nichts sich selbst Widersprechendes glauben. Diese werden dann auch ohnezweifel zufrieden seyn, wenn ich, ohne einigen Aufwand theologischer Schulgelehrsamkeit, und ohne mich in dogmatische Subtilitäten, die uns Laien nichts angehen, einzulassen, mit aller Einfalt eines Menschensohns, der sich in Dingen, wo seine Vernunft nicht hinreicht, mit seinem Sensus communis behilft, darzuthun versuche: daß der Glaube der christlichen und evangelischen Kirche, in Absicht der besagten zehn Punkte, die schmählichen Vorwürfe des Hrn. D. B. nicht verdiene; und daß, wofern auch seine Vernunft (welche, wie er sich bescheiden wird, nicht die Vernunft selbst ist) sich nicht herablassen konnte, mit uns zu glauben, sie doch unrecht daran gethan habe, unsern Glauben für ungereimt, unmoralisch, und für den Hauptgrund des überall einreißenden Unglaubens zu erklären. Also nun, ohne weitere Vorrede, zur Beleuchtung dessen, was Hr. D. B. glaubt und nicht glaubt; insoferne nemlich, als er uns durch die Vorwürfe, die er dem christlichen Lehrbegriff überhaupt, und dem lutherischen insbesondere im Angesicht des Kayfers und der ganzen Welt gemacht, zu dieser Beleuchtung selbst berechtigt hat.

I. „Ich glaube (sagt der Hr. D. B.) daß ich und alle Menschen Sünder sind, welche der Gnade und Erbarmung Gottes bedürfen. Daß aber dieses uns angebohren sey, und daß alle Menschen mit der Neigung

zu allem Böſen auf die Welt kommen, daran zweifle ich. Vielmehr ſcheinen mir die Menſchen an ihrem Verderben ſelbſt Schuld zu haben. Denn ich bemerke an ihnen von Natur ſo viele herrliche Anlagen zur Tugend, ſo viele angebohrne edle Gefühle und Neigungen, daß vielleicht nur eine andre Erziehungsmethode und von Tyranney und Luxus entfernte Lebensart nöthig wäre, um der Menſchheit ihre urſprüngliche Güte wiederzugeben."

Welch ein ſeltſames Gemenge verworrener ſchiefer Begriffe, unrichtiger Folgerungen, und träumeriſcher philantropiſcher Vermuthungen in ſo wenigen Zeilen! Wie viel Vertrauen werden Kayſer und Reich auf einen Reformator ſetzen können, der ſeine Geſchicklichkeit zu einem ſo mißlichen Werke gleich anfangs durch ein ſolches Pröbchen ſeines Scharfſinns und ſeiner Einſichten darthut?

Hr. B. bezweifelt die Lehre von der allgemeinen und angebohrnen Verderbniß der Menſchheit, welche unſtreitig eine Grundlehre des chriſtlichen Glaubens iſt, und ihm ſcheinen vielmehr die Menſchen an ihrem Verderben ſelbſt Schuld zu haben. Denn, ſagt er, ich bemerke ſo viele herrliche Anlagen zur Tugend, ſo viele angebohrne edle Gefühle und Neigungen u. ſ. w. Welch eine Art ſich auszudrücken! Iſt der Herr Doktor etwa der erſte, der dieſe herrlichen Anlagen bemerkt? Oder was für angebohrne edle Gefühle und Neigungen bemerkt er, die nicht ſchon ſeit manchem

Jahr-

Jahrtauſend von jedem, der durch ein Sieb ſehen kann, auch bemerkt worden ſind? Ferner: Können die Menſchen nicht von ihren erſten Stammeltern und ſo weiter fort durch alle Zeugungen bis auf den Moment, da jeder gebohren wird, Anlagen zu phyſiſchem und moraliſchem Uebel geerbt haben, ohne daß darum geläugnet werden kann, daß ſie auch (mehr oder weniger) Anlage zu allem dem, was in phyſiſchem und moraliſchem Sinne zu einem geſunden, vollſtändigen und in ſeiner Art guten, d. i. zu Erfüllung ſeiner Beſtimmung tauglichen Menſchen gehört, mit auf die Welt bringen? Und von welchem vernünftigen Menſchen iſt dies je geläugnet worden? Aber wer hat auch jemals ſo geſchloſſen: Weil den Menſchen viel herrliche Anlagen und edle Gefühle und Neigungen angebohren ſind; ergo bringen ſie, nach Leib und Seele, die urſprüngliche Reinheit, Unſchuld und Güte, in welcher die erſten Menſchen erſchaffen worden, mit aus Mutterleibe? Oder wer hat je ſo geſchloſſen: Weil die Menſchen an ihren Uebertretungen ſelbſt Schuld haben; ſo giebt es kein natürliches, kein angebohrnes Verderbniß? Als ob dieſe beyde Sätze einander gänzlich und nothwendig ausſchlöſſen? Das Wahre an der Sache iſt: daß jeder Menſch die unbeſtimmte Anlage zu allem Böſen und zu allem Guten, deſſen die menſchliche Natur und ſeine Individuität fähig iſt, mit auf die Welt bringt, und daß dies gerade das iſt, was ihn zum Menſchen macht. Dies iſt eine Thatſache, die durch die allgemeinſte Er-

fahrung verlängst außer allen Zweifel gesezt ist; eine Wahrheit, die von uralten Zeiten her von allen Weisen anerkannt werden, und, meines Wissens, von Karneades und Pyrrho dem Sceptikus selbst nie bezweifelt worden ist.

Wenn also die Christen als einen Glaubenssatz annehmen: daß der Fall der ersten Stammeltern des Menschengeschlechts ein gewisses Erb-Uebel, eine Disposition zu dem, was in theologischem und philosophischem Sinn Sünde heißt, (diese Disposition bestehe nun in einem überwiegenden Hang zur Sinnlichkeit, in einem Mangel des gehörigen Gleichgewichts zwischen Verstand und Willen, oder wie man sich solche auf andre Weise vorstellen oder benennen mag) über ihre Nachkommen gebracht haben; wenn sie annehmen: daß die Menschen mit dem Keim des moralischen Uebels gebohren werden; und so wie sie laut der allgemeinen Geschichte von jeher gewesen sind, so wie sie laut der allgemeinen Erfahrung noch sind, und, so lange diese Welt bestehen wird, höchst wahrscheinlicherweise, aller Philantropinen und Kosmopolitien ungeachtet, immer bleiben werden, von dem Ideal menschlicher Vollkommenheit, welche die Schrift das Bild Gottes nennt, mehr oder weniger zu moralischer Karikatur ausgeartet seyen: — so ist dieser Satz, (der noch auf hundertfältige Weise mit andern Redensarten ausgedruckt worden ist und werden kann, aber unter allen Einkleidungen immer die nehmliche Wahrheit bezeichnet,) — so

ist

iſt dieſer Satz juſt einer von denjenigen Artikeln der chriſtlichen Lehre, die durch die Vernunft am ſtärkſten ins Licht geſezt und beſtätiget werden; ein Satz, den die chriſtliche Religion faſt mit allen andern gemein hat; der im ſtrengſten philoſophiſchen Sinn wahr iſt, und der nur durch eine ganz verkehrte Vorſtellungsart und ganz unverſtändige Anwendung, kurz nur in dem Gehirne und unter den Händen eines ſehr unwiſſenden, ſehr albernen Menſchen zur Lüge werden kann. Hat es, wie ich nicht zu läugnen begehre, hier und dort unter den Geiſtlichen ſo ungeſchickte Handhaber einer an ſich ſelbſt ſo augenſcheinlichen Wahrheit gegeben: was geht dies den Hrn. D. B. oder mich oder irgend einen andern Chriſtenmenſchen an? Wer wehrt es ihm oder mir oder jedem andern, uns dieſe Lehre ſo vorzuſtellen, wie ſie der Bibel, der allgemeinen Erfahrung, und dem allgemeinen Menſchenverſtand am gemäßeſten iſt? Warum an der Sache ſelbſt zweifeln? Und aus einem Grund daran zweifeln, der, ſobald man nur die Worte beſtimmt, zum erbärmlichſten Sophism wird?

Luſtig übrigens iſts zu leſen, wenn der Herr D. ſagt: es brauchte vielleicht nichts als eine andre Erziehungmethode, und eine von Tiranney und Luxus entfernte Lebensart, um der Menſchheit ihre urſprüngliche Güte wiederzugeben? — Dieſer Meiſter in Iſrael iſt alſo noch nicht einmal ſoweit gekommen, um einzuſehen, daß man durch platoniſche Republiken, Uto-

unerzwungnen Treue erwiedern; ſo glaubet mir doch, Prinz; ich bin nicht erfreut, daß ein ſolches Geſchwär der gegenwärtigen Zeit bey der verachteten Rebellion ein Pflaſter ſuchen, und den eingewurzelten Krebs einer Wunde durch viele heilen muß. O, es kränkt meine Seele, daß ich dieſes Metall von meiner Seite ziehen muß, um ein Wittwen-Macher zu ſeyn, und dieſes in einem Lande, wo rühmlicher Widerſtand und rechtmäßige Gegenwehr über den Namen Salisbury ſchreyen! Aber ſo iſt die verpeſtete Krankheit dieſer Zeit beſchaffen, daß wir unſer Recht zu heilen, gezwungen ſind die Hand des kühnen Unrechts und der regelloſen Gewaltthätigkeit anzuruffen. Und ſollt es uns nicht ſchmerzen, o meine tiefgekränkten Freunde, daß wir, die Söhne und Kinder dieſer Inſel, gebohren ſeyn ſollen, die Stunde zu ſehen, da wir, zu einem ausländiſchen Kriegsheer geſellt, über ihren ſchönen Buſen einhertreten, und die Linien ihrer Feinde ausfüllen; (ich muß mich wegwenden, und die Schmach dieſer traurigen Nothwendigkeit beweinen) die Stunde zu ſehen, da wir das Volk eines entfernten Landes wider unſer eignes unterſtüzen, und unbekannten Fahnen hier folgen müſſen? Wie, hier? O mein Volk, möchteſt du dich zurükziehen können? Möchte Neptun, der dich ringsumfaßt, dich in ſeinen Armen aus dem Schooß deines mütterlichen Bodens hinweg an irgend ein Heidniſches Ufer tragen, wo dieſe Chriſtlichen Heere das Blut des Haſſes in eine Ader des Friedens zuſammenleiten könnten, anſtatt es hier ſo unnachbarlich zu vergieſſen.

Ludwig.

Du zeigſt hierinn eine edle Sinnesart; und der groſſe

Trieb,

pien, Severambengeſchichten, Idealiſche Erziehungsplane, mit Einem Worte, daß man durch Mährchen und Träume den Menſchen ihre urſprüngliche Güte nicht wiedergiebt? Und geſezt auch, man könnte das; wie lange meynt er, daß die Herrlichkeit dauern würde? — Doch der Hr. D. bedingt ſich freylich noch eine Kleinigkeit aus, — nur eine von Tiranney und Luxus entfernte Lebensart. — Und hat er, wie er das ſo hinſchrieb, auch wohl gedacht, was er ſage? Was nennt er Tiranney und Luxus? Wo hat je eine Republik, eine Staatsverfaſſung, von welcher Form man will, (ſogar die berühmte Lykurgiſche nicht ausgenommen,) in vollkommner Harmonie der natürlichen Freyheit mit der bürgerlichen Einſchränkung, nur hundert Jahre exiſtiert? Und wenn es ein Volk in gänzlicher Entfernung von Allem, was jeder Menſch zu ſeiner Erhaltung nicht unentbehrlich bedarf, auch Jahrhunderte ausgehalten hätte, iſt es darum glücklicher und vollkommner geweſen? Hat Hr. D. B. ſich wohl je entwickelt, ob es möglich ſey, daß Menſchen, ſo lange ſie Menſchen bleiben, (denn in Ideale wird ſie doch wohl keine Erziehungsmethode verwandeln können,) ohne eine Regierung, die aus tauſendmal tauſend Urſachen, von Zeit zu Zeit, bald im Beſondern, bald im Ganzen von dem Ideal der Gerechtigkeit und Billigkeit abweicht, abweichen muß, den Erdboden bewohnen könnten? Hat er wohl je durchgedacht, was für eine ungeheure Zerrüttung, für unſägliches Elend daraus

aus entſpringen würde, wenn izt auf einmal durch einen Schlag mit einer Zauberruthe alles, was die Herrn Weltverbeſſerer Luxus nennen, aus der Welt verbannt werden könnte? Oder wie kann ſich ſeine Philoſophie vorſtellen, daß — wenn auch der Zauberer, der das könnte, ſich über dieſe Schwierigkeit hinwegſetzen, und mit der urſprünglichen Güte der neuen Welt, die aus dieſem Chaos hervorgehen würde, ſich wegen all des momentanen Jammers der Zerſtörung der gegenwärtigen tröſten wollte, — die urſprüngliche Güte ſeiner neuen Welt länger beſtehen würde, als die urſprüngliche Güte der Welt, welche Gott der Herr erſchaffen hat? Daß doch dieſe Homunculi ſich einbilden können, eine beſſere Erziehungsmethode für die ganze Menſchheit erfinden zu können, als diejenige iſt, wodurch Gott ſelbſt das ganze Menſchengeſchlecht ſchon ſeit ſo manchen Jahrtauſenden erzieht? Daß ſie ſich einbilden können, in ihren aus abſtrakten Schattenbegriffen zuſammengeträumten Schlaraffenländern würde das Menſchengeſchlecht beſſer regiert werden, als in dieſer großen allgemeinen Monarchie, wovon die unendliche Macht und Weisheit ſelbſt ſich die geſetzgebende und vollziehende Gewalt vorbehalten hat! Daß ſie ſich ſogar im Fieber träumen laſſen können, ihre angeblichen Anſtalten, die Menſchheit zu ihrer urſprünglichen Güte zurückzubringen, ſeyen klüger ausgedacht und würden von größerer Würkung ſeyn, als die Anſtalten, wodurch Gott ſelbſt die Menſchheit — freylich

nicht zu ihrer urſprünglichen Güte zurückbringen will, — denn Gott macht keine ſchimäriſche Plane, — ſondern nur, ſoweit als es bey der Schwäche und Verderbniß ihrer Natur möglich iſt, vor gänzlichem Verderben bewahrt, und dem Endzweck ihres Daſeyns näher bringt, und zu einem künftigen beſſern Zuſtand vorbereitet!

Doch wir müſſen billig ſeyn: der Herr Doktor giebt ſein Arkanum, uns ſamt und ſonders in lauter unſchuldige Brey-eſſende Kindlein zu verwandeln, für kein unfehlbares Mittel. — Vielleicht, ſagt er, würd' es die verſprochne Wirkung thun. Alſo, vielleicht auch nicht. Und dies Vielleicht, ſo lächerlich es auch den Meiſten an dieſer Stelle, und in dem Munde eines neuen Glaubensverbeſſerers vorkommen mag, iſt ein gar weiſes Vielleicht. Denn hätte er ſein Mittel für unfehlbar ausgegeben; ſo hätte man ihm ſagen können: „Der Herr Doktor kann alſo mehr als Chriſtus „und das Evangelium; denn die habens ſoweit nicht „bringen können; wozu brauchen wir alſo überall noch „ein Geſpenſt von chriſtlicher Religion beyzubehalten? „Wozu hat der Hr. D. nöthig, Sr. Kayſerl. Majeſtät „zu ſagen, wie viel oder wenig er von derſelben glaube? Man ſchaffe ſie lieber gar ab, und halte ſich an „die Erziehungsmethode des Hrn. D. Bahrdts und an „das Projekt zu Abſchaffung der Tiranney und des „Luxus, welches er vermuthlich ſchon ausgearbeitet in „ſeiner Taſche bey ſich führen wird! Wenn der ganzen „Menſch-

„Menſchheit ſo leicht, ſo unfehlbar zu helfen iſt, wo„zu uns noch länger mit Palliativen und Flickwerken „behelfen?“ — Dieſem Einwurf beugt nun das beſagte Vielleicht weislich vor, — aber dafür können wir auch nicht läugnen, daß es, in andrer Rückſicht, einen ſehr böslichen Effect macht. Denn ein Reformator, der ſeine Vorſchläge zu Wiederherſtellung des Standes der Unſchuld und des goldnen Alters auf den nagelneuen Grundſatz, „daß die Menſchen ganz unverderbt mit lauter herrlichen Anlagen, und edlen Gefühlen und Neigungen auf die Welt kommen“ gründet, ſollte freylich ſeiner Sache gewiſſer ſeyn; und wenn er dem Kayſer, wenigſtens indirecte, zu verſtehen giebt: daß, um die Menſchheit in ſeinen Staaten in integrum zu reſtituiren, die ganze Verfaſſung derſelben auf den Kopf geſtellt werden müſſe: ſollt' er dieſem Monarchen, der zwar ein Menſchenfreund, aber auch ein Menſchenkenner iſt, den glücklichen Erfolg einer ſo gefährlichen Culbute mit etwas ſoliderm als einem bloßen Vielleicht garantiren können — und einem Vielleicht, das noch dazu von ſeinem an ſich geringen Gewichte, in dem Munde eines ſolchen Logikers wie Hr. D. B., wenigſtens Neuntauſend Neunhundert und Neun und Neunzig Zehntauſendtheilchen verlohren hat.

II. Der Herr Doktor glaubt ferner: „daß der „Menſch zwar alles moraliſche Gute, das in ihm ſey, „der Gnade Gottes ſchuldig ſey; daß aber Gott die „Beſſe-

„Besserung selbst wirke, und der Mensch nichts thut „als Gott still halten, ist wider die Schrift (sagt er) „und beruhet dieser Irrthum größtentheils auf dem „Wort Gnade, welches die meisten Lehrer der Kirche „bisher gemißbraucht haben."

Der Herr Doktor hat auch hier wieder das Unglück ideas confusas zu haben, die ihm jedes Kompendium hätte auseinander setzen können, wenn ihm sein bekannter Abscheu vor Kompendien jemals erlaubt hätte, eines derselben mit Aufmerksamkeit zu lesen. Daß die mancherley Bilder und figürlichen Ausdrücke, unter welchen der Apostel Paulus und Christus selbst — nicht die Verbesserung des Menschen, denn dies ist ein viel zu unbestimmter Ausdruck — sondern das neue geistige Leben derjenigen, die aus dem Zustande, der in der Sprache des N. Testamens der geistliche Tod genennt wird, zum Glauben und zur Nachfolge Christi erweckt wurden, bezeichnen, daß, sage ich, diese mancherley Bilder von Manchen auf mancherley Art mißverstanden worden; daß Metaphern unschicklicherweise in theologische Lehrsätze verwandelt, über die Gebühr ausgedehnt, und der wahre Sinn darüber verlohren worden — dies Alles mag seine Richtigkeit haben. Aber wenn die bewährtesten Lehrer der Kirche in alten und neuern Zeiten die Sinnesänderung der Menschen welche im biblischen Sinne ohne Gott in der Welt leben, der Wirkung Gottes zuschreiben — wenn sie sagen, daß der Mensch in dem Moment, da die göttliche Gnade durch

durch die gewöhnlichern oder ungewöhnlichern Mittel auf ſein Herz würkt, weiter nichts thun könne, noch zu thun habe, als nicht zuwiderſtehen; ſo geſchieht dies immer auf eine ſchriftmäßige und der Natur unſrer Seele keinesweges widerſprechende Art. Die Beſchaulichkeit und Fühlbarkeit des Allgegenwärtigen in der ganzen Natur, die ſtille Sprache aller Geſchöpfe, die Stimme unſers eignen Herzens und Gewiſſens, die Stimme der Wahrheit in der Natur und in jedem Worte Gottes, kurz alle den Menſchen überhaupt von ihrem Schöpfer, und der chriſtlichen Kirche inſonderheit von ihrem göttlichen Stifter, ertheilte Mittel der Erleuchtung und des geiſtlichen Lebens ſind die gewöhnlichen Wege, wodurch das, was im N. Teſtament die Gnade Gottes und unſers Herrn Jeſu Chriſti genennt wird, ſich uns mittheilt. Es iſt der Sprache der h. Schrift gemäß, alle dieſe Würkungen Gott zuzuſchreiben; und indem wir glauben, daß Gott durch dieſe und andere Mittel ſeiner Gnade auf uns würke, und daß wir, indem dies geſchieht, weiter nichts thun können noch ſollen, als ſtille halten: ſo glauben wir etwas, das weder ſchrift- noch vernunftwidrig, ſondern im Gegentheil der Natur der Seele ſehr gemäß iſt. Hätte der Herr Doktor ſich die Mühe geben wollen, mit einigem Bedacht zu leſen, was ſo viele der aufgeklärteſten Männer unter allen chriſtlichen Gemeinen geſchrieben haben, um die uralte Lehre der Kirche über dieſe Materie gegen die Einwürfe

der

der verſchiedenen Irrlehrer, welche dem ſich ſelbſt überlaßnen Menſchen zuviel zugeſchrieben haben, zu rechtfertigen; ſo würde er ſich ohnezweifel genöthigt geſehen haben, entweder etwas Gründliches vorzubringen, oder — was freylich das Beſte geweſen wäre — zu ſchweigen. Daß der Menſch zu ſeiner Beſſerung gar nichts beytragen könne; daß Gott auf ihn als auf eine Maſchine würke; daß er ſich in dem ganzen Geſchäfte deſſen, was in der bibliſchen Sprache Erleuchtung, Sinnesänderung (Buße) und Heiligung heißt, immer nur leidend zu verhalten habe, ſind freylich irrige und ungereimte Sätze; aber darum hat ſie auch nie kein vernünftiger Theolog behauptet, geſchweige daß ſie je der Glaube der allgemeinen oder evangeliſchen Kirche geweſen wären. Unſchickliche Ausdrücke alter Schultheologen verbinden niemand, ſie nachzuſprechen; und es iſt der evangeliſchen Freyheit ſehr gemäß, ſich, wenn man über ſolche Materien zu reden verbunden iſt, derjenigen Ausdrücke zu bedienen, von welchen man überzeugt iſt, daß ſie dem wahren Sinne der h. Schrift, der dem geſunden Menſchenſinn nie entgegen ſeyn kann, am gemäßeſten ſeyen. Dieſer Freyheit hätte ſich auch der Hr. D. bedienen können, ohne daß er darum auf irgend eine Weiſe nöthig hatte, mit der Lehre der Proteſtanten von der Gnade entweder angereimte Begriffe zu verbinden, oder in ſeinem Dünkel für irrig, vernunftwidrig und der Gottſeligkeit nachtheilig auszugeben, was niemand, der die Bibel geleſen hat, als ſchriftmäßig, und niemand,

mand, der das ABC der Pſychologie gefaßt hat, als philoſophiſchrichtig mißkennen kann.

III. Was der Herr D. in ſeinem dritten Artikel von der Vergebung der Sünden ſagt, iſt, wenn ich nicht ſehr irre, der Glaube aller Chriſten, und ich hätte alſo nichts dabey zu erinnern, wenn es ihm nicht beliebt hätte hinzuzuſetzen: „daß aber Gott bloß um „eines Menſchenopfers willen die Flecken meiner Tu„gend überſehe, das iſt wider meine Vernunft, und „habe ich auch nie etwas davon in heil. Schrift gefun„den. —“ Und wenn hat denn je die chriſtliche Kirche, welche ſeit 1700 Jahren über den Artikel, den der Herr Doktor hier anführt, im Grunde nur Einen Glauben gehabt hat, wenn hat ſie je behauptet, daß Gott um eines Menſchenopfers willen die Flecken der Tugend des Herrn Doktors oder irgend eines andern Menſchen überſehe? Die Chriſtenheit glaubt freylich an kein Menſchenopfer, indem ſie an Jeſum Chriſtum, und an die durch ihn geſtiftete Verſöhnung glaubt; ſie hat einen höhern Begriff von dem, den ſie für ihren Mittler, Erlöſer und Seligmacher erkennt; und es ſind nun, wie geſagt, mehr als 17 Jahrhunderte, daß unzählige Menſchen, (worunter gewiß Myriaden waren, vor deren Verſtand und Wiſſenſchaft die Vernunft des Hrn. D. ſich gar tief hätte bücken müſſen) die apoſtoliſche Lehren von Jeſu Chriſto geglaubt, nnd alſo nicht wider ihre Vernunft befunden haben. Denn ihre Vernunft

nunft war vernünftig genug, sie einsehen zu machen; daß es im Himmel und auf Erden gar viel Dinge gebe, wovon nichts in unsrer Philosophie steht; daß etwas darum noch lange nicht vernunftwidrig ist, weil wir keinen klaren Begriff haben, wie es so ist als es uns scheint, oder als wir es zu glauben Ursach haben; daß nur dem Glauben, nicht der zehlenden und messenden, noch der grübelnden und faselnden Vernunft, erlaubt sey, in die Tieffen der Gottheit hineinzublicken, u. s. w. Daß nun seine Vernunft, die große Dame der Gedanken des Hrn. Doktors, so eigensinnig ist, und besonders, daß sie ihm den schlimmen Streich gespielt hat, ihn zum Kirchenlehrer aufzuwerfen, eh er sich die Mühe genommen — zu lernen, und die unreiffen, höchst verdächtigen Eingebungen seiner besagten Vernunft durch die besseren Einsichten derer, die vor ihm waren, zu berichtigen, — das ist nun freylich ein Unglück für ihn; aber ich zweifle doch, ob er durch sein Glaubensbekenntniß irgend einen Vernünftigen überzeugen wird, daß es nicht bloß an ihm gelegen habe, seine Vernunft ein wenig besser zu regieren. — Denn, wie z. E. sollte sich ein so dreistes Vorgeben wie das ist: „Er habe von der Lehre der Kirche die Vergebung der Sünden um Christi Willen betreffend, nie etwas in heil. Schrift finden können" — entschuldigen lassen, wenn man nicht annimmt, der Herr Doktor habe entweder nichts davon in heil. Schrift gefunden, weil er nie darinn gesucht was er an so vielen Orten augenscheinlich hätte

finden

finden müſſen, oder er habe es nicht gefunden, weil er ſich die Freyheit vorbehalten, immer ſeinen eignen Sinn in die Worte der Evangeliſten und Apoſtel und Jeſu Chriſti ſelbſt zu legen, und in heil. Schrift alles zu finden oder nicht zu finden, was ihm beliebt oder nicht beliebt; wie aus ſeinen Neueſten Offenbarungen an unzähligen Orten zu erſehen iſt.

Bey ſeiner Art in der Schrift zu forſchen, iſt es denn wohl kein Wunder, daß er beſage des IVten und Vten Artikels ſeines G. B. auch von der Gottheit Chriſti und des heil. Geiſtes nichts in dieſem Buche finden kann. Entweder muß alſo die chriſtliche Kirche von Anbeginn bis auf dieſen Tag ſich mächtig geirrt, und ſie, welche von Jeſu Chriſto bey ſeinem Scheiden aus dieſer Welt die Verſicherung empfieng, daß er ihr an ſeiner Statt den heil. Geiſt ſenden wolle, der ſie in alle Wahrheit leiten werde, müßte übel von demſelben geleitet worden ſeyn, oder der Geiſt, der den Herrn Doctor leitet, dürfte wohl vom Geſchlecht jenes Geiſtes ſeyn, der in die 450 Propheten des Königs Ahab gefahren war, als ſie dem König weiſſagten, was er gerne hörte. (II. Chron. 18.) Wenigſtens iſt es doch ganz ſonderbar, daß der gute Mann beynahe nichts in der Bibel finden kann, was die ganze Chriſtenheit je und allezeit darinn geſehen hat.

Die alte Kirche iſt durch bekannte und bedauerliche Streitigkeiten, von denen ſie im dritten und vierten Jahrhundert zerrüttet wurde, veranlaßt worden, ei-

Trieb, der in deinem Buſen kämpft, verurſacht ein Erdbeben von edeln Empfindungen in dir. Oh was für einen edeln Kampf zwiſchen Nothwendigkeit und Liebe zum Vaterland haſt du gekämpft! Laß mich dieſen ehrwürdigen Thau abwiſchen, der wie flieſſendes Silber über deine Wangen rollt. Mein Herz iſt ſchon von den Thränen eines Frauenzimmers zerſchmolzen, die doch eine gewöhnliche Ueberſchwemmung ſind; aber dieſer Ausbruch von männlichen Thränen, dieſer von dem Ungewitter einer groſſen Seele zuſammengetriebne Regen, macht mein Auge ſtarren, und ſezt' mich in ein gröſſeres Erſtaunen, als wenn ich das ganze Gewölbe des Himmels auf einmal mit brennenden Meteoren überwälzt ſähe. Heitre deine Stirne auf, ruhmvoller Salisbury, und treibe durch ein groſſes Herz dieſen Sturm hinweg. Ueberlaß dieſe Thränen jenen Säuglings-Augen, die niemals die rieſengleiche Welt in Wuth geſehen, und das Glük nirgends als bey Luſtbarkeiten und üppigen Schmäuſen kennen gelernt haben. Komm, komm, du ſollt deine Hand ſo tief in den Beutel des reichen Wohlſtands ſteken als Ludwig ſelbſt; ſo, Milords, ſollt ihr alle, die ihre Sehnen an die Stärke der meinigen anknüpfen.

nige von denen in dem ſogenannten apoſtoliſchen Symbolo verfaßten Glaubenspunkten genauer zu beſtimmen, und beſonders gewiſſe Formeln und Redensarten feſtzuſetzen, derer ſich die Rechtgläubigen im Vortrag der Lehre von Chriſto als dem Sohne Gottes und dem heil. Geiſt bedienen ſollten, um ſich von denen zu unterſcheiden, deren Meinung auf der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa als der apoſtoliſchen Lehre zuwiderlauffend war verworfen worden. Die A. C. Verwandten haben vermöge ihres erklärten Gehorſams gegen die Verordnungen der vier erſten allgemeinen Concilien, auch die beſagten Formeln beybehalten; jedoch iſt eine bekannte Sache, daß Luther ſelbſt kein Freund von theologiſchen Kunſtwörtern (wenn ich ſo ſagen darf) war, und jedermann weiß, daß ein proteſtantiſcher öffentlicher Lehrer, der ſich über die Myſterien der chriſtlichen Religion nicht anders als mit den eignen Worten der heil. Schrift ausdrückt, von niemand deswegen angefochten wird. Auch der Herr D. B. hätte ſich dieſer evangeliſchen Freyheit, ohne jemandes Widerſpruch bedienen können. Aber da er ſich nun einmal berufen glaubt, das Seinige pro virili zu einer neuen Art von chriſtlicher Religion, die ſich ohne Myſterien behilft, beyzutragen: ſo glaubt er ſich deutlich erklären zu müſſen, daß er die Lehre von der Gottheit Chriſti und des heil. Geiſtes, in dem Sinne, wie die Kirche ſie lehrt, für irrig und in der Schrift nicht gegründet halte. Was den heil. Geiſt

betrift,

betrift, mit dieſem macht ers kurz ab. „Ich finde, „ſagt er, dies Wort in keiner andern Bedeutung, als „daß es entweder göttlich gewürkte Gaben und Kräfte „anzeigt, oder das *Nomen Dei* ſelbſt, welcher ſolche „mittheilt.“ Alſo entweder Gaben, oder ein bloßes Nomen; hingegen ſcheint er die Streitfrage zwiſchen Athanaſius und Arius oder Sabellius, über die Perſon Chriſti, anfangs als eine (ſeiner Meynung nach) unerhebliche Sache, ſchweben laſſen zu wollen. Jedoch beſinnt er ſich unmittelbar darauf wieder anders, und erklärt ſich ganz poſitiv, daß ihm bis zur höchſten Evidenz erweislich ſcheine: „daß Chriſtus und „der einzige Gott Jehovah nicht in dem nemlichen „Sinn Gott heiſſen; geſtalten dann er, Chriſtus, „ſich ſelbſt Joh. 10. ehrlich genug, (ein ſeltſamer Ausdruck, den man ohne übermäßige Strenge ſehr impertinent finden könnte,) darüber erklärt habe.“ — Wollte Gott, der Herr Doctor hätte die Worte Chriſti auch ehrlich genug ausgelegt! Laßt doch einen Augenblick ſehen, wie ehrlich und ſachkundig er dabey zu Werke geht! Wie Chriſtus ſich gegen die Juden vertheidigte, da ſie ihn ſteinigen wollten, weil er geſagt hatte, ich und der Vater ſind Eins, — kann im zehnten Kap. Johannis vom 32ſten bis zum 38ſten V. geleſen werden. Es iſt aus dem ganzen Zuſammenhange klar, daß Chriſtus mit dieſen Juden, (wie bey verſchiedenen andern Gelegenheiten,) ſich nicht ſowohl einließ, um ſie zu belehren, wer er ſey, als um ſie ihres Unrechts gegen ihn aus

ihrem eignen Geſetze zu überführen. Steht nicht, ſpricht er, in eurem Geſetz: ich habe geſagt ihr ſeyd Götter, — d. i. ich ſelbſt hab' euch Götter genennt. Dieſe Stelle ſteht im 82ſten Pſalm, (der von Anfang bis zu Ende an die Obrigkeiten und Richter in Iſrael gerichtet iſt,) und ſie bezieht ſich hinwieder auf zwey Stellen im 21ſten und 22ſten Kap. des 2ten Buchs Moſe, wo die Obrigkeit ſchlechtweg die Götter genannt wird. Nun ſagt Chriſtus: wenn in eurem Geſetz diejenigen Götter genennt ſind, zu denen das Wort Gottes geſchah; wie könnt ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt geſandt hat, ſprechen, du läſterſt Gott, darum daß ich ſage, ich bin Gottes Sohn. — Mich däucht, nichts kann klärer ſeyn, als daß Chriſtus hier die unartigen Juden, die er vor ſich hatte, bloß durch einen Schluß vom Kleinen aufs Gröſſere überweiſen wollte, daß ſie, nach ihrem eignen Geſetz, Unrecht an ihm thäten. Aber Herr Doctor B. der für das, was Chriſtus iſt, nicht viel mehr Sinn zu haben ſcheint als dieſe Juden, kann es von ſeiner Vernunft erhalten, kann es über ſein Herz bringen, durch eine handgreifliche Verdrehung aus dieſen Worten Chriſti erzwingen zu wollen: „daß er wohl gewuſt ha„be, er ſey nicht mehr Gott als diejenigen, die im Ge„ſetzbuch Moſis und im 82ſten Pſalm Götter genennt „würden, und daß er auch ehrlich genug geweſen ſey es „einzugeſtehen.“ Was kann ein Mann, der ſich erlaubt, die Schrift ſo auszulegen, nicht darinn finden? Iſts

Wun

Wunder, daß er, weil er ſich die Mühe nicht gab, weder den 82ſten Pſalm, noch die Stellen des Buchs Moſe, auf die ſich derſelbe bezieht, nachzuſchlagen, auch die Worte Chriſti, zu denen das Wort des Herrn geſchah falſch auslegt, indem er dreiſte vorgiebt, ſie wollten eben ſoviel ſagen, als: „die göttliche Aufklärungen zu Belehrung der Menſchen erhalten haben," — da doch in beſagten Stellen von nichts weniger als von Propheten, ſondern von weltlicher Obrigkeit die Rede iſt, welche niemals Anſprüche an göttliche Aufklärung zu Belehrung der Menſchen gemacht hat. — Und was Wunder, daß auch der Ausdruck Chriſti: den der Vater geheiligt hat, in der Waſſerſprache des Hrn. Doctors überſezt, nichts mehr ſagen ſoll, als: „den der „Vater ſo ganz beſonders ausgezeichnet hat." — Sollte man nicht bald auf den Gedanken kommen müſſen, der Herr Doctor habe uns durch dieſe feine Auslegung zu verſtehen geben wollen, daß er ein eben ſo gutes Recht an göttliche Würde habe als Chriſtus? Denn iſt er, ſeiner Meynung nach, nicht auch ein Menſch, der göttliche Aufklärungen zu Belehrung der Menſchen erhalten hat? Und hat ihn der Vater der Götter und Menſchen nicht auch ganz beſonders ausgezeichnet? — Oder, ſollte ihn nicht vielmehr eine kleine Rückſicht auf ſich ſelbſt belehrt haben, daß geheiligt und ausgezeichnet wohl zwey ganz verſchiedene Dinge bedeuten müßten?

VI. Der Hr. D. iſt in ſeinem 6ten Glaubensartikel ſo höflich „den Glauben an Chriſtum für eine unausbleibliche Bedingung zur Seligkeit für die Chriſten zu erkennen. (Ich nenn' es Höflichkeit, weil er mit dem Wort Glauben an Chriſtum einen ganz andern Begriff verbindet, als derjenige iſt, den die Kirche von jeher damit verbunden hat; und weil er alſo eben ſowohl hätte das Gegentheil ſagen können, ohne daß er weniger damit geſagt hätte, als mit dieſem Compliment.) Daß ſich aber dieſe Verbindlichkeit auch auf die Nichtchriſten erſtrecke, hält er für unvernünftig, unmenſchlich und ſchriftwidrig. Und daß dieſer Glaube in einer Ergreiffung des Verdienſtes Chriſti beſtehe, erklärt er für eben ſo falſch, und kann davon ſo wenig im Neuen Teſtament finden, daß er gar nicht begreiffen kann, wie die Lehrer der Kirche je darauf haben fallen können. „

Hr. B. iſt würklich zu beklagen, daß er auch die aller handgreiflichſten Dinge nicht begreiffen kann. Das Wort Glauben wird bekanntermaaßen in der h. Schrift bald in einem weitern, bald engern Sinne genommen. Daß die Ergreifung des Verdienſtes Chriſti (eine Redensart, deren ganz vernünftige und dem Sinne der apoſtoliſchen Schriften gemäße Auslegung er in unzähligen Lehrern der Kirche hätte finden können, wenn er nicht immer lieber hätte lehren als lernen wollen) ein weſentliches Stück des Glaubens an Chriſtum ſey, darauf ſind die Lehrer der Kirche gefallen, weil es unmöglich

möglich iſt, die Briefe Pauli zu leſen, ohne alle Augenblicke darauf zu fallen. Nichts geht natürlicher zu, und das Unbegreifliche wäre bloß, wie der Hr. D. über alle die Stellen, wo uns Chriſtus als der Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, als das Söhnopfer für die Sünden der Welt, als derjenige, durch deſſen Gerechtigkeit wir vor Gott gerechtfertigt werden u. ſ. w. vorgeſtellt wird, hinwegſtolpern kann — wenn bey ſeiner Art die Bibel zu erklären noch unbegreiflich ſeyn könnte, wie er alles, was er will, darinn zu finden oder nicht zu finden weiß. Seine Dreifaltigkeit iſt wohl in allem dieſen das Einzige, was ſchwer zu begreiffen iſt.

Wer nicht glaubt wird verdammt werden — hat Chriſtus ſelbſt mit dürren Worten geſagt. Wie dieſe Worte aus dem Zuſammenhange der Rede Chriſti, und der Analogie ſeines ganzen Evangeliums, ſchriftmäßig zu erklären ſeyen, dies hätte der Hr. D. längſt von den bewährteſten Lehrern der evangeliſchen Kirche, oder, noch kürzer, aus dem Evangelio ſelbſt lernen können — wenn das Ding, das er ſeine Vernunft nennt, nicht ſo außerordentlich ungelehrig wäre. Er weiß gar wohl, oder könnte wenigſtens wiſſen, daß man von den allzuharten und unſchicklichen Ausdrücken, deren ſich manche von den ältern Theologen in dieſer Materie bedient haben, ſchon lange zurückgekommen iſt, und daß beſcheidene chriſtliche Lehrer, des großen Wortes Verdammet nicht, eingedenk, und aus Ueberzeugung, daß die Allgemeinheit der Gnade Gottes durch Jeſum Chri-

ſtum kein bloßes Spiel mit Worten ſey, ſich gerne enthalten, aus jenen Worten Chriſti und andern dahingehörigen Stellen unmenſchliche und ſchriftwidrige Folgerungen zu ziehen. Kurz, er kann wiſſen, und muß wiſſen, daß die evangeliſche Kirche niemand verdammt, ſondern das Urtheil über das ewige Schickſal jedes Menſchen dem Richter der Welt überläßt. Warum er aber demungeachtet die Kirche einer unvernünftigen, unmenſchlichen und ſchriftwidrigen Lehre über dieſen Punkt beſchuldiget — das mag Er wiſſen und verantworten.

Der VII. und VIII. Glaubensartikel des Hrn. D. betrift die Ewigkeit der Höllenſtrafen, und die Lehre der allgemeinen Kirche von den böſen Geiſtern. Von jener ſcheint er den größeſten Begriff vorauszuſetzen, den jemals ein ſchwärmender Bußprediger, von Begierde, ſeine Zuhörer zu ihrem Beſten zu ſchrecken, hingeriſſen, davon gegeben hat; und von dieſen ſpricht er ſo unbeſtimmt und verworren, daß man nicht genau weiß, ob es nur dem P. Gaßner und den Spinnſtubengeſellſchaften, oder ob es den Evangeliſten ſelbſt gelten ſoll.

Daß die altkatholiſche Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen in der lutheriſchen Kirche, hauptſächlich ſeit den Zeiten des D. Peterſen, aus allen möglichen Geſichtspunkten ventiliert worden, und daß es ſchwerlich möglich ſey, etwas Neues pro oder contra mehr darüber zu ſagen, iſt bekannt. So weit indeſſen aber

auch

auch die philantropiſchen Verfechter der Endlichkeit der Höllenſtrafen ihre Gründe treiben mögen, ſo bleiben ſie am Ende doch nur wahrſcheinlich. Die Kirche hat für ihren Glauben immer die deutlichſten Ausdrücke der Bibel anzuführen, und die Vernunft ſelbſt kann kein Bedenken tragen, die Strafe der Verdammten inſofern ewig zu nennen, als die Folgen des durch ſie verurſachten Böſen, und beſonders die Folgen der Beraubungen des größern Guten, ſo ſie ſich durch ihre eigene Schuld zugezogen, ewig ſind. Und gerade dies iſt von ganz orthodoxen Lehrern ſchon oft genug öffentlich geſagt worden, wie der Vernunft des Hrn. D. nicht unbekannt ſeyn kann. Was will er alſo? Mit welchem Recht läſtert er die Kirche wegen eines Lehrpunkts, der in den deutlichſten Ausſprüchen der Bibel gegründet, und zugleich einer ſehr vernunftmäßigen Auslegung fähig iſt?

Was die Engel und Teufel betrift, ſo kann man freylich einem Manne, der ſo wenig glaubt, nicht wohl zumuthen, daß er von ihnen auch nur den zehnten Theil deſſen glauben ſoll, was ſo viele der Weiſeſten und Beſten nicht nur unter den Chriſten, ſondern auch die vortreflichſten Männer des ſogenannten Heidenthums davon geglaubt haben. Mag er doch über dieſen und jeden Artikel der Geiſterlehre glauben, was er will und kann! Genug für uns — die wir uns an die Bibel halten, daß unſer Kirchenſyſtem Engel und Geiſter für nichts ausgiebt, was nicht mit den deutlichſten

Schriftſtellen belegt werden kann. Kann die Vernunft des Hrn. D. oder ſeine bekannte tiefe Einſicht in die Naturwiſſenſchaft, ſich damit nicht vergleichen: ſo bekenne ich dagegen, daß meine Vernunft nichts Anſtößiges daran findet; und daß ich denjenigen wohl zu kennen wünſchen möchte, welcher beweiſen könnte, daß in demjenigen, was die Kirche davon glaubt, etwas Unmögliches oder der Natur unſrer Seele Widerſprechendes ſey. — Die Lehre des Kirchenſyſtems, d. i. das, was man uns allen im Catechismus davon ſagt, iſt theils tröſtlich und aufmunternd zum Guten; indem wir glauben, daß wir Engel Gottes zu unſichtbaren Freunden, Beſchützern und Zeugen unſrer Handlungen haben: theils warnend und abſchreckend vom Böſen; indem wir glauben, daß es böſe Geiſter giebt, die uns zwar nicht zum Böſen zwingen, aber doch reizen und verſuchen können; daß es alſo um ſo mehr Pflicht für uns ſey, über unſer Inwendiges zu wachen, und uns vor allem Böſen, das eine geiſtige Gemeinſchaft zwiſchen unſrer Seele und den böſen Geiſtern eröfnet, deſto ſorgfältiger zu hüten.

Wo iſt nun das Unmoraliſche dieſer Lehre? — Und wenn die Vernunft eines Xenocrates, eines Pythagoras, eines Sokrates, eines Xenophon und Plato, u. ſ. w. Gründe gefunden hat, ſich von dem Daſeyn und den Einflüſſen guter und böſer Dämonen zu überzeugen: wo iſt das Unvernünftige davon? Oder wo ſind die neuen Vernunftsgründe, die uns der Hr. D.

über

über dieſe Materie zu offenbaren hat, und die er uns wenigſtens vorher hätte offenbaren ſollen, eh er unſern Glauben unvernünftig ſchilt?

Der Hr. D. hat bisher, indem er die Lehre der allgemeinen Kirche in weſentlichen Punkten des chriſtlichen Glaubens für irrig erklärt, ſich auf die Schrift berufſen; zugleich aber auch, indem er für ſchriftwidrig erklärt, oder nicht in der Bibel finden kann, was die ganze Kirche ſeit ſo vielen Jahrhunderten darinn gefunden hat, ſchon zumvoraus die Meynung erweckt, daß er eine ganz eigene Art die Schrift zu leſen haben müſſe. Um uns nun über dieſen Punkt ein wenig aus dem Wunder zu helfen, erklärt er ſich im 9ten u. 10ten Artikel ſeiner Confeſſion zuerſt über die Autorität des Neuen Teſtaments, und ſodann über das Recht, das, ſeiner Meynung nach, jeder Proteſtant, und insbeſondere jeder proteſtantiſche Lehrer haben ſoll, ſich eine Religion nach ſeinem Dünkel und Geſchmack aus beſagtem Buche zu extrahiren.

In Betreff des erſten Punkts beſteht ſein Glaube in folgenden zween Sätzen:

1) "Der Hr. D. glaubt, das neue Teſtament ſey immer ein ſo gutes Buch als — Plato's Dialogen, oder Cicero de Natura Deorum, oder Plutarchs moraliſche Werke, Epiktets Handbüchlein, oder irgend ein andres gutes ehrliches Buch in der Welt." Dies ſagt er nun zwar nicht mit eben dieſen Worten: aber es folgt ohne alle Conſequenzenmacherey ganz natürlich

aus

Dritte Scene.

Pandolph zu den Vorigen.

Wie, hier eilet, däucht mich, ein Engel auf uns zu; ſehet, der heilige Legat kommt, uns Verhaltungs-Befehle vom Himmel zu bringen, und unſern Unternehmungen durch ſeinen Beyfall das Sigel des Rechts aufzudrüken.

Pandolph.

Heil dir, edler Prinz von Frankreich; das nächſte iſt dieſes: König Johann hat ſich mit Rom ausgeſöhnt; windet alſo dieſe dräuenden Fahnen auf, und zähmet den grimmigen Geiſt des wilden Kriegs, damit er, gleich einem Löwen der im Hauſe zahm aufgezogen worden, freundlich zu den Füſſen des Friedens lige, und auſſer durch ſein Anſehen ferner keinen Schaden thue.

Ludwig.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, ich werde nicht zurük gehen. Ich bin nicht gebohren, um mir befehlen zu laſſen, und irgend eines Souverains in der Welt Diener und Werkzeug zu ſeyn. Euer Athem blies zuerſt die todte Kohle des Kriegs zwiſchen mir und dieſem gezüchtigten Königreich an, und legte Materie zu, dieſes Feuer zu nähren; allein nun iſt es ſchon zu heftig, um von eben dem ſchwachen Winde, der es anfachte, wieder ausgeblaſen zu werden. Ihr lehrtet mich meine Befügniſſe und Anſprüche an dieſes Land

kennen,

aus dem, was er ſagt. „Ich bin gewiß, (ſpricht er) „daß die göttlichen Schriften des N. Teſtam. göttliche „Belehrungen zur Glückſeligkeit der Menſchen enthal„ten, denen wir alles Vertrauen und allen Gehorſam „ſchuldig ſind.“ Nun kann, ſeiner oben gegebenen Erklärung zufolge, weil Gott der Urheber alles Guten iſt, alles Gute inſofern göttlich genannt werden: folglich können auch Plato's Dialogen, Cicero de Natura Deorum u. ſ. w. inſofern ſie Belehrungen zur Glückſeligkeit der Menſchen enthalten, göttlich genannt werden, und verdienen inſofern alles Vertrauen und allen Gehorſam. Das iſt klar wie Tageslicht. Hat der Herr D. mehr ſagen wollen, der h. Schrift mehr Autorität, die Autorität, die ihr der allgemeine Glaube der Chriſten beymißt, eingeſtehen wollen; ſo durft' er nur reden. An Ausdrücken konnt es ihm dazu nicht gebrechen.

2) „Daß aber jedes Wort des N. T. von Gott eingegeben worden, das glaubt der Hr. D. nicht.“ — Wie liſtig! Und wie unnöthig und ohne allen Nutzen liſtig! Die Frage iſt ja nicht von jedem Wort, nicht von jedem καὶ und δὲ, ſondern, wenn er aufrichtig hätte zu Werke gehen wollen, hätte er ſich darüber erklärt: ob er, mit der Kirche, glaube, daß die ganze h. Schrift von Gott eingegeben ſey oder nicht — oder vielmehr, er hätte geradezu bekannt: er glaube nicht, daß ſie von Gott eingegeben ſey; denn daß er dies nicht glaubt, iſt doch wohl aus dem ganzen Zuſammenhange

hange ſeiner Confeſſion, und aus ſeinem 9ten Artikel beſonders ſehr deutlich zu erſehen. Wiewohl am Ende iſt es auch ganz gleichgültig, was er davon glaubt, da er einem jeden ein Recht zugeſteht, dies Buch nach ſeiner eignen Manier zu handhaben.

Sollt ich ihm durch dieſe Beſchuldigung etwa zu viel thun? Wir wollen ihn ſelbſt hören, und dann ſehen, was aus ſeinen Worten natürlich folgt.

„Daß alle Chriſten (ſagt Hr. V.) die Religions-„lehren der Schrift, welche ohne Kunſtauslegungen „darinn zu finden ſind, zu glauben und zu befolgen ver-„bunden ſind, iſt gewiß.“ — Sollt es dem Hrn. D. mit dieſer Behauptung wohl ſo Ernſt ſeyn, wie die Worte lauten? Welches ſind dann, ſeiner Meynung nach, die Religionslehren, die ohne Kunſtauslegungen in der Schrift zu finden ſind? Sind es nicht hauptſächlich gerade die, welche er für Irrthümer erklärt hat? Was für Kunſtauslegungen braucht es etwa, um die Lehren von der Gottheit Chriſti und des heil. Geiſtes, von der Untüchtigkeit des thieriſchen Menſchen zu geiſtlichen Dingen, von den Würkungen der Gnade, von dem Verſöhnungsopfer Jeſu Chriſti, und alle andere, die Hr. V. in ſeiner Confeſſion verwirft, in der Schrift zu finden? Oder braucht es nicht vielmehr ſehr künſtliche, ſehr gedrehte und ſpitzfündige Auslegungen, um ſie nicht darinn zu finden? „Daß „aber (fährt er fort) der Kirche, worunter ich mir doch „nichts anders als plurima vota der Geiſtlichkeit denke,

„die

„die NB. NB. zu keiner Zeit das Vorurtheil der tiefen „Einsicht, Gelehrsamkeit und unpartheyischen Prü„fungsgabe gehabt hat, das Recht zustehe, mir aus „den Sätzen der Schrift künstlich gefolgerte Lehren „und Begriffe aufzudringen, das glaub' ich nicht." — Nun, lieber Herr, dies Recht gestünden auch wir andern protestantischen Laien weder der Majority noch Minority der Klerisey gerne zu, wiewohl wir übrigens keine so verächtliche Meynung von derselben hegen als Eur. Hochwürden. Künstlich gefolgerte Lehren und Begriffe werden vermuthlich soviel heissen sollen, als Lehren und Begriffe, die durch sophistische, dialektische Kunstgriffe aus den Sätzen der h. Schrift gefolgert worden sind, in der That aber keinesweges daraus folgen: und gegen alle solche Sätze protestiren wir so laut als irgend ein ponconformistischer Doctor in der Christenheit. Aber, sollte die Kirche, wenn sie das Unglück gehabt hat, durch Gnostiker und Schwärmer aller Gattung auf der einen, und durch Räsonnirer, Metaphysiker, und Spitzköpfe auf der andern Seite, in Verwirrung gesezt zu werden, nicht das Recht haben, um guter Ordnung willen, und damit nicht endlich die armen Laien, von jedem Wind der Lehre oder windichten Lehrer hin und her getrieben, zulezt gar nicht mehr wissen, was sie glauben sollen, — sollte sie, in solchen Fällen und zu solchem Ende, nicht das Recht haben, per plurima vota eine gewisse Regel der Lehre, und des Glaubens fest zu setzen? Und

sollte

ſollte nicht dieſe Regel alle diejenigen, welche zum Lehramt der Religion berufen werden, eben ſo ſcharf verbinden, als die eingeführte geſetzmäßige Staatsverfaſſung alle Bürger verbindet, ſie zu reſpectiren, und nichts gegen dieſelbe zu unternehmen? Ich denke, ja; und meine Vernunft begreift nicht, wie eine große religiöſe oder bürgerliche Geſellſchaft ohne dies lange und wohl beſtehen könnte. Allein der Hr. D. ſcheint nicht dieſer Meynung zu ſeyn, und dem bekannten Spruch: „Prüfet alles und das Gute behaltet„ eine Ausdehnung geben zu wollen, welche allzu ſchlimme Folgen hat, als daß ſie dem Sinn des Apoſtels gemäß ſeyn könnte. Er meynt, nach den Grundſätzen des Proteſtantismus, wäre er in Abſicht ſeines Glaubens an keines Menſchen Anſehen gebunden, und habe das Recht alles zu prüfen, und nur das zu behalten, wovon er ſich aus Gottes Wort überzeugt fühle. Ja, als ein proteſtantiſcher Lehrer, hätte er noch ein ſeineres Recht; denn als ein ſolcher ſey er ein Theil der repräſentirenden Kirche, und ſey daher nicht nur verpflichtet die Lehrſätze ſeiner Kirche zu prüfen, ſondern auch das Reſultat ſeiner Prüfung ſeinen Brüdern vorzulegen.“ Hat der Hr. D. da er dies ſo hinſchrieb, auch wohl recht bedacht, wie viel er damit ſage? Die Rede iſt hier nicht von Vorſtellungsarten einer Lehre, nicht von bloßen Arten ſich auszudrücken, nicht von Punkten, die zu dem Geheimnis der Gottſeligkeit nicht weſentlich gehören. Die Rede iſt von den weſentlichen Glaubens-

benslehren der chriſtlichen und der evangeliſchen Kirche inſonderheit. Dieſe ſind einmal feſtgeſezt. Es iſt jedem, der ſich zu ihnen nicht bekennen will, erlaubt, ſich der Gemeinſchaft mit der Kirche und denen damit verbundnen Vortheilen zu entſchlagen. Aber wer ſich zur Kirche bekennt, unterwirft ſich auch eo ipſo ihren Geſetzen, und hält ſich an das, was ihre öffentliche Confeſſion iſt. Erſtreckte ſich das Prüfungsrecht ſo weit als es der Herr D. ausdehnt, ſo hätte jeder naſeweiſe Klügling ein Recht die Schrift auszulegen wie er wollte; ſo bekämen wir zulezt ſo viel Religionen als Köpfe; kein Lehrer würde mehr Gehör finden, weil es ſeine Zuhörer immer würden beſſer wiſſen wollen; am Ende würde die Kirche nicht mehr eine Gemeinde, ſondern ein anarchiſches Chaos, nicht mehr Ein Leib, ſondern ein aufgelößter Leichnam, ein Raub der Würmer und der Verweſung ſeyn, und die Religion ſelbſt würde darüber zu Grunde gehen. Das Vorurtheil des Anſehens hat ſeine Mißbräuche und Inconvenienzien, wie alle menſchlichen Dinge; aber es iſt unentbehrlich. Ohne Autorität kann kein Hausweſen, kein Staat, keine Religionsgeſellſchaft beſtehen. Die Menſchen von dieſem Bande frey machen wollen (ich rede hier nicht von den außerordentlichen Fällen, die äußerſt ſelten ſind, und ihre eigne Regel haben) heißt das Band aller menſchlichen Ordnung und Ruhe auflöſen wollen. Am allergröblichſten aber irrt ſich, meiner Meynung nach, der Hr. D., wenn er glaubt, er habe

habe als ein proteſtantiſcher Lehrer, die Pflicht auf ſich, die Lehrſätze ſeiner Kirche zu prüfen, u. ſ. w. Nichts weniger! Die Prüfung muß vorhergehen, eh ſich der Herr zum Lehrer machen läßt. Findet er in dieſer Prüfung die Lehrſätze ſeiner Kirche nicht ſo beſchaffen, daß er ſie mit gutem Gewiſſen annehmen oder unangefochten laſſen kann, ſo muß er kein Lehrer werden. Aber iſt er's einmal, ſo bleibt ihm nichts übrig, als entweder ſich zu conformiren oder ſein Amt niederzulegen und zu ſchweigen in der Gemeine. — Doch, ich beſinne mich, es giebt noch mehr Auswege. Er kann z. E. verſuchen, ob er nicht Stänkerey anrichten, und ſich zum Haupt einer neuen Sekte, zum Stifter einer neuen Religion, aufwerfen könnte. Aber in unſern Zeiten möchte dies ein Unternehmen ſeyn, *vnde laboris plus haurire mali eſt, quam ex re decerpere fructus.* Wenn der Hr. D. mit irgend einem ſolchen Anſchlag umgehen ſollte, ſo wollt' ich ihm wohlmeynend gerathen haben, es etwa bey den Neuſeeländern zu verſuchen. In Europa möcht' es ihm, ungeachtet alles deſſen, was unſre philoſophirenden Theologen vorgearbeitet haben, ſo leicht nicht damit von ſtatten gehen. Ja, ich zweifle ſtark, ob es ihm ſelbſt in Neuſeeland gelingen dürfte. Denn eine durchaus räſonnierte Religion ſcheint mir juſt ſo ein Ding zu ſeyn, wie ein Staat, worinn alle Menſchen frey und glücklich ſind. Man muß ein Prometheus ſeyn, und ſich erſt ganz neue Menſchen erſchaffen haben, eh man ſich

einfallen laſſen kann, ſolche Projecte realiſiren zu wollen.

Ich habe bisher, aus ſchuldiger kosmopolitiſcher Höflichkeit, vermöge deren man einen jeden für das paſſiren läßt, wofür er ſich ausgiebt, dem Hrn. D. B. den Charakter eines Doktors der Theologie ohne Bedenken zugeſtanden, und maaße mir auch keinesweges an, ihm ſolchen abzuſprechen. Indeſſen wenn man ſo alle Umſtände bedenkt, ſo kann ſich unſer einer des Gedankens kaum erwehren: ob der Herr Doctor nicht beſſer gethan hätte, mit der althergebrachten Chriſtlichen Religion, von welcher er ſich in ſeinem Glaubensbekenntniß ſo feyerlich loßſagt, auch dem Titel und den Rechten eines Doctoris Theologiae zu entſagen. Denn wenn nun einer käme, und ſagte ihm: Lieber Herr, die Chriſtliche Kirche in abſtracto hat, wie Ew. Ehrwürden wiſſen, keine Theologiae Doctores; aus waſerley Macht alſo nennen ſie ſich einen proteſtantiſchen Doktor? Nicht wahr, die theologiſche Fakultät, die Ihnen dieſe Würde ertheilt hat, war eine der A. C. verwandte Fakultät? Und da Sie dieſe Würde empfiengen, mußten Sie verſprechen, und verſprachen auch, ſich zur A. C. verwandten Kirche zu halten, und nichts zu lehren, das Ihrer öffentlich angenommenen Glaubensregel zuwider wäre? Und die beſagte Fakultät konnte Ihnen auch die Doktorwürde und die damit verbundnen Gerechtſame nur unter dieſer Bedingung ertheilen? Wie haben Sie nun dieſe Bedingung erfüllt?

Sie

Sie haben ſich in den Fall geſezt, daß Ihnen von Kayſerl. Majeſtät wegen auferlegt werden mußte, ein öffentliches Bekenntniß Ihres Glaubens abzulegen. Und wie haben Sie dieſes Bekenntniß abgelegt? Sie haben ſich nicht entblödet, eben dieſe Kirche, von welcher Sie, kraft Ihrer Würde, ein Lehrer, eben dieſe Religion, von welcher Sie ein Bekenner ſeyn ſollten, öffentlich vor dem Kayſerl. Throne zu denunciiren und zu beſchuldigen, daß ſie vernunft- und ſchriftwidrige Irrthümer enthalte, Irrthümer, die theils der Gottſeligkeit ſchaden, theils durch ihr der Vernunft Anſtößiges die Quelle des Unglaubens und der Religionsverachtung bey Tauſenden würde. — Das haben Sie gethan: und Sie geben ſich für einen proteſtantiſchen Doktor der Theologie? Sie berufen Sich noch vor dem Kayſer ſelbſt auf die Rechte eines proteſtantiſchen Lehrers? Sie wollen als ein Theil der repräſentirenden Kirche angeſehen ſeyn? Sie, der dieſe Kirche ſo öffentlich, ſo heftig angreift und ſchändet, ſich öffentlich von ihren Lehrſätzen loßſagt, und ſich alſo ipſo facto außer allem Theil und Erbe an ihrer Gemeinſchaft ſezt? — Wenn jemand das Alles dem Herrn Doktor ſagte: was könnte der Herr Doktor wohl darauf antworten?

Und geſezt, es käme dann noch irgend ein ehrlicher Katholik dazu, und ſpräche: Mein' lieber proteſtantiſcher Herr Doktor Theologiä, Sie haben ein Glaubensbekenntniß drucken laſſen, worinn Sie Sr. Kayſerl. Majeſtät (der, wie Sie wiſſen, ein katholiſcher Fürſt

ist,) entdecken und anzeigen: „daß unser protestantisches „Religionssystem (was wollten Sie doch mit dem Wört„lein Unser in einem Glaubensbekenntniß, das an den „Kayser gerichtet ist, sagen?) eine häßliche Pfütze von „Ketzereyen gegen Vernunft, Schrift und Moralität, „sey, und einer neuen Reformation höchstnöthig be„dürfe.„ Sie, mein protestantischer Herr Doktor, haben den Kayser und die Stände des Reichs, also auch die Katholischen Erzbischöffe, Bischöffe, und sämmtliche Reichsprälaten aufgefodert, unverzüglich Hand ans Werk zu legen; und haben also nicht nur, Ihrerseits, dem Kayser und den Katholischen Reichsständen ein dem Religions- und westphälischen Frieden schnurstracks zuwiderlaufendes Recht, ein Recht, dessen sich anzumaaßen dem Kayser und den Ständen Kathol. Antheils nie in Sinn gekommen ist, zugestanden, sondern es Ihnen auch durch die beweglichsten Bitten sogar zur Gewissenspflicht machen wollen, das friedsame römische Reich durch eine solche Reformationsanmaaßung in Feuer und Flammen zu setzen. Aber das ist lange noch nicht das Aergste, was Sie gethan haben. Denn, sehen Sie einmal, Herr Doktor, eben diese Lehrsätze, um deren willen Sie die protestantische Kirche so häßlich bey Kayserl. Majest. anschwärzen, sind (einen einzigen etwa ausgenommen) Glaubensartikel der Katholischen Kirche; und indem Sie diese Lehrsätze das Aergste, was nur gesagt werden kann, schelten, und den Kayser zu einer neuen Reformation auffordern, so lästern Sie

dem

dem Kayſer ſeine eigne Religion ins Angeſicht, und muthen Ihm zu, daß Er den uralten Grundartikeln des nehmlichen Glaubens, deſſen oberſter Beſchützer Er iſt, öffentlich den Krieg ankündigen ſoll? Unmöglich, Herr Doktor, (verzeihen Sie meine Offenherzigkeit) unmöglich können Sie recht bey ſich ſelbſt geweſen ſeyn, wie Sie dies thaten? Denn daß Sie in Ihrem ordentlichen Zuſtande nicht wiſſen ſollten, was jedes Kind weiß, läßt ſich doch unmöglich denken; und noch unmöglicher können Sie verwegen genug ſeyn, ſich einzubilden, der Kayſer wiſſe ſo wenig von ſeiner eignen Religion, daß er's nicht merke, oder, ſie ſey ihm ſo gleichgültig, daß er's nicht übel finden werde, wenn Sie ſo mit ihr zu Werke gehen. Würklich, Herr Doktor, es muß nicht ſo ganz richtig in Ihrer Zirbeldrüſe ſtehen; Sie werden wohl thun, wenn Sie je bälder je lieber mit Ihrem Arzt aus der Sache ſprechen. — Wenn ein Katholik ſo mit dem Herrn D. ſpräche, was könnt' er antworten?

Man ſieht übrigens aus dem ganzen Zuſammenhang und Ton des Bahrdtiſchen Glaubensbekenntniſſes, daß er ſich der Gründe prävaliren zu können glaubt, auf welche vor dritthalbhundert Jahren Luther und ſeine Gehülfen ſich ſtützten, da die Vorſehung ſich ihrer bediente, eine Reformation zu bewirken, die bekanntermaaßen das Objekt verſchiedener Kirchenverſammlungen im 15ten Jahrhundert und lange der faſt allgemeine Wunſch der Chriſtenheit, beſonders der

kennen, ihr allein legtet dieſe Unternehmung in mein Herz; und izt kommt ihr, und ſagt mir, Johann habe Frieden mit Rom gemacht! Was geht mich ſein Friede an? Kraft des Rechts ſo ich durch meine Vermählung erhalten, ſpreche ich, da Arthur todt iſt, dieſes Land als mein Eigenthum an; und nun da es halb erobert iſt, ſoll ich zurük gehen, weil Johann ſeinen Frieden mit Rom gemacht hat? Bin ich Roms Sclave? Was für Subſidien hat Rom zu dieſer Unternehmung hergegeben, was für Volk, oder was für Kriegs-Vorrath? Bin ichs nicht allein, der die Laſt derſelben trägt? Wer anders als ich, und diejenigen die meinen gerechten Anſpruch unterſtüzen, ſchwizt in dieſem Geſchäft und führt dieſen Krieg? Hab ich nicht dieſe Inſulaner mir zujauchzen gehört, vive le Roi! wie ich gegen ihre Städte angezogen bin? Hab' ich hier nicht die beſten Carten, um dieſes Spiel zu gewinnen, das um eine Crone geſpielt wird? Und nun ſoll ich es aufgeben, da ich den Saz ſchon in Händen habe? Nein, bey meiner Seele, das will ich nicht thun.

Pandolph.

Ihr ſeht nur auf das Aeuſſerliche dieſes Geſchäfts.

Ludwig.

Aeuſſerlich oder innerlich, ich will nicht wieder heimgehen, bis ich mein Vorhaben auf eine ſo glorreiche Art ausgeführt haben werde, als ich zu hoffen von euch ſelbſt aufgemuntert worden bin -- (Man hört eine Trompete.) Was für eine muntre Trompete fordert uns hier auf?

teutſchen Nation geweſen war. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Sache von allen ihren Seiten zu betrachten. Genug, daß unter verſchiedenen Umſtänden das Nehmliche, was zu Einer Zeit nothwendig und inſofern recht war, zu einer andern ganz unſchicklich und unzuläſſig ſeyn kann. Die großen Revolutionen werden freylich nur durch außerordentliche und anomaliſche Bewegungen bewirkt; aber dafür können von ihnen auch keine Regeln für den ordentlichen und ruhigen Lauf der Dinge hergenommen werden. In dem verworrnen, ſchwebenden, anarchiſchen Zuſtande, der eine ſolche Revolution begleitet, reiſſen, oder relaxiren ſich wenigſtens die ſtärkſten Bande der Geſellſchaft; die heiligſten Vorurtheile werden nicht mehr geachtet, die entſchiedenſte Autoritäten in Zweifel gezogen, die verjährteſten Gerechtſame und Titel einer neuen Unterſuchung unterworfen; die Menſchen treten in ihre natürliche Freyheit zurück; jeder gilt ſoviel als er behaupten kann, und die Stärke giebt endlich den Ausſchlag. Aber ein ſo gewaltſamer Zuſtand kann nicht lange dauren. Der Körper, der von ſolchen Convulſionen erſchüttert und zertrümmert wird, muß unter irgend einer Geſtalt wieder in Ruhe und Ordnung kommen. Alles nimmt dann wieder einen geſetzmäßigen ruhigen Gang. Die Freyheit wird wieder in ihre Schranken geſezt; und in dem Moment, da die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt, oder eine neue feſtgeſezt iſt, hört das Recht ſie zu unterſuchen und zu kontroliren auf.

Dies

Dies iſt, der Natur der Sache gemäß, von jeher die Geſchichte aller Revolutionen geweſen; und die Anwendung hievon auf die Religionsunruhen des 16ten Jahrhunderts iſt ſo leicht, daß ich ſie einem jeden ſelbſt zu machen überlaſſen kann.

Wie konnte nun Hr. D. Bahrdt auf die Gedanken kommen, zu einer Zeit, da die Chriſtliche Kirche einer Ruhe genießt, die unſern Vorfahren ſo theuer zu ſtehen gekommen iſt — in einem Reiche, wo die dermalige Religionsverfaſſung mit der politiſchen Grundverfaſſung ſo enge verbunden iſt, daß keine ohne die andre fallen kann — wie konnte er auf den Gedanken kommen, ſich ſelbſt und andern als ein Jus quaeſitum vindiciren zu wollen, was nur in dem außerordentlichen Zeitpunkt einer lange vorbereiteten und endlich zum Ausbruch reif gewordnen großen Revolution Platz findet? Oder — wo iſt die Nothwendigkeit einer neuen Reformation? Wo ſind die Gebrechen, denen nicht anders als durch Schneiden und Brennen geholfen werden kann? Wo ſind die Anſtalten, die Vorbereitungen, die verhältnismäſſigen Kräfte zu einem ſolchen Unternehmen — wenn es auch nöthig wäre?

Ich bin der menſchlichen Dinge ſo unkundig nicht, zu behaupten, daß die Lutheriſche Kirche, die der Herr Doktor vor dem Kayſerlichen Thron auf eine ſo ungeziemende Weiſe angeklagt hat, ohne alle Mißbräuche und ſowohl im Allgemeinen als Beſondern nicht in mancherley Betracht vieler ſtufenweiſer Verbeſ-

ferung fähig ſey. Ohnezweifel iſt es natürlich, daß die ſeit 200 Jahren immer gewachſene Aufklärung aller Wiſſenſchaften auch auf die Theologie, und beſonders auf die Auslegung der heil. Bücher nüzliche Einflüſſe verbreitet. Ein Homuncio, der kaum groß genug iſt, Luthern die Schuhriemen aufzulöſen, kann izt mit den Hülfsmitteln, die man im Ueberfluß hat, die Bibel in vielen Stellen beſſer überſetzen als Luther; und ſelbſt manche Glaubenslehren können, wo nicht auf eine an ſich beſſere, doch den Begriffen, der Sprache und dem Bedürfniß unſrer Zeit angemeßnere Art vorgetragen werden. Auch iſt dies bisher geſchehen, und kann noch ferner geſchehen, ohne daß es darum nöthig wäre, großes Aufſehen zu machen, oder gar das Haus an allen Ecken anzuzünden, unter dem Vorwand, daß man dann ein neues bauen könne.

Aber freylich Hr. D. Bahrdt, der augenſcheinlich mit nichts Geringerm umgeht, als die Chriſtliche Religion, nach des berühmten Johann Bunkels Weiſe, von Allem, was ſie zur Chriſtlichen Religion macht, zu entkleiden, ja nicht nur zu entkleiden, ſondern ſie zu entfleiſchen, bis auf die Knochen abzuſchälen, und nichts als ein bloßes Gerippe von kahlem Deismus, mit moraliſchen Bettlerslappen behängt, übrig zu laſſen — freylich kann er, bey ſolchen Abſichten, nicht weniger thun, als er thut; und, inſofern er aufrichtig genug iſt, das öffentlich zu thun, was izt ſo Manche andre nur heimlicher und mit etwas mehr Beobachtung

tung des Wohlſtandes treiben, verdient er gewiſſermaaßen Dank. Denn mit Ihm weiß man doch woran man iſt; und ſo wie Ers angreift, hat man nicht zu befürchten, daß er viele Proſelyten zu ſeiner neuen Religion machen werde.

Zwar, wenn man Ihn hört, ſo kann nichts dringenders ſeyn, als die Nothwendigkeit ſeiner vorgeſchlagnen neuen Kirchenverbeſſerung; denn das alte Glaubensſyſtem iſt, ſeinem Vorgeben nach, eben ſo unvernünftig als unmoraliſch, und gerade das was ſeit ſiebzehn Jahrhunderten der Glaube der Chriſten geweſen, iſt die wahre Quelle des Unglaubens und ungöttlichen Lebens, worein beynahe die ganze Chriſtenheit verſunken ſeyn ſoll. Aber wen glaubt er durch dieſe Verſpieglung auf ſeine Seite zu bringen? Die Chriſten doch wohl ſchwerlich; denn die werden ihm nicht nur ihre eigene, ſondern die Erfahrung einer ſo langen Reyhe von Jahrhunderten, die Beyſpiele ſo vieler Myriaden entgegenhalten, bey denen eben dieſer Glaube der Grund und die Quelle eines heiligen Lebens, der reinſten Sitten und der höchſten Tugenden geweſen iſt. Bisher war man, von Anbeginn des Chriſtenthums bis auf dieſen Tag überzeugt, daß der Unglaube ganz andre Quellen habe, als die vorgebliche Unvernunft des chriſtlichen Lehrbegriffs; man fand, daß er ſeinen eigentlichen Sitz nicht im Kopfe der Unglaubigen, ſondern in ihrem Herzen oder wohl gar in ihrem Unterleibe habe, und die Erfahrung hatte

dieſe Bemerkung bisher unzählichemal beſtätigt. Herr D. B. iſt meines Wiſſens der erſte Theologus, der (wenigſtens öffentlich) die Gefälligkeit gegen die Gegner der Chriſtlichen Religion ſo weit treibt, ihnen alles, was ſie wollen, einzugeſtehen, und uns bereden zu wollen: das beſte Mittel aus der Sache mit ihnen zu kommen, ſey, vom Chriſtenthum nichts als noch etwa einige alte Namen beyzubehalten, und alles übrige der vorgeblichen Vernunft einer Handvoll kalter Räſonneurs und einem Haufen muthwilliger Witzlinge und Spötter aufzuopfern. Der kürzeſte Weg iſt es allerdings. Aber wenn er glaubt dieſe Herren dadurch im Ernſte zu gewinnen; ſie durch Aufopferung deſſen, was von jeher das Glaubensſyſtem der Chriſten geweſen iſt, wirklich zu Chriſten im Sinne des Evangeliums und der erſten apoſtoliſchen Kirche zu machen; ſo betrügt er ſich gar übel. Alles, was er bey ihnen gewinnen wird, iſt, daß ſie ſeiner Schwäche ſpotten, und ihn für einen Menſchen halten werden, der ſelbſt nicht weiß was er will; für einen Halbkopf, der aus bloßer Ungeſchicklichkeit die Sache des Chriſtenthums zu behaupten, und aus der mauvaiſe honte eines kleinmeiſteriſchen Pfäffchens, das ſich ſeines Berufs ſchämt und unter den Weltleuten gerne für einen Philoſophen und ſtarken Geiſt angeſehen werden möchte, zum Verräther an der Religion, die er bekennen ſollte, geworden iſt. Ich ſage dies aus langer und vielfältiger Beobachtung deſſen, was in dieſen Dingen

gen

gen der Welt Lauf iſt; und habe oft zu ſehen Gelegenheit gehabt, daß ein einfältiger Mönch, der ſich durch kein Räſonnement von der Welt in ſeinem Glauben irre machen ließ, wenigſtens durch ſeine Standhaftigkeit Eindruck machte, und mehr Achtung erhielt, als ein Andrer, der ſich zu einer Art von Kapitulation mit der Freygeiſterey bequemte, und indem er ein Stück von ſeinem Glauben nach dem andern fahren ließ, zulezt nackend und bloß davon zu laufen, oder ſich auf Diſcretion zu ergeben genöthigt war.

Da dieſer Aufſatz bereits die Grenzen, die mir dazu angewieſen worden, überſchreitet, ſo muß ich die Mittheilung meiner Gedanken über Vernunft, Glauben und Unglauben auf eines der nächſten Stücke verſparen, und beurlaube mich hiemit von meinen Leſern, indem ich mir die Erlaubnis ausbitte, noch eine einzige Betrachtung beyzufügen. Der Herr D. Bahrdt ſagt dem Kayſer am Schluſſe ſeines Bekenntniſſes: „Tau„ſend und aber Tauſend wünſchen und ſehnen ſich mit „mir nach Reforme, nach Freyheit; weil ſie ſehen, „daß dieſe Freyheit das ſichre und entſcheidende Mittel „ſeyn werde, den Sieg der Religion Jeſu allgemein „zu machen, allen Unglauben zu beſchämen, und in „Kurzem eine allgemeine Verbrüderung aller Religions„partheyen herzuſtellen.“ Es iſt ſchwer zu begreifen, was der Herr Doctor bey dieſen Worten gedacht haben kann; und man hat Mühe zu glauben, daß der Mann würklich ſo ehrlich und aufrichtig zu Werke

gehe,

gehe, als ich ihm neulich, vielleicht allzugutherzig, eingestanden habe. Was nennt er denn die Religion Jesu? Wie wenig muß er den Geist dieser Religion, und wie wenig die Menschen kennen, wenn er sich einbilden kann, daß ihr Sieg so leicht, so bald allgemein werden könne! Was für ein feines Mittel den Unglauben zu beschämen, wenn man ihm alles aufopfert, was ihm anstößig ist? Was für ein feines Mittel, die christliche Religion allgemein zu machen, wenn man sie zu purem putem Deismus destilliert? Und was soll das für eine Freyheit seyn, nach welcher Er und seine angebliche Confratres sich sehnen? Wenn ihnen an der Freyheit der Protestanten (die vielleicht zum Schaden der Religion bereits schon zu groß ist) nicht genügt, was für eine Freyheit wollen sie? Eine Freyheit ohne Grenzen? Freyheit von allem Ansehen, aller Subordination? Ein ungebundnes Recht alles zu verwerfen, was der Vernunft der Herren nicht anständig ist? — Und eine solche Freyheit soll das sicherste Mittel seyn, eine allgemeine Verbrüderung unter der römischkatholischen, luthrischen, reformierten, anglicanischen, griechischen, armenienischen, koptischen und abyssinischen Christenheit in Kurzem zu Stande zu bringen? Die Vernunft des Hrn. D. kann bey so grobem Unsinn etwas denken? Kann so platte Schimären im Ernst für praktikabel halten? Schämt sich nicht sie dem Kayser selbst vorzuschwatzen? — Freyheit, Freyheit — das große Cheval de bataille, oder vielmehr

der

der groſse Esel, auf dem sich heutigs Tages so manche Windköpfe herumtummeln! Politische Freyheit! Religionsfreyheit! Schöne groſse Wörter! Und wenn sich die Herren dann erklären sollen, was sie damit wollen; so kommt heraus: sie möchten gerne, daſs alles auf dem ganzen Erdenrund in den herrlichen Stand der natürlichen Ungebundenheit und Wildheit zurückgesezt würde. — Wie viel die Menschheit dabey gewönne oder verlöhre, ist eine Untersuchung und Berechnung, womit sich die Herren die Köpfe nicht zerbrechen. Genug, daſs diejenigen, die sich nach dieser seligen Freyheit sehnen, gemeiniglich Leute sind, die bey dem allgemeinen Umsturz der gegenwärtigen Verfassung nichts zu verliehren hätten, und sich vielleicht noch zu verbessern hoffen könnten, wenn alles auf den Kopf gestellt würde. Die Freyheit, nach der sich der Hr. D. sehnt, muſs wohl auch eine Chimäre von diesem Schlage seyn. Oder in welcher Freystaat der Welt darf jeder glauben, lehren und schreiben was er will? In welchem Freystaat der Welt ist je die Religion so frey gegeben worden, daſs sie keiner Vorschrift, Autorität, Zucht und Ordnung sollte unterworfen gewesen seyn? Wenn man der sogenannten Vernunft des Hrn. D. und andrer seines Schroots Freyheit geben soll, die Religion nach Gutdünken zu beschneiden, oder zu dehnen und zu recken, zu façonnieren, zu raffiniren, zu simplificiren und zu alkoholisiren so viel und lange sie wollen, — wer wollte sich nicht gleichen Rechtes anmaaſsen dürfen?

Wo und wenn sollte das Räsonniren und Simplificiren endlich aufhören? Was würde zulezt von der Religion übrig bleiben? Und wenn diese Vernunftmänner (wie man sich sehr darauf verlassen kann) nun unter sich selbst uneins würden, und soviel Meynungen und neue Systeme herauskämen als Köpfe, und es wäre nun kein Richter in Israel mehr? — Nun, so gienge es dann auch wie ehmals; jeder thäte was ihm recht däuchte. — Aber die allgemeine Verbrüderung aller Christen — wo bliebe die? Die Religion — was würde aus der? —

III.

Bücher-Anzeigen.

Johann Franz van Berkhers, Med. D. Naturgeschichte von Holland, 1ster Band mit Kupfern. Aus dem Holländischen übersezt. Leipzig bey Schneidern 1779.

Dieses Werk ist ein nüzliches Unternehmen, und die Ausführung desselben scheint vollkommen dem Endzweck zu entsprechen. Die Vorrede ist dazu bestimmt, die Verdienste der holländischen Gelehrten um die Naturgeschichte festzusetzen, und sie kann als eine Art von Catalogue raisonné dazu dienen. Das erste Kapitel enthält die geographische Beschreibung Südhollands, insofern sie zur Naturgeschichte desselben nöthig ist. Hierunter werden alle Ländereyen begriffen, die südwärts gegen das Y liegen, die längs der Nordsee, von Kennemerland bis an die Grenzen von Seeland zusammenhängen; und diejenigen, welche ferner von den Gren-

zen von Braband, Geldern und Utrecht, bis an das Ende von Amſtelland und Gooiland ſtoßen. Bey dem Heusdener Gebiete iſt der Boden torfartig und ſandig. Bey Altena an dem Ufer der Maas wird er lehmichter. Hier iſt das Land auch wäſſerig und niedrig. Bey Gertruidenburg iſt das Land mäßig fruchtbar. Dordrecht liegt auf der Länge von 51 Gr. 57 M. 30 Sec. und der Breite von 25 Gr. 51 Min. Das Land Grosbeverland beſteht aus weichem Lehm, der nach innen zu mehr oder weniger ſandig iſt. Wieſen- und Ackerbau iſt in ziemlichem Stand. Das Land Putten iſt beſſer und fruchtbarer. Hier wird viel Korn, Hanf, Flachs, beſonders Krapp erzeugt. Das Land Voorn iſt von allen das gröſte. Hier unterſcheidet man die Abſonderung des ſüßen Waſſers der Maas vom ſalzigen Seewaſſer durch einen ſchäumenden Streif, und durch das Gegeneinanderſchlagen der Wellen von beyden Waſſern, deutlich. Im Hafen von Helvoetſluis und in den meiſten Mündungen an dieſer Seite iſt die Höhe des Waſſers bey vollem und neuem Mond ohngefehr zwo Stunden. Das Land iſt bald ſandig, bald lehmigt, im Ganzen aber doch fruchtbar. In den Ländereyen dieſſeits der Maas kommt zuerſt Leerdamm, das Land Gorkum und Vianen in Betrachtung. Die zwey leztern haben einen fetten lehmigten Boden, liegen hoch und trocken, und ſind beſonders reich an treflichem Obſt. Sie haben auch ſchöne Stutereyen, und die Pferde werden den Frieſiſchen gleich geſchäzt. Der Alblaſſer Waard iſt oft von dem Lech und der Merwe überſchwemmt worden. In den Strauchfeldern oder ſogenannten Grienden ziehen die Bauersleute von den dortigen Saalweiden im Winter ihre Nahrung, und hier werden mehr Reifen gemacht, als in allen übrigen Oertern dieſer Provinz. Der Krimpener-Waard wird auch oft überſchwemmt; allein ſein ſogenannter Milſchlamm erzeugt nachher die feſteſten Triften. In der Freyherrſchaft Riſelſtein

iſt

Vierte Scene.

Faulconbridge zu den Vorigen.

Faulconbridge.

Vergönnet mir, nach dem Gebrauch geſitteter Völker, ein ruhiges Gehör: ich bin von dem König abgeſchikt, um von euch, mein heiliger Lord von Meiland, zu vernehmen, wie ihr ihm euer Wort gehalten habet; und nachdem eure Antwort beſchaffen ſeyn wird, wird es die Erklärung ſeyn, zu der meine Zunge bevollmächtiget iſt.

Pandolph.

Der Dauphin will ſich durch meine Vorſtellungen nicht bewegen laſſen, und ſagt rund heraus, er wolle die Waffen nicht niederlegen.

Faulconbridge.

Bey allem dem Blut, das jemals von männlicher Wuth gekocht hat, der Jüngling ſagt recht. Höret izt unſern Engländiſchen König: Denn ſo ſpricht ſeine Majeſtät durch mich; er iſt vorbereitet, und die Urſache davon iſt, weil er es ſeyn ſoll. Auf dieſen poßierlichen Affenzug, auf dieſe geharniſchte Mummerey, und unbeſonnenes Spiegelgefecht, auf dieſes läppiſche Kriegsheer von ſauerſehenden Knaben, lächelt der König herab; und iſt in guter Verfaſſung, dieſen Zwergen-Krieg, dieſe Pygmäen-Waffen aus dem Umfang ſeines Gebiets hinaus zu peitſchen. Sollte dieſe Hand, welche Stärke genug hatte, euch vor euern Hausthüren zu

prügeln,

iſt der Boden ſehr hart lehmigt und feſt, hat vortrefliche Wieſen und Feldfrüchte aller Gattung. Er muß aber mit vier und oft mehr Pferden gepflügt werden. Das Ober-Deichamt Schieland iſt das mächtigſte aller Südholländiſchen Länder. Hier iſt lockerer Torfboden. Die Stadt Rotterdam liegt auf der Breite von 52 Gr. 3 Min. und der Länge 25 Gr. 38 Min. Nach ihrer Lage hat ſie einen vortheilhaftern Handel mit England, als Amſterdam. Sie liefert aus Frankreich den beſten Wein, und verführt aus Seeland das ſchönſte Getreide durchs ganze Land. Die Landſchaft Delfland iſt ſo voller Dörfer, Flecken, Grenzörter und Polders, daß der geſchickte Feldmeſſer Craq auf Koſten ſeiner Augen ſeine ganze Lebenszeit auf die Verfertigung einer genauen Charte daran verwendet hat. Im Haager-Amt liegt 's Gravenhage. Seine Breite iſt 52 Gr. 10 Min. und die Länge 25 Gr. 22 M. Die Natur hat Delfland nicht beſonders ergiebig beſtimmt, allein die Kunſt hat hier vieles erſetzt. Im Winter leidet es ſehr von den wilden Waſſern wegen ſeiner niedrigen Lage. In Rheinland iſt der Boden tief und faſt der dritte Theil Torferde. Das übrige iſt meiſtens Lehm oder Sand. Durch das Harlemer-Meer wird das Land ſehr moraſtig. Der Rhein giebt eine große Menge Kanäle und Flüſſe; im Winter aber überſchwemmt er auch die Polders. Hier iſt die Gärtnerey und Baumzucht in ihrem größten Flor. Das Vieh iſt hier das ſchönſte. Leiden iſt hier die Hauptſtadt. Sie liegt auf der Breite von 52 Gr. 17½ Min. u. der Länge von 25 Gr. 37 Min. Zwiſchen Utrecht und Rheinland liegt das Amt Oudewater. Hier giebt es viel Thon, woron die Dörfer reichlich verſorgt werden, Hanf und einiges Getraide. Das ganze Amt Woerden liegt tief, und iſt an den mehreſten Orten moraſtig, hat aber doch jenſeit des Rheinſtrohms guten lehmigten Boden, weswegen auch längshin viele Ziegelſcheunen angelegt ſind, wozu der Thon am Rheine hier gegra-

gegraben, und dieſe Gegend dadurch immer tiefer wird. Indeſſen da die Landesobrigkeit ihre größte Stärke und Schutz in den Moräſten dieſes Landes ſucht, ſo iſt noch vor einigen Jahren eine große Ebene um die Stadt auf dieſe Art in Moraſt verwandelt worden. Der Boden von Amſtelland iſt größtentheils niedrig, moraſtig, und meiſtens torfig, beſonders in der Gegend um Amſterdam herum; gegen Rheinland nach dem Harlemer-Meer hat es die beſten Torfadern, weiter einwärts iſt es moraſtig und lehmartig, und gegen die Utrechtiſche Grenze hat es gute lehmigte fruchtbare Saatfelder, gegen Gooiland guten feſten ſandigen Boden. Gooiland iſt, im Ganzen betrachtet, ein ſehr bergichtes Land voller Sand und Heiden, zwiſchen welchen hin und wieder einige fette Lehmfelder liegen. Hier iſt Schaaf- und Bienenzucht. Hier wird auch Buchweizen, Haſer und Gerſte gezogen.

Zweytes Kap. Von Nordholland. Der Boden von Kennemerland iſt mehrentheils ſandig, iedoch mit vieler Lehmerde vermiſcht, welche zwiſchen dem hohen Sandboden liegt. Das Land in Weſtfriesland iſt ſehr niedrig, meiſtens wird es vier bis fünf Fuß unter dem Peil eines gemeinen Fluſſes geſchätzt. Es hat ſehr ſchöne Gras- und Heuländer. Hier ſind die reinlichſten Ställe, und man verſteht auch die Mäſtung am beſten. Auf dem Eyerlande beym Texel iſt ſchöne Schaafzucht, und es giebt auch da viele Kaninchen. Daſſelbige iſt auch von Vlieland und Ameland zu ſagen. Drittes Kap. von den Flüſſen. Die alte und wahre Meynung iſt, daß der Rhein bey Katwyk in die See gelaufen ſey. V. Mieris iſt andrer Meinung. Der V. ſucht es ihm aber, aus dem Lehmboden zu beweiſen, den man bey Katwyk findet, und der überall das Beet des Rheins ausmacht. Durch die Torfgruben ſind die Seen ſehr gewachſen. Im Jahr 1531. betrug das Harlemer-Meer 6585 Morgen. Jetzo

kann es gegen 70000 betragen. Viertes Kap. vom Lauf der Maas, Merwe, Waal, des Lechs, Yſſels und der übrigen Flüſſe in Holland, nebſt einigen Anmerkungen über den Strand, Ebbe und Fluth der Nordſee an der holländiſchen Küſte. Alle Flüſſe haben ihren Urſprung in Holland aus den beyden Hauptſtrömen, dem Rhein und der Maas. Der Boden und Strand längſt der Nord- oder teutſchen See iſt durchgängig flach. Auf der Landſeite ſind die Dünen die Vormauren, wider welche die Meereswellen anſchlagen. Dieſe beſtehen ohngefehr fünf Fuß tief aus Sand, hernach findet ſich Lehm und feſter Boden. Hier tritt indeſſen das Waſſer zur Fluthzeit nie ſo hoch, als im Kanall, ob es ſich gleich in ſeinem Steigen und Fallen ſo verhält, wie an andern Küſten des Oceans. Wenn die Fluth an den holländiſchen Küſten eintritt, ſo dauert es ſechs Stunden hintereinander, bis ſie ihren höchſten Grad erreicht; darauf erfolgt ein Stillestand von zwölf Minuten, wo die Fluth weder merklich ſteigt noch fällt; nachdem beginnt die Ebbe, und das Waſſer fällt ebenfalls ſechs Stunden hintereinander, und ziehet ſich vom Strand ab, worauf wieder eine Stille von zwölf Min. erfolgt. Zur Fluthzeit iſt der Strand weich und gleichſam kochend, daß man alsdenn nur auf den Anhöhen der Dünen fahren und reiten kann. Zur Ebbezeit iſt er aber feſter und derber. Außerdem zeigt ſich Ebbe und Fluth viel ſtärker beym neuen und vollen Mond, beſonders in den Nachtgleichen. Alsdenn ſind die Richtungen der Ströme über Untiefen viel ſchwerer zu erkennen. Man hat daher dieſe Wirkungen der Ebbe und Fluth den Schiffahrenden zum Beſten in ordentliche Tagregiſter gebracht. Man zählt der Torfſachen oder Moräſte allein in Nordholland gegen 100. Auf den Dünen finden ſich oft ſogenannte Strandquellen, die oben mit Sand bedeckt ſind, unten aber aus Triebſand beſtehen, und in die man oft einſinkt. Wo Sand und Lehm

iſt

iſt, iſt das Brunnenwaſſer gut, wo aber Torfgrund iſt, findet ſich das Gegentheil. Ueberhaupt aber, wo es gut iſt, iſt es leichter und beſſer als in gebirgichten Ländern. Selten äußern ſich merkwürdige Metall- oder Vitrioladern, doch in den Dünenbächen findet ſich ein ocherartiger Guhr. In Italien ſteht das Queckſilber im Barometer gemeiniglich nach Muſchenbroeks Bemerkung 1½ Cubic Zoll, folgl. 28 Zoll, und in Holland iſt ſeine gewöhnliche Höhe 29 Zoll. Hierzu kommt noch die Abwechſelung der Schwere der Luft in Holland, welche nach dem niedrigſten oder höchſten Stand des Queckſilbers im Barometer einen Unterſchied beynahe von 3 Zoll oder 36 Linien macht, da indeſſen in den Wendezirkeln, wie Condamine angiebt, kaum ſechs Linien Unterſchied zu merken iſt. Die Schwere der Luft nimmt ſehr ſchnell zu und ab, eben ſo die Kälte und Hitze. Bey der Hitze iſt die Luft reiner als irgendwo. Die Hitze iſt unerträglich, wenn ſie über 90 Grade ſteigt; ſie iſt außerordentlich veränderlich. Die Kälte iſt ſtärker und natürlicher als die Hitze. Im Jahr 1709. war der Fahrenheitiſche Thermometer bis auf 18 Gr. unter 0, und 1740 auf 4 unter 0. Bey dem 32 bis 33ſten Gr. Fahrenheit. fängt es in Holland zu frieren an. Der anhaltende Froſt kommt mit Landwinden und nie mit Seewinden. Bey keinem Weſt- ja ſelbſt Nordwind gefriert es, ſondern bey Oſt- vorzüglich Südoſt- auch wohl gar bey eigentlichen Südwinden. Nach Muſchenbroek fällt in Leiden 29⅓ Rhein. Zolle, zu Harlem und Utrecht 24, zu Haag 27½, zu Delft 27, zu Dordrecht 40 Rh. Zoll Regen.

Eſſais ſur la Mineralogie et la Metallurgie, par Mr. *le Marquis de Luchet*, Conſeiller privé des Legations de S. A. S. Mgr. le Landgrave de Heſſe-Caſſel etc. à *Maeſtricht*, chez J. E. Dufour et P. Roux, Imprimeurs-Libraires aſſociés. 1779. gr. 8. 232 S.

Die durch andre Proben ſchon rühmlich bekannten Talente des Hrn. von Lücher erwecken ſchon zum voraus ein günſtiges Vorurtheil für das gegenwärtige Werk, worinn er ſich mit ſeiner eigentlichen Lieblingswiſſenſchaft beſchäftigt, und ſeine darinn erlangten nicht gemeinen Kenntniſſe hauptſächlich zum Beſten ſeiner Nation auslegt, welcher er, beſonders in dem mit vieler Wohlredenheit und Wärme geſchriebnen Diſcours preliminaire, in der Introduction, und ſonſt hier und da, die Augen über die Nachtheile zu eröfnen ſucht, die aus der bisherigen Vernachläßigung dieſer Wiſſenſchaften, und Abſchreckung derjenigen die ſich denſelben widmen, entſtehen mußten. Der Hr. M. hat ſich nicht etwa nur wiſſenſchaftliche Kenntniſſe aus Büchern von dieſen wichtigen Gegenſtänden erworben; er hat auch zu Erweiterung und Berichtigung derſelben viele Reiſen unternommen, und ſich keine Mühe verdrießen laſſen, alle bey Berg- und Hüttenwerken vorkommende Arbeiten praktiſch kennen zu lernen, und zu dieſem Ende überall, auch bey den geringſten derſelben, ſelbſt Hand anzulegen. — Das gegenwärtige Werk iſt in III Abſchnitte getheilt. Im 1ſten beſchreibt der Herr von L. mit vieler Genauigkeit die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, die demjenigen unentbehrlich ſind, der ſich der Bergwerkskunde widmen will, und begegnet dabey den Vorurtheilen, die in Frankreich noch wider das Studium der Mineralogie und Metallurgie unterhalten werden. (Im Vorbeygehen bemerkt Recenſent, daß, vermuthlich durch Schuld des Setzers, im VIIten Kap. dieſes Abſchnitts, und ſonſt im ganzen Buche der berühmte Chymiker Becher allezeit irrig Becker genennt wird.) Im IIten Abſchnitte, worinn der V. auch die vorzüglichſten teutſchen Schriftſteller in dieſem Fache ſehr wohl benuzt hat, werden die Minen angegeben, welche nach ſeiner Meynung des Bearbeitens vorzüglich werth ſind. Bey jeder derſelben werden viele nützliche Anmerkungen beygebracht.

bracht. Besonders lesenswürdig ist das, was der V. über die in Frankreich befindlichen goldführenden Flüsse und Bäche, über die Art das Gold daraus zu waschen, und über die goldführende, und (wie es ihm scheint) golderzeugende rothe Erde auf dem Gipfel derjenigen zu dem Cevennischen Gebürge gehörigen Bergen, an deren Fuß die Cese fließt, aus eigner fünfjährigen Erfahrung vorträgt. Im IIIten Abschnitte wird in verschiednen Kapiteln gewiesen, wie der Mineraloge seine erlernte Kunst nach richtigen Grundsätzen in Ausübung zu bringen suchen müsse. Das Röstен der Mineralien, wobey die besten Handgriffe aus dem Cancrinus angegeben werden, wird ausführlich beschrieben. Hierauf folgen die verschiednen Beschäftigungen der Hüttenbeamten, als z. B. des Ingenieurs, des Directors, des Factors, des Schmelzers, u. s. w. Die in verschiednen Ländern gebräuchliche Verfahrungsarten werden angezeigt, die nützlichsten, am wenigsten kostbaren Handgriffe und Zurichtungen beym Schmelzen mitgetheilt, und besonders über das Feinmachen der edeln Metalle ausführlich und gründlich gehandelt. In einem Anhang hat der Hr. M. noch verschiedene Berichtigungen beygefügt, und ein Schreiben des Herrn Grafen von Büffon, worinn von einer verbesserten Methode des Eisenschmelzens zu Cäſtell Nachricht gegeben wird. Der Herr Marquis hat dieses Werk dem regierenden Herrn Landgrafen von Hessen-Cassel zugeeignet, und den mannichfaltigen Verdiensten dieses preißwürdigen Fürsten um die Wissenschaften und Künste überhaupt, und um die Aufnahme seiner Staaten insonderheit das verdiente Lobopfer gebracht.

D. Jacob Christ. Schäfers Abbildung und Beschreibung der elektrischen Pistole und eines kleinen zu Versuchen sehr bequemen Elektricitätträgers. Bey welcher Gelegenheit zugleich von einem Lustelektrophor vor-

läufige Nachricht ertheilt wird. Nebst 3 Kupfertafeln. Regenspurg 1778. In Montags Verlag.

Hr. Alexander Volta zu Como kam bekanntlich zuerst auf den Einfall, brennbare Luft durch elektrisches Feuer anzuzünden. Es war dies zuerst aus Sümpfen gesammlete Luft, nachher dachte er darauf, sie durch Kunst nachzumachen, und nun erfand er ein kleines Instrument, das er damit anfüllte, und durch Berührung der obern Scheibe des Elektrophors loszündete. Zuerst machte man dieß kleine Instrument aus Blech und Messing, nachher verwandelte man es in eine gegossene Kanone mit künstlichen Ventilen, und nun schlägt Hr. Schäfer vor, man solle es aus Glas machen, damit die darinn enthaltene Luft in dem Augenblick, da sie entzündet wird, in ihrer ganzen schönen Masse dem Auge erscheine. Man giebt ihm ohngefehr die Gestalt eines Gänseeyes mit einem oben und unten offenen Halse. Das Glas muß bis anderthalb Linien dick, und rein von allen Blasen, dabey die gröste Länge nicht viel über anderthalb Zoll, und die gröste Weite nicht über zwey Zoll seyn. Mitten auf den Bauch der Pistole und genau gegen einander über, werden zwo Belegungen von Zinnfolie gegen dem Halse zu, vermittelst eines starken und mit Zucker vermischten Gummiwassers aufgeleimt, und sodann mit zinnoberförmigem Lackfirnisse überzogen. An dem engern Halse wird eine Zwinge von Messingbleche, und in welche eine kleinere ebenfalls messingene Röhre eingelöthet seyn muß, mit gutem Siegellack dergestalt angekittet, daß sie mit den Belegungen der Zinnfolie wohl passe und anschliesse. Und gleichwie die Zwinge der grössern und äußern Röhre willig um den engern Hals gehen muß; also muß auch die innere und kleinere Röhre willig in die Oeffnung dieses Halses gehen und schließen. Wobey noch zu bemerken, daß die kleinere und innere Röhre auf dem Bo-

den

den mit hartem Lothe alſo zuſammengelöthet und verbunden werden muß, daß gleichwohl dieſelbe offen bleibe.

In erſtgedachte meſſingene kleine Röhre wird nun ein Glasröhrgen, wie ſie bey den Wettergläſern gebraucht werden, mit wohlflüſſigem Siegellack dergeſtalt eingekittet, daß es in der Piſtole unter der meſſingenen kleinern Röhre ungefehr eine halbe Linie, außen aber über der Zwinge oder gröſſern Röhre einen halben Zoll vorſtehe. Weiters wird in erſtgemeldetes Glasröhrgen ein meſſingener Drath, oder dünnes meſſingenes Stäbgen, daran ein dergleichen Knöpfgen gelöthet iſt, gekittet. Dieſes Stäbgen kann eine Linie dick ſeyn, muß aber nicht gar eine Linie vor dem Glasröhrgen in der Piſtole vorſtehen. Die Erzeugung der brennbaren Luft durch Eiſenfeilſpähne und Vitriolöl iſt unſern Leſern bekannt. Denjenigen Liebhabern, die nichts von Phyſik verſtehen, zu gefallen, iſt der Herr V. bey dieſem groben Verſuch ſehr umſtändlich. Er giebt zugleich Nachricht von einem kleinen Elektricitätträger, bey dem Alles wie bey den ordinairen beſchaffen iſt, nur mit dem Unterſchied, daß auf dem innern Boden der obern Scheibe ein meſſingener etwas hoher Ring angeſchraubt iſt, an dem ſich unten eine Schraube befindet. In dieſem Ringe iſt eine Glasröhre oder Siegellackſtange angekittet. An dieſer befindet ſich oben ein meſſingener oder blechener ſchmaler Ring, an den drey oder mehrere Häkgen feſt angemacht ſind. Man nimmt alsdann von dem Mark des ſchwarzen Hollunderbaums Kügelchen von verſchiedener Größe, ziehet einen Faden durch dieſelben, und hängt ſie oben in die Häkgen deß Rings. Zieht man nun die obere Scheibe mit der Hand in die Höhe; ſo entfernen ſich die Kügelchen und ſchweben eine lange Zeit in der Luft hin und her. Die Schraube iſt deswegen, daß mans abſchrauben und auf Reiſen einpacken kann. Von dem **Luftelektrophor**, den Hr. Joſeph Weber, D. der Phil. und

Weltprieſter in Dillingen, erfunden hat, und wovon nächſtens die Schriften der Münchner Akademie das weitere erklären werden. Man nagelt über einen hölzernen Rahmen, welcher drey Schuh lang und zween breit iſt, eine Glanzleinwand, trocknet und wärmt ſie bey dem Ofen. Wenn man nun mit einem Katzenbalge über dieſe erwärmte Leinwand fährt, oder dieſelbe reibt; ſo zeigt ſich dieſe Leinwand als ein vollkommner Elektrophor. Sie giebt allerhand, ſonderlich auch kometenartige Funken; man höret ein Praſſeln; und auf der andern ungeriebenen Seite der Leinwand ſiehet man zwozollange Feuerbürſten. Man kann mit dieſem Luftelektrophor die Verſtärkungsflaſche laden, und dieſe Ladung iſt ungleich ſtärker, als bey gemeinen Elektricitätträgern.

Etwas zur Reviſion der Weinprobe auf Bley. Nebſt einem Anhange, die friſche Aſchenlauge betreffend, vom Hrn. Geh. Hofrath und Prof. Delius. Erlangen bey Walther 1779.

Eine ſehr gründliche und dabey wohlgeſchriebene Abhandlung. Es iſt wahr, daß wenn der Wein von der eingetrofelten Weinprobe nicht braun oder ſchwarz wird, auch kein Bley oder andres metalliſches Weſen darinn enthalten ſey. Aber nicht umgekehrt: Im Wein iſt nur Bley, wenn er von der aufgelöſten Schwefelleber braun wird. Aus den angeſtellten Verſuchen ergab ſich, daß das Gold und reines Zinn nicht von der Schwefelleber angegriffen ward. Zinn aber mit Bley gemiſcht, Kupfer, gelb und grün glaſierte Töpfergeſchirre gaben eben die braune Farbe. Auch Bleyſchrot iſt ſchädlich zur Schwenkung der Bouteillen anzuwenden. Die Ipfertiegel ſind unſchädlich; es müſſen alſo in dem Waſſerbley (Molybdena) ſo mit Thon zur Conſiſtenz gebracht worden, keine Bleytheile befindlich ſeyn. Um alſo in dem Reſponſo, ob der Wein mit Bleyzucker verfälſcht ſey,

ſey, nicht zu raſch zu Werke zu gehen, müßte eine gehörige Quantität des Weins evaporiert, das Extrakt incineriert, und die Reduktion nach gehörigen Regeln angewendet werden. Da aber die Schwefelleber auch eine ganz geringe Quantität Bley entdeckt, ſo könnte erfolgen, daß es eben deswegen ſchwer in metalliſcher Form wieder erſcheinen dürfte. Seine wahre Gegenwart wäre aber deswegen nicht zu läugnen, und alsdenn müßte man andre Erfahrungen zu Hülfe nehmen. Wenn man von dem Extrakt etwas auf eine Kohle bringt, ſo wird ſich, im Fall Bley da iſt, ein ins Gelblichte fallender Rauch anſchmauchen. Eben ſo wird ſich beym Ausdünſten des Weins in gläſernen Geſchirren eine weiſe Rinde anlegen, aus der, wenn eine hinlängliche Quantität vorräthig iſt, ein wirkliches Bley reduciert werden kann. Doch kann auch dieſes eine Anzeige von vieler Weinſteinſäure ſeyn.

Man macht auch die Weinprobe ſo, daß man anſtatt des Kalchs ein alkaliſches Salz nimmt, und dadurch den Schwefel des Auripigments, oder auch den gemeinen Schwefel, auflöst; oder man ſchmelzt Potaſche und Schwefel, und löſet dieſes in Waſſer wieder auf. Dieſes macht nun auf lytharapriſierten Wein noch etwas ſtärkere Wirkung, eben wegen des enthaltenen alkaliſchen Salzes. Aber eben kann auch die Farbe des ächten Weins dunkler werden, wenn die Weinprobe zu alkaliſch iſt. Selbſt die bloße kauſtiſche alkaliſche Lauge, welche man aus Kalch und Potaſche mit Waſſer bereitet, macht den lythargyriſierten Wein von Farbe dunkler, welches das bloße Kalchwaſſer nicht thut. Und ein ächter blaſſer Wein wird von der kauſtiſchen Lauge höher und gelber an Farbe, nicht aber von dem bloßen Kalchwaſſer.

prügeln, und zu machen, daß ihr, gleich Waſſerkübeln, euch in gemaurte Brunnen täuchen, unter die Schindeln eurer Ställe klettern, wie Pfänder in Käſten und Kuffern eingeſchloſſen ligen, und euch zu euern Schweinen verkriechen mußtet; daß ihr euere Sicherheit in Kellern und Gefängniſſen ſuchtet, und ſchon ſchaudertet und vor Angſt zitterten, wenn ihr nur einen Engliſchen Hahn krähen hörtet, in der Einbildung, es ſey die Stimme eines bewaffneten Engländers; dieſe ſiegreiche Hand ſollte hier entkräftet hangen, nachdem ſie euch in euern Kammern gezüchtiget hat? Nein; wißt, der dayſre Monarch iſt in Waffen, und ſchwebt gleich einem Adler über ſeinen Horſt, um jeden Unfall, der ſich ſeinem Neſte nähert, wegzuſcheuchen. Und ihr ausgeartete, ihr undankbare Rebellen, ihr blutigen Neronen, die den Leib ihrer theuren Mutter England aufreiſſen, erröthet vor Schaam; denn eure eignen Frauen und blaß-wangichte Töchter, kommen, gleich Amazonen, hinter Trummeln hertrippelnd, vertauſchen ihre Fingerhüte um eiſerne Handſchuhe, ihre Nadeln um Lanzen, und ihre ſanftmüthigen Herzen um Grimm und Blutdurſt --

Ludwig.

Hier mache deiner Pralerey ein Ende, und kehr im Frieden heim; wir geſtehen dir zu, daß du beſſer ſchimpfen kanſt als wir; gehab dich wohl; wir ſchäzen unſre Zeit zu hoch, ſie mit einem ſolchen Plauderer zu verderben.

Pandolph.

Laßt mich izt auch reden --

Faulcon-

Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Policey- und Kameralwiſſenſchaft, von Joh. Beckmann ꝛc. Erſter Theil. Göttingen bey Vandenhoek, 1779.

Dieſe nützliche Sammlung, die in der Folge wahrſcheinlich immer merkwürdiger werden wird, enthält 1) eine genaue Beſchreibung der Landwirthſchaft auf einem Landguthe in Suffolk, nebſt verſchiedenen Bemerkungen über die engländiſche Landwirthſchaft. Sie iſt von einem teutſchen Beobachter, und zeigt, daß die engländiſche Wirthſchaft zum Theil aus dem gelindern Winter als bey uns, aus den groſſen ungetrennten Feldſtücken, und aus dem freyen und thätigen innern Commerz des Landes ihre Hauptvortheile zieht; und einige ihrer Einrichtungen, wie z. E. die vielen lebendigen Umzäunungen, aus Holzmangel nöthiger werden, wie bey uns. Dieſe Lektüre wird hauptſächlich dazu dienen, der blinden Nachahmungsſucht bey uns einigermaaſen die gehörige Richtung zu geben. 2) Preißſchrift über die von der K. K. Geſellſchaft des Ackerbaues und der nützlichen Künſte zu Laubach in Krain aufgegebene Frage: Welche ſind die ſchicklichſten Nebengewerbe für die Landleute überhaupt, vornehmlich aber im Herzogthum Krain? Die Antwort dreht ſich meiſt um allgemeine Sätze, und iſt mehr negativ als poſitiv abgefaßt. 3) Nachricht von Verfertigung der Spitzen im Erzgebirge. Ein intereſſantes Detail, das von neuem beweißt, daß zu dieſer Art von Manufaktur ein höchſt unfruchtbares Land, und ſehr arme Einwohner gehören, weil es ſo gar wenig abwirft, die Menſchen ungeſund macht, und kaum das liebe Leben erhält. 4) Vergleich und Receß wegen Aufhebung der Naturaldienſte im Amt Calenberg. Eine höchſt weiſe Königl. Verordnung, bey der ſich die Souverains in Teutſchland zu ſchämen haben, die noch hierinn zurück ſind. 5) Berechnung des wöchentlichen Verdienſtes der Kattunweber in der Gegend um Göttingen. 6) Kurzer Unterricht zum Hopfenbau. 7) Auszüge aus Briefen.

Briefe

Briefe über Rußland, von J. H. C. Meyer, Lieutenant des ChurHannöveriſchen Regiments Sachſen-Gotha. Erſter Th. Göttingen, bey Roſenbuſch 1778. Zweyter Th. 1779.

Dieſe Briefe enthalten ſehr viele nur unter denjenigen Perſonen ganabare Nachrichten, die ſelbſt auf dem Platze geweſen, und erſcheinen hier zum Theil zum erſtenmale gedruckt. Wir haben dem Herrn Verfaſſer derſelben alſo unſern aufrichtigen Dank abzuſtatten, und hoffen, daß das Mangelnde künftig von einem andern Beobachter werde nachgehohlt werden.

In Rußland roulierten An. 1768. ohngefehr 40 Millionen Kupfermünze, das Pud oder 34 unſrer Pfunde zu 16 Rubel, da der innere Gehalt nicht mehr denn $7\frac{1}{2}$ bis 8 Rbl. werth iſt. Indeſſen kann ſie jeder gelten laſſen, weil ſie in allen Kaſſen angenommen wird. Sie war aber ſehr ſchwer von einem Ort zum andern zu transportiren. Daher iſt das neuentſtandene Papiergeld, das dem Kupfer gleich gilt, und ſich gegen Silber und Gold mit 4 Rbl. Verluſt einwechſeln läßt, eine groſe Erleichterung des Commercii. Der Verf. ſezt nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 PuC. Recenſent aber hat es, wenigſens in der Hauptſtadt, anders gefunden. Die in St. Petersburg und Moſcow errichteten Banlcomtoirs, wo das Kupfer alle Stunden gegen Papier angenommen wird, ſind eine der gröſten Wohlthaten der jezigen Regierung. Wir ſind auch darinn mit dem V. einig, wenn er die Einkunft zu 30 Millionen Rbl. angiebt. Vielleicht iſt ſie noch höher zu beſtimmen. Da nun Kriegs- und Civil-Etat ohngefehr noch immer ſo bezahlt wird, wie in den lezten Zeiten Peters des Groſen; ſo iſt ſehr begreiflich, wie der Hof die Summen zu ſeinen übrigen auſſerordentlichen Ausgaben, ohne Schulden zu machen, finden kann. Die Schiffahrt auf der Oſtſee iſt gefahrlicher als die nach Amerika, beſonders

dere von Reval aus bis Cronſtadt. Die Nachrichten von den Beſchwerlichkeiten des Ankommens und des Weggehens, ſo wie die Schurpereyen der Kronbedienten können nicht laut genug verſchrieen werden, weil ſie ſich wirklich ſo verhalten. Von dem Waſſer der Newa müſſen wir noch anmerken, daß, ob es gleich ſehr purgiert, Model keine heterogenen Theile darinn gefunden, ſondern dieſe ſeine Kraft beſteht wohl in der großen Elaſticität, die es hat. Bey dem neuen Kay ſowohl, als bey den übrigen Rieſenoperationen der Baukunſt, die in der Reſidenz unter dieſer Regierung ſind bewirkt worden, kommt dieſer Umſtand ſehr in Betrachtung, daß es in einem Lande geſchicht, wo die Sklaverey eingeführt iſt, und zotauſend Menſchen auf einmal zur Arbeit kommandiert werden können, ohne daß man dafür Taglohn wie bey uns bezahlt. Dies erklärt auch ihre koſtbaren Feuerwerke.

Von dem Innafemkloſter iſt noch zu bemerken, daß der Unterricht unter den Zöglingen ſehr nach dem Stand eingerichtet iſt, den ſie wahrſcheinlich bekleiden werden. Die Kenntniſſe der bürgerlichen und adlichen Klaſſe ſind ſehr merklich unterſchieden, und die erſtern werden nicht zu Fräulein, ſondern zu guten Hausgeberinnen, Wirthinnen u. ſ. w. gebildet. Nichts iſt intereſſanter als die Monarchin in ihren Erhohlungsſtunden unter einem Trupp dieſer Kinder zu ſehen. Sie wird ſchlechterdings von ihnen als Mutter behandelt; einige knieen vor ihr nieder, andre hängen ſich an ihren Arm, andre ſtehen und ſchaaren ihr vor. Die Reinlichkeit und Koſtbarkeit des Hauſes übertrifft alle Erwartung. In jedem der ſehr geräumigen Zimmer ſind nicht mehr als zwey Betten, wo das Geſtell von Stahl, und das Geräthe das feinſte iſt. Die Fußböden ſind ſämmtlich eingelegt. Recenſent hat Zeichnungen, Briefe und Aufſätze von dieſen Fräuleins geſehen, die einem Meiſter Ehre machen würden.

Nichts

Nichts iſt reizender als ihre Tanzübung, wo ſie klaſſenweiſe in der Barriere erſcheinen. — Die Buden ſind ein Ueberbleibſel orientaliſcher Barbarey. Man findet hier zwar alle Tage eine Art von Meſſe; allein dafür iſt auch in keinem Quartier der Stadt eine Boutique, und man muß um Bindfaden, Packpapier u. d. gl. oft eine Stunde weit ſchicken, oder ſich mit allen Kleinigkeiten, wie auf dem Lande, zum voraus verſehen. — Bey dem Kadettenkorps, ſo wie bey allen andern Erziehungsanſtalten, würden die Abſichten der höchſten Stifterin noch ungleich beſſer erreicht werden, wenn die ſogenannten Profeſſoren und Gouverneurs zum Theil ſorgfältiger ausgewählt, und die tüchtigen Subiekte von Fremden, die noch dahin kommen, nicht ſogleich durch die militariſche Sklaverey abgeſchreckt würden zu bleiben. — Die Nachricht von der Bibliothek und dem Naturalienkabinet iſt etwas unvollſtändig behandelt. Lehrreicher wär es geweſen, wenn die merkwürdigſten Stücke beſonders aus der Seba- und Rurſchiſchen Sammlung wären angezeigt worden. In der Eremitage iſt eine treffliche Sammlung niederländiſcher Gemälde, beſonders das, was aus dem Brancampiſchen Ausruf noch erhalten worden, ſo wie die geſchnittenen Steine, die aus der Natterſchen Verlaſſenſchaft ſind, merkwürdig.

Vom Handel wäre noch mehr zu ſagen geweſen, beſonders vom inländiſchen. In St. Petersburg ſelbſt iſt Wechſel- und Speditions- und Spekulationshandel ganz in den Händen der Engländer; denn die Commiſſionärs von andern Nationen haben ſich beynahe durch ihre üble Wirthſchaft allen Credit benommen. Ganz recht bemerket der V. daß die Zollregiſter ein lächerlicher Beweiß von dem Zuſtand des Handels ſind, wenn man die unendlichen Defraudationen der Zollbedienten bedenkt. Fabriken können in einem Lande nicht aufkommen, wo ſo wenige Menſchen und Städte ſind; und diejenigen, die auf Koſten der Krone getrieben werden, ſind

Eriel-

Spielwerke, wie zu Jamburg und andern Orten, wo die Monarchin 4 Rbl. Gratifikation für jede Arschine Englisch Tuch bezahlt, wofür mans wohlfeiler in Hamburg kaufen kann. Ausserdem haben die Engländer das Reich mit ihren Manufakturarbeiten überschwemmt, und sind so eifersüchtig auf inländische Fabriken, daß sie An. 1772 alle Künste anwandten, eine elende Bouteillenfabrik zu stürzen. Leinwand- und Stahlfabriken sind schon lange mit Vortheil getrieben worden. Bey den Kolonien hätte man das Verfahren der Tutelcanzley ein wenig beleuchten sollen, durch deren nachlässige und verkehrte Anstalten so viele weise Absichten der Regierung vereitelt wurden. Die Kolonien in Astrakan sind beynahe alle unrecht angesezt; und sodann sind die meisten Kolonisten verdorbne Handwerker, und Leute, die nirgends haben gedeyhen wollen. Die Monarchin bekam wirklich mehr Menschen, als sie haben wollte, und sie waren ihr sehr zur Last. Indessen geht die Population, besonders an der Wolga, ausserordentlich fort. Die Auswanderung der Kalmucken war auch wohl beträchtlicher, als der Hr. V. angiebt. Was von dem Holzmangel und der schlechten Administration in den entfernten Provinzen gesagt wird, ist nur leider zu wahr. Im Ganzen sind diese Nachrichten höchst schätzbar, und machen den Talenten und der Wißbegierde des Hrn. Verf. wahre Ehre. Der 2te B. enthält, ausser einigen Lokalnachrichten, meist Auszüge aus den Müllerischen und Pallasischen Werken, die mancherley Nationen des Russischen Scepters und die älteste Geschichte des Reichs betreffen.

Historische Staatistische Abhandlungen über Rußland. Aus dem Französischen des Ritters *D'Eon de Beaumont*. Altenburg, in der Richterischen Buchhandl.

Diese Abhandlungen sind 1) Geschichte der Eudoxia Federowna, der ersten Gemahlin Peters des Großen, ganz auf

auf franzöſiſche Art wie ein Roman gearbeitet, und eben daher ſehr reizend zu leſen. 2) Peters des Großen Ukaſe die Reformation der Mönchs-Orden betreffend. 3) Unterſuchung über die Ruſſiſchen Geſetze. 4) Ueber den Ruſſiſchen Handel. 5) Zol-Tarif. 6) Handlungstraktaten Rußlands mit Engeland von 1734, und 1766. Aus allen dieſen Aufſätzen erhellet, daß nichts als gedruckte Quellen zu Rathe gezogen worden, und der Verf. das Land nicht genau genug kennen gelernt, um die Data, die in Büchern über Handlung, Geſetzgebung, Manufakturen und dergl. vorkommen, ins gehörige Licht ſtellen zu können. Alle die Loci communes, die z. E. in der Abhandlung über den Handel vorkommen, ſind höchſt wahr, allein kein einziger hebt ein Lokalgebrechen, das man wiſſen, ſehen und kennen muß, um die Anwendung des Axioms darauf zu machen. Viele Deſideranda des V. ſind längſt, ohne daß er es weiß, in Rußland erfüllt, und vielen andern ſteht die Konſtitution ſelbſt, der große Meilen-Raum der Länder, und die geringe Volksmenge ewig entgegen, und wenn auch das Land von Catharinen der 2ten Jahrhunderte lang ungeſtöhrt beherrſcht werden könnte!

Neueſte Philoſophiſche Literatur herausgegeben von J. Chriſt. Loſſius. Erſtes und Zweytes Stück. Halle bey Gebauern 1778.

Eine Geſellſchaft Freunde des Hr. V. vereiniat ſich hier, uns künftig alle Schriften die ſpekulative Philoſophie betreffend in einem vollſtändigen Auszuge zu liefern, und ſodann einige beſcheidene doch freymüthige Anmerkungen über den Werth der Schrift ſelbſt beyzufügen. Wir kinnen nicht anders, als dieſem Unternehmen unſern vollkommenen Beyfall geben, zumal da die Ausführung zeigt, daß durch den Auszug, wie er hier gemacht iſt, ſogar die Lektüre des Werkes ſelbſt erleichtert, es der Vergeſſenheit entriſſen, aufbewahrt, beſonders

ders aber der Schatz der Wissenschaften, in wiefern er vermehrt worden, dem Auge des Beobachters dargestellt wird. Es sollen auch künftig Antworten der V. gegen ihre Rezensenten eingerückt werden, wie schon von Hr. v. Gleichen geschehen ist. Die beurtheilten Schriften sind 1) Betrachtungen über das Universum. 2) Tetens philosophische Versuche. 3) Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, Bemerkungen und Träume. 4) Home Untersuchung über die moralischen Gesetze der Gesellschaft. 5) v. Gleichen über die Saamen- und Infusionsthierchen. 6) Briefe über Gegenstände der Philosophie, an Leserinnen und Leser von Mich. Hißmann. 7) Betrachtungen über die Einsichten der ältesten Völker v. Gout. 8) Philos. und moral. Versuch über das Vergnügen von Hr. Bertram. Im zweyten B. 1) Fortsetzung über Tetens Versuche. 2) Tiedemanns Untersuchung über den Menschen. 3) Sendig Logik. 4) Cellarius Vernunftlehre. 5) Fermeys praktische Moral. 6) Antwort des Hr. v. Gleichen an den Rezensenten nebst beygefügter Gegenantwort, von Hr. D. Planer. 7) Ueber die Schwärmerey in der Philosophie bey Gelegenheit der Schrift: vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. 8) Brieglebs philos. Grundsätze von der menschlichen Seele, von Gott und unsern Pflichten. 9) Magazin für die Philos. von Hr. Hißmann. 10) Briefwechsel zweyer Philosophen 1stes Bändchen. 11) Sommernächte philos. und moralischen Inhalts. 12) Tremblevs Versuch über einige wichtige politische und moralische Gegenstände; aus dem Französischen.

Joh. Bernoulli der Kön. Akademie der Wissenschaften, zu Berlin, und andrer gelehrten Gesellschaften Mitglieds, Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Kurland, Rußland und Polen, in den Jahren 1777. und 1778. Erster Band, Reise nach Dan-

zig

zig und Beſchreibung der Merkwürdigkeiten dieſer Stadt. Leipzig, bey Caſpar Fritſch 1779.

Zuerſt beſchreibt der Hr. V. ſeine Reiſe nach einigen Landgütern, wie z. B. Monſoir, das der Familie der Grafen von Kameke zugehört. Dieſer Name iſt ſchon in der Geſchichte der Kunſt bekannt, wenn es auch nur wegen der Rembrandtiſchen Köpfe aus dieſer Sammlung wäre, die Schmidt in Berlin radiert hat, und die jetzo in Petersburg ſind. Zu Guſow, einem Gute des Grafen v. Podewils, iſt das Land durch den Kohlbau zu einem ſehr großen und auſſerordentlichen Ertrag gebracht, ob es gleich weit von großen Städten liegt. Die neuen Einrichtungen und wohlthätigen Verfügungen des gröſten aller Monarchen in der Neumark und in Pommern ſind uns ſchon durch das fürtrefliche Buch der Pommeriſche und Neumärkiſche Wirth bekannt. Von Hr. v. Brenkendorf hätten wir noch mehr Anekdoten zu erfahren gewünſcht. Als ein dürftiger Page hat er die Spekulation des Landbaus ergriffen, und es von 8 Groſchen auf einige hunderttauſend Thlr. gebracht. Uns hat es ſehr gefreut, ſo viel rühmliches von der Wirthſchaft und der Liebe zu den Wiſſenſchaften der Groſen in Pommern zu leſen. — Der Kanal vor der Lebaſee in die Oſtſee iſt unbedeutend, und meiſt jetzo wieder verſandet.

Danzig iſt, wie ſo viele andre Hanſee- und Reichsſtädte, von alten Zeiten her ein Siz der Wiſſenſchaften und der angeſehenſten Sammlungen geweſen. Baron v. Zorn, Dr. v. Scheffler und Dr. Wolf, ſind jetzo ſeine berühmteſten Naturforſcher. Bey der Geſchichte der Naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig, hat der Hr. V. ein Verzeichniß der Seltenheiten ihrer Sammlung eingeſchaltet. Die Nachrichten von Hevelius ſind ſehr intereſſant. Vielleicht wiſſen nicht alle, daß dieſer groſe Aſtronom alles, was er durchs Bierbrauen gewann, dazu anwendete, ſich ein Obſervatorium

und die dazu nöthigen Instrumente zu verschaffen; daß er bürgerliche Stadtämter bekleidete, gerne überall in Gesellschaften gieng, und gern gesehen war, und Nachts seiner Wissenschaft oblag. — Zween Bildhauer, die ein besseres Schicksal verdieneten, als in Danzig zu vermodern, Hr. Luck und Hr. Du Büt, der ehedem Stempelschneider in Petersburg gewesen. — Die Bibliothek des berühmten Klein steht noch zu verkaufen, obgleich schon der Catalog. davon seit 1772. gedruckt ist; sie enthält wie bekannt fürtrefliche Werke. Eben so steht die ansehnliche Schwarzische Gemälde-Sammlung zu verkaufen. Der V. spricht von noch mehrern Gelehrten, als dem Hr. Geh. Kriegsrath v. Davisson, der durch seinen mathematischen Briefwechsel mit Lamberten bekannt ist, und von deren Bücherſammlungen, aufs rühmlichste. Die Rothenburgische Gemäldesammlung, die Schlopenhauerische, die des Grafen Czaſko, so wie dessen und die Rosenbergische Bibliothek, verdienen die Achtung aller Reisenden; und das Publikum ist dem Hr. V. wahren Dank schuldig, daß es durch ihn auf diese nicht eben überall bekannte Sammlungen und Gelehrte ist aufmerksam gemacht worden.

Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte, aus den Jahrbüchern der Akademieen angelegt von Mich. Hissmann, der Weltweisheit Doktor in Göttingen. Zweyter Band. Göttingen und Lemgo in der Meyerischen Buchhandlung, 1779.

Diesesmal sind der Abwechselung wegen zwoo didaktische Abhandlungen über das Verlangen von Hrn. Nierian und über die Verläumdung von Hrn. Toussaint eingerückt worden. Die wichtigsten sind ohnstreitig die beyden Abhandlungen der Herren de la Nauze und Freret, über das Zeitalter des Pythagoras. Jedermann weiß, daß dieser Name Pythagoras, wie der von Zoroaster, dasselbe Schicksal habe,

mehreren Personen beygelegt zu werden, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben müssen. Hr. de la Nauze sucht sein wahres Zeitalter zu bestimmen, bedient sich der Schriften eines Stanley, Dodwell, Lloyd und Bentley, trifft das Mittel zwischen Hardouin und Bentley, und sezt seine Geburt in die 35ste Olympiade. Hr. Freret folgt dem Jansenius, der seinen Tod ein paar Jahre später als die Zerstörung von Sybaris, nehmlich 507 J. vor Chr. Geb. angiebt, folglich wäre, wenn man sein Leben nach dem Ungenannten beym Galenus 127 Jahre lang annimmt, seine Geburt ums Jahr 634 vor Chr. Geb. zu setzen. Außer diesen zwoen Abhandlungen ist noch eine sehr merkwürdig, die Hr. Fourmont zur Rettung des Evhemerus geschrieben hat. Von Christen und Heyden ist dieser Freydenker als ein Lügner angegeben worden, weil er behauptet, daß er in der Nähe von Egypten eine Insel Panchäa gefunden, worin die Hauptstadt Panara, und ein Tempel des Jupiter Triphyläus gewesen, wobey er eine Säule von Marmor gesehen habe, die Merkur selbst eingegraben, und die die Geschichte des Saturns, Uranus und Jupiters enthalten habe. Es ist bekannt, daß dieser Philosoph in der Absicht reiste, die verschiednen Religionen des Erdbodens zu kennen, und nachher allen Priestern in den Bart zu beweisen, daß ihre Götter gestorben, und nichts als berühmte Menschen gewesen seyn. Hr. Fourmont sucht darzuthun, daß die Geschichte des Tempels, der Insel und der Inschrift wahr gewesen seye, und stüzt sich auf das Zeugniß des Clemens, Plinius und Solinus. Die übrigen Abhandlungen sind 1) Ueber das Leben des Empedokles von Hrn. Bonamy; 2) über das Leben des Anaximanders vom Abt von Canaye; 3) über die Ironie, den angeblichen Dämon und die Sitten des Sokrates vom Abt Fraguier; 4) über die Lehren der Alten, besonders der Magier, von der Auferstehung, vom Abt Fenel.

Faulconbridge.

Nein, ich will reden.

Ludwig.

Ich will keinen von beyden anhören, rührt die Trummeln, und laßt die Zunge des Kriegs für unsre Sache reden.

Faulconbridge.

In der That, eure Trummeln wenn sie geschlagen werden, werden schreyen, und so werdet ihr thun, wenn ihr geschlagen seyd; weke nur ein Echo mit dem Geschrey deiner Trummel auf, und du wirst sogleich eine andre hören, die bey der Hand ist, so laut zurükzuschallen als die deinige; schlage noch eine, und wieder eine andre, soll, so laut als die deinige, in ein die Ohren des Firmaments rasseln, und dem holen Gebrüll des Donners Troz bieten. Denn, ohne sich auf diesen hinkenden Legaten zu verlassen, den er mehr zum Scherz als aus Noth gebraucht hat, ist der tapfre König Johann in der Nähe, und ein Tod mit nakten Rippen sizt auf seiner Stirne; dessen Amt an diesem Tage ist, die Franzosen bey tausenden aufzufressen.

Ludwig.

Rührt die Trummeln, um diese Gefahr aufzusuchen.

Faulconbridge.

Du sollt sie finden, Dauphin, zweifle nicht.

(Sie gehen ab.)

Fünfte

Skizzen von A. G. Meiſsner zwoote Sammlung. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandlung 1779.

Die meiſten und beſten Stücke dieſer Sammlung ſind unſern Leſern ſchon aus dem teutſchen Muſeo bekannt. Der Hr. M. gefällt ſich am meiſten in Gleichnis und Allegorie; daher tragen einige dieſer Stücke ganz dieſe Farbe. Sie ſind alle ernſthaften Inhalts, und erlauben daher einige Deklamation mehr, als man ſonſt gern zu ſehen gewohnt iſt. Wir wünſchten, daß ſich Hr. M., der ſonſt bekanntermaaßen viele Anlage zum Dialog und deſſen gehöriger Bindung, und die dadurch zu bewirkende Illuſion beſizt, ſich mehr um das Detail bemühen, und, ſtatt der vorüber rauſchenden maleriſchen Behandlung einer Scene, ſie würklich in Darſtellung übertragen möchte. An Dichtungskraft kann es ihm dazu nicht fehlen, und die Leſer werden die daran gewandte Mühe durch ihren Beyfall reichlich bezahlen. Die Ueberſchriften der Stücke, ſind: Die Pyramide, eine Allegorie auf die dunkle Schreibart eines großen Mannes. Anekdote zu Nuſhirvans Leben. Exempel von Weisheit, wie ſie ſich der Hr. M. an einem Könige gedacht hat. Selbſt die gröſte Königin iſt nur eine Frau. Abgerißne Scene aus der Königin Eliſabeth Leben. Die bekannte Geſchichte mit dem jungen Holländer aus der Suite des Geſandten. Herodias eine wahre Geſchichte. Beyſpiel, wie ſogar Gellerts Geſchichte unter dieſem Namen, einen Menſchen erwecken konnte, als ein Schurke zu handeln. Am Ende hilft alles, wenn man nur gerne will. Die beyden Genien, der eine der Genius des Kriegs; und der andere der Genius eines Mädchens, wovon der erſte abgeſezt, und die Vorſorge der Länder dem andern gegeben wird. Anekdote zu König Auguſts I. Leben. Die treffliche Geſchichte ſeines Leibchirurgi, der die Zehe heimlich ablöste, weil er voraus wußte, daß der Kö-

nig

Aig am Brand ſterben würde, wenns nicht geſchähe. Lindloſe Correſpondenz. Allerley Fakta aus Reiſebeſchreibungen auf unſern jetzigen Literaturzuſtand, wie Fabeln mit Nutzanwendung behandelt. Diego de Colmenares iſt das lezte.

Johann Diederich Leydings Handbibliothek für Kinder und junge Leute, zur Ausbreitung der Religion, der Tugend, der Wahrheit, der Sitten, des Geſchmacks und des Witzes. Zwoote vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Flensburg und Leipzig. Erſter Band, 1777. 368 Octavſeiten. Zweeter Band 1778. 376 S. Dritter Band 1779. 376 Seiten.

Von dem Jahre 1768 an trat dieſe Handbibliothek zuerſt ans Licht. Hier iſt ſchon die zwote Ausgabe. Sie iſt, wie der Titel und auch die Vorrede beſagt, vermehrt und verbeſſert. In wie weit? davon kann Rezenſent, der die erſte Auflage nicht vergleichen kann, nicht urtheilen. Jede Bemühung, die zum Beſten der Jugend unternommen wird, verdient ihr Lob, und es wäre Blindheit und Undank, wenn jemand die reine und fromme Abſicht des Herausgebers dieſer Handbibliothek verkennen wollte; ſo ſehr genau ſind alle Stücke derſelben in der Rückſicht ausgewählt, daß ſie der Religion, der Tugend, der Wahrheit, den Sitten, vielleicht auch dem Geſchmack und Witze, gewiß nicht ſchaden werden. Ob ſie aber zum Nutzen und zur Ausbreitung alles beſagten Guten richtig ausgeſucht wären, darüber ließe ſich noch vieles ſagen, wenn man zum Tadeln geneigt wäre, und Erinnerungen für ein Buch, das bereits zum zweytenmale aufgelegt iſt, nicht zu ſpät kämen. Hr. L. erlaube daher dem Rezenſenten nur, von ſeinem Buche Gelegenheit zu nehmen, etwas beyzubringen, was in Erwägung gezogen werden müßte, wenn jemand einmal, oder auch Er ſelbſt, eine würkliche teutſche

Handbibliothek für Kinder oder junge Leute herausgeben wollte. Ohne Hrn. L. über die Wahl des Titels zu schikaniren, der freylich eher Sammlung verschiedener prosaischer und poetischer Stücke, oder dergleichen etwas heißen sollte, würde nur das der Absicht einer solchen Handbibliothek entsprechen, wenn die besten Stücke der besten Schriftsteller, nach einem gewissen Plane in einer ordentlichen Folge, beysammen abgedruckt würden, so daß junge Leute mit ihnen allen bekannt würden (zu welchem Endzwecke auch die Namen, nebst einigen Nachrichten von den Verfassern, beygefügt seyn müßten) den Geist oder den besten Extrakt von ihnen allen in den Händen hätten, und ihre opera omnia wenigstens vor der Hand entbehren könnten. Auf die Auswahl käme dann freylich alles an; die Stücke müßten in Ansehung der Sprache und des Inhalts ganz musterhaftig seyn, welches die hier gesammleten nicht immer sind. Man muß nicht denken, für Kinder ist alles gut genug, wenn es nur nichts Böses ist. Lieber lasse man sie gar nichts lesen, so lesen sie auch nichts Böses. Soll es aber gelesen seyn, so seyen es nur die Meisterstücke des teutschen Verstandes und Witzes, damit der Geschmack frühzeitig gebildet, der Verstand mit lauter richtigen und bestimmten Begriffen angefüllt, der Witz in die Schranken des Wahren und Schönen eingeschlossen, und so auch das Herz zum Wahren und Guten gewöhnt werde. Besonders gilt dieses von poetischen Stücken, davon hier auch nicht immer die schönsten, sondern sogar mitunter schlechte aufgenommen worden sind. Historie und Naturgeschichte wären ein Hauptwerk mit, und davon hat Rezensent in allen vorliegenden drey Bänden, außer einem teabrhaftig kurzen Begriffe der allgemeinen Geschichte im 3ten Theile, von S. 273 an bis 329. nichts angetroffen; denn Anekdoten sind nicht Geschichte, und Feenmährchen haben bey der Jugend

qui ſe rebute au moindre obſtacle
et qui voudroit par un miracle
ne riem apprendre et tout ſavoir,

den Schaden, daß ſie in der natürlichen Neigung, viel zu wiſſen und zu haben, und wenig dafür thun zu wollen, nur noch mehr befeſtigt wird. Naturgeſchichte aber iſt beynahe die einzige erſte Religionserkenntniß, die Kinder ſich verſchaffen müſſen, ſo viel ſie Gelegenheit dazu haben. Erkenntniß Gottes wird dadurch gewiß leichter und ſicherer befördert, als durch Abhandlungen, worinnen ihnen die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Herrlichkeit derſelben demonſtriert werden ſoll. Uebrigens wäre zu bedenken, ob in einem dergleichen Buche für Kinder nicht wenigſtens erläuternde und erklärende Anmerkungen nöthig wären, wenn darinn morgenländiſche oder mythologiſche Sachen und Namen vorkommen, und wie Seite 143 des 2ten Bandes, vom nemäiſchen Löwen, erymantiſchen Säuen, lernäiſchen Schlangen, und ſtymphaliſchen Vögeln die Rede iſt.

Geſchichte der Familie Frink. Erſter Theil, mit Kupfern. Leipzig in der Weygandſchen Buchhandlung 1779. 399 Seiten in 8v.

„Fein gütig gegen einen Mann ſich zu betragen, der's „mit lautrer Wahrheit verſichert, daß er zum erſtenmal in „dieſen Zirkel tritt" — dieſe erſte Bitte von den vieren, welche der Verfaſſer in einem Vorberichte an ſeine Leſer, weß Standes und Geſchlechts ſie auch ſeyn mögen, voraus thut, verdient wohl von niemanden mehr, als von einem Rezenſenten, der doch wohl der Sprecher des Publikums ſeyn ſoll, beherzigt, und, ſo viel als möglich, erhört zu werden. Gegenwärtiger R. hat jenes gethan, und wird in Abſicht dieſes ſein Amt nach Gewiſſen verwalten. Romane ſind ein Bedürfniß der leſenden Welt, und können Sprache, Geſchmack und Sitten beſſern, wenn ſie gut eingerichtet ſind. Der Verfaſſer

iſt ſo in den Zirkel dieſer Schriftſteller getreten, daß er ſtarke Hoffnung giebt, er werde ſich mit Verdienſt auszeichnen. Daß er (wie er ſagt) weder den Siegwart noch den Ferdiner, weder die Sophie, noch die Sternheim zum Muſter genommen, und weder auf ihre Nachahmung noch auf ihre Geſellſchaft gedacht hat, ſondern ſo ſchreibt, wie er die Sache ſich vorſtellt, ohne viel nach der Lieblingsmode zu fragen, das billigt R. ihm gar ſehr, und findet auch, daß er wahr geſprochen hat. Es iſt immer beſſer, Original ſeyn ſoviel man kann, als das beſte Original gut oder ſchlecht kopiren. Der V. hebt wirklich einen eigenen Gang der Geſchichte in dieſem erſten Theile an, und deſto erhörbarer iſt ſeine zweyte Bitte, „nicht mit allzuvieler Zuverſicht von dieſem erſten Theile auf den Inhalt und Werth der folgenden zu ſchließen; weil, da das ganze Werk wahrſcheinlich drey Theile haben werde, manches, was izt Epiſode ſcheinet, Grundpfeiler künftiger Begebenheiten werden; manches, was izt uns zu gleichförmig dünkt, im Fortgange ſich wandeln könne.“ Wir wollen dies gern abwarten, und nur noch von dem reden, was hier beurtheilt werden kann. Wenn der Blick des R., wie er glaubt, das Innerſte des V. recht gefaßt hat, ſo findet er ihn in Abſicht der Sittlichkeit gerade auf dem Wege, den man in ſolchen Schriften nehmen muß. Er beprediget das Laſter nicht, beempfindelt auch die Tugend nicht, hilft nicht einmal mit merklichen Winken nach, ſondern erzählt eine Geſchichte der Menſchen, wie ſie zu handeln pflegen, läßt daraus folgen, was folgen kann — und nun, Leſer, wähle. Ja, er ſtellt oft ſo lebhaft dar, daß Gedächtniß und Einbildungskraft gewiß manchen Leſern, wegen des Geſetzes der ähnlichen Fälle, Dienſte thun werden, die ſie eigentlich beym Leſen nicht ſuchten. Deſto befremdender war es dem R. daß Winek bey Friederikens Tode, den er durch Opium von ihr befördert zu ſeyn glaubt, ſagen darf S. 362.

„Seyd

„Seys wie ihm wolle, ich hoffe, dort oben iſt ihr eben ſo unbeſchränkt verziehen, als ichs hienieden gethan habe.“ Ein Verfaſſer, der S. 267. dieſen jungen Winek es an ſeinem Vater, und zwar mit Rechte, tadeln läßt, daß er an ihm, ſeinem gefühlvollen Sohne, das noch angefacht habe, was er vielleicht hätte mäßigen ſollen, und die traurigen Folgen der immer noch fortwütenden Sentimentalſeuche gewiß kennt, ſollte auch nicht von fern nur etwas vorbringen, daß die damit behafteten ſich zu Gunſten geſagt deuten könnten, und noch weniger, auf eben derſelben Seite 267. unten, den Satz als ausgemacht wahr hinwerfen: daß es hienieden der Schmerzen mehr als der Freuden gebe. Es iſt offenbar unrichtig, und die Welt iſt kein Jammerthal, wie man ſonſt zur Schande ihres Urhebers ſang und betete. Oder müſſen etwa, in unſern ſonderbaren Zeiten, wo die Schwärmerey aus der Kirche in die artigen Geſellſchaften zu wandern, und Hypochondrie und Empfindſamkeit an die Stelle der Anfechtungen und der Andächteley zu treten ſcheinen, auch ſogar die Fehler der Erbauungsbücher ſchon in die Romane flüchten? Die Schreibart des V. iſt übrigens edel, und ſcheint, wie der Schuh eines ſich gut kleidenden Mannes, das Mittel zwiſchen Stelzen und Socken zu halten. Auch der Stil iſt meiſtens korrekt, ſo daß man ſich wundern muß, wie dem Verfaſſer z. B. der übermäßige und oft unſchickliche Gebrauch des Wortes: jeder, nicht ſelbſt aufgefallen iſt. S. 15. Z. 5. S. 85. Z. 3. S. 91. vorlezte Z. S. 155, 5. 253, 10. 11. beſonders S. 55, 11. jede Klugheit aufbiethen. Wie viel mag es ihrer wohl geben? So dürfte auf S. 98. der Ausdruck: „bey dem ichs thue“ in dieſer Verbindung wenigſtens, unedel ſeyn. Ganz unbegreiflich aber iſt es, wie ein Schriftſteller — der S. 174. ſich ſelbſt den Einwurf machen läßt: „Iſt die Sprache, die ſie führen, die Sprache des gemeinen Mannes?“ und hier das Räthſel

erklärt — doch faſt in allen Reden Jakob Frinks und ſeiner Dore es ſo ganz hat vergeſſen können, daß beyde Bauersleute ſind. So ſchön auch die Gedanken und Ausdrücke ſeyn mögen, iſt es doch widrig, da die affektvolle Beredſamkeit des declamirenden Schriftſtellers zu vernehmen, wo man den ehrlichen Jakob und ſeine Dore hören möchte. Mag auch Dore, durch den ehmaligen Umgang mit ihrem Kandidaten in der Stadt, noch ſo beleſen geworden ſeyn, es bleibt doch zuviel, wenn ſie z. B. S. 150. ſeufzet: „Iſt es noch nicht voll genug das Maaß meines Jammers? Sind der Hefen noch viel in dem Becher meiner Büßung und Leiden? Hilf du mir ſie überſtehen, Mächtiger! ſo auch S. 151. 170. 172. Doch iſt dieß nur im erſten Buche ſo merklich; im zweyten behaupten ſich die Charaktere der Redenden ſchon beſſer.

Die dritte Bitte des Vorberichts, welche die angezeigten Druckfehler von dem Leſen korrigiert wiſſen will, möchte der V. noch weiter ausdehnen, und auch für Port d'epee S. 135. Porte-epee, und für Böten (ſteigende im Kartenſpiele) S. 187. Pots ſchreiben laſſen, geſezt daß es auch keine Druckfehler wären.

Da wir einmal drey Bitten angezeigt haben, wollen wir auch nicht unbemerkt laſſen, daß die vierte und lezte an diejenigen Leſer gerichtet iſt, die ſich etwa über die Abtheilungen ohne Ueberſchriften wundern möchten; und da vier Bitten wohl auch wieder einer werth ſind, ſo ſey es dieſe: daß der Verfaſſer die folgenden Theile recht ſchön und recht bald, wenn beydes zuſammen beſtehen kann, wolle nachfolgen laſſen. F.

Ueber die Heyrathen; als ein Pendant zur Abhandlung über die Ehe. Ridendo docet. Erſter Theil. Potsdam, bey Carl Chriſtian Horvath, 1779. 156 Octavſeiten. Zweyter Theil. 252 S.

Daß

Daß Heurathen (der V. schreibt y und i, wie es ihm vorkommt, und vom alten niedersächsischen Stammworte heuern weiß er gar nichts*) kein Pferdekauf ist; daß auch ungleiche Ehen zuweilen gerathen können; daß es unrecht ist, Nebenabsichten dabey zur Hauptabsicht zu machen; daß wegen des eingerissenen Luxus izt es viele Hagestolze und alte Jungfern geben muß — das wissen so ziemlich alle, und das weis der Verfasser auch. Viele Menschen können sich auch in Gesellschaften mit solchen Materien unterhalten, und oft lange darüber schwatzen; die Dreistigkeit aber solches Geschwätz aufzuschreiben und drucken zu lassen, ist unserm Verfasser allein eigen. Er hat zween Bände voll geschwatzt, und würde noch einen dritten Theil schwatzen, wenn seine Muse, wie er sagt, nicht so ein wunderlich Mädchen wäre, und davon laufen wollte; welches vielleicht auf den Verleger zu deuten ist, der an diese zwey Theile so gut Papier und so saubern Druck, nebst zwey Kupfern und einer Vignette verschwendet hat, und wohl mit gutem Grunde so wunderlich geworden ist, daß er die Kosten an keinen dritten Theil mehr wagen mag. Allemal Dank, der Muse oder dem Verleger! Denn wer, wie dieser Verfasser, nicht einmal seine Muttersprache richtig schreiben kann, nicht weiß, wo er mir oder mich, sie oder ihnen setzen muß, fast kein Zeitwort richtig zu construiren versteht, und die gemeinsten Provinzialwörter als stichlich, patzig, Nicken (für Grillen) abknabbeln u. s. w. immer vor der Feder hat, das schriftstellerische Todesurtheil also immer an der Stirne trägt, der sollte doch nicht um die erschrockenen Pressen herumspuken wollen. Eine Probe von seiner Prose (die Verschen sind eben so unerträglich) geben wir so viel lieber, da sie nicht allein ein Beleg, sondern selbst eine Beurtheilung des Buchs und des Verfassers mit seinen eigenen Worten werden kann. Aus dem ersten Theile S. 34. „Ich denke gerne selbst, und sage in schlechten Versen und in mittel-

kelmäßiger Proſa ſo gern meine eigene Gedanken — ſollte es auch noch ſo wenig gelehrt ſeyn. S. 38. Geht mit meiner Muſe, wie es mit den mehreſten Mädchens zu gehen pflegt! Sie bekommt, eh ichs mir verſehe, ihre Nicken, und dann kriege ich nichts von ihr heraus — keinen geſunden Gedanken; hat ſie ſich aber mit meinem Geiſt verſchworen, meine Finger zu ſtrapziren, dann wird ſie auch ſo ausgelaſſen, daß ich kaum ſo ſchnell ſchreiben kann, als ſies haben will. Iſt auch Zeug darnach, wie aus dem Vorigen zu erſehen, und aus dem Folgenden zu erſehen ſeyn wird.„ Im 2ten Theile S. 32. 33 und 35 hat er ſich ſelbſt einen Brief ſchreiben laſſen, daraus wir nur folgendes ausziehen: „Es gereut uns, daß wir ſo viel Geld für einen ſolchen Wiſch von Schrift ausgegeben haben, worinn kein Menſchenverſtand, ſondern alles wie Kraut und Rüben unter einander geworfen iſt — Kurz ſie ſind ein vollkommner Hanswurſt, und iſts unnütz, ſich länger bey Sie aufzuhalten. — Und ihr elendes Gedicht, davon ſagen wir nichts! Wer beſſert einen Narren?„ u. ſ. w. Das heißt man doch ridendo die Wahrheit geſagt! F.

IV.

Ankündigung,

die Ephemeriden der Menſchheit betreffend.

Wir leben in einem Zeitpunkt, wo eine wohlthätige Gährung der Geiſter der gar zu lange niedergedrückten Menſchheit die ſchmeichelhafteſten Hofnungen zu verſprechen ſcheint. Der Aberglaube und die Andächteley haben, wie die unterdrückenden Grundſätze der falſchen Staatskunſt, ihre Macht über den beſſern und edlern Theil der Menſchen verloren, und jene blendende Afterweisheit, deren kühne und fräsliche Anmaßungen Thron und Altar bedroheten, verſchwindet nach und nach. Eine wahre und beſcheidene Philoſophie nimmt ihre Stelle, trachtet Beherrſcher und Unterthanen über die untrennbare

Ver-

Verknüpfung ihrer Vortheile und über die unverletzliche Harmonie ihrer Rechte zu belehren, und findet Fürſten und Miniſter, deren Herzen, würdig Heiligthümer der Wahrheit zu ſeyn, ſie begierig aufnehmen, und die ihren Völkern die koſtbaren Erſtlinge der Früchte zu koſten geben, welche die Herrſchaft der Wahrheit und der Gerechtigkeit erzeugen muß.

Es iſt ein für empfindſame Seelen recht köſtliches Schauſpiel, dieſe tröſtliche Morgenröthe aufgehen zu ſehn.

Der Herausgeber der Ephemeriden der Menſchheit genoß es eine Zeitlang mit warmer Empfindung, als er ſich den Vorwurf machte, dabey nichts zu ſeyn, als ein müſſiger Zuſchauer. Obwohl allzuſchwach, ſeine Mitmenſchen zu erleuchten, fühlte er doch bey ſich einen Beruf, ſie auf das entſtehende Licht aufmerkſam zu machen, ſie aufzuwecken — denn die unglücklichen Menſchen liegen noch in einem gar tiefen Schlafe — und ihnen zuzurufen: Oeffnet die Augen und ſehet!

Er beobachtete, daß die Anzahl der Männer, welche den guten Fürſten in Bewirkung ihrer wohlthätigen Abſichten beyſtehen ſollten, ſehr klein wäre. Eine nicht weniger weſentliche, eine noch weſentlichere Bemerkung rührte ihn nicht minder. Er ſah, daß die überlegteſten Unternehmungen der beſten Fürſten und der weiſeſten Miniſter immer ohne Erfolg geblieben wären, ſo lange nicht die meiſten Unterthanen, wenigſtens diejenigen, deren Beyſpiele und deren Denkungsart die Geiſter der übrigen beherrſchen, von der Güte der Grundſätze überredet waren, welche dieſe Unternehmungen beſeelten. Er glaubte deshalben, es würde ein weſentlicher Dienſt für einen anſehnlichen Theil des leſenfähigen Publikum ſeyn, ein Werk zu veranſtalten, welches ihm die Begierde einflößete, ſich über die Grundſätze zu belehren, auf welchen das wirthſchaftliche, das ſittliche und das politiſche Wohl der Menſchen und der Staaten beruhet; welches ihm die

Schriften

Fünfte Scene.

[Verwandelt ſich in ein Schlachtfeld.]

Alarm. König Johann und Hubert treten auf.

König Johann.

Wie gehts uns an dieſem Tag? O ſag es mir, Hubert.

Hubert.

Uebel, fürchte ich; wie befindet ſich Euer Majeſtät?

König Johann.

Dieſes Fieber, das mich ſo lange ſchon plagt, ſetzt mir gewaltig zu; o mein Herz iſt krank!

Ein Bote tritt auf.

Bote.

Gnädigſter Herr, euer dapfrer Vetter, Faulconbridge, bittet Euer Majeſtät, das Feld zu verlaſſen, und ihm wiſſen zu laſſen, welchen Weg ihr nehmet.

König Johann.

Sag ihm in die Abtey bey Swinſtead.

Bote.

Ich bringe gute Zeitungen; der groſſe Succurs, den der Dauphin erwartete, hat vor drey Nächten auf dem

Sand-

Schriften anzeigete, die den gründlichſten und leuchtendſten Unterricht über dieſe Gegenſtände enthalten; welches ihm Beyſpiele und Anſtalten bekannt machte, die der Nachahmung würdig ſind; und welches alſo die Geiſter und die Gemüther vorbereitete, mit dankbarem Gefühle die Wohlthaten anzunehmen, welche ihre Obern ihnen wollen angedeyhen laſſen, und mit edelmüthigem Eifer die Tugenden auszuüben, welche die Religion und die Geſetze ihnen als die einzigen wahren Quellen der Glückſeligkeit empfehlen.

In dieſer Abſicht arbeitete er drey Jahre lang, und er ſchmeichelt ſich, es nicht gänzlich ohne Nutzen gethan zu haben. In dieſem Jahr wurde ſeine Arbeit durch verſchiedne Urſachen unterbrochen. Er ſah ſich genöthiget, viele ihm zugekommene Nachrichten und Aufſätze zurückzuſenden oder zu unterdrücken. Nun iſt ſeine Geſundheit, Gott ſey Dank, wieder beſſer befeſtigt; er ſieht Hülfe und Beyſtand vor ſich, die ihm ſeine Mühe erleichtern: und da der gegenwärtige Verleger ihm einen groſſen Theil deſſen abnimmt, was ihm am beſchwerlichſten war; ſo hat er ſich entſchloſſen, dieſes periodiſche Werk auf das Jahr 1780. nach dem ehemaligen Grundriſſe wieder anzufangen. Er erſuchet zu dieſem Ende alle, denen die Ehre und das Wohl der Menſchheit angelegen iſt, ihm inſonderheit von allen guten und nachahmungswürdigen Anſtalten und Verordnungen Nachricht zu ertheilen, durch welche der Wohlſtand ihres Vaterlandes erhöhet wird, damit, durch ſeine Veranſtaltung allgemein bekannt gemacht, ſie aller Orten Gutes wirken. Er wird auch andre Beyträge mit vielem Danke annehmen, und er wird denjenigen ſehr verbunden ſeyn, welche ihm von den in ſeine Abſichten einſchlagenden guten Büchern bey Zeiten Nachricht ertheilen werden. Denn bey der überſchwenglichen Menge von Büchern, die täglich erſcheinen, bleiben gar oft, auch minder beſchäftigten Leuten, die beſten lang unbekannt.

Vielleicht

Vielleicht iſt es nicht überflüſſig, anzumerken, daß er unter die wichtigſten Gegenſtände ſeines Werkes die Anſtalten und die Vorſchläge rechnet, welche zu Verbeſſerung des Erziehungsweſens gemacht werden, und die Unterſuchung der Urſachen, durch welche der wirthſchaftliche Wohlſtand der Geſellſchaft erzeugt, und der Mittel, durch welche er erhalten wird. Baſel im September 1779.

Iſaac Iſelin.

Den Verlag dieſes Werkes hat die unterzeichnete Handlung übernommen, wodurch der bisherige Nachdruck nun ganz aufhört. Sie wird dieſes Werk auf ſchönem weißen Druckpapiere und ſo, wie das Muſeum gedruckt, liefern, und überhaupt dafür ſorgen, daß das Aeußere dem innern Werthe deſſelben entſpreche. Die Exemplare werden in 12 Monatsſtücken, jedes Stück zu 8 Bogen, allemal brochiert ausgegeben werden. Man wird ſich möglichſt bemühen, der groſſen Entfernung des Herausgebers ungeachtet, jeden Monat der Ephemeriden mit dem gleichen Monate des Muſeums zugleich zu liefern; und ſollten unvorhergeſehene Umſtände dies zu leiſten in einzelnen Fällen verhindern, ſo werden doch die Ephemeriden in dieſem Falle aufs baldigſte nachgeſchickt und alles dadurch wieder in die gehörige Ordnung gebracht werden. Die Liebhaber können ſich in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern abonniren; und da ſie auf dieſe Art das Werk prompt und franco erhalten, auch den Verkäufern eine anſehnliche Proviſion zu Vergütung ihrer Koſten und Mühe zugeſtanden werden muß, ſo kann theils dieſer Rückſicht wegen, und theils und vornehmlich wegen der anſehnlichen Hauptunkoſten dieſer Unternehmung, der Preis des Jahrganges nicht unter 3 Rthlr. 12 Gr. und des einzelnen Stücks nicht unter 7 Gr. geſtellt werden. Wird man ſich aber gerade an die Verlagshandlung wenden, und ihr hieſigen Orts Gelegenheit anweiſen, wo ſie die Stücke zu weiterer Verſendung abgeben

geben könne, so wird man zur Schadloshaltung des Porto nur 3 Rthlr. für den Jahrgang nehmen. Wenn dieses Werk derjenigen Unterstützung, zu welcher die menschenfreundlichen und edlen Absichten des vortreflichen Herrn Herausgebers und seiner würdigen Mitarbeiter so laut auffordern, gewürdigt wird, so wird dieses Werk länger als das erste Jahr, welches zu einem Versuche darüber bestimmt ist, dauren, und eine ununterbrochene Fortsetzung desselben wird zum Beweis dienen, daß Teutschland gegen patriotische Bemühungen, seinen Wohlstand zu erhöhen, nicht unempfindlich sey.

Weygandsche Buchhandlung in Leipzig.

Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

I. Pandora. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen. S. 3
II. Etwas für geistliche und weltliche Leser. 49
III. Bücher-Anzeigen. 80
IV. An den Herausgeber des T. M. 101
V. Kunstsachen. 104

Augustus.

I. Auszug aus dem Tagbuch eines Naturforschers, rc. S. 105
II. Brief von der Stadt Florenz und von einigen ihrer schönsten Gegenden. 146
III. Dubois u. Fanchon, eine interessante Begebenh. 161
IV. Unmaasgebliche Gedanken eines Laien über Hrn. D. Carl Fr. Bahrdts Glaubensbekenntn. 170
V. Bücher-Anzeigen. 180
VI. Anzeige eines neuerfundnen Kriegsspiels. 193
VII. Anzeige, die Voßische Uebersetzung der Odyssee betreffend. 196
VIII. Ankündigung einer Uebersetzung von Winkelmanns Monumenti antichi inediti. 198

September.

I. Gedichte. S. 201
II. Fortsetzung und Beschluß der Gedanken eines Laien über Hrn. D. Bahrdts Glaubensbekenntniß. 218
III. Bücher-Anzeigen. 262
IV. Ankündig. die Ephemeriden der Menschheit betr. 292

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1779.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

October 1779.

I.
Gedichte.

An den Herrn Prof. Ebert zu Braunſchweig bey Ueberſendung des folgenden Gedichts.

Pempelfort, den 30. Sept. 1779.

Der Sonne goldner Stral, o Freund,
iſt bleicher ſchon; die Morgenröth' erſcheint
im mattern Glanz; die Abendwolke
verändert tauſendfach ihr buntes Farbenſpiel;
Und wo die Purpurroſe fiel,
da welkt vom ganzen Blumenvolke,
ſie zu betrauern, nur, was minder uns gefiel.
Kuttel und Lerkoie ſchwand;
auf ihrem Grabe nickt ein dunkler Amaranth,
und Steinkraut überwölbt das Land
der zarten balſamvollen Nelken.
Der Hecke Grün beginnt zu welken;
die ſüße Nachtigall entwich;
an ihrer Stelle krächzt ein Schwarm von heiſern Dohlen;
indeß von unſrem Nußbaum ſich
die Raben ihren Zehnten hohlen.

Ich, lieber Ebert, ſetze mich,
von Haſelſtauden und von Weiden
umflattert, zu des Herbſtes Freuden
getroſt an meinen Düfeldach;
und ſehe dort vom Rebendach
herunter ſchwere Trauben hangen,
und Aepfel hier mit rothen Wangen;
Und jeden Baum, und jeden Aſt
gedrückt von ſeiner ſchönen Laſt.

Auch dieſe Freude wird nicht währen:
Es blühten Zweig', und Gras, und Dorn;
und blühten ab: Da ſang im hohen Korn
das Landvolk zwiſchen reifen Aehren,
und ſang nicht mehr; entkleidet war die Flur;
ein Hirte blies im Stoppelnfelde nur.
Da ließen Früchte ſich an Aeſten mählich nieder
zu Händen, welche ſie gepflanzt:
Und jezt erwachen andre Lieder:
Mit Weinlaub in den Haaren, tanzt
belohnter Fleiß auf lauten Hügeln;
bald aber trägt ein kalter Nord,
im Nebel, auf bereiften Flügeln,
der Jahrszeit lezte Wonne fort.
Das grau gewordne Blat verſchwindet,
die Rebe, die ſich luſtig windet,
erſtarrt; die halbe Wieſe dorrt,
und meinen Bach umflüſtern nackte Reiſer.
Dann lehrt im öden Thal ein Weiſer:
Daß, wie der Eichenforſt und wie die Nelke ſtirbt,
alſo die Pracht der Welt und ihre Luſt verdirbt.

Ich fühl', o Freund, und, glaube mir, ich ehre
die Wahrheit dieſer alten Lehre:

Wohin die Sonne strahlt, und wo vom Sternenlicht
durch enge Kluft ein matter Funke bricht;
wo hundertfach der Acker trägt,
und wo die Haide nur ein armes Büschchen hegt;
wo zahllos Heerden gehn, und wo der Felsenhang
allein vom Ruf der Krähe wiederklang,
ist Sterbgewinsel, Tod und stiller Untergang.
Zerstörung wallt im Windeshauch;
doch überall ist neue Schöpfung auch.

Wenn nun das spätste Laub sich kräuselt,
dann liegt die feyernde Natur
auf ödem Rasen eingesäuselt,
und schlummert ihre Monden nur.
So wie vom langen Tagsgeschäfte
die Mutter ruht; ihr Herz, von Liebe warm,
begehrt zum Wohlthun neue Kräfte:
Sie träumt, und hält im wachen Arm
den Säugling noch; sie wird mit hellen Blicken
nach sorgenvollem Schlaf ihn fester an sich drücken.
Und eben hold in ihrer Pflege wird
Natur, so bald ein West um frühe Knospen irrt,
von Lerchen aufgeweckt, sich ihrer Kinder freuen,
und lachend sie mit Blumen überstreuen.

So war, o Freund, im lezten May
der Liebesblick, das holde Lachen
auf ihre Blumen, beym Erwachen.
Da sah' ich, allgewaltig, frey,
gekrönt mit Himmelsglanz, auf hohen Felsenspitzen
die Königin und Mutter sitzen.
Am Schemel ihres Throns, um Rebenhügel, floß
der stolze Rhein; bedeckt mit Wäldern schloß

ſich Berg an Berg; es hob des Fruchtbaums Wipfel
ſich zwiſchen Ranken hier empor,
und raate dort aus reifer Saat hervor.
Da ſah' ich auf dem höchſten Gipfel
der Felſen, wie ein Adlerneſt,
mit Wolken halb vermiſcht, im ungewiſſen Schimmer,
die unter Moos begrabnen Trümmer
ſo mancher Burg. Sie trotzte, kühn und feſt,
den Hügeln einſt; verſchlung des Landes Schätze;
warf Nachbarn in den Staub, und gab dem Strom Geſetze.

Tief unter ihr ſah ich den Thurm
ſo mancher Stadt, durch Waffenſturm
verheert, den Epheu rings umwand.
Zur Hälfte ſchon verſunken, ſtand
ein Heil'gen-Haus am diſtern Thor,
das ſeinen Heiligen verlohr.
Und aller Orten war, auf Höhen und in Gründen,
die Macht der Zeit, ihr ſchwerer Gang zu finden,
der unſer Werk zermalmt, und allumher die Spur
der ewig ſich verjüngenden Natur.
Am Schutt der Mauren ſproßten Linden;
ein Rebengarten wuchs zur alten Burg hinauf,
und friſches Waſſer nahm den Lauf
um die verſtümmelte Kapelle.

Wenn oft des Rheins empörte Welle
mit Wuth an jenes Ufer ſchlägt,
den Acker weg, und weg die Bäume trägt;
dann ſchmückt er die verarmte Seite
des Ufers hier mit ſeiner Beute.
Die Klippe wird von Klippen abgelöſt,
der Berge grünes Haupt entblößt,

ihr Fuß zu Felſen kahl geſpühlt,
der Felſen Marmor durchgewühlt,
vertrocknet hängt der Eichenaſt.
Doch unverlohren ſucht, und findet und umfaßt
ſich das Getrennte; lebt im aufgekeimten Grün,
und wächſt und wird beſaamt, was längſt zu modern ſchien.
Von Pol zu Pol iſt ſtetes Untergehen,
und wiederum ein täglich Auferſtehen.

Dies, lieber Ebert, ſagten da,
wo ich an lockenden Geſtaden
die Weisheit der Natur im großen Haushalt ſah,
mir alle Berge, die beladen
mit Gras und Obſt und Korn und Wein,
ſo mannichfach im hellen Rhein
ſamt ihren Thälern ſich voll Städt' und Dörfer baden!
Wie pries ich nun des Mannes Glück,
der nie zu leerem Tand ſich neigte,
weil ihm ſein Herz den Quell der Wonne zeigte!
wie kehrt' ich froh an dieſen Bach zurück!

Was ich an dieſem Ufer ſang,
als ihren Thau die erſte Roſe trank,
das weih' ich Dir; und Dir gebührt mein Lied.
Dein aufgeklärtes Auge ſieht,
daß alles, Alles eitel iſt,
daß man nach Dünſten greift, daß uns ein Schatten küßt,
und Demantſchlöſſer in die Lüfte
zerſtäuben. Dennoch eilest Du,
ſo bald die Staude winkt, der zarten Blüthe zu,
bekränzeſt deinen Tiſch, und athmeſt Veilchendüfte;
vertraust mit reiner Seele, ſtill,
dem guten Gotte, welcher will,

Sandbänken von Godwin gestrandet; Richard hat diese Neuigkeit so eben erfahren; die Franzosen wehren sich nur noch schwach, und fangen schon an sich zurük zu ziehen.

König Johann.

Ach! ach! dieses tyrannische Fieber brennt mich aus, und läßt mich dieser guten Zeitung nicht froh werden. Auf, nach Swinstead zu; meinen Tragsessel her; ich kan es nicht länger aushalten; ich bin ganz schwach.

(Gehen ab.)

Sechste Scene.

[Verwandelt sich in das Französische Lager.]

Salisbury, Pembrok und Bigot, treten auf.

Salisbury.

Ich glaubte nicht, daß der König noch so viel Freunde hätte.

Pembrok.

So auf einmal; sprecht den Franzosen Muth ein; wenn sie unglüklich sind, sind wir verlohren.

Salisbury.

Der mißgezeugte Teufel, Faulconbridge, ist, troz allem Widerstand, die einzige Ursach, daß wir diesen Tag verliehren.

Pembrok.

daß, wo ſein Hauch die Todtengrüfte
mit Laub und Blumen überwebt,
und der Verweſung Reich belebt,
daß hier die Menſchen gern auf ſeiner Erde wallen,
und Laub und Blumen uns gefallen.

Die Roſe.

Roſe komm! der Früling ſchwindet,
Veilchen haben dich verkündet,
Mayenblumen ſtarben hin.
Oeffne dich beym Lußgetöne
dieſer Fluren! Komm, o ſchöne,
holde Blumenkönigin!

Als du kamſt im erſten Lenze,
hiengen tauſendfache Kränze
ſchon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lokten, Wälder blühten,
Pomeranzenhaine glühten
weit umher im Sonnenſtral.

Libanons umwölkte Gipfel
hoben ihre Cedernwipfel
duftend in den Morgenſchein;
doch auf demuthsvollem Throne
ſollteſt du der Schöpfung Krone,
der Geſchaffnen Wonne ſeyn.

Und du giengſt mit leiſem Beben
aus der zarten Knoſp' ins Leben,
Erd und Himmel neigten ſich;
und es huldigten die Wieſen,
Nachtigallenchöre prieſen,
alle Nymphen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge ſchlugen
froh die Flügel; Winde trugen,
wo die Luft im Jubel war,
deinen Balſam; Herzen pochten
dir entgegen; Mädchen flochten
unter Perlen dich ins Haar.

Die von Weiberanmuth ſangen,
mahlten ſie mit Roſenwangen;
jede Seele, gut und mild,
arglos, unſchuldvoll, beſcheiden,
war in ihren höchſten Freuden
dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Schaam und Tugend,
zu den Knoſpen hingebükt,
hüllten unter deinen Namen
ihr Geheimniß; Bräute kamen
nicht umſonſt mit dir geſchmükt.

Da begann der rohe Zecher
den von dir umblümten Becher
keuſchen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
gieng das Volk, mit deinen Blättern,
Weg und Tempel zu beſtreun.

Mit verjüngten Herzen ſchlichen
Greiſe zu den Wohlgeruchen
deines vollen Kelchs herbey;
Lehrten ſeegnend ihre Söhne:
daß hienieden alles Schöne,
ſelbſt die Roſe ſterblich ſey.

An des Freundes heil'gem Grabe
wurdest du zur lezten Gabe
seinem Schatten dargebracht;
solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
in die leere Todesnacht.

Fromme fingen an zu loben,
sahn gen Himmel, liefen droben,
zwischen Palmen ewig grün,
in des Paradieses Hallen,
wo die reinen Geister wallen,
dich zum Siegeskranze blühn.

Rose, komm! In stiller Feyer,
unter jungfräulichem Schleyer,
warten Lilien auf dich;
Und, für deine Schönheit offen,
steht mein Herz in süssem Hoffen,
Liebeshauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
diese Liebe! Wirst mich, trauter
als der Moracusterne Pracht,
von der Weisheit unterrichten,
die so stolz der Berge Fichten,
dich so klein und schön gemacht:

Daß in deinem holden Wesen
wir der Seelen Unschuld lesen,
uns die Brust von Ahndung schlägt;
daß der Geist der niedern Blume
unsern Geist zum Heiligthume
schöner Gottesengel trägt.

J. G. J.

II. Vom

II.

Vom alten Goldgülden der Florentiner.

Es iſt ſehr verdrießlich, wenn man in den Geſchichtbüchern lieſet, dieſes oder jenes habe ſo oder ſo viel gekoſtet, und die vorkommenden Münzen entweder ganz und gar nicht kennt, oder wenn man ſie kennt, nicht weiß, was ſie in dem vorkommenden Zeitpunkt gegolten haben. Eine ſolche Münze, die man in der Geſchichte der mittlern Zeiten faſt auf allen Seiten antrift, iſt der Goldgülden, eine damals allgemeine Münze aller handelnden Nationen in Europa. Ich glaube Ihnen einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihnen die Geſchichte dieſer berühmten Münze erzähle.

Der Goldgülden (Fiorino d'oro) iſt im Jahr 1252 zuerſt zu Florenz, wo man bis dahin nur Silbergeld gemünzt hatte, geprägt worden (*). Der Name war damals nicht neu; denn die Florentiner ſchlugen ſchon vor Friederichs des Rothbarts Zeiten ſilberne Münzen mit dem Namen *Fiorino* (Florenus), welcher entweder von der Stadt Florenz, wie Scipione Ammirato meynt (**), oder von *Fiore*, oder der Lilie, als dem ural-

(*) Giovanni Villani Iſtoria Lib. 6. c. 54.

(**) Iſtorie Fiorentine Lib. 2. p. 97.

uralten Wappen der Florentiner, die auf der einen Seite dieſer Münze ſtehet, herzuleiten iſt.

Das Gepräge ſtellt auf der einen Seite Johannes den Täufer vor, ſtehend, mit einem Rock, der ihm bis an die Knie reicht, und über den Hüften umgürtet iſt, und mit einem von beyden Schultern herabhangenden Pelzmantel, welcher unter dem langen Bart mit einer Schnalle oder einem Knopfe, was es ſeyn mag, befeſtigt iſt. Um den Kopf des Johannes iſt der Schein eines Heiligen, und mit der rechten Hand ſeegnet er auf Art der griechiſchen Prieſter, die den Daumen und den kleinen Finger zuſammenhalten und die übrigen Finger nicht ganz ausſtrecken. In der linken Hand hält er einen Scepter, an deſſen oberſtem Ende ein Kreuz iſt, welches bis in die Umſchrift S. IOHANNES. B. reicht. Dieſer Heilige iſt von jeher als der Beſchützer Italiens, beſonders von den Florentinern, welche zu Konſtantins des Großen Zeiten ihm den Tempel ihres Schutzgottes Mars weiheten, verehrt worden. Auf der andern Seite iſt eine Lilie, welche von der Frauzöſiſchen augenſcheinlich unterſchieden iſt, und um die Lilie ſtehet ein Kreuz vor dem Namen FLORENTIA.

Dies iſt das älteſte Gepräge des Goldgüldens. In den folgenden Zeiten wurde Johannes der Täufer auch ſitzend, oder wie er den Heiland im Jordan tauft, oder mit einem langen fliegenden Zeddel in der Hand, wie ein griechiſcher Heiliger oder Weiſſager, auch ohne Man-

Mantel und in einem Bruſtbilde vorgeſtellt. So haben auch die Münzmeiſter zu Florenz von ungefähr 1300 bis 1372 gewiſſe Zeichen, als da ſind ein Fiſch, eine Axt, ein vierfüßiges Thier ꝛc. ans Ende der Umſchrift Florentia geſetzt, welche im geſagten Jahr 1372 in die Wappen der Münzmeiſter, die nur fünf Monat dies Amt vertraten, und von den vornehmſten Florentiniſchen Familien waren, verändert wurden. Dieſe waren etwas breiter als die ältern; hatten aber den nemlichen innern Werth.

Weil der Florentiniſche Goldgülden nicht nur aus dem feinſten Golde beſtand, ſondern auch den achten Theil einer Unze wog, ſo daß ihrer 96 auf ein Pfund giengen, und ſehr ſchön geprägt war: ſo wurden hierdurch die fremden Nationen gereizt, mit den Florentinern mehr als mit andern zu handeln, und nicht nur die Fürſten nnd Republiken Italiens, ſondern auch auswärtige Nationen münzten Goldgülden nach dem Beyſpiel der Florentiner. Ich will hier nur jene kurz entwerfen, welche im vierzehnten Jahrhunderte Albert, Herzog von Oeſterreich, Johannes, König von Böhmen, Pabſt Johannes XXII., Ludwig I. König von Ungarn, Philippus Auguſtus und andere Könige in Frankreich, Eerlach, Erzbiſchof zu Maynz, Wilhelm, Erzbiſchof zu Arles, die Trieriſchen Erzbiſchöfe Kuno und Werner, ein Graf von Flandern, die Reichsſtadt Lübeck, und der Arragoniſche König Peter IV. und der Kaiſer Rupertus haben prägen laſſen.

Der

Der Goldgülden, den Albert als Herzog von Oeſterreich ſchlagen ließ, unterſcheidet ſich durch ein umgekehrtes Schild, deſſen oberſter breiter Theil ſich mit einem gerade durchgehenden Balken endigt, und die untere Spitze über der ſegnenden Hand des h. Johannes ſtehet, und auf der andern Seite durch die Umſchrift: DVX ALBERTVS. Aber der Goldgülden des Böhmiſchen Königs Johannes, welcher 1310 blühete, unterſcheidet ſich nur durch die Umſchrift: IOHES R. BOEH.

Pabſt Johannes XXII. ließ im Jahr 1322 Goldgülden mit einer zweyfachen päbſtlichen Krone über der rechten Hand des h. Johannes, und auf der andern Seite mit der Umſchrift ſeines Namens (*), (anderswo ſagt Villani, der Heiligen Petrus und Paulus (**)) zu Avignon prägen, die den Namen Papali d'oro erhielten. Der geſagte Pabſt muß dies Gepräge verändert haben; denn die zween Goldgülden, die in der Sammlung des Hauſes Vettori zu Rom von dieſem Pabſt vorhanden ſind, haben auf keiner Seite den Namen des Pabſts, und auf der einen findet ſich nach zween kreuzweis gelegten Schlüſſeln um die Lilie nur der Name SANT PETRH (S. Petrhus). Dieſe Art von Goldgülden iſt äußerſt ſelten.

Ludwig

(*) *Villani* Iſtor. c. 170.

(**) ibid. c. 179.

Ludwig I. König in Hungarn, ließ seine Goldgülden bey der Gelegenheit seines 1347 gethanen Zuges in das Königreich Neapel, um die grausame Ermordung seines Bruders Andreas zu rächen, münzen, und machte einen so guten Gebrauch davon in Italien, daß er sich eines großen Theils des Neapolitanischen Königreichs bemeisterte (*). Daher läßt sichs begreifen, wie es seyn könne, daß man im Jahr 1694. eine Menge solcher Ungarischen Münzen zu Montepulciano ausgegraben habe. Einige derselben haben anstatt des Bildes des heil. Johannes jenes des h. Ladislaus, der eine mit einem Kreuz besezte Weltkugel in der linken, und in der rechten Hand eine lange Streitaxt hält, mit der Krone auf dem Haupt, mit sieben Kreuzgen über einander auf beyden Seiten des Heiligen, über welchen auf der rechten Seite ein P (Patronus) stehet, und mit der Umschrift: S. LADISLAVS. R. Andere tragen, wie die Florentinischen, das Bildniß des h. Johannes. Aber in beyden Münzen stehet auf der andern Seite das Ungarische Wappen, mit der Umschrift des Namens des gesagten Königs, auf dem ersten LODOVICI D. G. R. VNGARIE., auf dem andern LODOVICVS. DEI GRATIA REX. Man hat daher guten Grund, diesem Könige auch einen dritten Goldgulden der Vettorischen Sammlung zuzueignen, welchen einige dem Kaiser Ludovicus Bavarus zuschreiben. Dieser

(*) Matth. Villani Lib. I. c. 11.

ſer kommt in allem mit dem Florentiniſchen überein, ausgenommen, daß, anſtatt des Namens Florentia der Name LODOVIC. REX. um die Lilie ſtehet. Hat doch auch ſein Vater Karl Humbert mit dem nemlichen Stempel, nur daß ſein Name KAROLV REX um die Lilie ſtehet, ſolche Goldgülden ſchlagen laſſen. So hatte er auch keine Urſach die Florentiniſche Lilie zu verachten. Wir wiſſen aus der Geſchichte, daß die Florentiner ihm auf ſeiner Reiſe in Italien zehn anſehnliche Bürger bis nach Forli entgegen ſandten, und ihm eine Geleitſchaft bis nach Rom mitgaben (*), worunter er auch drey zu Ritter ſchlug (**). Dieſen Goldgülden eignet Mr. Blanc, in ſeinem Traktat von den Franzöſiſchen Münzen (***), einem der Franzöſiſchen Könige Ludwig VI. VII. VIII. zu; woher erfolgen würde, daß die Franzöſiſchen Könige vor dem Jahr 1253, folglich ehe es die Florentiner thaten, Goldgülden geſchlagen haben. Dieſer Meynung ein Gewicht zu geben, lieſet er auf der Münze LODOVIC. FR. R. (Francorum Rex), und ſetzt willkürlich FR. hinzu, welche Buchſtaben eben ſowohl die Franzöſiſchen Könige Ludwig IX. und X. als die ältern anzeigen können, wenn auch der gedachte Goldgülden oder ein anderer die Buchſtaben FR. hätte. Mr. Blanc führt zwar eine Urkunde an,

(*) Matth. Villani libr. 1. c. 11.

(**) Vincenzo Borghini delle Famiglie Florentine.

(***) p. 154. N. 2.

an (*); und eine Geſchichte der Normanen, worinn in den Jahren 1067, 1068 vom Goldgülden Meldung geſchiehet; aber weil in allen Geſchichtſchreibern dieſer Zeiten kein Wort vom Goldgülden vorkommt: ſo wird Mr. Blanc erlauben, daß wir glauben, in geſagter Urkunde ſey die Jahrzahl entweder an ſich ſelbſt unrichtig, oder er habe ſie unrecht geleſen, da die Schriften dieſer Zeiten ſehr ſchlecht gekritzelt und hart zu leſen ſind; und was die Normanniſche Geſchichte angehet, ſo kann der ſpätere Verfaſſer die ältern Münzen durch Goldgülden, die zu ſeiner Zeit gängig waren, ausgedrückt haben, wie es der Deutlichkeit wegen ſehr oft geſchieht. Mich deucht aber, das Zeugniß des Villani entſcheide die Sache auf das deutlichſte, da er ſagt, der Ungariſche König Ludwig habe Goldgülden prägen laſſen, welche, den Namen LODOVICVS R. ausgenommen, den Florentiniſchen ganz gleich waren. Hier ſcheint Villani keinen andern Goldgülden gemeynt zu haben, als den, wovon die Rede iſt; denn die übrigen hatten neben dem Namen des Königs auch das Ungariſche Wappen.

Aus ſpätern Zeiten führt Mr. Blanc Franzöſiſche Goldgülden an, die Philippus Auguſtus, Ludwig IX. Philipp der Schöne und andere Könige haben prägen laſſen, und die ſich durch die Umſchrift der Namen der geſagten Könige von den Florentiniſchen unterſcheiden.

Darinn

(*) loc. cit.

Pembrok.

Man ſagt, König Johann habe ſich ſehr krank aus der Schlacht wegbegeben.

(Melun wird verwundet herbeygeführt.)

Melun.

Führet mich zu den Engliſchen Rebellen.

Salisbury.

Wie wir glüklich waren, hatten wir andre Namen.

Pembroke.

Es iſt der Graf von Melun.

Salisbury.

Auf den Tod verwundet.

Melun.

Flieht, ihr edeln Engländer, ihr ſeyd gekauft und bezahlt. Ruft die entlaſſene Treue wieder zurük, ſuchet euern König auf, und fallet ihm zu Fuß; denn wenn Ludwig von dieſem Tage Meiſter wird, ſo gedenkt er euch die Mühe, die ihr nehmet, dadurch zu belohnen, daß er euch die Köpfe abſchlagen laſſen will; das hat er geſchworen, und ich mit ihm, und viele andre mit mir, auf eben dem Altar zu St. Edmondsbury, wo wir euch Freundſchaft und ewige Liebe ſchwuren.

Darinn aber fehlt er, wenn er in der Umschrift eines Florentinischen Goldgüldens, anstatt FLNTIA, FRANTIA lieset, und aus diesem Grunde sowohl als aus dem Zeichen eines Wallfisches, welches sich darauf befindet, schließt, dieser Goldgülden sey von irgend einem Französischen Dauphin geschlagen worden (*). Denn auf der einen Seite der durch das Alterthum beschädigten Münze muß man Florentia lesen; und das Zeichen eines Wallfisches auf der andern Seite beziehet sich auf den Florentinischen Münzmeister, der aus einem der Geschlechter Pazzi, Pandolfini, Tinghi, welche den Wallfisch in ihren Wappen führen, seyn konnte. Aus dem letzten Geschlecht war auch wirklich Filippo di Dino, welcher 1374 die Aufsicht über die Florentinische Münze hatte.

Die Goldgülden, welche die Erzbischöfe Gerlach zu Maynz, Kuno und Werner zu Trier, Wilhelm de la Garde zu Arles im vierzehnten Jahrhundert prägen ließen, unterschieden sich dadurch von den Florentinischen, daß die ersten theils vor dem Namen des h. Johannes das Maynzische Rad, und nach demselben einen einköpfigen Adler, theils auch das Rad außer der Umschrift auf der linken Seite des h. Johannes, und unter dem obengenannten Adler noch einen Löwen, welcher zum Wappen seines Hauses von Nassau gehörte, und auf der andern Seite um die Lilie den Namen GERL. AREPS

(*) Giovanni Villani Lib. 12. c. 156.

AREPS (Gerlacus Archiepiſcopus) in der Umſchrift vorſtellen. Jene des Erzbiſchofs von Arles tragen um die Lilie die Umſchrift G. AREL. ARCHPS (Guilelmus Arelatenſis Archiepiſcopus), und über der ſegnenden Hand des h. Johannes die Krone des Königreichs Arles, welche der Kaiſer Karl IV. im Jahr 1364 von dem geſagten Erzbiſchof empfieng (*). Es iſt wahrſcheinlich, daß theils dieſe Krönung, theils auch das Beyſpiel der benachbarten Stadt Avignon unter dem Pabſt Johannes XXII. zu dieſen Goldgülden Gelegenheit gegeben haben. Auch auf dem Goldgülden des Trieriſchen Erzbiſchofs Kuno ſtehet über der rechten Hand des h. Johannes ein doppelter Adler, und er hat dieſes mit den andern Erzbiſchöflichen Goldgülden gemein, daß ſein Name CONO AREPS. T. (Cono Archiepiſcopus Trevirenſis) um die Lilie ſtehet. Aber jener des Trieriſchen Erzbiſchofs Werner gehet darinn von den übrigen ab, daß um das Bild des Johannes nicht dieſes Heiligen Name, ſondern WERNER AREP. TRE., und auf der andern Seite dieſes Erzbiſchofs Geſchlechts-Wappen mit der Umſchrift MONETA NVOVA OVENB. gepräget ſind. Der Erzbiſchof Kuno war aus dem Geſchlecht der Grafen von Falkenſtein, wurde 1367 Erzbiſchof zu Trier, und ſtarb 1388 als Kardinal. Werner, ſein Vetter, aus dem Geſchlecht der Herren von Königſtein, folgte ihm

(*) Gallia chriſtiana Tom. I. p. 62.

in der Erzbischöflichen Würde, und begleitete sie dreyßig Jahr.

Der Goldgülden eines Grafen von Flandern trägt um die Lilie L. FLAD. COMES, und auf der andern Seite über der rechten Hand des h. Johannes einen Löwen in Profil. Aber der Goldgülden der Stadt Lübeck unterscheidet sich durch den Kaiserlichen Adler über der rechten Hand des h. Johannes, und auf der andern Seite durch den Namen der Stadt, der um die Florentinische Lilie stehet. Es kann seyn, daß diese Münze 1375 bey Gelegenheit der Durchreise Kaisers Karls IV. da die Lübecker ihm zu Ehren einen über die Maaßen großen Aufwand machten, geschlagen worden ist. Wenigstens zeigt die Gestalt der Buchstaben dieses Alter an.

Unter andern geringen Veränderungen, wodurch sich der Goldgülden des Kaisers Rupertus, Herzogs in Bayern, Pfalzgrafen am Rhein, auszeichnet, ist ein stehender Löwe über der rechten Hand des h. Johannes, und auf der andern Seite um die Lilie die Umschrift: RVPERT. DVX. Dieser Kaiser stand den Florentinern wider Galeazzo Visconti bey, und war mit ihnen in einem sehr guten Verständniß. In der Vettorischen Sammlung findet sich auch ein Goldgülden von diesem Kaiser, auf welchem anstatt des Löwen ein doppelter Adler stehet.

Der lezte der Goldgülden, den ich vom 14ten Jahrhundert nennen will, ist jener des Aragonischen Königs

Peters

Peters IV. Auf dieſem ſtehet über der ſeegnenden Hand des h. Johannes ein Lamm, und auf der andern Seite um die Lilie ARAG.

Im Jahr 1256 prägten die Florentiner eine beſondere Art von Goldgülden. Sie waren von den gewöhnlichen darinn unterſchieden, daß neben den Füſſen des h. Johannes auf beyden Seiten ein kleiner Baum empor ſtieg. Nur Maleſpini und Villani thun Meldung davon, und es ſcheint auch, daß außer dem Vettoriſchen Muſäum keiner mehr davon vorhanden iſt, ob es ſchon mehrere dergleichen Silbergülden von dieſer Zeit giebt. Die geſagten Goldgülden, und wahrſcheinlich auch die Silbergülden, wurden zum Andenken eines über die Piſaner erfochtenen Siegs auf einer in Feindes Land abgehauenen Fichte unter freyem Himmel gemünzt. Ihre Seltenheit kommt ohne Zweifel daher, weil den damaligen Umſtänden gemäß ihrer nur wenige geprägt worden ſind.

Im J. 1312 gab Kaiſer Heinrich VII. dem Markgrafen zu Montferrat, den Herrn von Spinoli zu Genua und andern kleinen Herrn der Lombardie das Recht, Florentiniſche Goldgülden ganz mit dem nemlichen Stempel nachzuſchlagen, um der Republik der Florentiner zu ſchaden. Der Kaiſer gieng ſo weit im Haß gegen die Florentiner, daß er ihnen verbot Goldgülden zu ſchlagen. Die gedachten Herrn unterließen auch nicht, ſich des vermeinten Rechts fleißig zu bedienen. Aber die Florentiner nahmen ihre Zuflucht zum Pabſt

Johannes XXII, welcher im Jahr 1322 die falſchen Münzer vor ſein Gericht nach Avignon citierte, mit Kirchenſtrafen belegte, und des Münzrechts entſetzte (*). Einem ſolchen falſchen Münzer legt Dante im 30. Geſang ſeiner Hölle folgende Verſe in den Mund:

Ivi è Romena, la dove io falsai
La Lega suggellata del Batista.

Und nicht lang hernach,

I' fori per lor tra si fatta Famiglia,
E m' induſſero a battere i Fiorini
Che avevan tre carati di mondiglia.

Hieraus ſiehet man, daß dieſe Münzer der Goldgülden nicht nur mit dem Stempel der Florentiner, ſondern auch um drey Granen verfälſchte Goldgülden prägten. Dieſem Uebel, ſo viel es in ihren Kräften war, zu ſteuern, verboten die Florentiner nicht nur ſolche falſche Münzen in ihrem Gebiete, ſondern bezeichneten auch gegen das Jahr 1332 ihre Goldgülden mit den Wappen ihrer Münzmeiſter, welche aus ihren vornehmſten Geſchlechtern waren.

Unter denen, die ihre Goldgülden mit ſchlechtem Gehalt prägten, zeichneten ſich die Erzbiſchöffe zu Maynz und Trier, die Pfalzgrafen am Rhein, und Philipp der Schöne in Frankreich am meiſten aus. Ihre Goldgülden waren um fünf Grane zu geringhaltig

(*) Lib. 2. Extravag. Comun. cap. unic. de Dilationibus.

tig (*). Der König Philipp VI. von Valois verſchlimmerte gegen 1349 die goldenen und ſilbernen Münzen noch mehr, wodurch der Handel der Franzoſen einen tödlichen Stoß erhielt. Matthäus Villani erzählt (**), viele der reichſten Kaufleute ſeyen verarmet, und die fremden haben ſich entfernt. Weil aber indeſſen der Florentiniſche Goldgülden immer von der nemlichen Güte war, ſo gieng er ohne alle Schranken aus dem Lande, und wurde anderwärts in ſchlechtere Münzen verwandelt. Darum ſahen ſich die Florentiner im Jahr 1393 gezwungen, unter ſchwerer Strafe zu verordnen, daß Niemand mehr als 50 Goldgülden aus der Stadt führen dörfte, und den Preis der damals geprägten, die ſie Fiorini nuovi di Suggello nannten, um fünf pro cento in Silbergelde zu erhöhen.

Ich will Ihnen hier ein richtiges Verzeichniß vorlegen, worinn ſie deutlich ſehen, wie nach und nach der Florentiniſche Goldgülden an Werth zugenommen habe. Weil er zur allgemeinen Münze in Europa geworden, und wie das Silbergeld immer von der nemlichen innern Güte und Schwere war, ſo werden ſie hieraus ſehen, in was für einem Verhältniß das Gold und Silber ſeit den mittlern Zeiten her in Europa ge-

 weſen

(*) Freerus Lib. 2. de Re monetar. Germ. Imp. in Graev. Tom. 11. Column. 1427. *Giovan. Villani.* Lib. 8. c. 58.

(**) Lib. 1. c. 74.

weſen iſt. Vorher müſſen ſie aber wiſſen, daß eine Lira aus 20 Soldi, und ein Soldo aus 12 Danari beſtehet.

Der Goldgülden galt

im Jahr		L.	S.	D.	im Jahr		L.	S.	D.
1252	°	1	—	—	1463	°	4	6	8
1275	°	1	10	—	1464	°	4	8	4
1282	°	1	12	—	1470	°	5	14	—
1286	°	1	16	—	1475	°	5	8	—
1296	°	2	—	—	1480	°	5	11	—
1301	°	2	11	—	1485	°	6	2	—
1303	°	2	12	—	1486	°	6	5	—
1330	°	3	—	—	1487	°	6	6	—
1331	°	3	2	—	1488	°	6	7	—
1337	°	3	2	—	1489	°	6	8	—
1343	°	3	5	—	1490	°	6	10	—
1345	°	3	2	—	1493	°	6	11	—
1347	°	3	—	—	1494	°	6	12	—
1352	°	3	8	—	1495	°	6	13	—
1355	°	3	9	—	1496	°	6	14	—
1370	°	3	8	3	1498	°	6	15	—
1378	°	3	5	—	1499	°	6	17	—
1380	°	3	10	—	1500	°	7	—	—
1415	°	3	13	4	1529	°	7	—	—
1448	°	4	5	—					

Da Florenz um dieſe Zeit von den Kaiſerlichen eingenommen, und dem Herzog Aleſſandro Medici unterworfen wurde, hörte man zu Florenz auf, Goldgülden zu prägen. Jedoch behielten die bis dahin geprägten ihren Lauf und Werth.

im Jahr 1531	7 L.	10 S.	— D.	
° ° 1564	10 °	— °	— °	
° ° 1599	10 °	— °	— °	

Seit

Seit dem ſiebenzehnten Jahrhundert iſt der Goldgülden, der den Namen Zechino oder Gigliato angenommen hat, bis auf 13 Lire, 6 Soldi, und 8 Danari geſtiegen. Wenigſtens weiß man, daß er ſchon in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts dieſen Werth hatte.

Sie dürfen ſich hier nicht etwa einfallen laſſen, der Goldgülden ſey an Gewicht und innerer Güte nach und nach gewachſen, oder die Florentiniſche Lira ſey immer ſchlechter und leichter geworden, wodurch der Werth einer Lira gegen einen Goldgülden 13mal verringert worden ſey. Denn die alten Goldgülden, die im Vettoriſchen Muſäum verwahrt werden, die vom 16ten Jahrhundert, und die jetzigen Gigliati kommen an Güte und Gewicht mit einander überein, und es ſind noch zu unſern Zeiten Lire vom 16ten Jahrhundert im Gang, welche faſt um die Hälfte ſchlechter oder leichter ſeyn müßten, als die neuern; da ſie doch denſelben an Gewicht und Güte ganz gleich ſind.

Daß aber eine Lira, die in Sächſiſchem Gelde nur 5 Groſchen, 4 Pfennige ausmacht, im Jahr 1252 den Werth eines Dukatens gehabt habe, klingt wirklich ſehr ſeltſam. Aber gleichwie die Lira, welche noch wirklich im Umlauf iſt, ſeit dem Jahre 1531, da ihrer ſieben einen Dukaten golten, jezt nur $\frac{1}{13}$tel davon iſt, ohne ſich im innern Werth verändert zu haben; ſo iſt ſie auch von 1252, da ſie einen ganzen Dukaten galt, bis 1531 zu einem Siebentheil eines Dukatens gewor-

den, ohne an Gewicht und Güte abzunehmen. Man findet sowohl in den alten als neuen Münzgesetzen der Florentiner, daß unter 12 Unzen Silber nicht mehr als eine halbe Unze Kupfer vermischt war, und daß aus einer Unze reinen Goldes acht Goldgülden geschlagen wurden. Auf diesen Fuß fieng 1712 Cosmus III. der verlezte Großherzog aus dem Mediceischen Geschlecht, wieder an, Goldgülden unter dem Namen Gigliati mit feinem Golde zu prägen, welche 3 Denari, oder den achten Theil einer Unze wiegen. Das Gepräge stellt auf der einen Seite noch immer den h. Johannes, und auf der andern die Florentinische Lilie vor. Ihr Werth ist, wie ich oben schon gesagt habe, Lire 13, Soldi 6, Danari 8.

Wenn man den Handel der Italiener im 13ten Jahrhundert betrachtet, so kann es einem nicht seltsam vorkommen, wie damals das Silber gegen das Gold in so hohem Werth war. Der ganze Levantische Handel der Europäer war in Händen der Venezianer, Genueser, Pisaner und Florentiner. Denn ob diese gleich bis 1406, da sie Pisa und derselben Seehafen eroberten, keinen eigenen Hafen besaßen, so hatten sie doch in allen vornehmen Seestädten in Italien, und in der Levante ihre Faktoren, welche die Waaren ihrer Tuchfabriken verschickten und verhandelten. Gleichwie aber der Tuchhandel in der Levante der stärkste und einträglichste war, und die Florentiner das meiste und beste Tuch fabricierten, so floß auch der größte Theil des

Levan-

Levantiſchen Goldes, das nach Europa übergieng, in die Hände derſelben. Wie groß der Ueberfluß an Golde im 13ten Jahrhundert zu Florenz, und überhaupt in Toskana war, das beweiſen die Erzählungen des Herrn Mini in ſeinem Diſcorſo della Nobilta di Firenze S. 63. 64. des Johannes Villani Lib. 7. c. 97. und des Franceſco da Buti in ſeinem geſchriebenen Kommentar über den Dante Canto 29. Dieſe erzählen, ein gewiſſer Florentiner, Benedetto Salutati, habe in einem Turnier ſein Roß mit Quaſten geziert, die mit 30 Pfund orientaliſcher Perlen und 52 Pfund des feinſten Goldes bereichert waren. Im Jahr 1284 habe der Graf Ugolino della Gherardeska von Piſa, um einige Florentiner zu ſeiner Parthey zu bringen, eine Menge Weinflaſchen (deren eine jede 7 Pfund Florentiniſchen Weins faßt) voll Goldgülden geſchenkt; und zu Siena ſey eine Geſellſchaft geweſen, der man den Namen Brigata Spendereccia gab, welche aus muthwilliger Verſchwendung die Goldgülden, wie Fiſche, mit Mehl überzogen, röſteten, und ſo ihre Gäſte und ſich einander damit bewirtheten.

Das Silber erwarben die Florentiner durch den Handel mit Frankreich, Spanien und England, wo ſie ihre Faktoreyen hatten, und etwas weniges gruben ſie auch im Volteraniſchen; aber dieſes Silber gieng größtentheils nach Aſien über. Und gleichwie der levantiſche Handel der Italiener jenen, den ſie in Europa führten, weit übertraf, ſo war auch an Werth mehr Gold als

Silber

Salisbury.

Iſt das möglich? Kan das wahr ſeyn?

Melun.

Hab ich nicht den ſcheuslichen Tod im Antliz? Blutet nicht das wenige Leben, ſo ich noch habe, von Augenblik zu Augenblik' weg, wie ein Bild von Wachs im Feuer dahinſchmilzt? Was in der Welt könnte mich bewegen, izt zu betrügen, da aller Nuzen des Betrugs aufhört? Wie könnt ich noch falſch ſeyn, da es wahr iſt, daß ich ſterben muß, und nur durch Wahrheit jenſeits des Grabes leben kan? Ich ſag es noch einmal wenn Ludwig dieſen Tag gewinnt, ſo iſt er meineydig, wenn dieſe eure Augen noch einen Tag in Oſten aufgehen ſehen; ſondern in eben dieſer Nacht, deren ſchwarzer anſtekender Athem albereit den brennenden Kamm der alten, matten, ermüdeten Sonne anhaucht; in dieſer Nacht, ſollt ihr zum leztenmal athmen, und für die willkommne Verrätherey den gewöhnlichen Lohn der Verräther bekommen. Empfehlet mich einem gewiſſen Hubert, der bey euerm König iſt; meine Liebe zu ihm, und die Erinnerung, daß mein Großvater ein Engländer war, wekte mein Gewiſſen zu dieſem Bekenntniß auf. Bringet mich nun, ich bitte euch, dafür aus dem Getümmel des Feldes an einen Ort, wo ich den Reſt meiner Gedanken in Ruhe ausdenken, und unter andächtigen Betrachtungen und Seufzern meine Seele von dieſem Leibe trennen kan.

Salisbury.

Wir glauben dir, und, auf meine Seele, ich bin

erfreut

Silber in Italien. Daher iſt leicht zu verſtehen, warum 1252 ein Goldgülden nicht mehr als ein Lira galt.

Man konnte nemlich damals in Italien mit einer Lira eben ſoviel ausrichten, als itzo mit einem Dukaten. Man lebte überhaupt ſehr einfach und ſparſam. Maleſpini erzählt, hundert Lire ſey die gemeine Heurathsgabe wohlhabender Leute, zwey bis dreyhundert die größte und reichſte geweſen (*). Die Florentiner kauften im Jahr 1209 von den Grafen Guidi den Flecken Monte Murlo um 5000 Lire (**). Im Jahr 1333 wurde die Stadt Lucca um 35000 Goldgülden verpfändet (***), und über 60 bewohnte Oerter der Markgrafen Maleſpini um 1200 Goldgülden verkauft (†). Da in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts Malateſta das Schloß zu Rimini baute, gab er den Arbeitern 4 Quattrini fürs Tagelohn, und wer die Koſt nicht bekam, dem legte er einen oder zwey Quattrini hinzu (††). Alſo war damals ein Dreyer hinreichend, einen Tag davon zu leben.

Weil aber die im geſagten Jahre und hinfort zu Florenz geprägten Goldgülden wegen ihres innern Werths

(*) Iſtor. Lib. 6. c. 152. 159.

(**) ibid. Lib. 5. c. 30.

(***) Scip. Ammirato Storie Fiorent. Lib. 8. p. 389.

(†) ibid. Lib. 9.

(††) Clementini Raccolto Storico della Fondazione di Rimini, e dell' Origine e Vite de Malateſti Lib. 3. p. 273.

Werths so häufig aus dem Lande giengen, und wegen des überall zunehmenden Luxus so sehr vertheilt und eingeschmolzen wurden, daß kaum so viel levantisches Gold übrig blieb, Goldgülden zu prägen, und von Europäischer Seite, wo theils immer mehrere Silbergruben bearbeitet wurden, theils auch der Handel der Nördlichen und Westlichen Gegenden mit Italien sowohl unmittelbar, als mittelbar immer mehr zunahm, der Vorrath von Silber vermehrt wurde: so fiel von Jahr zu Jahr der Werth des Silbers, und jener des Goldes nahm immer mehr zu. Durch diese Ursachen war der Goldgülden bis auf 7 Lire gestiegen, als das Haus Medici 1529 zur Regierung kam.

Dieses Haus schien den ganzen Endzweck seines bis zur höchsten Stufe getriebenen Handels und Reichthums erreicht zu haben, da es zur Regierung gelangte. Denn es verließ nicht nur selbst nach und nach den Handel, sondern zog auch durch die Stiftung des Ritterordens von S. Stefano, durch Ehrenzeichen und Rangordnungen, die mit der Handelsschaft nicht bestehen konnten, die reichsten Familien vom Handel ab, und führte unter ihnen Ehrgeiz und Liebe zur Pracht und Verschwendung ein. Daher erfolgte, daß gleichwie die Medici bisher die Seele des Italienischen Handels gewesen waren, Sie nun theils durch ihre und ihrer Mitbürger Unthätigkeit, theils durch ihr in Italien überall nachgeahmtes Beyspiel der Pracht und Verschwendung das Verderben desselben beförderten.

Hier-

Hierdurch wurden die Quellen des Goldes immer seichter, und in Zeit von dreyßig Jahren stieg der Goldgülden von 7 zu 10 lire.

Endlich gerieth der Asiatische Handel der Italiener ins Stecken, und die Quellen des Goldes versiegten, da verschiedene Europäische Nationen dem Asiatischen Handel eine andere Richtung um das Vorgebürge der guten Hoffnung gegeben hatten. Es mag nun seyn, daß die Europäer damals weniger Gold aus Asien zogen, als da dieser Handel in den Händen der Italiener war, oder daß das Gold in gar zu viele Hände vertheilt war, oder auch mit einem gar zu großen Aufwand des Silbers erkauft war, oder was wohl die vornehmste Ursache gewesen ist, daß durch die nachgeahmte Wollust und Pracht der Großen und Reichen die Lebensbedürfnisse vermehrt, und durch diese der Preiß der Dinge, folglich auch der Werth des Goldes erhöhet wurde; so ist gewiß, daß der Goldgülden im siebenzehnten Jahrhundert von 10 lire zu 13 stieg.

Warum hat aber die große Menge des Goldes, welches im 16ten und 17ten Jahrhundert aus America nach Europa gekommen ist, die Erhöhung des Preißes desselben nicht verhindert? Diese Frage sollte ich zwar andern, die eine größere Einsicht in Sachen dieser Art haben, überlassen; jedoch glaube ich, das Ziel nicht weit zu verfehlen, wenn ich es dem nach Proportion des Goldes zunehmenden und sich immer mehr verbreitenden Luxus, der Vermehrung der Künste, die das

Gold

Gold verarbeiten, der gedoppelten Menge des Americaniſchen und Europäiſchen Silbers, und dem nach Maas des Geldes ſteigenden Preiß der Bedürfniſſe zuſchreibe.

So viel von dem Goldgülden, den man itzt zu Florenz Gigliato oder Ruſpo nennt. Vor Alters nannten die Römer und Venetianer ihre Goldgülden Dukaten, woher der Name der Holländiſchen, Hungariſchen und anderer Dukaten zu kommen ſcheint. Aber dieſe und jede andere Italieniſche Gold-Dukaten (Zecchini) gelten zu Florenz 1/40 weniger, als der Florentiniſche Gigliato. Leben Sie wohl.

III.

Briefe über Mahler und Mahlerey an eine Dame.

Erſter Brief.

Gnädige Frau,

Sie ſchicken mir Ihren D'Argenville zu, mit dem Bedeuten, daß ich Ihnen auszeichnen ſoll, was ſie aus dieſen vielen Hundert Leben von Mahlern und Künſtlern zuerſt leſen ſollen, um ſich in der Kunſt zu bilden. Verzeihen Sie mir: Sie können alles leſen, ohne

ohne allen Schaden und Nutzen, von vorn bis hinten, und es wird, wie ich zu Gott hoffen will, mit Ihrem Geschmack in der Kunst stehen, gerade, wie es stand, ehe Sie die Lektüre begannen. Diese Art von Büchern, worinn die Legenden von den Fehlern und Tugenden berühmter Männer enthalten seyn sollen, sind nicht durch dasjenige schädlich, was sie enthalten, sondern durch dasjenige, was sie nicht enthalten. Diese Geschmackslehrer dreschen ewig Stroh, und also kanns keine Körner geben; allein unterdessen wird mancher abgehalten, sein wahres Korn auszudreschen, weil es im Publiko verlauten will, man habe schon überall gedroschen. Derweile daß ein Mengs, der selbst einer der größten Meister ist, mit Ehrfurcht und Bescheidenheit zu Werke geht, wenn er von seinen Freunden um Rath gefragt wird, wie ihm das Verdienst eines oder des andern großen Künstlers durch sein Medium erscheine: nimmt dieser Franzose seines Ahnherrns des De Piles Schnellwage, die jener bloß zum Spaß erfand, und wägt Menschen der Ersten Größe durch alle Jahrhunderte und Nationen durch; und damit es ihm nicht an Ruf der Sagacität gebreche, bemerkt er weislich ihre Fehler und Gebrechen nach a) b) c). Jedes raschgesprochne Urtheil eines Kunstrichters, oder des Partheygängers einer entgegengesezten Schule wird ausser dem Zusammenhang ausgehoben, und in ein abstraktes Axiom verwandelt, das nun bey Fürsten und Bauern Jahrhunderte gilt und cirkulirt. Diese Entdeckung

deckung von Gebrechen und Hökern berühmter Menſchen ſchmeichelt der Trägheit und Eigenliebe eines Jeden, und er glaubt, er habe den Contur gefaßt, weil er ſehe, wo ſich die Linie des Verdienſtes ſchließt. Allein bey anfangenden Liebhabern ſchadet dieſes dem Vergnügen und Genuß mehr als man glaubt, und aller Hunger, Schönheiten aufzuſpüren, wird im Keim erſtickt. Wer wird ſich an das Studium des Homerus wagen, wenn er Voltaire's Artickel ſur le Poeme epique mit Vertrauen und Zuverſicht geleſen hat? Zum Spaß kann man ſichs indeſſen wohl erlauben; und wenn Ew. Gnaden nur erſt ſechs Wochen auf der Dresdner Gallerie gelebt, und ſich dabey des Raths einer der dortigen Künſtler, wie z. B. Caſa Nova, u. a. bedient haben; alsdenn leſen Sie wohl auch den D'Argenville zur Erhohlung, wie man des Hrn. Prof. Chriſt. Heinr. Schmidts Literatur der Poeſie lieſt.

Ich habe mich ſo oft bey Beſuchung der Gallerien und Kunſtkammern überzeugt, daß Liebe zur Kunſt ein Ding iſt, wie das gute Gewiſſen, das jeder zu haben wünſcht. Allein in keinem Stücke giebts auch mehr Heuchler, und es geht hier wie mit der Ehrlichkeit; diejenigen, die ſie am meiſten im Munde führen, haben am wenigſten davon. Zuweilen ſieht man indeſſen noch aufrichtige Menſchen, die, bey einem ſehr aufgeklärtem Verſtand und Geſchmack in andern Dingen, geradezu bekennen, daß ſie hier gar nichts ſehen, und daß ſie nicht begreiffen können, wie man das Nachahmung der

Natur, und zwar in einem so hohen Grade nennen könne, was sie oft höchst mittelmäßig, oft gar abscheulich finden. Der Kenner und der Unwissende haben beyde gleich Recht, wenn dieser sagt, er sehe nichts, wo jener so Vieles sieht.

Die Schöpfung bleibt immer eben dieselbe, es mag nun dem Betrachter an Licht oder gar an Augen fehlen. Es ist Hieroglyphe, Chinesische Sprache, voller Weisheit und Verstand — für den der sie entziffern kann. Die Kunst ist einmal, wie das Werk des Homerus, griechisch geschrieben, und derjenige betrügt sich, der da glaubt sie sey teutsch. Zwey Augen gehören dazu, allein Augen, die Griechisch lesen können.

Und das lernt sich nicht so bald; manche lernen's ihr ganzes Leben nicht. Man will es sogar von ganzen Nationen sagen; allein das klingt zu hart. Dies aber kann man sicher behaupten, daß viele Menschen dazu verdammt sind, nie wahres Gefühl für Kunst zu besitzen; wie so viele nie es für die Natur haben werden. Ich kenne Menschen genug, von denen ich dreiste behaupten will, daß sie nie das trifft, was wir andere so oft erfahren haben, wenn Ew. Gnaden in einem grossen Zirkel erscheinen. Mit ihren beyden Augen sehen sie weder Grazie in Ruhe noch in Bewegung, weder einzeln noch im Ganzen, und es bleibt für sie Jargon, was für uns das tiefste und zugleich bewußtseynvollste Gefühl ist.

Haben

Haben Sie wohl je darauf gedacht, daß Sie Wirkung auf Taube und Stumme machen würden, wenn Sie eine Welt von Empfindungen Ihrem Fortepiano abzulocken wissen? Soll jeder im Saal, der auf zwey Beinen steht, die ganze Präcision ihres Vortrags fühlen? Jede Nuance von Forte zu Pianissimo nachempfinden, die Kunst der Deklamation, sowohl in der Farbe des Ganzen, als in dem Detail der kleinsten Manier, zu schätzen wissen? Ich glaube das alles ist ein Mahl, das Sie nicht den Krüppeln und Lahmen am Wege bereiten, sondern das einer kleinen runden Tafel von Freunden bestimmt ist.

So haben alle große Künstler zu allen Zeiten nur für wenige Menschen gearbeitet, ohne es zu wissen, ungeachtet ihr Werk für Kirchen und Paradesäle bestimmt war.

Der Franzose Des Piles war so ehrlich einzugestehn, daß er in den Sälen des Vatikans nach den Werken des Raphaels gefragt habe, da alle Wände davon voll waren. Und der Fall wäre vielleicht möglich, daß Sie in der Werkstätte eines Bildhauers den Vatikanischen Apoll, oder den Antinous anträffen, ohne an ihnen etwas mehr als die Gestalt eines schönen jungen Menschen zu sehen, und daß meine Gegenwart nöthig wäre, das zu thun, was man in der Welt nennt Einen an den Andern zu präsentiren. Sie, deren Form vielleicht Raphael allen seinen Werken mitgetheilt hätte, wenn Sie ihm zu seiner Zeit auf seinem Wege begegnet

wären, haben jetzo nöthig Schriften nachzulesen, und mündlich anzufragen, wo diese Form sey, wenn man sie Ihnen auf der Tafel darstellt. Und von Correggio, dem Mahler der Grazie, sehen Sie jetzo weiter nichts, als was Sie irgend auf Treu und Glauben, aber ohne Bewußtseyn zu sehn glauben. Einer von den Mahlern, die man Treffer nennt, kann Ihnen Ihren ganzen Arm verzeichnen, ohne daß Sie's gewahr werden, und Ihren Kopf auf einen ganz fremden Körper setzen, ohne daß Sie's sogleich übel finden werden.

In der Kunst ist so viel Conventionelles, das man alles wissen muß, und ohne welches der Meister und der Betrachter ewig auseinander bleiben. Jedes Format hat seine eigne Behandlung, jeder Stoff oder Material, wodurch der Künstler seine Ideen ausdrückt, seine eigne Gränzen, die nicht überschritten werden können. Jedes Ding hat seinen eignen Aspekt und seine eigne Beleuchtung, unter der es am vortheilhaftesten erscheint. In diesem conventionellen Zustande sieht der Künstler beständig die ganze Natur an, und trägts auf seine Tafel über. Dadurch wird das unerheblichste Ding in der Natur zu etwas Merkwürdigem in dem Kunstwerk. Der Laye aber hat diese Augen nicht, und es gehen viele Jahre hin, ehe man sie sich erwirbt; und doch ists nothwendig, ehe man sich an die Betrachtung auch der niedrigsten Art von Mahlerey wagt. Kohlhäupter, Blumen, Gläser, Bouteillen, Tischtücher, Früchte, kurz alles, was zum sogenannten Stilleben gehört,

gehört, hat sein besondres Conventionelles, das der Ungelehrte nicht bemerkt, obgleich jeder glaubt, er könne sehen, wenns getroffen wäre oder nicht. Zur Zeichnung einer Schüssel gehört Wissenschaft des Augen- und Distanzpunktes, und Sie dürfen in dem einfachsten Fruchtstücke dem Künstler nur eine einzige Localfarbe verändern, und er ist nicht im Stande, Wirkung hervorzubringen. Der Effekt ist oft groß, und die Ursache scheint klein, ob sie gleich sehr zusammengesetzt ist; alles aber ist immer die Frucht von vielen eignen und fremden Studien, die der Künstler entweder sich, oder dem Unterricht andrer zu danken hat.

Der Genuß der Kunst ist wie der Genuß des Weins; jeder trinkt, allein nicht jeder kann sagen, was er getrunken hat. Die Layen sollen daher, wie Falconet mit Recht sagt, schweigen und nicht erklären. Aber zu dieser Erklärungssucht führen alle die Theorienschreiber, wie D'Argenville und seines gleichen, die ohne alle Erfahrung den Lehrling zu einem Papagayen abrichten. Ohne daß man weiß, wie sich auf dem Blatt ein Nasenloch, ein Augenwinkel verschiebt, oder wie ein Lichtstock ins Perspektiv zu bringen ist, wird von den Verkürzungen des Correggio geplaudert; und ohne eine einzige Muskel zu kennen, von der Reinheit des Conturns. Leute, die in der Natur keinen einzigen, auch den gröbsten Reflex nicht zu finden wissen, reden von Clairobscur, und so viele, die auch in einem Fresco-

erfreut über dieſe günſtige Gelegenheit, zu unſrer Schuldigkeit und zu unſerm Könige zurük zu kehren. Mein Arm ſoll dir beyſtehen, dich von hier hinweg zu tragen, denn ich ſeh den ringenden Tod in deinen Augen. Hinweg, meine Freunde, und von neuem auf die Flucht; doch glükliche Flucht, die uns zu unſrer Pflicht zurük bringt!

[Sie gehen ab, und tragen Melun hinweg.]

Siebende Scene.

[Verwandelt ſich in einen andern Theil des Franzöſiſchen Lagers.]

Ludwig und ſein Gefolge treten auf.

Ludwig.

Die Sonne däuchte mich, wollte heute nicht untergehen, ſondern blieb ſtehn, und machte die weſtlichen Wolken erröthen, da die Engländer in muthloſem Weichen ihren eignen Boden zurükmaſſen; o wir beſchloſſen den Tag auf eine rühmliche Art, da wir ihnen mit einer vollen Ladung unſers, zwar unnöthigen, Geſchüzes, nach einer ſo blutigen Arbeit, gute Nacht ſagten, und unſre zerfezten Fahnen ruhig aufwanden, die lezten im Felde, und allerdings Meiſter davon --

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Wo iſt mein Prinz, der Dauphin?

gemählde die Halbtinten nicht unterſcheiden würden, verhandeln etwas vom Colorit Titians und Vandyks.

Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich, wenn ich meinen Mann nicht genau kenne, zu allen dieſen Ideen keine Worte finden kann, um nur fünf Minuten lang mit einigem Nutzen zu reden.

Man hört überall ſo viele Klagen über den Kaltſinn gegen Werke der Kunſt, über die Nachläſſigkeit, womit das Genie gepflegt, oder dem Verdienſt gehuldigt wird. Ich geſteh, ich wundere mich nicht darüber, daß man ſo wenig für die Kunſt thut, ſondern beynahe darüber, daß man ſo viel für ſie thut. Wer da weiß, wie viele Wiſſenſchaft, Studium und Kenntniß dazu gehört, um nur ein mittelmäßiges Werk zu ſchätzen, der wird vollends einſehen, daß es den Reichen und Großen nicht verliehen ſey, ſich das Maas davon zu erwerben, das hinreichend iſt, das Sublime und höhere Verdienſt anzuerkennen. Und doch wird ſo viel auf Treu und Glauben gehandelt, ſo große Summen werden ausgezahlt, um das Werk eines berühmten Mannes habhaft zu werden, wozu, wenn es ankömmt und noch ſo ſehr Original iſt, doch der Beſitzer innerlich den Kopf ſchüttelt. Bey den meiſten wälſchen Gemälden iſt dies der Fall, und ſie bleiben nur da, um den einſamen Künſtler zu tröſten, der ſich jenſeits der Alpen den Gaumen für dieſe ernſthaften Schönheiten geſchärft hat.

Ich

Ich glaube, die Liebe zur Kunſt iſt zu ausgebreitet, und die Tradition von ihr hat ſich zu ſehr allen Ständen mitgetheilt. Eine encyclopädiſche, ſuperfizielle Theorie kann am Ende jeder Müßiggänger faſſen. Allein der Knäuel aller der praktiſchen Erfahrungen iſt ſo verworren und mannichfaltig, daß es wohl demjenigen, der nicht arbeiten will, bald dafür grauen ſoll. Man gebe ihnen nur einmal die trocknen Praecepta des Da Vinci in die Hände, und ſie werden ſich ſäuberlich bedanken, weiter zu gehen. Da es nun zur Lebensart und zur Erziehung gehört, von Mahlerey zu urtheilen; ſo haben ſich die Reichen einfallen laſſen, man dörfe nur ſammlen, um zu verſtehen; man dörfe nur bezahlen, und man habe ſtudiert. Weil Edelmuth nicht immer ihre Sache iſt, ſo fallen ſie oft aufs Mittelmäſſige, weils wohlfeiler iſt; oder weil ſie's nicht verſtehen, bezahlen ſie das Mittelmäßige zu theuer. Dieſer allgemeine Geſchmack am Schönen erzeugt daher oft in großen Städten eine Luſtſeuche unter den Künſtlern, daß ſie gerne viel arbeiten, um oft bezahlt zu werden; und man hat zu allen Zeiten bemerken wollen, daß wenn die lebenden Künſtler am meiſten geſchätzt worden, es immer weniger Menſchen vom Erſten Range unter ihnen gegeben habe. Vielleicht wäre Correggio, der ſein Kupfergeld für ſeine Arbeit nach Hauſe tragen mußte und darüber ſein Leben einbüßte, in Paris jetzo ein mittelmäßiger Mann geblieben, und ſein Name wäre längſt verſiegen, wie Mr. Boucher's ſeiner. —

Sie werden herzlich gelacht haben, meine gnädige Frau, mich, in dem Ton eines Predigers in der Wüste, der Heuſchrecken und Wildhonig ißt, meine Strafpredigt über die Kunſttheorieen abhalten zu hören. Haben Sie Langeweile bey meiner Predigt gehabt, ſo muß ſie doch die bonne Foi erbaut haben, mit der ich mein Ridicule exponierte. Und dies iſt doch immer eine Erſcheinung, nach der es in dem Zirkel Ihres Standes ſo viele Leute hungert, als nach dicker Milch und Erdäpfeln. Sie überreden ſich wenigſtens auf kurze Zeit, daß ſie einen ſo guten Magen hätten, dieſe derbe Speiſe zu vertragen. Vielleicht ſind wir für itzt noch nicht an der Nutzanwendung; und, ſo wie der Prediger nach der Strafe und dem Fluch, aus der andern Taſche die Verheißung emporhebt, ſo ſollen Sie in meinem nächſten Briefe vielleicht irgendwo eine Ritze ſehen, wo durch alle dieſe Schwierigkeiten durchzukommen iſt. Vielleicht giebt es noch Mittel, etwas von dieſer Götterſpeiſe koſten zu lernen; nur ſoll Mr. D'Argenville der Ganymed nicht ſeyn, der ſie reicht. Ich bin u. ſ. w.

IV.

Reviſion

eines neuerlich über das Kartenſpielen gefällten Urtheils.

Das Kartenſpielen nimmt unter den gewöhnlichen Ergötzungen der menſchlichen Geſellſchaften einen ſo wichtigen Platz ein, daß ein Schriftſteller, der es unternimmt, von der Sittlichkeit der Vergnügungen in einem eigenen Buche zu handeln, daſſelbe ſo wenig übergehen kann, daß er vielmehr gleich imvoraus die ſichere Erwartung veranlaßt, endlich einmal etwas recht Gründliches und Ausführliches darüber zu leſen. Und wenn dann ein Mann, wie der Herr Prof. Ehlers in Kiel, dieſer Schriftſteller wird: welche günſtige Vermuthung muß ein denkender Leſer da nicht ſchon mitbringen, ſobald er ſein Buch in die Hände nimmt! Hat er aber vollends den erſten Theil deſſelben durchgeleſen, und darinn ſo manche deutliche Probe gründlicher Einſichten und menſchenfreundlicher Geſinnungen gefunden; ſtößt endlich auf die 25ſte Betrachtung, ſieht aus der Ueberſchrift: Von den Spielen der Geſchicklichkeit und des Zufalls, daß hier das geſellſchaftliche Kartenſpielen ſehr genau von den ſelbſt durch Geſetze hier und da verbotenen Spielen des Zufalls abgeſondert wird, und lieſt überdies noch die gewiſſe Verſicherung,

daß in Prüfung dieſer Spiele (der geſellſchaftlichen Kartenſpiele) keine dagegen erweckte Leidenſchaft, keine Neigung, eine etwa angenommene Meynung nun zu verfechten, oder irgend etwas anders, das die Menſchen hindern kann, Alles ſorgfältig zu betrachten, und richtig, wie es iſt, zu faſſen, die Gedanken des Verfaſſers geleitet habe (*); ſo wird er es gewiß kaum erwarten können, das Reſultat der Unterſuchung oder das Endurtheil über das geſellſchaftliche Kartenſpielen zu vernehmen. Allein wie wird nicht auch mancher ſolcher erwartungsvolle Leſer ſtutzen, wenn er dann am Schluſſe der Betrachtung folgende mit andern Lettern gedruckte Zeilen ſtehen ſieht: daß, wenn allenthalben reiflich über die Sache nachgedacht würde, ordentlich und tugendhaft lebende Menſchen gewiß dieſe Spiele als eine Peſt der menſchlichen Glückſeligkeit und Tugend meiden, vielweniger in ihren Häuſern veranlaſſen oder dulden würden (**)! Ich wenigſtens, der ich nach denſelben Grundſätzen, dergleichen Herr E. in dieſer

(*) Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen, in zween Theilen, von Martin Ehlers, Profeſſor der Philoſophie zu Kiel. Flensburg und Leipzig 1779. 2ter Th. S. 174 und 175. wo aber im Buche ſelbſt etwas ausgelaſſen iſt, das ich hier, nach dem Zuſammenhange, ergänzt habe.

(**) 2ter Th. S. 178.

dieſer Betrachtung (*) ſeinen Zuhörern, die einſt Prediger werden wollen, einzuprägen ſucht, in dem Hauſe meines Vaters, der ſelbſt ein Prediger war, erzogen worden bin, auch nach eigener reifer Prüfung ſie noch gut finde — ich wenigſtens, ſage ich, hätte doch ſelbſt einen ſolchen harten Ausdruck nicht erwartet, als der iſt: Peſt der menſchlichen Glückſeligkeit und Tugend. Ja ich erwartete überhaupt kein Urtheil weiter, nachdem ich einige Blätter vorher ſchon ſo viel geleſen hatte, daß wir als patriotiſche Weltbürger, ſo viel als in unſerm Vermögen iſt, und als wir von unſern Bemühungen glückliche Erfolge erwarten können, dieſen (den) ſo allgemein herrſchenden Kartenſpielen entgegen zu arbeiten verpflichtet ſind (**). Dies ſchien mir ſchon ſtark genug geurtheilt zu ſeyn, und iſt auch wohl, deucht mich, Alles geſagt, was ſich nach der ſtrengſten Sittenlehre, mit Beſtande der Wahrheit über dieſen Punkt ſagen läßt.

Indeſſen muß ein Urtheil, und wenn es noch ſo hart ſchiene, doch nicht ohne genauere Unterſuchung für ungültig gehalten oder ganz verworfen werden. Dies iſt beſonders hier der Fall; denn nach allen dem, was bis izt über dieſe Materie geſchrieben worden iſt, und da ſelbſt ein Placette, Pictet, Miller, Leß, u. a. die innere Zuläſſigkeit des Kartenſpiels anerkennen, iſt die ſtärkſte Vermuthung da, daß ein Mann, der das, was Andere

(*) 2ter Th. S. 175. 176.
(**) ebendaſ. S. 172.

Andere für zulässig oder gleichgültig ansehen, für Pest der menschlichen Glückseligkeit und Tugend hält, gewiß starke Gründe dazu haben müsse. Ich war daher am Ende der Betrachtung verdrießlich über mich selbst, weil ich vermuthete, die vorhergehenden Gründe eines solchen Endurtheils zu flüchtig überlesen, und deswegen ihre Beweiskraft nicht gefühlt zu haben. Ich las also die Betrachtung wieder von vorn an durch, strich vor, merkte an, las abermal, und fand — im Einzelnen immer wieder viel Wahres und Gutes, im Ganzen aber das Gesagte nicht treffend, die Schlüsse nicht bündig, und die Moral übertrieben. Ich hatte meine Anmerkungen aufgeschrieben, aber zuerst blos für mich, und mache sie nun hier öffentlich bekannt, gewiß nicht um das Lob, welches die Schrift des Hrn. E. nach Verdienst erhalten hat, zu benagen; sondern unter andern gerade auch in derselben Absicht, in welcher Hr. E. seine Betrachtung aufgesezt hat: nehmlich, als patriotischer Weltbürger auch etwas diese Sache betreffendes, nur auf eine andere Weise, zum gemeinen Besten beyzutragen. Das Publikum mag richten, welcher von beyden Wegen, die beyde zu einem Orte führen sollen, der leichteste und sicherste ist. Es nehme sich aus den verschiedenen Gedanken zweyer Menschen, die sich beyde guter Absichten bewußt sind, das Beste heraus; und würde dann vielleicht etwas Gutes geschafft, so soll es mir fürwahr einerley seyn, ob es dem Hrn. E. oder mir in Rechnung gebracht wird.

Vor

Vor allen Dingen kann ich es nicht billigen, daß Hr. E. auch nicht mit Einem Worte daran denkt, etwa zu unterſuchen oder zu beweiſen, ob das Kartenſpielen an ſich erlaubt oder unerlaubt ſey. Bey einer Betrachtung über die Sittlichkeit der Kartenſpiele ſollte dies doch immer das Erſte und gleichſam der Grund ſeyn, worauf alles Uebrige hernach gebaut wird; wenn auch gleich kein gewiſſenhafter Menſch ſich eine Ergötzung blos und allein deswegen allemal erlauben wird, weil er ſie für an ſich rechtmäßig hält. Ein anders iſt, eine Sache abhandeln, ein anders ſie thun. Allein Hr. E. hat dieſe ganze Unterſuchung übergangen, und ſcheint es mit allem Vorbedachte gethan zu haben; welches ich daraus ſchließe, weil er in der Betr. ſeinen Zuhörern dieſes Verfahren ſelbſt als eine Klugheitsregel zu empfehlen ſucht. So ermahnt er unter andern diejenigen von ihnen, die einſt Prediger werden wollen, ſich den Spielen aus allen Kräften zu widerſetzen; nur ſollen ſie mit Klugheit zu Werke gehen. S. 175. Und worinnen beſteht dieſe Klugheit? Sie ſollen, heißt es ebendaſelbſt, das Spielen als eine Sache, die bey recht guten Menſchen wenig Böſes (aber doch Böſes allemal?) wirken kann, doch nicht mit Heftigkeit geradezu verdammen, Spielenden die Seligkeit nicht abſprechen, noch weniger die Catechumenen darüber, daß ſie nicht ſpielen wollen, verciden. In Geſellſchaften ſollen ſie nicht wider das Spiel reden; aber auf der Kanzel mit Wärme darwider predigen. S. 176. (Vielleicht, weil

man

man in der Gesellschaft antworten und Einwendungen machen kann; auf der Kanzel aber sie vor beyden gesichert sind?) Sollten sie ja in Gesellschaften deswegen befragt werden, und sie könnten nicht wohl der Antwort gar ausweichen: so möchten sie nur kurz und gut sagen, sie hielten das Spiel für etwas sehr Verderbliches; welches oft mehr wirken werde, als gründliche Auseinandersetzung. S. 177. In ihren Häusern sollen sie nie spielen lassen; doch leide es eine Ausnahme, wenn sie etwa hohe und vornehme Gäste hätten. Ebend. Gegen junge Leute sollen sie aufs Kartenspielen ja nicht schimpfen, noch schelten; den Gedanken nur sollen sie suchen herrschend bey ihnen zu machen, daß es eine Pest der menschlichen Glückseligkeit und Tugend sey. S. 178. Mir behagen diese Klugheitsregeln so wenig, als überhaupt die ganze von vielen noch gebrauchte Kasuistik mir je gefallen wird: nach welcher man den sogenannten Laien Sachen, die man von ihnen nicht gethan wissen will, geradezu als wie anderes Böse verbieten, und gar nicht merken lassen soll, daß es eigentlich an sich wohl erlaubt wäre; oder daß man öffentlich gegen gewisse Dinge eifern müsse, die man hingegen in Gesellschaften und bey Vornehmern so genau nicht zu nehmen habe. Meinen Begriffen von Wahrheit und meinen Empfindungen von Ehrlichkeit widersteht so etwas geradezu; und ich halte dafür, der Moralist auf der Kanzel und der Moralist in der Gesellschaft muß einerley seyn, und was er in Gesellschaften nicht geradezu verdammen

dammen darf, das muß er auch auf der Kanzel nicht verdammen wollen. Da iſt mir der miltzſüchtigſte Schwärmer ehrwürdiger, der vor dem Anblick eines Kartenblattes wie vor dem T . . . l flieht, und mit jenem H. Kirchenvater (*) das Spielen für offenbare Abgötterey hält; er behauptet ſich doch immer, bey allen ſchiefen Einſichten ſeines Verſtandes, als ein Mann von ehrlichem Herzen, und handelt doch allenthalben nach feſten und ebendenſelben, ob auch irrigen, Grundſätzen. Hier gilt, was der ſel. Graf Bernſtorf bey Gele-

(*) St. Cyprianus in einem Traktate vom Spielen ſpricht: Merkur, der Heiden Gott, habe das Kartenſpielen erfunden, ſein Bildniß darauf ſetzen laſſen, und befohlen, daß man ihm allemal zu Anfange des Spiels eine Ehre erzeigen ſolle, als: die Karten oder Würfel küſſen, oder dem Bilde zu Ehren etwas Wein vergießen. — Die Chriſten hätten nur die Bilder verändert, und anſtatt des Merkurs und anderer heidniſchen Bilder einen König, Buben und dergleichen darauf mahlen laſſen. Wer demnach in der Karte ſpielte, der hätte ſeine Luſt an den Werken des Teufels — und erneure die alte Abgötterey. Wenn geſpielt würde, ſo wäre der Teufel zugegen, halte ſich verſteckt, uns zu betrügen, und wenn es ihm geglückt wäre, ſo hätte er darüber die allergrößte Freude. Pictet, aus deſſen Sittenlehre ich dieſes genommen habe, und der es verantworten mag, wenn der h. Cyprian dies etwa nicht geſagt haben ſollte, merkt dabey an, daß er der Sache zu viel thue, im VII. B. 17. Kap. S. 972.

Ludwig.

Hier; was bringst du Neues?

Bote.

Der Graf von Melun ist erschlagen; die Englischen Lords sind durch seine Vorstellungen zum Abfall bewogen worden; und die Verstärkung, die ihr so lange gewünscht habt, ist auf den Sandbänken zu Godwin zu Grunde gegangen.

Ludwig.

O schlimme, verdrießliche Zeitungen! So verdrießlich dacht' ich diese Nacht nicht zu seyn, als ich es izt bin. Wer war der, welcher sagte, König Johann sey geflohen, eine oder zwo Stunden, eh die Nacht beyde Armeen schied?

Bote.

Wer es auch gesagt hat, hat die Wahrheit gesagt, Gnädigster Herr.

Ludwig.

Gut; haltet gute Wache diese Nacht über; der Tag soll nicht so schnell seyn als ich, um es morgen noch einmal zu wagen.

(Sie gehen ab.)

Gelegenheit, da eine Separatistin, die sich im Hospital unerträglich machte, ausgeschlossen werden mußte, die er aber anderwärts auf seine eigene Kosten versorgte, sagte: Es ist doch immer gut, Gewissen zu haben.

Aus dem Angeführten scheint es mir nun von selbst zu folgen, daß die Schlüsse des Hrn. E. nicht allemal bündig und treffend seyn können; denn man nehme nun an, da er sich selbst nicht ausdrücklich darüber erklärt, er halte das Spielen für gleichgültig, oder für an sich unerlaubt, allemal bleibt er, glaub' ich, mit sich selbst im Widerspruche. Hält er es für unerlaubt, wie kann er Predigern rathen, was er ihnen da gerathen hat? Ist das Kartenspielen an sich böse: so muß es, gleich anderem Bösen, schlechterdings als sündlich anerkannt und geradezu verdammt, und Personen, die spielen, müssen, wie andere öffentliche Sünder, nach den Rechten des Landes und der Kirche behandelt werden. Nie müsse dann das Ansehen der Vornehmern, oder die Gegenwart hoher Gäste, dafern nicht Gewalt gebraucht wird, irgend jemand, am wenigsten den Prediger dahin vermögen, daß er in seinem Hause spielen lasse. Hält er aber das Kartenspielen für gleichgültig und für etwas an sich Erlaubtes, das nur leicht böse und schädlich werden kann: wie kann er es geradezu für Pest der Tugend ausgeben? Alles, was er dann noch so Wahres sagen mag, trifft allemal doch nur den Mißbrauch des Kartenspielens, nicht das Kartenspielen selbst.

Wollte

Wollte man aber, mit gethaner Verzicht auf Bestimmtheit und Vollständigkeit, die Ueberschrift der 25sten Betr. Von den Spielen der Geschicklichkeit und des Zufalls in die: Wider den so gemeinen Mißbrauch des Kartenspieles und dessen Schädlichkeit abändern; so würde ich zwar die Ausführung im Ganzen gegründeter finden, einzelnen Behauptungen und Schlüssen aber darum doch nicht, oder nicht ganz beystimmen können. Es heißt doch wohl die Sache ein wenig übertreiben, wenn S. 148 die schändliche Gewinnsucht als das Hauptinteresse alles Kartenspielens angegeben und daraus behauptet wird, daß dadurch also edelmüthige und wohlthätige Gesinnungen unterdrückt würden; zumal wenn man sich erinnert, daß in der vorhergehenden Betrachtung das Billard- und Schachspiel, wo doch auch um Geld gespielt, und außer der Gewinnsucht, noch der Ehrgeiz so rege gemacht wird, so unbeschränkt gelobt und empfohlen worden ist. Man darf nur nie zu hoch spielen, so wird der sittliche Schade so groß nicht werden. Was überdieß vom Mißvergnügen beym Verlieren beygebracht wird, hebt sich gleichfalls durch Beobachtung jener Regel, oder es beweist zu viel, d. i. nichts. Es würde auch folgen, daß der Handel sündlich sey, weil man dem Mißvergnügen des Verlierens dabey ausgesetzt sey. Offenbar giebt Hr. E. auch dem Spiele Schuld, was nur auf die Rechnung der Spielenden zu schreiben wäre, z. B. das Guken in Anderer ihre Karten, das Zanken der mit einander spielen-

den Gehülfen, wenn einer glaubt, daß der andere etwas verſehen habe. Das ſind aber Ungezogenheiten der Menſchen, welche auch ohne Kartenſpielen ungezogen ſeyn würden. Und widerſpricht ſich denn Hr. E. nicht ſelbſt, wenn er S. 157 von Betrügereyen, Fluchen und Zanken, als Folgen des Spiels redet, und doch hinzuſetzt: Wenn ſich dieß nicht bey allen findet; ſo rührt es daher, weil manche Menſchen durch Anlage oder Erziehung zu viele Uneigennützigkeit und großmüthige Geſinnungen bekommen haben, als daß die beym Spiele natürlich erfolgenden Anwandlungen zum Gegentheil mächtig genug werden könnten? Eben ſo wenig pertinent möchte auch ſeyn, was S. 154 von dem Falſchſpielen und Nichtbezahlen des Frauenzimmers geſagt wird. Auch bedarf das, was von der Verſtellungskunſt, die man beym Spielen lernen ſoll, geſagt wird, noch manche Berichtigung. Diejenigen wenigſtens, welche, wie hier auch erinnert wird, ſo fluchen, ſtampfen und lärmen, wenn ſie verlieren, beweiſen, daß ſie durchs Spiel nicht zur Verſtellungskunſt ſind verführt worden. Könnte aber das Kartenſpielen Verſtellungskunſt lehren, ſo dürfte es eher zu empfehlen als zu tadeln ſeyn. Sich verſtellen können, das heißt, ſich nicht alles merken laſſen, was man willens iſt, ſich nicht durch ſeine Mienen ſelbſt verrathen, an ſich halten, Verdruß verbeißen, kurz im Umgange mit Menſchen ſich beherrſchen und in der Gewalt haben können, iſt gewiß eine große und jedem rechtſchaffenen Herzen ſehr nöthige Tugend.

Daß

Daß Kartenſpielen zu Berufsgeſchäften untüchtig mache, iſt, wenn nicht von Ausſchweifungen des Spiels geredet werden ſoll, ſo wenig wahr, daß aus der Erfahrung, auf die ſich doch Hr. E. ſo oft beruft, gerade das Gegentheil eben ſo ſicher bewieſen werden könnte. Ueberhaupt herrſcht in dieſer Betrachtung eine ſolche Art zu ſchließen, nach welcher ſich recht leicht auch beweiſen ließe, daß Eſſen, Trinken, Schlafen, Studiren, Handeln u. ſ. w. eben ſo ſchädlich wären, als Kartenſpielen, weil nehmlich dabey das Maaß auch leicht überſchritten werden kann. Am allerſtärkſten aber iſt mir der auf S. 159. befindliche Schluß aufgefallen: Weil Spieler von Profeſſion, die faſt immer auch Betrüger ſind, ſo viel Böſes anrichten; — wie können wir Kartenſpiele für ein Unterhaltungsmittel anſehen, das der Geſellſchaft keinen Schaden brächte? Wie, wenn nun jemand dieſes Räſonnement ſo parodierte? „Wenn wir nun endlich bedenken, daß die Religion es „größtentheils mit ſt, deren ſich Religioſen von Pro„feſſion, die faſt immer auch Heuchler oder Betrüger „ſind, bedienen, um andere ihres Vermögens zu be„rauben, und junge unerfahrne in die große Welt hin„eintretende Leute, (Jünglinge und Mädchen) nachdem „ſie ſie vorher noch dazu auf andere Abwege gebracht, „und in manche Unordnung hineingezogen haben, um „ihr Geld zu bringen (welches dann ins Kloſter ver„macht werden muß) — — wie können wir uns denn „bewogen finden, die Religion für ein Beſſerungsmit-

„tel anzusehen, das der menschlichen Gesellschaft keinen „Schaden brächte, und wowider man nicht zu eifern „hätte?„ Fürwahr, ein solcher Schluß vom Tartüffe auf die ganze Religion oder auf ihre Schädlichkeit ist gerade so bündig, als der von einem Gauner auf das ganze Spielen und dessen Schädlichkeit überhaupt. So scheint mir auch die Untersuchung der Frage: ob das Kartenspielen nicht als ein kleineres Uebel zu dulden sey, um ein grösseres zu verhüten? hier nicht an ihrem Orte zu seyn; denn es war ja noch gar nicht ausgemacht, ob es ein Uebel sey? Und für die Sittlichkeit einer Handlung ist immer nicht viel gewonnen, wenn auch erwiesen wird, daß nach der Politik sie in einem Staate als ein kleineres Uebel zu dulden ist, um ein größeres zu verhüten.

Allein bey allen dem, was ich nach meiner Einsicht so offenherzig gesagt habe, bitte ich Hr. E. versichert zu seyn: daß ich das viele Gute in dieser Betrachtung, besonders aber die rechtschaffene Absicht, dem so arg eingerissenen und schädlichen Mißbrauche des Kartenspielens entgegen zu arbeiten, und besonders junge Studirende davor zu bewahren, so wenig verkenne, daß ich mich vielmehr dadurch aufs neue angereizt gefühlt habe, auch das Meinige, nur nach meiner Art, zur Beförderung so heilsamer Absichten beyzutragen. Nicht die Absicht, sondern die Art und Weise, dieselbe zu erreichen, ist es, worinnen ich mit Hrn. E. nicht zusammenstimme. Etwas, davor man warnen will, in

Carri-

Carricaturbildern darſtellen, muß ſeines Zwecks, däucht mich, allezeit verfehlen; denn man lernt die Sache, welche gemieden werden ſoll, auf dieſe Weiſe gar nicht kennen, ſondern ſieht nur ein garſtiges Bild, welches dieſelbe vorſtellen ſoll. Oder meynt man, es ſey zuweilen nöthig, den Mund recht voll zu nehmen, und etwas, das ſich wohl noch entſchuldigen ließe, jungen und gemeinen Leuten lieber geradezu als äußerſt böſe und ſchädlich vorzupredigen, als ſie mit Beſtimmungen davor warnen zu wollen; ſo ſtreitet folgendes ſehr darwider. Wer zu viel verlangt, erhält gemeiniglich nichts, oder gar das Gegentheil davon, und oft etwas noch Schlimmeres. Es wird auf ſolche Weiſe keine wahre Ueberzeugung, ſondern mehr nur eine Uebertäubung bewirkt. Nach und nach forſcht der Menſch ſelbſt, ſieht ein, daß eine Sache an ſich etwa nicht böſe iſt, glaubt betrogen worden zu ſeyn, thut was er für verboten hielt nun als erlaubt, und gemeiniglich ſo, daß er von einem Aeußerſten auf das andere verfällt. Oft aber forſchen Menſchen nur halb, bleiben im Zweifel, thun heute etwas, weil ſie vermuthen, es könne auch wohl erlaubt ſeyn, machen ſich morgen Vorwürfe deswegen, und meiden die That wieder einige Zeit, nach welcher ſie ſie doch wieder ausüben; und ſo entſteht aus ſolchem zu weit greifenden und ſchwankenden Moraliſiren die unſelige Gewohnheit, mit betäubtem Gewiſſen wider Gewiſſen zu handeln. Eine gelindere aber allemal ſtreng wahre Sittenlehre kann dieſen Schaden nie anrichten.

Zum Beweiſe deſſen, was ich von der allenthalben durchſcheinenden menſchenfreundlichen Abſicht des H. E. und meiner Uebereinſtimmung damit geſagt habe, will ich doch — zwar nicht eine ausführliche Abhandlung über die Sittlichkeit des Kartenſpiels ſchreiben, ſondern nur einen Entwurf vorlegen, wie ich glaube, daß man bey Ausführung einer ſolchen Materie zu Werke zu gehen habe.

Erſtens müßte gleich als wahr zum Grunde gelegt werden, daß Kartenſpielen an ſich nichts Böſes, und das Gegentheil dieſer Behauptung nicht zu erweiſen ſey. Ich ſehe weder hier noch in hundert ähnlichen Fällen ein, warum ſich ſo viele moraliſche Schriftſteller die überflüßige Mühe geben, alle Wahrheiten zu beweiſen; es wäre denn eine ökonomiſche Abſicht dabey, das Buch dicker zu machen. Wer Luſt hat, ſie zu bezweifeln, dem liegt es ob, zu beweiſen, daß die Wahrheit nicht mehr ſey: und dann iſt es immer noch Zeit, ſeine Zweifel zu unterſuchen und zu heben, und auf ſeine Einwendungen zu antworten. Nun iſt mir aber im Leben kein Beweis wider die innere Zuläſſigkeit des Kartenſpiels vorgekommen, der gültig geweſen wäre; die beſten und frömmſten darunter haben immer wenigſtens den Fehler, daß ſie zuviel beweiſen. So hat man ſich z. B. auf die Heiligkeit des Looſes berufen, und das Kartenglück mit dem Looſe verglichen; hieraus aber den Schluß gezogen, daß hier ein Mißbrauch einer Sache herrſche, welche die Vorſehung zu

Kund-

Kundmachung ihres Willens gebraucht habe. Allein hieraus würde folgen, daß die Hand der Vorsehung, welche allenthalben mitwirkt, gerade im Kartenspielen am stärksten und fast außerordentlich wirksam sey, und daß man, wenn die Schlußfolge richtig wäre, auch nicht die Trompete blasen dürfte, weil sie bey der Einnahme von Jericho geblasen worden ist. Nicht besser ist die Einwendung, daß man mit Verlust des Andern zu etwas komme, ohne ihm etwas dargegen zu geben: denn so dürfte man auch kein Geschenk annehmen. Blendender ist, was man sogar aus dem Naturrechte hat herholen wollen, daß nemlich ein bloßes Kartenblatt kein Recht zu des anderen seinem Gelde verschaffe. Allein das Recht beruht ja nicht auf dem Kartenblatte, sondern auf dem Vertrage, den die Spielenden mit einander eingegangen sind. Es ist also allemal ehrlicher und sicherer, gerade vorauszusetzen, oder zuzugestehen, daß Kartenspielen an sich nichts Böses ist.

Ich hielte sogar zweytens für rathsam, daß der Moralist selbst das Angenehme und Nützliche, welches in manchen Fällen aus dem Kartenspielen entstehen kann, nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern offenherzig anzeigen möchte. Schwer würde es ihm nicht fallen, vieles dergleichen dabey aufzufinden. Ich will nur etwas davon anzeigen. Für die Klasse von Menschen, die sich vornehmlich mit Geistesarbeiten beschäftigen, ist es eine recht angemessene Zerstreuung, oder erquickende Beschäftigung. Sie wollen ausruhen, aber

sie wollen auch nicht gern gar nichts denken (*); „sie „wollen nicht gänzlich Ruhe haben, sondern suchen „Erholung, wobey diejenigen Vermögensfähigkeiten „ruhen, deren Ermüdung erfolgt ist, und wobey an„dere Kräfte wieder geübt werden, die bey der gewöhn„lichen Berufsarbeit nicht genuzt werden. Diese Thä„tigkeitsäußerungen nennen wir zum Theil auch des„wegen Vergnügungen, weil wir durch keine Betrach„tung und durch keinen Umstand genöthigt werden, die „dazu nöthigen Kräfte bis zur Ermüdung zu gebrau„chen, und weil wir dabey das angenehme Gefühl der „Wiederherstellung unserer ermüdeten Kräfte zugleich „mit haben." Gerade alle diese Absichten kann eine Parthie Tarock oder l'Hombre unter guten Freunden, die alle gut spielen, recht vortreflich erfüllen. Für kränkelnde Gelehrte, bey übler Witterung, oder wenn sie bey Lichte nicht viel Anstrengendes lesen dürfen, ist oft nichts Besseres zur angenehmen Unterhaltung zu ersinnen, als eben dieses. Was für ein gutes Auskunftsmittel ist nicht auch das Kartenspiel bey großen nothwendigen Gesellschaften, bey feyerlichen Gastmahlen, Hochzeiten und dergleichen, wo Leute von allen Ständen, Fremde und Einheimische, Gelehrte und

(*) Ich bediene mich hier einiger schönen Gedanken des H. P. Ehlers, die S. 164 und 165 zu finden sind, woraus er zwar Folgen wider das Kartenspielen zieht, die mir aber mehr dafür als darwider zu seyn scheinen.

und Ungelehrte zuſammen müſſen! Womit will man ſie beſchäftigen? Wie will man ſo viele Köpfe unter einen Hut bringen? Sezt man einige Spieltiſche hin, ſo werden einige ſizen und ſpielen, andere zuſehen, dieſe mit jenem abwechſeln, und eines um das andere Zeit haben, mit jedem insbeſondere bekannt zu werden und zu ſprechen, und — dem Hauswirth und der Hausfrau wird auf die anſtändigſte Art Freyheit geſchaft, Luft zu ſchöpfen, und die Anſtalten des Tiſches oder des Beherbergens deſto bequemer zu beſorgen.

Wenn der Sittenlehrer dieſes und mehr desgleichen aufrichtig angezeigt hätte, dann wäre es Zeit und Pflicht, auch drittens das Bedenkliche und Gefährliche dieſes Erholungsmittel vorzulegen, liebreich vor deſſen Mißbrauch zu warnen, Räthſchläge zu geben, wie man ſich nach den verſchiedenen Verhältniſſen, in denen man ſteht, weislich zu benehmen habe, hier nicht auf zwoo Seiten zu fehlen, und zu zeigen, was ein jeder hier für ſich zu thun oder zu laſſen habe, wenn er ſeine Tugend und Glückſeligkeit nicht verwahrloſen will. Hier könnte er beybringen, 1) daß das Spielen, wegen der angenehmen Beſchäftigung, wegen der Geſellſchaft, und wegen des Gewinnſtes, einen gar ſtarken Reiz verurſache, öfter zu ſpielen, gar bald Leidenſchaft werde und in Spielſucht ausarte, kurz daß, wie neulich jemand ſagte (*), Lichen pflanzen, in Kar-

(*) S. Phyſiognomiſche Reiſen. Drittes Heft. S. 123.

Achte Scene.

[Ein freyer Platz, unweit der Abtey zu Swinstead.]

Faulconbridge und Hubert treten von verschiednen Seiten auf.

Hubert.

Wer ist hier? Sprich! he! Rede augenblicklich, oder ich gebe Feuer.

Faulconbridge.

Ein Freund. Wer bist du?

Hubert.

Von der Englischen Parthey.

Faulconbridge.

Und wohin gehst du?

Hubert.

Was geht das dich an? Frag ich dich denn nach deinen Verrichtungen, daß du nach den meinigen fragst?

Faulconbridge.

Ich denke, du bist Hubert.

Hubert.

Du denkst richtig; ich will nun, auf alle Gefahr hin,

ten ſpielen, und Phyſiognomiſiren einander vollkommen die Waage halte. 2) Daß es den Berufsgeſchäften, der Gemüthsruhe, und daher, wie auch wegen des Sitzens, beſonders, wenn in die Nacht hinein geſpielt wird, der Geſundheit gar leicht äußerſt nachtheilig werde. 3) Daß überhaupt dieſes Erholungsmittel viele Menſchen zu ſehr von ihren Familien und Haushaltungen entferne, denen ſie doch ihre Ruheſtunden weit eher zu ſchenken ſchuldig wären. 4) Daß es endlich leicht zu andern unnützen Aufwande nöthige oder verführe, und vielfältig eine Quelle der ärgſten Laſter und Verbrechen, des Betrugs, des Diebſtahls, des Selbſtmords und der grauſamſten Untreue, bey Menſchen, die das gewiß nicht wollten, geworden ſey.

Da aber, bey aller ſolcher Gefährlichkeit des Kartenſpielens, das Spielen ſelbſt darum nicht gänzlich als böſe unterſagt werden kann; ſo würden an Statt aller redneriſchen Deklamationen dawider, hier vielmehr einige Regeln an ihrem rechten Orte ſtehen, als: Ueberlaß dich dem Spiele nie, weil es an ſich unſchuldig iſt, ſondern prüfe ſorgfältig, ob es nicht ein ſubjektiviſches Uebel etwa ſey, das wegen deiner beſonderen Verhältniſſe, wegen deines Temperaments, und anderer Urſachen halber, deiner Geſundheit, deiner Tugend, deinem guten Namen, deinen Geſchäften, deinem Glücke u. ſ. w. nachtheilig iſt. Meide es unter gewiſſen Umſtänden ganz! Mache es nie zur täglichen Gewohnheit! Widme ihm nie zu vieler Zeit, am wenigſten die

Nacht

Nacht! Brauche es nie anders als zur nöthigen Erholung, und zuweilen Andern gefällig zu seyn, und den Wohlstand nicht ohne Noth zu beleidigen! Suche dich davon zu entwöhnen, sobald es dich zur Stunde ruft; nun ists Leidenschaft, und du spielst nicht mehr als Herr, sondern als Sklave! Spiele nie zu hoch, und lieber etwas niedriger, als deine Umstände sonst vertragen können, damit der Gewinn dich nicht reize und der Verlust dich nicht kränke!

Allein was werden alle Regeln helfen? Allemal soviel und mehr als die heftigste Deklamation. Was aber zu thun, wenn die Raserey des Spiels alle Dämme durchzubrechen scheint, und zum merklichen Schaden der bürgerlichen Gesellschaft fast alle Glieder derselben von der Spielseuche angesteckt werden? Dann müßte die gesetzgebende Gewalt Einhalt thun; des Sittenlehrers Aufgabe wäre es aber immer auch, Obrigkeiten, Vorgesezte, Leute von Ansehen und alle Patrioten nicht nur ernstlich aufzufodern, dem Uebel zu steuern, sondern auch Vorschläge zu thun, wie ihm etwa zu steuern wäre. So würde ich z. B. an Orten, wo die Spielsucht zu sehr überhand nähme, rathen, das Spielen für eine bestimmte Zeit und bis auf weitere Verfügung auf einmal ganz und gar zu verbiethen; nach einiger Zeit das Verbot nur auf einige besonders eingerissene Spiele einzuschränken; die übrigen aber an öffentlichen Orten nur etliche Tage in der Woche, nur bis zu gewissen Stunden, und nur um einen genannten

Preiß

Preiß zu ſpielen, zu erlauben. Wenn ſolche und ähnliche Mittel das Uebel gleich nie ganz heben können, ſo milden und mindern ſie es doch, und machen die Menſchen, zumal wenn die Geſetze und Verordnungen von Zeit zu Zeit erneut, verändert und jedesmal abſichtsmäßiger eingerichtet werden, aufmerkſam auf die Vorſchriften der Sittenlehre; und manche unterlaſſen dann vielleicht ganz, was ihnen unter gewiſſen Einſchränkungen immer noch erlaubt geweſen wäre. Auch wäre mein Vorſchlag, Aufſehern und Lehrern in Schulen, wie auch Lehrherren und Meiſtern aufzugeben, ihren Untergebenen, Schülern und Lehrlingen das Kartenſpielen nie zu erlauben. Junge Leute von den Jahren haben andere und ihnen geſundere Erholungen, als Ballſpielen u. ſ. w. können das Kartenſpiel, ohne daß ihnen zu wehe geſchieht, ganz entrathen, und wenn es ja ſeyn muß, noch allemal es lernen. So würden ſie es vielleicht zum Theil gar nicht lernen, zum Theil aber erſt dann lernen, wenn ſie ſchon fähiger ſind, ſelbſt zu prüfen, was und wieviel ihnen hiervon gut iſt. Ingleichen könnten Herrſchaften ihre Bedienten ſelbſt einſchränken, indem ſie dieſelben nur unter der Bedingung in Dienſte nehmen und bey ſich behalten dürften, daß ſie niemals, oder nie anders als mit ihrer Erlaubniß in Karten ſpielen wollten. Neben ſolchen und beſſern Vorſchlägen würde denn eine ſolche Ermunterung, als die iſt, welche Hr. E. ſeiner Betrachtung einverleibt hat, an ihrem rechten Orte ſtehen,

ſtehen, und gute Wirkung thun müſſen. Ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, einen guten Theil davon von Wort zu Wort herzuſetzen. „Nun „werden Sie, meine geliebten Freunde, aus Allem, „was wir über die Kartenſpiele mit einander über„legt haben, gewiß von ſelbſt die Folge ziehen, daß „wir als patriotiſche Weltbürger, ſo viel als in unſerm „Vermögen iſt, und als wir von unſern Bemühungen „glückliche Erfolge erwarten können, dieſen (den) ſo „allgemein herrſchenden Kartenſpielen entgegen zu ar„beiten verpflichtet ſind. Die Beyſpiele derer, welche „Aemter bekleiden, die dazu beſtimmt ſind, Recht und „Gerechtigkeit zu handhaben, über die Haltung der „Geſetze zu wachen, richtige Kenntniſſe über alles was „wahr, gut und pflichtmäßig iſt, unter den Menſchen „zu verbreiten, und Tugend und Glückſeligkeit zu be„fördern, ſind immer vorzüglich wirkſam. Es giebt „immer in allen Ständen eine Menge gemächlicher „Menſchen, die ſelbſt den Werth der Dinge zu erfor„ſchen ſich nicht die Mühe geben mögen; die, wenn ih„nen nicht augenſcheinlich das Gegentheil in die Augen „leuchtet, gern glauben, der Menſch ſey doch wohl „das, was er ſeyn ſolle, und die alſo auch in den „Handlungen der Menſchen, deren Beruf es vorzüg„lich iſt, nach dem, was recht und wahr iſt, zu for„ſchen, und das, was ſie erforſcht haben, Andern „vorzutragen, und ſelbige zur Beobachtung alles deſ„ſen, was recht und gut iſt, hinzuleiten, deren Glau-

„bens-

„bensſyſtem glauben finden zu müſſen, und die ſich „alſo berechtigt halten, den Beyſpielen dieſer Leute zu „folgen, indem ſie denken, ſelbige müßten nothwendig „das Beſte kennen, und würden es dann auch ausüben. „Wie viele Verpflichtung haben alſo alle, die Leiter „und Regierer anderer Menſchen ſind, ihr ganzes Le„ben ihren Glauben predigen zu laſſen, jeden Schritt „im Denken und Glauben vorſichtig zu thun, und noch „ſorgfältiger den erlangten Kenntniſſen gemäß zu wan„deln! Würden alle dieſe Leute ſich dieſer Spiele ent„halten, wären ſie ſonſt ſichtbar von aller Scheinhei„ligkeit und Heucheley entfernt, und ließen ſie aus „ihrem Wandel und aus ihren Urtheilen jedem es hell „und deutlich ſehen, daß Gottesfurcht und Menſchen„liebe ſie in Allem leiteten: dürften wir dann, wie „herrſchend auch die hier geprüften Kartenſpiele ſind, „nicht hoffen, daß, wenn eine ſolche gegenwirkende „Kraft bey den angeſehenſten und beſonders zur Nach„folge reizenden Menſchen ſich eine lange Zeit fände, „nach und nach dieſer herrſchenden Sitte wieder ein „Ende gemacht, (oder ihr gehöriges Ziel und Maaß „geſezt) werden könnte? Ganz vorzüglich werden wir „aber von den Predigern und allen Lehrern der Reli„gion und aller menſchlichen Pflichten es erwarten, „daß ſie nicht nur nicht an dieſen ſo viel Verderben „und Unglück in die Welt hineinbringenden Spielen „Theil nehmen, ſondern auch durch gründlichen Un„terricht und ſanften freundſchaftlichen Rath dem Fort-

gange

„gange dieſer Spiele möglichſt viele und ſtarke Hin„derniſſe in den Weg legen (*)."

Solche Warnungen in der Stellung, wo nicht vom geſellſchaftlichen Kartenſpielen überhaupt, ſondern von der eingeriſſenen Raſerey des Spiels wäre geredet worden, würde ich mit einer geringen, oder unter gewiſſen Umſtänden auch mit gar keiner Einſchränkung herzlich gern unterſchreiben; nicht aber das oben angeführte Endurtheil, daß ordentlich und tugendhaft lebende Menſchen alle Kartenſpiele als eine Peſt der menſchlichen Glückſeligkeit und Tugend meiden ſollen. Dieſes harte Endurtheil mag Hr. E. ſelbſt und allein, zwar eben nicht bey mir, der ich gewöhnlich gar nicht ſpiele, aber bey andern ordentlich und tugendhaft lebenden Menſchen, die zuweilen ſpielen und in ihren Häuſern ſpielen laſſen, verantworten, oder bey einer neuen Auflage ſeines Buchs, die ich wünſche, reformiren.

Zugabe
zu vorſtehender Reviſion.

Vielleicht iſt es manchem Leſer nicht unangenehm, zu erfahren, daß dieſe gelindere aber vielleicht einzig wirkſame Art, über das Kartenſpielen zu moraliſiren, bereits wirklich, und ſogar auf der Kanzel, angewendet worden iſt. Herr Franz Laſitau, Biſchof zu Siſteron, hat vor dem Könige in Frankreich eine eigene Predigt vom

(*) 2ter Th. S. 172 u. f.

vom Spiele über den Text Joh. 8, 46. gehalten, welche man unter seinen Fastenpredigten im IIIten Theile als die 5te findet. Ich will doch den Anfang derselben zur Probe hersetzen. „Sire, fängt er an, es sey mir erlaubt, heute eine der heftigsten Leidenschaften, die wir zu bestreiten haben, anzugreiffen; ich meyne die Leidenschaft des Spielens. Sie kommt mir so viel gefährlicher vor, als selbst diejenigen, die sich ihr auf die ausschweifendste Art ergeben, noch ein Recht zu haben vermeynen, uns zu fragen: Wer unter euch kann uns überführen, daß das Spielen eine Sünde sey? Welcher unter euch kann mich der Sünde zeihen? Glaubet indessen nur nicht, daß ich aus einem übertriebenen Eifer jezt alle Arten von Spielen überhaupt, ohne Ausnahme und weitere Rücksicht, verdammen wolle. Gehöret ihr zu denen, welche zuweilen gewisse Spiele spielen, die nach allen Gesetzen erlaubt sind, vor welchen die Beobachtung eurer Pflichten allezeit hergeht und auch darauf folgt, die nach dem christlichen Wohlstande eingerichtet, in Absicht auf den Gewinnst und Verlust gemäßigt, und niemals weder von der Spielsucht befohlen, noch von der Habsucht eingegeben, noch auch gar zu lange fortgesezt und zu weit getrieben werden; so sage ich euch, gleich bey dem Eingange dieser Predigt, ausdrücklich, ich trete heute wider euch nicht auf. Gehöret ihr aber zu denen, bey welchen das Spielen eine Leidenschaft und zur Raserey wird, so seyd ihr diejenigen, welche ich angreife.

Ihr

Ihr werdet dabey die zeitlichen Güter verlieren; dieß iſt der erſte Theil. Ihr werdet dabey auch die ewigen Güter verlieren; dieß iſt der zweyte Theil. Bey einem jeden zu weit getriebenen Spiele verliert man alles, was die Annehmlichkeit des Lebens und die Wohlfahrt der Seele ausmacht. Man mag das Spiel betrachten wie man will, ſo muß man, ſobald man ſich in daſſelbe einläßt, oder ſich ihm ergiebt, es nothwendig entweder als eine Erholung von der Arbeit, oder als ein Band der bürgerlichen Geſellſchaft, oder als ein Mittel, die Güter, die man beſizt, zu vermehren anſehen. Nun möget ihr euch, m. H. durch das Spielen entweder eine nöthige Erquickung zu verſchaffen ſuchen, oder ihr möget es als eine Gelegenheit, eine anſtändige und angenehme geſellſchaftliche Verbindung einzugehen, betrachten, oder ihr möget es endlich als ein Mittel, eure Einkünfte zu vermehren, anſehen: ſo ſage ich euch, ſobald man der Sache zu viel zu thun ſich angewöhnt, ſo iſt das Spiel weder eine Erquickung, noch eine ergötzende Unterhaltung, noch auch ein Nutzen und Vortheil mehr für euch! Ihr werdet ſehen, daß es nicht erquickend, nicht unterhaltend, nicht vortheilhaft iſt. Laſſet uns mehr ſagen und zeigen, daß die Ausſchweifung im Spielen, anſtatt den Geiſt zu erquicken, ihn nur beſchwert; daß ſie, anſtatt die bürgerliche Geſellſchaft zu unterhalten, dieſelbe oftmals nur ſtöhrt; und daß ſie, anſtatt eure Güter zu vermehren, dieſelben gemeiniglich nur vermindert. Kurz, ihr werdet dabey

eure Ruhe verlieren, ihr werdet eure Freunde verlieren, und ihr werdet auch euer Vermögen verlieren. — Ich räume zuvörderst mit euch ein, m. H. daß unser Geist nicht immer kann angestrengt werden, und daß unser Körper eine anhaltende Arbeit nicht lang ausdauren kann. Ich gestehe also, daß wir nothwendig einer Erholung und Ruhe bedürfen. Ich räume ferner ein, daß es erlaubte Spiele giebt. Ich gebe sogar zu, daß jedes unschuldige Spiel eine bequeme Gelegenheit, euch zu erquicken, abgeben kann. Ich gestehe also gleichfalls auch, daß, überhaupt davon zu reden, das Spiel zu eurer Erholung dienen kann, ohne daß wir es tadeln können. Ihr werdet aber auch zugleich mit mir einräumen, daß, wenn das Spiel geschickt seyn soll, eurem Geiste eine Erholung zu verschaffen, es nothwendig ein gemäßigtes Spiel seyn müsse; ein gemäßigtes in Ansehung der Neigung, die man dazu hat, in Ansehung der Zeit, die man darauf verwendet, und gemäßigt in Ansehung des Geldes, um welches man spielt. Denn wenn das Spiel mit Leidenschaften unternommen wird, so ist es Raserey und kein Zeitvertreib. Wenn es anhaltend ist, so ist es eine Beschäftigung und keine Erholung. Und wenn es eigennützig ist, so ist es Geldbegierde und kein Vergnügen, u. s. w.

V.

Briefe

das Erziehungswesen betreffend.

Erſter Brief.

Sie trauen mir es im Ernſte zu, liebſter Freund, daß ich in Erziehungsſachen mitſprechen, ja ſogar mitrichten könne? Daß es ihr Ernſt iſt, will ich zwar nicht bezweifeln; ob aber ihr Zutrauen genugſamen Grund habe, daran habe ich in der That Urſache zu zweifeln. Denn ich bin nicht wie die Dichterlinge, die darum, weil ſie als Kinder ſchon gern und leicht reimten, allzeit lieber Verſe als Proſe laſen, und manchmal wirklich ein leidliches Gedichtchen machten, ſich gleich für gebohrene und berufene Dichter halten, und wohl gar zu Richtern über die Poeſie aufwerfen. Ich habe immer mehr Schüchternheit als Dreiſtigkeit gehabt, vielleicht gar von jener mehr und von dieſer weniger als ich ſollte. Uebermäßige Beſcheidenheit, wenn ſie nicht Krankheit iſt, ſcheint mir kein geringerer Fehler als die Unverſchämtheit ſelbſt zu ſeyn. So wenig ich daher die Trägheit billige, mit welcher ich bey ihren freundſchaftlichen Aufforderungen immer ſtumm geblieben bin; eben ſo wenig überzeugend ſind mir noch immer ihre Gründe, nach welchen ich mich auf den Richterſtuhl ſetzen ſoll. Erziehung iſt und bleibt in dem großen Hauſe Gottes,

glauben, du seyest mein Freund, da du meine Stimme so gut kennest. Wer bist du?

Faulconbridge.

Was du willt; wenn du magst, so kanst du mir die Ehre anthun, und denken, daß ich gewisser Maassen ein Plantagenet bin.

Hubert.

Ha! daß ich dich mißkennen konnte! Du und die augenlose Nacht haben mich beschämt; tapfrer Kriegsheld, vergieb mir, daß der wohlbekannte Ton deiner Stimme meinem Ohr fremde klingen konnte.

Faulconbridge.

Kommt, kommt, sans compliment; was giebt es Neues?

Hubert.

Ich war im Begriff, euch aufzusuchen.

Faulconbridge.

So mach' es kurz; was hast du Neues?

Hubert.

O mein werther Herr, eine Zeitung, die sich für die Nacht schikt, schwarz, gefahrvoll, trostlos und schreklich.

Faulconbridge.

Zeige mir ohne Umstände die Wunde deiner schlimmen

Zeitung;

der Welt, bey ſeiner zahlreichen Familie, den Menſchen, allezeit das Wichtigſte und Größte; und ein jeder, der zu dieſer großen Haushaltung gehört, Herr, Frau, Knecht, Magd, ſoll billig, wie in jeder einzelnen Familie, das Seine beytragen, daß die junge Welt gut erzogen, wenigſtens durch ſein Reden oder Schweigen, Thun oder Laſſen, nicht verdorben werde. Allein Richter ſoll nicht jeder hier ſeyn wollen. Stand, Vermögen, Aufenthalt, und noch zufälligere Umſtände auf Seiten der Aeltern, und Verſchiedenheit der Fähigkeiten, Temperamente, und der Geſundheit auf Seiten der Kinder, machen ſo viele Abweichungen von der Regel, und ſoviel für jeden Fall neuzutreffende Modificationen bey der Erziehung nothwendig: daß der klügſte und erfahrendſte Erzieher irren muß, wenn er ſich anmaaßt, über die Erziehung einer einzigen Familie ſo zu urtheilen, wie es die beſten Regeln erfodern und zu entſcheiden, was dabey geſchehen oder nicht geſchehen ſollte. Und doch will jeder Idiote hier Lehrer, Reformator und Richter ſeyn. Wenn Sie, mein Freund, dieß nicht etwa aus eigener Erfahrung wiſſen, und vielleicht ſelbſt manche ſchiefe Urtheile über ihre Erziehungsart von ihren Nachbarn haben erdulden müſſen, ſo machen Sie es nur wie Eulenſpiegel, da er Zahnſchmerzen hatte, und Sie werden bald ſehen, wie viele Menſchen über das Erziehungsweſen richten und urtheilen, die es am wenigſten verſtehen. Er ſetzte ſich mit verbundenem Backen vor die Hausthüre,

alle Vorübergehende fragten nach ſeinem verbundenen Backen, und jeder wußte ein Hausmittel wieder die Zahnſchmerzen; er ſchrieb jedes Mittel auf ein Zettelchen, füllte in kurzer Zeit einen großen Korb mit ſolchen Rezepten an, und — behielt ſeine Zahnſchmerzen, bis ſie von ſelbſt vergingen. Ich wollte wetten, die meiſten Vorübergehenden und Rathgebenden hatten zu Hauſe nicht viel zu thun; ſo wie die mehrſten Richter über Erziehungsſachen von keinem eigenen Erziehungsgeſchäfte in ihren Häuſern abgehalten werden, über fremde Erziehung Richter zu ſeyn. Wahr, alles wahr, werden Sie ſagen, aber, Freund, dieß iſt ihr Fall nicht.

Wohlan, ich gebe nach. Ich will mitſprechen, auch ſogar — mitrichten? — Nein — mitberathſchlagen; aber nur unter uns. Sollten Sie noch andere Abſichten haben, wie ich faſt vermuthe, und fänden unter meinen Gedanken Etwas, das Sie gemeinnütziger machen möchten; ſo ſey es Ihnen ganz freygeſtellt. Allein ich werde in meinen Briefen an Sie keine eigentliche Rückſicht darauf nehmen. Soll ich Ihnen indeſſen aufrichtig geſtehen, was am meiſten beygetragen hat, meine bisherige Trägheit in einige Thätigkeit zu ſetzen, ſo ſind es nicht ſowohl ihre wiederholten Aufforderungen, als vielmehr folgende Betrachtungen.

Wer von gelehrten und guten Menſchen Etwas zur Verbeſſerung der Erziehung und des Schulweſens begtragen will, der thu es itzt. Die gegenwärtige

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20601 / 370

Lage der Sachen ist gerade die beste, und der itzige Zeitpunkt gerade der rechte; gemeiniglich aber wird man da träge und matt, wo man am muthigsten fortschreiten sollte, und hört immer dann auf, wenn eigentlich anzufangen wäre. Aller Anfang ist schwer. Es gehört schlechterdings zu allen großen Unternehmungen eine Art von Begeisterung und nicht bloße Ueberlegung. Jene allein hat das Verdienst des Anfangens; diese fährt fort, führt aus. Basedow, es mögen auch W** s gravitätische Zwitter von Schwärmerey und Heucheley darüber seufzen oder lästern so viel sie wollen und können, ist und bleibt ein Wohlthäter unsers Zeitalters in Absicht der Erziehung. Er war es, der auf den Berg trat, daß ihn alle Aeltern hören möchten, und mit donnernder Stimme ihnen zurief: „Was machet ihr, die ihr euren Kindern Geld „und Güter sammlet, und für ihre Erziehung nicht „sorget? Ihr bekümmert euch um den Schuh / aber „nicht um den Fuß. „ Walch hat ihm seinen Platz unter den Fanatikern angewiesen, und ihn zwischen Dippel und Schwedenborg gestellt (*). Diese Classifikation ist nicht so böse, als mancher vielleicht denkt. Wäre Basedow nicht ein wenig Schwärmer gewesen, da er anfieng, er hätte gewiß nicht angefangen. So gut

(*) Siehe C. W. F. Walchs Grundsätze der Kirchengeschichte des N. T. in dem achtzehenden Jahrhundert. Göttingen 1774. S. 157.

gut aber eine ſolche Schwärmerey zum Anfangen iſt, ſo wenig taugt ſie zum guten Ausführen. Die Erfahrung hat das gezeigt, und es war ſo leicht als billig, hier Fehler zu bemerken und anzuzeigen; nur wäre es eben nicht nöthig geweſen, dem eifrigen Baſedow, bey der Sichtung ſeines fruchtbringenden Unternehmens, die Spreu mit der kritiſchen Futterſchwinge, zum Danke, ins Geſicht zu werfen. Die erſte Hitze aber, denk' ich, iſt nunmehro auf beyden Seiten meiſtens vorbey. Baſedow hat mit der Direktion ſeines angefangenen Inſtituts nichts mehr zu thun. Das Philantropin zu Marſchlins iſt heimgegangen, und das zu Heidersheim iſt über den Fall ſeines Direktors gleich ſo erſchrocken, daß es ſich ganz und gar verkrochen hat. Wenn nun gleich das Philantropin zu Deſſau noch ſteht, und nach der itzigen Lage auch wohl ſtehen wird; ſo haben doch die Antiphilantropiner, hoff' ich, an jenen beyden Opfern genug, daß ſie das dritte wohl nicht ſo eifrig fodern werden.

Dies ſcheint mir nun der Zeitpunkt zu ſeyn, wo unpartheyiſche Menſchenfreunde hervortreten, und mit warmem, aber nicht hitzigem Eifer ſich der angefangenen guten Sache annehmen ſollten. Geſchieht dieſes nicht, und fürchten ſich Vorſteher und Lehrer der Schulen und des gemeinen Weſens vor dem gebranndmarkten Namen der Philantropinen und Neuerungen, ſo ſchläft der Eifer in Verbeſſerung des Erziehungsweſens wieder

ganz ein, und wer weiß, ob in hundert Jahren wieder an dieſe ſo heilſame Sache nur gedacht wird?

Fahren Sie daher ja fort, theureſter Freund, ſich alles deſſen, was Erziehung heißt, anzunehmen! Und wenn Sie auch nie ſelbſt ein Inſtitut errichten, nie ſelbſt etwas ſchreiben; ſo können Sie doch in Ihrem großen Wirkungskreiſe, bey Ihrem Stande und Anſehen, und dem großen Einfluſſe, den Ihr Rath auf viele und wichtige Perſonen hat, mit Ihrem Eifer unendlich viel zur Verbeſſerung in dieſem Stücke beytragen. Ich will recht gern einige Materialien dazu ſammlen, und Ihnen überſchicken; Sie mögen ſie dann nach Ihrer Geſchicklichkeit mit verarbeiten oder verarbeiten laſſen. Von den überſchickten Büchern will ich Ihnen nächſtens meine Meynung ſagen. Die Zeit hat mir gefehlt, ſie mit gehöriger Aufmerkſamkeit zu leſen, und eben dieſer Mangel iſt die Urſache, warum ich hier ſchließen muß. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Zweyter Brief.

So ſind wir ja einig, liebſter Freund, und wir haben einander nur, wie es ſcheint, nicht ganz verſtanden. Freylich, wenn richten nur ſo viel ſagen ſoll, als ſeine Gedanken, Meynungen, oder auch Urtheile auf eine beſcheidene Weiſe vorbringen: ſo können und ſollen gar viele Menſchen über eine ſo wichtige Angelegenheit, als die Erziehung junger Menſchen iſt, mit-

mitsprechen und mitrichten. Und ich könnte mir auf solchen Fall, als Mensch, als Vater und ehemaliger Lehrer der Jugend, gar drey Stimmen anmaaßen. Allein Richter, in meinem Sinne des Worts, können und sollen hier nur wenige seyn, und ich begebe mich aller Ansprüche auf diese Ehre außer meinem Hause; wenn man mir dieselbe nur hier ruhig und allein lassen will.

Auch ihre Aufforderungen verstehe ich nun, da ich ihre Antwort auf den vorigen Brief erhalten habe, besser, und es müßte alles trügen, oder ich habe aus der Artigkeit, mit welcher Sie zu den Materialien auch meine Form wünschen, Ihre Absicht ganz errathen. Kurz, Sie wollen das, was Sie von mir verlangen, nicht bloß für sich, sondern für einen dritten Mann. Ey nun! was ich schreibe, schreibe ich an Sie, und der dritte Mann geht mich nichts an. Ich mache also lieber den Anfang, mein Ihnen gegebenes Wort zu erfüllen, und gebe Ihnen heute einige Nachrichten, wie es mit dem Erziehungswesen in Dessau steht. Es ist nicht Partheylichkeit, daß ich gerade damit anfange; denn, aufrichtig zu reden, von der Künsteley in der Erziehung war ich nie ein sonderlicher Freund. Allein ich habe auch auf die philantropinischen Institute, wegen ihrer offenbar guten und gemeinnützigen Endzwecke, so wenig jemals einigen Haß werfen können, als auf das sogenannte Herrnhuther-Institut, womit jene in Absicht des gefundenen Widerspruchs mir viele

Aehnlichkeit zu haben scheinen. Ich dachte immer und denke noch, wie Paulus: Was ist ihm aber denn? Daß nur Christus verkündigt werde allerley Weise, es geschehe zufallens, oder rechter Weise: so freue ich mich doch darinnen, und will mich auch freuen (*). Ja, ich will Ihnen noch mehr sagen. Ich wünsche eben nicht, daß dergleichen Institute allgemein werden möchten; einige aber können sehr nützlich werden, und wie zu Modellkammern dienen, wo man zu aller Zeit im Kleinen das sehen kann, was im Ganzen und Grossen in allen Ländern und Schulen von Regenten, Aeltern, Lehrern, Schülern, Kindern u. s. w., versteht sich mit der gehörigen Modifikation und klüglicher Anwendung auf Zeit, Ort und andere verschiedene Umstände, gethan werden muß. Weg also mit aller Partheylichkeit! Sie sollen auch sehen, daß ich Ihnen jede Nachricht von andern Orten, wo man die Erziehung verbessert oder verschlimmert, eben so ehrlich mittheilen will, sobald ich sie nur haben kann; wozu Sie mir selbst, bey ihrer weitläuftigen Korrespondenz, gar leicht Gelegenheit schaffen können. Vor der Hand aber ist Dessau doch der erste Ort, wo man am eifrigsten im Fache des Erziehungswesens arbeitet, und woher ich Ihnen auch die meisten Nachrichten geben kann.

Da ich meinen Standpunkt in dem Jahre nehme, in welchem ich dieses schreibe, so merke ich von allem,

was

(*) Philipp. 1, 18.

was vorhin geſchehen iſt, nicht mehr als dieſes an, daß das Erziehungsinſtitut zu Deſſau ſeine Stiftung vom 27ſten December des Jahrs 1773, als dem 5ten Jahrstage des Anhaltdeſſauiſchen Erbprinzens, Friedrich, datiert, und alſo izt bald völlige ſechs Jahre ſteht. Daß Baſedow, der Stifter und erſte Direktor, izt nichts mehr als Freund und Rathgeber dabey iſt, und Campe, ſein nachmaliger Kondirektor, auch wieder abgegangen iſt, führe ich, ſo bekannt es Ihnen iſt, nur darum an, um recht beſtimmt zu ſagen, daß Wolke, der erſte und getreueſte Gehülfe Baſedow's, izt der wahre und einzige Direktor des Inſtituts iſt. Obgleich das Inſtitut noch nicht eigentlich fundiert iſt, indem das Vermögen deſſelben, laut der öffentlich bekanntgemachten und von Leopold Herrmann, Hochfürſtlichen Hofrath und Kommiſſarius des philantropiniſchen Erziehungs-Inſtituts unterſchriebenen Jahresrechnung vom 1ſten Oktober 1777 bis dahin 1778 noch nicht einmal völlige fünftauſend Thaler (4853 Rthl. 14 Gr. 1 Pf.) beträgt, und in eben beſagtem Jahre, bey einer ſich über dreyzehn tauſend Thaler belaufenden Ausgabe, doch für Eintritts- Penſions- und Lehrgelder nur etwas über achttauſend Thaler eingekommen iſt; ſo ſcheint ſeine glückliche und ſichere Fortdauer doch keinem Zweifel ausgeſezt zu ſeyn. Dieſe Hoffnung gründet ſich voruemlich auf die Güte und Weisheit des wahrhaftig großen Fürſten von Deſſau, der das Herz hat, ſeinen wahren Ruhm dariunen zu ſuchen, daß er

Menſch

Mensch ist, und zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger seyn will. Er hat nicht nur, wie Sie wissen, von seinen Agenten das Fürstlich Dieterichsche Schloß nebst dem schönen großen Garten gepachtet, auf seine Kosten repariert und dem Institute eingeräumt, sondern den versprochenen Zuschuß, davon bereits 6000 Rthl. gegeben sind, zahlt er auch noch immer alle halbe Jahre mit 1000 Rthl. fort. Noch mehr, er hat auch sogar den Lehrern, um mehrer Sicherheit willen, das Versprechen gethan, ihnen auf eine gute Anzahl von Jahren ihre Besoldung aus seiner eigenen Kasse bezahlen zu lassen, im Fall die Pensionsgelder und die Beyträge auswärtiger Philantropen nicht hinreichen sollten.

Mit aller Gewalt muß ich mich hier losreißen, so gerührt bin ich von diesen Fürstlichen Gesinnungen und Handlungen, um Ihnen noch einige andere hieher gehörige Nachrichten mitzutheilen. In Ansehung der Lehrer ist dieses Jahr eine Veränderung vorgefallen. Herr Professor Trapp ist im März nach Halle abgegangen, wo er die neuerrichtete Professur der Philosophie und Pädagogik erhalten hat; hingegen hat das Institut im April wieder an Herrn Pidou, einem Neffen des berühmten Arzts zu Lausanne, Herrn Tissot, einen neuen Lehrer der Französischen Litteratur erhalten. Nach einer den pädagogischen Unterhandlungen einverleibten Nachricht von Umständen des Instituts vom 1sten May 1779, besteht izt das Kollegium der Professoren, das sich zur Ueberlegung der Angelegenheiten

des

Zeitung; ich bin kein Weibsbild, ich will nicht darüber in Unmacht fallen.

Hubert.

Der König iſt, wie ich beſorge, von einem Mönchen vergiftet worden; ich verließ ihn beynahe ſprachlos, und eilte ſogleich fort, um euch von dieſem Unfall zu benachrichtigen; damit ihr euch deſto beſſer auf die Folgen deſſelben gefaßt machen könnet, als wenn ihr zu ſpät von ihm überraſchet würdet.

Faulconbridge.

Wie bekam er das Gift? Wer credenzte ihm?

Hubert.

Ein Mönch, wie ich euch ſagte; ein entſchloſſener Böſewicht, dem die Gedärme ſogleich davon geborſten ſind. Doch der König kan noch reden, und vielleicht wieder zurecht kommen.

Faulconbridge.

Wen lieſſeſt du ſeiner Majeſtät zur Aufwartung?

Hubert.

Wie? wißt ihr nicht, daß die Lords alle wieder zu ihm zurük gefallen ſind, und den Prinzen Heinrich mit ſich gebracht haben, auf deſſen Fürbitte der König ſie begnadiget hat. Sie alle ſind gegenwärtig bey ſeiner Majeſtät.

des Instituts öfter, als alle Mitglieder desselben, versammlet, aus folgenden sechs Professoren: Herrn Welke, Neuendorf, Feder, Du Toit, Busse und Jaspersen; Lehrer sind aber außerdem noch der vorhin angezeigte Herr Pidou und Herr Huot. „Mit drey Personen, heißt es in eben der Nachricht, steht das Institut in Unterhandlung, um sie mit sich zu verbinden." Noch verschiedene Personen besorgen die Inspektion mit. Der Hochfürstliche Leibarzt, Herr Hofrath Kretschmar, lehrt die Kenntniß des Menschenkörpers, etwas Chemie und Mineralogie; Herr D. Samson das Zeichnen, Herr Bereiter Schröder das Reiten, Herr Tänzer das Tanzen, verschiedene Lehrmeister die Musik, und ein Tischlermeister giebt Unterricht in seiner Profession.

Wie stark die Anzahl der jungen Philantropisten sey, weiß ich Ihnen für izt nicht mit Gewißheit zu sagen; wohl aber dieses, daß sie dieß Jahr mit einem achtjährigen Knaben aus Lissabon vermehrt worden ist. Uebrigens hat das Institut die feste Zahl der Pensionisten, die es lehren und erziehen will, auf funfzig gesezt, weil für eine größere Anzahl ganz neue Einrichtungen der Wohnung, der Klassen, der Lehrmittel, also auch neue Kosten und Beschwerlichkeiten unvermeidlich seyn würden. Kinder, denen es ganz an Naturgaben fehlt, werden nicht gern, Jünglinge aber, die schon mit einem Laster bekannt sind, das die Menschheit schwächt, schlechterdings nicht angenommen,

men, oder wenn es hinterher erſt ausgeſpürt würde, ſogleich abgeſondert und auf erhaltene Antwort von den Aeltern zurückgeſendet. Zu der Zeit, da ein Penſioniſt aufgenommen wird, muß er nicht jünger als ſechs Jahre, da er ſelbſt ſich an- und ausziehen kann, und nicht älter als 12 Jahre ſeyn (*). Die Hauptkoſten für einen Penſioniſten ſind 4 Louisd'or Eintrittsgeld, und 50 Louisd'or jährliche Penſion, wofür er Wohnung, Koſt und Unterricht empfängt. Die Nebenkoſten für die Kleidung und Wäſche, für Aufwartung, Taſchengeld u. dgl. können ſich jährlich auf 40, 50 bis 60 Thaler, und wenn einer nach Verlangen der Aeltern noch verſchiedenen eignen Aufwand machen ſoll, leicht auf 100 Thaler belaufen. Die alltägliche und ſonntägliche Uniform koſten für Kinder von 6 bis 12 Jahren 20 bis 23 Thaler.

Die übrigen Einrichtungen ſind dieſes Jahr nicht merklich verändert worden, und ich wüßte nicht, was ich Ihnen eben noch Neues zu berichten hätte. Leben Sie daher wohl, und ſchreiben Sie mir bald wieder, damit ich ſehe, wie Ihnen meine Nachrichten gefallen oder mißfallen haben, und ob ich ſo fortfahren, oder ändern, oder gar aufhören ſoll. Ich bin wie gewöhnlich u. ſ. w.

F.

(*) Im Anfange waren die Jahre von 5 bis 18 beſtimmt.

VI. Kunſt-

VI.
Kunstsachen.

Wir denken dem Publiko keinen unangenehmen Dienst zu thun, und zugleich glauben wir es dem Verdienst des Verf. schuldig zu seyn, wenn wir hier eine vollständige Sammlung aller Nothnagel'schen radierten Blätter liefern, wie wir sie von seiner eignen Hand erhalten haben. Auf die Zuverlässigkeit der Beschreibungen und Zeichen hat sich also das Publikum zu verlassen. Sie gehen schon in allen Holländischen Auktionskatalogis herum, und in den dortigen Gegenden schäzt man diesen Meister für einen der glücklichen Nachahmer Rembrands, besonders in einzelnen Köpfen und Brustbildern.

Vollständiges Verzeichniß
der radierten Nothnagelschen Blätter.

1) Ein alter Kopf mit einem großen Bart und breiten Hut. Nothnagel fec. 1764.
2) Das Bildniß eines jungen Mannes mit einem Barret mit Federn. N. fec. 1771.
3) Bildniß eines Künstlers mit einem breiten Hut, eine Zeichnung in der Hand haltend. N. fec. 1771.
4) Ein kleiner Baurenkrämer mit anhangendem Korb mit allerley Waaren. Ohne Nahmen.
5) Die Taufe des Mohrenkämmerers, auf einem Stein unten in der Mitte des Blatts N. fec. bezeichnet.
6) Ein alter Türkenkopf mit einem Turban, ohne Namen.
7) Ein kleiner zartgeäzter Kopf mit einem Knebelbart und Federhut. N. fec. 1773.
8) Ein Mannskopf mit einem moosigten Bart und zerrißnem Hut. N. fec.

9) Ein

9) Ein Baurenweib mit einem Korb auf dem Rücken, einen Henkelkorb am Arm, und in der andern Hand einen Stock haltend. N. fec. 1772.

10) Ein Nachtstückchen, wo wachthabende Bauren an einem Feuer kochen. Ohne Namen.

11) Ein dergl. Nachtstückchen, wo ein Bettler mit einem Stükelfuß und Krücke, nebst seinem Jungen, an einem Baurenhaus bettelt, woraus eine Frau mit einem Licht siehet. Ohne Namen.

12) Bildniß eines Pohlnischen Prinzen mit einem Ordensband und Pelzmantel. Mit N. bezeichnet.

13) Das Porträt des Frankfurter Juden Bär Dan mit hebräischer und teutscher Unterschrift. N. fec. 1774.

14) Portrait des Mahlers Adam Grimmer. Ohne Namen.

15) Ein klein Türkenköpfgen mit einem Turban. N. fec. 1771.

16) Ein wandernder Belisaire mit seinem Knaben. N. fec. 1771.

17) Ein kleines Baurenköpfgen ohne Mütze. N. fec. 1771.

18) Ein Baurenweib, die ihrem Kinde zu essen geben will. Nothnagel fec. 1771. Franckforth.

19) Ein alter bärtiger Kopf mit einem Barret. N. 1771.

20) Ein sitzender Bauer mit einer Bierkanne in der einen, und in der andern Hand eine Tobackspfeiffe haltend. Nothnagel fec. 1772.

21) Ein Baurenköpfgen mit einer hohen Mütze und einem kurzen Bart. N. fec. 1771.

22) Ein alter Mann mit einem langen Bart und kleiner Kappe, in einem Buch lesend. N. fec. 1776.

23) Ein Türkenköpfgen en profil mit einem Turban und Glasfedern. Ohne Nahmen.

24) Ein alter Mann mit einem kurzen Bart und Huth, mit beyden Händen sich auf einen Stock stützend. N. fec. 1776.

25) Ein Gedanke zu eines Künstlers Portrait, welcher sich mit Zeichnen beschäftiget. Ohne Nahmen.

26) Ein

26) Ein Türkenkopf en profil mit einem Turban und Federn. Ohne Namen.

27) Ein klein zartgeätztes altes Köpfgen ohne Mütze en profil N. sec. 1771.

28) Die Befreyung Petri aus dem Gefängniß. 1772. N. sec.

29) Ein Profilköpfgen mit einer Pelzmütze und Glasfedern. Ohne Namen.

30) Ein Schuhflicker mit seiner Frau in der Werkstatt, nebst noch einem Bauren im Hintergrunde. Ohne Namen.

31) Das Bildniß des sel. Dr. Senkenbergs, Stifters des Bürgerhospitals in Frankfurth, nebst der lateinischen Unterschrift.

32) Ein Bauer mit seinem Weibe, welche sich mit Trinken beschäftigt. N. sec. 1773.

33) Ein Eremit in einer Höhle in einem Buche lesend. Ohne Namen.

34) Ein Bauer en profil mit einer hohen Mütze, in der einen Hand einen Bierkrug, und in der andern eine Tobakspfeiffe haltend. N. sec. 1772.

35) Ein Eremit in einem Buche schreibend. Ohne Namen.

36) Ein bärtiger alter Mannskopf mit einem Buch in der Hand. Ohne Namen.

37) Das Bildniß des Ali Bey, Königs von Egypten, en profil, 1773.

38) Eine alte Frau in einem Buche lesend. Ohne Namen.

39) Ein junger Mann mit einem Baret mit Federn. Ohne Namen.

40) Eine alte Frau im Profil mit einer Brille in der Hand, an einem Tisch mit Geldsäcken sitzend, an Hrn. J. F. Ettling in Frankfurth dediciert, 1772. den 2. Jan.

41) Ein bärtiger alter Mannskopf mit einem Baret mit Federn. N. sec. 1776.

42) Drey Bettlerfiguren in einer niedrigen Landschaft. Ohne Namen.

43) Ra/ivil Prince de Pologne. Ohne Namen.

44) Ein Gruppo Bettler an einem Feuer, wo sie kochen. Ohne Namen.

45) Ein Bauer im Profil mit einer hohen Mütze, und Tobakspfeiffe in der Hand. N. fec.

46) Ein Landschäftgen mit einer hölz. Brücke. Ohne Namen.

47) Ein Türkischer Kopf mit einem Turban. T. M.

48) Ein groſser Türkenkopf mit einem Turban und langem Bart, mit der einen Hand sich auf einen Tisch lehnend. A. B. Nothnagel fec. 1764.

49) Ein junger Mannskopf mit einem Huth und Federn. Nothnagel. fec. 1764.

50) Ein Mannsbildniß, welches sich mit der einen Hand auf einen Stock stützt, und mit der andern einen Affen hält. à Mr. le Conseiller Ehrenreich à Francfort 1772. dediciert.

51) Etliche Röm. Soldaten in Callots Manier. Ohne Namen.

52) Ein Türkenkopf mit einem schönen Bart und Turban. N. fec. 1774.

53) Cornelius, wie ihm der Engel erscheint, erster Versuch, I. A. B. Nothnagel sculpsit.

54) Das Bildniß des Hrn. D. Orths mit Unterschrift.

55) Ein Nachtstückchen, das Inwendige einer Baurenstube vorstellend. Ohne Namen.

56) Ein alter Gelehrter, welcher einen Jüngling informiert: Ohne Namen.

57) 59. 60) Drey verschiedene Landschäftchen ohne Nahmen.

Die vorzüglichsten Blätter sind meistens einzelne Köpfe. Namentlich haben uns am besten gefallen: No. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 12. 13. 14. 15. 17. 19. 22. 24. 25. 26. 34. 36. 37. 38. 40. 41. 43. 48. 50. 52. 54. 56.

* * *

Von Paris sind uns folgende merkwürdige Blätter zu Gesicht kommen, von denen einige teutsche Mahler, oder teutsche Kupferstecher zu Verfassern haben, folglich allerdings dem T. Merkur und dessen Anzeige zugehören.

1) Nach dem fürtreflichen Gemählde des Hrn. Greuze, das einem VanDyk Ehre machen würde, haben wir das Portrait unsers Landsmanns, des Hrn. Wille, erhalten. Es ist en face, und von seinem Eleven, dem Hrn. Müller aus Stuttgard gestochen, und vollkommen denjenigen gleich, die wir schon von demselben Meister besitzen.

2) Herodiade nach VanThulden, von Quirin Mark von Wien. Die Köpfe würden einem Rubens zugehören können, so kräftig und voller Ausdruck sind sie gehalten. Der Stich ist männlich, die Schraffirung breit, und in großem Geschmack. Ein würdiger Pendant des Mort de Marc Antoine des Hrn. Wille, das wir ohnlängst angezeigt haben. 6 L.

3) Nach dem jüngern Hrn. Brandt von Wien zwey sehr schöne Landschaften Vue de Landeck, et Vue de l'Adige von Dequevauviller. 2 L. 10 S. jedes.

4) Zwey schätzbare Stücke nach Hr. Zingg's Zeichnung Vue de l' Elbe près de Muhlberg en Saxe, & Vue de le Montagne de Lilienstein von Barnes. 1 L. 10 S. jedes.

5) Eben so hat Hr. Weisbrod nach Wagner ein artiges Blatt Hameau près de Dresde geliefert.

6) Ein vortrefliches Portrait des Ritter Linné nach Roslin von Einem der besten Schüler des Hrn. Wille, von Bervié. Es ist eine männliche und ausdrucksvolle Manier, mit ungemeiner Zartheit verbunden. Die Lokalfarben des Gemäldes sieht man durch alle Schraffirungen durch. 2 L. 10 S.

In dem Geſchmack des Hrn. Ploos van Amſtel hat Jammet vier Oſtadiſche Blätter nach gefärbten Zeichnungen von der Grieſe in Hr. Baſans Sammlung, geliefert (*). Sie ſind ſehr ſchön gerathen, ob ſie gleich an Delikateſſe der Behandlung nicht ganz an die Ploos-van Amſtelſchen reichen, die immer die einzigen in ihrer Art bleiben. Pr. 5 L. — 10 S. jedes.

Hr. Parizeau giebt ſowohl nach ſeinen eignen als fremden Erfindungen, Zeichnungsblätter mit Biſter getuſcht heraus, die eine vortrefliche Wirkung thun. Das vornehmſte davon iſt, Achille pret à être ſubmergé par le Xanthe et le Simois, eſt ſecouru par Iunon et Vulcain, peint par Deshais, deſſiné et gravé par Parizeau. Pr. 5 L.

Zwey ſehr artige Blätter nach ſeinen eignen Erfindungen, a) L'amour conſolé par l'Amitié, b) L'eſperance nourrit l'amour et la perſeverance le couronne. 2 L. jedes.

Zwey vortrefliche Blätter nach Greuze ſind zu der Suite ſeiner übrigen hiſteriſchen Kompoſitionen hinzugekommen: 1) La Malediction paternelle durch N. Gaillard; 2) La Dame bienfaiſante von Muſſard. Es iſt wohl nicht möglich ſchönere Conturne und Drapperie, reinere Zeichnung und Ausdruck in allen Extremitäten, und mehr poetiſche Zuſammenſetzung zu ſehen. Bey dem erſten ſcheinen die alten Modelle nicht mehr beybehalten, ſondern nach andern Originalen ſtudiert zu ſeyn. Dieſelbige mahleriſche Behandlung des Grabſtichels iſt wie in den vorigen, und Hr. Greuze zeichnet wahrſcheinlich alles ſelbſt für den Kupferſtecher, ſonſt wär es nicht möglich, daß bey ſo vielerley Meiſtern, die nach ihm arbeiten, einerley Zeichnungsmanier beybehalten bliebe. Pr. 16 L. jedes.

VII. Bü-

(*) La Baraque ruſtique.
Le Nouvelliſte.
La Chaumiere Flamande.
La Tabagie Hollandoiſe.

VII.

Bücher-Anzeigen.

D. Joh. Sal. Semlers Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekenntniß. Halle, im Verlag der Hemmerdeschen Buchhandlung, 1779. Ohne die Vorrede 119 Oktavseiten.

Recht ein Wort zu seiner Zeit geredet, von einem Manne geredet; und freylich nöthiger als die Worte der Knaben und Schulmeister, die bey Gelegenheit des Bahrdtischen Glaubenbekenntnisses, entweder D. Bahrdten mit Worten der Liebe bekehren, oder mit Flickflecken des Compendiums ihr leckgewordenes Glaubensschiff kalfatern wollen. Wenn doch solche Leute schwiegen, und ließen hier Männer allein reden! Schon der Titel zeigt den Mann. Nicht Widerlegung; wer wollte einen solchen Wisch von Schmähungen auf die protestantische Lehrform, und von seichten Meynungen eines Projektmachers in Religionssachen, als ein solides Glaubensbekenntniß widerlegen? Antwort ist dieß Buch, worinnen „geradehin und öffentlich Bahrdts Bekenntniß hi„storisch unrichtig, unzuverlässig, und in Absicht des aeußer„ten Widerspruchs wider die Augspurgische Confession, und „wider alle feyerliche Grundsätze der drey Religionsparthey„en im Römischen Reiche, ungegründet genennt; auch die Wün„sche für eine ganz andere Vereinigung dieser drey Par„theyen, durch eine vierte Religionsform als unthunlich, „unnöthig und übereilt angesehen wird.“ Allein eben deswegen läßt sich der Inhalt dieser vortreflichen Schrift, welche die meisten Leser ohnehin selbst ganz lesen werden, nicht wohl in einen zusammenhängenden Auszug bringen. Indes will ich mich bemühen, so viel gerade davon zu sagen, als nöthig ist, sich eine richtige Vorstellung davon zu machen.

In der vorläufigen Nachricht, worinnen der Hr. D. Semler erzählt, was ihn zu Ausfertigung dieser Antwort veranlaßt habe, lieſt man unter andern auch, daß er dem D. Bahrdt nicht nur in einem Briefe den unüberlegten Schritt, sein GB. öffentlich bekannt zu machen, widerrathen habe, sondern daß er auch dafür halte, D. Bahrdt hätte gar nicht Ursache gehabt, auf den an ihn ergangenen Befehl sein Bekenntniß von sich zu geben, indem das ganze Verfahren des Reichshofraths ein widerrechtlicher Eingriff in die jurisdictionem ecclesiasticam Evangelischer Stände, und eines ihrer edelsten Rechte, dieselbe privative zu exerciren sey, und er also das Weitere seiner Obrigkeit und den protestantischen höchsten und hohen Reichsständen ruhig hätte überlassen können; wenn er nicht selbst etwa diese Gelegenheit zu einer lang gehegten Absicht, sogleich gebrauchen wollen.

Ueberhaupt muß ich es als einen eigenen Vorzug dieser Schrift ansehen, daß der Hr. D. den richtigen Gesichtspunkt gefaßt hat, aus welchem diese ganze Sache angesehen werden muß, und den vielleicht viele andere, selbst Rechtsgelehrte, vor blindem Eyfer nicht so leicht würden gefaßt haben. Er sieht nemlich den ganzen Bahrdtischen Proceß mehr von der politischen, als von der theologischen Seite an. Man lese S. 2 die Anmerkung, S. 15 und S. 68, wo es heißt: „Das Reichshofrathsdekret hat gar keinen Er„folg haben können, insoweit es eine Anmaaßung über pro„testantische wirkliche Kirchenglieder ist, die an sich selbst „schon ohne alle Realität ist, wie die steten Principia des „Corporis Evangelicorum mit sich bringen.“ So bedenklich es daher ist, daß der Reichshofrath einem (damals noch) protestantischen Lehrer sein Glaubensbekenntniß abfodert, und so unüberlegt es ist, daß dieser es nicht nur abliefert, sondern darinnen sogar bey Kaiserlicher Majestät nachsuchet, diejenigen

Faulconbridge.

Halt deinen Zorn zurük, mächtiger Himmel! Und leg uns nicht mehr auf, als wir tragen können! Ich muß dir sagen, Hubert, daß die Helfte meiner Armee, indem ich diese Nacht über diese Untieffen sezte, von der Fluth ergriffen worden; diese Lincoln-Sümpfe haben sie verschlungen, und ich selbst, obgleich wohl beritten, bin mit Noth davon gekommen. Laß uns eilen; führe mich zum Könige; ich besorge, er möchte schon verschieden seyn, eh ich ihn sehe.

[Sie gehen ab.]

Neunte Scene.

[Verwandelt sich in einen Garten der Abtey zu Swinstead.]

Prinz Heinrich, Salisbury und Bigot treten auf.

Heinrich.

Es ist zu späte; sein ganzes Blut ist vom Gift angesteckt, und sein sonst so gesundes Gehirn, (welches einige für das zerbrechliche Wohnhaus der Seele halten) kündigt uns durch die unordentlichen Phantasien, die es hervortringt, das Ende der Sterblichkeit an.

Pembroke zu den Vorigen.

Pembroke.

Der König redet noch, und glaubt, wenn er in die freye

gen zu unterſtützen, die, wie er, eine vierte allgemeine Religionsform projektiren; (welches doch alle theologiſchen und juriſtiſchen Leſer, die ſich ſo herzlich über Bahrdts Verurtheilung freuen, recht beherzigen ſollten, ob ſie etwa fühlen und greifen möchten, was ſie nicht ſehen können!) eben ſo gründlich und ſtark zeigt Hr. D. S. unter andern S. 110, was ein proteſtantiſcher Lehrer, ſeiner eigenen Gewiſſensfreyheit unbeſchadet, nach proteſtantiſchen Grundſätzen, für große Verpflichtung habe, bloß nach den im Lande eingeführten ſymboliſchen Büchern zu lehren, und daher nicht befugt ſey, wie Hr. B. ſich einbildet, die Grundſätze des Proteſtantiſmus, die wider den damaligen Pabſt gehen, izt wider die Augſpurgiſche Confeſſion anzuwenden.

Nach ſolchen Grundſätzen zeigt nun der Hr. D. S., was für eine verwegene und ungegründete Beſchuldigung des D. B. es ſey, wenn er proteſtantiſche Lehrer, die öffentlich lehren, was ſie bey Antritt ihres Amtes, zu lehren verſprochen haben, für Heuchler ausgiebt, die ihrem Regenten lügen; daß Gewiſſensfreyheit und Lehrfreyheit zweyerley ſey; daß jene, Gott ſey Dank, jedermann habe, dieſe aber nicht jedermann verſtattet werden könne, weil jede öffentliche Landesreligion eine von Obrigkeits wegen vorgeſchriebene Lehrform haben müſſe, darnach ſich der Lehrer zu halten habe; und daß alſo Hr. B. nicht wiſſe, was er wolle, wenn er auf eine allgemeine Religionsform, die auf alle Länder paſſe, antrage. Denn es giebt kein Urchriſtenthum in dem Sinne der einzigen Identität der angenommenen Vorſtellungen S. 48; es giebt vielmehr eben ſoviel gleichzeitige Modifikation der moraliſchen und hiſtoriſchen Ideen, als viel es damalen ſelbſtdenkende Lehrer und Zuhörer gab, die nach Zeit und Ort verſchieden waren. Es giebt alſo immerfort verſchiedene Lehrſyſteme; ſie ſind ganz und gar unvermeidlich für denkende Chriſten, ſind auch unſchädlich, was die eigene Religion

betrift. Wenn auch eine unitas idearum je möglich wäre, so müßten wir doch auch erst eine allgemeine Sprache haben, ehe wir an eine Einförmigkeit des Religionsvortrags in allen Ländern denken könnten. Eben so ist auch unüberlegt, was sowohl Bahrdt, als selbst wider ihn eifernde Unwissende von einer ursprünglichen Lauterkeit und Einfalt des Evangeliums oft so frommtönend lallen. In Abstrakto läßt sie sich wohl denken; wo war sie aber je in Konkreto? Man lese hiervon, was der Hr. D. S. 58 sagt. Eben so treffend beantwortet er die Klage, daß man auf Menschenwort schwören lasse. Worauf, sagt er, soll man denn sonst schwören lassen, als auf einen von Menschen abgefaßten Lehrinhalt? Kann man denn auf Gottes Zusage oder Vorschrift, um Gottes willen, schwören? S. 65. 67.

Nun will ich auch etwas von dem sagen, wie der Hr. D. auf die Beschuldigungen der Lehren selbst antwortet. Die meisten Lehren sollen, nach dem Bahrdtischen Glaubensbekenntniß, schriftwidrig, der Vernunft entgegen seyn, und der Tugend und Gottseligkeit schaden. Ueberall zeigt nun Hr. D. Semler, daß seine Beschuldigungen nicht die Lehren des Christenthums oder der Augspurgischen Confession selbst treffen, sondern nur die plumpen und ungeschickten Vorstellungen, die freylich manche Unwissende davon haben mögen; und daß er dies entweder nicht wisse, oder nicht wissen wolle, und daher die Lehren muthwillig verdrehe. Dieses leztere erhelle offenbar dadurch, daß er sage, es sey protestantische Lehre, daß Gott um eines Menschenopfers willen Sünden vergebe. Hier wird zur Widerlegung viel Wahres und Rührendes über die Wohlthat der Erlösung J. Christi gesagt, z. E. S. 54 und 76. Hiernächst zeigt er, daß die Lehren von der Erbsünde, Genugthuung u. s. w., richtig verstanden, nicht nur schrift- und vernunftmäßig seyen, sondern auch groſen

Einfluß

Einfluß auf Gottſeligkeit und Tugend haben; nur müſſe man dieſen Einfluß nicht bis auf die gelehrten Spekulationen darüber ausdehnen, welches beſonders bey der doppelten Vorſtellung vom heiligen Geiſte, S. 45. deutlich gemacht wird.

Nach dieſer Art wird nun das eigentliche B. Glaubensbekenntniß von S. 69 an bis zu Ende einzeln Stück für Stück durchgegangen. Zur Probe will ich doch etwas herſetzen, was bey der Lehre von den Höllenſtrafen und den Teufeln geſagt wird. Von jenen ſagt Hr. D. S. Seite 102. „Uebri„gens muß ein öffentlicher Lehrer auch hier dasjenige öffent„lich lehren und vortragen, was die Lehrvorſchrift enthält; „ſeine Privatgedanken gehören nicht her. Die Lehrart aber „darf und ſoll man ſo gut einrichten, als es unſrer Zeit ge„mäß iſt; wie ſchon Origenes wider den Celſus die Fähig„keit des gemeinen Haufens unterſchieden hat, den die Bil„der von Feuer und Schwefel am erſten rühren. Der beſſere, „reichere Unterricht muß nicht wegfallen, ſo bald er Eingang „finden kann.„ Auf D. Bahrdts Bekenntniß, daß er zwar Teufel glaube, nicht aber daß ſie das ſeyen, wofür ſie das Kirchenſyſtem ausgebe — antwortet der Hr. D. S. 103. „Kirchenſyſtem? Welches Buch meynt der Hr. V. damit? „Weder in der Augſpurgiſchen Confeſſion, noch ſonſt in ir„gend einem ſymboliſchen oder feyerlichen Lehrbuche ſtehen „dieſe Dinge als allgemeine Lehrſätze und Theile der chriſt„lichen Religion. Daß ſie leiblich Menſchen beſitzen — „Wer lehrt dies wohl als eine Glaubenslehre der Chriſten? „Wie allgemein bekannt iſt es, daß ſogar Kayſerliche Maje„ſtät die Gaſſneriſchen Auftritte geradehin unterſagt und „glücklich geendigt haben? Wer kennt nicht die vortreflichen „Ausſchreiben der mündigſten Erzbiſchöfe von Salzburg und „Prag? an die freyen Urtheile vieler Gelehrten in Bayern „nicht zu gedenken. Nirgends in der ganzen chriſtlichen ſo

„weiten Welt hat man diese Gedanken von leiblichen Besi-
„tzungen, von Gespenstern — als Glaubenstheile, als christ-
„liche allgemeine Lehrsätze angebothen und behauptet. Men-
„nungen sind es häufig gewesen. Eben so wenig hat man es
„zu christlichen Lehrsätzen gerechnet, daß böse Geister mittel-
„bar oder unmittelbar in die Seelen der Menschen wirken,
„und böse Gedanken und Vorsätze hervorbringen können u. s. w.

Wahrhaftig, ich sage es nochmals, recht ein Wort ge-redet zu seiner Zeit, und von dem rechten Manne, dessen christlicher Wandel so unleugbar als seine theologische Ge-lehrsamkeit groß ist. Freylich wird manchen, deren philoso-phische, exegetische und theologische Einsichten gar sehr kom-pendiarische Schranken haben, und die Religion und öffent-liche Religionsanstalten, Lehre, Lehrform und Lehrmethode nicht wohl zu unterscheiden wissen, auch dies nicht so recht einleuchten. Soll doch (wie Hr. D. Semler auf der 9ten Seite der Vorrede selbst erzählt) nur noch vor kurzem Herr Lavater, in grossem heftigen Eifer, auf der lezten Zürchi-schen Synode den Hrn. D. Semler in eine Klasse mit Hrn. Steinbart gesezt, und ihn vermuthlich nach der Un-trüglichkeit einer Semlerischen Silhouette? Denn woher könnte er es sonst so gewiß wissen, oder wie würde er sich ausserdem erlaubt haben, so — zu richten?) als einen arg-listigen und höchstgefährlichen Naturalisten beschrieben haben! Allein der Hr. D. Semler erklärt sich dagegen S. 10. besagter Vorrede also: „Ich bin aber weder ein Na-
„turalist, was es auch für große Ansprüche auf Einsicht be-
„greiffen mag; noch ein Socinianer oder Arianer. Ich bin
„ein ehrlicher, treuer, lutherischer Professor, der seinen Eid
„zu bereuen oder zu brechen gar keine Ursache hat; es mag
„manchem lieb seyn oder nicht. Ich lehre und schreibe mit
„und in guten Gewissen, und bestrebe mich, daß mein Leben

„und

„und Wandel auch selbst gut christlich sey und andern nützlich „werde.„ Der Rezensent muß gestehen, daß er solchen eigenen Versicherungen eines Semlers doch immer mehr traut, als allen in der Finsterniß gemachten und im Lichte erklärten noch so getreuen Schattenrissen.

VIII.

An alle Freunde
der alten römischen Litteratur.

Ich habe jüngst, in der Vorrede zu einem kleinen Büchlein (Deutsche Chrestomathie zur Bildung des Geistes und Herzens und zur Uebung im Lateinischen. Nürnberg, 1779.) angezeigt, daß ich gesonnen wäre, über die vorzüglichsten Schriftsteller Latiens Kommentare, die zu jeder Ausgabe gebraucht werden könnten, in einzelnen Bändchen herauszugeben; und ich hatte das Glück sowohl von denjenigen Herren Kunstrichtern, so bisher jenes Büchelchen ihrer geneigten Beurtheilung würdigten, als auch privatim zur Ausführung meines Projekts ermuntert zu werden.

Wohlan, so wage ichs denn nun, mich über mein Vorhaben näher zu erklären, und den eigentlichen Plan, nach dem ich die lateinischen Klassiker zu behandeln gedenke, Ihnen, Freunde Latiens! hiemit vorzulegen. Von ihrem Urtheile, das Sie darüber fällen — von ihrem Eifer, mit dem Sie mich dabey zu unterstützen belieben werden, soll einzig und allein die Ausführung oder Nichtausführung abhängen.

Nepos — Cäsar — Sallust — Cicero — Livius — Paterkulus — Mela — Quinctilian — Seneka

Seneka — Plinius Senior und Junior — Solin — Curtius — Tacitus — Florus — Sueton — — — Plautus — Terenz — Virgil — Horaz — Katul — Tibul — Properz — Ovid — Phädrus — Seneka — Lukan — Juvenal — Persius — und Martial — sind die Autoren, welche ich die vorzüglichsten nenne. —

Das Gepräg der Kommentarien soll philologisch-kritisch-ästhetisch seyn. Oder, um mich populärer auszudrücken: die erwähnten Autoren sollen durch meine Kommentarien so erkläret werden, daß auf die Sprache, auf den Verstand, auf den Geschmack und den ganzen Vortrag Rücksicht genommen und folglich jeder, der nicht mehr Anfänger in der Latinität ist, und einen korrekten Abdruck des Textes besizt, in den Stand gesezet werde, dieselben hinlänglich zu verstehen. — (Daß sie in lateinischer Sprache abgefaßt werden, denk' ich, verstehe sich ohnehin. —)

Diese Absicht zu erreichen, werden die besten ältern und neuern Ausgaben — besondere Kommentare — kleine nur einzelne Stellen erklärende Schriften — sogenannte philologische Bibliotheken — Museen — Observationen und dergl. endlich auch solche Schriften, die nur gelegenheitlich die Alten erläutern, zu Rathe gezogen und gebraucht werden — so gebraucht werden, daß ich bald mit ihren eigenen, bald mit meinen Worten rede, in beyden Fällen aber die Quellen, aus welchen ich schöpfte, anzeige, theils um mich nicht dem Verdacht auszusetzen, als wollte ich mit geraubten Federn prangen, theils denen zu Gefallen, die Muse und Lust und Gelegenheit haben, die Quellen selbst nachzulesen. In der Vorrede zu jedem Kommentar werden daher die Schriften mit ihrem ganzen Titel genennet, bey

den

den Scholien aber nur mit einzelnen Buchstaben angedeutet werden. (Wo ichs wage, Erklärungen vorzutragen, da werde ich auch meinen Namen beyfügen.) Ferner soll

1) keine andere Note in diesen Kommentarien vorkommen, als die im eigentlichsten Verstande eine erklärende heissen kann.

2) Solche Stellen, die schon mit Hülfe eines guten Lexikons, oder Kompendiums der römischen Antiquitäten, Mythologie, Historie zu verstehen sind, bleiben unerklärt.

3) Bey schweren und räthselhaften Stellen werde ich die verschiedenen Erklärungsarten, jede mit ihren Gründen — so kurz, als möglich, ohne aber der Deutlichkeit etwas dadurch zu vergeben, anführen — zu welcher ich mich bekenne — und aus was für Gründen — entweder anzeigen, oder eine eigne Erklärung versuchen.

4) Die wichtigsten Varianten werde ich zwar keinesweges mit Stillschweigen übergehen, die übrigen aber ganz unberührt lassen. Sollte ich jedoch das Glück haben, noch unverglichene Handschriften aufzufinden, so würde ichs für Pflicht halten, solche genau zu vergleichen und zu beschreiben. Und endlich

5) soll der Maasstab des Erheblichen und Unerheblichen auch die Auswahl der kritischen Konjekturen bestimmen. — So viel quoad materiam! — —

[Möchten Sie, Freunde Latiens, vielleicht besorgen, ich versprächе mehr, als ich zu leisten Willens wäre, so kann ich Ihnen freylich keine andere Versicherung von meiner Ehrlichkeit geben, als folgende: Einmal, daß ich zur Ausführung des vorgelegten Plans nicht etwan einige müßige Stunden bestimmen, sondern mich diesem Geschäfte fast ganz allein widmen werde: Dann, daß ich das Glück habe, an einem Orte zu leben, wo die dazu gehörigen Subsidien sowohl

in

in öffentlichen als Privatbibliotheken vorhanden, und ihre Herren Aufseher und Besitzer keine Krapps, sondern so sehr Menschenfreunde und eifrige Beförderer nützlicher Anstalten sind, daß ich mir auf geneigte Unterstützung sichre Rechnung machen darf.]

Nun quoad formam!

1) Mit ganz neuen Lettern auf das feinste und weiseste Schreibpapier von sogenannten Schreibzeuch in groß 8. sollen die beschriebene Kommentarien gedrukt werden.

2) Die jährliche Lieferung davon soll aus zwey Alphabeten wenigstens bestehen, und in vier Ausgaben vertheilt werden, ohne aber eine gleiche Bogenanzahl zu beobachten. Denn

3) der Druck wird so veranstaltet, daß jeder Autor seinen Kommentar in einem, oder mehrern (wie z. E. Cicero, Livius ꝛc. ꝛc.) eigenen Bändchen mit einem Specialtitel erhält; fürs ganze Werk aber ein Generaltitel beygefügt wird, der es in gewisse Tomus abtheilet, nemlich dieser:

Interpres classicorum Latii veteris Scriptorum.

4) Der Preis für jede vierteljährige Lieferung, die Bogenanzahl mag schwach oder stark seyn, ist 36 kr. oder 8 ggr.

Um nun zu erfahren, ob Sie, Freunde Latiens, mein Institut genehmigen und hinlänglich unterstützen wollen, wähle ich den Weg der Subscription. — Bis zu Ende des Septembers soll das Schicksal desselben entschieden seyn. Finden sich bis dorthin so viele Subscribenten, als zur Erfüllung meines Versprechens nothwendig erfordert werden: so soll im May 1780 die erste vierteljährige Ausgabe erscheinen, und die Erklärung Sallusts, nebst dem Subscribenten-Verzeichniß enthalten. — Tacitus und Terenz werden die nächstfolgenden zu erklärenden Gegenstände seyn. —

Daß sowohl die Wahl, als auch die Wahl des Formats keine andere Ursache habe, als um den Käufern der ganz vor-

vortreflichen Zweybrückischen akkuraten Editionen einen Dienst dadurch zu erweisen, würde man zwar wahrscheinlich, auch ohne meine ausdrückliche Erinnerung, errathen haben. Ich erwähne es aber deswegen, damit ich zugleich versichern kann, daß eben dieses Wahlgesetz auch bey den übrigen Autoren beobachtet werden soll. — —

Ein Monat vor Ablieferung der Exemplarien werden die Herren Subscribenten ihre Bezahlungen postfrey einzusenden belieben, also für die erste Ausgabe zu Anfang des Aprilmonats 1780. — Daß ich die Einsendung der Subscriptionen auch postfrey erwarte, wird sich ohnehin verstehen. —

Nun noch ein Wörtchen fürs Ungewisse! — Fände sich eine so grosse Anzahl Liebhaber, daß die Kosten für gute Stiche bestritten werden könnten, ohne den angegebenen Preis erhöhen zu dürfen, so würde ich nicht nur zu jedem Kommentar eine Titelvignette, welche das Profil eines vorzüglichen Kommentators mittheilte, sondern auch zu solchen Stellen, über die eine einzige Zeichnung mehr Licht und Deutlichkeit verbreiten kann, als eine seitenlange Note, feine Kupfer verfertigen lassen. —

Endlich aber bitte ich, so sehr man zu bitten vermag, alle Menschenfreunde um gütige Unterstützung und Beförderung der Subscription. Diejenigen, so meine Bitte statt finden lassen, werden sich mit mir in Korrespondenz zu setzen und als ein geringes Merkmal meiner Erkenntlichkeit und herzlichsten Dankbegierde entweder das 7te Exemplar oder 14 pro Cent baar anzunehmen belieben. Nürnberg, den 1sten Julius, 1779.

M. Johann Christoph König.

IX.

Gelehrte Nachricht.

Die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen hat in der am 7ten May gehaltenen Versammlung folgende Preißfragen ausgesetzt:

1) Quaeritur, quae in Hibernia exstiterint vel adhuc supersint aedificia, tumuli, inscriptiones, locorum nomina aliaue eius generis monumenta, in quibus incolarum septentrionis nostri speciatim Danorum et Norvegorum vestigia apparuere vel etiam nunc apparent.

2) Elementa tabularum astron. solis et lunae ita ordinare, vt non solum eclipses vtrique luminaris nostro seculo, ea praecisione, quam Mayerianae tabulae exhibent, sed quoque antiquissimis temporibus in Babylonia et Aegypto visae et consignatae, sine notabili errore inde supputari queant.

3) An seminium vermium intestinalium, Taeniae, Gordii, Ascaridis, Fasciolae etc. animalibus connatum, an ab extus intromissum, observationibus et argumentis probare, remediaque in illo casu notare.

4) Quaeritur: quo tempore Danorum imperium in Esthonia coeperit; quaenam incrementa quasque mutationes habuerit a Valdemaro II. ad Vald. III. quando penitus desierit, quis sub ea potestate status huius regionis tam politicus quam ecclesiasticus fuerit, et quaenam legum Danicarum vestigia ibi adhuc reperiantur.

Der für jede von diesen Fragen ausgesetzte Preiß ist eine goldene Medaille von 100 Thlr. Dänisch am Werthe. Die Abhandlungen werden an Sr. Excellenz den Hrn. Geh. Rath und Ritter vom Dannebrog von Helmstierne postfrey addressiret, und müssen längstens vor Ausgang des Aug. 1780 eingesendet werden.

freye Luft gebracht würde, ſo könnte ſie die brennende Hize des Giftes lindern, das ihn verzehrt.

Heinrich.

Laßt ihn hieher in den Garten tragen. Phantaſirt er noch?

Pembrok.

Es iſt ruhiger als ihr ihn verlaſſen habt; eben izt fang er.

Heinrich.

Dieſes giebt uns wenig Hoffnung. Uebel, die aufs äuſſerſte gekommen ſind, fühlen ſich ſelbſt nicht mehr. Wenn der Tod einmal die äuſſerlichen Theile benagt hat, läßt er ſie unempfindlich, und greift alsdann das Gemüth an, welches er durch ganze Legionen von ſeltſamen Einbildungen anfällt und verwundet, die in ihrem Gedränge, bey dieſem lezten Sturm, ſich ſelbſt untereinander aufreiben; wie wunderbar, daß der Tod ſingen ſoll -- Doch es iſt das traurige Sterbelied dieſes bleichen verſchmachtenden Schwans, der aus der Orgelpfeiffe der Sterblichkeit ſeine Seele und ſeinen Leib in die ewige Ruhe ſingt.

Salisbury.

Seyd gutes Muthes, Prinz, denn ihr ſeyd dazu gebohren, das was er ſo roh und ungeſtalt zurükläßt, zu formen und zur Vollkommenheit zu bringen.

[König Johann wird herbeygetragen.]

Gesa

Rührend. (Doch nicht zu langsam.)

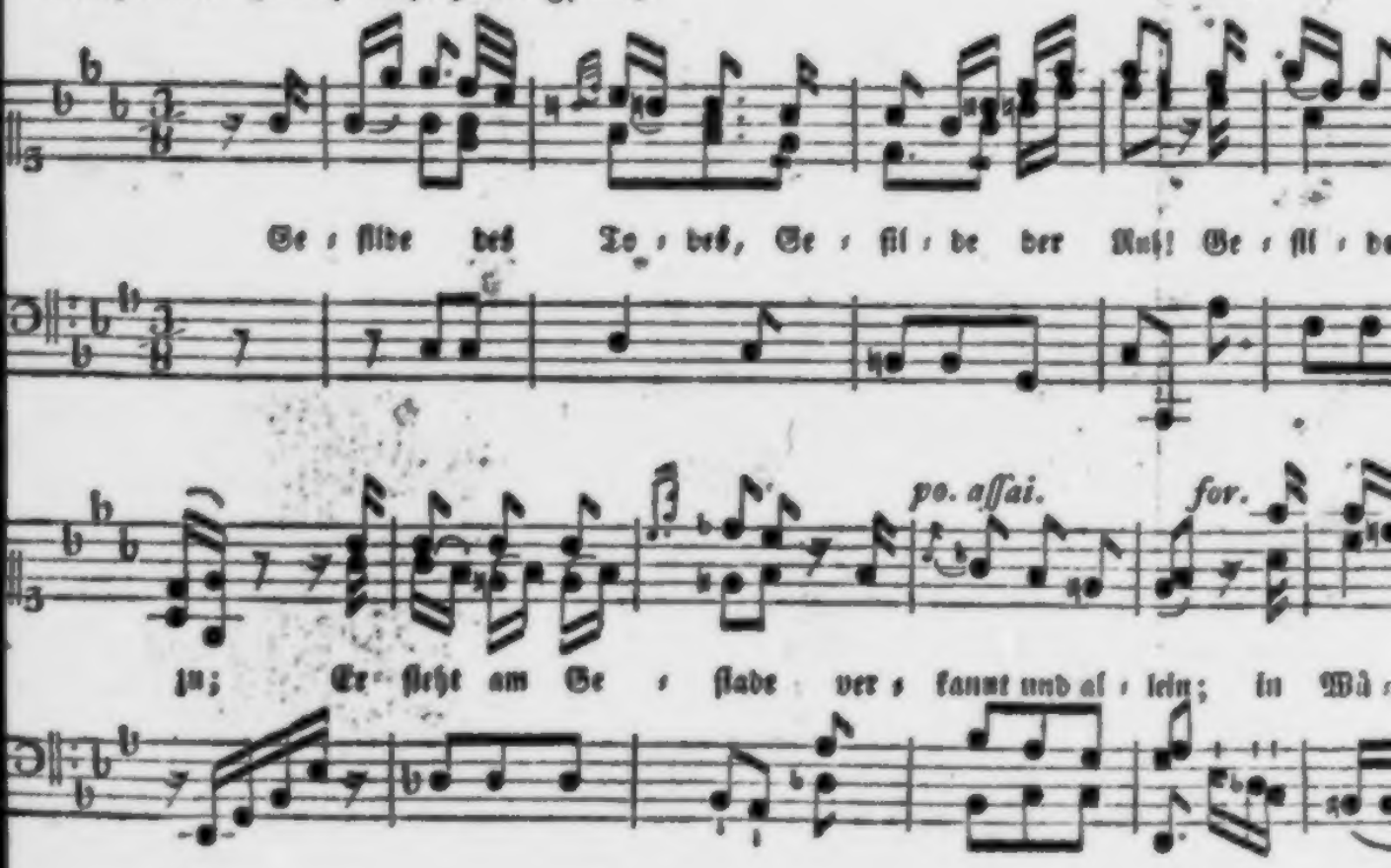

Gefilde des Todes,
Gefilde der Ruh!
Euch wanket voll Sehnsucht
Der Leidende zu.
Er steht am Gestade
Verkannt und allein;
In Wüsten des Lebens
Alleine, allein.

Er kam zu den Menschen
So willig und gut;
Er trug in den Adern
So glühendes Blut;
Er sah nach Gefährten,
Nach Antwort sich um;
Doch alles war öde,
Und alles war stumm,

Im Mondschein wird
Sein hüglichtes G
Doch, war wo ein
Das Thränen ihm
Es rauschen vergesse
Die Tritte bey hi
Vergessend, wen dec
Des Hügelchens G

Von Herrn Kapell-Director Schweizer.

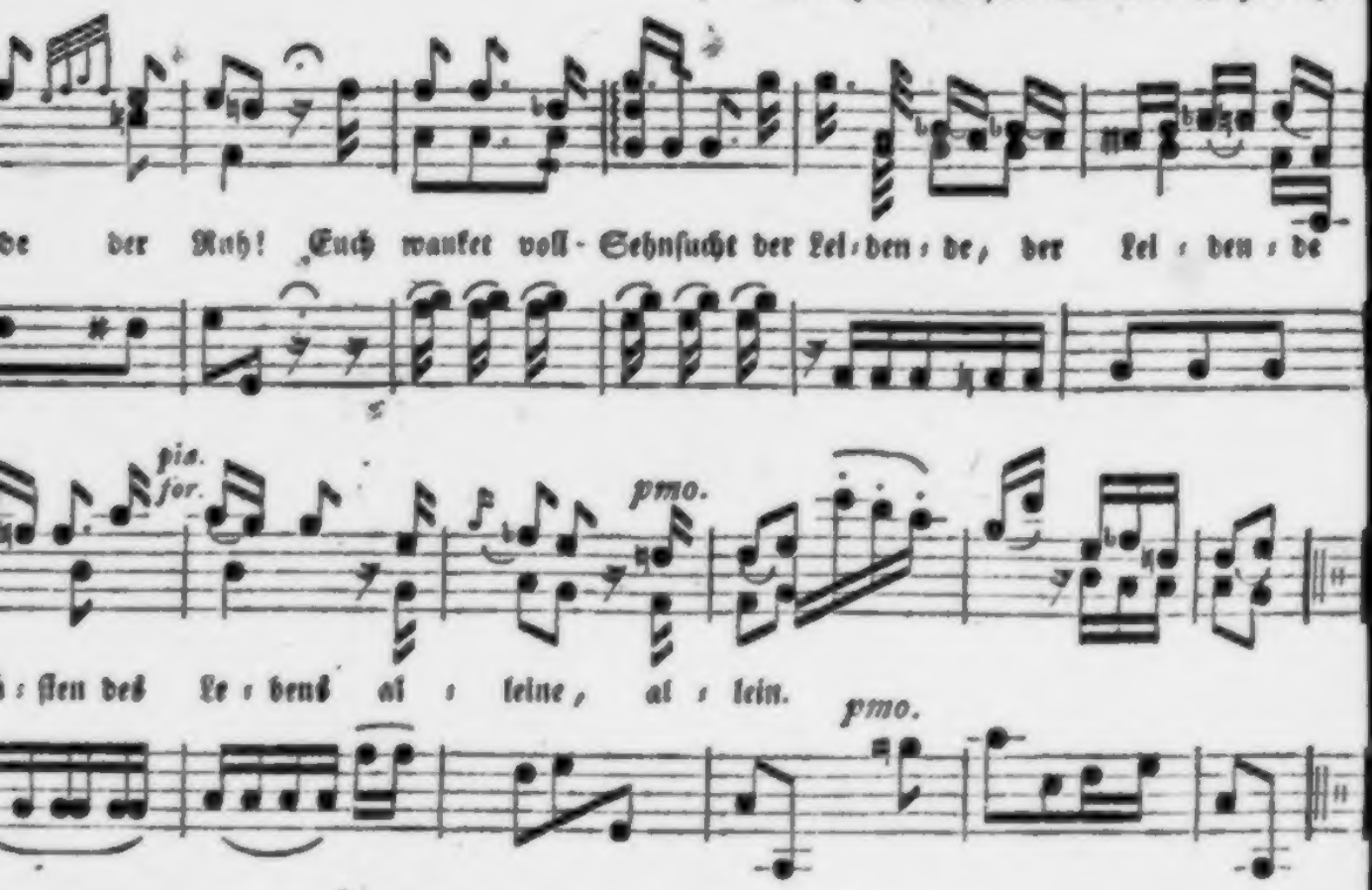

ird blinken
Grab;
Auge,
m gab?
send
hin,
ecket
Grün.

Laß rauschen die Tritte,
Laß Menschen sich freun,
Einst hüllt auch das Dunkel
Des Todes sie ein.
Wohl rollen die Jahre,
Wohl schwindet ihr Lauf,
Einst trinkt ihren Moder
Die Sonne mit auf.

Gefilde des Friedens,
Gefilde der Ruh!
Nur ihr weht Vollendung
Dem Leidenden zu.
Die Träume der Todten
Sind kühle und leicht.
Wohl dem, der am Ziele
Nicht ferne mehr schleicht!

Von Herrn Bibliothekar Reichard in Gotha.

Der
Teutſche Merkur.

November 1779.

I.
Gedichte.

An Herrn Heinr. Chriſt. Lemker,
Paſtor zu Müden an der Aller,
bey der Feyer ſeiner funfzigjährigen Amtsführung.

Den 28. Jun. 1779.

von Conrad Arnold Schmid (*).

Umarme, liebſter, ältſter Freund,
Du ſeltnes Muſter froher Greiſe,
Mich, den in jüngrer Freunde Kreiſe,
Mit Dir dies Feſt aufs neu vereint.

Laß

(*) Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieſen Aufſatz unter die Gelegenheitsgedichte zählen, die aus dem groſſen Haufen aufgehoben zu werden verdienen. Was die Empfindung eingegeben hat, kann keinem Leſer, dem ein mitfühlend Herz zu Theil geworden, verächtlich ſeyn. Vielleicht iſt es vielen von den unſrigen angenehm, bey dieſer Gelegenheit wieder an jene Bremiſchen Beyträge erinnert zu werden, welche dem Geſchmack unſrer Nation vor dreyſig Jahren die erſte glückliche Wendung gegeben haben, und an einen Mitarbeiter derſelben, der ſich durch verſchiedene ſchätzbare Gedichte einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern ſeiner und unſrer Zeit erworben hat.

Laß mich, recht brüderlich vertraut,
An meine Lippen Deine drücken,
Und für uns beyde Rosen pflücken,
Die dieser Morgen frisch bethaut.

Du freust Dich gern; drum freue Dich
Des Tags, der Krone Deines Lebens.
Er kömmt Dir wahrlich nicht vergebens,
Und nie, o Freund, vereut er sich.

Izt sind wir nicht die alten mehr.
Verjüngt sehn wir, in dunkeln Lauben,
Den Purpur freudeschwangrer Trauben,
Und Scherze gaukeln um uns her.

Wir lassen unsrer Jugend zwar,
Wie billig, ihre Reihentänze;
Allein anakreontsche Kränze
Gebühren für ein graues Haar.

Mir zeigt Dein Haupt, ganz silberweiß,
Den sechsundsiebzigjährgen Alten;
Doch nicht den grämlichen, den kalten,
Den stumpfen freudeleeren Greis.

Zum Wonnefug' empor gebracht,
Will ich mit Dir, auf kühnen Schwingen,
Die feurigsten Päane singen,
Vom Morgen bis zur Mitternacht. —

Sie werden ernsthaft, mein verehrungswürdiger Freund: Nicht wahr? Sie sind heute zu ganz andern Empfindungen gestimmt, als die waren, die ich anstimmte. Meine kleine Muse ist schlau, aber zugleich aufrichtig. Sie liest tief in ihre Seele, und sieht klar und helle, was in derselben vorgeht. Ihr Herz, liebster Lemker, giebt mir insgeheim einen

freund-

freundſchaftlichen Verweis. Sie hat ihn ſchon ausgehorcht, ſie kann ihn nicht verbergen, ſie muß mit der Sprache heraus:

Wohin führt dich der raſche Klang
Der haſtig aufgegriffnen Leyer?
Freund, meines Jubels heilge Feyer
Stöhrt nur dein lärmender Geſang.

Die Weisheit hält in allem Maaß,
Und Scherz und Ernſt hat ſeine Stunde.
Dies lehret uns, mit gutem Grunde,
Der in der Weisheit Schooße ſaß,

Der Mann, dem Gott, als Knaben ſchon,
Vom Himmel Licht und Weisheit ſandte,
Der aller Dinge Gränzen kannte,
Der tieferfahrne Salomon.

O laßt uns, frommen Dankes voll,
Mein Freund, erſt mit dem Himmel ſprechen,
Eh wir die kühle Roſe brechen,
Die unſre Becher kränzen ſoll.

Sie haben Recht. Billig verbreitet ſich ein feyerlicher Ernſt über Ihre Stirne. Ihr Herz iſt von Religion, von der Wohlthat dieſes Tages, und dem großen Urheber derſelben, ganz voll. Darf es meine Muſe wagen, auch von dieſen Gedanken etwas aus demſelben hervorzuholen? Sie wagt es; aber ſo ſchüchtern, und mit ſo ſchwachem Tone; daß ſie Ihnen, und mir ſelbſt, hin und wieder, kaum vernehmlich ſeyn wird. Sie ſingt ja auch nur unter uns beyden!

Groß iſt der Herr, der iſt, und war!
Des Lebens mächtigſter Erhalter.
Sein Wink führt uns, voll Adlersalter,
Das er uns gab, zum Dankaltar.

Sein Ruhm, o Freund, erſchalle laut!
Er hat aus fernen Ewigkeiten,
Nur Seegen für uns auszubreiten,
Auf dich und mich herabgeſchaut.

Er that uns ſeiner Gnade Bund
In jedem Pulsſchlag unſrer Jahre,
In jedem dieſer grauen Haare,
Die er am Haupte zählte, kund.

Als unſer Aug' dies Licht erſt ſah,
Und wir, vor vielen tauſend Tagen,
Wie Würmchen, noch in Windeln lagen,
War dieſer Tag vor ihm ſchon da.

Da ſchloß er uns, im erſten Lauf
Der Jahre, die die Menſchheit weinte,
Den Born der Luſt, die uns vereinte,
Und dieſer Freudenthränen, auf.

Da war uns ſchon, in jener Nacht
Der in uns ſchlafenden Empfindung,
Die längſt entwickelte Verbindung
Der Seelen, von ihm zugedacht.

Da ſprach er: Seyd einander gut!
Und Flammen edler Freundſchaft flogen,
Wie Blitze von des Himmels Bogen,
In unſrer Herzen erſtes Blut.

Da wog er uns des Alters Ruh,
Und dieſes Lebens reinſte Freuden
In vollem Maaß, und ſeine Leiden
Nur ſparſam, und bey Tropfen, zu.

Oft sahn wir rings um uns den Tod,
Sahn über Schutt und Blutvergießen
Der besten Menschen Thränen fließen;
Uns traf das nicht, was er gedroht.

Der Hunger, von ihm ausgesandt,
Verbreitete dort sein Verderben,
Wir sahn der Felder Segen sterben;
Und hatten Brod aus seiner Hand.

Wir sahn sein schreckliches Gericht
In seines Grimmes schärfsten Ruthen,
In Seuchen, Brand und Wasserfluthen;
Und seinen Schutz nahm er uns nicht.

Er sprach uns, wenn er strafte, frey,
Der Sündenrächer war uns Retter,
Und sein dem Haupte nahes Wetter
Zog still und schonend uns vorbey.

Hier sahn wir Eltern ohne Zahl,
Stumm, unter Gräbern und Gebeinen,
Der frommen Kinder Staub beweinen;
Dort Kinder, frommer Eltern Quaal.

Der Gram, der langsam sie verzehrt,
Schrie oft: Ach! Kinderloser Leiden
Sind gegen unsre Schmerzen Freuden;
Ihr hart Geschick ist neidenswerth!

So lernten wir, in andrer Flehn,
Mißrathner Kinder bittre Schmerzen;
Uns ließ Gott Kinder fromm von Herzen,
Und fromme Kindeskinder sehn.

Dein Wohlthun, Gott, krönt unser Haus;
Nie wird dein Ruhm genug besungen.
Und wären unsre Haare Zungen,
Sie sängen deinen Ruhm nicht aus.

Wir beten deine Wunder an!
Ach! unsers Dankes wärmste Tricke,
Sind Undank gegen deine Liebe,
Die selbst das Herz nicht fassen kann.

Du, ewges Licht, führst unsern Blick
Vom Schattenthal ins wahre Leben,
Dort soll es ewig uns umgeben —
Sieh, Freund, auf dies mein Grab zurück.

Seht, meine Kinder, dies mein Grab
In Auferstehungshoffnung grünen!
Die Herrlichkeit der Seraphinen
Strahlt sichtbar hier auf uns herab.

Groß ist der Herr! O welch ein Loos
Der Himmelsklarheit ist uns allen,
Eh Erd' und Himmel ward, gefallen!
Groß ist er, unaussprechlich groß!

Was Sie da hörten, war nur Lallen und Stammeln; nicht der hunderte Theil von den kraftvollen hinreissenden Betrachtungen, die ich, in Ihrer dichterischen Allerlaube, beym Mondenschein, so oft aus Ihrem Munde holte. Verzeihen Sie, nehmen Sie vorlieb! — Aber, Sie müssen mir, liebenswürdigster Alter, heute nicht so feyerlich ernsthaft, so einsiedlerisch seyn. Erinnern Sie sich an Ihren Salomon. Kommen Sie, kommen Sie! Hier ist die liebe, treue, fromme Erhalterin Ihres Lebens! Hier ist mein herzensgutes Weib-

König Johann.

Ah, wohl, nun hat meine Seele freyen Paß; ſie wollte nicht zum Fenſter oder zur Thüre hinaus. Es iſt ein ſo heiſſer Sommer in meinem Buſen, daß ſich alle meine Eingeweide zu Staub zerkrümmeln. Ich bin eine Figur, die mit einer Feder auf Pergament gezogen werden, und ſchrumpfe an dieſem Feuer zuſammen.

Heinrich.

Wie befindet ſich Eu. Majeſtät?

König Johann.

Vergiftet, todt, vergeſſen; und keiner von euch will dem Winter befehlen, daß er komme, und ſeine beeißten Finger in meinen Schlund ſteke; noch machen, daß die Ströme meines Königreichs ihren Lauf durch meinen brennenden Buſen nehmen; noch dem Nord ſagen, daß ſeine kalten Winde meine ausgedörrten Lippen küſſen, und mich abkühlen ſollen. Ich verlange ja nichts als einen kalten Troſt, und ihr ſeyd ſo unbarmherzig, ſo undankbar, und ſchlagt ihn mir ab.

Heinrich.

O! daß doch in meinen Thränen eine Kraft ſeyn möchte, euch Lindrung zu verſchaffen!

König Johann.

Das Salz darinn iſt heiß. Ich habe die Hölle in mir, und das Gift iſt der Teufel, der darinn eingeſperrt iſt, mein ohne Hoffnung verdammtes Blut zu peinigen.

Zehnte

Weibgen. Hier sind Ihre Kinder, Ihre Enkel, meine Kinder, mein kleiner Enkel; hier sind Freundinnen und Freunde. Alles will Sie munter sehen, alles ruft Ihrer Fröhlichkeit, kleine und große Hände sind ausgestreckt, Ihnen Kränze, Sträußgen und Bänder zu bringen. Die Gläser blinken auf der langen Tafel — Wie? noch leer?

Was saumt ihr, Freunde? schenket ein!
Laßt frisch, im süssen Saft der Reben,
Den ehrenvollen Alten leben!
Auf Lenkers Wohl und Fröhlichseyn!

Herbey, und bringt den Blumenkranz!
Daß er die fromme Scheitel krönc.
Ihr Mütter, Töchter, Väter, Söhne,
Schließt um ihn her den Reihentanz!

Darf ich der Kraft der Musen traun,
Die in die fernsten Dunkelheiten
Des großen Reichs der Möglichkeiten
Mit geistgen Falkenaugen schaun;

So soll, wenn wir sein fröhlich sind,
Der Ruf von unserm Fest in Müden,
Durch Ost und West, durch Nord und Süden,
Von Mund zu Munde, pfeilgeschwind,

Mit diesem Kränzgen, bunt und schön,
Dem Vivat, das ich euch gesungen,
Dem Gläsgen, das hier angeklungen,
Zur spätsten Nachwelt übergehn (*)!

(*) So eben sehen wir aus dem 175. St. der Hamburg. Neuen Zeitung, daß der würdige Greis, an den dieses gerichtet ist, den 13ten vorigen Monats in seinem 77. Jahre verstorben.

II.

Briefe über Mahler und Mahlerey an eine Dame.

Zweyter Brief.

Gnädige Frau,

Sie verzeihen mir, wenn ich noch immer in dem Strafton gegen Theorie und Charakteriſtik der Kunſt fortfahre. Die Bücher dieſer Art haben uns das todte Geſchwätz erzeugt, das nach dem Andachtsgeſchwätz das unerträglichſte von allen iſt. Ich werde Ihnen zwar immer nur negativ predigen können, und der Unterricht ſelber, der geradezu lehrt, iſt kein Werk, das in Einem Briefe vorgetragen wird. Es iſt die Frucht von vielen jahrelangen Bemühungen bey dem ſcharfſinnigſten Geiſte, und bey dem fürs Schöne gefühlvollſten Herzen. Und wie ſchwer wird es uns allen, wenn wir mit Worten deutlich ſagen ſollen, was jene große Männer mit dem Pinſel dargeſtellt haben! Sehen Sie die beſten Schriftſteller, ſelbſt Hagedornen, nach, und ſein Unterricht wird nie, aus Furcht unbeſtimmt zu werden, in etwas anderm, als kurzen Winken beſtehen. Enthuſiasmus zu haben, iſt uns allen erlaubt; allein die deutlichen und beſtimmten Begriffe, und die daraus entſtehende Gabe, ſie Andern mitzutheilen,

len, iſt eine ganz eigne Sache. Man lacht ſo oft über den Geſchmack unſrer teutſchen Sammler, wenn ſie ſich, wie man ſagt, an nichts als niedrigen Gegenſtänden ergötzen, vor einem Krebs, einem Römerglas, einer wohlgemahlten Serviette, einer Traube oder Pfirſich erſtaunt daſtehen. Und doch haben die guten Leute Recht. Sie freuen ſich über das, was ſie verſtehen. Die Form des Trinkglaſes können ſie beurtheilen, und an dem Conturn des Pfirſichs konnte ihnen auch nichts entwiſchen, das irgend unrichtig geweſen wäre. Wodurch freylich der Künſtler ſie täuſchte, die glückliche Zuſammenſtellung der Lokalfarben, die Beobachtung der Perſpektiv, die vortheilhafte Beleuchtung, die erhöhten Reflexe, die ſtärker angegebnen Schatten, die Tockirung des Pinſels, alles dies entdecken ſie nicht in ſeinem Zuſammenhang, und das wars doch, was es eigentlich zu einem Kunſtwerk machte.

Indeſſen thun ſie recht daran, da ihr Vergnügen zu ſuchen, wo ſie es finden können, und ſich nicht an Gegenſtände zu wagen, zu denen ihnen der innere Sinn noch nicht aufgeſchloſſen iſt.

Das Gefühl des Schönen, ſo wie alles Intellektuelle, wird zwar der Anlage nach mit uns gebohren, aber es ſchläft ewig bey dem gemeinen ſinnlichen Menſchen, bis es nach und nach durch Wiſſenſchaft und Kenntniß geweckt wird. Unſrer heutigen Erziehung nach werden wir wenig darauf aufmerkſam gemacht. Wir ſehn von dem Menſchen nichts als das Geſicht,

und auch hier werden wir beſtändig durch Farbe, Jugend, Leidenſchaft, Ausdruck u. ſ. w. von der Form abgeleitet, daß oft der lächerlichſte Streit über Schönheit entſteht, wo gar keine iſt.

Diejenige Schönheit, die aus dem Ebenmaaß der Theile, aus der Vollkommenheit des Knochen- und Muskelgebäudes entſteht, fühlen wir nicht, weil uns das Abc davon nicht iſt gelehrt worden. Man ſieht es ganz deutlich bey dem Anblick der Antiken, wie ſich auch ſogar die ſogenannten Kenner mit Deklamation behelfen, wenn ſie von ihrem Vergnügen Rechenſchaft geben wollen, und die ganz Unwiſſenden für Dumpfheit nicht wiſſen wo ſie hin ſollen. Und doch wäre es hier leichter über die körperliche Schönheit einer Statue etwas Beſtimmtes vorzubringen, als über eben dieſen Gegenſtand, wenn er nicht rund da ſteht, ſondern mit allen Kunſtgriffen der Verkürzung und Beleuchtung auf die Leinwand getragen iſt. Ueber Länge, Kürze, Dicke und Dünne der Gliedmaaßen iſt hier behender zu urtheilen.

Welch ein Sprung in der Wiſſenſchaft iſt daher gethan, wenn man aus dem Glückstopf der Terminologie eines Theoretikers, wie D'Argenville oder jeder Anderer, den Zettul zu greiffen ſucht, worauf Raphaels, Correggio oder Tizians Verdienſt zu entziffern ſtehen ſoll! Man darf nur bey jeder Gallerie Acht haben, wie eilfertig die Anſchauenden vor den meiſten Gemälden der Italieniſchen Schulen vorübergehen. Auch

bey

bey der vortheilhafteſten Beleuchtung rührt dieſe ernſthafte Schönheit der meiſten hiſtoriſchen Sujets nicht ſo geſchwind, als ein Niederländiſches Bäuerchen, das an die Wand pißt, oder ein andres, das den Bierkrug anſezt. Vielleicht wären indeſſen die Werke Raphaels vor allen andern am leichteſten zu unterſcheiden, wenn ſie nur ſo häufig bey uns angetroffen würden. Die meiſten ſind höchſt verdächtig, und auſſer einigen wenigen Gallerien in Teutſchland, haben wir nichts von ihm aufzuweiſen. Seine Formen ſind äuſſerſt beſtimmt und umſchrieben, ohne allen überflüſſigen Zuſatz in der höchſten Reinheit gezeichnet, ſein Ausdruck vor allen der bedeutendſte, ſeine Drapperieen groß und deutlich angegeben. Wer alſo dieſes einmal gefaßt hätte, hätte einen großen Vorſprung zum Leſen und Verſtändniß ſeiner Werke. Von ſeinem Verdienſt bleibt vieles in der Zeichnerey und dem Kupferſtich ſichtbar, wenn wir nur ſehr gute Kupferſtiche nach ihm hätten. Die verwerflichſten von allen ſind unſtreitig die meiſten von Dorigny. Eine ſchändlichere Maskirung des Ausdrucks und des Charakters, eine unwiſſendere Zeichnung der Hände und alles Bedeutenden überhaupt iſt wohl nicht anzutreffen, als in der Geſchichte der Pſyche von dieſem Meiſter geſtochen. Man halte die meiſten Sujets nur gegen die Marc Antonio's, und man wird nicht glauben, daß es dieſelbigen Köpfe ſeyen, wenns nicht die Unterſchrift bezeugte. Was ſind die Kupferſtiche der Cartons, wenn man die Köpfe nach einzelnen Zeichnungen

nungen beurtheilt, die vom Original genommen sind. Ueberhaupt sind seine Werke meist zu groß, und das Verdienst jedes einzelnen Charakters und Kopfs so bedeutend, und so voll von Schönheiten, daß man dessen Uebertragung in den Raum eines kleinen Kupferstichs beynahe nicht fordern darf. Durch die Bilderbibel Raphaels von Lanfranc und Chaperon erhält man zwar überhaupt eine Idee von seiner Größe, ein Sujet mit Würde und Bedeutung zu behandeln; allein alles Einzelne ist auf ewig verlohren. Eben so ist es mit den Vatikanischen Gemälden von Aquila u. s. w. beschaffen. Es sind dürftige Charten und Register seiner Ideen. Man erstaunt, wie so alles im Kupferstiche zu Grund gegangen ist, wenn man nachher einzelne Köpfe von geschickter Hand auf der Mauer nachcalciert, oder auch nur mit wahrem Studio ins Große gezeichnet zu Gesichte bekömmt. Wer keine Zeichnungen hat, behelfe sich indessen mit der Köpfesammlung des Fidanza. Wenigstens ist die Grösse der Form im Ganzen beybehalten, wenn auch noch so vieles Detail zuschraffiert ist. Aber wie schlecht unterrichtet wird der Lehrling seyn, wenn er in seinen D' Argenville ließt, Raphael sey ein schlechter Kolorist, und er nachher Werke von ihm in der fleißigsten Ausführung sieht.

Da indessen Raphaels höchstes Verdienst der Ausdruck, die Zeichnung und Zusammensetzung ist, so bleibt sein Charakter auch für dasjenige Auge, das nicht in die

die tiefſten Geheimniſſe der Kunſt initiiert iſt, immer am ſichtbarſten.

Allein wie werden wir es anfangen, wenn wir einen Correggio kenntlich machen ſollen? So ſehr ſeine Werke die Bewunderung eines wahren Kenners vor allen andern reizen, ſo wenig habe ich öfters bemerkt, daß ſie dem Ungeübten zuruffen. Die trefliche Verſchmelzung mit dem Grunde, die Rundung der Figuren, die geſchickte Verkürzung, alles ſcheint ſo leicht und natürlich zu ſeyn, daß es eben deswegen nicht ſchreyt. Wäre der ſeinen weiblichen Figuren eingedruckte Liebreiz und ſeine fleißige Behandlung nicht, ſeine übrige Talente, die ihn zu einem der größten Künſtler machen, würden ewig ſo fort auf Tradition angenommen werden. Es muß einer würklich ſehr viel wiſſen, wenn man ihn mit Nutzen von einem Gemälde dieſes großen Meiſters unterhalten will.

Aber was ſoll das Auge deſſen, der nie den Pinſel geführt hat, Vortrefliches an den Gemälden Titians finden? Sehen kann er ſie mit leiblichen Augen, und auch ſagen, daß ſie beynahe ganz Natur ſind. Aber wenn er aus der Theorie vom Kolorit weiß, daß Van Dyk und Titian die größten Meiſter in dieſem Fache ſind, wie muß er erſtaunen, wenn er die große Verſchiedenheit der Wege betrachtet, die beyde eingeſchlagen haben, zu ihrem Zweck zu gelangen. Ueber die Anordnung der Lokalfarben und deren Wirkung läßt ſich noch allenfalls etwas bey Titians Werken plaudern:

aber

aber die große Würkung des reinen Auftrags, wo die ganzen Farben in seiner Einbildungskraft sogleich zu Tinten wurden, die großen Pinselstriche, womit er uns den unterlegten Fleiß zu verbergen sucht, die anfangs mit so vieler Zuversicht übertrieben angegebnen Lichter, Schatten und Reflexe. --- Welches Studium von vielen Jahren sezt dies selbst bey einem Künstler voraus, und wie wenige Künstler verstehn die Elemente dieser Sprache? Wodurch ward Van Dyks Anordnung von Kolorit zu Haut, Fleisch, Artikulation auch der geringsten Theile, und wodurch ward Titians Farbengebung, zu solcher Gesundheit, Blüthe, Glut und Leben? Die Zeit hat uns bey beyden alle Tinten längst verschmolzen; aber wer wird ihnen nachspähen, und diesen Sonnenstrahl in seiner Einbildungskraft wieder in alle Farben spalten, wie er war, eh ihn das Alter wieder in Eins gesammlet hat!

Ich behaupte schlechterdings, daß alles Studium für den bloßen Kenner und Liebhaber nur bey dem Mittelmäßigen stehen bleiben, und nie die Kunst in dem Heiligthum des Sublimen berühren soll. Laireſſe wird ihm immer mehr Unterricht und Vergnügen gewähren, als Correggio, und Paul Veroneſe mehr als Titian. Guido's und Guercini's Köpfe haben mehr Bedeutung für ihn als Raphaels, und Raphaels Charakter mehr als die Antike. Sobald Künstler sich einen neuen Weg zu bahnen, und dazu eine neue Manier zu erfinden gesucht haben: so ist gerade dieser Abweg dasjenige,

was das ungelehrte Auge am ehsten fassen kann. Peters von Cortona Art zu zeichnen, Spagnolets Medium und Ton, wodurch er alle Gegenstände gesehen hat, sind geschwinder gemerkt, weil es Fehler und keine Schönheiten sind. Rembrands Einförmigkeit in Beleuchtung hat ihm immer Aller Augen zugezogen, weil sie von weiten als schwarz und weiß schreyt; allein die Menge von Schönheiten, die er dadurch im Detail hervorbringt, sind schwerer zu entdecken, als der Hauptton überhaupt, der oft sehr erzwungen ist. Die bunten Tinten, womit Rubens sein Fleisch (gegen Van Dyk gerechnet) tünchte, haben ihm mehr Bewunderer zugezogen, als die Fouge seiner Einbildungskraft, womit er eine ganze Geschichte in einem Tage aus seinem Kopf hervorgehen ließ. Wenn von Farbengebung die Rede ist, so ist es immer unbegreiflich, Rubens und Van Dyk in Einem Athem zu nennen. Dem Theoretiker und Mäkler mit Kunstworten ist es aber einerley! Beyde Männer sind gleich groß, aber noch nie haben zwey Menschen verschiednere Wege zur Größe zu gelangen eingeschlagen. Van der Werf und Rembrand können beynahe nicht verschiedner seyn.

Der Schluß, den ich aus diesen Betrachtungen ziehe, ist ungefehr dieser: Manieren lassen sich eher kennen, als stille, große und sublime Schönheiten, — und das Studium eines Kenners und Liebhabers beginne mit solchen Meistern, deren Fähigkeiten seiner eignen Wissenschaft näher entsprechen. So lächer-

lich

lich es iſt, einem Lehrling in der Mahlerey gleich anfangs einen Correggio, Baroccio, Van Dyk u. d. gl. kopiren zu laſſen, weil er gerade nicht das mindeſte darinn ſieht, eben ſo wenig wird das ungelehrte Auge des Liebhabers dieſe Schönheiten entdecken, vor deren Betrachtung Zeit, Kunſt und Genie einen dreyfachen Schleyer bereitet haben. Ich bin ꝛc. ꝛc.

III.

Ueber die Sittlichkeit des Luxus und der Singſpiele,

veranlaßt durch des Herrn Prof. Ehlers über beyde angeſtellte Betrachtungen (*).

An einen Freund.

Sie erzeigen mir viel Ehre, indem Sie meine Gedanken über des Hrn. Ehlers Beurtheilung des Luxus, oder des Aufwandes und der Pracht, wie er es nennet, und der Singſpiele, zu wiſſen verlangen; viel Vergnügen

(*) Es ſind die XV. XVI. und XVIII. Betr. aus dem 1ſten Theile ſeines im T. Merkur d. J. im Monat Auguſt angezeigten Buches: Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen.

Zehnte Scene.

Faulconbridge zu den Vorigen.

Faulconbridge.

Oh! ich bin athemlos und ganz abgebrüht, vor äuſſerſter Eilfertigkeit Eu. Majeſtät zu ſehen.

König Johann.

Vetter, du kommſt eben recht, mir die Augen zuzudrüken; das Takelwerk meines Herzens iſt zerriſſen und verbrannt, und alle die Thaue, womit mein Leben ſegeln ſollte, ſind bis auf einen einzigen Faden, ein armes kleines Haar abgenuzt; mein Herz hängt nur noch an einem einzigen ſchwachen Zwirn, der nur ſo lange halten wird, bis du deine Zeitungen geſagt haſt; und dann iſt alles was du ſiehſt, nur ein Kloz und Model von zerſtörter Majeſtät.

Faulconbridge.

Der Dauphin rüſtet ſich, hieher vorzudringen, und der Himmel weiß, wie wir ihm begegnen ſollen; denn ich habe in einer Nacht, da ich mich mit Vortheil zurükziehen wollte, meine beſten Truppen in den Moräſten von Lincoln verlohren, alle, ohne Rettung, von der unerwarteten Fluth verſchlungen.

[Der König ſtirbt.]

Salisbury.

Ihr athmet dieſe tödtlichen Zeitungen in ein todtes

gen aber haben Sie mir nicht damit gemacht. Ich halte, wie Sie wiſſen, ſehr viel auf dieſen Schriftſteller, und bin gern immer ſeiner Meynung; die beyden angeregten Urtheile von ihm ſind aber gerade in ſeinem ganzen Buche, wenn ich nicht etwa noch ſeine Beurtheilung des Kartenſpielens dazu nehmen muß, diejenigen, die ihm am wenigſten gelungen zu ſeyn ſcheinen. Die erzeigte Ehre iſt alſo wohl mehr eine kleine Schalkheit von Ihnen. Allein ich bin nicht rachſüchtig, und Sie werden ſehen, daß ich auch nicht partheyiſch bin.

Was nun zuerſt den Luxus betrift, ſo muß ich geſtehen, daß beym erſten Anblicke gleich die Rubrik Aufwand und Pracht in einem Buche Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen mir unerwartet gekommen iſt. Aufwand, ohne weitere Beſtimmung, iſt etwas Nothwendiges, darüber ſich gar nicht moraliſiren läßt; und iſt die Rede von überflüſſigem Aufwande, ſo iſt ſeine Unſittlichkeit ſchon durch das Wort überflüſſig hinlänglich entſchieden. Wozu alſo eine Unterſuchung? Pracht genommen für Luxus oder Ueppigkeit, alſo im böſen Verſtande, wird gleichfalls durch die Bedeutung des Worts ſelbſt gerichtet und verurtheilt. Hat aber das Wort einen guten oder unſchuldigen Sinn, ſo kann doch nicht erſt die Frage noch ſeyn, ob es erlaubt ſey, ſich an der unſchuldigen Pracht der Natur oder der Kunſt zu vergnügen? Hiernächſt iſt auch hier der Unterſchied zwiſchen objektiviſchem und ſubjektiviſchem Luxus gar nicht ſo unwichtig, als oft Diſtinktionen an-

gesehen zu werden pflegen. Subjektivischen Luxus nenn ich das eitle Bestreben, durch das Uebertriebne im Hausgeräthe, Kleidung und Tafelaufwand sich auszuzeichnen, über andere seines Standes und gleiches Vermögens zu erheben, und darinnen eine Ehre und Vergnügen zu suchen. Dieser ist theils eine lächerliche Eitelkeit, theils eine Verschwendung, wodurch man selbst an sich seiner Familie, und an seinen Nebenmenschen eine Ungerechtigkeit begehet, die oft sogar den Namen der Treulosigkeit und Grausamkeit verdient. Objektivischen Luxus würde man, glaube ich, allen Vorrath modischen und künstlichen Geräthes, und jede reichlich besezte Tafel nennen dürfen. Besitz und Gebrauch solches Luxus können in vielen Subjekten und Fällen etwas höchst Unschuldiges, ja selbst Pflichtmäßiges seyn, wenn man z. B. durch Erbschaften oder Geschenke dazu gekommen, und aus Liebe und Dankbarkeit verbunden ist, denselben weder zu veräußern, noch ungebraucht zu verstecken. Die Anschaffung desselben hingegen, und der über die Bedürfnisse gehende Aufwand in Essen und Trinken dürfte schon bedenklicher scheinen. Ich gebe es gerne zu. Allein wie viele Bestimmungen sind hier nöthig, wenn man über die Sittlichkeit davon richtig urtheilen will? Es ist hier alles relativisch; alles muß erst in Beziehung auf Zeit, Ort, Klima, Land, Regierungsform, Stadt, Einrichtung, Nahrung derselben u. s. w. betrachtet werden, ehe man etwas Vernünftiges darüber

sagen

ſagen kann. Wollen wir nicht das Auſterleben zum Muſter der höchſten Sittlichkeit des Menſchen in dieſen Sachen nehmen, oder des ſittlichen Menſchen Nahrung und Kleidung auf Eicheln und Bärenhäute nebſt reinem Waſſer zum Tranke einſchränken, und uns alle darüber vereinigen: ſo wird es ewig ſchwer bleiben zu ſagen, wo die Gränzlinie zwiſchen Bedürfniſſen und Luxus zu ziehen ſey. Der thüringiſche Landmann mag auf ſeinem Kindtaufſchmauße immer ganze Schüſſeln voll Borsdorfer-Aepfel aufſetzen; niemand wird dabey an Luxus denken. In Petersburg dürfte vielleicht eine einzige kleine Aſſiette voll ſolcher Aepfel auf der Tafel eines Staatsraths ſchon großer Luxus ſeyn. In Abſtrakto läßt ſich daher recht gut und fromm über den Luxus moraliſiren; aber in Concreto wird alles anders, und jene gelehrten Für und Wider werden hier gemeiniglich Luftſtreiche.

Verzeihen Sie mir, beſter Freund, dieſe pedantiſche Wortklauberey, wie Mancher dieſen Eingang nehmen dürfte. Ich halte ſie für nothwendige Beſtimmtheit der Worte, ohne welche Wahrheit der Sache Andern nicht erklärt werden kann; und ich mußte hier etwas dergleichen anführen, um Ihnen zu zeigen, warum mir dieſe Betrachtung in Hrn. Ehlers Buche unerwartet gekommen ſey. Der objektiviſche Luxus gehört für ſtatiſtiſche, politiſche oder ſtaatswirthſchaftliche Unterſuchung, und da wird es auf Land und Landesprodukte, Handlung und Nahrung u. ſ. w. an-

kommen, wenn Caffee oder Brandewein, seidene oder wollene, französische, holländische, engländische oder sächsische Zeuge für schädlichen Luxus oder für nützlichen Handel und Verarbeitung sollen erklärt werden. Der subjektivische Luxus ist die Frucht der allgemeinen allzu großen Sinnlichkeit oder Verdorbenheit der Menschen, oder vielleicht diese Verdorbenheit, dieses Uebergewicht der Sinnlichkeit selbst, und macht also in einem Buche, wie dieses, sehr unbequem ein eigenes Kapitel aus. Denn wozu eine eigene Untersuchung? In Ansehung der Objekte des Luxus wäre es wunderlich, zu untersuchen, welche Dinge Luxus wären. Alle sind es, oder keine sind es. Und es gelten bey allen jene allgemeinen Regeln der Moral: Steure deiner Sinnlichkeit. Nichts zu viel. Immer lieber einen Grad tiefer, als Stand und Vermögen erlaubt. Bey modischen Veränderungen sey weder der erste noch der lezte. Thoren zeichnen sich selbst. Uebertretung solcher Vorschriften ist Luxus, sie äußere sich auch woran sie will, in Jerusalem beym Salomo an Weibern, Pferden und Elfenbein, auf Otahiti an Schweinen und Schiffsnägeln, oder in Europa an Silber und Porzellan. Uebermaaß taugt nirgends, bey niemanden, zu keiner Zeit und in keinem Stücke nichts; Ebenmaaß hingegen und Verhältniß nach Zeit, Ort, Stand und Vermögen ist eher zu loben, als zu tadeln.

Allein (werden Sie sagen) Herr Ehlers, der dies alles gewiß auch weiß, wird sich schon so bestimmt haben,

ben, daß er hier eine ſpeziellere Unterſuchung anſtellen, und ein richtiges Urtheil fällen konnte. Ich muß Ihnen aber geradezu antworten: nein, das hat er weder gethan, noch auch thun wollen. Er hält, nach Seite 150 eine genaue Beſtimmung, wo der Luxus anfängt, für unnöthig, und meynt, wie die Menſchen beym erſten Anblick einer Menge von Körnern in der Benennung des Worts Haufen leicht zuſammenträffen, ſo ſeyen ſie auch leicht in dem einig, was Luxus in dieſem oder jenem Falle zu nennen ſey. Ich kann wegen oben angeführter Urſachen dieſer Meynung nicht ſeyn; und Sie werden ſich aus Struenſee's Bekehrungsgeſchichte (*) vielleicht erinnern, daß es würklich Menſchen giebt, die Manſchetten tragen und Puder in die Haare werfen für völlig gottlos erklären, folglich nicht ſo leicht zu wiſſen ſcheinen, wo der Luxus anfängt, obgleich ſelbſt Lehrer und Führer vieler Tauſende unter dieſen Menſchen ſeyn mögen.

Auf ſolche Weiſe wird es mir auch immer unter dem Denken und Schreiben ſchwerer, des Hr. E. Beurtheilung des Luxus zu beurtheilen. Da ich alſo nicht ſyſtematiſch gehen kann, ſo will ich, um doch genau zu gehen, Ihnen deſſen Beſchreibung des Luxus und das Endurtheil darüber herſetzen, und vornemlich dieſe beyde; dann aber auch einige einzelne Gedanken aus der ganzen Betrachtung ſo beleuchten, daß Sie meine Gedanken davon ganz deutlich werden erkennen können.

(*) S. 139.

„Wir wissen es alle, (so lautet des Hrn. E. Be„schreibung S. 150) daß Ueberfluß im Gebrauch der „Lebensmittel; daß Dinge, die nicht zur Unterhaltung „nöthig, und die zur Befriedigung unserer wah„ren Bedürfnisse nicht erforderlich sind; daß Pracht „und Kostbarkeit und endlich der Besitz von tau„send Dingen, an deren Anblick sich der Mensch wei„det, und die in tausenderley Gestalten nach dem Wech„sel der Moden erscheinen, und oft kaum auf eine ent„fernte Weise mit unsern wahren Bedürfnissen in eine „Verbindung gesezt werden, oder zur Gemächlichkeit „etwas beytragen, unter dem Namen des Luxus be„griffen werden."

„Wie kann also (so lautet das Endurtheil S. 162) „einem die menschliche Glückseligkeit theuer und werth „seyn, der nicht mit Eifer darauf sinnen sollte, soviel „als an ihm liegt, diesem Uebel mit Macht sich zu wi„dersetzen, und die Menschen mehr wieder zum Wege „der Natur hinzuführen!"

Dieses Urtheil und jene Beschreibung scheinen mir nicht ganz zusammen zu passen. Ich will die Ursachen meiner Bedenklichkeit hersetzen. Ist Luxus der Ueberfluß im Gebrauche der Lebensmittel, so ist er freylich ein Uebel, und ein abscheuliches Uebel, wiefern dadurch Fressen und Saufen angezeigt wird; soll aber Ueberfluß hier sich nur auf die verschiedene Mannigfaltigkeit und Menge der Speisen und Getränke beziehen, so muß entweder durchaus nur eine Speise und ein Getränk

tränk festgesezt, und am besten die offne Tafel der Spartaner wieder eingeführt werden: oder mehr Gerichte und verschiedene Getränke, mäßig genossen, können nicht Ueberfluß und Luxus heißen; oder dieser Luxus ist wenigstens kein Uebel, dem sich alle Rechtschaffene mit allem Eifer zu widersetzen haben. Bestimmung des Ueberflusses ist hier schlechterdinges nöthig, wenn ein wahres Urtheil gefällt werden soll.

Dinge, die nicht zur Unterhaltung nöthig und die zur Befriedigung unserer wahren Bedürfnisse nicht erfoderlich sind — sind Luxus, sind ein Uebel? Sollen weggeschaft werden? Was wird nach dieser Beschreibung außer Eicheln und Wasser zur Nahrung, und Thierhäuten zur Kleidung wohl übrig bleiben? Nur fort, lieber Freund, mit ihren Tassen und Schlafröcken, und geradesweges zum Diogenes ins Faß! Doch ich denke, Hr. E. will gewiß anders verstanden seyn, als er sich ausgedrückt hat; ich will ihn auch nicht wegen des Uebertriebenen tadeln, sondern bitte Sie, hier wieder das Unbestimmte zu bemerken.

Pracht und Kostbarkeit — ein Uebel? — Doch wohl nur für den, der thöricht genug ist, Etwas zu verlangen, das er nicht bezahlen kann. Oder sind Juwelen und Ringe ein schädliches Uebel? Ich will mich nicht einmal dabey aufhalten, daß Pracht und Kostbarkeit hier eben das sind, was man beschrieben oder definiert haben will.

Endlich der Besitz von tausend Dingen, an deren Anblick sich der Mensch weidet u. s. w. Münzkabinette, Naturalien- und Bilderkammern, Bibliotheken, Sammlungen von Kupferstichen, Blumenbeete, eine mit Fleiß und Mühe zusammengebrachte Flor von Tulpen, Aurikeln, Nelken — sind also Luxus, sind ein Uebel, dem sich der Rechtschaffene widersetzen soll? Ich weiß ganz wohl, daß ein Mensch in solchen Sachen die Liebhaberey zu weit treiben, sich schaden, große Pflichten darüber vernachlässigen, und lächerlich werden kann. Allein ich begreife nicht, wie es Luxus heisen kann, solche Sachen zu besitzen, und wie es ein schädliches Uebel seyn soll, wenn ein redlicher Mann sich am Anblick derselben weidet. Mag auch die Mode bey Blumisten herrschen, wie sie will, dieß Jahr diese, ein ander Jahr jene Nelke die Königin der Blumen seyn; mögen auch Kupferstiche und Tulpen noch so entfernte, oder auch gar keine Beziehung auf unsere wahren Bedürfnisse haben; ich kann nicht absehen, wo das Uebel liegt, wenn mein Auge sich am Anblicke dieser Werke der Kunst oder der Natur vergnügt.

Und was soll es endlich in diesem Urtheile heissen, die Menschen wieder zum Wege der Natur hinzuführen? Was mag Hr. E. für eine Natur meynen, deren Wege so karg und geizig sind? In der Natur, die ich kenne, ist lauter Luxus und zwar nach seiner eigenen Beschreibung dieses Wortes. Ist nicht in Gärten, auf den Feldern und Wiesen und Weinbergen wahrer

Ueber-

Ueberfluß in Anſehung der Mannigfaltigkeit der Lebensmittel? Iſt da nicht wahre Pracht und Koſtbarkeit? Sind da nicht tauſenderley Dinge, die unſere Augen weiden, auf unſere wahren Bedürfniſſe aber wenig Beziehung haben? Sollen wir alſo zu den Wegen der Natur zurückkehren, ſo müſſen wir uns noch viel ſchöner kleiden, um nur der Pracht der Blumen in Etwas nachzukommen; und wir werden alle Kunſt der Köche aufbiethen müſſen, um nur einmal eine ſo mannigfaltige, prächtige und für das Auge ſchön geordnete Tafel zu haben, als unſre Küche im Sommer auf jeder Wieſe finden. So iſt es aber mit den meiſten Gemeinſprüchen der Moraliſten. Sie blenden, und wer ſie nicht recht anſieht, den führen ſie irre. Es klingt vortreflich: Folge der Natur! Die Natur iſt mit Wenigem vergnügt! Es iſt auch wahr. Der Eſel ſtirbt nicht Hungers, wenn er nur Kleyen und Waſſer hat; ſoll ichs aber drum der Natur zum Verbrechen machen, daß ſie ihm, wenn er auf ihre Wieſen gehen darf, zwanzig und mehr Sorten Gras vorſezt, die eben ſo ſchön anzuſehen, als für ihn wohlſchmeckend ſind? Oder ſolls ich etwa dem Schöpfer der Natur zur Pflicht machen, dieſem Luxus, dieſem Uebel, ſoviel an ihm iſt, ſich aus allen Kräften zu widerſetzen?

Ich hoffe, dies ſoll hinlänglich ſeyn, mich bey Ihnen wegen der Behauptung zu rechtfertigen, daß der Luxus nach der eigenen Beſchreibung des Hrn. E. kein Uebel ſey, und daß alſo ſeine Beſchreibung und

ſein Urtheil nicht wohl mit einander harmoniren. Wofür ich den Luxus anſehe, und was der ſittliche Menſch in Abſicht deſſelben etwa zu thun und zu laſſen habe, will ich Ihnen, werther Freund, vielleicht hernach noch am Ende ſagen, wenn ich erſt, meinem Verſprechen zufolge, Ihnen auch meine Gedanken über einige einelne Sätze und Behauptungen in den Ehleriſchen Betrachtungen vorgelegt habe.

Herr E. trennt die Betrachtung des politiſchen oder bürgerlichen und des ſittlichen Nutzens und Schadens des Luxus, und ſagt S. 144. „Alles, was alſo nicht „einen Einfluß in die Sitten und durch ſelbige in unſere Glückſeligkeit hat, ſoll von gegenwärtiger Betrachtung entfernt werden.“ Recht gut und recht leicht iſt das in der Betrachtung; läßt ſich dieſe Trennung aber auch in der Ausübung machen? Oder wär es nun wohl gethan, wenn ein Landesherr und ſein Rath, weil ſie einſähen, daß Friſiren, Haubenſtecken, Porzellanmachen und Fabriziren baumwollener und ſeidener Zeuge, nebſt andern Wirkungen der Induſtrie, den ſchädlichen Einfluß auf die Sitten hätten, den Hr. E. angiebt, nun auch alle dieſe Sachen und Fabriken in ihren Ländern verböthen? Würden nicht anſtatt der itzigen unſittlichen Folgen andere und weit gefährlichere entſtehen? Und läßt ſich in ganzen Ländern und in Städten, wie London, Paris, Wien, Berlin, keine Aenderung der Sitten ohne Aenderung ihrer politiſchen

Ein-

Ohr -- Mein Gebieter, mein König -- doch -- kaum ein König, izt diß.

Heinrich.

Eben ſo muß ich nun lauffen, und eben ſo ſtille ſtehn. Was für Sicherheit, was für Hoffnung, kan uns dieſe Welt geben, wenn das, was eben izt ein König war, ſo bald ein Erdkloß iſt.

Faulconbridge.

Biſt du dahin? O! ich bleibe nur zurük, das Amt der Rache ſtatt deiner zu vollziehen; und dann ſoll meine Seele dir im Himmel aufwarten, wie ſie dir auf Erden immer gedient hat -- (Zu den Lords.) Nun, nun, ihr Sterne, die ihr in eure Kreiſe zurükgetreten ſeyd, wo ſind eure Völker? Beweiſet nun eure wiedergekehrte Treue und eilet unverzüglich wider mit mir zurük, um ausländiſche Verwüſtung und ewige Schmach aus der ſchwachen Thüre unſers unmächtigen Landes auszutreiben. Laßt uns den Feind eilends aufſuchen, oder wir werden von ihm geſucht werden. Der Dauphin wüthet beynahe an unſern Ferſen.

Salisbury.

So ſcheint es alſo, ihr wiſſet nicht ſo viel als wir. Der Cardinal Pandolph iſt hier, und ruhet drinnen aus, indem er nur vor einer halben Stunde von dem Dauphin mit ſolchen Friedens-Vorſchlägen hieher gekommen, die wir mit Ehre und Vortheil, zu Endigung des gegenwärtigen Kriegs, annehmen können.

Faul-

Einrichtung und Vernichtung ihrer bisherigen Handlungs- und Nahrungszweige machen; wozu dienen denn solche abstrakte Betrachtungen über die Sittlichkeit des aus jener izt einmal nothwendigen Einrichtung entstehenden Luxus? Man muß die Welt nehmen, nicht wie sie seyn könnte oder sollte, nach unserm auf unserm Zimmer gemachten Systeme, sondern wie sie ist; lassen was da ist, und lieber in der Moral zeigen, wie man sich bey dem, das da ist, sittlich und unschuldig zu verhalten habe. Freylich, wenn ich alle politische Betrachtungen absondern, und alle jene Rücksichten mir wegdenke, so läßt sich einseitig recht gut und blendend über den Nutzen und Schaden des Luxus urtheilen. Das heißt aber nicht zum Besten des Ganzen, sondern zum Besten der Parthey schließen; wie bey den Sachwaltern Herkommens und Rechtens ist, die nur das vorbringen, was zu Gunsten ihrer Parthey sich sagen läßt, und es übrigens den Richtern überlassen, zu erkennen und auszusprechen, was wahr und billig ist. So beweist Rousseau, daß die Wissenschaften schädlich sind; Voltaire, daß die Religion alles Unheil in die Welt gebracht hat, und Linguet, der paradoxe Meister im Schnitzen einseitiger Wahrheiten, daß die Sklaverey besser als der freye Bauerstand, das Erdäpfelmehl nach der Erfindung des Hrn. Parmentier gefährlich, und das Brod die ungesundeste Nahrung ist. Sie können nach dem, was sie vorbringen, alle drey Recht haben; haben sie aber drum auch im Ganzen Recht?

Ist

Iſt drum die Wahrheit völlig auf ihrer Seite, und ſoll drum, was ſie verwerfen, verworfen werden?

Wenn ferner Hr. E. S. 148 gegen den Einwurf, daß die Verſchiedenheit der Stände auch verhältnißmäſſigen Aufwand und äußerlichen Glanz erfodern, ſagt: „Soll dieſes einen vernünftigen Sinn haben; ſo muß „der Unterſchied des Standes in einem genauen Ver„hältniß zu der Verſchiedenheit des inneren Werthes „der Menſchen ſtehen:" ſo erinnere ich der Kürze wegen nur dieſes dabey, daß der innere Werth in gar vielen Fällen in gar keine Betrachtung zu kommen braucht. Beym Soldatenweſen, z. B., iſt der Luxus des feinern Tuchs zum Rocke, der Scherpe, des Ringkragens, der goldenen oder ſilbernen Treſſen u. ſ. w. unumgänglich nöthig, den Offizier vor dem gemeinen Soldaten zu unterſcheiden: und dieſe Einrichtung bleibt immer noch ſehr vernünftig, wenn auch, wie oft der Fall ſeyn kann, der gemeine Mann, dem innern Werthe nach, mehr Soldat iſt, als ſein Befehlshaber. Mehr Inſtanzen will ich nicht anführen. Wer ſollte denn auch, wenn die Foderung des Hrn. E. Statt haben ſollte, über den innern Werth eines Menſchen entſcheiden, oder entſcheiden können?

Eben ſo unzuverläſſig iſt auch das, was Hr. E. auf eben derſelben Seite auf den Einwurf antwortet, daß doch Künſte, feine Kenntniſſe und Geſchmack durch den Luxus befördert werden, und die Seele ſo mehr Kultur bekomme. Er nimmt an, die Beförderung der

Künſte

Künſte habe nur die Vermehrung des ſinnlichen Vergnügens zum Gegenſtande. Aus welchem Grunde denn? Kann denn das ſittliche Vergnügen, der Preis des Schöpfers, der ſolche Geſchicklichkeiten in die Menſchen gelegt hat, das Wohlgefallen an deren Entwickelung und Vervollkommung wenigſtens nicht eben ſowohl ein Gegenſtand und Endzweck der Künſte ſeyn? Die Perfektibilität gehört in dem Plane der Schöpfung mit oben an. Die Seelenkräfte werden aber durch nichts ſo leicht vervollkommnert, als durch die Künſte und durch das Studium der Künſte. Ich müßte eine ganze Abhandlung ſchreiben, wenn ich dieſes völlig auseinander ſetzen wollte. Ich zeige hier nur an, wie mißlich überhaupt die Grille iſt, allenthalben beſtimmen wollen, was den nächſten Einfluß auf die Tugend hat; indem ſie wieder auf einer eben ſo grillenhafteigen Abſonderung des Verſtandes und des Willens, des Geiſtes und des Herzens beruht. Wenn nur das Herz gut, der Wille heilig und tugendhaft iſt, ſagt man oft, ſo mag der Verſtand und der Geiſt verfeinert, d. i., vervollkommnert ſeyn oder nicht. Gleich als wenn etwas im Willen ſeyn könnte, das nicht erſt im Verſtande war. Allein man hat leider in der Moral faſt immer ſo geſchloſſen, und daher tauſend Dinge weggewieſen, die man zur Tugend nicht zu brauchen glaubte, ohne nur einmal zu bemerken, daß man ſo Gewiſſenhaftigkeit und Tugend mit einander vermiſcht und verwechſelt, wenigſtens wiefern man unter Tugend die

Summe

Summe des sittlichen Guten verstrht, und nicht bloß den Vorsatz, gut zu handeln. Zur großen Gewissenhaftigkeit gehören nicht viel feine Kenntnisse, das gebe ich gerne zu, und behaupte sogleich auch mit Hr. E., daß das Studium der schönen Künste dazu nicht erfoderlich ist. Allein die Summe des sittlichen Guten in Einer Person, oder überhaupt unter den Menschen zu vermehren, werden feine Kenntnisse, feine Empfindungen unumgänglich erfodert, und diese zu befördern, ist das Studium der Kunst erfoderlich. Um gewissenhaftig zu seyn, brauchten Newton und sein frommer Freund Boyle nicht viele Kenntnisse, vielleicht nicht mehr, als jeder fromme Bauer ihrer Zeit brauchte; aber unter ihrer Tugend und eines ehrlichen Bauers Tugend mache ich einen großen Unterschied. Welchen Segen haben jene Männer nicht über die Nachwelt durch ihr Beyspiel, ihre Werke, und ihre Stiftungen verbreitet! Würden sie das gewollt und gekonnt haben, wenn sie zwar eben soviel Gewissenhaftigkeit, aber auch nicht mehr Kenntnisse und Empfindungen der Religion und Tugend gehabt hätten, als jeder fromme Bauer ihrer Zeit? Man muß nur, wenn vom Einflusse der Künste, Kenntnisse und feinen Empfindungen auf die Tugend die Rede ist, nicht gleich den Einfluß bey jedem Individuum und so physisch nahe suchen, wie beym Fließen des Weins aus dem Glase in den Mund und Magen; und sich immer mehr gewöhnen, auch in der moralischen Welt, wie in der physischen, große Wirkungen

gen

gen aus kleinen oder doch kleinscheinenden Urſachen zu erwarten. Ich kann daher wenigſtens mit Hr. E. weder annehmen, daß die Beförderung der Künſte nur die Vermehrung des ſinnlichen Vergnügens zum Gegenſtande habe; noch den Schluß daraus ziehen, daß alſo Künſte und feine Kenntniſſe bey weitem den Werth nicht hätten, den alles das hat, wodurch der Menſch mit den nothwendigen Bedürfniſſen verſorgt, und in Tugend und Kenntniſſen, die ſeine Pflicht betreffen, mehr befeſtigt und vollkommener gemacht wird. Alles iſt mir in dieſem Schluſſe noch viel zu unbeſtimmt, zu ſchwankend und zu unſicher, als daß ich darauf bauen und die Künſte deswegen herabwürdigen ſollte. Seife und Brod ſind mir zwar nothwendigere Bedürfniſſe, als ein Gemälde oder eine Statue; im Ganzen aber und in Abſicht auf die große Verbindung aller Dinge in der Welt, möchte ich doch darum dem Seifenſieden und Brodbacken keinen größern Werth beylegen, als der Malerey und der Bildhauerkunſt.

Was Hr. E. noch wider die Künſte vorbringt, ſind Folgen, die nur zufällig und nicht nothwendig ſind. Und wenn er endlich die ſchönen Künſte zwar nicht aus der Welt verbannt haben will, ſondern nur glaubt behaupten zu können, es ſey nicht gut, wenn ſich viele auf dieſes Studium legten; ſo finde ich das zwar ganz billig und richtig, glaube aber, daß beydes ohnehin nicht geſchehen werde. So lange Künſtlergenies gebohren werden, werden die Künſte nicht aus der Welt verbannt

bannt seyn; und weil ihrer immer nicht viel gebohren werden, so ist nicht zu fürchten, daß ihrer zu viel werden möchten.

Da mein Schreiben, wie ich sehe, schon sehr lang ist, so übergehe ich, was Hr. E. von S. 149 bis 162 von der Verleitung des Luxus zur Lasterhaftigkeit sagt, soviel lieber, da die Wahrheit und Falschheit dieser Behauptung lediglich aus einer genauern Beschreibung des Luxus nur zu behaupten steht, und es hier oft mit einem Schlusse von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit versehen seyn dürfte, wie Sie leicht selbst finden werden. Und aus allen diesen Gründen enthalte ich mich auch, noch etwas bey dem zu erinnern, was Hr. E. von einigen Hauptarten des Aufwandes insbesondere gesagt hat.

Am Ende seiner Betrachtungen führt Hr. E. in einer Anmerkung eine Abhandlung über die landesverderblichen Folgen des Luxus an, die sich im 6ten Theil der Abhandlungen der freyen ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg befinden soll. Dieß erinnert mich am Ende auch an meinen anfangs geäußerten Gedanken, daß solche Untersuchungen mehr für die Oekonomie, als für die Moral gehören, und der Luxus, wenn dieses modische Zwitterwort doch einmal gelten soll, mehr landverderblich als seelenverderblich genennt werden kann. Unsere alten Theologen und Moralisten kannten dieses Wort nur aus der lateinischen Sprache, nannten alles, was sie in ihrer Wirthschaft und Garderobe

derobe nicht hatten oder nicht brauchten, Luxus, oder Ueppigkeit und Schwelgerey, beurtheilten die ganze Welt wie ihre Häuser und Studierſtuben, und verdammten alles, was hier entbehrlich war, als Sünde. Sie wuſtens nicht beſſer zu machen. Izt thäten wir am beſten, wir ließen den objektiviſchen Luxus den Politikern zu beurtheilen über, ritten dieſes modiſche Steckenpferd in der Moral gar nicht, rechneten Kleider, Geräthe, Speiſen, Getränke in ihrer Mannigfaltigkeit zu den Mitteldingen, und gäben kurz und gut den weiſen Rath: Nichts zu viel!

Mein Schreiben gehört ſicherlich auch unter die Adiaphora, und ich hätte daher freylich die Regel: Nichts zu viel! am erſten mit in Acht zu nehmen. Ich habe ſie bis hieher beynahe vergeſſen, will aber meinen Fehler, denk ich, dadurch gut machen, daß ich mich in dem kürzer faſſe, was ich Ihnen noch über Hr. E. Beurtheilung der Singſpiele ſagen ſoll.

Ich kann auch hier kürzer ſeyn, weil Hr. E. ſelbſt nicht viel davon geſagt hat, und es mir faſt ſcheint, daß er nicht ſowohl die Sittlichkeit der Singſpiele unterſuchen, als vielmehr nur bey Gelegenheit der Schauſpiele ihnen, wie im Vorbeygehen, gern etwas habe anhängen wollen. Seine ganze Meynung von den Schauſpielen iſt die, daß ſie nicht zu verwerfen, aber noch nicht ganz ſo eingerichtet ſeyen, daß ſie den Nutzen hätten, den ſie ſchaffen könnten. Beſonders mißfällt ihm daran dies, daß man darinnen ſo viel Reizendes

und Angenehmes, so viele aus einer Ideenwelt genommene Glückseligkeiten findet, wovon man vergeblich den Genuß in dieser Welt sucht. Dieses, sezt er nun S. 168 hinzu, ist vorzüglich den Singspielen zur Last zu legen. Alles hat in denselben ein so romantisches Ansehen, alles wiegt die Seele in so wonnevolle Vorstellungen von schimärischen Erdenglückseligkeiten ein, daß sie nicht aus diesen Träumen wieder erwachen kann, ohne sich in unserer gegenwärtigen Welt elend zu finden. Zweyerley habe ich daben zu erinnern. Einmal da die Täuschung bey Theaterstücken gerade das Meisterstück ist, und Dichter, Komponist und Schauspieler kein höheres Ziel der Kunst haben können, als Zuschauer und Zuhörer in die Welt zu versetzen, in der sie sie izt eben haben wollen; so müssen vom Sittenlehrer, der dieses für schädlich hält, alle gute Singspiele lieber gleich geradezu verdammt werden. Denn will er solche gemacht haben, die keine Illusion bewirken, so will er schlechte Stücke haben, und dafür ist es besser, gar keine zu haben. Hernach beweist der Grund des Tadels der Singspiele, wenn er gelten sollte, zu viel. Nach demselben würden auch alle angenehme und reizende Vorstellungen eines religiösen Redners oder Dichters von den Seligkeiten und Schönheiten des Himmels zu verwerfen seyn; denn man kann von dem durch sie erregten Enthusiasmus auch nicht zu sich zurückkommen, ohne sich in unserer gegenwärtigen Welt elend zu finden. Und haben wir nicht Beyspiele, daß

Menschen

Menschen vor schwärmerischer Sehnsucht, aus dieser bösen Welt in eine bessere zu kommen, unter den frömmsten Zubereitungen ihren Tod selbst befördert haben?

Wenn ferner S. 272 außerdem den Singspielen noch zur Last gelegt werden will, daß sie den gesunden Seelenzustand nicht befördern, nach welchem man alles recht ansieht und richtig nach seinem Werth und Verhältnisse zu andern Dingen, besonders zu unsern Pflichten und zu unserer Glückseligkeit schäzt, weil darinnen der Geist, das ist, der Ausdruck der Gedanken durch Musik, so häufig ganz vernachläßigt wird: so hat das Singspiel jenen Mangel mit fast allen Kompositionen, selbst den moralischen Schriften gemein; indem der Mensch immer zu sinnlich und zu schwach ist, als daß er durch irgend Etwas zu ganz richtigen Urtheilen könnte tüchtig gemacht werden; der angegebene Grund davon aber kann nicht dem Singspiele, sondern allein dem Komponisten zur Last fallen. So vortreflich und richtig daher auch S. 274 bemerkt wird, wie unrecht oft unsere Sittenlehrer sich wider Vergnügungen erklären und selbige verdammen, die nur zufälligerweise schwachen und irrenden Seelen zuweilen zum Anstoße gereichen und Anlässe zum Bösen werden: so fürchte ich doch, es sey dem Hrn. E. hier selbst etwas dergleichen begegnet, so sehr er auch, unmittelbar vorher versichert, er sehe bey seinem Tadel nicht auf zufällige, sondern auf solche üble Wirkungen bey den Singspielen, die, wie diese gewöhnlich sind, aus der

Einrichtung derſelben weſentlich fließen. Genauer wenigſtens wünſchte ich den Ausdruck hier, indem doch das nicht weſentlich aus der Einrichtung dieſes Vergnügens folgen kann, was nur von vielen Singſpielen vielleicht gelten möchte, oft nur ein Fehler der Zuſchauer oder Zuhörer iſt. Wer richtig zu urtheilen gewohnt iſt, den werden Singſpiele nicht verwöhnen, und wer noch ſo ſinnlich iſt, daß er in ſeinen Beurtheilungen immer mehr auf den Schein als auf das Weſen ſieht, an dem werden die gewöhnlichen Singſpiele wenig verderben, und die vollkommenſten Singſpiele wenig oder nichts beſſern. Ihr ſchädlicher oder nützlicher Beytrag iſt, deucht mich, daher immer viel zu unbeträchtlich, als daß er bey ihrer Empfehlung oder Verwerfung mit in Anſchlag gebracht werden könnte.

Zum Schluſſe kann ich nicht umhin, Ihnen nochmals zu geſtehen, daß dieſer Ausfall auf die Singſpiele, dafern nicht ein ganz individueller Grund etwa mitgewirkt, mir überhaupt etwas Befremdendes hat. Bey allen dem bleibt den Betrachtungen des Hrn. E. ihr ganzer Werth von mir erkannt und unbenommen. Ich bin, wie der Rezenſent derſelben im T. Merkur, in allen Hauptgedanken mit ihm übereinſtimmend; wünſche ſo herzlich als er, etwas beytragen zu können, den Menſchen ihre Vergnügungen, die ſie ſo ſehr brauchen, und ich ihnen ſo herzlich wünſche und gönne, ſo unſchädlich als möglich zu machen. Seine billige Denkungsart, wodurch er ſich in dieſer Materie gegen viele

Mora-

Faulconbridge.

Er wird deſto geneigter zum Frieden ſeyn, wenn er uns zur Vertheidigung gefaßt ſehen wird.

Salisbury.

Die Sache iſt gewiſſer maſſen ſchon in Richtigkeit; denn er hat ſchon den gröſten Theil ſeiner Kriegsgeräthſchaft nach der Küſte abgeſchikt, und dem Cardinal Vollmacht gegeben, den Frieden zu machen; und wenn ihr es gut befindet, ſo wollen wir, ihr, ich ſelbſt und die übrigen Lords uns dieſen Nachmittag mit ihm auf den Weg machen, um dieſes Geſchäfte glüklich zu Ende zu bringen.

Faulconbridge.

Laßt es ſo ſeyn; und ihr, mein edler Prinz, mit den übrigen Fürſten, die am beſten geſchont werden können, bleibet zurük, euers Vaters Leichenbegängniß zu beſorgen.

Heinrich.

Zu Worceſter ſoll, vermöge ſeines lezten Willens, ſein Leichnam beerdiget werden.

Faulconbridge.

Er ſoll alſo dahin gebracht werden, und glüklich möge Euer thcurſtes Selbſt die Erbfolge und den glorreichen Scepter dieſes Landes übernehmen, als welchem ich hier, mit aller Unterwürfigkeit, auf meinen Knien, meine getreuen Dienſte und immerwährenden Gehorſam angelobe.

Salis-

teur so leicht nicht zu handen kommen möchte, durch Mittheilung derselben, einen angenehmen Dienst zu thun geglaubt hat. Der Verfasser ist nicht zuverläßig bekannt, und hat seine Ursachen, des Ruhms, den ihm dieses Buch zugezogen haben mag, in der Verborgenheit zu geniessen. Es ist leicht zu sehen, daß er kein Freund des ehmaligen Philosophen von Ferney ist, und überhaupt weder zur Parthey der sogenannten Philosophen, noch zu den ebenfalls so genannten Devots, ihrer Gegenparthey, gehört; welches leztere nur zu oft aus dem Ton, worinn er von seiner Geistlichkeit spricht, erhellt. Kurz, wenn er zu einer Parthey gehört, so mag es wohl die der *Perssifleurs* seyn, welche, wiewohl sie die meisten Lacher auf ihrer Seite hat, doch keineswegs die hochachtungswürdigste ist. Unbefangene Leser werden daher mehr als einmal Ursache finden, in das Licht, worinn er den Helden stellt, und in die Farben und Reflexe, womit er Personen und Fakta koloriert, einiges Mißtrauen zu setzen! Indessen sind wir doch von Personen, deren Zeugniß Gewicht hat, der Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten versichert worden; und es scheint wenigstens nicht schwer zu seyn, das, was darinn historisch wahr ist, von dem Medium, wodurch es der Verfasser gesehen hat, oder dem Helldunkel, worein er es gestissentlich stellen wollte, zu unterscheiden.

Den 12ten Febr. 1778. Herr von Voltaire ist vorgestern Nachmittag wirklich zu Paris angekommen. Er stieg in der Rue de Beaune bey dem Hrn. Marquis de Villette ab, und machte eine Stunde darauf ganz vergnügt und zu Fuße dem Hrn. Comte d'Argental auf dem Quai d'Orsay seinen Besuch. Der Aufzug, den er mit seiner Kleidung machte, war so sonderbar, (er war nemlich in einen weiten Pelz gehüllt, hatte eine wollene Perücke; und eine

rothe

rothe Pelzmütze oben drauf) daß ihn die kleinen Kinder, weil es eben Karneval iſt, für einen Faſtnachtsnarren anſahen, und hinter ihm drein liefen und ſchrieen.

Geſtern iſt er den ganzen Tag in Schlafrock und Nachtmütze geblieben, und hat in dieſem Aufzug die Beſuche von Hof und Stadt angenommen. Er gab zur Entſchuldigung, er ſey äußerſt abgemattet, und überhaupt gar nicht wohl. Er ſprach beſtändig davon, daß er ſich zu Bette legen müſſe, legte ſich aber doch nicht. Mit dem Cerimoniel ward es ſo gehalten. Man wurde in eine Reihe von prächtigen Zimmern geführt, wo die Frau Marquiſe de Villette, als Frau vom Hauſe, und Mad. Denis, als Nichte des Hrn. von Voltaire, die Honneurs machten. Sie hielten Cercle. Ein Bedienter ſagte dem Hrn. von Voltaire allezeit, wer käme. Der Hr. Marquis de Villette und der Comte d'Argental präſentierten, ein jeder auf ſeiner Seite, diejenigen an den Philoſophen, die er noch nicht kannte, oder wieder vergeſſen hatte. Er empfieng das Kompliment des Neugierigen, antwortete ihm ein paar höfliche Worte, und begab ſich wieder in ſein Kabinet, um ſeinem Sekretär Verbeſſerungen zu ſeinem Trauerſpiel Irene zu diktiren.

Allem Anſehen nach hat ſeine väterliche Zärtlichkeit für dieſes Stück, welches er gar zu gern aufführen ſehen möchte, keinen geringen Antheil an ſeiner Wiederkunft nach Paris gehabt. Aber wie groß war ſein Schmerz, da er hörte, daß le Kain nur eben geſtorben ſey!

Den 14ten Febr. Hr. von Voltaire hütet noch beſtändig ſein Zimmer, um Viſiten anzunehmen, und Verbeſſerungen über ſeine Irene zu diktiren. Wegen le Kains Verluſt war er ſo empfindlich gerührt, daß ihm ganz übel wurde, wie ihm der Abbee Mignot auf einmal die Krankheit und den Tod dieſes groſen Schauſpielers ankündigte.

Er hat auch Herrn Tronchin wegen der anhaltenden Verſtopfungen, über die er klagt, und wegen der geringen Wirkung der Kaßia, die er, um der Natur zu Hülfe zu kommen, wöchentlich dreymal genommen hat, um Rath gefragt. Der Doktor antwortete ihm: in ſeinem Alter ſey weiter nichts zu thun, als Gedult zu haben. Unterdeſſen hat er ihm doch einige Mittel angerathen, die der Kaßia noch nachhelfen ſollten.

Uebrigens lebt der Philoſoph faſt wie zu Ferney. Er hat ſein eignes Hausweſen bey dem Hrn. von Villette, und hat alles, was dazu gehört, bis auf die kleinſten Geräthe, anſchaffen laſſen.

Er geſteht ſelbſt, daß er nicht im Stande ſey, ſeine Freude über die außerordentliche Aufnahme, die ihm hier wiederfahren iſt, auszudrücken. Am Donnerſtage war die Akademie verſammlet, und beliebte für ſchicklich zu halten, ihn durch eine beſondere Deputation komplimentiren zu laſſen. Es ſcheint, daß nicht viele mitgehen werden.

Den 16ten Febr. Hr. von Voltaire hat diese Tage über noch immer — nicht Viſiten, ſondern Huldigungen empfangen. Am Sonnabend ſchickten die franzöſiſchen Schauſpieler Deputierte an ihn. Hr. Bellecour hielt die Anrede an ihn, und Hr. v. V. antwortete ihm, nachdem er erſt, gewohntermaaßen, von ſeiner Unpäßlichkeit geſprochen hatte: „Fürs Künftige kann ich blos für Sie und durch ſie leben“ Darauf wandte er ſich zu Mad. Veſtris, und ſezte hinzu: „Madame, ich habe dieſe Nacht für Sie gearbeitet, wie ein Jüngling von 20 Jahren (*).“ Er meinte damit ſeine Ver-

(*) Madame, j'ai travaillé pour Vous cette nuit comme un jeune homme de 20 ans. Wie galant! und wie emphatiſch, wenn man ſich das Alter und die Figur des Greiſen, der ſo witzige Zweydeutigkeiten ſagt, hinzudenkt. — Die große Perüke und den Schlafrock nicht zu vergeſſen!

Verbeſſerungen, die er zu ſeinem Stücke gemacht, und mit deren Einſchaltung er die ganze Nacht zugebracht hatte.

Die Deputation der Schauſpieler gieng wieder ab. Einer von ihnen ſagte: Mr. Bellecour habe ſeine Anrede in einem ſehr pathetiſchen Ton gehalten, und die Zuhörer ſeyen beynah bis zu Thränen gerührt worden. Ja, ja, antwortete er: wir haben unſre Rolle recht gut geſpielt, einer wie der andre.

Nach dieſer Cerimonie gab man den Schauſpielern zu verſtehen, weil Hr. v. V. den Cinna immer für das Meiſterſtück des Corneille geprieſen, ſo hätten ſie auf nächſten Montag dieſes Stück anſtatt des Heraklius geben ſollen. Sie haben verſprochen, ſich darnach zu achten, und Hr. v. V. hat ſich anheiſchig gemacht ſelbſt zu kommen, wenn es ihm anders Hr. Tronchin erlauben werde.

Während der ganzen Audienz, die er heute gab, war er ſehr munter. Er ſprach viel über politiſche Gegenſtände, und zeigte einen Brief vom König von Preuſſen, den er vor Kurzem empfangen hätte. Er bemerkte, daß dieſer Monarch darinn als einen Grundſatz annehme: man müſſe ſich nichts zueignen, was einem nicht gehöre. „Gleichwohl, fügt' er „lächelnd hinzu, möcht' er izt gern ein Stückchen vom Churfürſtenthum Bayern miterben; aber ohne Zweifel hat er auch „Recht dazu (*)." „Was den Kaiſer betrift, ſo muß ein „großer Monarch, wie er, ſo viel Land beſetzen, als er kann, „um ſeine Maieſtät in einem weiten und anſtändigen Raum „bewegen zu können."

Den 17ten Febr. 1778. Hr. v. V. hat geſtern nicht in den Cinna gehen können. Er leidet ſeit Sonntag viel an der Harnſtrenge, und deswegen hat ihm Hr. Tronchin nicht erlaubt

(*) Für einen Korreſpondenten war Hr. v. V. alſo ſehr ſchlecht von den Abſichten des Königs v. P. benachrichtigt.

laubt auszugehen. Die Ungewißheit, den Philosophen wo anders, als in seinem eignen Hause zu sehen, macht nun den Auflauf desto größer. Selbst Leute, die ihn nicht kennen, und auch sonst nichts vor sich haben, weswegen sie sich selbst präsentiren könnten, lassen sich ihm durch andre vorstellen. Uebrigens geht es da wie bey den Audienzen der Minister zu. Spricht mit ihm wer will, und viele sind schon vergnügt, wenn sie ihn nur gesehen oder gehört haben.

Den 18ten Febr. Am Montage hat Hr. v. V. wegen seiner Unpäßlichkeit vom Sonntag keine öffentliche Audienz geben können; doch sind einige Personen privatim angenommen worden, trotz der Sorgfalt des Hrn. von Villette, für eine so kostbare Gesundheit zu wachen, und die Zudringlichen zurückzuhalten. Die Vornehmsten unter denen, die so glücklich waren, den Philosophen zu sehen, waren der Doktor Franklin, Madame Necker, der Englische Gesandte und Hr. Balbastre. Man hat seine Geschicklichkeit, die Unterhaltung für so verschiedene Akteurs zu modificiren, und vornemlich die Grazie, die Lebhaftigkeit und die Menge von Witz bewundert, womit er der Frau des Generaldirektors des Finanzwesens zu gefallen gesucht hat.

Ob er gleich über Kopfweh klagte, wollte er doch auch die Eitelkeit des berühmten Künstlers (des Hrn. Balbastre) kitzeln, der ihm seine Verehrung zu bezeigen gekommen war. Er bat ihn um ein Stück auf dem Klavier, und dieser geschickte Mann schien die Beschwerden des Kranken dadurch zu bezaubern.

Den 19ten Febr. Hr. v. V. war den ganzen Montag über sehr matt, und wandte sich deswegen an den D. Tronchin. Dieser fand seine Füße geschwollen, und befahl ihm, sich zu legen; zugleich aber erklärte er sich, daß er ihm nicht acht Tage mehr für sein Leben stehen könnte, wenn er nicht anders lebte, und sich in einer gänzlichen Ruhe hielte. Dieser Drohung

zufolge

zufolge sieht der erschrekte Greis niemand mehr, und läßt auch Personen vom ersten Rang nicht mehr vor. Seine Gesundheit, sagt er, sey ihm kostbarer, als alle Ehrenbezeugungen, die man ihm anthun will. Indessen kann er doch nicht von der Arbeit lassen, sondern überhäuft seinen Sekretär Vagnieres mit Schreibereyen für dies unglückliche Trauerspiel, das ihm zur Folter wird.

Die Eitelkeit des Hrn. v. V. wurde zu einer so ungelegenen Zeit um desto mehr gekränkt, da der Hr. Graf von Artois ihn seiner Gewogenheit und des Vergnügens versichern ließ, das er haben würde, ihn in der Komödie zu sehen; und ihn zugleich ersuchte, ihm den Tag wissen zu lassen, wenn er hineingehen würde.

Den 22sten Febr. An dem Tage, da D. Franklin bey dem Hrn. v. V. seinen Besuch machte, stellte er ihm seinen Enkel vor, und bat ihn — (*) um seinen Seegen vor den Kleinen. Der Philosoph, der seine Rolle nicht schlechter spielte, als der Doktor, stund auf, legte dem kleinen Unschuldigen die Hände auf, und sprach mit emphatischem Ton diese drey Worte über ihn aus: Gott, Freyheit und Toleranz.

Hr. v. V., der im Physischen nicht weniger als im Moralischen ein Wunder ist, befand sich am Donnerstage um vieles besser. Die Geschwulst an seinen Füssen hatte sich gesezt, und er beschäftigte sich mit Austheilung der Rollen zu seinem Trauerspiele. Niemand als der Marschall von Richelieu hatte die Erlaubniß, ihn, in Rücksicht auf dieses Geschäfte,

(*) par une *adulation indecente, puerile, basse*, & même suivant certains devots d'une *impiété* derisoire sezt der Verfasser dieser Anekdoten hinzu. Da diese häßlichen Beywörter nur Farben sind, die er dem Fakto anstreicht, und nicht das Faktum selbst, so glaubt man besser zu thun, sie hier (und ähnliche an mehrern Stellen) wegzulassen.

schäfte, zu sehen. Es war ein seltenes Schauspiel, diese beyden Greise zu beobachten und zu hören. Sie sind beynah von gleichem Alter. Der Duc ist etwas jünger, sah aber, trotz seiner Toilette und Dekoration, noch weit älter aus, als Hr. v. V. in Nachtmütze und Schlafrock. Der leztere hat sich vorgenommen, nächsten Sonntag zur ersten Probe ins Komödienhaus zu gehen, und zwar mit dem Manuscript in der Hand, um die Fähigkeiten eines jeden Akteurs kennen zu lernen.

Am Freytag arbeitete Hr. v. V. so viel, daß er seinem Sekretär nicht einmal Zeit zum Ankleiden ließ. Nachmittag ließ sich die Comtesse Du Barry bey ihm zu Besuch melden; es hielt sehr schwer, den alten Kranken dahin zu bringen, daß er sie annahm. Seine Eitelkeit litt dabey, daß er vor dieser Schönheit ohne Toillette und Zubereitung erscheinen sollte. Endlich gab er dennoch ihren Bitten nach, und ersezte das durch die Grazien des Geistes, was ihm etwa an äußrer Eleganz abgehen mochte.

Den 22sten Febr. 1778. Der Hr. Marquis de Villette fragte Mademoiselle Arnoux (*), nachdem diese seine Frau gesehen hatte, was sie von ihr hielt. Sie antwortete ihm: Es ist eine sehr schöne Ausgabe der *Pucelle*. Man muß sich erinnern, daß die Marquise de Villette, eine gebohrne Demoiselle de Varicourt, mehrere Jahre in Voltaire's Hause erzogen worden war.

Den 22sten Febr. 1778. Gestern hat sich bey dem Hrn. v. V. die Geschwulst an den Füßen in etwas wieder eingefunden. Er hat sich den ganzen Tag inne gehalten, und Niemand als sein Arzt ist vor ihn gekommen. Man zweifelt, daß

(*) Bekanntermaaßen eine Schauspielerin, die ihres Witzes wegen eben so berühmt, als durch ihre Galanterieen berüchtigt ist.

daß er heute im Stande seyn werde, in die Komödie zu gehen, oder auch nur die Schauspieler zu sich kommen zu lassen, wie man ihm vorgeschlagen hatte. Ob ihm gleich verboten worden ist, etwas zu thun, hat er doch den ganzen Tag gearbeitet.

Den 24sten Febr. Hr. v. V. glaubte am verwichnen Sonntag ungeachtet seiner geschwollenen Füße doch im Stande zu seyn, die Schauspieler anzunehmen. Er vertheilte die Rollen zur Irene unter sie und gieng sie mit ihnen durch. Der Marschall von Richelieu war bey der Scene zugegen, und es war ein liebliches Schauspiel, die beyden Greise sich unter diesem Hauffen von Histrionen herumtreiben zu sehen. Abends fand sich der Dichter sehr abgemattet, und mußte schon um 8 Uhr zu Bette gehen.

Obgleich der König erklärt hat, daß er den Hrn. v. V. weder liebe noch schätze, und, als der Hr. von Maurepas die Gesinnungen seiner Majestät in Ansehung des Verlangens, welches Hr. v. V. geäußert hatte, nach Versailles kommen zu dürfen, auszuforschen suchte, ihm zur Antwort ertheilte: es sey schon genug, daß Er (der König) die Augen zu seinem Aufenthalt in Paris zuschließe: so hat es doch der Comte d'Angiviliers so weit gebracht, daß den Statuen, welche der Bildhauerakademie zu verfertigen aufgetragen worden sind, auch des Hrn. v. V. seine beygefügt worden ist. Dieser Generaldirektor des Königlichen Bauwesens konnte nicht genug eilen, dem Helden eine seiner Eitelkeit so schmeichelhafte Neuigkeit wissen zu lassen, und er glaubte, daß Hr. Pigal, dem diese Arbeit aufgetragen war, der angenehmste Bote seyn würde, den er deshalb an ihn senden könne. Der große Dichter, voll von dieser Nachricht, antwortete dem Künstler, dem auch die Statue des Marschall de Saxe aufgetragen ist, in folgenden sechs Versen:

Le

Le Roi connoît votre talent:
Dans le *petit* & dans le *grand*
Vous produiſez oeuvre parfaite.
Aujourd' hui, contraſte nouveau!
Il veut que votre heureux ciſeau
Du *heros* deſcende au *trompette* (*).

Den 23ſten Febr. Ungeachtet der großen Menge von Anhängern und Bewunderern, die Hr. v. V. hat, hat er doch noch mehr Feinde. Die ganze Parthey der Andächtigen und der Geiſtlichkeit iſt gegen ihn. Sie wurden durch das Aufſehen, das ſeine Ankunft hier erregte, und die unglaubliche Senſation, die ſolche machte, äußerſt aufgebracht. Sie hofften anfangs, es würden vielleicht Verordnungen vorhanden ſeyn, kraft deren ihm verboten wäre, wieder in der Hauptſtadt zu erſcheinen, und ſchlugen deßhalb alle Bücher (Regiſtres) der Polizey, des Departement von Paris und desjenigen der ausländiſchen Angelegenheiten nach, um zu ſehen, ob ſich nicht etwa irgend ein Fetzgen von einer Lettre de Cachet fände, deſſen ſie ſich bedienen könnten, ihn in aller chriſtlichen Liebe bey dem König vollends zu ſtürzen, der ohnehin ſchon nicht ſehr günſtig von ihm denkt. In dieſem Vorhaben hofften ſie auch von Monſieur (le Comte de Provence) begünſtigt zu werden, der kein Freund von dem Chorführer der Modephiloſophie iſt. Unglücklicherweiſe zeigte ſichs, daß niemals ein ſchriftlicher Befehl vorhanden geweſen war, der dem Hrn. v. V. die Stadt unterſagt hätte: ſondern daß ſeine lange Abweſenheit blos ſeiner natürlichen unruhigen Gemüths-

(*) Wir hätten gerne mit einer Ueberſetzung in ähnlichen Knittelreimen aufwarten wollen, wenn ſich nur ein brauchbares Reim auf Trompeter fände, welches nothwendig das letzte Wort ſeyn muß, wenn dies Madrigal nicht alle ſeine Grazie verlieren ſoll.

Salisbury.

Eben dieſes Gelübde thut unſre zärtliche Liebe, welche auf ewig ohne einigen Flecken dauern ſoll,

Heinrich.

Meine gerührte Seele wünſcht euch danken zu können, und weiß es nicht anders zu thun als durch Thränen.

Faulconbridge.

Laßt uns einem Uebel, welches wir ſo lange zum voraus bejammert haben, nur nöthige Trauer bezahlen -- So lag England niemals, und ſoll künftig nie zu eines Eroberers Füſſen ligen, als wenn es ſich vorher durch ſeine eigne Hände verwundet hat. Nun, da dieſe ſeine Fürſten wieder heim gekommen ſind, nun laßt drey Theile der Welt in Waffen herkommen, und wir ſind ſtark genug, ſie abzutreiben. So lange England ſich ſelbſt getreu bleibt, iſt nichts das uns erſchreken kan!

Ende des dritten Theils.

mäthsart und gewissen wörtlichen Bedeutungen zuzuschreiben sey.

Ohne Zweifel hätten eine Menge seiner durch den Scharfrichter verbrannten Schriften zum Vorwande dienen können, ihm den Prozeß zu machen. Aber er hat ja keine derselben unterschrieben und besiegelt. Sie sind alle entweder ohne Namen oder unter einem falschen Namen erschienen; und überdies müßte eine förmliche Instruktion darüber abgefaßt werden, die nun freylich in unserm aufgeklärten Jahrhundert etwas Allzuverhaßtes wäre; und wozu auch das Parlament sich nicht einmal gebrauchen lassen würde, als in welchem Voltaire Anverwandte, Freunde und Bewunderer hat.

Der Fanatismus ist also dahin gebracht, auf einer Seite grobe Intriguen gegen ihn anzuzetteln, auf der andern über Aergerniß zu schreyen, und überhaupt den Aufenthalt dieses Apostels des Unglaubens in dieser Stadt zu beseufzen. Der Hr. Erzbischof, der bey seiner Vertreibung am meisten interessiert, und in Vertheidigung der Religion der eifrigste ist, hat deswegen unmittelbar an den König geschrieben. Aber man hat Sr. Majestät dagegen vorgestellt, daß dieser Greis, der von der Veränderung seines Aufenthalts bey itziger Jahrszeit, von der langen Reise und von der Menge der Besuche, die er empfangen, sich noch nicht erholt habe, und den der Gedanke, dem Monarchen zu mißfallen, noch mehr betrüben und niederschlagen müßte, nicht gleich stehenden Fußes nach Ferney zurückgehen könnte; daß es Grausamkeit seyn würde, ihn dazu zu zwingen; daß es sein Tod seyn könnte, und daß es der Gnade Sr. Majestät gemäß sey, ihn von selbst wieder abreisen zu lassen, wie er ohnehin willens sey.

So stunden die Sachen, als Hr. v. V. von einem Bluthusten überfallen und sehr krank wurde. Dieses macht nun den geistlichen Herren neue Unruhen. Die Frage ist, wie es

anzu-

anzufangen ſey, um zu dem Kranken einzudringen und ihn zu bekehren, oder wenigſtens zu einer äußerlichen Religionshandlung zu vermögen, auf die ſie ſich hernach berufen und triumphiren können.

Dies iſt es, was diejenigen, die ihn umgeben, ſo behutſam macht, und weswegen ſie genöthigt ſind, ihre Unruhen zu verbergen, und keine unangenehme Nachrichten von ſeinem Zuſtande verlauten zu laſſen. Der Krankenzeddel wird nur an bekannte Freunde gegeben.

Den 15ten Merz 1778. Die Freunde des Hrn. v. V., da ſie einſehen, daß er ſich wegen des Geſchreys der Andächtler und der Geiſtlichkeit ſchwerlich lange werde hier aufhalten können; und da ſie überdies für ſeine Geſundheit beſorgt ſind, die ſich ſeit ſeiner Ankunft ſehr verändert hat, denken itzt ernſtlich darauf, ihn in Sicherheit zu bringen. Mad. de St. Julien insbeſondere, die in ſehr enger freundſchaftlicher Verbindung mit ihm ſteht, hat ein eignes Gefährte für ihn beſorgt, um ihm die Rückreiſe ſo bequem als möglich zu machen. Aber es iſt ſehr zu befürchten, daß dieſe Anſtalten zu ſpät kommen. Der Bluthuſten, der ihn am Mittwoch überfallen hat, iſt wahrſcheinlicherweiſe der Anſtrengung zuzuſchreiben, die ihm am vorigen Sonntag die Probe ſeines Stücks verurſachte; weil er es beynahe ganz deklamiren mußte, um einem jeden Akteur den Ton ſeiner Rolle zu lehren. Und da dieſer Zufall die Folge einer außerordentlichen Ermüdung war, will man es nicht vor gut befunden, daß ihm unter ſolchen Umſtänden und in ſeinem Alter zur Ader gelaſſen worden iſt. Er ſieht niemanden mehr, als ſeine Anverwandten; alle Arbeit iſt ihm unterſagt, und er liegt faſt immer zu Bette. Indeſſen zeigt er ſich ſehr geſetzt, und ſucht die Umſtehenden immer dadurch zu beruhigen, daß er zu ihnen ſagt, es ſey nichts.

Man

Man verſpürt immer mehr und mehr groſſe Bewegungen unter der Geiſtlichkeit, um zu verabreden, wie man ſich gegen den Koryphéen der Philoſophie zu benehmen habe; die Philoſophen hingegen verdoppeln ihrerſeits ihre Bemühungen, um ihr Oberhaupt nichts thun zu laſſen, das ſeiner unwürdig ſey.

Den 2ten Merz 1778. Eh Hr. v. V. krank wurde, hatte Madame Dudeffant ihn ſchriftlich eingeladen, mit ihr in den Roland zu gehen, und folgendes Billet zur Antwort von ihm empfangen:

De ce Roland que l'on vous vante
Je ne puis avec vous aller, ô Dudeffant,
Savourer la muſique & douce & raviſſante:
Si Tronchin le permet, Quinault me le defend.

Dieſer epigrammatiſche Schluß trifft Hrn. Marmontel, dem es der Dichter indirekte verweiſet, daß er ſich unterſtanden habe, das Werk des Quinault zu verändern.

Zu Ferney pflegte er immer zu ſagen, er könne nicht mit Freuden ſterben, wenn er nicht noch vor ſeinem Ende eine franzöſiſche Komödie und eine öffentliche Sitzung der Akademie geſehen hätte. Er war itzt ſehr nahe daber, dieſes doppelte Schauſpiel, oder beſſer, dieſen doppelten Triumph zu genieſſen; und gleichwohl iſt zu beſorgen, daß er deſſen auf ewig werde beraubt werden, denn ſein Zuſtand wird immer bedenklicher, und er huſtet noch beſtändig etwas Blut.

Uebrigens weiß man nicht, ob die öffentliche Verſammlung der Akademie nicht einige Schwierigkeit würde gefunden haben. Wenigſtens hätten ſich die Prälaten gewiß viel Mühe gegeben, die Erlaubniß vom Könige zu hintertreiben. Sie waren durch die Deputation der Akademie an den Oberprieſter des Unglaubens ſchon geärgert genug. Denn außerdem, daß dieſe Feyerlichkeit an ſich viel Aufſehen machte,

kam auch ein Theil dieſer öffentlichen Huldigung auf die Rechnung der Geiſtlichen, da ihm ſolche im Namen der ganzen Akademie, folglich auch verſchiedener Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte gemacht worden, welche Mitglieder der Akademie ſind, und folglich auch dafür angeſehen wurden, als ob ſie an der Verabredung Theil gehabt hätten. Die ganze Parthey der Devots iſt darüber grif'gràmiſch worden, und hat den Prince de Beaureau, der das Wort dabey führte, anathematiſiert. Die Spaßmacher lachten blos darüber, und ſagten: es wären die Glieder, die den Leib ſuchten.

Den 2ten Merz 1778. Einer von den Philoſophen, die den Hof des Hrn. v. V. ausmachen, ſagte zu ihm, als er ihn ſehr mißvergnügt darüber ſah, daß er nicht auf die feyerliche Art, wie er gewünſcht hatte, nach Verſailles gehen könnte: „Sie ſind wohl ſehr gut! Wiſſen Sie wohl, wie es Ihnen dà „würde gegangen ſeyn? Ich will's Ihnen ſagen: der König „hätte Ihnen mit ſeiner gewöhnlichen Affabilität ins Geſicht „gelacht, und von ihrer Jagd zu Ferney geſprochen; die „Königin von ihrem Theater; Monſieur hätte Sie nach „ihren Einkünften gefragt; Madame ein Paar von ihren „Verſen citiert; die Comteſſe d'Artois hätte Ihnen — „nichts geſagt, und der Comte — hätte Sie von der Pu„celle unterhalten."

Die Verſe des Marquis de Villette an Hrn. v. Voltaire bey Gelegenheit ſeiner vorgeblichen Wiederherſtellung, die ins Journal de Paris eingerückt ſind, können für nichts Beſtimmtes über den eigentlichen Zuſtand des Greiſes gelten. Der Marquis und Er ſind ſehr ungehalten geweſen, daß in beſagtem Journal ſo viel Aufhebens von ſeiner Krankheit gemacht wurde: und der Sammler iſt unter der Hand gebeten worden, nichts weiter davon zu reden — um die Wachſamkeit der Geiſtlichkeit einzuſchläfern, und

wenn

wenn etwa Prieſter zu ihm wollten, ſie ohne Skandal abweiſen zu können.

Indeſſen giebt man ſich alle Mühe, ihn aufzuheitern, oder wenigſtens mit ſeinen Lieblingsgegenſtänden zu unterhalten. Deswegen las ihm Mr. de la Harpe verwichnen Sonntag einen Geſang aus ſeiner Pharſalie vor. Er that dies mit ſolcher Anſtrengung ſeiner mächtigen Lungenflügel, daß man ihn im ganzen Hauſe, und ſogar auf der Straße hören konnte. Die Hoffnung, mit in das Teſtament des *Papa Grand-Homme* zu kommen, verdoppeln den Eifer und die Sorgſamkeit dieſes Dichterlings und ſeiner Frau bey ſeinem Krankenbette.

Den 5ten März 1778. Hr. v. V. ſeit ſeiner Zurückkunft nach Paris wird in kurzer Zeit den intereſſanteſten Kontraſt für ein philoſophiſches Auge dargeſtellt haben. Als er ankam, empfieng er die glänzendſten Huldigungen, Ehrenbezeugungen, die kaum glaublich ſind; genoß, mit einem Wort, einer Herrlichkeit, die ohne alles Beyſpiel iſt. Man verehrte ihn als einen in ſeiner Art einzigen Genius, als einen Gott, der nichts mit den andern Sterblichen gemein habe. Itzt iſt er nichts, als ein Anblick, der die Menſchheit traurig macht. Sein Leib hat alle ihre Gebrechen, ſeine Seele alle ihre Schwachheiten. Zwar kann man nicht eigentlich ſagen, wie weit er heruntergekommen ſey, da er mit niemanden ſpricht; doch läßt ſichs aus folgenden kleinen Begebenheiten abnehmen.

Mr. de la Harpe hatte am Sonntage, anſtatt den Kranken aufzuheitern, ihn durch ſeine harte und ſchneidende Deklamation äußerſt ermüdet, und das um ſo mehr, weil Hr. v. V. ſich nicht enthalten konnte, immer dies und jenes an ſeinen Verſen auszuſetzen. Hr. Tronchin hat alſo ſcharf verboten, ihn mit jemand reden zu laſſen, und man begnügt ſich daher, ihn den Perſonen, welche ihn beſuchen wollen,

bloß zu zeigen. Einige nimmt er bey der Hand und lächelt sie an. Andern hingegen giebt er durch ein abscheuliches Geschrey (par des cris affreux) zu erkennen, daß sie ihm mißfallen.

Er hatte von Ferney einen jungen Menschen kommen lassen, welcher dem Hrn. Vagnieres, seinem Sekretär, in seinen Schreibereyen helfen sollte. Da dieser nun selbst nicht mehr viel zu thun hat, so hat er jenen auf die unbarmherzigste Art wieder fortgeschickt, und Mad. Denis mußte ihn, wider Wissen ihres Onkels, unterstützen, daß er nur unter Dach kam, und nicht Hungers sterben muste.

Seit acht Tagen lebt er von nichts als Tisane und Bouillon coupé. Das macht ihm den Kopf leer, und nimmt ihm die noch übrigen wenigen Kräfte, so daß das Husten ihm sehr sauer wird. Gleichwohl sind seine Augen noch so lebhaft und gut, daß er noch immer alle Broschüren liest, die ihm zugeschickt werden. Doch ist izt diese Art von Beschäftigung bey ihm mehr mechanisch als geistig. Man stellte ihm vor, sein Zustand erfodre, daß er des Nachts bewacht werde; weil aber seine Domestiken durch einen Dienst, den sie nicht gewohnt wären, zu sehr würden ermüdet werden, und solchen also nicht allein versehen könnten, so müste er sich eine Wärterin annehmen. Das gieng er denn auch ein, doch unter der Bedingung, daß sie jung und hübsch wäre, um ihn in seinem langweiligen Zustande ein wenig ermuntern zu können; und so hat er nun eine von zwanzig Jahren. Er will aber bey gegenwärtigem Anfang der Fastenzeit durchaus nicht haben, daß sie Fastenspeise esse (*).

Am

(*) Für alle diese Anekdoten, womit der Verf. den vorgegebnen Verfall der Geisteskräfte des Hrn. v. V. in dieser Krankheit beweisen will, möchten wir eben nicht Bürge seyn, wiewohl sie ihm ziemlich ähnlich sehen.

Am Faſtnachtsmontag hat er gebeichtet, und zwar ohne Vorbereitung und mit der gröſten Willfährigkeit. Mit dieſem ſonderbaren Vorfall gieng es folgendermaaßen zu.

Als die Geiſtlichkeit glaubte, daß der Augenblick ihres Triumphs gekommen ſey, hielt ſie ein Conciliabulum übers andre, um ſich zu berathſchlagen, wie ſie mit dieſem Groſsmeiſter des Philoſophenordens zu Werke zu gehen hätte, und es wurde beſchloſſen, erſt einen guten einfältigen Mann als Kundſchafter an ihn zu ſchicken, der das Land ausſpähen ſollte. Zu dieſer Miſsion wählte der Pfarrer zu St. Sulpice den Abbee Gauthier. Der Abbee präſentierte ſich bey dem Marquis de Villette, und da dieſer die Gefahr dieſes hinterliſtigen Beſuchs merkte, nahm er ſich wohl in Acht ihn abzutreiben; ſondern empfieng ihn vielmehr ſehr höflich, und führte ihn zu dem Hrn. v. V. Der Philoſoph lieſs ſich mit ihm in ein geiſtliches Geſpräch ein, und erlaubte ihm ſein Gewiſſen auszufegen. Der Geiſtliche machte ſich den ofnen Weg zu Nutze, kam bald wieder und hielt die zweyte Unterredung mit dem Kranken. Hierauf ſtattete er dem Hrn. Erzbiſchoff von Allem Bericht ab, und man iſt nun in Erwartung, wenn ihm das Sacrament gereicht werden ſoll. Indeſs iſt der Faſtnachtsdienſtag und Aſchermittwoch vergangen, ohne daſs ſich einer von dieſen Herren wieder ſehen laſſen.

Den 7ten Merz. Da doch die Wahrheit in den kleinſten Umſtänden was Weſentliches und auch das Mindeſte, was Hrn. v. V. betrift, von Wichtigkeit iſt, wegen des Antheils den man an dieſem groſsen Manne nimmt, und wegen der Begierde, womit das Publikum alles aufrafft, was ihn betrift: ſo iſt es nöthig, einige Unrichtigkeiten in den vorerzählten Umſtänden zu berichtigen.

Von der Zeit an, da ganz Paris wegen der ſchweren Krankheit des Hrn. v. V. in Allarm geſetzt war, hatten ſich verſchiedene Prieſter bey ihm präſentiert, aber ohne den min-

deken Erfolg, bis endlich Hr. Tronchin, welcher, ungeachtet er ein Proteſtant iſt (*) ſeine Berufspflichten doch ſehr gewiſſenhaft erfüllt, ſich verbunden glaubte, dem Kranken die Gefahr ſeines Zuſtandes zu entdecken. Um aber ſeine Einbildungskraft deſto beſſer zu treffen; (weil er ſie gern ſo erſchüttern wollte, daß er ſich gänzlich Meiſter von ihr machen, und ihm dadurch diejenige völlige Ruh verſchaffen könnte, die er zur Geneſung bedurfte,) ſprach er in ſehr emphatiſchen Ausdrücken, wie wir davon eine Probe in dem Stück des Journal de Paris No. 51, geſehen haben. Er ſagte ihm unter andern: Er müſſe beſtändig wie Damokles ein Schwerd über ſeinem Haupte ſehen, das nur an einem Faden hienge. Dieſe Drohung erſchütterte den Philoſophen bis aufs Mark, und in dem Augenblick kam der Abbee Gauthier.

Dieſer war vom Abbee l'Attaignant abgeſchickt, dem berühmten Chanſonnier (**), einem alten Sünder, aus der Zahl der Büßenden, die dieſer Enthuſiaſt bekehrt hat. Er ſtrahlte noch ganz von der Heldenthat, den Abbee de Villemeſens der Kirche wieder gewonnen zu haben; und ſo trat er dann in vollem Triumph zu Hrn. v. V. hinein, warf ſich ihm zu Füßen, ſagte ihm, er ſey ein Bote Gottes, und komme ihn zu beſchwören, daß er ſich die wenigen Tage, die ihm zu Bereuung ſeiner Sünden noch übrig gelaſſen wären, zu Nutze machen, und auf das große Geſchäfte ſeiner Seligkeit

(*) Da der Verfaſſer nicht ſowohl den Proteſtanten, als einem gewiſſen Theil ſeiner eignen Religionsverwandten durch dies *quoique Proteſtant* eins verſetzen will, ſo mögen die letztern zuſehen, wie viel Dank ſie ihm für das Kompliment ſchuldig ſind.

(**) Man muß ſehr oft die franzöſiſchen Worte in Aufſätzen dieſer Art beybehalten. Wir Teutſchen denken uns bey dem Worte **Liederdichter** einen ganz andern Mann als ein franzöſiſcher Chanſonnier iſt.

keit denken sollte. Hr. v. V. Mitglied der Academie Françoise, und Gentilhomme ordinaire du Roi, auf den die Geistlichkeit und der Hof die Augen gerichtet hatten, von der Furcht Aergerniß zu geben, und der noch gröſsern Furcht vor dem Tod eingenommen, geschwächt durch den starken Blutverlust, durch eine Aderlässe, durch ein Krankenlager, durch strenge Diät, und noch ganz erschüttert von der schrecklichen Weissagung des Doktor Tronchin — wurde überrascht, und schickte sich an, den Befehlen des Himmels zu gehorchen, die ihm dieser Fanatiker in einem so imposanten Ton angekündigt hatte.

Inzwischen erschien der Pfarrer zu St. Sulpice, der seinerseits auch benachrichtigt worden war, und nichts von dem Vorgange mit dem Abbee Gauthier wußte. Er fand sehr übel, daß man ihm zuvorgekommen war, und machte deshalb dem Enthusiasten Vorwürfe, dem es vermuthlich der Hr. Erzbischof verboten hatte, seine Hand an einen fremden Pflug zu legen. Der Abbe Gauthier ließ sich also nicht weiter bey dem Hrn. v. V. sehen; der Pfarrer hingegen hat ihn alle Tage, bis auf den Freytag exclusive, besucht, und ist am Donnerstag besonders über zwey Stunden bey ihm gewesen.

Der Hr. Marquis de Villette, dem die Geduld ausgieng, sein Haus immer von Geistlichen belagert zu sehen, und dadurch zu all dem Gerede, das in Paris herumgieng, Anlaß zu geben, kam, (weil mit dem D. Tronchin doch nichts anzufangen war,) auf den Einfall sich an den Doktor Lorry zu wenden, einen Arzt, der alles rosenfarb sieht, und ein Petitmaitre und witziger Kopf ist, und den er also desto eher auf die Seite legen konnte, wo er ihn haben wollte. Würklich ließ sich dieser schon williger finden, dem Hrn. v. V. wieder Muth zu machen, und sagte ihm: seine Genesung hange blos von ihm selbst ab; und um die Hitze der

Geiſtlichen (*) ein wenig zu dämpfen, wurde er mit dem Marquis einig, anſtatt einen Aufſatz, wodurch er ſich hätte compromittiren können, unter ſeinem eignen Namen auszuſtellen, ſich von dem Marquis de Villette ein Billet ſchreiben zu laſſen, welches man im Journal de Paris No. 64 bekannt machen wollte, und worauf man fußen könnte, um die Hoffnung einer baldigen Geneſung zu verbreiten. — Uebrigens iſt richtig, daß ſich der Kranke um ein Merkliches beſſer befindet.

Die Unterredung, die Hr. v. V. mit dem D. Lorry hielt, als dieſer Arzt zum erſtenmal zu ihm kam, beſtätigen die Vermuthung, daß er ſeinen Kopf nicht ganz in ſeiner Gewalt gehabt. Er war der erſte, der ihm erzählte, daß er gebeichtet habe. Und da er ſahe, daß ihn der unglaubige Doktor mehr mit Mitleid als Beyfall anlächelte, fuhr der Kranke fort: „Sie müſſen mich alſo für ſehr gottlos halten.“ Jenen unterſtützte ſein Gedächtniß ſogleich mit einem Verſe, den er glücklicherweiſe citierte, und er antwortete ihm:

Vous craignez qu'on l'ignore & vous en faitez gloire.

„Und wenn auch, erwiederte Hr. v. V., ſo will ich doch „nicht, daß man meinen Leichnam auf den Schindanger „werfe. Ich habe großes Mißfallen an all dem Weſen; „das Pfaffengeziefer (cette Prêtraille) wird mich noch um„brin„

(*) Der Autor, der à la mode der Witzlinge ſeiner Nation immer affectiert in einem verächtlichen Ton von den Geiſtlichen zu reden, braucht beſtändig das Wort prêtres, welches bekanntermaaßen bey den Franzoſen itzt eben die Bedeutung hat, wie bey uns das Wort Pfaffen. Ueberhaupt nehmen wir an der ganzen leichtfertigen Art, wie er dieſen Hergang vorträgt, keinen Antheil, und bergen nicht, daß ſie uns die Zuverläßigkeit des ganzen Berichts, den er davon macht, verdächtig machen könnte, wenn nicht andre Umſtände derſelben das Wort redeten.

„dringen; aber ich bin nun einmal in ihren Händen, und „muß schon sehen, wie ich mich von ihnen losmache. So„bald ich nur wieder einen Wagen ertragen kann, will ich „abreisen; ich hoffe nicht, daß mich ihr Eifer bis nach Ferney „verfolgen soll? Wär ich dort gewesen, so sollte das alles „nicht begegnet seyn.„

Vom Donnerstag bis zum Freytag hat er eine sehr gute Nacht gehabt; der Bluthusten hat aufgehört, und Hr. Tronchin, an den der Greiß noch immer festen Glauben hat, hat ihm erlaubt ein Ey zu essen. Er hat die Tisannen abgestellt, und dafür Wasser und Wein verordnet. Das hat den Kranken wieder munter gemacht; die dramatischen Ideen sind wieder gekommen, und er hat am Freytag seine Nichte Mad. Denis zu dem Hrn. Marschall von Richelieu geschickt, wahrscheinlicherweise um den Schauspielern empfehlen zu lassen, sich mit seinem Trauerspiel zu beschäftigen, das sonst mit ihm würde begraben worden seyn; denn man sagt, daß es sehr frostig sey.

Alles bisherige zusammengerechnet, so besteht wohl das Beste, was der Pfarrer vom Hrn. v. V. gezogen hat, in sehr ansehnlichen Spendungen an die Armen seines Kirchspiels, und damit ist nun seine Rolle zu Ende, wenigstens so lange, bis es mit dem alten Philosophen wieder schlimmer wird.

Den 9ten Merz 1778. Sonnabends hat Hr. v. V. an der Tafel gespeißt, und zwar in seinem Schlafrock, den er seit seiner Ankunft noch nicht abgelegt hat. Sein Geist ist wieder da, er hat seine Stärke wieder, und ist mit seinem Sekretär verschlossen geblieben, und hat ihm viele Briefe diktiert. Alles dies giebt die Vermuthung, daß man sich in Ansehung der Krankheit dieses Greises, der im Physischen und Moralischen gleich außerordentlich ist, geirrt habe, und

daß das Blut, das er ausgeworfen hat, nicht von der Bruſt gekommen ſey.

Seine Beichte hat auf zwey Punkten beruht: erſtlich auf einem Widerruf ſeiner Werke, den er für überflüßig erklärte, weil er nichts zu deſavouiren brauche, was er niemals avouiert habe; und dann auf ſeinem Glauben. Die Prieſter rühmen ſich, daß er in Anſehung des letztern ein ſchriftliches Bekänntniß ausgeſtellt hat, das nun in den Händen des Hrn. Erzbiſchofs iſt, und von dem man gewiß ſagen wird, was Ninon (Lenclos) von dem ſchriftlichen Verſprechen, daß ſie ihrem Geliebten (dem Marquis de la Châtre) gab, ſagte: O, die gute Verſchreibung, die La Châtre von mir in Händen hat! Die Leute ſeines Hauſes verſichern, daß es nun das neunte Mal ſey, daß ſie ihn unter ſolchen Umſtänden haben beichten geſehen.

Wie dem auch ſey, ſpürt man in ſeinem Hauſe, anſtatt der allgemeinen Freude, die ſeine Wiederherſtellung darinn verbreiten ſollte, nichts, als eine allgemeine Beſtürzung, und ſogar ſeine Bedienten ſcheinen ſich der Kleinmüthigkeit zu ſchämen, die ihr Herr bewieſen. Der Hr. Marquis de Condorcet, Herr d'Alembert und andre Philoſophen ſind ausdrücklich gekommen, und haben ihm tüchtig den Leviten geleſen; er ſelbſt fragt alle Welt, was man in Paris von ſeiner Beichte denke? und ſein gewöhnlicher Refrain iſt dann: er wolle nicht haben, daß ſein Leib auf den Waſen geworfen werde.

Da nun die erſte Scham vorüber iſt, ſpricht er nicht mehr vom Abreiſen, ſondern denkt itzt auf nichts, als auf ſein Trauerſpiel, das er noch vor Oſtern aufführen laſſen will.

Den 11ten Merz. Da die Anhänger des Hrn. v. V. ſeine Beichte, die nun einmal zu ſehr im Publiko ausgebreitet iſt, nicht läugnen können: ſo ſuchen ſie wenigſtens den böſen Effekt, den ſie machen könnte, dadurch zu vermindern, daß ſie ihr den Anſtrich geben, als ob er die Geiſtlichen nur damit

mit habe zum Besten haben wollen. Zum Beweis dessen führen sie folgenden merkwürdigen Spruch an, den er dem Pfarrer gesagt haben soll, der ihn ermahnte, wieder in den Schoos der Kirche zurückzukehren. — „Sie haben Recht, Hr. Pfarrer! man muß im Glauben seiner Väter sterben; und wär ich an den Ufern des Ganges, so wollt' ich nicht anders, als mit einem Kuhschwanz in der Hand verscheiden." Aber, außerdem, daß alle, die damals um ihn waren, bezeugen, daß ihm wirklich Angst gewesen sey; und daß man aus seinen Handlungen vor, bey, und nach diesem Aktus gesehen hat, daß er nicht Gegenwart des Geistes genug gehabt habe, um damals Komödie zu spielen: so würde auch eine solche Komödie eines Mannes von Genie, eines guten Bürgers und ehrlichen Mannes ganz und gar unwürdig seyn.

Uebrigens beweist der Eifer, womit er, seit dem es wieder in seinen Kräften steht, sich angelegen seyn läßt, sein Trauerspiel aufführen zu lassen, daß seine Bekehrung, wenn sie auch im Augenblick aufrichtig gewesen, doch nicht lange gedauert habe. Er hat sich seitdem wieder soviel damit zu thun gemacht; und den Verordnungen des D. Tronchins so schlecht nachgelebt, daß in der Nacht vom Sonntag zum Montag der Bluthusten wieder gekommen ist. Er hat sich also vom neuen der Diät, dem Expectoriren, und vornehmlich dem Stillschweigen unterwerfen müssen.

Seine Glaubenserklärung lautet also:

„Ich Endesunterschriebener bekenne hiermit, daß, nachdem „ich vor vier Tagen, in einem Alter von 84 Jahren von ei„nem Bluthusten überfallen worden, und mich nicht zur „Kirche habe verfügen können, der Hr. Pfarrer zu St. Sul„pice aber seine guten Werke noch dadurch hat vermehren „wollen, daß er mir den Hrn. Abbee Gauthier zugeschickt, — „ich diesem gebeichtet habe, und daß, wofern mich Gott ab„rufen sollte, ich in der heiligen katholischen Religion, in der

„ich

„ich gebohren bin, ſterbe, von der göttlichen Barmherzigkeit „verhoffend, daß ſie mir gnädig alle meine Sünden vergeben „werde; und daß, wofern ich der Kirche Aergerniß gegeben „haben ſollte, ich Gott und ſie um Verzeihung bitte. (Un„terzeichnet) Voltaire, den 26ten Merz 1778. Im Hauſe des „Hrn. Marquis de Villette, in Gegegenwart des Hrn. Abbes „Mignot, meines Neffen, und des Hrn. Marquis de Ville„vieille, meines Freundes.“

Am Dienſtage früh ſtellte er auf ſeinem Salen eine Probe ſeines Trauerſpiels an, hatte aber den Verdruß, ihr nicht vorſtehen zu können. Da ihn der Huſten die ganze Nacht zu ſehr ermüdet hatte, muſte man ihm wieder forthelfen; und als er wieder zu Bette war, befahl ihm der Dokt. Tronchin darinn zu bleiben, und ſogar die Vorhänge zugezogen zu halten, damit ihn um ſo weniger die Luſt ankommen möchte, mit den Leuten, die in ſeinem Zimmer wären, zu reden; aber man könnte ihm die Zunge binden, er würde doch immer was zu ſagen haben.

Was ihm am wehſten thut, iſt, daß er fürchtet, der erſten Vorſtellung ſeiner Irene nicht beywohnen zu können. Der D. Tronchin will es nicht zugeben: aber diejenigen, ſo ſich nicht viel um die Folgen kümmern, machen ihm noch mehr Luſt zu dem, wozu er ohnehin die gröſte Begierde hat.

Der abermalige Anfall ſeiner Krankheit hat ſein Verlangen wieder rege gemacht, fortzugehen, ſobald ſein Stück gegeben iſt, und die Reiſe mit Sicherheit geſchehen kann. Da ihm ſeine Freunde und Bewundrer immer anlagen, ſich in Paris feſtzuſetzen, oder wenigſtens einen Wohnſitz daſelbſt zu haben; wollte er ſich das Haus miethen, aus dem der Comte d'Herouville ſo eben ausgezogen war. Dieſes Hotel, das an die Champs Elyſees ſtößt, gefiel ihm in allen möglichen Rückſichten. Außer einem prächtigen darangelegenen Garten, einer geſunden Luft und weiten Ausſicht, die er da hätte genießen können,

können, hätt' er sich da sehr leicht dem Geräusch seines Hauses und der Stadt entziehen, und zu Fuß oder fahrend im Cours spazieren können; und das hätte ihn dann wieder in seine gewohnte Lebensart zurückgesetzt, da er Tag vor Tag, wenn es das Wetter erlaubte, einige Stunden in seinem Walde zu Ferney herumzuschleichen pflegte.

Seine Krankheit, die Verdrießlichkeiten, die er hier erfahren hat, vielleicht auch ein Befehl von höherer Hand, haben ihm diesen Vorsatz wieder benommen, der sich aber gewiß wieder finden wird, dafern sich kein neues Hinderniß zeigt, und er den Sieg erlebt, den er sich von seinem Trauerspiel verspricht. Er ist beständig sehr eigenwillig gewesen, und Alter, Leibesschwachheiten und Schmeicheley haben ihn freylich nicht von diesem Fehler geheilet.

Den 3ten Merz 1778. Hr. v. V. hat vom Dienstag bis Mittwoch wieder eine böse Nacht gehabt. Er hat viel helles Blut ausgeworfen, das, wie man meynt, von der Brust kommen mag, und der Doktor Tronchin hat ihm deswegen Eselsmilch verordnet. Im Hause nimmt man sich sehr in Acht, um einen zweyten Anfall von Seiten der Priesterschaft zu verhüten; aber man ist in Unruh, und die Familie versammlet sich unausgesetzt bey ihm, und läßt ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte. Weil er gewohnt ist, von Monat zu Monat sein Testament zu verändern oder zu revidiren, um diejenigen, so gerne daran Theil haben wollten, immer in der Hoffnung zu erhalten: so befürchten seine Verwandten, die Anzahl möchte hier zu Lande allzusehr anwachsen, und natürlicherweise wollen sie sich eine so ansehnliche Erbschaft nicht vor der Nase wegputzen lassen.

Da es kein Mittel giebt, ihn zum Liegen, zur Ruh und zum Stillschweigen zu bringen, hat man sich vorgenommen, ihn über diese Punkte nicht weiter zu quälen. Mad. Vestris kam zu ihm, um sich über gewisse Stellen in ihrer Rolle

Rathe

Raths bey ihm zu erholen; er wollte sie aber nicht sehen; er überlasse, sagte er, diese Sorge der Madame Denis. Und auf die Vorstellung, daß eine Hauptprobe in seinem Hause nöthig seyn werde, antwortete er: „Wozu das? Soll ich die Schauspieler kommen lassen, damit sie mir das Weyhwasser geben können?" Er war diesen Tag eben in seiner Kleinmüthigkeit, und sein Stück schien ihn gar nichts mehr anzufechten; besonders erklärte er sich, daß er ihm nicht beywohnen werde; und schickte alle, welche Billets erlangten, an Mad. Denis. Gestern sollten ihrer nicht mehr als 24 ausgegeben werden, aber heute ist die Rede von 150. Gegenwärtig ist der nächste Montag zur ersten Aufführung der Irene festgesetzt.

Den 14ten Merz 1778. Am Donnerstag war Hr. v. V. sehr darnieder, und alle, die ihn sahen, fanden, daß er sich seit diesen vier Tagen mehr verändert habe, als in den letzten vier Jahren. Er sagte zu denen, die ihn besuchten: Voltaire stirbt, Voltaire hustet Blut. Er hatte die Eselsmilch noch nicht angefangen, sondern trank Kaffe mit sehr wenig Milch. Die Bestürzung war äußerst in seinem Hause. Mad. Denis weinte; aber um sich doch äußerlich nichts merken zu lassen, haben sie und Mad. de Villette sich die Gewalt angethan, sich in der Oper sehen zu lassen.

Die Akademie hat, auf die Nachricht des abermaligen Zufalls dieses so kostbaren Mitglieds, heut eine Deputation an ihn geschickt, um ihm den Antheil, den sie an seinem Zustand nimmt, zu bezeugen. Sie kam in dem Wagen des Prinzen von Beauveau, konnte aber nicht vor den Kranken gelassen werden, weil er eben ruhte.

Es ist nun (in Paris) von weiter nichts die Rede als von der Irene, und wie man es anstellen wolle, um der ersten Vorstellung beywohnen zu können. Man war nicht einig in Ansehung des Platzes, den man dem Autor geben wollte. Einige setzten ihn in einem Fauteuil aufs Theater, damit ihn

das Publikum bequem ſehen könnte. Andre thaten ihm die Ehre an, ihn in die Loge der Königin zu verſetzen, wo er dann hinter Ihrer Majeſtät ſeinen Platz haben ſollte. Die es am weiſeſten zu machen glaubten, ſetzten ihn in die Loge der Kammerjunker. Aber bis itzt ſcheint es noch unmöglich, daß der Sterbende dieſes Triumphs werde genieſſen können. Wenn man gewiſſe Nachricht von ſeinem Zuſtand erhalten, und an der Hoffnung ihn zu ſehen verzweifeln ſollte, möchte das wohl die Hitze der vielen Neugierigen mindern, denen es mehr darum zu thun iſt, den Dichter, als ſein Trauerſpiel zu ſehen.

Den 15ten Merz 1779. Am Donnerſtage hatte Hr. v. V. ſeine ganze Lebhaftigkeit verlohren. Der Comte de Villevieille, ein Vertrauter vom Hauſe, der dem Philoſophen Verbindlichkeiten hat, aus Eifer für ſeine Perſon, und vermuthlich durch ein heroiſches Mittel, das er aber für nöthig hielt, ihn wieder zum Leben zu bringen, brachte ihm Verſe gegen ſeine Irene. Hr. v. V. las ſie, und gab ſie ihm wieder zurück, ohne nur ein Wort zu ſagen, oder ſonſt eine Empfindlichkeit zu zeigen. Das gefiel den Umſtehenden nicht; ſie machten ſich Sorge darüber, und hielten nun für ausgemacht, daß er ſehr krank ſey.

Da die Marquiſe de Villette, die an dem Aufſehen, das Hr. v. V., ihr Beſchützer macht, ſoviel Antheil hat, itzt eine groſſe Rolle ſpielt, und doch viele falſche Erzählungen in Anſehung ihrer Geburt, ihrer Perſon, und ihres Verhältniſſes mit dem Greiſe von Ferney herumgehen: ſo wird es nicht übel ſeyn, dasjenige, was man zuverläßiges hievon weiß, hier beyzubringen.

Madame de Villette, gebohrne de Varicourt, iſt die Tochter eines Officiers von der Leibgarde, der wenig zu leben und zwölf Kinder hatte. Man war geſonnen, dieſe junge Perſon ins Kloſter zu thun, weil die Familie nicht die mindeſte

deſte Hoffnung hatte, ſie verheyrathen zu können. Mademoiſelle de Varicourt, die von der Wohlthätigkeit des Hrn. v. V. gehört, bediente ſich ihres Witzes, einen ſchönen Brief an ihn zu ſchreiben, worinn ſie ſich über ihr widerwärtiges Schickſal beklagte. Gerührt von dieſem Briefe ſuchte er Mad. Denis, und ſagte ihr: man müſſe dem Teufel dieſe Seele entreißen, die man Gott zu widmen vorgäbe; und ſeine Nichte mußte ihm verſprechen, es bey der Familie der Mademoiſelle de Varicourt dahin zu bringen, daß man ihr erlaube, ſich einige Zeit in Ferney aufzuhalten. Hier betrug ſich nun die junge Perſon ſo gut, daß ſie ſich den Zunamen Belle & Bonne (comme qui diroit, die Schöngute, oder das Gutſchönchen) erwarb, und deßwegen entſchloß ſich auch der Herr Marquis de Villette, ſie durch ſeine Hand glücklich zu machen.

Den 15ten Merz 1778. Es iſt nicht lange, daß Herr v. V. ſich, ungeachtet ſeiner Krankheit, noch in das Innere ſeines Hauswesens miſchte. Es war die Rede von einer Bettdecke, die er ſeiner Wärterin geben wollte. Der Kaufmann, welcher weit zu gehen gehabt hatte, wollte ſie dem Philoſophen um 17 Livres laſſen; dieſer bot ihm nur 15 darauf, und wollte ſchlechterdings nichts zulegen. Der Verkäufer mußte wieder fortgehen, und fluchte wie ein Landsknecht, daß man ihm vergebliche Müh und Verſäumniß gemacht hätte. Dieſe kleinen Umſtände, die in jedem andern Falle nicht verdienten angeführt zu werden, ſind hier merkwürdig, weil ſie dienen, den wahren Charakter dieſes großen Mannes feſtzuſetzen, der ein Gemiſch von ſo wunderbaren Widerſprüchen iſt.

Den 17ten Merz 1778. Ungeachtet der übertriebnen Lobſprüche, die an den Hrn. v. V. durch die Journaliſten und durch ſeine Schmeichler, bey Gelegenheit ſeines Trauerſpiels Irene, verſchwendet worden ſind, müſſen wir doch

zur

für Steuer der Wahrheit versichern, daß die zween ersten Akte zwar aufrichtig applaudiert wurden, und wirklich hie und da schöne Züge enthalten; daß aber die drey leztern völlig daran leer und bis zum Gefrieren kalt sind. Im Ganzen finden sich einige edle Scenen, einige herzrührende Stellen, aber nichts wahrhaft tragisches, nichts von der kräftigen Sprache, von welcher man so viele Beyspiele im Oedipus, in der Alzire, im Mahomet, u. s. w. findet. Was den Dialog betrift, der ist matt, weitschweifig, plauderhaft und voller Wiederholungen. Die Charaktere sind das Beste darinn. Man hat sie wohlgetroffen, wahr und ausgeführt gefunden; aber sie entwickeln sich nicht viel anders als in Worten, weil das Stück fast gar keine Aktion enthält. Mit einem Worte, dieses Trauerspiel dient zu weiter nichts, als die Anzahl der leztren mittelmäßigen Stücke seines Verfassers zu vermehren.

Den 20sten Merz 1778. Hr. v. V. that am Sonntag der Arbeit zu viel, denn er arbeitete zwölf Stunden ununterbrochen fort, und hatte deswegen eine sehr schlimme Nacht. Alle Lobsprüche, die seine Schmeichler, als sie aus der Komödie giengen, an ihn verschwendeten, waren nicht im Stande, ihm seinen beschwerlichen Zustand zu erleichtern. Er konnte da jenen berühmten Spruch eines Kirchenvaters über die Nichtigkeit des Ruhms so vieler großen Männer, die auf dieser elenden Welt vergöttert werden, während daß sie in der Hölle brennen, auf sich anwenden: Laudantur ubi non sunt, Cruciantur ubi sunt. (Sie werden gelobt wo sie nicht sind, und wo sie sind, gepeinigt.) Eine Anekdote, worüber er vor Freuden würde gehüpft haben, wenn ihm nicht ganz anders zu Muthe gewesen wäre, war diese, daß die Königin immer den Bleystift in der Hand hatte, und die schönsten Verse des Stücks nachzuschreiben schien. Man vermuthet, es werden hauptsächlich diejenigen gewesen seyn, die sich auf

Gott und die Religion bezogen, weil in dieſen der Dichter ſo erbaulich ſpricht, daß ein Spaßmacher überlaut ſagte: Man ſieht wohl, daß er zur Beichte geweſen iſt! Dem ſey wie ihm wolle, genug man vermuthete, Ihre Majeſtät wollten ſie dem König citiren, um den Patriarchen der Philoſophie, der ſo beſchrieen von den Prieſtern und der ganzen Geiſtlichkeit ein Abſcheu iſt, in Anſehung ſeiner wahren Geſinnungen zu rechtfertigen.

Am Montag und Dienſtag war der Philoſoph noch nicht wohl; man ließ niemanden vor ihn, ſelbſt nicht den Generaldirektor des Finanzweſens, der ſich einen Augenblick von ſeinen wichtigern Geſchäften weggeſtohlen hatte, um ihn zu beſuchen; auch nicht einmal den Comte d'Argental, der ſein Freund ſeit funfzig Jahren, ſein Vertrauter, ſein Maitre in der Politik iſt, und deſſen Geſellſchaft bisher den Kranken immer bezaubert hatte.

Zu Ende der zweyten Vorſtellung der Irene verlangte das Parterre zu wiſſen, wie es um den Dichter ſtünde, und der Akteur, welcher annoncierte, ſprach ihm Troſt ein.

Am Donnerſtage iſt Hr. v. V. zum drittenmal vom Tode auferſtanden. Er hat Beſuch angenommen, unter andern den Duc de Pra-lin; er hat ſich Pferde angeſchafft, und ſpricht von Promeniren. Es geht ihm wie den Seefahrern, die während des Sturms verſichern, daß ſie nicht wieder aus dem Hafen weichen wollen, und bald darnach wieder abſeegeln: er denkt nicht mehr an die Abreiſe, und wird ſich ſchwerlich von hier loswinden können, zumal zu einer Zeit, da man ihn ſtärker als jemals mit dem ſchmeichelhafteſten Weyhrauch einduftet und ihm weiß macht, daß ſein Trauerſpiel ewig auf dem Theater bleiben und Epoche machen werde.

Den 24. Merz 1778. Verwichnen Montag (den 16ten dieſes Monats) als an dem Tage, da Irene zum erſtenmal auf-

aufgeführt wurde, während daß man spielte, wurde gleich nach dem zweyten Akt von den Komödianten ein Bote an Hrn. v. V. geschickt, der ihm ankündigen sollte, wie gut sie aufgenommen würde; nach Endigung des vierten kam ein zweyter, der den Auftrag hatte, die fast allgemeine Kälte, mit welcher man den dritten und vierten Akt aufgenommen hatte, zu bemänteln. Zu Ende des fünften war Mr. Dupuy der Erste, der ihm sagte, daß seine Irene einen vollkommnen Succeß erhalten habe.

Ein Freund, der bald darauf kam, fand den Hrn. v. V. zu Bette, schreibend, ganz geschwollen von den Lobeserhebungen, die er empfangen, und im Begriff, den Plan zu einem zweyten Trauerspiele, Agathokles, in Ordnung zu bringen. Der Philosoph stellte sich anfangs sehr phlegmatisch, und antwortete dem Komplimenteur nichts als dieses: Was sie mir sagen, tröstet mich, aber es macht mich nicht gesund. Indessen wollt' er doch wissen, welche Stellen, welche Tiraden, welche Verse den größten Effekt gemacht hätten; und als er hörte, daß die Stellen gegen die Geistlichkeit sehr applaudiert worden wären, schien er ganz entzückt darüber, daß sie wieder beym Publiko gut machen würden, was seine Beichte verdorben hätte.

Da in den folgenden Tagen mehr als dreyßig Ritter vom Heiligen Geist-Orden sich bey ihm auf den Glückwünschungszeddel hatten schreiben lassen, war es nicht anders möglich, als daß die süße Täuschung von seinem erhaltnen Sieg immer größer werden mußte; und was sie vollends aufs höchste brachte, war die Deputation der Academie Françoise, die ihn Donnerstags darauf des Antheils versicherte, den die Gesellschaft an seinem Triumphe nähme. Der Dichter wird nun um so weniger aus diesem angenehmen Irrthum gezogen werden, da (eben um dieses zu verhüten) den Journalisten verboten worden ist, von ihm

und seinem Tauerspiel zu reden, es wäre denn, daß sie loben wollten.

Seit dieser Zeit träumt Hr. v. W. nichts, als Trauerspiele. Man versichert, daß er außer seinem Agathokles noch ein drittes entworfen habe, und daß er sich nun weiter mit nichts als dieser Art von Arbeit zu beschäftigen willens sey. Er hat seinen Emissarien aufgetragen, sein Vergnügen und seine Erkenntlichkeit unter dem Publiko auszubreiten, und es zu versichern, daß er sich ernstlich vorgenommen habe, dem Parterre in eigner Person zu danken, sobald es ihm seine Gesundheit erlauben werde.

(Der Beschluß nächstens.)

IV.

Briefe
das Erziehungswesen betreffend.

Dritter Brief.

Ists möglich? Wie, theuerster Freund? Sie haben die pädagogischen Unterhandlungen, auf welche ich mich wegen der mitgetheilten Nachrichten in meinem letzten Briefe bezog, noch nie zu Gesichte bekommen? Daß Sie dieselben nicht vom Anfange bis zu Ende möchten durchgelesen haben, vermuthete ich zwar und verargte es Ihnen auch wegen Ihrer vielen Geschäfte nicht; daß Sie sie aber weder selbst besitzen, noch bey jemanden in ihrer Stadt gesehen haben, nein, das ist doch zu arg. Ihr Verlangen will ich gern erfüllen und

Ihnen

Ihnen einen hinlänglichen Begriff von diesem Journale geben; Sie müssen mir aber dafür versprechen, daß Sie von dato an selbst darauf pränumeriren wollen. Die 2 Thlr. u. 4 Gr., welche der Jahrgang kostet, können Sie als einen menschenfreundlichen Beytrag zur Beförderung des Instituts ansehen, und durch Austheilung der Hefte zum Lesen sich um viele Menschen in Ihrer Stadt ein neues Verdienst erwerben.

Man hat bereits zween Jahrgänge von diesen pädagogischen Unterhandlungen; da ich mich aber überhaupt, wie Sie wissen und auch genehmigen, auf das itzlaufende Jahr in meinen Nachrichten einschränke, und überdies bey dem zweyten Jahre eine schicklichere Einrichtung gemacht worden ist; so habe ich es auch nur mit diesem zu thun. Der allgemeine Titel für die 8 Hefte, jeden zu 9 Bogen, davon alle Quartale 2 ausgegeben werden, ist geblieben: Pädagogische Unterhandlungen, herausgegeben von dem Dessauischen Erziehungsinstitut. Allein da man mit Recht das, was nur Erzieher zu wissen brauchen, nicht unter das mischen will, was die Jugend lesen soll: so ist von den beyden Heften jedes Quartals das eine mit dem besondern Titel: Philanthropisches Journal für die Erzieher und das Publikum; und das andere mit diesem: Philanthropisches Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde versehen worden. Um sich eine Vorstellung von der Einrichtung zu machen, will ich Ihnen den Inhalt der ersten Hefte von beyden herschreiben.

Das erste Quartal für Erzieher enthält 1) Prälimi„narien über teutsche Erziehung; 2) Ueber die Erziehungsgeschichten; 3) Welche Seite der Welt soll man jungen Leuten zeigen? 4) Noch eine Apologie des Ehrtriebes; 5) Bemerkungen für schreibende und redende Kinderlehrer; 6) Fragen zu preiswürdigen Antworten; 7) Vorsätze, um unverdienten Kränkungen zu entgehen; 8) Einige Anmerkungen über das Lesebuch; 9) Geschenkte Sachen; 10) Verzeichniß der Pränumeranten; 11) Namen der wohlthätigen Pränumeranten; 12) Großmüthige Beförderer des Instituts; 13) Jahresrechnung.

Das erste Quartal des Lesebuchs für die Jugend hat folgende Rubriken: 1) An die Jugend; 2) Der erste Dank, ein Kinderdrama; 3) Schauspiel der Welt; 4) Robinson, ein Auszug des bekannten von Rousseau, Basedow und andern Erziehern der Jugend für nützlich angepriesenen Romans; 5) Sophron und sein Sohn; 6) Sokrates und Lamprokles; 7) Epiktets Regeln; 8) Nachricht von einem abgegangenen Philanthropisten; 9) Basedows Empfehlung des Gehorsams, der Arbeitsamkeit und der Liebe zur Ordnung; 10. a) Einige der allgemeinen Pflichten, Gesetze und Regeln für die Philanthropisten; b) Gesetze für Famulanten und Domestiken; c) Gesetze, welche die Lehrer und Erzieher sich aufgelegt haben; 11) Giebt es auch Freunde und Beförderer des allgemeinen Besten, oder menschenfreundliche Weltbürger? 12) Merkwürdiges

Exem-

Exempel wohlthätiger Vertragſamkeit (*); 13) Natürlichkeit und ſchöne Einfalt der Sitten wird noch nicht allenthalben bey der Erziehung geſucht und von der Jugend geliebt; 14.) Lied einer Bäuerin an Hans, den philanthropiſchen Bauer zu Deſſau; 15. 16.) Nachrichten.

(*) Der Kammerherr und Baron von der Raab, genannt Thülen, zu Kimalen, in Curland, erhielt durch Erbſchaft eine geſchriebene Foderung von 800 Thalern, an die Frau Kapitainin von Grotthuß, zu Mietau. Dieſer Dame war das Daſeyn derſelben unbekannt geweſen. Sie vermuthete, daß ihr verſtorbener Gemahl, der keine Schuldfoderung unbezahlt gelaſſen hätte, dieſe Schuldverſchreibung aus irgend einer Urſache nur nicht zurückgefodert haben müſſe. Hieraus hätte ein langer und koſtbarer Prozeß entſtehen können. Allein da der Herr von Thülen erklärte, daß er nicht haabſüchtig dieſes Geld, wenn es ihm nach Recht zuerkannt würde, für ſich verlange, ſondern dem beym Mangel eines Fonds gemeinnützig arbeitenden Erziehungsinſtitute zu Deſſau, dem er gern längſt ſchon hätte auf eine gute Weiſe dienen wollen, es als einen Beytrag beſtimmt hätte; ſo thaten die Frau von Grotthuß und ihre Erben die Gegenerklärung: daß ſie ſich um deſto ſchwerlicher zu einem koſtbaren und verdrießlichen Prozeß entſchließen möchten, je lieber es ihnen ſey, daß die gefoderte Summe eine Stiftung befördern ſollte, welche der Menſchen Glückſeligkeit zu vermehren ſucht durch Ausfindung, Ausübung und Ausbreitung einer beſſeren häuslichen und öffentlichen Erziehung und Unterweiſung.

Die vornehmsten und genannten Verfasser der meisten und gröſsten Stücke sind Herr Wolke, Herr Villaume, Pastor der französischen Kolonie zu Halberstadt, welcher auch selbst ein Institut zur Erziehung des jungen Frauenzimmers errichtet hat, davon ich Ihnen vielleicht besonders Nachricht geben werde; und Hr. Wezel. Unter den vielen guten Stücken kommen auch im Lesebuche einige Poesien hin und wieder vor, darunter mir die Supplik an den Tod von Göking (des Lesebuchs 3tes Quartal S. 357.) besonders so wohl gefallen hat, daſs ich sie für Sie abgeschrieben und hier unter Beylage A. mitgeschickt habe.

Ich denke, dies soll hinlänglich seyn, Ihnen einen Begriff von den pädagogischen Unterhandlungen zu machen. Vermuthlich aber werden Sie auch mein Urtheil über den innern Gehalt derselben zu wissen verlangen? Ich kann nicht anders als gut davon urtheilen, so ungleich auch die Stücke sind, und wünsche, daſs sie immer mehr Leser bekommen mögen. Um so viel unangenehmer ist es mir, daſs die Herausgeber derselben den Tadlern von Seiten der Rechtschreibung so viele Blöſsen gegeben haben. Denn erstens ist darinnen keine Einförmigkeit der Orthographie beobachtet; welches mir in einem Buche von der Erziehung für die Jugend als ein unverzeihlicher Fehler vorkommt. Mag dieselbe auch gerade nicht die allerbeste seyn, wenn sie nur einförmig durchs ganze Buch ist, damit die jungen Leser nicht irre gemacht werden. Hernach ist sie

auch

auch im Einzelnen zu sehr vernachlässigt. Z. B. der Bereuter lehrt das Reiten (*). Sollte denn nicht wenigstens in beyden von einander abstammenden Wörtern entweder das u oder das i beydesmal behalten worden seyn? Endlich ist sogar im lezten Vierteljahre eine ganz neue Rechtschreibung angenommen worden, davon ich weiter nichts als dieses sage: Das Institut giebt wieder einmal etwas zu lachen; und das thut mir wehe. Untersuchungen über die Rechtschreibung, Anfragen ans Publikum, Antworten, Proben der neuen, Modificirung derselben u. d. m. ausarbeiten, erbitten, ins Journal aufnehmen, das wäre ein philanthropinisches Geschäft für die Herausgeber; eine ganz neue Rechtschreibung aber gleich auf einmal so eigenmächtig einführen wollen, stärkt bey Abgeneigten den Verdacht, daß man hier mehr das Sonderbare als das Gute suche. Möchte Hr. Wolke dies doch bedacht haben! Gut ist es indessen noch, daß sie bey den jungen Zöglingen des Instituts diese Rechtschreibung ohne Erlaubniß und Genehmigung der Aeltern vor der Hand nicht einführen wollen.

Noch hätte ich Ihnen über einige Abhandlungen daraus gern meine Gedanken eröffnet, welche weder Tadel noch Lob, sondern Anmerkungen, Erläuterungen oder Zusätze gewesen wären, darüber ich auch Ihre

(*) In der Nachricht von Umständen des Instituts.

Meynung gern vernommen hätte. Allein da Sie das Buch nicht selbst haben, so würde ich entweder gar zu weitläuftig haben werden, und ganze Stellen zum Texte abschreiben müssen, oder Sie würden meine Gedanken nicht recht verstanden haben. Wollen Sie sie also wissen, so schaffen Sie sich die Unterhandlungen an; aber auch ohne meine Gedanken darüber wird es Sie nicht gereuen, dieselben gekauft zu haben. Ich bin ꝛc. ꝛc.

S.

Beylage A.

Supplik an den Tod,
im Namen des Erziehungsinstituts.

Vermindr' ein wenig deinen Hang
Für unsre lieben Kinder!
Sie sträuben zwar, den letzten Gang
Mit dir zu thun, sich minder.
Doch wenn wir Väter dir so nach,
Wie du sie wegträgst, sehen:
Sag, jammert dich nicht unser Ach!
Nicht ihrer Mütter Flehen?
Durch Ammen geben Viele zwar
Sie selbst in deine Hände;
Auch wärst du Manchem kein Barbar,
Wenn er die Zucht verstände.
Doch nahmst du nicht auch Basedow,
Den frischsten, frohsten Jungen,
Der je mit Juchhey und Hallo
Dem Balle nachgesprungen?

Nahmst

Nahmst du nicht Wolken alles gar,
Trotz seiner Müh und Wache?
Ein Mädchen, das so munter war,
Als wie ein Schmerl im Bache?
Sie haben ohne Murren dir
Ihr Eigenthum gegeben:
Sey, lieber Tod, so gut dafür,
Und laß das Fremde leben!
Zu deiner Ehre muß ich doch
Bey alle dem auch sagen,
Daß vom Philanthropin du noch
Hast keinen weggetragen.
Wir wollen ihretwillen dich
Auch künftig nicht bemühen.
Sie werden einst schon selbst für sich
Den Weg nach Hause ziehen.
Und wollen, lieber Tod, dafür
Sie so zu bilden streben,
Daß sie als brave Männer dir
Die Hand wie Freunde geben.

Nachweisung.

Wenn etwa einige Leser des Merkurs, nach Lesung dieser Briefe, ein Verlangen tragen sollten, die merkwürdigsten Dinge dieses Philanthropins, aus den vorigen Jahren, ihrem Gedächtnisse wieder zu erneuern; die verweise ich auf des T. Merkurs Monat May 1775, auf das Jahr 1776 Monat Februar, Merz, May, imgleichen auf die Ausführliche Anzeige der pädagogischen Unterhandlungen, welche im Monat Merz 1777. befindlich ist.

V. Bü-

V.

Bücher-Anzeigen.

Geſchichte von Amerika von deſſen Entdeckung an bis auf das Ende des vorigen Krieges. Nebſt einem Anhange, welcher eine Geſchichte des Urſprunges und des Fortganges des gegenwärtigen unglücklichen Streites zwiſchen Großbritannien und ſeinen Colonieen enthält, von Will. Ruſſel, Eſq. Aus dem Engliſchen überſezt. Erſter und Zweyter Band, mit Karten. Leipzig im Schwikertſchen Verlage 1779.

Ein höchſt merkwürdiges Buch zum Unterricht und Vergnügen derjenigen Leſer, die ſich bey dem jetzigen Kriege Großbritanniens mit ſeinen Colonnien intereſſiren. Es kommt in England heftweiſe heraus, jedes Heft zu $2\frac{1}{2}$ Bogen, und es ſollen im Ganzen 60 Hefte werden. Der V. hat die Arbeiten des D. Robertſon's vor ſich, und hat dieſelbige auch benuzt, wie es jedem Gelehrten frey ſteht, aus der Arbeit eines andern zu wählen, zuzuſetzen, abzukürzen und zu berichtigen. Bekanntlich aber hat ſich D. Robertſon vorgenommen, von dem eigentlichen Nord-Amerika, oder denjenigen Ländern, die jetzo im Kriege mit dem Mutterland begriffen ſind nichts zu ſchreiben, bis dieſe unglückliche Fehde zu Ende ſeyn wird. Und doch iſt dieſer Theil der Geſchichte von Amerika derjenige, welcher jetzo am meiſten ſtudiert wird. Durchgehends muß man dem V. das Zeugnis geben, daß die beſten Quellen gebraucht, und alle Theile des Werkes in der beſten Ordnung, und in verhältnißmäſiger Ausdehnung bearbeitet worden. Der Styl des V. iſt zweckmäſig, hat Würde, Deutlichkeit, und an gewiſſen Orten, wo es auf Vertheidigung der heiligſten Rechte der Menſchheit ankommt, die gehörige Wärme. Wir haben bis jetzo nur zwey Theile vor uns, denen noch zwey

andere

Shakespear
Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Herrn Wieland.

IV^ter Band.

Mit Königl. Pohln. u. Churfürstl. Sächss. allergn. Privileg.

Zürich, bey Orell, Gessner, und Comp. 1764.

andere folgen und das Werk beschließen werden. Der erste B. des ersten Th. beschäftigt sich mit Entdeckung von Amerika und Eroberung der zwey grosen Reiche Mexico und Peru. Er enthält also die Geschichte der Handlung upd Schiffarth von den frühesten Zeiten an bis zur Entdeckung der neuen Welt, die Entdeckungen und Niederlassungen der Cranier zu den Zeiten des Columbus, des Cortez, bis auf den Tod des Montezuma. Alsdenn folgen die Begebenheiten, die sich vor dem Tode dieses Kayfers bis zur Eroberung von Mexico, der völligen Unterwerfung dieses Reichs und Einrichtung desselben zu einer Spanischen Provinz zugetragen. Ferner wird von der Entdeckung des Pizarro, dem Fortgang der Spanischen Waffen bis zur Gefangenschaft und dem Tode des Inca Atahualpa gehandelt. Auf diese folgt ein andrer Zeitraum von der Hinrichtung dieses Kayfers bis auf die Ermordung des Pizarro. Das 10te Kap. dieses Buchs handelt endlich von der völligen Verwandlung dieses Reichs unter Spanischer Bothmäßigkeit, und den Beschluß macht eine Schilderung der Regierungsart, Gesetze, Religion, Künste und Sitten der alten Mexicaner und Peruaner.

Das 2te Buch, womit der 2te Th. des Werks anfängt, beschäftigt sich mit der Niederlassung der Europäer in Süd-Amerika und der Mexicanischen Land-Enge, und fängt mit einer allgemeinen Beschreibung der Regierung und Handlung in den Spanischen Colonieen an. Alsdenn geht der V. zu Beschreibung Neuspaniens und der benachbarten Provinzen, aller ihrer Colonien in Süd-Amerika, den Niederlassungen der Portugiesen in Brasilien, und den Etablissements der Holländer und Franzosen in Guiana fort.

Das 3te Buch handelt von West-Indien oder dem grosen Amerikanischen Archipelagus. Hier wird dem Leser eine allgemeine Uebersicht der West-Indischen Inseln dargelegt,

Nach-

Nachricht von den Sitten und Gebräuchen der Cariben, dem Urſprung und der Zerſtreuung der Buccanier, und den vornehmſten Kriege der Europäiſchen Mächte in dieſen Breiten gegeben. Zugleich wird der Sklavenhandel berührt, der urſprüngliche Zuſtand der Negern, und die Vortheile und Nachtheile ihrer Einführung in Amerika erwogen. Das 3te Kap. handelt von den Spaniſchen Niederlaſſungen auf den Weſt-Indiſchen Inſeln, als Trinidad, Cubagua, Margaretha, Porto Rico, Hiſpaniola, Cuba. Das 4te von den Holländiſchen Inſeln, als Curaſſao, Euſtatia, Saba, S. Martin. Das 5te von den Däniſchen, als S. Thomas, S. Johann, der Crabben Inſel, S. Cruz. Das 6te von den Franzöſiſchen, als Martinique, Guadeloupe, Maria Galanta, Hiſpaniola, und S. Lucia. Das 7te von den Engliſchen, als S. Chriſtoph, Barbados, Antigua, Monſerrat, Nevis, Barbuda, Anquilla, Jamaika, Bahama, den Caicos, Turks Inſeln, den Bermudas, Tabago, Granada, den Granadinen, S. Vincent, Dominica.

Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Colonie zu San Domingo. Aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen. 1. 2ter Th. Leipzig bey Junius 1779.

Dieſes merkwürdige Buch verdiente allerdings eine Ueberſetzung, und zwar eine von dieſer geſchickten Hand!

Der Franzöſiſche Theil dieſer Inſel war bekanntlich zuerſt von den Flibuſtiers den Spaniern weggenommen; nachher begaben ſich dieſe, die meiſt Franzöſiſche Unterthanen waren, unter Ludwig des XIVten Schutz. Der Zucker iſt in S. Domingo beſſer als in Jamaika, oder den Engliſchen Inſeln überhaupt; doch wird er wohlfeiler verkauft. Die Urſache iſt, weil die Engländiſchen Pflanzer weniger Fleiß haben, ihre Sklaven koſtbarer halten, und auf dem Ausgang ihrer

Waaren

Waaren Prämien liegen. Auf den Franzöſiſchen hingegen ſind groſſe Impoſten bey der Ausführung geſetzt. Der V. berechnet daß außer dem 8ten Th. des ganzen zur Kultur angewandten Kapitals, den man ſtatt der Zinnſen rechnet, noch jährlich über drey Millionen gewonnen werden. Die Zucker-Plantagen ſind die einträglichſten, erfodern auch das gröſte Kapital. Der Caffeebaum iſt ſchädlich, weil die durch die Aufreißung des Bodens erzeugte Dünſte den Negern ſehr gefährlich ſind. Es ſind daher viel Caffeepflanzungen jetzo zu Indigo und Baumwolle angelegt worden. Bey dem Cacao iſt groſſer Gewinnſt, wenn die Ernde einſchlägt. Beſchreibung der Inſel. Cap François hat ohngefähr 10tauſend weiße Einwohner und 30tauſend Sklaven. Fort Dauphin eine Stadt von ohngefähr 100 Häuſern. In Bombardopolis vermehrt ſich die Colonie der Teutſchen gut. Sie bauen Feldfrüchte, Indigo, Caffee und Baumwolle. Port au Prince iſt der Hafen ſchlecht, und die Schiffe leiden von den Würmern ſehr. Das Waſſer iſt ſchlecht. Leogane iſt wohl gelegen, und wohl gebaut. Sie hat 350 Häuſer. St. Marc iſt reich. St. Louis iſt im Frieden arm, im Kriege aber reich, weil ſie zur Ausrüſtung der Kaper ſehr geſchickt liegt. Cayes hat 400 Häuſer, die Ebene darum würde ſoviel eintragen, als die ums Cap, wenn nur mehr Entrepreneurs wären.

Die Inſel iſt 160 fr. Meilen lang, und meiſt 30 breit; ſie hat 350 Meilen im Umkreiſe. Die franzöſiſche Colonie beſitzt hiervon eine Küſte von 180 M. lang, welche gewöhnlich 10 breit iſt. In dieſem Raum iſt faſt kein Land mehr zu bewilligen. Zu dem Beweis des Eigenthums gehört eine von dem General und dem Intendant unterzeichnete Bewilligung und dieſe muß mit dem Recht der Axt, welches den Beſitz in der That feſtſetzt, verbunden werden. Indeſſen ſind dieſe Bewilligungen ſehr unſicher, und es entſtehen darüber langwierige Prozeſſe. Es wäre beſſer, man verkaufte das Land

wie in den Engländiſchen Inſeln. Bey einer Zuckerplantage kommt alles auf den Verlag an. Wer 200 Neger halten kann, gewinnt zweymal ſo viel als der andre, der nur die Hälfte vermag. Weil ſo groſſe Kapitalien nöthig ſind, ſo iſt man auf der andern Seite nicht ſo ſtreng mit Einziehung der Güter gegen die Schuldner zu verfahren. Die Einkünfte reichen meiſt hinlänglich zu, die Gelder die auf den Anbau verwendet werden, abzutragen. Der arbeitſame Neger iſt bey einem guten Herrn weit glücklicher, als der Bauer in Frankreich, der ums Taglohn arbeitet. Sie haben mehr gute Anlagen als ſchlimme, und ſehr viele Fähigkeiten. Der V. ſetzt die ganze Circulation ſowohl außerhalb als innerhalb der Kolonie jährlich auf 125 Millionen, folglich wenn man von 30 — 40000 weiße Einwohner rechnet, käme auf jeden freyen nützlichen und gutgeſinnten Mann, der ſich in der Colonie niedergelaſſen hat, ohngefähr 3125 L. jährlich anzulegen. Alle Jahre werden in der Colonie für 22½ Million Neger verkauft. Die Produkte der Inſel können nicht unter 55 Millionen Livres geliefert werden. Die ganze Maſſe aber beträgt in dem Augenblick der Konſumtion weit über 100 Millionen, und veranlaßt jährlich in der Welt mehr als 500 Millionen Unternehmungen. Eine Zuckerpflanzung von 1800tauſend Livres, worinn 500 Negern arbeiten, wirft ſoviel ab, daß in acht Jahren das Capital gewonnen iſt. Der Caffee trägt viel ein, ſeine Cultur frißt aber viele Negern. Der Indig iſt zuweilen ſehr ergiebig, und deswegen dem Caffee vorzuziehen, weil er allzeit geſucht wird, in kleinen Quantitäten ſehr vortheilhaft zum Schleichhandel iſt, und im Kriege dem Mutterland anſehnliche Retouren in einem kleinen Umfang übermacht werden können. Die Ernde der Baumwolle ſchlägt ſelten fehl. Ihre Cultur bringt ohngefähr 10 vom Hundert. Cacao, Roucou, Taback und Ingber kommen bey Berechnung der Reichthümer von St. Domingo nicht ſehr in Anſchlag.

Der

Der 2te Theil beschäftigt sich hauptsächlich mit Rügung der Gebrechen in den öffentlichen Geschäften, der Justizpflege, des Commerzes, der Polizey u. s. w. Er ist unstreitig für Frankreich noch wichtiger als die allgemeinen Ideen des 1sten Th. Indessen erlauben alle diese Thatsachen keinen Auszug in diesem Journal.

D. Joh. Friedr. Blumenbachs der Med. Prof. ord. zu Göttingen Handbuch der Naturgeschichte. Mit Kupfern.

Hr. Prof. Büttner hat sein vortrefliches Naturalienkabinet der Akademie oder dem König bekanntlich gegen eine Pension von 300 Rthlr. überlassen. Durch diese Vermehrung des Akademischen Musei, ist nun Hr. Prof. Blumenbach in Stand gesetzt, den dortigen Studirenden die Naturgeschichte anschaulich vorzutragen. Er hat daher dieses Kompendium zum Leitfaden seiner Vorlesungen herausgegeben, und es zugleich so eingerichtet, daß es dem Gaumen derjenigen Leser behagen könne, die eben nicht ihre Hauptbeschäftigung aus dieser Wissenschaft machen, sondern sich ihrer nur zur Erholung bedienen. Daher ist den merkwürdigsten Thieren schon eine kleine Abschweiffung in einer Art von Noten eingeräumt worden, die dazu dienen sollen, das Trockne der Klassification einigermaßen für die fremden Leser zu mildern. So sehr wir im Ganzen des V. Meynung zugethan sind, daß nach dem allgemeinen Geschrey wohl schwerlich die Naturgeschichte die Basis alles menschlichen Wissens sey: so glauben wir doch, daß man auf der andern Seite der Deklamation gegen die Klassification nicht zu viel einräumen müsse. Jeder weiß, daß man auf kein einziges System zu schwehren habe; allein ohne Klassification lassen sich doch keine Begriffe reihen, so wenig sich ein Haus ohne Balken bauen läßt; und jeder wird aus der Erfahrung wissen, daß zur Erhaltung der Ideen in eines

Menſchen Kopfe nothwendig Mittelideen erfordert werden. Es laſſen ſich wohl in einem oder wenigen Tagen viel hundert botaniſche Begriffe faſſen, wenn aber dieſe Worte alle nicht mehr Sinn enthielten als Taufnamen, und ſich durch Klaſſificationen nicht an einander reihten, ſo würden ſie in einem gewiſſen Alter ſchlechterdings nicht mehr haften wollen. Auſſerdem wiſſen wir ja alle, daß die Klaſſification jeder Wiſſenſchaft nicht ſeit ehegeſtern entſtanden iſt, ſondern daß, wer ſie faßt, zugleich die philoſophiſche Geſchichte aller Bemühungen der berühmteſten Leute um dieſe Wiſſenſchaft kennen lernt. Das Alphabet dieſes Compendiums enthält die Säugthiere, Fiſche, Vögel, Inſekten und Amphibien. In einigen wenigen Bogen, die noch folgen, ſoll die Mineralogie und Botanik abgethan werden. Für diejenigen Leſer, die gar nichts von der Naturgeſchichte wiſſen, werden die Anekdoten von ausländiſchen Thieren reizend genug ſeyn; allein für diejenigen, die ſich zu unterrichten wünſchen, werden die wenigen Bogen, die der Mineralogie und Botanik geweiht werden ſollen, nicht zureichen. Uns dünkt, dieſe beyden Wiſſenſchaften haben nur Trockenheit für denjenigen, der den Stein für unfruchtbar hält, weil er nicht ſeines gleichen zeugt; und die Pflanze für ein elendes Geſchöpf, weil es nicht davonlaufen kann. Für andre, die in beyden Wiſſenſchaften aber die Grundſtoffe zu ſo mancherley Nahrungs- und Erwerbungsmitteln der Menſchen ſehen, dürften ſie mehr Beziehung auf uns zu haben ſcheinen, als die Mähren von der Lebensart fremder Thiere, die unſer Auge wahrſcheinlich ſelten wird zu ſehen bekommen.

Nachrichten von Eduard Worthley Montague, Esq. mit Anmerkungen über Sitten und Gebräuche des Morgenlandes, aus seinen nachgelaßnen Handschriften ans Licht gestellt. Aus dem Englischen. 1ter und 2ter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1779.

Unter diesem anziehenden und viel versprechenden Titel täuscht der ungenannte Verfasser unsre Erwartung mit einem schaalen Romänchen, wozu der berüchtigte Sohn der Lady Worthley Montague schwerlich viel mehr als seinen Namen hergegeben hat. Statt der erwarteten wahren Geschichte, findet man mit Verdruß eine Reyhe übelersonnener Abentheuer und ärgerlicher Liebeshändel im Geschmack derjenigen, womit die schlechteste Klasse von unsern ehmaligen Studentenromanen angefüllt war, und die durch die eingemischten moralischen Plattitüden nicht erbaulicher werden. Die Nachrichten von einigen Ländern und Völkern (denen der Roman zum Vehikulo dienen, oder die vielleicht den Roman selbst verkäuflicher machen sollten,) sind so beschaffen, daß der Verfasser sie sehr bequem in seinem Dachstübchen zusammenstoppeln konnte, ohne weder selbst in die Welt hinausgeschaut, noch die nachgelaßnen Handschriften des Hrn. Eduard Montague dazu nöthig gehabt zu haben. Die Schreibart ist übrigens lebhaft genug, aber ohne Geschmack, und das Ganze scheint das Werk eines jungen Grub-streets-Autors zu seyn, dessen Imagination noch großer Züchtigung vonnöthen hat — oder vielmehr, der in der Eil ein Buch schreiben muste, um seinen Fleischer und Becker zu bezahlen. Es begegnet immer häufiger, daß unsre Verleger, (mit der ehrlichsten Intention von der Welt) durch imposante Titel neuherausgekommener ausländischer Bücher verleitet werden, solche in aller Geschwindigkeit übersetzen zu lassen; diese Geschwindigkeit (die freylich dadurch nothwendig gemacht wird, daß man sich nicht von andern zuvorkommen lassen

will) ist nicht nur oft Ursache daß ein gutes Buch schlecht — übersetzt wird, sondern auch, fast eben so oft, daß man solches Zeug übersetzen läßt, das dieser Ehre gar nicht würdig war; und daher wird es Pflicht, zu ihrer und des Publikums Warnung, zuweilen solcher Produkte Erwähnung zu thun, die an sich selbst unter aller Kritik sind.

VII.

Anzeigen

einiger neuer historischer Werke mit Kupfern.

Unsere Zeit, die von so vielen andern Seiten merkwürdig ist, unterscheidet sich auch durch eine ausserordentliche Betriebsamkeit des gelehrten Manufakturwesens. Das Bedürfnis der Autoren und Verleger ist nach und nach zum Bedürfnis des Publikums geworden, und so ungeheuer groß auch das täglich zunehmende Heer der Scribenten ist, so scheint solches doch noch immer für die Menge der Lesenden zu klein zu seyn, und die Ausrufung des modernen Eulenspiegels: „Wo soll denn am Ende das Lesezeug alle herkommen?„ (*) so unnöthig sie demjenigen, der den Meßkatalogus nur eben aus der Hand gelegt hat, vorkommen mag, ist würklich nicht ganz ohne Grund. Eine natürliche Folge dieses immer gegenseitig auf einander würkenden Bedürfnisses der Schriftsteller und Leser, ist, daß alles Mögliche geschrieben, alles Mögliche unternommen wird; daß die große Concurrenz den Wetteifer spornt; immer eine Manufactur der andern, wo nicht durch die Güte, doch durch die Façon, Neuheit und Originalität ihrer Producte, den Rang abzugewinnen sucht; daß also, unter

(*) S. Leben und Meynungen des Till Eulenspiegels. S. 56.

unter der unendlichen Menge ſchlechter Waare, auch manches Brauchbare, vielleicht ſogar Vortrefliche zum Vorſchein kommt, und ſomit das Publikum am Ende doch immer mehr dabey gewinnt als verliehrt.

Es iſt eine längſt ausgemachte Sache, daß man den Franzöſiſchen Fabriken, was man auch gegen den innern Werth der Materialien, welche ſie zu verarbeiten wiſſen, oder gegen die Dauerhaftigkeit ihrer Waaren einwenden mag, doch den Vorzug des Geſchmacks, der Eleganz und des in die Augen fallenden nicht ſtreitig machen kann.

Dieſes Verdienſt erſtreckt ſich gewöhnlich auch auf die Producte ihrer Litteratur. So wenig, bey vielen derſelben, um nicht den meiſten zu ſagen, die Forderung derjenigen befriediget wird, denen es bey einem Werke dieſer Art um Gründlichkeit, um zuverläſſigen Unterricht und wahren Nutzen zu thun iſt; ſo haben doch faſt alle (und ſchon ihre Sprache hilft ihnen dazu) ein gewiſſes *Faire*, das ihnen in der Welt Cours giebt, und diejenigen befriediget, die von einem Buch nichts als *Amuſement* für das was ſie verlohrne Stunden nennen, oder die flüchtigen Kentniſſe, verlangen, die izt das einzige ſind was die Pflicht Alles zu wiſſen, die man ſich in unſern Zeiten auferlegt hat, Perſonen von einer gewiſſen Welt unentbehrlich macht, und nach gerade den Gelehrten von Profeſſion ſelbſt zu erwerben übrig läßt.

Da die leſende Welt, gegenwärtig, gröſtentheils aus der lezten Klaſſe beſteht (auch diejenigen mit dazu gerechnet, welche, wie ſie glauben, oder ſich ſelbſt das Kompliment machen, bloß zur Unterhaltung und Nahrung ihres Geiſtes und Herzens leſen) da überdies bey keiner kleinen Anzahl derſelben die Bücher zur Möblirung gehören, und die Verleger alſo hauptſächlich auf groſſen Format, ſchönes Pappier und feine Kupferſtiche zu ſehen haben: ſo iſt natürlich und billig, daß man immermehr darauf bedacht iſt, dem Geſchmack

des vornehmern Publikums in allen dieſen Stücken ein Genüge zu thun.

Dieſe Rückſichten ſcheinen uns hauptſächlich dem neuen Werke das Daſeyn gegeben zu haben, welches unter dem Titel: *Diſcours Philoſophiques ſur l'Hiſtorie univerſelle*, repréſentée par des Tableaux gravés des principaux événemens, & des faits les plus intereſſans *pour la perfection de l'humanité*, vom bevorſtehenden Jahre 1786 an, herauskommen ſoll, und deſſen Bekanntmachung uns anempfohlen worden iſt. Der durch ſeine Encyclopädie und andre Werke ſchon bekannte und berühmte Herausgeber dieſes neuen Werks, *Mr. de Felice* zu Yverdon, kündigt ſolches in einem Proſpectus an, worinn er ſich über die Nothwendigkeit, Wichtigkeit und Nützlichkeit dieſer Unternehmung ſehr ſchön vernehmen läßt, und beſonders auch die Klaſſe von Leſern beſtimmt, zu deren Beſten ſie unternommen wird. Unter denjenigen nemlich, welche ſich mit der Geſchichte dieſes Erdenrunds und ſeiner weiſen Bewohner abgeben, ſind die einen und zwar (wie natürlich nur eine ſehr kleine Zahl) Geſchichtsforſcher, welche ihr Leben mit der mühſeligen Arbeit zubringen, die manchfaltigen Materialien, die von andern zuſammengetragen worden, zu unterſuchen, zu berichtigen, in Ordnung zu ſtellen, zu bearbeiten, und, ſo genau als möglich, herauszubringen, was geſchehen iſt, und wie es geſchehen iſt; die andern, und zwar die gröſte Zahl, ſind die Leſer, für welche jene arbeiten; beſtehend aus Perſonen, „denen gut und nöthig iſt, „von dem was ſich merkwürdiges in der Welt zugetragen hat, „unterrichtet zu ſeyn, ohne ſich ſelbſt mit gelehrten Unter„ſuchungen und dornichten Erörterungen, die viel Zeit und „anſtrengende Arbeit erfoderten, abgeben zu können. Für dieſe ſollen nun die Geſchichtſchreiber (eine dritte Gattung) aus dem unermeßlichen Magazin der Geſchichte, das ausſondern, was das Wichtigſte und Brauchbarſte iſt, ſollen daraus

Ge-

Kgl. Bibl. Akad. Bonn

Universitäts-Bibliothek München

Gemählde zusammensetzen, die sich ohne große Müh übersehen lassen, und hinlänglich sind, dem Verstand des Lesers einen netten Begriff zu geben, ohne ihn mit überflüssigen Details zu beladen; kurz, für diese soll der ganze Cours d'histoire so geschrieben werden, „daß er sowohl durch den Fond „der Sachen als die Form dem Endzweck entspreche, um „dessentwillen der vernünftige Mensch sich um die vergang„nen Begebenheiten bekümmert," — nemlich, mit Einem Wort, um weiser und besser dadurch zu werden.

In wie fern dieses gegenwärtige Werk, welches nach dem Plan des Herausgebers die Geschichte aller Völker umfassen, und also ein Werk von ungeheurem Umfang seyn wird (da nur die bloße Geschichte von Frankreich aus 8 Volumes, jedes von 50 Kupfern, und ungefehr eben soviel Bogen bestehen soll,) den abgezweckten Nutzen zu befördern geschickt seyn, und in wiefern es den Namen eines Philosophischen Auszugs der Weltgeschichte verdienen werde, wird die Ausführung zeigen. Alles was wir fürizt davon sagen können, ist, daß es ein Werk für Liebhaber ist; daß es nach dem Probe-Cahier (welcher einen Discours sur la premiere croisade & la captivité de *St. Louis* liefert) zu urtheilen, eines der prächtigsten Werke für Bibliotheken reicher Leute, und für diejenigen, die ein unbeschränktes Vertrauen auf den Geschichtschreiber setzen, ohne sich darum zu bekümmern aus was für Quellen er geschöpft hat, und wie wahr und richtig jeder merkwürdige Umstand, oder auch das Licht, worein der V. ihn gestellt hat, und überhaupt die Haltung ist, die er jedem Tableau gegeben, (und für solche ist das Werk doch bloß bestimmt) eine ganz angenehme Art die Weltgeschichte kennen zu lernen seyn wird.

Da die Kupfer oder Tableaux, wie der Hr. H. sie nennt, einen sehr wesentlichen Theil dieses Werks ausmachen werden, so müssen wir auch von diesen noch ein paar Worte

sagen. Hr. v. F. läßt uns sehr viel davon erwarten. „Unsre Imagination soll sich vermittelst derselben das Gemälde der Begebenheiten, welche die Geschichte erzählt, lebhafter vorstellen; wir sollen glauben, die Sache geschähe unter unsern Augen; der Eindruck, den wir dadurch bekommen, soll beynahe eben so stark, und die Kenntniß, die wir dadurch erhalten, beynahe eben so nett seyn, als wenn wir Augenzeugen der Begebenheit gewesen wären.“ Das ist nun wohl das Aeußerste, wozu er uns Hoffnung machen kann, wenn er lauter Cipriani und Bartolozzi zur Ausführung eines solchen Plans in seinen Diensten hat. Wie er aber in einem Werk von etlichen tausend Kupfern (denn nur die französische Geschichte soll deren 400 liefern) das Versprochne leisten wolle, davon haben wir, (auch nachdem wir das dem Probediscours beygelegte Probekupfer wohl betrachtet haben) keinen Begriff. Für moderne französische Fabrikarbeit, passe! aber lebhaften Eindruck zu machen, nette Vorstellungen zu geben — den Kunstliebhaber zu befriedigen — den gebrauchten Ausdruck, les planches seront *supérieurement* gravés, zu rechtfertigen — dazu gehört sehr sehr viel! Indessen kommts auch hier auf den Geschmack der Liebhaber an, welche sich nie werden beschweren können, da Hr. v. Felice so billig ist, es in ihr Belieben zu stellen, nach der ersten Lieferung wieder abzutreten, wenn solche ihre Erwartung nicht übertrift.

Die Bedingungen sind folgende:

1) Es sollen von diesem Werke zwoo Ausgaben, die eine in gros Quart, die andre in groß Oktav, auf das schönste Holländische Papyier besorgt werden. Derjenige Theil der Geschichte, mit welchem der Anfang gemacht werden soll, nemlich die Discours sur l'Histoire de France, soll 8 Bände, jeder 50 Kupferstiche enthaltend, und eben soviel gedruckte Bögen, als Discurse darüber, ausmachen.

2) Zehn

2) Zehn Kupferstiche, ein jeder mit seinem Discours, werden eine Lieferung, und 5 Lieferungen einen Band ausmachen; und dieses wird jedesmal die Arbeit von einem Jahre seyn. Doch hofft der Hr. H. in der Folge die Erwartung der Leser dadurch auf eine angenehme Art zu überraschen, daß er ihnen mehr, als den jährlich versprochnen Band liefern will.

3) Außer der Subscription auf beyde Ausgaben dieses Werks, wird auch noch Subscription auf die Kupfer ohne die Discourse und auf die Discourse ohne die Kupfer angenommen; und zu Ende eines jeden Bandes soll auch noch eine ordinaire Ausgabe in 8vo, ohne Kupfer, erscheinen.

4) Der Preiß eines jeden Kupfers mit seinem Discours, welcher 8 bis 12 Seiten betragen wird, ist für die Ausgabe in 4to, 30 Sols de France; daß also die 10 Kupfer, die eine ganze Liefrung ausmachen, 15 Livres, und ein Band, welcher 5 Liefrungen oder 50 Kupfer mit ihren Discoursen enthalten soll, 75 Livres kosten werden. Bey der Oktavausgabe aber wird jedes Kupfer mit seinem Discours, welcher ebenfalls 8 bis 12 Seiten enthalten soll, 20 Sols, und also der Band, welcher 50 Kupfer mit ihren Discoursen enthalten soll, 50 Livres kosten.

5) Der Preiß der Discourse ohne Kupfer ist für die Subscribenten auf die Quartausgabe 25 Livres, und für die Oktavausgabe 16 Livres. Von letzterer wird jeder Band nur 32 bis 36 Bogen enthalten.

6) Der Preiß der Kupfer ohne Discourse ist, bey der Quartausgabe, das Kupfer zu 20 Sols, und die 50 eines jeden Bandes zu 50 Livr. Bey der Oktavausgabe aber wird ein Kupfer 14 Sols, und die 50 eines jeden Bandes 35 Livr. kosten.

7) Jeder Geschichte eines besondern Volkes sollen auch geographische Karten von der Komposition des berühmten

Miterfinders der Typometrie, dem Hrn. Wilhem Haas zu Basel, beygefügt werden.

8) Der Subscriptionstermin wird bis auf den Dezember dieses Jahres offen seyn. Nach Verlauf dieser Zeit aber wird keine Subscription mehr angenommen; und es werden auch schwerlich Exemplare zu bekommen seyn, weil der Herr Herausgeber ihrer nicht viel mehr, als sich Subscribenten finden werden, besorgen wird.

Die erste Liefrung soll spätestens zu Ende des Januars 1780. erscheinen. Von den Subscribenten aber wird weiter nichts verlangt, als daß sie ihre Namen und Bedienungen, deutlich geschrieben, einsenden mögen, um solche dem ersten Bande beyfügen zu können. Dadurch sollen aber die Subscribenten keinesweges auf die Zukunft gebunden seyn; sondern, wenn die erste Liefrung ihre Erwartung nicht übertrift, soll es bey ihnen stehen, wieder abzutreten; doch, wenn sie die erste Liefrung einmal angenommen und bezahlt haben, sind sie dadurch verbunden, den ganzen Theil, der die Geschichte von Frankreich enthält, zu nehmen.

9) Auf die vollständige Ausgabe des ganzen Werkes kann man bey nachstehenden Buchhändlern subscribiren, aber in Ansehung der Kupfer hat man sich an den Herausgeber Hrn. de Felice zu Yverdon zu wenden, welcher die Spedition der Liefrungen jedesmal frey, um den angezeigten Preiß, entweder unmittelbar an die Subscribenten, oder in die nächsten Städte besorgen wird.

Subscription nehmen unter andern folgende Buchhändler an: Zu Amsterdam, M. M. Rey, La V. H. Merkus, D. J. Changuion; zu Basel, Schweighauser und Serini; zu Bern, die typographische Gesellschaft und Haller; zu Winterthur, Steiner und Kompagnie; zu Yverdon der Herr Herausgeber selbst. Zu Bamberg, Goebhard; zu Berlin, Lange; zu Halle, Hemmerde; zu Hamburg,

Ver-

Verchaux; zu Leipzig, Weidmann und Reich; zu Liegnitz, Siegert; zu Nürnberg, Felsecker; zu Prag, Gerbe; zu Rostock, Koppe; zu Straßburg, König, Bauer und Komp. zu Stuttgardt, Mezler.

Hier in Weimar kann sowohl der Prospektus als der erste Probe-Cahier und das Probekupfer dieses kostbaren Werks bey Hrn. Hofbuchhändler Hoffmann angesehen, und bey demselben auch subscribiert werden.

* * *

Ein Werk von ganz ähnlichem Plan, nemlich auch eine Allgemeine Welthistorie zu philosophischer Bildung des Verstandes und Herzens zugerichtet, auch mit Kupfern, auch heftweise erscheinend, das zu Paris unter dem Titel: Histoire nouvelle de tous les Peuples du Monde &c. ou *Histoire des Hommes* - Ouvrage enrichi de Cartes & de Planches par les meilleurs Artistes, monatlich in zwey Heften, wovon das eine Alte und das andere Neue Geschichte darreicht, herausgegeben wird, verspricht die Perrenonsche Hof-Buchhandlung in Münster in einer guten teutschen Uebersetzung zu liefern; weil (wie die Verleger glauben) dieses Werk weder durch die allgemeine Welthistorie, noch die Auszüge aus derselben entbehrlich gemacht werde. Wahrscheinlicherweise ist eine Gesellschaft gelehrter Fabrikanten in Paris durch den großen Succeß der monatlich herauskommenden Bibliotheque des Romans, auf die ganz vernünftige Spekulation gekommen, ob sich mit der sogenannten wahren Geschichte nicht eben so viel gewinnen lasse, als mit der fabelhaften. Die Verleger der teutschen Uebersetzung wollen jede Messe entweder abwechselnd einen Band alter und einen Band neuer, oder zugleich zwey Bände alter und neuer Geschichte liefern. Sie verlangen keine Vorauszahlung, sondern bloß die Namen der Liebhaber. Man kann bis Ende dieses Jahres in allen Buchhandlungen Teutschlandes subscribiren.

Ende

Endlich haben wir noch eine Abbildung aller geiſtlichen und weltlichen Orden, nebſt einer kurzen Geſchichte derſelben von ihrer Stiftung bis auf unſre Zeiten, anzukünden, welche der Chur-Pfälziſche Hof-Cammerrath und Hofbuchhändler Herr C. F. Schwan, in Mannheim, unternommen hat, und wovon wir den Anfang, als Probe des Ganzen, mit Vergnügen und Beyfall geſehen haben. Dieſes Werk wird weder eine bloße Ueberſetzung des in Paris herauskommenden Recueil de tous les coſtumes monaſtiques, religieux et militaires, noch ein Nachdruck der pragmatiſchen Geſchichte der vornehmſten Mönchsorden, die wir von dem Hrn. R. Crome zu Einbeck haben, ſondern ein von beyden ganz verſchiedenes Werk ſeyn; wiewohl der Hr. Herausgeber gerne geſteht, daß er aus beyden nehme was ihm zu ſeiner Abſicht dienlich ſey, und dies mit eben dem Fug und Recht, womit jene Verfaſſer ſich des bekannten großen Werks des Pater Helyots und andrer Schriftſteller aus dieſem Fache bedient haben. Wodurch ſich das Werk des Hrn. HER. Schwans hauptſächlich von jenen unterſcheiden wird, iſt dies: daß ſeine eigentliche Abſicht mehr auf richtige Abbildungen als ausführliche Geſchichte geht; daß er von dieſer nur ſo viel in einem kurzen Auszuge geben wird, als zur Kenntnis der Sachen überhaupt nöthig iſt; und endlich, daß er ohne alle Partheilichkeit bloß erzählen, und ſich alles eignen Urtheils und aller Anmerkungen gänzlich enthalten will.

Dieſes Werk wird in Quartformat, auf feines weiſſes Schreibpapier, heftweiſe herauskommen.

Für jedes Heft, welches aus vier ausgemahlten Kupfern, und dem dazu gehörigen Text beſtehet, zahlt man einen Convention-thaler oder 1 Thl. 8 gr. Sächſiſch. Der Augenſchein wird jeden überzeugen (ſagt der Herausgeber, und

wir

wir können nicht anders als ihm hierinn völlig beystimmen) daß die Kupfer nicht schlechtweg mit Farben überstrichen, sondern mit Fleiß ausgemahlt sind; und wenn man Druck und Papier betrachtet, und dann dem Herausgeber auch eine kleine Belohnung für seine Mühe gönnen will, so wird man den Preiß, in Vergleichung andrer, auf schlechtem Papier sehr mittelmäßig gedruckter und mit Farben ohne allen Geschmack und Fleiß überschmierter Sachen, nicht unbillig finden.

Wer also dieses erste Heft verlangt, sendet, nebst dem Betrag dafür, zugleich auf die zweyte Lieferung Einen Reichsthaler Sächs. oder 1 Fl. 48 Kr. Convent. Geld Vorschuß. Bey Empfang des 2ten Hefts 8 gr. Sächs. oder 36 Kr. Conv. M. Nachschuß und wieder 1 Reichsthaler Vorschuß auf das 3te Heft, und so wird hernach bey Empfang eines jeden Hefts Ein Conventionsthaler bezahlt. Es sollen nicht mehr Kupfer abgedruckt und ausgemahlt werden, als mittelst der geleisteten Pränumeration bestellt worden.

Die bezahlten Exemplare versendet der Hr. Herausgeber postfrey bis Altenburg, Augsburg, Basel, Bamberg, Bern, Berlin, Braunschweig, Bremen, Breslau, Cassel, Cöln, Dresden, Erlangen, Frankfurt am Mayn und an der Oder, Giessen, Göttingen, Gotha, Halle in Sachsen, Hamburg, Hannover, Jena, Leipzig, Lemgo, München, Münster, Nürnberg, Prag, Rostock, Stettin, Strasburg, Stuttgard, Tübingen, Ulm, Weimar, Wien, Züllichau, Zürch und Zweybrücken; hingegen erwartet er, wie billig, auch die Einsendung des Geldes sowohl als die Briefe postfrey. Jedoch können einzelne Exemplare nicht postfrey versendet werden, sondern es müssen wenigstens 10 Exemplare zugleich an Einen Ort hingehen; weswegen die Liebhaber in den kleinen Städten und auf dem Lande am besten thun werden, sich an einen Buchhändler in der nächsten Stadt zu wenden.

Hier

Hier in Weimar iſt der Hofrath Wieland erſucht worden, Pränumeration auf dieſes Werk anzunehmen. Falls ſich hier oder in benachbarten Gegenden Liebhaber dazu finden ſollten, können die erſten Probe-Cahiers, den Orden der Magdalenerinnen zu Paris, und den Karmeliter-Orden betreffend, nebſt vier gemahlten Probekupfern, zu beliebigen Augenſchein in deſſelben Behauſung eingeſehen oder auch abgelangt werden.

VIII.

Kunſtſachen.

Von Hrn. Joh. Rud. Schellenberg in Winterthur, einem jungen Schweizeriſchen Künſtler, deſſen wir ſchon im Februar d. J. bey Gelegenheit der zehn Proſpekte aus dem Lauterbrunnenthal rühmliche Erwähnung gethan haben, hat vor kurzem Ein Dutzend Schweizerproſpekte, nach der Natur gezeichnet und geäzt, in gr. 4. herausgegeben, welche von der Steinerſchen Buchhandlung, zu Winterthur, in den Leipziger Meſſen um Zwey Reichsthaler verkauft werden. Auch dieſe ſehr wohlgewählten und intereſſanten Proſpekte empfehlen ſich Kennern und Liebhabern durch die beſondere Reinheit der Umriſſe, und durch eine überaus nette, kräftige und fleißige Ausführung. Daß er in Abſicht jener von der ihm zuweilen noch anklebenden Härte ſich immer mehr befreyen, und in dieſer der Natur, die er ſo fleißig ſtudiert, immer mehr von ihren Geheimniſſen ablernen werde, läßt ſich von einem Künſtler erwarten, der in kurzer Zeit ſchon ſo merkliche Fortſchritte gethan hat, und auch in dieſer Rückſicht von den Freunden der Kunſt alle mögliche Aufmunterung verdient.

Der

Bey vorbesagtem Hrn. Steiner und Compagnie sind auch die beliebten Bibliſchen Kupfer von eben dieſem Künſtler, und zwar die Kupfer zum Alten Teſtament um 3 Reichsthaler, und die zum Neuen um 3 Rthlr. 12 ggl. in 8. zu haben. Wer ſie in Quart-Format haben will, bezahlt 8 ggl. mehr.

IX.

Der Herausgeber
an die Abonenten auf den T. Merkur.

Ich habe mich ſchon im Jahre 1773. da ich den T. Merkur herauszugeben unternahm, anheiſchig gemacht, alles was ich künftig drucken laſſen würde, in dieſem Journal zu publiciren; und ich werde dieſes Verſprechen halten, ſo lange der Merkur fortdauren wird. Dieſem zufolge kann ich nicht umhin, auch ein ziemlich großes poetiſches Werk, worauf ich ſeit anderthalb Jahren meine meiſte Zeit verwendet, und wovon ich weiter nichts als dies voraus zu ſagen habe, im Merkur abdrucken zu laſſen. Weil aber dieſes Gedicht, welches im Druck wenigſtens 18 Bogen betragen wird, ohne die Leſer vielleicht um den größten Theil des Vergnügens, den es ihnen machen könnte, zu bringen, nicht zerſtückelt, und in ſechs oder acht Monaten nach und nach herausgegeben werden kann: ſo bleibt mir, um es auf einmal ganz zu geben, kein anderer Weg übrig, als das Erſte Quartal des Merkurs vom künftigen Jahrgang 1780. völlig damit anzufüllen, und alſo, anſtatt für Jenner, Februar und März 1780. (wie gewöhnlich) monatlich ein beſonderes Stück zu liefern, gegen Mitte, oder ſpäteſtens

gegen

gegen Ende des Märzen das erſte Vierteljahr auf einmal an die Abonenten verſenden zu laſſen. Ich habe ſie alſo deſſen hiemit voraus benachrichtigen wollen; und hoffe, daß dieſe Einrichtung, da ſie durch die Natur der Sache nothwendig gemacht wird, ihnen nicht entgegen ſeyn werde.

Wieland.

Druckfehler.

In No. 8. d. J.

S. 110. Z. 5. von unten: leſet für weiſe, gelbe.
— — Z. 2. von unten: — vermuthlich für bekanntlich.
S. 114. Z. 13. für Erdenerz l. Federerz.
S. 116. in der Note Z. 8. für kalkartige, kalkartigen.
S. 118. Z. 11. l. Vevay für Veray.
S. 121. Z. 15. l. valleſia a für pelleſiaca.
ibid. Z. 9. von unten: l. es war zu Ende des Ju'. und das ꝛc.
S. 142. Z. 4. für Aladrepor l. Madrepor.

Auf dem Notenblatte des vorigen Monats muß der 16te Takt alſo anfangen:

Wi-

und im folgenden ſtatt pia, più ſtehen.

Julius Cäſar,

ein

Trauerſpiel.

Sehr mäßig und angemeſſen.

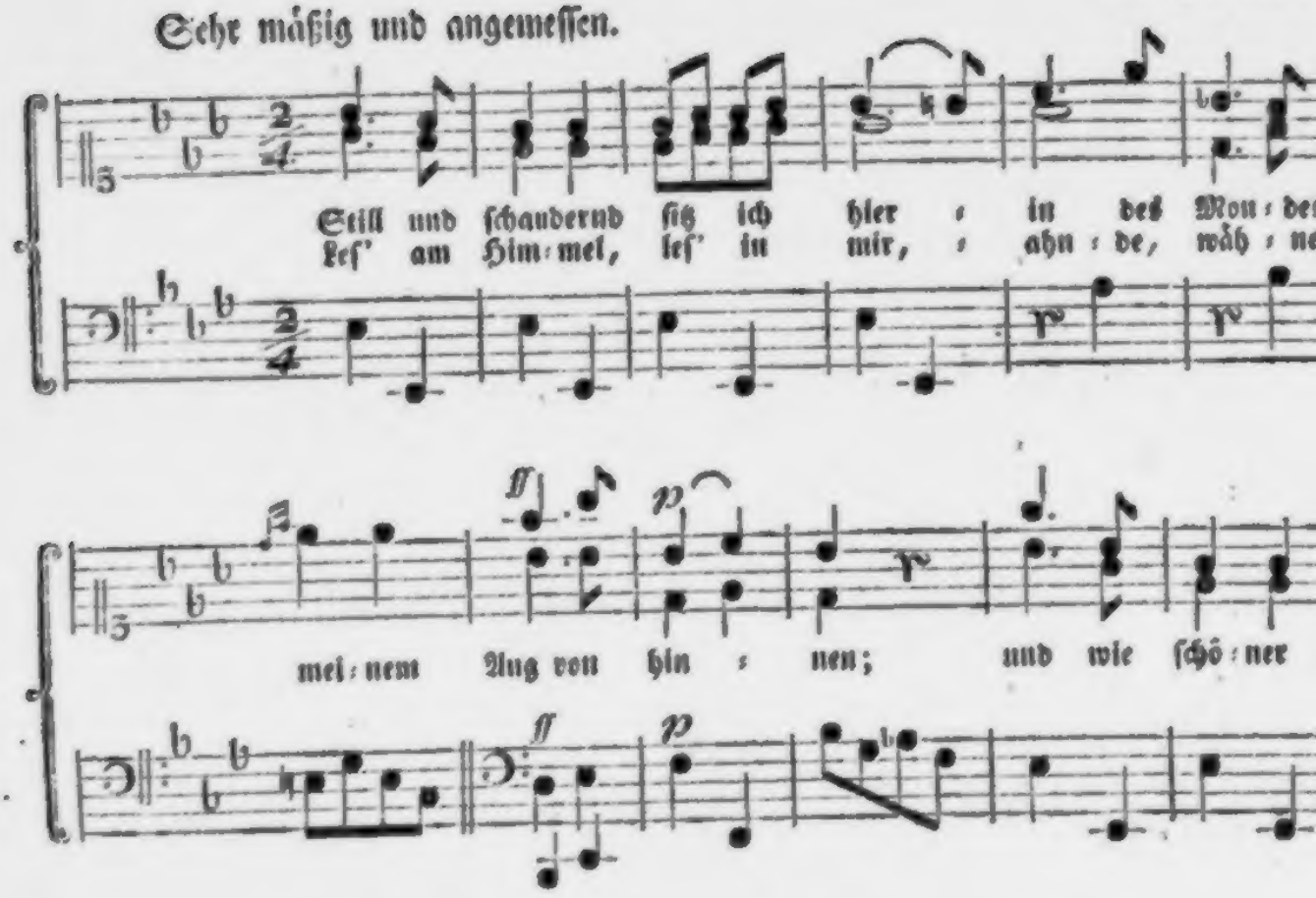

Heilge ſeh' ich, ſüßvertraut,
goldnen Lächelns wallen;
höre manchen Siegeslaut
Schöngekrönter hallen.

Heilge, lächelt auch auf mich!
Lächelt einem Schwachen,
einem Dulder, welcher ſich
ſehnt mit euch zu lachen.

s-Abendlied.

Komp. von dem Verf. des Textes

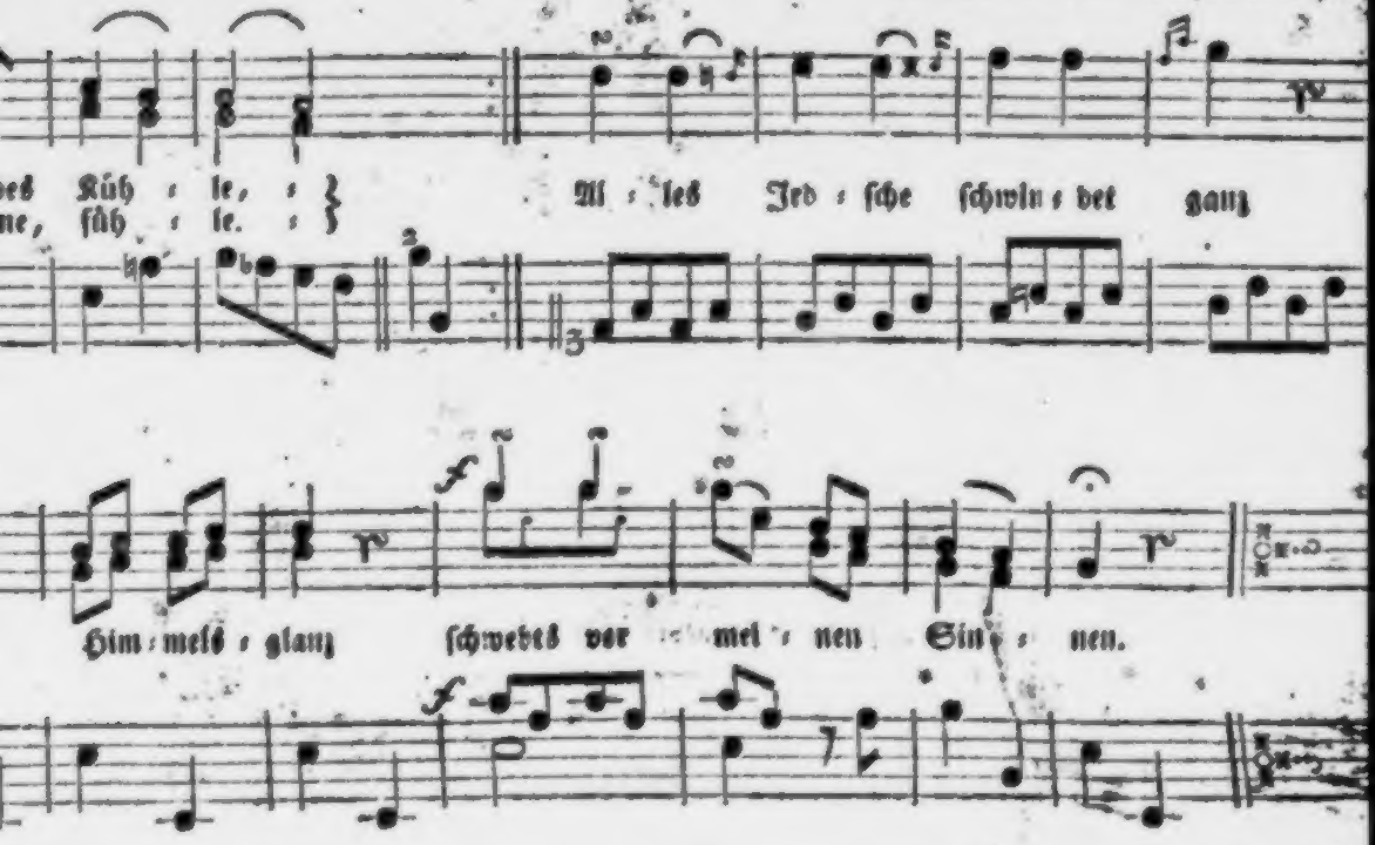

Zwar der Geist, vom Staub umwebt,
fehlt noch; doch das Regen,
doch die Kraft, die ihn durchstrebt,
rückt ihn euch entgegen.

Kämpf ich doch, soviel ich kann,
schönverklärte Fromme —
o, drum lächelt mir, und dann
krönt mich, wenn ich komme!

Michaëlis.

Der Teutſche Merkur.

December 1779.

I.

Eine Landhochzeit.

Sie haben mich neuerlich von Univerſitätsfeyerlichkeiten in ihrem letzten Brief unterhalten, die mir ſo neu waren, als wenn ſie aus dem Monde kämen; dafür bin ich Ihnen die Nachricht von einer Land-Fête ſchuldig, die Ihnen vielleicht eben ſo fremd ſcheinen mag, der ſie unter Buchſtaben und Ideen wandeln, als mirs ſchien, da ich einen Haufen guter und zum Theil unverderbter Menſchen beyſammen ſah. Mein Nachbar, der reiche Müller Reuſch, hat kürzlich ſeine Tochter an den Rentſekretär des Amts verheyrathet, und weil der Alte ſelbſt gekommen war, mich zu der Hochzeit einzuladen, ſo wars nicht möglich auszuſchlagen. Meine Gegenwart, als des Edelmanns, und des einzigen Staabsoffiziers auf zwey Meilen in der Runde, war ein Gericht, auf das man die Gäſte ſo gut eingeladen hatte, als auf den Wilden-Schweinskopf, der mit ſeiner Zitrone und den vergoldeten Lorbeerblättern im Maule am andern Ende der Tafel figurierte. Wir wurden ſogleich beym Ausſteigen aus dem Wagen von allen ge-

putzten Stadtleuten in corpore empfangen. Der Herr Rentsekretär, der noch vor vier Jahren gerne meinem Verwalter die Milch- und Brandweinbrennerey-Rechnung hätte versehen wollen, war in einen eleganten Frak von Drap mouché und eine atlaßgestickte Weste und Beinkleider gekleidet, und der ganze Rücken des neuen Rocks war in einem großen halben Zirkel weis gepudert, in welchem Nimbo der Eleganz in der Mitte ein höchst schmales Haarbeutelchen pendulierte. Er gab sich die Ehre meine Frau die Stufen im Hof hinaufzuführen. Wir fanden beym Eingang des Hauses die Braut in einer schönen Pikesche Couleur de Puce, mit rosenfarbnen Taft gefüttert, und auf der Brust und in der Taille mit den reichsten silbernen Drotteln besetzt, worinn mancher blanker Thaler des alten Müllers ausgesponnen war. Der Vater der Braut war in seinem bläulichten müllerfarbenen Rock und seiner Weste, die mit kleinen Knöpfen gerade bis an die Kniee reichte. Er hatte seine leinenen Strümpfe sauber über die gelbledernen Beinkleider gewickelt. Sein muntres Aug und sein graues kurzes Haar mit dem Kamm auf dem Kopf machten, daß ich ihm zuerst treuherzig die Hand schüttelte. Die Mutter mit ihrer schwarzen Sammthaube, und den langen seidnen Blonden drum, hatte ihre Hände queer übereinander vor sich auf ihrer grautuchenen Weste liegen, wovon die Enden auf den vielen dicken Röcken abstanden, die sie heute übereinander anzuziehn für nöthig gefunden hatte. Der Sohn des Hauses war ein munterer

Can-

Candidatus Theologiæ, der Spitzen-Manschetten von Göttingen mitgebracht hatte, und wohl wuste, daß es mit dem Spruche 1 Joh. 5. nicht ganz seine Richtigkeit hätte. Er war so elegant wie sein Herr Schwager, der Rentsekretär, angekleidet; nur war sein weiße Halsbinde um zwey Zolle stärker und höher, und der Cadogan noch nachlässiger und stärker aufgestrupft, als bey jenem. Uebrigens war ein Offizier von der Garnison, der Pfarrer, der Amtmann und seine Familie noch zugegen. Der Rest der Gesellschaft bestand aus braven Landleuten, die alle munter, trotzig und alert aussahen, aber weder Puder noch Haarnadeln noch seidene Strümpfe hatten, wie wir. Ihr Anzug und der Kontrast mit dem unsrigen machte wirklich, daß ich glaubte, Menschen aus zweyerley Jahrhunderten vor mir zu sehen. Aus diesen wackern Leuten hätte ich für ein historisches Gemählde aus A. Dürers Zeiten ein Abendmahl des Herrn mit einem Dutzend Aposteln, oder aus den Weibern einige brave Magdalenen und Marien beym Grabe, finden wollen. Unsre Gruppe hingegen sah ärmlich aus, und sie war auch meist zu Karikaturen nicht kräftig genug.

Der Pfarrer, ein langer schmächtiger Mann, der in der Stadt bey allen Bücherauctionen präsidiert, und einer von den 72 Mitarbeitern der Alg. D. Bibliothek seyn soll, hielt eine kurze wohlanständige Rede, von der Bestimmung des Menschen und von den feinern Vergnügungen des Lebens, die aus dem wahren Adel

des Herzens, und einem wohlgeordneten Gefühl der ganzen Seelenkräfte der Menschen entspringen. Er hütete sich sorgfältig keinen Spruch zu berühren; und als er an die Kirchenordnung und den darinn enthaltenen Mosaischen Fluch und Seegen kam, so litt sein Geist merklich: denn die Sprache nahm ab, und die Wörter artikulierten sich nicht mehr.

Nach geendigter Zerimonie gieng ich zum Alten und wünschte ihm nebst andern Glück zu dieser Verbindung. Er hatte alle Komplimente kalt, und oft mit Nehmung einer Prise Taback erwiedert. Als ich mich aber näherte, reichte er mir die Hand, und die Augen stunden ihm voll Wasser. Ich kann nun ruhig sterben, sagte er, weil ich weiß, daß es nach mir in meinem Hause nicht schlechter gehen kann, wie jetzo. Mein Junge hat zuerst seinen Vater verlassen, und Er ist auch Schuld, daß meine Kathrine den Mann nimmt, den ich ihr habe geben müssen. Die Leute in der Stadt haben meinen Kindern weiß gemacht, daß es ihnen nie fehlen könnte. Gott gebe, daß sie wahr gesagt haben!

Es muß Sie freylich schmerzen, versetzte ich, daß dies ganze weitläuftige Gewerbe keinen Nachfolger in ihrer eigenen Familie haben soll. Gott hat alles gut gemacht, antwortete der Alte. Wie gesagt, es wirds niemand von meinem Namen auf dem Platze schlechter machen, wie ich, und so kann ich ruhig sterben über das, wies ein Fremder anfangen wird.

Auf Angeben des Rentsekretärs hatte man neben der großen Tafel für die meisten Gäste eine kleinere gedeckt, die ganz anders serviert war, wie die erste. Der Wein stand in kleinen Karafen, und die Teller waren von gelbem Englischen Steingut. Ich merkte bald, daß dies uns gelten, und daß ich und meine Frau hier mit dem Volke in seidnen Strümpfen vorlieb nehmen sollten. Ich protestierte daher zum voraus gegen diese Einrichtung, und behauptete, daß man den kleinen Tisch an den großen stoßen, und also aus dem Allen ein Ganzes machen sollte. Den Landleuten gefiels, daß ich die großen blankgeschliffnen Flaschen am andern Tische vorzog, und mich für die Schüsseln mit Hirsenbrey, dürren Pflaumen, Schweinebraten, und in Ringeln gelegten vielerley Bratwürsten, deklarierte. Wir setzten uns alle so untereinander wie sichs traf. Ich hatte auf der einen Seite den Pfarrer und auf der andern den Alten neben mir; meine Frau nahm zwischen dem Rentsekretär und dem Kandidaten ihren Platz. Zum Unglücke kamen die Teller mit dem Englischen Steingut an die Bauern, die herzlich erschraken, wenn die silbernen Löffel auf dem Porzellain erklangen, und die Leute daher fürchteten, es gäbe hier Stücken. Der Alte schnitt hurtig aber treuherzig vor, und man sah seinem Schwiegersohn an, wie er roth ward, wenn die Teller mit den großen Stücken Fleisch herumgiengen. Er hielt dies für sehr unschicklich, und so oft mich sein Auge traf, sprach es einige Entschuldigung deswegen. Die

Gesellschaft ward laut und munter. Der Kandidat hielt sich verpflichtet, meine Frau standesmäßig zu unterhalten. Er sprach von den schönen Promenaden um Göttingen, und wie man nicht weit nach Hannover und Kassel hätte. Besonders aber gefiel ihm, daß Gotha nur neun Meilen abläge, und daß das dortige Theater jetzo eins der blühendsten in ganz Teutschland wäre. Er hatte öfters im Mohren logiert, und fand, daß man da vortreflich für sein Geld bewirthet würde. Er hatte das Glück gehabt, mit den berühmtesten schönen Geistern bey Herrn Ettinger zu speisen, und hatte auch Bekanntschaft mit verschiednen Fräulein gemacht. Er war ganz allein mit den Meklenburgern liiert gewesen, und war auch in Göttingen auf die Reitbahn gegangen.

Der allgemeine Gegenstand der Unterredung bey Tische war indessen das so außerordentlich fruchtbare Jahr, und die Landleute besonders gestanden alle ein, daß sie nie etwas dergleichen erlebt hätten. Da diese Leute täglich in ihrem Gewerbe erfahren, daß ihr Wissen und Sorgen nichts hilft, wenn ihnen Sonne und Regen nicht günstig sind, so sehen sie alles als geschenkt an, weils ihnen so leicht kann genommen werden. Sie sind daher die einzigen Menschen, die von dem Seegen Gottes noch mit Ueberzeugung sprechen, und glauben alles aus seiner Hand unmittelbar zu empfangen.

Aber was hilft das meinem Herrn? fuhr sie der Rentsekretär an: ihr möcht so viel haben als ihr wollt, so möcht ihr doch keine Steuern und Gaben geben.

ben. Ich bin nun erſt ein halb Jahr im Amt, aber es ſoll mir bald anders werden. Die Liquidation muß heraus, und ſolten Ofen und Fenſter drauf gehen. Die Lumpen ſollen zum Land hinaus, mein Herr braucht keine. Jetzo haben ſie wieder ihre alte Exküſe; die Frucht gilt nichts, ſagen ſie, aber ins Wirthhaus können ſie gehn. Ich will ſie bald anders kuriren, wie mein Vorfahr; der ließ ſich von ihnen weiß machen, was ſie wollten. Das iſt ein ſtrenger Herr, liſpelte mir der Amtmann über den Tiſch zu. Da er eines Bauern Sohn iſt, ſo ſollte er doch aus Erfahrung wiſſen, was ein Gulden für ein unerſchwingliches Kapital iſt, wenn mans von einem Bauer zur Unzeit fodert. Das Eigenthum iſt ſo ſchon durch das viele Geben, und die Auflagen ohn Ende ganz prekär geworden, und kein geſcheuter Mann könnte ſich ein Gut heutzutage auf die Bedingungen ſchenken laſſen, wies der Bauer bauen muß. Sie geben alle, wenn mans beym Licht beſieht, ihre 40 pCt. vom Ertrag. Wie ich nachher erfuhr, ſo hätte der Herr Rentſekretär ſeine Kaution nicht zu ſtellen vermocht, wenn er dem, der ſie vorſchoß, nicht die heimliche Unterhandlung mit Müllers Kathrinchen und ihrem Bruder dagegen hätte vorweiſen können. Der alte Müller mit ſeinem Heyrathſchatze war alſo wirklich der Patron, der dem geſtrengen Herrn Cyklopen, der die Bauern ſpießen wollte, zum Brod geholfen hatte.

Nach Tiſche ward unter den jungen Leuten eine Parthie Kegelſchieben vorgeſchlagen. Man ſah deutlich, wie der jungen Frau die Poſchen im Wege waren, denn ſie konnte ihre Ellenbogen nicht in die gehörige Richtung ſetzen, und die großen Schritte, die ſie noch aus ihrem alten Stande zu thun gewohnt war, paßten mit nichten zu der zierlichen Pikeſche mit den ſilbernen Drotteln. Die beyden Herren Schwäger hatten indeſſen Punſch in die Gartenhütte kommen laſſen, und waren mit langen Pfeiffen in ihren Hemdärmeln. Eh man ſichs verſah, gab es an einem andern Ende hinter der Hütte ein Lermen; es klatſchte was. Als man zuſah, war der eine Backen des Herrn Rentſekretärs roth, als wenn er gemahlt wäre. Er hatte ſich in der Freude ſeines Herzens vergeſſen, einem hübſchen Bauermädchen in den Buſen zu greifen, und dieſe hatte die Kühnheit mit einer derben Ohrfeige erwiedert.

Der Pfarrer, der Amtmann und ich giengen mit dem Alten, ſeine ſchöne Einrichtung auf dem Hofe und in den Stallungen zu betrachten. Ich wuſte ſchon längſt, daß er allein aus Maſtvieh jährlich ſeine baare tauſend Thaler herauszog. Ueberall war Ueberfluß, Ordnung und die natürliche Folge davon, die höchſte Reinlichkeit. Das Geſinde war ungeachtet des Lermens im Hauſe alles an ſeinen nöthigen Geſchäften. Ich hatte lang auf keinem Edelhof ſchöneres Vieh geſehen, und da er es nach und nach ſelbſt gezogen hatte, ſo ſah es aus, als wenns alles von einer Mutter gefallen wäre.

Wir

Wir bezeugten dem Alten unsre Verwunderung darüber. Es kann niemand so sehr freuen als mich, wenn ers auch geschenkt bekommen hätte, weil ich weiß, wie sauer es mir geworden ist zu erwerben. Ich habe die Hof-Raithe mit Schulden angetreten, und nun bin ich schon seit 15 Jahren frey, und mein Inventarium ist verdoppelt. Aber es fliegt einen nicht an, und ich weiß gar wohl, wenn man nicht verderben will, daß man mit Glock zwölf zu Bette, und Glock zwey wieder bey der Hand seyn muß. Da ich von Kindheit sah, daß aus meinem Jungen nichts rechts werden würde, so danke ich Gott, daß er geistlich studiert hat. Wenn er nun die Ehe nicht bricht, und keinen todt schlägt, so müssen ihn irgendwo der kleine Zehnte und die Pachtfrüchte wohl, wenn Gott will, zu tode füttern.

Als wir zu den Pferden kamen, waren die Knechte im Abfüttern begriffen. Wir trafen den Sohn des Amtmanns, einen muntern Knaben von 15 Jahren, an, der ihnen half Heu vorstecken, und diese Beschäftigung dem Kegelschieben vorgezogen hatte. Mir fiel dabey mein alter Freund Horatius ein, ich rief ihm zu:

Imberbus Juvenis tandem custode remoto
Gaudet equis, canibusque et aprici gramine campi.

Der junge Mensch sah mir starr ins Gesicht, und ich merkte, daß er nicht viel davon begriffen hatte. Pst! stieß mich der Pfarrer sacht in die Seite; da war ihr Latein übel angewandt. Sie hätten den jungen Men-

ſchen eben ſo gut koptiſch anreden können. (Der Amtmann war eben mit dem Müller in einem Geſpräch begriffen und konnte uns nicht hören.) So ein kluger Mann, als unſer Amtmann iſt, fuhr der Pfarrer fort, ſo wenig kann ich doch von der Erziehung ſeiner Kinder begreifen. Er hat ſeinen Sohn erzogen, als wenn er ein Bauer werden ſolte. Der fährt in Acker, geht hinter dem Pfluge, und letzt hab ich ihn ſchon mit dem Säetuche angetroffen. Das gefällt mir nicht übel, gab ich zur Antwort. Aber um Gottes willen, verſetzte er, was ſoll aus dem Menſchen werden? Er weiß kein Latein, kein Wort Geſchichte, keine Mythologie, an Philoſophie gar nicht zu gedenken. Die weiß vermuthlich unſer Wirth, der brave Reuſch, auch nicht, gab ich ihm zur Antwort, und iſt doch Gott und ſeinem Herrn ein nützlicher Unterthan. Da haben wir in der Stadt (fiel er mir ein) die treflichſten Anſtalten, und unſer Amtmann hat das ſchöne Vermögen, ſeinen Kindern was lernen zu laſſen. Es iſt eine Freude wenn man den Lektionskatalogus ſieht. Wenn man zu meiner Zeit die Jugend auf ſolche Art angewieſen hätte, ich ſolte wohl auch an einem andern Platz mein Leben zubringen, als hier auf dem elenden Dorfe. — Und iſt Ihnen das Dorf nicht gut genug, wo der Seegen Gottes auf allen Fluren lacht, und man noch oben drein ſo manch ehrliches Bauerngeſicht in den Lauf bekommt, wornach ſo vielen honetten Leuten in der Stadt lüſtet? — „Ja in der Barbarey lebt man, ich höre das Jahr über kein

geſcheu-

geſcheutes Wort, als von Schafen, Kühen und Schweinen. Wenn ich nicht gut mit den Buchhändlern ſtünde, und der Inſpektor und ich die gelehrten Zeitungen nicht für uns allein hielten, ich glaube, ich vergienge." — Nun hatte ich genug, und war froh, wie ich den Amtmann und den Müller auf uns zukommen ſah.

Sie haben ihren Sohn, fieng ich an, allem Anſehn nach, wohl nicht zum akademiſchen Leben beſtimmt? „Dafür hat die Natur geſorgt, gab er lächelnd zur Antwort, und wenn ich auch einen tollern Einfall gehabt hätte. Unter tauſend Vortheile, die wir auf dem Lande haben, und die man in der Stadt als Unbequemlichkeiten anſieht, gehört auch dieſer, daß wir unſre Kinder ſelbſt erziehen können, oder daß ſie uns nicht von andern erzogen werden. Der Junge war von Jugend auf der anſtelligſte unter meinen Kindern. Ohne einen Gran von Imagination, wußte er immer wo zu helfen war, und wo's was zu thun oder zu rathen gab, ward er gerufen. Sein Sinn für Kraft, Gewicht, Entfernung, Maaß, Größe u. dgl. iſt außerordentlich ſcharf. Er war immer der Liebling des Geſindes, ſo wie die Thiere ſeine Lieblinge waren. Ich ließ ihn alſo ſehen, verſuchen, handthieren was er wollte. Gottlob, daß bey uns auf dem Lande alles, was nützliche Beſchäftigung iſt, nicht mit dem Worte niedrig kann gebrandmarkt werden; und daß wir mit den Menſchen, die uns die Nahrung des Lebens verdienen helfen, in einem Stande von Gleichheit zu leben gewohnt ſind." — Aber

was soll aus dem allen werden? fiel der Pfarrer ein, Sie werden doch ihr liebstes Kind nicht aus der menschlichen Gesellschaft ausstoßen, und zum Bauer erniedrigen wollen?

Warum nicht? fieng der Amtmann an. Die menschliche Gesellschaft besteht wohl nicht allein aus Leuten, die Papier beschreiben. Er kann, wenn er ein Landmann wird, das mit Nutzen treiben, was so oft der Edelmann mit Schaden treibt. Und läßt ihm sein Vater Vermögen zurück, so denk ich er wird, ohne zum Zusammenscharren verdammt zu werden, reicher, so wie er arbeitet und weniger bedarf. Es treten ja jährlich so viele Leute aus dem Bauernstande in die Klasse derjenigen über, die am Aerario publico nagen wollen, daß es billig ist, daß zum Ersatz wieder andre in die natürliche Klasse zurücktreten. Schlimm genug, versetzte der Pfarrer, daß so viele Leute studieren, die nicht das Vermögen dazu haben; aber denen es Gott gegeben hat, die solltens auch zum Studiren anwenden. Wo steht das geschrieben? fiel der Amtmann ein. Ich denke derjenige Beruf ist wohl der sicherste, wo ich mir meine Bestimmung selbst geben kann, und sie nicht erst aus fremden Händen erwarten darf.

Aber wie können Sie das bey Gott und ihren Anverwandten verantworten, fiel der Pfarrer ein, gar nichts für ihre Kinder gethan zu haben?

„Ich thu also nichts für sie, nach Ihrer Meinung, wenn ich ihnen ein sichres Eigenthum übergebe, und

sie

sie von Jugend auf dazu vorbereite, es mit Nutzen zu genießen, und sich ihren Unterhalt standesmäßig zu erwerben? Sie lachen hier über das Wort standesmäßig; aber wahrlich ist es nie in einem ernsthaftern und würdigern Sinne genommen werden als ich es hier nehme, wenn von der Klasse derjenigen Menschen die Rede ist, die so viel geben, und so wenig fodern.

Sie sehen die Sache sehr sublim an, versetzte der Pfarrer, wenn der Mensch nah am Thiere lebt, und uneingedenk seines intellektuellen Werths, alle seine Seelenkräfte in ewiger Unthätigkeit läßt?

„Ich sehe wohl, mein Sohn soll ein Virtuose werden, der Talente aus der Tasche spielt, und nachher den Hut gegen die Umstehenden aufhält, zu sehen, was ihm jeder nach seinem guten Willen dafür geben will. Nein, lieber mag er selber einer von den Umstehenden seyn, und sollte er auch das Talent so starr angaffen als die übrigen, wenn ihm nur was zu geben übrig bleibt. Ihr Herren, noch nie haben Eure Modeschriebenten so viel von Freyheit, Independenz und Thatkraft geschwatzt, und keiner hat doch den Muth, sich einen Beruf zu wählen, wo man, fern von Kredit, und Sage, und gutem Willen Anderer, sein Brod in Ruh und Gewißheit findet und verzehrt.

„Ich weiß aus Erfahrung was es heißt, als Diener von der Konstitution abzuhängen. Diese fordert viel und giebt wenig, an Ehre, Einkünften oder Einfluß. Ich werde mich nie über die Regierung insbe-

sondere

ſondere beſchweren, unter der ich diene. Sie iſt weder ſchlimmer noch beſſer als ihre Nachbarn, und derjenige iſt ein Thor, der ſich aus einer in die andre flüchtet, um ſein Heil zu finden. Aber das iſt doch wahr, daß es ewig ein bloßer Herrendienſt bleibt; und daß wir, die wir fern vom Hofe, mitten im Lande arbeiten, eben die Vergeſſenheit und den Undank zu erwarten haben, wie Hofleute, ohne den Vortheil eines Leibdieners zu genießen, der dem Fürſten von Angeſicht bekannt iſt, und an dem und ſeiner Familie der Fürſt deswegen Antheil nimmt, blos weil er ſie geſehen hat. Geſchäfte und Hof bleiben in der ganzen Welt ewig getrennt; und die Leichtigkeit, womit alles dem Herrn auch von dem beſten Miniſter muß vorgetragen werden, erzeugt eine Idee von Geringfügigkeit der Dinge. Es geht alles vor ſeinen Augen wie Bilder in der Laterna magica vorüber, wenn auch gleich nicht das geringſte falſche Licht darüber verbreitet iſt.

„Und dann die Kollegia, von denen wir abhängen, wie wenig ſind dieſe von dem inſtruiert, was ſie uns ſo oft vorzuſchreiben für gut befinden? —

„Doch das ſind politiſche Lieder; und dieſe können nie kurz genug ſeyn. — Alſo, Meiſter Reuſch, haben Sie meinen Vorſchlag überdacht, den ich Ihnen eben gethan habe? Für Eins von meinen Kindern hab ich ein ſichres Gewerbe nöthig, und die Ihrigen richten ſich ſo ein, daß ſie wahrſcheinlich künftig Geld brauchen. Könnten wir wohl bald unſern Tauſch treffen, wenn Sie

Ihren

Ihren Anſchlag billig einrichten? Mein Junge tritt bey Ihnen in die Lehre; und es iſt wohl nicht ungereimter, daß des Amtmanns Sohn ein braver Müller wird, als des Müllers Sohn ein unnöthiger Amtmann.

Top! ſagte Reuſch, und ſchob den Hut aus der Stirn, ſchicken Sie mir ihn nur, und wir wollen verſuchen, wie er ſich anſtellen wird, wenn wir zu Markte fahren.

Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es unſchiklich befunden ward, an das Tanzen zu denken, weil die Geſellſchaft ſo meliert war, und die ſaubern Leute aus der Stadt ſich nicht mit dem Landvolke beſchmuzen wollten. Es gieng alſo den Abend an eine neue Mahlzeit, wo ich ſah, daß die Bauren nicht beſtehen konnten, ſondern die meiſten ſehr ſchläfrig ausſahen. Ich retirierte mich zeitig, ſo wie ich mich vielleicht bey Ihnen auch zeitiger hätte retirieren ſollen. Leben Sie wohl. ꝛc.

— F.

II.

Briefe.

Das Erziehungsweſen betreffend.

Vierter Brief.

Bald hätten Sie mich mit Ihren übertriebenen Lobeserhebungen und mit Ihrer verſtellten Unwiſſenheit

recht

recht böse gemacht. Ich kann ungefähr berechnen, was und wieviel, bey Ihrer genossenen Erziehung, bey Ihrem Umgange und bey Ihrem Lesen, Sie wissen oder nicht wissen können; und weiß daher, daß ich Ihnen nicht viel Neues sagen kann, ob ich gleich gern zugestehe, daß es oft sehr angenehm ist, auch uns bekannte Sachen, von einem Andern zusammen getragen und neben einander gestellt, auf einmal überschauen zu können. Wenn ich Ihnen also, in Ansehung des Erziehungsgeschäfts, auf diese Art auch etwas Angenehmes erzeigen kann, so dürfen Sie nur befehlen und mir gerade heraus sagen, wovon Sie einige Nachricht wissen oder meine Gedanken hören wollen. Nur verbitte ich mir den Ton, durch Schmeicheleyen und Unwissendthun meine Eitelkeit zu reitzen, und meinen Dociergaul in Trab zu setzen und in den Gang bringen zu wollen. Er hat so schon Thätigkeit und guten Willen genug; man darf ihm nur Anleitung geben, wo er zu trottiren soll. Zwar ist die Methode, durch Unwissendthun von Andern etwas herauszukriegen, ein sehr beliebtes Mittel, und einige wollen sie so gar bey Kindern, zur Erleichterung ihres Unterrichts, gebraucht wissen; mir will sie aber nirgends gefallen, weil sie allemal wider die Aufrichtigkeit ist, und es einen ehrlichen Mann beleidigen heißt, ihn so kindisch zu behandeln oder so grob zu betriegen. Bey Kindern halte ich es gar für schädlich, diese Methode zu brauchen: denn entweder merken es die Kinder nicht, daß der, welcher thut als wolle er sich von

ihnen

Perſonen.

Julius Cäſar.
Octavius Cäſar. } Triumvirs nach
Marcus Antonius. } Cäſars Tode.
M. Aemilius Lepidus. }

Cicero.
Brutus.
Caſſius.
Caſca.
Trebonius. } Zuſammenverſchworne ge-
Ligarius. } gen Cäſar.
Dec. Brutus.
Metellus Cimber.
Cinna.

Popilius Läna. } Senatoren.
Publius. }

Flavius. } Zunftmeiſter und Feinde Cä-
Marullus. } ſars.

Meſſala. } Freunde von Brutus und Caſ-
Titinius. } ſius.

Artemidorus, ein Sophiſt von Cnidos.
Ein Wahrſager.
Der junge Cato.
Cinna, der Poet.
Ein andrer Poet.

ihnen belehren laſſen, die Sache beſſer verſteht als ſie, und dann wird ihr Eigendünkel geſtärkt und ihr Hochmuth genährt; oder ſie merken die Verſtellung, und werden darüber empfindlich, gewöhnen ſich zum Mißtrauen gegen alle ältere Perſonen, lernen ſich auch, aber nicht allemal aus guten Urſachen, verſtellen, und verderben ihren ganzen Gemüthscharakter dadurch. Ehrlich währt am längſten! Geradezu giebt die beſten Renner! Das iſt Ausdruck teutſcher Nation, und alter teutſcher Redlichkeit. Verzeihen Sie mir dieſe kleine Ausſchweifung; ſie betraf auch das Erziehungsweſen.

Wenn ich Sie alſo recht verſtehe, ſo möchten Sie gern ſummariſch zuförderſt auch angeführt haben, was von jeher und ſchon in den älteſten Zeiten in Anſehung der Erziehung geleiſtet worden ſey? Ob man auch ehedem ſo etwas gehabt oder gethan habe, als man in unſern Tagen thun und dem gegenwärtigen Zeitalter verſchaffen will? Welches etwa die vorzüglichſten dahin gehörigen Einrichtungen, Nationen, Perſonen und Schriften ſeyen, und was man davon urtheilen ſolle? — Dieſe Fragen umfaſſen viel, ich will aber doch ſehen, daß ich kurz und hinlänglich darauf antworte. Das Hauptwerk hierbey ſcheint mir eine richtige Beſtimmung von dem zu ſeyn, was man unter Erziehung und Erziehungsanſtalten zu verſtehen hat. Noch bis auf den heutigen Tag, werden auch in den beſten Schriften Erziehung und Unterricht, Inſtitute der Erziehung und des Unterrichts der Kinder, immer unter einan-

der geworfen, und öffentliche Erziehung von der Hauserziehung, wie öffentlicher Unterricht vom Privatunterricht nicht sorgfältig genug abgesondert. Ich will damit nicht gesagt haben, daß diese Sachen eigentlich getrennt seyn könnten oder sollten; noch vielweniger, daß dieselben, selbst bey einiger anscheinenden Trennung, nicht demungeachtet genau verbunden werden könnten. Nein, meine Meinung ist nur diese: So lange man diese Sachen nicht in Schriften genau von einander absondert, so läßt sich nimmermehr deutlich sagen, was ein Erziehungswesen gethan oder zu thun habe, was ehedem da und besser oder schlimmer gewesen, oder was itzt da und besser oder schlimmer, und was etwa zu behalten oder wegzuwerfen, zu bessern oder zu ändern und zu erleichtern sey? So ist z. B. bey unsern Schulen, Gymnasien und Universitäten gemeiniglich alles nur zum Unterrichte, wenig aber, oder besser gar nichts, zur Erziehung eingerichtet. Und ich lege es den Lehrern in denselben keinesweges zur Last, daß so viel ungesittete und ungezogene junge Menschen unter den gelehrtesten sind, die aus ihren Hörsälen kommen. Unterricht ist es nur, den sie nach der bisherigen Einrichtung ganz und allein zu besorgen haben; und da Erziehung nur Nebensache ist, wie können sie beyläufig das gerade machen, was die Hauserziehung schief und krumm macht? Unterricht und Erziehung sind hier wie ganz getrennt. Es hat mir daher die so oft aufgeworfene und untersuchte Frage: ob das

Base-

Baſedowſche Inſtitut beſſer ſey, als unſre bisherigen Schulen? allemal ſehr wunderbar vorkommen müſſen; indem man mir ganz heterogene Dinge mit einander ſcheint vergleichen zu wollen. Baſedow trug auf die ganze Erziehung an, und ſuchte, wie billig, auch das dazu gehörende Stück, den Unterricht, zu verbeſſern und zu erleichtern. Dieſer Unterricht iſt nun wieder unendlich mannchfaltig. Wie unbeſtimmt, ja wie lächerlich iſt nun nicht die ganze Frage! Geſetzt auch, es wäre z. B. die alte Methode, das Latein zu lernen, beſſer oder wenigſtens eben ſo gut, als die im Philanthropin eingeführte; kann man denn nach dieſem kleinen Stückchen das Urtheil über das Ganze fällen, und ſagen: unſre alten Schulen ſind beſſer als die Philanthropine? Und eben ſo geht es mit der Frage: Hatten die Alten auch ſolche Inſtitute, und waren ihre Erziehungsanſtalten beſſer oder ſchlechter, als die unſrigen? Erziehungsinſtitute können nie ohne Unterricht ſeyn, und ſind es auch nie geweſen. Unterricht aber kann ohne Erziehung ſeyn und iſt es, leider! nicht nur in den alten Zeiten geweſen, ſondern iſt es auch größtentheils noch. Dieſes Unheil wird auch immer fortdauern, ſo lange Obrigkeiten und Landesregierungen hier nicht andre Anſtalten treffen und beſonders durch beſſere Beſoldungen und größere den Lehrern zu ertheilende Autorität verhindern, daß Profeſſoren und Lehrer nicht ſo ſehr von der Güte der Herren Kommilitonen leben, nach dem Eigenſinne der Eltern

ſich richten, und aus Noth Sklaven derer, die ihnen folgen ſollten, werden müſſen. Der große Gedanke von einem bey jeder Schule beſonders anzuſtellenden Erzieher iſt auch noch zu wenig beherzigt, und noch nirgends wirklich ausgeführt worden. So wahr iſt es, daß man die Begriffe von Erziehung und Unterricht mit einander vermengt, und mit dieſem alles für die Erziehung gethan zu haben glaubt.

Ich unterſcheide daher Erziehungsinſtitute und Unterrichtsinſtitute, und verſtehe unter jenen ſolche öffentliche Anſtalten, wo Kinder und junge Leute für ihren künftigen Stand an Leib und Seele gebildet, und zu dem Ende mehr gelegentlich und praktiſch, als methodiſch unterrichtet werden; unter dieſen aber verſteh ich Alles, was wir gemeiniglich Schulen und Univerſitäten zu nennen pflegen. Gehen wir nun mit dieſem Unterſchied in die alten Zeiten zurück, ſo werden wir finden, daß ſolche Unterrichtsinſtitute, wie bey uns, bey den Alten etwas ſehr ſeltenes, oder genau genommen, gar nicht anzutreffen waren. Philoſophiſche Schulen für Reiche und Vornehme oder ſolche Köpfe, die ſich ganz der Gelehrſamkeit widmen wollten, trift man freylich an; aber darum noch nicht allgemeine Stadt- und Dorfſchulen, wo alle Kinder wären unterrichtet worden. Dieſe ſind ein wirklicher Vorzug der ſpätern Jahrhunderte, der vielleicht mit der Einführung der chriſtlichen Religion in die Welt einerley Datum hat, undankbarerweiſe aber dem wohlthätigen göttlichen

Stifter

Stifter derſelben gemeiniglich ſo wenig, als andere den Staaten eben daher zugefloſſene Wohlthaten, in Rechnung gebracht wird. Oeffentliche Erziehungsanſtalten hingegen trift man bey den Alten ſchon eher an; nur muß man ſich das nicht dabey denken, was man jezt dabey denkt. Die Anſtalten der Erziehung waren bey den alten Völkern ganz in ihre Staatsverfaſſung eingewebt, und ihre Grundſätze waren alle nach dem Intereſſe jedes Staats eingerichtet. Recht deutlich ſieht man das bey den Nationen, denen man eigentliche Erziehungsinſtitute zuzuſchreiben pflegt, den Perſern, Spartanern, den Egyptiern. Ihre Erziehung gieng nicht darauf, ſie zu wahren Menſchen und wohldenkenden Weltbürgern zu bilden, ſondern aus ihren Kindern ächte Perſer, Spartaner und Egyptier, das iſt, ſolche Menſchen zu machen, wie ſie die Staasverfaſſung jedes Volks erfoderte. Kein Wunder alſo auch, daß ihre Grundſätze oft ſo verſchieden ſind. Die faſt immer nur von der Jagd lebenden Perſer und kriegeriſchen Spartaner ſuchten die Körper ihrer Kinder von Jugend auf durch allerley Leibesübungen, Kämpfen und Ringen hart und ſtark zu gewöhnen; die Egyptier hingegen, welche alle in fünf Klaſſen oder Stände, nämlich in Prieſter oder Gelehrte, in Soldaten, in Ackerleute, in Hirten und in Künſtler oder Profeſſioniſten eingetheilt waren, und bey welchen keiner aus ſeiner Klaſſe in eine andre treten, ſondern der Sohn allemal in dem Stande ſeines Vaters bleiben mußte, waren

Feinde aller Gymnaſtik, und beſonders des Ringens, vermuthlich weil man nur auf das ſah, was jedes Kind in ſeinem künftigen Stande, den es allemal gewiß wuſte, nöthig haben möchte. Hingegen beſchor man in Egypten allen Kindern die Köpfe, und ließ ſie damit in der freyen Luft blos gehen; indeß daß die Perſer ihren Kindern und Jünglingen die Köpfe mit Hüten und Mützen bepanzerten, wovon, wie Herodotus im 3ten B. erzählt, jener ihre Hirnſchädel eine ſolche Feſtigkeit, dieſer ihre aber eine ſolche Morſchheit bekamen, daß nach einer Schlacht der Perſer unter dem Kambyſes gegen die Egyptier, man die Leichen der Perſer und Egyptier gar leicht an den Hirnſchädeln kennen und unterſcheiden konnte. Ja nach einer Bemerkung des Hrn. von Paw in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen über die Egyptier und Chineſen S. 182. wären die bürgerlichen Geſetze der erſtern im genaueſten Verhältniß mit ihrer Geſundheit. Sie hatten nicht nur, wie die Iſraeliten und Spartaner, ihre vorgeſchriebene Diät, ihre reinen und unreinen, d. i. erlaubte und verbotene Speiſen, ſondern es war ihnen insgeſammt ſogar auferlegt, monatlich einmal Laxiertränke zu nehmen. Eben aus ſolcher genauen Verbindung der Erziehung mit der Staatsverfaſſung iſt es auch leicht zu erklären, warum man bey den Alten ſo gar nichts von Erziehungsinſtituten für das weibliche Geſchlecht findet. Denn da dieſes mehr zum Hausgeräthe des Mannes als zum Staate gerechnet wurde, ſo be-

kümm-

kümmerten ſich die Vorſteher der Staaten auch nicht um ihre Erziehung. Wir haben zwar jene alten Grundſätze abgeſchaft, die Folgerungen daraus aber ſcheinen noch ziemlich bey uns zu gelten: denn im Ganzen wird für die Erziehung des weiblichen Geſchlechts noch immer zu wenig geſorgt.

Aus dieſem Wenigen, was ich Ihnen hier geſchrieben habe, werden Sie nun von ſelbſt leicht urtheilen, daß die Inſtitute der Erziehung und des Unterrichts bey den Alten mit den unſrigen nicht wohl können zuſammengeſtellt und nach ihren Vorzügen beurtheilt werden. Wir haben gar keine Nationalerziehung, und können daher das Ganze jener Inſtitute für unſere Erziehungsinſtitute wenig oder nicht brauchen. Im Einzelnen hingegen müſte ich ganz unwiſſend ſeyn, wenn ich nicht ſagen wollte, daß die Alten und beſonders einige ihrer Schriftſteller in ihren Schriften, ein Plato, Ariſtoteles, Quinctilianus, Gellius und Plutarchus uns viele nützliche und vortrefliche Vorſchriften zur guten Erziehung nachgelaſſen hätten, obgleich die kleine eigene Schrift des letztern, von Erziehung der Kinder, die Ihnen vielleicht noch von der Schule her bekannt iſt, unter allen gerade das Unbeträchtlichſte enthält.

Sollte etwa mein Brief in Ihnen einige Luſt erzeugt haben, mehr von dem Erziehungsweſen bey den Alten zu wiſſen; ſo will ich Sie, zum Schluſſe, noch mit einem Buche bekannt machen, das Ihnen gerade ſo viel vorlegt, als ſie davon etwa zu leſen wünſchen.

Es ist in diesem Jahre zu Leipzig bey J. G. Jacobäer und Sohn auf 442 Seiten in 8. verlegt worden, und hat zum völligen Titel: M. Karl Ehregott Mangelsdorfs Versuch einer Darstellung dessen, was seit Jahrtausenden im Betreff des Erziehungswesens gesagt und gethan worden ist. Nebst einer freyen Beurtheilung der Basedowischen Anstalten und anderer dahin gehörigen Materien. An den Zusatz auf dem Titel, Nebst ꝛc. müssen Sie sich nicht kehren. Er ist nicht im Ton der Mangelsdorfischen Worte an das Publikum, sondern ganz bescheiden geschrieben, und scheint mehr, nur um kauflustig zu machen, dazu gekommen zu seyn. Der Plan des Buchs, wie ihn der Verfasser S. 5. selbst angiebt, ist dieser. Erster Abschnitt: Was thaten die Alten in Absicht der Erziehung und des Unterrichts, und wie thaten sie es? Zweyter Abschnitt: Was und wieviel von dem wie, Comenius, Locke, Rousseau, Sulzer, May, Feder, Chalotais, Resewitz, Basedow, Bahrdt, der Pädagog von Barby*), und neuerlich Grivel in Frankreich gesagt haben? Dritter Abschnitt: Untersuchung dessen, was die gegenwärtig angesehensten Schulanstalten zu dieser Absicht leisten und leisten können, und Meinungen des V. von der Verbesserung des Ganzen und der einzelnen Theile. Dieser dritte Abschnitt ist in aller Betrachtung der schwächste; der zweyte ist ein unter gewisse Rubriken gebrachter kurzer Extrakt aus den Schriften der angezeigten pädagogischen

*) Layritz.

gogiſchen Schriftſteller; und der erſte iſt eine hiſtoriſche und räſonnirende Kompilation aus den Schriften der Alten, welche unter den Artickeln, Egyptier, Perſer, Griechen, Spartaner, Athen, Sokrates, Rom (wo eine lange Abhandlung vom Gedächtniſſe eingeſchaltet iſt), Fragmente von Kaiſer Karl dem Großen bis auf Amos Comenius, vielerley angenehme und lehrreiche Nachrichten enthält. Und dieſer erſte die ganze Hälfte des Buchs einnehmende Abſchnitt iſt es eigentlich, weswegen ich Ihnen das Buch angezeigt wiſſen wollte.

Nun ſollte ich Ihnen auch Nachrichten von den Anſtalten und Schriften zur Erziehung in den neuern Zeiten geben; da aber mein Brief ſchon länger iſt, als Sie gern Briefe zu leſen pflegen, und ich doch gern alles für Sie erfoderliche anzeigen möchte, ſo werden dieſe Nachrichten den Inhalt meines nächſtens Schreibens ausmachen, Leben Sie wohl u. ſ. w.

III.

Beſchluß der Anekdoten aus des Herrn von Voltaire lezten Lebensauftritten.

Den 25ſten Merz 1778. Hr. v. V. durch ſeine Eitelkeit, die nun ihren höchſten Punkt erreicht hat, wieder neu belebt, fand ſich am Sonnabend im Stande, zu Wagen zu ſteigen. Er fuhr in Paris herum, unter dem Vorwande, die

Place de Louis XV. zu beſuchen; und da die Pferde einen langſamen Schritt giengen, zog das ganze Volk und eine Menge Neugieriger hinter drein, welches dieſer Spazierfahrt das Anſehen eines kleinen Triumphes gab.

Als er wieder nach Hauſe war, empfieng er eine Deputation von der Loge *des Neuf-Soeurs*. Sie war zu Fuß, ungefähr 40 an der Zahl gekommen, und von vielen Kutſchen, die einigen Freymäurern gehörten, begleitet worden. M. de la Lande, als Venerable, war derjenige, welcher das Wort führte. Dieſe Herren hatten eine glückliche Stunde getroffen; der Greis war friſch und munter, und die freye Luft hatte ihn ganz ruſtig gemacht. Er ſchien der Geſellſchaft ſehr liebenswürdig. Weil er ſich nicht mehr auf die Formeln beſinnen konnte, ſtellte er ſich, als ob er niemals Bruder geweſen wäre, und wurde deswegen vom neuen eingeſchrieben. Er unterzeichnete die Geſetze auf der Stelle, und verſprach zur Loge zu kommen. Als ihm darauf M. de la Lande die gegenwärtigen Brüder, die ihm etwa bekannt ſeyn möchten, nach der Reihe genennt hatte, ſagte er einem jeden etwas Verbindliches, das ſich auf Schriften oder Handlungen bezog, welche ſie zu charakteriſiren geſchickt waren.

Nachmittag trat ſeine ſchlimme Laune wieder ein. Er hatte ſich anheiſchig gemacht, ein Apartement in der Nähe zu miethen, und ließ nicht nach, bis Mad. Denis es dahin brachte, daß ihm ſein Wort wieder zurück gegeben wurde. Er fand nun auch, daß ſeine Wärterin zu jung ſey; er wäre ein züchtiger Mann, ſagte er, und es könnte leicht begegnen, daß er ihr beym An- und Ausziehen ſeiner Beinkleider mehr zeigen müſte, als eine Agneſe von dieſem Alter ſehen dürfte; kurz, er wollte eine kanoniſche Wärterin, und ſo hat er nun eine von 40 Jahren.

Am Sonntag hat er eine leichte Anwandlung von einem Fieber gehabt, und am Montag über ſeine Harnſtrenge geklagt,

Lucilius.
Dardanius.
Volumnius.
Barro.
Clitus.
Claudius.
Strato.
Lucius.

} Freygelaſſene und Bediente des Brutus.

Pindarus, Bedienter des Caſſius.
Der Geiſt des J. Cäſar.
Schuhflicker.
Zimmermann.
Andre Plebejaner.
Calpurnia, Cäſars Gemalin.
Porcia, des Brutus Gemalin.
Trabanten, Wachen und andre ſtumme Perſonen.

Die Scene iſt in den drey erſten Aufzügen zu Rom; hernach in einer Inſel ohnweit Mutina; zu Sardes, und zu Philippi.

klagt, die bis zum Dienstag angehalten hat und sogar mit etwas Geschwulst begleitet war. Aber dies alles beunruhigt nun niemand mehr, so sehr ist man der wunderbaren Leichtigkeit gewohnt, womit er sich aus den schwersten Zufällen zu ziehen pflegt.

Den 28sten Merz 1778. Hr. v. V. hat sich am Donnerstag, zum erstenmal, seitdem er hier ist, ordentlich angekleidet, und seine ganze Toiletie gemacht. Er hatte ein rothes Kleid an mit Hermelin gefüttert; auf dem Kopf eine große Perüke *à la Louis XIV.* schwarz und ungepudert, und in welcher seine abgemergelte Figur so tief begraben lag, daß man nichts als seine beyden Augen, die wie Karfunkel glänzten, gewahr werden konnte. Oben drauf trug er eine rothe Pelzmütze, in Form einer Krone, die nur so drauf gelegt schien; in der Hand ein Stöckchen mit einem krummen Haaken. Das Publikum von Paris, das ihn in diesem Aufzuge zu sehen noch nicht gewohnt ist, hat sich sehr daran belustigt. Dieser durchaus sonderbare Mann will ohnezweifel nichts mit der gewöhnlichen Gesellschaft gemein haben.

Er kündigt beständig an, daß er nun gewiß in die Komödie gehen werde, und verschiebt es immer wieder mit einer Art von Scharlatanerie, die den Komödianten so wohl als dem Succeß seines Stückes sehr ersprießlich ist, welches, dieses Umstandes wegen, noch immer eben so großen Zulauf hat, als da es zum erstenmal aufgeführt wurde. Seine Emissarien vertheilen sich unter das Volk und bringen mit guter Art die Sage bey jeder Vorstellung aus, daß der Autor an diesem Tage wohl die Versammlung überraschen könnte. Deswegen waren noch heute die Gänge der Tuillerieen von Gruppen der Neugierigen voll.

Die Munterkeit dieses fruchtbaren Greises ist wieder gekommen, und die Bonmots fangen an wieder zu fließen.

Ohn-

Ohnlängſt wollte Mad. de la Villemenne, die noch von der Begierde zu gefallen, geplagt wird, die Macht ihrer abgetragnen Reize an dem Philoſophen verſuchen. Sie präſentierte ſich ihm mit aller ihrer Waare, und nahm die Gelegenheit von einer Galanterie, die er ihr ſagte, und von einigen Blicken, die er zu gleicher Zeit auf ihren ſehr entblößten Buſen warf. „Wie, ſagte ſie geſchwind, Herr von Voltaire, denken ſie noch an dieſe kleinen Schelme?“ Die Antwort des alten Spottgeiſtes läßt ſich, weil die Pointe in einer Zweydeutigkeit beſteht, nur mit ſeinen eignen Worten geben: petits coquins, Madame? ce ſont bien de grands *pendards*.

Heute, während daß man den Hrn. v. V. in der Komödie erwartete, war er bey dem Hrn. Exminiſter Turgot, um Politik mit ihm abzuhandeln, und die Konferenz hat lange gedauert.

Den 31ſten Merz 1778. Eine ſehr luſtige Scene den Hrn. v. V. betreffend, iſt vorgeſtern auf den *Champs Elyſees* oder vielmehr auf der *Place de Louis XV* vorgefallen. Es war ein Scharlatan da, der ſich Mühe gab, kleine Büchelchen zu verkaufen, worinn er allerley geheime Künſte mit Karten lehrte. „Da iſt eine, rief er, die ich zu Ferney gelernt habe, von dem groſſen Mann, der hier ſo viel Aufſehens macht, von dem berühmten Voltaire, der unſer aller Meiſter iſt (qui eſt notre maitre à tous).“ Einige geſcheute Leute, die von ungefähr vorbey giengen, als der Scharlatan dies ſagte, fanden das Kompliment ſehr epigrammatiſch, lachten überlaut und erzählten's weiter.

Den 1ſten April. Hr. v. V., entſchloſſen den Triumph zu genieſſen, der ihm ſchon ſo lange zugedacht war, beſtieg am Montag ſeinen himmelblauen mit Sternen beſäeten Wagen — eine ſo biſarre Mahlerey, daß ein Spasmacher ſagte, es wäre der Wagen des Empyreums. Er begab ſich zuerſt

in

in die Academie Françoiſe, die an dieſem Tag eine Privatverſammlung hielt. Sie beſtund aus zweyundzwanzig Mitgliedern. Keiner von den Prälaten, Aebten oder andern Gliedern des geiſtlichen Standes hatte Luſt zugegen zu ſeyn, und an den auſſerordentlichen Berathſchlagungen Theil zu nehmen, die auf dem Tapet waren.

Die Akademie gieng dem Hrn. v. V. entgegen, um ihn zu empfangen. Er wurde zum Sitz des Direkteurs geführt, und von dieſem ſowohl als von den übrigen Mitgliedern gebeten, ſolchen einzunehmen. Man hatte ſein Bild über ſeinem Fauteuil aufgehangen. Die Verſammlung, ohne, wie es ſonſt gewöhnlich iſt, zu leſen, fieng ihre Arbeit damit an, ihn durch Akklamation zum Direkteur des April-Vierteljahrs zu ernennen. Der Alte, der bey Laune war, würde allem Anſehen nach was Tüchtiges geſchwazt haben, wenn er nicht unter dem Vorwande, daß man zu ſehr für ſeine Geſundheit beſorgt ſey, um ihm zuzuhören, zum Schweigen wäre gebracht worden. Herr d'Alembert las darauf, ſo lange die Sitzung währte, ſeine Lobrede auf den Boileau vor, womit er die Akademie ſchon bey einer öffentlichen Feyerlichkeit regaliert, und in welche er nur noch einige ſchmeichelnde Dinge für den anweſenden Philoſophen gebracht hatte.

Hr. v. V. wünſchte hierauf zu dem Sekretär der Akademie hinauf zu gehen, der eine Treppe höher wohnt. Er blieb einige Zeit bey ihm, und begab ſich endlich auf den Weg nach der Comedie Françoiſe. Der Hof, ſo groß er iſt, war ganz voll von Leuten, die auf ihn warteten. So bald man ſeinen in ſeiner Art einzigen Wagen erblikte, erhob ſich das Geſchrey: Da kömmt er! Die Savoyarden, die Aepfelweiber und alles Lumpengeſindel des ganzen Quartiers war herbeygelaufen, und das Geſchrey: Es lebe Voltaire! erſchallte als ob es gar nicht wieder aufhören wollte. Der Marquis de-Villette, der ſchon da war, kam herbey, um

ihn

ihn beym Aussteigen aus dem Wagen zu empfangen, in welchem er mit dem Prokurator Clause sas. Beyde reichten ihm den Arm, und konnten ihn kaum aus dem Gedränge retten. Als er in das Komödienhaus trat, drängte sich eine schönere Welt, vom wahren Enthusiasmus des Genie's hingerissen, um ihn her. Die Frauenzimmer hauptsächlich stellten sich ihm in den Weg, und hielten ihn auf, um ihn desto besser betrachten zu können. Man hat einige mit großer Andacht seine Kleider berühren, und andere sogar Haare aus seinem Pelzfutter rupfen gesehen.

Der Heilige, oder vielmehr der Abgott des Tages sollte in der Loge der Kammerjunker, des Grafen von Artois seiner gegenüber, seinen Platz bekommen. Mad. Denis und Mad. de Villette hatten schon ihre Plätze, und das Parterre hatte Konvulsionen vor Freuden, in Erwartung des Augenblicks, da der Dichter erscheinen sollte. Es wurde nicht eher ruhig, bis er sich in die erste Reihe nach den Damen begeben hatte. Sogleich wurde gerufen: Die Krone! und der Komödiant Brisard kam und setzte sie ihm auf. O Gott! wollen sie mich denn völlig ums Leben bringen? rief Hr. v. V. aus, vor Freuden weinend, und wollte diese Ehre nicht annehmen. Endlich nahm er die Krone in die Hand, und präsentierte sie der *Belle & Bonne* (*). Diese wehrte sich so lange, bis endlich der Prinz von Beauveau den Lorbeer ergriff, und ihn dem Sophocles (**) wieder aufsetzte, der für diesmal nicht widerstehen konnte.

Man spielte das Stück, und es wurde stärker als gewöhnlich applaudiert; aber doch nicht so stark, wie man es bey einem solchen Triumph hätte erwarten sollen. Indessen waren die Komödianten sehr verlegen, was sie ihrerseits thun

wollen.

(*) Der Mad. de Villette.

(**) *Du jour*, versteht sich.

wollten, und während daß sie noch berathschlagten, war das Trauerspiel zu Ende. Der Vorhang fiel, und der Tumult im Parterre war unmäßig, bis er wieder aufgezogen wurde, und man ein Schauspiel erblickte, welches der Feyerlichkeit der *Centenaire* gleich kam. Die Büste des Hrn. v. V., die seit kurzem im Ankleidungszimmer der Comedie françoise aufgestanden, war aufs Theater getragen worden, und stund auf einem Piedestal. Die sämtlichen Komödianten stunden in einem Halbzirkel um sie herum, mit Palmen und Blumenkränzen in den Händen; eine Krone hatte die Büste schon auf. Das Lermen der Pfeiffer, Pauker und Trompeter hatte die Zeremonie verkündiget, und Madame Vestris hielt ein Papier in der Hand, welches, wie man bald erfuhr, Verse waren, die der Hr. Marquis de Saint-Marc auf diesen Anlaß verfertigt hatte. Sie deklamierte solche mit einer Emphase, die der Tollheit des ganzen Aufzugs angemessen war. Es waren folgende:

Aux yeux de Paris enchanté,
Reçois en ce jour un hommage,
Que confirmera d'âge en âge
La severe postérité.
Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage
Pour jouir des honneurs de l'immortalité;
Voltaire, reçois la couronne
Que l'on vient de te présenter;
Il est beau de la mériter,
Quand c'est *la France* qui la donne!

Es wurde *bis* gerufen, und die Schauspielerin fieng noch einmal an. Darauf wand jedes seinen Blumenkranz um die Büste. Mademoiselle Fanier, in einer fanatischen Entzückung küste sie, und alle übrigen Schauspielerinnen folgten ihr nach.

Diese

Diese Zeremonie dauerte sehr lange, und es wurde ohne Aufhören *Vivat* dazwischen gerufen. Der Vorhang fiel zum zweytenmal; und als er für die Nanine (ein bekanntes Lustspiel des Hrn. v. V.) wieder aufgezogen wurde, sah man seine Büste auf der rechten Seite des Theaters, und da blieb sie, so lange die Vorstellung währte.

Der Hr. Graf von Artois wollte sich nicht zu öffentlich zeigen, sondern er hatte Befehl gegeben, daß man ihn benachrichtigen sollte, so bald Hr. v. V. in der Komödie seyn würde, und auf diese Nachricht hin, war er incognito gekommen, und man glaubt, daß der Greis in einem Augenblick, wo er unter dem Vorwand einer geheimen Angelegenheit beyseite gieng, die Ehre gehabt habe, seiner Königlichen Hoheit die Cour zu machen.

Als Nanine geendigt war, wurde die Bescheidenheit des Philosophen durch ein neues Geklatsche und Geschrey in Verlegenheit gesetzt. Er war schon in seinen Wagen, und man wollte ihn nicht fortfahren lassen; man stürzte auf die Pferde los, man küßte sie; ja man hörte sogar einige junge Dichter rufen: man sollte die Pferde aus- und sie dafür einspannen, um den modernen Apollo nach Hause zu fahren. Unglücklicherweise fanden sich nicht Enthusiasten genug, die so gutwillig waren, und er erhielt endlich die Freyheit fortzufahren, nicht ohne eine Menge Vivats, die er noch auf dem *Pont-Royal*, und sogar aus seinem Hotel nachschallen hören konnte.

Als er wieder zu Hause war, weinte er vom neuen, und versicherte bescheidentlich, er würde nimmermehr in die Komödie gegangen seyn, wenn er hätte vorhersehen können, daß man solche Thorheiten begehen würde.

Den Tag darauf gieng eine ordentliche Prozession aus der Stadt nach seinem Hause, welche nach und nach kam, um alle die Lobeserhebungen *en detail* zu wiederholen, die er

Abends

Abends zuvor en *Chorus* empfangen hatte. Er konnte nun allem dieſem unbegrenzten Wohlwollen und aller dieſer Gloire nicht länger wiederſtehen, und entſchloß ſich auf der Stelle ein Haus zu kaufen.

Den 6ten April 1778. Alles iſt in dieſem Leben mit Bitterkeiten vermiſcht, und der ſchönſte Triumph wird oft von Demüthigungen begleitet: ſo hat auch Hr. v. V. verſchiedene erfahren, wovon die geringſte ſchon hinreichend wäre, das Glück eines Mannes, der ſo viel Eitelkeit beſizt, zu vergiften.

1) Am Tage ſeiner Krönung wuſte er, daß die Königin in die Oper gekommen war, aber mit dem geheimen Vorſaz incognito die Comédie Françoiſe zu beſuchen; aber ſie hat ihm dieſes Vergnügen nicht gemacht. Man verſichert, daß ſie in ihrer Loge ein Billet bekommen, das ſie von ihrem erſten Vorſaz zurückgebracht habe. Man will ſogar ſagen, daß es J. M. ſchon auf dem Weg überbracht worden ſey.

2) Seine Irene iſt zwar am vergangnen Donnerſtag bey Hof geſpielt worden; aber man hat ihm nicht wiſſen laſſen, ſich dabey einzufinden, wie er ſich geſchmeichelt hatte. Statt deſſen hörte man, indeß ſich der König die Stiefeln ausziehen und zur Komödie ankleiden ließ, die treuloſen Höflinge, dem Monarchen zu Gefallen, welcher bekanntermaaſen den Hrn. v. V. nicht liebt, ihm das Trauerſpiel zum voraus verächtlich machen, und dadurch ſeine Langeweile beſchleunigen, die ſich hernach nur zu deutlich gezeigt hat.

3) Der Greis von Ferney, der bey allem dem Weyhrauch, womit er izt genährt wird, doch das Solide nicht vernachläſſigt, ſondern ſeine Angelegenheiten als ein Mann beſorgt dem ſie ſehr ſtark am Herzen liegen, gieng ohnlängſt zu einem Prokurator vom Parlement, Bureau genannt, um mit ihm wegen eines Prozeſſes zu ſprechen, von welchem dieſer aber gar keinen Begriff mehr hatte. Er hatte den Ver-

druß zu sehen, daß ihn dieser Priester der Themis ganz und gar nicht kannte; ihn ohne alle Umstände wie einen gewöhnlichen Klienten behandelte, und ihn sogar nöthigte, ihm seinen Namen zu sagen; so daß er glauben muste, dieser unglückliche Praktikus lebe in einer so schändlichen Indolenz, daß er nicht einmal wisse, daß Hr. von Voltaire in Paris sey. Wahr ists, daß der Prokurator bey dem Namen Voltaire Augen und Ohren aufriß, daß sogleich das ganze Haus davon ertönte, und daß der Philosoph, weil das Gerücht sogleich von Mund zu Mund gegangen war, beym Einsteigen in seine Kutsche, sich von dem ganzen Pöbel des Quartiers angefallen sah.

Den 6ten April 1778. (*) Durch die verschiedenen Formen, durch alle die Schleyer, in welche die *Penſées de Paſcal* gekleidet und eingehüllt worden sind, hat man in Betreff der neuen Ausgabe derselben, die zugleich mit dem Buche: Prix de la juſtice et de l'humanité betitelt, erschienen ist, folgende Umstände herausbringen können.

Es ist jedermann bekannt, daß Hr. von Voltaire ehemals Anmerkungen über die Penſées de Paſcal gemacht hat. Seine Absicht dabey war, die Wirkung zu vermindern, die dieses Buch zu Gunsten der Religion bey denen hervorbringen könnte, die sich durch den großen Namen seines Verfassers blenden ließen. (**) Der Herr Marquis de Condorcet, so viel man ihn vermittelst einer gesunden Induktion hat errathen können,

(*) Man hat diese Anekdote, wiewohl sie den Hrn. v. V. nur von der Seite berührt, interessant genug gefunden, um ihr hier Platz zu geben.

(**) Wir brauchen wohl kaum zu erinnern, daß Paſcals Gedanken (wiewohl manche mehr schimmernd als gründlich sind,) den Namen ihres Verfassers nicht nöthig haben, um auf alle denkende Menschen Eindruck zu machen.

können, sond einige Raisonnements, welche jener auf Gerathewohl hingeworfen hatte, und die geschickter waren, die Gründe und Schlüsse des Philosophen lächerlich zu machen als sie zu zernichten, zu schwach; er hielt es daher für nöthig, einen Kommentar beyzufügen, und diesem ein anmaaßliches Eloge des Pascal voranzuschicken, welches auf die nachfolgende Widerlegung vorbereiten, und durch Verkleinerung des Autors auch den Werth des Buchs zum voraus herabwürdigen sollte. Er rückte eine Piece mit ein, unter dem Titel: Betrachtungen über Pascals und Locke's Beweis der Möglichkeit eines zukünftigen Lebens, von Herrn von Fontenelle, und schickte alles zusammen an den Philosophen zu Ferney, welcher dann die besagte Ausgabe besorgte, aber es nicht lassen konnte, vorher noch andre Randglossen, die er einem zweyten Herausgeber zuschreibt, darinnen anzubringen.

Wir können versichern, daß nunmehr die Pensées de Pascal, Dank sey es allen diesen Kommentatoren! das allergottloseste Buch gegen die christliche Religion geworden ist, ein Buch, das völlig dazu eingerichtet ist, Materialisten, Deisten und Atheisten zu ziehen. Da dies ohnezweifel die Absicht dieser Herren war, so muß man gestehen, daß sie solche im höchsten Grad erreicht haben.

Was die Abhandlung, die dem Fontenelle beygemessen wird, betrift, so läst sich hundert gegen eins wetten, daß sie nicht von diesem berühmten Manne herrührt; sondern daß es nur eine Verkappung ist, unter welche sich der itzmalige Sekretär der Academie des Sciences (*) versteckt hat.

Den 7ten April 1778. Man hat nicht ermangelt einen Kupferstich auf den Triumph des Hrn. v. V. zu verfertigen. Er ist darauf sehr ähnlich, stehend und die beyden Hände auf sein

(*) Hr. d'Alembert.

Stöckchen haltend, vorgestellt. Er hat den Hut unterm Arm, und eine Lorbeerkrone auf seiner ungeheuren Perüke. Er ist mit Wahrheit gezeichnet, aber so lächerlich, da es einer Karikatur sehr ähnlich sieht. Oben drüber steht: *l' homme unique a tout age!* ein Ausdruck eines gewissen Abbé de Launay in den nonsenslikalischen Versen, womit er ihn bey seiner Ankunft in Paris bewillkommte. Zur Unterschrift stehen die Verse des Marquis de Saint-Marc. Man hat ohnezweifel diesen Kupferstich in seinem Hause gut aufgenommen, denn er wird an seine Freunde ausgetheilt.

Den 9ten April 1778. Auf die Verse des Herrn de Saint-Marc auf Hrn. v. V. an seinem Krönungstage ist eine Parodie verfertigt worden, welche Frankreich in den Mund gelegt wird. Man meint, daß dieses Stück von einem Soldaten herrühre.

Je ne suis point une infidelle,
O François, je n'ai qu'un Epoux;
L'aimer est mon soin le plus doux
Et ma tendresse est eternelle.
Pour partager mon coeur, il en est trop jaloux.
J' honore ce savant, sa Gloire est immortelle;
Mais, quoiqu'il ait pu mériter,
La France n' a qu'une Couronne,
C'est à *Louis* qu' elle la donne,
Lui seul est fait pour la porter!

Platt genug! —

Den 10ten April 1778. Am Montag fand Hr. v. V. sich stark genug, zu Fuß aus seinem Haus in die Akademie zu gehen, und man kann sich vorstellen, was er für eine Menge Volks hinter sich drein gezogen habe. Dienstags früh begab er sich zur Loge des *Neuf-Soeurs*, seinem Versprechen zufolge, das er den Deputierten deshalb gegeben hatte.

Die

Julius Cäſar.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

[Eine Straſſe in Rom.]

Flavius, Marullus, und verſchiedne gemeine Bürger treten auf.

Flavius.

Hinweg, nach Haus, ihr Müſſiggänger, pakt euch heim; iſt heute ein Feyertag? Wie? Ihr ſeyd Handwerksleute, und wiſt nicht, daß ihr euch an einem Werkeltag nicht oh-

Die Brüder haben vor groſsen Freuden einige Indiskretionen begangen, ſo daß, ungeachtet der Heimlichkeit dieſer Art von Zeremonien, verſchiedene Umſtände von der Aufnahme dieſes Greiſes ausgekommen ſind.

Man verband ihm die Augen nicht, ſondern es waren zwey Vorhänge vorgezogen, durch welche der *Venerable* ihn fragte; und als er nach verſchiedenen Fragen mit dieſer beſchloß: ob er über alles, was er ſehen würde, Verſchwiegenheit angelobte? gab er zur Antwort: er ſchwüre es, und verſicherte, daß er es in dieſem ängſtlichen Zuſtande nicht mehr aushalten könne. Er bat, man möchte ihm doch das Tageslicht ſehen laſſen. Die beyden Vorhänge wurden auf einmal geöfnet, und dieſer Mann von Genie ſtund wie betäubt vor den pompöſen Kindereien (*) des Schauſpiels, das ſich ihm darſtellte. So leicht kann ſich der Menſch durch etwas täuſchen laſſen, daß ſeine Sinnen überraſcht! Man merkte ſogar, daß die erſte Betäubung den Philoſophen ſo ſehr getroffen hatte, daß es während der ganzen Sitzung um dieſen Muthwillen in der Unterhaltung, der ihm ſo eigen iſt, um dieſe Saillien, die wie Blitze auf einander folgen, wenn er in ſeinem Weſen iſt, gänzlich geſchehen war.

Er begab ſich beyzeit wieder nach Hauſe; und ließ ſich Abends auf ſeinem Balcon dem Volke ſehen, das ſich unten verſammlet hatte. Er ſtand zwiſchen dem Comte d'Argental und dem Marquis de Thibouville. Abends gieng er um

(*) Der ehrwürdige Maurerorden wird verzeihen, daß man dieſen Ausdruck gelaſſen hat, wie er im Originel lautet. Dem Verfaſſer ſcheint wenig oder gar Nichts heilig zu ſeyn. Edeldenkende Menſchen ſpotten wenigſtens nicht über etwas, das Andern ehrwürdig iſt; am wenigſten, wenn ſie, (wie vermuthlich hier der Fall iſt) nicht einmal wiſſen, worüber ſie ſpotten.

die *Belle Arſene* (*) zu ſehen zu Madame de Monteſſon. Geſtern gieng er wieder in dies Schauſpiel; und es ſoll ihm zu Gefallen der *Amant romanesque* zum zweytenmal, und die Nanine zum Nachſpiel gegeben werden.

Den 12ten April. Hr. v. B. hat am Donnerſtag im Schauſpiel bey Mad. de Monteſſon beynah dieſelben Ehrenbezeugungen, wie in der Comédie Françoiſe genoſſen, nur die Krönung ausgenommen. Er iſt von allen Damen und Herren dieſes großen Hofes auf die ſchmeichelhafteſte Art empfangen worden.

Da der Herzog von Chartres ihm die Erlaubniß ertheilt (um die er bey ſeiner Hoheit angeſucht) den jungen Prinzen aufwarten zu dürfen, ſo begab er ſich am Sonnabend früh zu ihnen. Der Herzog ließ ihn zu ſich bitten; er wollte ſtehen bleiben; aber ſeine Hoheit nöthigten ihn zum Sitzen, unter dem Vorwande, Sie wollten ſeine Geſellſchaft gerne länger genießen. Die Herzogin war noch zu Bette; aber ſobald ſie von ſeiner Ankunft benachrichtigt wurde, ließ ſie ſich in aller Eil ankleiden, und kam in des Herzogs Zimmer — Neue Verwirrung für den Philoſophen! Er wollte ſich ihr zu Füßen werfen, und in dieſer Stellung bleiben; aber man nöthigte ihn, ſich zum zweytenmal zu ſetzen, um ihm zuzuhören. Er ergoß ſich in Komplimenten über Ihrer Hoheiten kleine Familie, und beſonders über den Herzog von Valois; er wollte behaupten, er gliche dem *Duc Regent* (**).

Alle

(*) Eine komiſche Oper, die öfters auf dem Theatre Italien gegeben worden, und die viel Schauſpiel für die Augen und ſehr wollüſtige Tänze hat.

(**) Dem berühmten Herzog Philipp von Orleans, Bruderſohn von Louis XIV, der bekanntermaaßen unter Ludwig XV. Minderjährigkeit Regent von Frankreich geweſen.

Alle dieſe eiteln Ehrenbezeugungen, die ſo geſchickt ſind, die Eigenliebe des Hrn. v. V. zu kitzeln, machen die Kleriſey immer wüthiger, und dieſe Faſten über haben verſchiedene Prediger dieſer Hauptſtadt ſich heftige Ausfälle gegen ihn erlaubt. Sie würden ihn aber wenig gekümmert haben, wenn derjenige nicht geſchehen wäre, den der Abbt de Beauregard, ein Exjeſuit, als er zu Verſailles vor dem König predigte, gegen ihn that. Dieſer geiſtliche Redner, der groſſen Zulauf hat, ſeufzte darüber, daß man ſich ſo beeiferte, den verwegnen Anführer einer gottloſen Sekte, den Zerſtöhrer der Religion und der Sitten, mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, und beſchrieb den Greis von Ferney ſo deutlich, daß er gar nicht zu verkennen war. Dieſer vermuthete, der König hätte dieſe evangeliſche Diatribe (*) eben nicht gemißbilligt, und müßte folglich noch das widrige Vorurtheil haben, das man Ihm gegen ihn beygebracht hat; das ihn nun freylich nicht wenig ſchmertzt, weil ihm dadurch die Hoffnung benommen wird, jemals dem Monarchen näher zu kommen.

Den 17ten April 1778. Hr. v. V. hat ſich, nachdem er lange genug an einer Wohnung gewählt hat, ſo eben auf Lebenslang für ſich und Mad. Denis ein Hotel in der Rue de Richelieu, demjenigen des Duc de Choiſeul gegenüber, gekauft. Eh er es aber beziehen will, hat er ſich eine Reiſe nach Ferney vorgenommen; nur muß der Nordwind und die Kälte erſt nachlaſſen, und ihm erlauben, ſich auf den Weg zu begeben.

(*) Nach des Verfaſſers Abſicht, ſoll der Ausdruck Diatribe evangelique ein ſpaßhafter Ausdruck ſeyn. Wahrſcheinlich kennt er die Bedeutung des Worts Diatribe nicht; eine Art der Unwiſſenheit, die unter den franzöſiſchen Witzlingen ziemlich gemein iſt, und oft zu qui pro quo's Anlaß gibt.

Man beſchäftigt ſich wirklich damit eine Relation von der Erſcheinung dieſes groſſen Mannes in der Loge *des Neuf-Soeurs* zu drucken; und es ſollen ihr alle Verſe, welche die beliebten Poeten, an denen dieſe Loge groſſen Ueberfluß hat, über dieſe Gelegenheit zur Welt gebohren haben, beygefügt werden. Sie ſchmeicheln ſich, daß ihr neuer Bruder auch das Seinige dazu beytragen werde: wenigſtens hat er bekannt, daß dies das einzige Mittel ſey, wodurch er Ihnen ſeine Erkenntlichkeit und ſeinen guten Willen bezeugen könne. Vor der Hand ſind dieſe Herren ſehr beſcheiden, und wollen dem Publiko nichts von ihren Produkten mittheilen. Unterdeſſen folgt hier eine Strophe, die man als die witzigſte aus einem Liedchen, welches dem Bruder le Dixmerie zugeſchrieben wird, ausgehoben hat,

Au ſeul nom de l'illuſtre Frere
Tout Maçon triomphe aujourd' hui;
S'il reçoit de Nous *la lumiere*
Le Monde la reçoit de lui.

Den 20ſten April 1778. Der feinſte Zug aus dem Diſkours des Abbé de Beauregard, worinn er ſeine Exploſion gegen den Hrn. v. V. und deſſen Anhänger macht, iſt derjenige, wo er die Kleinmüthigkeit des Siegelbewahrers anſticht, der, aus Furcht vor den Philoſophen, verboten hatte, daß irgend eine Kritik über ihren Obermeiſter, ſo lang er ſich in Paris aufhalten würde, den Druck paſſiren ſollte. Herr de Miromeſnil war ſo beſchämt, ſeine Schwachheit dem König indirecte aufgedeckt zu ſehen, daß er, aus Furcht es möchte zu einer Erklärung kommen, ſein Verbot in aller Geſchwindigkeit wieder aufhob.

Den 20ſten April. Es gehen Kopien von der Korreſpondenz, welche zwiſchen dem Hrn. v. V. und dem Pfarrer zu St. Sulpice geflogen worden ſeyn ſoll, im Publiko

bliks herum. Man ſchließt daraus, daß, auf das Gerüchte von der Beichte dieſes großen Mannes zu den Füſſen des Abbt Gauthier, der beſagte Pfarrer dem Marquis de Villette ſeinen Verdruß, ſich dieſes Schäflein entwiſchen zu ſehen, bezeugt, daß der Marquis den Kranken davon benachrichtigt, und dieſer am 4ten Merz morgens um 8 Uhr einen Brief an den Pfarrer geſchickt habe. Hr. von Terſac (ſo heißt der Pfarrer) wollte ihm nichts ſchuldig bleiben und antwortete alſo. Beyde Stücke ſind goldeswerth, und in dem wahren Geiſt der Briefſteller geſchrieben. Man ſieht aus dem Briefe des Philoſophen, daß er vollkommen wieder in ſich ſelbſt zurückgetreten war, da er ihn ſchrieb, und dieſen Ton von höflichem Perſifflage wieder gefunden hatte, über den man unmöglich böſe werden kann. Aber, wie man in Wald ruft, ſo ſchallts wieder. Der Diener des HErrn, ohne von ſeinem gewohnten Ernſt abzugehen, und mit Wendungen von Bewunderung, die dem Mann, an den er ſchreibt, angemeſſen ſind, giebt ihm auf eine ganz feine Art Spott für Spott, indem er ihm zu gleicher Zeit die harten Wahrheiten ſagt, die er ihm von Amtswegen ſagen muſte.

Herr von Voltaire an den Pfarrer zu St. Sulpice.

Den 4ten Merz 1778.

„Mein Herr,

Der Hr. Marquis de Villette hat mich verſichert, daß, wenn ich mir die Freyheit genommen hätte, mich in Anſehung des nöthigen Schritts, den ich gethan habe, an Sie ſelbſt zu wenden, Sie die Gütigkeit würden gehabt haben, ihre wichtigern Geſchäfte zu beſeitigen, und ſich herabzulaſſen, diejenigen Berufsgeſchäfte an mir in eigner Perſon zu verwalten, die ich bey Fremden, welche ſich zufälligerweiſe in ihrem Kirchſpiel befinden, nur für Subalternen ſchicklich glaubte.“

„Der Abbé Gauthier hatte mit einem Brief angefangen, den er mir auf das bloße Gerücht von meiner Krankheit schrieb. Er kam hernach aus eignem Betrieb mir seine Dienste darzubieten, und ich hatte Grund zu glauben, daß er von Ihnen geschickt sey, da er in Ihrem Kirchspiel wohnt. Ich betrachte Sie, mein Herr, als einen Mann vom ersten Rang im Staate. Ich weiß, daß Sie die Armen unterstützen, wie ein Apostel, und sie zur Arbeit anhalten, wie ein Minister. Jemehr ich ihre Person und ihren Stand verehre, desto mehr fürchtete ich ihre außerordentliche Gütigkeit zu mißbrauchen. Ich habe weiter auf nichts Rücksicht genommen, als was ich ihrer Geburt, ihrem Amte und ihrem Verdienst schuldig bin. Sie sind ein General, den ich um einen Soldaten gebeten habe. Ich bitte Sie inständigst um Verzeihung, daß ich ihre Willfährigkeit, mit welcher Sie sich bis zu mir würden herabgelassen haben, nicht gewust habe. Verzeihen Sie auch die Zudringlichkeit dieses Briefes; Sie sollen sich seinetwegen mit keiner Antwort bemühen; ihre Zeit ist zu kostbar."

Ich habe die Ehre zu seyn, u. s. w.

Dieser Brief wurde dem Hrn. Pfarrer zu St. Sulpice morgens um 8 Uhr überbracht; er antwortete auf der Stelle, und durch den nemlichen Ueberbringer.

Antwort des Hrn. Pfarrers zu St. Sulpice an Hrn. von Voltaire.

„Alle meine Pfarrkinder, mein Herr, haben ein Recht an meine Sorge, die ich nur im äußersten Nothfall mit meinen Gehülfen theile. Aber ein Mann, wie Herr von Voltaire, muß nothwendig alle meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sein Ruhm, welcher die Augen der Hauptstadt von

Frank-

Frankreich und ſogar von Europa auf ihn heftet, iſt gar wohl der Paſtoralſorge eines Pfarrers werth."

„Der Schritt, den Sie gethan haben, war nur in ſofern nöthig, als er Ihnen in der Gefahr Ihrer Krankheit nützlich und beruhigend ſeyn konnte. Mein Amt hat das wahre Glück des Menſchen zum Gegenſtande, indem es die von ſeinem Zuſtand unzertrennlichen Uebel zu ſeinem Nutzen anwendet, und durch den Glauben die Finſterniſſe zerſtreut, die ſeine Vernunft umhüllen, und ihn in den engen Kreis dieſes Lebens einſchränken. Urtheilen Sie nun, mit welchem Eifer ich es einem Manne anbieten muß, der durch ſeine Talente ſo berühmt iſt, deſſen bloßes Beyſpiel viel tauſend andre glücklich, und vielleicht die wichtigſte Epoche machen würde für die Sitten, die Religion, und alle die wahren Grundſätze, ohne welche die Geſellſchaft nie etwas anders ſeyn kann, als ein Haufen unglücklicher Thoren, die durch ihre Leidenſchaften getrennt, und durch ihre Gewiſſensbiſſe gefoltert werden."

„Ich weiß, daß Sie wohlthätig ſind; wenn Sie mir alſo erlauben wollen, Sie zuweilen zu beſuchen: ſo hoffe ich Sie ganz leicht davon zu überzeugen, daß Sie durch Annehmung der erhabnen Philoſophie des Evangeliums das größte Gute befördern, und mit dem Ruhm, den menſchlichen Geiſt auf die höchſte Stufe ſeiner Kenntniſſe geführt zu haben, auch das Verdienſt der reinſten Tugend verbinden könnten, von welcher die göttliche Weisheit, in unſre Natur gekleidet, uns den wahren Begriff gegeben, und zugleich das vollkommenſte Muſter vorgeſtellt hat, das wir ſonſt nirgends finden können."

„Sie überhäufen mich mit verbindlichen Dingen, die Sie mir zu ſagen belieben, und die ich keinesweges verdiene. Es würde über meine Kräfte ſeyn, ſie zu beantworten, da ich mich dadurch unter die Zahl der Gelehrten und ſchönen

Geiſter

Geister mischen würde, die Ihnen mit so vielem Eifer huldigen und ihren Tribut darbringen; ich meines Orts habe nichts, das ich Ihnen anbieten könnte, als den Wunsch für ihr wahres Wohl, und die Beständigkeit der Gesinnungen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn, u. s. w."

Den 24sten April 1773. Hr. v. V., welcher einen Ruhm darinn sucht, alle Pflichten des Wohlstandes mit der äußersten Genauigkeit zu beobachten, ist nicht weniger pünktlich in Gegenvisiten, als in Beantwortung der Briefe, die er empfängt. Seitdem er völlig eingerichtet ist, ist er viel ausgewesen. Er hat hauptsächlich die beyden Osterwochen zu Visiten bey Prinzen und Grosen des Reichs, die ihn zu bewundern gekommen waren, angewandt; er ist auch zu Privatpersonen gegangen, und hat sich sogar herabgelassen, die berühmtesten Laiden dieser Zeit zu besuchen, und also hat man ihn auch am Sonnabend der Charwoche bey Madmoiselle Arnoux gesehen.

Am Mittwoch, als am 22sten, hatten die Komödianten, da sie in ihren besondren Geschäften versammelt waren, die unvermuthete Freude, den alten Kranken bey sich ankommen zu sehen. Er überhäufte sie mit Danksagungen für den Eifer, womit sie die Vorstellung seiner Irene beschleuniget, und ihren Succeß beym Publiko befördert hätten. Er sagte Ihnen, er sey im Begriff eine Reise von zwey Monaten nach Ferney zu thun. Er nähme die Manuskripte von seinem Trauerspiel Agathocles und von der Komödie du Droit du Seigneur mit sich, um einige nöthige Veränderungen darinnen vorzunehmen. Was die letzte betrift, so ist sie im Jahr 1762 unter dem Titel: l'Ecueil du luge gegeben worden. Sie ist mittelmäßig, und es heist, er wolle sie in drey Akte bringen.

Den 27sten April. Hr. v. V. hatte seine Abreise nach Ferney angekündiget, und sie sollte den Montag nach

Quas-

Quasimodogeniti, als heute, vor sich gehen. Aber die Frau Marquisin von Villette ist dieser Tage mit einer unzeitigen Geburt in die Wochen gekommen, und man glaubt nicht, daß er seine liebe *Belle et Bonne* in diesen Umständen verlassen werde. Dieser Vorfall kömmt desto ungelegner, weil es ein interessantes und seltnes Schauspiel gewesen wäre, den Philosophen als Pathe des Kindes in der Kirche zu sehen, wie er endlich auch Gott einmal eine Seele gebracht hätte, nachdem er dem Teufel so viele gegeben (*).

Den 2ten May. Verwichnen Montag, als am 27sten April, gieng Hr. v. V. in eine Privatversammlung der Academie Françoise. Der Abbé de Lille las daselbst einige Stellen aus seinem Gedicht über die Kunst die Natur zu verschönern und zu geniessen, und eine Uebersetzung des berühmten Briefes von Pope an den Doktor Arbuthnot. Während dieser Vorlesung erinnerte sich Hr. v. V. an die englischen Verse von Pope, verglich sie mit der Uebersetzung, und zog diese dem Original vor.

Bey dieser Gelegenheit beklagte er sich über die Armuth der französischen Sprache. Er sprach von einigen Wörtern, die er wohl eingeführt wissen möchte. Z. B. das Wort *Tragédien* um einen Akteur in einer Tragödie auszudrücken. „Unsre Sprache ist eine stolze Bettlerin," sagte er, indem er von der Schwierigkeit neue Wörter einzuführen sprach, „man muß ihr wider ihren Willen Allmosen geben."

Darauf gieng er in die Alzire. Er stund da incognito in einer kleinen Loge; aber das Parterre entdeckte ihn, und unter-

(*) Daß es dem Verf. nicht Ernst mit dieser harten Beschuldigung sey, versteht sich von selbst. Es ist blos darum zu thun, einen witzigen Einfall anzubringen, und die Herren seines Gelichters konnten sich eben so leicht die Nasen abschneiden, als einen epigrammatischen Einfall zurück halten.

unterbrach das Stück länger als drey Viertelſtunden mit Applaudiren.

Mitten in dem allgemeinen Enthuſiaſmus ereiferte ſich auch der Chevalier de Leſcure, Offizier bey dem Infanterieregimente von Orleans; er gieng aus ſeiner Loge, und präſentierte dem modernen Sophocles folgendes Impromptu:

Ainſi chez les Incas, dans leurs jours fortunés,
Les enfans du Soleil, dont nous ſuivont l'exemple,
Aux tranſports les plus doux etoient abandonnés
Lorſque de ſes rayons il eclairoit leur temple.

Hr. v. V. antwortete auf dieſes höfliche Quatrain mit den zween Verſen aus der Zaire, die man in ſeinem Munde ſehr impertinent angebracht fand:

Des Chevaliers François tel eſt le Caractere;
Leur nobleſſe en tout tems me fût utile et chere.

Den 12ten Merz 1778. Es ſcheint nun gewiß, daß Hr. v. V. nicht nach Ferney zurückgehen werde. Er hat ſich endlich entſchloſſen, ſich einige Zeit ſeines Sekretärs Vagnieres zu entäußern, und dieſen hinzuſchicken, damit er das Nöthige da beſorge, und ihm ſeine Bibliothek herbey ſchaffen laſſe.

Die Entfernung, in welcher der Philoſoph vom Hof geblieben iſt, hat ihn beſorgen gemacht, es möchte ein Sturm über ihn ausbrechen, wenn er ſich entfernte. Das allgemeine Bündniß der Geiſtlichkeit, keinen Fuß in ſeine Wohnung zu ſetzen, iſt allzufürchterlich, und es hätte wirklich geſchehen können, daß ihm die Wiederkunft unterſagt worden wäre.

Den 16ten May. Dieſer Tage war Hr. v. V. bey der Fr. Marſchallin von Luxenburg. Die Rede war vom Kriege. Dieſe Dame bejammerte die unglücklichen Folgen deſſelben und wünſchte, daß die Engländer und wir das Beſte der

Menſch

ne das Zeichen eurer Profeßion auf den Straſſen ſehen laſſen ſollt? -- Rede, von was für einem Handwerk biſt du?

Zimmermann.

Ich, Herr, ein Zimmermann.

Marullus.

Wo iſt denn dein Schurzfell und dein Winkelmaß? Was machſt du hier in deinem beſten Kleide? -- Und ihr, Herr -- von welcher Profeßion ſeyd ihr?

Schuhſliker.

Die Wahrheit zu ſagen, Herr, in Vergleichung mit einem künſtlichen Arbeiter bin ich nur, was ihr einen Stümper heiſſen möchtet.

Marullus.

Aber was iſt dein Gewerbe? Antworte mir gerade zu.

Schuhſliker.

Ein Gewerbe, Herr, daß ich verhoffentlich mit gutem Gewiſſen treiben kan, und das in der That in nichts anderm beſteht, als ſchlimme Solen zu verbeſſern. (*)

Marullus.

Dein Gewerbe, Schurke? du nichtswürdiger Schurke, dein Gewerbe? Schuh-

(*) Das Sinnreiche in dieſen Antworten ligt in einigen Wortſpielen, die ſich nicht überſetzen laſſen; und welche die Urſache ſind, warum Marullus den Schuhſliker nicht verſteht.

Menschheit und unser eignes beherzigen, und unsre Händel ohne Blutvergiessen durch einen guten Friedenstraktat beylegen möchten. Madame, sagte Hr. v. V., indem er auf den Degen des dabey stehenden Marschalls von Broglio wies, das ist die Feder, womit man den Traktat unterzeichnen sollte.

Den 22sten May. Hr. v. V. ist dieser Tage über von seiner Harnstrenge sehr beunruhigt worden, befindet sich aber nun wieder besser.

Den 24sten May. Die gute Gesundheit des Marschalls Duc de Richelieu, der noch zu Pferde steigt, wie ein junger Kriegsmann der seine Exercizien macht, hat den Hrn. v. V. so bezaubert, daß er den Marschall gefragt hat, wie er es anfange, daß er schlafen könne. Der Marschall hat ihm ein vortrefliches Mittel gegen die Schlaflosigkeit, das er selbst besitzt, angerathen und versprochen, ihm solches mitzutheilen. Er hat ihm eine gewisse Quantität auf verschiedene male geschickt. Der alte Philosoph, der große Lust noch länger zu leben hat, hat eine so starke Dosis davon genommen, daß er sich sehr übel darauf befunden hat. Es scheint daß unter diesem Elixir zu viel Opium sey, und seit dieser Zeit nennt er den Marschall von Richelieu seinen Bruder Kain. Dieser harte Zufall, der ihm so unvermuthet gekommen ist, hat ihn wieder auf den Vorsatz gebracht, sich nach Fernen zu begeben, um da, wie er spricht, seinem Grabe näher zu seyn. Doch die Schmeicheley, die man vom neuen in so starker Dosis an ihn verschwendet, wird ihn ohnezweifel zum zweytenmal von diesem Gelüsten heilen.

Den 28sten May. Herr v. V. ist nichts weniger, als von dem Zufall, den ihm das fatale Geschenk seines Bruders Kain zugezogen hat, befreyt; er befindet sich im Gegentheil noch schlechter; und wiewohl man bey dem tiefen Stillschweigen, das seine Domestiken, Anverwandten und Freunde beobachten, seinen eigentlichen Zustand nicht erfah-

ren kann, und ob man gleich dem Publiko im Journal de Paris hat Hoffnung machen wollen: so hat man doch alle Ursache zu fürchten, daß er diesmal unterliegen werde.

Man sieht wohl, daß die Furcht, es möchten abermals Priester herbey kommen und ihn zu einem Schritte bringen, der für eine Bekräftigung des erstern gelten könnte, der wahre Grund ist, warum man in seinem Hause so geheimnißvoll thut. Indessen fulminiert die Klerisey, und droht, den Sterbenden nicht in geweyhten Boden begraben zu lassen, wenn er fortführe Aergerniß zu geben, und nicht wenigstens dem Aeußerlichen ein Genüge thät.

Den 31sten Merz 1778. Hr. v. V. ist gestern Abends um 11 Uhr gestorben. Weil die Geistlichen seine Beerdigung nicht gestatten wollen, und man es nicht waagt, seine Leiche nach Ferney, wo indessen sein Grab auf ihn wartet, zu schaffen, so sinnt man izt auf eine Erfindung, wie der Sache zu helfen seyn möchte.

Den 1sten Junius. Nachdem die Fakultät den Hrn. v. V. verdammt hatte, wurden bey dem Hrn. Erzbischof von Paris verschiedene Versammlungen gehalten, und das Resultat derselben war, dasjenige ins Werk zu setzen, was die Kirche dem Oberpriester des Unglaubens schon lange gedräut hatte, nemlich, ihm kein christliches Begräbniß zu gestatten. Der Herr Pfarrer zu St. Sulpice hatte zwar den Kranken verschiedene Male besucht; aber dieser machte allezeit den Stummen, und der Pfarrer konnte nichts aus ihm bringen; so daß er auch nicht einmal die letzte Oelung empfangen hat. Indeß verzweifelt man noch nicht an der Hoffnung mit Hülfe eines höhern Ansehens die Hartnäckigkeit der Priesterschaft, die man im Nothfall mit einer ansehnlichen Summe zahm machen wird, überwinden zu können.

Den 2ten Junius 1778. Die Bewegungsgründe, um derentwillen man mit der Leiche des Hrn. v. V. heimlich durch-

durchgegangen, werden so verschiedentlich erzählt, und die Meinungen über das, was man mit besagter Leiche angefangen, oder noch anfangen wird, sind so getheilt, daß sich zur Zeit noch kein einziges Faktum mit Wahrheit bestimmen läst. Es scheint, daß er seine Geisteskräfte bis auf den letzten Augenblick behalten, und noch am Abend seines Todes gearbeitet habe. Ausser den verschiedenen Werken, die er unter der Arbeit hatte, seitdem er zur Würde eines Direkteurs der Academie Françoise gestiegen war, hatte er sich die Verherrlichung derselben stark zu Herzen genommen, und gieng mit nichts Geringerm um, als ihr Dictionnaire umzuschmelzen.

Den 5ten Junius. Mit der Abreise der Leiche des Hrn. v. V. ist es, so viel man hat entdecken können, folgendergestalt zugegangen. Da seine Anverwandten nicht wusten, was sie mit ihr anfangen sollten, und besorgen musten, der Bischoff von Annecy, mit dem der Verstorbne schon sehr hitzige Händel gehabt hatte, möchte, wenn er erführe, was in Paris vorgegangen wäre, den Fanatismus des Erzbischofs mit dem seinigen unterstützen: entschlossen sie sich, die Leiche einstweilen, bis auf weitern Bescheid, nach Scellieres, einer Abtey in Champagne, die dem Hrn. Abbt Mignot gehört, in Verwahrung zu bringen. Sie wurde von einem vertrauten Domestiken geführt; und inzwischen giebt man sich alle mögliche Mühe beym Gouvernement, um eine endliche Entscheidung über das Schicksal dieses grosen Mannes zu bewürken. Man weiß noch nicht, wo die Mönche ihn hingelegt haben, ob in die Kirche, oder an einen besondern Ort im Kloster.

Den 12ten Jun. 1778. Die Academie Françoise hat sich an die Franziskaner gemacht, um für die Seelenruh des Hrn. v. V. Messe lesen zu lassen; aber diese Mönche, die sonst eben nicht die bedenklichsten sind, haben sich erklärt, daß es ihnen verboten sey.° Darüber hat die Akademie eine De-

putation an den Hrn. Grafen von Maurepas geschickt, aber zur Antwort erhalten: es lasse sich sogleich stehenden Fußes nichts in dieser Sache thun, die Herren möchten sich gedulden.

Diesem zufolge hat die Akademie beschlossen, keine Seelmesse für irgend eines ihrer Mitglieder lesen zu lassen, bis Hr. v. V. die seinige bekommen hätte.

Den 12ten Jun. 1778. Das Testament des Hrn. v. V. hat bey seiner Erbfnung alle Welt in Erstaunen gesezt. Man glaubte darinn Vermächtnisse zu finden, die seinem Geist und seinem Herzen Ehre machen würden. Aber nichts weniger. Es ist so platt als möglich, und verräth einen hartherzigen Mann, der sich um Niemand kümmert, und der keiner Erkenntlichkeit fähig ist. Was den Unwillen noch vermehrt, ist, daß es von zwey Jahren her datiert, und folglich mit möglichst reifer Ueberlegung gemacht worden ist. Die vornehmsten Artickel sind folgende:

An Hrn. Vagnieres, seinen Sekretär, seine rechte Hand, ohne den er nicht leben konnte, den er seinen Freund, seinen *Fidus Achates* nennte, 8000 Livres, ein für allemal gezahlt, nichts für Frau und Kinder.

An seinen Domestiken, la Vigne, der ihm 33 Jahr gedient hat, ein einziges Jahr Lohn.

An die *Barbaras*, seine Gouvernante de confignce, 800 Livres ein für allemal.

Den Armen zu Ferney 300 Livres ein für allemal.

Sechs englische Pfund an einen gewissen M. *Durieu*; und übrigens keiner Seele was.

An Mad. Denis 80,000 Livr. an Renten und 400,000 Livr. an baarem Gelde, sintemal er sie zu seiner Universalerbin eingesezt hat. Nur 100000 Livres an den Hrn. Abbé Mignot, und eben so viel an Hrn. d'Hornoy, seinen andern Neffen.

Den

Den 14ten Junius 1778. Es scheint, daß die Geistlichkeit zu der auffallenden Strenge gegen den Leichnam des Hrn. v. V. lediglich durch die eiserne Noth gedrungen worden, und weil es unmöglich war, der Hartnäckigkeit, womit der Sterbende in seinem Unglauben beharrte, irgend einen leidlichen Anstrich zu geben. Der Pfarrer zu St. Sulpice wartete blos auf so einen Augenblick, wie derjenige war, wo der Abbé Gauthier so glücklich gewesen war, den Hrn. v. V. von der Drohung des Dokt. Tronchin schon mürbe zu finden. Aber unglücklicherweise war der Großmeister der Ungläubigen beständig mit Philosophen umgeben, die unter dem Vorwand, ihm in seiner Krankheit beyzustehen, ihn durch ihre Gegenwart aufzustützen und die letzten Funken seiner Eitelkeit noch aufzublasen suchten. Endlich nahte sich doch der Pfarrer, dessen christliche Liebe nicht zu ermüden war, kurz zuvor, eh er starb, zu ihm ans Bette, und fragte ihn, ob er die Gottheit Jesu Christi glaube? Der Sterbende stockte eine Minute, und sagte endlich: Herr Pfarrer, lassen Sie mich in Frieden sterben! (*) Er drehte sich herum und starb wirklich, und so machte er vor den Augen seiner Jünger die Kleinmüthigkeit wieder gut, die er bey dem ersten Anfall seiner Krankheit bewiesen hatte. Der Pfarrer fand also keine Möglichkeit, von der Politesse, auf deren Hülfe er gerechnet hatte, Gebrauch zu machen, und sah sich genöthigt, die Standhaftigkeit des Unglaubens, die er durch dieses Betragen bewiesen hatte, gewissermaaßen selbst anzuerkennen und zu bekräftigen.

(*) Auf einem der folgenden Blätter rekrisiciert der Verfasse diese Anekdote folgendermaaßen. Der Pfarrer hätte den Sterbenden zuerst gefragt: ob er an Gott glaube? worauf dieser geantwortet: Ja, wie alle seine Schriften bezeugen könnten. Da nun der Pfarrer auch die andere Frage gethan, habe Hr. v. V. erwiedert: Ah mon Dieu, ne m'en parlez pas.

Den 27sten Jun. Man spricht viel von zwey handschriftlichen Briefen, die Pendans zu denen abgeben sollen, welche zwischen dem Hrn. v. V. und dem Pfarrer zu St. Sulpice gewechselt worden sind. Sie betreffen beynah dieselbe Materie. Es ist der Brief des Hrn. Bischofs zu Troyes an den Prior zu Scellieres, und die Antwort des Priors an den Prälaten.

Der Brief des Bischoffs.

„Ich höre so eben, Monsieur, daß die Anverwandten des Hrn. von Voltaire, welcher vor einigen Tagen gestorben ist, sich entschlossen haben, seine Leiche nach Ihrer Abtey zu schaffen, um sie darinn begraben zu lassen, und dies, weil der Pfarrer zu St. Sulpice sich erklärt habe, daß er ihm in heiliger Erde kein Begräbniß gestatten könne."

"Ich wünsche sehr, daß Sie noch keine weitern Anstalten zu dieser Beerdigung gemacht haben mögen; welches verdrüßliche Folgen für Sie haben könnte; und wenn die Beerdigung, wie ich hoffe, wirklich noch nicht vor sich gegangen ist, so dürfen Sie nur sagen, Sie könnten darinn nichts weiters thun, ohne ausdrückliche Ordre von mir zu haben.

Ich habe die Ehre mit aller Aufrichtigkeit zu seyn, Monsieur, Ihr u. s. w. † Der Bischoff von Troyes."

Antwort des Priors.

Scellieres, den 2ten Junius.

„Den Augenblick, Monseigneur, Nachmittag um 3 Uhr, empfang ich mit dem gröbsten Erstaunen den Brief, welchen Sie gestern, unterm 2ten Junius, an mich zu erlassen geruhen wollen. Es sind bereits schon über 24 Stunden, daß die Leiche des Hrn. von Voltaire in unsrer Kirche vor einer ansehnlichen Menge Volks beerdiget worden ist. Erlauben Sie mir, Monseigneur, daß ich Ihnen erst den ganzen Vorgang umständlich erzehle, eh ich mich unterstehe, Ihnen meine Gedanken darüber vorzulegen."

"Am

"Am Sonntag Abends, als am 21ſten May, kam der Hr. Abbé Mignot, königlicher Rath im Grand Conſeil, unſer *Abbé commandataire*, der ſich in unſerm Kloſter ein Apartement gemiethet hat, weil ſeine Abbatialwohnung nicht bewohnbar iſt, in aller Eile bey uns an, um Beſitz von dieſem Apartement zu nehmen. Er ſagte mir nach den erſten Komplimenten, daß er das Unglück gehabt habe, den Hrn. von Voltaire, ſeinen Onkel, zu verliehren, und daß dieſer Herr in ſeinen letzten Augenblicken gewünſcht habe, nach ſeinem Tode auf ſein Gut zu Ferney gebracht zu werden; daß aber die Leiche, ungeachtet ſie einbalſamiert wäre, unmöglich eine ſo weite Reiſe machen könnte; daß er und ſeine Anverwandten wünſchten, wir möchten ſie in dem Gewölbe unſrer Kirche in Depoſitum nehmen; und daß die Leiche unter Begleitung dreyer Anverwandten ſchon auf dem Wege ſey. Zugleich zeigte mir der Herr Abbé Mignot eine Einwilligung des Hrn. Pfarrers zu St. Sulpice vor, die von dieſem Pfarrer unterſchrieben war, daß die Leiche des Hrn. von Voltaire ohne Zeremonien fortgeſchaft werden könnte. Ueberdies zeigte er mir eine von eben dieſem Pfarrer zu St. Sulpice kollationierte Kopie eines Bekenntniſſes des Katholiſchen Apoſtoliſchen und Römiſchen Glaubens vor, das Hr. von Voltaire unter den Händen eines bevollmächtigten Prieſters in Gegenwart zweyer Zeugen, des Hrn. Mignot, unſers Abts und Neffen des Beichtenden, und eines gewiſſen Herrn Marquis de la Villevieille, abgelegt hatte. Er zeigte mir endlich noch einen Brief von dem Miniſter von Paris, Hrn. Amelot, der an ihn und Hrn. de Dampiere d'Hornoy, Neffen des Hrn. Abt Mignot und Petit-Neveu des Verſtorbnen addreſſiert war, durch welchen dieſe Herren autoriſiert wurden, ihren Onkel nach Ferney, oder wohin ſie wollten, zu ſchaffen. In Rückſicht dieſer Zeugniſſe, die ich für authentiſch hielt und noch dafür halte, würd ich geglaubt haben, meiner Paſtoralpflicht

entgegen zu handeln, wenn ich mich der geiſtlichen Dienſte geweigert hätte, die wir einem jeden Chriſten, beſonders aber dem Onkel einer Magiſtratsperſon, die ſeit 23 Jahren Abt von dieſer Abtey iſt, und die wir zu ſchätzen viele Urſach haben, ſchuldig ſind. Es hat mir nicht zu Sinne kommen können, daß der Hr. Pfarrer zu St. Sulpice das Begräbniß einem Manne hätte verweigern können, deſſen Glaubensbekenntniß er ſelbſt legaliſiert, und deſſen Hinwegſchaffung er ſo kürzlich nach dem Augenblicke ſeines Todes erlaubt hatte. Uebrigens wußte ich nicht, daß man Jemanden, wer er auch ſey, der als ein Glied der Kirche geſtorben, das Begräbniß verweigern könne; und ich geſtehe, daß ich, nach meinen ſchwachen Einſichten, noch immer nicht glaube, daß dies geſchehen könne. Ich habe alſo in der Geſchwindigkeit alles Nöthige beſorgt. Den folgenden Morgen kamen zwey Kutſchen im Hof unſrer Abtey an. In der einen war der Leichnam des Verſtorbnen, in der andern ſaß Hr. d'Hornoy, ein Rath vom Parlement von Paris und Petit-Neveu des Hrn. von Voltaire, Herr Marchand de Varennes, Maitre d'Hotel des Königs, und Hr. de la Houilliere, Brigadier der Armeen, beyde Neffen des Verſtorbnen. Nachmittags übergab mir der Abt Mignot die Leiche ſeines Onkels in der Kirche feyerlich in depoſitum; wir ſangen Vigilien, und die Leiche iſt die ganze Nacht durch, mit Wachslichtern umgeben, in der Kirche bewacht worden. Den andern Morgen nach fünf Uhr haben alle Geiſtliche der Nachbarſchaft, von welchen die meiſten Freunde des Hrn. Abt Mignot ſind, in Gegenwart der Leiche Meſſe geleſen, und ich habe ſelbſt um 11 Uhr vor der Beerdigung, die vor einer zahlreichen Verſammlung geſchehen iſt, das Hochamt gehalten. Die Familie des Hrn. von Voltaire iſt dieſen Morgen, vergnügt über die ſeinem Andenken erzeigte Ehre, und über die Gebete, die wir für die Ruhe ſeiner Seele zu Gott geſchickt haben, wieder abgereiſt. Dies ſind die Fakta, Monſeigneur,

seigneur, nach der strengsten Wahrheit. Erlauben Sie mir nun, obgleich unsre Häuser nicht unter der Jurisdiktion des Ordinarii stehen, mein Verfahren vor ihren Augen zu rechtfertigen. Was auch die Freyheiten eines Ordens seyn mögen, so müssen doch seine Glieder sichs jederzeit zum Ruhm anrechnen, das Episkopat zu verehren, und sie machen sich eine Ehre daraus, alle ihre Handlungen so wohl als ihre Sitten der Untersuchung unsrer Herren Bischöffe zu unterwerfen. Wie konnt ich vermuthen, daß man dem Hrn. von Voltaire das Begräbniß verweigern würde oder verweigern könnte, da ich um selbiges ersucht wurde von seinem Neffen, der seit 23 Jahren unser *Abbé commandataire* und seit 30 Jahren königlicher Rath ist, der als Geistlicher lang in dieser Abtey gelebt hat, und in großer Achtung bey unserm Orden steht; von einem Rath vom Parlament von Paris, der Petit-Neveu des Verstorbnen ist; von Offizirn vom höhern Rang, welche alle Anverwandte und respektable Männer sind? Unter welchem Vorwand hätte ich glauben können, daß der Hr. Pfarrer zu St. Sulpice dem Hrn. von Voltaire das Begräbniß verweigert habe, da dieser Pfarrer mit eigner Hand ein Glaubensbekenntniß, das der Verstorbne erst vor zwey Monaten abgelegt, legalisiert hatte; da er eine Einwilligung, diese Leiche ohne Zeremonieen fortzuschaffen, geschrieben und mit eigner Hand unterzeichnet hatte? Ich weiß nicht, was dem Hrn. von Voltaire zur Last gelegt wird; ich kenne seine Werke mehr durch ihren Ruhm, als auf andre Art; ich habe sie nicht alle gelesen; ich habe seinen Hrn. Neffen, unsern Abt sagen gehört, daß man ihm deren sehr böeliche Schuld gebe, zu denen er sich nie habe bekennen wollen; aber ich weiß nach den Kirchenrechten, daß man das Begräbniß keinem verweigert, er müste denn *latâ Sententiâ* exkommuniciert seyn, und ich darf sicher glauben, daß Hr. von Voltaire nicht in diesem Falle gewesen ist. Ich glaube daher durch seine Beerdigung,

um die ich von einer angesehenen Familie ersucht worden bin, meine Schuldigkeit gethan zu haben, und kann michs unmöglich reuen lassen. Ich hoffe, Monseigneur, daß dieser Vorgang keine verdrüßlichen Folgen für mich haben werde; die allerverdrüßlichste würde gewiß diejenige seyn, wenn ich Ihre Achtung dadurch verliehren sollte. Doch nach der Erklärung, die ich Ihnen hier vorzulegen, die Ehre gehabt habe, sind Sie zu gerecht, als daß Sie mir solche entziehen sollten.

Ich bin mit tiefster Hochachtung, u. s. w.

Den 25ten August 1778. Heute ist in der öffentlichen Sitzung der Academie Françoise am Tage des heil. Ludewigs, wo die Preise ausgetheilt werden, im Auditorio eine Grabschrift auf Hrn. v. V. vorgelesen worden. Seine Büste stund über dem Direkteur, und da sie die einzige im ganzen Saale war, so sah es just so aus, als ob das der Götze wäre, dem die Versammlung ihre Verehrung bringen wollte. Die Grabschrift selbst wird M. de la Place zugeschrieben; sie ist folgende:

O Parnasse, frémis de douleur et d'effroi,
Muses, abandonnez vos lyres immortelles;
Toi, dont il fatigua les cent voix et les îles,
Dis que *Voltaire* est mort, pleure et repose toi (*).

Eine

(*) Diese Grabschrift ist freylich nicht so witzig, aber doch wenigstens nicht so ungerecht, als eine andre, die (vermuthlich mit Unrecht) dem berühmten J. J. Rousseau zugeschrieben worden, und von welcher nur der Verfasser dieser Anecdotes secrettes (aber auch nur er und seines gleichen) Bosheit genug hat, uns zu sagen, daß sie unter allen, die auf Voltairen gemacht worden, die wahrste und unpartheylichste sey. Hier ist sie:

Plus bel-Esprit que grand Genie,
Sans loi, sans moeurs, & sans vertu,
Il est mort, comme il a vecu,
couvert de gloire & d'infamie.

Schuhsliker.

Nein, ich bitte euch, Herr, brecht nicht über mich aus; und doch wenn ihr brecht, Herr, kan ich euch wieder ausbessern.

Flavius.

Was willst du damit sagen? mich ausbessern, du unverschämter Geselle?

Schuhsliker.

Nun ja, Herr, eure Schuh sliken, meyn' ich.

Flavius.

Du bist also ein Schuhsliker, du?

Schuhsliker.

Aufrichtig zu sagen, Herr, alles wovon ich lebe ist mein Ahl; ich gebe mich weder mit Kauffmanns-Sachen noch mit Weiber-Sachen ab; kurz und gut, Herr, ich bin ein Wundarzt für alte Schuhe; wenn sie in grosser Gefahr sind, so bring' ich sie wieder zu rechte. So wakere Leute als nur jemals auf Küh-Leder getretten sind, sind schon in meiner Handarbeit gegangen.

Flavius.

Aber warum bist du dann heute nicht in deiner Werkstätte? Warum führst du diese Männer in den Strassen herum?

Eine nicht weniger auſſerordentliche Neuerung, die gewiß die Geiſtlichkeit ſehr erbittern wird, iſt dieſe, daß die Akademie, durch eine beſondre Ausnahme von dem Reglement, nach welchem ſie den Konkurrenten zum jährlichen Preiſe in Zukunft ein Stück aus dem Homer zu überſetzen aufgeben wollte, einen neuen Gegenſtand, nemlich: Ein Werk in Verſen zum Lobe des Hrn. von Voltaire, gewählt hat. Der Preis ſoll, wie gewöhnlich, eine goldne Medaille, 500 Livres am Werthe ſeyn; und um ihn anſehnlicher und ſeines Gegenſtandes würdiger zu machen, hat ein Freund des Hrn. v. V. noch 600 Livres dazugegeben, ſo daß das Ganze nun eine goldne Medaille von 1100 Livres betragen wird.

Nicht zufrieden mit dieſer literariſchen Apotheoſe nahm Hr. d'Alembert, bey Vorleſung ſeines *Eloge du Crebillon*, als er eben von dem guten Willen des Gouvernements, dieſem großen Tragikus ein Monument errichten zu laſſen, ſprach, Gelegenheit, hievon auf Hrn. v. V. zu kommen. Er weiſſagte, es werde ein Tag kommen, an welchem dieſes nemliche Gouvernement es nicht blos bey dem Wollen gegen einen Genie, der ſeiner Nation, nicht nur in dem nemlichen Fache, ſondern auch in ſo vielen andern noch weit mehr Ehre mache, bewenden laſſen werde. Er ſagte, die Ausländer giengen hierinnen Frankreich ſchon mit gutem Beyſpiel vor. Die Akademie konnte nicht umhin, einen ſo glücklichen Zeitpunkt durch ihre Wünſche und durch ihr Flehn zu beſchleunigen, und wenigſtens nur ſein ſchwaches Bildniß den Zuſchauern wieder vor Augen bringen. Bey dieſen Worten wandt er ſich mit dem Schnupftuch in der Hand und mit Thränen in den Augen gegen die Büſte, und der allgemeine Enthuſiaſmus, der ſich ſchon bey Ankündigung des Preiſes und allemal, wenn der Name Voltaire genennt wurde, geäuſſert hatte, verdoppelte ſich itzt: Alles klatſchte in die Hände, weinte und ſchluchzte. — Daß von den Prälaten und andern geiſtlichen

Mitgliedern kein einziges bey dieſer Sitzung gegenwärtig geweſen, kann man ſich leicht vorſtellen.

Den 23ſten September 1778. Alle Bücherliebhaber und Neugierige ſehen ſehr ungern, daß die Bibliothek des Hrn. v. V. nach Rußland kommen ſoll. Sie war koſtbar, nicht wegen Schönheit der Ausgaben, oder wegen beſondrer Seltenheit und Wichtigkeit der Bücher, ſondern wegen der Noten von ſeiner Hand, mit denen er Buch vor Buch bereichert hatte. In ſeinem encyklopädiſchen Diktionnaire ſoll alles davon wimmeln.

Den 4ten October. Obgleich der Hr. Abbé Mignot (ſo wie auch Hr. d'Ornoy) nicht mehr, als 400,000 Liv. mit denen ihn der Greis von Ferney abgeſpeiſt, zu ſeinem Erbſchaftsantheil empfangen hat: ſo will er doch aus lauter Großmuth zur Ehre des Hrn. v. V. in ſeiner Abtey zu Scellieres ein Mauſoleum errichten laſſen. Er muß alſo den Gedanken haben fahren laſſen, die Aſche ſeines Onkels nach Ferney zu ſchaffen; ſondern ſie auf immer und ewig behalten wollen. Ein Bildhauer, Namens Clodion, ſoll das Monument verfertigen.

Hier mögen ſich dieſe Auszüge endigen. Die Anmerkungen und Betrachtungen, welche ſowohl die Sachen ſelbſt, als die immer witzige, und nicht ſelten ſchalkhafte Art, wie ſie der Autor vorträgt, reichlich darbieten, überlaſſen wir den Leſern, als ein Vergnügen, das ihnen zugehört, und das einzige beynahe, wodurch ihnen Geſchichten und Anekdoten intereſſant werden können.

IV. Bücher-

IV.

Bücher-Anzeigen.

Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg, herausgegeben von Heinr. Christian Boie. Mit Kupfern.

Jedermann wer den Werth von Früchten wahren Dichtergeistes zu schätzen weiß, und die Ehre fühlt, welche diese vortreflichen Brüder unsrer Nation und unserm Zeitalter machen, wird es dem Hrn. Herausgeber Dank wissen, diese Gedichte, wovon die meisten seit mehrern Jahren die Zierde so vieler Sammlungen gewesen sind, ausgehoben und vereinigt, und die Herren Verfasser auch zu Mittheilung derjenigen Stücke vermocht zu haben, welche anfangs nur für Freunde bestimmt waren, und gerade durch die besondere Stimmung der Seele, wo sie entstanden, die lebendigere Energie und Wärme, wovon sie der Ausguß sind, mit zu den vortreflichsten dieser Sammlung gehören, wie z. B. das Gedicht Helelebeck, die Elegie vom Graf Fr. Leopold an seinen Bruder, der siebente November an ebendenselben u. s. w. Auch die Verschiedenheit in dem Dichtercharakter dieser edeln Brüder, trägt nicht wenig dazu bey, diese Sammlung desto interessanter und zur einzigen in ihrer Art zu machen. Die Gedichte des ältern unterscheiden sich als Kinder des sanften Gefühls, von jenen des feurigern Genius, welchem die Stücke höherer Art, die Hymnen und Dithyramben zugehören, wo die Bilder der aufgebrachten Einbildungskraft wie im Titanenkrieg über einander herstürmen. Jene scheinen in glücklicher Stille der Seele, wie freywillige liebliche Blumen hervorgesprossen, vom Geschmack gepflegt und ausgebildet; diese, oft unfreywillig, in dem ekstatischen Zustand entstanden, wo die Seele, des Musengottes voll, nicht eigene Gedanken in eigener Sprache, sondern höhere Eingebungen in der Sprache

der

der Götter, hervorzuſtrömen ſcheint. Von jenem rühren auch die Ueberſetzungen aus Anakreon und Theokrit her, welche in jedem Leſer von Geſchmack den Wunſch erregen werden, dieſe beyde Griechen, die wahren Lieblinge und Prieſter der Grazien, von einem ihnen ſo verwandten Dichter, ganz in unſre Sprache übergetragen zu ſehen. So verſchieden indeß der poetiſche Charakter der beyden Brüder iſt, ſo fühlt man doch in beyden Werken Etwas das man Familienähnlichkeit nennen möchte, und das was beyden gemein iſt, und beyden alle Herzen gewinnen muß, iſt das wärmſte Gefühl für Natur, Freundſchaft, und alles was je den edlern Menſchen lieb und theuer geweſen iſt, das aus allen ihren Gedichten athmet. — Die Lieder und Romanzen oder Balladen, nähern ſich oft dem einfachſten, lieblichſten, klarſten Geſange; und es iſt eben ſo angenehm als bewundernswerth, zu ſehen, daß die Hymne auf die Sonne und auf die Erde, oder der Dithyrambe, die Meere, und das liebliche Abendlied eines Mädchens den nehmlichen Verfaſſer haben — Unter den Stücken von jener Art ſind vielleicht einige, wo der angefangne kühne Flug durch Zufälle unterbrochen wurde, und nachher nicht fortgeſetzt werden konnte; aber dagegen auch Stücke der kühnſten Unternehmung, die bis ans Ende aufs glücklichſte durchgeſetzt ſind. Alle aber, ohne Ausnahme, zeugen von einer Imagination, die an den reinſten Quellen der Natur und der alten Dichter genährt iſt. — Ausländern ſollte es (meynte jemand) ſchwehr fallen von unſrer neueſten Mythologie einen Begriff zu geben, wo Sonne, Mond und Erde zu Göttinnen und Nymfen perſonificiert werden, in deren Schoos der Dichter ruht, indeſſen er wieder an den Urgeiſt, den Alliebenden, Allſchaffenden, glaubt. Doch dies iſts nicht eben was wir tadeln möchten; da die Perſonification oder Verwandlung aller Arten von Naturkräften in Geiſter und Poetiſche Weſen mit dem Glauben an den Urgeiſt

geiſt und Allvater gar wohl in der Poetiſchen Mythologie beſtehen kann. Hingegen iſt nicht zu läugnen, daß manche Bilder bald zu groß und gigantiſch, bald wieder zu luſtig ſcheinen, um umfaßt und gezeichnet zu werden; und daß wir uns vermuthlich bald wieder zu dem gemeinen Maasſtab von ohngefähr 6 Fuß, und zur gewöhnlichen menſchlichen Geſtalt werden entſchließen müſſen, außer welcher wohl zu Göttern, Heroen, und Perſonificationen aller Art kein Typus für Menſchen vorhanden iſt — wenn anders beſtimmte Formen in der Imagination der Leſer entſtehen ſollen.

Roſaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St. von der Verfaſſerin des Fräuleins von Sternheim. Erſter Band. Altenburg, bey G. E. Richter 1779. 472 Octavſeiten.**

Was Frau G** auf der 321ſten Seite dieſer vortreflichen Briefe zum Herrn ** ſagt: „Ihr Glaube an weibliche Tugend und Rechtſchaffenheit ſoll Sie nicht gereuen" das kann Rezenſent allen Perſonen ſeines Geſchlechts auch zuſichern, welche dieſe reife Frucht eines weiblichen Geiſtes und Herzens mit der Erwartung in die Hand nehmen, viel Schönes und Gutes zu finden. Ja ſelbſt den jungen Mannsperſonen, von welchen der Herausgeber dieſer Briefe, in der Vorrede S. IV. argwohnt, daß ſie die edle Verfaſſerin derſelben wohl nicht dürften um den Druck erſucht haben, weil es ihm ſcheint „als müßten viele darunter es fühlen, daß „die Verfaſſerin ihnen ihre Puppen zu verderben und zu ver„ſchlieſſen willens iſt" ſelbſt ſolchen jungen Mannsperſonen hat Rez. doch den Muth, die Verſicherung zu geben, daß auch ſie das Leſen dieſer Briefe nicht gereuen werde, wenn ſie ſich nur einmal überwinden wollen, einen ernſtlichen Anfang damit zu machen. Für Frauenzimmer aber, welche leſen, wäre es Beleidigung, mehr zu ſagen, als daß die Briefe von

einem

einem Frauenzimmer, und zwar von dem, das der Titel besagt, verfaßt sind, und schon verschiedene derselben in der Iris gedruckt stehen. Allen Lesern endlich thut Rez. selbst mit der Zuversicht, daß es seinem Geschmack Ehre und nicht Tadel bringen müsse, das Bekenntniß, daß ihm noch kein Buch dieser Art vorgekommen sey, wo er auch alles so besorgt gefunden hätte, als er es wünscht. Inhalt und Einkleidung sind gleich schön, und doch ohne irgend wodurch zu verrathen, als habe man gesucht, daß sie schön seyn sollen. Alles ist Darstellung. Man sieht die Sachen, man hört die Personen, und liest die Gedanken der Briefstellerin, und vergißt, daß es ein Buch, von einer einzigen Person verfaßt, daß es ein planmäßiger praktisch-sittlicher Unterricht für Frauenzimmer in den verschiedenen und bedenklichsten Lagen ihres Lebens ist. Denn das sind diese Briefe, die Verfasserin, deren Geiste und Herzen sie gleich viel Ehre machen, mag die Absicht davon auch noch so künstlich und noch so schön zu verstecken gewußt haben. Sie muß einen Geist der Ordnung haben, der durch keine Manchfaltigkeit der Begebenheiten irre gemacht werden, noch seinen Gesichtspunkt verlieren kann; und dieser wird sich in der Fortsetzung dieser Briefe, welche bald zu wünschen ist, gewiß noch deutlicher offenbaren.

Den Inhalt näher anzuzeigen, wäre zu weitläuftig, und zugleich eine Ungerechtigkeit so wohl gegen die Verfasserin, als gegen die Leser. Es sind lauter einzelne Begebenheiten, die mit einander keine Verbindung zu haben scheinen, und so erzählt werden, wie sie eben vorfielen, da ein Brief geschrieben wurde; und doch wird man am Ende des Buchs gewahr, daß sie, aber durch eine ganz eigene Verbindung, ein Ganzes ausmachen. Hier steckt viel Kunst — und drum muß man die Briefe ganz hinter einander durchlesen, um dem Talente der V. alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu können, und sich nicht selbst einen großen Theil des Angenehmen zu rauben.

ben. Genug daß der Geiſt dieſer Briefe durch und durch den wärmſten und doch wohlverſtandenſten Eifer für Religion und Tugend athmet, ganz für Empfindung und doch nicht für Empfindeley geſtimmt iſt, große pſychologiſche Kenntniſſe und tiefe Einſichten in das menſchliche beſonders in das weibliche Herz verräth. Die Verfaſſerin weiß, daß der Menſch zur Freude geſchaffen iſt, und will durchaus nicht, daß wir durch überſpannte Gefühle uns elend und mitzſüchtig empfindeln ſollen. Sie glaubt an das Syſtem der Manchfaltigkeit in der moraliſchen Welt ſo gut als in der phyſikaliſchen; und ſieht daher nicht nur ſelbſt mehr ſittlich Gutes in der Welt, als Andre gemeiniglich ſehen, ſondern lehret es auch Andern gewahr werden. Freylich muſten bey ſolcher guten Stimmung der Seele die Charaktere, die ſie entwarf, ein wenig idealiſch werden; daher ſich ja nicht jede Leſerin mag einfallen laſſen, eine Roſalie, oder eine Mariane, wie ſie hier ſind, vorſtellen zu wollen. Allein das ſchöne Geſchlecht, ſowohl ledigen als verheuratheten Standes, laſſe ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern leſe und ſtudire dieſe Briefe ja recht fleißig. Die Strebſamkeit ſich nach ſolchen Idealen zu bilden, die unerreichbar ſind und auch ſeyn ſollen, entwickelt doch die Talente und Keime, welche in den ſchönen Frauenzimmerſeelen liegen, und bringt dann Originale hervor, die in ihrer Art ſchön ſind, und noch beſſer gefallen, als wenn ſie noch ſo nahe gekommene Kopeyen auch des beſten Originals wären.

Belege von allem Geſagten wird man in jedem Briefe finden; und doch kann Rezenſent ſich nicht enthalten noch einige feine Bemerkungen auszuzeichnen, die ihm vorzüglich gefallen haben. S. 48. über die Eitelkeit einiger Teutſchen, „eine fremde Sprache ſtärker und lauter auszuſprechen, als „gewöhnlich die eigene.“ S. 121. über Prediger und Arzt am Sterbebette, wo jener von der Ewigkeit ſpricht; „es war

„natür-

„natürlich, daß man auch hier und da den schuldigen Berufs-
„und Amtston bemerkte. Der Arzt — hörte mit Ehrerbie-
„tung zu; nur sah man, daß diese Scenen ihm bekannt wa-
„ren.“ S. 198. „In der feinen Welt ist es niedrig und un-
„anständig, von der Tugend eines Handwerkers, von der
„Rechtschaffenheit eines Bauern zu reden. Bey Räuber- und
„Betrügerhistorien hingegen hält man sich auf ꝛc.“ S. 429.
„Verhältniß ist in Allem. Ablaß der Sünden und Adel wird
„mit Geld erkauft; — da ist auch wieder Gleichheit in den
„wahren Verdiensten des Adels und den wahren Tugenden
„der Christen.“ S. 459. „Wir verzehren einen großen Theil
„unserer Urkräfte im Nachahmen, und werden, wenns hoch
„kömmt, als Lehnträger fremder Güter angesehen. Wir ver-
„brennen halbe teutsche Wälder, um einige schmachtende
„fremde Pflanzen in unsern Glashäusern zu haben.“

Noch ein großer Vorzug dieser Briefe ist der, daß sie wirklich teutsch geschrieben sind, nicht nur in Ansehung des teutschen Geistes, den man aus der zuletzt angeführten Bemerkung schon ahnden kann, sondern sogar in Absicht auf Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache. Wer die Krankheiten des Anglisirens und Französisirens und Alteroriginalisirens vieler unserer teutschen Schriftsteller kennt, der wird sich freuen, unsere Verfasserin so gesund zu sehen. Sollte denn aber dieser schöne Körper auch gar keine, wenigstens kleine, Flecken haben? — dachte Rez. nach Amt und Pflicht, und schon fieng er an, ehender für eher, beschwörte für beschwor vorzustreichen; als ihn sein guter Genius auf die Finger schlug, und S. 291. aufblättern hieß, wo er las: „Immer an dem Vortreflichsten etwas auszusetzen!“ und beschämt die Feder weglegte.

— f.

Schriften

Schriften von H. Peter Sturz. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich.

Vieles in dieser Sammlung ist uns schon durch das teutsche Museum bekannt geworden. Die im Gefolge des Königs von Dännemark auf einer ao. 1768 angestellten Reise geschriebne Briefe enthalten die treffendsten Bemerkungen über England und Frankreich, und die damals berühmte Männer und Merkwürdigkeiten des Landes, in einer Sprache vorgetragen, die höchst selten unter uns wird. Ueberall herrscht der stärkste Nachdruck im nettesten angemessensten Vortrag, fern von Phöbus und sachenarmer wortreicher Phantasie. Ausser diesem ist ein vorzügliches Stück dem Andenken des J. J. Rousseau gewidmet, worinn die Hauptzüge aus den Briefen der Mademoiselle Boudely genommen sind, einem Geist, der durch die natürliche Affinität mit dem seinigen, und durch eine Jahre lang fortgesetzte Freundschaft am fähigsten war, über ihn zu urtheilen. Die übrigen moralischen Aufsätze und Bruchstücke über Kunst u. dgl., sind höchst schätzbar, zeugen von dem feinsten Gefühl und Geschmack, verbunden mit einer glücklichen, blühenden Einbildungskraft. Möchten doch noch einige Bände wie diese folgen! Ihren V. hat nun vor einem Monate auch das Schicksal getroffen, den Seinigen und dem Vaterland in seiner besten Blüthe entrissen zu werden. Er hat kaum das 42ste Jahr zurückgelegt. Er war aus Darmstadt gebürtig, und schon in seiner frühsten Jugend zeigte es sich, daß er als Mahler und Dichter gebohren war. Diese Künste waren auch ewig seine Begleiterinnen, und sie haben den Pfad seines Lebens erheitert. Sein Schicksal führte ihn nach Dännemark, wo er Klopstocks Freund und ein Hausgenosse Bernstorffs war. In der unglücklichen Struenseeischen Revolution litt er anfangs unschuldig mit, ward aber nachher von dem Hofe deswegen entschädigt. Jezt ist er als Olden-

burgischer Justizrath gestorben, bedauret von allen die ihn kannten, und geschäzt von den besten Köpfen und Herzen Teutschlands, deren Zahl er so früh nicht hätte verminiern sollen.

Engelb. Kämpfers, D. M. und Hochgräfl. Lippischen Leibmedikus, Geschichte und Beschreibung von Japan, aus den Originalhandschriften des Verfassers, herausgegeben von Christ. Wilhelm Dohm, der Cameral- und Finanzw. und der Statistik Prof. zu Cassel. Erster und 2ter Band, mit Kupfern und Charten. Lemgo, im Meyerschen Verlag 1777. 1779.

Bekanntlich wurde Kämpfer durch den Tod verhindert, dieses Werk, so sehr er es wünschte, selbst herauszugeben. Alle seine Handschriften, worunter auch diese Beschreibung von Japan war, kaufte Hr. Hans Sloane an sich. Aus den Sammlungen dieses Mannes entstund das heutige Museum Britannicum zu London, und also gehören sie jezo dem König von England. Hans Sloane sorgte schon vor langen Jahren, daß die Beschreibung von Japan aus der teutschen eigenhändigen Handschrift des Verf. von Scheuchzern, der sich damals in London aufhielte, ins Englische übersezt wurde. Dieses Werk ist die Quelle, woraus die französische Uebersezung geflossen ist. Vor einigen Jahren fanden sich von ohngefähr bey den Kämpferischen Erben zwey geschriebne Handschriften vor, die nicht mit im Kauf waren begriffen gewesen; die eine von Kämpfers eigner Hand mit Verbesserungen und Zusätzen, und die andre eine sauber geschriebne zum Drucke fertige Kopie seines Neffen, welche beyde Stücke an die Lemgoische Buchhandlung verkauft wurden. Diese veranstaltete also eine neue Ausgabe derselben, und vertraute die Berichtigung, Vergleichung und Verbesserung der Schreibart dem Hrn. Prof. Dohm an.

Dem

Schuhflikker.

Meiner Sir, Herr, damit sie ihre Schuh austreten, und ich Arbeit kriege. Doch, in der That Herr, wir machen Feyertag um den Cäsar zu sehen, und uns an seinem Triumph zu ergözen.

Marullus.

Warum zu ergözen? -- Was für Eroberungen bringt er mit? Was für zinsbare Könige folgen ihm nach Rom, um in Fesseln seinen Triumphs-Wagen zu begleiten? Ihr Klöze, ihr Steine, ihr ärger als fühllose Dinge! O ihr harten Herzen! Ihr grausamen Männer von Rom! Kanntet ihr den Pompejus nicht? Wie oft seyd ihr auf Mauren und Zinnen, auf Thürme und Dachfenster, ja auf die Spizen der Schornsteine gestiegen, mit euern kleinen Kindern, auf dem Arm, und seyd dort den ganzen langen Tag gesessen, um den grossen Pompejus durch die Strassen von Rom ziehen zu sehen; und wenn ihr seinen Wagen kaum in der äussersten Ferne erbliktet, habt ihr nicht ein allgemeines Freudengeschrey gemacht, daß der Tyber von dem Widerhall zitterte, den euer lautes Jauchzen in seinen holen Ufern machte? Und izt zieht ihr eure besten Kleider an? Und izt macht ihr euch einen Feyertag? Und izt streut ihr demjenigen Blumen in den Weg, der im Triumph über dieses Pompejus Blut heranzieht? Hinweg mit euch, rennet in eure Häuser, fallt auf eure Knie, und flehet zu den Göttern, daß sie die Plagen abwenden, die nothwendig auf eine solche Undankbarkeit blizen müssen.

Fla-

Dem Werke ist ein Vorbericht des Herausgebers vorgesetzt, worinn er sein Verfahren anzeigt, und zugleich eine kleine Nachricht von den Lebensumständen unsers V. mittheilt. K. war ein so merkwürdiger Mann, daß ihm allerdings auch noch von neuem bey uns ein kleines Monument der Dankbarkeit gehört; und dieses denken wir ihm, durch eine Erinnerung unsrer Leser an seine Lebensumstände und seine Verdienste um die Wissenschaften, zu bringen.

Er war zu Lemgo gebohren, und widmete sich frühzeitig den Wissenschaften. Schon in seinem ersten Jahre that er eine Reise nach Holland, gieng nachher nach Danzig, studierte zu Krakau, wo er sich die Kenntniß von vielerley Sprachen erwarb, die ihm nachher auf seinen Reisen nützten. Hierauf gieng er nach Königsberg, wo er sich auf Naturgeschichte und Arzneykunde legte. Von da kam er nach Hause zurück, blieb aber nicht lange, sondern that von neuem eine Reise nach Schweden. In Upsala erwarb er sich die Achtung der berühmtesten Männer, und diese verschaffte ihm die Stelle eines Legationssekretairs bey einer an den Russischen und Persischen Hof bestimmten Gesandtschaft, deren Zweck war, eine Handelsverbindung zwischen dem Persischen und Schwedischen Hofe, und am Zaarischen Hofe die Erlaubniß dieses Handels und die freye Durchpassirung der Waaren zu bewirken.

Er gieng also von da nach Moscow, wo er den damaligen beyden Kaiserl. Majestäten vorgestellt ward. Auf der Caspischen See hatte er vielen Sturm auszustehen, kam aber glücklich in Nisabat an. Von da gieng die Reise über Casbin, Saba, Kom, nach Ispahan. Als die Gesandschaft ihren Auftrag ausgerichtet hatte, hatte K. keine Lust gerade wieder nach Hause zu reisen, sondern begab sich aus Liebe zu neuen Entdeckungen in den Wissenschaften, unter dem schlechten Charakter eines Schiffchirurgus in die Dienste der Holländischen Ostindischen Kompagnie. Unterwegs besuchte er

die Ruinen von Persepolis, und kam endlich zu Benderabaſſi an. Die Früchte dieſer Reiſe liegen noch in dem Museo Britan. zu London begraben. Auf ſeiner ſtürmiſchen Fahrt auf der Kaſpiſchen See berichtigte er viele Irrthümer der bisherigen Reiſebeſchreiber. Die bekannten Merkwürdigkeiten der Halbinſel Okeſra oder Apſcheron, das nie verlöſchende Feuer, die Naphtaquelle, das Naphtaſegefeuer, der Berg Utopa, die Salzſee u. ſ. w. ſind nach Gmelins Nachrichten, der dieſe Oerter vor wenig Jahren beſucht hat, von Kämpfern aufs genaueſte und richtigſte beſchrieben worden. Aus dem erſten Faſcic. der Amoenitat. Exotic. ſieht man wie vortheilhaft er ſeinen Aufenthalt zu Iſpahan genutzt habe. So krank er auch durch das böſe Klima zu Benderabaſſi war, ſo hat er uns doch von da die ſchönſte Beſchreibung des Palmbaums, und des Perſiſchen Meerbuſens hinterlaſſen. Von der Reiſe von Gamron bis nach Batavia iſt nichts bis auf uns gekommen. Jöcher und andre behaupten, daß K. nach Egypten gereißt ſey; allein da wir nichts davon in ſeinen Handſchriften finden, ſo iſt dieſes Vorgeben verdächtig. In der Vorrede zu den Amoenit. ſagt er: cogito in Aegyptum, vocor in Georgiam Archiater. Er gieng auch wirklich nach Georgien ab, und ward Leibmedikus bey dem Fürſten zu Teflis. Hier ſuchte man ihn durch viele Ehre und das Verſprechen der gröſten Belohnungen zu feſſeln. Allein er begab ſich von da auf der Holländiſchen Flotte, die vor Ormus lag, in Dienſten, und dieſes war die beſte Gelegenheit, ſeine nie zu befriedigende Wißbegierde zu ſtillen. Die Flotte, auf der er war, gieng faſt in allen Gegenden von Südaſien ans Land, und ſo bekam er Gelegenheit, Arabien, die Küſten des Mogoliſchen Reichs, Malabar und die Inſel Zeylan zu ſehen. Die Fahrt ſeiner Flotte brachte ihn an die Küſten des Bengaliſchen Meerbuſens, und von da reiſte er weiter an der Inſel Sumatra die Länge herab nach Batavia

tavia. Er blieb ungefähr 8 Monate daselbst, und die Beweise seines nie ermüdenden Fleisses während des dortigen Aufenthalts besitzt ebenfalls das Museum Britannicum. Er genoß hier der Bekanntschaften der vornehmsten und merkwürdigsten Männer. Er machte eine botanische Exkursion auf die Insel Eidam, und von da trat er im May 1690 die Reise nach Siam an. Hier hielt er sich einen Monat auf, und diese Reise ist im ersten Kap. des 17ten Bandes dieser Reisebeschreibung enthalten. La Loubere, und andere Jesuiten, die dieses Reich beschrieben haben, stimmen mit ihm in den Hauptsachen überein. Da, wo sie von ihm abgehen, verdienen sie aber minder Glauben als er, weil sie als Mißvergnügte, und aus diesem Lande bey der Revolution des bekannten Constantin Phaulkon Vertriebne, ihre besondren Ursachen haben konnten, die Sachen anders zu stellen. Die Reise von Siam nach Japan war äusserst unbequem, und die vielen Stürme, die er auszustehen hatte, waren ihm und seinen Manuscripten höchst nachtheilig, die durch das Seewasser meist alle verdorben wurden. In Japan hielt er sich zwey Jahre auf, und es ist zum Bewundern merkwürdig, wie er diesen Aufenthalt genuzt hat. Alle Römische Christen sind daselbst vertilgt, und die Holländischen und Sinesischen Kaufleute sind wie Missethäter eingesperrt. Alle Eingebohrne, die mit ihnen zu thun haben, sind durch Eid und Blutverschreibung verpflichtet, von den Angelegenheiten ihres Vaterlandes, ihrer Religion, Staatsverfassung u. dgl. durchaus nichts mitzutheilen. Diese Verpflichtung wird dadurch noch mehr geschärft, weil Jeder durch eben dieselbe Eidesformel verbunden ist, des andern Verräther zu seyn. Und dieser blutige Eid wird, um noch mehr Eindruck zu machen, jährlich von ihnen wiederhohlt. Indessen ist diese Nation, ungeachtet ihres Stolzes und kriegerischen Geistes, ausnehmend freundlich, umgänglich und besonders neugierig, Ge-

schichte, Verfassung, Künste und Wissenschaften fremder Völker zu studiren.

Kämpfer wuste sich dies zu Nuze zu machen, und gab den vornehmern Japanern, die den Ort Desima, wo die Holländer eingesperrt sind, ihrer Geschäfte halber besuchen musten, Unterricht in der Arzneykunde, Mathesis und Astronomie, ohne etwas dafür zu nehmen, und traktierte sie auch mit Europäischen Liqueurs. Dieses machte sie vertraut, und sobald jeder allein mit ihm war, redete er mit ihm von den verbotensten Dingen. Zum Glück gab man ihm einen sehr fähigen Studenten zum Bedienten, den er in der Arzneywissenschaft zu unterrichten hatte. Dieser Mensch lernte in einem Jahr holländisch verstehen und reden, erklärte ihm die schwersten Japanischen und Sinesischen Bücher, verschafte sie ihm durch Kauf und Darleihen, und begleitete ihn auf den beyden Reisen, die er, mitten durch das ganze Land, bis an den Hof des Kaysers unternahm.

Diesem Leben des V. ist noch ein Verzeichniß der manchfaltigen Handschriften des Verf. beygefügt, welches der Herr Herausgeber durch die Gütigkeit des Hrn. Planta, des Aufsehers des Musei Britan. und Hrn. Prof. Lichtenbergs erhalten hat. Er glaubt, man würde keine Schwierigkeit machen, diese Manuscripte mitzutheilen, wenn sich anders Liebhaber zur Subscription der Herausgabe finden sollten. Die Anfrage fürchten wir aber wird nicht nach Wunsch seyn beantwortet worden. Den fünf Büchern der Reisebeschreibung ist von dem Herausgeber aus den Amoen. exotic. die Geschichte des Thees, Beschreibung andrer Japanischen Pflanzen, und eine politische Abhandlung über die gänzliche Verschliessung des Reichs für alle Fremden, die nicht Holländer und Sineser sind, beygefügt.

Friedr.

Friedr. Ludwig Norden, Kön. Dänischen Schiffcapit. und Mitglieds der Kön. Großbritan. Societät der Wissensch. zu London, Beschreibung seiner Reise durch Egypten und Nubien, mit den Anmerkungen des D. Hemprlmann nach der Englischen Ausgabe ins Teutsche übersetzt, und mit einem Vorbericht von J. Fried. Ef. Stessens, Sen. Min. zu Stade. Zwey Theile mit Kupfern. Breslau und Leipzig, Joh. Ernst Meyer 1779.

Die erste Original-Ausgabe dieses Werks, kam in Copenhagen bekanntlich in groß Folio französisch zu Stande. Es wurde in gleichem Format in England mit noch größerer Pracht übersetzt, und nachher kam derselbige Text auch in zwey Oktavbänden zum Vorschein. Diese kleinere Ausgabe liegt hier zum Grunde, und ist in nichts von der größeren unterschieden, als daß sie in wohlfeilerem Formate abgedruckt ist.

Norden ward auf Kosten des Königs zuerst nach dem Mittägigen Frankreich und Italien abgeschickt, wo er sich drey Jahre aufhielt, besonders die Galeeren-Bauart des Mittelländischen Meeres zu studiren. Von da gieng er im Jahr 1737 nach Egypten. Eine Krankheit hielt ihn lange in Cairo auf, gab ihm aber deswegen Gelegenheit, die Pyramiden genauer, als jemals vor ihm geschehen war, zu beschreiben. Hierauf gieng er den Nil weiter hinauf, in Ober-Egypten. Hier besah er Girge, und zu Essnaen, oder dem alten Syene ließ er sich zu Lande bis an den zwooten Wasserfall bringen, den er in genauen Augenschein nahm. Er wollte zwar auf dem Nil bis an den ersten Wasserfall an den Aethiopischen Gränzen gehen: er konnte aber nicht weiter als bis nach Derri in Nubien kommen, wo er unübersteigliche Hindernisse fand. Deswegen gieng er wieder nach Cairo zurück. Ueberall hatte er mit den Plackereyen der Ortsobrig-

keiten, den Betrügereyen der Schiffer, dem Unsinn des Pöbels zu kämpfen, und aus allen diesen Gefahren und Beschwerden zog ihn meist sein Muth und Entschlossenheit. Merkwürdig ists, daß Pokoke zu eben derselbigen Zeit den Nil befuhr als er, und daß sie einander, ohne sich kennen zu lernen, begegneten. Er hatte vor vielen andern Reisenden den Vortheil, daß er ein sehr geschickter Mathematiker und Zeichenmeister war. Seine Kenntniß der Baukunst lehrte ihn von allen alten Resten die richtigen Verhältnisse erkennen und aufnehmen. Die große Charte des Nils, die auf neun und zwanzig Tafeln verzeichnet ist, haben wir seiner Meßkunst zu danken. Er erlebte aber die Herausgabe seines Werks nicht, sondern es kam erst nach seinem Tode aus seinen Papieren heraus. Von dem Inhalte des Werks haben wir weiter nichts zu sagen, als daß es nebst Pokoks Beschreibung in den Nachrichten von diesem merkwürdigen Lande, seit 1740 eine neue Epoche macht, und die elende Kompilation der ältern Reisebeschreibungen eines Maillet und anderer zu Boden schlägt. Die Risse sind indessen das Merkwürdigste am Werke, und deswegen wird die in Copenhagen herausgekommene Original-Ausgabe in Folio doch unendliche Vorzüge vor dieser behaupten.

Des Ritters Carl von Linné vollständiges Natursystem des Mineralreichs nach der zwölften lateinischen Ausgabe in einer freyen und vermehrten Uebersetzung von Joh. Friedr. Gmelin. ꝛc. Vierter und letzter Theil, nebst 30 Kupfertafeln. Nürnberg bey Raspe 1779.

Dieser Band macht den Beschluß dieses nützlichen Unternehmens, das sich durch eine ausgebreitete Lektüre, besonders in den neuesten Schriften, und durch die in den

Vor-

Vorreden allezeit vorausgesetzte Literatur der Wissenschaft, die an einem Ort, wie der Aufenthalt des Hrn. Uebersetzers ist, leicht zu verschaffen war, allen Liebhabern und Kennern empfiehlt. Die Vorrede enthält einen Auszug aus Hrn. Pallas Beobachtungen über die Gebirge, besonders in Sibirien, aus Ferbers Beyträgen, und Charpentiers mineralogischen Geographie, der neuen Beschreibung der Insel Elba u. s. w. Der Hr. V. nimmt nun auch außer den im engern Verstande sogenannten Mineralien, das Wasser nebst den feinern Flüssigkeiten Luft und Feuer in sein System auf, und glaubt die Hydrologie, Aerologie und Pyrologie könnten künftig eigne Abschnitte der Naturgeschichte abgeben. Wir erhalten daher eine Ekiagraphie der Wasser in der Vorrede, und ein darauffolgendes Verzeichniß der meisten Schriftsteller die davon gehandelt haben. Bey der Aerologie handelt er von allen den verschiedenen Arten, die uns durch Priestley, Scheele, Volta u. s. w. in den letztern Jahren bekannt geworden sind, als I) der reinen Luft, Feuerluft bey Scheele, dephlogistisierte Luft bey Priestley, vielleicht der Aether der Alten. II) Unreine Luft, 1) solche, die sich auf die Annäherung einer Flamme entzündet, brennbare, brennende, entzündbare Luft, brennender Schwaden. Feu brison, Feu teron. 2) solche, die die Flamme des brennenden Lichtes größer macht; laugenhafte Luft. 3) solche, welche die Flamme nicht ändert, gemeine Luft, athmosphärische Luft. 4) solche, welche die Flamme auslöscht, mephitische Luft. Sie sind alle dem Leben der Thiere äußerst nachtheilig. a) Solche, die sich mit Wasser nicht vermischt, α) verdorbene Luft, β) Phlogistisierte Luft, Schwaden. b) solche, die sich mit Wasser vermischt α) feste Luft, fixe Luft, figierte Luft, bey einigen entwickelte oder auch überhaupt mephitische Luft, bey Bergmann und Scheele Luftsäure, bey Helmont Gas oder Spiritus Sylvestris, Spiritus mineralis, oder vitrioli volatilis

lacilis in den meiſten Geſundbrunnen. β) Salpeterluft, lüftige Salpeterſäure. γ) Kochſalzluft, lüftige Salzſäure. δ) Vitriolluft, lüftige Vitriolſäure, Schwefeldünſte. ε) ſaure Pflanzenluft. c) Solche, die bey ihrer Vereinigung mit Waſſer eine Steinrinde bildet, Flußſpathluft.

Bey der Porologie theilt der Hr. V. das Feuer ein; 1) das Feuer äußert ſich durch Licht ohne Wärme, kaltes Licht, das nicht entzündet, α) ſolches das von den großen Weltkörpern außerhalb unſrer Erde auf dieſe zurückgeworfen wird; β) das Licht erleuchteter und leuchtender Körper auf unſrer Erde, vornehmlich vieler Leuchtſteine und der lebendigen Phoſphore; in beyden iſt es entweder a) ungetheilt, oder b) gebrochen, Farben; 2) durch Wärme ohne Licht; 3) durch Wärme und Licht zugleich, durch Licht, welches unter gewiſſen Umſtänden entzündet; in dieſem iſt das Feuer meiſtens mit Säure und Luft vereinigt, α) das Licht einiger Phoſphore, β) der elektriſche Funke γ) das Sonnenlicht in unſrer Athmoſphäre. 3) Glühende Hitze, a) bey welcher die Wärme nur ſenkrecht in die Höhe ſteigt, b) bey welcher ſie gleichſam aus dem Mittelpunkte ſich nach allen Seiten verbreitet, ſtrahlende Hitze. 4) Glimmende Hitze, bey Körpern, welche brennbaren Grundſtoff, d. i. Feuertheilchen auf das innigſte mit zarter Erde verbunden, von Feuer beſtändiger Art in ſich haben. 5) Flammende Hitze, Flamme, wo das Feuer Schnellkraft und Bewegung zeigt.

Wir würden einige Bogen nöthig haben, wenn wir alle die neue Literatur, die in dieſem Kommentario auf allen Seiten zu bemerken iſt, auszeichnen wollten; und wir bemerken nur, daß ſich der 4te Theil, mit dem 29ſten Genus der 12ten, und mit dem 41ten in der alten Ausgabe anfängt;

neue

nemlich mit den Petrifikaten der Würmer (Helmintholithus) zu den Concretis fortgeht, und mit den Erden ſchlieſt.

Joh. Henr. Ludwig Bergius, Gräfl. Sayn-Hohen- und Wittgenſteiniſchen Hof-Cammerraths, Neues Polizey- und Cameral-Magazin nach alphabetiſcher Ordnung. Fünfter Band, welcher die Buchſtaben R. und S. in ſich enthält. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1779.

Remiſſion. Es iſt dieſe Abhandlung ein Beytrag zu dem Artickel, der in dem erſten Magazin enthalten iſt. Sie iſt eigentlich das Remiſſions-Reglement ſelbſt, das für die Königl. Domänen im Herzogthum Cleve, Fürſtenthum Moeurs und Grafſchaft Mark unterm 10ten April 1771 herauskam, verbunden mit demjenigen, was die kontribuablen Unterthanen angieng, und wovon das erſte für das Herzogthum Cleve vom 19ten May 1774, und das für die Grafſchaft Mark vom 22ſten Oct. 1774 datiert iſt. Da, wo ſie gleichlautend ſind, hat der Hr. Epitomator nicht beyde abdrucken laſſen, hingegen wo beyde von einander abweichen, die Stellen angemerket. Wenn man dieſe Reglements gegen die Einrichtung des Remiſſionswerkes in Schleſien hält, ſo wird man einen groſſen Unterſchied unter beyden Landesverfaſſungen antreffen. Rettung leblos gewordner Menſchen. Ein Auszug des Königl. Preuſiſchen Edikts unterm 15ten Nov. 1775. Riemer. Hier werden die Eingriffe beſchrieben, die ſich die Riemer und Sattler einander thun, ihr Zunftweſen, und die Arbeitstaxen der Riemer zu Dresden und Berlin beygefügt. Roſarienmacher. Weil dieſe Leute keine einträgliche Handthierung haben, ſo hat man ſie zu Breslau mit den Stecknadeln- und Kamm-Machern in einer Innung vereiniget. Rothgieſſer. Roth- und Gelbgieſſer ſind überall vermiſcht, und greiffen einander ein. In Nürnberg und andern mehrern

Städten

Orten ſind ſo viel beyſammen, daß ſie eine Zunft ausmachen. Saffiannacher. Dieſer Artikel iſt ein Auszug aus dem vortreflichen Werke des Herrn de la Lande. Sammt- und Seiden-Manufakturen. Dieſer Artikel iſt ganz auf die Verfaſſung in Preußiſchen Landen gegründet, und iſt theils aus Jacobſens Beſchreibung und den ſo vielen in dieſem Fach erlaſſenen Reſcripten und Deklarationen genommen. Sand-Uhrmacher. Ehedem gehörte dieſes Handwerk unter die geheimen Künſte, und es war ein geſperrtes Handwerk, wovon die Glieder nicht reiſen und Nürnberg verlaſſen durften. Sattler-Handwerk. Ein Auszug aus Sprengel und Halle. Es wird von den Materialien gehandelt, dem Sattel und deſſen Verſchiedenheiten, denjenigen Stücken, die zu einem Reitzeug gehören, der Verfertigung der Kutſchen, Chaiſen, ihren verſchiedenen Arten, dem Zunftweſen, und der Polizeytaxe in Berlin und Dresden. Schieferſteinbruch. Meiſt aus der Abhandl. des Hrn. Frugeroux de Bondoroy genommen. Schießpulver-Manufaktur. Die Proben haben ergeben, daß das Ruſſiſche das beſte iſt, weil es den meiſten Salpeter führt. Schleyer-Manufaktur, aus den Preuſſiſchen Ländern und deren Verordnungen. Schlöſſer-Handwerk. Nach den Zunftartikeln iſt die Brandenburgiſche und Dresdeniſche Polizeytaxe angegeben. Schneidemühlen. Ihre Nützlichkeit vor den Handſchneiden wird unterſucht; ob ſie ein Regale ſeyen; ob es räthlicher ſey, ſie zu verpachten. Entwurf eines Pachtkontrakts. Schneider-Handwerk. Ihre Zunftverfaſſung und Arbeitstaxe ſowohl in Berlin und Dresden, als auch die von 1770 im Königreich Preuſſen. Schriftgieſſerey. Hier ſind dem V. die Brandenburgiſchen Schriftſteller wieder ſeine einzige Quelle. Aus Hrn. Haaſens in Baſel Schriften, der ſelbſt ein ſo vortreflicher Matrizenkünſtler iſt, wäre noch viel zu lernen geweſen, und eben ſo aus Hrn. von Murrs Schriften, die Harlemer Schriftgieſſerey betref-

Flavius.

Geht, geht, liebe Mitbürger, und nehmt um dieſes Verbrechens willen, alle armen Leute von eurer Gattung mit euch: führt ſie ans Ufer des Tybers, und weint eure Thränen in ſeinen Canal, bis der Strom, wo er am niedrigſten iſt, das höchſte Ufer küßt. (Die gemeinen Bürger gehen ab.) (Zu Marullus.) Seht, wie ſtumm vom Gefühl ihrer Schuld ſie verſchwinden. Geht ihr dieſen Weg den Capitolio zu, ich will dieſen gehen; entkleidet die Bilder, wenn ihr ſie mit feyerlichen Gewändern bedekt findet.

Marullus.

Dürfen wir das? Ihr wißt, daß heute das Feſt der Lupercalien iſt.

Flavius.

Das hindert nichts, laßt keine Bilder mit Cäſars Trophеen behangen ſeyn; ich will herumgehen, und den Pöbel von den Straſſen treiben; das thut ihr auch, wo ihr ſie häufig beyſammen ſeht. Wenn wir dieſe wachſenden Federn bey Zeit aus Cäſars Schwingen rauffen, ſo wird er nur in einer gewöhnlichen Höhe fliegen; anſtatt daß er ſonſt ſich mit einem Adler-Flug aus unſerm Blik verliehren, und uns alle in knechtiſcher Furcht erhalten würde.

(Sie gehen ab.)

betreffend. Schuster-Handwerk. Zunftwesen der Schuster. Polizeyanmerkung über die Tüchtigkeit der Schusterarbeit. Man hat im Braunschweigischen, Brandenburgischen und Würtembergischen gute Anstalten deswegen getroffen. Polizeytaxe von Berlin und Dresden. Preußische Taxe. Berliner Pantoffelmachertaxe. Schwefelhütten. Vom gewachsenen und gemachten Schwefel. Verfertigung des Schwefels aus Kiesen. Läuterung des Schwefels; wie er vollends zu Kaufmannsgut gemacht wird. Regalität des Schwefels. Schwerdfeger. Ihr Zunftwesen und Polizeytaxe. Segeltuch-Manufaktur. Ihre Nützlichkeit für Staaten, die auch nicht an der See liegen. Ob einzelne Meister dazu gebraucht, oder Manufakturanstalten deswegen zu gründen sind. Vom Handel desselben. Polizeytaxe. Seiden-Cocons-Manufaktur. Hier hat der Hr. V. hauptsächlich Jacobson gefolgt. Seiffensieder und Lichterzieher. Die verschiednen Sorten der Seiffe von Talg, von Baumöhl, von Unschlitt und Oehl. Bey den Lichtern vom Talge, vom Dachte, gegossene, gezogene Lichter. Bleichen und Verwahren der Lichter. Zunftwesen. Polizeytaxe. Diese Abhandlung ist sehr ausführlich, weil du Hamel und Justi vorgearbeitet haben. Seiler. Ihr Zunftwesen, Polizey-Maaßregeln und Taxen. Siegellak-Fabrik. Verschiedene Sorten, Materialien. Art und Weise, wie es gemacht wird. Spiegel-Fabrik. Nachrichten, wo sich dieselben befinden. Alle Arten derselben, in Blasen und Giessen, nebst der übrigen Bearbeitung sehr umständlich. Taxe. Die übrigen Artikel sind Spitzen-Manufaktur, Stahlhütten, Steinbruch.

Des Hrn. Baron Karl de Geer, Königl. Hof-Marschall, Abhandlungen zur Geschichte der Insekten, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Joh. Aug. Ephraim Göze. Des zweiten

Ban-

Bandes zweiter Theil. Mit acht und zwanzig Kupfertafeln. Nürnberg, bey Raspe 1779.

Wir wollen nur hier und da das Neue auszeichnen und bemerken, wo der Hr. V. sowohl als sein vortreflicher Ueberseter Zusäze und Berichtigungen beygebracht haben. Die Abhandlungen gehen in diesem 2ten Th. des 2ten B. von der 9ten bis auf die 18te Abh. Die 3 ersten beschäftigen sich mit den Geschlechtern der Claſſ. Nevroptera des Linné. Die erste oder 9te handelt von den Ephemeren. Das sonderbarste, was diese Insekten von allen andern unterscheidet, ist, daß sie nach der lezten Verwandlung, wenn sie bereits die vollkommene Ephemeren-Gestalt angenommen, und von ihren Flügeln schon Gebrauch gemacht haben, noch eine ganze und völlige Haut oder Hülse ablegen müssen, von der sie sich durch Anklammern an die Bäume und Mauren befreyen. Einige Gattungen sterben so bald sie gebohren sind. Bevor sie aber geflügelte Insekten werden, haben sie schon eine geraume Zeit im Larven- oder Nymfenstande unter dem Wasser gelebt, und ihre völlige Größe erlangt. Sie leben auf diese Art ein3, zwey, drey Jahre. In der Note faßt Hr. G. ihre ganze Geschichte kurz zusammen. Durch den Baron de Geer ist nun bewiesen, daß sie sich begatten. Hr. G. glaubt, daß ihre Kiefen ihnen sowohl zum Rudern als zum Athemholen taugten. Der V. bemerkt einige Irrthümer die er in den Memoires presentés à l'Academie des Sciences de Paris par divers Savants Tom. 2. p. 461. in Ansehung dieser Insekten vorgetragen habe. Sie haben kein Maul und fressen nicht. Die 10te Abh. von den Wassernymfen (Demoiselles). Hier hat der Hr. Baron eine neue Eintheilung gemacht. Er theilt sie in zwey Hauptabtheilungen. Die erste enthält diejenigen, welche einen dicken, rundlichten und beynahe sphärischen Kopf haben; die Flügel aber gewöhnlicher-

cherweiſe dem Boden parallel, und der Länge des Körpers ſenkrecht tragen. Auf dieſe Art nimmt er die Reaumürſchen Waſſernymfen der erſten und zweyten Klaſſe zuſammen. Zu der zweyten Familie rechnet er die breit- oder kurzköpfigen, die nemlich einen Kopf haben, der von einer Seite zur andern viel breiter iſt, als von vorn nach hinten, und deren Augen weiter hervorſtehen. Die Flügel tragen ſie über dem Körper in die Höhe, und den Boden mehr ſchräg als ſenkrecht. Ueber die Schwimmart dieſer Thiere hat der Hr. V. auch artige Beobachtungen gemacht. Bey der Begattung hat er noch angemerkt, daß ſich das Männchen an das Weibchen recht in der Fuge zwiſchen dem Halſe und Bruſtſchild anklammere, wo es den Körper des leztern faßt, und mit dem Schwanzhacken feſt hält. Die 11te Abhandl. von den Hemerobien; After-Phryganäen; Skorpion-Fliegen und Raphidien. Die Hemerobien ſind vierflüglichte Inſekten, deren Flügeladern ein Nez mit weiten und engen Maſchen formiren, und welche ein mit Zähnen bewafnetes Maul haben. Hierdurch unterſcheiden ſie ſich von den Phryganäen, welche gar keine Zähne haben. Ihnen fehlen auch die drey kleinen, platten, ſonſt allen vierflüglichten Inſekten eigne Ozellen. Linné hat ſie zuerſt unter ein beſondres Geſchlecht gebracht. Er hatte ihnen auch anfangs den Ameiſenlöwen zugeſellt, Geoffroi hat ihn aber davon abgebracht, und nachher hat er den Ameiſenlöwen ein beſondres Geſchlecht Myrmeleon gewidmet. Die Landlibellen (Lions des Pucerons) des Reaumür gehören auch zu dieſem Geſchlecht. After-Phryganäen ſind dem V. die Perlen des Geoffroi. Er iſt aber mit dieſem Namen nicht zufrieden. Ihre Kennzeichen ſind folgende: 1) Borſtenförmige und längere Fühlhörner, als der Bruſtſchild; 2) Ein gezahntes Maul mit Bartſpitzen. 3) Horizontale, gekreuzte, ungefaltete Flügel; alle viere von gleicher Größe. 4) Am Kopfe die drey kleinen glatten Ozellen.

len. 5) Dreygliedrigte Fußblätter. Die After-Phryganäen sind von den Hemerobien durch die kleinen glatten Ozellen, und durch die Zahl der Gelenke an den Fußblättern verschieden. Von den eigentlichen Phryganäen aber durch die Zahl der Fußblätter; auch in Ansehung der ungefalteten und vollkommen breit stehenden Unterflügel, hauptsächlich wegen des gezahnten Mauls, welches den eigentlichen Phryganäen ganz fehlt. Der Skorpionfliegen Kennzeichen (Panorpa Lin.) sind 1) Fadenförmige Fühlhörner, beynahe länger als der ganze Körper. 2) Der Kopf wie ein langer walzenförmiger Rüssel, am Ende mit Zähnen und Bartspitzen besezt. 3) Vier horizontale Flügel von gleicher Größe mit netzförmigen Adern; am Kopfe die drey kleinen platten Ozellen. 4) Fünfgliedrichte Fußblätter. 5) Der Schwanz des Männchens wie eine Zange. Die Begattung hat der V. nicht erblicken können. Zu den Spec. des Linné sezt Hr. G. in den Noten, aus Müller, Füeßlin und Forskål, noch einige sehr merkwürdige hinzu. Die Raphidien definiert er bey dem Maul mit 4 Bartspitzen; giebt ihnen einen langen, schmalen und walzenförmigen Brustschild; die Flügel von gleicher Größe, viergliedrichte Fußblätter. 12te Abhandlung. Hier geht er zu den Hymenopteris über. Bey dem Bienen-Geschlecht handelt er bloß von einer Art Mauerbiene (Maçonne) und den Ichneumons-Bienen (Proabeilles) No. 36. Lin. wovon er zwey Arten beschreibt. Er glaubt man würde künftig noch mehrere entdecken, die man füglich wie die Raupentödter in zwey Familien theilen könnte. Zu der ersten würden die mit keulenförmigen gebrochnen; zu der andern die mit fadenförmigen Fühlhörnern gehören. Von den Wespen, die 13te Abh. Aus dem Linné wissen wir schon, daß wir dem V. den Charakter dieses Insekts zu danken haben, oculi lunati; nemlich er bemerkte, daß ihre netzförmigen Augen beständig an der Innenseite tief ausgeschweifet sind, welches ihnen

ihnen eine halbmondförmige Figur mit rundlichten Hörnern giebt. Zuerſt die Veſpa vulgaris. Bey den Flügeln bemerkt der V., daß die Unterflügel am Auſſenrande des Mittelſtücks mit kleinen Häkchen beſetzt ſind, welche in die Adern des Innenrandes der Oberflügel eingreifen, wenn die Weſpe die Flügel zum Flüge ausbreitet. Von den Horniſſenweſpen, einer mittlern Art, die in Neſtern unter den Hausdächern gemeinſchaftlich leben. Von den groſſen und eigentlichen Horniſſen. Die 14te Abh. von den Raupentödtern (Sphex Lin.) und Goldweſpen (Chryſis.) Er giebt, ſtatt 10 Gelenken des Linné, den Fühlhörnern 12, ferner die netzförmigen Augen oval, und nicht ausgewinkelt. Er theilt ſie in zwey Familien. Die erſte hat das erſte Gelenke der Fühlhörner länger als die andern; die zwoote das erſte Glenke der Fühlhörner viel kürzer. Von den Ichnevmon oder den Schlupfweſpen. Er theilt ſie in 9 Familien, deren Charakter hier herzuſetzen der Raum nicht erlaubt. Die 16te Abh. von dem Tenthredo, der Sägefliege oder Blattweſpe. Seine auſſer dem Linneiſchen Charakter geſezten Merkmale ſind, daß der Hinterleib nicht durch ein Petiolum, ſondern in ſeiner ganze Dicke mit dem Bruſtſchilde verbunden iſt, und daß die Stirn drey kleine glatte Ozellen (Stemmata) hat. Der V. theilt ſie in 5 Familien. Die 17te Abh. ſezt die Beobachtung über die Blattweſpen fort. Die 18te und letzte von den Ameiſen. Viele Autoren haben das kleine, erhaben liegende Schuppchen (Ecaille) zwiſchen dem Bruſtſchilde und Hinterleibe auf dem dünnen fadenförmigen Theile, wodurch dieſe beyden Stücken zuſammenhangen, für einen unveränderlichen Charakter ausgegeben, wie Linné durch ſeine Squamula erecta, thoraci, abdominique interjecta gethan hat, dem Geoffroi auch gefolgt iſt. Allerdings haben die meiſten Ameiſen dergleichen

Schuppen; aber doch nicht alle. Mithin glaubt der V. es könne auch nicht als ein durchgängig allgemeiner Geschlechtscharakter angenommen werden. Eben so wenig glaubt er, könne der zwoote von Linné angegebne Charakter, der Schwanzstachel, dafür bestehen, weil er sich bey sehr wenigen befindet, und er ihn nur bey zwoo Arten in Schweden gefunden habe. Den 3ten des Linné aber hält er für besser und unveränderlicher: daß nehmlich die Männchen und die Weibchen vier horizontal liegende Flügel; die Arbeitsameisen aber, oder die Geschlechtslosen, gar keine haben. Der V. führt die Beobachtungen Löwenhoek's und Swammerdams an. Nach dem ersten sind die sogenannten Eyer Würmer, die sich nachher in Ameisen verwandeln. Sie können sich keine Nahrung verschaffen, sondern die Arbeitsameisen müssen sie ihnen bringen, wie die Bienenwürmer von den Arbeitsbienen ernährt werden. Sw. beschreibt das wahre Ey, das so klein ist, daß man es kaum mit Augen erblicken kann. Ferner die Würmer, und dessen Verwandlung in eine Nymfe, an der man schon alle Theile der künftigen Ameise deutlich sehen könne. Hier widerlegt der V. den Sw. und sagt, es sey falsch, daß die männlichen Ameisen vier Flügel, und die weiblichen gar keine hätten. Sondern beyde Geschlechter hätten Flügel. Es sind Geschlechtslose unter ihnen, wie unter den Bienen. Diese haben keine Flügel, aber davor zwoo starke Freßzangen, zwoo schwarze Augen, zwoo lange Fühlhörner. Ihre Würmer pflegen sie mit großer Sorgfalt. Wird die Erde trocken, so tragen sie solche tiefer auf den Boden, wird sie feuchter, so bringen sie dieselben auf die Oberfläche und oberste Spitze des Haufens. Zwischen den Zähnen tragen sie solche hin, wohin sie wollen. Er hat nicht gefunden, daß sie sich mit Speise auf den Winter versorgten, und glaubt daher mit gutem Grunde, daß sie den Winter ohne Nahrung bleiben. Linné hat in den Schwedischen Abh. Uebersetz. 3ter B.

eine sehr interessante Abhandlung von den Ameisen geliefert. Linné bemerkt ihrer in Schweden fünf Arten. Er nennt die ungeflügelten Geschlechtslose, und auch mit Swammerdam, Arbeiter. Geoffroi hat auch einiges Neues bemerkt. Er glaubt, im Haufen seyen nur die Arbeiter und Weibchen; die Männchen aber flögen herum, und suchten sich mit ebenfals umherschwärmenden Weibchen zu begatten, doch kämen sie nicht eigentlich in den allgemeinen Wohnplatz. Diese Bemerkung aber findet der V. nicht allgemein wahr. Er theilt sie in zwoo Familien: 1) mit der Squamula erecta Lin. und 2) ohne dieselbe. Diese leztere Abhandlung ist äuſerst interessant aber keines weitern Auszugs für diese Blätter fähig.

Vollständige Abhandlung der theoretischen und praktischen Lehre von der Electricität, nebst eignen Versuchen von Tiberius Cavallo. Aus dem Englischen. Mit drey Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1779.

Dieses vortrefliche Buch enthält alle Erweiterungen der Wissenschaften von der Electricität, die wir den lezten 20 Jahren zu danken haben. Ueberall herrscht Ordnung und Gründlichkeit, und bey Beschreibung der Versuche sieht man die eigne Geschicklichkeit des V. in denselben, und daß nichts auf Treu und Glauben aus andern Büchern nachgeschrieben sey. Die Schrift theilt sich in 4 Hauptabtheilungen. Die erste handelt von den Gesetzen der Electricität, die nun durch Versuche allgemein wahrbefunden und unabhängig von allen Hypothesen sind. Der zwoote Theil beschäftigt sich mit den Hypothesen, und ist glücklicherweise der kürzeste und unbeträchtlichste. Die Unwahrscheinlichkeit der Meisten hat den Verf. bewogen, sich hier oft mit einer kleinen Anzeige zu be-

gnügen. Der 2te Th. faßt die praktischen Lehren der Electricität. Hier ist eigentlich der Verf. zu Hause. Alle neuen Verbesserungen der electrischen Apparatur, besonders diejenigen, welche zu Ersparung des Aufwandes und zu leichterer Anstellung der Versuche dienen können, werden angezeigt. Bey den Versuchen selbst werden nur diejenigen umständlich vorgetragen, welche eigentlich die Gesetze der Electricität zu erläutern und zu bestätigen dienen. Der vierte Th. enthält die vornehmsten Versuche, die der V. selbst angestellt hat. Fruchtlose und ohne Erfolg gebliebne Proben, und die vielerley Muthmassungen und Hypothesen, die noch nicht durch wirkliche Beobachtungen haben geprüft werden können, werden gänzlich übergangen. Diese neuen electrischen Versuche, betreffend die Zubereitung des electrischen Drachens, und der dazu gehörigen Werkzeuge, das athmosphärische und Regen-Elektrometer, der Elektrophor, Versuche über die Farben durch den auf ein Kartenblatt angebrachten electrischen Schlag, und die Wirkung desselben auf Ofenruß und Oel. Diese leztere Beobachtung, daß der electrische Schlag auf diese Körper hier im Kleinen keine Wirkung thut, bestätigt eine sehr wichtige praktische Erfahrung, daß der Blitz auf Schiffen, da wo das Holz mit Ofenruß und Oel angestrichen ist, nichts thut; hingegen die unbestrichnen Theile der Masten zersplittert. Zulezt wird der Hetten Koestlin und Achard rühmlichst gedacht. Die neuen so wichtigen Beobachtungen des Herrn Prof. Lichtenberg werden künftig in einer neuen Ausgabe dieses Lehrbuchs vermuthlich auch ihre Stelle finden.

David Christoph Seybolds, Prof. und Rekt. des Gymn. zu Grünstatt, Einleitung in die Griechische und Römische Mythologie der alten Schriftstellen für Jünglinge mit antiken Kupfern. Leipzig bey Hertels 1779.

Diese

Dieſe Einleitung iſt eine gedachte Arbeit, und zeichnet ſich vor vielen andern ihres Gleichen aufs Beſte aus. Der V. unterſcheidet, wo es möglich iſt, Griechiſche und Römiſche, ältere und neuere Mythologie ſorgfältig; jedes Faktum belegt er mit Stellen, beſonders des Vaters der alten Mythologie, des Homerus; vermiſcht keine, entweder ganz moderne ökonologiſchen, oder auch nur römiſchen Vorſtellungen mit den ächt griechiſchen, giebt allen Göttern und Göttinnen ihre urſprüngliche Benennungen wieder, und ſäubert überhaupt dieſes Studium von vielem Unrath. Viele unſrer jungen Dichter, die nicht Griechiſch leſen können, werden ſtutzig werden, wenn ſie Ares, Demeter, Heſtia, Letho, Perſephone, Hera, Aſklepios, Moren, Hemera und Liten leſen. Die Einleitung handelt von dem Nutzen der Mythologie für den Gelehrten, Künſtler, Menſchen; der Neigung aller Menſchen, in den gemeinſten Phänomenen der Natur etwas Wunderbares zu finden; der Dankbarkeit gegen Helden, Erfinder u. ſ. w. Dann folgen die höhern Griechiſchen Gottheiten des Olympus, der Erde, des Meers und des Orkus. Die Untergottheiten der Griechen erſt in ganzen Götterkollegien, dann die einzelnen männlichen, und endlich die weiblichen. Der dritte Abſchnitt handelt von den Heroen. Dieſe werden in drey Abſchnitte getheilt; a) die vor dem Argonautenzuge; b) die vom Jahr 2700 bis 2800. Hier kommen zuerſt die zur Zeit des Argonautenzugs, die zur Zeit der verſchiednen Thebaniſchen Kriege, die zur Zeit des Trojaniſchen Kriegs. Der vierte Abſchnitt enthält die Mythologiſchen Fiktionen und Verwandlungen in einem Auszug aus Ovids Metamorphoſen. Der fünfte Abſchnitt von der Religion der Römer erſt überhaupt, dann von allen ihren Göttern mit lateiniſchen Benennungen, den männlichen Untergottheiten, die ſie mit den Griechen gemein hatten, und den römiſchen, die ganz national waren; eben ſo bey den weiblichen Untergottheiten. Dieſe Abſchnitte

ſind insbeſondre ſehr wohl gerathen, und werden manche Irrungen zu verbeſſern Fingerzeige geben können, die auch dem Antiquarier nutzen können.

Hanauiſches Magazin. Im Verlag des Lutheriſchen Wayſenhauſes zu Hanau.

Dieſe unter der Direktion des Hrn. Superintendenten Stockhauſen zu Hanau veranſtaltete periodiſche Schrift, erhält ſich nun ins zwoote Jahr in gleichem Werth. Keinem einzigen Stücke fehlt es an Gemeinnützigkeit, gewordentem Vortrag, Wichtigkeit der Materie und geſchickter Behandlung derſelben. Die Arbeiten verbreiten ſich meiſt über Erziehung, Oekonomie, Naturgeſchichte, väterliche Geſchichte, und nur ſehr wenige enthalten allgemeine moraliſche Aufſätze. Oft ſind auch am Ende Anzeigen neuer Schriften, beſonders derjenigen, die in der Nachbarſchaft vorkommen, eingerückt. Die Aufſätze des Hrn. Rektors Bergſträſſers, der der einzige genannte Verfaſſer iſt, zeichnen ſich in der Inſektologie beſonders aus. Viele der angenehmſten und gemeinnützigſten ſcheinen auch den Hrn. Superint. St. ſelbſt zum Verfaſſer zu haben. Beſonders hat uns gefallen, daß in den ökonomiſchen Stücken ſehr auf das Lokale Rückſicht genommen, und bey den Exempeln der Induſtrie und gemeinnütziger Anſtalten der Name derjenigen, denen ſie das Vaterland zu danken hat, rühmlichſt angegeben iſt.

Beobachtungen über den Orient, aus Reiſebeſchreibungen. Dritter Theil, welcher die Zuſätze der neuen und vermehrten Engliſchen Ausgabe enthält. Aus dem Engliſchen. Hamburg, bey Bohn 1779.

Der ſeelige Faber überſetzte bekanntlich: Harmar's Obſervations on diverſes Paſſages of Scripture, illuſtrating by me-

Zweyte Scene.

Cäſar, Antonius, zum Wettlaufen gerüſtet, Calpurnia, Portia, Decius, Cicero, Brutus, Caſſius, Caſca, und ein Wahrſager, treten auf.

Cäſar.

Calpurnia --

Caſca.

Stille! he! Cäſar ſpricht.

Cäſar.

Calpurnia --

Calpurnia.

Hier, mein Herr.

Cäſar.

Stellt euch gerade dem Antonius in den Weg, wenn er in ſeinem Lauf begriffen iſt (*) -- Antonius!

Antonius.

(*) Die Rede iſt hier von dem Feſte, welches die Römer Lupercalia nannten, und das ſeinem Urſprung nach ein Arcadiſches Hirtenfeſt war. Jünglinge aus den edelſten Häuſern in Rom, ja die meiſten Magiſtrats-Perſonen ſelbſt liefen, wie Plutarch erzählt, an dieſem Tag nakend durch die Stadt, und ſchlugen mit breiten Riemen von Bokshäuten, zum Scherz, alle diejenigen die ſie in ihrem Weg antrafen. Die vornehmſten Damen trugen nicht nur kein Bedenken dieſem Spiel zuzuſehen, ſondern ſtellten ſich auch dieſen Lupercis in den Weg, und ſtreckten ihnen die Hände entgegen, um einen Streich von ihnen zu empfangen, in der Vorſtellung, daß das den ſchwangern Frauen ſehr zuträglich ſey, um glüklich entbunden, und den Unfruchtbaren, um fruchtbar zu werden. -- Antonius war einer von denen, die in dieſem religiöſen Lauf rennen muſten, denn er war Conſul -- Plutarch im Leben Cäſars.

ans of circumstances incidentally mentioned in Books of Voyages and Travels into the East &c. Nun hat der Englische Verf. im Jahr 1776 diese seine Beobachtungen durch seine Lektüre ungemein vermehrt, und Anmerkungen aus den Reisebeschreibungen des Hasselquist, Busbeck, Lady Montague, Dandini, Plaistead, Perry, Drummond, Niebuhr u. a. beygefügt. Ausserdem hatte er das Glück sechs noch ungedruckte Aufsätze des vorzüglichsten Reisebeschreibers Chardin in die Hände zu bekommen. Diese sind sämmtlich hier benuzt, und das Werk hat dadurch vortrefliche Zusätze erhalten, die allerdings verdienten, dem Publiko gemeinnüziger gemacht zu werden.

L. Dütens, Mitglied der Königl. Soc. zu London, und der Akademie der Innschriften u. sch. W. zu Paris, Abhandlung von den Edelsteinen vom ersten und zweyten Range ꝛc. Aus dem Französischen. Nürnberg, bey Schwarzkopf 1779.

Diese Schrift verlohnte keiner Uebersezung, so sehr auch der V. versichert, das Lart, Boot, Boyle und andre durch seine Bemühungen überflüssig werden dürften, und er die berühmtesten Kabinette von Europa studiert habe. Es herrscht überall die gröste Verwirrung in den Ideen, und nirgends die geringste mineralogische Wissenschaft. Man durchgehe nur zum Beweise den Abschnitt über die Steinarten der Alten, ihre Granite und Achate. Alles so wie es Kopfüber in den gewöhnlichsten Daktyliotheken und Reisebeschreibungen vorkommt. Auch unter dem Artikel der berühmtesten Diamanten sind die gröbsten Fehler; der zu Petersburg im J. 1773 erkaufte Diamant wiegt nicht, wie der V. lächerlicherweise sagt, 770 Carat, sondern nur 249; ist auch nicht enrund, sondern konischer Gestalt, und unten an der Base, statt horizontal,

vertikal abgeschnitten. Man rechnet, wenn er eine reguläre Gestalt und die gehörigen Facetten erhalten haben wird, daß die 49 Carat zu Grunde gehen, und noch 200 übrig bleiben werden. Fürst Orlow hat ihn um 600 tausend Rubel erkauft, und Sr. Majestät ein Präsent damit gemacht. Sein damaliger Besitzer war an die Ostindische-englische Gesellschaft ungefähr 200 tausend Rubel darauf schuldig. Er ist vom schönsten Wasser.

Geschichte des Hrn. von Morgenthau. Leipzig, bey Weygand 1779.

Ein gewisser Herr von Morgenthau hat sich im Bergischen angebaut, und eine Wildniß zu einem Paradies umgeschaffen. Der Pfarrer in der Nachbarschaft, ein eifriger Reformierter, schickt seinen Sohn an ihn ab, zu erfahren, ob dieser Herr bey aller seiner Wohlthätigkeit auch ein Christ sey. Dieser kommt äußerst vergnügt zum Vater zurück, und erzählt, daß er, ungeachtet der stoischen Zurückhaltung und Kälte, einen treflichen Mann an ihm gefunden habe. Nun kömmt sogleich eine höchst tragische Geschichte aus den Wolken. Die Bauern finden im Gehölze eine todte Frau, und zwoo kleine Kinder neben ihr. Die Elenden werden aufgenommen, und die Frau begraben. Bald findet sich ein andrer Unglücklicher ein, der der Mann dieser Frau und der Vater dieser Kinder ist. Er ist ein junger Edelmann, der ehedem die Kammerjungfer seiner Mutter gehenrathet hat, und darüber von seinem Vater in das äußerste Elend ist versezt worden. Dieser Vater ist ein unglaublicher Wüterich. Allein noch unglaublicher ist der Charakter des Hrn. von Morgenthau, der sich auf Hörensagen in die Tochter des Pfarrers verliebt; und weil er weiß, daß sie viel Lektüre und ein äußerst gefühlvolles Herz hat, so findet er sich bey Nachtzeit als ein Unbekannter vor des Pfarrers Haus ein. Das Mädchen macht ihm auf; sie gehn bey Mondschein im Garten spazi-

ren,

rett, und voll von des Schöpfers Güte und seinen Werken, schwören sie sich eine ewige Liebe (*). Herr von Morgenthau hält um das Mädchen an, und sie wird ihm nachher zu Theil. Sein Schwager, der junge Pfarrer, findet unter den Pietisten der Nachbarschaft auf eine ähnliche Art seine Hälfte. An guten Sentiments und einigen rührenden Stellen und Situationen fehlt es nicht in dem Buche; aber doch, anstatt daß es ein Gemälde der heutigen Sitten, wie jeder gute Roman, seyn sollte, ist es ein Gewebe der romantischsten und unglaublichsten Dinge, untermischt mit viel Gefühls- Religion und Empfindsamkeit — die in unsern neuesten Romanen Mode sind (besser sie wären in unserm Leben!) und womit mancher ephemerische Autor sich mit wenig Mühe den Beyfall leichtbefriedigter Leser erkauft.

Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert — *Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus* — Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung 1779. 426 Oktavseiten.

Der nach S. 4 Hochehrwürdige und Hochgelahrte Herr Matthias Theophilus Spitzbart, Inspektor und Pastor des Städtleins Rübenhausen, Held dieses Romans und Vater einer sechzehenjährigen Tochter, Fiekchen, aus der ersten Ehe, dann eines achtjährigen äußerst ungezogenen Söhnchens, Israelchen genannt, von der zweyten Frau, die den Vater regiert, die Stieftochter quält und ihr Söhnchen verzieht, läßt sich einfallen, ein Buch unter dem Titel: Ideal einer vollkommenen Schule in die Welt ausgehen zu lassen. Dieß Buch war die Frucht des Enthusiasmus, mit welchem er, nach S. 6, bey dem berühmten Philantropinischen Examen in Dessau, dem er in Person beygewohnt

(*) Conferatur das lehrreiche Chodowieckische Kupferchen No. 4. im Almanac de Gottingen pour l'Annee 1780.

hatte, erfüllt worden war, und verließ zur Ostermesse 1777: in Leipzig die Presse. Ein von den Philantropinen nicht minder begeisterter junger Herr Stadtdirektor zu Arlesheim, mit Namen Heineccius, wird von diesem Ideale so hingerissen, daß er dessen Verfasser, ohne ihn weiter zu kennen, zu der erledigten Stelle eines Direktors des Gymnasiums zu Arlesheim sogleich vorschlägt, und nicht eher ruht, bis er gewählt wird. Der neue Direktor, Herr Spitzbart, tritt sein Amt, das er nicht versteht, mit Freuden an; fängt an die Klassen zu visitiren und zu reformiren, prostituirt sich mit seiner Unwissenheit abscheulich, und stirbt, zum Glücke, bald an einem Gallenfieber, wozu die Schande seiner eigenen Kinder nicht wenig beygetragen hat. Fiekchen, entehrt von einem russischen Grafen, geht mit ihm durch; Israelchen wird ein Soldat, und die verwittwete Mutter geniest eine Pension.

Dies ist der kurze Inhalt des angezeigten Romans, dessen Absicht, nach dem eigenen Vorberichte des Verfassers, keine andere ist, als die Idealenkrämer im Erziehungswesen in ihrer Blöße darzustellen. — Kein übler Einfall; aber, auch recht gut ausgeführt? „Spitzbart hat den Haupt„fehler, schrieb mir ein Freund bey dessen Uebersendung, „daß der Held gar zu sehr ein Tropf und Unwissender ist. „Hätte der V. Fonds genug in sich selbst gehabt, aus Spitz„bart einen Mann zu machen, wie die geschicktesten Philan„tropiner doch wirklich sind, so würde er durch Aufdeckung „ihrer schwachen Seite unendlich nützlicher haben werden kön„nen." Dies ist ganz aus meiner Seele herausgeurtheilt, und weder Asa foetida noch Weyhrauch, welche der Verf. S. 229 für sonst kräftige Mittel gegen die unbarmherzigen Herren Kunstrichter zu halten scheint, könnten mich vermögen, weder schlimmer noch günstiger zu urtheilen. Spitzbart erregt nie Unwillen beym Leser, sondern allemal nur Mitleiden; und doch müßte jener und nicht dieses eigentlich im

Plane

Plane des Verfassers seyn. Die pädagogische Haukindolenz bey einer bösen Frau und zweyerley Kindern, und die Unwissenheit in Schulwissenschaften an einem ohne sein Suchen vom Pfarrer zum Direktor eines Gymnasiums berufenen schwachen Manne, mit Kummer, Kränkungen und Schande, als den natürlichen Folgen seiner Fehler, bestraft werden lassen — heißt noch nicht die Idealenkrämer im Erziehungswesen in ihrer Blöße darstellen. Daß eine Sache, die ein Unwissender auszuführen übernimmt, nicht gelingt, beweist nicht, daß sie an sich nichts tauge; sondern nur, daß sie schwer, und vielleicht recht gut und nützlich sey, wenn sie in die rechten Hände kommt. Die vorgehabte Absicht dürfte der Verfasser durch sein Buch daher wohl schwerlich erreichen. Indessen ist so mancherley einzelnes Gute darinnen, daß es für viele Leser, und besonders für manche Aeltern eine ganz nützliche Lektüre seyn kann. Noch hätte ich den Wunsch, daß mehr Belehrendes vom Erziehungswesen darinnen angebracht seyn möchte, welches mit dem Idealenkram nicht nur stärker kontrastiert, sondern auch gezeigt haben würde, daß der V. nicht bloß spotten und tadeln, sondern auch besser machen könne. Mit dem zwölfjährigen Knaben, Eduard, der gegen Israelchen doch wohl abstechen soll, scheint es dem V. eben nicht gelungen zu seyn. Daß dieser kleine Kaufmannssohn, der noch nichts verdienen kann, sogleich sich ein Paar Thaler auf Rechnung seines Vaters geben läßt, um das Geld unter die auseinander gehenden Schulkinder auszuwerfen, und sich eine Luft zu machen, würde ich eher für Hang und Gewöhnung zum Pralen und Verschwenden, als für Neigung und Bildung zur Wohlthätigkeit ansehen. Auch kann ich S. 349 u. f. den Spott über die Sokratische Lehrart nicht billigen, wenn auch nur die unrechte Anwendung davon gemeint seyn sollte; und was soll S. 355 damit gesagt seyn, daß es den einfältigen Rosenkreuzer

treter bedünkt, es sey kein so grosser Unterschied zwischen Kathechisiren und sokratisiren? Vielleicht gehört es mit zu dem Unreifen, das hie und da in der Diktion noch merklich wird, als S. 142 die Anspielung mit dem spitzen (spitzigen) Barte auf den Namen des Helden; S. 195 die Vergleichung der Tragödienschreiber mit den Scharfrichtern, weil sie die einzigen privilegierten Mörder im Staate seyn sollen, u. d. m. Die Schelte für das Ausschelten, und Kuranzen für Aufwartungen machen, ist wenigstens ungewöhnlich. Uebrigens läßt sich das Buch ganz gut lesen.

Neues A, B, C, Sylben- und Lesebuch, nebst einer Anweisung, das Lesen in kurzer Zeit, auf die leichteste Art und ohne Buchstabiren zu lernen. Leipzig, zu finden im Churfürstl. Institute für Stumme, 1780. Gros Oktav 1½ Bogen.

Ein Abcbuch, das nicht blos für Kinder eines gewissen Standes, sondern so eingerichtet ist, daß es gar füglich auch in Landschulen eingeführt werden könnte, ob es gleich in Absehung der letztern dem Gedächtniß der Kinder nicht mit den beliebten Bildern von Affen und Pfauen und Tanzbären, u. s. w. zu Hülfe kömmt. Da der verdienstvolle und durch seine glückliche Bemühungen zum Besten der Taub- und Stummgebohrnen berühmte Verfasser dieses kleinen Lesebuchs, Herr Samuel Heinicke, Lehrer und Kinder von der Unbequemlichkeit des Buchstabirens befreyen wollte: so hat er auch die sonst gewöhnlichen Buchstabiertabellen dieser Absicht gemäs eingerichtet. In der Vorrede, welche die auf dem Titel besagte Anweisung zum Lesen enthält, werden zugleich die Nachtheile des Buchstabirens angezeigt, und die Vortheile desselben als blos vermeintliche widerlegt; so das die neue Methode des Hrn. V., den Kindern ohne Buchstabiren lesen zu lernen, gewiß keine Schwierigkeit finden wird, es sey dann,

dann, daß diejenigen, die sich nicht gern zu Verbesserungen dieser Art bequemen, sondern, aus grosem Glauben an ihre individuelle Erfahrung, lieber die alten Unbequemlichkeiten dulden, als neue Wege versuchen, die von dem Hrn. V. angeführten Nachtheile des Buchstabirens als vermeidlich ansähen; es Ihm verdankten, sie wenigstens aufmerksam darauf gemacht zu haben, und übrigens — beym Alten blieben.

Bey Herrn Thurneisen in Basel erscheinen auf einmal drey neue Ausgaben von des Erasmus von Rotterdam ehmals so berühmten *Encomium Moriae* oder Lobrede der Narrheit auf sich selbst; nehmlich das lateinische Original, die französische und eine neue teutsche Uebersetzung, alle drey mit erläuternden Anmerkungen (das Original besonders mit notis variorum, worunter sich viele noch nie gedruckte aus einer Handschrift befinden) mit den bekannten Holbeinischen Holzschnitten, sehr schön nachgeschnitten; alles mit den schönsten neuen Schriften, auf das beste Baslerpapier gedruckt. Der teutsche Uebersetzer, welcher, gegen die Gewohnheit seiner meisten Mitbrüder, mit vielem Fleis gearbeitet zu haben scheint, hat sich oft (und doch vielleicht nicht oft genug) die Freyheit genommen, sein Original unsrer Zeit etwas genauer anzupassen. Die Narrheit des ersten Viertels des 16ten Jahrhunderts ist freylich von der Narrheit des letzten Viertels des 18ten sehr verschieden; und eben so ists auch mit Witz und Geschmack. Die Bedürfnisse haben sich mit den Verhältnissen sehr geändert, und mancher Erasmische Scherz ist nun blos dadurch platt, weil er nicht mehr trift. Wir wünschen dem Verleger, der keine Kosten gespart hat, diesem einst so berühmten, und den Narren seiner Zeit so verhaßten Meisterstück des sinnreichen Erasmus Ehre anzuthun, den besten Erfolg. Im 16ten Jahrhunderte wurden unzäh-

unzählige Auflagen davon gemacht; und doch — so verschieden wird der Werth eines Buches dieser Art durch die Verschiedenheit der Umstände — möchten wir dem Verleger in dem unsrigen nicht für eine einzige Bürge seyn.

Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beylagen A. B. C. Meines Lebenslaufs erster Theil. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1778. 8. S. 526. Meines Lebenslaufs zweyter Theil. Beylage A. und B. 1779. 660. 8. Seiten.

„Nebst vortreflichen Kupfern von Chodowiecki" steht zwar nicht auf dem Titel; sollte aber billig da stehen, weil sie gewiß großen Theil an der Unsterblichkeit und Auferstehung der Seele und des Leibes dieses Buches haben werden, welche der Verfasser sich, und gerade bey Gelegenheit einer in Kupfer gestochenen Scene S. 217. als gewiß prophezeyht. Doch vielleicht ist das selbst die Meinung des V. Und um so viel mehr befremdend ist es, der Kupfer gar nicht zu gedenken. Ich verstehe überhaupt die ganze Stelle nicht recht, und setze sie lieber selbst her. „Chodowiecki! Schwester Sohn (Schwestersohn) der Natur deutscher Nation — zeichne diese Scene — und dann liest man nicht München blos, man sieht — Da steht sie! und ich froh drüber flieg über Jahrhunderte zu Jahrtausenden! und jubele und sage zu meinem Buche: fürchte dich nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht tödten mögen. — Auch wenn der Leib Jahrhunderte lang zerstreut und wenns hoch kommt in Anleitungen zur Dicht- und Redekunst in wahre Gebeinhäuser gesammelt wird, wo man nicht kennet den Gerechten und Ungerechten; ich bins gewiß, es kommt die Stunde, in welcher eine Posaune des Geschmacks die Barbaren wegscheucht und dies Buch zur Auferstehung und Leben aufhaucht, dann sey dies Blatt um Minchens wegen das erste, das wieder lebendig

dig wird." Die Gewißheit dieser Weissagung, sie mag sich auf den Inhalt des Buchs allein, oder auf die Kupfer zugleich mit gründen, lasse ich dahin gestellt seyn; ob aber, wenn sie ja einst in Erfüllung geht, gerade die Posaune des Geschmacks die Auferweckung des Buches werde zu besorgen bekommen, dargegen sind mir aus dem Buche selbst einige Zweifel aufgestiegen. Geschmack, heißt es S. 488. eben dieses 1sten Th. ist das allgemeine Gefallen. Geschmack ist das Geschick, die Fähigkeit zu wählen, was jedem gefällt. Soll nun die Posaune des Geschmacks dies Buch auferwecken, so muß alsdann der Geschmack entweder ganz etwas anders seyn, oder die Welt muß nicht seyn, wie die itzige, oder wir leben itzt schon in der Barbarey; denn itzt werden zwar die Kupfer von Chodowiecki, aber die Lebensläufe in aufsteigender Linie wohl schwerlich Allen gefallen. Warum? Gewiß nicht, weil sie schlecht sind; es ist sehr viel Wahres und Gutes, Religion, Erziehung, Universitäten, Verstand und Herz der Menschen beyderley Geschlechts Betreffendes, richtig und zuweilen tief Gedachtes und schön Vorgetragenes darinnen. Warum denn? Eben des Privatgeschmacks des Verfassers wegen, welcher in allen Stücken eigen und original seyn soll, und besonders in Ansehung der Einkleidung und des Ausdrucks unmöglich recht Vielen gefallen kann. Original seyn ist gut; mit allem Fleiße aber nicht so reden und schreiben wollen, wie andere, ist nicht allgemein gut; denn es wird theils nicht allgemein verstanden, theils wegen des zu Gesuchten lästig. Wegen des hervorstechenden Guten, und besonders wegen der löblichen Absicht, seinen Landsleuten, den Curländern, hauptsächlich nützlich zu werden, läßt sich zwar manches Provinziale, besonders in der Sprache, entschuldigen, als: Schlauben, Schäuer, der Band, die Harke u. s. w. Allein ich weiß nicht, ob dies auf folgende Worte auszudehnen seyn dürfte: „in den Kürbis

schrams

unzählige Auflagen davon gemacht; und doch — so verschieden wird der Werth eines Buches dieser Art durch die Verschiedenheit der Umstände — möchten wir dem Verleger in dem unsrigen nicht für eine einzige Bürge seyn.

Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beylagen A. B. C. Meines Lebenslaufs erster Theil. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1778. 8. S. 526. Meines Lebenslaufs zweyter Theil. Beylage A. und B. 1779. 660. 8. Seiten.

„Nebst vortreflichen Kupfern von Chodowiecki" steht zwar nicht auf dem Titel; sollte aber billig da stehen, weil sie gewiß großen Theil an der Unsterblichkeit und Auferstehung der Seele und des Leibes dieses Buches haben werden, welche der Verfasser sich, und gerade bey Gelegenheit einer in Kupfer gestochenen Scene S. 217. als gewiß prophezeyht. Doch vielleicht ist das selbst die Meinung des V. Und um so viel mehr befremdend ist es, der Kupfer gar nicht zu gedenken. Ich verstehe überhaupt die ganze Stelle nicht recht, und setze sie lieber selbst her. „Chodowiecki! Schwester Sohn (Schwestersohn) der Natur deutscher Nation — zeichne diese Scene — und dann liest man nicht Minchen blos, man sieht — Da steht sie! und ich froh drüber flies über Jahrhunderte zu Jahrtausenden! und jubele und sage zu meinem Buche: fürchte dich nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht tödten mögen. — Auch wenn der Leib Jahrhunderte lang zerstreut und wenns hoch kommt in Anleitungen zur Dicht- und Redekunst in wahre Gebeinhäuser gesammelt wird, wo man nicht kennet den Gerechten und Ungerechten; ich bins gewiß, es kommt die Stunde, in welcher eine Posaune des Geschmacks die Barbarey wegscheucht und dies Buch zur Auferstehung und Leben aufhaucht, dann sey dies Blatt um Minchens wegen das erste, das wieder leben-

dig

Antonius.

Cäſar, mein Herr --

Cäſar.

Vergeßt nicht, Antonius, in euerm Lauf Calpurnia zu berühren; es iſt ein alter Glaube, daß die Unfruchtbaren, die in dieſer gottesdienſtlichen Jagd berührt werden, die Kraft zu empfängen erhalten.

Antonius.

Ich will es nicht vergeſſen. Wenn Cäſar ſpricht, thu das, ſo iſts gethan.

Cäſar.

Setzt euern Zug fort, und laßt keine Ceremonie aus.

Wahrſager.

Cäſar!

Cäſar.

He! Wer ruft?

Caſca.

Heißt jedes Getöſe ſchweigen! Stille noch einmal!

Cäſar.

Wer iſt es in dieſem Gedränge, der mir ruft? Ich höre eine Stimme, durchdringender als irgend eine Muſik, Cäſar ruffen. Sprich, Cäſar iſt bereit dich zu hören.

Wahr-

dig wird.“ Die Gewißheit dieser Weissagung, sie mag sich auf den Inhalt des Buchs allein, oder auf die Kupfer zugleich mit gründen, lasse ich dahin gestellt seyn; ob aber, wenn sie ja einst in Erfüllung geht, gerade die Posaune des Geschmacks die Auferweckung des Buches werde zu besorgen bekommen, dargegen sind mir aus dem Buche selbst einige Zweifel aufgestiegen. Geschmack, heißt es S. 488. eben dieses 1sten Th. ist das allgemeine Gefallen. Geschmack ist das Geschick, die Fähigkeit zu wählen, was jedem gefällt. Soll nun die Posaune des Geschmacks dies Buch auferwecken, so muß alsdann der Geschmack entweder ganz etwas anders seyn, oder die Welt muß nicht seyn, wie die itzige, oder wir leben itzt schon in der Barbarey; denn itzt werden zwar die Kupfer von Chodowiecki, aber die Lebensläufe in aufsteigender Linie wohl schwerlich Allen gefallen. Warum? Gewiß nicht, weil sie schlecht sind; es ist sehr viel Wahres und Gutes, Religion, Erziehung, Universitäten, Verstand und Herz der Menschen beyderley Geschlechts Betreffendes, richtig und zuweilen tief Gedachtes und schön Vorgetragenes darinnen. Warum denn? Eben des Privatgeschmacks des Verfassers wegen, welcher in allen Stücken eigen und original seyn soll, und besonders in Ansehung der Einkleidung und des Ausdrucks unmöglich recht Vielen gefallen kann. Original seyn ist gut; mit allem Fleiße aber nicht so reden und schreiben wollen, wie andere, ist nicht allgemein gut; denn es wird theils nicht allgemein verstanden, theils wegen des zu Gesuchten lästig. Wegen des hervorstechenden Guten, und besonders wegen der löblichen Absicht, seinen Landsleuten, den Curländern, hauptsächlich nützlich zu werden, läßt sich zwar manches Provinziale, besonders in der Sprache, entschuldigen, als: Schlauben, Schäuer, der Band, die Harke u. s. w. Allein ich weiß nicht, ob dies auf folgende Worte auszudehnen seyn dürfte: „in den Kürdis

schrams

schrammen, Saft ausschmatzen, groß von einem halten, nach Verräthern aussehen, im Zwölften seyn, Lebenläufer seyn, u.d. m. Fast möcht ich mit dem Herrn v. V. 1. Th. S. 432 sagen: „So sprichst du die curländische teutsche, das ist, eine Sprache, die man so gut, wie die curische, unteutsch nennen könnte.“ So dürfte auch die Anhäufung vieler einerley bedeutenden Wörter nicht für den allgemeinen Geschmack seyn, als: Eine Palinodie, Recantation und Wiederruf. — Ein rechter ächter, heller und klarer Mann. — Gespickt, lardirt. Ingleichen die beständigen Anspielungen auf Stellen der Bibel und des Gesangbuchs, davon vielleicht von den 526 Seiten des 1sten Th. und von den 660 des 2ten Th. kaum einige leer sind, und die zuweilen platt ausfallen. Kurz, mündlich, in einem Zirkel von Freunden, die an einander gewohnt sind, mag die schnakische, halb abgerupfte, auf Stellen der Bibel und anderer Bücher anspielende Sprache und Ton, den man eben sowohl für Ernst als für Scherz annehmen kann, nicht nur allgemein verständlich seyn, sondern so gar gefallen; nicht aber in einem Buche, das für ein ganzes Publikum geschrieben wird. Sollte der Anfang dieses Buchs wohl gefallen? „Ich — Halt! — Ein Schlagbaum — Gut — wohl — recht wohl — Ein wachhabender Officier — wieder einer, mit einem Achselbande zu Pferde — zu Fuß — von der Leibgarde — von der Garde der gelehrten Republik — ich ehre ihre Uniform, meine Herren ꝛc.“ Und jedermann machts doch zu Anfange immer gern gut.

Hier würde der Rezensent, der Warnung oder Drohung S. 182. des 2ten Th. zufolge, sein Schwerdt in die Scheide stecken, damit er nicht durchs Schwerdt umkomme, und dahin fahre in seinen Sünden, sondern mit vors Gesicht gehaltenem Hute des V. U. des Verf. theilhaftig werde; wenn ihn nicht der Geist der Weissagung auch ergriffen und genöthigt

thigt hätte, noch dieſen Spruch anzuheben, und zu dieſem Buche zu ſagen: Erzürne dich nicht, wenn auch dein Fleiſch gezüchtigt und dein Leib getödtet wird; dein Geiſt ſoll erhalten werden zum Tage der zweyten Ausgabe. Und wenn dann nach einigen Jahren die Poſaune des reifen Geſchmacks die Barbarey der Diction und der Sprache weggeſcheucht haben, den im Hader der Kritik gereinigten Geiſt herbey rufen, und deinen geſtorbenen und von Sünden alſo gerechtfertigten Leib zur Auferſtehung und Leben aufhauchen wird; dann wirſt du ein lebendiges und kräftiges Buch, und einer unſerer erſten Romane ſeyn." Vielleicht geht bey den künftigen Theilen, alſo ſchon in der erſten Auflage dieſes Buchs, etwas von dieſer Weiſſagung in Erfüllung.

Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweiſen. Erſte Abtheilung. Zürich und Winterthur, bey Füeßli und Heinr. Steiner u. Komp. in 8. S. 286.

Eben da der lezte Bogen unſers lezten Monatſtücks d. J. geſezt wird, erhalten wir dieſe ungemein intereſſante Schrift, durch welche ich einen meiner lebhafteſten Wünſche auf die angenehmſte Art erfüllt und befriediget ſehe. Zeit und Raum geſtattet diesmal faſt nichts weiter, als das Daſeyn derſelben anzuzeigen, und ſie allen Liebhabern des Wahren und Guten aufs wärmſte anzupreiſen. Es iſt angenehm und geziemt ſich, das Leben eines ſo verdienſtvollen, ſo vortreflichen Mannes, wie Sulzer war, von einem ſeiner Freunde beſchrieben zu ſehen, der in ſo vielerley Betrachtung dazu berufen und qualifiziert iſt; von einem Manne, der, in ſeinem eignen edeln Wirkungskreiſe, als Menſch, als Hausvater, als Arzt, als republikaniſcher Staatsmann, als Gelehrter und als Schriftſteller, ſelbſt unter die Beſten ſeines Volks und ſeiner Zeit gehört. Herr D. und Rathsherr Hirzel in Zürich, der uns ſchon vor vielen Jahren im Leben und

Charakter des durch ihn so berühmt gewordenen Klein-Joggs, einen Sokratischen Bauern, und erst kürzlich in seinem dem Andenken des Zürchischen Bürgermeister Hans Conrad Heidegger aufgerichteten Denkmal einen philosophischen Staatsmann (in eben dem Sinne des Worts, wie Klein-Jogg ein philosophischer Bauer ist) dargestellt hat, beschenkt uns hier mit einer Abschilderung Sulzers des Weltweisen; und mehr brauch ich wohl nicht zu sagen, um alle Edeln und Guten der Nation auf dies Buch aufmerksam zu machen, das mit der dem Hrn. H. eignen Klarheit des Geistes und Wärme des Herzens geschrieben ist, und worinn uns nicht nur gezeigt wird was Sulzer war und gethan hat, sondern wie er das wurde was er war, wie er fähig wurde zu thun, was er gethan hat, und wieviel das werth ist, was er zur Erweiterung des Reichs nützlicher Wissenschaften, zur wahren Aufklärung und Besserung seiner Zeitgenossen gewürkt hat. Dies letztere leistet der V. besonders durch ungemein wohl verfaßte Auszüge aus den wichtigsten Schriften des seligen Sulzers, welche vielen Lesern, besonders jungen Studirenden, Lust und Anleitung geben können, jene Schriften selbst, und mit desto größerm Nutzen, sich eigen zu machen. Auch die in Sulzers Leben überall eingeflochtne Nachrichten und Anekdoten zur Geschichte der Litteratur und des Geschmacks unsrer Nation in den letztverflossnen vierzig Jahren (in einem Zusammenhang, wodurch vielen, die erst in der zweoten Hälfte dieses Zeitraums in die Welt zu gucken angefangen haben, ein nöthiges Licht aufgehen kann) trägt vieles bey, diese Schrift des Hrn. H. um so interessanter zu machen, da diese Nachrichten aus lauter ächten Quellen, aus einer genauen persönlichen Verbindung mit dem seligen Sulzer, und größtentheils aus dessen mit Bodmern — einem Mann, der uns nun in seinem zoften Jahr nachgerade merkwürdig zu werden anfängt, nachdem die Nation die nützlichen Einflüsse

und

und Wirkungen seiner so mannichfaltigen Verdienste 50 Jahre lang unerkannt genossen hat — gepflogenem vieljährigen vertrauten Briefwechsel hergeflossen sind. — Doch ich behalte mir auf eines der Monatstücke des künftigen Jahrgangs vor, wieder zu diesem merkwürdigen Buche zurückzukommen, dessen baldiger Fortsetzung alle Leser desselben mit mir begierig entgegen sehen werden.

W.

Der im T. M. vom Monat August d. J. angekündigte Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, für das Jahr 1780. ist im hiesigen Hoffmannischen Verlage vor kurzem fertig geworden. Er ist 10 Bogen in 12. stark, und auf fein Papier sauber und niedlich gedruckt. Gleich anfangs findet der Leser kurzgefaßte Nachrichten aus der Chemie, worunter sich viele neue Entdeckungen auszeichnen. Dann folgen weitläuftigere Aufsätze von verbesserten Bereitungsarten verschiedener chemischer Produkte z. B. des englischen Vitrioloels, des Bleyzuckers u. dgl. Zuletzt einige Nachrichten von Büchern aus diesem Fache.

Der fleißige Herr Professor Crell in Helmstädt fährt fort, sein ungemein nützliches chemisches Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufakturen u. s. w. herauszugeben. Der zwoote Theil davon ist verwichene Michaelismesse in der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo in 8. 250 Seiten stark erschienen. Der Raum erlaubt uns nur die Aufschriften der ausführlichern Aufsätze anzuzeigen. 1) Ueber einige baumähnliche Bildungen von metallischen Salzen vom Hrn. Prof. Gmelin in Göttingen. 2) Chymische Untersuchung des Sauerkleesalzes von Hrn. Wiegleb. 3) Chymische Versuche mit der Holzsäure, in Absicht vermittelst derselben eine

Naphta zu verfertigen, von Hrn. Göttling. 4) Beobachtungen bey der Vermischung einiger Naphten mit den entgegengesezten Säuren, von Hrn. D. Crell. 5) Von der Bereitung des Brechweinsteins, von Hrn. Mönch, Apotheker in Kassel. 6) Vom Kennzeichen des Gummi Guajaci und mehrere Versuche mit diesem Harze, von Hrn. D. Dehne. 7) Etwas vom Kampher aus der Küchenschelle, von Hrn. Heyer. 8) Vom elastischen Harze, von Hrn. Thorey. 9) Fortsetzung der Versuche mit der aus dem Rindertalge entwickelten Säure, von Hrn. Prof. Crell. 10) Eben desselben Zerlegung des Wallraths. 11) Noch desselben Fortsetzung der Versuche Phosphorus zu bereiten. 12) Endlich von der Zerlegung der Cacaobutter. Hierauf folgen Auszüge chemischen Innhalts aus verschiedenen weitläuftigern Werken. Zulezt: Anzeige einiger Bücher.

V.

Kunstsachen.

Sechs Figuren für die Liebhaber der schönen Künste, in Holz geschnitten von Joh. Friedr. Gottlieb Unger, dem Jüngern, Formschneider zu Berlin, und mit einer Abhandlung begleitet, worinn etwas von Märkischen Formschneidern und in der Mark gedruckten Büchern, in welchen sich Holzschnitte befinden, gesagt wird. In Commission bey Joh. Friedr. Korn, dem ältern in Breslau, 1779.

Diese schätzbaren Nachrichten sind von Hrn. Friedrich Jacob Wippel, worinn uns unter andern bekannt gemacht wird, daß der alte Herr Unger in Berlin an viel größeren als bisher gewöhnlichen Holzschnitten nach Meilischen Zeichnungen arbeite.

beite. Diese hier vorgelegten 6 Blätter von dem jüngern Herrn Unger sind ausserordentlich wohl gerathen, und in den Schraffirungen mit Fleiß gesuchte Schwierigkeiten überwunden. Wir versprechen uns an ihm einen der geschicktesten Formschneider. Sein Vater ist willens, nächstens einen Tractat über das Formschneiden herauszugeben, dem wir ebenfalls mit Vergnügen entgegen sehen.

* * *

In Aberlis Manier Landschaften zu radiren, und nachher mit Farben anzumahlen, hat Herr Krause in Weimar einen glücklichen Versuch gemacht. Das erste Blatt stellt das Herzogl. Weimarische Lustschloß Wilhelmsthal von Seiten des Teichs vor. Der reine Contour, die schöne Perspektiv und Haltung, so wie die dieser Manier angemessene leichte Behandlung, werden jedem Kenner gefallen. Die Luft ist blaß gemahlt, die letzten Drucker sind mit großem Verstand überall angebracht, und die Figuren des Vorgrunds schön, leicht, und im wahren Verhältniß zu der Landschaft gedacht und gezeichnet. Das Publikum hat daher dem H. wahren Dank zu sagen, daß er diese Manier bey uns von neuem eingeführt, und dadurch das Vergnügen Handzeichnungen von ihm zu besitzen, vervielfältigt hat. Es werden nicht mehr Abdrücke ausgefertigt als bestellt werden, und man hat sich daher an ihn selbst zu wenden. Der Preiß eines jeden Blatts ist ein Conventions-Gulden; doch wird jeder das Porto selbst tragen.

XXIV. Kupfer zu den Leben und Thaten des Don Quixote von Mancha; nach Hrn. Bertuchs Uebersezung. Erste Lieferung. Tab. I — XII. Leipzig 1779. bey Fritsch.

Don Quixote hat schon seit länger als hundert Jahren Mahler, Zeichner und Kupferstecher beschäftigt, aber nie ist

er glücklicher, verständiger und wahrhaftig dichterischer von einem Künstler behandelt worden, als hier von Hrn. Chodowiecki. Coypel, Picart le Romain, Vanderbanck, die ihn bearbeiteten, waren zwar gute Zeichner und Mahler, aber es fehlte ihnen Dichtersinn und das Talent, ihren Schriftsteller nicht allein ganz zu fühlen, sondern auch ganz darzustellen. Daher die Leblosigkeit ihrer Figuren. Keine hat Charakter; keine handelt; in unsers Chodowieckis Blätter hingegen ist Alles Seele und Leben, jeder Strich Commentar über seinen Schriftsteller. Man sieht da, nicht wie gewöhnlich, Marionetten, sondern Menschen, und gerade dieselben, die der Dichter schuf. Scenen, die schon vielmal von ihm bearbeitet worden, erscheinen von seiner Hand immer wieder neu, und man fühlt augenblicklich, daß man sie so noch nie gesehen hat. Kurz, wir hoffen gewiß, daß nicht leicht ein fleißiger Leser des Don Quixote das Vergnügen wird entbehren wollen, diesen vortrefflichen bildlichen Commentar, worinn jedes Blatt auch von Seiten der Kunst höchst schätzbar ist, bey seinem Exemplar zu besitzen.

Eines einzigen Versehens, das uns in diesen 12 Blättern aufgestossen ist, müssen wir gedenken, damit unser gerechter Beyfall, den wir diesem Werke geben, nicht den Anstrich der Partheylichkeit habe. Auf dem VII. Blatte nemlich ist die schöne Zoraida zur Schwarzen oder Negerin gemacht. Dies ist falsch, und Herr Chodowiecki hat sich durch den Mißbrauch des Worts Mor, Morin, der leider unter uns noch so gemein und fälschlich mit Schwarzen, Neger, Synonim ist, dazu verleiten lassen. Moren, Maurus, Moro, heißen in allen alten Ritterbüchern und Reisebeschreibungen die Araber, oder Mauritanier, die sonst den südlichen Theil Spaniens inne hatten; und diese waren so weiß und schön als irgend sonst Europäer.

VI. Schrei-

VI.

Schreiben an einen Freund.

Von einem teutſchen Leſer der franzöſiſchen gelehrten Zeitung, die in Zweybrücken ausgegeben wird.

Sie thun mir in der That groſſes Unrecht an, wenn Sie im Ernſte glauben, ich hätte das nur geſagt, weil es franzöſiſche Zeitungen wären. Möchten nur die Verfertiger dieſer gelehrten Gazette ſo rein von falſcher Schwachheit ſeyn, als ich es gewiß bin! Von jeher bin ich ein erklärter Freund der franzöſiſchen Litteratur geweſen; nie aber hat dieſe Neigung es bey mir dahin gebracht und wird es auch nicht dahin bringen, daß ich, wie noch immer viele teutſche Herren und Damen thun, Frankreich auf Unkoſten meines teutſchen Vaterlandes erheben ſollte. Die Herren Journaliſtes de Deux-ponts ſind nicht immer ſo unpartheyiſch, ſondern laſſen noch hie und da viel Prädilection für das franzöſiſche Element blikken; und ſcheinen es noch nicht recht der Mühe werth zu achten, ſich in Anſehung teutſcher Sitten, Sprache und Einrichtungen, gehöriger Genauigkeit zu befleiſſigen. Sie verhunzen teutſche Namen, nehmen es mit Sachen, die bey uns anders ſind, nicht ſo genau, und machen ſich nicht allein des Nationalſtolzes verdächtig, ſondern auch mancher Unrichtigkeiten ſchuldig. Eben dieſes lag mir im Kopfe, da ich bey unſerem gemeinſchaftlichen Freunde No. 46. von dieſem Jahre auf dem Tiſche liegend fand, und ich konnte mich daher nicht enthalten, bey Leſung der beyden erſten Zeilen (*) auszuru-

 ſen:

(*) Sie lauten in der Gazette univerſelle de Literature pag. 361. alſo: Pour nous, profanes journaliſtes, gens ordinairement minutieux, tres ignorans —

fen: Ey, ey! daß nur kein teutſcher Journaliſt dieſe zwey Zeilen im Ernſte nimmt! Er dürfte leicht etwas finden, wodurch ſein Mißverſtand gar noch beſtärkt werden könnte, wenn er ſuchen wollte.

Daß Sie meiner billigen Denkungsart es zugetraut haben, ich könne dieſes nicht in vollem Ernſte gemeint haben, dafür danke ich Ihnen herzlich; ob es gleich nur Gerechtigkeit iſt, die Sie mir, der ich niemanden gern etwas Unhöfliches ſage, wiederfahren laſſen. Allein daß Sie hinzugeſetzt haben, ich hätte es nur geſagt, weil es franzöſiſche Zeitungen wären, dies iſt mir empfindlich geweſen, und hat mich bewogen, Ihnen einige Belege meiner im Scherz vorgebrachten Behauptung vorzulegen, welche zeugen können, daß nicht kindiſche Nationalpartheylichkeit, ſondern wirklich etwas Wahres mir die Veranlaſſung zum Scherze gegeben habe.

Wer in einer Stadt des heil. römiſchen Reichs teutſcher Nation gelehrte Zeitungen ſchreibt oder beſorgt, der ſoll doch, er ſey nun Katholik, Lutheraner oder Reformierter, wenigſtens ſo viel wiſſen, daß die Unkatholiſchen, oder die Lutheraner und Reformierten, unter dem gemeinſchaftlichen Namen, Proteſtanten, begriffen ſind, und zum allerwenigſten dies, daß Lutheraner auch Proteſtanten heiſſen. Was ſagen Sie nun dazu, wenn in ihrer Gazette Année 1779. No. 3. pag. 23. in der Nachricht von dem toleranten Anbauer der Sierra Morena in Spanien, Olavides, geſchrieben ſieht: Mais par malheur le reverend Pére Inquiſiteur et l'eſſaim vigilant et pieux du St. Office decouvrirent, que la plûpart de ces cultivateurs étoient *les uns Proteſtants, les autres Lutheriens.* Ich möchte es beynahe für Affectation halten, teutſche die Religion betreffende Sachen gar nicht zu wiſſen; und erinnere mich bey der Gelegenheit, daß Voltaire in ſeiner ſogenannten Geſchichte Karls des XII. auch einmal ſagt: Karl habe

als

Wahrſager.

Hüte dich vor dem fünfzehnten Merz.

Cäſar.

Wer iſt dieſer Mann?

Brutus.

Ein Wahrſager warnet euch vor dem fünfzehnten Merz.

Cäſar.

Stellt ihn mir vor, ich muß ſein Geſicht ſehen.

Caſca.

Guter Freund, komm aus dem Gedräng hervor, ſieh dem Cäſar ins Geſicht.

Cäſar.

Was haſt du mir nun zu ſagen? Rede noch einmal.

Wahrſager.

Hüte dich vor dem fünfzehnten Merz.

Cäſar.

Er iſt ein Träumer, laßt ihn gehen; weiter!

(Cäſar und ſein Gefolge gehen ab.)

als ein eifriger Lutheraner faſt an die Prädeſtination (ein Dogma des Calvin) geglaubt, und eben deswegen ſey er ſo blind ins Feuer gegangen. Den Gens profanes et très ignorans vergiebt man ſo etwas gern; aber den Hiſtoriens et Journaliſtes minutieux wird billig die Unrichtigkeit in dergleichen minuties als groſſer Fehler angerechnet.

Wie rein die Verfaſſer der Gazette de litterature von der Nationalſchwachheit ſind, die Sie mir Schuld geben, davon will ich Ihnen doch auch ein Paar Probchen vorzeigen. In No. 15. d. J. werden pag. 119. Particularités, concernant Mr. de Haller beygefügt, die auf einer einzigen Quartſeite eine Nachläſſigkeit, einige hiſtoriſche Unrichtigkeiten und viel Partheylichkeit für die franzöſiſchen und wider die teutſchen Gelehrten enthalten. Wenn auch die Jahrzahl 1705, in welchem Jahre Haller den Boerhaaven zum erſtenmale geſehen haben ſoll, hier kein Verſehen des Verfaſſers, ſondern des Setzers ſeyn ſollte, ſo iſt doch der Irrthum ſo auffallend, daß er wenigſtens, wenn er auch einem ungelehrten Corrector entgangen wäre; in einem folgenden Blatte hätte angezeigt werden ſollen. Es muß 1725 heißen; denn Haller iſt erſt 1708 gebohren worden. So iſt auch viel Unbeſtimmtes und manches Unrichtige in folgenden Zeilen S. 120. „En 1749 le roi de la Grande Brétagne *l'annoblit*, mais ſans lui donner le titre de *Baron*, comme on l'a ſouvent dit et écrit: *après avoir été* Préſident de la Societé royale de Goettingen la voie du ſort le fit Magiſtrat de Berne &c.“ Der Verfaſſer der Particularitäten giebt ſich hier das Anſehen der Genauigkeit, und ahndet es, daß Haller oft iſt Baron genennt und geſchrieben worden. Allein der Fehler iſt ſo groß nicht, als er denkt. Baron oder Freyherr wird im gemeinen Leben jeder Edelmann genennt, und kann auch ohne Schaden ſo genennt und geſchrieben werden; wenn es nur nicht mit dem Zuſatze Baron *du St. Empire* oder Reichsfreyherr geſchieht. Wäre

der Verf. dafür lieber in seiner eigenen Nachricht genauer gewesen. Zum Baron von Großbrittannien hat der König Hallern nicht machen wollen, und zum teutschen Baron oder Edelmann hat er ihn weder als Roi de la Grande Bretagne, noch als Churfürst von Hannover machen können. Die wahre Geschichte ist so, wie sie im teutschen Merkur v. J. 1778. Monat Junius S. 261, welchen doch der V. bey seinem Aufsatze vor Augen gehabt hat, erzählt wird: Ao. 1749 beschenkte ihn der König mit einem vom Kayserl. Hofe ausgewirkten Adelsbriefe; dies ist aber durch le roi l'annoblit grammaticalisch und historisch unrichtig übersetzt. Und Président de l'academie royale ist er auch als Magistrat de Berne und bis an sein Ende geblieben; daher das après avoir été Président hier undeutlich ist, und leicht einen Irrthum veranlassen kann.

Von der angezeigten Partheylichkeit kann der ganze Aufsatz zeugen. Es ist zu sichtbar, daß der IV. Artikel des angezeigten St. vom teutschen Merkur, wo Haller gelobt, und der gewöhnlichen Eloges der Franzosen als nicht der richtigsten Mittel, einen lobverdienenden Mann zu loben, gedacht wird, die Gelegenheit dazu gegeben und die französische Empfindlichkeit ein wenig gereizt hat. Hieraus läßt sich nun auch erklären, warum fast lauter unrühmliche Particularités, concernant Mr. de Haller angeführt worden sind, und dem bel esprit Allemand, Mr. Wieland zugerufen wird: Fontenelle, où es tu? Nur bleibt es mir unerklärbar, wie bloße Nationalpartheylichkeit einen Schriftsteller so gar verleiten kann, Hallers Charakter anzutasten. Doch wird er hier unruhig und unverträglich (d'un caractére inquiet et d'un commerce épineux) genennt, wegen seines Commentars über den Boerhaaven unter die Zahl der Undankbaren (dans le catalogue des fils ingrats) gesetzt, und der Grund von seiner Correspondenz in seiner Eitelkeit und Gewinnsucht wahrscheinlich gefunden (la gloriole et même le lucre paroissent avoir influé) Und in Ansehung der Hallerischen Romane, gesetzt es wäre auch zwischen Alfred und Usong und Telemaque et Sethos die grose Kluft, die sich der V. denkt, ist es doch allemal Unbilligkeit, sie trocken und schimärisch zu nennen, oder mit allem Nachdrucke der französischen Kraftsprache zu sagen: ils sont la sechereſſe même, et contiennent bien des vues chimeriques.

Nun auch ein Pröbchen, wo nicht blos einigen Teutschen, sondern der ganzen Nation, kurz allen die teutsch reden, auch den Schweizern zugleich mit, eins angehängt wird. Die Gelegenheit dazu muß auch Haller geben. In

No. 21. wird das Eloge de Mr. de Haller par Mr. Vicq d'Azyr rezenſiert, und daraus der Umſtand angeführt, daß der junge Haller, da er noch zu Tübingen ſtudiert, ſich einmal betrunken habe, ſo bald er aber wieder nüchtern geworden, den feſten Vorſatz gefaßt, ſo lange er lebe, keinen Wein wieder zu trinken, welchen er auch bis ans Ende ſeines Lebens pünktlich gehalten und treulich ausgeführt habe. Da Haller ſeinen Fehler ſo rühmlich ſelbſt wieder gut gemacht hat, ſo war es gar nicht nöthig, etwas zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen, noch weniger aber den Fehler ſo zu vermindern, daß man ihn zum Laſter zweer Nationen macht. Der Rezenſent aber, nachdem er erzählt hat: 'il lui arriva une fois de ſe livrer à un excés de vin, beliebt die Anmerkung einzuſchalten: imprudence, dont il ſeroit auſſi trop dur, de faire un crime à un étudiant *allemand*, et qu'on ne reproche ſeulement pas à un *Suiſſe*. Lord Cheſterfield hielt dergleichen Einfälle für elenden Alltagswitz, und verbot ſeinem Sohne ſchlechterdings niemals über ganze Nationen und Geſellſchaften, nicht einmal über die Geiſtlichen zu ſpotten und zu witzeln; nicht allein, weil ſolcher Scherz allemal ungerechte Beſchuldigung, ſondern vornemlich, weil er zu trivial ſey. Uebrigens bemerke ich nur noch, daß dieſer Rezenſent wenigſtens nicht zu den Journaliſtes minutieux gehöre: denn er nimmt die Sachen eben nicht ſo genau, wie gleich die beyden erſten Zeilen der Rezenſion geben: Le Baron de Haller, (das ſoll er ja nicht ſeyn, ſondern nur Mr. de Haller) Seigneur de — et d'Emaglens, (ſo heißt es nicht; ſondern Eclaguens) Conſeiller d'Etat (das war er nicht, ſondern Conſeiller de la cour).

Solche Nachläſſigkeiten aber ſind in dieſer Gazette etwas ſehr gewöhnliches, und beſonders ſind weder die Rezenſenten, noch der Redacteur, noch der Corrector in teutſchen Namen pünktlich. Zum Beweiſe nur einige auffallende Beyſpiele. In No. 37. d. J. unter der Rubrik Biographie wird die franzöſiſche Ueberſezung der Gedächtnißrede, welche Herr Bernhard Tſcharner auf Hallern gehalten hat, angezeigt, und nicht nur in der Anzeige des Titels heißt der Verfaſſer M. V. Tſchener, ſondern auch durch die ganze Rezenſion durch bleibt er M. Tſchener, daß es alſo unmöglich für einen Druckfehler angeſehen werden kann, oder ein ſehr grober ſeyn müßte. In No. 40. auch unter der Rubrik Biographie heißt das berühmte, frühzeitig kluge und gelehrte Lübeckiſche Kind des Malers Hein cke, deſſen neuaufgelegte Lebensbeſchreibung von Ch. von Schönech hier angezeigt wird, Chriſtian — Henri Heinelle de Lubeck, für Chrétien Henri Heinecke, de Lubeck. Und in No. 43. pag. 343. würde man-

cher schwer errathen, wer der Jean Buncle sey, ob er gleich durch den Zusatz heros d'un Roman *amphigourique* dem, der dies lezte Wort versteht, sehr deutlich charakterisiert seyn mag; wenn nicht die in der Rezension des Harmondes von Cledius bey den Haaren herbeygezogene Fehde zwischen Wieland und Nicolai erkennen ließe, daß es Buncle heißen soll. Doch dergleichen Verunstaltungen teutscher Namen in dieser Gazette de Litterature der vorigen Jahre sind, denk ich, schon sonst öfters gerügt worden.

Der kräftigste und lustigste Beleg meiner Behauptung aber ist, wenigstens meiner Empfindung nach, in No. 34. zu finden, und ich habe ihn auch deswegen, zu ihrer Ueberzeugung und Ergötzung bis zulezt aufgehoben. Es ist der Artikel Ascetique, unter welchem Considerations sur les oeuvres de Dieu — pour tous les jours de l'année. Traduit de l'Allemand, de M. C. C. Sturm, par Constance, angezeigt werden; und wobey es Ihnen selbst schwer werden sollte, zu entscheiden, welches von den drey Wörtern, profanes, minutieux, ignorans, hier im Scherze oder Ernste anzuwenden sey. Man sieht es dem Verfasser dieses Artikels an, daß er sein liebstes Steckenpferdt reitet. „Betrachtungen über die „Werke Gottes, in Teutschland von einem Mönche heraus„gegeben und in Frankreich übersezt comme de raison von ei„ner Nonne, sagt der V., sind etwas ganz besonders" und er hat daher seinen großen Spaß mit diesem *Moine* d'une imagination peu juste, mais brulante, den er bald mit Père schlechtweg, bald mit Reverend Père bekomplimentiert, wie auch mit Soeur Constance, Religieuse émerveillee de la vaste erudition du *Cénobite* Germanique, de ses idées gigantesques, de ses prières presque Capucinales et de ses mysticités dans le gout de celles de Marie à la coque. Wie aber, wenn nun Herr Sturm weder Mönch noch Klosterbruder, und Schwester Constance keine Nonne, ja nicht einmal Frauenzimmer wäre? Mich dauert der fröhliche Mann fast, daß ich ihm seinen Spaß so verderben und berichten muß, daß er sich wenigstens in Ansehung des Herrn Sturm sehr geirrt hat. Herr Sturm ist ein ehrlicher verheuratheter lutherischer Pfarrer und kein Mönch; war, als er seine Betrachtungen schrieb, Prediger in Magdeburg, und steht izt als Pastor in Hamburg. Wäre nun etwa die Nachricht, welche in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, im 2ten St. des XXXVIIIsten Bandes, S. 626. gegeben wird, vollends gar richtig, daß Sturms Betr. — neulich von einem gewissen Constance zu Paris wären ins Französische übersezt worden; so würde es um das ganze Spaßchen noch übeler stehen. Allein ich will

doch

doch zum Worte Constance hoffen, daß der Uebersetzer ein Frauenzimmer und eine Nonne seyn und bleiben werde, wiewohl in solchen Fällen auf grammaticalische Gründe eben nicht viel zu bauen seyn mag.

Ob übrigens das von ihm oder ihr übersezte Buch hier richtig und billig beurtheilt worden sey, verlangen Sie wohl von mir so wenig zu erfahren, als ich im Stande bin, es Ihnen genau zu sagen; doch kann ich Ihnen nicht bergen, daß mir wenigstens die Reflexion über Sturms Berechnung der täglich Sterbenden und der Summe der einst Auferstehenden "On voit, qu'en Allemagne, comme ailleurs, on peut être infiniment pieux, sans être pour cela plus raisonnable," nicht sonderlich gefallen hat, und daß sie selbst vielleicht gar mit zu meiner Vertheidigung angeführt werden könnte; welches ich aber nicht thun will. Das bereits Angezeigte kann, glaub ich, schon hinreichend seyn, alle Journalisten, und besonders die französischen, zu warnen, mit dem Witze behutsam umzugehen, und wenigstens nicht so mit sich selbst zu spaßen, daß ihr Scherz leicht als wirkliche Satyre auf sie selbst gedeutet werden könne; vornemlich aber Sie, mein Herr, zu überzeugen, daß Sie mir Unrecht gethan haben, und sie zu bewegen, mir künftighin mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. In solcher Hoffnung verharre ich ꝛc.

Nachschrift. Eben da ich diesen Brief fortschicken will, und der Sicherheit wegen die Gazette noch einmal durchblättere, zu sehen, ob ich die Nummern richtig angezeigt habe, fallen mir gleich noch etliche Belege in die Augen. In No. 62 werden von Schmidlins Catholicon die Buchstaben H und J angezeigt. Hier wird dieses nützliche französische Wörterbuch von einem Teutschen verfaßt nicht nur singulier genennt, sondern auch wegen dessen, was andere loben würden, z. E. wegen der Genauigkeit, auch die geringsten Sprüchwörter nicht vergessen zu haben, getadelt. Und den Beschluß macht auch hier eine verächtliche Anmerkung über die Allemands. „Diese, heißt es, scheinen es als ein groses Geschenk anzunehmen, bewundern das savoir universel des Verfassers, und werden sich einbilden, wenn das Werk fertig ist, sie haben ihm einen wirklichen Schatz zu danken. Werden sie vollends Französisch schreiben, und die Phrasen aus dem Catholicon nehmen, so soll das die lustigste Carricatur geben." Was ist das doch für ein elendes französisches Sclaver!

In No. 69 werden Nicolai's vermischte Gedichte angezeigt und mit Recht gelobt. Allein dieses Lob auch wird

so

ſo gegeben, daß die teutſche Nation doch dabey getadelt wird. Herr Nicolai hat zwar rien d'affecté ni de précieux, point d'enfantillage, dafür aber ſind dieſes defauts trop communs dans les *Poetes Allemands, qui ont aujourd'hui le plus de reputation.* Ich werde dieſe Fehler unſerer Dichterlinge in Ewigkeit nicht Schönheiten nennen; wer berechtigt denn aber den Verfaſſer, den teutſchen Geſchmack ſo zu beſchimpfen, daß er ſagen darf, dieſe Dichterlinge hätten le plus de reputation? Auf eben dieſer Seite wird es gelobt, daß man das Buch nicht durch Hülfe der Vignetten und Kupfer habe ſchön machen wollen; dafür heißt dies aber gleich eine Mode, die von Frankreich nach Allemagne gekommen iſt, und comme de raiſon y a été portée à l'excès.

In No. 71 ſoll der Roman **Reizenſtein**, oder die Geſchichte eines teutſchen Offiziers beurtheilt werden: aber auch dies kann nicht geſchehen, ohne von den Allemands überhaupt ſpöttiſch zu reden. Die Rezenſion hebt wie eine feurige Rede des Cicero wider den Catilina oder den Antonius an. Ich will das Pathetiſche durch keine Ueberſetzung ſchwächen, ſondern den Anfang im Originale herſetzen, und alles was Ohren hat, höre: La digue eſt rompue; le torrent ſe deborde avec furie; les Allemands ſont devenus Romanciers à outrance.

Wenn das nicht elende Nationalpartheylichkeit iſt, ſo weiß ich faſt nicht, was man ſonſt ſo nennen ſoll. Mir ekelt es, mehr aufzuſuchen, und noch etwas davon zu ſagen. Wer Luſt hätte, ſolche franzöſiſche Einfälle aufzuraffen, dürfte vielleicht aus jeder Anzeige eines teutſchen Buchs einen oder ein Paar hervorbringen ſehen. Mich wundert nur, wie dieſe Herrn Gazettiers das Ding nicht ſelbſt zum Ekel kriegen. Es iſt doch ein ewiges Einerley. Sollten ſie aber, welches ich kaum glauben kann, ſo ſtumpf ſeyn, ſo etwas nicht zu merken; ſo erzeigte ihnen vielleicht eine Wohlthat, wenn ſie jemand aufmerkſam darauf machte. Und wer hätte dazu mehr Verbindlichkeit, als Sie, mein Herr, der Sie ſich ihrer ſo annehmen? Wenn Sie meinen Brief für geſchickt dazu halten, ſo gebe ich es Ihnen hiermit frey, ihn wie er da iſt, in das nächſte beſte periodiſche Werk mit einrücken zu laſſen. Vielleicht kriegen ihn die Herrn da zu leſen, lernen ſich ſchämen und — beſſern ſich.

Druckfehler.

Seite 286. Z. 20. l. ſtatt Nation Mann.

VII. An-

VII.

Anzeige.

Da ich in diesem Winter Muse haben werde, meine Gedichte zu sammlen und zu verbessern, so bin ich Willens, sie mit den noch ungedruckten, (worunter 8 neue Episteln sind) auf Pränumeration in künftiger Leipziger Ostermesse herauszugeben. Format, Druck und Papier, wie bey Hrn. Bürgers Gedichten, denn die Dietrichsche Offizin in Göttingen besorgt auch den Druck der meinigen. Das Ganze wird 1 Alph. und vielleicht einige Bogen darüber betragen, Episteln, lyrische Gedichte und Epigrammen enthalten, nicht aber die Lieder zweyer Liebenden, auch nicht die ehemals versprochenen Lieder zweyer Ehegatten. Der Preiß ist 1 Rthlr. in Golde, die Pistole zu 5 Rthlr. und den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 ggr. gerechnet. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt, wovon ich mir die Listen, mit dem Betrag der Pränumerationsgelder, gegen Ablauf des Februars k. J. unter der Aufschrift: **An den Kanzleydirektor Gockingk in Ellrich**, erbitte. Von den Briefen und Geldern trag ich das Porto allein, und versende die Exemplare durch sämtliche Königl. Preuß. und Churhannoverische Lande, außerdem aber nur bis Frankfurt am Main, Leipzig, Hamburg, Bremen, Braunschweig und Nordhausen frey mit der Post. Wer weder im Preußischen und Hannöverischen, noch in einer der angezeigten Städte wohnt, wird ersucht, den Ort und die Art, wie die Exemplare spediert werden sollen, mir anzuzeigen.

Ich möchte Niemand gern mit der Bitte, für meine Gedichte zu colligiren, lästig seyn, daher bab ich nur die meinigen, deren Freundschaft für mich ich kenne, schriftlich darum ersucht. Ich muß es darauf ankommen lassen, ob ich mir durch meine Gedichte auch unbekannte Freunde erwerben, welche die Mühe des Colligirens, blos auf diese Anzeige zu übernehmen, und mir die Liste ihrer Pränumeranten zu übersenden die Güte haben wollen. Jeden aber, den vielleicht Freundschaft für mich dazu verleiten könnte, bitt ich inständig, alles was irgend einer Zudringlichkeit dabey ähnlich sehen könnte, zu vermeiden, denn ich bescheide mich sehr gern, daß nicht jedem mit meinen Gedichten gedient sey. **Ellrich, den 8ten Oct. 1779.**

Gockingk.

In-

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Gedichte. S. 1
II. Vom alten Goldgülden der Florentiner. 11
III. Briefe über Mahler und Mahlerey an eine Dame. 31
IV. Revision eines neuerlich über das Kartenspielen gefällten Urtheils. 41
V. Briefe, das Erziehungswesen betreffend. 67
VI. Kunstsachen. 79
VII. Bücher-Anzeigen. 85
VIII. An alle Freunde der alten römischen Litteratur. 91
IX. Gelehrte Nachrichten. 96

November.

I. Gedichte. S. 97
II. Zweyter Brief über Mahler und Mahlerey an eine Dame. 104
III. Ueber die Sittlichkeit des Luxus und der Singspiele ꝛc. 113
IV. Anekdoten des Herrn von Voltaire letzte Lebensauftritte betreffend. 133
V. Briefe über das Erziehungswesen. 164
VI. Bücher-Anzeigen. 173
VII. Anzeigen einiger neuer historischer Werke mit Kupfern. 180
VIII. Kunstsachen. 190
IX. Der Herausgeber an die Abonenten auf den T. Merkur. 191

December.

I. Eine Landhochzeit. S. 193
II. Briefe über das Erziehungswesen. 207
III. Beschluß der Anekdoten aus des Herrn von Voltaire letzten Lebensauftritten. 217
IV. Bücher-Anzeigen. 251
V. Kunstsachen. 292
VI. Schreiben an einen Freund. Von einem teutschen Leser der französischen gelehrten Zeitung, die in Zweybrücken ausgegeben wird. 295
VII. Anzeigen. 303

Glutvoll, und nicht zu langsam.

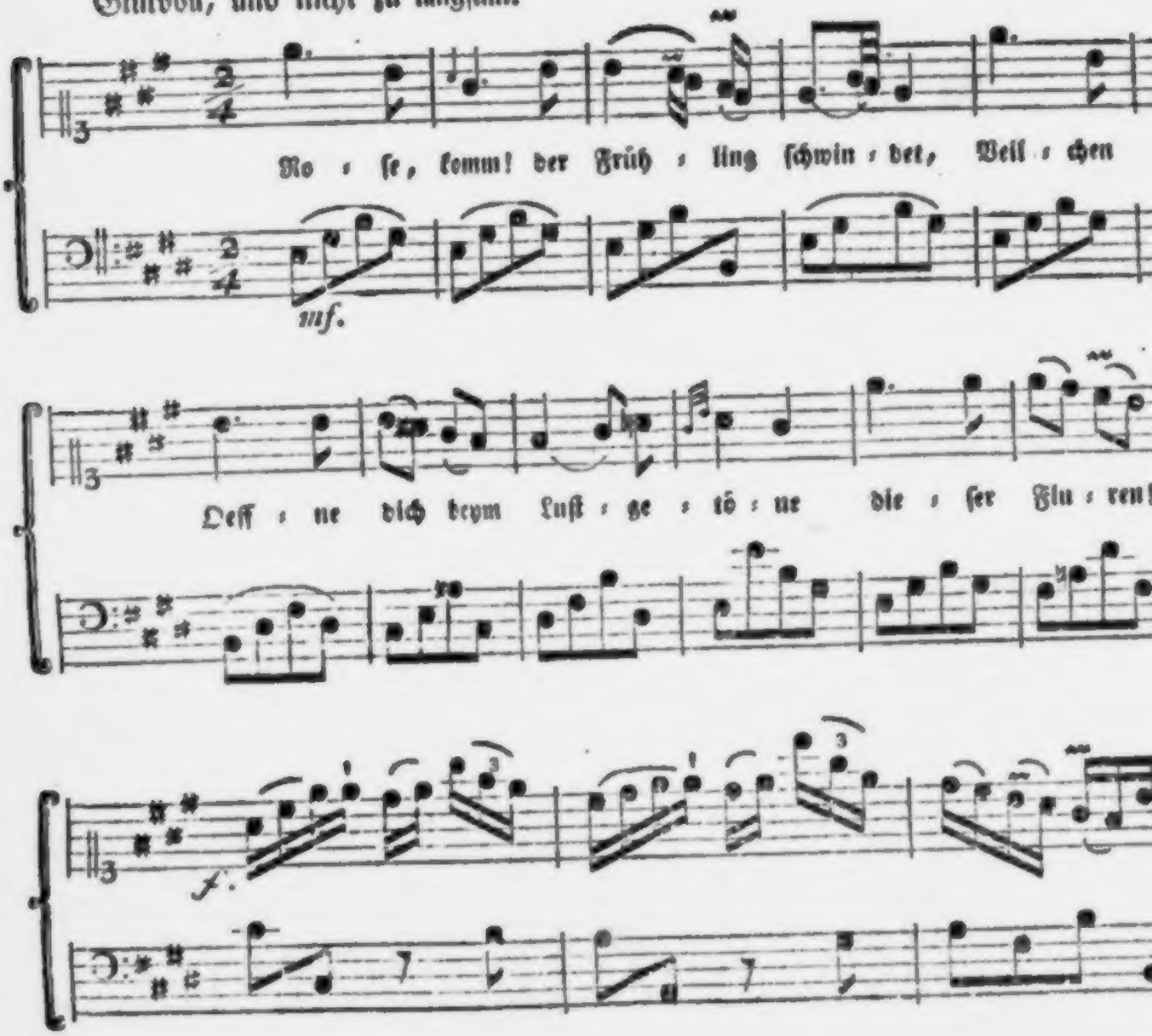

Dritte Scene.

Brutus und Caſſius bleiben zurük.

Caſſius.

Wollt ihr gehen, und dem Lauf zuſehen?

Brutus.

Ich gewiß nicht.

Caſſius.

Thut es, ich bitte euch.

Brutus.

Ich bin nicht zu ſolchen Kurzweilen aufgelegt; es mangelt mir ein guter Theil von dem ſprudelnden Geiſt, den Antonius hat; laßt euch das nicht aufhalten, Caßius, wenn ihr Luſt habt; ich will euch verlaſſen.

Caſſius.

Brutus, ich beobachte euch ſeit einiger Zeit; eure Augen zeigen mir die Freundlichkeit und den Ausdruk von Liebe nicht mehr, die ich darinn zu ſehen gewohnt war; ihr thut auf eine ganz ungewöhnliche Art fremde, gegen einen Freund, der euch liebt.

Brutus.

Irret euch nicht, Caßius; wenn ich meinen Blik verhüllt habe, ſo geſchah es nur, um eine innerliche Unruhe in meinem

Rose.

Von Madame Wolf.

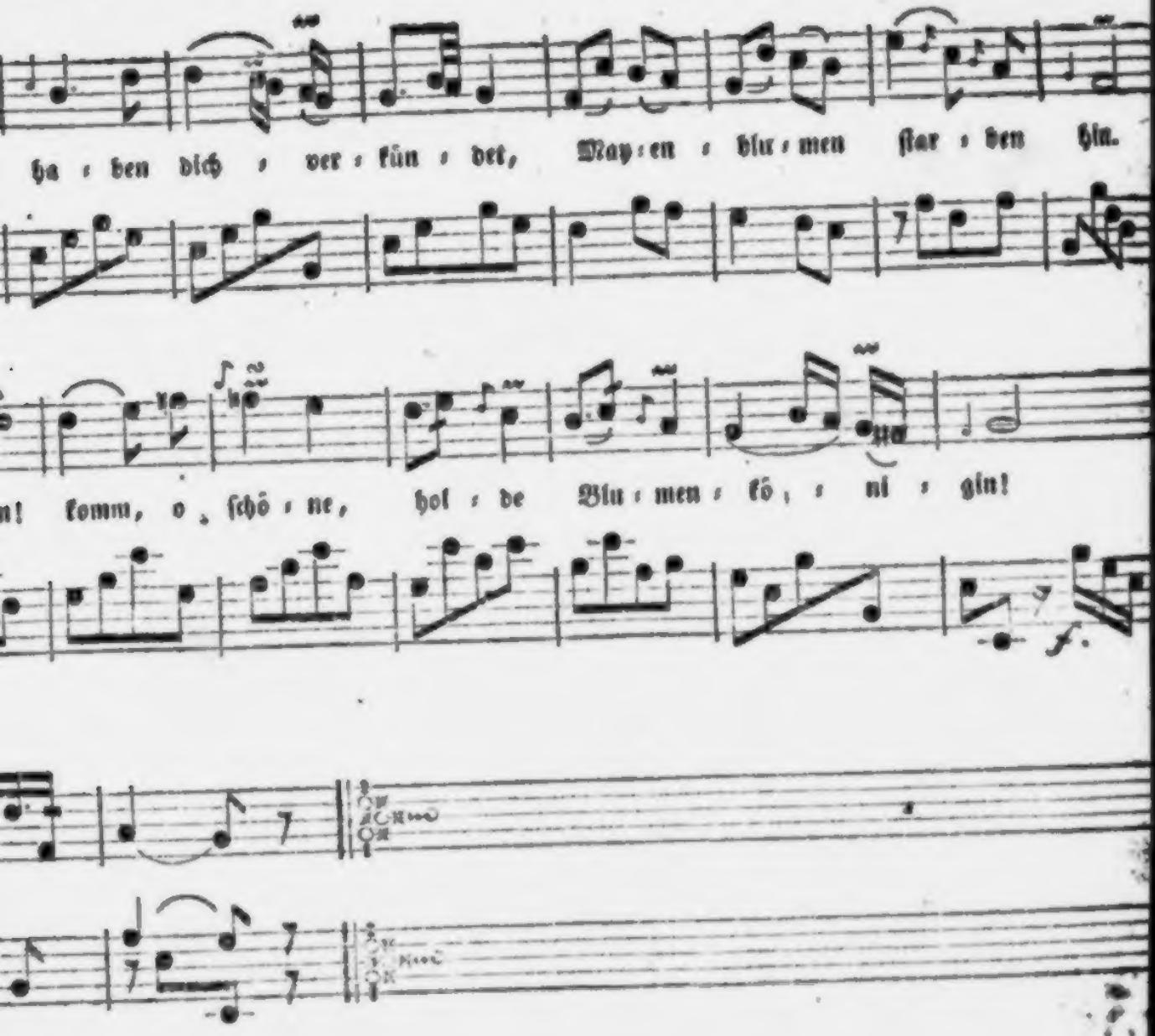

J. No. 10. October pag. 8.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1780.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Oberon.

Ein Gedicht in vierzehn Gesängen.

Erster Gesang.

1.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryfen, ihr Musen,
Zum ritt ins alte romantische land!
Wie lieblich um meinen entfesselten busen
Der holde wahnsinn spielt? Wer schlang das magische band
Um meine stirne? Wer treibt von meinen augen den nebel,
Der auf der Vorwelt wundern liegt?
Ich seh, in buntem gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes schwert, der Heyden blinkende säbel.

2.

Vergebens knirscht des alten Sultans zorn,
Vergebens bräut ein wald von starren lanzen:
Es tönt in lieblichem ton das elfenbeinerne horn,
Und, wie ein wirbel, ergreift sie alle die wut zu tanzen.
Sie drehn im kreise sich um bis sinn und athem entgeht.
Triumf, herr Ritter, triumf! gewonnen ist die Schöne.
Was saumt ihr? fort! der wimpel weht;
Nach Rom, daß euern bund der heil'ge Vater krone!

3.

Nur daß der ſüßen verbotenen frucht
Euch ja nicht vor der zeit gelüſte!
Geduld! der freundlichſte wind begünſtigt eure flucht,
Zween tage noch, ſo winkt Heſperiens goldne küſte.
O rette, rette ſie, getreuer Scheraſmin,
Wenn's mbalich iſt! — Zu ſpät! die trunknen ſeelen hören
Sogar den donner nicht. Unglückliche, wohin
Bringt euch ein augenblick? Kann liebe ſo bethören?

4.

In welches meer von jammer ſtürzt ſie euch!
Wer wird den zorn des kleinen Halbgotts ſchmelzen?
Ach! wie ſie arm in arm ſich auf den wogen welzen!
Noch glücklich durch den troſt, zum wenigſten zugleich
Eins an des andern bruſt zu ſinken ins verderben.
Ach! hoft es nicht! zu ſehr auf euch erboßt
Verſagt euch Oberon ſogar den armen troſt,
Den armen lezten troſt des leidenden, zu ſterben!

5.

Zu ſtrengern qualen aufgeſpart
Seh ich ſie hülflos, nackt, am öden ufer irren;
Ihr lager eine kluft, mit einer handvoll dürren
Halbfaulem ſchilf beſtreut, und beeren wilder art,
Die kärglich hier und dort an kahlen hecken ſchnoren,
All ihre koſt! In dieſer dringenden noth
Kein hüttenrauch von fern, kein hülfewinkend both,
Die ganze natur zu ihrem fall verſchworen!

6.

Und noch iſt nicht des rächers zorn erweicht,
Noch hat ihr elend nicht die höchſte ſtuf' erreicht;
Es nährt nur ihre ſtrafbarn flammen,
Sie leiden zwar, doch leiden ſie beyſammen.
Getrennt zu ſeyn, ſo wie in donner und blitz
Der wilde ſturm zwei bruderſchiffe trennet,
Und ausgelöſcht, wenn im geheimſten ſitz
Der hoffnung noch ein ſchwaches flämmchen brennet:

7.

Dies fehlte noch! — O du, ihr Genius einſt, ihr freund!
Verdient was liebe gefehlt die rache ſonder grenzen?
Weh euch! Noch ſeh ich thränen in ſeinen augen glänzen,
Erwartet das ärgſte wenn Oberon weint! ——
Doch, Muſe, wohin trägt dich die adlersſchwinge
Der hohen trunknen ſchwärmerey?
Dein hörer ſteht beſtürzt, er fragt ſich wie ihm ſey,
Und was du ſiehſt ſind ihm geheimnisvolle dinge.

8.

Komm, laß dich nieder zu uns auf dieſen kanapee,
Und, ſtatt zu rufen, ich ſeh, ich ſeh,
Was niemand ſieht als du, erzähl' uns fein gelaſſen
Wie alles ſich begab. Sieh, wie mit lauſchendem mund
Und weitgeöfnetem aug die hörer alle paſſen,
Geneigt zum gegenſeit'gen bund
Wenn du ſie täuſchen kannſt ſich willig täuſchen zu laſſen?
Wolan! ſo höret dann die ſache aus dem grund!

9.

Der Paladin, mit deſſen abenteuern,
Wir euch zu ergötzen (ſofern ihr noch ergötzbar ſeyd)
Entſchloſſen ſind, war ſeit geraumer zeit
Gebunden durch ſein wort nach Babylon zu ſteuern.
Was er zu Babylon verrichten ſollte, war
Halsbrechend werk, ſogar in Karl des großen tagen:
In unſern würd' es, auf gleiche gefahr,
Um allen ruhm der welt kein junger ritter wagen.

10.

Sohn, ſprach zu ihm ſein öhm, der heil'ge Vater zu Rom,
Zu deſſen füßen, mit einem reichlichen ſtrom
Bußfert'ger zähren angefeuchtet,
Er, als ein frommer chriſt, erſt ſeine ſchuld gebeichtet;
Sohn, ſprach er, da er ihm den ablas ſegnend gab,
Zeuch hin in frieden! Es wird dir wohl gelingen
Was du beginnſt. Allein vor allen dingen,
Wenn du nach Joppen kömmſt, beſuch das heil'ge grab!

11.

Der Ritter küſſet ihm in demuth den pantoffel,
Gelobt gehorſam an und zieht getroſt dahin.
Schwer war das werk, wozu der Kayſer ihn
Verurtheilt hatte; doch, mit Gott und Sanct Chriſtoffel,
Hoft er zu ſeinem ruhm ſich ſchon herauszuziehn.
Er ſteigt zu Joppen aus, tritt mit dem pilgerſtabe
Die wallfahrt an zum werthen heil'gen grabe,
Und fühlt ſich nun an muth und glauben zwiefach kühn.

12.

Drauf geht es mit verhängtem zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er, komt es bald?
Allein da lag noch mancher steile hügel
Und manche wüste und mancher dicke wald
Dazwischen. Und schlimm genug, daß ihm die sprache des landes
So fremd als die von Oc den armen heyden war:
Ist dies der nächste weg nach Bagdad, fragt er zwar
An jedem thor, allein kein mensch verstand es.

13.

Einst traf der weg der eben vor ihm lag
Auf einen wald. Er ritt bey sturm und regen
Bald links bald rechts den ganzen langen tag,
Und mußt oft erst mit seinem degen
Durchs wilde gebüsch sich einen ausgang hau'n.
Er ritt bergan, um freyer umzuschau'n,
Weh ihm! der wald scheint sich von allen seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

14.

Was ganz natürlich war däucht ihm ein zauberspiel,
Wie wird ihm erst, da in so wilden gründen,
Woraus bey hellem tag sich je herauszufinden,
Unmöglich schien, die nacht ihn überfiel?
Sein ungemach erreichte nun den gipfel.
Kein sternchen glimmt durch die verwachsnen wipfel;
Er führt sein pferd so gut er kann am zaum,
Und stößt bey jedem tritt die stirn an einen baum.

15.

Die dichte rabenſchwarze hülle
Die um den himmel liegt, der unbekannte wald,
Und was zum erſtenmal in ſeine ohren ſchallt,
Der löwen donnerndes gebrülle
Tief aus den bergen her, das, durch die todesſtille
Der nacht noch ſchrecklicher, von felſen widerhallt,
Den mann, der nie gebebt in ſeinem ganzen leben,
Den machte dies zum erſtenmal erbeben!

16.

Auch unſer held, wiewohl kein menſchenſohn
Ihn jemals zittern ſah, fühlt doch bey dieſem ton
An arm und knie die ſehnen ſich entſtricken,
Und wider willen läufts ihm eiskalt übern rücken.
Allein den Mut, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine furcht erſticken:
Und mit gezognem ſchwert, ſein roß ſtets an der hand,
Erreicht er einen pfad, der ſich durch felſen wand.

17.

Er war auf dieſem weg nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der fern den ſchein von feu'r zu ſehn.
Der anblick pumpt ſogleich mehr blut in ſeine wangen,
Und zwiſchen zweifel und verlangen
Ein menſchlich weſen vielleicht in dieſen öden höhn
Zu finden, fährt er fort dem ſchimmer nachzugehn,
Der bald erſtirbt und bald ſich wieder zeiget
So wie der pfad ſich ſenket oder ſteiget.

meinem Gemüth zu verbergen. Ich werde seit einiger Zeit von streitenden Leidenschaften, und von Gedanken geplagt, die sich nur für mich selbst schiken, und vielleicht etwas dunkles auf mein Betragen werfen: Aber dieses soll meine Freunde, unter denen Caßius gewiß einer ist, nicht bekümmern, noch sie bereden, daß ich sie verabsäume; es will nichts anders sagen, als daß Brutus, über dem Streit mit sich selbst, den Ausdruk der Liebe gegen andre vergißt.

Cassius.

So hab' ich mich in Absicht eurer Leidenschaft sehr geirret, und um dieses Irrthums willen, Gedanken von grossem Gewicht, würdige Gedanken, in dieser meiner Brust vergraben. Saget mir, edler Brutus, könnt ihr euer eignes Gesicht sehen?

Brutus.

Nein, Caßius, denn das Auge sieht sich selbst nicht anders als durch Reflexion von andern dazu tauglichen Körpern.

Cassius.

So ist es; und es ist recht sehr zu bejammern, Brutus, daß ihr keine solche Spiegel habt, die wenigstens ein Schattenbild eurer euch selbst verborgnen Tugend in euer Auge zurükwerffen möchten. Ich hab es gehört, wenn manche von den würdigsten Männern in Rom (den unsterblichen Cäsar ausgenommen) vom Brutus sprachen, und unter dem Joch dieser Zeiten seufzend, gewünscht haben, daß der edle Brutus sich mit ihren Augen sehen möchte.

Brutus.

18.

Auf einmal gähnt im tiefſten felſengrund
Ihn eine höhle an, vor deren finſterm ſchlund
Ein praſſelnd feuer flammt. In wunderbaren geſtalten
Ragt aus der dunkeln nacht das angeſtrahlte geſtein,
Mit wildem gebüſch verſezt, das aus den ſchwarzen ſpalten
Herabnikt und im widerſchein
Wie grünes feuer brennt. Mit luſtvermengtem grauen
Bleibt unſer ritter ſtehn den zauber anzuſchauen.

19.

Indem ſchallt aus dem bauch der gruft ein donnernd Halt!
Und plözlich ſtund vor ihm ein mann von rauher geſtalt,
Mit einem mantel bedeckt von wilden katzenfellen
Der grob zuſammengeflickt die rauhen ſchenkel ſchlug;
Ein graulich ſchwarzer bart hieng ihm in krauſen wellen
Bis auf den magen herab, und auf der ſchulter trug
Er einen zedernaſt, als keule, dick genug
Den größten ſtier auf Einen ſchlag zu fällen.

20.

Der Ritter, ohne vor dem mann
Und ſeinem zedernbaum und ſeinem bart zu erſchrecken,
Beginnt in der ſprache von Oc, der einzigen die er kann,
Ihm ſeinen nothſtand zu entdecken.
Was hör' ich? ruft entzückt der alte waldmann aus:
O ſüße muſik vom ufer der Garonne!
Schon ſechzehnmal durchläuft den ſternenkreis die ſonne,
Und alldiezeit entbehr' ich dieſen ohrenſchmaus.

21.

Willkommen, edler herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl ſich leicht erachten läßt
Daß ihr den weg in dieſes drachenneſt
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus, und nehmt vorlieb, ſo gut
Als mutter Natur uns hier mit eignen händen thut.
Die ſonne iſt mein koch, und hier in dieſem keller
Springt tag und nacht mein wein und macht die Augen heller:

22.

Mein held, dem dieſer gruß gar große freude gab,
Folgt ungeſäumt dem landsmann in die grotte,
Legt traulich helm und panzer ab,
Und ſteht entwafnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem waldmann wirds als rühr' ihn Alquifs ſtab,
Da jener izt den ihr des blanken helms entſchnallet,
Und ihm den ſchlanken rücken hinab
Sein langes gelbes haar in großen ringen wallet.

23.

Wie ähnlich, ruft er, o! wie ähnlich, ſtück vor ſtück,
Stirn, auge, mund, und haar! Wem ähnlich, fragt der Ritter?
„Verzeyht mir, junger mann! Es war ein augenblick,
Ein traum aus beßrer zeit! ſo ſüß! und auch ſo bitter!
Es kann nicht ſeyn! — Und doch, wie euch dies ſchöne haar
Den rücken herunter fiel, war mir's ich ſeh ihn ſelber
Von kopf zu Fuß. Bey Gott! ſein bildnis, ganz und gar,
Nur Er von breitrer bruſt, und eure locken gelber."

24. „Ihr

„Ihr seyd, der sprache nach, aus meinem lande; vielleicht
Ists nicht umsonst, daß ihr dem guten herrn so gleicht,
Den ich, in diesem wilden hayne,
So fern von meinem volk, schon sechzehn jahre beweine.
Ach! ihn zu überleben war
Mein schicksal! Diese hand hat ihm die augen geschlossen,
Dies auge sein frühes grab mit treuen zähren begossen,
Und izt ihn wieder in euch zu sehn, wie wunderbar!“

25.

Der zufall spielt zuweilen solche spiele,
Versezt der Jüngling. Sey es dann,
Fährt jener fort; genug, mein wackrer junger mann,
Die liebe, womit ich mich zu euch gezogen fühle,
Ist traun! kein wahn — Und gönnet ihr den lohn
Daß Scheracmin bey euerm namen euch nenne?
„Mein nam ist Hüon, erb und sohn
„Des braven Siegewin, einst herzogs von Guyenne.“

26.

O! ruft der Alte, der ihm zu füßen fällt,
So leg mein herz mir nicht! O tausendmal willkommen
In diesem einsamen unwirthbarn theil der welt,
Willkommen, sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen herrn, mit dem in meiner bessern zeit
Ich manches abenteu'r in schimpf und ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten flügelkleid
Als wir zum heil'gen grab zu fahren uns verbanden.

27.

Wer hätte dazumal gedacht,
Daß wir nach achtzehn jahren in wilden felſengründen
Auf Libanon uns würden wiederfinden?
Verzweifle keiner je, dem in der trübſten nacht
Der hoffnung lezte ſterne ſchwinden!
Doch, herr, verzeyht daß mich die freude ſchwazhaft macht.
Laßt mich vielmehr vor allen dingen fragen,
Was für ein ſturmwind euch in dieſes land verſchlagen?

28.

Herr Hüon läßt auf einem ſitz von moos
Beym feuerheerd ſich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reiſemüden glieder
Mit einem trunk, ſo friſch er aus dem felſen floß,
Und etwas honigſeim und trocknen datteln geſtärket,
Beginnt er ſeine geſchichte dem wirth erzählen, der ſich
Nicht ſatt an ihm ſehen kann, und ſtets noch was bemerket
Worinn ſein vor'ger herr dem jungen ritter glich.

29.

Der Ritter erzählt, nach art der lieben jugend,
Ein wenig breit: wie ſeine Frau Mutter ihn
Bey hofe (dem wahren ort um Prinzen zu erziehn)
Gar fleiſig zu guter lehr und ritterlicher tugend
Erzogen; wie ſchnell der kindheit lieblicher traum
Vorübergeflogen; und wie, ſobald ihm etwas flaum
Durchs kinn geſtochen, man ihn zu Bourdeaux, von den ſtufen
Des ſchloſſes, mit großem romp, zum herzog ausgerufen.

30. Und

30.

Und wie sie drauf in eitel luſt und pracht
Mit jagen, turnieren, banketten, ſaus und brauſe,
Zwey volle jahre wie einzelne tage verbracht:
Bis Amory, der feind von ſeinem hauſe,
Beym Kayſer, deſſen huld ſein vater ſchon verſcherzt,
Ihn hinterrucks gar böslich angeſchwärzt;
Und wie ihn Karl, jedoch zum ſchein in allen gnaden,
Nach hofe, zum empfang der lehen, vorgeladen.

31.

Wie ſein beſagter feind, der liſtige Baron
Von Hohenblat mit Scharlot, zweytem ſohn
Des Kayſers, und dem ſchlimmſten fürſtenknaben
Im Chriſtenthum, der lange luſt gehegt
Zu Hüons land, es heimlich angelegt
Auf ſeinem zug nach hof ihm eine grube zu graben;
Und wie ſie eines morgens früh
Ihm aufgepaßt im wald bey Montlery.

32.

Mein bruder Gerard, der die reiſe mit uns machte,
(So fuhr er fort) ein muntrer ſant,
Mit ſeinem falken auf der hand,
Entfernt' im wald, aus kind'ſcher luſt, ſich ſachte
Von unſerm trupp, läßt ſeinen falken loß,
Und rennt ihm nach; wir andern zogen
Ganz arglos unſern weg, und achteten's nicht groß
Als falk und knab aus unſerm blik entflogen.

33.

Auf einmal schlägt ein klägliches geschrey
An unser ohr; wir eilen schnell herbey,
Und finden Gerardin vom pferde
Gestürzt, beschmutzt und blutend auf der erde.
Ein edelknecht, den keiner unsrer schaar
Erkannte, daß es Scharlot selber war,
Stand im begriff ihn waidlich abzumalken,
Und seitwärts hielt ein zwerg mit seinem falken.

34.

Von grimm entbrannt rief ich: du grobian,
Was hat der knabe dir gethan,
Der wehrlos ist, ihm also mitzuspielen?
Zurück, und rühr' ihn noch mit einem finger an,
Wofern dichs jückt mein schwert in deinem wanst zu fühlen.
Ha! schrie mir jener zu — bist du's? Dich sucht ich just.
Schon lange dürst ich nach der lust
Mein rachegluhend herz in deinem blut zu kühlen.

35.

Kennst du mich nicht, so wiß', ich bin der sohn
Des herzogs Dietrich von Ardennen:
Dein vater Siegewin (müg' er im abgrund brennen!)
Trug über Meinen einst bey einem ofnen rennen
Mit hinterlist den dank davon,
Und durch die flucht entgieng er seinem lohn:
Allein, ich hab ihm rache geschworen,
Du sollst mir zahlen für ihn; da, sieh zu deinen ohren!

36.

Und mit dem worte rennt er gegen mich,
Der, unbereit zu solchem tanze,
Sich's nicht versah, mit eingelegter lanze.
Zum glück pariert' ich seinen stich
Mit meinem linken arm, um den ich in der eile
Den mantel schlug, und auf der stell empfieng
Mit meinem degenknopf der unhold eine beule
So derb, daß ihm davon der athem stracks entgieng.

37.

Er fiel, mit einem wort, um nimmer aufzustehen.
Und plötzlich liessen sich im walde reuter sehen
In großer zahl; doch des erschlagnen tod
Zu rächen, war dem feigen troß nicht noth.
Sie hielten, während wir des knaben wunde banden,
Sich still und fern, bis wir aus ihren augen schwanden;
Drauf legten sie den leichnam auf ein roß
Und zogen ebnen wegs zum kayserlichen schloß.

38.

Unwissend, wie bey Karln mein handel sich verschlimmert,
Verfolg ich meinen weg, des vorgangs unbekümmert.
Wir langen an. Mein alter öhm, der Abt
Von Saint Denys, ein mann mit weisheit hochbegabt,
Führt beym gehör das wort. Wir werden wohl empfangen,
Und alles wäre recht erwünscht für uns ergangen:
Allein, just wie man sich zur tafel setzen will,
Hält Hohenblat vorm schloß mit Scharlots leiche still.

Zwölf knappen tragen sie, in schwarzen flor vermummet,
Die hohen stufen hinan, und wer sie sieht verstummet
Und steht erstarrt. Sie nehmen ihren lauf
Dem saale zu; die thüren springen auf:
Da tragen zwölf gesellen eine baare,
Mit blutgen linnen bedeckt, bis mitten in den saal.
Der Kayser erblaßt, uns allen stehn die haare
Zu berg, und mich trifts wie ein wetterstrahl.

40.

Indem tritt Amory hervor, hebt von der leiche
Das blut'ge tuch, und — sieh! ruft er dem Kayser zu,
„Da ist dein sohn! und hier der frevler, der dem reiche
Und dir die wunde schlug, der mörder unsrer ruh!
Weh mir! ich kam zu spät dazu!
Sich nichts versehend fiel dein Scharlot im gesträuche,
Durch meuchelmord, nicht wie in ofnem feld
Von rittershand ein ritterlicher held."

41.

Soviel verdruß dem alten herrn auch täglich
Sein böser sohn gebracht, so blieb er doch sein sohn,
Sein fleisch und blut. Erst stand er unbeweglich,
Dann schrie er laut vor schmerz, mein sohn! mein sohn!
Und warf sich in verzweiflung neben
Den leichnam hin. Mir war der bange vaterton
Ein dolch ins herz; ich hätt' um Scharlots leben
In diesem augenblick mein bestes blut gegeben.

42.

Herr, rief ich, höre mich! Mein will iſt ohne ſchuld;
Er gab ſich für den ſohn des herzogs von Ardennen,
Und was er that, bey Gott! es hätte die geduld
Von einem Heil'gen morden können!
Er ſchlug den knaben dort, der ihm kein leid gethan,
Sprach läſterlich von meines vaters ehre,
Fiel unverwarnt mich ſelber mörderiſch an,
Den möcht ich ſehn, der kalt geblieben wäre?

43.

Ha! ſchreyt der alte Karl, mich hörend, ſpringt entbrannt
Vom leichnam auf, mit löwengrimm im blicke,
Reißt einem knecht das eiſen aus der hand,
Und, hielten die fürſten ihn nicht mit aller macht zurücke,
Er hätt' in ſeiner wut mich durch und durch gerannt.
Auf einmal rüttelt ſich der ganze ritterſtand;
Ein wetterleuchtender glanz von hundert bloßen wehren
Scheint ſtracks in jeder bruſt die mordluſt aufzuſtören.

44.

Die hall' erdonnert von wildem geſchrey,
Das eſtrich bebt, die alten fenſter klirren,
Aus jedem mund ſchallt mord! verrätherey!
Die ſprachen ſcheinen ſich aufs neue zu verwirren.
Man ſchnaubt, man rennt ſich an, man zückt die drohende hand.
Der Abt, den noch allein Sanct Benedicts gewand
Vor frevel ſchüzt, hält endlich unſern degen
Mit aufgehobnem arm ſein ſcapulier entgegen.

45.

Ehrt, ruft er laut, den heil'gen Vater in mir
Des sohn ich bin! Im namen des Gottes dem ich diene
Gebiet ich fried! — Er riefs mit einer mine
Und einem ton, der heiden zur gebühr
Gendthigt hätt'. Und flugs auf einmal legen
Des aufruhrs wogen sich, erhellt sich jeder blick,
Und jeder dolch und jeder nakte degen
Schleicht in die scheide still zurück.

46.

Nun trug der Abt den ganzen verlauf der sache
Dem Kayser vor. Die überredung saß
Auf seinen lippen. Allein, was half mir das?
Die leiche des sohns liegt da, und schreyt um rache.
Hier, ruft der vater, sieh, und sprich
Dem mörder meines sohns das urtheil! Sprichs für mich!
Ja, rachedürstender geist, dein gaumen soll sich laben
An seinem blut! Er sterb' und mäste die raben!

47.

Ist schwoll mein herz empor. Ich bin kein mörder, schrie
Ich überlaut. Der richter richtet nicht billig
In eigner sache. Der kläger Amory
Ist ein verräther, herr! Hier steh ich, frey und willig,
Will in sein falsches herz, mit meines lebens fahr,
Beweisen, daß er ein schalk und lügner ist, und war
Und bleiben wird, so lange sein hauch die luft vergiftet.
Sein werk ist alles dies. Er hat es angestiftet!

48. Ich

Brutus.

In was für Gefahren wollte ihr mich gerne verwikeln, Caſſius, da ihr wollt, daß ich etwas in mir ſuchen ſoll, das nicht in mir iſt?

Caſſius.

So höret mich dann, Brutus; und da ihr wißt, daß ihr euch ohne Hülfe der Reflexion nicht ſehen könnet, ſo laßt mich euern getreuen Spiegel ſeyn, der euch dasjenige in euch ſelbſt entdeke, was ihr noch nicht kennt. Sezet kein Mißtrauen in mich, werther Brutus: Wär' ich ein Spaßmacher, dem alles Stoff zum Lachen giebt; oder gewohnt, meine Freundſchaft mit leichtſinnigen Eidſchwüren einem jeden der mich werben wollte, zuzuſagen; oder wenn ihr mich als einen kenntet, der um die Leute buhlt, und ſie mit Umarmungen erſtikt, um ſie unmittelbar drauf zu beleidigen; oder als einen Schwelger, der von allen Arten der Ausſchweifung Profeßion macht (*), dann könntet ihr mich für gefährlich halten.

(Man hört ein lautes Jauchzen.)

Brutus.

Was will dieſes Getümmel? Ich fürchte, das Volk wird Cäſarn zum König ausruffen.

(*) Dieſe ganze Circumlocution will nach der Abſicht des Cafius ſagen, wenn ich ein Antonius wäre.

48.

Ich bin, wie er, von fürſtlichem geſchlecht,
Ein Pair des reichs, und fodre hier mein recht.
Der kayſer kann mirs nicht verſagen!
Da liegt mein handſchuh, laßt ihn's wagen
Ihn aufzunehmen! und Gott in ſeinem gericht
Entſcheide, welchen von uns die ſtimme dieſes blutes
Zur hölle donnern ſoll! Die quelle meines muthes
Iſt meine unſchuld, Herr! Mich ſchreckt ſein donner nicht.

49.

Die fürſten des kayſerreichs, ſo viel von ihnen zugegen,
Ein jeder ſieht ſich ſelbſt in meiner verdammung gekränkt.
Sie murmeln, dem meere gleich, wenn ſich von fern zu regen
Der ſturm beginnt: ſie bitten, dringen, legen
Das recht ihm vor. Umſonſt! den ſtarren blick geſenkt
Auf Scharlots blut'ges haupt, kann nichts den vater bewegen:
Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein leichtes hält
Mir obzuſiegen, ſich unter die bittenden ſtellt.

50.

Herr, ſpricht er, laß mich gehn, den frevler abzuſtrafen,
Ich wage nichts wo pflicht und recht mich ſchüzt.
Ha! rief ich laut, von ſchaam und grimm erhizt,
Du ſpotteſt noch, verräther? Erzittre! immer ſchlafen
Des rächers blize nicht. Mein ſchwert, ruft Hohenblat,
Soll, mörder, ſie auf deine ſcheitel häufen!
Doch Karl, den meine glut nur mehr erbittert hat,
Befehlt der wache, mich zu greifen.

51.

Dies rasche wort empört den ganzen saal
Von neuem; alle schwerter blitzen
Das ritterrecht, das Karl in mir verletzt, zu schützen.
Ereifst ihn, ruft der Kayser abermal;
Allein, mit vorgehaltnen klingen,
Sieht er, und knirscht vor zorn, die ritter mich umringen.
Vergebens dreht, schier im gedräng erstickt,
Der geistliche herr mit bann und interdikt.

52.

Des reiches schicksal schien an einem haar zu schweben.
Die grauen räthe flehn dem kayser auf den knie'n
Dem recht der ritter nachzugeben:
Je mehr sie flehn, je minder rührt es ihn:
Bis endlich herzog Nayms (der oft in seinem leben,
Wenn Karl den korf verlohr, den seinen ihm geliehn)
Den mund zum ohr ihm hält, dann gegen uns sich kehret,
Und zum begehrten kampf des kayserS urlaub schwöret.

53.

Herr Hüon fuhr in seiner erzählung fort:
Wie straks auf dieses einz'ge wort
Der aufruhr sich gelegt, die ritter alle zurücke
Gewichen, und Karl, wiewohl im herzen ergrimmt,
Mit stiller wut, im halbentwölkten blicke,
Den achten tag zum urtheilskampf bestimmt;
Wie beyde theile sich mit großer pracht gerüstet,
Und wie, des siegs gewiß, sich Hohenblat gebrüstet.

54.

Der ſtolze mann, wiewohl in ſeiner bruſt
Ein kläger pocht der ſeinen muth erſchüttert,
War eines arms von eiſen ſich bewußt,
Der manchen wald von lanzen ſchon zerſplittert.
Er hatte nie vor einem feind gezittert
Und kampf auf tod und leben war ihm luſt.
Doch all ſein trotz und ſeine rieſenſtärke
Betrogen ihn bey dieſem blut'gen werke.

55.

Gekommen war nunmehr der richterliche tag,
Verſammelt alles volk. Mit meinem ſilberblanken
Turnierſchild vor der bruſt, und, wie ich ſagen mag,
Mit augen voll liebe begrüßt, erſchien ich den ſchranken.
Schon ſtand der kläger da. In einem erker lag
Der alte Karl, umringt von ſeinen fürſten,
Und ſchien, in offenem vertrag
Mit Amory, nach meinem blut zu dürſten.

56.

Die ſonne wird getheilt. Die richter ſetzen ſich.
Mein gegner ſcheint vor ungeduld zu brennen,
Bis die trompete ruft. Nun ruft ſie, und wir rennen,
Und treffen ſo gewaltiglich
Zuſammen, deß aufs knie die roſſe ſtürzen, und ich
Und Hohenblat uns kaum im ſattel halten konnen.
Eilfertig machen wir uns aus den bügeln los,
Und nun, in einem blitz, ſind beyde ſchwerter bloß.

57.

Daß ich von unſerm kampf dir ein gemählde mache
Verlangſt du nicht. An grimm und ſtärke war,
Und an erfahrenheit, mein gegner offenbar
Mir überlegen. Doch, die unſchuld meiner ſache
Beſchützte mich, und machte meine kraft
Dem willen gleich. Der ſieg blieb lange zweifelhaft;
Schon floß aus manchem quell des klägers blut herunter,
Und Hüon war noch unverletzt und munter.

58.

Der wilde Amery, wie er ſein dampfend blut
Den panzer färben ſieht, entbrennt von neuer wuth.
Er ſtürmt auf Hüon ein, als wie ein ungewitter
Das alles vor ſich her zertrümmert und verheert,
Blizt ſchlag auf ſchlag, ſo daß der junge ritter
Der überlegnen macht ſich nur mit müh erwehrt.
Er weicht, doch ſtets im kreis, und hält, mit feſtem blicke
Und raſtlos ſchnellem arm, des gegners ſchwert zurücke.

59.

Kaum ſieht ihn Der erſchöpft und athemlos und bleich,
So faßt er ſtraks mit beyden händen
Sein mächtig ſchwert, den kampf auf Einen ſchlag zu enden.
Doch Hüons glück entgliſcht dem fürchterlichen ſtreich,
Und bringt, eh jener ſich ins gleichgewicht zu ſchwingen
Vermag, da wo der helm ſich an den kragen ſchnürt,
So einen hieb ihm bey, daß ihm die ohren klingen,
Und die entnervte hand den degengriff verliehrt.

60.

Der ſtolze ſinkt zu ſeines gegners füßen,
Und Hüon, mit gezücktem ſchwert,
Dringt auf ihn ein. Entlade dein gewiſſen,
Ruft er, wenn noch das leben einen werth
In deinen augen hat. Geſteh es auf der ſtelle —
Bandit, ſchreyt Amory, indem er alle kraft
Zum lezten ſtoß mit grimm zuſammenraft,
Nimm dies und folge mir zur hölle!

61.

Zum glücke ſtreift der ſtoß, mit ungewiſſer hand
Vom boden auf geführt, durch eine ſchnelle wendung
Die Hüon macht, nur an dem fleiſchichten rand
Des linken arms; allein, der Ritter, in der blendung
Des erſten zorns, vergißt, das Hohenblat,
Um öffentlich vor Karln die wahrheit kund zu machen,
Noch etwas athem nöthig hat,
Und ſtößt ſein breites ſchwert ihm wüthend in den rachen.

62.

Der freſſer ſpeyt in wellen rother flut
Die ſchwarze ſeele aus. Der ſieger ſteht, entſündigt
Und rein gewaſchen in ſeines klägers blut,
Vor allen augen da. Des herolds ſtimme verkündigt
Es laut dem volk. Ein helles jubelgeſchrey
Schallt an die wolken. Die Ritter eilen herbey
Das blu' zu ſtillen, das an des panzers ſeiten
Herab ihm quillt, und ihn zum Kayſer zu begleiten.

63.

Doch Karl (ſo fährt der junge Ritter fort
Dem mann vom felſen zu erzählen)
Karl hielt noch ſeinen groll. Kann dieſer neue mord
Mir, rief er, meinen ſohn beſeelen?
Iſt Hüons unſchuld anerkannt?
Ließ Hohenblat ein wort von widerruf entfallen?
Auf ewig ſey er dann aus unſerm Reich verbannt,
Und all ſein land und gut der krone heimgefallen!

64.

Streng war dies urtheil, ſtreng der mund
Aus dem es gieng: allein, was konnten wir dagegen?
Das einz'ge Mittel war aufs bitten uns zu legen.
Die Pairs, die Ritterſchaft, wir alle knieten, rund
Um ſeinen thron, uns ſchier die kniee wund,
Und gaben's endlich auf ihn jemals zu bewegen;
Als Karl zulezt ſein langes ſchweigen brach:
Wohlan, ihr Fürſten und Ritter, ihr wollts, wir geben nach.

65.

Doch höret den beding, den nichts zu widerrufen
Vermögend iſt! — Hier neigt' er gegen mich
Herunter zu des thrones ſtufen
Den zepter — Wir begnad'gen dich:
Allein, aus allen unſern reichen
Soll dein verbannter fuß zur ſtunde ſtraks entweichen,
Und, bis du ſtück vor ſtück mein Kayſerlich gebot
Vollbracht, iſt wiederkunft unmittelbarer tod.

66.

Zeuch hin nach Babylon, und in der feſtlichen ſtunde
Wann der Kalif, im ſaal, an ſeiner tafelrunde,
Mit ſeinen Emirn ſich beym hohen mahl vergnügt,
Tritt hin, und ſchlage dem, der ihm zur linken liegt,
Den kopf ab, daß ſein blut die tafel überſprützet.
Iſt dies gethan, ſo nahe züchtig dich
Der erbin ſeines throns, die ihm zur rechten ſitzet,
Und küß' als deine braut ſie dreymal öffentlich.

67.

Und wenn dann der Kalif, der einer ſolchen ſcene
In ſeiner eignen gegenwart
Sich nicht verſah, vor deiner kühnheit ſtarrt,
So wirf dich, an der goldnen lehne
Von ſeinem ſtuhle, hin, nach Morgenländer art,
Und, zum geſchenk für mich, das unſre freundſchaft krönt,
Erbitte dir von ihm vier ſeiner backenzähne
Und eine handvoll haar aus ſeinem grauen bart.

68.

Geh hin, und wie geſagt, eh du geſtraks vollzogen
Was ich dir hier von ſtück zu ſtück gebot,
Iſt deine wiederkunft unmittelbarer tod.
Wir bleiben übrigens in gnaden dir gewogen.
Der Kayſer ſprachs und ſchwieg. Allein wie uns dabey
Zu muthe war, iſt nothlos zu beſchreiben.
Ein jeder ſah, daß ſo gewogen bleiben
Nichts beſſer als ein todesurtheil ſey.

69.

Ein dumpfes murren begann im tiefen saal zu wittern.
Bey Sankt Georg (sprach einer von den Rittern
Der auf der Lanzelot und Tristan rauher bahn
Manch abentheur mit ehren abgethan)
Sonst pfleg ich auch nicht leicht vor einem ding zu zittern;
Setz einer seinen kopf, ich setz ihm meinem dran:
Doch was der Kayser da dem Hüon anacsonnen
Hätt auch, so brav er war, Herr Gawin nicht begonnen!

70.

Was sag ich viel? Es war zu offenbar
Daß Karl durch dies gebot mir nach dem leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es verzweiflung war,
Ob ahnung, oder trotz, was mich so tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit zuversicht:
Was du befohlen, herr, kann meinen muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seyd ihr alle zeugen!

71.

Und nun, kraft dieses worts, mein guter Scherasmin,
Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen
Entschlossen. Willst du mir dahin
Den nächsten weg aus diesen bergen weisen,
So habe dank; wo nicht, so mach ich's wie ich kann.
Mein bester herr, versezt der Felsenmann,
Indem die zähren ihm am bart herunter beben,
Ihr ruft wie aus dem grab mich in ein neues leben!

72.

Hier schwör' ich euch, und da, zum heil'gen pfand
Ist diese dürre zwar doch nicht entnervte hand,
Mit euch, dem theuren sohn und erben
Von meinem alten herrn, zu leben und zu sterben.
Das werk wozu der Kayser euch gesandt
Ist schwehr, allein dafür auch ehre zu erwerben!
Genug, ich führ euch hin, und steh euch festen muth's
Bis auf den lezten tropfen bluts.

73.

Der junge Fürst, gerührt von soviel treue,
Fällt dankbarlich dem Alten um den hals.
Drauf legen sich die beyden auf die streue,
Und Hüon schläft so gut als wär's auf Pflaum. Und als
Der tag erwacht, erwacht mit muntern blicken
Der Ritter auch, schnallt seine rüstung an,
Der Alte nimmt den quersack auf den rücken,
Den knittel in die hand, und wandert frisch voran.

Oberon

Zweyter Gesang.

1.

So zieht das edle Paar, stets fröhlich, nach und munter,
Bey sonnenschein und sternenlicht
Zween tage schon den Libanon herunter;
Und wenn die mittagsglut sie auf die scheitel sticht,
Dient hohes Gras im schatten alter zedern
Zum ruheplatz; derweil in bunten federn
Das leichte volk der luft die silberkehlen stimmt,
In ästen buhlt und theil an ihrer mahlzeit nimmt.

2.

Am dritten morgen läßt ein kleiner haufen reuter
Sich ziemlich nah auf einer höhe sehn.
Es sind Araber, spricht zu Hüon sein begleiter,
Und aus dem weg dem rohen volk zu gehn,
Wo möglich, wäre wohl das beste;
Ich kenne sie als unverschämte gäste.
Ey, ey, wo denkst du hin, erwiedert Siegwins sohn,
Wenn hörtest du, daß Franken je geflohn?

3. Die

Caſſius.

Fürchtet ihr das? So muß ich denken, ihr wollet nicht daß es geſchehe.

Brutus.

Ich wollt' es nicht, Caßius, und doch lieb' ich ihn. Aber warum haltet ihr mich hier ſo lang auf? Was iſt es dann, was ihr mir ſagen wollt? Iſt es etwas zum allgemeinen Beſten, ſo ſezt die Ehre auf die eine Seite, auf die andre den Tod, und ich will den Tod mit gleichgültigen Augen anſehen; denn, ſo mögen mir die Götter günſtig ſeyn, wie ich die Ehre mehr liebe, als ich den Tod fürchte.

Caſſius.

Ich kenne dieſe Tugend in euch, Brutus, ſo gut als ich eure äuſſerlichen Vorzüge kenne. Gut, Ehre iſt der Inhalt meiner Geſchichte -- Ich kan nicht ſagen, was ihr und andre Leute von dieſem Leben denken; aber was mich ſelbſt betrift, ſo wollt ich eben ſo gern gar nicht ſeyn, als leben, um mich vor einem Ding wie ich ſelbſt bin, bükken zu müſſen. Ich ward ſo frey gebohren als Cäſar, ſo war't ihr auch; wir ſind beyde genährt worden wie er, und können beyde die Winter-Kälte ſo gut ausſtehen als er. Einſt, da an einem rauhen und ſtürmiſchen Tage der empörte Tyber ſeine Ufer peitſchte, ſagte Cäſar zu mir: Haſt du das Herz, Caßius, mit mir in dieſe zürnende Fluth zu ſpringen, und zu jenem Ziel hinüber zu ſchwimmen? (*) Auf

diß

(*) Dieſes war eine gewöhnliche Uebung derjenigen von dem Römiſchen

3.

Die söhne der wüste, von fern magnetisch angezogen
Von Hüons helm, der ihnen im sonnenglanz
Entgegenblizt, als wär' er ganz
Karfunkel und rubin, sie kommen mit pfeil und bogen,
Den säbel gezückt, im sturm herangeflogen.
Ein mann zu fuß, ein mann zu pferd
Scheint ihnen kaum des Angriffs werth;
Allein sie fanden sich betrogen.

4.

Der junge held, bedeckt mit seinem schild,
Sprengt unter sie, und wirft mit seinem speere
Den, der ihr führer schien, so kräftig von der mähre,
Daß ihm ein strom von blut aus mund und nase quillt.
Nun stürzen allezumal, des hauptmanns fall zu rächen,
Auf seinen sieger zu, mit hauen und mit stechen;
Allein von Scherasmin, der ihm den rücken deckt,
Wird auf den ersten schlag ein Pocher hingestreckt:

5.

Und auf den andern troß arbeitet unser Ritter
So unverdrossen los, daß bald ein zweyter und dritter
Den sattel räumt. Auf jeden frischen zug
Flog hier ein kopf, und dort ein arm, den säbel
Noch in der faust. Nicht minder kräftig schlug
Der Alte zu mit seinem luft'gen hebel.
Zu ihrem Mahon schreyn die Heiden fluchend auf,
Und wer noch fliehen kann, der flieht in vollem lauf.

6.

Das feld liegt grauenhaft mit leichen und mit stümmeln
Von roß und mann bedeckt, die durch einander wimmeln.
Der held, sobald sein neuer spießgesell
Das beste roß, das seinen herrn verlohren,
Nebst einem guten schwert sich aus der beut' erkohren,
Spornt seinen schnaubenden hengst und eilet vogelschnell
Den thälern zu, die sich in unabsehbarn weiten
An des gebürges fuß vor ihrem blick verbreiten.

7.

Es schien ein wohlgebautes land,
Mit bächen überall durchschnitten,
Mit schaafen die anger bedeckt, die auen im blumengewand,
Und zwischen palmen die friedlichen hütten
Der braunen bewoner verstreut, die froh ihr tagwerk thun,
In ihrer armut reich sich dünken,
Und wenn sie hungrig und müd in kühlen schatten ruhn,
Zum rohen bäurischen mahl dem pilger freundlich winken.

8.

Hier läßt der Ritter, da ihn die sonne zu drücken begann,
Sich brodt in frische milch von einer hirtin brocken.
Das gute volk begafft, zur seite, halberschrocken,
Wie er im grase liegt, den fremden eisernen mann;
Allein da blick und ton ihm bald ihr herz gewann,
So wagen schon kinder sich hin und spielen mit seinen locken.
Den tapfern mann ergötzt ihr traulich frohes gewühl,
Er wird mit ihnen kind, und theilt ihr süßes spiel.

9.

Wie selig, denkt er, wär's in diesen hütten wohnen,
Vergeblicher wunsch! Ihn ruft sein schicksal anderwärts.
Der abend winkt. Beym scheiden wallt sein herz,
Und, um dem guten volk das freundliche mahl zu lohnen,
Wirft Hüon eine handvoll gold
Der wirthin in den schoos. Allein die glücklichen wußten
Nicht was es war, und übten das gastrecht ohne sold,
So daß die herrn ihr gold nur wieder nehmen mußten.

10.

Nun ritten sie, bis endlich, da der tag
Zu dämmern izt begann, ein wald vor ihnen lag.
Freund, spricht der Paladin zum Alten,
Mich brennt's wie feu'r bis ich dem Kayser wort gehalten.
Den nächsten weg nach Bagdad wolltest du
Mich führen? Mir ists, ich sey vier jahre schon geritten.
Den nächsten weg, versezt sein spießgesell, geht mitten
Durch diesen wald; allein, ich rath euch nicht dazu.

11.

Man spricht nicht gut von ihm; zum wenigsten noch keiner
Der sich hinein gewagt, kam jemals wieder 'raus.
Ihr lächelt? Glaubt mirs, herr, ein übellauniger kleiner
Behafter Kobolt hält in diesem walde haus.
Es wimmelt drinn von füchsen, hirschen, rehen,
Die menschen waren so gut als wir.
Der himmel weiß in welches wilde thier
Wir, eh es morgen wird, uns umgekleidet sehen.

12.

Geht nur, erwiedert Siegwins sohn,
Durch diesen wald der weg nach Babylon,
So fürcht' ich nichts. — Herr, laßt auf meinen knieen
Euch bitten! Es ist, bey Gott! mir mehr um euch als mich.
Denn gegen diesen geist, das glaubt mir sicherlich,
Hilft weder gegenwehr noch fliehen.
Mit fünf, sechs tagen später ists gethan;
Und ach! ihr kömmt noch stets zu früh in Bagdad an!

13.

Wenn du dich fürchtest, spricht der ritter,
So bleibe du! Ich geh, mein schluß ist fest.
Das nicht, ruft Scherasmin: der tod schmeckt immer bitter,
Allein, ein schelm der seinen herrn verläßt!
Wann ihr entschlossen seyd, so folg ich ohne zaudern,
Und helf uns Gott und unsre Frau zu Aeqs!
Wohlan, ruft Hüon, komm! und reitet bleich wie wachs
Den wald hinein; der Alte folgt mit schaudern.

14.

Kaum war er in der dämmerung
Zweyhundert schritte fortgetrottet
Als links und rechts in vollem sprung
Ein heer von hirschen und reh'n sich ihnen entgegen rettet.
Sie schienen, mit thränen im warnenden blick,
(Wie Scherasmin, wiewohl bey wenig lichte,
Bemerken will) aus mitleid ihn zurück
Zu scheuchen, als sprächen sie: o, flieht ihr armen wichte!

15.

Nun, merkt ihr, (flüſtert er zum Ritter) wie es ſteht?
Und werdet ihr ein andermal mir glauben?
Trifft's nicht ganz wörtlich ein? Die thiere, die ihr ſeht,
Die aus erbarmen uns ſo ſtark entgegen ſchnauben,
Sind menſchen, ſag ich euch; und wenn ihr weiter geht,
Glaubt mir, ſo haben wir den Kobold auf der hauben.
Seyd nicht ſo hart und rennt aus Eigenſinn,
Trotz eines freundes rath, in euer unglück hin!

16.

Wie, Alter, ſpricht der held, ich geh mit dieſen ſchritten
Nach Bagdad, den Kalifen um eine handvoll haar
Aus ſeinem bart und vier von ſeinen zähnen zu bitten,
Und du verlangſt, ich ſoll von ungewiſſer fahr
Mich ſchrecken laſſen? Wo iſt dein ſinn geblieben?
Wer weiß, der Kobold iſt vielleicht mein guter freund.
Mit dieſen wenigſtens iſts nicht ſo ſchlimm gemeint;
Sieh, wie ſie all in einem huy zerſtieben!

17.

Indem ers ſagt, ſo ſprengt er auf ſie zu,
Und alles weicht wie luft und iſt im huy verflogen.
Herr Hüon und ſein führer zogen
Nun eine weile fort in ungeſtörter ruh,
Stillſchweigend beyde. Der tag war nun geſunken,
Und ihren mohnſaft goß die braune nacht herab;
Rings um ſie lag ſchon alles ſchlummertrunken,
Und durch den ganzen wald war's ſtille wie im grab.

18.

Zulezt kann länger sich der Alte nicht entbrechen;
Herr, spricht er, fürr' ich euch in einem grillenplan
So haltet mirs zu gut; 's ist eine meiner schwächen,
Ich läugn' es nicht; allein, im dunkeln muß ich sprechen,
Das war so meine art von meiner kindheit an.
Es ist so stille hier als sey der grose Pan
Gestorben. Tönte nicht der hufschlag unsrer pferde,
Ich glaube daß man gar den maulwurf scharren hörte.

19.

Ihr denkt ich fürchte mich; doch, ohne pralerey,
Denn, was ein mensch auch hat, so sinds am ende gaben,
Auch leben manche noch, die es gesehen haben,
Wo schwerter klirren, im feld und im turney,
Mann gegen mann, auf stechen oder hauen,
Wär's auch im nothfall zween und drey
An ihrer acht, ich bin dabey!
Da kann man doch auf seine knochen trauen.

20.

Kurz, hat ein feind nur fleisch und blut,
Ich bin sein mann! Allein, das muß ich frey gestehen,
Um mitternacht um einen kirchhof gehen
Das lupft ein wenig mir den hut.
Jezt, einem geist, der querfeld mir begegnet,
Steht meine physienomie
Nicht an: was hilft mir arm und degen, ventregris!
Wenn's unsichtbare schläg' auf meinen rücken regnet?

Geſetzt, wie man exempel hat,
Ich hau ihm auch den ſchädel glatt vom leibe:
Noch weil er rollt, ſteht ſchon an deſſen ſtatt
Ein andrer da. Oft rennt, als wie zum zeitvertreibe,
Der rumpf ſogar in vollem lauf
Dem kopfe nach, und ſetzt ihn wieder auf
Als wär es nur ein hut, dem ihm der wind genommen:
Nun, bitt ich euch, wie iſt ſo einem beyzukommen?

22.

Zwar, wie ihr wißt, ſobald der hahn gekräht,
So iſts mit all dem volk das zwiſchen eilf und zwölfen
Im dunkeln ſchleicht, geſpenſtern, oder elfen,
Als hätte ſie der wind davon geweht.
Allein, der ſpuk der hier ſein weſen treibet,
Iſt euch ein geiſt von ganz beſondrem ſchlag;
Der hält hier ofnen hof, ißt, trinket, lebt und leidet
Wie unſer eins, und geht bey hellem tag.

23.

Um meine neugier aufzuſchrauben
Haſt du dein beſtes gethan, erwiedert Siegwins ſohn;
Man ſpricht von geiſtern ſoviel, und lügt ſoviel davon,
Daß layen unſrer art nicht wiſſen was ſie glauben.
Einſt kam an unſern hof ein tiefſtudierter mann
(Der pfarrer nannt ihn einen M— anichäer)
Der ſchwur, es wäre gar nichts dran,
Und ſchimpfte weidlich los auf alle geiſterſeher.

24.

Sie zankten oft sich drum bey einer flasche wein,
Und wenn das letzte glas zu kopf zu gehn begonnte,
So mischten sie soviel latein und griechisch drein
Daß ich kaum dann und wann ein wort verstehen konnte.
Gut, dacht ich dann, ihr schwatzt wohl sehr gelehrt,
Allein, man weiß doch nichts als was man selbst erfährt.
Ich wollte wohl, ein geist erwiese mir die ehre
Und käm und sagte mir was an der sache wäre.

25.

Indem sah unser wandernd paar
Sich unvermerkt in einem park befangen,
Durch den sich hin und her so viele wege schlangen,
Daß irre drinn zu gehn, schier unvermeidlich war.
Der mond war eben itzt vollwangig aufgegangen,
Um durch ein trüglich dunkelklar
Die augen, die nach einem ausweg irren,
Mit falschen lichtern zu verwirren.

26.

Herr, sagte Scheraemin, hier ists drauf angesehn
Uns in ein labyrinth zu winden.
Der einz'ge weg sich noch herauszufinden
Ist auf gut glück der nase nachzugehn.
Der rath (der weiser ist als mancher klügling meynet)
Führt unsre frommen wandrer bald
Zum mittelpunkt, wo sich der ganze wald
In einen großen stern vereinet.

27.

Und in der fern erblicken sie in büschen
Ein schönes schloß, das, wie aus abendroth gewebt,
Sich schimmernd in die luft erhebt.
Mit augen, worinn sich luft und grauen mischen
Und zwischen traum und wachen zweifelhaft
Schwebt Hüon sprachlos da und gafft:
Als plötzlich auf die goldnen thüren flogen
Und rollt ein wagen daher, den leoparden zogen.

28.

Ein knäblein, schön als wie auf seiner mutter schooß
Der Liebesgott, saß in dem silberwagen,
Die zügel in der hand. Da kömmt er auf uns los,
Mein bester herr, ruft Scherasmin mit zagen,
Indem er Hüons pferd beym zaume nach sich zieht;
Wir sind verlohren! flieht, o flieht!
Da kommt der zwerg! — Er ist so schön, spricht jener —
Nur desto schlimmer! fort! und wär' er zehnmal schöner!

29.

Flieht, sag' ich euch, sonst ists um uns gethan!
Der Ritter sträubt sich zwar, allein da hilft kein sträuben;
Der alte jagt im schnellsten flug voran
Und zieht ihn nach, und hört nicht auf zu treiben,
Zu jagen über stock und stein,
Durch wald und busch, und über zaun und graben
Zu setzen, bis sie aus dem hayn
Ins freye sich gerettet haben.

30.

Indem sie fliehn verfolgt sie ein gewitter
Mit regen, sturm und blitz. Die fürchterlichste nacht
Verschlingt den mond; es donnert, saußt und kracht
Rings um sie her als schlüg's den ganzen wald in splitter:
Kurz, alle element' im streit
Zerkämpften sich mit zügellosem grimme:
Doch mitten aus dem sturm ertönt von zeit zu zeit,
Mit liebevollem ton, des geistes sanfte stimme.

31.

Was fliehst du mich? du fliehst vor deinem glück;
Vertrau dich mir, komm, Hiuon, komm zurück!
Herr, wenn ihr's thut, seyd ihr verlohren,
Schreyt Scheraemin; fort, fort, die finger in die ehren,
Und sprecht kein wort! er hat nichts guts im sinn!
Nun geht's aufs neu durch dick und dünn,
Vom sturm umsaußt, vom regen überschwemmet,
Bis eine klostermau'r die raschen reuter hemmet.

32.

Ein neues abenthen'r! Der tag da dies geschah
War just das nahmensfest der heil'gen Agatha,
Der schützerin von diesem jungfernzwinger.
Nun lag, kaum einen büchsenschuß
Davon, ein stift voll wohlgenährter jünger
Des heil'gen Abts Antonius;
Und beyde hatten sich in diesen abendstunden,
Zu einer betefahrt freundnachbarlich verbunden.

diß Wort ſtürzt ich mich, angezogen wie ich war, hinein, und hieß ihn folgen; das that er auch, in der That; der Strom brauſete, und wir ſchlugen ihn mit entgegen-kämpfender Bruſt und nervichten Armen auf die Seite; aber eh wir noch das gegenüberſtehende Ziel erreichen konnten, ſchrie Cäſar, hilf mir, Caßius, oder ich ſinke; und da trug ich, wie Aeneas, unſer groſſer Stammvater, den alten Anchiſes auf ſeinen Schultern aus dem brennenden Troja trug, ſo trug ich den entkräfteten Cäſar aus den Wellen des Tibers; und dieſer Mann iſt nun ein Gott geworden, und Caßius iſt ein Elender, der ſeinen Leib krümmen muß, wenn Cäſar ihm nur auf eine nachläßige Art mit dem Kopfe zunikt. Er hatte das Fieber, wie ich in Spanien war, und wenn ihn der Paroxiſmus überfiel, ſo ſah ich wie er zitterte; es iſt gewiß, dieſer Gott zitterte, ſeine Lippen erblaßten, und dieſes Auge, deſſen Wink die Welt in Ehrfurcht hält, verlohr ſeinen Glanz; ich hört' ihn ächzen, ja, und dieſe ſeine Zunge, die den Römern befahl, ihm zu horchen und ſeine Reden in ihre Tagbücher zu ſchreiben, beym Himmel! ſie ſchrie mit der ſchwachen Stimme eines kranken Mädchens: Gieb mir zu trinken, Titinius -- Ihr Götter, iſt es nicht erſtaunlich, daß ein ſo ſchwacher Menſch der ganzen majeſtätiſchen Welt zuvorlaufen, und den Siegeskranz allein tragen ſoll.

(Man hört ein abermaliges Getümmel und Jauchzen.)

ſchen Mal, die von den Magiern Profeſſion machten. Horaz ſagt deswegen von einem durch die Liebe entnervten Jünglinge:

cur timet flavum Tiberim tangere?

Curtius merkt beſonders von Cäſarn an, daß er ein ungemein gefährlicher Schwimmer geweſen. Commentarien.

33.

Sie kamen just zurück, als, nah am Klosterdühl,
Indem sie paar und paar in schönster ordnung wallten,
Der rest des sturms sie überfiel.
Kreuz, fahnen, scapulier, sind toller winde spiel,
Und strömend dringt die flut bis in des schleyers falten.
Umsonst ist alle müh die ordnung zu erhalten.
Die andacht reißt. Mit komischem gewühl
Rennt alles hin und her in seltsamen gestalten.

34.

Hier wadet bis ans knie geschürzt
Ein nönnchen im morast; dort glitscht ein mönch im laufen,
Und, daß er nicht auf einen haufen
Von schwesterchen, die vor ihm rennen, stürzt,
Ergreift er in der angst die Domina beym beine.
Doch endlich, da der sturm sein äusserstes gethan,
Langt, athemlos, die ganze Chorgemeine,
Durchnäßt und wohlbespritzt, im klostervorhof an.

35.

Hier war noch alles voll getümmel,
Als durch das thor, das weitgeöfnet stund,
Mein Scherasmin sich mitten ins gewimmel
Der klosterleute stürzt; denn auf geweyhtem grund
Ists, wie er glaubt, so sicher als im himmel.
Bald kömmt auch Hilon nach, und, wie er gleich den mund
Eröfnen will, die freyheit abzubitten,
So steht mit einem blitz der Zwerg in ihrer mitten.

36.

Auf einmal iſt der himmel wolkenleer,
Und alles hell und mild und trocken wie vorher.
Schön, wie im morgenroth ein neugebohrner engel,
Steht er, geſtüzt auf einen lilienſtängel,
Und um die ſchultern hängt ſein elfenbeinern horn.
So ſchön er iſt, doch kömmt ein unbekanntes grauen
Sie alle an; denn ernſt und ſtiller zorn
Wölkt ſich um ſeine augenbrauen.

37.

Er ſezt das horn an ſeine lippen an
Und bläßt den lieblichſten ton. Straks übermannt den Alten
Ein ſchwindelgeiſt; er kann ſich tanzens nicht enthalten,
Packt eine nonne ohne zahn,
Die vor begierde ſtirbt ein tänzchen mit zu machen,
Und hüpft und ſpringt, als wie ein junger bock
So raſch mit ihr herum, daß ſchleyertuch und rock
Weit in die lüfte wehn, zu allgemeinem lachen.

38.

Bald faßt die gleiche wut den ganzen kloſterſtand;
Ein jeder Lollhart nimmt ſein nönnchen bey der hand
Und ein ballet beginnt, wie man ſobald nicht wieder
Eins ſehen wird. Die ſchweſtern und die brüder
Vergeſſen aller zucht und regel ganz und gar.
Es iſt ein wahrer tanz von faunen und mänaden:
Hier flieht ein weybel weg, dort winken runde waden,
Auch wohl noch mehr, und keine wirds gewahr.

39.

Der Ritter ganz allein steht fest auf seinen Füßen,
Und lacht (wer hätt' auch hier nicht lachen müssen?)
Aus voller brust, dem veitstanz zuzusehn;
Wie hoch die dicken wänste hüpfen,
Wie flink die nonnen daher auf kurzem grase schlüpfen,
Wie schnell und üppig sich die runden hüften drehn;
Kurz, wie, des wohlstands quitt, dem sie aus zwang gefröhnet,
Die liebe natur sich tummelt, bäumt und dehnet.

40.

Indessen naht sich ihm der schöne Zwerg, und spricht
In seiner sprach ihn an, mit ernstem angesicht:
Warum entfliehn vor mir, o Hüon von Guyenne? —
Wie? du verstummst? beym Gott des Himmels den ich kenne
Antworte mir! — Nun kehrt die zuversicht
In Hüons brust zurück. Was willst du mein, erwiedert
Der jüngling. — Fürchte nichts, spricht jener; wer das licht
Nicht scheuen darf, der ist mit mir verbrüdert.

41.

Ich liebte dich von deiner kindheit an,
Und was ich gutes dir bestimme
An keinem Adamskind hab ich es je gethan!
Dein herz ist rein, dein wandel ohne krümme,
Wo pflicht und ehre ruft, fragst du nicht fleisch und blut,
Hast glauben an dich selbst, hast in der prüfung muth;
So kann mein schutz dir niemals fehlen,
Denn meine strafgewalt trift nur befleckte seelen.

42.

Wär nicht dies klostervolk ein heuchlerisch gezücht,
Heilig ihr keuscher blick, ihr leiser bußton nicht
Ein heimlich strafbares gewissen,
Sie stünden, trotz dem horn, wie du auf ihren füßen.
Auch Scheraemin, für den sein redlich auge spricht,
Muß seiner zunge frefel büßen.
Sie alle tanzen nicht weil sie der kitzel sticht,
Die armen tanzen weil sie müssen.

43.

Indem beginnt ein neuer wirbelwind
Den faunentanz noch schneller umzuwälzen;
Sie springen so hoch, und drehn sich so geschwind,
Daß sie in eigner glut wie schnee am thauwind schmelzen,
Und jedes zappelnde herz bis an die kehle schlägt.
Des Ritters menschlichkeit erträgt
Den anblick länger nicht; er denkt, es wäre schade
Um all das junge blut, und fleht für sie um gnade.

44.

Der schöne Zwerg schwingt seinen lilienstab,
Und stracks zerrinnt der dicke zauberschwindel;
Verkleinert stehn sankt Antons fette mündel,
Und jedes Mönchen, bleich als stieg es aus dem grab,
Eilt, schleppt, reckt und was sich sonst im springen
Verschoben hat, in ordnung schnell zu bringen.
Nur Scheraemin, zu alt für solchen schwank,
Sinkt kraftlos um, und glaubt izt berstet ihm das herz.

45. Ach!

45.

Ach! keucht er, gnädger herr, was sagt ich euch? Nicht weiter,
Freund Scherasmin! fällt ihm der Geist ins wort:
Ich kenne dich als einen wackern streiter,
Nur läuft dein kopf manchmal mit deinem herzen fort.
Warum, auf andrer wort, so rasch mich zu verlästern?
Fy! graulich schon von Bart, am urtheil noch so jung!
Nimm in geduld die kleine züchtigung!
Ihr andern, geht, und büßt für euch und eure schwestern!

46.

Das klostervolk schleicht sich beschämt davon.
Drauf spricht der schöne Zwerg mit huld zu Scherasmine:
Wie? Alter, immer noch des argwohns düstre mine?
Doch, weil du bieder bist, verzeyht dir Oberon.
Komm näher, guter alter zecher,
Komm, faß' ein herz zu mir und fürchte keinen trug;
Du bist erschöpft; nimm diesen becher
Und leer ihn aus auf Einen zug.

47.

Mit diesem wort reicht ihm der Elfenkönig
Ein trinkgeschirr von feinem gold gedreht.
Der Alte, der mit noth auf seinen beinen steht,
Stuzt, wie er leer es sieht, nicht wenig.
Ey, ruft der Zwerg, noch keine zuversicht?
Frisch an den mund gesezt, und trink, und zweifle nicht.
Der gute mann gehorcht, zwar nur mit halbem willen,
Und sieht das gold sich flugs mit nein von Laugen füllen.

48.

Und als er ihn auf einen zug geleert,
Iſts ihm, als ob mit wolluſtvoller hitze
Ein neuer lebensgeiſt durch alle adern blitze.
Er fühlt ſich wieder ſo friſch, ſo ſtark und unverſehrt,
Als wie er war, da er, in ſeinen beſten jahren,
Mit ſeinem erſten herrn zum heil'gen grab gefahren.
Voll ehrfurcht und vertraun fällt er dem ſchönen zwerg
Zu fuß; nun, ruft er, ſteht mein glaube wie ein berg!

49.

Drauf ſpricht der Geiſt mit ernſtem blick zum Ritter:
Mir iſt der auftrag wohl bekannt,
Womit dich Karl nach Babylon geſandt.
Du ſiehſt, was für ein ungewitter
Er dir bereitet hat; ſein groll verlangt dein blut.
Allein, was du mit glauben und mit mut
Begonnen haſt, das helf ich dir vollenden;
Da, Hüon, nimm dies horn aus meinen händen.

50.

Ertönt mit lieblichem ton von einem ſanften hauch
Sein ſchneckengleich gewundner bauch,
Und dräuten dir mit ſchwert und lanzen
Zehntauſend mann, ſie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne raſt im wirbel, wie du hier
Ein beyſpiel ſahſt, bis ſie zu boden fallen:
Doch, läſſeſt du's mit macht erſchallen,
So iſts ein ruf, und ich erſcheine dir.

51.

Dann siehst du mich, und wär' ich tausend meilen
Von dir entfernt, zu deinem beystand eilen.
Nur spare solchen ruf bis höchste noth dich dringt.
Auch diesen becher nimm, der sich mit wein erfüllet,
Sobald ein biedermann ihn an die lippen bringt.
Der quell versieget nie woraus sein nektar quillet:
Doch bringt ein schalk ihn an des mundes rand
So wird der becher leer, und glüht ihm in der hand.

52.

Herr Hüon nimmt mit dank die wundervollen pfänder
Von seines neuen schützers huld;
Und kaum vergülden sich des ostens purpurränder,
So forscht er schon, mit edler ungeduld,
Von Oberon den kürzesten der wege.
Zeuch hin, spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daß ich nie die stunde sehen möge,
Da Hüons herz durch schwachheit sich entehrt!

53.

Nicht daß ich deinem mut und herzen
Mißtraue! aber, ach! du bist ein adamskind,
Aus weichem ton geformt, und für die zukunft blind!
Zu oft ist kurze lust die quelle langer schmerzen!
Vergiß der warnung nie, die Oberon dir gab!
Drauf rührt er ihn mit seinem lilienstab,
Und Hüon sieht aus seinem liebevollen
Azurnen augenpaar zwoo helle perlen rollen.

54.

Und wie er treu und pflicht ihm heilig ſchwören will
Entſchwunden war der waldgeiſt ſeinem blicke,
Und nur ein liliendunſt blieb wo er ſtand zurücke.
Verroſſen, ſprachlos, ſteht der junge Ritter ſtill,
Reibt aug' und ſtirn; wie einer, im erwachen
Aus einem ſchönen traum, ſich ſucht gewiß zu machen,
Ob das was ihn mit ſolcher luſt erfüllt
Was wirklichs iſt, ob nur ein nächtlich bild?

55.

Doch, wenn er auch gezweifelt hätte,
Der becher und das horn, das ihm an goldner kette
Um ſeine ſchultern hieng, ließ keinem zweifel plaz.
Zumal der becher dünkt dem neuverjüngten alten
Das ſchönſte ſtück im ganzen Feenſchaz.
Herr, ſpricht er, im begriff den bügel ihm zu halten,
Noch einen zug, dem guten zwerg zum dank!
Sein wein, bey meiner treu! iſt ächter göttertrank!

56.

Und nun, nachdem ſie ſich geſtärkt zur neuen reiſe
Giengs über berg und thal, nach alter Ritter weiſe
Den ganzen tag; und nur ein theil der kurzen nacht
Wird unter bäumen zugebracht.
So zogen ſie, ohn' alles abentheuer
Vier tage lang, der Ritter ſchon im geiſt
Zu Babylon, und glücklich ſein Getreuer,
Daß Siegwins ſohn es iſt, dem er zur ſeite reiſt.

Oberon

Dritter Geſang.

1.

Am vierten, da ihr weg ſich durch gebürge ſtahl,
Auf einmal ſehen ſie in einem engen thal
Viel reiche zelten aufgeſchlagen,
Und Ritter, mehr als zwanzig an der zahl,
Die gruppenweis umher in palmenſchatten lagen.
Sie ruhten, wie es ſchien, nach ihrem mittagsmahl;
Indeſſen helm' und ſpeer' an niedern äſten hiengen,
Und ihre pferde frey im graſeweiden giengen.

2.

Kaum wird die ritterliche ſchaar
Der beyden Reiſigen noch auf der höh' gewahr,
So raſſen alle von der erde
In haſt ſich auf aus ihrer mittagsruh,
Als ob zum kampf geblaſen werde.
Das ganze thal wird reg' in einem nu,
Man zittert hin und her, man läuft den waffen zu,
Hier wapnen Ritter ſich, dort Knappen ihre pferde.

3.

Laß sehen, spricht der Paladin,
Was diese ritterschaft, die dem verdauungswerke
So friedsamlich kaum obzuliegen schien,
In solche unruh setzt. Wir selber, wie ich merke,
Erwiedert Scherasmin; seyd wohl auf eurer hut,
Sie kommen uns in halbem mond entgegen.
Herr Hüon zieht mit kaltem blut den degen,
O, spricht er, der ist mir für alles gut.

4.

Indem tritt aus dem kreis, in feinem wehrgeschmeide,
Ein schöner mann hervor, grüßt höflich unsre beyde,
Und bittet um gehör. Herr Ritter lobesam,
Spricht er, wer noch von unserm stand und orden
Von ungefähr zu diesen zelten kam,
Ist von uns angehalten worden.
Es steht in eurer wahl, ein speerchen hier zu brechen,
Wo nicht, zu thun, warum wir euch besprechen.

5.

Und was? fragt Hüon züchtiglich.
Nicht weit von hier, spricht jener, mästet sich
In einer festen burg der Riese Angulaffer;
Ein arger Christenfeind, ein wahrer wütherich,
Auf schöne weiber wie ein Kaffer,
Und, was das schlimmste ist, fest gegen hieb und stich,
Kraft eines rings, den er dem zwerg genommen,
Aus dessen park die Herr'n vermuthlich hergekommen.

6. Mein

Brutus.

Wieder ein allgemeines Freudengeschrey! Ich glaube, dieses Zujauchzen geschieht um neuer Ehren-Bezeugungen willen, die man über Cäsarn anfgehäuft haben wird.

Cassius.

Wie, Mann, er schreitet über die Welt, die ihm zu eng scheint, wie ein Colossus daher, und wir kleine Zwerge kriechen zwischen seinen riesenmäßigen Beinen, und guken verstohlner Weise umher, um uns ein ruhmloses Grab auszufinden. Die Menschen sind zuweilen Meister über ihre Schikfale; der Fehler, theurer Brutus, ligt nicht an unsern Gestirnen, er ligt an uns selbst, daß wir eine so verächtliche Rolle spielen. Brutus und Cäsar; was soll dann dieser Cäsar voraus haben? Warum soll dieser Name öfter genennt werden, als der eurige? Schreibt sie neben einander, der eurige ist eben so schön; sprecht sie aus, der eurige läßt dem Mund eben so gut; wägt sie, er ist eben so schwer; beschwört damit, Brutus wird sobald einen Geist hervorrufen als Cäsar. Nun, im Namen aller Götter auf einmal, von was für einer Speise nährt sich dann dieser Cäsar, daß er so groß worden ist? O! des schaamvollen Zeitalters! O! ausgeartetes Rom, das die Kraft, Helden zu zeugen, verlohren hat! Wenn war, seit der grossen Fluth, ein Zeitalter, das nicht durch mehr als einen Mann berühmt gemacht wurde? Wenn konnte man, biß izt, von Rom sagen, daß seine weiten Mauern nur Einen Mann enthielten? O! -- Ihr und ich haben unsre Väter sagen gehört, daß

einst

6.

Mein Herr, ich bin ein Prinz vom berge Libanon.
Ich hatte mich dem dienſt der Schönen aller Schönen
Drey jahre lang verdingt, und ohne minnelohn,
Bis ſie erflehn ſich ließ, ſo viele treu zu krönen.
Doch, in der hochzeitnacht, da ich als bräutigam
Ihr gleich den gürtel löſen wollte,
Da kam der wehrwolf, nahm ſie untern arm, und trollte
Vor meinen augen weg mit meinem holden lamm.

7.

Sechs monden ſind nunmehr verfloſſen,
Seit ich zu ihrem heil mein äußerſtes verſucht.
Weh mir! der eiſerne thurm, worein er ſie verſchloſſen,
Wehrt mir den zugang, ihr die flucht.
Das einzige, was ich noch von Amors ſüßer frucht
In dieſer langen zeit genoſſen,
Iſt tagelang von fern auf einem baum zu lauren,
Und hinzuſehn nach den verhaßten mauren.

8.

Zuweilen däuchte mich ſogar
Ich ſehe ſie mit losgebundnem haar
Am fenſter ſtehn, und mit gerungnen armen,
Als flehte ſie zum himmel um erbarmen.
Mir fuhr ein dolch ins herz. Und die verzweiflung nun
Trieb mich, ſeit jenem tag, zu thun
Was ihr erfahren habt, wie alle dieſe ſtreiter:
Kurz, ungefochten, Herr, kömmt hier kein Ritter weiter.

9.

Gelingt es euch, was keinem noch gelang,
Aus meinem sattel mich zu heben,
So seyd ihr frey, und reiset ohne zwang
Wohin ihr wollt: Wo nicht, so müßt ihr euch ergeben,
Wie dieso Herren hier, mir zu gebot zu leben,
Und nicht von hier zu gehn, so lang
Bis wir das abentheur bestanden
Und meine braut erlöst aus Angulaffers banden.

10.

Doch, wenn ihr etwa lieber schwebt
In seinen eisenthurm geraden wegs zu dringen,
Und meine Angele allein zurückzubringen,
So habt ihr freye wahl, und seyd noch dankes werth.
Prinz, sprach der Paladin, was brauchts hier erst zu kiesen?
Genug, daß ihr die ehre mir erwiesen;
Kommt, einen ritt mit euch und eurer ganzen zahl,
Dem übrigen ein andermal!

11.

Der schöne Ritter stuzt, doch läßt er sichs gefallen;
Sie reiten, die trompeten schallen;
Und, kurz, Herr Hüen legt mit einem derben stoß
Den Prinzen Libanens gar unsanft auf den schoos
Der guten alten mutter Erde;
Drauf kommen nach der reih die edeln knechte dran,
Und als er ihnen so wie ihrem Herrn gethan,
Hebt er sie wieder auf mit höflicher gebehrde.

12.

Bey Gott, Herr Ritter, (ſpricht, indem er zu ihm hinkt,
Der Zedernprinz) ihr ſeyd ein ſcharfer ſtecher!
Doch baſta! eure hand! kommt, weil der abend winkt,
Zum brüderlichen mahl und zum verſöhnungsbecher.
Herr Hüon nimmt den antrag dankbar an;
Drey ſtunden fliehen weg mit trinken und mit ſcherzen:
Und, wie die Herren ihn ſo ſchön und höflich fahn,
Verziehn ſie ihm ihr rippenweh von herzen.

13.

Jtt, ſpricht er, liebe Herrn und Freunde, da ich euch,
Was mein war ohnedies, ſo redlich abgewonnen,
Jtt, ſollt ihr wiſſen, geht's geraden wegs ſogleich
Dem Rieſen zu. Ich war's vorhin geſonnen,
Und thu es nun mit deſto größrer luſt,
Weil dieſem Biedermann ein dienſt damit geſchiehet.
Drauf dankt er, daß ſie ſich ſoviel mit ihm bemühet,
Und drückt der reyhe nach ſie all' an ſeine bruſt.

14.

Und als ſie ihm zur burg des ungeſchlachten Rieſen
Durch einen förenwald den nächſten weg gewieſen,
Entläßt er ſie, mit der verſicherung,
Sie ſollten bald von ihrer Dame hören.
Ade, ihr Herrn! — „Viel glücks!“ — Und nun in vollem ſprung
Zum wald hinaus. Kaum röthete die fören
Die morgenſonn, als ihm, im blachen feld,
Ein ungeheurer thurm von ferne dar ſich ſtellt.

15.

Aus eisen schien das ganze werk gegossen,
Und war ringsum so fest verschlossen,
Daß nur ein pförtchen, kaum zween fuß breit, offen stand:
Und vor dem pförtchen stehn, mit siegeln in der hand,
Zween hochgewaltige metallene Kolossen,
Durch zauberey belebt, und dreschen unverdrossen
So hageldicht, daß zwischen schlag und schlag
Sich unzerknickt sogar kein lichtstral drängen mag.

16.

Der Paladin bleibt eine weile stehen,
Und wie er überlegt, was anzufangen sey,
Läßt eine Jungfrau sich an einem fenster sehen,
Die winkt gar züchtiglich ihm mit der hand herbey.
Mein Herr! ruft Scherasmin, die Jungfer hat gut winken;
Ihr werdet doch kein solcher waghals seyn?
Seht ihr die Schweitzer nicht mit ihren langen zinken?
Da kömmt von euch kein knochen ganz hinein!

17.

Doch Hüon hielt getreu an seiner ordensregel,
Dem Satan selber nie den rücken zuzudrehn.
Hier, denkt er, hilft sonst nichts als mitten durch die siegel
Geradezu aufs pförtchen loszugehn.
Den degen hoch, die augen zugeschlossen,
Stürzt er hinein; und wohl ihm! ihn verführt
Sein glaube nicht: die ehernen Kolossen
Stehn regunglos, sobald er sie berührt.

18.

Kaum iſt der Held hineingegangen,
Indeſſen Scherasmin im hof die pferde hält,
So eilt die ſchöne magd den Ritter zu empfangen.
Mit ſchwarzen haaren, die ihr den rücken niederhangen,
Im langen weißen rock, der bis zur erde fällt,
Und den am leichtbedeckten buſen
Ein goldnes band zuſammenhält,
Schien ſie wie ein modell zu Grazien oder Muſen.

19.

Was für ein engel (ſpricht, indem ſie ſeine hand
Nur kaum berührt, das Mädchen ſüßerröthend)
Was für ein engel, Herr, hat euch mir zugeſandt?
Ich ſtund am fenſter juſt, zur Heil'gen Jungfrau betend,
Als ihr erſchient. Gewiß hat ſie's gethan,
Und als von ihr geſchickt nimmt Angela euch an;
Von ihr, die ſchon ſo oft ſich meiner angenommen,
Zu hülfe mir geſandt, ſeyd tauſendmal willkommen!

20.

Doch laßt uns nicht verziehn; denn jeder augenblick
Iſt mir verhaßt, den wir in dieſem kerker weilen.
Ich komme nicht, ſpricht Hüon, ſo zu eilen:
Wo iſt der Rieſ'? — O der, verſetzt ſie, liegt, zum glück,
In tiefem ſchlaf; und wohl, daß ihr ihn ſo getroffen;
Denn, iſt er wieder auferweckt,
Vergebens würdet ihr ihm anzuſiegen hoffen,
Solang der zauberring an ſeinem finger ſteckt.

21.

Jedoch, den ring ihm sicher abzunehmen
Ists just noch zeit. — „Wie so?“ — Der schlaf,
Der täglich drey bis viermal ihn zu lähmen
Und zu betäuben pflegt, ist kein natürlicher schlaf.
Ich will euch, weil noch wohl zwoo ganze stunden fehlen
Bis er erwacht, die sache kurz erzählen.
Mein vater, Balazin von Phrygien genannt,
Ist Herr von Jericho im Palästinerland.

22.

Beynah vier jahre sinds, seit mich Alexis liebte,
Der schönste Prinz vom berge Libanon;
Und wenn ihn, wie er sagt, mein sprödethun betrübte,
So wußte, glaubet mir, mein herz kein wort davon:
Es fiel mir schwer genug! Doch, in den ersten wochen
Hatt' ichs der heiligen Alexis versprochen,
Nur, wenn der Prinz drey jahre keusch und rein
Mir diente, anders nicht, die seinige zu seyn.

23.

Ganz heimlich wurd' er mir mit jedem tage lieber;
Lang war die prüfungszeit; jedoch, sie gieng vorüber:
Ich ward ihm angetraut — und kurz, schon sahen wir
Ins brautgemach zusammen uns verschlossen:
Auf einmal flog im sturm die kammerthür
Erdonnernd auf, der Riese kam geschossen,
Ergriff mich, floh davon, und sieben monden schier
Sind, seit mich dieser thurm gefangen hält, verflossen.

24. Zu

24.

Zu wiſſen, ob der Rieſ' es mir ſo leicht gemacht,
Ihm ſtürme ohne zahl beſtändig abzuſchlagen,
Müßt ihr ihn ſelber ſehn. Mein Herr, was ſoll ich ſagen?
Stets angefochten, ſtets den ſieg davon zu tragen,
Iſt ſchwer. Einſt, da er mich in einer mondſcheinsnacht
(Noch ſchauderts mir!) aufs äußerſte gebracht,
Fiel ich auf meine knie', und rief mit wunden händen
Die Mutter Gottes an, mir hülfe zuzuſenden.

25.

Die holde Himmelskönigin
Erhörte mich, die Jungfrau voller gnaden.
Getroffen wie vom blitz ſank der verſucher hin,
Und lag, ohnmächtig mir zu ſchaden,
Sechs ſtunden lang betäubt. So oft, ſeit dieſer zeit,
Er den verhaßten kampf erneut,
Erneut dies wunder ſich; ſtracks muß ſein trotz ſich legen,
Und nichts vermag ſein zauberring dagegen.

26.

Dies war erſt heute noch der fall; und nach verlauf
Der ſechſten ſtunde (vier ſind ſchon davon verloſſen)
Steht er zu neuem leben auf,
So friſch und ſtark, als hätt' ihn nichts betroffen.
Des ringes werk iſt dies. Solang ihn der beſchützt,
Kann ihm am leben nichts geſchehen.
Ihr glaubt nicht, was der ring für tugenden beſitzt!
Allein, was hält euch, ſelbſt das alles anzuſehen?

27.

Nun giengs dem Ritter just wie euch.
Er hatte sich, nach Angulaffers namen,
Ein unthier vorgestellt aus Titans rohem saamen,
Den wilden Erdensöhnen gleich,
Die einst, den Götterzitz zu stürmen,
Den hohen Pelion mit sammt den wurzeln aus
Der erde rissen, um ihn dem Ossa aufzuthürmen:
Nun wurd' ein mann von sieben fuß daraus.

28.

Habt ihr das Götterwerk von Glykon je gesehen,
Den großen sohn der langen wundernacht,
Im urbild, oder auch in gipse nachgemacht,
So denkt, ihr seht den mann leibhaftig vor euch stehen,
Den mann, der in der mondscheinsnacht
Das arme kind so ins gedräng gebracht.
So wie er lag, hätt' ihn von unsern neuern Alten
Der schlauste für ein bild vom Herkules gehalten.

29.

Für einen Herkules in ruh,
Als er dem Augias den marmorstall gemistet;
So breitgeschultert, hochgebrüstet
Lag Angulaffer da; auch traf die kleidung zu.
Der Ritter stuzt: denn in den alterthümern
Lag seine stärke nicht; und so, vorm keuschen blick
Des tages, im gewand der rohen natur zu schimmern,
Däucht ihm ein wahres Heidenstück.

30.

Nun, flüſtert ihm die Jungfrau, edler Ritter,
Was zögert ihr? Er ſchläft. Den ring, und einen hieb,
So iſts gethan! — „Dazu iſt mir mein ruhm zu lieb;
Ein feind, der ſchlafend liegt und nackter als ein ſplitter,
Schläft ſicher neben mir; erſt wecken will ich ihn.“
So macht euch wenigſtens zuvor des ringes meiſter,
Spricht ſie. Der Ritter naht, den reif ihm abzuziehn,
Und macht, unwiſſend, ſich zum Oberherrn der Geiſter.

31.

Der ring hat, neben mancher kraft,
Die Hüon noch nicht kennt, auch dieſe eigenſchaft,
An jeden finger ſtracks ſich biegſam anzufügen;
Klein oder groß, er wird ſich dehnen oder ſchmiegen,
Wie's nöthig iſt. Der Paladin begafft
Den wundervollen reif mit ſchaulichem vergnügen,
Faßt drauf des Rieſen arm, und ſchüttelt ihn mit macht
So lang und ſtark, bis er zulezt erwacht.

32.

Kaum fängt der Rieſe ſich zu regen an, ſo flichet
Die tochter Balazins mit einem lauten ſchrey.
Herr Hüon, ſeinem muth und ritterſtand getreu,
Bleibt ruhig ſtehn. Wie ihn der Heide ſiehet,
Schreyt er ihn grimmig an: Wer biſt du, kleiner wicht,
Der meinen morgenſchlaf ſo tollkühn unterbricht?
Dein köpfchen muß, weil du's von freyen ſtücken
Mir vor die füße legſt, dich unerträglich jücken?

33.

Sich auf und waffne dich, versezt der Paladin,
Dann, Prahler, soll mein schwert dir antwort geben!
Der Himmel sendet mich zur strafe dich zu ziehn,
Das ende naht von deinem sündenleben.
Der Riese, da er ihn so reden hört, erschrickt
Indem er seinen ring an Hüons hand erblickt.
Gieb, spricht er, mir den ring zurücke
Und geh im frieden, geh, und dank es deinem glücke!

34.

Ich nahm dir nur was du gestohlen ab,
Und dem er angehört werd ich ihn wieder schaffen,
Spricht Siegwins sohn: du, hole deine waffen
Und rüste dich, und komm herab! —
„Du hättest mich im schlaf ermorden können,
Versezt der Ries mit immer sanfterm muth;
Du bist ein Biedermann; mich daurt dein junges blut,
Gieb mir den ring, den kopf will ich dir gönnen."

35.

Feigherziger, ruft Hüon, schäme dich,
Vergebens bettelst du! Stirb, oder, wenn du leben
Verdienst, verdien' es ritterlich!
Izt springt der Unhold auf, daß selbst die mauern beben;
Sein auge glüht als wie der höllenschlund,
Die nase schnaubet zorn, dampf fährt aus seinem mund,
Er eilt hinweg den panzer anzulegen
Der undurchdringlich ist selbst einem zauberdegen.

einſt ein Brutus war, der, ſeinen angebohrnen Stand in Rom zu behaupten, es mit dem ewigen Teufel ſelbſt, eben ſo leicht als mit einem König aufgenommen hätte.

Brutus.

Ich ſeze kein Mißtrauen in eure Freundſchaft, und ich merke vielleicht, was für eine Abſicht ihr auf mich habet. Wie ich hierüber, und über die Umſtände dieſer Zeit denke, darüber will ich mich in der Folg' erklären. Für dieſesmal wünſcht' ich von eurer Gefälligkeit zu erhalten, mir nicht weiter zuzuſezen. Ich will überlegen, was ihr geſagt habt; ich will alsdann gelaſſen anhören, was ihr noch zu ſagen habt; und eine Zeit ausfinden, die geſchikt ſey, ſo wichtige Dinge anzuhören und zu beantworten. Bis dahin, mein edler Freund, denket hierüber: Brutus wollte lieber ein bäuriſcher Taglöhner ſeyn, als unter den harten Bedingungen, ſo dieſe Zeit uns auflegt, ſich für einen Sohn von Rom halten.

Caſſius.

Ich erfreue mich, daß meine ſchwachen Worte nur einmal ſo viel Feuer aus Brutus geſchlagen haben.

36.

Der Ritter steigt herab, und ungesäumt erscheint
Ganz im verluptem stahl sein trotzigführer feind,
Der in der wuth vergaß, daß vor des ringes blitzen
Ihn keine zauberwaffen schützen.
Allein beym ersten stoß, den Hüons gutes schwert
Auf seinen harnisch führt, vergeht ihm schon das lachen;
Das blut schießt wie ein strom den hals empor und sperrt
Des athems weg in seinem weiten rachen.

37.

Er fällt, wie auf der flun des Taurus eine fichte
Im donner stürzt: der thurm, das feld umher
Erbebt von seinem fall; er fühlt sich selbst nicht mehr,
Sein starrend auge schließt auf ewig sich dem lichte,
Und den verruchten geist, von frevelthaten schwer,
Schon schleppen teufel ihn zum schrecklichen gerichte.
Der sieger wischt vom blutbefleckten stal
Das schwarze gift, und eilt zur Jungfrau in dem saal.

38.

Heil euch, mein edler Herr, ihr habt mich wohl gerochen,
Ruft Angela, indem sie sich entzückt
Zu seinen füßen wirft sobald sie ihn erblickt;
Und dir, die ihn zum retter mir geschickt,
O Himmelskönigin, sey's feyrlich hier versprochen,
Der erste sohn, mit dem ich in die wochen
Einst komme, werd', in klarem dichten gold,
So schwehr er ist, zum opfer dir gezollt!

39.

Herr Hüon, als er sie gar ehrbar aufgehoben,
Erwiedert ihren dank mit aller höflichkeit
Der guten alten Rittrszeit,
Die zwar so fein wie unsre nicht gewoben,
Doch desto derber war, und besser farbe hielt.
Des Ritters große pflicht war jungfraun zu beschützen,
Und, wenn er gleich nicht mehr für die als jene fühlt,
Sein blut beym ersten ruf für jede zu verspritzen.

40.

Die Dame hatte noch nicht zeit und ruh genug
Gehabt, den jungen mann genauer zu erwägen;
Izt, da sie ihn vermocht die waffen abzulegen,
Izt hätte sie sich gleich mehr augen wünschen mögen
Als Junos pfau in seinem schweiffe trug,
So sehr däucht ihr der Ritter, zug vor zug,
Von kopf zu fuß, an bildung und gebärden,
An großheit und an reiz, der erste mann auf erden.

41.

Nicht, daß sie just mit jemand ihn verglich
Der zwischen ihm und ihrem herzen stünde;
Ganz arglos überließ sie ihren augen sich,
Und bloßes sehn ist freylich keine sünde.
Kein scrupel störte sie in dieser augenluft,
So sanft spielt noch um ihre junge brust
Der süße Trug; und was sie sicher machte
War, daß ihr herz dabey nicht an Alexis dachte.

42. Ein

42.

Ein glück für dich, unſchuld'ge Angela,
Daß keiner deiner blick' in Hüons buſen zunder
Zum fangen fand. Und freylich war's kein wunder:
Denn, kam ihr auch, wie dann und wann geſchah,
Der ſeinige auf halbem weg entgegen,
So war's der blick von einem haubenkopf;
Er hätt' auf einen blumentopf,
Auf ein tapetenbild, gleich wichtig fallen mögen.

43.

Ein unbekanntes was, das ihn wie ein magnet
Nach Bagdad zieht, ſcheint allen ſeinen blicken
Die ſcharfe ſpitze abzuknicken,
Und macht, daß jeder reitz an ihm verloren geht.
Vergebens iſt ihr wuchs wie eine ſchöne Vaſe
Von Amors eigner hand gedreht;
Vergebens ſchließt die ſanft erhobne naſe
Sich an die glatte ſtirn in ſtolzer majeſtät;

44.

Umſonſt hebt ihre bruſt, gleich einem doppelhügel
Von friſchem ſchnee um den ein nebel graut,
Den dünnen weißen Flor; umſonſt iſt ihre haut
So rein und glatt als wie ein waſſerſpiegel
Worinn im roſenſchmuck Aurora ſich beſchaut;
Vergebens hat ihr königliches ſiegel
Die Schönheit jedem theil ſo ſichtbar aufgedrückt,
Daß ihr gewand ſogar ſie minder deckt als ſchmückt.

45.

Kurz, Angela mit allen ihren reitzen
Iſt ihm vergebens ſchön und jung;
Und, ferne — nach verlängerung
Der holden gegenwart zu geitzen,
Wünſcht er mit jedem augenblick
In ihres bräut'gams arm recht herzlich ſie zurück,
Und kann zulezt ſich nicht entbrechen,
Da Sie nichts ſagt, ihr ſelbſt davon zu ſprechen.

46.

Kaum daß er ihr dazu geleit und ſchuz verſprach,
Und ihre lippen ſich in dank dafür ergoſſen:
Als ein getös von reiſigen und roſſen
In hof der burg, ſie plözlich unterbrach.
Schon trampelts laut die langen wendelſtiegen
Herauf. Die junge frau erſchrickt — „wer kann es ſeyn?
Doch bald zerſchmilzt ihr ſchrecken in vergnügen,
Denn ſiehe da! Alexis tritt herein.

47.

Ihm war zwar, etwas ſpät, zu ſinne
Geſtiegen, daß es ihm nicht allzuruhmlich ſey
Wenn Hüon ſeine braut dem rieſen abgewinne,
Indeſſen, weit vom ſchuß, mit ſeiner reiterey
Er, ihr gemahl, im ſchatten, frank und frey,
Sein zärtlich blut mit palmenwein verdünne:
Auch konnte ja (wer wird dafür ihm ſtehen?)
Der Ritter gar davon mit ſeinem Engel gehen.

48.

Demnach, so hatt' er, stracks als ihm die ohren sungen,
Mit seiner Ritterschaft zu pferde sich geschwungen,
Und kam in vollem trab, falls etwa die gefahr
Durch Hüons tapferkeit bereits vorüber war,
Die Schöne in empfang zu nehmen,
Dem fremden Ritter Gottes lohn
Zu wünschen, und — ein wenig sich zu schämen
Denkt ihr — allein, er war ein Prinz von Libanon.

49.

Herr Hüon, unverhofft des unwegs überhoben
Mit Angela zurück ins palmenthal zu gehn,
Läßt von den schönen Herr'n sich in die wette loben,
Und fühlt sich just dabey so gut als ob sie ihn
Gescholten hätten. Und nun, die wohlthat zu vollenden,
Wird, durch des ringes kraft, von unsichtbaren händen
Mit allem was den gaum ergötzt
Ein großer runder tisch in überfluß besetzt.

50.

Ah, ruft die schöne braut, ich hätt' es schier vergessen:
Herr Ritter, ehe wir zum essen
Uns setzen, geht und schließt mit einer hand geschwind
Des Riesen Harem auf; denn funfzig jungfraun sind
Noch außer mir in diesem thurm verwahret;
Der schönste mädchenflor, ein wahres tulpenbett!
Er hatte sie für seinen Mahemmed
Zu Opfern, denk ich, aufgefüttert.

Der Harem thut ſich auf, und zeigt, in vollem putz
Und buntem lieblichem gewimmel,
Das wahre bild von Mahoms luſt'gem Himmel.
Herr Hüon läßt die Damen all' im ſchutz
Der ſchönen herr'n, und iſt ſchon weit daron geritten,
Da hinter ihm noch alles lärmt und ſchnarrt,
Die ehre ſeiner gegenwart
Sich wenigſtens zur tafel auszubitten.

52.

Schon ſchlich, indem in grau das abendroth zerfloß,
Der ſtille mond herauf am horizonte,
Als Hüon, weil ſein gaul nicht länger laufen konnte,
An einem ſchönen platz zu ruhen ſich entſchloß.
Er ſieht ſich auf der grünen erde
Nach einem lager um, indeſſen für die pferde
Sein Alter ſorgt. Auf einmal ſteht, ganz nah,
Ein prächtiges gezelt vor ſeinen augen da.

53.

Ein reicher teppich liegt, ſo weit es ſich verbreitet,
Auf ſeinem boden ausgeſpreitet,
Mit polſtern ringsumher belegt,
Die, wie beſeelt von innerlichem leben,
Bey jedem druck ſanftblühend ſich erheben.
Ein tiſch von jaſpis, den ein goldner dreyfuß trägt,
Steht mitten drinn, und, was dem eſſenluſt'gen magen
Zum Göttertiſch ihn macht, das mahl iſt aufgetragen.

54.

Der Ritter bleibt als wie gefroren stehn,
Winkt Scherasmin herbey, und fragt ihn, was er sehe? –
O, das ist leicht, erwiedert der, zu sehn;
Freund Oberon ist sichtlich in der nähe.
Wir hätten ohne ihn die nacht,
Anstatt uns nun in schwanenpflaum zu senken,
Auf Gottes boden nicht so sanftlich zugebracht.
Das nenn' ich doch an seine freunde denken!

55.

Kommt, lieber Herr, nach dieser langen fahrt
Schmeckt ruhe süß: laßt hurtig uns entgürten;
Ihr seht, der schöne Zwerg hat keinen fleiß gespahrt,
Wiewohl im flug, uns herrlich zu bewirthen.
Herr Hüon folgt dem rath. Sie lagern beyde sich
Halbsitzend um den tisch und schmausen ritterlich;
Auch wird, beym sang Gascognischer freyer lieder,
Der becher fleißig leer, und füllt sich immer wieder.

56.

Bald löset unvermerkt des schlafes weiche hand
Der sanftentschlafften nerven band.
Indem erfüllt, wie aus der höchsten Sfäre,
Die lieblichste musik der lüfte stillen raum;
Es tönt als ob ringsum auf jedem baum
Ein jedes blat zur kehle worden wäre,
Und Mara's engelston, der zauber aller seelen,
Erschallte tausendfach aus allen diesen kehlen.

57.

Unmählich sank die süße harmonie,
Blieb voll, doch schwächer stets, herunter bis zum säuseln
Der sanftsten sommerluft, wenn kaum sich ie und ie
Ein blat bewegt, und um der Nymfe knie
Im stillen bach sich kaum die silberwellen kräuseln.
Der Ritter, zwischen schlaf und wachen, höret sie
Stets leiser wehn, bis unter ihrem wiegen
Die sinnen unvermerkt dem schlummer unterliegen.

58.

Er schlief in einem fort, bis, da der frühe hahn
Aurorens rosenpferde wittert,
Ein wunderbarer traum sein innerstes erschüttert.
Ihm deucht, er gieng auf unbekannter bahn,
Am ufer eines stroms, durch schattichte gefilde;
Auf einmal steht vor ihm ein göttergleiches Weib,
Im großen aug des himmels reinste milde,
Der liebe reiz um ihren ganzen leib.

59.

Was er empfand ist nicht mit worten auszudrücken,
Er, der zum erstenmal izt Amors macht empfand,
Und athemlos, entzückert vor entzücken,
Sein leben ganz in seinen blicken,
Im boden eingewurzelt stånd;
Sie noch zu sehen glaubt, nachdem sie schon verschwand,
Und, da der süße wahn zulezt vor ihm zerfließet,
Nichts mehr zu sehn die augen sterbend schließet.

60.

Betäubt, in fühlbarm tod, lag er am ufer da
In seinem traum: als ihn bedünkt, er spüre
Daß eine warme hand sein starres herz berühre.
Und, wie vom tod erwekt, erhob er sich und sah
Die Schöne abermal zu seiner seite stehen,
Die keiner Sterblichen in seinen augen gleicht,
Und dreymal schöner wie ihm däucht,
Und holder als er sie zum erstenmal gesehen.

61.

Stillschweigend schauten sie einander beyde an,
Mit blicken, die sich das unendlich stärker sagten,
Was ihre lippen noch nicht auszusprechen wagten.
Ihm war in ihrem aug' ein Himmel aufgethan,
Wo sich in eine see von liebe
Die seele taucht. Bald wird das übermaas der lust
Zum schmerz; er sinkt im drang der unaufhaltbarn triebe
In ihren arm, und drükt sein herz an ihre brust.

62.

Er fühlt der Nymfe herz an seinem busen schlagen,
Der glückliche! Wie schnell, wie stark, wie warm!
Und — plötzlich hört es auf zu tagen,
Auf schwarzen wolken rollt des Donners feuerwagen,
Lautheulend bebt der stürme wilder schwarm;
Von unsichtbarer macht wird schnell aus seinem arm
Im wirbelwind die Nymfe fortgerissen
Und in die flut des nahen stroms geschmissen.

Er hört ihr ängstlich schreyn, will nach — o höllenpein!
Und kann nicht! Steht entseelt vor schrecken
Als wie ein bild auf einem leichenstein.
Vergebens strebt er, keucht und ficht mit arm und bein,
Er glaubt in eis bis an den hals zu stecken,
Sieht aus den wellen sie die arme bittend strecken,
Und kann nicht schreyn, nicht, wie der liebe wut
Ihn spornt, zu ihr sich stürzen in die flut.

64.

Herr, ruft ihm Scheraſmin, da er sein banges schnauben
Vernimmt, erwacht, erwacht! Ein böser traum
Schnürt euch die kehle zu — Fort, Geister, macht mir raum,
Schreyt Hüon, wollt ihr mir auch ihren schatten rauben?
Und wütend fährt er auf aus seinem traumgesicht;
Noch klopft von todesangst umfangen
Sein stockend herz, er starrt ins tageslicht
Hinaus, und kalter schweiß liegt auf den bleichen wangen.

65.

Das war ein schwerer traum, ruft ihm der Alte zu:
Ihr lagt vermuthlich wohl zu lange auf dem rücken?
Ein traum? seufzt Siegwins Sohn mit minder wilden blicken,
Das war's! allein ein traum, der meines herzens ruh
Auf ewig raubt! — „Das wolle Gott verhüten,
Mein bester Herr!" — Sag mir im ernste (spricht
Der Ritter ernstvoll) glaubst du nicht
Daß Träum' uns dann und wann was künftig ist entbieten?

Vierte Scene.

Cäsar und sein Gefolge treten auf.

Brutus.

Die Spiele sind geendigt, und Cäsar kömmt zurük.

Cassius.

Wenn sie vorbeyziehen, so zieht den Casca auf die Seite, und er wird euch in seiner spöttischen Manier alles erzählen, was an diesem Tage merkwürdiges vorgegangen ist.

Brutus.

Ich will es thun; aber seht ihr, Caßius -- zürnender Unmuth glüht auf Cäsars Stirne, und sein ganzes Gefolge sieht aus, als ob man sie ausgescholten hätte; Calpurniens Wange ist blaß; und Cicero sieht aus so düstern und so feurigen Augen, wie wir ihn im Capitolio gesehen haben, da er in der Raths-Versammlung von einigen Senatoren angefochten wurde.

Cassius.

Casca wird uns sagen, was vorgegangen ist.

Cäsar.

Antonius --

Antonius.

Cäsar?

Cäsar.

66.

Man hat exempel, Herr — Und wahrlich, seit ich euch
Begleite, längn' ich nichts, erwiedert ihm der Alte.
Doch, wenn ich euch die reine wahrheit gleich
Gestehen soll, so sag ich frey, ich halte
Nicht viel von Träumen. Fleisch und blut
Hat, wenigstens bey mir, sein spiel so oft ich träume;
Dies wußten unsre Alten gut,
Und lehrten's uns im wohlbekannten reime.

67.

Indessen, wenn ihr mir den inhalt euers traums
Vertrautet, könnt' ich euch vielleicht was bessers reimen.
Das will ich auch, spricht Hüon, ohne säumen.
Kaum rötet noch den gipfel jenes baums
Der morgenstral. Wir haben zeit zum werke.
Nur reiche mir zuvor den becher her,
Damit ich meine geister stärke;
Es liegt mir auf der brust noch immer zentnerschwer.

68.

Indeß der wundervolle becher
Den Ritter labt, sieht ihn der Alte, mäuschenstill,
Als einer an, dem's nicht gefallen will,
Den wackern sohn des braven Siegwins, schwächer,
Als einem manne ziemt, zu sehn.
Ey (denkt er bey sich selbst, kopfschüttelnd) im erwachen
Noch so viel werks aus einem traum zu machen!
Doch, weil's nun so ist, mag's zum frühstück immer gehn!

Oberon

Vierter Gesang.

1.

Der Paladin beginnt nun seine traumgeschichte
Wie folget: Was du auch, mein guter Scheraemin,
Von dem, was ich dir izt berichte,
Im herzen denken magst, so ists doch kein gedichte,
Daß ich, Gott sey es dank! noch stets an leib und sinn,
So wie du hier mich siehst, ein reiner Jüngling bin.
Nie hat vor diesem tag in meinem ganzen leben
Mein unbefangnes herz der liebe raum gegeben.

2.

Es hatte zwar der schönen Jungfraun viel
An meiner Mutter hof, und an gelegenheiten,
Die einen Knaben leicht zur tändeley verleiten,
Gebrach es nicht, zumal beym pfänderspiel:
Da gabs wohl manchmal auch ein strumpfband aufzulösen;
Allein der schönste fuß ließ meine fantasey
In stolzer ruh; und wär's Genevrens fuß gewesen,
Es war ein fuß, mehr dacht ich nicht dabey.

3.

Daß ich von kindheit an ſo viele offne Buſen
Und bloße ſchultern ſáh, mocht auch mit urſach ſeyn.
Gewohnheit gleicht in dieſem ſtück Meduſen,
Und für das Schöuſte ſelbſt verkehrt ſie uns in ſtein.
Allein, was half mirs, frey geblieben
Zu ſeyn bis in mein zweymal zehntes Jahr?
Auch meine ſtunde kam! Ach, Freund! mein ſchickſal war
Im traum zum erſtenmal zu lieben.

4.

Ja, Scherasmin, nun hab' ich ſie geſehn,
Sie, von den ſternen mir zur Siegerin erkoren;
Geſehen hab' ich ſie, und ohne widerſtehn
Beym erſten blick mein herz an ſie verloren.
Du ſprichſt, es war ein traum? Nein, Mann, ein hirngeſpenſt
Kann nicht ſo tiefe ſpuren graben!
Und wenn du tauſendmal mich einen Thoren nennſt,
Sie lebt, ich hatte ſie, und muß ſie wieder haben.

5.

O hätteſt du den Engel doch
Geſehn wie ich! — Zwar, wenn ich malen könnte,
Ich ſtellte ſie dir hin, ſo glüend wie ſie noch
Vor meiner ſtirne ſchwebt, und bin gewiß, ſie brennte
Dein altes herz zu einer kohle aus.
Ach! daß nur etwas mir geblieben wär', das leben
Von ihr empfieng! Wär's nur der blumenſtraus
Vor ihrer bruſt! was wollt ich nicht drum geben?

6.

Denk dir ein weib im reinſten jugendlicht,
Nach einem urbild von dortoben
Aus roſenglut und lilienſchnee gewoben;
Gieb ihrem bau das feinſte gleichgewicht;
Ein ſtilles lächeln ſchweb' auf ihrem angeſicht,
Und jeder reiz, von majeſtät erhoben,
Erweck und ſchrecke zugleich die lüſterne begier:
Denk alles das, du haſt den ſchatten kaum von ihr!

7.

Und nun, ſanft angelockt von ihren ſüßen blicken,
Dies holde weib, das nur die luftgeſtalt
Von einem engel ſchien, an meine bruſt zu drücken,
Zu fühlen, wie ihr herz in meines überwallt —
Iſts möglich, daß ich vor entzücken
Nicht gar vergieng? — Nun komm, und ſprich mir kalt,
Es war ein traum! Wie ſchaal, wie leer und todt iſt neben
So einem traum mein vorig ganzes leben!

8.

Noch einmal, Scherasmin, es war kein ſchattenſpiel
Im ſitz der fantaſie aus weindunſt ausgegoren!
Ein unbetrügliches gefühl
Sagt mir, ſie lebt, ſie iſt für mich geboren.
Vielleicht war's Oberon, der ſie erſcheinen ließ?
Iſts wahn? O laß ihn mir! die täuſchung iſt ſo ſüß!
Doch, nichts von wahn! Kann ſolch ein traum betrügen,
O ſo iſt alles wahn! So kann die wahrheit lügen!

9.

Der Alte wiegt sein zweifelreiches haupt,
Wie wenn man euch ein wunderding erzählet,
Wovon ihr nichts im herzen glaubt,
Wiewohl euch grund es wegzuläugnen fehlet.
Was denkst du, frägt der Ritter. — Das ists just,
Was mich verlegen macht, versezt der Unverliebte:
Ich hätte freylich wohl zu manchem einwurf lust:
Allein was hälfs am end, als daß ich euch betrübte?

10.

Nur, vor der hand, weil euer fürstlich wort
Euch einmal gegen Karl verbindet,
So, dächt' ich, sezten wir den zug nach Bagdad fort.
Vielleicht daß unterwegs der zauber wieder schwindet;
Vielleicht auch daß der Zwerg sein bestes thut
Und unversehens sich die Traumprinzeßin findet.
Inzwischen, lieber Herr, thut euch die hoffnung gut,
So hofft! Man macht dabey zum mindsten rothes blut.

11.

Weil dies der Knappe spricht, steht mit gesenkter stirne
Der Ritter da; denn plözlich hatte sich
In seinem liebeskranken hirne
Die scene umgekehrt. Ach, spricht er, täusche mich
Nicht auch mit falschem trost! feindselige aestirne
Sind über mir. Was kann ich hoffen, sprich?
Der sturm, der sie von meiner brust gerissen,
Läßt, leider, mich zuviel von meinem schiksal wissen.

12.

Entriſſen ward ſie mir! Noch ſtrekt ſie aus der flut
Die arme gegen mich — noch ſtokt vor angſt mein blut —
Und ach! Wie an den grund mit ketten
Geſchmiedet, ſtand ich da, ohnmächtig ſie zu retten.
Das war im traum, ſpricht Scheraemin: wofür
Euch ohne noth mit ſchwarzer ahnung grämen?
Ein traum läßt nie von art. Das beſte, glaubet mir,
Iſt, ſich daraus nur was uns freut zu nehmen.

13.

Daß euch im traum ein wohlgewogner geiſt
Die künftge Königin von euern herzen weißt,
Das hat er gut gemacht; ſo etwas läßt ſich glauben,
Und kurz, wir nehmen's nun für baare wahrheit an.
Allein den ſtrom, den wirbelwind, die ſchrauben
An hand und fuß, die hat der traum hinzugethan.
Mir ſelbſt iſt oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrükt, dergleichen wiederfahren.

14.

Da, zum Exempel, läuft ein ſchwarzer zottelbär,
Indem ich wandeln geh, der himmel weiß woher,
Mir in den weg; ich greif im ſchrecken nach dem degen
Und zieh, und zieh — umſonſt! Ein plözlich unvermögen
Strikt jede ſehne mir an allen gliedern loß;
Zuſehens wird der bär noch ſiebenmal ſo groß,
Sperrt einen rachen auf ſo gräßlich wie die hölle:
Ich flieh und ängſtige mich, und kann nicht von der ſtelle.

15.

Ein andermal, da ihr von einem abendschmaus
Nach haus zu gehen träumt, bey einem alten gaden
Vorbey — auf einmal knarrt ein kleiner fenſterladen,
Und eine Naſe gukt heraus
So lang als euer arm: ihr ſucht, halbſtarr vor ſchrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten ſtehn
Geſpenſter da, die ins geſicht euch ſehn,
Und feu'rge zungen weit aus langen hälſen recken.

16.

Ihr drükt in todesangſt euch ſeitwärts an die wand
Die gegenüber ſteht, und eine dürre hand
Fährt durch ein rundes loch euch eiskalt übern rücken,
Und bohrt ins wams ſich ein, um euch ins herz zu zwicken.
Ein jedes haar auf euerm kopfe kehrt
Die ſpitz empor; zur flucht iſt jeder weg verwehrt,
Die gaſſe wird zuſehends immer enger,
Stets froſtiger die Hand, die Naſe immer länger.

17.

Dergleichen, wie geſagt, begegnet oft und viel,
Allein, am end iſts doch ein bloßes poſſenſpiel,
Das nachtgeſpenſter ſich in unſerm ſchädel machen,
Die naſe ſamt der angſt verſchwindet im erwachen.
Ich dächt' an euerm plaz dem ding nicht weiter nach,
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg verſprach.
Friſch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel enden,
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wiederfänden.

18.

Bey dieſem worte ſpringt der Ritter, angeweht
Von friſchem mut empor, als hätt' ihm nichts geträumet.
Der morgenluft entgegenwiehernd, ſteht
Sein Klepper ſchon geſattelt und gezäumet.
Er ſchwingt ſich auf, und wie er aus dem feld
Zurücke ſchaut, verſchwunden iſt das zelt;
In einem wink erhob ſichs aus dem raſen,
In einem wink war alles weggeblaſen.

19.

Sie zogen nun dem lauf des hohen Eufrats nach,
Von palmen und gebüſch vorm ſonnenſtral geborgen,
Durchs ſchönſte land der welt; ſtillſchweigend; keiner ſprach
Ein wort, wiewol's an ſtoff zum reden nicht gebrach;
Denn jeder war vertieft in andre Sorgen.
Die reine luft, der angenehme morgen,
Der vögel luſtgeſang, des ſtromes ſtiller lauf,
Weckt beyder fantaſey aus leiſem ſchlummer auf.

20.

Der Ritter ſieht in ihrem zauberſpiegel
Nichts ſehenswerth, als das geliebte bild.
Er mahlt die Göttin ſich auf ſeinen blanken ſchild,
Erklimt auf ihrer ſpur des Taurus ſchrofſten hügel
Steigt, ſie erfragend, bis in Merlins furchtbars grab,
Bekämpft die Hünen und die Drachen,
Die um das ſchloß, worinn ſie ſchmachtet, wachen,
Und kämpfte ſie der ganzen hölle ab.

21.

Indeſſen er, in eingebildeter wonne,
Die ſchwer errungne braut an ſeinen buſen drükt,
Sieht unvermerkt an's ufer der Garonne,
Wo er als kind den erſten ſtraus gepflükt,
Von Eufrats ufern weg der Alte ſich verzükt.
Nein, denkt er, nirgends ſcheint doch unſers Herrgotts ſonne
So mild als da, wo ſie zuerſt mir ſchien,
So lachend keine flur, ſo friſch kein andres grün!

22.

Du kleiner ort, wo ich das erſte licht erſehen,
Den erſten ſchmerz, die erſte luſt empfand,
Sey immerhin unſcheinbar, unbekannt,
Mein herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir ſich heimlich hingezogen,
Fühlt ſelbſt im Paradies ſich doch aus dir verbannt:
O möchte wenigſtens mich nicht die ahnung trügen,
Bey meinen vätern einſt in deinem ſchoos zu liegen!

23.

In ſolcher träumerey ſchwind't unvermerkt der raum,
Der ſie von Bagdad trennt, bis izt die mittagshize
In einen wald ſie treibt, der vor der glut ſie ſchüze.
Noch ruhten ſie um einen alten baum,
Wo dichtes moos ſich ſchwellt zum weichen ſize,
Und Oberons pokal erfriſcht den troknen gaum:
Als, eben da er ſich zum drittenmale füllet,
Ein gräßliches geſchrey in ihre ohren brüllet.

24.

Sie ſpringen auf. Der Ritter faßt ſein ſchwert
Und fleugt dahin, woher die zettertöne ſchallen;
Und ſieh! ein Sarazen zu pferd,
Von einem Löwen angefallen,
Kämpft aus verzweiflung noch, erſchöpft an kraft und muk,
Mit matter fauſt. Sahen taumelt halbzerriſſen
Sein roß, und wälzt mit ihm in einem ſtrom von blut
Sich um, und hat vor ſchmerz die ſtange durchgebiſſen.

25.

Grimmſchnaubend ſtürzt der Löw' auf ſeinen gegner los,
Aus jedem aug ſchießt eine feuerflamme.
Indem fährt Hüons ſtal ihm ſeitwärts in die wamme.
Der thiere Fürſt, den ſolch ein gruß verdroß,
Erwidert ihn mit einer langen ſchramme,
Nach der des Ritters blut aus tauſend quellchen floß:
Hätt' Angulaffers ring nicht über ihm gewaltet,
Ihn hätt' auf Einen zug der Löw' entzweygeſpaltet.

26.

Herr Hüon rafft, was er an kraft vermag,
Zuſammen (denn ſein tod blizt aus des Löwen blicke)
Und ſtößt ſein kurzes ſchwert mit macht ihm ins genicke.
Vergebens ſchwingt er noch den ſchweif zu einem ſchlag,
Von dem, wofern der Ritter nicht zurücke
Geſprungen wär', er halb zerſchmettert lag;
Vergebens bräuet noch die fürchterliche tatze,
Ein ſtreich von Scherasmin erlegt ihn auf dem platze.

Cäſar.

Laß mich Leute um mich haben, die fett ſind; Leute mit runden Baken, und die des Nachts ſchlaffen; dieſer Caßius dort hat einen hagern hungrigen Blik, er denkt zuviel; ſolche Leute ſind gefährlich.

Antonius.

Beſorget nichts von ihm Cäſar, er iſt nicht gefährlich; er iſt ein edler Römer, und wohl geſinnt.

Cäſar.

Ich wollt' er wäre fetter; zwar fürcht' ich ihn nicht, aber doch, wenn Cäſar ſich fürchten könnte, ſo kenn' ich keinen andern Mann, vor dem ich mich ſo ſehr hüten würde, als dieſen magern Caßius. Er ließt viel, er iſt ein groſſer Beobachter, und ſieht mit einem Blik durch das äuſſerliche Betragen der Menſchen in ihr Inwendiges. Er liebt keine Schauſpiele, wie du, Antonius; er hört keine Muſik, er lächelt ſelten, und wenn er lächelt, ſo thut er's mit einer Art als ob er ſich ſelbſt aushöhne, und ſeinen Geiſt verachte, daß er ſich bewegen laſſen, über irgend etwas zu lächeln. Solchen Leuten iſt niemal wohl ums Herz, ſo lange ſie Gröſſere ſehen als ſie ſelbſt ſind, und alſo ſind ſie allerdings gefährlich. Ich ſage dir vielmehr was gefürchtet werden ſollte, als was ich fürchte; denn ich bin immer Cäſar. Komm an meine rechte Seite, denn dieſes Ohr iſt taub; und ſage mir aufrichtig, was du von ihm denkſt.

(Cäſar und ſein Gefolge gehen ab.)

27.

Der Sarazen (den reichen steinen nach,
Die hoch auf seinem turban blizen,
Ein mann von wichtigkeit) schien noch vor angst zu schwizen.
Die Ritter führen ihn, am arme, ganz gemach
Den bäumen zu, in deren schirm sie lagen.
Man reicht zur stärkung ihm den goldnen becher dar,
Und auf arabisch spricht der Alte: Herr, fürwahr
Ihr habt dem Gott der Christen dank zu sagen!

28.

Mit scheelem auge nimmt der Heid aus Hüons hand
Den becher voll, und wie er an der lippen rand
Ihn bringt, versiegt der wein, und glüend wird der becher,
In seiner faust, der innern schalkheit rächer.
Er schleudert ihn lautbrüllend weit von sich,
Und stampft, und tobt, und lästert fürchterlich.
Herr Hüon, dem es graut, ihm länger zuzuhören,
Zieht sein geweyhtes schwert, den Heiden zu — bekehren.

29.

Allein, der Schalk, der übermannt sich hält,
Findt nicht für gut zur gegenwehr zu stehen;
Wie ein gejagter Strauß läuft er ins nahe feld,
Wo beyde pferd' im grase weiden gehen.
Risch schwingt er sich auf Hüons klepper, faßt
Ihn bey der mähn, und mit verhängten zügeln
Rennt er davon, in solcher angst und hast,
Als säß' er zwischen sturmwindsflügeln.

30.

Das abentheur war freylich ärgerlich;
Allein was half's, dem lecker nachzulaufen?
Zum glücke war ein ding, das einem maulthier glich,
Im nächsten dorf um wenig geld zu kaufen.
Das arme thier, durchsichtiger wie glas,
Schien kaum belebt genug, um Bagdad zu erreichen;
Doch däuchts dem Alten noch auf dessen rükgrat baß,
Als seinem Herrn zu fuße nachzukeuchen.

31.

So setzten beyde nun nach dem gewünschten Port
Den ritterlichen zug so gut sie konnten fort.
Der Sonnewagen schwebt schon an des himmels gränzen,
Auf einmal sehen sie, von fern im weiten thal,
Gekrönt mit thürmen ohne zahl,
Der städte Königin im abendschimmer glänzen,
Und durch ein Paradies von ewig frischem grün,
Den stolzen Eufrat hier, und dort den Tigris ziehn.

32.

Ein wundersam gemisch von schrecken und entzücken,
Geheime ahnungen, und fremde schauer drücken
Des Ritters herz, da ihm der schauplatz auf sich thut,
Wo, mehr sein wort und angestammter mut
Als Karls gebot, ihn treibt ein wagstük zu bestehen,
Wovon kaum möglich war ein besser ziel zu sehen
Als gähen tod. Gewiß war immer die gefahr,
Doch schien sie nie so groß als da sie nahe war.

33.

Er ſieht mit ihren goldnen zinnen,
Gleich einer Götterburg, in furchtbarſtolzer pracht,
Der Emirn Burg, den Thron, der Aſien zittern macht;
Und du, ſpricht er zu ſich, was gehſt du zu beginnen?
Er ſtuzt. Doch bald ſtärkt wieder ſeine ſinnen
Des glaubens mut, der ihn ſo weit gebracht,
Und eine ſtimme ſcheint ihm leiſe zuzuwehen,
Er werde die er liebt in jenen mauern ſehen.

34.

Auf, ruft er, Scherasmin, ſpann alle ſegel auf!
Du ſiehſt das ziel von meinem langen lauf,
Wir müſſen Bagdad noch vor dunkler nacht erreichen.
Nun gehts im ſchärfſten trott, daß roß und reiter keuchen.
Der Knapp gießt ſeinem thier mitleidig etwas wein
Aus Ob'rons becher auf die zunge;
Da, ſpricht er, trink, du guter treuer junge,
Der becher trokuet nicht für deinesgleichen ein.

35.

Er hatte recht. Kaum ſaugt des maulthiers zunge
So lechzend als ein ausgebrannter ſtein
Den ſüßen thau des zaubergoldes ein,
So ſchießt mit allbelebendem ſchwunge
Ein feuerſtrom durch adern und gebein;
Von neuer kraft geſpannt, erfriſcht an herz und lunge,
Läufts, einem Windſpiel gleich, mit ihm davon,
Und eh der tag erliſcht ſind ſie in Babylon.

36.

Noch irrten sie in seinen ersten gassen
Unkundig in der dämmrung hin und her,
Als Fremde, die sich bloß vom zufall leiten lassen:
Da kam des wegs von ungefähr
An ihrem stab ein Mütterchen gegangen,
Mit grauem haar und längstverwelkten wangen.
He, Mutter, seyd so gut, schreyt Scheraemin sie an,
Und weiset uns den weg zu einem Han.

37.

Die Alte bleibt gestüzt auf ihre krücke stehen,
Und hebt ihr wankend haupt die Fremden anzusehen.
Herr Fremdling, spricht sie drauf, von hier ists ziemlich weit
Zum nächsten Han; doch, wenn ihr müde seyd
Und wenig euch genügt, so kommt in meine hütte;
Da steht euch milch und brod, und eine gute schütte
Von frischem streh zu dienst, und gras für euer vieh:
Ihr ruhet aus, und zieht dann weiter morgen früh.

38.

Mit großem dank für dies erbieten
Folgt ihr Herr Hüon nach. Ihn däucht kein lager schlecht
Wo freundlichkeit und treu der offnen thüre hüten.
Die neue Bauzis macht in eil die streu zurecht,
Wirft quendel und orangenblüthen
Aus ihrem gärtchen drauf, trägt fette milch voll schaum
Und saftge pfirschen auf, und feigen frisch vom baum,
Beklagend, daß ihr fern die mandeln nicht geriethen.

39.

Dem Fürſten dünkt, er hab in ſeiner lebenszeit
Nie ſo vergnüglich mahl gehalten.
Was der bewirthung fehlt, erſezt der guten Alten
Vertrauliche geſchwäzigkeit.
Die Herren, ſpricht ſie, kommen eben
Zu einem groſſen feſt — „Wie ſo?“ — Ihr wißt es nicht?
Es iſt das einz'ge doch was man in Bagdad ſpricht;
Die Tochter unſers Herrn wird morgen ausgegeben.

40.

„Des Sultans Tochter? Und an wen?“
Es iſt der Druſen Fürſt, und einer von den Neffen
Des Sultans, mächtig reich und ſchön,
Und auf dem Schachbret ſoll ihn keiner übertreffen;
Ein Prinz, mit Einem wort, den alle welt
Der ſchönen Rezia vollkommen würdig hält.
Und doch — geſagt in engeſtem vertrauen —
Sie ließe lieber ſich mit einem Lindwurm trauen.

41.

Das nenn' ich ſeltſam ſeyn, verſezt der Paladin,
Ihr werdets uns ſo leicht nicht glauben machen.
„Ich ſag's nicht ohne grund! Eh die Prinzeſſin ihn
So nahe kommen läßt, umarmt ſie einen drachen,
Da bleibts dabey! — Mir iſt von langer hand
Das wie und wenn der ſache wohl bekannt.
Zwar hab' ich reinen mund gar hoch verſprechen müſſen;
Doch, gebt mir eure hand, ſo ſollt ihr alles wiſſen.

42.

Es wundert euch vielleicht, wie eine Frau, wie ich,
Zu solchen dingen kömmt, die selbst dem Fürstenstamme
Verborgen sind und sonsten männiglich?
So wisset dann, ich bin die mutter von der Amme
Der schönen Rezia, bey der sie alles gilt,
Wiewol schon sechzehn volle Jahre
Verflossen sind, seit Fatme sie gestillt;
Nun merkt ihr leicht, woher ich manchmal was erfahre.

43.

Man weiß, daß schon seit Jahren der Kalif,
Auf seine Tochter stolz, nicht selten
An Festen, die er gab, sie mit zur tafel rief,
Wo schöner männer viel sich ihr vor augen stellten.
Allein auch das weiß stadt und land,
Daß keiner je vor ihr besonders gnade fand;
Sie schien sie nicht sowohl mit mädchenhaftem grauen
Als mit verachtung anzuschauen.

44.

Indessen ward gealaubt, sie könne Babekan
(So heißt der Prinz, den sich zum Tochtermann
Der Sultan auserwählt) vor allen andern leiden.
Nicht, daß beym kommen oder scheiden
Das herz ihr höher schlug; ihn nicht mit fleiß zu meiden
War wohl das höchste was er über sie gewann:
Allein, sie war doch sonst von niemand eingenommen,
Die liebe, dachte man, wird schon im Ehstand kommen.

45.

Jedoch, seit einem zwischenraum
Von wenig wochen, hat sich alles umgekehret.
Seitdem kann Rezia den armen Prinzen kaum
Vor augen sehn. Ihr ganzes herz empöret
Sich, wenn sie nur von hochzeit reden höret;
Und was unglaublich ist, so hat ein bloßer traum
Die schuld daran — Ein traum? ruft Hüon ganz in feuer;
Ein traum? ruft Scherasmin; welch seltsam abenteuer!

46.

Ihr träumte, fährt die Alte fort,
Sie werd' in Rehgestalt an einem wilden ort
Von Babekan gejagt. Sie lief, von zwanzig hunden
Verfolgt, in todesangst herab von einem berg;
Ihm zu entfliehen war die hoffnung schon verschwunden:
Da kam ein wunderschöner Zwerg
In einem Faeton, den junge Löwen zogen,
In vollem sprung entgegen ihr geflogen.

47.

Der Zwerg in seiner kleinen hand
Hielt einen blühnden lilienstängel,
Und ihm zur seite saß ein fremder junger Fant,
In Ritterschmuk, schön wie ein baarer Engel;
Sein blaues aug, sein langes gelbes haar
Verrieth, daß Asien nicht sein geburtsland war;
Doch, wo er immer hergekommen,
Genug, ihr herzchen ward beym ersten blik genommen.

48.

Der wagen hielt. Der Zwerg mit ſeinem lilienſtab
Berührte ſie; ſtraks fiel die rehhaut ab:
Die ſchöne Rezia, auf ihres Retters bitten,
Steigt in den wagen ein, und ſezt errötend mitten
Sich zwiſchen ihn und den, dem ſich ihr herz ergab,
Wiewohl noch lieb und ſchaam in ihrem buſen ſtritten.
Der wagen fuhr nun ſcharf den berg hinan,
Und ſtieß vor einen ſtein, und ſie erwachte dran.

49.

Entflogen war ihr traum, doch nicht aus ihrem herzen
Der Jüngling mit dem langen gelben haar.
Stets ſchwebt ſein bild, die quelle ſüßer ſchmerzen,
Bey tag und nacht ihr vor, und ſeit der ſtunde war
Der Druſenfürſt ihr völlig unerträglich.
Sie konnt ihn ohne zorn nicht hören und nicht ſehn.
Man gab ſich alle müh die urſach auszuſpähn;
Umſonſt, ſie blieb geheim und ſtumm und unbeweglich.

50.

Nur ihre Amm' allein; von der ich, wie geſagt,
Die mutter bin, wußt' endlich weg zu finden,
Das ſeltſame geheimniß, das ſie nagt,
Aus ihrer bruſt herauszuwinden.
Allein ihr wißt, ob mit vernünftgen gründen
Ein ſchaden heilbar iſt, der heimlich uns behagt.
Die arme Dame war ſich ſelber gram, und wollte
Gleichwol daß Fatme ſtets dem übel ſchmeicheln ſollte.

51.

Indeſſen kam der tag, vor dem ihr graut,
Stets näher. Babekan, um bey der ſprôden Braut
In beßre achtung ſich zu ſchwingen,
Ließ wenig unverſucht, nur wollte nichts gelingen.
Sie war bekanntlich ſtets den Tapfern ſehr geneigt,
Er hatte ſich noch nie in dieſem licht gezeigt.
Laß, ſprach er zu ſich ſelbſt, uns eine That vollbringen,
Der Unempfindlichen bewundrung abzuzwingen!

52.

Nun ſezte ſeit geraumer zeit
Ein ungeheurer Lôw das ganze land in ſchrecken;
Er fiel bey hellem tag in dôrfer und in flecken,
Und würgte vieh und menſchen ungeſcheut.
Man ſpricht, er habe drachenflügel,
Und klauen wie ein greif, und ſtacheln wie ein igel,
Sey gröſſer als ein elefant,
Und wenn er ſchnaube, fahr's als wie ein ſturm durchs land.

53.

Seit menſchendenken ward kein ſolches thier geſehen.
Auch ſtund ein groſſer preis auf deſſen kopf geſezt;
Allein weil jedermann den ſeinen höher ſchäzt,
Will des verdienſts ſich niemand unterſtehen.
Nur Babekan hielts des verſuches werth
Durch eine kühne that der Schônen ſtolz zu dämpfen.
Er ſteigt mit groſſem pomp zum Sultan und begehrt
Vergünſtigung, den Lôwen zu bekämpfen.

54.

Und als ihm's der, wiewol mit müh, gewährt,
Beſtieg er heute früh vor tag ſein beſtes pferd,
Und ritt hinaus. Was weiter vorgegangen,
Iſt unbekannt. Genug, er kam, zu allem glück,
Auf einem fremden gaul, ganz leiſe, ſonder prangen
Und ohne ihrenhaut zurük.
Man ſagt, er habe ſtraks, ſobald er heimgekommen,
Sich hingelegt, und Bezoar genommen.

55.

Bey allem dem ſind nun mit unerhörter pracht
Die zubereitungen zum hochzeitfeſt gemacht;
Unfehlbar wird es morgen vor ſich gehen,
Und Rezia ſich in der nächſten nacht
In Babekans verhaßten armen ſehen.
Eh dies geſchieht, fuhr Hüon raſch heraus,
Eh ſoll das große rad der Schöpfung ſtille ſtehen!
Der Ritter und der Zwerg ſind, glaubt mir, auch vom ſchmaus.

56.

Die Alte wundert ſich des wortes, und betrachtet
Genauer, was ſie anfangs nicht geachtet,
Des Fremden blaues aug, und langes gelbes haar,
Und ſeinen ritterſchmuk, und daß er nur gebrochen
Arabiſch ſprach, und daß er ſchöner war
Als je ein mann, der in die augen ihr geſtochen;
Das raſche wort, das er geſprochen,
Und dieſe ähnlichkeit! Es däucht ihr ſonderbar.

Fünfte Scene.

Brutus und Cassius bleiben; Casca, zu ihnen.

Casca.

Ihr zupftet mich beym Rok; habt ihr mir was zu sagen?

Brutus.

Ja, Casca; erzählt uns, was ist heute begegnet, daß Cäsar so dunkel aussieht?

Casca.

Wie, ihr waret ja bey ihm, ist's nicht so?

Brutus.

Ich würde dann nicht den Casca fragen, was begegnet sey.

Casca.

Was? es wurd' ihm eine Crone angeboten; und da sie ihm angeboten wurde, so schob er sie mit der Vorderhand sacht auf die Seite, so; und da brach das Volk in ein Freudengeschrey aus.

Brutus.

Weßwegen macht' es dann das zweyte Geschrey.

Casca.

Wie? eben deßwegen.

Brutus.

57.

Wo kam er her? Warum? Wer iſt er? Zwanzig Fragen
Zu dieſem zwek, die ſchon auf ihrer zunge lagen,
Erſtikte Hüons ernſt. Er ſtellte ſich der ruh
Bedürftig, legte ſich auf ſeiner ſtreu zurechte.
Die Alte wünſcht, daß ihm was ſüßes träumen möchte,
Und trippelt weg, und ſchließt die thüre nach ſich zu.
Allein wurmſtichig war die thür und hatte ſpalten,
Und vorwiz zukt das ohr der guten Alten.

58.

Sie ſchleicht zurük, und drükt ſo feſt ſie kann
Ihr lauſchend ohr an eine ritze,
Und horcht mit offnem mund und hält den athem an.
Die Fremden ſprachen laut, und wie es ſchien, mit hize;
Sie hörte jedes wort; nur, leider! war kein ſinn
Für eine alte frau von Babylon darinn:
Doch kann ſie dann und wann, zum troſt in dieſem leiden,
Den namen Rezia ganz deutlich unterſcheiden.

59.

Wie wundervoll mein ſchikſal ſich entſpinnt,
(Rief Hüon aus) wie wahr hat Oberon geſprochen:
Schwach iſt das Erdenvolk und für die zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den hals gebrochen;
Auf mein verderben zielt ſein auftrag ſichtlich ab,
Und blindlings thut er bloß den willen des geſchickes;
Der ſchöne Zwerg rekt ſeinen lilienſtab,
Und leitet mich im traum zur quelle meines glükes.

60.

Und daß (ruft Scherasmin) die Jungfrau, die im traum
Das herz euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans iſt, die Karl zu eurer braut ernannte;
Daß alles ſo ſich ſchikt, und daß auch Sie im traum
Wie ihr in ſie, in euch entbrannte —
So etwas glaubte man ja ſeinen augen kaum!
Und doch, ſpricht Hüon, hats die Alte nicht erfunden,
Den knoten hat das Schikſal ſelbſt gewunden.

61.

Nur wie er aufzulöſen ſey,
Da liegt die ſchwierigkeit! — Mich ſollte das nicht plagen,
Erwiedert Scherasmin; Herr, darf ich ungeſcheut
Euch meine ſchlechte meynung ſagen?
Ich macht' 'es kurz und ſchnitt' ihn friſch entzwey.
Dem Junker linker hand ließ' ich den luſtpaß frey,
Und dem Kaliſen ſeine zähne,
Und hielte mich an meine Dulzimene.

62.

Bedenkts nur ſelbſt, in ihrer Gegenwart
Die Ceremonie mit kopfab anzufangen,
Hernach vier backenzähn und eine handvoll bart
Dem alten Sultan abverlangen,
Und vor der Naſ' ihm gar ſein einzig kind umfangen,
Bey Gott! das hat doch keine art!
Das Schikſal kann unmöglich wollen,
Daß wir das ziel uns ſelbſt ſo grob verrücken ſollen.

63. Zum

Zum glück, daß Oberon das beste schon versah.
Das hauptwerk ist doch wohl dem hasen
Von bräutigam das Fräulein wegzublasen;
Und dazu hilft die schöne Rezia
Gewiß uns selbst, sobald sie von der Alten
Berichtet ist, das gelbe haar sey da.
Mir liegt indessen ob, zween frische klepper, nah
Beym garten des Serails, zur flucht bereit zu halten.

64.

Herr Scheraśmin (versezt der Ritter) wie es scheint
Entfiel euch, daß ich Karln mein ehrenwort gegeben,
Dem, was er mir gebot, buchstäblich nachzuleben?
Da geht kein Jot davon, mein guter freund!
Was draus entstehen kann, das mag daraus entstehen!
Mir ziemt es nicht so was vorauszusehen.
Im fall der noth (erwiedert Scheraśmin)
Muß' doch zulezt der Zwerg uns aus dem wasser ziehn.

65.

Allmählich schlummerte der Alte unter diesen
Gesprächen ein. Von Hüons augen bleibt
Der süße schlaf die nacht hindurch verwiesen.
Gleich einem kahn auf hohen wogen, treibt
Sein ahnend herz mit ungeduldgem schwanken
Auf ungestüm sich wälzenden gedanken:
So nah dem port; so nah, und doch so weit!
Es ist ein augenblik, und däucht ihm Ewigkeit.

Oberon

Fünfter Gesang.

1.

Auch dich, o Rezia floh, auf deinen weichen schwanen,
Der süße schlaf. Du sahst in klippen dich
Verfangen, woraus dir einen pfad zu bahnen
Unmöglich schien. Verhaßt und fürchterlich
Ist dir das festliche roth am morgendämmernden himmel,
Verhaßt der tag, der dich an Hymens altar winkt.
Lang wälzt sie seufzend sich um, bis endlich vom innern getümmel
Der seele betäubt, ihr haupt herab zum busen sinkt.

2.

Sie schlummert ein, und, ihren mut zu stützen,
Webt Oberon ein neues traumgesicht
Vor ihre stirn. Sie glaubt, bey mondeslicht,
In einer laube der gärten des Harems zu sitzen,
In fantasieen der liebe versenkt,
Ein süßes weh, ein lieblich banges sehnen
Hebt ihre brust, ihr auge schwimmt in thränen,
Indem sie hoffnungslos an ihren jüngling denkt.

3.

Die unruh treibt sie auf. Sie läuft, mit hastigen schritten
Und suchendem blik, durch busch und blumengefild,
Eilt athemlos zu allen grünen hütten,
Zu allen grotten hin; ihr auge, zärtlich wild
Und thränenvoll, scheint das geliebte bild
Von allen wesen zu erbitten.
Oft steht sie ängstlich still und lauscht,
Wenn nur ein schatten wankt, nur eine pappel rauscht.

4.

Zulezt, indem sie sich nach einer stelle wendet
Wo durch der büsche nacht ein heller mondschein bricht,
Glaubt sie — O wonne! wofern kein falsches schattenlicht
Ihr gernbetrognes auge blendet —
Zu sehen was sie sucht. Sie sieht und wird gesehn;
Sein feuerblik begegnet ihren blicken.
Sie eilt ihm zu, und bleibt, in schauerndem entzücken,
Wie zwischen scham und liebe, zweifelnd stehn.

5.

Mit ofnen armen fliegt er ihr entgegen.
Sie will entfliehn, und kann die kniee nicht bewegen,
Mit müh verbirgt sie noch sich hinter einen baum,
Und in der süßen angst zerplazt der schöne traum.
Wie gerne hätte sie zurück ihn rufen mögen!
Sie zürnt sich selbst und dem verhaßten baum.
Umsonst bemüht, sich wieder einzuwiegen,
Muß sie am schatten nun des schattens sich vergnügen.

6.

Die sonne hatte bald den dritten theil vollbracht
Von ihrem lauf, und immer war's noch nacht
Bey Rezia; so groß war ihr ergötzen,
Den angenehmen traum noch wachend fortzusetzen.
Doch da sie gar zu lang kein lebenszeichen giebt,
Naht endlich Fatme sich dem goldnen Bette, schiebt
Den seidnen vorhang weg, und findet mit erstaunen
Sie hell erwacht, und in der besten aller launen.

7.

Ich hab ihn wiedergesehn, o Fatme, wünsche mir glück,
Ruft Rezia, ich hab ihn wiedergesehen! —
Das wäre! spricht die amm' und sucht mit schlauem blik
Herum, als dächte sie den vogel auszuspähen.
Das Fräulein lacht: Ey, ey, wie ist dein witz so dik?
Ich denke doch, das sollte sich verstehen?
Ich sah ihn freylich nur im traum; allein
Er muß gewiß hier in der nähe seyn.

8.

Mir ahnt's, er ist nicht fern, und sprich mir nichts dagegen,
Wenn du mich liebst! — „So schweig ich!" — Und warum?
Was wäre dann am ende so verwegen
An meiner hofnung? Sprich! wie sollt' ich sie nicht hegen?
Die Amme seufzt und bleibt noch immer stumm.
„Was übersteigt der Liebe allvermögen?
Der Löwenbändiger, der mich beschützt, ist sie,
Und retten wird sie mich, begreif ich gleich nicht wie."

9.

Du ſchweigſt? du ſeufzeſt? Ach! zuwohl nur, gute amme,
Verſteh ich, was dein ſchweigen mir verhehlt!
Du hoffeſt nichts für meine flamme?
Ich ſelbſt, ich hoffe nur, weil beßrer troſt mir fehlt.
Die ſtunde naht; ſchon klirren meine ketten,
Und mein verderben iſt gewiß:
Ein wunder nur, o Fatme, kann mich retten,
Wo nicht — ſo kann es dies!

10.

Bey dieſem wort zieht ſie mit feu'rgem blicke
Aus ihrem buſen einen dolch hervor.
„Siehſt du? dies macht mir mut! dies hebt mich ſo empor!
Mit dieſem hoff' ich alles vom geſchicke!"
Die Amme ſchwankt an ihren ſtuhl zurücke,
Wird leichenblaß und zittert wie ein rohr.
Ach! iſt dies alles, ſo erbarme
Es Gott! ruft ſie, und weint und ringt die arme.

11.

Das Fräulein drükt die hand ihr auf den mund:
Still, ſpricht ſie, faſſe dich! und ſtekt in ihren buſen
Den dolch zurück. Du weißt, im weiten erdenrund
Iſt nichts mir ſo verhaßt als dieſer Fürſt der Druſen.
Eh Der mich haben ſoll, eh ſoll ein giftger molch
In meine bruſt die ſcharfen zähne ſchlagen!
Kömmt mein Geliebter nicht, den raub ihn abzujagen,
Was bleibt mir übrig als mein dolch?

12.

Kaum hatte sie die worte ausgesprochen,
Es hört man an der kleinen thüre pochen,
Die aus dem schlafgemach in Fatmens zelle führt.
Die Amme eilt hinaus, und kömmt nach einer weile
Fast athemlos zurück vor freuden und vor eile.
Ihr ganzes antlitz glänzt. Sie ruft (doch so gebunden
Ist ihre zunge vor lust, daß sie den ton verliert)
Prinzeßin! jubilo! der Ritter ist gefunden!

13.

Im nachtgewand, das wie ein nebel kaum
Den schönen leib umwallt, fährt jene aus den lacken
Und fällt entzükt der Amme um den nacken:
Gefunden? Wo? Wo ist er? O mein traum,
So sagst du nicht? — Die Amme, selbst vor freuden
Ganz außer sich, hat kaum noch soviel sinn,
Die wonnetaumelnde halbnakte Träumerin
In großer eil ein wenig anzukleiden.

14.

Hereingerufen wird sodann
Die Alte, selbst ihr mährchen zu erzählen.
Die gute Mutter fängt beym ey die sache an,
Und läßt es nicht am kleinsten umstand fehlen:
Kein zug, kein wort, das ihrem Gast entrann,
Wird im gemählde weggelassen.
Er ists, er ists! Wir haben unsern mann,
Ruft Fatme aus; es kann nicht besser passen!

15.

Die Alte wird von neuem ausgefragt,
Muß drey und viermal wiederholen
Was er gethan, gesagt und nicht gesagt;
Muß immer wieder ihn vom haupt bis zu den solen
Abschildern, zug vor zug — wie gelb und lang sein haar,
Wie groß und blau sein schönes augenpaar;
Und immer ist noch etwas nachzuholen,
Das in der eil ihr ausgefallen war.

16.

Derweil sich so um zwanzig Jahre jünger
Die Alte schwazt, entspinnt der hohe lockenbau
Der schönen Braut sich unter Fatmens finger.
Mit perlen, glänzender als thau,
Wird schneckengleich ihr schwarzes haar durchflochten,
Ohr, hals und gürtel schmükt so schimmerndes gestein,
Daß ihren glanz im sonnenschein
Die augen kaum ertragen mochten.

17.

Vollendet stellt nunmehr, von ihrer Nymfenschaar
Zum fest geschmükt und bräutlich angekleidet,
Gleich einer Sonne sich die Königstochter dar,
Und lieblich wie ein reh, das unter rosen weidet.
Kein auge sah sie ohne liebe an,
Wiewohl sie izt nur mädchenaugen sahn:
Nur sie allein schien nichts davon zu wissen,
Wie neben ihr die sterne schwinden müssen.

18.

Das feuer, das aus ihren augen strahlt,
Die ungeduld, das lauschende verlangen
Das ihre lippen schwellt und ihre vollen wangen
Mit ungewohntem purpur mahlt,
Sezt ihre Jungfrau'n in erstaunen.
Ist dies die widerspenst'ge braut,
(Beginnen sie einander zuzuraunen)
Der gestern noch so sehr vor diesem tag gegraut?

19.

Indessen sammeln sich die Emirn und Wessire,
Zum fest geschmükt, im stolzen hochzeitsaal.
Gerüstet steht das königliche mahl,
Und, bey trompetenklang, tritt aus der goldnen thüre
Des heiligen palasts, von sclaven aller art
Umflossen, der Kalif mit seinem grauen bart.
Der Drusenfürst, noch etwas blaß von wangen,
Kömmt stattlich hinter ihm als Bräutigam gegangen.

20.

Und gegenüber thut die thür von elfenbein
Sich aus dem Harem auf, und, schöner als die Frauen
In Mahoms Paradies, tritt auch die Braut herein.
Ein schleyer zwar, gleich einem silbergrauen
Gewölke wehrt dem Engelsangesicht
Den vollen glanz allblendend zu enthüllen;
Und dennoch scheint ein überirdisch licht
Bey ihrem eintritt straks den ganzen saal zu füllen.

Brutus.

Sie ſchrien dreymal; wofür ſchrien ſie denn das dritte mal?

Caſſius.

Wofür? eben deßwegen.

Brutus.

So wurde ihm die Crone dreymal angeboten?

Caſca.

Ja, beym Plunder, das wurde ſie, und er ſchob ſie dreymal zurük; jedesmal ſachter als das vorige, und bey jedem Zurükſchieben, machten meine ehrlichen Nachbarn ein Geſchrey.

Caſſius.

Wer bot ihm die Crone an?

Caſca.

Wer? Antonius.

Brutus.

Erzähl' uns die Umſtände davon, werther Caſca?

Caſca.

Ich könnte mich eben ſo leicht hängen laſſen, als euch die Umſtände davon erzählen; es war ein bloſſes Narrenſpiel, ich gab nicht acht darauf. Ich ſah, daß Marcus

21.

Dem Trufen ſchwillt und ſinket wechſelweis
Sein herz, indem ſein aug an ihren Reizen hanget;
Er ſucht im ihrigen was er zu ſehn verlanget,
Allein, ein blick, ſo kalt wie alreneis,
Iſt alles was er ſieht. Doch, dem bethörten ſchmeichelt
Die eitelkeit, die ſelbſtbetrügerin,
Daß Rezia den ſpröden blick nur heuchelt;
O! (denkt er) all der ſchnee ſchmilzt über nacht dahin!

22.

Ob er zuviel gehofft ſoll kein geheimnis bleiben.
Doch, ohne izt unnötig zu beſchreiben,
Wie drauf, nachdem der Iman das Gebet
Geſprochen, man beym ſchall der pauken und der zinken
Zur tafel ſich geſezt, erſt ſeine Majeſtät,
Dann rechter hand die Braut, der Bräutigam zur linken,
Und hundert dinge, die von ſelber ſich verſtehn,
Iſts zeit, auch wieder uns nach Hüon umzuſehn.

23.

Der hatte, wie ihr euch erinnert, ſeine nacht,
Von ungeduld erhizt, von ahnungen umgaukelt,
Auf ſeiner ſtreu nicht ſanfter zugebracht
Als einer, den der ſturm in einem maſtkorb ſchaukelt.
Kaum aber hat dem tag zu ſeiner goldnen bahn
Aurorens roſenhand die pforten aufgethan,
So ſenkt ſich nebelgleich ein dunſt von mohn und flieder
Und lilienduft auf ſeine augen nieder.

24.

Er ſchlummert ein, und ſchläft in Einem zug
Noch immer fort, da ſchon des ſonnewagens flug
Den himmel halb getheilt. Sein Alter gieng indeſſen
Um von der burg die lage auszuſpähn,
Und zum entführungswerk das nöth'ge vorzuſehn;
Derweil, am kleinen heerd, zu ihrem mittageſſen
Die gute Wirthin anſtalt macht,
Halbmürriſch, daß ihr gaſt ſo lange nicht erwacht.

25.

Sie ſchleicht zulezt, um wieder durch die ſpalten
Zu gucken, an die thür, und trift, (zu gutem glük
Für ihren verwiz,) juſt den erſten Augenblik,
Da Hüons augen ſich dem goldnen tag entfalten.
Friſch, wie der junge may ſich an den reyhen ſtellt
Wenn mit den Grazien die Nymfen tänze halten,
Hebt ſich mit halbem leib empor der ſchöne held,
Und rathet, was zuerſt ihm in die augen fällt?

26.

Ein kaftan, wie ihn nur die höchſten Emirn tragen,
Wenn ſich der Hof zu einem feſte ſchmükt,
Auf goldbeblümtem grund mit perlen reich geſtikt,
Liegt ſchimmernd vor ihm da um einen ſtuhl geſchlagen;
Ein turban drauf, als wie aus ſchnee gewebt,
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden,
Ein diamantner gurt, an dem ein ſäbel ſchwebt,
So reich, daß ſcheid' und griff die augen ganz verblenden.

27.

Zum ganzen putz, von fuß zu haupt,
Den ſtiefelchen aus übergüldtem leder
Bis zu dem demantknopf der hohen ſtraußenfeder
Am turban, mangelt nichts. Der gute Ritter glaubt,
Ihm träume noch. Woher kann ſolcher ſtaat ihm kommen?
Die Alte ſteht erſtaunt. Das geht durch zauberey,
Ruft ſie, ich hätte doch ſonſt was davon vernommen?
Der zwerg, ſpricht Scheraſmin, iſt ganz gewiß dabey!

28.

Der Ritter glaubt es auch, und denkt: durch all die heiden
Im vorhof macht mir dies zum hochzeitſaale bahn.
Und flugs iſt kaftan, gurt, und alles umgethan.
Die Wirthin müht ſich viel ihn recht herauszukleiden,
„Allein was fangen wir mit dieſem turban an?
Das ſchöne gelbe haar ſeintwegen abzuſchneiden?
Nicht um die welt! — Doch ſtill! es geht ja wohl hinein;
Er ſcheint ja recht mit fleis dazu gewöhnt zu ſeyn!„

29.

Herr Hüon ſtand nunmehr, bis auf die lilienglatte
Bartloſe wang', als wie ein Sultan da;
Indem das Mütterchen ihn um und um beſah
Und immer noch an ihm zu putzen hatte.
Drauf, als der treue Scheraſmin
Ihm was ins ohr geraunt, beginnt er fortzugehen,
Reicht einen beutel gold der Wirthin freundlich hin,
Und nun, ade aufs wiederſehen!

30.

Nichts halb zu thun iſt edler ecifer art.
Ein reichgeſchmutztes roß ſteht vor der thür der Alten,
Und neben ihm zween knaben, ſchön und zart,
In ſilberſtück, die ihm die goldnen zügel halten.
Herr Hion ſchwinget ſich auf; die knaben friſch voran,
Und führen ihn, auf einem ſeitenwege,
An Euphrats ufern hin, durch blühende gehäge,
Bis ſie der hohen Burg ſich gegenüber ſahn.

31.

Schon iſt er durch den erſten hof getreten,
Im zweyten ſteigt er ab, und geht zum dritten ein;
Er ſcheint ein hochzeitgaſt vom erſten rang zu ſeyn,
Und überall, von dieſem ſchein betrogen,
Macht ihm die wache plaz. Er ſchreitet frey und ſtolz
Daher, und nähert ſich dem thor von ebenholz.
Zwölf Mohren, Rieſen gleich, ſtehn mit gezükkem eiſen
Die unberechtigten vom eingang abzuweiſen.

32.

Allein des Ritters ſtaat und königlicher blik
Drükt, wie er ſich der hohen pforte zeiget,
Die ſäbelſpitzen ſchnell zurük,
Die fernher ſich entgegen ihm geneiget.
Die zügel rauſchen auf. Hoch ſchlägt ſein heldenherz,
Indem ſie hinter ihm ſich wieder wehend ſchließen.
Drauf führt ein ſaulengang, an welchen gärten ſtießen,
Ihn noch zu einer thür von übergüldtem erz.

33.

Ein groſer vorſaal war's, mit ſclaven aller farben,
Lombabiſchen geſchlechts, erfüllt,
Die ewig hier am quell der freuden darben,
Und, da ein Mann mit Emirs glanz umhüllt
In ihre holen augen ſchwillt,
Mit blicken, die in knechtsgefühl erſtarben,
Die arme auf die bruſt ins kreuz gefaltet, ſtehn,
Und kaum ſo mutig ſind ihm hintennach zu ſehn.

34.

Schon tönen cymbeln, trommeln, pfeiffen,
Geſang und ſaitenſpiel vom hochzeitſale her;
Schon nikt des Sultans haupt von weindunſt doppelt ſchwer,
Und freyer ſchon beginnt die freude auszuſchweiffen;
Der Braut allein theilt ſich die luſt nicht mit,
Die in des Bräutgams augen glühet;
Als, eben da ſie ſtarr auf ihren teller ſiehet,
Herr Hüon in den ſaal mit edler freyheit tritt.

35.

Er naht der tafel ſich, und alle augenbrauen
Ziehn ſich erſtaunt empor, den Fremden anzuſchauen;
Die ſchöne Rezia, die ihre träume denkt,
Hält auf den teller noch den ernſten blick geſenkt;
Auch der Kalif, den becher juſt zu leeren
Beſchäftigt, läßt ſich nichts in ſeinem opfer ſtören:
Nur Babekan, den ſeines nahen falls
Kein guter geiſt verwarnt, dreht ſeinen ſtolzen hals.

36.

Sogleich erkennt der Held den mann von gestern,
Der sich verwog der Christen Gott zu lästern;
Er ists, der links am goldnen stuhle sizt
Und seinen nacken selbst als wie zur strafe bieget.
Rasch, wie des Himmels flamme, blizt
Der reiche säbel auf; der kopf des Heiden flieget,
Und hochaufbrausend überspritzt
Sein blut den tisch und den der ihm zur seite lieget.

37.

Wie der Gorgone furchtbars haupt
In Perseus faust den wildempörten schaaren
Das leben straks durch seinen anblik raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der aufruhr, schnaubt
Die mordlust ungezähmt im busen der Barbaren;
Doch Perseus schüttelt kaum den kopf mit schlangenhaaren,
So starrt der dolch in jeder blutgen hand,
Und jeder mörder steht zum felsen hingebannt:

38.

So stokt auch hier, beym anblik solcher kecken
Verrätherischen that, des frohen blutes lauf
In jedem gast. Sie fuhren allzuhauf,
Gespenstern gleich, von ihren sizen auf,
Und griffen nach dem schwert. Allein, gelähmt von schrecken,
Erschlafft im ziehn der arm, und jedes schwert blieb stecken;
Ohnmächt'ge wut im starren blik,
Sank sprachlos der Kalif in seinem stuhl zurück.

Der aufruhr, der den ganzen saal empöret,
Schrekt Rezien aus ihrer träumerey;
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen ursach sey,
Und, wie sie sich nach Hüons seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblikt!
Sie ists, sie ists, ruft er, und läßt entzükt
Den blut'gen stal und seinen turban fallen,
Und wird von ihr erkannt wie seine locken wallen.

40.

Er ists, er ists, rief sie — allein die schaam
Erstikt den ton in ihrem rosenmunde.
Wie schlug das herz ihr erst, da er geflogen kam,
Im angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebekühn in seine arme nahm,
Und, da sie glüend bald, bald blaß wie eine Büste,
Sich zwischen lieb' und jungferlichem gram
In seinen armen wand, sie auf die lippen küßte!

41.

Schon hatt' er sie zum zweytenmal geküßt;
Wo aber nun den trauring herbekommen?
Zum glücke, daß der ring an seinem finger ist,
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen.
Zwar, wenig noch mit dessen wehrt vertraut,
Schien ihm, dem ansehn nach, der schlechtste kaum geringer;
Doch steckt er ihn aus noth izt an des Fräuleins finger,
Und spricht: so eign' ich dich zu meiner lieben Braut!

42.

Er küßt mit diesem wort die sanftbezwungne Schöne
Zum drittenmal auf ihren holden mund.
Ha! schreyt der Sultan auf, und knirscht, und stampft den grund
Vor Ungeduld — ihr leidet daß der hund
Von einem Franken so mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern ist verrath!
Und, trotzenweis erregt, versöhne
Sein schwarzes blut die ungeheure that!

43.

Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons aug', und kaum erhascht er noch,
Eh sie im sturm auf ihn von allen seiten dringen,
Sein hingeworfnes schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Die schöne Rezia, von lieb' und angst entgeistert,
Schlingt einen arm um ihn, macht ihre brust zum schild
Der seinigen — der andre arm bemeistert
Sich seines schwerts. Zurück, verwegne, schreyt sie wild:

44.

Zurück! es ist kein weg zu diesem busen
Als mitten durch den meinen, ruft sie laut;
Und, kaum so sanft und hold wie Amors braut,
Macht die verzweiflung sie so gräßlich wie Medusen.
Vermeßne, haltet ein, ruft sie den Emirn zu,
Zurück! — O schone sein, mein Vater! — und, o du,
Den zum Gemahl das schikfal mir gegeben,
O! spart mein blut in euer beyder leben!

Umſonſt! Des Sultans wut und dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt ſein ſchwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den arm. Ihr ängſtlich ſchreyn
Durchbort ſein herz. Was bleibt ihm ſie zu ſchützen
Noch übrig als ſein Horn von elfenbein?
Er ſezt es an den mund, und zwingt mit ſanftem hauche
Den ſchönſten ton aus ſeinem krummen bauche.

46.

Auf einmal fällt der hochgezükte ſtal
Aus jeder faust; in raſchem taumel ſchlingen
Der Emirn hände ſich zu tänzeriſchen ringen;
Ein lautes Huſſa ſchallt bacchantiſch durch den ſaal,
Und jung und alt, was füße hat, muß ſpringen;
Des Hornes kraft läßt ihnen keine wahl:
Nur Rezia, beſtürzt dies wunderwerk zu ſehen,
Beſtürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon ſtehen.

47.

Der ganze Divan dreht im kreis
Sich ſchwindelnd um; die alten Baſſen ſchnalzen
Den takt dazu; und, wie auf glattem eis,
Sieht man den Iman ſelbſt mit einem Hämling walzen.
Noch Stand noch Alter wird geſpart;
Sogar der Sultan kann der luſt ſich nicht erwehren,
Faßt ſeinen Großweſſir beym bart,
Und will den alten kerl noch einen bocksſprung lehren.

48.

Die nie erhörte schwärmerey
Lokt bald aus jedem vorgemache
Erst die verschnittenen herbey,
Sodann das frauenvolk und endlich gar die wache.
Sie all' ergreift die lustge raserey:
Der zaubertaumel sezt den ganzen Harem frey,
Die gärtner selbst in ihren bunten schürzen
Sieht man sich in den reyhn mit jungen nymfen stürzen.

49.

Als eine, die kaum ihren augen glaubt,
Steht Rezia, des athems fast beraubt.
Welch wunder, ruft sie aus, und just in dem momente,
Wo nichts als dies uns beyde retten könnte!
Ein guter Genius ist mit uns, Königin,
Versezt der Held. Indem kömmt, durch die hauffen
Der tanzenden, sein treuer Scheraßmin
Mit Fatmen gegen sie gelauffen.

50.

Kommt, keucht er, lieber Herr! Wir haben keine zeit
Dem tanzen zuzusehn. Die pferde stehn bereit.
Die ganze Burg ist toll, die thüren stehen offen
Und unbewacht; was säumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur flucht bepakt als wie ein lastbar thier.
Sey ruhig, spricht der Held, noch ists nicht zeit zu gehen,
Erst muß das schwerste noch geschehen.

Antonius ihm eine Crone anbot; doch es war nicht einmal eine Crone, es war nur so eine Art von einem Crönchen, und, wie ich euch sagte, er schob es das erstemal zurük; aber bey allem dem sah er mir so aus, als ob er es gern gehabt hätte. Hernach bot er sie ihm zum zweytenmal an, und da schob er sie abermal zurük, aber wie mich däuchte, mit einer Art als ob er sich scheue, sie mit seinen Fingern anzurühren; und da bot er sie ihm zum drittenmal an, und er schob sie zum drittenmal weg; und allemal, so oft er sie ausschlug, fieng das Lumpenvolk an zu schreyen, und schlugen ihre rauhen Hände auf einander, und warfen ihre verschwizten Nacht-Kappen in die Höhe, und liessen vor Freude, daß Cäsar die Crone ausgeschlagen, ein so ungeheures Theil stinkenden Athem aus, daß dem Cäsar ganz übel davon wurde; denn er ward ohnmächtig und sank zu Boden, und ich, für meine Person, hatte das Herz nicht zu lachen, aus Furcht, ich möchte den Mund aufthun, und etwas von der bösen Luft in den Hals kriegen.

Brutus.

Aber, sachte, ich bitte euch, Casca; hatte Cäsar in der That eine Ohnmacht?

Casca.

Er fiel auf dem Markte nieder, und schäumte um den Mund, und war sprachlos.

Brutus.

Das ist wol zu begreiffen, er hat das fallende Weh.

Cassius.

51.

Die ſchöne Rezia erblaßt bey dieſem wort,
Ihr ängſtlich auge ſcheint zu fragen und zu bitten:
Warum verziehn? Warum am ſteilem bord
Des untergangs verziehn? O, laß mit flügelſchritten
Uns eilen, eh der taumelgeiſt zerrinnt,
Der unſrer feinde ſinnen bindt.
Doch Hüon, unbewegt, begnüget ſich, mit blicken
Voll liebe, ihre hand feſt an ſein herz zu drücken.

52.

Allmählich ließ nunmehr die kraft des hornes nach;
Die köpfe ſchwindelten, die beine wurden ſchwach,
Kein faden war an allen tänzern trocken,
Und, in der athemloſen bruſt
Geſchwellt, begann das dicke blut zu ſtocken.
Zur marter ward die unfreywill'ge luſt.
Durchnäßt, als ſtieg er gleich aus einer badewanne,
Schwankt der Kalif auf ſeine Ottomanne.

53.

Mit jedem augenblik fällt ſtarr und ohne ſinn,
Da wo rings um die wand ſich polſter ſchwellend heben,
Ein tänzer nach dem andern hin.
Emirn und ſclaven ſtürzen zappelnd neben
Göttinnen des Serails, ſo wie's dem zufall däucht,
Als ob ein wirbelwind ſie hingeſchüttelt hätte,
So daß zugleich auf Einem ruhebette
Der ſtallknecht und die Favoritin keucht.

54.

Herr Hüon macht die stille sich zu nutze
Die auf dem ganzen saale ruht;
Läßt seine Königin, nah bey der thür, im schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf seiner hut
Zu sein gebeut; giebt ihm auf alle fälle
Das horn von elfenbein, und naht sodann der stelle
Wo der Kalif, vom bal noch schwach und matt,
Auf einen polsterthron sich hingeworfen hat.

55.

In dumpfer stille liegt mit ausgespannten flügeln
Leisathmend die Erwartung rings umher.
Die tänzer all', von schlaf und taumel schwer,
Bestreben sich die augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehn, der sich, nach solcher that,
Mit unbewehrter hand und bittenden gebärden
Dem stutzenden Kalifen langsam naht.
Was, denkt man, wird aus diesem allen werden?

56.

Er läßt sich auf ein knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften ton und kalten blik des Helden
Beginnt er: Kayser Karl, von dem ich dienstmann bin,
Läßt seinen gruß dem Herrn der Morgenländer melden,
Und bittet dich — verzeyh! mir fällt's zu sagen hart!
Doch meinem Herrn den mund, so wie den arm, zu lehnen,
Ist meine pflicht — um vier von deinen backenzähnen
Und eine handvoll haar aus deinem silberbart.

57.

Er sprichts und schweigt, und steht gelassen
Des Sultans antwort abzupassen.
Allein, wo nehm ich athem her, den grimm
Des alten Herrn mit worten euch zu schildern?
Wie seine zähne sich verwildern,
Wie seine nase schnaubt? Mit welchem ungestümm
Er auf vom throne springt? Wie seine augen klotzen,
Und wie vor ungeduld ihm alle adern strotzen?

58.

Er starrt umher, will fluchen, und die wut
Bricht schäumend jedes wort an seinen blauen lippen.
Auf, sclaven! reißt das herz ihm aus den rippen!
Zerhakt ihn glied vor glied! zarft sein verruchtes blut
Mit pfriemen ab! weg mit ihm in die flammen!
Die asche streut in alle winde aus!
Und seinen Kayser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

59.

Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
Und warum kömmt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem bart und meinen zähnen lüstet,
Und wagts, sie selber auszuziehn?
Der mensch muß unter seiner würde
Nicht richtig seyn, versetzt ein alter Kan;
So etwas allenfalls begehrt man an der spitze
Von dreymal hundert tausend mann.

60.

Kalif von Bagdad, ſpricht der Ritter
Mit edelm ſtolz, laß alles ſchweigen hier,
Und höre mich! Es liegt ſchon lange ſchwer auf mir,
Karls auftrag und mein wort. Des Schickſals zwang iſt bitter,
Doch ſeiner oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo iſt die macht auf erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

61.

Hier ſteh ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und ſteh allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen.
Doch läßt die ehre mir noch einen antrag zu.
Entſchließe dich von Mahommed zu weichen,
Erhöh das heilige Kreuz, das edle Chriſtenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren glauben an,
So haſt du mehr, als Karl begehrt, gethan.

62.

Dann nehm' ichs auf mich ſelbſt, dich völlig loszuſprechen
Von jeder andern foderung,
Und der ſoll mir zuvor den nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und ſo jung
Du hier mich ſiehſt, was du bereits erfahren
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir iſt,
Der mehr vermag als alle deine Schaaren.
Wähl izt das beſte theil, wofern du weiſe biſt!

Derweil, an kraft und schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
Uneingedenk der lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft spricht, so mutig dar sich stellt:
Beugt Rezia von fern mit glüendroten
Entzükten wangen, liebevoll
Den schönen hals nach ihm, doch schaudernd, wie der knoten
Von all den wundern sich zulezt entwickeln soll.

Oberon

Sechster Gesang.

1.

Herr Hüon hatte kaum das lezte wort gesprochen,
So fängt der alte Herr wie ein besessner an
Zu schreyn, zu stampfen und zu pochen,
Und sein verstand tritt gänzlich aus der bahn.
Die Heiden all' in tollem eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit schnauben und mit dräun,
Und lanzen, säbel, dolche dringen
Auf Mahoms feind von allen seiten ein.

2.

Doch Hüon, eh sie ihn erreichen, reißt in eile
Der männer einem rasch die stange aus der hand,
Schlägt um sich her damit als wie mit einer keule,
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die wand.
Ein großer goldner napf, vom schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als schild und als gewehr;
Schon zappeln viel am boden um ihn her,
Die seinem grimm zu nah gekommen.

3.

Der gute Scheraemin, der an der thüre fern
Zum schutz der Schönen steht, glaubt seinen ersten Herrn
Im schlachtgedräng zu sehn, und überläßt voll freude
Sich einen augenblik der süßen augenweide;
Doch bald zerstreut den angenehmen wahn
Des Fräulein's angstgeschrey; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herr'n gefahr, sezt flugs das hifthorn an
Und bläßt, als läg' ihm ob die todten aufzublasen.

4.

Die ganze Burg erschallt davon und kracht,
Und straks verschlingt den tag die fürchterlichste nacht,
Gespenster lassen sich wie schnelle blize sehen,
Und unter stetem donnern schwankt
Des schlosses felsengrund. Der Heiden herz erkrankt;
Sie taumeln trunknen gleich, gehör, gesicht vergehen,
Der schlaffen hand entglitschen schwert und speer,
Und gruppenweis liegt alles starr umher.

5.

Der Sultan, übertäubt von so viel wunderdingen,
Scheint mit dem tod den lezten kampf zu ringen;
Sein arm ist nervenlos, sein athem schwer,
Sein puls schlägt matt, und endlich gar nicht mehr
Auf einmal schweigt der sturm; ein lieblichsäuselnd wehen
Erfüllt den saal mit frischem liliendust,
Und, wie ein Engelsbild ob einer todtengruft,
Läßt Ob'ron sich auf einem wölkchen sehen.

6.

Ein lauter schrey des schreckens und der lust
Entfährt der Perserin; ein unfreywilligs grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne vertrauen:
Die arme über ihre brust
Gefaltet, steht sie glüend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr herz gegeben,
Und wagt, der süßen schuld jungfräulich sich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die augen zu erheben.

7.

Gut, Hüon, spricht der Geist, du hast dein ehrenwort
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.
Zum ritterdank ist dir dies schöne Weib beschieden!
Doch, eh ihr euch entfernt von diesem ort,
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschließet,
Eh sie vielleicht mit unfruchtbarer reu
Die rasche wahl verführter augen büßet!
Zu bleiben oder gehn läßt ihr das Schikſal frey.

8.

So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren ward,
Und sich, auf ungewisse fahrt,
Ins weite meer der Welt mit einem Mann zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den unbestand
Des Erdenglüks, mit ihm des Schikfals schläge tragen,
(Und ach! oft kömmt der schlag von der geliebten hand!)
Da lohnt sichs wohl, vorher sein herz genau zu fragen.

9.

Noch, Rezia, wenn dich die wage schrekt,
Noch stehts bey dir den wunsch der Liebe zu betrügen;
Sie schlummern nur, die hier als wie im grabe liegen,
Sie leben wieder auf, sobald mein stab sie wekt.
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,
Verzeyhn, trotz dem was er dabey verlohr,
Und Rezia wird wieder wie zuvor
Von aller welt sich angebetet sehen.

10.

Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher als der tod
Steht Hüon da, das urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der grausame! bedroht.
In asche sinkt das feuer seiner wangen.
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd herz
Mit liebesworten zu bestechen,
Starrt er zur erde hin mit tiefverhaltnem schmerz,
Und läßt nicht einen blik zu seinem vortheil sprechen.

11.

Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten kuß,
Braucht keines zunders mehr die flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch was sie verlassen muß,
Um alles was sie liebt in Hüon zu besitzen!
Von schaam und liebe roth bis an die fingerspitzen,
Verbirgt sie ihr gesicht und einen thränenguß
In seinem arm; indem, hochschlagend von entzücken,
Ihr herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.

12.

Und Oberon bewegt den lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen seegen
Auf ihrer herzen bündnis legen,
Und eine thräne fällt aus seinem aug' herab
Auf beyder stirn. So eil' auf liebesschwingen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein wagen steht bereit,
Bevor das nächste licht der schatten heer zerstreut,
Euch sicher an den strand von Askalon zu bringen.

13.

Er sprachs, und eh des lezten wortes Laut
Verklungen war, entschwand er ihren augen.
Wie einem traum entwacht steht Hüons schöne braut,
Den süßen duft begierig aufzusaugen,
Der noch die luft erfüllt. Drauf sinkt ein scheuer blik
Auf ihren vater hin, der wie im todesschlummer
Zu starren scheint. Sie seufzt, und wehmutsvoller kummer
Mischt bitterkeit in ihres herzens glük.

14.

Sie hüllt sich ein. Herr Hüon, dem die liebe
Die sinnen schärft, sieht nicht sobald
Ihr herz beklemmt, ihr schönes auge trübe,
So drükt er sie, mit zärtlicher gewalt,
Den rechten arm um ihren leib gewunden,
Zum saal hinaus. — Komm, spricht er, eh die nacht
Uns überrascht, und jeder arm erwacht,
Den uns zu lieb der Geist mit zauberschlaf gebunden.

15.

Komm, laß uns fliehn, eh uns den weg zur flucht
Ein neuer feind vielleicht zu sperren sucht:
Und sey gewiß, sind wir nur erst geborgen,
Wird unser Schützer auch für diese schläfer sorgen.
Dies sprechend trägt er sie mit jugendlicher kraft
Die marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,
Den Oberon zu ihrer flucht verschafft,
Und eine süßre last hat nie ein mann getragen.

16.

Die ganze Burg ist furchtbarstill und leer,
Wie eine gruft, und leichen ähnlich liegen
In tiefem schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der liebe flucht; der wagen wird bestiegen:
Doch traut das Fräulein sich dem Ritter nicht allein,
Mit Scheraemin steigt auch die Amme hastig ein.
Sie, die zum erstenmal so viele wunder sehet,
Die arme Frau weiß nicht wie ihr geschiehet.

Caſſius.

Nein, Cäſar hat es nicht; aber ihr und ich und der ehrliche Caſca, wir haben das fallende Weh.

Caſca.

Ich weiß nicht, was ihr damit ſagen wollt; aber gewiß iſt, daß Cäſar niederſank; wenn dieſer lumpichte Pöbel ihm nicht bald klatſchte, bald ziſchte, je nachdem er ihnen gefiel oder mißfiel, wie ſie es den Comödianten zu machen pflegen, ſo will ich kein ehrlicher Mann ſeyn.

Brutus.

Was ſagt' er, da er wieder zu ſich ſelbſt kam?

Caſca.

Zum Henker, wie er merkte, daß der Pöbel eine ſolche Freude darüber bezeugte, daß er die Crone ausgeſchlagen; ſo riß er, eh er niederſank, ſein Wams auf, und bot ihnen ſeine Gurgel zum Abſchneiden dar; wenn ich ein Mann wäre, der Geſchäfte liebt, ſo will ich des T** ſeyn, wenn ich ihn nicht beym Wort genommen hätte; und da ſank er um. Wie er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſagt' er: Wenn er irgend etwas mißfälliges gethan oder geſprochen hätte, ſo erſuche er ihre Herrlichkeiten, es ſeiner Krankheit beyzumeſſen. Drey oder vier Menſchen die neben mir ſtuhnden, ſchrien: Ach! die gute Seele! -- und vergaben ihm von Herzen; aber daraus iſt nichts zu machen; wenn Cäſar ihre Mütter erdroſſelt hätte, ſie wurden nicht weniger gethan haben.

Brutus.

17.

Wie wird ihr erſt, indem ſie rükwärts ſchaut
Und ſieht, an pferde ſtatt, vier Schwanen vor dem wagen,
Regiert von einem Kind? — und denket, wie's ihr graut,
Da ſie emporgeklyft und durch die luft getragen
Sich fühlt, und kaum zu athmen ſich getraut,
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuſchlagen,
So ſchwer bepakt, der wagen ſich erhebt,
Und, ſteter als ein kahn, auf leichten wolken ſchwebt.

18.

Als endlich gar die Nacht ſie überfiel,
Iſts wunder, daß die furcht zulezt die ſchaam beſiegte,
Und Fatme ſo gedrang an Scherasmin ſich ſchmiegte,
Als wie, wer ſchlafen will, an ſeinen lieben pfühl.
Vermuthlich daß der mann dazu ſich willig fügte;
In ſolchen fällen miſcht das herz ſich gern ins ſpiel:
Jedoch gereicht zum ruhm des wackern Alten,
Daß er wie reines gold dies feuer ausgehalten.

19.

Ganz anders war das junge Paar geſtimmt,
Das Amor izt mit ſeiner Mutter ſchwanen
Davonzuführen ſchien. Ob auf gewohnten bahnen
Den lauf ihr zauberfuhrwerk nimmt,
Ob durch die luft, ob's rollet oder ſchwimmt,
Ob langſam oder ſchnell, mit pferden oder ſchwanen,
Sanft oder hart, mit oder ohne fahr —
Sie werden nichts von allem dem gewahr.

20.

Ein neuer wonnetraum, ein seeliges entzücken
Ins Paradeis, dünkt sie ihr gegenwärt'ger stand;
Sie können nichts als stumm, mit nimmersatten blicken,
Sich anschaun, eins des andern warme hand
Ans volle herz in süßer inbrunst drücken,
Und, während himmel und erd' aus ihren augen schwand,
Und sie allein noch übrig sind, sich fragen:
Iſt's, oder träumt uns noch? Sind wir in Einem wagen?

21.

„So war's kein traum als ich im traum dich sah,
(Rief jedes aus) „so war es Rezia?
„War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?
„Du Mein? — ich Dein? — wer durft' es hoffen, wer?
„So wundervoll vereint, uns nimmer nimmermehr
„Zu trennen! Kann das herz so viele wonne fassen?"
Und dann von neuem stets einander angeblikt,
Von neuem hand um hand an mund und herz gedrükt!

22.

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen flügeln
Den luftkreis ein; dies hemmt der Liebe sehkraft nicht;
Aus ihren augen strahlt ein überirdisch licht,
Worinn die seelen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht nacht für sie; Elysium
Und Himmelreich ist alles um und um;
Ihr sonnenschein ergießet sich von innen,
Und jeder augenblick entfaltet neue sinnen.

23. Als

Allmählich wiegt die wonnetrunkenheit
Das volle herz in zauberischen schlummer;
Die augen sinken zu, die sinnen werden stummer,
Die seele dünkt vom leibe sich befreyt,
In Ein gefühl beschränkt — so fest von ihm umschlungen!
So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beschränkt in Eins, in diesem Einen bloß
Sich fühlend — Aber o! dies Eins — wie grenzenlos!

24.

Kaum fieng Aurora an die schatten zu verjagen,
Und schloß dem Tag mit ihrer rosenhand
Die pforten auf, so hielt der schwanenwagen,
Nicht weit vom seebespülten strand
Von Askalon, im schirm von hohen palmenbäumen
Auf einmal still. Ein sanfter stoß
Weckt unsers doppelt paar, dies aus des schlummers schoos
Und jenes aus der Liebe wachen träumen.

25.

In süßem schrecken bebt die Sultanstochter auf,
Indem, zum erstenmal, vom Morgen angestralet,
Das Weltmeer grenzenlos sich in ihr auge malet.
Voll wunders schweift in ungehemtem lauf
Der ausgedehnte blik auf diesen wasserhöhen;
Die Unermeßlichkeit scheint vor ihm aufgethan;
Doch, mitten in der luft kömmt sie ein schaudern an,
Im Unermeßlichen sich selbst so klein zu sehen.

26.

Ein grauer flor umnebelt ihren blik.
Wo bin ich? ruft sie. Doch, Herr Hüon, der am Wagen
Mit ofnen armen sieht ins grüne sie zu tragen,
Bringt den verschwebten geist schnell zu sich selbst zurük.
Sey, spricht er, ohne furcht, mein Leben,
(Indem er seinen mund von lieb und sehnsucht warm
Auf ihren busen drükt, den stille seufzer heben,)
Sey ohne furcht, du bist in meinem arm.

27.

Mit wonne fühlt sie sich izt wieder ganz umgeben
Von ihrer liebe, ganz in seinen arm versenkt,
Und junger epheu kann am stamm nicht brünst'ger kleben
Als sie um seinen leib die runden arme schränkt.
So eilt er mit der süßen beute
Den palmen zu; setzt dann auf weiches mos
Sie in den schatten hin, sich selbst an ihre seite
Und tauschte seinen plaz um keines Sultans los.

28.

Bald findet auch mit Fatme sich bey ihnen
Sein Alter ein, entschlossen, er und sie,
Bis auf den lezten hauch dem lieben paar zu dienen.
Kaum hatte Scherasmin im grünen
Bey seinem Herrn, und Fatme nah am knie
Der jungen Dame plaz genommen,
Schnell, wie ein bliz der fantasie,
Kam durch die luft der schöne Zwerg geschwommen.

29. Aus

29.

Aus seinen augen brach, durch sanftbewölkten gram,
Der freundschaft mildes licht, und als er näher kam
Sahn sie ein Kästchen, dicht besezt mit Edelsteinen,
In seinem linken arm wie eine Sonne scheinen.
Freund Hüon, sprach der Geist, nimm dies aus meiner hand,
Wiewohl dich Karl dazu ausdrüklich nicht verpflichtet:
Wenn du ihn wiedersiehst, so dien' es ihm zum pfand
Daß du, was er begehrt, buchstäblich ausgerichtet!

30.

Ihr merkt (wiewohl, in Rezias gegenwart,
Nicht schiklich war, es laut zu offenbaren)
Daß des Kalifen Zähn' und Zwickelbart,
In baumwoll' eingepakt, in diesem kästchen waren.
Es hatte, während daß der Sultan noch erstarrt
In seinem Lehnstul lag, von Ob'rons unsichtbaren
Trabanten einer sich behend an's werk gemacht,
Und alles ohne scheer' und pelikan vollbracht.

31.

Eilt nun, fuhr Ob'ron fort, bevor euch nachzujagen
Der Sultan zeit gewinnt! Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, das sonder harm in sechs bis sieben tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt,
Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,
Ein ander's schon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann, so schnell als lieb' und sehnsucht euch beschwingt,
Geradenwegs den lauf nach Rom genommen!

32.

Und tief, o Hüon, sey's in deinen sinn geprägt,
So lange bis dein Ochm, der fromme Pabst Sylvester,
Auf eurer herzen bund des Himmels weyhung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süßen frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

33.

Er sagt's, und seufzt, und stiller kummer schwillt.
In seinem aug. Drauf heißt er sie ihm nahen
Und küßt sie auf die stirn. Und als sie aufwärts sahen,
Verstoß er wie ein wolkenbild
Aus ihrem blik. Der goldne Tag verhüllt
Sein antlitz; traurig rauschts, wie seufzer, durch die palmen,
Und land und meer scheint, dumpf und tief erfüllt,
In trübem duft gestaltlos zu verqualmen.

34.

Ein seltsam Weh, ein stilles bangen drükt
Das holde Paar; sie sehn mit blassen wangen,
Einander an; im ofnen mund erstikt
Was jedes sprechen will; sie wollen sich umfangen,
Und ein geheimes grau'n hält ihren arm. Allein
In einem pulsschlag stürzt der dumpfe nebel nieder,
Lacht alles wie zuvor in goldnem sonnenschein,
Und mut und freude kehrt in ihre herzen wieder.

35.

Sie eilen nach dem ſchiff, und finden's, hocherfreut,
Zur reiſe ſchon verſehn und eingerichtet
Durch ihres ſchützers gütigkeit.
Ein friſcher landwind weht, der anker wird gelichtet,
Das ſeevolk jauchzt. Die Barke, vogelſchnell,
Durchſchneidet ſchon mit ausgeſpannten flügeln
Die blaue flut; die luft iſt rein und hell,
Und glatt das meer um ſich darinn zu ſpiegeln.

36.

Sanftwiegend ſchwimmt, gleich einem ſtolzen ſchwan,
Das ſchiff dahin, zum wunder aller Söhne
Des Oceans, auf kaum gefurchter bahn.
So eine fahrt hat noch kein menſch gethan,
Rief jeder aus. Der Ritter und die Schöne
Stehn, arm in arm geſchlungen, ſtundenlang
Auf dem verdeck, und ſchau'n; und jede neue ſcene
Iſt Opium für ihren liebesdrang.

37.

Und wenn ſie in die unabſehbarn flächen
Hinaus ſehn, wo in luft der wellen blau zerrinnt,
Fängt Hüon an von ſeinem Land zu ſprechen,
Wie ſchön es iſt, wie froh darinn die leute ſind,
Und wie von Oſt zum Weſt die Sonne
Doch auf nichts holders ſcheinen kann
Als auf die ufer der Garonne;
Und alles dies beſchwört ſein alter Lehensmann.

38.

Denn Dem hüpft hoch das herz, so oft er seinem lieben
Gaste ane Hymnen singen kann
Die schöne Rezia, wiewol ihr dann und wann
Viel worte unverständlich blieben,
Spricht unverwandt. Denn das, woron ihr nichts entgeht,
Was mit unsäglichem behagen,
So neu ihr's ist, ihr herz unendlich leicht versteht,
Ist — was ihr Hüons Augen sagen.

39.

Ein sanfter druk der warmen hand,
Ein seufzer, der das volle herz entladet,
Ein leiser kuß, der rosenwang' entwandt,
Und, o! ein blik, in Amors thau gebadet,
Was überzeugt, gewinnt und rührt wie dies?
Was geht so schnell, trotz dem behendsten pfeile
Von herz zu herz, trifft so gewiß
Den zweck, und macht so wenig langeweile?

40.

In seelgesprächen dieser art
Verlohr das wortgespräch sich stets bey unsern beyden.
Oft schlichen sie, um zeugen zu vermeiden,
In ihr gemach, und standen da gepaart
Am offnen fenster, oder saßen
Auf ihrem Sofa. Doch, auch dann nicht ganz allein,
Die Amme wenigstens muß stets zugegen seyn;
Denn Hüon selber hat ihn nie allein zu lassen.

41.

Noch immer wiederhallt der schreckenvolle ton
Des strengen „laßt euch nicht gelüsten„
In seinem ohr; denn wißt, sprach Oberon,
Daß wir uns sonst auf ewig trennen müßten.
Wie meynte das der Geist? es war ein tiefer sinn
In seinem blick; sein aug ward immer ernster, immer
Gewölkter; thränen schwammen drinn,
Und sein gesicht verlohr den sonst gewohnten schimmer.

42.

Dies schwellt mit ahnungen des guten Ritters herz;
Er traut sich selbst nicht mehr; der liebe leichtster scherz
Erwekt die furcht, ob Ob'ron ihn verdamme.
Indessen frißt die eingeschloßne flamme
Sich immer tiefer ein. Die luft, worinn er lebt,
Ist zauberluft, weil Rezia sie theilet;
Ihr athem weht darinn, ihr holder schatten schwebt
Um jeden gegenstand, auf dem sein auge weilet.

43.

Und, o! sie selbst glänzt ihm im Morgenlicht
Im abendroth, im sanften schattentage
Des Mondes an. In welcher schönen lage,
In welcher stellung reizt ihr Nymfenwuchs ihn nicht?
Der schleyer, der vor allen fremden augen
Sie dicht umhüllt, fällt im Gemach zurük,
Erlaubt sogar dem furchtsamkühnen blik
Sich, Bienen gleich, in hals und busen einzusaugen.

Er fühlt die süße gefahr. O, soll es möglich seyn
Du Schönste, ruft er oft, bis Rom es auszuhalten,
So wille dich in sieben schleyer ein!
Verstecke jeden reiz in tausend kleine falten;
Laß über dieses arms lebend'ges elfenbein
Die weiten ärmel bis zur fingerspitze fallen,
Und ach! freund Oberon, vor allen
Verwandle bis dahin mein herz in kalten stein!

45.

Es war, wiewohl ihm oft die kräfte schier versagen,
Des Ritters ganzer ernst, den sieg davon zu tragen
In diesem kampf. Es däucht' ihn groß und schön
Das schwere abentheu'r der tugend anzugehn,
Schon groß und schön, es nur zu wagen,
Und zehnfach schön und groß, es rühmlich zu bestehn.
Allein, die möglichkeit so einen feind zu dämpfen,
Der immer stärker wird, jemehr wir mit ihm kämpfen!

46.

Nichts ist, was diesem feind so bald gewonnen giebt,
Als bey der Schönen, die man liebt,
Sich dem gefühl stillschweigend überlassen.
Zum glük erinnert sich Herr Hüon seiner pflicht,
Nach ritterlichem brauch, sich mit dem unterricht
Der Sultanstochter zu befassen.
Denn ach! das arme kind lag noch im Heidenthum,
Und glaubt' an Mahommed, unwissend zwar warum.

Brutus.

Und darauf gieng er alſo ſo verdrieslich weg?

Caſca.

Ja.

Caſſius.

Sagte Cicero nichts dazu?

Caſca.

Ja, er ſprach griechiſch.

Caſſius.

Was dann?

Caſca.

Ja, wenn ich euch das ſage, ſo will ich euch nimmer ins Geſicht ſehen. Die, ſo ihn verſtunden, lächelten einander an, und ſchüttelten die Köpfe; aber was mich ſelbſt anbetrift, für mich war es griechiſch. Ich könnt euch noch mehr Neues erzählen: Marullus und Flavius ſind des Tribunats entſezt worden, weil ſie die königlichen Binden von Cäſars Statuen abgeriſſen. Lebet wohl. Es wurden noch mehr Gaukeleyen getrieben, wenn ich mich ihrer nur beſinnen könnte.

Caſſius.

Wollt ihr mit mir zu Nacht eſſen, Caſca?

Caſca.

47.

Der Ritter, sie von dieser pest zu heilen,
Eilt was er kann (die Liebe hieß ihn eilen)
Sein bischen Christenthum der Holden mitzutheilen.
An eifer gab er keinem Märtrer nach,
Er war an glauben stark, doch an erkenntniß schwach,
Und die Theologie war keineswegs sein fach;
Sein Vater und sein Credo, ohne glossen,
In diesen kreis war all sein wissen eingeschlossen.

48.

Doch was vielleicht an licht und gründlichkeit
Der lehre fehlt, ersezt des lehrers feuer;
Herr Hüon, standsgemäß ein feind von wörterstreit,
Handhabt das werk gleich einem abentheuer,
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,
Erbötig, dessen richtigkeit
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken eisen
Zu wasser und zu land handgreiflich zu erweisen.

49.

Groß ist in des Geliebten mund
Der wahrheit kraft; das herz, voraus mit ihm in bund,
Horcht ihm mit lust und lehrbegierigem schweigen.
Was ist so leicht zu überzeugen
Als Liebe? Ein blik, ein kuß ist ihr ein glaubensgrund.
Die Schöne, ohne sich in fragen zu versteigen,
Glaubt ihrem Hüon nach, und macht in kurzer zeit
Ihr Kreuz an stirn und brust mit vieler fertigkeit.

50.

Das heil'ge bad der Chriſten zu empfangen
Stand nun (wie unſer Held in ſeiner einfalt meynt)
Ihr weiter nichts im weg. Ihr iſts, um vor verlangen
Zu brennen, ſchon genug, daß Er darnach zu bangen
Und jedes augenbliks verzug zu haſſen ſcheint.
Ein jünger (Sanct) Baſils, ein großer heidenfeind,
Der ſich im ſchiff befand, wird leicht gewonnen, ihnen
Für die gebühr hierinn mit ſeinem amt zu dienen.

51.

Die ſchöne Rezia, die nun Amanda hieß
Seitdem ſie in den Chriſtenorden
Getreten war, gewann nicht nur das Paradies,
Sie ſchien dadurch ſogar noch eins ſo ſchön geworden.
Allein von Hüon wich zur ſtunde ſichtbarlich
Sein guter geiſt. Es war, im taumel des entzückens,
Des herzens und des händedrückens
Kein end'. Umſonſt zerwinkt der treue Alte ſich:

52.

Vergebens ſtellt ſich Fatme gegenüber:
Der gute Paladin in ſeinem ſeelenfieber
Vergißt des Zwergs, der warnung, der gefahr.
Der Alte hätte ſich zu tode winken können,
Die wonn', in die er ganz verſunken war,
Sie, deren kuß nun engel ſelbſt ihm gönnen,
Zu drücken an ſein herz, Amanda ſie zu nennen,
Umnebelt ſeinen blik, berauſcht ihn ganz und gar.

53.

Auch Rezia, seitdem sie von Amanden
Den namen eingetauscht, glaubt freyer von den banden
Des zwangs zu seyn; ist nicht mehr Rezia, vergißt
Nur desto leichter Königswürde,
Hof, Vaterland, und kurz was nicht Amanda ist.
Die rükerinnerung, die sonst wie eine bürde
Zuweilen noch an ihrem nacken hieng,
Fiel mit dem namen ab, den sie im tauf empfieng.

54.

Sie ist nun ganz für Hüon neugeboren,
Gab alles, was sie war, für ihn,
Gab eine Welt um Liebe hin,
Und fühlt in seinem arm, sie habe nichts verloren.
Sie gab sich weg, und ist Amande nun
Für Liebe nur, durch Liebe nur zu leben,
Hat in der Welt nichts anders mehr zu thun,
Nichts anders zu empfangen noch zu geben.

55.

Der wakre Scheraśmin, der das verliebte Paar
In solcher stimmung sieht, erschrikt vor ihren blicken.
Er wird darinn ich weiß nicht was gewahr,
Das lüstern ist verbotne frucht zu pflücken,
Ein Zeuge drükte sie, das sah er offenbar.
Sie küßten sich, sobald er nur den rücken
Ein wenig kehrt, so rasch, so durstiglich,
Und wurden roth, sobald sein auge sie bestrich.

56.

Im spiegel seiner eignen jugend
Sieht er nur allzugut was beyde nicht mehr sahn;
Sieht, einer Motte gleich, die unerfahrne tugend,
Sich ahnunglos der schönen flamme nahn:
Wie lieblich zieht der glanz, die sanfte wärme an!
Durch ihre unschuld selbst betrogen
Umtaumelt sie das licht in immer kleinern bogen,
Und plötzlich ach! verbrennt sie ihre flügel dran.

57.

In dieser noth läßt der getreue Alte,
Mit Fatmen ingeheim zu diesem zwek vereint,
Nichts unversucht, was ihm ein mittel scheint,
Daß wenigstens bis Rom des Ritters weisheit halte;
Ihm fällt bald dies bald jenes ein,
Sie zu beschäftigen, zu stören, zu zerstreun;
Zulezt schlägt er, da alle mittel fehlen,
Zur abendkürzung vor, ein mährchen zu erzählen.

58.

Ein Mährchen nennt' er es, wiewohl es freylich mehr
Als mährchen war. Ihm hatt' es ein Calender
Zu Basra einst erzählt, als er die Morgenländer
Nach seines Herren tod durchirrte, lang vorher
Eh in die kluft des Libans aus den wogen
Der stürmevollen welt er sich zurükgezogen:
Und da es izt in ihm gar lebhaft sich erneut,
Glaubt er, es sey vielleicht ein wort zu rechter zeit.

Oberon

Siebenter Gesang.

1.

Und so beginnt er dann: Vor etwa hundert Jahren
Lebt' an den ufern des Tessin
Ein Edelmann, an weisheit ziemlich grün,
Wiewohl sehr grau an bart und haaren;
Mit podagra und gicht, der späten bittern frucht
Zuviel genoßner luft, fast täglich heimgesucht;
Ein hofmann übrigens, galant und wohlerfahren,
Und in der kriegeskunst der Minne wohlversucht.

2.

Dem war, nachdem er lang sein sündliches vergnügen
Daran gehabt, im Hagestolzen stand
Auf Amors freyer pürsch bergauf bergab im land
Herumzuziehn, und, wo er eingang fand,
Bey seines Nächsten weib zu liegen;
Ihm, sag ich, war zulezt der einfall aufgestiegen,
Den steiffen hals, noch an des lebens rand,
Ins sanfte joch der heilgen Eh' zu schmiegen.

3.

Mit viel geſchmak, und wohlverkühltem blut
Sucht er ein kind ſich aus, wie er's zu tiſch und bette,
Zu ſcherz und ernſt gerade nöthig hätte,
Zumal zur ſicherheit; ein mädchen, fromm und gut,
Unſchuldig, ſittſam, unerfahren,
Keuſch wie der mond und frey von aller eiteln luſt,
Jung überdies, pechſchwar; von aug und haaren,
Von farbe roſenhaft, und rund von arm und bruſt.

4.

Von allen drey und dreyßig ſtücken,
Womit ein ſchönes weib, ſagt man, verſehen iſt,
Hätt' er kein einzigs gern an ſeiner braut vermißt;
Am wenigſten das aug', in deſſen feuerblicken
Ein feuchtes wölkchen ſchwimmt, die kleine weiche hand,
Die lippen, die dem kuß entgegenſchwellen,
Das runde knie, der hüften ſchöne wellen,
Und unter ſanftem druk den ſüßen widerſtand.

5.

Der gute alte Herr, beym kauf ſo ſchöner waare,
Vergaß nur eins — die fünf und ſechzig jahre,
Die ſeinen kopf bereits mit ſchnee beſtreun.
Zwar macht er aus geheimer vorempfindung
Ausdrüklich zum beding der ehlichen verbindung,
Sie ſollte reizvoll, warm, und alles das, allein
Für ihn, und kalt wie eis für jeden andern bleiben:
Allein, wer wird für ſie die klauſel unterſchreiben?

6.

Roſette that's. Roſette war ein kind,
War auf dem land, dem veilchen gleich, im ſchatten
Verborgen aufgeblüht, war froh und leichtgeſinnt,
Und ſah in ihrem künftgen herrn und gatten
Nichts als den mann der ſie zur groſſen Dame macht',
Ihr reiche kleider gab und tauſend ſchöne ſachen,
Die kindern, wie ſie war, bey tage kurzweil machen;
An andern hatte noch ihr herzchen nie gedacht.

7.

Die hochzeit ward demnach mit groſſer pracht vollzogen.
Der edle Bräut'gam, zwar ein wenig ſteif und ſchwer,
Staxft an Roſettens hand gar ehrenfeſt einher,
Und wähnt ſein taufſchein hab um zwanzig ihn belogen.
Was augen hat läuft ſchaarenweis herbey
Den prächt'gen kirchgang anzuſtaunen;
Ein ſtattlich paar, hört man zu beiden ſeiten raunen,
Sie gleichen ſich wie Januar und May.

8.

Roſettens unſchuld war, wie in dergleichen fällen
Gewöhnlich iſt, des alten Gangolfs ſtolz.
Er ſchien am zweiten tag vor hohem mut zu ſchwellen,
Und ſchritt einher gerader als ein holz.
Es war der lezte trieb von einem dürren holz!
Die übel, die ſich gern zu grauer Lieb' geſellen,
Begannen bald bey ihm ſich reichlich einzuſtellen;
Je wärmer Röschen ward, je mehr ihr Alter ſchmolz.

9.

Indeß verdoppelt er auf andre art die proben
Von seiner zärtlichkeit, beschenkt sie täglich schier
Mit neuem modekram, mit spitzen, schönen roben,
Juwelen, allem was er ihr
An augen ansehn kann. Es koste was es wolle,
Was ihr vergnügen macht, das ist für ihn genuß;
Er fodert nichts dafür als höchstens einen kuß,
Mit Einem wort, er spielt die alten mannes rolle.

10.

Rosette, jugendlich vergnügt mit ihrem loos,
Spart auch dagegen nichts den Alten zu vergnügen
Nach seiner art; sezt sich auf seinen schoos
So viel er will, und läßt auf seinem knie sich wiegen,
Läßt aus gefälligkeit ihn tändeln wie er kann,
Pflegt seiner, liebevoll, in seinem unvermögen,
Und, wandelt ihn, wie oft, die schlafsucht an,
Darf er sein schweres haupt auf ihren busen legen.

11.

So lebten sie in eintracht manches jahr
Zusammen, keusch und treu wie fromme turteltauben,
So treuergeben sie, und er so voller glauben,
Daß jedermann dadurch erbauet war.
Der gute alte mann vergaß bey ihren scherzen
Sein podagra und seine rückenschmerzen,
Und seinetwegen blos beklagt in ihrem herzen
Die junge frau sein zehntes siebenjahr.

12.

Allein, es kam; und ach! zu ihrem groſſen leide,
Ein übel kam mit ihm auf Gangolfs graues haupt,
Das ſeiner liebſten augenweide
Den armen Greis auf lebenslang beraubt.
Nie wird er wieder ſich an ihren blicken ſonnen,
Nie wieder ſehn dies reizende Oval,
Wovon zu Engeln und Madonnen
So mancher maler gern die ſanften züge ſtahl!

13.

Wer ſollt' ihm nun die lange zeit vertreiben,
Dem armen blinden mann, hätt' er Roſetten nicht?
Was würd' aus ihm, wär' ihr's nicht ſüſſe pflicht,
Untrennbar tag und nacht an ihn geklebt zu bleiben,
Ihm immer arm und augenlicht
Zu leyhn, für ihn zu leſen und zu ſchreiben,
Zu fragen was ihm fehlt, und, quälet ihn die gicht,
Mit leichter warmer hand ihm knie und fuß zu reiben?

14.

Roſette, immer ſanft, gefällig, mitleidsvoll,
Entrichtet ohne zwang und murren
Der ehſtandspflicht auch dieſen ſchweren zoll;
Aufmerkſam ſtets (wiewohl bey ſeinem knurren
Ihr heimlich oft die gall' ein wenig ſchwoll)
Daß ja ihr Alter nichts zu klagen haben ſoll.
Zum unglück fieng er izt, trotz ihrem guten willen,
In ſeinem ſorgeſtuhl die ſchlimmſte aller grillen.

15.

Der draße feind, der je ſich aus der hölle ſchlich,
Die ſterblichen zu necken und zu quälen,
Fuhr in den armen mann, und plagt ihn jämmerlich.
Alt, ſchwach und blind, wie konnt' er ſich verheelen,
Roſette ſey, ſo ſehr ſie einem Engel glich,
Doch nur ein Weib? Konnt's an verſuchern fehlen?
Die welt iſt rings umher von ofnen augen voll,
Und ach! das auge blind, das ſie beleuchten ſoll!

16.

So jung, ſo ſchön, aus lauter liebeszunder
Gewebt — wer kann ſie ſehn und nicht vor ſehnſucht glühn?
Wo ſah man je ſo friſche wangen blühn,
Je augen funkelnder und lilienarme runder?
Zwar iſt ſie tugendhaft; ſie wird ja freylich fliehn,
Doch, wenn ſie auf der flucht nun glitſchte? wär' es wunder?
Der grund worauf ſie flieht iſt hellgeſchliffner ſtahl,
Und ach! die einmal fällt, die fällt für allemal.

17.

Selbſt ihre tugenden, ihr ſanft gefällig weſen,
Ihr leichter ſinn, ſtets froh und guter ding,
Was ſonſt an ihr das liebſte ihm geweſen,
Die holde ſcham ſogar, womit ſie ihn umfieng,
Und was ihm ſonſt von ihren tauſend reizen,
Entſchleyert und verſchönt, ſein ſeelenſpiegel weiſt,
Das alles hilft izt nur dem argwohn der ihn beißt
Sich in ſein wundes herz noch tiefer einzubeizen.

Caſca.

Nein, ich bin ſchon verſprochen.

Caſſius.

Wollt ihr morgen mit mir zu Mittag eſſen?

Caſca.

Ja, wenn ich noch lebe, und es euch nicht reut, und wenn euere Mahlzeit des Eſſens werth iſt.

Caſſius.

Gut, ich will euch erwarten.

Caſca.

Thut es; lebet beyde wohl.

(Er geht ab.)

Brutus.

Was für ein plumper Geſelle iſt das geworden; er war lauter Feuer, wie wir zur Schule giengen.

Caſſius.

Das iſt er auch noch, wenn es auf die Ausführung irgend einer kühnen und edeln That ankommt, ungeachtet dieſes Scheins von träger Gleichgültigkeit, den er ſich giebt. Dieſes plumpe Weſen iſt eine Brüh an ſeine guten Einfälle, die den Leuten Appetit macht, ſie deſto beſſer zu verdauen.

Brutus.

So iſt es; für diſsmal muß ich euch verlaſſen. Mor-

gen,

18.

Der ſclaverey, worinn das gute junge weib
Seit dieſer zeit verlechzt, iſt keine zu vergleichen;
Stets angeſchnallt an ſeinen ſiechen leib
Darf ſie ihm tag und nacht nicht von der ſeite weichen.
Miſtrauiſch aufgeſchreckt von jedem leiſen wort,
Trägt er die augen nun an ſeinen finger-enden,
Und nachts liegt eine ſtets von ſeinen knot'gen händen
Bald da, bald dort auf ihr, aus furcht ſie ſchleich' ihm fort.

19.

So ſanft Roſette war, ſo fiel doch ſolch betragen
Ihr ſchwer aufs herz. Er nennt es Liebe zwar:
Allein ſie ſah zuwohl nur was es war,
Und ſann, anſtatt ſich fruchtlos zu beklagen,
Zu überlegen an. So neben einem Mann
Von ſechzig, mit gicht und ſtein beladen,
Durchs leben, wie durch einen ſumpf, zu waden,
Und noch gequält dazu, däucht ihr ein harter bann.

20.

Gar vieles, was ſie ſonſt geduldig überſehen,
Scheint in dem licht, worinn ſie izt es ſehen muß,
Höchſt widerlich und gar nicht auszuſtehen.
Sein zärtlichthun iſt izt ihr herzlichſter verdruß,
Sein ſcherz unleidlich plump, und eckelhaft ſein kuß;
Wagt er noch mehr, ſo möchte man vergehen!
Und ſie, o grauſam! ſie iſt jung und ſchön für ihn,
Und was ihm unnütz iſt, muß ſie ſich ſelbſt entziehn!

21.

Und was entschädigt sie? Der Stadt gesell'ge freuden,
Tanz, schauspiel, alles das ist ihr verbotne frucht!
Von niemand wird ihr altes schloß besucht;
Als giengen Geister drinn scheint jeder es zu meiden.
Ein großer garten, hoch mit einer mau'r umfaßt,
Ist alles was sie hat — im kreis sich zu bewegen;
Zum träumen kann sie da an einen baum sich legen,
Und dann sogar ist ihr der blinde mann zur last.

22.

Ein junger Edelknecht, in Gangolfs schloß erzogen
Und über seinen stall gesezt,
Wird izt zum erstenmal betrachtenswert geschäzt.
Er hatte zwar schon lange sich verwogen,
Mit schmachtender begier die Dame anzusehn,
Und oft gesucht ihr's mündlich zu gestehn,
Doch, da sie stets dem anlas ausgeboaen,
Auch wieder ehrfurchtsvoll zurücke sich gezogen.

23.

Izt aber, da verdruß und gram
Und langeweil bey tag, und noch langweil'gers wachen
Bey nacht, zerstreuungen ihr zum bedürfnis machen,
Kein wunder, daß sie izt die sache anders nahm.
Es däucht ihr hart, in ihren schönsten tagen
So gänzlich allem trost des lebens zu entsagen;
Und Walter, dessen blik izt wieder mut bekam,
War unermüdet, sich zum tröster anzutragen.

24.

Sein eifer wächst je mehr er raum gewinnt;
Er fleht, sie weigert sich; und unvermerkt entspinnt
Sich ein verständnis zwischen ihnen,
Wovon die augen bloß die unterhändler sind.
Denn Gangolf war nicht an den ohren blind,
Und öfters kann ein ohr für hundert augen dienen.
Der Alte spizt die seinen gleich und lauscht
Wenn von Rosettens kleid nur eine falte rauscht.

25.

Der zwang verkürzt die komplimente
Des widerstands, und in sehr kurzer zeit
Sind Walter und die Dame schon so weit
Daß nur die frage ist, wie man sich nähern könnte.
Von ihrem Drachen, den sein husten tag und nacht
Nicht ruhen läßt, gebannet und bewacht,
Was wird die junge frau ersinnen,
Um etwas raum und zeit für Waltern zu gewinnen?

26.

Noth schärft den wiz. Indem sie hin und her
Auf wege denkt, erwählt, verwirft, im besten
Viel schwierigkeiten sieht, fällt ihr von ungefehr
Ein Birnbaum ein mit stufengleichen ästen,
Der, an der rasenbank im garten, wo sich, rund
Um einen marmorbrunnen, Hecken
Von myrten ziehn, hochüberhangend stund,
Den schattensiz vor sonnenglut zu decken.

Zu dieſem anmutsvollen ort,
Wo laue lüftchen ſtets die zweige liſpelnd biegen,
Pflegt oft, zur ſommerszeit, wenn alles lechzt und dorrt,
Mit ſeinem Weibchen ſich der Alte zu verfügen,
Um an des brunnens kühlem bord
Ein ſtündchen oder zwoo auf ihrem ſchoos zu liegen.
Zum garten hat jedoch den ſchlüſſel er allein,
Und außer ihm und ihr kam keine ſeel' hinein.

28.

Was nun zu thun, den ſchlüſſel zu bekommen,
Den ſtets im unterkleid der Alte bey ſich führt?
Der wird beym ſchlafengehn ganz ſachte weggenommen,
Und, während daß der mann ſein Ave pſalmodiert,
In wachs gedrükt, ſodenn am nächſten morgen
Der abdruk unvermerkt in Walters hand geſpielt,
Und ein poſtſcript dazu, das ihm den baum empfiehlt.
Das übrige wird Walter ſchon beſorgen.

29.

Nun, was geſchah? Es war ein ſchöner warmer tag
Zu end' Auguſts, als unſern blinden Alten
Die Sonne lokt, wie er zuweilen pflag,
Die mittagsruh im myrtenrund zu halten.
Komm, meine Taube, ſpricht zu ſeinem andern Ich
Der graue Tauber, komm, mein Röschen, führe mich
Zu jenem ſtillen grund, wo, ſeit er uns verbunden,
Der Gott der Eh', ſo oft uns arm in arm gefunden.

30.

Roſette winkt, und Walter ſchleicht voran;
Die Gartenthür wird leiſe aufgethan
Und wieder zugemacht; dann geht es an ein fliegen
Dem brunnen zu; der birnbaum wird erſtiegen,
Und, wo der breitſte aſt ſich ſanftgebogen krümmt,
Roſettens thron im dichtſten laub beſtimmt.
Der Alte kommt indeß, mit ungewiſſen tritten,
An ſeines Röschens arm allmählich angeſchritten.

31.

Weil nun der mund bernah das einz'ge blieb,
Das noch, in viel und mancherley gebrechen,
Ihm dienſte that, ſo war von ſeiner lieb'
Und von dem Paradies des Ehſtands ihr zu ſprechen,
Gewöhnlich das, womit er ihr die zeit vertrieb.
Er miſchte dann, vielleicht ſie zu beſtechen,
Von ihren reizungen viel Poeſie hinein,
Und meiſtens kam ein ſtük von predigt hinterdrein.

32.

Aus dieſem ton wars unterwegs gegangen,
Und, da ſie glüklich nun beym brunnen angelangt,
(Wo, wie ihr wißt, der liebe birnbaum prangt,)
Da hatte Gangolf auch, nachdem er ihr die wangen
Geſtreichelt, und (wiewohl vom huſten ſtark geplagt)
Viel ſchönes ihr und zärtlichs vorgeſagt,
Die predigt eben angefangen,
Die ihr im angeſicht des birnbaums ſchlecht behagt.

33.

Iſt, ſprach er — da er ſo, die ſtirn an ihrer bruſt,
Im ſchatten bey ihr ſaß, und an dem runden, weichen
Atlasnen arm ſanft auf und abzuſtreichen
Nicht müde ward — iſt wohl der unſchuld unſrer luſt,
Der ruh, dem ſüßen troſt, dem alle freuden weichen,
Dem glük geliebt zu ſeyn und ſich bewußt
Man ſey es würdig — kurz, dem was du fühlen mußt,
Wenn du mich liebſt, ein glük auf erden zu vergleichen?

34.

O ſprich, Geliebte, — hier begann
Der alte Herr noch zärtlicher zu ſtreicheln —
Doch rede frey und ohne alles heucheln,
(Denn einer höret uns, den niemand täuſchen kann)
Darf ſich auch wohl dein armer blinder-mann,
Der dich ſo zärtlich liebt, darf ſich dein Gangolf ſchmeicheln
Daß du ihn wiederliebſt? daß er dein Alles iſt,
Dein ganzes herz erfüllt, wie du ſein Alles biſt?

35.

Zwar freylich, wollten wir die alten ſagen ſchätzen,
Es wäre einem mann nichts minder zu verzeyhn,
Als an ein weib ſein ganzes herz zu ſetzen,
Zu bau'n auf ihre treu, zu trauen ihrem ſchein.
Längſt lehrten uns, aus Tonnen und von Thronen,
Der narr Diogenes, die weiſen Salomonen,
Es ſey des Weibes herz kein zuverläßig gut,
Und ihrer liſt nichts gleich als ihre wankelmut.

36.

Nichts von den weltlichen geſchichten
Zu ſagen, ſehn wir nicht ſogar das heilge Buch
Den ruhm der weibertreu von anbeginn vernichten?
Kam auf die menſchheit nicht durchs erſte weib der fluch?
Von ſeinen töchtern ward der fromme Let betrogen;
Die kinder Gottes ſelbſt, ſchon vor der großen flut,
Verbrannten ſich, von weibern angezogen,
Die fittiche an ihrer ſtrafbarn glut.

37.

Die Delila'n, die Jaeln, Jeſabellen,
Und Bathſeba'n, und wie ihr name heißt,
Iſt unvonnöthen dir in reyhen aufzuſtellen,
Wiewohl die Schrift ſie nicht der Treue halben preißt.
Doch dieſe Judith, die den tapfern, frommen, alten
Feldmarſchall Holofern erſt in die arme ſchlingt,
Erſt liebetrunken macht, und dann ums leben bringt,
Wer kann dabey der thränen ſich enthalten?

38.

Wär aber auch der weiber größte zahl
An laſtern noch ſo reich, an tugend noch ſo kahl,
Dir, meine einz'ge, auserwählte,
Dir, meines alters troſt und meiner augen licht,
Dir trau' ichs zu, du bliebſt getreu an deiner pflicht,
Und fehlteſt nicht, wenn auch die beſte fehlte.
Dein Gangolf, der ſo rein, ſo treu dich liebt,
Wird, o gewiß! von dir ſo grauſam nie betrübt!

Wozu, versezt mit schuldbewußten wangen
Die junge Frau, und zieht den schwanenarm,
Womit sie um den gürtel ihn umfangen,
Mißmuthig weg — wozu, versezt sie rasch und warm,
All diese Litaney? Womit in meinem leben
Hab ich dazu gelegenheit gegeben?
Wie? soll ich glauben, daß dein herz an meiner treu'
Nur einen augenblik zu zweifeln fähig sey?

40.

Unglükliche! ist dies für alle meine liebe
Zulezt der lohn? Wem gab ich ganz mich hin?
Der unschuld ersten kuß, der jugend erste triebe,
Wer hatte sie? — und ach! daß ich zu zärtlich bin
Ist mein verbrechen nun! Ein herz ist ihm verdächtig
Das keinen andern kennt, für ihn nur stärker schlug!
Hyssartzer, hast du nicht an diesem sieg genug?
Auch quälen mußt du mich? — grausam! niederträchtig!

41.

Hier hielt sie inn, als ob der übermäßge schmerz
Die stimm' in ihrer brust erstikte;
Und schluchzend fiel der Greis ihr um den hals und drükte
Das treue weib reumüthig an sein herz.
O weine nicht, mein Liebchen, o verzeyhe
Was Liebe nur gefehlt! Ich wollte nicht verdruß
Dir machen; o verzeyh, und gieb mir einen kuß,
Bey Gott, ich zweifle nicht an meines Röschens treue!

42.

So seyd ihr, sprach Rosett', indem sie seinem kuß
Sanftsträubend sich entzog, so seyd ihr männer alle;
Erst lekt ihr uns so schmeichelnd in die falle,
Und habt ihr uns, macht ruhiger genuß
Statt frischem blut bey euch nur böse galle.
Weh dann der armen frau, die euch befried'gen muß!
Das flämmchen selbst, das ihr so eifrig anegblasen,
Giebt euch zum argwohn stoff, und macht euch heimlich rasen.

43.

Der gute Mann, den sehr zur ungelegnen zeit
Sein hüftweh überfällt, weiß seinem armen leide
Sonst keinen rath, als dem getreuen weibe
Betheurungen zu thun von seiner zärtlichkeit,
Und daß der schatten nur von argwohn himmelweit
Von seinem herzen sey und bleibe.
Somit bestätigt dann der neue friedensschluß
Von beyden theilen sich mit einem süßen kuß.

44.

Das wakre Ehpaar sank, aus leerheit oder fülle
Des herzens, wie ihr wollt, in eine tiefe stille.
Rosette seufzt. Der Alte fragt, warum?
Nichts, saat sie wiederseufzend, und bleibt stumm.
Er dringt in sie. „Sey unbesorgt, mein Lieber,
Es ist nur ein gelust und geht vielleicht vorüber.„ —
Was sagst du, ein gelust? Wie glükli- machtest du
Mein alter noch! — Sie schweigt und seufzt noch eins dazu.

45.

Da hätten wir die frucht von deinem kalten baden,
Fuhr Gangolf frohlich fort. Sag an! es könnte dir,
Wenn du's verhielt'st, und dem Verborgnen schaden!
O! spricht sie, sähest du den schönen birnbaum hier,
So frisch von laub, so strotzend voll beladen
Mit reifer goldner frucht! die äste brechen schier!
Ich sagte nichts, aus furcht du möchtest zürnen,
Allein — ich gäb' ein aug' um eine dieser birnen!

46.

Ich kenn ihn wohl den baum; er trägt im ganzen land
Die beste frucht, versezt der gute Blinde;
Doch, sprich, wie machen wirs? Kein mensch ist bey der hand,
Es ist ein erndtetag, das ganze hofgesinde
Im feld zerstreut — der baum ist hoch, und ich
Bin schwach und blind — O wäre nur der bengel
Der Walter hier! — „Mir fällt was ein, mein engel,
Wir brauchen niemand sonst, spricht sie, als dich und mich.

47.

Wärst du so gut, und wolltest mit dem rücken
Nur einen augenblik fest an den stamm dich drücken,
So wär's ein leichtes mir, hier von des Rasens saum
Dir auf die schulter mich zu schwingen;
Von da ists vollends auf den baum
Zum ersten ast zwoo kleine spangen kaum;
Ich bin im klettern und im springen
Von kindheit an geübt — gewiß, es wird gelingen.

gen, wenn ihr Belieben tragt, euch mit mir zu unterreden, will ich zu euch kommen; oder wenn ihr lieber zu mir kommt, so will ich für euch zu Hause seyn.

Cassius.

Das will ich thun; bis dahin, denkt an die Welt.

(Brutus geht ab.)

Gut, Brutus, du bist edel; und doch seh ich, dieses edle Metall kan durch unächte Zusäze verfälscht werden; edle Gemüther sollten deßwegen immer mit ihres gleichen umgehen; denn wer ist so standhaft, daß er nicht verführt werden könne? Cäsar kan mich nicht wol leiden; den Brutus hingegen liebt er; wär' ich izt Brutus, und er wäre Cassius, er würde nicht so gefällig gegen mich seyn -- Ich will, diese Nacht, Zettel von verschiednen Handschriften, als ob sie von verschiednen Bürgern herkämen, in seine Fenster werfen, die alle auf die grosse Meynung, die Rom von seinem Namen gefaßt habe, und zugleich verdekter Weise auf Cäsars tyrannische Ambition zielen sollen. Wenn mir das gelingt, so mag sich Cäsar sicher sezen; denn er wird ihn absezen, oder das äusserste wagen.

48.

Von herzen gern, verſezt der blinde mann;
Und doch, mein kind, wenn du zu ſchaden kämeſt?
Es brächʼ ein aſt? was könntʼ ich armer dann
Zu deinem beyſtand thun? — Wie, wenn du dich bequemeſt
Zu warten? — „ Sagt ich nicht, daß ich nicht warten kann?
„Ich ſehe wohl, daß du des kleinen dienſts dich ſchämeſt;
Um alles wollt ich dir nicht gern beſchwerlich ſeyn!
Und doch, wer ſieht uns hier? wir ſind ja ganz allein!

49.

Was war zu thun? Es konnte leicht das leben
Von einem Erben gar bey dieſer lüſternheit
Gefähret ſeyn; kurz, halb mit zärtlichkeit
Halb mit gewalt, muß Gangolf ſich ergeben.
Er ſtemmt ſich an, hilft ſelbſt dem weibchen auf,
Und vom geduldgen kopf des guten alten narren
Schwingt ſich Roſette friſch zum lüftgen ſitz hinauf,
Wo ihrer unterm laub verſtohlne freuden harren.

50.

Nun ſaß von ungefähr, da alles dies geſchah,
Auf einer blumenbank, dem guten blinden Alten
Vorüber, Oberon, um mit Titania,
Der Feenkönigin, hier mittagsruh zu halten;
Indeß die Zefyrgleiche ſchaar
Der Elfen, ihr gefolg, zerſtreut im ganzen garten
Und meiſt verſtekt in blumenbüſchen war,
Um ſchlummernd dort den mondſchein zu erwarten.

51.

Unsichtbar saßen sie, und hörten alles an,
Was zwischen mann und frau sich eben zugetragen.
Zum unglük, daß sie auch die Birn' ausersehen sahn!
Dem Elfenkönig gab dies großes mißbehagen.
Da, sprach er zu Titanien, seht man nun
Wie wahr es ist, was alle Lehrer sagen:
Was ist so arg, das nicht, um sich genug zu thun,
Ein weib die stirne hat zu wagen?

52.

Ja wohl, freund Salomon, bekennt dein weiser mund:
„Ein einzler Biedermann wird immer noch gesehen;
Doch wandre einer mir ums weite Erdenrund
Nach einem frommen Weib, er wird vergebens gehen!„
Siehst du, Titania, im birnbaum dort versekt
Das ungetreue weib des blinden mannes spotten?
Sie glaubt sich in der nacht, die seine augen dekt,
So sicher als in Plutons tiefsten grotten.

53.

Allein, bey meinem thron, bey diesem lilienstab,
Und bey der furchtbarn Macht, die mir das reich der Elfen
Mit diesem Zepter übergab,
Nichts soll ihr ihre list, nichts seine blindheit helfen!
Nein, ungestraft in Ob'rons angesicht
Sich ihres hochverraths erfreuen soll sie nicht!
Ich will den staar von Garaolfs augen schleifen,
Und auf der frischen that soll sie sein blik ergreifen!

54.

So? willst du das? versezt mit räschem sinn
Und wangen voller glut die Feenkönigin;
So soll mein schwur dem deinen sich vermählen!
So schwör auch ich, so wahr ich Königin
Des Elfenreichs und deine gattin bin,
Es soll ihr nicht an einer ausflucht fehlen!
Ist Gangolf etwa ohne schuld?
Ist freyheit euer loos, und unsers nur geduld?

55.

Doch, ohne sich an ihren zorn zu kehren,
Macht Oberon, was er geschworen, wahr.
Berührt von seinem lilienzepter klären
Sich Gangolfs augen auf, verschwunden ist der staar:
Erstaunt, entzükt beginnt er aufzuschauen,
Sieht hin, und schüttelt sich als fuhr ein wespenschwarm
Ihm in die augen, sieht, o Himmel! soll er trauen?
Sein treues Röschen, ach! in eines mannes arm!

56.

Es kann nicht seyn! er hat nicht recht gesehen;
Ihn blendete das langentwohnte licht,
Unmöglich kann sich so das beste weib vergehen!
Er schaut noch einmal hin — das nemliche gesicht
Durchbort sein herz. Ha, schreyt er wie besessen,
Verräthrin, Syrene, Höllgezücht,
Du scheuest dich vor meinen augen nicht
Der ehr und treu so schändlich zu vergessen?

57.

Rosette, wie vom Donner aufgeschrekt,
Fährt ängstlich auf, indem mit einem zauberschleyer
Ein unsichtbarer arm den blassen buler dekt;
Was für ein seltsam abenteuer
Stellt, denkt sie, just in diesem nu, so sehr
Zur unzeit, das gesicht des alten unholds her?
Doch, nach dem wort der Königin der Elfen,
Fehlt ihrs an Witze nicht, sich aus der noth zu helfen.

58.

Was hast du, lieber mann? ruft sie herab vom baum,
Was tobst du so? — „Du fragst noch, unverschämte?„
Ich arme! Wie? Du giebst dem argwohn raum?
So lohnst du mir, daß mich dein nothstand grämte,
Daß ich, da nichts mehr half, durch schwarzer kunst gewalt
Mit einem Geist in mannsgestalt
Um dein Gesicht zu ringen mich bequemte,
Und, dir zu lieb, im kampf den rechten arm mir lähmte?

59.

Was dank verdient, machst du sogar zu schuld,
Und schämst dich nicht mir solch ein lied zu singen?
Ha, schrie er, hier verlöhr Sanct Hiob die geduld!
Was ich gesehen nennst du ringen?
So möge mir dies neugeschenkte licht
Des Himmels wunderhand bewahren,
Und du, treuloses weib, mögst du zur hölle fahren,
Wie mir ein ehrlich wort zu deiner that gebricht!

60.

Wie? ruft ſie aus, ſo kann mein Gangolf ſprechen?
Weh mir! ach! zu gewiß muß etwas, was es ſey,
An meinem zauberwerk gebrechen;
Dein aug' iſt offenbar noch nicht von wolken frey!
Wie könntſt du ſonſt, mit ſolchen harten reden
Dein treues weib zu morden, dich entblöden?
Dein ſehen kann kein wahres ſehen ſeyn,
Es iſt das flimmern nur von ungewiſſen ſchein.

61.

O! daß es möglich wär' mich ſelbſt zu hintergehen,
Spricht Gangolf; wohl dem mann den nur ein argwohn plagt!
Ich unglükſel'ger hab's geſehen!
Geſehen was ich ſah! — „Dem Himmel ſey's geklagt!
Ward je ein weib unglüklicher geboren?„
(Schreyt die verrätherin mit einem thränenguß)
„O! daß ich dieſen ſchmerz noch überleben muß!
Mein armer mann hat den verſtand verloren!„

62.

Und welcher mann von zärtlichem gemüt
Verlöhr ihn nicht, troz allen ſeinen ſinnen,
Der thränengüſſe aus ſo ſchönen augen rinnen,
Und eine ſolche bruſt von ſeufzern ſchwellen ſieht?
Der Alte kann nicht länger widerſtehen:
Gieb dich zufrieden, Kind, ich war zu raſch, zu warm;
Verzeih, und komm herab in deines Gangolfs arm,
Es iſt nun ſonnenklar, ich hatte falſch geſehen!

63.

Da hörst du's nun! spricht zu Titania
Der Elfenfürst: was er mit augen sah
Schwemmt eine Thräne weg! Dein werk ists: triumfire!
Doch hör' auch nun den heiligsten der schwüre!
Ich glaubte mich geliebt, und fand mein glük darinn;
Es war ein traum — Dank dir, daß ich entzaubert bin.
Hoff nicht ein Thränchen werd auch mich umnebeln können,
Von nun an müssen wir uns trennen!

64.

Nie werden wir, in wasser noch in luft,
Noch wo im blüthenhayn die zweige balsam regnen,
Noch wo der hagre greif in ewigfinstrer gruft
Bey zauberschätzen wacht, einander mehr begegnen.
Mich drükt die luft in der du athmest; fleuch!
Und wehe dem verräthrischen geschlechte
Von dem du bist, und weh dem feigen liebesknechte
Der eure ketten schleppt — ich haß euch alle gleich!

65.

Und wo ein mann in eines weibes stricken
Als wie ein taumelnder lustrunkner Auerhahn
Sich fangen läßt, und liegt und girrt sie an,
Und saugt das falsche gift aus ihren üpp'gen blicken;
Wähnt, Liebe sey's was ihr im schlangenbusen flammt,
Und horcht beihört der lächelnden Syrene,
Traut ihren schwüren, glaubt der hinterliß'gen thräne,
Der sey zu jeder noth, zu jeder quaal verdammt!

66. Und

66.

Und bey dem furchtbarn Namen sey's geschworen
Der Geistern selbst unnennbar bleiben muß.
Nichts wende diesen fluch und meinen festen schluß,
Bis ein getreues Paar, vom schiksal selbst erkoren,
Durch keusche Lieb in eins zusammenfließt,
Und, probefest in leiden wie in freuden,
Die herzen ungetrennt, auch wenn die leiber scheiden,
Der Ungetreuen schuld durch seine unschuld büßt.

67.

Und wenn dies edle paar schuldloser reiner seelen
Um liebe alles gab und unter jedem hieb
Des strengsten geschiks, auch wenn bis an die kehlen
Das wasser steigt, getreu der ersten liebe blieb;
Entschlossen eh den tod in flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem thron zu lieb:
Titania, wenn alles dies geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

68.

So sprach der Geist und schwand aus ihrem blik.
Vergebens lokte sie mit liebevoller stimme,
Nachfliehend, ihn in ihren arm zurük!
Nichts kann des raschen Worts, das er in seinem grimme
Gesprochen, hätt er gleich es selbst zu spät bereint,
Nichts kann ihn seines schwurs entbinden,
Bevor, nach dem beding der fast unmöglich scheint,
Zwey Liebende, wie ers verlangt, sich finden.

69.

Seit dieser zeit hat bis zu unsern tagen
Elf Oberen in einer schaft
Nie mehr gefehlt, und (wie die leute sagen)
Bald einen hain, bald einen dicken wald
Bald ein verlaßnes thal zu seinem aufenthalt
Erwählt, wo Liebende zu stören und zu plagen
All sein vergnügen ist; und daß er nur für euch
Das Gegentheil gethan, ist einem wunder gleich.

70.

Hier endigte der Alte mit erzählen;
Und Hüon nimmt Amanden bey der hand:
Wenn, spricht er, nur ein paar getreuverliebte Seelen
Zu Obrons und Titaniens ruhe fehlen,
So schwebt des Schiksals Werk an der vollendung rand.
War er's nicht selbst, der uns so wunderbar verband?
Er, sonst der liebe feind, hat uns in schuz genommen,
Die proben — o! die laßt je eh'r je lieber kommen!

71.

Die Schöne legt, an Antworts statt,
Des Jünglings hand ans herz mit seelevollen blicken.
Ihr, die so viel für ihn gethan, gegeben hat,
Was blieb ihr noch mit Worten auszudrücken?
Und eine Scene von Entzücken
Erfolgt daraus, wobey der gute Scherasmin
Des schönen Mährchens frucht, troz allem seinem nicken,
Auf einmal zu verliehren schien.

Zwar noch verbarg der unſchuld keuſcher ſchleyer
Den Liebenden die wachſende gefahr,
Und ihre zärtlichkeit ergoß ſich deſto freyer,
Je reiner ihre quelle war.
Nie war ein junges paar in liebesſachen neuer;
Doch eben darum hieng ihr loos an einem haar.
Ihr ganzes glük auf ewig zu zerſtören,
Brauchts einen augenblik, worinn ſie ſich verlören!

Oberon

Achter Geſang.

1.

Inzwiſchen ward nach ſieben heitern tagen,
Bey gutem wind, das ſchöne Heldenpaar,
Dem jedes element durch Oberon günſtig war,
Ans ufer von Lepanto hingetragen.
Hier lagen, wie Herr Hüon gleich vernimmt,
Zwo leichtaeflügelte pinaſſen ſegelfertig,
Die eine nach Marſiliens port beſtimmt,
Die andre Reiſender nach Napoli gewärtig.

2.

Der junge Herr, des Alten wachsamkeit
Und Mentorblik ein wenig überdrüßig,
Ist über diesen dienst des zufalls sehr erfreut
Und ungesäumt ihn zu benutzen schlüßig.
Freund, spricht er, jahr und tag geht noch vielleicht dahin,
Eh mirs gelegen ist mich in Paris zu zeigen;
Du weist daß ich vorerst nach Rom versprochen bin,
Und dieser pflicht muß jede andre schweigen.

3.

Indessen liegt mir ob, den Kayser sehn zu lassen,
Daß ich mein wort erfüllt. Du bist mein lebensmann,
Vollbringe du für mich, was ich nicht selber kann,
Besteige flugs die eine der pinassen,
Die nach Marseille steurt; dann eile sonder rast
Nach hof, und überreich, den Kayser zu versöhnen,
Dies kästchen mit des Sultans bart und zähnen,
Und sag ihm an, was du gesehen hast:

4.

Und daß, sobald ich erst des heilgen Vaters segen
Zu Rom geholt, mich nichts verhindern soll,
Die Sultanstochter auch zu füßen ihm zu legen.
Fahr wohl, mein alter freund! der wind bläßt stark und voll,
Die anker werden schon gelichtet,
Glük auf die reis', und, hast du mein geschäft verrichtet,
So komm und suche mich zu Rom im Lateran;
Wer weiß, wir langen dort vielleicht zusammen an.

Sechste Scene.

Donner und Blize. Caſca tritt mit gezogenem Degen auf; Cicero begegnet ihm.

Cicero.

Guten Abend, Caſca; habt ihr Cäſarn nach Hauſe begleitet? Warnm ſeyd ihr ſo auſſer Athem? Warum ſeht ihr ſo beſtürzt aus?

Caſca.

Werdet ihr allein nicht aus eurer Faſſung gebracht, wenn der ganze Erdkreis wie ein ſchwaches Schilfrohr ſchwanket? O Cicero, ich habe Ungewitter geſehen, da die tobenden Winde knottichte Eichen ſpalteten; ich habe den empörten Ocean wüthen und ſchäumen, und übermüthig bis in die dräuenden Wolken emporſchwellen geſehen; aber niemals bis in dieſer Nacht, niemals bis izt bin ich durch ein Feuertrieffendes Ungewitter gegangen. Entweder iſt ein bürgerlicher Krieg im Himmel, oder die Welt hat durch ihren Uebermuth die erzürnten Götter gereizt, Verderben herab zu ſchütten.

Cicero.

Wie, ſahet ihr noch mehr wunderbare Dinge?

Caſca.

Ein gemeiner Sclave, den ihr öfters geſehen habt, hob ſeine linke Hand auf, und ſie flammte und brannte, wie

zwanzig

5.

Der treue Alte sieht dem Prinzen in die augen,
Wiegt seinen grauen kopf, und nähme gar zu gern
Die freyheit, seinen jungen Herrn
Mit etwas scharfem salz für diese list zu laugen.
Doch hält er sich. Das kästchen, meynt er zwar,
Hätt' ohne übelstand noch immer warten mögen,
Bis Hylon selbst im stande war,
Dem Kayser in person die rechnung abzulegen.

6.

Indessen, da sein fürst und freund darauf besteht,
Was kann er thun als sich zum abschied anzuschicken?
Er küßt Amandens hand, umarmt mit nassen blicken
Den werthen Fürstensohn, den seine gegenwart
Noch kaum erfreut' und nun begann zu drücken,
Und thränen tröpfeln ihm in seinen grauen bart.
Herr, ruft er, bester Herr, Gott laß euchs wohl ergehen,
Und mögen wir uns bald und fröhlich wiedersehen!

7.

Dem Ritter schlug sein herz, da zwischen seinem freund
Und ihm die offne see stets weiter sich verbreitet.
Was that ich? ach! wozu hat raschheit mich verleitet?
Wo hat mit seinem Herrn ein mann es je gemeynt
Wie dieser mann? wie hielt er in gefahren,
So treulich bey mir aus! O daß ich es zu spat
Bedacht! wer hilft mir nun mit rath und that?
Und wer in zukunft wird mich vor mir selbst bewahren?

8.

So ruft er heimlich aus, und schwört sich selber nun
Und schwört es Oberon (von dem er, ungesehen,
Um seine stirn das leise geist'ge wehen
Zu fühlen glaubt) sein Aeusserstes zu thun
Im kampf der lieb und pflicht mit ehre zu bestehen.
Sorgfältig hält er nun sich von Amanden fern,
Und bringt die Nächte zu, starr nach dem Angelstern,
Die Tage, schwermuthsvoll ins Meer hinauszusehen.

9.

Die Schöne, die den Mann, dem sie ihr herz geschenkt,
So ganz verwandelt sieht, ist desto mehr verlegen,
Da sie davon sich keine ursach denkt.
Doch mehr, aus zärtlichkeit, von ihrem unvermögen
Als, durch sein fröhlichtun, an ihrem stolz, gekränkt,
Setzt sie ihm sanftmuth blos und viel geduld entgegen.
Das übel nimmt indeß mit jeder stunde zu,
Und raubet ihm und ihr bey tag und nacht die ruh.

10.

Einst um die zeit, da schon am sternevollen Himmel
In Thetis schoos der funkelnde Arktur
Sich senkt — es schwieg am Bord das lärmende getümmel,
Und kaum bewegte sich, wie eine waizenflur
Auf der sich Zefyr wiegt, der Ocean — die Leute
Im Schiffe, allzumal des tiefsten schlummers beute,
Verdunsteten den wein, der in den adern rann,
Und selbst am ruder nikt der sichre Steuermann:

11.

Auch Fatme war zu ihres Fräuleins füßen
Entſchlummert: Nur von deinem augenlied,
O Hüon, nur von Deinem buſen flieht
O Rezia, der ſchlaf! — die armen ſeelen büßen
Der Liebe ſüßes gift. Wie wühlt ſein heißer brand
In ihrem blut! Und ach! nur eine dünne wand
Trennt ſie; ſie glauben faſt einander zu berühren,
Und nicht ein ſeufzer kann ſich ungehört verlichren.

12.

Der Ritter, dem der langverhaltne Drang
Zur marter wird, dem jede bittre zähre,
Die ſeine grauſamkeit Amandens aug' entzwang,
Auf ſeinem herzen brennt, er ſeufzt ſo laut, ſo bang,
Als ob's ſein lezter athem wäre.
Sie, die mit Lieb und ſchaam ſchon eine ſtunde rang,
Kann endlich länger nicht die lindrung ſich verſagen,
Zu forſchen was ihn quält, und troſt ihm anzutragen.

13.

Im weißen ſchlafgewand, dem ſchönſten Engel gleich,
Tritt ſie in ſein gemach, mit zärtlichem erbarmen
Im keuſchen blik, und furchtſam offnen armen.
Ihm iſt, als öffne ſich vor ihm das Himmelreich.
Sein antliz, kurz zuvor ſo welk, ſo todtenbleich,
Wird feuerroth; ſein puls, der kaum ſo träge
Und mutlos ſchlich, verdoppelt ſeine ſchläge,
Und hüpfet wie ein fiſch im ſpiegelhellen teich.

14.

Allein, gleich wieder wirft ihn Obrons wort danieder;
Und da er schon, durch ihre güte dreist,
An seine brust sie ziehen will, entreißt
Er schnell sich ihrem kuß, sich ihrem busen wieder;
Will fliehn, bleibt wieder stehn, kommt rasch auf sie zurück
In ihre arme sich zu stürzen,
Und plözlich starrt er weg, mit wildem rollendem blik,
Als wünscht' er seine qual auf einmal abzukürzen.

15.

Sie sinkt aufs lager hin, hoch schlägt ihr volles herz
Durchs weichende gewand, und stromweis stürzt der schmerz
Aus ihren schmachtenden vor Liebe schweren augen.
Er sieht's; und länger hält die menschheit es nicht aus;
Halb sinnlos nimmt er sie (werd' auch das ärgste draus!)
In seinen arm, die glühnden lippen saugen
Mit heißem durst den thau der Liebe auf,
Und ganz entfesselt strömt das herz in vollem lauf.

16.

Auch Rezia, von Lieb und wonne hingerissen,
Vergißt zu widerstehn, und überläßt, entzükt,
Und wechselsweis' ans herz ihn drückend und gedrükt,
Sich ahnunglos den langentbehrten küssen.
Mit vollen zügen schlürft sein nimmersatter mund
Ein herzberauschendes wollüstiges vergessen
Aus ihren lippen ein; die sehnsucht wird vermessen,
Und ach! an Hymens statt erbut Amor ihren bund.

17.

Straks ſchwärzt der Himmel ſich, es löſchen alle ſterne;
Die Glücklichen! ſie werden's nicht gewahr.
Mit ſturmbeladnem flügel brauſt von ferne
Der feſſelloſen winde rohe ſchaar;
Sie hören's nicht. Umhüllt von finſterm grimme
Rauſcht Oberon vorbey an ihrem angeſicht;
Sie hören's nicht. Schon rollt des Donners dreh'nde ſtimme
Zum drittenmal, und ach! ſie hören's nicht!

18.

Inzwiſchen bricht mit fürchterlichem ſauſen
Ein unerhörter ſturm von allen ſeiten los;
Des Erdballs axe kracht, der wolken ſchwarze ſchoos
Gieſt feuerſtröme aus, das Meer beginnt zu brauſen,
Die wogen thürmen ſich wie berge ſchäumend auf,
Die Pinke treibt in ungewiſſem lauf,
Der Bootsmann ſchreyt umſonſt in ſturmbetäubte ohren,
Laut heult's durchs ganze ſchiff, weh uns! wir ſind verloren!

19.

Der ungezähmten winde wut,
Der ganze horizont in einen höllenrachen
Verwandelt, lauter glut, des ſchiffes ſtetes krachen,
Das wechſelsweis bald von der tiefſten flut
Verſchlungen ſcheint, bald, himmelan getrieben,
Auf wogenſpitzen ſchwebt, die unter ihm zerſtieben:
Dies alles, ſtark genug die Todten aufzuſchrecken,
Muß endlich unſer Paar aus ſeinem taumel wecken.

20.

Rſmanda fährt entſeelt aus des Geliebten armen,
Gott! ruft ſie aus, was haben wir gethan?
Der Schuldbewußte flieht den Schuzgeiſt um erbarmen,
Um hülfe, wenigſtens nur für Amanden, an;
Vergebens! Oberon iſt nun der unſchuld rächer,
Iſt unerbittlich nun in ſeinem ſtrafgericht;
Verſchwunden ſind das hifthorn und der becher,
Die pfänder ſeiner huld; er hört, und rettet nicht.

21.

Der Hauptmann ruft indeß das ganze volk zuſammen:
Ihr, ſpricht er, ſeht die allgemeine noth;
Mit jedem pulsſchlag wird von waſſer, wind und flammen
Dem guten ſchiff der untergang gedroht.
Nie ſah ich ſolchen ſturm! Der Himmel ſcheint zum tod,
Um Eines ſchuld vielleicht, uns alle zu verdammen;
Um Eines frevlers ſchuld, zum untergang verflucht,
Den unter uns der bliz des Rächers ſucht.

22.

So laßt uns denn durchs Loos den Himmel fragen,
Was für ein opfer er verlangt!
Iſt einer unter euch, dem vor der wage bangt?
Wo jeder ſterben muß hat keiner was zu wagen!
Er ſprachs, und jedermann ſtimmt in den vorſchlag ein.
Der Prieſter bringt den kelch: man wirft die looſe drein;
Rings um ihn her liegt alles auf den knieen,
Er murmelt ein Gebet, und heißt nun jeden ziehen.

23.

Geheimer ahnung voll, doch mit entſchloßnem muth,
Naht Hüon ſich, den zärtlichſten der blicke
Auf Rezia geſenkt, die, bang und ohne blut,
Als wie ein Gipsbild ſteht. Er zieht, und — o! Geſchicke!
O Oberon! — er zieht mit froſt'ger bebender hand
Das Todesloos. Verſtummend ſchaut die Menge
Auf ihn; er lieſt, erblaßt, und, ohne widerſtand,
Ergiebt er ſich in ſeines ſchikſals ſtrenge.

24.

Dein werk iſt dies, ruft er zu Oberon empor,
Ich fühl, obwohl ich dich nicht ſehe,
Erzürnter Geiſt, ich fühle deine nähe!
Weh mir! du warnteſt mich, du ſagteſt mir's zuvor,
Gerecht iſt dein gericht! Ich bitte nicht um gnade
Als für Amanden nur, denn Sie iſt ohne ſchuld!
Vergieb ihr! Mich allein belade
Mit deinem ganzen zorn, ich trag ihn mit geduld!

25.

Ihr, die mein tod erhält, ſchenkt eine fromme zähre
Dem Jüngling, den der ſterne mißgunſt trift!
Nicht ſchuldlos ſterb ich zwar, doch lebt ich ſtets mit ehre;
Ein augenblik, wo ich, berauſcht von ſüßem gift,
Des wort's vergaß, das ich zu raſch geſchworen,
Der warnung, die zu ſpät in meinen bangen ohren
Itt widerhallt — das allgemeine loos
Der menſchheit, ſchwach zu ſeyn — iſt mein verbrechen bloß!

26.

Schwer büß' ichs nun, doch klagles! denn, gereuen
Des lebenswürdigen verbrechens soll michs nicht!
Ist lieben schuld, so mag der Himmel mir verzeyhen!
Mein sterbend herz erkennt nun keine andre pflicht.
Was kann ich sonst als liebe dir erstatten,
O du, die mir aus liebe alles gab?
Nein! diese heil'ge glut erstikt kein wellenarab!
Unsterblich lebt sie fort in deines Hüons schatten.

27.

Hier wird das herz ihm groß; er hält die blasse hand
Vor's aug, und schweigt. Und wer im kreise stand,
Verstummt; kein herz so roh, das nicht bey seinem falle
Auf einen augenblik von mitleid überwalle.
Es war ein bliz, der im entstehn verschwand;
Sein tod ist sicherheit, ist leben für sie alle;
Und da der Himmel selbst zum opfer ihn ersehn,
Wer dürfte, sagen sie, dem Himmel widerstehn?

28.

Der sturm, der seit dem ersten augenblicke
Da Hüon sich das todesurtheil sprach,
Besänftigt schien, kam izt mit neuem grimm zurücke.
Zersplittert ward der mast, das steuer brach.
Laßt, schreyt das ganze Schiff, laßt den verbrecher sterben!
Der Hauptmann nähert sich dem Ritter: junger mann,
Spricht er, du siehst, daß dich verzug nicht retten kann,
Stirb, weil es seyn muß, frey, und rett uns vom verderben!

29.

Und mit entſchloßnem ſchritt naht ſich der Paladin
Dem Bord des ſchiffs. Auf einmal ſtürzt die Schöne,
Die eine weile her lebloſer marmor ſchien,
Gleich einer raſenden durch alles volk auf ihn:
Es weht im ſturm ihr haar wie eines Löwen mähne;
Mit hochgeſchwellter bruſt und augen ohne thräne
Schlingt ſie den ſtarken arm in liebevoller wut
Um Hüon her, und reißt ihn mit ſich in die flut.

30.

Verzweifelnd will ihr nach die treue Fatme ſpringen;
Man hält ſie mit gewalt. Sie ſieht die holden Zwey,
So feſt umarmt, wie reben ſich umſchlingen,
Schnell fortgewälzt, nur ſchwach noch mit den wogen ringen,
Und da ſie nichts mehr ſieht, erfüllt ihr angſtgeſchrey
Das ganze Schiff. Wer kann ihr wiederbringen
Was ſie verliehrt? Mit ihrer Königin
Iſt alles was ſie liebt und hofft auf ewig hin.

31.

Indeſſen hatte kaum die aufgebrachten wogen
Des Ritters haupt berührt, ſo legt, o wunder! ſich
Des ungewitters grimm! Der donner ſchweigt; entflogen
Iſt ſtraks der winde ſchaar; das meer, ſo fürchterlich
Kaum aufgewirat, ſinkt wieder bis zur glätte
Des hellſten teichs, wallt wie ein lilienbette:
Das ſchiff ſezt ſeinen weg mit rudern munter fort,
Und, nur zween tage noch, ſo ruht's im ſichern port.

32.

Wie aber wird es dir, du holdes Paar, ergehen,
Das, ohne hoffnung, nun im offnen meere treibt?
Erſchöpft iſt ihre kraft; beſinnen, hören, ſehen
Verſchwand; nur das gefühl von ihrer liebe bleibt.
So feſt umarmt, als wären ſie zuſammen-
Gewachſen, keines mehr ſich ſeiner ſelbſt bewußt,
Doch immer noch im andern athmend, ſchwammen
Sie, mund auf mund, dahin, und bruſt an bruſt.

33.

Und kannſt du, Oberon, ſie unbeklagt erbleichen,
Du, einſt ihr freund, ihr ſchuz, kannſt ſie verderben ſehn?
Du ſiehſt ſie, weinſt um ſie, und läßſt dich nicht erweichen?
Er wendet ſich und flieht — es iſt um ſie geſchehn!
Doch, ſorget nicht! der Ring läßt ſie nicht untergehn,
Sie werden unverlezt den nahen ſtrand erreichen;
Sie ſchüzt der magiſche geheimnisvolle ring,
Den Rezia aus Hüons hand empfieng.

34.

Wer dieſen ring beſizt, das allgewaltge Siegel
Des großen Salomons, dem löſcht kein Element
Das lebenslicht; er geht durch flammen ungebrennt;
Schließt ihn ein kerker ein, ſo ſpringen ſchloß und riegel,
Sobald er ſie berührt; und will er von Trident
Im Nu zu Memphis ſeyn, ſo leyht der ring ihm flügel:
Nichts iſt was der, der dieſen Talisman
Beſizt und kennt, durch ihn nicht würken kann.

zwanzig Fakeln zusammen genommen; und dennoch empfand er kein Feuer, und seine Hand blieb unversehrt. Ausserdem begegnete ich, dem Capitolio gegen über, einem Löwen (ich habe seitdem meinen Degen noch nicht eingesteckt) der mich mit funkelnden Augen ansah, aber trozig vorbey gieng, ohne mich anzufallen. Und darauf fand ich, in einem Hauffen zusammengedrängt, mehr als hundert gespenstmäßige Weibsbilder, die vor Schreken die menschliche Gestalt verlohren hatten, und schwuren, daß sie feurige Männer die Strassen auf und nieder gehn gesehn hätten. Ueber alles dieses saß gestern der Vogel der Nacht, am hellen Mittag, auf dem Markt-Plaz, und heulte auf eine ganz ungewöhnliche Art. Da diese Wunderzeichen so zusammen eintreffen, so sage mir nur niemand, sie haben ihre Ursachen, sie sind natürlich; ich bin versichert, daß es Vorbedeutungen ausserordentlicher Begebenheiten sind, die dem Lande, wo sie begegnen, bevorstehen.

Cicero.

In der That wir befinden uns in einer zu seltsamen Dingen aufgelegten Zeit; und doch können die Menschen aus den Dingen, die vor ihnen ligen, etwas hervorbringen, das von der Absicht dieser Dinge weit entfernt ist. Komm' Cäsar morgen ins Capitolium?

Casca.

Er kommt; denn er trug dem Antonius auf, euch wissen zu lassen, daß er morgen dahin kommen würde.

Cicero.

35.

Er kann den Mond von seiner stelle rücken;
Auf offnem markt, im hellsten sonnenschein,
Hüllt ihn, sobald er will, auch selbst vor geisterblicken,
Ein unsichtbarer nebel ein.
Soll jemand vor ihm stehn, er darf den ring nur drücken,
Es sey, den er erscheinen heißt,
Ein mensch, ein thier, ein Schatten oder Geist,
So steht er da, und muß zu seinem wink sich bücken.

36.

In erd und luft, in wasser und in feuer,
Sind ihm die Geister unterthan;
Sein anblik schrekt und zähmt die wildsten ungeheuer,
Und selbst der Antichrist muß zitternd ihm sich nahn.
Auch kann durch keine macht im himmel noch auf erden
Dem, der ihn nicht geraubt, der ring entrissen werden:
Die allgewalt, die in ihm ist, beschüzt
Sich selbst und jede hand, die ihn mit recht besizt.

37.

Dies ist der ring der dich, Amanda, rettet,
Dich, und den Mann, der, durch der Liebe band
Und deiner arme kraft an deine brust gekettet,
Unwissend wie, an eines Eylands strand
Dich und sich selbst, o wunder! wiederfand.
Zwar hat euch hier der Zufall hart gebettet;
Die ganze Insel scheint vulkanischer ruin,
Und nirgends ruht das aug auf laub und frischem grün.

38.

Doch, dies iſts nicht was in den taumelnden minuten
Der erſten trunkenheit die Wonnevollen rührt.
So unverhoft, ſo wunderbar den fluten
Entronnen, unverſehrt an troknes land gefährt,
Gerettet, frey, allein, ſich arm in arm zu finden,
Dies übermäßig große glük
Macht alles um ſie her aus ihren augen ſchwinden.
Doch ruft ihr zuſtand bald ſie zum gefühl zurük.

39.

Durchnäßt bis auf die haut, wie konnten ſie vermeiden
Sich ungeſäumt am ſtrande zu entkleiden?
Hoch ſtand die Sonn' und einſam war der ſtrand.
Allein, indeß ihr trieffendes gewand
An felſen hängt, wohin dem Sonnenſtral entfliehen,
Der deine Lilienhaut, Amanda, dörrt und ſticht?
Der Sand brennt ihren fuß, die ſchrofen ſteine glühen,
Und ach! kein baum, kein buſch, der ihr ein Obdach ſticht!

40.

Zulezt entdekt des Jünglings bangen augen
Sich eine felſenkluft. Er faßt Amanden auf
Und fliegt mit ihr dahin; trägt eilends ſchilf zu hauf:
Und altes moos (der Noth muß alles taugen)
Zur lagerſtatt, und wirft dann neben ihr ſich hin.
Sie ſehn ſich ſeufzend an, und ſaugen
Eins aus des andern augen Troſt, für jede noth
Die gegenwärtig drükt und in der zukunft droht.

41.

O Liebe, ſüßes labſal aller leiden
Der ſterblichen, du wonnevoller rauſch
Vermählter Seelen — welche andre freuden
Sind deinen gleich? — Wie ſchrecklich war der tauſch,
Wie raſch der übergang, im Schikſal dieſer Beyden!
Einſt günſtlinge des glüks, von einem Fürſtenthron
Geſchleudert, brinnen ſie das leben kaum davon,
Das nakte leben kaum, und ſind noch zu beneiden!

42.

Der ſchimmerreichſte ſack, mit Königspracht geſchmükt,
Hat nicht den reiz von dieſer wilden grotte
Für Rezia — und er, an ihre bruſt gedrükt,
Fühlt ſich unſterblich, wird zum Gotte
In ihrem Arm. Das halbverfaulte moos
Worauf ſie ruhn, däucht ſie das reichſte bette,
Und duftet lieblicher, als wenn ſchasmin und roſ
Und liliendufk es eingebalſamt hätte.

43.

O daß er enden muß, ſo gern das herz ihn nährt,
Der ſüße wahn! Zwar unbemerkt ſind ihnen
Zwoo ſtunden ſchon entſchlüpft: Doch, die natur begehrt
Nun andre koſt. Wer wird ſie hier bedienen?
Unwirthbar, unbewohnt, iſt dieſer dürre ſtrand,
Nichts das den hunger täuſcht, wird um und um gefunden;
Und ach! ergrimmt zog Oberon die hand
Von ihnen ab — der Becher iſt verſchwunden!

44.

Mit unermüdetem fuß besteigt der junge mann
Die klippen ringsumher, und schaut soweit er kann:
Ein schreckliches gemisch von felsen und von klüften
Begegnet seinem blik, wohin er seufzend blinkt.
Da lokt kein saftigs grün aus blumenvollen triften,
Da ist kein baum, der ihm mit goldnen früchten winkt!
Kaum daß noch heidekraut, und dünne brombeerhecken
Und disteln hier und da den kahlen grund verstecken.

45.

So soll ich, ruft er aus, und beißt vor wilder pein
Sich in die lippen, ach! so soll ich dann mit leeren
Trostlosen händen wiederkehren,
Zu ihr, für die mein leben noch allein
Erhaltenswürdig war? Ich, ihre einzge stüze,
Ich, der mit jedem herzensschlag
Ihr angehört, bin nur um Einen tag
Ihr leben noch zu fristen ihr nicht nüze!

46.

Verschmachten soll ich dich vor meinem augen sehn
Du Wunder der Natur, so liebevoll, so schön!
Verschmachten! Dich, die bloß um meinetwillen
So elend ist! für mich so viel verließ!
Dir, der das schönste loos Natur und Glük verhieß
Eh dich des Himmels zorn in meine arme stieß,
Dir bleibt (hier fieng er an vor wut und angst zu brüllen)
Bleibt nicht soviel — den Hunger nur zu stillen!

47.

Laut ſchrie er auf in unnennbarem ſchmerz;
Dann ſank er hin, und lag in fürchterlicher ſtille.
Doch endlich fällt ein ſtral von glauben in ſein herz;
Er raft ſich aus des Trübſinns ſchwarzer hülle,
Spricht mut ſich ein, und fängt mit neuem eifer an
Zu ſuchen. Lang umſonſt! Schon ſchmilzt im Ocean
Der Sonnenrand zu gold — auf einmal, o entzücken!
Entdekt die ſchönſte frucht ſich ſeinen gier'gen blicken.

48.

Halb unter laub verſtekt, halb glühend angeſtralt,
Sah er an breitbelaubten ranken,
Melonen gleich, ſie auf die erde wanken,
Einladend von geruch, und wunderſchön bemalt.
Wie hält er reichlich ſich für alle müh bezahlt!
Er eilt hinzu, und bricht ſie; glänzend danken
Zum Himmel ſeine augen auf,
Und Freudetrunkenheit beflügelt ſeinen lauf.

49.

Amanden, die drey tödlichlange ſtunden
An dieſem öden ſtrand, wo alles furcht erwekt,
Wo jeder laut bedroht und ſelbſt die ſtille ſchrekt,
Sich ohne den, der nun ihr Alles iſt, befunden,
Ihr war ein theil der langen zeit verſchwunden,
Zum lager, wie es hier die noth der liebe dekt,
Mit ungewohntem arm vom ufer ganze lagen
Von meergras, ſchilf und moos der höle zuzutragen.

50.

Matt wie ſie war, erſchöpfte dieſe müh
Noch ihre lezte kraft; es brachen ihr die Knie,
Sie ſakt am ufer hin, und lechzt mit dürrem gaumen.
Vom hunger angenagt, von heiſſem durſt gequält,
An dieſem wilden ort wo ihrs an allem fehlt,
Wie angſtvoll iſt ihr loos? Wo mag ihr Huon ſaumen?
Wenn ihn ein unfall traf? Vielleicht ein reiſſend thier —
Es nur zu denken, raubt den reſt von leben ihr!

51.

Die ſchrecklichſten der Möglichkeiten
Mahlt ihr die Fantaſie mit warmen farben vor.
Umſonſt bemüht ſie ſich mit ihrer furcht zu ſtreiten,
Ein Wellenſchlag erſchrekt ihr unglükahnend ohr.
Zulezt, ſo ſchwach ſie iſt, keucht ſie mit müh empor
Auf eines felſen ſtirn, und ſchaut nach allen ſeiten,
Und mit dem lezten ſonnenblik
Entdekt ſie Ihn — er iſts! er kömmt zurük!

52.

Auch Er ſieht ſie die arme nach ihm breiten,
Und zeigt ihr ſchon von fern die ſchöne goldne frucht.
Von keiner ſchönern ward, in jenen kindheitszeiten
Der Welt, das erſte Weib im Paradies verſucht.
Er hält, wie im triumf, ſie in den lezten ſtrahlen
Der Sonn' empor, die ihre glatte haut
Mit flammengleichem roth bemahlen,
Indeß Amanda kaum den frohen augen traut.

53.

So läßt ſich unſrer noth der Himmel doch erbarmen,
Ruft ſie, und eine große thräne blinkt
In ihrem aug'; und eh die thräne ſinkt
Iſt Hüon ſchon in ihren ofnen Armen.
Ihr ſchwacher ton, und daß ſie halbentſeelt
An ſeinen buſen ſchwankt, heißt ihren retter eilen.
Sie laben ſich; und, weil ein ander Werkzeug fehlt,
Braucht er ſein kurzes Schwert die ſchöne frucht zu theilen.

54.

Hier, Freunde, zittert mir der griffel aus der hand!
Kann du, zu ſtrenger Geiſt, in ſolchem jammerſtand
Noch ſpotten ihrer noth, noch ihre hofnung trügen?
Faul, durch und durch, und gallenbitter war
Die ſchöne Frucht! — Und bleich, wie in den lezten zügen
Ein ſterbender erbleicht, ſieht das getäuſchte Paar
Sich troſtlos an, die ſtarren augen offen,
Als hätt' aus heitrer luft ein Donner ſie getroffen.

55.

Ein ſtrom von bittern thränen ſtürzt mit wut
Aus Hüons aug; von jenen furchtbarn thränen,
Die aus dem halbgeſtokten blut
Verzweiflung preßt, mit augen voller glut,
Und gichtriſchzuckendem mund und grimvoll klapprenden zänen.
Amanda, ſanft und ſtill, doch mit gebrochnem Mut,
Die augen ausgelöſcht, die wangen welk, zu ſcherben
Die lippen ausgedörrt — laß, ſpricht ſie, laß mich ſterben!

56.

Auch sterben ist an deinem herzen süß;
Und dank dem Rächer, der in seinem grimme,
So streng er ist, doch diesen trost mir ließ!
Sie sagts mit schwacher halberstikter stimme,
Und sinkt an seine brust: so sinkt im sturm zerknikt
Der Lilie sterbend haurt. Von lieb und angst verrükt
Springt Hüon auf, und schließt die theure Seele
In seinen arm, und trägt sie nach der Höle.

57.

Ach! Einen tropfen wassers nur,
Gerechter Gott! schreyt er, halb ungeduldig,
Halbstehend, auf — ich, ich allein, bin schuldig!
Mich treff allein dein zorn! mir werde die Natur
Ringsum zum grab, zum ofnen höllenrachen,
Nur schone Sie! O leit' auf einer Quelle spur
Den dunkeln fuß! Ein wenig Wassers nur
Ihr leben wieder anzufachen!

58.

Er geht aufs neu zu suchen aus, und schwört,
Sich eher selbst, von durst und hunger aufgezehrt,
In diesen felsen zu begraben,
Eh er mit leerer hand zur höle wiederkehrt.
Er, ruft er weinend, der die jungen raben
Die zu ihm schreyen, mit erbarmen hört,
Er kann sein schönstes werk, sein eigen bild, nicht hassen,
Er wird gewiß, gewiß, dich nicht verschmachten lassen!

Kaum sprach er's aus, so kömmts ihm vor,
Als hör' er wie das rieseln einer quelle
Nicht fern von ihm. Er lauscht mit scharfem ohr;
Es rieselt fort — Entzükt dankt er entwör,
Und sucht umher; und, bey der schwachen Helle
Der dämmerung, entdekt er bald die stelle.
In eine muschel faßt er auf den süßen thau,
Und eilt zurük und labt die fast verlechzte Frau.

60.

Gemächlicher des labsals zu genießen.
Trägt er sie selbst zur nahen quelle hin.
Es war nur Wasser — doch dem halberstorbnen sinn
Scheint Lebensgeist den gaum hinabzufließen,
Däucht jeder zug herzstärkender als wein
Und süß wie milch und sanft wie öl zu seyn;
Es hat die kraft zu speisen und zu tränken,
Und alles leiden in vergessenheit zu senken.

61.

Erquikt, gestärkt, und neuen glaubens voll,
Erstatten sie dem, der zum zweitenmale
Sie nun dem tod entriß, des dankes froben zoll;
Umarmen sich, und, nach der lezten schale,
Strikt unvermerkt, am quell auf kühlem moos,
Der süße Tröster alles kummers
Das band der müden glieder los,
Und lieblich ruhn sie aus im weichen arm des schlummers.

Oberon

Neunter Gesang.

1.

Kaum spielt die morgendämmerung
Um Hüons stirn, so steht er auf, und eilet
Auf neues forschen aus; wägt manchen kühnen sprung
Wo den zerrißnen fels ein gäher abstur; theilet;
Spürt jeden winkel durch, stets sorgsam daß er ja
Den rükweg zu Amanden nicht verliere,
Und kummervoll, da er für Menschen und für Thiere
Das Eyland überall ganz unbewohnbar sah.

2.

Ihn führt zulezt südostwärts von der höle
Ein krummer pfad in eine kleine bucht,
Und im gebüsch, das eine felsenkehle
Umkränzt, entdekt sich ihm, beschwert mit reifer frucht,
Ein dattelbaum. So leicht, wie auf der flucht
Zum Himmel eine arme seele,
Die aus des Fegfeur's pein und strenger glut entrann,
Klimmt er den baum hinauf als stieg er himmelan;

Cicero.

So wünſch ich euch eine gute Nacht, Caſca; unter dieſem ungeſtümen Himmel läßt ſich nicht ſpazieren gehen.

Caſca.

Lebet wohl, Cicero.

(Cicero geht ab.)

Siebende Scene.

Caßius tritt auf.

Caſſius.

Wer geht hier?

Caſca.

Ein Römer.

Caſſius.

Caſca, der Stimme nach.

Caſca.

Euer Ohr hat recht. Caßius, was für eine Nacht iſt das?

Caſſius.

Eine recht angenehme Nacht für ehrliche Männer.

Caſca.

Wer hat jemals den Himmel ſo drohen gehört?

3.

Und bricht der ſüßen frucht, ſoviel in ſeine taſchen
Sich faſſen ließ, ſpringt dann herab, und fliegt,
Als gält's ein Reh in vollem lauf zu haſchen,
Das holde Weib, das ſtets in ſeinem ſinne liegt,
So wie ſie munter wird, damit zu überraſchen.
Noch lag ſie, als er kam, ſchön in ſich ſelbſt geſchmiegt,
In ſanftem ſchlaf; ihr glühn wie roſen ihre wangen,
Und kaum hält ihr gewand den buſen halb gefangen.

4.

Entzükt in ſüßes ſchau'n, den reinſten lieb'sgenuß,
Steht Hüon da, als wie der Genius
Der ſchönen Schläferin; betrachtet,
Auf ſie herabgebükt, mit liebevollem geiz,
Das engelgleiche bild, den immer neuen reiz;
Dies iſt, die, ihm zu lieb, ein glük für nichts geachtet,
Dem, wer's erreichen mag, ſonſt alles, unbedingt
Was theu'r und heilig iſt, zum opfer bringt!

5.

„Um einen Thron hat Liebe dich betrogen!
Und, ach! wofür? Du, auf dem weichen ſchoos
Der Aſiat'ſchen pracht wollüſtig auferzogen,
Liegſt nun auf hartem fels, der weite himmelsbogen
Dein Baldakin, dein bett' ein wenig moos;
Vor wittrung unbeſchüzt, und jedem zufall bloß,
Noch glüklich, hier, wo diſteln kaum bekleiben,
Mit etwas wilder frucht den hunger zu betäuben!„

6.

„Und ich — der, in des Schikſals ſtrenger Acht,
Mit meinem unglük, was mir nähert, anzuſtecken,
Verurtheilt bin — anſtatt vor unfall dich zu decken,
Ich habe dich in dieſe noth gebracht!
So lohn' ich dir, was du für mich gegeben,
Für mich gewagt? Ich unglükſel'ger, nun
Dein Alles in der welt, was kann ich für dich thun?
Dem ſelbſt nichts übrig blieb, als dieſes nakte leben?

7.

Dies quälende gefühl wird unfreywillig laut,
Und wekt aus ihrem ſchlaf die anmutsvolle Braut.
Das erſte was ſie ſieht, iſt Hüon, der, mit blicken
In denen freud' und liebestrunkenheit
Den tiefern gram nur halb erdrücken,
In ihren ſchoos des palmbaums früchte ſtreut.
Die magre koſt, und eine muſchelſchale
Voll waſſers — macht die noth zu einem Göttermahle.

8.

Zum Göttermahl! Denn ruhet nicht ihr haubt
An Hüons bruſt? Hat Er ſie nicht gebrochen,
Die ſüße frucht? Nicht Er des ſchlummers ſich beraubt
Und ihr zu lieb ſo manche kluft durchkrochen?
So rechnet ihm die Liebe alles an,
Und ſchäzt nur das gering, was Sie für ihn gethan;
Die wolken zu zerſtreun, die ſeine ſtirn umdunkeln,
Läßt ſie ihr ſchönes aug' ihm lauter freude funkeln.

9.

Er fühlt den überschwang von lieb und edelmut
In ihrem zärtlichen betragen;
Und mit bethränktem aug' und wangen ganz in glut
Sinkt er an ihren arm. O! sollt' ich nicht verzagen,
Ruft er, mich selbst nicht hassen, nicht
Verwünschen jeden stern, der auf die nacht geschimmert
Die mir das leben gab, verwünschen jenes licht
Mich im mutterarm zum erstenmal gewimmert?

10.

Dich, bestes Weib, durch mich, durch mein vergehn,
Von jedem glük herabgestürzt zu sehn,
Von jedem glük, das bis zu Bagdad lächte,
Von jedem glük, das ich dich hoffen machte
In meinem väterlichen land!
Erniedrigt — dich! — zu diesem dürft'gen stand!
Und noch zu sehn, wie du dies alles ohne klagen
Erträgst — Es ist zu viel! Ich kann es nicht ertragen!

11.

Ihn sieht mit einem blik, worinn der Himmel sich
Ihm öffnet, voll von dem, was kaum ihr busen fasset,
Amanda an: laß, spricht sie, Hüon, mich
Aus dem geliebten mund, was meine seele hasset
Nie wieder hören! Klage dich
Nicht selber an, nicht den, der was uns drücket
Uns nur zur prüfung, nicht zur strafe zugeschicket!
Er prüft nur die er liebt, und liebet väterlich.

12.

Was uns seit jenem traum, der wiege unsrer liebe,
Begegnet ist, ist's nicht beweis hievon?
Nenn, wie du willst, den Stifter unsrer triebe,
Vorsehung, Schiksal, Oberon,
Genug, ein Wunder hat dich mir, mich dir gegeben!
Ein wunder unser Bund, ein wunder unser Leben!
Wer führt' aus Bagdad unversehrt
Uns aus? Wer hat der flut, die uns verschlang, gewehrt?

13.

Und als wir, sterbend schon, so unverhofft den wogen
Entrannen, sprich, wer anders als die Macht,
Die uns beschützt, hat uns bisher bedacht?
Aus Ihrer brust hab' ichs, wie lebensmilch, gesogen
Das wasser, das in dieser bangen nacht
Mein kaum noch glimmend licht von neuem aufgefacht!
Gewiß auch dieses Mahl, das unser leben fristet,
Hat eine heimliche wohlthät'ge hand gerüstet.

14.

Wofür, wenn unser untergehn
Beschlossen ist, wofür wär alles dies geschehn?
Mir sagt's mein herz, ich glaub's, und fühle was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem elend nicht zum raube.
Und wenn die Hoffnung auch den ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem glauben halten,
Ein einz'ger augenblik kann alles umgestalten!

15. Doch,

15.

Doch, laß das ärgſte ſeyn! Sie ziehe ganz ſich ab
Die Wunderhand, die uns bisher umgab;
Laß ſeyn, daß jahr um jahr ſich ohne hilf' erneue,
Und deine liebende getreue
Amande finde hier auf dieſem ſtrand ihr grab:
Fern ſey es, daß mich je, was ich gethan, gereue!
Und läge noch die freye wahl vor mir,
Mit frohem mut ins elend folgt' ich dir!

16.

Mich koſtet's nichts von allem mich zu ſcheiden
Was ich beſaß; mein herz und deine Lieb erſetzt
Mir alles; und, ſo tief das glük herab mich ſetzt,
Bleibſt Du mir nur, ſo werd ich keine neiden
Die ſich durch gold und purpur glüklich ſchätzt.
Nur, daß Du leideſt, iſt Amandens wahres leiden!
Ein trüber blik, ein ach, das dir entfährt,
Iſt, was mir tauſendfach die eigne noth erſchwert.

17.

Sprich nicht von dem was ich für dich gegeben,
Für dich gethan! Ich that was mir mein herz gebot,
That's für mich ſelbſt, Der zehenfacher tod
Nicht bitrer iſt, als ohne dich zu leben.
Was unſer Schikſal iſt, hilft deine Liebe mir,
Hilft meine Liebe dir ertragen;
So ſchwer es ſey, ſo unerträglich — hier
Iſt meine hand! — ich will's mit freuden tragen.

18.

Mit jedem auf und niedergehn
Der sonne, soll mein fleiß sich mit dem deinen gatten;
Mein arm ist stark; er soll, dir beyzustehn,
In jeder arbeit, nie ermatten!
Die Liebe, die ihn regt, wird seine kraft erhöhn,
Wird den geringsten dienst mit munterkeit erstatten.
So lang ich dir zum trost zum glük genugsam bin,
Tauscht' ich mein schönes loos mit keiner Königin.

19.

So sprach das beste Weib, und drükt mit keuschen lippen
Das siegel ihres worts auf den geliebten mund;
Und mit dem kuß verwandeln sich die klippen
Um Hüon her; der rauhe felsengrund
Steht wieder zum Elysium umgebildet,
Verweht ist jede spur der nakten dürftigkeit;
Das ufer scheint mit perlen überstreut,
Ein marmorsaal die gruft, der felsen übergüldet.

20.

Von neuem mut fühlt Hüon sich geschwellt.
Ein Weib wie dies, ist mehr als eine Welt.
Mit hoher himmelathmender wonne,
Drükt er sein herz an ihre offne bruft,
Ruft Erd und Meer, und dich, allsehende Sonne,
Zu zeugen seines schwurs: „ich schwör's auf dieser bruft,
Dem heiligen altar der Unschuld und der Treue,
Vertilgt mich, ruft er aus, wenn ich dies herz entweyhe!

21.

Wenn ie dies Herz, worinn dein Name brennt,
Der Tugend untreu wird, und deinen Werth verkennt,
Dich ie, so lang dies prüfungsfeuer währet,
Durch kleinmut quält, durch zagheit sich entehret;
Je läßig wird, geliebtes weib, für dich
Das äusserste zu leiden und zu wagen:
Dann, Sonne, waffne dich mit blitzen gegen mich,
Und möge Meer und Land die zuflucht mir versagen.„

22.

Er sprach's, und ihn belohnt mit einem neuen kuß
Das engelgleiche weib. Sie freun sich ihrer liebe,
Und stärken wechselsweis einander im entschluß
So hart des Schikſals Herr auch ihre tugend übe,
Mit festem mut und eiserner geduld
Auf beßre tage sich zu sparen,
Und blindlings zu vertraun der allgewaltgen Huld
Von der sie schon so oft den stillen schuz erfahren.

23.

Von beyden wurde noch desselben tags die bucht,
Die ihren palmbaum trug, mit großem fleiß durchsucht,
Und drey bis vier von gleicher art gefunden,
Die, im gebüsch zerstreut, voll goldner trauben stunden.
Das frohe Paar, hierinn den kindern gleich,
Dünkt mit dem kleinen schaz sich unermeßlich reich;
Bey süßem scherz und frölichem durchwandern
Des palmenthals verfliegt ein abend nach dem andern.

24.

Allein der vorrath ſchwand; ein Jahr, ein jahr mit blei-
An flüßen, braucht's ihn wieder zu erſetzen,
Und, ach! mit jedem tag wird ihr bedürfnis neu.
Arm kann die liebe ſich bey wenig glüklich ſchätzen,
Bedarf nichts außer ſich, als was Natur bedarf
Den lebensfaden fortzuſpinnen;
Doch, fehlt auch dies, dann nagt der Mangel doppelt ſcharf,
Und die allmächtigſte bezaubrung muß zerrinnen.

25.

Mit wurzeln, die allein der hunger eßbar macht,
Sind ſie oft manchen tag genötigt ſich zu nähren.
Oft, wenn, vom ſuchen matt, der junge mann bey nacht
Zur höle wiederkehrt, iſt eine handvoll beeren,
Ein Möwen-ey, geraubt im ſteilen neſt,
Ein halbverzehrter fiſch, vom gier'gen Waſſerraben
Erbeutet, alles, was das glük ihn finden läßt,
Sie, die ſein elend theilt, im drang der noth zu laben.

26.

Doch dieſer mangel iſts nicht einzig der ſie kränkt.
Es fehlt bey tag und nacht an tauſend kleinen dingen,
An deren werth man im beſiz nicht denkt,
Wiewohl wir ohne ſie mit tauſend nöthen ringen.
Und dann, ſo leicht bekleidet wie ſie ſind,
Wo ſollen ſie vor regen, ſturm und wind,
Vor jedem ungemach des wetters ſicher bleiben,
Und wie des winters froſt fünf monden von ſich treiben?

27.

Schon iſt der bäume ſchmuk der ſpätern jahrszeit raub,
Schon klappert zwiſchen dürrem laub
Der rauhe wind, und graue nebel hüllen
Der Sonne kraftberaubtes licht,
Vermiſchen luft und meer, und ungeſtümer brüllen
Die wellen am geſtad, das kaum ihr wüten bricht;
Oft, wenn ſie grimmbeſchäumt den harten feſſeln zürnen,
Sprizt der zerſtäubte ſtrom bis an der felſen ſtirnen.

28.

Die noth treibt unſer paar aus ihrer ſtillen bucht
Nun höher ins gebürg. Doch, wo ſie hin ſich wenden,
Umringet ſie von allen enden
Des dürren hungers bild, und ſperret ihre flucht.
Ein umſtand kommt dazu, der ſie mit ſüßen ſchmerzen
Und banger luſt in dieſem jammerſtand
Bald ängſtigt, bald entzükt — Amanda trägt das pfand
Von Hüons Liebe ſchon drey monden unterm herzen.

29.

Oft, wenn ſie vor ihm ſteht, drükt ſie des Gatten hand
Stillſchweigend an die bruſt, und lächelnd füllen thränen
Ihr ernſtes aug'. Ein neues zartres band
Webt zwiſchen ihnen ſich. Sie fühlt ein ſtilles ſehnen,
Voll neuer ahnungen, den mutterbuſen dehnen;
Was innigers, als was ſie je empfand,
Ein dunkles vorgefühl der mütterlichen triebe,
Durchglüht, durchſchaudert ſie, und heiligt ihre liebe.

30.

Das süße liebespfand ist ihr ein pfand zugleich,
Sie werde nicht von Dem verlassen werden,
Der was er schaft in seinem großen Reich
Als Vater liebt. Gern trägt sie die beschwerden
Des ungewohnten stands, verbirgt behutsam sie
Vor Hugons blik, und zeigt ihm ihren kummer nie,
Läßt lauter Hoffnung ihn im heitern auge schauen,
Und nährt in seiner brust das schmachtende vertrauen.

31.

Zwar er vergaß des hohen schwures nicht,
Den er dem Himmel und Amanden zugeschworen.
Doch desto tiefer liegt das drückende gewicht;
Denn sorgen ist nun doppelt seine pflicht.
Bedarf es mehr sein herz mit dolchen zu durchboren,
Als dieses rührende gesicht?
Zeigt die gehofte hülf' in kurzer zeit sich nicht,
So ist sein Weib, sein Kind, zugleich mit ihm verloren.

32.

Schon viele wochen lang verstrich
Kein tag, an dem er nicht wohl zwanzigmal den rücken
Der felsengruft bestieg, ins meer hinauszublicken,
Sein lezter trost! Allein vergebens stumpft er sich
Die augen ab, im schoos der grenzenlosen höhen
Mit angestrengtem blik ein fahrzeug zu erspähen;
Die Sonne kam, die Sonne wich,
Leer war das Meer, kein fahrzeug ließ sich sehen.

Caſſius.

Dieſe, die jemals die Erde in einem ſo verderbten Zuſtande geſehen haben. Was mich betrift, ich bin, ſo lange dieſe gefährliche Nacht daurt, ohne Furcht durch die Straſſen gegangen, und habe, ſo ungegürtet, als ihr mich hier ſeht, meinen Buſen dem Donnerkeil entblößt, und wenn der kreuzende blaue Bliz die Bruſt des Himmels zu ſpalten ſchien, mich ſeinem Stral zum Ziel dargeboten.

Caſca.

Aber warum verſuchtet ihr den Himmel ſo? Es geziemt ſich für die Menſchen zu erſchreken und zu zittern, wenn die allmächtigen Götter ſich vereiniget haben, ſo fürchterliche Herolde, uns zu ſchreken, herab zu ſchiken.

Caſſius.

Ihr ſeyd ganz fühllos, Caſca, und ohne dieſe Funken von Leben, die in einem Römer ſeyn ſollten, oder ihr gebrauchet ſie nicht; ihr ſeht bleich aus, und ſperrt die Augen auf, und zittert und verwundert euch darüber, daß ihr den Himmel in einer ſo ungewöhnlichen Ungeduld ſeht. Aber wenn ihr die wahre Urſache ſuchen wolltet, warum alle dieſe Blize, alle dieſe herumſchleichenden Geſpenſter, warum Vögel und wilde Thiere, warum olte Greiſe, Narren und Kinder zu Propheten werden; warum alle dieſe Dinge ihre Natur ändern, und von ihrer ordentlichen Art und Weiſe in monſtroſe Beſchaffenheiten abweichen: So würdet ihr finden, daß ihnen der Himmel dieſen Geiſt eingegoſſen, um ſie zu Werkzeugen der Furcht, und Warnung vor itgend

einem

33.

Izt blieb ein einzigs noch. Es schien unmöglich zwar,
Doch, was ist dem der um sein Alles kämpfet
Unmöglich? Würde jedes haar
Auf seinem kopf ein Tod, sein mut blieb ungedämpfet.
Von diesem fels, worauf ihn Oberon verbannt,
War Eine seite noch ihm gänzlich unbekannt.
Ein fürchterlich gemisch von klippen und ruinen
Beschüzte sie, die unersteiglich schienen.

34.

Izt, da die noth ihm an die seele dringt,
Izt scheinen sie ihm leichterstiegne hügel;
Und wären's Alpen auch, so hat die Liebe flügel.
Vielleicht, daß ihm das Wagestük gelingt,
Daß sein hartnäk'ger mut durch alle diese wilde
Verschanzung der Natur sich einen weg erzwingt,
Der ihn in fruchtbare gefilde
Vielleicht zu freundlichen mitleid'gen wesen bringt.

35.

Amanden eine last von sorgen zu ersparen,
Verbirgt er ihr das ärgste der gefahren,
In die er sich, zu ihrer beyder heil,
Begeben will. Sie selbst trägt ihren theil
Von Leiden still. Sie sprachen nichts beym scheiden,
Als Lebewohl! so voll gepreßt war beyden
Das herz; doch zeigt sein aug' ihr eine zuversicht,
Die wie ein sonnenstral durch ihren kummer bricht.

36.

Da ſteht er nun am fuß der aufgebirgten zacken!
Sie liegen vor ihm da, wie trümmern einer Welt,
Ein Chaos ausgebrannter ſchlacken,
In die ein Feuerberg zulezt zuſammenfällt,
Mit felſen untermiſcht, die, tauſendfach gebrochen,
In wilder ungeheurer pracht,
Bald tief bis ins gebiet der alten finſtern nacht
Herunter dräun, bald in die wolken pochen.

37.

Hier bahnet nur Verzweiflung einen weg!
Oft muß er felſenan ſich mit den händen winden,
Oft, zwiſchen ſchwindlicht tiefen ſchlünden,
Macht er, den gemſen gleich, die klippen ſich zum ſteg.
Bald auf dem ſchmalſten pfad verrammeln felſenſtücke
Ihm weg und licht; er muß, ſo müd' er iſt, zurücke,
Bald wehrt allein ein ſtrauch, den mit zerrißner hand
Er fallend noch ergreift, den ſturz von einer Wand.

38.

Wenn ſeine kraft ihn faſt verlaſſen will,
Ruft die entflohnen lebensgeiſter
Amandens Bild zurük. Schwerathmend ſteht er ſtill,
Und denkt an ſie, und fühlt ſich neuer kräfte meiſter.
Es bleibt nicht unbelohnt, dein ächtes Heldenherz!
Allmählich ebnet ſich der pfad vor ſeinen tritten,
Und gegen das was er bereits erſtritten
Iſt, was zu kämpfen ihm noch übrig iſt, nur ſcherz.

39.

Erſtiegen war nunmehr der erſte von den gipfeln,
Und vor ihm liegt, gleich einem felſenſaal,
Hoch überwölbt von alten tannenwipfeln,
In ſtiller dämmerung, ein kleines ſchmales thal.
Ein ſchauder überfällt den matten
Erſchöpften wanderer, indem ſein wankender ſchritt
Dies düſtre Heiligthum der Einſamkeit betritt,
Ihm iſt, er tret' ins Reich der Schatten.

40.

Bald leitet ihn ein ſanftgekrümmter pfad,
Der ſich allmählich ſenkt, zu einer ſchmalen brücke.
Tief unter ihr rollt über felſenſtücke
Ein weißbeſchäumter ſtrom, gleich einem waſſerrad.
Herr Hüon ſchreitet unverdroſſen
Den berg hinan, auf den die brücke führt,
Und ſieht ſich unvermerkt in felſen eingeſchloſſen
Wo bald die möglichkeit des ausweges ſich verliert.

41.

Der pfad auf dem er hergekommen
Wird, wie durch zauberey, aus ſeinem aug' entrükt!
Lang irrt er ſuchend um, von ſtummer angſt beklommen,
Bis durchs geſträuch, das aus den ſpalten nikt,
Sich eine öffnung zeigt, die (wie er bald befindet)
Der anfang iſt von einem ſchmalen gang
Der durch den felſen ſich um eine ſpindel windet,
Faſt ſenkrecht, mehr als hundert ſtufen lang.

42.

Kaum hat er athemlos den lezten tritt erſtiegen
So ſtellt ein Paradies ſich ſeinen augen dar:
Und vor ihm ſteht ein Mann von edeln ernſten zügen,
Mit langem weißen bart und ſilberweißem haar.
Ein breiter gürtel ſchließt des braunen rockes falten,
Und an dem gürtel hängt ein langer roſenkranz.
Bey dieſem anſehn war's, an ſolchem orte, ganz
Natürlich, ihn ſogleich für was er war zu halten.

43.

Doch Hüon — ſchwach vor hunger, und erſtarrt,
Vor müdigkeit, und nun, in dieſen wilden höhen,
Wo er ſo lang umſonſt auf Menſchenanblik harrt,
Und von der felſen ſtirn, die ringsum vor ihm ſtehen,
Uralte tannen nur auf ihn herunter wehen,
Auf einmal überraſcht von einem weißen bart,
Der ihn ſo lieblich ſchrekt — glaubt ein Geſicht zu ſehen,
Und ſinkt zur erde hin vor ſeiner gegenwart.

44.

Der Eremit, kaum weniger betroffen
Als Hüon ſelbſt, bebt einen ſchritt zurük;
Doch ſpricht er, ſchnell gefaßt: haſt du, wie mich dein blik
Und anſehn glauben heißt, erlöſung noch zu hoffen
Aus deiner pein, ſo ſprich, was kann ich für dich thun,
Gequälter geiſt, wie kann ich für dich büßen,
Um jenen port dir aufzuſchließen
Wo, unberührt von quaal, die Frommen ewig ruhn?

45.

So bleich und abgezehrt, mit noth und gram umfangen
Als Hüon schien, war der Verstoß, in den
Der alte Vater fiel, nur allzuleicht begangen.
Allein, wie beyde sich recht in die Augen sehn,
Und als der Greis aus Hüons mund vernommen
Was ihn hieher gebracht, wiewohl sein anblik schon
Ihm alles sagt, umarmt er ihn wie einen Sohn,
Und heißt recht herzlich ihn in seiner Klaus willkommen.

46.

Und führt ihn ungesäumt zu einem frischen Quell,
Der, rein wie luft, und wie krystallen hell
Ganz nah an seinem Dach aus einem felsen quillet;
Und während Hüon ruht und seinen Durst hier stillet,
Eilt er und pflükt in seinem kleinen Garten
In einen reinlichen korb die schönsten Früchte ab,
Die, für den fleis sie selbst zu bauen und zu warten,
Nicht kärglich ihm ein milder Himmel gab;

47.

Und hört nicht auf ihm sein erstaunen zu bezeugen,
Wie einem, der sich nicht zween flügel angeschraubt,
Es möglich war die felsen zu ersteigen
Wo dreißig jahre schon er sich so einsam glaubt
Als wie in seinem grab. „Es ist ein wahres zeichen
Daß euch ein guter Engel schüzt;
Allein, sezt er hinzu, das nöthigste ist izt
Dem jungen Weib die hand des trosts zu reichen.

48.

Ein sichrer pfad, wiewohl so gut verstekt,
Daß ohne mich ihn niemand leicht entdekt,
Soll in der hälfte zeit, die du heraufzudringen
Gebrauchtest, dich zu ihr, zurük euch beyde bringen.
Was meine hütte, was mein kleines paradies
Zu eurer nothdurft hat, ist herzlich euch erboten;
Glaubt, auch auf Heidekraut schmekt ruh der unschuld süß,
Und reiner fließt das blut bey kohl und magern schoten.

49.

Herr Hüon dankt dem gütigen alten Mann,
Der seinen stab ergreift ihm selbst den weg zu zeigen,
Und, daß der rükweg ihn nicht irre machen kan,
Bezeichnet er den pfad mit frischen tannenzweigen.
Noch eh ins abendmeer die goldne Sonne sinkt
Hat den erseufzten berg Amanda schon erstiegen,
Wo sie mit dürstigen weitausgeholten zügen
Den milden strom des reinsten Himmels trinkt.

50.

In eine andre welt, ins Zauberland der Feen,
Glaubt sie versezt zu seyn; ihr ist als habe sie
Den Himmel nie so blau, so grün die Erde nie,
Die Bäume nie so frisch belaubt gesehen.
Denn hier, in hoher felsen schuz
Die sich im kreis um diesen lustort ziehen,
Beut noch der Herbst dem wind von Norden truz,
Und Feigen reiffen noch, und Pomeranzen blühen.

51.

Mit ehrfurchtbebender bruſt, wie vor dem Genius
Des heil'gen orts, fällt vor dem eisgrau'n Alten
Amanda hin, und ehrt die dürre hand voll falten,
Die er ihr freundlich reicht, mit einem frommen kuß.
In unfreywilligem erguß
Muß ihn ihr herz für einen Vater halten.
Die furcht iſt ſchon beym zweyten blik verbannt;
Ihr iſt ſie hätten ſich ihr lebenlang gekannt.

52.

In ſeinem Anſehn war die angeborne Würde,
Die, unverhüllbar, auch durch eine kutte ſcheint;
Sein ofner blik war aller Weſen freund,
Und ſchien gewohnt, wiewol der jahre bürde
Den naken ſanftgekrümmt, ſtets himmelwärts zu ſchau'n:
Der innre friede ruht auf ſeinen augenbrau'n,
Und wie ein fels, zu dem ſich wolken nie erheben,
Scheint überm erdentand die reine ſtirn zu ſchweben.

53.

Den roſt der welt, der leidenſchaften ſpur,
Hat längſt der fluß der zeit von ihr hinweggewaſchen.
Fiel' eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur
Sie mit der hand im fallen aufzuhaſchen,
Er ſtrekte nicht die hand. Verſchloſſen der Begier,
Von keiner furcht, von keinem ſchmerz betroffen,
Iſt nur dem Wahren noch die heitre ſeele offen,
Nur offen der Natur, und reingeſtimmt zu ihr.

54.

Alfonso nannt' er sich, bevor er aus den wogen
Der welt geborgen ward, und Leon war das land
Das ihn gebahr. Zum fürstendienst erzogen,
Lief er mit tausenden, vom schein wie sie betrogen,
Dem blendwerk nach, das immer vor der hand
Ihm schwebt, und immer im ergreiffen ihm entschwand,
Dem schimmernden gespenst, das ewig opfer heischet,
Und, gleich dem stein der Narr'n, die hofnung ewig täuschet.

55.

Und als er dergestalt des Lebens beste zeit
Im rausch des selbstbetrugs an Könige verpfändet,
Und gut und blut, mit feur'ger willigkeit
Und unerkannter treu, in ihrem dienst verschwendet:
Sah er ganz unerhofft, im schönsten morgenroth
Der gunst, durch schnellen fall sich frey von seinen ketten;
Noch glücklich, aus der schifbruchsnoth
Das leben wenigstens auf einem Bret zu retten.

56.

In diesem sturm, der alles ihm geraubt,
Blieb ihm ein schatz, wodurch (ganz gegen hofes sitte)
Alfonso sich vollkommen schadlos glaubt,
Ein liebend weib, ein freund, und eine hütte.
Laß, Himmel, diese mir, war nun die einz'ge bitte
Die sein befriedigt herz zu wagen sich erlaubt.
Zehn jahre lang ward ihm was er sich bat gegeben.
Allein, sein schikfal war auch dies zu überleben.

57.

Drey ſohn', im vollen trieb der erſten jugendkraft,
Der eignen jugend bild, die hofnung grauer jahre,
Sie wurden durch die peſt ihm plözlich weggeraft;
Bald legt auch ſchmerz und gram die Mutter auf die bahre.
Er lebt! — und niemand iſt der mit ihm weint,
Denn ach! verlaſſen hat ihn auch ſein einzger freund!
Er ſteht allein. Die welt die ihn umgiebet
Iſt Grab — von allem grab, was er, was ihn geliebet.

58.

Er ſteht, ein einſamer, vom ſturm entlaubter baum,
Die quellen ſind verſiegt wo ſeine freuden quollen.
Wie hätt ihm izt die hütte, wo er kaum
Noch glüklich war, nicht ſchreklich werden ſollen?
Was iſt ihm nun die Welt? Ein weiter leerer raum,
Des Glückes ſpielraum, frey ihr rad herumzurollen;
Was ſoll er länger da? Ihm brach ſein lezter ſtab,
Er hat nichts mehr zu ſuchen — als ein grab.

59.

Alfonſo floh in dieſes unwirthbare
Verlaßne Eiland, floh mit faſtzerſtörtem ſinn
In dies gebürg, und fand mehr als er ſuchte drinn,
Erſt ruh', und mit dem ſtillen fluß der jahre
Zulezt zufriedenheit. Ein alter Diener, der
Ihn nicht verlaſſen wollt', die einzge treue ſeele
Die ihm ſein unglük ließ, begleitet' ihn hieher,
Und ihre wohnung war nun eine felſenhöle.

60.

Allmählich hob sein herz sich aus der trüben flut
Des Grams empor; die nüchternheit, die stille,
Die reine freye luft, durchläuterten sein blut,
Entwölkten seinen sinn, belebten seinen mut;
Er spürte nun, daß, aus der ewgen fülle
Des lebens, balsam, auch für Seine wunden, quille;
Oft brachte die Magie von einem sonnenblik
Auf einmal aus der gruft der Schwermut ihn zurük.

61.

Und als er endlich dies Elysium gefunden,
Das, rings umher mit wald und felsen eingeschanzt,
Ein milder Genius, recht wie für ihn, gepflanzt,
Fühlt' er auf einmal sich von allem gram entbunden,
Aus einer ängstlichen traumvollen fiebernacht
Als wie zur dämmerung des ewgen Tags erwacht.
Hier, rief er seinem Freund, vom unverhofften schauen
Des schönen orts entzükt, hier laß uns hütten bauen!

62.

Die hütte ward erbaut, und, mit verlauf der zeit,
Zur nothdurft erst versehn, dann zur gemächlichkeit,
Wie sie dem alter eines Weisen
Geziemt, der minder stets begehret als bedarf.
Denn, daß Alfons, als er den ersten plan entwarf
Von seiner flucht, sich mit geräth und eisen,
Und allem was zur hülle nöthig war,
Versehen habe, stellt von selbst sich jedem dar.

einem bevorſtehenden ungeheuren Zuſtande zu machen. Nun könnt ich dir, Caſca, einen Mann nennen, der dieſer ſchrekenvollen Nacht ſehr ähnlich iſt, der donnert und blizt, Gräber öffnet, und brüllt wie der Löwe im Capitolio; einen Mann, der bey allem dieſem ſeiner Perſon nach nicht mächtiger iſt als du oder ich, ob er gleich in eine ſo ungeheure Gröſſe ausgewachſen, und ſo furchtbar iſt als dieſe ſeltſamen Wunderzeichen.

Caſca.

Ihr meynet den Cäſar; iſt es nicht ſo, Caßius?

Caſſius.

Es mag ſeyn wer es will; die Römer haben noch eben ſolche Nerven und Gliedmaaſſen wie ihre Voreltern; aber, weh unſrer Zeit! die Seelen unſrer Väter ſind ausgeſtorben, und wir werden vom Geiſt unſrer Mütter regiert; unſer Joch, und unſre niederträchtige Geduld beweiſen, daß wir Weiber-Herzen haben.

Caſca.

In der That, man ſpricht davon, der Senat gedenke morgen den Cäſar zum Könige zu machen; er ſoll ſeine Krone zu Waſſer und zu Lande allenthalben, auſſer hier in Italien, tragen.

Caſſius.

Wenn das geſchieht, ſo weiß ich, wo ich dieſen Dolch

63.

Und so verlebt' er nun in arbeit und genuß
Des lebens ſpäten herbſt, beſchäftigt ſeinen garten,
Den quell von ſeinem armen überfluß,
Mit einer müh', die ihm zur wolluſt wird, zu warten.
Vergeſſen von der welt, und nur, als an ein ſpiel
Der kindheit, ſich erinnernd aller plage,
Die ihm ihr dienſt gebracht, beſeligt ſeine tage
Geſundheit, unſchuld, ruh, und reines ſelbſtgefühl.

64.

Nach achtzehn jahren ſtarb ſein redlicher Gefährte.
Er blieb allein. Doch deſto feſter kehrte
Sein ſtiller geiſt nun ganz nach jener Welt ſich hin,
Der, was er einſt geliebt, izt alles angehörte,
Der, auch er ſelbſt ſchon mehr als dieſer angehörte.
Oft in der ſtillen nacht, wenn vor dem äußern ſinn
Wie in ihr erſtes Nichts die körper ſich verlieren,
Fühlt' er an ſeiner wang' ein geiſtiges berühren.

65.

Dann hört' auch wohl ſein halbentſchlummert ohr,
Mit ſchauerlicher luſt, tief aus dem hayn hervor,
Wie Engelsſtimmen ſanft zu ihm herüber hallen.
Ihm wird als fühl er dann die dünne ſcheidwand fallen,
Die ihn, noch kaum, von ſeinen Lieben trennt;
Sein Inners ſchließt ſich auf, die heilge flamme brennt
Aus ſeiner bruſt empor; ſein Geiſt, im reinen lichte
Der unſichtbaren welt, ſieht himmliſche geſichte.

66.

Sie dauren fort, auch wenn die augen sanftbetäubt
Entschlummert sind. Wenn dann die morgensonne
Den schauplatz der Natur ihm wieder aufschliest, bleibt
Die ver'ge stimmung noch. Ein glanz von Himmelswonne
Verklaret fels und bann, durchschimmert und erfüllt
Sie durch und durch; und überall, in allen
Geschöpfen, sieht er dann des Unerschaffnen Bild,
Als wie in tropfen thau's das bild der sonne, wallen.

67.

So fliest zulezt unmerklich Erd und Himmel
In seinem geist in Eins. Sein Innerstes erwacht.
In dieser tiefen ferne vom getümmel
Der leidenschaft, in dieser heil'gen nacht
Die ihn umschliest, erwacht der reinste aller sinne —
Doch — wer versiegelt mir mit unsichtbarer hand
Den kühnen mund, daß nichts unnennbars ihm entrinne?
Verstummend bleib ich stehn an dieses abgrunds rand.

68.

So war der fromme Greis, vor dem mit kindestrieben
Amanda niederfiel. Auch Er, so lang entwöhnt
Zu sehn, wornach das herz sich doch im stillen sehnt,
Ein menschlich angesicht! — erlabt nun an dem lieben
Herzrührenden, nicht mehr gehofften anblik sich,
Und drükt die sanfte hand der Tochter väterlich,
Umarmt den neuen Sohn zum zweitenmal, und blicket
Sprachlosen dank zu Dem, Der sie ihm zugeschicket.

69.

Und führt sie ungesäumt nach seiner ruhestatt,
Zu seinem quell, in seine gartenlauben,
Bedekt mit goldnem obst und großen purpurtrauben,
Und sezt sie in besiz von allem was er hat.
Natur, spricht er, bedarf weit minder als wir glauben;
Wem nicht an wenig gnüat, den macht kein reichthum satt;
Ihr werdet hier, solang die prüfungstage währen,
Nichts wünschenswürdiges entbehren.

70.

Er sagte dies, weil ihm der erste blik gezeigt
Was er nicht fragen will und Hüon ihm verschweigt.
Denn Beyde, hatte gleich das elend ihre blühte
Halb abgestreift, verriethen durch gestalt
Und sinnesart, wo nicht ein königlich geblüte,
Doch, sichrer, einen Wehrt, dem selbst die Allgewalt
Des glüks nichts rauben kann vom reinen vollgehalt
Der innern angebornen güte.

Oberon

Zehnter Gesang.

1.

Schon dreymal wechselte der tag sein herbstlich licht,
Seit diese freystatt sie in ihrem schooße heget,
Und beyde können noch sich des gedankens nicht
Entschlagen, daß der Greis, der sie so freundlich pfleget,
Kein wahrer Greis, daß er ein Schuzgeist ist,
Vielleicht ihr Ob'ron selbst, der ihres fehls vergißt,
Und da sie schwer genug, däucht sie, dafür gebüßet,
Bald wieder glüklich sie zu machen sich entschließet.

2.

Nun schwindet zwar allmählich dieser wahn,
Und ach! mit ihm stirbt auch, nicht ohne schmerzen,
Die hoffnung die er nährt; doch schmiegen ihre herzen
Sich an ein Menschenherz nur desto stärker an.
Es war so sanft das herz des guten Alten,
So zart sein mitgefühl, sein innrer sinn so rein,
Unmöglich konnten sie sechs tage um ihn seyn
Und länger sich vor ihm verborgen halten.

3.

Der junge Mann, im drang der dankbarkeit
Und des vertrau'ns, zumal da ihn zu fragen
Sein Wirth noch immer säumt, erösnet ungescheut
Ihm seinen namen, stand, und was, seit jener zeit,
Da er zu Montlery des Kayſers sohn erſchlagen,
Bis dieſen tag mit ihm ſich zugetragen:
Durch welchen Auftrag Karl den tod ihm zugedacht,
Und wie er glüklich ihn mit Ob'rons ſchuz vollbracht:

4.

Und wie in einem Traum die liebe ſich entſponnen,
Die ihn beym erſten blik mit Rezia vereint;
Wie er mit ihr aus Babylon entronnen,
Und das Verbot, das ſein erhabner Freund
Ihm auferlegt, und wie, ſobald er deſſen
In einem augenblik von liebesdrang vergeſſen,
Die ganze Natur ſich gegen ſie empört
Und ihres Schützers huld in rache ſich verkehrt.

5.

Wohl, ſpricht der edle Greis, wohl dem, den ſein Geſchik
So liebreich, und zugleich ſo ſtreng erziehet,
Den kleinſten fehltritt ihm nicht ſtraflos überſiehet,
Wohl ihm! Denn ganz gewiß, das reinſte erdenglük
Erwartet ihn. Auf herzen wie die euern
Zürnt Oberon nicht ewig. Glaube mir,
Mein Sohn, ſein auge ſchwebt unſichtbar über dir;
Verdiene ſeine huld, ſo wird ſie ſich erneuern!

6. Und

6.

Und wie verdien ich sie? Mit welchem opfer still
Ich seinen zorn? fragt Hüon rasch den Alten;
Ich bin bereit, es sey so schwer es will;
Was kann ich thun? — Freywillig dich enthalten,
Antwortet ihm Alfons: Was du gesündigt hast
Wird dadurch nur gebüßt. — Der junge Mann erblaßt.
Ich fühl es, spricht der Greis mit sanfterröthender wange;
Allein, ich weiß von Wem ich es verlange!

7.

Ein edles selbstgefühl ergreift den jungen Mann:
„Hier hast du meine hand!“ — Mehr ward kein wort gesprochen;
Und wohl ihm, der, nach mehr als hundert wochen,
Sich selbst das zeugniß geben kann,
Er habe sein gelübde nicht gebrochen!
Es war der schönste sieg, den Hüon je gewann.
Doch hat er oft die furcht vorm Alten zu erröthen,
Oft Rezia's standhaftern ernst vonnöthen.

8.

Nichts unterhält so gut (versichert ihn der Greis)
Die sinnen mit der pflicht im frieden,
Als fleißig sie durch arbeit zu ermüden;
Nichts bringt sie leichter aus dem gleis
Als müß'ge träumereyen. Um der zuvorzukommen,
Wird ungesäumt, sobald der tag erwacht,
Die scharfe art zur hand genommen,
Und holz im hayn gefällt bis in die dunkle nacht.

9.

Noch eine hütte für Amanden aufzurichten,
Und dach und wände wohl mit leim und moos zu dichten,
Dann zum Kamin, der immer lodern muß,
Und für den heerd, den nöthigen überfluß
Von fettem kien und kleingespaltnen fichten
Hoch an den wänden aufzuschichten,
Dies und viel anders giebt dem Prinzen viel zu thun:
Allein, es hilft ihm nachts auch desto besser ruhn.

10.

Zwar anfangs will es ihm nicht gleich nach wunsch gelingen,
Die holzart statt des ritterschwerts zu schwingen;
Die ungewohnte hand greift alles schwerer an,
Und in der halben zeit hätt' es ein knecht gethan.
Doch täglich nimmt er zu, denn übung macht den meister;
Und fühlt er dann und wann sich dem erliegen nah,
So wehet der gedank, es ist für Rezia,
Sein feuer wieder an, und stärkt die matten geister.

11.

Indessen Hüon sich im wald ermüdet, pflegt
Der edle Greis, der mit noch festem tritte
Die schwere last von achtzig jahren trägt,
Der ruhe nicht; nur daß er von der hütte
Sich selten weit entfernt. Kein heitrer tag entflieht,
Der nicht in seinem lieben garten
Ihn dies und das zu thun beschäftigt sieht.
Amandens sorge ist des kleinen heerds zu warten.

12.

Da sähe man (wiewohl, wenn Engel nicht
Mit stillem blik ihr ebenbild umweben,
Wer sieht sie hier?) mit heiterm angesicht,
Auf dem die sorgen nur wie leichte wölkchen schweben,
Die Königstochter gern sich jeder niedern pflicht
Der kleinen wirtschaft unterageben:
Auch was sie nie gekannt, viel minder je gethan,
Wie schnell ergreift sie es, wie steht ihr alles an!

13.

Oft schürzt sie, ohne mindsten harm
Daß ihre zarte haut den schönen schmelz verliere,
Beym wassertrog, vor ihrer hüttenthüre,
Den schlanken schwanenweißen arm.
Die freud' (ihr süßer lohn) den väterlichen Alten
Und den geliebten Mann in einem stand zu halten,
Der von dem drückendsten der armut sie befreyt,
Veredelt, würdigt ihr des tagwerks niedrigkeit.

14.

Und sieht sie dann (auch Er ist jener Engel einer!)
Der heilge Greis, der von der arbeit kehrt,
Und segnet sie: o dann ist ihre freude reiner
Und inniger, als würd' ihr dreymal mehr verehrt
Als sie zu Bagdad ließ. Wenn dann bey sternenlichte
Die nacht sie alle drey am feuerheerd vereint,
Und auf Amandens lieblichem gesichte,
Das halb im schatten sieht, die flamme widerscheint:

15.

Dann ruht, mit ſtillem liebevollen
Entzükten blik, der junge Mann auf ihr,
Und ſeine ſeele ſchwillt, und ſüße thränen rollen
Die dunkle wang' herab. Tief ſchweiget die begier!
Sie iſt ein überirdiſch Weſen
Das ihm zum troſt erſcheint — er iſt beglükt genug,
Daß er ſie lieben darf, und o! in jedem zug,
In jedem keuſchen blik, daß er geliebt iſt, leſen!

16.

Oft ſitzen ſie, der fromme freundliche Greis
In ihrer mitt', Amanda ſeine rechte
In ihrer linken hand, und hören halbe nächte
Ihm zu, von ſeiner langen lebensreiſ'
Ein ſtük, das ihm lebendig wird, erzählen.
Vom antheil, den die warmen jungen ſeelen
An allem nehmen, wird's ihm ſelber warm dabey,
Dann werden unvermerkt aus zwoo geſchichten drey.

17.

Zuweilen, um den geiſt des trübſinns zu beſchwören,
Der, wenn die flur in dumpfer ſtille traurt,
Im ſchneegewölk mit eulenflügeln laurt,
läßt Hüon ſeine kunſt auf einer harfe hören,
Die er von ungefähr in einem winkel fand,
lang ungebraucht, verſtimmt, und kaum noch halb beſpannt:
Doch ſcheint das ſchnarrende holz von Orfeus geiſt beſeelet,
Sobald ſich Rezia's geſang mit ihm vermählet.

18.

Oft lokte sie ein heller wintertag,
Wenn fern die see von strenger kälte rauchte,
Der blendendweiße schnee dicht auf den bergen lag,
Und izt die abendsonn' ihn wie in purpur tauchte,
Dann lokte sie der wunderschöne glanz
Im reinen strom der kalten luft zu baden.
Wie mächtig fühlten sie sich dann gestärkt! wie ganz
Durchheitert, neubelebt, und alles grams entladen!

19.

Unmerklich schlüpfte so die winterzeit vorbey.
Und nun erwacht aus ihrem langen schlummer
Die Erde, kleidet sich aufs neu
In helles grün; der wald, nicht mehr ein stummer
Verödeter Ruin, wo nur die pfeiler stehn.
Der prachtgen laubgewölb' und hohen schattengänge
Des Tempels der Natur, steht wieder voll und schön,
Und laub drükt sich an laub in lieblichem gedränge.

20.

Mit blumen decket sich der busen der Natur,
Aufblühend lacht der garten und die flur;
Man hört die luft von vogelsang erschallen;
Die felsen stehn bekränzt; die fließenden krystallen
Der quellen perlen wieder rein
Am frischem moos herab; den immer dichtern hayn
Durchschmettert schon im lauen mondenschein,
Die stille nacht hindurch, das lied der nachtigallen.

tragen will; Cassius soll den Cassius von der Sclaverey befreyen. Das ist das Mittel, ihr Götter, wodurch ihr den Schwachen zum Stärksten machen könnet; das ist ein Mittel, ihr Götter, wodurch ihr Tyrannen zu Boden legen könnt. Weder steinerne Thürne, noch Mauern von geschlagnem Erzt, noch ringsum verschloßne Kerker, noch starke Fesseln von Eisen sind fähig die Gewalt des Geistes aufzuhalten; aber das Leben, wenn es dieser irdischen Einkerkerung überdrüßig ist, findet immer Mittel sich selbst zu entlassen. Ich kan diesen Theil der Tyrannie, den ich tragen muß, von mir abschütteln wenn ich will.

Casca.

Das kan ich auch, und so trägt ein jeder Sclave in seiner eignen Hand die Macht sich in Freyheit zu sezen.

Cassius.

Und wie könnte dann Cäsar ein Tyrann seyn? Armer Mann! Ich weiß er würde kein Wolf seyn, wenn er nicht sähe, daß die Römer nur Schafe sind; er wäre kein Löwe, wenn die Römer nicht Hindinnen wären. Wer in Eil ein grosses Feuer machen will, fangt mit schwachem Stroh an. Was für Plunder ist Rom; was für lumpichtes Zeug? wenn es für die nichtswürdige Materie gebraucht werden soll, ein so verächtliches Ding als Cäsar ist, zu beleuchten? Aber, o Schmerz! wohin hast du mich verleitet? Vielleicht rede ich dieses zu einem willigen Sclaven? Wenn das ist, so weiß ich, daß ich dafür werde antworten müssen;

21.

Amanda, deren ziel nun immer näher rükt,
Sucht gern die einſamkeit, ſucht ſtille dunkle ſteige
Im hayn ſich aus, und dichtgewölbte zweige.
Da lehnt ſie oft, von ahnungen gedrükt,
An einem blühnden baum, und freuet ſich des webens
Und ſumſens und gedränges und allgemeinen lebens
In ſeinem ſchoos — und drükt mit vorempfundner luſt
Ein lieblich Kind im geiſt an ihre bruſt.

22.

Ein lieblich kind, das ihre mutterliebe
Mit jedem ſüßen reiz verſchwenderiſch begabt,
Sich ſchon voraus an jedem zarten triebe,
Der ihm entkeimt, ſich ſchon am erſten lächeln labt,
Womit es ihr die leiden alle danket
Die ſie ſo gern um ſeinetwillen trug;
Sich labt an jedem ſchönen zug
Worinn des vaters bild ſanft zwiſchen ihrem ſchwanket.

23.

Allmählich wird der wonnigliche traum
Von ſchüchternen beängſtigungen
Und ſtillem gram, den ſie vor Hüon kaum
Verbergen kann und doch verbergen will, verdrungen.
O Fatme, denkt ſie oft, und thränen ſtehen ihr
Im auge, wäreſt du in dieſer noth bey mir!
Getroſt, o Rezia! Das ſchikſal das dich leitet
Hat dir zu helfen längſt die wege vorbereitet!

24.

Titania, die Elfenkönigin,
Sie hatte ſeit dem tag, da troz und widerſinn
So unvermuthet ſie um Oberons herz betrogen,
Sich in dies nemliche gebürg zurükgezogen.
Mit dem Gemal, der ihr durch einen Schwur entſagt,
Den unterm unbearenzten bogen
Des himmliſchen azurs kein Geiſt zu brechen wagt,
Mit ſeiner lieb und ihm war all ihr glük entflogen.

25.

Zu ſpät beweint ſie nun die unbeſonnene That
Des raſchen augenbliks; fühlt mit beſchämten wangen
Die gröſſe ihrer ſchuld, den ſchweren hochverrath
Den ſie an ihm und an ſich ſelbſt begangen.
Vergebens kämpft ihr ſtolz der ſtärkern zärtlichkeit
Entgegen! — Ach! ſie flöge himmelweit
Und würfe gern, um ihr vergehn zu büßen,
In thränen ſich zu des Erzürnten füßen.

26.

Was hälf es ihr? Er ſchwur, in waſſer noch in luft,
Noch wo im blühtenhayn die zweige balſam regnen,
Noch wo der hagre Greif in ewigfinſtrer gruft
Bey zauberſchätzen wacht, ihr jemals zu begegnen!
Vergebens käm ihn ſelbſt die ſpäte reue an,
Auf ewig feſſelt ihn der ſchwur den er gethan.
Ihn auszuſöhnen bleibt ihr keine pforte offen;
Die einz'ge die ihr bleibt, was iſt von der zu hoffen?

27.

Sie iſt auf ewig zu. Denn nur ein liebend paar
Wie keines iſt, wie niemals keines war
Noch ſeyn wird, ſchließt ſie auf. Von ſchwachen Adamskindern
Zu hoffen eine Treu — die keines ſturmwinds ſtoß
Erſchüttert, eine treu, die keine probe mindern
Kein reiz betäuben kann — Unmöglich! — Hoffnunglos
Sinkt in der fernſten Zukunft dunkeln ſchoos
Ihr thränenſchwerer blik — nichts kann ihr elend mindern!

28.

Verhaßt iſt ihr nunmehr der Elfen ſcherz, der tanz
Im mondenlicht, verhaßt in ſeinem roſenkleide
Der ſchöne May; ihr ſchmükt kein myrtenkranz
Die ſtirne mehr; der anblik jeder freude
Reißt ihre wunden auf. Sie flattert durch das Leer
Der weiten luft im ſturmwind hin und her,
Findt nirgends ruh, und ſucht mit trübem blicke
Nach einem ort, der ſich zu ihrer ſchwermut ſchicke.

29.

Zulezt entdekt ſich ihr im groſſen Ozean
Dies Eyland. Aufgethürmt aus ſchwarzen ungeheuern
Ruinen, lokt es ſie durch ſeine ſchwärze an
Den irren flug dahin zu ſteuern.
Es ſtimmt zu ihrem ſinn. Sie taumelt aus der luft
Herab, und ſtürzet ſich in eine finſtre gruft,
Um ungeſtört ihr daſeyn wegzuweinen,
Und unter felſen, ſelbſt, wo möglich, zu verſteinen.

30.

Schon siebenmal, seitdem Titania
Dies traurige leben führt, verjüngte sich die erde
Ihr unbemerkt. Als wie auf einem opferheerde
Liegt sie auf einem stein, den Tod erwartend, da:
Der tag geht auf und sinkt; die holde schattensonne
Beleuchtet zauberisch die felsen um sie her;
Vergebens! Strömten auch die quellen aller wonne
Auf einmal über sie, ihr herz blieb' wonneleer.

31.

Das einz'ge, was ihr noch mit einem traum des schattens
Von trost ihr ewig leid versüßt,
Ist, daß vielleicht der zustand ihres Gattens
Dem Ihren gleicht, und Er vielleicht noch härter büßt.
Gewiß, noch liebt er sie, und o! wofern er liebet,
Er, durch sich selbst verdammt zum schöpfer Ihrer pein
Und seiner eignen quaal, wie elend muß er seyn!
So elend, daß sie gern ihm ihren theil vergiebet!

32.

Doch, da für jede seelenwunde
Wie tief sie brennt, die Zeit, die große trösterin,
Den wahren balsam hat: so kam zulezt die stunde
Auch bey Titania, da ihr verdumpfter sinn
Sich allgemach entwölkt, ihr herz geduldiger leidet,
Und ihre Fantasie in grün sich wieder kleidet:
Sie giebt den schmeichelenn der Hoffnung wieder raum,
Und was unmöglich schien wird izt ihr Morgentraum.

33.

Auf einmal grauet ihr vor dieſen düſtern ſchlünden,
Worinn ſie einſt ſich gern gefangen ſah;
Schnell muß aus ihrem aug' ein theil der klippen ſchwinden,
Und ein Elyſium ſteht blühend vor ihr da.
Auf ihren leiſen ruf erſchienen
Drey liebliche Sylphen, die ihr dienen;
Ein ſchweſterliches Drey, das ihren gram zerſtreut,
Und der Verlaßnen, mehr aus lieb als pflicht, ſich weiht.

34.

Das Paradies, das ſich die Elfenkönigin
In dieſe felſen ſchuf, war eben das, worinn
Alfonſo ſchon ſeit dreyßig jahren wohnte;
Und, ihm unwiſſend, war's die grotte, wo ſie thronte,
Woraus ihm, durchs gebüſch vom nachtwind zugeführt,
Der liebliche geſang, gleich Engelsſtimmen, hallte;
Sie war's, die ungeſehn bey ihm vorüber wallte,
Wenn er an ſeiner wang' ein geiſtig weh'n verſpürt.

35.

Auch unſre Liebenden, vom tag an, da die wogen
An dieſes Eyland ſie getragen, hatte ſie
Bemerkt, und täglich ſpät und früh
Erkundigung von ihnen eingezogen.
Oft ſtand ſie ſelbſt, wenn jene ſich allein
Vermeynten, ungeſehn, ſich näher zu belehren;
Und was ſie hört und ſah gab ihr den zweifel ein,
Ob ſie vielleicht das paar, das ſie erwartet, wären.

36.

Je länger sie auf ihr Betragen merkt,
Je mehr sie sich in ihrer hoffnung stärkt.
Sind Hüon und Amanda die getreuen
Probfesten seelen nicht, die Oberon beehrt,
So muß sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen.
Von nun an sind sie ihr wie ihre augen wehrt,
Und sie beschließt, mit ihren kleinen Feen
Dem edeln jungen Weib unsichtbar beyzustehen.

37.

Die stunde kam. Von dumpfer bangigkeit
Umhergetrieben, irrt Amanda im gebüsche,
Das, um die hütten her, ein liebliches gemische
Von wohlgeruch zum morgenopfer streut.
Sie irret fort, so wie der schmale pfad sich windet,
Bis sie sich unvermerkt vor einer grotte findet,
Die ein gewölb von epheu leicht umkränzt,
Auf dessen dunkelm schmelz die morgensonne glänzt.

38.

Alfonso hatte oft vordem hineinzugehen
Versucht, und allemal vergebens; eben dies
War seinem alten Freund, war Hüon selbst geschehen,
So oft er, um des wunders sich gewiß
Zu machen, es versucht. Sie hatten nichts gesehen;
Sie fühlten nur ein seltsam widerstehen,
Als schöbe sich ein unsichtbares thor,
Indem sie mit gewalt eindringen wollten, vor.

39.

Schnell überfiel sie dann ein wunderbares grauen,
Sie schlichen leise sich davon
Und keiner wollte sich der probe mehr getrauen.
Man weiß nicht, ob Amanda selbst es schon
Zuvor versucht; genug, sie kennte dem gedanken
Die erste, der's geglükt, zu seyn
Nicht widerstehn; sie schob die epheuranken
Mit leichter hand hinweg, und — gieng hinein

40.

Kaum sah sie sich darinn, so kam ein heimlich zittern
Sie an; sie sank auf einen weichen siz
Von rosen und von moos. Izt fühlt sie, bliz auf bliz,
Ein schneidend weh gebein und mark erschüttern.
Es gieng vorben. — Ein angenehm ermatten
Erfolgte drauf. Es ward wie mondenschein
Vor ihrem blik, der stets in tiefre schatten
Sich taucht', und, sanft sich selbst verlierend, schlief sie ein.

41.

Izt dämmern liebliche verworrene gestalten
In ihrem Innern auf, die bald vorüberfliehn,
Bald wunderbar sich in einander falten.
Ihr däucht, sie seh drey Engel vor ihr knien,
Und ihrverborgene Mysterien verwalten;
Und eine Frau, gehüllt in rosenfarbes licht,
Steh neben ihr, so oft der athem ihr gebricht
Ein büschel rosen ihr zum munde hinzuhalten.

42.

Zum leztenmal beklemmt ihr höherschlagend herz
Ein kurzer sanftgedämpfter schmerz;
Die bilder schwinden weg, und sie verliert sich wieder.
Doch bald, erwekt vom nachklang süßer lieder
Der halbverweht aus ihrem ohr entflieht,
Schlägt sie die augen auf, und sieht
Die drey nicht mehr, sieht nur die Königin der Feen
In ihrem rosenglanz sanftlächelnd vor ihr stehen.

43.

Auf ihren armen lag ein neugeboren kind.
Sie reichts Amanden hin, und, wie verweht vom wind,
Entschwebt die Göttin ihrem blicke;
Doch blieb noch lang ein rosenduft zurücke.
Im gleichen Nu erwacht Amand' aus ihrem traum,
Und streckt den arm empor, als wollte sie den saum
Des rosigten gewandes noch erfassen;
umsonst! sie greift nach luft, und ist allein gelassen.

44.

Doch, einen pulsschlag noch, und wie unnennbar groß
Ist ihr erstaunen, ihr entzücken?
Kaum glaubt sie dem gefühl, kaum traut sie ihren blicken!
Sie fühlt sich ihrer bürde los,
Und zärtelnd liegt auf ihrem sanften schoos
Der schönste Knabe, frisch wie eine morgenros'
Und wie die Liebe schön! Mit wonnevollem beben
Fühlt sie ihr herz sich ihm entgegenheben.

45.

Sie fühlt's, es iſt ihr Sohn! Mit thränen inniger luſt
Gebadet, drükt ſie ihn an wange, mund, und bruſt,
Und kann nicht ſatt ſich an dem knaben ſehen.
Auch ſcheint der knabe ſchon die Mutter zu verſtehen.
Laßt ihr zum mindſten den genuß
Des ſüßen wahns! Er ſchaut aus ſeinen großen augen
Sie ja ſo ſprechend an — und ſcheint nicht jeden kuß
Sein kleiner mund dem ihren zu entſaugen?

46.

Sie hört den ſtillen ruf — wie leiſe hört
Ein mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.
Mit einer luſt, die, wenn ſie neiden könnten,
Die Engel, die auf ſie herunter ſahn,
Die Engel ſelbſt beneidenswürdig nennten,
Legt ſie an ihre bruſt den holden ſäugling an.
Sie leitet den Inſtinkt, und läßt nun an den freuden
Des zartſten mitgefühls ihr herz vollauf ſich weiden.

47.

Indeſſen hat im ganzen Hain umher
Ihr Hüon ſie geſucht, zwoo ängſtlich lange ſtunden,
Und, da er nirgends ſie gefunden,
Führt ihn zulezt ſein irrer fuß hieher.
Er nähert ſich der unzugangbarn Grotte;
Nichts hält ihn auf, er kommt — o welch ein augenblik!
Und ſieht das holde Weib, mit einem Liebesgotte
An ihrer bruſt, vertieft, verſchlungen in ihr glük.

Ihr, denen die Natur, beym eingang in dies leben,
Den überſchwenglichen Erſaz
Für alles andre alük, den unverlierbarn ſchaz,
Den alles gold der Aureng-Zeben
Nicht kauffen kann, das Beſte in der welt
Was ſie zu geben hat, und was ins beßre leben
Euch folgt — ein fühlend herz und reinen ſinn gegeben,
Blikt hin und ſchaut! — Der heil'ge vorhang fällt!

Oberon

Eilfter Geſang.

1.

Es iſt nun zeit, uns auch nach Fatme umzuſchauen,
Die wir, ſeit Rezia mit Hüon ſich ins meer
Geſtürzt, im ſchiff, allein und alles troſtes leer
Gelaſſen, tag und nacht das ſchikſal ihrer Frauen
Beweinend, und ihr eignes freylich auch.
Denn ach! ſie weint, ſie ſchreyt, ſie rauft ihr haar vergebens:
Er iſt verweht, mit einem einzigen hauch
Verweht, der ganze Bau der ruhe ihres lebens.

müſſen; aber ich bin gerüſtet, und Gefahren ſind mir gleichgültig.

Caſca.

Ihr redet zu Caſca, und zu einem ſolchen Mann, der kein ſchaamloſer Schwäzer iſt. Hier habt ihr meine Hand! Macht eine Parthey, um allen dieſen Beſchwerden abzuhelfen und ich will dieſen meinen Fuß ſo weit ſezen, als der ſo am weiteſten geht.

Caſſius.

Der Handel iſt geſchloſſen. Wiſſet alſo, Caſca, ich habe bereits einige von den edelmüthigſten Römern ſo weit gebracht, ſich mit mir zu einer Unternehmung von eben ſo Gefahr- als Ehren-vollen Folgen zu verbinden; und ich weiß, ſie warten in dieſem Augenblik in der Halle des Pompejus auf mich. Denn in dieſer fürchterlichen Nacht ſind alle Straſſen leer und einſam; und die Complexion der Elemente iſt fieberhaft, wie das Werk, ſo wir unter Händen haben, blutig, feurig und höchſt fürchterlich.

Cinna zu den Vorigen.

Caſca.

Stehet einen Augenblik, hier kommt jemand in grö-ſtem Haſt --

Caſſius.

Es iſt Cinna, ich kenn' ihn an ſeinem Gang. Er iſt ein Freund. Cinna, wohin ſo eilfertig?

2.

Was ſoll nun aus ihr werden, ſo allein
In einem ſchiff, von zügelloſen ſöhnen
Des rauhen meers umringt, die ihren jammer höhnen,
Mit frechen augen ſchon, berauſcht in feurigem wein,
Verſchlingen ihren raub — was wird ihr ſchikſal ſeyn?
Zum glük erbarmet ſich der ſchuzberaubten Schönen
Ein unverhoſter ſturm, der in der zweyten nacht
Die ſee zum tummelplaz empörter wogen macht.

3.

Die Pinke treibt, indeß ein allgemeines zagen
Das volk entnervt, auf ungewiſſem meer
Herumgejagt, bald weſt bald ſüdwärts hin und her;
Bis, da der winde wut in ſieben ſchreklichen tagen
Erſchöpft iſt, an den ſtrand von Tunis ſich verſchlagen
Der Hauptmann ſieht. Den zufall der ihn ſehr
Zur unzeit überraſcht, in vortheil zu verwandeln,
Beſchließt er Fatmen hier als Sclavin zu verhandeln.

4.

Denn Fatme, die kaum fünf und dreißigmal
Den May ſein blumenkleid entfalten
Geſehn, war eine aus der zahl
Der lange blühenden Geſtalten
Die nicht ſo leicht verwittern noch veralten,
Und die mit Reizen von gewicht,
Viel feu'r im blik, viel grübchen im geſicht,
Euch für den roſenglanz der jugend ſchadlos halten.

5.

Des Königs Gärtner kam, durch zufall, auf den plaz
Wo alles das um vierzig Sultaninen
Zu kauffen war. Es schien betrachtung zu verdienen;
Er trat hinzu, besah, und fand es sey ein Schaz.
Sein grauer kopf ward nicht zu rath gezogen.
Es fehlte, dünkt ihn, nichts in seinem Gulistan
Als eben dies. Das gold wird hurtig vorgewogen,
Und Fatme duldet still was sie nicht ändern kann.

6.

Indeß verfolgt mit stets gewognem winde
Der treue Scherasmin den anbefohlnen lauf.
Kaum nahm Massiliens Port ihn wohlbehalten auf,
So sezt er sich zu pferd, und eilt so schnell, als stünde
Sein Leben drauf, zum Kayser nach Paris.
Er hatte schon die nächste höh' erstiegen
Und sah im morgenroth die stadt noch schlummernd liegen,
Als plözlich sich sein kopf an einen zweifel stieß.

7.

„Halt, sprach sein geist zu ihm, und eh wir weiter traben,
Bedenke wohl was du beginnst, mein sohn!
Zwar sollte das dein weiser schädel schon
Zu Askalon erwogen haben,
Wiewohl der wind, der dort in Hüons segel blies,
Dir wenig zeit zum überlegen ließ.
Doch, wenn wir ehrlich mit einander sprechen wollen,
Du hätteſt damals dich ganz anders sträuben sollen."

8. „Denn

8.

„Denn, unter uns gesagt, es ist doch offenbar
Kein menschensinn in dieser Ambassade.
Den Kayser, der vorhin uns nie gewogen war,
Erbittert sie gewiß im höchsten grade.
Am ende wär es nur um's reiche kästchen schade!
Denn, wahrlich, mit der handvoll ziegenhaar,
Und mit den zähnen da, Gott weis aus welchem rachen,
Wird deine Exzellenz sehr wenig eindruk machen.“

9.

„Ja, wenn Herr Hüon selbst, mit stattlichem geleite
Von reisigen Trabanten, und sofort,
Und mit der Tochter des Kalifen an der seite
Hereingeschritten wär', und hätte selbst das wort
Geführt, und mit gehörigen grimassen,
Wie einem Ritter, Düc und Pair
Geziemt, auf rothem Sammt, von goldnen quasten schwer,
Die sachen überreicht — da wollt' ichs gelten lassen!“

10.

„Da kommt des aufzugs pracht, die feyerlichkeit, der glanz
Der Sultanstochter, an der hand des stolzen Gatten,
Kurz, jeder umstand kommt dem andern da zu statten,
Und trägt das seine bey, die Sache rund und ganz
Zu machen. Karlen bleibt nichts weiter einzuwenden,
Er hat den glauben in den augen und in händen;
Der Ritter hat sein wort gehalten als ein Mann,
Und fodert frey was ihm kein Recht versagen kann.“

11.

„Das alles geht auf einmal in die brüche,
Freund Scherasmin, wenn du nicht klüger bist
Als der dich abgeschikt. Wohlan, was raths? was ist
Zu thun? — Das beste wär, auf allen fall, er schliche
Mit seinem käsichen sich ganz sachte wieder ab
Eh jemand ihn bemerkt, und ritt' im großen trab
Geradenwegs nach Rom, dem freyport aller frommen,
Wo hoffentlich sein Herr inzwischen angekommen."

12.

So sprach zu Scherasmin sein beßrer Genius:
Und da er ihm, nach langem überlegen
Der sache, klügers nichts entgegen
Zu setzen hatte, war sein endlicher entschluß
Der guten stadt Paris das schulterblat zu weisen
Und sporenstreichs nach Rom zu seinem Herrn zu reisen.
Er übersteigt die Alpen, langet an,
Und gleich sein erster gang ist nach dem Lateran.

13.

Allein, umsonst ermüdet er mit fragen
Nach seinem Herrn den Schweizer, der die wach'
Am thore hat, umsonst das ganze vorgemach,
Kein mensch kann ihm ein wort von Ritter Hüon sagen.
Vergebens rennet er die Stadt von haus zu haus
Und alle Kirchen und Spitäler fragend aus,
Und schildert ihn vom ferſen bis zur scheitel
Den leuten vor — all seine müh ist eitel.

14.

Vier ewige wochen lang, und dann noch zwo dazu,
Verweilt er sich in stets betrognem hoffen,
Läßt keinen tag sich selbst noch andern ruh
Mit forschen, ob sein Prinz denn noch nicht eingetroffen;
Und, da kein warten hilft, beginnt er überlaut
Ein groſses Veuregris, nach Basquen art, zu fluchen,
Und schwört, so weit der Himmel blaut,
In einem pilgerkleid den Ritter aufzusuchen.

15.

Was konnt er anders thun? Sein geld war aufgezehrt,
Und eine perle nur vom kästchen anzugreiffen,
(Das billig hundertfachen wehrt
In Hüons augen hat, weil ihm's der Zwerg verehrt)
Eh ließ er sich den balg vom leibe streiffen!
Von einem pilgersmann wird weder gold begehrt
Noch silbergeld; er kann mit Muschelschalen
Und Litaneyn die halbe welt bezalen.

16.

So bettelt nun zwey jahre lang, und mehr,
Der treue unverdroſsne Alte
Sich durch die welt, die länge und die queer',
Und macht an jedem port, auf jeder insel halte;
Fragt überall vergebens seinem Herrn
Und seiner Dame nach — bis ihn zulezt sein stern,
Und ein geheimer trieb, der seine hoffnung schüret,
Nach Tunis vor die thür des alten Gärtners führet.

11.

„Das alles geht auf einmal in die brüche,
Freund Scherasmin, wenn du nicht klüger bist
Als der dich abgeschikt. Wohlan, was raths? was ist
Zu thun? — Das beste wär, auf allen fall, er schliche
Mit seinem kästchen sich ganz sachte wieder ab
Eh jemand ihn bemerkt, und ritt' im großen trab
Geradenwegs nach Rom, dem freyport aller frommen,
Wo hoffentlich sein Herr inzwischen angekommen."

12.

So sprach zu Scherasmin sein beßrer Genius:
Und da er ihm, nach langem überlegen
Der sache, klügers nichts entgegen
Zu setzen hatte, war sein endlicher entschluß
Der guten stadt Paris das schulterblat zu weisen
Und sporenstreichs nach Rom zu seinem Herrn zu reisen.
Er übersteigt die Alpen, langet an,
Und gleich sein erster gang ist nach dem Lateran.

13.

Allein, umsonst ermüdet er mit fragen
Nach seinem Herrn den Schweizer, der die wach'
Am thore hat, umsonst das ganze vorgemach,
Kein mensch kann ihm ein wort von Ritter Hüon sagen.
Vergebens rennet er die Stadt von haus zu haus
Und alle Kirchen und Spitäler fragend aus,
Und schildert ihn vom ferſen bis zur scheitel
Den leuten vor — all seine müh ist eitel.

14.

Vier ewige wochen lang, und dann noch zwo dazu,
Verweilt er ſich in ſtets betrognem hoffen,
Läßt keinen tag ſich ſelbſt noch andern ruh
Mit forſchen, ob ſein Prinz denn noch nicht eingetroffen;
Und, da kein warten hilft, beginnt er überlaut
Ein groſſes Ventregris, nach Basquen art, zu fluchen,
Und ſchwört, ſo weit der Himmel blaut,
In einem pilgerkleid den Ritter aufzuſuchen.

15.

Was konnt er anders thun? Sein geld war aufgezehrt,
Und eine perle nur vom käſtchen anzugreiffen,
(Das billig hundertfachen wehrt
In Hüons augen hat, weil ihm's der Zwerg verehrt)
Eh ließ er ſich den balg vom leibe ſtreiffen!
Von einem pilgersmann wird weder gold begehrt
Noch ſilbergeld; er kann mit Muſchelſchalen
Und Litaneyn die halbe welt bezalen.

16.

So bettelt nun zwey jahre lang, und mehr,
Der treue unverdroſſne Alte
Sich durch die welt, die länge und die queer',
Und macht an jedem port, auf jeder inſel halte;
Fragt überall vergebens ſeinem Herrn
Und ſeiner Dame nach — bis ihn zulezt ſein ſtern,
Und ein geheimer trieb, der ſeine hofnung ſchüret,
Nach Tunis vor die thür des alten Gärtners führet.

17.

Er ſezt ſich vor die thür auf eine bank von ſtein,
Um, müde wie er iſt und ſchwach von langem faſten,
Im ſchatten da ein wenig auszuraſten,
Und eine Sclavin bringt ihm etwas brod und wein.
Sie ſieht dem Mann im braunen pilgerkleide
Erſtaunt ins aug', und Er der Sclavin ebenfalls,
Und, ſich mit einem ſchrey des ſchreckens und der freude
Erkennend, fallen ſie einander um den hals.

18.

Biſt du es, Fatme, ruft an ihrer naſſen wange
Der Pilger freudig aus; iſt möglich? — Ach! ſchon lange
Ließ Scheraſmin die hoffnung ſich vergehn —
Iſts möglich daß wir uns zu Tunis wiederſehn?
Was für ein wind hat euch in dieſe Heydenlande
Verweht? Und wo iſt Hüon und Amande?
Ach, Scheraſmin, ſchreyt Fatme laut, und bricht
In thränen aus — Sie ſind — Ich Arme! — Frage nicht!

19.

Was ſagſt du, ruft der Alte, — Gott verhüte!
Was ſind ſie? Sprich! — „Ach Scheraſmin, ſie ſind" —
Mehr bringt ſie nicht heraus! Das ſtockende geblüte
Erſtikt die red' in ihrer bruſt — Sie ſind? —
O Gott! ſchluchzt Scheraſmin, und weinet wie ein kind
An Fatmens hals — In ihrer vollen blüthe!
Es iſt zu hart! Allein mir ſchwahnte lang vorher
Nichts gutes! Fatme — ach! die Probe war zu ſchwer!

20.

Sobald die gute Frau zum klägelichen berichte
Nur wieder athem hat, erzählt ſie ſtük vor ſtük,
Von ſeiner abreiſ' an bis auf den augenblik
Der ſchreckennacht, da, derm aufflackelnden lichte
Der blize, Rezia, durch alles volk, das dichte
Auf Hüon drängt, ſich ſtürzt, den arm in liebeswut
Um den Geliebten ſchlingt und in die wilde flut
Ihn mit ſich reißt — die traurige geſchichte.

21.

Drauf ſizen ſie wohl eine ſtunde lang
Beyſammen, ſich recht ſatt zu klagen und zu weinen,
Und beyde ſich, aus treuem liebesdrang,
Zum preis des ſchönſten Paares zu vereinen,
Das je die welt geziert. Nein, ruft ſie vielmals, nie,
Nie werd' ich eine Frau, wie dieſe, wiederſehen!
Noch ich, ruft Scheraſmin in gleicher melodie,
Je einem Fürſtenſohn wie Er zur ſeite ſtehen!

22.

Zulezt, nachdem er ſich wohl dreymal ſagen laſſen
Wie alles ſich begab, geht ihm ein ſchwacher ſchein
Von Glauben auf, und läßt ihn hoffnung faſſen,
Sie könnten beyde doch vielleicht gerettet ſeyn.
Je mehr er es bedenkt, je minder geht ihm ein,
Daß Oberon auf ewig ſie verlaſſen;
In allem dem, was er für ſie gethan,
War abſicht, wie ihn däucht, und ein geheimer plan.

23.

Bey diesem schwachen hoffnungsschimmer,
Der, wie ein fernes licht in tiefer nacht, ihm scheint,
Entschließt er sich, von Fatme nun sich nimmer
Zu trennen, und, mit ihr durch gleichen schmerz vereint,
Des Schikſals aufschluß hier in Tunis abzuwarten.
Durch ihren vorschub tauscht er pilgerſtab und kleid
Mit einem ſclavenwamms und einem grabeſcheid,
Und dient um tagelohn im königlichen garten.

24.

Indeſſen Fatme und der wakre Scheraſmin
Die blumenfelder, die ſie bauen,
Wie ihrer Lieben grab, mit thränen oft bethauen:
Sieht Hüon, ſeit ſein prüfend ſchikſal ihn
In dieſe Einſiedley voll anmuth und voll grauen
Verbannt, nicht ohne gram den dritten frühling blühn.
Unmöglich kann er noch ſein heldenherz entwöhnen
Ins weltgetümmel ſich mit Macht zurükzuſehnen.

25.

Der kleine Hüonnet, das ſchönſte mittelding
Von mütterlichem reiz und väterlicher ſtärke,
Das je am hals von einer Göttin hieng,
Und wahrlich doch zu anderm tagewerke
Beſtimmt, als mit der art auf ſeiner ſchulter einſt
Ins holz zu gehn, vermehrt nur ſeinen kummer.
Auch dich, o Rezia, in nächten ohne ſchlummer,
Belauſcht dein Engel oft, wenn du im ſtillen weinſt.

Cinna.

Euch aufzusuchen -- Wer ist das, Metellus Cimber?

Cassius.

Nein, es ist Casca, einer der unsern Unternehmungen einverleibt ist. Wartet man nicht auf mich, Cinna?

Cinna.

Ich bin erfreut darüber. Was für eine fürchterliche Nacht ist diß? Es sind zween oder drey von uns, die seltsame Erscheinungen gesehen haben.

Cassius.

Wartet man nicht auf mich? Sagt mir das.

Cinna.

Ja, man wartet. O Cassius, könntet ihr nur noch den edeln Brutus in unsre Parthey ziehen --

Cassius.

Seyd nur zufrieden. Mein lieber Cinna, nehmt dieses Papier, und legt es in den Prätors-Stuhl, damit Brutus es gewiß finden möge; dieses hier werft in sein Fenster; dieses klebet mit Wachs an des alten Brutus Bildsäule; und wenn alles dieses gethan ist, so kommt wieder in Pompeii Halle zurük, wo ihr uns finden werdet. Ist Decius Brutus und Trebonius dort?

Cinna.

26.

Tief fühlt ihr beyd', in dieſer jugendblüthe,
Daß abgeſchiedenheit euch unnatürlich iſt:
Fühlt kraft zu edlerm thun in eurer bruſt, vermißt
Des heldenſinns, der unbegrenzten güte
Gleich unbegrenzten kreis! — Umſonſt bemühn ſie ſich
Die thräne, die dem abgewandten aug' entſchlich,
Dem alten Vater zu verheelen:
Ihr lächeln täuſcht ihn nicht, er lieſt in ihren ſeelen.

27.

Und ob ihm Dieſe welt gleich nichts mehr iſt, doch ſtellt
Er ſich an ihren plaz, in das was ſie verloren,
Was ihnen zugehört, wozu ſie ſich geboren
Empfinden — fühlt aus Ihrer bruſt, und hält
Die thräne für gerecht, die ſie vor ihm aus liebe
Verbergen, tadelt nicht die unfreywill'gen triebe,
Und friſcht ſie nur, ſolang' als ihren lauf
Des Schikſal hemmt, zu ſtillem hoffen auf.

28.

An einem abend einſt — das tagwerk war vollbracht,
Und alle drey, (Amande mit dem Knaben
Auf ihrem ſchoos) um an der herrlichen pracht
Des hellgeſtirnten Himmels ſich zu laben,
Sie ſaßen vor der hütt' auf einer raſenbank;
Verſenkten ſich mit ahnungsvollem grauen
In dieſes Wundermeer, und blikten ſtillen dank
Zu Ihm, der ſie erſchuf, gen himmel aufzuſchauen:

29.

Da fieng der fromme Greis, mit mehr gerührtem ton
Als sonst, zu reden an, von diesem erdenleben
Als einem Traum, und vom hinüberschweben
Ins wahre Sein — Es war, als wehe schon
Ein hauch von himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag ihn sanft empor indem er sprach.
Amanda fühlts; die augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

30.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die hände
Vom ufer jenseits schon — Mein lauf ist bald zu ende;
Der Eurige beginnet kaum, und viel
Viel trübsal noch, auch viel der besten freuden,
(Oft sinds nur stärkungen auf neue gröſsre leiden)
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem ziel
Euch nähert. Beydes geht vorüber,
Und wird zum traum, und nichts begleitet uns hinüber;

31.

Nichts als der gute schaz, den ihr in euer herz
Gesammelt, wahrheit, lieb, und innerlicher frieden,
Und die erinnerung, daß weder lust noch schmerz
Euch nie vom treuen hang an eure pflicht geschieden.
So sprach er vieles noch; und als sie endlich sich
Zur ruh begaben, drükt er, wie sie dünkte,
Sie wärmer an sein herz, und eine thräne blinkte
In seinem aug', indem er schnell von ihnen wich.

32.

In eben dieſer Nacht, von dunkeln vorgefühlen
Der zukunft aufgeſchreckt, erhub Titania
Die augen himmelwärts — und alle roſen fielen
Von ihren wangen ab, indem ſie ſtand, und ſah,
Und las. Sie rief den lieblichen Gefielen,
Mit ihr zu ſehen was in dieſem nu geſchah,
Und wie zu unglükſchwangern zügen
Amandens Sterne ſchon ſich an einander fügen.

33.

Und, dicht in ſchatten eingeſchleyert, fliegt
Sie ſchnell dem lager zu, wo zwiſchen mandelbäumen
(Der Knabe neben ihr) die Königstochter liegt,
Aus ihrem ſchlaf von ahnungsvollen träumen
Oft aufgeſtört. Titania berührt
Die bruſt der Schläferin (damit die unruh ſchweige
Die in ihr klopft) mit ihrem roſenzweige,
Und raubt den knaben weg, der nichts davon verſpürt.

34.

Sie kommt zurük mit ihrem ſchönen Raube
Und ſpricht zu ihren Grazien: ihr ſeht
Das grauſame geſtirn, das ob Amanden ſteht:
Eilt, rettet dieſes kind in meine ſchönſte laube,
Und pfleget ſein, als wär's mein eigner ſohn.
Drauf zog ſie aus dem kranz um ihre ſtirne
Drey roſenknoſpen aus, gab jeder holden Dirne
Ein knöſpchen hin, und ſprach: hinweg, es dämmert ſchon!

35.

Thut, wie ich euch gesagt, und alle tag' und stunden
Schaut eure Rosen an; und wenn ihr alle drey
Zu Lilien werden seht, so merket dran, ich sey
Mit Oberon versöhnt und wieder neuverbunden.
Dann eilet mit Amandens sohn herbey,
Denn mit der meinen ist auch Ihre neth verschwunden.
Die Nymfen neigten sich, und flohn
In einem wölkchen schnell hinweg mit Hüons sohn.

36.

Kaum war der Morgen aufgegangen,
So sucht mit bebendem unruhigem verlangen
Amanda ihren Freund, der seine lagerstatt
Fern von Alfons und ihr in einem felsen hat.
So hastig eilt sie fort, daß sie (was nie geschehen
Seitdem sie Mutter war) vor lauter eil vergißt,
Nach ihrem sohn, der noch ihr schlafgeselle ist,
Und ruhig (glaubt sie) schläft, vorher sich umzusehen.

37.

Sie findet ihren Mann, im garten irrend, auf,
Und beyde nehmen auf der stelle,
Was sie besorgen sich verbergend, nach der zelle
Des alten Vaters ihren lauf.
Wie klopft ihr herz, indem sie seinem lager
Sich langsam nahn! Er liegt, die hände auf sein herz
Gefaltet, athemlos, sein antliz bleich und hager,
Doch edel jeder zug, und rein, und ohne schmerz.

38.

Er ſchlummert nur, ſpricht Nezia, und legt
Die hand, ſo leicht daß ſie ihn kaum berühret,
Auf ſeine hand; und da Sie kalt ſie ſpüret
Und keine ader mehr ſich regt,
Sinkt ſie in ſtiller wehmut auf den blaſſen
Erſtarrten leichnam hin; ein ſtrom von thränen bricht
Aus ihrem aug und badet ſein geſicht;
O Vater, ruft ſie aus, ſo haſt du uns verlaſſen?

39.

Sie raft ſich auf, und ſinkt an Hüons bruſt.
Und beyde werfen nun ſich bey der kalten Hülle
Der reinſten Seele hin, in ehrfurchtsvoller ſtille,
Und ſättigen die ſchmerzlichſüße luſt
Zu weinen; drücken oft, um endlich wegzugehen,
Auf ſeine hand der liebe lezten zoll,
Und bleiben immer, nie gefühlter regung voll,
Bey dem geliebten Bild als wie bezaubert ſtehen.

40.

Es war als ſähen ſie auf ſeinem angeſicht
Die dämmerung von einem neuen leben,
Und wie von reinem Himmelslicht
Den Widerſchein um ſeine ſtirne weben,
Der ſchon zum geiſt'gen leib den erdenſtoff verfeint,
Und um den ſtillen mund, der eben
Vom lezten Segen noch ſich ſanft zu ſchlieſſen ſcheint,
Ein unvergängliches kaum ſichtbar's Lächeln ſchweben.

41.

Iſt dirs nicht auch Cruſt Huon, wie entzükt,
Amenden zu, indem er aufwärts blikt)
Als fall' aus Jener welt ein ſtral in deine Seele?
So fühl' ich nie der menſchlichen Natur
Erhabenheit! Noch nie die Edelsten nur
Als einen weg durch eine dunkle höle
Ins Reich des Lichts, nie eine ſolche ſtärke
In meiner bruſt zu jedem guten werke:

42.

Zu jedem opfer, jedem ſtreit
Nie dieſe kraft, nie dieſe munterkeit
Durch alle prüfungen mich männlich durchzukämpfen!
Laß ſeyn, Geliebte, daß der trübſal viel
Noch auf uns harrt — ſie nähert uns dem ziel!
Nichts ſoll uns mutlos ſehn, nichts dieſen glauben dämpfen!
So ſpricht er, ſich mit ihr von dieſem heilgen ort
Entfernend — und ihn nimmt das Schikſal gleich beym wort.

43.

Denn, wie ſie hand in hand nun wieder
Hervorgehn aus der zell', und ihre augenlieder
Erheben — Gott! was für ein anblik ſtellt
Sich ihren augen dar! In welche fremde welt
Sind ſie verſezt? Verſchwunden, ganz verſchwunden
Iſt ihr Eloſium, der Hayn, die Blumenflur.
Verſteinert ſtehn ſie da. Iſts möglich? Keine ſpur,
Sogar die ſtätte wird nicht mehr davon gefunden?

44.

Sie ſtehn an eines abgrunds rand,
Umringt, wohin ſie ſchaudernd ſehen
Von überhangenden gebrochnen felſenhöhen;
Kein gräschen mehr, wo einſt ihr garten ſtand!
Vernichtet ſind die lieblichen gebüſche,
Der dunkle Nachtigallenwald
Zerſtört! Nichts übrig, als ein gräßliches gemiſche
Von ſchrofen klippen, ſchwarz und öd und ungeſtalt!

45.

Zu welchen neuen Jammerſcenen
Bereitet ſie dies grauſe ſchauſpiel vor?
Ach, rufen ſie, und heben, ſchwer von thränen,
Den kummervollen blik zum heil'gen Greis empor:
„Ihm wurde dies gebürg in frühlingsſchmuk gekleidet,
Dies Eden Ihm gepflanzt; um ſeinetwillen nur
Genoſſen wir's; und Schikſal und Natur
Verfolgen uns aufs neu', ſobald er von uns ſcheidet!

46.

Ich bin gefaßt, ruft Nezia, und ſchlingt
Ein Ach zurük, das ihrer bruſt entſteigt.
Unglükliche! der tag, der all dies unglük bringt,
Hat dir noch nicht das ſchreklichſte gezeiget!
Sie eilt dem Knaben zu, den ſie vor kurzem, ſüß
Noch ſchlummernd (wie ſie glaubt) verließ;
Er iſt ihr Lezter troſt: des ſchikſals härtſten ſchlägen
Geht ſie getroſt, mit Ihm auf ihrem arm, entgegen.

47.

Sie fliegt dem lager zu, wo er
An ihrer seite lag, und, wie vom bliz getroffen,
Schwankt sie zurük — der Knab ist weg, das lager leer.
„Hat er sich aufgerafft? fand er die thüre offen
Und suchte Sie? O Gott! wenn er verunglükt wär'?
Entsezlich! — Doch vielleicht hat um die hütte her
(So denkt sie zwischen angst und hoffen)
Vielleicht im garten nur der Kleine sich verloffen?

48.

Im garten? Ach! der ist nun felsichter Ruin!
Sie stürzt hinaus, und ruft mit bebenden lippen
Dem Knaben laut beym namen, suchet ihn
Ringsum, mit todesangst, in hölen und in klippen.
Der Vater, den ihr schreyn herbeygerufen, spricht
Umsonst den trost ihr zu woran's ihm selbst gebricht,
Er werde sich gewiß in diesen felsgewinden
Gesund und frisch auf einmal wiederfinden."

49.

Zwo stunden schon war alle ihre müh
Vergeblich. Ach! umsonst, lautrufend, irren sie
Tief im gebürg umher, besteigen alle spitzen,
Durchkriechen jeden busch und alle felsenritzen,
Und lassen sich, um wenigstens sein grab
Zu finden, kummervoll in jede kluft hinab:
Ach! keine spur von ihm entdekt sich ihrem blicke,
Und von den felsen hallt ihr eigner ton zurücke.

50.

Das unbegreifliche des zufalls, daß ein kind
Von ſeinem alter ſich verliere,
An einem ort, wo weder wilde thiere
Noch menſchen (wilder oft als jene) furchtbar ſind,
Mehrt ihre angſt; doch nährt es auch ihr hoffen:
„Es kann nicht anders ſeyn, er hat ſich nur verloffen,
Und ſchlief vielleicht, auf irgend einem ſtein,
Vom wandern müd, in ſeiner unſchuld ein.“

51.

Aufs neue wird der ganze ſelſenrücken,
Wird jeder winkel, jeder ſtrauch
Der ihn vielleicht verſteckt, durchſucht mit Falkenblicken.
Die unruh treibt ſogar, wie unwahrſcheinlich auch
Die Hofnung iſt ihn dort lebendig aufzuſpüren,
Sie bis zum ſtrand herab, wo, unter dem gemiſch
Von aufgethürmtem ſand und ſumpfichtem gebüſch,
Sie endlich unvermerkt einander ſelbſt verlieren.

52.

Auf einmal ſchrekt Amandens ſtilles ohr
Ein ungewohnter Ton: ihr däucht, es glich dem ſchalle
Von ſtimmen; doch, weil's wieder ſich verlohr
Und ſie bey einem waſſerfalle,
Der mit betäubendem getöſe übern rand
Von einem hohen ſelſenbogen
Herunterſtürzt, ſich ziemlich nah befand,
Glaubt ſie, ſie habe ſich betrogen.

53.

Ihr schwanet nichts von gröſserer gefahr,
Ihr einziger gedank iſt ihres sohnes leben:
Und plözlich, da ſie kaum um einen hügel, neben
Dem waſſerfall, herumgekommen war,
Sieht ſie beſtürzt, von einer rohen ſchaar
Schwarzgelber Männer ſich umgeben,
Und hinter einem hohen riff
Erblikt ſie in der Bucht ein ankernd ruderſchiff.

54.

Sie hatten kurz zuvor, um waſſer einzunehmen,
Vor anker hier gelegt, und waren noch damit
Beſchäftigt, als, mit ſchnellgehemmtem ſchritt,
Auf einmal eine Frau vor ihre augen tritt,
Gemacht beym erſten blik die Schönſten zu beſchämen.
Erſtaunen ſchien ſie alle ſchier zu lähmen,
An dieſem öden ort, den ſonſt der ſchiffer fleucht,
Ein junges weib zu ſehn, die einer Göttin gleicht.

55.

Der Schönheit anblik macht ſonſt rohe ſeelen milder,
Und Tyger ſchmiegen ſich zu ihren füßen hin:
Doch Dieſe fühlen nichts. Ihr ſtumpfer räuberſinn
Berechnet ſich den Werth der ſchönſten Frauenbilder
(Von Marmor oder Fleiſch, gleichviel!) mit kaltem blut
Blos nach dem marktpreis, juſt wie anders kaufmannsgut.
Hier, ruft der Hauptmann, ſind zehntauſend Sultaninen,
Mit Einem griff, ſo gut wie hundert zu verdienen.

Cinna.

Alle bis an Metellus Cimber, welcher gegangen iſt, euch in euerm Hauſe zu ſuchen. Gut, ich will eilen und dieſe Papiere ſo beſorgen, wie ihr mir befohlen habt.

Caſſius.

Wenn es geſchehen iſt, ſo kommt wieder ins Pompejaniſche Theater.

(Cinna geht ab.)

Kommt, Caſca, ihr und ich wollen noch vor Tag den Brutus in ſeinem Hauſe beſuchen; drey Theile von ihm ſind bereits unſer, und ich bin gewiß, daß wir in der nächſten Zuſammenkunft den ganzen Mann haben werden.

Caſca.

O, er hat die Herzen des ganzen Volks; was an uns ein Verbrechen ſcheinen würde, das wird ſein beliebtes Anſehen, gleich der Alchymie, in Tugend und Verdienſt verwandeln.

Caſſius.

Ihr habt richtige Begriffe von ihm, von ſeinem Werth, und wie ſehr wir ſeiner benöthigt ſind. Laßt uns gehen, es iſt ſchon über Mitternacht; und eh es Tag wird, müſſen wir zu ihm gehen, um uns ſeiner zu verſichern.

(Sie gehen ab.)

56.

Auf, Kinder, greifet zu! So ein geſicht wie dies
Gilt uns zu Tunis mehr als zwanzig reiche Ballen:
Der König, wie ihr wißt, liebt ſolche nachtigallen;
Und dieſer Wilden hier gleicht von den Schönen allen
In ſeinem Harem nichts: Ihr reicht Almanſarie,
Die Königin, ſo ſchön ſie iſt, gewiß
Das waſſer kaum. Wie wird der Sultan brennen!
Der zufall hätt' uns traun! nicht beſſer führen können.

57.

Indeß der Hauptmann dies zu ſeinem volke ſprach,
Steht Rezia, und denkt zween augenblicke nach
Was hier zu wählen iſt. „Sind dieſe leute feinde,
So hilft die flucht mir nichts, da ſie ſo nahe ſind:
Vielleicht daß edelmut und bitten ſie gewinnt.
Ich ach, und rede ſie, mit zuverſicht, als freunde,
Als retter an, die uns der Himmel zugeſendet.
Vielleicht iſts unſer glük, daß ſie hier angelándet."

58.

Dies denkend, geht, mit unſchuldsvoller ruh
Im ofnen blik, und mit getroſten ſchritten,
Das edle ſchöne Weib auf die Korſaren zu:
Allein ſie bleiben taub bey ihren ſanften bitten.
Die ſprache, die zu allen herzen ſpricht,
Rührt ihre eiſernen entmenſchten ſeelen nicht.
Der Hauptmann winkt; ſie wird umringt, ergriffen,
Und alles läuft und rennt die Beute einzuſchiffen.

Auf ihr erbärmliches geſchrey,
Das durch die felſen hallt, fliegt Hüon voller ſchrecken
Den wald herab, zu ihrer hülf herbey.
Ganz außer ſich, ſobald ihm was es ſey
Die bäume länger nicht verſtecken,
Ergreift er in der noth den erſten knot'gen ſtecken
Der vor ihm liegt, und ſtürzt, wie aus der wolken ſchoos
Ein donnerkeil, auf die Barbaren los.

60.

Sein holdes Weib zu ſehn, die mit blutrünſt'gen armen
Sich zwiſchen räubertatzen ſträubt,
Der anblik, der zu Tyacrœut ihn treibt,
Macht bald den eichenſtok in ſeiner fauſt erwarmen.
Die ſtreiche fallen haufendicht
Auf köpf' und ſchultern ein mit ſtürzendem gewicht.
Er ſcheint kein Sterblicher; ſein aug' ſprizt feuerfunken,
Und ſieben Mohren ſind ſchon vor ihm hingeſunken.

61.

Beſtürzung, ſcham und grimm, von einem einz'gen mann
Den ſchönen raub entriſſen ſich zu ſehen,
Exorzt alle andern an, auf Hüon loszugehen,
Der ſich, ſo lang' er noch die arme regen kann,
Unbändig wehrt; bis, da ihm im gedränge
Sein ſtok entfällt, die überlegne menge,
Wiewohl er raſend ſchlägt und ſtößt und um ſich beißt,
Ihn endlich übermannt und ganz zu boden reißt.

62.

Mit einem ſchrey gen Himmel ſinkt Amande
In Ohnmacht, da ſie ihn erwürgt zu ſehen glaubt.
Man ſchleppt ſie nach dem ſchiff, indeß das volk am ſtrande
Auf den gefallnen ſtürmt, und tobt, und rache ſchnaubt.
Ihm einen ſchnellen tod zu geben,
Wärs auch der blutigſte, däucht ſie gelindigkeit;
Nein, ruft der Hauptmann aus, um deſto längre zeit
Der tode grauſamſten zu ſterben, ſoll er leben!

63.

Sie ſchleppen ihn tief in den wald hinein,
So weit vom ſtrand, daß auch ſein lautſtes ſchreyn
Kein ohr erreichen kann, und binden ihn mit ſtricken
Um arm und bein, hals und rücken,
An einen baum. Der unglükſelge blikt
Zum Himmel auf, verſtummend und erdrükt
Von ſeines elends laſt; und lautfrohlockend fahren
Mit ihrem ſchönen raub nach Tunis die Barbaren.

Oberon

Zwölfter Gesang.

1.

Schon sinkt der tag, und traurend wirft die nacht,
(Ach! nicht vertraulich mehr in süßer herzensfülle
Von Liebenden und Freunden zugebracht)
Mitleidig wirft sie ihre trübste hülle
Ums öde Eyland her, wo aus der tiefen stille
Nun keinen morgen mehr der freude lied erwacht;
Nur Ein Verlaßner noch von allem was er liebet
Der pflichten schrecklichste durch stilles dulden übet.

2.

Ihn hört Titania, in ein gewölk verhüllt,
Tief aus dem wald herauf in langen pausen ächzen,
Sieht den Unglüklichen in stummer angst verlechzen,
Und weint und flieht. Denn, ach! vergebens schwillt
Ihr herz von mitgefühl! Ein eisernes geschicke
Stößt sie, sobald sie sich ihm nähern will, zurücke.
Sie flieht, und wie sie nach dem einst geliebten strand
Noch einmal umschaut, blinkt ein goldring aus dem sand.

3.

Amanda hatte ihn, im ringen mit den Söhnen
Des raubes, unvermerkt vom finger abgeſtreift.
Die Elfenkönigin, indem ſie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geiſter frönen.
Bald, ruft ſie freudig, iſt das maas des ſchikſals voll!
Bald werden wieder dich die ſterne mir verſöhnen
Geliebter! Dieſer Ring verband uns einſt; er ſoll
Zum zweytenmal zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwiſchen hatte man im ſchiff, mit großer müh,
Amanden, die in ohnmacht lag, ins leben
Zurükgerufen. Kaum begonnte ſie
Die ſchweren augen troſtlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die knie,
Und bat ſie, ſich dem gram nicht länger zu ergeben:
Dein glük iſts, ſprach er, bloß wovon ich werkzeug bin:
In wenig tagen biſt du unſre Königin.

5.

Beſorge nichts von uns, wir ſind nur dich zu ſchützen
Und dir zu dienen da: Dich, Schönſte, zu beſitzen
Iſt nur Almanſor wehrt, der dir an Reizen gleicht.
Er wird beym erſten blik in deinen feſſeln liegen,
Und, glaube meinem wort, du wirſt ihn mit vergnügen
Zu deinen füßen ſehn. Der Hauptmann ſprichts, und reicht,
(Um allen argwohn, den ſie hegen mag, zu ſtillen)
Ein reiches tuch ihr dar, ſich ganz darein zu hüllen.

6.

Der iſt des todes (fährt er fort,
Mit einem blik und ton, der alles volk am bord
Erzittern macht) der je des frevels ſich verwäget
Und ſeine hand an dieſen ſchleyer leget!
Betrachtet ſie von dieſem augenblik
Als ein juwel, das ſchon Almanſorn angehöret.
Er ſaats, und zieht, damit ſie ungeſtöret
Der ruhe pflegen kann, kniebeugend ſich zurük.

7.

Amanda, ohne auf des räubers wort zu hören,
Bewegunglos, betäubt von ihrem unglük, ſizt,
Die hände vor der ſtirn, die arme aufgeſtüzt
Auf ihre knie', mit ſtarren, thränenleeren
Erloſchnen augen da. Ihr jammer iſt zu groß
Ihn auszuſprechen, ihn zu tragen
Ihr ſtarkes herz zu ſchwach. Nur dieſen lezten ſtoß
Erträgt ſie nicht. Sie ſinkt; doch ſinkt ſie ohne klagen.

8.

Sie ſchaut nach troſt ſich um, und findet keinen — leer
Und hoffnunglos und nacht, wie ihre ſeele,
Iſt alles, alles um ſie her;
Die ganze welt verkehrt in eine mörderhöle!
Sie ſtarrt zum Himmel auf — auch Der
Hat keinen troſt, hat keinen Engel mehr!
Am abgrund der verzweiflung, wo ſie ſchwebet,
Steht noch der tod allein, der ſie im ſinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte hand,
Der lezte, treuſte Freund der leidenden! Sie ſteiget
Hinab mit ihm ins ſtille Schattenland,
Wo aller ſchmerz, wo aller jammer ſchweiget;
Wo keine kette mehr die freye Seele reibt,
Die ſcenen Dieſer welt wie kinderträume ſchwinden,
Und nichts aus ihr als unſer herz uns bleibt:
Da wird ſie alles, was ſie liebte, wiederfinden!

10.

Wie ein verblutend Lamm, ſtilldulden, liegt ſie da,
Und ſeufzt dem lezten augenblik entgegen:
Als, in der ſtille der nacht, ſich ihr Titania
Troſtbringend naht. Ein unſichtbarer Regen
Von ſchlummerdüften ſtärkt der ſchönen Dulderin
Mattſchlagend herz, und ſchläft den äußern ſinn
Unmerklich ein. Da zeigt ſich ihr im traumgeſichte
Die Elfenkönigin in ihrem roſenlichte.

11.

Auf! ſpricht ſie, faſſe mut! Dein Sohn und dein Gemahl
Sie athmen noch, ſind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum drittenmal
Mich wiederſiehſt, dann iſt, was Oberon geſchworen,
Erfüllt durch eure Treu. Ihr endet unſre pein,
Und wie Wir glüklich ſind, ſo werdet Ihr es ſeyn.
Mit dieſem wort entſchwebt die Göttin ihrem blicke,
Doch bleibt noch, wo ſie ſtand, ihr roſenduft zurücke.

12.

Ynmand' erwacht, erkennt an ihrem duft
Und roſenglanz, die nur allmählich ſchwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der felſengruft
Gleich unverhofft ihr ehmals beygeſtanden.
Gerührt, beſchämt von dieſem neuen ſchuz,
Ergreift ihr herz mit dankbarlichem beben
Dies pfand von ihres ſohns und ihres Hüons leben,
Und beut mit ihm nun jedem ſchikſal truz.

13.

Ach! wüßte ſie, was ihr (zu ihrem glücke)
Verborgen bleibt, wie troſtlos dieſe nacht
Ihr unglükſeliger Freund, mit ſiebenfachem ſtricke
An einen eichenſtamm gebunden, zugebracht,
Wie bräch ihr herz! — Und Er, vor deſſen augenblike
Nichts dunkel iſt, der gute Schuzgeiſt, weilt?
Er ſteht, am quell des Nils, auf einer felſenſpize
Die, ewig unbewölkt, die reinſten lüfte theilt.

14.

Den ernſten blik dem Eyland zugekehrt,
Wo Hüon ſchmachtet, ſteht der Geiſterfürſt, und hört
Sein leiſes ächzen, das aus tiefer ferne
Zu ihm herüberbebt — ſchaut nach dem Morgenſterne,
Und hüllt ſich ſeufzend ein. Da nähert, aus der Schaar
Der Geiſter, die theils einzeln, theils in Ringen,
Ihn überall begleiten und umſchwingen,
Sich einer ihm, der ſein Vertrauter war.

15.

Erblaſſend, ohne glanz, naht ſich der Sylfe, blikt
Ihn ſchweigend an, und ſeine augen fragen
Dem kummer nach, der ſeinen König drükt;
Denn ehrfurcht hemmet ihn die frage laut zu wagen.
Schau auf, ſpricht Oberon. Und mit dem worte weiſt
In einer wolke, die mit ausgeſpanntem flügel
Vorüberfährt, ſich dem beſtürzten Geiſt
Des armen Hüons bild, als wie in einem ſpiegel.

16.

Verſunken in der tiefſten noth,
An ſeines herzens offnen wunden
Verblutend, ſteht er da, verlaſſen und gebunden
Im öden wald, und ſtirbt den langen martertod.
In dieſem hoffnungloſen ſtande
Hebt ſeine Seele noch das zürnende gefühl:
„Verdient' ich das? Verdiente das Amande?
Iſt unſer Elend nur der höhern Weſen ſpiel?“

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bey meinem furchtbarn leiden,
Wie ruhig alles um mich her?
Kein Weſen fühlt mit mir; kein ſandkorn rükt am meer
Aus ſeinem plaz, kein blat in dieſen laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein ſcharfer kieſel wär'
Um meine bande durchzuſchneiden
Genugſam — ach! im ganzen raum der zeit
Iſt keine hand, die ihm dazu bewegung leiht!“

18.

Und doch, wenn meine noth zu wenden
Dein wille wär', o Du, der mich dem tod ſo oft
Entriſſen wenn ich es am wenigſten gehofft,
Es würden alle zweig' in dieſem wald zu händen
Auf deinen wink!" — Ein heilger ſchauder blizt
Durch ſein gebein mit dieſem himmelsfunken;
Die ſtricke fallen ab; er ſchwankt, wie nebeltrunken,
In einen arm, der ihn unſichtbar unterſtüzt.

19.

Es war der Geiſt, dem Oberon die geſchichte
Der beyden Liebenden im bilde ſehen ließ,
Der dieſen dienſt ihm ungeſehn erwies.
Der Sohn des lichts erlag dem kläglichen geſichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und ſank zu ſeines Meiſters füßen,
So ſtrafbar als er ſey, kannſt du, der ihn geliebt,
Vor ſeiner noth dein großes herz verſchließen?

20.

Der Erdenſohn iſt für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: Wir ſelbſt, du weiſt es, ſind
Des Schikſals diener nur. In heil'gen finſterniſſen,
Hoch über uns, geht ſein verborgner gang;
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer zwang
Uns alle, daß wir ihm im dunkeln folgen müſſen.
In dieſer kluft, die mich von Hüon trennt,
Iſt mir ein einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Der Garten des Brutus.)

Brutus tritt auf.

Brutus.

He! Lucius -- Ich kan aus dem Lauf der Sterne nicht rathen, wie nahe der Tag ist -- Lucius, sag ich -- ich wollt' es wäre mein Fehler, so gut zu schlafen -- He, Lucius, erwache doch, sag' ich -- Lucius, he!

Lucius tritt auf.

Lucius.

Rieffet ihr mir, Gnädiger Herr?

Brutus.

Stellt mir ein Wachslicht in meine Studierstube, Lucius, und wenn es angezündet ist, so kommt wieder; und ruft mir.

(Er geht ab.)

Lucius.

Sogleich, Gnädiger Herr.

21.

Fleug hin, und mach ihn los, und trag ihn auf der ſtelle,
So wie er iſt, nach Tunis, vor die ſchwelle
Des alten Ibrahims, der nahe bey der ſtadt
Die gärten des Serai's in ſeiner aufſicht hat.
Dort leg ihn auf die bank von ſteinen,
Hau an die hüttenthür, und eile wieder fort;
Doch hüte dich ihm ſichtbar zu erſcheinen,
Und mach es ſchnell, und ſprich mit ihm kein wort.

22.

Der Sylfe kommt, ſo raſch ein pfeil vom bogen
Das ziel erreicht, bey Hüon angeflogen,
Löſt ſeine bande auf, beladet ſich mit ihm,
Und trägt ihn, über meer und länder, durch die lüfte
Bis vor die thür des alten Ibrahim;
Da ſchüttelt er von ſeiner ſtarken hüfte
Ihn auf die bank, ſo ſanft als wie auf pflaum.
Dem guten Ritter däucht was ihm geſchieht ein traum.

23.

Er ſchaut erſtaunt umher, und ſucht ſichs wahr zu machen:
Doch alles was er ſieht beſtättigt ſeinen wahn.
Wo bin ich? fragt er ſich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein hahn
Zu krähn, und bald der zweyte und der dritte;
Die ſtille flieht, des himmels goldnes thor
Erdfnet ſich, der Gott des tages geht hervor,
Und alles lebt und regt ſich um die hütte.

24.

Auf einmal knarrt die thür, und kömmt ein langer Mann
Mit grauem bart, doch frisch und roth von wangen,
Ein grabscheit in der hand, zum haus herausgegangen:
Und beyde sehn, zugleich, was keiner glauben kann,
Herr Hüon seinen treuen Alten
In einem sclavenwams — der gute Scheraßmin
Den werthen Herrn, den er für tod gehalten,
In einem aufzug, der nicht glükweissagend schien.

25.

Ists möglich, rufen alle beyde
Zu gleicher zeit — Mein bester Herr! — mein Freund!
Wie finden wir uns hier? — Und außer sich vor freude,
Umfast der alte Mann des Prinzen knie, und weint
Auf seine hand. Ihn herzlich zu umfangen
Bükt Hüon sich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu sich auf, und küßt ihn auf die wangen:
Gott Lob, ruft Scheraßmin, nun weiß ich daß ihr lebt!

26.

Was für ein guter wind trug euch vor diese schwelle?
Doch zum erzählen ist der ort hier nicht geschikt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine zelle,
Eh jemand hier beysammen uns erblikt.
Auf allen fall seyd Ihr mein Neffe Hassan (flüstert
Er ihm ins ohr) ein junger handelsmann
Von Haley, der die welt zu sehn gelüstert,
Und schiffbruch litt, und mit dem leben kaum entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, ſeufzt Hüon, als ein leben
Das keine wohlthat iſt! — Das wird ſich alles geben,
Erwiedert Scherasmin, und ſchiebt ſein kämmerlein
Ihm hurtig auf, und ſchließt ſich mit ihm ein.
Da, ſpricht er, nehmet plaz; bringt dann auf einem teller
Das beſte was ſein kleiner vorrathskeller
Vermag, herbey, oliven, brod und wein,
Und ſezt ſich neben ihn, und heißt ihn frölich ſeyn.

28.

Mein beſter Herr, daß wir, nach allen ſtreichen
Die uns das Glük geſpielt, ſo unvermuthet hier
Zu Tunis, vor der hüttenthür
Des gärtner Ibrahims uns finden, iſt ein zeichen
Daß Oberon ganz unvermerkt und ſtill
Uns alle wiederum zuſammenbringen will.
Noch fehlt das Beſte; doch, zum pfande für Amanden
Iſt wenigſtens die Amme ſchon vorhanden.

29.

Was ſagſt du? ruft herr Hüon voller freuden.
Demſelben Ibrahim, dem ich bedienſtet bin,
Dient ſie als Sclavin hier, erwiedert Scherasmin.
Wie wird das gute Weib die augen an euch weiden!
Drauf fängt er ihm bericht zu geben an,
Was er, in all der zeit, gelitten und gethan,
Und was ihn, unverrichter ſachen,
Bewogen, von Paris ſich wieder wegzumachen.

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran gesucht,
Und, seiner dort viel wochen ohne frucht
Erwartend, unvermerkt sein bischen geld verzettelt,
Und wie er drauf, mit muscheln ausstaffiert,
Sich durch die halbe welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn sein guter Geist zulezt hieher geführt,
Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,
Auf bessre zeit mit ihm zu harren sich verbunden.

31.

Zum glük ist immer unversehrt
(Sezt er hinzu) das kästchen mitgezogen
Das euch der schöne Zwerg zu Askalon verehrt;
Denn, wie ich sehe, Horn und Becher sind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden ort;
Es war nicht hübsch an mir so frey herauszuplatzen:
Die freude, daß ich euch gefunden, macht mich schwatzen;
Allein, ihr kennt mein herz, und weiter nun kein wort!

32.

Der edle Fürstensohn drükt seinem guten Alten
Die hand, und spricht: ich kenne deine Treu',
Sollst alles wissen, Freund! ich will dir nichts verhalten,
Allein, vor allem, steh in Einem ding mir bey.
Das Käschen, das du mir erhalten,
Ist an Juwelen reich; denkst du nicht auch, es sey
Am besten angewandt, mir eilends pferd und waffen
Und ritterlichen schmuk in Tunis anzuschaffen?

33.

Es ſind zwölf ſtunden kaum, ſeit eine räuberſchaar
Amanden mir entriß, mir, der am ödſten ſtrande
Allein mit ihr und unbewafnet war.
Sie führen ſie vielleicht in dieſe lande,
Nach Maroc oder Fez, gewiß nach einem plaz
Wo hoffnung iſt, ſie theuer zu verkaufen:
Allein kein Harem ſoll mir meinen höchſten ſchaz
Entziehen, ſollt ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte ſinnt der ſache ſchweigend nach.
„Die Gegend, wo ihr euch mit Rezia befunden,
Iſt alſo wohl nur wenig ſtunden
Von hier entfernt?“ — Nicht daß ich wüßte, ſprach
Der junge Fürſt: vielleicht ſinds tauſend ſtunden:
Mich trug, unendlich ſchnell, ich weiß nicht wer,
(Doch wohl ein Geiſt) aus einem Wald hieher,
Wo mich das räubervolk an einen Baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan
Als Oberon's. Ich ſelber, ſpricht der Ritter
Ich trau ihm's zu, und nehm's als ein Verſprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung iſt, ſo ſchreckenvoll das bild
Des holden Weibs in wilden räuberklauen;
Dies neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neubelebtes herz mit hoffnung und vertrauen.

36.

Der müste nur ganz herzlos, ganz von stein,
Und ohne sinn, und gänzlich unwerth seyn
Daß sich der Himmel seinetwegen
Bemühe, hätt er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren was mir wiederfuhr,
Der kleinmuth und verdacht zu hegen
Noch fähig wär'. Es geh durch feuer oder flut
Mein dunkler weg, ich halte Treu und Mut!

37.

Nur, lieber Scheraemin, wenns möglich ist, noch heute
Verschaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr ich beydes! — an der seite
Der Liebe zwar — Doch izt, in dieser Weite
Von Rezia, däucht mir mein herzblut stehe faul
Als wie ein sumpf, bis ich die schöne beute
Den Heiden abgejagt. Ihr leben und mein glük,
Bedenk' es, hangt vielleicht an einem augenblik.

38.

Der Alte schwört ihm zu, es sollt' an ihm nicht liegen
Des Prinzen ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhofft hält seines eifers lauf
Am ersten abend schon ein leidiger zufall auf.
Denn Hüon fühlte von soviel Erschütterungen,
Die schlag auf schlag gefolgt, auf einmal sich bezwungen,
Und brachte, matt und glühend, ohne ruh,
Die ganze nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm ſtets im ſinne lagen,
Beleben ſich; er glaubt mit einem ſchwarm
Von feinden ſich ergrimmt herumzuſchlagen;
Dann ſinkt er kraftlos hin, und drükt im kalten arm
Die leiche ſeines Sohn's! Bald kämpft er mit den fluten,
Hält die verſinkende Geliebte nur am ſaum
Des kleides noch; bald, feſt an einen baum
Gebunden, ſieht er ſie in Räuberarmen bluten.

40.

Erſchöpft von grimm und angſt ſtürzt er aufs lager hin
Mit ſtarrem blik. Dem treuen Scherasmin
Kömmt ſeine Wiſſenſchaft in dieſer noth zu ſtatten.
Denn dezumal war's eines Knappen amt
Die Heilkunſt mit der kunſt der Ritterſchaft zu gatten,
Ihm war ſie ſchon vom Vater angeſtammt,
Und viel geheimes ward auf ſeinen langen Reiſen
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weiſen.

41.

Er eilt, ſobald der ſchöne morgenſtern
Am himmel bleicht (indeß bey dem geliebten herrn
Als wärterin ſich Fatme emſig zeiget)
Den gärten zu, worinn noch alles ruht und ſchweiget;
Sucht kräuter auf, von deren wunderkraft
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,
Und drükt ſie aus, und miſchet einen ſaft,
Der binnen kurzer friſt dem ſtärkſten fieber wehret.

42.

Ein sanfter schlaf beginnt schon in der zweyten nacht
Auf Hüons stirne sich zu senken.
Mit liebevoller treu gepfleget und bewacht,
Und, reichlich angefrischt mit kühlenden getränken,
Fühlt er am vierten tag so gut sich hergestellt,
Um sich, sobald der mond die laue nacht erhellt,
In einem gärtnerwams, womit man ihn versehen,
Mit Scherasmin im garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den rosenbüschen,
Nah an der hütte, noch nicht manchen gang gethan,
So kommt die Amme (die, was neues aufzufischen
Sich oft dem Harem naht) mit einer zeitung an,
Die kräft'ger ist als irgend ein Laudan
Des Kranken blut und nerven zu erfrischen;
Es sey, versichert sie, beynahe zweifelfrey
Daß Rezia nicht fern von ihnen sey.

44.

Wo ist sie? wo? ruft Hüon, mit entzücken
Und ungeduld, auffahrend — hurtig! sprich!
Wo sahst du sie? — Gesehn? erwiedert Fatme, ich?
Das sagt ich nicht; allein, ich lasse mich zerstücken
Wenn's nicht Amanda ist, die diesen abend hier
Gelandet. Höret nur, was, die minute, mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innern Harem kam, für ganz gewiß gegeben.

45.

Kurz, sprach sie, vor der abendzeit
Ließ auf der höh' sich eine Barke sehen;
Sie flog daher mit vogelsschnelligkeit,
Die segel schien ein frischer wind zu blähen.
Auf einmal stürzt aus wolkenlosen höhen
Zikzak ein feur'ger stral herab,
Und mit dem ersten stoß, den ihm ein sturmwind gab,
Sieht man das ganze schiff in voller flamme stehen.

46.

An löschen denkt kein mensch in solcher noth.
Das feuer tobt. Vom fürchterlichsten tod
Umschlungen, springt aus seinem flammenrachen
Wer springen kann, und wirft sich in den nachen.
Der wind macht bald sie von dem schiffe los,
Treibt sie dem ufer zu; doch, eine viertelstunde
Vom strand, ergreift den kahn ein neuer wirbelstoß,
Und stürzt ihn um, und alles geht zu grunde.

47.

Die leute schreyn umsonst zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angestrengten stärke
Der todesangst, umsonst sich aus der flut herauf!
Nur eine einzge Frau, die sich zum augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der gefahr,
Wird auf den wellen, wie auf einem wagen,
Ganz unversehrt, und unbenezt sogar,
Dem nahen ufer zugetragen.

48.

Von ungefehr ſtand mit Almanſaris
Der Sultan juſt auf einer der Terraſſen
Des Schloſſes, die hinaus ins Meer ſie ſehen lies,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupaſſen.
Ein ſanfter Zefor ſchien die Frau herbeyzuwehn.
Doch, um ſich nicht zuviel auf Wunder zu verlaſſen,
Winkt izt Almanſaris, und hundert Sclaven gehn
Bis an den hals ins meer, der Schönen beyzuſtehn.

49.

Man ſagt, der Sultan ſelbſt ſey an den ſtrand gekommen,
Und habe ſie von einem Aſmoglan
Der aus dem ſtrudelnden ſchaum bis zur Terraß hinan
Sie auf dem rücken trug, ſelbſt in empfang genommen.
Man konnte zwar nicht hören was er ſprach,
Doch ſchien er ihr viel höfliches zu ſagen,
Und, weil's an zeit und freyheit ihm gebrach,
Sein herz ihr, wenigſtens durch blicke, anzutragen.

50.

Wie dem auch ſeyn mag, dies iſt ganz gewiß
(Fährt Fatme fort) daß ſich Almanſaris
Der ſchönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen
Bewieſen hat, und ihr viel ſchönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden ſeltner reiz,
Ihr gleich beym erſten blik Almanſors herz entzogen;
Und daß ſie ein gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

Brutus.

Es muß durch ſeinen Tod geſchehen; und dazu hab' ich für meinen Theil nicht die mindeſte perſönliche Urſach; aber um des Ganzen willen -- Er will ſich krönen laſſen -- Die Frage iſt, wie dieſes ſeine Gemüthsart verändern könnte; der glänzende Sommer-Tag iſt's, der die Natter hervorbringt -- Diß ſoll uns vorſichtig gehen lehren -- Ihn krönen -- das hieſſe ſoviel als ihm einen Stachel beylegen, womit er uns nach ſeinem Belieben verwunden könnte; mit einer Gewalt, die keine Rechenſchaft ſcheuen muß, iſt allemal der Mißbrauch dieſer Gewalt verbunden; und doch muß ich dem Cäſar die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ich kein Beyſpiel weiß, da ſeine Leidenſchaften mehr Gewalt über ihn gehabt hätten, als ſeine Vernunft. Allein es iſt eine gewöhnliche Erfahrung, daß Beſcheidenheit der jungen Herrſchſucht Leiter iſt; derjenige der hinaufſteigt, hat anfangs die Augen immer auf ſie gerichtet; aber wenn er einmal den oberſten Sproſſen erreicht hat, dann kehrt er der Leiter den Rüken zu, ſchaut in die Wolken, und verachtet die niedrigen Grade, worauf er emporgeſtiegen; ſo könnt' es Cäſar machen, und damit er es nicht wolle, muß man ihm zuvorkommen. Und da kein hinlänglicher Grund vorhanden iſt, eine ſolche Unternehmung durch das was er izo iſt, zu rechtfertigen, ſo muß man ihr dieſe Geſtalt geben: Daß der Zuwachs deſſen was er iſt, in dieſe und dieſe Extremitäten ausſchlagen würde; und daß er alſo wie ein Schlangen-Ey anzuſehen ſey, welches,

51.

Angſt, freude, lieb und ſchmerz, mahlt, während Zatme ſpricht,
Sich wechſelsweis in Hüons angeſicht.
Daß es Amande ſey, ſcheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt ſich ſonnenklar,
Daß Oberon, wiewohl noch unſichtbar,
Die zügel ſeines ſchikſals wieder lenket.
Wohlan dann, Freunde, ſpricht er, rathet nun,
Was meynet ihr? Was iſt nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland ſelbſt kaum wagen gutzuheißen,
Erwiedert Scheraemin; wiewohl es rathſam iſt,
Uns ingeheim, auf alles was geſchehen
Und nicht geſchehen kann, mit waffen zu verſehen.
Doch, vor der hand, verſuchen wirs mit liſt!
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des grabens ſchämet,
Beym Ibrahim als gärtner dienſte nähmet?

53.

Geſezt, der Alte macht auch anfangs ſchwierigkeit,
Er ſieht euch ſchärfer an, und ſchüttelt
Sein weiſes haupt; mir iſt dafür nicht leid;
Ein ſchöner diamant hat manches ſchon vermittelt.
Laßt dieſe ſorge mir, Herr Ritter! Zwiſchen heut
Und morgen ſohn wir euch, troz aller ſchwierigkeit,
Zum nettſten gärtnerſchurz betittelt;
Das weitre überlaßt dem Himmel und der zeit.

Der vorſchlag däucht dem Ritter wohl erſonnen,
Und wird nun ungeſäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim iſt bald ſo gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu ſeinem ſchweſterſohn, der von Damask gekommen,
Und in der blumenzucht beſonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen,
Und tritt ſein neues amt mit vielem anſtand an.

Oberon

Dreyzehnter Geſang.

1.

Die Hoffnung, die ihr ſchimmerndes gefieder
Um Hüon wieder ſchwingt, Sie, die er einzig liebt,
Bald wieder ſein zu ſehn, die goldne hoffnung giebt
Ihm bald den ganzen glanz der ſchönſten jugend wieder;
Schon der gedanke blos, daß ſie ſo nah ihm iſt,
Daß dieſes lüftchen, das ihn kühlet,
Vielleicht Amandens wange kaum geküßt,
Vielleicht um ihre lippen kaum geſpielet:

2.

Daß dieſe blumen — die er bricht,
Und maleriſch in kränz' und ſträuſſe flicht,
Um in den Harem ſie, wie üblich iſt, zu ſchicken,
Vielleicht Amanden locken ſchmücken,
Ihr ſchönes leben vielleicht an ihrer lieblichen bruſt
Verduften — der gedank erfüllt ihn mit entzücken;
Das ſchöne roth der ſehnſucht und der luſt
Färbt wieder ſeine wang' und ſtralt aus ſeinen blicken.

3.

Die heiße tageszeit vertritt das amt der nacht
In dieſem land', und wird verſchlummert und verträumet.
Allein, ſobald der abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe munter macht,
Schon alle ſchatten an, wo ſeine Holde ſäumet.
Er weiß, die nacht wird hier mit wachen zugebracht;
Doch darf ſich in den gärten und terraſſen
Nach ſonnenuntergang nichts männlichs ſehen laſſen.

4.

Die Damen pflegen dann, beym ſanften roſenglanz
Der dämmerung (die hier ſich niemals ganz
Verliert) bald paarweis, bald in rotten,
Die blühenden alleen zu durchtrotten.
Oft kürzt geſang und ſaitenſpiel und tanz
Die ſchnelle nacht; drauf folgt in ſtillen grotten
Ein bad, zu dem Almanſor ſelbſt (ſo ſcharf
Gilt hier des wohlſtands pflicht) ſich niemals nähern darf.

5.

Amanden (die, wie unſer Ritter glaubte,
Im Harem war) zu ſehn, blieb keine möglichkeit,
Wofern er nicht ſich um die dämmrungszeit
Im garten länger ſäumt als das Geſez erlaubte.
Er hatte drenmal ſchon die unruhvollſte nacht
In einem buſch, bey dem vorbeyzugehen
Wer aus dem Harem kam genöthigt war, durchwacht,
Belauſcht, gegukt, und ach! Amanden nicht geſehen!

6.

Fußfällig angefleht von Fatme, Ibrahim,
Und Scherakmin, ihr und ſein eignes leben
So offenbar nicht in gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der ſonnenwagen ihm
Zu ſchnell hinabgerollt, am vierten Abend (eben
Zur höchſten zeit) ſich noch hinwegbegeben,
Als plözlich, wie er ſich um eine Hecke dreht,
Almanſaris ganz nahe vor ihm ſteht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymfen eine,
Um, lechzend von des tages ſtrengem brand,
Im friſchen duft der Pomeranzenhayne
Sich zu erqehn. Ein leichtes nachtgewand,
So zart als hätten Spinnen es gewebet,
Umſchattet ihren leib, und nur ein goldnes band
Schließts um den buſen zu, der durch die dünne wand
Mit ſchöner ungeduld ſich durchzubrechen ſtrebet.

8. Nie

9.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher modell zu einer Venus bauen
Als dieſen leib. Sein reizender Kontur
Floß wellenhaft, dem feinſten auge nur
Bemerklich, zwiſchen dem Genauen
Und Ueberflüßigen, ſo weich, ſo lieblich hin,
Schwer war's dem kältſten Joſephsſinn,
Sie ohne lüſternheit und ſehnſucht anzuſchauen!

9.

Es war, in jedem theil, was je die Gottheit
Der Alkamenen und Lyſippen
Sich als das Schönſte dacht' und ihren Bildern lieh,
Es war Helenens Bruſt, und Atalantens Knie,
Und Leda's Arm, und Erigonens Lippen.
Doch bis zu jenem reiz erhob die kunſt ſich nie,
Der ſtets, ſobald dazu die luſt in ihr erwachte,
Sie zur Beſiegerin von allen herzen machte.

10.

Der Geiſt der Wolluſt ſchien alsdann
Mit ihrem athem ſich den lüften mitzutheilen
Die um ſie wehn. Von Amors ſchärfſten pfeilen
Sind ihre augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kämpfen will! Denn, könnt' er auch entgehen
Dem feuriaſchmachtenden Blik, der ihn ſo lieblich kirrt,
Wie wird er dieſes Mund's verführungen, wie wird
Er ihrem Lächeln widerſtehen?

11.

Wie dem Enrenenten der zauberiſchen ſtimme,
Der des gefühls geheimſte ſaiten reat?
Der in der ſeele ſchoß die ſüße töuſchung trägt
Als ob ſie ſchon in wolluſtſeufzern ſchwimme?
Und wenn nun, ob vielleicht die Weisheit ſichs verſehn;
Verrätheriſch ieder ſinn, zu ihrem ſieg vereinigt,
Den lezten augenblik der trunkenheit beſchleunigt:
Wie kann, o ſagt, wie kann er widerſtehn?

12.

Doch, ruhig! Fern iſt noch, und ungewiß vielleicht
Der Schiffbruch, der uns izt faſt unvermeidlich däucht;
Zu ſichen Hoffnung auf alle fälle
Das Paradies offen in dieſem augenblik
Nicht an — Die war zu nah — wiewohl an Hüons ſtelle
Ein wahrer gärtner doch geſehen wär'. Zum glük
Hilft, ſagt ſie fragt, ein korb mit blumen und mit früchten
Den er im arme trägt, ihm, eine antwort dichten.

13.

Natürlich ſtuzt die ſchöne Königin,
In ihrem wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machſt du hier, fragt ſie den Paladin
Mit einem blik, der iedem andern Weſen
Des alten gärtners tödlich war.
Doch Hüon, unterm ſchirm geſenkter augenlieder,
Läßt auf die knie ſich mit edler ehrfurcht nieder,
Und ſtellt den blumenkorb ihr als ein opfer dar.

14. Er

14.

Er hatte (ſpricht er) bloß es ihr zu überreichen
Die zeit verſäumt, die allen ſeinesgleichen
Die gärten ſchließt. Hat er zuviel gethan,
So mag ſein kopf den raſchen eifer büßen.
Allein die Göttin ſcheint in einen mildern plan
Vertieft, indeß zu ihren füßen
Der ſchöne Freſſer liegt. Sie ſieht ihn gütig an,
Und ſcheint mit mühe ſich zum fortgehn zu entſchließen.

15.

Den ſchönſten Jüngling, den ſie jemals ſah — und ſchön
Wie Helden ſind, mit kraft und würde — fremde
Der farbe nach — in einem gärtnerhemde —
Dies ſchien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hätte ſie mit ihm ſich näher eingelaſſen,
Hielt nicht der ſtrenge zwang des wohlſtands ſie zurük.
Sie winkt ihm endlich weg; doch ſcheint ein Seitenblik,
Der ihn begleitet, viel, ſehr viel in ſich zu faſſen.

16.

Sie ſchreitet langſam fort, ſtillſchweigend, dreht ſogar
Den ſchönen hals, ihm hinten nach zu ſehen,
Und zürnt, daß er dem wink ſo ſchnell gehorſam war.
War er, den blik, der ihn erklärte, zu verſtehen,
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reizenden geſtalt
An ſeele? Trägt das ungeduld'ge feuer
In ſeinem blik? Macht die gefahr ihn kalt?
Wie, oder ſucht' er hier ein Anders abenteuer?

17.

Ein anders? — Dieſer zweifel hüllt
Ihr plözlich auf, was ſie ſich ſelber zu geſtehen
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons bild,
Irrt ſie die ganze nacht durch lauben und alleen,
Horcht jedem lüftchen das ſich regt
Entgegen, jedem blat das a.s ein anders ſchlägt;
Still! ſpricht ſie zur Vertrauten, laß uns lauſchen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene hecke rauſchen.

18.

Es iſt vielleicht der ſchöne Gärtner, ſpricht
Die ſchlaue Zof': er iſt, wofern mich alles nicht
An ihm betrügt, der Mann ſein leben dran zu ſetzen,
Um hier, im hinterhalt, an einen buſch gedrükt,
Mit einem anblik ſich noch einmal zu ergötzen
Der ihn ins Paradies verzükt.
Wie wenn wir ihn ganz leiſe überraſchten,
Und auf der friſchen that den ſchönen Freſler haſchten?

19.

Schweig, Närrin, ſpricht die Haremskönigin,
Du faſelſt, glaub ich, gar im traume?
Und gleichwohl richtet ſie geradenwegs zum baume,
Woher das rauſchen kam, die leichten ſchritte hin.
Es war ein Eidechs nur geweſen,
Der durchs geſträuch geſchlüpft. — Ein ſeufzer, halb erſtikt,
Halb in den ſtrauß, den ſie zum munde hielt, gedrükt,
Bekräftigt was Nadin' in ihrem blik geleſen.

20.

Unmuthig kehrt sie um und mit sich selbst in zwist,
Beißt sich die lippen, seufzt, spricht etwas und vergißt
Beym dritten wort schon was sie sagen wollte,
Zürnt, daß Nadine nicht die rechte antwort giebt,
Und nicht erräth, was sie errathen sollte;
Die schöne Dame ist, mit Einem wort — verliebt!
Sogar ihr blumenstrauß erfährts — wird, ohn' ihr wissen,
Zerknikt, und, blat vor blat, verzettelt und zerrissen.

21.

Drey Tage hatte nun das Uebel schon gewährt,
Und war, durch zwang und widerstand genährt,
Mit jeder nacht, mit jedem morgen schlimmer
Geworden. Denn, sobald der abendschimmer
Die bunten fenster mahlt, verläßt sie ihre zimmer,
Und streicht, nach Nymfen art, mit halbentbundnem haar,
Durch alle gartengäng' und felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein, vergebens lauscht' ihr blik, vergebens pochte
Ihr busen ungeduld: der schöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr sehn, was auch die ursach heissen mochte.
Unglükliche Almansaris!
Dein stolz erliegt. Wozu dich selbst noch länger quälen,
(Denkt sie) und was dich nagt Nadinen, die gewiß
Es lange merkt, aus eigensinn verheelen?
Verheimlichung heilt keinen schlangenbiß.

23.

Sie wähnt sie suche trost an einer Freundin busen,
Doch was sie nöthig hat ist eine Schmeichlerin.
In dieser hofkunst war Nadine meisterin.
Der fast von allen Pompelmusen
In Africa erstickte nicht so gut
Der wollustathmenden Sultanin gährend blut,
Als dieser Freundin rath und zärtliches bemühen
Den Mann, den sie begehrt, bald in ihr netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bey verschloßnen thüren
Ihn in den theil des Harems einzuführen
Worinn Almansaris ganz unumschränkt befahl,
Schien nicht so schwierig, seit der Sultan, ihr gemahl,
Der leidenschaft zur schönen Zoradinen
(Wie sich die junge Fremde hieß,
Die durch ein wunder jüngst an diesem strand erschienen)
Ganz öffentlich und frey sich überließ.

25.

Die Amme hatte sich im schließen nicht betrogen,
Es war Amande selbst, die aus der räuber Macht
Titania durch einen bliz gezogen
Und unverlezt an diesen strand gebracht.
Ihr wißt, was sich begab als sie ans land gekommen;
Wie ihr Almansor straks sein flüchtig herz geweiht,
Und wie mit neidischer verstellter zärtlichkeit
Almansaris sie aufgenommen.

ausgebrütet, seiner Art nach schädlich würde, und folglich in der Schaale erstikt werden muß --

Lucius kommt zurük.

Lucius.

Gnädiger Herr, die Wachsfakel brennt in euerm Cabinet. Wie ich im Fenster einen Feuerstein suchte, fand ich diesen versiegelten Zettel, und ich weiß gewiß, daß er noch nicht da war, wie ich zu Bette gieng.

[Er übergiebt ihm das Papier.]

Brutus.

Geht wieder zu Bette, es ist noch nicht Tag. Ist nicht morgen der fünfzehnte Merz, Junge?

Lucius.

Ich weiß es nicht, Gnädiger Herr.

Brutus.

Sieh in den Calender, und bringe mir Nachricht.

Lucius.

Ich gehe -- (ab.)

Brutus.

Die feurigen Ausdünstungen, die in der Luft auflodern, geben so viel Licht, daß ich dabey lesen kan. (Er öffnet das Papier und liest:) Brutus, du schläfst? Erwache, -- und sieh dich selbst! Soll Rom -- Rede, schlage, verbeßre!

26.

Der Sultan war vielleicht der allerschönste Mann
Auf den die Sonne je geschienen,
Und wußte dessen sich so siegreich zu bedienen,
Daß ihm noch nie ein weiblich herz entrann.
Zum erstenmal bey dieser Zoradinen
Verlohr er seinen ruhm. Für Sie ist nur Ein mann
Auf erden; Sie hat keine augen, keinen
Gedanken, keinen sinn, als nur für diesen Einen.

27.

Die Würde ohne stolz, die edle sicherheit,
Die anstandvolle, unverstellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne kälte,
Womit sie ihn, der hier befehlen kann, so weit
Von sich zu halten weiß, daß er wie sehr er brennet
Ihr kaum durch einen stummen blik
Zu klagen wagt, — dies alles sieht und nennet
Almansaris der Buhlkunst meisterstük.

28.

Gewohnt, des Sultans herz nach ihrer lust zu drehen,
Zu herrschen über ihn, im Harem unbeschränkt
Zu herrschen, könnte sie den Szepter ungekränkt
Von dieser Fremden aus der hand sich spielen sehen?
Zwar leyht sie ihrem haß ein lächelndes gesicht,
Und thut als zweifle sie an Zoradinen nicht;
Doch überall ist's in des Harems mauern
Verborgner augen voll, die all ihr thun belauern.

29. Allein

29.

Allein, seitdem des schönen Gärtners reiz
Mit Amors schärfstem pfeil ihr stolzes herz durchdrungen,
Hat lustbegier die eifersucht verschlungen.
Ihr ehrgeiz weicht nun einem süßern geiz,
Dem geiz nach seinem kuß. Ihn wieder zu besiegen
Ist nun ihr einz'ger stolz. Mag doch die ganze welt
Zu Zoradinens füßen liegen,
Wenn Sie nur den sie liebt in ihren armen hält.

30.

Sie selbst befördert nun den anschlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern theil
Des Harems, den Almonsor schon in eil
Für sie bereiten ließ, anständ'ger zu bedienen.
Der Fremden wahrer stand, wiewohl sie ihn noch nicht
Gestehe, mache dies zu einer art von pflicht;
Beym ersten anblik könn' es keinem aug' entgehen,
Sie sey gewohnt nichts über ihr zu sehen.

31.

Indem Almanzaris, mit list'ger höflichkeit,
Auf diese weise sich in ihren eignen zimmern
Von einer Zeugin, die ihr lästig ist, befreyt:
Läßt, ohne sich um sie, und wie sie sich die zeit
Vertreiben kann und will, im mindesten zu kümmern,
Almanzor, der nun ganz sich seiner Liebe weiht,
Ihr freyen raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr sich hundert hände bieten.

32.

Unmäßig grämt indeß der ſchöne Gärtner ſich,
Daß ihm — der ſchon ſeit mehr als ſieben tagen
Die mauern, wo Amande traurt, umſchlich,
(Denn daß ſie traurt, das kann ſein eignes herz ihm ſagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu ſehn, nur ihres leichten fußes ſpur,
(Er würd' ihn, o gewiß! aus tauſenden erkennen!)
Die unmitleidigen geſtirne noch mißgönnen.

33.

Er wirft ſich unmuthsvoll bey ſeinen freunden hin;
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen weg erſinnen,
Nur einen einz'gen mund im Harem zu gewinnen,
Der meinen namen nur, und daß ich nah ihr bin
Ins ohr ihr flüſtre? — " Still! da kömmt mir was zu ſinn,
Ruft Fatme aus: Ihr ſollt ihr einen Sclam ſchicken!
Geht nur, die blumen die uns nöthig ſind zu pflücken;
In dieſer ſprache bin ich eine meiſterin.

34.

Und Haſſan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein myrtenreis, und lilien, und ſchaßmin,
Und roſen und ſchonkilien herzuholen.
Drauf heißt ſie ihn ein haar aus ſeinen locken ziehn,
Nimmt dünnen goldnen drat, und windet
Und dreht das haar mit ihm zuſammen, bindet
Den ſtrauß damit, und d'rein ein lorberblat
Worauf er A und H, verſchränkt, gekritzelt hat.

35.

Nun, ſpricht ſie, wenn ichs noch mit zimmetwaſſer netze,
So iſts der ſchönſte brief, den je ein herzensdieb
Von eurer art an ſeine Liebſte ſchrieb.
Wollt ihr, daß ichs geſchwind euch überſetze?
Verliere keine zeit, ruft Hüon, tauſend dank!
Du kannſt nicht bald genug mir eine antwort bringen;
Die liebe ſchütze dich und laß es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieſer raſenbank.

36.

Die gute Fatme gieng. Allein, weil ihr kein zimmer
Im innern theil des Harems offen ſtand,
So lief der ſtrauß durch manche ſclavenhand,
Und ward zuletzt (wie ſich der zufall immer
In alles ungebeten miſcht)
Durch einen irrthum von Nadinen aufgefiſcht,
Und ihrer Königin, nachdem ſie erſt durch fragen
Das wie und wann erforſcht, frohlockend zugetragen.

37.

Weil Fatme dieſen brief gebracht,
Die Sclavin Ibrahims, ſo konnte der verdacht
Auf keinen andern als den ſchönen Haſſan fallen.
Und daß er aus des Harems Schönen allen
Der Schönſten gelten muß, ſcheint eben ſo gewiß;
Zumal nach dem was jüngſt ſich zugetragen.
Was könnte denn das A und H ſonſt ſagen,
Als — Haſſan und Almanſaris?

38.

Und hätte ſie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbuhlerin;
Nur deſtomehr triumf für ihren ſtolzen ſinn,
Der Feindin mit gewalt die beute wegzurauben!
Die eyferſucht, die dies auf einmal rege macht,
Vereiniget ſich mit andern ſanftern trieben,
Nicht länger als bis auf die nächſte nacht
Den ſchönen ſieg, nach dem ſie dürſtet, zu verſchieben.

39.

Indeſſen kommt, entzükt von ihres auftrags glük,
Und ohne argwohn, hintergangen
Zu ſeyn, faſt athemlos, mit glühend rothen wangen
Vor freud und haſt, die Amme nun zurük.
Ihr blik iſt ſchon von fern als wie ein ſonnenblik
Aus wolken, die ſich juſt zu theilen angefangen.
Herr Ritter (raunt ſie ihm ins ohr) was gebt ihr mir?
So öfnet heute noch ſich euch die Himmelsthür?

40.

Mit Einem wort, Ihr ſollt Amanden ſehen!
Noch heut', um mitternacht, wird euch die kleine thür
In's myrtenwäldchen offen ſtehen:
Der Sclavin, die euch dort erwartet, folget ihr
Getroſt wohin ſie geht, und fürchtet keine ſchlingen;
Sie wird euch unverſehrt an ort und ſtelle bringen."
Das gute weib, dem nichts von argliſt ſchwahnt,
Hält ſich des weg's gewiß, den ſie ihm ſelbſt gebahnt.

41.

Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hüon aus — ich soll sie wiedersehn!
Noch Diese nacht! Und wär's durch tausend wunden
Unmittelbar von Ihr, in meinen tod zu gehn,
Kaum würde weniger die nachricht mich erfreuen!
Mein bester Herr, ich habe guten mut;
Die sterne sind uns hold, ihr werdet Sie befreyen,
(Spricht Scherasmin) und alles wird noch gut!

42.

Gebt mir drey tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht fern in einer sichern bucht
Vor anker liegen soll; bereit, beym ersten winke,
Sobald der augenblik zur flucht
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen.
Noch läßt's das kästchen uns an mitteln nicht gebrechen;
Nur gold genug, so ist die welt zu kauf;
Ein goldner schlüssel, Herr, schließt alle schlösser auf!

43.

Indeß daß unser Held die zeit von seinem glücke
Mit ungeduld an seinem pulse zählt,
Und, weil sein puls mit jedem augenblicke
Behender schlägt, sich immer überzählt:
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,
Gerüstet schon zum sieg, die mitternacht herbey.
Gefällig bot der Zufall ihrem plane
Die hand, und machte sie von allen seiten frey.

44.

Ein groſses Fest, der schönen Zoradinen
Zu ehren im palast vom Sultan angestellt,
Wobey die Odalisken all' erschienen,
Gab ihr, in ihrem theil des Harems, offnes feld.
Daß sich Almansaris für überflüßig hält
Bey dieser lustbarkeit, schien keinem ungebührlich;
Im gegentheil, man fand das kopfweh sehr natürlich,
Das, wie gebeten, sie auf einmal überfällt.

45.

Die stunde ruft. Der schöne Gärtner nahet
Sich leise durchs gebüsch der kleinen gartenthür.
Wie klopft sein herz! Ihm fehlt der athem schier,
Da eine weiche hand im dunkeln ihn empfahet,
Und sanft ihn nach sich zieht. Stillschweigend folgt er ihr,
Mit leisem tritt, bald auf bald ab, durch enge
Sich oft durchkreuzende lichtlose bogengänge,
Und nun entschlüpft sie ihm vor einer neuen thür.

46.

Wo sind wir, flüstert er, und tappt mit beyden händen.
Auf einmal öfnet sich die thür. Ein matter schein,
(Wie wenn sich, zwischen myrtenwänden
Mit epheu überwölbt, in einem frühlingshayn
Der tag verliert) entdekt ihm eine reyhe zimmer
Die ohne ende scheint; und, wie er vorwärts geht,
Wird unvermerkt das matte licht zu schimmer,
Der schimmer schnell zum höchsten glanz erhöht.

47.

Er steht betroffen und geblendet
Von einer pracht, die alles, was er ie
Gesehn, beschämt; so sehr ist gold und Lazuli
Und was Golcond und Siam reiches sendet,
Mit stolzer üppigkeit hier überall verschwendet.
Doch unbefriedigt sucht sein liebend auge — Sie.
Wo ist Sie, seufzt er laut. Kaum ist sein ach! entflogen,
So wird, in einem bliz, ein vorhang weggezogen.

48.

Zu beyden seiten rauscht der reiche goldstoff auf,
Und welch ein schauspiel zeigt sich seinen starren blicken!
Ein goldner thron, und eine Dame drauf
So wie ein Bildner sich, verloren in entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymfen, jede jung
Und voller reiz, wie Amors Schwestern, schweben
In Gruppen um sie her — um, gleich der dämmerung,
Den steigenden triumf der Sonne zu erheben.

49.

Von rosenfarbner seide kaum
Beschattet, schienen sie, zu ihrer Dame füßen,
Wie wölkchen, die in einem Dichtertraum
Um Cythereens wagen fließen.
Sie selbst, im reichsten puz und mit Juwelen ganz
Belastet, zeigt ihm bloß, daß all dies bunte funkeln
Nicht fähig ist, den angebohrnen glanz
Von ihrer schönheit zu verdunkeln.

50.

Herr Hüon (der ſich nun der gärtner Haſſan nennt)
So wie ſein auge ſich zu ihr erhebt — erkennt
Almanſaris, erſchrikt, verwirrt ſich, wankt zurücke.
Dies allverblendende wollüſt'ge traumgeſicht
Was ſoll es ihm? — Er ſieht Amanden nicht!
Sie ſuchte hier ſein herz, Sie ſuchten ſeine blicke.
Almanſaris, die ſehr verzeyhlich irrt,
Glaubt, daß ihr glanz allein ihn blendet und verwirrt.

51.

Sie ſteigt vom thron herab, kömmt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bey der hand, und ſcheint bereit, für ihn
Die Majeſtät, vor der ihm ſchwindelt, abzulegen,
Und allen vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr anſtand immer freyer;
In ihren augen brennt ein lieblichlodernd feuer
Und ſpielt elektriſch ſich in ſeinen buſen ein;
Sie drükt ihm ſanft die hand, und heißt ihn frölich ſeyn.

52.

Halb unentſchloſſen ſcheint ſein blik ihr was zu ſagen;
Sie winkt die Nymfen weg, und weg iſt auch ſein muth.
Er ſcheint zu furchtſam, nur die augen aufzuſchlagen.
Die ſcene ändert ſich. Ein zweyter vorhang thut
Sich auf. Almanſaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern ſaal, wo rings umher die wand
Bekleidet war mit roſen und mit myrten,
Und mit erfriſchungen ein tiſch beladen ſtand.

53.

Beym eintritt werden sie mit sang und klang empfangen,
Aus saiten und gesang ertönt der freude geist:
Und Hassan sezt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber sich. Erröthendes verlangen
Und schöne ungeduld bekennet, furchtsamdreist,
In ihrem schwimmenden blik, auf ihren glühenden wangen,
Ihm seinen sieg: Allein, aus seinen augen bricht
Wie aus gewölk ein traurigdüstres licht.

54.

Zwar irrt, nicht blöde mehr, sein blik von freyen stücken
Auf ihren reizungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit schmachtendem entzücken,
Nicht, wie sie wünscht, vom thau wollüst'ger thränen schwer.
Er ist zerstreut, er scheint sie zu vergleichen,
Und jeder reiz, der ihm nachstellend sich enthüllt,
Mahlt nur lebendiger Amandens edles bild,
Und muß, beschämt, den keuschen reizen weichen.

55.

Vergebens reicht sie ihm den blinkenden pocal
Mit einem blik, der Amors ganzen köcher
In seinen busen schießt. Beym frohsten Göttermahl
Reicht ihrem Herkules den vollen Nektarbecher
Mit süßerm lächeln selbst die junge Hebe nicht.
Umsonst! Mit festigem gesicht
Nimmt er den becher an, den kaum ihr mund berührte,
Und trinkt, als ob er gift auf seiner zunge spürte.

verbeßre! Brutus, du ſchläfſt; Erwache! -- Solche Aufforderungen ſind ſchon öfters auf eine verdekte Art an mich ergangen -- Soll Rom -- diß muß ich ſo ergänzen: Soll Rom unter eines einzigen Mannes Bottmäßigkeit ſtehen? Wie, Rom? Meine Voreltern trieben den Tarquin aus den Straſſen von Rom, da er ein König genannt wurde. Rede, ſchlage, verbeßre, -- werd' ich aufgefodert zu reden, und zu ſchlagen? O Rom, ich verſprech' es dir, wenn die Verbeſſerung erfolgen kan, ſo ſollſt du eine vollkommne Gewährung deiner Bitte von der Hand des Brutus empfangen.

Lucius kommt zurük.

Lucius.

Gnädiger Herr, es ſind würklich vierzehn Tage vom Merz verſtrichen.

Brutus.

Gut; geh an die Thüre; es kloyſt jemand. (Lucius geht ab.) Seitdem mich Caſſius zuerſt gegen den Cäſar aufgereizt hat, iſt kein Schlaf in meine Augen gekommen. Zwiſchen der Ausführung einer furchtbaren That und ihrer Empfängniß, iſt die ganze Zwiſchenzeit wie ein Phantom, oder ein ſchrekenvoller Traum; der Genius und die ſterblichen Werkzeuge ſind dann in Berathſchlagung, und die innerliche Verfaſſung des Menſchen gleicht einem Königreich, das von einer allgemeinen Empörung gähret.

Lucius

56.

Die Dame winkt: und ſchnell ſchlingt ſich die ſchweſterſchaar
Der Nymfen, die vorhin den goldnen thron umgaben,
In einen tanz, der Todte auf der baar
Mit neuen ſeelen zu begaben,
Und Geiſter zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder paar und paar,
Sieht Hüon hier die lieblichſten geſtalten
In tauſendfachem licht freygebig ſich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, ſcheint alles abgezielt
Begierden ihm und ahnungen zu geben:
Er fühl' es immerhin, denkt ſie, wenn er nur fühlt.
Wie reich das ſchauſpiel iſt das hier die Schönheit ſpielt!
Wie reizend iſt der Arme leichtes ſchweben,
Der Hüften üppiger ſchwung, der Knöchel wirbelnd beben!
Wie ſchmachtend fallen ſie, mit halbgeſchloßnem blik,
Als wie in ſüſſen Tod izt ſtufenweis zurük!

58.

Unwillig fühlt die überraſchten ſinnen
Der edle Mann in dieſer glut zerrinnen.
Er ſchließt zulezt die augen mit gewalt,
Und ruft Amandens bild zum mächt'gen gegenhalt;
Amandens bild, aus jener ernſten ſtunde
Als er, den druk noch warm auf ſeinem munde
Von ihrem kuß, zu Dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den eid der Lieb und Treue ſchwur.

59.

Er ſchwöret ihn, aufs neue, in gedanken
Auf ſeinen knie'n vor dieſem heil'gen bild:
Und plözlich iſts als hielt ein Engel ſeinen ſchild
Vor ſeine bruſt, ſo matt und kraftlos ſanken
Der Wolluſt pfeile von ihr ab.
Almanſaris, die acht auf alles gab
Was ihr ſein blik verrieth, klopft ſchnell in ihre hände,
Und macht in einem wink dem üpp'gen tanz ein ende.

60.

Und ob ſie gleich mit müh kaum über ſich gewann
Dem marmorharten jungen Mann
In ihren armen nicht empfindung abzuzwingen,
Verſucht ſie doch noch eins, das ſchwerlich fehlen kann;
Sie läßt ſich ihre Laute bringen.
Auf ihrem polſterſiz mit reiz zurükgelehnt,
Und, zum bezaubern faſt, durch ihre glut verſchönt,
Was wird ihr durch die gunſt der Muſen nicht gelingen?

61.

Wie raſch durchläuft in lieblichem gewühl
Der roſenfinger flug die ſeelenvollen ſaiten!
Wie reizend iſt dabey, aus ihrem offnen weiten
Rükfallenden gewand, der ſchönen arme ſpiel!
Und, da aus einer bruſt, die Weiſe zu bethören
Vermögend war, das mächtige gefühl
Sich in geſang ergießt, wie kann er ſich erwehren
Auf ſeinen knie'n die Göttin zu verehren?

62.

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn:
Es war das lied von einer Schäferin,
Die lange ſchon ein fen'r, das keine raſt ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen drang
Nicht länger widerſteht, und dem, der ſie bezwang,
Erröthend ihre pein und ſeinen ſieg bekennet.
Das lied ſtand zwar im buch; allein, ſo wie ſie ſang,
Singt keine, die nicht ſelbſt in gleichen flammen brennet.

63.

Hier weicht die ſtolze Kunſt der ſiegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die ſprache des gefühls, ſo mächtig ausgeſprochen,
Der ſchönen ohne klarer fluß
Durch kleine ſeufzerchen ſo häufig unterbrochen,
Der wangen höhers roth, des buſens ſchnellers pochen,
Kurz, Alles iſt vollſtrömender erguß
Der leidenſchaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im übermaas von dem was ſie empfand
Fällt ihr zulezt die Laute aus der hand.
Die Arme öffnen ſich — Doch, Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im fallen nach der Laute
Wie ein Begeiſterter, und ſtimmt mit mächt'gem ton
Die antwort an; geſteht, daß eine Andre ſchon
Sein herz beſizt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann ihr ungetreu zu werden.

65.

Fest war sein ton, und unbestechlich streng
Sein edler blik. Die Zauberin, wider willen,
Fühlt seine obermacht. Sie blaßt, und thränen füllen
Ihr zürnend aug; die luft kömmt ins gedräng
Mit ihrem stolz. Sie eilt sich zu verhüllen;
Verhaßt ist ihr das licht, der weite saal zu eng:
Mit einem kalten blik auf ihren
Rebellen, winket sie, ihn schleunig abzuführen.

66.

Die gipfel glänzten schon im ersten purpurlichte,
Als unser Held, die stirn in finstern' gram
Gehüllt, zurük zu seinen Freunden kam.
Erschrocken lasen sie in seinem angesichte
Beym ersten blik die hälfte der geschichte.
Unglükliche, spricht er zu Fatmen, die vor schaam
Zur erde sinkt, wohin war dir dein sinn entflogen?
Doch — dir verzeyh ich gern — du wurdest selbst betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieser nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn an der brust, und schwört: ihn soll die ganze Macht
Von Africa zurük nicht länger halten,
Mit schwert und schild, wie einem Rittersmann
Geziemt, in den palast zu dringen,
Und seine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
Du siehst nun, spricht er, selbst, was ich mit list gewann!

68.

Zu seinen füßen fleht ihm Scherasmin, und lange
Vergebens, nur drey tage noch dem zwange
Der nöthigen verborgenheit
Sich in geduld zu untergeben,
Und nicht durch einen schritt, den selbst die tapferkeit
Verzweifelt nennt, sein und Amandens leben
Zu wagen: bittet nur um diese kurze zeit,
Um jedes hinderniß von seiner flucht zu heben.

69.

Auch Fatme fleht auf ihren knieen, strekt
Ihr haupt der rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser frist den zugang nicht entdekt.
Sie schwört, zum zweitenmal soll kein betrug zu schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter selber fühlt
Daß ihm sein unmuth nicht den besten weg empfiehlt:
Er giebt sein wort, und kehret in den garten
Zurük, um seines diensts und des erfolgs zu warten.

Oberon

Vierzehnter Gesang.

1.

Indessen sucht auf polstern von damast
Almansaris, mit Amors wildstem feuer
In ihrer brust, umsonst nur eine stunde rast.
Ists möglich, oder hat das schnöde abenteuer
Der lezten nacht ihr nur geträumt? Ein Mann
Verachtet dich, Almansaris? Er kann
Dich sehen und für eine andre brennen,
Kann dich verschmähn, und darf es dir bekennen?

2.

Zur wut treibt der gedanke sie;
Sie schwört sich grenzenlose Rache.
Wie häßlich wird er ihr! Ein ungeheu'r, ein drache,
Ist lieblicher, als ihre fantasie
Den Undankbaren mahlt — Wie lang'? — In zwo minuten
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewußt;
Bald soll er tropfenweis im staub vor ihr verbluten,
Bald drükt sie ihn entzükt an ihre brust.

3.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,
Der erste aller Erdensöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur
Der Neffe Ibrahims — In seinem ganzen wesen,
In seinem ton und anstand ist die spur
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;
Wo ist der stempel der Natur
Der einen König macht sichtbarer je gewesen?

4.

Er, er allein, ist Ihrer werth,
Ist werth, in ihrem arm sich zu vergöttern.
Und, o! ihr fehlt ein bliz, die Feindin zu zerschmettern,
Die ihn bezaubert hält, und ihr den sieg erschwert?
Doch, wie? Almansaris? Fühlst du dich selbst nicht besser?
Gönn ihm den kleinen stolz sich pfauengleich zu blähn
In seinem heldenthum! Selbst Dir zu widerstehn!
Das alles macht doch nur die lust des sieges gröſſer!

5.

Bestürm' ihn erst, eh du den mut verlierst,
Mit jedem reiz, auf den sich wahre schönheit brüstet;
Begieb, damit du ihn um so viel sichrer rührst,
Der fremden waffen dich, womit die Kunst uns rüstet;
Er fühl und seh' was Götter selbst gelüstet!
Und wenn du dann sein herz noch nicht verführst,
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin, erwache
Dein stolz, und schaffe dir die süße lust der Rache!

6. Er

6.

So flüſtert ihr aus einer Zofe mund
Der kleine Dämen zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietriſch ſitzen ſeht auf dieſem Erdenrund!
Der alle welt aus ſeinem zauberbecher
Berauſcht, und den, wer ihn nicht beſſer kennt,
Zur ungebühr, den Gott der Liebe nennt:
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur nachricht ſey es kund! — Aſmodi iſt ſein name.

7.

Almanſaris, in deren warmen blut
Schon ein Verführer ſchleicht, iſt gegen den Betrüger
Von Außen, weniger als jemals auf der hut;
Sein anhauch nährt und fächelt ihre glut,
Und kaum daß ſie, zur zier, dergleichen thut
Als widerſtünde ſie, ſo iſt Aſmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, ſein würdiges Organ,
Legt den entwurf ſogleich mit vieler klugheit an.

8.

O! raubet nun dem bliz die feuerſchwingen,
Ihr ſtunden, ihn herbeyzubringen,
Den ſüßen Augenblik! Zu langſam ſchleichet ihr
(Wie ſchnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — Sie iſts nicht allein, die izt Secunden zählet:
Auch Hüon überlebt, von ungeduld gequälet,
Den trägen Gang der drey verhaßten taae kaum,
Und wachend und im ſchlaf iſt Rezia ſein traum.

9.

Der zweyte morgen war dem sehnlichen verlangen
Der Haremskönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockicht, schön und rosenathmend stieg
Er, wie der Herold, auf, der ihr den schönsten sieg
Verkündigte: schon säuselt durch die Myrten
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste gürten,
Ein leichter morgenwind, und tausendstimmig schallt
Der vögel frühes chor im nahgelegnen wald:

10.

Doch um die grotte her ist unterm myrtenlaube
In ew'ger dämmerung das heiligthum der Ruh.
Hier girret nur die sanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre sehnsucht zu.
In diesen lieblichen gebüschen,
Dem dunkeln siz verborgner einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen morgenzeit
Almansaris mit baden zu erfrischen.

11.

Der anmutsvolle morgen rief
Den schönen Hassan auf, indeß noch alles schlief,
Die blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er, mit jedem tag, dem Harem zuzuschicken
Verbunden war: als ihm ein Sclav entgegenlief -
Und keuchend ihm befahl die grotte aufzuschmücken.
Der Neger fügt, zur eil' ihn anzuspornen, bey,
Daß eine Dame dort zu baden willens sey.

12.

Verdroſſen geht Herr Hüon, auszurichten
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten ſchichten
Von blumen, Fiorens ganzem ſchaz,
Den gröſten kerb, und eilt zum angewieſnen plaz.
Fern iſts von ihm, der ſache mißzutrauen.
Allein, denn eintritt in die grotte, fällt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares grauen,
Und ein verborgner Arm ſcheint ihn zurükzuziehn.

13.

Betroffen ſezt er ſeine blumen nieder,
Doch faßt er augenbliks ſich wieder
Und lächelt ſeiner furcht. Das zweifelhafte licht,
Das unter tauſendfachem flittern
In dieſem labyrinth mit ſichtbarm Dunkel ficht,
War ohnzweifel ſchuld an dieſem kind'ſchen zittern,
Denkt er, und geht getroſt, bey immer hellerm ſchein.
Mit ſeinem blumenkerb ins Innerſte hinein.

14.

Hier herrſcht ein Tag wie zu verſtohlnen freuden
Die ſchlaue Luſt ein zauberlicht ſich wählt,
Nicht tag nicht dämmerung; es ſchwebte zwiſchen beyden,
Nur lieblicher durch das was ihm zu beyden fehlt.
Es glich dem Mondſchein, wenn durch Roſenlauben
Sein ſilberlicht zerſchmilzt in blaſſes roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts gefährlichs droht,
Erwehrt ſich kaum bezaubert ſich zu glauben.

Lucius kommt wieder.

Lucius.

Gnädiger Herr, euer Bruder Caßius ist an der Thür, und begehrt euch zu sehen.

Brutus.

Ist er allein?

Lucius.

Nein, Gnädiger Herr, es sind noch etliche bey ihm.

Brutus.

Kennt ihr Sie?

Lucius.

Nein, ihre Hüte sind über die Ohren gezogen, und ihre Gesichter halb in ihren Oberröken begraben, so daß ich sie unmöglich an irgend einem Kennzeichen entdeken kan.

Brutus.

Laß sie hereinkommen --

[Lucius geht ab.]

Es sind die Zusammenverschwornen -- O Conspiration! Schämest du dich sogar bey Nacht, wenn alle Uebel frey sind, deine gefährliche Stirne zu zeigen? Wo willt du denn eine Höle finden, welche dunkel genug sey, dein scheußliches Antliz bey Tag zu verbergen? Suche keine; verbirg es in Lächeln und Freundlichkeit; denn wenn du in deiner natür-

15.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daß man hier, wo alles um und an
Von blumen strozt, noch blumen nöthig hätte;
Doch, wie sein auge nun auf alle seiten irrt,
O wer beschreibt wie ihm zu mute wird,
Da ihm auf einem ruhebette
Sich eine Nymf' aus Mahoms Paradies
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

16.

In einem licht, das zauberisch von oben
Wie eine Glorie auf sie herunterströmt,
Und, durch die dunkelheit des übrigen erhoben,
Mit ihres Busens schnee die lilien beschämt:
In einer lage, die ihm reizungen entfaltet
Wie seine augen nie so schön entschleyert sahn;
Mehr werth als alles, was zum Farren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

17.

Die Gaze, die nur, wie ein leichter schatten
Auf einem Alabasterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der nakтheit selbst den reiz der schaam zu gatten.
Weg, feder, wo Apell und Titian
Bestürzt den pinsel fallen ließen!
Der Ritter steht, und bebt, und schaut bezaubert an,
Wiewohl ihm besser war die augen zuzuschließen.

18.

In ſüſſem irrthum ſteht er da
Und glaubt (doch nur zween Augenblicke)
So ſchön iſt was er ſieht, er ſehe Rezia.
Allein, mit Recht mißtrauiſch einem glücke
Das ihm ungläublich däucht, tritt er ihr näher, ſieht,
Erkennt Almanſaris, und wendet ſich und flieht.
Er flieht, und fühlt im fliehn von zween elaſtiſchrunden
Milchweißen armen ſich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den ſchwerſten kampf, den je, ſeit Joſephs zeit,
Ein Mann gekämpft, den edeln kampf der Tugend
Und Liebestreu und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz und heißer Ueppigkeit.
Sein Will' iſt rein von ſträflichem entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem ſüßen flehn,
Den küſſen voller glut, dem zärtlichwilden drücken
An ihren buſen, widerſtehn?

20.

O Oberon, wo iſt dein lilienſtängel,
Wo iſt dein horn in dieſer fährlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu hülf' — Und noch zu rechter zeit
Kömmt hülf' ihm zu. Denn juſt, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm widerſtehn,
Und mit wollüſtger wut ihn die erhizte Schöne
Faſt überwältigt hat — läßt ſich Almanſor ſehn.

21. Gleich

21.

Gleich einem angeſchoßnen Wild,
Und wütend, eine Frau die ihn verſchmäht zu lieben,
Hat er, verfolgt von Zoradinens bild,
Schon eine ſtunde ſich im garten umgetrieben:
Der zufall leitet ihn in dieſes myrtenrund;
Er glaubt die ſtimme von Almanſaris zu hören,
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet ſtund,
Geht er hinein, ſich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch ſeiner Prieſterinnen
Gefährlichſte des Ritters Treu' beſtritt,
Wird ſchon von fern an ſeinem Sultansſchritt
Almanſors nahe ankunft innen.
O hülfe, hülfe! ſchreyt das ſchnellgewarnte Weib,
Und wechſelt ſtraks mit Hüon's Ihre rolle,
Stellt ſich, als kämpfte ſie um ihren eignen leib
Mit einem Wütenden, der ſie entehren wolle.

23.

Ihr wilder blik, ihr halbzerriſſenes gewand,
Ihr fliegend haar, des armen Gärtners ſchrecken
Der von der unverſehnen kecken
Beſchuldigung wie blizgetroffen ſtand,
Der erſt, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, alles ſchien in ihm den Freſſer zu entdecken.
O! Alla ſey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almanſorn ſelbſt die rettung ſchuldig bin!

24.

Drauf, als ſie ſchamhaft ſich in alle ihre ſchleyer
Gewickelt, läßt ſie, mit dem ton
Der unſchuld ſelbſt, ein falſches abenteuer:
Wie dieſer ſchändliche verkappte Chriſtenſohn,
Da ihr die luſt im kühlen ſich zu waſchen
Gekommen, ſich erfrecht ſie hier zu überraſchen,
Und wie ſie mit gewalt ſich ſeiner kaum erwehrt,
Als ihn, zu größtem glük, der Sultan noch geſtört.

25.

Um von dem häßlichen verbrechen,
Deß er beſchuldigt wird, den Ritter loszuſprechen,
Bedurft's nur Einen unbefangnen blik;
Doch ſeinem Richter fehlt auch dieſer einzge blik.
Der Held verachtet es, mit einer Frauen ſchande
Sich ſelbſt vom tode zu befreyn;
Er ſchmiegt den edeln Arm in unverdiente bande,
Und hüllet ſchweigend ſich in ſein bewußtſeyn ein.

26.

Der Sultan, den ſein Unmut zum verdammen
Noch raſcher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Freſler werd' in ketten weggeführt,
(Befiehlt er den ſclaven zu, die ſein befehl zuſammen
Berufen) werfet ihn in eine finſtre gruft;
Und morgen früh, ſobald vom thurm der Imam ruft,
Werd' er, im äußern hof, ein raub ergrimmter flammen,
Und ſeine aſche ſtreut mit flüchen in die luft!

27.

Der Edle hört sein urtheil schweigend, — blitzet
Auf das verhaßte Weib noch Einen blik herab,
Und wendet sich, und acht in fesseln ab,
Auf einen Mut, den nur die unschuld giebt, gestützet.
Kein sonnenblik erfreut das fürchterliche grab
Worinn er nun tief eingekerkert sitzet.
Der nacht des Todes gleicht die nacht die auf ihn drükt
Und jeden hoffnungsstral in seinem geist erstikt.

28.

Ermüdet von des Schiksals strengen schlägen,
Verdrossen, stets ein ball des wechselglüks zu seyn,
Seufzt er dem augenblik, der ihn befreyt, entgegen.
Schrekt ihn das Vorgefühl der fol'arfen feuerpein?
Die Liebe hilft ihm's übertäuben.
Sie stärkt mit Engelskraft die sinkende Natur.
Bis in den tod (ruft er) getreu zu bleiben
Schwur ich, Amanda, dir, und halte meinen schwur!

29.

O daß, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, Dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern erlitt' ich unbeweint
Mein traurig Loos! Doch, wenn ihr es erfahret,
Erfahret wessen ich beschuldigt ward, und mit
Dem schmerz um meinen tod sich noch die schande paaret,
Zu hören, daß ich nur was ich verdiente litt —

30.

O Gott! Es iſt zuviel auch dies noch zu erdulden!
Es büße immerhin für meine ſündenſchulden
Der ſtrengſte tod! Ich klage niemand an!
Dies einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebteſt, noch — beſchütze meine Ehre,
Beſchütze Rezia! — Du weiſt, was ich gethan!
Sag' ihr, daß ich den heil'gen Schwur der Treue
Zu halten, den ich ſchwur, den Feuertod nicht ſcheue.

31.

So ruft er aus, und, vom Vertraun geſtärkt
Daß Ob'ron ihn erhört, berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Geiſt des Schlummers
Mit ſeinem ſtab, dem Stiller alles kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter ſtein
Sein Küſſen iſt, in leichte träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum pfand, daß bald ſein leiden endet,
Der gute Schuzgeiſt ſelbſt dies labſal zugeſendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit finſterniß bedekt
Als ihn aus ſeiner ruh ein dumpfes klirren wekt.
Ihn däucht er hör' im ſchloß die ſchweren ſchlüſſel drehen;
Die eiſenthür geht auf, des kerkers ſchwarze wand
Erhellt ein blaſſer ſchein, er höret jemand gehen,
Und ſtemmt ſich auf — und ſieht — in ſil'nimmerndem gewand,
Die krone auf dem haupt, die lampe in der hand,
Almanſaris zu ſeiner ſeite ſtehen.

33.

Sie reicht die lilienhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,
Und — wirst du, spricht sie, mir vergeben
Was nur die schuld der not, nicht meines herzens, war?
O du Geliebter, hängt an Deinem schönen leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der gefahr
Dich zu entziehn, (trotz deinem widerstreben!)
Vom Holzstoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt', auf einen Thron, den du verdienst, zu heben!

34.

Die Liebe öffnet dir der Hoheit sonnenbahn:
Auf, mache sie von deinem ruhm erschallen!
Nimm diese hand, die dir sich schenket, an;
In einem wink soll dein Verfolger fallen,
Und all sein volk, wie staub, um deine füße wallen
Im ganzen Harem ist mir alles unterthan;
Vertraue dich der Liebe sichern händen,
Und, was sie wagte, wird dein eigner mut vollenden!

35.

„Hör' auf! o Königin, dein Antrag häufet bloß
Mein leiden, durch die qual Dir alles abzuschlagen.
O! warum zwingst du mich's zu sagen?
Ich kaufe mich durch kein Verbrechen los!"
Ists möglich? ruft sie, kann so weit der unsinn gehen?
Unglücklicher, im angesicht
Der flamme, die bereits aus deinem holzstoß bricht,
Kannst du Almansaris und einen Thron verschmähen?

36.

Sag mir, verſetzt er, Kiniam,
Ich könne dir mit meinem blute nützen,
So ſoll die luſt, womit ich eil' es zu verſprützen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum danke, dir mein herzensblut, mein leben,
Nur meine ehre nicht, nur meine treu nicht geben.
Wer Ich bin weiß du nicht, vergiß nicht wer Du biſt,
Und mute mir nichts zu, was mir unmöglich iſt.

37.

Pelmanſaris, aufs äußerſte getrieben
Durch ſeinen widerſtand, ſie wendet alles an,
Was ſeine Treu durch alle ſtufen üben
Und ſeinen mut ermüden kann.
Sie reizt, ſie droht, ſie fleht, ſie fällt, verloren
In lieb' und ſchmerz, vor ihm auf ihre knice hin;
Doch unbeweglich bleibt des Helden feſter ſinn,
Und rein die Treu, die er Amanden zugeſchworen.

38.

So ſtirb dann, weil du willſt! ruft ſie, des athems ſchier
Vor wut beraubt; ich ſelbſt, ich will an deinem leiden
Mein gieriq aug mit heiſer wolluſt weiden!
Stirb als ein thor! des Starrſinns opferthier!
Schreot ſie mit funkelndem aug', und flucht der erſten ſtunde
Da ſie ihn ſah, verwünſcht mit bebendem munde
Sich ſelbſt, und ſtürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder, klirrend, ſich des kerkers eiſenthür.

39.

Inzwiſchen hatte das gerüchte,
Das Unglükmähren gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige geſchichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der ſchöne Haſſan, hieß es, ſey im bade
Vom Sultan mit Almanſaris allein
Gefunden worden, und morgen, ohne gnade,
Werd' er, im großen hof, ein raub der Flammen ſeyn.

40.

Ob Hüon ſchuldlos ſey war ihnen keine frage;
Sie kannten ja der ſachen wahre lage.
Doch, hätt' er auch gefehlt, ſo war er mitleidswerth.
In fällen dieſer art wird ächte Treu bewährt.
Anſtatt die zeit mit jammern zu verderben,
Beſchloſſen ſie, das äuſſerſte für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieſer noth zu ziehn,
Und, ſchlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu ſterben.

41.

Kurz eh der tag begann, gelingt es Fatmens mut
Und wachſamkeit die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt ſich bis ins ſchlafgemach zu ſchmiegen
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften wiederſehens freude
Macht einen augenblik ſie ſprachlos alle beyde.
Das erſte wort das Fatme ſprechen kann,
Iſt Hüon, iſt bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was ſagſt du, goldne Amme, ruft Amande,
Und fällt ihr um den hals — mein Hüon, mir ſo nah?
Wo iſt er? — Ach! Prinzeſſin, was geſchah!
(Schluchzt iene weinend) hilf! zerreiſſe ſeine bande!
Sprenz ſeinen kerker auf! dem Unglükſelgen droht,
Aus liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher tod.
Und drauf erzählt ſie ihr genau die ganze ſache,
Und ihres Ritters Treu, und der Sultanin rache.

43.

Schon, ruft ſie, ſteht der holzſtoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine ſchirmt!
Mit einem ſchrey der angſt, halbſinnlos, fährt Amande
In wilder Haſt von ihrem lager auf,
Wirft, wie ſie ſteht, im leichten Nachtgewande,
Den Curdee um, und eilt in vollem lauf
Des Sultans zimmer zu, durch alle Sclavenwachen,
Die ſie mit wunder ſehn, und ſchweigend plaz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nichts achtend daß es früh
Am tage war, und wirft mit lilienblaſſen wangen,
Und haaren, die zerſtreut um ihre ſchultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die knie'.
Almanſor, ſpricht ſie, wenn mein Leben dir
Erhaltenswürdig ſcheint, ſo laß mich nicht vergebens
Dir knieen — Schwöre, daß du was ich bitte mir
Gewähren willſt! Es gilt die ruhe meines lebens!

natürlichen Geſtalt gehſt, ſo wäre der Erebus ſelbſt nicht finſter genug, dich vor dem Abſcheu zu verbergen.

Zweyte Scene.

Caßius, Caſca, Decius, Cinna, Metellus und Trebonius kommen herein.

Caſſius.

Ich beſorge, wir ſtören eure Ruhe. Guten Morgen, Brutus, kommen wir euch ungelegen?

Brutus.

Ich bin ſchon ſeit einer Stunde auf, und war dieſe ganze Nacht über wach. (leiſe.) Kennt ihr dieſe Männer, die mit euch gekommen ſind?

Caſſius.

Ja, einen jeden von ihnen; es iſt keiner hier, der euch nicht hochachte, und ein jeder, wünſcht nur, daß ihr die Meynung von euch ſelbſt haben möchtet, die jeder edle Römer von euch hegt. Dieſer iſt Trebonius.

Brutus.

Er iſt willkommen.

Caſſius.

Dieſer, Decius Brutus.

45.

Begehr, o Schönſte, ſpricht erſtaunt und froh zugleich,
Der Sultan: laß mich nicht in Ungewißheit ſchweben!
Dir zu gefallen iſt mein feurigſtes beſtreben;
Begehre frey! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich,
Nichts iſt zuviel, was Du verlangſt und ich zu geben
Vermag. Ein einzigs nur behält ſich Manſor vor,
Dich ſelbſt! - „Du ſchwörſt es mir?--„ Der liebestrunkne Mohr
Beſchwörts — „So ſchenke mir des gärtners Haſſan leben!„

46.

Wie, ruft der Sultan mit beſtürzter mine,
Welch eine bitte, Zoradine?
Was geht das leben dich von dieſem Sclaven an?
„O viel, Almanſor, viel! Mein eignes hängt daran!„
Sprichſt du im Fieber? Schwärmeſt du? Verzeihe,
Doch, du mißbrauchſt des unbegrenzten Rechts
Das dir die Schönheit giebt — Am leben eines knechts
Der ſein Verbrechen büßt? — „Er büßt für ſeine Treue!„

47.

„Mir iſt ſein herz bekannt, er hält an ſeiner pflicht,
Iſt ſchuldlos, iſt ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Manſor! — wenn er ſchuldig wäre,
So räche ſein vergehn an Zoradinen nicht!„
Mit augen die von kaum verhaltnem grimme funkeln,
Ruft Manſor: Grauſame, was quält dein zögern mich?
Welch ein geheimnis dämmert aus dem dunkeln
Verhaßten rätſel auf? Was iſt dir Haſſan? Sprich!

48.

„So wiß es dann, weil mich die not zum reden zwinget,
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zerreißen kann,
Ein Band, geweiht im Himmel selber, schlinget
Mein glük, mein Alles fest an den geliebten Mann.
Uns drükt mit seiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schikſals arm — Wer weiß, wie bald an dich
Die rache kommt? — du siehst mich elend — ehre
Mein leiden, Glüklicher! — Du kannst es, rette mich!“

49.

Wie? du bist Hassans weib, und liebst ihn? — „über alles!“
Unglükliche, er ist dir ungetreu!
„Er ungetreu? Die ursach seines falles,
Ich bins gewiß, ist einzig seine Treu.“
Ich glaube was ich sah! — „So ward er erst betrogen,
Und du mit ihm?“ — Mit zürnendem gesicht
Erricht Manſor: stramme nicht den bogen,
Zu stolz auf deinen reiz, so lange bis er bricht!

50.

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.
Er stirbt, schreyt Nezia — Tyrann,
Hast du ein herz mir das zu sagen?
Er, dem ein Wort von dir das leben schenken kann,
Er stirbt? — So ist es! wer des Harems zucht verletzt,
Erwiedert Manſor kalt, dem ist der Tod gesezt.
Doch, weil du willst, so sey des Sclaven leben,
Sein Leben oder Tod, in deine hand gegeben!

51.

Sieh, Schönſte, mir ein beyſpiel edler huld,
Sieh mir die ruh, die du mir raubteſt, wieder!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen füßen nieder,
Ergieb dich mir, ſo ſey dem freſler ſeine ſchuld
Geſchenkt! Er zieh, mit königlichen gaben
Noch überhäuft, zu ſeinem volk zurük!
O wäre nicht, die Güte ſelbſt zu haben
Die du begehrſt! — Ein wort macht mein und ſein geſchik.

52.

Unedler, ruft mit eines Engels zürnen
Das ſchöne Weib, ſo theuer kauft der Mann
Den Zoradine liebt ſein leben nicht! — Tyrann,
Kennſt du mich ſo? — Die ſchlechteſte der Dirnen
Die mich bedienten einſt, verſchmähte deinen thron
Und dich um ſolchen Preis! Zwar ſteht, uns zu verderben,
In deiner macht: doch, hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann ſterben!

53.

Der Sultan ſtuzt. Ihn ſchrekt des edeln weibes mut.
Sein feiges herz wird mehr von ihrem Dräun gerühret
Als da ſie bat; doch, ihre Schönheit ſchüret
Das feuer der begier zugleich in ſeinem blut.
Was ſagt' er nicht, ihr herz mit liebe zu beſtechen?
Wie bat er ſie? Wie ſchlangenartig wand
Er ſich um ihren fuß? — Umſonſt! Ihr Widerſtand
War nicht durch drohungen, war nicht durch flehn zu brechen.

54.

Sie bleibt darauf, ihr soll der tod willkommner seyn.
Der Sultan schwört mit fürchterlicher stimme
Bey Mahoms Grab, nichts soll vor seinem grimme
Sie retten, aeht sie nicht sogleich den antrag ein.
Jsts nicht mein leztes wort, soll Alla mich verdammen!
Hört man den Wütenden bis in dem Vorsaal schreyen:
Entschließe dich, sey auf der stelle mein,
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfnen in den flammen!

55.

Sie sieht ihn zürnend an, und schweigt. Entschließe dich,
Ruft er zum zweytenmal. — O! so befreye mich
Von deinem anblik, spricht die Königin der Frauen,
Des Todes grinsen selbst erwekt mir minder grauen.
Almansor ruft, und giebt, von wut erstikt,
Den grausamen befehl, und höllenfunken sprühen
Aus seinem aug. Der Schwarzen Erster bükt
Sich bis zur erde hin, und schwört, ihn zu vollziehen.

56.

Schon steht der gräßliche Altar
Zum opfer aufgethürmt; schon drängt sich, schaar an schaar,
Das Volk herzu, das, gern in angst gesetzet,
An trauerspielen dieser art
Die augen weinend labt, und schauernd sich ergötzet.
Schon stehn, zum leiden und zum tode noch gepaart,
An Einen Marterpfahl gebunden,
Die einzgen Liebenden die Ob'ron rein erfunden.

57.

Ein edles paar in Eins verſchmolzner Seelen,
Das treu der erſten Liebe blieb,
Entſchloſſen, eh den tod in flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu ſeyn ſelbſt einem Thron zu lieb!
Mit naſſem blik, die herzen in der klemme,
Schaut alles volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch beſorgt, daß nicht den freyen lauf
Des trauerſpiels vielleicht ein zufall hemme.

58.

Den Liebenden, wie ſie gebunden ſtehn,
Iſt zwar der troſt verſagt einander anzuſehn;
Doch, über alles, was ſie leiden
Und noch erwarten, triumfiert
Die reinſte ſeligſte der freuden,
Daß ihre Lieb' es iſt, was ſie hieher geführt.
Der tod, der ihre Treu mit ew'gem Lorbeer ziert,
Iſt ihres herzens Wahl, ſie konnten ihn vermeiden.

59.

Inzwiſchen ſiehet man mit fackeln in den händen
Zwölf Schwarze ſich dem Opfer paarweis nahn.
Sie ſtellen ſich herum, bereit es zu vollenden,
Sobald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und ſtraks erdonnerts laut, die Erde ſcheint zu beben,
Die Flam' erliſcht, der ſtrik, womit das treue Paar
Gebunden ſtand, fällt wie verfängtes haar,
Und Hüon ſieht — das Horn an ſeinem halſe ſchweben.

Im gleichen augenblik, da dies
Geſchah, zeigt ſich von fern mit lautem Schreyen
Almanſor hier, und dort Almanſaris.
Sie eilen haſtig an, in zwo verſchiednen reyhen,
Er Zeradinen, Sie den Haſſan zu befreyen;
Und beyden folgt ein Trupp, bewehrt mit Dolch und Spies.
Auch ſtürzt mit bloſſem Schwert durch die erſchrokne menge
Ein ſchwarzer Rittersmann ſich mitten ins gedränge.

61.

Doch Hüon hat das pfand, daß nun ſein Oberon
Verſöhnt iſt, kaum mit wonnevollem ſchaudern
An ſeinem hals erblikt, ſo ſezt er ohne zaudern
Es an den mund, und lokt den lieblichſten ton
Daraus hervor, der je geblaſen worden.
Sein edles herz verſchmäht ein feiges volk zu morden;
Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch der tanz den athem raubt!
Dies ſoll die Rache ſeyn, die Hüon ſich erlaubt.

62.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberſchwindel
Zuerſt das volk, das um den holzſtoß ſteht,
Schwarzgelbes, lumpichtes, halbnackendes geſindel,
Das plözlich ſich, wie toll, im ſchnellſten wirbel dreht;
Bald miſchet ſich mit allen ſeinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt was füße hat,
Bey Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den waſſerträgern.

63.

Unluſtig faßt der Schach — Almanſaris beym arm;
Sie ſträubt ſich, doch was hilft ſein unmut und ihr ſträuben?
Der taumel reißt ſie fort, ſich mitten in den ſchwarm
Der Walzenden mit ihm hineinzutreiben.
In kurzem iſt ganz Tunis in allarm,
Und niemand kann auf ſeiner ſtelle bleiben:
Selbſt pedagra, und zipperlein, und gicht
Und todeskampf befreyt von dieſer Tanzwut nicht.

64.

Indeſſen, ohne auf das poſſenſpiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in ſeligem Entzücken,
Sich ſprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr buſen raum
Für dieſen überſchwang von freuden.
Er iſt nun ausgeträumt der prüfung ſchwerer traum!
Nichts bleibt davon als was ihr glük verſchönt.
Gebüßt iſt ihre ſchuld, das Schikſal ausgeſöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun ſie nichts mehr ſcheiden!

65.

Theilnehmend inniglich, ſieht, noch auf ſeinem roß,
Der biedre Scheraſmin (er war der ſchwarze Ritter,)
Der Wonne zu, worinn ihr herz zerfloß.
Er iſts, der wie ein ungewitter
Vorhin dahergeſtürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren händen,
Und, ſchlügs ihm fehl, ein leben hier zu enden,
Das, ohne ſie, ihm unerträglich war.

66.

Er springt herab, drängt durch den tollen reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, sich hinan,
Den liebenden von ihrem Throne steigen
Zu helfen, und sie im Triumfe zu empfahn.
Groß war die freude — Doch, sie schwoll noch höher an,
Da sie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwanen, durch die luft, stets niedriger, getragen,
Zu ihrem füßen nun auf einmal halten sahn.

67.

Sie stiegen eilends ein — Die Mohren mögen tanzen
So lang es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raspeln oder schanzen
Für eine beßre kurzweil hält.)
Der lüftge Faeton fliegt, leicht und ohne schwanken,
Sanft wie der schlaf, und schneller als gedanken,
Mit ihnen über land und meer,
Und silberwölkchen wehn, wie fächer, um sie her.

68.

Schon tauchte sich auf bergen und auf hügeln
Die Dämmerung in ungewissen duft;
Schon sahen sie den Mond in manchem see sich spiegeln,
Und immer stiller wards im weiten Reich der luft;
Die Schwanen ließen izt mit sinkendem gefieder
Allmählich sich bis auf die erde nieder:
Als plözlich, wie aus abendrot gewebt,
Ein schimmernder Pallaſt vor ihren Augen schwebt.

In einem luſtwald, mitten zwiſchen
Hochaufgeſchoßnen vollen roſenbuſchen,
Stand der Palaſt, von deſſen wunderglanz
Der ſtille hayn und das gebüſche ganz
Durchſchimmert ſchien — Wars nicht an dieſem orte,
Spricht Hüon leiſ' und ſchaudernd — Doch, bevor
Ers ausſpricht, öfnet ſchnell ſich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem palaſt hervor.

70.

Sie kamen, ſchön wie der May, mit ewigblühenden wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und ſangen
Der reinen Treue unſterblichen Preis.
Komm, ſangen ſie (und goldne zymbeln klangen
In ihren ſüßen geſang, zu ihrem lieblichen tanz)
Komm, trautes Paar, empfang den ſchönen Siegeskranz!

71.

Die Liebenden — ſich kaum beſinnend — in die wonne
Der andern Welt verzükt — ſie wallen, hand in hand,
Den doppelreyhen durch: als, gleich der Morgenſonne
In ihrem Bräut'gamsſchmuk, der Geiſt vor ihnen ſtand.
Nicht mehr ein ſchöner Zwerg, ein Knäblein, wie er ihnen
In lieblicher verkleidung ſonſt erſchienen —
Ein Jüngling, ewig ſchön und ewigblühend, ſtand
Der Elfenkönig da, den Ring an ſeiner hand.

72.

Und ihm zur seite glänzt, mit ihrer rosenkrone
Geschmükt, Titania in milderm Mondesglanz.
In beyder Rechten schwebt ein schöner myrtenkranz.
Empfange, sprechen sie mit liebevollem tone,
Du treues Paar, zum edeln Siegeslohne,
Aus deiner Freunde hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, solang ihr dieses zeichen
Von unsrer Liebe bewahrt, das Glük des Herzens weichen.

73.

Kaum daß das lezte wort von Oberons lippen fiel,
So sah man aus der luft sich eine wolke neigen,
Und aus der wolke schoos, bey goldner harfen spiel,
Mit lilien vor der brust, drey Elfentöchter steigen.
Im arm der dritten lag ein wunderschöner Knab,
Den sie, auf ihren knie'n, Titanien übergab.
Süßlächelnd bükt zu ihm die Königin sich nieder,
Und giebt, mit einem kuß, ihn seiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm jubelgesang der Jungfraun, die in Reyhn
Vor ihnen her den weg mit rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne pforte
Die Glüklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört, an diesem schönen orte,
Errach ihre zunge niemals aus;
Sie sahn nur himmelwärts, und freudenthränen brachen
Aus ihren augen aus, so oft sie davon sprachen.

Brutus.

Er iſt gleichfalls willkommen.

Caſſius.

Dieſer Caſca, dieſer Cinna, und dieſer Metellus Cimber.

Brutus.

Sie ſind alle willkommen. Was für wachſame Sorgen ſtellen ſich zwiſchen Euch und den Schlaf?

Caſſius zu Decius.

Ein Wort, ich bitte euch.

[Sie wiſpern leiſe mit einander.]

Decius.

Hier ligt Oſten; bricht nicht hier der Tag an?

Caſca.

Nein.

Cinna.

Um Vergebung, mein Herr, es iſt ſo; jene grauen Streifen, welche die Wolken durchkreuzen, ſind die Vorboten des Tages.

Caſca.

Ihr werdet bekennen müſſen, daß ihr euch beyde irret. Hier, wo ich mit meinem Degen hinweiſe, geht die Sonne auf, die ſich izt, da die jugendliche Jahrszeit beginnt, um einen guten Theil gegen Süden wendet; in etlichen Monaten

75.

In einen ſanften ſchlaf verlohr ſich wonniglich
Der ſel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beyde, Arm in Arm, wie neugeboren, ſich
Auf einer bank von moos. Zu ihrer ſeite ſtanden,
Reich aufgeſchmükt, vier wunderſchöne pferde,
Und ringsum lag, bey haufen, im gebüſch
Ein prächtig ſchimmerndes gemiſch
Von waffen, ſchmuk und kleidern auf der erde.

76.

Herr Hüon, dem das herz von freude überfloß,
Weckt ſeinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens ſchoos
Sanftſchlummernd lag. Sie ſehn ſich um. Wie groß
Iſt ihr Erſtaunen! — Herr, in welchem lande
Glaubt ihr zu ſeyn? ruft Scheraſmin entzükt
Dem Ritter zu — Kommt, ſeht von dieſem ſtande
Nach weſten hin, und ſagt, was ihr erblikt?

77.

Der Ritter ſchaut hinaus, und traut
Dem anblik kaum. — Er, der ſo viel erfahren,
Und deſſen augen ſo gewöhnt an wunder waren,
Glaubt kaum was er mit augen ſchaut.
Es iſt die Sein', an deren bord ſie ſtehen!
Es iſt Paris, was ſie verbreitet vor ſich ſehen!
Er reibt ſich aug und ſtirn, ſchaut immer wieder hin,
Und ruft: iſts möglich, daß ich ſchon am ziele bin?

78.

Nicht lange ſchaut er hin, vor freude ganz betroffen,
So ſtellt ſich ihm ein neues Schauſpiel dar.
Ihm däucht, daß alles um die Burg in aufruhr war,
Man hört trompetenſchall, und eine Ritterſchaar

Trabt dem turnierplaz zu, die schranken stehen offen.
Mein glük, ruft Hüon, läßt mein hoffen
Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich,
Betrügt, giebt's ein Turnier; geh, und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Frauen angekleidet. Denn, was sie haben muß
Sich mit dem glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer schönheit ziemt, in diesem fremden lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten überfluß
Gehauft zu ihren füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß,
Den kleinen Hüonnet auf seinem knie sich wiegen.

80.

Und sieht, mit inniglicher lust,
Das süße Weib, durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.
Ob eine rose ihre brust
Umschattet, ob ein strauß von blitzenden juwelen
In glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch Den
Ihr nichts geliehn, bey Jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt izt mit der nachricht an,
Drey tage sey bereits der Schranken aufgethan.
Karl (spricht er) immer noch durch seinen gröll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben;
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut' erhält?
Nichts kleiners, Herr, als — Hüons Land und Leben!
Denn, euch aus Babylon mit ruhm gekrönt zu sehen,
Ist was dem Kayser nicht im schlaf zu sinne fällt.

82. Auf,

82.

Auf, wafne mich, ruft Hüon voller freuden,
Willkommner konnte mir kein' andre botschaft sevn.
Was die Geburt mir gab, sey nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kayser dem bescheiden
Der's würdig ist! — Er sagt's, und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen beyfall nicken.
Ihr Busen klopft im Sieg! — In wenig augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller rüstung da.

83.

Sie schwingen sich zu pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt; und allenthalben schauen,
Vor ihrer pracht entzükt, die Leute nach, und wer
Die gaffen müßig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den planken
Der stechbahn an. Er läßt, nachdem er sich bey ihr
Beurlaubt, Scheraemin zu ihrem schützer hier,
Zieht sein Visier herab, und reitet in die schranken.

84.

Ein lautes lob verfolgt von beyden seiten ihn,
Ihn, der an anstand und an stärke
Den Besten, die der ritterlichen werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Scheelsehend stand am ziel, auf seinem stolzen roß,
Der Ritter, der in diesen dreyen tagen
Des Rennens preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kayser aus dem Schloß.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher weise,
Sich vor dem Kayser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im kreise
Den muth'gen hengst herum, und macht dem Sieger kund

Daß er gekommen sey, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen;
Allein sein schwur, daß er ein Franke sey,
Und seines aufzugs pracht, macht vom gesez ihn frey.

86.

Er wiegt und wählt aus einem hauffen speere
Sich den, der ihm die meiste schwere
Zu halen scheint, schwingt ihn mit leichter hand,
Und stellt, voll zuversicht, sich nun an seinen stand.
Wie klopft Amandens herz! Wie feurige gebete
Schikt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als izt die schmetternde trompete
Den Ungeduldigen zum rennen urlaub gab!

87.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue schanz
Sein glük und seinen ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war lanzenspiel kaum mehr wie haſenhetzen.
Er stürmet, wie ein stral aus schwarzer wolken schoos,
In voller wut, auf seinen gegner los.

88.

Doch, ohne nur in seinem siz zu schwanken,
Trift Hüon ihn so kräftig vor die brust,
Und wirft mit solcher macht ihn seitwärts an die planken,
Daß alle rippen ihm von seinem fall erkranken.
Zum kampf vergeht ihm alle weitre lust.
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrey prallt an die wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem plan.

89.

Er bleibt am ziel noch eine weile stehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will; zu sehen;
Und da sich niemand zeigt, eilt er mit schnellem trab
Amanden zu, die, hoch auf ihrem schönen rosse,
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,
Und führt sie, unter stetem Vivat rufen
Des Volks, hinauf, die hohen marmorstufen.

90.

Wie eine Silberwolk umwebt
Amandens angesicht ein undurchsichtger schleyer,
Durch den sich jedes aug umsonst zu bohren strebt.
Voll ungeduld, wie sich dies Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge, ohne zahl,
Dem edlen Paare nach. Izt öfnet sich ein Saal;
Hoch sizt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in Kayserlichem staate.

91.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem haubt,
Und tritt hinein, in seinen schönen locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle sehn erschrocken
Den Schnellerkannten an. Der alte Karlmann glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron, und spricht: Mein Lehnsherr! Siehe mich,
Gehorsam meiner pflicht, zurük in deinen Landen!

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Vor meiner wiederkehr, mit Gott hab ichs vollbracht!
In diesem kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem wort, ich Leib

Und Leben aufgeſetzt — und ſieh, in dieſer Schöne,
Die Erbin ſeines throns, und mein geliebtes Weib.
Mit dieſem worte fällt von Reziens angeſichte
Der ſchleyer ab, und füllt den Saal mit neuem lichte.

93.

Ein Engel ſcheint, in ſeinem himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit ſie nicht vergehen,)
Vor den Erſtaunten dazuſtehen:
So groß, und doch zugleich ſo lieblich anzuſehen,
Glänzt Rezia, in ihrem myrtenkranz
Und ſilbernen gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt ungeſehen ſich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen ſind ihr plözlich unterthan.

94.

Der Kayſer ſteigt vom Thron, heißt freundlich ſie willkommen
An ſeinem Hof. Die Fürſten drängen ſich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem ſolchen zug. Es ſtirbt der alte groll
In Karlmanns bruſt. Er ſchüttelt liebevoll
Des Helden hand, und ſpricht: Nie fehl' es unſerm Reiche
An einem Fürſtenſohn, der dir an Tugend gleiche!

Druckfehler.

Vierter Geſang. Stanze 22. Vers 1. leſet: geſogen anſtatt geſehen.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1780.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

April 1780.

I.
Evadne,

von

Bodmer.

Muſe des edeln Geſangs, wenn auf des Helikons Höhen
Naaniyyen ich nicht vorüberhüpfe, ſo laß mich
Züge trinken, die trunkener machen, als die in dem Mimer
Bragas der Skalde ſchöpft, zwar ſprudelnd, aber nicht flammend.
Denn ich will Krieger ſingen, von Söhnen der Muſe Geliebet,
Namen, von welchen die Bühn' in der Stadt Minervens ertönte,
Da Ariſtides horcht', und Themiſtokles die Bruſt ſchlug;
Keine Namen von Thaten leer ins Vergeſſen verurtheilt,
Alges und Gna nicht und Hlyn und die Nornen, Werandi und Skulda;
Möge mich Allhend fliehn, und mir Triombon und Skoſtiod
Ewig ſchweigen, und Glaſor die goldnen Zweige verweigern.

Deydile, Tydeus vermählte Frau und die anderen Frauen,
Durch das ſeligſte Band mit den ſieben Führern vermählet,
Die im Schlachtfeld vor Theben lagen, des Oedipus Söhne,
Polynicen ſein Theil am Reich erobern zu helfen,
Alle ſahen dem Sieg mit ſtiller Hoffnung entgegen,
Einig auf das ſiebenfältige Heer des argiſchen Herrſchers;

Nur Kapaneus Vermählten, Evadnen, ahnete Jammer.
Scenen von Blut umschwebten des Nachts das bräutliche Bette;
Folgeten ihr des Tags an des Inachus kühle Gestade,
Wenn sie Blumen hier las mit ihren Gespielen und Mädchen.
Hier ergoß sie an Derbiles Arm sich in zärtliche Klagen:
Götter, rief sie, wie täuscht der Mensch sich so sehr mit dem Wahne,
Daß er die Ruh in dem Staat und den süßen Frieden befestigt,
Wenn er, die Hand am Schwerdt, den Ruhm der Tapferkeit erndtet!
Niemals, o niemals wird der Krieger vom Schlachtfeld kommen,
Wenn der Zwietracht ein Ende durch Blutvergiessen gesucht wird.
Unsere Gatten entbehren der Ruh aus Inachus Ufern,
Und des Wonnegefühls im Arme der liebenden Frauen;
Da man die Kraft der Worte, der Götterfurcht, des Gewissens
Konnte versuchen, den Streit der beyden Brüder zu heben,
Wählte man Mars zum Richter, den Menschenwürger; vergessend
Daß er sich freut, den Held in den Sand zum Feigen zu legen.
Ha! sie bedachten nicht, sie riß ihr feuriger Muth hin,
Was die Verwittwete würde, wenn sie dem Schikfal erlägen!
Kein Mitleiden, sie fühleten nichts für die Wittwen und Kinder!
Wittwen und Kinder nach Thebe geschleppt aus dem Brunnen der Dirce
Wasser zu schöpfen für eine der unerträglichsten Frauen.
Himmel! Wir sehn die Sieben das Vieh auf dem schwarzen Schilde
Schlachten, im Blute des Stiers die Hände tauchen, sie schwuren
Bey dem Schrecken, bey Mars und der Bellona, sie wollten
Kadmus Stadt auf den Boden schleifen, zerbrechen die Thürme,
Oder düngen mit Blut und Fett das Feld am Asopus.
Mein Kapaneus genoß in friedsamer Stille den Reichthum,
Den er besaß, ihn machten des Plutus Schätze nicht stolzer;
Selig in meinem Arm und selig im Umgang mit Freunden,

Theil'

naten wird ſie höher gegen Norden aufgehen -- dort wo das Capitolium ſteht, gegen uns über, iſt Oſten.

Brutus.

Gebt mir Alle eure Hand, einer nach dem andern;

Caſſius.

Und laßt uns unſern Entſchluß beſchwöhren.

Brutus.

Nein, keinen Eid! Wenn das Schikſal des menſchlichen Geſchlechts, das tiefe Gefühl der ſterbenden Freyheit, und die Verderbniß dieſer Zeit; wenn dieſes zu ſchwache Beweggründe ſind, ſo brecht bey Zeiten ab, und jeder gehe wieder in ſein Bette; und ſo laßt die unbändige Tyrannie wüthen, bis ihr keine Menſchen zum Würgen übrig bleiben. Wenn aber dieſe Beweggründe, wie ich deſſen gewiß, Feuer genug enthalten, ſogar Memmen zu erhizen, und die ſchmelzenden Seelen der Weiber mit Tapferkeit zu ſtählen; Wozu, meine Mitbürger, brauchen wir dann einen andern Sporn, als unſre gute Sache, uns zur Befreyung unſers Vaterlandes aufzumuntern? Was für eine andre Verſicherung, als verbundene Römer, die ihr Wort gegeben haben, und einer ſclavenmäßigen Verrätherey unfähig ſind? Was für einen andern Eid, als Ehrlichkeit die ſich gegen Ehrlichkeit verbindet, daß dieſes geſchehen ſoll, oder daß wir umkommen wollen? Prieſter, Memmen und mißtrauiſche Leute mögen ſchwören, alte ſchwache Todtengerippe, und ſolche geduldige Seelen, die das Unrecht willkommen

heiſſen;

Theilt' er den Reichthum mit ihnen, mit mir die Wenne der Liebe.
Tydevs, und Polynices des Oedipus, kamen nach Argos
Ihnen vermählete dich und deine Schweſter Adraſtus,
Die er miteuch vermählte, die waren ein Löw und ein Eber;
Zween Verbannte; was ſie als ihr Erbgut brachten, war Zwietracht.
Deinen Vater bewegte die Blutbegierde der Krieger,
Mehr ihr hitzig Verlangen als ſein bedachtſamer Wille,
Daß er gegen die Stimme der Götter, die Amphiaraus
Ihm entdeckte, zum Waffen griff, und ins blutige Feld zog.

Alſo jammert' Evadne; des Tydevs Vermählte verſetzte:
Was du ſageſt, iſt zur zu wahr, die Kühnheit, die Streitſucht,
Hat im Schlachtfeld viel Tapfre gefällt, und ihre Vermählten
Jrühe zu Wittwen gemacht, und zu ſchimpflichen Dienſten erniedrigt;
Dieſes war auch das Loos, dem wir uns damals ergaben,
Als wir die Hand den Tapfern boten, und ihnen die Kammer
Oeffneten. Wenn wir den Kampfplatz, den Sitz der Tapferkeit ſcheuten,
Sollten mit Feigen wir uns vermählet haben, und Schwächen?
Unrecht zu leiden, und nicht zu rächen, iſt nicht Polynicen,
Und nicht Tydevs gegeben: Und wollteſt du, wenn in der Feldſchlacht
Argos Helden arbeiten, daß dann Kapanevs, wie ein Mädchen
An dem Saume dir hieng'? Erheb den Muth dann und denke,
Daß ihn niemand, kein Gott vor ſeinem verordneten Ende
Unter die Erde bringt; und daß kein Bidder zu Hauſe
Seinem Schikſal entflieht, wer er ſey, der ſterblich erzeugt iſt.

Alſo beſprachen ſie ſich von ihrem kommenden Jammer,
Als ein feſtlicher Wagen bekränzt mit Myrthen daher kömmt,

Langsam und still, vierspännig; ihn zogen vier Mutterpferde,
Schwarzer Farbe, der Schmuck der Mähn'am Halse beschnitten.
Nessus, der Herold' Einer der sieben argischen Führer,
Führte die Stuten, er selbst im dunkeln Gewande der Trauer,
Und der längste von seinen Locken vom Haupte geschoren;
Seine Bothschaft war Jammer und Tod vom Schiksal verhänget,
Amphiaraus, der in dem Opfer das Schiksal zuvorsah,
Hatte geweissagt, von Argos sieben vereinigten Feldherrn
Würde nicht Einer den Tag der Heimkunft sehen, es würden
Alle die sieben Führer vor Thebe fallen. — Sie schikten
Auf dem Wagen den Frauen die lezte Zeichen der Liebe;
Schleyer in Purpur von Tyros getaucht, mit Golde geflicket,
Werke des Kamms und der Nadel, gewürkt von carischen Mädchen,
Daß man ihrer dabey gedächte, wenn sie, in den Flammen
Aufgelöst, in das Feld der leiblosen Schatten gegangen.

Argos erscholl, am Inachus heulten die Ebnen und Hügel
Von der Frauen Gewein, die hörten, sie wären vom Schiksal
Ihrer Gatten beraubt und verwittwet zu leben verurtheilt.
Weinend beschaueten sie der Liebe lezte Geschenke,
Drükten sie an die Brust; sie zerflossen in Thränen. In Argos
Weineten so die Frauen; nicht so in dem Felde vor Theben
Ihre Gatten, kein Wölkgen von Furcht befleckte die Stirne;
Denn es athmet' ein eiserner Muth in dem Busen der Feldherrn,
Flammte von Streitbegier, wie des Löwen Begierde nach Blut ist,
Wenn er Streit vor sich sieht. Ein jeder der sieben Führer
That vor Theben des Mars, der Bellona würdige Thaten.

Parthenopäus, der Sohn der tapfern Frau, die den Eber
In dem ätolischen Forst mit ihren Pfeilen erlegte,

Nannte

Nannte vor allen mit seinen gepanzerten Haufen, geschlossen,
An die thürmende Pforte der Nais. Im Busen des Jünglings
Athmet nichts weiblichs, er blickete wild. In dem goldenen Schilde
Lag ein Thebaner, auf den er trat. Der Seher der Zukunft,
Amphiaraus, bestürmte den Thurm und die Pforte des Prötevs.
Auf dem Schilde des Manns war kein Feldzeichen gegraben,
Denn er wollte nicht Thaten versprechen, er wollte sie üben;
Tief war in seine Brust die Pflugschaar gedrungen, und Früchte
Sprosten von da nicht karg hervor voll Weisheit und Tugend.
An des Ogyges Thor stand Hippomedon, ein Herrscher;
Argus wacht' in dem Schilde des Helden mit hundert Augen.
Tydevs pflanzte die Leiter zum Sturm an der Pforte Homole;
Wie wenn er eine Stadt mit Feuer wollte verderben,
Schwung Prometheus in Tydevs Schilde die brennende Fackel.
Gegen die Pfort' an Dircens Brunn erhob Polynices
Seine Schaaren. Das Recht war in seinem Schilde gegraben,
Dem ein Mann an der Seite stand. Ich will auf dem Throne
Seiner Väter ihn setzen; so sagten gegrabene Littern.
Weiterhin wandt Kapanevs sich gegen die Pfort Elektra,
In dem Schilde von Erz trug einer der Sohne der Erde
Eine Stadt in der Hand mit Hebeln von Grund auf gehoben.
Endlich stand an der Pforte, die Thebe die Siebente nennet,
Eteoklides von Argos, ein Weiser im Frühling der Jahre,
Sanften Gemüthes, jedoch in dem argischen Stolze des Schildes
Zukte die lernische Schlange von sieben Häuptern die Sohne
Kadmus aus Kadmus Stadt. — Laut schrie der Sohn des Oikles:

Zdare keiner, die Mauern hinanzuklimmen, die Thore
Aufzubrechen! zu Fuß, zu Pferd, auf den eisernen Wagen!
Als sie ihn rufen hörten, da ward kein Feiger gesehen.
Tausenden ward von der Höh das Haupt zerschmettert, und Tausend

Stürzeten auf den Kopf die Mauern herab, wie die Täucher.
Bäche von Blut benezten den dürren Boden; und itzo
Warf sich der Windsbraut gleich, Atalantas Sohn an die Pforte:
Feuer her, schrie er, und Hauf, die Stadt muß von Grund
auf zerstört seyn.

Da er so wütete, legt' ihm die Wuth Periklymen; er
warf ihm
Einen Stein an das Haupt, von dem Rand der Mauer gerissen,
Der ihm den Kopf zerstieß und das blonde Milchhaar der Wangen
Blutroth färbte. Die Jägerin auf des Menalus Hügeln,
Atalanta, empfieng ihn nicht wieder. Des Tydevs Schaaren
Schwungen an seiner Pfort' ätolische Spieß' in die Höhe,
Dicht und stark. Die Thebaner flohn von dem Rande der Mauer.
Wie Kapaneus geraset, erzähl ich schwach; in dem Stolze
Seiner Stärke, mit einer der längsten Leitern am Arme,
Schrie der unsinnige Mann: Mich soll das Feuer vom Himmel
Nicht abhalten, daß ich die Thürme nicht fäll' und verbrenne.

Sprachs, und stieg von Sprossen zu Sprossen; beschirmt
von dem Schilde
Ueber dem Haupt verlacht' er den Hagel der fallenden Steine.
Schon erhob er den Fuß auf dem obersten Sprossen, begriffen
Ihn auf den Rand zu setzen, da schlägt mit der feurigen Hand
ihn
Jupiter. Ebnen und Berg' erbebten, die Menschen erschraken.
Glied von Gliede getrennt, um die Leiter und hoch um die Mauer,
Machten ein Rad wie Ixions; das Haupt, die Hände und Füsse
Tröpfelten auf die Erde; der Leichnam verbrannte zu Asche.

Aber nun neigt sich ganz die Wage des Krieges für Theben,
Als Menöceus sein Leben, ein großes, edles Geschenke,
Theben dir weiht. Er hatte Tiresias Worte gehöret,

Lab-

Kadmus Stadt zu halten, und Mars ihr gewogen zu machen,
Müßte Menöces sein Blut auf die Erde gieſſen. Verſchwiegen
Stieg er die Höh des Thurms hinauf, unweit von der Höle,
Wo der Drache den Brunn der Dirce bewachte; hier ſtach er
Sich in die Kehle, wie er weiſſagen den Seher gehört hat.

Argos Beherrſcher ſah, daß Zevs die Seite der Kadmer
Hielt, er zog aus den Graben die argiſchen Völker ins Ebne.

Als die Thebaner das glükliche Zeichen von Jupiter hatten,
Goſſen ſich durch die Thore die Krieger, die Pferde, die Wagen
Mitten ins Feld. Hier maaß ſich Spieß mit Spieße. Kein Uebel
Ward geſpart, was die Schlacht thun konnte. Die Mächtig-
ſten fielen;
Stürzeten von den Wagen; die Räder brachen zu Trümmern,
Achſen an Achſen; die Todten ſtießen ſich unter einander.

Aber nun ſtand Eteokles auf eine Höh und ſo rief er:
Führer der Griechen, der Tapferſten Söhne, die Argos ge-
ſandt hat,
Und ihr Schaaren des Kadmus, vergeudet, vergeudet umſonſt
nicht
Euer Leben, nicht um Polynicen, nicht um Eteoklen!
Euch den Streit zu erſparen, will ich allein mit ihm ſtreiten.
Leg ich ihn in den Sand, ſo bleib ich der einzige Herrſcher;
Siegt er, ſo mag er den Scepter nehmen, ihr gehet nach Hauſe.

Als Polynices es hörte, ſo ſprang er zwiſchen den Reihen,
Wo er hielte, hervor, und lobte den Vorſchlag. Die Völker,
Die von Argos und die von Theben, bezeugten mit Jauchzen
Ihren Beyfall. Da war kein Säumen, des Oedipus Söhne
Dekten die Bruſt mit Eiſen; dann hob ein wütender Kampf ſich.
Wie zween Eber zum Streit die Zähne wetzen; die Lirer

Schäumend; so traten ſie auf den Platz zum ſchändlichſten
Streite;
Jeder erhizt, die Hand im Blut des Bruders zu baden;
Jeder erdicht den unmenſchlichen Wunſch; Eteokles der Herrſcher
Jagte den Stahl Polynicen bis an das Häft in die Hüfte,
Schon war dieſer gefallen, noch ſtieß er den Stahl Eteoklen
In die Bruſt, nun lagen die zween im Sande beyſammen.

Aber ſo war der Sieg unentſchieden. Indem die von Argos
Ihre Gedanken ſammeln, ſo fallen mit ſchnellerm Entſchluſſe
Thebens Völker ſie an, und richten ein ſchwarzes Blutbad
Unter den Säumenden an. Von den ſieben mächtigen Führern,
Blieb nicht Einer im Leben; der lezte fiel in den Staub hin,
Eteoklides von Argos, ein Weiſer im Frühling der Jahre;
Amphiaraus war vor ihm her zu den Todten gegangen.
Niemand mehr bot izt Theben die Stirn, von argiſchem Blute
Walleten Bäche; die Fluth bedekte das Feld am Aſopus.

Welche Wehmuth ergriff die zarten Seelen der Frauen!
Ach! was wurden für Klagen gehört, für bitteres Schlagen
An die Bruſt! Wie ward der Glanz der Augen verdunkelt!
Als das Gerücht die Zeitung nach Argos brachte, die Völker
Wären vor Theben geſchlagen, die Führer lägen im Sande;
Denn ſie hatten den Schuz der tapferſten Gatten verlohren!
Thränen, mit Blut gemiſcht, befleckten Deipbiles Wangen,
Mit ihr weinte das Kind, das ſie dem Tydeus gebohren,
Ihr Diomedes, der ihr an der Bruſt noch hieng, und den Jammer
Noch nicht ermaaß, er weinete laut mit der Mutter, die weinte.
Wie verwundeteſt du die feinen Lippen, Evadne,
Ohne Schuld und röthereſt deinen Buſen mit Blute!

Als der König Adraſt mit dünnen Haufen zurükkam,
Füllten Trauerlne die nakenden Hallen und Tempel.

Aber,

Aber, o wer beſchreibt die wilde Begierde zu weinen,
Welche die Frauen ergriff, die hörten, die Sieger von Argos
Hätten Adraſten die Körper verſagt der Todten, ſie wollten
Nicht geſtatten, daß ſie bey ihren Vätern begraben
Ruhten, ſo ſehr verſchmäheten ſie die Rechte der Götter!
Ach! Ich ſchickt' umſonſt, erzählt' Adraſtus, den Herold,
Hermes geweihten Both, um die Leichen der Todten zu bitten;
Die ſie hatten erwürgt verſchmähten die menſchliche Bitte.
Sollen im Feld ſie liegen, ein Aaß der Geyer und Hunde,
Die vom Kithäron kommen; verhütet es Zevs und Minerva!
Möcht ich eher das Grab ſelbſt miſſen, das Wild mich zerfleiſchen,
Als zugeben, daß ſie der Hand voll Erde beraubt ſeyn!
Aber der neue Herrſcher in Theben iſt nicht zu bewegen;
Kreon ſchonet nicht Polynicen. Man ſollte, befahl er,
Unbegraben ihn über die Gränzen des Lands hinwerfen.
Wer ſich erkühnt' ihn mit Kränzen zu ehren, ein wenig von Erde
Auf ihn zu ſtreuen, der ſollte verſchuldet haben das Leben,
Ohne Begräbniß liegen, die Hunde des Waldes zu ſpeiſen.
Grauſam verbot er der Schweſter die todte Leiche zu waſchen,
Oder auf ſeine Wunde nur Einen Lappen zu legen,
Oder den Mund ihm zu küſſen. Da ſie dem Rechte der Todten
Treue hielte, ſo ließ ſie Kreon im Felſe verſchlieſſen,
Und er gab ihr nur Speiſ' ein Leben zu leben, das Tod iſt.
Unerbittlich iſt er, wir ſchwach: uns bleibet nichts übrig,
Als in Athen bey Theſevs Hülf und Beyſtand zu ſuchen,
Daß er durch Waffen ihn, wenn ſanfte Reden nicht helfen;
Nöthigt, uns die Entſeelten zu ihrem Begräbniß zu liefern.
Auf dann, meine betrübten Frauen, beſchneidet das Haupthaar,
Decket das Haupt mit Binden, die grünen, heiligen Zweige
Nehmt in die Hand, daß wir zu flehn den Weg nach Athen gehn.
Theſevs kann ſich mit uns den Jammer zu theilen nicht weigern,
Unſer Flehen zu hören, und eine That zu verrichten,
Würdig der großen Seel', und allen Göttern gefällig.

Der

Bey den Frauen war keine Säumniß, der Anzug war traurig,
Ihr Gewand nicht, wie einst in den festlichen Zeiten der Freude;
Weggeschnitten die schönen Locken, das Antlitz bedecket,
Und in der Hand die grünen Zweige der Flehenden. Sie netzten
Ihre Tritte mit Thränen aus ihren untrösbaren Herzen;
Wem sie begegneten, fühlt Verlangen, mit ihnen zu weinen.
An dem Haupte der Flehenden gieng Adrastus, ihr Führer.
Ferne von ihrem Land' in fremden Gränzen, bey Fremden,
Führt er sie in den Tempel der Ceres, den Altar der Göttinn
Flehend zu fassen. Hier fielen sie Theseus Mutter zu Füssen.
Aethra vernahm das Flehn der jungen Wittwen mit Mitleid,
Die, ihr zu Fuß gefallen, die Knie' umfaßten und flehten,
Aethra möchte helfen, daß sie die entseelten Körper
Ihrer Gatten erhielten: Uns ist nichts übrig gelassen,
Schrien sie, als die Brust uns mit unsern Händen zu schlagen;
Uns ist der Trost geraubt, die kalten zerstümmelten Körper
An die Brust uns zu drücken, die letzten Dienste der Liebe
Ihnen in ihrem Palast zu thun, ihr Grabmal zu bauen.

Also der Mutter die Frauen; Adrastus flehte dem Theseus:
Siegessucht hat mich zu Grund gerichtet, ich kann es nicht läugnen;
Hitziges Ungestüm der jungen Männer, das mehrmals
Tapfere Helden im Feld daniedergelegt hat; die Stirn ist
Mir, o Fürst der Athener, mit Schamroth bedecket, indem ich
So dir fußfällig die Knie' umfasse; du siehst vor dir hier
Einen, der graue Haare schon trägt, der kürzlich so groß war,
Nicht geringer, als du selbst bist; itzt beugt mich das Schicksal.
Habe mit mir Erbarmen, mit diesen zärtlichen Frauen,
Die ihr mütterlich Land verließen, und sich nicht entsahen,
Ihre Trit' in ein fremdes Land zu setzen; die zarten
Duldeten still die Beschwerde des fernen Weges, um Hülfe
Dich zu flehen, nicht itzt zu den Festen der Göttin zu kommen.

Also

Alſo flehte ihm Adraſt und alſo flehten die Frauen.
Aethra weinte mit ihnen: die Thränen vor ihm zu verbergen,
Legte ſie den Schleyer vor ihr Geſicht. Da der Herrſcher
Weinen die Mutter ſah, ſo rief er: O ſpare die Thränen,
Mein Gemüth zum Mitleid zu lenken ſind Thränen nicht nöthig;
Denn mir liegt vor allem der Götter Willen am Herzen;
Dieſen nicht wahrzunehmen iſt allemal Sünd' und Verbrechen.
Handelt' ich weiß' in anderen Dingen und fehlt' ich in dieſem,
O ſo würde die Weisheit nur Thorheit ſeyn. Ich erkenne,
Daß nur ein Bilder von ferne dem Unrecht zuſieht und zögert,
Wenn er doch eilen ſollte, dem Unterdrükten zu helfen.
Mich der Gefahr zu entziehn iſt nicht mein Fehler; die Griechen
Haben Proben geſehn, daß ich zur Pflicht es mir mache,
Wenn ich den Uebelthäter entdeck', ihn zur Strafe zu ziehen.
Und wie wär ich ein ſchwacher Mann von keinem Erkühnen,
Wenn die Gefahr mich ſchrekte, da dieſe, die mich gebähren,
Meine Mutter, ein Weib, die meinetwegen ſonſt blöd' iſt,
Selbſt zu dem Unternehmen mit männlicher Kühnheit mich
entreibt!
Nun dann, ich geh, die Hand am Schwerdt den Verletzer der
Rechte,
Die bey uns heilig ſind, zu zwingen, den, welcher verbietet,
Daß die Todten ihr Grab und die Trauer der Lebenden haben.
Doch verſuch ich zuerſt die Macht der beredenden Worte.
Stehet dann auf ihr traurigen Frauen, und faſſet die Rechte
Meiner Mutter, daß ſie zu ihrem Wohnſiz euch führe.
Bey mir bleibet Adraſt, und höret mich zu den Athenern
Reden, daß ihren Beyfall zu meinem Willen ſie geben.
Denn ich habe dem Volk ſein Recht nicht genommen, der Staat iſt
Frey und jeglichet Glied des Staats hat Theil an der Freyheit.

Dann verſchikt er den Herold, Merkurs Geweihten nach
Theben.

Drey

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20602 / 371

heissen; solche Leute mögen schwören, die ihre schlimme Sache argwöhnisch macht; aber von uns sey es ferne, daß wir die Tugend unsrer Unternehmung, und das unaufhaltbare Feuer unsers Geistes dadurch entehren, daß wir denken, unsre Sache oder unser Vorhaben bedürfe eines Eides: Da jeder Tropfen Bluts den ein Römer im Leibe hat, unächt ist, wofern er nur den kleinsten Theil irgend eines Versprechens bricht, das er einmal von sich gegeben hat.

Cassius.

Aber was machen wir mit dem Cicero? Sollen wir ihn ausforschen? Ich denke, er wird stark auf unsrer Parthey seyn.

Casca.

Wir müssen ihn nicht auslassen.

Cinna.

Nein, gewiß nicht.

Metellus.

O wir müssen ihn haben; seine Silberhaare werden eine gute Meynung von uns erweken, und uns Stimmen erkaufen, die unsre Thaten anpreisen. Man wird sagen, seine tiefe Einsicht habe uns geleitet; unsre Jugend und Wildheit wird nicht bemerkt werden, sondern ganz hinter seinem ehrwürdigen Ansehen verstekt seyn.

Brutus.

O nennt ihn nicht; er wird niemals an etwas Antheil nehmen,

Worte des Rechts zu Kreon zu reden, damit er aus Achtung
Für der Minerva Volk die Körper der Todten entlasse.

Allemal jauchzte das Volk von Athen dem Willen des Herrschers
Zu, denn sein Wille war stets vom strengen Rechte bestimmet.
Jedermann war geneigt, ihm in das Schlachtfeld zu folgen.

Izt versammelte Theseus die Jugend des Staats bey dem Brunnen
Kallichor; Jünglinge, so freywillig die Waffen ergriffen,
Ordnet' er hier in Schaaren, und gab Hauptmänner den Schaaren.

Fruchtlos kam von Asop und verschmäht der Herold zurücke;
Feuereifer und Rach' entflammt von der Furien Fackeln
Flammt' in dem Busen des neuen Herrschers in Theben.
Die Todten
Haben sich selbst, so sagt' er, des Grabs unwürdig gemachet;
Ihre verübte Gewalt hat sie zu Grunde gerichtet;
Und Kapaneus hat recht von Jovis Feuer geglühet,
Als er schwur, er wollte die Stadt von Grund auf zerstören,
Jupiter möcht es, und möcht es auch nicht, verhängt bey sich haben.
Wollte denn Theseus besser, als Jupiter, wissen, was Recht ist?
Zeus hat die gottlosen Männer für ihren Frevel gestrafet.
Theseus, der Argos Herrn in sein Haus aufnahm, und das Oelblatt
Von der Flehenden Haurt nicht riß, und sie fern von sich jagte,
Hält der Erschlagnen Seit', und wird gleich schuldig mit ihnen.

Also der böse Mann, dem das Glük sich günstig bewiesen.

Theſevs führte die wohlbewaffneten Söhne des Staates
Ueber Aſopens Gefild ins Schlachtfeld an den Ismenus,
Krieger zu Fuß, und Streiter in Wagen und Reuter der Pferde,
Feuriger Roſſe, den Mund mit weiſſem Schaume begoſſen.
Denn man ſollt' in dem Land nicht ſagen, die Stadt der Minerva
Habe die fromme Sitte zu Grund gehn laſſen; er wollte
Selbſt an den ſieben Pforten des Herolds Stelle vertreten.

Aethra miſcht' indeß in ihrem Palaſte die Thränen
Mit den Thränen der Frauen, die in dem Land der Argiven
Ihre Verwandten verlaſſen, und die mit dem grünenden Oelzweig
Ihr zu Fuße gefallen; was konnte ſie thun, als mit ihnen
Weinen? Sie hatten zu viel Urſache, den Troſt zu verwerfen,
Da ſie beraubt der Schützer ſich ſahn, der liebenden Gatten.
Oftmals redeten ſie vor Wehmuth unſinnige Worte:
Dephile ſprach: O gäbe der Götter Einer uns Flügel,
In die Gefilde zu gehn, die am Aſop, am Ismenus
Grünen, wo Thebe die ſtarke, mit ſieben Thürmen emporſteigt!

Aethra verſetzt': Ein trauriger Wunſch, was würdet ihr dort ſehn?
Eure Vermählten des Grabes beraubt, voll häßlicher Wunden!
Aber ein neuer Krieg ſchwebt über Theben, und Theſevs
Wird bald höher das Schikſal heben; ich fühle die Hoffnung
In dem Buſen mir wachſen; denn ſtets gerecht ſind die Götter;
Laßt uns zu ihnen flehen; von neuem flehen; von ihnen
Kömmt das Vertraun, das beſte Mittel, die Furcht zu vertreiben.

Ihr Vertrauen betrog nicht; Adraſtus ſollte den Kadmern
Haben gethan, wie ihnen izt Theſevs that. Zwar im Anfang
Brachten des Kreon Wagen des Theſevs Roſſe zum weichen;
Aber die Schaar, die Theſevs führte, von Furcht unbezwungen,
Stopfte die Flucht, ſie warfen ſich in die Mitte des Treffens,
Würgten und wurden gewürgt. Die Kadmer waren in Waffen

Act-

Keine Schwachen, der linke Flügel der Erechtiden
Kehrte den Rücken; der Rechte jaate den Linken des Feindes.
Schnell lief Thesevs dahin, wo ein Haufen bewältiget Noth litt;
Schrie mit einer Stärke, daß Thal und Hügel erschollen.
Wenn er die Keule schwung, und wenn er sie fällte, so sät' er
Schrecken in jede Brust, und hieb unheilbare Wunden.
Dennoch kostet' es Arbeit, das Feld zu erhalten. Man hörte,
Vor der Stadt das Geheul der Mädchen, der Greise, sie suchten
In den Tempeln sich Schutz. Dem Sieger standen die Pforten
Offen, doch Thesevs verbot ihm, hindurch zu gehen, er sagte,
Daß er ins Feld gerükt die Leichen der Todten zu holen,
Nicht die Stadt zu zerstören. — Die sieben Leichen der Führer
Bracht' er izt nach Athen in zedernen Kisten. Adrastus
Hielt sich nicht, er hob die Hand auf, und lief den entseelten
Freunden mit schwerem Tritt in die offnen Felder entgegen.
Bat und schrie, ihm hervor sie zu geben, von Eiter und Beulen
Häßlich entstellt, zerhakt, doch unbesieget von Fäulniß;
Denn sie hatte mit Nektar der Götter Einer gewaschen;
Strekte die Hand nach ihnen, und drükte sie sich in die Arme,
Eine nicht leichte Bürd'! Ein Abgrund von Schmerzen! Er
streute
Todtliche wilde Blik' in die Luft, er rief sie bey Namen,
Wie wenn sie hörten: O Weh mir! Weh mir! möchte die Erde
Mich verschlingen, mich eine Windsbraut fassen, das Feuer
Jupiters auf mein Haupt herfallen! — Nach langem Weinen
Bat er Thesevs, den Mann, der von Jovis flammenden Stralen
Brannte, besonders auf einen Brand Gehölzes zu legen,
Als den, der von dem Feuer des Himmels gereiniget wäre,
Dann die übrigen Sechse vermischt zusammen. Er wollt' auch,
Daß man die Frauen zur Leichenbestattung riefe; doch Thesevs
Dachte klüger; Sie würden, so sprach er, die zärtlichen würden
Sterben, wenn so entstellt sie die vormals so schönen Gestalten
Sähen, wir wollen mit diesem Gesicht sie schonen. Sie mögen,
Wenn

Wenn die Leichen der Brand verzehrt hat, ihre Gebeine
Unter der Aſche ſammeln. — Nun gab er Befehle den Dienern,
Daß ihr Werk ſie beſorgten. Das hochaufflammende Feuer
Streute ſein Licht in den dämmernden Abend. Der Brand, wo der Leib lag,
Welcher von Jovis Feuer verſengt war, lehnt' an den Fuß ſich
Eines Felſen, der über ihm thürmt'. Auf dem Gipfel des Felſen,
Ueber den Rand hervorgebeugt, wie ein Vogel zum Fliegen,
Stand ein fürſtliches Weib, ſie ergoß ſich in bittere Klagen:

Götter! ich ſeh das Ziel, zu welchem das Loos mich gebracht hat,
Kein unedles, mein ſoll das Gerücht bey der Nachwelt gedenken.
Hier von dieſem erhabenen Fels, von hier in das Feuer
Spring ich, mein Leib in der Glut dem Geliebten vereinigt, an ſeinem
Leibe der meine, ſo gehn in das dunkle Reich wir zuſammen.
Einſam ſoll bey den Todten nicht meine Seele verräthriſch
Einſam ihn laſſen! Mir ſind verwelkt mein Leben, mein Ehband!
Möge den Töchtern von Argos ein Dichter die ehliche Treue
Singen: Evadne, die Seel' in ehlicher Treue zerfloſſen,
Athmeteſt du die reinſte, die edelſte Liebe. — Die Worte
Hört' Adraſtus, und ſah, und erkannt Evadnen. Sie hatte
In dem Schatten des Abends aus Aethras fräulichem Zimmer
Unter dem Klageton der Frauen ſich weggeſtolen,
Ihren Todten zu ſuchen, und war auf den Felſen geſtiegen.

Tochter der Iphis, rief Adraſtus zu ihr auf den Felſen,
Was für Fittiche haben dich auf die Höhe getragen?
Warum verlieſſeſt du im Palaſte die fräulichen Zimmer,
Hier ſo nah bey dem Brand des Gatten dich ſehen zu laſſen?

Soll ich es ſagen, Adraſt, und willſt du nicht thöricht mich tadeln?
Hier bin ich, um den ſchönſten Sieg zu erhalten; die Frauen
Alle zu übertreffen, ſo viele die Sonne beſcheinet;
Nicht mit der Pallas Gaben, mit Witz nicht, ſondern mit Tugend,
Und mit der Stärke der Seel'; ich will zu dem todten Gemahl mich
Legen; ich will in den Brand zu ihm hinunter mich ſtürzen,
Zu Kapaneus. O rede nicht ſo, erwiedert' Adraſtus,
Nimmer geb' ich den Willen zu deinem Vorſaz. — Gilt gleich viel,
Rief die Entſchloſne; du kanſt mich mit deiner Hand nicht erreichen.
Was dir mißfällt, gefällt mir, gefällt dem Manne, mit dem ich
In dem Braude verbrenne. — Sie ſprachs, und ſtürzt in das Feuer.

II.

Bilanz

der Literatur des verwichnen Jahres.

Man glaubt für viele Leſer des T. M. keine undankbare Arbeit zu unternehmen, wenn man ihnen, nach dem Beyſpiel des vorigen Jahres, einen kurzen Abriß des Fortgangs der Literatur vorzulegen bemüht iſt. Es werden aber hier nur ſolcher Schriften gedacht werden, die eigentlich zu dem

dem Kreyſe der gemeinnützigen Lektüre gehören, die wichtigſten Wahrheiten der praktiſchen Philoſophie vortragen, kurz ſolche, die eigentlich die Maſſe des Wiſſenswürdigen für Gelehrte von allen Zeiten und Ländern vermehren. Man wird alſo auch hier von neuem die ſo genannten Brodſtudia ausſchließen; hingegen wird man oft einer kleiner Brochüre, einer in voluminöſen akademiſchen Memoiren enthaltenen einzelnen Abhandlung, oder eines Programms in Ehren gedenken, ſo bald dadurch der Merkſtein der Wiſſenſchaft um einige Grade weiter hinausgerükt worden iſt. Aller unbedeutenden, ſchlechten und unnützen Bücher ſoll nicht gedacht werden, es müßte denn zur Warnung für einige Leſer ſeyn, die entweder durch die Prahlerey des Titels, oder den Nothmangel nach etwas Beſſerm in Gefahr ſtünden, damit betrogen zu werden. Indeſſen verbitten wir uns von allen den Herrn Autoren, deren hier nicht erwähnt werden dürfte, die unglimpfliche Vermuthung, als ob wir durch unſer Stillſchweigen ihre Produkte in die Klaſſe des nichtsbedeutenden zu verweiſen gedächten. Wir geben hier eine bloße Skitze, ein flüchtiges Gemählde, und kein gerichtliches Inventarium. Manches wird als Point de vue aufgeſtellt, manches im Vorgrund reiner und deutlicher ausgemahlt, und vieles andere nur mit wenigen Strichen angedeutet werden. Unſre Manier, die Subjekte zu ſtellen, wird ihnen aber nichts an ihren wahren Verhältniſſen ändern, und wir werden Niemand durch

unſer Urtheil weder einen Dammen zu ſeiner Größe zuſetzen, noch abnehmen können. Viele Leſer des T. M. leben fern von der öffentlichen Meſſe der Gelehrſamkeit, oder haben ſonſt keinen eigentlichen Beruf oder Luſt, ſie ſelbſt zu beſuchen. Dieſen wird es nicht unangenehm ſeyn, eine Liſte der Waaren, oder einen ſo genannten Preiß-Courant zu erhalten, den ſie nun beliebigſt durch ihr eigen Urtheil ausfüllen, das unſrige ausſtreichen und verbeſſern können, wie ihnen beliebt. In Sachen des Geſchmaks wäre es ohnedieß die größte Albernheit etwas anzupreiſen, oder verſchreyen zu wollen. Denn alles was von der Mode abhängt empfiehlt ſich ſchon bey ſeiner erſten Erſcheinung durch die Neuheit, und bleibt ſo lange, bis es wieder von einem andern Ankömmling aus ſeiner Stelle verdrungen wird. Nur kann nicht Jedermann alle und jede Addreſſen haben; dieſe wollen wir hier und da ausgeben, und erwarten, wie ſich unſre Leſer dabey befinden werden. Die Empfehlung, die wir der Addreſſe beyfügen, iſt nichts weiter als die Geſchichte unſerer Empfindung bey dem Werke ſelbſt, und zuweilen iſts doch erlaubt, ſeine eigene Geſchichte zu ſchreiben, ohne dadurch verlangen zu wollen, daß alles und jedes, was uns widerfahren iſt, andern ehrlichen Leuten darum auch widerfahren ſolle.

Wir können die Nachrichten von dem Fortgang der wahren Literatur, beſonders bey unſrer eignen Nation, vielleicht mit keinem wichtigern Artikel

tikel beginnen," als wenn wir unſern Leſern ſagen, daß die teutſche Reichs-Geſchichte des Herrn Raths Schmidt zu Würzburg bereits zum 3ten Bande gediehen iſt. So vielen Tiefblik, ſo gute Wahl und Stellung der Materien, ſo viele hiſtoriſche Kunſt mit ſolchem einfachen Vortrag, hat noch nicht leicht ein Schriftſteller in dieſem Fache bey uns verbunden. Dieſer Band fängt mit Friedrich II. an und macht mit Karl dem IVten den Beſchluß. In dieſem Zeitraum erſcheinen ſolche Phänomene, die ein franzöſiſcher Pragmatiker, oder Erfinder eines Menſchheit-Romans, nicht gern zuſammenzuſetzen wagen würde. Mitten im Getümmel des Fauſtrechts die gröſte Blüte des teutſchen Handels, und die ausgezeichneteſte Bevölkerung.

Herr geheimer Juſtiz-Rath **Pütter** hat eine teutſche Reichsgeſchichte, in ihren Haupt-Faden entwickelt, herausgegeben. Wir können uns hier in den Plan ſeiner Abtheilungen nicht einlaſſen, und bemerken nur, daß die Vorbereitung oder Einleitung höchſt merkwürdig iſt, worinn der Verf. das Verhältniß der Reichsgeſchichte gegen die allgemeine europäiſche Staatengeſchichte, ingleichen gegen die Specialgeſchichte der beſondern teutſchen Staaten beſtimmt. Auch für den Unkundigen ſind die Quellen und angezeigte Hülfsmittel zur teutſchen Reichsgeſchichte höchſt angenehm.

Die Reichsgeschichte des Hrn. Häberlin geht mit ihrem anerkannten Verdienst und Gange fort, und der 8te Band enthält 4 Jahre von 1568 bis 1572.

Herr le Bret hat als eine Fortsetzung der Gebauerischen allgemeinen Weltgeschichte, auch die Geschichte von Italien als ein besonderes Werk herausgegeben. Neben ihrer Gründlichkeit empfiehlt sie sich auch Lesern, die nur Unterhaltung suchen, durch ihre Anmuth. Dieser erste Theil fängt mit den Karolingern an, und endigt mit den sächsischen Kaisern. Die Geschichte von Ungarn ist als der 15te Band der Guthrie- und Grayischen allgemeinen Weltgeschichte von Herrn Gebhardi zu Lüneburg ausgearbeitet worden. Die dänische und norwegische Geschichte haben wir als den 16ten Band derselben von Herrn Wagner erhalten.

Des Herrn Canzley-Rath Lagerbrings neuerlich herausgegebene kleinere schwedische Reichsgeschichte bestätigt in den meisten Fällen Herrn Canzlers Verdienste um die Geschichte dieser Nation, und geht nur in weniger erheblichen Dingen von jener ab. Eben derselbe hat einen Anfang mit einer kurzen Historie der jetzt vorhandenen europäischen Staaten gemacht. Das Königreich Dännemark ist vor einigen Jahren schon als das erste Reich in dieser Suite erschienen.

In der Einleitung zu der portugieſiſchen Grammatik des Herrn von Junk, der itzt bey Königsberg als Königl. Preußiſcher Legations-Rath auf ſeinem Gute privatiſiert, und ehedem den Grafen von Bückeburg nach Portugall begleitet hatte, findet ſich eine vortrefliche Nachricht von dem jetzigen Zuſtand der Kultur und den Wiſſenſchaften dieſes Reichs.

Ein groſſes Werk zur ungariſchen Geſchichte, das viele Bände faſſen ſoll, haben wir unter dem Titel: Hiſtoria critica Hungariæ, zu erwarten, und iſt der erſte Band davon bereits erſchienen. Es wird viele Urkunden haben. Allein ob und wie viel wichtiges und gemeinnützige die Welt auſſer dem, was wir ſchon aus den Werken des Herrn Abts Pray kennen, hierdurch erhalten wird, muß die Zeit lehren. Neben dieſem iſt ein kleines auch für ungelehrte Leſer brauchbares Leſebuch zur ungariſchen Geſchichte von dem Hrn. von Windiſch erſchienen. Der Vortrag iſt faßlich und leicht, es enthält aber noch alle in die weltliche Geſchichte der ältern Zeit verwebte Legenden von Wunderwerken. Das Werk iſt meiſt aus den Annalen des Herrn Bibliothekars Pray geſchöpft, doch überall ohne Anzeige der Quellen.

Das Gerücht, als ob der Druck der Beſchreibung des Königreichs Sklavonien und des Herzogthums Syrmien von Herrn von Taube von

nehmen, was andre Leute angefangen haben; und doch iſt uns daran gelegen, daß wir uns nicht mit ihm abwerfen.

Caſſius.

So wollen wir ihn weglaſſen.

Caſca.

In der That, er taugt nicht.

Decius.

Soll ſonſt niemand fallen als Cäſar?

Caſſius.

Decius, das iſt eine nöthige Frage; ich denke, es ſey nicht rathſam, daß Antonius, den Cäſar ſo ſehr liebt, den Cäſar überlebe; wir würden einen ſchlimmen Widerpart in ihm finden; und ihr wißt daß er, wenn er ſeine ganze Stärke zuſammenruffen will, mächtig genug iſt, uns alle zu verderben. Dieſen Folgen zuvorzukommen, mögen Antonius und Cäſar mit einander fallen.

Brutus.

Unſre Unternehmung würde zu blutig ſcheinen, Cajus Caßius, wenn wir zuerſt das Haupt und dann auch die Glieder abhauen wollten; denn Antonius iſt nur ein Glied von Cäſarn. Es würde uns den Schein des Blutdurſts geben, und zu nichts dienen, als unſre Parthey verhaßt zu machen; wir wollen Opferer ſeyn, Caßius, nicht Schlächter. Wir alle ſtehen gegen den Geiſt des Cäſars

höhern Orten ſey unterſagt worden, hat ſich nicht beſtätigt, und iſt bereits das dritte Buch davon abgedrukt, das die Topographie enthält.

Zwey merkwürdige Bücher zur innern Kenntniß der brittiſchen Staaten haben wir anzuzeigen. Das erſte iſt bereits ins Teutſche überſetzt unter dem Titel; Entik von dem gegenwärtigen Zuſtand des brittiſchen Reichs, in 3 Bänden. Bey der Beſchreibung der Gewerbe, der Bevölkerung und Induſtrie erhalten die ſo genannten Mähriſchen Brüder aus Teutſchland, ſo wie überall, wo ſie ſich niedergelaſſen haben, das rühmliche Zeugniß der nützlichſten Unterthanen. Das andere heißt: *Cunninghams* Hiſtory of the Cuſtoms, Aids, Subſidies, National Debts, and Taxes of England. Es iſt eigentlich nur eine neue Ausgabe eines längſt bekannten nützlichen Werkes, und verdiente bey uns weit eher eine Ueberſetzung, als ſo viele ſchaale Romane und Brochüren, womit, ſich unſre Preſſen beſchäftigen.

Die Geſchichte von England von der berühmten Catharina Macauley iſt nun auch überſezt; auch iſt der zweite Theil von Ruſſels Geſchichte von Amerika erſchienen.

Das Büſchingiſche Magazin geht in ſeiner Gemeinnützigkeit fort, und iſt zum 13ten Bande erwachſen.

Eine

Eine Staatengeſchichte von Siebenbürgen in dem alten Geſchmack, wo Wichtiges und Unwichtiges in ein Chaos beyſammen ſchwimmt, iſt von Benkö, einem eingebohrnen Geſchichtſchreiber herausgegeben worden.

Die Khevenhüllerischen Annalen von Hrn. Prof. Runde in Caſſel berichtigt und ausgezogen, erhalten ſich in ihrem bekannten Werth, ſind bis zum 3ten Bande erwachſen, und enthalten die Jahre 1588 — 1592.

Von dem Hauſe Holſtein hat der Herr Juſtizrath Chriſtiani eine vortrefliche Geſchichte geliefert; hingegen hätte die Geſchichte des Hauſes Anhalt in ihrer Weitſchweifigkeit mit dem erſten Verfaſſer zu Grabe gehen, und von ſeinem Nachfolger nicht in eben der Geſtalt ſollen auferwekt werden.

Der ehrwürdige Verfaſſer der Würtembergiſchen Geſchichte, Hr. Archivrath Sattler, hat endlich in ſeinem hohen Alter ſein Werk mit dem 10ten Bande rühmlich beſchloſſen.

Unter die vortrefliche Geſchichte einzelner Städte können wir mit gutem Rechte die Beſchreibung der Stadt Kopenhagen von Hrn. Hauber ſetzen, die viel neues und den Ausländern bisher unbekanntes enthält.

Die in Gotha herausgekommene Statistische Tabellen werden überall von sehr nützlichem Gebrauch seyn, obgleich natürlicherweise in einzeln Artikeln große Berichtigungen zu machen nöthig seyn werden, da man weiß, daß alle die Resultate der runden Zahlen oft aus sehr unsichern Quellen geschöpft, und oft ganz falsche zum Grunde haben müssen.

In dem 3ten Bande des Magazins der Regierungskunst, der Staats- und Landwirthschaft, sind wichtige Abhandlungen enthalten.

Die Jselinische Ephemeriden, dieses mit so vielem Rechte allgemein geschäzte Journal, wird nun mit neuem Eifer fortgesezt.

Der fleißige Herr von Pfeiffer, der Verfasser des allgemeinen Lehrbegriffs der Kameralwissenschaft, hat bisher in der Staatswirthschaft und Oekonomie viel nützliches und brauchbares geschrieben, dessen Anführung aber hier nach allen seinen Rubriken einzurücken der Raum verbietet.

Ein zur Berechnung der Volksmenge höchst wichtiges Werk für alle Staaten, insbesondre aber für Frankreich, hat den Titel: Recherches & Considerations sur la Population de la France par M. *Monheau*. Die wirkliche Zählung der Individuums meynt der V. sey ungewiß. Diesen Mangel ersetzt er aus der Zahl der Häuser, der Feuerstellen, aus der angegebnen Summe der bür-

bürgerlichen Auflagen, der aufgezehrten Lebensmittel; vorzüglich aber aus der Tabelle der Getauften, Kopulierten und Verstorbenen. Jede dieser Summen hat nicht gleichen Grad der Zuverläßigkeit: allein verglichen, und wenn sie in der Abweichung alsdenn nicht viel von der Wirklichkeit abgehen, geben sie sich untereinander ein großes Licht. Das Resultat von der Bevölkerung in Frankreich fällt gegen 24 Millionen.

Zur allgemeinen Geschichte des Erdbodens, besonders des Landes Japan, wird die neue Ausgabe des Kämpferischen Werks von Hrn. Dohm, die nun mit dem 2ten Bande geendigt ist, vieles beytragen; indem so viele Leser dadurch aufs neue an dieses beynahe vergeßne vortrefliche Werk unsers verdienten Landsmanns, wieder erinnert werden. Thunberg, der Lehrling des Linné, ist von Ostindien, Japan und Zeylon zurükgekommen, und wird eine *Flora Japonica*, eine vollständige Beschreibung von Japan, eine *Flora Capenſis* und *Zeilonica*, wozu Hr. Banko edelmüthiger Weise die Kosten der Kupferstiche bezahlen will, herausgeben. Vorläufig aber werden wir seine Pflanzenentdeckungen in einer dritten Linneischen Mantiſſe, wozu er die Charaktere mit edler Uneigennützigkeit herausgegeben hat, erfahren.

Herr Forſter, der ältere, hat das Resultat aller seiner wichtigen auf der Reise um die Welt ge-

gemachten Beobachtungen herausgegeben. In dem ersten Abschnitt handelt er von der Erde und ihren Lagen. 2) Vom Meereswasser und dem Ocean. 3) Von der Atmosphäre. 4) Von den Veränderungen, die mit unsrer Erdkugel sich ereignet haben. 5) Von organisierten Körpern. 6) Von der Menschengattung. Der leztere Abschnitt ist einer der wichtigsten, und gehört hieher als ein Beytrag zur allgemeinen Menschenkunde. Am Ende macht er die Schlußfolgerung, daß die Bevölkerung der Länder im Verhältniß ihrer Kultur zunimmt, aber nicht in der Bedeutung, als ob die Kultur die Ursache einer größern Bevölkerung wäre; sondern die Kultur ist die Wirkung der größern Bevölkerung. Er sezt überhaupt zwey Varietäten unter den Südsee-Insulanern fest, die wieder in mancherley Untervarietäten zerfallen. Zur ersten rechnet er die Bewohner von Otahity, den Gesellschaftsinseln, den Marquesas, den freundschaftlichen Inseln, der Easterinsel und Neuseeland. Die Menschen sind hier weisser, stärker, größer und viel gutmüthiger. Die andere lebt in Neu-Caledonien, Tanna, Mallicolo und den neuen Hebriden. Diese Art ist schwärzer, ihr Haar wolligter, der Körper magrer und kleiner. Hingegen sind sie lebhafter und mißtrauischer.

Auch die Küste von Neu-Guinea und einige der Molukkischen Inseln, ist bey uns durch eine Reise bekannter geworden, die Kapitain

bung des Vorgebürges der guten Hoffnung, nebst dem Journal einer Reise ins Innerste von Afrika, mit den Anmerkungen Allemands und Klokners, aus dem Holländischen erhalten haben.

Ein Exjesuit, Herr Haveskadt, aus Westphalen gebürtig, hat in lateinischer Sprache eine Beschreibung von Chili, wo er sich 20 Jahre als Mißionarius der Gesellschaft aufgehalten hat, auf seine eigene Kosten drucken lassen. Die Bemerkungen über die Natur der Sprache dieses Landes, werden dem philosophischen Forscher interessante Data zu Vergleichungen darbieten.

Hr. Carver, ein Mann der als Kapitain unter den Provinzialtruppen im lezten Kriege mit Frankreich gedient hat, unternahm vor einigen Jahren eine Reise ins Innere des nördlichen Amerika, um die Regierung mit ihren von den Franzosen eroberten Ländern bekannter zu machen. Er kam den Strom Mißisippi hinauf bis zu dem Nadowaßi, und an den Strom St. Franziskus; dann zurück bis an den Chipewayfstrom, diesen hinauf bis in die westliche Bay vom oberen See, längst der ganzen westlichen und nördlichen Küste des Sees herum nach dem Huron- Eric- und Ontario-See. Diese Unternehmung hätte mehr Unterstützung verdient, und wir wünschten, daß das Buch bey uns wenigstens durch einen geschikten Auszug bekannter gemacht würde.

Die

Die Levante ist durch Biornstählis Briefe, von denen die 1ste Abtheilung des 4ten Bandes erschienen ist, mit neuen Nachrichten bereichert, und durch die neue Uebersetzung von Nordens Reisen das Studium der Geschichte von Egypten wieder in etwas in Anregung gebracht worden.

Boscowichs Reise, die er von Konstantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Wallachey bis nach Lemberg in Pohlen im Gefolge des Englischen Bothschafters, Hrn. Porter, gethan hatte, enthält viele sehr interessante Nachrichten von Gegenden, die von Reisenden, (es müßten denn Couriere seyn) sehr selten besucht werden.

Carters Reise von Gibraltar nach Malaga gehört weniger unter diejenigen gelehrten Werke, die zur Aufnahme der allgemeinen Erdkunde dienen, als vielmehr wegen ihrer antiquarischen Untersuchungen in die kritische und classische Literatur der alten Geographie, der Inscriptions- und Münz-Wissenschaft.

Fabricius Reise nach Norwegen ist ganz in dem Geschmack des Hrn. Pallas geschrieben, und enthält viele wichtige Beyträge zur Entomologie, Mineralogie, Botanik, nebst der Geschichte von dem Zustand der Handlung und Industrie dieses Landes. Nur wünschten wir aus diesem sonst vortreflichen Buche einige un-

an-

angenehme Bemerkungen gegen Schweden weggestrichen zu sehen.

Pennants Reisen durch Schottland und die Hebridischen Inseln, enthalten vieles das nur für Engländer merkwürdig ist. Indessen wird der philosophische Forscher, der sich um Gewerbe, Industrie und Landwirthschaft bekümmert, viel Interessantes darinn finden. Die botanischen Bemerkungen sind nicht von ihm, sondern von Lightfoot, Capellan zu Uxbridge, der nächstens eine Flora Scotica herausgeben wird.

Von den rühmlichst bekannten Bernouillischen Reisen durch Preussen, Curland, Rußland und Pohlen ist der 2 und 3te Band erschienen. Weit weniger merkwürdig, flüchtiger und mit schiefen Urtheilen angefüllt, sind die Bemerkungen eines Reisenden durch die Brandenburgischen Staaten, die zu Altenburg herauskommen.

Ein sehr angenehmes Lesebuch zum Vergnügen für Leser aller Stände sind Herrn Moores Reisen, oder Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, Schweitz, Italien und Teutschland. Ohne allen Anspruch auf irgend eine Art von Gelehrsamkeit enthalten sie angenehme Anekdoten, richtige Urtheile und gute Raisonnements über das Geschehene. Besonders hat ihr Verf. das so seltne Talent, alle Dinge dieser Welt in einem milden Lichte zu betrach-

trachten, daß man allen Reisenden, die lebende Personen und jetzt existirende Welthändel zu recensiren haben, als ein Gegengift gegen den lächerlichen Cynismus, der bey uns für Teutschheit und Patriotismus ausgegeben wird, empfehlen sollte.

Noch müssen wir unsern Lesern, die irgend selber reisen, die Warnung geben, daß der zu Leipzig in der Müllerischen Kunsthandlung herausgekommene Post- und Reise-Atlas, eine Arbeit ist, die von Unrichtigkeiten wimmelt, die bekanntesten neueren Dinge ausläßt, hingegen längst abgeänderte Einrichtungen in ihrem alten jetzt falschen Zustande beybehalten hat.

Archäologie und Philologie.

Unter die nützlichsten Bemühungen in diesem Fache gehören unstreitig alle Heynische Arbeiten, die wir zum Theil in Auszügen aus den Vorlesungen der Königl. Societät zu Göttingen, die uns zuweilen in den dasigen gelehrten Anzeigen mitgetheilt werden, längst kennen. Nunmehr ist aber der IIte Band davon von dem Hrn. Verf. selbst herausgegeben worden, und wir wünschen deren noch recht viele zu erhalten.

Um die griechische Literatur macht sich der Königl. Kriegs-Commissair, Hr. von Brunck,

auf, und in dem Geist des Menschen ist kein Blut; o daß wir dem Geiste Cäsars beykommen könnten, ohne Cäsars Blut zu vergiessen! Aber ach! er muß bluten -- Doch, werthe Freunde, wir wollen ihn mit einer edeln Kühnheit, nicht auf eine grausame Art tödten; wir wollen ihn schlachten wie ein Opfer, das würdig ist den Göttern dargebracht zu werden, nicht zerhauen, wie ein Aas das den Hunden vorgeworfen wird; unsre Herzen sollen, gleich listigen Herren, ihre Bedienten zu einer grimmigen That aufhezen, und wann sie geschehen ist, sie ausschelten und sich darüber mißvergnügt stellen. Ein solches Bezeugen wird unsre Unternehmung nothwendig, nicht verhaßt machen, und wenn sie dem allgemeinen Auge in diesem Licht erscheint, so werden wir Erretter genennt werden, nicht Mörder. Was den Antonius betrift, an diesen denket nicht; er kan nicht mehr thun, als Cäsars Arm ihm kan, wenn Cäsars Kopf ab ist.

Cassius.

Und doch fürcht' ich ihn; denn die bezauberte Liebe, die er zu Cäsarn trägt --

Brutus.

Ach, mein werther Cassius, denket nicht an ihn; wenn er Cäsarn liebt, so schränkt sich alles was er thun kan auf seine eigne Person ein, er kan trauern und sterben für den Cäsar; und es wäre viel, wenn er das thäte; denn er ist dem Spiel, einem wilden Leben und lustiger Gesellschaft ergeben.

Trebo-

zu Straßburg, ein seltnes Verdienst, indem er uns den Oedipus des Sophokles und den Orest des Euripides, vorher aber schon die Electra des Sophokles und die Andromache des Euripides, mit dem größten kritischen Scharfsinn bearbeitet, geliefert hat. Die Pariser Handschrift 1712, die Dr. Musgrave schon gebraucht hätte, ist von neuem mit dem Text verglichen, und eine Menge Berichtigungen und Verbesserungen daraus erwachsen, die der Engländer entweder aus der Acht gelassen, oder nicht zu benutzen verstanden hat. Ausserdem sind die Juntinischen und Aldischen Ausgaben dabey gebraucht worden. Die kühnsten Muthmaßungen verrathen ein höchst seltenes Geschick, sich in die Denkweise seines Autors zu setzen, neben der tiefsten Sprachkenntniß. Wir können unsre Leser zumvoraus versichern, daß dieser Gelehrte den Muth hat, die 3 Tragiker nach und nach, so von ihm selbst bearbeitet, herauszugeben.

Zu Leipzig bey Schwikert ist eine brauchbare Ausgabe des Aelianus herausgekommen.

Von dem in demselben Verlage herausgekommenen II. Tom. des Abdruks des Barnesischen Euripides muß man bekennen, daß die Druksehler des Originals verbessert sind.

Die Ausgabe des Tacitus, die zu Zweybrücken veranstaltet wird, erhält sich in ihrer scharfsinni-

gen

gen Kritik, und wächst noch an Reichhaltigkeit der Bemerkungen. Es wird dieses Buch auch für Ausländer, die künftig den Text dieses sonderbaren Schriftstellers zu bearbeiten haben, in einem klassischen Verdienst bleiben.

Die zu Mannheim herausgekommenen alten Schriftsteller sind mit sehr vieler Sauberkeit und äusserlichem Aufwand, auch mit ziemlicher Genauigkeit, doch mit weit wenigerm Aufwand von kritischer Gelehrsamkeit, abgedrukt.

Ein vortrefliches Münzwerk haben wir von Wien aus erhalten, woher diese Wissenschaft von so langen Zeiten her sich der ansehnlichsten Bereicherungen zu erfreuen hatte. Es wird neben den Pellerinischen Arbeiten gewiß eine ruhmwürdige Stelle bekleiden. Der Titel ist: Populorum et regum nummi veteres inediti. Collecti ac illustrati a Franc. Neumanno, Canonico Reg. ad S. Dorotheam.

Hingegen ist das kostbare Werk des Herrn Poinsinet de Sivry Nouvelles Recherches sur la Science des Medailles ein Buch voller Hypothesen und gewagter Sätze, ohne einigen wahren Nutzen. Dieser neue Harduin hat einen beynahe unglaublichen Grad von Pyrrhonismus neben der sonderbarsten Arroganz, seine eigene Meinungen ohne alle Beweise aufzudringen.

Herr Rektor Martini hat wieder eine neue Probe seines Scharfsinns und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit dadurch gegeben, daß er uns in seinem neuaufgelebenden Pompeii alle Nachrichten und Schriftstellen, die von diesem durch die neueren Entdeckungen so berühmten Flecken handeln, gesammlet und verglichen hat.

Herr Prof. Tiedemann giebt eine Beschreibung der Statüen und Büsten, die der Herr Landgraf von Hessen-Cassel neulich seinem Museo einverleibt hat, in dem schönsten Latein, nach und nach durch Programmen heraus.

Herr Prof. Seybold zu Buchsweiler hat ein großes Verdienst um das mythologische Studium, in dem er in seiner Anleitung dazu diese Wissenschaft ihrer griechischen Urquelle genähert, und sie von vielem gemeinen Unrath gesäubert hat. Aber hingegen warnen wir unsre Leser vor dem großen in Rom seit 1776 herausgekommenen *Iconarium universale*, das mit den lächerlichsten Irrthümern angefüllt ist.

Zur Bibliographie der mittlern Zeit gehört eine vortrefliche Abhandlung über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst von Herrn J. Gottl. Immanuel Breitkopf, wo er Teutschland diese Ehre gegen einige Behauptungen der Italiäner rettet, die den Erfinder dieser Kunst in Cennini zu Florenz aufsuchen wollen. Auch ein

gewisser

gewiſſer Mr. des Roches, Sekretär der Brüßler Akademie, will ſie einem ſeiner Landsleute, Ludwig von Vaelbeke, zuwenden. Der Ungrund dieſer Behauptungen wird hier gezeigt.

Zur Bücherkenntniß für Ungelehrte dient der hodegetiſche Entwurf einer vollſtändigen Geſchichte der Gelehrſamkeit für Leute, die bald auf Univerſitäten gehen wollen, von Herrn Mertens, Rektor zu Augſpurg. Ein in ſeiner Art höchſt ſchäzbares Buch, das nun mit dem zweyten Theile geſchloſſen iſt. Es iſt eigentliche Geſchichte der Wiſſenſchaft, die er in jedem Abſchnitt behandelt, und nach dieſer philoſophiſchen Anſicht, die überall mit der gröſten Klarheit der Ideen und wahrer Sachkenntniß gezeichnet iſt, bekommt der Anfänger nun auch die Bücher zu kennen. Der Vortrag iſt für junge Leute höchſt unterhaltend abgefaßt.

Von den Abbildungen der Gemählde und Alterthümer des Herkulaneums, von Herrn von Murr in bloßen Umriſſen, im Kilianſchen Verlag herausgegeben, iſt bereits der IVte Band fertig geworden.

Wir wenden uns nun zu den Edukations-Schriften, einem Lieblingsfach unſers Jahrzehends, und finden hier eine reiche Erndte anzuzeigen. Voran ſtehen allerdings des Hrn. Abt Reſewizens Gedanken, Vorſchläge und Wünſche zur

Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung, die alle ſo wohl gemeint und ſo tief gedacht ſind, daß ihre Subjektivität gewiß keine Schuld iſt, wenn ſie nicht alle praktikabel werden. Herr Wunſch hat in ſeinen kosmologiſchen Unterhaltungen für die Jugend I u. IIter Band, durch Stellung der Materien und Faßlichkeit des Vortrags über die ſonſt dem jugendlichen Alter nicht ſehr angemeſſene Ideen und Wahrheiten ein neues Licht verbreitet. Nach dem Wunſch des Hrn. Krayß-Steuereinnehmers Weiße zu Leipzig und einiger anderer Freunde, hat Herr Schrökh eine allgemeine Weltgeſchichte für Kinder beſorgt. Die Kupfer ſind ſchön, und von Hrn. Rode erfunden. Der Text iſt dem jugendlichen Alter und deſſen Empfänglichkeit angemeſſen. Der Iſte Theil hat 24 Kupfertafeln und enthält die alte Geſchichte. Der IIte wird die neuere Geſchichte überhaupt, und der IIIte die teutſche Geſchichte insbeſondre enthalten.

Herr Ober-Richter von Stetten in Augſpurg, einer der eifrigſten Beförderer gemeinnütziger Wahrheiten, hat die Haidiſche Kunſthandlung vermocht, eine Technologie, oder Handwerks-Geſchichte für Kinder in 50 Kupfertafeln zu verlegen. Der Text iſt von dem Herrn von Stetten ſelbſt, und alſo iſt auch dieſer Name für die Auswahl des übrigen ſchon Bürge. Das Buch führet den uneigentlichen Titel: Der Menſch in ſeinen verſchiednen Lagen und Ständen

für

für die Jugend geschildert. Mit Recht hat man für die neue Auflage der Lebensbeschreibung des berühmten Kindes Heincke gesorgt, das auch in der Geschichte der Menschheit als eins der merkwürdigsten Phänomenen figuriert. Die beyden Umarbeitungen des Robinson Crusoe von Hrn. Campe und Hrn. Wezel werden schon längst in allen Händen seyn. Indessen wird es uns erlaubt bleiben zu gestehen, daß die Umbildung des erstern ungleich zweckmäßiger ausgefallen ist. Die Geographie für Kinder von Herrn Raff bedarf keiner weitern Anempfehlung. Von der Sammlung einiger Erziehungs-Schrifften von Hrn. Campe ist der IIte Theil erschienen.

Von der öffentlichen Erziehung im Königreich Ungarn, und den dahin abzweckenden preißwürdigen Anstalten der höchsten Beherrscherinn, haben wir Nachricht in einem Werke erhalten, das den Titel führt: Ratio Educationis totiusque rei Literariæ per Regnum Hungariæ et provincias eidem annexas. Der Aufwand in öffentlichen Anlagen und Stiftungen, besonders für die Universität Buda ist ausserordentlich.

Philosophie, Mathematik, Naturgeschichte, Chemie, Oekonomie u. s. w.

Herr Mayer in Mannheim ist durch die Birdischen Mauer-Quadranten in den Stand gesezt

worden, bey einigen hundert bekannten Fixsternen kleine Trabanten oder Begleiter zu finden; er entdekt deren täglich mehrere, und glaubt, in dem südlichen Theil des Himmels sey kein größerer Stern, der nicht einen oder mehrere kleinere neben sich habe. Herrn Prof. Lichtenbergs Versuche bezeichnen den Weg, den die Materie bey dem Eintritt in die elektrischen Körper nimmt, durch allerley Materien, die er als Staub auf die Körper streut. Der vorzüglichste Körper den Staub aufzunehmen, ist Gummilack, und der beste dazu taugliche Staub, der von dem burgundischen Harze. Besonders merkwürdig sind die Versuche über die Ausbreitung der elektrischen Materie im luftleeren Raum.

Bey Gelegenheit der Untersuchung des mineralischen Wassers, aus dem Lagone Cerchiajo, hat Herr Höfer, ein Teutscher, Apotheker in Florenz, ein natürliches Sedativsalz, (oder nach der Handlungssprache den natürlichen Tinkal) entdekt; aus welchem er vermittelst eines mineralischen Sal Alkali einen vollkommenen Borax herausgebracht hat. Man glaubte bisher, Europa sey ganz arm an diesem Produkte.

Herr Prof. Klügel in Helmstädt, hat durch seine analytische Dioptrik die schweren Wahrheiten dieser Wissenschaft gemeinnütziger zu machen gesucht. Eulers großes Werk liegt zum Grunde. Die Beweise aber haben eine andre Gestalt, und

der

der Plan iſt geändert. Er iſt dadurch der Mediator zwiſchen den großen Erfindern und den mathematiſchen Liebhabern geworden.

Herr Hemſterhuys hat in ſeinem Sophyle oder de la Philoſophie ganz mit platoniſcher Dialektik, und antiquer dialogiſcher Kunſt, aber mit neuen metaphyſiſchen Gründen, die Immaterialität der denkenden Subſtanzen zu beweiſen geſucht.

Segners Perſpektiv enthält nicht ſowohl ſtrenge Beweiſe, als vielmehr eine gründliche und deutliche Methode für den Zeichner, wie er ſich von ſeinem Verfahren Rechenſchaft geben kann. Die Körper werden alle in Gedanken in Priſmen verwandelt, und auf dieſe Art die Netze gezeichnet.

In der philoſophiſchen Geſchichte verdienen die Bemühungen des Hrn. Prof. Meiners den Dank des Publikums, daß er die Aechtheit des von Anquetil zu uns gebrachten Zendaveſta beſtreitet. Er behauptet, die Parſen haben allen älteren ſehr glaubwürdigen Reiſebeſchreibern, wie Olearius, Groſe und Chardin, verſichert, die Zoroaſtriſchen Schriften ſeyn verlohren gegangen. Sie rühren, wie Hr. M. glaubt, von einem parſiſchen Dichter her, der zuerſt vor 200 Jahren den Zoroaſter zu einem Wundermann umſchafte. Eben ſo wenig Glauben verdient das Ezour Ve-

dom, oder Ancien Commentaire de Vedam das zu Yverdun bey Felice abgedrukt wird. Es verhält ſich zu dem eigentlichen Vedam wie die Dogmatik zur Bibel, und iſt nicht alt. Die Handſchrift, die ehedem Voltaire davon beſaß, und der Kön. Bibliothek zu Paris ſchenkte, iſt hier aus einem andern Manuſkript ergänzt, und von dem Baron de la S. Croix herausgegeben. In Bern iſt ſchon eine teutſche Ueberſetzung davon veranſtaltet.

Zu der höhern Mathematik und Aſtronomie, hat Herr Prof. Hennert ſehr wichtige Beyträge geliefert, in ſeinen Diſſertations Phyſiques et Mathemat. die in Haag herausgekommen ſind.

Ausführliche Auszüge der neueſten merkwürdigſten Bücher bietet die neueſte philoſophiſche Literatur von Loſſius dar.

Eine der merkwürdigſten, obgleich ihrer Bogenanzahl nach ſehr kleine Schrift, ſind des Hrn. Gerhards Beobachtungen über den Gneiß und Granit, beſonders ſeine Muthmaßungen über die Entſtehungsart derſelben. Auch die Berechnung der eigentlichen Schwere der verſchiedenen Erdtheile, woraus der Granit beſtehet, iſt merkwürdig. Der V. glaubt, er ſey eben ſo wenig durchs Waſſer als durchs Feuer entſtanden. Er will lieber zur Hervorbringung dieſer allgemeinen großen Wirkungen fixe Luft als die Urſache annehmen

nehmen. Auch die nähere Bestimmung des Gneißes wird von groſsem Nutzen seyn; indem dadurch sehr viele Schiefer-Gebürge wegfallen werden. Zu den Beyträgen der Mineralogie einzelner Länder und Gegenden, rechnen wir vorzüglich Hrn. Fischers vortrefliche Naturbeschreibung von Liefland; obgleich mehr zu wünschen wäre, daß wir eine topographische Beschreibung der Mineralien, als eine Klassification derselben erhalten hätten. Hr. Caroſi hat auf dieselbige Art die Gegenden der Lausitz beschrieben. Von der Gegend von Jena haben wir eine sehr gute Nachricht erhalten. Auch der mineralogische Briefwechsel des Hrn. Cammer-Rath Klipstein liefert merkwürdige Beyträge. Als ein Muster aller Beschreibungen einzelner Gegenden, wornach endlich eine wahre Beschreibung von Teutschland erwachsen könnte, wenn jeder Sachkundige an dem Orte, wo er lebt, einzelne Beyträge zu liefern Muth und Kraft hätte, ist die ökonomische, physische, medicinische Beschreibung der Stadt Nordheim, von Hrn. Stadtphysikus Küling daselbst. Hr. Berends und Hr. Medikus haben uns von Frankfurt und Mannheim ähnliche Arbeiten in die Hand gegeben. Vom polnischen Grafen von Borch, dessen Hr. Köstlin in seinen Briefen gedenkt, haben wir nun auch die Lithologie Sicilienne erhalten. Er theilt alle Erdarten in drey Ordnungen ein: 1) Terra vitrificibilis; 2) Calcaria; 3) refractoria. Vermuthlich versteht er dadurch arsenikalische Erden. Obgleich

Treboniuſ.

Er iſt in der That nicht zu fürchten; laſt ihn nicht ſterben; er wird ſich ſelbſt gewiß kein Leid thun; er wird leben, und zulezt aus der ganzen Geſchichte einen Spaß machen.

(Die Gloke ſchlägt.)

Brutuſ.

Stille, zählt die Gloke.

Caſſiuſ.

Die Gloke hat drey geſchlagen.

Treboniuſ.

Es iſt Zeit, uns hinweg zu begeben.

Caſſiuſ.

Indeſſen iſt es noch zweifelhaft, ob Cäſar heut ausgehen wird oder nicht; denn er iſt ſeit einiger Zeit abergläubiſch worden, und gerad auf das Gegentheil der vernünftigen Meynung, die er ſonſt von Phantaſie, Träumen und religioſen Dingen hegte, verfallen; es iſt leicht möglich, daß ihn dieſe anſcheinenden Wunderzeichen, die ungewöhnlichen Schrekniſſe dieſer Nacht, und die Vorſtellungen ſeiner Zeichendeuter abhalten, heute in das Capitolium zu gehen.

Deciuſ.

Davor fürchtet euch ja nicht; wenn er auch dieſen Entſchluß faßte, ſo kan ich ihn zurechte bringen. Denn er hört gern davon reden, daß Einhörner mit Bäumen gefan-

gleich nicht alle Kenner mit ſeinen Eintheilungen zufrieden ſeyn werden, ſo muß doch jedermann den Eifer dieſes Naturkundigers bewundern, der beynahe keine einzige Species ohne chemiſche Unterſuchung benennt und geordnet hat.

Sehr merkwürdig ſind die von Hrn. Brükmann geſammelte und eigne Beyträge zu ſeiner Abhandlung von den Edelſteinen. Er iſt wie bekannt der Hauptverfaſſer in dieſem Fach, und hat hier alle Entdeckungen nachgehohlt, die ſeit der lezten Ausgabe ſeines Buchs von Born, Delius, Ferber, Delisle, Scopoli, Gerhard und andern ſind gemacht worden. Des Hrn. Schröters lithologiſches Verbal- und Real-Lexikon hat ſeinen Fortgang, ſo wie ſein Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Conchyliologie, das bis zum Vten Band erwachſen iſt.

Die Beſchreibung des Wiener Naturalienkabinets unter dem Titel: Index rerum naturalium Muſei Caeſarei Vindob. P. I. Teſtaces. hat den Hr. von Born zum Verfaſſer. Auch für Auswärtige, die dieſe Sammlung nicht benutzen können, iſt dieſes Verzeichniß brauchbar, weil der V. die linneiſchen Geſchlechter beybehält, und ſie mit einer Menge theils von ihm ſelbſt entdekter, theils von andern beſchriebener Arten vermehrt hat. Jeder Art und Spielart iſt eine kurze vortrefliche teutſche und lateiniſche Beſchreibung beygefügt, nebſt einer Reihe Schriftſteller, die ſie entweder geſchrieben oder abgebildet haben.

Un-

Unter den Compendien zur Naturgeſchichte kann das Handbuch des Hrn. Prof. Blumenbachs in Göttingen, als eine kurzgefaßte Geſchichte aller ſeit den lezten 25 Jahren gemachten neuen Entdeckungen dienen. Zum eignen Unterrichte für Anfänger und Unkundige können wir mit Grund Hrn. Leske allgemeine Natur- und Thiergeſchichte empfehlen Es ſind hierin beſonders die neueren Bemerkungen Müllers, Fabricius, Pallas, Forskål, Gonaus und anderer genuzt. Das Linneiſche Syſtem iſt im Ganzen beybehalten, doch hier und da ſind einige kleine Abweichungen bemerkt. In den teutſchen Namen hat er Müllern oft verbeſſert, auch bey den Geſchlechtern die franzöſiſchen und engliſchen Namen zugeſezt. Vor der allgemeinen Thiergeſchichte geht eine gute Phyſiologie, und Erklärung der Kunſtwörter voraus.

Von der *Flora Pariſienſis*, dieſem in Anſehung der Kupferſtiche, und der Ausmahlung der Pflanzen vortreflichen Werke, iſt im vorigen Jahre der IVte Theil erſchienen. Die Beſchreibungen der Pflanzen ſtehen auf einzelnen Blättern; oben iſt die Linneiſche Klaſſe und Ordnung, zu der das Genus gehört, mit Linneiſchen Namen angezeigt. Mit der Zeit wird man es alſo nach dem Linneiſchen Syſtem rangiren können. Herr Bulliard iſt der Vr oder Direktor dieſes Werkes. Auf den Textblättern ſteht der Name der Linneiſchen Klaſſe und Ordnung, die Dauer der

Pflan-

Pflanze, der Linn. Speciesname, der specielle Trivialname in Frankreich. Die charakteriſtiſchen Beſchreibungen ſind kurz, allein ſie geben doch in Vergleichung mit den Figuren einen hinlänglichen Begriff von den zerlegten Blumtheilen. Auch die Varietäten ſind angegeben, der Nutzen und Heilkraft der Pflanzen. Ueberall wird man neben der gröſten Kürze doch vollkommene Gründlichkeit bemerken. Von Nürnberg aus haben wir auch izt die Icones Plantarum medicinalium in einer Centurie vor uns. Dieſes Unternehmen iſt auf keine Art mit der Pariſer Arbeit zu vergleichen; allein bey dem mäßigen Preiß wird man doch über keine Unrichtigkeiten zu klagen haben, obgleich der Stich etwas gelinder hätte ausfallen können.

Von dem *Hortus Romanus* iſt der IVte Theil erſchienen. Stich, Zeichnung und Auftrag der Farben iſt meiſterhaft, höchſt mahleriſch, und thut eine außerordentliche Wirkung aufs Auge. Allein bey dieſem Aufwand von Kunſt, Papier, Zeit und Geld hätte man ſich nur auf die unbekannteren und ſeltneren Pflanzen einſchränken ſollen. Auch ſind nirgends richtige Abtheilungen in Genera, Species und Varietäten.

Von dem vortreflichen Werke, der *Pomona Franconica* des berühmten würzburgiſchen Hofgärtners Hrn. Meyers, iſt nun auch der IIte Theil erſchienen.

Als

* Als gute Gärtner-Bücher haben wir Hrn Luders Küchengarten-Briefe, IIIter Theil, und Hrn. Walthers, Kunſtgärtner in Stutgard, praktiſche Anleitung zur Gartenkunſt (Stutgard bey Mezler) anzuzeigen.

In der Inſektologie bemerkt man überall wichtige Beyträge, nur iſt es zu bedauern, daß bey Ausfertigung der neuen Syſteme die Wiſſenſchaft mehr erſchwert als erleichtert zu werden ſcheint, indem beſtändig Varietäten zu Species erhoben, Species die zu einander gehörten getrennt, und viele zuſammengeſezt werden, die getrennt werden ſollten. Dieſes Vor- und Rükgehen in der Wiſſenſchaft wird auch ſo lange dauren, als wir nicht die Geſchichte jedes Inſekts, vom Ey bis zum Ende ſeines ganzen Lebens, ausgefertigt vor uns haben werden. Und wenn wird dieſes, beſonders bey den ausländiſchen, möglich ſeyn? Indeſſen muß es uns doch freuen, das Cramerische Werk der ausländiſchen Inſekten immer fortgehen zu ſehen, obgleich ſein ehemaliger Unternehmer, Hr. Cramer, nicht mehr am Leben iſt. Er ſtarb ſchon im Jahr 1776, und hinterließ ſeine ſchöne Sammlung Hrn. Beſelaar, ſeinem Vetter, mit der Bedingung, daß er das Werk fortſetzen ſollte. Funfzehen Hefte ſind nun bereits geliefert, und jede Nummer koſtet ungefehr 12 fl. leichtes Geld. In der Vorrede werden die neuern Bemühungen der Gelehrten um die Inſektologie berühret, und der Verf. fängt mit Goedaant an.

Von

Von dem Bergsträsserischen Werke haben wir nun den 2ten Jahrgang in 34 Tafeln und 10 Bogen Text vor uns.

Noch haben wir unsern Lesern anzuzeigen, daß des Martinischen Conchilien-Cabinets IVten Bandes 3te Ausgabe herausgekommen ist, welche die erste Hälfte des Textes dieses Bandes enthält. Herr Pastor Chemnitz setzt diese Arbeit fort.

Von den vortreflichen Beyträgen zur Entomologie des Herrn Pastor Götze ist der IIIte Theil erschienen, und von dem Füeßlinschen Magazin der Entomologie des IIten Bandes 2tes Stück, und von den Spicil. Zoolog. des Herrn Pallas der XIII. Fascic.

Herr Leske befördert nun jetzo den Wunsch so mancher Gelehrten, und sammlet aus den Transactions diejenigen Abhandlungen, die zur praktischen Physik, Naturgeschichte und Oekonomie gehören. Die vortrefliche Sammlung zur Physik und Naturgeschichte von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften gehet fort, und ist das 2te Stück des ersten Bandes erschienen.

Zur Technologie und Geschichte der Künste und Handwerker hat Herr Bekmann in seinen Beyträgen im IIten Theile höchst wichtige Aufsätze geliefert. Auch hat man dafür gesorgt, daß diese

Wis-

Wiſſenſchaft der Jugend gemeinnützіger gemacht würde, unter dem Titel: Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe für Realſchulen und das bürgerliche Leben. Die Beſchreibung des Grafen Borke, von der Landwirthſchaft in Hinterpommern, wird jedem Kenner dieſer Wiſſenſchaft höchſt willkommen ſeyn. Von Krünitzens Encyclopädie iſt nun der XVIIte Band erſchienen, und geht bis Gam. Hr. Patriz. von Stetten, hat die Kunſt- und Handwerksgeſchichte der Stadt Augſpurg beſchrieben. Eben derſelbe hat Biographien ſeiner Mitbürger ausgearbeitet, und zur Erweckung bürgerlicher Verdienſte eminente Beyſpiele von Tugend und Laſter aufgeſtellt.

Der berühmte Chemikus *Baumè*, hat eine vortrefliche Abhandlung von der beſten Art die Brandweinblaſen einzurichten, herausgegeben, welche verdiente durch eine Ueberſetzung bey uns gemeinnützіger gemacht zu werden. Die Beſchreibung, Maſchinen und Modelle, die von der Londonſchen zur Aufmunterung der Künſte und Manufakturen errichteten Geſellſchaft herausgegeben werden, ſind nun zu München durch Hr. Kennedy ins Teutſche überſezt worden.

Unter die gewiß gemeinnützigen Bücher gehört auch folgendes in Berlin im Nicolaiſchen Verlage herausgekommenes Buch: Martins Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand be-

lustigenden und nützlichen Kunststücken, von Wiegleb erklärt und umgearbeitet.

Von Hr. Hartmann in Hannover haben wir nächstens ein Handbuch der Elektricität zu erwarten. Cavallo's Arbeit haben wir längst in unsern Blättern rühmlichst angezeigt. Die Lehre von dem neuen Luft-Elektrophor wird nun die Liebhaber beschäftigen, und vielleicht zu manchen neuen und fruchtbaren Wahrheiten Gelegenheit geben.

Von Verbesserung der Feuerspritzen, und dem für jedermann praktikabeln allgemeinen Holzanbau, haben wir zwey vortrefliche Abhandlungen von Hrn. Dr. und Prof. Hesse zu Erfurt erhalten.

Die kurzgefaßte Beschreibung der Handlung der vornehmsten Europäischen Staaten, ist das beste Handbuch in seiner Art, und sind überall die vornehmsten Quellen benuzt worden.

Vom Schauplatz der Natur ist der VIIte Band erschienen, und geht bis Schwan.

Von der teutschen Encyclopädie, im Varrentrapp- und Wernerischen Verlage zu Frankfurt, ist der IIte Band erschienen. Die Artikel zeichnen sich meist in Vergleichung des ersten Bandes immer

immer vortheilhafter aus, auch läßt sich die Ursach davon leicht angeben, wenn man in der Vorrede die Anzeige der neuen Mitarbeiter betrachtet, worunter viele längst rühmlichst bekannte Namen vorkommen.

III.

Ein Gespräch
zwischen
Autor und Leser.

Leser. Ehe wir weitere Bekanntschaft mit einander machen, sagen Sie mir, wer sind Sie eigentlich, und was haben Sie für Absichten bey diesem Buche?

Autor. Ich dächte, das wäre sehr unnöthig zu wissen, so wenig als bey einem Kaufmann, ob er katholisch oder lutherisch ist? Ich bin ein Autor, so wie der Kaufmann Kaufmann ist, und das wäre wohl genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlauben.

Leser. Bey einem Autor ist es aber höchst wichtig zu wissen, was er noch neben diesem seinen Handwerke treibt; wie und warum er Autor geworden ist, ob aus Noth oder Lust, ob er ledig

oder verheirathet, Canonicus oder Krayß-Steuereinnehmer ist?

Autor. Dies ist eine neue Art, Kunstwerke zu beurtheilen. Also kommt viel darauf an, wenn man den Kanal zu Bramberg sieht, zu wissen, daß der Autor davon Ober-Consistorialrath in Berlin ist?

Leser. Allerdings kommt viel auf die äusseren Verhältnisse an, und wenn ich weiß, daß der Autor ein Student ist, so kann ich ihm wohl zum voraus sagen: Herr, ich verbitte mir von Ihnen alle Scenen der großen Welt, alle Gemählde der feinen Lebensart, alles was Sie mir von Falten des weiblichen Herzens, Spiel großer Leidenschaften u. dgl. auftischen wollen; denn Sie habens erfunden und nicht gesehen, und ich führe hier, als ein Mann der gelebt hat, eine Summe Erfahrung, zur täglichen Ausgabe, in meiner Tasche, womit ich Ihr ganzes Patrimonium auskaufen kann.

Autor. Ich sehe, Sie werden warm, als ob eben höchst wichtige Angelegenheiten zwischen uns beyden vorfallen sollten. Lassen Sie uns in ganz weitläuftigen Verhältnissen bleiben. Der Eine ist Käuffer und der Andere Verkäuffer; und hier kommt es auf keine Berechnung der Vermögensumstände beyder Theile an. Der kleinste Tabatieren-Händler in Spaa kann an Lord Clive von

sei-

ſeiner Waare verhandeln, was dieſem Vergnügen oder Bequemlichkeiten verſchafft, und was der Lord wirklich nicht beſaß, ehe er die Bekanntſchaft des kleinen Krämers machte. Der Lord kann beym Handel gewonnen haben, ſo klein er iſt, und der Krämer auch, ohne daß dieſer zu viel bezahlt, und der andre reich davon geworden iſt.

Leſer. Aber derjenige, der zu viel für eine Waare bezahlt hat, paſſiert er nicht, wenns herauskommt, in der Welt für einen Sot?

Autor. Ich ſehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie das Verkehr betrachten, das zwiſchen uns vorwalten könnte. Die Achtung, die Sie mir als Autor geben, ſehen Sie als ein Stück von ihrer eignen an, worinn nach und nach ein Deficit entſtünde, je mehr Sie davon gegen mich ausgäben. So wie ich von Ihrem Beyfall einſtecke, denken Sie, Sie verlöhren, und jetzo ſammelte ich mir ein Kapital bey Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markte brächte. Etwas iſt wahr an der Sache. Freylich bekomm ich überall Etwas, nur das Etwas beſteht in ſo kleiner Current-Münze, die es unſägliche Mühe koſtet in Gold umzuſetzen; zudem ſind die Sorten oft verrufen, aus ſo vielen Ländern, von ſo vielerley Gepräge, welches niemand nehmen will; daß, bis ſich Einer von uns etabliren kann, beym Umſetzen ſo viel verlohren geht,

gen werden können, Bären mit Spitzeln, Elephanten mit Gruben, Löwen mit Netzen, und Männer mit Schmeichlern; wenn ich ihm dann sage, er hasse die Schmeichler, so sagt er, er thu' es; und merkt nicht, daß ich ihm dadurch am meisten schmeichle. Laßt nur mich dafür sorgen; ich kan seinem Humor die rechte Wendung geben, und ich geb' euch mein Wort, daß ich ihn ins Capitolium bringen will.

Cassius.

Nein, wir wollen alle gehen, ihn daheim abzuholen.

Brutus.

Um acht Uhr, aufs längste?

Cassius.

Aufs allerlängste, bleibet ja nicht länger aus.

Metellus.

Cajus Ligarius ist über Cäsarn unvergnügt, weil er von ihm einen Verweis bekommen, daß er gut vom Pompejus gesprochen; mich wundert, daß keiner von euch an ihn gedacht hat.

Brutus.

Nun, mein lieber Metellus, geht zu ihm; er ist mein guter Freund, und ich hab' ihm Ursache dazu gegeben; schikt ihn nur zu mir, ich will an ihm arbeiten.

als wenn ein Hanauiſcher Officier in der Amerikaniſchen Gefangenſchaft zwey wirkene Hemden mit 8 Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leſer. Aber Herr, das Etwas, das Sie von mir verlangen, mag ſo klein ſeyn, als es will, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich allezeit der Mann bin, der es Ihnen verſagen kann. Es iſt auſſerdem keine Kleinigkeit, die Sie mir abfordern. Der Beyfall, den ich Ihnen geben ſoll, iſt eine Ehrenſache, worüber mich jeder Sachkundiger zur Rechenſchaft zieht. Es iſt eine Art Paß, den ich unterſchrieben habe, ein Certificat, für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darinn vorkommen; ein Wechſelbrief, mit dem Sie handeln können, und wobey meine Unterſchrift und Petſchaft bey mehrern oder wenigern reſpektiert wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig ſachte! Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, das Sie für meine Waare geben können! Es iſt weder ein reſpektabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Giro-Wechſel, der auf groſſen Plätzen gilt, ſondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dems kein Menſch anſieht, wer es ausgegeben hat, und das, wenns nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falſch erklärt worden iſt, nur ſeinen itzigen Beſitzer verdächtig macht.

Le-

Leſer. Es muß aber doch ſeinen Werth haben, weil Sie's von mir verlangen — ſeinen ſehr großen Werth?

Autor. Ich dächte, der Fall könnte ſo wohl den Werth des Dings, als die Philoſophie desjenigen beweiſen, der ſich mit ſo wenigem begnügen kann. Doch wir wollen nicht weiter ſtreiten! Ihr Urtheil kann mir ſo wohl höchſt wichtig, als höchſt entbehrlich ſeyn, und ich kanns doch von Ihnen heiſchen. Vielleicht aus Phantaſie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menſchenſtudio. Sie können mir nichts Neuers ſagen, als die Wirkung, die mein Werk auf ein Individuum der Menſchen-Varietät macht, worunter Sie gehören. Der Beſitzer des Vermögens kann doch wohl am ſicherſten ſeine eigene Bilanz ziehen? So lange die Autoren nicht gehalten ſind, ſich ſelbſt zu rezenſiren, werden alle Bücher ſehr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil er ſelten auf die rechte Stelle trifft, deren ſchwache Seite der Eigner beſſer kennt, als irgend ein Sterblicher.

Leſer. Das iſt höchſt luſtig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht abſurdes behaupten zu lernen, muß ein Menſch ein Autor werden. Ich denke bald, Sie gehören zu den Spaßmachern von Profeßion, zu den ſogenannten Bellettriſten. Sie haben wohl in Ihrem Leben keine Zeile geſchrieben, weswegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn mit gutem

Gewiſſen in ein Collegium recommandiren könnte. Alſo wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen ſchönen Geiſt ausgegeben, und es käme nachher heraus, der Spaß taugte nichts, ich wäre alſo i. v. betrogen, ſo wäre das bloß aus Liebe zum Menſchenſtudio geſchehen, um zu ſehen, was für Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelſtolz iſt, wie die Philoſophen ſagen, von Gott ſehr weislich gepaart.

Autor. Es giebt noch mehr Dinge in der Welt, die Gott ſehr weislich gepaaret hat, und darunter gehört der Scharfſinn, womit ſich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein eminentes Talent als zu groß auf ihrem Weg aufſtößt. Alſo alles was geigt iſt bey ihnen ein Fiedler, und der Virtuoſe, der Sie in einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, iſt Ihnen Eins mit demjenigen, der Ihnen bey Tiſche im Wirthshauſe aufſpielt?

Leſer. Ich dächte, Einen, der vor meine Hausthüre kommt, und was von mir haben will, den kann ich behandeln, wie mirs gut dünkt. Amüſiert mich einer von den Herrn, ſo iſts gut; aber dafür kann er doch nicht prätendiren, daß ich Ihn als Einen meinesgleichen traktiren ſoll.

Autor. Sie haben Recht ſo zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Teutſchland, wo man nicht

nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beytragen kann, das nicht sogleich in der Gestalt als Mist erscheint. Man glaubt bey uns so wenig an den Einfluß des Intellektuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich so geradezu spreche! Die Ironie ist eine Pflanze, die bey uns noch immer so wenig gedeihen will, als die Theestaude in Schweden.

IV.

Ode

an Herrn Hackert,

Landschaft- und See-Mahler in Rom.

1777.

Indeß sich Mengs — so flogen Raphaele —
Bis zu der Schönheit Urbild schwingt,
Und edler Helden Bild und That und Seele
Von Lethens Ufer wiederbringt:
Wagt mit nicht minder kühnem Fluge
Sich Hackerts Genius zur Werkstatt der Natur,
Und Berg und Thal, und Wald und Flur
Blühn unter seinem Pinselzuge.

Nicht täuſchender hob ſich in Claudens (*) Bilde
Campanien zum Paradies,
Als ſeine Kunſt auf Thäler und Gefilde
Den ſanftern Himmel ſtrahlen hieß.
Ein ſelig Land! wo Schäferinnen
Im hochgewölbten Hayn, um Egipans Altar,
Mit frommen Hirten, Paar an Paar,
Den wonnevollen Tanz beginnen.

Auch teutſche Bruſt nährt der Begeiſtrung Funken,
O Gallien! Auch neben dir,
(Sey immerhin von deinem Vernet trunken!)
Herrſcht Hackert in Neptuns Revier.
Sieh, wie am ſchäumenden Geſtade
Dort blizerhellter Sturm in holer Brandung wühlt,
Hier ſilberhell die Welle ſpielt,
Ein Bad der ſcherzenden Najade!

Die Schlacht, die in der blutigſten der Nächte,
Rutheniens Geſchwader ſchlug,
Als Catharinens Feldherr, Stambuls Knechte
Flamm' oder Schwerdt entgegen trug;
Dein Pinſel ſchildert ſie: wir beben —
Welch Schauſpiel, Götter! Tod und Brand, auf
Erd und Meer!
Die Fluth aus der ſich weit umher
Ruinen der Verwüſtung heben!

Hin-

(*) Claude Gelée, genannt Le Lorrain, der vortreflichſte Landſchaftmahler.

Hinweg von dieſem Anblick! Sieh dort ſtrahlet
Sicilens Volkan empor!
An ſeinem Fuß, den ewger Frühling mahlet,
Steigt güldner Aepfel Wald hervor;
Die Frucht, mit der ſich Ceres krönte,
Schwillt hoch auf deiner Flur, o Syrakus! Wer kennt
Das Thal nicht, wo um Agrigent
Die Flöte Theokrits ertönte?

Auch dein Alban (*), wo an der Freundſchaft Seite
Der Lenz mir wie ein Traum verſchwand;
Dein Wonneſitz, auch er gab reiche Beute
Für Herz und Geiſt, für Aug' und Hand.
Seyd mir gegrüßt, Caſtello's Hügel!
Wie gern verbargt ihr uns vor heißer Sonne Strahl!
Wie lokten da in euer Thal,
Der Blumen Duft, der Weſte Flügel!

O mahle mir die immergrünen Pfade,
Bald um Gandolfs Gewäſſer her,
Bald ſanft herab aus mooſigte Geſtade
Von Katiens kriſtallnem Meer!
Auf jener Höh fand oft der Morgen
Den weiſen Ganganell, ſein Auge himmelan,
Tief unter ihm ſein Vatican,
Roms Kuppel, und der Erde Sorgen!

War

(*) Albano, Caſtell Gandolfo, der See dieſes Namens — alles für Mahler höchſtreichhaltige Gegenden um Rom. Die von Horazens unicis Sabinis, hat Hackert beſonders ſtudiert.

War es, Schwan von Venusium, dein Schatten
Der Hackerts Finger zaubern ließ?
Ihm Kunst und Hayn, die dich beseeligt hatten,
Tief in Sabin's Gebürgen wieß?
Im abgeschiedensten der Thäler
Glänzt noch Blandusens Quell; grünt noch der Lucretil,
Horaz! einst deiner Wünsche Ziel,
Izt, deinem Herzen Ehrenmähler!

Von einem Ungenannten eingeschickt.

V.

Fünfter Brief

Das Erziehungswesen betreffend.

Von neuen Anstalten und Schriften, die Erziehung betreffend, versprach ich das nächstemal Ihnen zu schreiben. Hier ist der Brief, und ich komme ohne Vorrede und ohne alle Umschweife zur Sache. Neu ist relativisch; da ich es nun hier vornemlich, doch nicht völlig ausschließungsweise mit teutschem Erziehungswesen zu thun habe, so will ich neu nennen, was seit den Zeiten Karls des Großen geschehen ist, und das, was bey unserer Lebenszeit vorgenommen worden ist und gethan wird, nur als das Neueste davon unterscheiden.

Mag

Mag es viel oder wenig, Mönchstand oder Eroberersspolitik, oder was man will, seyn, was Karl der Große für das Erziehungswesen und besonders für den Unterricht gethan hat, allemal war es mehr, als er fand; zeugt von dem großen Geiste, der einsieht, wie viel auf Erziehung und Schulen ankömmt, und thut was er kann; und macht für das Erziehungswesen besonders für unser teutsches Vaterland Epoche. Seine Hofschule (*) (Schola palatina) war doch das Modell, wornach sich die damals berühmte Schule zu Fulda bildete, auf welche hernach die Schulen zu Hirschau, Corvey, Prüm, Weissenburg, St. Gallen und Reichenau folgten. Und wenn er auch nicht der Stifter der pariſischen Universität ist, wie man ehedem behauptete; so wird doch von Allen zugegeben, daß er den Grund gelegt habe, auf welchen hernach diese so berühmte Schule erbaut worden ist. Auf seinen Befehl und unter seinem Schutze legten die meisten Bischöffe bey ihren Hauptkirchen die sogenannten Kathedralschulen an. Auch die vielen Stifte, welche von ihm oder auf seine Veranlassungen eingerichtet worden sind, waren ihrer ersten Bestimmung nach Schulen, wo die Canonici Lehrer der Jugend seyn sollten, wie noch die Namen Decanus, Scholasticus und Can-

(*) Wo er sowohl seine als der Vornehmen des Reichs ihre Kinder unterrichten ließ, um die Unwissenheit vom Hofe zu vertreiben.

Cantor, welche dieſe Herrn noch führen, zeugen können. Am deutlichſten ſprechen für ſeine Bemühungen um das Schulweſen die ſo bekannten Namen der Univerſitäten und Trivialſchulen; denn der ganze Inbegriff der Wiſſenſchaften wurde damals in ſieben Künſte, welche man die freyen zu nennen pflegte, eingetheilt, nemlich in die Grammatik, Rhetorik, Dialectik, Rechenkunſt, Muſik, Geometrie und Aſtronomie. Die drey erſten machten das Trivium, und die vier lezten das Quadrivium aus; daher noch die geringeren Schulen Trivialſchulen, die hohen aber, wo man Gelegenheit hat, alles zu lernen, Univerſitäten, (univerſitas Studiorum) heiſſen. Wenn Sie ſich, werther Freund, nicht an meiner Gelehrſamkeit ärgern wollen, ſo will ich Sie, des weiteren wegen, auf Jo. *Launois* Tractat: De Scholis a Carolo M. per Occidentem inſtitutis hiermit verwieſen haben.

Freylich war der Zuſtand der Wiſſenſchaften damals ſo elend, daß für wahre Erziehung und Unterricht in dieſen Kathedral- und Kloſterſchulen nicht viel gethan wurde. Man erzog nur Geiſtliche und ließ die Layen in der Dummheit, damit man durch jene ſo viel leichter über dieſe herrſchen könnte; denn das ganze Erziehungs- und Schulweſen war auch bloß Geiſtlichen anvertraut, wodurch zwar, nach einer weiſen Bemerkung Mosheims, den Vorſtehern der Ceremonien viel Nutzen, dem Staate hingegen der größte Schade

zu-

zuwuchs. Ihnen überlasse ich hierbey zu bedenken, ob wir wohl seit diesen tausend Jahren hierinnen viel klüger geworden sind? Bey dem Allen wäre es Undank, wenn man die guten Absichten des großen Karls verkennen, und sein allemal doch großes Verdienst um das Schulwesen verringern wollte. Er that alles, was er bey dem Mangel an Gelehrten in den damaligen Zeiten thun konnte. Izt könnten wir freylich alles besser machen; wo ist aber ein großer Karl, der thun will, was er kann? Doch tausend Dank der Vorsehung, daß wir wenigstens einen Fürst von Dessau kennen, der wie Karl thut, was er kann, und einen Domherrn von Rochow, der mehr thut, als Karl von allen seinen Canonicis erwarten konnte.

Von Karl dem Großen an bis auf Luthern, dem man vielleicht eben so gut den Beynamen des Großen geben könnte, (also vom achten Jahrhunderte an bis zum funfzehnten) ist ein trauriger Stillstand im Erziehungswesen. Und wie tief würde es nicht endlich noch gesunken seyn, wenn nicht die morgenländische Barbarey die Gelehrsamkeit nach Italien gejagt hätte, von daher sich dann ihre Wohlthätigkeit bis zu uns ausbreitete. Von neuen Instituten der Erziehung und des Unterrichts kommt hier zwar auch nichts Merkwürdiges vor; gros aber ist der Einfluß, den die gelehrten Männer dieser Zeit, ein Reuchlin, Erasmus und Luther, nicht nur auf die

Re-

Caſſius.

Der Morgen bricht an; wir wollen euch verlaſſen, Brutus; und ihr, meine Freunde, zerſtreuet euch; erinnert euch aber an euer Wort, und zeigt euch als ächte Römer.

Brutus.

Meine werthen Freunde, ſehet friſch und frölich aus; laßt nicht eure Blike Verräther euers Vorhabens werden, ſondern führt es wie es Römern anſtändig iſt, mit unverdunkeltem Geiſt und ſtandhaften Muth aus; und ſo wünſch' ich einem jeden von euch einen guten Morgen --. (Sie gehen ab.) Junge, Lucius; ſchläfſt du ſo feſte? Es hat nichts zu ſagen. Geneuß immer des honigtrieffenden Thaues des Schlummers; du haſt keine Phantaſien nach Vorſtellungen, wie Geſchäfte und Sorgen im Gehirn der Menſchen aufziehen, drum ſchläfſt du ſo geſund.

Dritte Scene.

Portia zu Brutus.

Portia.

Brutus, mein Herr!

Brutus.

Portia, was begehrt ihr? Warum ſteht ihr ſo früh auf? Es taugt nicht für eure Geſundheit, euer zärtliches Temperament dieſer rauhen Morgenluft auszuſezen.

Reformation der Wissenschaften und der Religion überhaupt, sondern insbesondere auch auf die Verbesserung des Erziehungswesens in den Schulen gehabt haben. Luther scheint mir besonders viel Talent für die Erziehung gehabt zu haben, wie aus seinem Leben und Schriften abzunehmen ist, wovon ich Ihnen einige Belege in der Beylage zu diesem Briefe mitschicke; und wenn er nicht so genug schon beschäftigt gewesen wäre, so würde, glaube ich, sein thätiger Geist ganz gewiß neue Institute der Erziehung errichtet haben. Von seinem Eifer hierinnen zeugt nicht nur sein großer und kleiner Katechismus, sondern auch besonders das Tractätchen: **Treuherzige Vermahnung D. Luthers an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Stände teutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.**

Ob nun gleich von den Wiederherstellern der Wissenschaften und den Reformatoren der Religion selbst keine neuen Erziehungsanstalten gemacht worden sind: so hat man es doch offenbar als Folge ihrer gelehrten Bemühungen anzusehen, daß bey den Protestanten die Schulen verbessert, und in Sachsen besonders die drey sogenannten Fürstenschulen, welche von großen pädagogischen Einsichten zeugen, errichtet worden sind. Eben daher aber schreiben sich gewiß auch die ehemaligen vortreflichen Einrichtungen der Jesuiterschulen, welchen die Erleichterung des Un-

Unterrichts in Sachen durch Bilder, und in Sprachen durch Reden, als vorzügliches Verdienſt und vielleicht gar als eigene Erfindung anzunehmen iſt.

Bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert blieb es hierbey. In dieſem aber wurde der Verbeſſerungsgeiſt in Schulſachen, beſonders in Anſehung des zu verbeſſernden und zu erleichternden Unterrichts wieder rege. Baco de Verulamio in ſeinem ganz vortreflichen Buche de augmentis ſcientiarum machte von England aus alle gelehrte und gutdenkende Menſchen auf Verbeſſerung der Wiſſenſchaften durch Verbeſſerung des Unterrichts aufmerkſam; und ich wollte, daß Sie bey dieſer Gelegenheit ſein Buch vorſuchten, und wenigſtens das erſte Buch deſſelben recht mit Bedacht durchläſen. Ich habe mich kaum enthalten können, Ihnen einige Stellen daraus abzuſchreiben, ſo wahr iſt alles, was er ſagt. Doch weiß ich nicht, daß er zu ſeiner Zeit damit viel zur Verbeſſerung gewirkt habe.

Mehr Bewegung, ich weiß aber nicht, ob mehr Verbeſſerung, machten in Teutſchland zween Männer, Ratich und Comenius, welche mit wahrem ſchwärmeriſchen Eifer für den Unterricht und die Erziehung der Jugend erfüllt waren. Ratich übergab im Jahr 1612 den zur Wahl des Kaiſers Matthias zu Frankfurt verſammelten Reichsſtänden ſeine neue Lehrkunſt (*), und ver-

(*) Didactica.

verſprach, nach derſelben den jungen Leuten die todten Sprachen mit auſſerordentlicher Geſchwindigkeit beyzubringen, und alſo überhaupt das Studiren ungemein zu erleichtern. Der Landgraf von Heſſen, Ludwig der Treue, wollte ſein Projekt durch ſeinen Profeſſor in Gießen D. Helvicus prüfen und nach Befinden realiſiren laſſen; dieſer aber ſtarb zu früh. Ratich wollte unterdeſſen ſeine Lehrkunſt an der Herzogin zu Weimar, Dorothea Maria, und ihrer Schweſter, Anna Sophia, verſuchen; hatte aber kein Glük, und gieng daher ins Anhaltiſche, wo der Fürſt Ludwig, nach ſeinem Plan, in Zerbſt ein Collegium errichtete. Allein auch dieſes Unternehmen wollte nicht gelingen; Ratich wurde darüber ins Gefängniß geſezt, und kam nicht eher los, als bis er in einem von ſich geſtellten Revers bekannt hatte, daß er mehr verſprochen habe, als er im Stande ſey zu leiſten.

Nach ihm, oder faſt neben ihm trat Amos Comenius, der wahre Baſedow des ſiebenzehnten Jahrhunderts, auf; denn ſchon 1627 fieng er an, ſeine opera didactica herauszugeben. Mit dem feurigſten Enthuſiasmus nahm er ſich vor, Schulenerziehung und Religion zu reformiren. Seine religiöſen Schwärmereyen gehen mich hier nichts an; ſondern nur ſeine Bemühungen zum Beſten der Jugend gehören für meine Nachrichten. Er hatte den richtigen Gedanken, mit den Worten und Sprachen auch gleich Sacherkenntniſſe zu verbinden, ſehr lebhaft in

ſeiner Seele. Dieſer erzeugte ſein Buch: Schola ludus, ſeu Encyclopaedia viva, wo er durch Bilder, Sachen und Worte zugleich den Kindern auf eine leichte Art beybringen wollte, und woraus der hernach ſo bekannte Orbis pictus worden iſt. Ingleichem ſuchte er auch die Erlernung der Sprachen zu erleichtern, zu welchem Endzwecke ſeine lanua aurea linguarum reſerata ad linguam latinam, germanicam, gallicam, italicam, graecam geſchrieben iſt, welche nicht allein von 1631 bis 1670 über zwölfmal aufgelegt, ſondern auch in die griechiſche und ſogar in die arabiſche Sprache überſezt wurde. Den glüklichen Einfall aber, ein eigenes Inſtitut zu errichten, hatte er doch nicht; ſondern glaubte durch ſeine Schriften in den Schulen die nöthige Veränderung zu bewirken. So iſt es nun bis auf unſere Zeiten, da Baſedow neue Bewegungen machte, geblieben. Ehe wir aber auf dieſe neueſten Zeiten kommen, wollen wir doch überſchauen, was wir bis dahin hatten. Für den Unterricht überhaupt ſind die Univerſitäten und Schulen ungefähr das geblieben, was ſie ſeit der Reformation waren und wurden. In Anſehung des Erziehungsweſens, wiefern es den öffentlichen Unterricht mit unter ſich begreift, haben wir in Sachſen die Inſtitute der drey Fürſtenſchulen, Pforta, Meiſſen und Grimma, im Würtenbergiſchen die ſchönen Kloſterſchulen, und insgemein die Land- und Stadtſchulen, bey welchen Alumnea, oder Einrichtungen der Erziehung,

Versorgung und des Unterrichts zugleich sind. Besonders verdienen hier die Schulen in Klosterbergen im Magdeburgischen, und die zu Ilefeld im Hanöverischen noch angeführt zu werden. Nicht so ganz ohne Grund könnte vielleicht mit dem Anfange dieses Jahrhunderts schon eine neue Epoche in der Geschichte des Erziehungswesens angefangen werden: denn es ist doch unleugbar, daß das um diese Zeit in Halle gestiftete Waysenhaus, wie es seinen Ursprung von Erziehung und Unterricht einzelner armer Kinder in der Stadt herschreibt, auch hernach auf andere Schulen und Anstalten einen merklichen Einfluß gehabt hat. Genauere Verbindung der Erziehung mit dem Unterricht, der Worte und Sprachen mit den Sachen, und die vernünftigere, nicht nach dem Range der Lehrer, sondern nach dem zu Erlernenden und nach den Fähigkeiten der Schüler eingerichtete Klassenordnung sind doch ein ziemlich erster und eigener Vorzug der Waysenhausschulen und des daraus entstandenen Pädagogiums. Und alle hernach entstandene sogenannte Realschulen, besonders die Berlinischen, sind offenbare Folgen jenes merkwürdigen Waysenhausinstituts. Allein wegen des eigenen Tons in Religionssachen, und der daraus entstandenen pietistischen Streitigkeiten hat es doch den sonst so leicht möglichen Einfluß auf die Verbesserung des Erziehungs- und Schulwesens im Ganzen nicht gehabt, den es billig hätte haben können und sollen; und wir müs-

müſſen die neueſte und wichtigſte Periode oder Epoche doch erſt mit der andern Hälfte dieſes achtzehnten Jahrhunderts, oder mit Baſedow anfangen, welcher aber bald auch die Sache mit ſeinem Vermächtniſſe für die Gewiſſen nieder hätte aufhalten oder gar verderben können.

Kurz und noch einmal geſagt, Baſedow, es verdrieße auch, wen es wolle, und wenn ich es ſelbſt wäre, den es verdröſſe, ich müßte es doch ſagen, Baſedow iſt der Mann, der die Menſchen, beſonders in Teutſchland, durch ſeinen Eifer ermuntert hat, ſich des Erziehungsweſens und der Schulen mit rechtem Ernſt anzunehmen. Sein Elementarwerk iſt bekannt, und ſein Methodenbuch wird beſonders noch lange bekannt und nützlich bleiben. Von ſeinem angefangenen Inſtitute, und deſſelben itzigen Zuſtande in Deſſau habe ich Ihnen bereits (*) Nachricht gegeben, und von den vielfältigen neueſten Erziehungs- und Schulverbeſſerungen, wozu ſeine Aufmunterung Anlaß gegeben hat, will ich Ihnen vielleicht ein andermal irgend eine ſummariſche Nachricht geben. Allemal würde ſie für einen Brief zu lang werden, und wenn ich mich auch noch ſo kurz faßte; denn es iſt, trotz aller Klagen und allen noch nöthigen frommen Wünſchen, doch wirklich vieles gethan worden.

Zum Beſchluß füge ich noch die verlangten Titel der Bücher bey, die Sie ſich vermuthlich in

(*) S. 11ter Brief im Monat Oktober.

Ihre Hausbibliothek anschaffen wollen. Daß Rousseau seine Schrift von der Erziehung Emile heißt, wissen Sie; und Feder's Schrift heißt: der neue Aemil. Des so oft in Erziehungssachen angeführten Locke hieher gehöriges Buch heißt in der teutschen Uebersetzung: Unterricht von Erziehung der Kinder. Die zu Leipzig bey Thomas Fritschen 1708 besorgte Ausgabe davon hat noch das Gute, daß das minder bekannte Büchelchen des Fenelon: Gedanken von Erziehung der Töchter, mit angedruckt ist. Des Pädagogen von Barby, oder Herrn Layritz, Buch heißt: Betrachtungen über eine verständige und christliche Kinderzucht; und des Franzosen Grivel seines heißt in der Uebersetzung: Neues Lehrgebäude der Erziehung für Väter und Lehrer. Ich wundere mich, daß Sie diese Bücher nicht schon lange besitzen, besonders den Locke und Rousseau. Mit einem Anti-Emile muß ich Sie doch, der Seltenheit wegen, bekannt machen. Ich meyne nicht den französischen von Herrn Formey, welcher Ihnen bekannt seyn wird, und ganz gut zu lesen ist. Nein, ein gewisser italiänischer Graf ist von den ketzerischen Erziehungslehren des ehrlichen Rousseau in solchen Eifer und in solches heiliges Feuer gebracht worden, daß er, denselben zu widerlegen, in einem artigen Gedichte, an der Erziehung, welche der alte Tobias dem jungen Tobias gegeben haben soll, sich zu zeigen bemüht hat, wie man bloß mit den Büchern der Bibel jungen

Leu-

Leuten die completeſte Erziehung geben kann und ſoll. Der Titel des Buchs iſt: Tobbia, overo della educazione — dal Sigr. Conte, Camillo Zampieri; Patrizio d'Imola. In Cagliari 1778 in 4. Sie ſollen das Buch eben nicht kaufen, ſondern hoffentlich an dem Einfalle, ein ſolches Buch zu ſchreiben, genug haben; und dieſen wiſſen Sie nun. Ich bin u. ſ. w.

F.

VI.

Beylage
zum fünften Briefe
die Erziehung betreffend.

Zum Beweiſe, wie Dr. Luther bey der Erziehung ſeiner Kinder ſtrengen Ernſt und ſpielende Liebe zu verbinden gewußt habe, führt Dr. Joh. Fr. Mayer in ſeiner Diſſertation: *De Catharina Lutheri conjuge* zweyerley an. Erſtlich S. 33. eine Nachricht, wie er einmal ſeinen zwölfjährigen Sohn wegen kindiſcher Vergehungen hart geſtraft und in drey Tagen nicht habe vor ſich kommen laſſen wollen, obgleich ſeine Frau und die Doctoren Jonas und Cruciger für ihn gebeten, und er ſelbſt auch ſchriftlich um Verzeihung gebeten hatte. Ich will ihn, gab er den Fürbittenden zur Antwort, lieber todt als ungezogen wiſſen. Hernach S. 34. einen Brief an ſeinen vierjährigen Sohn, durch deſſen Mittheilung

lung wir bey unſern meiſten Leſern Dank zu verdienen hoffen.

Kinderſchrift D. Mart. Lutheri, an ſein liebes Söhnlein, Hänschen Luther, darinn er das Kind mit den allerfreundlichſten Worten und Bilden, zu Gottesfurcht, Gebet und Studium lokt und reizt, allerdings nach der Kinder Witz und Verſtand gerichtet.

„Gnad und Fried in Chriſto. Mein liebes Söhnlein. Ich ſehe gerne, daß du wohl lerneſt und fleiſig beteſt. Thue alſo, mein Söhnchen, und fahre fort: wenn ich heimkomme, ſo will ich dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen luſtigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und leſen ſchöne Epfel unter den Bäumen und Birnen, Kirſchen, Spilling und Pflaumen, ſingen, ſpringen und ſind fröhlich, haben auch ſchöne kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und ſilbern Satteln. Da fragt ich den Mann, des der Garten iſt, wes die Kinder wären: da ſprach er, es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm ſind. Da ſprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch ſolche ſchöne Epfel und Birnen eſſen möchte, und ſolche feine Pferdlein reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: Wenn er gern betet, lernet und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den Garten kommen, Lippus und

Joſt

Joſt auch, und wenn ſie all zuſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Paucken, Lauten und allerley Saitenſpiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüſten ſchieſſen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wieſe im Garten zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldene Pfeifen, Paucken und feine ſilberne Armbrüſte, aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht geſſen hatten, darum kunnte ich des Tanzes nicht erharren, und ſprach zu dem Manne: ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein, Hänschen, ſchreiben, daß er ja fleiſig bete, wohl lerne und fromm ſey, auf daß er auch in dieſen Garten komme; aber er hat eine Mume, Lene, die muß er mitbringen. Da ſprach der Mann; es ſoll ja ſeyn, gehe hin und ſchreibe ihm alſo.

Darum liebes Söhnlein, Hänschen, lerne und bete ja getroſt, und ſage es Lippus und Joſten auch, daß ſie auch lernen und beten, ſo werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit biß dem lieben allmächtigen Gott befohlen. ꝛc.„

Hier, zur Zugabe, noch einige hin und her in des großen Mannes Schriften zerſtreute gute Gedanken von der Erziehung.

„Der Mutter Milch iſt die beſte (*) und den

(*) Wenn ſie gut iſt, verſteht ſich, und wenn die Mutter dem Säugungswerk in gebührender Zucht und Ordnung treulich vorſtehen kann und will; ſonſt möchte Habergrüzwaſſer und dünne Kühmilch doch wohl zuträglicher ſeyn.

Portia.

Für die eurige eben so wenig. Brutus, ihr habt euch unfreundlich aus meinem Bette weggestohlen; und gestern Nachts beym Nachtessen stundet ihr plözlich auf, und gienget tiefsinnig und seufzend, mit verschränkten Armen auf und ab; und als ich euch um die Ursach fragte, sahet ihr mich mit starren unfreundlichen Bliken an; ich drang noch stärker in euch, da kraztet ihr euern Kopf und stampftet ungeduldig mit dem Fuß; ich fuhr dem ungeachtet fort, aber ihr gabet mir keine Antwort, sondern nur durch eine zornige Bewegung der Hand ein Zeichen, daß ich euch verlassen sollte; ich that es auch, um eure Ungeduld nicht noch mehr zu reizen, und hoffte noch immer, daß es nur die Würkung eines schlimmen Humors sey, der zuweilen bey jedem Mann seine Stunde hat. Aber ich besorge, daß ich mich hierinn betrogen habe. Es läßt euch weder essen, noch reden, noch schlafen; und könnt es auf eure Gestalt so mächtig würken als auf euer Gemüth, ich würde den Brutus nicht mehr in euch erkennen. Ich bitte euch, mein theurer Herr, entdeket mir die Ursach euers Kummers.

Brutus.

Ich bin nicht wohl auf, das ist alles.

Portia.

Brutus ist weise, und wenn er sich nicht bey guter Gesundheit befände, würde er die Mittel gebrauchen, wieder dazu zu gelangen.

Kindlein am geſündeſten; denn ſie ſind derſelben in Mutterleibe gewohnt. Und wenn die Kinder grobe Ammen haben, ſo gerathen auch die Kinder nach jenen, wie dis die Erfahrung lehret.

„Sage mir einmal, wo iſt jemals eine Sprache geweſen, welche Menſchen aus den Regeln der Grammatik hätten glüklich ſprechen gelernt? Werden nicht ſelbſt jene Sprachen, welche die genauſten Regeln haben, als die griechiſche und lateiniſche, doch mehr durch Uebung gelernt?

„Man muß ſtrafen, aber alſo ſtrafen, daß der Apfel bey der Ruthen ſey.

„Es iſt kein Rock, noch Kleid, das einer Frauen oder Jungfrauen übler anſteht, als wenn ſie klug will ſeyn.

„Vaters und Mutters Gewalt iſt eine natürliche und freywillige Gewalt und ſelbſtgewachſene Herrſchaft über die Kinder. Der Obrigkeit Herrſchaft aber iſt gezwungen. Daher auch die Oberkeit nur eine Hüterin des vierten Gebots iſt, wie die Katze über die Maus."

VII.

Ueber

eine Anekdote

von J. J. Roſſeau.

(an einen Freund.)

„Wie bald das Publikum die Memoiren des J. J. Roſſeau, oder die geheime Geſchichte ſeines eigenen

genen Lebens, die dieſer auſſerordentliche Mann in der Handſchrift hinterlaſſen hat, zu ſehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht ſagen. Ehmals war mein Verlangen nach dieſen Memoiren ſo ungeduldig als das Ihrige nur immer ſeyn kann. Ich erwartete ein τῶν εις ἑαυτον von ganz andrer Wichtigkeit als des guten Kayſers Marcus Aurelius ſeines; wenigſtens eben ſo frey und offenherzig wie des weiſen Narren Cardano's Buch de vita propria, und um ein großes Theil erbaulicher für die gefühlvolle und unterhaltender für die philoſophiſche Klaſſe von Leſern. Was kann für einen denkenden Menſchen, der im ganzen Weltall nichts nähers hat, nichts größers kennt als ſeine eigene Gattung, intereſſanter ſeyn, als von einem Menſchen wie Rouſſeau in das Heiligthum ſeiner Seele eingeführt, zum Vertrauten ſeines Selbſtbewuſtſeyns gemacht, und zu den Geheimniſſen eines Herzens zugelaſſen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die meiſten ein leerer Name iſt, ſo voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Wiz alles zur Wahrheit oder Lüge ſtempeln darf, ſo voller Liebe zum Wahren und Guten geweſen war. Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert, mitten in Paris, den Muth hatte, mit dem Wiz und der Wohlredenheit eines Seneca, ein zweyter Epiktet zu ſeyn — der Muth hatte allen den Vortheilen freywillig zu entſagen, die ihm die ſeltenſten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geiſt

und

und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann der es wagen durfte sich allen Folgen der Paradoxie auszusetzen in einem Zeitalter wo ein freyer, wahrer und guter Mensch selbst das gröste Paradoxon ist; wo convenionelle Begriffe alles entscheiden, wo sogar Augen und Ohren bestochen sind immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist, kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn, dem feinern Theil der Welt oft lächerlich, und immer anstößig ist — einen Mann der ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen, unter denen er lebte, bloß dadurch mit jedermann in Collision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Ueberzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionspartheyen von sich stießen, einen Philosophen, der allen Philosophen, einen freydenckenden Mann, der allen Freygeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaßt war — einen Mann den alle Welt viele Jahre durch verfolgte, verlästerte, verdammte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert und was sein Andenken izt selbst der Nation, die ihn einst verkannte, ehrwürdig macht — kurz einen Mann, den man vor 10 Jahren gekreuzigt haben würde, wenn kreuzigen noch Mode wäre, und

zu deſſen Grabe man izt wallfahrtet — wer wollte einen ſolchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm ſelbſt hören, mit was für Anlagen, durch was für Umſtände, durch welche Stufen und geheime Entwiklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechſelungen von moraliſchem Gewinn und Verluſt, u. ſ. w. er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie intereſſant muß es ſeyn, dieſen Mann ſeinen Zeitgenoſſen und allen folgenden Jahrhunderten, mit jener ihm ſo ganz eigenen Freymüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbſtheit überwiegenden Wahrheitsliebe die geheime Geſchichte ſeines Lebens, das zarte Gewebe der Entwiklungen ſeines Geiſtes und Herzens, die unverfälſchte Geſchichte ſeiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, ſeiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, ſeiner Leiden und Freuden, kurz die Geſchichte nicht deſſen was er ſchien, oder gerne geweſen wäre, ſondern was er wirklich in ſeinem eignen Bewuſtſeyn war, erzählen zu hören!

So dacht ich ehmals mit Ihnen, und hätte gerne (mit Ihrer Erlaubniß) alle philoſophiſche Werke des leztverwichnen Jahrzehents darum gegeben, Rouſſeaus Memoiren nur einen Tag früher leſen zu können. Aber, ich geſtehe Ihnen unverhohlen, ſeitdem ich die unſelige Anekdote von J. J. Rouſſeau im erſten Stück der Ephemeriden der Menſchheit vom Jahre 1780 geſehen habe, hat ſich meine Ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich izt,

aus

aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menschheit, eben so sehr vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieser ausserordentliche Mann von seinem Leben hinterlassen haben soll, als ich solche vormals beschleunigt zu sehen wünschte. Welch eine Anekdote, großer Gott! Und was wird aus dem moralischen Nutzen der Schriften und des Beyspiels des weisesten und tugendhaftesten Mannes unsrer Zeit (wofür ihn so viele gehalten haben) werden, wenn er uns — wie nach einer solchen Probe nur allzusehr zu besorgen ist — noch mehr dergleichen geheime Geschichtchen zu vertrauen hat? Alle die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, womit der vortrefliche Herausgeber der Ephemeriden diese Anekdote begleitet, und wodurch er das darinn liegende Gift unschädlich zu machen gehofft hat, können und werden dem ersten Eindruk einer so abscheulichen That weder zuvorkommen (denn die Anekdote geht vorher) noch den einmal gemachten Eindruk jemals wieder auslöschen können.

Und wem kann die Beschaffenheit der menschlichen Natur so unbekannt seyn, daß er nicht wissen sollte, was die Folgen dieses Eindruks bey dem größern Theil der Leser, zumal der jungen Leser der Rousseauischen Schriften seyn müssen? Die Menschen sind nun einmal so gemacht. — Der reiche Seneca, der mit dem Vermögen eines Generalpachters verächtlicher vom Reichthum spricht, als Epiktetus selbst, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man

man weiß, daß er ſich von einer H** loßgeſchworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuſchheit predigen. Wir wollen, daß der Lehrer der Tugend ſelbſt untadelich ſey. Wir verzeyhen ihm (und auch dies nicht gerne) Schwachheiten, Uebereilungen, Mißtritte; aber es giebt Laſter, deren uns kein guter Menſch fähig zu ſeyn ſcheint; und der widrige Eindruk, den eine mit Falſchheit und Grauſamkeit verbundne überlegte Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, iſt unauslöſchlich. Und er muß um ſo ſtärker ſeyn, wenn man bedenkt, daß dieſe ſchwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menſchen ſonſt am beſten ſind; wo das Herz am weichſten, das Gefühl am zarteſten iſt, und alle die Triebe, die unſrer Seele zu Wächtern und Schuzengeln ihrer Unſchuld gegeben ſind, noch mit ihrer urſprünglichen vollen Kraft wirken. Wer in dieſem Alter einer überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiß, daß ſie einen Unſchuldigen unglüklich machen wird, fähig iſt, iſt ein haſſenswürdiges Geſchöpf; das allgemeine Menſchengefühl ſpricht das Urtheil über ihn: daß er ein äußerſt boshaftes Herz haben müſſe; man fühlt ſich geneigt, ihn, um einer einzigen ſolchen Handlung willen, der Giftmiſcherey, des Vatermords, und jeder andern Unmenſchlichkeit fähig zu halten; und von dieſem Augenblik an iſt es um alles moraliſche Gute geſchehen, das ein ſolcher Menſch als Schriftſteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beyſpiel der Wahrheit und Tugend hätte wirken können.

Ich

Ich frage einen jeden, der sich von seinen eignen innersten Gefühlen Rechenschaft geben kann — wenn er sich z. B. den Sokrates von Jugend an als den weisesten und tugendhaftesten Mann seiner Zeit gedacht, und sich (wie bey den meisten, die einige Erziehung genossen haben, der Fall seyn wird) an diese Vorstellungsart nun einmal gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er liest; der Physiognomist Zopyrus, der (ohne zu wissen, daß der Mann, den er vor sich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er, nach seiner Physiognomie, von ihm halte, habe geurtheilt, daß er nichts bessers, als ein der Unzucht und dem Trunk ergebnes Brutum sey? — Die Rede ist hier nicht, ob und wiefern aus dieser Anekdote Einwürfe gegen die Zuverläßigkeit der Physiognomik gemacht werden können — ein Punkt, welchen Lavater, wie mich däucht, in seinem VIIIten Fragment, bis zur völligsten Befriedigung erörtet hat — sondern bloß davon, ob nicht bey jedem, der die besagte Anekdote in seinem Cicero (*de Fato* c. 5.) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige unangenehme Empfindung und der Gedanke entstehe: es sey nicht wahr! Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Physiognomik verstanden, oder die ganze Erzählung sey eins von den albernen Mährchen, deren das lügenvolle Griechenland so viele auf Unkosten ihrer Weisen ausgeheckt? — Und ich frage ferner: ob nicht eine Antwort, welche

So-

Sokrates (nach dem Zeugnis des Philosophen Alexander von Aphrodisias) gegeben haben soll: „er „sey alles das, was Zopyrus von ihm sage, von „Natur gewesen, und bloß durch die Philosophie „zu einem bessern Manne gemacht worden" einen noch widrigern Eindruk auf uns macht, als selbst das physiognomische Urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beynahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Mann zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zauberin Philosophie nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre? — Und, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständnis nicht einen großen Theil unsrer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde? — Und gleichwohl sind die natürlichen Laster, zu denen er sich, vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich Rousseau selbst angeklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört, und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daß wir sie nur mit einer durchaus bößartigen teuflischen Natur ohne Mühe zusammendenken können!

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich mit dieser Vorstellung, beym ersten Anblik der Rousseauischen Anekdote, in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wußte, als mir die Wahrheit des Facti geradezu wegzuläugnen. „Es kann

nicht wahr seyn, rief ich, und ich will es nicht glauben, wenn auch zehntausend Zeugen aufträten, und es aus Rousseaus eignem Munde gehört zu haben versicherten!" — Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwacher Behelf, als daß ich, bey etwas kühlerm Blute, mich nicht genöthigt fühlen mußte, anzuerkennen, es könnte doch wahr seyn, und der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand „der ernsthaftesten Betrachtung ist", könnte doch wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häßliche Anekdote in den Rousseauischen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bey Erzählung dieser Anekdote so empört hatte, daß er sich geneigt gefunden, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln."

Sie begreifen nun leicht, wie mir zu Muthe werden mußte, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Association zweyer so unverträglicher Ideen, wie Rousseau und ein Böserwicht, entfliehen konnte. Die Traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas schmerzhafters als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemals in einiger Verbindung gestanden: Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schattens

willen,

willen, den es nicht nur (nach Hrn. B. Ausdruk) auf die Jugendgeſchichte dieſes dennoch großen Mannes, ſondern auf ſeinen ganzen Charakter, und auf die wohlthätigſten ſeiner Schriften wirft. Was hilft uns daß Rouſſeau dennoch ein großer Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menſchheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, daß für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beyſpiel weniger in der Welt ſeyn ſollte, welches ſie, auch wider ihren Willen, genöthigt hatte heimlich zu glauben oder zu zittern.

Nur die durch Eiferſucht vergiftete Liebe hat die Art, alles begierig aufzuraffen, was den Eiferſüchtigen in einem Argwohn beſteifen kann, deſſen Gewisheit er doch für ſein größtes Unglük hält. Er fürchtet ſich vor der ſchaudervollen Entdeckung, und hat doch keine Ruhe in ſeinen Gebeinen, bis er ſie gemacht hat. Da dies hier nicht mein Fall ſeyn konnte: ſo fieng ich an, mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzuſehen, die That, die ich nun nicht länger läugnen konnte, auf eine nur einigermaaßen leidliche Art zu erklären, mir wenigſtens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rouſſeau, in ſeiner Jugend, dazu habe kommen können, ſie zu begehen.

Natürlicherweiſe war izt mein erſter Gedanke die Anekdote noch einmal und mit kälterm Blute, als es das erſtemal möglich war, durchzuleſen; und da

Brutus.

Nun, das thue ich auch; liebe Portia, geht zu Bette.

Portia.

Iſt Brutus krank, und iſt das ein Heilungs-Mittel, ſo unangekleidet herum zu gehen, und die Dünſte des feuchten Morgens einzuſaugen? Und wird er ſich aus ſeinem geſunden Bette wegſchleichen, um ſich der ungereinigten und mit Flüſſen beſchwehrten Nachtluft auszuſetzen? Nein, Brutus, eure Krankheit ligt in euerm Gemüth, und mein Verhältniß gegen euch giebt mir das Recht, ſie zu kennen; auf meinen Knien beſchwör' ich euch, bey meiner einſt geprieſnen Schönheit, bey allen euern Gelübden einer ewigen Liebe, und bey dieſem groſſen Gelübde, welches uns einander einverleibte und zu Einem Weſen machte, daß ihr mir, euerm Selbſt, eurer Hälfte, entdeket, warum ihr ſo düſter ſeyd, und was für Männer dieſe Nacht bey euch geweſen ſind; denn es ſind ſechs oder ſieben hier geweſen, die ihre Geſichter vor der Finſternis ſelbſt verhüllt hatten.

Brutus.

Kniet nicht, liebſte Portia.

Portia.

Ich hätte es nicht nöthig, wenn ihr mich liebtet. Sagt mir, Brutus, iſt, iſt von den Rechten des Ehe-Bandes die Ausnahme gemacht, daß ich von keinen Geheimniſſen

mußte mir dann freylich in die Augen leuchten, daß der Abſcheu, von dem ſich das tugendhafte und menſchenfreundliche Herz des Erzählers beym Anblik einer ſo auffallend häßlichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorſetzlicherweiſe, ſich in die Erzählung ſelbſt ergoſſen — und daß er ſie alſo nicht mit der philoſophiſchen Kälte, welche Lucian mit ſo vielem Recht von jedem Geſchichtserzähler fodert, und welche hier ganz vorzüglich nöthig war, ſondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beynahe möcht ich ſagen, in dem Ton eines Advokaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen Sie ſelbſt! Hier iſt die Erzählung, wie ſie in den Ephemeriden zu leſen iſt, von Wort zu Wort.

„Rouſſeau entwendete in ſeinen jüngern Jahren einem vornehmen Manne, in deſſen Hauſe er ſich befand und zum Theil erzogen ward, ein prächtiges mit Gold geſtiktes Band. Das Band wurde bald vermißt. Man faßte Verdacht wider Rouſſeau; man ſtellte Unterſuchungen an, und war wirklich ſoweit gekommen es bey ihm zu entdecken. Man ſtellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwortete ſich mit einer Dreiſtigkeit, die oft eben ſo gut die Larve eines ſichern Böſewichts als das Geſtändniß der ruhigen Unſchuld iſt. Rouſſeau ſchien wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz befremdet, ſagte mit überzeugender Gelaſſenheit aus, er habe das Band von einem

Dienſt-

Dienſtmädchen des Hauſes, welches ſich Mariane nennte, zum Geſchenk erhalten, und bürdete alſo dieſes Laſter derjenigen auf, die er liebte, und der er das nemliche Band zugedacht hatte, vielleicht um ſie dadurch zu unedeln Gunſtbezeugungen geneigt zu machen; denn eine ſo laſterhafte Handlung hätte ſich ſonſt unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können. Mariane ward alſo des Diebſtals beſchuldigt, und Rouſſeau konnte ſo ſehr Böſewicht ſeyn, ſeine Auſſage gegen ſie ihr ins Geſicht zu beſtättigen. „Das arme unſchuldige Mädchen, das vielleicht die edelſten Empfindungen „für Rouſſeau gefühlt hatte, ſtand da wie vom „Blitz gerührt; ihr Geſicht erblaßte, ſie zitterte am „ganzen Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen „aus, ihre ſchluchzende Stimme ſtammelte einige ſchwache Entſchuldigungen und Verſicherungen ihrer Unſchuld (*). Aber das half nichts. Mariane ward „verkannt. Ihres ſchuldloſen Herzens Aeuſſerungen von namenloſem Erſtaunen und Entſetzen wurden für untrügliche Merkmale eines überführten und „ſtrafbaren Gewiſſens angenommen. Rouſſeau ſah „Marianen leiden und ſchwieg. Die Bosheit ſiegte „und die Unſchuld ward gänzlich zu Boden gedrükt.

(*) Ein rührendes Gemählde! aber auch alles dies iſt bey Kreaturen dieſer Art oft eben ſo gut die Wirkung der überraſchten Schuld als der verſchüchterten Unſchuld.

„drükt. Das unglükliche Dienſtmädchen wurde mit „Schimpf und Schande belegt, und ſogleich aus „dem Hauſe gejagt. Es hat alsdann niemand „mehr erfahren, wo ſie hingekommen noch was „aus ihr geworden iſt.“

Erlauben Sie mir zuförderſt etliche Bemerkungen über dieſe Erzählung und die Art des Vortrags.

Fürs erſte fällt ſogleich in die Augen, daß die Erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beymiſchung fremder Zuſätze, aus der Quelle, nemlich aus Rouſſeaus Memoiren ſelbſt, gefloſſen. Sie iſt nicht daraus abgeſchrieben; ſondern ſcheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniß erzählt, und ſchon durch mehr als Einen Mund, oder mehr als Eine Feder gegangen zu ſeyn. Daher die beyden vielleicht, welche wohl ſchwerlich in einer reinen und ſimpeln Geſchichtserzählung zu billigen ſind, und hier einen deſto ſchlimmern Effect machen, da ſie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leſer noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen, und wider den jungen Böſewicht Rouſſeau aufzubringen.

Zweytens iſt nicht aus der Acht zu laſſen, daß wir von Marianens Unſchuld keinen andern Beweis haben, als Rouſſeaus Selbſtanklage und freywilliges Bekenntniß. Wäre dieſes nicht da, ſo möchten alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit das Bild dieſes Mädchens und ihres unglüklichen Schikſals ausgemahlt iſt, gebraucht worden ſeyn, und Mariane könnte doch die Diebin geweſen ſeyn.

Ein

Ein franzöſiſcher Sachwalter, der die Vertheidigung einer ſchuldigen Mariane, unter den nemlichen Umſtänden, übernommen hätte, würde ſich eben dieſer Farben, eben dieſer ſchönen und herzrührenden Proſopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unpartheyiſche Geſchichtserzähler hätte ſich alſo entweder dieſer Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens auch dem ſich ſelbſt anklagenden Rouſſeau gleiche Gunſt wiederfahren laſſen, und uns mit eben ſo ſtarken und rührenden Bildern das Schreckliche Seiner Lage ſchildern ſollen — Seine Bangigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige leichtſinniger: und unüberlegterweiſe begangne Sünde zu ſtürzen, ſo nahe war — den entſetzlichen, vielleicht mit Höllenqnaalen verbundnen Kampf, in ſeiner Seele zwiſchen dem, was einem edeln Gemüthe das Schreklichſte iſt, Furcht vor Schande und Vernichtung ſeiner ganzen moraliſch-bürgerlichen Exiſtenz, und dem natürlichen Abſcheu vor dem Gedanken, ſich auf Koſten einer armen Unſchuldigen zu retten, ja, ein Mädchen, das er liebte, zum Schlachtopfer für ſeine Selbſterhaltung zu machen. Ich, meines Orts, geſtehe, daß ich mir keinen entſetzlichern Gemüthszuſtand zu denken weiß, als denjenigen, worinn ein Menſch, wie Rouſſeau, in dieſer Klemme zwiſchen zwey ſolchen wider einander drückenden Gewichten ſeyn mußte —

und es war um so billiger, daß der Erzähler auf diesen gewiß höchst natürlichen und zur Sache gehörenden Umstand hätte Rükſicht nehmen ſollen, da

Viertens der arme Rouſſeau ſein eigner Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und alſo alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Geſetze ſonſt dem Beklagten angedeyhen laſſen, beraubt iſt; folglich auf unſrer Seite eine Art von Pflicht der Menſchlichkeit obwaltet, uns ſeiner gegen ihn ſelbſt anzunehmen. Ich will izt dieſen Gedanken nicht ſo weit treiben, als er ſich, wenn es hier nicht bloß um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben ließe. Aber wir können uns doch nicht enthalten zu denken, daß ein Menſch — und, was die Sache noch viel bedenklicher macht, ein Menſch, wie Rouſſeau, ein Mann von ſo feuriger Einbildungskraft, von ſo zartem und gleichſam wundem Gefühl, ein ſo ſonderbarer, ſo paradoxer, dabey ſo äuſſerſt hypochondriſcher Mann — der ſich ſelbſt eines ſchändlichen und grauſamen Verbrechens beſchuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Advocaten bedarf, der alles geltend mache, was dem ſich ſelbſt verlaſſenden, ſich ſelbſt haſſenden, und alſo nichts weniger als unpartheyiſchen Beklagten zum Vorſtand gereichen, und ſeine Schuld, wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann. Aber ſo ſehr hatte ſich der Abſcheu vor der That ſelbſt (ein an ſich höchſt löblicher Affect, und deſſen Uebermaaß alſo auch leicht zu verzeihen iſt) und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren

ſtatt

ſtatt ihn ſeine Einbildung, wie es ſcheint, ein gar rührendes Ideal unterſchob) ſo ſehr hatte ſich dieſer doppelte Affect des Erzählers bemächtigt, daß er, anſtatt nur Einen Ausdruk, nur Ein Wort zu Gunſten des armen Rouſſeau einfließen zu laſſen,

Fünftens ſo gar den Verdacht in uns erwekt, daß R. die ſchwarze That ohne Kampf mit ſich ſelbſt, ohne innerliches Leiden, nicht im Drang der äuſſerſten Noth, worinn ſich ein junger Menſch ſeiner Art ſehen kann, ſondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umſtänden mehr teufliſch als ſtoiſch ſcheinen muß, zu begehen fähig geweſen ſey — wie die Ausdrücke: Rouſſeau konnte ſo ſehr Böſewicht ſeyn — Rouſſeau ſah Marianen leiden und ſchwieg — die Bosheit ſiegte — deutlich genug (däucht mich) zu erkennen geben.

Ich glaube alſo, liebſter Freund, daß wir erſtlich und vor allen Dingen das Factum, worauf doch alles ankommt, von allen fremden nicht dazu gehörigen, oder wenigſtens die Sache gar zu einſeitig vorſtellenden Ausdrücken und Einſchiebſeln, die ich zu ſolchem Ende (wiewohl ich mir dieſe Mühe bey Ihnen hätte erſparen können) unterſtrichen habe (*), reinigen müſſen; und dann möcht es wohl auch Pflicht, nicht gegen Rouſſeau wenn Sie wollen, aber

(*) Man hat ſie, wie der Leſer geſehen hat, hier mit andern Lettern abdrucken laſſen.

gewiß Pflicht gegen die Menſchheit ſeyn, die an ihm ſo gut beleidigt werden kann, als er ſie an Marianen beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung alles deſſen, was uns eine lebendige und pſychologiſch-wahre Vorſtellung von der Lage, von dem Gemüthszuſtand, worinn Rouſſeau die That begangen, geben kann, zu ergänzen. Sie wird noch immer ſchwarz genug bleiben, um gerechten Abſcheu zu erwecken, wenn ich auch alles geſagt habe, was ſich, nach meiner Vorſtellungsart, nicht ſowohl zur Entſchuldigung Rouſſeaus, als zu dem Ende ſagen läßt, damit begreiflich werde, wie Er unter dieſen Umſtänden, ohne darum ein hartherziger Böſewicht, ein Teufel in Menſchengeſtalt, ja, (vielleicht) wie er, ohne darum weniger Rouſſeau zu ſeyn, eine ſolche That habe begehen können."

(Die Fortſetzung und der Beſchluß nächſtens.)

VIII.

Patriotiſcher Beytrag

zu

Teutſchlands höchſtem Flor

(wenn es will.)

So haben wir ſie denn endlich erlebt, dieſe von Barden und Allraunen geweiſſagte, aber ſelbſt von Barden und Allraunen nicht ſo nahe geglaubte Zeit!

Nicht

Nicht erſt unſre Urenkel oder die Enkel unſrer Urenkel, nein, wir ſelbſt werden ſie ſehen! Es nähert ſich das goldne Alter Teutſchlands — ja, was ſag ich? Es iſt ſchon da! Magnus ab integro ſeclorum naſcitur ordo! redeunt Saturnia regna! Teutſchland in ſeinem höchſten Flor, in einem Flor worinn noch kein Land, kein Volk der Erde geſtanden, ſeitdem es Völker auf Erden giebt — in einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige Teutſche Akademie zur Königin aller Akademien, und das Neue Reichs-Cammergerichts-Archiv zum Urbild aller Archive machen wird. Seelige, goldner als goldne Zeit!

Eilet, ſagten die Parzen zu ihren Spindeln, die ſchönen Tage zu ſpinnen! —

Und dreymal glücklich wir, daß wir ſie erlebt haben! Und o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, deſſen leztes Fünftel auserſehen iſt, ſeine zahlreichen Wunder mit dieſer unſre verwegenſten Wünſche übertreffenden Fülle von immerdaurender, immerſteigender Nationalglükſeeligkeit zu krönen!

Sage mir niemand: „Es iſt ja nur ein Vorſchlag„ — Was Vorſchlag! Alles iſt ſo gut als ob es ſchon wäre. Das Neue Reichs-Cammergerichts-Archiv ſteht ſchon, in Altgothiſcher Majeſtät, vor meinen Augen da! Schon ſeh ich die zehn oder zwölf Mitglieder der teutſchen Akademie pragmatiſcher Wiſ-

ſen-

ſenſchaften ihre jährlichen Penſionen von 10,000 Fl. einſtreichen! Schon haben die teutſchen Fürſten und Herren, (die Reichsſtädte hoffentlich mit eingeſchloſſen) von dem ihnen ſo edelmüthig zu 2½ pro Cent vorgeſtrekten Kapital der 72 Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in 6 oder 10 oder 12 Jahren unfehlbar ſeyn wird, iſt ſoviel als ob es izt ſchon wäre. **Teutſchland in ſeinem höchſten Flor wenn es will!** Da haben wirs mit klaren Worten! **Teutſchland darf nur wollen.** Denn der Mann mit der wundervollen Raſenwurzel ſagte: **Man kann Alles was man will**; und alles Volk ſprach Amen! und ſeitdem ſagen und glauben Leute mit allerley Raſenwurzeln, daß man nur wollen dürfe! — Und, wer wollte nicht wollen? Was iſt leichter, und mehr in eines jeden Gewalt als wollen? Und, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein ſtärkerer Antrieb zum wollen, als **Alles können** ſobald man will? Unſre ſchwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, nun ja, die lieſſen ſich freylich ſo was nicht träumen. Die würden ſich eingebildet haben, daß ein ſolcher Vorſchlag zu den ſüßen patriotiſchen Träumen gehöre, deren man ſich in guter Laune auf Einen Tag bey Dutzenden und Schocken träumen laſſen kann, weil man nur träumen wollen darf — und gegen die weiter nichts einzuwenden iſt, als nur daß ſie — in dieſer Werkeltagswelt — moraliſch- politiſch- und oekonomiſch- unmöglich ſind. Aber, ſeitdem uns die große Wahrheit geoffen-

ſenbart iſt, daß man Alles kann was man will, ſeitdem kann von einer ſo ſchwachherzigen Einwendung nur die Rede nicht mehr ſeyn. Teutſchland in ſeinem höchſten Flor wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländiſcher teutſcher Mann! Teutſchland will. Warum ſollte es nicht wollen? Wer ſollte nicht den höchſten Flor ſeines Vaterlands wollen? O ganz gewiß es will! Die herrlichen Zeiten! Ich ſeh ſie ſchon! Sie ſind da! Teutſchland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerey, womit dieſer eben ſo unverhofte als glüklich erſonnene Vorſchlag aufgenommen worden, iſt uns Bürge dafür. Kayſer und Reich, an welche derſelbe gerichtet iſt, können unmöglich die ſo offenbaren, ſo einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von ſich weiſen! Und es iſt gar nicht zu zweifeln, daß ſie, ſobald das Ratificationsgeſchäfte des Teſchner Friedens und die Weſtphäliſche Grafenſache beendiget ſind, nichts dringenders haben werden als zu wollen „daß Teutſchland die höchſte Stufe ſeines Glüks und Anſehens erreiche.„

Und man bedenke, nur mit einem Fond von Hundert Millionen Gulden Rheiniſch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unſrer aller Taſchen (ſo wenig auch darinn ſeyn mag) liegendes Mittel zu einem ſo großen Zwek! Was ſind hundert Millionen Gulden? Was ſind ſie für ein ſo reiches Land wie Teutſchland? Für ein Land, deſſen Einwohner, wenn man auch nur 40 fl. auf

jeden

wissen soll, die euch angehen? Bin ich nur unter gewissen Einschränkungen, die eurige; nur um mit euch zu essen, euer Bette zu theilen, und zuweilen mit euch zu reden? Wohne ich nur in der Vorstadt eurer Liebe? Wofern es nur das ist, so ist Portia nur des Brutus Beyschläferin, nicht sein Weib.

Brutus.

Ihr seyd mein getreues und ehrenvolles Weib, mir so theuer, als das Blut, das in meinem Herzen wallt.

Portia.

Wenn diß wahr wäre, so würd' ich euer Geheimniß wissen. Ich bin ein Weib, es ist wahr; aber ein Weib, das Brutus würdig hielt, es zu seiner Gemalin zu machen; ein Weib, das die Welt würdig schäzt, Cato's Tochter zu seyn. Glaubt ihr, ein solcher Gemal und ein solcher Vater machen mich nicht stärker als mein Geschlecht? Sagt mir eure Anschläge, ich will sie nicht verrathen. Ich habe eine Probe über meine Standhaftigkeit gemacht, indem ich mir selbst eine Wunde gemacht, hier im Schenkel; kan ich diese mit Geduld tragen, und sollte meines Gemals Geheimnisse nicht tragen können?

Brutus.

O ihr Götter, macht mich eines so edeln Weibes würdig! (Man klopft.) Horcht, horcht, es klopft jemand: Portia, geh einen Augenblik hinein, und in einer kleinen

Weile

jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens 1000 Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der z. B. Tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden 10 fl. hergeben wollen, um „die sämtlichen teutschen Reichslande in die allerblühendste Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags also nicht vollkommen Recht zu sagen, daß Teutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dies alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daß sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der 100 Millionen Gulden zusammengebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der Patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt, (spricht er) im Durchschnitt, von jedem Morgen Land, 5, 6 oder 10 Kreuzer; so geben „die 90 Millionen Morgen, die in Teutschland wirklich angebaut werden, gerade 90 Millionen Gulden." — Das ist freylich leicht zu sagen; und eben so leicht ists in der Vorstellung, „die teutschen Zins und Zehntherren, die Juden, die gerauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser, und die gesammte Dienerschaft der teutschen Staaten, binnen 12, 10 oder 6 Jahren mit einer Abgabe von 12 Millionen zu belegen. Aber Sie glauben nicht, wertheſter Herr, was diese Auflage, in concreto, in den Zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene

phyſiſch-

physisch-ökonomische und noch ungleich verschiednere und zum theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzählichen teutschen Staaten, bey der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde.

Ich habe daher aus patriotischem Verlangen, das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beyzutragen, auf einen kürzern, einfachern und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesezten Modum gedacht, wie die hundert Millionen Gulden quæst. zusammengebracht werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorschlag wäre folgender:

Man rechnet bekanntermaßen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des Heil. Röm. Reichs teutscher Nation auf 24 Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daß bey einer genauern Zählung des Volkes wohl 27 bis 28 Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Uebereilung beschuldiget zu werden, bey der runden Zahl der besagten 24 Millionen lassen.

Diese 24 Millionen Menschen vel quasi würden, wenn Teutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen 20 Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welcher an jedem Orte auf die bequemste Weise erhoben, und der ganze

Betrag

Betrag quartaliter von den höchſten und hohen Stänten an die allgemeine Reichs-Flor-Caſſa franco abgeliefert würde.

Die 24 Millionen Pfennige, welche ſolchergeſtalt wöchentlich erhoben werden, machen 6 Millionen Kreuzer, und dieſe 6 Mill. Kreuzer geben juſt die runde Summe von Hundert Tauſend Gulden Rheinl. Dieſe Kopfſteuer würde alſo in Einem Jahre juſt 5 Millionen und 200 Tauſend Gulden abwerfen; folglich in 20 Jahren die von dem Hrn. Erfinder des Projekts verlangten 100 Millionen, mit einem Ueberſchuß von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im folgenden erklären werde.

Einem jeden muß ſogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen 5'200000 Fl. unmöglich auf eine einfachere und das werthe Publikum weniger beläſtigende Weiſe erhoben werden können, als durch die vorgeſchlagene wöchentliche Pfennigſteuer. Einzelnlebende Perſonen zahlen für ſich ſelbſt; jeder Hausherr oder Hausvater für ſich und ſeine ſämmtlichen Hausgenoſſen. Ich geſtehe, daß dies bey den Perſonen von den oberſten Claſſen jährlich eine Abgabe von 6, 8 bis 10 Fl. machen kann. Allein, wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich halte mich verſichert, daß ſich in ganz Germanien kein einziger Bidermann befindet, der den höchſten Flor des lieben teutſchen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beytrag von etlichen Pfennigen mit Tauſend Millionen

lionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieſes, der nur einen ſehr unbedeutenden Bürger des heil. Reichs vorſtellt, würde es wöchentlich mit 16 pf. und alſo jährlich mit 3 fl. 28 kr. betreffen: er erklärt ſich aber hiemit bereit, nicht nur dieſe 3 fl. 28 kr. ſondern ſelbſt das Duplum und Triplum, wenn's nöthig ſeyn ſollte, willigſt beyzutragen, wenn dadurch auch nur der höchſte Flor von Neuholland, Neuſeeland, Feuerland, oder Californien bewirkt werden könnte; geſchweige denn zu einem Inſtitut, wo es um nichts geringers als den höchſten Flor von Teutſchland zu thun iſt. Und welcher teutſcher Patriot ſollte nicht eben ſo denken, und allenfalls nicht lieber zwier in der Wochen faſten oder ohne Frühſtük bleiben, als ſich ſeinem Beytrage zu einem ſo glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen anbetrift, die ſo arm ſind, daß ſie auch nicht einmal einen Pfennig wöchentlich entbehren können, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ihnen (übrigens der Bettelordnung jedes Ortes in alleweege unbeſchadet) erlaubt ſeyn müſſe, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln: da dann mit nichten zu zweifeln iſt, daß ſich nicht unter den Reichen und Vermöglichen ihrer genug und überflüſſig finden ſollten, die einander das Vergnügen noch ſtreitig machen werden, ihre dürftige Mitbürger durch ein ſo geringes Allmoſen in den Stand zu ſetzen, zu Teutſchlands höchſtem Flor Praeſtanda zu präſtiren.

Da nun, nach dieſem meinem Vorſchlag, zu Ende des bevorſtehenden Jahrs 1781 bereits 5 Millionen und 200 Tauſend Gulden erhoben ſeyn werden: ſo kann ſogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des Reichs-Cammergerichts Kanzley- und Archivgebäudes der Anfang gemacht, die zu Strasburg und Aſchaffenburg zerſtreuten Cammergerichts-Acten herbeygeſchaft, das teutſche Richter- und Advocaten-Seminarium, wie auch die

zwey groſſe Philanthropine in jeden der Zehn Reichskreiſe erbaut, das Cammergericht mit den Friedensſchluſsmäſsigen 50 Beyſitzern und übrigen zugehörigen hohen und niedern Perſonen beſezt, und das ſehr reſpectable beſondere Executions-Regiment zum Gebrauch des Cammergerichts aufgerichtet werden.

Da alles dies inclusive der zu Bezahlung der philanthropiniſchen Lehrer, und Verſorgung armer Philanthropiniſten jährlich erfoderlichen 200 T. Gulden, nach dem Anſchlag des Hrn. V., erſt 4 Millionen wegnehmen wird: ſo könnte, ohnmaaſsgeblich, wenn Teutſchland will, von der noch übrigen Million noch im Jahr 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude, und das Laboratorium, für die Teutſche Akademie erkauft, erbaut, und mit den nöthigen Geräthſchaften verſehen werden. Mit den noch übrigen 200 T. Gulden müſsten ſich die Bediente und Commiſſarien zur Ausführung und Beſorgung dieſer wichtigen Geſchäfte, der Caſſe und Rechnungen, anſtatt der ihnen ausgeworfenen 250 Tauſend einſtweilen begnügen laſſen; jedoch mit dem ausdrüklichen Beding, daſs ihnen der Abgang von dem Ertrag der künftigen Jahre baldmöglichſt erſtattet werde.

Die im Jahr 1782 eingehenden 5 Millionen könnten (nach dem Vorſchlag des Hrn. V. S. 6. n. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehſtandes im Heil. Röm. Reich, verwandt werden. Den Spöttern, welche bey dieſem Artikel einwenden könnten, daſs es nöthiger ſeyn dürfte, auf Verminderung des Viehſtandes, zumal in einigen Reichskreiſen, den Bedacht zu nehmen — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahr 1784 können die zwey Arbeits- und Manufacturhäuſer in jedem Kreiſe, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beyden

den Armenhäuſer zu Stande kommen; und wenn dann der Ueberſchuß, nebſt dem Ertrag der Jahre 85 und 86 auf die Urbarmachung und reſp. Austroknung und Anbauung der moraſtigen Gegenden und oden Districte verwandt würde: ſo würde man im Jahr 1787 bereits mit allem fertig ſeyn, wozu der Hr. V. die erſten 28 Millionen beſtimmt hat; und ſo könnte gleich im Jahr 1788 mit den Anlehen an die höchſten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer *ſ. v.* Schuldenlaſt der Anfang gemacht werden.

Mein teutſch-patriotiſches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glüklichen und ehrenvollen Zuſtand denke, worinn ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluß dieſes Jahrzehnts zu ſehen hoffen kann. Und wenn ich mir erſt vorſtelle, wie die leidigen Franzoſen vor Neid über unſre Vorzüge gelb werden, wie die ſtolzen Engländer uns anſtaunen, kurz, wie Sonne Mond und Sterne kommen, und ſich vor uns zur Erde neigen werden: ſo verjüngt ſich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu ſpringen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, Teutſchland hiemit ſtehendes Fußes um Erlaubnis zu bitten, daß ich dem Urheber unſrer Glükſeeligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieſes weiſen und unvergleichlichen Vorſchlags, von den erſten eingehenden 5. Millionen eine jährliche Penſion von

25000 f. ſage Fünf und Zwanzig Tauſend Gulden Rheiniſch,

für Ihn und ſeine ehliche Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, ſchöpfe und auswerfe, zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nation für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtſeyn des verdienſtvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Teutschland noch überdies wollen, daß Ihm, etwa auf dem Platze des neuen Cammergerichts, Canzley- und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der teutschen Academie eine metallene Colossalische Bildsäule errichtet würde: so würde ich einer solchen Auswirkung vaterländischen Enthusiasmus und verdienstelektrisirender Nationaldankbarkeit nicht anders als meinen wärmsten Beyfall zujauchzen können. Auch ist zu vermuthen, daß der Burgundische Kreis, dem der Herr V. über alles billige Verhoffen, eben so gut wie dem Schwäbischen und Westphälischen, zwey Philantropine, zwey Armenhäuser, zwey Arbeits- und Manufacturhäuser, 1200 Tausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung, und 500 Tausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes angewiesen hat, für diese großmüthige Gleichstellung eine besondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufliessen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in 20 Jahren abwirft, macht (wie schon gesagt) 104 Millionen, und also vier baare Millionen mehr als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen 20 Jahren beyzurechnenden 5 Schalttage, als welche noch $\frac{1}{4}$ einer Woche, und also 71'428 Gulden 3 Kreutzer, und ich weiß nicht wie viele Heller eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Ueberschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwey Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Hr. Verfasser des Projects S. 6 seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrift die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem obenbemeldten besondern Executionsregiment zum Gebrauch des Höchstpreisl. Cammergerichts, noch ein besonderes Executionsregiment zu allfall-

allfallsiger Eintreibung der jährlichen Interessen, welche die teutschen Fürsten und Herren von denen ihnen zu 2½ pro Cent vorgestrekten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaaßgeblich die jährlichen Interessen von 3 Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen 1071'428 Fl. 3 Kr. schwerlich besser, und gemein-ersprieslicher benuzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotierung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worinn alle die wackern Leute, die vor übermäsiger Weisheit, Teutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäß versorgt würden.

Sollte dieser mein Bey- und Nachtrag zu Beförderung des groſsen Werkes, dessen Ausführung gewiß jeder wakre teutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beytragen können — wer würde glücklicher seyn als ich? — Ich muß indessen, unter der Hand gestehen, daß ich selbst desfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin, als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht losmachen kann, Teutschland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wär ein desperater Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorschlag Teutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt es also liegen? Ist denn Teutschland nicht eine moralische Person? Kann Teutschland, als eine solche, nicht wollen, was zu seinem Besten dient? Und da dieser groſse moralische Coloſs 48000000 Arme hat (sind freylich auch einige Millionen Aermchen drunter!) warum sollte

er nicht alles können, was er will? — Alſo, wer ein ächter blauäugiger und goldhaariger Teutſcher iſt (*), ziehe ſeinen Seckel, und die Spötter ſollen bald zu Schanden werden!

Teutobold von Alt-Eich.

IX.

Bücheranzeigen.

1. **Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, an Se. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunſchweig und Lüneburg. Zweyten Theils 2ter Band, oder viertes Stück. Braunſchweig 1779.**

Nicht Bekanntmachung des Buchs oder ſeines Inhalts, und noch weniger Anpreiſung deſſelben darf oder kann die Abſicht dieſer Anzeige ſeyn. Wir entledigen uns nur, bey Gelegenheit dieſes vierten und lezten Stüks, einer öffentlichen Dankpflicht, wozu der Herr Vicepräſident Jeruſalem ſich alle Freunde des Wahren und Guten damit verpflichtet hat, daß ſeine Betrachtungen über die Religion mit dieſem Theile wenigſtens ſoweit vollendet ſind, daß ſie doch bis auf die chriſtliche Religion gewiſſermaaßen ein Ganzes ausmachen.

Ob es nun gleich eben ſo rührend als bedauernswerth iſt, wenn der würdige Greis im Vorbericht von ſeinen Leſern gänzlich Abſchied nimmt, und das, was er noch über die Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion zu ſagen gehabt hätte, nunmehro andern überlaſſen will: ſo wäre es doch Undank, wenn wir darum uns über das, was wir haben, nicht herzlich freuen wollten. Was für einen Namen aber würden wir für die Sophiſterey ſolcher Geiſterlein finden, welche aus der edlen

(*) *Caerulei Germanis oculi, rutilus coma.* Tacitus.

edlen Freymüthigkeit, mit welcher dieser christliche Weise hie und da von den gewöhnlichen Erklärungen abgeht, und dafür seine eigenen Ueberzeugungen darlegt, gefährliche Absichten erzwingen können? „Geoffenbarte Religion und Zustand der Menschheit und der Welt, heißt es Seite 332 mit allem Grunde und Rechte, sind immer nur ein großer, weiser, göttlicher Plan, worinnen die Religion der Vernunft zu ihrer Erleuchtung zu Hülfe kommen, und die aufgeklärte Vernunft zu mehrer Aufklärung der Religion auch wieder behülflich werden muß.„ Wie angemessen also unseren Zeiten eine Schrift, wie die gegenwärtige! Mit superfeinen schulgerechten metaphysicotheologischen Spitzfindigkeiten ist itzt fürwahr nichts ausgerichtet. Es ist ja nicht etwa nur um Behauptung angenommener Meinungen einzelner Religionspartheyen zu thun; sondern die Wahrheit der geoffenbarten wirklichen Religion selbst soll gegen die Feinde derselben vertheidigt werden. Hier ist gesunde Philosophie, gelehrte Sprachkunde und tiefe Kenntniß der alten und neuen Weltgeschichte vonnöthen. Und wem ist hier die Stärke eines Jerusalem unbekannt? Wie sehr wird sie nicht auf jeder Seite dieses Buchs bewährt gefunden! Mag doch so immer ein Wunder, wie Bileams redender Esel, schwinden; wenn wir nur allemal dafür eine so richtige Bestimmung der Wunder überhaupt, und eine so unwiderlegliche Bestätigung der Wunder Mosis erhalten, als hier S. 403 — 453 gegeben werden. Die eigene Vorstellungsart des Herrn Verfassers von der Inspiration, von dem hohen Ideal der Vollkommenheit des ersten Menschen, und von der Entstehung des Verfalls der Menschheit im Sittlichen — und alles was er hierüber, nach seiner Ueberzeugung, mit ebensoviel Bescheidenheit als Freymüthigkeit und Stärke vorträgt, wird durch Gründe unterstützt, welche wenigstens Aufmerksamkeit und gelaßne Prüfung verdienen; und selbst diejenigen, die nicht überall seines Sinnes seyn mögen, wird die überaus schöne und wahre Darstellung der sinnlichen und menschlichen Natur und ihrer Erhebung zum Geistigen durch die Religion und den Tod Jesu S. 741. und die vortrefliche Belehrung, wie dem sittlichen Verfalle durch Erziehung zur Religion zu steuern sey, nebst der rührenden Empfehlung dieses wohlthätigen Geschäfts an die Großen der Erde S. 751 den vollsten Beyfall abgewinnen. Wer Scharfsinn genug hat, Lehre und Lehrmethode richtig zu unterscheiden; bey wem die Liebe zum Guten stark genug ist, spekulirenden Meinungen und praktischen Wahrheiten ihren gehörigen Werth zu bestimmen, und wessen Geist überschauend genug ist, in der moralischen Haushaltung Got-

Weile will ich die Geheimniſſe meines Herzens in deinen Buſen ſchütten. Du ſollſt die ganze Urſache meiner finſtern Stirne, und alle meine Verbindungen erfahren. Verlaß mich eilends.

[Portia geht ab.]

Lucius und Ligarius treten auf.

Lucius, wer klopfte?

Lucius.

Hier iſt ein kranker Mann, der mit Eu. Gnaden ſprechen will.

Brutus.

Cajus Ligarius, von dem Metellus ſagte. Lucius, geh bey Seite. Cajus Ligarius, wie ſteht es?

Ligarius.

Nehmet einen guten Morgen von einer ſchwachen Zunge an.

Brutus.

O was für eine Zeit habt ihr dazu genommen, braver Cajus, eine Kopf-Binde zu tragen; ich wollte, ihr wäret nicht krank!

Ligarius.

Ich bin nicht krank, wenn Brutus irgend eine That vor hat, die des Namens der Ehre werth iſt.

tes Gewinn und Verlust, nach unselbstsüchtigen Grundsätzen zu berechnen und einzusehen, daß im Ganzen da gewonnen wird, wo der schwächere Geist, der seinen engen Wirkungskreis für das ganze weite Reich Christi ansieht, über unersetzlichen Verlust schreyt: der wird sich allemal dankbar erfreuen, daß ein Jerusalem für die Religion geschrieben hat, und nur bedauern, daß er aufhören will zu schreiben.

2) Von den Abbildungen aller geistlichen und weltlichen Orden, nebst einer kurzen Geschichte derselben, welche der Kurpfälzische Hofbuchhändler, Hr. H. C. R. Schwan zu Mannheim herausgiebt, und von denen wir unsern Lesern bereits im eilften Stück des T. M. 1779. S. 188. u. f. vorläufige Nachricht gegeben, sind uns bereits vier Hefte zu Gesichte gekommen. Den Inhalt des ersten haben wir schon an bemeldetem Orte angezeigt. Das zweyte Heft stellt einen Ritter des St. Hubertsorden, einen Herold desselben, einen Ritter der heil. Jungfrau im Winterkleide, und ebendenselben in seiner gewöhnlichen Kleidung dar. Das dritte liefert einen Tempelherrn in seiner Kriegskleidung, Wilhelm von Argenteuil, Schatzmeister dieses Ordens, von seinem Grabstein abgezeichnet, einen Carmeliter in gewöhnlicher Kleidung, eben denselben von hinten. (Diese beyde Abbildungen gehören als ein Nachtrag zum ersten Heft.) Das vierte Heft eine Nonne des St. Catharinen-Ordens in Paris in der ehmaligen, und eben dieselbe in der jetzigen Kleidung; einen Camaldulenser-Einsiedler in gewöhnlichem Habit, und einen Camaldulenser Mönchen von St. Michael de Murano, im Chorkleide. Die ausgemahlten Abbildungen empfehlen sich durch die nette Behandlung und eine völlig befriedigende Treue und Richtigkeit; die beygefügten historischen Nachrichten sind interessant und für den Liebhaber zureichend; und das ganze Werk verdient, nach diesen vier Stücken zu urtheilen, auf die vorzüglichste Art Beyfall und Aufmunterung. Jedes Heft kostet, nebst den dazu gehörigen gedrukten Bogen, wie bekannt, einen Conventionsthaler. Dieser verhältnismäßig sehr billige Preis könnte dennoch, wenn das Werk in immensum fortwüchse, manchen Liebhaber abschrecken. Allein der Herr Herausgeber ist, wie wir zuverläßig berichtet sind, keineswegs gemeint, sein Werk durch Nachahmung aller im Helyot vorkommenden zum Theil sehr entbehrlichen Figuren unnöthigerweise weitläuftig und kostbar zu machen; er gedenkt in 50 Heften alles zu erschöpfen, und das Ganze wird sich also auf ein Paar Quartbände reduzieren, deren Preis, da die Zahlung binnen einigen Jahren nach und nach geschieht, für keinen Liebhaber solcher Werke drückend seyn kann.

Morg

in Muſik geſezt von Hrn. Kamm

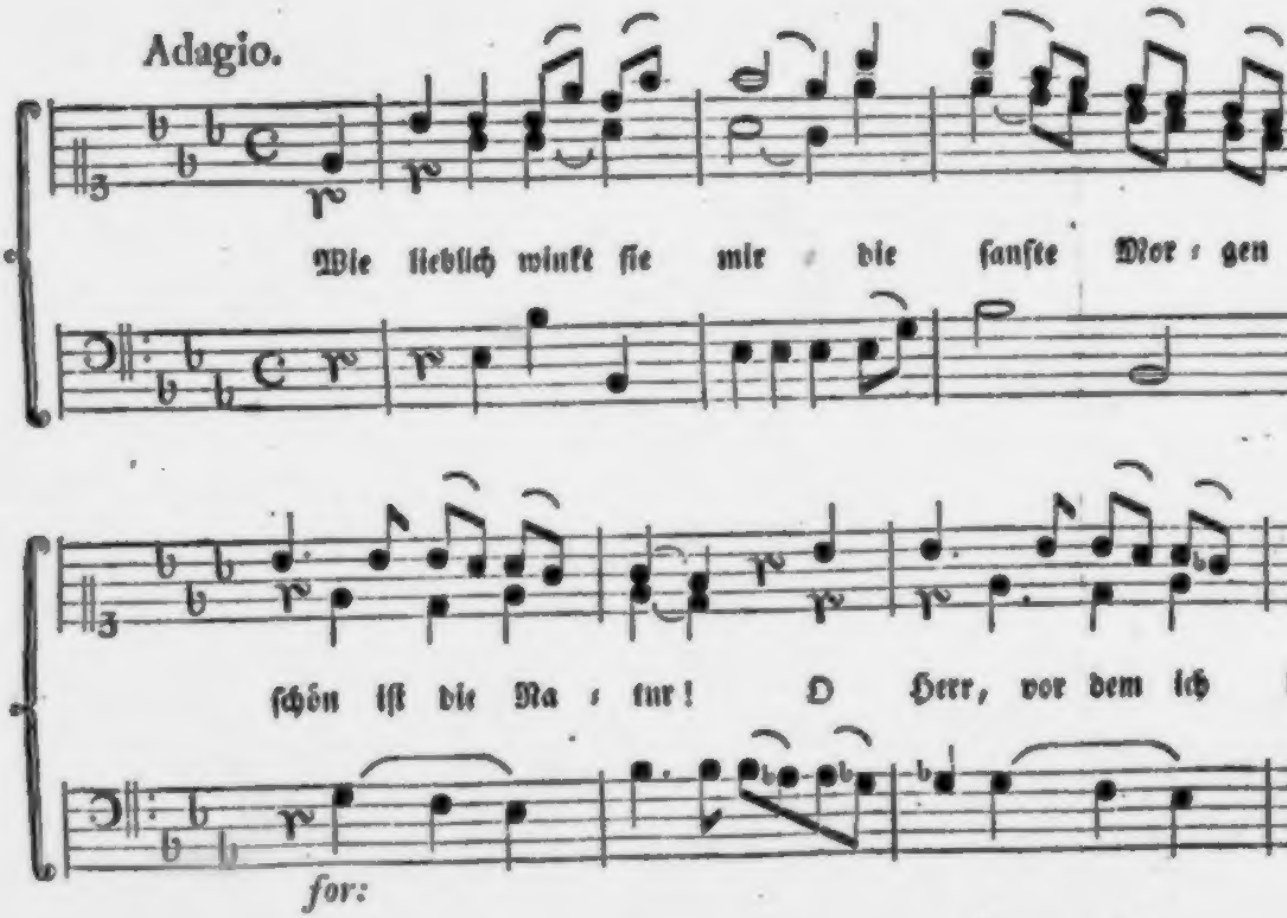

Wie lieblich winkt ſie mir die ſanfte Morgenröte!
Der Schatten weicht vor ihr zurück.
Wie ſchön iſt die Natur! O Herr, vor dem ich bete,
Sie überſtrömet mich mit Glück!

Du haſt mir mehr geſchenkt
Mein Glaube geſtern von
Viel mehr als ich verſtand
Mit dem dein Geiſt ſelbſt

Wie prächtig kömmt der Tag! ich athme friſche Lüfte;
Der Wald ſingt mir ein Loblied vor;
Ich ſtimme jauchzend ein, und rein wie Blumendüfte
Steig, Herr, mein Lob zu dir empor!

genlied,

mermuſikus Ehrenberg in Deſſau.

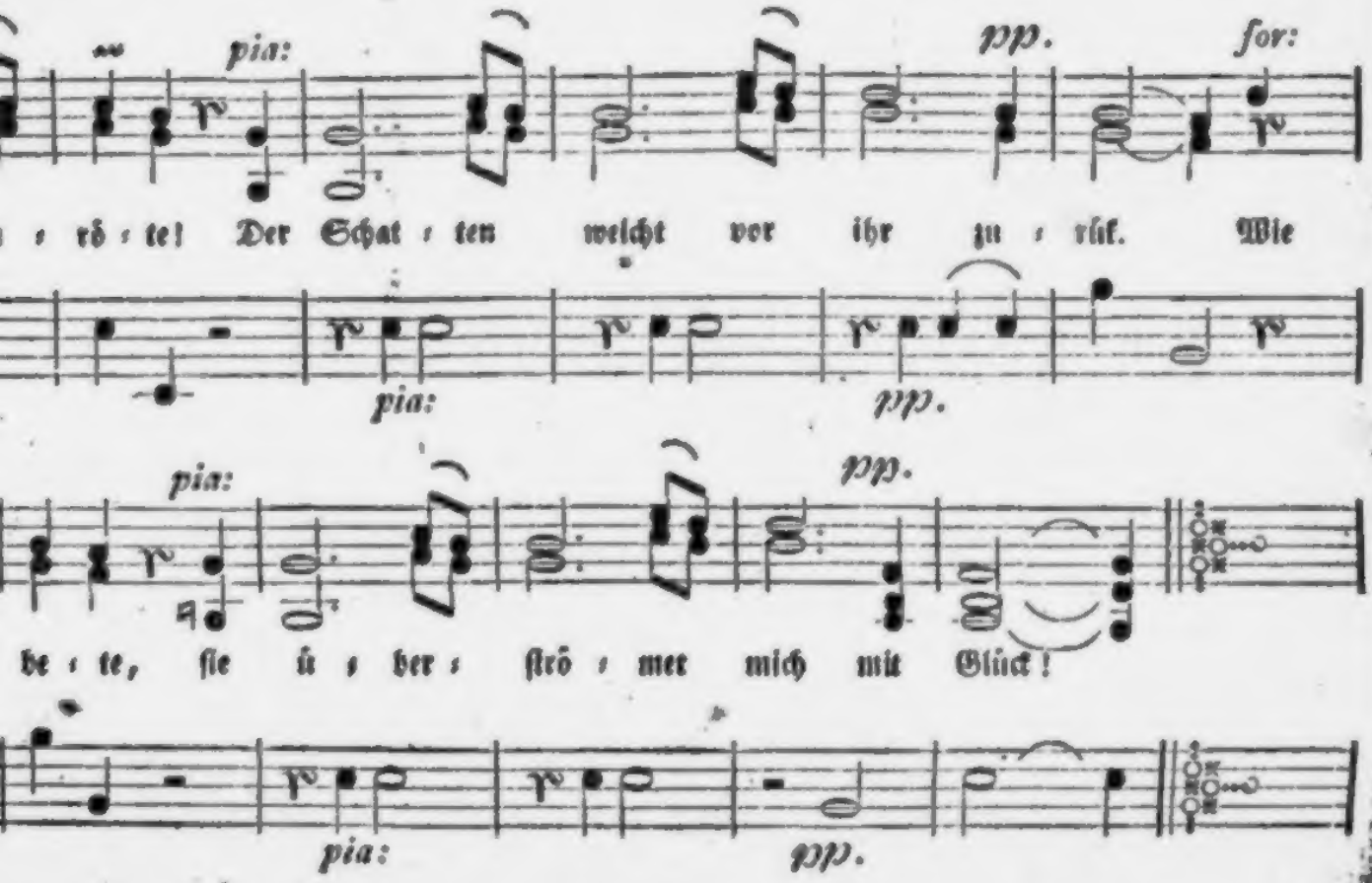

kt als in den Abendſtunden
dir bat;
o haſt du im Flehn gefunden,
ſt mich vertrat.

Du ſchenkteſt mir den Schlaf zur Sammlung neuer Stärke,
Auch für den ſchwerſten Lebenstag;
Jezt ruft dein Wohlthun mich zum Schaffen guter Werke
Aus meinem ſtillen Schlafgemach.

Und ſanft ergieße ſich dein Licht in meine Seele,
Und zeige mir den Weg zu dir!
Stärk mich durch deine Kraft! und, wenn ich Schwacher fehle,
Dann, Vater, hab Geduld mit mir!

Der
Teutſche Merkur.

May 1780.

I.
Gedichte.

Die ſchöne Erde.
1778.

Wenn hochentzükt mein Auge ſieht
Wie ſchön die Erde Gottes blüht,
Wie alles Weſen angeſchmiegt
An ihren Segensbrüſten liegt;

Und ſie, voll Mutterfreundlichkeit,
Sich jedes ihrer Kinder freut,
So inniglich ſie alle liebt,
All milde Nahrung jedem giebt;

Wie groß und hehr, in Himmelspracht,
Ihr volles Blütenantlitz lacht,
Und wie, in ſteter Jugendkraft,
Sie raſtlos waltet, wirkt und ſchaft:

Dann fühl' ich hohen Feuerdrang
Zu rühmen den mit Preisgeſang,
Des wundervoller Allmachtsruf
Die weite Welt ſo ſchön erſchuf!

Der Wald und Kraut drauf wachsen ließ:
Von Meeren sie umgürten hieß,
Von dem der Segen alle kömmt,
Der stündlich ihrem Schoos entströmt!

Drum, o mein Geist, erheb' ihn laut,
Der diese Welt so schön erbaut!
Erfreu, so lang' es ihm gefällt,
Dich immer dieser schönen Welt!

Matthisson.

Erinnerungslied.

Hier stieß die kühle Schattenquelle,
Der Freundin Luna jede Welle
Mit hellrem Glanz besäumte,
Als ich, im Lispel dieser Bäume,
Der Liebe goldne Erstlingsträume
An Maja's Busen träumte!

Wo ihrem schmelzenden Gesange,
Vermählt mit süssem Lautenklange,
Sich Flur und Hain verschönte,
Und ihrer Engelstimme Beben
Mir Götterlust und neues Leben
Durch jede Nerve tönte!

Doch plötzlich stürmten schwarze Leiden
Den jungen Lenzbaum dieser Freuden,
Mit jeder Blüte, nieder!
Nun hört Aurorens Stralenwagen,
Nun hört mich Hespers Kerze klagen:
Er hebt sich nimmer wieder!

Derselbe.

An die Lilie.

Abends.

Morgen kömmst du — o wie seelig
schweigen diese Fluren schon!
Abendlüfte tragen mählich
säuselnd ihren Jubelton.
O der lauen Himmelsmilde,
die um unsre Schläfe weht!
Gloria dem Lustgefilde,
Das mit dir ins Leben geht!

Angetan mit Himmelsklarheit
wirst du, holde Blume, schön
und erhaben wie die Wahrheit,
wie die Einfalt lieblich stehn;
neigen dich, in Freudengrüssen
die dir Erd und Himmel bringt,
vor des Westes sanften Küssen,
der um dich die Flügel schwingt!

Wenn du dann in dieser Feyer
schweigend und voll Demut stehst,
nur hervor in deinem Schleyer
unterm Liebesjubel gehst,
wie die Unschuld, die zu rufen
unsre Blicke nicht begehrt,
eh auf ihres Trones Stufen
sich das Herz in ihr verklärt;

Und mit noch verſchloßnem Triebe
dir ein frommes Kind ſich naht,
das, in ſeelger Ruh, die Liebe
nicht um ihre Freuden bat,
aber doch mit ſüßem Leide
bald in ſtiller Ahndung ſteht,
wenns ihm, ach! wie Liebesfreude
ſanft von jenen Roſen weht:

O dem zeige du, o Reine,
erſt in dir ſein Ebenbild!
Hebe dich im Frülingsſcheine
leiſ' empor und lächl' ihm mild!
daß es deinen Namen nenne,
nur allein von dir gehört!
daß es Deine Schönheit kenne,
eh die Roſ' ihm Liebe lehrt!

Wenn du einſam, von den Düften
deines Kelchs umfloſſen, ſtehſt,
und auf dieſe Blumentriften
ſanft, wie Lebensatem, wehſt:
zeige jedem Erdenſohne,
der ſein Leben noch verträumt,
wie er nicht die ſchöne Krone
ſeiner Göttin mehr verſäumt!

Seelen die der Freuden darben,
lächle Deine Freuden zu!
Die ſtets kämpften, nie erwarben,
tröſte, ſchönes Bild der Ruh!
Allen Schwachen, allen Müden,
deren Herz in Kummer ſchlägt,
zeige wie ein Herz, zufrieden,
himmliſch ſeine Schätze trägt!

Laß mit ſeeliger Belehrung,
wenn dein Weſen uns erquikt,
ahnden uns, du der Verklärung
ſchönſtes Bild, zu dir gebükt,
wie mit deinem Schmuk verglichen,
unter Roſen, ewig ſchön
droben aller Tugendlichen
auserwählte Seelen gehn!

O der Freude — komm du Holde!
Herrlich wird im Morgenſchein
deine Schönheit, unterm Golde
aller dieſer Fluren, ſeyn!
Iſts nicht ſchon wie Himmelsmilde,
was um unſre Schläfe weht?
Gloria dem Luſtgefilde,
das mit dir ins Leben geht!

J. G. D. Michaëlis.

An einen Kleinen.

Komm hervor aus deinen Träumen —
goldne Fluren ſchmücken ſich,
und auf unſern Lebensbäumen
blühen Freuden ſchon für dich:
aber in des Todes Schatten
laden trauervolle Matten
dich im blaſſen Sternenſchein
auch zu ihren Tränen ein!

Brutus.

Eine solche That habe ich vor, Ligarius, wenn ihr gesund wäret, um daran Theil nehmen zu können.

Ligarius.

Bey allen Göttern, wovor die Römer sich beugen, ich bin schon von meiner Krankheit frey. Seele von Rom! Edler Abkömmling eines ehrenvollen Stammvaters! Du hast meinen erstorbnen Geist wieder ins Leben zurük beschworen; befiehl mir nun, und ich will mit unmöglichen Dingen ringen, ja ich will Meister von ihnen werden. Was ist zu thun?

Brutus.

Eine Arbeit, welche kranke Menschen gesund machen wird.

Ligarius.

Aber sind nicht einige gesund, die wir krank machen müssen?

Brutus.

Das müssen wir. Was es ist, mein Cajus, das will ich dir unterwegs entdeken, indem wir dahin gehen, wo es gethan werden muß.

Ligarius.

Sezt euern Fuß fort, und mit einem neu-entflammten Herzen folg' ich euch, um zu thun, was ich nicht weiß; es ist genug, daß Brutus mich führt.

Brutus.

Sage drum nur nicht, o Lieber!
komm getrost zu uns herüber —
Erd und Himmel rufen dich;
und in dämmernden Gefülen
schlummern noch, wie du, Gespielen —
Eure Engel küssen sich —
Froh im Morgenrote lachen,
unterm Sternenschimmer wachen,
wennd ein trübes Auge weint,
werden sie, mit dir vereint.
Werden alle Lust verschmähen,
mit auf Deiner Bahn zu gehen;
werden nur um deinetwillen
gern ihr Maas mit Tränen füllen;
werden tief in Schmerzen stehn,
dein noch denken still und trauernd,
wenn die Todenlüfte schauernd
über deinem Grabe wehn!

Komm, o lieber Träumer, nur!
deines Erdenlebens Spur
will der Himmel dir umlichten —
Traurig ists bey uns mit nichten.
Fasse Deinen Wanderstab!
Stillen Mutes wanke nimmer!
Wandle süßen Hoffens immer
deine Pilgerbahn hinab:
und auf schwermutsvollen Auen,
wird dich Labsal übertauen;
und auf klaren Morgenhöhn
wirst du zwischen Rosen gehn!

Derselbe.

Rosa,

bey ihrer Freundin Grabe.

Wehmutsvoll an deinem Grabe
steh ich, deine Freundin, hier,
ach! und bringe meine Gabe,
bringe stille Tränen dir.

Teure Asche, mir entnommen,
ach, zu plötzlich! ach, zu früh!
Kaum ins Morgenrot gekommen,
schon im Abendschlummer hie —

Gehst du izt im Himmelskleide,
wo die Einfalt Kronen trägt,
wo die Tugend, wie Geschmeide,
glänzender sich um dich legt;

Und du siehst auf mich hernieder
hier an deinem kühlen Grab:
ach, mit lieblichem Gefieder
fächle sanft auf mich herab!

Liebe mich, weil ich hienieden
noch, von dir geschieden, geh!
Lisple mir von oben Frieden,
wenn ich trauernd nach dir seh!

Sprich mit mir im Morgenhauche
hold, wie eine Freundin spricht!
Zeige dich dem müden Auge,
wenns der Abendschlummer bricht!

Wenn ich ſtill und einſam gehe,
Freuden ſuch' und ahnde dich,
nur der Unſchuld Freuden ſehe:
nenne du den Engeln mich,

Daß ich, dieſer Welt verborgen,
nur euch Himmelskindern nicht,
Kränze trag' an jenem Morgen,
die auch mir die Unſchuld flicht!

Ruht dann, ſchlummernde Gebeine,
bis auch ich, dem Himmel zu,
als der Auserwählten Eine
ausgeſchlummert meine Ruh!

Ruhet ſanft in eurer Kühle,
wo kein Sternenſchimmer ſcheint,
bis in ſeeligem Gefüle
Himmelsjugend uns vereint!

Derſelbe.

II.

Ueber
Eine Anekdote von J. J. Rouſſeau.

(Fortgeſezt von Seite 90 des lezten Stüks.)

Sie haben, werther Freund, die Anekdote von Rouſſeau in den Ephemeriden der Menſchheit nun ſelbſt geleſen, und Sie geben in einem Ton, worinn ich ein wenig Ironie zu ſpüren glaube, zu erkennen, daß

daß Sie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde um meinen Clienten (wie Sie sagen) von dem schwarzen Flecken, den er seiner Ehre durch die Offenbarung der abscheulichen Anekdote zugezogen, weis zu waschen. Nicht weis zu waschen, M. Freund, dazu habe ich mich nicht anheischig gemacht! Die Frage soll auch hier nicht seyn, ob Sie oder ich in dem nemlichen Falle das nemliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere Weise aus dem Handel gezogen hätten. Vielleicht ja — wiewohl die gute Meinung, die wir von unsrem eignen Herzen haben mögen, in Rükſicht auf einen besondern Fall, worinn wir uns nie befunden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne daß wir darum Ursach hätten uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch, als irgend einer von denen, die seine That abscheulich finden — noch mehr, Rousseau war gewiß in einem hohen Grade mehr Mensch, d. i. hatte mehr von dem was, in Einem einzigen Individuo vereinbart, den Edelsten und Vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als neun und neunzig von Hunderten, die über ihn urtheilen. Und doch konnte Rousseau — so sehr Böſewicht seyn? — Nicht Böſewicht, lieber Freund — nur so sehr Mensch! — und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie sich nicht über diesen Ausdruk. Es ist der Ausdruk einer durch die Annalen der Menschheit, und die Bio-

graphien der besten Menschen (insofern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestättigten Wahrheit. „Wer ist so weise daß er nicht „zuweilen ein Thor sey? wo ist der Tugendhafte der „nicht zuweilen lasterhaft handle? —" sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit die jemals gelebt haben. — Eine aufs äusserste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblik zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die dies Laster hervorge„bracht — gebt ihr nur andre Richtung, andre Ge„genstände, und sie wird Wundertugenden verrichten (*) —" Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um soviel richtiger in die Lage des jungen Rousseau hineindenken könnten, daß man uns von seinem eigentlichen Alter zur Zeit, da sich diese Begebenheit zutrug, etwas Bestimmteres gesagt hätte. Denn auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böse That begieng. Mir scheint es vermuthlich, daß er noch sehr jung, vielleicht noch unter

(*) Physiogn. Fragmente IIter Band S. 38.

unter 14. gewesen; und der Umstand, daß er in dem Hause des vornehmen Mannes, wo er sich damals befand, „zum Theil erzogen wurde," ingleichen die Entwendung eines goldgestikten Bandes, um ein Dienstmädchen des Hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken, ja selbst diese sogenannte Liebe zu einem Dienstmädchen im Hause, scheint dieser Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Es braucht eben keines großen Aufwands von Einbildungskraft, um zu begreiffen, wie der Instinct in einem jungen Menschen von diesem Alter sich (ohne daß er selbst recht wußte was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges Dienstmädchen, mit dem er in einem Hause lebte, determiniren konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in Ermanglung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müssen) spielte der Instinct dem guten Mädchen den nemlichen Streich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verstehen was sie fühlten, ohne zu wissen, wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge Mensch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem Jungen gut, ohne daß man nöthig hätte zu vermuthen, daß es Zaubermittel oder besonderer Verführungskünste dazu gebraucht hätte. Der junge Mensch hätte, wie auch dies sehr natürlich ist, dem Mädchen gerne was schenken mögen; und weil er so arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die Begriffe,

die

die er dreißig oder vierzig Jahre ſpäter in ſeinem Diſcours ſur l'inegalitè entwickelte, damals ſchon in ihm keimten, ſo glaubte er in einem Augenblik von Leichtſinn vielleicht nicht ſehr unrecht, oder nur ein ſehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigſtens in ſeinen Augen) reichen Leuten, bey denen er wohnte, ein goldnes Band — deſſen Abweſenheit ſie ſchwerlich vermiſſen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen Mädchen zu ſchenken, bey dem es beſſer angebracht wäre. Ich will nicht hoffen, daß mich jemand beſchuldigen werde, ich wolle dem Diebſtahl das Wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere Erörterung eines nicht unwichtigen moraliſchen Phänomens zu thun iſt, ſo wird mir doch wohl erlaubt ſeyn, zu erinnern: daß die Entwendung einer Kleinigkeit dieſer Art, und überhaupt jede Zueignung einer Sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne Rükſicht weſſen Eigenthum ſie ſey, nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abſcheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden iſt. Im Gegentheil alle Menſchen ſind (wie man an den Kindern ſieht) von Natur geneigt, die ganze Welt mit allem was drinnen iſt, für ihr Eigenthum anzuſehen; die Heiligkeit des Unterſchieds zwiſchen Mein und Dein, iſt ein Sentiment factice, ein Gefühl, das erſt durch die

Aſſo-

Association entsteht, erst durch die Erziehung in den Menschen gebracht wird, so wie jener Unterschied selbst, ohne die Sanction positiver Gesetze, nur etwas sehr schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daß die Einwohner der Südseeinseln, weil sie noch immer in einer Art von Kindheitsstande und auf einer der ersten Stufen des geselligen Lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller Uebelthätigkeit entfernt sie in andern Stücken seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten, oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Blos durch diese Association, an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen, und gewöhnen müssen, und durch den Eindruk, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Wort Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte natürlicherweise auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der otahitischen Gleichgültigkeit gegen diese Rechte ab zu gewöhnen; und es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Klassen der Gesellschaft, bey denen dieser Theil der Erziehung zufälligerweise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen (ein Fall der, wenigstens zur Seltenheit, begegnen kann) selbst

ſelbſt in dem Alter, worinn wir uns hier den jungen Rouſſeau denken, und ungeachtet ſie freylich das Gebot Du ſolt nicht ſtehlen, oft gehört und hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein böſartigeres Herz zu haben als andre, ſich wenig Bedenken machen werden, in einem Hauſe wo ſie erzogen worden, und daher gewohnt ſind tauſend Dinge, deren Gebrauch ihnen freyſteht, als ihr Eigenthum zu betrachten, etwas Eßbares, oder ein Band, oder eine andre ſolche Kleinigkeit ſich heimlich zuzueignen, wenn ſie große Luſt dazu haben, und ſich einbilden, daß die Entwendung unentdekt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich ſo lange bey dieſem Umſtand auf? Der junge Rouſſeau that unſtreitig ſehr unrecht daran, daß er das goldgeſtikte Band entwendete, um ſein Mädchen damit zu beſchenken: aber das iſt es nicht was die Herzen aller, welche die Anekdote hören oder leſen, gegen ihn empört. Blos die Niederträchtigkeit — ſich, da der Verdacht der Entwendung auf ihn fiel, von der Schande und Strafe, die er zu befürchten hatte, durch falſche Anklage des armen unſchuldigen Dienſtmädchens, los zu lügen — die Hartnäckigkeit, bey dieſer Lüge im Angeſicht des Mädchens zu beharren — die Hartherzigkeit und Grauſamkeit, die (wie uns däucht) dazu erfodert wurde, ihn fähig zu machen, Marianen — deren Unſchuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorſetzlich zum Schlachtopfer

für

für seine eigne Sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen, und dadurch wahrscheinlicherweise auf immer unglüklich machen zu sehen und unbewegt zu bleiben — dies ists, was jedes Herz gegen den jungen Menschen, der dessen fähig war, aufbringen muß, was uns mit Abscheu und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freylich von der häßlichsten Art, (und wehe ihm, wenn er sie jemals in seinem ganzem Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wir's wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, daß er, aller Einwendung unsers Gefühls ungeachtet, noch weit mehr mitleidens- als verdammenswürdig ist.

Es giebt von Zeit zu Zeit Unglüklichgebohrne, die vom Schiksal recht ausdrüklich zu einem immerwährenden Leiden an ihrem äussern und innern Menschen verurtheilt zu seyn scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten Brachmanischen Glaubens anzusehen, und, zu Rechtfertigung der Härte des Schiksals gegen sie, beynahe selbst glauben möchte, daß sie blos zur Abbüßung ihrer in einem vorigen Leben begangnen Verbrechen wieder in einen menschlichen Leib eingekerkert worden. Von Geburt an scheinen sich alle Umstände wider ihr Glük verschworen zu haben. Mit einem angebohr-

Brutus.

So folget mir dann.

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in Cäſars Palaſt.]

Donner und Blize. Julius Cäſar tritt auf.

Cäſar.

Weder Himmel noch Erde haben dieſe Nacht Ruhe gehabt. Dreymal hat Calpurnia im Schlaf ausgeruffen: Hülfe, Hülfe! Sie ermorden den Cäſar -- Wer iſt drinnen?

Ein Bedienter kommt.

Bedienter.

Gnädigſter Herr --

Cäſar.

Geh, ſage den Prieſtern, daß ſie unverzüglich opfern ſollen, und bringe mir ihre Gedanken darüber.

Bedienter.

Ich gehe, Gnädigſter Herr.

(Er geht ab.)

Calpurnia.

gebohrnen edeln Stolz, mit der stärksten Neigung zur Unabhänglichkeit, mit der feurigsten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freygebigkeit, zu einer gewissen Großheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz mit dem was unsre Alten ein Fürstliches Herz nannten — mit Eigenschaften des Geistes und Herzens, die den Sohn eines Königs zieren würden, ihnen aber zu ihrem Unglük verliehen scheinen — sind sie, von Kindheit an, zu einer Abhänglichkeit und Beschränktheit verdammt, die, in dem Maaße daß ihr Charakter sich entwikelt und erstarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innersten Gefühle bald gegen ihr Schikfal, bald gegeneinander selbst empört; und ihr Leben ist ein immerwährender Streit ihrer edelsten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigsten Selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für Andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer unbiegsamen Seele mit der Nachgiebigkeit, die ein Wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner Gnade leben muß. Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der das Unglük hat, mit einer solchen innern Anlage, ohne Eltern, ohne Freunde, ausser dem Schooße seines Vaterlandes, in einem Zustande, wo seine ganze Existenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hause

eines

eines vornehmen Mannes erzogen zu werden — und erzogen zu werden, nicht zur Dienſtbarkeit, ſondern auf eine liberale Art, zu einer künftigen edeln Beſtimmung, auf eine Art, die jede ſchöne und groſſe Neigung in ihm entwickelt, ſeine Seele mit den erhabenſten Ideen und Beiſpielen der alten Griechen und Römer erhizt, kurz, erzogen zu werden, wie ein Sohn vom Hauſe — und ſich gleichwohl durch tauſend kleine Umſtände, alle Augenblicke erinnert zu ſehen, daß dies alles nur fremde Wohlthat, nur Allmoſen iſt — daß es mit jedem Augenblik aufhören kann — daß der kleinſte Zufall, der Tod des Wohlthäters, oder eine Veränderung in ſeinen Umſtänden, eine Erkaltung ſeiner Zuneigung gegen ihn, ein Fehltritt der ihn ſeiner Gunſt beraubt, hinlänglich iſt, ihn in die weite Welt hinaus, in die Klaſſe der Elenden zu ſchleudern, die nicht wiſſen, woher ſie morgen ihren Hunger ſtillen ſollen — welch eine Lage für einen Jüngling von der Art wie wir ihn vorausgeſezt haben! Und was müſſen die natürlichen Folgen dieſer Abhänglichkeit und Ungewißheit ſeines Schikſals, dieſes bänglichen Schwebens zwiſchen Furcht und Hoffnung, (denn mit 16 Jahren iſt man noch kein Stoiker) dieſes unaufhörlichen Widerſpruchs zwiſchen ſeinem Herzen und ſeinen Umſtänden ſeyn? — Man denke nur einen Augenblik an die Colliſionen, die in einer ſolchen Lage bey tauſend Gelegenheiten entſtehen müſſen! Geſezt auch

daß der Wohlthäter ein edler und gutgesinnter Mann ist, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen eben so sehr verdient, als seine Dankbarkeit: am Ende ist er doch ein Mensch, wie andre: er wird seine Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben, sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschens — und wenn das auch nicht wäre: so macht schon die Verschiedenheit des Alters und der Umstände, und der große entscheidende Umstand, daß jener der Wohlthäter, und dieser der Client, jener also der agirende und dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also, vielleicht sehr oft, kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig ist, mit seiner eignen Ueberzeugung, seinem Gefühl, seinen Neigungen in Zusammenstoß gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergessen, und die Rechte seiner Vernunft, seines Herzens hitziger und standhafter behaupten, als es jene Pflichten zulassen, oder als es die Ausdehnung zuläßt, die ihnen der Wohlthäter giebt. In solchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weisen, die für seinen Stolz um so kränkender seyn müssen, da er sich bewußt ist, daß sein Herz keiner Undankbarkeit fähig ist. Oestere Kränkungen dieser oder ähnlicher Art werden eine gedoppelte Folge bey dem jungen Menschen haben: sie werden ihn, trotz seines

natür-

natürlichen Stolzes, oder vielmehr eben deßwegen, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme Gefühl dessen 'was es ihm kostet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkosten des empfindlichsten Theils seiner Eigenliebe erwiedern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Last machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm diese Pflicht auflegen. Diese Schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen Freymüthigkeit paßt — dieses demüthigende Gefühl einer Abhängligkeit, die ihn in seinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eigenes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen Geist zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu seinem Wohlthäter zu haben wünscht, wiewohl der bloße Gedanke ihn empört, daß sie als Schuldigkeit gefodert wird: alles dies wird eine Art von geheimen Unmuth, und eine Disposition zu Bitterkeit, Misanthropie und übermäßiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner Seele wird sich mehr in sich selbst concentriren, und das Gefühl für andre, das sonst bey edeln Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärkerwerdenden Selbstgefühl überwogen werden, das in seiner Lage das Einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann. Aber auch das

iſt noch nicht alles. Der junge Menſch, von dem hier die Rede iſt, bleibt mit aller ſeiner großen Anlage doch allen ſeinem Alter und Geſchlecht eigenen Fehlern unterworfen — aber in dem Stande von Abhängigkeit, worinn er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen; man fodert mehr, und überſieht weniger; alles was im Hauſe iſt, bis auf die geringſten vom Geſinde, glaubt ſich berechtigt, ſeine Aufführung zu controliren, und er iſt überall, (und um ſo mehr, weil ſein Stolz, ſeine Ungeſchmeidigkeit ihm öfters auch unverdienterweiſe Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpaſſern umgeben, welche bereit ſind, ſeinen kleinſten Vergehungen einen häßlichen Anſtrich zu geben, und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beſchwerden Verdruß und Strafe zuzuziehen. Auch dieſer Umſtand kann nicht ohne ſchlimme Folgen für ſeine Gemüthsart ſeyn, und ſehr leicht zu einer Fertigkeit ſich zu verbergen, oder im Nothfall ſich mit läugnen zu helfen, Anlaß geben; wie man, unter ähnlichen Umſtänden, nur allzuhäufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angebohrne Aufrichtigkeit auf dieſe Art gleichſam erſchrekt wird, den natürlichen Abſcheu vor der Unwahrheit verliehrt, und durch unmerkliche Stufen endlich, zumal wo es auf Selbſtvertheidigung ankömmt, der entſchloſſenſten Lüge fähig wird. Und dies wird bey unſerm jungen Menſchen um ſo gewiſſer der Fall ſeyn, wenn diejenigen, von denen

ſeine

seine Erziehung abhängt, vielleicht aus misverstandnem Wohlmeinen, bey einem so eigenwilligen, stolzen und der Hand, die ihn biegen will, so kräftig widerstehenden Subject, eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten Weisheit gebraucht wird, gerade bey einem solchen Subject äusserst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern Umständen von J. J. Rousseau's Erziehung und erster Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuversicht sagen zu können, daß Er der junge Mensch sey, von dem ich hier gesprochen habe: aber auch das Wenige was ich davon weiß, mit dem was sich aus verschiedenen Briefen, die er in seiner Jugend geschrieben, abnehmen läßt, und mit dem Bilde seines Charakters, das allen seinen Werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr wahrscheinlich; und ich glaube, daß wir bey dieser Erörterung, wo sich selbst Herr B. in den Ephemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, daß Rousseau in dem Hause, wo er die häßliche That begangen, ungefehr in einer solchen Lage gewesen sey.

Dies vorausgesezt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen uns vor wie, nachdem die leidige Entwendung des prächtigen goldgestikten Bandes und die noch fatalere Entdeckung des corporis delicti geschehen war, einem jungen Menschen, wie J. J. Rousseau, einem Jüng-

ling von 15 oder 16 Jahren, in welchem der Keim von allem dem was er in der Folge war schon liegen mußte, dem sein innrer Genius, wiewohl noch mit dumpfer Stimme schon sagte, was er werden könnte; der einen angebohrnen Stolz, ohne den sich kein Cato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rousseau, kein großer Mensch, von welcher Art es sey, denken läßt, durch diese Entdeckung der allerschmählichsten Demüthigung ausgesezt sah; in Einem Augenblik, durch eine einzige unbesonnene That, aber eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft, das was einem edelgebohrnen Menschen das entsezlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande geheftet hat; und der in diesem Einen Augenblik, durch diese einzige Vergehung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glük, seine Erwartungen und Hoffnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit einem Worte, seinen guten Namen, seine Ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme, und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äusserst wirksamen Einbildungskraft zu Muthe seyn mußte? Ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läßt? Und wenn er nun, im ersten Augenblik der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds in den er den

Augen-

Augenblik drauf stürzen wird, in einem Moment, wo keine Ueberlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbsligen statt findet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — läugnet — und, weil er nicht läugnen kann, ohne die erste Lüge mit einer zweytén zu unterstützen, eine andre Person des Vergehens beschuldiget, dessen Geständnis ihm ärger als Tod ist —

Muß ich mich noch einmal verwahren, daß ich durch all dies seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daß er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles was ich abzwecke, ist blos, daß man sich lebhaft genug in seine Lage hineindenke, und nichts vergesse, was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menschen, der mitten in den Wellen sein Leben auf einem Brete rettend das nur Eine Person tragen kann, in dieser äussersten Noth einen andern, der eben dies Bret ergreifen will, mit Gewalt in die See zurükstößt — Alle Lehrer des Naturrechts erklären es sogar für rechtmäsig — Soll ich Ihnen nach meinem Herzen sprechen? In meinem Inwendigen ist etwas das allen diesen Herren widerspricht; und ich kann dem Menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen zu lassen, ob dies Bret nicht zween Menschen retten könne; dem sein eigen Leben so wichtig

ist, daß er es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern setzen will.

Aber welchem edeln Menschen ist sein guter Name nicht lieber als sein Leben? In welchem edeln Menschen ist nicht die Furcht der Schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller Leidenschaften?

Freylich ist ein Unterschied zwischen dem, der das einzig übrige Rettungsmittel seines Lebens, gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewisse Folge davon ist, daß dieser lezte umkommen muß: und zwischen unserm Jüngling, der eine unschuldige Person anklagt, um sich selbst der Schande zu entziehen. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergessen, daß die Furcht vor dieser Schande eine Leidenschaft bey ihm seyn mußte, die alle andre Gefühle unterdrükte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Ueberlegung unfähig machte? Oder, wenn er in diesem Zustande ja noch einiger Gedanken fähig war, so halfen diese Gedanken blos den Widerstand vernichten, den ohne Zweifel die Menschlichkeit in seinem Herzen gegen die Entschließung that, die er in der äussersten Verzweiflung genommen hatte. Wenigstens war es sehr natürlich (zumal in Rükficht dessen was ich vorhin von den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe) daß er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der Erhaltung seiner eignen Ehre, von welcher,

cher, in seiner Lage, seine ganze Existenz abhieng, haben mußte, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. . Ein Flecken dieser Art konnte von der leztern abgewaschen werden; bey Ihm war er unauslöschlich. Im Grunde betraf die Mauserey, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestikte Band seyn mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgestiktes Band. Das Mädchen stund vermuthlich bisher in gutem Ruf; dies war das erstemal daß sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen, daß man ihr verzeihen würde, was man Ihm nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch Verzeihung hätte hoffen können; wer sieht nicht, daß es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem Bewußtseyn, daß man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe, mit der täglichen Furcht, bey der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Mißvergnügen des Wohlthäters zugezogen hätte, Vorwürfe deßwegen hören zu müssen, mit dem Gefühl wie sehr ihn das bloße Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen mußte — wer sieht nicht, sage ich, daß es ihm unmöglich seyn mußte, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben? — Freylich alles dies fand auch bey dem Dienstmädchen statt; aber doch gewiß, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienst-

Calpurnia zu Cäsarn.

Calpurnia.

Was seyd ihr gesinnt, Cäsar? gedenkt ihr auszugehen? Ihr sollt an diesem Tage keinen Fuß aus dem Hause sezen.

Cäsar.

Cäsar wird ausgehen; die Dinge, die mir gedräut haben, haben nur meinen Rüken gesehen; wenn sie dem Cäsar ins Gesicht sehen werden, sind sie verschwunden.

Calpurnia.

Cäsar, ich hielt niemals viel auf Wunderzeichen, aber nun erschreken sie mich. Es ist einer drinnen, (außer dem was wir selbst gehört und gesehen haben) der entsezliche Dinge erzählt, die die Wache gesehen habe. Eine Löwin hat auf der Strasse geworfen, und Gräber haben sich aufgethan, und ihre Todten hervorgelassen; grimmvolle feurige Kriegs-Männer haben in völliger Schlacht-Ordnung auf den Wolken gefochten, und es ist Blut davon auf das Capitolium geträufelt; das Getöse der Schlacht erfüllte die Luft, die Pferde schienen herabzusinken, und man hörte das Aechzen der Sterbenden, und Gespenster schrien und heulten überlaut auf den Strassen. O Cäsar, solche Dinge sind ganz unerhört, und ich fürchte mich davor.

Cäsar.

Kan etwas vermieden werden, das die mächtigen Göt-

ter

mädchen machte auch hier einen groſsen Unterschied. Ich weiß wohl daß dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem philosophischen Richtstuhl soll und muß er in Betrachtung kommen. Ich sagte mit Bedacht einem alltäglichen Dienstmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen, möglicherweise, eine Pamela seyn können; und das hätte freylich ganz andre Verhältnisse gegeben. Aber dann wäre; wahrscheinlich, auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müßten eine sehr schlimme Meinung von dem Verstand und Charakter des vornehmen Mannes, in dessen Hause die Scene dieser Geschichte lag, haben, oder er würde solchenfalls die Unschuld des Mädchens entdekt, und Rousseau in dem unrechtmäßigen Mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein Verderben gefunden haben. —

Doch, wie wenn der vornehme Mann sich in dieser Sache wirklich einer unverzeihlichen Uebereilung schuldig gemacht, und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela gewesen wäre? — Mich dünkt, m. Fr., ich sehe Sie sehr geneigt, sich diese Mariane unter einem Ideal zu denken, das ihrem Herzen nicht erlaubt ganz unpartheyisch zu seyn. Das rührende Gemählde, das Herr B. in den Ephemeriden von ihr macht, hat ihre Imagination bestochen; und wer steht mir dafür, daß nicht sogar der sanfte liebliche Name Mariane, mit dem, sobald man ihn hört,

so

ſo viele ſchöne Eindrücke von zwanzig poetiſchen und romantiſchen Mariannen (die neueſte Mariane im Siegwart nicht zu vergeſſen) in der Seele anklingen, nicht Mehr, als Sie ſelbſt glauben, dazu beyträgt, Sie zu Gunſten dieſes Dienſtmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daß Sie nicht halb ſo viel für ſie empfinden würden, wenn Sie Urſel, oder Margot, oder Kunigunde geheißen hätte! — Allein (ernſthaft zu bleiben!) wir müſſen uns in einem Falle wie dieſer, vor unſrer eignen Gutherzigkeit in acht nehmen; und dem Intereſſe, daß uns die leidende Unſchuld einflößt, darf, wo es um unpartheyiſche Gerechtigkeit zu thun iſt, kein Einfluß geſtattet werden. Wir wiſſen nichts authentiſches von der Perſon dieſer Mariane, als daß ſie ein Dienſtmädchen im Hauſe war. Selbſt der Umſtand, daß der junge Rouſſeau eine Neigung auf ſie geworfen hatte, beweißt kaum, daß ſie ein hübſches Mädchen war. — „Aber ſie war unſchuldig." — Unſchuldig an dem Diebſtahl, deſſen R. ſie beſchuldigte; dies iſt gewiß, da er ſelbſt es ſagt — aber ſo unſchuldig konnte die gemeinſte Stallmagd auch ſeyn; und dies iſt noch kein Grund, ſie für etwas mehr zu halten. — Verſtehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund; ich bin nicht ſo von Menſchlichkeit entblößt, daß ich ein armes niedriges Dienſtmädchen deßwegen weil ſie arm, oder niedrig, oder ein Dienſtmädchen iſt, für ein *corpus vile* halten ſollte, an welchem man ſich

nicht

nicht versündigen, oder nur peccadilla begehen könne. Es giebt einen innern Adel, der sich wohl zuweilen auch bey einem armen niedrigen Dienstmädchen findet, einen Adel, der sie zwar nicht stiftsmäßig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten Grund von der besagten Mariane so gros zu denken; und was ich hier sagen will, ist blos: daß diese Mariane, weil sie ein menschliches Geschöpf, ein Mädchen, und an dem Banddiebstahl unschuldig war, darum noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortrefliches Mädchen seyn mußte — und, daß die Beschaffenheit der Personen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde selbst einigen Unterschied macht. Denn das Stoische alle Sünden sind gleich ist ein Paradoxon, das auf willkührlichen Abstractionen beruht, und in der Natur und Wahrheit ungegründet ist. Ich will gerne zugeben; daß, wenn wir alle Umstände wüßten, wenn wir das Mädchen, von dem die Rede ist, genau kennten — Rousseau's Sünde vielleicht ungleich schwerer befunden würde, als izt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloße Möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum Nachtheil des armen Rousseau durch einen Dichter-Kunstgriff in Wirklichkeit zu verwandeln — Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daß Mariane N. N. etwas mehr gewesen sey, als ein gewöhnliches Dienstmädchen, wie

es deren bey Hunderttausenden giebt; aber wir wissen, daß in dem jungen Rousseau schon damals der Embryo von einem so herrlichen Menschen lag, als unter Zehnmalhunderttausenden kaum Einer gefunden wird; und dies macht, nach meinem Gefühl, einen Unterschied. Ich gestehe Ihnen, daß ich — vermöge einer Denkart, die ich für höchst menschenfreundlich halte — zwanzig solche Dienstmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen Rousseau zu erhalten; und daß ichs also dem Rousseau selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in der verzweifeltsten Lage, worinn sich ein junger Mensch seiner Art nur immer denken läßt, den Wehrt seiner eignen Erhaltung so stark fühlte, daß dies Gefühl selbst das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewiß, die innre Quaal die er dabey ausstund, wär unsäglich, wiewohl seine Furcht vor der Schande noch heftiger war: ich beklage ihn, denn das Bewußtseyn, seine Existenz durch eine Uebelthat, vielleicht (wiewohl wider seine Absicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unschuldigen Geschöpfs, erhalten zu haben, war hinlänglich, die Ruhe seines ganzen Lebens zu vergiften — ich beklage ihn — und muß ihm verzeihen, was ich mir selbst, was ich vielleicht Zehntausend andern nicht verzeihen könnte.

Aber,

Aber, hab' ich, mit allem was ich bisher als sein Fürsprecher vorgebracht, erhalten, daß auch Sie, m. Fr., von der Strenge Ihres Urtheils nachlassen, daß auch Sie ihm verzeihen? daß auch Sie finden, daß er, bey Begehung der traurigen That, kein Böswicht, sondern nur der individuelle Mensch J. J. Rousseau war? — Ich sehe Sie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein, hör' ich Sie ausrufen — es ist unmöglich ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wohl zuweilen sogar einen Mörder — (und war nicht Rousseau hier ein Mörder? Ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glük hieng?) — Aber wenn zu einer an sich selbst schon verdammenswürdigen Handlung noch ganz besonders hassenswürdige Umstände, wie z. B. Undankbarkeit, Grausamkeit, kaltblütige fühllose Grausamkeit, hinzukommen: so wird die That ganz abscheulich; die Menschheit empört sich gleichheftig wider den Thäter und die That. Und war dies nicht (fahren Sie fort) der Fall des jungen Menschen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wiedergeliebt — und konnte das unschuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebstahls anklagen, den er selbst begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen sehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen sehen, und unbeweglich auf seiner Aussage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause ins Elend gejagt wurde,

und

und ſchweigen! — Wenn derjenige, der dies kann, kein Unmenſch iſt" — Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Ihnen ins Wort falle! Laſſen Sie uns das Factum, das Wenige was wir davon wiſſen, gereinigt von Einſchiebſeln und Vermuthungen, die der Erzähler um die Sache rührender zu machen hinzugethan, unpartheyiſch erwägen — vielleicht findet ſich, daß es blos unſre Einbildung iſt, die dieſe Umſtände hinzudichtet, welche, wie Sie ſagen, das Verbrechen ſo äuſſerſt grauſam und den Thäter ſo haſſenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht „aufs zärtlichſte von ihr wiedergeliebt." Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen deſto ſchwärzern Schatten auf Rouſſeau zu werfen, nicht gelten laſſen kann. Daß Rouſſeau ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, ſcheint ſich auf ſein eigen Bekenntnis zu gründen, und kann alſo nicht geläugnet werden. Wenn man dieſe Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verſchiednen Geſchlechts ſo gewöhnlich iſt, und in dieſem Alter eben ſo leicht auf dies oder jenes Object fallen kann, je nachdem ſie durch die Umſtände geleitet wird — wenn man, ſage ich, dies Liebe nennen will, ſo muß ichs leiden; und alles was ich dabey erinnern möchte, iſt — daß Herr Adelung, indem er von dem alten Wort Minne (in ſeinem Wörterbuche) ſagt: der Misbrauch den man davon

gemacht,

gemacht, habe verursacht, daß es mit allen seinen Ableitungen nach und nach verächtlich worden, und endlich gar veraltet sey — groſses Recht hat hinzu zu setzen: daß ein ähnliches Schikſal unserm Wort Liebe bevorzustehen scheine. — Wenn es also Liebe heiſsen soll, was der junge Rousseau (man vergesse nicht daß er ein Knabe von 15 oder 16 Jahren war) für das Dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens, wie Hr. B. sehr wohl anmerkt, keine tugendhafte Liebe; wiewohl ich darum nicht gleich so weit gehen möchte zu vermuthen, daß Rousseau das goldgestikte Band dem Mädchen anfangs zugedacht habe, „vermuthlich um sie dadurch zu unedeln „Gunstbezeugungen geneigt zu machen." So arg war's doch wohl vermuthlich nicht! Denn eine Liebe, die nicht rein und edel genug ist, um den Namen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dies ist alles was sich davon sagen läſst, und ein Wörtchen mehr würde zuviel seyn.

Es läſst sich also von diesem Umstande keine Folgerung, um Rousseau's Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daſs das Mädchen „vielleicht die „edelsten Empfindungen für ihn gefühlt," wird ohne allen Grund vorgegeben; und was Er für das Mädchen fühlte, war doch wohl nur Liebe in dem Sinn, wie dies Wort im XXVIsten Buche der teutschen

ſchen Ueberſetzung von Hallers Phyſiologie gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieſes ſchöne Wort geheiligt ſeyn ſollte, geweſen: ſo hätte ihm auch nur der bloße Gedanke ſie anzuklagen nie zu Sinne kommen können; er würde ſogar, wenn ſie wirklich ſchuldig geweſen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher ſich ſelbſt des Diebſtahls angeklagt, als ſie verrathen haben.

„Aber ſo war es doch abſcheulich, daß er fähig war, ſeine Auſſage ihr ins Geſicht zu beſtätigen — noch abſcheulicher, daß er ſie leiden ſah und ſchweigen konnte. Wenn ſie ihm auch ganz gleichgültig, wenn ſie das geringſte aller menſchlichen Weſen geweſen wäre — er wußte daß ſie unſchuldig war — und da er nun die unglüklichen Folgen ſeiner Anklage (die er in der erſten Beſtürzung vielleicht nicht vorhergeſehen hatte) mit Augen ſah: hätten nicht ihre Thränen ſeine Seele ſchmelzen, hätt' ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre ſchimpfliche Verſtoßung nicht überwältigen ſollen, lieber ſich ſelbſt aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verheelen?“ —

Laſſen Sie uns vergeſſen, m. Freund, was Sie oder ich in einem ſolchen Falle gethan hätten, Rouſſeau's Unglük war, daß der Banddiebſtahl entdekt wurde, und ſein Verbrechen, daß er, um ſich ſelbſt von der Schande zu retten, das unſchuldige Dienſtmädchen anklagte. Dies Verbrechen iſt, ſelbſt bey allem

was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häßlich genug. Aber daß er, nachdem ers einmal begangen, fest bey seiner Aussage beharrte — sagt uns weiter nichts als daß es ihm nun moralisch unmöglich war, durch ein sich selbst gegebnes Démenti seine Schande und seine Strafe zu verdoppeln. Die Furcht vor der Schande treibt ihn, in der Verzweiflung sich auf eine andre Art zu helfen, zu einem falschen Zeugnis; eben diese Furcht, die stärkste Leidenschaft, deren er nach seinem individuellen Charakter fähig ist, wirkt nun natürlicherweise fort, aber wirkt mit immer wachsender Stärke in dem Maaße, wie die Umstände seine Schande vergrößern würden, wenn er sich selbst verriethe. Stärke des Geistes war, das, womit ihn die Natur am reichlichsten begabt hatte. Was Wunder, daß er, in einer so dringenden Noth, alle seine Stärke zusammennimmt, um sich selbst nicht zu verlassen? Was für Ursache haben wir uns einzubilden, daß es ihm nichts gekostet habe? Daß er nicht beym Anblik des unschuldig leidenden Schlachtopfers unaussprechliche Quaal in seiner Seele ausgestanden? — Wir haben keine, dies nicht zu glauben; denn daß er demungeachtet fest bey seiner Aussage beharrte, beweiset nur, daß diese Quaal, mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, seine stärkste Leidenschaft zu überwältigen. Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Ursache zu glauben, daß ihm Marianens Leiden soviel gekostet habe.

habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare: Rousseau war ein Mensch, war in einem Alter, wo sichs sogar von demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läßt, daß sein Herz schon verhärtet sey. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer gebohren werden, denen es, von Kindheit an, an allem natürlichen Gefühl für Andre gebricht, so war doch Rousseau wahrlich keines von diesen Ungeheuern. Daß ein in der Bosheit graugewordner Straßenräuber und Mörder bey dem Leiden der Unglüklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweißt nicht daß es der junge Rousseau auch seyn konnte; so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweißt, daß er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daß er bejammernswürdiger war, als das unglükliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiß nur zuwohl, m. Freund, wie leicht der große Hauffe daherfährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die Meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dies nicht gegen den mir unbekannten

ter beſchloſſen haben? Und doch wird Cäſar ausgehen; denn dieſe Vorbedeutungen gehen die Welt überhaupt eben ſo nah an, als den Cäſar.

Calpurnia.

Wenn Bettler ſterben, ſieht man keine Cometen; aber wenn Prinzen ſterben, brauſen die Himmel ſelbſt in Flammen auf.

Cäſar.

Feige Leute ſterben lange vor ihrem Tode; der Tapfre ſchmekt den Tod nur einmal. Unter allen den Wunderdingen, wovon ich gehört habe, ſcheint mir das wunderlichſte, daß ſich die Leute fürchten; da ſie doch wiſſen, daß der Tod, das unvermeidliche Ende, kommen wird wann es kommen will.

Der Bediente kommt zurük.

Was ſagen die Augures?

Bedienter.

Gnädigſter Herr, ſie wollen nicht daß ihr heute ausgehen ſollt. Wie ſie eines von den Opfer-Thieren öffneten, konnten ſie kein Herz darinn finden.

[Der Bediente geht ab.]

Cäſar.

Die Götter thun das, die Feigheit zu beſchämen; Cäſar müßte ein Thier ohne Herz ſeyn, wenn er aus Furcht heute zu Hauſe bliebe. Nein, Cäſar wird es nicht thun.

Die

Erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden Leser, der Menschengefühl hat, beym ersten Anblik erfüllen muß, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn ihn solcher auch zu sehr gegen den unglüklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beyspiel würde einen über alle Maaßen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur Einige veranlaßt würden, durch die ausnehmende Schwierigkeit eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, von der tiefen Weisheit des Christlichen „Richtet nicht" sich besser zu überzeugen. Werfe den zweyten Stein auf den Unglükseligen wer da will! Und werfe wer Lust hat auch den dritten auf mich — der, in diesem pharisäischen Zeitalter, den Muth hat, sich seiner anzunehmen, und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unsers Jahrhunderts gewiß nicht versagen wird, wegen eines Verbrechens, dessen ein schwächerer, kleinerer Mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens- als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, unter die werthloseſten Anthropomorphi die auf ihre bürgerliche Unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen, mit einem weniger scharfen Gefühl für Ehre und Schande, mit weniger Stärke und Ausdaurungskraft würde Rousseau

dies

dies Verbrechen — nicht begangen haben — aber auch — nicht Rousseau gewesen seyn.

Das Buch der Schiksale ist vor uns verschlossen, mein Freund; und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blik in seine geheimnisvollen Blätter erlaubt, so würd' er sich wohl hüten, ihre ἀῤῥητα ῥηματα durch profanes Ausschwatzen zu entheiligen.

Also nur noch Eins, mein Bester! — Auch der Umstand, daß, nachdem die arme Mariane aus dem Hause des vornehmen Mannes gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen noch „was aus ihr geworden" ist (allem Ansehn nach) in der Absicht angeführt worden, wo nicht Rousseau's Schuld zu vergrößern, doch gewiß sein Verbrechen um soviel schwärzer zu machen.

Aber gesezt auch diese tiefe Nacht, die von nunan auf Marianens Schiksal lag, bedecke das Aergste — das arme verstoßene Mädchen sey hülflos umgekommen, oder habe sich selbst ein Leid angethan, oder sey (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglüklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuschen Ohren so mancher — Lucrezien an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren Anblik auch die reinsten und sanftesten Seelen ihres Geschlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abscheu nöthiget — und wenn noch was schlimmers als dies seyn kann, gesezt, auch dies sey

Marianen wiederfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen Rouſſeau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zween Menſchen, indem ſie das Nemliche thun, eine ſehr verſchiedene Handlung begehen können; ſo hängt oft auch an dem nemlichen Faden Glük oder Unglük. Da man von Marianens Schikſal nichts weiter erfahren hat, und alſo weder Böſes noch Gutes weiß, bleibt es nicht eben ſowohl möglich, daß es glüklich war? Daß gerade dieſe unverſchuldete Verſtoßung ihr, gegen alles Vermuthen und Hoffen, den Weg dazu gebahnt hatte? Wär' es etwa das erſtemal, daß die Vorſehung, durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelurſachen, wieder gut gemacht hätte, was menſchliche Leidenſchaften und Verirrungen ſchlimm gemacht? Und geſezt nun, Rouſſeau hätte auf ſolche Weiſe, wider Wiſſen und Hoffen, die erſte Veranlaſſung zu Marianens Glük gegeben — würden wir's ihm zum Verdienſt anrechnen? Warum ſoll er alſo die unglüklichen Zufälle, die ihr vielleicht begegnet ſeyn mögen, zu verantworten haben? War ihre ſchimpfliche Verſtoſſung aus dem Hauſe des vornehmen Mannes etwan eine nothwendige, vorhergeſehene, oder abgezwekte Folge ſeiner Anklage? Iſt es nicht, im Gegentheil, ſehr vermuthlich, daß Rouſſeau ſich eingebildet haben mochte, die angebliche Entwendung des goldgeſtikten Bandes werde ihr um ſo eher verziehen werden,

den, da ſie, allem Anſehn nach, bisher immer ein gutes unbeſcholtnes Mädchen geweſen war? Wenn jemand die vielleicht unglüklichen Folgen ihrer Verſtoßung vor dem Richtſtuhl der Menſchlichkeit zu verantworten hätte, ſo wär es, däucht mich, der vornehme Mann ſelbſt, der ſo ſtreng und hartherzig war, ein armes Geſchöpf, das ſich immer wohl aufgeführt hatte, und izt zum erſtenmal der Entwendung einer ſolchen Kleinigkeit nicht einmal überwieſen, ſondern blos beſchuldiget wurde, ohne alles Mitleiden, und ſelbſt wider alles Recht (denn das Zeugnis des einzigen jungen Menſchen machte doch keinen genugſamen Beweis wider ſie) mit Schimpf und Schande ins Elend zu jagen. Soll hiebey ja etwas auf Rouſſeau's Rechnung kommen, ſo iſt es wahrlich an dem was die nächſte, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, Folge ſeiner That war, mehr als genug: aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwiſchenkunft andrer Urſachen, von einem Zuſammenhang der Dinge, in welchem wir alle nur blinde Werkzeuge ſind, und (was nicht zu vergeſſen iſt) auch von Marianens eigner Aufführung abhangenden entfernten Folgen zur Laſt zu legen, wäre wider alle Billigkeit, und wider alle geſunde Begriffe von der moraliſchen Zurechnung.

Ich überlaſſe es nun, m. w. Freund, dem Urtheil Ihres Verſtandes und Herzens, in wiefern ich das wozu ich mich anheiſchig gemacht geleiſtet habe.

Aber eh ich Sie ganz entlasse, muß ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichsten Art bekannt machen, der mir dieser Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden ist.

Der Erzähler der Anekdote sagt: „diese Begebenheit ward ihm (dem Rousseau) durch sein ganzes übriges Leben zu einer beständigen Folter; „alle Freuden der Jugend die er genoß wurden ihm „verbittert, so oft ihm sein allzugetreues Gedächtnis an das arme schuldlose Mädchen erinnerte, das „er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall, „wo er nur hinblikte, schwebte ihm das Bild „der unglüklichen Mariane vor Augen.“

Ist dies Wahrheit? — Nun, so sagen Sie mir was wir von der folgenden Anekdote halten sollen, welche gleichwohl der rechtschafne Herausgeber des christlichen Magazins würdig gefunden hat, sie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rousseau, worinn die Umstände seines Todes erzählt werden, in das 1ste Stük des 11ten Bandes seiner Sammlung einzurücken —

„Welch ein Glük (läßt der Verf. des Briefes den sterbenden Rousseau zu seiner Ehgattin sagen)“ welch ein Glük, meine Beste, zu sterben, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat . . . . Ewiges Wesen, diese Seele, die ich dir nun wiedergebe, ist

iſt in dieſem Augenblik eben ſo rein, als da ſie aus deinem Schooße kam."

Merken Sie, l. Freund, daß dies aus einer Geſchichte der wahren Umſtände von Rouſſeau's Tode genommen iſt, die der Verfaſſer derſelben den Herausgebern des Journal de Paris zuſandte, um ſolche bekannt zu machen; wiewohl dieſe Bedenken trugen, ſolche einrücken zu laſſen.

Der ſoll mir der groſſe Apollo ſeyn, der dieſe zwey angebliche Thatſachen als wahr zuſammendenken kann! — Wie? dem Mann, dem überall, wo er nur hinblikte, das Bild der unglüklichen Mariane vor Augen ſchwebte, ſollte ſein allzugetreues Gedächtnis nun auf einmal ſo ungetreu geworden ſeyn, daß er fähig wäre, dem Ewigen Weſen im dem lezten feyerlichen Augenblik ſeines Lebens ins Angeſicht zu ſagen: ich gebe dir meine Seele ſo rein wieder zurük, wie ich ſie von dir empfangen habe?

Wenn beyde Anekdoten wahr ſind, ſo ſind nur zwey Fälle möglich, worinn Rouſſeau das Ewige Weſen ſo zu apoſtrophiren fähig ſeyn konnte: entweder er war in dieſem Augenblicke ſchon aller Beſinnung beraubt, und ſprach im Wahnwiz — und daß dies der Fall nicht ſeyn konnte, beweiſet der ganze Zuſammenhang der Erzählung (S. 194 195 196 l. c.) augenſcheinlich — oder Rouſſeau, der liebenswürdige Enthuſiaſt für Wahrheit und Tugend,

war der schändlichste Heuchler und der entschlossenste Atheist, den die Erde jemals hervorgebracht hat.

O Ihr Anekdotenkrämer! welch ein schweres Gericht wird einst über euch ergehen, wenn ein Tag kömmt, wo die so oft von euch mißhandelte, verunstaltete, und zur Lügen gemachte Wahrheit auftreten, und um Rache wider euch schreyen wird! Wenn werdet ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beyden Erzählungen, die uns beyde für Wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverholen sagen, mein Freund — keine von beyden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche pralerhafte Apostrophe an das Ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! kein Mensch, kein Tugendhafter, kein Heiliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine Seele so rein zurükgegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemals einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde er so was nicht sagen. Der einzige vollkommen reine Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist — Dies ist wahre Reinheit!

Aber es ist eben so wenig wahr, „daß die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rous-

„seau

„seau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter „geworden; daß ihm überall wo er hingeblikt, das „Bild der unglüklichen Mariane vorgeschwebt" — Das sind redneriſche sentimentaliſche Vergrößerungen! das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geſchichte des menſchlichen Herzens ein Gegenſtand der ernſthafteſten Betrachtungen iſt, gewiß nicht in Rouſſeau's Memoiren geleſen! Denn wenn ihm die geheime Geſchichte des menſchlichen Herzens ſo wichtig iſt, ſo wird er wahrſcheinlicherweiſe auch in der natürlichen Geſchichte der menſchlichen Seele ſo unerfahren nicht ſeyn, daß er nicht wiſſen ſollte, was vermöge der menſchlichen Natur möglich iſt oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rouſſeau denken müſſen, ſo lebhaft und energiſch ſeine Einbildung war, ſo war er doch — kein ſchwacher Menſch: ſeine Seele hatte innres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die ſie in der erſten Jugend empfangen hatte, ſo tief ſie auch ſeyn mochte. Eine Narbe mußte wohl zurükbleiben; und dies war mehr als genug, ihm, ſo oft er ſich dieſer Begebenheit erinnerte, das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt zu verbittern: aber ſo weit als es Hr. B. treibt, konnt' es nicht gehen. Das wäre alles was man ſagen könnte, wenn Rouſſeau das unſchuldige Mädchen erſt durch eine Reihe betrügeriſcher Kunſtgriffe verführt, und dann, um ſeine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er

hatte sie, in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestikten Bandes beschuldiget, und sie war deßwegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden. Dies war sein ganzes Verbrechen, und er mußte sich bewußt seyn, daß er es nicht aus muthwilliger Bosheit sondern im Drang der Noth, und in einer Leidenschaft, die ihm die Augen vor den Folgen seiner Lüge verschloß, begangen hatte. Das nachmalige Schikſal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte sein innrer Schmerz selbst durch diesen Umstand geschärft werden. Aber natürlicherweise mußten alle diese Bilder, durch die Mannchfaltigkeit und Wichtigkeit sovieler nachfolgenden Scenen seines Lebens, durch den vieljährigen Auffenthalt in Paris, durch die innre Stärke und immer angestrengte Wirksamkeit seines Geistes, u. s. w. binnen 30, 40 und mehr Jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verliehren; und da es überdies eben so möglich war, daß Mariane nicht unglüklich durch diesen Zufall geworden: so war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, daß ein bloßes vielleicht nach so vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das ärgste ist was er hätte leiden können, wenn er der vorsezliche muthwillige Mörder oder Zerstörer eines schuldlosen Geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben Sie, m. Fr. daß ich mich so lange bey etwas aufgehalten, das kaum so viel Aufmerksamkeit werth war. Wer weiß nicht, daß gerade um deswillen beynahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird, weil in der sehr natürlichen Absicht die Zuhörer desto besser zu unterhalten und die Sache desto rührender zu machen, jeder Erzähler, auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen Absicht bewußt zu seyn, die Backen voller nimmt; immer mehr von dem seinigen hinzuthut, je mehr die Sache seine eigne Einbildung erhizt — mit Einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird. Möchten die guten Leute nur auch so billig seyn, und sich nicht der Erlaubniß *quidlibet audendi*, die Horaz den Dichtern giebt, anmaaßen wollen; oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freyheit in die Grenzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschließt!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das pharisäische Compliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein sogenannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet, als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner lezten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daß in der Relation des derniers jours de Mr. *J. J. Rousseau* et des circonstances de sa Mort, welche Hr. le Begue de Presle, Doctor der Arzneywissenschaft von der

Facul-

Die Gefahr weiß ſehr wol, daß Cäſar noch gefährlicher iſt als ſie. Wir ſind zwey Löwen, die an einem Tage geworfen worden, und ich bin der ältere und der furchtbarere; und Cäſar wird ausgehen.

Calpurnia.

Ach! mein Gemal, eure Klugheit verliehrt ſich in eurer Zuverſicht. Geht an dieſem Tage nicht aus, nennt es meine Furcht, daß ihr zu Hauſe bleibt, nicht die eurige; wir wollen den Marcus Antonius auf das Rathhaus ſchiken, und er ſoll ſagen, ihr befindet euch heute nicht wohl. Laßt mich diß auf meinen Knien erbitten.

Cäſar.

Antonius ſoll ſagen, ich ſey nicht wohl; und dir zu gefallen, will ich bey Hauſe bleiben --

Fünfte Scene.

Decius tritt herein.

Hier iſt Decius Brutus, er ſoll es ihnen ſagen.

Decius.

Heil dir, Cäſar! Guten Morgen, würdiger Cäſar; ich komme, dich in den Senat abzuholen.

Cäſar.

Facultät zu Paris und Königl. Bücher-Censor, im abgewichnen Jahre zu Neuschatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrüklich auf jene Ausstreuung und ähnliche, womit das Publikum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht giebt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Hr. Hr. le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr mißkannten und mißhandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu seyn; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Rousseaus letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. Madame Rousseau (sagt er) die in dieser Stunde ganz allein bey dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äußerte, zu behalten. (Von ihr kommt also die emphatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser lezten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da Sie, die doch allein bey ihm war, nichts davon gehört hatte?) Ich bin, sezt der Doctor le Begue hinzu, durch die genauesten Erkundigungen, die ich noch an seinem Todestage und an den nächstfolgenden eingezogen, gewiß worden, daß Rousseau in seinen lezten Augenblicken weder Prahlerey (ostentation) noch Schwachheit von sich blicken lassen;

alles

alles was er äußerte, war Zuneigung zu seiner Ehgattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin (oder, dem Grafen von Gerardin, auf dessen Gute zu Ermenonville er starb) und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes. Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als daß Herr le Begue de Presle ein Mann von bekanntem Ansehen, und von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens ist, die keinen Zweifel zulassen, ob das wahr sey, was er für historische Wahrheit giebt; und daß seine Nachrichten, noch zu allem Ueberfluß, von Hrn. J. H. de Magellan, einem gelehrten Portugiesischen Edelmann, bekräftigt werden, dessen Anhang zu denselben so ungemein interessant ist, daß ich ihn im nächsten Stücke des T. M. denjenigen, denen das Original nicht zu Gesichte gekommen (und deren unter unsern Lesern viele seyn mögen) in einem Auszuge mitzutheilen gedenke.

W.

III.

Bilanz

der schönen Literatur in Teutschland im Jahr 1779.

Wäre der Almanach des Herrn Professor Lyring zu Göttingen nicht um zwey ganzer Jahre zurük — denn kürzlich ist erst der Almanach von 1777 erschienen —

nen — so würde es überaus leicht seyn, vom literarischen Ertrag des verflossnen Jahrs eine solche Bilanz zu ziehn, wie ich jetzt, in Rücksicht auf unsre schöne Literatur, zu entwerfen suchen will. Die bequeme bibliothekarische Einrichtung im Lyringischen Almanach erleichtert ungemein die Uebersicht von der reichen Armuth und dem armseligen Reichthum unsrer Literatur, und giebt einen deutlichen Fingerzeig, welches Feld in einem Jahre mehr oder weniger bearbeitet worden. Der Leser wird von Herrn Lyring zugleich auf einige Rezensionen jedes Buchs verwiesen, die dem Verfasser die zuverläßigsten schienen. Aber, nicht zu gedenken, daß man alsdann die Zeitungen und Journale erst nachsehen müßte, so ist es, bey der ungeheuren Menge unsrer kritischen Blätter, doch kein Wunder, wenn Herr Lyring bey vielen wichtigen Werken keine taugliche Rezension nachweisen konnte — indem keine vorhanden war. Ohne Beziehung auf irgend eine Rezension andrer Journale, will ich mit denen Lesern, die die wichtigsten Neuigkeiten des vorigen Jahrs wenigstens gekostet haben, ein wenig rekapituliren, was etwa auch künftigen Zeiten lesenswerth seyn möchte. Ich entsage gern dem Vortheil, über die meisten dieser Schriften schon rechts und links Urtheile gehört und gelesen zu haben, indem ich in meiner Beschreibung derselben mehr den historischen, als kritischen Ton einschlagen werde. Der Merkur liefert

fert von Zeit zu Zeit ſelbſt Rezenſionen, in denen er zum Nutzen und Frommen der Schriftſteller ſeine unvorgreifliche Meinung treuherzig herausſagt, und dann kann er ſich ausführlicher über den Werth und Unwerth von den einzelnen Werken des Witzes erklären. Es iſt wahr, ſchlechte Produkte zeigt der Merkur faſt gar nicht, und mittelmäßige nur ſparſam an; aber das Schlechte denke auch ich nicht aus dem Grabe der Vergeſſenheit zu erwecken, worein es bereits geſunken iſt, und das Mittelmäßige höchſtens nur im Vorbeygehn zu berühren. Unſtreitig wiederfährt ſchlechten Schriftſtellern zu viel Ehre, wenn man ſie nur mit in Rechnung bringt; ſie ſind noch weniger als Nullen. Ich misgönne niemanden den Ruhm, von einer Meſſe bis zur andern zu leben, aber der Literatur im Ganzen bringen ſolche kurzlebende Schriftſteller keine Ehre; die Schande, die ſie ihr machen, verſchwindet mit ihrem Andenken. Um aber niemanden, der nur einige Achtung verdient, durch Unterdrückung ſeines Namens zu kränken, will ich gewiß alles mit in Anſchlag bringen, was ſich nur einigermaaßen auszeichnet. Allerdings würde nach zehn Jahren mein Regiſter vielleicht um die Hälfte ſchwächer ausfallen; zur richtigen Zeichnung ſolcher literariſchen Proſpekte gehört eine gewiſſe perſpektiviſche Entfernung. Doch es geht der politiſchen Geſchichte nicht beſſer, ſie wird erſt dann Geſchichte, wenn ſie nicht zu erzählen hat, was ſich geſtern

ſtern und ehegeſtern begab. Ohne unſern Söhnen und Enkeln vorzuſchreiben, wie ſie ſehen ſollen, will ich niederſchreiben, was ich geſehn, wenns auch nur ſchöne Traumbilder waren, die mir vor der Stirne ſchwebten.

Wenn ich nicht alle aus fremden Sprachen überſezte Romane mitzähle — und dieſe können doch nicht als ein Theil unſrer Literatur betrachtet werden, ſo lange ſie nicht in Originale umgekleidet ſind — ſo möchte die ganze Anzahl vorjähriger Schriften, die hieher gehören, ſich etwa auf 280 belaufen, wo aber freylich eine einzelne Komödie ſo gut ihre beſondre Nummer hat, als ganze Sammlungen von Gedichten. Ob nun gleich die Meſſen des vorigen Jahrs etwas weniger ergiebig geweſen zu ſeyn ſcheinen, als ſonſt, ſo ſieht man doch, wie ſehr diejenigen irren, welche behaupten, daß die Schriftſteller dieſer Art die Hälfte oder mehr als die Hälfte von der gelehrten Induſtrie in Teutſchland ausmachen. Wer da weiß, von welchem Umfang das Gebiet des Geſchmackes und Witzes iſt, und wie nothwendig gegen hundert vielleicht nur zehn Verſuche gelingen müſſen; wer die Grenzen von Teutſchland kennt, und bedenkt, wie wenig noch immer manche Provinzen zur Bereicherung unſrer Literatur beytragen, der wird gewiß nicht behaupten, daß hierinn zu viel geſchrieben werde.

Am

Am natürlichſten glaube ich den Anfang zu machen, wenn ich zuerſt unterſuche, was zum Gedächtniß unſrer ehmaligen Dichter, durch Sammlung ihrer Werke, oder durch Abhandlungen über ihre Verdienſte, gethan worden. Bey dem allgemeinen Eifer, die Schätze der altteutſchen Literatur aufzuſuchen, hat man auch im vorigen Jahr nicht unterlaſſen, einige Jahrhunderte zurükzugehn, und viele vergeßne poetiſche Alterthümer wieder in Andenken zu bringen. Herr Doktor Schütze zu Hamburg gab die gereimte Ueberſetzung von einigen hiſtoriſchen Büchern des alten Teſtaments, die auf Befehl des römiſchen König Konrad des IV. in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gemacht worden, aus einem gleichzeitigen Manuſcripte heraus, und verſprach, auch die übrigen Bücher des alten Teſtaments nach dieſer Ueberſetzung abdrucken zu laſſen. Zur Sprachgeſchichte können wir vortrefliche Bemerkungen daraus erhalten, ſobald einer unſrer forſchenden Grammatiker Geduld genug haben wird, dieſes Werk durchzuziehn. In dem Buch der Liebe, unter welchem wieder auferwekten Titel Herr Reichard alte Romane zu ſammeln angefangen, kommt ein poetiſches Fragment einer alten Erzählung Apollon von Thyrlandt vor, wovon der Herausgeber, nach der Handſchrift, die er vor ſich hatte, muthmaaßt, daß ſie im funfzehnten Jahrhundert geſchrieben worden. Es iſt eigentlich nur Ueberſetzung des Romans Apol-

lonius von Tyrus, und der Ueberſetzer nennt ſich Meiſter Heinrich von Wien. Viele ſeltne Wörter und Redensarten, von denen Herr Reichard einige zu erläutern geſucht hat, machen dies Fragment merkwürdig. Das teutſche Muſeum, das ſeit ſeiner erſten Entſtehung das Studium der alten vaterländiſchen Literatur zu befördern ſtrebte, hat uns auch im verwichnen Jahr viele intereſſante Beyträge von dieſer Art mitgetheilt, z. E. ein teutſches Lehrgedicht aus dem funfzehnten Jahrhundert, das für den Kaiſer Maximilian den I. in ſeiner Jugend geſchrieben worden, und, auſſer der Fürſtenmoral, die erſten Regeln der Kriegskunſt, wie ſie damals war, enthält. Nach Herrn Eſchenburg's Muthmaaßung iſt es von dem Verfaſſer des Theuerdanks, dem Melchior Pfinzing ſelbſt — Nachricht und Auszug aus einem poetiſchen Roman vom Ritter Wigamur aus der Periode der Minneſinger, der ſich zu Wolfenbüttel im Manuſcript befindet; Nachricht von D. Murner's Gäuchmatt und von dem Leben des Verfaſſers; Auszüge aus dem feinen Weckherlin, der noch vor Opitz dichtete; Nachrichten von dem Osnabrückiſchen Hans Sachs, Rudolph von Bellinkhaus u. ſ. w. — Herr Gleim, der ſchon ſo oft ſeine ältern Brüder, die Minneſinger, in moderner Sprache reden laſſen, hat diesmal einige Gedichte des Walthers von der Vogelweide bearbeitet, der ſich, wie bekannt, vor allen andern ſo ſehr durch ſüße Naivetät auszeichnet.

Was

Was jüngſt verſtorbne Dichter betrift, ſo hat man die Poeſien von zweyen im vorigen Jahre geſammelt. Von den ſämtlichen poetiſchen Schriften des Herrn Willamov, der vor zwey Jahren in Petersburg ſtarb, iſt der erſte Theil zu Leipzig erſchienen. Schon vor einigen Jahren hatte er ſelbſt dieſen Theil zum Drucke eingeſandt, und er war nur deswegen ungedrukt liegen geblieben, weil er den zweyten Theil bald nachzuſchicken verſprach. Ob nun dies gleich nicht geſchehen, ſo haben wir doch die Hoffnung, daß einer ſeiner Freunde, dem die Erben ſeine ſämtlichen Papiere übergeben, ſie ordnen und das Uebrige nachliefern werde. Der erſte Theil iſt deſto wichtiger, da er lauter ſolche Stücke enthält, woran der Dichter ſelbſt die lezte Hand gelegt hat. Man findet hier die lyriſchen, und alſo die vornehmſten Arbeiten deſſelben geſammelt und geordnet. Vornemlich freut man ſich, die Dithyramben nicht an der Spitze, ihre Anzahl verringert, und die wenigen übrigen ſehr verbeſſert und in nähere Verbindung mit dem Bacchus gebracht zu finden. Da viele unter die Oden untergeſtekt worden, ſo wäre es vielleicht mit den übrigen auch geſchehen, wenn der Verfaſſer nicht ehedem als Dithyrambendichter debütiert hätte. Die eigne und neue Rubrik Enkomien wäre vielleicht nicht nöthig geweſen, da Horaz und Kamler ſo manchen großen Mann gelobt, ohne eben ihre Koboden zuſammenzuſtellen; und da

unter den Oden des Verfaſſers auch noch die meiſten zum Ruhm und Preis der ruſſiſchen Monarchin geſchrieben ſind. Denn überhaupt bemühte ſich Willamov für Katharinen das zu ſeyn, was Kamler für Friedrich, und Denis für Joſeph ſind. Viele unter den Oden ſind gleichfalls in Pindar's Ton und Sylbenmaaß angeſtimmt. Einigen von den neuen Oden könnte man wohl dieſen Namen ſtreitig machen; aber die meiſten ſind doch gute Gedichte. Leichte Lieder gelangen ſeiner hochtönenden Muſe weniger, etwa eines in Bernard's Manier ausgenommen, aber Kriegslieder ſind darunter, die vor vielen andern Kopien nach Gleim einen Vorzug haben. Den Beſchluß machen Ueberſetzungen einiger ruſſiſchen Nationallieder, dergleichen er uns bey längerm Leben noch mehrere gegeben hätte — Herr Wagenſeil ſammelte die Schriften des zu Mitau in früher Jugend verſtorbnen Profeſſor Hartmann's, der kaum die erſten Schritte in die Autorwelt gethan hatte. Vielleicht wäre eine bloße Lebensbeſchreibung und Charakteriſirung (ausführlicher, als die, welche izt voranſteht) ein beßres Denkmal des hoffnungsvollen Jünglings geweſen, als die Erneuerung ſeiner jugendlichen Verſuche, die er wohl bey mehrerer Reiffe ſelbſt umgearbeitet hätte. Das Wichtigſte darunter, die Jahresfeiern, waren noch in jedermanns Händen; die andern Zugaben ſind zwar nicht unangenehm, aber doch eben keine Edelſteine

in

in ſeine Krone. Auch erinnere ich mich, in einer periodiſchen Schrift geleſen zu haben, daß die Freunde und Verwandte des ſeeligen Hartmann mit dieſer Sammlung nicht ganz zufrieden ſind. Sie ſagen geradezu, daß der Verfaſſer geſtanden, er habe dieſe Gedichte zu raſch in die Welt geſchikt; ſie wünſchen nur, daß die Kritik die Aſche des unſchuldigen Verfaſſers deshalb nicht ſtören möge, und das kann ſie unter dieſen Umſtänden, ſo lange ſie billig iſt, nicht thun —

Eine Urne, bey der die teutſchen Muſen noch lange trauren werden, iſt die von Sulzer, einem Manne, durch Schriften und Charakter gleicher Unſterblichkeit würdig. Er endigte glüklicherweiſe noch vor ſeinem Tode die Reviſion eines Werks, wodurch er ſich Dichtern und Weltweiſen gleich unvergeßlich gemacht, der Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. Sie war immer das Ziel, das er nach Vorarbeitungen ſo vieler Jahre noch zu erreichen wünſchte; und, ſo vollendet ſie nun auch daſteht, ſo iſt doch unter den vielen Urſachen, die wir haben, ſeinen Tod zu beklagen, in der That dieſe nicht zu vergeſſen, daß ein Werk, das nur durch die Länge der Zeit vollkommen werden kann, bey neuen Ausgaben immer noch mehr gewonnen haben würde. Auch hat er den großen Nachruhm, daß er die Philoſophie ſchon in jenen frühen Zeiten mit den ſchönen Künſten verbunden, da dies in unſerm Vaterland noch eine unerhörte Sache war. Herr Hirzel hat

Cäſar.

Ihr ſeyd ganz zu gelegner Zeit gekommen, dem Senat meinen Gruß zu bringen, und ihm zu ſagen, daß ich heute nicht kommen wolle; daß ich nicht könne, iſt falſch; und daß ich nicht dürfe, noch fälſcher; ich will heute nicht kommen; ſagt ihnen das, Decius.

Calpurnia.

Sagt, er ſey krank.

Cäſar.

Soll Cäſar ihnen eine Lüge wiſſen laſſen? Hab' ich im Schlachtfelde meinen Arm ſo hoch aufgeſchürzt, daß ich mich ſcheuen ſoll, Graubärten die Wahrheit zu ſagen? Decius, geht, ſagt ihnen, Cäſar wolle nicht kommen.

Decius.

Großmächtigſter Cäſar, laßt mich einige Urſache wiſſen, ſonſt möchten ſie mich auslachen, wenn ich ihnen das ſagte.

Cäſar.

Die Urſache iſt in meinem Willen, ich will nicht kommen; das iſt genug, den Senat zu befriedigen. Jedoch, zu eurer beſondern Beruhigung, und weil ich euch liebe, will ich euch die Urſache ſagen. Calpurnia hier, mein Weib, hält mich zurük; ſie träumte verwichne Nacht, ſie ſähe meine Bildſäule, wie einen Springbrunnen, aus hundert Oeffnungen, reines Blut ausſprizen, und eine Menge muntre Römer kämen lächelnd, und badeten ihre Hände darinn.

ein Ehrengedächtniß auf Sulzer aufgeſtellt, das dazu dienen wird, alle Züge ſeines vortreflichen Charakters auf die Nachwelt zu bringen. Im vorigen Jahr ſtarb ein guter Kopf zu Frankfurt am Mayn, der D. Wagner, eben da er anfieng das Fehlerhafte ſeiner ehmaligen Schriften einzuſehen, und da vielleicht das Theater einen brauchbaren Arbeiter an ihm hätte hoffen können. Er reinigte noch kurz vor ſeinem Tode ſeine Kindermörderinn ſelbſt von Auswüchſen; ſeine lezte Bemühung war, daß er Schakeſpear's Macbet auf die teutſche Bühne beförderte — Wichtiger war der lezte Todesfall von vorigem Jahr, der Verluſt des Herrn Sturz, deſſen Werth durch die eben erſt angefangne Sammlung ſeiner Schriften jedermann einzuleuchten anfieng, an dem aber ſchon lange die Kenner Menſchenſtudium, Scharfſinn, feines Gefühl und ausgebreitete Literatur ſchäzten. Eine mit attiſchem Salz gewürzte Proſa iſt noch nicht ſo gemein unter uns, daß wir es nicht betrauern ſollten, dieſen witzigen Kopf, und, was noch mehr iſt, dieſen philoſophiſchen Weltkenner, in ſeinen beſten Jahren weggeraft zu ſehn. Er vereinigte die Einſicht in mehrere ſchöne Künſte mit der feinſten Menſchenkenntniß, die er auf ſeinen Reiſen in Frankreich und England zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte. Möchte doch einer ſeiner Freunde ſeine hinterlaßnen Papiere ordnen, und uns bald die noch übrigen Theile ſeiner Schriften geben!

Von

Von unſern lebenden Dichtern ſind folgende auf die Sammlung ihrer Werke bedacht geweſen. Die vorher in vielen periodiſchen Werken zerſtreuten Gedichte des Herrn Friedrich Schmitt's, Profeſſors zu Liegnitz, erſchienen nun in einem Bande, mit der weiſen Auswahl, daß vieles zurükblieb, was nur in periodiſche Schriften gepaßt hatte. Petrarch, der jezt auf der Titelvignette prangt, war das Schild, das er von Anfang aufhieng, und das ihm den weiſen Beyfall erwarb. Er war der erſte in Teutſchland, der den Petrarch dichteriſch überſezte und nachahmte; vielleicht fehlte ihm nur eine ſo wirkliche Stella, als Petrarch eine wirkliche Laura hatte — Beyde Herrn Grafen zu Stollberg haben in brüderlicher Eintracht ihre Gedichte untereinander drucken laſſen und der Herausgeber, Herr Boie, hat ſie nach der Zeitfolge geordnet. Ode, Lied, Romanze und Elegie iſt von ihnen mit gleichem Glük bearbeitet worden, und ihre Arbeiten waren ſeit 1772 die Zierde der Almanache. Unter den neu hinzugekommenen Stücken ſind einige von dem ältern Bruder, welche beweiſen, daß, wenn er gleich ſparſamer dichtet, er doch mit dem jüngern gleichen Flug halten könne. Die Gedichte: der Harz, über eine Gegend bey Göttingen, Frauenlob, Lied eines teutſchen Knaben, Lied eines ſchwäbiſchen Ritters, mein Vaterland, Eliſe von Mansfeld, bey Wilhelm Tells Geburtsſtätte ſind doppelt ſchäzbar,

weil sie teutsche Gegenstände betreffen. Der Uebersetzer des Homer, hat auch hier Nachbildungen nach Anakreon und Theokrit eingeschaltet — Herr Ludwig Heinrich Nicolai, Bibliothekar des Grosfürsten zu Petersburg, gab im vorigen Jahr den dritten Theil seiner vermischten Gedichte heraus. Er fährt darinn fort, den Knäuel des Ariost aufzuwinden, indem er glaubt, daß es teutschen Lesern angenehmer sey, einige der vielen Wundergeschichten einzeln, als ineinander geflochten zu lesen. Da Ariost unübersetzlich bleibt, wie wir nun aus mehrern Proben gesehen haben, so sind solche Gedichte nach Ariost, so sehr sie auch hinter ihm bleiben, doch einige Schadloshaltung für den der welschen Sprache unkundigen Leser, wenn sie zumal so leicht weggerzählt sind, als Herr Nicolai erzählt, der sich übrigens die Sache dadurch ungemein erleichtert, daß er von dem Sylbenmaaß des Originals abgeht —

Einige neue Auflagen sämtlicher Werke will ich nur kurz anführen. Von den Werken des Bothen Asmus erschien eine neue rechtmäßige Auflage, die, andrer Gründe nicht zu gedenken, um ihrer Korrektheit willen allen unrechtmäßigen vorgezogen werden sollte. Der Buchhändler Himburg zu Berlin, ließ nicht allein die drey ersten Theile von Herrn Göthe's Schriften wieder druken, sondern that auch noch einen vierten hinzu, als eine Nachlese zu den vorigen, und als Nachtrag dessen, was neuerlich

lich von diesem Schriftsteller bekannt geworden. Ein Beyspiel aber, wie es zu gehen pflegt, wenn solche Sammlungen nicht unter der Aufsicht der Verfasser selbst gemacht werden, findet man hier, da der Charakter Ulrichs von Hutten aus dem Merkur ganz unrichtig Herrn Göthe beygelegt worden — Herr Göckingk machte allen denen, die den Werth von den Liedern zweyer Liebenden zu schätzen gewußt, durch eine verbesserte und vermehrte Auflage derselben eine sehr große Freude. Nantchens Lieder, die den meisten Beyfall erhalten hatten, und als Ergießungen wahrer Natur bewundert worden waren, ließ der Herausgeber mit Recht ungefeilt; aber auf den Wink einer einsichtsvollen Kritik strich er einige Stücke von Amarant ganz durch, und ersezte ihre Stelle durch neue Gedichte von Nantchen, welche den alten nichts nachgeben, und zugleich diese Art von lyrischem Roman noch besser entwickeln helfen.

Unter den vermischten Sammlungen, die wegen der Verschiedenheit der Verfasser, die daran Theil nehmen, von ungleichem Werth seyn müssen, muß ich wohl die Musenalmanache zuerst nennen, da sie ein perennirendes Institut geworden sind, und, im Durchschnitt genommen, doch unsre Poesie bereichern. Diejenigen, welche die gegenwärtige Jahrzahl führen, sind, wie gewöhnlich, schon in der Michaelismesse erschienen, und ich rechne also wohl ihre Früchte nicht mit Unrecht zu der Ernde des vorigen Jahrs.

Da

Da es hier darauf ankommt, zu wissen, was durch sie die Poesie überhaupt gewonnen, und da verschiedne Dichter an mehrern Almanachen zugleich Antheil nehmen, so will ich einige vorzügliche Stücke aus ihnen nennen, ohne gerade den Almanach zu bestimmen, in welchem sie stehn; denn dem Freund der Dichtkunst muß es gleichgültig seyn, ob er ein gutes Gedicht von Hamburg oder von Göttingen aus erhält. Verschiedne Sinngedichte von Herrn Hensler dem jüngern sind desto angenehmer, je seltner gute Epigramme werden, und je weniger ihrer von diesem Verfasser noch zu hoffen sind, da das, was etwa noch von ihm erscheinen möchte, nur Nachlaß seyn wird; denn im vorigen Jahr ward uns auch dieser Dichter durch den Tod entrissen. Das Epigramm war diejenige Dichtungsart, in der er sich am meisten hervorthat; doch hat er auch zuweilen größere Gedichte, diesmal ein paar Romanzen, versucht. Von Herrn Göckingk haben wir ein paar Fabeln und (wenn wir die Gedichte mit KK bezeichnet, die nach seiner Erklärung in dem Streit mit dem Prediger Götze auch von ihm sind, dazu rechnen) mehrere launichte Gedichte erhalten, die in der Sammlung seiner Werke, womit er sich izt beschäftigt, eine vorzügliche Stelle verdienen. Einige sanfte Lieder von Herrn Jacobi sind desto willkommner, da die Iris nun ganz geschlossen ist. Der Debüt des Herrn Bürde, eines jungen Dichters, erregt viel Hofnung, und seine

Balla-

Ballade, Geſchichte am heil. Weihnachtsabend, hat viele gute Stellen. Die Demoiſelle Gatterer hat abermals einige Nachträge zu ihren Gedichten geliefert. Eine Fabel, eine Ballade, und eine Epiſtel von Herrn Pfeffel ſind alle ſeiner würdig, aber vornemlich ſagt er in der letztern, die auch einzeln verkauft wird, ſeiner Tochter die nützlichſten Wahrheiten in einer väterlichen, eindringenden, und dichteriſchen Sprache. Unvermuthet erhielten wir hier eilf Gedichte von Herrn Leßing, davon das meiſte Epigrammen, und das übrige Lieder, und ein Epilog, drey Stücke unter andern vom Jahre 1740 ſind. Eine Elegie des Herrn von Stammford iſt ſanft, rührend, eine von den wenigen Elegien, die man ausleſen kann. Den Gedanken, der ſeit Prior's nußbraunem Mädchen ſo oft ausgeführt worden, daß wahre Treu alle Proben aushalte, hat Herr Bürger auf ſeine Art, das iſt, vortreflich eingekleidet. Ein paar Oden des ſeeligen Hölty ſind hervorgeſucht worden, aber ich ziehe ſeine Lieder vor, und wünſchte ſie bald alle geſammelt zu ſehn. Herr Gleim hat eine beträchtliche Anzahl ſeiner ältern Gedichte bekannt gemacht, die zu einigem Erſatz für den Aufſchub von der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke dienen können. Herr Weppen machte durch einige Erzählungen und komiſche Lieder ſeinen Namen intereſſanter. Auch aus dem Teutſchen Muſeum vorigen Jahres haben wir einige vorzügliche Gedichte

hier

hier anzuführen. Adlerkant und Nettchen in zwey Gesängen und achtzeiligen Stanzen trägt das Gepräge der Göckingkschen Muse, hat lebhafte Gemählde und treffende Satire. Wildheit und Großmuth, ein Drama in einem Aufzug von Herrn Wezel gründet sich auf einen Charakter, der allemal auf der Bühne gefällt; rauh und edel, wild und menschenfreundlich, das sind Züge, die, so wenig sie auch mehr Anspruch an den Reiz der Neuheit machen können, jedermann auffallen, und Herr Wezel hat sie sehr gut gezeichnet. Der erste Gesang eines Jagdgedichts erregt Verlangen nach der Fortsetzung; in der That würde dies eine Lücke in unsrer Literatur ausfüllen, da wir bisher über diesen so nationellen Gegenstand noch nichts hatten. Eine Epistel von Herrn Jacobi, eine poetische Uebersetzung einer theokritischen Idylle von Herrn Hindeburg verdienen einzeln gerühmt zu werden. — Die Olla Podrida, so eine unterhaltende Lektüre sie übrigens ist, giebt viel Uebersetzungen, viel historische Aufsätze und wenig Gedichte; ich nenne sie daher hier nur im Vorbeygehn; denn die kleinen Komödien, die von Zeit zu Zeit darinnen vorkommen, werden jedesmal auch einzeln verkauft. Noch weniger kann ich mich bey einzelnen Provinzialblättern, z. E. bey den Rheinischen oder bey den Baierischen Beyträgen verweilen, ob es gleich löbliche und patriotische Institute sind, Lektüre und

Geschmak

Geſchmak in dieſen Provinzen zu verbreiten, und ob ſie gleich von Männern geſchrieben werden, die zu einer ſolchen Unternehmung Einſicht und Enthuſiasmus genug beſitzen. Mehr als ein bloßes Provinzialprodukt iſt die Schreibtafel, die zu Mannheim herauskommt, und von der im vorigen Jahr die ſiebende Lieferung erſchien. Dies neue Stük enthält zwar nicht ſo viel ſchöne Gedichte, als die vorhergehenden, aber doch verſchiedne gutgeſagte proſaiſche Einfälle. Die Gedichte von dem pfälziſchen Bauer Maus und ein paar Fabeln in Burkard Waldis Manier, bey welcher Gelegenheit einige Anmerkungen des Herrn Eſchenburg berichtigt worden ſind, werden ungefehr das Wichtigſte in dieſer Lieferung ausmachen. In dieſer Schreibtafel fand ich S. 77 eine Fabel zur Belehrung derer, welche zur Nachäffung der Volkslieder allen Pöbelgeſang aufhaſchen und dem Druk übergeben. Eben das Gekreiſche von Volksliedern, das uns in den lezten Zeiten faſt taub gemacht, bewog den Herausgeber jener ächten Volkslieder, von denen im vorigen Jahr der zweyte Theil erſchien, mit dieſem Theile zu ſchlieſſen. Seine Abſicht, ſeine Wahl, ſeine Art zu überſetzen bedarf keines neuen Lobes, und daher will ich ſtatt deſſen die Fabel über ſeine Nachahmer hier einſchalten: „Ich gieng einmal mit meinem Bruder „durch ein Landſtädtchen, wo kaum vorher die Hausmutter aufs Feſt die Häuſer geſcheuert, und den

„Kehricht

„Kehricht auf die Straße geschüttet hatten. Die „Hühner des Orts beschäftigten sich, diesen Vorrath „zu durchscharren. Erinnerst du dich, sagte ich zu „meinem Bruder, des klugen Hahns, der auf diese „Weise eine kostbare Perle fand? Ja wohl, schnarr„te er mir entgegen, aber doch sollte uns das Hüh„nergezüchte um einer einmal gefundnen Perle wil„len nicht allen Unrath unter die Nase jagen.“ Vom Taschenbuch für Dichter erschien im ganzen vorigen Jahr nur die zehnte Abtheilung mit Gedichten von Göckingk, Käſtner, Kretschmann, Wezel, Ramler und Meißner. Der Ramlerische May verbeſſert, und eine Epistel von Herrn Wezel über die Thorheiten der Neujahrsgratulationen, sind die beſten Blumen dieſes Straußes.

(Der Beschluß nächstens.) S.

IV.

Vorſchlag Eines gelehrten Ritterordens.

Vor einiger Zeit hat ein französischer Patriot, der ſich R*** unterzeichnet, die Errichtung eines Ordens für das gelehrte (oder, wenn man lieber will, literarische) Verdienſt, bey ſeiner Nation in Vorſchlag gebracht (*).

Da

(*) S. Journal de Paris de 1780 N. 2.

Da die Gelehrten (Gens de Lettres) von einem gewiſſen Rang (ſagt er) eine Klaſſe von Adel (Corps de Nobleſſe) ausmachen, deſſen Titel auf das Verdienſt, ſich mit der Aufklärung und dem Glük der Menſchen auf eine beſondere Art zu beſchäftigen, gegründet iſt: ſo ſind ſie auch berechtigt, die nemlichen Aufmunterungen, die nemlichen Ehrenzeichen vom Staat zu fodern, die man der andern Klaſſe, nemlich „demjenigen Adel, der durch dem „Staat geleiſtete wichtige Dienſte erworben wird, „und deſſen verſchiedene Grade durch Diplomen und „beſondere Vorrechte und Vorzüglichkeiten, conſtatiert werden, zugeſtanden hat.“ Dieſem Raiſonnement zufolge wäre alſo ein Gelehrter, der eine genauere Beſtimmung des Mondlaufs oder der Erdgeſtalt gefunden, oder die Art wie ſich die Blatläuſe vermehren zur Gewisheit gebracht, oder einen ſchweren Knoten in der Chronologie aufgelößt hätte, eben ſo berechtigt den freyen Zutritt in die Zimmer des Königs zu verlangen, als ein Düc und Pair; Monſieur Ducis könnte wegen ſeiner Trauerſpiele, oder Mr. Dorat wegen ſeiner poetiſchen Talente in allen Arten eben ſo gut an das große Kreuz des Ordre du St. Eſprit Anſpruch machen, als irgend ein Marſchall von Frankreich; und Madame Riccoboni hätte durch ihre Werke wenigſtens eben ſo gutes Recht zu einem Tabouret bey der Königin, als die erſte allte Düſcheſſen in Frankreich. Doch Hr. R*** iſt viel

Dieſes deutet ſie ſo aus, als ob es eine Warnung vor bevorſtehendem Unglük ſey; und hat mich auf ihren Knien gebeten, daß ich heute zu Hauſe bleiben möchte.

Decius.

Dieſer Traum bedeutet gerade das Widerſpiel; es war ein ſchönes und glükliches Geſichte. Eure Statue, die aus vielen Röhren Blut ſprizet, worinn eben ſo viele Römer lächelnd ihre Hände baden, bedeutet, daß von euch das groſſe Rom neubelebendes Blut ſaugen ſoll, und daß groſſe Männer ſich drängen werden * * * * * * * * * * (†) Dieſes iſt alles was durch Calpurnia's Traum angedeutet wird.

Cäſar.

Eure Auflegung iſt gut --

Decius.

Und wird noch beſſer befunden werden, wenn ihr von mir werdet vernommen haben, daß der Senat entſchloſſen iſt, dem mächtigen Cäſar heut eine Crone zu geben. Wenn ihr ihnen ſagen laßt, ihr wollet nicht kommen, ſo könnte ſich ihre Geſinnung ändern. Auſſerdem könnten einige leicht zu Spöttereyen Anlas nehmen, und ſagen: Brecht alſo den Senat ab, bis auf ein andermal, wenn Cäſars Gemalin beſſere Träume hat. Wenn Cäſar ſich verbirgt, werden ſie einander nicht ins Ohr raunen: Cäſar fürchtet ſich?

Vergebet

(†) Hier iſt eine Lüke von etlichen Zeilen im Original, welche, ungeachtet der Vermuthung des ſcharfſinnigen Warburtons, nicht ergänzt werden kan, daß ein ſchiklicher Sinn heraus komme.

zu bescheiden, alles zu fodern, wozu er nach der Strenge berechtigt wäre. Er findet nur unbillig, daß alle Zeichen von Distinction auf der Einen Seite verschwendet worden, und daß gar nichts auf die andre Seite gefallen sey. „Ohne just für die Ge„lehrten jene Vorrechte zu fodern, die eine so gewal„tig abfallende Distanz zwischen Mensch und Mensch „setzen, und womit den Gelehrten vielleicht nicht „einmal gedient wäre: ist man nicht begründet, sagt „er, zu verlangen, daß sie mit sichtbaren Zeichen „decoriert werden möchten, woran man sie so„gleich für das was sie sind erkennen könnte?".

Die Billigkeit dieser Foderung, zumal bey einer Nation, bey welcher auf die Decoration so viel ankommt, fällt in die Augen; und das Project selbst hat den schäzbaren Vortheil, „daß es bloß die Ge„nehmhaltung des Fürsten vonnöthen hat, ohne dem „Staat einen Heller zu kosten. Das Gesez, sagt „Hr. R * * * welches den Ordre pour le mérite lite„raire errichtete, würde die Statuten desselben in „wenig Worten verfassen können. Eine Minerva „zwischen zwey Lorbeerzweigen, nach Art und „Weise der andern Ordenszeichen, im Knopfloch „getragen, würde eine Distinction seyn, die den „Gelehrten hinlänglich von andern Ordensrittern „unterscheiden würde." Ob diese Minerva zwischen zwey Lorbeerzweigen, in Form eines Sterns oder en medaillon, auf einem goldnen, silbernen

oder

oder zinnernen Schaupfennig, oder in Email, oder auf Papier maché gemahlt seyn soll, bestimmt der Verfasser nicht; genug, daß eine Minerva im Knopfloch einen ohnehin eleganten, wohlgepuderten, rothbackigten Abbee recht artig putzen sollte.

Nun wäre also nur noch die Frage, was für besondre Titel ein Gelehrter, oder Homme de Lettres, müßte produciren können, um berechtigt zu seyn, Minerven im Knopfloch zu tragen. Der Verfasser hatte gleich im Eingang seines Vorschlags gesagt, die Gelehrten hätten oft keine andre Ehrenzeichen zu gewarten, als diejenigen, womit ihre Verdienste von der Nachwelt gekrönt werden; und aus der Art, wie der wakre Mann von dieser Ehre nach dem Tode spricht, sieht man leicht, daß er sie für Nichts ansieht, was einen Gelehrten für den Mangel des Vortheils, ein sichtbares Zeichen dessen was er ist im Knopfloch zu tragen, entschädigen könnte. Wahrscheinlicherweise denken diejenigen, die eine gegründete Anwartschaft auf die Hochachtung der Nachwelt haben, hierinn nicht ganz wie Hr. R***. Da ihre Anzahl unter jeder Generation nur sehr gering zu seyn pflegt, und der Anspruch auf die Lorbern, welche die Nachwelt austheilt, sich ordentlicherweise auf eine Art von Verdiensten gründet, die sich weder vor dem eignen Bewußtseyn noch vor dem Mitwissen der Zeitgenossen verbergen können: so ist zu vermuthen, daß diese Wenigen sich hieran genügen

lassen, und keinen Anspruch auf eine Decoration machen werden, die ihnen zu nichts helfen könnte, als sie den Herren gleich zu stellen, die ein sichtbares Zeichen nöthig haben, um für das was sie sind erkannt zu werden. In der That scheint Hr. M. selbst hierauf gerechnet zu haben; denn, bey Bestimmung der Frage, wer das Recht haben sollte dieses „Unterscheidungszeichen zu tragen, wird auf Genie, Talente und eminente Geistesprodukte gar nicht gesehen; sondern er glaubt, daß man bey allen Mitgliedern der Akademien der Hauptstadt, den Secretairen der übrigen Akademien, den Bibliothekarien der öffentlichen sowohl weltlichen als geistlichen Büchersäle, bey allen welche beweisen könnten daß sie Mitglieder von drey auswärtigen oder einheimischen Akademien wären, und endlich bey denen, welche drey akademische Preise erhalten hätten, hinlängliche Titres zu solchem finden würde — und darinn hat er auch vollkommen Recht.

„Die Aufnahme in den Orden du Merite litte„raire machte sich also von selbst; man hätte dazu „weiter nichts nöthig als seine Titres zu produziren „und sich in ein Register ad hoc, das in den Akade„mien geführt werden müßte, einschreiben zu lassen. „Uebrigens verstehe sich, daß der Regierung, auch „ohne diese Formalitäten, die Macht vorbehalten „bleiben müsse, Personen, die sie dazu würdig fin„de, zu Rittern dieses Ordens zu ernennen."

Wir

Wir können nicht umhin, dem Urheber dieſes Projects zu einer ſo ſchönen Erfindung, und dem ganzen franzöſiſchen Corps de Nobleſſe Literaire zu dieſer ihnen zugedachten neuen Decoration, unſern aufrichtigen Glükwunſch abzuſtatten; und wir zweifeln nicht, daß dieſer Vorſchlag auch in Teutſchland Eindruk machen, ja vielleicht Anlaß geben werde, den Franzoſen mit Stiftung eines ſolchen gelehrten Ritterordens noch zuvor zu kommen; und dies um ſo mehr, da wir unſtreitig, was die Anzahl der Gens de Lettres betrift, welche ein ſichtbares Zeichen deſſen was ſie ſind vonnöthen haben, uns einer großen Ueberlegenheit rühmen können, und es dermalen wirklich an einem ſolchen Zeichen fehlt. Vor 25 oder 30 Jahren war es ein andres. Damals waren beynahe alle unſre ſchönen Geiſter und Gens de Lettres im engern Verſtande, Magiſter — und ein neues Luſt- Trauer- oder Schäferſpiel, das nicht unter dem Namen eines berühmten Hrn. Magiſters N. N. angekündiget wurde, hatte damals Noth einige Senſation zu machen, und ſchien gleichſam des weſentlichſten Beweiſes ſeiner ehrlichen Geburt zu ermangeln. Seitdem aber haben die Sachen eine ganz andre Wendung genommen. Unſre meiſten Gens de Lettres und Schöngeiſter haben Mittel gefunden, zu ihrer großen Bequemlichkeit ſich der Wiſſenſchaften, wodurch man ehmals zu dem großen M berechtigt wurde, zu überheben, und ein Roman, ein

Trauerspiel oder ein empfindsames Drama, unter dem Namen eines Hrn. Magisters angekündiget, würde izt so wenig Vortheil dadurch erhalten, daß die Verfasser, wenn sie auch wirklich die Ehre haben Magister zu seyn, dennoch klüglich zu handeln glauben, lieber ohne alle Decoration vor dem Publico zu erscheinen, als sich eines Titels zu prävaliren, mit welchem die Begriffe von Eleganz und gutem Ton nicht mehr, wie vor 30 Jahren, verbunden sind. Bey solcher Bewandtnis der Sachen würde uns ein gelehrter Ritterorden allerdings sehr zustatten kommen; und (mit allem schuldigem Respekt, den wir für die höchste Würde in der Philosophie tragen, gesagt) die akademischen Herren selbst werden nicht in Abrede seyn können, daß (auch wenn alles übrige gleich ist) Ritter Stifelius doch ein ganz ander Ansehen giebt, als Magister Stifelius.

Uebrigens zweifeln wir nicht, daß die patriotischen Teutschen, denen wir diese Sache hiemit zu näherer Beherzigung überlassen, ohne unser Erinnern sehen werden, daß der Vorschlag den der wakre Mr. R*** seinen gelehrten Landesleuten thut, noch einiger Verbesserungen fähig seyn dürfte; besonders was den Gedanken betrift, der Regierung die Macht einzuräumen, eignen Gefallens so viel Minerven-Ritter zu ernennen, als ihr belieben möchte — eine allerunterthänigste Gefälligkeit, die, wie wir befürchten, leicht den Zwek des ganzen Instituts

vereiteln

vereiteln könnte. Denn es iſt klar, daß jedermann, der ſich auſſer Stande fände, einen von den übrigen zur Aufnahme qualifizirenden Titeln aufzuweiſen, ſeine Zuflucht zum briguiren und intriguiren nehmen, und ſich durch Empfehlung und Gunſt die Nomination eines Miniſters oder einer Favoritin zu verſchaffen ſuchen würde. Mr. R *** meint zwar, dies würde ſchon darum nicht ſtatt finden, weil die Regierung nur würdige Subjecte vorſchlagen könnte; aber wer weiß nicht, daß diejenige, denen die Hofgunſt einen Platz verſchaft, allemal würdig genug ſind? Ueberdieß hat der Erfinder des Projects ſelbſt ein Pförtchen aufgethan, wodurch ſich eine unendliche Menge Prätendenten einſchleichen werden, die ſonſten große Gefahr gelauffen wären, das alte Sprüchwort *Sus Minervam* unter ihre Bitte pro receptione geſchrieben zu ſehen. Denn da ſeinem in Vorſchlag gebrachten Geſetz ſchon genug geſchieht, wenn der Candidat nur ein Mitglied von drey einheimiſchen oder auswärtigen Akademien oder gelehrten Geſellſchaften iſt: wer ſieht nicht, daß auf dieſe Weiſe ein jeder, der ſich einmal Protection zu verſchaffen gewußt hat, auch leicht Mittel finden wird, ſich in drey von den faſt unzählichen gelehrten Geſellſchaften, wovon es in Europa wimmelt, aufnehmen zu laſſen? Hr. R. hat alſo ſeinen Weg zum gelehrten Ehrentempel ſo breit und die Pforte ſo weit gemacht, daß die Aſpiranten Platz genug haben, ohne an einander anzuſtoßen,

zuſtoßen, ſchaarenweiſe hinein zu wallen; und die natürliche Folge davon wird ſeyn, daß, um nicht für einen Menſchen ohne Eſprit, ohne Geſchmak und Kenntniſſe, kurz für eine Bête angeſehen zu werden, jederman auf die eine oder andre Art das Recht erwerben wird, eine Minerva in ſein Knopfloch zu hängen. Das gelehrte Ordenszeichen wird alſo gar bald aufhören, eine Diſtinction und ein Zeichen deſſen was man iſt, zu ſeyn; im Gegentheil, es wird ein ſehr unzweydeutiges Zeichen deſſen was man nicht iſt, werden; und um zu ſehen, welches die beſten Köpfe der Nationen ſind, wird man ſich bloß nach denen umzuſehen brauchen, die keine Minerva im Knopfloch haben.

Indeſſen, weil doch, gerade durch dieſen Umſtand, der Zwek des Erfinders auf eine negative Weiſe erreicht würde; weil überdies ein ſolches quaſi-Ritterzeichen den Herren Gens de Lettres doch unläugbar ein eleganteres Anſehen und alſo den Vortheil, mit mehr Anſtand in artigen Geſellſchaften zu erſcheinen, geben würde; und endlich weil die endloſen Briguen und Cabalen um die Aufnahme in dieſen Orden den wohlerſagten Herren keine Zeit übrig laſſen würde, das Publicum fernerhin mit den Ergießungen ihres Witzes und ihrer Gelehrſamkeit zu überſchwemmen: ſo dünkt uns, nach reifferer Ueberlegung, es werde wohl eben ſo gut ſeyn, das Projekt des Hrn. R. zu laſſen wie es iſt; zumal, da es,

in allen Betrachtungen, eines von den unschuldigsten Projekten ist, die zum Besten des gemeinen Wesens, zu Flor und Aufnahme der Wissenschaften, auch zu Veredlung und Beglükseligung der armen Menschheit überhaupt, seit vielen Jahren zu Tag gefödert worden sind.

V.

Anekdoten.

Ein gewisser Französischer Herr, der durch die Anfangsbuchstaben M. L. C. D. M. bezeichnet wird, passierte vor einiger Zeit die Seine zwischen dem Invalidenhause und dem Pont-Royal, mit einer Frau vom gemeinen Volke im nemlichen Nachen. Um sich in Conversation mit dieser guten Frau einzulassen, fragt' er sie, ob sie verheyrathet sey? — Ja, mein Herr, war die Antwort. — Und was macht Ihr Mann? — „Er arbeitet auf dem Flusse.„ — In welchem Quartier der Stadt wohnt Sie? — „Im Gros-Caillou; — Und wo gedenkt Sie hinzugehen? — „Nach der Barriere du Roule.„ — Da hat Sie einen weiten Weg zu machen. — „Es ist „um Brod zu kauffen.„ — Brod? Giebts denn in Gros-Caillou kein Brod zu kauffen? — „Um Vergebung!„ — Es ist also au Roule besser oder wohlfeiler? — „Auch das nicht, mein Herr.„ — Was kann sie denn für eine Ursache haben, alle Wo-

chen wenigstens zweymal eine so weite Reise zu machen? — „Eh mein Mann zu seinem itzigen Verdienst kam, waren wir im Elend. Der Becker, der itzt au Roule wohnt, wohnte damals au Gros-Caillou; und er war so gut, und gab uns Brod auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, und wir sind in bessere Umstände gekommen.„ — Nun weiter? — „Lieber Herr, man ist erkenntlich wie man kann. Ich kaufe itzt mein Brod bey unserm alten Nachbar, um ihm für das zu danken, das er mir so lange Zeit auf Borg gegeben hat.„

Das schöne von dieser Anekdote ist, daß sie nicht in irgend einem empfindlenden Hirnchen ausgebrütet, sondern eine wahre Geschichte ist, und das Gepräge ihrer Wahrheit an der Stirne trägt. Den Pendant dazu können unsre Leser, im 3ten Stück der Ephemeriden der Menschheit d. J. S. 269 finden.

„So feines Gefühl unter Leuten vom gemeinen Volk!„ — werden manche mit Verwunderung ausrufen; aber gewiß nur solche, denen es an den Gelegenheiten fehlt, sich durch die Erfahrung zu überzeugen: daß die reinsten, zartesten und edelsten Gefühle der Menschheit nirgends häufiger sind als unter dieser am wenigsten angesteckten, am wenigsten verkünstelten, und der großen Quelle der Empfindsamkeit, dem Elend, am nächsten wohnenden Klasse von Menschen.

Das

Das Tagbuch der Menſchheit hat uns neulich eine Anekdote von dem berühmten J. J. Rouſſeau bekannt gemacht, die weder ihm noch der Menſchheit Ehre bringt. Hier iſt dafür eine andre, die uns in etwas ſchadlos halten kann.

Man hatte ſonſt immer geglaubt, J. J. Rouſſeau ziehe ſeinen nothdürftigen Unterhalt bloß vom Muſikabſchreiben. Aber nach ſeinem Tode hat ſich gezeigt, daß man ſich hierinn geirret. Rouſſeau lebte von einer ſehr mäßigen Leibrente, welche zwar für die wenigen körperlichen Bedürfniſſe eines Epiktets, aber nicht für die edelſten Bedürfniſſe ſeines Herzens zureichte. Um auch dieſe einigermaaßen befriedigen zu können, hielt er die kleinen Summen die er mit Muſikſchreiben, als ſeiner gewöhnlichen Arbeit, verdiente, ſorgfältig zuſammen, und verwendete ſie dazu, gewiſſe ihm bekannt gewordene Perſonen, die durch Unglük in unverſchuldete Dürftigkeit gerathen waren, heimlich zu unterſtützen. Wie endlich alles auskommt, ſo wurde nach Rouſſeau's Tod auch dieſer edle Zug ſeines Charakters bekannt. Man erzählt noch eine hieher gehörige Anekdote, welche glaubwürdige Perſonen zu Gewährsleuten haben ſoll. Rouſſeau that (während ſeines lezten Aufenthalts auf dem Gute des Hrn. Gerardin) einer armen alten Frau aus dem Dorfe viel Gutes. Nach ſeinem Tode fand man einsmals dieſe gute Bauersfrau in großer Betrübnis vor ſeinem Grabe knien. Die Perſonen,

welche

Vergebet mir, Cäſar, bloß meine grenzenloſe Dankbarkeit für eure Wohlthaten befiehlt mir ſo zu reden, und die Klugheit iſt hierinn auf der Seite meiner Liebe.

Cäſar.

Wie albern ſcheinen nun eure Beſorgniſſe, Calpurnia? Ich ſchäme mich, daß ich ihnen nachgab. Gebt mir meinen Ober-Rok, ich will gehen --

Sechste Scene.

Brutus, Ligarius, Metellus, Caſca, Trebonius, Cinna und Publius.

Seht, hier kommt Publius, mich abzuholen.

Publius.

Guten Morgen, Cäſar.

Cäſar.

Willkommen, Publius. Wie, Brutus, ſeyd ihr auch ſchon ſo früh? Guten Morgen, Caſca: Cajus Ligarius, Cäſar war niemals ſo ſehr euer Feind, als dieſes Fieber, das euch abgezehrt hat. Wie viel iſt die Gloke?

Brutus.

Cäſar, es hatte achte geſchlagen.

welche sie da von ungefehr überraschten, fragten sie, warum sie hier kniete? Ach, lieber Gott! antwortete die arme Frau, ich weine und bete. — Aber, gute Frau (sagte man ihr) Herr Rousseau war ja kein Catholik — Aber, er hat mir viel Gutes gethan, erwiederte die Frau, und ich kann nichts für ihn thun, als weinen und beten. — Man hatte Mühe, das arme Weib, das in Thränen zerfloß, von dem Grabe wegzubringen.

Diese Anekdoten von Rousseau sind so schön, daß es Jammer und Schade wäre, wenn sie nicht wahrer seyn sollten als — die meisten Anekdoten.

VI.

Bücher-Anzeigen.

1. Magazin der Spanischen und Portugiesischen Literatur, herausgegeben von J. J. Bertuch. 1ster Band mit dem Bildnis des Dichters Lope de Vega. 8. 360 S. ohne die Vorrede. 2ter Band, mit dem Bildnis des Camoens. 412 S. Weimar 1780. in der Hoffmannischen Buchhandlung.

Die Absicht des Herausgebers und etlicher seiner Freunde, die, von gleicher Liebe zu den Spanischen und Portugiesischen Musen beseelt, zu gegenwärtiger Unter-

Unternehmung ſich mit ihm verbunden haben, iſt „einen Verſuch zu machen, ob ſie durch Proben und Bruchſtücke der beſten Schriftſteller beyder Nationen, das teutſche Publicum auf ihre Literatur aufmerkſam machen können.“ Dieſer Zwek erfodert weder Plan noch chronologiſche oder wiſſenſchaftliche Folge und Ordnung in vorliegender Sammlung; auch würden dieſe bey der großen Schwierigkeit, ſpaniſche Bücher und gerade die, welche man ſucht, in Teutſchland aufzutreiben, kaum möglich ſeyn. —“ Wir liefern alſo (ſagt der Herausgeber) „was wir haben, und uns Achtung zu verdienen „ſcheint; kleinere literariſche Produkte vielleicht ganz, „von größern Werken aber Bruchſtücke und Auszüge, „intereſſante Nachrichten von beyden Nationen und „allem was ſie angeht. Wir verſprechen dafür zu „ſorgen, daß Leſer aller Art Etwas für ſich darinn „finden und keine Wiſſenſchaft, von der wir etwas „Intereſſantes, in Beziehung auf beyde Nationen „oder das Lokale der Länder liefern können, iſt ausgeſchloſſen.“ Endlich erklärt ſich Hr. Bertuch (nachdem er einem ſehr lebhaften aber, leider! nur allzugerechten Unwillen, über den Unfug, der je länger je mehr mit der Ueberſetzerey getrieben werde, und über die Bereitwilligkeit unſers Publicums ſolchen Fabrikenplunder zu kauffen auf der IVten S. Luft gemacht) auch über das Wie der Arbeiten, die in dieſem Magazin geliefert werden ſollen — „Ein

„anders

„anders iſt (ſagt er) ein gerichtliches Document, ein „Actenſtük überſetzen; ein Anderes aber ein Werk „von Genie, Geſchmak oder Laune. Meiſt ſchadet „man ſeinem Schriftſteller mit zu großer Genauig„keit, und wirkt nichts als Trockenheit und Lange„weile. —“ Wir ſind hierinn, und auch darinn völlig ſeiner Meinung, daß es „ein gewiſſes Gefühl „gebe, wie man mit einem Schriftſteller, den man „überträgt, umgehen müſſe;“ und wir ſetzen nur hinzu (worinn Hr. B. unfehlbar auch mit uns einverſtanden iſt) daß dieſes Gefühl wohl nichts anders ſeyn kann, als das Reſultat eines nicht gemeinen Grades von Scharfſinn, Urtheilskraft, Geſchmak und Sprachkenntniß überhaupt, und einer gewiſſen Aehnlichkeit und Verwandtſchaft des Geiſtes mit dem Originale, das man aus einer fremden Sprache in die ſeinige überträgt. Finden ſich dieſe Eigenſchaften bey einem Ueberſetzer, ſo wird die Treue, womit er überſezt, zwar nicht die ängſtliche Treue eines Schulexercitiums oder einer wörtlichen Dollmetſchung ſeyn, aber die Treue der Liebe, womit der Ueberſetzer an einem Werke, von deſſen Werth er die ſtärkſte Empfindung hat, arbeitet, und der Gewiſſenhaftigkeit, womit er die eigenthümliche Schönheit und das Charakteriſtiſche deſſelben zu erreichen ſucht, weil ihm auch das geringſte Opfer, wozu er ſich durch die Verſchiedenheit beyder Sprachen gezwungen ſieht, ſchmerzlich iſt. . Wenn wir

die

die Sache aus dem Geſichtspunkt des Leſers betrachten, wer wollte nicht lieber eine vollkommen getreue Kopie von dem Gemählde eines großen Meiſters haben, als den beſten Kupferſtich? Aber welcher Kunſtliebhaber wird, wenn er keine gute Kopie haben kann, nicht mit einem guten Kupferſtich wohl zufrieden ſeyn? — Wir erinnern dies bloß um dem Misbrauch vorzubeugen, der, ganz gegen die Abſicht und das Beyſpiel des Herrn B., von dieſer Erklärung, worinn Treue und wörtliche Dolmetſchung nicht genug unterſchieden ſcheinen, gemacht werden könnte. Seine Abſicht (oder man müßte ihn ſehr unrecht verſtehen) geht bloß gegen diejenigen, welche Treu und wörtliche Dollmetſchung für gleichgeltende Worte halten, und ſich, ohnezweifel, hierinn mächtig irren. Man kann bey einer wörtlichen Ueberſetzung ſehr ungetreu, und ohne ſolche (in allen Fällen nemlich, wo durch die wörtliche Ueberſetzung der Natur der Sprache Gewalt angethan oder der Geiſt des Originals verlohren würde) ſehr getreu überſetzen. Dies iſts was Hr. B. ſagen wollte, was aber von ſo vielen unverſtändigen Nachahmern oder eilfertigen Ueberſetzungsfabrikanten ſo häufig, und oft auf eine ſolche Art aus den Augen geſezt wird, daß mancher Autor ſich ſelbſt in der Ueberſetzung gar nicht mehr kennen würde.

Wir erhalten in den beyden erſten Bänden dieſes Magazins verſchiedene beträchtliche Stücke und ſelbſt

einige

einige größere Originalwerke von den vornehmsten Span. und Portug. Schriftstellern älterer und neuerer Zeiten, Cervantes, Lope de Vega, Quevedo, Camoens, Clavijo. Von dem leztern, (dessen Name durch die Trauerspiele, worinn er der unglükliche Held ist, in Frankreich und Teutschland so bekannt worden) finden wir hier einige Stücke seines berühmten Pensadors so gedolmetschet, daß wir nach einer Uebersetzung des Ganzen, wodurch wir in eine sehr genaue Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Zustand der Aufklärung, des Geschmaks und der Sitten in Madrid kommen würden, gelüstig werden müssen. Cervantes hat zum Isten Band das wunderthätige Puppenspiel, eine Farce, die neben den Besten des Moliere stehen kann, und Lope de Vega seinen Katzenkrieg beygetragen, ein burleskes Heldengedicht, eine Art von Nachahmung der Batrochompomachie, die aber durch die ganz eigene Laune und den üppiglich verschwendeten Wiz des Spanischen Dichters zum drolligsten Original geworden ist. Hier schlägt der Fall ein, wo der Liebhaber, in der Unmöglichkeit einer Kopie, mit einem Kupferstich, und allenfalls auch mit einem Holzschnitt zufrieden ist. Hr. B. verspricht uns in der Folge auch mit den übrigen besten komischen Epopeen der Spanier bekannt zu machen, deren sie keine kleine Anzahl besitzen. Wir wünschen aber, daß es entweder in guten, mit Geschmack gemachten Knittelreimen

reimen (der Reim scheint bey metrischen Uebersetzungen bürlesker Gedichte fast unentbehrlich zu seyn) oder wenigstens in der zehn und eilfsylbigen Jambischen Versart geschehen möge; denn die ungleichen, bald drey bald vier bald fünf und sechsfüßigen Jamben, ohne Reime und ohne Rhythmus, lassen sich nicht allzugut lesen. Vom Quevedo liefert der iste Band den Traum vom jüngsten Gerichte, und die Briefe des Ritters von Spargüt; der IIte aber die Geschichte des Gran Tacaño, eine Art von niedrigkomischen Roman, der an Zeichnungen und Gemählden im callotischen und ostadischen Geschmacke sehr reich, und in seiner Art eines der seltsamsten und meisterlichsten Originalwerke ist, die irgend eine Sprache aufzuweisen hat. Wie aber die H. Inquisition, die in unsern Tagen dem unglüklichen Olavides seine Meinung von den Kreuzzügen (welche die Meinung aller vernünftigen Menschen in der Christenheit ist) zur Gotteslästerung gemacht, zu Quevedo's Zeiten den häufigen Mißbrauch heiliger Namen und Sachen zu Scherzen, die zuweilen äusserst auffallend sind, habe verzeihlich finden können — scheint uns eine Frage, deren Beantwortung eben nicht zur Ehre der H. Inquisition ausfallen dürfte. Wenigstens hätten wir wünschen mögen, daß der Uebersetzer bey solchen Stellen, so wie auch bey verschiedenen Gemählden, wodurch sich Quevedo ein wohlverdientes Recht an

den Beynamen eines ζωγραφος, oder Peintre de Vilenies, erworben, ſich der ihm in der Vorrede des Iſten Bandes ertheilten Freyheit bedient hätte, ſie dem Geſchmak unſrer Nation und Zeit angenehmer zu machen.

Von Camoens, dem bisher noch kein Andrer die Oberſtelle unter den Portugieſiſchen Dichtern ſtreitig gemacht, hat uns der Freyherr Siegmund von Seckendorf im Iſten Bande dieſes Magazins mit einer freyen Ueberſetzung etlicher ſehr ſchönen Lyriſchen Stücke, und im IIten mit dem erſten Geſang der berühmten Luſiade in einer neuen Art achtzeiliger Stanzen beſchenkt, die eine neue Probe davon ſind, daß den Verfaſſer, der ſich durch ſeine Lieder zum Forte Piano alle Freunde und Freundinnen des ſchönen Geſangs ſo verbindlich gemacht hat, mehr als Eine Muſe begünſtige. Die beygefügten hiſtoriſchen Nachrichten und Anmerkungen enthalten viel Merkwürdiges. — Was uns aber das Intereſſanteſte in dieſem Magazin iſt, ſind die ganz vortrefliche, und vorzüglich gut überſezten Volksromanzen im Iſten Bande (vom Grafen Guarinos dem Admiral, von Donna Belerma und Durandarte, und von Don Gayferos und Meliſandra, beſonders die beyden erſten) und das Fragment aus der Geſchichte von Granada, oder der Hiſtoria de los Vandos de los Zegris y Abencerrages des Gines Perez. — Ohne von den Gründen völlig überzeugt zu ſeyn,

womit

womit der Ueberſetzer die hiſtoriſche Aechtheit und Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte der bürgerlichen Kriege der Zegris und Abencerragen gegen den Verfaſſer der Bibliotheca Hiſpanica behauptet, oder, (genauer zu reden) in der Meinung, daß Hr. B. der Sache zu viel und D. Niklas Antonios zu wenig gethan habe; ſind wir doch ganz mit Hrn. B. einig: daß dieſer hiſtoriſche Roman (wobey allem Vermuthen nach Romanzen und mündliche Sagen hauptſächlich als Urkunden gedient haben) ſo wie er iſt, vornemlich wegen der vielen dareingewebten Volkslieder ein höchſtſchätzbares Denkmal der Sitten, des Geiſtes, der ritterlichen Verfaſſung, und andrer charakteriſtiſchen Beſonderheiten der ſpaniſchen Mohren ſey; und wir können nicht umhin zu wünſchen, daß Hr. B. die Hoffnung die er uns gemacht, in einem der folgenden Bände dieſes Magazins das ganze Büchlein „mit all ſeinem hohen romantiſchen Geiſte der ſo lieblich darüber weht" zu liefern, recht bald zu erfüllen aufgemuntert werden möge.

---

2. Magazin der Italieniſchen Litteratur und Künſte, herausgegeben von C. J. Jagemann. Weimar 1780. In der Hoffmanniſchen Buchhandlung. 8vo. S. 368.

Dies iſt der erſte Band eines Magazins, deſſen gelehrter und in Italien, beſonders in Toskana, ſo

sehr einheimischer Herausgeber, zur Absicht hat, die Kenntnis der Italienischen Literatur und Künste, seitdem sie im XIVten Jahrhundert in Italien wieder aufgelebt, nach Möglichkeit unter uns zu befördern. Da ihm Auszüge und Uebersetzungen zu vollständiger Erreichung dieser nüzlichen Absicht nicht hinreichend schienen, so hat er für nöthig erachtet, die Hälfte eines jeden Bandes kürzern Nachrichten und Anzeigen zu widmen. Auch will er die in seinen Plan einschlagende Lateinische Werke Italienischer Gelehrten nicht übergehen. Jeder Band dieses Magazins wird aus 6 Abtheilungen bestehen. Die erste wird Auszüge und freye Uebersetzungen prosaischer Werke aus verschiedenen Fächern der Literatur und aus verschiednen Jahrhunderten, auch zuweilen eigene oder Andrer ungedrukte Aufsätze; und die zweyte, Uebersetzungen der besten poetischen Werke Italiens liefern, entweder ganz auf einmal, oder, wenn sie hierzu zu lang sind, stükweise, oft mit der Lebensbeschreibung eines oder des andern Dichters. Die dritte Abtheilung ist zu Anzeigen und kurzen Nachrichten nicht nur von den neuesten Büchern bestimmt, sondern soll auch nach und nach bis zur Mitte unsers Jahrhunderts zurükgehen. Hr. J. wird sich hierzu der besten italienischen Journale bedienen, und wenn Werke von besonderer Wichtigkeit vorkommen, vollständigere Auszüge davon durch seine Correspondenten verfertigen lassen, die er sodann der ersten Abthei-

theilung einverleiben wird. Die vierte Abtheilung iſt den vornehmſten gelehrten Werken gewidmet, welche ſeit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gedrukt worden ſind; und Hr. J. bedient ſich dazu der ältern Journale, beſonders des Giornale de' Letterati, welches im Jahr 1668 zu Rom, unter Direction des Abbate Ricci, angefangen, und in der Folge, bey verſchiednen Unterbrechungen, theils zu Parma, theils zu Modena bis ins Jahr 1698 fortgeſezt wurde; ſodann des im Jahr 1710 zu Venedig angefangenen, und bis 1724 fortgedauerten Giornale de' Letterati d' Italja; welches als eine Fortſezung des erſtern angeſehen werden kann; und verſchiedner andrer die ſeit dieſer Zeit erſchienen ſind. Das Verſprechen des Hrn. J. auf dieſe Weiſe eine zuſammenhangende Folge der vornehmſten Schriften von 1668 bis gegen die Hälfte unſers Jahrh. in dieſer Abtheilung bekannt zu machen, kann dem größten Theil unſrer Gelehrten, welche dieſe italieniſchen Journale nicht ſelbſt beſitzen, nicht anders als ſehr willkommen ſeyn. Wiewohl nun in dieſen vier Abtheilungen ein großer Theil der italieniſchen Werke des XIVten XVten und XVIten Jahrhunderts nach und nach bekannt werden wird; ſo würde doch auch viel Merkwürdiges unberührt bleiben, wenn der H. nicht, um uns (nach ſeinem Ausdruk) den faſt unermeßnen Reichthum der italieniſchen Gelehrſamkeit dieſer Zeiten überſehbar zu machen, in der

Cäsar.

Ich danke euch für eure Bemühung und Höflichkeit.

Antonius kommt herein.

Seht; auch Antonius, der die Nächte durch schwärmt, ist nichts desto weniger auf. Guten Morgen, Antonius.

Antonius.

Ein gleiches dem ruhmwürdigsten Cäsar.

Cäsar.

Sag ihnen, sie sollen sich drinnen fertig halten; es ist nicht billig, daß ich so auf mich warten lasse. Nun, Cinna, nun, Metellus; wie? Trebonius! Ich habe sehr vieles mit euch zu reden; vergeßt nicht, mir heute noch nachzufragen; bleibt nahe bey mir, daß ich euch nicht aus der Acht lasse.

Trebonius.

Cäsar, ich will; (bey Seite) ich will dir so nahe seyn, daß deine besten Freunde wünschen sollen, ich wäre weiter von dir gewesen.

Cäsar.

Meine guten Freunde, geht hinein, und kostet ein wenig Wein mit mir, und dann wollen wir, als gute Freunde, gerades Wegs mit einander gehen.

Brutus.

fünften Abtheilung, unter dem Titel Bücherkenntnis ein wohlgeordnetes und aus den besten Quellen geschöpftes Verzeichnis der vornehmsten Werke der ital. Literatur besagter Zeiten, von der Mitte des XVIIten rükwärts bis in die Zeiten des Dante und Petrarca, in die Hände gäbe. Um begreiflich zu machen, wie nützlich den Liebhabern der ital. Sprache und Literatur ein solches Verzeichnis sey, bemerkt Hr. J. den Unterschied, den alle Leute von Geschmak in Italien zwischen dem buon Secolo della lingua, d. i. dem Jahrhundert des Petrarca und Boccaz, den Autori del cinque cento, oder aus dem Jahrhundert des Leo X. wo die Sprache durch die wiederaufblühende ächte Gelehrsamkeit noch mehr verfeinert und verschönert worden, und den Autori del Seicento (d. i. des Siebzehnten Jahrh.) von deren grösstem Theil Italien mit Schwulst und falschem Witz überschwemmt, folglich die Sprache sehr verdorben worden, zu machen pflegen. Man muß alles Lesenswürdige, was Hr. J. über die Ursachen dieses Verfalls der ital. Sprache und Literatur sagt, in seinem Vorbericht selbst nachlesen, und wird sich dadurch leicht überzeugen lassen, daß ein Verzeichnis, worinn nur solche ital. Werke, welche rein und zierlich geschrieben sind, und nur die guten Ausgaben derselben vorkommen, nichts weniger als überflüßig sey. Endlich widmet Hr. J. die sechste Abtheil. seines Magazins zu vermischten Nachrichten von Kunstsachen.

ſachen, Alterthümern, Erfindungen und andern nützlichen Dingen aus verſchiedenen Zeiten. — Es iſt ſchwer, mit einem Werke dieſer Art, oder mit irgend einem Werke, es jedermann recht zu machen. Aber wir müßten uns ſehr irren, wenn ſich Hr. Jagemann durch die Ausführung dieſes Plans nicht einen großen Theil unſrer Gelehrten und andrer Liebhaber der ſchönen Sprache eines Petrarca, Arioſts, Metaſtaſio und Algarotti verbindlich machen ſollte. Er geſteht, daß ein nach dieſem Plan angelegtes Magazin auswärtiger Literatur nicht ohne Fehler ſeyn könne: er glaubt aber auch, und mit Recht, daß man ſolche Werke entweder nicht wünſchen, oder mit Beſcheidenheit beurtheilen müſſe. Dieſer erſte Band kann durch alle ſechs Abtheilungen als eine Probe der folgenden dienen. Da wir zu einer Specification des ganzen Inhalts hier keinen Raum haben, ſo begnügen wir uns, den Inhalt der beyden erſten Abtheilungen anzuzeigen. I. 1) Valori's Leben Lorenzo de' Medici, des Großmüthigen. 2) Geſchichte Guiskards und Sigismonden. 3) Briefe vom Inquiſitionsgerichte über den berühmten Galilei. 4) Algarotti's Verſuch über die Mahlerkunſt. 5) Hamiltons Samlung Etrusk. Griech. und Röm. Alterthümer. 6) Des Abbts Bovi Abh. über die Entſtehung der Korallen. 7) Labſchrift auf die berühmte Laura Baſſi Veratti. 8) Geſchichte der Chemie in Toskana, aus Hrn. Branchi della Torre Einlei-

lung in dieſe Wiſſenſchaft gezogen. 9) Hrn. Goudars Verſuch den Weltlichen Staat der Kirche zu verbeſſern. 10) Die Briefe des Bernardo Taſſo. II. 11) Das Leben und die Schriften des beſagten Bernardo, Verfaſſers des großen Rittergedichts Amadigi (Amadis von Gallien) und (was für die Welt ungleich wichtiger war) Vater des großen Dichters Torquato Taſſo. Hr. J. hat dieſen Nachrichten einige Proben aus ſeinem Amadis und einige ſeiner lyriſchen Gedichte in einer proſaiſchen Ueberſetzung beygefügt. 12) Fracaſtors Sonnet auf eine Schöne. 13) Die drey erſten Geſänge der Hölle des Dante Alighieri, in reimfreyen Jamben, mit vieler Treue überſetzt. Tadeln iſt hier leicht; aber ſchwer beſſer zu machen, wo es ſo unſäglich ſchwer iſt, nur leidlich gut zu machen. Der Ueberſetzer hat doch ſein Original, das ſogar den meiſten Italienern ein verſiegeltes Buch iſt, verſtanden, und ſein Verſuch, der alles Dankes und der Aufmunterung zum Fortfahren werth iſt, kann denen, welche ſich in das Original ſelbſt wagen wollen, wenigſtens zum Ariadnes-Faden dienen.

---

3. **Magazin der Franzöſiſchen Literatur, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Erſtes Stük (92 Seiten haltend) Leipzig bey Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf 1780.**

Jedes

Jedes Stük erscheint in einen gelben Umschlag geheftet.

Hr. Becker hält (in der Vorrede) dafür, daß die erstaunende (sollte erstaunliche heißen, S. Adelungs Wörterbuch, beym Worte erstaunend) Menge von Uebersetzungen ausländischer Bücher, womit das heil. röm. Reich teutscher Nation überschwemmt werde, gleichwohl nicht zureichend sey, den Zustand der Literatur und Gelehrsamkeit eines Landes zu überschauen. „Weit eher (sagt er) bewirken diese Journale, Magazine und Bibliotheken; und daneben entsteht hieraus noch der Vortheil, daß dadurch die Uebersetzung einer Menge Bücher unnöthig gemacht wird, welche das Publicum gern entbehrt, wenn es nur ihren innern Gehalt kennen lernt.“ Da wir nun ein Brittisches Museum, und nun auch ein Italienisches, und ein Spanisch portugiesisches Literatur Magazin haben, die Französische Literatur aber bisher eines solchen ermangelt hat: so hat Hr. B. sich entschlossen, diesem Abgang abzuhelfen. Seinen ehmaligen Vorsatz, bey diesem Magazin den Plan des Jagemannischen italien. Magaz. einzuschlagen, hat er insoweit abgeändert, daß er die Künste, als für welche wir schon eigene Journale haben, ganz davon entfernen will. Alle Monate soll ein Stük von 6 Bogen erscheinen; doch bittet der Herausg. um Entschuldigung, wenn die monatliche Ablieferung, so lange er sich noch auf Reisen aufhalten

wird, nicht so ordentlich sollte gehen können. Die Innre Einrichtung dieses Magaz. ist folgende. Jedes Stük enthält vier Rubriken. 1) Auszüge aus den interessantesten Schriften, in welchen, so zu sagen, die Werke im Kleinern geliefert werden. (Wozu denn auch nur solche Werke genommen werden müssen, die sich im Kleinern liefern lassen; weil es sehr interessante Werke giebt, wobey dies gerade so wenig angeht, als wenn uns ein Kupferstecher das große jüngste Gericht von Rubens en mignature liefern will.) 2) Kurze Nachrichten von weniger interessanten Schriften, oder solchen, die dem H. nicht zu Gesichte kommen. Schlechte sollen nur dann angezeigt werden, wenn es nöthig scheinen sollte, das Publicum davor zu warnen. 3) Uebersezungen, nemlich, Nachrichten von Werken jeder Literatur, die ins Französische übersezt werden, um zu sehen, was für Zuwachs die französische Literatur von der ausländischen erhält. 4) Ein Anhang von Mannchfaltigkeiten, die neuesten Vorfälle, Einrichtungen u. s. w. der franzöſ. Gelehrtenrepublik betreffend. Da bey einer Unternehmung dieser Art alles von der guten Ausführung abhängt, und es zu voreilig wäre, von dieser nach dem ersten Stücke zu urtheilen: so begnügen wir uns, dem Herausgeber, dem am meisten daran gelegen ist, sich Beyfall und Ruhm zu erwerben, die ruhige und glükliche Lage zu wünschen, die neben den Eigenschaften, die er

schon

ſchon beſizt, zur möglichſt guten Ausführung eines ſolchen Werkes vonnöthen iſt. Dem Vorhaben an ſich ſelbſt wird es bey einem ſo lehrbegierigen Publico, wie das unſrige iſt, nicht an Aufmunterung fehlen.

VII.

Nachricht
von einem Auszug
des Adelungiſchen Wörterbuchs.

Es iſt in den Vorreden zu den bisherigen Theilen des Verſuchs eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuches, der hochteutſchen Mundart, und beſonders zu dem vierten Bande, mehrmals verſichert worden, daß von dem Verfaſſer deſſelben an einem fruchtbaren Auszuge aus dieſem Wörterbuche gearbeitet werde, welcher in eben demſelben Verlage an das Licht treten ſollte.

Da man aber ſeit kurzem in Erfahrung gebracht, daß eine auswärtige Buchhandlung ſich kein Gewiſſen daraus macht, aus dieſem für den Verleger ſo koſtbaren Werke, zu deſſen Schaden, durch fremde Hand einen Auszug zu veranſtalten: ſo findet man nöthig, das Publicum bey dieſer Gelegenheit nicht nur vor einer Arbeit zu warnen, welche von einem fremden Verfaſſer nothwendig mangelhaft und unvollſtändig ausfallen muß,

muß, sondern auch demselben einige vorläufige Nachricht von diesem rechtmäßigen Auszuge zu ertheilen, damit es wisse, was es sich von demselben zu versprechen habe, und was es von jenem unbefugten nicht erwarten könne.

Der Verfasser des Wörterbuches wird in dem Auszuge die zahlreichen Verbesserungen und Berichtigungen anbringen, welche ihm theils von verschiedenen Kennern und Freunden der teutschen Sprache mitgetheilet, theils aber auch von ihm selbst bemerket worden sind. Ueberdieß wird der Auszug alle die neuen Artikel enthalten, welche dem Verfasser seit dem Drucke der bisherigen Theile des größern Wörterbuches bekannt geworden, und deren Anzahl sich leicht auf einige tausend erstrecken kann.

Dieser Bereicherungen ungeachtet, hoffet man doch durch gewisse, einem Auszuge angemessene Abkürzungen, denselben in zwey mäßige Bände in gr. Oktav zu bringen.

Der Auszug ist vornemlich sowol für Schulen, als auch für solche Ausländer bestimmt, welche der teutschen Sprache noch nicht so weit mächtig sind, daß ihnen das größere Wörterbuch die verlangte Hülfe gewähren könnte. Beyden hoffet man dadurch nützlich zu werden, daß jeder Bedeutung, außer der kurzen und bestimmten Erklärung, ein lateinischer Ausdruck beygefüget werde, welcher dem Sinne des teutschen so nahe als möglich kömmt. Auch die vornehmsten der angeführten Beyspiele, wenn ihr Sinn von der eigentlichen

Bedeu-

Bedeutung des Wortes abgehet, ſollen mit einer ungezwungenen lateiniſchen Ueberſetzung begleitet werden, doch bloß nur in der Abſicht, dem rechten Verſtande zu Hülfe zu kommen, nicht aber die Jugend mit einem Vorrathe von Phraſen zu verſehen.

Der erſten Abſicht nach ſollte dieſer Auszug, ungeachtet bereits ſeit geraumer Zeit Hand daran geleget worden iſt, erſt nach Vollendung des größern Werkes im Drucke erſcheinen. Allein, um dem unbefugten Auszuge ſo viel als möglich zuvor zu kommen, wird man erſtern auf das beſte zu beſchleunigen ſuchen, und ihn mit dem fünften und letzten Bande des größern Werkes zugleich ausgeben.

Dieſes für das Publicum, ſowohl in Anſehung der Teutſch lernenden Ausländer, als der ſtudirenden teutſchen Jugend, denen die gründliche Erlernung ihrer Mutterſprache am Herzen liegen muß, nützliche Werk, auf eine gemächliche Art zu befördern, und den Verleger einigermaßen in ſeinem koſtbaren Unternehmen ſicher zu ſtellen, ſoll auf ſolches, von hier bis künftige Michael, 1 Dukaten Pränumeration angenommen werden, und den Namen derjenigen, welche an der Beförderung des Druckes dadurch Theil genommen haben, ſoll vor dem erſten Theile ein Andenken geſtiftet werden. Der Verleger wird ſich ein Vergnügen daraus machen, das Werk ſo wohlfeil, als nur möglich, zu liefern; dieß aber wird allein auf eine reiche Anzahl der Pränumeranten ankommen, um durch eine ſtarke Auflage den Preiß vermindern

zu können; der Nachschuß aber kann erst bey Bekanntmachung des fertigen Werks bestimmt werden. Alle Buchhandlungen in Teutschland werden Pränumeration annehmen, und wer sich außerdem mit Sammlung derselben bemühen will, soll auf 12 Stück das 13te für seine Bemühung erhalten. — Man verspricht sich von allen Liebhabern der teutschen Sprache eine gefällige Beförderung dieser Absicht, und empfiehlt sie ihnen aufs beste. Leipzig, den 1sten März 1780.

Joh. Gottl. Immanu. Breitkopf.

VIII.

Nachricht von der Deutschen Odüssee.

Das Publicum hat sich seit einiger Zeit angestellt, als ob es begierig wäre, die Gedichte Homers, wovon man so viel Wesens macht, etwas näher kennen zu lernen. Ich ließ mich bewegen, die Odüssee, die ich vorzüglich liebe, zu verdeutschen und zu erklären, und gab 1777 im May-Monat des Museums eine Probe, die, so weit ich hören konnte, mit Beyfall aufgenommen wurde. Ich vollendete die Arbeit mit einem Eifer, den das Gefühl, etwas zum Besten und zur Ehre des Vaterlandes beyzutragen, durch alle Hindernisse, die ich auf dem nicht sehr gebahnten Wege des Homerischen Ausdruks, und auf dem wider mein Vermuthen noch ungebahnteren der Erklärung antraf, hindurch führte. Weil meine Zeit nicht mir allein zugehört, so war es

mir

mir so wenig erlaubt als beliebig, meine Arbeit für den gewöhnlichen Bogenlohn eines Verlegers weg zu schenken; und den Selbstverlag durfte ich, wegen der Nachdrucker, ohne Unterstützung nicht wagen. Ich bat das Publicum um Pränumeration, und als diese nicht zu gefallen schien, nur um Subscription, bedung, im Vertrauen auf dessen Geschmak und Billigkeit, den Druk, und kaufte Papier. Aber meine Erwartung hat mich sehr getäuscht; ich habe nicht einmal so viel Subscribenten, daß mir die Kosten gesichert sind, da ich für 2 Rthl. in Golde über 2 Alphabete, in größerem Oktav, auf besserem Schreibpapier und enger gedrukt, als Stollbergs Ilias, zu liefern hätte. Ob der Kaltsinn der meisten Bücher-Leser, oder die Gleichgültigkeit der meisten Herren, die ich um Beförderung der Subscription bat, hieran Schuld sey, wäre jezt eine überflüßige Untersuchung. Ich wenigstens glaubte, mich an lauter Aufrechthalter der Wissenschaften zu wenden, die es so fühlten, wie man eine ungerechte Sache fühlt, daß für Arbeiten dieser Art in Teutschland keine Belohnung, oft nicht einmal Entschädigung, zu hoffen sey, als etwa durch Subscription; und man wird aus folgender Liste sehen, daß es an einigen Orten auch weder am Eifer der Collecteures noch der Subscribenten gefehlt habe. Aber ließe ich mit so geringer Hülfe die Odüssee drucken; so kaufte der Kerl, der unter dem Schilde: Sammlung auswärtiger schöner Geister, mit Druk und Papier wuchert, oder ein anderer privilegirter Strassenräuber, eines der ersten Exemplare, drukte es unter dem Schutze der höchsten Obrigkeit nach, und verkaufte mein Eigenthum für einen so billigen Preiß, daß alles zu seiner Bude liefe. Aus Schwaben ist mir ganz offenherzig gemeldet worden, daß man den wohlfeilern Nachdruk abwarten wollte; und ich kenne selbst manchen Gelehrten, der sich kein Gewissen daraus macht, solche gemeinnüzige Anstalten, wenn nur Papier und Druk

Brutus (bey Seite.)

O Cäſar, wie wenig iſt es ein jeder, der es zu ſeyn ſcheint; mein Herz kehrt ſich in mir um, wenn ich daran denke --

(Sie gehen ab.)

Siebende Scene.

(Verwandelt ſich in eine Straſſe, nahe beym Capitolio.)

Artemidorus tritt auf und lieſt auf einem Papier:

„ Cäſar, hüte dich vor dem Brutus; nimm dich vor dem „ Caßius in Acht; komme dem Caſca nicht nahe; hab' ein „ Auge auf den Cinna; traue dem Trebonius nicht; be„ obachte genau den Metellus Cimber; Decius Brutus lie„ bet dich nicht; den Caius Ligarius haſt du beleidiget; in „ allen dieſen Männern iſt nur eine Seele, und dieſe zielt „ nach Cäſars Herz. Wenn du nicht unſterblich biſt, ſo „ ſiehe dich vor; Sicherheit giebt der Verſchwörung Raum; „ die mächtigen Götter beſchüzen dich! „

Dein Liebhaber, Artemidorus.

Hier will ich ſtehen, bis Cäſar vorbey geht, und als ein Supplicant ihm dieſes überreichen; mein Herz jammert darüber, daß Tugend nicht vor dem Zahn des Neides frey leben kan. Wenn du diß lieſeſt, o Cäſar, ſo kan es dir

nicht gar zu elend beſchaffen iſt, durch Kaufen und Anpreiſen zu unterſtüzen. Ich ſehe alſo nichts übrig, als daß ich meinen Freunden, die ſich der Odüſſee, mit Erfolg oder ohne Erfolg, angenommen haben, und beſonders dem, der mir anbot, 100 Exemplare auf ſeine eigene Rechnung zu nehmen und voraus zu bezahlen, meinen wärmſten Dank abſtatte, das Papier, das ich ſchon ſeit einem Jahre gekauft habe, ſo gut ich kann, wieder verkaufe, und meine Arbeit einſchließe, bis ſie gefodert wird, oder bis unſre Durchlauchtigſten Mäcenen uns wenigſtens dasjenige, was jeder andere Bürger in einem wohleingerichteten Staate genießet, Sicherheit des Eigenthums, huldreichſt angedeihen laſſen. Dies ſind die Subſcribenten: Altona 3, Anſpach 1, Auguſtenburg 1, Aurich 1, Berlin 4, Brandenburg 1, Braunſchweig 1, Bremen 4, Breſe bey Dannenberg 1, Brunsbüttel 6, Buchsweiler 2, Calmar 2, Danzig 6, Detmold 5, Donauſchingen 10, Dresden 1, Elrich 3, Emden 1, Eutin 9, Frankfurt am Mayn 1, Göttingen 5, Greifswalde 1, Haag 2, Halberſtadt 1, Hamburg 66, Hannover 22, Hildesheim 1, Kiel 16, Copenhagen 40, Lemgo 7, Lübeck 2, Lüneburg 1, Magdeburg im Pädagogio Unſerer lieben Frauen 26, Meldorf 4, Melk 1, Midlum 1, Mietau 1, Minden 1, Oedenburg in Niederungarn 1, Osnabrück 1, Otterndorff 23, Quedlinburg 1, Schwerin 1, Stade 7, Stolzenau 1, Stuttgard 2, Ulm 2, Weimar 5, Wien 2. In Breslau, Düſſeldorf, Stralſund und Wolfenbüttel ſind noch einige, deren Anzahl ich nicht weiß.

Voß.

Drukfehler.

Im Monat Arril d. J. S. 83 Z. 12 leſet und ſtatt oder.

Zärtlich.

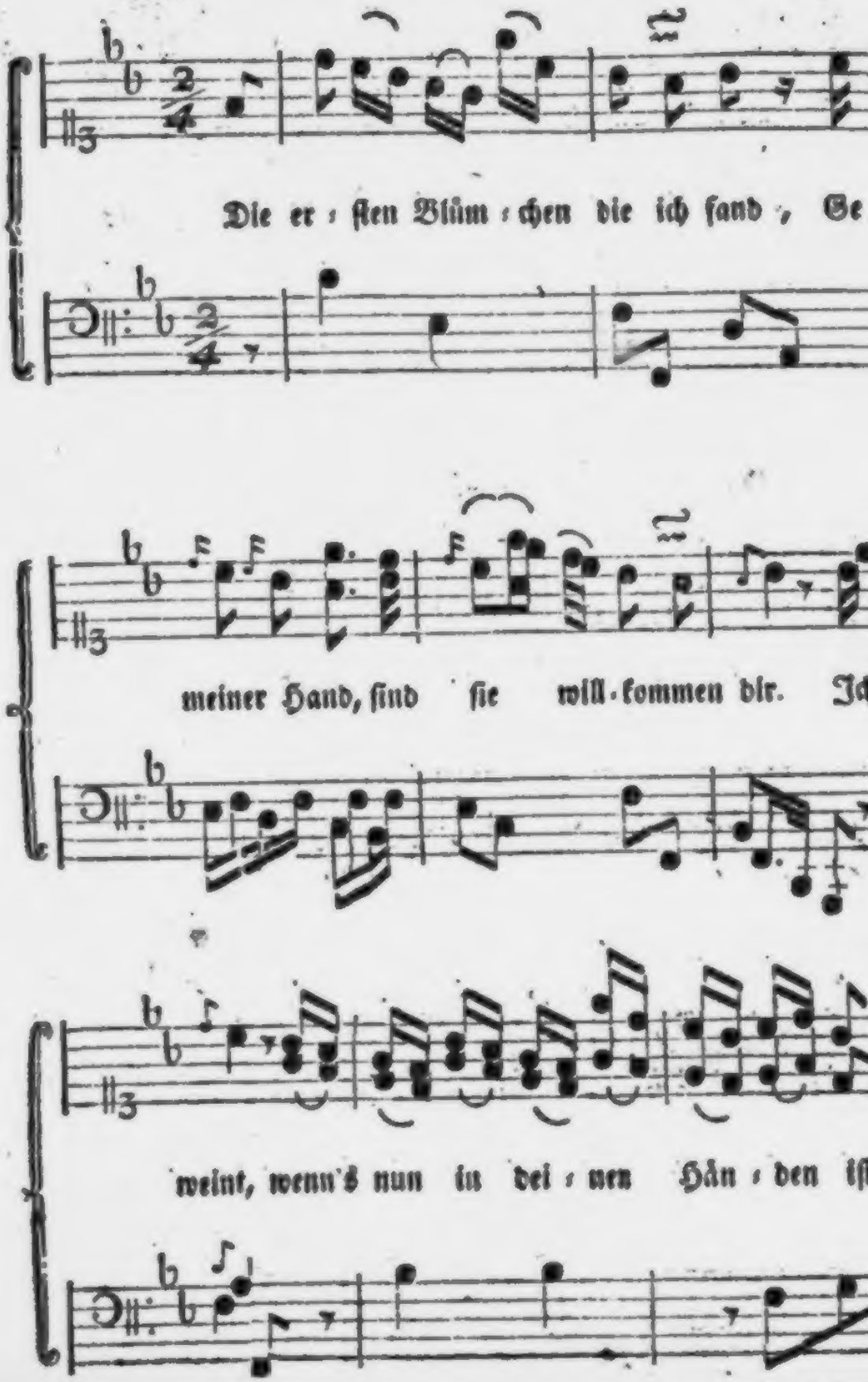
Die er : ſten Blüm : chen die ich fand ,
meiner Hand, ſind ſie will : kommen dir.
weint, wenn's nun in dei : nen Hän : den iſ

Komp. von Mſelle C. S***.

Der

Teutſche Merkur.

Junius 1780.

I.

Ueber den Urſprung der Wiſſenſchaften, beſonders bey den aſiatiſchen Völkern.

Man hat in der philoſophiſchen Geſchichte der Dogmen und Kosmogonien der alten Völker, in der Aufſuchung der Wurzelwörter der nothdürftigſten und erſten Bedürfniſſe in allen Welttheilen einen ſo ſonderbaren Zuſammenhang der Ideen, eine gewiſſe Verwandtſchaft und Aehnlichkeit der Meinungen gefunden, daß man am Ende ganz natürlich von allen Völkern zu einem einzigen Volk hinaufſtieg, (ſo wie man den Urſprung aller Menſchen von einem einzigen ableitet,) das der Erbe und Vertraute der Vorſehung geweſen ſey; bey dem alle Künſte und Wiſſenſchaften geblüht, und von dem ſie ſich gleichſam wie Flüſſe in alle Gegenden verbreitet haben. Für das hohe Alter der Welt beweißt die Zuſammenſtellung der verſchiedenen ähnlichen Thatſätze allerdings viel, und für den Gang der Ideen, der überall derſelbe ſeyn wird, wo ſich Menſchen zuſammenfinden.

Allein immer wird es eine nur schimmernde Hypothese bleiben den Punct angeben zu wollen, wo man eigentlich den Ursprung der Künste so richtig und geographisch hin zu setzen habe, als den Ursprung des Rheins: wenn man auch alle Beweise, die für das System taugen, wie Ossa und Pelion auf einander thürmte, und diejenigen Facta, die dagegen predigen, mit allen Taschenspielerkünsten wegpracticierte. Aus der Hypothese mag indessen werden, was will; die Aneinanderreyhung der Ideen so vieler Zeitalter und Völker, und die Kennbarmachung des gemeinschaftlichen Fadens, der sie alle bindet, wird immer dem menschlichen Geist eine angenehme Unterhaltung bleiben.

Noch neuerlich hat Herr Bailly in der Geschichte der Astronomie, in den Briefen über den Ursprung der Wissenschaften, besonders bey den asiatischen Völkern, und der Untersuchung über die Atlantis des Plato zu beweisen gesucht, daß weder bey den Schinesen, den Indiern noch Chaldäern der ursprüngliche Sitz der Cultur der Welt, sondern bey den nördlichen Tatarn, einem Volk, das ungefehr unter dem 49 bis 50sten Grad nördlicher Breite lebte, zu suchen sey. Seine Bücher, die mit vieler Beredsamkeit geschrieben sind, haben lange den Gegenstand der Neugierde sowohl der gelehrten als ungelehrten lesenden Welt ausgemacht; und vielleicht wird es unsern Lesern nicht unangenehm seyn,

hier

hier die Hauptsätze seiner Beweise, unter einen kürzern Brennpunkt gesammelt, zu finden.

Die Schinesen gebrauchen heut zu Tage noch keine Fernglaser auf ihren Observatorien, eben so wenig Pendeluhren die Zeit abzumessen; obgleich alle Palläste des Kaysers mit Instrumenten dieser Art angefüllt sind, die man aus Europa dahin gebracht hat. Die Entdeckung eines neuen Sterns würde dem Lande so gut Unglük verkündigen, wie bey uns ehedem die Erscheinung eines Kometen. Und wie kann der Geist der Erfindung bey einem Volk herrschen, wo der Chef eines jeden Collegii für eine neue Art zu verfahren die er eingeführt hätte, und wobey man in der Folge einige Irrthümer entdekte, mit seinem Kopfe hasten müßte, und wo bey allen Neuerungen eher Stokschläge als Belohnungen zu gewarten sind? Sie haben zwar hie und da durch die Länge der Zeit einige Entdeckungen gemacht, die ihnen bey täglichen Beobachtungen nicht entgehen konnten; aber die folgende Zeit hat nicht leicht die Schritte der Vorgänger benuzt, und so ist beynahe die Wissenschaft in ihrer ersten Kindheit geblieben. Sie kennen zwar seit vielen Jahrhunderten den Mondscyclus von 19 Jahren, der durch ganz Asien bekannt war, den Meton nach Griechenland gebracht hat, und der bey uns die goldne Zahl heißt; allein ihn zu verbessern, haben sie andre ungewissere Perioden erfunden. Sie erkannten seinen wahren Werth nicht.

Er mußte also bey einem andern Volk erfunden worden seyn, wo man die Bewegung der Sonne und des Mondes besser kannte. Eben so gieng es mit den Perioden von 600 Jahren, die über 4000 Jahre bis auf die Ankunft der Jesuiten bey ihnen verlohren und mißkannt waren.

Auch das Mährchen, daß der Kayser Fohi die Astronomie in ihrem ganzen Umfang gekannt, und er der Erfinder sey, beweißt vielmehr, daß er als ein einzelner Mensch diese Wissenschaft an einem andern Orte gelernt, und sie seinem Volke mitgetheilt habe. Wie konnte ein einzelner Mensch, wie ihr Schu-King lehrt, die Tag- und Nachtgleichen, die Solstitien, die Idee der Erdkugel, die wahre Zeit des Jahres von $165\frac{1}{4}$ Tagen, das Schaltjahr, die Verbindung der Mondesphasen mit der Bewegung der Sonne erfinden? Wer die Geschichte des menschlichen Verstandes kennt, wird leicht berechnen können, daß hierzu nicht Ein sondern viele hundert Menschenalter erforderlich sind.

Bey den alten Parsen ist die Erfindung der ältesten von allen Wissenschaften eben so wenig zu suchen; denn die Gründung ihres Reichs und die Erbauung von Persepolis wird dadurch bezeichnet, daß, als Diem-Schid der Eroberer sie bezwang und seinen Einzug bey ihnen hielt, die Sonne durch das Zeichen des Widders gieng. Dieser Tag ward also gewählt das Jahr anzufangen, und dies ist der Ursprung

ſprung des Sonnenjahres von 365¼ Tagen. So wie dieſes Reich begann, war alſo ſchon die Aſtronomie in ihrem wahren Fortgang, und wahrſcheinlich waren die Eroberer, und nicht die bezwungenen, und erſt in eine Regierungsform gebrachten Völker, diejenigen, die man als die Beſitzer davon anzuſehen hat.

Bey den Chaldäern herrſchte die Lehre von der Wiederkehr der Kometen mehr wie eine Meinung, als wie ein feſtes Axiom, woraus ſie andere Schlüſſe gezogen hätten. Hipparch und Ptolomäus, die ihre Beobachtungen ſtudiert hatten, hätten wenigſtens die von den Kometen angeführt. Allein Ptolomäus gedenkt ihrer nicht Einmal in ſeinem groſen Werke. Bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften las man beym Seneca, daß Apollonius von Myndus in Chaldäa die Lehre von der gleichförmigen Bewegung und der Wiederkehr der Kometen geſchöpft habe. Allein bis auf Tycho Brahe wurden ſie noch immer für Meteoren angeſehen. Hevelius behauptete bis an ſein Ende, und Dominicus Caſſini in ſeinen jüngern Jahren, daß ſie nichts als Producte der Luft, oder des in Bewegung geſetzten Aethers wären. So viel Zeit und Studium von ſo groſen Männern koſtete es, um eine Lehre feſtzuſetzen, die man gewiß nicht ſo leicht als eine Hypotheſe erfinden konnte. Alſo muß ſie wenigſtens als

das Leben fristen; wo nicht, so ist das Schiksal auf der Verräther Seite.

[Er geht ab.]

Portia und Lucius treten auf.

Portia.

Ich bitte dich, Junge, laufe in das Rathhaus, halte dich nicht auf mir zu antworten; bist du noch nicht fort?

Lucius.

Was soll meine Verrichtung seyn, Gnädige Frau?

Portia.

Ich wollte dich dort und wieder hier haben, eh ich dir sagen kan, was du dort thun sollst -- (Bey Seite.) O Standhaftigkeit, halte fest auf meiner Seite; sez' einen ungeheuren Berg zwischen mein Herz und meine Zunge; ich habe ein Manns-Herz, aber nur eines Weibes Stärke. Wie hart ist es für Weiber, ein Geheimniß bey sich zu behalten -- Bist du noch hier?

Lucius.

Gnädige Frau, was soll ich thun? Auf das Capitolium lauffen, und sonst nichts? Und dann wieder zu euch zurük lauffen, und sonst nichts?

Portia.

Bringe mir Nachricht, ob dein Herr wohl aussieht; er gieng unpäßlich aus; und gieb Acht, was Cäsar thut,

und

eine Folge von wahren aſtronomiſchen Beobachtungen einer ältern Zeit und Welt angeſehen werden!

Der Zuſtand der Aſtronomie bey den Babyloniern oder Chaldäern war gewiß auch keiner der glänzendſten; denn ſie kannten die Periode von 600 Jahren, weil ſie Beroſus anführt, allein ſie machten doch keinen Gebrauch zu Beſtimmung der Zeit davon. In ihren aſtronomiſchen Werken muß ihrer eben ſo wenig gedacht worden ſeyn, weil Hipparch bey Erwähnung ihrer Perioden von der Bewegung der Sterne, dieſer nicht gedenkt. Sie war alſo ihre Erfindung wahrſcheinlich nicht, ſondern ſie hatten die Tradition davon, ſo wie von der Lehre der Kometen, einem andern Volk zu danken.

In der Theologie und Moral der Indier findet man die Reſte der höchſten Philoſophie und der ſublimſten Ideen. Schon der Name Gottes bey ihnen, Achar, (der Unbewegliche) enthält einen ſehr großen Begriff, der nichts anders als das Reſultat von vielen Beobachtungen und richtigen Schlußfolgen ſeyn kann. Ihnen hat man eben ſowohl die Idee der allgemeinen Weltſeele zu danken, die nicht anders als aus der tiefſten Verehrung der Gottheit entſtehen konnte. Sie waren alſo Spinoziſten lange vor Spinoza, und nachdem ſie das höchſte Weſen einmal Subſtanz genannt hatten, konnten ſie ohne Blaſphemie den geſchaffnen Dingen den Namen der Gottheit nicht beylegen. Das Bild der Fortpflan-

zung

zung war bey ihnen ein Triangel (so wie bey Plato, der seine Metaphysik aus Indien geholt hatte) wo Mann und Frau unter 2 Linien vorgestellt werden, die sich durch eine dritte vereinigen.

Auch des Harveyische System der präexistirenden Keime war lang ein heller Punct der indischen Philosophie. Alles existierte längst, und bedarf keiner neuen Schöpfung, sondern nur der Entwiklung. Ihre zwey Principien, die sie einem höchsten Wesen unterordnen, waren die Wirkungen des natürlichen Gefühls und so mancherley Erfahrungen über Gutes und Böses. Der Streit der Elemente, der ewige Tod, der Vieler Leben in der Natur hervorbringt, mußte und konnte sie nicht anders als dahin leiten. So hat auch die Schinesische Philosophie zwey Principien, das In, oder die einfache Materie in Ruh, und das Yang, oder die Bewegung, die modificiert und hervorbringt. Auch ihre 5 Elemente, die sie davon herleiten, gründen sich auf diese 2 Principien.

Die Idee der Seelenwanderung zeugt von langen Beobachtungen in der Naturlehre und den daher geführten Schlußfolgen. Da jeder denkende Mensch aus so viel ihn umgebenden Beyspielen beständig sieht, wie ein Geschöpf von dem andern lebt, der Untergang des einen die Hervorbringung des andern verursacht, und derselbe Grundstoff unter so mancherley anderu Gestalten neu erscheint: so war der

Sprung bis zum Dogma der Metempſychoſe ſo weit nicht entfernt.

Der für die Moral ſo anſtößige und, dem erſten Anblik nach, gröbſte Materialiſmus entſtand bey allen Völkern aus der innigſten Verehrung des höchſten Weſens. Wenn alſo die Indier behaupten, das Leben jedes Menſchen ſey in dem Kopfe jedes Kindes durch Brama oder die höchſte Gottheit geſchrieben; und wenn ſie zugleich glaubten, die Handlungen der Menſchen ſeyen in den Geſtirnen geſchrieben, und würden durch die Bewegungen und verſchiednen Aſpecten derſelben angezeigt; ſo war mehr Zuſammenhang und weniger Abſurdität in dieſen Ideen als unſre werthen Miſſionarien zu ſehen meinten; denn alles war vorher durch Brama geordnet, und auch der Lauf der Geſtirne: alſo konnte wohl ein und ebendaſſelbe Ding auf zweyerley Art von ihm ſelbſt angezeigt werden.

Bey allen dieſen metaphyſiſchen Reſultaten, die ſich wahrſcheinlich auf viele Jahrhunderte nüzlicher Beobachtungen und Erfahrungen gründen, iſt demungeachtet die practiſche Philoſophie und die Grundlehre der nüzlichſten Künſte und Wiſſenſchaften noch bey den Indiern in der Wiege. Da ſie die willkührliche Zerſtörung der thieriſchen Körper verabſcheuen, ſo kann ihre Anatomie nicht anders als ein Gewebe von Fabeln und Irrthümern ſeyn. Sie zählen nicht weniger als 5000 Blutadern. Ihre Botanik iſt die Wiſ-

ſen-

ſenſchaft einer Kräuterfrau, und von der Chemie haben ſich nicht die erſten Elemente erhalten. Ihre Medicin beſteht in Receptformeln, die, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, poetiſch abgefaßt ſind, ſo wie unſre Moral noch vor 50 Jahren in gereimten Denkſprüchen beſtand. Alle ihre Weißheit liegt in ihren vier Beth oder heiligen Büchern verborgen, worzu nur die Bramanen den Schlüſſel haben. Dieſe ſind, ihrem erſten Urſprung nach, wie die Indier ſelbſt eingeſtehen, keine Eingebohrne, ſondern als Fremdlinge aus Norden zu ihnen gekommen. Ihr Sanskrit iſt eine Sprache, wozu ſie nicht weniger als 18 Wörterbücher, und eine unzählige Menge Grammatiken nöthig haben. Nach ihrer Beſchreibung iſt es die vollkommenſte philoſophiſche Sprache, die aber mit ihrer Landesſprache nicht die geringſte Gemeinſchaft hat. Nur die Gelehrten wiſſen ſie, ſtudiren ſie von Jugend auf, und wenige unter ihnen beſitzen ſie vollkommen. Bey dem allen ſind viele Stellen in ihren heiligen Büchern, die unerklärt bleiben, und wozu niemand das Verſtändniß noch gefunden hat. Es iſt keine Hieroglyphenſprache, ſondern eine Sprache die geſchrieben und geſprochen werden kann, und die ſich von andern nur durch ihre Vollkommenheit unterſcheidet.

Der zuverläßige Reiſebeſchreiber Le Gentil hat bey ihnen wahre und richtige Berechnungen, und eine gelehrte Methode den Lauf der Sterne zu beo-

bachten angetroffen. So haben sich auch unter den Papiren des Mr. De l'Isle zwey indische Manuscripte von astronomischen Tafeln gefunden, die mit den von Hrn. le Gentil beschriebenen keine Gemeinschaft hatten. Bey dem allen glauben sie, die Erde sey flach, und in der Mitte ein hoher Berg, der uns die Sonne während der Nacht verberge; sie haben einen schwarzen und einen rothen Drachen nöthig, um die Sonne und den Mond zu verfinstern. Den Mond setzen sie ungleich weiter von der Erde als die Sonne, und die Erde stellen sie wieder auf einen goldnen Berg, u. s. w.

Ein Volk wie dieses, das hier und da soviel Wahrheiten mit soviel Albernheiten vermengt, kann wohl schwerlich als Erfinder der Wissenschaften selbst angesehen werden; aber aus dem Munde andrer kann es sie gelernt, einige Zeit besessen, und durch die Folge der Zeit wieder bis auf wenige dunkle Reste verlohren haben.

Diese drey verschiednen Völker, die Chaldäer, Chineſen und Indier haben vieles in ihren Sitten und Wissenschaften gemein. Allein noch sonderbarer sind die Aehnlichkeiten, die man bey ihnen und zugleich bey andern nordischen Völkern in einem ganz andern Welttheil wahrnimmt. Die Libationen mit Wein, Milch und Oel waren bey den Griechen und Römern gebräuchlich. In China sind sie es noch heut zu Tage, und bey einem Fest gießt der Herr des

Hauses

Hauſes noch allezeit einen Tropfen Wein auf die Erde. Die Tatarn beſprengen die Statuen der Götter zuerſt mit Brandewein oder Wein; alsdenn tritt ein Bedienter auf, gießt einige Tropfen auf die Erde gegen Mittag zu Ehren des Feuers, gegen Oſten und Weſten zu Ehren des Waſſers und der Luft, und gegen Norden zu Ehren der Vorfahren oder Verſtorbnen.

Ueberall findet man noch eine Art von Saturnalien oder Andenken an das ſchimäriſche Alter der Glükſeligkeit und Unſchuld, überall noch Andenken und Spuren einer Sündfluth. In der Edda finden ſich eben dieſelbigen Traditionen davon, wie bey den Schineſen und Japanern. Die Idee der Sündfluth mag ſich auf ein phyſiſches Factum gründen, und das Gemählde der Unſchuld oder des goldnen Zeitalters mag aus dem Anblik des itzigen Elends durch den Contraſt mit dem was die Welt ſeyn könnte, durch die Einbildungskraft zuſammengeſezt worden ſeyn. Woher kommt es aber, daß alle Völker in Aſien Traditionen und Wahrſagungen hatten, daß dieſe Geißel Gottes nach gewiſſen Perioden wiederkommen würde? Woher kommt die allgemeine Verehrung der Berge?

Bey den Indiern, Siamern, und ſo vielen andern aſiatiſchen Völkern findet ſich der Streit der Rieſen mit den Göttern ſo gut, wie in der griechiſchen Mythologie.

Die

Die in das Meer versenkte Insel Atlantis des Plato, woraus nachher die ganze Welt bevölkert worden, ist bey den Schinesen wieder zu finden. Die Siamer haben Genieen, die den Gestirnen, der Erde, den Städten, den Bergen, den Winden, dem Regen und Allem vorstehen. Die Perser hatten einige, die die Monate und Jahre dirigierten, und die Schinesen haben Geister, die die vier Jahrszeiten regieren.

Die Lehre der Seelenwanderung gieng durch ganz Asien. Sie war ehedem in Egypten und Persien; heut zu Tag ist sie noch in Indien und Siam, in der großen Tatarey und in Schina. In der ganzen morgenländischen Theologie, bey den Siamern und Schinesen heißt die Gottheit noch heut zu Tage Himmel, alter, ungeschaffner, ewiger Himmel, wie der Uranos der Griechen.

Die beyden Principien des guten und bösen Gottes ziehen eben so durch ganz Morgenland. Die Japaner haben zwölf Götter von zwey Klassen; die erste besteht aus sieben, die andere aus fünfen, die später hinzugekommen sind. Alles dies bezieht sich auf die zwölf Zeichen des Thierkreises, die zwölf Monate, die Periode von zwölf Jahren, die durch ganz Asien galt. Die Egypter hatten eben so zwölf Götter, wovon anfangs nur sieben waren, und die andern fünf hinzugesezt wurden. Der Griechen Hermes, der Egypter Thoth und der Indier Butta ist sicher-

ſich eins. Sie ſind alle Erfinder der Künſte und Wiſſenſchaften. In Indien iſt ihm, wie in Egypten, der vierte Tag der Woche gewidmet, und eben das Geſtirn zugeeignet, das wir bey uns Merkur nennen.

Die Egypter, die Chaldäer, die Indier und die Schineſen richteten zu allen Zeiten ihre Gebäude gern nach den vier Welttheilen. Bey den Pyramiden iſt es zuverläßig geſchehen und erwieſen.

Der Cyclus von 60 Jahren in der Chronologie iſt beynah allen alten und neuern Völkern in Morgenland gemein. Der Urſprung davon mag ſeyn welcher er will: ſo iſt doch dieſe Uebereinſtimmung immer ſonderbar genug. So hatten ſie andre Perioden von 180 Jahren, von 600, von 3600 Jahren. Sie theilten den Tag in 60 Theile; die Stunden in 60 andre, den Zirkel in 360 Grade, und den Radius in 60 Theile. Dieſe Liebe zu der Zahl 60 zeigt wenigſtens, daß alle Völker die Eigenſchaft der vielen Diviſoren mögen erkannt haben, und dadurch zu dieſer Wahl ſeyn bewogen worden. Der Zufall aber hat es nicht bewirken können, und man muß nothwendig auf eine allgemeine Urquelle zurükkommen.

Eben ſo theilten ſie alle den Thierkreiß in 12 und 28 Theile.

Woher kommt es, daß alle Völker in Aſien die Woche von ſieben Tagen haben, und auch alle Tage

mit

mit denſelben Planeten bezeichnen, und in derſelben Ordnung?

Herr Bailly hat in einer beſondern Schrift, die er der Academie der Wiſſenſchaften zu Paris im Jahr 1777 vorgeleſen hat, zu beweiſen geſucht, daß alle bey Beſtimmung des Umfangs der Erde von den alten Schriftſtellern angeführte Maaße im Grund einerley ſeyen. Er behauptet, daß das beym Ptolomäus beſchriebene Verhältniß von 180,000 Stadien, das beym Poſidonius von 240,000, ein andres beym Cleomedes von 300,000, ein andres beym Ariſtoteles von 400,000, und das bey einem perſiſchen Schriftſteller befindliche von 8000 Paraſangen, immer eins und daſſelbe ſey. Alle Stadien, alle Meilen, die perſiſche Paraſange, der σχοινος der Perſer, der Egypter, der Coß und der Gô der Indier hangen alle durch wahre Beſtimmungen und Verhältniſſe zuſammen. Alle dieſe Maaße ſind nur aus einem einzigen kleinen urſprünglichen Maaß zuſammengeſezt, und dieſes iſt, nach ihm, der große Cubitus, den man auf dem Nilometer zu Cairo findet, von $20\frac{1}{2}$ Pariſer Zoll, ſo wie er noch heut zu Tage zu Florenz als Braccio gebräuchlich iſt. Der beym Ariſtoteles angeführte Umfang der Erde von 400,000 Stadien, wovon die andern Copieen ſind, findet ſich nach unſern heutigen Ausmeſſungen ziemlich richtig.

Alle

Alle in der Geſchichte der Aſtronomie erhaltene Spuren zeigen deutlich an, daß die Cultur bey ſo verſchiedenen Völkern ungefehr zu Einer Zeit, und zwar 3000 Jahre vor unſrer Zeitrechnung begonnen habe. Alle in den Traditionen erhaltene Erfinder kommen ungefehr zu Einer Zeit zum Vorſchein: der Kayſer Fohi bey den Schineſen im Jahr 2952; Diem Schid, der die perſiſche Monarchie gründete, im Jahr 3209. Eben ſo gehen die aſtronomiſchen Tafeln der Indier bis auf das Jahr 3101 zurük.

Aus dieſen kurz hier angeführten Thatſachen, Gründen und Beobachtungen ſucht Hr. Bailly mit vieler Beredſamkeit zu beweiſen, daß alle dieſe Kentniſſe von einem hohen Alter der Welt Zeugniß ablegen; daß ſie nicht durch Mittheilung nach und nach von einem Volke zum andern gewandert ſeyen; weil bekanntlich alle aſiatiſchen Völker von ewigen Zeiten her durch politiſche Geſetze von aller Gemeinſchaft unter einander ausgeſchloſſen ſeyen: daß vielmehr Wiſſenſchaft und wahre Philoſophie ehedem bey einem einzigen Volke in einem hohen Grade geblüht habe, und daß ſie von da, zu Einer Zeit ungefähr, wie der dunkle Laut in allen ihren Traditionen angebe, zu andern Völkern ſey übergetragen worden. Daß die itzigen Beſitzer nicht als Erfinder anzuſehen ſeyen, beweiſe der ärmliche Zuſtand der Wiſſenſchaften ſelbſt, worinn ſie ſeit der Zeit wenige Schritte gethan haben; ſondern die Reſte, die bey ihnen übrig

ſeyen,

und ob viele Clienten ſich zu ihm drängen. Horch, Junge! Was für ein Getös iſt das?

Lucius.

Ich höre nichts, Gnädige Frau.

Portia.

Horche doch; ich hörte ein lärmendes Getöſe, wie ein Gefecht, und der Wind bringt es vom Capitolio her.

Lucius.

Wahrhaftig, Gnädige Frau, ich höre nichts.

Artemidorus tritt auf.

Portia.

Komm hieher, Mann, welchen Weg kommſt du?

Artemidorus.

Aus meinem eignen Hauſe, Gnädige Frau.

Portia.

Wie viel iſt's an der Zeit?

Artemidorus.

Ueber die neunte Stunde, Gnädige Frau.

Portia.

Iſt Cäſar ſchon nach dem Capitolio gegangen?

seyen, müsse man als Bruchstücke und zertrümmerte Säulen eines von Andern aufgeführten Tempels ansehen.

Dieses vor andern aufgeklärte Volk, das der Siegelbewahrer aller Geheimnisse menschlicher Wissenschaften und Künste gewesen sey, sezt er ungefehr unter den 49 bis 50sten Grad nördlicher Breite in Asien, und zwar aus folgenden Gründen.

Ptolomäus sagt, die Beobachtungen über den Aufgang der Sterne seyen in einem Lande gemacht worden, wo der Tag 16 Stunden hatte. Unter dieser Breite in Europa waren sicherlich dazumal keine Astronomen zu suchen. Zoroaster redet von einem Lande, dessen Berge und Flüsse er beschreibt, daß der längste Sommertag daselbst noch einmal so lang sey, als der kürzeste im Winter; dies ist das Clima von 16 Tagesstunden. Der Umfang der Erde beym Aristoteles stimmt mit unsern Rechnungen vollkommen überein; also muß der Grad, wornach sie gemessen werden, ungefehr unter derselben Breite liegen.

Die Indier reden von zwey ganz entgegengesezten Sternen, die ihren Umlauf um die Erde in 144 Jahren vollenden sollen. Sie kannten zugleich die Ecliptik; also bedeuten diese ihre Perioden keine Sonnenjahre. — Bey den Tatarn ist eine Periode von 180 Jahren, die sie Van nennen. Multiplicirt man diese beyden Perioden von 144 und 180 Jahren miteinander, so kommen gerade 25920 Jahre heraus,

heraus, als die wahre Revolution der Fixsterne, die man nach unsern genauesten Beobachtungen herausgebracht hat. Bey den Siamern heißt das Wort Van auch eine Periode oder ein Tag.

Die Geschichte des Phönix in Egypten war nicht in Egypten erfunden. Sie gehörte einem andern Clima zu, wo die Sonne sich 65 Tage verbarg, und 380 Tage leuchtete oder lebte. Die Fabel des Janus, der in der einen Hand 300 und in der andern 65 hielt, und endlich aus der Edda die Geschichte der Freja, die ihrem Gemahl erlaubte 65 Tage auszubleiben, wenn er ihr nur die übrigen 300 getreu war — alle diese Fabeln beziehen sich auf ein Land, das unter dieser Breite lag. Eben so beweinte man die Abwesenheit des Osiris und Adonis 40 Tage lang als das Aussenbleiben der Sonne.

Hierzu kommen noch die botanischen Beobachtungen des Ritter Linné, der Sibirien, oder das nördliche Asien, als die Wiege des menschlichen Geschlechts angesehen wissen will, weil dort die Gerste, der Roggen, der Hopfen, und beynah alle unsre Küchengewächse, ohne gesäet und gepflanzt zu werden, freywillig wachsen.

Die Hypothese des Grafen Büffon von der allmählichen Erkaltung der Erde, und wo dieser Punct der Erkaltung angefangen habe, weiß Hr. Bailly nicht weniger in seinen Nutzen zu verwandeln.

II.

Auszug
aus Herrn Magellans Zusatz

zu des Hrn. Le Begue de Presle *Relation des derniers jours de M. Jean Jacques Rousseau.*

Ich war im verwichnen Junius (1778) zu Paris, und wollte, eh ich wieder nach England reißte, erst einen kleinen Umweg machen, um den Hrn. Marquis von Gerardin, mit dem ich seit einiger Zeit in Briefwechsel gestanden, zu besuchen. Er hatte mich auf sein Landgut Ermenonville eingeladen, und als ich zu gleicher Zeit erfuhr, daß Hr. Rousseau, auf das edle Anerbieten, das ihm der Marquis deshalb gemacht, sich gegenwärtig daselbst aufhalte, war dies ein Bewegungsgrund mehr zu meinem Entschluß. Noch nie hatte ich diesen ausserordentlichen Mann gesehen, der, unerachtet der Verirrungen, zu denen seine Einbildungskraft, die lebhaften Bewegungen seiner Seele, die äusserste Reizbarkeit seines Herzens ihn einigemal verleitet haben, doch immer unserm Jahrhundert Ehre macht. Diese Verirrungen wird ihm aber auch der vernünftige Theil der Welt gerne verzeihen, weil er am Ende doch nur Mensch war; und im übrigen sollt' ich meynen, man hätte mehr Ursach, sich vor denen in Acht zu nehmen, die

sich

ſich über die menſchlichen Schwachheiten erhaben zu ſeyn dünken, als vor dem, der nicht mehr als unſer Einer ſeyn will, und Aufrichtigkeit genug hat ſich der Welt zu zeigen wie er iſt.

Ich darf allen, welche dieſen Aufſatz leſen werden, verſichern, daß mein Verlangen, Hrn. Rouſſeau perſönlich kennen zu lernen, nichts weniger als die alberne Neugierde einen großen Mann zu begaffen, oder die Eitelkeit mich ihm bekannt zu machen zum Grunde hatte. Nein! Die Widerwärtigkeiten dieſes berühmten Mannes, die Verfolgungen, die er geduldet, der Neid, den er erwekt, ſeine Verdienſte, ſeine ausnehmenden Talente, ſogar ſeine Irrthümer — alles war mir an ihm wichtig; alles machte mich ungeduldig ihn zu ſehen und perſönlich kennen zu lernen.

Es hat von jeher in der Klaſſe der Gelehrten ſolche Unglükliche gegeben, denen das Unvermögen ihre Zeitgenoſſen in irgend einer Art von Geiſtesproducten zu übertreffen, das Herz abgenagt hat. Zu dieſer Klaſſe gehören auch die, deren ſchwarze Seelen keine andre Empfindung als Eiferſucht — eine bösartige und übelthätige Eiferſucht — gegen dieſen unnachahmlichen Schriftſteller kannten; die ſich ein Geſchäft daraus machten ihn zu quälen, und denen es auch endlich gelang, die äuſſerſte Reizbarkeit ſeines Characters, die ſehr wahrſcheinlich eine Folge ſeiner phyſiſchen Organiſation war, zu ihrer bos-

haften Absicht zu mißbrauchen, und ihn unvermerkt zu jenen Ergießungen des Herzens zu bringen, die der unverständige Hause Unvorsichtigkeiten nennt, und nach den Begriffen der habituellen Sclaverey, worinn er in der bürgerlichen Gesellschaft aufgewachsen ist, zu Verbrechen macht — die aber Leute von gesunderm Urtheil weder verdammen können noch mögen.

Ich hatte hier in London gesehen, wie weit es die Feinde Rousseau's mit ihren Kabalen brachten. Unter dem Schein als ob sie ihm Gutes thun wollten, hörten sie nicht auf die Zartheit seines Gefühls zu verletzen, um ihn hernach für einen Thoren, für einen Menschenhasser, ja sogar für einen Undankbaren (das Schmählichste und Unerträglichste, was man ein empfindendes und edles Herz nur immer schelten kann) ausschreyen zu können. Durch diese geheimen boshaften Kunstgriffe brachten sie es endlich dahin, daß sie ihn aus einer Freystatt trieben, die er im Schooße der Freyheit selbst, mitten unter einer Nation gefunden hatte, die man mit Recht philosophisch nennt, ob es gleich sehr lächerlich seyn würde, zu glauben, daß darum jeder einzelne Mann ein Philosoph seyn müsse.

Ich gestehe, daß ich damals über dies unwürdige Verfahren äusserst ungehalten war; denn jeder rechtschafne Mann hat ein Recht an mein Mitleiden; und wär ich im Stande gewesen, Hrn. R. einige

Dienste

Dienſte zu leiſten — ob ich gleich ſelbſt ſehr eingeſchränkt lebte, und ſo gut als er ein Fremder im Lande war — ſo würd' ich nicht ermangelt haben alles anzuwenden, um mich mit ihm in ein näheres Verhältniß zu ſetzen und ſein Zutrauen zu gewinnen. Ungefehr eben dieſelben Umſtände verhinderten mich in der Folge ſeine Bekanntſchaft zu Paris zu erlangen, ob ich gleich ſchon die Freundſchaft zweyer Männer, die ſeine Vertraute waren, nemlich des Hrn. Le Begue de Presle, und des Hrn. Aublet, Herausgebers der Geſchichte der Pflanzen von Guiane, genoß. Hr. R. vermied ſeit langer Zeit alle neue Bekanntſchaften. Er hatte die Bosheit der mehrſten, die ſich das Anſehen ſeiner Freunde hatten geben wollen, nur zu deutlich erfahren. Seine Zurükhaltung hatte demnach ihre guten Gründe; und ich meines Orts ſchätze die Freyheit nach eignen Grundſätzen zu handeln an andern gerade ſo hoch, als ich ſelbſt, in Dingen die mich allein betreffen immer mein eigner Herr zu ſeyn wünſche.

Nun wieder zur Sache; obgleich dieſer Abſprung hier eben nicht allzuſehr am unrechten Ort ſtehen möchte. Die Verfaſſung und Umſtände, worinn Hr. R. im verwichnen Junius lebte, waren ganz das Gegentheil von ſeinen ſonſtigen. Er fand ſich glüklich mitten unter Freunden, die er bewährt gefunden; im Schooß einer eben ſo liebenswürdigen und edeln, als anſehnlichen Familie; und in dieſer

Rükſicht glaubte ich recht zu thun, wenn ich mir das Vergnügen nicht länger verſagte, dieſen Philoſophen aufzuſuchen, der nun endlich doch wenigſtens am Ende ſeiner Laufbahn das Glük des Lebens koſtete. Ich theilte meinen Vorſatz dem Hrn. Le Begue de Preſle mit, und da er ſelbſt nach Ermenonville zu reiſen beſchloſſen hatte, begleitete er mich am 21ſten Junius dahin, und unſre kleine Reiſe geſchah auf eben die Art, wie Hr. Le Begue auf der 13ten S. ſeiner Nachricht ſchreibt, daß er Hrn. Rouſſeau dahin geführt habe. Diejenigen, welche die Fabel erfunden haben, Hr. R. ſey zu Fuß nach Ermenonville gereißt, müſſen ſehr unverſchämte und abgeſchmakte Leute geweſen ſeyn (*).

Wir kamen zu Mittag kurz vor Tafel auf dem Schloß an, und fanden eine Geſellſchaft, die den Hrn. Marquis von Gerardin und ſeine Familie zu beſuchen gekommen war. Als wir abgeſpeißt hatten, kam Hr. R. zu uns, eben da wir im Begriff waren, einen Spaziergang zu machen, und ſchon auf der Brücke

(*) Die Stelle, auf die ſich Hr. Magellan hier beziehet, lautet in der Nachricht des Hrn. Le Begue de Preſle von den lezten Tagen des Hrn. R. alſo: „Herr Rouſ„ſeau gieng am 20ſten May nach Ermenonville ab, „nicht zu Fuß aus Mangel an Geld, wie es geheißen „hat, ſondern in einer Chaiſe, die uns bis Louvres „brachte, wo wir eine Caroſſe und Pferde des Hrn. „Marq. von Gerardin fanden.“

Brücke des Schloßgrabens ſtanden. Er hatte nichts in ſeiner Phyſionomie, das ihn angekündigt hätte, es müßte denn die Lebhaftigkeit ſeiner Augen geweſen ſeyn. Seine Mine war ſo ſimpel und beſcheiden, ohne irgend eine Pretenſion auszuhängen, oder die Vorzüge ſeines Geiſtes nur im mindſten zu verrathen, daß ihn Niemand für das würde angeſehn haben, was er war.

Ich erinnerte mich einiger Stellen ſeiner Schriften, wo es ſcheint, als ob die Seele aus ihrer Sphäre trete, und in die höchſte Begeiſterung einer durchaus reinen und vollkommnen Tugend hingeriſſen, oder im Anſchauen der erhabenſten Wahrheiten, die er enthüllen und den übrigen Sterblichen anſchaulich machen wollte, verſchlungen würde. Allein meine Einbildungskraft behielt noch immer die Oberhand über meine Augen, und konnte ſich kaum überreden laſſen, daß der Mann, den ich vor mir ſah, wirklich dieſer anziehende Schriftſteller, dieſer bewundernswürdige Mahler der zarteſten Empfindungen des menſchlichen Herzens wäre.

Indem ich dies ſage, dünkt mich, ich ſeh ſie alle, die kleinen Geiſter, die Fanatiker, und, die noch ärger ſind, die Tartüffen und Andächtler ſich erheben, um ſich zu den Verkleinern der Verdienſte und Talente dieſes großen Mannes zu geſellen, und aus Einem Munde das Verdammungsurtheil über ſeine Schriften auszurufen. Ich höre ſie nichts als Irrthümer,

Paradoxen und verkehrte Meinungen, sowohl in Ansehung der Moral als der Religion darinn finden, und die erhabensten Stellen, die richtigsten Grundsätze, die hellsten Wahrheiten, ohne sie sehen, ohne sie erkennen zu wollen, vorbeygehen. Aber Wehe dem, der in Rousseau's Schriften nichts, als was fehlerhaft darinn seyn mag, sehen kann!

Nach und nach, und wie von ungefehr, gerieth ich mit Hrn. R. in Conversation, und ich hatte die unaussprechlichste Freude, ihn in einem so geruhigen Zustande, und so ganz à son aise zu finden. Die Ruhe seiner Seele und die Zufriedenheit seines Herzens leuchtete aus seinem Gesicht und aus allem was er sprach hervor. Er ließ sich, sobald man sich an ihn wandte, oder die Reyhe der Unterhaltung ihn traf, auf die gleichgültigsten Gegenstände ein — es war die Einfalt selbst; er drükte sich immer mit der reizenden Kunstlosigkeit aus, die das natürlichste Kennzeichen eines aufrichtigguten Herzens ist.

Ich bemerkte mit dem größten Vergnügen, daß selbst die Kinder des Hrn. Marquis aufmerksam waren, seiner Liebe zur Botanik zu schmeicheln, indem sie ihm Pflanzen zutrugen, die sie auf dem Spaziergange gefunden hatten. Er unterhielt sich mit ihnen davon; gab ihnen die Charactere der botanischen Klassification an, und zeigte ihnen ihre specifischen Unterscheidungszeichen. Indeß liefen doch auch von Zeit zu Zeit, obgleich sehr selten, diese und jene Aus-

drücke

drücke mitunter, die durch einen Lakonismus voll Energie und Gefühl den Rouſſeau verriethen. Als mir, z. B., ich weiß nicht mehr bey welcher Gelegenheit, der Ausdruk entfuhr: die Menſchen wären böſe. Die Menſchen? antwortete Hr. R. — Ja! aber, der Menſch iſt gut!

Ein Punct hauptſächlich war es, der ſeine Empfindlichkeit reizte, und dieſen Philoſophen kenntlich machte. Die Unterhaltung kam nemlich von ungefehr auf die Widerwärtigkeiten des menſchlichen Lebens, und ich führte bey dieſer Gelegenheit die ſchrekklichen Scenen an, von denen ich, während des Erdbebens zu Liſabon (im Jahr 1755) ein Augenzeuge geweſen war. Sobald ich dies ſagte, heftete Hr. R. ſeinen Blik auf mich. „Wie, ſagte er, Sie waren da zugegen?“ Ja, antwortete ich, und ich kann nie ohne Schaudern an dieſe ſchrekliche Begebenheit denken. Mitten unter dieſer entſetzlichen Zerſtörung, ließ mir die Mannichfaltigkeit des Elends, wovon ich Augenzeuge war, beynahe nichts als ein Einziges betäubtes Gefühl eines ſchneidenden Schmerzes, den der Anblik einiger meiner Freunde, die ihr Grab ebenfalls in dem allgemeinen Verderben fanden, auf einen Grad erhöhte, den ich nicht mit Worten auszudrücken im Stande bin. Unter andern erinnere ich mich einer Scene, deren Andenken noch izt das rührendſte Gemählde vor meine Sinne ſtellt.

Artemidorus.

Gnädige Frau, noch nicht; ich gehe eben, einen Plaz zu suchen, um ihn vorbeygehen zu sehen.

Portia.

Du hast eine Bitte an den Cäsar, nicht wahr?

Artemidorus.

Ich hab' eine, Gnädige Frau, wenn es dem Cäsar belieben wird, so gut gegen den Cäsar zu seyn, und mich anzuhören; ich werd' ihn bitten, daß er sich selbst lieb haben soll.

Portia.

Wie? Ist dir etwas von einem Anschlag bewußt, der wider ihn gerichtet seyn sollte?

Artemidorus.

Ich weiß von keinem, aber ich besorge viele; guten Morgen! die Strasse ist hier enge; das Gedränge von Senatoren, Magistrats-Personen und gemeinen Clienten, das um Cäsarn her ist, könnte einen schwachen Mann zu tode drüken. Ich will mir einen bequemern Plaz suchen, um mit dem grossen Cäsar zu sprechen, indem er vorübergeht.

(Er geht ab.)

Portia.

Ich muß nach Hause gehen -- weh mir! was für ein schwaches Ding ist das Herz eines Weibes! O Brutus,

Brutus!

Ein Bürger aus Lisabon befand sich auſſer seinem Hauſe, als die mehrſten Gebäude auf den dritten Stoß zuſammenſtürzten, nachdem die beyden erſten den Grund und die Mauren bereits erſchüttert hatten. Er eilte, ſobald er aus Zurükkommen denken konnte, herbey, ſeine Frau und ſeine Kinder, um deren Schikſal ihm bange war, zu retten. In dieſer Angſt ſprang er über den Schutt, von dem die Straßen voll lagen, und ſeine Herzhaftigkeit wurde verdoppelt, da er ſah, daß ſein Haus nicht mit gefallen war, obgleich Thür und Fenſter von den Ruinen der gegenüberſtehenden verſchüttet waren. Er rief den Seinen aus allen Kräften, und ſie antworteten ihm auch, nur konnten ſie nicht heraus, weil alle Ausgänge verſtopft waren. Der unglükliche Mann fieng an den Schutt beyſeite zu räumen, und bat alle, die nur in einiger Entfernung vorüber giengen, ihm eine Oefnung machen zu helfen, durch welche ſeine Familie aus dieſer Art von Grabe gehen könnte. Aber unglüklicherweiſe brach ſo nah neben ſeinem Hauſe Feuer aus, daß alle Rettung unmöglich war, und ihm nun nichts weiter übrig blieb, als in das Schreyen und Weinen ſeiner Familie einzuſtimmen, die er vor ſeinen Augen lebendig verbrennen ſehen mußte.

Bey dieſen Worten that Hr. R.; der meiner Erzählung ſehr aufmerkſam zugehört hatte, einen haſtigen Schritt beyſeite, und blieb, wie vom Bliz gerührt,

rührt, einige Augenblicke unbeweglich ſtehen. Den Ausdruk ſeiner Phyſionomie in dieſem Augenblik bin ich nicht im Stande zu beſchreiben, ſo vollkommen ſtellte ſie das dar, was in ſeinem Inwendigen vorgieng.

Gegen Abend, als wir wieder auf das Schloß zurükgekommen waren, regalierte uns der Hr. Marquis mit einem Concert, an dem Hrn. R. ſelbſt einigen Theil nahm. Beſonders erinnere ich mich, daß er das Lied von der Weyde aus Schakeſpear's Othello, das er ſelbſt ganz neuerlich componiert hatte, auf dem Pianoforte accompagnierte. Ich erhielt mit ſeiner Erlaubniß eine Abſchrift davon; es iſt ganz in dem wahren ſimpeln und pathetiſchen Geſchmak ſeines Verfaſſers. Wahrſcheinlicherweiſe iſt dies ſeine lezte Compoſition geweſen.

Den Tag darauf, als am 22ſten Junius ſpeißte Hr. R. auf Einladung des Hrn. Marquis zu Mittag bey Ihm. Allein es traf ſich eben, daß ſeine Frau nicht mit von der Geſellſchaft ſeyn konnte, und alſo wurde ich des Vergnügens auch Sie kennen zu lernen beraubt. Die Dienſte, die ſie ihm ſo viele Jahre geleiſtet, und die treue Ergebenheit, womit ſie dieſem Philoſophen in einer ſo langen Reyhe unangenehmer Umſtände zugethan geblieben, müſſen ſie billig allen guten Menſchen ſchäzbar machen. Als wir abgeſpeißt hatten, machte Hr. R. auch einen

Spa-

Spaziergang mit, und der übrige Theil des Tages verstrich eben so angenehm, wie der vorhergehende.

Hätt' ich bloß meine Neigung zu Rathe ziehen dürfen, so würde ich, dem Anerbieten des Hrn. Marquis zufolge, mich noch einige Tage bey Ihm aufgehalten haben. Allein da ich nicht länger von London abwesend seyn konnte, mußte ich den folgenden Tag diese angenehme Gesellschaft verlassen, wo man mir nichts als Liebe erwiesen, und wo ich die Tugenden der edelsten Gastfreyheit, und achtungsvollsten Zärtlichkeit gegen diesen ausserordentlichen Mann, der so lange der Gegenstand des Neides und das Spiel des Schikfals gewesen war, hatte ausüben gesehen.

Da man vielleicht hier eine Beschreibung des schönen Landgutes Ermenonville, wo Hr. R. seine lezte Wohnung mit so viel Wohlgefallen aufschlug von mir erwatten dürfte: muß ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich so eben nicht Muße habe, das Gemählde davon zu unternehmen. Wer die vortrefliche Abhandlung des Hrn. Marq. von Gerardin über die Gartenkunst, oder *de la composition des payfages*, wie er sie nennt, gelesen hat, der wird sich leicht überreden können, daß ein Geschmak, der sich nach so wahren Grundsäzen und gleichsam in der Schule der schönen Natur selbst gebildet, in der Ausübung die Regeln nicht verfehlt haben werde, deren Kenntniß er nicht anders als durch eine mit dem

fein-

feinſten Gefühl und anhaltenden Nachdenken begleitete Erfahrung, und nachdem er alles, was in Europa das Schönſte genannt werden kann, ſelbſt geſehen, erlangen konnte. Um indeß die Neugier des Leſers nicht ganz zu täuſchen, will ich aus dem Brief eines meiner Freunde, welcher dieſen lieblichen Ort länger als ein Jahr vorher, eh Hr. N. ſein Wohnſitz daſelbſt nahm, beſucht hatte, einen kleinen Auszug herſetzen, der ſchon hinreichend ſeyn wird, einigen Begriff von Ermenonville zu geben.

„Das ſchöne Landgut Ermenonville, ſchreibt mein Freund, das auf neun Meilen von Paris liegt, und dem Hrn. von Gerardin gehört, iſt das einzge, wo die Franzoſen ſich einen Begriff von einer engliſchen Landſchaft machen können, und das dieſe vielleicht noch übertrift. Dafür iſt aber auch dort ein immerwährender Zulauf von Einheimiſchen und Ausländern, welche die Neugierde dahinführt. Vor kurzem iſt auch der Kayſer da geweſen, und hat die ſchöne Natur an dieſem Ort überraſchender und angenehmer gefunden, als die durch Kunſt aufgeſchmükte Natur zu Chantilly. Der Park iſt ein Theil eines Waldes, von dem er 1000 bis 1200 Morgen ausmacht, und dieſer Strich Landes ſtellt durch ſeine ſchöne Unordnung und Manchfaltig'eit lauter Gemählde und ſehr mahleriſche Scenen dar, die man mit eben ſo viel Geſchmak als Aufwand auszubilden gewußt hat. Ein Bach, der auf 300 Schritte ſeitwärts

wärts vom Eingang des Schloſſes entfernt iſt, und, indem er 15 Schuh hoch zwiſchen Felſen herabſtürzt, dieſelbe Wirkung wie die Caſcade zu Trivoli thut, fließt rings um den Vorhof herum, und macht alsdann eine zweyte eben ſo ländliche Caſcade, indem er in die Graben fällt, womit das Schloß umgeben iſt. Wenn er durch alle dieſe gefloſſen iſt, nimmt er ſeinen Lauf der zweyten Fakade des Schloſſes gegenüber, durch eine ſchöne Wieſe, wo er immer in ebenem Boden hinfließt. Die Wieſe ſelbſt iſt von zwey ſchönen Gehölzen begrenzt, und über dieſe ragen die Gipfel wenig entfernter Berge hervor, deren einige kahl, andere mit Holz bedekt ſind. Zwiſchen dieſen Maſſen von Gehölzen und hinter den Bergen finden ſich ſchöne Seeen, Baumgärten, Saatfelder, Mäyerhöfe, alle Arten von Anpflanzungen u. ſ. w.

Die Spaziergänge an dieſem ſchönen Ort ſind, wegen der vortreflichen Muſik, die man da hört, dem Ohr nicht weniger angenehm, als den Augen; denn der Hr. von Gerardin unterhält eine Anzahl von geſchikten Tonkünſtlern, die ſich bald in den Wäldern, bald an den Ufern der Gewäſſer, bald auf den Gewäſſern ſelbſt, einzeln oder concertirend, hören laſſen, und, Abends, ſich verſammeln, um in dem Saal, der an denjenigen ſtößt, wo ſich die Geſellſchaft des Hrn. Marquis aufhält, die beſten muſikaliſchen Sachen aufzuführen.

Mr.

Nirgends findet man das Ungezwungne im Umgang, die Freyheit in der Lebensart, die Einfalt in den Sitten sowohl als in der Kleidung, in einem höhern Grad als hier. Die Frau von Gerardin und ihre Töchter sind en Amazones in den gewöhnlichsten braunen Zeug gekleidet, und haben einen schwarzen Hut statt aller Coeffüre. Ihre Knaben tragen die einfachste Kleidung, und können deswegen eben so leicht für Bauernkinder angesehen werden u. s. w."

Ich habe dieser Nachricht nichts als die Versicherung hin zu fügen, daß ich selbst alles so befunden habe, wie es hier beschrieben ist. Es schien mir, als hätte der Hr. Marq. von Gerardin alle die schönen Gemählde der Dichter von den glüklichen Gefilden Arabiens und den Haynen von Cythere und Guidos zu Ermenonville realisiren wollen. An diesem bezaubernden Ort also verließ ich Hrn. R. in einem Zustande, welcher der glüklichste, vielleicht von seinem ganzen Leben, war; bey Menschen, die ihm auf die edelste Art seinen Aufenthalt angenehm machten, die ihn liebten und ehrten ohne den künstlichen Prunk von Complimenten, die der wahre Weise verachtet, weil sie im Grunde nichts als Zeichen — ohne Bedeutung sind.

Kurz darauf als ich wieder zu London angekommen war, las ich in der Zeitung die Nachricht, daß Hr. Rousseau zu Ermenonville gestorben sey; aber mit Umständen, von deren Unwahrheit ich größtentheils

theils verſichert war. Um nun in Anſehung der übrigen, bey denen ich noch in Zweifel ſtund, eben ſo gewiß zu werden, ſchrieb ich aus dieſer Abſicht ſogleich an unſern gemeinſchaftlichen Freund nach Paris. Hauptſächlich wünſcht' ich dieſe zwey Puncte zuverläßig zu erfahren: ob Hr. Rouſſeau vor und in ſeinem Sterben viel gelitten, und ob er ſeiner Wittwe zu leben hinterlaſſen hätte. Denn das Grab wird nie die Grenze meiner Freundſchaft ſeyn.

Was übrigens die Reden und Worte eines Sterbenden betrift: ſo hangen dieſe wohl gänzlich von der gegenwärtigen phyſiſchen Beſchaffenheit des Körpers ab. Es iſt demnach nichts ungereimter und trüglicher (ſo häufig es auch geſchieht) als aus den lezten Handlungen und Reden eines Sterbenden, wer er auch ſey, auf die eigentlichen Geſinnungen ſeiner Seele ſchließen zu wollen. Alle Fibern, alle Triebfedern des Lebens ſind da ſchon in einem convulſiven Zuſtande, worinn die ganze Maſchine die Annäherung ihrer Zerſtörung ankündigt. Es iſt alſo nicht mehr derſelbe Menſch, welcher ſpricht; es ſind nicht mehr ſeine Geſinnungen, die er äuſſert (*). Schon dies ſollte hinreichend ſeyn, diejenigen, welche den Einfluß der phyſiſchen Organiſation auf die intellectuel-

(*) Dieſe Behauptung des Hrn. Magellan, ſo wahr ſie auch in den meiſten Fällen ſeyn mag, leidet doch ſehr viele Ausnahmen, und iſt überhaupt viel zu allgemein und unbeſtimmt ausgedrükt.

lectuellen Kräfte des Menſchen kennen, eines beſſern zu überführen.

Ich empfieng von ſeinem und meinem Freunde, dem Hrn. Le Begué de Preſle folgendes zur Antwort: „Sie können ſich leicht vorſtellen, wie ſehr ich es beklage, daß Hr. Rouſſeau die Ruhe, die er an Seel und Leib in einer ſo ſchönen ländlichen Gegend und bey Perſonen gefunden hatte, die ſich beſtrebten ihn ſo glüklich zu machen, als ſein Character und das Andenken an ſeine vorigen Leiden es nur immer erlauben konnten, nicht länger genoſſen habe. Auf ſeinem Todesbette hat er ſehr wenig gelitten, denn er lebte von dem erſten Anfang ſeines Kopfwehs an nur noch vier Stunden — Madame Rouſſeau hat zu leben u. ſ. w.“

III.

Fortſetzung der Bilanz der ſchönen Literatur im Jahre 1779.

Unter den einzelnen Werken würde ich mich vergebens nach Schriften von beträchtlichem Umfang umſehen, um mit ihnen den Anfang zu machen, wenn ich nicht von den Romanen anfangen wollte, die ſich jetzo ſo ſehr häuffen, aber immer freylich mehr Federn, als gute Köpfe beſchäftigen. Wir haben

jetzo sogar eine Bibliothek der Romane, welche nicht die Absicht hat, eine Chrestomathie der besten Romane, sondern literarische Nachrichten von alten, Auszüge aus vergeßnen Romanen und kleine episodische Erzählungen zu liefern. Der Herausgeber, Herr Reichard, bedient sich zwar dabey der Bibliotheque des Romans, leistet aber sehr viel Eignes, und trägt vornemlich unsre einheimische Literatur nach. Die Auszüge aus dem Lancelot vom See und aus dem Roman vom Doolin sind desto angenehmer, je weniger man Zeit und Gelegenheit hat, sie selbst zu lesen. Zur Unterhaltung dienen in dem dritten und vierten Bande Don Luzmann, eine Erzählung spanischen Ursprungs, und eine gute Uebersetzung des Diable amoureux. Hr. Reichard will auch die Mythologien als Religionsromane mit in seinen Plan ziehn. In dem obgenannten Buch der Liebe (einem erneuerten alten Titel) hat derselbe Herausgeber, ausser dem oben angeführten Gedichte, einen Roman von 1588 abdrucken lassen; ein schöne kurzweilige und liebliche Historie von dem edeln und theuern Ritter Galmyen, und von seiner züchtigen Liebe, so er zu einer Herzogin getragen, welche er in Mönchsgestalt von dem Feuer und dem schändlichen Tod erlöst hat u. s. w. Solche Abdrücke der Gewohnheiten und des Geistes der Vorwelt, wie sie Herr Reichard nennt, werden freylich in zierlichem Leipziger Druk eher in die Hand genommen, als in ihrer ursprüng-

lichen

lichen Gothiſchen Geſtalt, und, ſind es gleich keine teutſchen Erfindungen, ſo lernt man doch den damaligen Ton und Sprache unſers Vaterlands daraus. Diejenigen Romane, wovon die lezten Theile im vorigen Jahre herausgekommen, will ich nur kurz nennen, weil ihre Eigenſchaften dem leſenden, und, durch den Widerhall auch zum Theil dem nicht leſenden Publicum bekannt genug ſind. So iſt z. E. die Geſchichte Karls von Burgheim, mit dem vierten Bande geendigt, und Reizenſtein, oder die Geſchichte eines teutſchen Officiers, die nicht um des Plans, ſondern um der Benutzung der Zeitumſtände und der Localitäten, um heilſamer Satyre und vieler launigten Stellen willen Beyfall erhalten, mit dem zwoten Theile geſchloſſen. Eben ſo kann ich mich bey den Romanen, von welchen Fortſetzungen erfolgten, ohne daß ſie zu Ende giengen, auf die Urtheile beziehen, die die Leſer bey ihrer erſten Erſcheinung gefällt haben werden. Von Karl Ferdinter, der nun bis auf den erſten Theil des dritten Bandes geht, empfindet jeder, daß er in Richardſons Manier geſchrieben iſt, und mehr einzelne gute Briefe hat, als ein gutes Ganzes ausmacht. Die Lebensläufe in aufſteigender Linie, wovon der zweyte Theil herauskam, hat von ihrer unterhaltenden ſowohl als langweiligen Seite, ihrer Originalität und ihrer Sonderbarkeit nach, der Merkur zur Gnüge geſchildert. Noch immer lieſt man die phy-

Brutus! Der Himmel unterſtüze dich in deinem Vorhaben — Gewiß, der Junge hörte mich -- Brutus hat eine Bitte, die Cäſar nicht bewilligen wird -- O! es wird mir ganz ohnmächtig -- Lauffe, Lucius, und grüſſe mir deinen Herrn; ſag ihm, ich ſey munter; komm wieder zurük, und melde mir, was er dir geſagt hat.

(Sie gehen ab.)

siognomischen Reisen gerne, die mit einem vierten Heft vermehrt worden, und bey denen der satyrische und characteristische Theil den romanhaften weit überwiegt.

Unter unsern jetzigen Romanenschreibern beweißt sich Herr Wezel sehr geschäftig. Noch im vorigen Jahr gab er die Ehstandsgeschichte des Herrn Peter Marks, die unsern Lesern noch aus dem teutschen Merkur erinnerlich seyn wird, umgearbeitet, und mit Kupfern von Chodowiecki verziert, einzeln heraus. Die satyrische Gallerie von Eheweibern hatte nicht allein bey dem weiblichen Geschlechte Lärm gemacht, sondern es hatten sich sogar männliche Federn zur Vertheidigung und Rache im Namen eines Geschlechts gerüstet, dem es nie an Rittern zu seinem Schutze gefehlt hat. Zu schuldiger Satisfaction widerrufte nun zwar der Verfasser nicht, aber er entwarf ein Gegenstük, worinnen Männer, und zwar noch mehrere, als die Weiber, zur Schau gestellt wurden, denn die wilde Betty hatte drey Männer und vier Liebhaber. Noch mehr, da unter jenen sechs Weibern doch Eine gute war, so taugte hingegen von allen sieben Mannspersonen keiner etwas. Indessen ist die Wildheit der Betty so beschaffen, daß das weibliche Geschlecht über diesen Triumf doch eben nicht allzusehr wird frohlocken können. Man legt demselben Schriftsteller das Tagebuch eines neuen Ehemanns bey, das den Leserinnen ein eben so großes Aergerniß seyn muß. Er zeigt darinnen, wie

unglük-

unglüklich eine Ehe ſey, wo die Frau zu empfindſam iſt; dies muß einem Geſchlechte weh thun, das auf die Empfindſamkeit ſtolz zu ſeyn pflegt. Aber noch mehr muß es ihm ſchmerzen, zu ſehen, wie viel Deſpotismus der Verfaſſer dem Ehmann erlaubt, und wie wenig Verfeinerung des Verſtandes er der Frau geſtatten will. Es wollte ſchon jemand in einem Tagebuch einer neuen Ehefrau die Ehre der Weiber retten, aber es hätte ein witziges Frauenzimmer ſelbſt die Feder führen müſſen, um den Verfaſſer zu beſiegen — Das weitläuftigſte Werk dieſes Schriftſtellers, iſt Hermann und Ulricke in vier Bänden, ein komiſcher Roman dem Hauptton nach, wiewohl auch einige wirklich rührende Scenen eingeſchaltet ſind. Weder Ideale von Laſter und Tugend, ſondern eine Art von raiſonnirender Biographie wollte der Verfaſſer entwerfen, die übrigens immer noch ſo viel Wunderbares behalten hat, als die Leſer fodern können. Hermann iſt ein Payſan parvenu; er wird ſo ſonderbar hin und her geworfen, ſo unerwartet gerettet und geſtürzt, ſo unvermuthet von ſeiner Geliebten getrennt, und wieder mit ihr zuſammengeführt, daß der gewöhnliche Romanenleſer doch auch hier ſeine Rechnung findet. In der That iſt es auch, wie der Verfaſſer ſelbſt darthut, hinreichend, daß die Begebenheiten einzeln wahrſcheinlich ſind, und häufig zu geſchehen pflegen, wenn gleich eine ſolche Verkettung derſelben nicht alle

Tage gefunden wird. Auſſer den beiden Hauptperſonen, ſind nach dem Urtheile des Publicums dem Verfaſſer die Charactere des Grafen, des Fürſten, und der Buhlerin Vignali am beſten gelungen. Doch es würde mich hier zu weit führen, wenn ich von den einzelnen Characteren des Romans, oder auch nur von den Vorzügen und Mängeln des Plans reden wollte. Genug, daß, wenn bey einer neuen Ausgabe einige Unwahrſcheinlichkeiten, einige Uebertreibungen, einige zu lang gedehnte Epiſoden wegfallen, dieſer Roman ſeinen Platz vor vielen andern behaupten wird. Die eigentliche Entſtehungsart deſſelben, nemlich die Abſicht durch einen aus hoher Denkungsart und gefühlvollem Herzen zuſammengeſezten Character die bisherigen empfindſamen Charactere unſrer Romane zu verdunkeln, hat er an einem andern Orte (in der Vorrede zum Robinſon Cruſoe) an den Tag gelegt. Denn folgende Züge paſſen wörtlich auf Hermannen: „Ein Beyſpiel groſſer, edler, „aufſtrebender Thätigkeit, wie ſie jeder Jüngling „nachahmen kann, das die Triebfeder des menſchli„chen Geiſtes die Ehre anſpannt, ein Beiſpiel voll „Nerven, Geiſt, ſtarker, männlicher Empfindung, „ohne die mindeſte idealiſche Vollkommenheit, mit „Schwachheiten und Gebrechen beladen, aber eine „Seele voll Gleichgewicht; dieſer Character wird „durch eine Reihe von wahrſcheinlichen Begebenhei„ten ohne Abentheuerlichkeiten hindurch geführt, ſtol„pert

„pert immer, fällt oft durch die Uebertreibung sei„ner guten Eigenschaften, nähert sich dem Unter„gang, und sogar dem Verbrechen, und reißt sich „durch seinen wirksamen, starken, männlichen Geist „wieder empor; kämpft mit Leidenschaft, Phan„tasie, Menschen und Schikfalen, und dringt doch „mit unerschüttertem Ausharren zu seinem lezten „Zwek hindurch, zu dem Zwek, durch nüzliche Ge„schäftigkeit auf einen beträchtlichen Theil seiner Re„benmenschen auf eine Art zu wirken, wie sie in un„srer Welt und bey unsrer Verfassung möglich ist. —"

Von jenem Robinson auch ein Paar Worte zu sagen, so hat Herr Wezel die bekannten Abentheuer zu einer philosophischen Idee angewandt, nemlich eine Geschichte der Menschheit im Kleinen in dem Beyspiel eines einzelnen Menschen zu zeigen, die Entwiklung menschlicher Begierden, Leidenschaften und Phantasien darzustellen. Ohne mich in den Streit einzulassen, welcher von beyden, Herr Wezel, oder Herr Campe, zuerst die Idee gehabt, den alten Robinson um pädagogischen Nutzens willen zu modernisiren, bemerke ich, daß beyde für Kinder gebraucht werden können; der Robinson des Herrn Wezel für Kinder von zwölf, und der von Herrn Campe für Kinder von sechs Jahren; und es ist gewiß, daß die Verfasser von Kinderschriften diesen Unterschied von Jahren bisher oft vernachläßigt haben. Bey dem verschiednen Gesichtspuncte, den sich beyde Ver-

faſſer vorſezten, konnte es nicht anders kommen, als daß der Robinſon des Herrn Wezel ein beßrer Roman, und für Männer eine angenehmere Lektüre werden mußte. Er hatte nur die eine, obenangeführte Abſicht; Herr Campe hingegen ſuchte bey Gelegenheit des Robinſon den Kindern allerley nüzliche Kenntniſſe beyzubringen, betrachtete die Geſchichte nur als Vehiculum des Unterrichts, und konnte alſo nicht ſo zuſammenhängend erzählen, als Herr Wezel — Ein andrer pädagogiſcher Roman, oder vielmehr eine Satyre auf viele unſrer neuen Pädagogen hat auch bey denen, die ſich nicht für das Erziehungsweſen, noch für unſre gelehrten Projectmacher intereßiren, faſt eben ſo viel Beyfall erhalten, als die Wezeliſchen Romane, ich meyne den Spizbart, den einige öffentliche Zeitungen dem Herrn Profeſſor Schummel zugeſchrieben haben. Der Merkur hat bereits, ohne das Gute darinnen zu verkennen, die Fehler im Plane dargethan; was übrigens der Schrift an Vollkommenheit fehlt, kann durch den Nuzen erſezt werden, den ſie ſtiften kann, zumal da ſie ſehr populair abgefaßt iſt. Der Verfaſſer von der Geſchichte Heinrich Stillings hat einen neuen Roman in zwey Bänden herausgegeben: Geſchichte des Herrn von Morgenthau, der den vorigen in Zügen, die die Natur treffend ſchildern, und in Stellen, die tiefen Eindruk aufs Herz machen, gleichkommt. Einen dramatiſchen Roman verſuchte

der

der Verfaſſer von Guſtav Aldermann, das heißt: ein Schauſpiel in zwey Bänden für Leſer zu geben. Die Form iſt unſtreitig für ſo lange Erzählungen unbequem, obgleich der Verfaſſer ſein möglichſtes gethan hat. Seine Abſicht war übrigens, einen Mann von wildem Ehrgeiz, nicht zum Muſter aufzuſtellen, ſondern ſeinen Character vom erſten Keim an allmählich zu entfalten — Viele Philoſophie des Lebens und der Menſchheit, eigen gedachte, und daher vielen ſonderbar ſcheinende Raiſonnements, ſelbſt angeſtellte Beobachtungen und warme Empfindungen machen die Hauptvorzüge des Woldemar aus, deſſen Verfaſſer übrigens vor der Vollendung des ganzen Werks nicht beurtheilt ſeyn will — Roſaliens Briefe ſind aus der Iris bekannt, und man erinnert ſich alſo, daß das Romanhafte den kleinern, und das Lehrreiche den größern Theil davon ausmacht. Leſerinnen werden ſich gewiß von der Verfaſſerin der Fräulein von Sternheim mit Vergnügen und Nutzen unterrichten laſſen — Die kleine Feengeſchichte Blauauge gehört der Erfindung nach einem Franzoſen; der teutſche Verfaſſer hat aber den ganzen Ton der Erzählung, das ganze Koſtume neuerer Sitten, und Beziehungen auf teutſche Schriften eigen — Noch ſind einige Romane übrig, welche im vorigen Jahr von einer gewiſſen Klaſſe von Leſern und Leſerinnen oft im Munde geführt worden, z. B. Schildheim, Heerfort und Klärchen, Henriette

oder der Husarenraub, Adolphs Briefe, u. s. w. Da diese aber den Saamen des Todes schon mit zur Welt gebracht haben, wollen wir sie hier in ihrer Existenz nicht stöhren, sondern nur wünschen, daß ihr Ende allen denen, die noch mit dergleichen Geburten schwanger gehen, recht heilsam werden möge.

Nächst den Romanen, hat das dramatische Fach den geseegnetsten, oft überschwenglichen Ueberfluß, und doch verdienen diesmal unter hundert Stücken und Sammlungen etwa nur eilf ein besonders Lob. Die übrigen dramatischen Scribenten können stolz seyn, diesmal einen Leßing an ihrer Spitze zu sehen; und wer wird sich nicht freuen, den Meister wieder auf einer Bahn zu finden, auf die sich so viele Stümper drängen? Unstreitig würde das Frohlocken darüber noch lauter und allgemeiner gewesen seyn, wenn's möglich gewesen wäre, Nathan den Weisen wirklich auf die Bühne zu stellen. Wenn man indessen bedenkt, wie selten die Schauspieler sind, die ihm ein Gnüge hätten leisten können; wie selten die Parterres sind, die die Kunst und Absicht des Verfassers ganz hätten fassen können: so ist es weniger zu bedauern, daß das Stük nicht auf unser Theater paßt. Aber weder dadurch, noch durch die theologischen Konsequenzen, die sich aus demselben etwa ziehen lassen, hätten unsre Kunstrichter, die doch sonst viel unwichtigere Dramen zergliedern, abgehalten werden sollen, die Schönheiten dieses Schauspiels zu

detaillir-

detailliren. Ueber die dichterischen Verdienste desselben kenne ich kaum eine Beurtheilung; ausserdem freylich Declamation und Achselzucken genug über die Religionsmeinungen, die es lehren soll; ja ein ganzes dickes Buch von dem Arzt Tralles, der die Wahrheit der christlichen Religion dagegen zu vertheidigen gesucht hat. Alle theologische Rüksicht hier bey Seite gesezt, so sind gewiß wenig Schauspiele von so dogmatischem Endzwek zugleich so dramatisch gewesen. Die künstliche Verflechtung der Begebenheiten, die lebhafte Darstellung der Charactere, die Größe der Gesinnungen, das Sinnreiche und Neue des Dialogs hat dies Stük mit andern Leßingischen Schauspielen gemein. Ob Leßing die Jamben habe wählen sollen; welche Stelle zu dichterisch oder zu prosaisch, zu fein oder zu gemein sey, darüber mag sich das Recensentenvolk abzanken —

Eines einzelngedrukten musikalischen Schauspiels, Zelmor und Ermide, wollen wir deswegen erwähnen, weil es sich auf einen Vorschlag zur Verbeßrung unsrer musikalischen Bühne gründet, den die Vorrede umständlich erörtert. Man soll nemlich, um mehrerer Mannchfaltigkeit willen, und um dem Dichter freyere Hände zu geben, bald Prosa ohne Musik, bald ohne Musik, jezt Recitativ, und jezt Arien anbringen, woraus ein Mittelding zwischen recitierten und gesungenem Schauspiel entstehen würde. Da doch aber die Verbindung mit der Musik

die

die herrschende Absicht bliebe, so solle der Plan keine große Wirkung haben, und aus der Idealwelt entlehnt werden — Herr Gotter hat — nicht unser lyrisches Theater bereichert; denn seine Stücke waren schon lange auf unsern besten Bühnen — sondern den Zuschauern, die sie mit so viel Vergnügen gesehn, das Vergnügen gemacht, sie zu Hause lesen zu können. Das erste Bändchen seiner Singspiele enthält drey Stücke von drey verschiednen Gattungen, nemlich eine komische, eine ernsthafte und eine romantische Operette. Der Jahrmarkt würde auch ohne Arien als Komödie auf einem großen Theater von einer Gesellschaft, die alle Rollen gut besetzen, und das Ganze rasch genug spielen könnte, gefallen. Romeo und Julie hat auch bey den Freunden des berühmten Trauerspiels wegen seiner treflichen Arien einen lebhaften Eindruk gemacht. Das tatarische Gesetz endlich war der erste Versuch unter uns, Gozzi's reichhaltiges Magazin zu benutzen, und es ist zu wünschen, daß dieser glükliche Versuch mehrere unsrer Operettendichter ermuntre, ein gleiches zu thun. In der That hat auch ein andrer Verfasser, der seine schon öfters gespielten Operetten zusammendrucken lassen, Herr Bretzner bey den beyden vorzüglichsten Stücken seiner Sammlung, dem Irrwisch und dem wütenden Heer uns in die Feenwelt versezt. Da er sich im komischen Ausdruk nach Herrn Weiße gebildet, so wäre seinen Gesängen nur etwas mehr

Poesie

Poeſie zu wünſchen — Unter den einzelnen Schauſpielen fürs lyriſche Theater fiel ein Verſuch in der höhern Oper, Otto der Schütz Landgraf zu Heſſen, vornemlich wegen des einheimiſchen Sujets in die Augen, die Ohren beklaaten ſich zuweilen über die geringe Harmonie und Melodie der Verſe — Ehrlichkeit und Liebe, eine Kopie von dem aus Geßner copierten Silvain, würde noch mehr gefallen haben, wenn wir nicht ſchon den Walder von Herrn Gotter gehabt hätten. Das Grab in Arkadien vom Herrn von Soden hat viele rührende Geſänge, und überhaupt eine ganz andre Geſtalt, als in der erſten Ausgabe, wie es denn auch einen ganz neuen Titel erhalten hat — Die Schauſpiele mit Geſang von einem Herrn Schubert führe ich deswegen zulezt an, weil ſie, zwey freye Ueberſetzungen von öfters überſezten Stücken ausgenommen, vornemlich nur Vorſpiele mit Geſang enthalten. In der That wäre es ein Mittel, der Einförmigkeit der Vorſpiele abzuhelfen, und ihnen mehr Pracht und Feyerlichkeit zu geben, wenn man ſie öfter mit Geſang verbände. Ueberhaupt ſcheint man ſeit einiger Zeit mehr Mühe auf Vorſpiele zu wenden und zu erwägen, daß ſie doch, ſo gut wie Nachſpiele, Dramen im Kleinen ſind. Wir erhielten im vorigen Jahr von zwey berühmten Männern Vorſpiele, aus dem Alterthum entlehnt, und auf eine mehr als gemeine Art ausgeführt. Der Titus von Herrn Engel in

Preſa

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

[Die Straffe vor dem Capitolio, und das Capitolium offen.]

Cäsar, Brutus, Cassius, Casca, Decius, Metellus, Trebonius, Cinna, Antonius, Lepidus, Artemidorus, Popilius, Publius, und der Wahrsager.

Cäsar.

Der fünfzehnte Merz ist da.

Wahrsager.

Ja, Cäsar, aber noch nicht vorbey.

Artemidorus.

Heil dir, Cäsar, lies' diesen Zettul.

Decius.

Trebonius bittet euch, mit eurer guten Musse, diese seine unterthänige Bittschrift zu lesen.

Artemidorus.

O Cäsar, lies' die meinige zuerst; die meinige geht dich näher an; lies' sie, grosser Cäsar.

Cäsar.

Prosa ist nicht bloß Allegorie, sondern, auch ohne Anwendung auf die Gelegenheit, die das Stük veranlaßte, interessant, und in der Sprache characteristisch und gedankenreich. Agamemnons Denkmal in Versen von Herrn Eschenburg entstand bey der Gelegenheit, als der Herzog Ferdinand von Braunschweig in der Iphigenia des Racine den Agamemnon spielte. Die vertraute Bekanntschaft des Verfassers mit den griechischen Dichtern macht dies kleine Gedicht den Freunden alter Literatur angenehm. Vielleicht ließe sich noch ein und das andre Schauspiel ausheben, z. E. Rößig's Versuche in musikalischen Dramen, die übrigens, samt seiner Theorie über diese Gattung nicht so erheblich sind, als die angehängte Abhandlung über die Moralität des Theaters — die gute Ehefrau nach einer Erzählung von Marmontel, die Operette Hannchen Robert, das Liebesgrab von Herrn Becker u. s. w. Da sie aber an Werth den oben angeführten nicht gleich kommen, so gehe ich lieber weiter, um zu sehen, was in andern Arten der Dichtkunst geleistet worden.

Diese Rechnung wird aber klein ausfallen, indem fast alles, was im vorigen Jahre Erhebliches in der lyrischen, elegischen und epigramatischen Poesie gethan worden, in die Almanache zusammengeschlossen — So wie der lezte Krieg eine erstaunende Menge Kriegslieder hervorbrachte, so mangelte es nun nach geschloßnem Frieden auch nicht an Friedensgesängen,

ſängen. Doch wird es genug ſeyn, die Herrn Kretſchmann, Claudius, Maſtalier und Denis genannt zu haben, ich meyne das Friedenslied geſungen im May, das Lied nach dem Frieden, die Empfindungen am 23ſten May, und die Heimkunft der Kroaten. (Auf dem Theater ward der Friede durch zwey Schauſpiele gefeyert. Es iſt Friede von Herrn Bock, und die Friedensfeyer, ein Schauſpiel für Kinder von Herrn Weiße.) Nur eine Sammlung von Epigrammen erſchien, welche, wegen ihres Verfaſſers, nicht ganz mit Stillſchweigen darf übergangen werden; ich meyne die von Herrn Kretſchmann, der ſich übrigens in lyriſchen Gedichten größer gezeigt hat — An die Fabel ſich zu wagen, iſt unter uns eine Art von Kühnheit, wegen der großen Vorgänger, mit denen man hier zu wetteifern hat. Dennoch hat Herr Meinecke drey Bücher Fabeln in Proſa und in Leſſings Manier herausgegeben, die das Lob einer ſinnreichen Kürze und den dritten Platz nach den Leſſingiſchen erhalten haben.

Ich will hier nicht der vorzüglichen Recenſionen gedenken, die in unſern guten Journalen vorkommen, und die länger als die Journale ſelbſt zu leben verdienten; eine ſolche Anzeige würde zu ſpeciel werden, und die Journale ſelbſt ſind in jedermanns Händen. — Von Klopſtock erhielten wir Fragmente, und eine Fortſetzung von Fragmenten über Sprache und Dichtkunſt, einen Vorſchmak ſeiner

künf-

künftigen Grammatik und Poetik. Sie betrafen die Vorzüge des Hexameters, den man nicht mehr für eine ausländische Versart ansehen soll; die teutsche Rechtschreibung, in welcher Klopstock sehr viele, nur noch sparsam nachgeahmte, Neuerungen unternommen; die Theorie der dichterischen Darstellung, die Wortfolge, vornemlich die poetische, die abwechselnden Bindewörter, das heißt, solche, die bald die Abzweckung, bald die Behandlung erfodern; die Geschichte unsrer Sprache oder vielmehr eine Allegorie über dieselbe; einige neue von Klopstock erfundne Sylbenmaaße; die Orthographie dessen, was man in der Sprache nicht hört; den edeln Ausdruk der poetischen Sprache, und Proben einer lateinischen Uebersetzung der Meßiade —

Herr Dusch fährt fort, seine Briefe zur Bildung des Geschmaks umzuarbeiten, und er hat in dem dritten Theile die Zergliederung der kleinern moralischen und philosophischen Gedichte und der Heroiden vollkommner und vollständiger zu machen gesucht. Ueber Hagedorn und Withof findet man nun ausführlichere Beurtheilungen, und unter den neuen Zusätzen ist besonders die Kritik über den Antipope des Herrn Schloßer lesenswerth — Herr Garve hat seine philosophischkritischen Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften zusammen drucken lassen, und jeder wird bedauern, daß er sie mit keiner neuen vermehrt hat.

Es

Es ſind die Abhandlungen über die Prüfung der Fähigkeiten, über die Verſchiedenheit der alten und neuern Dichter, über Gellerts Character, über das Intereßirende, und über den Einfluß einiger beſondern Umſtände auf die Bildung unſrer Sprache. Unter dieſen hat nur die über das Intereßirende eine neue Zugabe erhalten. — Herr Profeſſor Wieland zu Leipzig, ſchrieb einen neuen Verſuch über das Genie, worinnen er zwar ſeine Vorgänger nicht übertroffen, indem es ſcheint, daß er ſie nicht einmal benutzen wollen, aber doch, vornemlich über den Einfluß der Erziehung auf die Bildung des Genies, einiges Gutes geſagt hat. — Aus den ſogenannten Literariſchen Denkmalen, die zu Zürch erſchienen, und den ehrwürdigen Bodmer zum Verfaſſer haben ſollen, führe ich die Abhandlungen über Homer's edle Einfalt, über die ungerechten Vorwürfe, die man ihm macht, über die Schwierigkeiten, ihn zu verteutſchen, und über die neueſten Revolutionen in der teutſchen Literatur an — lauter Gegenſtände, worüber man gern die Gedanken eines Bodmer hört. — Unter den kleinen philologiſchen Schriften des Herrn Crome verdient der Aufſatz gerühmt zu werden, in welchem er zeigt, wie nützlich es ſey, verſchiedne Ausarbeitungen verſchiedner Dichter über denſelben Gegenſtand zu vergleichen, um, nicht ſowohl ihre Vorzüge, als die Urſachen ihrer Verſchiedenheit zu unterſuchen. Herr Crome hat auch ſelbſt

einige alte Dichter unter ſich, und einige Dichter mit Geſchichtſchreibern auf eine ſehr lehrreiche Art verglichen. — Eine hiſtoriſch kritiſche Abhandlung über die teutſche Poeſie von einem Ausländer, und noch mehr von einem Italiener, iſt eine etwas ſeltne Erſcheinung, und doch hatten wir ſie im vorigen Jahre. Herr Bertola, der ſchon verſchiedne teutſche Gedichte überſezt, fieng an, nach Art der Huberiſchen Sammlung eine Chreſtomathie teutſcher Gedichte für die Italiener, unter dem Titel Idea de la Poeſia Allemanna herauszugeben. Seine Ueberſetzungen ſind nicht unglüklich, und ſeine Abhandlung beweißt eine große Bekanntſchaft mit neuern teutſchen Schriften. Iſt er zuweilen irre geführt worden; ſieht er zuweilen die Sachen aus einem unſonderbar ſcheinenden Geſichtspunct an, ſo können wir hier, wie in einem Spiegel, die Vorſtellungen ſehen, die wir uns zuweilen von der Literatur der Ausländer machen. Welche ſchiefe Ideen enthalten z. E. die Betrachtungen über die engliſchen Dichter, die vor einem Jahre zu Berlin erſchienen, und aus denen man weder alle, noch diejenigen engliſchen Dichter kennen lernt, von denen in der Broſchüre die Rede iſt. — Zur neueſten ausländiſchen Literatur haben wir kein Journal, als das Brittiſche Muſeum von Herrn Eſchenburg, das aber auch zum Muſter dienen kann, wie dergleichen Journale Kürze und Manchfaltigkeit verbinden ſollten.

Noch

Noch muß ich kürzlich die kritiſchen Schriften über das Theater beyfügen, die immer noch einen beträchtlichen Zweig von unſrer Kritik ausmachen. Herr Reichard in ſeinem Theaterkalender kritiſiert nicht, ſondern rangiert nur. In dem für das gegenwärtige Jahr hat er viele nützliche Veränderungen gemacht. Die Abhandlungen über die Larven der Alten, über einen holländiſchen Hamlet, und über den Urſprung des franzöſiſchen Theaters ſind denen willkommen, welche dieſen Calender nicht bloß nachſchlagen, ſondern auch leſen wollen. Das Theaterjournal von Herrn Reichard, verbunden mit der Theaterzeitung, die zu Berlin geſchrieben wird, und alle angenehme Manchfaltigkeit einer Zeitung, aber mehr Zuverläßigkeit hat, kann jeden Liebhaber von den wichtigſten Theaterneuigkeiten zur Gnüge unterrichten. Abhandlungen und Theatergedichte kommen auch in dieſen beyden periodiſchen Schriften vor. — Es ſchien, als ob wir künftig einen doppelten Theateralmanach erhalten würden, indem auch zu Offenbach ein Taſchenbuch für Schauſpieler herauskam. Es iſt nun zwar nicht fortgeſezt worden, indeſſen verdienen einige Ideen daraus nachgeahmt zu werden, z. E. aus großen weitläuftigen Werken, wie Sulzers Theorie, die dramatiſchen Artikel auszuziehen, die Geſchichte des teutſchen Theaters nach einzelnen Epochen zu bearbeiten, bey jedem neuen Schauſpiele dasjenige anzuzeigen, was

dem Director eines Theaters zu wissen nöthig ist u. s. w. — Locale Dramaturgien in einzelnen Provinzen stiften an den Orten, wo sie erscheinen, immer einigen Nutzen, wenn sie zumal so gut geschrieben sind, wie die Mannheimer Dramaturgie des Herrn von Gemmingen und das Journal des Herrn Schmidt in Wien, welches leztere auch literarische Nachrichten von ausländischen Theatern giebt.

Unsre prosaischen witzigen Schriftsteller sind, obige kritische und die Romane abgerechnet, noch immer so sparsam gewesen, als in den vorigen Jahren. Ein neuer Schriftsteller, der große Aufmerksamkeit erregt, ist der Verfasser der Portraits. Getreue Zeichnungen von Thorheiten und Lächerlichkeiten, Gemählde unsrer jetzigen Sitten in Theophrasts und Bruyerens Manier, reich an Kenntniß der Menschen, und lebhaft durch ächte satyrische Züge, sind eine Erscheinung von Wichtigkeit. Der Verfasser hat das Individuelle und Lebhafte seiner Vorgänger erreicht, und noch das vor ihnen voraus, daß er nicht bloß Hauptarten von Charactern schildert, sondern jede z. E. den Geitzigen, den Stolzen wieder in verschiedne Untergattungen zergliedert — Der zweyte Theil von Herrn Meißner's Skizzen ist wieder so vermischten Inhalts, als der erste; besteht aus wahren und erdichteten Erzählungen, aus kleinen Romanen und Allegorien, aus Gesprächen und dergleichen; aber die Prosa des Verfassers scheint

noch

noch eleganter und feiner geworden zu seyn — Unter unsern Geschichtschreibern haben sich zwey eines reinen Vortrags, und eines wahren historischen Styls beflissen — ich meyne den Verfasser der Geschichte Karls des Großen, der uns nun auch die Geschichte seiner Nachkommen gegeben; und Herrn Schmid zu Wirzburg, dessen Reichsgeschichte auch von Seiten der Gründlichkeit, der Unpartheylichkeit und des Pragmatischen so viel Beyfall erhalten hat — Einzelne gute prosaische Aufsätze kommen zuweilen im teutschen Museum vor. Eine ganz prosaische Wochenschrift wüßte ich nicht zu rühmen, etwa die Beobachtungen des Herrn Miller zu Ulm ausgenommen, der seine Mitbürger in der That recht populair darinn unterrichtet — Man hat es oft gewünscht, daß jemand aus unsern unzähligen Wochenschriften die wirklich guten Aufsätze ausheben möchte, um uns dadurch die Mühe zu ersparen, sie selbst darinn aufzusuchen; allein der Sammler von der Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsätze der Teutschen, wovon der erste Band erschien, kannte die Quellen nicht genug, nahm aus Wochenschriften, die jeder ganz liest, z. E. aus dem Hypochondristen, ja sogar aus dem teutschen Museum; sammelte Sachen, die die Verfasser schon ihren Werken einverleibt, und beobachtete überhaupt keine gute Auswahl.

Was die Ueberſetzungen betrift, ſo wird es genug ſeyn, folgende kürzlich anzuzeigen. Herr Gedicke fuhr fort, mit ſeinem Pindar zu ringen, und, durch ihn unterſtüzt, kann uns vielleicht einſt einer unſrer Dichter eine poetiſche Ueberſetzung geben — Nachdem Vater Bodmer ſeinen Homer vollendet, ſuchte er das Andenken eines unter uns mit Unrecht vergeßnen homeriſchen Nachahmers, des Appollonius zu erneuern, und trug daher ſeine Argonauten in teutſche Hexameter über — Eine neue proſaiſche Aeneide mit Erläuterungen aus Lippert's Daktyliothek will ich nicht ganz übergehen, da ſie ein Kaufmann gemacht hat, und Enthuſiasmus für die alte Literatur in dieſem Stande bey uns eine auſſerordentliche Seltenheit iſt — Ueber den verſificierten Arioſt, der zu Bern herauskam, hat ſich der Merkur gelegentlich ſchon expectoriert-- Im zweyten und dritten Theil der italieniſchen Anthologie von Herrn Profeſſor Schmitt zu Liegnitz ſind Lieder, Sonette, Elegien und Schauſpiele der Italiener überſezt, die bisher in Teutſchland wenig bekannt waren — Herr Profeſſor Engel gab mit der ſanften Frau ein Beyſpiel, wie Goldoni überſezt und veredelt werden könnte — Die Novellen des Cervantes hatten wir bisher nur in einer ſchaalen und aus dem Franzöſiſchen gezognen Ueberſetzung; jezo ſind auch ſie aus dem Originale und im Geiſte ihres unſterblichen Verfaſſers überſezt worden — Auf den Gedanken

darken aus Schakespear's Werken, Schakespear's Geist auszuziehen, ward ein Ungenannter wie es scheint durch die Begierde gebracht, diesem unschätzbaren Dichter noch mehr Leser zuzulocken. Aber schöne Stellen, große Gedanken, herrliche Gemählde aus S. sind nicht sein Geist — Von dem ersten Theile der philosophischen Versuche des vortreflichen Denkers, Beattie, die unter der Garantie des Herrn Prof. Meiners übersezt worden, besteht das meiste in einem Versuch über Dichtkunst und Musik, insofern sie die Seele rühren, worinnen sich der Schotte zugleich als Forscher und als Mann von Geschmak gezeigt hat — Bolingbrocke ward zum erstenmal würdig, doch nur eine einzelne Abhandlung von ihm, (die über die Verbannung) von dem Prinzen von Isenburg übersezt — Aikin's Versuch über die Anwendung der Naturhistorie auf die Dichtkunst ist in der Uebersetzung mit Zusätzen vermehrt; aber man könnte zu diesen Zusätzen wieder Zusätze schreiben, so fruchtbar ist diese Materie, und so sehr verdiente sie in einer teutschen Originalschrift noch gründlicher abgehandelt zu werden — Der Papagey von Greßet ward in Versen mit vieler Leichtigkeit nacherzählt; die ganze Feinheit desselben zu erreichen, ist vielleicht nie möglich — Der Uebersetzung des Gilblas von Herrn Myllus, hat der Merkur schon im vorigen Jahre Gerechtigkeit wiederfahren lassen — Die Reisen des Cyrus würden sich durch den Na-

Cäſar.

Was uns ſelbſt angeht, ſoll am lezten vorgenommen werden.

Artemidorus.

Verſchieb es nicht, Cäſar, lies' es augenblicklich.

Cäſar.

Wie, iſt der Burſche toll?

Publius.

Aus dem Wege, Schurke --

Caſſius.

Warum drängt ihr euch mit euern Suppliquen auf den Straſſen zu? Kommt auf das Capitolium --

Popilius zu Caßius.

Ich wünſche, daß eure heutige Unternehmung wohl von ſtatten gehe.

Caſſius.

Was für eine Unternehmung, Popilius?

Popilius.

Gehabt euch wohl.

[Er geht auf die Seite.]

Brutus.

Was ſagte Popilius Läna?

men des Ueberſetzers Claudius verkaufen, wenn man ſie nicht auch als eine gute moraliſche Schrift kennte. — Der fünfte Theil von dem komiſchen Theater der Franzoſen beſteht faſt ganz aus lauter kleinen dramatiſchen Plaiſanterien nach Colle und Carmontel. Auſſerdem iſt der Spieler von Regnard darinnen bearbeitet, und mit dem Luſtſpiel des Goldoni von gleichem Inhalt verbunden. Die Herren Wezel und Gotter ſind die vorzüglichſten Mitarbeiter an dieſem Theater. — Herr Bock hat einen zweyten und dritten Theil ſeines vermiſchten Theaters der Ausländer zum Gebrauch der teutſchen Bühne (und möchten doch dramatiſche Ueberſetzungen nie zu einem andern Endzwek gemacht werden!) herausgegeben, worinnen er ſeine ſchon von Hamburg aus auf den teutſchen Bühnen herrſchenden Ueberſetzungen, oder vielmehr Lokaliſirungen nach und nach bekannt macht; unter dieſen iſt auch jezt der König Lear. — Den Destouches hat Herr Meiſsner ſo zu bearbeiten angefangen, daß er nur die beſten Stücke dieſes Dichters neu überſezt, und ihnen teutſche Scene und Anſehen zu geben ſucht. Zugleich findet man hiſtoriſche Nachrichten und kritiſche Raiſonnemens über jedes Stük —

Hier lege ich die müde Feder nieder, um meine Neugierde in den Waaren der lezten Meſſe zu ſtillen, und dies werden meine Leſer zu thun, wohl eben ſo begierig ſeyn.

S.

Zuſatz

Zuſatz des Herausgebers.

Daß dieſer zweyte Theil der Bilanz der Literatur des vorigen Jahres von einem andern Verfaſſer herrühre als der erſte, den ich im April-Monat gegeben, würden die Leſer vielleicht auch ohne meine Erinnerung wahrgenommen haben. Da der V. des erſten Theils derſelben mit den meiſten Producten unſrer neuſten ſchönen Literatur nicht ſehr bekannt zu ſeyn geſtund, und eine kurze Anzeige derſelben gleichwohl vom T. M. erwartet werden konnte: ſo trug ich dieſe Arbeit einem Gelehrten auf, deſſen Aufmerkſamkeit in dieſem Fache nicht leicht etwas zu entgehen pflegt. An beyden Aufſätzen kann ich mir kein andres Verdienſt anmaaßen, als daß ich der Herausgeber bin. Da die Verfaſſer, eingedenk des Xenophontiſchen Dicti, daß ſich loben hören der angenehmſte Ohrenſchmaus ſey, mit Lob und Beyfall nicht ſparſam geweſen ſind: ſo nöthigt mir meine Aufrichtigkeit dieſe Erklärung ab, weil ich nicht zu erndten verlange, wo ich nicht geſäet habe. — Den Ariſtarchen liegt die Pflicht der Wahrheit ob — heißt es irgendwo; aber unſre Ariſtarchen, Quintiliane und Longine ſollen noch gebohren werden. Mittlerweile iſts ganz in der Ordnung, daß die Sonne über Gerechte und Ungerechte ſcheine; daß jeder producire was er kann, und ſo gut er's kann, und von dem was

da iſt, jeder genieße was er mag, und was er nicht genießen kann, andern überlaſſe, die es können. Das Schlechte iſt noch immer gut genug, bis was Beſſers kömmt; aber auch das Beſte iſt nur für die Beſten gemacht; und von Leſern wie von Schriftſtellern gilt der Spruch: viele berufen, wenige auserwählt!

IV.

Schreiben eines Nachdruckers

an den Herausgeber des T. M.

Hochgelehrteſter Herr,

Ich ſetze ein ſo großes Vertrauen in Ihre Gerechtigkeitsliebe, daß ich mir ſchmeichle, Sie werden mich keine Fehlbitte thun laſſen, wenn ich Sie hiemit dienſtgefliſſenſt erſuche, gegenwärtiges Schreiben, worinn ich, im Namen aller meiner Mitbrüder, unſre gerechten Beſchwerden über das unartige Verfahren der Herren Schriftſteller (worunter ich jedoch nicht alle gemeynt haben will) gegen uns Nachdrucker in den Schoos des Publici auszuſchütten, und die Gerechtigkeit unſrer guten Sache allen unbefangnen Gemüthern einleuchtend zu machen willens bin, in Dero beliebte Monatsſchrift einrücken zu laſſen.

In

In der That, (verzeyhen Sie mir meine Freymüthigkeit!) die Herren Autoren machen es uns Nachdruckern so arg, daß wir eine dickere Haut haben müßten, als der Rhinozeros, wenn wir es länger ertragen könnten, uns die unleidlichsten Injurien in die Zähne stoßen, uns, als den elendesten und verworfensten unter allen Menschen begegnen, und geradezu für literarische Straßenräuber, für Diebe, die ihrem Nebenmenschen das Brod aus dem Munde stehlen, kurz für Betrüger, Schurken und Spitzbuben in öffentlichem Druk erklären zu lassen. Gestehen Sie, m. H., daß dergleichen Titulaturen und Vorwürfe einen ehrlichen Mann, der weiter nichts thut, als daß er seiner bürgerlichen Nahrung nachgeht, und, seinen Privatnutzen mit dem möglichsten Vortheile des gemeinen Wesens zu verbinden sucht, in der Seele kränken müssen; und daß es kein Wunder wäre, wenn uns endlich die Geduld ausgienge, und wir den Herren Autoren auch unsers Orts Wahrheiten in die Ohren raunten, die ihnen vielleicht nicht die angenehmsten seyn möchten. Krümmt sich doch ein Wurm, wenn er getreten wird; und wir Nachdrucker sollten uns unaufhörlich, bey jeder vom Zaun abgerißnen Gelegenheit, so gröblich verunglimpfen, und mit den ehrenrührigsten Benennungen gleichsam öffentlich an den Pranger stellen, auspeitschen und brandmarken lassen, ohne nur einen Laut von uns zu geben? — Und das alles unschul-

ſchuldiger unverdienterweiſe, bloß weil wir unſern ordentlichen Beruf treiben; ja um eines Gewerbes willen, wodurch wir uns offenbar um das ganze Publicum und ſogar um diejenigen ſelbſt, die uns ſo übel mitſpielen, durch mehrere Ausbreitung ihrer Werke und Vermehrung der Anzahl ihrer Bewunderer, die unläugbarſten Verdienſte machen.

Mein Herr H., Sie ſind zwar ſelbſt ein Autor, und werden mich alſo als einen ſich ſelbſt angebenden Nachdrucker für ihren natürlichen Feind halten. Aber ich traue Ihnen doch Ehre und Billigkeit genug zu, auch einem Feinde ſein Recht widerfahren zu laſſen. Ja, möchte ich, als Nachdrucker, in Ihren Augen ſogar ein Teufel ſeyn: ſo werden Sie ſich des Brocardicums (oder wie man's nennt) erinnern, ne Diabolo quidem neganda eſt juſtitia. Sie wiſſen vermuthlich, daß aus Anerkennung dieſer großen Wahrheit, bey jedesmaliger Heiligſprechung eines Kandidaten des Heiligenſtandes, und bey dem öffentlichen feyerlichen Gerichte, das vorher über den Lebenswandel und die Erforderlichkeiten eines ſolchen Kandidaten zu Rom gehalten wird, dem Teufel, (weil es ſich in einer ſo vornehmen Verſammlung nicht wohl ſchicken würde ihn in Perſon vorzuladen) aus dem Mittel des heil. Collegii ein Advocat zugegeben wird, der ſeine, des beſagten Teufels, Anſprüche, Rechte und Gerechtſame in Obacht nehme, und nicht zugebe, daß das mindeſte zum Präjudiz ſeiner an die

Seele

Seele des künftigen Heiligen allenfalls habenden oder zu haben vermeynenden Foderungen, verfügt und abgeurtheilt werde. Sie werden mir hoffentlich zugeben, m. H., daß dies ein höchstruhmwürdiges Beyspiel einer äusserst gewissenhaften Justizverwaltung ist, welches billig in allen Gerichtshöfen, ja überhaupt von allen, die sich eines Urtheils über die Handlungen ihrer Nebenmenschen anmaaßen, zum Muster genommen werden sollte. Darf nun, ohne Verletzung der unpartheyischen Gerechtigkeit, dem Teufel selbst, das Recht, entweder in Person oder durch einen dazu Bevollmächtigten, oder ex nobili officio judicis ihm freywillig constituierten Anwald, zu erscheinen, und seine allenfalsige rechtliche Nothdurft vorzubringen, nicht versagt werden: so werden doch wohl die Herren Schriftsteller nicht so unmenschlich seyn wollen, uns Nachdruckern — die wir am Ende doch keine Teufel, sondern ihre Nebenmenschen, Mitbürger und Mitchristen sind, so gut als ihre sogenannten rechtmäßigen Verleger — unsere sowohl im Naturgesetz, als in allen geistlichen und bürgerlichen Rechten, wohlgegründete Selbstvertheidigung zu versagen, oder es Ihnen, m. H., übel zu nehmen, daß sie die Menschlichkeit an uns thun, unsre Defension und gerechte Gegenklage an unsern hunderttausendköpfigen gnädigen Herrn, das Publicum, hochgeneigt gelangen zu lassen.

Sie

Sie könnten uns zwar die Einwendung machen: daß wir uns an dem ſtillſchweigenden Beyfall, womit uns wohlerſagtes Publicum beehrt, und an dem öffentlichen Schutz, den große, erleuchtete, und gerechtigkeitsliebende Fürſten uns gönnen, vollkommen genügen laſſen ſollten, und da wir in poſſeſſorio manuteniert würden, nicht einmal nöthig hätten, uns auf eine allezeit mißliche Erörterung der Frage, ob und wiefern wir uns in rechtmäßigem Beſitze befänden, einzulaſſen. Allein, was es um den ſtillſchweigenden Beyfall des Publicums für eine Sache iſt, das mögen Sie, m. Hr., vermuthlich beſſer wiſſen als wir. Die Herren Leſer, die ſich um die Schriftſteller ſelbſt wenig genug bekümmern, werden es wahrlich uns Nachdruckern nicht beſſer machen. Von Verdienſten, die man ſich um ſie erworben, hören ſie juſt ſo gerne reden als die großen Herren. Alles was man für ſie thut iſt Schuldigkeit; alles was ſie für uns thun, iſt Gnade: das wird ſobald nicht anders werden! Sie kaufen unſre Nachdrücke, weil ſie 200 und mehr Procent dabey gewinnen: aber daß ſie uns dafür die mindeſte Verbindlichkeit haben ſollten, kömmt ihnen gewiß nicht zu Sinne — Ich trage allen Reſpect für das Publicum — aber es iſt (wie D'Aubigné von Heinrich dem IVten ſagte) der ärgſte Knauſer und das undankbarſte Weſen auf Gottes weitem Erdboden. Das weiß die ganze Welt; und weil es von jeher ſo geweſen iſt, ſo wirds

wohl

wohl auch so bleiben in Secula Seculorum. Wie insbesondere über unser Kapitel von denen selbst, die z. E. durch Ankaufung des spottwohlfeilen Nachdrucks der sogenannten schönen Geister Teutschlands etliche Dutzend Ducaten mehr in der Tasche behalten haben, als wenn sie den Schmeer der Katze hätten abkaufen müssen — gesprochen wird, ist mir nur zu wohl bekannt. Wer nimmt sich die Mühe, die grossen Abhandlungen zu prüfen, die gegen uns geschrieben worden sind? Lieber nimmt man den kürzern Weg; die Herren haben recht, sagt man, es ist ein unverschämtes Gesindel um die Nachdrucker, und es wäre den armen Autoren und Verlegern recht wohl zu gönnen, wenn sie sich gegen solche Räubereyen sicher stellen könnten. — Wahr ists, man kauft, dieses Mitleidens mit den Autoren und Verlegern ungeachtet, unsre Nachdrucke nichts desto weniger, weil man's noch ohne Gefahr thun kann und seinen Vortheil dabey findet: aber ich möchte doch nicht dafür stehen, daß nicht über eine Weile, und wenn durch irgend einen Zufall der Proceß gegen uns Nachdrucker eine nachtheilige Wendung nehmen sollte, der gröβte Theil eben derjenigen, die sich um Zwey und Dreissig Gülden eine ganze Bibliothek teutscher Schriftsteller angeschaft haben, nicht undankbar genug seyn könnte, mit unsern Gegnern Chorus zu machen, oder wenigstens nicht dankbar genug, um bey Kayser und Reich zu unsern Gunsten interveniendo einzukom-

kommen. Und was den Schutz betrift, den uns unſre gnädigſten Landesherren bis dato haben angedeyhen laſſen — ſo erkennen wir zwar ſolches, wie billig, mit unterthänigſtem Dank; indeſſen können wir uns doch nicht verbergen, daß wir dieſen Schutz mehr dem allgemeinen Landesväterlichen Grundſatz — „jeden Bürger ſein Gewerbe ungeſtört treiben zu laſſen ſo lange der Staat keinen Schaden davon hat —" als der rechtlich anerkannten Güte unſrer Sache, mit Einem Wort, daß wir unſre Sicherheit mehr einer bloßen Duldung als einem feſtſtehenden und öffentlich garantierten Rechte zu danken haben.

Es iſt alſo nichts weniger als überflüßig, wenn wir uns, wie ich hiemit zu thun geſonnen bin, bemühen, ſowohl das leſende Publicum, als die ganze ehrbare und unpartheyiſche Welt zu überzeugen: daß die Herren Autoren, ungeachtet ſie ſo laut ſchreyen, und uns Nachdruckern nicht anders begegnen, als ob wir gerichtlich überwieſene Diebe und Straßenräuber, ja als ob wir bereits förmlich in die Reichsacht und für Vogelfrey erklärt wären, und nun einem jeden frey ſtünde, uns ungeſtraft zu mißhandeln, zu ſchimpfen, oder vor den Kopf zu ſchlagen, wo er uns fände — daß ſie, ſage ich, noch weit davon entfernt ſind, ihre Sache auſſer allen rechtlichen Zweifel geſezt zu haben; und daß es mit ihrem vermeyntlichen Eigenthumsrecht an die Werke ihres

Kopfes

Kopfes oder ihrer Hände bey weitem nicht die Bewandtnis hat, wie mit irgend einer andern Sache, die vermöge des natürlichen oder bürgerlichen Rechts im Eigenthum steht.

Ehe ich mich hierüber einlasse, erlauben Sie mir, m. H. H., Ihnen meine Verwunderung darüber zu bezeugen: daß, ungeachtet beynahe so lange die Welt stehet, über Mein und Dein gestritten wird, und unter den alten Griechen und Römern gewiß so viel Bücher geschrieben wurden als bey uns; gleichwohl sich, meines Wissens, nicht die mindeste Spur findet, daß die alten Schriftsteller sich selbst oder ihren Verlegern ein solches ausschliessendes Dominium über ihre Schriften beygelegt, oder sich eines Monopoliums mit denselben angemaaßet hätten; und woher es also wohl kommen möge, daß diese Controvers zwischen Autoren und Nachdruckern, in diesen unsern Tagen, so neu, und ohne Beyspiel oder Präjudicium aus ältern Zeiten ist, als ob man erst seit 10 Jahren angefangen hätte, das Buchmacherhandwerk zu treiben? Da ich nur ein unbedeutender Nachdrucker bin, so kömmt es mir keinesweges zu, (auch maaße ich mich dessen nicht an) ein so gelehrtes und knotichtes Problem auflösen zu wollen. Nur wird mir erlaubt seyn, in aller Demuth zu fragen: ob es etwa daher komme, daß die alten Schriftsteller, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber u. s. w. als da sind Summus Aristo-

Cassius.

Er wünschte, daß unsre heutige Unternehmung wohl von statten gehe.

Brutus.

Seht, wie er sich gegen Cäsarn bezeugt, beobachtet ihn.

Cassius.

Casca, seyd hurtig, denn wir fürchten daß wir zu spät kommen möchten. Brutus, was ist zu thun, wenn wir verrathen sind? Cassius oder Cäsar sollen diesem Ort nimmer den Rüken wenden; denn, wenn wir unsern Zwek verfehlen, so will ich mich selbst erschlagen.

Brutus.

Cassius, seyd standhaft; Popilius Lena spricht nicht von unsrer Sache; seht, er lächelt, und Cäsar verändert sich nicht.

Cassius.

Trebonius weiß was er zu thun hat; seht ihr, Brutus, wie er den Marcus Antonius auf die Seite zieht.

Decius.

Wo ist Metellus Cimber? Es ist Zeit, daß er seine Bitte bey Cäsarn anbringe.

Brutus.

Er thut es schon; drängt euch näher hin, und unterstüzt ihn.

Cinna.

teles, Plato und Euripides, Sappho und Anakreon, etc. etc., mit ihren Schriften kein Gewerbe getrieben, sondern bloß um die Ehre oder zu ihrem eignen Vergnügen, oder aus Liebe zu den Wissenschaften, oder aus göttlicher Eingebung der Musen, oder aus irgend einem andern Bewegungsgrund, der mit dem (übrigens an sich untadelichen) Verlangen nach zeitlichem Gut und baarem Geld in keiner unmittelbaren Beziehung steht, geschrieben hätten? Mir wenigstens kommt dies, aus vielerley Ursachen, so wahrscheinlich vor, daß ich meinen ganzen Verlag daran wetten wollte, es sey dem wirklich so gewesen, und z. E. Cicero, Sallustius, Julius Cäsar, oder Catullus, Tibullus und Propertius hätten für ihre Schriften, wiewohl die gelehrte Welt sie bis auf diese Stunde in großen Ehren hält, weder von einem Verleger noch auf Subscription, keinen Heller Honorarium bekommen. Wenn diese Herren was geschrieben hatten, das sie der Welt zum Besten geben wollten, so ließen sie entweder ihre Freunde Abschrift davon nehmen, und nun schrieb ab oder ließ abschreiben wer konnte und wollte; oder sie gaben's einem Sosius, der zwar so viel geschriebne Copieen davon verkaufte als er Abnehmer fand, aber nichts einwenden konnte, wenn andre Leute von ihrem gekauften Exemplar wieder soviel neue Abschriften machten und verkauften als ihnen beliebte. Ich lasse mich gern bescheiden, daß sich die Umstände seit

jenen

jenen Zeiten ſehr geändert haben, und daß unſre Gelehrten und Schriftſteller nicht zu verdenken ſind, wenn ſie von ihren Werken ſo vielerley Vortheil zu ziehen ſuchen, als nur immer möglich ſeyn will. Bücher ſind nun einmal eine Waare geworden, ſo gut wie Zucker, Caffee, Schnupftobak, oder irgend eine Art von Handels- und Fabriksartikeln; und es iſt nicht mehr als billig, daß derjenige, der die Waare mit Fleiß, Mühe, Unkoſten und Zeitaufwand auf ſeinem Grund und Boden gezogen, oder auf ſeinem Werkſtuhl fabriciert hat, ſie ſo theuer zu verkaufſen ſucht, als es nur immer gehen will. Aber, ſobald die Herren die Sache aus dieſem kaufmänniſchen Geſichtspunct betrachten, ſollten ſie nicht vergeſſen, daß andre Leute auch leben wollen, und daß nichts natürlichers iſt, als wenn das Publicum eine Waare, die ſich, ohne Abbruch ihrer innern Güte, auf unzählige Art und Weiſe vervielfältigen läßt, gerne ſo wohlfeil kauft als nur immer möglich iſt.

Gut, ſagen die Herren; „aber wir haben ein ausſchließendes Recht an unſre Werke, weil ſie unſre Werke ſind; ſo gut als der Schuſter ein ausſchließendes Recht an die Stiefeln hat, die er gemacht hat; von uns allein hängt es ab, ob und unter welcher Bedingung wir unſer Recht an das, was wir im allerſtrengſten Verſtand unſer Eigenthum nennen können, einem andern übertragen wollen oder nicht; und haben wir es einmal cum omni jure

et actione an Jemanden übertragen; so tritt dieser in alle unsre Rechte ein; unser Werk wird sein Eigenthum, und niemand kann ihn dessen berauben ohne einen Diebstahl zu begehen."

Ich will nicht schicanieren (wiewohl ich mich hierinn auf ansehnliche Beyspiele berufen könnte) sonst möchte sich wohl gegen das Eigenthumsrecht der meisten Herren Schriftsteller auf ihre Werke, insofern es die eignen, ächten und ehlichen Kinder ihres Geistes seyn sollen, verschiedenes einwenden lassen. Wir wollen's aber hier so genau nicht nehmen; sondern, unbekümmert, wieviel jedem Autor von der Materie und selbst von der Form und Faßon seines Werks eigenthümlich angehöre, ohne Bedenken zugeben: daß jeder Autor sein Manuscript, und alle die gedrukten Copieen die er davon auf seine Kosten machen läßt, als sein Eigenthum anzusehen berechtigt sey. Hierüber ist auch so wenig jemals ein Streit gewesen: daß vielmehr ein jeder der einem Autor sein Manuscript, oder ein gedruktes Exemplar desselben entwendet, nach den Gesetzen deßhalben belangt werden kann, und wie ein andrer Dieb dafür bestraft wird.

Das nemliche findet auch statt, wenn ein Autor oder Verleger sich von seiner höchsten Landesobrigkeit ein Privilegium erworben hat, durch welches Männiglichen, bey Strafe so und soviel Mark löthi-

löthigen Goldes, verboten wird, ihm sein Buch nachzudrucken.

Endlich begehre ich auch nicht zu läugnen, daß, wofern ein Autor oder Verleger mit jedem der ihm ein Exemplar seines Verlagsbuches abkaufte, einen besondern Contract schlösse, vermöge dessen der Abnehmer sich anheischig machte, besagtes Exemplar niemals weder zu veräußern noch abzuschreiben, nachzudrucken oder von einem andern abschreiben oder nachdrucken zu lassen, daß, solchenfalls, jeder Käufser, der sich zu dieser Bedingung ein für allemal ausdrüklich verstanden hätte, wenn er derselben zuwider handelte, unrecht daran thun würde, und deßwegen von dem Verleger gerichtlich belangt werden könnte. Allein ich habe nie gehört, daß jemals ein solcher Vertrag zwischen einem Verleger und seinen Käuffern geschlossen worden wäre.

Es ist aber auch hier von keinem dieser drey Fälle die Rede: sondern das was ich läugne und bestreite, ist bloß — das anmaaßlich-ausschließliche Recht, welches die Herren Schriftsteller, nicht in Kraft eines besondern Vertrags oder eines erlangten Privilegii, sondern vermöge des Naturrechts und der allgemeinen Grundgesetze des Eigenthums an ihre Werke zu haben vermeynen, und Kraft dessen sie sich berechtigt halten, uns Nachdruckern als Dieben und Mördern zu begegnen.

Was hier gleich beym ersten Anblik jedem in die Augen leuchten muß, ist dies: daß nicht

nur kein Geſetz in Teutſchland vorhanden iſt, vermöge deſſen das Nachdrucken eines nicht privilegierten Buches verboten wäre; ſondern, im Gegentheil, daß eben die Nothwendigkeit ſich ein Privilegium zu verſchaffen, wenn man ſich gegen den Nachdruk ſicher ſtellen will, der offenbarſte Beweis iſt „daß jedes unprivilegierte Buch von jedem, der das zu Belieben hat, nachgedrukt werden darf.“ Solchemnach — hätte der Streit auf einmal ein Ende, wenn ſich die Advocaten unſers hochgeehrteſten Gegentheils nicht auf das natürliche und allgemeine bürgerliche Recht berieffen, und die Geſetzgebung unſers werthen Vaterlandes eben darum, weil die Bücherſchreiber nicht durch ein ausdrükliches Geſetz bey ihrem Eigenthum geſchüzt würden, einer höchſtbeſchwerlichen Unvollkommenheit und Ungerechtigkeit beſchuldigten. Wir müſſen alſo ſchon die Mühe nehmen, ein wenig näher nachzuſehen, was es mit dieſem natürlichen Eigenthumsrecht der Autoren an ihre Werke für eine natürliche Beſchaffenheit hat.

Mir däucht, mit Ihrer Erlaubnis, m. H., es ſey mit einem Buche wie mit einem Geheimnis. Solange ich mein Geheimnis bey mir behalte, iſts mein, und niemand kann mirs nehmen; aber ſo bald ichs ausgeplaudert habe, wär' es auch nur gegen eine einzige Perſon: wie kann ich verlangen, daß es länger ein Geheimniß, d. i. länger ausſchließlicherweiſe Mein bleibe? Unſtreitig ſind unſre Gedanken unſer

natür-

natürlichſtes und innigſtes Eigenthum: aber wenn wir ſie auf öffentlichem Markte ausruffen, oder, was der Wirkung nach einerley iſt, wenn wir ſie drucken laſſen: ſo haben wir ſie publici juris gemacht; ſie ſind nun nicht mehr unſer, ſondern gehören einem jeden, der ſie gekauft oder geleſen hat, und er kann damit machen was ihm beliebt. Das bringt die Natur der Sache ſo mit ſich; und es iſt kein ander Mittel, dies zu verhindern, als daß wir — unſre Gedanken für uns behalten.

„Aber, ſagen die Herren Schriftſteller, unſre Werke ſind Produkte unſrer Kunſt und unſers Fleiſſes; warum ſollten wir nicht eben ſo viel Recht daran haben, als wenn unſre Bücher — Strümpfe, Hüte, Handſchuhe oder Fußſchuhe von unſrer Fabrik wären? —" Wer läugnet dies? Aber was folgt daraus gegen uns Nachdrucker? Setzen Sie einmal den Fall, ein Schuſter zöge mit 2000 Paar Schuhen von ſeiner Fabrik bey einem Volke zu Markte, das noch nichts von Schuhen gewußt hätte — ſo iſt natürlich, daß jedermann, der ſich mit Schuhen verſehen wollte, zu ihm kommen müßte, weil er der einzige wäre der damit handelte. Nun laſſen Sie uns aber ſetzen, einer von den Käuffern betrachte ſeinen gekauften Schuh ſo lange, bis er die Kunſt ebendergleichen nachzumachen, ausfindig gemacht: mit welchem Rechte könnte nun jener Schuſter oder Schuhhändler dieſem leztern verbieten, ihm ſo viele

Schuhe als er wollte nachzumachen, damit zu Markte zu kommen, und sie um beliebigen Preiß zu verkauffen? Oder mit welchem Rechte könnte er diesen Schuhnachmacher beschuldigen, daß er ein Dieb sey, weil er ihm seine eigenthümlich angehörigen Schuh verkauffe? — Omne simile claudicat. Aber die Bewandtnis mit dem ersten Verleger eines Buchs und dem Nachdrucker desselben ist im Grunde vollkommen die nemliche, wie mit meinem Schuhhändler und Schuhnachmacher. Das Papier, worauf der Nachdrucker drukt, ist sein Papier; die Schriften, die Farbe, sind seine Schriften, seine Farbe; Schriften, Farbe und Papier sind gegen das, was damit und darauf gedrukt werden mag, völlig gleichgültig; warum sollte also der Nachdrucker nicht eben so gut die Reyhen von Worten, die auf seinem dem Verleger abgekauften Exemplar stehen, auf sein eigenthümlich Papier drucken dürfen, als jede andre Reyhen von Worten? Nun bringt er sein gedrukтes Papier zu Markte, und weil es den Liebhabern die nemlichen Dienste thut wie des Verlegers seines, und überdies noch um 100 oder 200 Pro Cent wohlfeiler ist: so findet es Absatz, und dem Verleger bleiben vielleicht 1000 oder mehr von seinen Exemplaren liegen. Desto schlimmer für ihn, so wie in oben gesetztem Falle, desto schlimmer für den Schuhhändler! Aber der Buchverleger kann den Nachdrucker so wenig anklagen, daß er ihm sein Buch gestohlen

habe,

habe, als der Schuhverleger den Schuhnachmacher, daß er ihm seine Schuhe gestohlen habe. Der Fall ist der nemliche mit jedem unprivilegierten Monopolio. Sollte der Buchverleger sich mit Recht über den Verkäuffer des Nachdruks seines Verlagsartikels beschweren können: so müßte das Buch von einer solchen Natur seyn, daß es nicht anders als durch Verfälschung nachgemacht werden könnte, und auch in diesem Falle müßte der Nachdrucker seine Waare für die Originalausgabe verkauffen; welches der Fall mit den nachgemachten und verfälschten Universalpillen und Wundereſſenzen ist, wofür wir so oft in den Zeitungen gewarnt werden. Aber wenn es den Käuffern bloß darum zu thun ist, die nemliche Reyhe von Worten, die der Autor, als sein Geheimnis, durch öffentlichen Druk nun einmal ausgeplaudert hat, zu erhalten, und ihm gar nichts verschlägt, wem das Papier, worauf sie gedrukt sind, zugehört, ob Lettern und Format größer oder kleiner sind, u. s. w. — wer in der Welt kann ihm wehren, einzukauffen, wo und von wem er will? Und mit welchem Schatten eines Grundes kann sich der Verleger beschweren, wenn ihm seine Waare liegen bleibt, da der Nachdrucker keine verfälschte Waare für ächt verkauft, sondern bloß eine Waare zu Markte bringt, welche den Liebhabern die nemlichen Dienste thut, wie die seinige, wiewohl's nicht die nemliche Waare ist.

Aber, sagt der Verleger, ich habe das Manuscript dem Hrn. Autor um so oder so viel Gulden, Thaler, Ducaten, Louisd'or oder Carolins abgekauft — es ist also mein Eigenthum. — Das Manuscript? *Concedo*! — Die sämtlichen Exemplare die er davon abdrucken läßt? *Concedo* abermals! — Und was folgt nun daraus? — Daß der Verleger also das dem Autor gegebne Honorarium auf die Waare schlagen muß, und diese folglich um so viel theurer wird? Auch das geb' ich zu! Der Verleger kann noch mehr thun; er kann das Buch auf holländisch Papier mit Baskervillischen Typen drucken, kann Kupfer von Chodowiecky oder Bartolozzi dazu machen lassen, kann es mit Vignetten von Meil und Geysern auszieren; und so das Buch noch um die Hälfte oder um soviel er will theurer machen — Kauft nun wer Lust hat! Aber folgt daraus, daß er, vermöge der Natur der Sache, ein Recht hat, denjenigen für einen Dieb zu erklären, der uns dies Buch, das so bald es publiciert ist dem Publico zugehört, ebenfalls auf eigne Kosten und eigne Gefahr, ohne dem Autor ein Honorarium dafür zu geben, und ohne Kupfer und Vignetten, auf weißes oder graues Papier nachdrucken läßt, und an jeden verkauft, der dazu Belieben hat? Nego et pernego! Ob der Verkäuffer einer Waare wohlfeil oder theuer eingekauft hat; ob er seinen Fabricanten viel oder wenig Lohn gegeben hat, u. s. w. das ist seine

Sache:

Sache: aber weder der Concurrent, der mit gleichbrauchbaren Waaren handelt, noch das Publicum hat ſich was darum zu bekümmern.

Laſſen Sie uns, mit Ihrer Erlaubnis, die Sache noch von einer andern Seite betrachten. Der erſte Aufſatz oder die erſte Copie eines Buchs iſt wie ein Originalgemählde anzuſehen. Der Mahler verkauft es an wen er will, und ſo hoch er kann. Geſezt er verkaufte es an einen Bilderhändler, der durch einen geſchikten Copiſten eine beliebige Anzahl Copieen davon machen ließe, die ſo gut wie das Original ſelbſt wären, und der ſie nun als Copieen deſſelben verkaufte. Steht es nun nicht einem jeden frey, von einer ſolchen Copie, die er gekauft hat, wieder ſoviel Copieen machen zu laſſen als er mag, und ſie auf ſeine eigne Rechnung für Copieen zu verkauffen wo und wie und an wen er will? Wem iſt jemals in den Sinn gekommen, es zu läugnen? Man wende dies nun auf den Druk und Nachdruk eines Buches an, und ſehe ob nicht das nemliche Factit herauskommt!

Ich habe geſagt, ein jedes Buch, ſobald es publiciert ſey, gehöre nun, in ſofern es ein Buch iſt, nicht mehr dem Autor ſondern dem Publico zu. Als Waare betrachtet iſts ein anders; in dieſer Rükſicht beſteht es aus einer gewiſſen Anzahl Exemplaren oder Kopeyen, die der Verleger (es ſey nun der Autor ſelbſt oder ein andrer dem er ſeine Handſchrift

Cinna.

Caſca, ihr ſeyd der erſte der die Hand ausſtrekt.

Cäſar.

Sind wir alle fertig? Was giebt es dann für Beſchwerden, die Cäſar und ſein Senat heben ſoll?

Metellus (kniend.)

Erhabenſter und großmächtigſter Cäſar, Metellus Cimber wirft ein demüthiges Herz zu deinen Füſſen --

Cäſar.

Ich muß dir zuvorkommen, Cimber; dieſes niedrige und unterwürfige Bezeugen könnte das Blut gewöhnlicher Menſchen rege machen, und mit Bedacht abgefaßte Entſchlüſſe in kindiſchen Wankelmuth verkehren. Seyd nicht ſo thöricht, euch einzubilden, daß Cäſar ein ſo rebelliſches Blut habe, daß es durch das was Narren zerſchmelzt, ſich von ſeiner natürlichen Beſchaffenheit aufthauen laſſe; ich meyne, durch milde Worte, niederträchtige Schmeicheleyen, und ein verächtliches hündiſches Liebkoſen. Dein Bruder iſt durch ein Decret verwieſen; wenn du dich niederwirfſt, und ſchmeichelſt, und für ihn bitteſt, ſo ſtoſſe ich dich wie einen Hund aus meinem Weg. Wiſſe, Cäſar thut kein Unrecht; und läßt ſich nicht ohne hinlängliche Gründe befriedigen.

Metellus.

Iſt dann keine würdigere Zunge als die meinige, um

mit

als Waare verkauft hat) auf seine Kosten und Gefahr drucken lassen; und da versteht sichs unstreitig von selbst, daß diese Anzahl von Exemplaren, insgemein Auflage genannt, des Verlegers Eigenthum ist, und daß er sein Eigenthumsrecht an jedes einzelne Exemplar (den Fall der Confiscation ausgenommen) nicht anders als durch Verkauf, Tausch, Schenkung oder irgend eine andre von seinem freyen Willen abhangende Weise verliehren kann. Indessen ist und bleibt sein Buch eine Waare, und, was für ihn das schlimmste ist, eine Waare, die von einer solchen Natur ist, daß sie von jedermann nachgemacht werden kann. Wie viel oder wenig er davon verkaufen, wie viel oder wenig er damit gewinnen werde, ist also etwas was ihm niemand garantieren wird. Seine Waare, insofern sie ein Buch ist, gehört dem Publico; jeder kann mit seinem Exemplare machen was er will — darf es ungestraft verschenken, verkaufen, vertauschen, versetzen, vermachen, von Motten oder Mäusen zernagen lassen, in Fidibus verwandeln, recensiren, Käse drein wickeln, oder es gar dazu gebrauchen, wozu Gargantua einst (Experiments halben) eine junge Gans gebrauchte, und vorzüglich bequem gefunden zu haben versichert. Und er, der das alles damit thun darf, sollt' er es nicht so oft er will, zehnmal, hundertmal, tausendmal abschreiben, oder (was seit Erfindung der edeln Buchdruckerkunst das nemliche besagt) abdrucken

lassen,

laſſen, und ſeine Abdrücke, die nun ſeine Waare, ſein Verlag ſind, verkauffen dürfen wie er will? wer ſollt es ihm (in ſo fern ſich der erſte Verleger nicht durch ein Privilegium ein Alleinhandelsrecht erworben hat) wehren dürfen? Etwa der Autor? — Der hat ſich, wie geſagt, ſeines Eigenthums durch die Publication ipſo actu begeben. — Oder der erſte Verleger? — Deſſen Eigenthumsrecht kann ſich, vermöge der Natur der Sache, nicht weiter erſtrekken als auf das Mannſcript, und die Auflage die er davon gemacht hat. — Oder, vielleicht das Publicum? — Dies findet ſeine Rechnung beſſer dabey, wenn es die nemliche Waare an mehr als einem Orte, und, durch die Concurrenz, um einen billigern Preiß erhalten kann, als wenn es genöthigt iſt, ſich von einem Monopoliſten übertheuren zu laſſen.

„Aber Ich finde meine Rechnung nicht dabey, ſagt der erſte Verleger. „Und Ich noch weniger, ſagt der Autor: denn natürlicherweiſe iſt meine Intention, mein Werk ſo vortheilhaft zu verkauffen als möglich; das geht aber nicht an, wenn ich ſelbſt oder mein Verleger in Gefahr ſind, durch einen diebiſchen Nachdrucker nicht nur um unſern billigen Profit, ſondern vielleicht wohl gar um einen Theil der Auslagen ſelbſt gebracht zu werden! — " Das Beywörtchen diebiſch ausgenommen, habe ich kein Wort gegen das Alles einzuwenden. Die Intention der Herren mag freylich ſeyn, je mehr je lieber zu

gewin-

gewinnen; es mag sogar, wie einige meynen, die stillschweigende Bedingung seyn, unter welcher der Herr Autor sein Werk unternommen hat, oder doch ins Publicum ausgehen läßt. Aber wie kann er hoffen oder verlangen, daß sich das Publicum durch diese vorgebliche stillschweigende Bedingung gebunden halte? Wo sind die Autoren, deren Werk oder Werke, das Publicum ausdrüklich verlangt hat? Oder wie viele sind wohl derer, nach deren Werken es sich sehnt? — Und wenn nun die Herren (verzeyhen Sie mir diese petite Saillie de gayeté) sich alle auf einen Tag zusammen verschwüren, ihre Strahlen einzuziehen, und das undankbare Publicum von nun an darben zu lassen: würde etwa darum weniger Gras wachsen? Und bliebe unter den Millionen Büchern in so vielerley Sprachen und Formaten, die schon vorhanden sind, nicht für die nächsten 100 Jahre noch genug zu lesen übrig? Was für Ursache sollte also das Publicum haben, um der vorbesagten löblichen Intention der Herren Autoren willen, seiner Freyheit, seiner Convenienz, seinem unverlierbaren Recht an ein publiciertes Buch zu entsagen? Ich schreibe mit gutem Bedacht, seinem unverlierbaren Recht; denn der Autor verliert sein Recht an sein eigen Werk indem er es der Welt Preis giebt: aber das Publicum kann sein Recht an ein Werk, das einmal publiciert ist, nicht verlieren. Dies liegt schlechterdings in der Natur der Sache; und eben

daher

daher werden auch Druckerprivilegien, weil sie den Rechten des Publici abbrüchig sind, nicht auf immer, oder auf lange Zeit, sondern nur auf wenige Jahre ertheilt — und überdies ists noch eine Frage, ob und wiefern dergleichen Ausübungen der höchsten Gewalt, durch welche ein einzelnes Glied der Gesellschaft zum offenbaren Präjudiz des Beutels vieler Tausende begünstiget wird, an sich selbst zu rechtfertigen seyen?

Vergönnen Sie mir, m. H., hinzuzusetzen, daß ich mit allem dem gar nicht gesagt haben wolle, daß es nicht billig und edel gedacht wäre, wenn sich etwa das Publicum, mehr als es zu thun scheint, verbunden hielte, Werke, die der Nation wirklich Ehre, Nutzen und Vergnügen machen, durch etwas substantiellers als durch einen Beyfall zu belohnen, wobey sich der Verfasser am Ende doch nicht viel besser steht, als ein Diener, den sein gnädiger Fürst und Herr wöchentlich oder quartaliter mit einem „Wir bleiben euch in Gnaden wohl gewogen" salariren wollte. Aber — wenn das Publicum nun nicht will? — wer kann es zwingen? Gleichwohl steht jedem Autor frey, sein Heil zu versuchen, wie er kann und weiß. Wem sind die Beyspiele mit Hrn. Legationsrath Klopstocks Gelehrtenrepublik und Hrn. Amtmann Bürgers Gedichten unbekannt? Freylich, non cuivis licet adire Corinthum — Und

wir

wir haben auch der Beyſpiele genug, daß Männer von ſehr vorzüglichen Talenten mit Werken von unläugbaren Werthe auf dem Strande ſitzen geblieben ſind. Wie geſagt, auch Bücher haben ihren Genius und ihr Schikſal — eſt fatum in partibus illis — Milton bekam nicht einmal 100 f. für ſein göttliches Gedicht, womit lange nach ſeinem Tode Tonnen Goldes von Buchhändlern gewonnen worden ſind. — Es hängt je und allezeit von einer Nation ab, wie und wie weit ſie Künſte und Wiſſenſchaften aufmuntern, und diejenigen begünſtigen will, die ſich von dieſer Seite Verdienſte machen. Teutſchland könnte viel, wenn es wollte — wie neulich der wackere Herr Teutobold von Alteich in Ihrem Merkur gar ſtattlich dargethan hat. Allein einem geringen Nachdrucker meinesgleichen kömmt es nicht zu, ſeinen Obern und Beſſern Weiſungen zu geben; genug für uns, daß wir uns, durch beſtmögliche Bedienung eines geehrteſten Publici mit ſchleunigen und wohlfeilen Nachdrücken aller neuherauskommender Schriften, zu denen daſſelbe Luſt und Belieben zeigt, ſoviel in unſern Kräften iſt um das liebwerthe Vaterland verdient zu machen ſuchen — Wie ich denn E. E. nicht bergen will, daß auch Dero beliebter Oberon, in dieſer Rükſicht, nächſtens die Preſſe verlaſſen wird, und (das Exemplar um acht leichte Kreuzer) bey allen den Tabuletkrämern, die mit der ſchönen Meluſina, den vier Haymons Kindern, und andern lehr-

lehrreichen und anmuthigen Hiſtorien dieſer Art auf den Märkten herumziehen, zu bekommen ſeyn wird.

Womit mich zu Dero Gewogenheit empfehle, und mit vieler Conſideration beharre, Eu. Wohledeln,

* * den 12ten Jun. 1780.

dienſtbereitwilliger
N. N.
Bürger und Nachdrucker zu * *.

N. S. Ich war eben mit dieſem Briefe an E. E. zu Stande gekommen, als ein angeſehener Herr aus unſrer Stadt (der hier zu Lande für einen gelehrten Mann paßiert, wiewohl er auſſer ſeiner Inauguraldiſputation und einer kleinen Epiſtola gratulatoria an einen Univerſitätsfreund als er Magiſter wurde, in ſeinem Leben keine Zeile drucken laſſen) in mein Schreibſtübchen kam, und, weil er Gevatter zu meinem älteſten Sohn iſt, und mir die Ehre erweißt auf einen vertraulichen Fuß mit mir umzugehen, und mir vielleicht an der Naſe anſehen mochte, daß ich eine wichtigere Mine machte, als zu Beſorgung einiger alltäglicher Geſchäftsbriefe vonnöthen war, zu wiſſen verlangte, was ich da vorhätte. Ich zeigte ihm mein Geſchrieb, und nachdem er die Augen flüchtig darüber hatte hinlauffen laſſen, und mir ein kleines Compliment über mein ſchriftſtelleriſches Talent (das er vermuthlich nicht hinter mir geſucht haben mochte) gemacht: geriethen wir in ein Geſpräch über die Fehde zwiſchen Autoren und Nachdruckern,

die dermalen, auf der einen Seite wenigſtens, mit ſo vieler Hitze geführt wird. Er ſagte mir, die Sache hätte noch verſchiedene andre Seiten, die ich entweder nur beyläufig berührt oder gänzlich überſehen hätte, wiewohl ſie mir, ſeiner Meynung nach, zu gar nicht unerheblichen Betrachtungen Stoff hätten geben können. (Der ehrliche Mann hatte freylich, da er ſelbſt kein Autor iſt, gut ſprechen, und konnte, auf andrer Leute Unkoſten, ſehr wohlfeil den Großmüthigen machen.) Er meynte, unter andern, die Herren Autoren hätten nicht klüglich gehandelt, daß ſie die Sache auf den kaufmänniſchen Fuß genommen, und dem Publico ſo gar deutlich zu verſtehen gegeben hätten, daß das ganze Verdienſt, das ſie ſich als Schriftſteller um die Welt machten, lediglich auf dem Contract *Facio ut Des* beruhe. Sie hätten ſich, meynte er, dadurch, wider ihre Abſicht, in den Augen der Welt ganz entſetzlich herabgewürdiget. Von Lehrern der Weißheit, Prieſtern der Muſen, Aerzten der Seele, Geſetzgebern des Geſchmaks und der Sitten, Bekämpfern der Barbarey, des Aberglaubens, der Thorheit, und des Laſters, Verfechtern der heiligſten und edelſten Vorrechte der Menſchheit, mit Einem Wort, von Wohlthätern des menſchlichen Geſchlechts, wofür ihre Zunft in alten Zeiten und bisher immer gehalten worden — wären ſie nun in die Klaſſe der ehrlichen Leute herabgeſunken, welche ihre Producte aus der Erde ziehen, oder die Pro-

ducte

bucte der ersten Hand verarbeiten, oder sie von einer Nation zur andern verführen — Alles lediglich in der Absicht, Geld zu verdienen. Ein vortreffliches, oder doch in seiner Art und Zeit brauchbares Buch sey immer ein wichtiges Geschenk, das der Autor dem Publiko mache, und ein Geschenk, dessen Werth nie mit Gulden und Thalern aufgewogen werden könne. Das Publikum müßte ohne alles Gefühl von Ehre und Dankbarkeit seyn, wenn es sich nicht verbunden halten sollte, einem Schriftsteller, der sich wirkliche Verdienste gemacht, und die Hochachtung und Liebe des edlern Theils seiner Zeitgenossen erworben, bey jeder auf eine anständige Art dargebotnen, dem Schriftsteller nüzlichen, und ihm, dem Publiko, nicht allzulästigen Gelegenheit, seine Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben. Beyspiele davon wären in Frankreich und England häufig, und sogar in Teutschland (wo die theokratische Reichsverfassung und der Mangel eines gemeinsamen Mittelpuncts, einer allgemeinen Hauptstadt, den Wissenschaften und Künsten so wenig günstig sey) nicht selten — Beyspiele die wenigstens den guten Willen des Publici bewiesen, und häufiger seyn würden, wenn die Zudringlichkeit auf Seiten der Autoren nicht gar zu beschwerlich fiele, und tagtäglich so viele Aspiranten sich hervorthäten, welche sogar für zukünftige Verdienste (die man ihnen zum Theil nicht einmal zutrauen könnte) vorausbezahlt seyn,

und erndten wollten wo sie nicht gesäet hätten. Es *ist wahr, sagte er, ich begreife gar wohl, wie der* Gedanke — das Wenige, was einer etwa über den Papierwerth und Druckerlohn seiner Schriften von den Käufern erhält, als eine Art von Gnadengeschenke vom Publico zu empfangen, und sichs noch von jedem Schuft auf eine niederträchtige Art vorrücken lassen zu müssen — einem ehrlichen Mann unleidlich seyn muß; und daß er also seine Forderungen lieber auf das Eigenthumsrecht gegründet, und sich solchergestalt mit jedem andern Gliede der Gesellschaft, das von den Producten seines Fleißes lebt, auf gleichen Fuß gesezt zu sehen wünschen mag. Aber wie leicht hätten die Herren voraussehen können, daß alle mögliche Deductionen ihres Eigenthumsrechts auf ihre Werke, so meisterhaft diese Deductionen auch immer seyn mögen, schlechterdings ohne Effect bleiben müssen, bis Ihnen durch ein allgemeines und von allen Ständen ohne Ausnahme angenommenes Reichsgesetz dieses Eigenthumsrecht wirklich auf eine so ausschließliche Art, daß niemanden sie daran zu kränken erlaubt bliebe, zuerkannt und versichert wäre. Dies werde aber, meynte er, aus unzählichen politischen und finanzischen Ursachen, nie geschehen; und so was zu hoffen, wäre nicht viel besser als sich einzubilden, daß der Vorschlag zu Teutschlands höchstem Flor mit Hundert Millionen Gulden Rheinl. jemals realisiert werden dürfte.

Sclav-

Solange aber kein ſolches Geſetz vorhanden ſey, ſey und bleibe jedes gedrukte Buch ſchon von darum publici juris, weil es unmöglich ſey, den Nachdruk deſſelben anderſt zu verhindern, als durch Privilegien, welche zum Theil nur unter Bedingungen zu erhalten ſeyen, zu denen ſich nicht jeder Ehrenmann, dem Wahrheit und Freyheit keine leere Namen ſeyen, verſtehen könne. Bey ſo bewandten Umſtänden, ſezte er hinzu, wollte ich, wenn ich das Unglük hätte ein Schriftſteller zu ſeyn — anſtatt Rechte geltend zu machen, wovon ſich das Publicum um ſo weniger überzeugen laſſen wird, weil es dabey zu verliehren hat — es lieber darauf ankommen laſſen, was etwa Glük und Zeit zu meinem Vortheil verhängen möchten: und die Nachdrucker, weil ich ihnen doch weder durch Vernunftſchlüſſe noch Schimpfworte das Handwerk legen könnte, lieber für Beförderer und Herolde meines Ruhms, die meine Verdienſte um die Welt zu vervielfältigen befliſſen wären, als für Diebe und Räuber anſehen, was ſie im Grunde doch nicht ſind; zumal, da ich nie beweiſen könnte, daß ich, wenn ſie nicht gethan hätten, deſto mehr Exemplare von meiner eignen Auflage verkauft hätte: denn vielleicht hätten die Leute, die izt durch den wohlfeilern Preiß, und die mehrere Nachfrage die der Nachdruk eines Buchs in ihren Gegenden veranlaßt, zum Kauffen angelokt werden, das Buch, ohne dieſe Veranlaſſung, gar nicht gekauft. Ueberdem, fuhr mein

mit einer Stimme, die in des groſſen Cäsars Ohr angenehmer tönt, meines Bruders Zurükberuffung zu erbitten.

Brutus.

Ich küſſe deine Hand, aber nicht aus Schmeicheley, Cäsar, und bitte dich, dem Publius Cimber die freye Wiederkehr in sein Vaterland zu bewilligen.

Caſſius.

Gnade, Cäsar, Gnade! Caßius fällt zu deinen Füſſen, und bittet dich um die Zurükberuffung des P. Cimber.

Cäsar.

Ich könnte mich leicht bewegen laſſen, wenn ich euers gleichen wäre; wenn ich bitten könnte, um zu bewegen, so könnt' ich durch Bitten mich bewegen laſſen; aber ich bin ſtandhaft, wie der Polar-Stern, der an beſtändiger, feſter und unbeweglicher Beſchaffenheit ſeines gleichen nicht am Firmament hat; der Himmel iſt mit unzählichen Funken bemahlt, ſie ſind alle Feuer und jeder leuchtet; aber es iſt nur einer unter allen, der niemals ſeinen Stand verändert; Eben ſo iſt es in der Welt, ſie iſt wohl mit Menſchen verſehen, und Menſchen ſind Fleiſch und Blut, und den Leidenſchaften unterworfen; aber unter allen kenn' ich nur einen, der, von äuſſerlicher Bewegung unerſchüttert, immer den gleichen Stand behauptet; und daß ich der ſey, laßt mich eben hierinn ein wenig zeigen; weil ich ſtandhaft war, wurde Cimber verwieſen, und weil ich ſtandhaft bin, ſoll er es bleiben.

Cinna.

Herr Gevatter fort, möcht' ich doch wohl wiſſen, aus welchem Vorrecht die Herren Büchersteller, wenn ſie denn ja den Verlag ihrer Werke als eine Eigenthumsſache betrachtet wiſſen wollen, eine Sicherheit verlangen, die kein andrer Eigenthümer in der Welt bey ſeinem Gewerbe hat? Oder iſt der arme Landmann, deſſen Producte dem Staat unentbehrlicher ſind, als die beſten Bücher, und der ſein bischen Leben ſaurer dabey verdienen muß, als der müh- und ſchreibſeligſte unter allen gelehrten Taglöhnern, iſt er dem zufälligen Verluſt der Früchte ſeines Schweiſſes und ſeiner Seufzer, der tröſtenden Hoffnung eines ganzen arbeitvollen Jahres, nicht eben ſo wohl und auf eine weit grauſamere Art ausgeſezt? Ein einziges Hochgewitter, eine einzige Ueberſchwemmung verurſacht ihm, trotz alles ſeines Eigenthumsrechts an die Früchte ſeiner Felder und Matten, einen empfindlichern Schaden als jemals ein Autor von ſeinem Nachdrucker erlitten hat. Riskiert nicht der Fabrikant oder Waarenverleger, der mit einem Sortiment guter Waaren, die ihn ſein baares Geld gekoſtet haben, auf die Meſſe zieht, ſeiner Concurrenten wegen, weniger zu verkauffen und zu gewinnen, als wenn er allein wäre? Lauft nicht oft der Kaufmann Gefahr, durch einen Sturm, der keinen Reſpect für das Eigenthumsrecht hat, um ſein ganzes Vermögen zu kommen? Wahr iſts, die leztern können ſich durch Aſſecuranz helfen; aber wer hindert die Herren

ren Autoren und Verleger, ſich durch eine ähnliche Einrichtung vor Schaden vorzuſehen? Ein ſolches Aſſecuranzinſtitut könnte um ſo leichter zu Stande kommen, weil die unzähligen Bücher, die zu ſchlecht — und die wenigen, die zu gut ſind, um nachgedrukt zu werden, keiner Aſſecuranz bedürften.

Der Herr Gevatter ſagte noch allerley drollichtes Zeug über dieſe Materie, und kam endlich auch auf den Kameralgeſichtspunct, woraus das Nachdrukswesen, zumal in den vordern Kreiſen, wo es eigentlich ſeinen Siz hat, anzuſehen ſey. Beym Lichte beſehen, ſagte er, iſt die Einfuhr der fremden Bücher in dieſe Kreiſe, kein geringfügiges Object. Es ließe ſich leicht berechnen, daß ſeit 50 Jahren aufs wenigſte für eine Million Gulden Bücher aus Ober- und Nieder-Sachſen nur allein in den ſchwäbiſchen Kreis eingeführt worden. Der Nutzen den unſre wakern Schwaben von dieſer Einfuhr für ihren Verſtand und Wiz gezogen haben mögen, dürfte wohl ſchwerlich mit einer ſo anſehnlichen Summe baaren Geldes, das dafür auſſer Landes gegangen, in gehörigem Verhältnis ſtehen. Indeſſen, weil auſſer den Büchern, die als gelehrter Handwerkzeug unentbehrlich ſind, noch eine unendliche Menge ſehr entbehrlicher Bücher nun einmal ſchlechterdings zum Luxus unſrer Zeit gehören, und die Leute für Gewalt Romanen, Andachtsbücher, Blumenleſen, Reiſebeſchreibungen und alle Arten von wizigen und

unwitzigen Modebüchern und Broschüren lesen wollen: was Wunder, daß man in unsern Gegenden endlich auf den Einfall gekommen ist, sich alle diese Bedürfnisse wohlfeiler im Lande selbst anzuschaffen? Ueberall in jedem kleinen Winkel Teutschlands ist man auf diese Art von Ersparnis, auf eigene Fabriken und Manufakturen so wohl für die nothwendigen als eingebildeten Bedürfnisse, kurz, auf Beförderung der Industrie und Circulation in allen nur ersinnlichen Artikeln, gestellt — wie sollten also nur unsre Fürsten zu verdenken seyn, wenn sie eine so patriotische und unserm Lande so augenscheinliche Vortheile bringende Unternehmung, wie der wohlfeilere Nachdruk der gangbarsten Bücher ist, wonicht öffentlich begünstigen, doch wenigstens nicht, wie die Herren Autoren ihnen zumuthen wollen, mit Gewalt verhindern? Denn das wäre doch, cameralistisch betrachtet, nicht um ein Haar klüger, als wenn sie eine einheimische Strumpf-Fabrik unterdrücken wollten, aus der großmüthigen Absicht, damit nicht etwa den sächsischen Fabriken Abbruch dadurch gethan werden möchte.

Diese Betrachtungen meines Herrn Gevatters gefielen mir so wohl, und schienen mir die gute Sache des Nachdruckerwesens vollends in ein so helles Licht zu setzen, daß ich mich nicht entbrechen konnte, solche sogleich, nachdem er wieder seinen Abschied genommen, zu Papiere zu bringen; und wenn E. E.

(wie

(wie ich von Dero mir von vielen angerühmtey Billigkeit nicht anders erwarten kann) diesen meinen Brief im T. Merkur bekannt zu machen belieben wollen, so hoffe, daß Sie auch dieser R. S. um so mehr einen Platz gönnen werden, als sie die Gedanken eines völlig unpartheyischen Gelehrten enthält, der es mit den Herren Büchersiellern aufrichtig wohlmeynt, und, wie ich bey meinem Eyd versichern kann, weder direkte noch indirekte an meiner Druckerey und Handlung Antheil hat.

Il medesimo.

V.

Bücheranzeigen.

Johann Reinhold Forsters Reise um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775. Beschrieben und herausgegeben von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster, Prof. der Naturgeschichte in Cassel, ꝛc. Zweeter Band. Berlin bey Haude und Spener 1780.

Endlich ist das Verlangen des Publikums nach der Fortsetzung dieses Forsterischen Werks, das unstreitig unter den lesenswürdigsten Lesebüchern unsrer Zeit mit obenan steht, und dessen Ersten Band wir schon im Jul. und August d. J. 1778 durch Auszüge bekannter zu machen gesucht haben, durch diesen Zweten Band befriedigt worden, der die Beschreibung der ersten von den Herrn Forstern, unter der Führung des großen Wellenbändigers Cook, gemachten Reisen vom Merz des Jahres 1774 bis zu ihrer Zurükkunft nach Spithead im

Jul. 1775 enthält. Alles Gute, was wir ehmals von dem Iſten Theil dieſes Werks geſagt haben, gilt auch von dieſem zweyten, und in noch vollerm Maaße. Die ſchätzbarſte aller Kenntniſſe, die Menſchenkenntnis, erhält durch ſelbiges einen gewiß nicht unbedeutenden Zuwachs, und die mit Scharfſinn, Unbefangenheit und Gefühl gemachten Bemerkungen und mitgetheilten Nachrichten (deſto ſchätzbarer, da ſie durchaus aus eigner Erfahrung geſchöpft ſind, und auf eine Menge individueller Characterzüge und Begebenheiten geführet ſind) von den Bewohnern der Geſellſchafts- und freundſchaftlichen Inſeln, der neuen Hebriden, der Inſ. Caledonien, der Neuſeeländer u. ſ. w. durch ſo mancherley Stufen von Modifikation, deren die Menſchheit auch in einem rohen nur wenig ausgebildeten Zuſtande fähig iſt, bis zu den unglücklichen Halbmenſchen von Feuerland herab — bieten einem nachdenkenden Leſer reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen an, und können demjenigen, der uns dereinſt eine nicht auf Hypotheſen, vorgefaßte Meynungen und einſeitige κυριας δοξας, ſondern bloß auf Thatſachen und Erfahrungsſätzen beruhende Geſchichte der Menſchheit geben wird, von großem Nutzen ſeyn. Vorzüglich iſt Recenſent ſeines Ortes dem Hrn. F. für die umſtändliche Erzählung ihres zweyten Beſuchs zu Otahiti und in den Geſellſchafts-Inſeln verbunden, welche dem Verſtande und Herzen des Erzählers eben ſo viel Ehre macht, als ſie uns für die Gutartigkeit dieſer unverdorbenſten und glüklichſten aller dermaligen Erdenbewohner einnimmt. Auch iſt uns beſonders angenehm geweſen, in der großen Meynung, die wir von der vortreflichen Naturanlage der Neuſeeländer (der leidigen Menſchenfreſſerey ungeachtet) und von dem hohen Grade von Vorzügen, wozu ſie durch Kultur und Polizierung gelangen könnten, ſchon ehmals geäuſſert hatten, durch Alles was uns Hr. F. aus Veranlaſſung ihrer abermaligen Beſuche auf Neuſeeland von dieſen merkwürdigen Menſchen

ſagt,

ſagt, von neuem beſtätiget zu werden. Wir widerſtehen der Neigung, abermals einige Auszüge der intereſſanteſten Stellen dieſes Buches zu geben, bloß um der Hoffnung willen, daß es in kurzer Zeit in jedermanns Händen ſeyn werde; und dies um ſo mehr, da es auch für diejenigen, die bloß zum Zeitvertreib leſen, die Stelle des unterhaltendſten Romans vertreten kann.

Bernhard von Fontenelle, Dialogen über die Mehrheit der Welten. Mit Anmerkungen und Kupfertafeln von Johann Elert Bode, Aſtronom der K. Akad. der Wiſ. zu Berlin. Berlin, bey Himburg 1780.

Da dieſes, zu ſeiner Zeit in ganz Europa mit dem lauteſten Beyfall aufgenommene, und (wie Voltaire ſagt) in ſeiner Art einzige Werk des ſinnreichen Fontenelle einem Manne, wie Herr Aſtronom Bode, „dieſes gegenwärtige, von Hrn. Himburg nach dem neueſten Geſchmak veranſtaltete teutſche Gewand zu verdienen ſchien," ſo haben wir weiter nichts davon zu ſagen, als daß dieſe Ueberſetzung, durch die von Hrn. Bode dazu gegebnen erläuternden Anmerkungen und Zeichnungen, Berichtigung der häufig im Original vorkommenden irrigen Meynungen, und Beyfügung der ſeit Fontenellens Zeit gemachten aſtronomiſchen Entdeckungen, eine Vollſtändigkeit und einen Werth erhält, der ſie weit über das Original erhebt. Ohne dieſe Anmerkungen und Zuſätze würde Lucians Reiſe in den Mond (in ſeiner wahren Geſchichte) ein angenehmers und, weil es Niemanden irre führen kann, unſchädlichers Buch ſeyn, als dieſe berühmten Welten des Hrn. v. Fontenelle, der ſo oft zur Unzeit witzelt, und ſo oft unrecht hat. Durch die gegenwärtige Ausgabe hingegen wird es für den gröſſern Theil des leſenden Publicums ein unterhaltendes, lehrreiches, und gewiſſermaaßen unentbehrliches Buch.

Hirzel an Gleim, über Sulzer den Weltweisen. Zweyte Abtheilung. Zürich und Winterthur, bey J. C. Füeßli, und Heinr. Steiner und Comp. 1780. (8. S. 278.)

Hr. H. vollendet in dieſem zwoten Theile das angefangene Sulzeriſche Denkmal, bey welchem Wahrheit und Freundſchaft gemeinſchaftlich Hand angelegt, und wovon wir bereits im December des leztverwichnen Jahres die erſte Abtheilung mit dem verdienten Beyfall angezeigt haben. Beyde ſind vollkommen aus Einem Stük, und werden ſowohl den Verehrern des verdienſtvollen Weltweiſen durch eine Menge Charakterzüge aus Briefen an ſeine Vertrauteſten in wichtigen Auftritten ſeines Lebens, als denjenigen, welche ſeine Schriften und was er darinn wichtiges und gemeinnüziges geleiſtet, mit Einem Blicke überſehen wollen, durch die mit großer Deutlichkeit und Nettigkeit abgefaßten Schattenriſſe derſelben ſchäzbar ſeyn. Das einzige, was uns ſo ſtark aufgefallen iſt, daß wir uns nicht entbrechen können deſſen zu erwähnen, iſt das dieſem Theile vorgeſezte Bildnis der ſel. Sulzerin, worinn wir (von dem Mangel an Charakter und Beſtimmtheit in der Geſichtsbildung und von der häßlichen Mammoſität nichts zu ſagen) das Anſtändige für eine Frau, und für die Frau eines Weiſen ſehr vermiſſen. Wir erinnern uns wohl, die Ninon L'Enclos ungefehr ſo abgebildet geſehen zu haben: aber daß eine Jungfrau oder eine Matrone ſich freywillig in einer ſo unziemlichen Naktheit vor die Augen der Welt hinſtellen werde, iſt nicht zu glauben; und iſt alſo um ſo viel widerlicher, weil es einer von plündernden Koſaken an der armen Frau verübten gewaltſamen Entblößung ähnlich ſieht. Was Horaz von der Kleidungsart der römiſchen Matronen ſagt, *Matronæ præter faciem nil cernere poſſis*, im Gegenſaz mit dem *Aperte quod venale habet oſtendit*, ſollte doch wohl billig bey Abbildung reſpektabler Frauen ein allgemeines Geſez ſeyn; und wenn den Grazien, als den Kammer-

mermädchen der Schönheit, ja etwas erlaubt iſt, ſo iſt es doch gewiß nicht mehr, als ſich z. E. Reynolds in dem unübertreflichen Bilde der Lady Dutcheſs of Ancaſter erlaubt hat, welches, auch in dieſem Stük, immer ein Muſter des edelſten Styls in weiblichen Bildniſſen bleiben wird.

Die Welt, eine Wochenſchrift von Adam Fitz-Adam. Aus dem Engliſchen verdeutſcht. Zwerter Band. Altenburg, bey Richtern. 1780. (gr. 8. S. 424.)

Die Welt ſcheint uns unter der Menge von Wochenſchriften, die der Tattler, Spectator, und Guardian in Cours gebracht hat, den nächſten Platz an jenen ſo allgemein geſchäzten und noch von keinem nachfolgenden verdunkelten Originalen zu behaupten. Auch dieſer zwote Band erhält ſich immer in dem Geiſte und in der Laune, die den erſten ſo vortheilhaft auszeichnen; die Verfaſſer haben die große Gabe, zu ergözen, indem ſie unterrichten und warnen, und nicht zu beleidigen, auch wenn ſie ſpotten und ſtrafen, in einem ſeltnem Grade. Aber ein Glük iſt es auch für Herrn Adam Adams-Sohn und ſeine teutſchen Leſer, daß ſeine Blätter keinem gewöhnlichen Ueberſezungsfabrikanten, ſondern einem Manne, der ſich ganz in ſeinen Autor hineinzudenken weiß, beyde Sprachen in ſeiner Gewalt hat, und mit immer richtigem Gefühl beyde Abwege, in deren einem oder andern unſre meiſten Ueberſezer zu verirren pflegen, gleich geſchikt zu vermeiden weiß, mit Einem Wort, dem Ueberſezer Triſtrams und Humphrey Klinkers in die Hände gefallen ſind. Eine Ueberſezung wie dieſe hat den Werth und das Verdienſt eines Originals; und oft ein größers, in ſo fern es leichter iſt, aus ſeinem eignen Kopf und Herzen abzuſchreiben, als ſich in die Seele eines andern hineinzuarbeiten, und Producte des feinſten Witzes und origineller Laune, ohne merklichen Verluſt, in eine fremde Sprache umzuſezen.

Geſchichte des Tom Jones eines Findlings von Heinrich Fielding. Neu überſezt. Erſter und Zweyter Theil. Nürnberg bey J. G. Lochner und Grattenauer, 1780.

Eine Ueberſetzung, die ſich den Liebhabern vorzüglich durch ihre Treue empfiehlt. Der Hr. Verfaſſer hat ſein Original nicht ohne ſinnliche Darſtellung geleſen; er hat alles anſchaulich geſehen und empfunden, und mit dem feſten Vorſaz, das più und meno ſorgfältigſt zu vermeiden, überſezt. Daher kömmt jene wörtliche Treue in Stellen, wo durch ſie der Leichtigkeit des teutſchen Ausdruks nichts benommen wurde; daher kommen aber auch jene Abweichungen, wo der Sinn eine Treue erfoderte, die durch die Treue des Ausdruks, wenn dieſer auch nichts weniger als ängſtlich geweſen wäre, viel verlohren haben würde. Den allerdeutlichſten Beweiß, daß der V. ſein Original viel zu ſehr geliebt habe, als daß er eigenmächtig mit ihm hätte ſchalten und walten ſollen, giebt er in den mancherley komiſchen Auftritten, wo die beym Ueberſetzen erfoderliche Laune ihn leicht auf dieſen Abweg hätte verleiten können. Beyſpiele anzuführen würde hier zu weitläuftig ſeyn; ſtatt deſſen wollen wir nur einige Kleinigkeiten, die dem Ueberſezer hie und da entgangen zu ſeyn ſcheinen, kürzlich anzeigen. — Auf der 2ten S. Th. I. des Originals würde die Stelle: To prevent therefore giving Offence to their Cuſtomers by any ſuch *Diſappointment*, ſtatt: um nun ihre Kunden durch keine vergebliche Hoffnung aufzubringen, beſſer: um nun ihre Kunden durch keine getäuſchte Erwartung unzufrieden zu machen, überſezt werden ſeyn. — S. 7 möchte Trained-Bands, nach ſeiner zweyten Bedeutung, durch Landmiliz überſezt, die Plaiſanterie der Stelle des Originals genauer umfaſſen. — Moſſy Stones, S. 13, ſind nicht moraſtige ſondern bemooſte Steine. — S. 14 Z. 9 v. u. vermiſſen wir nach den Worten: in adorning herſelf, in der Ueberſetzung folgende Stelle: I ſay in Complacence to him, becauſe ſhe always expreſt the greateſt Contempt for Dreſs, and for thoſe Ladies, who made it their Study. — Baſe-born, S. 17, heißt nicht niederträchtig ſondern unehlichgebohren. — S. 30 Z. 12 v. u. ſind die Worte: through the conveyance of a key-hole ausgelaſſen. — S. 31 muß es ſtatt: mit Schakeſpear auszurufen heißen: mit Thisbe im Schakeſpear auszurufen. — Auf eben dieſer Seite Z. 6 v. u. iſt nach den Worten: from Venus ausgelaſſen: when he calls her the laughter-loving Goddeſs. — S. 33 fehlt nach den Worten with all my heart wieder eine Stelle von ſechs Zeilen. — In a Bridewell, S. 36, heißt nicht in Bridewell, ſondern in einem Zuchthauſe. —

hauſe. — S. 83 würden die Odd Fellows (in der Ueberſetzung ſeltſame Purſche) beſſer durch abgeſchmakte Burſche (nicht mit dem P) überſezt worden ſeyn; da in jener Bedeutung mehrentheils whimſical dabeyſteht, und überdies hier nicht von ſeltſamen oder wunderlichen Köpfen, ſondern von Leuten die Rede iſt, die den Tic haben, immer, (nach dem eignen Ausdruk des Ueberſ.) mit ihrer Herzensmeynung herauszuplatzen. — Kleinigkeiten dieſer Art finden ſich hin und wieder, die der geſchikte Verfaſſer in den künftigen Theilen um ſo leichter vermeiden wird, da es ihm an keiner zu einem Ueberſetzer erfoderlichen Eigenſchaft zu fehlen ſcheint.

Phaedri Auguſti Liberti Fabularum Aeſopiarum Libri V. ex recenſione *Burmanni*, cum ſelectis Variorum notis et ſuis obſervationibus edidit. *Io. Gottl. Sam. Schwabe*, ſcholae Butteſtadienſis Rector. Pars prior. Lib. I. et II. continens. Halae apud Ioh. Iac. Gebauer. 1779.

Dieſer erſte Theil einer neuen Ausgabe des Phädrus, durch welche der Hr. Verfaſſer dem Publico einen glüklichen Beweiß ſeiner Bekanntſchaft mit den lateiniſchen Muſen giebt, enthält, nach einer kurzen Vorrede, welche den Plan und die Abſicht des Ganzen näher beſtimmt, zugleich das Leben, eine vollſtändige Nachricht der Editionen und Verſionen, wie auch älterer und neuerer Gelehrten Beurtheilungen des Phädrus und Zeugniſſe für denſelben. Der Herr Verfaſſer wollte dieſe ſeine Ausgabe Lehrern und Schülern gleich nüzlich machen; und daher kann es ihm nicht zum Vorwurf gereichen, wenn man in den beygefügten kritiſchen Noten manches findet, das er in Anſehung der erſtern hätte vorausſetzen, manches hinwiederum, wobey er auf eingeſchränktere kritiſche Fähigkeiten und Kenntniſſe hätte Rükſicht nehmen können. Vielmehr finden wir das Beſtreben des Hrn. V. keinem Theile zu wenig zu leiſten, deſto lobenswürdiger, da Jünglinge das, was ihnen vor der Hand zu weitläuftig ſcheinen möchte, nach dem ſtufenweiſen Fortgang ihrer Kräfte immer brauchbarer finden werden, und die eignen Erläuterungen des Hrn. V. ſich denen, die ihrer eigentlich entbehren könnten, doch durch ihren kritiſchen Sinn empfehlen. Mehreres zum Lobe dieſer ſo brauchbaren Ausgabe zu ſagen, würde überflüſſig ſeyn, da ſie bereits die Stimmen aller billigdenkenden Freunde der lateiniſchen Literatur auf ihrer Seite hat.

Inhalt

Cinna.

O Cäſar.

Cäſar.

Hinweg! willt du den Olympus aus ſeiner Stelle heben?

Decius.

Groſſer Cäſar --

Cäſar.

Kniet nicht Brutus auch?

Caſca.

Meine Hände, ſprecht ihr für mich.
[Sie fallen den Cäſar an, und ermorden ihn.]

Cäſar.

Und du auch, Brutus? -- So falle, Cäſar!
(Er ſtirbt.)

Cinna.

Freyheit, Freyheit! die Tyrannie iſt todt! Rennet von hinnen, und ruft es durch die Straſſen aus --

Caſca.

Einige müſſen zu den öffentlichen Richter-Stühlen eilen, und die Wiederherſtellung der allgemeinen Freyheit ausruffen.

Brutus.

Ihr Senatoren und Plebejer, erſchreket nicht, fliehet nicht, bleibet ſtehen; die Schuld der Ambition iſt bezahlt.

Caßius.

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Gedichte. S. 3.
II. Bilanz der Literatur des verwichnen Jahres. 18.
III. Ein Gespräch zwischen Autor und Leser. 51.
IV. Ode an Herrn Hackert, Landschaft- und See-Mahler in Rom. 1777. 57.
V. Fünfter Brief das Erziehungswesen betreffend. 60.
VI. Beylage zum fünften Briefe die Erziehung betreffend. 71.
VII. Ueber eine Anekdote von J. J. Rousseau. (an einen Freund.) 74.
VIII. Patriotischer Beytrag zu Teutschlands höchstem Flor (wenn es will.) 90.
IX. Bücheranzeigen. 104.

May.

I. Gedichte. S. 105.
II. Ueber eine Anekdote von J. J. Rosseau. (Fortgesezt von Seite 90 des lezten Stüks.) 112.
III. Bilanz der schönen Literatur in Teutschland im Jahr 1779. 151.
IV. Vorschlag eines gelehrten Ritterordens. 163.
V. Anekdoten. 177.
VI. Bücher-Anzeigen. 180.
VII. Nachricht von einem Auszug des Adelungischen Wörterbuchs. 191.
VIII. Nachricht von der Deutschen Odüssee. 198.

Junius.

I. Ueber den Ursprung der Wissenschaften, besonders bey den asiatischen Völkern. S. 201.
II. Auszug aus Herrn Magellans Zusatz zu des Hrn. Le Begue de Presle *Relation des derniers jours de M. Jean Jacques Rousseau.* 218.
III. Fortsetzung der Bilanz der schönen Literatur im Jahre 1779. 233.
IV. Schreiben eines Nachdruckers an den Herausgeber des T. M. 258.
V. Bücher-Anzeigen. 289.

Nicht langſam, und mit innigem Gefühl.

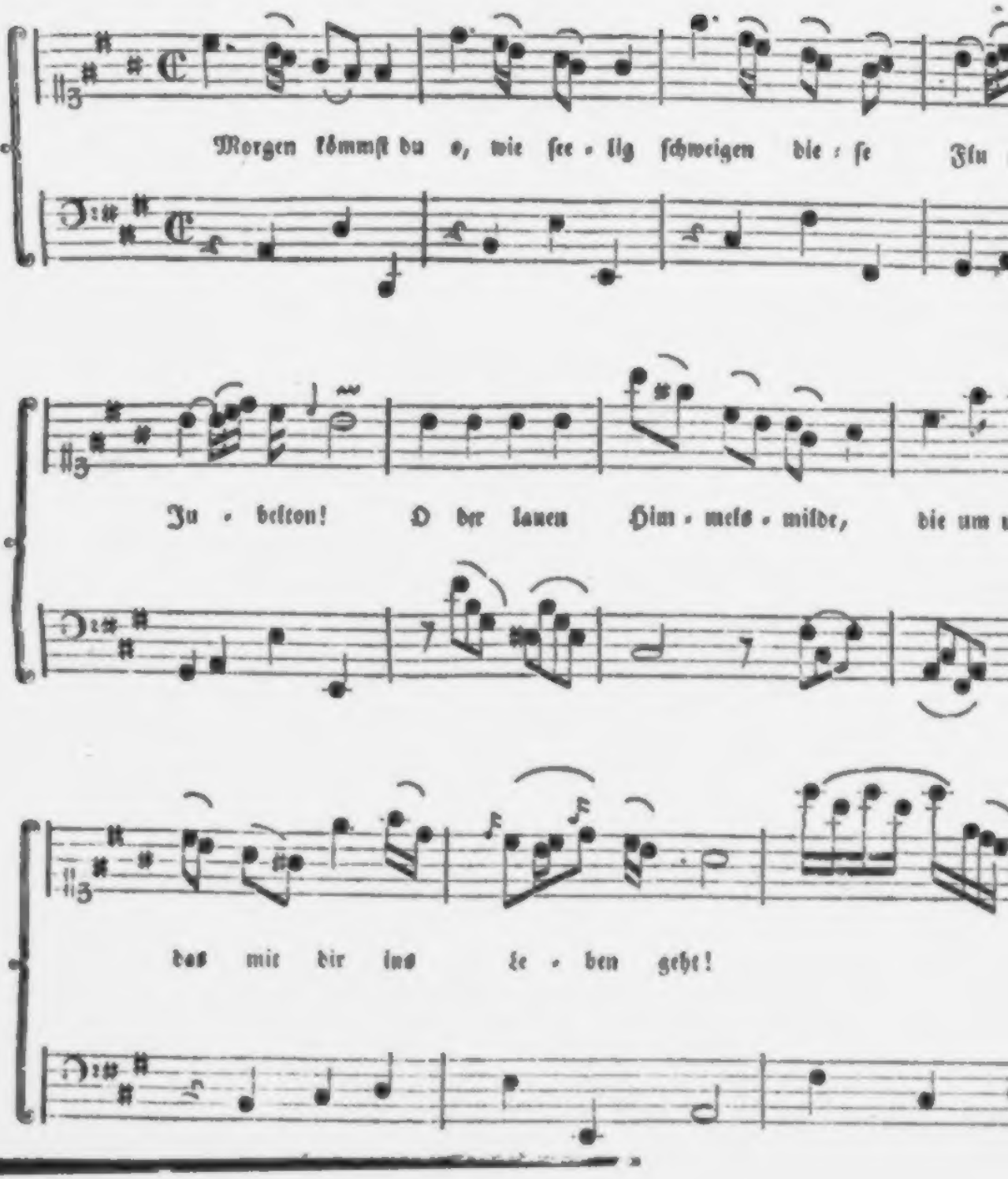

Lilie.

nds.

Komp. von Herrn Kapellmeiſter Wolf.

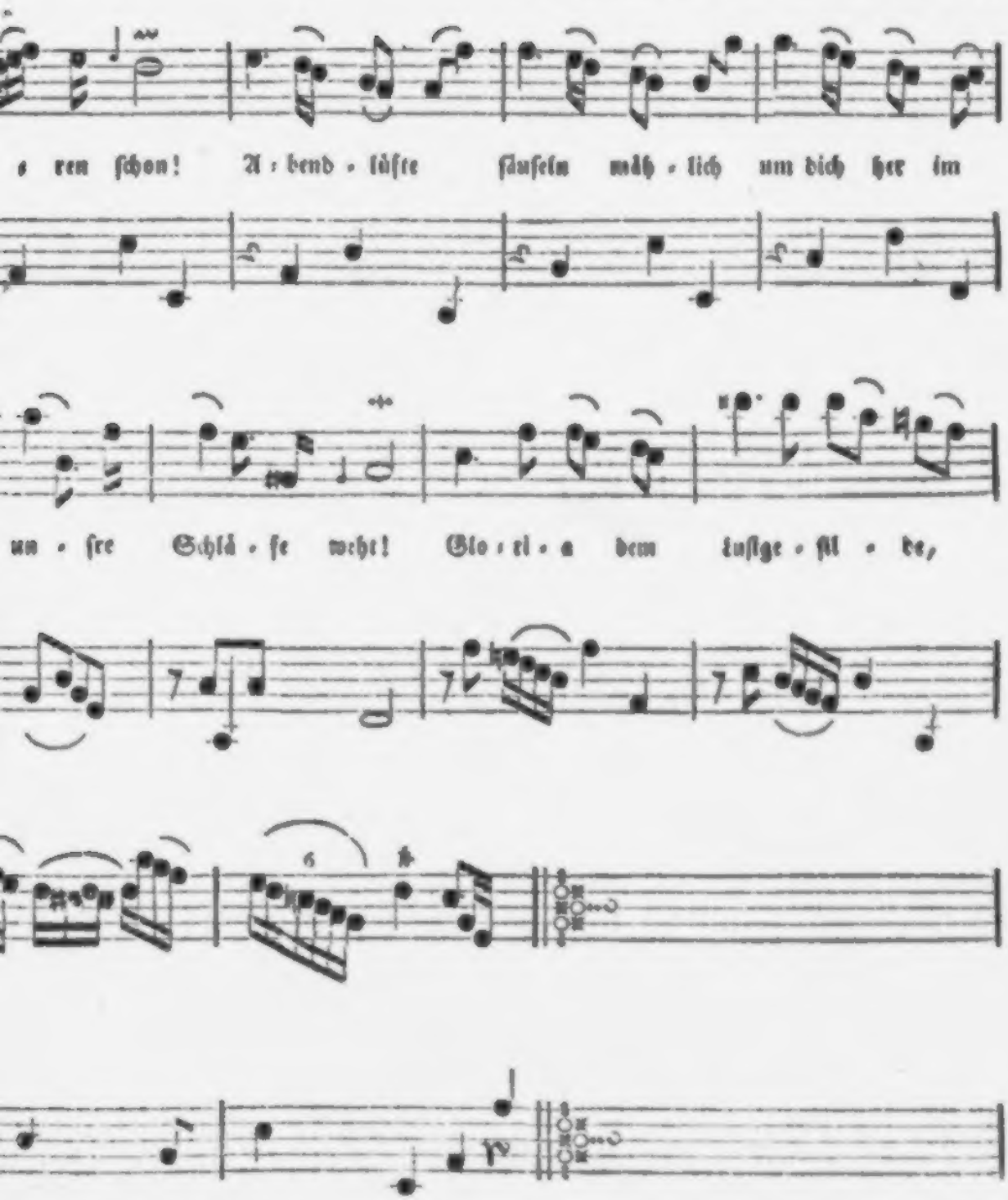

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1780.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der Teutſche Merkur.

Julius 1780.

I.

Einige Rettungen für das Andenken Albrecht Dürers gegen die Sage der Kunſt-Literatur.

In keinem Theile der Wiſſenſchaften iſt die ſogenannte Kritik oder Charakteriſtik ein ſchädlicher Ding als in Werken der Kunſt. Sie ſchneidelt ſo lang an dem geſunden Wuchſe des ſchönſten Baums, bis ſie aus der herrlichen Krone eine Pyramide oder eine Kugel, einen ſitzenden Hund, oder einen aufwartenden Affen herausgedrechſelt hat; je nachdem das Urbild ihr vorſtand, dem nun das Verdienſt des Mannes, den ſie meiſtern will, ähnlich ſeyn ſollte. Damit ja die Vergleichung rund wird, ſo wird abgeſchnitten, hinzugelogen, verſtellt und verſtekt, was man vor gut findet; und ſo entſtehen die Loci Communes, die dem Fortgang des wahren Geſchmaks und Gefühls bey dem großen Haufen ſo viele Hinderniſſe in den

Weg legen. Weil die meiſten groſſen Künſtler inſtinktmäßig arbeiteten, ihr Tagewerk als eine Pflicht thaten, oder als einen Spaß trieben, ohne an den Popanz der Nachwelt zu denken: ſo haben ſie weder von ihren Werken, noch von ihrem Leben ſelten ſelbſt etwas niedergeſchrieben; und alſo war es jedem erlaubt, aus Traditionen von Familienmährchen, oder was ſich von Geſellen auf Geſellen fortpflanzte, etwas niederzuſchreiben, wie es ihm beliebte. Keine ſchriftliche Urkunde war da, die widerſprach, und alſo blieb die Fabel ſo lange Wahrheit, bis ſich von ungefehr hier und da, durch ein Bruchſtück von aufrichtiger Nachricht, ein Irrthum aufklärte.

Das vorgeſchriebene Urtheil über das Verdienſt eines Mannes, iſt für die Nachbeter auch ſo bequem, daß es ſich Jahrhunderte erhält, oder man hält es auch nicht der Mühe werth, es zu widerlegen. Es muß denn in einem Winkel irgend Einer erwachen, der, durch einen langen vertrauten Umgang mit den Werken des groſſen Mannes, ſo voll ſeiner Gröſſe wird, daß er es unternimmt, ſeinen Manes ein Opfer zu bringen, und dem dunkeln Geſumſe der groſſchwätzenden Menge eine andere Richtung zu geben.

Es iſt kein Ort in der Welt wie Paris, wo von einzelnen Reichen und ſchwer zu befriedigenden Kennern dem Andenken der alten Meiſter ſo wahr und aufrichtig gehuldigt, und wo zugleich dieſer Geſchmack von dem groſſen Haufen der lebenden Künſtler, die

izt ſich an ihrem Zeitalter bereichern, ſo lächerlich gemacht, und ihm ſo geradezu entgegengehandelt wird. Eben derſelbe Mr. Baſan, der ſich nicht entblödet, für Ein Blatt von Albrecht Dürer izt zwanzigmal mehr zu fordern, als der alte Meiſter zu ſeiner Zeit für ſeinen ganzen Kupferdruck empfieng, ſieht es als eine nüzliche Tradition an, die ihm Geld bringt, lacht aber innerlich über das Gothiſche Steife und Harte, und ſchimpft im Allgemeinen öffentlich dagegen. Die Seltenheit der alten Blätter ſieht er als den einzigen Reiz an, der die Eitelkeit der Menſchen feßle, etwas zu beſitzen, was andere entweder aus Mangel des Geldes oder der Gelegenheit ſich nicht zu verſchaffen vermöchten.

Unter allen den großen Männern, die dem Gerücht irgend einer ſchiefen Kritik, oder der Tradition über ein gewiſſes Zeitalter untergelegen haben, iſt wohl keiner, der ſich über dieſe Ungerechtigkeit mehr zu beklagen hat, als unſer Albrecht Dürer. Man geſteht ihm wohl etwas Ausdruck und richtige Zeichnung zu, allein dagegen wirft man ihm eine gothiſche Manier, häßliche gemeine Natur darzuſtellen, eine trockene kleinlichte Art zu drappiren, einen Mangel der Haltung, und Gott weiß was für Härte im Ganzen, vor.

In allen dieſen Urtheilen iſt etwas Wahres, das ſo zu ſagen der Keim der Sage bleibt; allein ſo wie ſich die Sage izt in jedermanns Munde findet, iſt

Cassius.

Geht auf die Tribüne, Brutus.

Decius.

Und Cassius auch.

Brutus.

Wo ist Publius?

Cinna.

Hier, ganz von diesem Aufruhr betäubt.

Metellus.

Laßt uns geschlossen zusammenstehen, damit nicht einige Freunde des Cäsars --

Brutus.

Redet nicht von Zusammenstehen. Publius, seyd guten Muths, man hat nichts böses gegen eure Person vor, noch gegen irgend einen andern Römer; sagt ihnen das;

Cassius.

Und verlaßt uns, Publius, damit nicht etwann der auf uns einstürmende Pöbel sich an euerm Alter vergreiffe.

Brutus.

Thut das, und laßt niemand diese That verantworten als wir, die Thäter.

ſie ungereimt, und, näher betrachtet, höchſt ungerecht und beleidigend für das Andenken eines ſo großen Mannes. So viel iſt richtig, daß Albr. Dürer dieſes Gefühl von Haltung nicht hatte, das ſich ſpäter in der Flamändiſchen und Lombardiſchen Schule entwickelte. Man wußte dazumal nicht, den Zuſchauer durch den ganzen Ton der Tafel ſelbſt von weiten ſchon zu einem dunkeln Vorgefühl deſſen zu bereiten, was er bey näherer Betrachtung als Geſchichte darauf ausgeführt finden würde. Allein ſo war einmal der Styl ſeines Zeitalters, und auf dieſe Art wird man auch keinen Totaleindruck von den Werken Raphaels ſelbſt zu rühmen wiſſen. Es ſtund ſo zu ſagen kein Medium zwiſchen dem Object und den Augen des Künſtlers; alles ward einzeln mit dem ganzen Reichthum ſeiner Individualität vorgetragen; und da man von ſo vielem Studium und ſo manchen Nachtwachen Rechenſchaft gab, ſo war man über den Schleyer, der dem Ganzen übergeworfen werden ſollte, deſto unbekümmerter. Heut zu Tage, da man nicht mehr viel lernen und arbeiten mag, begnügt man ſich mit Aufſtellung eines Quid pro quo, wo immer das Detail fehlt das man nicht weiß; und unter dem Mantel des Genies, und der Anmaaßung einer feurigen Einbildungskraft die keinen Aufenthalt auf Kleinigkeiten zulaſſe, liefert man einen Traum ſtatt einer Geſchichte, und Geſpenſter ſtatt Geſtalten. Man brandmarkt durch Fleiß und Aengſtlichkeit alle

Aus-

Ausführung, ohne die doch nie der Zuſchauer die wahre Gränze von dem Talent des Künſtlers beurtheilen kann.

Man wirft Dürern in ſeiner Zeichnung eine plumpe, gemeine Natur vor. Es iſt wahr, ihn inſpirierte keine andere menſchliche Geſtalt, als diejenige die ihn umgab; er zeichnete ſie aber nach aller Wahrheit der Temperamente, der Lebensart, des Standes und Alters, mit einer Treue und Beſtimmtheit, die ſeine Figuren noch immer zu ſchätzbaren Zeugniſſen ſeines großen Studiums macht. Sein Zeitalter und Klima brachte aber nicht die ſeelenvollen Geſichter, und den Abdruck einer hohen Denkart hervor, die unter einem mildern Himmel Raphaeln in groſſer Menge begegnen mußten. Bey näherer Betrachtung der Raphaelſchen Figuren wird man eben dieſelbe Betrachtung zu machen gezwungen ſeyn, daß ſie nicht ſo wohl Abdrücke von den aus dem Anblick der Antike entſprungenen Ideen, als vielmehr Abbildungen der ihn umgebenden Natur waren. Seine herrlichſten weiblichen Bilder, von der Antike drappiert, haben immer Porträtköpfe; und woher entſpränge die große Manchfaltigkeit der ſo beſchränkten Köpfe in ſeinen Soldaten, Mönchen, Matroſen, Trägern u. ſ. w., wenn er ſie nicht auf der Stelle davongetragen hätte? In vielen ſeiner Figuren hätte Dürer allerdings die Gebrechen des Vorbildes verbeſſern, und z. B. ſeinen Weibern die Zeichen einer viel-

maligen Schwangerschaft in den Hängebäuchen, und die magern Arme und Schenkel anders bilden können. Allein ich weiß nicht, ob ich dieß nicht lieber dulden will, als einen Jahrmarkt, oder ein Gericht von 500 Römern, die von unsern neuern Antiquaflern alle wie Kugeln aus Einer Form gegossen werden, und die durch nichts unterschieden sind, als daß die einen vorwärts, die andern rückwärts, und wieder andere von der Seite zu sehen sind. Seine Drapperie ist nicht nach dem antiken Geschmack, sie läßt wenig von der reitzenden Gestalt des Nackenden sehen: allein sie ist nicht, wie die Kunsttradition lautet, nach nassem Papier gearbeitet, und seine Falten fallen nicht, (wie irgend Einer saat, der es den Franzosen nachschwatzt) neben einander wie Stricke herunter. Der Stoff seiner Bekleidungen ist nicht schwer, allein doch sind die Brüche seiner Falten wahr; die Formen, die sie bilden, gewiß; nur muß man über gewisse Schnörkel, die sie in ihren äussersten Winkeln bilden, wegsehen. Paul Veronese empfand ihr Verdienst, und er hat sich nach dieser Großheit gebildet, ohne die Schnörkel, die man als den Styl und Charakter des damaligen Zeitalters der teutschen Schule ansehen muß, nachzuahmen. Seine 5 Apostel sind indessen so groß und einfach drappiert, als irgend eine Raphaelische Figur, und unter seinen Madonnen sind einige, besonders die vom Jahr 1514, die, neben der edelsten griechischen Bildung,

bung, in einem so großen Geschmack bekleidet ist, daß sie der römischen Schule Ehre machen würde.

Ueberhaupt gehören seine Marienbilder unter seine liebsten und schätzbarsten Werke; und sie sind so wenig, wie die Tradition der Kunstliteratur lügt, nach seiner garstigen Manese gearbeitet, daß vielmehr unter seinen vielen Madonnen in Kupfer, Holzschnitt, Zeichnungen, Gemählden und Bildschnitzerey, nicht leicht eine der andern ähnlich ist: sondern sie enthalten jede einen eigenthümlichen Charakter sowohl in der Figur, als im Ausdruck des Affekts. Sie sind keine himmlische Erscheinungen Raphaels, oder Guido's, aber Alle — Darstellungen inniger, teutscher Mutterliebe; und meistens Weiber von gesetzterm Alter, sehr wenige von jungfräulicher Zärtlichkeit.

Der gemeine Vorwurf, den man Dürern im Ganzen macht, ist dieser: daß er die Absetzung der Farben, oder die Luftperspektiv nicht verstanden habe; daß seine Zeichnung in den Umrissen zu trocken und hart sey, und sich nicht sanft genug gegen den Grund verschmelze. Die allzugroße Bestimmtheit und sichtbare Angebung auch des kleinsten Details, war der allgemeine Charakter des damaligen Zeitalters; und dieser Vorwurf, wenn es einer seyn soll, trift nicht allein ihn, sondern alle seine Zeitgenossen, wie ich schon oben berührt habe. Ob er aber ein richtiges Gefühl von Haltung gehabt habe, dieß bedarf nun einmal weder Frage noch Beantwortung, wenn man

nur die reinliche und charakteriſtiſche Art betrachtet, womit alles in ſeinen Werken ausgeführt iſt. Seine berühmteſten Blätter ſind alle, und zwar ſehr oft, von den geſchickteſten Meiſtern nachgeahmet worden, ſo daß für ein Auge, daß kein Gefühl von Haltung hat, Original und Copie ſchwer voneinander zu unterſcheiden ſind. Bey der ſo eingeſchränkten Manier der damaligen Zeit, bloß auf Goldſchmieds-Art zu ſchraffiren, und weder breite, noch tiefe Striche zu wagen, geht alles bey ihm auseinander, jedes weicht auf ſeinen Grund zurück, keines klebt an dem andern, oder fällt über das andre vor. Welcher Unterſchied aber in den herrlichſten Copien! wo zwar, dem äuſſern Anſehen nach, beynahe kein Strich anders iſt als im Original, alles in den geringſten Kleinigkeiten ausgemeſſen und gezirkelt iſt: aber der Geiſt des Meiſters und ſein Gefühl von Haltung mangelt, das durch die unſichtbare Leitung der Hand Wunder im Stillen thut. Der Troß von Liebhabern behauptet gemeiniglich, bey Abdrücken von Dürers Werken komme es nicht, wie bey Rembrands Blättern, auf die Güte der Abdrücke an. Ich behaupte hingegen, es kommt für denjenigen, der Augen zu ſehen hat, ſo viel darauf an, daß von ihnen allein das Urtheil über das wahre Verdienſt des Meiſters abhängt. Die gut aufgeſtochenen Blätter, und die vortreflichen Copien ſeiner Werke haben eben gerade die Tradition von Härte erzeugt, die man in ſeinen Arbeiten will wahrgenom-

genommen haben. Man vergleiche nur die mancherley vortreflichen Copien und die so oft und zu so verschiedenen Zeiten aufgestochnen Platten des Hieronymus im Gehäus und des Ritters Tod und Teufel mit den besten Original-Abdrücken, und man wird Wunder der Haltung und das tiefste Gefühl im Ausdruck der unbedeutendsten Kleinigkeiten wahrnehmen. Man trägt sich gemeiniglich mit der Sage, als ob Marc Antonio die Holzschnitte der kleinern Paßion so glücklich in Kupfer gebracht habe, daß sie vom Original nicht zu unterscheiden gewesen wären. Aber fürs erste ist es beynah unmöglich, dasjenige, was mit wahrer Kunst in Holz geschnitten ist, mit derselbigen Wirkung ins Kupfer überzutragen; fürs andre sind diese Copien so ängstlich, steif und kalt gerathen, daß nichts als der todte Buchstabe des Conturns stehen geblieben ist; keine einzige Schraffirung thut dieselbe Würkung, sondern was dort im Holz leicht und verblasen ist, ist hier schwer, ohne gehörigen Anfang und Ende.

Man sieht so verschiedne Hände in seinen Holzschnitten; und doch hat das unaufmerksame Auge des großen Haufens alles bisher für seine eigne Arbeit gehalten, was nur mit seinem Zeichen bemerkt ist. Es wird immer schwer bleiben, allezeit zu entscheiden, wo er selbst geschnitten hat. Allein man kann, wie mich dünkt, von der kleinen Paßion ausgehen, um den Charakter seiner Hand festzusetzen. Diese ist die

ein-

einzige Sammlung, wo alle Blätter durchaus rein sind, und eins wie das andre gearbeitet ist, und wo man immer dieselbe Hand wahrnimmt. Hierzu kommen die guten Blätter aus der groſsen Paſsion, und (bis auf einige wenige) das Leben der Maria, nebſt andern einzeln herrlich ausgeführten Blättern. Ueberhaupt hat kein Meiſter je ſo tief empfunden, was man eigentlich in Holz ausdrücken könne, wie Er; und oft iſt die feinſte Abweichung der Tinten und der Charaktere der Localfarben mit wundernswürdiger Kunſt angegeben, wie z. B. in dem treflichen Blatt der Höllenfarth des Erlöſers in der groſsen Paſſion. Die Anordnung der Schraffirungen macht eigentlich den Formſchneider, und man kann 30 Jahre geſchnitten haben, ohne eigentlich zu wiſſen, was man in dieſer Materie darſtellen könne. Wir haben noch neuerlich deutliche Beweiſe davon von neuern Künſtlern erhalten. Diejenigen Blätter, die ſo ganz ohne alles Gefühl von Haltung gearbeitet ſind, ſind wahrſcheinlich aus flüchtigen Handzeichnungen entſtanden, wo die Künſtler, die er in ſeinem Hauſe unterhielt, auf Gerathewohl die Breite der Striche des Conturns ſowohl, als den Gang der Schraffirung nach ihrer eignen Einſicht gehandhabt haben. Denn oft ſind ſie ganz gegen allen Verſtand geführt, und der Anſatz des Meſſers fängt gegen die Lichtſeite mit ſeiner Stärke an, und hört gegen den Schatten auf.

Es iſt zum Erſtaunen, daß wir ſo wenig eigentliches Wahres von der Geſchichte dieſes großen Mannes wiſſen; und wir werden noch lange in dieſer Unwiſſenheit bleiben, wenn uns nicht Herr von Murr entweder in einer eignen Abhandlung, oder in einzelnen Aufſätzen dieſe Zweifel aufklärt. Aus dem eignen Reiſe-Journal Dürers, das dieſer Gelehrte neulich in dem 7ten Theile ſeines Journals bekannt gemacht hat, ſieht man den Ungrund des Mährchens, als ob Dürer die Reiſe nach den Niederlanden aus Widerwillen gegen ſein böſes Weib unternommen habe; denn ſie iſt ſeine Geſellſchafterin geweſen. Auch fällt ſeine ehmalige und lange Freundſchaft mit Lucas von Leiden weg, der ihn zu dieſer Reiſe ermuntert haben ſoll; denn er beſchreibt ihn als einen Mann, den er hier zuerſt im Jahr 1520 von Geſtalt habe kennen lernen.

Das Tröſtlichſte für alle große Leute, die ein gleiches Schikſal haben, iſt der Schluß ſeines Journals, wo er ſagt: Ich hab in allen meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen und andrer Handlung Nachtheil gehabt in Niederland in all mein Sachen, gegen groſſen und niedern Sta[illegible]en, und ſonderlich hat mir Fraw Margareth (*) für das ich ihr geſchenkt und gemacht hab, nichts geben.

Er

(*) Des Kayſers Schweſter, Stadthalterin der Niederlande, eine große Kunſtkennerin.

Er bot ihr das Porträt von ihrem Bruder dem Kayſer an: ſie fand es aber wahrſcheinlich zu theuer. Und am Ende heißts: Ich vertauſchte mein Kayſer umb ein weiß Engliſch Tuch.

„Ich bat Frauw Margareth umb Meiſter Ja„cobs (*) Büchlein, ſie ſagte aber, ſie hätte es ihrem „Mahler zugeſagt.“

Die Preiſe überhaupt, wofür er ſeine Kunſtſachen an ſeine Zeitgenoſſen überließ, rühren zu Thränen, und man erinnert ſich dabey des Schikſals des Correggio. Er kaufte ein Meerkäzlein um 4 Goldgulden. Er verkaufte hingegen 16 Exemplare von der kleinern Paßion um 4 fl. Mehr 32 große Bücher pro 8 fl. Mehr 6 geſtochene Exempl. der Paßion pro 3 fl. Mehr 20 halbe Bogen aller Gattung gleich durch einander pro 1 fl. — „Item, meinem Wirth hab ich „zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemahlt Ma„rienbild umb 2 fl. Rheiniſch,“ u. ſ. w.

Das dem Reiſe-Journal angefügte Gebet um Dr. Luthers Erhaltung, iſt mit wahrer Salbung aufgeſezt, und die aufgegebnen Verſe Dürers in dem Wettſtreit mit Birkheimer ſind voller Geiſt und Leben, dahingegen die Arbeit des Gelehrten nichts als ein Geklingel von leeren Tönen ausmacht.

MANIBVS DÜRERI SACRUM.

II. Das

(*) Jacob Cornelißze.

II.

Das Dorfphilanthropin.

Schon hatte die Sonne die Wage hinter sich: denn Tag und Nacht waren abgewogen. Schon trieb die giftige Brut des durch ihren nahen Einfluß belebten Skorpions mit Greisen und Kindern, und besonders mit empfindsamen Jünglingen und Mädchen ihr grausames Katharr- und Hypochonderspiel; und überdrüßig des ewigen Hustens und Klagens, eilte sie mit Macht dem gesünderen Schützen zu, seiner Lieblingsbeschäftigung in den Wäldern zuzusehen. Ihre Stralen fielen daher auch immer schräger auf die Ebenen von Hoheneich und Schliebendorf, und unter dem großen Kirchdache zu Furchheim nahmen schon die Schwalben wegen des Abzugs geschwätzige Abrede. Die Tage nahmen ab und die wachsenden Abende drohten den Landleuten mit Langerweile; als der alte Pachter Ehrlich an einem Sonntage nach beyden Kirchen es Zeit zu seyn erachtete, seinen Herrn Nachbar, den Pfarrer Freg, an den Anfang seiner menschenfreundlichen Wintergesellschaften, und an sein Versprechen, ihn mit dazu zu nehmen, zu erinnern. Die große Sehnsucht überwog seine bedenkliche Bescheidenheit, und er gieng, ohne sich weiter zu bedenken, gerade auf die Pfarre zu, wo ihm der Pfarrer, zu seiner größten Freude,

Zweyte Scene.

Trebonius zu den Vorigen.

Caſſius.

Wo iſt Antonius?

Trebonius.

Ganz erſchroken nach Hauſe geflohen. Männer, Weiber und Kinder ſind vor Schreken ſtarr, ſchreyen laut, und rennen davon, als ob der Jüngſte Tag gekommen wäre.

Brutus.

Ihr Göttinnen des Schikſals, wir ſind auf alles gefaßt, was ihr über uns verhängen wollet; daß wir ſterben müſſen, wiſſen wir; nur die Zeit iſt ungewiß, und ſie in die Länge hinaus zuziehen, iſt alles, wornach die Menſchen trachten können.

Caſſius.

Wie, wer zwanzig Lebens-Jahre abſchneidet, ſchneidet eben ſoviel Jahre voll Furcht des Todes ab.

Brutus.

Wenn dieſes zugeſtanden iſt, ſo iſt der Tod eine Wohlthat, und ſo ſind wir Cäſars Freunde, weil wir die Zeit ſeiner Todesfurcht abgekürzt haben.

Caſca.

Haltet noch, ihr Römer, haltet, und laßt uns unſre

Hände

in der Thür mit den Worten entgegen kam: Eben itzt wollte ich schicken und sie bitten lassen, in Gesellschaft noch eines guten Freundes, der auch so unerwartet zu mir gekommen ist, den Abend bey mir zuzubringen. Das trift sich ja recht gut, erwiederte der Pachter. Sie haben mich nach guter Gesellschaft lüstern gemacht, die ich in ihrem lieben Furchheim durch ihre Vermittelung den Winter über haben könnte; länger zu warten vermocht ich nicht, nahm mir also vor, sie an ihr Versprechen zu erinnern, und — da bin ich. Kommen sie, guter Alter, kommen sie, versezte der Pfarrer, indem er ihn bey der Hand nahm und die Treppe hinauf führte, ich bin stolz darauf, meinem Freunde einen so willigen und würdigen Mitarbeiter vorzustellen.

Als sie in die Stube getreten waren, und, nach den allgemeinen und besonderen Begrüssungen an die Gesellschaft und die Frau Pfarrerin, Herr Ehrlich zwischen den Furchheimer Doctor und einem gewissen Herrn Stumpf, dem Hofmeister der adelichen Jugend in dem benachbarten Altheim (welcher herüber gekommen war, sowohl einen Besuch zu machen, als auch zugleich den Herrn Freg im Namen seines Herrn von Altheim zu erinnern, daß er schon lange nicht bey ihm gewesen sey) seinen Platz genommen hatte, herrschte eine allgemeine Stille, und alle schienen zu bescheiden zu seyn, sie zuerst unterbrechen zu wollen. Der Pachter sah sich indessen in der Stube

um,

um, und da er beym Ofen zween Knaben von etwa vierzehn bis sechszehn Jahren gewahr wurde, die er der Kleidung nach für Bauerkinder, der unerschrokkenen und doch bescheidenen Mine nach aber für Kinder von Erziehung halten zu müssen glaubte: veranlaßte ihn diese Ungewißheit, dem Stillschweigen zuerst mit der Frage ein Ende zu machen: Um Verzeyhung, Herr Pfarrer, sagen sie mir doch, was ich aus den Knaben da machen soll? Sie gehören doch nicht ins Haus; wem mögen sie wohl sonst angehören? Es sind Kinder aus dem Dorfe, war die Antwort. Sie wollen es nicht übel nehmen, daß sie hier sind: denn sie stellen die Famulanten des Instituts vor, bey welchem Sie heute als Professor der Oekonomie sollen angenommen werden, wobey der Herr Doctor hier bereits die Professur der Naturlehre zu verwalten übernommen hat, und dem ich, als Stifter und Curator, ohne Ruhm zu melden, mit allem Eifer vorstehe und vorstehen will. Der Pachter lächelte. Was wollen sie damit sagen, Herr Pfarrer? Ich sehe wohl, fuhr er lächelnd fort, daß alles nur Scherz ist; ich weiß mir aber auch den Scherz nicht zu erklären. Nicht zu erklären? fiel ihm Herr Heilmann, der sogenannte Furchheimer Doctor, hastig und ganz ernsthaft ein. Zweifeln sie etwa, daß ein gewesener preußischer Regimentsfeldscherer einen Professor nicht allemal eben so gut vorstellen könne, als ein gewesener Student? Oder schämen sie sich

vielleicht, neben mir Professor zu seyn? Oder tragen sie endlich Bedenken, den etwa ein anderthalb Dutzend Jahre jüngern Herrn Pfarrer für das Oberhaupt des Instituts zu erkennen? Er kann mehr als predigen, und versteht das Erziehungsmetier besser, als der älteste Schulrector. Alles das nicht! antwortete der halberschrockene Pachter. Nein, ich verstehe das ganze Ding nicht, und mir ist alles Räthsel. Pastor Freg, welcher befürchtete, die beyden guten Männer möchten sich unrecht verstehen, doch aber das Angenehme dieses kleinen Mißverstandes gern fortsetzen wollte, nahm nun das Wort.

Pfarrer. Haben sie denn, lieber Herr Ehrlich, nie nichts von Erziehungsinstituten gehört? Oder sind sie ihnen etwa besser unter dem Namen der Philanthropine bekannt? Ist ihnen der Name Basedow nie zu Ohren gekommen? Sie sind doch wohl in Dessau gewesen?

Pachter. Ey, lieber Herr Pfarrer, das ist mir alles nicht fremd, und in Dessau bin ich sonst oft gewesen. Allein, wie kommt dieß alles hierher?

Pfarrer. Wie das alles hierher kommt? — Furchheim soll auch ein Dessau, und ich will auch ein Basedow werden. Herr Heilmann und sie können immer Professoren vorstellen. An Kindern, die eine vernünftige Erziehung brauchen, fehlt es hier und in der ganzen umliegenden Gegend gar nicht. Und wenn sich nun der Herr von D***, unser Kirchen-

chenpatron, der ſich beſtändig im Hanöveriſchen aufhalten muß, und ſelten nach Furchheim kommt, entſchließen ſollte, uns den ohnehin leerſtehenden Edelhof zu ſchenken, und die Bauern etliche tauſend Thaler zu einem Fond hergäben: ſo wäre das Inſtitut gleich fertig, und wir hätten in Furchheim ein Philanthropin.

Pachter. Das wird doch wohl ihr Ernſt nicht ſeyn? Herr Pfarrer!

Pfarrer. Warum nicht?

Pachter. Nein, da behüte ſie Gott vor! Ich habe ein ſolches Zutrauen zu ihrem chriſtlichen Herzen, daß ich, hauptſächlich um ihrentwillen mit, Furchheim zu meinem Aufenthalt gewählt habe, wo ich meine Wallfahrt, denn das iſt die Zeit meines Hin- und Herpachtens eigentlich geweſen, in Ruhe zu beſchließen gedenke. Wenn ſie aber ſo ein Inſtitut hier anrichten, oder mir gar im Ernſte zumuthen wollten, auf irgend eine Weiſe Theil daran zu haben: ſo würden ſie mir alles Zutrauen zu ihnen nehmen, und verurſachen, daß mir die Wahl meines Aufenthalts wirklich Leid thäte.

Pfarrer. Sie haben, wie es ſcheint, gar keinen philanthropiniſchen Geiſt; und ich habe mich alſo gewaltig mit meinem Fragment von Phyſiognomik geirrt, nach welchem ich ihnen, gleich beym erſten Anblicke in der Kirche von der Kanzel herunter, die größten menſchenfreundlichen Geſinnungen zugetraut habe.

Pachter. Sie haben ſich nicht geirrt. Ich bin ein Menſchenfreund, und ein rechter Kinderfreund beſonders; noch vielmehr aber beſtrebe ich mich, Gottes Freund zu ſeyn. —

Hier wurde der Pfarrer ſtutzig. Das gute Herz des Pachters erſchien ihm in dieſer frommehrlichen Antwort eben ſo ehrwürdig, als ihm deſſen Verſtand übel erleuchtet vorkam. Da er ihn nun vor der Geſellſchaft weder durch Belehrung beſchämen, noch durch Widerſprechen verdrießlich machen wollte: ſo ward er geſchwind Raths, abzubrechen, und wollte eben von etwas anderm anfangen zu reden, als Herr Stumpf, unter vielen demüthigſtolzen Verbeugungen, ſich die geneigte Erlaubniß von der Geſellſchaft ausbat, nur eine kleine Frage vorbringen zu dürfen. Zwo, drey und ſo viel ſie wollen, war die allgemeine Antwort: denn allen ſchien es lieb zu ſeyn, auf etwas anders zu kommen; und Herr Stumpf ſah eben nicht ſo zuſammenhängend aus, als daß man nicht eine Frage queerfeldein von ihm hätte erwarten können. Herr Stumpf huſtete mit niedergeſchlagenen Augen, machte mit der linken Hand eine Bewegung gegen den Mund, ſo daß er den Daumen in die Gegend der untern Kinnlade, den Zeigefinger aber nahe an das rechte Naſenloch brachte, beugte ſich etwas vorwärts vom Stuhle gegen den Pachter hin, und hub mit leiſer Stimme an: Verzeihen ſie, mein hochgeehrteſter Herr Ehrlich, ſie haben wohl

viele

viele Gelegenheit gehabt, mit Cr...nern umzugehen? Ich kenne die lieben Leute gar nicht, erwiederte der Pachter, und ich dächte, ich hätte in den Gegenden, wo ich immer gewesen bin, diesen Namen gar nie nennen gehört. Das wundert mich, sprach Herr Stumpf; und sie haben doch so determinierte Begriffe von der Liebe Gottes und der Menschen, wie auch von den Philanthropinen. Der selige C...s, dieser große Gamaliel in der Philosophie sowohl als in der Theologie, zu dessen Füssen ich auch als ein Unwürdiger gesessen habe, konnte sich recht zereifern, wenn er von Menschenliebe und Menschenfreunden reden hörte. Warum, sagte er öfters, redet man nicht determiniert, und nennt die Sache, wie sie heißen muß, nemlich Gottesliebe, als wovon jenes nur Folgen sind. Und von der neuen Methode, Kinder zu unterrichten und zu erziehen, hat er mich bey meinem Abgange von der Universität, da ich auf seine Empfehlung zum Hrn. von Altheim kam, noch recht väterlich gewarnt. Der Pfarrer, ob er gleich die Schwachheit des Herrn Stumpf, alle Gespräche mit C...s anzufangen und zu beschließen, längst kannte, hatte sich es doch izt nicht versehen, daß er auf eben dem Steckenpferde in die Materie hineinreiten würde, von welcher er abzukommen gemeynt war; wurde daher voll Verdruß und sagte etwas hastig: Ich wollte, ihr Lehrer hätte sie was Besseres gelehrt, als mit

Verachtung aller Sprachkunde, nur mit Philoſophie in der Theologie aufräumen zu wollen. Eure Gottesliebe, ihr Herrn, ſcheint mir weiter nichts, als ein ſehr ehrwürdiger Mantel über euern ſehr unehrwürdigen Menſchenhaß, ja nur ein elender Vorwand zu ſeyn, euch von der allgemeinen Menſchenliebe loßzuſagen, und euer verengtes ſelbſtſüchtiges Herz mit aller Noth noch über die auszudehnen, die Brüder oder Anhänger eurer Parthey ſind. Der größte Menſchenfreund und Lehrer ließ es bey zwey Hauptgeboten: Liebe Gott über alles! Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt! Und Petrus, der mir allemal ſo lieb iſt, als irgend ein Profeſſor primarius in der Theologie, zeigt auch geſunde Philoſophie genug, wenn er verlangt, daß man in der Gottſeligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe gemeine Liebe darreichen ſolle. Herr Stumpf, welcher in ſeinen prophetiſch-theologiſchen Heften und in den dicken philoſophiſch-teutſchen Bänden ſeines Meiſters, (welche der witzige Leichenredner ſeiner Spadille und bekannte Epigrammatiſt einſt in wirkliches Teutſch zu überſetzen verſprach, nun aber ſeines Verſprechens quitt ſeyn ſoll) beſſer bewandert war, als in der Bibel, und ſich ſolcher Präciſion der Gedanken und Ausdrücke von Petro, der gar keine Philoſophie bey C... gehört hatte, überall nicht verſah, darnebeu auch ſeine Urſachen hatte, es mit dem Herrn Freg nicht zu verderben — gab gleich nach,

verſicherte, daß er die tieferen Einſichten des Herrn Pfarrers demüthig verehre, auch wo er anders gelehrt ſey, griff nach Stok und Hut, empfahl ſich der Geſellſchaft und dem Herrn Pfarrer mit Wiederholung ſeines Auftrages, daß er doch ſeinen gnädigen Herrn Principal, wo möglich, die Woche noch beſuchen möchte, und gieng weg.

Herr Heilmann, welcher insgemein der Furchheimer Doctor hieß, weil er wirklich ehedem in preußiſchen Dienſten Regimentschirurgus geweſen war, ſeit geraumer Zeit aber die Dienſte quittiert, ſich nach Furchheim, wo er gebohren war, zur Ruhe geſezt, die Wittwe des Acciseinnehmers geheyrathet, mit ihr ſeines Vorfahrers Aemtchen und ein artiges Bauergut bekommen hatte, Oekonomie trieb, und darneben nicht unglüklich kurierte — der wackere Doktor alſo benuzte die Abweſenheit des Pfarrers, der Herrn Stumpf begleitete, ſo, daß er dem Pachter die Sache, wovon die Rede geweſen war, ganz aufrichtig zu erklären anfieng, und beſonders verſicherte, daß der Paſtor Freg, in dem Sinne, wie Herr Ehrlich das Wort zu nehmen ſchiene, nichts weniger als ein Philanthropiner ſey, in Geſellſchaft aber einen muntern Scherz, der ſich ziemt, gar ſehr liebe, bey den Devoten der Nachbarſchaft ſchon manches ſchiefe Urtheil darüber erfahren habe, ſich aber im Frohſeyn und Gutesthun ſo wenig als möglich irren laſſe, und ſo lange er hier ſey, durch ſeinen Eifer

für die Erziehung der Kinder im Dorfe schon gar vielen Nutzen gestiftet habe, auch immer unermüdet fortfahre, die Jugend von Furchheim zu wahren christlichen, oder wie er lieber immer sage, zu recht gemeinnützigen Landleuten zu bilden. Eben war Herr Heilmann im Begriff, ihm weiter zu erzählen: wie er ihn selbst, seit einem Jahre, zu bewegen gewußt habe, an diesen menschenfreundlichen Bemühungen Theil zu nehmen; und wie sie beyde beschlossen hätten, heute den Herrn Ehrlich so lange zu bitten, bis er versprechen würde, sich gleichfalls mit ihnen beyden zu solchen gemeinnützigen Absichten zu verbinden: als der Pfarrer wieder in die Stube trat, und unbekümmert, ob Haller oder Hamberger Recht habe, und ob er izt seine Lungenflügel, oder seine Bauchmuskeln am meisten anstrengen müsse, auf gut Hallerisch von unten her, ganz vom Schwerpuncte an, den Odem zog, ihn mit einigem Schnauben durch die Nasenlöcher ausstieß, und sich mit den Worten auf den Stuhl niederwarf: Es ist doch ein elendes Ding um die Frömmler! Das sind für mich die Physiognomien, mit denen ich in einer Stube eben so wenig beysammen, als der Fisch ausser dem Wasser seyn kann, ohne nach angemessener Luft zu schnappen. Ihre Engherzigkeit macht mich gleich engbrüstig, und sie werden mir daher verzeihen, daß ich mit so vielem Getöse vor ihnen Luft geschöpft habe. Ich weiche solchen Leuten aus, wo ich kann: denn

man weiß nicht, was man mit ihnen reden soll. Ihr stolzer Sectengeist muß immer Recht haben, und disputiren mag ich mit keinem. Entweder sie werden grob, und sagen einem, nach ihren Begriffen von Liebe, Sottiſen ins Geſicht: oder ſie geben, wo es ihr Nutzen erfodert, niederträchtig nach, und ſuchen heimtückiſch ſelbſt durchs Nachgeben Recht zu behalten. Wo ſie Macht haben, ſind ſie wie die Seuche die im Mittag verderbt, und wo ſie keine haben, wie die Peſt, die im Finſtern ſchleicht. Da hat mich izt Stumpf unten an der Treppe faſt fußfällig um Verzeihung gebethen, daß er Etwas wider die Philanthropine geſprochen; weil er fürchtet, indem er mein Herz nach dem ſeinigen mißt, ich möchte ihm bey ſeinem Patrone ſchaden, der, aller verſchiedenen Denkungsart ungeachtet, immer Etwas auf mich hält: kommt er hingegen zu ſeinen Anern, ſo ſchmäht er auf mich; und wenn er nächſtens für den Pfarrer in Altheim predigt, ſo warnt er gewiß die Altheimer Bauern mit Seufzen, vor allen neuen Erziehungsſchriften, als vor dem ſchädlichſten Gifte. Helfen ſie mir doch treulich, daß in unſrem Furchheim wenigſtens keine ſolche Aftergebohrene aufwachſen; denn auch hier hat die Erziehung vornemlich Schuld. Man will die Kinder zum Chriſtenthum erziehen, und ſorgt doch nicht, ſie zum Ueberlegen und Nachdenken zu erziehen. Unterricht in der Religion iſt der einzige Unterricht, den ſie kriegen; und wenn es nur

Hände in Cäsars Blut bis an den Ellbogen baden, und unsre Schwerdter damit beschmieren; dann wollen wir gerade auf den Markt gehen, und, unsre blutrothen Waffen über unsern Häuptern schwingend, ausruffen; Friede, Freyheit, allgemeine Freyheit!

Cassius.

Thun wir das -- (Sie tauchen ihre Schwerdter in Cäsars Blut.) Nach wie vielen Jahrhunderten wird dieses unser kühnes Schauspiel, in Staaten die noch nicht gebohren, und in Sprachen die noch nicht erfunden sind, gespielt werden!

Brutus.

Wie oft wird Cäsar zum Zeitvertreib bluten, der itzt, an dem Fußgestell der Bildsäule des Pompejus im Staube ligt!

Cassius.

Und so oft es geschehen wird, werden wir die Männer genennt werden, die ihrem Vaterlande die Freyheit wieder gaben.

Decius.

Nun, wollen wir gehen?

Cassius.

Ja, alle mit einander; Brutus soll uns anführen, und mit den kühnsten und besten Herzen von Rom wollen wir ihm folgen.

noch Unterricht und Religion wäre! ſo iſt es aber nur Maſchinerey und elendes Flikwerk, auswendig gelernte Dogmatik, Polemik und Myſtik. Was Wunder denn, wenn ſolche Menſchen in ihren Jünglingsjahren, da ſie von Selbſtbeherrſchung nichts wiſſen, und das Wort Verläugnung nie verſtanden haben, ein unglüklicher Raub ihrer ſinnlichen Triebe und ihres gleichverdorbenen Umgangs werden; und wenn ihre Jugend nun vertobt und der Körper entnervt iſt — unwiſſend, was ſie aus dem von Schwäche entſpringenden Herzklopfen, und aus der ängſtlichen ſchwarzen Geſtalt, worinn die ganze Schöpfung ihrer kranken Einbildungskraft erſcheint, machen ſollen, — dann voll Schwärmerey zu dem Dinge, das ſie als Kinder unter dem Namen Religion auswendig gelernt haben, als zu einem Siechhauſe zurükkehren; und ſich für den Himmel, welchen ſie als den reichen Spital für ſolche Menſchen, die in dieſer Welt nicht zu brauchen ſind und doch gern bequem leben wollen, anſehen, dadurch zu qualificiren glauben, wenn ſie eine aberglaubiſche Contumaz an den Gränzen dieſer Welt halten, und die ſectiriſche Diät irgend eines religiösſcheinenden Quakſalbers befolgen, alle hingegen, die es nicht eben ſo, wie ſie machen, für verpeſtet ausſchreyen — und ſo ſich und andere in gehöriger Entfernung von Vernunft und Chriſtenthum, oder welches einerley iſt, in der Dummheit, zu erhalten ſuchen? — Ach, meine Herrn,

hel-

helfen ſie mir ja der Unwiſſenheit und der Andächteley aus allen Kräften entgegen arbeiten, und den geſunden Menſchenverſtand wieder in ſeine Rechte einſetzen. So nur wird die Ehre Jeſu wahrhaftig gefördert!

Er würde vermuthlich noch lange ſo fortgefahren haben, denn dieß war ſein Steckenpferd, und izt dazu recht in Oden geſezt — wenn nicht ſeine beyden Töchterchen indem hereingekommen wären, den Tiſch zu decken: denn ſolche Klagen vor den Ohren der Kinder, oder den Kindern ähnlicher und die Sache gehörig zu beurtheilen unfähiger Leute vorzubringen, hielt er für unklug. Er meynte, man lehre ſie damit nur zweifeln, und erwecke der Religion bey ihnen nur Verdacht dadurch. Er brach alſo ab, ſo bald er ſeine Kinder erblikte; und konnte es ſo viel bequemer thun, da ſie noch nicht in der Stube geweſen waren, und er alſo Gelegenheit nahm, ſie den beyden Gäſten vorzuſtellen und ſie ihr Compliment machen zu laſſen.

Mit Beyhülfe der beyden Bauerknaben, welche die Tiſche zuſammen rükten und die ſtärkere Arbeit verrichteten, wurden die lieben kleinen Mädchen mit Zubereitung der Tafel bald fertig; und als auch die Frau Pfarrerin mit der Suppe erſchienen war, ſprach der Pfarrer das Gebet und man ſezte ſich zum Eſſen. Von den beyden Knaben, die allein ſich nicht ſezten, trat der eine neben den Stuhl des Pfarrers,

und

und der andere neben den Stuhl des Doctors, und ihre Ohren waren so aufmerksam auf das, was gesprochen ward, als ihre Augen auf die Winke der gegenübersitzenden Frau Pfarrerin gerichtet waren, um die kleinen bey Tische vorfallenden Dienste mit Anstand und ohne Rufen und Schreyen zu besorgen.

Dem Pachter, der selbst viele Kinder gehabt hatte, und sie doch auch christlich erzogen zu haben glaubte, kam hier alles sonderbar und beynahe ganz verkehrt vor. Keins von den Kindern hatte gebetet; die kleinen Mädchen saßen mit am Tische; die Knaben, welche er doch freundschaftlich gehalten sah, durften sich nicht mit setzen — Er konnte sich nicht enthalten zu fragen: können denn ihre lieben Kinder noch nicht vor Tische beten, daß sie es selbst thun müssen, Herr Pastor? Aber warum lassen sie nicht wenigstens die Knaben hier das Tischgebet verrichten? — Nicht vor Tische beten können? fiel der Doctor nach seiner hastigen Art ein; sie können's bey meiner Ehre alle beyde recht brav, und Minchen da, die älteste, betet so ernsthaft wie unser Hochzeitbitter; ich habe es neulich erst selbst gehört und gesehen. Es wäre doch auch nicht gut, sprach der Pfarrer, wenn ein Mädchen von zehn Jahren nicht sollte vor Tische beten können; sie hat es schon, da sie drey Jahr alt war, alle Tage thun müssen. Ein gewisser Umstand aber hat mich veranlaßt, nun schon seit etlichen Jahren eine andere Einrichtung zu treffen. Ich war in

einer

einer Gesellschaft von Herren und Damen aus der Stadt, wo alle Stadtneuigkeiten, und also auch die Liste der neuen Heyrathen, der Gegenstand des Gespräches waren. Unter andern hieß es auch, der junge N * * werde des Stadtrichters Tochter, ein Mädchen von funfzehn Jahren, und des Kaufmanns L * * siebenzehnjährige Tochter werde des Bürgermeisters Sohn, der kaum von Universitäten zurükgekommen wäre, heyrathen. Alle stuzten. Die ledigen Personen weiblichen Geschlechtes wurden roth, die Mütter machten große Augen, die Mannspersonen drehten sich zum Theil um; aber niemand sagte ein Wort drauf: bis endlich ein kleiner dicker Hagestolz, der mehrentheils zu allen vermischten Gesellschaften gebeten ward, um die dünnen Fädchen der unzusammenhängenden Unterhaltung mit kleinen Kreuzspäschen von seiner eigenen Art an einander zu knüpfen, die Backen weidlich aufblies und etliche Ru, Ru, herausplazte, worauf die weise Sentenz folgte: Wenn die Kinder freyen, wer soll denn endlich vor dem Tische beten? Hierauf wieherte ein lautes Gelächter dem witzigen Einfalle den verdienten Beyfall zu. Mir fiel das Lachen über solchen schalen Witz sehr, noch mehr aber die Sentenz selbst auf. Mein Gott! dacht ich, das laute Bekenntniß eines Allvaters, der alles speißt und erhält, und der mündliche Dank an ihn, vor und nach dem Genusse einer stärkenden Mahlzeit, wäre also nur ein

ver-

verächtliches Geschäft kleiner Kinder! Eine Sitte, welche die allgemeine Gottesverehrung so leicht und fühlbar zu erhalten und zu befördern so ganz gemacht zu seyn scheint, und die wir selbst durch unser äusserliches Betragen dabey immer ehrwürdiger zu machen suchen sollten, die setzen wir so herab, als wenn wir sie gern gar abgeschaft sähen! Bis wir das mit allgemeinem Anstand werden thun können, streben wir doch wenigstens, vermittelst der kindischen Aussprache und dem Darzwischenreden und Schmälen, wenn die Kinder nicht recht beten, das Tischgebet ekelhaft und lächerlich zu machen, und prägen der jungen Nachkommenschaft es als eine Ehre ein, daß sie, bey heranwachsenden Jahren, nicht mehr wird beten dürfen. — Und von Stund an beschloß ich, die Sache bey mir gerade umzukehren, und, in meinem Hause wenigstens, die Ehre, andern das Gebet vorzusprechen, allemal mir allein zuzueignen, und meinen Kindern nur dann und wann einmal es zu sprechen zu erlauben, um lieber die Ehrliebe bey ihnen rege zu machen, daß sie wünschen größer zu wachsen, um auch vor Tische beten zu dürfen. Recht so, rief Herr Heilmann, recht so! Und wenn ich kleine Kinder hätte, ich machte es gerade auch so, und wenn ich auch ein Fürst wäre. Die Pagen, das weiß ich, dürften mir gewiß nicht vorbeten; und wenn ich es auch eben nicht selbst thun würde, so müßte mirs mein Obermarschall,

oder

oder, wenn er bey Tafel wäre, der Hofprediger thun. Der Pachter gab zu verſtehen, daß er zwar in ſeinem Leben daran nicht gedacht habe, aber doch fühle, daß es Wahrheit ſey; nur dächte ich, fügte er hinzu, es wäre zuviel geſagt, und man dürfte wohl nicht allen Aeltern, die nicht ſelbſt beten, ſolche Abſichten zutrauen. Das freylich nicht, beſter Herr Ehrlich, erwiederte der Pfarrer; es ſieht aber doch ſo aus, und ich wünſchte daher ſehr, daß alle die, welche allemal die Kinder beten laſſen, die Sache reiflicher überlegen, und ſich nicht mit der Schuldloſigkeit ihrer Abſichten beruhigen, ſondern vielmehr ihre Einrichtungen ihren guten Abſichten angemeſſener machen, und die bisherigen nach Befinden ändern möchten. Wie macht ihr's denn zu Hauſe, ihr Kinder? fragte hier die Frau Pfarrerin, deren Beſcheidenheit, bey allem Anbau ihres Verſtandes doch ſo groß war, daß ſie ſich nicht leicht in ein Geſpräch miſchte, auſſer wenn es Chriſtenthum und häusliches Leben betraf; die izt aber von ihren religiöſen Geſinnungen gleich ſo erwärmt wurde, daß es ihr hart gefallen wäre, wenn ſie nicht hätte dreinreden können. Wir beten zuſammen laut, antwortete der älteſte Knabe, und der andere fuhr fort: wir auch; mein Vater fängt die Gebete an, und da muß das Geſinde und wir laut mitbeten, wir dürfen aber nicht ſchreyen. So gar harmoniſch wird indeß das aus ſo vielen Gurgeln zuſammengeſezte

Or-

Orgelwerk doch nicht klingen, sprach der Doctor drauf, und den Tact werdet ihr auch nicht gar zu gut halten. Der Pfarrer war der Meynung, daß dergleichen Leute das Mistönende des gemeinschaftlichen Lautbetens nicht so sehr empfänden, und sezte hinzu, indem er sich nach den Knaben umdrehte: betet ihr nur allemal recht andächtig mit, und tadelt die Einrichtung euerer Aeltern nicht, sie ist auch gut. Wenn euch aber Gott einmal werth achtet, daß ihr selbst wieder Kinder haben und Gesinde halten könnet, so wendet das an, was ihr izt von uns gehört habt. Ueberhaupt verachtet nie das Alte, wenn es nur nichts Böses ist; könnet ihr es aber besser haben und machen, so verwerfet das Bessere auch nicht darum, weil es nicht alt, sondern neu und nicht so ist, wie es bey eueren Aeltern war. Denket, wie man zu sagen pflegt, gut ist gut, und besser ist besser.

Unter solchen und ähnlichen Unterhaltungen wurde die Mahlzeit vollendet. Nach abgehobener Tafel traten die Knaben wieder in die Stube, und schienen auf etwas zu warten. So bald es der Pfarrer gewahr wurde, redete er sie liebreich an: es ist für heute gut, ihr Kinder; wir wollen heute einmal nicht gemeinschaftlich beten; vergesset nur euer besonderes Gebet aus dem Herzen nicht, wenn ihr euch schlafen leget! Izt gehet hin und saget euern Aeltern eine gute Nacht von mir, und bestellet mir die Woche die auf euch folgenden zwey Kinder, auf heute über

acht

acht Tage und ſchlafet wohl. Als die Knaben mit einer höflichen guten Nacht an die ganze Geſellſchaft ihren Abſchied genommen hatten, wendete ſich der Pfarrer zum Pachter: nun werden ſie doch hoffentlich bald zu den Geheimniſſen meines Inſtituts eingeweyht ſeyn, lieber Herr Nachbar? — Wie ſo? — So von Zeit zu Zeit einige Kinder aus dem Dorfe um uns haben, ſie gute Sitten ſehen und nützliche Geſpräche hören, ſie fragen und fragen laſſen, und ihnen Antworten und Belehrungen geben, wie es die Umſtände mit ſich bringen, das iſt meine bisherige Art zu philantropiniſiren. Sie hätten die Knaben wohl auch mit ſich eſſen laſſen, wenn wir nicht da geweſen wären? fragte der Pachter. Nein, war die Antwort, das thu ich niemals; ich laſſe ihnen vorher etwas zu eſſen geben, damit ſie der Hunger nicht lüſtern mache; ſie aber mir gleich machen, hieße ſie für einige Zeit aus ihrem Stande heben, und ihnen einſt unverdienten Verdruß verurſachen, wenn es ihnen nicht allenthalben noch immer widerführe; kurz es hieße ihnen nichts Gutes, ſondern etwas Böſes erzeigen. — Ja ſo ein Inſtitut laß ich mir wohl gefallen, rief der ehrliche Pachter aus, da haben die Engel im Himmel Freude daran; wenn ich dabey Etwas helfen kann, will ichs mit Freuden thun, und ich möchte mir gleich die ganze heutige Geſellſchaft wieder heute über acht Tage ausbitten, wenn ſie bey mir und mit meiner Frau ihrem Tiſche vorlieb

nehmen wollten. Allein wenn es ſo etwas geweſen wäre, wie ſie in Marſchlins, Heidesheim und Deſſau gemacht haben, da wäre mir Angſt geworden: denn ich bleibe bey meinem Glauben, und den ſoll mir, ſo Gott will, bis an mein ſeliges Ende niemand kränken noch weniger rauben; dort aber, höre ich, mag alles willkommen ſeyn, es heiße Chriſt, Türke, Jude oder gar Atheiſt. O ſie ſind übel berichtet! fiel ihm der Pfarrer in die Rede. Unverſtändige oder Misgünſtige haben die groſſe Abſicht jener Inſtitute, ganz allgemeinnützig zu werden, zwar ſo ausgelegt; an ſolche Urtheile aber müſſen gute Menſchen ſich nicht kehren. Aber nun verſtehe ich erſt, was ſie heute Nachmittag mit ihrem Unterſchiede zwiſchen Gottesfreund und Menſchenfreund ſagen wollten: denn bisher habe ich immer gedacht, beydes ſey einerley, und wer den Vater lieb habe, der liebe auch ſeine Kinder. Seyn Sie daher nur ohne Sorgen! Was mir, fuhr Herr Hellmann fort, an den Philanthropinen nie hat gefallen wollen, iſt dieß, daß ſie nur vornehmer und reicher Leute Kinder erziehen und immer nur Geld haben wollen, und noch dazu auch von den Leuten, die doch keine Kinder hinſchicken. Und daher gefällt mir unſers Herrn Pfarrers ſein Philanthropiniſiren ſo auſſerordentlich; der verlangt von niemanden Etwas dafür, arbeitet die ganze Woche mit an der Erziehung unſerer Dorfjugend, und macht ſich wohl noch ſelbſt Unkoſten dabey.

bey. — Ich danke ihnen, Herr Hellmann, für ihre Freundſchaft; muß aber aufrichtig geſtehen, daß, ob ich es gleich nicht tadeln kann, wenn groſſe Inſtitute jener Art einen ſichern Fond haben wollen, ſie wenigſtens meine Idee, in Anſehung einzelner Städte und Dörfer ſo ziemlich gefaßt zu haben ſcheinen. Hier, denke ich, können und müſſen philanthropiniſche Anſtalten ohne neuen Geldfond gemacht werden; und ein geſchikter und treuer Landpfarrer, unterſtüzt von ſeinem Kirchenpatron, Conſiſtorium oder Landesherrn, wenigſtens nur von daher nicht gehindert, kann, wenn er will, Wunder zum allgemeinen Beſten auf ſeinem Dorfe thun. Doch hiervon ein andermal. Izt wollen wir uns nicht in ſolche Speculationen einlaſſen, ſondern noch ein Pfeifchen in Ruhe rauchen. Der Vorſchlag wurde angenommen, und indem ſie ihn mit einander ausführten, wurde dem Herrn Ehrlich der ganze Erziehungsplan, welchen ſie beyde hatten, und den ſie durch ſeinen Beytritt dieſes Jahr etwas erweitern wollten, von ihnen erklärt, ihm aber auch geſagt, daß ſich ihre Methode am beſten durchs Ausüben erklären laſſe. Man beſchloß alſo die gewöhnlichen Zuſammenkünfte im Winterhalbenjahre die Woche über des nächſten anzufangen, und einſtweilen über acht Tage bey dem Herrn Ehrlich, der nochmals darum gebeten hatte, wieder ſo zuſammen zu kommen, und da die Tage und Stunden feſt zu ſetzen; weil der

Ein Bedienter kommt herein.

Brutus.

Sachte, wer kommt hier? Ein Freund vom Antonius.

Bedienter.

So, Brutus, befahl mir mein Herr zu knien; ſo befahl Marcus Antonius mir niederzufallen; und ſo befahl er mir, in den Staub hingeworffen, zu ſagen: Brutus iſt edel, weiſe, tapfer und tugendhaft; Cäſar war mächtig, königlich, kühn und gütig; ſage, ich liebe den Brutus und ehre ihn; ſage, ich fürchtete den Cäſar, ehrt' ihn und liebte ihn. Wenn Brutus dem Antonius Sicherheit verſprechen will, damit er zu ihm kommen, und von ihm vernehmen könne, womit Cäſar den Tod verdient habe; ſo wird Marcus Antonius den todten Cäſar nicht ſo ſehr lieben als den lebenden Brutus, ſondern erklärt ſich, dem Glük und der Parthey des Brutus durch alle Gefahren der gegenwärtigen Verwirrungs-vollen Staats-Verfaſſung, mit aufrichtiger Treue zu folgen. So ſagt mein Gebieter.

Brutus.

Dein Gebieter iſt ein weiſer und dapfrer Römer; ich hielt ihn nie für weniger. Sag ihm, wenn es ihm beliebe hieher zu kommen, ſo ſoll er befriediget werden, und auf meine Ehre, unverſehrt wieder von hinnen gehen.

Bedienter.

Ich will ihn augenbliklich hieher holen.

[Der Bediente geht ab.]

Pfarrer dieſe Woche noch ganz anwenden wollte, ſeine gewöhnlichen, im Sommer unterbrochenen, Beſuche bey den benachbarten Edelleuten (denn ſeine Herrn Conſratres waren für ihn nicht ſehr beſuchbar) wieder zu erneuern. So gieng die Geſellſchaft für heute aus einander.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

III.

Miſcellaneen.

1. Entſchuldigung der Athenienſiſchen Nußkrämerinnen.

In einem gedrukten Aufſaz, worinn der ungenannte Verfaſſer gelegenheitlich unſern Schönen den nicht allzuhöflichen Vorwurf macht, daß ſie es nicht für Schande halten, keine Zeile ihrer eigenen Mutterſprache richtig zu buchſtabiren, und mit Verſtand zuſammenſetzen zu können, leſe ich unmittelbar darauf folgende Stelle: „In Athen war es „wohl übertrieben, wenn jede Nußkrämerin und Mä„ſcherin des Markts konvulſiviſche Bewegungen mach„te, ſobald ein Wort des attiſchen Dialekts von ei„nem Fremden unrichtig gedehnt oder falſch ausge„ſprochen wurde.“ Allein u. ſ. w.

Aus

Aus dieser Art sich auszudrücken schließe ich (und vermuthlich muß jeder Leser so schließen) daß der Ungenannte sich hier auf eine Thatsache berufe. Denn wenn es nicht seine historische Richtigkeit damit hätte, daß jede Nußkrämerin und Näscherin des Markts in Athen konvulsivische Bewegungen gemacht hätte, sobald ein Fremder ein Wort des attischen Dialekts mit einem falschen Accent in ihrer Gegenwart ausgesprochen: mit welchem Grunde hätte der Ungenannte sagen können, daß dies übertrieben gewesen sey?

In der That, gesezt auch, daß man, der Schärfe nach, eine so ungemein zarte und reizbare Organisation der Athenienſischen Nußkrämerinnen nicht eben übertrieben nennen könnte; so wird doch ein jeder gerne gestehen, daß es eine sehr ausserordentliche und wunderbare Eigenschaft der besagten Nußkrämerinnen gewesen wäre. Konvulsivische Bewegungen machen, wenn ein Fremder einen falschen Accent auf ein Wort legt, oder einen Vocal zu hell oder zu dunkel, zu lang oder zu kurz ausspricht, u. dgl. ist kaum weniger außer dem ordentlichen Lauf der Natur, als sein Wasser nicht halten können, wenn man den Dudelsack blasen hört, oder vor einer Kreuzspinne in Ohnmacht fallen.

Es ist sehr möglich, daß mir in einer ziemlich langen Bekanntschaft mit den Alten, der Autor und die Stelle entwischt seyn kann, womit der U.

vermuthlich die hiſtoriſche Wahrheit eines ſo ſeltſamen Phänomens zu erweiſen im Stande iſt. Indeſſen wäre doch keine Unmöglichkeit, daß ihm ſein Gedächtnis — und noch eine andre bekannte Urſache, weswegen faſt alle Erzählungen in jedem Munde durch den ſie gehen einen Zuſaz erhalten — wider Wiſſen und Willen einen kleinen Streich geſpielt hätte; und daß er, wenn er ſeinen Beweis vor Gericht ſtellen müſte, am Ende doch wohl kein gültigeres Zeugniß anzuführen hätte, als die Stelle in Cicero's Buche de Claris Oratoribus (c. 46.) wo dieſer, aus Gelegenheit des zwar ſehr empfindbaren aber doch unerklärbarn Dinges, das er die Farbe der Urbanität nennt, die Bemerkung macht: daß dieß quiddam urbanius, das die eigentlichen Römer von Römiſchſprechenden Auswärtigern unterſcheide, nicht nur an den Rednern, ſondern überhaupt im gemeinen Leben merklich ſey. Cicero erläutert dieſes durch ein Beyſpiel, das uns izt nicht mehr ſo verſtändlich iſt als dem Brutus, mit dem er ſprach, und fügt dann hinzu: ut ego jam non mirer illud Theophrasto accidiſſe, quod dicitur: cum percunctaretur ex anicula quadam quanti aliquid venderet, et reſpondiſſet illa atque addidiſſet, *hoſpes, non pote minoris*: tetuliſſe illum moleſte, ſe non effugere hoſpitis ſpeciem, cum ætatem ageret Athenis, optimeque loqueretur. — Die Anekdote läuft (um uns mit keiner wörtlichen Ueberſezung zu proſtituiren) darauf hin-

hinaus: Theophraſt habe einsmals ein alte Höckenfrau zu Athen (denn ſo was ſcheint wohl die Anicula geweſen zu ſeyn) gefragt, wie theuer ſie ihre Waare gebe; die Frau, die ihn nicht gekannt, und ihn, ſeinem Accent nach, für einen Fremden gehalten, habe ihn in ihrer Antwort, nach damaliger Gewohnheit, Fremdling geheiſſen, und Theophraſt (der würklich ein Ereſier, aus der Inſel Lesbos war) habe ſich nicht wenig darüber geärgert, daß er ſein ganzes Leben zu Athen zugebracht haben, für einen der beredteſten Männer ſeiner Zeit gehalten werden, und es doch in der Eleganz der attiſchen Mundart nicht weiter gebracht haben ſollte, als nur den Mund aufzuthun, um von einer alten Höckenfrau für einen Ausbürger erkennt zu werden.

Herr Rollin, dem, durch eine ganz natürliche Aſſociation, bey dieſer Anekdote ſeine Pariſiſchen Poiſſardes einfallen mochten, hat nicht unrecht, wenn er mit einer Art von Erſtaunen ausruft: Quel gout il y avoit à Athenes jusque dans le plus petit peuple! Das Geſchichtchen iſt artig genug; und doch ſcheint auch Cicero es nicht ganz richtig erzählt zu haben. Denn aus dem Quinctilian, der deſſen auch Erwähnung thut (L. VIII. c. 1.) iſt zu erſehen, daß der Grund, warum die alte Höckin entdekte, daß Theophraſt kein gebohrner Athenienſer ſey, nicht ſowohl in der auſſerordentlichen Zartheit ihres Ohrs als in Theophraſts Affectation, recht rein attiſch zu ſpre-

chen, lag. Denn, da ſie (vermuthlich von ihm ſelbſt) gefragt wurde, woran ſie denn merken könne, daß er fremd ſey? antwortete ſie: an nichts anderm als daß er gar zu attiſch ſpreche, quod *nimium attice* loqueretur. Gerade das Beſtreben, den attiſchen Accent, der ihm nicht natürlich war, zu treffen, verrieth ihn.

Doch, wieder auf unſern Ungenannten zu kommen, wird es wohl erlaubt ſeyn zu fragen: wie aus der Anicula quadam eine Nußkrämerin oder Näſcherin des Markts geworden ſey? Es konnte ja eben ſowohl eine Trödlerin, ein Kräuterweib, eine Fiſch- oder Käſekrämerin geweſen ſeyn? — Und warum jede Nußkrämerin? Woher die konvulſiviſchen Bewegungen, welche die armen Nußkrämerinnen über den falſchen Accent des Fremden gemacht haben ſollen? Und auf welchem Grunde beruhet alſo der Vorwurf einer übertriebnen Verzärtlung der Nußkrämerinnen zu Athen, in Rükſicht auf den attiſchen Dialekt? Es iſt am Ende nur eine Kleinigkeit — ganz gewiß; aber es wäre doch zu wünſchen, daß dieſe flüchtige und unzuverläßige Art, Gebrauch von Anekdoten oder hiſtoriſchen Zügen aus alten Schriftſtellern zu machen, nicht (wie wir aus manchen Beyſpielen zeigen könnten) auch bey uns immer ſtärker einriſſe. An Franzöſiſchen Schriftſtellern von einem gewiſſen Schlage, ſelbſt an einigen der beſten, iſt man ſie zwar ſchon lange gewohnt. — Aber ich ſehe

nicht,

nicht, was wir dabey gewinnen werden, wenn wir es ihnen in dieſer witzig ſeynſollenden Art zu bavardiren gleich oder noch zuvor thun lernten.

Daß ich einem großen Theil der neueſten franzöſiſchen Belletriſten kein Unrecht thue, wenn ich ihnen dieſe Art von Nachläßigkeit, beſonders in Dingen die ſich auf die alte Litteratur beziehen, Schuld gebe, bedarf wohl keines Beweiſes. Doch ſey mir erlaubt, nur ein Paar Beyſpiele davon zu erwähnen, die mir in dem Auszug aus einer franzöſiſchen Ueberſetzung des Agathon, den der Auguſtmonat der Bibliotheque univerſelle des Romans vom Jahr 1778 liefert, aufgeſtoßen ſind. Wie lächerlich das ganze Werk in dieſem Auszug mißverſtanden und deſiguriert worden, davon will ich lieber gar nichts ſagen; da es nichts mehr iſt, als was beynahe allen Werken des nemlichen Schriftſtellers in Franzöſiſchen Ueberſetzungen und in den Auszügen, welche die Bibl. des Romans davon giebt, begegnet iſt. Schwerlich iſt jemals einem Autor, den man noch dazu ehren wollte, ſchlimmer mitgeſpielt worden; und man muß geſtehen, daß die Art, wie der Ueberſetzer oder der Auszieher, oder alle beyde die Geſchichte zwiſchen Agathon und Danae moderniſiren und in Caricatur verwandeln, alles übertrift, was ihre Landesleute in dieſer Art noch geleiſtet haben. Aber wenn der Ueberſetzer den Agathon, der ein Zeitgenoſſe von Dionyſius und Plato iſt, der Danae den Hirtenroman

des Longus von Daſnis und Chloe vorleſen läßt, und wenn der Auszieher am Schluſſe ſagt: „Agathon wünſchte ſich Glück, den Maximen des „Plato und Zeno wenigſtens eine Zeitlang gefolgt zu „haben. Die Stoiſchen Grundſätze hatten ihn „fähig gemacht, einige Unglücksfälle mit Standhaf„tigkeit zu ertragen, und die Platoniſche Liebe hatte „ihm den Greuel einer blutſchänderiſchen Liebe ers „ſpart" — was ſoll man von einem Gelehrten ſagen, der in Plato's Zeiten von Stoiſchen Grundſätzen ſpricht, und den Roman von Daſnis und Chloe, fünf oder ſechs Jahrhunderte früher vorleſen läßt, als der Verfaſſer deſſelben gebohren war — und was von einem Ueberſetzer, der ſeinem unſchuldigen Autor ſolche Schnitzer aufheftet? — So grobe Anachronismen, in einem Werke, wo beynahe alle Perſonen aus der Geſchichte genommen, und in den nemlichen Zuſammenhang, worinn ſie würklich gelebt haben, geſezt ſind, laſſen ſich durch die Anachronismen, die man einem Virgil zu gut hält, oder durch diejenige, die in einem Gedichte, deſſen Subject aus einem alten Ritterbuche genommen iſt, mit Wiſſen und Willen gemacht werden — nicht rechtfertigen. Das Beſte, was man davon ſagen kann, iſt: daß derjenige, der den Zeno zum Zeitgenoſſen von Plato macht, es nicht beſſer gewußt habe — und daß er frevlich, dieſer Unwiſſenheit ungeachtet, übrigens doch ein ehrlicher Mann ſeyn, und am Ende ſo

gut

gut in den Himmel kommen könne als Petavius und Scaliger.

---

2. Was Tarpa für ein Ding iſt.

Im zehnten Capitel des XIten Buchs vom Gil-Blas de Santillane ſagt der Poet Fabricio Nuñez von einem gewiſſen Haushofmeiſter, der, ſeiner Unwiſſenheit ungeachtet, den Kunſtrichter machte: quoiqu'il ait un babil impoſant, ce n'eſt point un connoiſſeur. Il ne laiſſe pas de ſe donner pour un *Tarpa*. — Der neueſte Ueberſetzer des Gil-Blas giebt dies: „Ein mächtiger Schwadronör iſt er, aber nicht „Kenner. Demungeachtet macht er den Schnit„ler —" und ſezt in einer Note untern Text hinzu: „Im Original ſteht Tarpa. Ich bekenne öffentlich, „nicht zu wiſſen, was dies eigentlich ſey; weder „Sobrino noch Victor haben mir hierüber das min„deſte Licht verſchaft. —" Wie mein Engliſcher „Vorgänger ſichs bequem zu machen und zu ſagen: „he ſets up for a Tarpa, fand ich nicht rathſam (der Engländer hatte ſeine guten Urſachen!) „Hin und „her über das Tarpa ſinnend, fiel mir das Italie„niſche Tarpare (verſchneiden, abſtümpfen) ein, „wovon ſich jenes Wort füglich herleiten lieſſe u. ſ. w. „Tarpa bedeutete alsdann einen Kunſtrichter gewöhn„lichen Schrots, der alle Feinheiten und Schönhei„ten eines Werks des Witzes ſo lange verſchneidet „und verſtümpft, bis ſie ſeinem Stumpfſinn gänz„lich

„lich angemeſſen ſind u. ſ. w. —“ Und nun fährt der Ueberſetzer in ſeiner Note fort, ganz dienſame Sachen über die Bedeutung der Worte, Schnitler und Kritler zu ſagen — um derentwillen aber freylich ſeine Ableitung des Worts Tarpa von dem Italieniſchen tarpare allen ehrlichen Schulcollegen in ganz Germanien nicht weniger ein herzliches Lachen zubereitet haben würde, falls ſolchen wackern Leuten eine teutſche Ueberſetzung eines franzöſiſchen Romans in die Hände käme. Ich weiß nicht ob ihm etwa jemand das Räthſel ſchon aufgelößt hat; auf allen Fall will ichs hier thun. Wer Tarpa ſey, darüber konnte ihm freylich weder Victor noch Sobrino Licht verſchaffen; aber ein gewiſſer alter lateiniſcher Autor, Namens Horatius, hätt' es können. Denn ich wollte, wenn ich Korporal Trim wäre, meine Reitmütze draufſetzen, daß Le Sage (der in dem ganzen Werke voll dergleichen Anſpielungen iſt, und ſeinen Schulſak immer auf der Schulter trug) unter dieſem Tarpa keinen andern Menſchen meynte noch meynen konnte, als den nemlichen Tarpa, deſſen Horaz in der 10ten des 1ſten Buchs ſeiner Satyren in folgenden Verſen erwähnt:

Turgidus *Alpinus*, jugulat dum Memnona, dumque
Diſſingit Rheni luteum caput, hæc ego ludo,
Quæ nec in æde ſonent certantia, *judice Tarpâ*,
Nec redeant iterum atque iterum ſpectanda theatris.

Zu

Zu beſſerm Verſtändniß dieſer Verſe merkt der alte Scholiaſt an: daß damals die Dichter zu Rom (die dramatiſchen, nehmlich) ihre Werke im Tempel des Apollo oder der Muſen, fünf dazu von Policey wegen beſtellten Kunſtrichtern vorleſen, und den Beyfall derſelben (vermuthlich galt die Mehrheit der Stimmen dabey) erhalten haben mußten, eh ſie auf den Schauplatz gebracht werden durften. Zu Horazens Zeit war Spurius Metius Tarpa einer dieſer Kunſtrichter, und man hat nicht die mindeſte Urſache zu vermuthen, daß er ſeinem Amte nicht mit Ehren vorgeſtanden. Le Sage, der (ohne deßwegen weniger Bel-Eſprit zu ſeyn) dies ſo gut wußte als ſein Schulmeiſter, wollte alſo durch Tarpa keinen Schnitler oder Kunſtrichter von gewöhnlichem Schrot, ſondern einen Kunſtrichter vom erſten Rang, oder was man ſonſt einen Ariſtarch zu nennen pflegt, andeuten. — Sapienti pauca!

---

3. Noch ein kleiner *Advice to an Autor.*

Wir bitten, uns (wo möglich) nicht übel zu nehmen — Aber da die Gewohnheit ſich ſelbſt nichts übel zu nehmen in der gelehrten Republik ſo ſehr überhand nimmt, und die übergroße Höflichkeit der meiſten Zeitungs-Kritiker, Fehler die würklich gar nicht verzeyhlich ſind zu überſehen, zu nichts dienen kann, als Uebel ärger zu machen: ſo können wir

nicht

Brutus.

Ich weiß, daß wir ihn zum guten Freunde haben werden.

Cassius.

Ich wünsch' es; aber mein Herz weissagt mir etwas ganz anders, und ich bin nicht im Stande diese Ahnung zu unterdrüken --

Dritte Scene.

Antonius zu den Vorigen.

Brutus.

Hier kommt Antonius -- Willkommen, Marcus Antonius.

Antonius.

O mächtiger Cäsar! ligst du so tief! Sind alle deine glorreichen Siege, Eroberungen, Triumphe und Tropheen in diesen engen Raum zusammengeschrumpft? -- Fahre wohl! -- Ich weiß nicht, meine Herren, was eure Absicht ist, wer noch sonst Blut lassen, wer noch sonst als ein üppiger Schößling abgeschnitten werden soll; wofern ich selbst, so ist keine Stunde so geschikt dazu, als Cäsars Todes-Stunde; noch irgend ein Werkzeug von halb so hohem Werth, als diese eure Schwerdter, die mit dem edelsten Blute dieser ganzen Welt übergüldet sind. Wofern ihr mich also hasset, so bitte ich euch, kühlet euern Muth in diesem

nicht umhin (da wir doch einmal am Schulmeistern sind) noch eine böse Mode zu rügen, die einige neueste teutsche Schriftsteller den Franzosen unvermerkt abgesehen zu haben scheinen — nehmlich: die Gewohnheit, sehr bekannte Griechische Namen falsch zu schreiben. Sollte einer, der für einen Gelehrten passiren will, nicht eben so gut verbunden seyn, zu wissen, daß der Vater der Arzneykunst sich nicht Hypokrates sondern Hippokrates nannte, als überall zu wissen, daß ein Hippokrates in der Welt war? Gleichwohl finde ich in einem der neuesten teutschen Bücher diesen Namen, so oft er vorkömmt, immer Hüpokrates gedrukt. Vermöge der neuen Mode anstatt des seit uralten Zeiten in unser Alphabet aufgenommenen y ein ü zu setzen, schrieb der Autor Hüpokrates, weil er glaubte, der Mann hieße auf Griechisch *Hypocrates*; denn was hätte ihn sonst abhalten können, Hippokrates zu schreiben, wenn er jemals — ich will nicht sagen, nur die Aphorismen dieses Fürsten der Aerzte, zu Gesichte bekommen (*), son-

(*) Noch vor 40 — 50 Jahren war nicht leicht ein Studirender, der nicht des Hippokrates Aphorismen und Epiktets Enchiridion als ein Taschenbüchlein bey sich führte. Das waren noch gute Zeiten! Heutigs Tags führen wir freylich ganz andre Taschenbüchlein; dafür sind wir aber auch so viel witziger, naseweiser, schreibseliger, und über alle gelehrten Kleinigkeiten erhabener

ſondern nur — einen Blik in ein Gelehrten-Lexikon nach ihm gethan hätte? In neueſten franzöſiſchen Büchern iſt uns freylich Hypocrate mehr als hundertmal vorgekommen; und daher hatte wohl unſer Ungenannter auch ſein Hüpokrates. Eben ſo finden wir gar häuffig Hyppolite, ſtatt daß es juſt umgekehrt Hippolyte heiſſen ſollte. Wenn ſolche Schnizer nicht als eine Folge der bis zum Unglaublichen zunehmenden Unwiſſenheit unſrer meiſten jungen Studirenden in allem was man ſonſt Philologie nannte und auf Schulen zu lernen pflegte, anzuſehen wären: ſo würde ich die Sache nicht für wichtig genug halten, irgend einen ehrlichen Mutterſohn deßwegen zu beſchämen. Derjenige, den dies zunächſt angeht, iſt mir von Perſon ganz unbekannt. Vielleicht hat er den Vortheil einer gelehrten Erziehung gar nicht genoſſen; und ſo wäre er um ſo eher zu entſchuldigen; aber doch würde jeder Schriftſteller oder Ueberſetzer, der ſich ſeiner Schwäche in dieſem Stücke bewußt wäre, wohl thun, ſo oft ihm ſo ein Häretiſcher Griechiſcher Name in den Wurf käme, vorher in Hederich's Notitiam Auctorum oder Hambergers Nachrichten von alten Schriftſtellern zu — lugen. Wie geſagt, den Franzoſen (wenn ſie nicht wenigſtens Mitglieder der Academie des Belles-Lettres zu Paris

ner als die Pedanten, unſre Väter und Großväter, die lieber gar keine Bücher geſchrieben, als Schnizer gemacht hätten.

Paris ſind) iſt in ſolchen Dingen nicht zu trauen. Denn wenn ein Blinder einem Blinden den Weg weißt, ſo werden ſie beyde in die Grube fallen, Lucä 6, 39.

---

4. Die Wunderflaſche des Heil. Remigius.

Der goldne Becher, womit Hüon von Bordeaux, Herzog von Guienne (der fabelhafte Held eines alten welſchen Ritterbuchs und eines noch nicht ſehr alten teutſchen Gedichts) von dem Geiſterkönig Oberon beſchenkt wird, iſt weder eine Erfindung, die der altwelſche Romancier aus ſeinem eignen Gehirne gezogen, noch eine Nachahmung des wundervollen Trinkgeſchirrs, womit in den Perſiſchen Erzählungen der Kaufmann Abulkaſem den ihm unbekannten Kalifen Harun Alreſchid beſchenkt. Wenigſtens iſt nicht zu vermuthen, daß das Perſiſche Mährchen, geſezt auch daß ſeine Aechtheit nicht zu bezweifeln wäre, dem Romancier bekannt geweſen. Wahrſcheinlicher hat ihm die Flaſche des Heil. Remy, oder Remigius, zum Urbild gedient, welche (mit Erlaubnis der Unglaubigen und Ketzer!) nicht etwa ein erdichteter Wunderbecher, ſondern ſo hiſtoriſch und glaubwürdig iſt, als alle die übrigen Wunder wovon die erbauliche Lebensgeſchichte des beſagten heiligen Biſchofs wimmelt; deren Verfaſſer und Gewährsmann nicht etwa ein lügenhafter Romanſchreiber

ber oder Poet, ſondern kein geringerer iſt, als Meſſire Hincmar, Erzbiſchof von Rheims und Primas von Gallien, der zu Karl des Kahlen Zeiten florirt hat, und, kraft eines dreyfachen Titels, als Mönch, als Prieſter und als Erzbiſchof, der Mann nicht war, der ſo was erzählt hätte, wenn es nicht wahr wäre.

Die Geſchichte mit der Flaſche iſt dieſe. Als König Clovis gegen den Arianer Alarich zu Felde zog, gab ihm der heilige Remigius ein Gefäß „quod vulgaris conſuetudo *Flaſconem* (flacon, Flaſche) appellat, voll Weins, worüber der heilige Mann den Segen geſprochen hatte, mit der Vorſchrift: daß er, König Clovis, ſo lange auf den Feind loßgehen ſollte, als dieſe Flaſche für ihn und die ſeinigen, wem er davon geben wollte, Wein's genug haben würde. „Und ſo trank nun der König, und die königliche Familie, und das zahlreiche Heer das mit ihm war, und ſtillten ihren Durſt reichlich aus dieſer Flaſche, und die Flaſche verſiegte niemals, ſondern füllte ſich, durch Gottes Segen, den ihr der H. Remigius mitgetheilt, immer wieder, nicht anders, als ob eine lebendige Quelle Weins darinn verborgen wäre — " lauten, verdolmetſchet, die eignen Worte des belobten Erzbiſchofs Hincmar, deſſen Seele in Frieden ruhen möge! (*)

Wie

(*) Bibit ergo inde Rex et regalis familia et numeroſa turba populi, et exinde uberrime ſatiantur, et vas vini detri-

Wie gesagt, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alte Verfasser des Romans Huon de Bordeaux den wundervollen Hanap Oberons dem Bischof Hincmar abgeborgt haben mag; nur hat der Romanmacher, (wie den Leuten seines Gelichters gewöhnlich ist) sein Original noch zu übertreffen gesucht, und Oberons Gefäß ist also keine bloße Flasche, sondern ein Hanap d'or; und darf nicht daraus trinken wer will, sondern nur Personen, die sich im Stand der Gnade befinden; ist hingegen der Trinker im Stand einer Todsünde, so giebts nicht nur nichts zu trinken für ihn, sondern

der Becher trecknet auf und glüht in seiner Hand.

Was das Horn von Elfenbein betrift, welches jedermann, der nicht (wie der Romancier sagt) en Etat de Grace war, tanzen machte; so findet sich zwar nicht, daß der H. Remigius auch so ein Horn gehabt habe; aber es hat doch, von dem berühmten Horn der Amalthea, bis zu dem Horn, das der Prinzessin Agrippina vor der Stirne wuchs, als sie von Andolosia's rothem Apfel gegessen, in dem Corpus der Geschichten, die sich nie begeben haben, Hörner genug, die mit dieser oder jener Wunderkraft begabt waren. Wiewohl wir nicht in Abrede seyn wollen, daß

detrimentum non patitus, sed benedictione Dei per S. Remigium indita more fontis inundatione repletur. *Hincmar* in *Vita S. Remigii*, vid. *Du Cherne* Reg Franc. T. I. 527.

daß Oberons Horn Vorzüge hat, für die man dem alten Romancier verbunden iſt. Wir bemerken dies nur im Vorbeygehen, damit diejenigen, die in dem Gedicht Oberon nichts geſehen haben, als das Horn und den Becher, ſich nicht etwa einbilden, als ob der Verfaſſer den mindeſten Anſpruch an das Verdienſt, ſie erfunden zu haben, mache.

---

5. Der Caloyer von Pathmos.

Pathmos, berühmt durch den Umſtand, daß der Evangeliſt Johannes, während ſeiner Verweiſung auf dieſe Inſel, ſeine Offenbarung daſelbſt aufgeſchrieben, iſt nichts, als ein Haufen unfruchtbarer Felſen. In der Mitte erhebt ſich ein Berg, der eine kleine Stadt gleiches Namens, wie die Inſel, trägt, die Spitze des Berges nimmt ein großes dem heiligen Johannes gewidmetes Kloſter Griechiſcher Mönche ein, welchen die ganze Inſel zugehört. Die Mönche würden ſich aber darum nichts deſto beſſer befinden, wenn ſie nicht noch anſehnliche Güter in einigen benachbarten Inſeln beſäßen; und was ihnen allenfalls noch abgeht, erſezt die gutherzige Einfalt der Griechiſchen Glaubigen, die, dem heil. Johann zu Ehren, dieſem Kloſter reichlichen Tribut bringen, wiewohl die Caloyers oder Mönche die darinn gefüttert werden, gröſtentheils nichts beſſers als dumme Thiere und faule Bäuche ſind.

Das 6te Heft des bekannten Kupferwerks, *Voyage Pittoresque de la Grece* liefert auf der 56sten Kupfertafel eine Aussicht auf dieses Kloster zu Pathmos; und bey dieser Gelegenheit erzählt der Voyageur folgende Anekdote, welche seltsam genug ist, um wahr zu seyn. — „Indem ich den Berg hinauf stieg, (sagt er) erblikte ich einen herabsteigenden Caloyer, der, sobald er mich gewahr wurde, eilfertig auf mich zukam, und mich auf Italienisch fragte: aus welchem Lande ich wäre, wo ich herkäme, und was sich seit sieben Jahren, in welchen kein fremdes Schiff an diesen Felsen gelandet hätte, in Europa zugetragen? Kaum hörte er, daß ich ein Franzose sey, so rief er: Lebt Voltaire noch? — Voll Verwunderung, fragt' ich ihn hinwieder, wer er selbst wäre, der in einer Caloyerskutte auf dem Berge Pathmos so hitzig nach Voltairen fragte? — Ein Unglüklicher, versezte der Mönch; aber vor allem beruhigen Sie mich, und sagen Sie mir, sind Voltaire und Rousseau noch am Leben? — Ja, sagte ich. (Sie lebten damals noch.) An der übertriebnen Hitze, womit er mir seine Freude darüber ausdrükte, erkannte ich einen warmen Kopf, dem Unglük und Einsamkeit die Imagination überspannt haben mochten. Ich bat ihn, mir die Geschichte seiner Leiden zu erzählen. — Ich bin aus einer Insel des Archipel's gebürtig, (war seine Antwort) aber von meiner ersten Jugend an, fühlt' ich einen Trieb in mir, mich aus der Unterdrückung

drückung des Geistes, worinn wir Griechen schmachten, emporzuarbeiten. Ich gieng nach Italien, studierte da, und machte einen starken Fortgang in den Wissenschaften. — In diesen Felsen, aus denen ich nie wieder herauskommen werde, kann ich das ohne Eitelkeit (*) sagen. Da ich endlich von allen Mitteln entblößt war, suchte ich eine Versorgung; auch zeigte sich etwas für mich; ein Cardinal wollte mich zu seinem Bibliothekar machen — „Und was „hinderte Sie, die Stelle anzunehmen? — " Se. Eminenz selbst, die mir zumuthete, die Griechische Religion zu verlassen, in der ich gebohren bin. Ich konnte mich nicht dazu verstehen. Mangel und Elend trieben mich nach Griechenland zurük, und ich fand endlich eine Freystatt in dem Kloster, welches Sie besuchen wollen. Unter achtzig Mönchen, die hier leben, sind unser nur drey, welche lesen können. Der Vortheil ist sehr unbedeutend. Wir haben nur wenig Bücher, und auch die wenigen, wozu nützen sie uns? Man nimmt wenig Antheil am Vergangenen, wenn das Gegenwärtige nichts für uns ist. Handarbeiten, die mich vom Denken abhalten, schiken sich besser für meinen Stand; auch weiß ich mir auf keine andre Art zu helfen. — Als ich ihm mein Mitleiden deßwegen bezeugte — bedauren Sie mich nicht so sehr, (sagte der Caloyer) mein Schiksal wird

(*) Darinn irrte sich wohl der Caloyer!

von Tag zu Tag erträglicher. In den erſten Jahren meiner Gefangenſchaft war ich das unglüklichſte aller Weſen, und zwanzigmal auf dem Sprung, mir ſelbſt das Leben zu nehmen: izt iſt mir's ganz anders. „Ich habe nach und nach vergeſſen, was ich „ehmals wußte; es fehlt noch wenig, ſo hab' ich ſo„gar den Sinn verlohren, womit mich die Natur „ausgeſteurt hat: täglich werd' ich den Geſchöpfen „ähnlicher, mit denen ich zu leben verdammt bin, „und ſo wie ich ihnen völlig gleiche, werd ich nicht „mehr unglüklich ſeyn. (*) — Alles (fährt der Voyageur fort) was mir dieſer ſonderbare Menſch ſagte, vermehrte den Antheil, den ich an ihm nehmen mußte, und der noch höher ſtieg, da er Geld ausſchlug, das ich ihm anbot.

Ich war nahe dabey, ihm den Vorſchlag zu thun, daß ich ihn aus dieſen Felſen erlöſen wollte; aber der Verfolg unſrer Unterredung machte mich glauben, daß es wohl nie recht richtig in ſeinem Kopfe geweſen ſeyn möchte. Seine Reden, ſeine Blicke wurden mit jedem Augenblicke wilder; ſein Herz ergoß ſich mit einem Ungeſtüm das mich erſchrekte. — Wir giengen mit einander nach dem Kloſter, wo ich von dem Abt empfangen wurde, der mir ein ganz voll-

(*) O der groſen herrlichen goldnen Wahrheit! Der Cavoyer verdient um dieſes einzigen Spruchs willen den achten Platz neben den Sieben Weiſen aus Griechenland.

vollſtändiges Brutum zu ſeyn ſchien. Ich wollte einige Nachrichten von den Handſchriften, die ſich vielleicht in dieſem alten Mönchszwinger finden mochten, aus ihm ziehen: aber er antwortete mir ſehr vornehm „er könne nicht leſen" und das war alles was ich von ihm herausbringen konnte.

Wer hat Luſt einen Preiß von 10 Ducaten auf die Frage zu ſetzen: ob der Herr Abt von Pathmos deſto — dummer war, weil er nicht leſen konnte?

---

6. Eine neue prächtige Ausgabe der Geßnerſchen Werke, von Hrn. Huber ins Franzöſiſche überſezt.

Der Mahler le Barbier iſt im Begrif dieſe neue Ausgabe mit 74 Kupfern von ſeiner Arbeit, deren jedes ein intereſſantes Gemählde des Helvetiſchen Dichters darſtellen ſoll, heftweiſe auf Subſcription herauszugeben. Ich unterſchreibe mit Vergnügen alles, was ein Ungenannter in einem Schreiben an die Herausgeber des Journal de Paris von den Schönheiten der Geßnerſchen Werke und den Vorzügen ſeiner poetiſchen Mahlerkunſt mit einer Beredſamkeit, die aus dem lebhafteſten und tiefſten Gefühl gefloſſen zu ſeyn ſcheint, geſagt hat; wiewohl die Beſcheidenheit des Dichters durch das hyperboliſche Epigramm, „daß er doppelte Talente des Homer und des Apelles in ſich vereinige" eher beleidigt als geſchmeichelt ſeyn dürfte.

ſem Augenblik, da eure beyurpurten Hände noch dampfen. In einem Leben von tauſend Jahren könnt' ich keine ſo geſchikte Stunde zum Sterben finden; an keinem andern Plaz kan mir der Tod angenehmer ſeyn, als hier wo Cäſar ligt; und von keinen andern Händen als denjenigen, die von den auserleſenſten und heldenmäßigſten Geiſtern dieſer Zeit beſeelt werden.

Brutus.

O Antonius! begehrt nicht den Tod von uns; ob wir euch gleich in dieſem Augenblik blutig und grauſam vorkommen müſſen, wie der Anblik dieſer Hände, und dieſer unſrer gegenwärtigen That, nur allzuſichtbar zu machen ſcheint; ſo ſeht ihr doch nur unſre Hände, und dieſes blutige Werk, das ſie verrichtet haben; unſre Herzen ſeht ihr nicht, die voller Mitleiden ſind; Mitleiden mit dem allgemeinen Weh von Rom hat dieſe That an Cäſarn gethan. Gegen euch, Marcus Antonius, haben unſre Schwerdter bleyerne Spizen, für euch ſind unſre Arme ohne Gefahr; und brüderlich nehmen euch unſre Herzen mit aufrichtiger Liebe, guten Gedanken und Hochachtung auf.

Caſſius.

Eure Stimme ſoll in der bevorſtehenden Austheilung der Ehrenſtellen ſo viel Gewicht haben als irgend eines andern ſeine.

Brutus.

Geduldet euch nur, bis wir die ſchrekenvolle Menge be-

Das erſte Heft enthält auſſer dem Titelkupfer noch fünf Blätter, in deren jedem ein Süjet aus den Idyllen behandelt iſt. So zeigt, z. B. das dritte Blat den Augenblik, wo Chloe zu Milon ſaat: Führe mich in deine Grotte; ſüſſer iſt mir dein Kuß als Honig. Das vierte ſtellt die Hirten Idas und Nylon unter Palämons Eiche ſitzend vor, in dem Augenblik, da Idas ſinat: Die ihr euch über mir wölbt, ſchlanke Aeſte, ihr ſtreut mit eurem Schatten ein heiliges Entzücken auf mich. Das fünfte den Dafnis, der ſeiner Fyllis eine Meiſe bringen will, die er geſtern gefangen hat, indem er ſaat: O wie wird ſie dich pflegen, weil du von mir kömmſt!

In wiefern Herr le Barbier die Lobſprüche verdiene, die ihm der Ungenannte über die ſinnreiche und geſchmakvolle Compoſition und ſehr fleißige Ausführung dieſer Blätter macht, überlaſſen wir Künſtlern und Kennern zu entſcheiden. Auch maßen wir uns nicht an, Mahler und Kupferſtecher in ihrem althergebrachten Rechte, Süjets zu Gemählden und Kupferſtichen aus Dichtern zu nehmen, beeinträchtigen zu wollen. Nur wünſchen wir, daß ſie nie aus der Acht laſſen möchten, was ſie ſelbſt am beſten wiſſen ſollten — daß ſehr oft, was in dem Dichter ein herrliches poetiſches Gemählde iſt, durch die pittoreske Behandlung zu einem ſehr froſtigen und unbedeutenden wird; und daß ein Künſtler, der über einen gu-

ten

ten Dichter arbeiten will, nicht darſtellen wollen ſollte, was der Dichter gemahlt hat, ſondern gerade das, was er nicht gemahlt hat, und mit ſeinen Farben, ſeinem Pinſel nicht mahlen konnte — oder doch zur unmittelbaren Erweckung einer beſtimmten ſinnlichen Vorbildung in einem beſtimmten wichtigen Augenblik nicht ſo gut mahlen konnte, als der Künſtler Von dieſer lezten Art iſt z. Ex. das über alle Beſchreibung ſchöne Bild der verlaßnen Olympia, zum 10ten Geſang des Orlando Furioſo (*), zu dem Augenblik, da der Dichter ſie ausrufen läßt:

Che debbo far? che poſſ'io far quì ſola?
Chi mi da ajuto? oimè, chi mi conſola?

Die Künſtler, Cipriano und Bartolozzi, lieſſen ſich zwar nicht einfallen, im Ausdruk des Affects mit dem Dichter ringen zu wollen; denn dies iſt gerade wo der Dichter triumphiert: aber ſie ſtellen uns dieſe Olympia, für die der Dichter ſeine Zuhörer ſo ſehr einzunehmen gewußt hat, würklich vor die Augen, und juſt hierinn ſezt ihre Kunſt ſie in den Stand, in Einem Augenblik eine unendlichmal beſtimmtere Würkung hervorzubringen, als Arioſt mit ſeiner ganzen langen, wiewohl in ihrer Art ſehr ſchönen, Recenſion der Schönheiten der Olympia in der 67 bis 72ſten Stanze des eilften Geſangs. Man braucht ihre Olympia nur anzuſehen, um den

(*) In der prächtigen Baskervilliſchen Ausgabe.

Mann, der ſie verlaſſen konnte, zu verabſcheuen, und man glaubt nun gerne, wenn der Dichter ſagt:

Jo non credo che mai Bireno nudo
Vedeſſe quel bel corpo, ch'io ſon certo
Che ſtato non ſaria mai coſi crudo
Che l'aveſſe lasciata in quel deſerto.

Aber daß der Augenblik, wo eine Schäferin zu ihrem Schäfer ſagt: „ſüßer iſt mir dein Kuß als „Honig, ſo lieblich rauſcht mir nicht der Bach" ein Kupfer vonnöthen haben, oder eines Kupfers werth ſeyn ſollte, oder wie es der Künſtler machen könnte, um dem Mädchen eine Mine zu geben, die ihrem Liebhaber ſagt, wie ſüß ihr ſein Kuß ſey — oder wie der Hirt Daſnis daſtehen und ausſehen, und wie er die Meiſe (die der Kupferſtecher ſchwehrlich für eine Meiſe wird kenntlich machen können) in der Hand halten müßte, um zu ſagen: wie wird ſie dich pflegen, weil du von mir kömmſt! — Kurz, wie Chodowiecky ſelbſt, ſo ein großer Meiſter in der Kunſt kleinen Figuren eine beſtimmte Bedeutung zu geben er iſt, dergleichen zarte leichtſchwebende Nüancen ſanfter Empfindungen aus einem idealiſchen Arkadien auf eine unzweydeutige Art ſichtbar machen könnte — dies, ich geſtehe es, geht über meinen Begriff; und Herr le Barbier müßte Wunder gethan haben, wenn der Dichter nicht durch ihn verliehren ſollte.

Indeſſen muß man geſtehen, daß dies ſelbſt in den koſtbarſten Kupferwerken dieſer Art faſt immer

der

der Fall iſt. Es ſcheint aber auch, daß die Liebhaber von dergleichen ſchönen Ausgaben ihre Forderung an die Künſtler nicht ſo hoch ſpannen. Sie ſind doch wenigſtens ein Artikel mehr in dem aufs äuſſerſte getriebnen Luxus unſrer Zeit; und wenn die Kupfer nur, für ſich betrachtet, mit Verſtand komponiert, gut gezeichnet und mit Geſchmak ausgeführt ſind (wiewohl man auch hierinnen oft mit weniger vorlieb nimmt) ſo iſt der Liebhaber ſchon zufrieden. Warum ſollte es alſo der Kunſtrichter, deſſen Stimme in Modeſachen ohnehin nie gezählt wird, nicht auch ſeyn? Denn, wenn er den Leuten auch noch ſo ſcharf bewieſe, daß die beſten Dichter gerade die ſind, die der Kupfer am wenigſten nöthig haben — was geht dies den Liebhaber an? Wer will jemanden wehren, ſeinen Heering mit Salz zu eſſen, wenn er Luſt dazu hat? Oder vielmehr, da die Kupfer izt bey einem Modebuch das ſind, was vor 300 Jahren die vergoldeten oder koſtbar gemahlten Anfangsbuchſtaben und übrige Zierrathen, Schnörkel, Groteskken u. ſ. w. waren: warum ſollte den Leuten, die zuviel Geld haben, nicht auch dieſer Weg, ihren Ueberfluß dem induſtriöſen Theil der Nation zufließen zu laſſen, offen erhalten werden? Die unerſchöpfliche Erfindſamkeit und unermüdete Geſchäftigkeit der leztern, um die eingebildeten Bedürfniſſe der erſtern zu befriedigen und täglich zu vermehren, iſt doch beynahe das einzige Mittel, wodurch dem Unheil der

über-

übermäßigen Ungleichheit gesteurt und das große Rad im Gang erhalten wird, von dessen beständigem Umwälzen das Leben der politischen Körper abhängt.

Zu Paris wird dermalen noch an zween Ausgaben berühmter Dichter gearbeitet, die durch Kupfer sehr kostbar gemacht werden. Die eine von den Werken des Metastasio wird in zwölf Quartbänden bestehen. Pappier, Lettern und Kupfer sollen von der äussersten Schönheit seyn; und man hat Ursache desto mehr von den leztern zu erwarten, da Herr Martini (dem die Besorgung derselben übergeben ist) die berühmtesten Künstler, z. B. einen Bartolozzi, Porporati, Volpato u. dergl. zu Gehülfen angenommen hat. Die andre ist eine neue Uebersetzung des Orlando Furioso, von dem durch seine Contes bekannten Mr. d'Ußieux. Die gröſten Künstler in Europa sind aufgeboten worden, dieses Werk zu verschönern, und der Verleger hat (wie Hr. d'Ussieux versichert) bereits gegen 80000 Livres daran gewendet, ohne am Ende seiner Ausgaben zu seyn. Es ist also nicht zu zweifeln, daß es darauf abgesehen ist, sogar der prächtigen Birminghamer-Ausgabe des Originals den Vorzug streitig zu machen. Das sonderbarste dabey ist, daß der alte Graf von Tressan — der durch seine Auszüge aus einigen alten Ritterromanen und durch seine neue Einkleidung des Amadis de Gaule Mittel gefunden hat, noch in einem

sehr

ſehr hohen Alter ſich der ſchönen Hälfte ſeiner Nation, und in der That allen Leuten von Geſchmak überall angenehm und werth zu machen — ebenfalls im Begriff iſt, eine Ueberſetzung des Arioſts in ſeiner Manier herauszugeben. Der gute Monſieur d'Ußieux hätte keinen gefährlichern Mitwerber bekommen können als dieſen ſchmucken alten Ritter, dem es wahrſcheinlicherweiſe ein leichtes ſeyn wird, in ganz ſchlechten Waffen (wie ehmals Geron und ſein Freund Danayn auf dem Turnier der drey Schweſtern) ſeinen Gegner, trotz ſeiner emaillierten Rüſtung und ſeines prächtig geſtikten Wappenroks, und ſeiner Decke mit goldnen Trotteln und Quaſten, aus dem Sattel zu heben — ein Schikſal, worauf Hr. d'Ußieux zwar zumvoraus gefaßt iſt, aber auch, mit einer den kleinen Leuten ſeiner Nation ganz eignen Art, kleinen Dingen durch prächtige Vergleichungen aufzuhelfen, ſich mit dem edeln Gedanken tröſtet: „Daß Hektor, wie„wohl von Achill überwunden, darum nicht weniger „Recht an die Hochſchätzung ſeiner Zeitgenoſſen be„halten habe.“ — Mit dieſer feinen Wendung iſt doch wenigſtens ſoviel gewonnen, daß Treſſan-Achill der höfliche Ritter nicht ſeyn müßte, der er iſt, wenn er d'Ußieux-Hektorn, der auf eine ſo polite Art um ſein Leben bittet, nicht ſchonen würde.

IV.

Etwas von dem Französischen Dichter Dorat.

(Zum Theil aus einem Schreiben eines seiner Freunde, an die Herausgeber des Journal de Paris N. 153. d. J. ausgezogen.)

Herr Dorat war zu Paris aus einer ansehnlichen gelehrten Familie gebohren. Er zeigte von Jugend auf eine große Neigung für den Kriegsstand, und gieng frühzeitig unter die Mousquetaires. Ein gewisses Air de Mousquetaire, das seine ersten Schriften auszeichnet, und ihnen nicht immer vortheilhaft ist, war eine natürliche Folge der freyen Lebensart, welche diesen Stand veranlaßt, und der Gesellschaft, mit der er damals am meisten lebte.

An dem schmucken cavalierischen Ton, an der Liebe zum Vergnügen, und dem eben so leichtfertigen als eleganten Persiflage, welche, zusammengenommen, den Hauptcharacter seiner ersten Producte ausmachen, war es leicht ein verzärteltes Kind des Mars, der Venus und des Apoll in ihm zu erkennen. Allein da man so vielen Gottheiten nicht auf einmal dienen kann: so entsagte er bald dem Dienst des erstern, um sich gänzlich den beyden leztern zu wid-

widmen; zumal da sie ihm mit den schmeichelhafte-sten Liebkosungen entgegenzukommen schienen. Er erwarb sich in wenigen Jahren den Ruhm eines der witzigsten und elegantesten (*) Dichter, welche Frankreich seit dem glänzenden Jahrhundert Ludwigs des XIVten hervorgebracht.

Verschiedene Heroiden, mit denen er debütiert, hatten seine Talente für die Versification bereits aufs vortheilhafteste angekündigt; und er schien wirklich lange Zeit im Gebiete der flüchtigen Poesien mit Hrn. von Voltaire, so viel dies auch sagen wollte, gemeinschaftlich zu regieren. Keine nur einigermaßen merkwürdige Begebenheit, es sey in der politischen Welt, oder im Reich der Galanterie und der schönen Literatur entwischte ihrer leichten und schimmernden Muse; und kaum waren ihre Producte aus der Feder, so flogen sie schon in der Hauptstadt, und aus dieser in die Provinzen umher. Man bewarb sich um Abschriften derselben mit einer Begierde, die man immer als den schmeichelhaftesten und unzweydeutigsten Lobspruch ansehen kann. Wenn Voltairen niemand den Vorzug in allen Gattungen groß zu seyn streitig machen konnte: so empfieng Hr. Dorat hingegen auf eine noch mehr besondere und vorzügliche Art den Titel des Frauenzimmerdichters — Ein Titel,

(*) Wir haben, meines Wissens, kein Wort in unsrer Sprache für elegant.

Titel, der in Frankreich mit größern Vortheilen als in irgend einem andern Lande der Welt verbunden ist, aber auch zu leicht verführen kann, der Gunst eines kleinen schimmernden Zirkels den dauerhaftesten Beyfall der Zukunft aufzuopfern. Man machte ihm zwar wohl den Vorwurf, daß er dem Ton der Natur nicht immer getreu bleibe, und das ephemerisáye Rothwälsch (le jargon ephemere) einer gewissen Gattung von Leuten, die man damals noch Petitmaitres nannte, nicht sorgfältig genug zu vermeiden suche. Allein diese Fehler waren bey ihm oft so verführerisch, die Blumen, die er mit vollen Händen auswarf, hatten so lebendige Farben, und der Witz, der aus seinen Gedichten funkelte, war so blendend, daß selbst die strengsten Richter sich nicht erwehren konnten, der Vereinigung so vieler Grazien mit so viel Geist und Talent Beyfall zuzuklatschen.

Ein zweyter unläugbarer Beweis, wie sehr Hr. Dorat in dieser Dichtungsart berühmt gewesen sey, ist dieser, daß man ihn unter diejenigen Meister zählt, die so zu sagen eine eigne Schule gestiftet haben. Man sah auf einmal einen großen Schwarm junger Dichterlinge, die in seine Fußstapfen traten, und gern auch seinen Ton hätten treffen mögen. Aber unglücklicherweise fand sich's, daß seine Fehler bey einem großen Theil derselben eben so viel gewonnen, als seine Schönheiten verlohren hatten.

Mit-

Mitten unter diesen glänzenden Versuchen rüstete sich Herr Dorat zu einem höhern Flug. Von dem berühmten Crebillon aufgemuntert, wagte er sich mit seinem Trauerspiel Julika auf die französische Bühne; erhielt aber die günstige Aufnahme nicht, die ihm dieser große Meister der tragischen Kunst versprochen hatte. Allein fast um die nemliche Zeit erschien ein Gedicht von ihm, das diese kleine Scharte vollkommen wieder auswezte, und ihm bey den Gelehrten eben den Ruhm erwarb, den er mit seinen Heroiden bey den Damen und Weltleuten eingeerndtet hatte. Es ist leicht zu errathen, daß hier von dem Gedicht über die Declamation die Rede sey, welches die Kenner immer als einen der hauptsächlichsten Titel des poetischen Ruhms unsers Autors angesehen haben. Verse voll Energie, Gemählde, die bis auf die kleinsten Züge vollendet sind, und eine meisterhafte Entwiklung der Geheimnisse der Kunst, die er darinn lehren will, haben diesem Gedicht einen Platz unter den vorzüglichen Werken des gegenwärtigen Jahrhunderts verschaft.

Da Herr Dorat bey einer bewundernswürdigen Leichtigkeit eben soviel angebohrne Thätigkeit besaß: war es ihm schwer (um nicht zu sagen unmöglich) den Ruhm zu verachten. Vergebens hatte er sich ein Systeм gemacht, das diese Leidenschaft der Ruhe und dem Vergnügen unterwerfen sollte: ein unwiderstehlicher Hang führte ihn bald über alle seine

ruhiget haben; alsdann sollt ihr die Ursache vernehmen, warum ich, der Cäsarn in dem Augenblik liebte, da ich ihn schlug, also verfahren habe.

Antonius.

Ich seze keinen Zweifel in eure Weisheit. Ein jeder unter euch, reiche mir seine blutige Hand; zuerst Marcus Brutus, will ich eure Hand nehmen; dann, Cajus Cassius, die eurige; dann die eurige, Decius Brutus; dann Metellus, die eurige, die eurige; Cinna, und mein tapfrer Casca, die eurige; und zulezt, wiewol nicht an Liebe die lezte, die eurige, Trebonius. Meine Herren alle -- doch ach! was soll ich sagen? Mein Credit steht nun auf einem so schlüpfrigen Grunde, daß ihr mich für eines von zwey niederträchtigen Dingen halten müßt, für eine feige Memme, oder für einen Schmeichler -- daß ich dich liebte, Cäsar, oh, es ist wahr; wenn dann dein Geist in diesem Augenblik auf uns herabschaut, muß es ihn dann nicht schmerzlicher als dein Tod betrüben, wenn er sieht, daß dein Antonius mit deinen Feinden Frieden macht; und, o Edelster unter den Menschen, so gar in Gegenwart deines Leichnams ihre von deinem Blut trieffenden Hände schüttelt? Hätt' ich so viele Augen als du Wunden hast, die so von Thränen, wie sie von deinem Blute, strömten, es würde mir besser anstehen, als eine Verbindung von Freundschaft mit deinen Feinden einzugehen. Vergieb mir, Julius -- Hier wardst du angefallen, du edler Hirsch; hier fielst du, und hier standen deine Jäger, mit deinem Blut besprizt. O Welt, du warst der Wald dieses Hirsches; und diß, o Welt, in

der

Grundsätze weg. Jedes Jahr und oft jeden Monat erschienen neue Producte seines Geistes — Erotische Gedichte, Erzählungen in Prosa und in Versen, Fabeln und Romane waren immer von Zeit zu Zeit (so sehr er auch anfangs das Gegentheil versichert hatte) neue Beweise, daß die Begierde nach Ruhm und eine Art von literarischem Ehrgeiz die einzige Triebfeder seiner Thätigkeit sey.

Unter seinen Erzählungen hat man, um des launigten Sujets und der piquanten Manier willen, den Alphons ausgehoben. Ein großer Theil seiner Fabeln ließt sich selbst neben den Fabeln des la Fontaine mit Vergnügen; und seine beyden Romane haben, einer wie der andre, Beyfall gefunden — und verdient.

Mitten unter diesen Arbeiten war er weit entfernt, den Ruhm eines dramatischen Schriftstellers zu vernachlässigen; im Gegentheil dieser Titel war vielleicht unter allen derjenige, nach dem er am meisten geizte. Es vergieng nicht leicht ein Jahr, ohne daß er irgend ein neues Lust- oder Trauerspiel aufs französische Theater beförderte. Einigemal gieng der Erfolg über alles, was er erwarten und sogar wünschen konnte. Das doppelte Glück seines Regulus und seiner *Fainte par Amour*, indem sie beyde an einem Tage auf eben demselben Theater aufgeführt wurden, war faßt ohne Beyspiel. Hauptsächlich wurde der Betrug aus Liebe sehr applaudiert, in-

dem

dem das ſchöne Geſchlecht an den glänzenden Gemählden und feinen Nüancen, von denen dies kleine Luſtſpiel voll iſt, abermal ſeinen Dichter erkannte. Zwey Jahre darauf hatte ſein *Celibataire* ein eben ſo ſchmeichelhaftes Schikſal.

Möchten diejenigen, die ihm den Vorwurf machen, daß er zuviel fürs Theater geſchrieben habe, in ihren Buſen greifen und fühlen, ob ſie, an ſeiner Stelle, ſo mächtigen Anlockungen würden haben widerſtehen können! Ich meines Orts kann mich nicht überwinden, die Manes dieſes ſchäzbaren Schriftſtellers zu betrüben, wenn ich mich bey denjenigen von ſeinen dramatiſchen Werken aufhielte, die einen weniger vollkommenen Beyfall gefunden haben. Nur dies will ich anmerken: daß, ſo ſchwach auch verſchiedene derſelben von Seiten des Plans und der Charactere ſind, doch nicht ein einziges leer von ſchönen Verſen und Tiraden und ſogar von intereſſanten Scenen iſt. Die unbarmherzigſten Kunſtrichter geſtehen, daß Dorat's größter Fehler darinn beſtanden, daß er zu viel geſchrieben habe, und daß man ſeine ſämmtlichen Schriften, wenn man das Vortrefliche aushübe, auf drey bis vier Bände bringen könnte; — aber waren drey bis vier Bände nicht hinreichend unſern erſten Schriftſtellern die Unſterblichkeit zu verſichern?

Gleichwohl mußte Herr Dorat erfahren, daß der größte Theil derer, die ihn vor 8 oder 10 Jahren

bis in den Himmel erhoben hatten, ihm zulezt beynahe alles Talent absprachen, und ihre Fahnen blos nach dem Winde einiger Gelehrten richteten, deren Eitelkeit er nicht genug geschont hatte, wie er doch hätte thun sollen, da er einmal schwach genug war, einen Theil seines Glüks in den literarischen Belohnungen zu setzen, deren Ausspender diese Herren sind. Natürlicherweise mußte dies einen Mann, der sich seines Werths bewußt war, unmuthig machen. Er sträubte sich gegen diese Ungerechtigkeit, indem er seinen Eifer im Arbeiten verdoppelte; allein unglüklicherweise zeigten fast alle seine lezten Schriften die Schwäche einer täglich mehr abnehmenden Gesundheit. Und so endigte er endlich am 29sten April des verwichnen Jahres an einer zehrenden Krankheit eine Laufbahn, an deren Ende er noch einige Dornen fand, die ihn nur allzuschmerzlich verlezten. Er starb zu Paris im 45 oder 46sten Jahr eines Lebens, dem seine Talente, die Liebenswürdigkeit seines sittlichen Characters und die Wünsche seiner Freunde billig eine längere und glücklichere Dauer hätten erhalten sollen —

Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Ob sein abgeschiedner Geist durch die flebiles Elegos seiner Freunde und die zum Theil mit ausschweifendem Lobe angefüllten Apotheosen, wovon die meisten französischen Journale wimmeln, zufrieden gestellt werden möge, wissen wir nicht. Es muß

immer

immer noch eine ziemliche Zeit nach dem Tode eines Schriftstellers, der Aufsehens in der Welt gemacht hat, verflossen seyn, bis seine Zeitgenossen fähig werden, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Aber gewiß wird die Nachwelt, die noch allemal recht gerichtet hat, dem in seinem Leben bald zu sehr erhobnen, bald zu sehr niedergedrükten Dorat unter den besten französischen Dichtern des Jahrhunderts, worinn Voltaire auf der Spitze ihres Pindus stund und herrschte, seinen Platz nicht versagen.

V.

Anekdote.

Ein Knabe und ein Mädchen, deren Eltern zu Archamps, einem Kirchspiel in Niedermaine, wohnten, waren von ihren frühsten Jahren an zusammen erzogen worden, und hatten unter sich jenes Bündniß der Seelen geschlossen, das zwar durch Umstände getrennt werden kann, aber dessen Andenken, selbst wenn die Empfindungen davon bereits verloschen sind, immer angenehm bleibt. Sie sahen sich alle Tage, und wurden nicht satt, einander zu sehen. Sie wuchsen mit den Jahren, und liebten sich noch; nur fiengen sie an sich mit andern Empfindungen zu

lieben. Was sie izt fühlten, war Liebe, da es sonst nur Freundschaft gewesen war. Sie selbst kannten indeß ihr gegenwärtiges Gefühl noch nicht, da ihre Eltern schon anfiengen, die Folgen desselben zu fürchten. Diese kamen zusammen, um miteinander sich über die Art ihres Verfahrens mit den beyden Liebenden zu unterreden. Sie würden sie an einander verheyrathet haben; allein da sie gleich alt waren, fand man den Burschen zu jung, und das zärtliche Paar wurde mit Untersagung des fernern Umgangs getrennt.

Der junge Mensch, voll Verzweiflung, entschloß sich zu sterben, oder wenigstens sein Vaterland zu verlassen; und hierzu wuste er kein andres Mittel, als in den Krieg zu gehen. Er hatte von einem Regimente, das aus Freywilligen bestünde, reden gehört; und da er eigentlich nur so lange zu dienen gesonnen war, als es ihm gefallen würde, erklärte sich dies der junge Mensch, der keine Begriffe und überhaupt nicht den mindesten Unterricht genossen hatte, zu Gunsten seines Entschlusses, und engagierte sich unter die Freywilligen zur See. — Ein Engagement, das wirklich nicht länger als Einen Feldzug dauert, aber nichts destoweniger eine förmliche Entlassung nothwendig macht. — Er gieng zu seinem Corps und wurde mit eingeschift. Die Ermüdungen der Reise und noch mehr der Schmerz über die Trennung von seiner Geliebten machten einen nachtheili-

theiligen Erfolg auf seine Gesundheit; er wurde krank, und nach einer Seereise von 3 Monaten war man genöthigt, ihn auf dem festen Lande auszusetzen, und ins Hospital des Port de l'Orient zu befördern.

Nach einigen Monaten fühlte er sich wieder im Stande zu reisen; und da er in Ansehung seines Engagements, das er im buchstäblichen Verstande nahm, noch immer in seinem vorigen Irrthum stund, gieng er, ohne weitere Formalitäten zu beobachten, oder jemanden nur ein Wort zu sagen, fort; nahm seinen Weg gerade nach seiner Heymath zu, und kam zu eben der Zeit an, als ein Nebenbuhler, der sich erst seit seiner Abwesenheit erklärt hatte, um seine Geliebte anwarb und anwerben ließ. Das junge Mädchen, von der Gegenwart ihres alten Liebhabers angefeuert, widersezte sich aus allen Kräften, ihre Hand einem andern zu geben; und ihr wahrer Geliebter wuste es endlich durch Bitten und Flehen bey seinen und ihren Eltern so weit zu bringen, daß er einen Vorzug empfieng, an den er so viele gerechte Ansprüche machen konnte. Der Verlöbnistag wurde festgesezt; die Eltern kamen zusammen, und gaben einen kleinen Schmaus. Aber mitten unter der allgemeinen Freude wurde der glükliche Bräutigam auf Anstiften seines abgewiesenen Nebenbuhlers, (welcher seine Nachhausekunft, mit der es ihm nicht ganz richtig zu seyn schien, einer Brigade der Marechaussee

angezeigt und dieſe zu dem Orte der Luſtbarkeit geführt hatte) aus den Armen ſeiner Geliebten und ſeiner Eltern geriſſen, und als Deſerteur in Verhaft genommen. Die Verzweiflung der beyden Liebenden bedarf keiner Beſchreibung. Das Mädchen, in der Heftigkeit ihres Schmerzes, weinte und ſchrie, ſie wollte entweder ſterben, oder Begnadigung für ihren Geliebten erhalten. Sie wandte ſich an den Kerkermeiſter, an die Marechauſſee, an jedermann, von dem ſie Hülfe erlangen zu können glaubte; und erhielt den Beſcheid, daß niemand als der König begnadigen könne, und daß ſie ſich mit ihrem Geſuch lediglich an den Miniſter wenden müßte. Alles bedauerte das zärtliche Paar, jedermann wollte ihm helfen; aber niemand wuſte Mittel dazu. Nach vielen Rathſchlägen und Bemühungen fiel man darauf, ſie an einen Mann aus eben derſelben Provinz zu empfehlen, der in Paris wohnte, und von dem man vermuthete, daß er einigen Zutritt bey dem Miniſter der Marine, und bey dem Oberaufſeher des Polizeyweſens habe. Der Richter ihres Orts ſchrieb einen Brief, worinn er den Verſtand und die Tugend des Mädchens ſowohl, als die Vorzüge und den guten Lebenswandel ihres Liebhabers bezeugte. Dieſer Brief wurde ihr eingehändigt, aber blos mit der Aufſchrift des Namens, weil niemand aus ihrem Orte jemals ſo nahe Geſchäfte mit dem Hrn. ** gehabt hatte, um ſeine Addreſſe zu wiſſen. Auf eine ſo wich-

tige

tige Empfehlung pakte das Mädchen ihr schönstes Kleid, ihr bestes Paar Schuh, nebst einem weissen Hemde zusammen; reißte zu Fuß mit einem Reichthum von 18 Franken in der Tasche fort, und kam nach Paris auf den Plaz Ludwig des XIVten. Sie fragte alle Welt, wo Hr.** wohne; aber da war niemand, der ihn kannte. Endlich machte ihn ein Savoyard ausfindig, und brachte sie Abends um neun Uhr zu seiner Wohnung.

Hr.** war über die Annehmlichkeit des jungen Mädchens nicht weniger als über ihre Erzählung verwundert, und führte sie zu seiner Frau. Beyde versicherten sie des zärtlichsten Antheils, und nöthigten sie einmüthig, bey Ihnen zu bleiben, um den Erfolg ihres Gesuchs abzuwarten.

Den Tag darauf präsentierte sie Hr.** an den Ober-Polizeyaufseher. Sie warf sich ihm zu Füßen, und nachdem sie von der Absicht ihrer Reise Bericht abgestattet hatte, bat sie ihn, ihr die Begnadigung ihres Geliebten auszuwirken. Sie wurde den Sonntag nach Versailles beschieden; erhielt aber daselbst die Nachricht, daß sie erst den Montag früh dem Minister vorgestellt werden könnte. Anstatt nun, wie es eigentlich hätte seyn sollen, dies zu Versailles abzuwarten, gieng sie, aus Furcht ihren Beschützern zu Paris durch ihr Aussenbleiben Unruh zu machen, wieder zurück; schlief die Nacht bey Ihnen, und den andern Morgen früh um vier Uhr brach sie schon wieder

nach Verſailles auf. Um 12 Uhr zumittag empfieng ſie von dem Miniſter die erfreuliche Nachricht von der Begnadigung ihres Geliebten. Kaum hatte ſie dieſe, ſo gieng es den Augenblik wieder fort nach Paris, und an eben demſelben Tage wollte ſie auch noch in ihre Heymath. Allein da Hr. ** befürchtete, ſo viele Ermüdungen, und noch mehr die heftigen Erſchütterungen ihres Herzens, möchten ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn, ließ er ſie nicht zu Fuß wieder fort, ſondern verſchafte ihr einen Plaz auf einem Poſtwagen, auf dem ſie zur großen Freude ihrer Eltern und aller derjenigen, die die Verbindung eines ſo zärtlichen Paars gewünſcht hatten, wieder in ihrer Heymath anlangte.

Wer dieſe Anekdote lieſt, wird die Geſchichte des Deſerteurs von Herrn Sedaine zu leſen glauben; und es iſt ſeltſam genug, daß das, was Hr. Sedaine nur zu dichten glaubte, ſich einige Jahre ſpäter wirklich zugetragen hat. Genug, die Begebenheit iſt wahr und hat ſich erſt kürzlich zugetragen. Der junge Menſch nennt ſich Joſeph Pallicot, und iſt ein Schuſtergeſelle; das Mädchen Anne Brouille, iſt Spinnerin für die Manufacturen.

(Aus dem Journal de Paris Nr. 181. d. J.)

VI. Bücher-

VI.

Bücher-Anzeigen.

Phyſiokratiſche Briefe an den Herrn Profeſſor Dohm, von J. Mauvillon, Hauptmann in Fürſtl. Heßiſchen Dienſten. Braunſchweig, in der Wayſenhaus-Buchhandlung 1780.

Dieſe Briefe, worinn der Herr Verf. das phyſiokratiſche Syſtem ſowohl gegen Hrn. Dohm als beſonders gegen die Anmerkungen eines Braunſchweigiſchen und Hannoveriſchen Ungenannten zu beſtätigen und zu vertheidigen ſucht, machen ſowohl ſeinem Scharfſinn als ſeinem Herzen Ehre. Indeſſen wird es manchem Leſer (worunter auch Recenſent gehört) erlaubt ſeyn, noch immer zu glauben, daß die gute Abſicht der Phyſiokraten, das Elend der Beſteurung zu mildern, allerdings lobenswürdig, die Art und Weiſe aber, mit welcher ſie dabey zu Werke zu gehn gedenken, noch vielen Bedenklichkeiten unterworfen ſey. Offenbar ſind in der Theorie ihre Unterſchiede zwiſchen der productiven und ſterilen Klaſſe ungegründet; und wo iſt eigentlich der Ackerbau im Flor, als in den Ländern, wo ſich (wie ſie glauben) ſo viele Leute von der ſterilen Klaſſe befinden? Sogar die Capitaliſten ſo zu nennen, iſt ungerecht, wenn man ſie doch einmal als die Repräſentanten eines ehmalig erworbnen Vermögens, oder einer Maſſe von durch Induſtrie und Fleiß auf einen Flek zuſammengebrachten Gütern annehmen muß. So bald ſie ihr Geld auf Zinſen austhun, nützen ſie allerdings, und die Nachfrage darnach beweiſt es genug, daß der Borger dabey gewinnt. Freylich würde die Regierung aufmerkſamer auf das große Elend der Abgaben werden, die ſie erpreßt, wenn die Beſteurungsart einfacher gemacht, und dadurch ihre Mißbräuche

der That das Herz (*) von dir. Wie ähnlich einem von fürſtlichen Jägern erlegten Thier, ligſt du da!

Caſſius.

Marcus Antonius --

Antonius.

Verzeihet mir, Cajus Caßius; die Feinde von Cäſar werden das ſagen; es iſt alſo das wenigſte, was ein Freund ſagen kan.

Caſſius.

Ich tadle euch nicht deßwegen, daß ihr Cäſarn ſo erhebt. Aber auf was für einen Fuß gedenkt ihr mit uns zu ſtehen? Wollt ihr in die Zahl unſrer Freunde eingeſchrieben ſeyn; oder ſollen wir gehen, und auf euch keine Rechnung machen?

Antonius.

Deßwegen nahm ich eure Hände; wurde aber, die Wahrheit zu ſagen, von dieſem Gedanken abgezogen, indem ich auf Cäſarn niederſah. Ich bin euer aller Freund, und liebe euch alle; die Hoffnung vorausgeſezt, daß ihr mir Gründe geben werdet, wie und worinn Cäſar gefährlich war.

Brutus.

Ohne dieſes wäre das eine barbariſche Scene. Unſere Gründe ſind ſo wichtig und dringend, daß ihr dadurch be-

(*) Wortſpiel mit dem ähnlichen Klang der Wörter Hart, Hirſch, und Herz, Herz.

entdekt würden. Es ist aber ein Fehlschluß, zu behaupten, „der Landeigenthümer müsse deswegen alle Auflagen directe „tragen, weil er so schon alles ernähre, und von ihm alle Stän„de ernährt würden.“ Man sehe nur die Länder an, wo keine andern Stände sind, als der Bauernstand, wie in den von Städten entlegenen Gegenden Rußlands, ob viele Fuder Korn mehr gebauet werden als diejenigen, die man selbst nothwendig hat. Der Bauer kann die meisten andern Stände so wenig entbehren, als wir den Bauernstand, und nach dem einmaligen itzigen Stand der Dinge greift alles wie Räder und Hebel ineinander. In der Schweiz sind an vielen Orten die Zünfte abgeschaft; aber dafür ist auch kein tüchtiger Schuster oder Schneider im Lande, sondern alle Arbeiter sind Teutsche. Man hebe nur die einzige, so vielen Philosophen entbehrlichscheinende Metzgerzunft auf, und man wird die Folgen davon bald einsehen. Sogar die verhaßten Krämer sind, unter gewissen Einschränkungen, nothwendig. Um also der einzigen producirenden Classe aufzuhelfen, sollte man sie flurs erste mit allen Lasten, die die andern Stände getragen haben, beladen, um den Enkeln dieser verdorbenen Generation die Aussicht zu verschaffen, Handel und Gewerbe im höchsten Flor, und weniger Accisebedienten zu erblicken?

Der Nutzen des physiokratischen Systems ist wohl unstreitig dieser, daß es ein neues Anregungsmittel an die Hand giebt, den uns angeerbten Vätern des Vaterlandes zuweilen ad oculum zu beweisen, daß das Elend der Besteurung aller Art, bey uns in Teutschland besonders, auf seinen höchsten Grad gestiegen ist; und daß sie ihm einigermaßen dadurch abhelfen könnten, wenn sie den persönlichen erdichteten Bedürfnissen nur als kluge Leute entsagen wollten, anstatt dadurch von ihrem eignen Capital zu zehren, und sich am Ende mit der ganzen Gloria ihres Hauses aufzufressen.

Johann Carvers Reiſen durch die innern Gegenden von Nordamerika in den Jahren 1766, 1767, 1768, mit einer Landcharte. Aus dem Engliſchen. Hamburg, bey Bohn 1780.

Die Franzoſen gaben, ſo lange ſie Herrn von Canada geweſen waren, ſich alle Mühe, fremde Nationen, beſonders die Engländer, über dieſes Land in der ihnen nüzlichen Unwiſſenheit zu erhalten. Sie gaben fehlerhafte Charten und falſche Nachrichten heraus, und benannten die verſchiednen Indiſchen Völkerſchaften nach ganz falſchen Namen. So bald alſo der Krieg geendigt war, machte ſichs unſer Verf. zum Geſchäft, die Länder am Miſiſippi zu bereiſen, und dieſe Irrthümer zum Beſten ſeines Vaterlandes zu berichtigen. Seine Abſicht war, alsdenn ſeinen Landsleuten die wahre Breite des ungeheuren feſten Landes, das ſich von dem groſſen Weltmeere bis an die Südſee erſtrekt, in ſeiner gröſten Ausdehnung zwiſchen dem 43 und 46ſten Grad N. Br. zu beſtimmen. Sein Vorhaben war ferner, der Regierung vorzuſchlagen, irgendwo an der Straße Anian einen Poſten anlegen zu laſſen, die nach ſeiner Meinung unſtreitig den Engländern gehört, da ſie Franz Drake zuerſt entdekt hat. Dieſer Poſten würde die Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt, oder eine Gemeinſchaft zwiſchen dem Hudſons-Meerbuſen und der Südſee ſehr erleichtern. Man würde, unter andern nüzlichen Entdeckungen, auch alsdenn im Stande ſeyn, Nachrichten nach Schina, und den Engliſchen Beſizungen in Oſtindien, mit weit gröſerer Geſchwindigkeit zu ſchicken, als es auf einer langwierigen Schiffahrt um das Vorgebürge der guten Hoffnung, oder durch die Magellaniſche Straße geſchehen kann. Der Verf. hat ſeinen ganzen Plan nicht ausgeführt. Indeſſen ſind ſeine Nachrichten von den Nadoweſiern neu, und er berichtigt die Lage der Quellen von vier groſen Flüſſen, die etliche

etliche Meilen voneinander faſt im Mittelpunkte des groſſen feſten Landes entſpringen; dem Fluſſe St. Lorenz; dem Miſiſippi und dem Fluſſe Oregan, der bey der Straße Anian in die Südſee fällt. Bey ſeiner Ankunft zu Miſchillimakinac, dem entfernteſten Engliſchen Poſten, wandte er ſich an den dortigen Commendanten, Herrn Rogers, und bat ihn um verſchiedene Geſchenke für die Indiſche Völkerſchaften, die er auf ſeiner Reiſe antreffen würde. Er gab ihm einige, und verſprach ihm die andren nach dem Waſſerfalle von St. Anton durch Kaufleute nachzuſchicken. Er gab zwar ſeine Befehle deswegen, allein diejenigen, denen dieſe Waaren zum Ueberbringen anvertraut waren, machten einen andern Gebrauch davon. Daher wurde er gezwungen, nach la Prairie des Chiens zurükzukehren, und ſeinen Plan einzuſchränken. Er richtete nun ſeinen Wanderſtab Nordwärts, in der Hoffnung eine Gemeinſchaft zwiſchen den Quellen des Miſiſippi und dem Oberſee zu finden, und um die Handelsleute, die zu dieſer Jahrszeit von Miſchillimakinac nach dem groſſen Trage-Plaz an der Nordweſtſeite dieſes Sees kommen, anzutreffen. Er dachte einige davon anzukaufen, und ſo ſeine Reiſe auf dieſer Seite über die Seen La Pluie, Dubois und Winipeck bis an die Quellen des Weſtfluſſes fortzuſetzen, der in die Straße von Anian fällt. Er kam zu rechter Zeit an den Oberſee, allein die Kaufleute konnten ihm keine Waaren überlaſſen. Er begnügte ſich alſo, die Buchten und Flüſſe an der nordlichen und öſtlichen Seite des Oberſees zu unterſuchen.

Der geographiſche Theil dieſes Werks iſt ganz neu; allein die Nachrichten von den Sitten der wilden Indier ſind bereits ſo bekannt, daß wir hier nichts neues finden. Indeſſen findet der Verf. hier viele Uebereinſtimmung ſowohl in der Sprache und Sitten mit der Beſchreibung, die wir aus den Rußiſchen Nachrichten von den Kuriliſchen Inſeln um Kamtſchatka beſitzen, und glaubt, daß die Bevölkerung von Amerika von daher geſchehen ſey. Alle Wilden ſind mehr gut als böſe, gaſtfrey, milde, keuſch, mäßig und beſcheiden, nur voll Todthaß gegen ihre Feinde. Sie gehen alle meiſt bekleidet, und ihre Speiſe iſt faſt immer gekocht.

Jakob Harris über Kunſt, Muſik, Dichtkunſt und Glükſeligkeit. Aus dem Engliſchen. Halle bey Gebauer 1780.

Der Verfaſſer dieſer Aufſätze iſt einer der denkendſten Köpfe ſeiner Nation, der ſich mit dem Geiſte der Alten genährt hat, beynahe keinen Saz vorträgt, den er nicht mit ähn-

ähnlichen Ideen Plato's und Ariſtoteles belegt, ſeinen Horaz ſehr oft citiert, u. ſ. w. Aber auf eben dieſelbe Art hätten ganz andre Materien behandelt werden können, wie dieſe, und man hätte den gebildeten Kopf des Verf. daraus ſchätzen gelernt — ohne daß deswegen über die Materie ſelbſt eine eigne neue Erfahrung oder Ausſicht wäre mitgetheilt worden. Wer ſich über Kunſt, oder Mahlerey, oder Dichtkunſt, nur ein einziges inſtructives Wörtchen, eine einzige zur Sache ſelbſt gehörige Intuition verſpricht, der hat ſich in ſeiner Hoffnung betrogen. Eine Menge anderer logikaliſcher, pſychologiſcher Sätze, die Scharfſinn, eignes Denken, einen durch Leſung der Platoniſchen Dialogen genährten Geiſt verrathen — aber auf dieſe Art iſt (wie der Verf. hier behaupten will) nach einem Beſuch in Wiltonhouſe, und nach dem Anblik aller der darinn enthaltenen Kunſtwerke, über Kunſt auf eine ſolche Art wohl nie zwiſchen zwey Menſchen diſcurirt worden. Ich glaube ſie hätten über Chaos, Ewigkeit, Erſtes Principium u. ſ. w. auf keine ontologiſchere Art ſich untereinander hezen können.

Neue kurzgefaſſte Beſchreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung. 2tes Stück. Leipzig bey Weigand 1779.

Die Nachrichten, wozu man hier die Zuſätze liefert, ſind aus einem Werke genommen, das nach dem Franzöſiſchen den Titel führt: Nouvelle Deſcription du Cap de bonne Eſperance avec un Journal hiſtorique d'un Voiage de Terre dans l'Inferieur de l'Afrique fait par Ordre du Gouverneur par une Caravane de 85 Perſonnes. Man hat auch eine holländiſche Ausgabe davon, und dieſer iſt der Ueberſezer hauptſächlich gefolgt. Die Zuſätze ſind theils aus Kolben, den er für zuverläßiger hält als Mr. de la Caille, theils aus der Nieuwe algemene Beſchryving van de Kaap de goede Hoop in twee Deelen. Amſt. en Harlingen 1777. 8. Auch hat der Ueberſezer einige geſchriebene Anmerkungen zu de la Caille aus den Papieren des in Holländiſchen Dienſten ſtehenden Schottländers Gordon genuzt, deſſen, und Herrn Thunbergs Bemühungen, um dieſen Theil von Afrika aufzuklären, in die Zukunft vieles verſprechen.

Das 2te Stük enthält die ſehr intereſſante Reiſe des Engländiſchen Gärtners Maſſon, die er zu verſchiednen Zeiten von Cap aus, und auch einmal in Geſellſchaft des Dr. Thunbergs angeſtellt hat. Meiſt war aber die Jahrszeit unbequem gewählt, und nicht ein einzigmal die Blüthezeit beobachtet.

D.e

Die Beſchwerlichkeiten, die die Unternehmer auf ihrer Reiſe fanden, hielten ſie immer ab, genaue und ſorgfältige Unterſuchungen auf der Stelle mit den Pflanzen vorzunehmen. Dieſer ungeheure Strich Landes, der gröſtentheils von Boſchmenſchen oder wilden Hottentotten gereinigt iſt, bietet dem Unterſucher ein weites Feld der merkwürdigſten Gegenſtände dar. Ueberall ganz neue Pflanzarten, groſſe Heerden von Antelopen, Zebra's, wandernde Elephanten, Leoparden, Tyger, Hyänen und Löwen, und mitunter einzelne Wohnungen Holländiſcher und zum Theil lutheriſcher Bauern, von denen einer es bis auf 3000 Ochſen und Kühe, und 12000 Schaafe gebracht hat. Merkwürdig ſind die Unbequemlichkeiten des Clima's, wo ſie die Dürre des Landes oft von einem groſſen Strich Landes auf den andern zu ziehen nöthigt, je nachdem ſich die Jahrszeiten abändern. Von den wilden Hottentotten ſagt Hr. Maſſon: (dem man doch Glauben beymeſſen muß,) „Sie haben kein Vieh noch feſte Wohnung, oder nur Felle um ſich „zu bedecken, ſondern ſie leben in Felſenhöhlen, wie die Ba„viane. Ihre gewöhnliche Nahrung ſind Wurzeln von Pflan„zen, wovon wir viele nicht haben entdecken können. Sie eſ„ſen Schlangen, Eidechſen, Scorpionen, und alle Arten von „kriechenden Thieren. Es giebt hier eine Raupe, die eine ſehr „groſſe Motte hervorbringt, die man gewöhnlich an der Mi„mosa Nilotica findet. Man ſieht ſie in groſſer Menge, ſo daß „ſie die Bäume aller ihrer Blätter berauben. Die Hotten„totten machen ſich ein herrliches Gericht daraus. Auch eſſen „ſie die Eyer einer groſſen Ameiſe, die ſie in groſſer Menge „aus der Erde hohlen, im Waſſer abwaſchen, und nachher „kochen. Man nennt dies Gericht gewöhnlich Hottentotti„ſchen Reiß."

Das 2te Stück iſt ein Brief des Dr. Sparrmans an Hrn. Reinhold Forſter, ſeinen ehmaligen Gefährten auf der Reiſe um die Welt, angehängt, worinn er eine Reiſe beſchreibt, die er vom Cap aus ins Innere von Afrika auch zu einer für die Botanik unbequemen Jahrszeit unternommen hat. Dieſer Brief iſt ſo wie Maſſons Nachrichten aus den Transactions genommen. In der Thiergeſchichte hat Hr. Sparrman hingegen Gelegenheit gefunden, wichtigere Entdeckungen zu machen.

Dem Brief des Hrn. Dr. Sp. iſt die Beſchreibung einer neuen Varietät vom Gugkuk angehängt, Cuculus Indicator, deſſen ſich die Einwohner als eines Wegweiſers bedienen, um die Honigſtöcke in den Bäumen aufzuſuchen.

Nicht geschwinde.

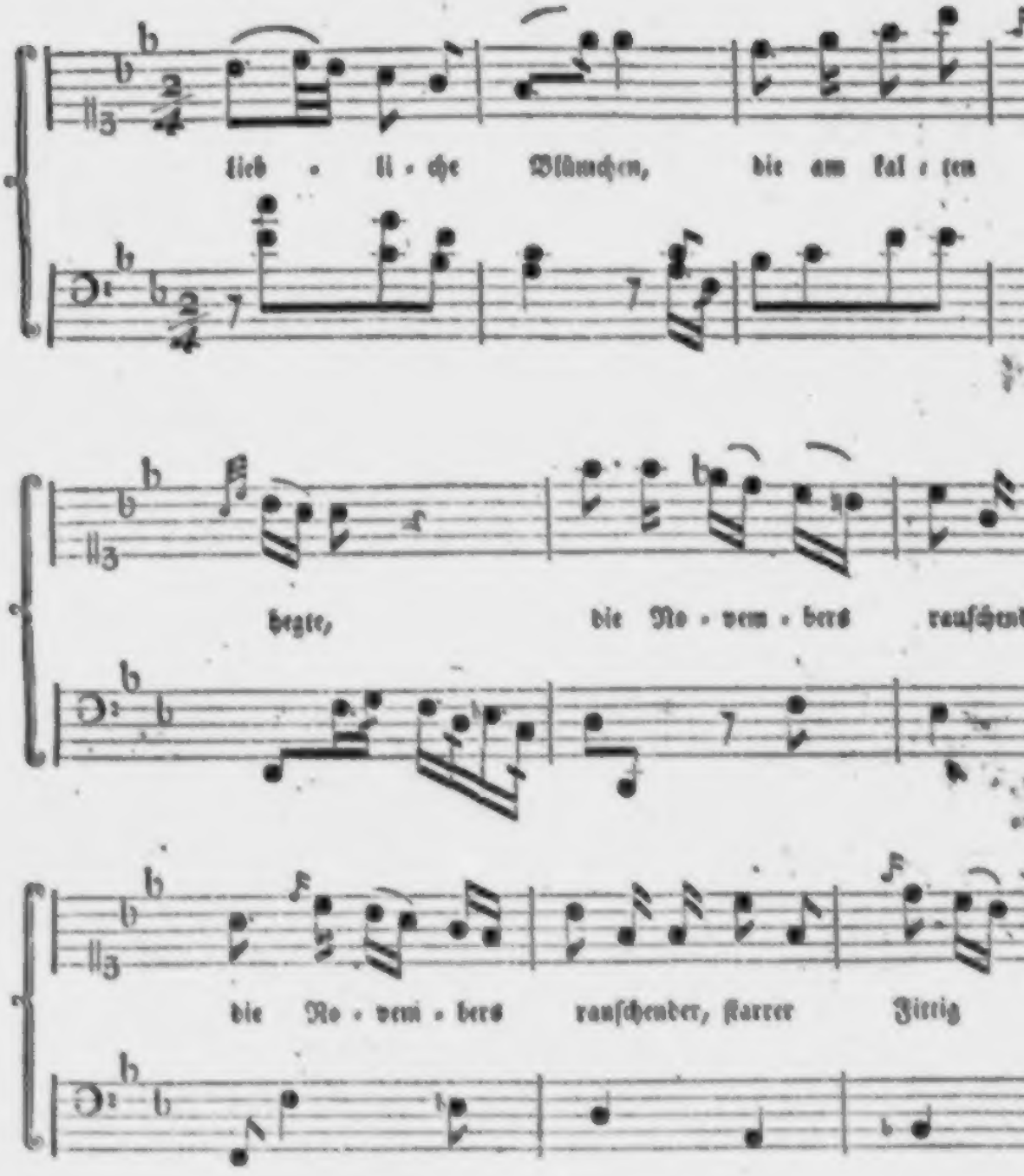

Seyd mir gesegnet, Blümchen! Ich verstehe
Euren winkenden Wunsch; ich will euch pflücken!

äten Herbſtblumen.

Vom Herrn Kapellm. Wolf.

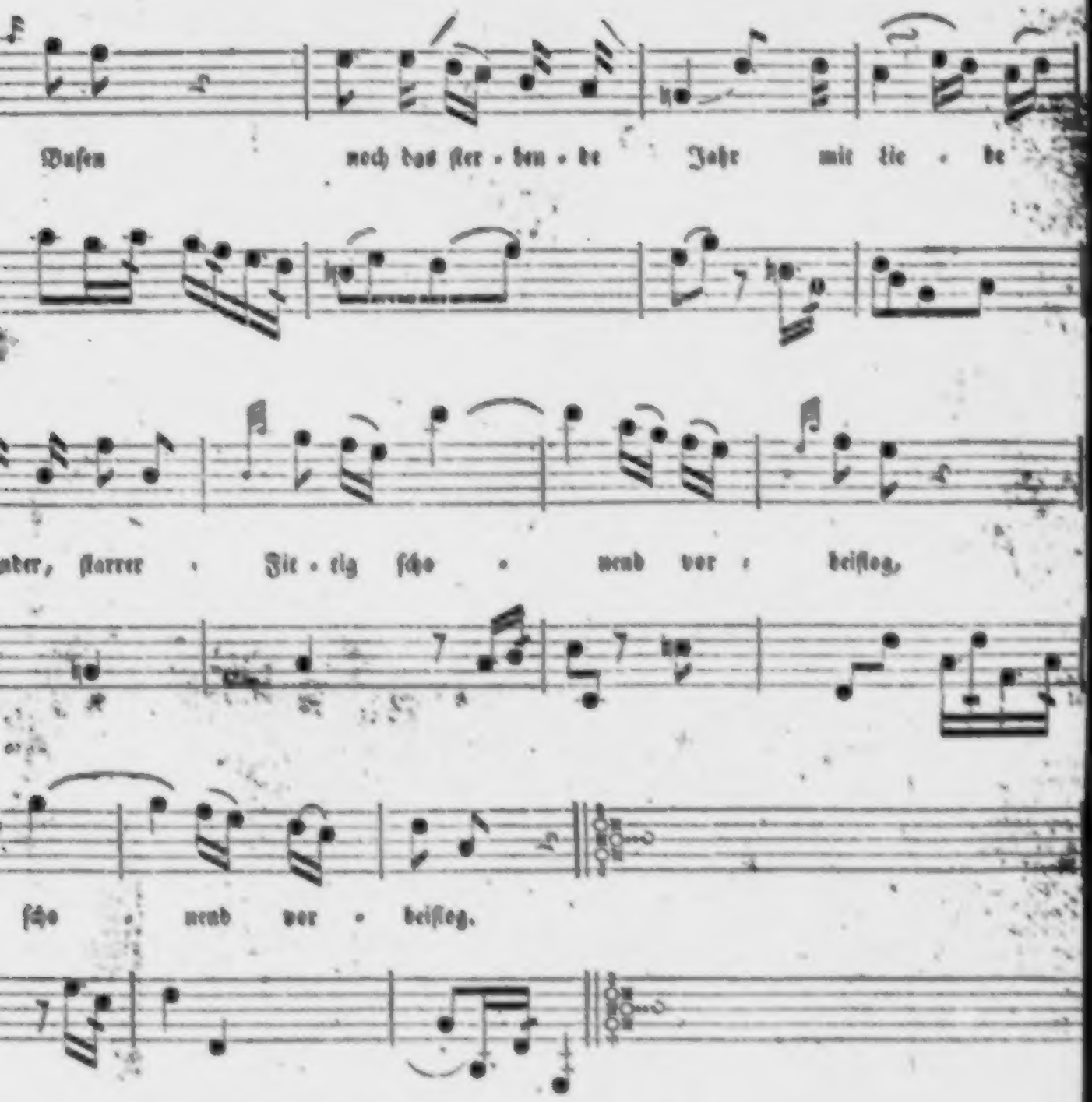

Duftet indeſſen ſüß, und liſpelt freundlich
Dieſem klopfenden Herzen ſanfter Unſchuld,

Der
Teutſche Merkur.

August 1780.

I.
Das lezte Kapitel der Abderiten.

Und ſo ſind wir dann, in einem Zeitlauf von ſechs Jahren, eben ſoviel Monaten und fünf oder ſechs Tagen, durch mancherley ambages und diſcrimina rerum, endlich bis zum lezten Kapitel der beruhmten Abderitengeſchichte gekommen; dem einzigen Kapitel, vor welchem dem Verfaſſer immer ſo ſehr gegraut hat, daß er — ungeachtet er gleich im erſten Augenblicke, da er, auf die Stimme eines gewiſſen Dämons, ſich hinſezte von den Abderiten zu ſchreiben, vorherſah, daß es endlich zu dieſem Kapitel kommen würde, und ſchlechterdings kommen müßte, wofern er ſich nicht der unverzeyhlichen Sünde ſchuldig machen wollte, eine der wahrhafteſten und lehrreichſten Geſchichten, die jemals ſeit Erfindung der Buchſtaben geſchrieben worden, unvollendet zu laſſen — daß er, ſage ich, demungeachtet, aus bloßer Furcht vor dieſem beſagten lezten Kapitel, und (aufrichtig zu ſeyn) aus gerechtem Mißtrauen, ob er jemals Weisheit, Stärke, Muth und Glück genug haben

friediget werden müßtet, wenn ihr gleich Cäsars eigner Sohn wäret.

Antonius.

Das ist alles was ich suche; übrigens bitte ich nur, daß mir erlaubt werde, seinen Körper auf den Marktplaz führen zu lassen, und ihm daselbst durch eine öffentliche Leichen-Rede die lezte Pflicht der Freundschaft zu erstatten.

Brutus.

Ihr sollt, Marcus Antonius.

Cassius.

Brutus, ein Wort mit euch -- (Bey Seite.) Ihr wißt nicht was ihr thut; gestattet doch dem Antonius nicht, ihm eine Leichen-Rede zu halten; wißt ihr, bis auf welchen Grad das Volk durch seine Wohlredenheit gerührt werden könnte?

Brutus.

Mit eurer Erlaubniß, ich selbst will zuerst an das Volk reden, und die Ursachen von unsers Cäsars Tod bekannt machen. Ich will hinzufügen, daß Antonius alles was er sagen werde, mit unsrer Bewilligung sage; und daß wir's wol zufrieden seyen, daß Cäsar mit allen anständigen und gesezmäßigen Feyrlichkeiten bestattet werde. Dieses wird unsrer Sache mehr nüzen, als Schaden thun.

Cassius.

Ich weiß nicht was begegnen kan, mir gefällt es nicht.

Brutus.

würde, es zu Stande zu bringen, die Abfassung immer von Einem Monate, Quartale, halben und ganzen Jahre zum andern aufgeschoben, und lieber (so furchtbar einem Autor die Unanade des Publicums ist) sich allen Folgen der so lange getäuschten Erwartung aussetzen, als aus eigner freyer Bewegung die Hand an dieses gefahrvolle Werk legen wollen.

Was auch die Philosophen zu Gunsten anderer natürlicher Leidenschaften, und zu Rechtfertigung der Natur, die uns damit auf unsre Fahrt durch dies Lebensmeer ausgerüstet hat, sagen können — dies bleibt richtig: daß die Furcht vor einer unvermeidlichen Sache eine Schwachheit ist, die sich auf keine Weise entschuldigen läßt. Was hat nun der Verfasser davon, daß er sich so lange vor diesem Abenteuer gefürchtet hat? Es muß nun doch einmal bestanden werden, es koste was es wolle! Das Beste wird also seyn — was er schon lange hätte thun sollen — ohne längeres Zaudern und Achselzucken, nach ächter Ritterart,

den Degen hoch, die Augen zugeschlossen,

gerade darauf los zu gehen, und aus dem Erfolg werden zu lassen, was die höhern Mächte wollen!

Ein anders wäre freylich, wenn sich der Verfasser durch eigne Schuld in dieser Verlegenheit befände; wenn er in dem Falle der Romanschreiber und tragischen Dichter wäre, die, um ihre Leser in

deſto größere Beſtürzung zu ſetzen, ſich oft ſo abſcheulich in ihrem Sujet verwickeln, daß ſie ſich am Ende ſelbſt nicht wieder herauszuhelfen wiſſen; mit Einem Worte, wenn die ſolenne Emigration der Abderiten aus ihrer geliebten und ſo viele hundert Jahre lang gegen Griechen und Barbaren behaupteten Vaterſtadt, aus der großen, ſchönen, weltberühmten Abdera, weil ſie ſolche gegen Frösche und Mäuſe nicht länger behaupten konnten, — wenn, ſage ich, dieß eine bloße Erdichtung wäre, wodurch wir das Maas des Lächerlichen über die Häupter der guten Leute anhäuffen, und gleichſam den lezten Strich an dem Gemählde ihrer Thorheit hätten ziehen wollen — dann wär' es ein anders. Aber dies iſt hier keineswegs der Fall. Die Ausſage des Geſchichtſchreibers Trogus Pompejus und ſeines Epitimaters Juſtinus liegt vor aller Welt Augen; und es würde, denke ich, dem ſubtilſten aller alten und neuen Sykophanten ewig unmöglich ſeyn, ihr einen andern Sinn zu geben, als den ſie beym erſten Anblik darbietet. „Kaſſander (ſagt Juſtinus mit dürren Worten) ſtieß auf ſeinem Rükzug von Apollonien auf Die Abderiten, die von den überhandgenommenen Fröſchen und Mäuſen aus ihrem Vaterlande verdrungen, einen andern Wohnſiz ſuchten" — Hiſtor. L. XV. c. 2. 1. pag. 258. der Elzevirliſchen Ausgabe von 1669.

Das Factum hat also seine völlige Richtigkeit. Denn gewiß, ernsthafte Geschichtschreiber wie Trogus und Junianus Justinus, würden nicht aus ihrem Kopf ersonnen und als eine geschehene Sache hingeschrieben haben, was der kühnste Mährchenschreiber nie zu dichten gewagt hätte; und ihre Glaubwürdigkeit ist um so weniger zu bezweifeln, da sich nirgends die mindeste Spur zeigt, daß sie etwa einigen Groll oder bösen Willen gegen die Abderiten gehegt, und schlechterdings nicht abzusehen ist, was sie mit einer solchen Lüge gewonnen haben könnten. Ist aber das Factum richtig: so sind alle Gönner, Freunde, Erbverbrüderte und Erbvereinte der Abderiten berechtigt, von dem Geschichtschreiber derselben einen umständlichen Bericht zu erwarten, wie es mit einer so sonderbaren und in ihrer Art einzigen Begebenheit (*) zugegangen.

Uebri-

(*) Um dem Leser eine vollkommne Probe unsrer Aufrichtigkeit zu geben, wollen wir ihm nicht verbergen, daß, wenn der ältere Plinius und sein aufgestellter Gewährsmann Varro hierin Glauben verdiente, Abdera nicht die einzige Stadt in der Welt gewesen wäre, die von Fröschen und Mäusen ihren natürlichen Einwohnern abgejagt worden. Besagter Varro soll nicht nur einer Stadt in Spanien Erwähnung thun, die von Kaninchen, und einer andern die von Maulwürfen zerstört worden — sondern auch einer Stadt in Gallien, deren Einwohner den Fröschen hätten Platz machen müssen. (E.

Uebrigens wünſcht der Verfaſſer nicht ſo verſtanden zu werden, als ob er, nachdem er einmal ſeinen Entſchluß gefaßt, nicht alle erſinnliche Vorſichtigkeit aufgeboten habe, um ſich, wo möglich, mit heiler Haut aus der Sache zu ziehen, und dem unangenehmen Verdacht auszubeugen: als ob er entweder den Abderiten ſelbſt zuviel gethan, oder ſie nur zum Vorwand genommen habe, um (nach Art jener mit dem Haß des menſchlichen Geſchlechts gebrandmarkten Leute, die man Satyriſten und Misanthropiſten nennt) unter verdektem Namen die Schaam unſrer eignen Zeit aufzudecken. Es iſt

(S. Plin. Naturgeſchichte B. VIII. in dem Kapitel von Städten und Völkern, denen kleine Thierchen den Garaus gemacht.) Allein, da Plinius weder die Stadt, der dies Unglük begegnet ſeyn ſoll, nennt, noch ausdrüklich ſagt, aus welchem von den unzähligen Büchern, die der gelehrte Varro geſchrieben (und wovon, zu unſerm großen Bedauren, die meiſten verlohren gegangen ſind) er dieſe Anekdote genommen habe; und da überdies bekannt iſt, daß Plinius ſich zuweilen mehr auf ſein Gedächtnis verließ, als er Urſache hatte: ſo glauben wir dem Reſpect, den man dieſem großen Manne ſchuldig iſt, nicht zu nahe zu treten, wenn wir vermuthen, daß ſein Gedächtnis ihm für Thrazien Gallien unterſchoben habe, und daß die Stadt, von welcher beym Varro die Rede war, keine andre geweſen, als unſer Abdera ſelbſt. Salvis tamen melioribus!

freylich wunderlich genug, und für den Geschichtschreiber allerdings sehr unangenehm, daß diese Froschgeschichte, so läppisch und lächerlich ihre blinde Seite immer seyn mag, auf so mancherley Art in die politischen, bürgerlichen, ökonomischen und andere Transactionen aller Völker eingreift, daß es beynahe eben so leicht wäre einen Tractat de Concordia oder *Dis*cordia Imperii et Sacerdotii (es läuft auf Eins hinaus) zur Zufriedenheit beyderley hoher Interessenten zu schreiben, als das lezte Kapitel der Abderiten so abzufassen, daß niemand Anstoß daran nehmen, und Leute, die ein Werk dieser Art immer mit emporgerekten Rüsseln zu beschnusseln pflegen, nicht Anspielungen riechen sollten, wo der Erzähler am wenigsten an so was gedacht hat. Er sieht aber keine Möglichkeit, diesem Ungemach auszuweichen; und es bleibt ihm also nichts übrig, als die Sache, zu seiner eignen Beruhigung, so schlecht und recht hinzuerzählen, wie Mutter Gans ihr Mährchen vom rothen Mützchen und blauen Bart' erzählt — und, wenn die Leute denn doch mit Gewalt Aergernis nehmen wollen, ihnen ihren Willen zu lassen, und, nach dem alten Sprüchwort, als ein fromm Mann sich dessen nichts anzunehmen. Er seines Orts ist fest überzeugt, daß es nur auf den guten Verstand und Willen (bonam mentem) der Leser ankommen werde, dies lezte Hauptstück der Abderiten so lehrreich und praktisch zu finden, als alle vor-

vorhergehenden, und als jede andre unverfälschte Erzählung menschlicher Begebenheiten und Handlungen, die handelnden Personen mögen nun große Herren und Damen — oder Saktträger, Schuhflicker und Heringsweiber seyn.

Meine Herren, sagte der Archon Onokradias, indem er mit einiger Hitze von seinem elfenbeinernen Stuhl auffuhr, da die Batrachosebisten so laut zu schreyen anfiengen, daß niemand sein eigen Wort mehr hören konnte —

Nein! — So geht's nicht! Es ist nicht die gute Art zu erzählen, wiewohl's die Art des Ersten und Einzigen ist, dem sie wohl anstund, war, und es izt Mode ist, alles was man schreibt, bis auf die Schulprogrammen, so ex abrupto anzufangen — bleiben wir, wie gesitteten Leuten zukommt, bey der alten Weise, und fangen beym Anfang an!

Um also dem geneigten Leser begreiflich zu machen, warum die Batrachosebisten so laut geschrien, und wer die Batrachosebisten waren; wird es nöthig seyn, den Faden der Geschichte da wieder aufzuknüpfen, wo wir ihn nach Erzählung des unverhofften Ausgangs der Onoskiamachie, oder des weltberühmten Rechtshandels des Eseis-Schatten, abgebrochen hatten.

Die Republik Abdera genoß einige Jahre auf diese so gefährliche, und — dank ihrem gutlaunigen

Genius! — ſo glüklich abgelaufne Erſchütterung der vollkommenſten Ruhe von innen und auſſen; und wenn es natürlicherweiſe möglich wäre, daß Abderiten ſich lange wohl befinden könnten: ſo hätte man, dem Anſchein nach, ihrem Wohlſtande die längſte Dauer verſprechen ſollen. Aber, zu ihrem Unglück, arbeitete eine ihnen allen verborgene Urſache, ein geheimer Feind, der nur deſto gefährlicher war, weil ſie ihn in ihrem eignen Buſen herumtrugen, unvermerkt an ihrem Untergang.

Die Abderiten verehrten (wie wir wiſſen) ſeit undenklichen Zeiten die Latona als ihre Schutzgöttin. So viel ſich auch immer mit gutem Fug gegen den Latonendienſt einwenden läßt, ſo war es nun einmal ihre von Voreltern auf ſie geerbte Volks- und Staats-Religion, und ſie waren in dieſem Stücke nicht ſchlimmer dran, als alle übrigen griechiſchen Völkerſchaften. Ob ſie, wie die Athenienſer, Minerven, oder Juno wie die von Samos, oder Dianen, wie die Epheſier, oder die Grazien, wie die Orchomenier, oder ob ſie Latonen verehrten, darauf kam's nicht an: eine Religion mußten ſie haben, und in Ermanglung einer beſſern, war eine jede beſſer als gar keine. Aber der Latonendienſt hätte auch ohne den geheiligten Froſchgraben beſtehen können. Wozu hatten ſie nöthig, den einfältigen Glauben der alten Tejer, ihrer Voreltern, durch einen ſo gefährlichen Zuſatz aufzuſtutzen? Wozu die Fröſche der La-

tona,

tona, da sie die Latona selbst hatten? — Oder, wenn sie ja ein sichtbares Denkmal jener wundervollen Verwandlung der Milischen Bauern zur Nahrung ihres Abderitischen Glaubens bedurften: hätten ein Halbdutzend ausgestopfte Froschhäute, mit einer schönen goldnen Inschrift, in einer Kapelle des Latonentempels aufgestellt, mit einem brokatnen Tuch umschleyert, und alle Jahr mit gehörigen Feyerlichkeiten dem Volke vorgezeigt, ihrer Einbildungskraft nicht die nemlichen Dienste gethan?

Demokritus, ihr guter Mitbürger, aber zum Unglük ein Mann, dem man nichts glauben konnte, weil er in dem bösen Rufe stand, selbst nichts zu glauben, hatte, während er sich unter ihnen aufhielt, bey Gelegenheit zuweilen ein Wort davon fallen lassen: daß man des Guten, zumal wo Frösche mit im Spiele wären, leicht zu viel thun könne; und da seine Ohren, nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit, an das liebliche Brekekekek Koax Koax, das ihm zu Abdera bey Nacht und Tag um die Ohren schnarrte, nicht so gewöhnt waren, als die etwas dicken Ohren seiner Landesleute: so hatte er ihnen oft einigemal nachdrükliche Vorstellungen gegen ihre Deisidatrochie (wie er's nannte) gethan, und ihnen öfters bald im Scherz, bald im Ernst, vorhergesagt, daß, wenn sie nicht in Zeiten Vorkehrung thäten, ihre quakenden Mitbürger sie endlich aus Abdera hinausquaken würden. Die Vor-

nehmern konnten über diesen Punct sehr gut Scherz vertragen; denn sie wollten wenigstens nicht dafür angesehen seyn, als ob sie mehr von den Fröschen der Latona glaubten, als Demokritus selbst. Aber das Uebel war, daß er sie weder durch Schimpf noch Ernst dahin bringen konnte, die Sache aus einem vernünftigen Gesichtspuncte zu beherzigen. Scherzte er darüber, so scherzten sie mit; sprach er ernsthaft, so lachten sie über ihn, daß er über so was ernsthaft seyn könne — und so blieb es denn, Einwendens ungeachtet, wie in allen Dingen so auch hierinn, zu Abdera immer beym Alten Brauch.

Indessen wollte man doch zu Demokritus Zeiten eine gewisse Lauigkeit in Absicht auf die Frösche unter der edeln abderitischen Jugend wahrgenommen haben. Gewiß ist, daß der Priester Strobylus öfters große Klagelieder darüber anstimmte, daß die meisten guten Häuser die Froschgräben, die sie von Altersher in ihren Gärten unterhalten hätten, unvermerkt eingehen liessen; und daß der gemeine Mann beynahe der einzige sey, der in diesem Stüke noch fest an dem löblichen alten Brauch hange, und seine Ehrfurcht für den geheiligten Teich noch überdies durch freywillige Gaben zu Tage lege. Wer sollte nun vermuhtet haben, daß gerade unter allen Abderiten derjenige, auf den am wenigsten ein Verdacht, daß er an der Deisidatrochie krank sey, fallen konnte — kurz, daß der Erzpriester Agathyrsus der Mann war,

war, der bald nach Endigung der Fehde zwischen den Eseln und Schatten, dem erkalteten Eyfer der Abderiten für die Frösche wieder ein neues Leben gab — indem er, in einem fröhlichen Anfluß von Popularität, oder vielmehr, um sich auf die wohlfeilste Art bey dem Volke in Ansehen und Einfluß zu erhalten, nicht nur die Störche, über welche die Froschpfleger Klage geführt hatten, aus allen Gerichten und Gebieten des Jasontempels verbannte; sondern mitten auf einer zu dessen Umfang gehörigen Esplanade (die einer seiner Vorfahren zu einem öffentlichen Spazierplaz gewidmet hatte) einen Kanal graben ließ, und sich zu Besatzung desselben auf eine sehr verbindliche Art einige Fässer mit Froschleich aus dem geheiligten Teiche von dem Oberpriester Strobylus ausbat; welche ihm denn auch, nach einem der Latona gebrachten feyerlichen Opfer, in Begleitung des ganzen Abderitischen Pöbels, mit großem Pompe zugeführt wurden.

Von diesem Tage an war Agathyrsus der Abgott des Volks, und ein Froschgraben, zu rechter Zeit angelegt, verschafte ihm, was er mit aller seiner Politik, Wohlredenheit und Freygebigkeit vielleicht nie erlangt haben würde. Er herrschte, ohne die Rathsstube jemals zu betreten, so unumschränkt in Abdera als ein König; und weil er den Rathsherren und Zunftmeistern alle Wochen zwey- oder dreymal zu essen gab, und ihnen

seine

Brutus.

Marcus Antonius, hier, nehmt die Leiche des Cäſars; aber unter der ausdrüklichen Bedingung, daß ihr ſoviel Gutes von Cäſarn ſprechet, als ihr könnet, ohne uns zu tadeln; — wiedrigenfalls ſoll euch gar keine Hand bey ſeiner Beſtattung gelaſſen werden. Ihr ſollt auf eben der Tribüne reden, wohin ich zu gehen begriffen bin, und erſt nachdem ich meine Rede geendiget habe.

Antonius.

Es ſey alſo; ich verlange nicht mehr.

Brutus.

So machet dann die Anſtalten zu dem Leichenbegängniß, und folget uns.

[Die Zuſammenverſchwornen gehen ab.]

Vierte Scene.

Antonius bleibt zurük.

Antonius.

O vergieb mir, du blutender Leichnam, daß ich mild und freundlich gegen dieſe deine Schlächter bin. Du biſt der Ruin des edelſten Mannes, der jemals auf Erden gelebt hat. Wehe der Hand, die dein koſtbares Blut vergoß! Hier, über deinen Wunden, (die, gleich ſtummen Mun-

ſeine Befehle nie anders als in vollen Bechern von Chier-Wein inſinuierte: ſo hatte niemand etwas gegen einen ſo liebenswürdigen Tyrannen einzuwenden. Die Herren glaubten nichts deſtoweniger auf dem Rathhauſe ihre eigne Meynung zu ſagen, wenn ihre Vota gleich nur der Wiederhall der Schlüſſe waren, die Tages zuvor im Speiſeſaal des Erzprieſters abgefaßt wurden.

Agathyrſus war zwar der erſte, der ſich, unter guten Freunden, über ſeinen neuen Froſchgraben luſtig machte; aber das Volk hörte nichts davon; und da ſein Beyſpiel auf die Edeln von Abdera mehr wirkte, als ſeine Scherze: ſo hätte man den Wetteyfer ſehen ſollen, womit ſie, um ebenfalls Proben von ihrer Popularität abzulegen, entweder die vertrokneten Froſchgräben in ihren Gärten wiederherſtellten, oder neue anlegten, wo noch keine geweſen waren. Wie in Abdera alle Thorheiten anſteckend waren, ſo blieb auch von dieſer niemand frey. Anfangs war es nur eine Mode, eine Sache die zum guten Ton gehörte. Ein Bürger von einigem Vermögen würde ſichs zur Schande gerechnet haben, hierinn hinter ſeinem vornehmern Nachbar zurükzubleiben. Aber unvermerkt wurde es ein unvermeidliches Requiſitum eines guten Bürgers; und wer nicht wenigſtens eine kleine Froſchgrube innerhalb ſeiner Pfähle aufweiſen konnte, würde für einen Feind Katonens und für einen Verräther am Vaterlande ausgeſchrien wor-

den

den seyn. Bey einem so warmen Eyfer der Privatperso-nen, ist leicht zu erachten, daß der Senat, die Zünfte und übrigen Kollegien nicht die lezten waren, der Ka-tona gleichmäßige Beweise ihrer Devotion zu geben. Jede Zunft ließ sich ihren eignen Froschzwinger gra-ben; auf jedem öffentlichen Platz der Stadt, und so-gar vor dem Rathhause (wo die Kräuter und Eyer-weiber ohnehin Lerms genug machten) wurden gro-ße mit Schilf und Rasen eingefaßte Bassins zu die-sem Ende angelegt; und das Policey-Collegium, dem hauptsächlich die Verschönerung der Stadt in seine Pflichten gegeben war, kam endlich gar auf den Einfall, durch die Alleen, womit Abdera rings umgeben war, zu beyden Seiten schmale Kanäle zie-hen, und mit Fröschen besetzen zu lassen. Das Pro-jekt wurde vor Rath gebracht, und passirte nemine contradicente; wiewohl man sich genöthigt sah, um diese Kanäle und die übrigen öffentlichen Froschteiche mit dem benöthigten Wasser zu versehen, den Fluß Nestus beynahe gänzlich abgraben zu lassen. Weder die Kosten, die durch alle diese Operationen dem Aerario aufgeladen wurden, noch der vielfältige Nachtheil, der aus dem Abgraben des Flusses entstund, wurden in die mindeste Betrachtung gezogen; und als ein junger Rathsherr, nur im Vorbeygehn, erwähnte, daß der Nestus nahe am Eintrocknen wäre — desto besser, rief einer von den Froschpflegern; so haben wir einen großen Froschgraben mehr, ohne daß er der Republik einen Heller kostet.

Wer

Wer sich bey diesem — freylich nur in Abdera möglichen — Enthusiasmus für die Verschönerung der Stadt durch Froschgräben am besten befand, waren die Priester des Latonentempels. Denn, ungeachtet sie den Leich aus dem heiligen Teiche sehr wohlfeil, nemlich den Abderitischen Cyathus (der ungefehr ein Nößel unsers Maaßes betragen mochte) nur für zwoo Drachmen verkauften: so wollte doch jemand berechnet haben, daß sie in den ersten zwey bis drey Jahren, da die Schwärmerey am wirksamsten war, über fünftausend Dariken damit gewonnen hätten. Die Summe scheint uns, bey allem dem, zu hoch angesezt; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß sie sich, für den Leich, den sie der Republik ablieferten, wie gewöhnlich, das Duplum aus der Baukasse bezahlen liessen.

Uebrigens dachte in ganz Abdera niemand an die Folgen dieser schönen Anstalten. Die Folgen kamen, wie gewöhnlich, von sich selbst. Aber, weil sie nicht auf einmal dastunden, so währte es nicht nur eine geraume Zeit, bis man sie bemerkte; sondern, da sie endlich auffallend genug wurden, um nicht länger, sogar von Abderiten, übersehen zu werden: so konnten diese doch, troz ihrem bekannten Scharfsinn, die Quelle derselben nicht ausfindig machen. Die Abderitischen Aerzte zerbrachen sich die Köpfe, um zu errathen, woher es käme, daß Schnuppen, Flüße und Hautkrankheiten aller Arten von Jahr zu Jahr so mächtig

tig überhand nahmen, und ſo hartnäckig wurden, daß ſie aller ihrer Kunſt und aller Nieſewurz von Anticyra trotz boten; und, kurz, Abdera mit der ganzen Gegend umher, war beynahe in Einen allgemeinen unabſehbaren Froſchteich verwandelt, eh es einem ihrer Philoſophen einfiel, die Frage aufzuwerfen: ob eine grenzenloſe Vermehrung der Froſchmenge einem Staat nicht vielleicht mehr Schaden thun könnte, als die Vortheile, die man ſich davon verſpreche, jemals wieder gut zu machen vermöchten?

Der merkwürdige Kopf, der zuerſt die Wahrnehmung machte, daß die Menge der Fröſche in Abdera in der That übermäßig ſey und mit der Anzahl und dem Bedürfnis der zweybeinigten unbefiederten Einwohner ganz und gar in keinem Verhältnis ſtehe, nannte ſich Korax. Es war ein junger Mann von gutem Hauſe, der ſich etliche Jahre zu Athen aufgehalten und in der Akademie, (wie die von Plato geſtiftete Philoſophenſchule bekanntermaaßen genennt wurde) gewiſſe Grundſätze eingeſogen hatte, die den Fröſchen der Latona nicht allzugünſtig waren. Die Wahrheit zu ſagen, Latona ſelbſt hatte durch ſeinen Aufenthalt zu Athen ſoviel bey ihm verlohren, daß es kein Wunder war, wenn er ihre Fröſche nicht mit aller der Ehrfurcht anſehen konnte, die von einem orthodoxen Abderiten gefodert wurde. Eine jede ſchöne Frau iſt eine Göttin, pflegte er zu ſagen, wenigſtens eine Göttin der Herzen; und Latona war unzwei-

unstreitig eine sehr schöne Frau: aber was geht das die Frösche, und — die Sache bloß menschlich und im Lichte der Vernunft betrachtet — was gehen am Ende die Frösche Latonen an? Und gesezt auch, die Göttin — für die ich übrigens soviel Ehrfurcht hege, als einer schönen Frau und einer Göttin gebührt — habe die Frösche vor allem andern Geziefer und Ungeziefer der Welt in ihren besondern Schutz genommen: folgt denn daraus, daß man der Frösche nie zuviel haben könne?

Korax war, als er so zu räsonniren anfieng, ein Mitglied der Akademie, welche in Abdera, zur Nachahmung der Athenienſischen, gestiftet worden war. Denn die Abderiten waren, wie wir wissen, schon von langem her darauf gestellt, alles wie die Athenienser haben zu wollen. Diese Akademie war ein kleiner in Spaziergänge ausgehauener Wald, ganz nahe bey der Stadt; und, da sie unter dem Schutz des Senats stund, und auf Kosten des Aerariums angelegt worden war; so hatten die Herren von der Polizeykommission nicht ermangelt, sie reichlich mit Froschgräben zu versehen. Die Glieder der Akademie fanden sich zwar nicht selten durch den monotonischen Chorgesang dieser quakenden Philomelen in ihren tiefsinnigen Betrachtungen gestört: aber, da dies an jedem andern Orte in und um die Stadt Abdera ebensowohl der Fall gewesen wäre; so hatten sie sich immer in Geduld darein ergeben; oder, richtiger

ger zu reden, man war des Froschgesangs in Abdera so gewohnt, daß man nicht mehr davon hörte als die Einwohner von Katadupa von dem großen Nilfall, in dessen Nachbarschaft sie leben, oder als die Anwohner irgend eines andern Wasserfalls in der Welt. Allein mit Korax, dessen Ohren durch seinen Aufenthalt zu Athen die Empfindlichkeit, die allen gesunden menschlichen Ohren natürlich ist, wieder erlangt hatten, war es eine andre Sache; und man wird es also nicht befremdlich finden, daß er gleich bey der ersten Sitzung, der er beywohnte, die spitzige Anmerkung machte: er glaube, das Käuzlein der Minerva qualificire sich ungleich besser zu einem ausserordentlichen Mitglied der Akademie, als die Frösche der Latona. Ich weiß nicht, meine Herren, wie Sie die Sache ansehen, sezte er hinzu: aber mich däucht, die Frösche haben seit einigen Jahren auf eine ganz unbegreifliche Art in Abdera zugenommen ——

Die Abderiten waren ein dumpfes Völklein, wie wir alle wissen, und es war vielleicht (eine Einzige berühmte Nation ausgenommen) kein anderes in der Welt, das in der sonderbaren Eigenschaft, „den „Wald vor lauter Bäumen nicht sehen zu können" ihnen den Vorzug streitig machen konnte. Aber dies mußte man ihnen lassen: sobald es nur Einem unter ihnen einfiel, eine Bemerkung zu machen, die jedermann eben so gut hätte machen können als Er, wie-

wohl sie niemand vor ihm gemacht hatte: so schienen sie allesamt plözlich aus einem langen Schlaf zu erwachen, sahen nun auf einmal — was ihnen vor der Nase lag, verwunderten sich der gemachten Entdekkung, und glaubten demjenigen sehr verbunden zu seyn, der ihnen dazu verholfen hatte. In der That, sagten die Herrn von der Akademie, die Frösche haben seit einiger Zeit auf eine ganz unbegreifliche Art zugenommen.

Wenn ich sagte „auf eine unbegreifliche Art" versezte Korax, so will ich damit keineswegs gesagt haben, daß etwas übernatürliches in der Sache sey. Im Grunde ist nichts begreiflichers als daß die Frösche sich auf eine ganz ungeheure Art an einem Orte vermehren müssen, wo man solche Anstalten zu ihrer Unterhaltung vorkehrt, wie zu Abdera: das Unbegreifliche liegt, meiner geringen Meynung nach, bloß darinn, wie die Abderiten einfältig genug seyn können, diese Anstalten vorzukehren?

Die sämmtlichen Mitglieder der Akademie stuzten über die Freyheit dieser Rede, sahen einander an, und schienen verlegen zu seyn, was sie von der Sache denken sollten.

Ich rede bloß menschlicherweise, sagte Korax.

Wir zweifeln nicht daran, versezte der Präsident der Akademie, der ein Rathsherr und einer von den Zehnmännern war; allein die Akademie hat sichs bisher zum Gesez gemacht, dergleichen schlüpfrige Materien,

rien, auf welchen die Vernunft ſo leicht ausglitſchen kann, lieber gar nicht zu berühren ——

Die Akademie zu Athen hat ſich kein ſolches Geſetz gemacht, fiel ihm Korax ein; wenn man nicht über Alles philoſophiren darf, ſo wär's eben ſo gut, man philoſophirte über gar nichts.

Ueber alles, ſagte der Präſident Zehnmann mit einer bedenklichen Mine, nur nicht über Latonen, und —

Ihre Fröſche? — ſezte Korax lächelnd hinzu. Dies war's auch würklich, was der Präſident hatte ſagen wollen; aber bey dem Wörtchen und überfiel ihn eine Art von Beklemmung, als ob er wider Willen fühlte, daß er im Begriff ſey eine Sottiſe zu ſagen; und ſo hielt er plözlich mit offnem Munde ſtill, und überließ es dem Korax, die Periode zu vollenden.

Ein jedes Ding kann von ſehr vielerley Seiten, und in mancherley Lichte betrachtet werden, fuhr Korax fort; und dies zu thun, iſt, däucht mich, juſt was dem Philoſophen zukömmt, und was ihn von dem dummen undenkenden Haufen unterſcheidet. Unſere Fröſche, zum Exempel, können als Fröſche ſchlechtweg, und als Froſche der Latona betrachtet werden. Denn in ſo fern ſie Fröſche ſchlechtweg ſind, ſind ſie weder mehr noch weniger Fröſche als andre; ihr Verhältnis gegen die Abderiten iſt, in ſo fern, ungefehr das nemliche, wie das Verhältnis aller übrigen Fröſche zu allen übrigen Menſchen;

und in so fern kann nichts unschuldigers seyn, als zu untersuchen, ob z. E. die Froschmenge in einem Staat mit der Volksmenge in gehörigem Verhältnis stehe oder nicht; und, wenn sich fände, daß der Staat einen großen Theil mehr Frösche ernähren müßte, als er nöthig hätte, die diensamsten Mittel vorzuschlagen, wodurch ihre übermäßige Menge vermindert werden könnte.

Korax spricht verständig, sagten etliche junge Akademisten. Ich rede bloß menschlicherweise von der Sache, sagte Korax. Ich wollte lieber, daß wir gar nicht davon angefangen hätten, sagte der Präsident.

Dies war der erste Funke, den Korax in die schwindlichten Köpfe einiger spekulativen jungen Abderiten warf. Unvermerkt wurde er zum Haupt und Worthalter einer philosophischen Secte, von deren Grundsätzen und Meynungen in Abdera nicht allzuvortheilhaft gesprochen wurde. Sie wurden nicht ohne Grund beschuldiget, daß sie nicht nur unter sich, sondern sogar in großen Gesellschaften und auf den öffentlichen Spazierplätzen behaupteten: „es „lasse sich mit keinem einzigen triftigen Grunde be„weisen, daß die Frösche der Latona etwas besser„als gemeine Frösche wären; die Sage, daß sie von „den Milischen Froschbauren, oder Bauerfröschen „abstammten, wäre ein albernes Volksmährchen; „und selbst die alte Tradition, daß Jupiter die Mi-

„li-

„lischen Bauern, weil sie Latonen mit ihren Zwillin„gen nicht aus ihrem Teiche hätten trinken lassen „wollen, in Frösche verwandelt habe, sey etwas, „woran man allenfalls zweifeln könnte, ohne sich „eben darum an Jupitern oder Latonen mächtig zu „versündigen. Es möchte aber auch damit seyn „wie es wollte, so sey es doch ungereimt, aus Devo„tion gegen die schöne Latona, die ganze Stadt und „Republik Abdera zu einer Froschpfütze zu machen" — und was dergleichen Behauptungen mehr waren, die, so simpel und vernunftmäßig sie uns heutiges Tages vorkommen, zu Abdera gleichwohl, zumal in den Ohren der Latonenpriester, sehr übelklingend gefunden wurden, und dem Philosophen Korax und seinen Anhängern den verhaßten Namen der Batrochomachen oder Gegenfröschler zuzogen; ein Titel, dessen sie sich jedoch um so weniger schämten, weil es ihnen gelungen war, beynahe die ganze junge und schöne Welt auf ihre Seite zu bringen, und mit ihren freyen Meynungen anzustecken.

Die Priester des Latonentempels und das Kollegium der Froschpfleger ermangelten nicht, bey jeder Gelegenheit ihr Mißfallen an dem muthwilligen Witze der Gegenfröschler zu zeigen; und der Oberpriester Stilbon vermehrte, aus dieser Veranlassung, sein Buch von den Alterthümern des Latonentempels mit einem großen Kapitel über die Natur der Latonenfrösche. Indessen hatten sie einen sehr wesentli-

den, ihre Rubinen-Lippen öffnen, um meine Zunge anzuflehen, daß ſie ihnen ihre Sprache leihe) hier weiſſage ich die rächenden Folgen deines Todes: Ein Fluch wird über das ganze Geſchlecht der Menſchen blizen; einheimiſche Wuth, und ein grimmiger Bürgerkrieg wird alle Theile von Italien ängſtigen; Morden und Zerſtören ſollen ſo gewöhnlich, und gräßliche Schauſpiele ſo alltäglich werden, daß Mütter nur lächeln ſollen, wenn ſie ihre Kinder von wilden Kriegsknechten in Stüken zerreiſſen ſehen; die Gewohnheit unmenſchlicher Thaten ſoll alles Mitleiden verbannen, und Cäſars Rache-ſchnaubender Geiſt, mit Ate an ſeiner Seite, glühend aus der Hölle emporgeſtiegen, ſoll in dieſen Gränzen, mit monarchiſcher Stimme zum Würgen und Verderben aufruffen, und die entfeſſelten Hunde des Kriegs auslaſſen, bis dieſe Schandthat über dem ganzen Erdboden von Menſchen-Aeſern, die umſonſt nach Begräbniß winſeln, ſtinken ſoll.

Ein Bedienter des Octavius tritt auf.

Dient ihr nicht dem Octavius?

Bedienter.

Ja, Marcus Antonius.

Antonius.

Cäſar ſchrieb ihm, daß er nach Rom kommen ſollte.

Bedienter.

chen Beweggrund, es dabey bewenden zu lassen; und dieser war: daß, ungeachtet der freygeisterischen Denkart über die Frösche, welche Korax in Abdera zur Mode gemacht hatte, nicht ein einziger Froschgraben in und um die Stadt weniger zu sehen war, als zuvor. Der Philosoph Korax und seine Anhänger waren schlau genug gewesen, zu merken, daß sie sich die Freyheit, „von den Fröschen überlaut zu denken, was sie wollten" nicht wohlfeiler erkaufen könnten, als wenn sie es, was die Ausübung betraf, gerade eben so machten, wie alle andre Leute. Ja, der weise Korax, als derjenige, auf den man am meisten Acht gab, hatte für schiklich angesehen, lieber zu viel als zu wenig zu thun; und also, gleich nach seiner Aufnahme in die Akademie, auf seinem angeerbten Grund und Boden einen der schönsten Froschgräben in ganz Abdera angelegt und mit einer beträchtlichen Menge schöner wohlbeleibter Frösche aus dem geheiligten Teich besezt, wovon er den Priestern jedes Stük mit vier Drachmen bezahlte; eine Höflichkeit, für welche diese Herren, so wenig sie sich ihm auch sonst dafür verbunden halten mochten, doch, um des guten Beyspiels willen, nicht umhin konnten, dankbar zu scheinen; zumal da diese nemliche Handlung des sogenannten Philosophen hinlänglichen Vorwand gab, diejenigen, die sich an seinen freyen Meynungen und witzigen Einfällen hätten ärgern mögen, zu überzeugen, daß es ihm nicht

Ernst

Ernſt damit ſey. Seine Zunge iſt ſchlimmer als ſein Gemüth, pflegten ſie zu ſagen; er will dafür angeſehen ſeyn, als ob er zuviel Witz hätte um zu denken wie andre Leute: aber im Grunde iſts bloße Affectation; wenn er nicht im Herzen eines beſſern überzeugt wäre, würde er wohl ſeine freygeiſteriſchen Meynungen durch ſeine Handlungen widerlegen? Man muß ſolche Leute nicht nach dem was ſie ſprechen beurtheilen, ſondern nach dem was ſie thun.

Bey allem dem iſt nicht zu läugnen, daß Korax unter der Hand mit keinem geringern Anſchlag umgieng, als, gleich einem neuen Herkules oder Theſeus oder Harmodius, ſein Vaterland von den — Fröſchen zu befreyen; von welchen es, wie er zu ſagen pflegte, mit größerm Unheil bedroht würde, als alle die Ungeheuer, Räuber und Tyrannen, von denen jene Heroen das ihrige befreyten, jemals im ganzen Griechenlande angerichtet hätten.

Das Ungemach, das die Abderiten von der ungeheuren Vermehrung ihrer heiligen Fröſche zu erdulden hatten, wurde inzwiſchen von Tag zu Tag drückender. Gleichwohl hatte der damalige Archon Onokradias — ein Schweſterſohn des berühmten Onolaus, und, die Wahrheit zu ſagen, der lockerſte Kopf, der jemals am Ruder von Abdera gewackelt hatte — noch immer nicht vermocht werden können, die Sache vor den Senat zu bringen — bis bey einer großen Feyerlichkeit, wo der Rath und die ganze

Bürgerschaft in Procession durch die Hauptstraßen ziehen mußte, das Unglück begegnete, daß ein Paar Dutzend Frösche, die sich zuweit aus ihren Gräben herausgewagt hatten, im Gedränge des Volks zertreten wurden, und, aller schleunig vorgekehrten Hülfe ungeachtet, jämmerlich ums Leben kamen. Dieser Vorfall schien so bedenklich, daß sich der Archon genöthiget fand, eine ausserordentliche Rathsversammlung ansagen zu lassen, um sich zu berathen, was für eine Genugthuung die Stadt für dieses zwar unvorsezliche aber nichts desto weniger höchst unglükliche Sacrilegium der Latona zu leisten hätte, und durch was für Vorkehrungen einem ähnlichen Unglücke fürs künftige vorgebaut werden könnte.

Nachdem eine gute Weile viel adderitische Plattheiten über die Sache vorgetragen worden waren, platzte endlich der Rathsherr Nicidias, ein Verwandter und Anhänger des Philosophen Korax heraus: „Ich begreife nicht, warum die Herren um ein halb Schok „Frösche mehr oder weniger ein solches Aufheben machen mögen. Jedermann ist überzeugt, daß die Sache „ein bloßer Zufall war, den uns Latona unmöglich „übel nehmen kann; und weil das Schikſal, das „über Götter, Menschen und Frösche zu befehlen hat, „doch nun einmal den Untergang einiger quakenden „Geschöpfe bey dieser Gelegenheit verhängen wollte; „möchten's doch anstatt vier und zwanzig, eben so „viele Myriaden gewesen seyn!"

Es waren im ganzen Senat vielleicht nicht fünfe, die in ihrem Hause, oder in Privatgesellschaften, (wenigstens seit Koray die erste Entdeckung gemacht) nicht tausendmal über die allzugroße Vermehrung der Frösche geklagt hätten; und gleichwohl, da es in vollem Senat noch nie darüber zur Sprache gekommen war, stuzte jedermann über die Kühnheit des Rathsherrn Meidias nicht anders, als ob er der Latona selbst an die Kehle gegriffen hätte; und einige alte Herren sahen so erschrocken aus, als ob sie erwarteten, daß ihr Herr Kollege für diese verwegene Rede auf der Stelle zum Frosch werden würde.

„Ich hege alle gebührende Achtung für den geheiligten Teich (fuhr Meidias, der alles wohl bemerkte, ganz gelassen fort) aber ich berufe mich auf „die innere Ueberzeugung aller Menschen, deren Muttermiz noch nicht ganz eingetrokuet ist; ob jemand „unter uns ohne Unverschämtheit läugnen könne, „daß die Menge der Frösche in Abdera ungeheuer „ist?“.

Die Rathsherrn hatten sich indessen von ihrem ersten Schrecken wieder erhohlt; und wie sie sahen, daß Meidias noch immer in seiner eignen Gestalt dasaß, und ungestraft hatte sagen dürfen, was sie im Grunde allesammt als Wahrheit fühlten: so fieng einer nach dem andern an zu bekennen; und nach einer kleinen Weile zeigte sichs, daß der ganze Senat einhellig der Meynung war: es wäre zu wünschen,

daß der Frösche in Abdera weniger seyn möchten. — Man ist in seinem eignen Hause nicht mehr vor ihnen sicher, sagte einer. — Man kann nicht über die Straße gehen, ohne Gefahr zu laufen, einen oder ein Paar zugleich mit jedem Tritte zu zerquetschen, sagte ein andrer. — Man hätte der Freyheit, Frösche graben anzulegen, gleich anfangs Schranken setzen sollen, sagte ein dritter. — Wär ich damals im Senat gewesen, da die Stiftung der öffentlichen Froschteiche beschlossen wurde, ich würde meine Stimme nimmermehr dazu gegeben haben, sagte ein vierter. — Wer hätte aber auch gedacht, daß sich die Frösche in wenig Jahren so unmenschlich vermehren würden, sagte ein fünfter. — Ich sah es wohl vorher, sagte der Präsident der Akademie; aber ich habe mir zum Gesetze gemacht, mit den Priestern der Latona in Frieden zu leben.

Ich auch sagte Meidias; aber unsre Umstände werden dadurch nichts gebessert.

Was ist also bey so gestalten Sachen anzufangen, meine Herren? sagte endlich in seinem gewöhnlichen nieselnden Tone der Archon Onokradias.

Da sitzt eben der Knoten, antworteten die Rathsherrn aus Einem Munde! Wenn uns nur jemand sagen wollte, was anzufangen ist?

Was anzufangen ist? rief Meidias hastig, und hielt plözlich wieder inne.

Es erfolgte eine allgemeine Stille in der Rathsstube;

ſtube; die weiſen Männer lieſſen ihre Häupter auf die Bruſt fallen, und ſchienen mit Anſtrengung aller ihrer Geſichtsmuskeln nachzuſinnen, was anzufangen ſey?

Aber wofür haben wir denn eine Akademie der Wiſſenſchaften in Abdera? rief nach einer Weile der Archon zu allgemeiner Verwunderung aller Anweſenden; denn man hatte ihn ſeit ſeiner Erwählung zum Archontat noch nie ſeine Meynung in einer rhetoriſchen Figur vorbringen hören.

Der Gedanke Seiner Hochweisheit iſt unverbeſſerlich, verſezte der Rathsherr Meidias; man trage der Akademie auf, ihr Gutachten zu geben, durch was für Mittel —

Das iſts eben, was ich meyne, unterbrach ihn der Archon; wofür haben wir eine Akademie, wenn wir uns mit dergleichen ſubtilen Fragen die Köpfe zerbrechen ſollen?

Vortreflich! rieſen eine Menge dicker Rathsherrn, indem ſie ſich alle zugleich mit der flachen Hand über ihre platten Stirnen fuhren — die Akademie! die Akademie ſoll ein Gutachten ſtellen!

Ich bitte Sie, meine Herren, rief Hypſiboas, einer der Häupter der Republik; denn er war zur Zeit Nomophylax, erſter Froſchpfleger und Mitglied des ehrwürdigen Kollegiums der Zehnmänner. Aller dieſer Titel ungeachtet lebte ſchwerlich im ganzen Abdera ein Mann, der an Katonen und ihren

Fröſchen

Fröschen im Herzen weniger Antheil nahm als er; aber weil ihm der Jasonide Onukradias bey der lezten Archenswahl vorgezogen worden war, so hatte er sichs zum Grundsaz gemacht, dem neuen Archon immer in allem zuwider zu seyn; und er wurde von den Jasoniden und ihren Freunden nicht unbillig beschuldiget, daß er ein unruhiger Kopf sey, und mit nichts geringerm umgehe, als eine Parthey im Rathe zu formiren, welche sich allen Absichten und Schlüssen der Jasoniden, die seit langer Zeit den Meister in der Stadt gespielt hatten, entgegen setzen sollte. — Ich bitte Sie, meine Herren, übereilen sie sich nicht, rief Hypsiboas: Die Sache gehört nicht vor die Akademie, sie gehört vor das Kollegium der Batrachotrephonten. Es wäre wider alle gute Ordnung, und würde von den Priestern der Lutona als die gröbste Beleidigung aufgenommen werden müssen, wenn man eine Frage von dieser Natur und Wichtigkeit der Akademie antragen wollte!

Es betrift aber keine bloße Froschsache, Hochgeachter Herr Nomophylax, sagte Meidias mit seiner gewöhnlichen spöttelnden Gelassenheit: leider! ists, dank sey den schönen Anstalten, die man seit einigen Jahren getroffen hat, eine Staatssache —

Und vielleicht die wichtigste, die jemals ein allgemeines Zusammentreten aller Vaterländischgesinnten Gemüther nothwendig gemacht hat, fiel ihm Stentorius Wort; Stentor, einer der heissesten Köpfe in der Stadt,

Stadt, und der ſeiner polternden Stimme wegen viel im Senat vermochte. Die Jaſoniden hatten ihn, wiewohl er nur ein Plebejer war, durch die Vermählung mit einer natürlichen Tochter des verſtorbnen Erzprieſters Agathyrſus auf ihre Seite gebracht, und pflegten ſich gewöhnlich ſeiner guten Stimme zu bedienen, wenn etwas gegen den Nomophylax Hypſiboas durchzuſetzen war, der eine eben ſo ſtarke, wiewohl nicht völlig ſo polternde Stimme hatte als Stentor. Wohl kam es diesmal den Ohren der Abderitiſchen Rathsherrn, daß ſie durch das ewige Koax Koax ihrer Fröſche ein wenig dikhäutig geworden waren: ſie würden ſonſt in Gefahr geweſen ſeyn, bey dieſer Gelegenheit völlig taub zu werden. Aber man war ſolcher Artigkeiten auf dem Rathhauſe zu Abdera ſchon gewohnt, und man ließ alſo die beyden mächtigen Schreyer, gleich zween eyferſüchtigen Bullen, einander ſo lange anbrüllen, bis ſie — vor Heiſerkeit nicht mehr ſchreyen konnten.

Da es von dieſem Augenblik an nicht mehr der Mühe werth war, ihnen zuzuhören; ſo fragte der Archon den Stadtſchreiber: wieviel die Uhr ſey? — und auf die Verſicherung deſſelben, daß die Mittagseſſenszeit herannahe, wurde unverzüglich zur Umfrage geſchritten..

Hier beliebe man ſich zu erinnern, daß es auf dem Rathhauſe zu Abdera bey Abfaſſung eines Schluſſes niemals darum zu thun war, die Gründe, welche

für

für oder wider eine Meynung vorgetragen worden waren, kaltblütig gegen einander abzuwägen, und sich auf die Seite desjenigen zu neigen, der die besten gegeben hatte: sondern man schlug sich entweder zu dem, der am längsten und lautsten geschrien hatte, oder, welches ordentlicherweise der Fall war, zu dem, dessen Parthey man hielt. Nun pflegte zwar die Parthey des Archon in kurrenten Sachen fast immer die stärkere zu seyn; aber diesesmal, da es (mit dem Präsidenten der Akademie zu reden) eine so schlüpfrige Sache betraf, würde Onokradias schwerlich die Oberhand erhalten haben, wenn Strephon seine Lungenflügel nicht so ausserordentlich angegriffen hätte. Es wurde also mit 28 Stimmen gegen 22 beschlossen: daß der Akademie ein Gutachten abgefodert werden sollte, durch was für Mittel und Wege der übermäßigen Vermehrung der Frösche in und um Abdera, (jedoch der schuldigen Ehrfurcht für Latonen und den Rechten ihres Tempels in allwege unbeschadet) Einhalt gethan werden könnte?

Die Klausel hatte der Rathsherr Meidias ausdrüklich einrücken lassen, um die Parthey des Nomophylax entweder zu gewinnen, oder ihr wenigstens keinen Vorwand zu lassen, dessen sie sich bedienen könnte, das Volk gegen die Majorität aufzuwiegeln. Aber der Nomophylax und sein Anhang versicherten, daß sie nicht so einfältig wären, sich durch Klau-

Klauseln eine Nase drehen zu lassen. Sie protestierten gegen den Schluß ad Protocollum, ließen sich davon Extractum in forma probante ertheilen, und begaben sich unverzüglich in Procession zu dem Oberpriester Stilbon, um ihm von diesem unerhörten Eingriff in die Rechte der Batrachotrephonten und des Latonentempels Nachricht zu geben, und die Maasnehmungen abzureden, welche zu Aufrechterhaltung ihres Ansehens schleunigst ergriffen werden mußten.

Der Oberpriester Stilbon war bereits der dritte, der dem ehrwürdigen Strobylus (dessen Asche in Frieden ruhen möge!) in dieser Würde gefolgt war. In den Charaktern dieser beyden Männer war, den Eifer für die Sache ihres Ordens ausgenommen, sonst wenig ähnliches. Stilbon hatte von Jugend an die Einsamkeit geliebt, und sich in den unzugangbarsten Gegenden des Latonenhayns, oder in den abgelegensten Winkeln ihres Tempels mit Spekulationen beschäftigt, die desto mehr Reiz für seinen Geist hatten, je weiter sie sich über die Grenzen der menschlichen Erkenntnis zu erheben schienen, oder, richtiger zu reden, je weniger sich der mindeste praktische Gebrauch zum Vortheil des menschlichen Lebens davon machen ließ. Gleich einer unermüdeten Spinne saß er im Mittelpunct seiner Gedanken und Wortgewebe, ewig beschäftigt, den kleinen Vorrath von Ideen, den er in dem engen Bezirke des Latonen-

Bedienter.

Er hat den Brief erhalten, und iſt in der Herreiſe begriffen; er ſchikte mich voraus, euch mündlich zu melden -- (Er erblikt die Leiche.) O Cäſar!

Antonius.

Dein Herz ſchwillt, geh auf die Seite und weine; Leidenſchaften ſind, wie ich ſehe, anſtekend; denn meine Augen giengen über, da ich dieſe Tropfen des Schmerzens in den deinigen ſtehen ſah. Kommt dein Herr?

Bedienter.

Er wird dieſe Nacht nur ſieben Meilen von Rom ſchlafen.

Antonius.

Eile ſchleunigſt zurük, und bericht' ihm, was begegnet iſt. Hier iſt ein trauervolles, ein gefährliches Rom, kein Rom, (*) wo für Octavius Sicherheit iſt; eile und ſag ihm das. Doch nein, warte noch, bis ich dieſe Leiche auf den Markt gebracht, und durch meine Rede eine Probe gemacht habe, wie das Volk die grauſame That dieſer blutdurſtigen Männer aufnimmt. Je nachdem der Erfolg davon ausfallen wird, kanſt du alsdann dem Octavius von dem Zuſtande der Sachen Nachricht geben. Leih' mir deine Hand.

[Sie gehen mit der Leiche des Cäſars ab.]

(*) Wortſpiel mit Rom. und Room Raum.

nentempels und bey einer so abgeschiedenen Lebensart hatte erwerben können, in so klare und dünne Fäden auszuspinnen, daß er alle die unzählbaren leeren Zellen seines Gehirns über und über damit austapezieren konnte. Ausser diesen metaphysischen Spekulationen hatte er sich am meisten mit den Alterthümern von Abdera, Thrazien und Griechenland, und besonders mit der Geschichte aller festen Länder, Inseln und Halbinseln, die, nach uralten Traditionen, einst dagewesen, aber seit undenklichen Zeiten nicht mehr dawaren, zu thun gemacht. Der ehrliche Mann wußte kein Wort davon, was zu seiner eignen Zeit in der Welt vorgieng, und noch weniger, was 50 Jahre vor seiner Zeit darinn vorgegangen; sogar die Stadt Abdera, an deren Einem Ende er lebte, war ihm wenig bekannter als Memphis oder Persepolis. Dafür aber war er desto einheimischer in dem alten Pelasgerlande, wußte genau, wie jedes Volk, jede Stadt und jeder kleine Flecken geheissen, ehe sie ihren gegenwärtigen Namen führten; wußte, wer jeden in Ruinen liegenden Tempel gebauet hatte, und zählte die Successionen aller der Könige her, die vor der Ueberschwemmung Deukalions unter den Thoren ihrer kleinen Städte saßen, und jedem Recht sprachen, der — sichs nicht selbst zu verschaffen im Stande war. Die berühmte Insel Atlantis war ihm so bekannt, als ob er alle ihre herrlichen Paläste, Tempel, Marktplätze, Gymnasien, Amphitheatern u. s. w.

mit

mit Augen geſehen hätte, und er würde untröſtbar geweſen ſeyn, wenn ihm jemand in ſeinem dicken Buche von den Wanderungen der Inſel Delos, oder in irgend einem andern von den dicken Büchern, die er über eben ſo intereſſante Materien hatte ausgehen laſſen, die kleinſte Unrichtigkeit hätte zeigen können. Mit allen dieſen Kenntniſſen war nun der Oberprieſter Stilbon freylich ein ſehr gelehrter, aber auch, ungeachtet derſelben, ein ſehr beſchränkter und in allen Sachen die das praktiſche Leben betrafen, höchſteinfältiger Mann. Seine Begriffe von den menſchlichen Dingen waren faſt alle unbrauchbar, weil ſie ſelten oder nie auf die Fälle paßten, wo er ſie anwandte. Er urtheilte immer ſchief von dem was gerade vor ihm ſtund, ſchloß immer richtig aus falſchen Vorderſätzen, wunderte ſich immer über die natürlichſten Ereigniſſe, und erwartete immer einen glücklichen Erfolg von Mitteln die ſeine Abſichten nothwendig vereiteln mußten. Sein Kopf war und blieb ſo lang er lebte ein Sammelplaz aller populären Vorurtheile; das blödeſte alte Mütterchen in Abdera war nicht leichtgläubiger als er; und, ſo ungereimt es vielen unſrer Leſer ſcheinen wird, ſo gewiß iſt es, daß er vielleicht der einzige Mann in Abdera war, der in vollem Ernſt an die Fröſche der Latona glaubte. Mit allem dem wurde der Prieſter Stilbon durchgehends für einen wohlgeſinnten und friedliebenden Mann gehalten — und in ſo ferne man

ihm alle die negativen Tugenden, die eine nothwendige Folge seiner Lebensart, seines Standes und seiner Neigung zum spekulativen Leben waren, für voll anrechnete: so konnte er allerdings für einen weisern und bessern Mann gelten, als irgend einer seiner Mitadderiten. Diese hielten ihn für einen Mann ohne Leidenschaften, weil sie sahen, daß nichts von allem, was die Begierden andrer Leute zu reizen pflegt, Gewalt über ihn hatte. Aber sie dachten nicht daran, daß er auf alle diese Dinge keinen Werth legte; entweder weil er sie nicht kannte, oder weil er, durch eine lange Gewohnheit bloß in Spekulationen zu leben, sich Untüchtigkeit und Abneigung zu allem, was andre Gewohnheiten voraussezt, zugezogen hatte. Indessen hatte der gute Stildon, wiewohl ohne es selbst zu wissen, Eine Leidenschaft, welche ganz allein hinreichend war soviel Unheil in Abdera anzustiften, als alle übrigen die er nicht hatte — und das war die Leidenschaft für seine Meynungen. Selbst aufs vollkommenste von ihrer Wahrheit überzeugt, konnte er nicht begreifen, wie ein Mensch, wenn er auch nichts als seine bloßen fünf Sinne und den allgemeinsten Menschenverstand hätte, über irgend etwas eine andre Vorstellungsart haben könne als Er; und wenn sich also der Fall zutrug, so wußte er sich die Möglichkeit desselben nicht anders zu erklären, als durch die Alternative: daß ein solcher Mensch entweder nicht bey Sinnen — oder daß er ein boshafter,

hafter, vorſezlicher und verſtokter Feind der Wahrheit, und alſo ein ganz verabſcheuenswürdiger Menſch ſeyn müße. Durch dieſe Denkart war der Oberprieſter Stilbon, mit aller ſeiner Gelehrſamkeit und mit allen ſeinen negativen Tugenden, ein gefährlicher Mann in Abdera; und würde es noch ungleich mehr geweſen ſeyn, wenn ſeine Indolenz und ſein entſchiedener Hang zur Einſamkeit nicht alles was um ihn her geſchah ſo weit von ihm entfernt hätte, daß es ihm ſelten bedeutend genug vorkam, um die mindeſte Kenntnis davon zu nehmen.

Ich habe nie gehört, daß man Urſache haben könnte, ſich über eine allzugroße Menge der Fröſche zu beklagen, ſagte Stilbon ganz gelaſſen, als der Nomophylax mit ſeinem Vortrag zu Ende war.

Davon iſt ja die Rede nicht ſeyn, Herr Oberprieſter, verſezte jener: Der Senat iſt über dieſen Punct ſo ziemlich Einer Meynung, und, ich denke, die ganze Stadt dazu; aber daß der Akademie aufgetragen worden, die Mittel und Wege, wodurch der übermäßigen Froſchmenge am füglichſten abgeholfen werden könne, vorzuſchlagen; das iſts, was wir niemals zugeben können.

Hat der Senat der Akademie einen ſolchen Auftrag gethan? fragte Stilbon.

Sie hören ja, rief der Nomophylax etwas ungeduldig; das iſts ja eben, was ich Ihnen ſagte, und warum wir da ſind.

So hat der Senat einen Schritt gethan, wobey ihn ſeine gewöhnliche Weisheit gänzlich verlaſſen hat, erwiederte der Prieſter eben ſo kaltblütig, wie zuvor. Haben Sie den Rathſchluß bey ſich?

„Hier iſt eine Abſchrift davon!“

Hm, hm, ſagte Stilbon und ſchüttelte den Kopf, nachdem er ihn ſehr bedächtlich ein- oder zweymal überleſen hatte; hier ſind ja beynahe ſoviel Abſurditäten als Worte! Primo, muß erſt erwieſen werden, daß zu viel Fröſche in Abdera ſind; oder vielmehr, dies kann in Ewigkeit nicht erwieſen werden. Denn, um beſtimmen zu können, was zu viel iſt, muß man erſt wiſſen, was genug iſt; und dies iſt gerade, was wir unmöglich wiſſen können; es wäre denn, daß der delphiſche Apollo oder ſeine Mutter ſelbſt uns durch ein Orakel darüber verſtändigen wollte. Die Sache iſt ſonnenklar. Denn da die Fröſche unmittelbar unter dem Schutz und Einfluß der Göttin ſtehen: ſo iſt es ungereimt zu ſagen, daß ihrer jemals mehr ſeyen, als der Göttin beliebt; und alſo braucht die Sache nicht nur gar keiner Unterſuchung, ſondern ſie läßt auch keine Unterſuchung zu. Secundo: Geſezt, daß der Fröſche würklich zu viele wären: ſo iſt es doch ungereimt, von Mitteln und Wegen zu reden, wodurch ihre Anzahl vermindert werden könnte; denn es giebt keine ſolche Mittel und Wege, wenigſtens keine, die in unſrer Willkühr ſtehen; welches eben ſo viel iſt, als ob es

gar

gar keine gebe. Tertio, iſt es ungereimt, der Akademie einen ſolchen Auftrag zu machen; denn die Akademie hat nicht nur kein Recht, über Gegenſtände von dieſer Wichtigkeit zu erkennen, ſondern ſie beſteht auch, wie ich höre, gröſtentheils aus Wizlingen und ſeichten Köpfen, die von ſolchen Dingen gar nichts verſtehen; und zum klaren Beweis daß ſie nichts davon verſtehen, ſollen ſie, wie ich höre, ſogar albern genug ſeyn, darüber zu ſcherzen und zu ſpotten. Ich traue dieſen armen Leuten zu, daß es aus Unverſtand geſchieht: denn, hätten ſie mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels mit Bedacht geleſen; ſo müßten ſie entweder aller Sinnen beraubt, oder offenbare Böſewichter ſeyn, wenn ſie der Wahrheit, die ich darinn ſonnenklar dargelegt habe, widerſtehen könnten. Das Senatusconſultum iſt alſo, wie geſagt, durchaus ungereimt, und kann folglich von keinem Effekt ſeyn; indem ein abſurder Satz eben ſoviel iſt als gar kein Satz. Sagen Sie dies unſern gnädigen Herren in der nächſten Seſſion, hochgeachter Herr Nomophylax! Δευτεραι Φροντιδες σοφοτεραι. Unſre gnädigen Herren werden ſich unfehlbar eines beſſern beſinnen; und ſolchenfalls werden wir am beſten thun, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.

Herr Oberprieſter, antwortete ihm Hypſiboas, Sie ſind ein grundgelehrter Mann, das wiſſen wir alle; aber, nehmen Sie mir nicht übel, auf Welt-

händel und Staatssachen verstehen Sich Ew. Hochwürden nicht. Die Majora im Senat haben einen Schluß gefaßt, der den Gerechtsamen der Batrachotrephonten präjudicierlich ist. Indessen nach der Regel „Majora concludunt" bleibts bey diesem Rathschlusse, und der Archon wird ihn zur Exekution gebracht haben, eh ich in der nächsten Sesion Ihre logikalischen Einwendungen vortragen könnte, wenn ich mich auch damit beladen wollte.

Es kommt aber ja in solchen spekulativen Dingen nicht auf die Majora, sondern auf die Saniora an, sagte Stilbon.

Vortreflich, Herr Oberprieſter, versezte der Nomophylax. Das ist ein Wort! Die Saniora! Die Saniora haben ohnstreitig Recht. Die Frage ist also izt nur, wie wir es anzugreifen haben, daß sie auch Recht behalten? Wir müssen auf ein schleuniges Mittel denken, die Vollstreckung des Rathschlusses zu suspendiren.

Ich will Sr. Gnaden, dem Archon, augenblicklich mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels schicken — Er muß es noch nicht gelesen haben; denn in dem Kapitel von den Fröschen ist alles, was über diesen Gegenstand zu sagen ist, ins Klare gesezt.

Der Archon hat in seinem Leben kein Buch gelesen, Herr Oberprieſter, (sagte einer von den Rathsherrn lachend) als das abderitische Intelligenzblat; dies

dies Mittel wird nicht anſchlagen, dafür bin ich Ihnen gut!

Deſto ſchlimmer, erwiederte Stilbon. In was für Zeiten leben wir, wenn das wahr iſt? Wenn das Oberhaupt des Staats ein ſolches Beyſpiel giebt — Doch, ich kann unmöglich glauben, daß es ſchon ſoweit mit Abdera gekommen ſey.

Sie ſind auch gar zu unſchuldig, Herr Oberprieſter, ſagte der Nomophylax; aber laſſen wir das auf ſich beruhen! Es ſtünde noch gut genug, wenn das der größte Fehler des Archons wäre.

Ich ſehe nur Ein Mittel in der Sache, ſprach izt einer von den Prieſtern, Namens Pamphagus; das hochpreisliche Kollegium der Zehnmänner iſt über den Senat, — folglich — „Um Vergebung, fiel „ihm ein Rathsherr ins Wort, nicht über den Se„nat, ſondern nur —

Sie haben mich nicht ausreden laſſen, ſagte der Prieſter etwas hitzig; die Zehnmänner ſind nicht über den Senat, in Juſtiz- Staats- und Polizeyſachen: Aber, da alle Sachen, wobey der Latonentempel betroffen iſt, vor die Zehnmänner gehören, und von ihrer Entſcheidung nicht weiter appelliert werden kann: ſo iſt klar, daß —

„Die Zehnmänner nicht über den Senat ſind; „denn der Senat behänat ſich mit Latonenſachen gar „nicht, und kann alſo nie mit den Zehnmännern in „Kolliſion kommen.“

Deſto beſſer für den Senat, ſagte der Prieſter; aber wenn ſich denn ja einmal der Senat beygehen lieſſe, über einen Gegenſtand, der dem Dienſt der Latona wenigſtens ſehr nahe verwandt iſt, erkennen zu wollen, wie dermalen würklich der Fall iſt: ſo ſehe ich kein ander Mittel, als die Zehnmänner zuſammenberufen zu laſſen.

Aber das kann nur der Archon, wandte Hypſiboas ein, und natürlicherweiſe wird er ſich deſſen weigern.

Er kann nicht, wenn er von dem Kollegio der Prieſter darum angegangen wird, ſagte Pamphagus.

Herr Kollege, ich bin nicht Ihrer Meynung, fiel der Oberprieſter ein: es wäre wider die Würde der Zehnmänner, und ſogar wider die Ordnung, wenn wir in vorliegendem Falle auf ihre Zuſammenberufung dringen wollten. Die Zehnmänner können und müſſen ſich verſammeln, wenn die Religion würklich verlezt worden iſt. Wo iſt aber hier die Verletzung? Der Senat hat einen abſurden Schluß gefaßt, das iſt alles: es iſt ſchlimm, aber nicht ſchlimm genug; ſie müſten denn erweiſen können, daß die Zehnmänner darum da ſeyen, denn Senat zu ſyndiziren, wenn er ungereimte Schlüſſe macht.

Der Prieſter Pamphagus biß die Lippen zuſammen, drehte ſich nach dem Sitze des Nomophylax, und murmelte ihm etwas ins linke Ohr.

Stilbon, ohne darauf acht zu geben, fuhr fort: ich

ich will ſtehenden Fuſſes ſelbſt zum Archon gehen; ich will ihm mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels bringen; er ſoll das Kapitel von den Fröſchen leſen; es iſt unmöglich, daß er nicht ſogleich von der Ungereimtheit des Rathsſchluſſes überzeugt werde.

So gehen Sie dann und verſuchen Sie ihr Heil, ſagte der Nomophylax. Der Oberprieſter gieng unverzüglich.

Was das für ein Kopf iſt! ſagte der Prieſter Pamphagus.

Er iſt ein ſehr gelehrter Mann, verſezte der Rathsherr Bucephalus; aber ——

Ein gelehrter Mann? (ſagte jener) Was nennen Sie gelehrt? Gelehrt in lauter Dingen, die kein Menſch zu wiſſen verlangt ——

Davon können Ew. Ehrwürden beſſer urtheilen als unſer einer, erwiederte der Rathsherr; ich verſtehe nichts davon; aber es iſt mir doch immer unbegreiflich vorgekommen, daß ein ſo gelehrter Mann in Geſchäftsſachen ſo einfältig ſeyn kann wie ein kleines Kind.

Es iſt unglüklich für den Latonentempel, ſagte ein andrer Prieſter ——

Und für den ganzen Staat, ſezte ein dritter hinzu.

Das weiß ich eben nicht, ſprach der Nomophylax mit einem ſpizfündigen Naſerümpfen; wir wol-

Fünfte Scene.

(Das Römische Forum.)

Brutus tritt auf und besteigt die Rostra; Cassius mit einem Haufen von Plebejanern.

Plebejaner.

Wir wollen Rechenschaft haben; man soll uns Rechenschaft geben!

Brutus.

So folget mir und gebt Gehör, meine Freunde — Cassius, geht ihr in eine andre Strasse und theilt die Menge — laßt diejenigen, die mich hören wollen, hier bleiben; und die andern, die den Cassius lieber hören, können mit ihm gehen; so sollen sie hören, was für wichtige Ursachen Cäsars Tod erfordert haben.

1. Plebejaner.

Ich will den Brutus reden hören.

2. Plebejaner.

Ich will den Cassius hören, damit wir ihre Gründe gegen einander halten können, wenn wir jeden absonderlich vernommen haben.

[Cassius geht mit einigen Plebejanern ab.]

3. Plebejaner.

Der edle Brutus ist auf dem Redstuhl; stille!

Brutus.

len aber bey der Sache bleiben. Die Herren ſcheinen mir ſämmtlich der Meynung zu ſeyn, daß die Zehnmänner zuſammenberufen werden müßten ——

Um ſo mehr, ſagte der Rathsherr . . . weil wir gewiß ſind, die Majora gegen den Archon zu machen.

Wenn wir uns nicht beſſer helfen können, fuhr der Nomophylax fort, ſo bin ichs zufrieden. Aber ſollten wir in einer Sache, wobey Latona und ihre Prieſterſchaft auf unſrer Seite ſind, uns nicht noch beſſer helfen können? Machen wir nicht beynahe die Hälfte des Raths aus? Wir ſind bloß mit acht Stimmen majoriſiert worden; und wenn wir feſt zuſammenhalten ——

Das wollen wir — ſchrien die Rathsherren aus voller Kehle ——

Ich habe einen Gedanken, meine Herren; aber ich muß ihn reifer werden laſſen. Erkieſen Sie drey oder vier aus ihrem Mittel, mit denen ich mich dieſen Abend auf meinem Gartenhauſe näher von der Sache beſprechen könne. Es wird ſich inzwiſchen zeigen, wie weit es der Oberprieſter mit dem Archon Onokradias gebracht haben wird.

Ich wette meinen Kopf gegen eine Melone, ſagte der Prieſter Charox, er wird uns arg ärger machen.

Deſto beſſer, ſagte der Nomophylax.

Während daß dies in dem Vorſaal des Oberprieſters verhandelt wurde, hatte ſich dieſer in eigner

Per-

Perſon zum Archon erhoben, und über eine Sache woran dem Archon viel gelegen ſey Audienz verlangt.

O, das wird ganz gewiß die Fröſche betreffen, ſagte der Rathsherr Meidias, der eben allein bey dem Archon war, und ihm berichtet hatte, daß man den Nomophylax mit ſeinem ganzen Anhang nach dem Latonentempel gehen geſehen habe. — Daß doch der Henker — verzeyh mirs Latona! alle Fröſche hätte, rief der Archon ungeduldig; da wird mir der ſauertöpfiſche Pfaffe die Ohren ſo voll warums und darums ſchwatzen, daß ich am Ende nicht wiſſen werde, wo mir der Kopf ſteht! Helfen Sie mir, ich bitte Sie, von dem geſpenſtmäßigen alten Kerl! —— Meidias lachte über die Verlegenheit des Archons. Hören Sie ihn immer an, ſagte er, aber halten Sie feſt über Ihrem Anſehen, und an dem Grundſatze, daß Noth kein Geſetz hat. Wir können uns doch wahrlich nicht von Fröſchen auffreſſen laſſen; und wenn's ſo fortgehen ſollte, wie bisher, ſo möchte uns Latona eben ſowohl allzumal in Fröſche verwandeln. Es wäre immer noch das glüklichſte was uns wiederfahren könnte, wenn uns nicht bald auf andre Weiſe geholfen wird. Allenfalls kann's auch nicht ſchaden, wenn Ew. Gnaden dem Prieſter zu verſtehen geben, daß Jaſon auch einen Tempel zu Abdera hat, und daß Götter nur in ſo fern Götter ſind als ſie Gutes thun —— Schön, ſchön, ſagte der Archon; wenn ich nur alles ſo behalten

könnte,

könnte, wie Sie mir's da gesagt haben! Aber ich will mich schon zusammen nehmen. Laßt den Priester nur anrücken! — Gehn Sie indessen in mein Kabinet, Meidias. Sie werden eine feine Anzahl kleiner Stücke vom Parrhasius darinn finden, die man nicht überall sieht — aber sagen Sie meiner Frau nichts davon! Sie verstehen mich doch?

Meidias schlich sich also in das Kabinet, der Archon stellte sich in Positur, und Stilbon wurde vorgelassen.

Gnädiger Herr Archon, sagte er, ich komme Ew. Gnaden einen guten Rath zu geben, weil ich eine große Meynung von Dero Weisheit hege, und gerne Unheil verhüten möchte.

„Ich danke Ihnen für beydes, Herr Oberpriester! Ein guter Rath findet, wie Sie wissen, eine gute Statt. Was haben Sie anzubringen?"

Der Senat, fuhr Stilbon fort, hat sich, wie ich höre, in Sachen die Frösche der Latona betreffend eines übereilten Schlusses schuldig gemacht —

„Herr Oberpriester!" ——

Ich sage nicht, daß sie es aus bösem Willen gethan; die Menschen sündigen bloß, weil sie unwissend sind. Hier bringe ich Ew. Gnaden ein Buch, woraus sie sich belehren können, was es mit unsern Fröschen für eine Bewandtnis hat. Es hat mir viele Mühe und Nachtwachen gekostet. Sie können daraus lernen, daß die Akademie, die von gestern her

ist,

iſt, kein Recht haben kann über Fröſche zu erkennen, die ſo alt ſind als die Gottheit der Latona. Die Fröſche zu Abdera ſind, wie wir alle wiſſen ſollten, ganz ein ander Ding als die Fröſche aller andern Orte in der Welt. Sie gehören der Latona an; ſie ſind niemals ausſterbende Zeugen und lebendige Dokumente ihrer Gottheit. Es iſt Unſinn, zu ſagen, daß ihrer zu viel ſeyn könnten, und ein Sakrilegium, von Mitteln zu reden, ihre Anzahl zu vermindern.

„Ein Sakrilegium, Herr Oberprieſter?“

Ich verdiente nicht Oberprieſter zu ſeyn, wenn ich zu ſolchen Dingen ſchweigen wollte. Denn wenn wir einmal zugelaſſen hätten, daß die Anzahl der Latonenfröſche vermindert werden dürfe, ſo möchten unſre noch ſchlimmern Nachkommen wohl gar ſoweit verfallen, ſie gänzlich ausrotten zu wollen. Wie geſagt, in dieſem Buche werden Ew. Gnaden alles finden, was von der Sache zu glauben iſt. Sorgen Sie dafür, daß Abſchriften davon gemacht und jedes Haus mit einem Exemplar verſehen werde. Wenn dies geſchehen iſt, dann wird das ſicherſte ſeyn, gar nicht mehr über die Sache zu räſonniren. Die Akademie mag Gutachten ſtellen, worüber ſie ſonſt immer will; die ganze Natur liegt vor ihr offen; ſie kann reden vom Elefanten bis zur Blatlaus, vom Adler bis zur Waſſermotte, vom Wallfiſch bis zur Schmerle, und von der Zeder bis zum Lykopodion: aber von den Fröſchen ſoll ſie ſchweigen!

Herr

Herr Oberprieſter, ſagte der Archon, die Götter ſollen mich bewahren, daß ich mir jemals einfallen laſſe zu unterſuchen, was es mit ihren Fröſchen für eine Bewandtnis hat. Ich bin Archon um alles in Abdera zu laſſen wie ich es gefunden habe. Indeſſen liegt am Tage, daß wir uns vor lauter Fröſchen nicht mehr rühren können; und dieſem Unweſen muß geſteurt werden. Denn ſchlimmer darfs nicht mit uns werden, das ſehen Sie ſelbſt. Unſre Voreltern begnügten ſich den geheiligten Teich zu unterhalten, und wer ſeinen eignen Froſchgraben haben wollte, dem ſtund's frey. Dabey hätte man's laſſen ſollen. Da es aber nun einmal ſoweit mit uns gekommen iſt, daß wir nächſtens in Gefahr ſind, lebendig oder todt von Fröſchen gefreſſen zu werden: ſo werden uns Ew. Ehrwürden doch wohl nicht zumuthen wollen, daß wirs darauf ankommen laſſen ſollen? Denn wenn einer von Fröſchen gefreſſen würde, ſo möchts ihm wohl ein ſchlechter Troſt ſeyn, zu denken, daß es keine gemeine Fröſche ſeyen — Kurz und gut, Herr Oberprieſter, die Akademie ſoll ihr Gutachten ſtellen, weil ihr's vom Senat aufgetragen worden iſt; und, mit aller Achtung, die ich Ew. Ehrwürden ſchuldig bin, ich werde Ihr Buch nicht leſen; und es ſoll mir ein- für allemal ausgemacht werden, ob die Fröſche um der Abderiten willen, oder die Abderiten um der Fröſche willen da ſind. Denn ſobald die Republik durch die Fröſche in Gefahr geſezt wird,

wird, ſehen Sie, ſo wird eine Staatsſache daraus, und da haben die Prieſter der Latona nichts drein zu reden, wie Sie wiſſen; denn Noth hat kein Geſetz, und — mit Einem Wort, Herr Oberprieſter, wir wollen uns nicht von Ihren Fröſchen eſſen laſſen. Sollten Sie aber wider Verhoffen darauf beſtehen; ſo thäte mirs leid, wenn ich Ihnen ſagen müßte: daß der Latonentempel nicht der einzige in Abdera iſt, und daß das goldne Vlies, deſſen Verwahrung die Götter meiner Familie anvertraut haben, vielleicht eine bisher noch unerkannte Tugend äuſſern und Abdera auf einmal von — aller Noth befreyen könnte. Mehr will ich nicht ſagen; aber merken Sie Sich das, Herr Oberprieſter! Der Krug geht ſo lange zum Waſſer bis er bricht.

Der gute Oberprieſter wußte nicht, ob er wache oder träume, da er den Archon, den er immer für einen wohldenkenden und exemplariſchen Regenten gehalten hatte, eine ſolche Sprache führen hörte. Er ſtund eine Weile da, ohne ein Wort hervorbringen zu können; nicht weil er nichts zu ſagen wußte, ſondern weil er ſoviel zu ſagen hatte, daß er nicht wußte wo er anfangen ſollte. Das hätte ich nimmermehr für möglich gehalten, fieng er endlich an, daß ich die Zeit erleben ſollte, wo der Oberprieſter der Latona aus dem Munde eines Archons hören müßte, was ich gehört habe!

Dem Archon fieng bey dieſen Worten an unheim-

lich

lich zu werden; denn, weil er ſelbſt nicht mehr ſo eigentlich wußte, was er dem Oberprieſter geſagt hatte: ſo wurde ihm bange, daß er mehr geſagt haben möchte als ſich geziemte. Er ſah mit einiger Verlegenheit nach der Kabinetthüre, als ob er ſeinen geheimen Rath Meidias gerne zu Hülfe gerufen hätte, da er ſich aber diesmal allein helfen mußte, ſo zupfte er ſich wechſelsweiſe bald an der Naſe, bald am Bart, huſtete, räuſperte ſich, und erwiederte endlich dem Oberprieſter mit aller Würde, die er ſich in der Eile geben konnte: Ich weiß nicht wie ich das nehmen ſoll, was Sie mir da ſagten; aber das weiß ich, wenn Sie was gehört zu haben glauben, das Sie nicht hätten hören ſollen, ſo müſſen Sie mich ganz unrecht verſtanden haben. Sie ſind ein ſehr gelehrter Mann, und ich trage alle mögliche Achtung für ihre Perſon und ihr Amt —

Sie wollen alſo mein Buch leſen? fragte Stilbon.

„Das eben nicht — aber — wenn ſie darauf beſtehen — wenn Sie glauben, daß es ſchlechterdings —

Man ſoll das Gute niemand aufdringen, ſagte der Prieſter mit einer Empfindlichkeit, über die er nicht Meiſter war. Ich will es Ihnen dalaſſen. Leſen Sie es oder nicht! — Deſto ſchlimmer für Sie, wenn Ihnen gleichgültig iſt, ob Sie richtig oder unrichtig denken —

Herr Oberprieſter, fiel ihm der Archon, der endlich

lich auch warm zu werden anfieng, ins Wort, Sie sind ein empfindlicher Mann, wie ich sehe. Ich verdenk' es Ihnen zwar nicht, daß Ihnen die Frösche am Herzen liegen, denn dafür sind Sie Oberpriester; aber Sie sollten auch bedenken, daß ich Archon über Abdera und nicht über einen Froschteich bin. Bleiben Sie in Ihrem Tempel, und regieren Sie dort wie Sie wollen und können; aber auf dem Rathhause lassen Sie uns regieren. Die Akademie soll ihr Gutachten über die Frösche stellen, dafür geb' ich Ihnen mein Wort — und es soll Ihnen kommuniciert werden eh der Senat einen Schluß darüber faßt, darauf können Sie Sich auch verlassen!

Der Oberpriester verschlang seinen Unwillen über den ganz unerwarteten schlechten Erfolg seines Besuchs so gut er konnte, machte seinen Bückling und zog sich zurück, mit der Versicherung: daß er vollkommen überzeugt sey, daß der Senat nichts in Sachen weiter verfügen werde, ohne mit den Priestern des Latonentempels vorher einverstanden zu seyn. Der Archon versicherte ihm dagegen zurück, daß ihm die Rechte des Latonentempels so heilig seyen, als die Rechte des Senats und das Beste der Stadt Abdera; und somit schieden sie, nach Gestalt der Sachen, noch ziemlich höflich von einander.

Der — hat mir warm gemacht, sagte der Archon zum Rathsherrn Meidias, indem er sich mit seinem Schnupftuch die Stirne wischte — Sie haben Sich

aber auch tapfer gehalten, verſetzte der Rathsherr. Das Pfäffchen wird Gift und Galle kochen; aber ſeine Blitze ſind nur von Bärenlappen. Man braucht nur ſich auf ſeine Diſtinctionen und Syllogismen nicht einzulaſſen, ſo iſt er geſchlagen und weiß weder wo aus noch wo an.

Ja, wenn der Nomophylax nicht hinter ihm ſtäke, erwiederte der Archon; ich wollte, daß ich mich nicht ſo weit herausgelaſſen hätte — Aber was das auch für eine Zumuthung iſt, das dicke Buch zu leſen, woran ſich der hohlaugige alte Kerl blind geſchrieben hat! Wer hätte nicht ungeduldig werden ſollen?

Sorgen Sie für nichts, Herr Archon! Wir haben die Akademie für uns, und in wenig Tagen ſollen auch die Lacher in ganz Abdera auf unſrer Seite ſeyn. Ich will Liedchen und Gaſſenhauer unter das Volk ſtreuen, und der Balladenmacher Leier ſoll mir die Geſchichte der lyciſchen Froſchbauern in eine Ballade bringen, über die ſich die Leute krank lachen ſollen — Man muß die Herren mit ihren Fröſchen lächerlich machen — Auf eine feine Art, verſteht ſich; aber Schlag auf Schlag, Gaſſenhauer auf Gaſſenhauer! Sie ſollen ſehen, wie das Mittel anſchlagen wird!

Ich will es herzlich wünſchen, ſagte der Archon; denn Sie können ſich kaum vorſtellen, wie mir die verwetterten Fröſche dieſen naſſen Sommer über meinen Garten zugerichtet haben! Ich kann den Jam-

mer

mer gar nicht mehr ansehen — Es fehlt uns nichts als daß nächstens ein troknes Jahr käme und uns noch eine Armee von Feldmäusen und Maulwürfen über den Hals schikte!

Fürs erste wollen wir uns die Frösche vom Leibe schaffen, versezte Meidias: für die Mäuse, die noch kommen sollen, wirds dann auch Mittel geben!

Aber was, zum Henker, soll ich mit dem dicken Buche machen, das mir der Oberprieſter zurükgelassen hat? sagte der Archon — Sie werden mir doch nicht zumuthen wollen, daß ichs lesen soll?

Da sey Jason und Katona für, Herr Archon, versezte Meidias; *geben Sie mir's*; *ich will's meinem* Vetter Korax bringen, dem ohnezweifel die Ausfertigung des Gutachtens von der Akademie aufgetragen werden wird; er wird guten Gebrauch davon machen, dafür bin ich Ihnen Bürge.

Es mag schönes Zeug drinn stehen — sagte der Archon.

Wenn's sonst zu nichts zu gebrauchen ist, erwiederte der Rathsherr, so machen wir's zu Pulver, und geben's den Ratten ein, die, nach Ew. Gnaden Weissagung, noch kommen sollen. Es muß ein herrliches Rattenpulver geben!

(Die Fortsezung nächstens.)

Brutus.

Habt Geduld bis ich geendigt habe.

„ Römer, Mitbürger und Freunde! (*) höret mich um meiner Sache willen, und ſeyd ſtille, damit ihr hören könnt. Glaubt mir auf meine Ehre, und ziehet meine Ehre in gehörige Betrachtung, damit ihr glauben könnt. Beurtheilt mich mit euerm beſten Verſtand, und ruffet alle eure Sinnen auf, damit ihr deſto beſſer urtheilen könnt. Wenn einer in dieſer Verſammlung iſt, der Cäſarn höchlich liebte, ſo ſag ich ihm: Brutus liebte Cäſarn nicht weniger als er. Wenn dann dieſer Freund fragt, warum ſtund denn Brutus wider Cäſarn auf? ſo iſt meine Antwort: Nicht weil ich Cäſarn weniger, ſondern weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr lieber daß Cäſar lebte, und ihr alle als Sclaven ſtürbet; oder daß Cäſar todt ſey, damit ihr alle als freye Leute leben könnet? In ſo fern Cäſar mich liebte, wein' ich um ihn; in ſo fern er glüklich war, freute ich mich darüber; in ſo fern er dapfer war, ehrt' ich ihn; und

in

(*) Es iſt in allen Werken des Shakeſpear nirgends ein klärerer Beweis zu finden, daß er das nicht verachtet, was wir einen Gelehrten nennen, oder daß er von dem Genie des geliebten Alterthums nicht das mindeſte gewußt, als hier Rede des Brutus. Hier iſt mit einer Anſicht, ſeine berühmte Laconiſche Kürze nachzuahmen, geſchrieben, und iſt in neuer Art ſehr ſchön; aber nichts hätte weniger dieſer Kürze mehr ähnlicher als Shakeſpeare Zeiten den Zeiten des Brutus ähnlich waren. Die alte Laconiſche Kürze war einfältig, natürlich und ungezwungen; hier iſt gedreht, künſtlich, klingend und voller gezwungener Gegen-Sätze; mit einem Wort, eine Kürze, die wegen ihrer ſubtilen Beredſamkeit ſich zu einem jeden andern Character eben ſo gut ſchikt, und wegen ihres vernünftigen Sinnes dem größten Mann in unſers Autors Zeit angeſtanden hätte; aber doch in einem declamatoriſchen Styl geſchrieben iſt, der dem Brutus ſo übel anſteht, als ihm unſers Autors Haikkrauſe oder weiße Hoſen angeſtanden wären.

Ueberſetzer.

II.

Das Dorf Philanthropin.

(Fortgesezt.)

In seiner Art und in seinem Wirkungskreise war Herr Freg so gut Held als Cäsar, und in Ansehung einiger Grundsätze der Ehre und der Thätigkeit sympathisierte er wirklich sehr mit ihm. Der Grundsatz: Lieber auf dem Dorfe der erste, als in Rom der unterste, sagten seine Feinde, habe ihn schon etlichesmal *Beförderungen in die Stadt ausschlagen lassen*; obgleich seine eigene Bescheidenheit nur die Pflicht, da zu bleiben, wo man mit seinen Talenten mehr wuchern könnte, zum Grunde seiner Weigerung angegeben hatte. Eine andere Maxime aber, auf morgen nehmlich nicht zu verschieben, was heute gethan werden kann, machte er sich wirklich zur Ehre, unter seine von ihm angenommenen Grundsätze zu rechnen, und befolgte sie jedesmal, wo er konnte. Kaum war auch daher der folgende Montag mit allen Reizungen eines frischen und heitern Herbstmorgens angebrochen, als er schnell den Vorsaz faßte, alle seine Besuche, die er, um des nöthigen Zwanges, welchen der feinere Umgang erfodert, nicht ganz entwohnt zu werden, im Winter bey dem benachbarten Adel abzulegen pflegte, sämmtlich in dieser Woche

zu geben, und gleich heute den Anfang damit zu machen. Wo denkſt du denn heute hin? fragte ſeine Frau, da ſie ihn ſich anziehen ſah, und daraus gleich erkannte, daß er über Land gehen wolle. Denn, im Vorbeygehen geſagt, ſo wenig Herr Freg ſich ſeiner Amtskleidung ſchämte, hielt er es doch für ſchiklicher auſſerhalb ſeines Dorfes, nicht allemal in derſelben zu erſcheinen, und es war ihm würklich anſtößig geweſen, da er einige ſeinesgleichen, verſteht ſich in Anſehung des Amts und Stands, einmal hatte, mit dem ganzen Ornate beynahe, nach dem Kornmarkte reiten ſehen. Das beſcheidene modefarbene Kleid alſo *veranlaßte die Frage ſeiner Frau, und dieſe die Antwort*: Nach Altheim! — Warum aber zuerſt nach Altheim? fuhr die Frau Pfarrerin fort. Von dieſem gothiſchen Wohnſitze des altfränkiſchen Einerley biſt du mir nie aufgeheitert zurükgekommen. Geh doch lieber nach Hoheneich! Herr Stumpf erzählte mir geſtern, ehe du aus der Kirche kamſt, viel Neues daher; beſonders daß der Herr von Pfeffer den groſſen Pferdeſtall im alten Gebäude an ſeinem Schloſſe zu einem Lehrſale umgeſchaffen, ganz neue Einrichtungen zur Erleichterung des Lernens habe machen laſſen, und den Saal nächſtens feyerlich einweyhen werde. Er hat mich aber auch ganz ängſtlich gemacht, indem er von einem katholiſchen Lehrer der lateiniſchen Sprache redete, der, auf den Vorſchlag des neuen Hofmeiſters (welcher ein Freygeiſt ſey)

daſelbſt bereits angeſtellt wäre; ingleichen — — Genug, liebe Frau! fiel ihr der Pfarrer ins Wort. Ich glaube gern alles Sonderbare aus Hohenreich; und von der Eitelkeit des Herrn von Pfeffer, der ſich in ſeinen erkauften Adelſtand noch nicht zu finden weiß, auch die Modegrille hat, daß er Erziehens ſpielt, und durch Errichtung eines Philanthropins in ſeinem Dorfe als Mäcen und Patriot ſchimmern will, läßt ſich natürlicherweiſe viel Luſtiges erwarten; wenn wirſt du denn aber die Stumpfheit der häuchelnden Stumpfe einmal kennen lernen? Alles iſt ihnen ſeelenverderblich, was nicht ſo iſt, wie es in ihrem Dorfe, und in ihrem Kopfe ausſieht. Religiöſer Eifer iſt der Deckmantel ihres Neides, und Klätſchereyen und Lügen der Zucker für den Affen ihres Eigendünkels. Ich werde die Wahrheit bald erfahren; denn ich gehe noch dieſe Woche nach Hohenreich. Heute geh ich indeſſen nach Altheim, wo es mir doch immer am Beſten gefällt. Es bleibt da, ſprichſt du, immer beym Alten; das iſt aber gerade der Grund, warum ich ſo gern beym Herrn von Altheim bin, und weswegen ich den Mann ſo hochſchätze. Nicht, als wenn ich, nach dem gemeinen Vorurtheile aller ſchwachen oder trägen Köpfe, das Alte ſo hoch hielte, bloß weil es alt iſt, und man ſo fein bequem dabey ſeyn kann. Nein, da kennſt du mich, denk ich, beſſer. Allein Herr von Altheim kennt izt noch nichts Beſſeres, als was in ſeiner Familie

milie hergebracht iſt. Selbſt die Familienvorurtheile im Chriſtenthume und in der Erziehung ſowohl als in der Oekonomie, ſieht er noch für die einzigen wahren und guten Grundſätze eines rechtſchaffenen Lebens und einer wohleingerichteten Wirthſchaft an, und — befolgt ſie, und befolgt ſie gewiſſenhaftig. Wer ſo denkt und handelt, der iſt mir ein ehrlicher Mann, auch wenn er irrt, und verdient als ſolcher meine ganze Hochachtung. Werden es des Herrn von Altheim ſeine Jahre und Umſtände zulaſſen, daß er richtigere Erkenntniß und wirkliche Ueberzeugung von der Güte neuer Methoden erlangt: ſo iſt mir eben ſein männliches Halten an dem, was er für gut anſieht, Bürge dafür, daß er das Neue gewiß annimmt, und dann eben ſo gewiſſenhaftig befolgt. Mögen doch unſere Ueberzeugungen und Einſichten gegenwärtig auch noch ſo verſchieden ſeyn, wir ſind drum doch gute Freunde und vollkommen einig in dem, worauf alles ankommt: daß nemlich jeder rechtſchaffene Mann nach ſeinen beſten Einſichten handeln, jedem andern aber es auch eben ſo frey laſſen müſſe, nach den ſeinigen, ob auch noch ſo verſchiedenen, zu handeln. Ich freue mich recht, dieſen wackern Mann heute noch zu ſprechen, und will mich gleich auf den Weg machen. Unſere Kinder gehen, wie gewöhnlich, in die Schule; nur laß den Schulmeiſter bitten, daß er ſie auch die Stunde, welche ſie bey mir würden gehabt haben, bey ſich behalte und nur ſchreiben laſſe.

Furchheim und Altheim lagen etwa eine kleine Stunde aus einander. So einförmig aber auch der Anblik, besonders im Herbste, in solchen Gegenden seyn muß, wo lauter Ackerfeld, aber kein Berg oder Wald, sondern bloß hier und da ein kleiner Hügel mit einem wilden Birnbaum und etwa ein Rain mit einzelnen Weidenbäumen besezt zu sehen ist: so fand der Pfarrer doch in den Aeckern und ihren Erdarten noch immer Verschiedenheit, und also Anlaß genug, die Gedanken, mit welchen er sein Haus verlassen hatte, fortzusetzen, und sich den Weg nicht lange währen zu lassen. Er machte allerley Bemerkungen über den unwissenden und kleingeisterischen Eigendünkel so vieler Menschen und seynwollender Weltbürger, die in der moralischen Welt allein keinen Grundsaz des Nichtzuunterscheidenden anerkennen können, sondern alles Wahre und Gute durchaus in einer- und ebenderselben, es versteht sich von ihnen selbst beliebten, Uniform einhertreten sehen möchten, und daher alles für ungezogen oder sündlich, für abergläubisch oder freygeisterisch, für ungelehrt oder geschmaklos ausschreyen, was nicht — so ist, wie Sie es denken und machen. In der physischen Welt, sagte er sich, gefällt uns allen die Manchfaltigkeit und das Originale jedes Gewächses; warum soll denn allein in der sittlichen Welt alles nach Einer Form gemodelt, und nur das Geisterreich wie über Einen Leisten geschlagen seyn? Wenn nun jemandes

Geist

Geiſt einen eigenen originalen Gang nimmt, muß er denn drum gleich fehlgehen, weil er nicht die Heerſtraße zieht? Ich werde ſicherlich nach Altheim kommen, und gewiß noch eher, als dort die Fuhrleute auf der ausgefahrnen Heerſtraße, ob ich gleich der richtigen Spur ihrer betheerten Karren nicht nachwandele, ſondern meinen Lieblingsweg über die Feldraine gehe.

Er würde vielleicht noch lange in dieſem Tone fortphiloſophiert haben, wenn nicht das Hirtenhaus, an welches er beynahe angeſtoßen wäre, ihn erinnert hätte, daß er bereits in Altheim angelangt ſey. Als er auf den Edelhof trat, ſpannte der Kutſcher eben die Schäſe an. Ungewiß, ob er gleich wieder umkehren oder ſich doch wenigſtens zeigen ſollte, fragte er den Kutſcher, wo er hin wollte, und erhielt zur Antwort: Meine Herrſchaft fährt nach Hoheneich, und wird vermuthlich da ſpeiſen; denn Punct zehn Uhr ſoll ich eingeſpannt haben. Der Pfarrer, dem die Stundeneinrichtungen zu Altheim ſchon bekannt waren, beſchloß, ſich wenigſtens ſehen zu laſſen und beym Einſteigen ſein Compliment zu machen, und gieng indeß gerade nach der Kinderſtube. Denn da es noch nicht völlig zehn Uhr war, wußte er, daß es vergeblich ſeyn würde, den Herrn oder die Frau von Altheim izt ſprechen zu wollen. Die Stunde von neun bis zehn war nehmlich Jahr aus Jahr ein zur Betſtunde beſtimmt; mit dem Glockenſchlage wurde

angefangen zu ſingen, und mit dem Glockenſchlage wurde aufgehört zu leſen, und wenn es mitten im Gebete geweſen wäre. So war es von Urgroßvaters Zeiten her in Altheim auf dem Schloſſe gehalten worden, und ſo blieb es auch. Jedermann auf dem Edelhofe wußte, daß er in dieſer Stunde nicht vor die Herrſchaft kommen dürfe; jeder aber, der etwas böſes thun, oder einen Unterſchleif machen wollte, wußte auch, daß er es in dieſer Stunde am bequemſten und ſicherſten thun könne. Herr Stumpf, welcher eben ſeine Chriſtenthumsſtunde, wie ſie hier genennt wurde, hielt, war wegen des gehörigen Geſprächs nicht wenig betreten, als er den Paſtor Freg ins Zimmer treten ſah. Dieſer aber, um nicht viel mit ihm ſprechen zu dürfen, bat ſich aus, daß er in ſeiner Lection fortfahren möchte, weil er hier ſo lange zu verweilen gedächte, bis es zehen geſchlagen hätte. Allein ſie hatten heute in ihrer Chriſtenthumsſtunde keine Lection. Karl, der älteſte zwölfjährige Junker, kniete auf Erbſen, weil er die Definition von der Rechtfertigung nicht recht gekonnt; die kleineren Kinder mußten die Bußpſalmen, wie ſie Herr Stumpf nennte, auswendig lernen, und er ſelbſt, ihr Lehrer, lackierte Pappenkäſtchen, die zu verfertigen er eine auſſerordentliche Geſchiklichkeit beſaß. Herr Stumpf, vermuthlich um ſeine Erziehungsmethode zu rechtfertigen, fieng ein Geſpräch von den Schwierigkeiten an, welche bey den Definitionen der Heilsordnung wären,

wären, und fügte hinzu, daß er Karln nicht bloß um jenes Versehens willen so strafe, sondern wegen seiner Freygeisterey, indem er immer an seinen Definitionen etwas auszusetzen, und bald dieses bald jenes einzuwenden habe, weswegen es nothwendig sey, ihn seine Vernunft mit Gewalt gefangen zu nehmen zu lehren. Der Pfarrer ward ganz traurig, blikte mitleidsvoll auf die guten Kinder, wollte aber mit Herr Stumpfen sich durchaus nicht einlassen. Dieß einzige nur konnte er sich nicht entbrechen, ihm zu sagen; Sie sollen ja aber auch die Kinder bloß die christliche Religion und nicht die Theologie lehren? Warum bleiben sie denn also nicht bey Luthers Katechismus, der von jenen fünf oder sechs Stücken der Heilsordnung nichts weiß? — Doch es hat wohl zehn geschlagen? — Indem schlug es, und der Pfarrer, froher noch als der Junker Karl, der izt aufstehen durfte, eilte dem Zimmer des Herrn von Altheim zu. Herr und Frau von Altheim empfiengen ihn mit einem altehrlichen Händedruk, bedauerten aber zugleich, daß sie nach Hoheneich versprochen und also des Vergnügens beraubt wären, den Herrn Pfarrer heute bey sich zu bewirthen. Die Frau von Altheim that indes den Vorschlag, daß Herr Frey ja mit ihnen fahren könnte; und auf die erste Weigerung desselben unterstüzte der Herr von Altheim den glüklichen Einfall seiner Gemahlin mit der theuern Versicherung: daß sie in Hoheneich große Freude anrichten

richten würden, wenn sie einen so werthen Gast mitbrächten. Ohne daher auf die weitern Einwendungen zu achten, rief er zum Fenster hinaus, der Kutscher solle den viersitzigen Wagen und noch zwey Pferde nehmen, bat darauf seine Gemahlin, ein kleines Frühstük zu besorgen, und nun, fuhr er fort, indem er sich wieder an den Pfarrer wendete, will ich Ihnen auch die Ursache sagen, warum Sie in Hoheneich so willkommen seyn werden. Der Herr von Pfeffer war gestern hier zum Besuche nebst seiner Gemahlinn und deren kürzlich erst bey ihnen angekommenen Schwester, dem Fräulein von Waaren, theils diese uns vorzustellen, theils uns zu einem heute angestellten Feste einzuladen. Sein neuer Lehrsal ist fertig. Diesen einzuweihen, das Herbstexamen mit seinen Philanthropisten zu halten, und zugleich seiner Schwägerin eine Veränderung zu machen, ist der Plan des Herrn von Pfeffer bey diesem Feste. Urtheilen sie selbst, ob ein Kenner und Liebhaber der Erziehung, wie Sie, Herr Pastor, nicht mit in diesen Plan gehört? Er hätte sie auch gewiß dazu einladen lassen, (ich erzähle, was er mir gestern auf eben dieser Stelle gesagt hat) wenn er nicht befürchtet hätte, sie möchten es ihm abschlagen. Denn da sie ihn seit dem Anfange seines neuen Baues nicht ein einzigesmal besucht haben sollen; so scheint er zu glauben, sie seyen gar wider seine Anstalten eingenommen, und wollten den Umgang mit ihm ganz abbrechen. Ich suchte

ihm dieſen unbilligen Verdacht zu benehmen, verſicherte ihn, daß ſie den Sommer über gar dergleichen Beſuche nicht zu machen pflegten, und auch im Winter lieber ſich bitten ließen, als aufs Ungewiſſe über Land giengen. Bey mir, ſezte ich zu mehrer Verſicherung hinzu, iſt er eben ſo lange auch nicht geweſen; aber darum eben habe ich ihn heute erinnern laſſen, und er wird nun gewiß bald zu mir kommen. — Nein! war ſeine einzige Antwort, bitten laſſe ich ihn nicht, ſo lieb mir auch ſein Beſuch allemal iſt. — Sie fahren aber doch mit uns, Herr Pfarrer? — „So viel lieber nun, da ich dies weiß, und zugleich in Ihrer Geſellſchaft bleibe, verſezte der Pfarrer.“

Nach einigen wohl angebrachten Anmerkungen über den oft übelverſtandenen Ehrgeiz der Reichen und ihre Nichtkenntniß des wahren Großen, wobey einige Schnitte kalten Bratens, nebſt einem Glaſe Achtundvierziger genoſſen wurden, fuhr der Kutſcher vor, und zugleich trat auch Junker Karl ins Zimmer, und bat, da ein Siz leer wäre, um Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Herr von Altheim, im Gedränge zwiſchen dem urgroßmütterlichen Grundſatze: „Kinder und Hunde müſſen zu Hauſe bleiben“ und der Bedenklichkeit dem Willen der Mutter, welcher in der Bitte und dem Anzuge des lieben Junkers ſo hervorleuchtete, entgegen zu ſeyn, nahm ſeine Zuflucht zu der Gewiſſenszartheit des Herrn und

der

in so fern er herrschsüchtig war, erschlug ich ihn. Hier sind Thränen für seine Liebe, Freude für sein Glük, Ehre für seine Dapferkeit, und Tod für seinen Ehrgeiz. Wer ist unter euch so niederträchtig, daß er gern ein Sclave seyn möchte? Wenn einer ist, so red' er; denn ihn hab' ich beleidiget. Wer ist unter euch so roh, daß er nicht ein Römer seyn wollte? Wenn einer ist, so red' er; denn ihn hab' ich beleidiget. Wer ist hier so ehrlos, der sein Vaterland nicht liebe? Wenn einer ist, so red' er; denn ihn hab' ich beleidiget -- Ich halte inn, um einer Antwort Raum zu lassen --

Alle.

Keiner, Brutus, keiner.

Brutus.

So hab' ich also keinen beleidiget -- Ich habe dem Cäsar nichts mehr gethan, als ihr dem Brutus thun sollt. Die Ursache seines Todes ist im Capitol eingeschrieben; der Ruhm der wahren Verdienste die er hatte, wird dadurch nicht verringert, und die Verschuldungen, die ihm sein Schiksal zuzogen, sind durch seinen Tod nicht zu hart gestraft.

Marcus Antonius tritt mit der Leiche des Cäsars auf.

Hier kommt seine Leiche, von Marcus Antonius betraurt, welcher, ob er gleich bey seinem Tod keine Hand hatte, doch den Vortheil desselben, einen Plaz in dem gemeinen Wesen, haben soll; und welcher unter euch nicht?

Ich

der Frau von Pfeffer in Sachen der Etiquette, und ſtellte vor: wie übel es aufgenommen werden würde, wenn ſie, ſo gern er auch ſeine Einwilligung außerdem geben wollte, ein Kind mit in die Geſellſchaft brächten. So gut dieſer Grund der Weigerung ausgedacht ſchien, ſo that er doch unter dieſem beſondern Verhältniß eine Wirkung bey der Frau von Altheim, der ſich ihr Gemahl gar nicht verſah, und die, ohne die Darzwiſchenkunft des Pfarrers, gar leicht in einen der heftigſten Orkane hätte ausbrechen können. Schon hub ſich, wie der Boden eines Brunnens, darein Queckſilber gefallen iſt, der altadeliche und mütterliche Buſen, und aus der Tiefe des darunter liegenden in Unruhe gebrachten Herzens gurgelten ſchon Bruchſtücken des Zorns — Uns — Pfefferſak — Etiquette lehren — und dergleichen bis zum Munde herauf, als der Pfarrer noch eben zu rechter Zeit erinnerte, daß ja das ganze heutige Feſt ein Kinderfeſt ſey, und es für das neue Inſtitut in Hochheim gewiß ſchmeichelhaft ſeyn würde, unter ſeinen Philanthropiſten auch einen Junker aus dem alten Hauſe derer von Altheim mit herumſpringen zu ſehen. Herr und Frau von Altheim ſahen ſich einander an, der Pfarrer nahm Karln bey der Hand, der Sturm legte ſich, man gieng die Treppe ſtillſchweigend hinunter, ſtieg in den Wagen und fuhr fort.

So lieb es dem Pfarrer auf der einen Seite war, daß

daß Karl mitgenommen wurde, weil er ihm eine Vergütung für sein heute vom Herrn Stumpf erlittenes Unrecht herzlich gönnte; so that es ihm auf der anderen Seite doch leid, daß er durch seine Gegenwart im Wagen gehindert wurde, dem Herrn von Altheim von der heutigen Christenthumsstunde etwas zu erzählen, und vielleicht zur Verbesserung des Religionsunterrichts bey seinen Kindern durch seine Vorstellungen etwas beyzutragen; zumal da ihm der kleine Zwist der Eltern und ihr noch fortdauerndes Stillschweigen eine bequeme Gelegenheit dazu anzubieten schien. Er begnügte sich also damit, daß er wenigstens die mit Mißmuth überwölkte Einbildungskraft der Gesellschaft durch Darstellung eines neuen Gegenstandes aufzuheitern suchte, und erzählte daher: daß der unbekannte Herr, welcher sich vor einem Jahre, unter dem seltsamen Namen Spudarchides in Furchheim niedergelassen habe, zwar noch immer da, aber noch eben so fremd, als am ersten Tage seiner Ankunft im Dorfe sey. Vortreflich, vortreflich! fiel Herr von Altheim hastig drein, daß sie auf den Herrn gerade kommen. Er sollte meine erste Frage seyn, hatte ich nur vorgenommen, so bald ich Sie sähe. Der seltsame Mann, so seltsam, wie sein Name! Es stekt gewiß etwas dahinter; auch soll er ja ein völliger Atheist seyn, wie mein Herr Stumpf gestern mitgebracht hat. — Atheist — wiederholte der Pfarrer, mit dem Zusatze: Ich kenn es

weder

weder bejahen, noch verneinen. Gesprochen habe ich ihn noch gar nicht, und aus seiner Handelsweise, die still und einfach ist, läßt sich weder etwas dafür noch darwider schließen. Vorigen Sommer sprach ich einmal den reichen Gottschalk, welcher das schriftsäßige Gut neben seinem Bauerhofe käuflich an sich gebracht, und das Haus davon nebst dem Garten eben an diesen Herrn Spndarchides vermiethet hat, und dieser versicherte mich, daß es ein feiner stiller Herr sey, und sein Bedienter sey auch ein rechter guter christlicher Mensch. Der Herr, sezte er hinzu, bringe seine Zeit mit Lesen und Spatziergehen hin, oft gebe er sich auch, welches er ihm sehr danke, mit seinen Kindern ab, erzähle ihnen Wundersachen von Sonne, Mond und Sternen, von Kräutern, Blumen und Pflanzen; frage sie aus, was sie in der Schule gelernt haben, gebe ihnen gute Lehren u. s. w. Auch hätten die Kinder ihn so lieb, wie ihre Eltern, und wären allerdings viel frömmer und gehorsamer, seitdem er den Herrn im Hause habe. Er kommt aber doch, fiel die Frau von Altheim ein, gar nicht in die Kirche, wie ich höre; können sie denn dazu so stillschweigen, Herr Pfarrer? Warum nicht? antwortete dieser. Kirche und Staat ist in protestantischen Ländern nur eines, und weiter nicht, als dem Namen nach unterschieden, und so sollte es billig in allen christlichen Ländern seyn. Sie kennen unsern Gerichtsdirector, und seine Feindseli-

ligkeit gegen alles, was Religion heißt oder damit in Verbindung ſteht; aber ſie kennen auch ſeine Allgewalt in Abweſenheit der Herrſchaft. Dieſer hat den Herrn Spudarchides aufgenommen, und muß wiſſen, wer er iſt, und ob er hier geduldet werden kann. Mich nach ſeiner Religion zu erkundigen, würde Vorwiz heißen. Und beym Conſiſtorium heimlich Anzeige thun, um eine Unterſuchung und dann einen ärgerlichen Streit mit dem Kirchenpatrone zu veranlaſſen, das rechne, wer will, zur Seelſorge; ich kann es nicht. Ich bin Lehrer der Religion, nicht aber Fiſcal in Sachen der äuſſern Religionsverfaſſung. Dieſe Sorge gehört der weltlichen Obrigkeit. Wenn dieſe aber einen Verwalter der Juſtiz leiden kann, der der eingeführten Landesreligion Hohn ſpricht: warum ſoll der Pfarrer in ſeinem Dorfe nicht einen Privatmann dulden, deſſen Wandel der Religion mehr Ehre macht, als der des Vorſtehers der Gerechtigkeit, ob er gleich die äuſſerlichen Gebräuche der Kirche nicht beobachtet? Ich billige dies freylich an keinem redlichen Mitgliede irgend eines Staats; denke aber, die Pflicht ihn dazu anzuhalten, gehöre nicht ſo wohl für den Lehrer des Volks, als für diejenige welche geſezt ſind und bezahlt werden, über die Rechte der Gemeine zu wachen.

Der Herr von Altheim, welchem alles in dieſer Antwort neu war, und in deſſen Dorfe der Juſtitiarius ſowohl als der Pfarrer anders würden gehan-

delt haben, brach von der Sache ab; fragte ob der Herr von O . . . nicht bald auf sein Gut nach Furchheim kommen würde, und was der Furchheimer Doctor mache? Frau von Altheim erkundigte sich nach dem Befinden der Frau Pfarrerin und Karl nach dem Befinden der Töchter und ihrer Kanarienvögel. Der Pfarrer beantwortete die Fragen wie er konnte; gedachte seiner neuen Bekanntschaft mit dem alten Pachter Ehrlich, und unter dergleichen Gesprächen kamen sie nach Verlauf einer kleinen Stunde ziemlich vergnügt auf dem Schloßhofe zu Hoheneich an.

III.

Nachtrag

zur Anekdote von J. J. Rousseau

im T. Merkur vom April dieses Jahrs S. 90.

„Ein verehrenswürdiger Greis, den der Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit mit den Buchstaben Sch. W . . . . bezeichnet (*) — ein Mann, „dem die Gerechtigkeit über alles heilig gewesen und der in einem vierzigjährigen Richteram-

„te

(*) S. N. I. im Siebenten Stük der Ephemeriden d. M. von 1780.

„te den beneidenswürdigen Ruhm davongetragen,
„ihr immer getreu geblieben zu seyn — hatte es für
„Unrecht gehalten, die jugendliche Missethat eines
„großen Mannes bekannt gemacht zu haben.“ Sie hätte (so glaubte der verehrenswürdige Greis) mit besserm Rechte in die Nacht der Vergessenheit versenkt werden sollen, und Hr. J. hätte deshalb übel gethan, die Anekdote von J. J. Rousseau in die Ephemeriden aufzunehmen.

Gegen dieses Urtheil rechtfertigt nun Hr. J. zuförderst sowohl seine Absicht (an deren Reinheit wohl niemand zweifeln wird, der es in der Menschenkenntnis und Menschenliebe so weit gebracht hat zu wissen, daß wir über Absichten gar nicht urtheilen sollen) als die Handlung selbst und die Grundsätze aus welchen sie geflossen, als worüber allerdings jeder Leser der Ephemeriden zu urtheilen berechtigt ist; und nachdem er sich selbst hierüber mehr als genug gerechtfertigt zu haben glaubt, sezt er hinzu: „allein
„ich soll nicht weniger dem Andenken des Mannes
„Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dessen Schatten
„durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner
„jugendlichen Schwachheiten könnte beleidiget wor-
„den seyn. Es sind darinn zween mildernde Um-
„stände vergessen, die beyde wichtig sind; und es
„hat sich eine erschwerende Muthmaßung einge-
„schlichen die es nicht weniger ist. Die leztere besteht
„darinn: daß nur unreine Liebe dem armen

„Jüngling dieſe Lüge könnte eingegeben haben „— Allein einer der weggelaſſenen Umſtände ent„kräftet dieſe Muthmaßung in ſo weit, indem er zeigt „daß der Miſſethäter in dieſem Stücke keiner „Schuld fähig war. Er war noch ein Kind, „und, wo ich nicht irre, kaum dreyzehn Jahre alt."

„Noch wichtiger (fährt Hr. J. fort) iſt der zwey„te in dieſer Erzählung vergeſſene Umſtand. Der „junge Rouſſeau wurde durch hartes und drohen„des Zureden in die äuſſerſte Angſt verſezt. Er „ſah Schande und Schmach vor ſich, und dieſe „machten ihn jeder andern Betrachtung unfähig. Er „ſtund ſo eine Art von Folter aus, die für ehrlie„bende oder ehrgeizige Seelen abſcheulicher iſt „als körperlicher Schmerz. Er ſah als ein Kind „für ſich ſchrekliche nahe Folgen vor; die, welche „ſeine Lüge für ihn und für Marianen haben konn„te, war er nicht fähig einzuſehen."

Niemand, der dies lieſt, wird nach den Ausdrücken, deren ſich Hr. J. bedient, zweifeln können, daß dieſe mildernde Umſtände (wie er ſie nennt) nicht etwa nur bloße Muthmaßungen, ſondern würkliche Thatſachen ſind.

Der Verfaſſer der im Monat April und May enthaltnen Schuzſchrift für Rouſſeau, (oder vielmehr für die Menſchheit, die er durch die Art wie die Anekdote quæſtionis in den Ephemeriden der Menſchheit erzählt worden war, für beleidigt

hielt

hielt) konnte damals möglicherweise nicht weiter gehen, als muthmaßlich und wahrscheinlich zu finden, daß das Verbrechen des jungen R. wohl bey weitem nicht so groß gewesen seyn dürfte, als es der Erzähler und Commentator der Anekdote vorgestellt. Er gab die Gründe an, warum ihm die Art, wie dieser Erzähler das Factum dargestellt hatte, unrichtig, übertrieben, unbillig gegen Rousseau und partheyisch für Marianen vorkomme; und diese Gründe sind, wenn ich mich nicht sehr irre, so beschaffen, daß sie jeden unbefangenen Leser überzeugen müssen. Er zeigte auf eine einleuchtende Art: daß das Factum, sobald es nur in seiner nakten Wahrheit, von allen rednerischen Zusätzen des Erzählers entblößt, betrachtet werde, nicht so beschaffen sey, daß der junge Rousseau deswegen schlechterdings den Namen eines Böswichts verdiene; sondern daß sich gar wohl solche Umstände als möglich denken ließen, wodurch seine Schuld ungemein vermindert würde; Umstände, die ihn vielmehr zu einem Gegenstande des Mitleidens als des Abscheues edler und gutherziger Menschen machen müßten. Er zeigte daß es (unter den vorliegenden Umständen, und da der Erzähler der Anekdote keinen historischen Grund angegeben habe, warum die besagten mildernden Umstände nicht angenommen werden könnten) Pflicht der Menschenliebe, Pflicht gegen die Menschheit überhaupt sey, diese möglichen Umstände, wenigstens

ſolange bis man des Gegentheils hiſtoriſch überzeugt wäre, als würklich anzunehmen; und dies um ſo mehr, da es (wie er ebenfalls bewies) nicht an guten Gründen fehle, eine ſolche Vorausſetzung ſehr wahrſcheinlich zu machen.

In allem dieſem nun findet ſich der Verfaſſer der beſagten Rouſſeauiſchen Apologie durch den hiſtoriſchen Nachtrag, welchen Hr. J. zu ſeiner Anekdote neuerlich geliefert hat, vollkommen gerechtfertigt; und es kann ihm und ſeinen Leſern nicht anders als angenehm ſeyn, ſich in den Grundſätzen, auf welche ſich jene Apologie ſtüzte, auch durch dieſe neue Erfahrung beſtätiget zu ſehen.

Hingegen läßt die Art, wie der Herausgeber der Ephemeriden theils ſein Verfahren ſelbſt, theils die Gründe deſſelben rechtfertigt, einige Zweifel übrig, welche ich offenherzig mitzutheilen um ſo weniger Bedenken trage, da bey dieſer ganzen Sache nicht de lana caprina, ſondern von ſehr erheblichen Punkten der praktiſchen Sittenlehre und von ſehr weſentlichen Pflichten ſowohl des Menſchen als des Bürgers die Rede iſt.

Alſo zuerſt meine Zweifel über die Art wie Hr. J. ſein Verfahren in dieſer Anekdotenſache entſchuldigt.

Iſt der Ausdruk: „Rouſſeaus Schatten könnte durch eine etwas unrichtige Erzählung einer ſeiner jugendlichen Schwachheiten beleidigt worden ſeyn,“ wohl der Sache angemeſſen? — So könnte man ſich

allen-

allenfalls ausgedrükt haben, wenn der Erzähler der Anekdote uns einen kleinen Jugendfehler Rousseaus auch würklich als einen kleinen Jugendfehler verrathen hätte; und nun — nachdem er hinterdrein in Erfahrung gebracht, daß er das Factum nicht ganz richtig erzählt habe, daß der jugendliche Fehler noch unbedeutender sey als er ihn anfangs vorgestellt — aus zartem Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit auch diese kleine Unrichtigkeit heben und berichtigen wollte. Aber ist denn dies würklich der Fall des Erzählers? Hat er uns nicht die That des jungen Rousseau, als eine sehr lasterhafte Handlung, und den jungen Rousseau um dieser That willen, als einen hartherzigen grausamen Böswicht abgeschildert? Hat er nicht, um uns wider Rousseau für das Dienstmädchen Mariane einzunehmen, zwey vielleicht, zwey bloß mögliche Umstände hinzugedichtet, die, wenn sie als wahr vorausgesezt werden, die Schuld und das Verbrechen des jungen Menschen ungemein vergrößern? Wie hat sich nun auf einmal das Verbrechen eines Böswichts in jugendliche Schwachheiten verwandelt? — Oder wie kann von einer Erzählung, die das Factum in wesentlichen Puncten verfälscht; die aus einer bloßen jugendlichen Schwachheit eines der schwärzesten Verbrechen, eine Handlung, deren nur ein Böswicht fähig seyn kann, macht, nur etwas unrichtig genennt werden? — Rousseaus Schatten müßte alles

Ich ſcheide von euch mit dieſer Erklärung, daß, wie ich meinen beſten Freund um des Beſten willen von Rom erſchlagen habe, ſo behalte ich den nemlichen Dolch für mich ſelbſt, wenn es meinem Vaterlande gefallen wird, meinen Tod vonnöthen zu haben.

Alle.

Lebe, Brutus, lebe, lebe!

1. Plebejaner.

Führt in im Triumph nach ſeinem Hauſe.

2. Plebejaner.

Sezt ihm eine Bildſäule bey ſeinen Voreltern.

3. Plebejaner.

Er ſoll Cäſar ſeyn!

4. Plebejaner.

Cäſars beſte Tugenden ſollen in Brutus gekrönt werden!

1. Plebejaner.

Wir wollen ihn mit Klatſchen und Jauchzen nach Hauſe begleiten.

Brutus.

Meine Mitbürger --

2. Plebejaner.

Stille! ſtille! Brutus redet.

Gefühl und Bewuſtſeyn ſeiner ehmaligen Menſchheit aus dem Lethe weggetrunken haben, wenn er, durch eine, auch etwas unrichtige, Erzählung einer ſeiner jugendlichen Schwachheiten, beleidigt werden ſollte: aber um nicht davon beleidigt zu ſeyn, wenn uns jemand um einer ſolchen Schwachheit willen zum Böſewicht macht, müſte man noch weniger als ein Schatten ſeyn.

Ich drücke mit Vorſaz auf das Wort Schatten, nicht um ein unzeitiges Aergernis über den Gebrauch dieſes Wortes, wenn die Rede von einem Verſtorbenen iſt, damit auszudrücken (wiewohl ich geſtehe, daß ich dieſen Gebrauch deſſelben, zumal in Proſa, nicht liebe) ſondern weil mich dünkt daß es hier an einem ganz unſchiklichen Orte ſteht. Rouſſeaus Geiſt oder Rouſſeaus Schatten, wenn's ja Schatten ſeyn ſoll, kann nun, nachdem das Individuum J. J. Rouſſeau aus dieſer Welt verſchwunden iſt, nicht mehr beleidigt werden. Ihn kümmerts nun nichts mehr, ob wir Gutes oder Böſes von ihm ſagen, ob wir ihm Recht oder Unrecht thun. Aber die Menſchen, die ihn überlebt haben, haben ſich darum zu bekümmern. Sein Charakter, ſeine Schriften und alle ſeine übrigen Handlungen gehören der Menſchheit an; und keinem Menſchen, der ſelbſt noch kein Schatten iſt, kann und ſoll es gleichgültig ſeyn, ob dem Charakter eines Menſchen, zumal eines der ſich nicht mehr vertheidigen kann, auch nur um ein Tan-

til-

illum unrecht geſchieht. Von wem ſollte man weniger erwarten, als von dem Herausgeber der Ephemeriden, daß er dies nicht lebhafter als Tauſend andre fühlen ſollte?

Aber dies iſt noch nicht alles. Wie kann Hr. J. die zween Umſtände, welche das ganze Factum ſo weſentlich ändern, daß aus dem, was erſt die That eines Böſewichts war, nur eine jugendliche Schwachheit geworden iſt, bloß mildernde Umſtände nennen? Mildernde Umſtände verändern, nach dem gemeinen Sprachgebrauch, nicht die Natur des Verbrechens ſondern nur den Grad der Strafbarkeit deſſelben.

Und wie war es doch immer möglich, daß zween ſo wichtige Umſtände, Umſtände die das ganze Factum ſo weſentlich ändern, von dem Erzähler vergeſſen werden konnten? — Aus dem Gebrauch des Worts vergeſſen muß ein Jeder ſchließen, daß ſie dem Erzähler nicht unbekannt geweſen. Denn, wären ſie ihm unbekannt geweſen, warum hätte Hr. J. dies nicht lieber geradezu geſagt? nicht lieber offenherzig geſtanden, daß ihm und dem Erzähler B. dieſe Umſtände erſt bekannt geworden, nachdem die Anekdote ſchon in den Ephemeriden abgedrukt geweſen? Wußte Hr. B. ſie aber damals ſchon; welch eine leidige Untreue begieng ſein Gedächtnis an ihm, während der ganzen Zeit, da er dieſe Anekdote mit ſo großer Wärme hinſchrieb, ihm gerade die wichtigſten Umſtände, gerade die, welche zur Entſchuldigung des armen

Knaben Rousseau dienten, so hartnäckig zu verbergen? —

Und wie konnte sich eine wichtige, die Schuld des angeklagten und verurtheilten Knaben ungemein erschwerende Muthmaßung einschleichen? Welch eine seltsame Art von Unaufmerksamkeit sezt die Möglichkeit, auf eine solche Art überschlichen zu werden, bey dem Erzähler einer Thatsache, die der Ehre eines verdienstvollen Mannes nachtheilig ist, voraus? Aber diese Muthmaßung wird durch den weggelaßnen Umstand daß der angeklagte Missethäter noch — ein Kind war, nicht nur entkräftet, (wie Hr. J. sagt) sondern vernichtet; denn Er selbst gesteht unmittelbar darauf: dieser Umstand zeige daß der Missethäter in diesem Stücke keiner Schuld fähig gewesen. — Wie war es möglich, ich frage nochmals, daß, da sich eine die Schuld des Knaben so sehr erschwerende Muthmaßung bey dem Erzähler einschleichen wollte, nicht eben dadurch sein Gedächtnis erwachte und ihn plözlich an den Umstand des Facti erinnerte, der diese fatale Muthmaßung sogleich wieder erstikt haben würde?

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich in diese ganze Apologie oder Entschuldigung des Erzählers B. nicht zu finden weiß; und mich dünkt, der Apologist für Rousseau habe diesen Erzähler, ohne ihn zu kennen oder die mindeste Rechnung auf seinen Dank

zu

zu machen, weit beſſer entſchuldiget, da er ſagt: „Vermuthlich müſſe ſich der Abſcheu, der das tugendhafte Herz des Erzählers beym Anblik einer ſo auffallendhäßlichen That durchdrungen, unvorſezlicherweiſe in die Erzählung ſelbſt ergoſſen haben, dergeſtalt daß er ſie, anſtatt der philoſophiſchen Kälte, die von jedem Geſchichtſchreiber gefodert werden könne, eher mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, ja beynahe in dem Ton eines Advocaten der die Sache des Dienſtmädchens vor Gerichte zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe (*)."

Ich unterſchreibe übrigens aus vollem Herzen die moraliſche Nutzanwendung, womit Hr. J. ſeine Rechtfertigung beſchließt, indem Er ſagt: Wieviel Behutſamkeit iſt alſo nöthig, wenn man in Beurtheilung der Menſchen und der Zeiten nicht ungerecht ſeyn ſoll — Aber das *veniam damus* petimusque vicissim, hätte ich, ich geſteh' es unverhohlen, bey dieſer Gelegenheit, nicht erwartet. Wenigſtens verlange ich, meines Orts, unter ſolchen Umſtänden keine veniam; oder wenn ja unter ſolchen Umſtänden um Nachſicht gebeten wird, ſollte es nicht nach einer ſolchen Apologie geſchehen.

Meine Bedenklichkeiten gegen die Gründe, welche Hr. J. dem Urtheil des verehrenswürdigen Greiſes, daß er die nachtheilige Anekdote von Rouſſeau lie-

(*) S. T. Merkur, April 1780. S. 34.

lieber in die Nacht der Vergessenheit hätte versenken sollen, entgegensezt, sollen im nächsten Stücke des T. Merkurs einen Plaz erhalten.

W.

IV.

Ueber den

eingestürzten Berg bey Cahla.

Der bei Cahla eingestürzte Berg hat die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums erregt. Die widersprechende Nachrichten davon, die sowohl erzählt als auch in Zeitungen gedrukt werden, machen die Geschichte dieser Naturerscheinung immer verwirrter; um so mehr werden die Nachrichten von aufmerksamen Augenzeugen und eine sorgfältige Abbildung davon in Kupfer den Neugierigen angenehm seyn.

Es ist nicht der Berg, auf welchem das alte Schloß Leuchtenburg stehet, sondern der sogenannte Dolenstein, der zwar mit jenem zusammenhängt, sich aber weiter vorwärts bis an die Saale erstreckt, wo an dem äussersten Ende, gegen den Fluß zu, dieser Einsturz geschehen ist. Unten vorbey fließt die Saale, gegen über ist das Städtgen Cahla gelegen.

Der

Der Dolenſtein iſt, wie faſt alle übrige Berge dieſer Gegend, vom Fluſſe auf ſehr ſteil und faſt gar nicht zu beſteigen. Sein oberer Theil beſtehet aus zuſammen gebackener Mergel-Erde von weislich grauer Farbe, in welcher ſchwache Schichten von dichtem grauen Kalkſteine mit vorkommen, die jedoch ſehr zerklüftet ſind, und hin und wieder Verſteinerungen führen. Unter dieſen Mergel und Kalkſchichten befindet ſich röthlichbrauner und noch verſchieden gefärbter Letten, der im Ganzen ein ſchiefriges Anſehen hat, und mit welchem Gipslager von verſchiedener Art abwechſeln.

Schon vor länger als 40 Jahren, hat man auf dem Gipfel deſſelben Riſſe und offene Klüfte wahrgenommen, die auch, theils noch offen, theils mit Moos verwachſen ſind.

Nach Pfingſten dieſes Jahres löſte ſich einer dieſer Riſſe ſehr merklich auseinander. Man glaubte ein inneres Getöſe zu hören, und aus verſchiedenen Klüften entſtund ein Staub.

In der Nacht zwiſchen dem 3ten und 4ten Jul. d. J. die ſehr ſtill und heiter geweſen ſeyn ſoll, ſank plötzlich der nördliche Abhang dieſes Berges ein, verſchüttete die Saale, und das Herabrollen der losgewordnen Steine und Erde dauerte noch bis den 5ten Julii fort. Die Saale ſtemmte ſich anfänglich, machte ſich aber doch noch in den erſten Stunden einen Weg durch die hier befindlichen Bürgerwieſen, an den Ruinen hin, und noch gegenwärtig reißet ſie von beyden Ufern ſo viel weg, als

zu

zu ihrer vollkommenen Breite fehlet. Der Berg iſt auf eine beträchtliche Diſtanz am Fuße, am Gehänge und auf ſeinem Gipfel erſtaunlich zerriſſen, und mehrere dergleichen Zufälle können nicht fern ſeyn. Da, wo er noch ganz iſt, liegen ſeine Schichten, ſo wie auch bey den übrigen Bergen dieſer Gegend, ganz wagerecht; an ſeinem Fuße aber findet man ſie auf dem Kopfe ſtehend, und nach verſchiedenen Richtungen einſchießend, welches beweißet, daß dieß nicht der erſte Zufall dieſer Art ſeyn mag, den er erlitten hat; denn die untern Schichten würden ſonſt auch wagerecht, wie die obern, liegen.

Die Urſach zu dieſem Einſturze haben wahrſcheinlicherweiſe die Quellen gegeben, die am Fuße dieſes Bergs von jeher, ſich theils ſtark, theils ſchwach, und auch nur durch feichte Sumpfflecken gezeigt haben. Sie ſcheinen nach und nach mächtige Gipslagen aufgelößt zu haben, da dann die obere zerklüftete Schichten nachſinken mußten, und der Einſturz des ſteilen Hanges erfolgte. Es fällt alſo alles, was man von Erdbeben, Rauch und Schwefelgeſtanke erzählt, von ſelbſt weg. Uebrigens iſt die Begebenheit allemal ſehr ſehenswerth. Abgeriſſene Maſſen, auf denen noch hohe Fichten, Buſchwerk und Gras ſtehen, liegen zerſtreut umher; die Räume zwiſchen ihnen bilden fürchterliche Tiefen, und die darauf ſtehende Bäume neigen ſich mit ihnen nach verſchiedenen Richtungen. Hin und wieder ragen noch Gipfel von hohen Bäumen aus den Ruinen hervor, auch bisweilen Wurzeln

zeln und Stammenden; dagegen ſind ihre Gipfel verſchüttet.

Wie weitläuftig man aber auch in der Beſchreibung und Erzählung ſeyn wollte, würde man doch niemanden eine lebhafte Vorſtellung davon erregen können. Eine getreue Abbildung iſt daher weit vorzuziehen.

Ich habe deswegen gleich in den erſten Zeiten an dem Orte ſelbſt einige Zeichnungen, ſowohl vom ganzen Gebirge und ſeinem Verhältniſſe gegen den Fluß und die Landſchaft, als auch einzelne, beſonders mahleriſche Anſichten mit möglichſt topographiſcher Richtigkeit gezeichnet; und erbiete mich zwey Blätter davon mit bunten Farben, auf Holländiſch groß Queer-Folio-Papier, dem Publiko zu liefern, wenn ich durch Subſcription nur wegen des darauf zu machenden nothwendigen Aufwands geſichert bin.

Der Preiß für beyde illuminierte Blätter ſoll ſeyn ein Conventions-Thaler. Ich erſuche daher die Liebhaber, ſich deswegen an meine bisherigen Herren Collecteurs, oder hieher an mich ſelbſten poſtfrey zu wenden.

Weimar, den 1 Auguſt 1780.

G. M. Kraus.

V.

Etwas von Helvetius.

Helvetius iſt einer der ſchönſten Menſchen geweſen, und hatte Eine der ſchönſten Frauen. Er war in ſeiner Jugend der beſte Tänzer, und tanzte in der Opera. Seine Wohlthätigkeit übertrift alles. Er gab bis gegen 30000 Liv. jährlich an die Dürftigen, ohne daß die Seinigen es wußten. Seine Töchter haben izt jede 50000 Liv. Revenüen. Er hatte die älteſte an Mr. Bertin beſtimmt, dieſer machte ihr auch die Cour. Als er aber die jüngſte ſah, zog er dieſe vor, und verließ die älteſte. Helvetius war weiter darüber nicht betroffen, und ſagte zu Madam Helvetius: Mais Diable pourquoi auſſi n'a-t-elle pas des Têtons. Er war bey 120000 Liv. Renten ſehr mäßig in ſeinem Aufwand, und hielt nicht einmal einen *Valet de Chambre*. Seine Tafel war aber allen Leuten von Verdienſten offen. Er war ſo ſimpel, daß wenn zuweilen, um dem Caffee Platz zu machen, der Tiſch mußte weggerükt werden, er ſelbſt angriff, und der Erſte, der ſich bey der Hand fand, und wär' es ein Officier General geweſen, mit Hand anlegen mußte. Als er am Ende ſeines Lebens war, ließ er ſeine Frau rufen: Madame, ſagt' er zu ihr, je compte que vous me defendrés contre les Frères. Sie hielt

auch

auch Wort, und als die Anverwandten mit den Prieſtern hereinſtürmten, ſo ſezte ſie eine Piſtole auf den Tiſch, mit der Verſicherung, daß ſie Gewalt mit Gewalt vertreiben würde. Sie hält ſelbſt ſo wenig von der Bigotterie, daß ſie öfters ſagt, wenn von einer guten Handlung aus dieſer Abſicht, die Rede iſt: Ne me parlés pas de l'humanité qui eſt faite (eingemacht) avec de la Religion. Man kann ſo was nur Franzöſiſch ſagen.

VI.

Bücheranzeigen.

Klopſtock. Er; und über ihn, herausgegeben von C. F. Kramer. Erſter Theil. 1724 — 1747. Hamburg, gedruckt bey G. J. Schniebes. 1780.

Der Titel dieſes Büchleins hätte auch ohne ausdrückliche Unterſchrift ſchon den jugendlichen Verfaſſer der erſtern Fragmente über Kl. zu erkennen gegeben. Die Art und Weiſe wie er ſchreibt, iſt nicht Klopſtocks, und wir glauben es von ganzen Herzen, daß der Mann, von dem hier die Rede iſt, nichts von dem Manuſcript eher geſehen hat, als die übrigen Leſer. Der wahren Anekdoten von ihm können nicht genug ſeyn. Dazu dients gewiß, uns von neuem an den hohen Werth des menſchlichen Geiſtes zu erinnern, wenn man die wahre Beſtimmung der Natur von der erſten Jugend an, immer in demſelben Gleiſe, an einem der ſicherſten und ausgezeichneteſten Charaktere wahrnimmt. Das ſchäzbarſte von allem iſt unſtreitig, die Abſchiedsrede Kl. als er die Schulpforte verließ. Er weiſſagte hier, wie alle auſſerordentliche Menſchen, von ſich ſelbſten, vielleicht ohne es zu wollen.

1. Plebejaner.

Holla! stille!

Brutus.

Liebe Mitbürger, laßt mich allein weggehen, und bleibet, mir zulieb, bey Antonius hier; erweiset der Leiche Cäsars diese lezte Ehre, und leihet seiner Rede, die zu Cäsars Ruhm abzielet, ein günstiges Ohr; wir haben ihm die Erlaubniß zugestanden, sie zu halten. Ich bitte euch, bleibet alle hier, bis Antonius ausgeredet hat, und laßt mich allein gehen.

(Er geht ab.)

Sechste Scene.

1. Plebejaner.

Haltet, he! wir wollen den Marcus Antonius hören.

3. Plebejaner.

Laßt ihn auf den Redstuhl steigen, wir wollen ihn hören; edler Antonius, geht hinauf.

Antonius.

Ich bin euch, um des Brutus willen, verbunden.

4. Plebejaner.

Was sagt er vom Brutus?

Die Aufklärungen der sogenannten dunklen Stellen in Kl. Oden, werden den meisten Lesern willkommen seyn, obgleich diejenigen, die dergleichen bedürfen, keinen Schritt, ohne einen solchen Führer weiter zu kommen, Hoffnung haben möchten.

Alle diejenigen, welche nicht über die Sache selbst anders, sondern nur nicht in des Verf. Manier denken und schreiben, warnen wir zum voraus, sich künftig hierüber bescheiden auszudrücken; denn sie werden sonst für Weltleute oder Franzosen angesehen, und, noch poetischer, unter das Froschgeschlecht gesezt.

Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Policey und Cameralwissenschaft, von Johann Beckmann. Zweyter Theil. Göttingen, bey Vandenhoeck, 1779.

1.) Beschreibung eines in der Göttingischen Gegend gebräuchlichen Pflugs. Diese kunstmäßige Beschreibung, deren Natur aber hier allen Auszug verbietet, ist von dem geschikten Landwirth, Herrn Jobst Böse, Hochadl. Hardenbergischen Verwalter zu Gießmar, der schon durch andere ökonomische Schriften rühmlichst bekannt ist. II.) Von der Landwirthschaft in Tyrol und von der dortigen Bereitung des Bergblaues und Berggrüns. Die Industrie in diesem für den Ackerbau so wenig bequemen Lande ist erstaunend. Auf den steilsten Anhöhen sieht man mit der größten Gefahr des Lebens die Menschen mit Steigeisen herumklettern, und am Ende des Tags vielleicht 20 Pfund Winterfutter nach Hause bringen. Man sollte sie mehr mit Raffinirung ihrer mineralischen Produkte beschäftigen. Ihre Arbeiten in Alabaster und Holz gehn bereits bis nach Portugall. Viele von ihnen haben eigne Häuser, und sind Bürger in Lissabon. Man findet in Gröden

auch

auch viele Portugieſiſche Weiber. Die Gröbner haben ihre eigne Sprache, welche aus dem Deutſchen und dem Portugieſiſchen zuſammengeſezt iſt, ſo daß ſie auſſer dem Bezirke ihres Thals, wenn ſie ſich derſelben gebrauchen wollen, von keinem andern Menſchen in der Welt verſtanden werden. Zu Ymſt iſt eine Geſellſchaft, die mit Kanarienvögeln handelt. Sie ſchicket, nachdem die Brutzeit vorbey iſt, verſchiedne ihrer Träger aus, um eine groſſe Menge dieſer Vögel zu ſammlen, welche ſie in der Schweiz und in dem römiſchen Reiche von denenjenigen abhohlen, die dergleichen Bruten in der Abſicht, die Geſellſchaft damit zu verſehen, beſorgen. Dieſe Träger tragen ſie jeder zu 300 bis 400 Stük nach London und Konſtantinopel. In den Tranſactions ſteht eine Berechnung dieſes Handels. England erhält aus Tyrol jährlich 1600 Stük. Sie verkaufen das Stük für 5 Schilling, ohngeachtet ſie dieſe Vögel wohl tauſend Meilen weit auf dem Rücken tragen, und für die ganze Anzahl noch 20 Pfund Zoll in England bezahlen müſſen. Zuerſt werden die Blau- und Grünſteine durchgeſiebt, alsdenn durch Kinder und Weiber das Blaue und Grüne von einander geklopft, ſorgfältig abgeſondert, ſo daß nichts Blaues ins Grüne komme, naß auf einer ordinären Mühle gemahlen, die Mühlſteine immer enger geſtellt, und ſo am Ende zu Farbe bereitet. Aus dem ſchweren Gyps, Spatum marmor metallicum Cronſt. wird eine ſchöne weiſe Farbe, die leicht mit dem feinſten Bleyweiß verwechſelt werden kann, bereitet. III.) Von der Landwirthſchaft in Graubündten. Dieſer Aufſatz iſt von Hrn. Wredow. Es iſt nicht leicht möglich ſich einen Staat wie dieſen zu gedenken, der völlig ohne ſogenannte öffentliche Ausgaben beſtehen könne, und alſo nicht des geringſten Beytrages ſeiner einzelnen Mitglieder bedürfe, wie dieſer. Sogar die kleine Summe Geldes, welche er aus der Theilnehmung an den Einkünften der Beamten in Veltlin zu erheben hat, kann gröſtentheils auf Zinſen ausgethan

werden. Alle diejenigen, die ihre Zeit und Bemühung den Geschäften des Staats aufopfern, haben schlechterdings keine andre Belohnung zu gewarten, als die leidige Ehre. Im Gegentheil sind mit der Erhaltung und Führung fast aller Aemter im Lande selbst, noch ansehnliche sowohl rechts- als unrechtmäßige Ausgaben verbunden. Obgleich der Bauer ganz frey von Abgaben ist, so ist doch seine Emsigkeit und sein Muth, den Seinigen vorzustehen so groß und noch größer und merklicher als bey unsern dienst- und pflichtschuldigen Bauern. Alle ihre Prozesse werden von aus 12 Personen bestehenden Gerichten in 2 bis 3 Terminen, und unentgeldlich abgethan, so daß es dem Interessenten nicht mehr denn ein Paar Kannen Wein, und einige Laiben Brodt kostet. Ihre meiste Nahrung besteht im Viehhandel, der sich mitunter auf die närrische Liebhaberey der Mayländischen Edelleute, auf ihren Landgütern schönes Vieh zu besitzen, gründet. Ihre Reinlichkeit bey der Wartung desselben ist ausserordentlich. Sie melken nur Abends und Morgens. Ehe es auf die Alpen gelassen wird, kommt es auf besondere Grasstücke zu Ende des Märzes und zu Anfang des Aprils oder auf die sogenannte Mayensäße. In den Alpen wird Käs und Butter von der ganzen Heerde zusammengemacht. Damit aber die Kühe in der Zeit, da ihre Milch in eine gemeinschaftliche Masse kommt, ungefähr gleich viel Milch geben, so ist eine Zeit bestimmt, vor welcher kein Eigenthümer seine Kuh zum Ochsen lassen darf. Um die künftige Vertheilung von Käs und Butter verhältnißmässig machen zu können, so wird, wenn das Vieh etwa 3 bis 4 Wochen in der Alp gewesen, ein Tag von der Gemeinde bestimmt, an welchem aus jedem Haus jemand dahin geschikt werden muß. Sobald diese Deputierten in der Alp ankommen, ruht das Amt der Alpknechte. Den ersten Abend milkt jeder seine Kuh selbst; den folgenden Morgen aber muß er es einem andern überlassen, den das Loos bestimmt. Den 3ten

Tag

Tag endlich werden alle wieder von ihren Eigenthümern gemolken; alsdenn wird die Milch gewogen und nach dieſem Gewicht geſchieht beym Abzug von der Alp die Vertheilung von Butter und Käſe. IV.) Beſchreibung der in Aſtrachan üblichen Art, gekörntes Pergament oder Schagrin zu verfertigen, von Herrn Pallas. Es iſt ungefähr dieſelbe Behandlung, die durch den ganzen Orient herrſcht. Es iſt Pferd- oder Eſelshaut, und man kann nichts dazu brauchen als das Rückenſtük, welches gleich über dem Schwanz faſt in halbmondförmiger Geſtalt, etwan 1 $\frac{1}{2}$ Arſchien oder Rußiſche Ellen nach der Queere über die Hüften lang, und auf eine Arſchie nach der Länge des Rückens breit, ausgeſchnitten wird. Das übrige iſt ganz untauglich dazu. Es wird in Waſſer geweicht, und ſo lange gereinigt und geſchabt, bis nichts mehr als das reine faſiate Gewebe übrig bleibt, welches zum Pergament dient, aus dichten Lagen weiſer Fibern beſteht, und wie etwa eine in Waſſer eingeweichte Schweinsblaſe ausſieht. Alsdenn werden ſie in Rahmen geſpannt und oft beſprüzt, daß ſie überall gleich ſtark ſpannen. Sie werden mit der Fleiſchſeite nach unten auf den Fußboden gelegt. Die andre Seite wird nun ganz dicht mit dem ſchwarzen, ſehr glatten und harten Saamen einer Art von Chenopodium, das um die ſüdliche Wolga häufig und faſt Manns hoch wächſt, überſchüttet; und um damit einen ſtärkern Eindruk auf das Fell zu machen, ſo wird etwas drüber gebreitet, und der Saame mit Füßen eingetreten, wodurch denn derſelbe in der ganz erweichten Haut tief eindringt. So mit dem Saamen belaſtet muß das Fell an der Luft trocknen. Ihm nun die Glätte zu geben, werden verſchiedne Werkzeuge gebraucht. Das erſte iſt ein Eiſen, welches an einem Ende wie ein Haaken gekrümmt und geſchärft iſt. Man krazt damit die Oberfläche des Schaarins ziemlich ſcharf, um die ſtärkſten Rauhigkeiten wegzunehmen, doch muß es mit Vorſicht geſchehen, um die

Eindrücke des Saamens nicht zu zerſtören. Weil die Schärfe dieſes Eiſens ſehr ſchmal iſt, ſo wird der Schagrin dadurch etwas ungleich, und alſo muß man hinterdrein mit einem ſcharfen Schabeiſen zu Hülfe kommen, wodurch die ganze Oberfläche eine vollkommne Gleichförmigkeit bekommt, und von den Eindrücken des Saamens nur ganz ſchwache Spuren übrig bleiben, wie man ſelbige zu haben wünſcht. Nach allen dieſen Behandlungen legt man den Schagrin wieder ins Waſſer, theils um ihm eine Geſchmeidigkeit zu verſchaffen, theils um deſſen erhabenes Korn zum Vorſchein zu bringen. Die Saamen nehmlich haben in der Oberfläche des Fells Grübchen verurſacht, die Zwiſchenräume dieſer Grübchen haben im Blätten ihre hervorragende Subſtanz verlohren, und nun quillen die zu Grübchen eingedrükt geweſenen Punkte, welche nichts von ihrer Subſtanz verlohren haben, über die beſchabten Stellen hervor und bilden alſo das Korn des Schagrins. Man läßt die Schagrinſtücke zu dem Ende zweymal 24 Stunden im Waſſer aufweichen, und ſchwenkt ſie hernach einigemal in einer ſtarken und heißen Lauge, welche aus einer um Aſtrachan häufigen Salzerde, welche Bitterſalz und auch wohl etwas Natrum enthält, durchs Kochen erhalten wird. Aus dieſer Lauge werden ſie warm auf einander gerakt u. ſ. w.

V.) Vom Ackerbau zu St. Nicolas, dem Hauptorte im Pays de Waas in Flandern. Das beſondre davon iſt, daß man im Winter Roggen, im März gelbe Rüben ſäet, und wenn der Roggen geſchnitten iſt, in die gelbe Rüben weiſſe, oder ordinäre Rüben. Unter den Flachs kommt ſogleich Klee.

VI.) Vorſchlag zur Verbeſſerung des Schulweſens der Bauern, von einem regierenden Herrn Reichsgrafen ao. 1772. aufgeſetzt. Dieſer Aufſatz iſt keines Auszugs fähig, eben ſo wenig die folgenden, als

VII.) Anſchlag von der Landwirthſchaft auf einem ſogenannten Halbmeyerhofe in den Bremenſchen und Verdenſchen Geeſt- oder Heidegegenden.

VIII.)

VIII.) Contract über eine Holländer Pacht oder Kuhpacht. IX.) Kaufanſchlag eines Ritterguts; nach den Sätzen der Königl. Preußiſchen Concurs-Ordnung. X.) Verordnung, betreffend die Einrichtung einer Species- Giro- und Leihbank in der Stadt Altona. XI.) Auszüge aus Briefen.

Bey Chriſtian Friedr. Himburg in Berlin, ſind in vier Heften herausgekommen: Lieder und Geſänge beym Clavier, von Johann Andre. Mit einer vorgeſetzten Silhouette der Demoiſell Niklas. 1779.

Herr Andre, der ſo mancherley Talente beſizt, hat durch ſeine Operetten und durch andre Herausgaben gezeigt, daß ihm ſeine Mutter Natur von muſikaliſchen Fähigkeiten auch etwas mitgetheilt hat. Auch dieſe Lieder ſind Beweis hiervon. In leichten Verhältniſſen fortſchreitender Geſang herrſcht faſt durchaus darinnen; der Romanzen-Ton, Heft 1, Seite 6. und H. III, S. 70 iſt vorzüglich getroffen; nicht weniger gefällt uns das Lied: H. III, S. 10 u. ſ. w. Aus gegründeten Urſachen aber hätten wir gewünſcht, daß Hr. Andre diejenigen Lieder, welche der Herr Capellmeiſter Reichardt in einer eignen Sammlung, Madam Wolf, und der Herr Cammermuſikus Cranz im teutſchen Merkur, wie auch andre Componiſten hier und da ſchon vor geraumer Zeit in ſehr ſchönen Melodien der Welt vor Augen gelegt haben, hier zurükbehalten, und ſtatt dieſen, noch ganz unbekannten Liedern das muſikaliſche Gewand gegeben haben möchte. Eben aus dieſen Urſachen wünſchten wir auch mehr Modulation in dieſen ſeinen Liedern gefunden zu haben: denn es verräth gar ſehr die Vernachläßigung des Studiums der Harmonie, wenn die Modulation, wie hier durchgehends, ſich nicht weiter als vom Hauptton in die Dominante, und von der Dominante wieder zurük in den Hauptton erſtrecket; zumal wenn läng-

gere Strophen oder längere Verse der Poesie Mannichfaltigkeit in der Modulation nothwendigerweise erfordern. Die rechte Wahl der Taktart ist auch ein Punkt, worauf ein Musikus, hauptsächlich bey Liedercompositionen, sein Augenmerk richten muß. Das Lied im IVten H. S. 98 würde im $\frac{3}{4}$ — in Absicht des Accents und Ausdrucks gewonnen haben, was ihm hier im Viervierteltakt daran fehlt. Ueberhaupt wäre wegen des verfehlten richtigen Accents und des reinen Satzes hier verschiedenes zu erinnern; da aber Recens. nicht gesonnen ist, sich deswegen vielleicht in Streitigkeiten einlassen zu müssen, so mags hiermit gut seyn.

Die neueste Erziehungs-Begebenheiten, mit praktischen Anmerkungen, aufs Jahr 1780. Gießen bey Joh. Christian Krieger.

Das Erziehungswesen hat seit 20 oder 30 Jahren so viele Revolutionen erlitten, und es ist seit dieser Zeit so viel gutes und schlechtes darüber geschrieben worden, daß es für Jemanden, der Belehrung in diesem Fache suchet, beynahe nicht mehr möglich ist, aus dem ganzen verworrenen Haufen von Schriften, die bis itzt darüber erschienen sind, nur das Dienliche hervorzusuchen, um einen wirklich zweckmäßigen Unterricht zu erhalten. Gleichwohl macht die Wichtigkeit dieses Gegenstandes Kenntnisse von der Art beynahe Personen aus allen Ständen unentbehrlich; und aus der Ursache hat schon seit dem Monat Januar dieses Jahrs eine Gesellschaft erfahrner Schulmänner angefangen, bey mir unter obigem Tittel ein Journal herauszugeben. Es werden darinn nicht nur die neusten in das Erziehungswesen einschlagende Begebenheiten auf eine unterhaltende und lehrreiche Art erzählt, sondern auch alles, was seit so vielen Jahren in einer ungeheuern Menge von Schriften gutes und brauchbares über diesen Gegenstand gesagt wor-

den,

ben, in der Kürze so vorgestellt, daß der Leser alles in einem Blik zu übersehen im Stande ist, und in keiner Absicht mehr nöthig hat, sich in einem Chaos von Schriften zu verirren.

Dies Institut, das allen Eltern, allen häuslichen und öffentlichen Lehrern, allen Aufsehern des Erziehungs- und Schulwesens, allen Landescollegien, die mit diesem wichtigen Gegenstande der Regierung und der Polizey zu thun haben, in gleichem Grade nüzlich seyn wird, besteht jährlich aus 12 Stücke in 8vo und jedes Stük kostet 3 gGr. brochiert.

Joh. Christ. Krieger.

VII.

Gelehrte Nachrichten.

Ist die Kenntniß der Geschichte im Ganzen nüzlich und angenehm, so ist es gewiß die Kenntniß der noch fortdauernden Europäischen Staaten vorzüglich. Dieses umständlich zu zeigen, hieße Wasser in den Quell tragen. Die Bekanntschaft mit derselben ist, wo ich unsere Zeiten nicht ganz verkenne, ein Bedürfniß, welches viele aus den gesitteten Ständen, daheime und in Gesellschaft, sehr oft fühlen. Und diesem Bedürfnisse mit Leichtigkeit und Vergnügen abzuhelfen, ist bey allem Reichthume der halbjährigen Bücherlieferungen noch kein Buch da. Denn die Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte, und die teutschen Umarbeiter des Guthrie und Gray schreiben für die mehresten zu weitläuftig, und für viele nicht unterhaltend. Sie sagen wenig, oft gar nichts von dem innern Zustande der Staaten, von der Staatsverwaltung, von der Handlung, von innerer Erwerbsamkeit, von den Europäischen Besitzungen in andern Welttheilen, ꝛc. ꝛc. Und doch muß man diese Dinge wissen, wenn man den Gang der Staats-

begebenheiten, so weit es möglich ist, richtig beobachten, und die Wichtigkeit einzelner Vorfälle beurtheilen will. Was nützt es, z. B. wenn mir einer erzählt, die Spanier haben die Havannah und Manilla, die Engländer Jamaika und Madras, die Franzosen Martinique, St. Domingo und Pondichery erobert oder verloren, wenn er mir nicht zugleich sagt und zeigt, daß die Havannah der Schlüssel von dem ganzen Spanischen Amerika ist; daß Manilla der Mittelpunkt ist des Handels zwischen Mexiko und Ostindien; daß Jamaika den halben Werth aller Englisch-Westindischen Besitzungen aufwiegt! daß durch den Verlust von Madras der gröste Theil des Englisch-Ostindischen, und durch den Verlust von Pondichery des Französisch-Ostindischen Handels verloren geht? Was hilft es mir, wenn ich die Aufhebung des Jesuiter-Ordens angezeigt finde, ohne die Verfassung des Ordens zu kennen, ohne zu wissen, daß sie Kaufleute waren, daß sie Ordensbrüder ohne Ordenskleid in den Kabinettern hatten, ꝛc. = = Ueberzeugt von dem Nichtdasein einer solchen Europäischen Geschichte, welche der gesittete Bürger, der Mann vom Stande, welcher von der Geschichte nicht Profession macht, mit Nutzen und Vergnügen lesen würde, will der Verfasser dieser Anfrage eine Europäische Staatengeschichte schreiben, welche die angezeigte Lücke ausfüllen soll. Er wird

1) Weil er nicht eigentlich umständliche Geschichte der Souveraine schreibt, bey jedem Reiche die grosen Veränderungen und Begebenheiten im Zusammenhange, mit ihren Veranlassungen und Ursachen, (so weit leztere nicht Geheimniß sind) und Folgen erzählen. Bey den Kriegen bleibt weg, alles, was nicht von Folgen für das Ganze oder einen grosen Theil des Ganzen war. Bey den neuesten Zeiten werden genealogische Tafeln der regierenden Häuser hinzukommen.

2) Bey den Seemächten wird die Geschichte ihrer auswärtigen Besitzungen eingeschaltet. So wird z. E. bey den Ara-

Arabern, von Afrika, Oſtindien, China, Japan, Braſilien geſprochen. Bey Spanien, von Südamerika und den Antillen. Bey England, von Bengalen, Nordamerika, der Fiſcherey bey Terre-Neuve, ꝛc. Bey dergleichen Beſitzungen wird ihre Geſchichte ſeit der Entdeckung, und ihre Wichtigkeit für das Mutterland nach Lage, Bevölkerung und Product angegeben. Auch wird damit eine Beſchreibung, der bey uns nicht einheimiſchen Producte und ihrer Bearbeitung verbunden, z. E. des Indigo, der Coſchenille ꝛc.

3) Alles, was man unter dem Namen Statiſtik zu benennen pflegt.

4) Literatur-Nachrichten, Religions- und Schulſachen.

5) Ueberhaupt ſoll nichts weggelaſſen werden, was zur Ueberſicht nothwendig iſt, und der Vortrag ſoll ſo beſchaffen ſeyn, daß der Leſer, ſelbſt bey publiciſtiſchen Dingen nicht nöthig habe, ſich anderwärts her die Erklärung zu holen. Und dieſe mit Statiſtik verbundene Europäiſche Geſchichte, ein Leſebuch für die geſittete Stände, ein Leſebuch für die erwachſene Jugend, ſoll nicht über drey mäßige Oktavbände ausgedehnt werden, ungeachtet ſie zwey Drittel wiſſenswerther Dinge mehr enthält, als die bandreichen allgemeinen Volksgeſchichten. Man ſieht leicht, daß dieſes Werk viel Lektüre und fruchtbare, nicht geile Anwendung derſelben vorausſezt. Der Verfaſſer iſt aber auch mit ſeinen Gegenſtänden nicht ſeit geſtern und heute bekannt. Er weiß, daß ſich ſein Buch ſelbſt verkaufen wird. Aber er arbeitet für ſein und ſeiner Familie Beſtes, und fragt an, ob das Publicum den Lohn ſeiner Arbeit ihm allein gönnen will? Es wird auf den erſten Band 1 Rthlr. 8 Gr. in Golde pränumerirend ſubſcribiert, ohne daß man verbunden iſt, auf die folgenden dieſes zu thun; welches aber nach Erſcheinung des erſten Theils keiner unterlaſſen wird. Pränumerirende Subſcribenten nenne ich alle Theilnehmer, weil ihre Gelder bey den

Col-

3. Plebejaner.

Er ſagt, er halte ſich uns allen um des Brutus willen verbunden.

4. Plebejaner.

Es wär' am beſten, er redte hier nichts böſes vom Brutus.

1. Plebejaner.

Dieſer Cäſar war ein Tyrann.

3. Plebejaner.

Das iſt gewiß; wir ſind glüklich, daß Rom ſeiner los iſt.

2. Plebejaner.

Still, wir wollen hören, was Antonius ſagen kan.

Antonius.

Meine werthen Römer --

Alle.

Stille, holla, horcht zu!

Antonius.

Freunde, Römer, Mitbürger, leihet mir eure Ohren; ich komme den Cäſar zu beſtatten, nicht ihn zu loben. Das Böſe, ſo die Menſchen thun, lebt noch wenn ſie nicht mehr ſind, das Gute wird oft mit ihren Gebeinen eingeſcharrt. So laßt es mit Cäſarn ſeyn. Der edle Brutus

hat

Collecteurs unangetaſtet liegen bleiben, bis die Zeitungen den vollendeten halben Druck des erſten Theils angezeigt haben. Iſt die Zahl der Subſcribenten zu Johannie voll, ſo wird auf Michaelis der erſte Band abgeliefert; geſchieht jenes erſt auf Michaelis, ſo erfolgt das Letztere zur Neujahrsmeſſe; erfolgt jenes gar nicht, ſo erſcheint auch das Buch nicht.

Um die Mühwaltung, die pränumerirende Unterzeichnung zu eröffnen, bittet der Verfaſſer alle hochlöbliche Poſtämter, Intelligenz-Comtoire, Buchhandlungen und alle Gelehrte, welchen dieſes Geſchäfte, aus Liebe zur Beförderung einer wirklich nützlichen Sache, nicht zu läſtig ſeyn mag. Die Anzeige von der Anzahl derer, welche ſich haben einzeichnen laſſen, wird gegen Johannis an die Verfaſſer der Zeitungen aus der alten Welt nach Berlin gemeldet, welche von dem Verfaſſer erſucht worden ſind, dieſe Nachrichten an ſich abgeben zu laſſen. Der Druk wird in Deſſau beſorgt, und der Anfang deſſelben in den Zeitungen angezeigt werden. Jedes eilfte Exemplar wird den Herrn Collecteurs unentgeldlich geliefert. Allhier in Leipzig nehme ich die Pränumeration an.

Carl Friederich Schneider.

Nicht als ob wir der Recenſionsjournale in Deutſchland zu wenige hätten, ſondern weil wir gerade keines von dieſer Art haben, und eines dieſer Art doch ſehr nützlich ſcheinet, kündiget Endesunterſchriebener Verleger ein neues von einer ganz neuen Einrichtung an.

Schon oft haben Männer von Einſicht geſagt, daß der Recenſent der zuverläßigſte und nützlichſte ſey, der Zwek, Plan und Inhalt des Buches genau und vollſtändig darſtellt, das Eigne des Verfaſſers auszeichnet, ſich alles Urtheils über den Werth oder Unwerth des Buchs enthält, und den Leſer ſelbſt zu urtheilen in den Stand ſezt.

Die

Wie wenige Recenſionen dieſer Art in unſern Tagen geſchrieben werden, darf man keinem Menſchen ſagen, der Bibliotheken, Journale und gelehrte Zeitungen lieſt; die Urſach iſt leicht einzuſehen — Sollte man dem Publikum nicht viele ſolcher Recenſionen dadurch verſchaffen, wann man ein Journal erdfnete, in welchem jeder Autor ſein Buch ſelbſt anzeigte?

Wer kann Abſicht, Plan und Ausführung, wer das eigne, neue hervorſtechende meiſtens beſſer angeben, als der Autor. Wie wenige Recenſenten leſen das zu recenſirende Buch ganz durch! Man will für gewiß verſichern, daß viele das Buch nur durchblättern, und aus einigen Stellen, den ihnen auffallenden Werth oder Unwerth des ganzen beſtimmen. Aus den meiſten Recenſionen kann man nicht ſehen, was, und wie der Verfaſſer des Buches über die Materie, ſondern was und wie der Recenſent über den Verfaſſer gedacht hat. Wenige Recenſenten haben zuverläßig ſo viel gerade über dieſen Gegenſtand nachgedacht und geleſen, als der Verfaſſer. Wie manche finden alles gut, oder alles ſchlecht, weil der Verfaſſer zu ihrer Parthei, zu ihren Freunden gehört, oder nicht gehört. So manches Buch bleibt unangezeigt, weil der Verfaſſer oder Verleger keine Bekanntſchaft oder Verbindung mit Recenſenten hat. So manches wird nirgends gut und hinlänglich angezeigt, weil es keinem Recenſenten in die Hände fiel, der eine ſolche Anzeige zu machen im Stande war oder Luſt hatte.

Die unterzeichnete Buchhandlung iſt geneigt, ein Journal von beſagter Einrichtung unter dem Titel: Geiſt der neueſten Schriften herauszugeben, und erſucht die Schriftſteller Deutſchlands ſamt und ſonders, ſie mit Beyträgen zu unterſtützen, und ihr ſolche Recenſionen ihrer neu herausgegebenen Schriften, entweder koſtenfrey durch die Poſt, oder durch ihre Verleger zuzuſenden, worinn der Inhalt, die Ord-

nung

sung und das merkwürdigste der Schrift in möglichster Kürze angezeigt sind. Darf man ein Muster vorschlagen: so sind es die Recensionen, welche verschiedene göttingische Gelehrte, Leß, Walch, Heyne ꝛc. von ihren eigenen Schriften in die Göttinger Anzeigen setzen. Auch die Hallische und Jenaische gel. Zeitungen enthalten Muster dieser Art. Diese Recensionen werden ohne alle Veränderung abgedrukt werden.

Uebrigens hofft Verleger um desto mehr bey unsern vaterländischen Autoren keine Fehlbitte zu thun, da er ihnen dadurch auch Gelegenheit verschaft, Bemerkungen, Verbesserungen, Zusaze u. s. w. die dem Verfasser zuweilen erst während des Druckes, oder nachher erst einfallen, dem Publikum mitzutheilen, desgleichen sich gegen unbillige und ungegründete Kritiken zu vertheidigen.

Ich bin willens des Jahrs 2 Bände zu liefern, jeder Band soll aus zwey Stücken bestehen, und iede Messe werde ich g. O. einen Band, also zu Anfang des nächsten Jahres das 1ste Stük, und auf die Ostermesse 1781 den vollständigen 1sten Band in 8. liefern. Ich verlange weder Pränumeration noch Subscription, sondern sobald ein Band fertig ist, wird er an die vornehmsten Buchhandlungen gesandt, und da um einen billigen Preiß zu haben seyn. Sind inzwischen Liebhaber, die Exemplare aus meiner Handlung unmittelbar verlangen, so werde ich Ihnen Stükweise damit dienen können, und sie zahlen für den ganzen Band sodann 1 Rthlr.; in den Buchläden aber kostet derselbe 1 Rthlr. 8 Gr.

Da jedem Buchhändler besonders viel dran gelegen seyn muß, daß seine neue Verlagssachen bald angezeigt werden, so ergehet hierdurch noch besonders an Sie, meine Herren, die Bitte, mir, so wie bey Ihnen etwas neues zum Vorschein kommt, nach oben angezeigter Vorschrift, die Recension des Autors baldigst mitzutheilen; und da es Ihren eignen Vortheil betrift, Sie auch insonderheit dieses Journal noch da-

zu

zu brauchen können, ihre zuweilen durch parthenische Recensionen mißhandelten Verlagsbücher zu rechtfertigen, so ists nicht unbillig, wann ich mir Ihre Briefe franco ausbitte. Zum 1ſten Band muß ich längſtens zu Ende des laufenden Jahrs die Exhibenden haben: ich werde mich der Zeitordnung bedienen, und ohne Ansehen der Person die Recensionen, so wie ſie einlaufen, einrücken. Gießen im Heumonat 1780.

Johann Christian Krieger, der jüngere.

Die Demoiſelle Caroline Rudolphi, deren poetiſches Genie aus verſchiedenen Gedichten, die in den pädagogiſchen Unterhandlungen und im Campeſchen Kinderalmanach ſtehen, bekannt iſt, und für deren moraliſchen Charakter ich zu viel Achtung habe, um hier etwas mehr zu ſagen, als auf ihre Gedichte zu verweiſen, giebt mir, ihrem Freunde, die Erlaubniß, die beſten ihrer Gedichte zuſammen heraus zu geben. Ich wähle dazu den Weg der Pränumeration, und bitte alle Freunde und Freundinnen des Guten und Schönen, in dem Zirkel ihrer Freunde Pränumeration einzuſammeln, und mir ſolche mit den Namen der Pränumeranten bis zu Ende des Septembers zuzuſenden. Im December d. J. ſollen die Gedichte in klein Oktav erſcheinen. Papier und Druck ſoll dem innern Werthe der Sammlung angemeſſen ſeyn, und zu den ſingbaren Liedern werd' ich meine und meines lieben Weibes Melodien im Format des Buchs verfügen. Der Preis iſt Ein Thaler, den Louisd'or zu fünf Thaler gerechnet. Den Herrn Buchhändlern und jedem der es verlangt, wird für die Bemühung beym Einſammeln das zehnte Exemplar frey gegeben.

Denen zu Gefallen, die noch nicht bekannt mit der Muſe meiner Freundinn ſind, mag von ihr folgendes Gedicht hier ſtehen. Ich wähl' es aus Neigung. Berlin, am 1 Jul. 1780.

Johann Friederich Reichardt,
Königl. Preuß. Kapellmeiſter.

Ueber

Ueber den Werth des Lebens.

Ja, das Leben iſt des Himmels Gabe,
Iſt des tiefſten, wärmſten Wunſches werth;
Sagt das nicht der ſchwache Greis am Stabe,
Der den Tod mit Zittern kommen hört?

Sagt das nicht der Säugling in der Wiege,
Wenn der kalte Schauer ihn befällt,
Und der Todeskampf die kleinen Züge,
Jedes Lächeln, jeden Reiz entſtellt?

Sagt das nicht mit ſanftem Flehn die Taube,
Wenn des Geiers Mordſucht ſie bedroht?
Sagt das nicht der kleinſte Wurm im Staube?
Ach! ſich windend leidet er den Tod.

Selbſt das Daſeyn, nur des Lebens Schatten,
Selbſt das Daſeyn, iſt es nicht ein Gut?
Auch die kleinſten Hälmchen auf den Matten
Sterben traurig unter Sonnenglut.

Und aus Gräbern, unter dichtem Mooſe
Drängen Blumen eilend ſich hervor.
Zwiſchen Dornen hebt die junge Roſe
Froh ihr glühendes Geſicht empor.

Zwar uns Arme drücken tauſend Plagen,
Von der Wiege bis zum frühen Grab;
Aber tauſend, tauſend Freuden ſagen,
Daß ein guter Gott das Leben gab.

Und gerührt im mütterlichen Herzen
Steht am Wege die Glückſeeligkeit:
Trauert, wenn wir wählen bittre Schmerzen
Statt des Segens, den ſie hold uns beut;

Trauert, daß uns Wahn und Ehrſucht thören,
Wenn uns glücklich ſeyn die Weisheit lehrt;
Daß wir ihren ſüßen Ruf nicht hören,
Und verkennen unſern eignen Werth.

Beut dem Hirten hinter ſeiner Heerde
Wie dem Fürſten ihre Freuden dar,
Liebt noch immer ihre kleine Erde
Die ihr Sitz in goldnen Zeiten war.

Ja, das Leben iſt des Himmels Gabe,
Werth, daß Dank in unſern Adern ſchlägt,
Fühlt das nicht, auch bey der kleinſten Habe,
Wer ein reines Herz im Buſen trägt?

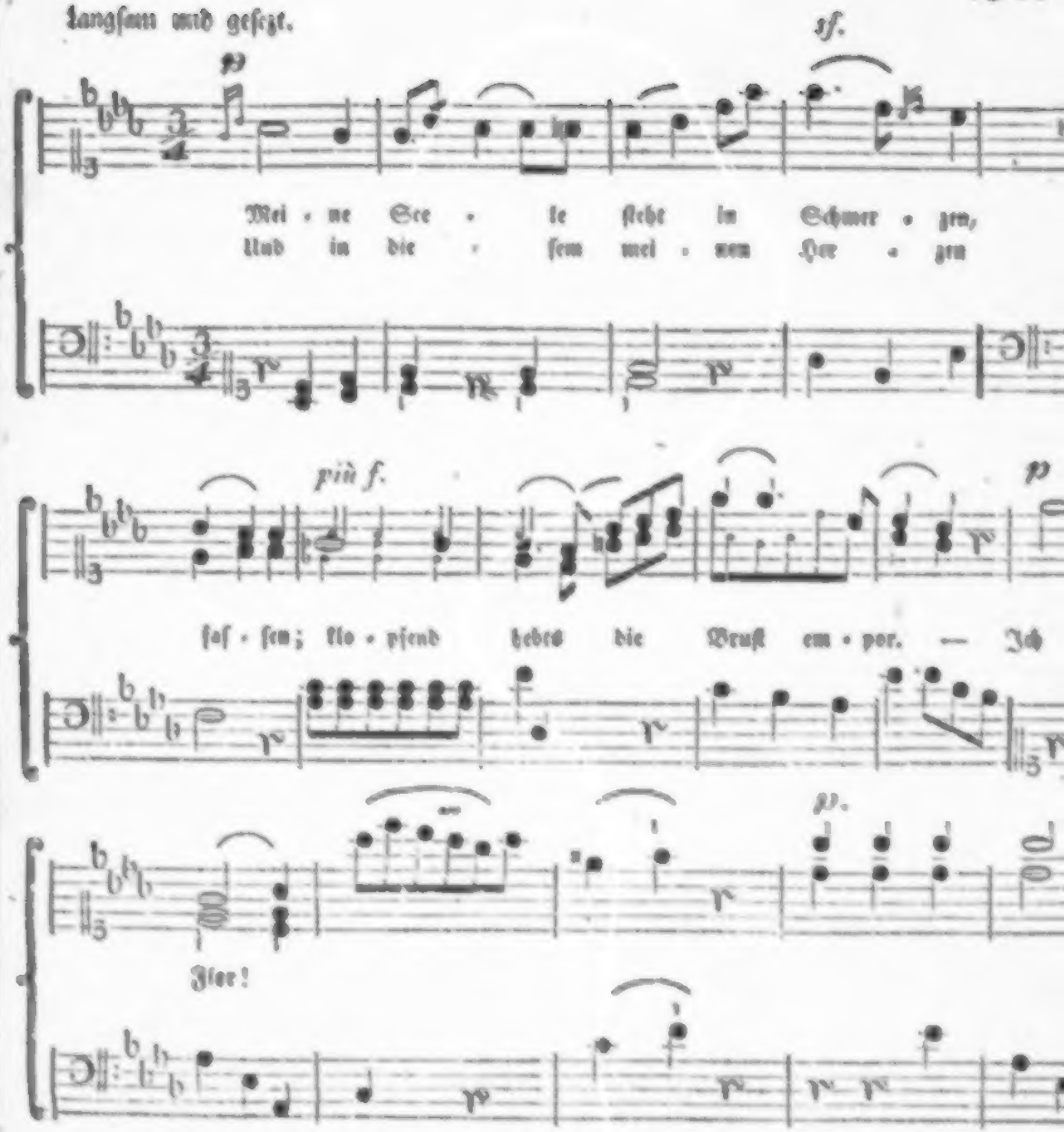

Viele liegen hier verſchloſſen;
Eng und finſter iſt ihr Haus;
Aber träumen unverdroſſen
Ihre letzten Träume aus.

In des Todes ſtiller Kammer
Drängt kein Sehnen ihre Bruſt:
Täuſcht kein Hoffen ihren Jammer;
Täuſcht kein Fürchten ihre Luſt.

Gräber.

Komp. von dem Verf. des Textes.

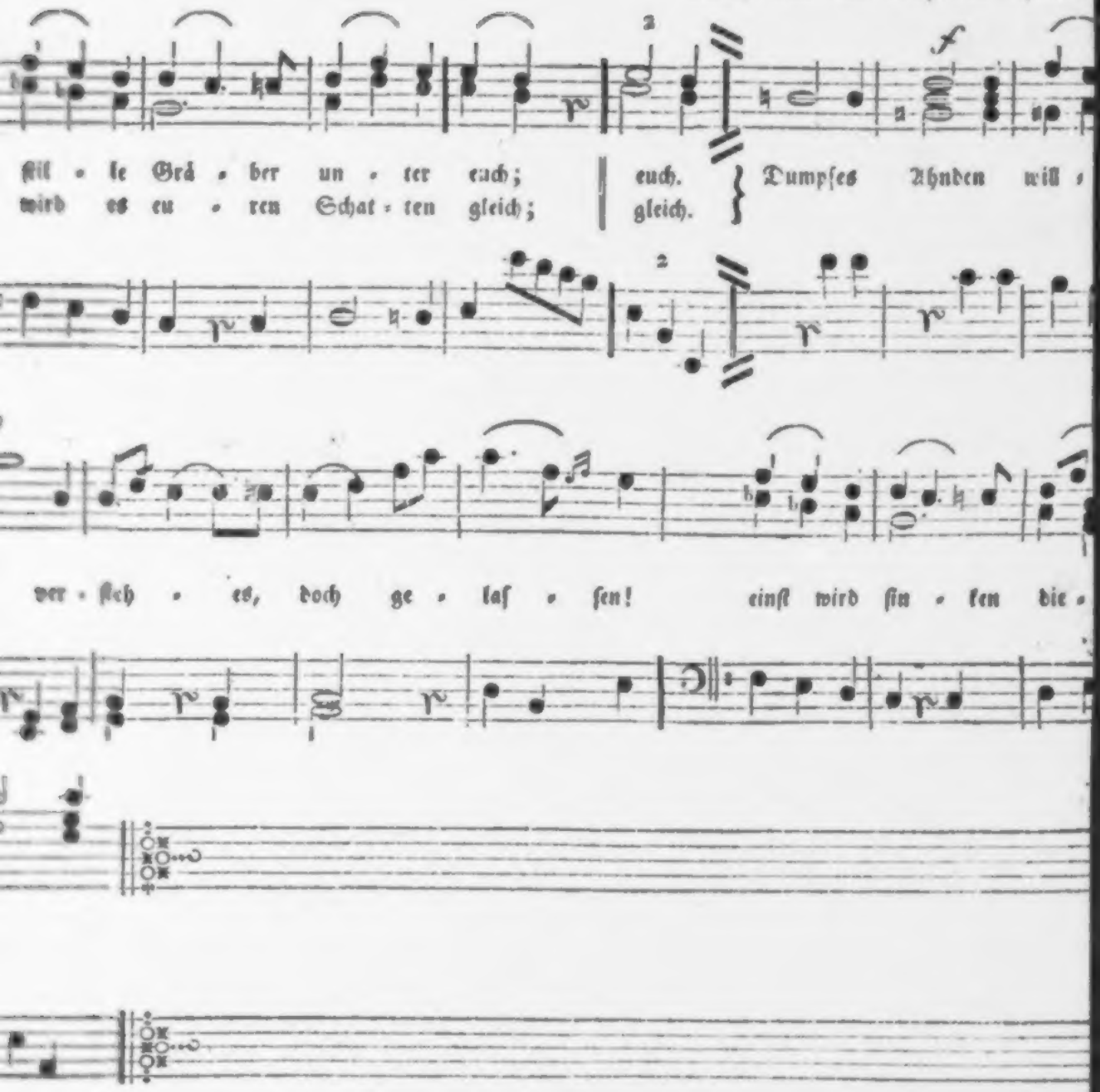

Schöne Stunden dieser Stille,
Wo ein seelger Friede wohnt!
In des Lebens banger Fülle,
Wird kein Darbender belohnt.

Lang in düstrer Nächte Schatten
Treibts umher den irren Sinn —
Nur allein auf diesen Matten,
Wird die Erde zum Gewinn.

J. G. D. Michaëlis.

Der
Teutſche Merkur.

September 1780.

I.

Schreiben eines Landedelmanns
aus dem Pais de Vaud.

Ich denke, es iſt nothwendig, Sie bey Zeiten zu benachrichtigen, daß Sie unter der Addreſſe an Hrn. Daniel P** in Baſel einen Käſe von meinem Berge, und zwar von dem zwey Jahr alten, nebſt ſechs Flaſchen Kirſchwaſſer zu empfangen haben. Dafür erbitten wir uns, meine Frau und ich, eine Nachricht des Empfangs zu ſeiner Zeit, nebſt einer kleinen Erzählung Ihres Befindens und Behagens unter einer Regierungsform, über die wir ſo oft geſpaßt und geſtritten haben, deren Uebel aber doch nicht ſo verzweiflungsvoll ſeyn müſſen, weil ſie einen Mann von Ihrer Denkart noch nicht zum Ausreiſſen genöthigt haben. Wir leben hier in unſerm Städtchen einförmig fort, halten unſre Societäten ſehr regelmäßig, ſpielen noch immer Whiſt, den Fiſch zu Einem Batzen, mit großem Intereſſe, und beſuchen einander Abends auf den Bänken vor unſern Häuſern mit den langen Pfeiffen, wo, wie Sie wiſſen, ſo lant

hat euch gesagt: Cäsar sey herrschsüchtig gewesen; wenn es so war, so war es ein schwerer Fehler, und Cäsar hat auch schwer dafür gebüßt. Ich bin hieher gekommen, mit Bewilligung des Brutus und der Uebrigen, (und Brutus ist ein Ehren-voller Mann, und das sind sie alle, lauter Ehren-volle Männer,) Cäsars Leichen-Rede zu halten. Er war mein Freund, getreu und gerecht gegen mich; allein Brutus sagt, er war herrschsüchtig, und Brutus ist ein Ehren-voller Mann. Er hat manche Gefangne nach Rom mit sich geführt, deren Lösegelder die öffentlichen Kisten füllten; scheint euch das an Cäsarn herrschsüchtig? Wenn die Armen schrien, so weinte Cäsar; Herrschsucht sollte von härterm Stoff gemacht seyn. Allein Brutus sagt, er war herrschsüchtig, und Brutus ist ein Ehren-voller Mann. Ihr alle habt gesehen, daß ich ihm an den Lupercalien dreymal eine königliche Crone anbot, und daß er sie dreymal ausschlug. War das herrschsüchtig? Doch Brutus sagt, er war's; und gewiß ist, daß Brutus ein Mann von Ehre ist. Ich sage das nicht, um das zu mißbilligen, was Brutus gesagt hat, aber ich bin hier, zu sagen was ich weiß. Ihr alle liebtet einst Cäsarn nicht ohne Ursache, was für eine Ursache hält euch dann ab, um ihn zu trauern? O Vernunft, du bist zu dem dummen Vieh geflohen, die Menschen haben ihren Verstand verlohren -- Habt Geduld mit mir; mein Herz ist hier bey Cäsarn in dem Sarge, und ich muß innhalten, bis es wieder zu mir zurük kömmt.

als möglich über unsern Kirchbau, über die Weinpresse, das gefallene oder noch zu befürchtende Hagelwetter, die Reise des Kayſers, und die amerikaſchen Angelegenheiten geſchwazt wird. Wir haben izt einen Parvenû aus Indien bey uns, eines Winzers Sohn von Wufflens, Frankel mit Namen, der vor ungefähr 20 Jahren mit einem Engländer aus Mezerys Penſion als Bedienter weggieng, unter Lord Pigot gedient hat, und nun als Herr von ohngefähr 150000 Franken zurükgekommen iſt. Dieſer Mann, deſſen Vater noch bey meinem Onkel dient, iſt vermöge ſeiner Uniform, und noch mehr durch ſeine Bankſcheine, als der erſte Etranger in unſern Zirkel aufgenommen, und ungeachtet er gegen die 60 ſtehen mag, ſo weiß ich doch nicht leicht eine Familie, die ihm ihre Tochter von 17 Jahr verſagen würde. Seine Erfahrungen in einem uns immer noch ſo unbekannten Lande haben ihn zu einem unterhaltenden Geſellſchafter gemacht, und er trägt dazu bey, das Einförmige unſerer Unterredungen ein wenig mit Wunderbarem zu brodiren. Sie können nicht glauben, wie bey ſeinen Erzählungen von Reichthum und leichtern Erwerbmitteln, unſern vornehmen Landbauern der Mund wäſſert, und wie ſich dadurch der Vorwurf rechtfertigt, den Sie uns immer machten, daß bey uns nur das Geld gilt. Der Luxus iſt in den lezten ſechs Jahren unglaublich bey uns geſtiegen, und die vorige Hoſpitalität hat ſich dage-

dagegen beynahe ganz verlohren. Unſre jungen reichen Leute, die ſie ehedem als große Kinder kannten, haben ſich nun meiſt alle verheirathet, und ſich mit ſo viel eingebildeten Bedürfniſſen des Ameublements, der Equipage und Hausbedienung verſchanzt, daß ſie, um ſtandesmäßig zu leben, niemanden mehr zu eſſen geben können. Oder wenn es geſchieht, ſo iſt es mit einem Raſinement, deſſen Principia niemand verſtehen kann, der nicht zu Paris gegeſſen hat, und mit einer Aengſtlichkeit, daß irgendwo etwas auf dem Tiſche, das einen namhaften Aufwand an Geſchmack und Geld gekoſtet hatte, unbemerkt und unbelobt weggetragen werden möchte. Während dieſes Streites von Kennerey zwiſchen Wirth und Gäſten flieht Appetit und Munterkeit, und die Geſellſchaft erhebt ſich von ihren Stühlen, mit eben ſo langweiligen Geſichtern, als wenn ſie der Vorleſung einer akademiſchen Geſellſchaft beygewohnt hätte. Wir Alten haben überhaupt bey der jetzigen blühenden Generation einen üblen Stand, und Alles was bey uns galt und geſchäzt wurde, hat ganz andern Dingen Platz gemacht. Wer ein angeſehner Mann ſeyn wollte, muſte eine geraume Zeit auswärts gedient haben, muſte ſeinen Nachbarn durch ſeine Wiſſenſchaft im Droit Coutumier als Arbitre, wenn es gefordert wurde, Hülfe leiſten können. Es war erlaubt, wenn man ins Detail der Landwirthſchaft eingieng, und beweiſen konnte, daß mans klüger

angefangen hatte als andere. Man sprach von einer Predigt, wenn sie gut gewesen war, von einem Plaidoyer, wenn er mit Anstand geführt worden war. Unsre jungen Leute bestissen sich indessen, bis ihnen die Alten das ganze Erbgut überliessen, der Wissenschaften, trieben Naturgeschichte, Architektur, Mathematik, Experimental-Physik u. dgl.

Izt aber sind wir alle klüger geworden, und finden, daß die Wissenschaften Tand sind, üben uns in einer philosophischen Dumpfheit, der wir den Titel Esprit d'Independance geben, und glauben, Nichts thun sey eigentlich die Bestimmung des Menschen, und zwar Kraft der Textesworte des Apostels S. Jean Jaques. Unsre jungen Leute glauben, seinen Manes hierdurch ein würdiges Todtenopfer zu bringen, und begreiffen nicht, wie sehr sie ihn dadurch beunruhigen würden, wenns möglich wäre. Sie erinnern sich doch noch der glüklichen Stunden, da ich Sie in mein Exilium nach Gouvoens beschied, und wo wir ihn auf seiner Rükreise aus Savoyen auffiengen? Nie ward ihm sein Herz ofner und sein Auge blizender, als wenn er von Wissenschaften und ausserordentlichen Talenten disserirte. Für jede bestimmte Kunstfähigkeit hatte er den innigsten Respect, und nichts entgieng seiner Aufmerksamkeit, und sollte es auch nur ein guter Steinschneider auf dem Jura gewesen seyn. Er, der sich so viele Jahre lang ganz von der intellectuellen Welt ernährte, nichts als Ideen genoß,

dem jedes menſchliche Wiſſen willkommen war, deſſen Principia er aufſpüren konnte, dieſer Mann ſoll nun als der Lehrer des Abrutiſſement und der Rükkehr in den Stand der Kindheit angeſehen werden.

Wenn unſre jungen Herren erſt beweiſen können, daß ſie den vierten Theil ſo viel Zeit als Er auf die Wiſſenſchaften gewendet haben, denn wollen wir ihnen erlauben, ihm in ſeinen Declamationen dagegen zu folgen. Aber einem Bettler ziemts nicht den Reichthum für eine verächtliche Sache auszuſchreyen. So weit iſt es mit uns gediehen, daß unſre Propoſans nicht mehr predigen wollen, oder wenn ſie es thun, ſo iſts eine koſmographiſche, pſycho-phyſiologiſche Abhandlung, von dem Zuſammenhang der Dinge dieſer Welt, an deren Ende Amen geſagt, und nachher in dem vorgeleſenen gedrukten Gebete der Name Gott und Jeſus Chriſtus zuweilen ausgeſprochen wird. Unſere Advocaten plaidiren nicht mehr, oder es geſchieht mit einem ſolchen Stocken und Huſten, deſſen Aengſtlichkeit die wenig netten und klaren Begriffe verräth, deren ſie fähig ſind. Wir haben neulich große Mühe gehabt, die Fähigkeiten eines Secretaire Baillival unter ihnen aufzuſpüren. Reverdil in Nyon ſcheint ihnen ein Inſtrumentenkenner, und Sauſſure, der die feinſten und unbekannteſten Geſetze der Natur aufzuſpüren trachtet, ein Wettergucker. Sie verſchreiben ſich die Riſſe zu ihren Stadt- und Landhäuſern aus Paris,

und keiner verſteht mehr die Reißfeder zu führen, da vorher ſo mancher Landprediger unter uns die kühnſten Brücken, Kirchen und Landſchlöſſer baute. Hieraus wäre nun zu ſchlieſſen, daß ſie ſich mit dem unmittelbar Nützlichen beſchäftigten, und an Hervorbringung deſſen, was zur Befriedigung der erſten Bedürfniſſe des Menſchen nöthig iſt, ihre Kräfte übten. Weil aber die Landwirthſchaft, wenn ſie mit Verſtande getrieben werden ſoll, eine thätige Aufmerkſamkeit und beſtändige Anſtrengung erfordert, ſo begnügen ſie ſich mit Genieſſung der kühlen Luft, und laſſen die Bearbeitung ihrer Güter, ſo gut ihren Pachtern, als ein Capitain, der zehen Jahre nicht nach Hauſe gekommen iſt. Da ſie die Geiſteskräfte ſo ſorgfältig ruhen laſſen, ſo ſollte man eine große Vervollkommung der körperlichen Talente ahnden. Aber es iſt nicht leicht Einer unter ihnen, der ſchwimmen kann, oder der mit Ehren eine Menuet zu Ende bringt. Bey dem Bogenſchieſſen trift beynahe keiner den Vogel, und der König iſt ſowohl hier als beym Büchſenſchießen, ſelten unter 40 Jahren. Sogar die Weiber lachen über ſie, (das doch wirklich keine Kleinigkeit iſt) wenn wir in den Weinbergen mit unſern Braques jagen, denn es iſt allzeit ein Alter, der zuerſt ſieht und trift.

Meine Frau ſizt neben mir mit ihrer Nadel, und lacht zuweilen herzlich, wenn ſie mich mit Eifer bald geſchwinde, bald langſam ſchreiben ſieht. Sie will unmög-

unmöglich begreifen, wie meine Declamation gegen unſere veränderten Sitten Sie eigentlich intereſſiren könne. Aber ich hoffe, ſie thuts doch. Die Rückerinnerung an ein Land, worinn Sie die beſte Zeit ihres Lebens verbracht haben, und das ſie immer für Eins der glüklichſten hielten, wenn ſeine Einwohner wollten, kann ihnen nicht gleichgültig ſeyn. Geben Sie uns ein Gemählde des Ihrigen, und ſchmücken Sies, wie Sie wollen, und wenns mit elyſiſchen Farben wäre. Wir begreiffen nun einmal nichts von ihrer Einrichtung, und da wir ſo viel auf Einfluß der Regierungsform halten, und die ihrige eine von den betrübteſten iſt, ſo iſt es uns immer ein Räthſel, woher die vielen trefflichen Leute gedeyhen, die aus ihrem Mittel zu uns kommen. Leben Sie wohl!

(Die Antwort folgt im nächſten Stücke.)

II.

Fortſetzung und Beſchluß des lezten Kapitels der Abderiten.

Das erſte was der Oberprieſter Stilbon that, als er wieder in ſeiner Zelle angelangt war —

— „So wohnten die Prieſter der Latona in Zellen? —“

Ich bitte, mein Herr, ſehen Sie nicht ſo ſpitzfündig aus, indem Sie mich mit dieſer — abderitiſchen

ſchen Frage unterbrechen. Es ſtekt gar kein geheimer Sinn unter dem Wort, ſo wenig als unter allen übrigen landüblichen Worten, deren wir uns, um dieſer Geſchichte nicht ein gar zu fremdes und geziertes Anſehen zu geben, bedienen. Zelle, oder Zimmerchen, Kabinetchen oder Kloſetchen, oder alles was Sie wollen — es gilt gleich — Ich habe Ihnen ein für allemal geſagt, daß es in dieſem ganzen Kapitel nicht um Anſpielungen, ſondern um eine argloſe Erzählung einer zwar ſehr abderitiſchen aber doch ſehr menſchlichen Geſchichte zu thun iſt. Spiegle ſich darinn wer's nicht laſſen kann! Aber die Anſpielungen, mein Herr, die ſind nicht im Buche, ſondern in Ihrem Kopfe — daher bitte ich, ſich in Acht zu nehmen!

Das erſte alſo, was der ehrliche Oberprieſter Stilbon nach ſeiner Zurükkunft von dem Archon that, war, daß er ſich hinſezte, und ſein Werk von den Alterthümern des Latonentempels vor die Hand nahm, in der Abſicht, das Kapitel von den Fröſchen, welches das größte Kapitel in dem ganzen Buche war, wieder zu durchleſen, und zwar (wie er ſich wenigſtens ſchmeichelte) mit aller Unpartheylichkeit eines Richters, der kein ander Intereſſe bey der Sache hat als die Entdeckung der Wahrheit. Denn ſo überzeugt er auch von den Reſultaten ſeiner Unterſuchungen war, ſo hielt er doch für billig und nöthig, eh er ſich weiter einließe, ſein ganzes Syſtem

und

und die Beweiſe deſſelben, noch einmal Punct vor Punct zu prüfen, um, wenn er es auch bey dieſer neuen und ſcharfen Unterſuchung wahr befände, es deſto zuverſichtlicher gegen alle Anfechtungen des Witzes und der Modephiloſophie ſeiner Zeit behaupten zu können.

Armer Stilbon! wenn du, wie ich lieber glauben will, aufrichtig warſt, was für ein betrügliches Ding iſt es, um eines Menſchen Vernunft! und was für eine glatte verführeriſche Schlange iſt die große Erzzauberin Eigenliebe! — Stilbon durchlas ſein Kapitel von den Fröſchen mit aller Unpartheylichkeit deren er fähig war, prüfte jeden Satz, jeden Beweis, jeden Syllogismus mit der Kaltblütigkeit eines Arceſilas, und fand: „daß man entweder dem allgemeinen Menſchenſinn entſagen, oder von ſeinem Syſtem überzeugt werden müſſe.“

Das kann nicht möglich ſeyn, ſagt ihr? — Um Verzeyhung, das kann ſehr möglich ſeyn; denn es iſt geſchehen, und geſchieht noch immer alle Tage. — Nichts iſt natürlicher. Der gute Mann liebte ſein Syſtem wie ſein eigen Fleiſch und Blut; er hatte es aus ſich ſelbſt gezeugt; es war ihm ſtatt Weib und Kind, ſtatt aller Güter, Ehren und Freuden der Welt, auf die er bey ſeinem Eintritt in den Katonentempel Verzicht gethan hatte; es war ihm über Alles. Als er ſich hinſezte, es von neuem zu prüfen, war er bereits ſo vollkommen von der Wahr-

heit und Schönheit desselben überzeugt, als von seinem eignen Daseyn; und es ergieng ihm also natürlicherweise gerade als wenn er sich hingesezt hätte, um mit aller Kaltblutigkeit von der Welt zu untersuchen, ob der Schnee auf dem Gipfel des Hämus weis oder schwarz sey?

„Daß die Milischen Bauren, die der durstenden Latona aus ihrem Teiche zu trinken verwehrten, in Frösche verwandelt worden, (sagte Otilbon in seinem Buche) das ist Thatsache —"

„Daß eine Anzahl dieser Frösche, auf die Art und Weise, wie die Tradition berichtet, nach Abdera in den Teich des Latonenhayns versezt worden, ist Thatsache."

„Beyde Facta gründen sich auf das, worauf sich alle historische Wahrheit gründet, auf menschlichen Glauben an menschliches Zeugnis; und so lange Abdera steht, hat sich kein vernünftiger Mensch einfallen lassen, dem allgemeinen Glauben der Abderiten an diese Facta zu widersprechen. Denn wer sie läugnen wollte, müßte ihre Unmöglichkeit beweisen können, und wo ist der Mensch auf Erden, der dies könnte?"

„Aber, ob die Frösche, die sich zu unsern heutigen Zeiten, in dem geheiligten Teiche befinden, eben diejenigen seyen, die von Latonen, oder (was auf Eines hinausläuft) von Jupitern auf Latonens Bitte, in Frösche verwandelt worden: darüber sind bisher

ver-

verſchiedene Meynungen geweſen. Unſre Gelehrten haben größtentheils davor gehalten, daß die Unterhaltung des geheiligten Teichs als bloßes Inſtitut unſrer Voreltern, und die darinn aufbewahrten Frö-ſche, als bloße Erinnerungszeichen der Macht unſrer Schutzgöttin, mit gebührender Ehre anzuſehen ſeyen —

„Das gemeine Volk hingegen hat von dieſen Frö-ſchen immer eben ſo geſprochen und geglaubt, als ob ſie die nemlichen wären, an denen das bekannte Wunder geſchehen ſey. — Und Ich — Stilbon, von Jupiters und Latonens Gnaden zur Zeit Ober-prieſter von Abdera, habe nach reiflicher Erwägung der Sache befunden, daß dieſer Glaube des Volks ſich auf unumſtößliche Gründe ſtüzt; und hier iſt mein Beweis! —"

Der geneigte Leſer würde ſich wahrſcheinlicher-weiſe ſchlecht erbaut finden, wenn wir ihm dieſen Beweis ſo weitläuftig als er in beſagtem Buche des Oberprieſters Stilbon vorgetragen iſt, zu leſen ge-ben wollten; zumal da wir Alle von dem Ungrund deſſelben zumvoraus wenigſtens eben ſo vollkommen überzeugt ſind, als es der gute Stilbon von deſſen Gründlichkeit war. Wir begnügen uns alſo nur mit zwey Worten zu ſagen: daß ſich ſein ganzes Sy-ſtem über die mehrbeſagten Fröſche um eine heutigs Tages ſehr gemeine, damals aber (in Abdera wenig-ſtens) ganz neue, und, nach Stilbons ausdrükli-cher Verſicherung, von ihm ſelbſt erfundene Hypo-

theſe

1. Plebejaner.

Mich däucht, es iſt viel Wahres an dem was er geſagt hat; wenn du die Sachen recht überlegſt, ſo iſt dem Cäſar groſſes Unrecht gethan worden.

3. Plebejaner.

Meynt ihr das, ihr Herren? Ich fürchte, es wird ein ſchlimmerer an ſeine Stelle kommen.

4. Plebejaner.

Merktet ihr, was er ſagte? Er wollte die Crone nicht annehmen; es iſt alſo gewiß, daß er nicht herrſchſüchtig war.

1. Plebejaner.

Wenn es ſo befunden wird, ſo werden es gewiſſe Leute theuer bezahlen.

2. Plebejaner.

Der gute Mann! Seine Augen ſind feuerroth von Weinen.

3. Plebejaner.

Es iſt kein edlerer Mann in ganz Rom, als Antonius.

4. Plebejaner.

Stille, horcht, er fängt wieder an zu reden.

Antonius.

Nur geſtern noch hätte ein Wort von Cäſar gegen die ganze Welt gegolten; nun ligt er hier, und keiner iſt ſo

theſe drehte, nemlich um die Lehre, daß alle Zeugung nichts anders als Entwiklung urſprünglicher Keime ſey. Stilbon fand dieſe Entdeckung, als er ſie zuerſt machte, ſo ſchön, und wußte ſie mit ſo vielen — dialektiſchen und moraliſchen Gründen (denn die Phyſik war ſeine Sache nicht) zu unterſtüzen, daß ſie ihm mit jedem Tage wahrſcheinlicher vorkam.

Endlich glaubte er ſie auf den hochſten Grad der Wahrſcheinlichkeit gebracht zu haben; und da von dieſer zur Gewisheit nur noch ein leichter Sprung zu thun iſt: was Wunder, daß ihm eine ſo ſinnreiche, ſo ſubtile, ſo wahrſcheinliche Hypotheſe, eine Hypotheſe, die er ſelbſt erfunden, mit ſo vieler Mühe ausgearbeitet, mit allen ſeinen übrigen Ideen in Verbindung geſezt, und zur Grundlage eines neuen durchaus räſonnierten Syſtems über die Laternenfröſche gemacht hatte, zulezt eben ſo gewiß, anſchaulich und unzweifelhaft vorkam, als irgend ein Lehrſaz im Euklides?

„Als die Miliſchen Bauren verwandelt wurden, (ſagte Stilbon) führten ſie die Keime aller Bauren und Nicht-Bauren, die von damals an bis auf dieſen Tag, und von dieſem Tage bis ans Ende der Tage nach dem ordentlichen Lauf der Natur von ihnen entſpringen konnten und ſollten, in ebenſoviel in einandergeſchobenen Keimen bey ſich; und in dem Augenblik, da beſagte Miliſche Bauren zu Fröſchen wurden, wurden auch die ſämtlichen Menſchenkeime,

me, die jeder bey ſich führte, in Froſchkeime verwandelt. „Denn, ſagt er, entweder wurden dieſe Keime vernichtet, oder ſie wurden raniſiziert, oder ſie wurden gelaſſen wie ſie waren. Das erſte iſt unmöglich, weil aus Etwas eben ſo wenig Nichts, als aus Nichts Etwas werden kann. Das dritte läßt ſich auch nicht denken; denn wären die beſagten Keime Menſchenkeime geblieben, ſo müßten die Miliſchen Ανθρωποβατραχοι oder Menſchenfröſche würkliche Menſchen gezeugt haben, welches wider die hiſtoriſche Wahrheit, und an ſich ſelbſt in allewege ungereimt iſt. Es bleibt alſo nur das zweyte übrig, nemlich: ſie ſind raniſiziert, d. i. in Froſchkeime verwandelt worden; und man kann alſo mit vollkommner Richtigkeit ſagen: daß die Fröſche, die ſich auf dieſen Tag in dem geheiligten Teiche befinden, und alle übrigen, deren Abſtammung von denſelben erweislich iſt, folglich die ſämtlichen Fröſche in Abdera, eben diejenigen ſind, welche von Latonen in Fröſche verwandelt worden, nemlich inſofern ſie damals in den froſchwerdenden Bauern im Keim vorhanden waren, und zugleich uno eodemque actu mit ihnen verwandelt wurden.“

Dies nun ein für allemal als erwieſene Wahrheit angenommen, ſchien dem ehrlichen Stilbon nichts ſonnenklarer (wie er zu ſagen pflegte) als die Folgerungen, die gleichſam von ſelbſt daraus abfloſſen. „So wie, zum Beyſpiel, eine vom Stral

ge-

getroffne Eiche, als eine Res sacra, als dem Donnerer Jovis angehörig und geheiligt, mit schaudernder Ehrfurcht angesehen wird: eben so müssen, sagte er, die von Latonen oder Jupitern verwandelten Menschenfrösche, nebst allen ihren im Keim mitverwandelten Abkömmlingen bis ins tausendste und zehntausendste Glied als eine Art wundervoller der Latona angehöriger Mittelwesen angesehen, und also auch als solche behandelt und geehret werden. Sie sind zwar, dem äußerlichen nach, Frösche wie andre; aber sie sind gleichwohl auch keine Frösche wie andre: denn, da sie von Geburt und Natur Menschen gewesen waren, und alles was wir von Natur und Geburt sind, uns einen unauslöschlichen Charakter giebt: so sind sie nicht so wohl Frösche als Froschmenschen, und also, in gewissen Sinne, noch immer unsers Geschlechts, unsre Brüder, unsre verunglükten Brüder, zu unsrer Warnung mit dem furchtbaren Stempel der Rache der Götter bezeichnet, aber eben darum unsers zärtlichsten Mitleidens würdig. Res est sacra Miser! — Doch nicht nur unsers Mitleidens (sezte Stilbon hinzu) sondern auch unsrer Ehrerbietung; da sie fortdaurende unverletzliche Denkmäler der Macht unsrer Göttin sind, an denen man sich nicht vergreiffen kann, ohne sich an ihr selbst zu vergreiffen; indem ihre Erhaltung durch so viele Jahrhunderte der redendste Beweis ist, daß sie solche erhalten wissen wolle."

Der

Der gute Oberpriester — ein Mann, der unsern Lesern so gar verächtlich, wie er ihnen vermuthlich ist, nicht vorkommen würde, wenn sie sich recht an seinen Platz zu stellen wüßten — hatte den ganzen Abend mit Durchlesung und Ueberdenkung seines Kapitels über die Frösche zugebracht, und sich in die Bestrebung, sein System mit neuen Gründen zu befestigen, so vertieft, daß ihm gänzlich aus dem Sinne gekommen war, daß er dem Nomophylax versprochen hatte, ihm von dem Erfolg seines Besuchs bey dem Archon Nachricht zu geben. Er erinnerte sich dessen nicht eher, als da er, um die Dämmerungszeit die Thüre seiner Zelle aufgehen hörte, und den Nomophylax in eigner Person vor sich stehen sah. — Ich habe Ihnen nicht viel tröstliches zu berichten, rief er ihm entgegen; wir sind in schlechtern Händen als ich mir jemals vorgestellt hätte. Der Archon weigerte sich mein Buch zu lesen, vielleicht weil er überall gar nicht lesen kann —

Dafür wollt' ich nicht Bürge seyn, sagte Hypsiboas.

„Und er sprach in einem Tone, dessen ich mich zu einem Oberhaupte der Republik nimmermehr versehen hätte."

Was sagte er denn?

„Ich danke dem Himmel, daß ich das Meiste wieder vergessen habe, was er sagte. Genug, er

bestand

beſtand darauf, daß die Akademie ihr Gutachten geben müßte —"

Das ſoll ſie wohl bleiben laſſen müſſen, fiel der Nomophylax ein; die Gegenfröſchler ſollen mehr Widerſtand finden, als ſie ſich vermuthen waren. Aber, damit man uns nicht beſchuldigen könne, daß wir gewaltthätig zu Werke gehen, eh wir die gelindern Mittel verſucht haben, iſt die ſämtliche Minorität entſchloſſen, dem Senat ungeſäumt eine ſchriftliche Vorſtellung zu thun, wofern die Latonenprieſterſchaft geneigt iſt, gemeine Sache mit uns zu machen.

Von Herzen gerne, ſagte Stilbon — ich will die Vorſtellung ſelbſt aufſetzen; ich will ihnen darthun —

Vor der Hand, unterbrach ihn der Nomophylax, kann es an einem kurzen Promemoria, welches ich bereits, ſub ſpe rati et grati, aufgeſezt habe genug ſeyn: wir müſſen eine ſo gelehrte Feder wie die Ihrige auf den lezten Nothfall aufſparen.

Der Oberprieſter ließ ſich zwar berichten, ſezte ſich aber vor, noch in dieſer Nacht an einem kleinen Tractätchen zu arbeiten, worinn er ſein Syſtem über die Latonenfröſche in ein neues Licht ſetzen, und auf eine noch faßlichere Art, als es in ſeinem Werke von den Alterthümern des Latonentempels geſchehen war, allen Einwendungen zuvor kommen wollte, welche der Philoſoph Korax dagegen machen könnte. Vorgeſehene Pfeile ſchaden deſto weniger, ſagte er zu ſich ſelbſt. Ich will die Sache ſo klar und deut-

lich -

lich hinlegen, daß auch die einfältigsten überzeugt werden sollen. Es müßte doch wahrlich nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Wahrheit ihre natürliche Macht über den Verstand der Menschen nur gerade in diesem Falle verlohren haben sollte.

Inzwischen hatte, während allen diesen Bewegungen unter der Minorität des Senats und unter den Latonenpriestern, die Akademie eine Weisung bekommen, ihr Gutachten, „durch was für diensame Mittel der übermäßigen Froschmenge (den Gerechtsamen der Latona unbeschadet) aufs schleunigste gesteuert werden könnte" binnen sieben Tagen an den Senat abzugeben. Die Akademie ermangelte nicht, sich den nächstfolgenden Morgen zu versammeln; und da die Gegenfröschler zur Zeit den größten Theil derselben ausmachten: so wurde die Ausfertigung des Gutachtens dem Philosophen Korax aufgetragen; jedoch von Seiten des Präsidenten mit der ausdrüklichen Erinnerung: daß er sich aufs sorgfältigste hüten möchte, die Akademie in keine böse Händel mit der Latonenpriesterschaft zu verwickeln. Korax versprach, daß er alle seine Weisheit aufbieten wolle, die Wahrheit, wo möglich, auf eine unanstößige Art zu sagen — Denn zum Unmöglichen, sezte er hinzu, ist, wie meine Hochgeehrten Herren wissen, niemand in keinem Falle verbunden.

Darinn haben Sie Recht, versezte der Präsident: meine Meynung gieng auch bloß dahin, daß Sie

ſich möglichſt in Acht nehmen ſollten; denn der Wahrheit darf die Akademie freylich — ſo viel möglich — nichts vergeben — Das iſts was ich immer ſage, erwiederte Korax.

In was für eine ſeltſame Lage doch ein ehrlicher Mann kommen kann, ſobald er das Unglük hat, ein Abderit zu ſeyn! ſagte Korax zu ſich ſelbſt, da er ſich anſchikte, das Gutachten der Akademie über die Froſchſache zu Papier zu bringen. In welcher andern Stadt auf dem Erdboden würde man ſichs einfallen laſſen, einer Akademie der Wiſſenſchaften eine ſolche Frage vorzulegen? — Und gleichwohl iſts dem Senat noch zum Verdienſte anzurechnen, daß er noch ſo viel Verſtand und Muth gehabt hat, die Akademie zu fragen. Es giebt Städte in der Welt, wo man ſo was nicht auf die Akademie ankommen läßt. Man muß geſtehen, daß die Abderiten zuweilen vor lauter Narrheit auf einen guten Einfall ſtoßen!

Korax ſezte ſich alſo an ſeinen Schreibtiſch, und arbeitete mit ſo viel Luſt und Liebe zum Ding, daß er noch vor Sonnenuntergang mit ſeinem Gutachten fertig war.

Da wir dem geneigten Leſer eine wo nicht ausführliche doch hinlängliche Nachricht von dem Syſtem des Oberprieſters Stilbon gegeben haben: ſo erfodert nun die Unpartheilichkeit, welche die erſte Pflicht eines Geſchichtſchreibers iſt, daß wir ihnen auch von dem Inhalt dieſes akademiſchen Gutachtens

tens wenigſtens ſoviel mittheilen, als zum Verſtändnis dieſer merkwürdigen Geſchichte vonnöthen zu ſeyn ſcheint.

„Der hohe Senat, ſagte Korax im Eingang ſeiner Schrift, ſezt in dem der Akademie zugefertigten verehrlichen Rathsſchluſſe voraus, daß die Froſchmenge in Abdera die Volksmenge dermalen in einem unmäßigen und enormen Grade überſteige; und überhebt dadurch die Akademie der unangenehmen Arbeit, erſt beweiſen zu müſſen, was, als eine ſtadt- und weltkundige Thatſache, vor jedermanns Augen liegt."

„Es gewinnt demnach das Anſehen, als ob die Akademie, bey ſo bewandter Sache, ſich bloß über die Mittel zu erklären hätte, wodurch dieſem Unweſen am ſchleunigſten abgeholfen werden kann."

„Allein, da die Fröſche in Abdera, vermöge eines uralten und ehrwürdig gewordnen Inſtituts und Glaubens unſrer Voreltern, Vorrechte erlangt haben, in deren Beſitze ſie zu ſtören Vielen bedenklich und Manchen wohl gar unerlaubt ſcheinen mag; und da es, vermöge der Natur der Sache, leicht geſchehen könnte, daß die einzigen dienſamen Mittel, welche die Akademie in dem gegenwärtigen äuſſerſten Nothſtande des gemeinen Weſens, vorzuſchlagen haben möchte, jenen würklichen oder vermeynten Gerechtſamen der abderitiſchen Fröſche, Abbruch zu thun ſcheinen könnten: ſo wird es eben ſo zwekmäßig als unumgänglich ſeyn, eine hiſtoriſch-pragmatiſche Be-

leuchtung der Frage, „was es mit unſern beſagten „Fröſchen für eine beſondere Bewandnis habe," vorauszuſchicken."

„Die Akademie bittet ſich alſo bey dieſem theoretiſchen Theile ihres unterthänigſten und unmaßgeblichen Gutachtens von allen respective hoch- und wohlanſehnlichen Mitgliedern des hohen Senats um ſo mehr geneigte Aufmerkſamkeit aus, als der glükliche Erfolg dieſer ganzen der Republik ſo hoch angelegnen Sache, lediglich von Berichtigung der Präliminarfrage abhängt: ob und in wiefern die Fröſche zu Abdera als würkliche Fröſche anzuſehen ſeyen oder nicht?"

Dieſe Berichtigung nimmt in dem Gutachten ſelbſt mehr als zwey Drittel des Ganzen ein. Der ſchlaue Philoſoph, wohl eingedenk deſſen was er dem vorſichtigen Präſidenten verſprochen, erwähnt der Verwandlung der miliſchen Bauern nur im Vorbeygehen, und mit aller Ehrerbietung die man einer alten Volksſage ſchuldig iſt. Er ſezt ſie, mit Beziehung auf das Buch des Oberprieſters Stilbon von den Alterthümern des Latonentempels, als eine Sache voraus, die keinem mehrern Zweifel ausgeſezt iſt als die Verwandlung des Narciſſus in eine Blume, des Cyknus in einen Schwan, der Daſne in einen Lorbeerbaum, oder irgend eine andre Verwandlung die auf einem eben ſo feſten Grunde beruhet. Wenn es auch nicht unzuläßig und unanſtändig wäre, dergleis

gleichen uralte Sagen läugnen zu wollen: ſo wäre es, meynt er, unverſtändig. Denn, da es auf der einen Seite unmöglich ſey, ihre Glaubwürdigkeit durch hiſtoriſche Zeugniſſe umzuſtoßen, und auf der andern kein Naturforſcher in der Welt im Stande ſey, ihre abſolute Unmöglichkeit zu erweiſen: ſo werde jeder Verſtändige ſich um ſo lieber enthalten ſie zu bezweifeln, als er doch weiter nichts dagegen ſagen könnte als die gemeinen Plattheiten „es iſt unglaublich, es iſt wider den Lauf der Natur“ und dergleichen Formeln, die auch dem ſchaalſten Kopfe beym erſten Anblik eben ſo gut einfallen müßten. Er betrachte alſo die Umgeſtaltung der miliſchen Bauern in Fröſche als eine auf ſich beruhende Sache; behaupte aber daß ihre Wahrheit bey der vorliegenden Frage vollkommen gleichgültig ſey. Denn, es werde doch wohl niemand läugnen wollen, daß dieſe miliſchen Froſchmenſchen ſchon ein Paar tauſend Jahre wenigſtens todt und abgethan ſeyen — und geſezt auch, daß die abderitiſchen Fröſche ihre Abſtammung von denſelben genüglich erweiſen könnten; ſo würden ſie damit doch weiter nichts erwieſen haben, als daß ſie ſeit undenklichen Zeiten von Vater zu Sohn wahre ächtgebrochne Fröſche ſeyen. Denn ſo wie die mehrbeſagten miliſchen Bauern durch ihre Verwandlung, und von dem Augenblik ihrer Einfroſchung an, aufgehört hätten Menſchen zu ſeyn: ſo hätten ſie auch, von ſolchem Augenblik an, nichts

arm, der ihn nur einer Ehrenbezeugung würdigte. O meine Herren! hätte ich im Sinn eure Herzen zu Wuth und Aufruhr zu reizen, ich könnte dem Brutus und dem Cassius Uebels zufügen, welche, wie ihr alle wißt, Ehren-volle Männer sind; aber ich will ihnen nichts Uebels thun; ich wollte lieber dem Todten, mir selbst und euch Unrecht thun, als daß ich solchen Ehren-vollen Männern etwas Böses zufügen wollte. Aber hier ist ein Pergament, mit Cäsars Sigel; ich fand es in seinem Cabinet, es ist sein letzter Wille. Laßt die Gemeine nur sein Testament hören, (und doch, mit eurer Erlaubniß, ist meine Meynung nicht, es euch zu lesen,) sie würden gehen, und des todten Cäsars Wunden küssen, und ihre Handtücher in sein geheiligtes Blut tauchen; ja sie würden nur um ein einziges Haar von ihm, zum Angedenken, betteln, und sterbend in ihrem Testament dieses Haars gedenken, und es ihren Nachkommen als ein reiches Legat vermachen.

4. Plebejaner.

Wir wollen das Testament hören, leset es, Marcus Antonius.

Alle.

Das Testament, das Testament; wir wollen Cäsars Testament hören.

Antonius.

Habt Geduld, meine Freunde, ich darf es euch nicht lesen; es taugt nicht, daß ihr wisset wie lieb euch Cäsar hatte. Ihr seyd nicht Holz, ihr seyd nicht Steine, sondern

anders als ihres gleichen, nehmlich leibhafte natürliche Frösche zeugen können; mit Einem Wort, Frösche seyen Frösche, und der Umstand, daß ihre ersten Stammväter vor ihrer Verwandlung milische Bauern gewesen, verändre eben so wenig an ihrer gegenwärtigen Frosch-Natur, als wenig ein von zwey und dreissig Ahnen her gebohrner Bettler für einen Königssohn angesehen werde, wenn gleich erweislich wäre, daß der erste Bettler seines Stammbaums in gerader Linie von Ninus und Semiramis entsprossen sey. Die Anhänger der entgegenstehenden Meynung schienen dieses auch selbst so gut einzusehen, daß sie, um die vorgebliche höhere Natur der abderitischen Frösche zu begründen, ihre Zuflucht zu einer Hypothese nehmen müßten, deren bloße Darstellung alle Widerlegung überflüßig mache.

Der scharfsinnige Leser (und es versteht sich von selbst, daß ein Werk wie dies keine andre Leser haben kann) wird sogleich ohne unser Erinnern bemerkt haben, daß Korax durch diese Einlenkung auf des Oberpriesters Stilbon System von den Keimen kommen wollte, welches er — ehe er es wagen durfte mit seinem Vorschlag wegen Vermindrung der Frösche hervorzurücken — entweder widerlegen oder lächerlich machen mußte. Da von diesen zween Wegen der lezte zugleich der bequemste und der Fähigkeit der Hoch- und Wohlweisheiten, mit denen er's zu thun hatte, der angemessenste war: so begnügte sich Korax

das

das Unbegreifliche dieſer Hypotheſe durch eine komiſche Berechnung der unendlichen Kleinheit der angeb'lichen Keime zum Ungereimten zu treiben. „Wir wollen, ſagte er, um die Aufmerkſamkeit des hohen Senats nicht ohne Noth mit arithmetiſchen Subtilitäten zu ermüden, annehmen, der Sohn des größten und dickſten von den froſchgewordnen Milieu habe ſich in ſeinem Keimſtande zu ſeinem Vater verhalten wie 1 zu 10,000000 — wir wollen es, bloß um der runden Zahl willen, ſo annehmen, wiewohl ohne große Mühe zu erweiſen wäre, daß der größte unter allen Homunculis als Keim wenigſtens noch zehnmal kleiner iſt als ich angegeben habe. Nun ſtekt, nach des Prieſter Stilbons Meynung, in dieſem Keim, nach gleicher Proportion verkleinert, der Keim des Enkels, im Keim des Enkels der Keim des Urenkels, und ſo, in jedem folgenden Abkömmling, bis ins tauſendſte Glied, immer mit jedem Grad 10millionenmal kleiner der Keim des nächſtfolgenden, ſo daß der Keim eines iztlebenden abderitiſchen Froſches, geſezt daß er auch nur im dreyſſigſten Grade von ſeinem Stammvater, dem miliſchen Froſchmenſchen entfernt wäre, damals, da er ſich als Keim in ſeinem beſagten Stammvater befand, um ſo viele Millionen, Billionen, Trillionen u. ſ. w. kleiner als eine Käſemilbe hätte geweſen ſeyn müſſen, daß der geſchwindeſte Schreiber, den der hohe Senat von Abdera in ſeiner Kanzley hat, in zweyhundert Jahren mit allen den Nullen,

die er um dieſe Zahl zu bezeichnen ſchreiben müßte, kaum fertig werden könnte; und daß das ganze Gebiet der preiswürdigen Republik, (ſoviel nehmlich davon noch nicht in Froſchgräben verwandelt iſt) ſchwerlich Raum genug für das Papier oder Pergament hätte, das dieſe ungeheure Zahl zu faſſen groß genug wäre. Die Akademie überläßt es dem eignen hohen Ermeſſen des Senats, ob das allerwinzigſte aller kleinen Thierchen in der Welt winzig genug ſey, ſich von einer ſolchen unausſprechlich winzigen Kleinheit einen Begriff zu machen? und ob man alſo anders glauben könne, als daß dem ehrwürdigen Oberprieſter etwas Menſchliches begegnet ſeyn müſſe, da er dieſe Hypotheſe von den Keimen erfunden, um der vorgeblichen Heiligkeit der abderitiſchen Fröſche eine zwar nicht ſehr ſcheinbare, aber wenigſtens doch ſehr dunkle und unbegreifliche Unterlage zu geben?"

„Die Akademie hat mit allem Fleiß die Einbildungskraft der erlauchten Väter des Vaterlandes nicht über die Gebühr anſtrengen wollen. Wenn man aber bedenkt, wie kurz das natürliche Leben eines Froſches iſt, und daß unſre dermaligen Fröſche, nach der Vorausſetzung, wenigſtens im fünfhundertſten Grade von den miliſchen Bauern abſtammen: ſo verliehrt ſich die Hypotheſe des ſehr ehrwürdigen Oberprieſters in einem ſolchen Abgrund von Kleinheit, daß es ungereimt, und, die Wahrheit zu ſagen,

gen, grauſam gegen ihn wäre, nur ein Wort weiter davon zu ſagen.“

„Die Natur iſt, wie die berühmte Aufſchrift zu Sais ſagt, alles was iſt, was war und was ſeyn wird, und ihren Schleyer hat noch kein Sterblicher aufgedekt. Die Akademie, von dieſer großen Wahrheit tiefer als ſonſt irgend jemand durchdrungen, iſt weit entfernt, ſich einiger beſondern und genauern Einſicht in Geheimniſſe, welche unergründlich bleiben ſollen, anzumaaßen. Sie glaubt, daß es vergebens ſey, von der Entſtehungsart der organiſierten Weſen mehr wiſſen zu wollen, als was die Sinnen einer anhaltenden Aufmerkſamkeit davon entdecken; und wenn ſie es ja für erlaubt hält, dem angebohrnen Triebe des menſchlichen Geiſtes — ſich alles begreiflich machen zu wollen — durch Hypotheſen nachzuhängen: ſo findet ſie diejenige noch immer die natürlichſte, vermöge deren die Keime der organiſchen Körper durch die geheimen Kräfte der Natur erſt alsdann gebildet werden, wenn ſie ihrer würklich vonnöthen hat. Dieſer Erklärungsart zufolge, iſt der Keim eines jeden iztlebenden quakenden Geſchöpfes in allen Sümpfen und Froſchgräben von Abdera nicht älter als der Moment ſeiner Zeugung, und hat mit dem individuellen Froſche, der zur Zeit des Trojaniſchen Krieges quakte, und von welchem der iztlebende in gerader Linie abſtamme, weiter nichts gemein, als daß die Natur beyde nach einem gleichförmigen Mo-

dell, durch gleichförmige Werkzeuge, und zu gleichförmigen Absichten, gebildet hat."

Der Philosoph Korax, nachdem er ein langes und breites zu Befestigung dieser Meynung vorgebracht, zieht endlich die Folgerung daraus: daß die abderitischen Frösche eben so natürliche, gemeine und alltägliche Frösche seyen als alle übrige Frösche in der Welt; und daß also die sonderbaren Vorrechte, deren sie sich in Abdera zu erfreuen hätten, sich nicht auf irgend eine Vorzüglichkeit ihrer Natur und vorgebliche Verwandtschaft mit der menschlichen, sondern bloß auf einen populären Glauben gründeten, welchen man, zu größtem Nachtheil des gemeinen Wesens, allzulange unbestimmt und in einem Dunkel gelassen habe, unter dessen Begünstigung die Einbildungskraft der Einen und der Eigennutz der Andern freyen Spielraum gehabt habe, mit diesen Fröschen eine Art von Unfug zu treiben, wovon man ausserhalb Egypten schwerlich ein ähnliches Beyspiel in der Welt finden werde.

„Die Alterthümer von Abdera (fährt er fort) liegen, ungeachtet alles Lichtes, welches der ehrwürdige und gelehrte Stilbon so reichlich über sie ausgegossen, noch immer — wie die Alterthümer aller andern Städte in der Welt — in einem Nebel, dessen Undurchdringlichkeit dem wahrheitsbegierigen Forscher wenig Hoffnung läßt, seine Begierde jemals befriediget zu sehen. Aber, wozu hätten wir denn auch

vonnöthen, mehr davon zu wiſſen als wir würklich wiſſen? Was es auch mit dem Urſprung des Latonentempels und ſeines geheiligten Froſchgrabens für eine Bewandnis haben mag, würde etwa, wenn wir dieſe Bewandnis wüßten, Latona mehr oder weniger Göttin, ihr Tempel mehr oder weniger Tempel und ihr Froſchgraben mehr oder weniger Froſchgraben ſeyn? — Latona ſoll und muß in ihrem uralten Tempel verehrt, und ihr uralter Froſchgraben ſoll und muß in gebührenden Ehren gehalten werden. Beydes iſt Inſtitut unſrer älteſten Vorfahren, ehrwürdig durch das graueſte Alterthum, befeſtigt durch die Gewohnheit ſo vieler Jahrhunderte, unterhalten durch den ununterbrochen fortgepflanzten allgemeinen Glauben unſers Volkes, geheiligt und unverletzlich gemacht durch die Geſetze unſrer Republik, welche die Bewachung und Beſchützung deſſelben dem anſehnlichſten Kollegio des Staats anvertraut haben. Aber, wenn Latona oder Jupiter um Latonens willen die miliſchen Bauren in Fröſche verwandelt hat; folgt denn daraus "daß alle Fröſche der Latona heilig ſind, und ſich des prieſterlichen Vorrechts der perſönlichen Unverletzlichkeit anzumaaßen haben? Und, wenn unſre wackern Vorfahren für gut befunden haben, zum ewigen Gedächtnis jenes Wunders, im Bezirk des Latonentempels einen kleinen Froſchgraben zu unterhalten: folgt denn daraus, daß ganz Abdera in eine Froſchlache verwandelt werden muß?"

Die

„Die Akademie kennt sehr wohl die Achtung, die man gewissen Meynungen und Gefühlen des Volks schuldig ist. Aber dem Aberglauben, in welchen sie immer auszuarten bereit sind, kann doch nur so lange nachgesehen werden, als er die Grenzen der Unschädlichkeit nicht gar zu weit überschreitet. Frösche können in Ehren gehalten werden: aber die Menschen den Fröschen aufzuopfern ist unbillig. Der Zweck, um dessentwillen die Abderiten, unsre Vorfahren, den geheiligten Froschteich einsezten, hätte freylich auch durch einen einzigen Frosch erreicht werden können. Doch, laß es seyn, daß ein ganzer Teich voll gehalten wurde; wenn es nur bey diesem einzigen geblieben wäre! Abdera würde darum nicht weniger blühend, mächtig und glüklich gewesen seyn. Bloß der seltsame Wahn, daß man der Frösche und Froschteiche nicht zuviel haben könne, hat uns dahin gebracht, daß uns nun würklich keine andre Wahl übrig bleibt — als, uns entweder dieser überlästigen und allzufruchtbaren Mitbürger ungesäumt zu entladen, oder alle insgesamt mit bloßen Häupten und Füssen nach dem Latonentempel zu wallen, und mit fußfälligem Bitten so lange bey der Göttin anzuhalten, bis sie das alte Wunder an uns erneuert, und auch uns, soviel unsrer sind, in Frösche verwandelt haben wird."

„Die Akademie müßte sich sehr gröblich an der Weisheit der Häupter und Väter des Vaterlandes ver-

versündigen, wenn sie nur einen Augenblik zweifeln wollte, daß das Mittel, welches sie in einer so verzweifelten Lage vorzuschlagen aufgefodert worden, und das Einzige, welches sie vorzuschlagen im Stande ist, nicht mit beyden Händen ergriffen werden sollte. Dieses Mittel hat alle von dem hohen Senat erfoderten Eigenschaften; es ist in unsrer Gewalt, es ist zwekmäßig und von unmittelbarer Würkung; es ist nicht nur mit keinem Aufwand, sondern sogar mit einer namhaften Ersparnis verbunden; und weder Latona noch ihre Prieſter können, unter den gehörigen Einschränkungen, etwas dagegen einzuwenden haben."

Und nun rathe der geneigte Leſer, was für ein Mittel das wohl seyn konnte? — Es ist, um ihn nicht lange aufzuhalten, das simpelste Mittel von der Welt; es ist etwas in Europa, von langen Zeiten her bis auf diesen Tag, sehr gewöhnliches; eine Sache worüber in der ganzen Christenheit, zumal in der katholischen, sich niemand das mindeste Bedenken macht, und wovor gleichwohl, wie diese Stelle des Gutachtens im Senat zu Abdera abgeleſen wurde, der Hälfte der Rathsherren die Haare zu Berge stunden. — Mit Einem Worte, das Mittel das die Akademie von Abdera vorſchlug, um der überzähligen Frösche mit guter Art loßzuwerden, war — sie zu essen.

Der Verfaſſer des Gutachtens betheuerte, daß er

auf

auf seinen Reisen zu Athen und Megara, zu Korinth, in Arkadien und an hundert andern Orten Froschkeulen essen gesehen und selbst gegessen habe. Er versicherte, daß es eine sehr gesunde, nahrhafte und wohlschmeckende Speise sey, man möchte sie nun gebacken oder mariniert, frikassiert oder in kleinen Pastetchen auf die Tafel bringen. Er berechnete, daß auf diese Weise die übermäßige Froschmenge in kurzer Zeit auf eine sehr gemäßigte Zahl gebracht, und dem gemeinen und Mittelmann, bey dermaligen klemmen Zeiten keine geringe Erleichterung durch diese neue Eßwaare verschaft werden würde. Und wiewohl der daher entstehende Vortheil sich vermöge der Natur der Sache von Tag zu Tage vermindern müßte: so würde hingegen der Abgang um so reichlicher ersezt werden, indem man nach und nach einige Tausend Froschteiche und Gräben austroknen und wieder urbar machen könnte; ein Umstand wodurch wenigstens der vierte Theil des zu Abdera gehörigen Grund und Bodens wieder gewonnen werden und den Einwohnern zu Nutzen gehen würde. Die Akademie (sezt er hinzu) habe die Sache aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, und könne nicht absehen, wie von Seiten der Latona oder ihrer Priester die mindeste Einwendung dagegen sollte gemacht werden können. Denn was die Göttin selbst betreffe, so würde sie sich ohnezweifel durch den bloßen Argwohn als ob ihr an den Fröschen mehr als an den Abderi-

ten gelegen ſey, ſehr beleidiget finden; von den Prieſtern aber ſey zu erwarten, daß ſie zu gute Bürger und Patrioten ſeyen, um ſich einem Vorſchlag zu widerſetzen, durch welchen dasjenige, was bisher das gröſte Uebel und Drangſal des abderitiſchen gemeinen Weſens geweſen, bloß durch eine geſchikte Wendung, in den größten Nutzen deſſelben verwandelt würde. Und da es nicht mehr als billig ſey, ſie, die Prieſter, um des gemeinen Beſtens willen nicht zu beſchädigen, ſo hielte die Akademie ohnmaaßgeblich davor: daß ihnen nicht nur die Unverlezlichkeit des uralten Froſchgrabens am Latonentempel von neuem zu garantiren, ſondern auch die Verordnung zu machen wäre: daß von dem Augenblik an, da die abderitiſchen Froſchkeulen für eine erlaubte Eßwaare erklärt ſeyn würden, von jedem Schok derſelben eine Abgabe von 2 oder 3 Obolen an den Latonentempel bezahlt werden müßte —, eine Abgabe, die, nach einem ſehr mäßigen Ueberſchlag, in kurzer Zeit eine Summe von dreyſſig bis vierzig tauſend Drachmen abwerfen, und alſo den Latonentempel wegen aller andern kleinen Vortheile, die durch die neue Einrichtung aufhörten, reichlich ſchadlos halten würde.

Endlich beſchloß der Philoſoph Korax ſein Gutachten mit dieſen merkwürdigen Worten: „Die Akademie glaube durch dieſen eben ſo nothgedrungnen als gemeinnüzigen Vorſchlag ihrer Schuldigkeit genug gethan zu haben. Sie ſey nun wegen des Erfolgs

dern Menſchen; und da ihr Menſchen ſeyd, ſo würd' euch das Anhören ſeines Teſtaments in Flammen ſetzen, es würd' euch raſend machen. Es iſt beſſer, ihr wiſſet es nicht, daß ihr ſeine Erben ſeyd; denn wenn ihr es wüßtet, -- O, was würde daraus entſtehen!

4. Plebejaner.

Leſt das Teſtament, wir wollen es hören, Antonius; ihr ſollt uns das Teſtament leſen, Cäſars Teſtament.

Antonius.

Wollt ihr geduldig ſeyn? Wollt ihr ein wenig warten? (ich bin zu weit gegangen, daß ich euch davon geſagt habe.) Ich beſorge, ich beleidige die Ehren-volle Männer, die Cäſarn ermordet haben -- ich beſorg' es.

4. Plebejaner.

Sie waren Verräther -- Ehren-volle Männer!

Alle.

Das Teſtament! das Teſtament!

2. Plebejaner.

Sie waren Böſewichter, Mörder; das Teſtament, leſt das Teſtament!

Antonius.

Ihr wollt mich alſo zwingen, euch das Teſtament zu leſen? So ſchlieſſet dann einen Kreis um Cäſars Leichnam, und laßt mich euch dem zeigen, der dieſes Teſtament ge-

folgs ganz ruhig, da sie dabey nicht mehr betroffen sey als alle übrigen Bürger von Abdera. Aber da sie überzeugt sey, daß nur ganz erklärte Barrochebisten fähig seyn könnten, sich einer so unumgänglichen Reformation entgegenzusetzen: so hofften sie daß die preiswürdigen Väter des Vaterlandes nicht zugeben würden, daß eine so lächerliche Secte die Oberhand gewinnen, und vor den Augen aller Griechen und Barbaren den abderitischen Namen mit einem Schandflecken beschmitzen sollten, den keine Zeit wieder ausbeitzen würde."

Es ist schwer von den Absichten eines Menschen aus seinen Handlungen zu urtheilen, und hart, schlimme Absichten zu argwohnen, bloß weil eine Handlung eben so leicht aus einem bösen als guten Beweggrunde hergeflossen seyn konnte. Aber einen jeden, dessen Vorstellungsart nicht die unsrige ist, bloß darum für einen schlimmen Mann zu halten, ist dumm. Wiewohl wir also nicht mit Gewisheit sagen können, wie rein die Absichten des Philosophen Korax bey Abfassung dieses Gutachtens gewesen seyn mochten: so können wir doch nicht umhin zu glauben, daß der Priester Stilbon in seiner Leidenschaft zu weit gegangen, da er besagten Korax, dieses Gutachtens wegen, für einen offenbaren Feind der Götter und der Menschen erklärte, und einer augenscheinlichen Absicht alle Religion über den Haufen zu werfen beschuldigte. So überzeugt auch immer der Hoheprie-

heyrieſter Stilbon von ſeinem Syſtem war, ſo iſt doch, bey der groſſen und unwillkührlichen Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten unter den armen Sterblichen nicht unmöglich, daß Korax von der Wahrheit ſeiner Meynungen eben ſo aufrichtig überzeugt war, daß er die abderitiſchen Fröſche im innerſten ſeines Herzens für nichts mehr als bloſſe natürliche Fröſche hielt, und durch ſeinen Vorſchlag ſeinem Vaterlande würklich einen wichtigen Dienſt zu leiſten glaubte. Indeſſen beſcheidet ſich Schreiber dieſes ganz gerne, daß es für uns Iztlebende, und in Betrachtung daß die allgemein in Europa angenommenen Grundſätze den Fröſchen wenig günſtig ſind, eine äuſſerſt delicate Sache iſt, über dieſen Punkt ein vollkommen unpartheyiſches Urtheil zu fällen.

Wie es alſo auch um die Moralität der Abſichten des Philoſophen Korax ſtehen mochte, ſoviel iſt wenigſtens gewiß daß er ſo wenig ohne Leidenſchaften war als der Oberprieſter, und daß er ſich die Vermehrung ſeiner Anhänger viel zu eifrig angelegen ſeyn ließ, um nicht den Verdacht zu erwecken, daß die Eitelkeit das Haupt einer Parthey zu ſeyn, die Begierde über Stilbon den Sieg davon zu tragen, und der ſtolze Gedanke in den Annalen von Abdera dereinſt Figur zu machen, wenigſtens eben ſoviel zu ſeiner groſſen Thätigkeit in dieſer Froſchſache beygetragen als ſeine Tugend. Aber daß er alles was er gethan aus bloſſer Gourmandiſe gethan habe, halten

wie für eine Verläumdung schwachköpfiger und paſſionirter Leute, woran es bekanntermaßen bey ſolchen Gelegenheiten, zumal in kleinen Republiken, nie zu fehlen pflegt.

Korax hatte ſolche Maaßregeln genommen, daß ſein Gutachten bey der zweyten Zuſammenkunft der Akademie einhellig genehmigt wurde; denn der Präſident und drey oder vier Ehrenmitglieder, die ſich nicht bloß geben wollten, hatten Tags zuvor eine Reiſe aufs Land gethan.

Das Gutachten wurde alſo in der vorgeſchriebenen Zeit dem Archon eingehändigt, und bey der nächſten Sitzung des Senats von dem Stadtſchreiber Pyrops, einem erklärten Gegenſtöſchler, aus voller Kehle, und, mit ungewöhnlich ſcharfer Beobachtung aller Komma's und übrigen Unterſcheidungszeichen, abgeleſen.

Die Minorität hatte zwar indeſſen bey dem Archon Onokradias große Bewegungen gemacht, um ihn dahinzubringen, die Execution des Rathsſchluſſes aufzuſchieben, und es in einer auſſerordentlichen Rathsverſammlung noch einmal auf die Mehrheit ankommen zu laſſen, ob die Sache nicht, mit Vorbeygehung der Akademie, dem Kollegio der Zehnmänner übergeben werden ſollte. Onokradias hatte auch dieſen Antrag auf Bedenkzeit angenommen; aber, ungeachtet des täglichen Anhaltens der Gegenparthey ſeine Antwort um ſo mehr aufgeſchoben, da er verſichert

ſichert worden war, daß das Gutachten bis zum nächſten gewöhnlichen Rathstage fertig ſeyn ſollte.

Der Nomophylax Hypſiboas und ſeine Anhänger fanden ſich alſo nicht wenig beleidigt, da, nachdem die gewöhnlichen Geſchäfte abgethan waren, der Archon ein großes Heft unter ſeinem Mantel hervorzog, und den Senat berichtete, daß es das Gutachten ſey, welches, vermöge des lezten Schluſſes, der Akademie in der bekannten leidigen Froſchſache aufgetragen worden. Sie ſtunden alle auf einmal mit Ungeſtüm auf, beſchuldigten den Archon daß er hinterliſtig zu Werke gegangen, und erklärten ſich, daß ſie die Verleſung des Gutachtens nimmermehr zugeben würden. Onokradias, der unter andern kleinen Naturfehlern auch dieſen hatte, immer hitzig zu ſeyn wo er kalt, und kalt wo er hitzig ſeyn ſollte, war im Begriff eine ſehr hitzige Antwort zu geben, wenn ihn der Rathsherr Meidias nicht gebeten hätte, ruhig zu ſeyn und die Herren ſchreyen zu laſſen. Wenn ſie Alles geſagt haben werden, fliſterte er ihm zu, ſo werden ſie Nichts mehr zu ſagen haben, und dann müſſen ſie wohl von ſelbſt aufhören.

Dies war auch was geſchah. Die Herren lermten, krähten und fochten mit den Händen bis ſie es müde waren; und da ſie endlich merkten, daß ihnen niemand zuhörte, ſezten ſie ſich brummend wieder hin, wiſchten den Schweis von der Stirne und — das Gutachten wurde verleſen.

Wir kennen die Art der Abderiten, so schnell wie man die Hand umdreht vom Tragischen zum Komischen überzugehen, und über der kleinsten Gelegenheit zum Lachen die ernsthafte Seite eines Dinges gänzlich aus den Augen zu verliehren. Kaum war der dritte Theil des Gutachtens gelesen, so zeigte sich schon die Würkung dieser jovialischen Laune sogar bey denjenigen, die kurz zuvor so laut dagegen geschrieen hatten. Das nenn' ich doch beweisen, sagte einer der Rathsherren zu seinem Nachbar, während daß Pyrops inhielt, um, nach damaliger Gewohnheit, eine Prise Nießwurz zu nehmen. Man muß gestehen, sagte ein andrer, das Ding ist meisterhaft geschrieben. Ich will gerne sehen, sagte ein dritter, was man gegen den Beweis, daß Frösche am Ende doch nur Frösche sind, wird einwenden können. Ich habe schon lange so was gemerkt, sagte ein vierter mit einer schlauen Mine, aber es ist doch angenehm wenn man sieht, daß gelehrte Leute mit uns Einer Meynung sind. — Nur weiter, Herr Stadtschreiber, sagte Meidias, denn das Beste muß noch erst kommen.

Pyrops las fort. Die Rathsherrn lachten daß sie die Bäuche halten mußten über die Berechnung der Kleinheit der Keime des Priesters Stilbon; wurden aber auf einmal wieder ernsthaft, da die traurige Alternative vorkam, und sie sich vorstellten, was für ein Jammer das wäre, wenn sie in corpore, den

regie-

regierenden Archon an der Spitze, nach dem Latonentempel ziehen müßten, um sichs noch zur besondern Gnade anrechnen zu lassen, wenn sie in Frösche verwandelt würden. Sie reiten die dicken Hälse und schnappten nach Odem bey dem bloßen Gedanken, wie ihnen bey einer solchen Katastrophe zu Muthe seyn würde, und waren geneigt jedes Mittel gutzuheissen, wodurch ein solches Unglük verhütet werden könnte. Aber wie das Geheimnis nun heraus war, wie sie hörten daß die Akademie kein ander Mittel vorzuschlagen hätte, als die Frösche, deren sie einen Augenblik zuvor um jeden Preis loßzuwerden gewünscht hatten, zu essen —— Welche Zunge vermöchte das Gemisch von Erstaunen, Entsetzen und Verdruß über fehlgeschlagene Erwartung zu beschreiben, das sich auf einmal in den verzerrten Gesichtern der alten Rathsherrn mahlte, welche beynahe die Hälfte des Senats ausmachten. Die Leute sahen nicht anders aus, als ob man ihnen zugemuthet hätte ihre eignen leiblichen Kinder in kleine Pastetchen hakken zu lassen. Auf einmal von der unbegreiflichen Macht des Vorurtheils überwältigt fuhren sie alle mit Entsetzen auf, und erklärten daß sie nichts weiter hören wollten, und daß sie sich einer solchen Gottlosigkeit zu der Akademie nimmermehr versehen hätten.

Sie hören aber ja, daß es nur gemeine natürliche Frösche sind die wir essen sollen, rief der Raths-

herr Meidias. Eſſen wir doch Pfauen und Tauben und Gänſe, ungeachtet jene der Juno und Venus, und dieſe dem Priapus ſelbſt heilig ſind. Bekömmt uns denn etwa das Rindfleiſch ſchlechter, weil die Princeſſin Jo in eine Kuh verwandelt worden? oder machen wir uns das mindeſte Bedenken, alle Arten von Fiſchen zu eſſen, ungeachtet ſie unter dem Schutze der Waſſergötter ſtehen?

Aber die Rede iſt weder von Gänſen noch Fiſchen ſondern von Fröſchen, ſchrien die alten Rathsherren und Zunftmeiſter; das iſt ganz was anders. Gerechte Götter! die Fröſche der Latona zu eſſen! Wie kann ein Menſch von geſundem Kopfe ſich ſo etwas nur zu Sinne kommen laſſen.

So faſſen Sie Sich doch, meine Herren, ſchrie ihnen der Rathsherr Stentor entgegen; ſie werden doch nicht ſolche Batrachoſebiſten ſeyn wollen. —

Lieber Batrachoſebiſten als Batrachophagen, rief der Nomophylax, der dieſen glüklichen Augenblik nicht entwiſchen laſſen wollte, ſich zum Haupt einer Parthey aufzuwerfen, auf deren Schultern er ſich in kurzem zum Archontat erhoben zu ſehen hofte.

Lieber alles in der Welt als Batrachophagen, ſchrien die Rathsherrn von der Minorität, und ein Paar graubärtige Zunftmeiſter, die ſich zu ihnen ſchlugen.

Meine Herren, ſagte der Archon Onokradias, indem er mit einiger Hitze von ſeinem elfenbeinernen Stuhl

Stuhl auffuhr, da die Batrachoſebiſten ſo laut zu ſchreyen anfiengen, daß ihm um ſein Gehör bange wurde; Ein Vorſchlag der Akademie iſt noch kein Rathsſchluß. Setzen Sie Sich und hören Sie Vernunft an, wenn ſie können! Ich will nicht hoffen daß hier jemand iſt, der ſich einbildet, daß mir ſoviel daran gelegen ſey, Fröſche zu eſſen; auch werd' ich noch wohl Rath zu ſchaffen wiſſen, daß ſie mich nicht freſſen ſollen. Aber die Akademie, die aus den gelehrteſten Leuten in Abdera beſteht, muß doch wohl wiſſen was ſie ſagt —

(Nicht immer, murmelte Meidias zwiſchen den Zähnen.)

„und da das a meine Beſte allem vorgeht, und nicht billig iſt, daß die Fröſche den Menſchen — daß die Menſchen, ſage ich, den Fröſchen aufgeopfert werden, wie die Akademie ſehr wohl erwieſen hat: ſo iſt meine Meynung — daß das Gutachten, ohne weiters, der ehrwürdigen Latonenprieſterſchaft communiciert werde. Können ſie einen beſſern Vorſchlag thun, ſo will ich der erſte ſeyn, der ihn unterſtützen hilft; denn ich für meine Perſon habe nichts gegen die Fröſche, in ſo fern ſie keinen Schaden thun.„

Da der Antrag des Archons nichts anders war, als worauf beyde Partheyen ohnehin hätten antragen müſſen, ſo wurde die Communication des Gutachtens zwar einhellig beliebt; aber die Ruhe im Senat wurde dadurch nicht hergeſtellt; und von die-

ſer Stunde an fand ſich die arme Stadt Abdera, wieder, nur unter andern Namen, in Eſel und Schatten getheilt.

Jedermann bildete ſich ein daß der Oberprieſter über das Gutachten der Akademie Feuer und Flammen ſprühen werde, und man war nicht wenig verwundert, da er, dem Anſchein nach, ſo gelaſſen dabey blieb als ob ihn die Sache gar nichts angienge. Was für armſelige Köpfe, ſagte er den ſeinigen ſchüttelnd, indem er das Gutachten mit flüchtigem Blicke überlief; und gleichwohl ſollte man denken, ſie müßten mein Buch von den Alterthümern geleſen haben, worinn alles ſo augenſcheinlich dargelegt iſt. Es iſt unbegreiflich wie man mit fünf geſunden Sinnen ſo dumm ſeyn kann. Aber ich will ihnen noch wohl das Verſtändnis öfnen. Ich will ein Buch ſchreiben — ein Buch das mir alle Akademien der Welt widerlegen ſollen wenn ſie können!

Und Stilbon, der Oberprieſter, ſezte ſich hin und ſchrieb ein Buch, dreymal ſo dik als das erſte das der Archon Onokradias nicht leſen wollte; und er bewies darinn daß der Verfaſſer des Gutachtens keinen Menſchenverſtand habe, und ein Unwiſſender ſey, der nicht einmal gelernt habe, daß nichts groß und nichts klein in der Natur ſey, daß die Materie ins Unendliche getheilt werden könne, und daß die unendliche Kleinheit der Keime, wenn man ſie auch noch unendlich kleiner annähme als Korax in ſeiner

ganz lächerlich übertriebnen Berechnung gethan habe, gegen ihre Möglichkeit nicht ein Minimum beweise. Er unterſtüzte die Gründe ſeines Syſtems von den abderitiſchen Fröſchen mit neuen Gründen, beantwortete mit großer Genauigkeit und Weitläuftigkeit alle mögliche Einwürfe die er ſich ſelbſt dagegen machte, und ſeine Einbildung und ſeine Galle erhizte ſich unterm Schreiben unvermerkt ſo ſehr, daß er in ſehr bittere Sarkaſmen gegen ſeine Gegner ausbrach, ſie eines vorſezlichen und verſtokten Haſſes gegen die Wahrheit anklagte, und ziemlich deutlich zu verſtehen gab, daß ſolche Menſchen in einem wohlpolirten Staat gar nicht geduldet werden ſollten.

Der Senat von Abdera erſchrak, da der Archon nach etlichen Monaten (denn eher hatte Stilbon wiewohl er Tag und Nacht ſchrieb nicht mit ſeinem Buche fertig werden können) die Gegenſchrift des Oberprieſters vor Rath brachte, die ſo voluminos war, daß er ſie, um die Sache kurzweiliger zu machen, durch zween von den breitſchultrigſten Sakträgern von Abdera, auf einer Trage herein ſchleppen und auf den großen Rathstiſch legen ließ. Die Herren fanden daß es keine Möglichkeit ſey eine ſo weitläuftige Deduction verleſen zu laſſen. Es wurde alſo durch die Mehrheit der Stimmen beſchloſſen, das Werk geradenwegs dem Philoſophen Korax zuzuſchicken, mit dem Auftrag, dasjenige was er etwa dagegen zu erinnern

macht hat. Soll ich herab steigen? Wollt ihr mir Erlaubniß geben?

Alle.

Steigt herab.

2. Plebejaner.

Kommt herunter!

[Er steigt herunter.]

3. Plebejaner.

Ihr sollt Erlaubniß haben.

4. Plebejaner.

Einen Kreüs; steht herum.

1. Plebejaner.

Zurük von der Baare, zurük!

2. Plebejaner.

Plaz für den Antonius, für den höchst edeln Antonius.

Antonius.

Nun, drängt nicht so auf mich zu, stehet weiter zurük.

Alle.

Zurük, zurük -- Plaz!

Antonius.

Wenn ihr Thränen habt, so macht euch gefaßt, sie izt

zu

hätte schriftlich und sobald als möglich an den regierenden Archon gelangen zu lassen.

Korax stund eben mitten unter einem Haufen naseweiser abderitischer Jünglinge in der Vorhalle seines Hauses, als die Saktträger mit ihrer gelehrten Ladung bey ihm anlangten; und wie er von dem mitkommenden Rathsboten vernommen hatte warum es zu thun sey, entstund ein so unmäßiges Gelächter unter der gegenwärtigen Versammlung, daß man es über drey oder vier Gassen bis in die Rathsstube hören konnte. Der Priester Stilbon hat einen solauen Genius, sagte Korax; er hat gerade das unfehlbarste Mittel ergriffen, um nicht widerlegt zu werden: aber er soll sich doch betrogen finden. Wir wollen ihm zeigen daß man ein Buch widerlegen kann ohne es gelesen zu haben. — Wo sollen wir denn abladen, fragten die Saktträger, die schon eine gute Weile mit ihrer Tragge dagestanden waren, und von allen den sinnreichen Einfällen der gelehrten Herren nichts verstunden. In meinem Häuschen ist kein Platz für ein so großes Buch, sagte Korax. Wissen Sie was, fiel einer von den jungen Philosophen ein: weil das Buch doch geschrieben ist um nicht gelesen zu werden, so stiften Sie es auf die Rathsbibliothek; dort liegt es sicher und wird unter dem Schutz einer Kruste von fingerdickem Staub ungelesen und wohlbehalten auf die späte Nachwelt kommen. Der Einfall ist treflich, sagte Korax. Gute Freunde, fuhr

er

er fort, ſich an die Sakträger wendend, hier ſind zwo Drachmen für eure Mühe; tragt eure Ladung auf die Rathsbibliothek, und bekümmert euch weiter um Nichts; ich nehme die ganze Sache auf meine Verantwortung. Die Träger zogen alſo unter Begleitung einer Menge von Gaſſenjungen nach der Rathsbibliothek; und einer von den jungen Herren eilte, die ganze Geſchichte in ein Lied zu bringen, das in der nächſten Nacht ſchon in allen Straßen von Abdera geſungen wurde.

Stilbon, dem das Schikſal eines Buches, das ihm ſo viele Zeit und Mühe gekoſtet hatte, nicht lange verborgen bleiben konnte, wuſte vor Erſtaunen und Ingrimm weder was er denken noch thun ſollte. Große Latona, rief er einmal übers andre aus, in was für Zeiten leben wir! Was iſt mit Leuten anzufangen, die nicht hören wollen? — Aber ſey es darum! Ich habe das Meinige gethan. — Wollen ſie nicht hören, ſo mögen ſie's bleiben laſſen! Ich ſetze keine Feder mehr an, rühre keinen Finger mehr für ein ſo undankbares, ungeſchliffnes und unverſtändiges Volk. So dachte er im erſten Unmuth; aber der gute Prieſter betrog ſich ſelbſt durch dieſe anſcheinende Gelaſſenheit. Seine Eigenliebe war zu ſehr beleidigt, um ſo ruhig zu bleiben. Je mehr er der Sache nachdachte (und er konnte die ganze Nacht an nichts anders denken) je ſtärker fühlte er ſich überzeugt, daß es ihm nicht erlaubt ſey bey einer

ſo

so lauten Aufforderung für die gute Sache stille zu sitzen. Der Nomophylax und die übrigen Feinde des Archons Onokradias ermangelten nicht, seinen Eyfer durch ihre Aufstiftungen vollends zu entflammen. Man hielt fast täglich Zusammenkünfte um sich über die Maasregeln zu berathschlagen, welche man zu nehmen hätte, dem einreissenden Strom der Unordnung und Ruchlosigkeit (wie es Stilbon nannte) Einhalt zu thun. Aber die Zeiten hatten sich würklich sehr geändert. Stilbon war kein Strobylus. Das Volk kannte ihn wenig, und er hatte keine von den Gaben, wodurch sich sein besagter Vorgänger mit unendlichmal weniger Gelehrsamkeit so wichtig in Abdera gemacht hatte. Beynahe alle junge Leute beyderley Geschlechts waren von den Grundsätzen des Philosophen Korax angesteckt; und der größere Theil der Rathsherren und angesehenen Bürger, neigte sich, ohne Grundsätze, auf die Seite wo es am meisten zu lachen gab. Sogar unter dem gemeinen Volke hatten die Gassenlieder, womit einige Versifexe von Koraxens Anhang die Stadt angefüllt hatten, so gute Wirkung gethan, daß man sich vor der Hand wenig Hoffnung machen konnte, den Pöbel so leicht als ehmals zu den Zeiten des Priesters Strobylus in Aufruhr zu setzen. Und was noch das allerschlimmste war, man hatte große Ursache zu glauben, daß es unter den Priestern selbst einen und den andern gebe, der insgeheim mit den Gegenfröschlern

lern in Verbindung ſtehe, und es war mehr als bloßer Argwohn, daß der Prieſter Pamphagus mit einem Anſchlag ſchwanger gehe, ſich die gegenwärtigen Umſtände zu Nutze zu machen, und den Oberprieſter von einer Stelle zu verdrängen, der er (wie Pamphagus unter der Hand zu verſtehen gab) wegen ſeiner gänzlichen Unerfahrenheit in Geſchäften, zumal in einer ſo bedenklichen Kriſis, in keinem Betrachte gewachſen ſey. Bey allem dem machten gleichwohl die Batrachoſebiſten eine Parthey, und Hypſiboas, der die Seele derſelben war, hatte Geſchiklichkeit genug, ſie immer in einer innerlichen Bewegung zu erhalten, welche mehr als einmal einen gefährlichen Ausbruch hätte nehmen können, wenn die Gegenparthey, zufrieden mit ihren erhaltenen Siegen, und ungeneigt das Uebergewicht, in deſſen Beſitz ſie war, in Gefahr zu ſetzen, in Abſicht der Froſchſache nicht ſo unthätig geblieben, und alles was zu ungewöhnlichen Bewegungen hätte Anlaß geben können, ſorgfältig vermieden hätte. Denn, wiewohl ſie ſich des Namens der Batrachophagen, womit ſie von ihren Gegnern belegt wurden, nicht zu weigern ſchienen, und die Fröſche der Latona den gewöhnlichſten Stoff zu luſtigen Einfällen in ihren Geſellſchaften hergaben; ſo hatte man es doch, nach ächter abderitiſcher Weiſe, bisher immer dabey bewenden laſſen, und die Fröſche waren, trotz dem Gutachten der Akademie, noch immer ungeſtört und ungegeſſen im Beſitz

ſitz der Stadt und Landſchaft von Abdera geblieben.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach, würden ſie dieſer Sicherheit noch lange genoſſen haben, wenn nicht unglücklicherweiſe im nächſten Sommer eine unendliche Menge Mäuſe und Ratten von allen Farben auf einmal die Felder der unglücklichen Republik überſchwemmt, und dadurch die ganz unſchuldige und ungefehre Weiſſagung des Archons Onokradias auf eine unvermuthete Art in Erfüllung gebracht hätten.

Von Fröſchen und Mäuſen zugleich aufgegeſſen zu werden, war für die armen Abderiten zuviel auf einmal. Die Sache wurde ernſthaft. Die Gegenfröſchler drangen nun ohne weiters auf die Nothwendigkeit den Vorſchlag der Akademie unverzüglich ins Werk zu ſetzen. Die Batrachoſebiſten ſchrien: die gelben, grünen, blauen, blutrothen und flohfarben Mäuſe, die in wenig Tagen die greulichſte Verwüſtung auf den abderitiſchen Feldern angerichtet hätten, ſeyen eine ſichtliche Strafe der Gottloſigkeit der Batrachophagen, und augenſcheinlich von Latonen unmittelbar abgeſchikt, die Stadt, die ſich des Schutzes der Göttin unwürdig gemacht, gänzlich zu verderben. Vergebens bewies die Akademie, daß gelbe, grüne und flohfarbe Mäuſe darum nicht mehr Mäuſe ſeyen als andre; daß es mit dieſen Mäuſen und Ratten ganz natürlich zugehe; daß man

in

in den Jahrbüchern aller Völker ähnliche Beyſpiele finde, und daß es nunmehr, da die beſagten Mäuſe entſchloſſen ſchienen, den Abderiten ohnehin nichts anders zu eſſen übrig zu laſſen, um ſo nöthiger ſey, ſich des Schadens, den beyderley gemeine Feinde der Republik verurſachten, wenigſtens an der eßbaren Hälfte derſelben, nemlich an den Fröſchen zu erhohlen. Vergebens ſchlug ſich der Prieſter Pamphagus ins Mittel, indem er den Vorſchlag that, die Fröſche künftig zu ordentlichen Opferthieren zu machen, und, nachdem der Kopf und die Eingeweide der Göttin geopfert worden, die Keulen, als Opferfleiſch, zu ihren Ehren zu verzehren. Das Volk, beſtürzt über eine Landplage, die es ſich nicht anders als unter dem Bilde eines Strafgerichts der erzürnten Götter denken konnte, und von den Häuptern der Froſchparthey empört, lief in Rotten vor das Rathhaus, und drohte kein Gebein von den Herren übrig zu laſſen, wenn ſie nicht auf der Stelle ein Mittel fänden die Stadt vom Verderben zu erretten.

Guter Rath war noch nie ſo theuer auf dem Rathshauſe zu Abdera geweſen, als izt. Die Rathsherren ſchwizten Angſtſchweis; ſie ſchlugen vor ihre Stirne, aber es hallte hohl zurük; je mehr ſie ſich beſannen, je weniger konnten ſie finden was zu thun wäre. Das Volk wollte ſich nicht abweiſen laſſen,

und

und ſchwur, Fröſchlern und Gegenfröſchlern die Hälſe zu brechen, wenn ſie nicht Rath ſchaften.

Endlich fuhr der Archon Onokradias auf einmal, wie begeiſtert, von ſeinem Stuhl auf. — Folgen Sie mir, ſagte er zu den Rathsherren, und gieng mit großen Schritten auf die marmorne Tribüne hinaus, die zu öffentlichen Anreden an das Volk beſtimmt war. Seine Augen funkelten von einem ungewöhnlichen Glanz; er ſchien eines Haupts länger als ſonſt, und ſeine ganze Geſtalt hatte etwas Majeſtätiſcheres als man jemals an einem Abderiten geſehen hatte. Die Rathsherren folgten ihm ſtillſchweigend und erwartungsvoll.

Höret mich, ihr Männer von Abdera, ſagte Onokradias mit einer Stimme die nicht die ſeinige war; Jaſon, mein großer Stammvater, iſt vom Sitz der Götter herabgeſtiegen, und giebt mir in dieſem Augenblik das Mittel ein, wodurch wir uns alle retten können. Gehet, jeder nach ſeinem Hauſe, packet alle eure Geräthſchaften und Haabſeligkeiten zuſammen, und morgen bey Sonnenaufgang ſtellet euch mit Weibern und Kindern, Pferden und Eſeln, Rindern und Schafen, kurz mit Sak und Pak vor dem Jaſonstempel ein. Von da wollen wir mit dem goldnen Vließe, dem heiligen Palladio der Abderiten, an unſrer Spitze, ausziehen, dieſen von den Göttern verachteten Mauren den Rücken wenden, und in den weiten Ebnen des glüklichern Macedoniens einen

andern

andern Wohnort ſuchen, bis der Zorn der Götter ſich gelegt haben, und uns oder unſern Kindern wieder vergönnt ſeyn wird, unter glüklichen Vorbedeutungen in die ſchöne Abdera zurükzukehren. Die verderblichen Mäuſe, wenn ſie nichts mehr zu zehren finden, werden ſich unter einander ſelbſt auffreſſen, und was die Fröſche betrift — denen mag Latona gnädig ſeyn! — Geht, meine Kinder, und macht euch fertig. Morgen, mit Aufgang der Sonne, werden alle unſre Drangſale ein Ende haben.

Das ganze Volk jauchzte dem begeiſterten Archon Beyfall zu, und in Einem Augenblik athmete wieder nur Eine Seele in allen Abderiten. Ihre leicht bewegliche Einbildungskraft ſtund auf einmal in voller Flamme. Neue Ausſichten, neue Scenen von Glük und Freuden tanzten vor ihrer Stirne. Die weiten Ebnen des glüklichen Macedoniens lagen wie Paradieſe vor ihren Augen ausgebreitet; ſie athmeten ſchon die mildern Lüfte, und ſehnten ſich mit unbeſchreiblicher Ungeduld aus dem dicken froſchſumpfichten Dunſtkreiſe ihrer eckelhaften Vaterſtadt heraus. Alles eilte, ſich zu einem Auszug zu rüſten, von dem, wenige Augenblicke zuvor, kein Menſch ſich etwas hätte träumen laſſen.

Am folgenden Morgen war das ganze Volk von Abdera reiſefertig. Alles was ſie von ihren Haabſeligkeiten nicht mitnehmen konnten, lieſſen ſie ohne Bedauren in ihren Häuſern, ſo ungeduldig waren

sie an einen Ort zu ziehen, wo sie weder von Fröschen noch Mäusen mehr geplagt werden würden.

Am vierten Morgen ihrer Auswanderung begegnete ihnen der König Kassander. Man hörte das Getöse ihres Zugs von weitem, und der Staub, den sie erregten, verfinsterte das Tageslicht. Kassander befahl den seinigen Halt zu machen, und schikte jemand aus, sich zu erkundigen was es wäre.

Sire, sagte der zurükkommende Abgeschikte, es sind die Abderiten, die vor Fröschen und Mäusen nicht mehr in Abdera zu bleiben wußten, und einen andern Wohnplatz suchen. Wenn's dies ist, so sind's gewiß die Abderiten, sagte Kassander. Indem erschien Onokradias an der Spitze einer Deputation von Rathsmännern und Bürgern, dem Könige ihr Anliegen vorzutragen.

Die Sache kam dem König Kassander und seinen Höflingen so lustig vor, daß sie sich, mit aller ihrer Höflichkeit, nicht enthalten konnten, den Abderiten überlaut ins Gesichte zu lachen; und die Abderiten, wie sie den ganzen Hof lachen sahen, hielten es für ihre Schuldigkeit mitzulachen. Kassander versprach ihnen seinen Schutz, und wies ihnen einen Ort an den Grenzen von Macedonien an, wo sie sich solange aufhalten könnten, bis sie Mittel gefunden haben würden, mit den Fröschen und Ratten ihres Vaterlandes einen billigen Vergleich zu treffen.

Von

Von dieſer Zeit an weiß man wenig mehr als nichts von den Abderiten und ihren Begebenheiten; doch iſt ſoviel gewiß, daß ſie, wenig Jahre nach dieſer ſeltſamen Auswanderung, wieder nach Abdera gezogen; und daß ſie die Ratten in ihren Köpfen, die ſonſt immer mehr Spuk darinn gemacht als alle Ratten und Fröſche in ihrer Stadt und Landſchaft, allem Vermuthen nach in Macedonien gelaſſen haben müſſen. Denn von dieſer Epoche an ſagt die Geſchichte weiter nichts von ihnen, als daß ſie, unter dem Schutze der Macedoniſchen Könige und der Römer, verſchiedene Jahrhunderte durch ein ſtilles und geruhiges Leben geführt, und, da ſie weder witziger noch dummer geweſen als andre Municipalen ihres Gleichens, den Geſchichtſchreibern keine Gelegenheit gegeben weder Böſes noch Gutes von ihnen zu ſagen.

* * *

Nachſchrift des Herausgebers

an

die ſämmtlichen S. T. Herren Nachdrucker im H. R. Reich, in ſpecie die zu Carlsruh und Tübingen.

P. P.

Die Geſchichte der Abderiten iſt nun hiemit ſoviel als beſchloſſen; und es verſteht ſich alſo von

zu vergieſſen. Ihr kennet alle dieſen Mantel; ich erinnre mich des erſtenmals da ihn Cäſar anlegte; es war an einem Sommer-Abend, in ſeinem Gezelt, an dem Tage, da er die Nervier geſchlagen hatte -- Seht; hier drang des Caſſius Dolch hinein -- Seht was für einen Riß der neidiſche Caſca machte -- Hier gieng der Stoß des geliebten Brutus durch; und wie er den verfluchten Stahl wieder zurük zog, bemerkt, wie Cäſars Blut ihm folgte -- als ob es zur Thüre hinaus fahre, um zu ſehen, ob es dann Brutus ſey, der ſo unfreundlich anklopfte, -- Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäſars Engel. Urtheilet, o ihr Götter! wie zärtlich Cäſar ihn liebte; diß, diß war der unſanfteſte Stoß von allen; denn wie der edle Cäſar ſah, daß auch Brutus nach ihm ſtieß, da beraubte ihn Undankbarkeit, ſtärker als aller Verräther Arme, auf einmal ſeiner Kraft; da brach ſein heldenmüthiges Herz, er hüllte ſein Geſicht, welches alle dieſe Zeit über von Blut ſtrömte, in ſeinen Mantel ein, und ſank, der groſſe Cäſar ſank auf das Fußgeſtell von Pompeji Bildſäule hin. O was für ein Fall war das, meine Mitbürger! Da fiel ich, da fielet ihr, da fielen wir alle, indeſſen daß blutige Verrätherey über uns frolokte. O nun weint ihr, und fühlt, ich ſeh es, die Gewalt des Mitleidens; das ſind edle Thränen! Ihr guten Seelen! wie? weint ihr, da ihr nur Cäſars Ober-Kleid verwundet ſeht? Sehet hieher, hier iſt er ſelbſt, ſo zerfezt, wie ihr ſeht, von Verräthern!

1. Plebejaner.

O kläglicher Anblik!

ſelbſt, daß die Herren Nachdrucker nunmehr volle Macht und Gewalt haben, ſolches ihres Gefallens, ſo theuer oder wohlfeil als ſie können, nachzudrukken; zumal da verlauten will, daß ſie zu ihrem gemeinerſprieslichen Inſtitut ausdrüklich privilegiert ſeyn ſollen. Damit aber wohlbeſagte Privilegierte oder Unprivilegierte Herren durch den rühmlichen Eifer, ein ſo lehrreiches, curioſes und kurzweiliges Werk, wie dieſe Abderitengeſchichte iſt, recht bald in Jedermanns Hände zu ſpielen — ſich nicht etwa übereilen laſſen mögen, das Publicum, wider ihre Meynung, mit einem unbrauchbaren Nachdruk anzuführen; ſo hält es der Herausgeber für ſeine Schuldigkeit, ſie hiemit dienſtfreundlich zu benachrichtigen: daß er binnen 6 oder 8 Monaten eine verbeſſerte, vermehrte, und, auſſer andern Zuſätzen, mit einem wo nicht unentbehrlichen, doch zu beſſerer Verſtändnis des Werkes dienſamen Schlüſſel verſehene Ausgabe, wiewohl ohne Kupfer von Chodowiecky, zu veranſtalten entſchloſſen ſey. Ob er nun gleich durch dieſe Nachricht die weltkündige Freyheit mehrerſagter Herren Nachdrucker, ſich aller ſeiner Schriften (als auf die er bekanntermaaßen ſein Eigenthumsrecht durch die Publication verlohren hat) Ihres Gefallens zu bemächtigen, und ſie in welchem Format und um welchen Preis Ihnen beliebt, nachzudrucken, keineswegs einzuſchränken begehrt: ſo iſt er doch der unmaaßgeblichen Meynung,

nung, daß sie, aus schuldiger Achtung gegen dasjenige Publicum, welches Ihren Eifer um die Ausbreitung der Litteratur so rühmlich begünstiget, nicht übel thun würden, besagte neue Ausgabe der Abderiten um so mehr ruhig abzuwarten, da es Ihnen alsdann ein leichtes seyn wird, solche binnen 8 Tagen um halben Preis nachzudrucken, und Ihnen also an ihren Rechten und Emolumenten wenig oder nichts dadurch abgehen kann.

Der Herausgeber erwartet übrigens für diesen Avis keinen andern als den gewohnten Weltdank, und beharret mit aller Hochachtung die man Privilegierten Leuten schuldig ist, u. s. w.

Noch Eins! Es ist doch sonderbar, daß in der Abderitengeschichte der dasigen Nachdrucker mit keinem Worte gedacht wird; und es läßt sich nicht ohne Grund daraus schliessen, daß sich diejenigen irren, welche vorgeben, daß die edle Buchdruckerkunst bey den Abderiten erfunden worden sey. Hätten die Abderiten schon gedrukte Bücher gehabt, so ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, nach ihrer bekannten Weisheit, die Nachdrucker auf alle mögliche Weise aufgemuntert haben würden; nicht etwa bloß um des kleinen verächtlichen Profits willen etliche Kreuzer zu ersparen: sondern hauptsächlich aus der edlen Absicht, den übermüthigen Schriftstellern zu zeigen, daß man

nicht so schwach und einfältig sey, sich ihnen für das Vergnügen und den Nutzen, den man aus ihren Werken zieht, im mindesten verbunden zu halten. — Doch dies nur im Vorbeygehen!

III.

Das Dorf-Philanthropin.

(Fortgesezt.)

Ehe Hoheneich an den gegenwärtigen Besitzer kam, hatte das Schloß dabey, eine alte ansehnliche gräfliche Burg, wohl ein Jahrhundert so gut als wüste gelegen, und daher fast wie von neuem müssen erbaut werden. Dies veranlaßte beständige Veränderungen; und verursachte auch izt, daß der Kutscher nicht wußte, wo er hinfahren und halten sollte: denn der ganze Hof war an dem Gebäude rund herum wie ein Zimmer vertäfelt und mit allerley Schnitzwerk und Mahlereyen geziert. Zudem hatte die gnädige Herrschafft sich auf den Fuß gesezt, schlechterdings niemanden, als Fürstlichen Personen, wenn etwa solche zu ihnen kommen sollten, entgegen zu gehen. Bey aller Lobenswürdigkeit dieses von den Großen angenommenen ungezwungenen Wesens, war nur dies noch ein Fehler, daß man nicht auch die Großen in ihrer Aufmerksamkeit auf alle kleine Umstände dabey

dabey nachahmte, und wenigſtens einen Bedienten beſtellte, der die Fremden anweiſen könnte. Herr von Altheim ließ alſo mitten auf dem Hofe halten, ſtieg aus, kam, nachdem etliche blinde Thüren umſonſt verſucht worden waren, endlich noch an die rechte und ſtieg mit ſeiner Geſellſchaft hinauf in einen weiten Vorſaal, wo er ſo lange zu verweilen beſchloß, biß er etwa eine Menſchengeſtalt anſichtig würde, die ihn zurechtweiſen könnte. Die Frau von Altheim warf ſich auf einen Lehnſtuhl, wurde bald roth, bald bliß, und wollte eben den bittern Empfindungen ihres beleidigten Herzens durch die Rede Luft ſchaffen als ein Bedienter daher flog, welcher ſeine Nachläßigkeit durch Geſchwindigkeit verbeſſern zu wollen ſchien, wirklich aber nur izt erſt von ſeiner Herrſchaft, die aus dem Raſſeln des Wagens vermuthet hatte, daß die erwarteten Fremden möchten angekommen ſeyn, hergeſchikt war, auf den Fall, daß ſie recht gehört hätten, die Geſellſchaft gleich ins Phianthropin zu führen, dem ſchon angefangenen Examen mit beyzuwohnen.

Nun ſah ſich alſo genöthigt, die Treppe wieder hinunter zu ſteigen, und über den großen Hofweg nach einem alten Hintergebäude zu gehen, das der Herr von Altheim für den alten großen Pferdeſtall erkannte, und doch, wegen der langen Fenſter, izt bald für die Kirche angeſehen hätte. Ehe er noch von dem Bedienten Gewißheit erfragen konnte, lief die-

ser vor, riß beyde Flügel der Thür auf, und die Gesellschaft sah sich, nicht ohne großes Erstaunen, im Saale des Philanthropins zu Hohneich. Der Herr Baron von Pfeffer erhob sich von seinem Lehnstuhle, und wieß die Angekommenen stillschweigend die zu dieser Absicht bereits gesezten Stühle an. Man setzte sich und Junker Karl trat neben seine Mutter.

Der Herr von Altheim konnte sich nicht genug umsehen. Er wurde izt durch seine Augen überzeugt, daß das Gebäude wirklich der alte prächtige Pferdestall sey, in welchem er oft gewesen war, und erstaunte über die seltsame Anwendung und Verändrung desselben. Wo sonst die Futterkasten gestanden hatten, waren izt Catheder angebracht; und die Nischen in der gegenüberstehenden ungeheuer dicken Mauer, worinnen sonst die Krippen der Pferde gewesen waren, sah man izt zu Sitzen für die Philanthropisten umgeschaffen, wo jeder allein saß, ohne den andern zu sehen, noch von ihm gesehen zu werden, und zu welchen eine kleine Treppe führte. So sehr der Herr von Altheim erstaunte, so schwer wurde es dem Pfarrer, sich des Lachens beym Anblik dieser Spielerey zu enthalten. Doch, da er die Empfindlichkeit der Herren, welche den Erziehungsinstituten durch dergleichen Erfindungen am besten aufzuhelfen glauben, aus Erfahrung kannte: so zwang er sich, die lächelnden Züge seines Gesichts so zu richten, daß

daß ſie von dem ſelbſtzufriedenen Erfinder dieſer Logen, falls er ſie bemerken ſollte, leicht auch für Merkmale des Wohlgefallens an ſolcher Erfindung konnten ausgelegt werden. Der Vortheil davon, daß kein Knabe mit dem andern auf ſolche Weiſe plaudern oder ſpielen kann, fiel ihm freylich auch, wie allen die ſehen können, gleich in die Augen; er ſah aber auch den weit größern Nachtheil dabey, daß der Lehrer, indem er ſich mit Einem Knaben beſchäftigte, durch die Vertiefung der Sitze und ihre Verſchläge gehindert würde, die übrigen Knaben gehörig zu bemerken, und jeder von dieſen, weil er meynte, was in jenem Verſchlage vorgenommen werde gehe ihn nicht an, ſo viel eher verleitet wurde, unaufmerkſam zu werden, und ſich die Langeweile mit Spielen zu vertreiben.

Das Examen gieng indeſſen ununterbrochen fort. Ein petit Laquais, welcher hier Kammerdiener verteutſcht wurde und ein gebohrner Franzos war, ſtellte izt den Profeſſor der franzöſiſchen Sprache vor, und prüfte ſeine Philanthropiſten, indem er von Loge zu Loge gieng und an einen jeden eine Frage aus Matthias Kramers Noveau Parlement that, welche denn derſelbe mit der ebendaſelbſt befindlichen Antwort, doch aus dem Kopfe, beantwortete. Vor ihm hatte der Herr Hofmeiſter die Mathematik mit ihnen vorgenommen, und das Einmal Eins rükwärts und vorwärts durchgefragt, welches der Herr von Pfeffer,

bey Endigung der Französischen Lectionen nur anzeigte, aber, um der Zeit zu schonen, nicht wiederholen ließ, obgleich die Philanthropisten, wie er versicherte, vortreflich bestanden hatten. Nun kam die Reihe an das Lateinische. Der Koch des Herrn Barons, ein gebohrner Ungar, welcher im vorlezten Kriege bey einem Husarenobersten als Kammerhusar und Koch gestanden, und in seiner Jugend bey den Piaristen ziemlich Latein sprechen gelernt hatte, war hierinnen der Lehrer, und schien dem Herrn Baron nach der neuen Methode am geschikteſten dazu zu seyn, weil er sein Latein doch meistens nur durch Uebung erlernt hatte. Dieser hub seine Lection mit einem Miserere und Credo an, welche er einige Philanthropisten hersagen ließ, plauderte dann mit allen nach der Reihe etwa eine Viertelstunde halb teutsch und halb lateinisch, und hieß endlich zum Beschlusse die beyden jüngsten ein Pater noster und ein Gratias hersagen. Seine Simplicität schien durchgängig Beyfall zu erhalten, denn er machte es so gut, als er konnte. Hierauf kletterte der älteste Junker des Herrn Barons von Pfeffer aus seiner Nische herunter, betrat eines der Catheder, und dankte den respective Anwesenden für ihr geneigtes Gehör in einer zierlichen Rede, welche allemal für ihn schön gewesen wäre, izt aber dadurch noch vortreflicher ward, daß sie dem ganzen Examen ein sehr erwünschtes Ende machte.

Die

Die Gesellschaft stund nun auf, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen von beyden Seiten, stellte der Hofmeister, als Curator des Instituts, sämmtliche Philanthropisten vor. Sie giengen alle in einer Uniform, und nur ein feineres Tuch machte den Junker kenntlich, doch so, daß die übrigen Bauerknaben sich deswegen nicht zu schämen hatten. Jedermann bezeugte sein Vergnügen an den Kindern und ertheilte ihnen ein billiges Lob; mit der ganzen Einrichtung dieses Dorfphilantropins aber schienen weder der Herr von Altheim noch der Pastor Freg zufrieden zu seyn. Und aufrichtig zu reden, sie konnten es nicht seyn. Mit dergleichen Instituten auf dem Dorfe wird dem Menschengeschlechte, wenigstens den Landleuten, wenig, oder besser, gar nicht geholfen. Höchstens werden Glieder für die Städte und höhern Stände gezogen, und der Bauernstand wird zwar vermindert, aber nichts gebessert. Der Herr von Altheim konnte sich auch nicht enthalten, seine Befremdung darüber zu erkennen zu geben, daß bey der ganzen Prüfung gar nichts von Religion vorgekommen sey; worauf ihm aber der Baron zur Antwort gab, daß diese nicht in seinen Plan gehöre, und er die Sorge dafür dem Schulmeister und dem Pfarrer des Orts überlasse. Herr von Altheim wollte wieder darauf antworten; aber der Pfarrer hielt es heute für rathsamer, ihn zu unterbrechen; und da die Antwort des Barons ihm erwünschte Gelegenheit gab,

viel-

vielleicht etwas zu erfahren, was er längſt gern gewußt hätte, ſo fiel er hurtig mit der Frage ein: Um Vergebung, Herr Baron, was haben ſie denn für einen Plan bey ihrem Inſtitute? Gar keinen, erwiederte dieſer ſehr cavalierement, ſondern mein Hofmeiſter hat mir ſoviel von der Erleichterung des Lernens durch die Philanthropine vorgeſagt, daß ich, um meinen Söhnen beſonders das Lernen zum Spiele zu machen, und ihnen zugleich eine anſtändige Spielgeſellſchaft auf dem Dorfe zu verſchaffen, mich endlich entſchloſſen habe, auf meine Koſten allein ein Dorfphilanthropin zu errichten. Die ganze Einrichtung davon habe ich dem Hofmeiſter überlaſſen, der viel Talent für die neue Methode hat. Auch dieſe Sitze hier in den Niſchen ſind ſeine fürwahr ganz originale Erfindung. Wenn nur meine Junker was lernen; aus den Bauerjungen mag werden, was will. Schaden haben ſie auf alle Fälle nicht davon, daß ſie mit meinen Söhnen lernen, und Schande, hoffe ich, auch nicht. Ueberhaupt macht mir das ganze Ding vielen Spaß. Mit Pedanterepen gebe ich mich nicht ab; doch habe ich gern mit dem Erziehungsweſen zu thun, und ſpreche auch gern davon. Hier haben ſie meinen ganzen Plan, wenn ſie wollen, daß es Plan ſeyn ſoll.

Der Pfarrer wußte nun genug; fand aber doch nicht nöthig, dem Baron ein Compliment darüber zu machen, ſondern ließ es bloß bey etlichen: So, ſo! ſein

ſein Bewenden haben. Und da izt Tiſche gebracht wurden, den Philanthropiſten einen feſtlichen Examenſchmauß zuzubereiten und damit den Saal vollends einzuweyhen: ſo wendete ſich der Baron an die ganze Geſellſchaft, bat ſie, ihm ſein Philanthropin oben im Speiſeſale einweyhen zu helfen, bot der Frau von Altheim ſeinen Arm, und führte ſie durch den Garten ins Schloß.

Sobald ſie ins Zimmer traten, wurden ſie von der Frau von Pfeffer und ihrer Schweſter auf das freundſchaftlichſte empfangen, und zugleich wurde ihnen auch hier das Töchterchen vom Hauſe vorgeſtellt, ein Fräulein, von welchem in der ganzen Gegend als von einem Muſter guter Erziehung geſprochen wurde. Lottchen, ſo hieß es, ſtund zwiſchen fünf und ſechs Jahren, und wurde einzig und allein von der Mutter erzogen. Man hätte äuſſerſt ungerecht ſeyn müſſen, wenn man nicht die ſtille Sittſamkeit und pünctliche Folgſamkeit des Kindes hätte bewundern wollen. Nur fiel es dem Paſtor Freg ſogleich gar zu ſehr in die Augen und aufs Herz, daß das Fräulein, wie ein Pferd das auf Jahrmärkten Künſte macht, bey allem, was ſie that und ſprach, den halben Kopf und beſonders das eine Auge beſtändig nach der Seite, wo die Mutter ſtund oder ſaß, hinwendete, und gar nichts freywillig, ſondern alles nach dem Winken oder Nicken, oder andern gegebenen Zeichen der Mutter verrichten durfte oder konnte.

konnte. Das erſte Tempo bey ihrer Vorſtellung war eine tiefe Allen geltende Verneigung, zu welcher die Mutter ſelbſt ſie einen Schritt vorführte, und ihr mit einem Knipp in den Arm den Grad der Tiefe anzugeben ſchien. Nach einem halben Aufzug des Fächers gegen die Erde hin und der ſchnellen Wiederholung deſſelben zum Munde verſtund das Fräulein, daß ſie der Frau von Altheim den Rok küſſen zu wollen Mine machen ſollte, und neigte ſich etwas nieder und vorwärts, doch ſo, daß ſie gleich wieder in der Lage war, ſich umarmen und küſſen zu laſſen. Als dies mit der größten Geſchiklichkeit vollendet, und mit einem Seitenblik neuer Rath geholt war, näherte es ſich dem Herrn von Altheim, und neigte ſich vor ihm, doch völlig in gerader Linie, ganz tief. Ungewiß, was ſie nun wegen des Junkers Karl und des Mannes in der Stuzperücke zu beobachten habe, that Lottchen einen merklichen Blik nach der gnädigen Mama; welche aber wegen der Neuheit des Falles, für den noch keine beſtimmten Zeichen angenommen waren, izt zur Rede ihre Zuflucht nahm, und das Kind ſowohl als ſich ſelbſt damit aus der Verlegenheit riß, daß ſie ſchnell ihr zurief: Hurtig, umarme deinen kleinen Bräutigam, und mache dem Herrn ein Compliment; es iſt ein Herr Pfarrer, der euch einmal zuſammengeben kann. Nun wußte ſie das Wenn und Wie. Sie umarmte alſo den Junker und machte dem Pfarrer die Verneigung No. 3.

nach ihrer Mutter Taxordnung, welche sie völlig innehatte und zu beobachten wußte, sobald ihr nur der Titel einer Person gesagt oder zu verstehen gegeben wurde. Nach vielen ertheilten Lobeserhebungen und Erzählungen kleiner Artigkeitsanekdötchen von dem Fräulein, welche die Mutter gut einzuleiten wußte, gieng man zur Tafel, und die Frau von Altheim bat es sich aus, daß das artige Fräulein neben ihr sitzen dürfe, welches auch, nach einiger Weigerung, bewilliget wurde.

Während der Mahlzeit wurde fast von nichts anderm als von der Erziehung gesprochen, indem der Baron über die Erziehung der Söhne, dessen Gemahlin aber über die Erziehung der Töchter, von den Gästen sich immer belehren lassen wollten, im Grunde aber nur Gelegenheit zu suchen schienen, von ihren Kindern und ihrer eigenen Art, sie zu erziehen, viel sprechen zu können. Nach aufgehobener Tafel wurde der Gesellschaft vorgeschlagen, im Saale des Philanthropins einigen Spielen der Philantropisten zuzusehen, welche der Hofmeister dirigiren werde; und der Vorschlag wurde willig angenommen. Indes man wartete, bis alles zum Spielen unten zugerichtet seyn würde, führte der Baron den Pfarrer, zu dessen größtem Vergnügen, in sein Cabinet, wo er eine ziemlich vollständige Sammlung der neuesten Erziehungsschriften beysammen hatte. Allein, anstatt ihm die Freyheit zu lassen, sie einzeln

anzu-

anzusehen, überreichte er ihm ein geschriebenes Verzeichniß davon, mit dem Erbieten, was er darinnen fände, das ihm gefalle, sich nur auszuzeichnen und bey ihm holen zu lassen, da er es denn zu Hause mit mehrer Muße durchgehen könne. Itzt, fuhr er fort, will ich sie nur, weil wir allein sind, gleich fragen, wie ihnen die Erziehung unserer Tochter von meiner Frau gefällt? Sie hat sie sich ganz zugeeignet, ich darf gar nichts darein reden, und sie gefällt mir doch nicht. Das Fräulchen wird zwar bewundert, wo sie nur gesehen wird, und Hohe und Niedrige erstaunen über ihre Wohlgezogenheit. Wenn sie aber nur wüßten, wie es damit zugienge, wenn sie nur, wie ich, manchmal sehen soliten, wie die Maschine aufgezogen, gestellt und gerichtet wird: so würden sie, anstatt zu erstaunen, alles sehr natürlich finden, und mit dem Kinde gewiß Mitleiden haben. Was sagen sie dazu, Herr Pastor? — Sie setzen mich in Verlegenheit, antwortete dieser; ich bin noch zu wenig von der ganzen Sache unterrichtet, als daß ich ein richtiges Urtheil darüber fällen könnte.

Indem trat der Herr von Altheim herein, der seine Gesellschaft vermißte und aufsuchte, und bat um Vergebung, wenn er sie etwa stöhrte. Nein, gar nicht, versezte der Baron, sie können vielmehr dem Herrn Pfarrer aus einer Verlegenheit ziehen helfen, in welche er von mir gesezt zu seyn vorgiebt, da ich

ihn um seine Meynung über die Erziehung meiner Tochter gefragt habe. Er soll mir sagen, ob er das Abrichten bey Kindern eben so gut findet, als das Dressiren bey den Hühnerhunden, und bey der Erziehung gar keine Freyheit, sondern schlechterdings unbedingten Gehorsam für nüzlich hält, und diesen auch auf alle Weise erzwungen haben will?

Herr von Altheim. Und Sie, Herr Pastor, sollten um eine Antwort verlegen seyn? Sie sollten das Gehorchenlernen nicht für die Grundregel aller Erziehung halten?

Der Pfarrer. Ich bin verlegen, und gebe ihnen auch gleich völlig Recht. Verlegen bin ich, weil ich auf einen bestimmten Fall zu antworten habe. Ihnen gebe ich Recht, weil ihre Theorie im Ganzen richtig ist. Sie wissen doch wohl, was für ein ungeheurer Berg zwischen Theorie und Praxis liegt? Ich wollte, daß man, anstatt des ewigen Redens und Schreibens über die hohe Nothwendigkeit der Befolgung dieses ersten seynsollenden Grundsatzes der Erziehung, lieber noch untersuchte, ob er gar einer sey? oder wenigstens mehr Anleitung gäbe, wie Aeltern und Erzieher dabey zu Werke zu gehen hätten, daß durch das unbedingte Gehorchenlernen nicht mehr Böses als Gutes gestiftet werde.

Herr von Altheim. Hm! Ich befehle, und meine Kinder müssen gehorchen; und wenn sie nicht

wollen, kriegen ſie ihre richtige Strafe. So bin ich auch erzogen worden.

Der Pfarrer. Ich verkenne die traurige Nothwendigkeit der Strafen gewiß nicht. Ich gebe zu, daß zuweilen bey einzelnen Kindern eine ſtrenge Erziehung gelungen ſeyn mag. Ich habe auch die einzelnen einſeitigen Vortheile des unbedingten Gehorchens überdacht, z. B. daß es Aeltern und Erziehern nicht ſo ſauer und läſtig wird, die Kinder um ſich zu haben, wenn ſie gleich thun und laſſen, reden und ſchweigen, wie es befohlen wird; daß man eher vor fremden Leuten mit ſeinen Kindern erſcheinen und paradiren kann; ja, daß ſo gewöhnte Kinder ſich einſt leichter in die wunderlichſten und eigenſinnigſten Menſchen ſchicken lernen. Nicht aber izt zu gedenken, daß dies alles faſt nur ein Nutzen für andere Menſchen, und keine wahre Verbeſſerung des Characters und Herzens des zu erziehenden Kindes iſt; ſo reden wir izt von der Folgſamkeit, die nicht anders als durch Strafen erhalten werden kann, und da leugne ich geradezu, daß irgend jemand jemals, durch an ihm vollzogene Strafen, wahren Gehorſam gelernt habe.

Der Baron. So viel möchte ich doch nicht behaupten, ob ich gleich übrigens ziemlich ihrer Meynung bin.

Der Pfarrer. Warum nicht? Gehorſam heißt doch willige Unterwerfung unter die Geſetze oder Befehle

fehle eines andern? Den lehrt kein Zwang. Soll ich ihn als Tugend üben, so muß ich entweder die innere Güte des Gebots, oder wenigstens die Güte dessen, der es mir giebt, oder endlich auf alle Fälle den überwiegenden Vortheil des Gehorchens überhaupt einsehen. Gehorchen, wo ich muß, lehrt mich die Noth; ist aber keine Tugend, die als solche eben gelehrt und gelernt zu werden braucht. Ueberdieß giebt es viele Sachen, die nicht wohl befohlen werden können, wobey der Gehorsam schlechterdings mit Strafen nicht erzwungen werden sollte, oft auch nicht kann, ja wo der Gehorsam fast noch schädlichere Folgen, als der Ungehorsam zu haben scheint.

Der Baron. Sie erregen meine Neugierde. Was wären denn das für Sachen?

Der Pfarrer. Fallen ihnen nicht gleich die Gesinnungen und Neigungen ein? Hat Dankbarkeit je von Menschen bey Strafe können anbefohlen, oder durch Strafen erzwungen werden? So ist es auch besonders mit den Gesinnungen, Empfindungen und Bezeugungen der Höflichkeit, wovon wir doch hauptsächlich izt reden. Die erstern lassen sich weder befehlen noch erzwingen; und was die äussern Höflichkeitsbezeugungen angeht, so lassen sich dieselben gegen gewisse bestimmte Personen zwar vorschreiben, nicht aber gegen alle; sondern da muß man bey allgemeinen Vorschriften stehen bleiben, wenn es nicht die elendeste Maschinerey werden, und

nicht Sottiſen und Beleidigungen häufig vorfallen ſollen.

Der Baron. Es ſey darum! Sollte aber deßwegen auch der Gehorſam dem Kinde ſchädlich ſeyn? Es iſt doch immer gut, wenn es nur thut und ſagt, was man es thun und ſagen heißt.

Der Pfarrer. Was denken ſie denn, wenn ein Kind, das in der Phyſiognomie eines Fremden das nicht lieſt, was vielleicht dem Frager mit den leſerlichſten Zeichen in die Augen fällt oder auch nicht fällt, auf die Frage: Haſt du den Herrn hier nicht recht lieb? antworten muß: O ja, ich liebe ihn herzlich! Oder wenn es bey heimlich geäuſſertem Verlangen nach Obſte, doch auf die Frage: Willſt du noch etwas? laut die Antwort nachbeten muß: Ich danke, gnädige Mama, ich habe völlig zur Gnüge!

Herr von Altheim. Ich denke, daß es — lügt.

Der Pfarrer. Iſt der Gehorſam hier nüzlich, oder nicht vielmehr ſchädlich? Dabey gehorchen auch willigſcheinend in ſolchen Fällen nur Kinder von keinem oder ſehr eingeſchränktem Geiſte, die vermuthlich nie ſelbſt denken, ſondern zeitlebens nachäffen und nachbeten werden. Ich glaube, man könne es beynahe zur Regel machen, daß die folgſamſten Kinder in den erſten ſechs Lebensjahren auch die ſchwächſten an Leib und Seele ſind, und wenn ihnen nicht glüklich geholfen wird, im reifern Alter wahre

wahre Automaten, oder ſo es ihnen ja zuweilen begegnet, ſelbſt zu denken, die ſteifſinnigſten und trotzigſten, kurz die unbrauchbarſten Charaktere werden. Diejenigen hingegen, welche in ſolchen Dingen nur aus Zwang gehorchen, lernen frühzeitig und von ihren Aeltern ſelbſt heucheln, und hängen ihrem ſittlichen Charakter, bey aller Höflichkeit, mehrentheils den unauslöſchlichen Flek der Falſchheit an.

Der Baron. Es iſt aber doch unausſtehlich, kleine Kinder in Geſellſchaften unhöflich, oder wenn ihnen die Höflichkeit vorgeſagt wird, unfolgſam, oder zuweilen gar durch ihr offenes wahres Reden und Thun Fremde beleidigen zu ſehen.

Der Pfarrer. Zwang aber mit anzuſehen, oder das langweilige Moriginiren der Kinder mit anzuhören, iſt vielen Menſchen eben ſo unausſtehlich und faſt noch ekelhafter als die Unhöflichkeit. Man laſſe kleine Kinder aus Geſellſchaften weg, wo verlangt wird daß ſie ſchon wie ein alter Courtiſan thun ſollen. Oder wo die Kinder verlangt werden, laſſe man ſie natürlich erſcheinen, und, ſo gut als ſie können, auch mit Fehlern handeln, und zwinge ſie da zu nichts, ſtrafe ſie auch nicht hinterher, ſondern belehre ſie nur des Beſſern. Erinnern ſich der Herr Baron nicht der Worte des von ihnen ſo verehrten Dichters?

„Gott ſelbſt liebt keinen Zwang. Die Welt mit ihren Mängeln
Iſt beſſer, als ein Reich von willenloſen Engeln;
Er hält für ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung ſelbſt wird durch die Wahl erſt gut.“

Der Baron. Ihre Gedanken, Herr Paſtor, laſſen mich eben nicht ſtolz auf die Folgſamkeit meiner Tochter werden. Und wenn ſie Recht haben, ſo hat meine Frau ſehr Unrecht mit ihrer Erziehungsmethode. Auch dürfte ſo der immer ohne Prüfung angenommene Educationsgrundſatz, ſchlechterdings nur auf Gehorſam zu dringen, wohl noch ſeine Abfälle leiden. Indeß denke ich, Lottchen beleidigt doch niemanden mit ihrer Maſchinerey.

Der Pfarrer. Lottchen nicht ſo ſehr als die, welche die Marionette ziehen.

Es war eben Zeit, daß der Bediente mit der Nachricht kam, daß alles fertig ſey und ſie insgeſammt erwartet würden; denn der Herr Baron von Pfeffer fieng ſtark an, ſich es merken zu laſſen, daß er auch zu der Gattung von Aeltern gehöre, die von ſich und den Ihrigen immer gern Mängel anzeigen, nicht aber in der Meynung, als wenn ſie eben Recht haben wollten, ſondern vermuthlich nur zu zeigen, wie leicht ſie auch Widerſpruch vertragen können, und daß ſie alſo nicht nur keine Mängel, ſondern auch noch eine Tugend mehr beſitzen. Man gieng alſo

alſo und ſah den mancherley Spielen der Philanthropiſten zu, lobte den Erfindungsgeiſt des Herrn Hofmeiſters, der beſonders im Spielen groß zu ſeyn ſchien, bewunderte die gute Wahl der Prämien, welche den jungen Siegern vom Herrn Baron ſelbſt ausgeſucht und beſtimmt waren, vergnügte ſich an der unſchuldigen Munterkeit der Kinder, ſpeißte im Saale des Philanthropins auf der Serviette, und gieng, weil die Frau von Altheim, welche vermuthlich lange Weile hatte, ſehr nach Hauſe eilte, bald auseinander.

Beym Zurükfahren baten die von Altheim den Pfarrer, mit ihnen nach Hauſe zu fahren und bey ihnen zu übernachten. Da er es aber, wegen ſeiner Einrichtung zu Hauſe, und ſeines Amtes halben verbitten mußte, und es ein heller Abend war, beſchloſſen ſie, ihren Weg über Furchheim zu nehmen, und ihn ſelbſt nach Hauſe zu bringen. Als ſie daſelbſt angekommen und insgeſammt ausgeſtiegen wären, wendete ſich der Herr von Altheim ſogleich an die Frau Pfarrerin mit den Worten: Nicht wahr, es iſt nichts vorgefallen, und ihr lieber Mann hätte auch ohne Bedenken bey uns übernachten können? Ich weiß doch nicht, antwortete ſie; es fällt auch wohl die Nacht etwas vor, und gerade heute, da mein Mann nicht da war, hat ſich auch der unbekannte Herr hier auf den Nachmittag melden laſſen. Hören ſie, Herr Paſtor, ſchrie Herr von Altheim, der

raſchen Fluth von Aufruhr dahinreiſſen -- es iſt ganz und gar wider meine Abſicht. Die, ſo dieſe That gethan haben, ſind ehrenvolle Männer; was ſie für Privat-Urſachen haben konnten, die ſie dazu antrieben, weiß ich leider! nicht; ſie ſind Männer von Klugheit und Ehre, und werden ſich, wie ich nicht zweifle, bey euch verantworten können. Ich komme nicht, meine Freunde, eure Herzen wegzuſtehlen; ich bin kein Redner, wie Brutus; ſondern wie ihr wißt, ein ehrlicher, gutherziger Mann, der ſeinen Freund liebt, und das wußten ſie auch ſehr wol, da ſie mir die Erlaubniß gaben, öffentlich von ihm zu reden; denn ich habe weder Wiz, noch Worte, noch Anſehen, weder Action, noch Ausſprache, noch Beredſamkeit, um das Blut der Leute in Feuer zu ſezen; ich ſage nur einfältig die Wahrheit. Ich ſag euch, was ihr alle ſelber wißt, zeige euch des gütigen Cäſars Wunden, dieſe armen, armen, ſtummen Munde, und bitte ſie für mich zu reden. Aber wär' ich Brutus, und Brutus wäre Antonius, dann wär' ein Antonius, der eure Geiſter aufhezen, und in jede Wunde Cäſars eine Zunge ſteken würde, die ſogar die Steine von Rom zum Aufruhr empören würden.

Alle.

Wir wollen einen Aufruhr --

1. Plebejaner.

Wir wollen des Brutus Haus anzünden.

Herr mit dem griechiſchen Namen hat ſich heute bey ihnen anſagen laſſen! Nun werden ſie ihn kennen lernen. Ich möchte ſelbſt dabey ſeyn, wenn er ſie beſucht. Wenigſtens, erwiederte der Pfarrer, werde ich doch in den Stand geſezt werden, ihnen zuverläſſigere Nachrichten von ihm zu geben, als ſie bisher gehabt haben. Die Frau von Altheim hatte ſich indeſſen zur Frau Pfarrerin geſezt, und erzählte ihr von dem heutigen Beſuche, beſonders von Fräulein Lottchen, wie das Kind in ſo frühen Jahren ſchon ſo abgerichtet ſey, zweyerley Sprache zu führen, und allein oft gerade das Gegentheil von dem ſage, was ſie in Gegenwart der Mutter ſage. Sie habe, ſezte ſie hinzu, das Kind neben ſich bey Tiſche ſitzen laſſen, um zu ſehen, wie es handle, wenn es nicht ſo nahe bey der Mutter ſey, und da habe ſie mit wahrem Mitleiden einen großen Unterſchied bemerkt. Junker Karl erzählte den Töchtern des Pfarrers von dem ſchönen Schloſſe und von den artigen Spielen der Philanthropiſten; und, nachdem ſie ſich alle zuſammen eine kleine Viertelſtunde ſo unterhalten hatten, wurde beſchloſſen, ſich den Winter über wechſelsweiſe fleißiger zu beſuchen; vielleicht weil Herr von Altheim anfieng mehr Geſchmak an dem neuen Erziehungsweſen zu bekommen, vielleicht auch, weil er den Herrn Spudarchides bald näher kennen zu lernen wünſchte — Und ſo fuhren die von Altheim fort.

So

So ruhig der Pfarrer doch faſt über ein Jahr die Unwiſſenheit ertragen hatte, in welcher er wegen der Perſon und der Umſtände des Herrn Spudarchides lebte, ſo unruhig machte ihn auf einmal die heute verſäumte Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen. Da er ſich dieſe Unruhe durch den geheimen Zug magnetiſcher Seelen, die nur einen gewiſſen Grad der Nähe brauchen, um mit aller Kraft der Sympathie in einander zu wirken, ohne denſelben aber lange wie todt für einander jede an ihrem Orte liegen bleiben, im gegenwärtigen Falle nicht zu erklären getraute: ſo ſuchte er ihren Grund bloß in dem Unverſehenen, und in dem Verlangen, zu errathen, was dieſer Mann bey ihm wohl zu ſchaffen haben könnte? Er legte ſich mit dieſen unruhigen Gedanken nieder, und erwachte auch wieder damit. Früh morgens, da er allerley einzelne Nachrichten von ihm zuſammenſezte, kam ihm der Gedanke, ob der Mann vielleicht ein Goldmacher, ein verunglükter Erzieher oder dergleichen ſey? und aus dem Verlangen ihn näher zu kennen, wurde izt der Vorſaz, ſich in aller möglichen Entfernung von ihm zu halten, wenn er ſich auch wieder melden laſſen ſollte. Nun glaubte er die Sache in ſeiner Seele abgethan zu haben; bald aber regte ſich in ihm wieder etwas, das er bey andern gleich für die natürliche Neugierde erkannt haben würde, izt aber bey ſich für das bloße Gefühl der Höflichkeit hielt. Kurz er

hielt es für Schuldigkeit, sich heute beym Herrn Spudqrchides melden zu lassen; welcher aber den Besuch nicht annahm, sondern dafür zum Herrn Pfarrer zu kommen versprach.

Herr Spudarchides erschien und wurde mit eben so vieler Erwartung als Höflichkeit empfangen. Doch hätte erstere auch wohl etwas kleiner seyn dürfen: Denn der fremde Herr erklärte gar bald, daß er in keiner anderen Absicht gekommen sey, als sich für ein verlobtes Paar, das in kurzen hieher kommen und sich seines Amts zur Copulation bedienen wollte, zu erkundigen, was sie etwa zu beobachten hätten, wenn es in aller Kürze und Stille geschehen sollte. Da der Pfarrer es für einen Dispensationsfall erkannte, so antwortete er dem Herrn ganz kurz: daß er allemal willig seyn würde, den Fremden mit seinem Amte zu dienen, sobald man ihm den Dispensationsschein bringen werde, und zeigte ihm zu dem Ende die landüblichen gesezmäßigen Wege in diesem Falle an. Da aber die ganze Anfrage die Freude über seinen Besuch noch mehr verminderte, indem er gar oft von Fremden um solche Dienste angesprochen wurde, und dann, wenn er ihnen nicht, wie sie wollten, willfahren konnte, am Ende nichts als Verdruß und Versäumniß davon hatte: so suchte er sobald als möglich abzubrechen, und that nur des Wohlstands wegen noch die Frage: wie dem Herrn der Aufenthalt in Furchheim gefalle? Der fremde

Herr

Herr verſicherte wider aller Erwartung, daß ihm der Ort zwar überhaupt ſchön, beſonders aber wegen ſeines Pfarrers gefalle. Und da ihm dieſer voller Verlegenheit nicht anders als mit einer Verbeugung darauf zu antworten wußte, fuhr jener fort ſein Wohlgefallen an den Bemühungen zu erklären, welche ſich der Herr Pfarrer gebe, die Jugend des Dorfes zu bilden, wovon er während ſeines Aufenthalts nicht nur immer viel gehört, ſondern auch an ſeines Hauswirths Kindern bereits herrliche Früchte geſehen habe. Es wurde hierauf hin und her von der Erziehung geſprochen, und ehe ſichs beyde verſahen, waren ſie ſo warm in dem Geſpräche geworden, daß niemand dieſen Beſuch für ihre erſte Zuſammenkunft würde gehalten haben. Es war beyder ihre Lieblingsmaterie, und dem Pfarrer mochte bey ſeiner Unruhe doch etwas geahndet haben. Spudarchides beſonders ließ ſich ſo tief in die Sache ein, daß der Pfarrer ſein Erſtaunen darüber, und das Verlangen zu erfahren, wodurch Herr Spudarchides zu ſolchen Kenntniſſen möge gekommen ſeyn, gar nicht zu verbergen vermochte. Dieſer nahm es indeſſen ſehr wohl auf, und verſprach ihm ein andermal recht gern mit nähern Nachrichten zu dienen, indem er längſt dieſe Bekanntſchaft gewünſcht habe; theils weil er ſich auch ſeines Amtes bedienen wolle, welches er anfänglich bey der Ungewißheit ſeines Aufenthalts nicht gleich Willens geweſen ſey, theils

ihm in seinen philanthropinischen Bemühungen vielleicht beyräthig seyn zu können. Izt aber könnte er des Vergnügens, von der Erziehung zu sprechen, welches er Jahre lang entbehrt hätte, gar nicht satt werden. Er sezte daher das angefangene Gespräch eifrig fort, und würde wahrscheinlicherweise sobald nicht aufgehört haben, wenn er nicht durch einen Boten von Schliebendorf wäre unterbrochen worden, welcher ihm einen Brief vom Herrn von Büßenthal zu überreichen hatte, und ihn bey dem Pfarrer aufsuchte, da er ihn in seiner Behausung nicht gefunden hatte. So aber war der Brief kaum gelesen, als er sich empfehlen wollte, um den Boten mit einer Antwort zu versehen. Indeß da der Pfarrer sich erbot, wenn es mit der Antwort Zeit bis morgen oder übermorgen hätte, den Brief selbst zu überbringen, weil er sichs vorgenommen habe, diese Woche noch seinen Besuch bey dem Herrn von Büßenthal zu machen; so war es Herr Spudarchides soviel eher zufrieden, weil er, wie er sagte, wegen der Antwort ohnehin etwas verlegen war, im Grunde aber sich wohl auch über die Erziehung noch ein wenig ausschwatzen wollte.

Der Bote wurde also leer abgefertigt, und die beyden Herren kehrten zu ihrem Gespräche zurük. Doch weil die Bekanntschaft immer noch zu neu war, als daß sie hätten zum Abendessen beysammen bleiben sollen, so schienen beyde an sich zu halten, und

sich

ſich für heute nicht wieder ſo tief in ihre Lieblings-materie einlaſſen zu wollen. Hierzu kam, daß Spudarchides aus dem Vorſchlage des Pfarrers erſehen hatte, daß er in Schliebendorf bekannt ſeyn müſſe, und daher Gelegenheit ſuchte, ſich bey ihm nach den Herrn von Büßenthal und ſeinen Glüksumſtänden näher zu erkundigen. Der Pfarrer erzählte darauf, daß ſeine Bekanntſchaft in Schliebendorf eben nicht gar groß, und ſich bloß daher ſchreibe, daß ſeine Frau die Tochter des daſelbſt zulezt verſtorbenen Pfarrers ſey. Weil der Herr des Dorfes einige nicht gemeine Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften beſize, auch vor einiger Zeit auf die Verbeſſerung des Schulweſens in ſeinem Dorfe aufmerkſam zu werden angefangen habe, ſey ihm ſein Umgang immer angenehmer geworden; ſeit ein Paar Jahren aber, und beſonders, ſeitdem der neue Pfarrer da ſey, fange ein gewiſſer frommer Ton an daſelbſt Mode zu werden, welcher ihm immer nicht viel Gutes prophezeyhe, daher er ſich auch immer mehr zurükziehe, doch die Bekanntſchaft nicht gar aufhebe. Ich ſoll es faſt glauben, verſezte Spudarchides, der Licht genug hatte; der erhaltene Brief beſtätigt gewiſſermaaßen das, was ſie mir ſagen. Es ſind mir von einem Banquier (denn ich darf es ihnen wohl vertrauen) einige tauſend Thaler in vierzehn Tagen zahlbar auf den Herrn von Büßenthal angewieſen worden, und er ſchreibt mir eben um Verlängerung des Termins,

fragt aber zugleich an, ob ich ſie ihm nicht lieber gar als ein Darlehn auf Wechſel laſſen, und ihn, um uns darüber zu beſprechen, in Schliebendorf des nächſten beſuchen wolle, weil er in einigen Wochen eine Reiſe in die Oberlauſitz zu thun habe, von welcher er nicht ſobald wieder zurükkommen werde. Nun glaube ich, ſeit meinem Aufenthalt in hieſigen Landen, zu bemerken, daß Verſchwendung und Freygeiſterey im Anfange, und hernach Verfall der Güter und Hang zu gewiſſen religiöſen Formen ſo ziemlich immer zu gleichen Schritten gehen, und daß Verbeſſerung in der Erziehung der heranwachſenden Welt immer nothwendiger und verdienſtlicher wird. Der Herr von Büßenthal will mir ſeinen Wagen ſchicken, wenn ich ihm einen Tag zum Beſuch beſtimme; ich kann mich aber darauf nicht einlaſſen. Was meynen ſie dazu, Herr Pfarrer, wenn wir auf gut apoſtoliſch zu Fuße mit einander nach Schliebendorf wanderten? Mir kann es allemal, war die Antwort, nicht anders als höchſt angenehm ſeyn, und wenn es morgen iſt. So ward die kleine Reiſe auf den morgenden Tag feſtgeſezt, und beyde ſchieden in der Hoffnung, ſich ſchon morgen wieder zuſehen, heute ſo viel zufriedener auseinander.

Gleich zwo unſchuldig liebenden Perſonen, die ſich geſtern das feyerliche Jawort gegeben, und damit die Erlaubniß erworben haben, nunmehro ſich einander an allen Orten in Ehren zu ſehen und öffentlich

lich mit einander zu gehen eilten diese beyden Männer des andern Morgens einander in die Arme, versiegelten ihre neue Freundschaft mit einem Morgenkuß, priesen den Schöpfer über den schönen Tag, und flogen wie Jünglinge zum Dorfe hinaus auf die Straße nach Schliebendorf. Sie waren nicht lange gegangen, als sie von weitem ein Gewühl von allerley großen und kleinen Menschen mit Stangen und Stecken erblikten, die auf den Feldern hin und herliefen, und bey aller Lebhaftigkeit doch immer in einer gewissen Ordnung zu bleiben schienen. Wir stoßen auf ein Abentheuer, sprach der Pfarrer — und werden es glüklich mit einander bestehen, fuhr Syndarchides fort. Indem sie so weiter scherzten, kamen sie den Riesen und Zwergen immer näher, und entdekten nun, daß es Bauern aus Furchheim nebst ihren Jungen waren. Was macht ihr denn da? fragte sie der Pfarrer nach freundschaftlicher Begrüssung. Da müssen sie, war die Antwort, den alten Herrn dort fragen; wir machen nur, was er uns heißt. Guten Morgen, guten Morgen, Herr Pastor! rief hierauf eine Stimme, die der Pfarrer gar bald für die des guten Pachters Ehrlich erkannte, treibe ich mein Professoramt nicht schon recht treu und fleißig? Dem Pfarrer traten Freudenthränen in die Augen, als er näher hinzutrat, und von dem alten Ehrlich erfuhr, wie der eine Knabe, den er am Sonntage bey ihm habe kennen gelernt, von seinem

Vater

Vater zu ihm sey geschikt worden, ihn zu bitten: ob er ihm wohl wegen einer Gränzstreitigkeit mit seinem Feldnachbar einen guten Rath ertheilen wolle? Dies gute Zutrauen habe ihn so froh gemacht, daß ihm vor Freuden die Grille gekommen sey, seine alten mathematischen Instrumente vorzusuchen, und eine Probe zu machen, wie er und die Knaben sich etwa zum Lehren und Lernen des Feldmessens anschicken möchten. Er habe seine Absicht dem Knaben bekannt gemacht und dabey gesagt, daß er heute mit seinem Vater hinaus auf desselben Feld gehen und seine Geräthe zum Feldmessen mitnehmen wolle, weswegen sie zu ihm kommen und ihm etwas tragen helfen möchten. Der Knabe habe dies im Dorfe ausgebreitet, und so sey eine Menge alter und junger Leute mit herausgekommen, den neuen Professor in seinem Amte zu sehen. Gott segne ihr Alter dafür, lieber Vater Ehrlich, sagte der Pfarrer darauf. Wie gern blieben wir bey ihnen! Allein wir wollen noch nach Schliebendorf und heute auch wieder zurük. Leben sie also wohl mit ihren Lehrlingen! Sie kommen doch noch gewiß zu mir auf den Sonntag? rief ihm der Pachter nach. Ja, antwortete dieser, und vielleicht bringe ich mit ihrer Erlaubniß auch den Herrn da mit, wenn er Lust hat.

Gestärkt durch diesen Anblik, kamen beyde Freunde gar bald in Schliebendorf an, und Abends bey rechter Zeit auch wieder nach Furchheim zurük. In

Schlie-

Schliebendorf aber hatten sie wenig Nahrung für ihren Geist gehabt, und noch weniger Belehrung über die Erziehung auf dem Lande geholt. Seine Kinder, erzählte der Herr von Büßenthal, werde er in kurzem nach N—y in die Schule geben, und die Erziehung derselben sowohl als der Kinder seiner Bauern wollte er der Gnade befehlen: denn seitdem er selbst Gnade erlangt habe, sehe er ein, daß die Gnade alles thue. Fürs äusserliche Leben seines Dorfs gedenke er dadurch zu sorgen, daß er eine Fabrik und vielleicht auch ein Gemeindehaus da anlegen wolle, wozu er eben ein starkes Kapital brauche, und deßwegen den Herrn Spudarchides u. s. w.

Was die beyden Herren bey einem solchen Vortrage gedacht und empfunden, gethan oder vielleicht nicht gethan haben mögen, überlassen wir unsern Lesern zu errathen, in der Hoffnung, daß wir ihnen damit eben nicht etwas gar schweres aufgeben, und erzählen lieber, was diese selbst, ohne den Beystand einer höhern Macht zu verkennen, aber auch ohne sie zur Vormünderin der Trägheit zu machen, zum Besten ihrer Nebenmenschen zu wirken gestrebt haben.

(Die Fortsetzung künftig.)

3. Plebejaner.

Fort, kommt, sucht die Zusammenverschworne.

Antonius.

Hört mich nur noch, meine Mitbürger, hört mich an.

Alle.

Stille, he, hört den Antonius, den höchst edeln Antonius!

Antonius.

Womit hat Cäsar so viel Liebe um euch verdient? Ach! ihr wißt es noch nicht; so muß ich's euch denn sagen: Ich habe das Testament ganz aus Acht gelassen, wovon ich euch Meldung that.

Alle.

Das ist wahr -- das Testament! Wir wollen warten, und das Testament hören.

Antonius.

Hier ist das Testament, und unter Cäsars Sigel. Einem jeden Bürger von Rom giebt er, jedem Mann, fünf und siebenzig Drachmen.

2. Plebejaner.

O großmüthiger Cäsar! Wir wollen seinen Tod rächen!

3. Plebejaner.

O königlicher Cäsar! Anto-

IV.

Bücher-Anzeigen.

Beſchreibung eines Glasgeräthes, vermittelſt deſſen man mineraliſche Waſſer in kurzer Zeit und mit geringem Aufwande machen kann; wie auch einiger Eudiometer, oder ſolcher Inſtrumente, wodurch man die Geſundheit der Einathmungsluft prüfen kann, in einem Sendſchreiben an D. Prieſtley von J. H. v. Magellan. Mit Kupfern. Aus dem Engliſchen, und mit Zuſätzen, beſonders in Rükſicht der Eudiometer erläutert von C. F. Wenzel. Dresden. In der Waltherſchen Buchhandlung 1780.

Herr Prieſtley hat bekanntlich ſchon im Jahr 1772 in ſeinen Verſuchen und Erfahrungen über die Luft eine Anleitung gegeben, wie man künſtliches Pyrmonter Waſſer verfertigen könne. Jedermann weiß, daß die Wohlthätigkeit der meiſten mineraliſchen Waſſer, wie das zu Spaa, Selter und Pyrmont darinn beſtehen, daß ſie viel fixe Luft enthalten. Wenn ich alſo Kreide, oder beſſer weiſſen geſtoßenen Marmor mit verdünntem Vitriolöl aufbrauſen laſſe, ſo entwickelt ſich eine fixe Luft, die aufgefangen und nachher mit gemeinem Waſſer vermiſcht, die Hauptdienſte thut, wie die beſchriebnen Sauerwaſſer. Es kann eiſen- oder ſtahlartig dadurch gemacht werden, wenn man zwey oder drey Bündel von feinem eiſernen Bindedrath in das Gefäße wirft. Zwey bis drey Unzen kleine eiſerne Nägel hineingeworfen, werden eben die Dienſte thun; weil es dem Verſuche des Herrn Lane zufolge, in wenig Stunden ſoviel Eiſen auflöſen wird, als zur Sättigung deſſelben erforderlich iſt. Nach Sir John Springel können 5 bis 10 Tropfen von der Tinctura Martis cum Spiritu ſa-

lis

lis hineingethan werden, um dem ächten Pirmonter Waſſer näher zu kommen. Dieſes Waſſer kann in vielerley Heilungsabſichten vortheilhaft gebraucht werden, indem man in ihm die Salze ſelbſt auflöſt, welche in vielen natürlichen wegen ihrer verſchiednen Eigenſchaften berühmten Quellen gefunden werden, und darinn enthalten ſind; es kann auch als ein Vehiculum bey vielen Tränklein und innerlichen Arzneyen gebraucht werden, welche für die Patienten weniger ekelhaft, und für den Magen dienlicher ſeyn werden, indem er die tonische Stärke dadurch erhält. Wein, Bier und Obſtwein, die ſchaal geworden ſind, wird durch dieſe Methode ihr Geſchmak wieder gegeben. Bisher erforderte es zum wenigſten allzeit 6 oder 7 Stunden Zeit, ehe dem Waſſer dieſe fixe Luft konnte mitgetheilt werden. Durch dieſen von Herrn Magellan beſchriebnen Apparatus, der, ob er gleich einfach iſt, doch ohne Kupfer hier nicht beſchrieben werden kann, gehören nur einige Minuten dazu.

Eben ſo wenig kann man eine Beſchreibung ſeiner drey verſchiednen Eudiometer anders als bloß anzeigen. Es iſt und bleibt immer eine wichtige Entdeckung, daß die Salpeterluft als ein wahres Prüfungsmittel der Reinigkeit der Einathmungsluft anerkannt iſt, und die Anwendung dieſes Satzes kann nun überall gemacht werden, wo ſie nöthig iſt. Wenn ſich vermittelſt der Salpeterluft die athmoſphäriſche vermindert, ſo wird ſie auch zugleich zum Athemhelen untauglich. Die Größe dieſer Verminderung zeigt alſo an, wie gut ſie geweſen iſt, weil eine höchſt ſchädlich gemachte und verdorbene Luft keine Verminderung von der Salpeterluft zu erleiden fähig iſt. Man hat die Urſache dieſer Erſcheinung dem mit der Luft verbundnen brennlichen Weſen oder Phlogiſton zugeſchrieben; allein es iſt niemals das Ganze, ſondern ein verſetztes oder aufgelöſtes brennliches Weſen, welches die geſunde athmoſphäriſche Luft vermindert und ſchädlich macht.

Denn die eigentliche brennliche Luft, die aus Sümpfen erhalten, oder auch vermittelst der Vitriolsäure aus Zink und Eisen entwickelt wird, vermindert die gesunde Luft nicht; wenn aber Lichter oder Holzkohlen so lange darinn brennen, bis sie verlöschen, wenn Metalle in ihr calcinirt werden, verwesliche Körper oder ein Gemenge von Schwefel- und Eisenfeilspänen mit Wasser angefeuchtet hineinkommen, Thiere darinn athmen u. s. w. so geschieht eben das, was durch Beymischung der Salpeterluft zu erfolgen pflegt.

Anleitung zum gründlichen Unterricht in der Handzeichnungskunst für Anfänger, von J. Herzberg, Oberlandschafts-Rendant. Breßlau bey Korn 1780.

Dieses kleine Werkchen, das aus nicht mehr als $5\frac{1}{2}$ Bogen Text, und $3\frac{1}{2}$ Bogen Zeichnungen in Röthelmanier besteht, enthält gute Vorschriften, und zeigt von dem Eifer seines Verfassers gewisse allgemeine Irrthümer und Hindernisse zu rügen, die dem Fortgang in den öffentlichen Schulzeichnungs-Unterricht entgegenstehen. Dasjenige was da ist, ist meist gut gesagt, allein der Plan des Werkchens ist zu flüchtig und nur gutgemeint angelegt. Dasjenige, was hier zum Theil dem Lehrer vorgeschrieben worden, ist nicht hinlänglich, und derjenige der diese Principia noch nicht hat, taugt gar nicht dazu. Die Haupthinderniß in dem öffentlichen Unterricht ist wohl diese. Erstens werden zu viele Zöglinge zugelassen, die weder Lust noch Beruf dazu haben, und die nur die fähigen Köpfe hindern. 2) Wird zu wenig Zeit darzu verwandt, und das Ganze als eine hübsche Nebenbeschäftigung angesehen. 3) Fehlts den meisten Lehrern an einer wahren Methode, ohne Zeitverlust, ohne Lücken zu lassen und Sprünge zu machen, den Lehrling von einer Stufe der Kenntniß auf die andere zu führen. Die

meisten

meiſten Lehrer ſind von ihren Vätern oder Meiſtern mechaniſch angeführt worden, und, da ihr ganzes Leben dieſer Kunſt einmal gewidmet war, ſo hat man nicht ſehr Bedacht genommen, ob ſie ein Jahr, oder ſoviel Monate verſchleuderten. Dies iſt aber nicht der Fall der andern jungen Leute, die ſo wenig Zeit darauf zu verwenden haben, in deren Jugendjahre ſo viele andere nüzliche Kenntniſſe eingeimpft werden ſollen, und die alſo durch eine verkehrte, oder ſorgenloſe Methode leicht abgeſchrekt werden, in einer Kunſt fortzugehen, die ohnes dies ganze Lebensjahre erfordert.

Hätte man für das Publicum überhaupt ſchreiben wollen, ſo war ihm hauptſächlich das Vorurtheil zu beſtreiten, als ob die Zeichnungskunſt nur eine niedliche Nebenbeſchäftigung ſey. Die Wichtigkeit aller Vorſchriften, die man kurz nacheinander hingeſezt hätte, würde es leicht überwieſen haben, daß dieſe Kunſt die ſtrengſte Anwendung aller Seelenkräfte, den gröſten Fleiß bey dem gröſten Genie erfodere. War dieſes Werkchen für Lehrer beſtimmt, ſo war eine trokne Enumeration der Principien und Sätze, nach Art eines Da-Vinci genug; weil ſie meiſt den Verſtand davon zum voraus faſſen, mit dem Materiale bekannt ſind, es aber nie im Ganzen überſehen. Statt der gemeinen Figuren, die jeder Lehrer ſeinem Zögling aus ſeinem Portefeuille mittheilen kann, wäre es nüzlicher geweſen, einige Gründe der Perſpektiv durch Exempel zu erläutern, deren Verfertigung in Kupferſtich noch ungleich weniger koſtſpielig geweſen wäre. Für Schüler und Anfänger kann dies Büchlein am Ende gar nicht beſtimmt ſeyn; denn die Begriffe ſind nicht geordnet genug, und in einer ſchönen dem Verfaſſer geläufigen, aber für junge Leute viel zu geſchmükten und nicht genugſam einfachen Sprache vorgetragen. Das Buch, das uns hierinn fehlt, ſoll alſo immer, wie ſo viele andere gute Dinge, noch erſt gemacht werden.

Ueber die muſikaliſche Mahlerey. An den Königl. Kapellmeiſter Herrn Reichardt, von J. J. Engel. Berlin 1780. Voß und Sohn.

Dieſe wenigen Bogen zeigen, was für Vortheil die philoſophiſche Kunſtſprache an die Hand gebe, wenn von Aufklärung noch nicht genug erörterter Gegenſtände die Rede iſt. Der Herr Verf. unterſcheidet hauptſächlich Ausdruk und Mahlerey. „Mahlen, ſagt er, in der Singmuſik, heißt man das Objective darſtellen; hingegen das Subjective darſtellen, heißt man nicht mehr mahlen, ſondern ausdrüken. Nur der Ausdruk erreicht den Zwek des Geſangs: Mahlerey zerſtört ihn.“ Wie aber, wenn zuweilen Mahlerey und Ausdruk zuſammenfielen? Das will ſagen: Wie, wenn zuweilen Mahlerey des Objectiven für Ausdruk des Subjectiven gelte; wenn wohl gar zuweilen der Ausdruk des Subjectiven ohne Mahlerey des Objectiven nicht beſtehen könnte? — Dies iſt aber wirklich ſo oft der Fall, daß ich wünſchte, man möchte, ſtatt zu ſagen: Der Singkomponiſt ſoll nicht mahlen, ſondern ausdrücken, lieber nur ſo ſagen: Der Singkomponiſt ſoll ſich hüten, wider den Ausdruk zu mahlen. Denn daß er gemahlt hat, iſt an ſich noch kein Fehler; er kann es und darf es: nur dann wirds Fehler, wenn er das Unrechte, oder wenn er am unrechten Ort gemahlt hat.

In der Begleitung der Inſtrumente iſt weit mehr Mahlerey als in der Singſtimme erlaubt. Daher haben auch die beſten ausdrukvollſten Tonſezer im Accompagnement ihrer Arien und vorzüglich ihrer Recitativen nicht immer bloß den Ausdruk der Empfindung fortgeſezt, ſondern oft durch Darſtellung des veranlaſſenden Gegenſtandes ihn zu unterſtützen und zu heben geſucht. Indeſſen muß auch in der Begleitung die Mahlerey nur weſentliche auf die Empfindung einflieſſende Prädicate des Objects darſtellen, und nicht ſo heterogen mit dem

dem Ausdrucke seyn, daß sie anstatt die Empfindungen zu unterstützen, sie zerstöre. Dieses wäre z. B. der Fall, wenn eine ernsthafte Gedankenreihe von einer komischen Mahlerey unterbrochen würde. Ein neuerer oder vielmehr erst seit einiger Zeit recht bekanntgewordener und sonst vortreflicher Tonkünstler hat hierinn öfters gefehlt. Es thut die widrigste Wirkung von der Welt, wenn in einem durch und durch ernsthaften und selbst erhabnen Stücke das Schlagen des Herzens mit Pizzicato begleitet, oder das Zischen der Schlangen von den Violinen nachgeahmt wird.

Hodegetischer Entwurf einer vollständigen Geschichte der Gelehrsamkeit. Für Leute, die bald auf Universitäten gehen wollen, oder kaum dahin gekommen sind, von M. Hier. Andr. Miertens, Rector des Gymnasii zu Augspurg, 2ter Band. Augspurg 1780.

Dieses wohlgerathene Werkchen ist nun mit dem 2ten Bande beschlossen. Der Verf. durchreist auf dem Globo der Gelehrsamkeit, wie er es nennt, hier die Länder: Mathematik, Historie, Philologie, Linguistik (neuer Sprachen) schöne Wissenschaften, freye Künste. Ueberall zeigt sich Ordnung, Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Quellen und Hülfsmitteln. Wenn der Verf. nicht selbst ein wahrer Gelehrter wäre, so würde diese literarische Geographie, so wie viele ihrer Vorgänger, flach und unbrauchbar ausgefallen seyn. Charakteristik konnte freylich mehr darinn enthalten, und oft mit einem einzigen Worte, oder bloß durch die Stellung der Bücher ihr wahrer Werth mehr gewürdigt seyn. Doch was helfen alle diese feinen Bemerkungen einem Anfänger, der sich dadurch selbst unterrichten will?

Für den Unterricht so vieler Weltleute, deren erste Jugend vernachläßigt und deren literarische Kenntnisse durch

akademiſchen Lehrvortrag nicht konnten geordnet werden, empfehlen wir dieſes Werkchen als einen Poetem im guten Verſtande des Worts.

Leſe-Cabinet zum Nutzen und Vergnügen. Dritter Theil. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich, 1780.

Es iſt, wie bekannt, eine Sammlung kleiner aus dem Engliſchen überſetzter Romane.

Er enthält: die aroſmüthige Schweſter, eine Erzählung in Briefen von Frau Hartwicht, 1. und 2ter Theil. Nachrichten der Lady Eliſe Andrew. 1. und 2ter Theil. Dieſe Engliſchen Manufactur-Waaren erheben ſich in ihrer innern Qualität über die unſrige alltägliche ſo gut wie die Engliſchen Scheer-Meſſer und Feilen gegen die Sohlinger, und wenn wir etwas haben wollen, das zu brauchen ſeyn ſoll, ſo müſſen wir eben immer auswärts gehen: die Herren mögen nun von Teutſchheit ſchwatzen wie ſie wollen.

Miſcellanien Artiſtiſchen Inhalts. Herausgegeben J. Georg Meuſel. Drittes Heft. Erfurt bey Keyſer 1780.

Eine Abhandlung vom Mangel des Kunſtgefühls. Der V. declamiret im Ganzen meiſt gut, allein über die beſondern Urſachen wäre noch vieles zu ſagen. Wie ſoll jemand Gefühl für eine Kunſt haben, von der er nicht die erſten Elemente weiß? Und dies iſt doch der Fall der meiſten Beurtheiler und Anſchauer. Die leiblichen Augen helfen ſo wenig beym Anblik eines Gemäldes allein, wie bey dem Anblik des Griechiſchen. Wer das A b c davon nicht weiß, kann nicht leſen. Dieſe Nachahmung der Natur, von der jeder das Medium einzuſehen glaubt, erfordert bey dem Künſtler ein Menſchenalter, und der Beurtheiler will ſie von Gott aus der Wiege mit-

mitgebracht haben! So bald in allen Ständen die Leute mehr von der Kunſt lernen, ſo wird ſich das Kunſtgefühl geben, das Clima mag auch noch ſo böſe ſeyn. Die übrigen Aufſätze vom Leben der Künſtler, Beurtheilung der Kunſtſachen, u. ſ. w. bedeuten in Anſehung der Gegenſtände und der Bearbeitung derſelben nicht ſehr viel.

Sammlung einiger auserleſenen Briefe des ſel. D. Martin Luthers, zur nähern Kenntniß ſeines rechtſchaffenen Herzens. Nürnberg, in der Bauerischen Buchhandlung, 1780.

Herr Strobel hat dieſe neue Auswahl von Luthers Briefen beſorgt, weil er glaubt, ſie würden ſowohl ein angenehmes Geleſe verſchaffen, als ſo mancher ſchaale Roman, der uns, wie ſie ſagen, zur Kenntniß des menſchlichen Herzens geliefert wird. Hier iſt wenigſtens ein menſchliches Herz von der erſten Größe offenbar, vereinbart mit einem Geiſt, der in allen Jahrhunderten wenige ſeines gleichen hat. Man wird überall mit Vergnügen den Trutz und Eifer, das Gute von den Groſſen der Erde zu erpreſſen, den Haß gegen Gleißnerey aller Art, die Wärme dem Nothdürftigen zu helfen, die Verachtung zeitlicher Vortheile, die Wirkung der Verdienſte ſeiner Freunde, den muntern ironiſchen Scherz des vertraulichen Umgangs, kurz alle Eigenſchaften eines auſſerordentlichen Mannes auf allen Blättern mit Vergnügen bemerken, und die Fortſetzung dieſer Sammlung, als eine angenehme Leetüre für die Folge von dem Herrn Sammler ſich erbitten.

V.

Nachricht.

Die Meyerſche Buchhandlung zu Lemgo, die ſich unter andern ſchon lange durch den Verlag vieler guter Ueberſetzungen

der Klaſſiker für die Ausbreitung der alten Litteratur intereſſiert hat, iſt entſchloſſen, eine Folge von wohlfeilen und brauchbaren Handausgaben der Griechen von Meſſe zu Meſſe zu liefern. Es wird in denſelben der bloſe griechiſche Text nach der beſten Ausgabe genau abgedrukt, und wo man von einem Autor noch keinen hinlänglich berichtigten Text hat, mit Anwendung der nöthigen kritiſchen Hülfsmittel der Text möglichſt berichtigt. Jedoch werden weder verſchiedene Lesarten noch Anmerkungen unter den Text geſezt, weil man den beſten Text ſo wohlfeil als nur möglich zu liefern beſchloſſen. Alle dieſe Schriftſteller werden einerley Druk und mediam Format erhalten, und die Verlagshandlung wird nichts mangeln laſſen, was zur Korrectheit und Sauberkeit des Textes gereichen kann; doch aber alle vertheurende Pracht, als den Abſichten des ganzen Inſtituts zuwider, entfernen. Mit der Ausgabe der Hiſtoriker wird der Anfang gemacht, und der Herodot und Kteſias nach der Weſſelingiſchen Rezenſion zuerſt geliefert und ihnen der umſtändliche Plan ihrer Werke und eine genaue Chronologie beygefügt werden. Die übrigen Hiſtoriker folgen ihm in chronologiſcher Ordnung von Meſſe zu Meſſe nach; die Beſorgung derſelben hat Hr. Rector Borheck zu Bielefeld. Wenn der Abdruk des Textes eines jeden Autors vollendet ſeyn wird, dann wird in einem beſondern Bande in eben dem Format 1) ein Clavis philologico-criticus über jeden Autor, der die Quinteſſenz des Guten, ſo bisher zur Berichtigung und Erklärung deſſelben geſchrieben worden, in bündigſter Kürze enthalten ſoll; 2) ein Repertorium hiſtorico-geographicum, oder ſehr vollſtändiges Sachregiſter, zur Ueberſicht deſſen, was in jedem Autor zur Hiſtorie und Geographie zu finden iſt; und 3) zulezt eine kritiſche Geſchichte des Textes jedes Schriftſtellers und vollſtändiges Verzeichniß der bisherigen Ausgaben nachfolgen. Der Anfang dieſer Ausgaben wird mit dem Herodot zukünftige Oſtern 1781 gewiß gemacht wer-

werden, und die andern Hiſtoriker ihm ununterbrochen nachfolgen.

Man bittet alle rechtſchaffene Schullehrer ſowohl als andere Patrioten, denen die Ausbreitung der griechiſchen Literatur am Herzen liegt, dieſes Inſtitut den Schulen ihrer Gegend beſtens zu empfehlen, und die etwa daſelbſt beliebige Anzahl Exemplarien, wovon allemal das 11te ganz, das 6te aber halb für die Bemühung dabey frey gegeben, an einzelne Liebhaber hingegen, welche keine Collection zuſammenbringen können, das Exemplar des Herodots nicht unter zwey Gulden Conventionsgeld verlaſſen werden ſoll, an die Verlagshandlung unmittelbar nach Lemgo baldigſt zu melden, um die Stärke der Auflage darnach einzurichten, zugleich aber auch den nunmehr feſtgeſezten Preis zu zwey Conventionsgulden in Piſtolen zu 5 Rthlr. für jedes Exemplar des Herodots nebſt den Namen und Characteren der Herren Pränumeranten, welche dem Werke vorgedrukt werden ſollen, entweder ganz oder aber bey weiten Entfernungen wenigſtens halb franco einzuſenden. Dagegen können die Herren Käufer verſichert ſeyn, daß ihnen von Leipzig aus in der Oſtermeſſe 1781 die bezahlte Anzahl Exemplare mit Meßgelegenheit durch die Verlagshandlung, welche das Publikum mit leeren Verſprechungen noch nie getäuſcht hat, noch jemals täuſchen wird, richtig zugeſandt werden ſoll, da nunmehr der Herodotus zum Abdruk völlig bereit liegt, vorher aber denſelben anzufangen nicht ganz rathſam war.

Das wenige Porto wird von den Beförderern dieſes Werks gar leicht zu ihrem Theil getragen, und die Verlagshandlung, welche bey Bekanntmachung dieſes Inſtituts ohnedem Porto genug zu beſtreiten hat, damit billig verſchonet werden können, als welches dieſelbe mit dem gehorſamſten Danke anerkennen und zu deſto mehrerem Eifer die

griechi-

Antonius.

Hört mich mit Geduld.

Alle.

Stille, holla!

Antonius.

Ferner vermacht er euch alle ſeine Spaziergänge, eigenthümliche Luſthayne und neugepflanzte Baumgärten dieſſeits des Tybers, vermacht ſie euch und euern Erben auf ewig, zu gemeiner Ergözung, darinn zu ſpazieren und euch zu erluſtigen. Das war ein Cäſar; wann wird wieder ein ſolcher kommen?

1. Plebejaner.

Nimmermehr, nimmermehr; kommt alle, hinweg, fort; wir wollen ſeinen Leichnam auf dem heiligen Plaz verbrennen, und mit den Bränden die Häuſer der Verräther alle anſteken. Tragt die Leiche fort.

2. Plebejaner.

Geht, holt Feuer.

3. Plebejaner.

Brecht Bänke ab.

4. Plebejaner.

Brecht Bänke, Fenſterläden, brecht alles ab.

[Die Plebejaner gehen mit der Leiche ab.]

griechiſche Litteratur auszubreiten dadurch von ihren Gönnern und Freunden aufs großmüthigſte ermuntert werden wird.

VI.

Kunſtſachen.

1) Von Düſſeldorf aus ſind uns auf 34 Platten 50 Handzeichnungen in einer flüchtigen meiſterhaften Art zu Radiren vorgekommen. Sie ſind alle nach Mahlern der italiäniſchen Schule und viele davon ſind uns aus der Sammlung von Handzeichnungen bekannt, die vor einigen Jahren die Jülichbergiſchen Landſtände aus einem für die Künſte nicht genug zu rühmenden Patriotiſmus, dem dortigen Gallerieinſpektor, Herrn Krake, für die Akademie abgekauft haben. Es iſt dieſe Sammlung ein höchſt nützliches Inſtitut, wahren Geſchmak und Litteratur der Kunſt zu verbreiten, indem überall jedes Meiſters eigne Manier zu ſchraffiren beybehalten und das Ganze überhaupt ſehr wohl und geiſtreich ausgeführt iſt. Wir ſehen der Fortſetzung mit ungeduldiger Erwartung entgegen.

Der Preis von jedem 50 iſt 10 Thlr.

2) Die Fortſetzung der Abbildung aller geiſtlichen und weltlichen Orden, nebſt einer kurzen Geſchichte derſelben von ihrer Stiftung an bis auf unſere Zeiten, iſt mit dem 5 und 6ten Heft vermehrt worden. Jener enthält an Abbildungen wie gewöhnlich 4 Blätter, und zwar Eine Nonne des St. Catharinen Hoſpitals in Paris im Chorkleide, Eine Nonne aus dem St. Gervaishoſpital in Paris. Von dem Orden des heil. Pauls, oder Väter des Todes No. 1. dergl. No. 3. Nebſt der kurzen Geſchichte des Ordens der Väter des Todes. Im 6ten finden ſich ein Großkreuz des St. Georgenordens in Baiern. Ein Ritter desſelben Ordens in der Kriegskleidung, in welcher ſie zu Rittern geſchlagen werden. Von dem Orden des heiligen Pauls oder Väter des Todes, No. 2. und No. 4. Stich und Ausmahlung iſt nebſt dem Papier von der äuſſerſten Feinheit, und beſonders ſcheint die Sauberkeit des Ausmahlens mit jedem Heft an Geſchmak und Güte zu gewinnen.

An die Fräulein von G * *

Bey Ueberſendung des nachſtehenden Gedichts.

Von Gräbern ſang ich jüngſt; doch nicht aus Haß des Lebens —
Wes Geiſt ſich träumend nicht in andre Welten ſpielt,
und nie in ſeiner Welt vergebens
vom Schikſal Schmerz und Luſt erhielt:
wer's ahnden kann, daß die Natur ihn liebt,
daß ſie, in ſeeligem Umfaſſen,
mit Liebesarmen ihn umgiebt —
des Herz wird nie das Leben haſſen.
Es wird, vom Schikſal hart und nachſichtslos erzogen,
und oft, wo es vertraut, betrogen,
dann feſter und mit ewigem Umfangen
an edler Menſchen Schikſal hangen,
von denen es, erkannt, durch Wahrheit angezogen,
zu neuem Leben Kraft empfäht,
daß es voll Glük und Ruh ſtets unter Roſen ſteht.
Es wird in ruhigem Empfinden
ſich Freude aus ſich ſelbſt verkünden;
und überall, wie mit verklärten Augen,
der Schöpfung ſchönes Licht in alle Sinne ſaugen.

Allein wer ſich die Welt mit ewgem Morgenſchimmer
vergüldet, und dann nichts als Himmelsbilder ſieht
vor deren Glanze alles flieht,
was andern Sterblichen mit andern Augen nimmer
entgeht; wer jeden Sturm zu Zephyrſäuſeln macht;
wem jede Thräne ſchön wie eine Perle lacht —
kurz wer das Leben liebt, wie einſt Valdin
die Agna, dem hat ſein Geſchik — zuviel verziehn.

Der

Hat einmal nur das Herz in eignem Weh gelitten,
ſo ſchließt ſichs ſanft für Andrer Leiden auf,
und fühlt im kurzen Lebenslauf
genug, was ihm auch mitten
im Schooß der Ruh die frohen Stunden trübt
die das Geſchik ſo ſchön nicht allen Seelen giebt —
Und es beginnt, in bangem Andenken,
ſich wiederum in die Vergangenheit zu ſenken.
Es ſchließt ſich noch einmal an jene Reyhen an,
die auf der düſtern Dornenbahn
ermattet unterm Druk der laſtgen Erde ſtehen,
mit heißem Schmachten nur um Troſt und Labſal flehen,
und blicken, ach, umſonſt nach einem Sternenlicht,
bis endlich hoffnungslos das müde Auge bricht.
So eine Stunde wars die mich zu Gräbern führte —
den ſtillen Wohnungen, wo ſanft die Dulder ruhn,
die hier, den allen ihrem Thun,
das Schikſal mitleidslos regierte.
Was ich in meiner Seele ſpürte
war Ihre Pein, Ihr Sehnen nach der Ruh:
ich ſchloß für Erdenlük einmal die Augen zu,
und fand mit Ihnen Troſt in jenes Schlummerkühle,
wo, frey von jeglichem Gefühle,
kein Schläfer mehr aus ſeiner Ruh erwacht,
bis über ihm verneut ein ewger Morgen lacht.
Izt fühl' ich wieder Mich; ich ſeh nur Mein Geſchicke,
und hänge meine ſtillen Blicke
feſt an der Schöpfung Reiz; ich athme nur die Milde
womit der Herbſt die ruhenden Gefilde
izt überwebt. Mein Herz iſt ſtill wie ſie —
Es ahndet zwar noch Lebensmüh:
allein es wird, wie ſeine Mutterde
nach ihrer nährenden Beſchwerde

auch

auch wieder ruhn, und ſich im ſchönſten Sonnenſchein
der ſanftgediehnen Früchte freun:

Aus ſolchem friedlichen Empfinden
floß, was dies Blatt enthält.
Ich ließ es hin in jene Fluren ſchwinden,
wo ofner noch die ſchöne Welt
in ihrem Glanze liegt: wo auf der Berge Gipfeln
in ſteifer Bäume ſchwanken Wipfeln
den tauſend Perlen ſchon umkränzt,
die Morgenſonne goldner glänzt.
Wo in des Haines ſtillvertrauten Schatten
ſich freundlich Welt und Himmel gatten.
Wo aus dem Morgenſchlaf der frohe Vogel lekt;
und wenn die Kraft des Tages ſtekt
der Schlaf, beym ſinkenden Ermatten,
im Rauſchen ſchwanker Tannen ſiegt,
und allgemach zur Ruh der Seelen Sinne wiegt.
Wo Halm und Blume ſich hervorzuſproſſen ſehnt
und jeder Lebenskreiz ſich einander verſchönt:
wo überall in ſtillen Morgenlüften
die Blütenſträuche Leben düften,
des Weſtes Fittig ſanft die Silberfluten kräuſelt,
und Luft und Quelle leben ſäuſelt,
und Wald und Berg und Thal in ewiger Beſtrebung
nur zu entzüken ſich gewöhnt,
und alles alles Leben lebt —
dort hoffet auch ein Lied von Lebensluſt vergebung.

Weimar den 11ten Sept. 1780.

J. G. D. Michaelis.

Innhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

I. Einige Rettungen für das Andenken Albrecht Dürers gegen die Sage der Kunst-Literatur . . S. 1.
II. Das Dorfphilanthropin. . . . 15.
III. Miscellaneen.
1. Entschuldigung der Athenienſiſchen Muſikkämerinnen. . . 36.
2. Was Tarpa für ein Ding iſt. 42.
3. Noch ein kleines *Advice to an Author*. 45.
4. Die W. Herſtalche des Heil. Remigius. 48.
5. Der Caloyer von Pathmos. . 54.
6. Eine neue prächtige Ausgabe der Geſſnerſchen Werke, von Hrn. Huber ins Franzöſiſche überſezt. . 55.
IV. Etwas von dem Franzöſiſchen Dichter Dorat. 62.
V. Anekdote. . . . 69.
VI. Bücher-Anzeigen. . . . 75.

Auguſtus.

I. Das lezte Kapitel der Abderiten. . S. 81.
II. Das Dorfphilanthropin. (Fortgeſezt.) . 113.
III. Nachtrag zur Anekdote von J. J. Rouſſeau im T. Merkur vom April dieſes Jahrs S. 50. 146.
IV. Ueber den eingeſtürzten Berg bey Caſia. . 156.
V. Etwas von Helvetius. . . . 160.
VI. Bücher-Anzeigen. . . . 161.
VII. Gelehrte Nachrichten. . . . 169.

September.

I. Schreiben eines Landedelmanns aus dem Pays de Vaud. . . . S. 177.
II. Fortſezung und Beſchluß des lezten Kapitels der Abderiten. . . . 181.
III. Das Dorfphilanthropin. (Fortgeſezt.) . 214.
IV. Bücher-Anzeigen. . . . 243.
V. Nachricht. . . . 249.
VI. Kunſtſachen. . . . 252.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20603 / 372

Mäßig langsam. Mit drängender Empfindung.

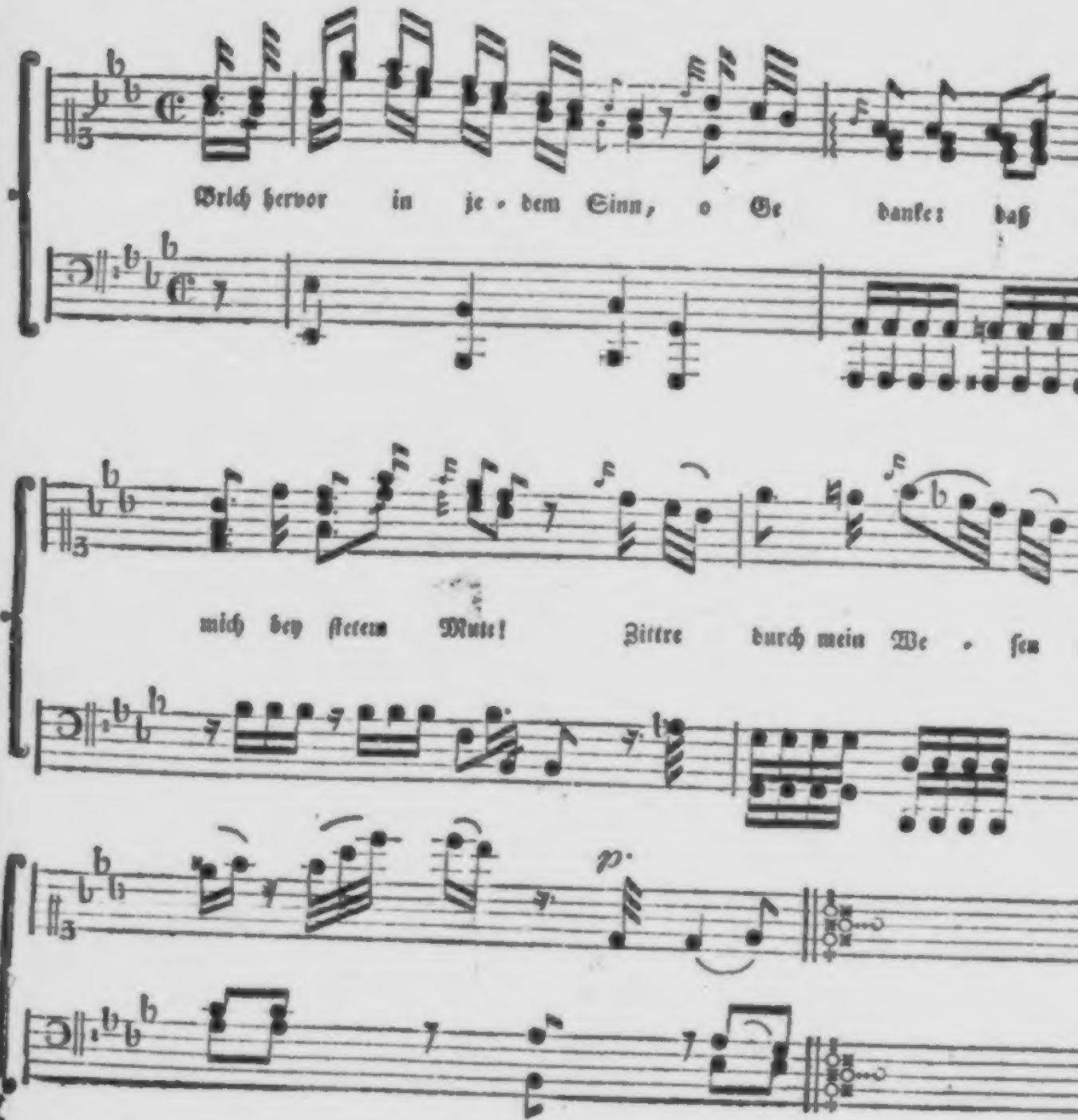

O wie lieblich hie zu gehn,
und geheim es zu verſtehn,
was, wie reine Liebeslippen,
Athmet über Flur und Klippen;
himmelan die Seele hebt,
und im Halm des Feldes bebt.

Was die Weſen ſtill ve
mit dem trüben Auge n
ruft zu ſeeligen Genüſſen
aus der Schwermut Finſter
heimlich Herz zu Herz
daß die Lieb' ihr Heil

ben.

Vom Herrn Kapellm. Wolf.

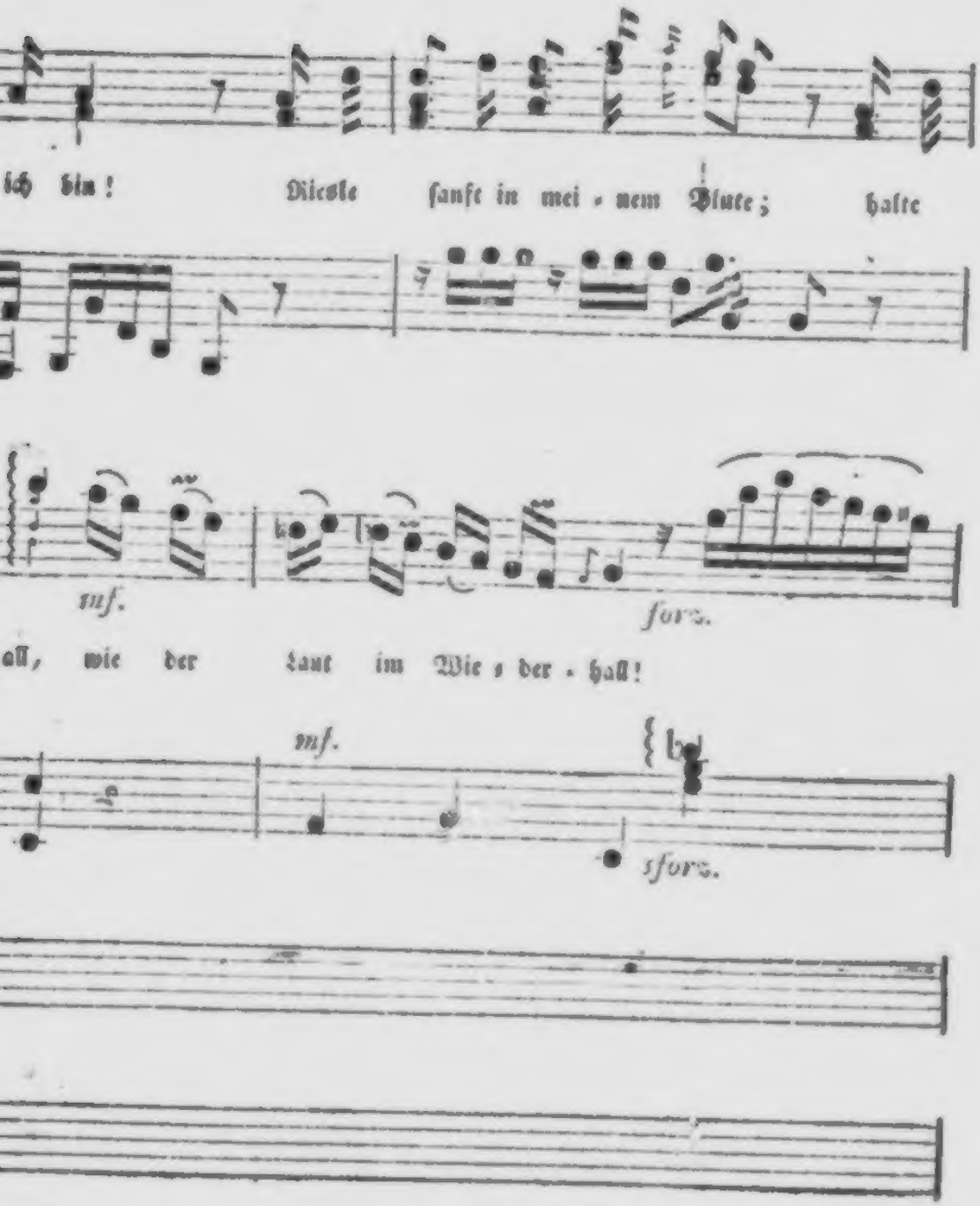

reint,
eint,

niſſen;
erklärt,
ewährt.

O der Freude, daß ich bin —
Brich hervor in jedem Sinn.
Ach, ich fühle mich erleſen
zu dem Bündniß aller Weſen;
Himmel iſt mir aufgethan
auf der niedern Erdenbahn.

J. G. D. Michaëlis.

Antonius.

Nun mag es würken; Unordnung, du bist nun im Gang, nimm du was für einen Lauf du willt -- Was willt du, Bursche?

Ein Bedienter tritt auf.

Bedienter.

Octavius ist würklich in Rom angekommen.

Antonius.

Wo ist er?

Bedienter.

Er und Lepidus sind in Cäsars Hauß.

Antonius.

Ich gehe gerades Weges dahin, ihn zu besuchen; er kommt in dem Augenblik, da ich ihn wünsche. Das Glük ist aufgeräumt, und wird uns in diesem Humor alles zugestehen, was wir nur wollen.

Bedienter.

Ich hab' ihn sagen gehört, Brutus und Cassius seyn, wie unsinnige, aus den Thoren von Rom hinausgeritten.

Antonius.

Vermuthlich werden sie erfahren haben, in was für eine Bewegung ich das Volk gesezt habe. Führe mich zum Octavius.

(Er geht ab.)

Siebende

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1780.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Oktober 1780.

I.

Gedichte.

Ralph und Guido.

Es brauſſen die Wellen, es tobte das Meer,
der Sturmwind heulte laut,
da ſchwankt' auf Meeren und Wellen umher
ein Schiffchen leicht gebaut.
Wohl dem, wohl dem, der Gott vertraut!
er reißt den Strohhalm aus der Glut,
faſt Muth!
Er kann auch retten aus Meeresflut
ein Schiffchen leicht gebaut.

„O Guido! Guido! o meine Kinder!
ſprach Ralph und heult' in den Sturm;
„vergieb, Allmächtiger! dem Sünder!
„verſchone den zitternden Wurm!
„Nicht ich — nicht ich — ich bin bereit!
„Ach! nicht um mich, nimm ihn zurük,
„den Ruf zur Ewigkeit!
„Nein, Ewiger! wirf einen Blik —
„Herr! — einen Vaterblik!
„auf meine verwaiſten Kinder herab.
„Ach! ihre Mutter gieng voran in's Grab!
„Brich nicht den Stab — den einz'gen Stab,
„den Schikſal noch zur Stütze gab."

Es brauſten die Wellen, es tobte das Meer,
der Sturmwind heulte laut!
es wälzten ſich Wogen und Wellen daher
in's Schifflein leicht gebaut,
und immer tiefer ſenkt' es ſich,
und immer höher thürmten ſich
die Fluten mit Geheul.
Auf! rief Guido, faſt' ein Beil,
zerhieb das Seil
woran ein Nachen gefeſſelt war,
und ſprang in haſtiger Eil
mit ſeiner Brüder Schaar
hinab in's taumelnde Boot.

Doch noch umheult der Tod
ſie überall auf wüthendem Meer,
bald ſchwankt das Fahrzeug hin bald her,
und fürchterlich droht
oft eine Welle in ſchäumenden Ringen
ſie plötzlich zu verſchlingen.

„O Guido! Guido! o! meine Kinder!
ſprach Ralph, und heult' in den Sturm,
„vergieb, Allmächtiger! dem Sünder,
„verſchone den zitternden Wurm!
„Auf! rief Guido, faſſe Muth!
„ſchon kehrt die Sonne wieder!
„Gott reißt den Strohhalm aus der Glut,
„er kann auch retten aus Meeresflut
„mich, dich und unſre Brüder."

Der Sturmwind ſchwieg, mit leiſem Geflüſter
umgaukelte Zephyr das Boot,

die Wettergebürge, ſchwarz und düſter,
verkehrten ſich in Abendroth,
es tanzten die Mücken im wonnigen Stral
der ſinkenden Sonne umher,
es plätſcherten Fiſche wohl überall
im leiſemurmelnden Meer.

„Wohl dem, wohl dem der Gott vertraut,
„deß Häuslein iſt auf Felſen gebaut,
„ob Sturmwind raſt, ob Wellen toben,
„Verderben meinem Scheitel droht,
„es iſt ein Gott!
„Auf! laßt uns ſeine Allmacht loben!"
So ſprach Guido mit feſtem Blik,
und der entflohne Mut
kehrt ſchnell in aller Herzen zurük,
ſie ſangen, ſie ſangen mit frölichem Mut
ein feſtliches Lied zu Gottes Ehre.
O Bruder! biſt wohl edel und gut,
ſprach Ralph, und eine Zähre
entquoll dem Auge des Betrübten,
feurig und warm
ſchlang er den Bruderarm
um den Geliebten.

Doch ach! fünf Tage waren ſchon
als wären's Stunden
dahingeſchwunden,
fünf Tage waren ſchnell entflohn!
oft blikten die Armen nach Land umher,
doch, immer nichts als Himmel und Meer!
Und nun begann ein Feind zu drohn,
der nach und nach Verderben brütet,
und ſchrecklicher als Sturmwind wütet —

es nahte ſich
der Hunger bleich und fürchterlich.

„Hilf Gott! du warſt im Donnerwetter
„der Roſſe unerlöſen Retter.
„Du ſprachſt — der Tod entſchwand!
„vollende dein Werk und gieb uns Brod!
„Brod oder Land!
„Hilf Gott! hilf Gott!“

Umſonſt! umſonſt! es nahte ſich
der Hunger bleich und fürchterlich.
Oft blikten die Armen nach Land umher,
doch immer nichts als Himmel und Meer.
Die Wange wurde blaß und hohl,
des Armes Kraft verſchwand,
und nur noch matt entquoll
dem Munde angſt und kummervoll
ein heis Gebet um Land.

„Auf ſprach Guido, faſſet Mut!
„Gott hilft uns überſichn!
„Wagt euer Leben, euer Blut,
„auf daß nicht alle untergehn.
„fünf Tage ſind wir umhergeſchift,
„in unſern Adern ſchleicht das Gift
„des Hungers, aber doch
„kann durch Entſchloſſenheit wohl noch
„ein Theil von uns dem Tod entgehn.
„Das Loos entſcheide, wen es trift,
„der ſtürze ſich willig hinab in's Meer.“

Er ſprach's und ſah umher,
laß trüben Beyfall, den Geſchik
erzwang, in ſeiner Brüder Blik,

und barg die Thräne, die auch ihm in's Auge trat.
Befolgt ward nun sein Rath.
Ein jeder abndet nahes Verderben,
doch auf Guido's Stirne thront
ein Mut der nur in Heldenseelen wohnt.
Sie loosten, Guido blieb verschont,
doch Ralph — der Bruder —
der Bruder Guido's sollte sterben.
Schnell fiel das Ruder
aus Guido's Hand,
Sinnlos stand
er einen Augenblik,
doch plözlich kehrt sein Mut zurük.

„Ralph! Ralph! Du sterben! — nimmermehr!
„Dein Loos, o Bruder! ist für mich!
„mich bindet nicht das heilige Band,
„mich schrekt nicht Tod, nicht Wellen und Meer,
„es ist ein Wink von Gottes Hand,
„ich sterbe Ralph, für dich."

Ralph.

„Nein Guido, nein!
„so theuer ist mir das Leben nicht.
„Genua, wenn mir dein Mund verspricht
„der Vater meiner Kinder zu seyn.
„Gieb ihnen diesen Kuß,
„und dann den lezten Gruß
„von ihrem Vater. — Lebe wohl! —
„dort oben sehen wir uns wieder! —"

„Bey Gott! rief Guido Feuervoll,
„sind wir nicht Brüder?
„um dich zu retten, ist's nicht meine Pflicht?

„Glaubst du, daß an Empfindung mir's gebricht?
„Ich könnte deine Kinder um mich ſehn,
„ſie weinen ſehn,
„ich könnte dich retten und thät es nicht?
„Vergönne mir den Gedanken, Ralph,
„daß Guido dich errettet hat.
„Sanft werden meine Gebeine ruhn!
„und glaub! ich würd' es thun,
„und wenn ich nicht dein Bruder wär."
So ſprach der Held und ſprang in's Meer.

Guido! Gott!
ich bin verlohren!
ſchrie Ralph, und ſeiner Stimme Klang
war in Guido's Ohren
weit fürchterlicher als der Tod.
Doch ſchon verſchlang
die nächſte Welle ihn, den liebevollen Bruder.
Sinnlos ſtüzt Ralph ſich auf das Ruder,
Sinnlos blikt er zween Tage lang
ſtarr vor ſich hin.
Das Boot fand endlich Land,
doch nagte heimlicher Kummer ihn
ſo lange bis ſein Geiſt zu Guidos Geiſt entſchwand.

R*******.

An Herrn Wehrtes (*).

Der Winter tilgt des Herbſtes Spur;
Sein Nordwind ſtürmt heran,
und haucht die ſterbende Natur
mit ſcharfem Odem an.

Dal

(*) Dieſes Gedicht iſt in Genf verfertiget worden.

Das Haupt des alten Jura graut,
und ſteigt beſchneyt empor;
Und mühſam über Nebel ſchaut
ſein Tannenwald hervor.

Der See, den mit geſchmolznem Schnee
die Sommerſonne ſchwellt,
wenn über der Gebirge Höh
ihr Strahl gerader fällt,

Verläßt das Feld, das er, benagt,
dem Landmann abgewann;
Tritt ſtürmender zurük, und klagt
die kargen Alpen an. (*)

Komm, Freund, mit mir den trüben Sinn
der Jahrszeit zu zerſtreun;
Uns ládt zum plaudernden Kamin
der Winterabend ein.

Komm, mein mit Feu'r bewehrter Herd
beut aller Kälte Troz:
Die Tann' iſt ſchon zu Glut verzehrt,
es flammt der Eichenkloz.

Mein Knab' iſt mit geſchäftger Hand
auf unſern Trank bedacht:
Horch! wie, allmählich ſchwarzgebrannt,
die Bohne Moka's kracht.

Schau, männlich-roth im Glaſe blinkt
der Bacchus, der voll Kraft
aus der burgundſchen Traube ſpringt;
Ein königlicher Saft!

(*) Der Genferſee ſteigt im Sommer, und ſinkt oder zieht ſich zurük im Winter. Die Urſache davon ſteht im Gedicht.

Dir iſt er, Freund, ſchon lang geweyht:
Beflügle deinen Schritt,
und bring mir deine Heiterkeit
und gute Laune mit.

Der Verwerf Greſſets ſoll nicht fern
von meinem Herde ſeyn:
Du ſchlürfeſt mit dem Caffe gern
den Witz des Franzen ein.

Doch wann die Nacht am Himmel izt
den ſchwarzen Wagen zieht,
und vom Burgunderwein erhizt
mir Bruſt und Stirne glüht;

Dann ſchüttr' ich, ſtark wie Er gedacht,
mit Klopſtoks Lied dein Ohr,
und ſträube durch die Hermannsſchlacht
dir alle Haar' empor!

von Hrn. Schwab,
Profeſſor bey der Militär-Akademie
in Stuttgardt.

Die Ungleichheit der Menſchen.

Nach dem Franzöſiſchen.

Sagt auch ein Pferd zu einem andern Pferde:
Nimm dieſen Kamm, und ſtriegle mich, damit
die Mähne, die ich trag', ein Spiel der Winde werde;
Und daß ich unter meinem Tritt,
hochtrabend auf der fliehenden Erde,
den Kieſelſtein zermalmen kann,
ſo ſchlage mir dies Eiſen an! —

Du,

Siebende Scene.

Cinna der Poet, und nach ihm einige Plebejaner treten auf.

Cinna.

Ich träumte dieſe Nacht, ich ſchmauſe mit dem Cäſar, und meine Phantaſie iſt mit unglüklichen Anzeichen beladen; ich habe keine Luſt vor die Thüre hinaus zu gehen, und doch zieht mich, ich weiß nicht was, fort --

1. Plebejaner.

Wie heißt ihr?

2. Plebejaner.

Wo geht ihr hin?

3. Plebejaner.

Wo wohnt ihr?

4. Plebejaner.

Seyd ihr ein verheuratheter Mann, oder ein Junggeſelle?

2. Plebejaner.

Antwortet einem jeden ohne Umſchweif.

1. Plebejaner.

Ja, und kurz.

3. Plebejaner.

Ja, und geſcheidt.

4. Ple-

Du, den ich zum Geſandten auserkoren,
geh, ſag dem Maulthier dort, mir ſey das Gras geweyht!
Sag meinem Nachbar mit den langen Ohren,
der epikuriſch ſich bey ſeinen Diſteln freut,
er ſey mein Sklav, und ich ſein Herr gebohren! —
Heut iſt mein Feſt; mein Pachter, lauf
und ſchleuß die Vorrathskammern auf!
Mein ganzer Pferdehof, die Heerde der Mätreſſen
ſoll ſich an Kleye ſatt, und ſatt an Korne freſſen. —
Kaſtrirt ein Dutzend Gäule mir,
daß meine Stutten, die Koketten,
von ihnen ſtets bewacht, aus dem Serail nicht treten,
denn mir allein gebührt der Vorzug hier! —
Ihr, denen ich die hohe Gnade gönne,
daß ich euch meine Diener nenne,
bebt vor des höchſten Pferdes Majeſtät!
Wenn einer ſich ſo weit vergeht,
und ſich vor mir zu wiehern unterſteht:
ſo ſoll der ſchnöde Uebertreter
von allem was die Pferd' und Götter
je heiliges gehabt, es ſoll der Böſewicht
zum ſchröklichen Exempel allen Pferden,
wie Recht und Urtheil ſpricht,
vor meinem Stall gehangen werden!

Von Demſelben.

Der Wunſch.

Wo athmet ſie, die mir einſt froh entgegen lachen,
die Welt mir reizender, das Leben leichter machen,
und dies empörte Herz vor Wünſchen ſichern ſoll?
Vielleicht entfernt von mir kennt ſie noch keine Freude,
als die die Puppe giebt, und ſpielt im Flügelkleide
mit kleinen Mädchen unſchuldvoll.

O! Schuzgeist, bild' in ihr, bis ich sie einst erwähle,
Klarissens Geist; entzieh der Welt die zarte Seele,
und stell ihr oft mein Bild im Traume vor: bis ihr
der Himmel einst mich zeigt; durch ihre Wangen ströme
der Unschuld Farbe dann, und zärtlichseufzend nehme
Sie drauf den ersten Kuß von mir!

Von Ebendemselben.

Schauer vor der Zernichtung.

Sie ist nun vor mir mit ihren Schrecken verschwunden,
die Tochter der Nacht, die fürchterlichste der Stunden:
Sie glänze nicht mehr in dem Gefolge der Zeit;
Und kömmt sie zurük, so seyen Wolken ihr Kleid!

In Trübsinn vertieft dacht' ich das Schiksal der Seele;
Da sah ich vor mir am Rand der düstersten Höhle
den ewigen Schlaf, die melancholische Nacht,
den nagenden Tod, und seine furchtbare Macht.

Kein Phosphor verspricht allda erwachende Täge.
Kein wandelnder Mond erhellt die nächtlichen Stege.
Hier wird auch kein Schall, und nur der Sturmwind gehört
der brausend den Bau entflohner Geister zerstört!

In sprachlosem Schmerz, den selbst die Thräne verschweiget,
ward endlich in mir der stille Seufzer erzeuget:
„Da findest du auch einmal, o Seele! dein Grab;
„Da schlummerst du auch zu deinen Schwestern hinab!

„Ergieb dich darein! — Du hast erhabne Gefährten:
„Sieh Könige dort, die mir als Götter verehrten!
„Und — gröſrer Triumph der allverzehrenden Zeit —
„selbst Leibnitzens Geist in tausend Trümmer zerstreut!"

So

So ſprach ich ihr zu: Doch neue Schauer ergriffen
die zitternde Seel' in ihren innerſten Tiefen!
O Schöpfer! warum hat mich dein weckendes Wort
dem Chaos entwinkt? Und warum ſchlief ich nicht fort?

Da hätten ſich nie in mir Gedanken entſponnen,
und wären auch nie ins große Leere zerronnen.
Izt tauml' ich zurük früh in die ewige Nacht,
nachdem ich vielleicht ein halb Jahrhundert gewacht!

So klagt' ich; da kam in ſanftbeſtrahltem Gewande
die Weisheit, und zog mich von des Abgrundes Rande;
Flieh, ſprach ſie zu mir, flieh dieſes nächtliche Bild,
vom Trübſinn gezeugt, und mit Phantomen erfüllt!

Dein Schöpfer wird nicht die Seel' in Staub hin verwehen.
Meynſt du, er ſey ſtolz auf deinen Trümmern zu ſtehen,
und wie ein Tyrann, der von Vulkanen umringt
den Rauch ſeiner Stadt wie einen Wohlgeruch trinkt?

Laß Sonnen vergehn, und Wandelſterne zerſtieben,
die Räder der Welt ſey'n aus den Achſen getrieben:
Das Weſen das fühlt, der Geiſt der Gott hat gedacht,
der Gott hat geliebt, iſt nicht zum Sterben gemacht!

Von demſelben.

Freye Ueberſetzung von Kato's Monolog im Addiſon.

Plato, du ſagſt die Wahrheit: die Seel iſt unſterblich; ſie höret
daß ein Gott in ihr ſpricht, ſie fühlt daß ein Gott in ihr lebet!

Ja

Ja nur ein Gott hat in sie die Ahndung der Zukunft gehauchet,
und den Schauer vor dem Nichts; die Verachtung der glänzenden Güter,
und den Ekel, der in dem Genuß die Begierden erhaschet!
Plato! ich höre die Stimme womit du mich rufest, ich fühle deinen mächtigen Zug, und meine Seele gehorcht ihm.
Auf! und laßt mich die Fesseln der Welt und der Sinne zerreißen,
und mir fern von dem Körper, aus niedrigem Staube gebildet,
und an den Staub geheftet, die Pforten der Ewigkeit öfnen!
Ewigkeit! Du trostvolles Wort, du Wort voll Entsetzen!
Licht und Nacht sind um dich herum in schrecklichem Wechsel,
und du liegst wie ein Abgrund vor mir! — Woher bin ich kommen?
Was ist meine Natur? — Wo bin ich? — Wohin werd ich wandern? —
In welch' neue Behausung, in welche Bezirke des Weltraums
wird sich, wenn ich gestorben seyn werde, mein Wesen versenken? —
Welche fremde Behausung ist diesem Geiste bereitet
der bisher ein Räthsel sich war? — Doch weg mit den Zweifeln!
Kato — mir schwört es die Tugend — muß glüklich seyn,
wenn ein Gott ist!
Ja, es ist ein Gott: er hat mich geschaffen, er selbst hat
sein erhabenes Bild ins Herz des Gerechten gegraben!
Er wird die guten und schlimmern Thaten anderswo richten
als in dem Feld der pharsalischen Schlacht! — Hier weinet die Tugend,
und das Laster erhebet sein Haupt: die trotzende Kühnheit
tritt auf den Nacken der niedergeworfenen Unschuld; das Glük herrscht
mit despotischem Zepter, umringt von Sklaven! Der Erdball,
diese Heymath des Uebels, ist von den Göttern verlassen,
und

und dem Cäsar gegeben, um ihn mit Blute zu färben!
Laßt mich! — Ich brenn', aus diesem finstern Gefängnis zu fliehn!
Göttliche Wahrheit! ich werde dich sehn! Nur einzelne Stralen
läßt allhier dein Schleyer ins Aug der Sterblichen fallen;
Aber bald deckst du dein Angesicht auf! — Ich habe des Lebens
mühsamen Traum geträumt; nun will ich sterbend erwachen!

Gleichfalls.

An dem Geburtstage einer Freundinn.

Liebe Freundinn, tausend Freuden
hüpfen heut' im Jubeltanz' um mich;
Denn ich sehe Dich bekleiden
Munterkeit und Freudigkeit, und Dich
sucht ein jeder von den Lieben allen,
die Verwandschaft Dir und Freundschaft Die verband,
zu erheitern; sucht Dir zu gefallen,
schäzt in Dir ein geltend Unterpfand
froher Hoffnung, durch die wahre Liebe,
die von Freundschaft unzertrennlich bleibt;
die in kältern Herzen unbelohnet bliebe
aber edlere zum Danke treibt.
Zwar ein wichtger Theil von Deinen Jahren
floß mit dem Vergangenen dahin;
Aber wenn dann seine Stunden fröhlich waren,
ist denn das ein nicht zu achtender Gewinn?
Wallen wir doch All' auf Einer Bahne
unserm vorgesteckten Ziele zu;
Manche würklich, viele nur im Wahne:
Doch mit diesen wandern weder ich noch Du.
Denn die Hoffnung einer guten Reise
macht den Schiffer sorgenlos;
Durch Versicherung des guten Hafens wird der Weise
auch auf seiner Pilgerreise groß.

Wenn

Wenn nicht Weſtwind' unſre Segel ſchwellen,
wenn auch oft ein Sturmwind ſie zerreißt —
Iſt das unerwartet? und erhellen
Sonnenblicke nicht die Luft ſo wie den Geiſt?
Aber kriechen, an der niedern Erde kleben,
Freundinn! das nun müſſen wir wohl freylich nicht:
Giebts doch manchen Sturm, in dem nicht eben
immer auch das Steuerruder bricht.
Zwar bisweilen thürmen ſich die Wogen,
und auf ihnen ruht die Mitternacht
eines naſſen Grabes, und umzogen
haben ſchwarze Donnerwolken unſre Jacht:
Aber nicht auf immer; plötzlich krachen
wiedertönend Donner durch die Luft,
und die rothen Blitze machen
alles wieder hell um uns; und Duft,
aufgeſtäubt im Nebel, wird die Welle
die uns erſt den Untergang gedroht;
Und in Weſten wird der Himmel helle,
und die Wolken kleiden ſich in Abendroth.
Das verſpricht uns ernſte Ruhe, Stille,
und Erquickung einer Sommernacht;
Und dem muntern Geiſte wird mit Fülle
jede Freude wieder hergebracht.
Uns entſchwinden traurige Gedanken,
öfnen uns dafür der Weisheit Schatz,
und wir fühlen nur das ſanfte Wanken;
Denn wir fanden einen Ankerplatz:
Sehen nun des ſturmen Weges Ende;
Süße Hoffnung, durch Gefahr vergöllt,
überwand — wir klatſchen in die Hände
über alle Güter einer beſſern Welt.

W***l.

II.

Antwortschreiben auf den Brief des Landedelmanns

aus dem Païs de Vaud,
im lezten Stücke des T. Merkurs.

Sie haben allerdings Recht, wenn Sie glauben, daß mir das Andenken an ein Land werth iſt, wo ich die beſten Tage meiner Jugend zugebracht habe, und wo ich in einer Familie als die Ihrige wie eingepfroft war. Mir kömmt daher noch immer der Himmel ihres Landes ganz blau vor, alle Gegenſtände ſcheinen mir darinn groß, wie der Genfer See, alles lachend wie ihre Hügel daran mit den kleinen Städten und den vielen weiſſen Landſitzen ihrer bemittelten Einwohner. Ihr Leben ſcheint mir ſo munter und ſorgloß, wie es an einer Fête de Tirage ſeyn mag, wo Jung und Alt nach dem Vogel ſchieſſen; wo ihre Mädchens um einen Rond auf den Spaziergängen unter den belaubten Linden tanzen, und wo der Landmann, mit ſeiner Geliebten am Arm, ſtolz auf ſeine Uniform nach einer Revüe ſein Gewehr alle Augenblicke auf der Landſtraße loßplazt.

In dieſem angenehmen Traum, den ich mir nun ſchon ſeit 18 Jahren, ſeit ich Sie verlaſſen habe, zuweilen vormahle, hat mich der Ton Ihres lezten Briefes einigermaſſen geſtört,, und es fällt mir nun

ſchwer, alle die bunten Farben wieder auf meiner Leinwand zu ſammlen. Allerdings erinnere ich mich noch gar wohl, wie ſehr ich von der lächerlichen Eitelkeit der angeſehenen und reichen Einwohner ihres Landes beleidigt war, und wie ſie mir der Wurm ſchien, der von innen her an ihrer Glükſeligkeit nagte. Aber von der Seuche der Unthätigkeit, die unter dem philoſophiſchen Mantel Rouſſeauiſcher Independenz bey ihnen herumſchlich, hatte ich keine Idee.

Ihr Urtheil iſt ſehr gerecht, wenn unter den vielen Ausländern, die Jahr aus Jahr ein ſich bey ihnen zeigen, der Vortheil ſehr oft auf der Seite meiner Landsleute iſt. Wenn man die Schwärme der jungen Britten betrachtet, die man ausſchikt um auswärts ihre erſten Tollheiten zu begehen, wenn man ihren Hang zum bloßen ſinnlichen Leben, ihre Ungebundenheit und oft den gänzlichen Mangel aller Kultur ſieht: ſo iſt es unbegreiflich, wie England mit ſolchen Subjecten, wenn ſie zu reifern Jahren kommen, die großen Dinge ausrichtet, die doch vor den Augen von Europa geſchehen. Und die vielen herrlichen Anlagen unter unſern jungen Leuten von Stande und Vermögen, die mit ſo vieler Sorgfalt und Bemühung gepflegt, die Köpfe die mit nüzlichen Kenntniſſen aller Art angefüllt, die Herzen, die von der verderbten Sittenmaſſe der Zeit ſo oft ganz unangeſtekt ſind, geben nachher in der Bilanz von dem Werthe der ganzen Nation einen ſo geringen

Ausschlag! So viele Kräfte schlafen, ohne daß sie vieles bewegen, und, bey so vielen einzelnen Talenten und wirklich ausgezeichneten Genien, sieht man auf keinem Platz eine merkliche Anwendung derselben.

Gegen die Wahrheit dieser Bemerkung ist nichts einzuwenden, und ich habe sehr oft über die Ursachen davon nachgedacht, ohne sie in etwas als in der nun einmal vorhandenen Verstükelung der Nation in so viele kleine Königreiche zu finden. Sie solten so viel Teutsch lernen, d. h. so viel von unsrer Verfassung kennen, um unsre Addreßkalender mit Nutzen lesen zu können. Diese in so vielem Betracht unbedeutende Bücher sind für den philosophischen Beobachter vielleicht eine der instructivesten Quellen, woraus er sich erklären kann, warum so vieles bey uns nicht geschieht, was geschehen könnte. Sie sehen hier die ganze Teutsche Welt in Bewegung, und zu welchem Endzwecke? Wenn sie die Charte vor sich nehmen, so sehen sie, es geschieht hier so viel in einem Saale, was nur im Raum einer Meile mit Anstand geschehen könnte; und in dem Raum einer Meile sehen sie so viel employirte Personen, als in Britannien zum Behuf einer halben Nation, oder oft eines Welttheils.

Noch neulich beklagte sich einer meiner Freunde mit Bitterkeit „warum haben wir nicht einmal einen „Humphrey Klinker, und warum sind alle unsre „Romane voll der unwahrsten oder unbedeutende-

„sten Scenen?" Die Beantwortung war leider sehr leicht: und was können unsre armen Autoren mahlen, wenn sie nichts gesehen haben? Wer nur eine Handbreit Himmel aus seinen Fenstern vor sich hat, dem wirds schwer halten, einen Claude Lorrain hervorzubringen.

Glauben Sie nicht, daß unsre Regierungs-Verfassungen an sich übel, oder, wie Sie zu sagen belieben, lächerlich aussehen. Sie sind nach allen Regeln der Baukunst aufgeführt, und mit solcher Ordnung eingerichtet wie eine teutsche Armee. Alle die Employirten des Staats thun meist ihre Schuldigkeit, aber freylich oft mit derselben Wirkung aufs Wohl des Ganzen, wie eine Armee die nur exerciert. Jeder ist an seinem Platz, jeder erkennt die Subordination, jeder thut sein Tagewerk, und ist höchst unschuldig daran, wenn weiter nichts vorwärts geht. Man kann die größten feinesten Principien haben, und doch läßt sich auf einer Poststraße, die nur 3 Meilen dauert, kein ausländischer Handel und Wandel ins Land ziehen.

Wir prophezeyen den vereinigten Staaten von Amerika kein großes Glük aus ihrer eingebildeten Freyheit, wenn wir überlegen, daß ihr blühender Zustand, zu dem sie in so kurzer Zeit gelangt sind, hauptsächlich darinn gegründet war, daß ihre bürgerliche Ordnung durch so wenige Kronbedente von England aus erhalten wurde, und sie nun genöthigt sind,

4. Plebejaner.

Ja, und wahrhaftig, das rath ich euch.

Cinna.

Wie ich heisse? wo ich hingehe? wo ich wohne? Ob ich verheurathet oder ein Junggeselle bin? Euch also geradezu, kurz, geschеidt, und wahrhaft zu antworten: Geschеidt sag' ich, ich bin ein Junggeselle.

2. Plebejaner.

Das ist soviel, als, daß alle welche heurathen nicht geschеidt seyen; ich fürchte, ihr sollt was für diß kriegen; weiter, geradezu.

Cinna.

Geradezu, geh ich zu Cäsars Leichenbegängniß.

1. Plebejaner.

Als Freund oder Feind?

Cinna.

Als ein Freund.

2. Plebejaner.

Das ist geradezu beantwortet.

4. Plebejaner.

Eure Wohnung? Kurz!

Cinna.

sind, in jeder Provinz eine eigne Menge Beamte bürgerlichen und Militär-Standes festzusetzen, deren Unterhaltung das Ganze eben so drücken wird, wie in andern Staaten.

Machen Sie die Anwendung auf ein Vaterland, wo ein Fürst, dessen Vorfahrer vor einigen hundert Jahren eben dasselbe Land und dessen Schreibereyen durch zween Doktoren besorgen ließ die er an seiner Tafel fütterte und kleidete, izt dafür ganze Balleyen unterhalten muß, ohne daß ihm eine Quartmeile Landes weiter zugeflossen wäre.

Ich bin sehr entfernt zu behaupten, daß viele dieser Besoldeten nach dem einmal eingerichteten Zuschnitt der Geschäfte entbehrlich seyen; und man kann izt so wenig sich mit Einem Mann im Departement behelfen, als unser Einer mit Einem Rock in der Welt leben kann. Ich erinnere Sie nur daran, wie die Sachen waren, und wie sie izt sind, und warum aus so vielen Kräften so wenig Resultat zu erwarten ist.

Dieses Bedürfnis so vieler Staatsbedienten erzeugt natürlich eine große Leichtigkeit für Leute allerley Gattung ihr nothdürftiges Auskommen zu finden; und bey sehr geringfügigen Vermögensumständen, und noch geringfügigeren Talenten, hat man die sichere Aussicht, nicht zu verhungern. Da alles Ansehen und bürgerlicher Einfluß in so unendlich kleine Portionen verschnitten wird, und die davon

abhängende Emolumente in demselbigen Verhältniß stehen müssen, so wird die Ehrbegierde nicht sehr gereizt, etwas ausserordentliches zu thun, weil jedem die Einrichtung zum voraus verkündigt, daß es unmöglich ist, ein Glük zu machen. Jede Bedienung wird auf gut militarisch zur Subalternität herabgewürdigt, und höchst klugerweise ihre Gewalt auf allen Seiten controllirt. Aus Furcht des Mißbrauchs fällt alles Vertrauen, aber auch zugleich alle Verantwortung weg; und weil man nichts von dem Staatsbedienten als das Schlimmste erwartet, so wär's ein Wunderwerk, wenn Er viel Gutes leisten wollte. Durch diese Einrichtung wird Schaden vermieden, aber wenig Vortheil hervorgebracht, und wir stehen, wie man sagt, immer auf dem alten Fleck. Wenige der kleinen Staaten sind, die nicht immer mit der gegenwärtigen Noth des Auskommens kämpften, folglich kann für große, neue und luminose Einrichtungen weder Gehör noch Vorlage gefunden werden.

Ausser diesen allgemeinen Hindernissen, die in der einmal angenommenen Staatseinrichtung des teutschen Landes ihren Grund haben, liegt das Stocken der wahren Literatur, der angewandten Kenntnisse aufs wohl des Ganzen, noch in einer ähnlichen Krankheit, die bey uns eben denselben Schaden anrichtet, wie in Ihrem Land der Geist der Rousseauischen Independenz. Vor Zeiten hatten unsre

ſre Geſichter den magern holen Contour unſrer Compendien-Philoſophie. Die Nation dachte in Paragraphen, und unſer Panier war Metaphyſik und Jus Naturae. Auf einmal haben wir uns zum Wohlleben bekannt, und ſind Alle ſamt und ſonders Poeten geworden. Wir ſchwimmen ſämmtlich in Gefühl, und ſehen auf alle diejenigen herab, die ſich mit etwas beſchäftigen, das zum Sichtbaren gehört. Jeder führt einen Taſchenſpiegel von Ideal bey ſich, worinn er von Zeit zu Zeit ſeinen Charakter begukt, und dieſem ſein Maaß von Glükſeligkeit zutheilt, wie ihm beliebt. Weil ſich jeder zu der Klaſſe der wenigen Edlen rechnet, ſo wird mit großer Selbſtzufriedenheit alles andre zu der Klaſſe des Volks, womit man die Straßen pflaſtert, gezählt. Stößt nun indeſſen dem Staat eine Noth zu, wo ein Mann von beſtimmtem Talent und Erfahrung für den Riß treten ſoll: ſo iſt er unter dieſen wenigen Edlen eben ſo wenig zu finden, als unter Ihren Rouſſeauiſchen Philoſophen der Secretaire Baillival. Bey Ihnen giebt es doch eine anſehnliche Menge Menſchen, die von eigenem Vorrath von Ideen und Erfahrung eine geraume Zeit hauſen können, ohne einer neuen Zufuhr zu bedürfen. Bey uns aber iſt die ganze Nation entweder Autor oder Leſer. Bey dieſer allgemeinen Meſſe, die immer fortdauret, wird aber der Autor als Verkäufer ſelten reicher, ſondern zuſehends ärmer; und die armen Leſer kommen in ihrem Haus-

weſen auch um nichts weiter. Ihre Umſtände werden Gegentheils immer ſchlechter, und es geht ihnen wie allen Leuten die auf der Meſſe nichts zu thun hatten. Zeit und Gut iſt verpraßt, und das Eingekaufte war der Reiſe nicht werth. Wir klagen beſtändig über die Schlechtigkeit der Anderen, und wir ſollten vielmehr über die Schlechtigkeit der Leſer klagen. Hätten dieſe einmal ihren Gaumen nicht an dieſe loſe Speiſe gewöhnt, ſo würde die Menge der Schreiber von ſelbſt wegfallen. In allen den Verheiſſungen von Glükſeligkeit, die ein ewiges Gefühl, wie ſie's nennen, und eine genialiſche Selbſtgenugſamkeit gewähren ſoll, liegt eine Art von Goldmacherſeuche, die die ganze Nation angeſtekt hat, und man ſieht auf die tägliche Abthuung ſeiner Pflicht mit Verachtung herab, wodurch doch eigentlich Gold gemacht werden ſoll und kann. Unſre Candidaten fürchten ſich ſo gut wie Ihre Propoſans, bloß aus wahrem Gefühl, das Chriſtenthum zu predigen; und unſre jungen Advocaten ſind viel ſtolzer darauf, für den Verfaſſer einer Opera, als eines geſcheuten Libells zu paſſiren. Wenn ein Mann ſich nach einer Frau umſieht, ſo wird ihm ein Mädchen empfohlen das lieſet, und wenn man die Wuth betrachtet, womit alle Zeit mit Bücherleſen verthan wird, ſo wäre es beynahe nicht ſchlimmer, wenn man ihm eine Frau deswegen empfohlen hätte, weil ſie ſpielt.

Sie ſehen hieraus, daß der Ausruf des gereiſten

Re-

Arlequin eine goldne Wahrheit bleibt, der überall findet: C'eſt tout comme chés nous. Dem klugen Manne bleibt nichts übrig, als dem Strom der Sittenmaſſe nachzuſehen, wie er immer ſchwillt, endlich ausbricht, alles um ſich her zerſtört und verſiegt. Wer nur alsdann ſein eigenes Häuschen gewahrt hat, und in der allgemeinen Fluth nicht mit verdirbt, der hat alles gethan, was ihm Einzelnen oblag.

Leben Sie wohl ꝛc.

III.

Ueber die Frage:

In wiefern es gut ſey, die Uebelthaten vortreflicher Menſchen bekannt zu machen?

als

eine Fortſetzung des Nachtrags zur Anekdote von J. J. Rouſſeau.

(S. T. Merkur April, S. 90. und Auguſt S. 146. d. J.)

Ich habe den Leſern dieſes Journals, denen die genauere Erörterung der Frage: was in einem gewiſſen Falle recht oder unrecht ſey? nicht gleichgültig iſt, am Schluſſe des im Auguſt d. J. abgedrukten Nachtrags zur Anekdote von J. J. Rouſſeau, die Mittheilung meiner Bedenklichkeiten gegen die Grün-

de zugesagt, womit der berühmte Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit im 7ten Stücke d. J. sein Verfahren in dieser Anekdotensache gegen das Urtheil eines seiner Freunde rechtfertigt.

„Ein verehrenswürdiger Greis hatte es nemlich „für Unrecht gehalten, daß die jugendliche Missethat „eines großen Mannes in den Ephemeriden bekannt „gemacht worden, anstatt daß sie mit besserm Rechte „in der Nacht der Vergessenheit hätte begraben wer„den sollen." (Ephemer. 7. St. S. 3.)

Da keine Gründe angegeben sind, warum der ehrwürdige Greis so geurtheilt, so ist sich um so weniger zu verwundern, daß Hr. J. in der bloßen Autorität desselben, so groß auch sonst seine Verehrung für ihn war, noch keinen genugsamen Beweggrund fand, den Gesichtspunct zu ändern, aus dem Er die Sache ansah. „Wenn ein Vergehen an sich selbst „oder durch seine Folgen so beschaffen ist, daß es „für die Nachwelt lehrreich werden kann, so däucht „es mir Pflicht (sagt Hr. J.) es der Welt nicht zu „verhalten; so scheint es mir eine Art von Söhn„opfer zu seyn, das der Urheber davon leidet, für „den Schaden den er dadurch verursacht hat, und „durch das er beiträgt, die durch ihn gestörte Ord„nung wieder herzustellen, die durch ihn verminderte „Masse des Guten wieder zu ergänzen."

„Wenn also (fährt er fort, indem Er die Anwendung dieses Grundsatzes auf den vorliegenden Fall macht)

macht) „eine Handlung von J. J. Rouſſeau heraus„käme, welche wirklich zeigte, daß ſeine Tugend nicht „ſo unbefleckt geweſen wäre, als ſeine Verehrer ſie „dargeben: ſo würde ich kein Bedenken finden ſie be„kannt zu machen, ſobald ich glauben würde, daß „ihre Bekanntmachung irgend einen Menſchen von „einem Irthum heilen oder vor einer böſen Hand„lung warnen würde." — Da Ihm nun der Fehltritt, wovon die Rede iſt, von dieſer Natur zu ſeyn ſchien; ſo glaubte Er nicht nur recht daran gethan zu haben, daß Er ſie bekannt machte, ſondern Ihm däucht ſogar, „es würde Sünde geweſen ſeyn die„ſe Geſchichte vor der Welt zu verbergen, wenn ſie „auch dem Andenken ihres Urhebers noch ſo nach„theilig ſeyn könnte;" und Er „konnte ſich auch an„bey nicht die geringſte ſchädliche Folge für die gute „Sache der Tugend und der Wahrheit von dieſer „Bekanntmachung vorſtellen."

Aber auch das Andenken des großen Mannes konnte, nach Hrn. J. Urtheil, nicht ſo ſehr dadurch beſchimpft werden, daß der Werth ſeiner Verdienſte dadurch verdunkelt werden ſollte. „Wenn die Ju„gendgeſchichten aller großen und bewunderten „Männer ausführlich aufgezeichnet wären, ſo wür„den wir wenige finden, welche nicht durch ſol„che Züge entziert wären; und wir würden ſie ge„brauchen, nicht der Jugend Verachtung für dieſe „Män-

„Männer einzuflößen, sondern sie aufzumuntern sich „vor Fehlern zu hüten u. s. w.“

Dies sind also die Gründe und Betrachtungen, wodurch Hr. J. sich mehr als genug gerechtfertigt zu haben glaubt, und durch deren nähere Beleuchtung ich die oben rubrizierte Frage — als ein, meines Bedünkens, gar nicht unerhebliches Problem aus der Sitten-Philosophie — so weit es bey moralischen Problemen möglich ist, der Auflösung nahe zu bringen hoffe.

Man wird beym ersten Anblik gewahr werden, daß es hier zuförderst auf eine genauere Bestimmung der beyden Termen ankomme, nemlich: was wir unter einem großen Mann verstehen, oder von welcher Art großer Männer die Rede sey? — sodann, was eigentlich mit den Worten, Vergehen, Fehltritt, jugendliche Missethat, gesagt werden wolle, und ob von allen Arten der Uebelthaten oder nur von einigen derselben behauptet werde, daß ihre Bekanntmachung der Welt nüzlich sey?

Man kann auf mancherley Art ein großer Mann seyn. Ehe ganz neuerlich die berühmte Entdeckung gemacht worden, daß Alexander nur ein Polisson, Cäsar nur ein glüklicher Galgenschwengel, und Ludwig XIV. nur ein windichter Petit-Maitre war, hatte die ganze Welt wenigstens die beyden ersten für große Männer in ihrer Art gehalten, und in einer Art wo die Individua sehr selten sind. Scipio Africanus, Cato,

Cato, Cicero, Livius, Virgil, Plinius der Aeltere, gelten für große Männer wiewohl auf verschiedne Art und in sehr verschiednen Fächern. Denn es ist schon ein alter Gebrauch jeden einen großen Mann zu nennen, der in irgend einer Art von Würksamkeit, welche die Menschen mit öffentlicher Hochachtung belohnt zu werden würdig halten, der Vollkommenheit nahe kömmt. Daher ist ein großer Luftspringer, nach dem allgemeinen Sprachgebrauch, kein großer Mann, wiewohl er seiner Art ein großer Meister ist; denn gerade die Art ists was man verachtet, wiewohl man die Vollkommenheit in derselben schäzt. Hingegen wird ein großer Feldherr, ohne Rükſicht ob er immer, nach moraliſchem Maakſtab, den beſten Gebrauch von ſeinem Talent gemacht hat, ein großer Mann genennt; weil man (aus guten Urſachen) gewohnt iſt, die Art, worinn er groß war, hochzuſchäzen. Eben ſo iſts mit dem großen Staatsmann; eben ſo mit dem großen Naturforſcher, Arzt, Geſchichtſchreiber, Dichter u. ſ. w. Eben ſo mit dem großen Mahler, Bildhauer, Schauſpieler u. ſ. w. In allem dieſem wird die Art hochgeſchäzt, und wer in irgend einem dieſer Talente ſehr vortreflich iſt, wird unter den großen Männern ſeiner Zeit und Nation, wer aber unter allen den großen Männern ſeiner Art noch hervorragt, wie z. B. Homer unter den Dichtern, Ariſtoteles und Newton unter den Philoſophen, Cäſar unter den Feldherrn,

herrn, Heinrich IV. von Frankreich unter den Königen, der wird unter den Magnaten des ganzen Menschengeschlechts genennt.

Bey allen diesen großen Männern kömmt, wenn die Rede von ihrer Größe ist, der moralische Charakter eigentlich gar nicht in Anschlag. Raphael von Urbin würde der Fürst der Mahler, wie Homer der Fürst der Dichter, bleiben, wenn gleich in diesem Augenblik eine glaubwürdige geheime Geschichte entdekt würde, die uns die ärgerlichsten Dinge von ihrem ehmaligen Lebenswandel erzählte. Elisabeth von England war mit allen ihren Schwachheiten eine große Königin, und der Graf Moriz von Sachsen mit allen den seinigen ein großer Feldherr. Von dieser Art großer und bewunderter Leute mag immer wahr seyn, daß, wenn ihre Jugendgeschichten ausführlich aufgezeichnet wären, wir wenige darunter finden würden, die nicht durch häßliche Züge entziert wären; wenigstens ist dies um soviel mehr zu glauben, weil selbst die Geschichte ihrer reifen Jahre nicht immer die erbaulichste ist. Aber, da man schon einmal gewohnt ist, sich bey ihrer Größe keine moralische Vollkommenheit zu denken, so ärgert sich niemand daran; und die Todesart Rafaels, zum Exempel, wiewohl sie keine Folge seiner Keuschheit war, schadet ihm nicht nur nichts in dem Urtheil aller Kunstverständigen, sondern es ist auch nicht zu besorgen, daß die Offenbarung

Cinna.

Kurz, ich wohne beym Capitolio.

3. Plebejaner.

Euern Namen, Herr, wahrhaft.

Cinna.

Mein Nam iſt Cinna.

1. Plebejaner.

Zerreißt ihn in Stüken; er iſt einer von den Zuſammenverſchwornen.

Cinna.

Ich bin Cinna der Poet, ich bin Cinna der Poet.

4. Plebejaner.

Zerreißt ihn wegen ſeiner ſchlechten Verſe, zerreißt ihn wegen ſeiner ſchlechten Verſe.

Cinna.

Ich bin nicht Cinna, der Cäſars-Mörder.

4. Plebejaner.

Das thut nichts zur Sache; er heißt Cinna, reißt ihm ſeinen Namen aus ſeinem Herzen, und laßt ihn lauffen.

3. Plebejaner.

Zerreißt ihn, zerreißt ihn; kommt, Brände, he, Feuer, Brände, zum Brutus, zum Caßius; verbrennt alle; einige nach Decii Haus, einige nach Caſcas, einige nach des Ligarius: Hinweg, geht.

[Sie gehen ab.]

Vierter

barung derſelben die nothwendige Urſache irgend eines ſittlichen Uebels ſeyn werde.

Ich begehre hiemit keineswegs zu läugnen, daß alle die erwähnten Aeten von groſſen Männern uns nur deſto ſchäzbarer und liebenswürdiger ſeyn würden, wenn wir gewiß wären, daß ſie auch ſehr weiſe und tugendhafte Menſchen geweſen ſeyen. Auch wird einem jeden ſeine eigne Erfahrung ſagen, daß es uns immer unangenehm iſt, wenn man uns, z. B. von einem unſrer Lieblingsſchriftſteller, einen ſchlechten Charakter macht, oder Anekdötchen von ihm herumgehen, die ſeinem Herzen oder ſeinen Sitten keine Ehre machen. So ergieng es mir der dies ſchreibt mit *poor Yorik-Sterne*, von deſſen Sitten ganz neuerlich ſoviel nachtheilige Erzählungen, in allerley gedrukten Urkunden, von falſchen Brüdern in die Welt geſchikt worden. Nicht als ob Triſtram Shandy oder Noriks Reiſe durch alle dieſe, vielleicht hämiſche, ſchiefe und verſchnittelte Silhouetten von dem moraliſchen Geſichte ihres Verfaſſers, wenn ſie auch wahr wären, nur um einen Sonnenſtaub auf meiner Wage leichter würden; ſondern weil ich den Mann liebe, deſſen Geiſt, Herz und Sinn mir ſo traulich und ohne Falſch aus dieſen Werken entgegenkommt; und weil es natürlich iſt, daß wir das was wir lieben gern von aller Makel und Verunreinigung rein ſehen möchten.

Indeſ-

Indessen bleibt doch richtig: daß die Welt um aller solcher Anekdoten willen, so geneigt sie auch immer für den Augenblik seyn mag sie zu glauben, im Grunde doch nicht desto schlimmer von großen oder sehr vorzüglichen Männern denkt; und dies gerade darum, weil ihre Hochachtung für dieselbe nicht auf ihre gute Meynung von ihren Sitten, sondern bloß auf das, worinn sie groß oder vortreflich sind, gegründet ist.

Allein es giebt, so Gott will! noch eine Art von großen Männern, wie klein auch ihre Zahl seyn mag, mit denen es eine ganz andre Bewandtnis hat. — Es hat — (wenigstens sollte uns die Ehre der Menschheit nahe genug am Herzen liegen, um zu wünschen daß es so sey) es hat zu allen Zeiten einige wenige gegeben, die durch Weisheit und Tugend groß waren: oder, von denen wenigstens höchstglaublich ist, daß ihre Tugend keine Maske war; daß sie würklich, aus reiner inniger Liebe zu dem hohen Ideal der sittlichen Vollkommenheit das vor ihrem Geiste schwebte, ihr Inneres ganz nach dieser himmlischen Form zu bilden, und also auch ihr äusserliches Leben, zu einem Abdruk derselben zu machen, über alles beflissen waren.

Niemand ärgere sich daran, daß ich von der Existenz dieser seltnen Art von Menschen, zweifelhaft zu reden scheine. Beweisen, nach der Schärfe beweisen läßt sie sich freylich keinem, der nicht einhei-

mische

mische Ursachen hat an die Tugend zu glauben. Sokrates, Cato, Epiktet (um izt nur Namen zu nennen, die Jedermann kennt und mit Ehrerbietung zu nennen gewohnt ist) so groß sie als weise und gute Menschen waren, konnten es doch nicht so sehr seyn, daß es einem Rochefoucault, einem Mandeville, und (wenn es anders erlaubt ist, diesen Männern einen solchen Sophisten beyzustellen) einem Linguet nicht möglich seyn sollte, den Glanz ihrer Tugend zu verdunkeln, ihren innern Werth abzuwürdigen, und sogar die Aufrichtigkeit derselben zweifelhaft zu machen.

Wie dem aber auch seyn mag, soviel ist wohl gewiß, daß uns in der Geschichte (und vielleicht auch jedem der dies liest in dem Kreise seiner eignen Erfahrung) Menschen aufstoßen, die uns durch die stille Größe einer reinen, edeln, ruhigen, prunklosen, wenig schimmernden, aber immer in That und Wahrheit sich erweisenden Tugend — Liebe, Zutrauen und Ehrerbietung abnöthigen. Giebt es aber solche Menschen, und ist es wahr, daß ihr Einfluß und Beyspiel die Liebe zur Tugend kräftiger befördert als irgend ein anderes Mittel: so ist der menschlichen Gesellschaft an dem Glauben an die Existenz solcher Menschen, die als Beyspiele und Muster der Vortreflichkeit wohlthätig sind, um so mehr gelegen, je mehr man immer viele geschäftig sieht, die Advocaten des Teufels dabey zu spielen, und je leichter es ist, an der reinsten Tugend Flecken zu finden und den edel-

ſten Charakter durch lügenhafte, oder (was noch ärger iſt) durch halbwahre Geheimnachrichten anzuſchmitzen.

Ob ein Mann, der wie ein Epiktet ſpricht und wie ein Epiktet zu leben ſcheint, würklich der Mann ſey der er ſcheint, oder ob ſeine Weisheit, ſeine Wahrheitsliebe, ſein brennender Eifer für das Gute, ſein eben ſo heißer Haß des Böſen, die Hoheit ſeiner Geſinnungen, die Einfalt ſeines Lebens, die Reinigkeit ſeiner Sitten, nur Maske und Kunſtgrif, oder wenigſtens nur Declamation, Prunk, falſche Anmaßung und Selbſtbetrug des Eigendünkels ſey — iſt eine Frage, die dem Intereſſe der Menſchheit unendlich näher liegt, als Neun und Neunzig Hundertheile aller Fragen, deren Auflöſung die ſcharfſinnigſten Köpfe ſeit zwey bis drey Jahrtauſenden beſchäftigt hat.

Der bloße Name Sokrates hat den Hippiaſſen aller Zeiten mehr heimliche Ehrfurcht eingedrükt, ſie mehr beunruhigt und kräftiger widerlegt als alle moraliſche Theorien und Diſſertationen der Akademie und der Stoa.

Hingegen iſt auch ein einziger Seneca wieder genug, um unzählige ſchwächere Seelen irre — und beynahe jeden, der die Sprache der Weisheit und Tugend im höhern Tone ſpricht, verdächtig zu machen. Der Jüngling, der noch mit ungewiſſem Blik und Herzen auf dem Scheideweg des Herkules ſteht, und

hört

hört einen so großscheinenden Mann von der Würde des Menschen, von der Göttlichkeit seiner Natur und Bestimmung, wie einen Gott sprechen (*) — und hört eben diesen Mann einem verächtlichen Sclaven des noch verächtlichern Claudius, und diesem Claudius selbst, dem Unwürdigsten unter allen die jemals einen Thron geschändet haben, so unmäßig, so über allen Ausdruk schändlich schmeicheln — hört ihn von eben diesem Elenden, den er nach dessen Tode als den untersten aller Narren und Böswichter schaugiebt, hört ihn von eben diesem Claudius sagen: „O daß wir nur dies einzige vom Schiksal erflehen mögen, daß wofern es den gänzlichen Untergang des menschlichen Geschlechts noch nicht beschlossen hat, wenn es noch mit Gnade auf den Römischen Namen herabblikt, es diesen Fürsten, der der sinkenden Welt gegeben ist sie wieder aufzurichten, sich eben so hochheilig seyn lasse wie Er allen Sterblichen ist." (**) — der Jüngling, sa-

 ge

(*) Man lese z. B. nur den 41sten und 66sten der Briefe dieses spruchreichen Mannes, gegen den der ehrliche Athenienſische Bürger Sokrates so ein armer — Sprecher war.

(**) Ich kenne kein abscheulicheres Document gegen den moralischen Character irgend eines Menschen als die Trostschrift an den Polybius, aus welcher die hier angeführten Züge genommen sind, verglichen mit der sogenann-

ge ich, der dies lieſt, was kann, was muß er von dem großen Manne denken? Was für Eindrücke werden nun die erhabnen Grundſätze, die ſchönen epigrammatiſchen Sprüche, die begeiſterten Declamationen (freylich iſts nur gemachtes Wetter) dieſes mächtigen Sprechers auf ihn machen? Oder iſt es zu verwundern, wenn ihm jeder höhere Schwung der Seele, jeder Charakter der über das Pygmäen-Maß deſſen was man im gemeinen Leben einen ehrlichen Mann nennt, emporragt, kurz, wenn ihm aller Enthuſiasmus, alle anſcheinende Anmaßung mehr als gewöhnlicher moraliſcher Stärke und Vollkommenheit, durch ein einziges ſolches Beyſpiel verdäch-

nannten Apokolokyntoſis Claudii Caeſaris, beyde von ebendemſelben Verfaſſer. Man kann und muß, nur zu oft in ſeinem Leben, Geſichtspunct, Ton, Verhältniſſe, Zuneigung und Abneigung, Urtheile und Meynungen ändern; aber die weſentlichen Züge, die den Redlichen und Guten auszeichnen, und wodurch er, unter allen natürlichen oder zufälligen Umgeſtaltungen und Veränderungen dem Selbſtredlichen und Guten immer kennbar, immer Ebenderſelbe bleibt, dieſe Züge ſind unauslöſchlich. Wenn ich etwas gewiß zu wiſſen glaube, ſo iſts dies: daß es Stufen von Niederträchtigkeit giebt, zu denen ein edler Menſch nie herabſinken kann; und daß die unmäßigen Schmeicheleyen, welche Seneca an den feigen Tyrannen Claudius und ſeinen Freygelaßnen Polybius verſchwendet, unter dieſe Niederträchtigkeiten gehören. Ich kann mir

dächtig wird? Und wieviel liegt also daran, ob ein Beyspiel dieser Art mehr oder weniger in der Welt ist?

Ich nehme mir nicht heraus, entscheiden zu wollen, in wieferne J. J. Rousseau unter den Männern, die durch die sittliche Vollkommenheit ihres Charakters groß waren, einen Plaz behaupten könne. Man kann in der Anwendung der theoretischen Grundsätze der Ethischen Metaphysik auf einzelne Personen und Fälle nicht behutsam genug seyn, und es ist damit vollkommen wie mit der Anwendung der mathematischen Wahrheiten auf verwickelte Naturerscheinungen. So leicht es ist, sich die Idee eines vollkomm-

mir nicht sehr begreiflich machen, wie diejenigen denken, die ihn entschuldigt zu haben glauben, wenn sie sagen, daß er die schändliche Urkunde, wovon die Rede ist, während seiner Verbannung nach Korsica, da er an Leib und Seele zu Boden gelegen, geschrieben habe. Denn was sollen wir von dem Manne sagen, der ein prächtiges Buch von der Standhaftigkeit des Weisen schreibt, und bey der ersten Probe, worauf er gestellt wird, so schändlich unterliegt? Aber auch das arme Recht an diese kahle Entschuldigung hat er sich selbst benommen. Denn, war es nicht aus Korsica, woher er die eben so prächtige Trostschrift an seine Mutter schrieb, worinn er in den witzigsten Wendungen die erhabensten Gesinnungen auskramt, und sie am Ende versichert „daß er so fröhlich und munter „sey als ob seine Sachen zum Besten stünden?"

nen Weisen, oder die Idee eines Edelguten, (καλος κ'αγαθος) vorzubilden: so schwer ist es, wenn wir ganz unbefangen sind, zu sagen: Dies ist der Mann! Die Wage dieses Gerichts ist nicht für unsre zitternde Hand. Auch hat sich Rousseau wenig in den manchfaltigen Verhältnissen des Lebens, und gar nicht, oder nur auf kurze Zeit und in einer sehr subalternen Rolle, auf dem Schauplaz des öffentlichen Lebens und der Weltgeschäfte gezeigt; und kann also mit den Helden Plutarchs, oder den Neuern, die eines Plutarchs würdig waren, nicht wohl verglichen, geschweige in Eine Klasse gestellt werden. Aber dies wenigstens kann ich sagen: Nach allem was ich von J. J. Rousseau weiß, bin ich überzeugt, daß er Wahrheit und Tugend aufrichtig liebte; daß sein Enthusiasmus für beyde weder Affectation noch zufälliges Aufbrausen war; daß er so ehrlich gegen sich selbst, als gegen andre Menschen, kurz daß er der Mann würklich war oder wenigstens ernstlich seyn wollte, für den er sich gab, und für den ihn jeder uneingenommene, selbst edle und gute Leser seiner Schriften, durch den fast unwiderstehlichen Zwang des Gefühls, zu halten genöthigt ist. Und eben daher werde ich eine vielleicht nicht geringe Anzahl unsrer Zeitgenossen in dieser Meynung von seinem Charakter auf meiner Seite haben; einer Meynung, worinn mich sogar die neulich erschienene Schrift, Rousseau Juge de Jean-Jaques, wiewohl

ich

ich ihre Bekanntmachung beklage, ſo wenig geſtört hat, daß ich vielmehr (ſelbſt in der Vorausſetzung daß ſie würklich von Ihm herrühre) dadurch in meiner Ueberzeugung von der Wahrheit ſeines Charakters befeſtiget worden bin. (*)

Nun könnte Rouſſeau der tugendhafteſte Menſch von der Welt geweſen ſeyn; wäre er, wie ſo manche die es ſind und von denen außer dem kleinen Kreiſe ihres Privatlebens Niemand etwas weiß, der Welt unbekannt geblieben: ſo würde der Welt wenig daran gelegen ſeyn, ob er würklich der vortrefliche Mann geweſen ſey, wofür er in ſeinem kleinen Winkel vielleicht gehalten worden wäre. Aber Rouſſeau war und bleibt für alle künftige Jahrhunderte ein groſſer Schriftſteller, noch groß unter den größten unſers

(*) Der Augenſchein muß jeden Leſer der genannten Schrift überzeugen, daß ſie in einer traurigen Art von Krankheit, die ich Anthropophobie nennen möchte, geſchrieben ſey. In einem Fieber, worinn die Seele ihrer eignen Einbildungen nicht mehr mächtig iſt, und ſich, mitten unter Menſchengeſichtern, von Teufelslarven und Schreckgeſpenſtern umgeben glaubt, in ſolchem Zuſtande hört alle künſtliche Verſtellung auf. Wer aus einer ſolchen Seelenverfinſterung noch ſolche Stralen von Güte, Wahrheit, Unſchuld und Troſt auf ſein Selbſtbewuſtſeyn, von ſich wirft, iſt wahrlich kein Heuchler — oder es giebt gar kein Kennzeichen, woran man Natur und Kunſt, Wahrheit und Lüge an einem Menſchen unterſcheiden kann.

Jahrhunderts; und dieſe einzige Qualification macht einen gewaltigen Unterſchied. Denn nun iſt der Welt gar ſehr daran gelegen, ob der Enthuſiasmus für Wahrheit, Tugend und Religion, den dieſer Mann — ein Mann von den ſeltenſten Talenten, ein Geiſt der erſten Größe, ein Schriftſteller vom erſten Rang — ſein ganzes Leben durch in ſeinen Handlungen wie in ſeinen Schriften zeigte, und wodurch er ſich eben ſo ſehr vor allen großen Geiſtern der Nation, in deren Schoß er lebte, auszeichnete, als er ſich durch die Energie ſeiner Einbildungskraft, die Stärke ſeines Verſtandes, und die hinreiſſende Beredſamkeit ſeiner Schreibart über die meiſten derſelben erhob — es iſt, ſage ich, ſehr viel daran gelegen, ob der Eifer, den ein ſolcher Mann, zu einer Zeit wie die unſrige, für Wahrheit und Tugend öffentlich bewieſen hat, ob der Eifer womit er ſich gleichſam vor den Augen der ganzen Welt dem Dienſt dieſer verlaßnen und unbekannten Gottheiten geweyht hat, aufrichtig war oder nicht? Ob er würklich ſo völlig von ſeinen Grundſätzen überzeugt, ſo innigſt von den Empfindungen, die er ſo ſchön auszudrücken weiß, belebt war, daß er lebte wie er ſchrieb; oder ob es nur Eigenſinn und Widerſprechungsgeiſt, nur die ſophiſtiſche Eitelkeit war, einer beynahe von Allen verlaßnen Sache durch die Stärke ſeiner Beredſamkeit wieder aufzuhelfen, um ſeinen Vorzug über ſeine Mitwerber um den öffentlichen Beyfall deſto auffallender zu machen?

Aus

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Antonius, Octavius und Lepidus treten auf.

Antonius.

Es sollen also alle sterben, deren Namen hier aufgeschrieben sind.

Octavius.

Euer Bruder muß auch sterben; willigt ihr darein, Lepidus?

Lepidus.

Ich bin es zufrieden.

Octavius.

Schreibt ihn auf, Antonius.

Lepidus.

Mit der Bedingung, daß Publius, der eurer Schwester Sohn ist, Antonius, auch nicht leben soll.

Antonius

Er soll nicht leben; es kostet mir nur ein paar Striche, ihn zum Tode zu verurtheilen. Aber Lepidus, geht

ihr

Aus diesem Gesichtspunct (oder ich müßte mich sehr irren) muß Rousseaus Charakter und die fast allgemeine Meynung welche der unpartheyische Theil der Welt bisher von ihm gehegt hat, und die nun, seit seinem Tode, auch in Frankreich, wo er so lange verkannt worden, die Oberhand zu gewinnen scheint, betrachtet werden: — Nicht, als ob die gute Sache der Wahrheit und Tugend etwas dabey zu gewinnen hätte: denn diese bleiben was sie sind, wenn es auch möglich wäre daß sie von allen Menschen verläugnet und verstoßen würden. Die Güte ihrer Sache gründet sich auf die ewigen Gesetze der Natur und die Constitution des ganzen Weltalls, die darum nicht anders werden wird als sie ist, wenn wir uns verkehrte oder kindische Vorstellungen von ihr machen: sondern, weil es jedem, dem der sittliche Zustand der Welt nicht gleichgültig ist, wünschenswürdig seyn muß, daß ein Mann wie Rousseau würklich so edel und rechtschaffen und untadelich gewesen seyn möchte, als er seyn mußte, wenn er mehr als die Seneca's unsrer Zeit würken, wenn er seine Lehre durch sein Leben bestättigen, und dadurch die mächtigen Eindrücke seiner Schriften tief und unauslöschlich machen sollte.

Ich berufe mich auf das innere Bewustseyn aller, die mit einem dem Wahren und Guten ofnen Herzen seine Schriften gelesen haben, ob sie sich dadurch nicht immer besser gefühlt haben als sie waren? Ob

dieſe Lectüre nicht Stacheln in ihrem Innwendigen zurückgelaſſen? Ob ſie nicht ergriffen, feſtgehalten, beſchämt, überzeugt, durchdrungen von dem Adel der menſchlichen Natur, erfüllt mit Abſcheu vor allem was ihrer unwürdig iſt, erhizt von der heiligen Flamme der Liebe zur Weisheit, geſtärkt in dem Entſchluß jeder Pflicht getreu zu ſeyn, jedem Ruf zum Guten zu folgen, aus dem Umgang mit Rouſſeaus Geiſte weggegangen ſind? Wo iſt der Schriftſteller unſers Jahrhunderts von dem ſich dies, in gleich hohem Maße, ſagen läßt? Welcher Mann hat je geſchrieben wie dieſer Mann? — Und es ſollte nichts daran gelegen ſeyn, ob der moraliſche Charakter eines ſolchen Schriftſtellers ſo rein und tadelfrey war, als jeder der ihn ließt es zu glauben oder doch zu wünſchen gedrungen iſt?

Ich will nicht wiederholen, was ich ſchon anderswo (T. Merkur, April 1780. Seite 78—81.) über dieſen Punct geſagt; aber berufen muß ich mich darauf, weil ich ſo lange überzeugt ſeyn werde, daß ich Wahrheit geſagt habe, bis mich jemand eines andern belehrt haben wird.

Man vergeſſe aber ja nicht, daß die Rede damals war (und noch izt iſt) nicht von einer gemeinen menſchlichen Schwachheit, einer Uebereilung, einem Mißtritt, wovon auch die Edelſten und Beſten nicht frey ſind, und wo das veniam damus petimusque vicißim Statt findet; ſondern NB. von einer überlegten

legten, mit Falschheit und Grausamkeit verbundnen Schandthat, die dem jungen Rousseau in der von Hrn. J. publicierten Anekdote in den stärksten Ausdrücken aufgebürdet wurde. „Es war die Handlung eines Jünglings — der mit der Dreistigkeit, „die oft eben so gut die Larve eines sichern Böse„wichts als das Gepräge der ruhigen Unschuld ist, „einen von ihm begangnen Diebstal auf ein unschul„diges Mädchen, das er liebte, wälzte; der so sehr „Bösewicht seyn konnte, seine Aussage gegen sie ihr „ins Gesicht zu bestättigen; der sie durch die Folgen „seiner siegenden Bosheit leiden sah und schwieg, „u. s. w." — Und man sollte sich nicht die geringste schädliche Folge für die gute Sache der Tugend und der Wahrheit vorstellen können, wenn eine solche That von einem Mann wie J. J. Rousseau bekannt gemacht wird? Es sollte sogar Sünde gewesen seyn, sie vor der Welt zu verbergen?

Wir spielen hier, denke ich, nicht mit den Worten. Die Sache der Wahrheit und Tugend bleibt freylich die beste Sache von der Welt, wenn Rousseau auch der gröste Bösewicht und Heuchler gewesen und bis an seinen Tod geblieben wäre. Ein solcher Fall wäre doch weiter nichts als eine unbegreifliche Naturerscheinung mehr, und Wahr bliebe wahr, Gut bliebe gut in omnia secula seculorum. Aber daß es für die Stralen und Funken von Wahrheit und Tugend, die aus den Werken eines allgemein gelesenen

und

und bewunderten Schriftstellers in die Köpfe und Herzen andrer Menschen fallen, um jene zu erleuchten und diese zu entzünden — daß es, in Rükſicht auf die Würkung dieſer Stralen und Funken, gleichgültig ſeyn ſollte, wenn von dieſem Schriftſteller eine That bekannt gemacht wird, die ſeinem Charakter einen unauslöſchlichen Schandflek einbrennt — dies iſt was ich mir nicht als möglich denken kann. Von einem Menſchen, der es einmal über ſein Herz bringen konnte, eine überlegte Bosheit zu verüben, wird präſumirt, daß er deren noch mehr begangen habe, und bey jeder ſtärkern Verſuchung immer begehen werde. Man ſage mir nicht: „der Mann konnte „ſich ja beſſern!“ — Die Welt glaubt nie mit innerer Ueberzeugung an die Beſſerung eines Böſewichts. Sokrates ſoll freylich dem Phyſiognomen Zopyrus geſtanden haben, daß er ohne die Philoſophie ein Vieh geweſen ſeyn würde; und Paulus der Apoſtel war vor ſeiner Erleuchtung ein Verfolger der Heiligen. Aber, außerdem daß das Hiſtörchen vom Zopyrus eine alberne Fabel iſt, geſezt auch es wäre keine Fabel, ſo zeigt uns doch die Geſchichte im würklichen Leben des weiſen Bürgers von Athen keinen einzigen Zug der ſeinen Charakter entzieren könnte; und wenn Paulus vor ſeiner Erleuchtung die Jünger Chriſti verfolgte, ſo glaubte er recht daran zu thun, und ſündigte bloß weil ihn ein irrender Eifer leitete. Aber wer ſich vor den Augen der ganzen

Welt

Welt zu einer ſo niedrigen und grauſamen Bosheit bekennen müßte, wie diejenige die dem großen Bürger von Genf angeſchuldet wurde, hätte auf ewig das Recht verlohren, die Sprache in ſeinen Schriften zu führen, welche Rouſſeau bis an ſeinen Tod geführt hat; die gute Meynung, ſo die Welt von ſeinem Herzen und Charakter gehegt hätte, wäre unrechtmäßig erworbnes Gut; und von dem Augenblik an, da ſie belehrt worden wäre, von was für einer ſchwarzen Seele ſie unter dem Mantel Epiktets hintergangen worden, würde alle moraliſche Würkung ſeiner Schriften aufhören. Er möchte mit Engelzungen reden, man würde die Ohren vor ihm verſtöpfen; und wenn man ſich auch der Gewalt ſeiner hinreiſſenden Beredſamkeit nicht erwehren könnte: ſo würde man doch nur getäuſcht zu ſeyn glauben, und der Gedanke „er war ja doch nur ein Heuchler" „— alle dieſe erhabnen Empfindungen ſind ja doch „nur Rednerfiguren, all dieſer Enthuſiasmus iſt doch „nur Gaukelſpiel und natürliche Zauberey" — würde die wärmſten Leſer wieder eiskalt machen, würde jeden guten Eindruk — wenigſtens gerade bey denen, welchen ſolche Eindrücke am nöthigſten ſind — wieder auslöſchen — ja wohl gar, gleich dem Mittel gegen die Taubheit von einem tauben Arzt, die erhabne Philoſophie verdächtig machen, die an ihrem eignen Lehrer keine beſſere Probe dargelegt hätte.

Wenn aber dies die natürlichen unausbleiblichen

Fol-

Folgen der Bekanntmachung einer solchen Anekdote sind, sobald die Anekdote einen moralischgroßen Mann, einen Mann wie Rousseau war, betrift; wenn wahr ist, daß ein solcher Mann, wenn er, einem ungläubigen, üppigen, kalten und nervenlosen Zeitalter Wahrheit und Tugend predigen will, seine Sendung durch seine eigne Tugend rechtfertigen, und (wie St. Paulus von einem Bischof fodert) selbst unsträflich seyn muß, wenn er anders Eindruk machen und nicht tauben Ohren predigen will: so braucht es, denke ich, keines weitern Beweises, daß es am Ende doch wohl besser gethan wäre, die Vergehungen, deren ein solcher Mann sich schuldig gemacht haben kann, wofern sie noch unbekannt sind, nach dem Rath des weisen und ehrwürdigen Greises, in die Nacht der Vergessenheit zu versenken.

Aber wird nicht aller dieser Schaden — der doch vielleicht nicht so groß ist als er hier gemacht wird, der vielleicht nur bey wenigen, an denen ohnehin nicht viel zu verderben ist, erfolgen wird — wird er nicht reichlich dadurch vergütet, „wenn wir die geheimen Uebelthaten der großen und bewunderten Männer gebrauchen, nicht der Jugend Verachtung gegen diese Männer einzuflößen, sondern sie aufzumuntern sich vor Fehlern zu hüten" u. s. w.

Ich denke — Nicht! denn auch dieser gehofte Nutzen hängt an einem bloßen vielleicht. Oder steht es etwa bloß und lediglich bey uns, der Jugend einzuflößen

ſtößen was wir wollen? Machen die Nutzanwendungen, die ein Lehrer aus einer Geſchichte zur Erbauung ſeiner Schüler zieht, etwa die einzige Würkung aus, die dieſe Geſchichte auf ſie machen kann und wird? Hat die Jugend immer einen ſolchen Lehrer zur Seite? Wird es nicht den meiſten jungen Leuten, anſtatt ſich vor der Sünde zu hüten, weil auch ein Rouſſeau geſündigt hat, weit natürlicher ſeyn, mit dem leichtfertigen Terenziſchen Jüngling auszurufen: wenn ein ſo großer Mann das gethan hat — oder, wenn aus dem Jüngling, der ein ſolcher Böſewicht war, noch ſo ein vortreflicher Mann werden konnte: warum ſollte ich *Homuncio* nicht desgleichen thun dürfen? u. ſ. w.

Ueberdies, iſt denn etwa die Jugend der einzige Theil des Menſchengeſchlechts, der hier in Betrachtung kömmt? Leſen heutigs Tages nicht Perſonen von allen Altern, Ständen und Geſchlechtern, und lieſt nicht jedes nach ſeiner Weiſe? Ueberlaſſen ſich nicht die meiſten dem erſten Eindruk? Und iſt nicht mit beſtem Grunde zu behaupten, daß der natürlichſte Eindruk nicht derjenige ſey der aus der Reflexion entſteht, ſondern der, den eine Sache von ſich ſelbſt und ohne Zuthun des Willens, beym erſten Anblik macht? — Freylich laſſen ſich eine Menge lehrreicher Nutzanwendungen aus Rouſſeaus Fehltritt und aus jeder andern laſter- oder tugendhaften Handlung ziehen. Aber, ungeachtet des höchſt ungewiſſen mo-

rali-

ralischen Nutzens der im vorliegenden Falle davon zu hoffen sieht — und der NB. durch die unzählichen Beyspiele ähnlicher und überhaupt aller nur möglichen Vergehungen großer und vortreflicher Menschen, wovon leider! alle Geschichtbücher wimmeln, eben so gut und mit weit weniger Risico erzielt werden kann — möchte es doch wohl nicht nur ganz unsündlich, sondern selbst weislich und für das wahre Beste der Menschheit zuträglich gehandelt seyn, wenn man die so wenigen lebendigen Beyspiele von Weisheit und Tugend die unser Jahrhundert aufzuweisen hat (ich sage nur darum so wenige, weil die meisten und besten der Welt verborgen bleiben) stehen ließe wie sie stehen; und, gesezt auch daß man von einem Manne, der durch seine moralische Größe, als eine seltne und wunderbare Erscheinung, auf die Welt würkt — und von dem man selbst überzeugt ist daß er rechtschaffen und edel war — häusliche Anekdoten offenbaren könnte, sie (mit allem moralischen Nutzen der daraus zu ziehen ist) lieber für sich behielte, als durch ihre Offenbarung die Welt eines Beyspiels beraubte, über welches sich alle Gute freuen, und vor dem allen Bösen graut.

Dieser lezte Umstand däucht mich wichtiger als er vielleicht obenhin betrachtet scheinen möchte. Mich dünkt, es ist sehr viel daran gelegen, daß den Bösen die Freude nicht gemacht werde, sich selbst sagen zu können: „also war auch der weise Rousseau, der Sokrates,

„krates, der Epiktet unſrer Zeit, im Grunde doch „nur wie ein unſer einer!“ — Es iſt denen, welche nicht Gelegenheit gehabt haben Erfahrungen dieſer Art zu machen, vielleicht unglaublich, wie ſehr ein Mann wie Rouſſeau einer gewiſſen Art von Weltleuten (zumal in der lezten Epoke des Lebens) imponiert; wie ſchwer ſie dran gehen, ſich einzugeſtehen, daß er aufrichtig geweſen, und wie tief der Stachel iſt, den dieſe Ueberzeugung, wenn ſie ſich deren nicht länger erwehren können, in ihrem Buſen zurükläßt: aber es iſt auch unſäglich, wie leicht ihnen wieder ums Herz wird, wenn ſie ſich durch ſo ein willkommnes Anekdötchen von der Nothwendigkeit befreyt ſehen, an die Tugend zu glauben und zu zittern. (*)

Ich will gerne gelten laſſen, daß es Fälle geben könne, wo der moraliſche Nutzen, den die Bekanntmachung der Jugend- oder Alters-Sünden eines bewunderten Mannes zufälligerweiſe ſtiften kann, dem zufäl-

(*) Ich habe mich dieſes Ausdruks, der auf eine bekannte bibliſche Stelle anſpielt, ſchon im I. Schreiben über dieſe Anekdote (T. M. April S. 83.) bedient, er iſt aber dort durch eine Emendation des Setzers oder Correctors, welche das Wort und in oder veränderten, ganz verunſtaltet worden; denn, bekanntlich, liegt der ganze Sinn juſt in dem Wörtlein und. Es geht dem Merkur öfter ſo, ohne daß ich es verbüten kann.

zufälligen Schaden die Wage halten oder ihn wohl gar überwiegen mag (wiewohl ich glaube daß nur ein Gott diese Art von Wage zu führen wisse) —. Aber in dem vorliegenden Falle wird das Gegentheil von mehr als Einer Seite augenscheinlich. Denn, die Moral, die unsre Jugend daraus ziehen soll, ist: zu sehen, „wie ein an sich sehr verzeyhlicher Fehler „durch seine Folgen das ganze Leben eines Menschen „vergiften und mit Bitterkeit überstreuen kann —". Aber gerade dies ist, was sie, wenn sie die Augen recht aufthun, nicht darinn sehen werden. Denn fürs erste, kann eine That, die ihrem Thäter den Namen eines Böswichts verdient, kein an sich sehr verzeyhlicher Fehler seyn; und fürs zweyte, zeigt sich in allen Werken Rousseaus nicht nur nicht die mindeste Spur von der vorgeblichen Bitterkeit, womit das Bewustseyn dieser That das Leben dieses Weisen überstreut haben soll, sondern gerade das Gegentheil: Immer und überall der Ton und die Sprache, und fast möcht ich sagen, der Trotz eines Mannes, der sich der Unschuld seines Herzens bewußt ist, der mitten unter ein verdorbenes Geschlecht getrost hintreten und sagen kann: welcher unter euch kann mich einer Sünde zeyhen? — Bitterkeit ist freylich genug in mancher seiner Schriften; aber wahrlich nicht diejenige, die einen heimlichen Gewissenswurm zur Ursache hat; es ist die Bitterkeit oder vielmehr Erbitterung eines guten Menschen, der, vor allzuzarter

aber

Ihr in Cäſars Haus, holt das Teſtament her, damit wir uns verabreden, wie wir uns einiger beſchwerlicher Legaten entledigen können.

Lepidus.

Wie? Werd' ich euch hier wieder antreffen.

Octavius.

Hier, oder auf dem Capitolio.

[Lepidus geht ab.]

Antonius.

Das iſt ein ſchlechter, verdienſtleſer Mann, zu nichts brauchbar, als mit Commiſſionen herum geſchikt zu werden; iſt es anſtändig, daß er bey der Theilung der dreyfältigen Welt ſeinen dritten Theil bekommen ſoll?

Octavius.

So urtheiltet ihr von ihm, und lieſſet bey unſrer Proſcription ſeine Stimme, wer ſterben ſollte, ſo viel gelten als die unſrige.

Antonius.

Octavius, ich habe mehr Tage geſehen als ihr; ob wir gleich, um uns ſelbſt die Bürde verſchiedner verhaßter Vorwürfe zu erleichtern, dieſen Mann mit dieſen Ehren beladen, ſo ſoll er ſie doch nur tragen wie der Eſel Gold trägt, er ſoll unter ihrer Laſt keuchen und ſchwizen, bald geführt, bald getrieben, wie wir ihm den Weg weiſen; und wenn

aber immer gereizter und verwundeter Empfindlichkeit, mit dem wärmsten, offensten, liebevollsten Herzen, unter Menschen die seine Erwartung immer getäuscht haben endlich zum hypochondrischen Menschenscheuer geworden ist; — denn ich will lieber ein neues Wort wagen, als Menschenhasser sagen, was Rousseau weder war noch seyn konnte.

Wer also die obige Moral aus diesem Geschichtchen ziehen soll, muß Rousseaus Schriften nicht gelesen haben, muß nichts von ihm gelesen haben als die Anekdote in den Ephemeriden; oder er wird eine ganz entgegengesezte Moral daraus ziehen; nemlich eins von beyden: entweder daß Rousseau ein entschiedner Heuchler gewesen sey; oder, daß man sich eines schändlichen Bubenstüks bewußt seyn, und sich dennoch alle Vorrechte und Vortheile der reinsten Unsträflichkeit öffentlich und ungestört zu erfreuen haben könne.

Auch die zweyte Lehre, die wir aus dieser Anekdote ziehen sollen, nemlich „wie durch eine sehr klein„scheinende Abweichung von der Wahrheit und Recht„schaffenheit man eine unschuldige Person für ihr „ganzes Leben unglüklich machen könne," mag vielleicht aus andern Beyspielen ersichtlich zu machen seyn, aber gerade aus diesem Nicht; denn es ist eine bloße Voraussetzung, ohne irgend einen hinlänglichen Grund, daß das Dienstmädchen Marie Anna

durch ihre Verſtoßung aus dem Hauſe des hartherzigen vornehmen Mannes für ihr ganzes Leben unglüklich geweſen ſey.

Aber noch iſt ein Argument übrig, daß nicht nur die Bekanntmachung der Rouſſeauiſchen Anekdote zu rechtfertigen, ſondern überhaupt die Publication aller Sünden, die jemals von großen oder kleinen, guten oder böſen Menſchen begangen worden, zur Pflicht zu machen ſcheint. — „Wenn ein Vergehen „an ſich ſelbſt oder durch ſeine Folgen ſo beſchaffen „iſt, daß es für die Nachwelt lehrreich werden kann, „ſo ſcheint es mir eine Art von Söhnopfer zu ſeyn, „das der Urheber des Vergehens für den Schaden „den er dadurch verurſacht hat, leidet, und durch „das er beyträgt, die durch ihn geſtörte Ordnung „wieder herzuſtellen, die durch ihn verminderte Maſſe „des Guten wieder zu ergänzen."

Die Beſcheidenheit, womit dies ausgedrükt iſt, hätte mich beynahe zurükgehalten, meine Gedanken davon zu ſagen. Allein, was einem Manne von ausgebreitem Ruhm und Anſehen, zumal in moraliſchen Dingen nur ſcheint, kann leicht für Tauſende, welche gewohnter ſind ſich leiten zu laſſen, als ihren Weg ſelbſt zu ſuchen, Autorität werden; und die Sache überhaupt däucht mir zu erheblich, als daß perſönliche Achtung mich abhalten dürfte, die Gründe anzugeben, warum dies ganze Argument mir das was es beweiſen ſoll nicht zu beweiſen ſcheint. Dem

prüfen-

prüfenden Leser bleibt sein Urtheil frey, und mir soll jede Belehrung eines bessern willkommen seyn.

Ich sage also: Nicht nur einige Vergehen sind entweder an sich selbst oder durch ihre Folgen so beschaffen, daß sie für die Nachwelt lehrreich werden können — sondern Alle Vergehen, von der ersten Sünde des ersten Menschen an bis zu der lezten, die der lezte seiner Nachkommenschaft begehen wird, sind sowohl an sich selbst als durch ihre Folgen so beschaffen, daß sich moralische Lehrsätze und praktische Lauteien daraus ziehen lassen; sind so beschaffen daß sie, indem sie uns vorhalten, was wir thun oder unterlassen sollen, exemplarisch, und indem sie uns die Entstehungsart und die Folgen der Sünden zeigten, lehrreich werden können. Dies ist so klar, daß es jedem, der nur die Worte versteht, einleuchten muß, und daß aller weitere Beweis überflüßig ist. Das Argument müßte also nicht bedingungsweise, sondern absolut und allgemein ausgesprochen werden; aber so bewiese es freylich mehr, als Hr. J. vermuthlich damit beweisen wollte. Hingegen, in Betracht der Gründe, womit es unterstüzt wird, scheint es mir auch wieder nichts zu beweisen, so gut diese Gründe beym ersten Anblik in die Augen fallen.

„Wer eine Sünde begeht, ist der Welt ein Söhnopfer für den Schaden schuldig den er dadurch verursacht hat — und ist verbunden die Masse des

Guten wiederherzustellen, die dadurch vermindert worden. Dies kann durch die Bekanntmachung seiner Sünde geschehen, wofern sie der Welt unbekannt ist. Er ist also schuldig sie bekannt zu machen; und es ist für jeden andern Pflicht, sie möglichst auszubreiten. Oder sollte Einer allein um das geheime Verbrechen eines Andern wissen: so ist er schuldig, es zu publicieren, und es würde Sünde seyn, wenn er's nicht thäte; denn die gestörte Ordnung verlangt ein Söhnopfer, und die Masse des verminderten Guten im Weltall muß durch den moralischen Unterricht, den die Welt aus Bekanntmachung der besagten Sünde ziehen kann, wieder ergänzt werden."

Dies ist, däucht mich, der aufrichtigste und simpelste Vortrag der Grundsätze des Hrn. J. Wenigstens kann ich sie mir auf keine andre Weise vorstellig machen.

Mich dünkt aber ich sehe hier einen juristischen und einen mechanischen Begriff, wovon weder der eine noch der andere in die Moral gehört. Immerhin mag ein Theil der peinlichen Gesetze in der bürgerlichen Gesellschaft auf den Begriff eines Söhnopfers, welches der Beleidiger der Gesellschaft schuldig seyn soll, gegründet seyn. Dies geht mich hier nichts an. Genug, daß ich die Anwendung dieses Begrifs auf die allgemeine Stadt Gottes nicht für gültig halten kann.

Wir wissen alle das Gesetz; denn es ist mit dem Finger dessen, der alles gemacht hat, in unser Herz geschrieben, und wir haben Vernunft, die es uns deutlich machen und uns überzeugen kann, daß es würklich Gesetz der Natur ist, daß wir nach dieser Vorschrift leben müssen wenn wir recht leben wollen. Indessen weichen wir alle manchfaltig von diesem Gesetz ab, und da es Gesetz der Natur ist, so werden wir auch alle durch die natürlichen Folgen unsrer Abweichungen gestraft. Derjenige aber der alle Faden des allgemeinen Zusammenhangs in seiner Hand hat, hat auch schon dafür gesorgt, daß, ungeachtet aller einzelnen Abweichungen und ihrer Folgen, das Gleichgewicht oder die Ordnung des Ganzen ungestört, und die Masse des Guten im Ganzen unvermindert bleibt. Von dieser Ordnung des Ganzen, und von dieser Masse des Guten aber verstehn wir Homunculi auf unserm Erdkügelchen, das für uns eine so unübersehbare Welt und im Ganzen so ein unendlichkleines Stäubchen ist, Nichts, und können also auch nicht davon sprechen. Nur der Einzige, der das Ganze gemacht hat, das Ganze durchschaut, das Ganze bewegt, beseelt und zusammenhält, weiß was das Ganze ist; und also weiß auch Er allein, ob eine Begebenheit, die uns Homunculis die Ordnung zu stören, die Masse des Guten zu vermindern scheint, die Ordnung würklich stört, die Masse des Guten würklich vermindert:

eder ob nicht vielmehr gerade durch die Folgen dieſer Begebenheit, wenn ſie gleich, nach dem Geſetz, oder wenigſtens nach unſrer Vorſtellungsart davon, Abweichung im Einzelnen iſt, die Maſſe des Guten vermehrt, und die Ordnung des Ganzen befördert wird. Wir Homunculi wandeln in dieſer Rükſicht immer im Dunkeln; wiſſen, auch wenn wir's am beſten überlegen, nie gewiß und vollſtändig was wir machen; kennen oft nicht einmal die nächſten, geſchweige die entfernten Folgen unſrer Handlungen; machen's oft gerade am ſchlechteſten wenn wir's am beſten zu machen dachten. Aber nicht nur dies: oft iſt die rechtmäßige oder ungerechte Handlung eines Einzigen die Quelle einer ungeheuren Maſſe von großen in die Augen fallenden Folgen von Gutem und Böſem (nach unſerm Maasſtab nemlich) über deren Gegeneinanderwiegung und Schätzung auch dem ſcharfſichtigſten Homunculus alle Sinnen vergehen. Die redlichſten wohlgemeynteſten Handlungen ziehen oft gegen alles Vermuthen ihres Urhebers die abſcheulichſten Folgen nach ſich, und die gröſten Verbrechen werden nicht ſelten in ihren Folgen wohlthätig und den wichtigſten Anſtalten zum Beſten der Welt beförderlich. So bahnte das abſcheuliche Triumvirat dem Octavius Cäſar den Weg zur einzelnen Herrſchaft über das Reich, und dieſe Monarchie wurde unter den Trajanen, Hadrianen und Antoninen ein Segen für die Welt. So beförderte hingegen

des

des groſsen und redlichen Luthers rechtmäſsige Protestation gegen den Ablaskram durch seine Folgen die unmenschlichen Greuel des Bauernkriegs; und etliche hunderttausend unschuldige Menschen würden unzerfleischt, ungehenkt, ungerädert und unverbrennt geblieben seyn, wenn er seine Ueberzeugung, daſs man ohne einen Paſs von Rom in den Himmel eingehen könne, für sich behalten hätte. Ueberhaupt ist offenbar, daſs man von den Folgen einer Handlung nie richtig urtheilen kann, wenn man nicht alle Folgen derselben in ihrem wahren Zusammenhang sieht. Eine schlimme Handlung kann durch ihre guten Folgen am Ende eben soviel zur Masse des Guten beytragen, als eine gute Handlung mit allen ihren schlimmen Folgen. Und was folgt nun aus diesem allen? Eine sehr groſse, sehr heilsame Moral folgt daraus — und ganz genau die nemliche, von deren Vortreflichkeit nie mehr Rühmens gemacht worden ist als seitdem sie unter die verlohrengegangene Dinge zu gehören scheint. Es folgt daraus, daſs wir uns an das weise Gebot halten sollen: nicht zu richten damit auch wir nicht gerichtet werden. Da wir schlechterdings unfähig sind die Masse des Guten und Bösen in der Welt zu berechnen; so kann es nie Pflicht für uns seyn alles Unrecht zu vergüten das andre gethan haben, zumal da wohl jeder genug mit Vergütung seines eignen zu thun hat. Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn in Kraft je-

nes Grundsatzes von Söhnopfern, die jeder Mensch für seine Fehler dem menschlichen Geschlecht schuldig seyn soll, jedermann sich nun in seinem Gewissen verbunden halten wollte, alles Böse was er von seinen Nebenmenschen, Mitbürgern, Freunden, Nachbarn und deßgleichen entweder selbst wüßte, oder von glaubwürdig scheinenden Personen gehört hätte, ungesäumt nach Möglichkeit auszubreiten; in der wohlmeynenden Absicht, die Masse des Guten wieder zu ergänzen, die von besagten Nebenmenschen, Mitbürgern, Freunden u. s. w. vermindert worden wäre? Was für eine Sündflut von Aergernissen, Verläumdungen, Ungerechtigkeiten, Erbitterungen, Feindschaften und bösen Händeln würde auf einmal über diese Menschen daherstürzen, die izt wenigstens in leidlicher Eintracht und Ruhe beysammenleben?

Die Erdenkinder sind weder weise noch gut genug, um nach so feinen und gefährlichen Grundsätzen handeln zu dürfen.

Was bey Bekanntmachung der Anekdote von Rousseau dem vortreflichen Herausgeber der Ephemeriden selbst begegnet ist, kann uns zum Beyspiel dienen, wie es erst zugehen würde, wenn die Publication solcher Anekdoten von jedermann für indispensable Pflicht erkannt würde. Das Geschichtchen, das erzählt werden sollte, war so einfach, dem Gedächtnis so wenig lästig; es war so leicht es rein und unverfälscht zu erzählen! Und gleichwohl sind, in einer so kleinen so simpeln

Er-

Erzählung, (nach des Hrn. Herausgebers eignen Geſtändnis) zween mildernde Umſtände vergeſſen worden, welche beyde wichtig ſind, und es hat ſich eine erſchwerende (nemlich das Verbrechen des armen Rouſſeau erſchwerende) Muthmaßung eingeſchlichen, die nicht weniger wichtig iſt. Geſchieht das am grünen Holze, was würde erſt am dürren werden! Wie vergeßlich würden die Leute, vor lauter Begierde, ſchöne Sittenlehren auszuziehen, rührende Declamationen anzubringen, und die Maſſe des Guten zu ergänzen, gegen die mildernden Umſtände ſeyn! Wie viel erſchwerende Umſtände würden ſich immer in die Erzählungen einſchleichen! Wahrlich, anſtatt als Söhnopfer würden wir als wahre Schlachtopfer fallen, und, was das ſchlimmſte iſt, dies Schikſal würde gerade die Beſten am meiſten und am grauſamſten treffen. Und wer ſollte alsdann die Ordnung wiederherſtellen, die durch dieſes ſo wohlgemeynte aber ſo übel ausſchlagende moraliſche Verfahren in allen Häuſern, Familien, Geſellſchaften, Gemeinheiten und Staaten, weit mehr als durch alle unbekannt bleibende Verbrechen, geſtört würde?

Das ſicherſte alſo, däucht mich, wäre, uns zu überzeugen, daß wir nicht zu *Redreſſeurs des Torts* in der moraliſchen Welt geſezt ſind; und uns damit zu beruhigen, daß Einer iſt, der für die Erhaltung der allgemeinen moraliſchen Ordnung und der Maſſe des

Gu-

Guten beſſer ſorgt, als wir es zu thun fähig ſeyn können. Es bleibt uns ſoviel Gutes zu thun übrig, ohne daß wir uns noch aus der Bekanntmachung fremder Sünden eine neue Pflicht machen! Eine Pflicht, mit welcher, meines Wiſſens, weder die weiſeſten der vorigen Zeiten, noch derjenige, der uns die Geſetze der reinſten und menſchlichſten Sittenlehre gegeben hat, uns nirgends beladen haben. Oder, glauben wir ja, daß es der Welt heilſam ſey, Vergehungen, um ihrer lehrreichen Beſchaffenheit willen, bekannt zu machen; ſo ſeyen es unſre eignen! — theils weil wir ſie am beſten wiſſen, theils weil wir dabey am wenigſten Gefahr laufen, die mildernde Umſtände zu vergeſſen, oder wichtige erſchwerende einſchleichen zu laſſen.

Wenn es wahr iſt, daß Rouſſeau eine geſchriebne Geheimgeſchichte ſeines eignen Lebens hinterlaſſen hat, ſo hat man alle Urſache von der Welt, zu erwarten, daß ſie mit Aufrichtigkeit geſchrieben ſey; ſo iſt nicht zu zweifeln daß er auch von ſeinen Fehltritten und Vergehungen, und überhaupt von ſeiner blinden Seite mit ſo vieler Unpartheylichkeit geſprochen haben werde als man von einem ſo großen Manne billigerweiſe nur immer erwarten kann. Denn freylich auch der große Mann iſt — ein Menſch, und alſo den Täuſchungen unterworfen, worinn die Eigenliebe die Künſte der ſchlauſten und behendeſten Taſchenſpieler zu Schanden macht. Dem ungeach-

tet

er unsern Schaz dahin gebracht hat, wo wir ihn wollen, dann nehmen wir ihm seine Bürde wieder ab und jagen ihn fort, gleich einem andern verächtlichen Esel, seine Ohren zu schütteln, und auf Gemein-Weiden zu grasen.

Octavius.

Ihr könnt thun was ihr wollt; aber er ist doch ein tapfrer und erfahrner Soldat.

Antonius.

Das ist mein Pferd auch, Octavius, und deßwegen geb ich ihm Futter so viel es will; es ist ein Ding, das ich streiten, sich umdrehen, stillhalten, und gerade fortrennen lehre, indem mein Geist seine körperliche Bewegung regiert. In gewissem Sinn ist Lepidus nichts bessers; man muß ihn abrichten, ziehen, spornen, daß er gehen soll; ein Mensch von unfruchtbarem Geiste, der sich mit Nachahmen behilft, und bey dem erst Mode wird, was andre Leute längst abgetragen haben. Redet nie anders von ihm, als von einer Maschine. Und nun, Octavius, leihet mir eure Aufmerksamkeit zu grossen Dingen. Brutus und Caßius sind im Begriff Armeen aufzubringen; wir müssen keine Zeit verlieren, ihnen die Spize zu bieten. Laßt uns also unsre Kräfte vereinigen, unsre besten Freunde, und unsre besten Mittel aufbieten, und unverzüglich uns versammeln, um uns zu berathschlagen, wie geheime Anschläge am besten entdekt, und offene Gefahren am sichersten zurük geschlagen werden mögen.

Octavius.

tet ist es gewiß daß es großen und edeln Menschen am wenigsten kostet, ihre Fehler freymüthig zu gestehen. Aber daß Rousseau den Gedanken gehabt hätte, seine Memoiren dem menschlichen Geschlecht als ein Söhnopfer zu heiligen (wie sich Hr. J. ausdrükt) ist schwerlich zu glauben; wenigstens ist nicht zu vermuthen, daß er viele Handlungen von sich zu erzählen gehabt haben könnte, wodurch er sich an der Menschheit versündigt haben sollte.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann, warum wir dem menschlichen Geschlechte für unsre Vergehungen ein Söhnopfer schuldig seyn sollten? Jeder von uns leidet unendlich mehr von den Sünden, deren sich das ganze menschliche Geschlecht seit so manchen Jahrtausenden schuldig gemacht hat, als das menschliche Geschlecht unter denen, die jeder von uns begangen haben mag; und alles Böse das wir Einzelnen der ganzen Gattung zufügen könnten, ist nur eine Kleinigkeit gegen alles Böse was sie uns zugefügt hat. Da also jeder Einzelne ein eben so begründetes Recht hätte, ein unermeßliches Söhnopfer von dem menschlichen Geschlecht für die ganze ungeheure Masse der Sünden der Welt zu fodern, deren immerwährender unaufhaltbarer Druk keinen von uns so vollkommen und glüklich werden läßt als wir vermuthlich sonst werden konnten: so ist klar, daß sich nicht nur Schuld gegen Schuld aufhebt, sondern daß, wenn wir genau

nau rechnen wollten, jedem Einzelnen von der ganzen Gattung noch ein groſser Saldo heraus gebührte. Das Bild vom Söhnopfer ſcheint alſo keine in der Sittenlehre, und am allerwenigſten im Leben ſonderlich brauchbare Idee darzubieten. Denn wer ſoll verſöhnt werden? und was ſoll verſöhnt werden? Und warum? und wozu ſoll verſöhnt werden? Fehlen wir gegen uns ſelbſt, ſo werden wir, vermöge der moraliſchen Ordnung und ihres engen Zuſammenhangs mit der phyſiſchen, auf die eine oder andere Weiſe, unfehlbar durch die Folgen dafür beſtraft; oft ſo hart, daſs die Strafe die Schuld weit überwiegt. Fehlen wir gegen die Geſellſchaft, ſo folgt auch da die Strafe dem Vergehen auf dem Fuſse nach; und auch hier iſt ſie meiſtens überwichtig. Die Welt weiſs ſich für die kleinſte Beleidigung, die ſie von uns empfangen zu haben glaubt, ſehr nachdrüklich Genugthung zu verſchaffen: unbekümmert, wer uns Genugthuung für alles Unrecht, allen Schaden, alle Beleidigungen verſchaffe, ſo Sie uns zufügt? Haben wir irgend einem einzelnen Menſchen Unrecht gethan, ſo iſts nicht die Welt, nicht das menſchliche Geſchlecht, ſondern der Beleidigte, der etwas an uns zu fodern hat; und dies etwas iſt kein Söhnopfer, ſondern Genugthuung, d. i. möglichſte Vergütung (nicht zu vergeſſen, daſs hier immer von moraliſchen nicht von bürgerlichen Verhältniſſen die Rede iſt.) Iſt es nun nicht in unſrer Gewalt,

walt, ihm dieſe zu leiſten: ſo bleibt uns, zu unſrer eignen Erleichterung, freylich nichts übrig, als ſonſt ſoviel Gutes zu thun als wir nur immer können. Aber dazu waren wir ohnehin, vermöge unſrer Natur, verbunden; und alles Gute was wir ſonſt thun können hilft doch demjenigen nichts, den wir (nach der Vorausſetzung) auf eine unwiderbringliche Art beſchädigt haben. — Doch, was es auch mit den moraliſchen Söhnopfern für eine Beſchaffenheit haben mag, genug, Rouſſeau war der Welt keines ſchuldig; und wenn er bey Abfaſſung ſeiner Memoiren, außer ſeiner eignen Rechtfertigung, und dem guten Gebrauch, den vielleicht Andere von ſeinen Erfahrungen machen könnten, noch die Darbringung einer öffentlichen Expiation der Miſſethaten ſeines Lebens zur Abſicht gehabt hätte: ſo würde ihm von dem menſchlichen Geſchlechte nicht mehr Dank dafür gebühren, als irgend einem frommen Fakir, der ſeine eigne oder fremde Sünden durch freywillige Martern an ſeinem Leibe abzubüßen vermeynte.

Ich hoffe, man werde, ſoviel auch bisher immer die Rede von Rouſſeau geweſen iſt, nicht überſehen haben, daß meine ganze bisherige Betrachtung eine Auflöſung der Frage iſt, die ich aufzulöſen verſuchen wollte. Die genauere Erörterung irgend eines beſondern Falles, wenn er nur ſo beſchaffen iſt, daß ſich die

An-

Anwendung von ihm sehr leicht auf alle übrigen machen läßt, ist, däucht mich, die beste Art, dergleichen Aufgaben zu beantworten. Ich denke gezeigt zu haben, daß die gute Absicht, moralischen Nutzen zu stiften, kein hinlänglicher Grund ist, überhaupt die unbekannten Vergehungen irgend einer Art von Menschen zu publizieren; am allerwenigsten wenn es Menschen betrift, welche besonders dazu berufen scheinen als Lehrer der Weisheit und Tugend beydes durch ihr Leben und durch ihre Schriften auf ein ganzes Zeitalter zu würken — daß bey Männern von dieser Art der ungewisse und unbedeutende Nutzen, den die Bekanntmachung ihrer Vergehungen veranlassen könnte, gegen die nachtheiligen Folgen, so mit bestem Grunde davon zu besorgen sind, in keine Betrachtung kömmt — daß es, so wie die Menschen nun einmal sind, weit besser für sie ist, wenn sie zu gut von dem Charakter und Leben eines solchen Mannes denken, als wenn sie Handlungen von ihm erfahren, die ihn nicht nur zum großen Haufen niederziehen, sondern noch gar unter die Meisten derselben, wenigstens in ihrer Schätzung (denn darauf kömmts doch in praxi an) herunterſetzen — und daß es also, alles wohl erwogen, immer sichrer und besser gethan ist, dergleichen Anekdoten zu verheimlichen als bekannt zu machen.

Ganz ein anders aber wäre, wenn einer wüßte, gewiß wüßte, d. i. durch Thaten, durch eine Reyhe zusam-

zuſammenhängender Thaten, beweiſen könnte, daß der Mann, der ſich öffentlich zur Tugend und Weisheit bekennte, der ſie nicht nur mit großem Gepränge und ſcheinbarem Eyfer predigte, ſondern auch allen Kunſtgriffen aufböte, um von der ganzen Welt für einen durch ſeine Weisheit und Tugend über alle ſeine Zeitgenoſſen hoch erhabnen Mann angeſehen zu werden — daß, ſage ich, dieſer Mann, ſein Name werde nun mit noch ſoviel Ehrerbietung, und mit noch ſo ſchönen Beywörtern genennt — nur ein Heuchler, nur ein Betrüger, oder (wie St. Paul von denen welche mit Menſchen und Engelzungen redeten, alle ihre Haabe den Armen gäben und ihren Leib brennen ließen, aber der Liebe nicht hätten, ſpricht) ein tönendes Erz und eine klingende Schelle wäre. Von dieſer Art Menſchen kann man ohne Bedenken alles Böſe, was man von ihnen weiß (doch gleichwohl nicht mehr als man weiß) bekannt machen; ja man iſt es dem gemeinen Beſten der Menſchheit ſchuldig: und hier tritt der Fall ein, wo es Sünde wäre zu ſchweigen oder zu ſchonen. Chriſtus ſelbſt, der ſo ſanftmüthig, barmherzig und voller Duldung war, ſo herablaſſend und gütig gegen Zöllner und Sünder! Chriſtus, der den Schriftgelehrten und Phariſäern die das im Ehebruch begriffne Weib vor ihn ſtellten, und ihn fragten: Moſes hat uns im Geſetz geboten, ſolche zu ſteinigen; was ſagſt Du? — die eines Gottes ſo würdige Antwort gab:

Wer unter euch ohne Sünde ist werfe den ersten Stein auf sie! — und da sie, von ihrem Gewissen gestraft, stillschweigend einer nach dem andern davon giengen, anstatt der Ehebrecherin eine schöne pathetische Zucht- und Strafpredigt zu halten, oder das Volk herbeyzurufen, und das arme beschämte Weib als ein warnendes Beyspiel aufzustellen (wiewohl diese ihre Beschämung gute moralische Eindrücke veranlassen und etwas beytragen konnte die durch sie gestörte Ordnung wieder herzustellen u. s. w.) sich begnügte sie mit den Worten zu entlassen: gehe hin, und sündige fort nicht mehr! — Eben dieser in seinem eignen Leben so untadeliche, aber gegen die Schwachen so sanfte, gegen die Gefallnen so nachsichtvolle Christus — entbrennt fast immer in stärkstem Eifer wenn er von der Gleißnerey der Pharisäer spricht. Mit diesen allein ist er immer im Streit, gegen diese gehen fast alle seine Strafpredigten; ihnen zieht er ohne Verschonen die Larve ab, womit sie das Volk und die Schwachköpfe ihrer Zeit hintergiengen. Bey ihres gleichen würden die Gründe, warum es besser ist die Vergehungen edler und guter Menschen zu verschweigen als ans Licht zu ziehen, sehr übel angebracht seyn. Denn alles Gute, was die unächte Tugend des Heuchlers stiften kann ist ein Geringes gegen den Schaden, den er unter diesem Dekmantel thut; und der Gewinn von seinem täuschenden Beyspiel eine Kleinigkeit gegen die Vortheile so die Welt

von

von seiner Entlarvung ziehen kann. Es ist besser falsche Tugenden, gleich schlechtem Gelde, in Zeiten mit einigem Verlust ausser Cours zu setzen, als sie, mit langsamern aber desto größern Schaden, unter der guten Münze mitlaufen zu lassen.

Doch genug, und vielleicht schon zu viel über eine Materie, worüber es, ohne diese sonderbare Veranlassung, schier überflüßig hätte scheinen mögen, zu schreiben. Habe ich, in der Meynung den geradesten Weg zu gehen, dennoch geirrt — welches immer ein möglicher Fall, und etwas sehr menschliches ist — so werde ich mich gerne zu rechte weisen lassen. Sollten aber Leser, die etwas nährenders als bloßen Zeitvertreib suchen, diese Art zu moralisiren würklich für praktischer halten, als manche andre Arten: so wird es nicht an Stoff und Gelegenheit zu ähnlichen Betrachtungen fehlen. W.

III.

Dialogen.

Die Scene dieser Dialogen ist im Elysium.

I.

Diokles. Lucian. (*)

Diokl. (Noch allein.) Wie ist mir? Wo bin ich? Ist

(*) Dieser kleine Dialog kann als eine Art von Prolog oder Einleitung zu einigen andern, die nach und nach folgen sollen, angesehen werden.

dies Elysium? Die schöne Insel der Seligen, wo goldne Blumen glühen? Wo ein ewiger Frühling von Früchten aller Arten überfließt? — Wo sind die reinen Krystallbäche? Wo die immergrünen blumenvollen Wiesen, die mir von Dichtern und Weisen (*) versprochen wurden? Wo die Sonne die Tagen und Nächten immer gleich leuchtet? —— Nichts als Dämrung und Dämrung! — und eine Stille, so still, so still, daß ich das wiegende Schwanken einer Lilie auf ihrem Stängel hören könnte. — Ein wahres Schattenland! — Und bin Ich denn auch ein Schatten? — Ich? — Was nennst Du Dich? Ich kenne Dich nicht mehr! — Ah! Welch ein seltsames Drängen und Winden und Schneiden und Absondern fühl ich in mir? — Mir däucht, ich bin mir das nicht mehr bewußt was ich mir kaum noch bewußt war, und doch fühl ich noch daß ich Diokles bin. — Wunderbar! Mir ist alle Augenblicke es falle was von mir ab, bald wie Schuppen, bald wie ein Nebel den die Sonne niederdrükt. — Ein seltsamer Zustand! So leer! so leicht! so durchsichtig! — Es ist nicht ganz recht mit mir — gar nicht wie ich mirs dachte — und doch bin ich eher wohl als übel. —— Aber seh ich nicht dort einen Schatten gegen mich her schweben? — Sein Ansehen ist frey und ruhig und edel. Gewiß einer von den Weisen eines bessern Zeitalters! — Ich will ihn

(*) *Pindar.* Olymp. 2. *Aeschin.* Dial. III. 20.

ihn anreden; er ſoll mir ſagen, ob dies Elyſium iſt? — Darf ich dich anreden? Darf ich dich fragen, wie du genennt wirſt?

Lucian. Du darfſt alles was du kannſt. Wir ſind hier alle gleich, und haben, wie die alten Atlanten, keine beſondere Namen, als wenn wir uns von unſerm vormaligen Leben untereinander beſprechen. Da ich noch auf der Oberwelt war, nannten ſie mich Lucian. (*)

Diokles (ein wenig zuſammenfahrend.) Lucian? — So bitt ich dich, ſchone meiner!

Lucian. Warum bitteſt du mich das?

Diokles. Weil du mich ohnezweifel noch ſchärfer ſehen wirſt als ich mich ſelbſt ſehe. Ich bin gar nicht mit mir ſelbſt zufrieden.

Lucian. Du biſt alſo ein neuer Ankömmling? Habe Muth! Es wird immer beſſer mit dir werden.

Diokles. Sage mir doch, bin ich würklich im Elyſium? Iſt dies Elyſium wo wir ſind?

Lucian. Du biſt im Elyſium; aber deine Sinnen ſind noch nicht ganz gereinigt.

(*) Eigentlich hieß der Mann freylich ΛΟΥΚΙΑΝΟΣ und ſollte alſo, nach der neuſten Mode, Lukianos heiſſen. Aber man iſt ſeiner ſchon ſo viele hundert Jahre unter dem Namen Lucian gewohnt, daß niemand wiſſen würde, wer der Lukianos ſey; und ſo haben wirs, wie mit dem r, y, ß des ehrlichen Mönchs Otfried, lieber beym Alten laſſen wollen.

Diokles. Das muß es seyn! Nun versteh ichs — der Fehler muß an mir liegen, daß mir alles so trüb, so schattenmäßig, so öde und todt vorkömmt.

Lucian. Du wirst ja diesen Augenblik erst geboren; deine Augen sind noch dunkel, deine Ohren noch schlaf; du bist unsrer Luft, unsers Lichts noch ungewohnt. Aber das wird sich bald geben.

Diokles. Sag mir doch, was ist das, das sich fast alle Augenblicke — just izt da ich mit dir rede — wie von mir ablößt, und wie Lappen eines zerrißnen wollichten Nebels, seitwärts an mir niederwallt?

Lucian. Dünkt dich nicht du werdest bey jeder dieser Abschälungen leichter, freyer, dir selbst durchschaulicher?

Diokles. So däucht mich — und nur gar zu leicht, gar zu durchsichtig! Denn ich merke wohl, es wird vor lauter Abschälungen, wie du's nennst, beynahe nichts von mir übrig bleiben.

Lucian. Sey unbekümmert! Es wird sich nichts abschälen, um was du dich nicht desto besser befinden wirst. Es sind nur die Täuschungen des Eigendünkels die dich bisher umwickelten und die Ursachen deiner meisten Leiden und — Freuden waren.

Diokles. Hilf Himmel! Wenn dies ist, was für ein Puppen- und Fratzenspiel von Täuschung und Blendwerk war das was ich mein Leben nannte!

Lucian. Merkst du was? Und doch wird es dir nicht

Octavius.

Das wollen wir thun; wir ſind am Rand eines Abgrunds, und von allen Seiten mit Feinden umgeben; und manche lächeln, die, wie ich beſorge, Millionen verderblicher Anſchläge im Herzen haben.

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

[Vor Brutt Zelt, im Lager neben Sardes.]

Trummeln. Brutus, Lucilius und Soldaten treten auf; Titinius und Pindarus begegnen ihnen.

Brutus.

Steht, he!

Lucilius.

Die Loſung, he! und ſteht!

Brutus.

Wie, ihr ſeyd es Lucilius? Iſt Caſſius nahe?

Lucilius.

Er iſt, und Pindarus iſt hier, euch ſeines Herrn Gruß zu bringen.

Brutus.

Ganz gut. Euer Herr, Pindarus, hat mir entweder

nicht an einem Biographen fehlen, der eine gar feine Kompoſition daraus zu machen wiſſen wird.

Diokles. O das iſt häßlich! Meine Vorzüge, meine Tugenden, meine Freuden, beynahe alle — vielleicht gar Alles zuſammen — lauter Täuſchungen!

Lucian. Dafür warens aber deine Leiden auch.

Diokles. Deſto ſchlimmer! deſto ſchlimmer! — Ich fühlte mich ſo ſtark, ſo groß, wenn ich ſie ſtandhaft, edel, wie ein Weiſer zu tragen glaubte —— wie lächerlich ich dir vorkommen muß!

Lucian. Gar nicht! Die Laſt die ein Mann kaum auf ſeinen Schultern fühlt, würde ein Kind niederdrücken. Hierinn liegt die Täuſchung nicht, Bruder. Aber, wenn du deine Leiden ſo ſtandhaft, ſo edel, ſo heldenmüthig zu tragen glaubteſt, davon geht nun wohl etwas ab?

Diokles. Ich litt freylich nur was ich nicht ändern konnte, und ächzte, klagte, ſchrie ſo gut wie ein gemeiner Menſch, wenn mich niemand hörte vor dem ich mich ſchämte nur ein gemeiner Menſch zu ſeyn.

Lucian. Das mag wohl die dikſte, häßlichſte von allen Schuppen ſeyn, kein gemeiner Menſch ſeyn zu wollen, wenn man im Grunde doch nur ein gemeiner Menſch iſt. Siehſt du, was für ein Klumpen wieder von dir fällt?

Diokles. Hilf mir! Ich zerfalle! Zerfließe in Dunst und Schlacken!

Lucian. Das ärgſte wird nun bald vorüber ſeyn. Sey ruhig. Wir waren alle nur gemeine Menſchen — mehr oder weniger Häute, ſchlechtere oder buntere Schuppen, machten den ganzen Unterſchied.

Diokles. Und die großen, die herrlichen Menſchen ſollten keine Ausnahme machen?

Lucian. Frage ſie ſelbſt wenn du einſt zu ihnen gekommen ſeyn wirſt.

Diokles. Ihr lebt alſo hier frey von allem was die Sinnen der Sterblichen fälſcht? Jeder erſcheint dem andern wie er iſt?

Lucian. Und ſich ſelbſt wie er war.

Diokles. Und ihr ſeyd glüklich?

Lucian Eben darum. Auf Erden würde das freylich anders ſeyn. Aber hier, wo alles in vollkommnem Gleichgewicht, alles in Ruhe iſt, wo keiner von dem andern was zu fürchten noch zu hoffen hat, wo keine Schiefheit, keine Vorurtheile, kein Neid, keine Scheelſucht, keine Rachgier mehr Platz hat, wo alſo ſchlechterdings keine Urſache iſt was anders oder beſſers ſcheinen zu wollen, oder zu müſſen als man iſt: hier kann man niemand täuſchen wenn man auch wollte, und nicht täuſchen wollen wenn man auch könnte. Auch ſich ſelbſt nicht; denn man iſt nur falſch gegen ſich ſelbſt, wenn man

nicht

nicht wahr gegen andre ſeyn darf. Kurz, bey uns iſt alles wahr, und eben darum ſind wir glüklich.

Diokles. Mir däucht, es wird Mühe koſten, bis ich mich an eure Glükſeligkeit werde gewöhnen können —

Lucian. Warſt du etwa ein König?

Diokles. Ein König? — Zuweilen, ja, aber nur in der Einbildung; und das endete immer damit daß ich Satyren auf die Könige machte die es würklich waren.

Lucian. Haſt du jemals gehört, daß ein Günſtling eh er in Ungnade fiel, oder ein Officier wenn er ein Regiment erwartete, oder ein Poet wenn er eine Penſion erhielt, eine Satyre auf die Könige gemacht habe?

Diokles. Ich verſtehe dich; aber das war doch bey mir die Urſache nicht —

Lucian. Nimm dich in Acht!

Diokles. Ich war, zum Glük, in einer Lage, daß ich ihrer Gnade entbehren konnte.

Lucian. Du bildeteſt dir alſo vielleicht ein, du würdeſt es an ihrem Platze beſſer gemacht haben?

Diokles. Das war freylich auch eine häßliche Täuſchung. Aber mein Haß gegen die Könige floß wahrlich aus einer reinern Quelle.

Lucian. Nimm dich in acht, Bruder!

Diokles. Es war würkliches Mitleiden mit dem armen Menſchengeſchlechte —

Lucian. Und aus würklichem Mitleiden mit dem armen menſchlichen Geſchlechte — hätteſt du ſelbſt König ſeyn mögen?

Diokles. Ich läugn' es nicht — aber bloß um Gutes zu thun!

Lucian. Hätteſt oberſter Herr über den ganzen Erdboden ſeyn mögen?

Diokles. Bloß um deſto Mehrern Gutes zu thun.

Lucian. Und unumſchränkter Selbſtherrſcher?

Diokles. Bloß um das Gute deſto ungehinderter zu thun.

Lucian. Im Ernſte, das konnteſt du dir einbilden?

Diokles. O weh! ——

Lucian. Da ſchupte ſich wieder eine garſtige dicke Haut ab!

Diokles. Ach! was wird aus allen den Tugenden werden, in deren Bewuſtſeyn ich mir oft ſo gütlich that!

Lucian. Das war wohl eine ſanfte Wiege?

Diokles. Wie glüklich ich mich dann fühlte! — Nein! Ich bin nicht im Elyſium. — Mir iſt hier ganz anders —

Lucian. Du büßeſt hier für — deine Tugenden.

Diokles. Die ich zu haben wähnte und nicht hatte, meynſt du?

Lucian. Und die dich weder Anſtrengung, noch Opfer koſteten. — Du warſt da oben wohl ein Dichter, nicht ſo?

Diokles.

Diokles. Und liebte die Wahrheit über alles —

Lucian. Und belogst dich selbst und die Welt dein ganzes Leben lang?

Diokles. Du bist noch immer Lucian, wie ich höre.

Lucian. Bruder, es steht noch nicht recht mit dir. — Geh dem schlängelnden Fußpfad zwischen diesen Platanen nach! Er wird dich zu einer Grotte führen, in deren Inwendigem du eine Art von warmen Bade bereitet finden wirst. Bediene dich dessen ungescheut; es wird dich erweichen und dir eine Ausdünstung verschaffen, nach welcher du dich viel besser befinden wirst. Wenige kommen hieher, die dieses Bades nicht eine Zeitlang bedürfen, und niemand, dem nicht gerathen würde, es zur Vorsicht wenigstens Einmal zu gebrauchen. Geh, weil es doch seyn muß! Wenn wir uns wiedersehen, wirst du fühlen, daß du im Elysium bist. W.

IV.

Schreiben an den Herausgeber des T. M. den unglücklichen Brand der Stadt Gera betreffend.

Sie verlangen etwas Schweres von mir, liebster Freund; und doch kann ich es Ihnen nicht ganz abschlagen. Eine Beschreibung von Gera's jüngstem Gericht, von einem der mit vor dem Richter gezit-

tert

tert hat, verspricht freylich Wahrheit; Sie urtheilen aber auch leicht, wie peinlich es meinem Herzen seyn muß, mir ein in seiner Art einziges Unglück wieder lebhaft vorzustellen, das ich, wenn ich könnte, lieber vergessen, als beschreiben möchte.

Möchte doch durch die Spalten der Trümmern von Gera, nach denen ich hinblicke, ein Strahl des Lichts, das Hoffnung entzündet, fallen, und ich auf Gera's fürchterlichem Grabe auch seine fröhliche Auferstehung im Geiste nahe erblicken! Dieß könnte vielleicht meinen müden Geist erquicken und tüchtig machen, Ihnen eine solche Beschreibung des Brandes zu geben, als Sie wohl wünschen. Indes melde ich Ihnen, was ich weiß, und wahr ist.

Es war halb drey Uhr Nachmittags am 18ten September d. J. als die schreckliche Sturmglocke dem ruhigen und glücklichen Gera Unruhe und Untergang ankündigte, und die schauerlichtösende Trommel seinen erschrokuen Einwohnern das Zeichen zur Verlassung desselben gab. Wahrscheinlicherweise durch Verwahrlosung, da man, wie die Rede geht, einen Schweinstall ausräuchern wollen, war in der weidaischen Vorstadt ein Feuer ausgebrochen, und in Zeit von einer Stunde stund fast die ganze Stadt in Flammen. Man muß dabey gewesen seyn, wenn man so etwas gleich ganz für wahr halten soll. Wer die schöne Handelsstadt Gera jemals gesehen hat, sich ihrer vielen großen, schönen und festen Häuser nur

in

in etwas erinnert, dabey auch nur die allergewöhnlichsten Anstalten zum Löschen annimmt, und noch bedenkt, daß das Feuer am hellen Tage ausbrach, dem muß eine solche Nachricht sogleich übertrieben und unglaublich vorkommen. Und doch ist sie, leider, nur allzuwahr, und eben so wahr, daß alle möglichen und die besten Anstalten zum Löschen gemacht worden sind. Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, eilten herbey, man fieng an niederzureißen, und suchte besonders ein in der Nähe stehendes Haus, das seiner Besitzerin wegen schon allen Einwohnern lieb und werth war, izt aber auch eine Schutzwehr für die übrigen Häuser seyn konnte, zu erhalten. Allein ehe dieses noch zu brennen anfieng, das ist, in weniger als einer halben Stunde Zeit, brachten die Wasser Zufahrenden die Nachricht, daß es auch auf der sogenannten Häselburg, unweit des Markts, schon brenne. Auf diese Nachricht gieng ich, der auch im besagten Hause etwas geholfen hatte, in der Absicht weg, zuverlässige Erkundigung einzuziehen, um den Löschenden eine, wie ich glaubte, unnöthige Furcht benehmen zu können, und darnach auch die Meinigen zu beruhigen; fand aber das ausgesprengte Gerücht nicht allein gegründet, sondern auch bereits in allen den Gassen, durch die ich bis zu meiner am entgegenstehenden Ende der Stadt gelegenen Wohnung zu gehen hatte, entzündete Häuser, ja das Schieferdach auf dem größten Hause neben der Kir-

che

che schon brennend. Glaubwürdige Personen, die in dem benachbarten Dorfe, Linz, zu bleiben hatten, haben mich hinterher versichert, daß sie bald nach dem Ausbruch des Feuers an 15 Orten zugleich die Stadt brennen gesehen haben. Ueberhaupt kann man hier gar nicht sagen, den und den Gang nahm das Feuer, und ergriff so eine Gasse nach der andern; sondern ein Feuerregen fiel über die Stadt und jeder Tropfen entzündete ein Haus. Alles gerieth daher auf einmal in die trostloseste Verwirrung, und niemand wußte mehr, wo er hingehen, oder bleiben sollte: denn hinter sich und vor sich und über sich hatte er Feuer. Ein fürchterlicher Südostwind, gerade daher, wo das Feuer ausbrach, kommend und durch das Feuer selbst vermehrt, machte die Gefahr noch größer und die Hülfe zum Löschen ganz unmöglich. Die Gluth wurde auf einmal zu groß, als daß ein Mensch auf den Straßen in der Stadt hätte dauern können. Jedermann mußte auf die Erhaltung seines Lebens denken, und doch kam der Gedanke bey vielen schon zu spät. Eine alte Französin ist nebst ihrem Sohne in ihrer Stube verbrannt, und ein gleiches scheint auch einem Tischler, den man noch vermißt, wiederfahren zu seyn. Eines Holzhändlers Frau sammt ihrer Magd, ein Viertelsmeister und eines Beckers Magd sind des anderen Tages in den Kellern erstikt gefunden worden. Eine ganze Familie hat sich, weil aus dem Hause kein Ausgang

mehr

mehr möglich war, wieder in den Keller zurükbegeben müssen, ist aber im untersten Höhler doch lebendig erhalten worden, und hat sich am andern Tage selbst durch die verschüttete Kellerthür herausgearbeitet. Ein Weisgerber hingegen, der auch in einem Gewölbe verschüttet worden war, hat bis zum dritten Tage in solcher Angst bleiben müssen, an welchem man ihn entdekte, und doch noch lebendig aus seinem Grabe herausgescharrt hat. Sie können hieraus schon schließen, wie groß die Anzahl derer seyn müsse, die vom Feuer mehr oder weniger ergriffen und an ihren Leibern beschädigt worden sind: denn auch die größte Behendigkeit und Besonnenheit war an vielen Orten nicht hinreichend vor der Wuth des von allen Seiten hereinbrechenden Feuers zu schützen.

Daß es, so zu sagen, bloß auf die Willkühr des Windes, und schlechterdings nicht auf menschliche Hülfe oder Klugheit angekommen, ob etwas hat verbrennen oder erhalten werden sollen, davon sind einige Reste der Stadt ein fast wundervoller Beweis. Auf der Seite von Osten sind einige meist hölzerne Häuser am äussersten Ende einer Vorstadt, und innerhalb der Stadtmauer ein Hintergebäude nebst Schuppen mit Reißholz angefüllt von dem verbrannten Vorderhause kaum einen derben Schritt abstehend, ingleichen an einem andern gleich feuerfesten ausgebrannten Kaufmannshause das aus Bretern und Latteuwerk zusammengesezte Trockenhaus unver-

sehrt

fehrt stehen geblieben. Auf dem sogenannten Niklasberge ist die neue Kirche, deren schöner Thurm erst vor einigen Jahren fertig geworden, bis in die Begräbnißgewölber hinunter abgebraunt, und ein gleich darneben gebautes Kaufmannshaus steht noch zum Wunder unbeschädigt da. Auf der Seite von Süden sind auch in einer abgesonderten Vorstadt einige Häuser und weiter her sogar einige Scheunen nebst dem Hospitale und der dabey gelegenen Kirche der von Winde abgewandten Wuth des Feuers entgangen. Was sind aber diese armen Reste gegen die verbrannte schöne Stadt!

Nun denken Sie sich einmal die Größe des Verlusts und das jammervolle Elend von beynahe zehntausend Menschen, wenn Sie können, und zwar nur in den ersten Tagen, ohne an die fürchterliche Zukunft, den immer fortdauernden und wachsenden Schaden und an die Härte des Winters zu denken! Siebenhundert Häuser, darunter nicht wenige waren, die man hätte Paläste nennen können, drey Kirchen nebst sämtlichen Predigerwohnungen, alle Regierungsgebäude, das weitläuftige Gymnasium, das Zucht- und Waysenhaus — itzt ein Steinhaufen — welch ein Anblick, welch ein unübersehbarer Verlust! Und nun die große Menge der unglücklichen aus ihren Häusern gejagten Menschen auf den Feldern um die Stadt herum heulend und schreyend, Greise und Säuglinge wimmernd, Kinder in der Irre, Aeltern

mit

auf seine eigne Verantwortung, oder durch schlimme Subalternen einige wichtige Ursachen gegeben, zu wünschen, daß Dinge, die gethan worden sind, nicht gethan seyn möchten; doch wenn er selbst kommt, so werd' ich zufrieden gestellt werden.

Pindarus.

Ich zweifle nicht, mein edler Gebieter werde so erscheinen wie er ist, voll von Klugheit und Ehre.

Brutus.

Man zweifelt nicht daran. Ein Wort, Lucilius -- Wie empfieng er euch, sagt mir das?

Lucilius.

Mit Höflichkeit und Achtung genug; aber nicht mit solchen Zeichen der Vertraulichkeit, und einem so freyen und freundschaftlichen Umgang, wie er ehmals gewohnt war.

Brutus.

Du hast die Beschreibung eines heissen Freundes gemacht, der kalt geworden ist; merke das Lucilius, wenn Liebe zu schmachten und abzunehmen anfängt, so macht sie gezwungne Complimente. Aufrichtige Treue weiß von keinen Kunstgriffen; aber falsche Leute sind wie Pferde, die so lange sie an der Hand geführt werden, stolz daher traben und viel Feuer versprechen, aber sobald sie den blutigen Sporn dulden sollen, den Kamm sinken laßen, und in der Probe zurükbleiben. Rükt seine Armee an?

Lucilius.

mit Todesangſt ſie ſuchend, Kranke auf den Achſeln und auf Karren fortgeſchleppt, vom Feuer Beſchädigte nach Hülfe ſeufzend und ächzend, alle ohne Brod, ohne Obdach — kann ein Anblick fürchterlicher, ein Jammer größer ſeyn? Es müßte denn der ſeyn, da am andern und dritten Tage nach dem Brande viele von allem entblößte Bürger und beſonders Kaufleute die ſüſſe Hoffnung, in ihren feuerfeſten Gewölbern, Kellern und Niederlagen noch einige Hülfe und Troſt an den daſelbſt aufbewahrten Gütern zu finden, nach langem mühſamen Abräumen, ſchrecklich getäuſcht, die Gewölber geriſſen oder eingeſtürzt, die Güter darinnen vom Feuer verzehrt, und ſich alſo, o hartes Schickſal! wie zum zweytenmale abgebrannt ſehen und fühlen mußten. Hier ſinkt die Feder, und mit Mühe zwinge ich ſie nur noch, ein Organ zu werden, wodurch Worte vor Teutſchlands Ohren laut ertönen ſollen, die mir der Schatten von Gera aus ſeinem tiefen Grabe mit hohler Stimme zuhaucht: Erbarm dich meiner! — Ich bin u. ſ. w.

V.

Bücher-Anzeigen.

Blatt zur Chronik von Riga mit angezeigten Urkunden. An den Grafen von Falkenſtein. Im Jahr 1780. 4 Bogen in groß 4.

Es unterſcheidet ſich dieſes Blatt, zumal den Umſtänden

seiner Entstehung nach, von den gewöhnlichen Adressen an durchreisende Fürsten so sehr, daß wir ihm gern mehrere Nachfolger wünschten. Der Kaiser nahm bekanntermaassen auf seiner Rükreise aus Rußland durch Riga seinen Weg: statt leerer Komplimente wird dieses öffentliche Blatt gleichsam Darzeiger der Merkwürdigkeiten dieses Orts und tritt also in die Absicht ein, die doch jedem Reisenden das angenehmste und nüzlichste Geschäft verschaffet. In einem edlen, kurzen und gedrängten Stil, fast nach Tacitus Weise, wird ein Gemählde von der Geschichte der Stadt, ihrer Verfassung, ihrem Handel, den Statuten derselben und dem Geist, der aus diesem Allen fließen soll, entworfen und zulezt mit zwey Beylagen, einem Verzeichniß der ältern Urkunden der Stadt von 1220 bis 1576, und einem Handelsverzeichniß der im Jahr 1779 ausgegangenen Schiffe und Waaren gleichsam bekräftigt. Da beyde mit öffentlicher Autorität geliefert werden, so bürget diese für ihre Gewißheit, und solcher Gestalt wäre zu wünschen, daß sie mehreren Archiven und Handelsplätzen Muster würden. Es sind gewiß Reste der Barbarey, Sachen als Geheimniß zu behandeln, die es nicht sind, in unsrer Zeit wenigstens nicht seyn sollten; denn Barbarey verträgt sich immer am liebsten mit Moder und Geheimniß; da im Gegentheil die teutsche Geschichte, vielleicht auch hie und da der Gemeingeist einzelner Verfassungen, mit freyem Lichte zugleich Flügel erhalten dörfte — statt der Ketten, die er aus Jahrhunderten der Unwissenheit und Bedrückung oft noch trägt.

Da von den Beylagen kein Auszug gegeben werden kann (die Zahl der Urkunden beläuft sich gegen 200) so mögen einige Züge aus dem Bilde selbst zur Probe dienen. Der es entworfen, spricht im Namen seiner Stadt und also auch mit vaterländischem Patriotismus:

„Siehe,

„Siehe, wir ſind hier auf einem kleinen Punkt des Ruſ-
„ſiſchen Welttheils, an der Spitze deſſelben, zwanzig tau-
„ſend glükliche Menſchen — ein Schauſpiel werth eines Kai-
„ſerbliks.“

„Es ſind Jahrhunderte verfloſſen, da erſtritten teutſche
„Ritter, in glüklicher Verbindung mit teutſchen Kaufleuten,
„Hand in Hand, dieſen Strich an der Oſtſeę, zur Religion
„und zur Kultur; theilten und bewachten gemeinſchaftlich
„die Beute. Gereitzet durch die Lage bauten Kaufleute die
„Stadt, die den Werth des Landes beſtimmet, und ſezten
„ſie hier vor ihren breiten Spiegel. Hier ſtrömt die Düna
„zu uns die Früchte der weitgeſtrekten Provinzen, durch die
„ſie ſchwer beladen flieſſet, hieher zur Niederlage.“ (Die Ge-
ſchichte der Stadt geht alſo fort bis auf die neuern Zeiten,
wo von dem jetzigen Zuſtande, den Grundgeſetzen des Han-
dels derſelben, ihrer Münze, Zoll u. ſ. endlich der Civil-
verfaſſung in eben dem Geiſte geſprochen wird.) „Ein Waa-
„renlager iſt ſie, nicht von Waaren der Ueppigkeit, ſondern
„von ſolchen, deren Kauf nicht gereuet, Brod zur Nahrung,
„Maſt und Segel zur Schiffahrt, Saaten zur Frucht. Dieſe
„Waaren, roh wie ſie die Erde gab, geben uns Arbeit und
„Lohn, beſchäftigen aber noch wohlthätig unſre Abnehmer
„durch Verarbeitung. Der verſtändige Kaufmann ſieht hier
„die Länder, die ihm rohe Produkte zum Vertrieb liefern,
„als ſeine Pflanzörter an: er unterſtützet den Anbau und den
„Ankauf durch beſtändige Auslagen und Vorſchüſſe; er reichte
„Brod und Unterhalt, wenn die Erndte mißlang. — (Züge
von der ſonderbaren Natur des dortigen Handels.) Endlich:
„unſre innere Civilverfaſſung — ſie iſt die alte Municipalein-
„richtung, die zuerſt auch Teutſchland Cultur und Sicherheit
„gab. Sie ſchuf ſich aus ſich, nach Vorfällen und Bedürf-
„niſſen, paßte ſich an, ſchloß und rundete ſich und ruhet nun
„auf Gewölben. Natur und Entſtehungsart dieſer Verfaſ-

„fu 11 erwekt und nährt den Geiſt des Publikums und die er„wü mende Liebe zur Vaterſtadt. Daher bey uns ein e.nei„ne Weſen, eine Antheilnehmung an dem Ganzen und deſſen „E haltung; eine E.pfindung, die ins Blut geht, die nicht „kraftlos au gedehnt iſt, ſondern deſto mehr Energie hat, je „eingeſchränkter die Gemeinſchaft iſt, auf die ſie wirket u. ſ. f.“ Man muß allerdings in Verfaſſungen der Art gelebt und ſie liebgewonnen haben, um auch die kleinen, verſtekten Züge, die das Gemählde eigentlich beleben, zu ſchätzen und zu bemerken. H.

Almanach oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker, auf das Jahr 1781. In der Hoffmanniſchen Buchhandlung, in 12. 15 Bogen.

Die Einrichtung dieſes Büchleins, welches auch ohne den Calender unter dem Namen des Taſchenbuchs zu haben, iſt ſchon vom vorigen Jahre bekannt. Von den Arbeiten die dem gewöhnlichen Calender beygedruckt ſind, hat der V. einige entbehrliche weggelaſſen, und neuere an deren Stelle geſezt. Die angefügten Aufſätze, die eigentlich den Hauptgegenſtand dieſes Almanachs ausmachen, ſind ebenfalls wieder, wie in dem vorigen, in abgekürzte, und weitläuftigere Aufſätze eingetheilt. Von erſtern mag es genug ſeyn, einige zur Probe zu geben. S. 4. Sonderbare Bemerkung über die Eſig-Naphte vom Hrn. Apotheker Voigt zu Erfurt — er weicht von der Weſtendorfiſchen Manier darinn ab, daß er anſtatt des mineraliſchen, das Pflanzen-Alkali dazu genommen, nemlich die geblätterte Weinſtein-Erde. Er erhielt durch die Zumiſchung des Vitriolöels und Weingeiſtes, vermittelſt einer gelinden Deſtillation, nicht allein eine gute Eſig-Naphte, ſondern auch eine Menge flüchtiges Salz, welches aus lauter kleinen Spießen beſtand, und durchaus wie die beſte Eſig-Naphte roch. Eine beſon-

dere

dere Entzündung, S. 24. welche einer unſerer beſten Scheidekünſtler, Herr Achard, bemerkte. Er ließ eine Unze Salpeter in einem Schmelztiegel flieſſen, und brachte die Oefnung einer Flaſche, ſo mit entzündbarer Luft aus Stahlfeile und Vitriolſäure gezogen, angefüllt war, ſo geſchwind als möglich an die Oberfläche des ſchmelzenden Salpeters; in dem Augenblick der Annäherung der Oefnung, entſtand eine ſehr heftige Detonation; die Flaſche ſprang mit groſſer Gefahr der Umſtehenden in Stücken, und der Salpeter war gröſtentheils in Laugenſalz unverändert. S. 34. Cryſtallen aus dem Oele des Saſſafras-Holzes, welche Hr. Wiegleb geſehen. S. 35. Die Bereitung des goldfarbenen Spiesglasſchwefels aus der Stralſundiſchen Apotheker-Taxe. S. 39. Noch eine merkwürdige Erfahrung des Hrn. Voigts, in Erfurt, bey Verfertigung der Salpeter-Naphte: Es wurde neulich in eine Retorte eine Miſchung aus engliſchem Vitriol Oel und Weingeiſt gegoſſen — nach einiger Zeit erhitzte ſich die Miſchung von ſelbſt, ohne das mindeſte angebrachte Feuer; es gieng dabey etwas Salpeter-Naphte über, und im Halſe der Retorte ein Salz. Die weitläuftigern Aufſätze: Verbeſſerte Bereitungs-Art der ſcharfen Spiesglas-Tinktur. Die trokne Spiesglas-Tinktur macht ihrem Erfinder dem Hrn. D. Dehne Ehre. Etwas über die Verfälſchung der Weine, und der Entdeckung des Betrugs. Verbeſſerte Bereitung der deſtillirten Waſſer und Geiſter. Bemerkungen über die Bereitung der Salpeter-Naphte ohne Feuer. Eine Seife aus verſchiedenen Baumſchwämmen, iſt eine Erfindung welche dem Hrn. D. Ambroſius Michael Sieffert Ehre macht. Verbeſſerte Art das Phosphorſalz von den thieriſchen Knochen abzuſondern. Bereitung der Holz-Eſig-Naphte, iſt nicht minder eine merkwürdige Entdeckung. Die verſchiedenen ausgepreßten Oele durch die Gährung zu verbeſſern. Wichtig iſt der Aufſatz: Richtige Anleitung Mineral-Wäſſer und andere unbekannte Flüßigkeiten

zu unterſuchen. Erfahrungen über die vortheilhafteſte Bereitungs-Art der Vitriol-Naphte. Zulezt: Eine Tabelle über alle zur Zeit bekannte mittelſalzartige Verbindungen, welche entweder ein Laugenſalz oder eine abſorbirende Erde zum Grunde haben.

B.

Deſcriptions des principales pierres gravées du Cabinet de S. A. S. Mſgr. *Le Duc d'Orleans*, T. I. de de l'An LXXX.

Ein koſtbares und vortreflich ausgeführtes Werk. In den Culs de Lampe und Vignetten iſt der feinſte Geſchmack, ſowohl in Anſehung der Compoſition als der Manier zu ſchraffiren und zu radiren. Sie ſind alle von Mr. St. Aubin erfunden und geäzt. Die Gemmen ſelbſt übertreffen in der Zeichnung und dem Ausdruck die Mariettiſchen weit. Nicht alles iſt in dieſelbe Form eines einzigen Geiſtes ausgegoſſen wie dort Bouchardon that, ob er gleich ein groſſer Mann war. Man ſieht unſtreitig mehr Züge von Individualität der verſchiedenen Meiſter hier und da, obgleich ſchwach angegeben. Allein wer weiß, was im Kupferſtich von ſolcher Art von Kunſtwerken darzuſtellen ubglich iſt, wird auch nicht mehr fordern; beſonders wer erfahren hat, wie die verſchiedene Beleuchtung auch hier würket, und welch beſonders geübtes Auge dazu gehört, um dieſer Schriftart Schönheit zu entfalten — nur zu betrachten und nachzuempfinden. Das enge Compendium des Raums, die Unbehülflichkeit der Inſtrumente, und die Schwierigkeit der zu bearbeitenden Materie erzeugten längſt bey allen Künſtlern des Alterthums eine gewiſſe Manier, die Natur flüchtig

tig anzudeuten, und alles, so zu sagen, in einer Art von Abbreviatur vorzutragen. Wer dies nicht fassen kann, wird weder geschnittene Steine betrachten und noch vielweniger nachzeichnen können. Und dann die große Haltung, das Zurükziehen und Vortreten der verschiednen Glieder, wie schwer ists in so engem Raum durch Licht und Schatten wieder zu geben.

Der Abt Arnaud hat, wie die Herausgeber versichern, das meiste zu den Erklärungen hergegeben. Sie sind nicht gemein, und manche Deutungen der Gemmen sind gut, treffender als gewöhnlich und mit Geschmack abgefaßt. Allein hier und da herrscht auch ein Auskramen von so ganz alltäglicher Kenntniß daß man sich geneigt gefühlt sie wegzuwünschen. Die Sammlung selbst ist eine der wichtigsten und dem Recensenten durch Pasten und gute Schwefelabdrücke sehr wohl bekannt. Aber wie befremdend mußte es ihm seyn, nicht ein Wort von jedem Kunstwerk selbst, von seiner Manier, von seinem antiken oder modernen Werthe angegeben zu finden.

Gleich vom Anfang ist der eine Harpokrates sehr merkwürdig. Die Erklärung von dem Iupiter παντοκρατος scheint sehr glücklich; wenn anders die Nachricht von dem Basrelif mit derselben Unterschrift in dem Manuscript des Commodore del Pozzo berichtigt ist. Denn bey diesen Unterschriften waltet viel Bedenkliches vor.

Die Erklärung des Iupiter Dodonaeus mit Eichenlaub, den Beger in seiner scheußlichen Zeichnung für einen Indischen Bachus angiebt, scheint uns sehr glüklich — Quercus amica Iovi. — Aber weit gezwungener bey der Leda die Benennung Nemesis. Der bey Mariette so übelich genannte Deus Lunus ist hier mit seiner phrygischen Mütze sehr gut in Deus Men umgeschaffen, und Strabo hat dieser Gottheit längst ihren Tempel in Phrygien angewiesen. Auch die Benennung Mercurius Inferus mit dem Stabe, der die Todten erweckt, ist nicht übel.

Sehr erfreut hat uns, hier das Original von der bey Winckelmann befindlichen Paſte des Silenus mit der ſonderbaren Inſchrift: Lucilia Pieri wieder zu finden. Das dem Pan gebrachte Opfer iſt in Vergleichung mit ſo vielen andern Abbildungen ein merkwürdiges Exempel, wie die Kupferſtecher die Kunſtwerke dieſer Art ſo leicht gänzlich verſtellen. Le Repos d'Hercule p. 273 iſt offenbar eine antike Arbeit, und dies hätten die Verfaſſer bemerken ſollen. Die Erklärung der Spes, die wir lieber für eine Victoria anſehen möchten, iſt deswegen artig weil ſie ſich auf einen Revers der Meinung des Peſcennius gründet, wo eben dieſelbe Vorſtellung vorkömmt. Theſeus der den Stein aufhebt worunter die Zeichen ſeiner Geburt verborgen ſind, iſt vielleicht das merkwürdigſte Stük der ganzen Sammlung, wenn durch die Güte der Arbeit ſein wahrer antiker Werth beſtimmt werden kann. Allein hier iſt kein Wort davon gedacht.

Bey der andern merkwürdigen Gemme, Apollo, der Gott der Koloſſer, ſind die Verfaſſer, und zwar mit großem Recht der Erklärung des Abts Bellay gefolgt.

VI.

Vermiſchte litterariſche Nachrichten und Anzeigen.

1) Die Geſellſchaft der Alterthümer in Caſſel hatte für zween Preiſe, die im Jahre 1780 ausgetheilt werden ſollten, folgende Fragen ausgeſezt:

1. Was für ein Verhältnis war zwiſchen der Religion der Nordiſchen Völker und der Religion der Germaniſchen (Teutſchen) von Jul. Cäſar bis zu Karl dem Großen?

2. Von

2. Von welcher Beschaffenheit war der Luxus der Athenienser, von der Zeit des Pisistratus bis zu Philippus Amyntae, König von Macedonien, und durch welche Grade zog dieser Luxus den Fall des Staats nach sich?

Da die hierüber eingeschikten Discurse der Gesellschaft kein Genüge geleistet haben: so hat sie sich in ihrer öffentlichen Versammlung den 16ten August d. J. genöthiget gesehen, die Austheilung der Preise auf das Jahr 1781 auszusetzen. Sie wird alsdann zween Preise austheilen. Den ersten demjenigen, der am besten auf obige Frage den Luxus der Athenienser betreffend, antworten wird; den zweyten demjenigen, der folgende Frage am besten abgehandelt haben wird.

Welches ist der Ursprung der Medaillen, aus welchen unsre Sammlungen bestehen, und wie muß der wahre Unterschied festgesezt werden zwischen denen welche Münzen — und denen welche zur Verewigung eines Helden oder einer ruhmwürdigen That bestimmt waren?

Die Abhandlungen können französisch, teutsch, italienisch oder lateinisch geschrieben seyn. Jedermann, wes Volkes und Standes er sey, nur die ordentlichen Mitglieder der Gesellschaft ausgenommen, wird zur Mitbewerbung zugelassen. Die Abhandlungen werden an den Herrn Marquis de Lucher, geheimen Legationsrath und beständigen Sekretär der Gesellschaft eingeschikt, werden aber nicht länger als bis zum 1sten May 1781 angenommen.

Die Verfasser eröfnen, gewöhnlichermasen, ihren Namen in einem versiegelten Billet, das von aussen mit der nemlichen Devise bezeichnet ist, die einer zu Ende seiner Abhandlung gesezt hat.

---

2) Von Humes Dialogen über die natürliche Religion haben wir eine Ueberſetzung von dem berühmten Hamann zu erwarten, welche nächſtens in Hartknochs Verlag herauskommen wird.

---

3) Herr Hofrath Meuſel, in Erlangen, hat mit dem 6ten Theil die neueſte Litteratur der Geſchichtkunde geſchloſſen, und iſt Willens, mit Beyſtand mehrerer Gelehrten in und auſſer Teutſchland, eine neue hiſtoriſche periodiſche Schrift, nach einem verbeſſerten und gemeinnützigern Plan, im Verlag des Buchhändlers Joh. Jac. Palm, zu Erlangen, herauszugeben. Jedes Stück wird ohngefehr folgende Abſchnitte haben: I) Auszüge und Probeſtücke aus ganz neuen in Teutſchland gedruckten, vornemlich aber aus neuen ausländiſchen hiſtoriſchen Werken, beſonders aus Reiſebeſchreibungen, ſtatiſtiſchen Büchern ꝛc. ꝛc. II.) Kritiſche Beurtheilungen neuer wichtiger Geſchichtbücher. III.) Kurze Anzeigen mittelmäßiger und ſchlechter Bücher, Ueberſetzungen und dergleichen. IV.) Ankündigungen der allerneueſten hiſtoriſchen Schriften, die nach Befinden in der Folge umſtändlicher angezeigt werden ſollen. V.) Recenſionen hiſtoriſcher Diſputationen, Programmen und dergleichen. VI.) Landcharten. VII.) Statiſtiſche Nachrichten. VIII.) Berichte von Veränderungen oder merkwürdigen Vorfällen im Reich der Geſchichte, Beförderungen, Todesfälle, hiſtoriſche Preißfragen ꝛc. Avertiſſements, hiſtoriſche Bücher betreffend, werden auf den Umſchlägen der Stücke abgedruckt. Die Hrn. Verfaſſer werden ſich über alle Theile der Geſchichte, folglich auch über Kirchenhiſtorie, und über alle ihre Hülfswiſſenſchaften, als: Diplomatik, Numismatik, Heraldik ꝛc. ausbreiten. Vielleicht erneuren ſie auch durch litterariſche Anzeigen und Beurtheilungen das Andenken älterer und ſeltener hiſtoriſcher Werke, die in Vergeſſenheit gekommen ſind. Sonſt aber wollen Sie mit den Anzeigen der Bücher

Lucilius.

Sie gedenken dieſe Nacht in Sardes einquartiert zu werden; der gröſte Theil, und die ſämtliche Reuterey kommen mit dem Caßius.

[Man hört einen Marſch.]

Caßius und ſeine Soldaten treten auf.

Brutus.

Horcht, er iſt angelangt; geht ihm freundlich entgegen.

Caſſius.

Halt, he!

Brutus.

Halt, he! Sagt die Loſung (hinter der Scene von drey verſchiednen Orten.) Halt!

Caſſius.

Sehr edler Bruder, ihr habt mir Unrecht gethan!

Brutus.

Richtet mich, ihr Götter! thue ich meinen Feinden Unrecht? Wofern ich es nicht thue, wie ſollt' ich einem Bruder Unrecht thun?

Caſſius.

Brutus, dieſe äuſſerliche Geſtalt der Weisheit die ihr tragt, verbirgt eure Fehler, und wie ihr Unrecht thut --

cher und Landcharten nicht über das Jahr 1779 zurücke gehen, ausgenommen bey ausländiſchen wichtigen Büchern, oder bey ſolchen einheimiſchen, die noch nicht nach Verdienſt bekannt gemacht worden ſind. In jedem Monat vom Januar 1781 an wird ein geheftetes Stück, 6 groß Oktavbogen ſtark, erſcheinen, unter dem Titel: Hiſtoriſche Litteratur für das Jahr 1781.

Die Liebhaber können jedes Stück durch die Poſtämter oder Buchhandlungen ihres Orts, in oder auſſer Teutſchland, alle Monate frey erhalten, und werden erſucht, ſich eins von beyden nach Umſtänden zu wählen. Das Erlangiſche Poſtamt erbietet ſich beſonders zur Hauptexpedition, und man bittet die auswärtigen löbl. Poſtämter und Zeitungsexpeditionen, ſich an ſolches zu wenden.

Der Preiß des ganzen Jahrgangs iſt Vier Reichsthaler. Wer ſich aber an die Verlagshandlung ſelbſt addreßiren, und ihr Gelegenheit anweiſen will, wo ſie die Stücke zu weiterer Verſendung abgeben könne, bezahlt wegen Schadloshaltung des Porto nur Vier Gulden und dreyſig Kreutzer rhein. baar für den ganzen Jahrgang.

Pakete und Briefe, die hiſtoriſche Litteratur betreffend, werden entweder an den Herrn Herausgeber, oder auch an den Verleger, ſo weit es geſchehen kan, Poſtfrey eingeſandt.

---

4) Der Candidatus juris, **Valentin Ferd. Ant. Warnecke**, in der Muſik ein Schüler derer berühmten Braunſchweigiſchen Komponiſten, Schwanenberger und Fleiſcher, hat verſchiedene ausgeſuchte Lieder für das Klavier in Muſik geſetzt, die den Beyfall ſeiner Freunde, darunter auch mehrere Kenner, gefunden haben. Er war auf deren Anſuchen eben im Begriff ſelbige drucken zu laſſen, als er im vorigen Jahre plötzlich, (zum Leidweſen derer die Ihn kannten) zu Göttingen ſtarb.

Sein

Sein hinterlaſſener jüngerer Bruder, G. H. Warnecke, hat das zum Abdruck fertige Manuſcript untenbenannten Verlegern übe laſſen. Dieſe beynahe aus 50 der beſten Lieder beſtehende Sammlung, welche Herrn Bürger, v. Gerſtenberg, Gleim, Haagdorn. Hölty, Jacobi. Miller, Overbeck, Thomſon u. dal. zum Verfaſſer haben, ſind die Buchhändler Franzen und Groſſe, zu Stendal, geſonnen, auf Pränumeration drucken zu laſſen. Papier und Druck ſoll den Klopſtockſchen Oden, von Hrn. C. G. Neeſe herausgegeben, gleich ſeyn. Der Preis iſt 1 Thlr. den Louisdor zu 5 Thlr. gerechnet. Wer 10 Exemplar ſammlet, bekömmt das 11te frey. und wer 5 hat, die Hälfte des Werths von einem Exemplar. Die Pränumeration bleibt bis Ende des Decembers d. J. offen.

---

5) Die Franzöſiſche Induſtrie, die der unſrigen in ſo vielen Stücken, und (die Wahrheit zu geſtehen) auch in dem litterariſchen Manufactur-Weſen ſo weit überlegen iſt, ſcheint ſich itt, in lezterm Fache, hauptſächlich damit zu beſchäftigen, ihre litterariſchen Reichthümer zu ſammeln, zu ſortiren, und zu Errichtung groſſer und prächtiger Denkmäler ihrer National-Litteratur anzuwenden. Noch fehlte es bisher an einer Sammlung aller guten franzöſiſchen dramatiſchen Stücke in einem einzigen Corps d'ouvrage. Dieſem Mangel ſoll nun durch ein Werk abgeholfen werden, welches den Titel haben wird: *Le Theatre François*, oder Recueil des meilleures Pieces Dramatiques faites en France depuis *Rotrou* jusqu' à nos jours.

Das ganze Werk wird in drey Haupttheile abgetheilt ſeyn, wovon der eine die Trauerſpiele, der andre die Luſtſpiele und der dritte die ſogenannten Dramen enthalten wird.

Der Redacteur, der als ein berühmter Pariſiſcher Gelehrter angekündigt wird, verſpricht bey der Auswahl ſo zu ver-

verfahren, daß der Gott des Geſchmaks ſelbſt — wenn einer iſt — nichts dagegen einzuwenden haben ſoll.

Das Repertorium des Theatre François zu Paris wird ihm hierinn nicht zum Führer dienen: denn es iſt (ſagt er) ohne Beurtheilung gemacht, und voll von Stücken die des mit Brettern belegten Wagens des Theſpis würdiger ſind als der Scene des Sophokles. Wie können, zum Exempel, unſre Schauſpieler, das Herz haben einen Dom Japhet d'Armenie und einen Jodelis, Maitre et Valet, auf den folgenden Tag anzukündigen, wenn ſie die Iphigenie oder den Miſanthrop gegeben haben? — Gleichwohl ſind 3 oder 4 Stück im Repertoire, die man, ungeachtet ihres ſchlimmen Geſchmaks, um ihrer Celebrität willen, in dieſe Sammlung aufnehmen wird.

Ueberhaupt (fährt der Ankündiger fort) und um uns des Schuzes den wir uns von der Regierung ausgebeten, würdig zu zeigen, haben wir uns beſtrebt aus dieſem Theatre François nicht eine Buchhändler-Speculation, ſondern ein Monument der Litteratur zu machen.

Der erſte Band wird eine räſonnierte Geſchichte der Tragödie bey allen Völkern, alten und neuen, enthalten; und eine ſolche Geſchichte ſoll auch den Luſtſpielen und Dramen vorgeſezt werden.

Das Leben der dramatiſchen Dichter wird immer dem erſten Stücke eines jeden vorgeſezt werden.

Stücke, welche Epoke gemacht haben, werden mit einem Vorbericht verſehen ſeyn, worinn man die merkwürdigſten Anekdoten finden wird, die zur Geſchichte des franzöſiſchen Theaters dienen können.

Noten unterm Text wird man ſich nur ſelten erlauben, und dann werden ſie nothwendig und kurz ſeyn.

Dieſe ganze Sammlung wird aus vierzig Bänden in 8. beſtehen — Schreibpapier, gute Litern, Correction — verſielen

ſtehen ſich von ſelbſt. Jeder Band wird wenigſtens 500 Seiten haben.

Das ganze Werk wird auf Subſcription gedrukt und man bezahlt auf die erſten 2 Bände 6 Livres voraus. Hernach beym Empfang des 3 und 4ten Neun Livres, und ſo immer 9 Livres oder 3 kleine Thaler bey Empfang der nächſtfolgenden 2 Theile. Das Ganze wird 180 Livres oder $7\frac{1}{2}$ neue Louisd'or koſten.

Die beyden erſten Theile ſind bereits im Auguſt erſchienen, der 3 und 4te werden noch in dieſem Monat (Oktober) und ſo alle zwey Monate die zween folgende Bände herauskommen.

Die Subſcription bleibt noch dies ganze Jahr offen. Wer den 1ſten Jenner 1781 noch nicht ſubſcribiert hat, wird ſtatt 4 Livres 10 Sous einen groſſen Thaler für jeden Band bezahlen müſſen, welches aufs Ganze einen Unterſchied von 60 Livres macht.

Man kann auf dieſes Werk zu Straßburg bey den Buchhändlern Bauer und Treutel ſubſcribieren.

---

6) Chr. Herolds Wittwe in Hamburg kündigt dem ſinglustigen Publico ein neues Liederwerk an, das ſich durch die Namen der Verfaſſer der Texte und Melodien, ſowohl als durch ſeinen beſtimmten nüzlichen Zwek aus dem Schwall von Liedern mit Melodien, womit wir ſeit kurzem überſchwemmt werden, emporhebt, und beſonders allen Hausvätern und Müttern zu empfehlen iſt. Der Titel dieſes Werks, der zugleich für ſeinen Werth zeugt, iſt: Lieder für Kinder, aus J. H. Campens Kinderbibliothek, mit Melodien, von J. F. Reichardt, Königl. Preuß. Kapellmeiſter. Der Preis iſt für die Pränumeranten bis Ende Februars 1781. 1 Rthlr. 8 gGr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. und wird nachher 2 Rthlr. ſeyn. Druk und Papier ſoll den Weiſſiſchen Kinderliedern mit

Hil-

Hillers Melodien gleich seyn. Die Verlegerin ersucht alle Buchhandlungen mit denen sie in Verbindung steht, wie auch die Herren, welche die Pränumeration auf Herrn Campens Robinson und Herrn Sturms Gesänge mit Bachs Melodien befördert haben, die Pränumeration auf das hier angekündigte Werk zu übernehmen, und ihr die Gelder und Namen der Pränumeranten, welche dem Werk vorgedrukt werden sollen, spätstens bis Ende des März 1781 einzusenden, indem im April die Exemplarien abgeliefert werden sollen.

---

7) Der erste Band der von mir, seit letztem Frühjahre, angekündigten Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniß dienender Nachrichten, ist nun wirklich unter der Presse, und wird sie vor Ende des Jahres ohnfehlbar verlassen. Die Stücke, die darinn vorkommen, sind: des Römischen Prälaten Caetani Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Jahr 1774. Aus einer französischen Handschrift. — Eines teutschen Reichsgrafen Nachrichten von den Höfen zu Wien und Neapel 1780. Auch aus einer französischen Handschrift. Eines Engländers neue Beschreibung der Insel Ischia; aus einer Englischen Wochenschrift. — Des Römischen Bildhauers Herrn Cavaceppi Reise mit Winkelmann nach Wien und von da allein nach Potsdam, Berlin, Dessau, Braunschweig, Cassel, und zurük nach Rom. Aus dessen grosten Italienischen Werke Raccolta d'antiche Statue &c. — Eines andern teutschen Reichsgrafen Reise nach der Oberlausitz 1778. und Beschreibung des Gräfl. von Hoymschen Ritterspruns, nebst zween Kupferstichen. — Meine eigene Reise nach der Niederlausitz im Jahr 1779. nebst dem Grundrisse des Gräfl. Golowkinschen Gartens zu *Muncheix*. — Eines berühmten Geschichtschreibers Anmerkungen zu den bekannten Briefen

einer

einer Englischen Dame aus Rußland. — Eine Beschreibung und Geschichte einiger Antillischen Inseln, aus einer Handschrift von einem Freunde welcher ähnliche Beschreibungen von mehreren Antillischen Inseln verspricht, wenn dieser Versuch Beyfall findet. — Endlich sind noch verschiedene kleine zur Natur- Kunst- und Menschengeschichte und zur Erheiterung gehörige Aufsätze, so viel der Raum und Zeit zulassen werden. In den folgenden Bänden werden andere Länder vorkommen, besonders auch aus dem Schwedischen und anderen weniger bekannten Sprachen, bisher unübersetzte Reisebeschreibungen.

Zur Nachricht derer welchen etwa meine erstere vorläufig bekannt gemachte und bereits vergriffene Anzeige meiner Sammlung nicht möchte zu Händen gekommen seyn, wiederhohle ich hier: daß von dieser Sammlung jährlich vier Bände, jeder über 24 Octavbogen stark, auf gutes Schreibpapier gedruckt und mit zween bis drey saubern Kupferstichen versehen, von drey zu drey Monaten, herauskommen werden, und daß auf einen solchen Jahrgang von vier Bänden mit 1 Ducaten oder 3 Rthlr. Brandenb. Courr. ohne weitern Nachschuß pränumerirt wird. Der angesetzte Pränumerations-Termin ist zwar bereits verflossen, indessen wenn sich noch bis gegen die Mitte des nächstkünftigen Decembers Liebhaber zu den überzähligen Exemplaren, entweder bey mir, (auf der Neustadt gegen dem Anatomie-Gebäude über) oder bey den Freunden welche sich hie und da erklärt haben, oder noch erklären werden, daß sie Pränumerationen für mich zu sammeln geneigt sind, melden wollen, so werde ich ihren Zuspruch noch mit Dank annehmen.

Denen welche nicht pränumeriren, kann und wird kein Band unter Einem Rthlr. verkauft werden; weder bey mir noch bey Herrn G. J. Richter in Altenburg, welcher der einzige Buchhändler ist, dem ich nach geschlossener Pränumeration die übrigen Exemplare zu fernerm Debit überlassen werde. Uebrigens aber habe ich mich bereits erkläret, daß die Herren Buchhändler, die entweder auf ihre Gefahr oder nachdeme sich von ihren Kunden bey ihnen gemeldet haben, bey mir pränumeriren, auf 6 Exemplare das 7te frey erhalten, vorzugsweise vor andern denen ich nur auf 10 Exemplare 1 oder auf 5 die Hälfte des Werthes von Einem versprochen habe: wobey ich mir jedoch vorbehalte auch diese nach Beschaffenheit der Umstände mehr zu begünstigen. Berlin, im October 1780. Joh. Bernoulli.

Hier erbietet sich die Hoffmannische Buchhandlung Pränumeration auf dieses interessante Journal anzunehmen.

Der Teutſche Merkur.

November 1780.

I.

Lucians Panthea.

Von neuem überſezt.

Lucians Εικονες, oder Bilder, die ich hier Panthea überſchreibe, und die man auch ſchiklich die Vollkommne Schöne hätte betiteln können, ſind nicht nur eines der Meiſterſtücke dieſes liebenswürdigen und in ſeiner Art einzigen griechiſchen Schriftſtellers; ſondern (die dazu gehörige Apologie mitgerechnet) überhaupt eines der ſchönſten Denkmäler des griechiſchen Witzes, und derjenigen Urbanität, deren feinſte Blüthe die Alten mit dem Worte Atticismus (*) bezeichneten, und wovon uns, da wir die Werke

(*) Es iſt uns Teutſchen, mit Erlaubnis zu ſagen, vielleicht ſchwerer als andern Nationen, die den zwar theuer erkauften aber unſchäzbaren Vortheil einer allgemeinen Hauptſtadt haben, uns von der Urbanität der Römer und dem Atticismus der Athenienſer einen treffenden Begriff zu machen. Quintilian ſelbſt (unter allen Kunſtlehrern die ich kenne, derjenige der am beſten über die Materien ſchreibt, von welchen nur ein

Werke des Menander, leider! nicht mehr haben, vielleicht kein andrer attiſcher Schriftſteller einen ſo anſchaulichen Begriff geben kann als Lucian, wiewohl er kein gebohrner Bürger der Minervenſtadt war.

Die Ueberſetzung, die ich hier wage, iſt wenigſtens die dritte, die wir in unſrer Sprache aufzuweiſen haben; und vielleicht wird, ungeachtet meiner Beſtrebung dem Charakter meiner Umſchrift und dem was

richtiges Gefühl zu haben ſchon ein ſeltner Vorzug iſt) da er die Urbanität charakteriſiren will, ſieht ſich genöthigt, ſich durch lauter Ausdrücke zu erklären, welche ſagen was ſie nicht iſt. Sie beſtehe, ſagt er, nicht ſowohl in einzelnen feinen Ausdrücken und glüklichen Einfällen oder Wendungen als im ganzen Ton und Kolorit der Rede; ſo wie bey den Griechen der Atticismus eine Art ſich auszudrücken ſey, aus der, ſo zu ſagen, der eigenſte Geiſt von Athen duftet — redolens Athenarum proprium ſaporem. *inſtit. Orat.* VI. 4. Was er damit meyne ſagt er noch deutlicher an einem andern Orte; die Urbanität nemlich, ſey eine Art ſich auszudrücken, die in der Wahl der Worte, in dem Ton der Stimme und im ganzen Anſtand des Redenden proprium quendam guſtum urbis et ſuritam ex converſatione doctorum tacitam eruditionem, „einen gewiſſen Geſchmak der Hauptſtadt und eine feine kaum merkliche Tinctur von Gelehrſamkeit, die man aus dem Umgang mit aufgeklärten und cultivierten Perſonen angenommen“ verrathe — kurz, die juſt das Gegentheil der Ruſticität, oder der Art zu reden, wodurch ſich Perſonen, die immer auf dem Lande gelebt haben,

was Quintilian dicendi *colorem* und *saporem* sermonis nennt näher zu kommen als meine Vorgänger, gleichwohl künftig eine fünfte und sechste nicht überflüßig seyn. Wenn Uebersetzungen von Werken des Geschmaks höchstens wie Kupferstiche von vortreflichen Gemählden zu betrachten sind: so können neun leidliche Uebersetzer, von denen immer der jüngste

haben, kennbar machen. In so fern kann man also sagen, daß Urbanität eine Eigenschaft der Einwohner aller großen, reichen, durch Künste, Geschmak und Luxus verfeinerten Städte sey, und daß sie bey jeder Nation nur in der Hauptstadt und nur in der Epoke ihrer äussersten Verfeinerung zur höchsten Vollkommenheit kommen könne. Beyspiele, die dies anschaulich machen, finden sich auch in Teutschland genug; aber der Hauptgrund warum wir gegen einige andre Nationen, in diesem wie in so vielen andern Stücken, zurükbleiben, ist der Mangel einer Stadt die uns das sey, was Paris und London nicht nur in Frankreich und England, sondern in der ganzen Welt sind. Die Griechen hatten zwar so wenig eine gemeinsame Hauptstadt als wir; aber Athen war der eigentliche Siz der Künste, der Wissenschaften, des Geschmaks, der Mittelpunkt aller Personen die sich durch Talente hervorthaten, und in so fern doch würklich die Metropole von Griechenland und der Ort, wohin alle Fremden zusammenflossen, um ihren Geschmak zu bilden, den Studien obzuliegen, und artige Leute zu werden — hierinn liegt der Unterschied.

juſt gut genug geſchienen hat, dem Zehnten noch viel zu thun übrig laſſen.

Ueber die Art meines Verfahrens in dieſem Verſuche hoffe ich hier keine Rechenſchaft geben zu müſſen. Ich habe ſie mir ſelbſt mit aller Strenge, die der Gegenſtand zuließ, abgefodert. — Als ich vor einigen Jahren einige Briefe des Plinius, als eine Probe wie Plinius (meines Bedünkens) in unſrer Sprache reden müßte, in den Merkur einrükte: kam ein Schulmeiſter, und bewies mir, ich weiß nicht mehr in welcher gelehrten Zeitung, mit einem großen Aufwand von Wortgelehrſamkeit, daß ich den Plinius — wie ein Schulmeiſter hätte überſetzen ſollen. Das nemliche wird mir leicht auch bey dieſer Gelegenheit begegnen können. Aber jeder hat ſeine eigne Weiſe. Der eine überſezt wie ein Schulknabe, ein andrer wie ein Schulmeiſter. Ich, meines Orts, würde zufrieden ſeyn, wenn ich den Lucian ſo reden laſſen könnte, wie er ſich etwa ausgedrükt haben möchte, wenn er ein Teutſcher — aus meinem Antheil an unſerm achtzehnten Jahrhundert — und dem ungeachtet Lucian geweſen wäre. An Atticismus iſt indeſſen gar nicht zu gedenken. — Der duftet einem armen Ueberſetzer unter den Händen weg, ohne daß man eben einer von den Glüklichen zu ſeyn braucht, denen alles verdorrt was ſie anrühren. Der Unterſchied iſt gar zu groß zwiſchen der Sprache der Muſen und der unſrigen, die, ungeachtet aller

Brutus.

Cassius, seyd ruhig; sagt eure Beschwerden mit Gelassenheit, ich kenne euch wol. Es schikt sich nicht, daß wir hier, im Angesicht unsrer Heere, die nichts als Freundschaft an uns sehen sollten, mit einander hadern. Befehlt ihnen, sich zu entfernen, dann kommt in mein Zelt, entladet euch aller eurer Beschwerungen, und ich will euch anhören.

Cassius.

Pindarus, sag' unsern Befehlshabern, daß sie ihre Leute ein wenig weiter von diesem Plaz führen.

Brutus.

Lucilius, thut das nemliche; laßt niemand sich unserm Gezelt nahen, bis unsre Conferenz geendigt ist. Lucius und Titinius sollen den Eingang bewachen.

Dritte Scene.

[Das Innwendige von des Brutus Gezelt.]

Brutus und Cassius.

Cassius.

Daß ihr mir Unrecht gethan habt, zeigt sich darinn, weil ihr den Lucius Pella verurtheilt, und mit öffentlicher Schmach belegt habt, aus Ursache, weil er von den Sardiern hier Geschenke erpreßt; ohne daß ihr die mindeste Ach-

tung

von fruchtbringenden und unfruchtbaren teutſchen Geſellſchaften bisher an ſie verwendeten Arbeit, ihr urſprüngliches Wiehern wohl ſobald noch nicht verliehren wird.

Ich will nicht hoffen, daß mir dieſes aufrichtige Geſtändnis, worinn Italiener, Franzoſen und Engländer nichts als bloße Ehrlichkeit ſehen werden, von den Herren die ſo ſtolz auf die Ehre Teutſche zu ſeyn (*) ſind, für einen Muttermord werde ausgedeutet

(*) Mich däucht, weil der Laxpländer und Oſtiake gerade ſoviel Recht hat auf ſeine Nation ſtolz zu ſeyn als der Schineſer oder Araber, d. i. weil ein jeder ſich auf das Volk, wozu ſeine Wenigkeit gehört, juſt ſoviel einbilden kann als ihm beliebt: ſo wäre es wohl eben ſo gut ſich gar nichts darauf einzubilden. Wenn indeſſen der Mann, der auf ſeine Nation ſtolziert, ein Mann iſt, auf den ſeine Nation hinwieder ſtolz iſt: oder wenn er ſich wenigſtens in Kraft alter Pergamente und vorväterlicher Thaten, unter ihre Matadoren rechnen kann; ſo mag eine ſolche Schwachheit vielleicht noch verzeyhlich ſeyn. Aber daß, z. E jeder werthloſe Erdenſohn, der ſich, unbeſchadet, in jedem andern Winkel der Welt gebähren laſſen konnte, und gegen den vielleicht Hundert an Eins zu ſetzen iſt, daß er, mit allem ſeinem Nationalſtelz, von der Geſchichte und Verfaſſung der Nation juſt ſoviel weiß als die Nation von ihm — bloß darum weil Arminius den Varus ſchlug, oder Bertolo Schwarz das Pulver, Juſt die Buchdruckerkunſt und Meiſter Rudrif von Nürn-

deutet werden. Quintilian, der nicht weniger ein Römer war als ich ein Teutſcher, machte ſich kein Bedenken zum Nachtheil ſeiner Mutterſprache eben ſo aufrichtige Geſtändniſſe zu thun, ohne daß er (meines Wiſſens) deßwegen eines Verbrechens gegen die Majeſtät des Römiſchen Namens angeklagt worden wäre. Er bekennt z. B. daß die Lateiner die zween lieblichſten Buchſtaben oder vielmehr Sprachtöne der Griechen, υ und Θ gar nicht haben, und daß das lateiniſche F ein ſonus *triſtis* ac *horridus*, und, ſo wie es zwiſchen den Zähnen hervorgeblaſen wer-

Nürnberg das Dratziehen erfunden, oder weil Keyſer und Leibnitz groſſe Köpfe waren; oder weil die teutſche Nation, ſeiner Meynung nach, gar mächtig viel thun würde wenn ſie könnte oder thun könnte wenn ſie das Vermögen hätte zu wollen — daß ſolche Leutchen ſich mit ihrer Teutſchheit breit machen, und andre, uns faſt in allen Stücken augenſcheinlich überlegne, Nationen über die Achſeln anſehen wollen: dies iſt wenigſtens eben ſo albern, als die übertriebene Verehrung auswärtiger und unbillige Geringſchätzung einheimiſcher Dinge, welche das andere Extremum iſt, worein wir ſo gerne zu fallen pflegen. Denn beydes bekräftigt bey Gelegenheit die Ausländer in der ſchlechten Meynung, die ſie vorlängſt von unſrer Nation überhaupt gefaßt haben, und zu welcher, ſo gerne ſie auch einer beſſern Plaz geben möchten, ſie immer wieder durch unſre eignen Germanismen zurückgeſtoſſen werden.

werde, kaum einem menſchlichen Ton ähnlich ſey, und, wenn er an einen andern Conſonanten anſtoße und ihn gleichſam breche, noch gräßlicher werde. Er geſteht, daß der Kuhmäßig brüllende Buchſtabe M, der die lateiniſchen Worte ſo häufig und die griechiſchen niemals endigt — das harte quackende und quickende qu, und die häufige Endung der Sylben in die rauhen und klangloſen Mitlauter B und D, u. ſ. w. der Sprache ſeines Vaterlandes zu ſchlechtem Vortheil gereiche; er geſteht daß ſie ungeſchmeidig, arm an Worten, und ſehr oft genöthigt ſey bey der griechiſchen zu dorgen oder verſtummen zu müſſen. Ja er geht ſo weit, zu behaupten, daß die Römer, bloß wegen dieſer Unfähigkeit ihrer Sprache die Schönheit und Anmuth die den attiſchen Komödiendichtern ausſchließlich eigen ſey, zu erreichen, ungeachtet ihres Plautus, Cäcilius und Terentius, kaum den Schatten des griechiſchen Luſtſpiels hätten. Was würde der gute Mann erſt von unſern ſo häufigen ſchl, ſchr, ſcht, mpf, rſt, fzt, pfl, und andern ſolchen lieblichen Articulationen ſagen, durch welche ſich unſre Hochteutſche Sprache (freylich können die alten Minneſänger und die Niederſachſen nichts dafür!) wie durch eben ſo viele ſchroſe Felſenſtücke, mit bald bellendem, bald ziſchendem, bald dumpf knurrendem Geräuſche mühſam durchzwängen muß! — und, Er, dem Terenz noch nicht Grazie genug hatte, was, um aller Muſen und Grazien

len! würde er von den Lastwagen voll neuer Lustspiele geurtheilt haben, die uns seit einigen Messen nicht etwa in teutscher Sprache — die, so weit sie auch immer von Nienanders seiner abstehen mag, noch immer gut genug seyn möchte — sondern in einer Sprache die gar keine Sprache ist, in dem geist- und geschmaklosen Rothwelsch ihrer eignen Verfasser, zugeführt worden sind? Natio comoeda est, sagten die Römer mit Naserümpfen von den Griechen, und erleichterten sich dadurch das Gefühl eines Vorzugs den sie nicht läugnen konnten: aber was soll man von einer Nation sagen, die mit aller Gewalt der Natur zu Trotz comoeda seyn will, und doch bey jeder Gelegenheit wieder eingesteht, daß das schöne Komische in keinem Betracht ihre Sache sey? (*)

Die

(*) Was man von ihr sagen soll? — Nichts als daß sie — unendlich duldsam ist; daß unter ihren geduldigen Flügeln jeder Dunce so sehr Dunce seyn darf als er will. Denn das feinere Publicum bekümmert sich um solche Dinge gar nicht; und das Große Publicum theilt sich wieder in so viele hundert kleine und noch kleinere, daß am Ende jeder Pfuscher, so schlecht er auch seyn mag, unterkömmt, und noch wohl Mittel findet, wenigstens in irgend einer kleinen Provinz, in dem Städtchen wo er lebt, oder in dem Zirkelchen seiner Freunde und Freundinnen, auch für Etwas zu passiren.

Die Moral indeſſen, welche Quintilian aus jener patriotiſchen Vergleichung ſeiner Sprache mit der Sprache der Muſen und Grazien zieht, iſt gut, und auch für uns andre Abkömmlinge der alten Cherusker, Quaden, Markmänner, Franken, Alemannier, Wenden und Slaven, nicht ganz unbrauchbar. Sie enthält einen Troſt und eine Vermahnung. Zuerſt den Troſt — Man kann nicht von uns fodern was wir nicht empfangen haben! — „Wer „die Grazie der attiſchen Diction von uns verlangt, „der gebe uns erſt die Muſik ihres Wohlklangs und „ihren Reichthum!“ — Und nun die Vermahnung — „Da dies aber nicht angeht, ſo wollen wir uns „wenigſtens bemühen, unſre Gedanken den Worten „die wir haben anzupaſſen. Je weniger uns die „Sprache zu ſtatten kömmt, je mehr wollen wir uns „durch die Kräfte des Genies, durch Erfindung der „Sachen, Erregung der Leidenſchaften, durch große „und ſtarke Gedanken, durch den Reichthum und „Glanz der Bilder, zu helfen ſuchen. Können wir „nicht ſo zart und geſchmeidig ſeyn, ſo ſeyen wir deſto ſtärker! Werden wir an Feinheit übertroffen, „ſo ſey unſer Vorzug im Gewicht!“ u. ſ. w.

Gut! Vortreflich! — Aber, was hilft das alles dem Unvorſichtigen, der ſich an ein Werk wie Lucians Panthea gewagt hat? Hier iſt kein Mittel das zu erſetzen und zu vergüten, was zurükbleibt, was zu fein iſt, um mit einem ſolchen Werkzeug ergriffen

zu werden. Einem Ritter, der sich nun einmal, zur bösen Stunde, in einen Zweykampf, wo er seine Niederlage vorhersieht, eingelassen hat, bleibt nichts übrig, als alle seine Stärke und Geschiklichkeit zusammenzunehmen, damit er wenigstens — nicht mit Schande falle.

Lycinus und Polystratus.

Lyc. Nun, wahrhaftig, gerade so muß es denen ergangen seyn, die das Unglük hatten die Gorgone anzuschauen, wie mirs neulich ergieng, da mir das schönste Weib, das Augen sehen können, zu Gesichte kam! Ich versichre dich, es fehlte nur wenig, daß ich die Fabel wahr gemacht hätte, und vor Bewunderung und Erstaunen auf der Stelle zum Stein hingefroren wäre.

Polystr. Ey, zum Herkules! da muß freylich ganz was Uebernatürliches und Allgewaltiges zu sehen gewesen seyn, wenn es sogar auf Dich eine solche Würkung gemacht hat. Mit schönen Knaben pflegt dir wohl gar leichtlich so was zu begegnen. Da geht's meistens soweit, daß einer eher den ganzen Sipylus (*) von der Stelle rücken, als dich, wenn dir

(*) Ein Berg in Lydien, auf welchem Niobe in einen Fels verwandelt worden. Da dieser Fels ungefehr die Ge-

dir so ein Adonis oder Narcissus in den Wurf kommt, zurükhalten könnte, nicht auf der Stelle, mit ofnem Munde, oder wohl gar, wie eine andre Niobe, mit thränenden Augen vor ihm stehen zu bleiben und ihn anzustarren. Aber daß eine weibliche Schönheit solche Wunder an Lycinus thun sollte, ist etwas unerhörtes. Und wer war denn, ich bitte dich, diese allversteinernde Medusa, und von wannen ist sie uns gekommen, daß ich auch hingehe und schaue? Denn ich will nicht hoffen, wenigstens, daß du uns andern diese Augenlust mißgönnen oder eyfersüchtig werden wirst, wenn auch Wir dieser wundertätigen Schönheit zu nahen, und, in ihrem Anschaun, neben dir versteinert zu werden wünschen.

Lyc. O, du kannst dich darauf verlassen, daß sie dich, wenn du auch nur von einer Thurmzinne auf sie herunter blicken solltest, aller Sinne berauben, und unbeweglicher als eine Bildsäule hinstellen wird. Gleichwohl, wenn du Sie ja sehen willst, wäre dies noch immer das Mittel am erträglichsten und mit

Gestalt einer Kolossalischen Frau hatte, so zelate man ihn noch lange nach der Heroischen Zeit den Reisenden unter dem Namen der Niobe; und die Quelle, die an ihm herabträufelte, hiessen die unversiegbaren Thränen, die diese unglückliche Mutter, noch als Stein, um ihre Kinder weine. Dies ists worauf Polystratus scherzweise anspielt.

mit der wenigſt tödtlichen Wunde wegzukommen. Denn wenn du dich in Gefahr gäbeſt auch von Ihr erblikt zu werden; welche Kraft, armer Polyſtratus, könnte dich wieder von ihr entfernen? Sie würde dich überall, wohin ſie gienge, nicht anders als wie der Heraklitiſche Stein (*) das Eiſen, mit ſich ziehen.

Polyſtr. Nun, Lycinus, ich dächte du hätteſt mich lange genug mit deinem Ungeheuer von Schönheit aufgezogen; und es wäre einmal Zeit, daß du mir ſagteſt, wer denn die wundervolle Dame war.

Lyc. Du glaubſt ich übertreibe: aber meine einzige Furcht iſt, du werdeſt finden, daß ich nur ein armſeliger Lobredner ſey, wenn du ſie ſelbſt ſehen wirſt; ſoviel ſchöner wird ſie dir erſcheinen als ich dirs ausdrücken kann. Allein wer ſie ſey kann ich dir nicht ſagen. Alles was ich davon weiß, iſt, daß ſie einen großen Hof, eine Menge Verſchnittner und viele Aufwärterinnen um ſich hatte, und überhaupt einen viel glänzendern Aufzug machte, als daß man ſie für eine Privatperſon hätte halten können.

Polyſtr. Haſt du nicht ihren Namen wenigſtens erfragt?

Lyc. Nichts als dies einzige hab ich erfahren kön-

(*) So nannten die Griechen den Magnet, nicht nach dem Herkules, ſondern nach der Stadt Heraklea in Lydien, wo viele Magnete gefunden worden, ſagt Heſychius.

können daß ſie aus Jonien iſt. Denn einer von den Zuſchauern wandte ſich, indem Sie vorbeyzog, zu ſeinem Nachbar und ſagte: „ſolche Geſtalten giebts nur zu Smyrna! Es iſt aber auch kein Wunder daß die ſchönſte Stadt in Jonien auch das ſchönſte Weib hervorbringt.“ — Daraus ſchloß ich nun gleich, daß der Mann ſelbſt von Smyrna ſeyn müße; der ſich ſoviel auf ſie einzubilden ſchien.

Polyſtr. Demnach du dich dann hierinn würklich wie ein Stein aufgeführt haſt, indem dir weder ſoviel Beſonnenheit übrig blieb ihr nachzugehen, noch den Smyrner zu fragen wer ſie ſey: So beſchreibe mir wenigſtens, ſo weit es mit Worten möglich iſt, wie ſie ausſah, ob ich ſie dadurch vielleicht erkennen werde.

Lyc. Bedenkſt du auch, daß du etwas von mir verlangſt, das weder in der Macht der Sprache, noch am allerwenigſten in der Meinigen iſt? Dir ein Bild darzuſtellen, deſſen ſich kaum ein Apelles oder Zeuxes oder Parrhaſius unterfangen würde, oder irgend ein Phidias oder Alkamenes ſelbſt, wenn es noch einen gäbe!

Polyſtr. Gleichwohl, lieber Lycinus, ſag mir nur davon was du kannſt. Das Wageſtük iſt ja ſo groß nicht; wir ſind unter Freunden, und ich will mir zur Noth auch an einem bloßen Umriß begnügen laſſen.

Lyc. Wenigstens werd' ich, däucht mir, sichrer gehen, wenn ich von jenen großen alten Meistern einige zu Hülfe rufe, die mir die Schöne bilden helfen sollen.

Polystr. Wie willst du das machen? Du wirst sie doch nicht von den Todten herauf citieren wollen?

Lyc. Warum nicht, wenn es dir nur nicht entgegen ist, mir auf eine Frage zu antworten?

Polystr. Frage!

Lyc. Bist du jemals zu Knidus gewesen?

Pol. O ja.

Lyc. So hast du unfehlbar die Venus dort gesehen?

Pol. Das hab ich, beym Jupiter, das schönste aller Werke des Praxiteles.

Lyc. Gut! — Nun sag mir auch noch, ob du auch die Venus in den Gärten zu Athen, die vom Alkamenes, gesehen hast?

Pol. Da müßt ich ja der gleichgültigste unter allen Menschen seyn, wenn ich das schönste aller Bilder des Alkamenes hätte übersehen können!

Lyc. So brauche ich wohl nicht erst zu fragen, ob du, da du doch wohl öfters auf die Burg gestiegen bist, auch die Sosandra des Kalamis betrachtet hast?

Pol. Auch diese hab ich vielmals gesehen.

Lyc. Gut! Aber unter den Werken des Phidias, welches hat am meisten deinen Beyfall?

Pol.

tung auf meinen Brief gemacht, worinn ich für ihn bat, weil ich den Mann kenne.

Brutus.

Ihr thatet euch ſelbſt Unrecht, in einer ſolchen Sache zu ſchreiben.

Caſſius.

In einer Zeit wie dieſe iſt, ſchikt es ſich nicht, über jeden kleinen Fehler ein ſolches Weſen anzufangen.

Brutus.

Aber laßt mich euch ſagen, Caßius, daß ihr ſelbſt die Beſchimpfung, die Pella ſich zugezogen, verdient, weil ihr die öffentliche Bedienungen, die von euch abhangen, an unwürdige verkauft habt.

Caſſius.

Ich, eine öffentliche Beſchimpfung? Wenn ich nicht wißte, daß ihr Brutus ſeyd, der ſo redt, ſo ſollte, beym Himmel, dieſe Rede eure lezte ſeyn.

Brutus.

Der Name des Caßius ſchüzet ſolche Unordnung, und entzieht ſie der geſezmäßigen Züchtigung.

Caſſius.

Züchtigung?

Brutus.

Erinnert euch an den fünfzehnten Merz! Blutete nicht der groſſe Cäſar als ein Opfer der Gerechtigkeit? Was für

Pol. Nun, was sonst für eines als die Lemnia (*) welche Phidias selbst würdig gefunden, ihr seinen Namen einzugraben? Und dann beym Jupiter! die Amazone die sich auf ihren Speer lehnt.

Lyc. Beyde sind würklich äußerst schön. Nunmehr, mein Freund, hätten wir, denke ich, keiner andern Künstler mehr vonnöthen. Wohlan denn, aus allen diesen Bildern will ich versuchen dir durch eine geschickte Zusammensetzung ein einziges Bild darzustellen, welches von jedem das auserlesenste haben soll.

Pol. Und wie soll das zugehen?

Lyc. Sehr leicht, lieber Polystratus, indem wir dem Verstand Vollmacht über diese Bilder geben; ihm erlauben die einzelnen Theile aus einander zu legen, zu versetzen und wieder so passend und symmetrisch zusammen zu fügen und in einander zu schmelzen, daß die Mannichfaltigkeit der Einheit des Ganzen keinen Schaden bringe.

Pol.

(*) Eine Minerva, ebenfalls auf der Ακροπολις oder Burg zu Athen, nach dem Pausanias, Lemnia genannt, weil sie von der Kolonie zu Lemnos gestiftet worden. Von den hier angeführten großen Meistern und Werken ist (um die Leser nicht mit entlegnen Citationen zu bemühen) in der Abhandlung von den Idealen der Alten, im 3. u. 4. Quartal des T. VI. 1777. verschiedenes gesagt, dessen man sich vielleicht gern wieder bey dieser Gelegenheit erinnern wird.

Pol. Schön! So laß ihn dann die Probe machen! Ich will doch sehen, wie er's angreiffen wird, um aus so Vielen Ein Werk zusammen zu setzen, ohne etwas mißtönendes hervorzubringen.

Lyc. Nun, so sieh zu, wie er das neue Bild, vor deinen Augen, nach und nach ausarbeiten wird — indem er damit anfängt, ihm den Kopf der Knidischen Venus anzupassen; denn von dem übrigen Körper, da er nakend ist, wird er nichts gebrauchen können. Den ganzen Haarschmuk, die Stirne, und den schönen Zug der Augenbraunen laß ihr, wie es Praxiteles gemacht hat; auch die schlüpfrige Beweglichkeit und liebliche Heiterkeit der Augen soll sie von diesem Meister behalten. Die Backen aber und die vorstehenden Theile des Gesichts überhaupt mag sie von der Venus des Alkamenes entlehnen; wie auch die schöne Bildung und Proportion der Hände, und das feingezogne der unvermerkt schmaler werdenden Finger. Doch den Umriß des ganzen Gesichts, und die sanfte Abrundung der Wangen, und das schöne Ebenmaas der Nase soll ihr die Lemnia des Phidias geben; und die Amazone eben dieses Meisters die Bildung des Mundes und den Nacken. Kalamis aber soll sie mit der holden Schaam seiner Sosandra bekleiden, und mit ihrem leisen verborgenen Lächeln, und mit der edeln Zierlichkeit im Anwurf ihrer Kleidung, ausgenommen daß die Unsre unverschlepert bleiben muß.

Und

Und was für ein bestimmtes Maas des Jugendalters meynst du daß wir ihr geben wollen? Unfehlbar nach der Guidischen; auch hierinn soll uns Praxiteles zum Muster dienen. Und nun, Polystratus? was dünkt dich? Traust du's unserm Bilde zu, daß es schön werden könne, wenn wir es erst aufs sorgfältigste ausgeputzt und vollendet haben werden?

Pol. Wie, du großer Wundermann, so hättest du noch etwas Schönheit außerhalb deinem Bilde übrig gelassen, du der so emsig Alles in dasselbe zusammengetragen hat?

Lyc. O wir sind noch lange nicht fertig, mein guter Herr; du müßtest denn nur der Meynung seyn, daß die Farbe wenig zu einer schönen Gestalt beytrage; und zwar besonders, daß jedes seine eigne habe, so daß alles was dunkel ist würklich dunkel, was weiß ist, würklich weiß, und, wo es sich gehört, mit blühender Röthe untermischt sey? Es wird sich also finden, daß uns vielleicht gerade noch das Wichtigste fehlt. Aber woher nehmen? Wie, wenn wir nun die Mahler zu Hülfe riefen, und zwar gerade diejenigen, welche die grösten Meister in der Mischung und dem Auftrag der Farben gewesen sind — also den Polygnotus und den Euphranor und Apelles und Aetion. Diese mögen die Arbeit dergestalt unter sich theilen, daß Euphranor das Haar mahle, just so wie er der Juno ihres gemahlt hat, und Polygnotus die Augbrauen und die zarte

Röthe der Wangen, wie er sie der Cassandra in der Lesche zu Delphi (*) gegeben.

Eben diesem wollen wir auch die Kleidung zu mahlen geben; so zart als möglich ausgewebt, so daß was sich gebührt anschließe, das meiste aber wie von einem sanften Winde aufgehaucht zu wallen scheine. Das übrige, was sichtbar werden darf, soll uns Apelles, nach dem Muster seiner Kampaspe (**) zeigen, vornehmlich damit es nicht allzuweiß scheine, sondern das warm in den Adern rinnende Blut verrathe.

(*) Die Lesche war ein öffentlicher Sprachsaal zu Delphi, wo eine große Menge von Gemählden des Polygnotus, welche die Knidier dahin gestiftet hatten, aufgestellt waren. Pausanias liefert ein Verzeichnis davon, worin auch diese Cassandra nicht vergessen ist.

(**) So muß, ohnezweifel, das Wort im Text gelesen werden, und nicht Pakate, wie die Handschriften sagen. Diese Kampaspe, wie sie Plinius, oder Pankaste, wie sie Aelianus nennt, war unter den Damen des Harems, welchen Alexander der Eroberer Persiens von seinem Vorfahren Darius geerbt hatte, diejenige die er am meisten liebte. Sie war so schön, daß er dem Apelles (seinem Cabinetsmahler, nach heutiger Weise zu reden) auftrug, sie, nicht bekleideter als die Grazien zu seyn pflegen, abzumahlen. Apelles war weder alt noch unempfindlich genug, um ein so schwehres Abentheuer zu bestehen. Der Pinsel fiel ihm aus der Hand, und Alexander fand ihn zu den Füßen der schönen Kampaspe. Aber der Monarch war edel und bil-

rathe. Die Lippen mag ihr Aetion nach seiner Roxa-
ne (*) machen.

Vor allen aber vergessen wir den Homer nicht zu Hülfe zu nehmen, den besten aller Mahler, sogar noch wenn Euphranor und Apelles zugegen sind! Denn die Farbe die er den (von herabrinnendem Blute gefärbten) Schenkeln des schönen Menelaus giebt, da er sie mit Elfenbein vergleicht, in dessen Weisse eine leichte Purpurröthe getuscht ist, soll hier das Ganze haben. Auch soll uns eben dieser große Meister die Augen mahlen, groß und majestätisch wie die so er der Juno giebt; und wir wollen ihm

billig; er sah, daß er dem Künstler mehr zugemuthet hatte als man einem Menschen, geschweige einem Künstler, zumuthen soll; er schenkte ihm die Schöne, deren Werth niemand besser schätzen und benutzen konnte als er; und begnügte sich, zu seinem Antheil, an ihrem Bilde, welches ihm Apelles vermuthlich bey ruhigern Sinnen vollenden mußte.

(*) Aetion, ein Zeitgenosse Lucians, hatte die Vermählung Alexanders mit Roxanen gemahlt, und durch dies Gemählde, da er es öffentlich zu Olympia ausstellte, sich dem Proxenidas, der damals die Würde eines Hellanodikes oder Richters der Olympischen Kampfspiele bekleidete, in einem so hohen Grade empfohlen, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab. Lucian beschreibt dies Gemählde in seinem Herodotus, und von dieser Roxane ist ohnezweifel hier die Rede.

Man

den Thebaniſchen Dichter (*) zum Gehülfen geben der ſie dunkelbrauicht (ſchwarz von Augenbrauen) mahle. Auch ſoll Homer ſie ſüßlächelnd und weißarmicht, und roſenfingerig, und mit viel größerm Recht als ſeine Briſeide, ganz der goldnen Venus ähnlich machen. Alles dieſes nun, mein Lieber, werden uns Bildner, Mahler und Dichter zu ſtande bringen. Aber ſie die über dies alles emporblüht, die Grazie, oder vielmehr die Grazien ſoviel ihrer ſind, alleſammt, und alle um ſie her tanzenden Liebesgötter, wer wird dieſe nachzubilden vermögend ſeyn?

Polyſtr. Du ſprichſt von einer ausgemachten Göttin, Lycinus; mich däucht, ich ſehe ſie aus den Wolken herabſinken, ſchön wie nur eine Himmelgebohrne ſeyn kann. (**) Aber was that ſie, wie du ſie ſaheſt? Lyc.

Man kann durch dieſe von Lucian garantierte Anekdote berichtigen, was Winkelmann von der Verachtung ſagt, in welche die Kunſt und der Stand der Künſtler in den Zeiten der Antoninen gefallen ſeyn ſoll.

(*) Pindar. Das Wort ἰοβλεφαρος, welches Lucian hier von ihm borgt, findet ſich in keinem ſeiner noch vorhandnen Geſänge; es iſt aber klar, daß er es in einem der verlohren gegangnen von irgend einer Göttin oder Göttertochter gebraucht haben muß.

(**) Man vergleiche mit dieſem Bilde die Beſchreibung der ſchönen Fatima in Lady Worthleys Brie-

Lyc. Sie hatte ein doppelt aufgerolltes Buch (*) in Händen, und ſchien im Leſen des einen Theils noch begriffen zu ſeyn, den andern aber ſchon geleſen zu haben. Im Fortgehen ſprach ſie etwas zu einem ihrer Begleiter; aber nicht laut genug, daß ich etwas davon hätte hören können. Aber im Lächeln zeigte ſie ihre Zähne — Zähne, o Polyſtratus — wie werd' ich dir beſchreiben können, wie weiß, wie gleich, wie zierlich zuſammengefügt! Haſt du jemals ein Halsband von den ſchönſten und gleichſten Zahlperlen geſehen? So glänzten ſie, ſo waren ſie an einander gereyht! Ihre Schönheit wurde durch die Röthe ihrer Lippen noch mehr erhöht. Denn ſie glänzten zwiſchen ihnen hervor wie Homers geſchnittnes Elfenbein, (**) nicht die einen breiter als die andern, oder hervorſtechend, oder auseinanderſtehend, wie bey den Meiſten; ſondern alle von gleicher Form und Farbe,

Briefen, um zu ſehen, daß es noch immer Schönheiten giebt, welche zu dergleichen Bildern geſeſſen zu haben ſcheinen.

(*) Nehmlich, die Eine Rolle war was ſie ſchon geleſen hatte und die andre was noch gar nicht abgerollt worden.

(**) Eine Anſpielung auf die ſchöne Stelle im 18ten Buche der Odyſſee, wo Minerva über die ſchlummernde Penelope ambroſialiſche Schönheit gießt und ſie höher und ſtärker ſcheinen macht, und weiſſer als geſchnittnes Elfenbein.

alle gleich groß und gleich an einander ſtehend; kurz, es war ein wunderſchöner und alle menſchliche Wohlgeſtalt übertreffender Anblik!

Polyſtr. Sey ruhig! Ich ſehe nun wer die Frau iſt von der du prich'ſt; wenn ich alles was du mir von ihrer Geſtalt geſagt haſt mit ihrer Vaterſtadt zuſammennehme, und mit dem Gefolge von Verſchnittnen —

Lyc. O, zum Jupiter, nun beſinn ich mich erſt, daß auch Soldaten dabey waren. (*)

Polyſtr. Kurz, die Dame, die du glüklicher Sterblicher geſehen haſt, iſt keine andre als die berühmte Favoritin des Kayſers — (**)

Lyc.

(*) Ich habe dieſe Worte, nach Joh. Matth. Geßners Meynung, dem Lycinus, dem ſie augenſcheinlich zugehören, zurükgegeben; wiewohl die Handſchriften, durch den Verſtoß eines einzigen ſorgloſen Kopiſten den alle übrige abgeſchrieben haben, den Polyſtratus ohnunterbrochen fortreden laſſen. Verbeſſerungen, die aus Unſinn Sinn machen, ſollten, wenn ſie gleich von keiner Lesart unterſtüzt ſind, immer ohne Bedenken in den Text aufgenommen werden.

(**) Ich bin genöthigt geweſen, aus Mangel eines andern anſtändigen Wortes für das ſehr decente την βασιλεϊ συνουσαν, das ohnehin durch den Gebrauch längſt naturaliſierte Wort Favoritin beyzubehalten. Wer übrigens der Kayſer geweſen ſey, dem dieſe Smyrniſche Panthea ungefehr das geweſen was die Marquiſin von Pom-

Lyc. Und ihr Name?

Polyſtr. Der ſchönſte, lieblichſte von der Welt; denn es iſt der nemliche, den Xenophon der ſchönen Gemahlin des Abradates giebt. Du erinnerſt dich doch wohl der Abſchilderung, die er (in der Cyropädie) von der tugendhaften und ſchönen Panthea macht?

Lyc. O gewiß; und mir iſt ich ſehe ſie vor mir ſtehen, ſo oft ich an die Stelle komme, und höre ſie reden, was er ſie reden läßt, ſehe ſie wie ſie ihren Mann mit eignen Händen waſnet, und mit welcher Entſchloſſenheit ſie ihn von ſich läßt, da er in die Schlacht zieht. (*)

Pompadour Ludwig dem XV. war, davon findet ſich ſo wenig als von der Dame ſelbſt, bey keinem Geſchichtſchreiber noch andern Autor die mindeſte Nachricht. Einer von den Antoninen muß es geweſen ſeyn; denn die Gründe, womit Reiz beweiſen will, daß, unter dem Kayſer, Avidius Caſſius gemeynt ſey, der ſich, ungefehr drey Jahre vor Marc-Aurels (oder Antonin. Philoſophus) Tode, wiewohl mit kurzdauerndem Erfolg, zum Gegenkayſer aufgeworfen hatte, ſind ſehr unzulänglich. Wenn es alſo einer von den Antoninen war, ſo iſt noch immer am wahrſcheinlichſten, daß es Marc-Aurels Bruder und Mitregent Lucius Verus geweſen.

(*) Auch hier ſey es mir erlaubt, die Leſer, welche die Cyropädie nicht geleſen haben, an den Aufſatz von ſchönen Seelen im März 1774 des Teutſch. Merk. S. 310. ſeqq. und allenfalls an Araſpes und Panthea,

Polyfkr. Aber freylich, mein Beſter, haſt du, der ſie nur ein einzigmal wie einen Blitz vorbeyfahren ſah, nichts als was ſtraks in die Augen fällt, ihre äuſſerliche Geſtalt, preiswürdig finden können. Von den Vortreflichkeiten ihrer Seele ſahſt du nichts, und weißt nicht, um wieviel dieſe unſichtbare Schönheit an ihr vorzüglicher und göttlicher iſt als die körperliche. Aber ich kann das wiſſen, da ich ſo glüklich bin mit ihr bekannt zu ſeyn, und als ihr Landsmann ſie oft und viel zu ſprechen Gelegenheit gehabt habe. Du kennſt das an mir, daß ich einen ſanften, menſchenfreundlichen, großmüthigen Charakter, kurz, die Tugenden einer edelmüthigen Sinnesart und die Talente eines durch Erziehung gebildeten Geiſtes, über alle Schönheit ſchätze; denn wahrhaftig, dieſe verdienen den Vorzug vor den körperlichen, und es wäre unvernünftig und lächerlich das Kleid mehr zu bewundern als den Leib. Eine Perſon aber, in welcher ſich die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens mit der Wohlgeſtalt des Leibes beyſammen finden, verdient, meines Bedünkens, allein den Preis der vollkommnen Schönheit. Wie viele könnte ich dir zeigen, die zwar gut ausſehen, aber durch alles übrige ihre

ein Werk meiner Jugend zu erinnern, von welchem ich aber nicht ſagen kann, ob es in der leztern Auflage, welche die Herren Orell, Geßner und Comp. in Zürich, ohne mein Wiſſen, von meinen ältern proſaiſchen Schriften gemacht haben ſollen, befindlich iſt.

ein Böſewicht war der, der ſich erfrechte, Hand an ihn zu legen, wenn es nicht um der Gerechtigkeit willen geſchah? Wie? Soll einer von uns, die den gröſten Mann des ganzen Erdbodens erſchlugen, nur weil er Räubern Sicherheit gab, ſollen wir nun unſre Hände mit niederträchtigen Geld-erpreſſungen beſudeln? Und die weite Ausdehnung unſrer wichtigſten Ehren-Aemter für eine Handvoll Quark verkauffen? -- Ich wollte lieber ein Hund ſeyn und den Mond anbellen, als ein ſolcher Römer.

Caſſius.

Brutus, bellet mich nicht an, ich leid' es nicht; ihr vergeßt eurer ſelbſt, da ihr mich ſo einzäumen wollt; ich bin ein Soldat, ich, älter an Erfahrung, und geſchikter als ihr, zu wiſſen was die Umſtände erfordern.

Brutus.

Geht, geht; ihr ſeyd nicht mehr Caßius.

Caſſius.

Ich bin's.

Brutus.

Ich ſage, ihr ſeyd es nicht.

Caſſius.

Treibt mich nicht weiter, oder ich vergeſſe mich -- Sorget für eure Erhaltung -- Reizt mich nicht länger.

Brutus.

ihre Schönheit beschämen, so daß sie, sobald sie nur den Mund aufthun, sogleich stirbt und dahinwelkt, und durch das schlechte Betragen dieser Personen überwiesen wird, daß sie unverschuldeterweise unter einer schlimmen Gebieterinn stehe. Solche Leute kommen mir vor wie die Egyptischen Tempel, welche an sich selbst ungemein groß und schön, mit kostbaren Steinen bekleidet, und mit Gold und Gemählden ausgeziert sind; gehst du aber hinein und schaust dich nach der Gottheit eines so herrlichen Ortes um, so ists ein Affe, oder ein Ibis, oder ein Bock oder eine Katze. Dergleichen Schönen bekömmt man oft genug zu sehen. Es ist also an der Schönheit noch nicht genug, sondern sie selbst bedarf noch anderer Auszierungen; ich meyne nicht Purperkleider und Juwelen, sondern die vorerwähnten Eigenschaften, Verstand, Klugheit, Leutseligkeit, anständiges Betragen, und alles übrige was unter den Begriff der sittlichen Vollkommenheit gehört.

Lyc. Wie wär' es also, lieber Polystratus, wenn du mir Beschreibung um Beschreibung baar zurükgäbest; oder vielmehr, weil du doch reich genug dazu bist, mit Zinsen, indem du mir nun auch ein Bild ihrer Seele vormahltest, damit ich Sie nicht nur zur Hälfte bewundre?

Polystr. ——

Fortsetzung und Beschluß nächstens.

W.

II.

Dialogen.

2.

Lucian, Diokles, hernach Panthea.

Lucian.

Nun, wie gewohnst du in deinem neuen Zustand an? Bist du nun besser mit dir selbst zufrieden?

Diok. Immer besser mit den andern, und immer schlechter mit mir selbst. Es geht noch nicht recht, wie du siehst.

Luc. Im Gegentheil; du bist auf dem nächsten Wege zur Genesung. In deinem vorigen Leben wars just umgekehrt, nicht wahr?

Diok. Ich kanns nicht läugnen.

Luc. Damals verglichst du immer die andern mit Dir, und glaubtest dabey zu gewinnen, weil du dich selbst in dem täuschenden Spiegel des Eigendünkels sahst. Was du Dich Selbst nanntest, war nur deine Meynung von dir selbst; ein Gewand, aus tausend bunten glänzenden, erborgten Lappen zusammengeflickt, das du dir so gut du konntest anzupassen suchtest. Nun, da diese Lappen einer nach dem andern von dir abfallen, schämst du dich deiner Nakkheit — mehr, weil du nicht gewohnt bist dich

nakt

nakt zu sehen, als weil du dich deiner eigenthümlichen Gestalt zu schämen hast. Daher die Unzufriedenheit mit dir selbst. Die Veränderung ist noch zu neu. Du bist wie einer, der den Arm, den er verlohren hat, instinktmäßig immer noch gebrauchen will, weil er immer wieder vergißt daß er ihn nicht mehr hat. Deine Lappen sind durch den Mechanismus der Gewohnheit Theile von deinem vermeynten Selbst geworden — und es geht dir izt wie dem nakten Indianer, da er zum erstenmal einen Europäer sich entkleiden sah.

Diok. Du wirst mir doch gestehen, daß es nicht angenehm ist sich auf einmal so arm zu finden; zu sehen, daß beynah alles was man für Eigenthum, Vorzug, Vorrecht, Verdienst ansah — nur Täuschung war. Du wirst mich schwerlich überreden können, daß ich durch die Entdeckung meiner Naktheit gewonnen habe; und ich begreiffe nicht, wie ihr andern Einwohner Elysiums glücklich seyn könnt. Ihr müßt ein Geheimnis besitzen, zu welchem man mich noch nicht zugelassen hat.

Luc. Ganz und gar keines. Alles was wir haben um glücklich zu seyn, hast du auch.

Diok. Und bin nicht glücklich!

Luc. Das wird sich geben, Bruder. Du bist noch wie ein Kind, das zwar Augen und Ohren, Hände und Füße so gut wie ein Erwachsner hat, aber sie nur noch nicht zu gebrauchen weiß.

Diok.

Diok. Es muß wohl so seyn; aber, ich sehe noch nicht, wie es so ist. Sage mir nur eins, Lucian. Wie könnt ihr einander lieben, da, wie du sagst, jeder den andern ohne alle Täuschung sieht, folglich just so arm und nakt, als er seyn muß wenn er von dem allen entkleidet ist was du fremde Lappen nennst. Wenn, z. E. der Diogenes, den du einst bewundertest —

Luc. Daran that ich freylich unrecht; ich hätt' ihn nicht bewundern sollen! — oder, richtiger zu reden, ich hätte mir nicht einbilden sollen, daß ich ihn bewundere. Dafür bin ich aber auch izt von dergleichen Einbildungen von Grund aus geheilt.

Diok. Was ist er dir denn izt?

Luc. Ein Mensch wie ein andrer.

Diok. Du liebst ihn also auch nicht mehr als jeden andern der weiter nichts als ein Mensch ist?

Luc. Als ob das nicht das beste und herrlichste wäre, was einer seyn kann der kein Gott ist? Siehst du, guter Diokles, wir sind hier alle nichts als Menschen, und die Menschheit ist das einzige was wir an einander hochachten und lieben.

Diok. Die Vorzüge also, die ein Mensch in seinem Leben gehabt, die Verdienste, die er sich um die Welt gemacht hat, helfen ihm hier nichts?

Luc. Wenn er einmal hier ist, nicht einen Deut.

Diok. Das ist mir unbegreiflich.

Luc.

Luc. Ich glaub es gerne; wenn du länger unter uns gewesen seyn wirst, wird dir nichts unbegreiflich vorkommen.

Diok. Also, deine Panthea, zum Exempel, diese Panthea, die, wenn du ihr nicht entsetzlich geschmeichelt hast, so schön, so gut, so vollkommen war —

Luc. (Lächelt.)

Diok. — daß du, um sie zu schildern, nicht nur die größten Bildner und Mahler, ja die göttlichsten der Dichter, Homer und Pindar selbst, sondern um alle Schönheiten und Gaben ihrer Seele darzustellen, sogar die Aspasien und Theano's und Sappho's und die Sokratische Diotima selbst herbeyrufen mußtest, um aus allem, was an den schönsten Bildern und den schönsten Charaktern, die jemals gewesen sind, das schönste war, wie ein andrer Zeuxes, das Bild dieser vollkommnen Frau zusammenzusetzen — diese deine Panthea also gilt hier nicht mehr als die erste beste Bürgersfrau von Smyrna, ihre Landsmännin, von der sich weiter nichts sagen läßt, als daß sie eine liebe gute ehrliche Frau war?

Luc. Nun, ja, wenn die Bürgersfrau von Smyrna das alles war, wozu die Natur das Weib bestimmt hat, und wodurch sie ihrem Hauswesen nützlich seyn konnte, ihrem Mann hold und treu, die Mutter schöner und gutartiger Kinder, eine verstän-

dige

dige Hauswirthin, eine gute Spinnerin, Würkerin, Stickerin, — wenn sie, wie Homers göttliche Penelope, lieber in ihrem Gynäceon unter ihren Mägden oder Töchtern saß und arbeitete, als schalen Ergötzlichkeiten nachlief, oder ihre Zeit in zwecklosen Gesellschaften, mit Plaudern und Verläumden, und Müßiggang tödtete u. s. w. — kurz, wenn sie jede Tugend ihres Geschlechts und Standes besaß, mehr war als scheinen wollte, und in einem engern Kreise von Würksamkeit, vielleicht nur desto mehr Gutes stiftete — welches alles, wie du siehst, ein sehr möglicher Fall ist: so hat Panthea, mit allen ihren Gaben, hier keinen Vorzug vor ihr; und, was dir vielleicht noch seltsamer vorkommen wird, so maßt sie sich auch keinen an.

Diokl. Da muß etwas seyn, worinn wir uns nicht verstehen. Aber, ich glaube dich zu merken. Deine Panthea war — nicht so vollkommen als du sie darstelltest. Du hast die Erlaubnis, die man den Porträtmalern giebt — zu verschönern ohne unkenntlich zu machen — ein wenig weiter getrieben als recht ist.

Luc. Daß das ganze Spielwerk, nach Zeuxis Art, aus lauter Bildern zusammengesezt, d. i. ein Ideal seyn sollte, sagt die Ueberschrift. Aber um dem Ganzen doch eine Art von poetischer Wahrheit zu geben, suchte ich mir das vollkommenste Weib dazu aus, die ich kannte, und dies Weib war Panthea.

thea. Sie war würklich eine sehr schöne, und (was nicht alle Schönen sind) eine sehr liebenswürdige Frau; und das war schon viel. Aber sie war noch überdies die Geliebte eines Kayſers. Dies stellte sie in einen Lichtſtrom, worinn auch Flecken zu Schönheiten werden; wie vielmehr mußte der Glanz so vieler Vortreflichkeit dadurch erhöht werden! Aber auch dies war noch nicht alles. Ich hatte freyen Zutritt bey ihr; sie schäzte meine Talente; zählte mich unter ihre Freunde. Rechne nun die Würkung zusammen, die so vielerley zugleich würkende täuschende Ursachen machen mußten. Der Reiz einer Schönen ist an sich selbst schon ein so mächtiges Philtron! Ihre Gunst, auch der kleinste Antheil daran, ein noch mächtigers! Nimm noch dazu die geheimen Hoffnungen, die mit der Gewogenheit der Großen verbunden sind, und unvermerkt zu leisen Triebfedern eines Selbstbetrugs werden, den wir um so weniger gewahr werden, weil wir ihn nicht sehen wollen. — Ich rede izt als ob wir noch da oben lebten, wo man betrügt und betrogen wird. — Wir hielten uns nicht für Schmeichler, weil wir in einem verfälschenden Helldunkel die Vollkommenheiten würklich zu sehen glaubten, die wir anprieſen. Gleichwohl, so viele täuſchende Umſtände auch hier zusammen kamen, war meine Verblendung doch nicht groß genug, daß ich mir nicht bewußt hätte seyn sollen, daß Panthea weder ein überweibliches noch überirdiſches Weſen sey.

Aber

Aber, ich wollte mir eine Art von Verdienst um sie machen, und ich wußte ungefähr, wieviel die Eitelkeit einer schönen Frau ertragen kann. Panthea war würklich eine so bescheidne Schöne als vielleicht wenig andre in ihren Umständen gewesen wären; und doch — solltest du es glauben? — hatte sie gegen eine Abbildung, worinn sie als das Urbild aller Vollkommenheiten, die in einem weiblichen Wesen beysammen gedacht werden können, aufgestellt wird, nichts ernstlichers einzuwenden, als — die abergläubische Furcht, die Göttinnen, mit denen ich sie verglichen hatte, möchten ihr, die doch nur eine Sterbliche wäre, die Vergleichung übelnehmen und es ihr entgelten lassen.

Diok. Wahrlich, ein wohl angebrachter Zug von Gottesfurcht!

Luc. Glüklicherweise seh' ich Sie selbst hinter den Myrten dort hervorkommen — Wir wollen ihr entgegen gehen! — Du wirst sehen, daß sie kein Bedenken tragen wird, noch freyere Geständnisse zu thun, als ich in ihrem Namen hätte thun dürfen. — Wir sprachen eben von dir, schöne Panthea.

Pant. (lächelnd) Von mir?

Luc. Die Wahrheit zu sagen, nicht sowohl von dir als von dem Ideal einer vollkommnen Schönen, dem ein gewisser Lucian von Samosata, der sich für mich ausgab, deinen Namen lieh — weil das Bild doch einen Namen haben mußte, und weil er im ganzen

Reich

Reich der Cäsarn keinen andern fand, der ihm mehr Ehre und Beglaubigung geben konnte.

Panth. Und, wenn mir recht ist, lebte damals eine gewisse Panthea von Smyrna, die sich für mich ausgab, und sich sehr geschmeichelt fand, ihren Namen unter das Meisterstük eines so berühmten Redekünstlers gesetzt zu sehen.

Diok. (vor sich) Wie ich höre sind die hübschen Leute sogar im Elysium noch nicht ganz von der Schwachheit frey einander Schmeicheleyen zu sagen.

Panth. Aber wir waren doch beyde sehr alberne Kinder, Du, da du mich bereden wolltest, deine Panthea für mein Bildnis zu halten; und Ich, da ich mir einbildete, daß du es wohl selbst dafür halten könntest.

Luc. Du verschweigst doch noch das Beste, schöne Panthea.

Panth. Wie so?

Luc. Daß die Dame, die sich für dich ausgab, sich würklich überreden ließ, das Götterbild für das ihrige zu halten.

Panth. Siehe, lieber Lucian, wir haben hier keine Geheimnisse mehr für einander. Eine schöne Frau auf der Oberwelt hört sich wenigstens eben so gerne loben als ein Philosoph oder ein witziger Schriftsteller. Lob, so unverdient es auch seyn mag, klingt in jenem Lande der Täuschungen immer ange-

nehmer als der heilsamste Tadel. Und dann mußt du auch bedenken, daß es nur von dir abhieng, anstatt der witzigen Lobschrift eine eben so witzige Satyre auf mich zu machen — und daß ich dies wußte.. Dir kostete das Eine nicht mehr Wiz als das Andre, und der Welt würde der Spötter Lucian unfehlbar mehr Vergnügen gemacht haben als der Schmeichler Lucian. War es nicht billig von mir, dir das Opfer, das du mir dadurch brachtest, zum Verdienst anzurechnen?

Luc. Es war mehr als billig, schöne Panthea, es war sogar großmüthig. Denn es kam doch nur auf dich an, zu sehen, daß ich ziemlich gewiß berechnen konnte, das was ich mit diesem Opfer bey dir gewann, sey mehr werth als was ich beym Publico dadurch verlohr.

Panth. Am Ende wird denn wohl herauskommen, daß wir uns beyde in unsrer Rechnung betrogen.

Luc. Oder, daß wir just so handelten als ob wir einander in's Spiel gukten. Denn, ungeachtet des Verdiensts, das die schöne Panthea mir so hoch in Rechnung brachte, erinnere ich mich doch nicht, daß ich viel mehr dadurch bey ihr gewonnen hätte, als mit einem paar Versen um einen Blumenstraus, den ich ihr zu ihrem Geburtstag gegeben hätte —

Panth. Und Lucian würde sein schönes Ideal nicht um ein Haar schlechter gemacht haben, wenn

er

Brutus.

Hinweg, ſchlechter Mann.

Caſſius.

Iſts möglich?

Brutus.

Hört mich an. Meynet ihr, ich ſoll euerm auffahren, den choleriſchen Weſen aus dem Wege gehen? Soll ich erſchreken, wenn ein Unſinniger groſſe Augen gegen mich macht?

Caſſius.

O Götter, Götter! Muß ich das alles leiden?

Brutus.

Alles das, ja, und noch mehr; erboßt euch immer, bis euer kolzes Herz bricht. Geht, zeigt euern Sclaven, wie gähzornig ihr ſeyd, und macht eure Leibeigne zittern. Muß ich euch ausweichen? Bin ich euch Nachgiebigkeit ſchuldig? Muß ich ſtill halten, und unter euerm ſtörriſchen Humor kriechen? Bey den Göttern, ihr ſollt das Gift eurer Galle in euch freſſen, und wenn ihr daran erwürgen müßtet: Ja, von dieſem Tag an will ich euch zu meiner Beluſtigung, und zum Gelächter brauchen, wenn ihr ſo weſpenmäßig ſeyd.

Caſſius.

Iſt es dazu gekommen?

er auch weniger auf meine Dankbarkeit gerechnet hätte. Denn, er machte es doch mehr sich selbst zu gefallen als mir.

Diokl. (vor sich) Sie sind offenherziger als ich dachte!

Luc. Wie dem auch seyn mag, das solltest du uns doch gestehen, daß du nicht ganz aufrichtig warst, als du mir wissen liessest, du wärest gar keine Freundin von übertriebnen Schmeicheleyen.

Panth. Da irrst du dich doch wohl ein wenig, Lucian.

Luc. Wer war denn die Dame, die mir sagen ließ: sie sey versichert, ich würde sie nicht so sehr gelobt haben, wenn es mir nicht von Herzen gegangen wäre?

Panth. Und gerade daraus solltest du geschlossen haben daß ich aufrichtig war. Allerdings war ich keine Freundin von übertriebnen Schmeicheleyen; aber ich hielt die deinigen nicht für übertrieben.

Luc. (lachend) O, o; das ist allerdings worauf ich nicht dachte. Das verschließt mir den Mund auf einmal.

Panth. Was willst du, Lucian? Ich war ein Weib ——.

Luc. Und, aufrichtig zu seyn, meine Schmeicheleyen waren wenigstens so scheinbar, so wahrscheinlich ——

Panth. Spötter! — wenigſtens mit ſo viel Wiz und Feinheit angebracht, ſo neu und gefällig eingekleidet, ſo ſchön geſagt! — Das Vergnügen von einem Mann der ſo loben kann gelobt zu werden iſt ein zu berauſchender Trank, um das Bisgen Vernunft nicht zu übertäuben, das der Eitelkeit in dem Kopfe eines ſchönen Weib's die Wage halten ſoll. — Doch, vergieb, Lucian, daß ich dir nicht länger das Vergnügen machen kann, dich und deinen Freund hier auf Koſten meiner ehmaligen Thorheit zu beluſtigen. Ich muß einen kleinen Flug nach der Oberwelt thun. —— (Sie verſchwindet.)

Diokl. zu Luc. Einen Flug nach der Oberwelt? Sie wird doch nicht ſpüken wollen? Wenigſtens hab ich nie gehört, daß ſich jemand gerühmt hätte, ein ſo liebliches Geſpenſt geſehen zu haben.

Luc. Das iſt ein Räthſel, das ich dir vielleicht ein andermal auflöſen darf. Sag mir izt, wie gefiel dir Panthea? Iſt ſie nicht ſchön?

Diokl. Noch liebenswürdiger als ſchön wie du ſagteſt. Aber noch immer ſehr ſchön, wiewohl der Contur ihrer Wangen nicht ganz ſo ſanft abgerundet iſt als an der Venus des Alkamenes. Und, wenn ich dirs frey geſtehen darf, der Zug ihrer Augenbrauen däuchte mir gerade darum deſto geiſtreicher, weil er nicht ſo mit dem Zirkel gezogen iſt wie an dem Meiſterſtük des Praxiteles. Auch ihre Stirne ſchien

mir

mir merklich breiter, als sie seyn müßte, um der Knidischen Venus so gleich zu seyn, und ihre Lippen länger und schmaler als die den Kuß heraussodernden Lippen der Roxane des Aetion. Und doch däuchte mir, andre Lippen und eine andre Stirne würden ihrem Gesichte nicht so gut anstehen als ihre eignen.

Luc. So, daß du also findest, ich habe ihr gerade dadurch Unrecht gethan, daß ich sie schöner mahlen wollen als sie ist?

Diokl. Ich denke, dies mag beym Verschönern wohl oft der Fall seyn.

Luc. Da hast du recht. — Aber wie gefällt dir die Aufrichtigkeit, die unter uns eingeführt ist? Dünkt dich nun nicht, daß wir sehr angenehm zusammen leben? Und fühlst du nicht, daß du die schöne Panthea lieben könntest, wiewohl du sie ohne irgend eine Art von Täuschung siehst? Denn du wirst vermuthlich wahrgenommen haben, daß die Begierde, die dort oben die natürliche Würkung der Schönheit hindert, unter die Dinge gehört, die wir zurükgelassen haben.

Diokl. Ich hatte immer gehört, die Schönheit sey das was die Begierde reitze: Izt erklärt mir meine eigne Erfahrung warum du sagtest, die Begierde hindre die natürliche Würkung der Schönheit. Ich denke du hast vollkommen recht. Schönheit für sich allein würkt bloßes Wohlgefallen und gewährt reinen ruhigen Genuß. Begierde hingegen

ist körperlicher Reiz, der, auch ohne von der Schönheit erregt zu werden, für sich selbst würken kann und durch die unruhige Bewegung, wodurch er die Heiterkeit der Seele trübt, der reinen Würkung des Schönen nothwendig hinderlich ist.

Luc. So ists, denke ich: wiewohl, so lange wir unter den Sterblichen leben, geheime Triebfedern, von der Natur zu gemeinnüzlichen Endzwecken angebracht, auch die Schönheit zu einem natürlichen Mittel machen, die Begierde zu erwecken. Daher ist es zwar unschiklich, Reiz und Schönheit zu verwechseln; aber eben so unläugbar, daß Schönheit reizt, als daß Reiz verschönert. Da dies lezte aber bloß Täuschung ist: so erscheint uns andern Elysiern nichts schöner als es würklich ist; und die Schönheit erzeugt in uns reine Liebe, ohne fremdes Zugemisch. Kurz, die berühmte Platonische Liebe, die auf der Oberwelt den Meisten lächerlich, bey manchen betrügerische Anmaßung, bey einigen schuldloser Selbstbetrug, bey andern verdienstlose Wahrheit, und nur bey sehr wenigen verdienstliche Täuschung ist — diese Platonische Liebe ist die einzige, deren wir fähig sind — das Schwärmerische ausgenommen, welches, als fremder unreiner Zusaz, von ihr abgeschieden wird.

Diok. Aber gerade diese Schwärmerey, diese schöne Seelentrunkenheit, die uns die Gegenstände unsrer Bewundrung, unsrer Liebe, unsers Verlangens,

gens, in einem so zauberischen Lichte zeigte, machte die höchste Wonne unsers vorigen Zustandes aus —

Luc. Und seine bittersten Qualen. Denn, die unglüklichsten Menschen die ich je gekannt habe, waren gerade diese so leicht zu berauschenden Seelen, die, in ihrer Trunkenheit, sich, wie Bacchanten, stark genug fühlten Eichen zu entwurzeln, und, wenn der Taumel vorüber war, von einem Strohhalm zu Boden fielen; die jeder Genuß zu Göttern machte, und jeder Verlust an Ixions Rad heftete.

Diok. Aber kannst du läugnen, daß es eine Art von Schwärmerey giebt, die uns würklich veredelt, würklich glüklich macht?

Luc. Glüklich? Ja, so glüklich als ein Bacchusfest machen kann; denn, was auch die Ursache seyn mag die uns berauscht, die Trunkenheit selbst ist — Trunkenheit, und die Würkungen sind ungefehr die nemlichen.

Diok. Ich hatte unrecht, mich eines Wortes zu bedienen, das mich unverständlich macht. Ich wollte sagen, giebt es nicht eine Art von Begeisterung, wo das Anschauen der Schönheit, der Vollkommenheit — des Göttlichen — wo es auch sey — die Seele ergreift, erhebt, über alles Irdische, Körperliche, Beschränkte und Vergängliche emporreißt; sie, so lange dies Anschauen dauert, (wär's auch nur auf Augenblicke) ganz durchglüht, verherrlicht, beseligt, vergöttert?

Luc. Aus meinem Munde sollte es dich wohl befremden ja zu hören. Aber bilde dir ein, daß es Pythagoras oder Plato sey, der dir durch mich antwortet. Ja, Diokles, es giebt einen solchen Zustand; und er ist uns Bewohnern Elysiums viel weniger fremde, als er's dort oben ist, wo ein Becher Wein von Chios, der Kuß einer Glycerion, das Lächeln eines Großen — freylich nur Narren, aber wer ist dort nie Narr gewesen? — zu Göttern machen kann. Nur, was bey den Menschen fast immer ganz oder doch zum Theil bloßes Spiel der Sinne und des wallenden Blutes, oder Blendwerk der Einbildungskraft und Ueberspannung der Seele ist, ist hier Wahrheit; und wenn dort oben jeder, der etwas von dieser Art erfahren zu haben meynt, nicht laut genug krähen, nicht hyperbolisch genug davon schwatzen kann: so sind hier die heiligsten Augenblicke der Freundschaft, der reingestimmtesten Sympathie, kaum heilig genug, von Empfindungen oder Erscheinungen dieser Art, auch nur in abgebrochnen Lauten, zu reden. Es sind Mysterien, in welchen wir alle initiirt sind, wiewohl nicht in einerley Graden — aber aus dem Heiligthum der Menschheit plaudern nur Schwätzer, die kaum hineingeblikt haben, und werden dafür gestraft, daß sich die Thüre vor ihnen zuschließt eh sie hineingekommen sind.

Diok. Aber woran erkennt ihr, daß es nicht

auch

auch bey euch Täuschung ist, was ihr in einem Zustande, wovon sogar zu reden verboten ist, zu erfahren glaubt?

Luc. In jedem gesunden Zustande der Seele — wie vielmehr in der tiefen Stille und reinen Klarheit, worinn die Weisen im Elysium leben, ist nichts untrüglicher als der Charakter, welcher Wahres und Falsches unterscheidet. Licht und Finsternis sind einander nicht mehr entgegen. Wahres Gefühl des Göttlichen unterbricht die Stille der Seele nicht — es macht sie vielmehr noch stiller, kehrt sie noch unverwandter in ihr Innerstes. Derjenige, dem dieser Sinn aufgeschlossen ist, spricht nicht von dem was er sieht, was er fühlt: aber sein ganzes Wesen, seine ganze Art zu seyn und zu würken spricht davon. Du kannst etwas diesem Aehnliches an den großen Menschen wahrnehmen, denen die Natur das Geheimnis der Künste entsiegelt hat. Homer schrieb kein Buch von der Dichtkunst, aber er machte seine Ilias; Phidias, Praxiteles, Apelles, schrieben keine Theorien, definierten das Erhabne, die Schönheit, die Grazie, nicht: aber ihre Werke spiegeln die Idee des Göttlichen zurük, die sich ihrer Seele eingesenkt hatte. Sie schwazten eben darum nicht davon, weil sie gesehen hatten was die Schwätzer nie sahen; versuchten's eben darum nicht zu erklären weil sie es als unerklärbar fühlten: sie machten's, und stellten's dar — denen welche sehen können.

Dies ist der Charakter des Poeten, des wahren Mu-chers; und in diesem Sinn ist jeder ächte Künstler Poet — ein kläglich entweyhtes, beynahe schambares Wort, aber ehrwürdig dem der seinen Sinn umfassen kann, wie es unsern Alten war — Bloß aus diesem Grunde läßt sich das was in der Kunst das höchste ist, was der wahre Künstler selbst mehr fühlt als erkennt, oft nur vorüberblitzen sieht, nur von fernher ahndet, eben darum läßt sich das nicht lehren. Kein Fleiß, keine Nachtwachen, keine Nachahmung, kein Studium wird es dem erforschlich noch erreichbar machen, dem es die Natur nicht offenbart. Und aus eben diesem Grunde können alle Schriften eines Plotinus und Jamblichus wohl eine Menge Theosophischer Schönredner und Großsprecher — vielleicht auch einige Schwärmer, Träumer, und Narren — aber keinen Apollonius machen. Dies ist alles, Diokles, was ich dir izt über diese Sache sagen kann —

Diok. Und ist genug.

W.

III.

Konrad von Adlerberg
und
Leonore von Lichtenau.

Ein Erziehungsmährchen (*)

Als Kayſer Maximilian der Erſte am Ende des 15ten Jahrhunderts Oeſterreich nebſt der Stadt Wien

(*) Es ſind ſchon Jahr und Tag verfloſſen, ſeit der H. bey Gelegenheit der von einem übellaunigen Ungenannten eingereichten Petition, "daß doch, anſtatt der frivolen Mährchen (Pervonte, Schach-Lolo u. ſ. w.) womit der T. M. ernſthaften Leſern Ekel und Gähnen zubereite, hübſche Abhandlungen über das Erziehungsweſen (als woran wir bekanntermaßen ſo großen Mangel leiden wie die alten Athenienſer an Nachteulen) eingerükt werden möchten" — ſich gutherzigerweiſe zu einem Erziehungs-Mährchen anheiſchig gemacht hat. Da nun gegenwärtige Erzählung, wegen der wichtigen Lehren ſo ſich Gouverneurs und Gouvernannten daraus abziehen können, ganz füglich die Stelle eines Erziehungsmährchens vertreten kann: ſo bittet der H. den geneigten Leſer damit einſt-

Wien wieder eroberte, blieb unter andern in der Belagerung einer der tapferſten Ritter, Namens Johann Graf von Adlerberg, und des damaligen Herzogs Georg von Bayern Anverwandter. Er

einſtweilen vorlieb zu nehmen; zumal, da die Fortſezung des, ohne Schuld des Verf. und Herausgebers, unterbrochnen Dorfphilanthropins, erſt im künftigen Monat erſcheinen kann. Daß übrigens dieſes Stük nicht von eignem Gewächſe iſt, thut nichts zur Sache; genug daß es unterhaltend, lehrreich und den meiſten Leſern ſo neu iſt, als ob es aus dem Ethiopiſchen überſezt wäre. Weil der H. in ganz gleichgültigen Dingen ſich recht gerne, wo es nur irgend ſchiklich iſt, nach dem herrſchenden Geſchmak richten mag: ſo hat man nicht ermangeln wollen, die Scene in einen der vordern Kreiſe des T. Reichs zu verlegen, und den Perſonen teutſche Namen zu geben. Die Ueberſezung iſt dadurch überhaupt etwas frey geworden; jedoch will man nicht dafür ſtehen, daß das Coſtüme des XV. Jahrhunderts viel genauer darinn beobachtet ſey, als in den meiſten unſrer aus teutſchem Saamen gezognen neueſten Trauerſpielen. Auch iſt dies, wie bekannt, weder in Mährchen noch Trauerſpielen, zu Erreichung des Endzweks ſchlechterdings nöthig. Uebrigens wolle niemand an dem einfältigen Worte Mährchen Aergernis nehmen, und um deſſentwillen ſchlechter von der Sache denken. Denn, in ſo ferne nur mutato nomine de TE fabula narratur, ſo thut eine nicht garantierte Erzählung eben ſo gute Dienſte als ob ſie von zehn Zeugen beſchworen wäre.

Brutus.

Ihr sagt, ihr seyd ein besserer Soldat; zeigt euch so, bestätiget eure Großsprecherey durch die That, und ich werde mir's sehr wohl gefallen lassen. Was mich betrift, ich bin allemal froh, wenn ich von wakern Leuten lernen kan.

Cassius.

Ihr thut mir auf alle Art Unrecht -- Ihr thut mir Unrecht, Brutus; ich sagte ein älterer Soldat, nicht ein besserer. Sagt' ich, ein besserer?

Brutus.

Wenn ihr's sagtet, so bekümmre ich mich nichts darum.

Cassius.

Wenn Cäsar lebte, er hätte sich nicht unterstanden mir so zu begegnen?

Brutus.

Stille, stille; ihr hättet euch nicht unterstanden, ihn so zu reizen.

Cassius.

Ich hätte mich nicht unterstanden! --

Brutus.

Nein.

Cassius.

Wie, nicht unterstanden ihn zu reizen?

Er hinterließ einen einzigen minderjährigen Sohn, dessen Geburt seiner Gemahlin das Leben gekostet hatte, und der izt Erbe eines sehr beträchtlichen Vermögens war. Diesen nahm Herzog Georg an seinen Hof, und übergab ihn der Vormundschaft derjenigen unter seinen Verwandten, für welche theils ihr Alter, theils ihre Treue gegen seinen verunglükten Vater sprach. Der junge Graf von Adlerberg wurde in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, die seine Geburt erfoderte; und seine Vormünder hatten ihm überdies einen stattlichen und weisen Hofmeister, Namens Hieronymus Spät, zum Mentor gesezt, welcher seine Pflicht so eifrig erfüllte, daß er sich ein Gewissen daraus gemacht haben würde seinen Eleven nur einen Augenblik aus dem Gesichte zu lassen. Besonders glaubte derselbe seine Wachsamkeit izt verdoppeln zu müssen, da sein junger Zögling das 18te Jahr erreicht hatte; und sein Eifer würde gewiß auch von dem besten Erfolg gewesen seyn: wenn nicht Mutter Natur, die sich ihrer Rechte nie, am wenigsten aber an junge Seelen, begiebt, besonders dem Herrn Hieronymus Spät gezeigt hätte, daß sie auch ein Wort in sein Geschäft zu reden habe.

Herzog Georg gab seinem Hofe bey einer gewissen feyerlichen Gelegenheit einen Ball, zu welchem alle Junker und Fräulein von gutem Hause eingeladen wurden. Unter diese Zahl gehörte vorzüglich der

junge

junge Adlerberg, und Fräulein Leonore, die Perle der ganzen Stadt, und Tochter eines Freyherrn von Lichtenau, der bereits vor fünf Jahren gestorben war, und diese einzige Frucht seiner Ehe, nebst einem großen Vermögen, in den Händen einer Schwester des Herrn Hieronymus Spät, Frau Waldburge genannt, hinterlassen hatte. Der junge Graf und Fräulein Leonore kamen also unter dem Geleite ihrer ebengenannten Beschützer nach Hof. Die Gesellschaft war so beschaffen, daß der Ball beynah ohne Tanz geblieben wäre; nicht, weil der Tänzer und Tänzerinnen zu wenig, sondern weil ihrer — zu viel waren. Graf von Adlerberg fand sich daher genöthigt seinen Plaz auf einer Stufe der Gallerie zu nehmen, die in einer gewissen Höhe des Saals angebracht war; und eben die unsichtbare Hand, die ihm und Leonoren, wie unsre Leser bereits bemerkt haben werden, die Fäden ihres Schiksals von einem und eben demselben Knäuel abzuwickeln schien, mußte natürlicherweise auch izt im Spiele seyn; denn Konrad von Adlerberg und Leonore von Lichtenau — stunden einander gegenüber. Sie sahen sich beyde zum erstenmal, sie konnten nicht mit einander reden; doch grüßten sich ihre Seelen durch ihre Blicke, die sich nur desto öfter begegneten, jemehr sie einander ausweichen zu wollen schienen. Jedes bemerkte an dem andern eine Leidenschaft, eine Bewegung in allen Zügen, die

nichts

nichts weniger als geschickt war seine eigne zu mildern.

Als sie sich in dieser wechselseitigen Verzückung befanden, sah sich der Herzog, welcher Leonoren gewahr worden war, nach seinem Vetter um, um sie mit einander tanzen zu sehen, weil er wußte, das beyde sehr artig tanzten. Sobald er ihn ausfündig gemacht hatte gieng er auf Leonoren zu, führte sie nach dem Orte der Gallerie, wo der junge Adlerberg seinen Plaz genommen hatte, und winkte diesem herunter zu-kommen. Der junge Herr gehorchte; aber mit so sichtbarer Verwirrung, daß er kaum seiner Füsse Meister blieb, und jedermann glauben machte, er werde mit dem Kopf voran die Stufen messen. Endlich war er unten; der Herzog präsentierte ihm Leonoren zum Tanz, und so lange dieser währte, waren die Augen aller Zuschauer auf beyde gerichtet. Als sie ausgetanzt hatten, wurden sie vom Gedränge sowohl als ihrer beyderseitigen Verwirrung an das andre Ende des Saals getrieben, wo sie ihren Aufsehern weiter aus den Augen waren. Von dieser zufälligen Entfernung machten sie auch einen zufälligen Gebrauch. Sie schienen es nicht ungerne zu sehen, wenn das Gedränge sie näher aneinander schob. Alle Augenblicke begegneten sich ihre Hände, und jedes fühlte dann einen Druk, so sanft und doch so gewaltig, wie der Druk eines — Liebenden. Tausendmal bekräftigten ihre brennenden Blicke das Zeugniß

niß der Liebe, das ihre Hände einander gaben; kurz, niemals iſt gewiß ein Liebesbund ſo ſtill und zugleich mit ſo viel Beredſamkeit geſchloſſen worden, als izt.

Leonore zog einen Handſchuh aus, um eine Frucht zu nehmen die ihr der Herzog anbot. (Wiewohl wir uns geneigter fühlen zu glauben, daß ſie es aus eben der Abſicht gethan habe, aus welcher es, unter gleichen Umſtänden und mit einem eben ſo ſchönen Arm, eine jede andre ihres Geſchlechts gethan haben würde.) Beym Ausziehen fiel ihr ein Ring mit Perlen beſezt vom Finger. Ihr neuer Liebhaber bükte ſich ſogleich darnach um ihn wieder aufzuheben und ſubſtituierte geſchwind den ſeinigen davor, welcher mit Diamanten beſezt war. Leonore bemerkte den Tauſch ſehr wohl; allein ſie ſtellte ſich nichts bemerkt zu haben, und ſchob den Ring an ihren Finger.

All dies hatte der Herzog mit eben der Aufmerkſamkeit, wie Herr Hieronymus und ſeine Frau Schweſter beobachtet; nur daß es auf ihn eine andre Wirkung als auf die beyden leztern that. Er freute ſich nemlich, zwoo eben ſo reiche als ſchöne Perſonen in ein geheimes Bündniß treten zu ſehen; und entſchloß ſich das öffentliche ſobald als möglich nachfolgen zu laſſen, um ein Paar glüklich zu machen, von dem er ſeinen Hof eben ſo viel Zierde als Ehre verſprechen durfte. Herr Spät dachte, eigent-

gentlich zu reden, — nichts. Seine Gedanken waren in immerwährendem Stande der Ruh und mußten allzeit erſt von einer ziemlich ſtarken Kraft angeſtoßen werden, wenn ſie in den Stand der Bewegung übergehen ſollten. Dieſes Vortheils über ihn hatte ſich ſeit geraumer Zeit Frau Waldburge beſonders zu erfreuen, welche, nebſt ihren andern vortreflichen Eigenſchaften, auch zu Beredſamkeit eine zweyte Aſpaſia war. Sobald ſie ihm alſo den ſchrecklichen Abgrund zu eröfnen anfieng, in welchen ſich junge Leute durch eine ſo zügelloſe Leidenſchaft auf ewig ſtürzen könnten: fand ihr Hr. Bruder, daß man einer zwar zufälligen, aber, wie aus ihrer erſten Wirkung zu ſchließen, höchſtgefährlichen Bekanntſchaft alle mögliche Riegel vorſchieben müſſe. Hiermit verlieſſen ſie die Gallerie, um ihre Eleven dem beyderſeitigen Verderben zu entreißen.

Sie hatten große Müh zu ihnen zu kommen, weil die Geſellſchaft izt ein bloßes verworrnes Gewimmel worden war, wo man jeden Augenblik ſich ſelbſt zu verliehren befürchten mußte; geſchweige denn, daß es leicht geweſen wär, einen andern zu finden. Doch hatten ſie ſich endlich durchgedrungen, und kaum waren die beyden Liebenden von einander getrennt und jedes wieder unter die Fittige ſeines Schutzgeiſtes geborgen: als ſie beyde anfiengen, das Gedränge der Geſellſchaft höchſt unangenehm zu finden. Sie wurden gedrükt, geſtoßen, getreten, und ſchwebten

bisweilen eine geraume Zeit auf und nieder, ohne daß sie nur mit der Fußspitze die Erde berühren konnten — eine Unbequemlichkeit die sie vorher, wie kaum bemerkt worden, nicht dafür aufgenommen hatten. Das Gedränge wurde immer stärker, und war zulezt ein einziger Klumpe, dessen ganzer Unterschied von dem alten Chaos lediglich darinn bestand, daß eine gewisse dunstige Wärme von ihm ausgieng, welche zugleich die Athmosphäre um ihn her so sehr verdikte, daß kaum die subtilsten Lichtstralen sie zu durchdringen scharf genug waren.

Mit einemmal stürzte ein Kronleuchter hernieder und riß unter einem gewaltigen Prasseln einige Stüke des Steins mit aus, worinn die Rolle befestigt war. Man müßte in einen Ameisenhaufen gesehen haben, wenn die Decke ihrer unterirrdischen Wohnung von dem Fußtritt eines Vorübergehenden über ihnen zusammenrollt, um sich einigermaaßen einen Begriff von dem Schrecken, der Angst und Verwirrung der Gesellschaft machen zu können. Jedermann glaubte der Saal stürze in Grund und Boden zusammen. Alles wehklagte und schrie, und die ganze Masse stemmte sich gegen die Thür, welche zum größten Unglük die einzige im ganzen Saale war. Die blos scheinbare Gefahr wurde nun Ursach einer wirklichen. Sechs Personen weiblichen und männlichen Geschlechts hatten das Unglük auf der Stelle zu Boden gedrükt zu werden; und da sich der ganze übrige Hause nicht

besser

beſſer zu helfen wußte, als über dieſe Unglüklichen weg zu taumeln; fand man ſie, nachdem alles aus einander war, tod und jämmerlich zugerichtet auf der Erde liegen. Glüklicherweiſe war keins von den beyden Liebenden unter der Zahl dieſer Verunglükten; auch Frau Waldburge und ihr Herr Bruder wünſchten einander Glük ſo ziemlich wohl davon gekommen zu ſeyn; und beyde verſicherten, jedes beſonders, ihren Eleven, daß ſie in Zukunft ſie keiner ſolchen Gefahr wieder ausſetzen würden.

Den nächſten Morgen wurde ſehr ſpät daran gedacht die beyden Pupillen zu wecken; aber dies war ohnehin eine ſehr überflüßige Sorge, denn keins hatte ein Auge zugethan. „Lieber Herr Spät, redete der junge Graf ſeinen Hofmeiſter an, ſagen Sie mir doch, wie heißt denn das Fräulein, mit dem ich geſtern Abend getanzt habe?“ — Herr Spät, betroffen von einer Frage, die er nicht Luſt zu beantworten hatte, erwiederte ihm: Was das für eine Frage iſt! Kann ſie wohl jemand beſſer beantworten als der Herr Graf ſelbſt? — „Ihre Logik ſchließt heute fehl, fuhr dieſer etwas ſpöttiſch fort. Ich habe mit einem jungen und ſchönen Frauenzimmer getanzt, das ich, ſowohl als ſeine Gouvernante, in meinem Leben zum erſtenmal geſehen habe. Wie können Sie alſo von mir erwarten, ihren Namen zu wiſſen? Aber ich weiß wohl was ich Ihrer Meinung nach hätte thun ſollen! Nicht wahr, ich hätte Sie mit der dummen Dreh-

ſtigkeit eines Dorfjunkers fragen ſollen: Wie heißen Sie Mademoiſelle? Oder hätt' ich vielleicht ihre Gouvernante mit meiner Neugierde attakiren ſollen? Wahrhaftig, Herr Spät, das würde mir bey einer wie bey der andern viel Ehre gemacht haben! Man hätte gewiß länger als einen Tag von der ſchönen Lebensart ihres Schülers und von den Verdienſten ſeines Hofmeiſters geſprochen."

Das Verſtändlichſte in ihrem Spott, antwortete der ſiegmatiſche Schutzgeiſt, iſt ihre Ungeduld den Namen der jungen Schöne zu wiſſen. Vielleicht bin ich im Stande ſie zu befriedigen, wenn ich wieder zurükkomme; denn izt werden Sie mir erlauben einen Beſuch in der Stadt zu machen.

Mit dieſen Worten empfahl ſich Herr Spät, und gieng geradesweges zu ſeiner Schweſter, um mit ihr geheime Conferenz zu halten. „Gewiß und wahrhaftig, antwortete Frau Waldburge, nachdem ſie ihm ſehr aufmerkſam zugehört hatte, gewiß und wahrhaftig, der Fall iſt ſonderbar! Mein Fräulein hat gerade den Kitzel, wie dein Junker. Seinen Namen, ſeinen Namen! — Sagen ſie mir nur ſeinen Namen! ſo gehts in einem fort. Amor muß, in dem Augenblik da ſie beyſammen geweſen ſind, eine ſchreckliche Zerſtörung in ihren armen Seelen angerichtet haben." — Es wundert mich nur, daß Sie einander nicht ſelbſt um ihre Namen gefragt haben! verſezte Herr Spät. — „Ey freylich, antwortete

wortete Frau Waldburge, und dieser Umstand ist gewiß ein Mittel das uns die Vorsicht an die Hand giebt, um in Zeiten allem fernern Unheil vorzubeugen; wir müssen den schnellsten Gebrauch davon machen." — Ein herrlicher Gedanke, Schwester, erwiederte Herr Spät. Du hast Recht, wir müssen Gebrauch davon machen um einer fernern Bekanntschaft vorzubeugen. Die Frage ist nur, wie wir das anzufangen haben? — „Warte Bruder, sagte Frau Waldburge ein wenig nachsinnend! — Jedermann spricht von sechs Personen, die gestern auf dem Ball erstikt seyn sollen. Da müssen wir unter diesen deinem Junker seine schöne Unbekannte, und Fräulein Leonoren ihren Liebesritter, jedoch mit andern Namen, nennen." — Schwester, deine Idee ist ein Meisterstük von Klugheit und Verstand, rief Herr Spät fast außer sich vor Freuden. Der Tod ist das eigentliche Grab der Liebe; und die Zärtlichkeit müßte gewaltig tiefe Wurzel in Ihnen geschlagen haben, wenn sie noch in einander verliebt seyn wollten, nachdem ein jedes das andre für tod halten müßte. Das ist die rechte Manier die Jugend zu erziehen! Juliana von Blumenthal, die auf dem Ball erdrükt worden ist, soll also in der Erzählung, die ich meinem Grafen geben will, statt deines Fräuleins figuriren; und du schieb ihr Graf Leopold von Ulten aus Tyrol, der ein gleiches Schicksal gehabt hat und heute begraben werden wird, statt meines Junkers unter!

Der Plan war gemacht, und Herr Spät gieng zu seinem Eleven.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Graf! sagt er beym Eintritt ins Zimmer. — Nichts als Jammer und Elend was ich Ihnen zu sagen habe. Sechs lebendige Personen sind tod vom gestrigen Ball getragen worden, und unter diesen ist — erschrecken Sie nicht, lieber Graf, — unter diesen ist — Fräulein Juliane von Blumenthal, das junge und schöne Frauenzimmer, mit der Sie gestern Abend getanzt haben, und deren Namen Sie heute von mir zu wissen verlangten. Man wird sie morgen begraben, und wo ich nicht irre, muß der Leichenzug unter unserm Fenster vorbeygehen."

Gleich beym Anfang dieser Hiobspost stund der junge Liebhaber wie vom Donner gerührt. Jedes Wort schlug ihm durch Mark und Bein. Nichts destoweniger fuhr der unbarmherzige Mentor fort, ohne dergleichen zu thun, als ob er den Eindruk merkte, den er durch seine Erzählung auf seinen Eleven machte. Er triumphierte heimlich über die gute Wirkung seiner Arzney; und den Schmerzen, die sie zu gleicher Zeit verursachte, hätte er nicht mit kälterm Blute zusehen können, wenn er auch ein Geweyhter des Aeskulap gewesen wäre. Nachdem er glaubte genug gethan zu haben, gieng er von ihm, und überließ ihn seinen eignen Betrachtungen, die

den

Brutus.

So lieb als euch euer Leben geweſen wäre.

Caſſius.

Trauet meiner Liebe zu euch nicht zu viel zu; ich kan etwas thun, das mir leid ſeyn ſollte.

Brutus.

Ihr habt ſchon gethan, was mir leid iſt. Eure Drohungen ſchreken mich nicht, Caßius; ich bin von meiner Rechtſchaffenheit ſowol beſchüzt, daß ſie an mir vorbeyfahren, wie der leichte Wind, den ich nicht achte. Ich ſchikte zu euch um gewiſſe Summen Goldes, und ihr ſchluget ſie mir ab. Ich hatte ſie nöthig, denn ich kan kein Geld durch niederträchtige Mittel erheben; beym Himmel, lieber wollt' ich mein Herz münzen, und mein Blut tropfenweis für Drachmen hingeben, eh ich durch irgend einen ungerechten Weg den armen Landleuten ihren ſauerverdienten Pfenning aus den Händen winden wollte. Ich ſandte zu euch um Gold, meine Legionen zu bezahlen, und ihr ſchluget mir's ab. War das eine Handlung, die dem Caßius ähnlich ſieht? Hätte ich dem Cajus Caßius ſo geantwortet? Wenn Marcus Brutus jemals ſo karg wird, ſolche elende Zahlpfenninge vor ſeinen Freunden zu verſchlieſſen, o ihr Götter, ſo ſäumet nicht, ihn mit allen euern Donner-Keilen in Stüke zu zerſchmettern.

Caſſius.

Ich ſchlug's euch nicht ab.

den Schmerz des Liebekranken vollends aufs äußerſte trieben.

Frau Waldburge, ihrerſeits, ließ ſich, wie leicht zu erachten, in Ausführung des ſchönen Plans von ihrem Herrn Bruder nichts weniger als übertreffen. Im Gegentheil verſtärkte ſie ihre Doſis noch durch das Vergnügen, mit dem ſie ſich an dem Schmerz der armen Verliebten weidete. Sie ſah mit dem gelaſſenſten Blik die ſchönen Augen in Thränen ſchwimmen, und ſuchte die Scene ihres grauſamen Triumphs ſo lang als möglich dauren zu machen. Endlich verlohr Leonore die Geduld. Sie merkte daß ſich ihre Gouvernante ein Vergnügen daraus mache ſie zu quälen, wiewohl ſie ihre ganze Treuloſigkeit noch nicht ahndete.

„Freuen Sie ſich nur, brach ſie aus, — ſie die ich leider nur zu lange meine Liebe genennt habe! Wenn Sie mir vorgeſezt ſind, um mir das Herz zu zerreißen, ſo haben Sie bereits mehr als ihre Pflicht geleiſtet. Wiſſen Sie, ich liebte den Grafen; ſein Anblik hat mein Herz auf immer verwundet! Ich würde mich bemüht haben Ihnen ewig ein Geheimniß daraus zu machen; aber die Neuigkeit, die Sie mir mit ſo vielem Vergnügen erzehlen, erlaubt mir Ihnen alles zu entdecken. Hören Sie's noch einmal! Ich liebte ihn — liebte? ach, ich liebe ihn noch,

und werde nie einen andern lieben. Sie lächeln? Lächeln sie nur, wenn mein Schmerz so vielen Reiz für sie hat. Verstellen sie sich nicht! Weiden Sie sich immer an meiner Pein; nur hüten sie sich ihr in den Weg zu treten, und noch mehr, sie heilen zu wollen. Ich verzeyhe Ihnen alles was sie izt an mir sündigen; denn ich habe ihnen dagegen die einzige Süßigkeit zu danken, die mir übrig bleibt — die Süßigkeit zu wissen wen ich liebte, wen ich bejammere, und wen ich nie wieder zu sehen hoffen darf."

Bey diesen Worten vergoß die Trostlose einen Strom von Thränen; und selbst Frau Waldburge, die es doch darauf abgesehen hatte sie in diesen Zustand zu setzen, wurde gerührt, und hätte beynah bedauert so weit gegangen zu seyn. Sie rükte mit ihrem Stuhl näher zu der schönen Trauernden hin; ergrif eine ihrer Hände, welche sie in die ihrigen drükte, und sagte, mit einem Kuß auf die Stirn, zu ihr:

Hören sie mich an, mein schönes Kind! (denn meine Zärtlichkeit erlaubt mir sie so zu nennen.) Ich vergebe Ihnen ihren Kummer, auch sogar ihren Unwillen gegen mich. Der Gegenstand, den sie beklagen, konnte vielleicht ihre Zärtlichkeit verdienen; aber er war ein Fremder, und vielleicht bald dazu bestimmt, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Fürsten, ja selbst gegen ihre Anverwandten die Waffen zu führen. Sehen Sie, in welchen Abgrund sie der

Fehl-

Fehltritt eines Augenbliks hätte stürzen können? Die Vorsehung die alles zum Besten lenkt, hat dies nicht zugelassen. Sie sind zwar gegenwärtig nicht in der Verfassung, diese kostbare Wohlthat zu schätzen, aber, gewiß und wahrhaftig! Sie werdens in Zukunft seyn. — Doch ich seh, diese Reden bringen sie auf, anstatt sie zu besänftigen? Also wollen sie sich nicht vorstellen, daß sie mit der Zeit den Graf von Ilten vergessen werden? Die Täuschung ist ihnen freylich noch zu neu, als daß sie sie dafür erkennen sollten. Ich verlange nicht so schön gewesen zu seyn, als sie sind; aber, so wie ich war, hatt ich doch auch meine Anbeter, unter denen sogar mich einer wirklich heyrathen wollte. Er starb kurze Zeit vor der Trauung; ich war untröstlich über seinen Verlust, und glaubte nie einen andern lieben zu können. Gleichwohl war ich anderthalb Jahr darauf — Frau und Mutter. Ungefehr nach einem zweyjährigen Ehestande wurde ich zum drittenmale ledig, und war schon getrostet. Ich heyrathete wieder, und wurde wieder zur Wittwe. Auf diese Art wechselte es eine geraume Zeit mit mir ab, so daß ich nun Wittwe des sechsten Mannes bin. Der Verlust dieses letztern hat mich zwar hauptsächlich geschmerzt; aber, gewiß und wahrhaftig! Fräulein, sollte es der Wille des Himmels seyn, daß — —"

Hier wurde Frau Waldburge gerade in der schönsten Stelle ihrer weisen Remonstrationen durch eine

Visite unterbrochen, die ihr angesagt wurde. Sie verließ ihr Fräulein; gieng in ein anders Zimmer und fand daselbst — Herrn Hieronymus Spät.

„Wir haben was schönes gekocht, Schwester, rief er ihr, als sie kam, entgegen. Stell dir vor, der Herzog will dein Fräulein an meinen Grafen verheyrathen! Was hilft uns nun unsre Vorsicht und unser Ueberlegen? Freylich hätten wir ein wenig behutsamer zu Werke gehen sollen; zumal da wirs mit unsern Augen sahen, daß der Herzog auf dem Ball dein Fräulein an den jungen Herrn präsentierte. Aber wem hätte denn auch einfallen sollen, daß es auf eine Heyrath abgesehen sey? Sollte mans doch kaum denken, daß man mit so vieler Vorsicht doch so übel anrennen könnte!"

Niemand als du, Herr Bruder, antwortete Frau Waldburge mit einem wichtigen Ton, hat zu dem ganzen Betrug Anlaß gegeben; denn hättest du mir nichts von deines Junkers Neugierde nach Leonorens Namen gesagt: wie hätte mir denn einfallen können, daß keine des andern Namen wüßte? — „Das hab ich freylich gesagt, antwortete Herr Spät; aber wer in aller Welt hätte denken sollen, daß du es gleich zu einer so kitzlichen Sache anwenden würdest, wie der Betrug war, den du in Vorschlag brachtest." — Wenn ich ihn in Vorschlag gebracht habe, erwiederte Frau Waldburge, so hast du ihn gebilligt, und bist so wenig zu entschuldigen als ich. — „Laß gut

seyn,

seyn, unterbrach sie Herr Spät. Das Nöthigste, was wir zu thun haben ist den Karren so bald als möglich wieder ins Trokne zu schieben; und da fragt sichs nur, wie wir das anzufangen haben?"

Frau Waldburge sann einen Augenblik. „So! brach sie aus, das geht vortreflich! Wir müssen nemlich, eh wir den ganzen Betrug entdecken, die Heyrath voranschicken, die der Herzog zwischen ihnen schließen will. Im Anfang wird es freylich keine gar zu freundliche Gesichter geben; aber das thut nichts! Wenn der erste Sturm vorüber ist, wirds auch ein rechter Jubel seyn, wenn sie sehen werden, daß wir ihnen vergebliche Angst gemacht haben." — Bravo! schrie Hr. Spät. Abermal ein Gedanke an dem ich meine Schwester erkenne. Nun, dabey solls bleiben! Ich kanns kaum erwarten den Spaß zu sehen. Leb wohl, Schwester!

Hiermit empfahl sich Hr. Spät, und gieng wieder zu seinem Zögling. Frau Waldburge aber rief nach ihrem Fräulein, und jedes eröfnete seinem Eleven die Absicht des Herzogs. Die beyden liebenden stunden betroffen und antworteten bloß mit Thränen. Man ließ Sie weinen; denn, dem Plane zufolge, sollte der Jubel hinterdrein kommen. Er kam auch wirklich; nur, wie's immer der Fall ist, anders als er kommen sollte.

Es wurde Abend und der junge Graf empfieng Besuch von einem ältern Vetter, Namens Fritz von Adler-

lerberg. Er zwang sich vergnügt zu scheinen; allein er war ein unglüklicher Liebhaber. Sein Vetter merkte bald daß es nicht richtig um ihn sey; gleichwohl mochte er ihn in Gegenwart seines Hofmeistlers nicht um die Ursach fragen. Dieser mußte also erst auf die Seite geschaft werden; und dies bewerkstelligte Junker Fritz auf folgende Art. Er hatte sich ausser den Künsten und Wissenschaften des Adels auch eine gründliche Gelehrsamkeit erworben, vorzüglich in demjenigen Fach, das ihm seine natürliche Neigung zu Thaten der Tapferkeit angenehm machte. Er hatte alle mögliche Heldenbücher, besonders aber die Alten studiert; und hiervon machte er izt Gebrauch. Er fieng an von den Helden Homers zu erzählen — ein Thema, von dem er schon hoffen durfte, daß es auf Hrn. Hieronymus Spät dieselbe Wirkung thun werde, welche die Flöte des Merkur auf den hundertäugigen Argus that. Sein Anschlag gelang; Herr Spät fieng an zu gähnen, nikte ein, erhob sich wieder, und gieng zu Bette. Zwar wollte sich, während daß er gieng, eine kleine Bedenklichkeit wegen seines Eleven in ihm regen; allein sie erstikte gleich in ihrer Geburt. Denn so oft sein geistiger Theil mit dem fleischlichen in Collision kam, pflegte allezeit diejenige Aufopferung zu erfolgen, welche eine so große Ungleichheit der Partheyen nothwendig machte.

Sobald er also fort war, fragte Fritz von Adlersberg seinen Vetter nach der Ursach seiner Traurigkeit, und dieser entdekte ihm alles. „Zur Zeit, antwortete Junker Fritz, ist die Sache zwar nicht so schlimm, wie du sie zu nehmen scheinst; denn ich sollte nicht denken, daß dich der Herzog zu einer Heyrath zwingen würde, bey der du dem Gehorsam gegen ihn ein so großes Opfer bringen müßtest. Doch ists immer wohlgethan, das Aergste zu befürchten, wenns darauf ankömmt, sich vor einer Widerwärtigkeit zu sichern; und dies scheint mir auch izt der Fall. Der einzige Rath den ich dir geben kann ist dieser, daß du gehst! Ich biete dir hiezu meine Freundschaft, mein Geld, und alle mögliche Hülfe an. Komm sogleich mit mir nach Hause! Ich will dir vor der Hand soviel geben, als nöthig seyn wird, dich in dem nechsten Orte zur Reise geschikt zu machen; und dann geh nach Rom, wohin ich bald selbst zu reisen von meinem Vater Erlaubniß zu erhalten denke."

Der junge Graf machte keine Reflexionen, denn es betraf sein Gefühl. Er warf sich seinem Freund in die Arme; der Entschluß war gefaßt, und beyde schlichen sich so still als möglich davon.

Hr. Spät pflegte meistentheils in seinem ersten Schlaf zu verschiedenenmalen durch gewisse Umstände unterbrochen zu werden, die er selbst sein ganzes Leben hindurch so geheimnißvoll verschwiegen hat, daß wir uns ganz ausser Stand gesezt sehen, den hin-

neugierigen Leser daran Theil nehmen zu lassen. Genug Herr Spät stieg ungefehr nach einer kleinen Stunde auf, und sah den Junker nicht in seinem Bette. Er suchte ihn im Zimmer, und dies war leer. Sogleich rief er einem Bedienten und fragte ihn nach dem Grafen. „Er wird mit seinem Vetter gegangen seyn, antwortete der Bediente.“ Auch gut! sagte Hr. Spät, zwey junge Leute gehen nicht miteinander, um gemeinschaftlich zu weinen. Er wird seine Traurigkeit dabey vergessen. Mit diesen Worten legt' er sich wieder zu Bett, und freute sich schon im voraus, seinen Junker, zwar vermuthlich etwas spät, aber nur desto vergnügter nach Hause kommen zu hören. Doch wie groß war sein Erstaunen, als er den nechsten Morgen erwachte und das Bett seines Junkers noch in der besten Ordnung sah. Er stieg auf; schikte den Bedienten zu Junker Fritzen und bekam zur Antwort: Graf von Adlerberg sey nach Rom. Herr Spät stund wie vom Donner gerührt bey diesen Worten, und behielt kaum Besinnungskraft genug zu seiner Schwester gehen zu können.

„Junker Konrad ist fort, rief er ihr schon, als er die Thür aufklinkte, entgegen. Da haben wirs; Junker Konrad ist fort.„ — Das wäre! sagte Frau Waldburge. — „Ja ja! erwiederte Herr Spät, und erzählte die ganze Speciem facti von dem, was unsre Leser bereits gehört haben. Diesmal versagte Frau Waldburgen das Zündkraut ihrer Klugheit.“ Es ist

frey-

freylich anders als wir gemeint hätten, sagte sie; gleichwohl seh ich nicht ein, wie du Ursach hättest, dir darüber groß Leid seyn zu lassen. War denn dein Junker mit der Heyrath zufrieden?" — Nichts weniger als das, antwortetete Herr Spät. — „So ists ja gut, fuhr sie fort; denn mein Fräulein wollte eben so wenig daran. Nun ist er fort, und sie ist hier; so sind sie ja auf einmal von einander befreyt. Ueberdies, wer weiß, was das für eine unglückliche Ehe geworden wäre; man hat ja wohl Exempel. Aber die Vorsicht lenkt alles zum Besten. Gewiß und wahrhaftig! sie sind nicht für einander geschaffen gewesen; sonst hätte der Himmel gewiß kein Gedeyhen zu ihrer Heyrath gegeben. Aber wie gesagt, die Vorsicht lenkt alles zum Besten." — Schon recht, unterbrach sie Herr Spät; aber eigentlich ist ja niemand als wir Schuld, daß sie einander nicht vielleicht schon besitzen. Hätten wir Ihnen nicht den verdammten Betrug gespielt, wer weiß, ob uns allen izt nicht besser zu Muthe wäre. — „Darinn liegts ja eben, antwortete Frau Waldburge, daß Wir gerade Schuld seyn müssen, wenn du's so nennen willst. Die Vorsicht muß ja Werkzeuge haben, denn — — Izt gieng Herr Späten das Licht auf. Höre Schwester, unterbrach er sie, es fängt mir selbst an einleuchtend zu werden, was du da sagst. Wie hätten wir können auf den Einfall kommen, beyde gegen einander für tod auszugeben, wenn nicht auf

dem

dem Ball sechs Personen zertreten worden wären, und wie hätte dies geschehen können, wenn nicht der Kronleuchter herabgestürzt wär? Es ist sonnenklar, daß es die Vorsicht so beschieden hat. Aber meinst du nicht, daß wir gleichwohl darauf denken müssen, wie wir uns bey der Sache zu benehmen haben? —

„Nichts ist leichter als dies, antwortete Frau Waldburge! Denn Verantwortung kann dirs auf keinen Fall zuziehn. Dein Junker ist heimlich fortgegangen; und jedermann weiß, wie treulich du ihn bewacht hast. Und weiter haben wir auf nichts zu denken; denn da es die Vorsicht nun einmal auf sich genommen hat, sie beyde zu führen; so wär es Vorwitz auf unsrer Seite, in ihre Rechte greifen zu wollen."

In diesem Ton dauerte die nonsensicalische Unterhaltung noch eine geraume Zeit fort, und der Erfolg derselben war, daß Herr Hieronymus Spät sowohl getröstet nach Hause kam, als wenn er in Antiphons Bude gewesen wäre. (*) Während der Unterhaltung war

(*) Man erzählt von diesem Antipho, einem Athenienssischen Redner aus Sokrates Zeit, daß er zu Korinth auf öffentlichem Markte eine Bude aufgeschlagen, und alle betrübten Seelen eingeladen habe, herbey zu kommen, und von seiner Panacee gegen die Traurigkeit zu kaufen; mit der Versicherung daß kein Schmerz so groß sey, den er nicht durch die bloße Gewalt seiner Beredsamkeit heilen wolle. Von den Reden, die noch von ihm vorhanden sind, würde man diese Würkung vergebens erwarten.

Brutus.

Ihr thatet's.

Cassius.

Ich that es nicht -- Der war ein Narr, der euch meine Antwort zurükbrachte -- Brutus ihr habt mir das Herz durchbort. Ein Freund sollte eines Freunds Schwachheiten übertragen, und Brutus macht die meinigen grösser als sie sind.

Brutus.

Daß thue ich nicht; ihr hört nie auf, mich zu beleidigen.

Cassius.

Ihr liebet mich nicht.

Brutus.

Ich liebe eure Fehler nicht.

Cassius.

Ein freundschaftliches Auge würde dieß Fehler nicht einmal sehen.

Brutus.

Eines Schmeichlers Auge würde sie nicht sehen, wenn sie gleich so groß als der Olympus wären.

Cassius.

Komm, Antonius, und junger Octavius, kommt, rächt euch an Caßius allein, denn Caßius ist der Welt überdrüßig;

Univ

war Fräulein Leonore in dem am Hauſe gelegnen Garten — ein Vergnügen, das Frau Waldburge ihr den Abend zuvor erlaubt hatte, um ihre Liebe einigermaaßen zu beſtechen, falls es nöthig ſeyn ſollte, den ihr geſpielten Betrug zu entdecken. Leonore hatte dieſe Erlaubniß deſto erwünſchter gefunden, weil ſie dadurch Gelegenheit erhielt, ſich ohne Zeugen mit dem geliebten Gegenſtande ihrer Traurigkeit zu unterhalten. Da ſie nichts weniger zu befürchten hatte, als ihre Gouvernante in ihrem Morgenſchlummer zu ſtöhren, war ſie vor ihrer gewöhnlichen Zeit aufgeſtanden, um deſto längern Gebrauch von der ihr ertheilten Freyheit machen zu können. Eben ſaß ſie in einer kleinen Laube, ganz in dem Anſchaun ihres Geliebten verlohren, als ſie eine leiſe Stimme bey ihrem Namen rief. Sie ſchaute auf, und erblikte Annen, ihr Kammermädchen, welche ſie in einer nahen Roſenallee zu ſuchen ſchien.

Anne war ein junges muthwilliges Ding, deſſen einziges Verdienſt, vielleicht, in der Anhänglichkeit an ſein geliebtes Fräulein beſtand. „Ach! rief ſie, ſobald ſie Leonoren erblikte, und lief eilends auf ſie zu, ach! ſtellen Sie ſich vor, was ich gehört habe! Sie erſtaunen ſchon, eh ſie etwas wiſſen? Ganz anders werden ſie erſtaunen, wenn ſie mich erſt hören werden. Stellen Sie ſich vor Fräulein, Graf von Adlerberg iſt nicht geſtorben!“

Wer ist Graf von Adlerberg? fragte Leonore, und trokuete sich die Thränen aus ihren Augen.

„I, eben der, den sie heyrathen sollen? Wie? Sie fangen wieder an zu weinen, und ich denke wunder, was ich Ihnen schönes verkündigen will?“

O wenn du wüßtest, wie voll mir mein Herz ist — Doch was willst du mit deinem Grafen von Adlerberg, der nicht gestorben seyn soll?

„Wissen Sie denn nicht, daß er vorgestern auf dem Ball zertreten worden ist? Aber er lebt noch, Fräulein, wahrhaftig er lebt, und wird gewiß noch der Ihrige.“

Ich weiß nicht, Anne, was du willst. Du kömmst, mir wegen etwas Glük zu wünschen, das eben die Ursach meines Kummers ist. Weißt du nicht, daß ich mich der Heyrath bloß widersetze, um ewig dem Andenken meines geliebten von Ulten zu verehren, der auf dem nemlichen Ball umgekommen ist?

„Und das ist ja eben Graf von Adlerberg!“

Graf von Ulten ist Graf von Adlerberg? weißt du auch, was du sagst?

„Sie machen mich ganz verwirrt, Fräulein! Hören Sie mich doch nur an! Eben der, den sie für Graf von Ulten hielten, heißt nicht so, sondern, Conrad von Adlerberg. Sie glaubten ihn bereits begraben — aber nein; so weit ists noch nicht!“

So weit ists noch nicht? und bin ich dadurch viel gebessert? Doch ja — ich weiß ihn noch leben-

dig.

dig. Anne, ich will ihn sehen! ach, ich will ihn sehen, und nichts soll mich hindern, mich in seine erkaltenden Arme zu werfen, und den einzgen und lezten Kuß der Liebe auf seine sterbenden Lippen zu drücken.

„Seyn Sie doch ruhig, Fräulein! Wie kann er denn sterben, er ist ja gar nicht hier? Der Himmel weiß am besten, wo er hingeflogen ist!"

Das ist also der Trost, den du mir bringen wolltest? Anne, Anne! Ich habe schon viel Geduld mit deinem Muthwillen gehabt; aber izt dürfte er leicht meinem Schmerz zur Unzeit begegnen — laß mich allein!

„Da sind sie nun böse auf mich; wollt ich doch lieber, ich hätte kein Wort gehört! Aber Frau Waldburge solls Ihnen gewiß nicht umsonst gethan haben."

Und was hat sie gethan?

„Wollen Sie mich hören, Fräulein? Nun gut!"

Sie fieng an die ganze lezte Unterredung zwischen Frau Waldburgen und ihrem Hrn. Bruder zu wiederholen, die sie vor der Thür des Zimmers durchs Schlüsselloch mit angehört hatte. Leonore erstaunte, als wenn sie von den Todten auferstünde. „Anne, sprach sie, als diese ausgeredet hatte, ich will fort und ihn suchen! Bemüh dich heute zu erfahren, nach welcher Gegend er zugereißt ist! Willst du mich alsdann begleiten, so mache dich auf nächste

Nacht zur Reise fertig!" Anne sagte mit Freuden ja, und Leonore gieng mit einer merklichen Verwandlung ihres Gesichts zu ihrer Gouvernante zurük. Diese entdekte es sogleich; freute sich nicht wenig darüber, und Leonore wußte sich so gut zu benehmen, daß sie Frau Waldburgen den ganzen übrigen Tag der Süßigkeit ihres Triumfs genießen ließ. Während dieser Zeit hatte Anne ausgekundschaftet, daß der junge Graf nach Rom gegangen sey, — ein Umstand den Hr. Spät in seiner Verwirrung vergessen hatte. Es wurde also das Nöthigste zusammengepakt. Leonore besaß einen ansehnlichen Schatz von Geschmeide, den Anne geschwind in Gold metamorphosierte. Es wurde Nacht; Leonore verlangte Annen mit in ihr Bett. Frau Waldburge, weil ihr kein Sinn an die nächtliche Auswanderung kam, willigte sehr gern darein, und schlief in einem andern Zimmer. Kaum war alles zur Ruh, so schlichen sich die beyden aus dem Haus, und überliessen sich der Finsterniß der Nacht. Sobald Sie den nechsten Ort erreicht hatten, kleideten sie sich um, und sezten ihren Weg immer nach Frankreich fort.

Frau Waldburge stieg den nechsten Morgen zeitig auf, und gieng in Leonorens Zimmer; aber — wie groß war ihr Schrecken, als sie keine lebende Seele darinn fand. Ein gewaltiger Schrey war das Signal einer heftigen Flut von Thränen, die unmittelbar darauf folgte. Sie schickte zu ihrem Bru-

der;

ber; er kam, und hörte schon beym Eintritt ins Haus das Aechzen seiner Schwester, das gewiß mit keinem Beyspiel in der Welt zu belegen ist, wenn nicht Jo nach ihrer Verwandlung unter der Geißel der Furie auf eben diese Art geächzt hat. Herr Spät trat in ihr Zimmer und fand sie, mit dem Gesicht auf dem Tische liegend, in ihren Armstuhl gestrekt. Da ihn der Bediente bereits von allem unterrichtet hatte, gieng er sogleich auf sie zu, ergrif ihre von dem Druck des darauf liegenden Kopfes verkupferte dicke Hand, und war im Begrif ihr denjenigen Trost zu erwiedern, den ihm ihre Beredsamkeit noch kaum verliehen hatte; allein vergebens. Es war eine immerwährende Ebbe und Flut, und die Heftigkeit mit welcher leztre allezeit wieder eintrat, war so stark, daß Herr Spät für das beste hielt, sich bis auf weitere Gelegenheit wieder davon zu begeben.

Wir müssen hier, um ehrlich mit unsern Lesern zu theilen, einen gewissen Umstand nachholen, ohne welchen er wahrscheinlicherweise den ausgelaßnen Schmerz der Frau Waldburge, in Vergleichung mit ihrer sonstigen Ergebenheit in die Wege der Vorsicht, sehr befremdend finden wird.

Es war nemlich unter den Bedienten des Herzogs ein gewisser stämmiger handfester Gesell, welcher sich gerade derjenigen Reize zu freuen hatte, denen die Frau Waldburgen aller Zeiten untergelegen

haben. Er hatte um den Gehalt seines Dienstes zureichend zu machen, auf ein Expediens denken müssen, das zwar unter den schlimmen nicht immer das beste, aber doch das leichteste ist. Mit einem Wort, er hatte sich an Frau Waldburgen addressiert, die ihre Empfindlichkeit gegen ihn nur allzumerklich verrathen hatte; und schon seit geraumer Zeit durfte er sich nicht mehr über die Spärlichkeit seines Auskommens beklagen; denn er lebte mit aus Frau Waldburgens Börse, welche Gütigkeit er ihr durch weiter nichts erwiederte, als daß er sich einige kleine unschuldige Liebkosungen gefallen ließ, zu denen er unter andern Umständen nicht still gehalten haben würde. Frau Waldburge hatte sich bisher auch völlig daran begnügen lassen; allein seit dem, ihrer Meinung nach, so glücklichen Morgen, an welchem ihr Leonorens scheinbare Gelassenheit so gute Prophezeyhungen gemacht, hatte sie sich vorgenommen, ihr möglichstes zu thun, um den verlohrenen Grafen so bald als möglich ausfindig zu machen; und da alsdann seine Heyrath mit Leonoren, ihre Entlassung nothwendig gemacht haben würde, fand sie diese Gelegenheit als einen Wink der Vorsicht, zu einer siebenten Ehe, und nahm sich vor, sich ihren Liebhaber alsdann von dem Herzog zur Gnade auszubitten. Sie machte sich zwar den Einwurf, daß sie sich dadurch den Urtheilen der tadelsüchtigen Welt aussetzen würde; doch fand sie bald in dem Gedanken ih-

ren Geliebten zu besitzen, eben den Trost, welchen der unbekannte Athenienser im Besitze seiner Säcke fand:

— — Populus me sibilat: at, mihi plaudo ipse domi.

Diesen schönen Plan fand sie nun auf einmal zernichtet; und da der Schaden diesmal über sie selbst hinauslief, mochte sie nichts von dem Troste der Vorsehung wissen. Sie fieng nicht nur selbst allmählig an, so ziemlich zweifelhaft in ihrem System zu werden, sondern sezte auch ihren Bruder (von dem wir bereits wissen, nach welchem Wind er die Fahne seines Glaubens richtete) ganz ausser Fassung. Beyde fassen izt zusammen; klagten und weinten, und das Ende von dem allen war, daß sie sich entschlossen fürs erste dem Grafen nachzuziehen, und wenn sie diesen gefunden, Fräulein Leonoren an allen vier Enden der Welt zu suchen. Gesagt, gethan! Sie machten sich auf den Weg, und kamen zwey Monate später, als Graf von Adlerberg nach Rom, ohne zu wissen, daß Fräulein Leonore denselben Weg vor ihnen genommen hatte.

Der Graf war also zuerst daselbst angekommen. Ungefehr acht Tage nach seiner Ankunft begegnete ihm auf einem Spaziergang eine junge Mannsperson, deren Schönheit ihn deste mehr frappierte, jemehr sie ihn an die Schönheit seiner Betrauerten erinnerte.

innerte. Er war kaum einige Schritte vor ihm vorbey; so wandte er wieder um, dem schönen Unbekannten zu folgen. Mein Herr, redete er ihn an, wenn Ihnen mein Gesicht auf eben die Art bekannt wäre, wie mir das ihrige ist, so würden Sie mir gern verzeihen, daß ich Bekanntschaft mit einer Zudringlichkeit suche, die Ihnen vielleicht die meinige nicht aufs vortheilhafteste empfehlen wird. Leonore (denn wer erräth nicht schon, daß sie es selbst sey) erkannte sogleich ihren Geliebten, und hatte große Müh ihre Freude und ihr Entzücken zu verbergen. — Ich erinnere mich nicht, antwortete sie ihm sehr höflich, jemals ein Gesicht gesehn zu haben das einige Aehnlichkeit mit dem ihrigen gehabt hätte; aber wenn dies auch gewesen wäre, so würde ich izt keine solche Empfehlung brauchen, um Ihre Bekanntschaft sehr wünschenswerth zu finden. Doch Sie erlauben mir wohl zu fragen, auf welche Art sie schon mit meinem Gesichte bekannt sind? Er schlug seine Augen zur Erde und konnte einen Seufzer nicht zurükhalten, der sich aus seinem Busen stahl. Ich kannte, sagt' er, eine sehr liebenswürdige Person, Namens Juliane von Blumenthal, deren vollkommnes Ebenbild ich in Ihnen wiedersehe, die aber leider selbst nicht mehr am Leben ist.

Die Güte, antwortete Leonore, mit der sie Julianens Andenken ehren, erlaubt mir nicht, Ihnen zu verbergen, daß ich ihr Bruder bin, und hier eine

jüngere Schweſter Namens Philippine von Blumenthal, er warte, die eben ſowohl als ich ein leibhaftes Ebenbild derjenigen, die ſie kannten, iſt. Ich nahm mir zwar vor ganz Incognito zu reiſen; aber ein Herr, der ſo viel Zärtlichkeit für meine verſtorbne Schweſter hat, verdient allerdings das Zutrauen ihres Bruders. Behalten Sie auch in Zukunft dieſe gütige Erinnerung für meine Schweſter; nur opfern Sie der Freundſchaft gegen die Todten nicht die Liebe der Lebendigen auf; ſondern ſchenken Sie Karl von Blumenthal, dies iſt mein wahrer Name, einen Theil derjenigen Freundſchaft, die ſie der unglüklichen Juliane gewidmet zu haben ſcheinen.

Bey dieſen Worten umarmten ſich beyde und verſiegelten den Bund mit einem Kuß, deſſen ganze Süßigkeit freylich nur eines von ihnen ſchmekte.

Leonore hatte ihrem Liebhaber von einer jüngern Schweſter, deren Perſon Sie nechſtens vorzuſtellen geſonnen war, deswegen geſagt, damit ſie Gelegenheit hätte ſeine Zärtlichkeit und Treue gegen ſie auf die Probe zu ſtellen; und dies richtete ſie auch wirklich auf folgende Art zu Werke.

Nachdem Sie beyde einige Tage mit wechſelſeitigen Beſuchen zugebracht hatten, und Graf Adlersberg ſeinem neuen Freunde tauſendmal geſchworen, daß er ſeine Schweſter auch noch im Tode liebe, und ſeine Treue gegen Sie ſo lang er lebe durch keine andre Liebe verletzen werde: trat Leonore eines Abends

zu ihm ins Zimmer und sagte: sie hätte den Augenblik Briefe von ihrer Schwester bekommen, worinne ihr gemeldet würde, daß ihr Oheim gefährlich krank sey — ein Umstand, welcher sie nöthigte aufs schleunigste nach Hause zu reisen. Sie zeigte ihm zu gleicher Zeit den falschen Brief, und stellte sich sehr bewegt, nach einer eben so angenehmen als kurzen Bekanntschaft von ihm Abschied nehmen zu müssen. Der Graf war über diese unzeitige Trennung ganz bestürzt. Beyde küßten sich noch einmal aufs zärtlichste, und Leonore gieng fort. Sie reißte auch wirklich den nechsten Morgen ab; blieb aber in einem Dorfe vier Stunden von der Stadt, und schikte, nach einigen Tagen, ihre treue Anne, welche seit ihrer Ankunft in Paris die Stelle eines Secretärs vertreten hatte, mit einem Billet an ihren Geliebten, worinn Sie ihm folgendes schrieb:

„Meine Schwester begegnet mir auf der Reise, indem sich mein Oheim zu bessern anfängt. Sie hat geglaubt meiner Abreise aus Rom zuvorkommen zu können; doch da ich nun einmal auf dem Wege bin, werde ich vollends nach Hause gehen, um meinen Oheim und übrige Anverwandten zu besuchen. Lassen Sie sich indeß meiner Schwester bestens empfohlen seyn. Ich habe ihr bereits versichert, daß Sie an Ihnen einen zweyten Bruder finden werde."

Karl von Blumenthal.

drüßig; gehaſſet von einem den er liebt; ſein Bruder iſt es, der ihn trozt; der ihn wie einen Sclaven ausſchilt, der alle ſeine Fehler ausſpäht, in ein Denk-Buch einträgt, auswendig lernt, und immer fertig iſt, ſie ihm in die Zähne zu werfen. O, ich könnte meinen Geiſt aus meinen Augen ausweinen -- Hier iſt mein Dolch, und hier meine nakte Bruſt -- und darinn ein Herz, das mehr werth iſt als die Goldgrube des Plutus. Wenn du eines Römers Herz nöthig haſt, ſo nimm es; ich, der dir Gold abſchlug, will dir mein Herz geben; durchſtoß es wie Cäſar's ſeines; denn ich weiß, wie du ihn am ärgſten haßteſt, liebteſt du ihn beſſer, als du jemals den Caßius geliebt haſt.

Brutus.

Stekt euern Dolch ein; ſeyd zornig wenn ihr wollt, ich will euch freyen Lauf laſſen; thut was ihr wollt, Beleidigung ſoll Humor ſeyn. O Caßius, ihr ſeyd neben ein Lamm angeſpannt, das nicht anders Zorn in ſich hat, als wie der Feuerſtein Feuer, der, wenn ihm die gröſte Gewalt angethan wird, einen haſtigen Funken zeigt, und unmittelbar darauf wieder kalt wird.

Caſſius.

Hat Caßius ſo lange leben müſſen, um ſeinem Brutus nur zum Gelächter zu dienen, wenn Gram und unordentlicher Lauf eines aufwallenden Blutes ihn plagen?

Brutus.

Wie ich das ſagte, war mein Blut auch in Unordnung.

Caßius.

Der Graf wurde ſogleich von dem vermeinten Secretär unterrichtet, zu welcher Zeit die Schweſter ſeines Freundes in Rom eintreffen werde; er fuhr ihr in einer Karoſſe entgegen, und ſo ſehr ihn auch der angebliche Karl von Blumenthal auf die Aehnlichkeit zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter vorbereitet hatte, gerieth er doch ganz in Erſtaunen, als er ſie erblikte; und der Wilkommen, den er ihr machte, war ſo verwirrt, wie ſeine Sinne.

Sie kamen in die Stadt, und der Graf entſprach der Empfehlung ſeines Freundes ſowohl, daß er ſich darüber in kurzer Zeit in ein wahres Labyrinth verlohren ſah. Philippine hatte ihm mit ausdrücklichen Worten geſagt, daß ſie ihn liebe; ſie war die Schweſter ſeines Freundes; war das vollkommenſte Ebenbild ſeiner Juliane — er mußte ſie lieben. Doch wie konnt er das, ohne eine Untreu an Juliane zu begehen? Eben das Gefühl, daß ihn unaufhörlich zu ihr zog, trieb ihn auch unaufhörlich von ihr zurück. Bisweilen überredete er ſich zwar, nur Julianen in ihr zu lieben, aber, ach! er liebte Philippine ſelbſt. In ihrem Anſchaun das Andenken der alten Schweſter zurükrufen, hieß die Schönheit der jüngern ſelbſt anbeten. Dies ſagte er ſich mehr als einmal; aber es rief ihm was aus ſeinem Herzen: Julianens vollkommenſtes Bild verehren, iſt keine Untreu gegen ſie. — — Alles dies gab lauter Verhältniſſe, aus denen ſich die Fäden der gröſten Verwir-

wirrung entspannen. Doch ermannte sich endlich sein Herz. Ja, es ist Untreu gegen Julianen, sagt er zu sich selbst, und setzte seinen Verstand zum strengsten Richter über seine Gefühle. Er riß sich aus der Täuschung seiner Sinne, und entschloß sich, einer Leidenschaft zu widerstehen, die er nur Julianen gelobt hatte. Er glaubte nicht werth seyn zu leben, oder, was ihm dasselbe war, zu lieben, wenn er fähig sey, kaum nach dem Tod eines so geliebten Gegenstandes sein Herz den Eindrücken eines andern zu eröfnen.

Diese lezte Erklärung war es die er Philippinen gab, und unter welcher er die Hand ihrer Liebe um Schonung bat. Diese konnt ihm nicht länger widerstehen; sie warf sich in seine Arme. „Empfange deine Juliane, rief sie, und drükte ihr Entzücken auf seine Lippen. Empfange mich, die du verlohren glaubtest! Ich bin Juliane, Philippine und Karl von Blumenthal; aber ich bin auch Leonore von Lichtenau, und ewig die deine; Hier ist der Ring, den ich auf jenem Ball zum ewigen Siegel deiner Liebe an meinen Finger schob. Ich habe dich gesucht und nun bist du mein.“ Mehr vermochte Sie nicht zu sagen; ihre Bewegung war zu heftig und ihr Geliebter stund betäubt von Schrecken der Freude.

Als die erste Gewalt dieser Scene vorüber war, erzählte Philippine alles, was seit ihrer ersten Bekanntschaft und Trennung vorgegangen war. Sie entschlossen sich den Feinden ihrer Liebe zu verzeyhen,

und ihnen sogleich von ihrem Aufenthalt Nachricht zu geben. Der Graf von Adlerberg schrieb an den Herzog und an seine Vormünder, und bat um Einwilligung zu seiner Heyrath. Die Antwort kam wie man sie wünschte, und es wurde der Tag der glüklichsten Verbindung festgesezt.

Diese Feyerlichkeit zog eine große Menge Fremder, besonders aus Teutschland, herbey, unter denen sich auch Hr. Hieronymus Spät und Frau Waldburge befanden, die nun ebenfalls ihre Reise geendigt hatten. Als der Augenblik der Einseegnung kam, und der Priester die beyden Namen des glüklichen Paars aussprach, wäre beynah die ganze feyerliche Handlung durch den wahnsinnigen Ausspruch der Freude gestört worden, in die sich Frau Waldburge und ihr Bruder durch die unerwartete Entwiklung eines so verworrnen Handels gesezt fühlten. Sie vergaßen Alter, Ort, Wohlstand und alles. Sie drängten, schoben, drükten und stoßen lange, bis sie durch den Haufen waren, und kaum hatte indeß der Priester das lezte Wort gesprochen, so fielen sie beyde vor ihnen auf die Knie, und baten aufs wehmüthigste um Verzeyhung. Diese war Ihnen schon gewährt. Das neue Paar nahm sie mit sich nach Hause, und nachdem sie sich noch einige Tage in Rom aufgehalten hatten, kehrten sie sämtlich wieder in ihre Heymath zurük. Der Graf empfieng eine ansehnliche Bedienung; Herr Hieronymus Spät

eine

eine beträchtliche Penſion und Frau Waldbürge ſchwor ihrem Liebhaber, und in eben demſelben Augenblik ihrem vorigen Grundſatz: die Vorſehung lenkt alles zum Beſten, eine unverbrüchliche Treue.

M.

IV.

Auszüge

aus den

Melanges tirés d'une grande Bibliotheque.

Der Herr Marquis de Paulmy, ehemaliger Franzöſiſcher Staatsminiſter, iſt der Beſitzer einer der größten und reichſten Büchersammlungen, die jemals ein Privatmann zuſammengebracht hat. Er beſizt ſie aber nicht wie etwa ein alter morgenländiſcher Monarch ſeinen Harem; er weiß ſie auch zu genießen. Sie iſt der Kreis ſeiner liebſten Beſchäftigungen, und die Quelle ſeines angenehmſten Zeitvertreibs; kurz er lebt und webt in ſeinen Büchersälen. Unter der Menge von koſtbaren und ſeltnen Büchern und Handſchriften, womit ſie prangen, ſind wo nicht die koſtbarſten, doch gewiß die ſeltenſten in ihrer Art, eine erſtaunliche Anzahl geſchriebner Hefte von ſeiner eignen Hand, welche die Beweiſe enthalten, wie lange und genau er mit ſeinen litterariſchen

Schäzen

Schätzen bekannt ſey. Dieſe Hefte enthalten vornemlich Auszüge aus ſeltnen und intereſſanten Werken, und Nachrichten von einer Menge von Büchern, die, nach Hrn. Dorville's Verſicherung, der Aufmerkſamkeit und Nachforſchung der berühmteſten Bibliographen entgangen ſind. Sie breiten ſich über alle Zweige der Gelehrſamkeit, hauptſächlich aber über die ſogenannten Belles-Lettres, über die Geſchichte überhaupt, und beſonders über die Litterärgeſchichte aus; und ſind ſo zahlreich, daß beſagter Herr Contant d'Orville (dem der Herr Marquis de P. erlaubt hat, dieſe verborgnen Schätze nach und nach den Liebhabern der Litteratur durch öffentlichen Druk mitzutheilen) verſichert: ſie böten ihm, bey bloßer Auswahl des beſten, Materialien genug dar, um unter dem Titel Melanges oder Miſcellanien, 24 große Octavbände anzufüllen.

Jeder Band wird, der Ordnung nach, mit einem Buchſtaben des Alphabets bezeichnet, und es ſind, ſeit dem vorigen Jahre bis izt, bereits acht Bände, von A bis zu H erſchienen, welche die Erkenntlichkeit des Franzöſiſchen Publicums gegen den edeln und gelehrten Beſitzer dieſer Bibliothek vollkommen rechtfertigen.

Von dieſem weitſchichtigen Werke gedenken wir nun nach und nach Auszüge zu liefern, deſſen, was uns in jedem Bande am geſchikteſten ſcheinen wird, den größern Theil unſrer Leſer auf eine angenehme

und — wenigstens nach unserm Begriff vom Nüzlichen — nicht unnüzliche Weise zu unterhalten; und wir hoffen uns ihnen durch diese Arbeit um so mehr gefällig zu machen, da vermuthlich nur die Wenigsten unter ihnen Gelegenheit und Willen haben werden, sich diese weitläuftige Compilation selbst anzuschaffen.

Der erste Band oder der Buchstabe A dieser Melanges besteht aus einem einzigen großen Memoire des Hrn. Marq. von P** an eine Dame, enthaltend einen Vorschlag zu einer historischen Bibliothek zum Gebrauch der Damen, oder einen räsonnierten Katalog aller Bücher, welche nöthig sind um einen vollständigen Curs der Geschichte, in französischer Sprache, zu machen; nebst zwoo Beylagen von Auszügen aus einem Paar merkwürdiger Urkunden des dreyzehnten Jahrhunderts. Der Herr Marquis will die Dame, zu deren Wegweiser im Studio der Geschichte er sich anbietet, gründlich anführen. Er verschont sie zwar, wie billig, mit der fürchterlichen Galeerenarbeit, alle Bücher, die in einer großen Bibliothek die historischen Fächer ausfüllen, durch zu lesen; zumal die gute Dame wenigstens die Lebenslänge der Cumäischen Sybille nöthig haben würde, um damit fertig zu werden, und sich alsdann gleichwohl noch ein neues Leben à conto nuovo ausbitten müßte, um nun auch von ihrer so sauer erwor-

erworbenen Weisheit einigen Gebrauch zu machen: aber er erlaubt ihr doch nicht, nach Art und Weise der meisten Gens du Monde und besonders der Damen, alles ohne Wahl und Ordnung unter und über einander wegzulesen; und sich dann einzubilden, daß ihnen dies nun ein vollständiges Recht gebe, von Geographie und Weltgeschichte, vom Ursprung, Dauer und Fall der Völker und Reiche, von ihren Kriegen, ihrer Stärke und Schwäche, ihren Verfassungen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen u. s. w. in Gesellschaften mit entscheidendem Ton zu sprechen, und sich dadurch in den Ruf vorzüglicher Kenntnisse und Einsichten zu setzen. Er giebt also seiner Dame nicht nur den Leitfaden in die Hand, der sie sicher durch den ungeheuren und verworrenen Labyrinth der Geschichte des menschlichen Geschlechts leiten könne: sondern nennt und charakterisiert ihr auch, der Ordnung nach, alle die allgemeinen und besondern historischen Werke, Memoiren, Lebensbeschreibungen und Anekdoten aus allen Zweigen der Geschichtkunde, und von allen Völkern und Zeiten, welche sie würklich lesen soll. Diese machen nun freylich nur eine mäßige Lectüre aus in Vergleichung mit derjenigen die der Abbe Lenglet du Fresnoy in seiner Methode pour etudier l'Hiſtoire, (wiewohl nicht den Damen) vorschlägt: gleichwohl beträgt dies Verzeichnis noch immer mehr als 520 Werke, und überhaupt etliche tausend Bände in Quart, Octav und

Duodez; und wenn man bedenkt, daß einer Pariſiſchen Dame (man müßte denn nur eine Leidenſchaft für die Geſchichtskunde bey ihr vorausſetzen, welche alle andre kleine Leidenſchaften für Geſellſchaft, öffentliche und Privat-Schauſpiele, Soupees, Kartenſpiel. Bal, Coliſee, Vaux-Hall, Boulevards, Concert Spirituel ꝛc. ꝛc. die geheimen Herzensangelegenheiten, den Putz und den Schlaf nicht zu vergeſſen, zu verdrängen fähig wäre) ich ſage, wenn man bedenkt, daß einer Pariſiſchen Dame, die der Welt noch nicht abgeſagt hat, zu dieſem hiſtoriſchen Studio nicht viel mehr Zeit übrig bleibt als diejenige wo ſie unter den Händen des Friſeurs iſt — denn die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Feuilles, Journale, und die Brochures du Jour, wollen doch auch überleſen oder wenigſtens durchblättert ſeyn: ſo hat man immer Mühe zu begreiffen, wie das Leben einer Dame, — wenn ſie auch in einem Alter zu leſen anfienge, wo z. Ex. Fleury's Kirchengeſchichte in 20 Bänden, oder des Pere Laſiteaus Geſchichte der Bulle Unigenitus nicht halb ſo anlokkend ſind als die Hiſtorie des Prinzen Titi und der Princeßin Bibi — zureichen ſollte, mit einem ſo weitläuftigen Cours d'Hiſtoire glüklich zu Ende zu kommen.

Doch, wie dem auch ſeyn mag, die Anzahl der teutſchen Damen, die ſich der Hülfe des Hrn. M. D. P. zu Anlegung einer hiſtoriſchen Handbibliothek viel-

vielleicht bedienen möchten, iſt zur Zeit noch ſo klein, daß man ſicher darauf rechnen kann, dieſe wenigen werden den Anfang damit machen, ſich den Katalogen des Hrn. Marquis ſelbſt anzuſchaffen; und wir überheben uns alſo um ſo eher mehr davon zu ſagen, als die Werke, wovon die Rede iſt, ſelbſt, größtentheils ſehr bekannt, die Urtheile des Hrn. von P. aber nicht immer die zuverläßigſten, und oft ein wenig cavalieriſch, wie man zu ſagen pflegt, ausgeſprochen ſind. So ſagt er z. Ex. von Kämpfers Beſchreibung des Japaniſchen Reichs, ſie ſey trocken und gehe zu ſehr ins kleine, wiewohl er geſteht daß ſie in einigen Stücken cüriös und ſehr ſchäzbar ſey. Ueberhaupt bedient er ſich des curieux, fort curieux, tout à fait curieux, ſehr häufig, um Bücher zu characteriſiren, die er zum Leſen empfehlen will; wir geſtehen aber, daß wir keinen beſtimmten Begriff damit zu verbinden wiſſen, wenn er z. Ex. von des Abbe Jrail Geſchichte der Vereinigung von Bretagne mit der Krone Frankreich weiter nichts ſagt, als: curieuſe. Im Vorbeygehen bemerken wir nur noch, daß er von unſers verdienſtvollen Hrn. D. Büſchings Erdbeſchreibung mit ganz beſonderer Hochachtung ſpricht; und bey Gelegenheit der teutſchen Geſchichte aufrichtig geſteht, daß es der Franzöſiſchen Litteratur an einem guten Original-Werke in dieſem Fache noch gänzlich mangle. Wenn man bedenkt wie nahe Nachbarn beyde Nationen ſind,

und wie viel ſie, ſeit Jahrhunderten, wiewohl faſt immer zu Teutſchlands Unglük, mit einander zu thun gehabt haben: ſo iſt würklich nichts ſeltſamers als die äuſſerſt gleichgültige Unwiſſenheit der meiſten franzöſiſchen Gelehrten in unſrer Verfaſſung, Geſchichte, Sprache und Litteratur, die ſo völlig das Anſehen hat, als ſcheine es ihnen nicht der Mühe werth, von Teutſchland nur ſo gut unterrichtet zu ſeyn als ſie es von Kapland oder Kamtſchatka ſind. Noch ganz neulich hat ſich ein berühmter Schriftſteller in einem Werke, wo die Natur ſeiner Unterſuchungen und Behauptungen nothwendig einige Bekanntſchaft mit den nordiſchen Sprachen vorausſezte, (*) nicht geſchämt, auf eine ſehr handgreifliche Art zu verrathen, daß das Wort Berg das einzige teutſche Wort iſt, von dem er weiß was es auf Franzöſiſch heißt.

Nun auch etwas von den beyden Auszügen, welche Hr. v. P. ſeinem Catalogue raiſonné beygefügt hat!

Der erſte iſt aus Villehardouins Geſchichte der Eroberung von Konſtantinopel (**) durch die zum vierten Kreuzzug verbundenen Franzoſen und Venetianer, unter Anführung des 90jährigen tapfern und ſchlauen

(*) Mr. Bailly in ſeinen Lettres ſur l'Atlantide.

(**) Du Cange hat ſie mit hiſtoriſchen Anmerkungen und einem Gloſſario im J. 1657. in einem Folianten herausgegeben.

Cassius.

Gesteht ihr soviel ein? Gebt mir eure Hand!

Brutus.

Und mein Herz dazu.

[Sie umarmen sich.]

Cassius.

O Brutus!

Brutus.

Was ists?

Cassius.

Habt ihr nicht Liebe genug, um Geduld mit mir zu haben, wenn dieser rasche Humor, den mir meine Mutter gab, mich aus den Schranken treibt?

Brutus.

Ja, Cassius, und von nun an, wenn ihr zu hitzig gegen euern Brutus werdet, so wird er denken, eure Mutter keife, und euch allein lassen, bis es vorüber ist.

[Man hört ein Getöse.]

Poet (hinter der Scene.)

Laßt mich zu euern Generalen hinein; es ist ein Streit unter ihnen, es ist nicht gut sie allein zu lassen.

Lucius (hinter der Bühne.)

Ihr sollt nicht hinein --

Poet.

ſchlauen Doge Heinrich Dandolo, des Grafen Balduin von Flandern, und des Marggrafen Bonifaz von Montferrat. Er enthält zwar keine hiſtoriſchen Umſtände, die wir nicht, z. B. aus Meuſſels Geſchichte von Frankreich, oder dem Auszug derſelben in der Gebauerſchen Allgemein. Welthiſtorie (XVI. B. S. 468. u. f.) unendlichmal beſſer lernen könnten: doch iſt es dem Menſchenforſcher angenehm, den ehrlichen Marſchall von Villehardouin, der ſelbſt einer der oberſten und tapferſten Anführer bey dieſer wunderbaren Expedition war, in ſeiner barbariſchen Sprache, und noch barbariſchern Vorſtellungsart, von dieſen Auftritten, welche in der ganzen Geſchichte der Menſchheit ſchwerlich ihres gleichen haben, in eigner Perſon reden zu hören.

Der gute Mann war eine ſeltſame Compoſition von einem äuſſerſt unwiſſenden, aber braven, nichts ſcheuenden, loyalen Rittersmann, von einem, nach damaliger Art orthodox-aberglaubiſchen ſtokdumpfen Chriſten, und von einem ganz nahe an Cannibaliſche Wildheit angrenzenden Altfranken. Doch in allem dieſem hat er nichts beſonders; das waren die übrigen ritterlichen Herren, die ſich zu dieſem Kreuzzug verbunden hatten, alleſammt ſo gut als er. Vermuthlich würden ſie auch keine beſſere Geſchichtſchreiber abgegeben haben; denn platters kann man ſich ſchlechterdings nichts denken als ſeine Manier zu erzählen. Die franzöſiſche Sprache war freylich im

12ten und 13ten Jahrhundert noch sehr plump, ungelenkig und ungeschliffen; indessen war's doch die nemliche, in welcher König Thibaut seine lieblichen naiven Minnelieder sang, und so viele andre Dichter die artigsten Lays und Fabliaux machten.

Gottfried von Villehardouins Sprache ist also weniger die Sprache seiner Zeit als seines Standes; die Sprache eines Mannes der weder reden noch schreiben gelernt hat, und keine andre Werkzeuge zu führen weiß als seine Lanze und seinen Degen. Aber das was ihn demungeachtet interessanter macht als den zierlichsten Schönschreiber, ist die Vorstellungsart eines Edelmanns aus der würklichen Ritterzeit, der, unbekümmert um die geheimern und politischen Springfedern der Weltbegebenheiten, und so unwissend als sein Reitknecht in der Geschichte und Geographie seiner Zeit, den ganzen Erdboden für nichts als einen großen Tummelplaz ansieht; von einer Staatsrevolution im Morgenländischen Kayserreich nur wie von einem guten Abenteuer spricht; nicht einmal den Namen des Fürsten weiß, für den er Leib und Leben wagt; und auf Ansuchen eines unbekannten Menschen, der sich für einen Kaysersohn ausgiebt, nach Constantinopel zieht, um einen Kayser zu dethronisiren, wie Lanzelot oder Parzifal auf Ersuchen eines fußfälligen Fräuleins ausreiten, irgend einen ungeschlachten Riesen oder Heyden in seinem Schloßhof aus dem

Sattel

Sattel zu werfen. — Vielleicht iſt es einigen unſrer Leſer angenehm, wenn wir ihnen ein Paar kleine Capitel von den 257, woraus das ganze Werk beſteht, zur Probe vorlegen.

Das XXXV. Kapitel.

(*) Or oiez une des plus grant merveilles et des greignors aventutes que vos onques eiſſiez al cel

(*) „Nun höret eine von den größten Wundergeſchichten „und beſten Abentheuern die ihr je gehört habt zu dieſer Zeit. Denn da war ein Kayſer in Conſtantinopel, „nahmens Surſac (Iſaac) und der hatte einen Bruder, hieß Alexis, den er gelöſt hatte aus der Gefangenſchaft der Türken. Dieſer Alexis fieng ſeinen „Bruder den Kayſer, riß ihm die Augen aus dem „Kopf, und machte ſich zum Kayſer, ſolchermaßen wie „ihr eben gehört habt. Und ſo hielt er ihn lang im „Gefängnis und ſeinen Sohn, deſſen Nahmen was „Alexis. Dieſer Sohn entwiſchte aus dem Gefängnis, „und entfloh in einem Nef bis zu einer Stadt am „Meer deren Nahme was Ancona. Von dorten gieng „er zum König Phelipp von Allemannien, der ſeine „Schweſter zum Weibe hatte, kam dann nach Verona in der Lombardey, und herbergete in der Stadt, „und fand der Pilgramme nicht wenig, die zum Heer „(der Kreuzfahrer) zogen; und die Männer die ihm „geholfen hatten aus dem Gefängnis waren da und „ſagten zu ihm: Sire, ſeht da ein Kriegsheer zu Venedig, nicht weit von uns, aus den beſten Rittern in

„der

tems. Or (*fut*) un Empereor en Conſtantinoble qui avoit nom Surſac (Iſaac Angelus) et ſi avoit un Frere qui avoit a nom Alexis, qui il avoit rachaté de priſon de Turs. Icil Alexis ſi priſt ſon frere Empereor, ſi li traiſt les iaulz (*yeux*) de la teſte et ſe ſiſt Empereor. En tel raiſon com vos aver oi. En ſi le tint longuement en priſon et un ſuen fil qui avoit nom Alexis. Ici filz ſi eſchappa de la priſon et ſi ſ'enfui en un vaſſel trosque à une cité ſour mer qui eut nom Ançone, Enki ſ'en alla al Roi Phelippe d'Alemaigne, qui avoit ſa ſeor à fame, ſi vint a Verone en Lombardie et herberja en la ville et trova des Pelerins aſſez qui ſ'en alloient en l'oſt; et cil qui l'avoient aidié à ſ'eſchapper, qui etoient li diſtrent: Sire, veez ci un Oſt en Veniſe prés de nos, des meillors Chevaliers del monde, qui vont oltre mer. Quar lor criez merci, que il aient de toi pitié et de ton pere, qui à tel tort i eſtes deſerité; et ſe il te voloient aidier, tu feras quanque ils deviſeront. Lors eſpoir en prendrai et il dit que il fera mult volentiers, et que ciſt conſeils eſt bons.

Das

„der Welt, die über Meer ziehen. Demnach ruffet „ſie um Hülf an, daß ſie Mitleiden haben mit dir und „deinem Vater, die ihr mit ſolcher Unbild enterbt „worden ſeyd; und wenn ſie dir helfen wollten, ſo „ſollteſt du thun alles was ſie dir ſagen würden. Da „faßte er wieder Muth, und ſagte, er wollte es recht „gern thun, und der Rath ſey gut.

Das CCXXXII. Kapitel.

Plünderung von Konſtantinopel.

Et les autres gens qui furent eſpandus parmi la ville gaaignirent aſſez et ſu ſi granz la gaaiez fait, que nus ne vos en ſauroie dire la fin, d'or et d'argent et de vaſſellement et de pierres precieuſes et de ſamiz et de dras de ſoie et de robes vaires et griſes et hermines et tos les chiers avoirs qui onques furent trové en torre. Et bien tesmoigne Joffroi de Villehardoin li Marſchaus de Champaigne, a ſon eſcient por la verité, que puis que li ſiecles fu eſtorez ne fu ſi tant gaaigné en un ville.

Die Beſchreibung der viehiſchen Unthaten, die dieſe mit dem heil. Kreuz gezeichneten frommen (ſich

Das CCXXXII. Kapitel.

„Und die übrigen, die in der Stadt zerſtreut waren, er„beuteten faſt viel, und war die Beute die da gemacht „ward ſo groß, daß niemand ausſprechen konnte die „Menge Geldes und Silbers und Silber-Geſchirrs „und Edelgeſteins, und Sammet und ſeidne Kleider, „und Röcke von feinem Grauwerk und Hermelin, und „alle die köſtlichen Sachen, die je auf Erden gefunden „worden. Und dies bezeuget hiemit Gottfriede von „Villehardwin, der Marſchalk von Schampagne, wiſ„ſentliche wie es denn die Wahrheit iſt, daß ſeitdem „die Welt erſchaffen worden, keine ſo große Beute ge„macht worden iſt in keiner Stadt.“

so nennenden) Christen bey dieser Plünderung und Verwüstung der Hauptstadt der Morgenländischen Christenheit, verübten, macht einem die Haare zu Berge stehen, wiewohl man sich nichts kaltblütigers denken kann, als die Gelassenheit womit Villehardouin davon spricht. Dafür aber hatten die wackern Leute auch vorher gar andächtig gebeichtet und communiziert, und glaubten durch diese nemliche Eroberung der Stadt Konstantinopel, die in ihren Augen bloß eine rechtmäßige Bestrafung des mörderischen und unrechtmäßigen Besitzers Murzuflus war, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, und den herrlichen trostvollen Ablas zu gewinnen, den ihnen P. Bonifaz III. zu diesem Ende reichlich übermacht hatte. Aber das allertollste, und was die unbegreifliche Barbarey dieser Zeiten am stärksten bezeichnet, ist dies; daß diese Plünderung von Konstantinopel nicht etwa eine unvorgesehene Folge der unaufhaltbaren Wuth des Kriegsvolks, sondern eine unter den Heerführern selbst wohl überlegte und abgeredete Sache war; und daß sie vorher einen förmlichen Theilungstractat unter einander geschlossen, vermöge dessen einer von ihnen das Kayserthum und ¾ von Konstantinopel, die Venetianer (*) das übrige drit-

tel

(*) Die einzigen, die im ganzen Handel nicht dupe waren, oder vielmehr die ehrlichen Franken dabey an der Nase zogen.

tel der Stadt und ungefehr das beſte drittel des Reichs haben, das übrige unter gewiſſen Bedingungen zwiſchen den andern Intereſſenten und dem neuen Kayſer, die in der Stadt ſelbſt gemachte Beute aber unter allen zu gleichen Theilen getheilt werden ſollte. Auch hielten ſie als ächte Biedermänner ſo ſcharf über dieſem Vertrag, daß der Graf von St. Pol einen von ſeinen Rittern, der etwas von der Beute zurükbehalten, ohne weiters aufhängen ließ. Denn damals hatte der Adel das Vorrecht, nicht gehangen werden zu dürfen, noch nicht erlangt; und der ganze Vorzug, deſſen ſich ein Ritter in ſolchem Falle von einem Villain zu erfreuen hatte, war daß er zum Zeichen ſeines ehrenvollen Standes, mit dem Schild am Hals aufgeknüpft wurde.

Die zwote Beylage zu der hiſtoriſchen Damenbibliothek, iſt ein Auszug aus des Johann, Sire von Joinville Lebensbeſchreibung des heil. Ludwigs — die den Geſchichtſchreibern als Quelle, aber doch wohl den wenigſten Gelehrten aus dem Original bekannt iſt.

Dieſer Sire von Joinville ſtellte zu ſeiner Zeit einen ziemlich großen Herrn in Champagne vor, wovon er Seneſchal war. Sein Urgroßvater war ein Neffe Gottfrieds von Bouillon, und er ſelbſt war, von ſeiner Mutter her, mit Kayſer Friedrich II. verwandt. Er widmete ſich dem König Ludwig IX. aus

Neigung, war sein Kämerer, begleitete ihn auf seinem Kreuzzug nach Palästina, überlebte ihn aber beynahe um 50 Jahre, indem er erst unter Philipp dem Langen im Jahr 1318. mehr als 90 Jahre alt, verstarb. Die lezte Erbtochter seiner Descendenz Margareta von Joinville, Gräfin von Vaudemont, vermählte sich mit Ferri von Lothringen, Herrn von Guise, von welchem die in Frankreich etablierte Prinzen von Lothringen-Guise und Elbeuf abstamten. Die Herrschaft Joinville, welche schon im J. 1522. zu einem Fürstenthum erhoben wurde, hat dermalen der Herzog von Orleans im Besiz, in dessen Haus sie durch eine Prinzessin von Guise gekommen ist.

Man hat keine Ausgabe dieses Werkes des Sire von Joinville, worinn die Sprache der Originalhandschrift unverändert beybehalten wäre; wiewohl man sich bey der neuesten Ausgabe älterer Handschriften bedient hat, als bey den vorhergehenden. Es ist in zwey Theile abgetheilt, wovon der erste und kürzeste bloß einige einzelne erbauliche Züge und Anekdoten den heil. Ludwig betreffend, der andere aber seine Geschichte, von seiner Volljährigkeit an bis an seinen Tod, und hauptsächlich von dem Kreuzzug, den der Verf. selbst mitgemacht, enthält. Da die Frömmigkeit und andre löbliche Tugenden dieses guten Königs, der die Ehre der Apotheosierung, auch als König, wenigstens so gut verdient hat, als

der

der Beſte von den römiſchen Auguſten, bekannt genug ſind: ſo wird es vielleicht für unſre Leſer unterhaltender ſeyn, wenn wir uns begnügen einige Anekdoten auszuziehen, die den Geiſt, die Sitten und die Vorſtellungsart der damaligen Zeiten mit ſtarken Zügen zeichnen.

1. Das folgende Geſchichtchen erzählt der Sire de Joinville aus ſeines guten Königs eignem Munde. Es wurde einſt in der Abtey zu Clügny (deren Abt damals nebſt dem zu St. Denys einer der mächtigſten Baronen des Reichs war) eine große öffentliche Diſputation zwiſchen einigen Mönchen und einigen gelehrten Juden angeſtellt. Unter andern Zuhörern, welche die Neugier herbeygerufen hatte, befand ſich auch ein guter Ritter aus König Ludwigs des VII. Zeiten, der ſich vor hohem Alter und Unvermögenheit auf einen Krückenſtok lehnte, und an der Art wie man bey dieſer Diſputation zu Werke gieng, kein ſonderliches Wohlgefallen zu tragen ſchien. Er hörte eine Weile um ſo ungeduldiger zu, je weniger er, allem Anſehen nach, davon verſtehen konnte; als es ihm aber zu lange währte, bat er den Abt um Erlaubnis, auch ein Wort ſprechen zu dürfen; und da er ſolche erhalten, ſagte er: man ſollte ihm von dieſen Juden denjenigen der für den Gelehrteſten unter ihnen paſſierte herbringen, und ſchwur bey ſeinen Ritterlichen Ehren und Treuen, er wollte ihn bald zur Räſon bringen. Der Jude kam herbey, und

der Ritter legte ihm gar höflich folgende Fragen vor: „Meister, glaubt ihr an die heilige Jungfrau, die unsern Herrn Jesum Christ erst unter ihrem Herzen und hernach auf ihren Armen getragen, und daß sie ihn als Jungfrau gebohren hat, und daß sie die Mutter Gottes ist?" — Der Jude, wie leicht zu erachten, antwortete hierauf: daß er dies alles nicht glaube. Was? sagte der alte Ritter, indem er seinen Krückenstok aufhub; du glaubst es Nicht? Ich will dich glauben lehren! Und damit schlug er den Juden so derb über die Ohren, daß ihm Hören und Sehen vergieng. Wie die übrigen Juden sahen, daß die Disputation einen solchen Schwung nahm, liessen sie hinzu, luden den Rabbiner mit einem tüchtigen Loch im Kopf auf ihre Schultern, und lieffen davon; so daß der theologische Kampf zwischen den Mönchen und Juden auf einmal ein Ende hatte. Da trat der Abt zum alten Ritter und sprach: Sire, ihr habt da eine Thorheit begangen, daß ihr so zugeschlagen habt! Ey was, antwortete der Ritter, ihr habt eine noch grössere begangen, daß ihr eine solche Disputation angestellt." — Die Art des alten Ritters seine Religionsgegner zu überzeugen, war freylich ziemlich Ritter- oder, wenn man lieber will, ein wenig Pferdemäßig; aber in seiner kurzen Antwort ist doch mehr Sinn, als in des Abts von Clügny ganzer feyerlicher Disputationshandlung.

2. Hein-

Poet.

Nichts als der Tod ſoll mich zurük halten.

Der Poet dringt hinein.

Caſſius.

Was iſt das? Was wollt ihr?

Poet.

Wie, ſchämt euch, ihr Generäle, was ſoll das bedeuten?

Liebt euch, die Einigkeit iſt ſolcher Männer Zier,
Und folgt mir, der, fürwahr, mehr Jahre ſah als ihr.

Caſſius.

Ha, ha -- Was für verfluchte Reime der Cyniker da mächt!

Brutus.

Pakt euch fort, Kerl, fort ihr unverſchämter Geſelle.

Caſſius.

Habt Geduld mit ihm Brutus, es iſt ſeine Art ſo.

Brutus.

Ich will auf ſeinen Humor acht haben, wenn er ſeine Zeit in Acht nimmt; was hat der Krieg mit dieſen klingelnden Narren zu thun? Pakt euch Burſche.

Caſſius.

2. Heinrich Graf von Champagne, der Großvater des berühmten Königs Thibaut von Navarra, wurde wegen seiner Freygebigkeit *le Large* zubenahmst; und würklich hatte der gute Fürst so schöne Kirchen und Klöster gestiftet, und mit allen Arten von Würkungen seiner Gutherzigkeit und Neigung zum Verschenken seine Schätze so erschöpft, daß ihm endlich nichts mehr zu geben übrig blieb. Er hatte einen Secretär oder Maitre Clerc, wie man damals sagte, Namens Arthaud von Nogent, der von Geburt ein Villain (d. i. vom Bauernstande) und sogar ein Leibeigner seines Fürsten war. Da er diesen Secretär vorzüglich liebte, so nahm sich dieser zuweilen die Freyheit, seinem Herrn wegen seiner übermäßigen Freygebigkeit nachdrückliche, wiewohl immer fruchtlose, Vorstellungen zu thun. Eines Tages, da der Graf aus der Kirche gieng, warf sich ihm ein armer Ritter zu Füßen, und rief mit lauter Stimme und weinenden Augen: Sire Comte, ich bitte Euch um Gottes willen, wollet so gnädig seyn, und mir soviel geben, daß ich meine beyde Töchter, die ihr da sehet, ausstatten könne; denn ich vermag's nicht aus eignen Mitteln. Arthaud von Nogent, der hinter dem Grafen stund, sprach zum Ritter: Sire, ihr thut unrecht, daß ihr meinem gnädigen Herrn was abbetteln wollt; denn er hat bereits so viel verschenkt, daß er nichts mehr zu verschenken hat. Der Graf, der diss hörte, drehte sich mit zornigem Gesichte gegen

Arthaud

Arthaud um, und sprach: Sire Villain, ihr spart die Wahrheit, wenn ihr sagt ich habe nichts mehr zu verschenken; denn ich habe wenigstens Euch noch, und schenk' euch hiemit dem Ritter. Da, Herr Ritter, nehmet ihn hin, er soll euch geschenkt seyn, und ich leiste euch die Gewähr für ihn.

Der arme Ritter pakte so fort Meister Arthauden beym Wamms, mit der Versicherung, er würde ihn nicht loß lassen, bis er sich freygekauft hätte; und so mußte sich der gute Clerc gefallen lassen dem Ritter für seine Freyheit Fünfhundert Pfund zu bezahlen; eine Summe, die nach damaligem Gelde, und nach damaliger Art zu leben, mehr als hinlänglich war, ein Paar mannbare Ritterstöchter mit Ehren unter die Haube zu bringen.

3. Aus der Geschichte ist bekannt daß Margareta von Provence, König Ludwigs Gemahlin, ihren Gemahl auf seinem unglüklichen Kreuzzug nach Palästina begleitete; wo gleich Anfangs der tapfere Graf von Artois, sein Bruder, das Leben verlohr, und er selbst bald darauf in die Gefangenschaft des Egyptischen Sultans Turan-Schah gerieth. Die Königin hielt sich damals zu Damiette auf, wo sie, wenige Tage, nach erhaltner Nachricht von der Gefangenschaft des Königs, von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Johann, und wegen der traurigen Umstände, unter denen er gebohren wurde, den Beynamen Tristan erhielt; einen Nämen,

heit, den der Roman Triſtan von Leonnois damals berühmt machte. „Als die Königin das Unglück ihres Gemahls erfuhr, gerieth ſie (um die Anekdote ſoviel möglich mit Joinville's eignen Worten zu erzählen) in eine ſo heftige Unruhe an Leib und Gemüth, daß ihr auch bey Nacht im Schlaf immer vorkam, ſie ſehe die Kammer voller Saracenen die ſie erwürgen wollten; Und ſchrie unaufhörlich: Hülfe, Hülfe! wo doch keine Seele bey ihr war, als ein alter mehr als vier und achtzigjähriger Ritter, der aus Furcht, daß ihrer Leibesfrucht kein Unfall zuſtoße, die ganze Nacht am Fuß ihres Bettes wachen müſte. Und ſo oft die Königin ſchrie, hielt er ſie bey den Händen, und ſagte: Madame, beruhigt euch, es iſt niemand da als ich, fürchtet nichts! Und kurz zuvor eh die gute Dame niederkam, hieß ſie alle Anweſenden aus der Kammer gehen, außer dem beſagten alten Ritter. Da fiel die Königin auf die Kniee vor ihm und bat ihn, daß er ihr die Gabe verwilligen möchte, um die ſie ihn bitten würde; und der Ritter ſagte ihrs zu bey ſeinem Eyd. Da ſprach zu ihm die Königin: Herr Ritter, ich bitte euch, bey der eydlichen Zuſage die ihr mir gethan habt, wenn die Saracenen dieſe Stadt einnehmen, daß ihr mir den Kopf abſchläget, eh ſie mich in ihre Gewalt bekommen können. Und der Ritter antwortete ihr: „er woll' es willig und gerne thun, und ſey ihm ſchon ſelbſt in die Gedanken gekommen, es ſo zu ma-

chen, wenn sich der Fall begeben sollte." Züge von dieser Stärke, die in den historischen Urkunden dieser Zeiten nicht selten sind, beweisen, daß die Verfasser der alten Ritterromane die edeln Gesinnungen, so sie ihrem Helden und Heldinnen geben, nicht aus der Luft gegriffen. Ueberhaupt läßt sich wohl, zur Ehre der Menschheit, zuversichtlich behaupten, daß kein Dichter fähig ist eine so schöne Gesinnung oder Handlung zu ersinnen, die nicht eine würkliche Person irgendwo würklich gehabt oder gethan hätte.

4. Izt nur noch einen Zug der erstaunlichen Dumpfheit, und Leichtgläubigkeit der damaligen bravsten Leute. Joinville spricht vom Nil, dessen sonderbare Eigenschaften vor andern Flüssen in der Welt, in den Augen unsrer wackern Franken ein gar seltsames Wunder waren; und erzählt, mit der treuherzigsten Einfalt von der Welt: er komme aus dem irdischen Paradies. „Und wenn der Fluß (so fährt er fort) in Egypten eintritt; so giebt es da im Lande eine Menge Leute die sich auf dies Geschäfte verstehen, etwan wie die Fischer auf unsern Flüssen; die werfen des Abends ihre Netze in den Fluß, und des Morgens finden sie solche voll Gewürze, als da sind, Canеel, Ingwer, Rhabarber, Nelken, Aloeholz und viele andre gute Sachen, die man hier zu Lande gar theuer verkauft; und sagt man, daß diese Sachen alle aus dem irdischen Paradiese kommen, wo

der

der Wind ſie von den ſchönen Bäumen abwirft, die im irdiſchen Paradieſe ſind; eben ſo wie der Wind in unſern Wäldern das dürre Holz herabwirft. Und alles was nun davon ins Waſſer fällt, das führt das Waſſer fort, und die Kaufleute ſammeln's und verkaufſens uns um ſchwer Geld." — Es iſt (wie Herr v. P. anmerkt) ſehr wahrſcheinlich, daß die Egyptiſchen, Arabiſchen, und Indianiſchen Kaufleute unſern Europäern dieſes Mährchen aufhefteten, um den Specereyen, welche ſie theils aus Arabien, theils aus Indien zogen, in ihren Augen einen deſto gröſſern Werth zu geben, und ihnen die wahre Quelle, woraus ſie dieſe Reichthümer ſchöpften, zu verbergen.

5. In eben dieſem Geſchmack erzählt der ehrliche Joinville auch die vorgebliche Geſandſchaft, die der Kan der Tartarn an den H. Ludwig geſchickt haben ſoll, um ihn um ſeine Freundſchaft zu bitten, und ihm ſeine Neigung zum Chriſt-Katholiſchen Glauben anzuzeigen. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie es mit dieſer unglaublichen Geſandſchaft hergegangen ſeyn mag; aber daß der gute König dabey betrogen worden iſt ziemlich handgreiflich. Genug, er nahm die Farce für Ernſt, und ſchikte dem Kan hinwieder eine Ehrengeſandſchaft in den Perſonen zweener Bettelmönche, eines Franziſcaners und eines Dominicaners, welche drey Jahre mit ihrer Reiſe zubrachten. Was Joinville davon erzählt, muß aus des Bruder Willhelm

Rübrüquis, des einen von diesen seltsamen Ambassadoren, eigener (aus der allgem. Gesch. aller Reisen bekannten) Relation berichtigt werden, und macht eine so widersinnische Geschichte aus, als nur immer eine in den Romanen dieser Zeiten zu finden ist. Die beyden Mönchischen Excellenzen überbrachten dem Kan im Namen ihres Herrn unter andern ein kostbares Zelt von Scharlach, in Form einer Capelle, in welches (nach Joinvilles eignen Worten) der ganze Christliche Glaube gestikt war, unter anderm, wie der Engel Gabriel der heil. Jungfrau erscheint, und wie unser Herre Gott gebohren worden, und seine Taufe, Passion, Auferstehung, u. s. w." nebst einer vollständigen Garnitur aller Erfoderlichkeiten um die Messe zu singen. Die beyden Mönche erschienen bey der Audienz in ihrem priesterlichen Ornat, der eine mit einem Cruzifix, der andre mit einem Marienbild in der Hand, und proponierten dem Kan, im Namen seines guten Bruders des König Ludwigs IX. — ein Christ zu werden; und, um ihm desto mehr Lust dazu zu machen, stimmten sie mit großen Feyerlichkeiten ein helles Salve regina an. Unglüklicherweise verstanden sie gerade soviel vom Tartarischen, als man an des Kans Hofe von ihrem Latein verstand. Die ganze Gesandschaft war also ein immerwährendes Mißverständnis, und die Anreden der Abgesandten, so wie die Antworten der Tartarn, wahre Coq - à - l'ane. Denn der tartarische Kayser (vermuthlich einer von den

den Söhnen oder Enkeln des groſſen Gengiskan) nahm das alles für eine Art von feyerlicher Huldigung an, die ihm Gott weiß welch ein Heidenkönig vom Ende der Welt her durch diese Wunderthiere von Abgesandten leisten lasse. Er schien sehr vergnügt darüber zu seyn, ließ die Herren nach Tartarischer weise mit saurer Pferdemilch bedienen, und schikte Sie mit einem Geschenke von verschiednen schönen Pferden, und einem Schreiben an den guten König Ludwig zurük, worinn Se. tartarische Hoheit sich den Titel eines Sohnes Gottes, und obersten Kan und Selbstherrscher über alle Könige und Herren des Erdbodens giebt, und dem heil. Ludwig befiehlt sich in allem dem Glauben und den Gesetzen des groſſen Gengiskan zu fügen, wenn er Theil an seiner Huld und Freundschaft haben wollte. Die beyden Mönche brachten diesen Brief zurük, und versicherten den K. Ludwig, daß der Kan sie vollkommen wohl aufgenommen habe, und daß nichts leichters seyn würde, als die ganze Tartarey zum christlichen Glauben zu bekehren, und dem heil. Stuhl zu unterwerfen — in so fern nur der König und der Pabst in die Projecte eingehen wollten, welche der ehrliche Rübruquis in der Einfalt seines Herzens entworfen hatte, und die zum wenigsten eben so klug ausgedacht waren, als die ganze Ambassade.

W.

V.

Kunstsachen.

Herr Wille hat zwey neue treffliche Blätter geliefert. Das Eine ist la Tante de Gerh. Dow nach einem Original in seiner eignen Sammlung.

Das 2te le Sapeur des Gardes suisses. Ein Grenadier mit einem schönen Zwickelbart. Nach seiner eignen Zeichnung. Man wird in diesem Blättern finden, daß sich der Verfasser wieder eine neue Bahn zu Schraffirungen gebahnt habe, deren Wirkung Niemand vor ihm versucht hatte. Sein Name spricht für den Werth aller Werke, die noch nicht bekannt sind, und also bedarf es keine weitere Versicherung des Anzeigers. Beyde Blätter kosten in Paris 3½ L. jedes.

VI.

An den Herrn Herausgeber der Hamburgischen Neuen Zeitung.

Mit vielem Befremden lese ich so eben in der Beylage zu No. 187. Ihrer Neuen Zeitung vom Mittwoch den 22. Novemb. d. J. unter der Rubrik Gelehrte Sachen und Weimar, eine Nachricht, worinn dem Publico gesagt wird: „Der Hofrath Wie-

„land lasse durch seinen Secretär Glüsing eine „neue Sammlung einiger Gedichte ankündigen, welche „theils ungedrukt seyen, theils im Merkur stehen. Sie „werde 18 Bogen betragen und mit musicalischen Com„positionen begleitet seyn. Man pränumeriere 12 gGr. „und subscribiere 14 gGr. und das hamburgische Ad„dreß-Comtoir sey erbötig, Pränumerationen und „Subscriptionen auf diese Gedichte anzunehmen."

Da ich nicht glauben kann, daß der dienstfertige Herr Verfasser dieser Nachricht mit dem Worte lassen spielen wolle, und seine Meynung bloß sey, ich lasse diese Gedichte ankündigen wie ich regnen und schneyen lasse; oder, da wenigstens das Publicum diesen Ausdruk schwerlich in einem so kurzweiligen Sinne nehmen möchte: so sehe ich mich genöthigt hiemit zu erklären, daß sich in obige Nachricht zween nicht ganz unwesentliche Umstände eingeschlichen haben, die in facto keinesweges begründet sind; nemlich: Ich habe keinen Secretär Glüsing, und ich habe weder durch den Secretär Glüsing, noch durch irgend einen andern Secretär in der Welt einige Gedichte, die ich mit oder ohne musikalische Komposition herausgeben wolle, ankündigen lassen — und, kurz und gut, diese ganze Ankündigungssache geht den Hofrath Wieland in Weimar ganz und gar nichts an. Ueberhaupt stehe ich mit dem Publico noch auf keinem so vornehmen Fuß, daß ich durch meinen Secretär mit demselben sprechen sollte; sondern wenn ich etwas anzukündigen

digen habe, so thue ichs selbst. Was aber auf dem blauen Umschlag des T. Merkurs angekündigt wird, das kündige nicht ich an, sondern derjenige, dessen Name unter der Ankündigung steht. Es ist nicht sehr angenehm, solche Dinge erst sagen zu müssen. Weil man aber doch vielleicht neugierig seyn mag, wie ich zu der Ehre komme, die mir der Verfasser jener gelehrten Nachricht so unvermuthet zu erweisen beliebt hat, so muß ich noch beyfügen: daß eine gewisse Ankündigung, welche, ohne mein Vorwissen und in meiner Abwesenheit, auf den blauen Umschlag des Merkurs im verwichnen September-Monat gesezt worden, und den Herrn J. G. D. Michaelis zum Verfasser hat, allem Ansehen nach, die unglükliche, wiewohl unschuldige Veranlassung zu diesem quiproquo gewesen ist: Ich habe dem Herrn Michaelis die Erlaubnis (die in einem Journal, wie der Merkur ist, nicht immer versagt werden kann) einige seiner Lieder und musikalischen Kompositionen in den Merkur zu setzen, und sich dem Publico dadurch bekannt zu machen, nicht verweigern wollen; aber, da ich es schlechterdings nicht auf meinem Gewissen haben mag, mich der Aufmunterung irgend eines jungen Dichters oder Dichterlings weder schuldig noch verdächtig zu machen: so finde ich für nöthig hier diese gedoppelte Erklärung auszustellen: 1) Daß ich an der angekündigten Ausgabe der Gedichte des Herrn Michaelis keinen Theil habe noch nehme: und 2) daß ich mir fürs künftige alle sogenannte poetische, gereimte oder ungereimte, Beyträge von angehenden Poeten, sonderlich von Minderjährigen und Ungenannten, und von solchen, welche gehorsamst anfragen, ob sie fortfahren sollen, sich der edeln Dichtkunst zu befleißigen ein für allemal öffentlich, und mit allem Respect, den ich diesen Herren schuldig bin, hiemit verbeten haben will.

Weimar, den 27. Nov. 1780.

Wieland.

Cassius.

Fort, fort, geh deines Wegs

(Der Poet zieht ab.)

Vierte Scene.

Lucilius und Titinius kommen hinein.

Brutus.

Lucilius und Titinius, befehlt den Officiers, ihren Companien die Nachtquatiere anzuweisen.

Cassius.

Und ihr kommt wider zurük und bringt den Messala unverzüglich zu uns.

(Lucilius und Titinius gehen ab.)

Brutus.

Lucius, einen Becher mit Wein.

Cassius.

Ich dachte nicht, daß ihr so zornig seyn könntet.

Brutus.

Ach Cassius, ich bin von manchfaltigem Gramm angegriffen.

Cassius.

Ihr macht keinen Gebrauch von eurer Philosophie, wenn ihr zufälligen Uebeln so viel einräumet.

Brutus.

Der

Teutſche Merkur.

December 1780.

I.

Lucians Panthea.

Fortgeſezt.

Polyſtratus. Lycinus.

Polyſtr. Es iſt kein geringes, Freund, was du mir auferlegſt; denn es iſt ein groſser Unterſchied, von Dingen zu ſprechen die in Jedermanns Augen fallen, oder, was nicht geſehen werden kann, dem Verſtande ſichtbar zu machen. Mir däucht, auch ich werde nicht nur Bildhauer und Mahler ſondern ſogar die Philoſophen zu Hülfe rufen müſſen, um mein Bild nach ihren Modellen (*) abzuzirkeln, und zu zeigen, daſs es im ächten alten Styl gearbeitet ſey. — Um alſo zur Sache zu ſchreiten, und bey der Rede anzufangen, ſo iſt die ihrige wohlklingend, flieſſend und rein, und jenes Homeriſche

Süſser

(*) Κανονες — Anſpielung auf den berühmten Kanon des Polyklets, der zum Geſetz und Modell der folgenden Bildhauer wurde.

Süßer als Honigseim rinnt von seiner Zunge die Rede

scheint vielmehr von ihr als von dem guten alten Nestor gesagt zu seyn. Der ganze Ton und Klang ihrer Stimme (*), ist, wie er seyn muß um der anmuthigste zu seyn; weder so tief, daß er ins männliche fällt, noch so dünn und zart, um bis zur Weichlichkeit weiblich zu seyn: sondern wie die Stimme eines noch nicht mannbaren Knabens, lieblich und schmeichelnd und ins Ohr sich einstehlend; so, daß wenn sie auch zu reden aufhört, man sie noch zu hören glaubt, und die lezten Töne noch immer, wie ein sanft verschwebend Echo, die Wölbungen des Ohrs umsäuseln, und gleichsam honigsüße und überredungsvolle Spuren ihrer Worte in der Seele zurüklassen. Wenn aber das schöne Geschöpf vollends erst zu singen anfängt, zumal wenn sie zur Cither (**) singt; o dann,

(*) Shakespear scheint einem schönen Ton der Stimme bey einem Frauenzimmer eben soviel Werth beygelegt zu haben wie Lucian. Daher läßt er seinen alten König Lear an Cordelia, die er todt in seinen Armen herbeygetragen, noch vorzüglich diese Annehmlichkeit rühmen:

——— Her voice was ever soft
Gentle and low; an excellent thing in Woman!

(*) Die Κιθαρα der Griechen, war ein ganz anders und weitvollkommneres Sayteninstrument, als was man izt die Cither (Guitarre) nennt. Ungeachtet der Verschiedenheiten, welche Hr. Bürette in seiner

o dann, wahrlich dann iſts für die Halcyonen (Eisvögel) Grillen und Schwanen Zeit zu ſchweigen; denn das alles iſt unmuſikaliſch gegen ſie; und wenn du mir auch Pandions Tochter nenneteſt (die Nachtigall) auch ſie würde, mit allen ſchönen Wirbeln ihrer vielſtimmigen Kehle, nur eine Stümperin gegen Sie ſeyn: ja, Orpheus und Amphion ſelbſt, welche ſo große Gewalt über ihre Zuhörer ausübten, daß ſie ſogar die lebloſen Dinge zu ihrem Geſang herbeyzögen, Sie ſelbſt, glaube ich, würden ihre Cithern aus den Händen fallen laſſen, und ſchweigend neben ihr ſtehen und horchen. Denn dieſe genaue Beobachtung der Harmonie, dieſe Geſchiklichkeit den Rhythmus nie zu überſchreiten, dieſe richtige Menſur und daß die Cither mit dem Geſang immer zuſammentrift, und das Plektron immer mit der Zunge gleiches Zeitmaas beobachtet, (*) und die Behendig-

 keit

ber Abhandl. von der Symphonie der Alten zwiſchen dieſer Cithara und der Lyra angiebt, ſcheint es doch daß dieſe beyden Inſtrumente von den Schriftſtellern häufig verwechſelt werden. Beyde wurden mit einem Stäbgen von Elfenbein oder hartem Holze geſpielt, welches Plektron genennt wurde.

(*) Ich hoffe, wiewohl dieſe Stelle keine wörtliche Ueberſetzung zuzulaſſen ſchien, den Sinn derſelben nicht verfehlt zu haben. Sollte es aber Jemand, der von der Muſik der Alten mehr Kenntniß hat als ich, anders finden, ſo würde ich Demſelben verbunden ſeyn, wenn

keit der Finger, und die anmuthigen Beugungen der Modulationen. —— Woher ſollte dies alles jenem Thrazier, oder dieſem ehrlichen Böotier, der ſeine Kühe auf dem Cithäron mit ſeiner Cither amüſierte,

er die Güte haben wollte, mir ſeine Meynung wie dieſe Stelle zu überſetzen ſey, ſchriftlich, für den Merkur, mitzutheilen. Sie ſcheint mir aus einem doppelten Grunde vorzüglich merkwürdig zu ſeyn, wiewohl ich mich nicht erinnere, daß Hr. Bürette Gebrauch von ihr gemacht. Einmal, weil daraus klar iſt, daß Lucian unter dem Wort Harmonie bloß das richtige Treffen der vorgeſchriebnen Töne der Melodie und des Tacts, und das Zuſammentreffen mit dem Sayteninſtrument (ſo erkläre ich mir das συνῳδον εἶναι τὴν κιθαραν) und alſo ganz was anders verſteht, als was man in der jetzigen Muſik die Harmonie nennt; und dann, weil mir die Art, wie er die muſikaliſche Virtù dieſer Dame herausſtreicht, ein ganz entſcheidender Beweis ſcheint, daß die Muſik der Alten, aller wundervollen Würkungen ungeachtet, die man ihr damals zugeſchrieben, unendlich weit unter dem war, was unſre groſen Meiſter ſeit hundert Jahren aus ihr gemacht haben. Izt würde man eine Schülerinn ungefehr ſo loben, wie Lucian eine Virtuoſin ſeiner Zeit lobt. Indeſſen muß man auch nicht vergeſſen, daß die Tablatur der griechiſchen Muſik unendlich ſchwieriger und verwickelter war als die unſrige, und folglich das Verdienſt Noten und Rhythmus immer richtig zu treffen, woraus Lucian ſoviel Weſens macht, in den Augen eines Mannes, der vielleicht nicht ſelbſt muſikaliſch war, deſto gröſer ſcheinen müſſe.

ſierte, gekommen ſeyn? Du kannſt dich alſo darauf verlaſſen, lieber Lycinus, daß es dir, wenn du Sie jemals ſollteſt ſingen hören, nicht nur wie denen ergehen wird, die den Gorgonen zu nahe kamen; ſondern daß du auch verſtehen lernen wirſt, was man von den Syrenen erzählt. Denn ich bin gewiß, du wirſt in wollüſtigem Entzücken daſtehen, wie Ulyſſes, deines Vaterlands und deiner Anverwandten vergeſſend; und wenn du die Ohren auch mit Wachs verſtopfteſt, auch durch das Wachs wird der liebliche Geſang ſich hindurchſchleichen. Du wirſt eine Terpſichore oder Melpomene oder Kalliope zu hören glauben, oder wenigſtens eine, die von dieſen Muſen ſelbſt die Gabe empfangen hat, Tauſend Zauberreize aller Art in ihrer Kehle zu vereinbaren. Mit Einem Wort, denke dir einen Geſang, wie er ſeyn muß, um würdig zu ſeyn aus ſolchen Lippen, und durch ſolche Perlenzähne hervorzugehen. Du haſt Sie geſehen; um ſo leichter wird dirs ſeyn, dir einzubilden, daß du ſie auch höreſt.

Was übrigens die Richtigkeit und das reine Joniſche ihrer Ausſprache betrift, und die Behendigkeit ihrer Zunge, und daß ſie ſo voller Attiſchen Grazien iſt, darüber iſt ſich nicht zu verwundern; denn das iſt etwas einheimiſches und angebohrnes. Wie ſollt es anders ſeyn können, da Sie als Bürgerin von Smyrna (*) gewiſſermaßen eine Athenienſerin

(*) Smyrna war eine Colonie der Athenienſer, deren Etiſ-

ist? Auch möchte ich mich darüber eben nicht verwundern, wenn sie die Poesie liebt und sich viel mit ihr unterhält, da sie eine Mitbürgerin des Homerus ist. (*)

Dies, lieber Lycinus, wäre also das Bild ihrer schönen Stimme, in Rede und Gesang, so gut als eine Stimme, freylich immer mit großem Verlust, geschildert werden kann. Aber eh ich fortfahre, muß ich mir die Freyheit ausbedingen, von deiner mahlerischen Methode, aus vielen Bildern nur Eines zu machen, abgehen zu dürfen. Denn der Schönheiten, die ich dir zu mahlen habe, sind zu viel und mancherley, als daß ich nicht Gefahr liefe, auf diese Art nur ein verworrnes Ganzes herauszubringen. Ich will also jeder Vollkommenheit ihrer Seele ihr völli-

Stiftung nach Frerets Berechnung in das Jahr 1214 vor C. G. fällt.

(*) Die nächsten zween Perioden im Original sind, die Wahrheit zu sagen, ziemlich platt und unverständlich ausgedrükt; auch scheint der Grund warum er die Tugenden seiner Dame nicht in Ein Bild vereinigen will (nemlich, weil eine die andre verdunkeln möchte) entweder übel räsonniert, oder wenigstens nicht deutlich genug angegeben. Ich habe mir hier also kein Bedenken gemacht, den Buchstaben des Textes fahren zu lassen, und wie Hageborns Nielson, unbekümmert ob er das würklich gesagt, was ich ihn sagen lasse, mich damit zu beruhigen, daß ers hätte sagen sollen.

völliges Recht anthun, und von jeder ein beſonderes Bild, dem Urbild ſo ähnlich als mir nur immer möglich ſeyn wird, darzuſtellen ſuchen.

Lycin. Du verſprichſt mir ja ein rechtes Feſt, Polyſtratus, und das nenn' ich in der That (wie Heſiodus ſagt) nicht nur mit dem nemlichen Maaß ſondern noch beſſer zurükmeſſen. (*) Miß alſo immer zu; du könnteſt nichts in der Welt thun, wodurch du mich mehr verbinden würdeſt.

Polyſtr. Demnach alſo die Gelehrſamkeit billig an der Spitze aller Vollkommenheiten ſteht, wenigſtens derjenigen, die von der Uebung des Verſtandes abhangen: wohlan, ſo laß uns mit dieſem Bilde beginnen, welches ſo manchfaltige und vielartige Schönheiten in ſich begreift, daß wir auch in dieſem Stücke nicht weit hinter Deiner Bildnerey zurükbleiben werden. Stelle dir's alſo vor als mit allen Schätzen des Helikons zuſammen begabt; nicht, wie Klio, oder Polyhymnia, oder Kalliope, oder die übrigen Muſen, deren jede ſich nur auf Eines verſteht, ſondern daß es die Talente ihrer aller, ja noch die des Mer-

(*) Eine Anſpielung auf ein Paar Verſe in des Heſiodus Ἔργοις v. 347. 48.

Miß dem Nachbar, von dem du geborgt, mit dem nemlichen Maaße
Wieder zurük, und, wenn du es kannſt, ſo miß ihm noch beſſer.

Merkurs und Apollo's dazu beſitze. Denn was nur jemals Dichter in ſchöne Verſe eingekleidet, oder Geſchichtſchreiber erzählt, oder Philoſophen gelehrt haben, mit dem allen ſey unſer Bild ausgeſchmükt; nicht daß es nur leicht damit übertüncht ſey, ſondern daß es das alles, wie ein reiner gutgefärbter Stoff, tief und bis zur völligen Sättigung in ſich geſogen habe. — Uebrigens würde mirs zu verzeyhen ſeyn, wenn ich kein Urbild zu dieſem Gemählde zeigen könnte. Denn bey den Alten würde man ein Beyſpiel ſolcher Gelehrſamkeit vergebens ſuchen. Wie dem auch ſey, ſtellen wir's immer auf; denn mich dünkt es iſt nichts daran auszuſetzen.

Lycin. Es iſt vollkommen ſchön, und untadelich.

Polyſtr. Die Reyhe kömmt nun an das Bild der Weisheit und Klugheit. Hierzu werden wir aber viele Vorbilder nöthig haben; die meiſten aus dem Alterthum, und Eines auch ſelbſt aus Jonien wie Sie; und die Mahler und Werkmeiſter deſſelben keine geringern als Aeſchines, des Sokrates Freund (*) und Sokrates ſelbſt, die größten Meiſter in dieſer Art von Schildereyen, und hier um ſo mehr, da ſie mit Liebe (**) mahlten. Ich meyne die berühmte Aſpa-

(*) Aeſchines hat einen eignen Tractat (vermuthlich einen Dialog) über dieſe Aſpaſia geſchrieben, welche unſern meiſten Leſern aus dem IVten Theile des Agathon bekannt genug iſt.

(**) Bis jemand ein älteres Beyſpiel beybringt, wird alſo Lucian

Aſpaſia von Miletus, mit welcher jener, ſelbſt ſo bewunderuswürdige, Olympius (*) lebte; — und von welcher, als keinem gemeinen Beyſpiel der Klugheit, wir Alles was ſie von Erfahrung in Geſchäften, u. Einſicht in die Staatsverwaltung, und von Beſonnenheit und Scharfſinn beſaß, ganz genau in unſer Bild übertragen wollen; wiewohl mit vergrößertem Maaßſtab, inſofern Jene nur auf einem kleinen Täfelchen gemahlt war, Dieſe aber von Koloſſaliſcher Größe iſt.

Lyc. Wie meynſt du das?

Polyſtr. Ich meyne, daß die Bilder, wiewohl ſie ähnlich ſind, darum nicht auch von gleicher Größe ſeyen; denn es fehlt viel, daß die damalige Republik von Athen auch nur von ferne mit der gegenwärtigen Römiſchen Macht in Vergleichung geſtellt werden könnte. So daß alſo dieſe, (Panthea) wiewohl ſie der Aehnlichkeit nach die nemliche iſt, an Größe doch, als auf eine geräumigere Tafel gemahlt, den Vorzug hat. Das zweyte und dritte Vorbild aber ſey jene Pythagoriſche Theano, und die Lesbiſche Liederdichterin (Sappho) und die Sokra-

 tiſche

Lucian für den Erfinder der Redensart con amore mahlen, gelten können.

(*) Perikles, der dieſen Beynahmen von den Komödienſchreibern ſeiner Zeit erhielt. Es ſollte ein Sobriquet ſeyn: Aber die Nachwelt machte einen Ehrennamen daraus.

tische Diotima (*) über beyde. Theano soll ihren großen Sinn, und Sappho die Artigkeit ihrer Sitten zu unserm Bilde beytragen; der Diotima aber soll es nicht nur in allem, weswegen Sokrates sie gepriesen hat, sondern auch in ihrer übrigen Klugheit und Rathseligkeit ähnlich seyn. Und so wären wir denn, lieber Lycinus, auch mit diesem Bilde fertig.

Lyc. Es verdient, beym Jupiter, alle Bewunderung. Aber nun, däucht mich wär' es Zeit, mein Freund, daß du auch die Tugenden des Herzens, ihre Güte und Menschenfreundlichkeit, die Leutseligkeit ihrer Sinnesart und ihre Neigung den Nothleidenden zu helfen mahltest.

Polystr. Hierinn sey also jene Theano Antenors (**) (Gemahlin) unser Muster, und Arete und

(*) Diejenige, von welcher Sokrates, in Platons Gastmal, als seiner Lehrmeisterin in der (sogenannten Platonischen) Liebe und überhaupt als einer gelehrten Frau und sogar als einer Wahrsagerin spricht.

(*) Diese Theano ist nicht die oben erwähnte Gemahlin oder Tochter des Pythagoras, sondern die Homerische Theano, die Gemahlin Antenors, und Minervens Priesterin zu Troja, welche Vater Homer in der VIten Ilias im Vorbeygehen mit Einem einzigen Charakterzug mahlt, der das beste Bild in Lebensgröße werth ist. Es geschieht, da er unter den Erschlagnen auch des Pedäus erwähnt:

Außer

Brutus.

Niemand trägt den Kummer beſſer -- Porcia iſt todt.

Caſſius.

Wie? Porcia! --

Brutus.

Sie iſt todt.

Caſſius.

Wie entgieng ich dem Tod, da ich euch ſo zur Unzeit angriff? O unerträglicher und herzrührender Verluſt! An was für einer Krankheit?

Brutus.

Aus Ungeduld über meine Abweſenheit, und Kummer über die übermäßig-anwachſende Macht des Antonius und des jungen Octavius; (denn dieſe Zeitungen kamen mit ihrem Tod) ſie fiel darüber in Melancholie, und verſchlang in Abweſenheit ihrer Aufwärterinnen, glühende Kohlen.

Caſſius.

Und ſtarb ſo?

Brutus.

Ja.

Caſſius.

O ihr Götter! --

und ihre Tochter Nauſicaa, und wenn noch eine andre wegen ihrer Mäßigung in glüklichen Umſtänden Lob verdient hat. Ihre häuslichen Tugenden aber und ihre Keuſchheit und Treue gegen den, dem Sie ſich zu eigen ergeben hat, abzubilden, wo könnten wir ein vollkommnres Vorbild finden als die Tochter des Ikarius (Penelope) die von Homer immer durch dieſe Tugenden (*) charakteriſiert wird,

oder

Auſſer der Ehe gezeugt, doch von der ſchönen Theano,
Ihrem Mann zu Ehren, mit ihren eigenen lieben
Kindern erzogen, nicht anders als hätte ſie ſelbſt ihn gebohren.

Denn dieſer drey Verſe bedarf es, um im Holzſchnitt einer teutſchen Ueberſetzung (weiter werden wir's doch mit Homer ſchwerlich bringen) auszudrücken, was Homer in dieſen zween Verſen ſagt:

Ὁσ ϱα' νοθος μεν ην, πυκα δ' ετρεφε δια Θεανω
ἰσα φιλοισι τεκεσσι, χαριζομενη ποσει ω.

Arete, die Gemahlin des Königs Alcinous, und Nauſicaa ihre Tochter ſind aus der Odyſſee bekannt genug.

(*) Auch hier muſt' ich (wie öfters) wider Willen umſchreiben; unſre Sprache hat kein Wort, das den ganzen Umfang der Bedeutung des Worts σωφϱοσυνη ausdrükt. Denn die Griechen verbanden mit

die-

oder auch, beym Jupiter, ihre Namensverwandtin, jene vortrefliche Gattin des Abradates, deren wir vorhin schon Erwähnung gethan haben!

Lyc. Auch diesem Bilde hast du alle mögliche Schönheit gegeben, lieber Polystratus, und nun dächt ich könntest du es dabey bewenden lassen; denn ich wüßte nicht was dir an ihrer Seele mehr zu mahlen oder zu loben übrig wäre.

Polystr. O noch viel, noch das größte von allem! Ich meyne, daß sie, ungeachtet das Schikſal sie auf diesen hohen Gipfel erhoben hat, weder von ihrem Glücke aufgeblasen ist, noch aus den Grenzen der Menschheit hinaustritt, gleich als ob sie das, was sie ist, durch ein unverlierbares Naturrecht wäre: sondern sich vollkommen in ihrem vorigen wagerechten Stand' erhält; nichts unschikliches noch ausschweiffendes beginnt; denen die sich ihr nähern auf den Fuß als ob sie ihresgleichen wären begegnet, ihre Bekannten bey der Hand nimmt und aufs freundlichſte

diesem einzigen Wort den Begriff der Nüchternheit, Keuschheit, Züchtigkeit, Bescheidenheit, Mäßigung im Zorn und überhaupt in allen Begierden, kurz alle Tugenden, die sich auf die Beherrschung der Sinnlichkeit und der Leidenschaften beziehen. Wenn es von Personen des andern Geschlechts gebraucht wird, kann es daher öfters überhaupt durch Tugend, zuweilen aber, wie hier, schiklicher, durch häusliche Tugenden gegeben werden.

lichſte grüßt; kurz, in ihrem ganzen Betragen eine Leutſeligkeit und Beſcheidenheit zeigt, wodurch diejenigen die mit ihr umgehen ſich um ſo mehr geſchmeichelt finden, je größer die Perſon iſt, die, anſtatt wie die Könige und Helden im Trauerſpiel auf Kothurnen einherzuſchreiten, ſich durch ein ſo einnehmendes Bezeugen mit ihnen in Gleichheit ſezt; welches dann gerade das iſt, wodurch Perſonen, die ſich eines großen Anſehens und Vermögens nicht zur Hoffart ſondern zum Wohlthun bedienen, der Vorzüge, die ihnen das Glük zugetheilt hat, auch von jedermann würdig geachtet werden. Auch ſind es dieſe allein, welche dem Neid entgehen, und von rechtswegen; denn niemand wird denjenigen beneiden, den er in einem hohen Glükksſtande ſich mäßigen, und nicht, gleich der Homeriſchen Ate (*) über die Häupter der Menſchen einherſchreiten und alles was niedriger iſt als er zertreten, ſieht; wie dies ſchlechtdenkenden Leuten, aus Unverſtand, zu begegnen pflegt, wenn ein unverhofftes Glük ſie plözlich auf ſeinen geflügelten Luftwagen erhebt. Denn da kommen ſolche Leute auf einmal aus aller vorigen Faſſung, ſchauen nie herab, ſondern ſtreben mit Gewalt immer über ſich. Aber daher kommt es auch, daß

(*) Ilias IX. v. 502. Das Homeriſche Bild hat unter Lucians Händen Kolorit gewonnen, wie man aus der Vergleichung ſehen kann.

daß sie, wie jener Ikarus, wenn ihre wächsernen Flügel auf einmal schmelzen und heruntertäufeln, durch ihren Fall in die Wellen anstatt Bedauren zu erwecken, zum Gelächter werden. Diejenigen hingegen, die sich ihrer Flügel wie Dädalus bedienen, und nie vergessen daß sie nur von Wachs sind, sich nicht zu hoch erheben, sondern ihren Flug so wie Menschen gebührt nehmen, zufrieden sich nur eben über den Wellen zu erhalten, doch so daß ihre Flügel immer davon angespritzt und feucht erhalten werden, nicht aber sie immer nur der Sonne allein entgegen zu breiten: Diese fliegen sicher und ohne Gefahr, weil sie verständig fliegen. Und dies ist was an der Dame, von der wir reden, ganz vorzüglich zu loben ist. Dafür erhält sie aber auch, als die schönste Frucht ihrer Mäßigung, den allgemeinen Wunsch, daß ihre Flügel dauerhaft seyn, und immer mehr Glükseligkeiten ihr zuströmen mögen.

Lyc. Das gebe der Himmel! denn sie verdient es, da Sie nicht nur, wie Helene, dem Leibe nach schön ist, sondern mit diesen äusserlichen Reizen eine noch schönere und liebenswürdigere Seele dekt. Es gebührte sich aber auch, daß dem großen König, der so mild und gut ist, neben so vielen andern Begünstigungen des Glüks auch diese wiederführe, daß in seinem Reich ein solches Weib gebohren, und für Ihn gebohren würde! Denn ich wüßte kaum was das Glük Einem Bessers geben könnte als die Liebe einer

Frau,

Frau, von der man mit Wahrheit jenes Homeriſche (*) ſagen kann: daß ſie der goldnen Venus die Schönheit ſtreitig mache, und Minerven in Werken gleichkomme. Denn ſchwerlich iſt unter allen Weibern in der Welt eine (um wieder mit Homer zu reden) (**)

an Bildung, Schönheit, Verſtand und Werken der Hände,

mit dieſer zu vergleichen.

Polyſtr. Du ſagſt nicht mehr als wahr iſt, Lycinus. So miſchen wir dann, wenn dir's beliebt, du das Bild, das du von ihrem Leibe, ich diejenigen, die ich von ihrer Seele entworfen habe, in Eines zuſammen, und übergeben es allen zu bewundern, die izt leben, und künftig leben werden. Denn es wird bleibender ſeyn als alle Werke des Apelles, Parrhaſius und Polygnotus; und dies um ſo mehr, da es den Vorzug hat, nicht aus Holz, Wachs und Far-

(*) In der Stelle, wo Achill ſagt:

Seine Tochter möcht ich nicht freyen, und wenn ſie der Schönheit
Preis auch Aphroditen, der goldgelokten, beſtritte;
Wär ſie auch kündig der weiblichen Arbeit wie Pallas Athene,
Freyt ich ſie nicht —

Ilias IX. v. 375. f. nach Graf Stolbergs Ueberſ.

(**) Il. I. v. 115. nach der Stolb. Ueberſ.

Farben, sondern aus Gedanken, die uns von den Musen eingegeben worden, gebildet zu seyn, und zugleich im schönsten Leib' auch die schönste Seele darzustellen.

W.

II.

Ueber einige

Merkwürdigkeiten von Cassel.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber des T. M.

Ich lebe hier seit einiger Zeit als ein Fremder, und bin ein Augenzeige dessen, was der Landgraf von Hessencassel für Künste u. Wissenschaften täglich thut. An andern Orten, wo man nichts zu thun vermag, beschwert man das Publikum mit Ankündigung unmöglicher Dinge, so wie schlechte Autoren Bücher versprechen, die sie nie zu geben Fähigkeit haben. Aber überall wo man würkt, ist man zufrieden dämit ohne darüber viele Worte zu verlieren; und überläßt es der Zeit, daß die That reden werde. Dies ist hier der Fall; und obgleich der Landgraf so vielen Gelehrten Musse schenkt: so ist doch noch keiner von ihm aufgefordert worden, seinen Bemühungen für den Fortgang der Wissenschaften, und dem oft königlichen Aufwand dazu, eine Standrede zu halten.

Eine

Eine der rühmlichſten Anſtalten iſt die Anſchaffung des Lyceum, worzu nicht weniger als 40000 Thaler erfordert wurden. Das Haus koſtete allein 24000, und die Möblirung 4000. Man hat die Anzahl der Lehrer vermehrt, mehr Unterabtheilungen unter den Schülern und Lectionen gemacht, und ſo viel möglich junge Leute zu Lehrern beſtellt, die, nach Maßgabe ihres Fleißes, hier Hofnung zu weiterer Beförderung haben. Mit Beybehaltung der alten Scholarchen hat man eine neue eigne Direction niedergeſetzt, die dem Sprengel des Conſiſteriums entzogen, und unmittelbar dem Miniſterio und dem Fürſten ſelbſt unterworffen iſt. Der Landgraf hat einen eignen anſehnlichen Fonds ausgeworfen, woraus hier acht junge Leute in freyer Koſt, Wohnung und Unterricht erhalten, und zu künftigen Landſchulmeiſtern gebildet werden. Vier andre genießen dieſe Vortheile zur Hälfte. Auſſerdem hat er dieſem Lyceo die anſehnliche Summe der Diſpenſationsgelder in Heurathsſachen, als für Erlaſſung der Ausrufung, und der Strafe pro anticipato Concubitu, u. dergl. im ganzen Lande, geſchenkt.

Die zwoote von den neueſten rühmlichen Anſtalten iſt die jetzige Einrichtung des Theatri Anatomici, das große Summen erfordert hat. Ganz nach dem Angeben des Profeſſor Sömring, der, um mit Nutzen zu arbeiten, die holländiſche Reinlichkeit und den damit verknüpften Aufwand verlangte, hat

der Landgraf auf die wohlthätigste Art die nöthigen Fonds dazu angewiesen; und thut noch immer hinzu, wo es nöthig ist. Es ist vielleicht die einzige auf diesen Fuß eingerichtete Anatomie in ganz Teutschland. Die Leichen sind in zinnernen Särgen aufbewahrt, zu deren Auffüllung beständig einige Orhöft Brandwein bereit liegen. Um frisches Wasser zu haben, ist eine eigne Wasserleitung angelegt worden. Hr. Sömring hat überdieß einen eignen Fonds zu kleinen Ausgaben vorräthig, die er nachher berechnet; und dieser ist so ansehnlich, daß auch hier der Landgraf mehr für Messer- und Instrumentenschleifen auszugeben erlaubt, als an manchen Orten der Aufwand für das ganze Studium kaum wegnimmt. Nicht leicht wird aber auch die Vorsorge eines Fürsten für die Wissenschaften aufrichtiger erkannt, und mit mehrerm Fleiße belohnt werden, als man hier von Hrn. Sömring rühmen kann. Dieser junge Mann arbeitet als ein dankbarer Schüler und Nacheifrer seines großen Lehrers Camper mit einer Anstrengung, die nur wahre Liebe zum Studio selbst, und Hunger und Durst nach eigner Aufklärung, einflössen kann. Auch Kenner werden sich über dasjenige wundern müssen, was er in Einen Winter geleistet hat. Seine Präparate betreffen nichts triviales, sondern dienen zu Widerlegung alter Irrthümer, Beweisen von neuen Wahrheiten, und Beantwortung einiger Zweifel.

Künf-

Künftig werden die Hospitäler mit diesem Institut in Verbindung gesezt werden.

Auch die widrigen Zufälle in der Menagerie werden hier eine Quelle von neuen Entdeckungen. So unangenehm es für den Landgrafen war, in Einem Jahre so viele der merkwürdigsten Thiere zu verliehren, so vortheilhaft waren diese Sterbefälle für die Wißbegierde des Zergliederers. Ausser dem Elephanten hatte Hr. Sömring Gelegenheit, einen Seehund und Leoparden, einen Tiger und einen Cameel zu untersuchen. Ich sah den ausserordentlichen cellulösen Sak des Cameels, der erklärt, wo es sein Wasser aufhält, und warum es so lang ohne Wasser leben kann. Auch wird durch diese Zergliederungen die Lehre Büffons von den Arterien, die der Seehund nöthig hat um unter dem Wasser zu leben, vollkommen falsch befunden. Ich hatte das Vergnügen bey ihm die Camperschen Zeichnungen in einer Copie zu sehen, wo von dem griechischen Gesicht an, durch die Nüancen von Mumien, Kalmucken, Mohren, Orang-Outang, aller Arten von Affen, bis zum Hunde u. s. w. in einer höchst stuffenartigen Progression die Verunedlung des Profils deutlich wird. In eben dieser Gradation zeigte Hr. S. die Schädel in Natura vor. Es widerlegt sich auch dadurch das Vorurtheil, als ob den Kalmuken und andern die Nase von ihren Eltern eingedrükt würde; indem man ganz deutlich sieht, daß die Natur selbst

die Jochbeine, und die Kinnladen ganz anders, und zwar ungeheuer, gebildet hat. Der Uebergang von Menschen zum Affen wird auch dadurch wesentlich unterschieden, daß vorn an der Nasenspitze des Affen zwey spitze Knochen einzwicken, die beym Menschen bekanntlich ganz fehlen.

Prof. S. hat seine Wohnung in dem Hause selbst, und genießt nebst einem hinlänglichen Gehalt, die für sein Studium so nöthige Musse. Ueberhaupt werden die meisten Lehrer am Carolino ansehnlich belohnt; und da ihnen die mäßige Anzahl der hiesigen Studierenden keine überhäuften Lectionen abnöthigt: so bleibt ihnen der so seltne Vorzug, der unsern meisten teutschen Gelehrten versagt ist, Herr von ihrer Zeit zu seyn, und ihren Wissenschaften nachzugehen. Sie stehen unmittelbar unter dem Ministerio selbst, gehören dem Landgrafen insbesondre an, und haben die Gelegenheit, sich ihm sehr oft zu nähern. Verschiedene von ihnen dienen zu 6 auch 700 Thalern, und sehr oft entschädigt der Landgraf einen Mann, den er schäzt, für einen erhaltenen Beruf mit einer ansehnlichen Erhöhung seines Gehalts.

Die Künste haben hier einen mächtigen Beförderer gefunden; insbesondre aber scheint die jetzige Hauptneigung des Landgrafen auf die Bildhauerey sich einzuschränken, ob Er gleich einer der aufgeklärtesten Kenner der Mahlerey und der Kupferstecherkunst ist. Seine Antiken vermehren sich täglich.

Unter

Der Knabe kommt mit Wein und Fakeln hinein.

Brutus.

Redet nicht mehr von ihr; gebt mir einen Becher mit Wein. In dieſem wollen wir allen Unwillen begraben, Caßius.

[Er trinkt.]

Caſſius.

Mein Herz dürſtet, euch auf dieſen edlen Trunk Beſcheid zu thun. Fülle, Lucius, bis der Wein über den Becher hinaufſchwellt; ich kan nicht zuviel vor Brutus Liebe trinken.

Fünfte Scene.

Tilinius und Meſſala kommen hinein.

Brutus.

Herein, Titinius -- willkommen, werther Meſſala! Nun wollen wir uns um dieſe Fakel herum ſezen, und von unſern Angelegenheiten ſprechen.

Caſſius.

O Porcia, biſt du dahin!

Brutus.

Nichts mehr, ich bitte euch -- Meſſala, ich habe hier Briefe bekommen, daß der junge Octavius und Marcus Antonius.

Unter den neuerlich angekommnen habe ich zwoo Figuren in Bronze bemerkt; die eine ein *Victoria alata*, die hetruriſche Arbeit zu ſeyn ſcheint; und eine männliche Figur, wo ich nicht irre, mit dem Schadezeug der Badenden in der Hand, und um den Leib an einen Riemen einige Priapen tragend, die von groſſer Schönheit ſind. Als Neuigkeiten ſah ich auch die Modelle der alten Gebäude Roms in Korkholz nachgemacht, die einen deutlichern Begrif von dem jezigen Aſpect dieſer merkwürdigen Ruinen geben, als alle mögliche Kupferſtiche. Eben ſo fand ich einige Basreliefs von Tofferde, die ſich nach und nach von ſelbſt in der unterlegten Form gebildet hatten, ſo ſchön, wie vom beſten Marmor.

Die Anzeige dieſer Kunſtwerke wird Ihnen wenigſtens noch aus den Göttinger gelehrten Anzeigen erinnerlich ſeyn. (*)

Ich ſchränke mich in dieſer meiner Nachricht nur auf die neuangekommenen Werke der Kunſt ein, weil Ihnen die andern längſt bekannt ſind. Die neuern marmornen Statuen, die nach des Landgrafen lezter Reiſe in Italien angekommen ſind, ſtehen jezo in dem Rez de Chauſſée der Bibliothek, wo ſie eben nicht zum vortheilhafteſten beleuchtet ſind. Einige davon haben ehedem dem Grafen von Walmoden

 gehört.

(*) Es iſt ihrer auch vor Jahren im T. Merkur ſelbſt erwähnt worden. H.

gehört. Sie ſind von verſchiednen Meiſtern ergänzt, und zum Theil einige nicht mit der Einſicht, wie es die Reſte des Alterthums verdient hätten. Ohne mich weiter auf ihren innern Werth einzulaſſen, will ich einige davon nennen, und nur das Ergänzte und Antike von einander abſondern.

Ueber Lebensgröße iſt ein ſogenannter junger Herkules. Der Körper iſt ſchön, zeugt von groſſer Stärke, und noch unabgehärteten Muskeln. Der Kopf, ob er gleich alt ſcheint, gehört wahrſcheinlich nicht zum Rumpfe. Indeſſen iſt er immer ſchön. Die rechte Hand iſt neu, mit ihren Attributen. Sonderbar iſt es, daß dieſe Statue zugleich eine Tunica und Palla hat.

Ueber Lebensgröße iſt eine Pallas merkwürdig. Die Falten des Gewandes hängen gerade herunter. Der Helm hat vieles beſonders. An den beyden Seiten, welche die Schläfe bedecken, ſind Widderköpfe mit gebogenen Hörnern, wie beym Jupiter Ammon, angebracht; auch hat der Helm oben an beyden Seiten Oeffnungen, anzuzeigen, daß man ihn abnehmen könne. Der Hals ſcheint neu. Sie hat eine doppelte Tunica; die eine hört um die Mitte des Körpers auf, die andre reicht bis auf die Füße, die ſie bedekt. Der Gürtel iſt nicht breit, ſondern rund.

Die andre Pallas iſt unter Lebensgröße, und kommt der erſten an Schönheit im geringſten nicht bey.

bey. Der Kopf iſt neu aufgeſetzt, obgleich antik, aber von weniger Bedeutung. Dieſe beyden Werke der Kunſt gehörten ehedem den Grafen Walmoden.

Der Jupiter iſt in halber Lebensgröße. Der Hals iſt kurz, die Schultern breit, und die Bruſt von ſtarken Muſkeln. Der Kopf hat ein dichtes auf der Stirne krauſes, und auf die Schultern hinten herabfallendes Haupthaar. Das Pallium bedekt den untern Theil des Körpers und den ganzen Rücken, nur der rechte Arm, und die rechte Seite iſt bloß. Der rechte Arm, ob er gleich angeſezt iſt, ſcheint doch alt. In der rechten Hand hält er etwas dem Blitze ähnliches. Der linke Arm ein Stück von einer Haſta. Mitten durch, und über den Füßen iſt die Statue zerbrochen geweſen. — Drey Apollo's, wovon der erſte ſehr ſchlecht ergänzt, der andre nichts als ein Heros, oder ſogenannter Gladiator iſt, und der dritte ohngefähr halb Lebensgroß, eben auch nicht von ſehr großem Werthe zu ſeyn ſcheint.

Die Venus iſt nicht vollkommen Lebensgröße, obgleich größer als die Mediceiſche. Der Kopf iſt aufgeſezt, wiewohl daraus nicht erhellet, daß er neu ſey. Der rechte Arm iſt unter der Schulter, der linke unterm Ellenbogen angeſezt. In beyden Händen hält ſie eine ziemlich große Concha, die Blöße zu bedecken. Die Arme ſammt der Concha ſind neu.

Ein nackender ruhig ſtehender Faun halb Lebensgröße. Der Kopf iſt alt, ob er gleich neu aufgeſezt

ist. Die Haare sind mit einer Corona umgeben. Das Gesicht ist ganz in Ruhe. Der rechte Arm ist angesezt, der linke scheint mehr antik zu seyn. Das linke Bein ist über dem Knie angesezt, scheint doch aber bis auf den Fuß alt; das rechte hingegen neuer zu seyn.

Von der Statua Togata, oder dem sogenannten Didius Julianus, so wie von den Bronzen, behalte ich mir vor mich auf ein andermal mit Ihnen zu unterhalten. Mein trokenes Register muß Ihnen schon mehr als ich wünschte lästig gefallen seyn. Indessen empfehle ich Ihnen doch, wenn Sie jemals diese Sammlung besehen, unter den Büsten den Kopf einer sogenannten Muse, der von der höchsten Schönheit ist, und den ich beynahe an Charakter, und stiller Größe den Köpfen der Töchter der Niobe an die Seite sezte. Diesen, und die alte von Athen gebrachte griechische Inschrift, würde ich mir gern gegen eine oder ein paar der obgenannten Statuen umtauschen. Auch glaube ich würden diese erstgenannten Werke, auf einen unbefangenen Zuschauer einen reizendern Eindruk machen, wenn sie, frey von ihren Ergänzungen, noch in ihrer ersten ursprünglichen obgleich verstümmelten Schönheit, ruhig in dem Beinhause eines Cavaceppi bey so vielen andern Trümmern schliefen. Allein so lange die Liebhaber nicht Trümmer, sondern Ganze Statuen verlangen, wird das Elend der Ergänzung fortdauern, und manchem ächten

ten Reſte des Alterthums ſeinen endlichen Untergang bereiten.

Das aus dem Montfaucon bekannte Basrelief der Aufzug des Bachus, iſt ſchön, und allem Anſehn nach vollkommen antik, obgleich dieſelbe Vorſtellung in einem etwas veränderten Format ſich in Rom noch einmal vorfindet.

Die Statue, welche die Landſtände dem Landgrafen errichten, nähert ſich ihrer Vollendung. Sie haben dazu einen Fonds von 20000 Thalern beſtimmt, wovon ohngefähr 9000 dem Prof. Nahl für die Arbeit ausgeſetzt ſind. Sein Sohn arbeitet itzo unter des Vaters beſtändiger Direction mit andern Künſtlern das Werk aus. Sie hat 15 Fuß, und das Piedeſtal 22 Fuß Höhe. Sie beſteht aus drey Hauptblöcken von Cararischem Marmor, ohne den Block des Arms, der auf die geſchikteſte Weiſe mit dem Ganzen verbunden iſt, und den Block des Kopfs. Jeder Hauptblock kann mit dem Transport ohngefähr auf 1000 Rthlr. zu ſtehen kommen, obgleich der Cubicfuß auf dem Plaz nicht über 10 Paoli koſtet.

Die Statue ſieht nach der Bibliothek. Die eine Hand führt einen geſenkten Commandoſtab, der ſich anlehnt; der andre Arm ſteht in der Seite. Umgehängt iſt der Brittiſche Orden, und auf der rechten Bruſt erſcheint Etwas vom Preußiſchen Adlerorden, mehr als eine Fibula, oder Ornement, ſo wie

es auch nicht möglich war, des Pittoreske der Zeichnung mit allen diesen neuen politischen Zeichen zu überladen. Ueberhaupt findet man, daß die Römische Kleidung sowohl im Poetischen Sinne des Costume, als auch bloß als Masse betrachtet, vortreflich gedacht, und erfunden ist. Der Kopf hat viele Gleichheit, bey Erhöhung aller Charakteristischen Züge des Portraits, zu einem Mahlerischen Ideale. Rechter Hand liegen auf einem Küssen die vom Landgrafen gestifteten Orden des Löwen, und des Merito Militaire Sechs Jahre ist schon daran gearbeitet, und zur Vollendung dürfte noch 1½ Jahre erforderlich seyn. Das Piedestal ist in Italien, und zwar zu Genua gearbeitet.

Sie erwarten mich, wahrscheinlich schon lange in der Bildergalerie, und in vollem Genuß der Schätze die dort aufbewahret werden. Sie ist unstreitig das wichtigste in der Kunst, das Cassel besizt. Allein, soll man es Bescheidenheit nennen, daß noch nie weder ein Namens Verzeichnis noch ein Catalogue-raisonné ins Publikum ausgegeben worden? Itzo arbeitet eine Gesellschaft Künstler und Gelehrten daran, und es ist zu wünschen, daß es bald zu Stande kommen möge. Diese Galerie ist ihrem Reichthum und Umfange nach noch lange nicht so berühmt, als sie es verdiente. Jeder Liebhaber hat nach seinem individuellen Geschmak einzelne Stücke ausgehoben, und deren Verdienst mündlich und schrift-

lich

lich gerühmt, wie Hagedorn und andere: allein von dem ganzen Inventario iſt noch nichts gewiſſes bekannt. Ich bin verſichert, daß ſehr wenige wiſſen, daß ſich allein in der Galerie, und in dem von Diemarſchen Hauſe, itzo Ecole de Peinture, über 750 Nummern befinden, von denen vielleicht nicht 20 aus dem Rang der in einer öffentlichen Galerie aufbewahrungswürdigen Stücke ausgeſchloſſen werden dürfen. Man weiß zwar, daß ſich vorzügliche Stücke von Rembrand hier erhalten haben; allein daß deren Sechs und dreyſig von allen Arten ſeiner Compoſition da ſind, iſt noch nicht geſagt worden. Die Maria mit dem Kinde, dieſer vorzügliche Raphael, hat von vielen wegen ſeiner Aechtheit wollen bezweifelt werden, weil ſich eben daſſelbe Bild in Rom befindet. Allein nun iſt es, durch unpartheyiſche Augen eines Künſtlers der hier lange darnach ſtudiert hat, und itzo in Rom lebt, mehr als bewieſen, daß dieſes das Original, und jenes die Copie iſt. So verdient auch der berühmte Leonard da Vinci über alle ſeines Gleichen in Italien den Vorzug. Denn man wird alle Städte jenes Landes vergebens durchreiſen, um ihn von dieſer Schönheit zu finden. Die Palma's ſind von dieſem kleinern Format nirgends ſo in Italien zu ſehen. In Venedig ſind große Stücke dieſes Meiſters, die an Schönheit und Reichthum der Compoſition dieſem vorgehen; allein als Cabinetsſtücke betrachtet, haben dieſe ihres Gleichen nicht.

Der

Der Prometheus ist nicht von Michel Angelo Buonarotti, wie er gewöhnlich ausgegeben wird, sondern von Mich. Aug. Caravaggio.

Einen höchst ungewöhnlichen Künstler, Namens Ursula, hab' ich noch anzumerken, der sich in wenig Kunstbüchern findet. Sein Werk würde man für einen Terburg halten, wenn der Name nicht anders zeigte. So findet sich auch bey dem Herrn Inspektor Tischbein ein Gemählde von großem Werthe, dessen Verdienst beynahe an Albrecht Dürer gränzt. Sein Verfasser ist eben so wenig bekannt, Wyland, wo ich nicht irre, von Königsberg, bey den Italienern Willandino genannt. Es ist die Geschichte des ungerechten Haushalters, in dem Moment, wo ihm alles verkauft wird. Schade, daß es nicht gut erhalten ist.

Dasjenige aber, was mich am meisten in Verwunderung sezte, ist im Schlosse, das ausgesuchte Cabinet des Landgrafen, das nicht öffentlich gezeigt und daher so wenig Fremden bekannt wird. Er arbeitet mitten unter diesen Schätzen der Kunst, und also kann es nie ein Ort werden, der zu allen Zeiten und Jedermann zugänglich ist. Hier finden Sie nicht weniger denn 29 Wouwermans, 5 Gerhard Dow, von der Ersten Schönheit, Slingeland, Metzü und Teniers von dem seltensten Werthe. Besonders wunderbar ist mir die Beleuchtung bey einer Gesellschaft Affen, von Teniers, vorgekommen,

wo man lange ſtudiren muß, ehe man begreift, wie er bey einem ſo offnen Lichte alles gebunden hat. Neben der auſſerordentlichen Liebe zur Kunſt bey Landgraf Wilhelm, gehörte noch ſehr viel Glük, und die damalige Epoche dazu, wo die Kunſtwerke lange nicht ſo geſucht wurden, wie itzo, um in dieſer kurzen Zeit, ſo auſſerordentlich gute und vortrefliche Stücke auf Einem Plane zuſammen zu bringen.

Nächſtens ein mehreres von andern Werken der Kunſt, dieſer an allen ſo reichen, und täglich reicher werdenden Reſidenz.

Ich bin ꝛc.

III.

Fortſetzung
des Dorf-Philanthropins.

Der von den Philanthropiniſchgeſinnten in Furchheim ſo ſehnlich erwartete Sonntag war nun erſchienen, und Nachmittags um vier Uhr trafen daher der Pfarrer nebſt dem fremden Herrn, wie auch Herr Heilman richtig bey dem alten Pachter ein. Die beyden Knaben vom Tage hatten ſich, nach ihrer Anweiſung, ſchon früher eingefunden, und mit ihnen auch der dritte, welcher vor acht Tagen an der

Reyhe

Reyhe gewesen und nebst seinem Vater die Veranlassung zum Feldmessen gewesen war, und den der Pachter für sich besonders auf heute bestellt hatte, weil er ihm aufrichtig zu seyn, und die Gewohnheit bey dergleichen Zusammenkünften am besten zu wissen schien. Mit dieser drey Knaben Beyhülfe hatte die fromme Baucis, des Pachters treue Ehegenossin, alles nöthige zugerichtet, um die bey ihr in Menschengestalt einkehrenden menschenfreundlichen Götter bestens zu bewirthen. Man war bald in philanthropinischen Gesprächen; nur konnten sie nicht zweckmäßig werden: weil weder Spudarchides noch der Pachter von der eigentlichen Einrichtung der Anstalten des Pfarrers zum Besten der Jugend in Furchheim unterrichtet waren. Spudarchides brach daher ab, doch so, daß er desto tiefer in die Materie hinein zu kommen hoffte. Ich störe sie vielleicht in ihrem Vorhaben, meine Herren, sagte er. Sie wollen ihre Einrichtung für den Winter machen; thun sie es immer, ich will zuhören. Ja wohl stören sie uns, erwiederte der Pfarrer, und besonders stören sie mich, mein Bester. Sie müssen entweder mein Gehülfe werden, oder ich gebe mein Directoramt auf. Sie sind, wie ich immer mehr gewahr werde, zu sehr Kenner, als daß ich vor ihnen, ohne ihren Rath, mich etwas einzurichten getraute. Keine Complimente, Herr Pfarrer, sprach Spudarchides mit ernstem Tone, das Werk ist zu wichtig

dazu.

Antonius mit einer groſſen Macht wider uns anrüken, und ihren Zug gegen Philippi richten.

Meſſala.

Ich ſelbſt habe Briefe von dem nemlichen Inhalt.

Brutus.

Mit welchem Beyſaz?

Meſſala.

Daß Octavius, Antonius und Lepidus hundert Senatoren durch Proſcription aus dem Wege geräumt haben.

Brutus.

Hierinn ſtimmen unſre Briefe nicht überein; die meinige ſagen nur von ſiebenzig Senatoren die durch ihre Proſcriptionen umgekommen, und nennen den Cicero unter denſelben.

Caſſius.

Den Cicero? --

Meſſala.

Cicero iſt todt, und durch dieſe nemliche Proſcription. Hattet ihr keine Briefe von eurer Gemalin, Brutus?

Brutus.

Nein, Meſſala.

Meſſala.

Auch keine Nachricht von ihr in den andern Briefen?

dazu. Erzählen sie uns nur, was bisher gethan worden ist, um zu sehen, wo sie stehen geblieben sind, und wo wir heute und diesen Winter hindurch fortfahren sollen. Recht so, sezte Herr Ehrlich hinzu; denn kann ich auch eher ein Wort mitsprechen!

Der Pfarrer fühlte die Wahrheit dieser Erinnerungen, bath um Verzeyhung, daß er nicht unterdessen die nöthigen Nachrichten gegeben hätte, entschuldigte sich damit, daß er sich immer gefürchtet habe, wie er doch nun thun müsse, von seinem Ich zuviel zu sprechen, und ein wenig weit auszuholen, und suchte izt, ohne weitere Umschweife, dem Verlangen der Gesellschaft durch folgende Erzählung Gnüge zu thun.

Die Zeit meiner Beförderung nach Furchheim, erzählte der Pfarrer, fiel in die Zeit, da die Erziehungsrevolution dieses Jahrhunderts begann. Ich hatte mich aus vielerley Gründen eigentlich der Schule gewidmet, meine Studien dahin eingerichtet, und mich schon einige Zeit mit der Erziehung der jungen Herrn von O . . . . in H . . . beschäftigt, als ich wieder alles Vermuthen zum Pfarrer nach Furchheim berufen wurde. So sehr sich auch meine eingebildete Bestimmung hierdurch verändert zu haben schien, so fest blieb mir die Neigung, mich mit dem Unterrichte der Jugend zu beschäftigen; und ich sah gar bald ein, daß diese mit meiner neuen Bestimmung nichts weniger als im Streit war, wenn

ich

ich sie nur nicht mit einander streiten lassen wollte. Beym Besuchen der Schule fand ich viele Mängel, sowohl in Ansehung des Unterrichts als des Erziehens; der Schulmeister aber war alt. Ich konnte nichts weiter thun, als oft in die Schule gehen, und die erwachsenen Kinder selbst unterrichten. Nach Verlauf einiger Jahre, da meine eigenen Kinder anfiengen, eines regelmäßigen Unterrichts zu bedürfen, und von der Erziehung immer mehr geredet und geschrieben wurde, kam mir auf einmal ein mächtiger philanthropinischer Geist, welcher mich antrieb, eine Menge Plane zu einem Dorfphilanthropin zu entwerfen. Im Vertrauen auf die werkthätigste Unterstützung von Seiten meines Kirchenpatrons, dessen Entfernung von Furchheim mir noch eine Hinderniß weniger und eine große Bequemlichkeit mehr zu Ausführung meiner Absichten zu seyn schien, sezte ich aus allen Planen einen ganz individuellen für Furchheim zusammen. Und da ich eben so sicher auf den willigen Beytritt der Herren von Altheim, Hoheneich und Schliebendorf rechnete: so ließ ich mir schon den Riß zum ganzen Gebäude machen, und war mehr wegen der guten Ausführung desselben, als wegen der Kosten dazu in Sorgen. Allein es gieng nicht so leicht, als ich gedacht hatte. Indessen gaben mir die höflichen Vertröstungen, welche die Ausführung meines Plans verzögerten, doch Zeit, denselben kaltblütiger zu überdenken. Ich sah,

daß

daß mein ganzes Vorhaben bloß Eitelkeit war, und daß, wenn ich meiner Gemeine in diesem Fache würklich nützlich werden wollte, ich ganz etwas anders thun, als ein Philanthropin bauen müßte. Bey ruhiger Ueberlegung fand ich nun, daß ein großes Philantropingebäude für die Wohlfahrt der Jugend zu Furchheim gerade eben so nöthig, oder eben so überflüßig sey, als das prächtige und mit allen architectonischen Zierrathen verbrämte Quinzevingts zu Paris für die armen Blinden, die es bewohnen, aber nicht sehen können, und die in jedem Zimmer der Stadt oder ihres Dorfes einzeln eben so bequem, und ganz gewiß viel ruhiger und also auch viel lieber wohnen würden. Bey den anzunehmenden Lehrern hatte ich, wie ich izt bemerkte, offenbar mehr auf Meine Kinder, als auf der Bauern ihre gerechnet. Ja das ganze entworfene Institut kam mir izt als die große Babel meiner ruhmsüchtigen Eitelkeit vor, und ich hielt es nun mehr für eine Vernachläßigung meines eigenen Amts, als für wirksamen Eifer, mich damit abzugeben. Mit aller Hochachtung gegen einzelne Landesphilanthropine, — die, als Pflanzschulen guter Lehrer und als Modelle und Normalschulen betrachtet, etwas höchstnützliches sind — glaubte ich, auf Dörfern sey mit dergleichen Instituten für sie selbst weniger gesorgt, als für die benachbarten Städte; und hielt es von nun an für besser, wenn auf jedem Dorfe der Gerichtsherr und

der Pfarrer sich zusammen beeiferten, mit Beybehaltung der gewöhnlichen Schulen, bloß durch anzubringende Verbesserung derselben soviel individuelles und locales Gute an ihrem Orte zu befördern, als sich an demselben und bloß für denselbem, ohne neue große Kosten möglich machen ließe. Würden so, dacht ich und denke noch, die einzelnen Theile verbessert, so würde sich das Ganze auch ohne große und kostbare Plane, von selbst verbessert sehen.

In solcher Ueberzeugung habe ich, ohne von dem Kirchenpatron, der nur jährlich einmal hieher kommt, Beyhülfe zu erwarten, und zufrieden, von seinem Gerichtsdirector in meinen Bemühungen nur nicht gehindert zu werden, seitdem recht fleißig fortgefahren, in der Schule mitzuarbeiten, nach und nach den eigentlichen Religionsunterricht fast gänzlich übernommen, und dafür den Schulmeister angehalten, das Lesen, Schreiben und Rechnen desto öfter zu treiben. Nur wünschte ich immer für andern Realunterricht und für die eigentliche Erziehung unserer Dorfjugend noch mehr thun zu können. Diesen doppelten Endzwek in etwas zu erhalten, schien mir bey der Lage der Sachen nichts bequemer, als den erwachsenen Knaben zu gewissen Stunden einen freyen Zutritt ins Haus zu verstatten, um sie da, gelegentlich, wie die eigenen Kinder zu lehren und zu ziehen. Diese Anstalt ist bereits einige Winter hindurch Sonntags Abends bey mir bewerkstelligt, und vorigen

gen Winter, da Herr Heilmann meine Absichten hat unterstützen wollen, um einen Tag in der Woche erweitert worden; welches denn diesen Winter auch durch Herrn Ehrlichs Beytritt geschehen soll. Heute ist es nur auf die Festsetzung der Tage abgesehen. Die Methode, nach welcher wir dabey verfahren, ist nicht so regelmäßig, daß ich sie ihnen sogleich erklären könnte; sondern sie müssen sie, wenn sie Verlangen darnach haben, durch Besuchung unser philanthropinischen Stunden selbst kennen lernen.

So viel werden sie indessen nun sehen, daß ich unter einem Dorfphilanthropine nichts weniger als ein förmliches Institut, sondern bloß ein menschenfreundliches Zusammentreten rechtschaffener Personen eines Dorfes, besonders einen solchen erleuchteten Eifer der vorseyenden zur Erziehung bestimmten Personen, der Aeltern, der Lehrer, der Vorsteher der Kirchen und der Gemeinen verstehe, wodurch die Jugend des Dorfes, nicht für die Städte und höheren Stände, sondern für ihr Dorf so gebildet wird, daß aus ihr selbstdenkende, gute, geschikte und gesittete Landleute werden. Kurz, ich möchte, daß aus den Einwohnern zu Furchheim solche practische Naturkenner, Astronomen, Geschichtskundige und Oeconomen würden, wie Haller seine Alpenleute beschreibt, die immer einerley Lebensart führen, aber durch den Unterricht ihrer Greise in den Winter-

abenden am ländlichen Heerde belehrt, dieſelbe als denkende und ruhige Weiſen führen.

Wenn wir nun, meine Herren, in unſeren Bemühungen ſo glüklich wären, daß wir nur aus etlichen Knaben ſolche Landleute bildeten: ſo hätten wir, denke ich, damit den ſicherſten Grund zu einem bleibenden Philantropin in Furchheim gelegt. Wir hätten an ihnen die Directoren und Lehrer gezogen, von welchen wieder dergleichen gezeugt und gezogen werden würden; und wofern ſie auch gute Menſchen würden, ſo läge auch in ihrer Rechtſchaffenheit der ſicherſte Fonds zu ihrer Beſöldung, das iſt, die Entbehrlichkeit alles Fonds, indem dieſe guten Menſchen alles umſonſt wieder geben würden, wie ſie es von uns umſonſt empfangen hätten. Bey dem allen aber wollte ich doch gewiß nicht zuwider ſeyn, wenn durch Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, nach und nach etwas Inſtitutähnliches in Furchheim könnte geſtiftet werden, weil unſere Bemühungen dadurch doch einen ſicherern Gehalt und feſteren Beſtand bekommen dürften. Mein Plan iſt, wie ſie ſehen, elaſtiſch; izt ganz klein in ſich ſelbſt zuſammen gezogen, aber voll beſtändiger Strebſamkeit ſich gegen alle Seiten auszubreiten, und fähig, alles was gut und dem Landvolke nüzlich iſt, aufzunehmen. Meiner Einſicht nach muß man auf einem Dorfe gar nicht mehr thun wollen, als ſich nach dem Verhältniſſe des Orts und der Umſtände thun läßt; aber auch das

Mög-

Mögliche nicht unterlassen, blos darum, weil es wenig ist: denn es kann mehr werden, und alle große Werke haben einen kleinen Anfang. Was urtheilen sie nun von meinen Bemühungen, Herr Spudarchides, und was rathen sie?

Ich danke ihnen, antwortete dieser, für die Gefälligkeit, mich mit ihrem Plane so bekannt zu machen, und für die Ehre, mein Urtheil darüber hören zu wollen; ich bin aber wirklich verlegen, sogleich meine Gedanken zu sagen. Es ist mir alles unerwartet, was sie mir gesagt haben. Ich vermuthete schlechterdings etwas von einem regelmäßigen und förmlichen Institute; sie lassen aber alles, höre ich, wie es ist, und machen nur das, was da ist, durch ihre persönlichen Verdienste, recht gut und nützlich. Hierbey habe ich nur dieses Bedenken, daß, so bald sie einmal nicht mehr in Furchheim sind, alles dieses auch gleich wieder aufhört. Außerdem wüßte ich izt nicht, was ich an ihrem Plane, so unerwartet er mir auch gewesen ist, auszusetzen hätte. So aber ist er auf gar zu viele zufällige Dinge gebaut. Alles kommt dabey hauptsächlich darauf an, daß ihnen einst ein eben so rechtschaffener, geschikter und eifriger Pfarrer nachfolge: daß er solche treue und willige Freunde und Gehülfen finde; sie zu suchen und zu finden, aber auch zu erhalten und zu leiten wisse; und daß endlich auch die Landleute jedesmal die gu-

ten Absichten anerkennen, und willig seyen, sich noch außer der Schule und Kirche belehren zu lassen.

Sie haben ganz recht, erwiederte der Pfarrer; nur sagen sie damit zu viel. Denn kommt nicht allemal, auch bey den besten Stiftungen, alles auf die Tauglichkeit der jedesmaligen Subjecte an? Schulen und Universitäten sind, bey einerley Einrichtung, gut und schlecht, je nachdem die Lehrer gut oder schlecht sind. Und eben darum denke ich aus den itzigen Bauerknaben selbst eine stehende Pflanzschule künftiger Lehrer und Beförderer des Guten und Nützlichen in Furchheim zu machen; und verschmähe es auch gar nicht, wie ich schon gesagt habe, wenn durch günstige Umstände, zu festerem Bestande meiner Anlagen, etwas Institutähnliches eingerichtet werden kann; das Wenn und Wie aber muß ich bloß der Vorsehung überlassen.

Spudarchides versicherte mit einer geheimnißvollen Zuversicht, daß die Vorsehung dazu gewiß bald Rath schaffen werde; er ermunterte alle, in ihren gemeinnützigen Bemühungen nur immer eifrig fortzufahren, und versprach auf seiner Seite, alle mögliche Beyhülfe und Unterstützung zu leisten. Hierauf vereinigte man sich wegen der Tage, und es wurde beschlossen, daß die sonntägige Conferenz allemal bey dem Pfarrer bleiben sollte. Heilmann behielt auch seinen Donnerstag, der Pachter wählte den Dienstag, und Spudarchides, der keinen Tag zusagte,

te, verſprach indeß, ihren Geſellſchaften nicht nur beyzuwohnen, ſondern auch die Geſellſchaft dann und wann bey ſich zu haben; da er denn jedesmal den Tag nach der Bequemlichkeit derſelben beſtimmen und anzeigen würde.

Nachdem alles alſo feſtgeſetzt war, hieß der Pfarrer die Knaben herbeytreten, und ein Stük aus der Bibel vorleſen. Wir wollen doch, fügte er hinzu, heute gleich einen Anfang und einen kleinen Verſuch machen, damit die Herren ſehen können, wie Herr Heilmann und ich ungefähr zu verfahren pflegen. Ein Knabe las alſo ein hiſtoriſches Stück vor, worinnen der Pfarrer ihn gar nicht unterbrach, außer wenn etwan die Worte oder ihre Verbindung etwas Schweres hatten, welches er ſogleich erklärte, damit nie etwas ohne Sinn geleſen werden möchte. Nach dem Vorleſen machte er einige allgemeine Bemerkungen über die Geſchichte, und veranlaßte unvermerkt ein Geſpräch der Geſellſchaft darüber, wobey den Knaben erlaubt war, nicht nur zu fragen, ſondern auch beſcheiden mit zu ſprechen und ihre eigenen Gedanken zu eröffnen.

Die Stunden waren heute ſo genau nicht beſtimmt. Als daher die Pachterin die Teller hereinzutragen anfieng, wurde das Klappern derſelben als ein Signal, das Geſpräch zu endigen, angenommen, und man ſtund auf. Platz zum Tiſch decken zu machen. Es wäre aber eben noch nicht Noth geweſen. Der Pachter

ergriff indeß die Gelegenheit, sein Wohlgefallen an dem gehabten Gespräche kund zu thun, und sprach, indem er sich zu seiner Frau wendete: Du hättest izt unser Gespräch ganz hören sollen. Das war eine andere Nutzanwendung, als sie sonst unser heiliger Informator machte, von dem unser ältester Sohn immer so viele Schläge darüber bekam. Die Pachterin schwieg ganz still dazu, machte aber eine Mine, die eben so wohl für traurig als für verdrüßlich gedeutet werden konnte. Der Furchheimer Doctor, welcher eine eigene Fertigkeit besaß, auskriechende Verdrießlichkeiten in Gesellschaften gleich noch im Eye zu erflicken, war daher die Mine nicht sobald gewahr worden, als er, das erste Stillschweigen zu unterbrechen, den Pachter fragte: Wie machte denn der Hr. Informationsrath seine Nutzanwendungen, und warum kriegte denn das Söhnchen die Schläge? Das kann ich ihnen leicht sagen, war die Antwort, denn es war täglich dasselbe. Die Kinder wurden gewöhnt, nach Verlesung eines Verses, auf die Frage des Informators: was lernen wir daraus? allemal zu antworten: Daß wir das und das, wovon im Verse die Rede war, auch thun sollen. Dieß wurde nun maschinenmäßig, und gab oft lächerliche Antworten. So war ich einmal auf ein Zetergeschrey, das sich in der Lernstube erhub, herbeygelaufen, und als ich nach der Ursache davon fragte, hieß es: Der älteste Sohn da ist vom Freygeiststeufel leibhaftig besessen!

Brutus.

Keine, Meſſala.

Meſſala.

Das däucht mich ſeltſam.

Brutus.

Warum fragt ihr? Hört ihr was von ihr in den eurigen?

Meſſala.

Nein, mein Herr.

Brutus.

Nun, ſo wahr ihr ein Römer ſeyd, ſagt mir die Wahrheit.

Meſſala.

So ertragt dann als ein Römer die Wahrheit, die ich euch ſage. Sie iſt todt, und auf eine auſſerordentliche Art.

Brutus.

Nun, fahre wohl, Porcia -- wir müſſen ſterben Meſſala; die öftere Betrachtung daß ſie einmal ſterben müſſe, hat mir die Geduld verſchaft, daß ich es izt ertragen kan.

Meſſala.

So müſſen groſſe Männer groſſe Unglüksfälle ertragen.

Caſſius.

Meine Philoſophie lehrt mich das ſo gut als die eurige; aber mein Herz könnte ſich nicht ſo drein finden.

Brutus.

ſſen! Die Schweſter las die geheimnißvollen Worte: Und der ſiebente Engel poſaunete. Da ich meiner Gewohnheit nach fragte: Was lernen wir daraus? gab ſie die Antwort: Daß wir auch poſaunen ſollen. Hierüber brach ihr Bruder, das Belialskind, in ein lautes Gelächter aus; und dafür habe ich ihn nach Verdienſt gezüchtigt. — Ich gieng eiligſt wieder zur Thür hinaus, um ſo wohl das Lachen als die Aergerniß zu verbergen. Und viel ſagen war hier des Hausfriedens wegen auch nicht Rath. Der Herr Informator war uns auf Anrathen und Bitten des Pfarrers in N., des Bruders von meiner Frau, von Se. Hochwürden in ... wie vom Himmel ins Haus geſchickt worden.

Sie haben alſo auch Kinder, höre ich, fuhr Heilmann fort zu fragen, wo ſind ſie denn alle? Bey Gott, hoffe ich, antwortete der Pachter ganz niedergeſchlagen. Das bedauere ich, erwiederte der Doctor, der in der Beſtürzung, daß ihm ſeine Kunſt heute ſo übel gerieth, ſelbſt nicht recht wußte, was er ſagte. Ich wollte es eben nicht bedauern, antwortete daher der ehrliche Pachter, wenn ich nur gewiß wüßte, ſie wären alle bey Gott. Von meinen beyden jüngſten Söhnen hoffe ich es gewiß: ſie ſtarben beyde ſehr jung. Und wegen meiner drey Töchter zweifele ich eben auch nicht. Meine Frau hat ſie ſehr ſcharf gehalten. Sie ſind das ganze Jahr durch nicht anders aus dem Hauſe gekommen, als wenn ſie in die Kir-

che giengen; und zu Hause mußten sie fast immer eine Stunde um die andere beten und arbeiten. Und gleichwohl sind sie mir alle drey, zwischen funfzehn und achtzehn Jahren, eine nach der andern an der Bleichsucht gestorben. Das bedauere ich mit guter Ueberlegung, fiel der Doctor ein, der sich izt besser besann; denn das hätte Wahrscheinlicherweise können vermieden werden, wenn sie anders wären erzogen worden. Es kann seyn, gab der Pachter zur Antwort; doch macht mir ihr Tod izt nicht solchen Kummer, als die Ungewißheit wegen des Schikſals meines ältesten Sohns.

Hier wurde die ganze Gesellschaft aufmerksam; denn der ehrliche Pachter redete mit einem Tone, der die Herzen durchbohrte. Man suchte ihm Hoffnung einzusprechen, und das Gespräch auf etwas anders zu lenken; er merkte es aber gleich, und versicherte, daß es ihm Erleichterung sey, wenn er seinen Kummer ausreden dürfe. Spudarchides nahm daher gleich das Wort und fragte: Wo ist denn ihr Sohn hingekommen? Ich muß es ihnen von vorn an erzählen, antwortete der Pachter. Sie mögen sehen, ob und wo ich etwa dabey gefehlt habe, und meine Fehler zum Besten anderer gebrauchen. Mein Sohn war von Kind auf ein munterer und fähiger Junge, und meine Frau und ich bestimmten ihn frühzeitig zum Studiren. Wir nahmen daher auf dem Dorfe, wo wir gepachtet hatten, den besagten eige-

nen

nen Informator an. Da meine Geschäfte mich nicht viel im Hause seyn liessen, mußte ich meiner Frau und dem Informator die Erziehung meiner Kinder meistens ganz überlassen; ob ich gleich mit beyder ihrem eigenen Tone, der sie, besonders meine redliche Frau, ganz gut kleidete, in Absicht auf die Erziehung meiner Kinder, nicht ganz zufrieden war, und immer fürchtete, sie möchten sie mir entweder menschenscheu, oder zu Heuchlern, oder beydes zugleich machen. Es geschah zwar nicht, was ich fürchtete; der feurige Geist des Knaben, und eine gewisse, wie angebohrne, Liebe zur Wahrheit schienen ihn vor beyden Fehlern zu bewahren. Allein dafür mußte ich, so oft ich zu Tische kam, nichts als Klagen über den Muthwillen und endlich sogar über die Freygeisterey des Knaben hören. Da er übrigens, wenn ich ihn um mich hatte, folgsam und bescheiden war: so merkte ich offenbar, daß es dem Informator, bey aller Frömmigkeit, an Klugheit und Fähigkeit mangelte, einen munteren Knaben gehörig zu regieren. Oft konnte ich mich, wenn ich die Klagen anhören mußte, des Lachens kaum enthalten; und zürnen konnte ich doch auf mein Kind auch nicht, wenn es sich deutlich ergab, daß der Schüler klüger als sein Lehrer gewesen war. Doch ließ ich mir durchaus nichts merken, sondern dachte vielmehr im Stillen darauf, wie ich meinen Sohn auf eine gute Art in einen bessern Unterricht bringen wollte;

wollte; wozu mir der Informator endlich selbst beförderlich werden mußte. Er mochte sich nämlich hinter meiner Frauen Bruder, dessen Substitut und Schwiegersohn zu werden er gute Hoffnung hatte, gestekt, und von Seelengefahr für meinen Knaben gesprochen haben, wenn er länger beym Vater bliebe. Dieser that mir dann, nach gepflogener Berathschlagung mit meiner Frau, den Vorschlag, meinen Sohn bald auf eine ordentliche Schule, und am besten in die Klosterschule nach * * * zu thun. Ich willigte gar zu gern ein; zumal da mir auch die Bedenklichkeit, wegen der Versorgung des Informators, den ich auch gern los seyn wollte, dadurch gehoben ward, daß mein Schwager sich erbot, ihn zu seiner Erleichterung im Predigen, sogleich zu sich zu nehmen. In kurzer Zeit war alles berichtigt. Ich brachte meinen Sohn selbst auf die Schule, und der Herr Abt versprach mir, ganz besondre Aufmerksamkeit auf ihn zu haben, weil er sich, wie er höre, nach dem Wunsche der frommen Mutter dem heiligen Predigtamte gewidmet habe, wozu sich sonst wohlhabender Leute Kinder selten entschlössen. Meine Frau und ich liessen es daher auch an fleissigen und thätigen Vergeltungen nicht ermangeln; zumal da wir in jedem Danksagungsschreiben des Herrn Abts auch die erfreulichsten Versicherungen von dem Wachsthum unsers Sohnes im Glauben und allen guten Werken bekamen. Izt wurden wir unseres

feres Lebens recht froh: denn es war unſer einziges von ſechſen noch übriges Kind, und gerieth ſo wohl. Etliche Jahre vergiengen ſo vergnügt, in welchen wir unſeren Sohn zwar zuweilen beſuchten, aber nie zu Hauſe ſahen, weil er dazu, vermuthlich auf Anrathen meines Schwagers, vom Herrn Abte nie keine Erlaubniß bekam, ſo oft er ſie auch mit meinem Willen geſucht hatte. Deſto unerwarteter mußte es uns ſeyn, als im Frühjahr 1761 ein Bothe vom Abte zu uns kam, der ſich erkundigen ſollte, ob unſer Sohn nicht etwa zu Hauſe ſey. Er war damals achtzehn Jahre alt, und ſtund alſo gerade in der fatalen Periode, in der ich alle meine erwachſenen Kinder verlohren habe. Mir ſchwebte es daher gleich vor, daß ich ihn nie wiederſehen würde; und was ich fürchtete, iſt mir auch wiederfahren. Ich reiſte mit dem Bothen nach dem Kloſter, und erhielt keine andere als unſichere, aber allemal traurige Nachrichten. Der Abt meynte, mein frommes Kind müſſe von Werbern weggeſchnappt worden ſeyn, und Gott werde ihn ſchon behüten vor dem Argen. Seine Stubencameraden wollten nicht anders wiſſen, als daß er vor acht Tagen, nach dem Willen ſeiner Aeltern und Lehrer, von der Schule abgegangen ſey. Ein Aufwärter, dem ich noch ein Quartal bezahlen mußte, das mein Sohn auf Beſcheinigung des Herrn Abts noch ſollte ſchuldig ſeyn, zukte die Achſeln auf mein Befragen, und beſorgte ein Unglük, weil er ihn, ſeit

einem

einem Spatziergange, den er mit einigen Schülern nach einem gewissen Dorfe gethan, allein nicht wiedergesehen habe. Kurz ich sah auf allen Seiten, daß ich mit dem Vertrauen auf die gute Aufsicht, unter welcher mein Sohn stehen sollte, und mit den erfreulichen Nachrichten von seinem frommen Betragen gröblich betrogen war, hielt mich noch einige Tage im Kloster auf, bezahlte alles, was man da insgesammt sehr begierig war von mir wegen meines Sohns zu fodern, um wenigstens die Schande der Unehrlichkeit nicht nachzulassen, und reiste, überhäuft mit heiligen Wünschen, ohne große Danksagung von meiner Seite, und nicht ohne geheimen bittern Widerwillen gegen alles was fromme Erziehung heissen soll, als ein unglüklicher Vater wieder nach Hause. Achtzehn volle Jahre sind nun vorbey, daß ich nichts weiter von meinem Sohne vernommen habe; und was soll ich anderes vermuthen, als daß er bey — — den Todten ist?

Hier schwieg der Pachter, und alle schwiegen mit, und schlugen die Augen zur Erde nieder. Endlich unterbrach der Pfarrer das ihm zu lang dauernde Stillschweigen, und rief nach einem tiefen Seufzer aus: Ach, die fromme Erziehung! Wie werden doch Sachen durch Worte und Worte durch Thun vermehrt! Was wäre seliger, als religiöse Erziehung? Was könnte Menschen froher und glükseliger machen, als eine frohe Gewohnheit, mit guter

Laune

kanne, bey allen Dingen, an Gott und an den Tod zu denken; bey der festen Ueberzeugung, allenthalben im großen Hause des allgemeinen Menschenvaters zu wohnen, an jedem Werke in seinem Dienste geschäftig zu seyn, und über jeder Arbeit Sein Brodt zu essen zu glauben, und selbst im niedrigsten Stande das tröstende Bewußtseyn zu haben, man sey in Gottes großer Haushaltung so unentbehrlich, als der königlichste Ansieller, und des obersten Hausvaters Wohlgefallen bleibe ewig über denen, die nicht eben große Thaten gethan, aber doch allezeit als treue Knechte gearbeitet haben! — So aber wird durch unseligen Mißverstand aus Andacht Faullenzerey, und aus frommer Erziehung ein Angewöhnen zu liturgischer Maschinerey, und zu Pharisäischer Verachtung aller derer, die aus nützlicher Arbeit mehr als aus tändelnden Andächteleyen machen. Man verwirrt den Verstand der Kinder, lehrt sie von Jugend auf die Menschen, welche Religion schwatzen, Fromme, und diejenigen, welche thun was jene nur schwatzen, Freygeister nennen; heißt sie die Nebendinge für das Wesen und die Hülfsmittel für den Endzwek der Religion ansehen, und macht sie glauben, der sey der größte Baumeister und der fleißigste Zimmermann, der sein ganzes Leben mit Schleiffen und Schärfen seines Werkzeugs zubringe, und er werde einst gewiß ein Haus, das ewig bleibt, gebaut haben, ob er gleich nie keinen Schlag

daran

daran gethan habe. Axt, Säge, Schleifstein u. s. w. sind, ich weis es, zum Baue nöthig; sie sind aber weder das Haus, noch auch die Kunst zu Bauen. — Herr Pfarrer, fiel der Pachter ein, wären sie unser Informator gewesen, mein Sohn lebte noch und wäre heute mit uns glüklich. Er ists vielleicht izt auch, erwiederte jener, wenn auch nicht in dieser Welt. Gott weis auch von Menschen übel Geleitete doch auf den rechten Weg zu führen. Wir wollen nicht zweifeln.

Während dieser Erzählung und den dadurch veranlaßten Gesprächen war die Tafel fertig worden, man kam über dem Essen und nach aufgehobener Mahlzeit von jenen Materien auf andere, die Gesellschaft heiterte sich auf und gieng für heute völlig vergnügt aus einander.

(Die Fortsetzung künftig.)

IV.

Fortsetzung der Auszüge

aus den

Melanges tirés d'une grande Bibliotheque.

Die zweyte Lieferung, oder der Theil B. der Melanges des Hrn. Marquis von P** führt den besondern Titel, *Manuel des Chateaux*, (comme qui diroit

Hand-

Handbuch für den Adel auf dem Lande) oder Vorschläge eine Bibliothek von Romanen zu formiren, ein Liebhaber-Theater einzurichten, und die Ergözlichkeiten eines Gesellschafts-Saals mannichfaltiger zu machen; in Briefen an eine Dame. Man sieht schon aus dem Titel, daß sich dieses Handbuch wieder in drey verschiedne Abhandlungen theilt.

Die erste besteht aus einem sogenannten Catalogue raisonné von 600 Stük alter und neuer Romanen, welche in dem Boudoir der Frau von *** Plaz bekommen sollen.

Diese Frau von *** hatte nemlich dem Herrn Marquis geschrieben (und ihr Brief macht würklich das curiöseste Stück in diesem Theile der Melanges aus) sie hätte seinen Catalogue raisonné über alle historischen Bücher, welche er den Französischen Damen zu lesen anrathe, mit vielem Vergnügen gesehen; und wäre sehr entschlossen, ihre Winter-Lectüres, oder, welches eben so viel sey, ihre ernsthaften Lectüres nach dem Plan des Hrn. Marquis einzurichten. Izt aber sey die Rede von einem andern Dienst, den sie sich von ihm ausbitten müße; nemlich, nun auch für ihre Sommer- und Herbst-Lectüren zu sorgen; das heißt, für Lectüren auf dem Lande, der Jahrszeit angemessen, die den Promenaden und der Zerstreuung gewidmet sey — bey welchen das *sentiment* (vulgo, das Herz) zwar *jusqu'à un certain point* interessirt wäre, der Verstand

aber nie ernſthaft attaſchirt würde; mit einem Wort, (ſagt Madame de* * *) für Lectüren, wie ſie ſich für die Lebensart ſchicken, welche ich in der ſcharmanten Maiſon de Campagne (*) zu führen gedenke,

(*) Wir biten alle patriotiſchen Eiferer für die Reinigkeit unſerer Sprache (die uns gewiß nicht weniger als irgend einem unter ihnen am Herzen liegt) an dieſem etwas kauderwelſch tönenden Miſchmaſch von Teutſch und Franzöſiſch kein unzeitiges Aergernis zu nehmen. Da wir bey allen unſern Leſern (beyderley Geſchlechts) ſoviel Franzöſiſch vorausſetzen dürfen, um ohne Sorge zu ſeyn, Ihnen durch die hier beybehaltnen franzöſiſchen Worte unverſtändlich zu werden: ſo glaubten wir, gerade um deſto beſſer verſtanden zu werden, gewiſſe franzöſiſche Worte, die ſich nicht ſo überſetzen laſſen, daß man bey den teutſchen Worten, die man für jene geben könnte, völlig das nehmliche denke was eine Pariſiſche Dame bey den franzöſiſchen denkt, lieber als eine Art von Kunſtwörtern, die zur Terminologie des franzöſiſchen Guten Tons gehören, beybehalten zu müſſen. So wär es z. Er. leicht geweſen une maiſon de Campagne charmante, in der gemeinen Ueberſetzungs-Fabrikmanier, durch ein allerliebſtes Landhaus zu dollmetſchen: aber fürs erſte hätte man dem ungeachtet bey weitem in dem gröſten Theile von Teutſchland keinen rechten Begriff von der Sache, weil es in dem gröſten Theile von Teutſchland keine allerliebſte Landhäuſer giebt; und zweytens wäre zwiſchen einer *Maiſon de Campagne charmante*, ſo wie es deren zehn Meilen in die Runde um Paris eine Menge

Brutus.

Gut, zu unſerm Geſchäfte. Wie gefällt es euch, wenn wir gerade nach Philippi giengen?

Caſſius.

Ich halt' es nicht für gut.

Brutus.

Aus welchem Grunde?

Caſſius.

Weil es beſſer iſt, daß der Feind uns ſuche; auf ſolche Weiſe verzehrt er ſeine Lebensmittel, ermüdet ſeine Truppen, und ſchadet niemand als ſich ſelbſt; indeſſen daß wir ſtill ligen, Ruhe haben, und hernach deſto muthiger zu unſrer Vertheidigung ſind.

Brutus.

Gute Gründe müſſen nothwendig beſſern Plaz machen. Die Völker zwiſchen Philippi und hier ſind nur gezwungner Weiſe auf unſrer Seite, denn ſie haben ſich geweigert, uns Contribution zu geben. Würden wir den Feind durchziehen laſſen, ſo würd' er ſich bey ihnen verſtärken, und dann erfriſcht, mit neuem Muth und in gröſſerer Anzahl gegen uns anrüken; von dieſem Vortheil aber ſchneiden wir ihn ab, wenn wir ihm nach Philippi entgegen gehen, und dieſes Volk im Rüken laſſen.

Caſſius.

Hört mich, lieber Bruder --

denke, die mein Mann und ich zu * * * gekauft haben.

Menge giebt, und zwiſchen einem allerliebſten, oder reizenden, oder wunderartigen teutſchen Landhauſe noch immer ein groſſer Unterſchied: und, wenn es auch in der Gegend von einigen Hauptſtädten des Heil. Röm. Reichs teutſcher Landen hier und da (welches wir nicht zu läugnen begehren) ein nach dem neueſten Franzöſiſchen Geſchmak gebautes, diſtribuirtes, und möblirtes Landhaus giebt: ſo iſt das doch, eben deßwegen, kein teutſches Landhaus, ſondern eine ſcharmante *Maiſon de Campagne*. Eben ſo verhält es ſich mit dem ſérieuſement attacher l'eſprit, und mit dem intéreſſer juſqu'à un certain point. — Solche Gallizismen können nicht ganz und rein verteutſcht werden; und ich glaube auch nicht daß wir viel dabey gewinnen würden, wenn wir unſre Sprache damit, als mit einer unſern alten böſen Nachbarn abgejagten Beute, bereichern wollten. Wir Teutſche leſen entweder ohne alles *attachement* (wie gemeiniglich; daher uns auch meiſtens Beſſeres und Schlechteres gleichviel, oder wenigſtens in Ermanglung des Vortrefflichen, alles was uns in die Hände fällt, willkommen iſt) oder wir attaſchiren uns *ſérieuſement* an das was wir leſen; und werden daher, ordentlicherweiſe, von einer Lectüre entweder gar nicht oder mit Leib und Seele, und nie *juſqu'à un certain point* intereſſirt; kurz, ächte teutſche Biedermänner und Biederweiber denken ſich bey einem *attachement*, das nicht ernſthaft attaſchirt, und bey einem Intereſſe bis auf einen gewiſſen Punct ſoviel als Nichts: und wohl ihnen, und ihren Nachkommen, wenn ſie dieſen Nationalzug noch lange beybehalten!

Wenn es erlaubt seyn könnte, an eine Französische Dame eine indiscrete Allemannische Frage zu thun, so möchte man hier wohl (ohne just ein Schach Baham zu seyn) fragen dürfen: wie weit allenfalls das Sentiment einer eleganten und liebenswürdigen Parisischen Dame in der schönen Jahrszeit interessirt werden dürfe, um nur jusqu' à un certain point und nicht etwa, Unglücklicherweise, ein paar Linien Pariser Maas weiter, interessirt zu werden? Denn, wo das Sentiment so genau und haarscharf, wie an einem Englischen Barometer, abgemessen werden muß, da könnten ein paar Linien über den gewissen Punct großes Unheil anrichten. Ueberhaupt scheint Madame de*** diesen Brief wenigstens im Anfang der schönen Jahrszeit geschrieben, und also nicht ernsthaft genug überlegt zu haben, wie mißlich es sey, sich in der Sommerszeit, als der eigentlichen Saison de l'Amour, wo alles was lebt und webt, sich liebt und lokt und schnäbelt und paart — und noch dazu auf dem Lande, wo dies allgemeine Beyspiel der ganzen Natur desto gefährlicher ist, weil man ihm dort gar nicht ausweichen kann — kurz, in einer Jahrszeit, wo alles bis auf die Luft Liebe athmet — sich mit keiner andern Lectür als Romanen, Feenmährchen und galanten Novellen unterhalten zu wollen. Freylich will Madame de * * * als eine vorsichtige Frau, nur *jusqu' à un certain point* interessirt werden; aber — schönste Madame de ***! wo sind die Romanen,

die

die ohne eine Dame *d'une certaine ſenſibilité* vor Langeweile vergehen zu machen, nur genau bis auf den oftbelobten gewiſſen Punct, welcher, mit Dero Erlaubniß, ein ſehr ungewiſſer Punct iſt, intereſſiren dürften? Es iſt eine höchſt kizlichte Sache; und ich möchte nicht derjenige ſeyn, der Ihnen Ihre Sommer-Lectüren vorſchlagen, und noch weniger derjenige, der einen Roman für Sie ſchreiben müßte; das kann ich Ew. Gnaden verſichern. — In ganzem Ernſte! Die Sache iſt um ſo weniger leichtſinnig zu nehmen, weil Madame de * * * alle Hofnung von der Welt hat, ſehr intereſſante Geſellſchaft in ihrem Landhauſe zu ſehen. Denn, wir haben (ſagt ſie dem Hrn. Marquis von P * *) zwanzig Betten für Herrſchaften; wir loſchieren unſre Gäſte; und zwo Meilen in die Runde liegen zwanzig artige Häuſer, aus deren Bewohnern wir uns eine deliziöſe Geſellſchaft formiren können. Wir werden (fährt ſie fort) einen ſehr großen und ſchön bepflanzten Park haben, anmuthige Gärten, ſchönes ſpringendes Waſſer, prächtige (ſuperbes) Küchengärten, Baſſe-Cours, eine Menagerie, und eine Jagd von ziemlichem Umfang. Alles das beluſtigt und intereſſirt den Herrn von * * * (Schon wieder etwas das ſich nicht recht auf teutſch geben läßt, denn eine teutſche Frau würde geſagt haben, meinen Mann; in Frankreich ſagen die Bauerweiber ſo). Aber was mir am Herzen liegt, das ſind die drey Piecen in meinem Appartement,

ment, auf die ich meine gröſsten Belustigungen (*) gründe." — Madame de *** läſst sich in eine ziemlich umständliche Beschreibung dieser drey Piecen ein, wovon die eine ihr Gesellschaftssaal, die andre ihre Bibliothek, und die dritte ein Schauspielsaal ist. Von diesen ist nun die Bibliothek ihr Lieblingszimmer; es ist, (nach ihrem Ausdruk) ein scharmantes *Boudoir*; und auſser einer Menge Tabletten, die zum Empfang der Bücher welche Herr von P. vorschlagen soll bereit sind, mit einer wohlgepolsterten Ottomane versehen, auf welcher Madame de *** ihre Sommer Lectüren zu machen, ja wo sie sogar mit denjenigen räsonnieren will, (nur ihrer immer aufs wenigste zween, — denn in einem so scharmanten *Boudoir*, in dem elegantsten Deshabillé von der Welt, mit einem interessanten Roman in der Hand, und in einer so gefährlichen Jahrszeit, Madame, möchte es auch wohl nur jusqu' à un certain point zu räsonniren rathsam seyn —) welche sie hoch genug schätzen wird, um ihnen ihre Betrachtungen (über den besagten Roman) mitzutheilen.

Die Frage ist also, womit Madame de *** die Tabletten ihres Boudoirs ausfüllen soll? oder vielmehr, dies ist keine Frage; „denn womit könnte man sie ausfüllen, sagt sie, als mit Romanen?" —. Die Frage

(*) Amusemens eigentlich; aber nicht einmal für Amusement haben wir ein Wort; denn der Teutsche amusirt sich nicht.

Frage iſt alſo nur, mit was für Romanen? Und dies iſts, worin Ihr der Herr Marquis von P * *, deſſen unendliche Beleſenheit auch in dieſem Fache ihr angerühmt worden, mit ſeinem guten Rath an die Hand gehen ſoll. Vermöge einer ſehr exacten Ausmeſſung und Berechnung, welche Sie von ihrem Valet de Chambre-Tapiſſier erhalten hat, hat ſie, wenn man auf jeden Band in 8° und 12° (denn mit Folio's und Quarto's will Sie nichts zu thun haben) einen in den andern acht Daumen Höhe und anderhalb Daumen Dicke rechnet, in ihrem beſagten Boudoir juſt für 600 Bände Plaz; und bittet alſo den Hrn. M. ihr unverzüglich das Verzeichnis derſelben zu ſchicken, damit ſie ſogleich gekauft und eingebunden werden können, und Sie auf Pfingſten alles ſchon an ſeinem Platze finden möge.

Natürlicherweiſe fällt Ihr bey dieſer Gelegenheit ein Hiſtörchen ein, das ehmals auf Unkoſten eines gewiſſen General-Pachters, Namens Bourvalais, erzählt wurde. Dieſer wakre Mann hatte ſich, in Kraft der Millionen die er im Dienſte des Königs und der Nation gewann, ein prächtiges Haus gebaut, und der Baumeiſter hatte nicht ermangelt, l'Appartement de Monſieur auch mit einem ſehr ſchönen Büchersaal zu verſehen. Einen Büchersaal? ſagte Herr von Bourvalais; was will der Herr daß ich mit einem Büchersaal anfange? Um Vergebung, antwortete der Baumeiſter; ein Büchersaal iſt eine eben

so nothwendige Pieze in dem Hôtel eines Mannes wie Sie, als ein Boudoir in dem Appartement einer Dame. Sie werden sehen, was für eine prächtige Tapisserie diese Tabletten machen werden, wenn sie mit schön eingebundnen Büchern angefüllt sind. Gegen dieses Argument war nichts einzuwenden. Herr v. Bourvalais ließ also seinen Tapezierer herbeykommen. Meß' er die Höhe und Länge dieser Tabletten, sagte Herr v. Bourvalais, und bestell' er mir soviel Ellen Bücher als er nöthig hat; aber daß sie alle aufs magnifikste und nach der neusten Mode eingebunden seyen! Versteht er mich? — Der Tapezier nahm sein Maas, gieng zum nächsten Buchhändler und verlangte für die Bibliothek des Herrn Generalpachters so und soviel hundert Ellen Bücher von allen Formaten. Der Buchhändler sah sogleich mit wem ers zu thun hatte; und weil er eben mit einer neuen Auflage der Andachtsübungen für die heil. Charwoche, (la *Semaine sainte* genannt) die feinen sonderlichen Abzug hatten, beladen war: so lieferte er dem Tapezier, unter andern, auch ein paar Schok Ellen Semaines saintes ab. Die Bücher machten in ihrem vergoldeten Band eine so gute Figur, daß Herr von Bouvalais ganz stolz auf seine Bibliothek war, und nichts angelegners hatte, als jedermann in seine Bibliothek zu führen. Der Buchbinder wurde sehr bewundert; wie man aber genauer nachsah, so waren die Octav-Fächer mit lauter Heiligen Wochen

angefüllt. — Madame von * * * erklärt sich also, zu Verhütung alles Mißverständnisses, daß sie, nach der Berechnung ihres Tapezierers, zwar 600 Stük Romanen nöthig habe: aber daß sie sich ausdrüklich von jedem Roman nur Ein Exemplar ausgebeten haben wolle; auch sollten es lauter solche seyn, „die „entweder durch die Schönheit der Sentimens ihr „Herz (jusqu' à un certain point) interessiren, oder „durch die Kunst der Kompositien und das Sonder„bare der Begebenheiten ihren Geist (nicht serieu„sement) attaschiren, oder durch die Eleganz der „Schreibart ihren Geschmak befriedigen, oder sie „wenigstens zu lachen machen könnten."

Der Herr v. P. ist zwar keiner von den jüngsten Rittern mehr; aber doch viel zu loyal und galant, um sich im Dienst einer schönen und tugendhaften Dame de par le Monde (wie der alte Brantome spricht) irgend eine Mühe dauren zu lassen. Er übersendet also der Frau von * * * ungesäumt das verlangte Verzeichnis der 600 Stück Französischer Romane; mit der Versicherung, daß er solche aus mehr als 6000 Stücken ditto ausgelesen; und, weil Eins ins Andre höchstens einen kleinen Thaler Einkauf kosten kann, so werden Ew. Gnaden, sagt er, Band und Provision des Kommissionärs mit eingerechnet, für hundert Louis die interessanteste Garnitur für Ihr Boudoir — und, wenn Sie auch, die schöne Jahrszeit durch, jährlich 50 Bände lesen, für

12 Jahre genug und satt zu lesen haben. Und da unter den 5400 Romanen, welche in der Frau von *** Boudoir keinen Plaz finden konnten, noch manche sind, die soviel Recht gelesen zu werden haben als andre; überdies auch zu hoffen steht, daß die Herren Gens de Lettres und Beaux-Esprits, in Paris und in den Provinzen, es binnen der 12 nächsten Jahre an neuen Producten in diesem beliebten Fache nicht fehlen lassen werden: so zweifelt er nicht, daß er überflüssig im Stande seyn werde, sie, nach Verfluß dieser Zeit, mit einer neuen Garnitur versehen zu können.

Das Verzeichnis selbst ist nach dem Plan der ersten Jahrgänge der Bibliotheque Universelle des Romans eingerichtet, von welcher der Herr von P** gewissermaßen der Stifter war, und welche einige Jahre lang unter seiner Oberaufsicht fabrizirt wurde. Es enthält also I. übersezte Griechische und Lateinische Romane. II. Ritterromane, und zwar von allen drey Klassen, die von der Tafelrunde, die von der Ritterschaft Karl des Großen, und die ganze Familie der Amadise. Anhangsweise fügt er noch eine hübsche Anzahl Ritterromane und Rittermährchen bey, die zu keiner von diesen Hauptklassen gerechnet werden können, als z. Ex. die Geschichte von Robert le Diable und seinem Sohn Richard ohne Furcht, die von der schönen Melusine und von Gottfried mit dem großen Zahn, ihrem Sohne; von Peter von Provence und der schö-

nen

nen Magellone; von Gerhard von Nevers und der ſchönen Euriant von Savoyen, ſeinem Liebchen; vom kleinen Johann von Saintré und der *Dame aux belles Couſines* u. ſ. w. Von den drey lezten hat der Graf von Treſſan, ſeitdem, in der Bibliotheque des Romans überaus angenehme Auszüge, oder vielmehr Umſchmelzungen (wenn man ſo ſagen darf) gegeben. III. Hiſtoriſche Romane, vom Triomphe des neuf Preux bis zu Marmontels Beliſaire, beſonders die Romane, die ſich auf die franzöſiſche Geſchichte gründen, und deren eine ungeheure Menge ſind; ſodann auch die kleinere Anzahl derjenigen, die in die Geſchichte der übrigen Völker einſchlagen. Von allen, deren der Hr. v. P. erwähnt, giebt die Bibliotheque des Romans Nachricht und Auszüge. IV. Liebesromane. Zweyhundert an der Zahl; wovon ein beträchtlicher Theil in den großen Samlungen, die den Namen der Landbibliotheken (Bibliotheque de Champagne) führen, Plaz gefunden haben. V. Geiſtliche, Moraliſche und Politiſche Romanen — von dem ziemlich abgeſchmakten alten Barlaam bis zum vortreflichen Telemach des in ſeiner Art und in ſeinem Stande einzigen Fenelon; vom Guſman d'Alfaraſche bis zum Sethos des Abts Terraſſon; und vom Wahrheitsbrunnen des Düfresny bis zum Ewigen Juden (Juif errant) der Bibliotheque bleue. VI. Komiſche und Satyriſche Romanen, vom Petron

tron bis zum Eulenspiegel, oder Tiel l'Espiegle, der dem teutschen Originalgeist soviel Ehre macht, und unter den Händen seines neusten Verschönerers soviel gewonnen hat! VII. Novellen und Erzählungen, ein unermeßliches Feld! VIII. *Romans merveilleux*, eine Klasse, unter welche in der Bibl. d. R. alle Morgenländische Geister-Erzählungen, Feenmährchen, und Reisen im Lande der Ideen gebracht sind. Endlich IX. Ausländische Romanen. Unter diesen Neun Rubriken rezensiert Herr von P** nicht nur alle Romanen, womit Madame de *** ihre Tabletten garniren soll; sondern auch noch eine Menge andrer, die sich, seiner Meynung nach, in den Auszügen so die Bibl. des R. davon giebt, besser lesen lassen als im Original; und von jenen liefert er, zu Ende seines Catalogue raisonné, noch ein simpel Verzeichnis, worinn bloß Titel, Ausgabe, Format, und Anzahl der Theile angegeben sind. Seine Urtheile sind größtentheils ziemlich zuverlässig, wiewohl meistens zu unbestimmt, und oft, bey wahren Meisterstücken des Genies, bis auf dem Gefrierpunct kalt; doch kann seine Arbeit überhaupt Allen, die sich in dem Romanesken Fache das Beste was die Französische Sprache aufzuweisen hat, anschaffen wollen, nützlich seyn; ist aber keines Auszugs fähig, als in so fern uns etwa eine teutsche Dame auftragen sollte, durch eine neue Auswahl die 600 Stücke des Hrn. v. P** auf den dritten oder

vierten

Brutus.

Mit eurer Erlaubniß -- Ihr müßt noch dieſes bemerken; wir haben nun alle unſre Freunde aufgeboten, unſre Legionen ſind vollzählig, unſre Sache iſt reif; der Feind nimmt alle Tage zu, und wir ſind auf einer Höhe, von der wir wieder herunter ſinken müſſen. Es iſt eine Art von Ebbe und Fluth in den menſchlichen Dingen; bedienen ſie ſich des Augenbliks der Fluth, ſo führt ſie zum Glük; verſäumt man ſie, ſo endigt ſich die ganze Reiſe des Lebens in Sandbänken und Untieffen; auf einer ſolchen See ſind wir nun eingeſchifft; wir müſſen uns die Fluth zunuze machen, oder unſer Gut verliehren.

Caſſius.

So ſey es dann wie ihr wollt; wir wollen vorrüken, und ihnen nach Philippi entgegen gehen.

Brutus.

Die Nacht iſt unter unſerm Geſpräch über die Helfte verſtrichen, und die Natur muß der Nothwendigkeit gehorchen, die wir durch ein wenig Schlummer befriedigen wollen; es iſt nichts mehr zu ſagen.

Caſſius.

Nichts mehr; gute Nacht -- Morgen wollen wir früh aufſeyn und aufbrechen.

Brutus.

Lucius! (Lucius kömmt herein.) meinen Nachtrok;

lebet

vierten Theil zu vermindern. Wir bemerken alſo nur noch, daß Er auf der 75ſten Seite auch der Contes des jüngern Crebillon erwähnt, unter denen er dem *Ecumoire*, oder Tanzai und Neadarne (ſo im Jahr 1734 zum erſtenmal erſchien) den Vorzug zu geben ſcheint. Er geſteht daß dieſe ſogenannte Japaniſche Geſchichte zu frey ſey; meynt aber doch, man könne nicht umhin anzuerkennen, es ſey ſehr viel Witz und viel Imagination in allen ihren details. Indeſſen iſt er ſo weit entfernt, weder dieſem witzigen Schaumlöffel, noch dem Sopha, oder der Nacht und dem Augenblik, oder dem *Ah! quel Conte* eben deſſelben Verfaſſers — der unſtreitig nicht für junge Damen geſchrieben hat — einen Plaz in dem Boudoir der Frau von *** einzuräumen: daß er ſogar Bedenken trägt, Ihr, auch nur im Vorbeygehen, von dieſen allzumuthwilligen Jeux d'Eſprit eines Mannes zu ſprechen, der mit ſehr großen Talenten das Unglük gehabt zu haben ſcheint, nicht in der beſten Geſellſchaft zu leben. Vielleicht könnte uns dieſe Zurükhaltung über das jusqu' à un certain point, bis zu welchem Madame de *** ſich durch Romane intereſſiren laſſen will, einigen Aufſchluß geben.

Wiewohl wir nun, wie geſagt, aus dem Romanen-Regiſter des Hrn. von P** keinen eigentlichen Auszug geben können: ſo glauben wir doch, daß vielen unſrer Leſer ein Verzeichnis derjenigen Franzöſiſchen

zösischen Damen, welche sich als Schriftstellerinnen im Fache der Romanen, Novellen und Mährchen, hervorgethan haben, nicht unangenehm seyn würde. Wir gedenken also, weil unser diesmaliger Raum dazu nicht hinreichend ist, Ihnen im nächstkommenden Jenner mit einem solchen Verzeichnis aufzuwarten. Wir werden es mit Hülfe des Hrn. von P** so vollständig zu machen suchen als uns immer möglich seyn wird; und der Anzeige der Werke selbst, entweder das Urtheil dieses gelehrten Weltmanns, oder (soweit unsre eigne Belesenheit in diesem Fache reicht) das Unsrige, für welches wir eher stehen können, nebst einer kurzen Nachricht von jeder Verfasserin, beyfügen.

Die Frau von *** hat, wie man noch nicht vergessen haben kann, auch einen Schauspielsaal in ihrem Schlosse, und ist sehr entschlossen, ihn nicht unbenuzt zu lassen; zumal, da ihre Nachbarn und Nachbarinnen auf dem Lande Verstand oder Witz (man weiß selten welches von diesen beyden nicht ganz gleichbedeutenden Wörtern man nehmen soll, wenn im Französischen von Leuten qui ont de l'Esprit die Rede ist) und Talente, und Welt, und eben so wie Madame de *** große Lust zum Komödiespielen haben. Das einzige, was sie ein wenig verlegen macht, ist die Wahl der Stücke. Sie erwar-

tet

tet also von der unerschöpflichen Gefälligkeit des Hrn. von P * * daß er sie, auf allen Fall auch mit einem dramatischen Repertorio versehen werde. Zu gutem Glücke hat der Hr. Marquis schon so etwas fertig liegen, welches er vor einiger Zeit unter dem Titel: *Etrennes dramatiques de Societé*, zum Gebrauch der Liebhaber hatte drucken lassen wollen. Er versichert, daß es nicht ganz seine eigene Arbeit, sondern daß der Fonds aus einer Handschrift, die vor mehr als 20 Jahren in einem Landhause gefunden worden, gezogen sey; wiewohl er gesteht, daß er vieles daran habe ändern müssen, um es für gegenwärtige Zeit und Umstände brauchbar zu machen. Dieses Werk macht also unter dem Titel: „Räsonnirtes Verzeichnis aller Tragödien und Komödien „des Französisch- und Italienisch-en Theaters zu Paris, wie auch aller Actes d'Opera, Komischen Opern, „Schauspielen mit Gesang und Proverben (in dramatische Handlung gesezte Sprüchwörter) welche „sich dazu schicken auf kleinen Gesellschafts-Schaubühnen vorgestellt zu werden" den zweyten Theil des Manuel des Chateaux aus; und enthält ein Repertorium von 20 Trauerspielen, 24 Lustspielen und Dramen in fünf Aufzügen, 22 ditto in dreyen, 1 in zween, und 12 in einem Aufzug, sämmtlich aus dem Theatre François; 6 ditto von drey, und einem Dutzend von Einem Aufzug, aus dem Theatre Italien; Eben soviel Actes d'Opera, 7½ Komische

Opern,

Opern, 17 Stücke mit Arietten, 7 Sprichwörter, und, zu allem Ueberfluß, auch eine Parade. Jeder dieser Gattungen sowohl als dem Ganzen sind einige Vorerinnerungen vorangeschikt. Zur Probe, wie der Herr von P** dieses Repertorium eingerichtet, wird folgendes mehr als genug seyn.

Iphigenie von Racine.

„In diesem Stücke sind fünf schöne Rollen, zwoo Männerrollen, nemlich Agamemnon und Achill, und drey Frauenzimmerrollen, Clytemnestra, Iphigenie und Eriphile. Diese leztere scheint beym ersten Anblik wenig interessant; aber mit Talenten kann es nicht fehlen, Beyfall darinn zu erhalten. Des Ulysses seine ist mehr schwer als schimmernd; sie erfodert eine gewisse Herbe (Austerität) und viel Kunst; aber wie gut ein Acteur sie auch machen mag, auf großen Beyfall darf er niemals rechnen. Jede Actrice, die sich zur Clytemnestra entschließt, muß in ihr Gedächtnis zurükrufen, wie Mademoiselle Dümesnil sie spielte. Zur Iphigenia ist eine junge und hübsche Person vonnöthen, die eine zärtliche Seele, ein ungekünsteltes Spiel und einen rührenden Ton der Stimme hat. Eben diese Eigenschaften sind auch zur Eriphile nöthig; ja es bedarf noch mehr Seele und Talent, um solche geltend zu machen. Ueberhaupt fünf Mannspersonen und zwey Frauenzimmer."

Le Cercle, von Poinſinet.

„Dieſes Stük (in zwey Aufzügen) iſt ein leicht hingeworfnes Gemählde der Sitten und gewiſſer Ridicülen (*) unſrer Zeit. Die Rollen des Liſidor, des Marquis und des Barons ſind ziemlich artig; die des Arztes, des Abbé und des Schöngeiſts ſind piquant (**) wiewohl kurz. Unter den Frauenzimmer-Rollen iſt Araminrens die vornehmſte. Dieſe kleine Komödie wird immer gut geſpielt werden, wenn die Acteurs dasjenige erwiſchen können, was man das *Enſemble* nennt, (†) etwas, das nur durch viele Repetitionen (oder Proben, wenn man will, wiewohl Eins ſo teutſch iſt als das Andre) zu erhalten ſteht. In allem ſechs Manns- und fünf Frauensperſonen.“

Viele unſrer Leſer, denen es ganz und gar keine Schande iſt nicht zu wiſſen was eine Parade für ein Ding ſey, möchten's doch vielleicht nicht ungern

(*) Dafür giebts bey uns auch kein Wort; denn ein teutſcher Narr oder Fat iſt ordentlicherweiſe zu plätt oder zu plump um *Ridicules* zu haben.

(**) Da fehlts ſchon wieder an einem teutſchen Worte.

(†) Dies müßte wohl von allen Stücken gelten, wenn das Publicum es ſcharf mit den Schauſpielern nehmen wollte. Denn warum ſollte ein Schauſpiel ohne das was man das Enſemble nennt, beſſer ſeyn, als ein Gemählde ohne Haltung und Ton?

ungerne ſehen, wenn ſie es bey dieſer Gelegenheit erführen. Eine Parade alſo iſt eine Art von Poſſenſpiel, wie man ſie auf den Boulevards zu Paris zu ſehen bekömmt, calculiert für eine Art von Zuſchauern, welche gewöhnlich nicht zur guten Geſellſchaft gerechnet werden, woran ſich aber doch auch zuweilen die ſehr gute Geſellſchaft zu beluſtigen geruht. Weil es da bloß darum zu thun iſt, die Lungen und Zwerchfelle der Badauds de Paris zu erſchüttern, ſo iſt geſunde Vernunft, Wahrſcheinlichkeit und Anſtändigkeit ordentlicher Weiſe gänzlich aus dieſer Art von Poſſen verbannt; und alle Arten von gröberm Wiz, (Zweydeutigkeiten und Zoten nicht ausgenommen) ſind da willkommen; je ungereimter und leichtfertiger je beſſer; kurz, Herr von P. verſichert ſelbſt, daß in der ganzen Sammlung, le Theatre des Boulevards genannt, nicht ein einziges Stük ſey, das man vor Damen ſpielen könnte. Indeſſen kann ſich doch (wie er hinzuſezt) das Theatre Italien rühmen, ein Stük zu beſitzen, das zwar weder mehr noch weniger als eine Parade, aber doch, von Seiten der Decenz, wenigſtens erträglich iſt; und dies iſt: das redende Gemählde, welches, wenn ich nicht irre, auch in Teutſchland Beyfall gefunden hat. Herr von P. meynt, mit gutem Fug, es ließen ſich dergleichen Fazetien noch viele erfinden, und giebt folgendes zu einem kleinen Beyſpiel.

Iſabelle.

Isabelle-Haubenstok, eine Parade.

Personen:

Isabelle, Leander, die Tante, und Nachbar Till (in Oberteutschland kann er auch Sepp oder Lipperl heißen.)

Canevas des Stüks.

Isabelle, im Begriff mit Einwilligung ihrer Tante Leandern zu heurathen, muß noch vorher mit besagter Tante eine Reise machen; trägt also Nachbar Tillen auf, während ihrer Abwesenheit Leandern zu beobachten, und ihr von der Treue, so er ihr beym Abschied geschworen, Rechenschaft zu geben. Bey ihrer Zurükkunft ist das erste was sie zu thun hat, sich bey Nachbar Tillen nach der Beständigkeit ihres Liebhabers zu erkundigen. Die Nachrichten, so sie von ihm erhält, lauten nicht zum Besten. Leander ist zwar selten aus seinem Zimmer gekommen; man hat ihn aber alle Morgen und Abend mit einer Unbekannten, die er seine Allerschönste, seine Allerliebste nannte, in großer Conversation gehört; man konnte zwar nicht alles aber doch soviel davon verstehen, daß er ihr die zärtlichsten Dinge von der Welt vorsagte; und, was bey dieser geheimen Intrigue das Wunderbarste ist, man hat gleichwohl weder Mann noch Frau bey ihm ein- oder ausgehen gesehen. Isabelle fängt über diese Nachricht Feuer; die Tante bestärkt sie in ihrem Argwohn; man macht einen Anschlag

den Ungetreuen zu überraschen; die beyden Frauenzimmer verstecken sich; und Nachbar Till soll ihnen heimlich Nachricht geben, wenn Leander wieder zu Hause seyn wird. Isabelle macht sich, in der Wuth ihrer Eyfersucht, ein rechtes Fest daraus, ihn bey ihrer Nebenbulerin zu überfallen. Leander kommt nach Hause, geht in sein Zimmer, verschließt sich; bald darauf hört man ihn sehr zärtlich und feurig mit einem Frauenzimmer sprechen, welches keine Antwort giebt. Die Sache wird immer verdächtiger. Isabelle und die Tante stürmen wie zwoo rasende Medeen hervor, sprengen die Thür ein, und finden den getreuen Schäfer Leandern auf den Knien vor einem — Haubenstok, den er auf ein Tischchen gestellt und mit einer von Isabellens abgetragnen schmuzigen Nachthauben coeffiert hat. Diese Entwiklung befestigt, wie billig, das gute Vernehmen der beyden Verliebten, und sie können nun, der Zuschauer halben, Hochzeit machen wenn sie wollen.— Man sieht, daß eine Parade in diesem Geschmak, eine kleine dramatische Schnurre ist, deren Werth von Ort und Augenblik, einem guten Einfall, und einer lebhaften Ausführung abhängt; und derjenige, der Wiz und Laune genug hätte, etliche Duzend dergleichen Dinge zu erfinden, würde sich um die kleinen Theatres de Campagne, die auch in Teutschland immer mehr Mode werden, kein geringes Verdienst machen.

Doch,

Doch, wir haben uns vielleicht schon zu lange bey einem Gegenstande aufgehalten, der unsern theatralischen Journalen und Allmanachen angehört, und denen wir auch die Anecdotes dramatiques de Societé, par *un Acteur, ancien amateur de ce genre d'Amusement* (ohnezweifel der Herr M. v. P** selbst) gerne überlassen, welche dem vorbesagten Repertoire angehängt sind. Sie sind meistens, was man ein wenig platt nennen möchte, und der ancien Amateur scheint dabey vergessen zu haben, daß er sie nicht etlichen alten Cameraden oder Gevatterinnen an seinem Camin, sondern dem Publico erzählt. Das Beste davon ist eine Beschreibung einer ziemlich artigen Feenmäßigen Fête, die der Frau Marquisin von * * * während ihrem Wochenbette auf einem schönen Landhause nicht weit von Paris, von ihrem Gemahl, und einer auserlesenen Gesellschaft von Freunden und Verwandten gegeben wurde, und wobey Demogorgon, der König der Genien, und die Fee Caraboſſe, sich mächtig viel zu thun machen. Vermuthlich war der ancien Amateur selbst eine Hauptperson in diesem romantischen Wochenstuben-Feste; doch muß man gestehen, daß es lustiger ist, bey dergleichen Gelegenheiten Acteur oder Zuschauer, als geneigter Leser zu seyn. W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

V.

Kunſtſachen.

Von den Statuen, die der Herr General von Walmoden beſizt, hat Er nun unter ſeiner eignen Aufſicht ein Verzeichnis verfertigen laſſen, das man künftig als die Grundlage zu einer weitläuftigen Beſchreibung dieſer merkwürdigen und höchſt ſchäzbaren Sammlung anſehen kann. Es theilt ſich dieſes Verzeichnis in zween Abſchnitte; der erſte enthält die Antiken und der andre die modernen Statuen.

Antike Statuen ſind 15 angegeben. 1) Perſeus und Andromeda, ein altes Gruppo von weiſſen Marmor, in Lebensgröße. Es ward im Jahr 1760 zu Rom in Theatro caſtrenſi zu Santa Croce in Gierusalemme gefunden. Die Ergänzungen ſind von Barthol. Cavaceppi, und machen dieſem fürtreflichen Künſtler Ehre. Neu iſt der Kopf des Perſeus, und ein Theil des rechten Arms der Andromeda. Es iſt dieſes Gruppo deswegen höchſt merkwürdig, weil überhaupt alle Gruppen bey den Alten höchſt ſelten ſind, und dieſes Sujet nirgends anders als in Basrelief vorgeſtellt worden iſt. Der Künſtler hat den Augenblik gewählt, da Andromeda von ihren Feſſeln in der Todesangſt befreyt worden, und von dem Felſen zu ihrem Erretter und Liebhaber hinabſteigt. Perſeus empfängt ſie mit ſeiner rechten Hand. Das beſiegte Ungeheuer liegt zu beyder Füßen. Andromeda ſcheint dem Nichtkenner zu wenig zu ſagen. Ihr Zuſtand iſt aber natürlich, ſie iſt wie von einem Traume erwacht und betäubt. Sie geht ihrem Erretter mit wankenden Schritten entgegen. Perſeus iſt meiſterhaft gearbeitet. Die an den Händen, Armen und Beinen ſanft durch die Haut hervortretenden Adern ſind Merkmale, daß er vom Gefecht noch erhizt ſey. Er iſt

lebet wohl, werther Meſſala; gute Nacht, Titinius; edler edler Caſſius, gute Nacht und gute Ruhe!

Caſſius.

O mein theurer Bruder! Wir fiengen dieſe Nacht übel an; nimmer komm ein ſolcher Zwiſt zwiſchen unſre Seelen; laßt es nimmer geſchehen, Brutus!

(Er geht ab.)

Lucius kömmt mit dem Nachtrok.

Brutus.

Es iſt gut.

Titinius. Meſſala.

Gute Nacht, Brutus.

Brutus.

Lebet wohl -- (Sie gehen ab.) Gebt mir den Nachtrok -- Wo iſt deine Laute?

Lucius.

Hier im Gezelt.

Brutus.

Wie, du ſprichſt ſchlaftrunken; armer Tropf, ich kan dir's nicht übel nehmen; du haſt zu lange gewacht. Ruffe dem Claudius, oder andern von meinen Leuten; ſie ſollen auf Küſſen in meinem Zelt ſchlaffen.

eilfertig. Er hat ſich noch nicht die Zeit genommen, den Meduſenkopf, der hier, wie auf einigen Gemmen, gepflügelt, aber durch den Tod verſtellt, abgebildet worden, von ſich zu legen. Er hat ihn noch in der linken Hand; aber von ſich und der Andromeda abgekehrt. Mit der rechten Hand, die in die Höhe gerichtet iſt, unterſtüzt er die bebende und mit furchtſamen Schritten ſich ihm nähernde Andromeda. Sein Blik iſt zärtlich und erwartungsvoll aufwärts gegen ſie gewandt. Sein Schritt, womit er ſich ihr nähert, und zugleich das Ungeheuer niedertritt, iſt entſchloſſen, männlich. Andromeda iſt ein liebenswürdiges Mädchen, das, nach der nicht überflüſſigen Völligkeit ihrer Brüſte, und der weichen Rundung ihrer ſchönen Wangen zu urtheilen, 17 bis 18 Jahre erreicht haben mag. Das Profil ihres Kopfs iſt ungemein ſchön. Er iſt nach einem hohen Ideal gearbeitet. Sie ſind beyde ſehr einfach und leicht bekleidet; Andromeda mit einem über die linke Schulter geworfenen und bis auf die Hüften heruntergefallnen Gewande, und Perſeus mit einem kurzen Heldenmantel, der auf ſeiner rechten Achſel mit einem Knopfe zuſammen gehangen iſt, und nichts als ſeine Schultern und den Rücken bedekt. In dem Haarſchmuk der Andromeda herrſchet gleichfalls eine ungemeine Einfalt. Sie ſind über der Stirne ſeitwärts zurükgeſchlagen, und hinten in einem Knoten zuſammengebunden. Das Seeungeheuer iſt als eine Nebenfigur ſchlecht und nachläſſig weggemacht. Der Kopf deſſelben hat einen Saurüſſel; der Hintertheil iſt mit Schuppen und Floßfedern verſehen.

II. Minerva, mittlerer Größe, von weiſſen grobkörnichten Marmor. Sie ward im Jahr 1765 zu Freſcati nahe bey dem alten Tuſculum gefunden. Der Kopf und die Arme ſind von Guiſeppe Angelini vortreflich ergänzt. III. Ein geflügelter Amor mit rükwärts auf den Rücken gebundnen Händen, von weiſſen grobkörnichten Marmor. Ward 1765 zu

Frescati bey dem alten Tusculum gefunden. Sie ist bis auf die Füße noch ganz antike, und diese sind von Giuseppe Angelini gut ergänzt worden. Im Ausdruk ist ausserordentlich viel Natur. Er steht weinend ohngefähr so wie man ihn auf einem geschnittnen Steine in Mus. Florentin. T. I. Tab. LXXIX. n. 9. sieht. IV. Ein schlafender Amor ohne Flügel von weissen Marmor. Die eine neue Hand von Cavaceppi gemacht. Er liegt in keinem tiefen oder ruhigen Schlafe, sondern er scheint nur aus Schalkheit die Augen geschlossen zu haben. V. Ein Genius oder Amor, der in der rechten Hand einen Vogel hält; in der Größe eines 6jährigen Knaben. Ward im Jahr 1765 am Monte Palatino gefunden. Wenn man die Kunst des Bildhauers betrachtet, so ist diese Statue den beyden vorhergehenden ungemein vorzuziehen. Die Form dieser eben beschriebenen alten Kinderfiguren ist ohngefehr eine und ebendieselbe, von den Flamingischen Kindern verschieden, und der Natur getreu. VI. Eine alte Statue mittlerer Größe von Marmor. Ward zu Frescati an eben dem Orte entdekt, wo die Minerva und der Amor gefunden worden sind. Er hat sich vollkommen erhalten bis auf eine einzige Hand, die von Giuseppe Angelini ergänzt worden. Die Stellung hat ausserordentlich viel Natur in sich. Seine Kleidung ist der Fabel gemäß die Phrygische; die bis auf die Knöchel herabgehenden Beinkleider sind geschlossen, da sie sonst wohl bis auf die Knie zugeschnürt zu seyn pflegen, und ausser dem Rocke mit Ermeln hat er noch einen Mantel umher auf der rechten Achsel mit einem Knopfe zusammengehängt ist.

VII. Atys, von Marmor, mittlerer Größe, ward im Februar 1766 in des Adrianus Villa zu Tivoli ausgegraben. Der eine Arm und ein Theil der Beine sind von Cavaceppi. Der schöne Knabe, um den Cybele vergeblich seufzte, und den sie aus Rache mit einer sonderbaren Tollheit bestrafte,

ſtrafte, damit andre Schönen, auf die ſie eiferſüchtig war, nicht glüklicher bey ihm ſeyn möchten, iſt von dem Künſtler in einer ſchwärmenden Fröhlichkeit vorgeſtellt worden. Er ſcheint zu ſingen. Mit der linken Hand hält er ſeine Rohrflöte in die Höhe; mit der rechten ſeinen Hirtenſtab. Seine Bekleidung iſt ungemein kunſtreich gearbeitet, und um die Phrygiſche Tracht genau kennen zu lernen, ſehr lehrreich. Seine Mütze theilt ſich hinten im Nacken in drey lange Zipfel. Zwey derſelben ſind vorwärts über die Schultern geſchlagen. Der dritte hängt auf den Rücken herunter, und endigt ſich in einen Knoten, ſo daß eine ſolche Mütze zur Bedeckung der Haare, und zur Verhüllung des Halſes eben ſo bequem geweſen ſeyn muß, wie unſre Reiſehüte. Der Rok hat enge Ermel, und bedekt den Körper wie die ungariſche Kleidung bis auf die Knöchel der Füße. Alles iſt aus einem Stücke.

VIII. Bachus, mittlerer Größe, von weiſſen Marmor, 1766 am Monte Palatino ausgegraben. Der eine Arm und die eine Hand ſind von Giuſeppe Angelini ergänzt. Eine ſehr ſchöne jugendliche Figur.

IX. Eine ſitzende Muſe mittlerer Größe iſt zu Freſcati 1765 gefunden. Die Hände allein ſind modern, und von G. Angelini. Der größte Werth dieſer Statue beſteht in dem natürlichen Ausdruk, und in der gutgewählten Stellung.

X. Ein junger Faun der auf der Flöte bläſt. In der Villa Adriani gefunden, und ehedem von dem großen Kenner und Beſchützer der Kunſt, dem Kardinal d'Eſte, in ſeiner Villa zu Tivoli aufgeſtellt. Sie iſt faſt ganz antik, und nur die eine Hand und ein Theil der Flöte iſt von P. Pacini ergänzt.

XI. Herkules. Man weiß eigentlich nicht, wo dieſe Statue gefunden worden; der Kardinal Polignac war der erſte bekannte Beſitzer davon. Die Arme und Beine ſind mehrentheils neu. Der Torſo iſt aber fürtreflich. Er iſt in

einem ziemlich hohen Alter. Der Kopf iſt auch antik. Die Ergänzungen ſind nicht zum Beſten gerathen.

XII. Die Krone von allen aber iſt dieſe Nymphe. Sie ward im May 1766 in der Vigna Veroſpi auf dem Monte Pincio an dem Rand einer daſelbſt entdekten alten Fontaine gefunden. Der Kopf und die eine Hand ſind von Cavaceppi ergänzt, und daher iſt ſie auch unter ſeine Statue reſtaurate T. I. p. 60. in Kupfer gebracht worden. Allein dieſe Abbildung drükt ihren Werth ſchlecht aus. Die ganze Stellung, und der Ort, wo ſie gefunden worden, geben Anlaß zur Vermuthung, daß ſie zur Verzierung einer Fontaine gedient, um ſo mehr, da man noch eine zweyte in der nemlichen Stellung dabey entdekt, die itzo Herr Townley, ein bekannter Liebhaber der Alterthümer, in London beſizt. Das naſſe Gewand iſt äuſſerſt leicht.

XIII. Ein junger Bachus als ein zehnjähriger Knabe, ſizend, und mit beyden Händen eine Traube unter ſeinen linken Arm haltend, ward 1765 auf dem Monte Palatino gefunden, und ſind nur die Beine von Angelini ergänzt. Es iſt ein vorzüglich ſchönes Stük, und das Vorurtheil, daß die Alten keine ſchöne Kinder zu bilden verſtanden hätten, könnte hierdurch vollkommen widerlegt werden.

XIV. Cupido und Pſyche, ein Gruppo. Es ſtand bis ao. 1766 in dem Pallaſt Barberini zu Rom. Es iſt faſt gänzlich antik.

XV. Ein kleiner ſizender Satyr. Vormals in dem Pallaſt des Herzogs Salviati in Rom. Auſſer einen kleinen beſchädigten Theil der Naſe und der Verzierungen des Kopfs, ſind der eine Arm und das eine Bein ergänzt. Es iſt in dem beſten Geſchmak, und Eins der vorzüglichſten Stücke des Alterthums.

Der modernen nach antik copirten Statuen ſind 16 St.

Der unendliche Vorzug der von Cavaceppi verfertigten

Stücke

Stücke wird jedem gleich in die Augen fallen, so wie ein jeder die Arbeit des Agostini Penna in die lezte Classe setzen wird. Eine für die Liebhaber nöthige Bemerkung ist diese, daß, so wie die Arbeit der Künstler, die man gebraucht hat, verschieden, man auch benöthigt gewesen ist, die Wahl der Statuen so zu treffen, daß man jederzeit verschiedne Gegenstände ausgesucht, und unter diesen die besten Muster zu wählen getrachtet hat.

Es ist bekannt, daß die Künstler in Rom die Originale der Statuen selbst nicht in ihre Werkstädte bringen können, sondern die Arbeit eigentlich nach den besten Gipsabgüssen machen müssen; die in Rom verfertigten Copeyen haben inzwischen zwey überaus richtige Vorzüge: denn 1) sind die Abgüsse an keinem Ort so vollkommen, weil sie mit den Originalen selbst verglichen, und also in ihrer Zusammensetzung nicht irrig, oder von dem Original abweichend können gemacht werden, auch durch keinen Transport Schaden leiden. 2) Haben die Künstler den Vortheil, daß sie die Originale zu allen Zeiten sehen, mithin ihrer Arbeit die lezte Vollkommenheit aus den Originalen selbst geben können.

Von allen diesen Statuen No. XVII. und XXII. ausgenommen, sind die Originale sämtlich in Rom, oder bey Verfertigung der Copey noch in Rom gewesen; von ersterer ist die Copey aber nach dem allerbesten bekannten Abguß, der in der Königl. Französischen Akademie ist, verfertigt worden.

VI.

Noch bitte ich unsre schönen Leserinnen um Erlaubnis, ihnen zum Beschluß dieses Jahres mit einem Römischen Liedchen, und einer neuen Melodie dazu aufzuwarten, die wenn (ich nicht sehr irre) in die angenehm tändelnde und geißreich scherzende

Laune

Laune des Dichters sehr glüklich einstimmt. Die Dollmetschung hat keine andre Prätension als das Verständnis des Textes denjenigen zu erleichtern, die des Italienischen nicht sehr mächtig sind. Wer diese Canzonette in gleicher Versart und ohne sonderlichen Verlust mit Reimen übersetzen kann, soll mir der große Apollo seyn!

Canzonetta Romana.

Quello piume, bianche e nere
Che nel capo voi portate,
Belle Donne inamorate,
Vi fan creſcer la Beltá.
Raſſembrate á chi vi mira
Tante lodole faſtoſe,
Pavoncelle, che pompoſe
Van ſul prato in libertà.

Nello ſcorſo Carnovale
Bel vedervi in Argentina!
Chi Sovrana della China,
Chi Soltana raſſembrò:

Dieſe Federn, weiſſ' und ſchwarze,
Die ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzenskönigiunen,
Eure Schönheit mehren ſie:
Ihr erſcheinet unſern Augen
So viel aufgepuzte Lerchen,
So viel Pfauen, die ſtolzierend
Auf der Wieſ' in Freyheit gehn.

Prächtig war's am Carnavale
In der Oper euch zu ſehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Mogols Herrſcherin:

Nur

Chi nel Baſſo delle Scene
Non poteva ben vedere,
L'indiſcrete Pennachiere
Sotto voce taroccò.

Coſi bella e Strana uſanza
Non ne venne di Bretagna,
Non di Francia, non di Spagna,
Non di Perſia, o dal Perù:
La portò fra voi, Romane,
Capo in giù Mercurio alato,
Delli Dei Corrier pennato,
Che dal Cielo ſceſe in giù.

Raccontò, che nelle ſtelle
Ogni Diva ha per coſtume
Di portar ſul crin le piume
Quando bella ſi vuol far:

Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauſpiel ſehen konnte,
Zog die unbeſcheidnen Federn
Sotto voce weiblich durch.

Dieſe ſchöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Perſien, noch Catay:
Unter unſre Römerinnen
Schnell ſich vom Olympus ſtürzend
Brachte ſie der Götterbote
Der geflügelte Merkur.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn ſie ſchön ſich machen will:

Daß

E Minerva modeſtina,
Occhi azzurri, Verginetta,
Spennachiò la ſua civetta
Per poter ſen' adornar.

E d'Amor la Madre bella
Le colombe avea pelate,
E le penne ancor rubate
Sopra l'Elmo al Dio Guerriera
E la moglie ancor di Giove
Superbiſſima Giunone,
Colla coda di pavone
Se ne ha fatto un bel cimier.

Coſi voi vorreſte ancora,
Care figlie Tiberine,
Colle piume ſopra il crine
Tante Dee raſſomigliar.

Daß Minerva die Beſcheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Dieſe Mode mit zu machen
Ihren armen Kauz gerupft.

Daß der Liebe ſchöne Mutter
Selbſt ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihres Kriegesgotts entwandt:
Und daß ſich die hohe ſtolze
Juno, Jupiters Gemahlin,
Von den Schweiffen ihrer Pfauen
Einen Federbuſch gemacht.

Billig reizt euch das Verlangen,
Holde Töchter unſrer Tiber
Mit den Federn in den Locken
Götterfrauen gleich zu ſeyn.

Ma nascosto dietro un olmo
Veggo un Satiro maligno,
Che vi burla con un ghigno,
E lo sento mormorar:

E vi dice: care Donne,
Quelle piume che portate
Volan certo, e voi volate,
Coll Cervello assai di più.
Non son penne di pavone,
Di colombe, in aria erranti;
Son le penne degli Amanti
Che pelate tutto il dì.

Chiudi, o Satiro maligno
Il tuo labro infame ed empio!
Le Romane son d'esempio
Di costume ed onestà:

Aber hinter jener Ulme
Seh ich einen Satyr lauschen,
Der, euch ins Gesichte lachend,
Unterm Ziegenbarte knurrt:

Und euch zuruft: „liebe Damen,
Diese Federn, die ihr traget,
Fliegen freylich, doch Ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um!
Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weisser Tauben,
Sind die Federn der Verehrer
Die ihr jeden Tag berupft."

Unverschämter Satyr schließe
Deine tükisch bittre Lippe!
Unsre schönen Römerinnen
Sind so tugendreich als schön.

Ancor bolle loro in petto
Di Lucrezia il ſangue antico,
Hanno un' Alma e il Cor pudico
Pien d'amor e fedeltá.

Izt noch kocht in ihrem Buſen
Der Lucrezia alt Geblüte
Und ihr Herz und ihre Seele,
Sind voll Zärtlichkeit und Treu.

Innhalt des vierten Vierteljahrs.

Oktober.

I. Gedichte
II. Antwortſchreiben auf den Brief des Landedelmanns aus dem Pais de Vaud S. 1.
III. Ueber die Frage: In wiefern es gut ſey, die Uebelthaten vortreflicher Menſchen bekannt zu machen? 17.
III. Dialogen 25.
IV. Schreiben an den Herausgeber des T. M. den unglüklichen Brand der Stadt Gera betreffend 67.
V. Bücher-Anzeigen 75.
VI. Vermiſchte litterariſche Nachrichten 81.
88.

November.

I. Lucians Panthea, neuüberſezt S. 97.
II. Dialogen 122.
III. Konrad von Adlerberg und Leonore von Lichtenau 139.
IV. Auszüge aus den Melanges tirés d'une grande Bibliotheque 174.
V. Kunſt-Sachen 198.
VI. An den Herrn Herausgeber der Hamburgiſchen Neuen Zeitung 198.

December.

I. Lucians Panthea. Fortgeſezt. S. 201.
II. Ueber einige Merkwürdigkeiten von Caſſel 216.
III. Fortſezung des Dorf-Philanthropins 229.
IV. Fortſezung der Auszüge aus den Melanges tirés d'une grande Bibliotheque 248.
V. Kunſt-Sachen 270.
VI. Canzonetta Romana. 276.

Lucius.

Varro, Claudius --

Sechste Scene.

Varro und Claudius kommen herein.

Varro.

Ruft Euer Gnaden?

Brutus.

Ich bitte euch, ligt in meinem Zelt und schlaft; vielleicht werd' ich euch bald wieder weken, um euch etwas an meinen Bruder Caßius aufzutragen.

Varro.

Wir wollen, mit Euer Gnaden Erlaubniß, stehend auf euern Befehl warten.

Brutus.

Ich will es nicht so haben; legt euch, ihr Herren, vielleicht besinn ich mich anders -- Sieh, Lucius, hier ist das Buch das ich suchte; ich stekt' es in meine Schlafrok-Tasche.

Lucius.

Ich wußt es gewiß, daß Eu. Gnaden mir's nicht gegeben hatten.

Brutus.

Moderato.

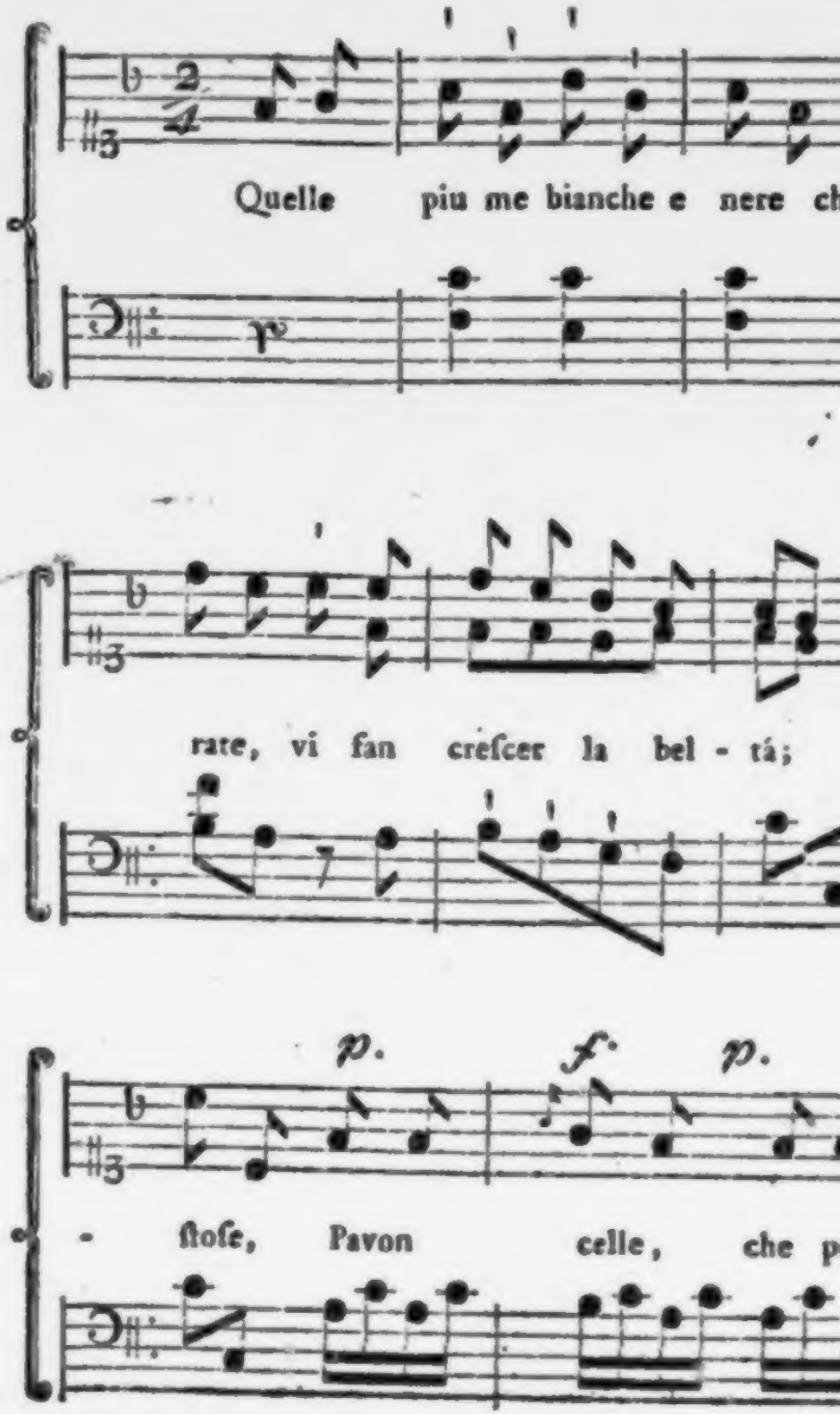
Quelle piu me bianche e nere ch
rate, vi fan creſcer la bel - tá;
p. f. p.
- ſioſe, Pavon celle, che p

nzonetta.

Comp. della Signora C. S***.

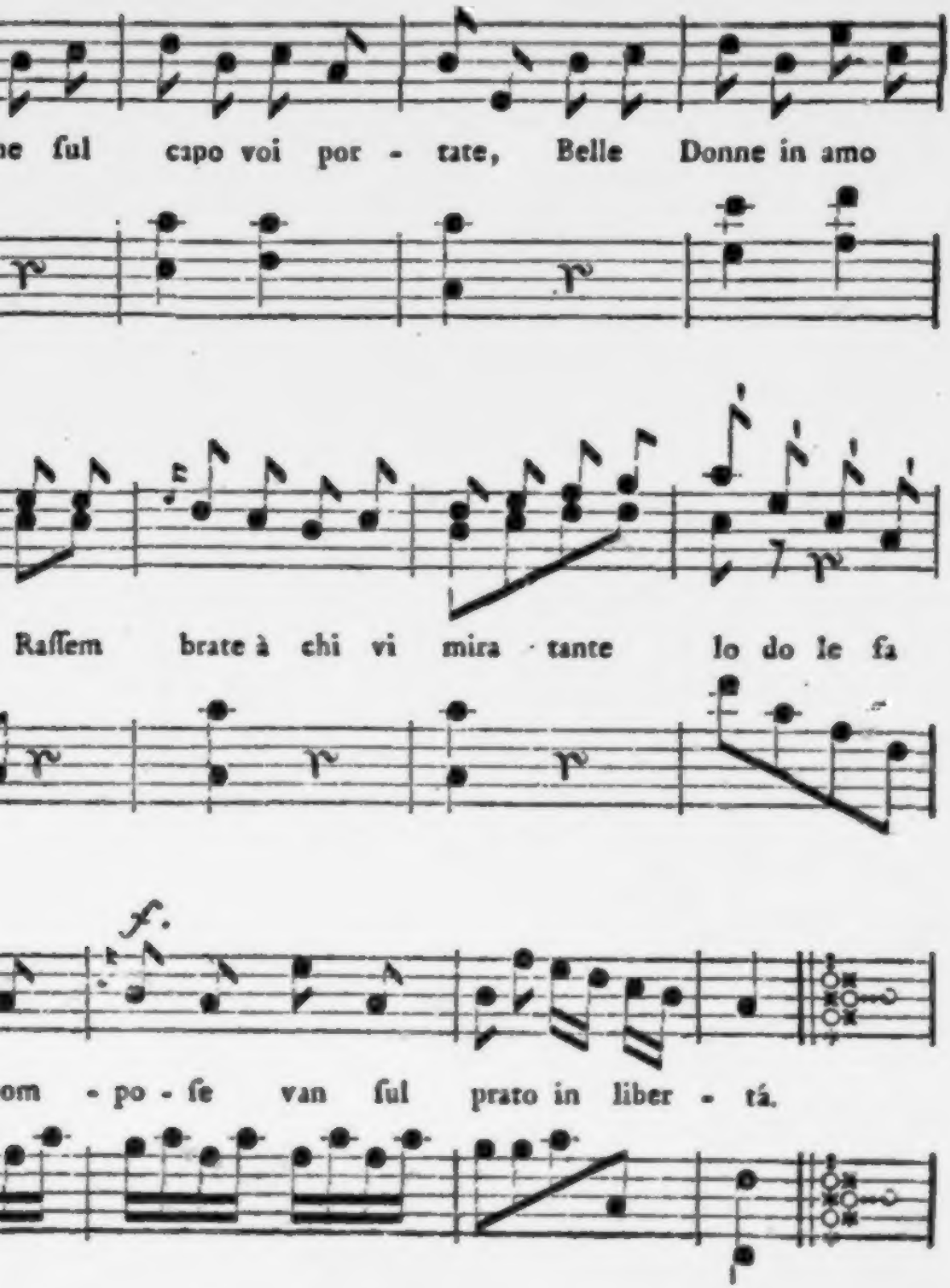

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1781.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Januar 1781.

I.

Auf den Tod
der Kayſerin-Königin.

Teutſche Harfen, Galliſche Guitarren
drängen ſich zu Deinem Sarg hinan;
Alle Lauten klagen, alle Lerern ſchnarren,
und die Weyhrauchwolken ſteigen Himmelan:

Nur die Seufzer des Gefühls ermatten,
ungehört, im allgemeinen Drang.
Dir die lezte Pflicht, ſtillthränend, zu erſtatten,
Schweigt die Muſe, die Dir, Heil'ger Schatten,
einſt der Gottesmutter Schmerzen ſang. (*)

(*) Anſpielung auf eine, der Muſik des Pergoleſi anpaſſende teutſche Ueberſetzung des Stabat Mater Dolorosa, welches der Hochſeel. Kayſerin in der Charwoche 1779. überreicht wurde, und wir unſern Leſern vielleicht in künftigem Monat mittheilen können.

In der Mitternächte todter Stille,
ohne Kranz, mit loßgebundnem Haar,
naht sie sich der Gruft, wo Deines Geistes Hülle
ruht, und schaudernd schwebt sie über Deiner Baar;
Sieht die heissen Thränen, hört die Schmerzen
aller Wayfen, deren Mutter — aller Herzen,
deren Trösterin Theresa war.

Aber mitten aus dem dumpfen bangen Stöhnen
hört ihr Ohr, dem Engelssprache nicht
unvernehmlich ist, ertönen
was aus Wolken eine Stimme spricht:

„Von den Weisen, Guten, Tapfern, Klugen,
wenig Männer welche Kronen trugen
waren diesem großen Weibe gleich!
Spart den Marmor! Ihrer Königsthaten
Ewigs Denkmal glänzt aus Ihren Staaten,
lebt und wächst und daurt mit Ihrem Reich.

Aber, o! der Christin Thaten, aus der Fülle
Ihres frommen Herzens, in der Stille
der Verborgenheit geübt,
zahllos schwangen, um den Himmelswagen
der ins Reich der Engel Sie getragen,
sie sich auf zu Gott, den Sie geliebt.

Die ihr Thränengüſſe Ihrem Grabe weyhet,
Völker, hört mit Klagen auf! Erfreuet
Euch vielmehr der neuen Schützerin!
Ließ Sie nicht, um euern Schmerz zu lindern,
euer Glük zu feſt'gen, Ihren Kindern
Ihre holde Güte, Ihren großen Sinn?

Ja, Sie lebt noch fort in Ihren ſchönen
Töchtern, lebt in Ihren großen Söhnen,
und, im Tempel der Gedächtnis aufgeſtellt,
glänzt, wohlthätig noch, Ihr Bild von Welt zu Welt.

II.

Lucians Vertheidigung seiner Panthea.

Polystratus. Lycinus.

Polyſtr. Ich bin überzeugt, ſagte die Dame, (*) daß dieſer Aufſatz eine Frucht ſeiner Freundſchaft gegen mich iſt, und erkenne die Ehre, die er mir damit hat erweiſen wollen. Denn wer würde ſo übermäßig loben, wenn er's nicht aus Zuneigung thäte? Aber mir iſts lieb, ſezte ſie hinzu, dich bey dieſer Gelegenheit wiſſen zu laſſen, wie ich über ſolche Dinge denke. Ueberhaupt muß ich dir ſagen, daß ich keine Freundin von Leuten bin, welche Profeſſion davon machen, einem ſchön zu thun, und daß ich mir nicht verwehren kann, ſolche Leute für falſch und unedel zu halten. Am allerwenigſten aber kann ichs leiden, wenn mir einer mit Hyperboliſchen Figuren und Superlativen Ehre anzuthun vermeynt: ich

(*) Dieſer Anfang des Dialogs ſezt voraus, daß Lycinus von ſeinem Freunde zu wiſſen begehrt, wie Panthea ſein Ideal einer ſchönen Frau aufgenommen habe. Polyſtratus mochte ihm erwiedert haben: Sie hätte vieles mit ihm darüber geſprochen. Was ſagte ſie denn, fragt Lycinus; und mit der Antwort ſeines Freundes beginnt nun dieſer Dialog. Dieſe Art anzufangen iſt dem Lucian ſehr gewöhnlich; Sterne iſt alſo nicht der Erfinder davon.

Brutus.

Habe Geduld mit mir, guter Junge, ich bin ſehr vergeßlich. Kanſt du deine ſchweren Auglieder noch ein wenig offen laſſen, und mir eines oder ein paar Stükchen auf deinem Inſtrument ſpielen?

Lucius.

Ja, gnädiger Herr, wenn es Euch beliebig iſt.

Brutus.

Es iſt, mein Kind; ich plage dich ſehr, aber du biſt willig.

Lucius.

Es iſt meine Schuldigkeit, gnädiger Herr.

Brutus.

Ich ſollte deine Schuldigkeit nicht über deine Nacht hinausziehen; ich weiß, junge Leute müſſen ſchlafen.

Lucius.

Ich habe ſchon geſchlafen, gnädiger Herr.

Brutus.

Es war wohl gethan, und du ſollſt wieder ſchlafen, ich will dich nicht lange aufhalten. Wenn ich lebe, ſo will ich gütig gegen dich ſeyn.

(Lucius ſingt und ſpielt die Laute dazu.)

Das iſt ein ſchläfriger Ton -- O mördriſcher Schlummer, legſt du deine bleyerne Keule auf meinen Knaben, der

werde roth dabey, und möchte mir lieber die Ohren zuſtopfen; denn ſo etwas ſieht mehr einer Verſpottung als einem Lobe ähnlich. Gelobt zu werden kann nur inſofern erträglich ſeyn, als der Gelobte ſich bewußt iſt, daß er das alles würklich beſizt was ihm beygelegt wird: was darüber hinausgeht, geht ihn nichts an, und iſt offenbare Schmeicheley.

"Gleichwohl, ſezte ſie hinzu, kenne ich manche, denen es ganz angenehm iſt, wenn der Lobredner ihnen auch mit Eigenſchaften ſo ſie nicht haben Ehre macht. So giebt es z. E. alte Leute, die ſich wegen ihrer Stärke glüklich preiſen laſſen, und häßliche, die man, ohne Gefahr ſie erröthen zu machen, mit der Schönheit des Nireus oder Phaon (*) begaben darf. Man ſollte denken, ſie glauben das Lob habe eine Art von Zauberkraft ihre Bildung umzugeſtalten, und ſie hoften, wie Pelias (**), wieder

(*) Nireus, der ſchönſte der Männer, die gegen Ilion zogen,
Nächſt dem untadelichen Peliden der ſchönſte von allen,
wie Homer ſagt, und Phaon, deſſen Schönheit die unglükliche Liebe und die ſchönen Geſänge, die er der Dichterin Sappho einflößte, unſterblich gemacht haben.

(**) Wir können dieſen Zug der Geſchichte dieſes alten Theſſaliſchen Königs nicht beſſer erzählen als mit den Worten des gelehrten und ſpaßliebenden Hrn. Hederichs, Schol. Hayn. Rectoris, der zwiſchen 1730 und 40 ein ſchöner Geiſt ſeiner Zeit war, und ohnezweifel auch die Ehre erhalten haben würde, in dem Memoire ſur la Litterature Allemande &c. als ein ſolcher angeführt

jung dadurch zu werden. Freylich, wenn es diese Bewandtnis damit hätte, und man einen nur recht tapfer zu loben brauchte, um ihm jeden Vorzug würklich mitzutheilen, den er gerne haben möchte; so wäre gelobt zu werden eine köstliche Sache. Aber da dies nicht ist, so kommen mir solche Personen

zu werden, wenn er dem Verfasser bekannt gewesen wäre. Pelias hatte, aus Staatsursachen, deren Deduction man uns gerne erlassen wird, seines Neffen, des berühmten Argonauten Jasons, Vater, Mutter und Bruder, hinrichten lassen, und usurpierte dessen Fürstenthum. Als Jason mit der schönen Medea und dem goldnen Vlies aus der Colchide zurükkam, beschloß er Rache an dem alten Pelias zu nehmen. Zu Vermeidung aller unangenehmen Weitläuftigkeiten, erbot sich Medea, welche bekanntermaßen eine große Fee war, dem Alten mit guter Art vom Brod zu helfen. „Sie „verstellte sich daher (sagt der vorbelobte Herr Hedrich) in eine alte Frau und Priesterin der Dianx, „nahm dieser Göttin Bild, und begab sich damit nach „Jolco (zum Pelias) woselbst sie soviel Lerms mit „ihrer Göttin machte, daß die ganze Stadt zusammenlief; und, nachdem sie mit selbiger auch zum „Pelia kam, plauderte sie ihm soviel vor, daß er „sich für den glükseligsten König hielt, die Dianam bey „sich zu beherbergen; zumal da Medea zugleich vorgab, wie sie Befehl habe den *Peliam* wieder jung zu „machen. Wie aber doch solcher über lezten einigen Zweifel hegete, machte Medea an sich die Probe, ließ sich frisch Wasser geben, gieng damit in „ein Nebenzimmer, wusch sich ihre Schmiralien wieder ab, und erschien darauf wieder in ihrer wahren

ſuſt ſo vor, als wenn jemand einem häßlichen Menſchen eine ſchöne Maske umgebunden hätte, und dieſer wollte ſich nun groſſe Stücke auf ſeine Schönheit einbilden; da es doch in eines jeden Gewalt wäre, ihm die Larve abzuziehen, und er dann nur deſto lächerlicher würde, wenn er nun mit ſeinem eignen

„und gar annehmlichen Geſtalt, womit ſie denn alle „in Erſtaunen ſezte. Als ſie darauf auch gemacht, „daß ſich allerhand Schlangen und Drachen vor des „Pelix und andrer Anweſenden Augen präſentirten, gab „ihr der König vollkommnen Glauben, und befahl ſeinen Töchtern, alles zu thun was ihnen Medea befehlen würde. Um nun dieſe noch mehr zu bethören, „nahm ſie in ihrer Gegenwart einen alten Widder, „zerſtükte ihn, kochte ihn darauf in einem Keſſel, und „machte daß ein junges Lamm dafür wieder heraus„ſprung. Weil nun die Princeſſinnen dadurch auch „vollens eingenommen wurden, machten ſie ſich insge„ſammt über den Peliam her, ſchlugen ihn todt, hie„ben ihn in Stücken, und thaten ſolche in einen Keſ„ſel um ſie zu kochen“ u. ſ. w. — Daß aber kein junger Pelias dafür wieder herausgeſprungen ſey, brauchen wir den geneigten Leſern wohl nicht erſt aus Hrn. Hederichs Munde zu verſichern; doch wird ihnen hoffentlich nicht unangenehm zu vernehmen ſeyn, „daß „Jaſon, nachdem er ſich hierauf der Stadt und des „Schloſſes Jolcos bemächtiget, gleichwohl nicht nur „das Reich (das Reich von Jolcos nemlich, welches aber nicht viel gröſſer als das Reich von Aachen war) „dem Sohne des Pelias wieder zugeſtellt, ſondern „auch hocherwähnte Princeſſinnen an anſtändige „Männer verſorgt habe.“

Geſicht daſtünde, und jedermann ſähe, was für einer Fratze er unter der ſchönen Maske verbergen wollen (*) — oder als wenn ſich ein kleiner Menſch Kothurnen umbände, und wollte nun mit Leuten, die auf ebnem Boden eine ganze Elle größer ſind als er, um den Vorzug der Größe ſtreiten. Ich erinnere mich, ſagte ſie, eines Geſchichtchens, das hieher gehört. Ein Poet hatte auf eine vornehme Dame, die zwar ſchön von Geſicht, und überhaupt eine ſehr angenehme Perſon, aber auſſerordentlich klein war, ein Lobgedicht verfertiget, worinn er ſie unter andern auch wegen ihrer Schönheit und beſonders wegen ihrer ſchlanken und majeſtätiſchen Geſtalt erhob. Der Menſch hatte die Unverſchämtheit ſie deßwegen mit einer Pappel zu vergleichen; und die Dame, weit entfernt, das Gleichnis übertrieben zu finden, hörte mit allen Zeichen des lebhafteſten Vergnügens zu; ſie bewegte die Hand, als ob ſie die Menſur dazu ſchlüge, und es war als ob ſie ſich ſelbſt unter dem Geſang zu wachſen ſcheine, und mit jedem Fuß des Sylbenmaßes um einen Daumen größer werde. Der Poet, da er ſah, wie viel Vergnügen ihr dieſe Stelle machte, wiederhohlte ſie

(*) Dies iſt im Original durch das unüberſezliche ὁιος ων ὐ ὁιωκεκρ.πτο kürzer und feiner geſagt. Umſchreibungen ſind allemal für den Ueberſetzer, dem ſein Original lieb iſt, wahres Leiden; aber es iſt mit den Worten nicht wie mit den Farben, und ein wenig Untreue iſt in Ueberſetzungen oft das einzige Mittel getreu zu ſeyn. Dies war ganz beſonders bey dieſer Converſation der ſchönen Panthea der Fall.

zum zweyten und drittenmal, bis ihm endlich einer von den Anweſenden ins Ohr raunte: So höre doch auf, guter Freund, oder du wirſt noch machen, daß ſie aufſteht!

Etwas dieſem ähnliches, aber noch viel lächerlichers, ſagte ſie, ſey der Königin Stratonike, des Seleukus Gemahlin, begegnet. Dieſe Dame hatte ſo wenig eigene Haare, daß ſie beynahe kahl war, und ſezte demungeachtet (*) den Poeten ihres Hofes einen Preis von Tauſend Thalern aus, wer das ſchönſte Lobgedicht auf ihre Haare machen könnte: und, wiewohl ſie ſich ſelbſt bewußt war, wie es auf ihrem Kopfe ſtund, und jedermann wußte, daß ihr die Haare in einer langwierigen Krankheit ausgefallen: hörte ſie doch den verruchten Poeten zu, wie ſie ihre Hyazinthnen Haaren in die Wette beſangen, und Locken, die nicht waren, in die ſchönſten Knoten und Zöpfe durcheinander flochten, ja die Unverſchämtheit hatten, ſie, ihrer üppigen Fülle wegen, ſogar mit Eppichkränzen zu vergleichen.

Sie lachte herzlich über alle die ſich auf eine ſo grobe Art den Schmeichlern bloß geben, und

(*) Vermuthlich hat ſie es eben deswegen, weil ſie kahl war. Sie verließ ſich darauf, daß unter einer Million Menſchen vielleicht nicht Hundert ſind, die einen Begriff davon haben, daß man kahl ſeyn, und gleichwohl das Lob ſeiner ſchönen Haare zu einer akademiſchen Preisaufgabe machen könne. Sie hätte alſo kein geſchikteres Mittel als dieſes erfinden können, um die Welt zu überreden, daß die geborgten Haare, womit ihr Kopf aufgeſchmükt war, ihre eignen ſeyen.

ſezte hinzu: es gebe Leute, die ſogar in ihren Bildniſſen (wo der Betrug doch erſten Anbliks entdekt wird) auf dieſe Weiſe geſchmeichelt und betrogen ſeyn wollten. Wenn ſie ſich mahlen lieſſen, ſo ſey ihnen der Mahler immer der liebſte, der am wenigſten Bedenken trage ſie ſchöner zu machen als ſie ſeyen. Ja es giebt ſogar welche, ſagte ſie, die den Künſtlern ausdrüklich befehlen, entweder etwas von der Naſe abzunehmen, oder ihnen ſchwärzere Augen zu machen, oder ihnen ſonſt zu geben, was ſie am liebſten haben möchten: und, was das luſtigſte dabey iſt, wenn das Bild nun fertig iſt, ſo ſcheinen ſie auf einmal zu vergeſſen (*), daß ſie ſelbſt es ſo beſtellt haben; ſie krönen ein fremdes Bild mit ihrem Beyfall, und ſehen nicht, oder wollen nicht ſehen, wie wenig es ihnen ähnlich iſt.

Dies und viel anders dergleichen ſagte die Dame. Sie ſprach übrigens von deiner Schrift mit vielem Lobe: konnte aber dies einzige nicht leiden, daß du ſie den Göttinnen, Juno und Venus, gleich geſchildert hätteſt. Das, ſagte ſie, iſt nicht nur mehr als Mir, ſondern mehr als der menſchlichen Natur überhaupt gebührt. Ich an meinen Theil möchte nicht einmal gerne mit Frauen aus der Heldenzeit, wie Penelope und Arete und Theano, ver-

(*) Das einzige Wort λανθανειν machte hier eine groſe Umſchreibung nothwendig, wenn der Gedanke des Autors, oder das was Panthea nur andeutet, aber doch gewiß im Sinne hatte und ſagen wollte, im Teutſchen deutlich ausgedrukt werden ſollte.

glichen seyn, geschweige mit den Vornehmsten unter den Göttinnen. Ich muß dir meine Schwachheit gestehen, sagte sie, wenn es anders eine Schwachheit ist; aber ich kann mir nicht helfen, sobald Götter mit im Spiele sind, bin ich ein wenig abergläubisch und schrekhaft; und ich besorge es möchte mir wie der Kassiepeia ergehen (*) wenn ich ein solches Lob annähme. Und gleichwohl hatte Kassiepeia sich bloß den Nereiden vorgezogen; für Juno und Venus trug sie alle geziemende Ehrfurcht. Sie verlangt also ausdrüklich, mein lieber Lycinus, daß du diese Stellen in deinem Aufsatz ändern sollst; widrigenfalls rufe sie die Göttinnen selbst zu Zeugen an, daß du gegen ihren Willen geschrieben; und daß du gar wohl wissest, wie unangenehm es ihr sey, wenn das Werkchen, so wie es izt ist, in der Welt herumwandre, und durch so unziemliche und irreligiöse Ausdrücke Aergernis anrichte. Denn sie glaubte, es würde ihr für Mangel an Religion und zur größten Sünde angerechnet werden, wenn sie zuliesse, daß sie der Venus zu Gnidos und der in den Gärten

(*) Diese Kassiepeia, oder Kassiopea, wie sie gewöhnlicher genennt wird, die Gemahlin des Aethiopischen Königs Cepheus, und Mutter der schönen Andromeda, hatte sich erfrecht, ihre Tochter, oder (wie Apollodor mit mehr Wahrscheinlichkeit angiebt) sich selbst für schöner als die Nereiden zu halten. Die Nereiden waren schwach genug sich dadurch beleidiget zu finden, und rächten sich für die Eitelkeit der Königin an Cepheus und seinem ganzen Volke, indem sie das ganze Land den Verwüstungen eines ungeheuren Meerdrachen preiß gaben.

zu Athen ähnlich genennt würde. Auch solltest du dich, sagte sie, nur dessen erinnern, was du zu Ende des Buches von ihrer Bescheidenheit angerühmt; wie sie sogar nicht aufgeblasen sey, noch über das Maas der Menschheit sich auszudehnen trachte, sondern immer so nah als möglich an der Erde hinfliege. Und kaum hättest du dies gesagt, so erhebest du sie, schier in dem nemlichen Athemzug, über den Himmel selbst, und unterstehest dich, Sie sogar mit Göttinnen in Eine Reyhe zu stellen. Sie ersuchte dich ferner, Sie nicht für unverständiger zu halten als Alexandern, der — als ihm ein gewisser Baumeister anbot, daß er den ganzen Berg Athos umschaffen, und zu einer Bildsäule dieses Königs, die in jeder Hand eine Stadt trüge, aushauen wolle — weit entfernt einem so abentheurlichen Project seinen Beyfall zu geben, es für eine Sache hielt, deren kein Sterblicher sich erkühnen müsse, und dem unzeitigen Kolossenmacher befahl, den Athos zu lassen wie er sey, anstatt einen so grossen Berg zur Aehnlichkeit mit einem kleinen Menschenkörper herabwürdigen zu wollen. Sie lobte Alexandern wegen dieses Beweises einer großen Seele, und glaubte daß er sich in dem Urtheil aller, die dessen noch in den spätesten Zeiten gedenken würde, eine größere Statue als der Athos selbst aufgerichtet habe. Denn es sey gewiß ein Zeichen eines nicht gemeinen Geistes, sich über eine so ausserordentliche Ehre wegsetzen zu können.

Auch Sie könne nicht umhin, deine Komposition, und den Einfall mit den Bildern zu loben; aber die Aehnlichkeit erkenne sie nicht; denn es fehle

viel, daß Sie, auch nur von ferne, ja daß irgend eine Frau in der Welt werth ſey, mit ſolchen Idealen zuſammengeſtellt zu werden. Sie erläßt dir alſo die Ehre, die du Ihr dadurch erweiſen wollen, und beugt ihre Kniee vor deinen erhabnen Urbildern. Wenn du ſie ja loben wolleſt, möchteſt du innerhalb der Schranken der Menſchheit bleiben, und den Schuh nicht größer machen als der Fuß ſey; damit ich, ſagte ſie, nicht auf die Naſe falle, wenn ich darinn gehen will. Noch eins befahl ſie mir die zu ſagen, das ich ſchier vergeſſen hätte. Ich habe, ſprach ſie, öfters gehört (ob es wahr iſt, müßt ihr Männer am beſten wiſſen) daß nicht einmal zu Olympia erlaubt ſey, den Siegern Statuen über Lebensgröße zu ſetzen; ſondern daß die Hellanodiken (*) große Sorge trugen, daß keiner die Wahr-

(*) Die Hellanodiken waren Männer von Stand und Anſehen, die bey den Olympiſchen Spielen das Vorſteher- und Richteramt verwalteten. Ihre vornehmſten Verrichtungen waren die Athletiſchen Geſetze und die Policey dieſer feyerlichen Kampfſpiele zu handhaben, die Uebertreter derſelben zu ſtrafen, die Preiſe auszutheilen, und Sorge zu tragen, daß die Bildſäulen, die den Siegern geſetzt wurden, die Lebensgröße nicht überſchritten; ohnezweifel damit ſie in der Folge nicht mit den Bildern der Götter und Götterſöhne verwechſelt werden könnten. Vor allem aber lag ihnen ob, die Tauglichkeit derjenigen zu unterſuchen, die ſich unter die Zahl der Athleten bey dieſen Spielen ſtellen wollten; nemlich ihre Geburt und ihre Sitten zu unterſuchen; weil niemand zu der Ehre um den Preis zu

heit überschreite, und daß man bey Prüfung der Kämpfer selbst nicht so scharf verfahre als bey Untersuchung ihrer Bildsäulen. Sorge also dafür, sagte Sie, daß man uns nicht beschuldigen könne, das rechte Maas überschritten zu haben, und dann die Hellanodiken sich bemüßigt finden, unser Bild herunterwerfen zu lassen.

Dies, lieber Lycinus, sagte die Dame zu deinem Buche; und es wird nun deine Sache seyn, es umzuschmelzen, und alle die Stellen wegzulassen, wodurch du dich an den Göttern versündiget hast; wenn es auch nur aus Achtung gegen die schöne Panthea wäre. Denn ich kann dich versichern, daß sie sehr ungehalten darüber war, und unterm Vorlesen etlichemal ganz erschrocken zusammenfuhr, und die Göttinnen anrief, ihr gnädig zu seyn. Und in der That, es ist ihr als einem Frauenzimmer um so eher zu verzeyhen, da ich selbst, die Wahrheit zu sagen, mich nicht erwehren konnte, ihrer Meynung zu seyn; wiewohl ich nichts anstössigs an deinem Gemählde finden

kämpfen zugelassen wurde, der nicht ein freyer Mann von unbescholtnem Ruf und ein gebohrner Hellene war. Auch über diesem lezten Puncte wurde so scharf gehalten, daß der Macedonische Prinz Alexander, des Königs Amyntas Sohn, als er sich unter die Mitbewerber um den Preis im Wettlauf stellen wollte, abgewiesen, und nicht eher zugelassen wurde, bis er in bester Form erwiesen hatte, daß er kein Macedonier, sondern ein gebohrner Argier sey. S. Hrn. Büreite zwoote Abhandlung über die Athleten, im 1sten Th. der Memoires de l'Acad. des Inscr. et B. L.

dir Musik macht? Gute Nacht, du artiger Schelm! Ich will dir das Unrecht nicht thun, dich zu wecken. Wenn du nikst, so brichst du dein Instrument; ich will dirs abnehmen, und gute Nacht, du lieber Junge -- Wie, laßt sehen, ist nicht das Blat gezeichnet, wo ich lezthin zu lesen aufhörte? Hier ist es, denk' ich.

[Er sizt nieder und ließt.]

Siebende Scene.

Der Geist des Cäsars tritt auf.

Wie dunkel diese Fakel brennt! -- ha! -- wer kommt hier? Ich denke, es ist die Schwäche meiner Augen, die diese ungeheure Gestalt hervor bringt.-- Es geht auf mich zu -- Bist du etwas? Bist du irgend ein Gott, ein böser oder ein guter Genius, du, der mein Blut erstarren und mein Haar emporstehn macht? Sage mir, was bist du?

Geist.

Dein böser Genius, Brutus.

Brutus.

Warum kommst du?

Geist.

Dir zu sagen, daß du mich zu Philippi wieder sehen sollst.

Brutus.

konnte, da du mirs zuerſt mündlich vortrugſt. Aber nachdem Sie mich aufmerkſam darauf gemacht hat, ſo finde ich die Sache eben ſo wie Sie; und es ergeht mir dabey, wie es uns zu gehen pflegt, wenn wir einen Gegenſtand den wir betrachten ſollen gar zu nah unter den Augen haben: wir ſehen dann nichts deutlich und können kein richtiges Urtheil davon fällen; treten wir aber ein wenig zurük, und betrachten die Sache in der gehörigen Entfernung, ſo erſcheint uns alles klar und deutlich, was daran ſchön und was tadelhaft iſt.

Denn, ſage mir ſelbſt, ein ſterbliches Weib mit Juno und Venus zu vergleichen, was iſts anders als die Göttinnen herabwürdigen? Denn da wird durch die Entgegenſtellung nicht ſowohl das Kleine größer gemacht, als das Große, indem es zu dem Geringern herabgezogen wird, verkleinert. Es iſt gerade ſo, als wie wenn ihrer Zween mit einander giengen, von denen der eine ſehr lang, und der andere winzig klein wäre; und gleichwohl ſollte der Lange nicht über den Zwerg emporragen. Was wäre da zu thun? Da es nicht angienge, den Kleinen, wenn er ſich gleich noch ſo ſehr rekte und nur auf den Zehenſpitzen einherſchwebte, zum Großen hinaufzudehnen: ſo bliebe kein ander Mittel, als der Große müßte ſich ducken und zuſammenkauzen, um ſoviel kleiner zu ſcheinen als er würklich größer wäre. Die natürliche Würkung ſolcher Vergleichungen der Menſchen mit den Göttern wird alſo immer dieſe ſeyn, nicht daß der Menſch größer, ſondern daß der Gott kleiner dadurch erſcheint und gleichſam zuſammengedrükt wird. Und doch, wenn man, in dem Falle

worinn du warst, aus Mangel irdischer Bilder, sich genöthigt sähe himmlische dazu zu nehmen, so möchte man dem Vorwurf, daß es aus Geringschätzung der Religion geschehe, noch entgehen können: Aber da es soviele schöne Weiber giebt, die du zu deinen Bildern gebrauchen konntest, so war es, mit deiner Erlaubnis, bloßer Muthwillen, daß du Pantheen, ohne alle Noth, mit Aphrodite und Hera (*) in Vergleichung stelltest. Mache dir also um so weniger Bedenken, lieber Lycinus, diese übertriebnen und anstößigen Züge auszulöschen: da es ja ohnehin deine Sache gar nicht ist, rasch und freygebig mit Loben zu seyn; und jedermann sich verwundert, dich, der in diesem Stücke sonst immer so geizig war, nun auf einmal in einen solchen Verschwender verwandelt zu sehen. Auch kann es dir gar nicht zur Schande gereichen, deine Schrift zu verbessern, wiewohl sie schon in der Welt herumgeht; denn man erzählt ja sogar vom Phidias, daß er das nemliche an dem Jupiter gethan habe, den er für die Eleiaten gearbeitet. Denn er habe sich, da er das Werk zum erstenmale öffentlich sehen lassen, hinter die Thüre gestellt, um zu hören, was man daran tadeln oder loben würde. Da nun der eine die Nase zu dick befunden, ein anderer das Gesicht zu lang, kurz, der eine dies der andre jenes getadelt: habe Phidias, wie sie fortgegangen, sich wieder eingeschlossen, und das Bild nach dem Urtheil der mehrern Stimmen verbessert. Er hielt also das Urtheil eines ganzen Volks für keine Kleinigkeit, und glaubte, Viele müßten

(*) Juno.

nothwendig immer mehr ſehen als einer, und wenn es gleich ein Phidias wäre. Dies, lieber Lycinus, iſt es, was ich dir in ihrem Namen habe ſagen ſollen, und wozu ich ſelbſt als dein Freund wohlmeynend gerathen haben will.

Lycinus. Ey, ey, Freund Polyſtratus! wußte ich doch nie daß du ein ſo groſſer Redner wäreſt! Du haſt ſo lange geſprochen und, eine ſo mächtige Klage gegen mein Werklein erhoben, daß mir nur nicht die Hoffnung, mich verantworten zu können, übrig gelaſſen iſt. Gleichwohl habt ihr, und vornemlich du, darinn nicht gar geſetzmäßig verfahren, daß ihr die Sache, auf Klägers bloſſes Vor- und Vorbringen, und ohne meinem armen Büchlein einen Fürſprecher zu verwilligen, abgeurtheilt habt. Wer allein läuft, hat gut ſiegen, ſagt man im Sprüchwort. Es iſt alſo auch kein Wunder, wenn wir unſern Proceß verlohren haben, da wir weder vorgeladen noch zur Verantwortung gelaſſen worden ſind. (*) Ueberdies

(*) Die Redensart des Originals (κὸς ὕδατος ἡμῖν ἐγχυθέντος) bezieht ſich auf eine bey den griechiſchen Gerichten eingeführte Förmlichkeit, mittelſt einer Waſſeruhr, dem Kläger, dem Beklagten, und dem Richter die Zeit zur Klage, zur Verantwortung, und zur Entſcheidung vorzumeſſen. Eine gewiſſe Portion Waſſers wurde zu dieſem Ende dreymal aufgegoſſen; daher das πρῶτον, δεύτερον, τρίτον ὕδωρ bey den Griechen, und die ſprüchwörtlichen Redensarten aquam perdere, (die Zeit verderben) und aqua hæret, bey den Römern. Die leztere bezieht ſich darauf, daß die Uhr ſo lange geſtellt wurde, als die Zeugen abgehört oder ur-

seyd ihr, was noch das Schlimmste ist, Kläger und Richter zugleich gewesen. Es wird also nun darauf ankommen, ob du willst, daß ich, mit demüthiger Submission unter euern Spruch, die Sache auf sich beruhen lasse: oder ob ich, gleich dem Dichter von Himera, eine Palinodie singen soll (*), oder ob ihr

kunden verlesen wurden. Zuweilen lief das Wasser eher ab als der Advocat mit seiner Rede fertig war; von einem solchen Falle sagt Quintilian: actionem aqua deficit.

(*) Himera war, nach Diodors von Sicilien Bericht, eine der mächtigsten Städte in dem alten freyen Sicilien, berühmt wegen der nahe dabey befindlichen mineralischen Bäder, und die Vaterstadt des lyrischen Dichters Stesichorus, eines Zeitgenossen des Alcäus und der Sappho. Die Palinodie, auf welche hier angespielt wird, war einer der berühmtesten Gesänge dieses Liederdichters. Er hatte sich die Freyheit genommen, in einer seiner Oden lästerlich von der schönen Helena zu sprechen, und war dafür auf der Stelle mit Blindheit gestraft worden. Kaum merkte er die Ursache seines Unglüks; so stimmte er seine Leyer um, und sang in einer andern Ode, die Palinodie betitelt, soviel Schönes von dieser Tochter Jupiters, daß sie sich nicht entbrechen konnte, ihm sein Gesicht wiederzugeben. Ausser der Ehre, welche Stesichorus seiner Vaterstadt als Dichter machte, hatte sie seinem Witze, auch die Erhaltung ihrer Freyheit zu danken. Die Himerenser hatten, in einem Kriege, den sie mit ihren Nachbarn führten, den berüchtigten Phalaris, Tyrannen von Agrigent, zu Hülfe gerufen, und ihm das Obercommando über ihr Kriegsvolk, mit einer fast unumschränkten Vollmacht, übergeben. Stesichorus, um seinen Mitbürgern mit guter Art zu verstehen zu geben,

mir im Wege der Appellation meine rechtliche Nothdurft zu beobachten erlauben wollt?

Polyſtrat. Von Herzen gerne, wenn du was Rechtsbeſtändiges beyzubringen haſt; zumal, da du deine Verantwortung nicht gegen Widerſacher, wie man aus deinen Reden ſchließen ſollte, ſondern vor Freunden führen wirſt, und ich bereit bin, dir gleichfalls zu Rechte zu ſtehen.

Lycin. Ich bedaure nur, daß die Dame nicht ſelbſt bey meiner Verantwortung zugegen iſt. Für mich wär' es immer beſſer, als, wie ich nun thun muß, meine Sache durch Procuration zu führen. Indeſſen, wenn du ſo treulich mein Wortführer bey ihr ſeyn willſt als du der ihrige bey mir geweſen biſt, ſo will ich es darauf ankommen laſſen.

Polyſtr. Darüber mache dir keinen Kummer. Deine Schuzrede ſoll ihr getreulich vorgetragen werden — nur ſuche dich kurz zu faſſen, damit ich alles fein wohl behalten kann.

wie übel ſie daran gethan hätten, erzählte ihnen die Fabel vom Pferde, welches in ſeiner Fehde mit dem Hirſch den Menſchen um Hülfe angeſprochen; der ſich zwar dazu willig gebrauchen ließ, aber ſo, daß jenes darüber um ſeine Freyheit kam. Die Himerenſer lieſſen ſichs geſagt ſeyn, dankten dem Phalaris für ſeine Dienſte, und ſchikten ihn noch zu rechter Zeit wieder nach Hauſe. — Himera wurde von den Karthaginenſern zerſtört, und bald darauf wieder von den Römern aufgebauet und unter dem Namen Thermæ Himerenſes zu einer römiſchen Kolonie gemacht. Der Ort heißt izt noch Termine, und iſt, wie ganz Sicilien, nur noch das moderade Gerippe eines ehmals blühenden Körpers.

Lycin. Auf eine so schreckliche Anklage hätte sich zwar billig eine weitläuftige Verantwortung gebührt; jedoch will ich sie, dir zu gefallen, so kurz als möglich zusammenfassen. Melde Ihr also in meinem Namen —

Polystrat. Nein, Lycinus, so ists nicht gemeynt; du sollst deine Rede just so halten als ob Sie selbst gegenwärtig wäre; und ich will dann vor Ihr das Nemliche an deiner Stelle thun.

Lycin. Gut, Polystratus, wenn du es so haben willst. Sie ist also gegenwärtig, hat das alles selbst gesprochen, was du bereits in ihrem Namen vorgebracht, und die Reyhe ist nun an mir, meine Antwort anzufangen — wiewohl ich dir unverhohlen gestehen will, daß du mir den Handel durch diese Vorstellungsart ungleich schwehrer gemacht hast. Denn der Angstschweis steht mir, wie du siehst, auf der Stirne, ich zittre und bebe, und es fehlt wenig, daß ich sie nicht in vollem Ernst vor mir stehen sehe; kurz ich bin in eine Unruhe gesetzt, die meiner guten Sache gar nicht vortheilhaft ist. Indessen werde daraus was will, ich will anfangen; denn es wäre doch nun zu spät mich wegschleichen zu wollen, da Sie Selbst zugegen ist.

Polyst. O, beym Jupiter, du hast gar keine Ursache, dir so bange seyn zu lassen. Schau ihr nur ins Gesichte; Nichts kann, wie du siehst, heitrer und leutseliger seyn. Fang' also immer ganz getrost zu reden an.

Lycin. Ich sehe nicht ab, o Vortreflichste der Frauen, daß ich, den du eines Uebermaßes im Lobpreisen beschuldigest, dich so sehr gelobt habe, als

du ſelbſt, durch die groſſe Ehrfurcht, die du den göttlichen Weſen beweiſeſt, dich über alles andre Lob, ja über dich ſelbſt, erhebſt. Denn dieſes einzige iſt gröſſer beynahe als alles übrige, was ich von dir geſagt, zuſammengenommen; und ich habe um Verzeyhung zu bitten, daß ich dieſen ſchönſten Zug an deinem Bilde weggelaſſen: zwar aus bloſſer Unwiſſenheit; denn ſonſt ſollte er gewiß vor allen andern gemahlt worden ſeyn. In dieſem Stücke glaube ich alſo, anſtatt das Maas überſchritten zu haben, vielmehr weit weniger geſagt zu haben, als ſich gebührt hätte. Denn erwäge nur ſelbſt, welch ein wichtiges und entſcheidendes Stük an deinem ſittlichen Charakter ich ausgelaſſen habe: wenn es richtig iſt, daß diejenigen, bey denen die Gottesfurcht mehr als bloſſes Beywerk iſt, auch in allen menſchlichen Verhältniſſen die beſten ſeyn ſollen. Wenn ich alſo ja an meinem Bilde was verbeſſern ſollte, ſo würd' ich mir nicht beygehen laſſen etwas davon wegzunehmen: ſondern ich würde blos dieſes, als den zur Vollkommenheit des Ganzen noch fehlenden ſchönſten Zug, hinzuthun. Indeſſen bekenne ich, daß ich dir gleichwohl, was dieſen Punct betrift, den gröſten Dank ſchuldig bin. Denn da ich vorzüglich die Mäſſigung und Beſcheidenheit an dir gerühmt, und daß die dermalige Gröſſe deiner Umſtände weder Uebermuth noch Schwulſt in dir hervorgebracht: ſo hat die Klage, die du über meine Schrift geführt, gerade die Wahrheit des Lobes beſtättigt. Denn dergleichen Lobſprüche nicht begierig hinunter ſchlingen, ſondern davon beſchämt werden, und ſie für gröſſer erkennen als uns gebührt;

eben dies ist Beweis einer sittsamen, und, wenn ich so sagen darf, popularen Denkart. Aber je mehr du gegen Lobpreisungen so gesinnt bist, je würdiger zeigst du dich derselben; und es trift hier zu, was Diogenes zur Antwort gab, als er gefragt wurde: wie man's machen müßte, um berühmt zu werden? Den Ruhm verachten, sagte Diogenes. Eben so möchte ich einem der mich fragte: wer sind die so am meisten Lob verdienen? zur Antwort geben: die nicht gelobt werden wollen. (*)

(*) Wir besorgen, daß man unsern Lucian, für einen so sinnreichen und eleganten Schriftsteller, wofür er paßiert, hier, und überhaupt in diesem ganzen Stücke, ein wenig geschwätzig finden werde. Er war freylich ein Rhetor von Profession, und kann das Charakteristische derselben nicht ganz verläugnen. Wir haben aber auch diese beyden Stücke nicht als untadeliche Meisterwerke an sich selbst, sondern bloß als Proben gegeben, woraus man sich von der Urbanität, dem guten Ton, und, wenn man mir dieses Wort hier erlauben will, von der Galanterie gegen die Damen, wie sie in den Zeiten der Antoninen, besonders in dem Griechischen und Asiatischen Theile des Römischen Reichs Mode war, einen anschauenden Begriff machen könnte. Verfeinerung und Luxus war damals höher getrieben als je zuvor. Man kann also richtig annehmen, daß eine Schrift, die keine andre Absicht hatte, als einer Dame Cour zu machen — von dem elegantesten Schriftsteller dieser nemlichen Zeit, an die Favoritin eines Kayſers, die eine Frau von den größten Vorzügen war — den feinsten Schwung und den besten Ton dessen was damals für Politesse, Witz und Artigkeit galt, gehabt habe; und also zu einer Probe in dieser Art ganz vorzüglich geschikt sey.

Doch, dies gehört vielleicht nicht eigentlich zur Sache. Denn das worüber ich mich verantworten soll, ist dies: daß ich in der Abbildung deiner Gestalt, dich mit der Venus zu Gnidos und in den Gärten, und mit Juno und Minerva verglichen; denn dies findest du übertrieben und über alles Maas.

Nun könnt' ich mich zwar auf den alten Spruch berufen, daß Dichter und Mahler, in ihren Metier, keiner Rechenschaft unterworfen seyen — eine Befreyung, deren die Lobredner, wie mir däucht, sich noch mit besserm Grunde zu erfreuen haben sollten, wiewohl sie nur (wie Ich) zu Fuße gehen, und nicht, wie die Poeten, auf den Stelzen des Sylbenmaßes daherschreiten. Denn das Lob ist etwas freyes, und ich kenne kein Gesetz, wodurch ihm ein bestimmtes Maas der Größe oder Kleinheit vorgeschrieben wäre; sondern es hat lediglich darauf allein zusehen, daß die gelobte Person so bewunderns und beneidenswürdig als möglich dargestellt werde. Ich will aber diesen Weg nicht betreten, damit du nicht etwa glaubest, ich thue es, weil ich mir nicht anders zu helfen wisse.

Ich will also lieber sagen: Bilder und Vergleichungen gehören nun einmal zu den Wendungen und Kunstvortheilen, deren Gebrauch den Verfassern von Lobschriften je und allezeit zugestanden worden. (*)

(*) Diese Stelle hat im Original allen den Gelehrten, die am Lucianischen Text gekunstrichtet haben, viel zu schaffen gemacht. Wir haben ihre Zweifel und Vorschläge wohl erwogen, und am Ende uns an die Auslegung des sel. J. M. Gesners gehalten, deren Richtigkeit ganz einleuchtend scheint. Wenn im Text ja etwas verdorben

Dies vorausgesezt, kömmt es bloß darauf an, gut zu vergleichen; und dies gut wird darnach beurtheilt, wenn man den Gegenstand, welcher gelobt werden soll, nicht seinesgleichen oder gar geringern gegenüberstellt, sondern ihn einem Höhern so nah als möglich zu bringen sucht. So würde z. Ex. einer, der einen Hund loben wollte, seine Sache schlecht gemacht haben, wenn er ihn größer nennte als ein Fuchs oder eine Katze; und wenn er ihn auch dem Wolf verglichen, würde der Hund noch immer wenig dabey gewonnen haben. Man sage aber, er gleiche dem Löwen an Größe und Stärke — wie der Dichter thut, da er den Hund des Orion den Löwenbändiger nennt: das nenn' ich das höchste Lob das man einem Hunde beylegen kann. Eben so, wenn jemand den Milon von Krotona, (*) oder

ist, so ists bloß in den ersten Worten Εκεινο δε σε Φημι, wo das σε gar keinen Sinn hat, und statt εκεινο finalicher ειναι gelesen werden könnte: der Sinn der ganzen Periode leidet aber unter diesen allenfallsigen Schreibfehlern nichts, und kann, ohne dem Zusammenhang und der Sprache selbst Gewalt anzuthun, kein andrer seyn als derjenige, den wir gegeben haben.

(*) Milon von Krotona ist seiner Stärke und Gefräßigkeit wegen gleich berühmt; beyde waren groß genug, um den lügenhaften Griechen zu der Sage Anlaß zu geben, er habe einen Ochsen mit der bloßen Faust zu Boden geschlagen, und diesen nemlichen Ochsen (gebraten oder gekocht, versteht sich) auf Eine Mahlzeit aufgegessen. Pausanias versichert, daß er die Statue, die ihm zu Olympia gesezt worden, auf seinen eignen Schultern an

Brutus.

So werd' ich dich alſo wieder ſehen --

Geiſt.

Ja, zu Philippi.

[Der Geiſt geht ab.]

Brutus.

Nun, ſo will ich dich dann zu Philippi wieder ſehen. Itzt, da ich ein Herz gefaßt habe, verſchwindeſt du; böſer Genius, ich möchte noch mehr mit dir reden -- Junge! Lucius! Claudius! Varro! Erwacht! Claudius!

Lucius.

Die Saiten ſind nicht geſtimmt, Gnädiger Herr.

Brutus.

Er denkt, er iſt immer noch bey ſeinem Inſtrument. Lucius! wach auf!

Lucius.

Gnädiger Herr --

Brutus.

Träumteſt du, Lucius, daß du ſo einen Schrey thateſt?

Lucius.

Gnädiger Herr, ich weiß nichts davon, daß ich geſchrien habe.

den Glaukus von Karyſtos (*) oder den Polydamas (**) loben wollte, und ſpräche: dieſe Ath-

Ort und Stelle getragen. Er ſiegte ſechsmal in den Olympiſchen Spielen im Fauſtkampf, und das ſiebente-mal wurde er als Sieger gekrönt, weil niemand da war, der ſich mit ihm meſſen wollte.

(*) Dieſer Glaukus iſt weder Bellerophons Vater, noch Bellerophons Enkel, (der Homeriſche Glaukus) noch Glaukus, der Verfaſſer eines verlohrnen Buchs von den alten Dichtern und Muſikern, noch Glaukus der Dichter, von welchem in der Brunkiſchen-Ausgabe der Anthologie T. II. p. 347. 78. ſechs Epigrammen vorkommen; noch viel weniger der mythologiſche Glaukus, der aus einem Fiſcher in einen Meergott verwandelt worden: ſondern ein wegen ſeiner Leibesſtärke berühmter Athlete, der in der 25ſten Olympiade den Preis im Pugilat, und den Beynamen Πυκτης, der Boxer, par excellence, davon trug.

(**) Polydamas war, nach der Verſicherung des Pauſanias, der ſtärkſte, und, der Länge und Breite nach, der gröſte Mann ſeiner Zeit; ein zweyter Herkules. Auch hatte er, wie dieſer, einen Löwen auf dem Berg Olympos, ganz allein und ohne Waffen, überwältigt; wogegen die Löwen, wenn ſie Geſchichtſchreiber unter ſich hätten, vermuthlich einige Einwendungen machen würden. Er trug in der 93ſten Olympiade den Sieg im Pankration davon. Die Berührung ſeiner Bildſäule zu Olympia wurde für ein Mittel gegen das Fieber gehalten. Darius Nothus ließ ihn nach Suſa kommen, um ſich der Wunder, die man von dieſem Kraftmann erzählte, mit eigenen Augen, zu verſichern. Er ſtellte ihm die drey ſtärk-

leten ſeyen ſtärker geweſen als ein Weib: würde er mit einem ſo albernen Lob nicht ausgelacht werden? Und wenn er auch ſagte, jeder von ihnen ſey einem einzelnen Manne überlegen geweſen, ſo würde das noch wenig geſagt ſeyn. Aber wie lobte den Glaukus der berühmte Dichter? Weder der gewaltige Polydeuktes, ſpricht er, würde ihm ſeine Hände zum Kampf entgegenſtrecken wollen, noch Alkmenens eiſerner Sohn. (*) Du ſiehſt, welchen Göttern er dieſen Sterblichen entgegenſtellt, oder vielmehr überlegen erklärt. Gleichwohl hat es weder der Glaukus ſelbſt übel genommen, daß er auf Unkoſten der Schutzgötter der Athleten gelobt worden;

ſten Helden von ſeiner Leibwache entgegen: Polydamas nahm alle drey zugleich auf ſich, und legte ſie ſo zu Boden, daß ſie nicht wieder aufſtunden. Das zu groſſe Vertrauen auf ſeine Leibesſtärke ſchlug endlich zu ſeinem Verderben aus. Da er einsmals mit etlichen guten Freunden, um vor der Sonnenhitze Schutz zu ſuchen, in einer Höle unterſtanden war, gab die Wölbung der Höle auf einmal nach, und drohte einzuſtürzen. Die übrigen entflohen über Hals und Kopf; aber Polydamas, der eine ſo übereilte Flucht einem Manne wie Er unanſtändig hielt, hoffte den einſtürzenden Berg mit ſeinen beyden entgegengeſtämmten Händen noch aufzuhalten, und wurde unter dem Schutt deſſelben begraben.

(*) Vermuthlich hat Pindar dies in irgend einem verlohren gegangnen Siegesliede auf einen Verwandten, Abkömmling oder Mitbürger dieſes Glaukus geſagt, zwiſchen welchem und der Zeit, wo Pindar die Olympiſchen Sieger beſang, über 150 Jahre verfloſſen ſind.

noch haben dieſe ſich weder an ihm noch an dem Dichter gerochen, als ob er ſich durch dieſe Art zu loben, an ihrer Gottheit verſündiget hätte: hingegen ſind beyde, der Athlet und der Dichter, von allen Griechen in hohen Ehren gehalten worden; jener, wegen ſeiner auſſerordentlichen Stärke, dieſer ſeiner übrigen, und beſonders auch dieſes nemlichen Geſanges wegen. Wundre dich alſo nicht, daß auch ich, da ich dich, wie es einem Lobredner zuſteht, vergleichen mußte, mich eines erhabnern Gegenbildes dazu bedient habe; denn dies brachte, wie du ſiehſt, die Natur der Sache ſo mit ſich.

Da du aber auch der Schmeicheley erwähnt haſt: ſo lobe ich zwar ſehr daß du die Schmeichler, wie ſichs gebühret, verabſcheueſt: glaube aber, daß ſich der Unterſchied zwiſchen der Art wie der Lobredner, und wie der Schmeichler lobt, ſehr genau angeben laſſe. Der Schmeichler, der bloß ſeines Vortheils wegen lobt, und auf die Wahrheit wenig Rükſicht nimmt, glaubt er könne im Loben nie zuviel thun; läßt ſichs nicht leyd ſeyn, den Therſites für ſchöner als den Achilles, und Neſtorn unter allen die vor Troja gefochten haben für den jüngſten auszugeben; und würde ſchwören der taube Sohn des Krösus höre beſſer als Melampus (*), und der

(*) Melampus gehört unter die merkwürdigern Männer der Zeit, welche bey den Griechen der hiſtoriſchen Zeitperiode vorgieng, und deren Geſchichte daher durch das Medium der mündlichen Ueberlieferung und der Imagination der Poeten, zum Mährchen geworden. Er war der jüngere Sohn eines jüngern Sohns von Crethens, dem

blinde Phineus ſehe ſchärfer als der Luchsaugige

Erbauer der Stadt Jolkos in Theſſalien, einem Sohn des Neptuns oder Aeolus, d. i. einem Seefahrer und Abentheurer, deſſen Herkunft unbekannt war. Melampus wurde auf dem Lande, nach Art der damaligen Zeit erzogen, wo der Reichthum der Hirten der Völker noch in zahlreichen Heeren beſtund, und die jüngern Söhne der Ochſen und Schafe ihres Vaters hüteten. Bey dieſer Lebensart hatte er Gelegenheit einige mediciniſche Entdeckungen zu machen. Er bemerkte z. Ex. daß ſeine Ziegen, wenn ſie von Elleborus gegeſſen hatten, ſtark purgierten. Dies brachte ihn auf den Einfall, die Töchter des Präetus (die mit der ſeltſamen Tollheit behaftet waren, ſich in Kühe verwandelt zu glauben) mit der Milch von Ziegen, welche Elleborus gegeſſen hatten, zu curiren. Es gelang ihm, und dieſe Cur ſezte ihn in großen Ruf, und erwarb ihm den Beynamen Καθαρτης, der Purgierer, der in der Folge (aus Mißverſtändnis, wie es ſcheint) ſo ausgedeutet wurde, als ob er ſich dafür ausgethan hätte, die Menſchen durch unſittliche Reinigungen mit den Göttern auszuſöhnen. Das Mißverſtändnis mag daher entſtanden ſeyn, weil er ſich bey ſeinen Curen auch religiöſer Ceremonien, Gebetsformeln, Räucherungen und dergl. bediente, um die Götter oder Geiſter zu beſänftigen und günſtig zu machen, von denen, nach der damaligen Vorſtellungsart, alle Krankheiten den Menſchen, als Strafen, zugeſchikt wurden; Begriffe, deren Spuren ſich bis auf dieſen Tag unter dem gemeinen Volke überall erhalten haben. Ein Arzt war, in jenen heroiſchen Zeiten, ein Wunderthäter, ein Mann, der mit den Göttern in Gemeinſchaft ſtund, eine Art von Zauberer, der über die Kräfte der Natur Gewalt hatte, das Künftige vorherſah, die Sprache der Vögel verſtund,

Lynceus (*) wenn er nur mit ſeiner Lüge etwas

u. dergl. Dieſes leztere Talent wurde alſo auch dem Melampus zugeſchrieben; und, da er zu einer ſo wunderbaren Gabe auch auf eine wunderbare Art gekommen ſeyn mußte: ſo erzählte man daß es auf folgende Art geſchehen ſey. Seine Knechte hatten in einer alten Eiche, die beym Hauſe ſtund, ein Schlangenneſt gefunden. Melampus kam eben dazu, als ſie die alten Schlangen tödteten. Er rettete die Jungen, nährte ſie, und zog ſie mit großer Sorgfalt auf. Vermuthlich hatte Melampus damals ſchon einen höhern Begriff von der Natur der Schlangen als ſeine Sclaven. Denn die Schlangen ſtunden in dieſen uralten Zeiten in dem Ruf, mehr vom Zukünftigen zu wiſſen als die Menſchen, und mit den Vögeln, als den unmittelbaren Dienern und Confidenten der Götter, ich weiß nicht in welcher geheimen Verbindung zu ſtehen. Eines Tages, da Melampus unter der Eiche lag und ſchlief, kamen die Schlangen und lekten ihm beyde Ohren ſo rein aus, daß er, von Stund an, nicht nur ſchärfer hörte als andre Menſchenkinder, ſondern auch die Sprache der Vögel verſtund, und dadurch zu Kenntniſſen gelangte, welche andern Menſchen verborgen waren. Dieſer Umſtand iſts, warum Lucian ſeiner hier Erwähnung thut. Nach dem Scholiaſten des Euripides (ad Hecubam v. 87.) ſollen die beyden Kinder des Königs Priamus, Helenus und Caſſandra, durch eben dieſes Mittel, nemlich, daß ein Paar dem Apollo geheiligten Schlangen ihnen in ihrer Kindheit im Tempel dieſes Gottes die Ohren ausgelekt, und daß ihr Gehör dadurch gereinigt und erhaltirt worden, die Gaben empfangen haben, die Berathſchlagungen der Götter zu hören, und durch dieſes unfehlbare Mittel vorherzuſagen was geſchehen werde.

(*) Phineus, König zu Salmydeſſus in Thrazien, lebte

zu gewinnen Hoffnung hat. Jener hingegen lobt zwar auch, aber nicht so, daß er dem Gelobten Vollkommenheiten andichte, die er gar nicht hat; er vergrößert und erhöht nur die Vorzüge welche würklich da sind, gesezt auch daß sie sogar ausserordentlich nicht wären; und er wird sich kein Bedenken machen, von einem Pferde das er loben will als von einem der leichtesten und schnellesten Thiere die wir kennen, zu sagen:

Wenn es mit flüchtigen gleitenden Füßen die Aecker berührte,
Streifte es leise die nickenden Aehren, und bräche den Halm nicht. (*)

Eben so wird er ohne Bedenken den Lauf schneller

zur Zeit der Argonauten und spielt eine grose Rolle in ihrer Geschichte. Warum er das Gesicht verlohren, wäre hier zu weitläuftig, dem Apollodorus oder Hyginus oder Herrn Hederich nachzuerzählen. Der Lynceus, von welchem hier die Rede ist, war einer von den Argonauten, aus deren Geschichte die Alten ein so wunderbares Feenmährchen zu machen gewußt haben. Wie beynahe jeder dieser Abentheurer irgend etwas auferordentliches hatte, so besaß dieser Lynceus die Gabe, nicht nur, wie Varro versichert, auf 130000 Schritte weit, sondern sogar durch Stöcke und Steine, ja durch die Erde bis in ihr Eingeweide zu sehen, und die darinn verborgenen Schätze zu entdecken. Vermuthlich war er einer der ersten in Griechenland, der sich einige Kenntnis in Bergwerkssachen erworben hatte.

(*) Ilias XX. v. 217. 18. nach der Stollberg. Uebersetzung.

Roſſe mit dem Sturmwinde vergleichen, oder von einem ſchönen und prächtig möblirten Hauſe ſagen:

So glänzt Zevs, des Olympiers, Hof — (*)

Aber der Schmeichler wird dieſen Vers auch auf die Hütte eines Schweinhirten anwenden, wenn er nur vom Schweinhirten etwas zu bekommen hoft. Fand doch Cynäthus, der Hofſchranz des Demetrius Poliorcetes, nach dem er alle Gemeinplätze und Wendungen der Schmeicheley aufgezehrt und erſchöpft hatte, noch Mittel etwas Neues in dieſer Art zu ſagen, da er den König, als er vom Huſten geplagt war, lobte, daß er melodiſch huſte.

Die Lober (**) ſind aber nicht nur daran von den Schmeichlern zu erkennen, daß dieſe kein Bedenken

(*) Odyſſee IV. v. 74.

(**) Der Lober, derjenige der einen andern lobt, ein im Hochdeutſchen ungewöhnliches Wort (ſagt Hr. Adelung in ſeinem Wörterbuche) welches nur Sprüchw. Salom. 27. v. 21. (der Lutheriſchen Bibelüberſetzung) vorkommt. Aber dies, däucht mich, mit Erlaubnis unſers verdienſtvollen Sprachforſchers, gerade Autorität genug, um ein Wort, wie dies, deſſen man gleichwohl ſehr oft vonnöthen hat, für Hochteutſch gelten zu laſſen, und durch öftern Gebrauch gewöhnlicher zu machen. Es iſt bekannt, wie ungemein ſorgfältig Luther war, keine Worte noch Redensarten in ſeine Bibelüberſetzung aufzunehmen, von denen er nicht gewiß war, daß ſie ächt teutſch ſeyen. Geſetzt aber auch, er wäre der erſte, der dies Nennwort

tragen sich durch Lügen bey der gelobten Person in Gunst zu setzen, da hingegen jene nur zu erheben suchen was würklich da ist: sondern auch dies macht keinen geringen Unterschied unter ihnen, daß die Schmeichler, soviel ihnen nur immer möglich ist, Hyperbeln gebrauchen, die Lober hingegen im Gebrauch derselben bescheiden sind, und immer in den Schranken bleiben. Diese wenige Unterscheidungs-Merkmale der Schmeicheley und des wahren Lobes mögen für izt genug seyn, damit du nicht alle Lober für verdächtige Leute ansehest, sondern einen billigen Unterschied macheſt, und jedes mit seinem eignen Maaße messest.

So lege dann nun, wenn es dir gefällig ist, beyde Maaße an meine Schrift an, um zu sehen, welchem von beyden sie entspricht. Denn wenn sich fände, daß ich irgend eine ungestalte Person der Gnidischen Bildsäule ähnlich genennt hätte, würde ich mit Recht für einen Betrüger und für einen un-

ausgemünzt hätte: ist der Stempel eines so großen Mannes nicht ehrwürdig genug, um es gangbar zu machen? Wir empfehlen es also allen unsern guten Schriftstellern; denn diesen kommt es doch wohl am Ende allein zu, ungewöhnliche Wörter gewöhnlich zu machen — ein Recht, wofür Herr A. überhaupt zu wenig Achtung zu haben scheint, wiewohl Horaz (der hierinn der Worthalter der gesunden Vernunft und des allgemeinen Gebrauchs bey allen gelehrten Völkern ist) solches den Schriftstellern in seiner Epistel an die Pisonen (der wahren Magna Charta der Autoren und Kunstrichter) auf eine Art, die keinen Widerspruch Plaz läßt, zugestanden hat.

verschämtern Schmeichler als Cynäthus selbst passieren: habe ich es aber von der Person gesagt, die jedermann für das was sie ist anerkennt: so wird der Unterschied wohl so groß nicht seyn, daß ich bey diesem Unterfangen viel gewagt hätte.

Aber du möchtest vielleicht sagen, oder du hast vielmehr schon gesagt: daß ich dich der Schönheit wegen gelobt, möchte noch hingehen; aber ich hätte dich auf keine verhaßte Art loben, und eine Sterbliche nicht mit Göttinnen vergleichen sollen. — Wohlan dann, Meine Gnädigste, weil ich doch dahin getrieben bin die Wahrheit rund heraus zu sagen — so muß ich Dir sagen, daß ich dich nicht mit Göttinnen, sondern nur mit Kunstwerken guter Meister aus Stein, Erzt und Elfenbein gearbeitet, verglichen habe. Menschenwerk aber mit Menschen zu vergleichen, halte ich für nichts unreligiöses; Du müßtest denn nur glauben, Minerva und das Gebilde des Phidias sey Eins, oder das sey die himmlische Venus, was Praxiteles vor nicht gar vielen Jahren zu Gnidos verfertigte. Aber siehe zu, daß du nicht durch eine solche Vorstellungsart dich selbst an den Göttern versündigest, deren wahre Bilder, wie mich dünkt, ausser den Grenzen der menschlichen Nachahmung sind.

Wenn ich dich aber auch mit den Göttinnen selbst verglichen hätte, so wäre ich nicht der erste gewesen, der diesen Weg betreten, sondern hätte viele gute Dichter, und vornemlich deinen Landsmann Homerus, zu Vorgängern; denn diesen werde ich izt zu meinem Fürsprecher aufruffen, so daß du keine Mög-

lichkeit finden wirſt ihn freyzuſprechen, wenn du mich verdammeſt. Ich will ihn alſo fragen, oder vielmehr dich an ſeiner ſtatt (denn ich weiß, und lobe dich darum, daß dir die anmuthigſten Stellen aus ſeinen Rhapſodien alle gegenwärtig ſind) was dünkt dir davon, wenn er von der Sclavin Briſeis ſagt, ſie habe der goldnen Venus gleichgeſehen, als ſie den Tod des Patroklus beweinte; und wenn er bald darauf, als ob es noch nicht genug wäre, wenn ſie nur der Venus gliche, noch hinzuſezt:

und ſo ſprach lautweinend das Mädchen den Göttinnen ähnlich.

Wenn er nun dergleichen Ausdrücke gebraucht, ers zürnſt du dich über ihn und wirfſt das Buch weg, oder geſtehſt du ihm zu, ſeine Perſonen zu loben wie ers am beſten findet. Doch, wenn auch Du es ihm nicht zugeſtehen wollteſt, ſo haben's ihm nun bereits ſo viele Jahrhunderte zugeſtanden, und niemand hat ihn jemals über dieſen Punct zur Rede geſezt, auch ſogar der nicht, der ſein Bildnis zu geiſeln die Verwegenheit hatte (*) noch jener, der die Verſe, die ihm nicht gefielen, als unächt, mit beygeſezten Strichen bemerkte. (**) Soll nun dem Homer erlaubt ſeyn, eine Ungriechin (†) ein rohes Phrygiſches Mäd-

(*) Zoilus. (**) Ariſtarchus.

(†) Βαρβαρον γυναικα. Bekanntermaßen nannten die Griechen alle Ungriechen aus Verachtung Barbaren, und wollten damit ungefehr eben ſoviel ausdrücken als (nach Zimmermanns Bericht) die ſtolzen Bürger eines gewiſſen Schweizer-Cantons, wenn ſie von einem Fremden ſagen: er iſche ein Usburger

Brutus.

Ja, das thateſt du; ſaheſt du irgend etwas?

Lucius.

Nichts, Gnädiger Herr.

Brutus.

Schlaf wieder, Lucius; he, Claudius, Camerad! Varro! erwacht!

Varro.

Gnädiger Herr!

Claudius.

Gnädiger Herr!

Brutus.

Warum ſchriet ihr ſo in euerm Schlaf?

Beyde.

Thaten wir das, Gnädiger Herr!

Brutus.

Ja, ſah't ihr etwas?

Varro.

Nein, Gnädiger Herr, ich ſah nichts.

Claudius.

Ich auch nicht.

chen, und zwar gerade da sie heulte, mit der goldnen Venus zu vergleichen: und ich (um von der Schönheit nichts zu sagen, weil du nichts davon hören willst) sollte eine freundliche und fast immer lächelnde Frau (etwas worinn alle Menschen mehr oder weniger den Göttern ähnlich sind) nicht einmal mit Götterbildern vergleichen dürfen?

Aber in seiner Abschilderung des Agamemnon, siehe, mit welcher Sparsamkeit er da die Götter gebraucht, und wie er von jedem nur das schönste nimmt, gleich als ob einer nicht hinreichte, um uns ein vollkommnes Bild von diesem großen Sterblichen zu geben —

—— unter den Führern der Fürst Agamemnon,
Aehnlich an Augen und Haupt dem Blitzeschleuderden Zevs.
Um den Gürtel dem Mars, die Brust dem Meeresgott ähnlich. (*)

Wie er den Mann zergliedert, um ihn gleichsam aus Bruchstücken von Götterbildern wieder zusammenzusetzen! — An einem andern Orte nennt er eben diesen Agamemnon ähnlich dem menschenwürgenden Mars; an einem andern den Phrygier Priamus, Göttlich von Ansehn, und sehr häufig Gott ähnlich den Sohn des Peleus. Aber, um wieder zu den weiblichen Beyspielen zurükzukehren, erinnerst du dich nicht des Verses:

Aehnlich Dianen, oder der goldenen Aphrodite

(*) Ilias II. v. 478. ff.

und jenes andern:

Wie auf waldichtem Berge Diana dahergeht — (*)

Er vergleicht aber nicht nur die Menschen selbst mit Göttern, sondern sogar das blutbeflekte Haar des Euphorbus mit den Grazien; und überhaupt sind ihm diese Vergleichungen so geläufig, daß kein Buch in seinem ganzen Werke ist, das nicht mit solchen Götterbildern ausgeziert wäre. Entweder müssen also diese alle ausgelöscht, oder auch uns das nemliche zu wagen erlaubt werden. Es ist aber dieses ganze Bilder- und Vergleichungswesen sogar keiner Censur unterworfen, daß Homer kein Bedenken trug Göttinnen selbst durch Bilder, die von irdischen und gemeinen Dingen hergenommen sind, zu loben; als wenn er die Augen der Juno mit Kuhaugen vergleicht; so wie ein andrer die Venus Violenbrauicht (ιοβλεφαρον) nennt. Und wer kennt die rosenfingrichte nicht, der nur einen flüchtigen Blik in Homers Werk gethan hat?

Und gleichwohl kann es noch hingehen, wenn jemand in Absicht auf die Gestalt mit einem Gott verglichen wird: aber wie viele haben wir nicht, die sich sogar der eignen Namen der Götter angemaßt haben, indem sie sich Dionysius, Hephästion, Zenon, Poseidonius, Hermäus u. s. w. nannten? Die Gemahlin des Königs Evagoras von Cyrern nannte sich Lakona, ohne daß ihrs die Göttin übel nahm, der es doch ein leichtes gewesen wäre, sie, gleich der Niobe, in Stein zu verwan-

(*) Odyss. XVII. v. 37. u. VI. v. 102.

deln. Nichts von den Aegyptern zu ſagen, die ungeachtet ihrer unmäßigen Deiſidämonie (*) ſich der Götternahmen bis zum Ueberdrus bedienen. Denn faſt alle Namen ſind bey ihnen aus dem Himmel gehohlt.

Ich ſehe alſo nicht was du für Urſache haben ſollteſt, dir durch die Art wie ich dich gelobt habe eine ſolche Furcht einjagen zu laſſen. Denn wofern auch in meiner Schrift gegen die Religion geſündigt wäre ſo wäreſt du ja ganz unſchuldig daran; es müßte denn nur ſtrafwürdig ſeyn, der Vorleſung derſelben zugehört zu haben. Mich aber werden die Götter ſtrafen, wenn ſie vorher an Homer und einer Menge andrer Dichter Rache genommen haben werden. Aber haben ſie ſich doch nicht einmal an dem Beſten aller Philoſophen (**) gerochen, welcher ſagte: der Menſch ſey ein Bild der Gottheit. —

(*) Abergläubiſche Götter, oder Dämonenfurcht.

(**) Ob Plato, wie Geßner vermuthet, oder Diogenes Cynicus unter dieſem Beſten oder Erſten der Philoſophen gemeynt ſey, läßt ſich nicht mit Gewisheit ſagen. Das lezte könnte wahrſcheinlicher ſcheinen, weil Lucian überall in ſeinen Werken ungleich mehr Hochachtung für den Diogenes blicken läßt als für den Plato. Man führt auch zu dieſem Ende eine Stelle aus dem Diogenes Laertius an, wo dieſer Compilator unter andern Lehrſprüchen des berühmten Cynikers auch dieſen anführt:

τὰς ἀγαθὰς ἀνδρὰς θεῶν εἰκόνας εἶναι.

Dieſer Saz ſagt aber etwas ganz anders als der, auf welchen ſich Lucian beruft. Diogenes ſpricht von guten

Ich hätte dir noch viel andres zu sagen; aber ich muß diesem gegenwärtigen Polystratus zu Lieb aufhören, damit er desto eher behalten könne was er dir wieder vortragen soll.

Polystr. Ich stehe dir nicht dafür, daß ich es können werde, mein lieber Lycinus; denn du hast eine mächtig lange Rede gehalten, und das ein gut Theil über das vorgegossene Wassermaas. Ich will mich indessen doch bemühen, alles soviel möglich im Gedächtnis zu behalten; und ich eile also unverzüglich zur Panthea, mit verstopften Ohren, wie du siehest, damit nichts anders hineinfalle, das eine Verwirrung in der Ordnung der Begriffe anrichten könnte, und ich denn die Schande erleben müßte, von den Zuhörern ausgezischt zu werden.

Lycin. Ich verlasse mich darauf, Polystratus, daß du schon selbst bedacht seyn wirst, deine Sachen gut zu machen. Das Geschäfte ist nun in deinen Händen, und ich habe nichts weiter dabey zu thun; sobald aber das Urtheil publiziert werden soll, werd' ich mich wieder einfinden, um zu sehen, was dieser Handel für einen Ausgang nehmen wird.

Menschen; der Beste der Philosophen, wer er auch sey, vom Menschen, d. i. von der Menschlichen Natur überhaupt.

III.

An Olympia.

Ueber eine Handzeichnung von Oefern,
die H. Marie Magdalene nach Cignani vorſtellend.

Wie? Dieſer Talisman in deinem Cabinette,
Olympia, dies ſchöne Götterkind,
an welchem — wie wir Weiſen ſind! —
der weiſe Neſtor ſelbſt (mit Mir) ſich vollends blind
an Seel und Leib geſehen hätte;
dies Nymfchen, das, ſo lieblich hingeſchmiegt,
wie auf dem weichſten Roſenbette
auf hartem Felſengrunde liegt,
ſo zauberlich, und doch zugleich ſo edel
und ohne Liſt, wiewol mit ofnem Buſen, liegt,
(mit halbgeſchloßnem Blik den dummen Todtenſchädel
belauſchend, der vielleicht ſein ſchwärmend Herz betrügt)
und ſeine ſchöngewundnen Arme
ſo liebevoll zuſammenſchließt
als ob, in ſüßem Traum, ein Amor drinn erwarme;
(wie Dido, beym Virgil, ihr Leiden ſich verſüßt)
kurz, dieſes Ebenbild der Griechiſchen Helene,
aus dem die Sehnſucht ſich in jedes Aug ergießt,
wie? dies, Olympia, wär' eine Magdalene,

die, reuvoll, weinend Thrän auf Thräne,
vom Faſten abgezehrt, und aller ihrer Schöne
beraubt, in düſtrer Gruft für ihre Sünden büßt?
Nein, nimmermehr! — Troz ihrem Todtenſchädel,
Troz dem Brevier (worinn ſie wenig lieſt)
auf ihrem Schoos — Freund Oeſer ſey gegrüßt
und hochgelobt! Allein, in ſeinen Griechſchen Mädel
erkennt gewiß kein Bruder Serafin
die heil'ge Sündenbüßerin.
Die Grazien Apells (ſie mögen mirs vergeben!
die Muſe hat von ferne zugeſchielt)
die Grazien, die immer ihn umſchweben,
ſie haben ihm den loſen Streich geſpielt.
Denn, wie er juſt mit angelweiten Augen
gen Himmel ſah, den Crayon in der Hand,
das hohe Bild der Heiligen aufzuſaugen
die wie ein Bliz erſchien, und wie ein Bliz verſchwand;
flugs unterſchob ſich ſeinen innern Sinnen
an Magdalenens ſtatt, die ihm zu ſchnell entſchwand,
die lieblichſte der Charitinnen.
Freund Oeſer, der, den Crayon in der Hand,
mit des Genies treuherzig ſchlauer Mine,
entzückt, noch immer aufwärts ſah,
erhaſcht auf Einen Zug die ganze Eufroſyne,
und — Amors Schweſter lag als Magdalene da!

W.

IV.

Auszüge

aus den

Melanges tirés d'une grande Libliotheque.

(Fortgeſezt von S. 269. des lezten Stüks vom vorigen Jahr.)

Das Boudoir, und der Schauſpielſaal der Frau von *** ſind nun beſorgt; aber die Forderungen, welche dieſe Dame an die Dienſtfertigkeit des Herrn von P** zu machen hat, ſind noch nicht zu Ende. Noch iſt eine Piece ihres Landhauſes übrig, die ihr ganz vorzüglich am Herzen liegt; es iſt die ſchönſte unter allen, es iſt diejenige, wo ſie ſich am häufigſten zu amüſieren (*) gedenkt; mit Einem Wort, es

(*) Dies Wort werde ich nie verſuchen durch ein gleichbedeutendes teutſches Wort zu geben; denn wir haben keines. Sich amüſieren heißt nicht ſich ergötzen, oder vergnügen, oder beluſtigen — es heißt ſich auf eine angenehme Art um ſeine Exiſtenz betrügen. Dies iſt ſeine wahre eigentliche Bedeutung. Der Teutſche beſchäftigt ſich im Ernſt, vergnügt ſich im Ernſt, hat Langeweile im Ernſt, und amüſiert ſich ſelten, oder nie. Der Franzoſe ſagt, er ennuyire ſich à perir und gebehrdet ſich ſo luſtig dazu als ob nichts angenehmers wäre als ſich zu ennuyiren. Wenn hingegen der Teutſche Langeweile hat, ſo ſieht er entweder dumm oder grißgrämiſch dazu aus; er leidet im Ernſt, und kann's noch weniger verbergen als körperlichen Schmerz. Die Franzoſen amüſiren und ennuyiren ſich alſo ganz anders als wir; und daher kön-

ist ihr groſser Saal, der der Mittelpunct der Vergnügungen ihrer Gesellschaft seyn soll. Hier soll man (sagt Sie) vor und nach der Mittagstafel Spieltische von allen Gattungen finden, wo jedes sich nach seinem Geschmacke wird beschäftigen können. Wenn es nicht genug ist, daß von 20 oder 25 Personen, welche gewöhnlich zum Essen bey mir seyn werden, viere in die Galerie auf dem Billiard spielen gehen, zwoo andre Schach, zwoo Trictrac spielen, und verschiedne von der übrigen Gesellschaft immer sicher seyn können, eine Partie Wisch, eine Partie Piquet und Triset, und eine Partie Berlan zu finden: so werden wir noch ein Lotto, ein Cavagnol, und auch wohl ein Farao haben. Aber, mein Herr (fährt sie fort) bedenken Sie doch, daß die Herbsttage immer kürzer werden; daß diese Jahrszeit gewöhnlich den Nebeln unterworfen ist, und, kurz, daß wir uns zuweilen lediglich auf die Bewohner des Schloßes reduziert befinden könnten. —

Juste Ciel! welch ein Zustand! Was sollen die Leute mit einander anfangen? — Man möchte sich über den bloßen Gedanken zu Tode gähnen. — Sie werden Nothschüsse thun müssen, um die ganze Nachbarschaft zu avertiren, daß sie im Begriff sind de *perir* d'ennuy *tout de bon*.

wenn auch die Worte, so sie dazu gebrauchen, nicht al pari mit den unsrigen gehen. So ists noch mit vielen andern Worten; wir befänden uns hierinn völlig mit ihnen im nehmlichen Falle, wie die alten Römer mit den Griechen.

Doch es giebt noch andre Mittel eh man zu diesem äusserſten schreitet. „An solchen Tagen, sagt Madame de * * * werden wir sonderbarer und neuer Amusemens höchlich vonnöthen haben, um mit ihrer Hülfe, ohne ennuy, und ohne die traurige Ressource, hoch zu spielen, die unter Verwandten und Freunden etwas Grausames hat, die Zeit nach dem Soupee *gayement* hinzubringen."

Eine Bidermännische teutsche Familie, so vornehm sie auch seyn mag, weiß sich da leicht zu helfen; nach dem Abendessen werden wir (betrunken oder unbetrunken) ordentlicherweise noch schläfriger als wirs schon den Tag über sind, und dann gehen, wackeln oder kriechen wir zu Bette. Aber so ist's nicht im Hause der Frau von * * *, welches, wie wir sehen, auf den besten französischen Ton gestimmt ist: da muß man noch einige Stunden nach dem Soupee *gayement* passiren — — und Madame de * * * beschwört also den Hrn. von P. in ganzem Ernste, Ihr diese Amusemens anzuzeigen. „Sie, der Sie so viel nüzliche und unnüze, langweilige und angenehme Dinge wissen, so viel Gelehrsamkeit haben mit der ich nichts zu machen weiß, und den Kopf mit soviel Kleinigkeiten möbliert haben, die ich weit höher schätze, — leisten Sie mir noch diesen lezten Dienst: und ich verspreche Ihnen, Sie sollen für dies ganze Jahr Ruhe vor mir haben."—

Der Herr von P * * antwortet seiner Freundin, wie man sichs zu seiner rühmlichen Gefälligkeit versehen kann. Ich könnte mich zwar, sagt er, als

einer der standhaftesten Bewohner der Stadt, mit gutem Fug entschuldigen, daß mir alle die Amusemens und kleine — beynahe hätte ich gesagt Kinderspiele, wovon man gewöhnlich auf dem Lande Gebrauch macht, unbekannt seyen: aber was würde ich nicht thun Ihnen zu gehorchen und Ihnen zu gefallen?"

Dies ist wieder ein Charakterzug unsrer westlichen Nachbarn, und gewiß nicht derjenige der das wenigste beyträgt, sie zu der liebenswürdigsten unter den Europäischen Nationen zu machen. Ein Teutscher (*) muß mächtig verliebt in eine Dame seyn, um sich eine Angelegenheit daraus zu machen, ihr gefallen zu wollen, oder, was eben soviel sagt, sich ihr gefällig zu machen; und wenn er über 50 ist, so ist daran gar nicht mehr zu denken. Ein Franzose kann 70 und 80 Jahre alt seyn, ohne darum den Gedanken de plaire aux Dames aufzugeben; und da es tausend Wege giebt, sich noch durch andre Dinge als Figur und Jugend angenehm zu machen: so fehlt es ihm selten an glüklichem Erfolg.

Herr von P. versichert also, daß er alle mögliche Erkundigungen eingezogen habe. „Er hat sich bey denen, die in diesen kleinen Mysterien initiirt sind, Raths erhohlt: und aus dem, was er auf diese

(*) Die Rede ist bey solchen Vergleichungen nie von Allen; denn es giebt Ausnahmen, das versteht sich von selbst: auch nicht vom Mehr oder Weniger; sondern von dem, was ordentlicher weise von den Meisten, im Durchschnitt genommen, wahr ist.

Brutus.

Geht, und empfehlt mich meinem Bruder Caſſius; bittet ihn, daß er mit ſeinen Truppen bey Zeiten voraus ziehe: wir wollen ihm folgen.

Beyde.

Es ſoll geſchehen, Gnädiger Herr.

(Sie gehen ab.)

Weiſe zuſammengebracht, iſt das Memoire entſtanden, welches den dritten Theil ſeines Manuel des Chateaux ausmacht, und von allen Arten von Spielen handelt. Da ſich dieſe in zwoo Hauptclaßen, in Bewegungsſpiele, Jeux d'Exercice, und in ſitzende Spiele, Jeux ſedentaires, theilen: ſo rezenſiert Herr von P. zuerſt, wiewohl nur ganz kurz die verſchiednen Arten der noch heutigs Tags üblichen Spiele, welche zu den Leibesübungen gehören — und von denen man überhaupt ſagen kann, daß ſie, im Verhältnis mit der zunehmenden Weichlichkeit und Schwäche, den natürlichen Folgen der immer zunehmenden Verfeinerung, immer ungewöhnlicher werden; zumal in Geſellſchaften von beyderley Geſchlecht, und unter einer Nation, wo Damen von einem gewiſſen Rang, ohne die Anſtändigkeit und den guten Ton zu verletzen, ſich weder ſtarken Bewegungen noch der freyen Luft, (wenigſtens keiner als die nur eben ſchwer genug iſt, um die leichten Seufzer eines Verliebten zu tragen) ausſetzen dürfen. Herr von P. ſchränkt ſich daher bloß auf diejenigen ein, die im Innern eines Schloſſes, in einem Saale oder einer Galerie, oder höchſtens, während der ſchönſten Tageszeit, in den zunächſt am Hauſe gelegenen Alleen und Bosquets, geſpielt werden.

Das Maljeſpiel (Jeu du Mail) iſt heutigs Tages gänzlich aus der Mode gekommen, wiewohl es noch in Ludwig XIV Zeiten das Favoritſpiel großer Herren war. Da es das heftigſte unter allen iſt, ſo haben ſich die Damen (einige Männinnen etwa ausgenommen) nie damit abgegeben. Auch

die vier Arten von Ballspiel, welche hier erwähnt werden, bleiben billig den Männern überlassen; und kommen auch bey uns immer mehr ab, so wie wir dem berühmten Wunderjahr, wo die Männer in Weiber verwandelt werden sollen, näher kommen. An die Stelle dieser Leibesspiele, welche sich besser für die Schultern der Herkulesse und die Arme der Peuthesileen schicken, als für die schmächtigen, zarten, mit Rosen genährten Männerchen und Weibchen, für welche Hr. von P. hauptsächlich zu sorgen hat, sind das Billiard (eine Art von Mailspiel im Zimmer) das Trou-Madame, dem ich keinen andern teutschen Namen kenne als den sehr unhöflichen — Narrenspiel, und der Volant gekommen, von denen das letztere als eine der zartern Leibesbeschaffenheit der Damen vorzüglich angemessene Leibesübung, durch den Umstand, daß es Gelegenheit giebt die Grazien der Figur und eines schönen Arms auf tausenderley Art zu ihrem Vortheil zu entwikeln, einen neuen Werth erhält. Einiger Kinder-Spiele, wobey es hauptsächlich auf die Behendigkeit ankommt, als da sind das Jeu des Barres, (zu teutsch, Kämmerchen spielen) die Quatre-Coins (wie gefällt dir dein Nachbar? oder, wo ist gut Bier feil?) Colin-Maillard (blinde Kuh, in Oberteutschland auch blinde Maus) Main-chaude, dem ich keinen teutschen Namen weiß, erwähnt Hr. v. P. wie billig nur im Vorbeygehen. Letzteres ist bekanntermassen eine Art von blinder Kuh, wo diejenige, dem die Augen verbunden werden, die flache Hand auf den Rücken halten und sich von den übrigen ebenfalls mit der flachen

Hand tüchtige Schmitze geben laſſen muß, bis er errăth wer ſie ihm gegeben hat. Die Damen, um an ihren weichen Händchen nicht ſo leicht erkannt zu werden, ſind nicht diejenigen, die bey dieſem Spiel des Patienten am meiſten ſchonen. Aber dafür (ſagt Hr. v. P**) hat er auch den Troſt, ſein Haupt auf den Knieen ſeiner Verfolgerinnen liegen zu haben — ein Glück, deſſen hoher Werth, wie es ſcheint, erſt dann recht geſchäzt wird, wann man keine Anſprüche auf die Vortheile deſſelben mehr zu machen hat.

Doch, es iſt keineswegs unſre Meynung, dem Hrn. von P** in ſeiner Rezenſion aller Jeux d'Exercice et d'addreſſe, und aller Arten von Haſard- und Commerzſpielen zur Seite zu gehen. Die bloßen Nahmen dieſer Spiele, von denen die meiſten nicht mehr üblich ſind, würden etliche Seiten anfüllen; und man ſollte denken Hr. von P** hätte ſich viele unnöthige Mühe erſparen können, wenn er die Frau von *** geradezu auf die Academie des Jeux, ein bekanntes und nichts weniger als ſeltnes Buch, verwieſen hätte. Wir unterbrechen uns alſo hier eine Weile in einer Arbeit, die unſern Leſern eben ſo läſtig fallen möchte als uns ſelbſt; und hoffen, ſtatt eines trocknen und wenig unterrichtenden Nahmensregiſters, ſie mit einigen Hiſtoriſchen Nachrichten und Anekdoten von den älteſten Arten der Zeitkürzungsſpiele, vornehmlich dem Schachſpiel, als dem König von allen, auf eine angenehmere Art unterhalten zu können; wiewohl wir uns bey dieſer (wenn man will) mikrologiſchen Arbeit von der Hülfe unſers

gelehrten Marquis, der bloß für Madame de *** schrieb, gänzlich verlassen finden.

Die Erfindung der **Würfel**, und eines bey den Griechen üblichen jeu d'Addresse, welches mit unserm Kegelspiele einige Aehnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes (Merkur) der Egypter zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugnis des **Plato**, der in seinem **Phädrus** dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem Egyptischen Könige Thamus in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig Beweiskraft diese Stelle hat, so beweißt sie doch, daß die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthum verliert.

Ein anders bey dem Alten sehr übliches **Fingerspiel**, welches die Franzosen la Mourre, die Italiener la Mora, die Lateiner digitis micare nennen, und welches, aller Vermuthung nach mit einer gewissen sehr alten Art mit den Fingern zu rechnen, zusammenhieng, soll die schöne Helena, um sich und den Trojanischen Damen während der langweiligen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben, erfunden haben. Diese ohnezweifel älteste Art zu rechnen, weil sie die natürlichste ist, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daß man durch die verschiedene Articulirung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte (*);

(*) Der berühmte Beda, Venerabilis zugenahmt, ein Brittischer Mönch, der im 7ten Jahrhundert gelebt hat, und

ich vermuthe also, daß das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man mit den Fingern gewisse Zahlen andeutete, welche der andere eben so behende errathen mußte. Doch wird dieses Spiel auch auf eine Art, welche keine Kentnis der Fingerrechenkunst voraussezt, gespielt: indem man blos so behend als möglich mehr oder weniger Finger auf und zuklappt, und den andern gerad oder ungerad? rathen läßt. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen seyn mag, kann ich nicht sagen; immer ist gewiß, daß derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Prinzen, Rittern und edlen Herren am Hofe des alten Priamus wenige Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes, im Lager der Griechen vor Troja, zum Behuf der Griechischen Feldherren und Officiers, denen die zehnjährige Belagerung dieser Stadt, wie es scheint, nicht weniger müßige Stunden ließ als die Blocade von Gibraltar den Spanischen, die nehmlichen Spiele erfunden, oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Platon dem Egyptischen Theut beylegt.

der gelehrteste Mann seiner ungelehrten Zeit war, hat einen Tractat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämtlichen Figuren derselben von 1 bis 1000000 in Kupfer gestochen i. J. 1544 zu Paris herausgegeben; aus welchem Werke sie seitdem in verschiedene andre, die von den geheimen Künsten handeln, gekommen sind.

Herodot (den die treuherzige Art womit er seine Mährchen, so wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen verschiedner Historischer Kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die Erfindung der meisten Ergötzungsspiele, die bey den Griechen üblich waren, einem uralten Lydischen König, Nahmens Atys zu, der, nach Hrn. Freret's Ausrechnung wenigstens Dritthalbhundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieses Fürsten aufs äusserste gebracht. Die Unmöglichkeit der gemeinen Noth abzuhelfen, veranlaßte ihn endlich auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigstens das Gefühl seines Elendes zu benehmen. Zu diesem Ende ersand er (vermuthlich mit Hülfe seiner Minister, Philosophen und schönen Geister) die besagten Spiele, als ein Zerstreuungsmittel, das durch die Leidenschaften, welche mit ins Spiel gezogen werden, geschickt schien, ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken an ihren Zustand abzukehren. Das Volk wurde in zwoo Klassen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine Klasse während die andre gespeißt wurde; den folgenden Tag wurde der Tisch für die gestrigen Spieler gedekt, und jene mußten indeßen ihrem Magen mit Würfeln oder Ball schlagen die Zeit vertreiben. Herr Freret, der dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des Lydischen Reiches Erwähnung thut, meynt, es sey nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergötzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem

Gaſtmal thut. Und wer weiß ob nicht wir ſelbſt die Zeit noch erleben, wo irgend ein ſchlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, dieſe alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzſpekulation zu machen, welche die Einkünfte ſeines Herrn, durch die bloße Abſchaffung von 182½ Mahlzeiten des Jahrs, wenigſtens um 3 bis 400 Prozent vermehren würde.

Wie dem auch ſeyn mag, ſoviel ergiebt ſich aus Homers erſter Odyſſee, daß das Spiel mit einer Art von ſteinernen Kegeln, die man Πεσσος nannte, (und welches das einzige iſt, an deſſen Erfindung die Lydier, nach Herodots ausdrüklicher Bemerkung, keinen Anſpruch machten) zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges unter den Griechen ſchon ſo gewöhnlich war: daß Minerva, wie ſie in Geſtalt des Königs Menthes Ulyſſens Palaſt beſucht, die Sponſierer der göttlichen Penelope vor der Thüre über dieſem Spiele antrift. Athenäus giebt uns in ſeinen gelehrten Tiſchreden eine ſehr deutliche Beſchreibung, wie die beſagten Freyer dieſes Spiel geſpielt hätten; und führt zu ſeinem Gewährsmann einen gewiſſen Appion von Alexandria an, der es von einem Ithazenſer Nahmens Kteſon unmittelbar gehört zu haben verſicherte. Es waren nehmlich Hundert und acht Edle Herren, theils aus Ithaka, theils aus den nächſt gelegnen Inſeln, welche auf die Gemalin und Güter des Ulyſſes Anſpruch machten; und eben ſo viele Πεσσοι oder länglichte, unten viereckichte, und oben zugerundete Steine brauchten ſie zu dieſem Spiele. Die Freyer ſtellten ſich in zwo Reyhen gegen einander über, 54 gegen 54, und eben ſo

wurden auch ihre Steine gesezt, so daß zwischen den beyden Schlachtordnungen ein leerer Plaz blieb, in dessen Mitte ein besonderer Stein gesezt wurde, der den Nahmen Penelope bekam. Diese Penelope war nun das Ziel, wornach die Herren in einer bestimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entschieden. Der erste warf also nach der besagten Penelope, und wenn er so geschikt oder so glüklich warf, sie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, so wurde sein Stein an ihren Plaz gesezt, und er warf nun von diesem Standpunct zum zweytenmale nach der Penelope. (*) Traf er sie ohne einen von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen, und hielt's für eine Vorbedeutung, daß er der glükliche sey, der zulezt die Braut heimführen werde; und je öfter Einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hofnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von Sortilegium, und wurde, wie es scheint, bey den Alten auch öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen sich die Freyer der schönen Penelope die Zeit kürzten: aber da sie von der kriegerischen und gymastischen Art sind,

(*) So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus, und begreiffe nicht wie er anders verstanden werden könne; wiewohl Herr Jacob Daleschamp, der Lateinische Uebersezer, ich weiß nicht wie, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Texts, ich weiß nicht was zu machen, das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daß dies so ziemlich gewöhnlich bey ihm ist.

welche bey den Griechen, auſſer den lieblichen Spielen der Muſen, und Grazien — Geſang, Tanz, Muſik und Theaterſpiele — faſt alle andre Spiele verdrängten: ſo gehören ſie nicht zu unſerm dermaligen Gegenſtand.

Die vorerwähnte Sage, die den **Palamedes** zum Erfinder des beſchriebnen Spiels mit den ſteinernen Kegeln macht, hat durch einen lächerlichen Irthum viele Gelehrte veranlaßt, dieſen Griechiſchen Prinzen für den Erfinder des **Schachſpiels** auszugeben. Denn es iſt nicht abzuſehen was dieſen Irthum hätte veranlaßen können, wenn er nicht daher entſtanden iſt, daß irgend einer (z. Ex. der lateiniſche Ueberſetzer des Aelians) das griechiſche Peſſoi durch Latrunculi überſezt hat; und daß unſre neuern Lateiner das Schachſpiel ludum *latrunculorum* zu nennen pflegen, wiewohl das Soldatenſpiel (welches bey den Römern dieſen Nahmen führte und viele Aehnlichkeit mit unſerm ſogenannten Damenſpiel gehabt zu haben ſcheint) von dem Spiele der Homeriſchen Freyer eben ſo verſchieden iſt als vom Schachſpiel; wie wir beſſer unten zeigen werden.

Das wahre Schachſpiel iſt aus einer viel ſpätern Zeit, und war in Europa bis auf die Zeit der Kreuzzüge unbekannt. Es iſt ein **Morgenländiſches** Spiel. Die erſten Abendländiſchen Schriftſteller, welche deſſen erwähnt haben, ſind die Verfaſſer der Rittergeſchichten von der Tafelrunde; und unter den Griechen iſt die berühmte Prinzeſſin **Anna Comnena** die erſte, die davon unter dem Nahmen **Zatrikion** als von einem Spiele ſpricht das von den Perſern zu den Griechen gebracht worden. Aber auch die

Perſer geſtehen (*) daß ſie nicht die Erfinder deſſelben ſind, ſondern es erſt in den Zeiten des großen Khosru, oder Kosroes, alſo gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts, aus Indien erhalten haben. Ungefehr um eben dieſe Zeit, nehmlich unter der Regierung des Wu-Ti haben es auch die Schineſer, laut ihres eignen Bekentniſſes, von den Indianern erhalten. Unter dieſen ſoll es, zu Anfang des 5ten Jahrh. unſrer Zeitrechnung, ein Bramin, Nahmens Naſſir Dahers Sohn, erfunden haben: um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien, Nahmens Behiib, oder Behram, der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von ſich ſelbſt zu groß und von den Menſchen unter ihm zu gering zu denken, gefallen war, mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: daß ein König mat werden muß, ſobald er von ſeinen Unterthanen verlaſſen wird, oder keine mehr hat. Hundert andre wakre Leute, Raja's und Braminen, hatten dies dem jungen Fürſten gerade zu geſagt; aber er hatte es auch ſo übel genommen, daß alle die guten Leute, die es gewagt, ſeine tyranniſche Regierung zu mißbilligen und ihm dagegen Vorſtellungen zu thun, ihre Freymüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müßen. Die natürlichen Folgen einer ſolchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus.

(*) Das Meiſte was wir hier vom Schachſpiel ſagen werden, iſt theils aus Hydens Buch von den Spielen der Morgenländer, theils aus einer Akademiſchen Vorleſung des Freret, gezogen, welche man im 3ten Theile der Hiſtoire de l'Acad. des Inſcriptions, vom Jahr 1731 finden kann.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

(Das Gefilde von Philippi mit beyden Lägern.)

Octavius, Antonius und ihre Armee treten auf.

Octavius.

Nun, Antonius, unsre Erwartung ist eingetroffen. Ihr sagtet, der Feind würde nicht herunter kommen, sondern sich in den Anhöhen feste sezen; es zeigt sich nun ganz ein anders; ihre Schlacht-Ordnungen bieten uns die Spize, und vermuthlich gedenken sie uns zu warnen, indem sie uns antworten ehe wir sie gefragt haben.

Antonius.

Es ist mir, ich size in ihrem Busen, und sehe warum sie es thun; es könnte leicht seyn, daß ihnen bey ihrer Herzhaftigkeit nicht gar wohl zu Muthe wäre, und daß sie eben so gern an einen jeden andern Ort als hieher zu uns herunter gestiegen wären, ob sie gleich hoffen uns dadurch zu bereden, daß sie Herz haben. Aber es ist nicht so.

Ein

Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erschöpft war, und die zinßbarn Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu nutze zu machen — als Nassir (*) der Sohn Dahers, gerührt von dem Elend worunter sein Vaterland seufzte, und von dem noch größern so ihm bevorstand, auf den Gedanken kam, seinem König über die unglüklichen Folgen, welche sein Betragen unfehlbar nach sich ziehen würde, die Augen zu öfnen. Aber die Beyspiele seiner Vorgänger belehrten ihn, daß seine Lection auf keine andre Weise von gutem Erfolg seyn würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben, und nicht, sie von einen andern zu empfangen, glauben würde. Zu diesem Ende also ersann er das Königsspiel: wo der Schach oder König, wiewohl der Wichtigste unter allen Steinen, und der zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschikt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde beschützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabey thun: und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun, und eben deßwegen auch auf alle mögliche weise geschont werden müssen; weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen. Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen, und bekam bald Lust es von dem Erfinder selbst zu lernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen, und hatte, unter dem Vorwand dem König die Regeln des

(*) Die Araber nennen ihn Sissa.

Spiels zu erklären, Gelegenheit genug, ihm auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art alle die großen Wahrheiten beyzubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Rajas und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstand noch Anlage zu edeln Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellectionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder, und wandte dadurch all das Unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die Arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels: und man muß gestehen, wenn es nur ein Mährchen seyn sollte, so ists wenigstens gut erfunden: und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spiels stimmt aufs vollkommenste mit dem Endzweck überein, der dem Erfinder beygelegt wird.

Doch — wir müssen nicht vergessen, unsern Lesern auch (aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen in Hyde's Werke de Ludis Orientalium) zu erzählen, wie der König von Indien den Braminen Sissa (oder Nassir) für eine so schöne Erfindung belohnte. Sohn Dahers, sagte Behram zu ihm, ich erkenne, daß du ein Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt; begehre nun frey, was ich dir geben soll, es sey so tief oder so hoch du willst; fodre bis zur Hälfte meines Reichs; es soll dir werden. Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antliz zur Erde, und antwortete dem König:

Mein Herr König, wenn ich Gnade funden habe vor deinen Augen, ſo gewähre mich deſſen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in 64 Felder abgetheilt. So befiehl nun deinen Knechten, welche über deine Getraide-Häuſer geſezt ſind, daß ſie auf das erſte Feld legen Ein Waizenkorn, auf das andre zwey, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und ſo immer auf das nächſtfolgende noch einmal ſoviel als auf das vorgehende, bis zum lezten der 64 Felder; und mein Herr der König laſſe dies meine Belohnung ſeyn. Wie der König dies hörte, gerieth er in einen großen Zorn, und verachtete den Braminen in ſeinem Herzen, ſprechend: Du haſt nicht gefodert wie ein weiſer Mann, ſondern wie ein Narr. Meynſt du etwa, daß ich nicht Macht genug habe, dir etwas Großes zu geben, daß du etwas ſo geringes von mir verlangſt? Aber der Bramine blieb dabey, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge; und ſezte hinzu: wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, ſo möchte er ihm doppelt ſoviel geben laſſen. Der König ließ alſo den Oberaufſeher über ſeine Kornhäuſer kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben, was er begehrt hatte. Aber es zeigte ſich bald, daß der weiſe Siſſa ſeinem Herrn in dieſer Bitte abermals eine indirecte Lection hatte beybringen wollen. Denn der Oberaufſeher über die Kornhäuſer kam in kurzem wieder zurück, und verſicherte: er habe zwar die Summe der Waizenkörner, die der König dem Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen; aber ſolche, eh er noch über die Hälfte

der Zahl 64 gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre nur die Hälfte des Getraides zu bezahlen, welches der Brahmine, nach dem Versprechen des Königs zu fodern habe (*). Nun gieng dem König auf einmal ein Licht auf; er merkte was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn, und sprach: Nun sehe ich, daß die Weisheit Gottes in dir ist; von Stund an soll nach deinem Munde mein Volk regiert werden, und du sollst das Brod an meinem Tische essen! Und der weise Sissa (sezt der Ungenannte hinzu) lebte mit dem Könige, und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genennt worden. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Namen Schatreng oder Schatrangschi, das Königsspiel; und diesen Namen behielt es auch bey den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es Xatrang, oder auch mit dem Arabischen Artikel AlXadres und Axadres

(*) Man hat ausgerechnet, das die ganze Summe nicht weniger erfodern würde als 16184 Städte, in deren jeder 1024 Kornhäuser, in jeden Kornhause 174.762 Maas Waizen, und in jedem Maas 32,768 Körner wären; welches freylich mehr Waizen wäre, als alle Kornbödden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen.

nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erſt von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es Zatrikion; die Franzoſen le Jeu des Echecs, die Teutſchen das Schachſpiel (jene von dem Arabiſchen Schek oder Scheik, dieſe von dem Perſiſchen Schah oder Schach) die neuern Lateiner Ludum Scacchorum, und die Italiener Scacchi. Es iſt unbegreiflich, wie ein ſo gelehrter Mann als Sanmaiſe war, ohne den Schatten eines Beweiſes aus Griechiſchen Schriftſtellern, die Griechen zu Erfindern eines Spiels machen konnte, in welchem alles Morgenländiſch iſt. Denn ſein ganzer Beweis iſt die ſeltſame Frage: Wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieſes Spiels den Griechen ſchuldig ſey? Von ihnen, ſezt er eben ſo entſcheidend hinzu, kam es zu den Perſern. (Exercit. in Solin. p. 795) Die Princeßin Anna Comnena, die doch wohl beſſer wiſſen konnte, was an der Sache war, ſagt gerade das Gegentheil. Denn da ſie, in der Erzählung der Verſchwörung der Vier Gebrüder Anemaden und des ſchwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kayſer Alexius ihren Vater, den Umſtand, welchem dieſer Kayſer die Entdeckung der Verſchwörung und ſein Leben zu danken hatte, erwähnt — nemlich, daß er gewohnt geweſen ſey, wenn er des Nachts nicht ſchlafen konnte, mit einem ſeiner nächſten Verwandten Schach zu ſpielen — (welches ſie το Ζατρικιον παιζειν nennt) — ſezt ſie hinzu: „ein Spiel, welches bey den Aſſyriern (denn ſo nannten die Griechen damals gewöhnlich die Araber, die im Beſiz des alten Aſſyriſchen und Perſiſchen Reiches

waren) erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen (*). Daß diese Princeßin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts; denn das bleibt immer gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel, daß sie Zatrikion nennt, Griechischen Ursprungs gewesen wäre; und daß sie solchenfalls nicht daran gedacht hätte, es den Assyriern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darinn hat er seinen Endzwek erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der Morgenländischen Fürsten und Großen gewesen, und es vielleicht noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschreiber Elmakin, eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Passion für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palasts mit seinem Liebling Kuter im Schach, da einer von seinen Officiren ihn erinnerte, daß es izt Zeit wäre, seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu geben; denn die Feinde, welche Bagdad schon seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriff, sich von derselben Meister zu machen. Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier laß mich nur erst Kutern schachmat machen. — Man erzählt von unserm standhaften Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich I. einen ähnli-

(*) Alexand. L. XII. p. 360. edit. Pessai.

chen Zug, aber unter Umſtänden, die ſeinem Character mehr Ehre machen. Als ihn Kayſer Karl V. nach der unglüklichen Schlacht bey Mühlberg in ſeine Gewalt bekommen, und, der Grund-Geſeze des Reichs und ſeiner Wahlcapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus Spaniſchen und Italieniſchen Officieren beſtehendes Kriegsgericht unter dem Vorſiz des abſcheulichen Duca d'Alva den Prozeß machen ließ: ſpielte der Churfürſt eben mit Herzog Ernſt von Braunſchweig, ſeinem Freund und Mitgefangnen, im Schach, da ihm Karl das von jenem ſinnloſen Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen ließ. Der Churfürſt hielt einen Augenblik inn, aber ohne den mindeſten Anſchein von Beſtürzung blicken zu laſſen, gab die Antwort eines Helden und eines guten Vaters, hieß darauf Herzog Ernſten, an dem der Zug war, fort ziehen, ſpielte mit ſeiner gewöhnlichen Aufmerkſamkeit heiter und kaltblütig fort, und freute ſich, da er Herzog Ernſten matt gemacht, ſeines Siegs eben ſo herzlich, als ob gar nichts widriges vorgegangen wäre. (*)

(*) Robertſons Geſch. Karl V. Th. 3. S. 134. Dieſe Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtnis, welche Seneca von Canus Julius, erzählt, einem edeln Römer, welchen der blutdürſtige Tollhäusler Kaligula, ohne eine andre Urſache als weil Canus noch eine altrömiſche Seele hatte, ermorden ließ. Caligula hatte es ihm 10 Tage vorhergeſagt, daß ſein Nahme auf der Todesliſte ſtehe, und war der Mann, dem man ſo was glauben konnte. Als nach 10 Tagen der Hauptmann, der ihn nebſt einigen andern zum Tode führen ſollte, in ſein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beym Soldatenſpiel. Fol-

Auch der groſse Aſiatiſche Eroberer **Timur**, vulgo Tamerlan genannt, war ein paſſionierter Liebhaber vom Schachſpiel. Er ſpielte aber nur das **Groſse**, das auf 132 Feldern mit 33 Figuren auf jeder Seite geſpielt wird; das gewöhnliche mit 16 Figuren war ihm zu klein. Die Geſchichte nennt ſogar diejenigen mit denen ers gewöhnlich zu ſpielen pflegte; und unter dieſen auch den **Ala-eddin** oder **Aladdin**, der ſo geübt darinn war, daſs er immer ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, zog, und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der ſich auch im Schachſpiel nicht gerne überwinden lieſs, war doch billig genug, dem Aladdin ſeine Ueberlegenheit zu verzeyhen. Da ihm dieſer einſt in einem Meiſterſpiel viel zu ſchaffen machte und er ihm zuletzt doch den Sieg laſſen muſste, rief Timur lachend aus: Aladdin, du haſt gewonnen; du biſt unter den Schachſpielern ſo einzig als Timur unter den Königen. Hingegen wird von dem berühmten Sultan **Mahmud**, Sebukteghins Sohn, Gahéni genannt, erzählt, das er im Schachſpiel eben ſo unerſchöpflich an Kriegsliſten und eben ſo unüberwindlich geweſen, als in dem ernſthaften Königsſpiel, welches er mit den Morgenländiſchen Fürſten ſeiner Zeit ſpielte.

ge mir, rief ihm der Hauptmann zu, und wies ſeine Ordre. Canus ſteht auf, zählt ſeine Steine, und — daſs du mir nicht, ſagt er zu ſeinem Kammeraden, nach meinem Tode ſagſt du habeſt gewonnen! Hier, ſpricht er darauf zum Hauptmann, ſey du Zeuge, daſs ich einem Stein mehr habe als er. Seneca Epiſt. XIV. Die Anekdote iſt eben ſo herrlich, als die Moraliſche Brühe der ſie labet iſt, welche Seneca darüber gieſst.

Dies gab einem Perſiſchen Dichter, Nahmens Onſori, Anlaß ihm in zween Verſen ein ſehr groſſes Compliment zu machen:

Der König Mahmud ſpielt' im Schach mit tauſend Königen,
Und jeden König macht er auch auf andre Weiſe mat.

Das Schachſpiel iſt, von den Zeiten an, da die abendländiſchen Fürſten und Ritter es von ihren unglücklichen Zügen nach dem Heil. Grabe mitgebracht, auch in Europa Jahrhunderte durch ein Lieblingsſpiel der Groſſen geweſen. Daher kam es auch, daß man einem ſo Königlichen Spiele durch die Koſtbarkeit und künſtliche Arbeit des Schachbrets und der Figuren oder Steine Ehre anzuthun ſuchte, und hierinn mit den Morgenländern gleichſam wetteiferte; als wovon man in Königlichen und Fürſtlichen Kunſt- und Schazkammern, ſo wie auch noch in manchen altedeln teutſchen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält und aufbewahrt, noch häuffige Beweiſe findet. Im Orient wurde die Pracht auch in dieſem Stücke ſo weit getrieben, daß, nach dem Geſchichtſchreiber Medſchdi, der Perſiſche König Koſru, Perviz Sohn, ein Schachſpiel, wo die eine Hälfte der Pieçen von Hyazinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer Perſiſcher Monarch eines beſaß, deſſen mindeſter Stein 3000 goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das was ſie vor Augen hatten, hinausgieng, giebt uns in einer Erzählung von den Abentheuern, welche den vier Brüdern und

Königssöhnen, Gauvain (oder Galwin) **Agravain**, **Gueret**, und Galleret auf ihrem Zug den verlohrnen **Lanzelot** zu ſuchen aufgeſtoßen, eine Beſchreibung eines Schachbrets und einer Art dieſes Spiel zu ſpielen, die in einem romantiſchen Gedichte keine ſchlechte Figur machen würde. **Galleret**, der jüngſte und artigſte von dieſen Brüdern, erblickt eines Tags, indem er aus einem Wald herausreitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß; und, indem er es mit Verwunderung betrachtet, ſieht er ein Fräulein auf ihn zu kommen, die ihn ſehr höflich anredet, und ihn im Nahmen ihrer Dame, der Gebieterin des beſagten Schloſſes, einladet, bey ihr auszuruhen, und nach der Tafel eine Parthie Schach mit ihr zu ſpielen. Denn, ſezte ſie hinzu, vermöge der guten Erziehung, die ein Ritter von euerm Anſehen ohnezweifel erhalten hat, kann euch dies Spiel nicht unbekannt ſeyn. Galleret erwiedert mit aller Courtoiſie eines Ritters von der Tafelrunde; er ſey zwar kein großer Meiſter in dieſem Spiele; wiewohl ers öfters an König Artus Hofe ſpielen geſehen habe, wo der König, und die Königin Genievre, und Lanzelot, und Galwin, und die übrigen Ritter, in müßigen Stunden, ſich gewöhnlich mit dieſem Spiele zu ergötzen pflegten: indeſſen ſey er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen, wohin ſie ihn führen würde. Dieſe brachte ihn alſo nach dem Schloſſe, wo er von der Fee **Floribelle**, einer großen, ſchönen und ſehr muntern Dame, freundlichſt empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Saal, wo er, wie ſie ſagte, alles zu dem Schachſpiel, wos

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Haltet euch bereit, ihr Feldherren, der Feind rükt in glänzender Schlacht-Ordnung heran; ihr blutiges Schlacht-Zeichen ſchwebt hoch über ihnen daher, und es iſt nöthig, ſich unverzüglich in Verfaſſung zu ſezen.

Antonius.

Octavius, führet euere Truppen ganz ſachte auf die linke Seite der Ebne.

Octavius.

Auf die rechte, behalte du die linke.

Antonius.

Warum ſeyd ihr mir izt in einem ſo entſcheidenden Augenblik zuwider?

Octavius.

Ich bin euch nicht zuwider; aber ich will es ſo haben.

[Man hört einen Marſch.]

zu ſie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Ga-leret machte ein paar Augen von der erſten Gröſſe, wie er einen Echiquier vor ſich ſah, dergleichen er noch keinen in ſeinem Leben geſehen hatte; denn der ganze Saal ſtellte das Schachbret vor. Er war mit großen Quaderſteinen von ſchwarzem und weißem Marmor gepflaſtert, welche die Felder des Schachbrets vorſtellten; und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu ſeyn ſchienen, waren alle in Lebensgröße, und außerordentlich prächtig aufgeſchmükt (*). Ihre Waffenrüſtungen waren von geſchmelztem Golde, und, eben ſo wie ihre Kleidung, mit Perlen und Edelgeſteinen von großem Werth reichlich beſezt. Vorzüglich ſchimmerten die beyden Könige und ihre Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damals Alfins oder Bannerträger nannte, ſtellten Soldaten zu Fuß vor, aber vom Kopf zu Fuß bewafnet, und trugen prächtige Fahnen, von zwoo verſchiedenen Farben in der Hand, in welche zwoo verſchiedne Deviſen mit Gold und Perlen geſtikt waren. Die Springer ſaßen als Ritter auf Pferden von gediegnem Golde, und man konnte nichts reichers ſehen, als ihre Rüſtungen, Waffen und Pferdedecken. Die

(*) Don Juan di Auſtria (Philipp IV. Sohn) ſoll einen Schach-Saal von der nehmlichen Einrichtung gehabt, und ſich zum ſpielen ſtatt der Steine lebendiger hiezu abgerichteter Perſonen bedient habe. War dies Nachahmung des Schachſpiels der Fee Floribelle? Es iſt kaum zu vermuthen, daß D. Juan dieſes Fabliau, welches Hr. v. Sainte Palaye erſt kürzlich aus einer Handſchrift ans Licht gezogen, bekannt geweſen ſeyn ſollte.

Thürme wurden von goldnen Elephanten getragen. Die simpeln Pions oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgestellt, die mit Streitäxten bewafnet waren, und so martialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das seltsamste bey dem allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels, eben so geschikt wie Homers Vulkan, diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dem Befehl desselben zu bewegen, und den Plaz einzunehmen, den ihnen dieser anwies. Die Dame des Schlo[illegible]s unterrichtete den Ritter zu seinem großen Erstaunen von dieser eben so bequemen als wunderbaren Art, Schach zu spielen; und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren Eschiquier zusamt dem Schloß und der Dame oben drein gewonnen haben, hingegen wenn er das Spiel verlöhre, auf lebenslang ihr Sclave seyn sollte. Der junge Ritter erschrak zwar ein wenig über diesen Antrag; doch ermannte er sich sogleich wieder, und erklärte sich bereit, das Abentheuer zu untergehen; voller Hoffnung (wie die Jugend übermüthig ist und sich immer mehr zutraut als sie sollte) daß ihm der Eschiquier, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fieng also an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte, und ihnen befahl, wie sie gehen sollten: ein gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden,

ſchienen ſie ſich zu beleben, hoben ihre Streitäxte, Lanzen, Fahnen oder Schwerdter, und bewegten ſich mit kriegeriſchen Gebehrden an den angewieſnen Plaz, als ob ſie auf ihre Gegner loßgiengen; trafen aber einander nicht eher, bis in dem Augenblik, da nach den Geſezen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Dieſe Art zu ſpielen gefiel dem jungen Ritter ſo wohl, daß er immer friſcher auf ſeine Gegnerin loßgieng; aber nicht lange, ſo nahm das Spiel eine Wendung, die ſeiner Geſchiklichkeit nicht ſoviel Ehre machte als ſeinem Muth. Kurz, er befand ſich matt eh er's ſich verſah, und es blieb ihm alſo kein andrer Ausweg übrig, als ſeine Rewangſche von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm ſolche zwar, doch mit der Erklärung: daß ſie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang, und alſo höchſtens drey Parthien würden ſpielen können; auch haben wir, ſezte ſie hinzu, hier noch ein andres Geſez, und das iſt: daß wer eine Parthie auf den vierten Zug verliert, keine Rewangſche fodern kann. Der junge Galleret ließ ſich alles gefallen, ſpielte mit aller Aufmerkſamkeit, deren er fähig war, gewann die Parthie, verlohr aber die dritte, als die entſcheidende, und mußte ſich alſo gefallen laſſen, entwaffnet und in ein Gefängnis abgeführt zu werden, wo er zu ſeiner großen Verwunderung eine Menge andrer Ritter antraf, die auf gleicheweiſe ihre Freyheit an die Dame des wunderbaren Schachſpiels verlohren hatten.

Der alte Verfaſſer dieſes Fabliau fährt nun fort, mit einer Umſtändlichkeit, welche man uns gerne erlaſſen wird, zu erzählen: wie, binnen etlicher Mo-

nate, ein andrer Ritter von der Tafelrunde, Mahmens Sacremor, ſich in dieſes Schloß verirrt, Schach geſpielt, und das nehmliche Schikſal gehabt hatte, wie Galleret; und wie endlich Gauvain ſelbſt gekommen, die Dame auf den vierten Zug matt gemacht; (ein Echec, der daher auch lange Zeit *l'Echec de Gauvain* hieß, dermalen aber unter dem Nahmen l'Echec du Berger allzu bekannt iſt, um von einigem Gebrauch zu ſeyn) alle gefangnen Ritter in Feenheit geſezt, und nach einigen andern Abentheuern, die mit dieſem verflochten ſind, ſeinen Bruder Gatheret in den Beſiz des Eſchiquier, des Schloſſes und der ſchönen Fee Floribelle, der Dame deſſelben, geſezt — Wir merken aber, daß es hohe Zeit iſt, in den Weg zurük zulenken, von welchem uns das Schachſpiel der Fee Floribelle auf die Seite geführt hat; wiewohl man zu ſagen pflegt, daß dem, der nur ſpazieren geht, (und dies iſt doch hier unſer Geſchäfte) jeder Weg der rechte iſt.

(Die Fortſetzung nächſtens.) W.

V.

Wie man ließt; eine Anekdote.

Es würde wenig helfen, dem Publico eine Confidenz von meinen eignen Erfahrungen, wie man geleſen wird, zu machen; viele davon würden hinlänglich ſeyn, den entſchloſſenſten und harthäutigſten Autor auf ewig abzuſchrecken — "Und haben euch gleichwohl nicht abgeſchrekt„ grinßt mir ein Satiro

maligno zu. — Ich bekenne gerne, daß ich ihm lieber nichts antworten als die Schuld auf das Schikſal ſchieben will. Aber dieſer Tage las ich in einem franzöſiſchen Buche eine Anekdote dieſen Artikel betreffend, womit ich — wie ſich alles Gute gerne mittheilt — meine Leſer, zu eignem beliebigen Nachdenken, regaliren will. Facta ſind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — ſein Name thut nichts zur Sache, aber er iſt, in meinem Sinne, noch einer von den beſten, die ſich izt zu Paris von der Bücherfabrik nähren — ſpricht von den mannichfaltigen Ungemach, dem die Schriftſteller ausgeſezt ſind, bis der Tod ihrem Leiden ein Ende macht, und die Zeit ihre Werke entweder in den Abgrund der Vergeſſenheit geſtürzt, oder, zu ſpät für den armen Autor! mit Preis und Unſterblichkeit krönt. Das Unglük, obenhin, unverſtändig, ohne Geſchmak, ohne Gefühl, mit Vorurtheilen, oder gar mit Schalksaugen und böſem Willen geleſen zu werden — oder, wie die meiſten Leſer, die nur zum Zeitvertreib in ein Buch gucken — oder zur Unzeit, wenn der Leſer übel geſchlafen, übel verdaut, oder unglüklich geſpielt, oder ſonſt Mangel an Lebensgeiſtern hat — oder geleſen zu werden, wenn gerade dieſes Buch, dieſe Art von Lectüre unter allen möglichen ſich am wenigſten für ihn ſchikt, und ſeine Sinnesart, Stimmung, Laune, mit des Autors ſeiner den vollkommenſten Contraſt macht — das Unglük, ſo geleſen zu werden, iſt, nach der Meynung des beſagten Autors, keines von den geringſten, welchen ein Schriftſteller (zumal in Zeiten, wie die unſrige, wo Leſen und Bücherſchreiben

ben einen Hauptartikel des National-Luxus aus-
macht) ſich und die armen ausgeſezten Kinder ſeines
Geiſtes täglich und unvermeidlich bloßgeſtellt ſehen
muß. Unter hundert Leſern kann man ſicher rech-
nen von achtzig ſo geleſen zu werden; und man
hat noch von Glük zu ſagen, wenn unter den Zwan-
zig übrigen etwan Einer ganz in der Verfaſſung iſt,
welche ſchlechterdings dazu gehört, um dem Werke
das man lieſt (und wenn's auch nur ein Madri-
gal wäre) ſein völliges Recht anzuthun. Was
Wunder alſo, wenn den beſten Werken in ihrer Art,
und in einer ſehr guten Art, oft ſo übel mitgeſpielt
wird? Was Wunder, wenn die Leute in einem
Buche finden was gar nicht drinn iſt; oder Aerger-
nis an Dingen nehmen, die, gleich einem geſunden
Getränke in einem verdorbnen Gefäße, bloß da-
durch ärgerlich werden, weil ſie in dem ſchiefen
Kopf oder der verdorbnen Einbildung des Leſers
dazu gemacht werden? Was Wunder, wenn der
Geiſt eines Werkes den Meiſten ſo lange, und faſt
immer unſichtbar bleibt? Was Wunder, wenn
dem Verfaſſer oft Abſichten, Grundſätze und Geſin-
nungen angedichtet werden, die er nicht hat, die
er, vermöge ſeines Charakters, ſeiner ganzen Art
zu exiſtiren gar nicht einmal haben kann? Die
Art, wie die Meiſten leſen, iſt der Schlüſſel zu
allen dieſen Ereigniſſen, die in der litterariſchen
Welt ſo gewöhnlich ſind. Wer darauf acht zu ge-
ben Luſt oder innen Beruf hat, erlebt die erſtaun-
lichſten Dinge in dieſer Art. Die ungerechteſten Ur-
theile, die widerſinnigſten Präventionen, die oft
für eine lange Zeit zu gemeinen Sage werden,

und zulezt, ohne weitere Unterſuchung, für eine abgeurtheilte Sache paſſiren, wiewohl kein Menſch jemals daran gedacht hatte, die Sache gründlich und unpartheiiſch zu unterſuchen — haben oft keine andre Quelle als dieſe. Der Autor und ſein Buch werden, mit Urtheil und Recht, aber nach eben ſo feinen Grundſätzen, nach einer eben ſo tumultuariſchen und albernen Art von Inquiſition, kurz mit eben der Inquität oder Sancta Simplicitas verdammt, wie ehmals in ganz Europa, und noch heutigs Tages in einigen hellen Gegenden unſers lieben teutſchen Vaterlandes — die Hexen verbrannt werden. Hier iſt das Exempelchen, womit wir dieſe kleine vorläufige und vergebliche Betrachtung krönen wollen.

Rouſſeaus Neue Heloiſe war vor kurzem ans Licht getreten. In einer großen Geſellſchaft behauptete Jemand, Jean-Jaques hätte in dieſem Buche den Selbſtmord gepredigt. Man hohlte das Buch herbey; man laß den Brief vom St. Preux wo die Rede davon iſt. Alle Anweſenden ſchrien überlaut, man ſollte ein ſolches Buch durch den Henker verbrennen laſſen; und den Autor — es fehlte wenig, daß ſie nicht auch den mit ins Feuer geworfen hätten. Indeſſen, da J. J. Rouſſeau gleichwohl für einen großen Mann paſſirt, ſo fanden ſich einige, denen es billig dünken wollte, ehe man zur Execution ſchritte, die Sache näher zu unterſuchen. Sie laſen den vorgehenden Brief, und dann den folgenden: und da fand ſich, daß gerade dieſer Brief ganz entſcheidende Gründe gegen den Selbſtmord gab, und daß J. J. Rouſſeau über

dieſen Punct ganz geſunde Begriffe hatte. Aber die Sage des Gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die Gansköpfe hielten feſt, und fuhren fort mit ihrer eignen Dummdreiſtigkeit zu verſichern, Jean-Jaques predige auf der und der Seite ſeines Buchs den Selbſtmord, wiewohl er auf der und der Seite juſt das Gegentheil that.

„Was iſt nun mit ſolchen Leuten anzufangen?" Nichts.

„Was ſoll ein Schriftſteller, der das Unglük hat in einem ſolchen Fall zu kommen, zu Rettung ſeiner Unſchuld und Ehre ſagen?" Nichts.

„Was hätte ihn davor bewahren können?" Nichts.

„Sollte denn kein Mittel ſeyn?" — O ja, ich beſinne mich — er hätte ſelbſt ein Gansköpf ſeyn — oder auch gar nichts ſchreiben — oder, was das ſicherſte geweſen wäre, beym erſten Hineingucken in die Welt den Kopf gleich wieder zurükziehen und hingehen ſollen woher er gekommen war —

„Das ſind Extrema —" So denk ich auch.

Ja, freylich iſt der Menſchen kurzes Leben
Mit Noth beſchwehrt, wie Avicenna ſpricht.

Mit den Autoren iſt kein Mitleiden zu haben — und den Leſern iſt nicht zu helfen. Aber gleichwohl wäre zu wünſchen, daß die Leute beſſer leſen lernten.

VI.

Moraliſche Probleme. (*)

I.

In wiefern es Pflicht ſey, eines allgemein geliebten großen Sittenlehrers bey ſeinen Lebzeiten zu ſchonen, aus Beſorgnis dem Nutzen ſeiner Lehren möchte geſchadet werden?

An M. B. G****.

Ich ſehe aus dem ganzen Inhalt des Briefes, worinn Sie mir, mein Beſter, die vorſtehende Frage zur Beantwortung vorlegen, daß Sie durch den Saz, den ich im T. M. auf der 66 und 67 Seite des Monats

(*) Unter dieſer Rubrik gedenken wir unſern Leſern in dieſem Jahrgang einige kleine Abhandlungen über problematiſche Fragen die ſittliche Schönheit und Güte beſonderer, meiſtens einzelner Handlungen, betreffend, mitzutheilen. Diejenige, womit hier der Anfang gemacht wird, iſt weniger aus eigner Bewegung, als aus Gefälligkeit gegen einen verehrenswerthen Freund, entſtanden, welcher dieſe Frage von dem H. d. M. erörtert zu ſehen wünſchte. Sollte zuweilen in einem unſrer Leſer ein ähnlicher Wunſch entſtehen: ſo wird es dem Herausgeber allezeit angenehm ſeyn, durch Fragen, oder Zweifel, zu nüzlichen und unterhaltenden Unterſuchungen veranlaßt zu werden.

stüks vom October 1780 behaurtet habe, dazu veranlaßt worden sind. Ich glaube Ihnen daher eine öffentliche Antwort auf eine Frage, wozu ich selbst öffentlich Gelegenheit gegeben, um so mehr schuldig zu seyn, als vermuthlich diese Erörterung mehrern unter den Lesern jener Abhandlung angenehm seyn wird. Indessen scheinen mir doch bey dem Problem welches Sie mir vorlegen, sowohl die Zweiffels- als Entscheidungsgründe, in den verschiednen Aufsätzen im T. Merkur, zu welchen die bekannte Anekdote von J. J. Rousseau Anlaß gegeben, schon so deutlich und bestimmt enthalten zu seyn: daß ich es kaum möglich finde, die Sache von einer neuen Seite oder in einem neuen Lichte zu zeigen. Ich werde mich also desto kürzer fassen können, da ich im Grunde weiter nichts als Ihnen die kleine Mühe ersparen kann, jene Gründe auf die vorgelegte Frage selbst anzuwenden.

Der vorhin angezogene (*) Saz: „daß es erlaubt, „ja sogar Pflicht wäre, einem moralischen Heuchler und Betrüger, welcher Weisheit und Tugend „nicht nur mit großem Gepränge und scheinbarem „Eifer predigte, sondern auch allen Kunstgriffen aufböte um von der Welt für einen durch Weisheit „und Tugend hocherhabenen Mann angesehen zu „werden, die Larve abzuziehen, und ohne Bedenken „alles Böse, was man von ihm wißte, bekannt zu „machen — in sofern man gewiß wüßte, und durch eine Reyhe zusammenhängender Thaten beweisen könnte, daß er ein Heuchler und Betrüger sey: scheint

(*) T. Merkur, October, S. 64. 65.

Zweyte Scene.

Trummeln. Brutus, Cassius und ihre Armee ziehen auf.

Brutus.

Sie stehen, und verlangen, wie es scheint, eine Unterredung.

Cassius (unwillig.)

Halte, Titinius, wir müssen hinaus und plaudern.

Octavius.

Marcus Antonius, sollen wir das Signal zum Angriff geben?

Antonius.

Nein, Cäsar, wir wollen den ihrigen erwarten. Macht fort, die Feldherren möchten ein paar Worte mit einander reden.

Octavius.

Rührt euch nicht, bis das Zeichen gegeben wird.

Brutus.

Worte vor Streichen; ist es so, meine Mitbürger?

Octavius.

Nicht, weil wir, wie ihr, grössere Liebhaber von Worten als von Streichen sind.

mir, so wie ich diesen Saz bestimmt habe, und aus dem von mir angegebnen Grunde, noch immer eine unwidersprechliche Wahrheit zu seyn. Dieser Grund war: „daß alles Gute was die unächte Tugend des Heuchlers stiften könne ein Geringes gegen den Schaden sey, den er unter diesem Deckmantel anrichte; und daß die Vortheile, welche die Welt von seiner Entlarvung ziehen könne, den allenfalsigen Gewinn von seinem täuschenden Beyspiele weit überwiege.„ Ich glaube noch immer man werde diese beyden Sätze, in abstracto genommen, bey der schärfsten Untersuchung wahr befinden.

Ihre Frage, mein Freund, wäre also im Allgemeinen gar bald entschieden. Wenn nehmlich der allgemein beliebte große Sittenlehrer erstens, würklich und erweislicher maßen ein Heuchler wäre; und zweytens sich daran nicht begnügte ein großer Sittenlehrer zu seyn, sondern auch nach allen möglichen Kunstgriffen aufböte, um für einen der weisesten und besten Menschen angesehen zu werden; hätte auch drittens, durch diese Kunstgriffe allgemeine Liebe und Achtung erschlichen; und bediente sich nun, viertens, aller dieser Vortheile, desto sicherer Böses zu thun: so gälte auch von diesem allgemein beliebten Sittenlehrer, was vorhin von dem Moralischen Betrüger überhaupt gesagt worden.

Auch hier könnte das Betragen Christi gegen die heuchlerischen Priester und Schriftgelehrten seiner Zeit alle andre Gründe überflüßig machen. Vermuthlich gab es auch unter Diesen allgemein beliebte große Sittenlehrer: aber Christus schonte

ihrer darum nichts desto mehr, wiewohl er für ihre Lehren (insofern sie Wahrheit lehrten) alle gebührende Achtung zeigte. Sie sitzen auf Mosis Stuhl, sagt er; alles nun was sie euch sagen, das ihr halten sollt, das haltet, und thuts: aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun! (Matth. XXIII. 2. 3.)

Mich dünkt indessen, es sey hier ein in der Sache selbst gegründeter Unterschied zu machen. Ein großer Sittenlehrer, den die Welt bloß als solchen, z.Ex. bloß als Schriftsteller kennt, — gehört, insofern, mit allen andern Arten von speculativen Philosophen in Eine Categorie; und da verschlägts dem Nutzen den er als Sittenlehrer stiften kann (und welcher, alles genau berechnet, immer sehr wenig auf sich hat) nichts, ob er ein guter oder böser Mensch ist. Des Aristoteles Poetik und Ethik an den Nikomachus würden immer vortrefliche Werke bleiben, wenn Aristoteles auch ein Atheist, oder (was noch schlimmer ist) der lasterhafteste aller Rechtgläubigen gewesen wäre. Die herrlichen moralischen Wahrheiten, welche den Seneca zu einem der lehrreichsten Schriftsteller machen, verliehren durch unsre Gewisheit, daß er nicht Stärke genug hatte nach den Grundsätzen, von deren Wahrheit er überzeugt war, zu leben, noch weniger von ihrer Kraft, als durch die witzelnde Art seines Vortrags.

Ganz anders aber verhält es sich mit einem Weisen, der eben so sehr durch sein Beyspiel als durch seine Schriften, würkt, und würken will. — Bey jenem bleibt alles wie es war, wir mögen eine gu-

re oder ſchlechte Meynung von dem ſittlichen Charakter des Mannes hegen. Bey dieſem hingegen geht das Wichtigſte von dem Nutzen, den er ſtiften könnte, verlohren, ſobald die Welt in der guten Meynung, die ſie von ſeinem Herzen, von ſeiner Redlichkeit und innern Wahrheit, gefaßt hat, irre gemacht wird.

Gehörte alſo der allgemein geliebte große Sittenlehrer in die erſte Claſſe: ſo würde die Beſorgnis, dem Nutzen ſeiner Lehren möchte geſchadet werden, in keine Betrachtung kommen. Denn keine perſönliche Achtung noch Liebe zu einem Lehrer, ſoll in unſre Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Lehre den mindeſten Einfluß haben (oder der Nutzen, den er ſchafte, würde bloße Täuſchung ſeyn.) Er ſoll unſern Verſtand überzeugen, nicht unſer Herz gewinnen, nicht unſre Leidenſchaften beſtechen. Moraliſche Wahrheiten ſind, als ſolche, von keiner andern Natur als hiſtoriſche, phyſiſche, oekonomiſche, u. ſ. w. Der Mann, der mich die Pflichten des Lebens lehrt, hat, dazu allein, nicht nöthig unſträflicher zu ſeyn, als einer der mich von der Natur der Polypen, oder von den Erſcheinungen der Elektricität unterrichtet.

So leicht aber die obige Frage, in abſtracto genommen, zu beantworten ſcheint: ſo hätten wir doch, ſobald die Anwendung auf irgend einen einzelnen Fall zu machen wäre, noch wenig gewonnen. Denn jeder einzelne Fall wird wieder zu einem neuen Problème, das, wegen der Menge und Manchfaltigkeit der beſondern Umſtände, die dabey zu betrachten und in Anſchlag zu bringen ſind, oft ſo verwickelt ſeyn

kann, daß eine völlig befriedigende Auflösung nur demjenigen möglich wäre, der Herzen und Nieren prüfen, und den Zusammenhang der Dinge deutlich durchschauen könnte. Hauptsächlich käme es in jedem besondern Falle darauf an: ob der Mann, von welchem die Rede wäre, würklich ein Heuchler, ein moralischer Betrüger sey? Ohnezweifel, M. L. sind Sie darinn mit mir einig, daß man nicht behutsam und zurükhaltend genug seyn kann, ehe man sich erkühnt, einen Menschen mit diesem schändlichsten aller schändlichen Nahmen zu brandmarken. Ich denke, Sie stimmen mir auch darinn bey, daß man nur denjenigen einen Heuchler nennen kann, der es wissentlich ist — z. B. einen Mann, der mit den Grundsätzen eines Hippias den Archytas oder Plato spielte; der öffentlich den Enthusiasten der Tugend machte, an die er nicht glaubte, und, während daß er sich heimlich den sträflichsten Befriedigungen schändlicher und übelthätiger Leidenschaften überließe, die Welt durch Reden und Handlungen zu betrügen, und den Nahm eines Tugendhaften, blos um der damit verbundnen Vortheile willen, zu erschleichen wüßte.

Kurz, mein Bester, sagen Sie mir, beweisen Sie mir, Cajus sey würklich ein Tartüffe, von der Art des Molierschen, d. i. ein Mensch, der sich bewußt ist daß er ein moralischer Betrüger ist, so gut als ein Mörder weiß, daß er ein Mörder ist: so mag Cajus immerhin der beliebteste, der gepriesenste, der größte unter allen Sittenlehrern seyn; dies soll ihm nichts helfen! Wer ihm die Larve abzieht, wenn er's auch nur in dem Wege der erlaubten

Nothwehre gethan hätte, hat der Welt einen Dienſt gethan, und, wenn ers bloß in dieſer leztern Abſicht, ohne perſönliche Rükſicht, oder Veranlaſſung gethan hätte, ſo verdient er wenigſtens eine Bürgerkrone. Aber, ich wiederhohl es, es iſt ſchwehr, es iſt unendlich ſchwehr, ſich ſelbſt, in ſeinem eignen innerſten Grunde des Herzens, gewiß zu machen, daß Cajus ein Tartüff ſey.

Ich brauche einen Mann, wie Sie, nicht zu erinnern, welch ein manchfaltiges, unſtetes, verwikkeltes, ſich ſelbſt widerſprechendes, räthſelhaftes Ding der Menſch iſt. Ebenderſelbe Menſch doch in ſovielen Augenblicken ſeines Lebens nicht ebenderſelbe. Wie ungleich ſich ſelbſt in ſeinen Meynungen und Urtheilen! wie ungleich in ſeiner Liebe und in ſeinem Haß! wie gut, wie ſchlimm! wie groß, wie klein! wie ſtark, wie ſchwach! — Und doch immer der nehmliche Menſch — nur in verſchiednen Zeiten, Lagen, Verhältniſſen. Wie oft betrügen ſich andre an uns, und ſchreyen darüber, daß Wir Sie betrogen haben? Wie oft betrügen wir uns ſelbſt, und glauben's recht ehrlich zu meynen? Wie häuffig kommen im täglichen Leben die Fälle vor, daß wir, aus bloßem Mangel an Selbſterkenntnis, die Fehler an uns ſelbſt nicht gewahr werden, die uns an andern aufs lebhafteſte beleidigen? Was iſt ſchwehrer, was iſt ſeltner unter den Menſchen als Selbſterkenntnis? Seitdem Apollo das göttliche ΓΝΩΘΙ ΣΕΑΥΤΟΝ mit goldnen Buchſtaben über die Pforte ſeines Tempels ſetzen lies, von welchem Weiſen iſt uns dieſer goldne Spruch nicht als der geradeſte Weg zur Weisheit und Tugend vorgezeichnet und empfohlen

worden? Lerne dich selbst kennen, predigen sie uns immer in die Ohren, und immer mit eben so gutem Erfolg, als wenn die Herren von der Akademie der Wissenschaften den Quinze-Vingts zu Paris alle Morgen und Abend zuriefen: hebet eure Augen auf und sehet! Hören Sie mich noch einen Augenblik länger an. Es ist dem Menschen natürlich, die Hochachtung Andrer zu wünschen, in der bürgerlichen Gesellschaft ist sie vollends eine ganz unentbehrliche Sache. Natur und Erziehung vereinigen sich also, uns von Kindheit auf eine Aufmerksamkeit zu geben, unsre vortheilhafte Seite zu zeigen, und die blinde möglichst zu verbergen. Unvermerkt wird diese Aufmerksamkeit zur Fertigkeit und endlich zur andern Natur. Nichts scheinen zu wollen, was man nicht ist; nicht besser, nicht weniger unvollkommen scheinen zu wollen als man ist — O mein Freund, wie liebe ich die reine, schuldlose, edle Seele, von der sich dies sagen läßt! Die, nicht aus einem groben Cynismus — nicht aus Verachtung andrer Menschen, oder Verläugnung des ewigen Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, gleichgültig gegen die Urtheile der Welt ist — sondern, aus innerer Lauterkeit und Wahrheit des Herzens, nicht mehr Beyfall von andern verlangt, als sie von ihrem eignen Gewissen erhält. Aber wie selten sind die Menschen, von denen sich dies mit voller Wahrheit sagen läßt! Und wie wenig werden die übrigen, durch die Nachtheile, die mit einem solchen Grade von Aufrichtigkeit im gesellschaftlichen Leben gewöhnlich verbunden sind, aufgemuntert, nach einer Tugend zu streben, die ihrem Besitzer in tau-

ſend Fällen gegen Einen mehr ſchädlich als nüz-lich iſt!

Nehmen Sie hierzu Alles, was ich ſchon an einem andern Orte von der unendlichen Schwierigkeit geſagt habe, ſogar aus Handlungen und Thatſachen immer ein gerechtes Urtheil über unſre Nebenmenſchen zu fällen: und Sie werden es immer weniger möglich finden, in einem beſondern und individuellen Falle ſich ſelbſt gewiß machen zu können, ob jemand ein Heuchler ſey; nehmlich Heuchler in dem ſtrengen Sinn, worinn ich das Wort nehme, und worinn ich es nehmen muß, wofern nicht alle Menſchen, mehr oder weniger, Heuchler ſeyn ſollen. Ich fodre nicht zuviel, wenn ich von demjenigen, der in einem ſolchen Fall richtig urtheilen ſoll, ſoviel fodre, als Lucian von einem glaubwürdigen Geſchichtſchreiber. Das kleinſte Vorurtheil, das leichteſte Wölkchen von Leidenſchaft iſt hinlänglich unſern innern Sinn zu trüben: Und wir wagen es alle Augenblicke über die Moralität der Handlungen unſrer Mitmenſchen zu richten? Ueber Gegenſtände, die faſt immer das hellſte Auge, das reinſte Medium, die ſchärfſte Beobachtung, die kaltblütigſte Beurtheilung, und das genaueſte Verfahren im Abmeſſen, Abwägen, und Berechnen aller Umſtände, vorausſetzen?

Ich denke alſo, Sie werden mit mir einſtimmig ſeyn, daß derjenige, der in unſerm vorausgeſezten Falle, einen allgemein beliebten Sittenlehrer entlarven ſollte, vor allen Dingen von aller perſönlichen Erbitterung oder Erinnerung irgend eines von demſelben erlittenen ſehr empfindlichen Unrechts, gänz-

lich frey seyn müßte: und daß wir dies also, bey jeder Anwendung des allgemeinen Satzes auf einen besondern Fall, zum ersten Gesetz werden machen müssen. Denn auch der beste Mann — wenn er das gehörige Mistrauen in sich selbst sezt, welches, als eine unentbehrliche Einschränkung, mit dem eben so nothwendigen Glauben an sich selbst immer verbunden seyn muß — soll nicht hoffen, daß er so vollkommen Herr über seine Einbildung und über sein Herz sey, um von dem Charakter und den Handlungen einer Person, die ihn empfindlich beleidigt hat, so unpartheyisch und richtig urtheilen zu können, als ein Areopagite.

Der Umstand, daß der Mann, von dem die Rede ist, und den wir, Kürze halben, ein für allemal Cajus nennen wollen, allgemein geliebt ist, sezt Naturgaben und Fertigkeiten bey ihm voraus, deren anziehende und einnehmende Macht den künstlichen Bemühungen zu statten kommen, durch welche er die Hochachtung der Welt erschlichen hat. Diese liebenswürdigen Eigenschaften sind freylich von keiner solchen Natur, daß nicht auch ein Heuchler sie theils würklich besitzen, theils mit Erfolg affectiren könnte: auch gestehe ich Ihnen unverhohlen, daß ich mich nicht erwehren kann, in den Character eines großen Sittenlehrers, der allgemein geliebt ist, bloß dieses Umstands wegen, einiges Mistrauen zu setzen. Aber gleichwohl sind die Vorzüge, welche Cajus besitzen muß, um das zu seyn was er ist, groß genug, eine Verdopplung unsrer Behutsamkeit bey Untersuchung seines Characters nothwendig zu machen.

Noch bedenklicher würde die Sache, wenn der Sittenlehrer Cajus zu dem Orden gehörte, der von jeher ſo eminente Verdienſte um die menſchliche Geſellſchaft gehabt hat, daß ſie ſogar all dem Uebel und Unheil, das die Geſchichte demſelben zur Laſt legt, das Gleichgewicht zu halten ſcheinen. Ein ſolcher Sittenlehrer vereiniget zugleich die ehrwürdigen Characteren eines Prieſters und eines Vaters in ſich. Der Nimbus, den er, unter der Begünſtigung ſeiner Würde (die vielleicht noch mit politiſchem Anſehn und Einfluß verbunden iſt) um ſich her verbreitet haben wird, iſt ſchwehr zu zerſtreuen; und geſezt auch, daß derjenige, der es übernehmen wollte, ſich vor der Gefahr, ein Märtyrer ſeiner guten Sache zu werden, nicht ſcheute: ſo müßte er doch vorher moraliſch gewiß ſeyn, daß er durchdringen werde; und daß nicht mehr Böſes aus ſeinem Unternehmen erfolgen werde, als er ſich wahrſcheinlicherweiſe Gutes davon verſprechen kann. Ich habe mich anderswo ſchon erklärt, daß ich weit entfernt bin, dieſe leztern Kautele zu einem allgemeinen Grundſaz zu machen. Bey ſehr vielen Handlungen iſt es genug, daß dasjenige, was wir thun, an ſich ſelbſt und in ſeiner Art gut und ſchiklich iſt, ohne daß wir uns um die zufälligen Folgen zu bekümmern haben. Aber wo es um Angreiffen, Niederreiſſen und Zerſtören zu thun iſt, müſſen wir, däucht mich, gewiß ſeyn, daß wir nicht größeres Unheil anrichten, als das Uebel iſt dem wir abhelfen wollen.

In Kraft aller dieſer Betrachtungen, M. F., werden vermuthlich die Tartüffen, Cajus, Pampo-

sius, Strobylus, Didius, Gastripheres, Kysarcius, u. s. w. so große und beliebte Sittenlehrer sie auch immer seyn mögen — vor Ihnen und mir guten Frieden haben, und unserthalben noch lange in heiler Haut schlafen können. Lassen Sie uns immerhin dem Character des Tartüff kein Quartier geben, wo wir nur Gelegenheit haben, ihn zu entlarven, und, mit Ituriels goldnem Speer (*), in seine eigne diabolische Gestalt zurükzunöthigen. Aber die individuellen Tartüffen, die vorbesagten, Strobylus, Didius, Gastripheres, u. s. w. werden sich entweder mit der Zeit selbst entlarven, oder wir werden schwehrlich damit zu Stande kommen. Ich nehme jeden Fall aus, wo eines Mannes Amt und Plaz in der bürgerlichen Gesellschaft es zur Pflicht machen, in Dingen, wo es auf Recht und Wahrheit ankömmt, einem Gegner dieses Schlags Widerstand zu thun; und wo irgend ein großes Unrecht nicht anders zu verhüten wäre als durch die Demaskirung des Moralischen Betrügers, so beliebt, groß und vielvermögend er auch immer seyn möchte. In einem solchen Falle wäre dies nicht nur Pflicht, sondern es könnte, nach Verhältnis der Gefahr, die man dabey liesse, sogar eine der edelsten und heldenmüthigsten Thaten seyn. Aber dann sezte sie nicht nur den Muth zum Unternehmen, sondern auch Kraft und Weisheit zum Aushalten und Ausführen voraus. Niemand ist verbunden ein Held zu seyn: aber wer Heldenthaten beginnt die er nicht ausführen kann, wird verächtlich; und ich zweifle sehr,

(*) In Miltons verlohrnen Paradiese.

Brutus.

Gute Worte ſind beſſer als ſchlimme Streiche, Octavius.

Antonius.

Zu euern ſchlimmen Streichen, Brutus, gebt ihr gute Worte. Ein Zeuge davon iſt die Höle, die ihr in Cäſars Herz machtet, indem ihr „Heil und langes Leben dem Cäſar!„ rieft.

Caſſius.

Antonius, wie eure Streiche beſchaffen ſind, iſt noch nicht bekannt; aber was eure Worte betrift, die berauben die Bienen von Hybla und laſſen ſie honigloß.

Antonius.

Aber nicht ſtachelloß dazu.

Brutus.

O ja, und tonloß dazu; denn ihr habt ihr Sumſen geſtohlen, Antonius, und drohet ſehr weislich, eh ihr ſtechet.

Antonius.

Ihr Nichtswürdige, ihr thatet nicht ſo, da eure meuchelmördriſchen Dolche in Cäſars Bruſt einer auf den andern ſtieß. Ihr zeigtet eure Zähne wie Affen, und liebkoßtet ihm wie Hunde, und bücktet euch wie Sclaven, und küßtet Cäſars Füſſe, indeß daß Caſca, wie ein tükiſcher Hund ihm von hinten zu in den Naken fiel. Ihr Schmeichler!

Caſſius.

daß das Bewußtſeyn einer guten Abſicht eine hinlängliche Hülle gegen das Ungemach ſeyn dürfte, das er ſich durch eigne Schuld zugezogen haben könnte. Nicht als ob ich einer jeden edeln That deßwegen ihr Verdienſt abſprechen wollte, weil der Erfolg unglüklich iſt. Denn es geſchieht zuweilen, (wiewohl ſolche Fälle ſeltner ſind als man gewöhnlich glaubt) daß alle menſchliche Weisheit und Tugend gegen die überlegne Gewalt des Schikſals zu kurz fällt. Dies war Cato's Fall, weil die Götter, (wie Lucan ſagt) auf Cäſars Seite waren. So viel Ehre dies für Cäſarn iſt, ſo verliehrt doch Cato nichts dadurch, daß er endlich Cäſarn und den Göttern weichen mußte: denn er that, was ſich für Cato zu thun geziemte, und hörte auf zu leben, ſobald ihm nicht länger erlaubt wurde Cato zu ſeyn. Aber wie wenig ſolcher Fälle hat die ganze Geſchichte der Menſchheit aufzuweiſen?

Nur noch zwey Worte, M. F., eh ich meine Antwort Ihrem Urtheil überlaſſe. Ich habe bisher vorausgeſezt, daß der große Sittenlehrer, von welchem die Frage war, in den Augen deſſen, der ſolche aufwirft, ein Betrüger iſt. Und, dies vorausgeſezt, habe ich — (ganz beſonderen Fällen, als Ausnahmen, ihr eignes Recht vorbehalten!) — mehr Gründe für den Rath gefunden, einen ſolchen Mann in ruhigem Beſiz der guten Meynung, welche die Welt von ihm hat, zu laſſen, als für das Gegentheil. Ich hätte die Sache noch von mancherley Seiten betrachten können, wenn es die Zeit zugelaſſen hätte; vornemlich, wenn ich die Mittel und Wege hätte durchgehen wollen, welche man

einschlagen müßte, um einen solchen ehrwürdigen Betrüger in seiner wahren Gestalt darzustellen; Mittel, welche fast alle so beschaffen sind, daß man Gefahr läuft — entweder den gesuchten Zwek zu verfehlen, und Pfeile abzuschiessen, die auf uns selbst zurükprallen — oder aus einem kleinern Uebel ein größeres zu machen.

Die vorgelegte Frage scheint aber auch noch eine andre Deutung zuzulassen, und könnte so verstanden werden: In wiefern' es Pflicht sey, eines großen und allgemein beliebten Sittenlehrers zu schonen, wenn er sich — es sey nun aus Irrthum, oder Uebereilung, oder aus irgend einer Unlauterkeit, deren auch die besten Menschen in unglüklichen Augenblicken schuldig werden können — öffentlich gegen die Wahrheit vergangen hätte. Ich würde auf diese Frage ganz kurz antworten: In so fern, als es mit der Pflicht gegen die Wahrheit, dem Heiligsten und Angelegensten was die Menschen haben, dem Palladium der Menschheit, bestehen kann. Wollen Sie durch schonen soviel sagen als: die Augen zuthun und schweigen: so sag' ich ohne Bedenken, Nein! Wo es auf Wahrheit und Recht ankömmt, gilt kein Ansehen der Person; und die Summe des Guten in der Welt wird nicht um eine Pflaumfeder leichter, wenn gleich Dieser oder Jener durch seine eigne Schuld etwas von dem Surplus von Hochachtung verliert, so die Welt über die Gebühr für ihn hegen mag. Verstehen Sie aber unter schonen: die Behutsamkeit, den Fehler, den einer begangen haben kann, vielmehr zu entschuldigen als zu vergrößern; die Ehrlichkeit, alle Behelfe in Anschlag zu

bringen, die ihm zu seiner Rechtfertigung zu statten kommen können; kurz, die Pflichten der Gerechtigkeit, Billigkeit, Höflichkeit und verdienstmäßigen Ehrerbietung, die ein Ehrenmann dem andern in allen möglichen Vorfallenheiten schuldig ist: so kann es gar keine Frage seyn, ob man verbunden sey, auch in vorbesagtem Falle des Andern zu schonen.

Die Ausgelassenheit unsrer Zeiten, wo ein unflätiger Cynismus in der gelehrten Demokratie die Oberhand gewonnen hat, und die ungezogenste Grobheit und Frechheit von vielen für edle Freyheit des Geistes und Beweis einer großen Thatkraft gehalten wird, läuft zwar in praxi diesen Grundsätzen geradezu entgegen. Aber diese schaambare Epidemie ist nun wohl, hoffentlich, bald vorbey; und Männer von Gefühl und Ehre werden ihre Sorgfalt verdoppeln, selbst in Fällen wo der Gebrauch der strengsten Geisel zu rechtfertigen wäre, den Verbrecher, aus Achtung für die Welt und sich selbst, lieber ungezüchtigt hingehen zu lassen, als sich von dem Ton der guten Gesellschaft zu entfernen; zu welcher doch wohl jeder Schriftsteller gehören sollte, der nicht ausdrüklich, und aus Trieb der Sympathie und Verwandschaft, für eine Art von Lesern schreibt, die ausser dem Gesichtskreis ehrlicher Leute ist.

Leben Sie wohl, M. B., und nehmen mit dem Wenigen für lieb, was ich diesmal, etwas eilfertig, zu geben hatte.

W.

VII.

Ueberſetzung der Römiſchen Canzonette, Quelle piume etc.

in

Reimen mit beybehaltner Versart des Originals.

Von einem Ungenannten.

An den Herausgeber des T. M.

Die Schwürigkeit, welche im T. M. Dec. 1780. dem vorgelegt worden, wer das dort gegebene artige Römiſche Liedchen in gleicher Versart und ohne ſonderlichen Verluſt mit Reimen überſetzen will, hätte billig eher abſchrecken, als aufmuntern ſollen. Indeſſen hat nachſtehende Ueberſetzung **Reim und Versart** des Originals und, ſo viel möglich, die Vorarbeit im T. M. beybehalten. Iſt das wenigſtens ihr Verdienſt, ſo hat der T. M. Anſpruch auf ſie zu machen; dem ſie ſich daher zum Januar oder Februar anbietet.

Den 10ten Januar 1781.

Dieſen Federn, weißen, ſchwarzen,
Die auf euren Scheiteln wanken,
Habt ihr neuen Reiz zu danken,
Damen, liebevoll und ſchön!
So viel aufgeputzte Lerchen,
Scheint ihr da uns, ſo viel Pfauen,
Die in Freyheit auf den Auen
Sich mit vollem Pompe drehn.

Bey dem Carnevalls-Theater
Mußte euer Blik gewinnen,
Glichet China's Herſcherinnen,
Stellet Sultaninnen vor.
Ueber unbeſcheidnen Zierrath
Flüſterr' etwa, wer inzwiſchen
Wenig ſah vor Federbüſchen,
Spötterey in's Nachbars Ohr.

Nicht aus Perſien noch aus Peru
Kam die ſchöne fremde Sitte,
Spanier, Franzmann nicht, und Britte
War es auch nicht, der ſie gab.
Nur Merkur, der Götterbote,
Brachte ſie nach Rom hernieder,
Wohlverſehen mit Gefieder
Stürzt' er ſelbſt ſich Himmelab:

Sprach, daß, wenn ſie ſchön ſich machten
Längſtens alle Götterdamen
Federn zu dem Haarſchmuk nahmen,
Schon zur Mode würden die;
Daß die jüngferliche Pallas,
Die doch blaue Augen ſchmücken,
Um beſcheidner zu entzücken,
Federn von dem Kauze lieh;

Daß der Liebe ſchöne Mutter
Federn gar von ihren Tauben,
Von des Kriegs-Gotts Helm zu rauben,
Sich im mindſten nicht bedacht;
Daß ſelbſt Jupiters Gemahlin,
Wohl die ſtolzeſte der Frauen,
Sich vom Schweife ihrer Pfauen
Einen Federbuſch gemacht.

Holde Töchter unſrer Tiber,
Billig reizt euch das Verlangen
Auch wie Göttinnen zu prangen
Mit dem Federbuſch im Haar.
Aber hinter jener Ulme
Hält ein Satyr ſich verborgen,
Der belachet eure Sorgen,
Spottet (*) knurrend eurer zer:

Ruft euch zu: ihr lieben Damen,
Federn, auf das Haupt gefüget,
Fliegen zwar, doch weiter flieget
Euer Hirnchen überall.
Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Sind von Tauben nicht erzupfet,
Sind Verehrern ausgerupfet,
Jeder Tag macht einen kahl.

Satyr, ſchlieſs die bittre Lippe!
Tücke nur iſt dein Beginnen;
Muſterhafter Römerinnen
Tugend kömmt der Schönheit bey.
Noch iſts altes Blut Lucreziens,
Das in ihrem Buſen flieſſet,
Denn ihr keuſches Herz ergieſſet
Aechte Zärtlichkeit und Treu.

Der Unbekannte Verfaſſer dieſes Verſuchs hat, däucht mich, ein Recht an den Beyfall, den man jedem

(*) Die Handſchrift ſagte, hönet, dagegen würde aber Herr Adelung die rechtliche Einwendung machen, daſs der Sprachgebrauch, Quem penes arbitrium eſt et jus et norma loquendi, nicht erlaube, dieſes Zeitwort anders als mit der vierten Endung des Nennworts zu conſtruiren.

ſchuldig iſt, der etwas mit vieler Schwierigkeit verbundnes nicht unglüklich zu Stande bringt. Da das Eis nun einmal gebrochen iſt, findet ſich vielleicht ein andrer, dem es gelingt, oder der V. dieſes Verſuchs ſelbſt findet nun vielleicht Mittel, aus dem nemlichen Sylbentanz, mit den nemlichen Reimfeſſeln an Händen und Füßen, ſich mit noch mehr Leichtigkeit herauszuziehen. Reime ſind, auch in Liedern, nur dann eine Art von Verdienſt, wenn ſie den Dichter nicht ſcheniert zu haben ſcheinen, wenn ſie ſich unvermerkt wie von ſelbſt an ihren Ort ſtellen, keine Flikwörter, keine ſchleppende harte oder gewaltſame Wendungen und Wortfügungen veranlaſſen u. ſ. w. Der Verſuch des Ungenannten hat meinen Unglauben, daß eine auf ſolche Art gereimte Ueberſetzung dieſer Canzonette, in der nemlichen Versart, möglich ſey, eher beſtärkt als vermindert; ich werde mich aber mit Vergnügen durch den Augenſchein eines andern überzeugen laſſen.

W.

VIII.

Vermiſchte Anzeigen,

Kunſt- und Litteraturſachen betreffend.

1) Zu Gotha iſt ohnlängſt im Carl Wilhelm Ettingers Verlag herausgekommen: Kanzonette

fürs Klavier, von einer Liebhaberin der Muſik, mit Veränderungen von verſchiedenen Tonkünſtlern. Queer Folio. (Preis 16 Groſchen.)

Dieſe ſanfte Unſchuld war des reitzendes Gewand's würdig, welches ihr die leicht zuerrathende erhabene Schöpferin gab. Welcher Meiſter der Kunſt hätte dabey gleichgültig ſtehen können, ohne derſelben, von himmliſchem Feuer angefacht, huldigen zu wollen? —

—f.

---

2) Eine **Sammlung gebundner Bücher** aus den ſchönen **Wiſſenſchaften**, vorzüglich über die **bildenden Künſte**, deſſgleichen verſchiedner älterer und neuerer **Kupferſtiche**, iſt zu Leipzig in einzeln zu verkaufen. Ein mehrers beſagt davon ein gedruktes Verzeichnis, welches bey Hrn. **Hilſchern**, Buchhändlern in Leipzig, ohnentgeltlich zu bekommen iſt.

---

3) Der Fürſtl. Heſſiſche würkliche Regierungs-Rath zu Gieſſen, Herr **Renat Carl Freyherr von Senkenberg**, macht dem Publico in einem gedrukten Blat zu wiſſen: daß Er auf Erinnerung verſchiedner Gelehrten und Freunde geſonnen ſey, die **ſämtliche noch bisher ungeſammelte Diſſertationen ſeines ſeel. Hrn. Vaters**, weil ſie einzeln faſt gar nicht mehr zu haben ſind, in 4. zuſammen drucken zu laſſen. Das Bildniß des Verfaſſers kömmt vor das Buch, und ſein Leben, zum theil von ihm ſelbſt beſchrieben, nach der Vorrede zu ſtehen. Die ſämtliche Diſſertationen werden aus denen Hand-Exemplarien des ſeel. Hrn. Reichs-Hofraths, vermehrt und verbeſſert, abgedrukt; und ein mit Sorgfalt-verfertigtes Regiſter ſoll das Buch allge-

mein brauchbar zu machen ſuchen. Weil aber die Sammlung leicht auf 9 — 10 Alphabete ſtark werden dürfte: ſo wünſchte der Verleger durch Unterzeichnung der Herrn Liebhaber in den Stand geſezt zu werden, zu überrechnen, wie ſtark ungefahr die Auflage ſeyn müſſe. Die Nahmen der Hrn. Subſcribenten ſollen dem Werke vorgedrukt werden; und man erſucht alſo jeden, welcher ſich daſſelbe anzuſchaffen gedenkt, ſeinen Nahmen an Herrn **Johann Friedrich Krieger** den ältern in Gieſſen **poſtfrei** einſenden zu wollen. Auf Michaelis des kommenden Jahres hoffet man mit dem erſten Theil fertig zu ſeyn, da dann für das Alphabet auf ſauberes weiſſes Papier mit ſchönen Lettern gedrukt 10 Ggr. in Louisd'or zu 5 Rthlrn. oder 12 Batzen nach dem 24 fl. Fuß bezahlt wird, alſo daß der Bogen nicht höher als 2 kr. leicht Geld zu ſtehen komme, welches Geld abermals ſämtliche Herren Subſcribenten frey an gedachte Buchhandlung einzuſenden gebeten werden, die ſodann die Exemplarien dagegen alſogleich ausliefern wird. Wer 10 Subſcribenten ſammelt, erhält das eilfte umſonſt.

Das von beſagtem Hrn. R. R. von **Senkenberg** vor zwey Jahren angezeigte Werk de primis precibus Cæſareis hat verſchiedner Hinderniſſe wegen, noch nicht herauskommen können.

---

4) **Montesquieu** verſuchte in ſeinen berühmten **Werke von den Geſetzen**, die Geſetze und Gewohnheiten der Völker zu vergleichen, darüber Raiſonnements anzuſtellen, ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit zu zeigen, und den Nationen zu beweiſen, daß faſt keine einzige ganz auf ihre Verfaſſung ſich gründende Geſetze habe. Das Publikum, daß ſich ſonſt bey dergleichen Schriften immer ziemlich gleichgültig verhalten hatte, betrachtete dieſes Werk nicht mehr als eine bloſe Phantaſie. Es fieng würklich an zu zweifeln, ob die Juſtizverfaſſung, die es habe, ohne alle Fehler, und ob dieſelbe nicht einer würklichen Veränderung fähig wä-

re. Mehrere Gelehrte fiengen an, die Bahn des Montesquieu sowohl in Frankreich als auch England und Italien zu betreten. Sie fielen aber unvermerkt in den entgegengesezten Fehler des Montesquieu. Dieser hielt zuviel auf Geschichten und Anekdoten, und jene glaubten, daß die Völker, denen sie neue Gesetze geben wollten, mit den alten Gesetzen auch ihre Denkungsart und Charakter ablegen sollten. Die unterschriebene Handlung hat den Verlag eines Werks übernommen, worinn zwischen diesen beyden Methoden die Mittelstrasse gehalten werden soll. Es wird solches aus zwey Bänden in 8v. bestehen. Der erste Band, welcher Ostern 1781 erscheint, wird 1) eine allgemeine Theorie von der Gesetzgebung überhaupt; 2) die Gesetze der berühmtesten alter und neuer Völker, in so fern solche Aufmerksamkeit verdienen, in einer natürlichen Ordnung dergestalt enthalten, daß, 1) das Staatsrecht; 2) das Bürgerliche; 3) das Kirchen- und Religionsrecht, und 4) das Peinliche Recht vorkommen wird. Aus der Gegeneinanderstellung der Gesetze und einer allgemeinen Uebersicht auf die Staatsverfassung der Völker werden die Räsonnements darüber, und die Brauchbarkeit davon in unsern Zeiten und unsern Verfassungen, sich am leichtesten ergeben. Im zweyten Bande werden die Philosophen neuerer Zeiten, z. B. Thomasius, Montesquieu, Voltaire, Blakstone, Linguet, vorkommen. Der Verfasser wird diese, so wie vorher, die würklichen Gesetze der Völker, miteinander vergleichen, und darauf sein Urtheil über ihre Bemühungen gründen. Endlich wird der Verfasser zur Probe ein Kirchengesezbuch entwerfen, das mehrentheils aus churmärkischen Verordnungen gezogen ist, und welches nach seiner Einsicht einem dergleichen Staate zuträglich seyn kann.

Gottlieb Löwens
Buchhandlung in Breslau.

Cassius.

Schmeichler! Nun, Brutus, dankt es euch selbst; diese Zunge hätte euch diesen Tag nicht geschmäht, wenn Cassius Meister gewesen wäre.

Octavius.

Kommt, kommt, zur Sache. Wenn unser Wortwechsel uns schwitzen macht', so wird der Beweis röthere Tropfen hervor bringen. Sehet, ich zieh' ein Schwerdt gegen Verräther; wenn glaubt ihr, daß es wieder in die Scheide fahren werde? Nimmermehr, bis Cäsars drey und zwanzig Wunden vollkommen gerochen sind, oder bis der zweyte Cäsar durch das Schwerdt der Verräther gefallen seyn wird.

Brutus.

Cäsar, du kanst nicht durch die Hände von Verräthern sterben, ausser du bringest sie mit dir.

Octavius.

So hoff' ich; ich bin nicht gebohren, durch des Brutus Schwerdt zu sterben.

Brutus.

O Jüngling, wenn du auch der edelste von deinem Stamme wärest, du könntest nicht ehren-voller sterben.

Cassius.

Ein sauertöpfischer Schul-Junge, der einer solchen Ehre

Der

Teutſche Merkur.

Februar 1781.

I.

Der alte Kirchengeſang, Stabat Mater,

zur bekannten Kompoſition des Pergoleſi, in gleichartige Reimen übergetragen.

Wir erwähnten, auf der erſten Seite des T. Merk. von leztverfloßnem Monat, einer Ueberſetzung des Stabat Mater, auf welche in den Verſen über den Tod der Höchſtſel. Kayſerin Maria Thereſia angeſpielt wird. Hier iſt dieſes kleine Stük, welches wir damals in gegenwärtigem Monat mitzutheilen verſprachen; weil es vielleicht, in der bevorſtehenden Faſtenzeit, einigen von unſern katholiſchen Abonenten zu dem von dem Verfaſſer abgezwekten Gebrauch dienen kann.

Die beſondre Liebe des Ueberſetzers zu dem Pergoleſiſchen Stabat Mater, hatte vorlängſt den Wunſch in ihm erregt, eine teutſche Ueberſetzung dieſes alten Geſangs zu ſehen, die der Pergoleſiſchen Kompoſition untergelegt werden könnte; nicht ſowohl um ſtatt des Lateiniſchen Textes (der doch immer

singbarer ist und der Melodie genauer anpaßt als die beste Uebersetzung) gesungen zu werden: als, um denjenigen, welche das Lateinische nicht verstehen, die Hauptempfindung, die in jeder Strophe herrscht, aufzuschliessen; und dadurch den Genuß beym Anhören dieses Oratorio's (welches ewig das Erste in seiner Art bleiben wird) desto lebendiger und vollständiger zu machen. Die Absicht ist dabey keinesweges, dem Gebrauch des bekannten Klopstockischen Textes zu eben dieser Pergolesischen Musik Eingriff zu thun, dessen Vortreflichkeit wir gewiß nicht mißkennen: aber jene Umbildung des Originals nach Protestantischen Lehrbegriffen, schließt eine getreuere Uebersetzung nicht aus; und der Verfasser der leztern fand sich um so mehr dazu aufgemuntert, je mehr er das genaue Zusammenstimmen der Pergolesischen Komposition mit eben diesen, von Einigen zu sehr verachteten, Lateinischen Reimen fühlte. Denn so gar elend können sie doch wohl nicht seyn, da sie fähig waren, eine Seele wie Pergolesi's in die erhabenste Begeisterung zu setzen, und ihr jene in einem so ausserordentlichen Grade Psychagogischen Melodien und Harmonien einzugeben, von welchen jemand irgendwo gesagt hat:

Es hören, wenn du das Schwert im tiefzerrißnen Busen
der göttlichen Mutter beweinst, mitweinende Engel dir zu.

Die Wahrheit von der Sache ist, daß der fromme Mönch, der, in einem der finstersten Jahrhunderte, dieses Lied in der Einfalt seiner Seele, aber gewiß

aus Drang des wahrsten Gefühls, in innigster Theilnehmung, Wehmuth und Bußfertigkeit, mit einem Herzen, das von Glauben und Liebe überwallte — aber freylich in barbarischem Latein (er kannte kein bessers) und oft in platten Reimen — hervorstammelte, gewiß keinen Anspruch an die Laurean Apollinarem machte, noch zu machen hatte: aber daß seine Strophen, bloß als stammelnde Seufzer eines einfältigredlichen büßenden Mönchs, der, in frommer Entzückung, das Kreuz des Erlösers würklich zu umfassen glaubt, die Schmerzen der göttlichen Mutter würklich sieht und theilt, u. s. w. eine Wahrheit, eine Wärme und ein Sublimes in sich haben, wobey jeder nicht gefühllose oder nicht durch Ueberverfeinerung eckelgemachte Zuhörer (denn es muß gesungen und gehört werden) das barbarische Latein und die schlechten Reime gerne vergißt. Man fühlt ganz eigentlich, daß der Mann es an einem Charfreytag, in seiner kleinen düstern Zelle, vor einem großen Kruzifix kniend, ejaculiert hat; und man sieht in der Strophe,

Fac me plagis vulnerari,
Cruce hac inebriari
ob amorem filii —

wie er würklich, in der heiligen Trunkenheit der Liebe, und des flammenden Eifers auch mit dem Gekreuzigten und seiner Mutter zu leiden, die Geissel ergreift, und gleichsam nicht satt werden kann, sich blutrünstig zu machen und zu zerfleischen. In diesen Geist des alten Liedes, in diese indivi-

duellen Empfindungen des einfältig frommen Verfassers glaubte der Uebersetzer eindringen zu müssen; um, bey der Unmöglichkeit einer vollkommen wörtlichen Uebersetzung in gleichartigen Reimzeilen, wenigstens soviel von dem Original zu erfassen, als vonnöthen ist, um die Ausdrücke des Pergolesi verständlicher zu machen. Die individuelle Stimmung der Seele worinn er sich zu dieser Arbeit gedrungen fühlte, kam der Ausführung auf eine besondere Art zu statten. Denn er beschäftigte sich damit an dem Vormittag des 7ten März 1779. während der Stunden, da ihm eines seiner Kinder, ein bald achtjähriges schönes, liebes, seinem Herzen unvergeßliches Mädchen, durch den Tod entrissen werden sollte — da alle Hoffnung der Rettung vorüber — und, just in diesen schmerzlichen Stunden, die Anheftung seiner Seele auf einen solchen Gegenstand eben so wohlthätig als natürlich war. Er glaubt, dies wenige von der Entstehungsart dieses kleinen Stückes sagen zu müssen, weil in dieser Anekdote würklich der Schlüssel dazu liegt; und, weil er der Befremdung mancher Leser, und dem so oft die wahre Spur verfehlenden Nachgrübeln über wer und wie und warum und wozu, gerne zuvorkommen möchte.

Die Uebersetzung kann dem Pergolesischen Gesang in den meisten Strophen, ohne Zwang, untergelegt werden. Bey einigen Zeilen, wo dies Schwierigkeit zu haben scheint, wird ein Musikverständiger, mit leichter Mühe, und kleinen sich von selbst darbietenden Veränderungen, nachhelfen können.

Dem Verlauten nach ſoll ein berühmter Tonkünſtler in Wien dieſen teutſchen Text ſchon im Jahre 1779 auf Befehl der Höchſtſel. Kayſerin, in Muſik geſezt haben. Der Effect dieſer neuen Kompoſition wurde ſehr gerühmt; dies iſt alles, was wir, da ſie uns nie zu Geſicht gekommen iſt, davon ſagen können.

Die Ueberſetzung.

Schaut die Mutter voller Schmerzen,
wie ſie mit zerrißnem Herzen
unterm Kreuz des Sohnes ſteht:
Ach! wie bangt ihr Herz, wie bricht es,
da das Schwerdt des Weltgerichtes
tief durch ihre Seele geht!

Das Original.

Stabat Mater Dolorosa,
Juxta crucem, lacrymosa,
Dum pendebat Filius:
Cujus animam dolentem
contristatam et gementem
Pertransivit gladius.

O wie bittrer Qualen Beute
ward die Hochgebenedeite
Mutter des Gekreuzigten!
Wie die bange Seele lechzet!
Wie ſie zittert, wie ſie ächzet,
des Geliebten Pein zu ſehn!

Weſſen Auge kann der Zähren
bey dem Jammer ſich erwehren,
der die Mutter Chriſti drükt?
Wer nicht innig ſich betrüben,
der die Mutter mit dem lieben
Sohn in ſolcher Noth erblikt?

O quam triſtis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater Unigeniti!
Quæ moerebat et dolebat,
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas inclyti.

Quis eſt homo qui non fleret
Chriſti Matrem cum videret
In tanto ſupplicio?
Quis non poſſet contriſtari,
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio?

Für die Sünden ſeiner Brüder,
ſieht ſie, wie die zarten Glieder
ſchwehrer Geiſſeln Wuth zerreißt:
Sieht den holden Sohn erblaſſen,
Troſtberaubt, von Gott verlaſſen,
ſtill verathmen ſeinen Geiſt.

Laß, o Mutter, Quell der Liebe,
laß die Fluth der heil'gen Triebe
ſtrömen in mein Herz herab!
Laß in Liebe mich entbrennen,
ganz für den in Liebe brennen,
Der für mich ſein Leben gab.

Pro peccatis ſuæ gentis
Vidit Jeſum in tormentis
Et flagellis ſubditum:
Vidit ſuum dulcem Natum
Morientem, deſolatum,
Dum emiſit ſpiritum.

Eja, Mater, fons amoris,
Me ſentire vim doloris
Fac, ut tecum lugeam!
Fac ut ardeat cor meum
In amando Chriſtum Deum,
Ut ſibi complaceam.

Drük, o Heilge, alle Wunden,
die dein Sohn für mich empfunden,
tief in meine Seele ein!
Laß in Reue mich zerfließen,
mit Ihm leiden, mit Ihm büßen,
mit Ihm theilen jede Pein!

Laß mich herzlich mit dir weinen,
mich durchs Kreuz mit Ihm vereinen,
sterben all mein Lebenlang!
Unterm Kreuz mit dir zu stehen,
unverwandt hinauf zu sehen,
sehn' ich mich aus Liebesdrang.

Sancta Mater, istud agas
Crucifixi fige plagas
Cordi meo valide!
Tui Nati vulnerati
Tam dignati pro me pati
Poenas meum divide!

Fac me vere Tecum flere,
Crucifixo condolere,
Donec ego vixero!
Juxta crucem Tecum stare,
Te libenter sociare
In planctu, desidero.

Gieb mir Theil an Chriſti Leiden,
laß von aller Luſt mich ſcheiden,
die ihm dieſe Wunden ſchlug!
Auch ich will mir Wunden ſchlagen,
will das Kreuz des Lammes tragen,
welches meine Sünde trug.

Laß, wenn meine Wunden fließen,
liebestrunken mich genießen
dieſes tröſtenden Geſichts!
Flammend noch vom heilgen Feuer,
deck', o Jungfrau, mich dein Schleyer
Einſt am Tage des Gerichts!

Fac ut portem Chriſti Mortem,
Paſſionis fac conſortem,
Et plagis Te colere:
Virgo virginum præclara,
Mihi jam non ſis amara,
Fac me Tecum plangere!

Fac me plagis vulnerari,
Cruce hac inebriari
Ob amorem filii!
Inflammatus et accenſus
Per Te, Virgo, ſim defenſus
In die judicii!

Gegen aller Feinde ſtürmen
laß mich Chriſti Kreuz beſchirmen,
ſey die Gnade mein Panier!
Dekt des Grabes düſtre Höle
meinen Leib, ſo nimm die Seele
auf ins Paradies zu dir!

Fac me cruce cuſtodiri,
Morte Chriſti præmuniri,
Confoveri gratia!
Quando corpus morietur,
Fac ut anima donetur,
Paradiſi gloria!

II.

Ueber

das Verhältniß beyder Geſchlechter.

Eine Unterredung.

Tireſias hatte nach dem Tode ſeiner jungen Frau viele Jahre ſeine Schweſter Corinna im Hauſe. Corinna, welche Schönheit und Talente beſaß, doch leider zu früh ſich derſelben bewußt war, hatte ſich in ihrem zwanzigſten Jahre auf einen jungen

Ehre nicht werth iſt, mit einem Gaukler und Pikelhäring zuſammengeſellt.

Antonius.

Stille, alter Caſſius --

Octavius.

Kommt, Antonius, hinweg; wenn ihr heute das Herz habt zu fechten, Verräther, ſo kommt in die Ebne; wo nicht, ſo thut es wenn ihr wollt.

(Octavius, Antonius, und ihre Armeen gehen ab.)

Dritte Scene.

Caſſius.

Nun, ſo bläſe dann, Wind, ſchwill' auf, Welle, und ſchwimme, Barke! Der Sturm iſt da, und alles ligt auf dem Spiel.

Brutus.

Lucilius -- horcht! ein Wort mit euch.

Lucilius.

Gnädiger Herr --

Caſſius.

Meſſala!

Meſſala.

Was begehrt mein Feldherr?

Mann, der ihr eine Zeitlang aufwartete, Rechnung gemacht. Almählig aber ward er immer ehrerbietiger, aus Ehrerbietung sah er sie seltener, und blieb endlich gar weg, nachdem er sich eine andere Parthie stärker zu Herzen gezogen hatte. Corinna, die sich dadurch gekränkt und beleidigt fühlte, dabey aber ihren Verdruß, wie vorher ihre Neigung, zu verbergen wußte: hatte, zum Glük, während ihres Umganges mit dem Abtrünnigen, ihm so wenig Avancen gemacht, daß ihre Anverwandten alle glaubten, Sie hätte ihn ohne alle Hoffnung gelassen und durch ihren Kaltsinn weggebannt. Diesen Glauben, der ihrer Verlegenheit aushalf, bestätigte sie dadurch, daß sie bey Gelegenheit immer deutlicher eine vorsetzliche Abneigung gegen das Heurathen äusserte, und eine Verachtung gegen ihr eigen Geschlecht, weil es sich vom Männlichen so sehr misbrauchen liesse. Ihre Schwäger und ihre beyden verehlichten Schwestern schoben die Schuld dieser Grille auf den guten Tiresias, den sie, hinter seinem Rücken, immer einen starken Geist und einen Sectirer schalten; vielleicht weil er ein Freymäurer war, und manchmal den Eigensinn seiner Schwester vertheidigte, blos um ihrer zu schonen, und nicht merken zu lassen daß er die wahre Ursache ihrer geträumten Freyheit besser wisse. Dabey war er sicher, daß ihre Abneigung gegen Heurath, die durch Einen Mann entstanden war, nur durch einen andern gehoben werden könnte; und daß ein neuer Vorschlag, gegen den ihr Verstand nichts einzuwenden hätte, die unrichtige Wendung, die eine nothdürftige Nache ihrem Kopfe gab, über kurz oder lang einlenken würde. Indeß aber waren

schon zehn Jahre verstrichen; und Corinna trat nun eben in die Dreißig, kein Alter für eine Frau, aber ein ziemlich Alter für eine Jungfer: als ein Junggesell von vierzig um Corinna hinter ihrem Rücken bey ihrem Bruder warb, doch so, daß es die Jungfer merken und sich bedenken sollte. Der Mann war ihrer Aufmerksamkeit werth, hatte guten Ruf, rechtschaffenen Wandel, und ein schönes Landgut. Sie merkte, daß es mit ihrem Bruder bald zur Berathschlagung kommen würde; und sezte sich in Positur, zum leztenmal die Freydenkerin zu spielen, ohne das Spiel zuweit zu treiben. Es war ihr heimlicher Wunsch, sich von ihrem Bruder überreden und eine Thorheit, die ihr lange schon lästig war, durch seine Vorstellungen rauben zu lassen. Der alte dreyhärige Tiresias kam auch ihrem Wunsch entgegen, und sparte desswegen Gründe und Worte, je unnöthiger sie ihm schienen. Und das erste Abendgespräch, welches diese Unterhandlung vorbereitete, entspann sich also:

Da Corinna einen Abend nach dem Essen (denn dem Tiresias verboten seine Augen das Lesen bey Licht) mit dem Buch von der Ehe, dem der Titel weggerissen war, den Anfang machte: hielt sie gleich auf der ersten oder zweiten Seite mitten in einem Comma ein, putzte das Licht und sagte: Soll das nicht wieder ein Stich auf unser Geschlecht seyn?

Es werden deren noch mehr folgen, wie ich merke, sagte Tiresias.

„Aber sage, Bruder, es ist doch in aller Welt keine Großmuth, worauf ihr Männer doch halten sollt

tet,' wäre eure Ueberlegenheit ein natürliches und kein uſurpirtes Recht: wahrlich keine Großmuth, daß ihr in Geſellſchaften und Schriften ſo gerne Spöttereyen gegen das ſogenannte ſchwächere Geſchlecht anbringt!"

Warum ſtellſt du mich darüber zu Rede? Hab' ich nöthig, liebe Corinna, für die Unarten meiner Brüder Antwort zu geben? Ich muß aber doch ſagen, daß von allen den Spöttereyen, die ich je in Familien gehört habe (denn in fremden Geſellſchaften werden ihrer keine gehört) die allerwenigſten, wenn ſie nur nicht den Geſchmak beleidigen, für euer Geſchlecht beleidigend ſind. Alle die abgenuzten Beſchuldigungen der Eva, und die Sticheleyen auf die weibliche Neugierde u. ſ. w. ſollen nur Hülfsmittel ſeyn, einander zu kizeln; welches die Frauen oft gerne von denen leiden, derer Achtung ihnen ſicher genug iſt: ſo wie auch die Männer ſich gerne von euch kizeln laſſen, und euch durch ihre, leider! zu ſtumpfe Auffoderungen, Gelegenheit ſchaffen, eure Gegenſtacheln zu brauchen, deren ihr immer genug vorräthig habt. Und mir ſcheint hier alles gut gemeynt.

„Allein, wenn Spöttereyen ſo vorgebracht werden, daß der Gegentheil keine Gelegenheit hat, ſie zu erwiedern? und das iſt bey geſchriebenen Neckereyen der Fall — "

Da kann ich es dir weniger verdenken, Corinna, wenn du dieſelben ungroßmüthige Angriffe nenneſt. Von Simoniden an bis auf den Juvenal, und von dieſem bis auf den D. Young, haben die ſatyriſchen Dichter alle aus den Schwachheiten der Frauen ihre

witzige Beute geholt, doch einer mit mehr Billigkeit, als der andere. Young ist so gerecht, daß er sechs Satyren dem Manne und nur eine dem Weibe widmet.

Die wenigsten aber sind so billig, sagte Corinna. Und wo ist gegen eine Legion Männerhände, die mit dem Schreiben zugleich die Freyheit zu Ungezogenheiten und Beleidigungen gepachtet haben, eine oder die andere Weiberhand, die da schreibt, hinreichend, um jene Zudringlichkeiten abzuwehren?

Liebe Corinna, sagte Tiresias, die Weiber vertheidigen sich, zum Aergernis solcher Scribenten, genugsam, wenn sie, so lange sie wenig schreiben, auch wenig lesen. Allein, zu eurer Rechtfertigung, widersprechen sich auch die Männer öfter, als sie übereinstimmen: und ich glaube, ihr habt, wenn's zum zählen käme, mehr Verfechter als Ankläger, mehr Lobredner als Tadler. Es muß ja die Frauen höchst angenehm kitzeln, wenn sie unter den Männern so viel Anbeter sehn! Männer haben zwar oft die Frauen in ihrem Namen verliebten Wahnsinn und Schwärmereyen genug sagen lassen: aber nie hat eine Frau, die Sappho ausgenommen, ihren Enthusiasmus im Lobe eines Mannes so verewigt, wie es die männlichen Dichter im Lobe der Frauen alle Tage thun. Die Geständnisse eines Petrarchen und hundert anderer Erotisten sind Abbitten genug für so manche nicht übel gemeinte Anzüglichkeiten.

Eine treffliche Vergütung und Ehrenerklärung von einem Geschöpfe, sagte Corinna, das itzund ohne Schaam zu unsern Füßen kriecht, niedrig, so lang

es verlangt; kek, sobald es hofft, und das nun, undankbar im Besitz, diejenige bespottet, die es erst anbetete!

Liebe Corinna, das ist denn aber auch ein Spott, der keiner Erwiederung bedarf, und den Spötter selber schlägt. Denn, wenn sein Kitzel sich, wie gewöhnlich, an der weiblichen Lüsternheit, Neugierde, Schwatzhaftigkeit, Tändeley, List, Modesucht und andern Fehlern dieser Art reibet: so zeigt er sich als einen Thoren, wenn er sie aus diesem Grunde wegwünschet. Denn sie folgen aus solchen Eigenschaften der weiblichen Natur, die des Weibes Vollkommenheit ausmachen. Und was würde nicht der Spötter an einem Weibe zu tadeln haben, dem diese Lebhaftigkeit, Geschmeidigkeit, und dieser Hang zu gefallen, woraus die gedachten Fehler entspringen, auf seinen Rath genommen würden? Nicht diese Eigenschaften auszurotten, nein, nur zu verhüten, daß sie nicht ausarten, das ist die Absicht des weisen Spötters, der für die Ehre deines Geschlechts besorgt ist. Ein andrer darf gar nicht gehört werden; er weiß nicht, was er will.

Ich habe nicht die kindische Partheylichkeit für mein Geschlecht, sagte Corinna, daß ich viele Unarten meiner Schwestern rechtfertigen sollte. Ich bin auch nicht so unbillig, daß ich manchem weisen Tadler die Absicht ableugne, unser Geschlecht aus wahrer Achtung zu bessern. Denn, da wir einmal gefallen wollen, so können verständige Männer, deren Beyfall wir allein suchen sollten, uns mit Recht sagen, wodurch wir misfallen. Und hier kann man ihnen auch billigen Spott erlauben. Denn Fehler,

in denen man Ehre ſucht, kann man uns nicht begreiflicher und ekler machen, als wenn man uns den Wahn der Ehre, die wir hofften, entzieht, oder wenn man uns auslacht. Aber jede andere Spötterey, die aus bloßem Jucken zu witzeln und zu lachen, oder aus einer närriſchen Rache für eine vermeinte Beleidigung, mit Empfindlichkeit geſchrieben oder geſagt wird, macht mir den Spötter verächtlich.

Und denjenigen wohl beſonders, ſagte Tireſias, der mit der Mine des Naturforſchers die Unterordnung der weiblichen Natur zu beſtärken ſucht: ſo einen Rouſſeau, einen Puffendorff, und alle, die über den Ehekontract geſchrieben haben, ſamt allen Auslegern des zweiten und dritten Capitels der Geneſis; den ſchlechtern Haufen derjenigen Tadler mitgerechnet, die euch die Sucht zu herrſchen aufbürden wollen. Dieſe ſind, nach meinem Sinn, die boshaftesten. Wahrlich, die Sucht den Mann zu ſpielen, und mit Männertalenten zu pralen, fällt in der Vorſtellung des Spötters immer ſo häßlich aus, daß es hier immer beſſer für euch wäre, zu ſchweigen als zu antworten.

Ich merke, wohin du willſt, verſetzte Corinna. O ihr glüklichen Männer, wieviel Vorſchritte giebt der Unterſcheid in Erziehung, das Vorurtheil, und der Gebrauch, euerm kühnen Geſchlechte, das über nichts erröthet, alles ſagt und alles thut, was ihm beliebt! Welche Mittel hat es für ſeinen Stolz und ſeinen Vortheil zu erſparen gewußt! Herr Bruder, geben Sie mir nicht Vorurtheile für Geſetz, nicht Uſurpation für Unrecht. Zeit und Beſitz befeſtigen

Bibl. Univer Lips.

die Macht des Ungerechten, aber machen ſie niemals rechtmäßig. (*)

Das Licht flattert zu ſehr, Corinna, ſchieb es weiter: aus dem Leſen wird doch heute nichts mehr werden. Ich muß zu euerm Ruhme ſagen, daß ihr Frauen lange nicht ſoviel Stolz und Sicherheit auf eure Vorzüge habt, als die Männer. Denn ſonſt würdet ihr es ihnen im Fall der Noth, ſo gut wie Sie, ganz gemächlich und ohne Entrüſtung abgeben können. Ihr könntet dieſe Gabe von euern Schweſtern, den Italmenen (**), lernen. Dieſe haben

(*) Corinna ſcheint die Briefe der Cateeby geleſen zu haben: Heureux hommes, combien la difference de l'education, les prejugés, l'Uſage donnent d'avantages à ce ſexe hardi, qui ne rougit de rien, dit et fait tout ce qu'il veut! Que de Reſſources il a ſeu menager pour ſon orgueil, pour ſes interêts! Il rampe ſans honte à nos pieds; nos mepris ne l'aviliſſent point; nos dedains ne peuvent le rebuter; bas, quand il deſire; fier dès qu'il eſpere; ingrat lorsqu'il obtient . . . . . Serpent ſouple et agile, qui, ainſi que celui de Milton, ſe courbe, ſe replie pour fixer notre attention et la detourner du piège, qu'il nous tend . . . . . Cher ami, ne me donnez point des prejugés pour des loix, ni l'Uſurpation comme un titre. Le tems et la poſſeſſion affermiſſent le pouvoir de l'injuſte, mais ne le rendent jamais legitime. Dans cette route difficile, où nous voyageons enſemble, le Ciel nous a placés ſur la même ligne; je puis marcher votre egale, et je n'admets point de diſtinctions entre des Creatures, qui ſentent penſent et agiſſent de même.

(**) Auf Kamſchatka. Ein in ſeiner Mythologie ganz originales Volk. S. Stellers Beſchreib. von Kamſchatka.

ihre Spöttereyen über die Mannsleute sogar in ihre Schöpfungshistorie eingewebt, so daß ihre Glaubenslehre in einer völligen Blasphemie ihres Gottes besteht. Denn ihr Gott Kutka ist ein Tropf, über den sich sogar die Mäuse lustig machen, und ein Ausbund von absurder Dummheit. Sein Werk, die Welt, ist daher auch so voll Schnitzer, daß alles Gute, was noch darinn ist, Verbesserungen von seinem Weibe Chachy sind. Um soviel klüger ist Chachy. Wer kann zweifeln, daß Weiber die Erfinder dieser Mährlein waren und ihren Muthwillen und Schalkheit darinn ausgedrukt haben? Die Männer dieser Halbinsel verdienen es auch. Sie haben sich der faulsten Trägheit und den Weibern die ganze Haushaltung überlassen. Und da auf dieser Halbinsel weder Krieg noch einige obrigkeitliche und öffentliche Geschäfte vorfallen, so haben die Männer keine Gelegenheit, sich in ihrem Vermögen zu zeigen. Ob es nun gleich eben aus ihrer verächtlichen Spötterey hervorleuchtet, daß sie sich bravere und klügere Männer wünschen: so bliebe es dennoch nur für euer Geschlecht der einzige Weg, um an dem unsrigen eine gemächliche Spötterey ohne Entrüstung auszuüben, wenn es euch gelänge, lauter Dudelköpfe zu Männer zu haben. Wenn ihr aber das nicht wollt, so vertraget lieber einigen Spott, und überlaßt es nur den Männern selbst, euch zu rechtfertigen. Denn sobald ihr selber einmal dazu Gelegenheit nehmt: so entwischt euch gewöhnlich, was ihr euch nicht solltet merken lassen, nemlich eine Unzufriedenheit über den Unterschied, den die Natur unter beyden Geschlechtern gemacht hat. Da man

leſt du, Corinna, ſtatt eines Mannes ſogleich einen Löwen.

Alſo haſt du doch gehört! ich glaubte, das flakternde Licht hätte dich ganz allein beſchäftigt.

Wer kann, fuhr Tireſias fort, wer kann eure Beſchuldigungen ganz und gar leugnen, ohne ſich ſelbſt in den Verdacht derſelben zu ſetzen! Freylich, es giebt leyder! Tölpel genug unter unſerm Geſchlechte, die ſich, unter dem Vorwande von rechtsmäßiger Ueberlegenheit, gegen die ſchwächere Hälfte Ungerechtigkeiten erlauben, ihre Frauen durch Unweisheit und Schwäche unglüklich machen, und doch voll Pretenſion auf Weisheit, Stärke und Edelmuth vom beſſern Weibe Gehorſam und Unterwerfung fodern. Man könnte zwar ſagen, daß die gegenſeitige Aufführung des weiblichen als klagenden Theils alles Wett mache. Weil aber ſogleich die Antwort folgen würde: daß die Vergehungen der Weiber nur Repreſalien und Folgen von der unvernünftigen Regierung der Männer ſeyen: ſo will ich alle Vorwürfe gegen unſer Geſchlecht weder leugnen noch rechtfertigen. Allein, wenn Corinna jenen Gedanken, womit ich die beſpotteten Fehler der Weiber vertheidigte, (man müſſe die Eigenſchaften des Geſchlechts, aus denen ſoviel Fehler und Klagen entſpringen, nicht ausrotten, ſondern nur verhüten, daß ſie nicht ausarten) auch auf unſer Geſchlecht anzuwenden beliebte; wenn man unſre entſetzlichen und überſchwenglichen Fehler, Mängel, Gebrechen, Sünden, Niederträchtigkeiten und verdammliche Untugenden (welches alles nicht gut iſt) nicht für unſere

Eigenschaften, sondern nur für Ausartungen derselben ansehen möchte: so wäre dir, meine Theure, alles, alles zugestanden.

„Zugestanden? Wenn nur nicht eure vermeinte Eigenschaften selbst die größten Unarten wären; und euer Eigenthum der Stärke des Leibes und Geistes nur bloße unverschämte Pretension, die euch der Unterschied der Erziehung, das Vorurtheil und der Gebrauch beygebracht haben."

„O daß die Frauen doch so gern den Mann zu sich herunter hätten" sagt der Jude Nathan. Und Corinna will also keinen natürlichen und gesellschaftlichen Unterschied zwischen beyden Geschlechtern gelten lassen?

„Weil eben dieser Wahn, so lang er dauert, an sich selber schon Ungerechtigkeit ist, und aus ihm unvermeidlich jede andere entsteht. Dieser Wahn allein berechtigt den Mann alle Geschäfte von Wichtigkeit an sich zu reissen und uns nur alle Kleinigkeiten zu überlassen."

Ey, ey! bloße Kleinigkeiten? Versündige dich nicht, Corinna!

„Haben die Herren nicht alle öffentlichen Geschäfte, Recht und Gericht und Wissenschaften sich allein vorbehalten? Eben dieser Wahn berechtigt sie auch, uns, wie Kinder, bey jeder Unterschrift, bey jeder Bürgschaft unmündig zu machen; selbst über unser Eigenthum als ungebetene Vormünder unsre Hände zu binden; und uns Gesetze des Wohlstandes und der Zucht, von denen sie sich selbst ausnehmen, aufzulegen."

Cassius.

Messala, heut ist mein Geburts-Tag; an diesem nemlichen Tage ward Caßius gebohren. Gieb mir deine Hand, Messala; sey du mein Zeuge, daß ich, wie einst Pompejus, wider meinen Willen genöthigt worden bin, Roms und unser aller Freyheit auf eine einzige Schlacht zu sezen. Du weißt, daß ich allezeit fest an den Lehrsäzen des Epicurus hielt; aber nun bin ich in andern Gedanken, und kan mich nicht erwehren zu glauben, daß es Dinge giebt, die das Künftige vorbedeuten. Da ich von Sardes kam, fielen zween grosse Adler auf unser vorderstes Signum, und da sassen sie auf, und frassen heißhungrig den Soldaten aus den Händen, die mit uns hieher nach Philippi gekommen sind; allein diesen Morgen sind sie wieder weggeflogen, und an ihrer Statt fliegen Raben, Krähen, und Geyer über unsern Köpfen, und schauen auf uns, als eine gewisse Beute, herab; ihre Schatten scheinen einem fatalen Baldachin zu gleichen, unter welchem unsre Armee bereit ligt, den Geist aufzugeben.

Messala.

Glaubet das nicht.

Cassius.

Ich glaub' es auch nur zum Theil; denn ich bin frisches Muths, und entschlossen aller Gefahr standhaft entgegen zu gehen.

Brutus.

Eben so, Lucilius. Cassius.

Ey, liebe Corinna, wenn das alles nicht Verfügungen von uns, sondern von der Natur selbst wären, die uns anriethe, euer Geschlechte zu schonen! Denn ich weiß doch keinen Zeitpunct in aller Weltgeschichte, darinn einmal das gegenwärtige Verhältnis, gewisse Gewohnheiten abgerechnet, nicht gewesen wäre. In allen Zeitaltern und Völkern findet man das Weib in allen Dingen, die du anführtest, dem Mann untergeordnet.

Und darum soll diese Unterordnung natürlich seyn? sagte Corinna. Soweit die Geschichte und Geographie reichen mag, haben wir keinen Menschen anders als auf zween Füßen gefunden: und doch hat Einer bewiesen, daß der Mensch natürlich auf vieren gehen muß.

So mag dann, sagte Tiresias, indem er die Fäden des Lichts von einander streifte, die Ueberlegenheit euers Geschlechts —

Mit nichten, fiel Corinna ein, wir bestehen nur auf der Gleichheit.

So mag dann die Gleichheit eures Geschlechts mit dem Unsrigen eben so natürlich seyn, wie der Gang auf Vieren. Ich will dir aber eine andere Beobachtung zuschanzen, die scheinbarer ist, und den Vorrang der männlichen Race verdächtiger machen kann. Ich meyne den Rangunterschied der Rechten und Linken. Die Rechte sey das männliche Geschlecht; und die Linke das weibliche. Und wenn du erlaubst, so will ich in einer ausführlichen Darstellung meines Gedankens eine Haupteinwendung unterstützen, die euer Geschlecht gegen die Ueberlegenheit des unsrigen machen kann.

O eine überschwängliche Großmuth! sagte Corinna. Ich will doch hören, und dich ununterbrochen reden lassen.

Und Tiresias fuhr fort: Ich habe schon mich und andere gefragt, wenn und auf welche Weise die Rechte zu einer Ehre gekommen sey, der sich die Linke ganz und gar begeben muß. Ist es Wille der Natur, oder Eigensinn der Mode und des Gebrauchs? In den ältesten Zeiten, wie heut zu Tage, in den entlegensten Gegenden, so wie bey uns, überall wo Achtsamkeit im Umgange herrschet, sagt man ja zu dem, den man ehrt, setze dich zu meiner Rechten. Für Willkühr der Mode kann ich diese Sitte nicht so leicht ansehen, da sie so allgemein ist.

Und dennoch finde ich in der Einrichtung unsers Körpers keinen einzigen Wink, der uns auf diesen Rangunterschied hingewiesen hätte, keinen Vorzug, der ursprünglich der Rechten vor der Linken zukäme. Unsre beyden Flanken haben sich, so genau man sie auch vergleiche, einander nichts vorzuwerfen. Die vollkommenste Symmetrie an beyderseitigen Ohren, Füßen und Händen. Und ohnerachtet ich die weiblichen Brüste nur an Statüen betrachtet habe, sollte ich doch denken, Corinna, daß eure Rechte nicht runder und voller als eure Linke wäre: und so im übrigen bey unserm Geschlecht. Und nicht nur Gleichheit auf beyden Seiten: sondern die Linke hat noch den Vorzug, daß in ihr das Herz wohnet, der Sitz des Lebens und Muthes, und unter dem Herzen der Degen, den wir aber mit der Rechten führen, welche von jeher geschworen, geschrieben, und gefochten hat.

Alſo, daß die rechte Hand, nicht das Auge, nicht der Fuß, ſondern die rechte Hand allein der ganzen Seite die Ehrenſtelle verſchaft hat; die Stelle der Treue, der Geſchiklichkeit, der Tapferkeit und des Schutzes. Und ſo wäre es wohl zu begreifen, daß eben von dieſen ehrwürdigen Aemtern, welche die rechte Hand behauptet, ſich die Ehrenſtelle der ganzen Seite herſchreibt.

Aber hier kehrt immer die Frage wieder: Woher iſt die Rechte zu dieſen Würden erhoben und die Linke davon ausgeſchloſſen worden, ſo daß jene ſich ganz allein in den Beſitz der Treue, der Geſchiklichkeit und des Vermögens geſezt hat; und dieſe in den Verdacht der Ungeſchiklichkeit, Treuloſigkeit, ja ſogar des Unglüks gerathen iſt. Hat Zufall, Willkühr, oder Natur das angeordnet?

Natur? — Erſcheinungen der Natur, wie z. B. der Gebrauch der Sprache, körperliche Bewegungen bey Affecten, Tanzen, Weinen, Küſſen, ſind immer, weil ſie in der Einrichtung und dem Baue des Körpers liegen, leichter; und, weil ſie leichter ſind, auch allgemeiner. Nun ſehe ich wohl, daß der Gebrauch der Rechten weit allgemeiner iſt, als der Linken; und es iſt mir noch in keinem Reiſebuche von Herodot an bis auf Förſter ein Land von lauter Linkhänden aufgeſtoßen. Ich ſehe auch wohl, daß der Gebrauch der Rechten leichter iſt, als der Linken. Aber ſehen kann ich nicht, warum die linke Hand, die uns am Leibe eben ſo nahe wie die andere hängt, wenn ſie, wie jene, geübt würde, nicht eben ſo leicht ein Werkzeug der Geſchiklichkeit

und Tauferkeit bey allen werden könnte, wie sie es bey einigen Ausnahmen wird. Es wäre dann, daß in der Rechten eine verborgene Anlage zur Behendigkeit und in der Linken eine angebohrne Trägheit läge, welches mir aber kein Zergliederer zugestehen will. Und so lang' ich davon nicht überzeugt werde, so muß ich bey dem Gedanken bleiben: daß Nachahmung, Mutter, und Zufall, ohne zu wissen, welches? der Rechten ihr allgemeines Privilegium verschaft habe; und daß ihre Schwester, die Linke, blos dadurch in den Verdacht der Unbrauchbarkeit, der Untreu, und sogar des Unglüks gerathen sey, weil sie von der andern in Unmündigkeit und Unthätigkeit erhalten wurde. Was meynest du, Corinna? Ich glaube hierin alles gesagt zu haben, was euer Geschlecht, als die Linke, gegen die angebohrne Ueberlegenheit des männlichen, als der Rechten, einwenden kann.

Ich will dich aushören, sagte Corinna, neugierig, ob noch ein Aber folgen werde; und ob du mit der Linken uns das wieder nehmen werdest, was du uns mit der Rechten gegeben hast. Ich erwarte nun die Anwendung auf beyde Geschlechter und werde dich reden lassen.

Tiresias, indem er beyde Hände, die er auf dem Rande des Tisches liegen hatte, gegen die zurükfahrende Schultern aufhob, fuhr im Rednertone, den er aber bald sinken ließ, also fort: Der müßte nicht Augen haben, der so viele Beyspiele von weiblichen Talenten übersehen wollte, die es den männlichen gleichthun, wenn sie durch eine männliche Erziehung

ausgebildet waren. Die Zahl geſchikter Linkhände iſt bey weitem kleiner, als die Zahl von Weibern, die es mit Männern aufnehmen können. Ihr könnt aus alter und neuer Zeit, ohne euch einmal auf die Päbſtin Johanna zu berufen, Weiber aufzählen, die auf Thronen wie Männer über Männer geherrſcht haben. Ohne das Mädchen von Orleans aufzuwecken, könnt ihr Weiber nennen, die wie Helden für ihr Vaterland gefochten. Ihr könnt Weiber aufweiſen, die wie Männer gedacht, erfunden und geſchrieben haben. Und was mache ich Umſchweife! Alle Männertalente könnt ihr mit einem lebendigen Zeugnis in einer einzigen eurer Schweſtern vereint aufzeigen, in dem Chevalier oder Fräulein d'Eon Beaumont, die als Ritter, Staatsmann, und Gelehrter, uns gewieſen hat was ein Weib vermöge. Sie liegt dir im Sinne, das weiß ich, Corinna. Es iſt Wunder, was die männliche Erziehung an ihr gethan; Wunder, was ſelbſt die männliche Kleidung, und die frühe Ueberredung, ſie wäre ein Mann, an ihr vermochte. Indem ſie ſich von Kindheit auf im Mannskleide, unter männlichen Spiel- und Schulgenoßen, nicht anders als Mann denken konnte und unwiſſend ſich ſelber belog: ſo machte Sie die Natur ſelbſt irre, daß dieſe das Geſchlechtsgefühl verſchieben mußte, bis Ueberlegung es gänzlich zum Schweigen brachte. Ich würde freylich keine meiner Töchter, wenn ich welche hätte, in dieſe Gefahr ſetzen: aber genug, dieſe Probe iſt doch einmal gelungen. Das Gefühl gegen Männer konnte ſchwerlich rege werden, da ſie ſich von jeher ſelbſt als Mann betrachtete: und gegen das weibliche Geſchlecht hatte

ihr die Natur keine Neigung gegeben; wiewohl dieſe, wie ich wähne, in ſolchem Fall eine verkehrte Richtung hätte nehmen und unnatürliches Gefühl erregen können. Was aber wollte ich ſagen? Ja! Erziehung, das heißt, Uebung, Nachahmung, Gewohnheit kann alſo viel machen, kann der unterdrükten Linken zur Geſchiklichkeit der Rechten verhelfen. Und warum ſollte ſie jene Verwandlung, die ſie an dem Fräulein machte, nicht an mehreren eures Geſchlechts bewirken können?

Wenn nur nicht, ſagte Corinna, eben aus der Beſorgnis, daß durch Erziehung unſer Geſchlecht jene Wendung nehmen könnte, das eurige genug Anſtalten und Vorkehrungen dawider gemacht hätte. Um einem Mädchen eine männliche Erziehung zu geben, wäre immer erſt eine ſolche Verheelung und Verkleidung, als bey der d'Eon de Beaumont nöthig, damit nicht Schulmeiſter und Polizeydiener dagegen Einſpruch machten. Ich rechne das mit zu der kleinen Denkungsart eures Geſchlechts: daß ihr, aus Beſorgnis, eure uſurpirte Ueberlegenheit zu verlieren, ſo eiferſüchtig auf die genaue Grenzſcheidung beyder Geſchlechter haltet, in Kleidung, Spielen und Uebungen. Und einen augenſcheinlichen Beweis von dieſer ungroßmüthigen Uſurpation liefert ſelbſt die Begegnung, die man in Frankreich der d'Eon Beaumont bewieſen hat. Wie ängſtlich hat man darauf gedrungen, daß Sie eure Hoſen, welche ſie ſo lange mit Anſtande getragen, mit einem Unterrocke, der ſie nicht mehr kleidete, vertauſchen muſte. Man machte ſich eine Freude, Sie zur Scheu für die andern Pretendenten unſeres Geſchlechtes, die ſich etwa

finden könnten, durch die weibliche Kleidung gleichsam zu brandmarken.

Ohne hier das französische Gerichtsurtheil zu untersuchen (welches ich freylich gemildert hätte) will ich annehmen, daß das Fräulein d'Eon nicht ein blos einziges Phänomen, blos eine seltne Ausnahme von eurem Geschlechte sey (denn das wäre dir nur ein hinterlistiges Lob) ich will glauben, daß die Kräfte und Anlagen aller Schönen einer solchen Erziehung, wie der Beaumont ihre, entsprechen würden: was würden die Schönen werden! aufs höchste, wie Beaumont, nur eine Spielart, ein drittes zwischen Mann und Weib. Denn die Männin d'Eon selbst ist bey ihren unterscheidenden Talenten und männlichen Vorzügen, doch nichts andere, als eine Spielart. Dieser Sie konnte nicht Kinder zeugen, sondern gebären: und da Sie das erste nicht konnte und das andre nicht wollte: so kann man diesen Sie weder Mann noch Weib nennen, sondern das Mensch.

Ich verstehe dich nicht, sagte Corinna! Was soll hier der grobe, leibliche Unterscheid der Geschlechter? Wir reden ja von dem sittlichen und geselschaftlichen Verhältnis derselben.

Ja! liebe Corinna, eben der leibliche Unterscheid, den so leicht keiner für eine Wirkung der Mode und des Gebrauchs angeben wird, ist der Umstand, der mich hindert, jenen willkührlichen Gebrauch bey der Rechten und Linken, noch weiter auf die Rangordnung beyder Geschlechter anzuwenden. Dort fanden wir keine verborgene Anlage zum Unterschiede, keinen angebohrnen Vorzug in der Rechten vor der Linken.

Hingegen erzeuget eben der leibliche Unterſcheid, den die Natur bey beyden Geſchlechtern gut befunden, das beſondere ſittliche Verhältnis unter denſelben, wovon ſich d'Eon Beaumont ſo lange befreyt ſah, ſo lange Sie jenen leiblichen Unterſcheid zu verleugnen Stärke hatte. So lange es aber beyden Geſchlechtern daran gelegen iſt, ihr leibliches Verhältnis zu Erhaltung des Menſchengeſchlechtes zu nützen: ſo müſſen auch beyde ſich das ſittliche Verhältnis, das aus dem erſtern folget, gefallen laſſen. So lange muß auch beyden Geſchlechtern daran gelegen ſeyn, dieſen moraliſchen Unterſcheid durch Erziehung auszubilden und ſolche Spielarten, wie d'Eon zu verhindern. Ohnedem würde die Raretè du fait aufhören, wenn es gelänge, dieſe häufiger zu machen; und mithin auch die Urſache wegfallen, um deren willen man ſich in den Streit und das Widerſtreben gegen die Natur einließe.

Ich verſtehe von dem allen nichts, ſagte Corinna. Du ſteckeſt dich hinter Worte, die wie Schatten wanken. Natur, Spielart, leibliches und ſittliches Verhältnis hinten und vorne! Und überdem ſcheineſt du mir einen Satz willkührlich einzuſchieben, den du erſt beweiſen ſollteſt, daß nemlich aus dem leiblichen Unterſchiede der Geſchlechter auch ein ſittlicher folge.

Du haſt Recht, Corinna! es iſt gemein, daß man Dinge, die mit der Hand zu greifen ſind, am ſchwerſten mit dem Verſtande greife. Auch haben die ſpäten Abendſtunden, wie dieſe, das an ſich, daß die Gedanken, die am Tage helle und ſtetig waren, in der Dämmerung hin- und herflattern, und

eher Einfälle und vertrauliches Geschwätz, als helle und aneinander hangende Speculationen erzeugen. Und dann bist du auch zu fleißig im Einschenken. Entschuldige daher mein Geschwätz, und sage mir, wenn ich abbrechen soll.

Rede nur ungestört, ich will hören, sagte Corinna, und nahm zum Schein ihr Filet in die Hand.

Und Tiresias, indem er andächtig eine Hand in die andere schlug, fuhr also fort: Er, der alles so weise und so gut machte, hat auch das fräuliche Geschlecht (und das wird keine Corinna leugnen wollen) also gebaut, daß sie in gewissen Fällen nicht anders denn unterliegen können und wollen.

Mit dieser einzigen Anlage zu fallen hat die Natur, wie Sie es ihrem Freunde Rousseau gestanden hat, nöthig gefunden, den schwächeren Körper, den stärkern Anreiz, die größere Lebhaftigkeit, die heilige Schaam, und die Gabe der Gefälligkeit zu verbinden. Es wäre wohl schon längst, wenn es angienge, versucht worden, die beyden Rollen der Geschlechter umzuwechseln. Da dieser Umtausch aber noch nie gerathen ist: so scheint es kein bloßer Einfall zu seyn, was die Beobachter des Menschen, die Dichter, seit Lamech von der Modification beyder Geschlechter verzeichnet haben. Und was nun Milton der Eva, nach dem Gesicht in der Quelle, und nach der ersten Begegnung ihres Adams, gestehen läßt; was Gleim in der Schöpfung des Weibes beyden Geschlechtern zuerkennt: das haben die Philosophen nur in Lehrsätzen entwickelt, ein Rousseau, ein Beobachter des Erhabenen und Schönen, und aus dessen Mun-

de ein Nichtchriſtlicher Philoſoph (*) und alle Hageſtolzen und Eunuchen, die über das Geſchlechterverhältnis geſchrieben haben. Dieſer Antheil der Stärke, der Dreiſtigkeit, des Ungeſtümes von einer Seite; und der Schwäche, Gefälligkeit, Klugheit und Zurückhaltung von der andern, ſchaffet dieſe wunderbare Abſonderung, die beyde Geſchlechter auch vor der Entwickelung des Geſchlechtsgefühls unterſcheidet, und auch vor demſelben ſie näher verbindet. Denn, wenn die Natur die Geſchlechterſcheidung zu der Hauptabſicht, warum ſie jene ſtiftete, noch nicht oder nicht mehr nutzen kann: ſo erreicht ſie dennoch eine andere, die ihr eben ſo lieb iſt, eine Verbindung, die das Leben ihrer Kinder ſchmakhafter, lebendiger und gemächlicher macht, als der ſteife und monotoniſche Umgang eines und des nemlichen Geſchlechtes. So feſt hat ſie das ſittliche Verhältnis beyder Geſchlechter mit dem leiblichen vereinigt. Sie macht, daß Knaben und Mädchen ſich näher an einander halten, und daß auch Greiſe und alte Matronen ſich bey einander beſſer befinden. Daher mir auch die Ehe unter Perſonen, die beyde zur Zeugung unfähig ſind, noch immer zuläßig dünket; weil Hageſtolze und Veſtalinnen ſich ſelber zuerſt überläſtig und es dann auch andern werden. Ich ſelbſt würde nie ſoviel Luſt haben zu koſen, wenn an deiner Stelle mir gegenüber ein männlicher Freund ſäße. Ohne dich, liebe Corinna, würde mir der Stand meiner Witwerſchaft nur halb ſo erträglich ſeyn. Und darum gönnte ich auch dem ehrlichen Philo gern eine Verbindung dieſer Art, die ihm ſeine Einſamkeit erträglich machte.

(*) In den pädagogiſchen Unterhandlungen.

Caſſius.

Nun, edler Brutus, die Götter ſtehen an dieſem Tage auf unſrer Seite, damit wir, Freunde in ruhigern Zeiten, unſre Tage zu einem glüklichen Alter fortführen. Allein, da doch die menſchlichen Dinge immer ungewiß bleiben, ſo müſſen wir an das ärgſte denken was uns befallen kan. Verliehren wir dieſes Treffen, ſo haben wir uns izt zum leztenmal geſprochen. Was ſeyd ihr in dieſem Fall entſchloſſen zu thun?

Brutus.

Was diejenige Philoſophie mir vorſchreibt, nach welcher ich den Cato tadelte, daß er ſich ſelbſt das Leben genommen; ich weiß nicht wie, aber ich find' es unedel und feigherzig, aus Furcht vor dem was uns begegnen mag, ſich ſeine Lebenszeit abzuſchneiden; in meinen Augen iſt es wahre Tapferkeit, mit Geduld gerüſtet alles abzuwarten, was die höhern Mächte, die uns hier unten beherrſchen, über uns verhängen mögen.

Caſſius.

Wenn wir alſo das Treffen verliehren, ſo ſeyd ihr es zufrieden, im Triumph durch die Straſſen von Rom geführt zu werden?

Brutus.

Nein, Caßius, nein; denke nicht, du edler Römer, daß Brutus iemals gebunden nach Rom gehen wird; ſein

Wie kommſt du auf Den, Bruder?

Wahrlich, Corinna, das angenehmſte Vergnügen des Umganges, die Artigkeit und Galanterie, liegen in der gegenſeitigen Abhängigkeit beyder Geſchlechter; und dieſe, wie geſagt, in der euren Geſchlecht eigenen Anlage. In dieſer liegt auch weiter die geſellſchaftliche Unterordnung beyder Geſchlechter, und die Vertheilung ihrer Pflichten und ihrer Befugniſſe. Die Frau trägt von jedem Falle ſoviel davon, daß der Mann verbunden iſt, ſie in allem, wie möglich, zu ſchonen. Der Mann muß die ſchwerern; die Frau die leichtern Geſchäfte verrichten. Wenn ſie feſtes Haus haben und nicht unſtät umherſtreichen dörfen: muß der Mann die Geſchäfte außer dem Hauſe, die Frau innerhalb demſelben abwarten. Allen öffentlichen Aemtern, wo Geiſt und Körper ſtrenger und anhaltender arbeitet, muß der Mann ſich unterziehen, und alles übernehmen, was die Frau nicht thun könnte, ohne die Geburt, die Ernährung und Erziehung ihrer Kinder, die Pflege und Wirthſchaft ihres Hauſes zu vernachläßigen und ſich ſelbſt zu übertreiben. Bey dieſer Vertheilung der Pflichten muß eines von beyden, weil ſie ein Paar ausmachen ſollen (*), das Wort führen, und in gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen den Ausſchlag geben. Weiter erſtrekt ſich der Befehl und die Herrſchaft nicht, die ein Theil in der Ehe führen muß.

(*) Inferior matrona ſuo ſit, Priſce, marito:
Non aliter fuerint Femina Virque pares.

Mart. L. 8. epig. 12.

Wer dieſe Unterordnung weiter ausdehnt, übet Tyranney und Gewaltthätigkeit aus, und ſpricht dadurch den andern Theil vom Gehorſam los. Und dieſen Befehl hat die Natur demjenigen Theile auftragen müſſen, der allgemein betrachtet, ſeinen Kopf und Körper öfter in ſeiner Gewalt hat.

Das wird wohl den Mann treffen, ſagte Corinna.

Auch die Frau könnte dieſes Recht haben, ſagte Tireſias, wenn nur Mann und Weib von Zeit zu Zeit ihre Structur, wie die Conſules in Rom und die Rectores der Univerſitäten ihre Faſces, wechſeln könnten. Wenn dies aber nicht angeht: ſo iſt es rathſam, daß jene Unterordnung beſtändig bey Einem Geſchlechte bleibe. Es giebt freylich Männer an Leib und Geiſt ſo ſchwach, und hingegen Frauen an beyden ſo ſtark: daß es ſolchen Ehen vortheilhaft ſchiene, wenn die Obrigkeit zugäbe, daß die Braut dem Manne bey der Trauung zur Rechten ſtünde; oder wenn die Mode der alten Sazer wieder aufkäme. Wenn deren Einer ein Mädchen heyrathen wollte, gieng er vorher mit ihr einen Kampf ein: und lag ſie oben, ſo führte ſie ihn gefangen, und behielt über ihn die Herrſchaft: wenn ſie unterlag, wurde ſie von Ihm beherrſcht. Unſere Zeiten ſind aber zu artig, als daß ein oder der andre Theil ſich zu dieſer Probe verſtehen ſollte. Und ohnedem, wenn ſie auch eingegangen würde, bliebe ſie, wie ich wähne, doch unzureichend, die Herrſchaft zu entſcheiden. Es müßte vorher bey dieſer Ueberlegenheit des Weibes an Kopf und Arm ausgemacht werden, ob Sie Kinder zeugen, und Er

gebären könne; oder ob ſie beyde darauf Verzicht gethan? Denn ohne dieſe Einſchränkung könnte doch das ſtärkere Weib die errungene Herrſchaft nicht lange ohne Schaam behaupten. Daher bleibt es immer beſſer, daß die Obrigkeit ſolche Ausnahmen, wo das Weib an Kopf und Arm dem Mann überlegen iſt, und wo die Frau das Recht zu befehlen von dem Manne erhält oder erzwingt, ſtillſchweigend überſehe, bis ein oder der andre Theil darüber Beſchwerden führt. Denn ſollte ſie einmal ſolche Ausnahmen berechtigen: wie viel Ausnahmen würden durch eine übelverſtandene Eitelkeit von einer Seite, und durch eine närriſche Galanterie von der andern zu fürchten ſeyn! Jede unvernünftige Frau würde eine Ausnahme werden wollen.

Wenn Frauen ja zu Männerrechten gelangen könnten, und ihnen rechter Ernſt wäre, ſie zu erhalten: ſo ſollte man das in ſolchen Staaten, wo eine Frau den Thron ziert, am erſten erwarten. Die Geſchichte liefert uns aber kein Beyſpiel, daß die Semiramiſſe, die Cleopatren, die Margarethen, die Chriſtinen, ihr Geſchlecht in die Männerrechte geſezt hätten, Damen zu Feldmarſchällen, Großkanzlern, Richtern, Superintendenten u. ſ. w. beſtellt, oder durch ausdrükliche Verordnungen dem Weibe im Hauſe die Rolle des Mannes zu ſpielen gegeben hätten. Ich glaube vielmehr, daß die Frauen eher durch einen gekrönten Mann als durch eine Frau dieſes Vorrecht erhalten könnten. Denn eine Frau auf dem Throne verleugnet von Stund an ihr Geſchlecht, und ſucht durch männliche Handlungen den Ruhm eines Mannes; um den Lobſpruch zu hören, daß

die Natur blos von außen ihr einen Queerſtrich gemacht habe. Ich bewundere daher die Großmuth der Königin von Oktyhampohuda, als der Erſten, die nach den neueſten Gazetten die Erhebung ihres Geſchlechts verſucht haben ſoll. Beſonders iſt mir eine Stelle in ihrem darüber erlaſſenen Edict aufgefallen, wo es alſo lautet: „Mithin wollen, befehlen und ordnen Wir, daß Unſere Schweſtern de dato — mit ihrem Unterrocke zugleich die verſtellte Verſchämtheit ablegen, zu gewiſſen Zeiten den Mann auffodern, die Männer gegentheils ihre bisherige Unverſchämtheit unterdrücken, und ſich züchtiglich wehren und weigern ſollen. Die Weiber mögen ſich üben, eine rauhe Stimme zum Befehlen anzunehmen; die Männer hingegen mit einer weichen und ſanften Stimme zu ſchmeicheln, u. ſ. w.“ Uebrigens enthält dieſes Edict alle mögliche Gründe, welche die Aufhebung dieſer ungerechten und uſurpirten Unterordnung erheiſchet haben. Einige ſpätere Nachrichten aber wollen verſichern, daß nach Publicirung dieſes Edicts einige Frauen, welche ſchon vorher insgeheim die Rolle des Mannes im Hauſe übernommen hatten, jezt dieſelbe haben fahren laſſen. Nur allein einige alte Jungfern und Sprödе, ſollen unter dem Vorwande des Gehorſams die angetragenen Aemter angetreten; die andern aber alle Ihro K. Majeſt. um den Widerruf des Edicts gebeten haben: nicht eben aus falſcher Schaam, ſondern, weil ſie ſich lieber, wie ich glaube, mit einer verdekten Herrſchaft im Hauſe und im Staate begnügen wollen. Dabey ſie auch beſſer fahren: denn es iſt immer ein größerer Kitzel, Herren zu regieren, als Herr zu ſeyn.

Corinna hatte während der leztern Rede ihre Augenlieder sinken lassen, und über dem Gewebe zwischen ihren schwebenden Händen hieng ihr Köpfchen ein paarmal nickend, als ob sie schläfrig wäre. Tiresias wollte das aber nicht bemerken: und da sie bey der Pause, die er nun machte, die Augen schnell aufriß und wischte, fuhr er, ohne erst anzufragen, also fort:

So unleugbar also der Unterscheid beyder Geschlechter ist —

Bist du noch immer auf demselben Flek? sagte Corinna. Mag dann der Unterscheid beyder Geschlechter so unleugbar seyn, wie er wolle: so bleibt doch der Streit über den Vorzug und den Rang derselben immer ein müßiger Streit. Wir dringen auf keinen Rang und Vorzug; nur auf Gleichheit, und die kann mit jenem Unterschiede wahrhaftig bestehn.

Will ich denn was anders sagen, liebe Corinna? Denn, da jenen Unterscheid die Natur nur darum abgezielt hat, um eine desto größere Vereinigung zu einer gemeinschaftlichen Glükseligkeit zu stiften: so hat sie auch für eine gleiche Würde und Glükseligkeit unter den beyden verschiedenen Hälften gesorgt. Die anscheinenden Schwächen des Weibes geben derselben durch die Gewalt der Reize, der Schmeicheley und der Gefälligkeit, eine solche Ueberlegenheit: daß die Stärke des Mannes nur eine schwache Vergütung zu seyn scheinet, um unter beyden Hälften das Gleichgewicht zu erhalten.

Die anscheinenden Vorrechte der Männer sind nur Lasten, die dem Weibe erspart werden.

Die Pflichten des Weibes sind eben so ehrenhaft und tragen zur Erhaltung und Wohlfahrt der menschlichen Gattung eben so viel bey, als die Männerpflichten. Ihre sitzenden Geschäfte sind so nothwendig, daß, wenn die Weiber sie nicht thäten, die Männer sie thun müßten.

Tugenden und Fehler auf beyden Seiten gleich: und ein Geschlecht befördert des andern Fehler und Tugenden.

Vergehungen eines Geschlechts gegen das andere sind immer mit gegenseitigen Naturstrafen begleitet. Unterdrückung des Weibes macht dem Manne, dessen Unbesonnenheit sie eingeführt, nicht einmal, wie die Herrschaft dem Weibe, das Vergnügen der Eitelkeit, und raubt ihm alle Wonne ehelicher Gesellschaft. Denn die kann nicht seyn zwischen Tyrann und Sklave. Eben so Verachtung des Mannes und Aufkündigung des Gehorsams bindet das ganze Haus vom Gehorsam der Rebellin los, und unterwirft diese irgend einer weit schimpflichern Herrschaft. Eben so strafen sich auch Untreu und Unzucht auf beyden Seiten selber. Im Gegentheil, so wie die Gleichheit unter beyden Gattungen in den verschiedenen Stufen der Cultur zunimmt: so wächset auch die Summe gesellschaftlicher Tugenden und Wohlfahrt an.

So hättest du gleich im Anfange reden sollen! sagte Corinna.

Niemals aber muß diese Gleichheit sich bis auf die Eigenschaften des Geschlechtes ausdehnen. Die Vertauschung derselben durch eine misverstandene Accommodation bringet eine Entfernung und Ausartung

hervor, bey der ſich beyde Geſchlechter einander verächtlich und unerträglich werden. Ich bedaure die ſüßen Männchen und die amazoniſchen Weiber.

Nie muß auch eine übelverſtandene Gleichheit die geſellſchaftliche Unterordnung beyder Geſchlechter in ihren gegenſeitigen Pflichten zerrütten. Denn eben dieſe Unterordnung vereinigt die beyden ungleichen Hälften ſo, daß ſie gleichen Theil an Würde und Glükſeligkeit behaupten. Ein Hausvater, der ſein Weib als Hausmutter erkennt, wird eben ſo ſehr auf ſein Anſehen halten, als Befehlen haſſen. Denn, muß er ſchon ausdrüklich befehlen, ſo hat er die Herrſchaft nicht mehr; oder er hat ſie nur über eine Magd und keine Frau. Der wahre Herr des Hauſes wird ſeiner Frau es immer zum Verdienſt anrechnen, wenn ſie ihm folgt, und in Berathſchlagungen, wo es nicht ſo lejcht auseinander zu kommen wäre, und doch eilfertiger Schluß nöthig iſt, ſeine Stimme den Ausſchlag geben läßt. Nur in Rükſicht auf Ihr und ſeines Hauſes Wohl beſteht er auf ſein Vorrecht. Die Frau hingegen, die ihren Mann ehrt, wird ſich eben ſo ſehr ſchämen, in ihrem eigenen Namen zu gebieten, als des Mannes Hoſen zu tragen. Sie wird nichts erpochen, ſondern alles erbitten. Die Sucht zu herrſchen triumphirt (*) zwar bey dem weiblichen Geſchlecht ſogar über die Eitelkeit. Allein dieſe Herrſchſucht entſtehet nie anders, als aus einer misgebrauchten Herrſchaft der Männer, oder aus ih-

(*) Nach Hume, in dem Exempel der ſcytiſchen Weiber, die ihren Männern die Augen ausſtachen.

rer Unfähigkeit zum Herrſchen. Ohne dieſe und ohne jene tölpiſche Pretenſion von unſerer Seite, iſt dem Weibe niemals beſſer zu Muthe, als ſich mit kindlicher Ergebenheit dem Manne ſtillſchweigend zu unterwerfen, wenn er kein Gek, ſondern ein weiſer und ſtarker Beſchützer ſeines Weibes iſt.

Denn ich denke, zwiſchen einem edlen Mann und einem edlen Weibe, die ſich beyde ſo kennen, iſt ein Tauſch von Hochſchätzung. Dieſe geht bey edlen Jünglingen und Mädchen in Verehrung über; und deſto leichter, je unſchuldiger und unerfahrner ſie noch mit den Unarten beyder Geſchlechter ſind. Hier iſt der romantiſche Geiſt Wahrheit. Die Huldigungen, die edle Jünglinge ihren Huldgöttinnen thun, füllen ja ganze Bände der Dichter in allen Sprachen. Und wir Männer ſtoßen uns nicht daran, als an Erniedrigungen unſeres Geſchlechtes. Und laß auch den Beſitz mit der Zeit beiden das Augenblendnis der überirdiſchen Vollkommenheit nehmen: ſo treten dennoch bey Mann und Frau, die den Vertrag ewiger Treue beſchworen, in ihrem gemächlichen Umgange Urſachen genug ein, daß beyde ſich mit zuvorkommender Gunſt einander unterwerfen. Sie, eben ſo fern von einer närriſchen Eitelkeit, als Er von einer tölpiſchen Pretenſion, leben zuſammen, wie ein Römer von einem römiſchen Ehepaar ſagen konnte, in Eintracht und gegenſeitiger Zärtlichkeit, und geben ſich eines dem andern den Vorzug. Ach Eliſe, mein Engel, Eliſe! wo biſt du! — Fahre nicht zuſammen, Corinna! Auch in dem Schmerz einer ſolchen Erinnerung iſt immer noch ſüße Wonne. O möchte

dir, liebe Schweſter, noch vor meinem Ende ein ſolches Glük zu Theil werden! Möchte doch —

Vergiß dein Wort nicht, Bruder, ich muß hinauf. Sobald ich ausgeſchlafen habe, bin ich wieder unten.

Ja! ſpät muß es ſeyn. Gute Nacht, meine Liebe! Du haſt doch alles beſorgt. Denn Morgen ſpeiſet Philo bey uns.

Und dieſer ſpeiſete nachher alle Mittage, ſo lang er in der Stadt blieb, an ihrem Tiſche, den Corinna beſorgte. Jeden folgenden Abend, wenn kein Fremder bey ihnen war, fielen bey Gelegenheit Geſpräche vor, die der Bruder ihrem Wunſche, ſich überreden zu laſſen, gemäß einzurichten wußte, bis zum Tage der Verlobung.

K*** K*ſ*d.

III.

Auszüge

aus den

Melanges tirés d'une grande Bibliotheque (*).

(Fortgeſezt von S. 70. des vorigen Monats.)

Wenn die Ritterbücher und Fabliaux, des 12ten und 13ten Jahrhunderts hiſtoriſchen Glauben in ir-

(*) Wir fahren fort, die Aufſätze, die wir unter dieſer Rubrik geben, Auszüge aus den *Melanges &c.*, zu ma-

gend einem Puncte verdienen könnten, ſo wäre das Alter des Schachſpiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaufzuſetzen, als wir es neulich nach Freret's Meynung angegeben haben. Aber die gröbſten Verſtoße wider die Chronologie, Geographie und Geſchichte ſind dieſen Romandichtern ſo gewöhnlich: daß es ihnen nicht mehr Mühe gekoſtet hat, die Ritter an Königs Artus Hofe Schach ſpielen zu laſſen, als Babylon nach Egypten zu verſetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Carl dem Großen eine Kreuzfarth nach Paläſtina anzudichten. Es war ihnen genug, daß das Schachſpiel zu Ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich geſpielt, und die Geſchiklichkeit in demſelben für eine Zuſtändigkeit eines wohlerzogenen Ritters angeſehen wurde; um ſich verſichert zu halten, daß es den Rittern der Tafelrunde, als den wahren und vollkommenſten Modellen aller ritterlichen Eigenſchaften und Tugenden, auch an dieſer nicht habe fehlen können.

Einen ſtärkern Beweis gegen die Meynung des Hrn. Freret würde das Schachſpiel mit großen elfenbeinernen Figuren und Arabiſchen Charakteren abgeben, welches in dem Schaz der Abtey St. Denys gezeigt wird: wenn das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karl dem Großen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geſchenken des Kalis

zen, wiewohl wir, ſo oft wir uns dazu veranlaßt und aufgelegt finden, von dem Wege des Hrn. M. v. P. abſchweifen und unſern eignen gehen. Wenn nur der Zwek, unſre Leſer zu unterhalten, erreicht wird, ſo iſts gleichviel, unter welchem Titul es geſchieht.

Gemüth ist zu groß dazu. Dieser heutige Tag muß das Werk vollenden, das wir den fünfzehnten Merz angefangen haben; ob wir uns aber wiedersehen werden, weiß ich nicht; nehmet also von mir das lezte Lebewohl; auf ewig, auf ewig lebe wohl, Caßius! Sehen wir uns wieder, nun, so werden wir lächeln; wo nicht, so war dieser Abschied wohl genommen.

Cassius.

Auf ewig, auf ewig lebe wohl, Brutus; sehen wir uns wieder, so werden wir in der That lächeln; wo nicht, so war dieser Abschied wol genommen.

Brutus.

Nun dann, so laßt uns vorrüken. O daß einer vorher wissen möchte, was das Ende der Arbeit dieses Tages seyn wird! Doch es ist genug, daß der Tag sich enden wird, und so ist das Ende bekannt. Kommt, hinweg.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Getümmel. Brutus und Messala treten auf.

Brutus.

Reite, reite, Messala, reite und bring den Legionen auf der andern Seite diese Befehle. Laß sie alle auf einmal eindringen; denn ich bemerke nur noch einen kalten Widerstand

auf

ſen Harun AlReſchid) erhalten habe. Allein die Arabiſchen Charakteren geben dieſer Tradition um ſo weniger Gewicht, weil die Figuren nicht Morgenländiſch ſondern nach Europäiſcher Art gebildet ſind. Dieſer lezte Umſtand, und der Nahme des Künſtlers, Joſeph Nicolaus, könte eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines ſpätern Griechiſchen Meiſters geweſen. Wenn Karl das Schachſpiel gekannt oder geliebt hätte, ſo würde ſich doch wohl im Eginhard, der ſo ſehr ins Detail ſeines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden. Noch weniger Aufmerkſamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Guſtavus Selenus, oder Herzogs Auguſt von Lüneburg, Ausführlicher Beſchreibung des Schach- oder Königsſpiels, pag. 14. aus zwoen ungedrukten Bayeriſchen Chroniken angeführt iſt, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Bayern, der an dem Hofe Königs Pipins von Frankreich gelebt haben, und von dem Sohn des Königs erſchlagen worden ſeyn ſoll, weil dieſer nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachſpiel immer überlegen geweſen.“ Eine andre handſchriftliche Chronik, auf welche ſich Herz. Auguſt beruft, erzählt die Sache folgendermaßen: „Die zween Fürſten, Herzog Albrecht und Herzog Okar hatten nit mehr denn einen Sun (haben ſie ihn mit einander gehabt?) Der ward erſchlagen in ſeinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbret an Könia Pipinus Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürſten.“ Der Sohn des Königs Pirinus, den der Sohn dieſer beyden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem Schachbret erſchlagen haben ſoll,

müßte nur einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen Geschichtschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drey Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbret erschlagen. Die beyden ältesten Karl und Karlmann regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh er wußte was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Chronik spricht aber so, als ob Pipin nur Einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohn des Pipinus. Ueberdies kommen in der Geschichte dieser Zeit wohl ein paar edle Bayrische Herren, Nahmens Adelbert und Ottker vor, welche mit dem Bayrischen Hause verwandt, aber darum weder Herzog von Bayern waren, noch so genennt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Mährlein sehr ähnlich, und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die Geschichte der vier Haymons Kinder: wo Kayser Karls Neffe Reinholden von Montauban ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders das Schachzabelbret an den Kopf wirft, dieser aber den Spaß unrecht versteht, und mit dem nehmlichen Schachbret dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne giebt, daß er gählings todt zu Boden fällt. Etwas ist an dergleichen alten Volksromanen und Traditionen immer historisch; aber da es selten möglich ist, es von dem erdichteten zu unterscheiden; so können die daraus hergenommene Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte seyn.

Geſezt alſo, daß eine würkliche Begebenheit an König Pipins Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte: könnte das Spiel, worüber die jungen Fürſtenſöhne ſich entzweyten, nicht das alte Römiſche Soldatenſpiel (ludus latrunculorum) geweſen ſeyn? — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bey dieſen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen, und endlich, da das Schachſpiel im zwölften Jahrhundert den Weg nach Europa gefunden, von dieſem nicht nur gänzlich verdrungen, ſondern auch in der Folge von den unwiſſenden Schriftſtellern dieſer Zeiten mit demſelben verwechſelt worden?

Da beyde Spiele, ſo weſentlich auch ihre Verſchiedenheit iſt, doch in verſchiednen Stücken, und hauptſächlich darinn übereinkommen, daß beyden der Name von Kriegs- oder Soldatenſpielen ganz eigentlich zukommt: ſo war dieſe Verwechslung bey Romanſchreibern, die wenig oder gar keine Kenntnis des Alterthums hatten, um ſo leichter möglich, als von jenem Römiſchen Spiele ſich immer noch einige Erinnerung und Tradition erhalten haben mochte. Aber wie beynahe alle Neuern Philologen ſich ſo feſt haben in den Kopf ſetzen können, die dem Palamades (wiewohl ohne Grund) zugeſchriebne πεττεια der Griechen (oder, das oben beſchriebne Kegelſpiel der Homeriſchen Freyer) und den ludum latrunculorum der Römer mit dem Morgenländiſchen Schachſpiel zu vermengen: würde unbegreiflich ſeyn, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Saumaiſe Anſehen genug hatte, hundert andre auf ſein bloſſes Wort irre zu führen.

Das wenige was man aus Zuſammentragung und Vergleichung aller Stellen, worinn in den alten Römiſchen Schriftſtellern des Latronen- oder Latrunkeln-Spiels beyläufig Erwähnung geſchieht, herausbringen kann, iſt zwar nicht hinreichend, uns einen ganz deutlichen und kunſtmäßigen Begriff davon zu geben: aber doch mehr als vonnöthen iſt, um einen jeden, der bloß ſehen will was da iſt, zu überzeugen, daß zwiſchen dieſem Römiſchen und dem Schachſpiel nicht mehr Aehnlichkeit war, als zwiſchen dem Schach und dem Damenſpiel. Da wir izt doch einmal über dieſe Materie gerathen ſind, ſo werden diejenigen Leſer, die für Alles Menſchliche — und alſo auch für die Spiele der Menſchen einige Curioſität haben, uns gerne erlauben, auch bey dem Spiele, das einſt ſo viel Reiz für die Herren der Welt hatte, uns noch ein wenig zu verweilen.

Und warum ſollten die Spiele der Menſchen der Aufmerkſamkeit des Philoſophen unwürdig ſeyn? Spielen iſt die erſte und einzige Beſchäftigung unſrer Kindheit, und bleibt uns die angenehmſte unſer ganzes Leben durch. Arbeiten wie ein Laſtvieh iſt das traurige Loos der niedrigſten, unglüklichſten und — zahlreichſten Claſſe der Sterblichen; aber es iſt den Abſichten und Wünſchen der Natur zuwider. Der Menſch iſt nur dann an Leib und Seele geſund, friſch, munter und kräftig, fühlt ſich nur dann glüklich im Genuß ſeines Daſeyns, wenn ihm alle ſeine Verrichtungen, geiſtige und körperliche, zum Spiele werden. Die ſchönſten Künſte der Muſen ſind Spiele, und ohne die keuſchen Grazien ſtellen auch die Götter (wie Pindar ſingt) weder Tänze noch Feſte an.

Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienſt der eiſernen Nothwendigkeit iſt, was iſt in allem übrigen nicht Spiel? Die Künſtler ſpielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philoſophen mit Ideen und Hypotheſen, die Schönen mit unſern Herzen, und die Könige leider! mit unſern Köpfen. Wo iſt je ein Feſt, ein Tag öffentlicher geſelliger Freude, ohne Spiele geweſen? Und wie oft iſt nicht (wie das Sprüchwort ſagt) aus Spiel Ernſt, und das was ſchuldloſer Scherz und Nepenthe der Sorgen des Lebens ſeyn ſollte, zur Quelle des bitterſten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freyheit, ihren Ruhm, ihr Glük, im eigentlichen Verſtande verſpielt? Blos in der Beſchaffenheit der Spiele und in der Art zu ſpielen, liegt der Unterſchied, der ihren guten oder böſen Einfluß, ihre heilſamen oder verderblichen Folgen beſtimmt: Aber eben dies iſts, was ſie in der Charakteriſtik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geiſt verachtet nichts. Nichts was den Menſchen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgene Federn und Räder ſeines Herzens aufdekt, iſt dem Philoſophen unerheblich. Und wo iſt der Menſch weniger auf ſeiner Hut als wenn er ſpielt? Worinn ſpiegelt ſich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab, als in ihren herrſchenden Ergötzungen? Was Plato von der Muſik eines jeden Volkes ſagte, gilt auch von ſeinen Spielen; keine Veränderung in dieſen (wie in jener) die nicht die Vorbedeutung oder die Folge einer Veränderung in ſeinem ſittlichen oder politiſchen Zu

ſtande ſey! — Wir würden es alſo als eine ſelbſt des ſcharfſinnigſten Menſchenforſchers keineswegs unwürdige Beſchäftigung anſehen, wenn ein ſolcher ſich entſchließen würde, die Geſchichte der Spiele, nach dem ganzen Umfang der Zeiten und Völker, mit philoſophiſchen Auge betrachtet, zum Gegenſtande einer genauen und vollſtändigen Unterſuchung zu machen. Und wiewohl gegenwärtiges zu unbeträchtlich iſt als ein Beytrag zu einer ſolchen Geſchichte angeſehen zu werden: ſo würden wir uns wenigſtens erfreuen, wenn es eine Veranlaſſung werden könnte, einen geſchikten Mann, an einem mit allen hiezu erfoderlichen litterariſchen Hülfsmitteln verſehenen Orte, zu Unternehmung eines ſolchen Werkes aufzumuntern.

Zu Plautus und Ennius Zeiten — wo die Römiſche Sprache von der Sprache des Auguſtiſchen Jahrhunderts eben ſo verſchieden war als die Teutſche unter Friedrich II. von der unter Joſeph II. verſchieden iſt — hieß Latro ein Soldat und Fur ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beyde Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erſte Bedeutung im gemeinen Leben verlohren, und jenes war in Räuber, dieſes in Spizbube ausgeartet. Aber als der Ludus latronum oder latrunculorum bey den Römern aufkam und das gewöhnlichſte Spiel wurde, womit ſich Officiers und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, ſtand das Wort Latro noch in gutem Ruf; und das Spiel behielt ſeinen alten Namen, auch nachdem das

Wort ſeine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Dambret, welches beym Seneca tabula latruncularia heißt, mit Steinen (calculi) geſpielt, welche latrunculi oder Soldätchen, genennt wurden. Der Name, Soldatenſpiel, unter welchem wir ſeiner ſchon einigemal erwähnt haben, iſt alſo eine wörtliche Ueberſetzung ſeines römiſchen Namens; und bezeichnet zugleich einen weſentlichen Charakter des Spieles ſelbſt: welches ſeiner Natur und Abſicht nach ein militariſches Spiel ſeyn ſollte, und in der Art wie beyde Spieler (denn es wurde unter Zween geſpielt) nach den Geſetzen deſſelben, ziehen und ſchlagen mußten, eine Menge Gelegenheiten darbot, ſeinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überliſten (*), zu überfallen, oder ſich ſelbſt aus einer ſchlimmen Lage herauszuziehen, einen begangnen Fehler wieder gut, oder einen Fehler des Gegners ſich zu nutze zu machen u. ſ. w. Kurz, es kam dabey, wie im Krieg, auf Angriff und Vertheidigung an, und war alſo inſoferne dem Schachſpiel ähnlich: aber ſonſt ſowohl in der Beſchaffenheit der Steine, als in der Art, wie es geſpielt wurde, von demſelben ganz verſchieden. Die Steine waren zwar auch von zweyerley Farbe, nemlich weiß und ſchwarz, (und muſten es ſeyn, damit jeder von den Spielenden die ſeinigen bequemer erkennen und überſehen konnte) aber ſie waren weder an Figur noch Gang von einander unterſchieden. Sie rükten in

(*) *Inſidioſorum ſi ludis bella latronum*
Gemmeus iſte tibi miles et hoſtis erit.

Martial.

gerader Linie vor, und es wurden immer zween erfodert, um dem Feind Einen nehmen zu können (*). Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurükziehende Stein von einem hinter ihm stehenden bedekt seyn (**). Die angeführten Stellen sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen Umständen ein Stein genommen wurde oder sich noch zurükziehen konnte; aber dies ist gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde so viele Steine zu nehmen als möglich, oder seine Steine so einzuschließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (alligare) nannten (***); daß hingegen wieder allerley Mittel waren, einen angebundnen Stein wieder in Freyheit zu setzen; und daß in der Bemühung dieses auf der einen Seite zu bewürken und auf der andern Seite zu verhindern, die hauptsächlichste Finesse des Spiels lag. Auf dies deutet die Stelle im Seneca (Ep. 1:7.) wo er sagt: „Wem in dem Augenblik da er einen Latrunkelnspiel zusieht, angesagt wird, sein Haus brenne: der hält sich nicht auf, vorher das Spiel zu übersehen, und bekümmert sich nun wenig mehr darum, wie der angebundne Stein sich wieder herauswickeln werde." Die lezthin ebenfalls aus dem Seneca angezogne Stelle (de *Tranquil. An.* c. XIV.)

(*) Cautaque non ſtulte latronum prælia ludat,
Unus cum gemino *diſcolor* hoſte perit!
Ovid. Arte Amandi L. III.

(**) Nec tuto fugiens *incomitatus* eat. *id.* Triſt. II. v. 480.

(***) Ut niveus nigros, nunc ut niger *alliget* albos.
Ecloga ad Piſonem in *Catalectis Vet. Poetar.*

beweißt, daß wer einen Stein mehr hatte als ſein Gegner, ſich ſchon größere Hoffnung machen konnte die Parthie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiſcus Nachrichten vom Leben des Gallis ſchen Gegenkayſers Proculus zeigt ſich, daß der Sies ger Imperator hieß; und daß alſo, wie es im Schachſpiel darauf ankommt, wer den andern Mat macht: es in dieſem darauf an kam, wer von beyden Imperator würde, quis *Imperator* exiret? Proculus, der ſich durch einen unternehmenden Geiſt, und eine körperliche Stärke von der ſeltenſten Art, von einem gebohrnen Räuber (denn ſeine Vorfahren hatten dies Handwerk ſchon von langem her getrieben) zum Anführer einiger römiſchen Legionen in Gallien in den verworrnen Zeiten des Kayſers Aurelianus geſchwungen hatte: wurde (wenn Vopiſcus und ſein Gewährsmann Oneſimus glauben verdienen) von den Lugdunenſern bey einer ſolchen Gelegenheit zum Kayſer ausgerufen. Er ſpielte nemlich bey einem großen Gaſtmale ad latrunculos, und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in dieſem Spiele worden: als einer von den Gäſten den Einfall hatte, ihn deßwegen ſcherzweiſe mit einem Ave Auguſte! zu complimentiren. Um den Spaß rund zu machen, brachte der ſcherzhafte Gallier ein Purpurkeid herbey, warf es dem Sieger um die Schultern, und verehrte den neuen Auguſt mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenſer, welche ſich zu dem damaligen Kayſer Probus nicht viel Gutes zu verſehen hatten, und vermuthlich mit dem Gedanken, den Proculus ihm entgegenzuſtellen, ſchon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen.

Der Spaß alſo wurde Ernſt, und Proculus, wiewohl nicht auf lange Zeit, zum Römiſchen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im Soldatenſpiel worden war.

Aus allen den Stellen, wo dieſes Spiels in den alten Römiſchen Schriftſtellern gedacht wird und wovon wir die meiſten angeführt haben, iſt erſichtlich: daß es, zu Auguſts Zeiten, eines der gewöhnlichſten und beliebteſten Spiele in Rom war. Ovid in ſeiner leichtfertigen Arte amandi macht es ſeinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darinn zu ſeyn. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Abſichten hat, ſeine Geſchiklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter Art gewinnen zu laſſen.

Sive latrocinii ſub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus *miles* ab hoſte *tuus*.

L. II. 306.

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweyte Buch ſeiner Triſtium ausmacht, erhellt, daß damals auch ſchon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieſes Spiels abhandelte, und Vorſchriften, es gut zu ſpielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneca ſehen wir, daß es zu ſeiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der tabula latruncularia verſpielten (*)

(*) Perſequi ſingulos longum eſt, quorum aut *latrunculi*, aut pila, aut excoquendi in ſole corporis cura, conſumpſere vitam. *Sen.* de brev. vitæ. c. XIII.

auf Octavii Flügel, und es braucht nur einen plözlichen Stoß ihn vollends über den Hauffen zu werfen. Eile, eile, Meſſala, laß ſie alle herab kommen.

(Sie gehen ab.)

Lerm. Caßius und Titinius treten auf.

Caſſius.

O ſieh, Titinius, ſieh die Nichtswürdigen fliehen; ich ſelbſt bin meiner eignen Leute Feind worden; dieſer Fähndrich hier von den meinigen, war im Begriff davon zu laufen, ich ſchlug den feigen Kerl zu Boden, und nahm ihm die Fahne ab.

Titinius.

O Caßius, Brutus gab das Wort zu früh; er hielt ſich des Siegs zu ſchnell verſichert, da er einigen Vortheil über den Octavius erhalten hatte; ſeine Leute fielen über die Beute her, und Antonius gewann indeſſen Zeit, uns alle einzuſchlieſſen.

Pindarus zu den Vorigen.

Pindarus.

Fliehet weiter zurük, Gnädiger Herr, fliehet weiter zurük; Antonius iſt in euern Gezelten; fliehet, edler Caſſius, fliehet weiter fort.

Caſſius.

Dieſer Hügel iſt weit genug entfernt. Sieh, ſieh,

Der gelehrte D. Hyde ſchließt aus allem was man von der Beſchaffenheit dieſes alten Spiels herausbringen kann, daß es mit unſerm Damenſpiel einerley geweſen ſey; oder, daß der Unterſchied zwiſchen dieſem leztern und dem Römiſchen Soldatenſpiel wenigſtens nicht größer geweſen ſey als der Unterſchied zwiſchen dem Morgenländiſchen und Europäiſchen Schachſpiel. Wie es aber gekommen, daß es aus einem Soldatenſpiel ein Damenſpiel geworden, können wir nicht ſagen. Indeſſen ſcheint die Erklärung, welche Hyde davon giebt, indem er dieſe leztere Benennung von dem teutſchen Wort Damm, oder Dam (wie die Engländer, Schweden und Dänen es ſchreiben) ableitet, der Aufmerkſamkeit eines Etymologiſten nicht unwerth zu ſeyn. Die urſprüngliche Bedeutung des Worts Damm verliehrt ſich zwar in dem früheſten Alter unſrer Sprache; ſcheint aber doch, ſo wie das Zeitwort Dammen oder Dämmen und das davon abſtammende Dämpfen, ſich auf etwas Kriegeriſches bezogen zu haben. Denn vermuthlich iſt es mit dem griechiſchen Wort δαμειν einerley Urſprungs. Es iſt aber nicht wohl möglich etwas beſtimmtes hierüber zu ſagen, da die Zeit, wann dieſes Spiel unſern alten Vorfahren bekannt worden, unbekannt iſt. Tacitus berichtet uns zwar, daß ſie dem Würfelſpiel mit einer ſolchen Leidenſchaft ergeben geweſen, daß ſie nicht nur oft Haab und Gut dabey verſpielt, ſondern, wenn ſie alles verlohren, zulezt ſogar das, was ihnen ſonſt ſo lieb als das Leben war, ihre Freyheit ſelbſt auf den lezten Wurf geſezt: aber von dem Soldaten- oder Damſpiel erwähnt er nichts; wie er, ſo bekannt als ihm ihre

Sitten waren, gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches teutſches Spiel geweſen wäre.

Das Damenſpiel, das ſchon längſt bey allen Europäiſchen Völkern üblich war, iſt auch zu den Türken übergegangen, bey denen es Atlanbaſchi, gewöhnlicher aber, Dama, oder Dama Ojuni heißt. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem Vermuthen nach, eine Erfindung der Römer, und wenigſtens 800 Jahre älter als das Schachſpiel, mit welchen es, ſo ganz ohne Grund, von den meiſten Gelehrten, und noch neuerlich, nachdem Hyde die Geſchichte deſſelben ſchon ſo überzeugend ins Klare geſezt hatte, von dem franzöſiſchen Herausgeber der Alexias der Cäſariſſa Anna Comnena, dem Jeſuiten Poſſin, vermengt worden.

Natürlicher wenigſtens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachſpiels von dem Römiſchen Soldatenſpiel einige Kenntnis gehabt, und ſolches, durch die vorgenommenen Veränderungen, theils zu einer größern Vollkommenheit habe bringen, theils der Morgenländiſchen Staats- und Kriegsverfaſſung, und ſeiner beſondern Abſicht auf ſeinen König, gemäßer einrichten wollen.

W.

IV.

Eine Baad-Bekanntſchaft. (*)

An Herrn W—.

Sie wiſſen, wie kränkelnd ich ſeit einigen Jahren war, und wie viele Heilungsmittel ich vergebens verſuchte, bis ich endlich Ihrem Rath folgte nach H** zu gehen, und Z*** zu befragen — der als philoſophiſcher Arzt nicht nur die Gebrechen des Körpers, ſondern auch die Bedürfniſſe der Seele und ihren Einfluß kennt, ſeine Verordnungen nach beyden abwiegt, und daher oft Leute, deren Geſundheit durch Leiden des Gemüths, oder zu große Anſtrengung des Geiſtes zerrüttet worden, nach entfernten Geſundbrunnen und Bädern ſchikt — ſo wie ich nach Aachen mußte, um die Bewegung einer Gutſche nebſt der Abänderung von Luft und Gegenſtänden wenigſtens ſo viele Tage zu Hebung meiner Uebel zu benutzen, als ich Jahre gebraucht hatte, um ſie zu ſammlen.

Er verſprach mir den beſten Erfolg; der auch würklich nicht ausbleiben konnte, wenn nicht das Schikſal das Ende meiner Tage beſtimmt oder die

(*) Ich theile dieſe Anekdote unverändert mit, wie ich ſie empfangen habe, und hoffe, ſie werde vielen unſern Leſer und Leſerinnen willkommen ſeyn. Sowohl die Manier im Vortrag als die ganze Vorſtellungsart iſt zu kenntlich, als daß es nöthig ſeyn ſollte die Hand zu verrathen, der mir dieſes Geſchenke zu danken haben. W.

Krankheit meinen Körper so nah an den Zerfall gebracht hatte, daß, nach den ewigen Gesetzen der Natur, seine gänzliche Trennung erfolgen und alle Heilkraft der Hülfsmittel vergeblich seyn sollten.

Ich reißte mit Vertrauen zu Z*** und mit Hoffnung, von ihm. Eine Art von Erleichterung die ich dadurch fühlte, machte mich über die Würkungen des Wünschens und Hoffens aufmerksam, und mit Recht. Denn wenn Kummer, Angst und Furcht uns krank machen können: warum sollen Hoffnungen nicht heilen helfen? — Doch bleibt immer wahr, das die Würkungen des Hoffens stuffenweise viel langsamer gehen als die des Zweifelns. — Ich war bey Z*** Anblik, bey seiner Unterredung bewegt — war es schon eh ich ihn sah — als Sie mir von ihm schrieben, und sehr stark als ich H**** ansichtig wurde. Ich freute mich, einen theilnehmenden Arzt zu sehen; weil meine Hypochondrie mich schon so weit gebracht hatte, zu denken, daß Menschenliebe erloschen sey. Aber die Mine des Manns, sein Ton, sein Geist, sein Rath, alles ergrif mich mit tiefem Gefühl. Ich glaubte an ihn, und reißte so ab.

Bey jedem Umdrehen der Räder stiegen meine Hoffnungen höher — jedes Lüftgen, das bey manchmaligem Keuchen, oder Beklemmung meiner Brust, Erfrischung in meine Lungen brachte, vermehrte ganz eigentlich meinen Glauben. Ich erheiterte mich. Ich fand mich besser, je näher ich Aachen kam. Zuversicht bemächtigte sich meiner. Luft, Erde, Bäume und Ackerfeld, die Menschen und ihre Beschäftigun-

gen, waren mir wichtig. Ich glaubte in allem, was mir vor Augen kam, den Einfluß des Ausdünstens, Waschens, Badens und Nezens der Aachischen Heilwasser zu sehen; und wie mir etwas in Wohlstand zu seyn däuchte: so versprach ich mir, nach Meinen Bedürfnissen, eben so viel gutes von Luft und Wasser zu erhalten. So zubereitet kam ich an, brauchte die Kur, und wurde zusehends besser. So wie ich gesunder wurde, konnte mein Geist sich wieder mit erneuten Kräften in seinem Würkungskreis umthun, Beobachten, Urtheilen, Denken und Rathen. Ich segnete Z*** Genius und die Nymphe von Aachens Quelle. Das Gefühl meines Wohls machte mich andern eben das Gute wünschen, daß ich genoß. Daher wurde ich so eifrig, das hinkommende Weh und die abreisende Gesundheit der Leute zu bemerken, besonders derer, die in Einem Hause mit mir wohnten.

Ich hatte mir, in der noch düstern Gemüthsverfassung, in welcher Z*** sich meiner annahm, bey einem Freund ausgebeten, mir ein etwas abgelegenes ruhiges Quartier zu schaffen, indem ich nicht bey vielen Menschen seyn wollte. Dies geschah. Andre hatten sich aber dieses Haus auch gewählt, weil es weniger kostete als die meisten Gasthöfe; und es mochte just in diesem Jahre in Teutschland viel wirthschaftliche oder viel arme Kranke geben: denn alle Zimmer waren eingenommen, und ich mußte mich an der Abtheilung begnügen, die man in einem braun getäfelten Saal des dritten Stokwerks gemacht hatte. Die Wand war von Doppeldielen, das Zimmer geräumig, rein und ziemlich helle; aber

eine unvermeidliche Beſchwerde war, daß weder ich noch mein Nachbar etwas laut reden oder vornehmen konnten, ohne daß es der andre höre und alſo damit beläſtigt wurde. Ueber dies mußte ich hinweg ſehen, und da ich den Miethlakayen des dritten Stoks mit meinen Nebenwohnern theilte, ſo konnte ich von dieſem erfahren, was für eine Gattung leidender Menſchenkinder um mich her ſey. Den achten Tag, während ich in der Stadt herum gieng, kamen zwey junge Leute an, welche die andre Hälfte des Saals bezogen. Sie hätten, ſagte der Lakay, einen ziemlichen Koffer bey ſich, und man habe gleich geſehen, daß es ein kranker Bruder und eine zärtliche Schweſter ſeyn müſſe; weil ſie von ähnlichem Wuchs und Geſichtszügen, nur der junge Menſch durch Krankheit verſtellt, und das junge Frauenzimmer durch Gram und Sorgen blaß und hager geworden, ſchienen. Es wandelte mich da eine Neugierde an, die Geſpräche und das Thun und Laſſen der zwey Geſchwiſter zu belauſchen. — Soll ich Ihnen meine Schwachheit bekennen? — Ich gieng leiſer in meine Stube, that oft als ob ich weggehen wollte, ſchloß meine Thür mit Gepolter ab, und blieb dann ruhig auf Einem Plaz. Aber ich fühle in dieſem Augenblik, daß es ein ſehr verkehrter Weg war, den ich da nahm; und daß ich nicht verdiente, auf demſelben das Vergnügen einer guten That zu finden. Aber es iſt nun ſo; und da ich nicht lauſchte, um die guten Geſchöpfe zu verrathen, ſondern nur, um Sie kennen zu lernen: ſo erlauben Sie mir nach dieſem Bekenntniß, dennoch mit mir zufrieden zu ſeyn.

Ich hörte das Stöhnen eines Leidenden, und die ſanfte Stimme der tröſtenden Liebe, ſehr oft, bey Tag und Nacht; hörte an der Ritze der hölzernen Wand, von dem Bette der Schweſter her, das leiſe Gebet, um die Geſundheit und die Geduld des Bruders; Vorleſungen chriſtlicher und philoſophiſcher Betrachtungen, hörte teutſche und engliſche Verſe leſen, und zu einem elenden Claviergen, welches das gute Mädchen entlehnt hatte, mit einer rührenden, halb unterdrükten Stimme, manchen Vers aus Kirchengeſängen, der dem Kranken paßte, und manches artige Lied der reinen Empfindung. — Der Bruder ſagte oft mit Wehmuth: ach, Luiſe! wer wird dir vergelten, was du an mir thuſt? —

„Deine Gemüthsruhe für izt und in Zukunft deine Geſundheit, mein lieber Bruder, werden meine ſüſſe Belohnung ſeyn. —"

Aber, mein Gott! Du verzehrſt für mich noch dein weniges Vermögen! Von was willſt du denn leben, wofern ich auch wieder geſund werde?

„Von Vergnügen und meiner Handarbeit."

O Luiſe! Was für ein abſcheulicher Bruder war ich für eine ſolche Schweſter!

„Lieber Philip, rede mir nicht mehr davon! Sieh nicht zurük, ſondern vor dich hinaus — auf den heitren Himmel, der gerade über der Gegend des Wegs hinfließt, auf welchem wir zurükreiſen werden. Vielleicht iſt das Vorbedeutung der Freude, mit welcher wir, in einigen Wochen, wieder nach Hauſe ziehen."

Meine Liebe! Du verdienteſt wohl Freude, und zuerſt die von meinem ſeligen Tod. —

„Lieber Bruder, dieſen, hoffe ich, wirſt du allzeit ſterben. — Leb' erſt wieder, für dich und mich!

Alle dieſe abgebrochene Geſpräche zeigten mir — Armuth und Erziehung. Ich hörte dann auch das Plätſchern des Waſchens — weil das gute Mädchen, um zu ſparen, alles ſelbſt wuſch, die Betten machte, die Stube kehrte, nur Waſſerſuppe oder Gemüß und Brod aß; um von ihrem wenigen Vermögen, ja das zu erhalten, was zu Herſtellung ihres Bruders nöthig wäre. Ich merkte, daß ſie auf Nachrichten von einem vertrauten Freunde harrten, und daß oft zärtliche und verſprechende Stellen ſeiner Briefe vorgeleſen wurden; daran ſie ſich denn, wie an einer Stüze, ein paar Tage hielten, aber immer wieder ängſtlich wurden, und wieder nachſahen. Der Bruder wehklagte am meiſten über das Ausbleiben dieſer Briefe; erzählte, wie lieb ihm dieſer Freund geweſen, wie ſie auf der Univerſität zu * * zuſammen gelebt und in vertraute Bekanntſchaft gekommen; wie gerne er demſelben in Verlegenheiten Geld vorgeſtrekt, und, da die Summe zu groß geworden, ihm gerne auf ſeine Verſicherung geglaubt, daß er ihn nach Ableben ſeines Großvaters bezahlen wolle. Dieſer ſey nun tod; ſein Freund hätte es ſelbſt mit neuen Verſicherungen geſchrieben; und er hätte nun kein Bedenken getragen, ihm das Bedürfnis zu entdecken, worinn ſie ſich fänden, u. ſ. w. Die Schweſter beruhigte ihn immer und ſuchte ihn zu zerſtreuen. Sie ſprachen denn auch von ihren verſtorbenen El-

tern, bedauerten ihren frühen Verluſt, und die fruchtloſe Liebe der gutgeſinnten Anverwandten, weil ihr eigener Mangel ihnen nicht erlaubte Andern mitzutheilen. Sie wünſchten dann, daß Gott den Reichen das mitleidende Herz gegeben haben möchte, das die Armen äuſſerten. — So gieng es, zu meiner Erbauung — und zu meinem Jammer immer fort, bis der unbarmherzige Zufall dem Kranken einen Brief in die Hände kommen ließ, der ihn von der niederträchtigen Treuloſigkeit ſeines vermeinten Freundes überzeugte. Der Elende hatte ſeine ganze Erbſchaft zuſammen gerakt, und war damit nach Frankreich gegangen, von wannen er nichts mehr von ſich hören ließ. — Dieſe Nachricht brachte Verzweiflung in die Seele des jungen Mannes. Seine gute Schweſter war ausgegangen, um Arzney zu holen und etwas zu verkaufen; und ſie hatte ihn ziemlich ruhig bey Leſung eines Buchs verlaſſen.

Ich hörte die erſten Ausbrüche von Verwünſchung ſeiner ſelbſt, und ſeines treuloſen Freunds — ſein Rufen nach dem Tod, und Bedauren ſeiner Schweſter. Schon lange war ich entſchloſſen, beyden zu dienen und zu rathen, ſobald ein ſchiklicher Anlaß ſich darböte. Luiſe kam zurük, und rief ihm, gleich bey dem Eintritt in das Zimmer, die Hoffnung zu, die der Arzt ihr gegeben hätte.

„Ich habe auch Blumen gekauft, ſagte ſie, und mit der Arzney mit gebracht — denn ich konnte frit deiner welkenden Geſundheit die ſchönen Blumen nicht mehr ſo lieben wie ſonſt.“

Die Arme! sie hatte kaum mit einer liebenswürdigen freudigen Hastigkeit ausgeredt, als sie am Bett ihres Bruders stand — dessen Blicke starr — seine Lippen zitternd waren, und der mit knirrschenden Zähnen ein Papier in den Händen zerknöderte. Sie schrie laut: Ewiger Gott was ist das?

Nun lief ich zu, fand das edle Mädchen, mit ausgebreiteten Armen an dem Bette knieen, (die Blumen neben ihr auf der Erde zerstreut) und ihren Bruder mit unaussprechlichem Kummer anblicken. Der junge Mensch hatte sein Gesicht gegen die Wand gekehrt, ächzte laut, der Brief war noch in seine Hände gepakt. — Ach! ich danke Gott noch heute, daß er mir ein Vertrauen-einflössendes Gesicht gab. Denn dies, und ein theilnehmender Ton der Stimme, erwarb mir ihr Herz. Ich sagte gleich bey meinem Eintritt: Lieben Kinder, was fehlt Ihnen! kann ich in etwas helfen?

Der Bruder sah mich mit einem halbsterbenden Auge an — die Schwester erhob ihre Hände, und rief so aus der Seele heraus, auf das Bette zeigend: Ach mein Bruder! mein Bruder! helfen Sie ihm!

Der Kranke richtete sich auf — „Ich will keine Hülfe! — lassen Sie mich sterben; aber für meine Schwester sorgen Sie — um Gottes willen! Sie mögen seyn wer Sie wollen" — O du Engel! rief er aus, die Arme mit wehmüthiger Liebe nach ihr ausstreckend — Verzeyh! o verzeyh mir!

Mein Herz war äusserst erschüttert. Ich nahm die Hände von Beyden, und sagte: ich sey Vater,

Titinius, sind das meine Gezelte, wo ich Feuer aufsteigen sehe?

Titinius.

Sie sind es, Gnädiger Herr.

Cassius.

Titinius, wenn du mich liebst, so besteige mein Pferd, und sporn es bis es dich zu jenen Cohorten gebracht hat und wieder zurük; damit ich gewiß seyn möge, ob sie Freund oder Feind sind.

Titinius.

Ich will in einem Gedanken wieder hier seyn.

(Er geht ab.)

Cassius.

Geh Pindarus, steig höher auf diesen Hügel hinauf, mein Gesicht war immer kurz; sieh dem Titinius nach, und sage mir was du im Gefilde wahrnehmen kanst. An diesem Tag athmete ich das erste mal; die Zeit hat ihren Kreiß durchlossen, und wo ich anfieng, werd ich izt enden. Das bestimmte Maaß meines Lebens ist abgeloffen. Nun, was siehst du?

Pindarus (von oben herunter.)

Ach! Gnädiger Herr.

Cassius.

Was ists? Pindarus.

eines Sohns und einer Tochter — ein ehrlicher Mann — ich wollte, wenn sie Waisen wären, für sie sorgen, mich ihrer annehmen — wir wären alle Freunde, wir wollten uns beystehen. Der junge Mann horchte auf mich, aber das Mädchen unterbrach mich — indem sie mit der Angst der innigsten Liebe die Hand ihres Bruders faßte — „Bruder! lieber Bruder! sag, was ist geschehen? was hast du in deinem Händen?"

Ein gichterischer Zug von Kummer und Wuth breitete sich über sein Gesicht; er hob die Hand, in welcher er das Papier hielt, ließ es fallen, rafte es gleich wieder zusammen und schrie: dies — dies bricht mein Herz!

Sie suchte das Pappier zu bekommen. Es gelang ihr — während sie las, wurde sie bald blaß bald roth — hörte auf, fieng wieder an, verbarg dann ihr Gesicht mit beyden Händen in ihre Schürze, und weinte, aber nicht lange — Sie ermannte sich wieder, stund auf, sezte sich auf das Bette, umfaßte ihren Bruder, küßte ihn einigemal recht zärtlich — und sagte: „Lieber Philip! es ist mir Leid, daß dieser unselige Brief dir in die Hände fallen mußte. Ich erwartete niemals etwas Gutes von diesem Menschen. Laß es so seyn! Gott wird dein gutes Herz und das meinige nicht verlassen. — Gräme dich nicht so sehr! Wir haben ja ohne dies bisher gelebt — und du hast einen Dienst. —

Der unglükliche junge Mann weinte an dem Halse

seiner Schwester — Bewunderung und Dank waren auf seiner Stirn. —

Ach Luise! wie kann ich mich trösten! wie fassen! Der Mensch, den ich mit aller Redlichkeit und Wärme liebte — Ach! Er hat meine Gesundheit, meine Sitten zu Grunde gerichtet — und ist nun auch Ursache, daß wir aus Dürftigkeit zu Grunde gehen müssen.

O mein Herr! sagte er zu mir: Sie haben einen Sohn! wenn er zu Freundschaft, zu Edelmüthigkeit geneigt ist — ach! so schicken Sie ihn nicht allein auf eine Hohesschule! Ich brachte diese Gesinnungen mit mir dahin! Sag, Luise, du kannst es sagen, daß ich werth war dein Bruder zu seyn, eh ich ausreißte Weisheit und Kenntnisse zu holen — und an Leib und Seele verdorben zurükkam — voll Begierde nach sträflichen Freuden dich durch Ränke dahin brachte, mir dein halbes Vermögen zu geben — und dann noch kam und das übrige verzehren half — O mein lieber Herr! Sie wissen nicht, was diese Schwester that, um mich wieder gut, wieder gesund und glüklich zu sehen. Seit einem halben Jahr ist sie mündig; sie hat meine Schulden, meinen Arzt bezahlt; sie wartete und pflegte mich, tröstete mich, verschafte mir einen kleinen Dienst, weil mein zerrütteter Körper zu allem Studiren untauglich geworden war, und mir nichts, als das arme Talent des Schönschreibens — und kaum noch die Kraft und das Gesicht dazu, geblieben ist! — Silber, und alles was sie noch sonst von einigem Werth hatte, verkaufte sie, um unsere Reise hieher zu machen. Alles — alles ist hin! und meine großmüthige edle

Schweſter — arm! verlaſſen in der Welt! — Durch mich Elenden, und durch den Böſewicht der mich verführte! —

Er rang die Hände und wehklagte ohne Maas. Ich tröſtete ihn wie ich konnte — Die Schweſter gieng weg, da ergrif er meine Hand: „Mein Herr! ich beſchwöre Sie! laſſen Sie das Mitleiden, das Sie zu uns führte, nicht vorübergehend ſeyn, wie es meiſtens bey Menſchen iſt. — Halten Sie an — Ach halten Sie an — für meine Schweſter! Gott wird Sie lohnen — ſo wie ich hoffe, daß er mir vergeben wird!

O mein Freund! wie jammerte mich die Jünglingsgeſtalt! — Todeszüge mit Zügen von 23 Jahren vermiſcht! Edle Offenheit, Liebe des Guten war ganz in ſeinen großen ſchönen Augen, ſo tief, ſo hohl ſie auch in ſeiner Stirne lagen. Ich betrachtete ihn mit dem Gedanken: wie viele Freude ſein Aufblühen ſeinem Vater und Mutter gegeben haben müſſe — wie viele Hoffnung ſie auf ihn ſezten und glüklich mit dieſer Hoffnung ſtarben. — Gott! was müßte ſein Vater fühlen, wenn er an meinem Plaz da ſtünde! — Ich dachte an meinen Karl. Vaters ſchmerz, Vaternachſicht kam in mein Herz. Ich umarmte den Jüngling mit Thränen, küßte und tröſtete ihn — und fluchte in meiner Seele ſeinem Verderber. Ich fragte nun nach ſeinem wahren Namen, und ſagte ihm den meinigen; — und da ſie uns beyderſeits durch rechtſchaffene Männer bekannt waren, ſo gab dies eine Art nähern Vertrauens. Ich ſchwur ihm, für ſeine Schweſter auf alle Art zu ſorgen, als ob ich ihr Oheim wäre. — Er dankte

mir, segnete mich, und sezte hinzu: Ach Sie haben Ihre Jugend anders zugebracht, als ich, sonst könnten Sie jezt diese Wohlthat nicht ausüben. Merken Sie sich meine Geschichte, und warnen Sie andre junge Leute!

Seine Kräfte waren lange gespannt gewesen. Er wurde äusserst matt. Die gute Luise war nach dem Arzt gelaufen, den sie nicht sobald fand als sie es wünschte, aber doch endlich mitbrachte. Während er mit dem Kranken sprach — sagte ich der Schwester, was ich mit ihrem Bruder geredet hätte, und bat sie um ihr Zutrauen, indem ich ihr meine Achtung für ihren herrlichen Character zeigte. — Sie drükte meine Hand dankbar an sich, und sagte mit aufgehobnen Augen: „Gott sieht, wie sehr ich ihm danke, daß er mich einen väterlichen Freund finden läßt. — Aber, sagen Sie mir, was halten Sie von den Umständen meines Bruders?

Ich kann nicht ausdrücken, wie sehnlich nach guter Hoffnung sie mir dabey in die Augen sah. — Ich verwies sie auf den Arzt, der uns aber sehr bat, den Kranken vor aller starken Gemüthsbewegung zu bewahren, indem er sie ohne Lebensgefahr nicht ertragen könne.

So gieng es mit meinem Beystand und ihrem Zutrauen fort, bis zu dem Tode des jungen Mannes, der gerne starb, und dem ich seine lezten Tage durch den Plan versüßte, den ich für seine Schwester entworfen. Sie hatte mich gebeten, ihr in der Gegend meines Aufenthalts einen Plaz als Hofmeisterin bey guten Kindern zu verschaffen; damit sie nicht,

wie der Kranke befürchtete, den stolzen und bösen von ihren Verwandten, zum Spott oder unterthänig werden müßte. Ich goß gerne Oel auf diese schwache Seite seiner Eitelkeit, durch die Aussicht, daß Luise Gesellschafterin bey dem Fräulein von Knospen werden sollte. — Denn meine Frau hatte mir würklich etwas davon geschrieben, daß man so eine Person suchte. — Ich sagte von dem Herzen meiner Caroline, alles, was sie so sehr verdient; und versprach ihm, daß Luise gleich mit mir reisen, bey meiner Frau wohnen, und treue Freunde an uns haben sollte. — Der junge Mann gab mir noch, in einer Stunde die ich allein bey ihm war, seine Brieftasche, und bat mich doch alles anzuwenden, um noch etwas von seinem grausamen Schuldner für seine Schwester zu erhalten. —

Was ich aber mit Luisens Kummer zu thun hatte, als sie ihren Bruder so sichtbar hinschwinden sah, daß kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Genug, ich erfuhr wie wahr es ist, was ein Schriftsteller sagt: daß Geschwisterliebe das wahreste und reinste Band der Natur sey. Wie rührend war mir ihre Bemühung, mir eine gute Idee von ihrem Bruder zu geben! Wenn er schlummerte, erzählte sie mir leise von seinen ersten Jugendjahren, von der holden Lebhaftigkeit seines Geistes, von seinem Anhaften an Schulcammeraden, von seiner Dienstfertigkeit, Güte, Schönheit, Weichheit des Gefühls; mahlte ihn dann als Jüngling — „Sie sehen an dem Ton seiner Liebe, seines Danks gegen mich — an der Verehrung und dem Vertrauen gegen Sie — wie sehr sein Herz für

alles Gute empfindsam war! Seine Weichheit, der so natürliche Hang der Jugend nach Vergnügen, dieser fein gebaute Körper — das war leicht einzunehmen, und durch Uebermaaß zu zerrütten." —

Fromm, aber mit Schmerz und Eifer, faltete sie ihre Hände und sagte: Gott vergebe dem leichtsinnigen Vergifter dieses reinen, edlen Herzens! —

Mit welcher inniger Liebe sie ihm jeden Tropfen Labsal reichte — seine glühende Hände hielt — betete, daß er leicht, bald, in die Hände seines göttlichen Urhebers übergehen möge — als der Arzt alle Hoffnung absagte!

Ich war zwoo Wochen länger geblieben als ich für mich gebraucht hätte: aber den Tag nach der Beerdigung des jungen Mannes reiste ich mit Luisen ab. Ich hatte alle Anstalt gemacht gleich nach seinem Entschlafen wegzugehen, weil der Arzt und Wirth die Leiche in der Stille besorgen wollten — aber ich mußte Luisens dringenden Bitten nachgeben, die Sie an dem Bette ihres nun todten Bruders auf ihren Knieen an mich richtete, nachdem sie seine Augen mit frommer Liebe zugedrükt und geküßt, und Gott für seine Auflösung und seine Seeligkeit gedankt hatte, die sie in seinem Gesichte zu sehen glaubte. Sie wollte ihn mit Blumen bekränzen, seinen Sarg mit Blumen einfassen — man mußte ihn so sanft, so sorgsam in die Bahre legen, als ob er noch einen Stoß fühlen könnte — und das alles that sie mit so sanftem Schmerz über seinem frühen Tod! einer Art Freude, daß er nun nicht mehr leide und seelig sey! — Sie selbst dekte ihn mit ei-

um ihrer weißen Halstücher zu, betete noch einige Augenblicke still auf seinen Sarg gelehnt, stand auf, nahm meine Hand, küßte sie und sagte ruhig: Nun führen Sie mich aus diesem Zimmer.

Er wurde weggetragen und Abends begraben. Des Morgens mußte ich sie sein Grab noch sehen lassen; es that ihr wohl, ihn in dem Schooß der mütterlichen Erde zu wissen. Ich reiste darauf etwas besorgt mit ihr ab, weil sie mich überspannt dünkte: aber sie zeigte mir in unsern Unterredungen einen so wahren Geist und soviel schönes Gefühl über Gegenstände der Natur und der Wissenschaften, daß ich wahre Stärke der Seele — mit wahrer Empfindung in ihr bewunderte. Es schmerzte mich und meine Frau, daß wir sie nicht zur Erzieherin unseres Kinder und zur Gesellschafterin behalten konnten; denn die zwoo Wochen, die sie bey uns zubrachte, verflossen wie Stunden. Aber da die Umstände dies nicht gestatteten, mußten wir uns nach einem andern Ausweg umsehen; und es noch für ein Glük halten, daß wir sie in das reiche von Knospische Haus bringen konnten, wovon ich Ihnen schon soviel närrische Streiche erzählt habe. — Sie wissen, daß Geld und neuer Adelstolz dem Mann und der Tochter das Gehirn ein wenig betrükt haben. Die Frau ist vernünftiger, und da sie an einer zehrenden Krankheit litt, wo ihr jede Aergerniß wehe that, und sie gleichwohl ihre Tochter nicht ohne Aufsicht lassen wollte: hatte sie uns um eine wohlerzogene Person gebeten, die als eine Art Hofmeisterinn bey ihr seyn könnte. Meine Caroline dachte gleich an Luise, schlug sie vor, und da man dem Herrn und dem

Fräulein von Knospen sagte, es sey adelich, eine solche Hofmeisterin zu halten: so wurde der Vorschlag angenommen. Wir wendeten die kleinen Ueberbleibsel von Luisens Häabseeligkeit an, sie etwas heraus zu putzen, und sie stellte eine sehr einnehmende Person vor. — Die Sorge, die sie für die Frau von Knospen trug, zog ihr von dieser ein Vermächtniß von der Hälfte ihrer Garderobe, nebst Tausend Gulden an Gelde zu. — Sie blieb nach dem Tode der Mutter bey dem Fräulein, die sich aber weit über die Jahre hinaus zu seyn dachte, wo man lernen müsse, und also von Luisen nichts annahm — als die Aufsicht über ihre Putzsachen, und ihren Rath, wenn es auf die Wahl oder Form eines neuen Stüks ankam.

Hr. v. Storren, ein durch Zufall und Unordnung hergekommner Cavalier, meldete sich um das Fräulein von Knospen. Er hatte zwey Dörfer, ein schönes Schloß, und zwey Kinder aus erster Ehe. Diese machten einen kleinen Anstand; da aber Herr von Storren versicherte, er werde sie zu einem seiner Verwandten thun: so fiel bey Vater und Tochter alle Einwendung weg. Man schrieb dem Sohn darüber zu, der damals noch in England war. Er machte Einwürfe, und bat, die Heurath zu verschieben, bis er zurükkäme. Der Vater dachte, er habe vielleicht einen Ausländer im Vorschlag. Aber die Tochter, die ihren Bruder kannte, und wußte, daß er, wie die Mutter, sehr ungern aus dem Zirkel des bürgerlichen Standes herausgegangen war, schmeichelte dem Vater soviel zärtliche Dinge vor, konnte den Gedanken, sich soweit von ihm zu entfernen —

und wenn es auch mit einem Fürsten wäre! — sogar nicht ertragen, daß sie bald wieder alles was sie wollte mit dem schwachen Manne machen konnte. Die Storrische Verwandte sprachen zwar auch gegen diese Verbindung: aber je mehr Hindernisse, je mehr Begierde bey dem Fräulein, allen zu Troz Frau von Storren zu werden. Kurz, der alte Knospen zahlte noch zehen Tausend Gulden mehr, und sie wurden, noch eh die Ausstattung fertig war, eiligst vermählt.

Auch Luise hatte mit aller Bescheidenheit Vorstellungen gemacht, war aber mit Stolz und Rauhigkeit zum Schweigen angewiesen worden. Sie hielt sich sodann auf mein Anrathen ruhig, und half alles besorgen. Nichts konnte reich und kostbar genug seyn. Das Schloß Storrhausen wurde ganz neu möblirt — Silberzeug, Gutsche und Pferde, alles aufs prächtigste angeschaft. Luise wurde mitgenommen. Aber da sie zu einem edlen und sanften Betragen gegen die mit Hrn. v. Storren Verwandte von Hochwaldische Familie rieth, sagte man ihr; daß man keine Hofmeisterin, sondern eine Kammerdienerin brauche.

Der alte Knospen nahm sie also wieder zu sich, weil sie das Hauswesen mit so vieler Geschiklichkeit führt, und ihm von seiner verstorbenen Frau nachdrüklichst empfohlen worden war.

Endlich langte der Sohn an. Aber da er zu spät kam, um die Heurath zu hindern: so sprach er nichts mehr darüber; war aber beym ersten Besuch, den er mit seinem Vater zu Storrhausen ablegte, sehr ernsthaft, und gegen Luise beynah unhöflich; weil er übel nahm, daß eine so verständige Person, als

Sie ihm zu seyn schien, gegen diese unschikliche Heurath nicht gearbeitet habe. Endlich fragte er seinen Vater, warum die Hofmeisterinn seiner Schwester noch im Hause sey, und nicht bey Frau von Storren? Da hörte er nun eine lange Reyhe von Klagen gegen Luise; aber gerade diese Klagen, und die Ausdrücke seines Vaters: „daß er das Bettelmädchen nur seiner verstorbenen Frau zu Lieb aufgenommen habe; und bloß deswegen behalte, weil seine Mutter soviel Aufhebens von der Aufwartung gemacht, so sie von ihr erhalten, wiewohl's doch weiter nichts als ihre Schuldigkeit gewesen seye u. dergl." brachten ihn von seiner vorgefaßten Meynung zurük und öfneten ihm die Augen. Er bekam nun auf einmal Mitleiden und Achtung für Luisen. Er sah, daß er Unrecht zu vergüten, Dienste, die seiner angebeteten Mutter geleistet worden, zu belohnen, und rauhe Begegnung, die mit soviel Sanftmuth getragen wurde, zu versüßen hatte. Sein Herz gerieth mit ins Spiel; kurz, Luise hatte einen zärtlichen Liebhaber, ehe sie dachte, daß der junge von Knospen sie nur leiden könne. Hier haben Sie einen Brief von ihr darüber — welcher uns in eben so viel Freude als Verlegenheit sezte.

Luise M** an Hrn. Guthof.

Ich muß Sie, meine theuren Freunde, in einer wichtigen und sonderbaren Sache um Rath fragen.

Es ist nichts vollkommen in der Welt, und alle Menschen müssen etwas Hartes tragen — Das lehrten Sie mich; und ich war von der Pflicht des Ertra-

Pindarus.

Titinius iſt rings um von Reutern eingeſchloſſen, die auf ihn zuſprengen; und er ſprengt auch auf ſie loß. Izt ſind ſie ganz nah bey ihm; Titinius! nun einen guten Sprung — o, er ſpringt herunter -- er iſt gefangen -- hört, wie ſie vor Freuden jauchzen!

Caſſius.

Komm herab, ſchaue nicht mehr; o wie feige bin ich, noch ſo lange zu leben, da ich meinen beſten Freund vor meinem Geſicht gefangen nehmen laßen muß.

Pindarus kommt zurük.

Komm, hieher Burſche; ich nahm dich in Parthia gefangen, und da ſchwureſt du mir, indem ich dir das Leben rettete, daß du alles thun wolleſt, was ich dir nur immer jemals gebieten würde. Komm nun, halte deinen Eid, und ſey von nun an frey; nimm dieſes gute Schwerdt, das durch Cäſars Eingeweide fuhr, und durchſtoſſe damit dieſe Bruſt; antworte mir nichts; hier, nimm du das Heft, und wenn mein Geſicht verhüllt iſt, wie es izt iſt, ſo regiere du das Schwerdt -- Cäſar, du biſt gerochen, durch das nemliche Schwerdt, das dich tödtete --

[Er rennet in ſein Schwerdt.]

Pindarus.

Nun bin ich frey; aber ich würd' es nicht um einen ſolchen Preis ſeyn, wenn es in meinem Willen geſtanden

gens und der Geduld so überzeugt: daß ich mir nicht einmal in meinem Innersten viele Klagen erlaubte; wiewohl die große Verschiedenheit, die zwischen der Denkungsart dieses Hauses und der meinigen herrscht, viele und tägliche Unannehmlichkeiten hervorbrachte. Die von Storrische Heurath kostete mich vielen Kummer. Aber alles dies ist nichts gegen die Lage, in welcher ich mich itzo befinde.

Der junge Herr von Knospen ist zurükgekommen. Ich will Ihnen von seiner Person und seinen Verdiensten (wie ich ihn ansehe) nichts sagen, als, daß ich herzlich wünsche, ihn — nie gesehen zu haben.

Ich war neugierig auf ihn, um zu bemerken, auf was für einer Seite Reichthum und erkaufter Titel den Kopf des Sohns verrükt haben möchte, da ich so genau all das verkehrte Wesen der Tochter und des Vaters gesehen hatte.

Der junge Mann betrug sich gegen seinen Vater mit Ehrerbietung und Nachgiebigkeit in allem. Er erzählte ganz vortreflich von seinen Reisen; aber nur, wann er gefragt wurde; denn sonst suchte er seinen Vater, oder die Fremden reden zu machen. Lustig war das Naserümpfen des Alten, so oft der Sohn einen Gelehrten, einen Künstler, eine Bibliothek, ein Naturalien-Cabinet, oder so was, nannte: und wie er hingegen lächelte, sich brüstete, die Gäste und Bediente umher ansah, wenn der Sohn einen Hof oder ein großes Haus nannte, wo er gewesen, gespeist, oder mit vornehmen Damen gespielt hatte. — Das nannte der Vater Ehrenausgaben! — Er hofte,

er würde doch ſchenerös geſpielt, ein ſchön Kleid und feine Spitzen-Manſchetten gehabt haben. Je mehr der Sohn darüber bejahete, je zufriedner war der Vater; ja er verſöhnte ſich zulezt ſogar mit den Bibliotheken und Gelehrten, weil ihm der Sohn ſagte: daß man die Anſtalten ſeiner Erziehung ſehr gelobt habe. Deſſen maßte ſich denn der Alte an und vergab ſeinem Sohn ſeine Kenntniſſe und Bücher. Aber über die Frau von Storren entſtunden allerley kleine Zwiſtigkeiten. Mir begegnete der junge Knoſpen kalt und nur halb höflich; wohl auch etwas mürriſch mitunter. — Es that mir (ich bekenn' es) in der Seele weh, daß der Mann, der alle meine Hochachtung ſo ganz verdiente, mich nicht zu achten ſchien; ob ich ſchon im Hauſe, in meinem Bezeigen und Reden alles auf das Beſte und für mich rühmlichſte zu thun bemüht war. Ich kam in zween Tagen gar nicht mehr zu Tiſche und aß nur etwas Supre in meiner Stube. Den zweyten Abend ſah ich Vater und Sohn, nach einer Zurükkunft von Storrhauſen, ſehr ernſthaft im Garten hin und her gehen und mit einander ſprechen. — Ich wurde ſelbſt nachdenkend und arbeitete nur langſam fort; aber wie erſchrak ich, als der junge von Knoſpen ſich nach mir erkundigen und zu einem Beſuch anmelden ließ! — Und dieſer Beſuch, meine Freunde, — hat meine Ruhe auf immer zerſtört! Denn niemals iſt der Geſchmak meines Kopfs und meines Herzens ſo fortgeriſſen worden als in dieſer Unterredung; niemals meiner Eigenliebe ſo Alles geſagt worden, was ich zu hören, was ich zu ſeyn und zu würken wünſchte.

Er war bey seinem Eintritt in mein klein Zimmerchen verwirrter als ich — sah die weiße Wände, die Strohstühle, den schlechten Bettvorhang, mein Büchergestell, und meine Arbeit — ich kann sagen, mit einem rührenden Nachdenken an — fragte mit bewegter Stimme nach meiner Gesundheit — bat mich dann sehr edelmüthig um Verzeyhung, wegen des unfeinen Betragens, das er gegen mich beobachtet habe. Er gestund, daß er unzufrieden mit mir gewesen, und es täglich mehr geworden sey, jemehr richtigen und weltkennenden Verstand er bey mir gefunden habe. Er hätte mich einer niedrigen Schmeicheley und Eigennützigkeit beschuldigt, weil ich nicht gegen die Storrische Verbindung gearbeitet hätte. Nun aber, da sein Vater und seine Schwester heute so aufgebracht gegen meine Vorstellungen gesprochen hätten: so erfreue er sich, dem Hang seiner Seele folgen zu können, indem er sich beym ersten Augenblik an mich gezogen gefühlt — und meine Freundschaft, meinen Umgang und mein Vertrauen zu verdienen wünsche.

Nach diesem Besuch habe ich ihn noch fünfmal gesehen, theils im Garten, theils in meinem Zimmer. Ich habe ihm meine Familiengeschichte, meinen Eintritt in sein Haus, und vornemlich Ihre edelmüthige Unterstützung in Aachen, in Ihrem Hause und bey seiner vortreflichen Mutter, erzählt. Er hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, sprach mit der zärtlichsten Verehrung von seiner Mutter! — (Der Gedanke sie nicht mehr angetroffen zu haben — rührte ihn bis zu Thränen) wies mir von ihren Briefen, und bezeugte sich voll Hochachtung gegen mich. Sein

Geſicht ſcheint ſich aufzuheitern, wenn er bey mir iſt; — er ſieht, (ich muß es ſagen) mit Liebe und Freude mir zu, wenn ich arbeite, im Haus was ans ordne, im Zimmer aus- oder eingehe; mißt mich manchmal mit ſeinen Blicken von Kopf zu Füßen, wenn ich in dem langen Vorhaus, im Saal oder im Garten eine Strecke zu gehen habe. Ich erröthe zuweilen darüber — er thut aber als ob er es nicht ſehe — ſpricht bey Tiſche, beym Caffe lauter Sachen die mich feſſeln. Ja, meine Freunde, feſſeln — mit den Banden der Verehrung — für einen Jüngling, der ſeine Seele und ſein Leben ſo rein erhielt, ſeinen Geiſt mitten in alle den Zerſtreuungen ſo aus baute — ſo ſtill, ſo überlegt Gutes thut!

O nehmen Sie mich wieder zu ſich — ſchaffen Sie mir einen andern Plaz — aber weit, weit von hier!

Geſtern brach ich in Thränen aus, da er im Garten von Engliſchen Anlagen mit mir ſprach, Kupferſtiche hohlte, Zeichnungen von Gärten verſchiedener Arten wieß, die er ſelbſt gemacht hatte und mir Hirſchfelds Gartenkunſt in mein Zimmer gab; aber weinen mußte ich — weil mir in dieſem Augenblik mein Bruder vorſchwebte. — „Ach! rief ich, wären Sie der Jugendfreund meines Bruders geweſen, ſo lebte er noch, und hätte Jünglings Weisheit und Tugend wie Sie!" — Meine Freunde! ich konnte mir nicht helfen — es quoll aus meinem Herzen. Die ſanfte ſchöne Pflanzenwelt, mit der ich umgeben war — der herrliche junge Mann, gerade ſo alt als der Verderber meines Bruders —

die schönen Sachen, die ich gesehen und gehört — alles hatte mich erweicht. Aber es soll nicht mehr geschehen! Niemals soll er meine Hände wieder so fassen, wie er that — Nimmermehr sollen seine schönen Augen so auf mein Gesicht geheftet seyn, mit einer Thräne lächeln, und mir sagen: meine Hochachtung sey ihm unschäzbar. — O Gott! schütze mich gegen den Jammer einer hoffnungslosen Liebe! Denn hier ist der Anfang dazu. — Ich bitte Sie, meine väterlich- und mütterliche Freunde, nehmen Sie mich weg! Sorgen Sie für Ihre arme Luise! schelten Sie mich nicht. Ich konnte mir nicht helfen. Ich will gerne — weit, weit von ihm weg in andre Dienste gehen. — Aber doch als Hofmeisterin. Denn da muß man mich doch mehr in Ehren halten; ich kann auch mehr nützen und Ehre verdienen, und dann Sie beyde und ihn segnen.

Antworten Sie mir ja mit dem Boten, der dieses bringt.

Meine Frau und ich erschraken über diesen Brief. Wir sahen sie mit ihrem ganzen Herzen gefangen. Wir wußten nicht was an dem jungen Knospen war. Wenn seine Edelmüthigkeit nur eine listige Verführers Maske wäre? —

Das arme Mädchen! — sagte mein gutes Weib: wenn der Geliebte nun ihrem Herzen wird, was der Bruder ihr war — o so ist sie bedaurenswerth! Wir müssen ihr helfen. Sie mag bey Uns seyn, bis sich eine gute Stelle giebt. — Dies schrieb ich ihr freundlich und herzlich. Aber kaum war der Bo-

te abgefertigt: als der junge von Knoſpen geritten kam, und mit mir und meiner Frau zu reden wünſchte. Er war in der Stube, eh wir uns beſinnen konnten; und ſiehe da! ein ſchöner junger Mann, voll von Zuverſicht und zugleich von Beſcheidenheit in Augen voll Wahrheit und Feuer — und in ſeinem Ton und ganzen Weſen die Offenheit, womit er uns gleich von ſeinen Geſinnungen gegen Luiſen ſprach — und wie er überzeugt wäre, daß er niemals glüklich werden könne, als durch eine Verbindung mit ihr. Er wüßte, daß ſie uns als ihre Eltern verehre; deßwegen habe er zuerſt mit uns ſprechen wollen. Denn leider! ſeinem Vater dörfe er von der reinen Liebe für Verdienſte der Seele nichts ſagen. — Luiſe wolle zu uns zurük. Es ſey ihm lieb, weil es ihm ohnerträglich ſey, ſie dienen zu ſehen — und noch dazu miskannt und mishandelt! ohngeachtet es ihm ſehr ſüß wäre, in Einem Hauſe mit ihr zu wohnen. Wir möchten ſie aufnehmen, wie gute Eltern eine würdige Tochter wieder in ihre Arme faßten: aber wir ſollten ſie für Ihn aufbewahren, nicht mehr in Dienſte thun, und ſicher ſeyn, daß er ſeine Erkenntlichkeit an unſern Kindern zeigen wolle."

Er hatte in Einem Athem fortgeſprochen, und ich, und Caroline ihm mit aufgeſpertem Auge und Mund zugehört — Ich bezeugte ihm mein Erſtaunen über ſeinen, wie mich däuchte, zu raſchen Entſchluß; erzählte ihm aber auch den Anfang und Fortgang meiner Bekanntſchaft mit Luiſen; und wieß ihm die Briefe, die ich aus ihrer Vaterſtadt erhalten, als ich Erkundigung nach ihr und ihrem noch wenigen

Vermögen einzog. Alles machte ihren Eltern, ihrer Erziehung, und ihrer Aufführung Ehre. Man wußte nichts an ihr zu tadeln, als ihre unmäßige Liebe für ihren Bruder.

Der junge Knospen sog alles dies mit Entzücken ein. Es freute mich; denn ich hatte das alles in der Absicht gesagt, ihm Hochachtung für Luisen zu geben. Indessen stellte ich ihm dabey den Stolz seines Vaters und seiner Schwester vor, die gewiß in keine Verbindung mit Luisen einwilligen würden. — Er erkannte dies, sagte auch daß er noch keinen sichern Plan gemacht habe, aber auf einen glüklichen Ausgang seiner Wünsche hofte. — Wir mußten ihm versprechen, Luisen ein Jahr lang bey uns zu behalten, und für ihn zu reden, auch einen Briefwechsel und einige Besuche zu erlauben. — Nun gieng er, und ließ uns sehr zufrieden mit ihm zurücke. Mein gutes Weib weinte Thränen der Angst und Freude für unsere Freundin, die ich zwey Tage darauf abhohlte. Der junge Knospen umarmte mich mit Thränen, und von dem Alten bekam ich ein gar schönes Attestat des Wohlverhaltens von Luisen, unter dem großen Hochadlichen Insiegel und mit ausführlicher Specification aller Titel und Güter des gekauften Pergaments. Ich mußte in mir lachen, als der alte hochmüthige Thor mir das alles mit so großem Prunk von seinem Secretär ablesen ließ, und sich dann hinsezte es zu unterschreiben — weil ich wußte daß Luise zur Besitzerin aller dieser Herrlichkeit bestimmt war. Denn der Sohn hatte mir ein versiegeltes Packet mit einem förmlichen Ehverlöbniß heimlich zugestellt. — Anstalten, Vorsicht und Be-

brauch der Güter, und Gewalt, wie so sehr verschieden — von einem Zimmer in das andre! vom Vater, der sie besaß, und dem Sohn der sie hoffte!

Ich führte meine Beute heim, und Luise blieb einen glüklichen Winter bey uns. Sie konnte ihn sehr vergnügt zubringen: denn der junge Knospen, hatte ein schönes Englisches Clavier, eine vortrefliche Sammlung von Büchern, in Sprachen die seiner Luise bekannt waren, einen großen Vorrath Stik- und Tapetenseide, und Kupferstiche aller Art, in mein Haus führen lassen. Sie zog Winterblumen. Da war denn eine Herrlichkeit diese dem Knospen zu schicken, welcher Luisens Stübchen zu seiner Studirstube gemacht hatte, wo er gewiß an nichts als Plane dachte, wie er sie in sein Haus zurükbringen könnte. Er sah sie nur in unserer Gegenwart. Hie und da war viel Jammer. Caroline verwieß ihn auf Zeit und Gedult. Sein Vater war mit ihm zufrieden, nur wollte er, daß er sich eine hübsche Dame zur Frau aussuchen — und lustiger werden sollte; da sollte er noch einen Hinterhalt entdecken, der ihn in Erstaunen setzen würde.

Diesem zufolge machte der junge Mann einen Entwurf, Luisen unter den Namen einer vornehmen Engländerin zu heurathen, die aber nicht aus ihrem Lande wolle, solang' ihr Vater lebe, — und seine Melancholie dahin auszulegen, weil er von ihr entfernt leben müsse. Er sagte auch seinem Vater eine solche Geschichte vor, der Anfangs sehr darüber zürnte, doch endlich einwilligte, aber mit der Bedingung, daß seine Schwiegertochter herauskommen und Teutsch

lernen sollte, damit er sie doch auch für sein Geld sehen und mit ihr sprechen könnte. Das Ding mißfiel mir, ob ich schon den alten Knospen eben nicht für einen so schäzbaren Mann hielt, an dem man sich durch einen erzwungenen Betrug sehr versündigte. Aber er war Vater, ich auch. Wahrheit ist immer eine köstliche Sache! Ich that, was ich konnte; und Luise auch, um den guten Jungen noch zum Aufschub zu bewegen; aber die Reiseanstalten giengen ihren Gang. Er sollte mit der ersten Frühlingssonne nach England; und der Vater entdekte ihm den Hinterhalt in einer großen Summe Gelds, die in der Bank zu Amsterdam angelegt war. Er erlaubte auch die Ausführung eines Plans zu einem Englischen Garten; fragte viel nach den Sitten des Landes, und freute sich auf seine Schwiegertochter, weil der Sohn versicherte, alles anzuwenden, um sie nach Teutschland zu bringen. Der Alte erlebte aber seine Freude und ich den Verdruß nicht, den mir diese Abreise gemacht hätte. Denn da Er alles Adeliche mitmachen wollte, gieng er auch mit seinem Herrn Schwiegersohn auf die Jagd; blieb aber nicht auf seinem angewiesenen Standort, und bekam einen starken Schuß tüchtiger großer Schroten in seine geschwollene Beine. Das ausschneiden und suchen der Schroten, vielleicht auch die Unwissenheit des Wundarztes, zogen den Brand nach sich, an dem er starb. Sie errathen das Uebrige von selbst, was ich noch zu sagen habe. Sein Sohn legte den Titel eines Barons ab, auf den sein Vater einen so großen Werth gesezt hatte, verheurathete sich mit Luisen, und lebt nun glüklich, indem er andre glüklich macht.

— Eine ſchöne Büchersammlung, die ich mir vom Schikſal ſchon lang' erbat, iſt meine Belohnung für Luiſe geworden. Knoſpen wird von ſeiner Frau geliebt, wie ſie ihrem Bruder geliebt hatte. Die Freundſchaft und Tugend dieſes glüklichen Paars, iſt die Würze meines Lebens, und Engelsglük für meine Caroline, die von Ihrem Guthe immer mit einer Art von Jubel zurükkommt, und mir dankt, daß ich mich um Luiſe angenommen habe.

V.

Sonderbares Project eines Menſchenfreunds zum Beſten der armen Officiersfrauen und Wittwen in Frankreich.

Diejenigen von unſern ſchönen Landsmänninnen, welche gewohnt ſind, ſich ordentlicherweiſe blos mit — friſchem Brunnenwaſſer zu ſchminken (und dieſe machen doch wohl bey weitem den gröſsern Theil aus) werden nicht wenig erſtaunt ſeyn, zu hören, daß, nach der Berechnung eines Franzöſiſchen Schriftſtellers (*) die Damen in Frankreich vom hohen und

(*) S. La Veritable reſſource qu'on, peut tirer du Rouge en faveur des pauvres femmes et veuves d'Officiers, par *Le Chevalier d'Elbei*, eine Broſchüre, die zu Paris beym Buchhändler Eſprit, au Palais Royal, um wenig Sous zu haben iſt.

wäre. O Caßius! Ich eile aus dieſen verhaßten Grenzen, ſo weit daß kein Römer jemals mehr von mir hören ſoll.

[Er geht ab.]

Fünfte Scene.

Titinius und Meſſala treten auf.

Meſſala.

Es iſt nichts als ein Tauſch, Titinius; Octavius iſt von den Völkern des Brutus über den Hauffen geworfen worden, und die Legionen des Caßius vom Antonius.

Titinius.

Dieſe Zeitung wird den Caßius wieder aufrichten.

Meſſala.

Wo verlieſſet ihr ihn?

Titinius.

Ganz troſtloß mit Pindarus, ſeinem Sclaven, auf dieſem Hügel.

Meſſala.

Iſt es nicht er, der hier auf dem Boden ligt?

Titinius.

Er ligt nicht wie lebend -- O mein Herz!

Meſſala.

Iſt er's nicht? Titinius.

niedern Adel, die Finance, die Bürgerlichen von Diſtinction und die Actricen, (die ſehr zahlreiche Claſſe, die in Paris und in den Hauptſtädten der Provinzen unter der Fahne von Cythere dient nicht dazu gerechnet) alſo Summa Summarum, alles was man in Frankreich unter dem allgemeinen Worte Damen begreift, ein Jahr ins andre Zwey Millionen Pots de Rouge (Töpfchen mit rother Schminke) verbrauchen. Ein Menſchenfreund, der Chevalier d'Elbee genannt, iſt im ganzen Ernſt auf den Einfall gekommen, dieſe erſtaunliche Conſumtion von Schminke, (einem eingebildeten Bedürfnis, welches die allmächtige Gewohnheit bey ſeiner Nation zu einer unentbehrlichen Sache gemacht hat) zum Beſten einer eben ſo zahlreichen als unglüklichen und bedürftigen Claſſe im Staat, nemlich des armen Adels, anzuwenden; und er ſcheint ſich zu ſchmeicheln, daß ſein Vorſchlag, in einem Jahrhundert, welches man mit einigem Schein Rechtens das Jahrhundert der Wohlthätigkeit nennt, den verdienten Beyfall finden werde. Sein Vorſchlag geht dahin, daß einer beſondern Schminke-Fabrik ein ausſchließendes Privilegium ertheilt werden ſollte, mit der Bedingung, dafür jährlich 25 ſols von jedem Schminktöpfchen, welches 3 Livres oder einen kleinen Thaler koſtet, abzugeben. Der Herr Chevalier d'Elbee berechnet, angeregtermaßen, den ganzen jährlichen Verbrauch der Schminke, in einem gemeinen Jahre, auf mehr als 2000000 Töpfchen, jedes, eins ins andre, zu 3 ℔. gerechnet. Die Abgabe würde alſo, in einem gemeinen Jahre, (nach Abzug aller etwaigen Perceptions- und Diſtributions-Koſten) eine

Summe von wenigſtens 800 000 kleinen Thalern abwerfen; wovon das Publicum nichts zu tragen hätte, und welche man in eine beträchtliche Anzahl von Penſionen für arme Officiersfrauen und Witwen verwandeln könnte. Das Publicum würde überdies noch den ſehr wichtigen Vortheil dabey gewinnen, daß es der Güte und Unſchädlichkeit der Schminke verſichert ſeyn könnte; da die Regierung nicht ermangeln würde, auch dieſen Punct zu einer Bedingung des ausſchließenden Privilegiums zu machen, und die Schminke-Monopoliſten zu ſolchem Ende der Medicimſchen Facultät und der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris unterworfen werden könnten. Das ganze Project iſt ſo ſonderbar, und giebt der Claſſe des ſchönen Geſchlechts, die man (im Gegenſaz mit den Devotes) Femmes du Monde nennt, ein ſo leichtes Mittel an die Hand, ſich aus einem Zweig von ſündlicher Eitelkeit — welchem jede Dame qui veut faire *ſon Salut* ſträflich entſagen muß — eines der größten Verdienſte zu machen: daß wir nicht zweifeln, es werde von den ſchönen Gallierinnen mit Enthuſiasmus aufgenommen werden, und folglich bey einer Nation, wo der Einfluß des ſchönen Geſchlechts allvermögend iſt, gar bald zur Würklichkeit gedeyhen. Wenigſtens ſcheint der menſchenfreundliche Erfinder auf dieſen Umſtand ſtark gerechnet zu haben.

VI.

An den Herrn Herausgeber des Teutſchen Muſeums.

Mit vielem Vergnügen, M. H. u. F., habe ich neulich im T. Muſeum die Abhandlung des Hrn. D. Runde von den Römiſchen und Teutſchen Namen der Monate geleſen, und die nachdrükliche Strafpredigt, die er uns Allemannen, Franken, und Sachſen deßwegen hält, daß wir die Teutſchen Namen, womit Karl der Große die Monate belegt, aus einer kaum verzeyhlichen Fahrläßigkeit wieder in Vergeſſenheit kommen laſſen, und, durch die leidigen Kalendermacher verführt, uns an die Römiſchen Namen gewöhnt haben, die in jeder Betrachtung ſich eben ſo wenig für uns ſchicken, als hingegen die von dem großen Könige der Franken erfundenen, ſowohl unſrer Sprache, als der Natur oder den Verrichtungen und Verhältniſſen eines jeden Monats, angemeſſen ſind.

Ich bin durch dieſen Aufſatz um ſo angenehmer überraſcht worden, weil ich ſelbſt ſeit einiger Zeit mit einer ſolchen Aufforderung an unſre vaterländiſchen Zeitgenoſſen umgieng, und es mir alſo nothwendig Freude machen mußte, das was ich nur erſt thun wollte, durch einen Andern, beſſer als ich's hätte machen können, bereits gethan zu ſehen. Ich bin ſonſt nichts weniger als ein Freund der Neuerungsſucht die in unſrer Zeit ſchon ſo manche abentheurliche, lächerliche, und zum theil ſchädliche Aus-

ſchweiſſung hervorgebracht hat. Auch dann ſogar, wann die vorgeſchlagne Neuerung würkliche Verbeſſerung wäre, aber, vermöge der ganzen dermaligen Lage der Umſtände, unmöglich zu Stande kommen kann: halt' ich für beſſer, es beym alten Brauch (zumal in Sachen, die von jeher bey allen Völkern mehr vom Zufall und Gebrauch als vom Räſonnement abgehangen haben) bewenden zu laſſen. So finde ich, z. B. die Ungewisheit unſrer Rechtſchreibung ſo unſchiklich und unbequem als irgend jemand; und geſtehe gerne, daß ich noch immer vergebens eine Art von Mittelweg ſuche, durch welchen einigen der anſtößigſten Misbräuchen unſrer gewöhnlichen Unrechtſchreibung abgeholfen würde, ohne auf der andern Seite ſowohl die Augen als die Ohren der ſo zahlreichen und in Mundarten ſo verſchiednen Völkerſchaften, aus welchen das Teutſche Reich beſteht, in gar zu große Verwirrung und Verlegenheit zu ſetzen. Es iſt ſchwer mit ſich ſelbſt einig zu ſeyn, wo es nicht einmal möglich iſt, das was würklich Gebrauch iſt, genau anzugeben; wo jeder thut was ihm Recht däucht, und die Regeln ſelbſt ſo vielen Ausnahmen unterworfen ſind, daß man leicht verführet wird, die Ausnahmen hinwieder zu Regeln zu machen, und aus Mangel feſter Grundſätze bald weiter auszudehnen bald enger einzuſchränken. Ich ſehe aber nicht, wie dieſem Uebel anders geholfen werden könnte, als durch eine große Revolution in unſrer ganzen Verfaſſung, die uns eine Einzige Nationals Hauptſtadt, einen Einzigen alles beherrſchenden und ausſchließlich teutſchredenden Hof, und (was vermuthlich eine Folge davon ſeyn würde) eine von der Regierung beſtättigte und von der ganzen Nation an-

erkannte Teutsche Sprach-Akademie, und durch diese, eine feste Sprachlehre und ein vollständiges und zuverläßiges Wörterbuch (welches nicht wohl das Werk Eines Mannes seyn kann) geben würde. Eine solche Revolution vorausgesezt, läßt sich begreifen, wie noch endlich, mit der Zeit, eine übereinstimmende und auf vernünftige Gesetze gegründete Rechtschreibung durchgängig eingeführt werden könnte. Aber unter einer solchen Bedingung ist es, wie Sie wissen, einem guten Bürger (dessen Pflicht es ist, mit der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens zufrieden zu seyn) nicht einmal erlaubt, Wünsche zum Vortheil der Orthographie zu thun — und wer die Menge von Köpfen, Armen und Beinen bedenkt, die uns, auf diesem Wege, die Abschaffung der fatalen h, k, q, ß, y und tz, kosten würde: der kann, auch ohne jene Rükſicht, kaum so sehr Eyferer für die Philosophische Rechtschreibung seyn, um sich eine so theuer erkaufte Einheit des Glaubens in einer Sache zu wünschen, die am Ende doch zur Glükseligkeit der Menschen und Staaten nicht so wesentlich ist, als einige zu denken scheinen.

Ganz anders aber, däucht mich, verhält es sich mit der vorgeschlagnen Vertauschung der alten Römischen Monatsnamen gegen die teutschen Namen, die ihnen Karl der Große gegeben. Hier ists bloß um ein Dutzend Namen zu thun, welche sehr leicht zu lernen sind; nicht um eine würkliche Neuerung, sondern um Abschaffung eines neuern Mißbrauchs zu Gunsten eines weit ältern löblichen und ehrwürdigen Gebrauchs: und am Ende läuft die ganze Frage lediglich darauf hinaus: ob die Kalendermacher, die uns (wie Hr. D. Runde behauptet) aus einem Ei-

gendünkel von dem rechten Pfade unvermerkt abgeführt haben — oder ob der Größte unſrer altteutſchen Fürſten, mehr Anſehen und Gewicht bey uns haben ſolle und werde? Ich meines Orts wünſchte, daß der bloße Gedanke, „Karl dem Großen — der izt doch allgemein für einen der herrlichſten Menſchen, die je gelebt haben, anerkannt iſt — ein bleibendes Denkmal zu ſtiften, und ſein Gedächtnis immer lebendig bey derjenigen Nation, der Er eigentlich angehört, zu erhalten", ſoviel über unſre Landesleute vermöchte, daß jeder teutſche Bidermann ſich entſchlöße, vom Oſtermond oder Wonnemond dieſes laufenden Jahres 1781 an, die altteutſchen Karolingiſchen Monatsnamen vorerſt nur wenigſtens in Briefen zu gebrauchen, und alles Einwendens der Kalendermacher und ihres Anhangs ungeachtet, ſo lange ſtandhaft fortzufahren, bis er ſähe, daß ihm binnen Jahr und Tag niemand folgen wollte. Unvermerkt und vermuthlich eben ſo bald, als die teutſchen Aufſchriften auf den Briefen ſtatt der hergebrachten Franzöſiſchen durch ganz Teutſchland allgemein worden ſind, würden dieſe teutſchen Monatsnamen aus den Studierſtuben der Gelehrten in die Schreibſtuben der Kaufleute, und, unter Begünſtigung teutſchliebender Fürſten und Herren, zulezt auch in die öffentlichen Kanzleyen übergehen; und ſich ſolchergeſtalt, ohne daß dieſe Reformation irgend einem teutſchen Korſe nur ein einziges Haar koſten würde, ſich wieder in ihr uraltes Recht eingeſezt finden.

Man wird uns hoffentlich zuviel Beſcheidenheit zutrauen, als daß wir uns, unſrer Journale oder andren Urſachen wegen, von einigem beſondern Anſehen bey der Nation träumen laſſen ſollten. Aber

Jemand muß doch den Anfang machen; und da das Muſeum und der Merkur aller Orten hinkommen, und beynahe von allen, welche Gedruktes leſen können, wo nicht geleſen, doch wenigſtens durchblättert werden; ſo ſcheinen ſie ſich ganz gut dazu zu ſchicken, einen Verſuch zu machen, der vielleicht gelingen kann; oder, wofern er auch mißlänge, uns wenigſtens keine bürgerliche Makel zuziehen wird.

Erlauben Sie alſo, wehrteſter Freund, daß ich Sie zu einem ſolchen Beyſpiel aufrufe, und mich hiermit öffentlich anheiſchig mache, Ihrem Vorgang unmittelbar zu folgen, ſo wie das T. Muſeum (welches ohnehin in jedem Monat um etliche Wochen früher erſcheint als der Merkur) den Anfang damit machen wird.

Unmaßgeblich dächte ich, daß es dann auch beſſer wäre, nach dem uralten Gebrauch, in der Zuſammenſetzung, Mond ſtatt Monat, und alſo nicht Oſtermonat ſondern Oſtermond, u. ſ. w. zu ſchreiben; wenn es auch nur deßwegen wäre, weil ein dreyſylbiges Wort überhaupt beſſer iſt als ein vierſylbiges, zumal wenn ſich dieſes in zween Trochäen hinſchleppt, wie in vorliegendem Falle. Indeſſen will ich mir doch, im Namen aller Dichter, unſer Recht auf den lieblichen May, hiemit ausdrüklich vorbehalten haben; nicht in der Meynung, daß er, in Proſe, dem Wonnemond ſeinen gebührenden Plaz vorenthalten ſollte: ſondern nur, daß es in unſrer Willkühr bleibe, je nachdem Zeit und Umſtände, Sylbenmaß, Wohlklang oder andre Convenienz es erfodern mögen, in Verſen das eine oder andre dieſer Wörter gebrauchen zu dürfen.

Leben Sie wohl, M. H. und erlauben Sie mir das Vergnügen, Ihnen hier öffentlich eine Freundschaft zu zeigen, womit die gemeinschaftliche Liebe der Wissenschaften und Musenkünste Alle, die zur Kultur derselben innerlich berufen sind, billig zusammenschlingen sollte.

W.

VII.

Eine problematische Rechtsfrage.

Das Factum, wie es in der Affiche du Dauphiné erzählt wird, ist kürzlich dieses. Ein Privatmann zu Lodeve in Dauphiné lebte nach dem Tode seiner Ehefrau mit einer ledigen Person, die als Haushälterin bey ihm war, in einem Verständnis, welches die Schwiegermutter dieses Mannes äusserst beleidigte; nicht so wohl wegen des Aergernisses, das er dadurch gab, als weil sie sich fest in den Kopf gesezt hatte, der Gram über die Untreue ihres Mannes, und der Schmerz, sich von ihm dieser Kreatur nachgesezt und aufgeopfert zu sehen, habe ihrer Tochter das Herz abgedrükt. Wir wollen, der Bequemlichkeit halben, die Schwiegermutter Dame Pernelle, den Mann Orgon, und die Dirne, die er unterhielt, Colette nennen. Dame Pernelle also, die auf Coletten, als die vermeinte Mörderin ihrer Tochter, einen tödtlichen Haß geworfen, gab sich nicht zur Ruhe, bis sie ihrem Schwiegersohn Orgon, der noch eine reiche Erbschaft von ihr zu erwarten hatte, das Versprechen abgedrungen, alle Gemeins

ſchaft mit dem Mädchen aufzugeben. Es gieng aber wie man ſichs leicht vorſtellen kann. Es währte nicht lange ſo fand Colette Mittel, ſich wieder in vollen Beſitz ihrer gewohnten Herrſchaft über Orgons Herz, Perſon und Vermögen zu ſetzen. Die Schwiegermutter, der dies nicht lange verborgen bleiben konnte, gerieth darüber in die heftigſte Leidenſchaft; und — es ſey nun aus bloßer Rachbegier, oder weil ſie es für unmöglich anſah, den bethörten Orgon auf andre Weiſe von Coletten abzuziehen — kurz, ſie beſchloß, die Dirne heimlich aus dem Wege räumen zu laſſen; und es fand ſich ein Schäfer, der, gegen eine verſprochne Belohnung von 500 Livres, die Vollziehung eines ſo gefährlichen Auftrags übernahm. Der Schäfer war einer von den halben Böſewichtern, die mehr Luſt als Muth zur Ausführung einer vortheilhaften Uebelthat haben; er wollte alſo die verſprochnen 500 Livr. lieber theilen, als mit größerer Gefahr allein verdienen. Er ſah ſich um einen Gehülfen um, und ſeine Wahl fiel auf einen ſeiner Bekannten, der eben von den Galeeren zurükkam, wozu er (vermuthlich nicht um ſeiner Tugend willen) auf einige Jahre verurtheilt geweſen war. Der geweſene Galerien überlegte die Sache mit ſeinem Geſpanen; und weil ihn das noch friſche Andenken an die Ruderbank furchtſamer oder klüger gemacht hatte: ſo that er ihm den Vorſchlag, von der verſprochnen Belohnung zu profitiren, ohne das Verbrechen zu begehen. Sie entdekten alſo Coletten das ganze Geheimniß, unter der Bedingung, daß ſie ihnen ihr goldnes Halskreuzchen und ihren ſilbernen Schlüſſelhaken leyhen mußte, als welches die Zeichen waren, woran ihre Feindin (abgeredeter

maaßen) erkennen ſollte, daß der mörderiſche Auftrag vollzogen worden ſey. Auch verſprach Colette, ſich eine Zeitlang verborgen zu halten. Dame Pernelle, wie ſie das Kreuzchen und den Schlüſſelhaken in ihren Händen ſah, hielt ſich nun vollkommen verſichert, daß ihre Rache vollzogen ſey. Dieſe Leidenſchaft war nun abgekühlt, und machte einer andern Plaz, die, wie es ſcheint, eben ſoviel Gewalt über das ſchlechte Herz dieſer Frau hatte. Sie ſchikanierte die vermeynten Mörder über den bedungnen Lohn, und gab ihnen ſtatt 500 nicht mehr als 200 Livres. Aber kaum hatten ſie das Geld, (wovon Colette auch einen Theil erhielt) empfangen, ſo zeigte ſich dieſe Dirne wieder öffentlich, und machte den ganzen Handel bey den Gerichten anhängig.

Die Richter und Rechtsgelehrten, die mit dieſer ſeltſamen Criminalſache zu ſchaffen haben, ſollen, dem Verlauten nach, verlegen ſeyn, wie ſie ſich dabey benehmen wollen. Wo das Verbrechen nicht ausgeführt worden, da exiſtirt freylich kein Corpus delicti: indeſſen ſcheint doch die mörderiſche Abſicht der Beklagten Dame Pernelle offenbar, und dieſe Abſicht, wiewohl ſie nicht als ein würklicher Mord beſtraft werden kann, iſt doch unſtreitig ein Verbrechen das nicht ungeſtraft bleiben darf. Aber eh man die Strafe dictiren kann, muß das Verbrechen erwieſen ſeyn; und da ſizt hier eben der Gordiſche Knoten. Klägerin Colette kann keinen andern Beweis führen als durch das Zeugnis der zween Männer, welche die Beklagte gegen ihr Leben gedungen haben ſoll. Bey Verbrechen von ſo finſtrer und geheimer Art wär' es auch an zween Zeugen genug; aber dieſe Zeugen ſind die Denuncianten, auf deren bloße Auf-

Titinius.

Nein, er war es, Meſſala; aber Caſſius iſt nicht mehr! O untergehende Sonne, wie du in deinen rothen Stralen zur Nacht herabſinkſt, ſo iſt in ſeinem rothen Blute Caßius untergegangen; die Sonne von Rom iſt untergegangen! Unſer Tag iſt vorüber; Wolke, Fröſte und Gefahren kommen izt; unſre Thaten ſind gethan; Mißtrauen in meinen Succeß hat dieſe That gethan.

Meſſala.

O verhaßter Irrthum, Kind der Melancholey! Warum ſtelleſt du dem geſunden Verſtand der Menſchen Dinge vor, die nicht ſind? Irrthum, in einem Augenblik empfangen, du kommſt nie zu einer glüklichen Geburt, ohne die Mutter zu tödten die dich gebohren hat.

Titinius.

He, Pindarus? Wo biſt du, Pindarus?

Meſſala.

Sucht ihn, Titinius; ich will indeß gehen, und dem edlen Brutus dieſe betrübte Nachricht bringen.

Titinius.

Geht ihr, Meſſala, ich will indeß den Pindarus ſuchen. (Meſſala geht ab.) Warum ſchikteſt du mich von dir weg, edler Caßius? Begegnet' ich nicht deinen Freunden, und ſezten ſie mir nicht dieſen Sieges-Kranz auf, und befahlen mir, ihn dir zu geben. Hörteſt du nicht ihr Freuden-Geſchrey? Ach! du haſt alles verkehrt ausgedeutet! Aber hier,

ſage die Klage angeſtellt worden; Einer von ihnen iſt ein Galerien, und hat alſo intamiam juris et facti auf ſich ſitzen; und beyde geſtehen ſelbſt, daß ſie ſich zu einem Meuchelmord dingen laſſen und den Lohn dafür empfangen haben. Was für Zeugen! Ueberdem ſind ſie intereſſiert ihre Denunciation zu behaupten, um nicht in die Strafe der Verläumder zu fallen. Ihre Glaubwürdigkeit iſt alſo auf mancherley Weiſe verdächtig. Gleichwohl ſcheint doch auch, auf der andern Seite, nicht zu glauben, daß Colette und die beyden Denuncianten ſich zu einer falſchen Anklage gegen Dame Pernelle zuſammen verſchworen haben ſollten. Denn, wenn dies der Fall geweſen wäre, würden die leztern unfehlbar das Factum auf eine ihnen ſelbſt minder nachtheilige Art erzählt haben. Auch iſt nicht abzuſehen, was Coletten zu einer ſolchen falſchen Anklage hätte bewegen, und was ſie damit hätte zu gewinnen hoffen können. Nimmt man an, daß ſie würklich überzeugt geweſen, Frau Pernelle habe ſie ermorden laſſen wollen: ſo iſt begreiflich, daß ſie durch Furcht und Rachgier zur Klage habe angetrieben werden können, und daß ſie in der Hitze der Leidenſchaft nicht bedacht habe, wie ſchlecht ſie beym Beweiſe beſtehen werde. War aber alles bloße Erfindung, ſo iſt unbegreiflich, daß ſie die Sache nicht beſſer überlegt, und zur Unterſtützung ihres Mährchens nicht zwekmäßigere Maasregeln genommen.

Der ganze Handel ſcheint ſo beſchaffen zu ſeyn, daß er eine Stelle unter jenen verdient hätte, welche der berühmte **Statthalter von Baretaria**, ohne ſich viel um das Punctum juris zu bekümmern, mit der bloßen Schärfe ſeines bäuriſchen Mutterwitzes ſo

glüklich zu — zerschneiden wußte. Uns däucht wir hören ihn, von seinem richterlichen Lehnstuhl herab, mit einem bedenklichen Achselzucken folgenden Ausspruch thun: „Es ist ein tummer Handel, so wahr ich Sancho bin! Wer von beyden Theilen Recht hat, mag der liebe Gott wissen: aber daß hier vier Personen sind, wovon die beste keinen Schuß Pulver werth ist, das greift sich mit Händen. Denn der muß sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Und also verordnen und befehlen wir hiemit, kurz und gut: daß die beyden Zeugen, da sie selbst bekannt haben, daß sie Sold und Lohn zu Begehung eines Bubenstüks empfangen, sich belieben lassen sollen, stehendes Fußes nach Malaga zu wandern, und dem König zehn Jahre auf den Galeeren zu dienen. Klägerinn, welche nicht zu läugnen begehren wird daß sie eine H** ist, soll, um ihr Brod auf eine ehrbarere Art verdienen zu lernen, vor der Hand sechs Jahre im Zuchthause Wolle spinnen; und was die Dame Pernelle betrift — die übrigens eine ehrliche Frau seyn mag, wiewohl ich sie nicht zur Schwiegermutter haben möchte — so soll ihr, weil Colette und die beyden Kerls ihre Anklage doch nicht wohl aus den Fingern gesogen haben können, hiemit durch Urthel und Recht zuerkannt seyn, 500 Pfund ins Waysenhaus und eine zehnpfündige Wachskerze für unsre liebe Frau zu Segovia zu erlegen; und wer was bessers weiß, der mag reden, oder enthalte sich hernach etwas gegen unsre statthalterliche Verordnung einzuwenden."

Das im Dezember vorigen Jahres verſprochne Verzeichnis franzöſiſcher Schriftſtellerinnen hat bisher noch keinen Platz erhalten können; es ſoll aber im nächſten Monat unfehlbar kommen.

VIII.

Antwort an einige Correſpondenten.

Verſchiedene, meiſtens Ungenannte, Correſpondenten, welche mich ſeit Anfang dieſes Jahres mit allerley theils verſificierten theils proſaiſch-poetiſchen Aufſätzen, Idyllen, u. dergl. für den Merkur zu beſchenken die Gewogenheit hatten, ſetzen mich in eine Art von Verlegenheit, deren ich gerne auf immer überhoben zu ſeyn wünſche. Ihr geneigter Wille verdient Dank — aber — — es entſteht hier eine leidige Colliſion von Pflichten, deren Effecte weder Ihnen noch mir angenehm ſeyn können. Einige ſcheinen von der Güte ihrer Producte ſo überzeugt zu ſeyn, daß man Ihnen, ohne Beleidigung weder ſagen noch zu verſtehen geben kann, man ſey andrer Meynung. Andre ſind zwar beſcheidner, geben ſich bloß für Anfänger, bitten um Nachſicht, oder daß man Ihnen ihre Lection corrigiren, oder Ihnen wenigſtens ſagen möchte, ob ſie zur Dichterey berufen ſeyen oder nicht — aber ſie bringen das mit einer ſo ſichtbaren Erwartung eines höflichen d. i. eines Ihrer Eigenliebe ſchmeichelnden Beſcheides vor: daß man es kaum übers Herz bringen kann, ihnen durch eine ehrliche Antwort Weh zu thun. Hiezu kommt noch, daß unſer einer — der von einem ſolchen jungen Candidaten des Muſenprieſterthums gefragt wird: Meiſter, was ſoll ich thun? — und ihm, nach ſeinem Gewiſſen, die Antwort werden läßt: Alles,

lieber Freund, nur keine Verse machen! — sich darauf verlassen kann, daß der junge Aspirant diese Antwort geradezu für einen Beruf, sich nun erst recht aufs Verse machen zu legen, annehmen wird. „Denn (sagt er sich selbst) meine Verse müssen doch wohl gut seyn, weil W. fürchtet daß ich ihn ausstechen würde, und mich also, gleich an der Schwelle des Musentempels, gerne zurükschrecken möchte. Ja, wer so einfältig wäre, und den Kniff nicht merkte!" — Wenn nun vollends das Werk, das im Merkur paradieren soll, ein Gedicht über die Historia von Peter von Provinzia und von der schönen Magellone ist, und sich so anfängt:

Laß, Vater, laß mich ziehn, sprach Peter,
in ritterlicher Feld die Welt zu sehn
wie alle Ritter thun. — Bestehn
zu können trau ich mir, und weder
fürcht ich vor Riesen mich noch Drachen;
Ich muß mir einen Namen machen,
denn, liebster Vater, glaubt es mir,
am liebsten seh ich mich in ritterlicher Zier.

Zieh hin, mein Sohn, in Gottes Namen
und aller Heiligen, nimm dir ein gutes Roß,
kein Abentheuer sey zu groß
vor dich — aus ritterlichem Samen
bist du gezeugt; es ist dir angebohren;
Der Stamm woraus ich stamm
ist ädel, auserkohren;
So alt ich bin, merk ich noch immer flamm
der ritterliche Muth, wenn ich Thurniere seh;
Wär ich nicht izt so schwach,
so wär das Rennen meine liebste Sach.

und z. E. so fortfährt:

— sag ihm, ich wäre
ein armer Adelmann aus Frankreich,

ſuchte in der Welt Lob und Ehre
von Frauen und Jungfrauen zugleich.

Der König vernahm die Antwort und ſagte:
Züchtiglich iſt er, will unerkannt
ſeyn — doch wohl von großem Standt,
kein Schlechter ſolch ein Rennen wagte.

Unter der Zeit rennt Peter
mit allen Rittern, und jeder
bekannte: in vielen Jahren
hätten ſie ſo etwas nicht erfahren.

oder ſo:

Auf dem Gerüſt ſaß der König nicht fern
mit den Damen; doch unter all den Frauen
war keine ſo lieblich zu ſchauen
als Magellone. Wie der Morgenſtern
leuchtet am jungen Tag
ſo leuchtet' ihr Blik; und jedes ſprach:
Unter all den Frauen
iſt keine ſo lieblich zu ſchauen.
Der Herold rief, u. ſ. w.

und wenn nun der Dichter eines ſolchen Werks mit Zween Geſänge in dieſem Guſto zuſchikt, mit der Verſicherung, das die übrigen, ſobald der erſte Geſang im Merkur ſtehe, ſogleich folgen ſollten — *fidem voſtram, Quirites!* — Wie könnte ſich der arme Verfaſſer des Winter und Sommermährchens (die doch auch, zumal das lezte, in ſehr kleinen Verslein gemacht ſind) unterſtehen, einem ſolchen Rivalen etwas unangenehmes zu ſagen? Der junge Mann würde natürlicherweiſe denken müſſen, es verdrieße W. nur, ſich in Leichtigkeit der Verſe und guter Art zu erzählen übertroffen zu ſehen! Und dies iſt es denn auch, was ich dieſem jungen Dichter, wenn es ihm Gut thun kann, hiemit ohne

Widerrede eingeſtanden haben will. Nur der Merkur iſt kein würdiger Schauplaz für ſolche Originalwerke. Mein unmaßgeblicher Rath iſt alſo: das Werk beſonders, und (um des Effects willen) alle Geſänge auf Einmal, auf prächtiges Holländiſches Pappier, mit Kupfern von Chodowiecky, abdrucken zu laſſen. Der Herr Verfaſſer wird an der Würkung, die es thun wird, ſein Wunder ſehen! Izt iſt juſt der rechte Zeitpunct, wo die Nation einen Sinn für ſolche Werke hat; denn Er ſieht ja, wie gut Sie ſogar den Oberon aufgenommen, der doch nur auf ſchlechtem Pappier, und ohne Kupfer von irgend Jemand, ſein Fortkommen in der Welt ſuchen mußte.

Einem andern noch ſehr jungen und beſcheidnen Muſenſohne — hab ich vor der Hand nichts zu ſagen, als: daß es ganz gut iſt, allerley Exercitia ſkili zu verſuchen, aber daß man ſolche Uebungen nicht drucken läßt. Uebrigens iſt bey ihm izt die Zeit, wo Horazens Rath eintritt:

Vos Exemplaria Græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna!

ingleichem das bekannte:

Qui ſtuder optatam curſu contingere metam,
Multa tulit, fecitque, puer, ſudavit et alſit,
Abſtinuit Venere et Baccho. *Qui Pythia cantat*
Tibicen, didicit prius, extimuitque Magiſtrum.

Die jungen Herren ſtellen ſich die Sache zu leicht vor; aber darum reüßiren ſie auch ſo gut! —

Alſo: Scribite, Pueri, ſcribite!

Der

Teutſche Merkur.

März 1781.

I.

Verzeichniß und Nachrichten von Franzöſiſchen Schriftſtellerinnen

welche ſich hauptſächlich in Werken des Witzes und Geſchmaks, beſonders im Romantiſchen Fache, hervorgethan haben.

Hier iſt der Anfang des Verzeichniſſes, wozu wir uns, aus Gelegenheit des Romanen-Katalogs des Hrn. Marquis von Paulmy, vor einem Paar Monaten anheiſchig gemacht haben. Wir bitten uns die Freyheit aus, in unſern Nachrichten bald weitläuffiger bald kürzer zu ſeyn, je nachdem der Gegenſtand mehr oder weniger anzügliches für den Verfaſſer haben wird. Immer werden wir in allen Aufſätzen dieſer Art die Rechte eines Spaziergängers anſprechen; welcher bald ſchneller bald langſamer gehen, oder auch von ſeinem eigentlichen Wege zur rechten und linken abſchweiffen mag, wenn es darum zu thun iſt, eine ſeitwärts winkende Blume zu pflücken, oder an einer Stelle, die ihm gefällt, länger zu verweilen.

Auf dieſe Weiſe, glauben wir, werde dieſe Arbeit (die nicht ohne ihre Mühſeligkeiten iſt) uns ſelbſt, und, durch eine ſehr natürliche Folge, auch unſern Leſern angenehmer werden. Denn wir zweifeln ſehr, daß ein Autor, der ſich ſelbſt bey einer Arbeit ennüyiert hat, für Andre unterhaltend ſeyn können.

Heloiſe.

Wenn man auch diejenige zu den Autoren zählen darf, die es bloß zufälligerweiſe, und gleichſam ohne Vorſaz und Abſicht, geworden ſind; die ohne einige Rükſicht auf die Welt, und ohne ſich was davon träumen zu laſſen, daß ſie nach vielen Jahrhunderten noch geleſen, commentiert, überſezt und nachgeahmt werden könnten, bloß aus Drang ihres Herzens, für ſich ſelbſt und für einen Einzigen, der ihnen Alles war, geſchrieben haben: ſo verdient hier wohl die durch ihr Liebesbündnis mit dem weltbekannten Abälard und durch ihre Briefe an ihn ſo berühmt gewordne Heloiſe, um ſo mehr den erſten Plaz, als dieſe Briefe, die einzigen in ihrer Art, etwas ſind das durch keine Macht der Imagination hätte erfunden werden können. Briefe von einer Nonne an einen Mönch — aber, Himmel! von welch einer Nonne! und an welch einen Mönch! Nie hat wohl die Welt ein Paar Liebende geſehen wie dieſes. Nie hat, ſeit der unglüklichen Dichterin Sappho — die durch Ein Dutzend Verſe berühmter worden iſt, als manche Poeten durch eben ſo viele Tauſende — ein Weib gelebt, das vom Dämon der

Liebe ſo ganz überwältigt und beſeſſen, alle Widerſprüche dieſer wundervollen Leidenſchaft in ihrem Herzen ſo vereinigt — alles was ſie Schönes und Erhabnes, alles was ſie zügelloſes und unſinniges hat, in ſo hohem Grade erfahren — den ganzen Himmel ihrer Freuden, die ganze Hölle ihrer Quaalen, mit ihren Gefuhlen ſo erſchöpft — kurz, ſoviel für Liebe gethan, ſoviel durch Liebe gelitten, ſo ganz für Liebe gelebt — und, bloß indem ſie dem Strom ihres Herzens und dem lodernden Feuer ihrer Phantaſie den Lauf ließ, die Liebe ſo vollkommen geſchildert hätte wie Heloiſe.

Ihre Briefe ſind kein Roman — aber für den Dichter, der die Leidenſchaften in der unverfälſchten Natur ſtudiert — für den Philoſophen, der in den Tieffen des menſchlichen Herzens nach Wahrheit forſchen will, ſind ſie koſtbare Urkunden aus dem Archive der Menſchheit. Auch von Seiten des Geſchmaks und des Talents zu ſchreiben, gebührt dieſen Briefen (mit gehöriger Nachſicht gegen das Jahrhundert (*), worinn ſie lebte) eine der erſten Stellen unter allem was jemals aus der Feder eines Weibes gekommen iſt. Ihr Latein iſt freylich nicht das vom Jahrhundert Auguſts (**); aber indem ſich als

(*) Die Zeiten Philipp I., Ludwig des VI. und VII. Heloiſe ſtarb als erſte Abtiſſin zu Paraklet im Jahr 1163.

(**) Der durch ſeine Briefe, Memoiren, und Hiſtoire Amoureuſe des Gaules bekannte Graf von Büſſy-Rabütin — mußte ſein Schul-Latein ziemlich vergeſſen haben, da er, in einem ſeiner Briefe ſagte, er habe nie kein ſchöner Latein geſehen als Heloiſens.

les Feuer ihrer Seele darein ergoſſen hat, iſt es zu einem geſchmeidigen, bildſamen, alle Formen ihres Gefühls und ihrer Gedanken annehmenden Stoff geworden, und Quintilian ſelbſt hätte ihre Briefe mit Vergnügen leſen müſſen. Wenigſtens iſt gewiß, daß Abälard, der für den ſcharfſinnigſten Kopf und für einen der beredteſten Männer ſeiner Zeit galt, in der Schönheit und Stärke des Ausdruks eben ſo weit als in der Inbrunſt der Liebe hinter ihr zurükbleibt.

Die Franzöſiſche Sprache war zu Philipp I. Zeiten noch zu wenig cultiviert (*), als daß ſie das Organ der Bewegungen ſolcher Seelen, wie Heloiſens und Abälards, hätte abgeben können. Die Lateiniſche ſcheint damals noch die Lieblingsſprache der Leute von Erziehung geweſen zu ſeyn; wenigſtens diejenige, in welcher geſchrieben wurde; und ſo ſchrieb auch Heloiſe in der Lateiniſchen, in welcher ſie, wie der Augenſchein zeigt, eine große Fertigkeit hatte. Erſt unter der Regierung Philipp des Schönen, unter-

(*) L'eſpece de Jargon mêle du Celte, du Tudesque, & du Latin (d. i. was man damals Langue Romane oder Romance nannte, und was die Matrix der heutigen Franzöſiſchen Sprache iſt) commençoit vers la fin du XI. ſiecle à le polir & à l'enrichir; mais les Auteurs n'oſoient encor s'en ſervir dans les ouvrages d'eloquence ni dans ceux d'agrement — ſagt der Graf von Treſſan in ſeiner Diſſertation über den Zuſtand der Franzöſiſchen Litteratur im XII. und XIII. Jahrhundert. Vornehmlich war das Lateiniſche in dieſen Zeiten die Sprache der Cleriſey; und Heloiſe und Abälard gehörten, als ſie einander ihre Briefe ſchrieben, beyde zu dieſem Stande.

nimm diesen Kranz um deine Stirne, dein Brutus befahl mir ihn dir zu geben, und ich will seinen Befehl vollziehen. Brutus, komm herbey, und sieh, wie sehr ich den Caius Cassius liebte. Mit eurer Erlaubniß, ihr Götter! — Diß ist eines Römers Rolle.

[Er ersticht sich selbst mit des Cassius Schwerdt.]

Sechste Scene.

Getümmel. Brutus, Messala, der junge Cato, Strato, Volumnius und Lucilius treten auf.

Brutus.

W., wo, Messala, wo liegt sein Leichnam?

Messala.

Seht ihn, dort, und Titinius, der ihn betraurt.

Brutus.

Titinius ligt mit aufgehabnem Gesicht.

Cato.

Er ist todt.

Brutus.

O Julius Cäsar, wie mächtig bist du heute! Dein Geist wandelt umher, und kehrt unsre Schwerdter in unsre eigne Eingeweide;

Cato.

Wakrer Titinius! Seht, hat er nicht den todten Cassius bekränzt? —

Brutus.

wand ſich Jean de Meun genannt Clopinel, ihre Briefe in die vulgare Franzöſiſche Sprache zu überſetzen, die ſich durch Ruſticiln von Puiſe, den erſten Compilator der Romanen von König Artus und der Tafelrunde, und durch Wilhelm von Loris den erſten Erfinder und Verfaſſer des berühmten Roman de la Roſe, unter den vorgehenden Regierungen ſchon ziemlich gebildet hatte. Es iſt eben dieſer Clopinel, der ſich ungefehr 40 Jahre ſpäter einfallen ließ, dieſes von dem ſinnreichen Loris unvollendet hinterlaſſene romantiſche Gedicht zu vollenden, und darinn ungefehr eben ſo reüſſirte, als wenn ein Griechiſcher Oſtade die Venus des Apelles hätte vollenden wollen. Gleichwohl nahm man's damals nicht ſo genau, und Clopinel wurde von Ludwig dem Schönen für die 18580 geſchmakloſen Verſe, worinn er die halbentfaltete keuſche Roſe ſeines Vorgängers deflorierte, zum Vater der Franzöſiſchen Litteratur erklärt. Was aus Heloiſens Briefen unter den groben und ſchmutzigen Fäuſten dieſes eben ſo geſchmakloſen als fruchtbaren Verſemachers geworden ſeyn mag, kann man errathen, wenn man ihn aus ſeiner Entwiklung des Romans von der Roſe kennen gelernt hat. Unter den neuern Franzöſiſchen Ueberſetzungen hat diejenige den meiſten Beyfall erhalten, welche der Graf von Büſſy-Rabütin i. J. 1687 bekannt machte. Malherbe führt ſie in einer Franzöſiſchen Grammatik, die er damals herausgab, als ein Muſter der ſchönſten Sprache und der geſchmakvollſten Art zu überſetzen an. Heutigs Tages würde von dieſem Lobe ziemlich viel abgehen. Denn welcher noch ſo kleine Franzöſiſche Beleſprit würde ſichs nicht

zur Schande rechnen, nicht beſſer zu ſchreiben als wie Büſſy-Rabûtin geſchrieben hat? Ein gewiſſer Dübois, ein Autor, der eben ſo gut gar keinen Namen hätte (vielleicht einer von den Reformierten, die, nach Aufhebung des Edict von Nantes in Holland Zuflucht ſuchten) kam, vermuthlich aus Finanzabſichten, auf den Einfall, die Liebesgeſchichte Abelards und Heloiſens zu einem kleinen hiſtoriſchen Roman umzuſchaffen. Dieſe Art von Novellen waren damals (*) ſehr in der Mode, und der Roman dieſes Dübois, ſo platt er iſt, hat Dank ſey dem Namen Abâlard und Heloiſe! nicht weniger als acht Ausgaben erlebt; vermuthlich um der Briefe dieſer Liebenden willen, welche Dübois ſeiner Novelle beyfügte. Die beſte proſaiſche Ueberſetzung iſt diejenige, welche Dom Gervaiſe (ehemaliger, in der Folge ausgetretner Abt von la Trappe) ſeiner, von der Sorbonne verdammten, Lebensbeſchreibung Abelards beygefügt hat.

Im Jahr 1714 publicierte Godard von Beauchamps (ein ziemlich mittelmäßiger Autor in Proſa und Verſen, der das Publicum mit verſchiednen Stücken fürs Theatre Italien, mit Recherches ſur les Theatres de France und mit einigen Romanen beſchenkt hat und 1761 geſtorben iſt) eine verſificierte Ueberſetzung der Briefe Heloiſens und Abelards, welche mehrmal wieder aufgelegt wurde, wiewohl es ihr an Feuer und Kraft — d. i. gerade am weſentlichſten, fehlt. Popens Heloiſe an Abelard, iſt

(*) Im J. 1695 da dieſe Hiſtoire des Amours d'Abeillard & d'Heloiſe im Haag herauskam.

weniger eine freye Ueberſetzung als ein Original, wozu der Dichter ſich durch Leſung der Briefe Heloiſens begeiſtert hat; natürlicherweiſe hat er von den intereſſanſten Stellen dieſer Briefe Gebrauch gemacht. Nichts übertrift die Wärme und den Schimmer ſeines Colorits, und die Schönheit ſeiner Sprache und Verſification. Der Beyfall, den dieſe Compoſition, überall wo man Engliſch leſen kann, erhielt, weckte eine Menge Franzöſiſcher Beaux-Eſprits ſich zu Popes Nebenbulern um Heloiſe aufzuwerfen. Cailleau, Feutry, Mercier, Dorat, Saurin und Colardeau lieffen alle in dieſer Bahn; und Colardeau, dem vielleicht nur der Chevalier von Parny (*) den Vorzug in der Erotiſchen Dichtart ſtreitig machen kann, erhielt den Preis.

Mir iſt keine teutſche Ueberſetzung der Briefe Heloiſens bekannt, die neben dem Original, oder neben Popens und Colardeaus Copien ſtehen könnte. Ich weiß nicht ob man eine wünſchen ſoll; aber ein Meiſterwerk, in welcher Art es ſey, iſt immer willkommen wenn es einmal da iſt.

Marie de France.

Dieſe Benennung kündigt nach dem heutigen Styl eine Princeßin von der regierenden Linie in Frankreich an. Aber ſo war es nicht im Dreyzehnten Jahrs

(*) Von den Poeſien dieſes liebenswürdigen Dichters iſt erſt kürzlich eine dritte Auflage unter dem Titel *Opuſcules de Mr. le Chevalier de Parny*, in einem Duodezbändchen bey Hardouin zu Paris herausgekommen.

hundert, da dieſe Dichterin lebte. Sie ſchrieb ſich von Frankreich, bloß um nach Gewohnheit der damaligen Poeten einen Zunamen zu haben; und vielleicht weil ſie ſelbſt von ihrem eigentlichen Geburtsort keine nähere Kundſchaft hatte. Wir können nichts weiter von ihr melden, als daß ſie die erſte Franzöſiſche Dichterin iſt, deren Name und Werke bis auf uns gekommen ſind. Sie iſt die Verfaſſerin eines Gedichts, genannt das Fegefeuer des Heil. Patricius, und einer handſchriftlichen Sammlung von Fabeln in Verſen, welche Herr le Franc, der Herausgeber der Fabliaux et Contes du XII. et XIII. Siecle, traduits ou extraits d'aprés divers Manuſcrits du Tems, nebſt andern auserleſenen Poeſien des nemlichen Zeitalters herauszugeben verſprochen. Wir hören, daß dies vor wenig Wochen geſchehen ſey, und müſſen alſo die nähere Nachricht von dieſen Fabeln, welche unſre Aufmerkſamkeit vorzüglich rege gemacht, noch ſo lange verſparen, bis wir das Buch ſelbſt in Händen haben.

Chriſtine von Piſan.

Eine berühmte Schriftſtellerin des Vierzehnten Jahrhunderts, intereſſant, auch noch für uns, durch ihren Charakter und ihre Schikſale, wie ſie es durch ihre perſönliche Eigenſchaften und ihre Werke für ihre Zeitgenoſſen war.

Sie war zwar keine gebohrne Franzöſin, denn ſie erblikte das Tageslicht im Jahre 1363 in Bologna; da ſie aber von ihrem fünften Jahre an nach Frankreich verpflanzt wurde, und ihr ganzes übriges Le-

gesehen seyn wollten, als ob sie Alles glaubten: so giengs ihnen doch wie Vielen, die aus Eitelkeit sich die Mine geben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Geschichten angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstok, den der Mond etwa auf eine zweydeutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl endlich in alle Lande; und zween Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn, und Carl der Fünfte von Frankreich bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Carl, der sich durch seine Neigung

waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren gethan hatten. Bey den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen Bestrebungen das Königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die etwas zu diesem Zwek beytragen konnten; und Stüzen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie izt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterey; die Könige erferten also in die Wette wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beystand eines solchen Mannes eine Art von Ueberlegenheit gab, die zwar bloß in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Würkung that.

zu Wiſſenſchaften und Büchern (*), den Beynamen des Weiſen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Piſani kam an ſeinen Hof, und gefiel dem König ſo wohl, daß man ihm Vorſchläge that, ſich mit ſeiner Familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Penſion von 100 Livres monatlich, welche nach itzigem Gelde wenigſtens ſiebenmal ſoviel betragen, und damals eine mächtige Summe vorſtellten.

(*) Die Fürſten kamen in dieſen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu ſehr ſchönen Beynamen. Carl V. von Frankreich verdiente den ſeinigen durch ſeinen perſönlichen Charakter und durch eine der wohlthätigſten und ruhmwürdigſten Regierungen, womit dieſes Reich jemals beglükt worden; und gleichwohl iſt die Frage, ob er ihn, ohne ſeine beſondere Liebe zu den Wiſſenſchaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefehr eine Bibliothek von — 20 Bänden hinterlaſſen. Carl V. vermehrte ſie mit Mühe und großen Koſten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und koſtbar eingedeckelt und mit Mignaturgemählden reichlich verziert waren. Aſtrologiſche, Chiromantiſche und Geomantiſche, Alchymiſtiſche und Mediciniſche Bücher aus dem Arabiſchen überſezt, machten, nebſt vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liederſammlungen, den Hauptſtamm davon aus. Der König liebte dieſe Lectüren ſo ſehr, daß in allen ſeinen Palläſten und Luſtſchlöſſern Bücher ſeyn mußten. Sein Kammerdiener Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wiſſen will, findet es in des jüngern Beirins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre ꝛc. im 3ten Theil der Mem. de l'Acad. des Belles-Lettres.

Die Achtung, welche Karl V. für seinen Staats- und Cabinets-Sterndeuter trug, war so groß als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn, wenn Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses guten Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das Glük seiner Waffen und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten von Frankreich unter seiner Regierung bekamen, gröstentheils dem Rath ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierinn nicht zuviel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner Astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann seyn; und ein König wie Karl V. war, würde gewiß nicht soviel auf ihn gehalten haben, wenn ers nicht gewesen wäre. Gleichwohl war die Prävention für die Geheime Philosophie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meynung gehabt hätte.

So lange Karl V. lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und sobald sie das 15te Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedne Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs (*) um ihre

(*) So hieß man damals alles was, nach dem neuern Styl, zur Noblesse de Robe gehört.

hand. Die Wahl des Vaters (qui reputaſt celui le plus valable qui le plus ſcience avec bonnes mœurs avoit (*) fiel auf einen jungen Prud'Homme aus der Picardie Namens Stephan Du Caſtel. K. Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem ſeiner Notarien und Geheimſchreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieſer Familie die ſchönſten Ausſichten für die Zukunft öfnete. Aber dieſe glükliche Lage verwandelte ſich plözlich durch den Tod des guten Königs, der im Jahr 1380 viel zu früh für das Glük ſeines Reichs, und derjenigen, die perſönlich an ihm hiengen, erfolgte. Thomas de Piſan erfuhr das gewöhnliche Schikſal der alten Günſtlinge unter einer neuen Regierung, zumal unter einem erſt eilfjährigen Thronfolger. Er verlohr ſein Anſehen, und den größten Theil ſeines Gehalts; und was man ihm noch ließ, wurde ſchlecht genug bezahlt. Alters- und Leibesſchwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn wenige Jahre nach dem Tode ſeines erhabnen Wohlthäters ebenfalls ins Grab (**). Caſtell, der nun das Haupt

(*) Der denjenigen für den würdigſten hielt, der am meiſten Wiſſenſchaft und die beſten Sitten hatte — ſind Chriſtinens eigne Worte.

(**) Chriſtine macht, in ihrer naiven altwelſchen Sprache, viel Rühmens von dem vortreflichen Charakter ihres Vaters. Fürſten und Herren ehrten ihn, ſagt ſie, nicht nur wegen ſeiner Wiſſenſchaften, worinn er zu ſeiner Zeit und lange zuvor nicht ſeinesgleichen gehabt hatte, ſondern vornemlich wegen ſeiner Tugenden. Er war ein

der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Credit, den ihm seine Ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen, und drey unerzogenen Kindern, in einem Alter von 25 Jahren zur Wittwe wurde. „Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die „Hände nicht müßig in den Schoos zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich „freylich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht „gelehrt hatte, nemlich selbst die Führerin eines Schifs „zu seyn, das in einem stürmischen Meer ohne Steuermann geblieben war; ich meyne, eines hülflosen „Hauswesens in einem fremden freundlosen Land' „und Ort. Sorgen und Bekümmernisse drangen „Hauffenweis' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Prozesse von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, „eilte was er konnte Forderungen an mich zu machen, „damit ich ihm mit den Meinigen nicht zuvor käme." Die arme Frau brachte etliche Jahre, in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daß sie sich oft kaum zu helfen wußte, trieb sie endlich die eiserne Noth eine Partie zu er-

ächter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelich; man müßte ihm denn nur (sagt sie) seine allzugroße Freygebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rükſicht auf seine eigne Familie, zum Fehler anrechnen wollen.

Brutus.

Leben auch noch zween ſolche Römer, wie dieſe? -- du lezter der Römer, fahr wohl! Niemals, niemals wird Rom mehr deines gleichen hervorbringen -- Freunde, ich bin dieſem todten Mann mehr Thränen ſchuldig, als ihr mich izt bezahlen ſehen werdet. Ich werde Zeit finden, Caßius, ich werde Zeit finden -- Kommt nun, und ſendet dieſen Leichnam nach Thaſſos; ſein Leichbegängniß ſoll nicht in unſerm Lager gehalten werden, es möchte uns den Muth zu ſehr niederſchlagen. Kommt, Lucilius, kommt, junger Cato, laßt uns in das Schlachtfeld zurük. Labeo und Flavius, laßt unſre Legionen vordringen; es iſt nun drey Uhr, und wir müſſen vor Nacht unſer Glük in einem zweyten Angriff verſuchen.

[Sie gehen ab.]

Siebende Scene.

Getümmel. Brutus Meſſala, Cato, Lucilius und Flavius.

Brutus.

Izt, meine Mitbürger, o! izt haltet eure Häupter empor.

Cato.

Welcher Baſtard thut es nicht? Wer will mir folgen? Ich will meinen Namen laut durch das Gefilde ausruffen. Ich bin der Sohn des Marcus Cato, ho! ein Feind der Tyrannen,

greifen, an welche ſie in glüklichern Umſtänden vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog ſich eine Zeitlang ganz aus der Welt zurük, verſchloß ſich in ihr Cabinet, und ſuchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlaſſen, die Studien wieder hervor, wozu ſie in ihrer erſten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung führte ſie vornemlich zu Lectüren, welche die Imagination beſchäftigen; und, nachdem ſie ſich mit der Geſchichte, der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte: beſchloß ſie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geiſtes auf die Probe zu ſetzen, und zu verſuchen, ob ſie vielleicht als Dichterin und Schriftſtellerin Senſation machen, und ihre Lage dadurch verbeſſern könnte.

Man denke, wegen dieſer Veranlaſſung ihres Poetiſchen Berufs, nicht deſto ſchlimmer von der guten Frau! Einer der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Schriftſteller des Alterthums, **Horaz** hatte keine beſſere. Iſt er nicht ſo aufrichtig, und geſteht ſelbſt, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, ſondern die verwegne **Dürftigkeit** angetrieben habe, Verſe zu machen?

— Simul primum me dimiſere Philippi,
deciſis humilem pennis, inopemque paterni
et laris et fundi, *paupertas impulit audax*
ut verſus facerem ——

Als nun Philippi mir den Abſchied gab,
und, kleinlaut und mit kurzbeſchnittnen Schwingen
am Boden flatternd, meines kleinen Guts
und väterlichen Heerds verluſtigt, ich
nach Rom zurückekam; da ſpornte mich

die Alles wagt, die Armuth, daß ich Verse zu machen anfieng —

Christine fieng auch mit Versen an. Sie war 34 bis 35 Jahre alt, als sie diese neue Profession ergriff; und ließ sichs so angelegen seyn, das gute Weib! daß — „ich (sind ihre eigne Worte) seit „1399 bis in dieses laufende 1405te Jahr, da ich „noch nicht aufhöre, funfzehn große Bände voll geschrieben habe, ohne die andern kleinen *Dictiés* (*) „die zusammen, ungefehr 70 Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann." Man sieht, die wakre wohlmeynende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg schien anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für ihre Muse hätten. Die Prinzen hatten freylich, wie man aus der Geschichte weiß, gerade in diesen Zeiten ganz was anders, wiewohl gewiß nichts unschuldigers, zu thun. Gleichwohl ließ sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im dunkeln singen; anfangs um ihren Sorgen und dem Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einige Diversion zu machen; hernach zum Zeitvertreib, und zulezt aus würklicher Liebhaberey. Unter der gewaltigen Menge von Liedern, welche sie in wes-

(*) Sie versteht unter *Dictiés* oder Dits die kleinern Arten von leichter Poesie die damals üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Englische Ditty ist wohl das nemliche Wort mit einer englischen Endung.

nigen Jahren zuſammenſchrieb, waren auch viele *Dits amoureux et gays*, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worinn ſie ſich (wie ſie ſelbſt ſagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinſezte, und Liebesſchmerzen beſang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem ſo ſanften Herzen wie das ihrige, ſo leicht nachzuahmen waren — daß Leute, denen ihr Thun und Laſſen nicht genau bekannt war, eben ſo leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Würklich ſchonte die Verläumdung ihrer nicht, wie ſie im dritten Buch ihrer ſogenannten *Viſion* mit vieler Wehmuth ſelbſt erzählt. „Wurde mir nicht gar (ſpricht ſie) in der ganzen Stadt nachgeſagt, daß ich würklich im Ernſt verliebt ſey? Aber ich ſchwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht, und wußte nicht wer ich war, der dies ſagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geſchöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathauſe oder irgendwo nur geſehen hätte, — wie der liebe Gott mein Zeuge iſt! — Da kam's dann, wenn mir ſo was geſagt wurde, daß ich, als eine die ſich unſchuldig wußte, mich darüber entfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und ſagte bloß: Gott, und Er (nemlich, der angebliche Liebhaber) und ich wiſſen am beſten, daß nichts dran iſt." (*) — Wie die

(*) Ne fu il pas dit de moy par toute la ville, que je *amoye par amours*? Je te jure, m' ame, que icellui ne me cognoſçoit ne ſavoit que je eſtoie; ne fu oncques homme ne creature née qui me veiſt en publíc ni en pri-

Verläumdung boßhaft zu ſeyn pflegt, ſo mag ſie wohl nicht ermangelt haben, ſowohl über die ſchamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Chriſtine ihre Gloſſen zu machen.

Inzwiſchen führte ihr das Schikſal mitten unter ihren mancherley Bedrängniſſen unverhoft einen edeln und liebenswürdigen Beſchützer zu; den Grafen von Salisbury, einen von König Richard des zweyten von Engelland Lieblingen, welcher, bald nachdem Chriſtine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, herüber kam, um eine politiſche Ehverbindung zwiſchen der ſiebenjährigen Prinzeſſin von Frankreich Iſabelle, und dem König ſeinem Herrn zu negociiren. Salisbury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poeſien, und machte ſelbſt ſehr artige. Er bekam von Chriſtinens *Dictiés* zu ſehen; ſie gefielen ihm; er ſuchte die Bekantſchaft der Dichterin, und ſie gefiel ihm vielleicht noch beſſer als ihre Verſe. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigſten Beweis davon, indem er ſich erbot ihren damals dreyzehnjährigen Sohn mit ſich nach England hinüber zu nehmen, und ihn mit ſeinem eignen erziehen zu laſſen. Chriſtine war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die — ihrem Sohn ſo wichtige Vortheile ver-

ré, en lieu ou il fuſt, et de ce me ſoit Dieu teſmoing que je dis voir (vrai) . . . . Dont, comme celle qui ignocent me ſentoye, aucune fois, quand on me le diſoit, me troubloie; et aucune fois me ſousrioie, diſant: Dieu et icelluy et moy ſavons bien qu'il n'en eſt riéns.

ſprach — und ihre Schriften ſind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Wir wiſſen nicht, wer dem Verfaſſer des Artikels Chriſtine de Pisan in der Bibliotheque Univers. des Romans (Octob. vol. II. p. 119. et ſuiv.) geoffenbaret haben mag, daß Salisbury in die ſchöne Chriſtine *par amours* verliebt worden, und wo er den ganzen Detail des kleinen ſentimentaliſchen Romans hergenommen hat, den ſie mit einander geſpielt haben ſollen; er müßte dann geglaubt haben, in einem Werke wie die Bibliothek der Romanen ſich bloß ſeines Rechts zu bedienen, indem er aus ſeiner eignen Einbildungskraft ſoviel hinzugedichtet, als vonnöthen war um eine bloße unſchuldige Freundſchaft zu Liebe zu erhöhen. Unſre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz intereſſante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildnis vor der Cité des Dames zu ſchließen) ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn. Gleichwohl ſollte man, däucht uns, ohne ſehr entſcheidende urkundliche Beweiſe, eine Frau von 36 Jahren, die den Freuden der Welt entſagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenſtandes viel von ihren Reizungen verlohren hatte, nicht zum Gegenſtand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie ſie ſich etwan hier und da, wo in Verſen und Proſa die Rede von dieſem Grafen iſt, ausdrükt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverheelten Leidenſchaft in ſich. Chriſtine war überhaupt eine ſanfte liebende Seele; und ſie müßte keine Dich-

terin gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein grosser Theil hievon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesezt werden; welche, bey einer großen Naivetät, noch unendlich weit von der Delicatesse und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint, als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, ehe sie die Früchte ihrer Freundschaft einerndten konnte. Jeder freundliche Stral, den das Glük auf sie fallen ließ, schien der Vorbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlohr am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglüklichen Aufruhr, den er (wie Christine sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lankaster vom Thron gestürzten und auf eine höchstgrausame Art ermordeteten) Herrn, den König Richard, mit mehr Eyfer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er izt, in einem Alter von 16 oder 17 Jahren am nöthigsten hatte. Der neue König Heinrich IV. in dessen Charakter es war, sich mit den wenigsten Kosten soviele Anhänger und Lober zu erkaufen als möglich, nahm nicht nur den jungen Castell zu sich, und bewies ihm große Freundlichkeit und Gnade: sondern ließ sogar die Mutter durch zween Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeschikt hatte, unter großen Versprechungen zu sich einladen. Aber Christinens edles gutes Herz konnte den Gedanken nicht ertragen,

von einem Prinzen, den ſie als den Mörder ihres Freundes und ſeines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo ſplendor del Trono
Belle le colpe ſono

ſtund nicht in ihrer Moral. Sie lehnte alſo die Einladungen des Brittiſchen Königs ſo höflich ab als ſie konnte; und ruhte nicht, bis ſie, wiewohl nicht ohne viel Mühe und Verluſt, die Entlaſſung und Zurükkunft ihres Sohnes (der noch ihr einziger war) ausgewürkt hatte. Und ſo (ſagt ſie) ſchlug ich dieſes Glük für mich und meinen Sohn aus, und reut mich deſſen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne. (Ne puis croire, que fin de desloyal viengne à bon terme.)

Bald darauf ſchien das Schikſal ſie für daß Opfer, ſo ſie, bey dieſer Veranlaſſung, ihrer Rechtſchaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beſchützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Philipp der Kühne, nahm den jungen Dü Caſtel in ſeine Dienſte, und ſezte, wie es ſcheint, auch die Mutter in den Stand, ganz artig eine Zeitlang wieder Haus zuhalten. Chriſtinehatte von neuem die beſten Ausſichten für daß Glük der ihrigen und die Ruhe ihrer eignen Tage. Aber der Herzog ſtarb im Jahr 1404, und ſie ſtürzte wieder in alle Bedrängniſſe ihrer vorigen Lage zurük.

Gleichwohl, wenn Sie anders nicht ein wenig zu ſchnell war bloße Complimente für Ernſt aufzuneh-

men (welches an einem Charakter wie der ihrige eben nichts unmögliches iſt) ſo wäre es nur auf Sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mayland, Johann Galeazzo Viſconti (Vater der berühmten Valentine de Milan, Herzogin von Orleans) eine ſehr glänzende Verſorgung zu finden. Sie beruft ſich auf verſchiedne Mayländiſche Herren, durch welche er ihr große Renten auf Lebenslang habe verſprechen laſſen, wenn ſie ſich zu Mayland fixiren wollte. Sie konnte ſich aber nicht entſchließen Paris zu verlaſſen, wiewohl ihre Subſiſtenz daſelbſt ſo ungewiß war, und, auſſer den ewigen Proceſſen mit böſen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umſtände ihr das Leben verbitterten; zumal da ſie eine betagte Mutter, einen unverſorgten Sohn und ein Paar arme Baſen auf dem Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglüklicherweiſe rentirte in den damaligen Zeiten nichts ſchlechter und unſichrer als die Schriftſtellerey. Denn da die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war, ſo war da keine Gelegenheit ſeine Handſchrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem izt ſo breiten und gebahnten Wege der Subſcription hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige, was alſo ein Schriftſteller in dieſen Zeiten mit ſeinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm, und die Protection derjenigen unter den Großen, welche Liebhaberey für ſolche Dinge hatten, oder es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes anſahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Muſenberges — Wohlthaten zufließen zu laſſen, welche

oft kärglich genug zugemeſſen wurden. Die Meiſten glaubten noch ſehr viel übriges zu thun, wenn ſie ihnen eine zweydeutige Art von perſönlicher Achtung zeigten, den Weyhrauch, der die Poeten freylich wenig koſtete, gnädigſt in die Naſen zögen, und ihn eben ſo wohlfeil mit — Beyfall bezahlten: Freylich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürſten dieſes Zeitalters immer ſehr mit ihren Finanzen brouilliert waren. Wenn es alſo auch einer Frau wie Chriſtine von Piſan gelang, mit Angſt und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiß wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Plaçet, endlich eine kleine Penſion zu erringen: ſo wurde ſie ſo unordentlich ausgezahlt, und blieb ſo oft gar aus, daß es faſt eben ſoviele Angſt und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um ſie bezahlt zu kriegen, als es gekoſtet hatte, das Penſionsdecret zu erbetteln.

Doch, die gute Chriſtine war nicht einmal in dem Falle, dies zu erfahren; ſo viele Mühe ſie ſich auch darum gegeben zu haben ſcheint. Indeſſen muß ſie auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karl VI. Hofe geweſen ſeyn, weil ſich aus den Regiſtern der Königl. Rechnungs-Cammer vom Jahre 1411 ergiebt: „daß der Damoi„ſelle Chriſtine von Piſan, weiland Meiſters Ste„phan Du Caſtell, geweſenen Königl. Notars und „Geheimſchreibers, nachgelaſſenen Wittib, in Be„tracht der guten und angenehmen Dienſte, welche ihr „Vater Meiſter Thomas von Bologna, im Leben „geweſener Rath und Aſtrolog Königs Karls, dem

„Gott die ewge Ruhe geben wolle! beſagtem ſeinem Kö„nig und Herrn geleiſtet, wie auch aus andern be„wegenden Urſachen, kraft eines ofnen Königl. Briefs „vom 13 May 1411 die Summe von 200 Pfund, „als eine Gratification bewilligt worden —" eine Summe, die damals mehr zu bedeuten hatte, als itzt 2000 bedeuten würden.

Aber alle dieſe Wohlthaten, die unſrer Dichterin von Zeit zu Zeit zufloſſen, konnten doch nicht verhindern, daß ſie nicht den gröſten Theil ihres Lebens mit Nahrungsſorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um ſo drückender für ſie waren, da ſie, edel gebohren und edel erzogen, in ihrer Jugend die ſchönſten Ausſichten gehabt hatte, von Natur freygebig und großherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu ſuchen, aufs ſchmerzlichſte fühlte. Gleichwohl behielt ſie mitten in dieſen Bedrängniſſen immer einen gewiſſen rühmlichen Stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der ſchlechte Zuſtand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf ſich mit geringer Koſt: aber Sie ſchlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geſchmak coeffiert, und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Sürcot (*) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die Sie aus dem Schifbruch ihres vormaligen Glüks gerettet, gaben ihrer natürlichen Wohlgeſtalt ein Anſehen von Wohlſtand, welches Sie vor der Verachtung des Pö-

(*) Eine Art von Ueberkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beyden Geſchlechtern gemein war.

Tyrannen und meines Vaterlands Freund; ich bin der Sohn von Marcus Cato, ho!

Verschiedene Soldaten treten auf und fechten.

Brutus.

Und ich bin Brutus, Marcus Brutus, meines Vaterlands Freund; kennt mich für Brutus.

(Er geht ab.)

Lucilius.

O Junger und edler Cato! bist du gefallen? Wie, nun stirbst du so edel als Titinius, und bist würdig Cato's Sohn zu seyn.

Soldat.

Ergieb dich, oder stirb.

Lucilius.

Ich ergebe mich nur zu sterben; es verlohnt sich wohl daß du mich schleunig tödtest; tödte den Brutus, du kanst keine größre Ehre erwerben.

Soldat.

Das müssen wir nicht; welch ein edler Gefangner!

Antonius tritt auf.

2. Soldat.

Platz, ho! Sagt dem Antonius, daß Brutus gefangen ist.

1. Soldat.

beis ſicherte, und ihr auch bey den Vornehmen, denen ihre Umſtände bekannt waren, Ehre machte; oder ſie wenigſtens in die Unmöglichkeit ſezte ſich ihrer zu ſchämen.

Wir können nicht ſagen, was aus ihrem Sohne geworden ſey, von deſſen guten Eigenſchaften und Talenten ſie an mehr als einem Ort mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter ſpricht. Ihre Tochter, die erſte Frucht ihrer Ehe, war ein ſehr ſchönes und tugendliches Mädchen, welches ſich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Kloſterſtande widmete, und unter die Damen zu Poiſſy, Benedictiner-Ordens, aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben in der glüklichen Unwiſſenheit und Abgeſchiedenheit einer dem Himmel geweyhten Jungfrau, nach den Begriffen der damaligen Zeit, ihrer Mutter viel Troſt und Freude gab. Auch führt dies, in ihrer *Viſion*, Dame Philoſophie unter den Dingen an, weswegen ſie ſich glüklich zu preiſen habe. Ton premier fruit (ſagt ſie) eſt une fille donnée à Dieu, par inſpiration divine et de ſa pure volonté, en l'Egliſe et noble Religion des Dames à Poiſſy, ou elle, en fleur de Joneſſe et tresgrand beauté, ſe porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de ſa belle vie ſouventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählte Umſtände und Charakterzüge ſind aus ihren Schriften, beſonders aus ihrer *Viſion* genommen, worinn ſie ſich ſelbſt und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät aufdekt, welche, ſo ſtark ſie von unſern heutigen Sitten abſticht, wenig

stens an einer schönen und geistreichen Gauloise des 14ten Jahrhunderts etwas sehr liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schikſalen und das Jahr ihres Todes haben wir nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowohl wegen der Menge und Mannichfaltigkeit als des verhältnismäßigen Werthes der Producte ihres Geistes, unstreitig die erste Stelle unter allen franzöſ. Schriftstellern des 14ten und 15ten Jahrhunderts; und noch im 16ten wurde eine von ihren vornehmsten Compositionen, *Le Chemin de long etude* betitelt, gedrukt und mit dem größten Beyfall gelesen. Dieses Werk ist eine Art von Philosophischen Roman, worinn, nach damaligem Geschmak, alles Vision und Allegorie ist. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den leztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Cumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht sezt sich auf ihr Bette, und redet sie freundlich an: Meine Tochter, spricht sie, ich habe Mitleiden mit deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schuze. Ich habe den Aeneas in die Unterirdische Reiche geführt; izt will ich Deine Führerin auf einer andern Reise seyn. Sehr heilige Dame, antwortet Christine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenbliklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im May, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich düf-

fender Blumen emaillierte Ebne. — Da sehen sie neun schöne Damen sich in einem crystallhellen Wasser baden. Ist dies nicht das Paradies der Wollust? ruft Christine aus. Nein, erwiedert die Sibylle, es ist der Sitz der Musen, die erste Station auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reizender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaften graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sey immer frölich; die Tugend ist's — Siehst du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und, die Söhne der Götter, die Dichter, um sie hergelagert? Aber du sollst sie nur im Vorbeygehn anschauen; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt. — Die beyden Damen setzen ihren Weg unter allerley Gesprächen fort, und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schif, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweyten Station der Gelehrsamkeit an, welche Geographie genennt wird. Diese Station ist etwas groß, denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine deployiert in Beschreibung der Reisen, die sie darinn mit einander gemacht, ihre Kentnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konstantinopel; von da nach dem Ort wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des großen Kans, das reiche Land Cathay, das Vaterland der schönen Angelica, die Glükseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester

Johanns, u. ſ. w. und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigſte mit, was man damals von allen dieſen Ländern wußte. Endlich langen ſie in der dritten Station von Long-Etude an, und dieſe iſt die Aſtronomie, die eine Communication zwiſchen der Erde und dem Himmel eröfnet. Sie beſteigen einen hohen Berg. Die Sibylle macht eine Anrufung, wovon Chriſtine nichts verſteht, weil ſie Griechiſch iſt. Aber die Bewohner des Himmels verſtehen dieſe ſchöne Sprache. Denn augenbliklich ſtund ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, ſagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit dieſe Dame mit mir gen Himmel ſteigen, und die göttlichen Geheimniſſe daſelbſt beſchauen könne. Straks läßt ſich eine Leiter vom Himmel herab. Chriſtine möchte vor Furcht des Todes ſeyn, aber ſie muß ſteigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet ſich mit dem heil. Kreuz, und folgt ihrer unſterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe ſind ſie endlich ſo hoch geſtiegen, daß, wie ſie ſich nach der Erde umſehen, ſie ihnen nicht größer als eine Fliege vorkömmt. Nun kann die arme Chriſtine nicht länger aushalten. Dame, ſagt ſie, wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf ſchwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen! — Ach! ich ſehe wohl, antwortet die Prophetin lächelnd, die erhabnen Wiſſenſchaften ſind zu ſtark für dein Geſchlecht. Aber faſſe Muth, es ſoll dir kein Leid wiederfahren! Die Strafe des Ikarus trift nur diejenigen, die ſeine Vermeſſenheit haben. Das Verlangen, das dich

zum Himmel empor führt, iſt rein; komm, gieb mir deine Hand! und ich will dich unverſehrt wieder nach dem armſeligen Kothhaufen zurükbringen, nach welchem dir ſo weh iſt. — Sie erſteigen alſo den Himmel — des Ptolomäus; denn dieſer alte Griechiſche Philoſoph war damals noch der einzige, der die Schlüſſel zum Aſtronomiſchen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Chriſtinen alle himmliſchen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreiſe und Bewegungen nach den Ptolomäiſchen Grundſätzen. Nachdem ſie vom Gipfel des Empyreums alle dieſe Wunder betrachtet haben, erblicken ſie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen ſaßen auf dieſen Thronen, deren Name war Weisheit, Adel, Ritterſchaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer.— Ehmals (o! der glüklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden; Adel, Ritterſchaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vaſallinnen. Aber die Vaſallinnen wußten ſich endlich unabhängig zu machen, ſtürzten ihre Souveraine vom Thron, und regieren nun die Welt nach ihrer eignen Willkühr, ſchlecht genug. —

Doch, wir können nicht hoffen, unſern Leſern durch einen längern Auszug aus einem Buche, das für uns nicht den hundertſten Theil des Reizes haben kann, den es für das Publicum des 15ten Jahrhunderts hatte, angenehm zu ſeyn. Wir eilen alſo, Ihnen noch von einigen andern vorzüglichen Producten unſrer Dichterin Nachricht zu geben.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht Königlicher und Fürstlicher Damen geschrieben; welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Composition sehr reich, und macht, wenn man die Barbarey ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben soviel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drey Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauren auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte sezte dem Werk der beyden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Städtmauren, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Exempel, die sie unter dieser Rubrik beybringt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des 15ten Jahrhunderts den ganzen Reiz der Neuheit, und es gab damals noch kein Buch, welches Ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens

und ihrer Sitten beſſere Dienſte hätte thun können, und worinn das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geſchmak und der Vorſtellungsart der damaligen Zeit, glüklicher vereinigt geweſen wäre — zumal da auch der Stolz der Damen ihre Rechnung darinn fand. Denn Chriſtine ſchreibt die Erfindung aller nützlichen und ſchönen Künſte ihrem Geſchlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drey Griechiſche Princeßinnen, ſagt ſie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künſte, denen wir das Brod, das die Hauptſtüze des Menſchlichen Lebens ausmacht, zu danken haben — Minerva die Kunſt die Wolle zu verarbeiten, nnd die Werkzeuge dazu; die Kunſt Oel zu machen; die Inſtrumente des Kriegs, die Waffen von Eiſen und Stahl, u. ſ. w. — Arachne die Kunſt die Wolle zu färben und alle Arten von Stickarbeit und Tapiſſerie daraus zu machen. Eine andre Griechiſche Dame, Namens Pamphila, war die Erfinderin des Seidenbaus, u. ſ. w. Kurz, Chriſtine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geſchlechte Ehre machen konnte: aber ſie ſchonet auch der verſchiednen Laſter und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten. Unter den Zügen, welche zur Charakteriſtik ihrer Zeit gehören, iſt uns folgender um ſo mehr aufgefallen, weil man ſich gewöhnlich von dem Coſtum dieſes unglüklichen und barbariſchen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Chriſtine ſpricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damals in den Wochenſtuben im Schwange giengen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeyferten ſich, es darinn

den gröſsten Damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein Beyſpiel, das ihr beſonders anſtöſsig geweſen, und wobey ſie in ſehr naive Deklamationen ausbricht. Sie legte einſt einen Wochenbeſuch bey einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwey ſchöne und prächtig aufgepuzte Zimmer geführt; die Vorhänge darinn waren reich, und in dem einen paradierte ein Büffet mit Silbergeſchirr aufgethürmt. Die Wochenſtube war mit einer koſtbaren Tapezerey von reichem Cypriſchen Stoff ausgeſchlagen; auf den Cartuſchen ſchimmerte der Name und die Deviſe der Dame des Hauſes in der zierlichſten Stikarbeit. Das Bette war nicht weniger prächtig. Bloß die Bettücher, von der feinſten Rheimſer Leinewand, hatten über 300 Pfund gekoſtet. Die Bettdecke war von Silberſtoff, und ſogar der Fuſsteppich glänzte als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin ſtolzierte in ihrem Parade-Bette in einem zierlichen Anzug von Carmeſinrother Seide, und lehnte ſich auf Kopfküſſen mit dicken Quaſten von guten Perlen. — „O Sitten! ruft Chriſtine unwillig aus! Was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber ſich unterſtehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet der König das? Warum legt er dieſem übermüthigem Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, deſſen ſie ſo ſehr zuviel haben? u. ſ. w.“ Man ſieht hieraus, daſs die Ungleichheit ſchon in Karl VI. Zeiten unmäſsig ſeyn muſste. Denn daſs der gröſste Theil des Volks damals in höchſt elenden Umſtänden war, iſt unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beynahe alles was man von ihrer Geschichte weiß geschöpft ist, theilt sich in drey Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemählde von der Welt und ihren Wundern. Im zweyten wird Dame Meynung, mit ihren Einflüssen auf das Glük und Unglük der Menschen, vorgeführt. Im dritten erscheint ihr Dame Philosophie, als Arzt und Trösterin alles Menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damaliger Modetracht der Dame Philosophie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerken wir als eines ihrer vorzüglichsten versificierten Producte die Epistre d'Othea à Hector, oder le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI. welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrokne, im J. 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster, die Würkungen zügelloser Leidenschaften, die Maximen welche ein loyaler Ritter nie aus den Augen verliehren sollte, und dergleichen, werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen unter allerley schiklichen, meistens aus der Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung und Anwendung sind. So zeigt sie ihm z. E. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihrer Werke verschont — um ihm Hochachtung

für diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit seyn müsse sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus der die Andromeda befreyt, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reiz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichern Würkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemahlin tödtet — die unglüklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schiksal von Pyramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch mahlerische und auf eine sehr faßliche Art allegorische Darstellungen zu erwecken — macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde durch ihre Schriften etwas gutes zu stiften — sogar der Königin Isabelle gerne nüzlich machen mögen. Denn unter ihren in der Königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Manuscripten befindet sich auch eines, das den Titel hat: Instructions des Princesses & Dames de Cour, & autres Lettres à la Reine Isabelle en Mcccc. Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern, und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach einem so reizenden Muster bildeten, kehrten sich nicht

1 Soldat.

Ich will die Zeitung bringen; hier kommt der Feldherr; Brutus iſt gefangen, Brutus iſt gefangen, Gnädiger Herr.

Antonius.

Wo iſt er?

Lucilius.

In Sicherheit, Antonius, Brutus iſt ſicher genug. Ich darf dich verſichern, daß kein Feind jemals den edeln Brutus lebend gefangen bekommen wird. Die Götter beſchüzen ihn vor einer ſo groſſen Schande! Wenn ihr ihn lebend oder todt findet, ſo wird er allezeit ſich ſelbſt gleich, allezeit Brutus erfunden werden.

Antonius.

Dieſes iſt nicht Brutus, aber ich verſichre dich, ich ſchäze den Werth dieſes Mannes nicht geringer; traget Sorge für ſeine Erhaltung, und gehet freundlich mit ihm um; ſolche Männer wollt' ich lieber zu Freunden haben als zu Feinden. Gehet fort, und ſeht ob Brutus lebt oder todt iſt, und bringt uns Nachricht in Octavii Zelt, wie die Sachen ſtehen.

an die Moral der guten Chriſtine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karls des Fünften zu beſchreiben, wurde ſie von ihrem Gönner, dem Herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Wir können nichts weiter davon ſagen, als daß es vermuthlich mehr Eloge als Geſchichte iſt. Chriſtine war, in keiner Betrachtung, geſchikt, eine Geſchichte zu ſchreiben, welche die Aufmerkſamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine ſo fruchtbare Schriftſtellerin, die zugleich eine ſo zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergeſſen haben werde, kann man ſich leicht vorſtellen. An ihren Sohn ſind die Enſeignemens Moraux de Chriſtine à ſon Fils, und an ihre Tochter Le Dit de Poiſſy gerichtet.

Nur noch Ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Roſe, welche ſie an verſchiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Namen man nur durch Sie noch kennt, geſtellt hat — und das ſey die naive Art wie ſie ſich über die berüchtigten Verſe Meiſter Clopinels —

Vous etes, vous ſerez & fûtes
De fait ou de volonté P..t..s.

vernehmen läßt — „Der böſe Menſch! (ruft ſie aus) wie er lügt!“

Wir haben uns länger bey dieſer einſt ſo berühmten Dame aufgehalten, weil ihre Werke wenig bekannt ſind, und weil ſie uns unter diejenigen zu gehören ſchien, die im Andenken guter Menſchen fort

zuleben verdienen (*). Und doch würde man uns vielleicht nicht verzeyhen, wenn wir nicht noch ein Paar Worte von der Figur einer so geistreichen und interessanten Dame sagen wollten. Was uns ihre eigene Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Constitution, und nicht kränklicht gewesen sey (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné.) Dies ists, was ihr Dame Philosophie im 3ten Theil ihrer Vision, unter den Wohlthaten, wofür sie dem Himmel dankbar zu seyn Ursache habe, als keine der geringsten anführt. Wenn eine so wakre Frau wie Christine von Pisan von ihrer Aussenseite so viel sagt: so kann man sich ohne Bedenken eine sehr vortheilhafte Idee von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen. Herr Boivin giebt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches, seinem Urtheil nach, das Beste unter den Mignaturbildern die sich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames, in der Handschrift 7395 der Kön. Bibliothek, zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibl. U. D. R. der dieses Bild auch gesehen hat, scheint die Beschreibung des Hrn. Boivin noch

(*) Unsre Nachrichten von ihr sind aus des jüngern Herrn Boivin, Custos der Königl. Bibliothek zu Paris, *Vie de Christine de Pisan et de Thomas de Pisan, son pere*; aus dem Artikel in der *Bibl. Univ. des Romans*, der Sie und ihre Schriften betrift; und aus dem, was im IVten Theil der *Melanges* tirés d'une grande Bibliotheque von ihr gesagt ist, zusammengezogen.

genauer berichtigt zu haben — welches wir erinnern, damit uns niemand beschuldigen könne, daß wir etwas aus unsrer eignen Einbildung hinzugethan. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt, und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestüzt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäßige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe, und eine feine Leibesgestalt, doch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummern. Ihre Coeffüre ist eine Art von Lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet; ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein wenig offen ist, läßt etwas weniges vom obersten Theil der Schultern unbedekt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestikt, und dunkelgelb gefüttert; es öfnet sich vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violetfarben Corset mit schmalem goldnem Nezwerk besezt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden Frau, und drey andre Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es Christinen in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der Cité des Dames beschrieben ist.

II.

Beschluß des Dorf-Philanthropins.

Nunmehro war der Pachter einzig und allein mit seiner Vorbereitung auf das übermorgen zu haltende

erſte Collegium ökonomikum beſchäftigt. Er ließ eine lange Tafel in ſeine Stube ſetzen, legte alle ſeine mathematiſchen Inſtrumente darauf, puzte ſie aus, und verſuchte ſie, ob ſie noch alle in gutem Stande wären. Hierauf überdachte er einige ökonomiſche Fragen, und ſezte ſogar einige ſchriftlich auf, um mit der Geſellſchaft und den Knaben deſto ordentlicher und deutlicher darüber ſprechen zu können. Die Zeit währte ihm izt lange, ehe der Dienſtagsabend kam. Er kam endlich, und kaum hatte es ſechs Uhr geſchlagen, ſo brachten zween Knaben aus der Schule eine lange Bank, der Pfarrer und der Furchheimer Doctor erſchienen auch, und ein ganz unerwartetes Vergnügen war es, daß der Schulmeiſter und der Vater des ſich vorzüglich auszeichnenden Knabens, welcher auch das Feldmeſſen veranlaßt hatte, ſich anmelden und bitten ließen, daß ſie der Verſammlung doch auch mit beywohnen dürften. Der Pfarrer wurde außerordentlich gerührt. Er glaubte, daß die gütige Vorſehung durch die Lernbegierde dieſer beyden Männer, und beſonders des alten Schulmeiſters, ſeine viele Jahre hindurch bewieſene Geduld und ſeinen redlichen Eyfer auf einmal ſichtbarlich belohnen, und ihm neuen Muth einflößen wolle. Er ſah ſeine beyden Gehülfen mit einem heiteren rathfragenden Blicke an, und gab endlich die Antwort: daß ſie von der Geſellſchaft mit offenen Armen erwartet würden. Dieſe hatten die Antwort vor der Thüre abgewartet, und traten daher zur allgemeinen Freude ſogleich herein. Doch mäßigte der Pfarrer die Aeußerungen ſeines Vergnügens ſehr ſorgfältig, damit er den Lohn ſeiner nachſichtsvollen Liebe nicht

auf einmal wieder verlieren, noch seine Freudensbezeugungen zu strafenden Vorwürfen machen möchte, daß man seinen Eyfer nicht früher erkannt hätte. Eben wollte man sich setzen und anfangen, als man ungern gewahr wurde, daß nicht nur Herr Spudarchides, sondern auch der oft besagte Knabe noch fehlten. Man fragte den Vater, welcher sich wunderte, daß beyde noch nicht da wären, indem sein Sohn lange vor ihm von Hause weg und auf Erfodern zum Herrn Spudarchides gegangen sey. Noch sprachen sie darüber, als Herr Spudarchides, und nach ihm sein Bedienter und der Knabe mit Büchern unter den Armen hereintraten. Es waren dreyzehn Bände von Krünitzens ökonomischer Encyclopädie, welche Spudarchides dem neuen Institute zum Geschenke machte, mit der Versicherung, die übrigen Bände, so schon heraus wären, nebst denen, die noch künftig herauskommen würden, nachzugeben. Der Pfarrer machte die schuldige Danksagung, und schlug vor, die Bücher einstweilen bey sich, zu den Büchern, so der Kirche gehörten, zu stellen. Herr Heilmann aber bath sich gleich den ersten Theil davon aus, um ihn mit nach Hause zu nehmen, sich mit dem ihm schon etwas bekannten Buche noch bekannter zu machen, und es vielleicht in den bey ihm zu haltenden Lectionen zum Grunde zu legen, worüber Spudarchides ein besonderes Vergnügen bezeigte.

Izt trat der alte Ehrlich vor, bath die Männer, sich niederzulassen, und fieng, nach einer kurzen Anrede, seine Lectionen an. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, eine Probe zu sehen, wie

der gute Mann dabey verfuhr. Um den Knaben Luſt zu machen, zeigte er ihnen zuförderſt die Inſtrumente nach der Reihe, und ſagte ihnen ihre Namen und ihren Gebrauch, ſoviel ſich davon vorizt an Unwiſſende ſagen ließ. Dann zeigte er ihnen die Nothwendigkeit der Feldmeßkunſt und den großen Nuzen wenigſtens einiger Kenntniß davon für den Landmann, an einigen Beyſpielen, als beym Vertheilen der Güter und Felder, die an Anhöhen oder in Winkeln liegen; indem der Augenſchein da gar ſehr betriege, ein Stük Acker oft für kleiner oder gröſſer anſehen laſſe, als es ſey, Vergleiche darüber alſo gar ſehr erſchwere, und mehrentheils lange Streitigkeiten, oft Feindſchaften unter Verwandten, und faſt allemal lange Proceſſe und ſchwere Unkoſten verurſache. Hierauf zog er ein Papier hervor, auf welches er einige Fragen angemerkt hatte, welche er nach der Reihe zu erörtern gedachte, und laß ſie der Geſellſchaft vor, um ihr Gutachten über die Wahl derſelben zu vernehmen; z. B., ob es in Furchheim beſſer ſey, tief oder flach zu ackern? Ingleichen: ob es rathſamer ſey, den Ackerbau hieſigen Orts mit Pferden oder mit Rindvieh zu beſorgen? Nach einer kleinen Ereiferung über das Oekonomiſiren und Pflügen auf dem Papiere, welches auf den ſo verſchiedenen Feldern gar nicht, oder oft nur mit Schaden anzuwenden ſey, behauptete er: daß gleich in Furchheim man auf der einen Seite tief und auf der andern flach ackern müſſe, weil ſelbſt in Einer Flur der Boden himmelweit von einander unterſchieden wäre. Eben ſo finde er es in bergichten und waldichten Gegenden außerordentlich vortheilhaftig, den Ackerbau

gröſstentheils mit Rindvieh zu treiben; in Furchheim aber würde er es für thöricht halten, wenn jemand ſtatt der Pferde mit Ochſen arbeiten wollte. Die Geſellſchaft machte ihre Einwendungen, die Knaben wurden mit unter auch um ihre Meynung gefragt, dem Landmanne aber, der die Felder in Furchheim am beſten kennen muſste, aufgegeben, die Sache noch die Woche durch genau zu überdenken, und über acht Tage ſeine Gedanken darüber zu eröffnen, weil man da die erſte Frage über das tief oder flach Ackern noch einmal vornehmen wollte. Indeſs hatte es acht Uhr geſchlagen, und die Knaben wurden, nach Gewohnheit, entlaſſen; die Männer aber blieben, auf bitten des Pachters, noch ein wenig beyſammen.

An Unterhaltung fehlte es nicht. Der gute Ehrlich war heute einmal ins Dociren und Disputiren gekommen, und wurde darüber auſserordentlich munter. Da ſich nun der Pfarrer vorhin, wegen ſeines Stillſchweigens bey Unterſuchung der ökonomiſchen Fragen, mit ſeiner Nichtkenntniſs entſchuldigt hatte; ſo brachte der Pachter izt die Frage auf: ob es nicht beſſer ſey, wenn alle Landpfarrer ſich mit der Oekonomie beſchäftigten, als daſs ſie ſich dem ungeſunden Studieren überlieſsen? Aus der Abfaſſung der Frage ſah man gleich, daſs Herr Ehrlich dafür war, daſs Landprediger Oekonomen ſeyn ſollten. Er unterſtüzte auch ſeine Meynung noch mit dem Grunde: daſs ſie den Ackerbau eher mit Räſonnement treiben, folglich manches Vorurtheil der Landsleute durch ihr Beyſpiel wegbringen, und viele nüzliche Verbeſſerungen dafür einführen könnten. Der

Pfarrer wendete dargegen ein, daß nur wenige Pfarrer sich dabey in ihrer Würde zu erhalten wüßten, und die wichtigern Kenntniße und Verrichtungen eines Predigers dabey immer zu sehr vernachläßigt würden. Er führte noch an, daß selbst viele hohe Landesregierungen seiner Meynung wären, und vor einigen Jahren irgendwo der Vorschlag gethan worden wäre, alle Feldgüter der Pfarreyen einzuziehen, und den Pfarrern dafür eine gewiße Besoldung in baarem Gelde anzuweisen. Herr Heilmann aber sah dieß nicht für wohlgethan an. Wer soll denn, fragte er, die Pfarrgüter bekommen? Und wo ist denn der sichere Fonds und die gutbestellte Kasse, auf welche die Besoldungen können angewiesen werden? Und wie sieht es mit euch, ihr Herren Pfarrer, aus, wenn schlechte Zeiten kommen, die Lebensmittel steigen, das Geld geringer wird, und eure Besoldungen doch immer dieselben bleiben? Auf reine Louisd'or wird man sie euch gewiß nicht setzen. Ihre Bedenklichkeiten, sprach Spudarchides drein, sind in der That wichtig; doch ließe sich denselben, bey einer guten Staatsverwaltung, noch immer abhelfen. Allein des Herrn Ehrlichs Gründe, und die innere Würde des Landbaues verbunden mit seinem großen und sicheren Nutzen, zumal wenn er mit gehörigen Einsichten getrieben wird, neigen mich immer mehr zu der Meynung, daß es wohlgethan sey, wenn alle Landpfarrer Oekonomie trieben. Nur wäre etwa dahin zu sehen, daß nicht die Leute zu jung aufs Land gesezt, sondern lieber erst in den Städten bey Schulen oder sonst angestellt würden, wo sie Zeit hätten, in ihren nöthigen gelehrten Kenntnissen reifer

zu werden; und daß hernach die Superintendenten durch fleißige Aufsicht verhüteten, daß ihre Pfarrer auf dem Lande nicht gar zu Bauern würden. Ich will damit nicht, daß man allen Landpfarrern den Zwang auflegen soll, selbst die Landwirthschaft zu treiben: denn einige, die Geist und Gelehrsamkeit genug haben, möchten doch ihr Pfund noch besser anzulegen und zu benutzen wissen. Nur soviel will ich damit gesagt haben, daß es wenigstens sehr unvorsichtig gehandelt ist, wenn sich oft Männer aufhalten und darüber spötteln, daß Prediger Landwirthschaft treiben. Sicherlich erlangt ein Pfarrer einen Grad des Ansehens mehr auf seinem Dorfe, wenn seine Bauern sehen, daß er außer dem Predigen auch Verstand genug hat, eine ordentliche Wirthschaft zu führen, und er auch hier ihr Rathgeber und ihr Muster ist. — Doch ich trete wohl der Ehre unsers würdigen Pastors fast zu nahe. — Nein, nein, gab dieser hurtig zur Antwort, die Wahrheit ist mir theurer, als mein Ruhm; und ich bin endlich noch nicht zu alt, auch die Landwirthschaft zu lernen, wenn ich sehe, daß ich damit Nutzen stiften kann. Allein ich dächte, wir giengen izt nach Hause; es ist schon spät. Die Wahrheit siegte auch hier, und sie schieden vergnügt und so zufrieden aus einander, als man es von guten Freunden, die sich übermorgen gewiß wiedersehen, zu erwarten hat.

Der nächste Donnerstag brachte auch der Gesellschaft einen recht frohen Abend, obgleich nichts besonders vorfiel, das eben verdiente, angemerkt zu werden. Herr Heilmann legte heute die geschenkte

Encyclopädie zum Grunde, ließ die Knaben einige Artikel vorlesen, und veranlaßte daraus ein Gespräch, das allen so angenehm als lehrreich war. Allein die Gesellschaft war heute schon bekannter und mehr in ihrer Ordnung; und diese Bekanntschaft und Ruhe schien den Grad des Genusses bey allen merklich zu erhöhen. Alle giengen, wie es für Leute, die sich des Guten bewußt sind, gehört, außerordentlich heiter nach Hause, und die allgemeine Losung beym Abschiede war: Auf den Sonntag sehen wir uns doch wieder?

Der Sonntag kam. Alle waren zu gehöriger Zeit beym Pfarrer versammelt, und gar bald in ihren nun eingerichteten Beschäftigungen thätig: als ihre Wirksamkeit eben so geschwind durch Anhalten eines Reisewagens vor der Pfarre gehemmt, und durch das Hereintreten eines Officiers in die Stube völlig unterbrochen wurde.

Verzeihen Sie, wertheſter Herr Pastor, redete der Officier den Pfarrer an, daß ich so ganz unbekannt und unangemeldet bey ihnen einspreche. Die Umstände können meine Freyheit entschuldigen, und ihr freundliches Gesicht sagt mir schon die gehoffte Vergebung zu. Ich bin der Major Honestus aus . . ., und suche einen gewissen Herrn von Mey . . ., der vermuthlich meinetwegen mit ihnen gesprochen haben wird, bey ihnen auf, weil man mir vor seinem Hause gesagt hat, daß er hieher gegangen sey. Der Pfarrer erwiederte die Höflichkeiten, wie man pflegt, bath den Herrn Major Platz zunehmen, und war eben im Begriffe, demselben zu versichern, daß in ganz Furchheim kein Herr von Mey . . . ihm bekannt,

Achte Scene.

(Verwandelt sich in einen Theil des Schlacht-Feldes.)

Brutus, Dardanius, Strato, Clitus und Volumnius treten auf.

Brutus.

Komm, du armer Ueberrest meiner Freunde, ruht auf diesem Felsen aus.

Clitus.

Statilius holte eine Fakel; aber er kam nicht wieder, gnädiger Herr; er ist entweder gefangen oder erschlagen.

Brutus.

Size nieder, Clitus; erschlagen ist das rechte Wort; es ist eine That, die izt Mode ist. Höre, Clitus --

[Er flüstert ihm ins Ohr.]

Clitus.

Wie, ich, gnädiger Herr? Nein, nicht für die ganze Welt.

Brutus.

Stille dann, keine Worte.

Clitus.

Ich wollte lieber mich selbst umbringen.

Brutus.

Höre du, Dardanius -- --

Dardanius.

viel weniger izt bey ihm anzutreffen sey: als Spudarchides das Wort nahm, und nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen dem Major und dem Pfarrer erklärte, daß Er die Person sey, die gesucht würde, indem, was der Herr Major beym Herrn von Mey . . . zu besorgen hätte, alles durch ihn gehen müsse, und es also einerley sey, ob er oder der Herr von Mey . . . hier angetroffen würde. Weder der Major noch der Pfarrer wußten recht, was sie aus dieser Antwort machen sollten, bis Spudarchides sich als die gesuchtwerdende Person damit wenigstens in etwas legitimirte, daß er sich an den Pfarrer wendete und sagte: der Herr Major hier ist der Officier, welcher sich von ihnen copuliren lassen will, das Fräulein von Mey . . . ist die Braut, und ich werde die Person ihres Vaters bey diesem Geschäfte vorzustellen die Ehre haben. Wo kommen Sie denn aber izt her, fuhr er fort, indem er sich an den Major wendete? Ohne Braut können Sie doch noch weniger, als ohne Dispensation getraut werden. Die Dispensation, antwortete der Major, habe ich eben geholt, und da komme ich also her; die Braut will ich holen, so bald hier alles festgesezt seyn wird, da denke ich also hin; und heute bitte ich nur um ein Nachtquartier, das für einen Officier, der Campagnen mitgemacht hat, leicht zubereitet ist. Und gleichwohl, erwiederte Spudarchides, ist es bey meiner häuslichen Einrichtung in Furchheim nicht so leicht, Sie so unbereitet aufzunehmen und zu bewirthen. Indessen verziehen Sie hier ein wenig, ich will mit dem Wagen nach Hause fahren, abpacken und ausspannen lassen; mein Hauswirth wird für die Pfer-

de, und ich will für Sie bey mir sorgen, so gut ich kann. Wir könnten aber, fiel der Pfarrer drein, dies alles kürzer und näher haben, wenn Sie beyderseits wollten. Der Herr Major blieben bey mir, eine Stube und Bett stehen bereit, und wegen der Pferde bäthen wir meinen lieben Nachbar, den Herrn Ehrlich hier, der einen leeren für alle vier Pferde sehr bequemen Stall und den besten Willen hat, Menschen gefällig zu seyn. Nicht wahr, Herr Nachbar? Ganz wahr, und sie haben aus meiner Seele gesprochen, antwortete der Pachter, der izt näher trat und dem Major, der mit einer Art von Erschrecken sich, beym Hören seiner Stimme, nach ihm umdrehete, eine höfliche Verbeugung machte, welche der Major ganz bestürzt erwiederte, und zugleich auch Herrn Heilmann, den er nun gleichfalls gewahr wurde, höflich begrüßte.

Der Vorschlag wurde angenommen. Spudarchides und der Pfarrer giengen mit dem Major hinauf, ihm sein Zimmer anzuweisen, Heilmann erboth sich, dem Bedienten auspacken zu helfen, und der Pachter hieß den Kutscher ausspannen und ihm mit den Pferden nach Hause folgen, wo er die nöthigen Anstalten für ihre Versorgung machte, seine gute Hausfrau von der Ankunft des fremden Officiers kürzlich benachrichtigte, und schnell, als wenn er gejagt würde, wieder zur Gesellschaft zurükeilte. Der Major war nicht sobald mit dem Pfarrer und dem Herrn Spudarchides in das Zimmer getreten, als er mit einer Hastigkeit, die beyde befremdete, fragte: Sagen sie mir nur, wer der alte Mann ist, bey dem meine Pferde stehen sollen? Seine Physiognomie

hat mich auſſerordentlich frappirt, und er kommt mir ſo bekannt vor, als wenn ich lange mit ihm gelebt hätte. Ich weiß, antwortete der Pfarrer, weiter nichts von ihm, als daß er ehedem im Hannöveriſchen ein Pachter geweſen iſt, und ſich ſeit einem Jahre hieher gewendet und ein kleines Freyguth gekauft hat, um, wie er mir geſagt, ſeine alten einſamen Tage in Ruhe zu beſchlieſſen. Wiſſen ſie mir denn den Ort nicht etwa zu nennen, fuhr der Major zu fragen fort, wo er ehedem gepachtet hat? Nein, war die Antwort; ſo bekannt bin ich mit ihm noch nicht geworden, daß ich viel von ſeinen vorigen Umſtänden erfahren hätte. Nur vorige Woche erſt haben wir gelegentlich von ihm gehört, daß er auch ſechs Kinder gehabt hat, die aber, bis auf einen Sohn, alle geſtorben ſind; und daß er auch dieſen Sohn, weil er in achtzehn Jahren keine Nachricht von ihm hat, für todt hält, und darüber ſehr bekümmert zu ſeyn ſcheint. Da der Major mit immer mehr befremdender Neugierde fortfuhr zu fragen, wie er denn auf dieſe Erzählung gekommen wäre, und der Pfarrer ſagen wollte, daß es bey Gelegenheit ihrer gemeinſchaftlichen Erziehungsbemühungen geſchehen ſey: ſo geſchah es, daß er ihm nicht nur ſeine philanthropiniſchen Anſtalten und die Abſicht der heute bey ihm verſammelten Geſellſchaft kürzlich bekannt machte, ſondern auch des jungen Ehrlichs, ſeines frommen Informators, des Kloſters, des Abbts u. ſ. w. gedachte. Der Major wurde faſt bey jedem Worte ſtiller und mit fortgehender Erzählung ſo verlegen, daß es dem Pfarrer anfieng Leid zu thun, ſo tief hinein gekommen zu ſeyn, und doch nicht ſo leicht

abbrechen zu können. Man kann also wohl denken, wie erwünscht es müsse gekommen seyn, da sich auf der Treppe ein Gepolter erhub, welches, wie man beym Herausspringen bald erfuhr, der Reisekoffer des Majors verursachte, den der alte Pachter und der Furchheimer Doctor mit einander nach dem Zimmer des Majors zu schleppen bemüht waren. Das Gespräch wurde glüklich unterbrochen, man eilte, den Koffer den alten Leuten an Ort und Stelle bringen zu helfen, und bath sie, Platz zu nehmen, und auszuruhen.

Auf einmal fieng der Major an, wieder heiter zu werden. Was für gute Menschen, rief er aus, haben sie nicht zu ihrer Gesellschaft, Herr Pfarrer! Sie müssen gewiß selbst recht gut seyn, und ich, wenn ich immer bey ihnen wäre, hoffte es gewiß auch bald zu werden. Was aber in aller Welt, fuhr er fort, indem er sich an den Pachter wendete, kann sie bewegen, etwas für mich zu thun, das ganz über ihr Alter, und vermuthlich auch fast über ihre Kräfte seyn muß? Nicht daran zu gedenken, daß es gar keine Arbeit ist, die man solchen Männern, wie sie und der Herr Doctor hier sind, zuzumuthen pflegt. Ich weiß es selbst nicht zu sagen, antwortete der alte Pachter mit ungewöhnlicher Heiterkeit, die ihn zehn Jahre jünger zu machen schien; aber ich habe sie gleich beym ersten Anblicke so lieb gewonnen, daß ich alles für sie thun wollte, und sie nicht mehr lieben könnte, wenn sie mein leiblicher Sohn wären. Wer weiß, was ich bin? antwortete der Major lächelnd. Alles, erwiederte der treuherzige Pachter, können sie seyn, nur mein Sohn nicht; ob ich gleich nicht leug-

nen kann, daß er mir, so bald ich sie gesehen habe, gleich, ich weiß selbst nicht warum, eingefallen ist. Ey nun, versezte der Major, das Ich weiß nicht was hat manchmal so unrecht nicht. Nein, fuhr der Pächter fort, hier müßte es gewiß triegen. Ein solches Glük wäre für mich zu groß, und von der Erziehung meines Sohnes, wenn er auch noch lebte, könnte ich es am allerwenigsten erwarten. Soldat könnte er wohl geworden seyn; er war ohngefehr von ihrer Größe. Allein kein Mann, wie sie, würde er niemals geworden seyn. Und doch wäre es vielleicht möglich gewesen, erwiederte der Major mit einer einnehmenden Mine, welche sowohl Freude als Beschämung bezeichnen konnte, wenn sie mir nur sagen wollten, wo sie und ihr Sohn waren, da sie getrennt wurden? — Wenn eine solche Nachricht die Kraft haben kann, Todte lebendig zu machen oder Verlohrnes wieder zu bringen; so wäre es die größte Unbilligkeit, sie ihnen vorzuenthalten. Ich sage ihnen also ohne Verzug, daß ich damals in . . . . als Pachter auf den Gütern des Grafen . . . dessen Schwester, wie sie vielleicht auch gehört haben, durch seinen gewesenen Hofmeister so unglüklich gemacht wurde, und mein Sohn im Kloster . . , auf der Schule war. —" So sind sie mein Vater, und der Major Honestus ist ihr Sohn, Gottlieb Ehrlich, sprach der Major, indem er aufsprang, nach der Hand des guten Alten griff, und sie mit der ganzen Inbrunst kindlicher dankbarer Liebe küßte. Allein der Vater riß die Hand, sobald er konnte, los, fiel seinem Sohn weinend um den Hals — und hier öffnete sich eine Scene, deren Rührendes nur in ei-

was sich vorzustellen, zu denken und zu fühlen, man sich der göttlich schönen Erzählung vom verlohrnen Sohne (*) erinnern mag, mit welcher Geschichte dieſe auch viele Aehnlichkeit hatte; nur daß hier kein älterer Bruder zugegen war, deſſen neidiſcher Misſmuth die lauten Accente väterlicher und kindlicher Empfindungen mistönend gemacht hätte, ſondern hier alle geſtimmt waren, die ſanfte Harmonie der Liebe und der Freude bis zum Sternenklange zu erhöhen.

Wenn doch meine liebe Frau gleich da wäre! — Dieß war das erſte, was das Nachlaſſen der alle Rede erſtickenden Empfindung den Mund des ehrlichen alten Vaters wieder hervorbringen ließ. Gleich lief der Pfarrer zur Thüre hinaus, und als er beym Wiederkommen dem Pachter in der Thür begegnete, welcher eben ſeine Frau rufen wollte: nahm er ihn wieder mit zurük, und erzählte ihm, daß er alleweile ſeine Frau von dem Vorfalle benachrichtigt und ihr aufgetragen hätte, ſelbſt hinüber zur Frau Ehrlich zu gehen, nach der ihr natürlich beywohnenden Klugheit den Vorgang mit Behutſamkeit zu hinterbringen, und ſie mit ſich zum Eſſen herüber zu nehmen. Tauſend Dank, rief der alte Pachter, tauſend Dank, Herr Pfarrer; ſie wiſſen doch alles recht gut zu machen. Ich will gern warten, bis meine Frau die Freude mit mir theilt, ſo ſchwer ſie auch auf mir liegt, wenn die frohe Nachricht nur ſie nicht zu Boden ſchlägt. Wie war es denn aber, mein Sohn? Warum verließeſt du denn das Kloſter? Wo giengſt

(*) Luc. 15.

du denn hin? Hundert dergleichen Fragen durchkreuzten izt die Empfindung und die Gespräche der Gesellschaft, und ließen weder dem Major Zeit genug zum Antworten, noch der Gesellschaft Muße, ihre Glükswünsche und Aeußerungen ihrer verschiedenen Empfindungen dabey gehörig anzubringen. Eine strenge und fromme Erziehung ist doch nicht ganz verloren, sagte Heilmann; man weiß doch immer, wenn man sich auch in der Folge der Zeit verirrt hat, wohin man wieder zurükkehren soll. Wäre es aber nicht besser, wendete Spudarchides ein, wenn eine mildere und erleuchtetere Erziehung uns gleich auf dem ebenen Pfade erhielte, und uns gleich mit richtigen, anwendbaren Grundsätzen, und weiser Kenntnisse der Abwege in die große Welt schikte, daß man den rechten Weg nur fortzugehen und nicht so weit umzukehren brauchte, um einmal wieder auf die Königsstrasse zu kommen? Und sind denn alle so glüklich, wie ich, sezte der Major hinzu, nach tausenderley Ausschweifungen, durch die Liebe wieder auf die Pfade der Tugend geleitet zu werden? Sehr wahr bemerkt, rief der Pfarrer dabey aus. So gern ich glaube, daß Gott die übel verstandene Erziehung nicht frömmelnder sondern wirklich frommer Aeltern, den Kindern nicht ganz wird zum Schaden gereichen lassen, weil er ihre redliche Absicht sieht: so sehr werde ich immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugt, durch öffentliche Anstalten eine bessere Erziehungsmethode in Ländern und Städten und auf Dörfern bekannter zu machen, damit Aeltern in ihrer häuslichen Erziehung fernerhin nicht mehr so grobe Fehler machen. Ich habe es wohl auch versehen, fügte hier der Pach-

ter ganz gerührt hinzu, daß ich meiner Frau und ihrem Bruder, aus Liebe für jene, und aus Achtung für dieses sein Amt, und wenn ich ganz aufrichtig reden soll, aus Bequemlichkeit und zu großer Neigung zum Gewinn beym Pachten, die Erziehung meiner Kinder ganz überlassen, und mich zu wenig um bessere Einsichten bekümmert habe, ja nicht einmal denen gefolgt bin, die ich hatte, weil ich meiner guten Frau nicht gern zuwider seyn wollte. Haben sie gefehlt, sagte der treuherzige Pfarrer, so sind sie und ihre Frau auch gestraft genug dafür, indem sie so lange Jahre der Freude an Kindern haben entbehren müssen. Genießen sie den frohen Augenblik, den ihnen Gott heute schenkt, und vergällen sie sich den Genuß des heutigen Tages nicht durch unnütze Wiederholung der Fehler der vorigen. Und, fiel Spudarchides drein, verbessern sie künftig und vergüten sie, wenn sie einmal Großvater werden, dieselben dadurch, daß sie ihre Enkelchen nicht verziehen wollen, wie man immer den Großältern Schuld zu geben pflegt.

Der glükliche und gute Pachter wollte eben darauf antworten, als der bekannte Knabe in die Stube trat, und auf Befehl der Frau Pfarrerin der Gesellschaft meldete, daß es Essenszeit sey, und die Frau Ehrlich und sie dieselbe unten beym gedekten Tische erwarteten. Man folgte der Einladung, und kaum hatte der Major die nöthigen allgemeinen Höflichkeiten den beyden Frauen bezeugt, als er auf die eine, welche er gleich unbezweifelt als seine Mutter erkannte, zulief, ihr mit kindlicher Ehrfurcht die Hand küßte, und mit den ungekünstelsten Ausdrücken der wah-

ren Empfindung ſeine Freude, ſie wiederzuſehen, und ſeine Rükkehr zum Guten zuſicherte. Mit einer allen unerwarteten Feſtigkeit nahm die Mutter die Bezeugungen der Ehrfuecht, Freude und Liebe an, und faſt ſchien das Erſtaunen der Zuſchauer ſich in Widerwillen zu verwandeln, als ſie aller weiblichen Empfindſamkeit und der natürlichen Mutterliebe zum Hohne, mit hyperphiloſophiſcher Kaltblütigkeit weiter nichts als dieſes darauf antwortete: „Wenn es wahr iſt, daß ſie mein Sohn ſind, Herr Major, ſo iſt es mir ſchon lieb, ſie wiederzuſehen; allemal aber ſoll es mir lieber ſeyn, wenn ihre Verſicherung wahr iſt, daß ſie ſich von der Gnade ergreifen, und ſie bey ſich bis zum Durchbruch haben kommen laſſen, und wenn ſie mein Sohn auch nicht ſeyn ſollten.“!

Man würde der guten Mutter ſehr unrecht thun, wenn man ihr dieſes Betragen für heuchleriſchen Stolz oder religiösſtoiſche Verſtellung auslegen wollte, ſo viele Aehnlichkeit auch ihre Art ſich auszudrücken mit der Sprache der Heucheley zu haben ſcheint. Es war nichts weiter, als die Macht der Erziehung bey ihr, und eine frühe Angewohnheit der erſten Jugend, welche durch ihr natürliches ſchwarzgallichtes Temperament ſehr erleichtert, und durch die Länge der Zeit zur andern Natur geworden war. Sie war in der Schule der Rigoriſten, die alles gern ſehr im Schatten halten, gebildet, und angewöhnt worden, allen Bildern ihrer Einbildungskraft, auch den fröhlichſten, einen gewiſſen grünlichten ins Schwarzbraune fallenden Anſtrich zu geben; und das that ſie ſo arglos, daß ſie geglaubt hätte, ſie

begienge die ärgſte Sünde, wenn ſie in dieſer Gotteswelt, die ſie nicht anders als unter dem Namen des Jammerthals kannte, einmal fröhlich ausgeſehen, oder ihren Kindern es ohne Verweis überſehen hätte, wenn ſie ſich, wie Kinder, freuten. Da nun izt vollends durch das Alter die Spitzen ihrer Empfindſamkeit ſo kolbicht abgeſtümpft waren, daß alle, auch die weichſten Gegenſtände davon abglitſchen mußten: ſo konnte ſie ſich bey dieſem ſonſt ſo rührenden Auftritte ſo viel eher behaupten, und mit aller Ehrlichkeit das in Wahrheit und Einfalt ſeyn, was der größte Theil der Ueberfrommen mit dem äuſſerſten Zwange nur zu ſcheinen ſucht. Indes war dieſe, wahre oder verſtellte, Apathie der Frau Ehrlich izt für die Geſellſchaft baarer Gewinn. Sie hätten insgeſammt mit der Macht der mütterlichen Empfindungen gar viel zu thun kriegen können; ſo aber waren ſie bald in Ordnung, und konnten ſich, bey ihrer fröhlichen Mahlzeit, mit aller Muße recht ausſchwatzen. Die reichſte Materie der Unterhaltung war nun freylich das gegenſeitige Fragen der Aeltern, wie es dem Sohne, ſeitdem ſie ihn verloren hatten, ergangen ſey, und des Sohnes, wie jene hieher gekommen, und was für ein Band die Geſellſchaft, die bey aller ihrer Verſchiedenheit doch ſo genau verbunden ſchien, ſo feſt zuſammenhalte? Da es aber der Major recht überdachte, daß die Erziehung der Jugend die Urſache ihrer Verbindung ſey: ſo glaubte er, ſeiner Mutter und den anweſenden Kindern ſowohl, als ſämmtlichen Männern es ſchuldig zu ſeyn, die Erzählung ſeiner Begebenheiten nicht für alle gleich und überein abzufaſſen, ſondern izt nur, zur Befrie-

Dardanius.

Ich, eine ſolche That thun?

Clitus.

O Dardanius!

Dardanius.

O Clitus!

Clitus.

Was verlangte Brutus von dir?

Dardanius.

Daß ich ihn tödten ſollte. Sieh, er iſt in tieffen Gedanken.

Clitus.

Izt iſt dieſes edle Gefäß ſo voll von Kummer, daß er ſelbſt aus ſeinen Augen überlauft.

Brutus.

Komm hieher, lieber Volumnius, auf ein Wort.

Volumnius.

Was iſt eurer Gnaden Wille?

Brutus.

Der Geiſt Cäſars iſt mir zu zweyen verſchiednen malen bey Nacht erſchienen; einmal zu Sardes; und dieſe lezte Nacht hier zu Philippi. Ich weiß, meine Stunde iſt gekommen.

Volumnius.

digung der Neugierde einzelne Thatſachen zu erzählen, eine zuſammenhängendere Nachricht aber für die Männer auf eine bequemere Zeit aufzuheben.

Allein vielleicht geht es unſeren Leſern auch wie dieſer Geſellſchaft. Die bequemere Zeit abzuwarten, um eine recht pragmatiſche Geſchichtserzählung zu erhalten, währte ihr doch zu lange; und der Major, welcher ſein Quartier morgen bey ſeinen Aeltern nehmen und einige Tage hier bleiben ſollte, mußte es verſprechen, da die Geſellſchaft von Herrn Ehrlich und ſeiner Frau auf morgen zu einem Mittagseſſen war eingeladen worden, ihr ſeine Geſchichtserzählung zum Nachtiſche zu geben. Dafür bekam er aber auch heute bald Ruhe: Denn einige ſummariſche Fragen ſeine faſt zwanzigjährige Abweſenheit und ſeine vorſeyende Verheurathung betreffend kurz zu beantworten, machte ihm mehr Vergnügen als Mühe.

Des andern Tages aber war die Mahlzeit kaum halb vollendet, als man ihn ſchon einſtimmig an ſein Verſprechen zu erinnern anfieng; und er zögerte auch nur ſo lange, es zu erfüllen, bis die alte Mutter aufſtund, und ſich mit Abräumen und Aufheben der Speiſen zu beſchäftigen anfieng; da er denn während ihres Ab- und Zugehens die Geſellſchaft bey einem Glaſe Wein mit folgender Erzählung unterhielt.

Meine Aufnahme in die Kloſterſchule wird ihnen mein Vater erzählt haben; wie es mir aber darinnen ergangen, und wie ich daraus weggekommen bin, iſt ihm ſelbſt noch, wie alles folgende in meiner Geſchichte unbekannt; und ich will daher mit meinem

Eintritt ins Kloster den Anfang meiner Erzählung machen. Ich wurde auf eine Stube zu fünf Schülern gethan, die bis auf einen alle älter als ich waren; und bey uns wohnte ein junger Unterlehrer, welcher die Aufsicht über uns sechs haben sollte. Dieser Unterlehrer war der Günstling des Abts, wie ich gar bald aus der Begegnung der übrigen Klosterschüler abnehmen konnte, welche mich theils beneideten, theils mir deswegen ihre einfältigehrlichen Glükwünsche abstatteten. Der Abt selbst war, wie ich gar bald einsah, gleich allen Ueberfrommen, hochmüthig und faul, und lehrte und predigte allenthalben und bey jeder Gelegenheit gern, nur gerade dann und da selten oder gar nicht, wo Amt und Pflicht es ihm eigentlich vorschrieben. Zur Stunde lehren, hieß er sein Amt handwerksmäßig treiben; und daher wartete er immer lieber, bis ihm der Geist, wie er sich ausdrükte, Freudigkeit gab, sein Amt zu thun, und ließ indessen andere, die noch gesetzliche oder gar bloß natürliche Menschen waren, für sich arbeiten. Doch mußte allenthalben ein guter Schein beybehalten werden. Unser Herr Unterlehrer war daher ganz sein Mann. Er war der feinste Verführer junger Leute; aber dabey kriechender Schmeichler, Klätscher und Angeber.

Mit den jungen Leuten, die unter seiner Aufsicht stunden, hatte der Abt gar keinen Verdruß; und er bekam daher immer die reichsten Schüler, denen er mit besonderer Geschiklichkeit den Grundsatz gar bald beyzubringen wußte, unbemerkt und klug alles zu thun was sie wollten, öffentlich aber das zu scheinen, was sie seyn sollten, damit nur keine Kla-

gen über ſie einlieſen. Ich wurde in kurzer Zeit von ihm und meinen Stubencammeraden zu ihren Geheimniſſen eingeweiht. Ich lernte bald mit niederhängenden Kopfe gehen und beſtändig langſam und leiſe reden, ja ſogar in dieſem pianiſſimo zanken und ſchimpfen. Wenn wir in der Karte ſpielen wollten, vergaß ich nie, meine Bibel neben mich zu legen; und wenn ich einen Roman laß, davon die ſaftigſten und kräftigſten in einem verborgenen Schranke auf unſerer Stube aufbewahrt wurden, hatte ich immer einen ſchwarzen Bogen Papier in Bereitſchaft, ihn um das Buch zu ſchlagen, um ihm, auf den möglichen Fall der Ueberraſchung, den Anſchein eines Communionbuches zu geben. Nach Jahres Friſt wurde ich für tüchtig gehalten, des Nachts mit aus dem Kloſter zu gehen, und mich auf den benachbarten Dörfern mit meinen Cameraden auf eine neue Art zu vergnügen. Der Pförtner, klug wie der Abt ſelbſt, war unſerem Aufſeher mit Seele und Leib, mit Frau und Tochter ganz ergeben; und uns machte dieſer ſelbſt die Rubriken in unſern Rechnungen, unter welchen wir die Ausgaben für die Beſtechung des Pförtners und für die Zechen in den Schenken anzubringen hatten; weil, wie er ſagte, eine kleine Unwahrheit hier beſſer ſey, als ein großer Verdruß, und man den Aeltern und Lehrern, die ſo viel an uns thäten, allen Verdruß zu erſparen aus allen Kräften ſich beſtreben müſſe.

Meiner natürlichen Wahrheitsliebe koſtete dieſes anfänglich freylich etwas; weil ich aber meiner lebhaften Einbildungskraft dabey freyes Spiel laſſen, in Erfindung immer neuer Kunſtgriffe und Ausflüchte

meinen Witz zeigen konnte, und meinen anderweitigen, izt mit voller Kraft gebietenden Begierden, keinen Zwang anthun durfte: so ließ meine Wahrheitsliebe sich den Zwang der Verstellung nach und nach gefallen. Allein endlich wurde mir, bey solcher Zügellosigkeit, auch dieser Zwang zuviel. Und da das Lesen der Robinsone aller Länder und Städte, welche meine Lieblingsromane waren, meiner Seele ohnehin schon den Schwung gegeben hatte, über alles Gewöhnliche hinaus zu fliegen: so sah ich keinen andern Weg vor mir, meine Neigung zur Ungebundenheit zu befriedigen, als mich einstens, bey einer nächtlichen Ausflucht, von einem in eben der Schenke sich aufhaltenden Officier unter ein Freycorps enrolliren zu lassen. Er schafte mich noch dieselbe Nacht mit einem Commando fort; und so wurde ich dem Kloster, der Schule und der Nachfrage meiner Aeltern auf einmal entnommen. Ich wurde zum Obersten gebracht, welcher mich sehr umständlich ausfragte; und als er vernahm, wer ich war, und daß ich nicht Schulden oder anderer Bosheit halben, sondern bloß aus Begierde die Welt zu sehen, der Schule entlaufen war, so versicherte er mich seiner besonderen Protection, wenn ich mich wohl verhalten würde, und stellte mich bey seiner Leibcompagnie als Unterofficier an. In diesem Posten aber blieb ich nicht lange. Der Oberste hatte mich immer in den Augen, und da ich kaum das Nöthigste vom Exerciren und vom Dienste begriffen hatte, mußte ich mehrentheils um ihn seyn, und in seiner Expedition den Schreiber machen. Er versuchte mich dabey auf allerley Weise, stellte mich auf Piquets, ließ mich die Brands

ſchatzungsgelder in Empfang nehmen, Berechnungen der Geldſorten machen u. ſ. w. Endlich da er zwo Eigenſchaften an mir, wie er ſelbſt ſagte, bewährt gefunden zu haben glaubte, welche überhaupt und beſonders bey ſeinen Leuten ſelten beyſammen angetroffen würden, Geſchiklichkeit nämlich und Ehrlichkeit: ſo ernennte er mich zum Lieutenant, und machte mich zu ſeinem auſſerordentlichen Adjutanten, unter welchem Titel ich eigentlich das Amt ſeines geheimen Secretärs und Caſſirers verwaltete. Auf dieſem Fuß bin ich bis zum Frieden 1763 bey ihm geblieben, nur daß ich noch das lezte Jahr Stabscapitain bey ſeiner Compagnie wurde. Wir haben manchen ſauren Schritt, doch eben keinen umſonſt, mit einander gethan. Er theilte immer verhältnißmäßig mit mir, weil ich mir alle Mühe gab, ſeine Caſſe und ſeine Rechnungen jederzeit ſo ordentlich und auf eine ſo gute Art einzurichten, daß ſowohl das Kriegsdirectorium, als auch die, welche gebrandſchazt wurden, mit ſeinem Commando zufrieden ſeyn konnten. Und er geſtund mir ſelbſt, daß er den ganzen Krieg durch nicht ſo viel gewonnen hätte, als ſeitdem ich bey ihm wäre. Als nach geſchloſſenem Frieden unſer Freycorps theils abgedankt, theils untergeſtekt wurde, nahm der Oberſte auch ſeinen Abſchied, und bewegte mich leicht, ein gleiches zu thun, um mit ihm auf ſein bisher ſequeſtrirtes Rittergut im Reiche, das er nun ſchuldenfrey machen konnte, zu gehen, und als Geſellſchafter bey ihm zu bleiben. Ich nahm den Vorſchlag mit dem gröſten Danke an. Denn ich wußte nicht, was für einen Stand ich izt gleich erwählen ſollte, und brauchte einen Ruhepunct für

meinem im Kriege nur betäubten Geiſt, welcher izt anfieng, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Nachdem die nöthigſten Einrichtungen auf dem Gute gemacht waren, wobey ich immer die Rechnungsgeſchäfte beſorgte; wendete ich meine Zeit zum Studiren an. Mathematik, wozu ich von Jugend auf Luſt und Anleitung gehabt hatte, wurde mein Hauptſtudium, und ſchien mir auch, wenn ich etwa wieder Kriegsdienſte ſuchen ſollte, das nüzlichſte für mich zu ſeyn; doch ſuchte ich auch die ſchönen Wiſſenſchaften wieder hervor, und laß viel, um meinen alten Oberſten in den Abendſtunden auf eine angenehme Art unterhalten zu können. Jährlich ein Paarmal reiſten wir an den Hof des Fürſten, deſſen Vaſall er war; die übrige Zeit brachten wir in der Stille zu. Der Oberſte wurde älter und ſchwächer, und ſtarb endlich, nachdem er die Ruhe, die ihm eben nicht zu behagen ſchien, etwa ſieben Jahre genoſſen hatte. Mich bey ſich zu behalten, da mir etlichemal beym Fürſten Dienſte waren angetragen worden, hatte er mir eine Leibrente von fünfhundert Thalern im Teſtamente ausgeſezt, die ich, wenn ich bis an ſeinen Tod bey ihm bliebe, jährlich bis an mein Ende haben, oder dafür fünftauſend Thaler auf einmal empfangen ſollte. Ich wählte das Leztere, und da ich für mich ſchon ein kleines Capital erobert und erſpart hatte, ſo hoffte ich ſchon einige Zeit ohne Sorgen zu leben, und begab mich in die Reſidenz des Fürſten, um eher einen gelehrten und angenehmen Umgang zu haben. Etwas über ein Jahr hatte ich da gelebt, als ich Gelegenheit fand, die Stelle eines Lieutenants bey des Fürſten Reichscontingente, mit dem Cha-

racter als Hauptmann, zu bekommen; und hier bin ich endlich wirklicher Hauptmann geworden, habe auch bald darauf den Character als Major erhalten. Da ich die meiste Zeit bey Hofe speise und, ohne Ruhm zu melden, unter den Soldaten ein guter Wirth geworden bin: so habe ich mit meiner Gage und den Intressen von meinem Capital bisher nicht nur recht gut auskommen, und mich völlig einrichten, sondern auch mein Capital selbst um einen guten Theil vermehren können. Dieses leztere habe ich (hier wendete er sich besonders an den Herrn Spudarchides) zu Ihrer Beruhigung vornemlich angeführt.

Ich weiß, worauf sich das bezieht, versezte Spudarchides; da ich aber ein aufrichtiger Freund von der Frau von Mey . . . bin, so werden sie mir es nicht verdenken, daß ich ihr vor einem Jahre gerathen habe, behutsam und sicher zu gehen, zumal da sie izt aus der Erfahrung wissen, daß mein Rath ihnen nicht nachtheilig geworden ist.

Da die Erzählung einmal abgebrochen ist, fiel der Pachter drein, ist mir wohl auch eine Frage vergönnt, die ich längst gern gethan hätte. Du wirst sie mir zu gute halten, mein Sohn! Denn so nenne ich dich von nun an wieder. Es ist eine Vaterfrage: Hast du denn aber die ganze Zeit über an Gott und deine alten Aeltern gar nicht gedacht? O, ja, lieber Vater! — Warum hast du denn nicht einmal, auch nach dem Kriege nicht, an uns geschrieben? — Die Wahrheit zu sagen, die ersten vier Jahre wollte ich meine Aeltern nicht wissen lassen, wo ich wäre; weil ich vorauswußte, daß sie mir alle meine Plane ver-

eiteln würden, und ich doch nie das Herz gehabt hätte, mich meines Vaters Willen zu widersetzen. Von dem Gute des Obersten aus habe ich aber zweymal nach . . . geschrieben, allemal aber die Briefe unerbrochen wieder zurükbekommen. Endlich habe ich etwa vor einem Jahre Gelegenheit gefunden, durch einen Reisenden mich nach meinen Aeltern in . . . erkundigen zu lassen; die Antwort aber war, daß sie nicht mehr da wären, sondern sich anderswohin gewendet hätten. Allein welches der Ort ihres Aufenthalts sey, wofern sie noch lebten, konnte ich niemals erfahren. Izt gewährt mir der Zufall, was ich immer, besonders aber ein Jahr her, ganz sehnlichst gewünscht habe: denn seit einem Jahre haben sich meine Gesinnungen gar sehr geändert, welches ich Gott und der Liebe meiner besten Emilie ewig danken werde. Doch glauben sie drum nicht, lieber Vater, daß ich vorher Gott ganz aus den Augen gesezt hätte. Wollen sie mich hören, meine Herren, so will ich ihnen die wahre und kurze Geschichte meines moralischen Lebens eben so ehrlich vorlegen. — Noch lieber, als die Geschichte ihres Glüks, war die einstimmige Antwort der ganzen Gesellschaft.

Wer das Glük hat, wie ich es gehabt habe, fuhr der Major fort, bis zu seinen Jünglingsjahren von uns bey solchen Aeltern erzogen zu werden, die wie die meinigen Gott fürchten und recht thun, der kann in der Folge der Zeit — auch auf Thorheiten und Ausschweifungen verfallen — nie aber sich ganz vom Gottesglauben losreißen, selbst dann nicht, wenn er auch solche Lehrer bekommen sollte, die noch über

meinen Informator, meinen Unterlehrer und den Abt wären. Man sieht, denke ich, wie ich sah, die häßlichen Religionslarven dieser Mucker, und flieht, so bald man kann, vor ihrer Gesellschaft mit eben so großem und noch wahrhaftigerem Abscheu, als sie vor Bällen und Redouten zu haben vorgeben; dabey kann man sich aber doch nicht erwehren, ein schönes Gesicht der Religion als wirklich zu denken, wornach diese elenden gefärbten Pappenabdrücke gemacht seyn sollen. Allein der Schade ist, nach meiner Erfahrung zu urtheilen, unvermeidlich dabey, daß man einen Ekel vor allen öffentlich eingeführten Religionsverfassungen, und den dabey angestellten Dienern und Beamten bekommt, und sich gar bald beredes, der nöthige unauflösliche Zwang der Selbstbeherrschung, welche die Religion ihren Bekennern auflegt, um sie in den Schranken ihrer Glükseligkeit zu halten, gehöre auch mit zu der Afterheiligkeit jener Heuchler. Wenigstens dachte ich, bey meiner Entweichung aus dem Kloster, der wahren Rechtschaffenheit eher zuzueilen, als zu entfliehen; und vielleicht haben sich schon tausende, eben so ehrlich, mit solchen Gedanken auf die Abwege des Lasters verirrt. Wehe that es mir freylich, meine Aeltern zu betrüben; diese Betrübniß aber gedachte ich ihnen bald durch erworbene Ehre zu vergüten. Dieser Gedanke hat mich immer geleitet, und mich auch gegen meinen Obersten gleich so handeln gelehrt, daß ich seine Gunst und Liebe erlangte. Gegen die Religion habe ich beständige Hochachtung im Herzen gehegt, und ihre sittlichen Vorschriften nie ohne Unruhe übertreten; ihren öffentlichen Dienern aber habe ich bey aller Gelegenheit ei-

was angehängt, weil ich glaubte, sie wären alle so, wie meine Lehrer, und sie daher entweder für Dummköpfe oder für feine Betrieger hielt. Daher mochte es auch wohl kommen, daß ich allenthalben als ein theoretischer Freygeist ausgeschrien ward, ob ich gleich theuer versichern kann, daß es mir nie eingefallen ist, wider die Wahrheit der Religion nur den geringsten Zweifel zu haben. Ich hatte mir nur, wie jeder andere Schwärmer, meine eigene Religion gemacht, die äußerlich unabhängig von allen eingeführten Religionsanstalten, in ihren sittlichen Grundsätzen mit der wahren ganz übereinstimmte. Nur daß ich diesen nicht in allen Stücken immer folgte; doch habe ich immer an meiner Selbstbeherrschung gearbeitet und beständig besser zu werden gestrebt. Hieran glaubte ich genug zu thun, und hielt mich für einen edeln Kosmopoliten, bis mich meine Emilie, oder vielmehr ihre würdige Mutter überzeugt hat, daß es nicht genug ist, sich bloß für sich zu bessern, sondern daß man auch die Pflicht auf sich hat, das Gute in der bürgerlichen Gesellschaft, deren Schutz man genießt, bey allen ihren Gliedern, auf alle mögliche Art zu befördern und nie zu hindern. Der Schluß hiervon auf die Religionsanstalten eines Staats war leicht zu machen; und ich begriff bald, daß ich mich vergeblich mit dem Titel eines rechtschaffenen Kosmopoliten brüstete, so lange ich mich der Vernachläßigung oder Verachtung solcher Anstalten schuldig machte, welche unter meinen Nebenmenschen als allgemeine Mittel, das Gute zu befördern, angesehen und eingeführt wären. Kurz ich begriff, was viele seynwollende Philosophen und

Volumnius.

Nicht so, Gnädiger Herr.

Brutus.

Nein, Volumnius, ich bin gewiß, sie ist; du siehst, Volumnius, wie die Welt geht; unsre Feinde haben uns bis an die Grube getrieben; es ist edler, daß wir von uns selbst hinein springen, als warten bis sie uns hinein stürzen. Wakrer Volumnius, du erinnerst dich, daß wir Schul-Gesellen waren; um dessen willen, um unsrer alten Liebe willen bitt' ich dich, halte du das Gefäß von meinem Schwerdt, indeß daß ich darein renne.

Volumnius.

Das ist keine Verrichtung für einen Freund, Gnädiger Herr --

[Man hört ein immer näher kommendes Getümmel.]

Clitus.

Flieht, flieht, Gnädiger Herr, es ist keine Zeit zu verliehren.

Brutus.

Lebet wohl, ihr, und ihr, und ihr, Volumnius. Strato, du hast alle diese Zeit über geschlafen; lebe du auch wohl, Strato -- Liebe Mitbürger, mein Herz freut sich, daß ich in meinem ganzen Leben keinen Menschen gefunden habe, der mir nicht getreu war. Dieser verlohrne Tag wird mir nichts desto weniger mehr Ehre machen, als dem Octavius und Antonius der schändliche Sieg über ihr

Vaterland.

Theologen vor hoher Weisheit nicht begreiffen können, daß in christlichen Staaten ein guter Bürger und ein guter Christ ganz einerley Ding sind. Wie wahr ist doch alles, was wahre Liebe lehrt! Das Wesen der Religion selbst ist Liebe. Und wie viel mehr ist doch religiöse Erziehung werth als aller Religionsunterricht! Sobald ich in dem Hause meiner Emilie recht bekannt wurde, sobald glaubte ich wieder in meiner Aeltern Hause zu seyn, und sobald strebte ich wieder zu werden, wie ich in der Unschuld meiner ersten Jahre gewesen war.

Wie kamen sie denn aber zu dieser Bekanntschaft, Herr Major? fragte der Pfarrer, welcher, ganz entzükt über diese Erzählung, kaum erwarten konnte, den eigenen Weg bis ans Ende zu verfolgen, den die besondere Vorsehung, (Gnade würde ein anderer, aber drum eben nichts anders gesagt haben) mit diesem Manne gegangen war. Sie sollen mich, war die Antwort, nicht zweymal fragen. Hiervon rede ich am liebsten; und der Weg ist auch sonderbar genug. Einige Zeit vor meiner Niederlassung in der Residenzstadt, hatte sich die Frau von Mey . . . von einem kleinen Dorfe, wo sie bisher gelebt hatte, auch dahin gewendet, und bey dem Fürsten nicht nur um Aufnahme und Schutz, sondern noch um die sonderbare Gnade gebethen, nicht bey Hofe erscheinen, sondern ganz unbemerkt in der Stille mit einigen Fräuleins, die sie erziehen wolle, leben zu dürfen. Man hatte ihr das gar gerne verstattet; die Seltenheit des Falles aber hatte die Neugierde von allen Seiten erregt, und tausenderley Anekdoten über ihre Person und Schikfale ausgebrütet, die alle eben so sonder-

bar waren, als sie unwahr seyn mochten. Die neueste, mit welcher man sich noch trug, da ich in die Stadt kam, war diese: sie sey eine Gräfin, und das älteste Fräulein sey ihre Tochter, welche sie von einem Hofmeister ihres Bruders, an den sie heimlich verheurathet sey: habe. Da sie wegen der Familie weder bey ihrem Gatten öffentlich, noch auch bey den ihrigen leben dürfe, so habe sie sich seit ihrer Niederkunft auf einem Dorfe aufgehalten, und von ihrer kleinen Apanage kärglich gelebt; izt aber, da sie vermuthlich von ihrem Manne mehr Unterstützung zu haben scheine, sey sie in die Stadt gezogen, um ihren Fräuleins leichter Hauslehrer halten zu können. Der Hof war begierig, die reine Wahrheit zu wissen, und ich bekam, als auch ein Fremder, den Auftrag, unter irgend einem Vorwande Zugang in ihrem Hause zu suchen, und die Wahrheit vielleicht in der Nähe auszuspähen. Ich ließ mich bald bey der Dame melden, und erdichtete einen Auftrag, den ich hätte, ein auswärtiges Fräulein bey ihr in Pension zu geben. Man nahm mich wohl auf, und da Erziehungsschriften izt Modelectüre waren, so fehlte es mir nicht an Unterhaltung mit einer Dame, die das fast alles schon ausübte, was man von dem, was eigentliche und besonders weibliche Erziehung heißt, schrieb. Bey meinen wiederholten Besuchen, zu welchen ich mir durch erdichtete Briefe baldige und öftere Gelegenheit machte, kamen wir auch bald auf die religiöse Erziehung, von welcher sie mir sehr gesunde Begriffe zu haben schien. Mein Gemüth war damals gerade in so einer Lage, daß ich von nichts so gern, als von Religionssachen, sprach und sprechen hörte; und mei-

ne unerwartete Gelehrigkeit, (denn ich war dort auch als ein Freygeist bekannt) nahm die Dame sehr für mich ein, so daß sie mich bath, sie auch, ohne Auftrag, öfter zu besuchen. Unter solchen Umständen wurde meine Neigung gegen ihre Tochter und dieser ihre gegen mich geboren. Die nur für die Liebenden wichtigen näheren Umstände dieser Geburt erlasse ich ihnen, und sage nur, daß die unschuldige Liebe meiner Emilie meine Gesinnungen wirklich so gut als umgeschaffen hat, und nunmehro nicht nur mein Vater, sondern auch selbst meine Mutter gewiß mit mir zufrieden seyn werden. So wurde aus meinem Auftrage vom Hofe etwas ganz anders, als wir alle dachten; für mich aber etwas unendlich Besseres. Die Wahrheit jener Anekdote aber habe ich so wenig ausgespäht, als ich noch izt überhaupt deutliche Nachricht von dem Geschlechtsregister meiner Emilie habe: denn die Mutter hat mir allezeit ein Geheimniß daraus gemacht, mich auch lange genug mit der Einwilligung in unsere Verheurathung aufgehalten, weil sie ohne Vorwissen von Emiliens Vater nichts thun könnte; bis sie mich endlich an sie, mein Herr, gewiesen, und alsdann durch ihre geneigte Besorgung, dafür ich ihnen unendlich verpflichtet bin, die Sache dahin gediehen ist, wo sie izt steht. Die einzige Gefälligkeit, die ich nach Anweisung der Frau von Mey . . . noch von ihnen zu erbitten und zu erwarten habe, ist die: daß sie mich von dem Aufenthalte des Herrn von Mey . . . benachrichtigen, um mich demselben ungesäumt zu Füßen zu werfen, und ihm für das Geschenk seiner Tochter in Person zu danken.

Nachdem ich mich der Sache so weit angenommen habe, erwiederte Spudarchides mit einiger Verlegenheit, so werde ich gewiß nicht ermangeln, alles zu thun, um sie auf die angenehmste Weise für sie zu beendigen; und wenn sie mir morgen früh die Ehre ihres Besuchs schenken wollen, so werde ich ihnen von allem, was sie noch zu wissen wünschen, vollends die genauste Nachricht geben.

Vorizt wurde also dies Gespräch ganz abgebrochen, nicht aber das Vergnügen der Gesellschaft, welches auf manchfaltige Weise unterhalten und ungestört fortgesezt wurde, bis die Gesellschaft am Abend spät aus einander gieng. Am andern Morgen fand sich der Major, den Liebe und Neugierde beseelten, zu rechter früher Zeit beym Herrn Spudarchides ein; und hier erfuhr er mit nicht geringen Erstaunen, daß jene neueste Anekdote von der Mutter seiner Emilie nichts anders, als die lautere Wahrheit, Spudarchides ihr rechtmäßiger Ehegatte, und Emilie beyder ihre Tochter sey. Spudarchides erklärte ihm dieses durch eine umständliche Erzählung seiner ganzen Lebensgeschichte, die wegen des großen Einflusses seiner und seiner Gattin Erziehung auf ihr beyderseitiges Schikfal wohl verdiente beschrieben zu werden, hier aber doch wohl zu viel und am unrechten Orte seyn dürfte. Genug der Major erfuhr, daß der Namen Spudarchides nur angenommen, und zur Erinnerung der Thorheiten, zu welchen ihn der bey seiner Erziehung als erster Grundsaz angenommene Ehrgeiz in der Folge verleitet habe, nach seiner heimlichen Verheurathung gewählt worden, der rechte Namen aber Franz von Mey . . . sey, und er aus einer

alten Patrizier Familie aus M . . abstamme; ins gleichen, daß, nachdem er, viele Jahre nach seiner Heurath, als ein verunglükter Philantropist in verschiedenen Ländern, allen und selbst den Seinigen unter dem geborgten Namen völlig unbekannt, als ein Gelehrter oft sehr kümmerlich, von außen aber immer anständig, bloß von der Arbeit seines Korfs und seiner Hände gelebt habe: er endlich nach dem Tode seiner Mutter, als einziger Sohn und Erbe von etwa achtzig Tausend Gulden, in den Stand gesezt worden sey, nicht nur selbst bequemer zu leben, sondern auch seine theuerste Gattin gehörig zu unterstützen.

Seit diesem glüklichen Zufalle, fuhr Spudärch d'y oder der Herr von Mey . . . in seiner Erzählung gegen den Major fort, ist meine einzige Sorge gewesen, einen Oct ausfindig zu machen, wo ich unbekannt und unbemerkt mit meiner guten Gattin leben, und ihr die Last der Leiden, die sie aus Liebe zu mir so lange und so standhaft ertragen hat, abnehmen, und, so viel mir möglich wäre, durch angenehmere Umstände vergüten könnte. Und die gütige Vorsehung des Vaters der Menschen scheint auch seit Jahresfrist meine redlichen Absichten sichtbar zu begünstigen. Ich bin, ich weiß selbst nicht wie, nach Furchheim gekommen, und habe ziemlich, was ich suchte, in anderer Rükficht aber weit mehr, als ich suchte, gefunden. Bald darnach, als ich meiner Gattin gemeldet hatte, daß ich mich nun in Furchheim aufhielt, bekam ich von ihr die Nachricht, daß sie um unsere Tochter anwürben. Nach der Beschreibung, die meine Gattin mir von ihnen machte, hatte

ich auch das gleich als eine Vermehrung unſers Glücks anzuſehen. Nur war ich immer noch wegen eines bleibenden Aufenthalts verlegen; aber auch dafür ſcheint mir die Vorſehung ſchon geſorgt zu haben. Wiſſen ſie wohl, Herr Major, was mir, ſeitdem ſie hier ihren Vater wiedergefunden haben, für ein Gedanke gekommen iſt? Doch der, antwortete der Major, ſich hier ganz niederzulaſſen. Recht, verſezte der Herr von Rey . . . ., aber mein Gedanke faßt auch noch mehr, nemlich auch die Art und Weiſe mit in ſich, wie wir uns hier niederlaſſen könnten. Ich habe mir in den Paar Tagen einen ganzen Plan entworfen, der eben ſo leicht zu überſehen, als, wenn ſie nur wollen, auszuführen iſt. Der Herr von O . . . . . will ſein Rittergut hier in Furchheim verkaufen. Es iſt ſtark, und er hält es über Hunderttauſend Thaler. Kein Edelmann darf aber da nicht Herr ſeyn, wo ich mit meiner Gattin ruhig leben ſoll. Und ich finde doch auch Bedenken, unter meinem Namen das Gut zu kaufen. Wie, wenn ſie ſich daran machten? Ich will ihnen mein ganzes Capital dazu vorſchießen, und wenn es nebſt dem ihrigen nicht hinreichend ſeyn ſollte, ſo könnte vielleicht ihr Vater ſie, wo nicht anders, doch mit dem Verkauf ſeines Gütchens unterſtützen. Ich nehme alsdenn mit meiner Gattin bleibenden Sitz darinnen, ihr Vater verwaltete das ganze Gut, und ſie könnten dann, wenn ſie ihre Dienſte nicht gern quittiren und gern in der Stadt leben wollten, jährlich wenigſtens einige Monate bey uns zubringen. Was denken ſie dabey?

Gegen solche Menschen, antwortete der Major, wie sie und ihre unschätzbare Gattin sind, gebührt es meiner Emilie und mir, gar keinen Willen zu haben, am allerwenigsten bey solchen Vorschlägen, als der gegenwärtige ist. Sagen sie mir also nur, wie ich mich bey der Sache zu benehmen habe. Wenn sie sich mir überlassen wollen, versezte Spudarchides, so will ich auf ihren Namen, durch ihren Vater den ganzen Kauf besorgen; nur muß unser gegenseitiges neues Verhältniß hier noch einige Zeit ein Geheimniß bleiben, und die Vollziehung ihrer Heurath noch etwas verschoben werden. Denn von den Ränken des hiesigen Gerichtsdirectors, dem allemal daran gelegen ist, daß der Gutsbesitzer nicht am Orte ist, würden unübersteigliche Hindernisse des Kaufs zu befürchten seyn, wenn er nur argwohnen sollte, daß ich dem Käufer angehörte und vielleicht hier bleiben würde.

Kurz, die Sache wurde beschlossen, der Major hielt sich noch einige Tage in Furchheim auf, und reiste darauf mit Freuden ab, seiner Emilie und ihrer Mutter so viele unerwartete und angenehme Nachrichten selbst, so bald als möglich, zu überbringen. Der Kauf war in kurzer Zeit glüklich beendigt, und Spudarchides ließ in aller Geschwindigkeit das Schloß zur Aufnahme der neuen Bewohner einrichten, gab den Seinigen baldige Nachricht, und bath sie nur, in aller Stille abzureisen, und ihre Reise möglichst zu beschleunigen. Die Frau von Mey . . ., deren Freude über die glükliche Veränderung ihrer Umstände, und Verlangen, ihren Geliebten in ruhiger Sicherheit zu umarmen, man sich wohl vorstellen

kaum, that alles was sie konnte, um bald in Furchheim zu seyn. Nichts that ihr weher, als die beyden jungen Fräulcins, die sie bey sich hatte, zu verlassen. Sie waren Geschwister, eines Officiers Töchter, und hatten vor drey Jahren ihre Mutter verloren. Sie machte ihnen die Trennung bekannt, ehe sie noch an ihren Vater deswegen schrieb; die guten Kinder bathen sie aber und weinten so sehr und herzlich, daß sie es ihnen versprach, sie mit sich zu nehmen, wenn es mit der Einwilligung ihres Vaters geschehen könnte. So bald dessen genehmigende Antwort kam, wurde der Tag der Abreise festgesezt und nach Furchheim gemeldet, wo sie auch, mit unglaublicher Geschwindigkeit, nach acht Tagen glüklich ankamen.

Auf der nächsten Poststation hatte der Herr von Mey . . . bestellt, ihm eine Stafette zu schicken, so bald der Major da eintreffen würde. Durch diese benachrichtigt fuhr er in Gesellschaft seines Freundes, des Pfarrers, seiner Gattin entgegen, und kaum waren sie etwa eine gute Stunde gefahren, als sie sich einander begegneten. Unaussprechlich war das Gefühl der Freude von beyden Seiten, und der erste vernehmliche Laut aus ihrem Munde Dank an Gott, welcher Jugendfehler guter Seelen zwar nicht ungeahndet, aber doch endlich noch zum Guten gedeyhen läßt. Herr von Mey . . . nahm seine Gattin in seine Chaise, dagegen der Pfarrer ihren Platz besezte, und so langten sie in Kurzem auf dem Schlosse in Furchheim an; wo sie im Thore vom alten Pachter und seiner Frau, der Frau Pfarrerin und dem Furchheimer Doctor empfangen und in das Schloß, wie

von Engeln in den Himmel, geleitet wurden. Die alte Frau Ehrlich hatte ein Abendeſſen beſorgt; und die Geſellſchaft, welche bis um Mitternacht beyſammen blieb, ſo müde auch die Reiſenden waren, konnte gar nicht fertig mit Fragen und Antworten werden. Die gröſßte gemeinſchaftliche Freude war das Dorfphilanthropin, an welcher ſelbſt die kleinen Fräuleins, die von dergleichen Sachen wenigſtens viel hatten reden gehört, Theil nahmen, und brünſtig bathen, auch darein aufgenommen zu werden. Der untere Saal im Schloſſe wurde izt ernſtlich zur Verſammlung der Philanthropiner beſtimmt, und Herr von Mey . . . verſprach nun dem Herrn Pfarrer wirklich, deſſen Condirecter zu werden. Die Frau von Mey . . . erbot ſich, wenn ihr Gatte und der Herr Pfarrer ſie mit Rath und That unterſtüzen wollten, etwas ähnliches zu beſſerer Erziehung der Mädchen in Furchheim einzurichten. Alle waren der Meynung: da die Vorſehung den geringen Anfang der Bemühungen des Herrn Pfarrers ſo ſichtbar begünſtigt habe, wirklich etwas Inſtitutähnliches für eine zweckmäſſigere Erziehung der Jugend in Furchheim, und etwa aus einigen benachbarten Dörfern, die zwiſchen zwölf bis zwanzig Jahren ſteht, und ſich verbindlich macht, ohne dringende Noth und triftige Urſachen nie aus dem Bauerſtande in einen anderen Stand zu treten, zu ſtiften, damit aus ihr in dieſem wichtigen Alter, welches gemeiniglich für das ganze übrige Leben ſo entſcheidend iſt, treues und fleiſſiges Geſinde, verſtändige Väter und Mütter, und kluge und ſorgfältige Hauswirthe und Hausfrauen gebildet werden möchten. Man ſchlug auch vor, von den

wohlhabenderen Knaben und Mädchen einen kleinen Beytrag an Gelde monatlich anzunehmen, um die nöthigen Bücher besonders für die Aermeren davon anzuschaffen.

Dieser Entschluß ward im Herbste des Jahres 1779 gefaßt. Daß er männlich werde ausgeführt worden seyn, daran haben wir keinen Zweifel; wie weit es aber damit bisher gediehen sey, davon können wir aus Mangel näherer Nachrichten seit der Zeit nichts sagen. Nur soviel können wir aus einem Handschreiben des Herrn Pastors Freg melden, daß er izt an einer Beantwortung einer mit seinem errichteten Institute in genauem Verhältnisse stehenden Frage, als einer an den Herrn D. Anton in Görlitz einzusendenden Preisschrift (*), arbeitet. Sollte diese, wie wir, wegen seiner Unbekanntschaft mit der Oberlausitz fast vermuthen, weder den Preis, noch das Accessit erhalten, so läßt er sich vielleicht erbitten, sie uns mitzutheilen, wodurch wir dann in den Stand gesezt werden könnten, sowohl von den Grundsätzen der Einrichtung als von den gegenwärtigen Umständen seines Dorfphilanthropins in Furchheim nähere Nachricht zu geben.

(*) Siehe die Gothaische gelehrte Zeitung vom Jahre 1780. No. 98.

Vaterland. Und nun lebet alle wohl; denn die Zunge des Brutus hat nun die Geſchichte ſeines Lebens geendigt, Nacht hängt über meinen Augen; und meine Gebeine, die nur gearbeitet haben dieſe Stunde zu erreichen, ſehnen ſich nach Ruhe.

[Ein Getümmel und Geſchrey von Fliehenden hinter der Bühne.]

Clitus.

Flieht, Gnädiger Herr, flieht.

Brutus.

Hinweg; ich will dir folgen. Ich bitte dich, Strato, bleibe du bey deinem Herrn; du biſt ein Menſch von gutem Gemüth, und nicht ohne Empfindung von Ehre. Halt dann dein Schwerdt und wende dein Geſicht ab, indem ich darein renne. Willt du, Strato?

Strato.

Gebt mir erſt eure Hand -- fahret wohl, mein theurer Herr --

Brutus.

Lebe wohl, guter Strato; -- Cäſar, nun gieb dich zufrieden, ich tödtete dich nicht mit halb ſo willigem Herzen.

[Er rennt in ſein Schwerdt, und ſtirbt.]

III.

Auszüge aus Briefen,

merkwürdige Vorfälle und Angelegenheiten der Gelehrten Republik, neue Bücher, und andre Litteratursachen betreffend.

Dieser Artikel wird gewöhnlich durch die folgenden Stücke des T. Merkurs, so lange dieses Journal dauern wird, fortlauffen, und man hoft ihn durch Mitwürkung verschiedner Gelehrten interessant machen zu können. Der Herausgeber ladet zu diesem Ende seine auswärtigen Freunde (besonders die entfernteren) ein — es sey nun durch Mittheilung merkwürdiger Vorfallenheiten, welche die Litteratur betreffen, oder durch Anzeige und Beurtheilung gemeinnütziger neuer Schriften, oder durch Bemerkungen, Fragen, Antworten, Vorschläge u. s. w. welche zum gemeinnützigen Zwek dieses Artikels etwas beytragen können, daran Theil zu nehmen. Man erlaube uns nur noch zu bemerken, daß die Briefe, aus welchen diese Auszüge genommen sind, weder alle an den Herausgeber des T. M. gerichtet, noch von der nehmlichen Hand sind — wie man auch schon aus der Verschiedenheit der Schreibart leicht bemerken wird.

1.

Lessings Tod.

— Und so ist Lessing auch aus unsrer Mitte weggerükt! — Das ist nun der vierte große Verlust, den das gelehrte Teutschland im Lauf von drey Jahren erlitten hat, und, mir ich gestehe es, der empfindlichste. Haller — Lambert — Sulzer — nun auch Lessing! — Dieser lezte Schlag hat mich betäubt; aber mit jedem Tage fühl ichs schmerzlicher, was wir an diesem seltnen Manne verlohren haben. Denn o! wie selten werden so viele, so manchfaltige, so große Talente in Einer Person vereinigt! — Und wenn ich überdenke, was ein einziges Werk, wie Nathan der Weise, ist — was es für mich, für jeden, der einen Sinn für Vollkommenheit in Werken des Geistes hat, ist — was nur etliche solche Bogen, wie die Erziehung des Menschengeschlechts, für mich waren — welch ein Gewinn, welche Entschädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs! — und mir dann sagen muß: Er ist nicht mehr, der meinem Geist und Herzen solche Feste geben konnte! Von dem ich noch soviel hoffen konnte! Diese Quelle von Licht und Kraft ist nun auf immer verstopft! — Es ist traurig, liebster Freund, traurig, so die Besten seines Volks und seiner Zeit zu überleben — und traurig, zu sehen, wie Wenige die Größe eines solchen Verlusts nur zu fühlen fähig sind. Und doch, da er nun den Neid nicht mehr reizen, die Dummheit nicht mehr in Verlegenheit setzen, die Tartüffen nicht mehr beunruhigen, und keinem der wohlmeynenden Leute,

die wider ihn geſchrieben haben oder noch ſchreiben werden, mehr Antwort geben kann — nun werden Sie ſehen wie ſich alle Stimmen vereinigen werden, die Gröſſe des Mannes — den ſo wenige zu würdigen im Stande ſind — anzuerkennen. Man wird ſich umſehen, nach einem der dieſen leergewordnen Stuhl an der kleinen Tafelrunde der Weiſen ausfüllen könnte — Man wird ſich fragen: wo iſt nun der Denker, der helle, tiefblickende, weitumſchauende Philoſophiſche Denker, der uns dieſen Denker — wo iſt der Schriftſteller, der uns dieſen Meiſter in der Kunſt der Kompoſition und Darſtellung — wo iſt der Kenner der menſchlichen Natur, der uns dieſen Menſchenkenner — wo iſt der Mann von Geſchmak und feinem, ſcharfen, ſichern Urtheil, der uns dieſen Mann erſetzen könne? und man wird ſich keine Antwort geben können. Wie klein iſt ſelbſt die Zahl derer, die noch übrig ſind uns wegen eines ſolchen Verluſts zu tröſten! Und doch, glüklich daß wir noch ſo manche haben, deren Tod einſt alle Edeln und Guten eben ſo betrüben, deren Verluſt eben ſo unerſezlich ſeyn wird! Denn Ihn ſelbſt — den Lichtgeiſt, der in dieſem dumpfichten Nebelande ſo ſehr auſſer ſeinem wahren Elemente lebte — Ihn bedauren wir nicht. Ohnezweifel gilt nun von Ihm, was der große Leibniz einſt auf den Mann, dem er die Veranlaſſung zu ſeiner Theodice zu danken hatte, und dem unſer Freund an Scharfſinn, Freyheit des Geiſtes, Umfang der Kenntniſſe, und dem Talent zum Schreiben, ſo ähnlich war, anwendete:

Candidus inſuetum miratur limen Olympi.
Sub pedibusque videt nubes et ſidera Daphnis

—— Illic postquam se lumine vero
implevit —— —— ——
—— vidit quantâ sub nocte jaceret
nostra dies.

Mit süßem Wunder staunt er nun den Bau
des neuen Himmels an, tief unter ihm
die Wolken und der Sterne wandelnd Heer,
und, wahren Lichtes aus dem Urquell voll,
blikt er herunter auf die dicke Nacht
die unsern Tag erdrükt.

2.

De la Litterature Allemande &c.

— Sie wollen meine Meynung über diese Schrift wissen, von welcher seit etlichen Monaten soviel gesprochen wird? Mich däucht es ist nur Eine Meynung darüber möglich; wenigstens scheint die teutsche Nation noch über keine andre so einstimmig gewesen zu seyn als über diese. Seit vielen Jahren waren wir so gut als gewiß, daß der erhabene Verfasser niemals an unsrer Litteratur einigen Antheil genommen habe. Nunmehr werden wir durch diese Bogen eines andern überzeugt. Wir sehen, daß Er sich in vorigen Zeiten mit ihr beschäftigt, und die besten Gesinnungen für sie hegt, auch noch das Beste von ihr zu hoffen und zu wünschen geneigt ist. Nur wird das Vergnügen, das wir hierüber empfinden, wieder unterbrochen, da sich freylich aufs deutliche zu

Tage legt, daß er ſie in den neuern Zeiten ſeiner königlichen Aufmerkſamkeit und väterlichen Sorgfalt, die für uns ſo fruchtbar hätte werden können, nicht gewürdigt habe. Vieles Gute, das ſich bey uns hervorgethan, manche Mängel die man uns noch vorwerfen kann, manche Fehler in die wir gefallen ſind, ſcheinen Ihm alle gleich unbekannt. — Sollen wir nicht hoffen, daß, in dieſen lezten friedlichen Zeiten Seiner Regierung auch die teutſchen Muſen den günſtigen Einfluß ſeiner Vorſorge, die ſich über Alles erſtrekt, empfinden werden? — Dies werden Sie mir wenigſtens zugeben, daß es nicht an Schriftſtellern fehlt, welche, wenn ſie die auf uns paſſenden Anmerkungen und Vorſchläge benutzen wollten großen Vortheil aus dieſen wenigen Bogen ziehen könnten.

3.

Ein neuer Thaumaturg.

Von Strasburg wird geſchrieben, daß ſich daſelbſt ſeit einigen Monaten ein Fremder aufhalte, der, ohne ein Arzt zu ſeyn, ſich gleichwohl, als ſolcher, die erſtaunlichſte Reputation macht. Er nennt ſich einen Grafen von Calliostro, und man ſagt, er beſitze Chymiſche Geheimniſſe, die ihn in den Stand ſetzen, Wunderdinge zu thun. Er hat bereits über 300 Kranke unter Händen, von welchen ihm noch kein einziger geſtorben iſt, und worunter ſich einige in Umſtänden befinden, worinn man ſonſt keine Rettung mehr für möglich hält. Einer von dieſen, der ohnlängſt in einer Konſultation von vier Aerzten und

Wundärzten verurtheilt war, an den Folgen eines fürchterlichen Krebses längstens binnen zweymal vier und zwanzig Stunden zu sterben, nahm in dieser Noth seine Zuflucht zu unserm Fremden. Der Herr Graf von Calliostro gab ihm einige Tropfen ein: und siehe da, der Sterbende gerieth in einen starken Schweis; das vom Krebs angegrifne Glied begann wieder aufzuleben; und nach fortgesetztem Gebrauch der Milch von Ziegen, in deren Futter der Graf verschiedene Zubereitungen mischt, ist der Kranke, mit dem bloßen Verlust einiger Knöchel an den Zehen, so weit hergestellt, daß die Wunden sich bereits geschlossen haben. Man kann sich, nach dieser Probe, vorstellen, wieviel wundervolle Dinge von diesem neuen Aesculap erzählt werden. Viele wollen ihn für keinen Italiener halten, sondern vermuthen, daß er ein Franzose sey, und der Erbe der Geheimnisse des berühmten Adepten, der unter dem Namen von St. Germain schon so lange in Europa gesehen worden ist, und, in Kraft eines geheimnisvollen Elixirs, würklich schon über 200 Jahre alt seyn soll. Wie es nun auch damit seyn mag, soviel ist gewiß, daß der Herr Graf Calliostro, ein sehr gutes Haus und eine Menge Bediente hält, und sich für seine Curen schlechterdings unter keinerley Benennung nichts bezahlen läßt. — Ein Umstand, der nicht wenig dazu beyträgt, den Nimbus des Wunderbaren, der sich um eine so ausserordentliche Person zu verbreiten pflegt, zu vergrössern.

IV.

Vermiſchte Litterar- und Kunſt-Anzeigen.

I.

Monatliche Berichte der Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau.

In Beziehung und mit Verweiſung eines geſitteten Publikums auf die, unter dem Titul: — „Nachricht und Fundations-Geſetze von der Buchhandlung der Gelehrten, die in der Fürſtl. Anhaltiſchen Reſidenz-Stadt Deſſau errichtet iſt —“ im Druk erſchienene Schrift, wird hiermit angezeiget, daß mit dem erſten April dieſes Jahres, monatlich herausgegeben werden ſollen: — Berichte der Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau, und dieſe Berichte ſollen enthalten:

1) Anzeigen von dem Inhalte, von der Abſicht, und von der Einrichtung derjenigen Werke, die in der Buchhandlung der Gelehrten zu haben ſind, nebſt der Bogenzahl und dem Ladenpreiſe derſelben. Dieſe Anzeigen ſollen aber aufſetzen, und an die Buchhandlung ſenden, die Verfaſſer dieſer Werke, oder irgend ein berühmter Mann, den ſich der Verfaſſer ſelbſt erwählen kann, der aber, (beſonders da, wo er ein Werk, das, wie z. Exempel Predigten, nicht immer einen eigenen ganz beſonderen Zwek und Inhalt hat, nur überhaupt mit ſeinem Beyfalle krönt,) ſich ſelbſt auch nennen muß, damit er, wenn er etwas ohne Grund geprieſen hat, ſeine eigene

Schande trage, und nicht wie bey andern Journalen ſehr wohl möglich iſt, in Dunkel und Finſterniß gehüllet, das Publikum ganz ungeſtrafet äffen könne.

2) Sollen dieſe Berichte enthalten, **Anzeigen der Werke, die noch unter der Feder ſind**, und ſtatt deſſen, daß in den andern Journalen das Publikum mit den Werken dann allererſt bekannt gemachet wird, wann die Werke ſchon vor einem halben, oder ganzen Jahre, ja wohl vor einigen Jahren ſchon erſchienen ſind, ſo ſoll es nun, noch ehe ſie erſcheinen, damit bekannt gemachet werden, und das zum offenbaren Vortheile ihrer **Verfaſſer** und ihrer **Verleger**.

Denn, iſt das Werk, ſchon ehe es fertig wird, bekannt, ſo kann das Publikum ſogleich von der erſten Meſſe dieſes Werk einfodern; ſo kommt der Verfaſſer deſto geſchwinder zum Genuſſe ſeines Werkes, und ſo kann auch der Buchhändler, wenn er Verleger iſt, und ſolche Selbſtrecenſionen dieſer Buchhandlung geſchicket hat, deſto geſchwinder wieder Geld einheben.

3) Sollen dieſe **Berichte** enthalten allerlei **Nachrichten, die den Künſtler und den Gelehrten betreffen**; die **Unternehmungen** zu welchen man ihn aufgefodert, oder zu welchen er ſich entſchloſſen hat; das **Glück**, oder das **Unglück**, das ihm begegnet; ſonach dann auch, ſeine **Beförderung**, ſeinen **Tod**, u. ſ. w.

4) Sollen dieſe **Berichte** enthalten, **eine getreue und ausführliche Anzeige alles deſſen, was der Buchhandlung der Gelehrten Gutes oder Böſes wiederfähret**, nebſt **unabläßigen**, dem jedesmaligen Zuſtande dieſer Buchhandlung angemeſſenen **dringen-**

den Anmahnungen und Auffoderungen des gesitteten Publikums, um entweder diesem oder jenem Unfuge herzhaft entgegen zu arbeiten, oder aber diesen oder jenen Vortheil annoch besser in das Auge zu fassen, und ihn mit Ernst und Eyfer zu verfolgen.

Wenn nemlich Jemand, bey diesem oder jenem Buchhändler, dies oder jenes Werk aus der gelehrten Buchhandlung fodert und bestellt, und der Buchhändler dasselbe nicht verschreibt, nicht von der Messe mit sich bringet; — wenn ein anderer Buchhändler gegen die gelehrte Buchhandlung sehr gut gesonnen ist; — wenn dieses oder jenes Postamt, Intelligenz- Zeitungs- oder Adres-Comtoir, auch dieser oder jener Gelehrte, Künstler, Buchdrucker, Buchbinder, oder sonst jemand, die Werke aus der gelehrten Buchhandlung gern verschreiben oder nicht verschreiben will; — wenn einer solchen Weigerung wegen, die Buchhandlung der Gelehrten, wie sie nach pag. 30 in solchem Falle zu thun verpflichtet ist, die Werke, die gefodert werden, unmittelbar versenden, und zur Ersparung der Versendungskosten, einen guten sichern Commissionair, in der Gegend, wohin die Versendung gehet, wissen muß; — wenn auch irgend ein Buchhändler oder Buchdrucker den Abdruk waget, oder denselben gerne an sich kaufet, u. s. w. — so ists zum allgemeinen Besten gut, ja nöthig, daß sich die Buchhandlung mit dem gesitteten Publikum, über alle diese Dinge unterrede; so bittet die Buchhandlung dies alles — aber mit Zuverläßigkeit, und niemals anonymisch — ihr zu melden, und so will sie dem Publikum dies wieder melden, auch über alle diese Din-

ge unabläßig, und aufs dringendste, das ganze gesittete Publikum bitten und ermuntern, dem guten Manne sein Wohlwollen zu vergelten, dem bösen aber seine Verachtung zu zeigen; — den Nachdruk nicht zu kaufen; — dem Nachdrucker aber, der auf das Verderben der gelehrten Buchhandlung, sonach dann auch der Künstler und der Gelehrten losarbeitet, seinen ganzen Abscheu zu bezeugen, und viel lieber mit dem Manne, Comtoire oder Postamte zu handeln, der, oder das, dem Gelehrten und dem Künstler, sein so wohl verdientes Brodt gern gönnen will.

Diese Berichte werden übrigens auf Vieler Verlangen, vorjezt monatlich, wenn aber Mehrere es wünschen sollten, wöchentlich ausgegeben und versendet werden. Die Bogenzahl derselben dürfte, wenn die Buchhändler, die Gelehrten und die Künstler fleißigen Gebrauch davon machen, um so gewisser monatlich 8 bis 10 Bogen, wöchentlich aber 2 Bogen ausmachen, da man es an der voluminösen allgemeinen deutschen Bibliothek, die noch immer nicht alle Schriften nennet, und viele nur ganz kurz anzeiget, deutlichst siehet, daß alleine nur die Anzeigen der neuen Bücher ungemein viele Bogen füllen werden.

In dieser Rükſicht sind denn auch in der oben angeführten Schrift, 8 bis 10 Bogen für jeden Monat gerechnet, und ist der Preiß in der Buchhandlung in Dessau, auch auf dem Königl. Preuß. Postamte daselbst, vierteljährig franko und pränumerando eingesandt, auf 1 Rthlr., auswärtig aber, und postfrey geliefert, auf 1 Rthlr. 6 oder 8. gr. angesezet worden. Die Sache inzwischen näher erwogen, so

Neunte Scene.

Getümmel. Man blaſt zum Abzug. Antonius, Octavius, Meſſala, Lucilius und die Armee treten auf.

Octavius.

Wem gehört dieſer Sclave?

Meſſala.

Meinem Herrn. Strato, wo iſt dein Gebieter?

Strato.

Frey von den Feſſeln, worinn ihr ſeyd, Meſſala; der Sieger kan nun nichts weiter als ein Feuer aus ihm machen; denn Brutus nur hat ſich ſelbſt überwältiget, und kein Sterblicher kan ſich von ſeinem Tod einer Ehre anmaſſen.

Lucilius.

So mußte Brutus gefunden werden. Ich danke dir, Brutus, daß du Lucilens Vorherſagung wahr gemacht haſt.

Octavius.

Alle, die dem Brutus gedient haben, will ich in meine Dienſte nehmen. Burſche, willt du dein Leben bey mir zubringen?

Strato.

Ja, wenn Meſſala mich euch empfehlen will.

Octavius.

dürfte wohl jezt, da alles erſt den Anfangt nimmt, ſo viel noch nicht zu melden ſeyn, und ſo ſoll, durch dieſes Blatt, jene in der mehrgedachten Schrift befindliche Nachricht dahin abgeändert ſeyn, daß die, die 5 und mehrere Exemplare beſtellen, und ſich unmittelbar an die Buchhandlung wenden, bis 30 Meilen weit von Deſſau, dies Journal brochirt und poſtfrey, um 1 Ducaten fürs Jahr, und für 17 Gr. Conventions-Geld, für das Viertel-Jahr, franko und pränumerando eingeſandt, erhalten ſollen, und dies ſo lange, als die Bogenzahl des Monats nicht über ſechs Bogen beträgt.

Die indeſſen, die ſich nicht unmittelbar an die Buchhandlung wenden können, oder wollen, die wenden ſich an die Poſt-Aemter, Intelligenz- Zeitungs- und Adres-Comtoirs, auch an die Buchhandlungen ihres Ortes, und überhaupt dahin, wo andere Journale oder periodiſche Schriften zu haben ſind, und handeln mit denſelben nach Belieben.

Wir aber bitten dieſe alle insgeſamt, ſich zum Beſten dieſes Journals zu verwenden, und die Beſtellungen für eine billige Erkenntlichkeit, gütigſt anzunehmen.

Das Deſſauiſche Königl. Preuß. Poſt-Amt übernimmt übrigens die General-Verſendung, und liefert insbeſondere durch alle Königl. Preuß. Staaten poſtfrey, das Quartal für 18 Gr. im Golde, und den Jahrgang für 3 Rthlr., ebenfalls im Golde, alles aber franko eingeſandt. Deſſau, den 1ſten März 1781.

2.

Neuer Abdruck der lateiniſchen Ueberſetzung der Odyſſee und Iliade von Zamagna und Cunichio.

Vater Homer verdient ſo ſehr gekannt zu werden, und iſt es dabey dennoch ſo wenig, daß keine Bemühung vergeblich ſeyn kann, die dieſen ſeltenen Geiſt unſern Studierenden bekannter zu machen ſich beſtrebt. Es wäre für unſer Jahrhundert und unſere Schulanſtalten rühmlicher, wenn man, um dieſen Zweck zu erreichen, nichts anders vermöchte hätte, als einen korrekten und bequemen griechiſchen Abdruck um einem wohlfeilen Preis in die Hände zu geben. Allein ſo glücklich ſind wir noch nicht, und werdens leider, bey unſern nur huſarenmäſſigen Streifereyen, in die Confinien der gelehrten Sprachen, und der ſolidern Gelehrſamkeit, die nur noch unſere pedantiſche Vorväter zu ſchätzen wuſten, auch ſo bald nicht werden. Ob man aber auch dieſe fürtrefliche, und in ihrer Art einzige lateiniſche Ueberſetzung der Iliade und Odyſſee des Cunichio und Zamagna leſen werde? Dies wünſchen die Herausgeber, nicht um etwa ihre Exemplare, die ſie erſt drucken laſſen wollen, abzuſetzen, ſondern um nicht an der Liebe für die Wiſſenſchaften bey ihren Mitbürgern verzweifeln zu müſſen. — Alſo meine Herren erwarten ſie einen ſchönen, bequemen, wohlfeilen Abdruck der beyden unſterblichen Heldengedichte Homers, in lateiniſche Verſe, unnachahmlich von Zamagna und Cunichio überſetzt, und erwarten ſie dieſe Ausgabe, ſtatt der zwar auch ſchönen, aber ſeltenen, theuren, und ſehr unbequemen Fol. Auflage, eben dieſer lateiniſchen Ueberſetzung. Doch aber mögten wir bey allen guten

Willen, den wir bey dieſer Unternehmung haben, und bey aller guten Meynung von Ihnen nicht gerne Gefahr laufen, für die Motten, oder nur erſt für unſere Urenkel edirt zu haben, und ſchlagen deswegen den Weg der Vorbezahlung ein, die mit Ende des Monats May ſich ſchlieſſen wird, und ſich für beyde Heldengedichte, auf weiſſen Papier, mit ſchönen Lettern auf den geringen Preis von 1 Rthlr. 12 gar. beſchrenkt. Nach Verlauf dieſer angeſetzten Zeit kann kein Exemplar unter 2 Rthlr. 4 ggr. erlaſſen werden.

Die Pränumeration wird zu Hamburg im Addreß-Comptor; zu Leipzig bey O. G. Hertel; zu Jena bey R. Cröckers Wittwe; Weimar in der Hoffmanniſchen Hof-Buchhandlung; Berlin bey Fr. Nicolai; Frankfurt an der Oder bey C. G. Strauß; Halle bey C. H. Hemmerde; Göttingen bey v. d. Hoecks Wittwe; Braunſchweig in der Buchhandlung des Wayſenhauſes, gegen Scheine angenommen.

7.

Farben-Lexicon, zum Gebrauch aller Stände.

Im Hendelſchen Verlage zu Halle wird auf das Jahr 1782 folgendes Werk unter dem Titul erſcheinen: **Farbenlexicon für alle Stände; vorzüglich aber für Naturforſcher, Mahler, Fabrikanten, Künſtler und Kaufleute; worinn alle Farben der Natur, welche das Auge unterſcheiden kann, nicht nur nach ihren Benennungen, Verhältniſſen und Zuſammenſetzungen, ſondern auch durch die wirkliche Ausmahlung enthalten ſind. 4to.**

Es kommt zwar keinem Schriftsteller zu, von dem Werth und Nutzen seiner Arbeit selbst zu urtheilen, da aber dieses Werk ganz neu und schon längst gewünscht, aber noch nicht ausgeführt worden, so hoffen wir eine billige Verzeihung zu erhalten, wenn wir das Publicum von dem Nutzen dieses Unternehmens mit wenigen Worten zu überzeugen suchen.

Wir schmeicheln uns, daß ein solches Werk auf alle Künste und Wissenschaften, und vorzüglich auf die Naturlehre, in welcher das mehreste auf die Deutlichkeit der Farben beruhet, ja auf alle Stände, Gelehrte so wohl als Ungelehrte den gröſten Einfluß hat. Diejenigen, welche sich mit der Naturhistorie beschäftigen, haben schon längst die Schwierigkeiten und Hindernisse erkannt, welche sie in Bestimmung und Benennung der Farben finden, und wie kann diesem Mangel anders abgeholfen werden, als eben dadurch, daß man bey der Bestimmung der Farben ein allgemeines Werk zum Grunde leget, worauf man sich beziehen kann, und in welchem diese Farben nach ihrer Entstehungsart und Ordnung auf das lebhafteste vor Augen gelegt sind. Wie viele oft seitenlange und demohngeacht undeutliche Erzählungen von Farben kann man dadurch entbehren und selbst die Kostbarkeit der illuminirten Kupfertafeln wird dadurch hinwegfallen. Die Vortheile aber, welche ein solches Werk dem Künstler und jedem andern leistet, welcher sich so wohl ganz als zu seinem Vergnügen der Mahlerey widmet, sind eben so beträchtlich. Er erkennt hieraus die zahlreichen Vermischungen der Farben, wie und aus was für Theilen sie zusammengesetzt sind, und wie eine durch die andre sich schatiren läßt. Ein jeder wird dadurch in Stand gesetzt,

alle Farben ſogleich nachzuahmen und darf nicht erſt viele mißlungene Verſuche darüber anſtellen. Der Fabrikant, der Färber und Kaufmann hat in ſo ferne einen Nutzen davon zu erwarten, daß er gleich überſiehet, was er neues in ſeiner Kunſt entdeckt, und ſolches ſeinen Freunden als Muſter vor Augen legen kann, ohne erſt auf eine Muſterkarte die Zeit zu verſchwenden. Uebrigens giebt es noch weit mehrere Fälle im gemeinen Leben, wo wir andern unſere Gedanken von Farben bekannt machen ſollen, wozu ein ſolches Farbenlexicon am ſchicklichſten iſt.

Aus dieſem Geſichtspunkte wird dieſes Werk das erſte in ſeiner Vollſtändigkeit, und der bisherige Mangel deſſelben iſt theils durch den weiten Umfang, theils durch die mühſame Ausarbeitung, noch mehr aber durch die ſcheinende Unmöglichkeit verurſacht worden. Daß der Reichthum der Natur an Farben ins Unendliche geht, und daher mehrere von Unternehmung eines ſolchen Werks ſind abgeſchreckt worden, hat ſeine völlige Richtigkeit. Allein dieſe Schwürigkeit fällt hinweg, wenn wir bedenken, daß dieſes Unendliche der Farben nur in unendlich kleinen Stufen beſteht, welche ſich unſern Augen entziehen. Hr. Schäffer, Schiffermüller und Lambert ſind die einzigen, welche Verſuche hierüber gemacht haben. Ich brauche zu dieſer Behauptung nur die Worte eines Lambert anzuführen, indem er ſagt: nur ein ſehr ſcharfſichtiges Auge kann 32 Stufen von einer Farbe, z. E. aus dem Schwarzen ins Weiße unterſcheiden; ſo wie das unbewafnete Auge eines Aſtronoms nicht weit über tauſend Sterne erblicken kann; will man weiter in Betrachtung dieſer Gegenſtände der Natur gehen, ſo ſind ſchon Vergrößerungsgläſer

und Fernröhre nöthig. Die große Verſchiedenheit der Farben hindert uns alſo nicht, ſie ſo weit als möglich zu betrachten, und wir machen daher die Haupteinrichtung des Werks ſelbſt näher bekannt, mit dem Verſprechen, unſern Plan ſo vollſtändig als möglich auszuführen, ſo daß alle merkliche Unterſchiede der natürlichen Farben darinn zu finden ſind, und gleichſam mit einem Blicke überſehen werden. Um alſo hierin glücklich zu ſeyn und die verſchiedenen Abweichungen oder Abänderungen der Hauptfarben zu beſtimmen, ſo haben wir es uns zur Regel geſetzt, einer jeden Farbe eine feſtgeſetzte und ſyſtematiſche Benennung zu geben; ferner ſolche nachdem ſie in Anſehung ihrer Miſchung in einander übergehen, zu ordnen, und endlich ihre Miſchung ſelbſt zu beſtimmen. Anſtatt aber, daß Hr. Lambert 32 Stufen von einer Hauptfarbe angenommen hat, nehmen wir nur 16 derſelben an. Dieſe Unterſchiede finden wir für jedes Auge ſichtbarer und deutlicher. Die Anzahl aber aller gemiſchten Farben, welche das Auge hinlänglich unterſcheiden kann, wird ſich demohngeachtet auf 4800 belaufen. Dieſe Farben müſſen alle mit dem Pinſel wirklich aufgetragen und ihre Beſtandtheile und Verhältniſſe angegeben werden. Es entſtehen alſo hieraus 50 ausgemahlte Tafeln, deren jede 96 verſchiedene Farben enthält, von welchen jede ihr eigenthümliches Fach und Nummer hat. Der Text nebſt den Erklärungen hiezu wird ohngefähr 2 Alphabet ſtark in groß 4to werden.

Aus dieſer kurzen Beſchreibung wird ein jeder leicht einſehen, wie mühſam, weitläuftig und koſtbar dieſes Unternehmen iſt, und wie viel Aufmerkſamkeit und Genauigkeit es erfordert, ſo, daß deſſen Ausführung von dem Beyfall des Publikums abhängt. In dieſer Hoffnung, kündigen wir ſolches auf Pränumeration an, mit

dem Verſprechen, von jetzt bis Weynachten 1782 ſolche Arbeit vollſtändig zu liefern. Es beträgt aber die Prä: numeration auf ein Exemplar 12 Rthlr. in Louisd'or a 5 Rthlr., oder Dukaten a 2 Rthlr. 20 Gr. und es dauert die Zeit derſelben von jetzt bis Michaelis 1781. Nach Verfließung dieſes Termins kann kein Exemplar unter 16 Rthlr. verkauft werden. Auswärtige Liebhaber wer: den erſucht, ihre Pränumeration entweder an den Autor, Hrn. M. C. F. Prange, oder an den Verleger, Hrn. J. C. Hendel, Buchdrucker in Halle, poſtfrey einzu: ſenden. Die Namen der Herren Pränumeranten, wel: che aus Liebe zu den Künſten dies Unternehmen beför: dert haben, werden dem Werke vorangeſetzt, und em: pfangen allhier auf ihren geleiſteten Vorſchuß einen Schein. Sollten ſich einige Freunde zu deſſen Ausfüh: rung beſonders bemühen, und eine Anzahl von 12 Prä: numeranten einſenden: ſo wird man ihnen das 13te Exemplar ohne Koſten verabfolgen. Diejenigen, welche 6 Exemplare collegiren, bekommen die Hälfte eines Exem: plars frey. Die Exemplare werden Weynachten 1782 entweder vom Autor oder Verleger abgefordert, und ge: gen den Schein ausgeliefert.

Wäre das Werk wegen ſeiner Ausmahlung nicht zu koſtbar, ſo würde man gegenwärtiger Nachricht ſogleich eine Probe beygefügt haben. Damit man ſich aber um ſo mehr einen vollſtändigen Begriff von der Schönheit und Genauigkeit der illuminirten Tafeln machen kann, welche auſſer den angeführten Nutzen, für jedes Auge das gröſte Vergnügen erwecken, ſo ſind wir bereitwillig die erſte Tafel davon zu deſto beſſerer Beurtheilung des Ganzen, auswärtigen Freunden auf Verlangen einzeln das Stück zu 6 Gr. zu verkaufen, jedoch mit der Be: dingung: daß Briefe deshalb poſtfrey entweder an den Autor oder Verleger eingeſandt werden. Uebrigens ver: ſpricht man hiermit, daß nichts von den jetzt erwähnten Punkten verabſäumt, ſondern daß das Publikum alle Treue und Fleiß zu erwarten hat

Halle in Sachſen, den 1ſten Jan. 1781.

von dem Verfaſſer M. C. T. Prange,
und dem Verleger Joh. Chriſtian Hendel.

4.

Wolfeiler Nachstich der Anvilliſchen Karten von der Alten Welt.

Die Karten zur alten Geographie, welche der königliche franzöſiſche Geograph d'Anville, ein Gelehrter, der dem geographiſchen Studium ſein ganzes Leben gewidmet, zu wiederholtenmalen und in verſchiedenen Formaten herausgegeben hat, ſind bekanntermaſſer jedem, der die alte Geſchichte treiben und die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller verſtehen lernen will, unentbehrlich. In Deutſchland war es bisher ſehr ſchwer und koſtbar, ſich dieſelbe anzuſchaffen, ob man gleich ihre Brauchbarkeit kannte. Man hoft daher dem Publikum eine angenehme Nachricht zu ertheilen, wenn man demſelben hiedurch genaue Copien der 22 gröſſern d'Anvilliſchen Karten von der alten Welt ankündigt, welche nach und nach erſcheinen ſollen. Um deren Gebrauch noch nuzbarer zu machen, ſoll zugleich mit denſelben ein bisher längſt vermiſtes **Handbuch der alten Erdbeſchreibung** in Deutſcher Sprache veranſtaltet werden, bey deſſen Ausarbeitung nicht nur eben dieſes Franzöſiſchen Gelehrten Geographie ancienne, ſondern auch andere Quellen und Hülfsmittel, z. E. neuere Reiſebeſchreibungen, einzelne in gröſſern Werken befindliche Aufklärungen dieſer Wiſſenſchaft, benuzt werden ſollen. Den Preis beyder Werke, welche zuſammen verkauft werden, kann man zur Zeit noch nicht beſtimmen, diejenigen Liebhaber ſollen das Exemplar wolfeiler, und die erſten Abdrücke jeder Platte auf ſchön Pappier erhalten, welche ihre Namen der unterzeichneten Verlagshandlung bis Oſtern 1781 anzeigen werden.

Chriſtoph Weigeliſche
Kunſthandlung in Nürnberg.

5.

Praktiſche Anweiſung über die beſte Art Thermometer und Barometer zu verfertigen.

Des Hrn. de Luc Abhandlung über die Atmoſphäre enthält unſtreitig die vollkommenſte Anweiſung nicht nur zur Verfertigung der Barometer und Thermometer, ſondern auch der Höhenmeſſung vermittelſt der Barometer. Indeſſen iſt für diejenigen Künſtler und Liebhaber, die nur verlangen die Thermometer und Barometer kennen zu lernen und gut zu verfertigen, ein etwas kürzeres Werk zu wünſchen, welches ſie leichter überſehen und um geringern Preiß kaufen können. Hr. Strohmayer hätte in Anſehung des Thermometers dieſes geleiſtet, wenn er in ſeiner Anleitung übereinſtimmende Thermometer zu verfertigen, nicht in dem wichtigſten Punkt, einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Der ſeel. Hr. Prof. Adelbulner würde in ſeiner Beſchreibung der Barometer, Thermometer und anderer zur Meteorologie gehörigen Inſtrumenten obiges Verlangen erfüllt haben, wenn damals als er ſchrieb, ſchon das helle Licht über dieſe Materie wäre verbreitet geweſen, in welches ſie durch den Hrn. de Luc geſezt worden. Die Weigliſche Kunſthandlung macht deswegen bekannt, daß auf künftige Oſtermeſſe ein Werklein von ihr wird herausgegeben werden, welches obige Bedingniſſe erfüllet. Hr. Oberkaplan Luz in Gunzenhauſen, der ſich ſchon viele Jahre mit dieſer Materie beſchäftigt hat, iſt der Verfaſſer. Es wird darinnen eine ſehr umſtändliche und faßliche Beſchreibung von der beſten Art Thermometer und Barometer zu verfertigen gegeben. Alle Handgriffe und Vortheile bey Verfertigung dieſer Inſtrumente werden treulich angegeben, der harmoniſche Gang des Weingeiſt-Thermometer mit dem Queckſilber-Thermometer wird auf das richtigſte angezeigt. Der Hr. de Luc wird allezeit genuzt und zum Grund gelegt, dabey aber neue Vortheile in der Verfertigung der Inſtrumente, dann Berichtigungen und Beſtättigungen des von Hr. de Luc ange-

führten, beygefügt werden. Einige neue Artikul werden auch hinzu kommen. Z. B. über die Empfindlichkeit der Weingeist- und Queksilber-Thermometer. Beschreibung und Verfertigung des Salmiakgeist-Thermometers nebst dessen Vergleichung mit dem Queksilber-Thermometer. Versuch einer Erklärung über die Eigenschaft der Kälte und ihrer Würkungen. Leiden es die Umstände, so wird man, zum besten derer die nur wenige aber doch hinlängliche Nachricht von der Höhenmessung vermittelst des Barometers zu erhalten wünschen, aus Hr. de Lucs Abhandlung diese Materie kürzlich ausziehen, auch werden die zu diesem Werklein nöthige Kupfer beygefügt.

Christoph Weigelische
Kunsthandlung zu Nürnberg.

6.

Musikalische Compositionen, von Hrn. Capellmeister Reichard, welche den Liebhabern geschrieben angeboten werden.

Seit einigen Jahren, seit die gedrukten Musikalien so ballenweise gleich den Haus- Feld- und Viehkalendern zu Markte gebracht, nach Marktpreisen gearbeitet und losgeschlagen werden, hab' ichs selten übers Herz bringen können diejenigen meiner Arbeiten, die mir selbst werth waren zu Markte zu schicken und darum zu feilschen und feilschen zu lassen. Ich finde aber an selbstgewählten Kunstarbeiten viel Freude, und da wachsen mir die Stücke unter der Hand an und bleiben ungenuzt liegen. Für teutschen Gesang ist **Klopstock** allein der Mann und Dichter, dem ich meine glüklichsten Kunststunden weihe, und was ich von diesen erhalte ist mir grösstentheils noch zu lieb, um es durch öffentliche Ausstellung der Gefahr auszusetzen, daß es in die Hände eines Menschen falle, dem **Klopstock** nicht ganz das ist, was er mir ist. Andre teutsche Singesachen, die durch

Octavius.

Thut das, mein lieber Meſſala.

Meſſala.

Wie ſtarb dein Herr, Strato?

Strato.

Ich hielt das Schwerdt, und er rannte darein.

Meſſala.

Octavius, ſo nimm ihn in deine Dienſte, ihn der meinem Meiſter den lezten Dienſt that.

Antonius.

Diß war der edelſte Römer unter ihnen allen. Alle Zuſammenverſchwornen, er allein ausgenommen, thaten was ſie gethan haben aus Neid über Cäſars Gröſſe; ihn allein machte ein tugendhafter Beweggrund, und die Liebe zum allgemeinen Wohl, zu einem von ihnen. Sein Leben war ſchön, und die Elemente in ihm ſo wol gemiſcht, daß die Natur aufſteh'n und der ganzen Welt ſagen durfte: Das war ein Mann!

Octavius.

Laßt uns alſo ſo mit ihm umgehn, wie dieſe Tugend es verdient, und ihm die vollſtändige Ehre eines feyrlichen Leichen-Gepränges gönnen. Seine Gebeine ſollen, in dem ehren-vollen Schmuk eines Feldherrn, dieſe Nacht in meinem Zelt ligen. Ruft nun das Schlachtfeld zur Ruhe, und laßt uns hinweg, um die herrlichen Vortheile dieſes glüklichen Tages zu theilen.

mancherley und zum Theil öffentliche Veranlassungen entstehen, werd' ich fortfahren durch den Druk bekannt zu machen. Was ich aber hier auf eine weniger öffentliche Art Preis geben will, besteht vorzüglich in italiänischen Arien und **Duetten, Klavierkonzerten, Violinkonzerten,** und **Bratschenkonzerten,** auch **Doppelkonzerten** für **Klavier** und **Violin,** auch für zwey **Flügel**; ferner in **Solos, Trios** und **Quartetten** für **Klavier,** für **Violin,** für **Bratsche** und **Violoncell,** und in **Symphonien.** Um diese nun, mit einiger Sicherheit, nur in die Hände derer zu bringen, denen wirklich etwas mehr als gewöhnlich daran gelegen ist, will ich sie sauber in Stimmen **geschrieben,** an jeden schicken, der sich deshalb gerade an mich wenden will, und für **Ein Konzert Einen Louisd'or** und für jedes der übrigen Stücke, für **eine Arie, ein Duett, eine Symphonie,** oder **ein Solo, ein Trio, ein Quartett, Einen holländischen Dukaten** einschicken oder mir durch einen hiesigen Mann gegen Ablieferung des verlangten Stüks auszahlen lassen will. In den Briefen, die postfrey kommen müssen, bitt' ich beym erstenmal anzuzeigen, was man bereits **geschrieben** von mir hat, und welchen Komponisten man am meisten schäzt, und am liebsten spielt oder singt, um unter meinen Arbeiten für jeden das Beste wählen zu können. Ich bedinge mir aber aus, daß man von einem auf diese Art von mir erhaltenen und mit meiner eignen Hand unterzeichneten Stük, keine Abschrift für irgend jemand machen lasse. Es ist ja selbst den Kunstfreunden angenehm zu wissen, daß die Stücke, die sie lieb haben, nicht in jedermanns Hände sind; und sie können mit mir sicher seyn, daß nicht viele die obenbestimmten Preise bezahlen werden. Ich verspreche dagegen jedes auf diese Art von mir erhaltene Stük in fünf Jahren nicht öffentlich bekannt zu machen. Weshalb ich auch kein solches Stük, weder auf diese neue, noch irgend eine andre Art an einen öffentlichen Noterhändler geben werde, es sey denn, daß ers zu seinem eignen Gebrauch verlangt. Sobald ichs aber als Kaufwaare in seinen Verzeichnissen

finde, oder mir jemand beweist es von ihm wieder erkauft zu haben, werd' ich ihn als einen Räuber meines Eigenthums ansehen und öffentlich so behandeln.

Berlin.

Johann Friederich Reichardt,
Königl. Preuß. Kapellmeister.

Inhalt des ersten Vierteljahrs.

Januar.

I. Auf den Tod der Kayserin-Königin. S. 1.
II. Luciens Vertheidigung seiner Panthea. 6.
III. An Olympia. 41.
IV. Fortsetzung der Auszüge aus den Melanges tirés d'une grande Bibliotheque. 43.
V. Wie man liebt; eine Anekdote. 70.
VI. Moralische Probleme. 71.
VII. Neue Uebersetzung der Römischen Canzonette Quella piume &c. in Reimen ꝛc. 90.
VIII. Vermischte Anzeigen. 95.

Februar.

I. Der alte Gesang, Arabat Mater, übersetzt. S. 97.
II. Ueber das Verhältniß beyder Geschlechter. 106.
III. Auszüge aus den Melanges tirés d'une grande Bibliotheque. 115.
IV. Eine Bauer-Bekanntschaft. 149.
V. Sonderbares Project eines Menschenfreunds. 177.
VI. An den Hrn. Herausgeber des T. Museums. 179.
VII. Eine problematische Rechtsfrage. 184.
VIII. Antwort an einige Correspondenten. 189.

März.

I. Verzeichniß und Nachrichten von Französischen Schriftstellerinnen. S. 193.
II. Beschluß des Dorf-Philanthropins. 209.
III. Auszüge aus Briefen ꝛc. 227.
IV. Vermischte Litterar- und Kunst-Anzeigen. 271.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1781.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20604 / 373

Der

Teutſche Merkur.

Oſtermonat 1781.

I.

Richard und Blondel. (*)

Wohl dir, wenn ein Freund in der Jugend dich liebt,
Den gleitenden ſtüzt auf der ſchlüpfrigen Bahn,
Mit dir in der göttlichen Tugend ſich übt,
Und fleucht vor des Laſters bezauberndem Wahn!
Wohl dir! denn, wie Morgenthau, hold iſt ein Freund,
Der herzlich in Liebe mit dir ſich vereint!

Ihn ſchrecken nicht Feſſeln, ihn nicht die Gefahr
Des Todes und wütender Feinde Gewalt:
Er höhnet der wütenden feindlichen Schaar,

(*) Aus K**** eingeſchikt. Die Leſer des T. Merkurs erinnern ſich vielleicht, daß ſchon im Dezember 1777. ein proſaiſches Stük in demſelben erſchien, betitelt: Richard Coeur der Lion und Blondel, eine Anekdote aus der Geſchichte der Provenzaliſchen Dichter. Die gegenwärtige Bearbeitung dieſes ſchönen Sujets hat einen uns unbekannten jungen Mann zum Verfaſſer, von deſſen Anlage und Fähigkeit ein groſſer Dichter glaubt, daß ſie Aufmunterung verdienten. Wir bemerken dies nicht, um dem Urtheil der Leſer vorzugreiffen: ſondern bloß zu unſrer eignen Entſchuldigung, daß wir von unſrer im lezten Stüke des vorigen Jahres gegebnen Verſicherung, keine eingeſchikten Poeſien mehr einzurücken, aus Achtung für das Urtheil unſers Freundes, dieſe Ausnahme gemacht.

Und höhnet des Todes, der rings ihn umwalt.
So lieben sich Freund', und mit segnender Hand,
Geleitet Allvater das heilige Band.

So liebten — es sind schon Jahrhundert' entschwebt —
Sich Richard und Blondel in Albions Land.
Sie hatten die Jugend voll Reize durchlebt,
Und hatten getreu und bewährt sich erkannt;
Sie waren vereinigt zu jeglicher Zeit,
Und theilten die Freuden, und theilten das Leid.

Es herrscht in der Väter Gebieten der Held,
Ihn liebte sein Volk, wie den Vater sein Sohn.
Ihn fürchtet' und ehrte mit Staunen die Welt,
Denn Königlich saß er auf goldenem Thron.
Die Last war ihm leicht, und ihm lieblich sein Loos,
Denn Freude bekrönt ihn in Blondell's Schoos.

Ein Barde war Blondel, mit Saitengesang
Und hoher Entzückungen Liedern vertraut.
Ihm folgte der Leier harmonischer Klang,
Wie schmeichelnd dem rosigen Jüngling die Braut.
Er liebte die holde Natur, und empfand
Mit inniger Seele die segnende Hand.

Sie führte den flammenden Jüngling empor,
Wie Fosforus leitet den Morgen hinauf,
Sie lehrt ihn belauschen mit trunkenem Ohr,
Den Wogensang und des Sirius Lauf.
Er schwebte von Wonne zu Wonne daher
Auf hoher Empfindung unendlichem Meer.

Oft kam zum Geliebten in einsamer Nacht
Auf thauenden Wolken die Muse hinzu;
Gebot dem Gesang, daß mit göttlicher Macht
Entzücken er athmet' und himmlische Ruh.
Ihn liebte wer litt, denn der Kummer verschwand
Vor ihm, wie vor Phöbus der Dämmrung Gewand.

So lebt er viel Tage gewebet von Gold,
Und Freundschaft und Liebe durchströmte sein Herz;
Vor allen Genossen war Richard ihm hold,
Sie liebten sich innig, und frölicher Scherz
Entschwebte den Lippen, entschwebte dem Blik,
Und kehrte mit blühenden Reizen zurük.

Schon lange war Richard gezogen zum Krieg,
Zu streiten in heiligen Kämpfen des Herrn,
Ihn dekte mit mächtigem Fittig der Sieg,
Es schrekte sein Name die Feinde von fern.
Selbst Saladins unüberwundene Macht
Vertilgte sein Schwert in der ruhmvollen Schlacht.

Sein Freund blieb daheim in des Königes Saal
Bei Richards Tochter wie Luna so schön,
Du hättest geforschet, geforscht überall,
Und niemals ein holderes Fräulein gesehn,
Ihr Auge war mild, und erfreuend wie Thau,
Der kühlend sich lagert auf lechzender Au.

Wer hätte den Mächtigen Zauber besiegt,
Sein Herz vor den Pfeilen der Liebe gestält,
Daß es von Empfindung in Schlummer gewiegt

Sein eigénes Verderben nicht hätte gewält;
Auch Blondel liebte, doch zwang er die Luſt,
Und tilgte die Flamm' aus der mutigen Bruſt.

Voll Sehnſucht nach ſeinen Geliebten beſtieg
Des Morgenlands Sieger das bläuliche Meer.
Da kämpften die Stürme mit wütendem Krieg
Und peitſchten den einſamen Nachen umher;
Die Felſen zerſchellten ihn. Richard entgieng
Allein dem Verderben das über ihm hing.

Doch harrte noch ſeiner des Todes Gefar;
Es lauſcht in der ſtille ſein liſtiger Feind;
Denn Oeſterreichs Herzog gehäſſig ihm war.
Und hatte ſchon längſtens ihm übel gemeint.
Er kannte ſein Antliz, obgleich ſich der Held
Mit knechtiſchen Kleidungen hatte verſtellt.

Er fieng ihn auf einſamen Pfaden, und band
Von niemand bemerkt ihn im felſigtem Schloß;
Selbſt band er den König mit grauſamer Hand,
Und eilte davon auf geflügeltem Roß.
Er meinte, kein Sterblicher wäre ſo kühn,
Aus ſchmählichen Banden den Helden zu ziehn.

Im ſchreklichen Kerker allein, ohne Freund
Durchlebt er viel Tage in ewiger Nacht;
Viel blutige Tränen im Staub' er verweint;
Und hofte zu mildern die feindliche Macht!
Umſonſt war die Hoffnung; denn Eiſen und Erz
War Leopolds wildes, unmenſchliches Herz.

Nie sah er der Sonnen erwärmendes Licht,
Sah niemals sich senken den mondlichen Stral,
Wenn wallend durch neblichte Luft, er sich bricht,
Und krönet die Wipfel der Ulmen im Thal.
Kein Schimmer von Sternen durchdrang das Gemach,
In welchem, an Eisen geschmiedet, er lag.

Den Wolken benachbart, behaußte der Thurm
Von Eulen und Krähen ein schreckliches Heer.
An seinem Gemauer ertönte der Sturm,
Als stünd' er im schäumenden, wogigten Meer.
Stets rauschte des Sturms und der Eulen Gesang
Durch Fenster und Thüren, im windelndem Gang.

Oft legt er mit Tränengebadetem Blik
Sich nieder und flehte dem freundlichem Tod;
Und dacht an die Tage der Vorzeit zurük,
Von Freuden umkrönt, und gesegnet von Gott!
Er flehte vergebens, der Morgen erschien
Und wekte von Träumen der Bangigkeit ihn.

Sein Heer war mit Sieg und Trofäen vom All
Aus blutigen Schlachten zurückegekehrt.
Es hatte erfochten sein herrliches Ziel,
Und Saladins wütenden Kriegern gewehrt:
Doch Richard kam nicht, denn ihn hielt das Geschik
Im schreklichem Thurme verräthrisch zurük.

Die Monate flossen, wie Jahre dahin,
Sein Blondel harrte bei Tag und bei Nacht;
Da keimt' ihm die Ahndung des Unglüks im Sinn,

Es hab' ein Verräther die Schandthat vollbracht,
Gefangen den Fürsten auf einsamer Bahn,
So rief ihm die Ahndung, und spornte ihn an.

Wie dräuend den Felsen mit mosigem Haupt
Auf rauschendem Fittig das Wetter umschwebt,
Es tanzt in Gesängen des Sturms, und entlaubt
Die Wipfel der Wälder; nun eilt es, und hebt
Zum Kampf sich empor, daß vor jeglichem Stral
Erbeben die Klüfte des Bergs überall:

So schrekten Blondels, des liebenden, Sinn
Die schwarzen Gedanken in Träuer verhüllt;
Wie Nächte dem Siechen, so floßen dahin
Die Monden, und hatten den Zirkel erfüllt;
Nicht länger verdekte den bitteren Schmerz
Von sengenden Pfeilen zerrissen, Sein Herz.

Ihm strömten die Tränen wie Bäche hinab,
Sein Antliz war bleich, seine Jugend verblüht;
Er floh vor der Freude, verstummt, wie das Grab.
War Harfengesang und erquickendes Lied;
Bestäubt hing die Leier und schwirte nur bang
Wenn Saitengetön in den Hallen erklang.

Einst war's ihm, als säh er im nächtlichen Traum
In Klüften der Alpen des Freundes Gebild,
Erwachend ergriff er des Schattenbilds Saum,
Und griff in die Dämmrung. Doch ward er erfüllt
Von leiserer Hoffnungen stärkendem Licht.
Ihn täuschten die leiseren Hoffnungen nicht!

Gerüſtet war er, als der Morgen begann,
Zu folgen des fröhlichen Traumes Gebot;
Er eilte davon auf der einſamen Bahn,
Ohn Unterlaß wallt' er, vertrauend auf Gott.
Es floh ihm die Zeit, wie ein Adler entfleucht,
Wenn tönend von Felſen zu Felſen er ſteigt.

Schon naht er der Alpen Gebirgen, und ſah
Auf ſteigenden Gipfeln den ewigen Schnee;
Und hörte mit ſtaunendem Ohre, wie nah
Und fern um ihn her, in den bebenden See
Sich ſtürzten die Fluten mit blendendem Schaum,
Und ſtäubten die Nebel in purpurnem Saum.

Bald ſah er ein Thal von Gebirgen umkrönt,
Und einſam und ſtill, wie die Stille der Nacht.
Es hatte dem Zepter des Schauders gefröhnt,
Gehüllet ſein Antliz in ſchrekliche Pracht.
Verfallen und Dünkel erhob ſich ein Dach
Aus trauriger Ulmen geheimſten Gemach.

Es winkt' ihm aus einſamem Zellchen ein Mann
Vom Alter gebeugt, und mit ſilbernem Haar.
Der hatt' im Gebirge von Kindesbein an
Gewohnt, und entflohn war ſein neunzigſtes Jahr.
Entfernt von der Welt, der Betrachtung geweiht,
Durchlebt er im frommen Gebete die Zeit.

Er labte ſein Herz mit erfreuendem Wein
Und ſtärkte die Glieder im kühlendem Bad,
Wo ſchäumend den Felſen entſprudelt der Rhein

Und nieder sich schlängelt im zackigem Pfad.
In süßen Gesprächen der Freundschaft durchwacht'
Der Alte mit Blondel die finstere Nacht.

Er fragte den Barden, von wannen er wär;
Und horchte den Worten mit heisser Begier.
„Ich warne dich, fleuch! denn ich fürchte so sehr,
„Vor Leopolds wütendem Grimme; denn hier
„Bewahrt er Gefangne dem langsamen Tod
„Den ihnen mit schreklichem Eid er gedroht!„

Mit freudigen Blicken sprang Blondel empor;
Und drükte den Greis an sein brennendes Herz;
Ihm tönten die Worte so lieblich ins Ohr!
Entflohn war sein Kummer, entflohen sein Schmerz.
So folget den Schatten das Morgenrot nach,
Und diesem mit blendenden Stralen der Tag.

„Gefunden! Gefunden mein theuerster Freund!
„Wie kann ich dich retten aus Todesgefahr!
„Ich hatte dich Edlen verlohren gemeint,
„In Kummer versenket ein vollendes Jahr!
„Sag an mir, o Greis! wie beginn ich es, ihn
„Aus schmälichen Banden des Todes zu ziehn?„

Nie hoffe du es mit gewappnetem Arm
Den Freund zu entreissen der Grausamen Klau.
Es wacht um den Kerker ein tückischer Schwarm,
Blutgierig wie Wölfe, wie Nattern, so schlau;
Doch Weiser Entwurf hat oft Wunder vollbracht,
Und Heere vertilget, mit trotzender Macht.

Als glühend die Sonne den Morgen gebar,
Bereitet sich Blondel zur rühmlichen That,
Mit Eichenlaub kränzt er sein bräunliches Haar,
Und wallte getrost den gefährlichen Pfad.
Die Harf' in der Hand, und gestüzt auf den Stab,
Stieg er die schrecklichen Felsen hinab.

So stieg vor Jahrtausenden, Blondellen gleich
An Freundschaft und Liebe zum süssem Gesang,
Auch Orfeus hinab in des Erebus Reich;
Melodisch erscholl sein bezaubernder Klang;
Daß Pluto erweicht ihm Euridize gab,
Zurük sie zu führen aus ewigem Grab.

Wie silbern ein liebliches Eiland das Meer,
Mit Uferumgürtenden Wogen umschallt,
So tönte, wie Blondel gieng, um ihn her
Von seinen Gesängen das Thal und der Wald.
Es rauschten die Ströme mit leiserem Gang,
So lange die himmlische Leier erklang.

Bald naht er dem Schlosse; gepanzert mit Stal
Erblikt er viel schrekliche Krieger im Thor.
Sie sahn ihn; doch zwang sie der schmeichelnde Schall,
Den Liedern zu horchen mit staunendem Ohr.
Ihr Herz ward vom süssen Gesange gebeugt,
Wie mächtige Flamme das Eisen erweicht.

Vor ihnen im Glanze der Jugend er stand,
Sie sahn ihn, und wurden dem Jünglinge hold.
Er kettet' die Herzen mit zaubernder Hand,

Als wär' es mit Banden gewirket von Gold.
Sie wehrten ihm nicht den verwegenen Pfad,
Indem er die schrecklichen Hallen betrat.

Laut tönten die dunklen Gewölbe zurük;
Es donnert' der Nachhall von Saale zu Saal.
Von schrecklicher Dämmrung umhüllt war sein Blik,
Er wallte, so däucht's ihm, im nächtlichem Thal.
Er hörte rings um sich der Ketten Geklirr,
Und Zischen, wie glühender Pfeile Geschwirr.

Mit sinkendem Herzen, mit wankenden Knien
Verfolgt er die einmal begonnene Bahn.
Ihm war es als schwebten Gespenster um ihn,
Und hauchten mit giftigem Athem ihn an;
Je weiter er wallte, je dumpfer erklang
Der Tritte Getöse die Mauern entlang.

Bald hemmet' ein eisernes Thor ihn im Weg
Mit mächtigen riegeln verschlossen; er riß
Die dreyfachen Riegel vom Thore hinweg,
Auftönte die schrekliche Pforte, und ließ
Des lieblichen Tages erheiternden Schein
Ins dunkle Gewölbe der Vorwelt hinein.

Er trat in den Hof, von Gemauer umringt,
Geraumig und stille war der, nur durchsauſt,
Vom Sturm, wenn mit heulendem Ruf er sich schwingt,
Und Wipfel der traurigen Ulmen zerzauſt.
Im Hof stand ein Thurm an die Mauer gebaut;
Deß Spitze die Dächer der Burg überschaut.

Nun legt er im kühlenden Schatten sich hin
Auf mosigem Stamme der Ulmen er ruht.
Erfreut ob der leiseren Ahndung im Sinn,
Und ruhiger wallt' in den Adern sein Blut.
Nicht lange mehr ward er von Trübsinn umhüllt
Bald sah er der Ahndungen Warnung erfüllt.

Er hört' des Gefangenen Stimme, vernehm
Den klagenden Laut aus dem alterndem Thurm.
Aus dumpfigem Kerker herunter er kam,
Und scholl, wie an fernen Gebirgen der Sturm.
Begierig verfolgte der Barde den Schall,
Und haschte des Klageliedes fliehenden Hall.

„O weh mir! o weh, daß geboren ich bin!
Verflucht sey der Tag, so der Erde mich gab!
Was hab' ich des irdischen Lebens Gewinn!
Mein einziges Labsal und Trost ist das Grab.
O faßt es mich bald in den kühlenden Arm,
Und tilgt aus der Seele den brennenden Harm!

„Wie sind sie, die Tage der Freude, geflohn,
In Lauras und Blondel Armen so schön!
Gern gäb ich den Zepter und gäbe den Thron,
So mir es nur würde, sie einmal zu sehn.
Ich schlösse mit Freude die Augen dann zu,
Und suchte im Grabe die ewige Ruh!

„Ach ferne von Euch, Ihr Geliebten, verschmachte
Ich armer im Thurm von entsetzlicher Noth!
Ich flehe bey Tag! und ich flehe bey Nacht,

Dem alles erquickenden freundlichen Tod.
Ich fleh ihm vergebens! o daß er noch weilt,
Und meine verzehrenden Wunden nicht heilt."

Mit Staunen und Beben vernahm es der Freund.
Bald wär er erlegen dem großem Gefühl.
Viel brennende Thränen des Mitleids er weint,
Ihm strömten durchs Herz der Empfindungen viel.
Wie wogigt sich hebet und senket das Meer,
So tobten sie wild in der Seele daher.

Doch endlich sich Blondel wieder ermannt.
Er sezte sich nieder zur Erden, und griff
Die mächtige Leier mit bebender Hand,
Da rauschten die Saiten, als seufzten sie tief.
Drauf scholl der Gesang von den Saiten umtönt,
Als wär er mit himmlischer Anmuth bekrönt.

„Wie silbern der Bach durch die Auen sich geußt,
Und duftende Wälder sanftrieselnd durcheilt;
Es spiegelt in ihm sich der Himmel, er fleußt
In azurnen Stralen, daß neben ihm weilt
Der lechzende Wanderer, lauschet dem Klang
Des Bachs und der Nachtigall süssem Gesang.

„Ihm fliehen die Stunden, von Freude gewebt;
Er lauschet, und achtet der fliehenden nicht,
Und merket von süssen Gesängen umschwebt,
Spät, wie sich mit Schatten vermählet das Licht;
Nun scheidet er traurend vom lieblichen Bach,
Und Seelen der Lieder schweben ihm nach.

„So geußt durch die Seele ſich himmliſche Luſt,
Wenn liebend ein Freund ihr das Leben verſüßt,
Mit gleichen Empfindungen füllet die Bruſt
Und jeglicher Wonne Theilnehmend genießt.
Von ſüſſeſten Banden auf ewig vereint,
Genießet voll Wonne des Freundes der Freund.“

Noch rauſchten die Saiten, da ſcholl es hervor,
Vom nächtlichem Kerker im gleichem Geſang.
Mit bebendem Herzen, mit ſtaunendem Ohr
Belauſchte der Stimme vertraulichen Klang
Der Sänger, und hörte bewunderungvoll,
Wie ſilbern die Stimme des Liedes erſcholl:

„Wohl rollen die Jahre, wohl ſchwindet die Zeit!
Was kümmert es ſie? Das genoſſene Glük
Wird wieder durch frohe Erinnerung erneut,
Und zaubert die goldenen Tage zurük;
Sie wandeln auf Roſen durch blumige Flur,
Und freuen ſich innig der holden Natur.

„Denn heiterer ſtralet den Freunden der Mond,
Die Sonn' und der Sterne harmoniſches Heer,
Und lieblicher rauſcht von Geſängen bewohnt,
Der Wald, und mit ſchmeichelnder Woge, das Meer.
Sie rauſchen; ſie ſtrömen Empfindung ins Herz,
Gebieten der Luſt, und verſcheuchen den Schmerz.

„O Freundſchaft, wem du in die Seele dich ſenkſt,
Dem fließet wie Honig das Leben dahin!
Es lächelt ihm Jugend und Alter; du lenkſt

Mit rosigen Händen den liebenden Sinn.
O sey mir, du Tochter des Himmels gegrüßt!
Mit diesem Gesange der Wonne gegrüßt!"

Entzücket, als säh er Erscheinungen, stand
Der Sänger und stützte sein wankendes Knie.
Wie Nebel des Morgens entwallet, verschwand
Vor ihm der Gesang, und des Lieds Harmonie.
Vernimm es, o Nachwelt, woran er den Freund
Erkannte, um welchen er Jahre verweint.

In Tagen der Jugend, eh Richard zum Sieg,
Gerufen von heiliger Pilgrimme Blut,
Die schäumenden Wogen des Meeres bestieg,
Mit Mannsinn im Herzen, und ehernem Mut;
Eh Blut vor ihm rann, und den wetternden Arm
Empfand der Egypter, und Saladins Schwarm:

Saß einst er mit Blondel im mondlichen Schein,
Umwölbt von der Nacht, an der Themse Gestad.
Die Wellen entrollten, wie Silber so rein.
Wie lieblich ein Nachen im gleitendem Pfad
Die Wasser durchwallet, so stralte der Glanz
Des Monds in der Wellen melodischem Tanz.

Da schwebte Gesang um der Glüklichen Geist.
Und himmlisches Feuer erfüllte die Brust.
Wie über und über der Felsenbach fleußt,
Entströmten den Lippen Gefühle der Lust,
In jenem Gesange, der Göttin geweiht,
Die Segen des Ewigen um sich verstreut.

Als Blondel mit lieblichen Worten begann
Zu reden, da stürzt durch die Pforte hinein
Die kriegrische Schaar, er erbebte und sann
Aus nahender Todesgefahr sich zu freyn.
Sie drohten, er flehte; der Grimm ward bezähmt
Als wär er mit glühendem Eisen gelähmt.

Sie führten den Barden von dannen; nicht mehr
So fürchterlich war ihm der finstere Gang.
Ihm tönte die Hoffnung erfreulich und hehr,
Den Blicken entstralten Entzücken und Dank.
Bald kam er ans Licht, und entfloh aus dem Schloß,
Als würd' er getragen vom fliegendem Roß.

Bald kam er zur Kluft, und umarmte den Greis
Und eilte hinüber nach Albions Land;
Ihn hemmten nicht Felsen, nicht Ströme voll Eis,
Ihm waren die wütenden Wogen ein Tand.
Wen Liebe beflügelt im Wege, der dringt
Zur Krone des Sieges nach welcher er ringt.

Nun rief er zusammen die Grafen und Herrn,
Sie kamen und staunten dem frohem Bericht.
Und Jubel entbrannt, wie des Hesperus Stern,
Im Herzen der Hörer mit lieblichem Licht.
Sie eilten hinweg, und ein jeglicher zollt
Den König zu lösen, viel Silber und Gold.

Schnell wallte mit schwellenden Segeln ein Schif
Und Blondel auf ihm, durch die Wellen hindurch.
Es wallte nach Oesterreichs Ufern, und lief

Antonius

und

Cleopatra,

ein

Trauerſpiel.

Hinein in den Hafen bey Leopolds Burg.
Es brachte dem Grausamen Silber und Gold
Für Richard des Muthigen Freyheit zum Sold.

Wie konnte des Goldes Verführung bestehn,
Dem Freyheit ein Spiel war und Menschlichkeit Hohn?
Bezwungen sobald er die Schätze gesehn,
Empfieng er für Richards Befreyung den Lohn.
Und eilend gebot er im nächtlichen Thal
Dem König zu lösen die Ketten von Stahl.

Der eilte verborgen zum Ufer hinab,
Und sank an Blondels, des liebenden, Herz.
O Stunde der Wonne, die wieder ihn gab!
Du tilgtest auf ewig der Trennungen Schmerz.
Nach Albion wiegte sie sorgsam das Meer,
Und tönte mit freudigen Wogen daher.

Mir sinket die Leier aus bebender Hand.
Vergebens versuch ich im Saitengetön,
Wie Richard entflohen, im Stralengewand,
Mit Blondel und Laura, die Tage so schön.
Wem Gott in den Busen Empfindungen goß,
Der fühle der Liebenden himmlisches Loos.

O seyd mir mit brennenden Thränen gegrüßt,
Du göttliche Freundschaft, und holder Gesang!
Viel Leidenden habt ihr den Kummer versüßt,
Viel Thränen der Wehmuth gewandelt in Dank!
O liebt mich, ihr Himmlischen, wohnet in mir,
Und bauet mir Hütten der Seligkeit hier!

M**.

II.

Einiges über

William Hogarth und seine Werke.

Nachrichten von dem Leben berühmter Maler, und Kritiken über ihre Werke, scheinen im eigentlichsten Verstande nur für die Liebhaber der Kunst geschrieben zu werden. Wer wird indessen nicht gerne Eins und das Andre von Hogarth erfahren? Von dem Manne, der sich seine Kunst neu schuf? Der sich so genau an die Natur hielt, daß seine Gemälde nach dem Leben (denn, so darf man diejenigen nennen, auf welchen eigentlich seine Unsterblichkeit beruhet) das Herz eines jeden Menschen in Bewegung setzen, er lebe im Ueberfluß oder darbe im Mangel. Welcher Leser hätte nicht Hogarthische Kupferstiche gesehen? Und wer sie gesehen, dem müssen folgende Bemerkungen von Horaz Walpole willkommen seyn.

Hogarth ward in London 1698 von geringen Eltern geboren. Sein Vater dingte ihn bey einem Meister in die Lehre, dessen Profeßion war, auf Silberzeug Namen und Wappen zu stechen. Allein, noch ehe seine Lehrjahre verflossen waren, fühlte er schon den Drang seines Genies zur Malerey; ob ihm gleich damals noch wenig ahnte, was für eine neue Bahn die Natur ihm vorgezeichnet hatte. Unterdessen war er kaum aus der Lehre entlassen, als er sich in die Akademie in St. Martins Lane begab, und die Zeichnung nach der Natur studirte, in welcher er

es aber niemals bis zu einem sehr hohen Grade brachte. Die Stärke seines Genies lag darin, Charaktere, Leidenschaften und den Ausdruk der Seele zu kopieren. Auch im Kolorit war er kein großer Meister. Seine eigenthumliche Kunst lag im Ausdruk, nicht in Tinten oder im Helldunkeln. Anfangs arbeitete er für Buchhändler, und zeichnete und stach Platten vor verschiedene Bücher; und es ist sonderbar genug, daß in allen diesen Platten keine Spur des Genies merkbar ist. Sein Hudibras war das Erste unter seinen Werken, was ihn als einen Mann auszeichnete, der über das gemeine Handwerksmässige hinausging; und dennoch, grade darüber, was ihm damals Aufmerksamkeit erwarb, wundern wir uns jezt um so mehr, weil wir, so angemessen übrigens die Unternehmung seinen innigen Talenten war, so wenig Laune darinn antreffen. Unterdessen brachte ihn der Beyfall, den sich diese Platten erwarben, dahin, daß er sich aufs Malen, und zwar auf Portraitmalen legte. Nun hätte freylich ein Mann sich kein unschiklichers Geschäft ersinnen können, der sicherlich keinen Hang zur Schmeicheley hatte; und der keine Eitelkeit ohn ein Nasenrümpfen durchwischen ließ. Gleichwohl war seine Leichtigkeit im Treffen, und seine gewählte Methode, Familien- und Konversations-Stücke im Kleinen zu malen, damals eine solche Neuheit, daß sie ihm eine Zeitlang unendlich viel Arbeit verschaften. Auf die Dauer aber gings nicht; sey es nun, daß er den eigentlichen Hang seiner Bestimmung entdekte, und dem folgte: oder, daß seine Kundleute auf den Argwohn kamen, ein so satyrischer Mann, als Hogarth,

möchte ein zu furchtbarer Vertrauter für die Geheimnisse der Eigenliebe seyn. Er hatte bereits ein Paar kleine Blätter über einige herrschende Thorheiten herausgegeben; es läßt sich aber nicht mit Gewisheit sagen, welche es sind, weil er die wenigsten mit einem Datum bemerkt hat. Indessen erhellet soviel aus seinen beyden Blättern, der Südsee-Handel, und die Kaninichen-Hökerinn, daß er sein Talent, das Lächerliche bloß zu stellen, schon früh entdekt haben müsse, ob er gleich damals noch nicht gedacht, seinen Ruhm und sein Glük auf diesen Grund zu bauen.

Seine neumodische Mitternachts-Gesellschaft war das Erste unter seinen Werken, wodurch er seine Gewalt in charakteristischer Zeichnung bewies: aber sein Harlots Progrels, (Leben und Ende eines zum Laster verführten Mädchens) den er 1729 oder 1730 herausgab, befestigte seinen Ruhm. Kaum waren die Blätter fertig, öffentlich aufgestellt, und die Subscription eröfnet, als über zwölf Hundert Liebhaber ihre Namen in seine Unterzeichnungsliste eintrugen. Diese geläufige Materie war so treffend behandelt, daß das Werk bey allen Ständen großen Beyfall fand. Fast jeder Kupferstecher machte sich darüber her, es zu kopieren, und diese Nachsudeleyen wurden bey Tausenden im ganzen Reiche herum vertrieben. Man brachte die Geschichte sogar in einer Pantomime aufs Theater. Der Rake's Progrels, (Leben und Ende eines Lüderlichen) der vielleicht das vorgedachte Werk übertrift, ward nicht so gierig aufgenommen, weil ihm schon die Neuheit abgieng. In der That kommt auch das Blatt der Gefangennehmung an Vortreflichkeit den andern nicht bey.

Nunmehr wär der Vorhang aufgezogen, und sein Genie stand der Welt in seinem vollen Glanze vor Augen. Er fuhr fort, von Zeit zu Zeit diese Werke ans Licht zu stellen, welche so unsterblich seyn müssen, als es die Natur seiner Kunst zuläßt.

Es genügte ihm nicht, auf einer Bahn zu glänzen, die vor ihm noch Niemand betreten hatte; sein Ehrgeitz fachte ihn an, sich auch als Geschichtsmaler hervorzuthun. Allein diesem Unternehmen war er nicht nur, wegen seiner Art zu zeichnen und zu koloriren, nicht gewachsen; sondern ihn verliessen auch bey einer Komposition, welche Würde und Grazie erheischt, die Wahrheit und das innige Gefühl, womit er das Elend und die Laster des gemeinen Lebens ausgedrükt hatte. Die burleske Wendung in seiner Vorstellungsart mischte sich in die ernsthaftesten Gegenstände. In seiner Danae probirt die alte Amme eine Münze aus dem goldnen Regen mit den Zähnen, zu sehen, ob's auch gut Gold sey? In seinem Teich zu Bethesda prügelt der Bediente einer reichen Dame, die mit Geschwüren behaftet ist, einen armen Mann zurük, den nach eben der wunderthätigen Hülfe des Himmels verlangt. Der Gedanke in beyden Nebenumständen ist zwar richtig und wahr, nur daß er fast ins Possierliche fällt. Weit wichtiger hingegen ist der Fehler, daß Danae selbst eine bloße Pomeranzen-Nymphe ist. Es scheint, er habe sich bis zu keinem höhern Ideal von Schönheit empor schwingen können.

Auch darin war er so gut ein Mensch wie andre, daß er seine eignen Schwächen nicht gewahr ward,

und ſogar glaubte, er habe das Urweſen der Grazie entdekt. Mit dem Enthuſiasmus eines Erfinders ruft er aus: „Heureka.„ ich hab's gefunden! Dies war ſeine famöſe Schönheitslinie, das Grundwerk ſeiner Analyſis; ein Buch, das viele richtige Gedanken und Bemerkungen enthält; das aber nicht ſo allgemein überzeugte, oder ſo allgemeinen Beyfall erhielt, als er erwartete. Er hatte ſeine Zeitgenoſſen mit nicht eben groſſer Achtung oder Schonung behandelt, daher nahmen ſie aus ſeinem Buche Gelegenheit, über ihn zu triumphiren, und ſich durch Nachahmungen über ihn luſtig zu machen. Es kamen viele einfältig poſſierliche Kupferſtiche zum Vorſchein, um über ſein Syſtem zu ſpotten. Eine beſſere Antwort darauf fand ſich in einem von den beyden Blättern, die er als eine Erläuterung ſeiner Hypotheſe herausgab. Hätte er ſich in dem Falle auf ſolche Auſſenlinien und Umriſſe eingeſchränkt, die das Verzerrte und Häßliche ausmachen, ſo hätte er ſeinen Satz wenigſtens zur Hälfte bewieſen gehabt; — Aber, er hat auch zwey Muſter von Grazie, in einem jungen Herrn und einer jungen Dame hinzugefügt, die ſehr auffallend ſteif und affektirt ſind. Man findet darin einen Stuzer von Bath und eine Schöne aus einem Landflecken.

Doch, dies war nur Schwachheitsſünde eines Sehers! Eine Zeitlang nachher fiel er in einen weit gröbern Irrthum. Er hegte eine ziemliche Verachtung gegen die unwiſſenden Kunſtliebhaber ſeiner Zeit, hatte ſeinen ehrlichen Aerger über die unverſchämten Pfiffe der Gemäldehändler, die er unaufhörlich elende Kopien für Originale an die Schmie-

ralienſammler preiſen und verkaufen ſah und hörte; und dabey mochte er wohl ſelbſt nur wenige gute Originale von den beſten italiäniſchen Meiſtern geſehen haben; das brachte ihn dahin, daß er ſich überredete, es ſey bloß Vorurtheil, daß man einen ſo großen Werth auf dieſe vortreflichen Werke legte. Er führte dieſe Sprache ſo lange, bis ers ſelbſt glaubte; und, weil er oft behaupten gehört hatte (wie es denn auch wahr iſt) daß die Zeit die Farben weicher und linder mache; ſo leugnete er nicht nur dieſen Satz, ſondern behauptete: die Gemälde würden durchs Alter nur ſchwarz und ſchmutzig, ohne ſich auf eine Unterſcheidung der Stufen einzulaſſen, wo die Behauptung wahr oder falſch ſeyn kann. Er ging noch weiter: er entſchloß ſich, mit den Alten zu wetteifern — und unglüklicherweiſe wählte er eins der ſchönſten Gemälde in England zum Gegenſtande ſeines Kampfes. Dies war die berühmte **Siegismunda** des Sir **Lukas Schaub**, jezt im Beſitz des *Duke of Newcaſtle*, welche einige für ein Werk vom **Correggio** halten, vermuthlich aber von **Furino** iſt; gleichviel aber, von wem. Es iſt unmöglich, dieſes Gemälde zu ſehen, oder **Drydens** unnachahmliche Erzählung zu leſen, ohne zu fühlen, daß Dichter und Maler von einerley Geiſt beſeelet worden. Nach verſchiedenen Verſuchen brachte endlich **Hogarth** ſeine Sigismunda zum Vorſchein — die der Sigismunda nicht mehr glich, als ich dem Herkules. Die Armſeligkeit im Kolorit beyſeite geſezt, war es die Vorſtellung einer welken Dirne, der eben ihr Unterhalter den Kauf aufgeſagt hat; und die ſich, mit Augen, glühend von Wuth und Ratafia, den Schmuk

abreiſſet, den ihr Galan ihr geſchenkt hatte. Um vollends den Ekel zu vermehren, den ein ſo gemeiner Ausdruk erregt, klebte ihr noch das Blut von dem Herzen ihres Ungetreuen an den Fingern, welches da vor ihr lag, als ob ſie es, wie ein Kalbs- oder Schaafsherz, zur Mittagsmahlzeit eſſen wollte. Nichts war da ſichtbar von tiefem Schmerze, oder von der Würde des unterdrükten Jammers; keine unfreywillige Thräne; kein entſchloſſen Nachſinnen über die Todesart, die ſie wählen wollte; keine, von Verzweiflung geheiligte Hitze der Liebe; kurz, alles fehlte, was daſeyn ſollte, und alles war da, was eine ſolche Geſchichte aus jedem Gemüthe verbannet haben würde, welches fähig geweſen, ſich ſolche gehäufte Leiden zu denken; ſo heftig und doch ſo zärtlich empfundene Leiden. Hogarths Gemälde war lächerlicher als irgend ein Ding, daß er jemals lächerlich gemacht hatte. Er foderte dafür 400 Pfund Sterling, und die Perſon, für die es gemalt war, wollte es nicht nehmen. Er wollte es auf Subſcription in Kupfer ſtechen; war aber endlich ſo klug, von dieſem Vorhaben abzuſtehen, und ſein Bild bey Seite zu ſchaffen. Ich mache eben ſo wenig Entſchuldigungen über dieſe Nachricht, als über die Lobſprüche, die ich ihm ertheilt habe. Beyde ſind wahr, und die Geſchichte der Vortreflichkeiten und der Irrthümer eines großen Mannes. Vom Milton weiß man, daß er ſein wieder gewonnenes Paradies ſeinem verlornen vorzog.

Die lezte merkwürdige Begebenheit in dem Leben unſers Künſtlers, war ſein Streit mit dem Herrn **Wilkes**, in welchem Hogarth, wo nicht geradezu

der angreifende Theil war, doch wenigstens Herrn Wilkes dadurch Anlaß zur Feindschaft gab, daß er einige von seiner Parthey und von seinen Freunden antastete. Dies Betragen war an Hogarth um so befremdlicher, da er Zeitlebens vermieden hatte, seinen Pinsel in politische Streitigkeiten zu tauchen; und schon in frühern Jahren ein sehr einträgliches Anerbieten ausgeschlagen hatte, das man ihm gethan, um ihn dahin zu bringen, daß er eine Reihe von Kupferstichen gegen die Häupter von der Hofparthey herausgäbe. Ohne mich in Untersuchung einzulassen, wer Recht oder Unrecht hatte, will ich bloß die Sache erzählen. Im September 1762 gab Hogarth sein Blatt: *the Times* (unsre Zeiten) heraus. Herr Wilkes antwortete darauf scharf in einem Stücke seines North-Briton. Dies beantwortete der Maler mit einer Karrikatur des Schriftstellers. Der Dichter Churchill nahm Theil am Kriege, und schrieb seine Epistel an Hogarth; welches nun freylich eben nicht die Perle in seinen Werken ist, und in welcher die schärfsten Hiebe auf einen Fehler treffen, an dem der Maler so wenig Schuld hatte, als er ihm abhelfen konnte — sein Alter; das bey dem allen noch dazu weder ausserordentlich hoch, noch hinfällig war, am allerwenigsten aber seine Talente geschwächt hatte; wie daraus erhellet, daß er noch erst ein halb Jahr vorher eins seiner vorzüglichsten Werke verfertigte, nemlich die Satire auf die Methodisten. Zur Rache für diese Epistel machte Hogarth eine Karrikatur vom Churchill, unter der Gestalt eines als Geistlichen gekleideten Bären, mit einer Keule und einem Krug Bier — *"et vitula tu dignus et hic."* Niemals

haben sich wohl zwey erboste Männer von ihren Talenten, mit so weniger Behendigkeit einander mit Schlamm beworfen!

Hogarth, der sich 1730 verheyrathet, hatte keine Kinder, und starb den 26 October 1764 an einer Brustwassersucht.

Im Ganzen genommen, müssen wir Hogarth mehr als einen Lustspieldichter betrachten, der Komödien mit dem Pinsel schrieb, denn als einen Maler. Wenn es das Geschäft des Komödienschreibers ist, die Sitten und Thorheiten der Zeit so lebendig als sie sich zeigen, zu schildern, Laster und Lächerlichkeiten mit allgemeiner Satyre zu züchtigen, die durch treffende Züge aus der Natur, leicht verständlich, durch Witz und Laune anziehend gemacht sind, um dem Ganzen durch wahren richtigen Ausdruk der Leidenschaften Wärme und Leben zu ertheilen: so hat Hogarth eben so gut Komödien gemacht als Moliere. In seiner Heyrath nach der Mode ist sogar eine Verwiklung durch das ganze Stük ausgeführt. Er hält seine Charaktere richtiger als Congreve; jede seiner handelnden Personen ist von den übrigen genau unterschieden, handelt ihrer Rolle gemäß, und kann mit keinem andern Akteur verwechselt werden. Der Bediente des Rathsherrn, auf dem lezten Blatte der eben genannten Suite, ist ein dummer Bauerlümmel; und wenn sich witzige Funken aus Charakteren schlagen lassen, von denen man es nicht erwartete: so kann es nur dadurch geschehen, daß sie genau so handeln, wie es ihrer jedesmaligen Lage, und der Stimmung ihrer Leidenschaften angemessen ist, und nicht, daß man sie sprechen und handeln lasse als seine

witzige Menschen. Auf diese Weise stelt in der Figur des alten Rathsherrn Witz, welcher unterdessen, daß seine Tochter an den Krämpfen der Vergiftung stirbt, ein sorgsambeschäftigtes Gesicht zeigt, aber nur, um ihren goldnen Ring in Sicherheit zu bringen, den er ihr ganz leise vom Finger zieht. Der Gedanke läßt sich neben Molieres Einfall stellen, da er seinen Geizigen, während dem er spricht, Eins von den Lichtern auslöschen läßt. Der so unnachahmlich befundene Moliere brachte ein rohes Theater zur Vollkommenheit. Hogarth hatte kein Model vor sich; er fand nichts, das er nur verbessern durfte. Er schuf sich seine Kunst von Neuem, und brauchte Farben, anstatt der Worte. Sein Platz ist zwischen den Italiänern, die wir als epische und tragische Dichter betrachten können, und zwischen den Niederländischen Malern, welches gleichsam die Dichter der Possenspiele, und der burlesken Naturscenen sind.

Seine Gegenstände sind aus dem Allgemeinen entlehnt, und bey allem seinem Spaße, hat er beständig den wahren Endzwek der Komödie, Besserung der Sitten, vor Augen. Zuweilen hat er sich bis zum Tragischen heraufgeschwungen; nicht in der Katastrophe von Königen und Helden, sondern in lebhafter Darstellung, wie das Laster unvermerkt und beyläufig zu Schand' und Jammer führt. Er warnet, jungen Gemüthern keine Grausamkeit und keinen Müssiggang zu gestatten; und entdekt, wie die verschiedenen Laster der Großen und der Geringen zu einerley Unglük, obgleich auf verschiedenen Wegen, leiten. Die feine Dame, in der Heyrath nach der Mode,

und Tom Nero, in den vier Scenen der Grausamkeit, endigen ihre Geschichte mit Blut. Sie ist Schuld am Morde ihres Ehemannes, und Er erwürgt seine Beyschläferinn. Und wie fein und tiefgedacht ist nicht dabey seine Satyre, wenn er in dem Kollezio der Aerzte und Wundärzte, die der anatomischen Sektion beywohnen, den Wink anbringt, wie die wiederholte Gewohnheit, schänsliche Handlungen anzusehen, das Herz des Menschen verhärtet und gefühllos macht. Der Präsident erhält sich ohne alle Empfindung in der Würde seines Anstandes bey dem Kadaver eines Hingerichteten, der ihn weiter nichts angeht, als daß er darüber seine Vorlesung hält. In dem Blatte der schlafenden Richter reizt uns diese Gewohnheits-Gleichgültigkeit bloß zum Lachen.

Es gereicht Hogarth zur Ehre, daß in so manchen Scenen der Satyre oder des Spottens klar zu Tage liegt, wie niemals ein böses Herz seinen Pinsel geführt. Sein Endzwek ist allemal Besserung, und seine Strafpredigten sind allgemein. Das Kupferblatt, *the Times*, und die beyden darauf folgenden Porträts von Wilkes und Churchill ausgenommen, hat sich noch niemand in Sinn kommen lassen, bey einer so großen Menge von charakteristischen Gesichtern ihn auch nur Einer Karrikatur von einer wirklichen Person zu zeihen. Solche öffentlich bekannte Personen, als Mr. Chartres, Mutter Needham, und ein Paar andre mehr, gehören nicht einmal als Ausnahmen hierher, weil sie in den Geschäften ihrer wohlgewählten Profession auftreten. Wenn er auch sich einmal von seiner sottischen Laune hinreissen

ließ, persönlich zu werden; so gings doch nie weiter als auf Slizzen oder Handzeichnungen. Seine Kupferstiche geisselten die Narrheit, schonten aber der Personen. In seinen frühen Jahren zeichnete er einst einen bekannten Geizhals, einen Scherif von London, wie er über einen Hund ein inquisitorisches Verhör hält, der seine Küche bestohlen hatte. Der Sohn dieser Magistratsperson aber ging zum Hogarth ins Haus, und schnitt das Gemälde in Stücken. Bey der so emsigen Sorgfalt, womit er die Wirkungen der Leidenschaften auf die menschlichen Physiognomien bemerkt haben muß, ist es zu verwundern, daß er niemals, selbst wider Wissen und Willen, auf die Gesichtszüge irgend einer gewissen Person gerathen. Zu gleicher Zeit ist das auch ein Beweis von seiner innigen Bekanntschaft mit der Natur; aber, wäre er auch zu beissend gewesen, so würde doch die Menschlichkeit, womit er die Grausamkeit gegen Thiere auszurotten suchte, manche scharfe Satyren wieder gut machen.

Ein andrer Beweis davon, daß er seine mannigfaltigen Ideen aus der Natur und der Kraft seines eigenen Genies nahm, und weder Büchern noch Modellen seinen Styl, seine Gedanken oder Anspielungen zu verdanken hatte, ist der: daß er niemals besonders glüklich war, wann er für die Werke anderer Männer zeichnete.

Noch in seinem reiferen Alter, als er bereits seine Kunst erfunden hatte, und einige Zeichnungen zu verschiedenen Werken großer Männer, als zum Cervantes, Gulliver, und selbst dem Hudibras, verfertigte, waren seine Kompositionen zahm, matt, ohne

Laune, und reichten nicht an das Verdienst der Bücher, die sie zieren und erklären sollten. Er konnte es nicht über sich erhalten, sich den Gedanken andrer Menschen anzuschmiegen. Er konnte einem grossen Genie gleich denken, aber dessen Gedanken folgen, das konnt' er nicht.

Man wird nur selten finden, daß seine Figuren nicht den Charakter ausdrücken, den er hineinlegen wollte. Wenn sie einer Erläuterung bedurften, die ihnen Zeichnung und Farben nicht geben konnten, so vertreten sehr witzig angebrachte Nebenumstände die Stelle der Noten. Der vornehme adeliche Herr in der Heyrath nach der Mode hat eine wichtige Mine — auf seinen Krücken sieht man die Krone des Reichsbarons, und sein Stammbaum entspringt aus den Eingeweiden Königs Willhelm des Eroberers; das sind Hauptzüge, die seinen Charakter bestimmen. Im Frühstük giebt der alte Haushofmeister dem Zuschauer die Betrachtung an die Hand. Zuweilen enthält ein kleiner Zettel ein Epigram, und ist niemals angebracht, ohne eine Wirkung aufs Ganze zu thun.

Unglüklicherweise wird ihn das Schikſal aller komischen Dichter treffen, daß nemlich einige Umstände, die sich auf seine Zeiten beziehen, für die Nachwelt verloren gehen; und wenn jemals ein Autor einen Kommentar bedurfte, damit seine Schönheiten nicht verloren gingen, so ist es Hogarth. — Nicht, weil er dunkel wäre (denn das war er nur in zwey oder drey von seinen ersten Blättern, worin er einige vorübereilende Mode-Schwindel seiner Nation, als Lotterien, Freymäurerey und Südsee-Actienhandel,

zu Gegenständen seiner Satyre machte) sondern für Ausländer, und wegen einer Menge von kleinen Nebendingen, die zwar der Haupt-Aktion nicht unumgänglich wesentlich sind, aber doch eben so wenig müßig da stehen, sondern sie immer hervorzudrängen helfen. Dergleichen sind das Spingewebe über der Armbüchse in einer Kirche; die Verstöße gegen die Architektur an dem Landsitze des Reichsbarons, welchen man in dem ersten Blatte der Heyrath nach der Mode, durch die Fenster erblikt; und eine Menge in dem Blatte, wo sich die herumziehenden Komödianten in einer Scheune ankleiden; welches Blatt ich, in Absicht auf Witz und Imagination, ohne allen sonstigen Zwek, für das Beste unter allen seinen Werken halte; so, wie in Absicht auf Nutzen und treffende Satyre, das Blatt über die Methodisten fürs Vortreflichste. Die Scenen im Tollhause und in der Spielakademie, sind unnachahmliche Vorstellungen unsrer ernsthaften Narrheiten und unsers unvermeidlichen Elendes; und die Betrübniß, welche der Lordmajor zeigt, als man den Gefährten seiner Kinderjahre als einen Missethäter vor ihm bringt, ist äusserst rührend, und sehr reich an Lehren und Betrachtungen.

Ein anderer Beweis von dem Genie dieses Künstlers ist, daß er sich nie herabläßt, den moralischen Sinn seiner Kompositionen, durch den ärmlichen abgenuzten Kunstgriff der Allegorie zu erklären. Wenn er einen emblematischen Gedanken hatte, suchte er ihn lieber durch eine witzige Wendung, als durch ein Symbol auszudrücken. Dahin gehört die Hure, im Rake's Progress, welche die Welt mit einer Kerze

anſtekt. (Ich ſage hier mit Fleiß nicht, anzündet, weil man richtig ſagt, ein Haus in Brand ſtecken, warum nicht auch die Welt!)

Ein Einzigmal ließ er ſich wirklich zu einer allegoriſchen Perſon herab, und war damit nicht glüklich; In einem von ſeinen Blättern über die Parlementswahlen zerbricht Brittania's Wagen, dem eitle Kutſcher und Lakaien auf dem Bocke in Karten ſpielen. Zuweilen auch erniedrigte er ſich, einer gewiſſen Klaſſe von Kundleuten zu gefallen, zu gemeinen Vorſtellungsarten, und zur Nationalſatyre, wie z. B. in den beyden Blättern, Frankreich und England, und in dem Thoré von Calais. Das lezte hat allerdings viel Kunſtverdienſt, obgleich die Karrikatur ganz übertrieben iſt. Mit allen dieſen Blättern hatte der Maler die Abſicht, ſeine Landsleute die Wohlhabenheit und Behäglichkeit unter einer freyen Regierungsform, im Gegenſatze des Mangels und Elendes unterjochter Sklaven, bemerken zu laſſen. Es iſt eine platte Hyperbel, daß in dem Blatte, *the Beer-ſtreet*, (Biergaſſe) ein engländiſcher Metzger einen Franzoſen mit einer Hand in der Luft hält; und das Aergſte dabey iſt, es war ein Zuſatz, der ſich in der erſten Ausgabe nicht befand. Die *Gin Alley* (das Branntweins-Gäßgen) iſt weit beſſer; ſchön im Abſcheulichen; aber eckelhaft!

Sein Bartholomäus Jahrmarkt iſt voller Laune; der Marſch nach *Finchly* voller Natur; der tollgemachte Muſikus fällt faſt ins Poſſenhafte. Die vier Tageszeiten ſind, das lezte Blatt ausgenommen, nur ſehr wenigen unter ſeinen Werken nachzuſezen. Die ſchlafende Verſammlung; die Vor-

lesung übers *Vacuum*; die lachenden Zuhörer und das Hahnengefecht sind in ihrer verschiedenen Gattung vollkommen. Die Blätter *Industry and Idleness* (Fleiß und Müßiggang) haben mehr Verdienst in der Absicht, als in der Ausführung.

Gegen die lezten Jahre seines Lebens, wiederhohlte er sich wohl zu weilen, aber seltner als die meisten großen Autoren, die soviel verfertigt haben.

Es mag sonderbar scheinen, daß ich von einem Autor, den ich komisch nenne, und der wegen seiner Laune so berühmt ist, überhaupt genommen, in einem so ernsthaften Tone rede; allein man träte den Verdiensten seines Herzens viel zu nahe, wenn man ihn bloß als einen Mann betrachten wollte, der zu lachen machte. Ich glaube gezeigt zu haben, daß seine Absicht weiter ging, und edler war. Fröhlicher Scherz kolorirte seine Gemälde, aber Menschenliebe entwarf die Zeichnung. Er lächelte, wie Sokrates, damit die Menschen an seinen Lehren keinen Anstoß nehmen, und lernen möchten, über ihre eignen Thorheiten lachen. Wenn seine Gegenstände unstrafbare Dinge betrafen, so trugen alle seine Tuschen Merkmale des Scherzens und Witzelns an sich. Er lachte niemals, wie Rabelais, über Unsinn, den er für Witz aufdrang: (*) sondern verband, wie Swift, solche Zufälligkeiten, deren unerwartete Begegnung

(*) So hätte Hogarth auch wohl den, ohne seine Schuld zu weilen nicht so leicht verständigen Rabelais mit diesem unnöthigen Hieb verschont, mein Herr Horatius Walpole!

uns beluſtiget, und die das, was er ſagen wollte, deutlicher machten. Dergleichen ſind die Hüner in dem Blatte der herumziehenden Komödianten, welche auf den aufrechtsſtehenden Meereswellen ſitzen, und die Teufel, welche auf dem Altare ihr Bier trinken.

Das Gebräuchliche, oder Koſtume, hat er in allen ſeinen Werken bis zur höchſten Genauigkeit beobachtet. Sogar die Möblen ſeiner Zimmer beſchreiben den Charakter der Perſon, der ſie zu gehören; eine Lehre, der ſich komiſche Dichter wohl zu Nutze machen möchten. Hogarthen war es aufbehalten, eine Scene über Zimmermöblen zu ſchreiben. Und hierinn zeigte er tiefe Einſicht; denn ſo wie es bey erhabenen Gegenſtänden und hiſtoriſchen Gemälden für ein Verdienſt gerechnet wird, wenn ſo wenig als möglich Nebenkleinigkeiten angebracht ſind, die die Aufmerkſamkeit von der Hauptfigur abziehen könnten: ſo geben, in Gemälden des gemeinen Lebens, eine große Menge und Mannichfaltigkeit von dieſen kleinen häuslichen Bildern, dem Ganzen einen viel höhern Grad von Ausdruk und Aehnlichkeit. Das Beſuchzimmer des Verſchwenders, im *Rake's Progreſs*; der Speiſeſaal des Reichsbarons; die Apartements des Ehmanns und ſeiner Gemahlinn; das Wohnzimmer des alten Rathsherrn, in der Heyrath nach der Mode; die Schlafkammer des Poeten, und verſchiedene andre, ſind eine Geſchichte der Gebräuche und Moden ſeiner Zeit.

III.

Theorie des Windes und der Kälte. (*)

Das Meer wird im Sommer nicht warm, im Winter nicht so kalt, wie das Land; kömmt der Wind über das Meer, so ist es im Sommer kühl, im Winter gelinde, kömmt er aber über den festen Theil der Erde, so ist es im Sommer heiß, im Winter sehr kalt, denn die Kälte, wovon die Rede ist, ist eigentlich die Kälte der Luft, da diese gemeiniglich in Bewegung ist, so muß die Kälte anhalten, wenn beständig gleich kalte Luft die Stelle ersetzet. Das Meer, welches die Sonnenstrahlen theils zurükschlägt, theils einläßt und abmattet, und also nicht erwarmet, schwächt auch wankend die zusammenziehende Bewegung der Kälte; jede Bewegung, selbst die Bewegung der Luft, die nicht mit ihr übereinkömmt, hindert sie: die Früchte erfrieren nicht auf den Gipfeln der Bäume die sich bewegen, wenn die an den Seiten der Bäume, im Walde und im Ueberwinde erfrieren, und die Kälte nimmt zu mit der Ruhe der Luft und Abnahme des Windes. Wir haben die größten Grade der Kälte bey der Windstille; weil aber alsdenn der Wind umgehet, so sagt man davon im Sprüchwort, strenge Herren regieren nicht lange.

Die ursprüngliche Ursache der Kälte scheint weiter

(*) Man hat keinen Anstand gefunden, dieser Abhandlung, deren Veranlaßung der Hr. Verf. am Ende selbst angezeigt hat, auf dessen Begehren, diesen Plaz einzuräumen.

nichts zu seyn, als die natürliche anziehende Kraft, welche allein würket, so bald die lösende Bewegung der Wärme aufhöret, und ungehindert wird sie fortfahren zu wirken, oder zu nehmen; zusammenziehende Dünste und Bewegungen könnten sie befördern, so wie entgegengesezte Bewegungen sie hindern, und eine Wärme verursachen. Der Schnee vermehrt die Kälte: er hält durch seine elastische Zurükwürkung die Wärme zurük, die noch in der Erde ist, und die Kälte zurük in die Luft; ihre ganze Kraft verwendet sich also über dem Schnee, der zugleich die Bewegung des alten Grases und der Gesträuche hemmet. Der Wind über ein kahles Land muß also der kälteste seyn. Es ist jezt kälter, wie vor diesem, sagt man, als ob wir mehr nach Norden gesunken. Das Frühjahr ist besonders kälter und der Herbst gelinder: denn weil das nordliche Europa mehr angebauet und geräumet worden, so dringen auch Hitze und Kälte tiefer ein, und halten sich länger; haben wir aber im Frühjahr viel Wind von der Wasser- oder Westseite, so nimmt die Kälte bald ab. Die Kälte rührt nicht sowohl von der nähern Läge nach Norden, als von Landwinden her, die einen Ort treffen, je nachdem sie über ein weites, kahles und gefrornes Land kommen. Es giebt Gegenden in Amerika, die mit uns gleiche Norderbreite haben, und kälter sind als Norwegen. Island ist nicht so kalt als Norwegen, ob es gleich mehr nach Norden liegt, und wenig kälter, als Dännemark, weil es mit weitem Wasser umgeben ist. Nur alsdenn, wenn das Treibeis es viele Meilen lang umgiebt, theilt es ihm seinen Grad der Kälte mit.

Perſonen.

Marcus Antonius.
Octavius Cäſar.
Lepidus.
Sextus Pompejus.
Domitius Enobarbus.
Ventidius.
Canidius.
Eros.
Dercetas.
Scarus.
Demetrius.
Philo.
} Freunde und Diener des Antonius.

Mecänas.
Agrippa.
Dolabella.
Proculejus.
Thyreus.
} Freunde und Diener des Cäſar.

Gallus.
Menas.
Menecrates.
Varrius.
} Freunde vom Pompejus.

Silius, ein Officier in der Armee des Ventidius.
Taurus, Cäſars General-Lieutenant.

Alexas.
Mardian.
Diomedes.
} Diener der Cleopatra.

Ein Wahrſager.
Ein Bauerkerl.

Der Wind von der östlichen Seite muß daher in Island und Grönland gelinde und der gelindeste seyn in Amerika, hingegen in Europa der kälteste. Der Wind von der westlichen Seite muß der gelindeste seyn in Europa, hingegen in Amerika der kälteste, wenn er etwas nordwerts kömmt. Nord und West müssen auch in Island und Grönland am kältesten seyn. Der Nordwind kann in Europa nicht so kalt seyn, wie der Ostwind, weil es gegen Norden nicht soviel Land hat, als gegen Osten, nur im Frühjahr ist er der kälteste, weil der Osten schon von der Sonne erwärmet wird. Der Wind, der im Sommer der heißeste ist, muß im Winter der kälteste seyn, und der Wind, der im Winter der gelindeste ist, muß im Sommer der kühleste seyn und nicht der Nordwind. Dieser muß warm seyn um die Zeit der Hundestage, wenn der Norden erwarmet; in Italien muß er auch im Winter der kälteste seyn, weil es gegen Osten mehr Wasser hat, als gegen Norden. In Dännemark muß deswegen Nordost und Südost kälter seyn, denn der Ostwind, und dieser im Sommer nicht so warm, im Winter nicht so kalt, wie in Teutschland. In Island und Grönland bringt der Südwind Thauwetter, in Teutschland muß es mit diesem Winde frieren, besonders wegen der Alpen, und nach einem Ostwind gleich heftig, auch in dem übrigen Norden, weil die Ostsee nicht breit genug ist, einen sonderlichen Unterschied zu machen; wenn aber der Südwind Stand hält, so nimmt die Kälte gegen den dritten und vierten Tag ab, weil die Luft vom mittelländischen Meer heran nahet. Der Nord und Nordost kann seine Dünste zusammen ziehen und die Erde mit

Schnee bedecken, geht alsdenn der Wind nach Osten und Südosten, so haben wir bey seiner Standhaftigkeit und Windstille die höchsten Grade der Kälte. In Europa war daher im Jahr 1740 ein kalter Winter, hingegen in Grönland ein ausnehmend gelinder, weil Süd, Südost und Ost dahin über weites Wasser kömmt und selbst der Ostwind gelinde ist, und Thauwetter macht. Wer demnach den Wind in seinen Ursachen vorher sehen kann, der kann auch die Veränderung des Wetters, besonders das Ab- und Zunehmen der Kälte vorherwissen. Oft wird der Wind durch einen entgegen gesetzten aufgehoben; entgegen gesetzte Züge von Dünsten am Horizont zeigen ihn an und sind ein Zeichen, daß der Wind umgehen und die Kälte sich legen werde; auch der Nebel zeiget einen entgegen stehenden oder doch verschiedenen Wind an, woran sich die Dünste stoßen, und deutet bey einem Ostwind auf Thauwetter, bey einem Westwind auf Kälte.

Die Ursachen des Windes sind schon Wärme und Kälte. Die Luft läßt sich durch das Feuer in keinen Urstof zerlegen, sie weichet der Hitze und der Wärme aus, zieht sich an einem kalten Ort auf das engeste zusammen und macht sich wieder mit großer Gewalt Platz. So fuhr aus einem See, wie aus einer Windbüchse, ein Orkan, der eine Allee durch einen Wald schlug: es war eine starke Hitze, der See tief, zwischen Hügeln und Wäldern; eine Menge Luft war also in eine kalte Tiefe gedrenget worden, die mit jener Gewalt hervorsprang. In Böhmen soll ein See seyn, woraus oft Stürme entspringen; ein gleicher Sturm hat vermuthlich zu der Fabel Gelegen-

heit gegeben von dem Pilatussee in der Schweiz. Das caspische und das schwarze Meer sind stürmisch: Hieher entweichet viel Luft, weil das große Weltmeer entfernt ist, das nicht so stürmisch ist, auch nicht, wie die Ostsee und das mittelländische Meer, weil die Luft nicht so enge von der Hitze zusammen gedrenget wird. Unter der Linie zwischen Amerika und Asien ist es weit und geruhig: aber wo der Grund des Meers gebürgig ist mit kalten Abgründen, wo es viele Inseln giebt, da giebt es Stürme. Wir haben sie gegen den Winter aus Südwest und Westen. Hier scheint der Wind zu entspringen, wo die Hitze und Ausdehnung oder Ausweichung der Luft ist, die nur einen gelinden Zug der Luft verursachen könnte; aber die Luft hatte sich nach dem Kanal und dem deutschen Meer von verschiedenen Seiten hingezogen und brach endlich wieder hervor. So haben wir auch im Frühjahr die Stürme aus Norden, wo sie die Kälte zusammen zog. Im Jahr 1779 hatten wir im Winter viel südliche Winde und im Frühjahr einen Sturm daher und zu Smirna, Constantinopel und Rom war große Kälte. In den Hundestagen 1766 hatte man auf Rügen einen Sturm aus Norden, der die Gerste ausschlug; aber es war ein heißer Sommer; die Zusammenziehung der Luft wird in der Ostsee und eine starke Hitze in Schweden gewesen seyn. Jetzt in der Mitte des Sommers 1777, der nur mäßig warm ist, haben wir viel und starken Wind aus Westen; es muß in England oder in Amerika ein heißer Sommer seyn. Die Ausweichung der Luft vor der Hitze könnte auf die Länge ein merklicher Wind werden, aber kein Sturm: wir haben niemals Stürme aus

Osten. Starke Landwinde können von Gebürgen und aus Wäldern und von Schnee- und Eisgebürgen Stürme entspringen, die heiß und wirbelnd werden können, wenn sie über ein weites, kahles und erhitztes Land durchbrechen.

Die Ausweichung der Luft kann geschehen in allen kalten Gegenden, die einen geringen Grad der Wärme oder gar keinen annehmen, über und in dem Wasser, in den Hölen der Erde, über den Gebürgen und in der Höhe der Atmosphäre, weil die Wärme nicht hoch über die Erde steiget; und wenn man sagt, daß die obere Luft dünner ist, so ist es über der Atmosphäre, oder so viel, daß die Luft mit wenigern Dünsten vermischet ist. Auf den höchsten Gebürgen empfindet man eine kalte, heftige, durchdringende, eine concentrirte Luft. Die Zusammenziehung der Luft in den Hölen der Erde ist der Ursprung des Erdbebens: es folgt ein Sturm darauf; es geht ein Brüllen vorher, als wenn die Luft aus dem Eise bricht; die äußere Luft ist leicht. Es entsteht in Ländern, nicht fern von Gebürgen und weit genug vom Pol. Die stärksten Erdbeben sind im Herbst, Winter u. Frühjahr. Die Luft hat sich im heißen Sommer der umliegenden Gegenden irgendwo, wie der Aether in verschloßene Poros, in kalte und verschlungene Klüfte der Erde gezogen, vielleicht auch vermittelst der Abgründe des Meers; im folgenden Winter hat sie nur mehr Luft nach sich gezogen, weil die äußere Luft weniger kalt war, als sie; und endlich ist sie, vermittelst eines unterirdischen Feuers oder Wärme, oder durch ihre eigene Kraft, bey dem schwachen Widerstande der äußern Luft hervor gebrochen. Ohne Erd-

beben ſollen Wirbelwinde aus Hölen kommen, aus ofnen Hölen im Sommer. Unter der Linie ſinkt die Luft in den gleich langen Nächten ſehr zurük; Stürme und Erdbeben müßten da ſelten ſeyn: aber auf der Seite von Amerika iſt daſelbſt ein ſchmales, langes und ſehr hohes Gebürge, und da es unter der Linie über dem Meer auch warm wird, ſo entweichet dahin viel Luft, die von der Wärme zuſammen gedrenget in die Hölen der Erde dringen kann. Zu weit gegen Norden weicht die Luft nach dem Pol: in Island giebt es feuerſpeiende Berge, aber ſchwache Erdbeben, und ſelten auf der mitternächtlichen Seite. Die Ausweichung der Luft in die Höhe der Atmosphäre über die Hitze, welche Wolken von verſchiedenen Seiten her empor ziehet und über einander dreht; dieſe Erzeugung des Donnerwetters iſt zugleich ein Urſprung des Windes: die Kälte zog die Dünſte in Wolken und die Luft in einen Sturm zuſammen; oft wendet ſich das Wetter gegen den Wind und er geht mit einem Sturm um. Man ſieht das Wetter kommen, aber ſelten ſich zuſammen ziehn, beſonders im Zenith. Die Erzeugung des Windes iſt noch unmerklicher und kommt aus heimlichen Oertern Pſ. 135, v. 7, aber kalten: der heftigſte Sturm iſt bey Wettern, wo die Kälte die Dünſte in Schloßen und Eis zuſammen zieht. Die Aengſtlichkeit einiger Menſchen vor und bey dem Gewitter iſt eine Folge der entzogenen Luft. Im Frühjahr folgt auf ein Donnerwetter ein nordlicher und kalter Wind: die Luft ſchießt wieder hin, wo ſie verdünnet war, und nach ſtarken Donnerwettern wird es ſtürmiſch. Zu Martinique ſoll bey dem Orkan 1780 der Wind faſt aus allen Punk-

ten des Kompaßes gewehet haben. Die Zuſammenziehung der Luft muß vorzüglich um die Pole geſchehen; und da ſie hier von allen Seiten hergedrenget wird, ſo wird ſie hier ſehr hoch ſteigen. Dieſe hohe und nach gefallener Wärme des Sommers weite Atmosphäre, worin vielleicht die Dünſte gefrieren, wenigſtens ſo hoch ſteigen, daß darin des Nachts die Sonnenſtrahlen ſpielen, iſt das Nordlicht, welches feſtes Wetter bedeutet, das ſich mit einem nordlichen Winde und alſo mit Schnee endiget. Wenn es ſich über den Horizont fortpflanzet und roth erſcheinet, ſo zeigt es darin viele Dünſte an, die bald niederfallen. Elektriſches Feuer ſcheint es nicht zu ſeyn, weil es nur vor Mitternacht entſtehet. Auf Island entſteht ein Blitzen in der Luft, ſo ſtark, daß die Pferde ſcheu werden, wenn ein Stoßwind einen feinen Schnee hoch in die Luft wirft. Das Nordlicht ſoll jetzt häufiger ſeyn, als vordem; ohne Zweifel, weil das nordliche Europa jetzt heißer und kälter, und die Atmosphäre unter dem Pol jetzt öfters hoch und weit genug wird, wie vordem. Der Südpol muß ein gleiches Licht erzeugen. Weil Amerika gegen Norden mehr feſtes Land hat, als Europa, ſo muß daſelbſt der Sommer heißer, der Winter kälter, und hohe Atmosphäre und Nordlicht häufiger ſeyn, als bey uns. Auch Aſien hat gegen Norden mehr Land, als Europa; es iſt heißer und kälter, das ſchwarze Meer gefrieret und nicht die Oſtſee. Starkes Nordlicht, Sturm und Schnee aus Norden ſind eigentlich die Folgen eines heißen Sommers und nicht ſo wohl ein kalter Winter, weil die Erde ſehr durchgewärmet und der Nordwind bey uns der kälteſte nicht iſt: aber die

Kälte des Winters richtet sich nach der Wärme des Sommers, und wir haben nach einem heißen Sommer einen kalten Winter und Nordost und Ostwind. Die Luft muß leicht gewendet werden können; der Sturm in Niedersachsen den 31sten August 1777 war erst südwest, nachher ward er nordwest. In Frankreich soll vorher eine starke Hitze gewesen seyn. Der Ursprung des Sturms wird im Kanal, zu gleicher Zeit wird auch viel Luft in dem deutschen Meer und der Nordsee gewesen seyn, welche durch den südlichen Sturm erregt dazu gefallen ist, da jener sich schon erschöpft hatte. Viele Stürme im Herbst zeigen einen veränderlichen und daher mäßigen Winter an, wenn gleich ein heißer Sommer war: weil viel Luft in die See und weniger nach dem Pol gezogen, und die nord- und östlichen Winde von kurzer Dauer werden. Auf einen gelinden Winter und viele Westwinde im Frühjahr wird ein trokner Sommer folgen, weil die See an Luft erschöpft ist; auf einen trokuen aber nicht heissen Sommer wird ein mäßiger Winter folgen, weil der Wind meist nordlich war und wenig Luft nach dem Pole gezogen. Auf einen kalten Winter wird viel Westwind, ein nasses Frühjahr oder ein nasser Sommer, und auf diesen wieder ein kalter Winter folgen, weil das Meer an Luft erschöpft ist.

Der Ursprung aller Winde ist die Anhäufung der Luft. Wenn sie an einer kleinen Stelle auf das engeste zusammen gepreßt wird, so wird sie mit zusammen gefaßter Kraft hervor und ein Orkan entspringen. Je größer der Ort der Kälte ist, je weniger wird ihre Kraft zusammen gefaßt werden; ein mäßiger

Ort wird einen Sturm verurſachen. Den gröſsten Plaz wird die Luft um die Pole finden; und da dieſer Ort kalt und weit genung iſt: ſo kann er die Quelle eines weiten Windes werden, der die halbe Erde trift. Der Urſprung des Windes reicht zur Kenntniß des Windes nicht hin: er kann aufgehalten, unterbrochen und ſeine Wendung verändert werden. Die Anziehung der Luft und der Kälte, der Druk der Hitze, die Nachgebung der Wärme, ein Gebürge, ein Geſtade, der Zuſammenfall der Luft aus unterſchiedenen Quellen, der Stand des Mondes kann die Wendung des Windes machen. Die anziehende Kraft des Mondes kann nicht die Luft zuſammenziehen, weil auch die Erde an ſich ziehet; doch wie er dadurch das Waſſer leichter macht: ſo kann er auch die Schwere der Luft verringern, nach ſich einen Fall verurſachen, und einem beträchtlichen Winde die Wendung, aber nicht ſeinen Urſprung und ſeine Gewalt, geben.

Die beiden Pole ſind die beiden Hauptquellen des Windes: er ſoll von dem Pole, wo es Winter iſt, in die näheſten Gegenden beſtändig daher wehen. Bey ſeiner weitern Verbreitung wird er von der Kälte des feſten Landes angezogen, oder von Seewinden mitgenommen. Zwiſchen den Wendezirkeln erhält er eine Wendung von Morgen gegen Abend durch den Stand des Mondes und der Sonne, deren Schwere die Luft leichter macht, die zugleich von der Wärme verdünnet wird: er iſt daher nordoſt vom September bis zum April diſſeit der Linie, jenſeit ſüdoſt, vom April bis zum September; und geht auf dem weiten Meer auf die Linie zu, und über ſie weg, von der

Seite her, wo es Winter ist, und am weitesten im Frühjahr. Der Polarwind, der bis und über die Linie gehet und an den sich entgegen gesetzte Winde stossen, kann die Ursach seyn von der Regenzeit zwischen den Wendezirkeln, die allemal da eintrift, wo die Sonne am höchsten stehet und die Luft am dünnesten ist: denn ausser den Wendezirkeln ist es alsdenn Sommer und das klareste Wetter. So stößt sich auch die Luft in Amerika besonders an der Ostseite des langen Andesischen Gebürges. Der Polarwind, der von der Winterseite her über die Linie gegangen ist, kann von Gestaden zurückgeschlagen werden, besonders zwischen Afrika und Asien, und zu den dasigen Westwinden werden, die ihre gewisse Zeit halten. Der Südpol ist kälter als der Nordpol; er muß mehr Land haben, und sein Polarwind strenger seyn und weiter gehen, weiter zwischen Amerika und Asien, und stärker zurük geschlagen werden zwischen Afrika u. Asien. Der erste Ursprung des Windes ist eine concentrirte Luft; ein kälterer Ort ist der Anfang des Windes, und auch eines gelinden Zuges der Luft nach sich hin, sonst könnte es nicht aufthauen. Die Kälte zieht die Luft zusammen; sie gerinnet nicht wie das Wasser und strömt endlich durch ihre elastische Kraft wieder davon; aber eben die Kälte, die sie vertrieben hat, zieht sie auch wieder nach sich von der Wasserseite, und es thaut bey uns mit einem Westwind, in Island und Grönland mit einem Süd und östlichem Winde auf. Zu gleicher Zeit kann sich viel Luft in dem Wasser angehäufet haben, welche dadurch hervorgezogen zum starken Winde werden kann. Besonders gegen den Winter kommt viel Luft aus dem

Meer zurük und bringt viel Waſſer mit. Das Waſſer geht in die Luft, die Luft geht in das Waſſer über: das aufgeſchwollne Meer, die dünne Luft, worinn die Vögel unruhig werden, wie auch andere Thiere vor dem Erdbeben, zeigte den Griechen Wind, Regen, und Wärme vorher. Sie bemerkten auch Stürme von den Gebürgen, zur Zeit, wenn darauf der Schnee ſchmilzt, nicht nur, weil der Schnee viel Luft enthält, ſondern auch, weil viel Luft über dem Schnee von der Kälte gehalten wird. Sie ſtrömt davon jezt nicht blos durch ihre eigene elaſtiſche Kraft, ſondern weil die Urſach ihrer Zuſammenziehung, die Kälte, gehoben wird. Hingegen die weiten und beſtändigen Eisberge in Island ziehen Luft und Wolken über ſich zuſammen und geben ſie mit Sturm, im Sommer oft mit Schnee, zurük. Die Urſach des Windes iſt Wärme und Kälte; und er iſt wieder eine Urſach von dieſen: und je mehr auf verſchiedenen Seiten der Erde, Wind, Wärme und Kälte mit einander werden beobachtet werden, je weiter werden wir es in der Kenntniß der Winde und des Wetters bringen. Jezt weiß man noch nicht, wie weit ein veränderlicher Wind ohngefehr wehet.

Strahl.

Felix qui potuit rerum cognoſcere cauſas. Pred. Sal. XI. v. 5, 6.

An die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Drontheim auf die Aufgabe im Jahr 1777: Ueber das Ab- und Zunehmen der Kälte in den am Nordpol liegenden Landen, in ſo fern ſolches aus der Erfahrung durch phyſiſche oder aſtronomiſche Gründe bewieſen oder wahrſcheinlich vermuthet werden kann.

Cleopatra, Königin von Aegypten.

Octavia, Cäſars Schweſter, und Gemalin des Antonius.

Charmion. } Kammer-Fräulein der Cleopatra.
Iras. }

Abgeſandte vom Antonius an Cäſar, Hauptleute, Soldaten, Boten, Trabanten, Wachen, und andre ſtumme Perſonen.

Die Scene iſt das Römiſche Reich.

IV.

Auszüge aus Briefen u. ſ. w.

Der Verfaſſer dieſer Briefe, die man hier in Auszügen mittheilt, hält ſich gegenwärtig in Rom auf. Er iſt ein junger Künſtler von ausnehmenden Fähigkeiten und Talenten, und unſer Zeitalter verſpricht ſich in ihm einen der Erſten, ernſthafteſten und tiefſühlendenſten Erfinder. Er war auf dem Wege ſein Glük zu machen, und das Gold aus dem Beutel der Reichen und Großen in den ſeinigen zu leiten. In einer der Haupt-Städte Teutſchlands war er noch im Jahr 1779 der Liebling aller derer, die die Kunſt lieben und ſchätzen, in allen Ständen. Er verfertigte in Jahresfriſt nicht weniger als 56 Porträts, worunter viele ganz hiſtoriſch behandelt, und manche zahlreiche Familien-Stüke waren. Allein, ſatt von Beyfall und Belohnungen, zog er die Eingezogenheit und Muſſe zum Studiren der großen Welt vor, und lebt nun als ein Einſiedler unter Roms Ruinen und den Werken Raphaels und Michel Angelo's.

Von der Güte ſeiner Bemerkungen, der Tiefe ſeines Gefühls, und der Stärke ſeiner ſo einfachen Sprache wäre es unbeſcheiden unſern Leſern eine Vorrede zu halten.

An ſeinen Bruder.

Rom.

Jacob, ich wollte, daß du bey mir ſeyn könnteſt, oder daß ich dir einige Figuren ſchicken könnte; wor-

über ich mich ein wenig deutlich erklären könnte. Weil das aber nicht seyn kann, so will ich Dir nur eine Kleinigkeit schicken, und dich gerade an die Natur oder die Antiken empfehlen. Am Ersten ists in der Antike zu finden, weil sie deutlich ist. Sie ist aber auch regelmäßig und deutlich; und durch sie kann man leichter einen Begriff von einer Figur bekommen. Sie haben, so zu sagen, einen gewissen Styl gehabt, nach dem sie gearbeitet haben. Hier habe ich dir ein Maaß beygelegt, das ohngefähr nach den Antiken ist. Man kann nach diesem viel leichter eine Figur zusammensetzen.

Lerne doch die Perspektiv recht fleißig. Sie ist höchst nöthig. Man kann keinen Kopf ohne Perspektiv machen, und man gewöhnt das Auge, daß es viel leichter sieht, wie die Sachen gegen über stehen, und sich verkürzen müssen. Ich wünschte, ich könnte dir einige Köpfe schicken. Ich habe sehr viel nach Raphael gezeichnet. Was da für herrliche Charaktere und wunderliche Physionomien unter sind, das kannst du dir kaum vorstellen. Aber es ist zu umständlich, sie wegzuschicken, und es sind auch so viele Sachen in C. daß man nichts mehr braucht; und mahlen kann man in C. besser lernen als in Rom. Ich denke immer an den Kopf in der Galerie von Morus, die Frau mit dem Hund. Was da für eine Natur in ist! den kopire doch einmal. Auch das andere Familienstük von Holbein ist sehr natürlich. Ueberhaupt die drey werden für die natürlichsten Mahler gehalten, nemlich Raphael, Albr. Dürer und Holbein. Und es ist auch wohl wahr: denn die drey sind ohne Manier, bloß Natur. Was ich für

herrliche Köpfe von Albr. Dürer gesehen habe, das kannst du dir nicht vorstellen; die wahre simple Natur, ohne ein schönes Colorit, oder einen besondern Pinselstrich zu zeigen, sondern es waren wie Menschen selbst. Titian ist auch ein großer Mahler gewesen, der hat aber die Natur mehr verschönert. Der ist ein rechter Zauberer gewesen, so wie er die Menschen dahingehext hat. Was ihm an der Zeichnung fehlt, dafür ist er gefälliger als die andern. Aber Raphael, Albr. Dürer und Holbein die haben gewußt, was unter der Haut für Knochen und Muskeln sitzen.

11. Dein Brief hat mich gefreut, aber noch mehr die Nachricht, daß du wieder in dem schönen C. bist. Es ist gewiß kein andrer Ort für dich, wo du mehr lernen kannst. Nur muß ich dich bitten, daß du fleißig nach Gyps zeichnest. Hier ist es, wo man auf Einmal soviel lernt. Hier in Rom zeichnet man beständig nach Gyps und Marmor. Ich zeichne immer nach Statüen, und wenn ich nach Hause komme, so probiere ich was ich gelernt habe. Da hab' ich ein großes Tuch, wo ich die Figuren in Lebensgröße aus dem Kopf aufzeichne. Darauf kömmt alles an, daß man auswendig zeichnen lernt. Das kann man aber nicht, ohne das Original recht betrachtet zu haben. Und wenn man glaubt fertig zu seyn, so muß man die Zeichnung noch recht nachsehen, so wird man finden, daß man viel ausreiben und ändern muß. Wenn ich eine Zeichnung in Einem Tag mache, so weiß ich sie nicht recht auswendig zu zeichnen. Bin ich aber den Einen Tag nicht fertig geworden, und nehme noch Einen Tag, und sehe

noch recht nach und ändre, alsdenn bleibt ſie mir mehr im Gedächtniß.

Hier ſind Künſtler, die 4 Monate an einer Zeichnung machen, und ſie ſind ſehr fleißig dabey. Das iſt eigentlich die rechte Art. Dieſe Leute wiſſen denn auch die Figur recht auswendig, und können nachher zeichnen was ſie wollen, und es wird alles richtig. Das will ich dir recht anempfehlen: nimm einen alten Kopf, den Apollo oder eine Tochter der Niobe, und zeichne den recht genau nach. Es muß dich aber nicht verdrieſſen eine ganze Woche an einer Zeichnung zu machen. Viel Brod muſt du brauchen zum ausreiben; denn es iſt nicht möglich, daß man ihn ſogleich richtig zeichnet; und wenn er beynahe fertig iſt, ſo ſieht man erſt, was für Fehler drinn ſind, und man muß ſich nicht ſchämen auszureiben. In Teutſchland hat man den Glauben, man muß alles auf den erſten Schwung richtig machen; das iſt aber nicht möglich.

Mengs ſaß und zeichnete einen Kopf, ein andrer Künſtler trat herein, lobte die Zeichnung, wie ſie ſo ſchön wäre. Ja, antwortete er, ſie macht mir Mühe, und ſehen ſie die viele Brodgrumen um mich her liegen? Dieſen Kopf hab' ich mehr mit Brodgrumen gezeichnet als mit Kreide. So muß man's machen. Nicht eher aufhören, bis man nichts mehr ſehen kann was noch verbeſſert werden könnte. Alsdenn lernt man an Einem Kopf mehr, als an Vielen. Man muß Einen Kopf ſo lange ſtudieren bis man ihn auswendig zeichnen kann, nachdem kann man alle andere leicht zeichnen. Du mußt mich aber recht verſtehen; ich meyne, daß jedes Theil ſein gehöriges

Maaß hat, und die Form wie es aussieht. Kein Theil muß den andern den Plaz wegnehmen. Denn ist das Eine Theil zu groß, so nimmt es dem Andern was, und dadurch wird das Nebenstehende zu klein, und verliehrt seine gehörige Form.

III. An einen andern Freund.

Rom.

Hier haben Sie etwas von meinen Römischen Studien. Die Erwartung, von mir eine bessre Arbeit zu sehen, setzen Sie noch einige Zeit hinaus, und betrachten Sie dieses für das was es würklich ist, nemlich als Studien, die ich für mich gemacht habe, um mit den Verschiedenheiten der Charaktere in den Werken des großen Raphaels vertrauter zu werden. Sie sind nicht als fertige Zeichnungen, und als solche zu betrachten, die gefallen sollen. Sondern ich habe sie abgezeichnet, um mit den Werken selbst bekannter zu werden, und daß sie meinem Gedächtniß zur Erinnerung helffen sollen. Ich habe es für das nützlichste gehalten, was ich in Rom thun könnte.

Ihnen brauche ich wohl nicht zu sagen, was Raphael in allen Theilen der Mahlerey für ein großer Mann gewesen ist. Allein man sieht es nicht mehr ein, als wenn man nach ihm studiert. Fast in allen Theilen ist er groß gewesen, besonders aber in der Composition und im Ausdruk wohl der größte der jemals gelebt hat; und in der Mannichfaltigkeit der Gesichter und der Mienen, die er jedem Kopf gegeben, unerschöpflich. Im Vatican, wo man so viele Werke von ihm beyeinander sieht, hab ich mich oft verwundert, wie er Charaktere, die sich einander

gleichen, doch von Einander unterſchieden hat. Ich bin zuweilen in den Zimmern herumgegangen, und habe alle Kluge mit einander verglichen. Aber Er hat tauſend Stuffen gewußt, ſie alle von Einander zu unterſcheiden, und doch ſind ſie alle klug, und ſo auch alle ſanfte Charaktere ꝛc. Eins gehört immer zum andern; am ganzen Gewächſe ſieht man, daß der Mann ſo denkt, der Kopf gehört zu einen ſolchen Körper, und die Hände und Füße und Finger ſind immer in einer ſolchen Bewegung, daß man glaubt, ſo muß es ſeyn und nicht anders.

Der Streit des Sacraments war ſeine erſte Arbeit die er im Vatican machte. Damals war er ein junger Menſch von 20 Jahren. Ich kann Ihnen nicht ſagen, die Freude die ich vor dem Bilde empfunden habe. Ich habe auch verſchiedenes daraus gezeichnet. Beſonders ſind die Gewänder ſo ſchön! Sie ſind immer ſo gehalten, daß man die ganze Figur darunter ſieht, und doch ſind die Falten ſo natürlich, daß man glaubt, es ſey Tuch.

Die Schule von Athen war ſein zweytes. Dieſes iſt in einem weit größern Styl, und werth, für ſeine gröſte und beſte Arbeit gehalten zu werden. Wie groß muſte nicht die Compoſition ſeyn, ſo viele kluge Leute auf Einmal auf Ein Bild zu bringen! Und doch ſind dieſe kluge Leute ſo, wie man ſie ſelten in der Natur ſieht. Sie ſind alle aus Raphaels Gehirn geboren, und doch ſcheinen ſie einem ſo bekannt, als habe man ſie ſchon im Leben geſehen. Wie Sokrates daſteht, und den Schülern ſeine Lehre deutlich macht! Er ſcheint zu ſagen: Die Sache entſteht

aus der Urſache, eben ſo wie 2 mal 2 vier macht. Diogenes hat ſich von dem übrigen Hauffen abgeſondert, und liegt mit ſeiner beſondern Lehre auf der Treppe —

Raphaels Werke gefallen in dem erſten Anblik nicht. Je mehr man ſie aber betrachtet, je mehr gefallen ſie. Ich muß geſtehen, da ich ſein leztes Bild ſah, gefiel es mir nicht. Nachdem ich es aber öfters beſehen, ſo zweifle ich gewiß nicht mehr, daß es das erſte und beſte Gemälde in der Welt iſt. Es iſt eine weibliche Figur darauf, die, glaube ich, das vollkommenſte iſt, was je nach der Griechen Zeiten hervorgebracht worden. Er ſtarb darüber, eh es ganz fertig war; und da er begraben ward, giengen alle Großen in Rom zur Leiche, und man trug dieſes Bild voran. Julio Romano hat es nachher geendigt.

IV. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ſchöne Geſichter zu zeichnen, aber ich habe keins ſo ſchön als das der Madonna im Pallaſt Borgheſe. Es iſt in derjenigen Zeit Raphaels gemacht, welche man la terza Maniera nennt. Seine Erſte iſt weit unterſchieden von dieſer. Ich kenne ſeine Arbeiten recht gut, denn ich habe von allen Sorten Raphaels nachgezeichnet. Seine allererſte Manier ſieht aus wie Albr. Dürer. Nach dieſer hab ich auch gezeichnet. Sie ſieht nicht gut aus, iſt aber voller Wiſſenſchaft. Seine zweyte iſt beſſer, aber noch ſehr trokken. Von dieſer glaube ich, daß ich viel gelernt habe, weil alles ſehr deutlich und beſtimmt iſt. In ſeiner dritten Manier hat er alles Trockene weggelaſſen und hat in einem großen Styl gearbeitet. Die Ma-

donna in Cassel, glaube ich, ist in seiner 2ten Manier. Ich weiß mir sie nicht mehr recht zu erinnern. Damals kannte ich die italiänischen Bilder noch nicht. Um ihren Werth zu kennen, muß man die Antiken gesehen haben. Denn ihre Schönheit besteht in der Zeichnung. Die Manier, zu machen, (le Faire) ist selten schön u. s. w.

Nachschrift zu diesen Künstler Briefen.

Man hat die naive, edle und einfache Sprache dieser Briefe nicht mit einem Jota verändern wollen, und man glaubt durch diese Delikatesse der Behandlung am meisten bezeigt zu haben, wie sehr man ihren innern Werth schäzt. Die Sprache des Herzens, das Gefühl des Wahren, der Drang es zu sagen, ohne Worte dafür zu finden, wird jedem einleuchten, — und derjenige, der irgend hier Plattheiten, oder Wiederholungen findet, oder Präcision vermisset, oder Sentenzen und Orakelsprüchen, mit Epigrammatischen Antithesen gespürzt, auflauret, ist an seinem eignen Leibe gestraft genug, daß wir, um nicht sein Elend zu vermehren, unsers Tadels hier gerne müßig gehen können. M.

V.

Zu was taugt dem Unglüklichen der Geschmak am Schönen?

Eine Erzählung.

Erinnern Sie sich noch der Frage, die unser, mit den Musen entzweyte Freund Liring, gerade in dem Augenblik aufwarf, als Sie und ich bemüht waren,

einigen jungen Leuten das Glük zu beweisen, welches aus Erwerbung schöner Kenntnisse auf unsere fröhlichen und traurigen Tage flöße; indem durch sie jene veredelt, diese erheitert, der Wohlstand besser genossen, und widrige Schiksale erträglicher gemacht würden.

Liring bot allem seinem Witz auf, uns zu widerlegen. Wohlstand, behauptete er, sey die Schönheit unseres Schiksals, und Unglük die Häßlichkeit desselben; daher müßten, nothwendigerweise, Menschen, die ihre Sinnen und Gedanken an Schönheit gewöhnt hätten, im Unglük desto mehr leiden.

Sie behaupteten, dieß würde nur bey denen geschehen, die sich gewöhnt hätten, den Begriff des Schönen mit dem Kostbaren und Schimmernden zu verwechseln. Der wahre Kenner des Schönen genösse seinen sanften, wohlthätigen Einfluß nicht allein in großen Werken des Geschmaks und der Kunst, sondern auch in den Gegenständen der ihn umgebenden Natur, und wisse selbst in den unscheinbarsten Dingen das Angenehme zu finden, und sie in ein gefälliges Licht zu setzen.

Liring versezte: o, wenn Sie nichts Gutes zum Stof haben, so biete ich Ihnen Trotz, was Schönes daraus zu machen.

Sie erwiederten: Er möchte sich in acht nehmen; seine Misantropie mache ihn aus Eigensinn Dinge sagen, die gegen ihn selbst liefen. Der Geist eines Praxiteles mache das Bild der Venus aus Thon wie aus Marmor; und der schöne Geschmak eines artigen Mädchens wisse einer schlechten Kleidung die Falten der Anmuth zu geben.

Liring hielt für unmöglich, daß ein Leidender an Schönheit denke, und behauptete, daß Praxiteles gewiß in glüklichen Umständen gewesen sey, als das berühmte Bild der Liebesgöttin in ihm entstanden sey.

Sie gaben ihm insoferne recht: daß, wenn das Gefühl des Schönen nicht vor dem Unglük in uns gelegen, Niedergeschlagenheit des Geistes freylich die Lage nicht sey, worinn man schöne Kenntnisse erwerben könnte. Ihre liebenswürdige Frau fiel aber mit dem Gedanken ein: daß ein Unglüklicher gewiß immer sehr schöne Tugenden ausüben, und auch schöne Arbeiten machen könnte, wodurch er sein Gemüth und sein Glük wieder erheben würde.

Das Einmischen der Idee von Tugend ward unserm Liring zu ernsthaft, und wir endigten den Streit, ohne ihn entschieden zu haben. Aber es hatte sich alles so tief in mich gedrükt, daß sich jedes Wort wieder darstellte, als ich einige Zeit hernach Erfahrungen des Leidens an mir selbst, und Beobachtungen über seine Würkung bey andern machte.

Wissen Sie noch, mit wie viel Eifer Sie damals wünschten, die Kunst zu erfinden, jungen Leuten den Keim schöner Leidenschaften geben zu können; weil Sie dies für das unfehlbarste Mittel einer guten Erziehung hielten, da die Menschen immer durch Leidenschaften geführt würden.

Verzeyhen Sie mir, mein Freund, diese Wiederholungen. Ich mußte sie als eine Vorrede zu einer Geschichte der Empfindung des Schönen haben, die ein Beweis Ihres Satzes ist; und die ich Sie bitte unserm ungläubigen Freund Liring und Ihrer guten Sophie zu erzählen.

Antonius und Cleopatra.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Palaſt zu Alexandria in Egypten.)

Demetrius und Philo treten auf.

Philo.

Nein, die verliebte Schwärmerey unſers Feldherrn überſteigt alle Grenzen. Dieſe ſeine männlichen Augen, die ſonſt über die weit verbreiteten Linien ſeiner ſtolzen Kriegsheere gleich dem ehernen Mars herabfunkelten, drehen ſich izt in ſchmachtender Anbetung nach einer braungelben Stirne; und

Sie wiſſen, mein edler Freund! was für ein unvermuthetes und unverdientes Schikſal mich von Ihnen und von dem lieben Boden trennte, in welchem ich Wurzel gefaßt zu haben glaubte — Ein Amt, eine Geliebte entriſſen, und beydes der Antheil meines Feindes geworden! — Sie munterten mich auf, den Verluſt aller meiner Mühe und Beſtrebungen mit ſtandhafter Ruhe zu tragen, mich aufrecht zu halten, weil das Zeugniß meines Herzens, und jeder Edle und Redliche auf meiner Seite wäre. Ihre Sophie bat mich um edelmüthige Behandlung der boßhaften Verleumder und Untergräber meines Wohlſtands, und der treuloſen Geliebten. Es koſtete mich viel, meinen Unmuth zu überwinden und mich zur Gelaſſenheit zu ſtimmen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich dazu gebracht haben. Ich fand, daß es ſchön ſey, Haß und Rachſucht aus meiner Seele verbannt zu haben; und ich eilte mit den Ueberreſten meines Glüks in die Arme meines Mettich, den ich mit ſeiner Frau und ihren Geſchwiſtern (für die er ſeit ſeines Schwiegervaters Tod in allem ſorgt) ſehr wohl und vergnügt fand. Mein Unfall freute ihn beynahe, weil Er dadurch ſicher wurde, mich um ſich zu haben; indem ich das Anerbieten der kleinen Landſtelle, wovon Sie wiſſen, nun gerne annahm. Ich wohnte in ſeinem Hauſe — machte mit ihm ein Paar kleine Reiſen — und dadurch wurde ich nicht nur zerſtreut, ſondern auch wieder zum Genuß der wahren Freuden des Lebens geſtimmt.

Wie wohl iſt mir in ſeinem Hauſe geworden! Der ſüße Enthuſiasmus für jede edle That, für Güte und

Geiſt, liegt ſo tief in meinem Freunde, ſeiner Gattin und den ihrigen — es iſt alles ſo einfach und doch ſo zierlich! — So wenige Speiſen, und man iſt mit mehr Luſt und Vergnügen, als wenn es viel köſtliches wäre — Alles ſo wirthſchaftlich und ſo geiſtreich — ſo arbeitſam und doch ſo heiter dabey — daß ich allein in dieſer Familie wiederfand, was ich mit Ihnen verlohren hatte.

Nun will ich Ihnen unſern geſtrigen Tag erzählen.

Ich wunderte mich, bey Tiſche alle Frauenzimmer in Hüten zu ſehen; aber ich wurde gleich mit zu einer Spatzierfarth auf dem Waſſer und zu einer Schüſſel Milch geladen. Wir ſtunden bald von Tiſche auf; die zwey Brüder von Frau Mettich nahmen ihre Flöten, und die Frauenzimmer jede ein Buch Holländiſch Papier, mein Freund aber eine Buchbinderpreſſe und Meſſer mit. Ich ſagte, das kommt doch nicht in den Milchtopf?

„Nein, aber in das Milchhaus.“

Unter manchen artigen Geſprächen und Liedern, die zu den Flöten geſungen wurden, kamen wir endlich näher an die Gebürge und an eine Strecke, wo das Ufer breite mit Obſtbäumen beſetzte Grasplätze hat. Izt ſah ich den obern Theil eines Hauſes, deſſen Balken und Sparren grün gemahlt, und das Mauerwerk weiß getüncht war. Das Anſehn war freundlich; aber da unſer Kahn fortgleitete, verlohr ich es wieder aus den Augen. Wir hielten an einer Krümme an, und ſtiegen bey einer in das Ufer gemachten Treppe aus. Die einfachen, nur aus runden Stangen ge-

machten Geländer freuten mich, für uns und alle andre, die da ein- und auszusteigen haben. Ich führte die jüngere Schwester der Frau Mettich, und Sie werden bald hören, warum ich bey der Sorge für dieses holde Geschöpf nicht viel um mich, sondern nur auf sie sah — bis sie mich am Arm faßte, und mir sagte, daß ich doch umschauen sollte. Ich thats, und wurde überrascht, obschon nichts prächtiges und großes vor mir war. Denn linker Hand stund das grün und weiße Haus zwischen Bäumen; zur rechten drey schöne Nußstämme, die mit ihren Aesten eine in drey Bogen gewölbte Laube machten, unter welcher ein runder Tisch auf Pflöcken mit einem Blumenkorbe stund. Kleine hölzerne Stühle lehnten an den Bäumen. Einige Schritte rükwärts weideten zwoo Kühe und etliche Schaafe hinter einem niedrigen Zaun; und an dem Wasser hinunter zog sich eine Wiese mit Obstbäumen besezt, und durch zween schmale ungleich laufende Wege mit grauem Kies durchschnitten. Am Ufer Mooßbänke; im Grase hie und da Büsche von Maßlieben und Vergißmeinnicht. Weiterhin kamen wir an einen viereckigen Platz, auch von Bäumen beschattet, mit feinem Flußsand ausgefüllt, und einen Tisch mit Stühlen umher. Dort sind von einfachen Levkoyen zwischen vier Bäumen Hecken gezogen, über welche man unter den Zweigen der andren Bäume die kleinen Wasserwogen hinflieſſen sieht, die durch einige mit Fleiß angelegte Steine hervorgebracht werden. An der Seite hin gieng ein artiger Bauerjunge von sieben Jahren mit einer Anzahl hölzerner Teller. Ein drolligtes kleines Mädchen folgte ihm mit einem Körbchen am Arm; und ein zahmes

Schaf lief beyden nach. Meine liebe Eufroſine führte mich nun weiter, den andern nach, gegen das Haus hin, an welchem Rebſtöcke zu einer halben Laube gezogen ſind, die groß genug iſt, eine Stube zu decken. Auch ſind Bänke und ein Tiſch da. Hinter dem Hauſe fängt der Weinberg an, der ſich völlig den Fluß hinunter erſtrekt. An der acht Schuh hohen Mauer, welche die untere Reyhe der Reben ſtüzt, iſt ein erhöhter Graßplatz, und auf dieſem eine Laube von rothen Bohnen, mit großen Oefnungen, durch welche man zwiſchen den Bäumen die artigſte Ausſicht auf das gegenſeitige Ufer, und auf ein entferntes Dorf in der Fläche hat. Der kleine Abhang auf der Seite iſt mit Sonnenblumen beſezt, aus denen Oel geſchlagen wird. Die gelben Köpfe dieſer Blümen, deren Farbe durch das an der Mauer hinaufwachſende Epheu noch erhöht wird — Kürbiſſe, die von dem Weinberg herunter hängen — Ranken von Roſen, die ihre Zweige willkürlich verbreiten, und zwiſchen der erſten Reyhe Rebſtöcke ſtehen — machen mit ihren bald weißen, bald dunkelrothen und geſprengten Blumen, ſo wie man fortgeht, einen ſüßen romantiſchen anblik. Der ſo ſchön angebaute Weinberg, die Mandel und Pfirſich-Bäume, die dazwiſchen ſtehen, und eine Schichte roher Felſenſpizen, die von der oberſten Höhe des Bergs herunter nicken, und nur mit Moos und einigen Steinpflanzen bewachſen ſind — alles dieß führt unvermerkt an eine Hecke von Weißdorn, Hambutten und Brombeerſtauden, durch die man auf einen etwa vierzig Schritte langen und achtzehn bis zwanzig Schritte breiten Platz kommt, der mit Silberweiden beſezt iſt, und ſich über zwai-

zig Schuh in den Fluß hineinerſtrekt, und auf der einen Seite in dem Waſſerwinkel einen guten Fiſchfang hat. Auf der andern aber, wo der felſichte Grund iſt, ſtehen noch die Ueberreſte einer alten Kirche. Zu einem ihrer gothiſchen Chorfenſter iſt ein wilder Kirſchbaum herausgewachſen, und über den ehmaligen Eingang und die in den Felſen gehauene Stiege läuft nun ein Bächelgen in den Fluß und verſchönert dieſen Flek, auf eine unnennbare aber ſehr einnehmende Art, obgleich die Ausſicht auf dieſer kleinen Landſpitze auf- und abwärts des Fluſſes ſehr einſam iſt, weil man am gegenſeitigen Ufer nichts als Weidengebüſche, rechter Hand die zerſtörte Kirche und links nichts als Gras und Baumſtük des Kelterhauſes ſieht. Hier ſtehen einige Tiſchgen zerſtreut auf Pflöcken feſt, und nur zwey oder drey Sitze dabey; einer am äuſſerſten Ende ſeitwärts hat die zwey Sitze an Weidenſtämme angelehnt, und der Fuß des Tiſches iſt mit Geſträuch des Ufers umgeben; der andre und ſeine drey Sitze ſind ſo geſtellt, daß man den kleinen Waſſerfall und ein Stük der Kirche, ſammt der längſten Ausſicht nach dem Fluß vor ſich hat; der dritte ſteht niedriger, gegen den Fiſchfang hin, und ſtößt an eine Moosbank, die am Ufer angelegt iſt. Neben dieſer geht man einige Schritte nach dem Waſſer zu, wo der abgeglättete Stamm eines großen Baums liegt, auf dem wohl acht Perſonen Platz haben, und bey niedrigem Waſſer und der gemeiniglich damit verbundenen Hitze, unter dem Schatten der überhangenden Weiden, eine angenehme Kühle genieſſen können. Von da geht man auf den Badeplatz, wo unter dichtem Geſträuch ein etliche Schuh

langer Boden von platten Steinen gefunden wurde, als der Keltermann Pflöcke einſchlagen wollte, und gar nicht fortkommen konnte! Beym Nachſuchen fand er unter 6 bis 7 Schuh hohem Erdreich Stücke von Mauren, die in den Fluß hineingiengen; ſo daß zu vermuthen iſt, es ſeyen vor Alters Gebäude da geſtanden, zu welchen auch die Kirche gehört haben mag.

Wie äuſſerſt einnehmend war alles dies! Unſere Flötenſpieler ſezten ſich, einer unter eine Weide gegen dem Waſſerfall; der andre ſtieg auf ſchmalen in die Seite des Bergs eingehauenen Stufen hinauf, und ſpielte unter dem wilden Kirſchbaum zum Kirchenfenſter heraus, und bald darauf ſaß die reizende Eufroſine Felſen neben ihm und ſang zu uns herab. Ach, Sie und Ihre Sophie hätten auch da ſeyn ſollen! — Mein Mettich, der neben ſeinen Handlungsgeſchäften und der Vormundſchaft für Schwäger und Schweſtern, die ſchönen Wiſſenſchaften übt, ohne Geräuſch Gutes thut, mit dem einfachſten Ton die beſten Sachen ſagt, und ohne Zeremonien ſehr höflich iſt — ſeine Clariſſe, die ſanfte und doch ſo thätige Frau, fein im Bau ihres Körpers, in ihren Zügen, ihrem denken und bezeugen, die mit 24 Jahren Mutter von vier Kindern iſt, und bey ihren zwey jüngern Schweſtern Mutterſtelle vertritt, ſie durch ihr Beyſpiel Tugend und beſcheidenen Gebrauch der Güter dieſes Lebens lehrt — ihre Schweſter Eufroſine, eine ſchöne kleine Brünette, voll Güte, Witz, Heiterkeit und edlem Gefühl, mit Geiſt und Muth — Louiſe, die jüngſte, ſehr hübſch, ein reines empfindliches Herz, Verſtand, Ruhe, Arbeitz

ſamkeit, und ganz zu dem gelaſſenen Ertragen der Widerwärtigkeiten des Lebens geſtimmt, zu dem wir Menſchen ſo oft berufen werden, ohne es verdient zu haben — die zwey Brüder, Carl und Wilhelm, voll herrlicher Anlagen zu Geiſt und Kenntniſſen, voll Wahrheit und ſchöner jugendlicher Munterkeit, alles fühlend, und doch muthig zu jeder Beſchwerde und Gefahr — zählen Sie auch mich dazu — und denken Sie ſich nun mit Ihrer würdigen Gattin auf dem Flekgen Erde, das ich beſchrieb; ſehen Sie mit mir den Bauerjungen, ſeine hölzernen Teller auf die Tiſchgen ſetzen, und das kleine Mädchen aus ſeinem Körbgen neben jeden einige Blumen legen, das zahme Schaaf bey uns herum ſchnuffend, und bemerken Sie, wie artig ein Stük grün und weißes Leinen an drey Pappeln befeſtigt iſt, um die Tiſche zu beſchatten, wo die Baumäſte nicht hinreichten — Sie werden finden, daß der Vorhang in Gemählden von Dianens Ruhe nach der Jagd in keine ſchönere Falten geworfen iſt, als ſie in dieſen Leinen, bald aufgezogen, bald herunterhängend waren. Ueberſehen Sie die einfachen Nelkenſtöcke nicht, die unter den Wieſenblümgen ſtehen, und laſſen Sie mich indeſſen zu Eufroſine in die zerfallene Kirche klettern. O, welch eine herrliche Ausſicht hat man von hier auf die noch ſtehende Welt. Ich ſagte zu Eufroſinen: dieſe Kirche hätte nicht ſollen zerſtört werden, es war ja Gottes Haus. Sie erwiederte, vielleicht haben die Leute nicht ſo aufrichtig gebetet, als wie Sie jammern. Ich ſchaute ſchweigend und gierig umher. Da nahm ſie mich bey der Hand: kommen Sie, ſprach ſie, Sie ſollen noch mehr ſehen.

Und wir gienigen zwiſchen einigen an dem kleinen Bache wachſenden Bäumen über große Steine zu einem Sitz für vier bis fünf Perſonen; und waren hoch genug, um einen Strich Land von 30 Stunden in einem halben Zirkel vor uns zu ſehen. Ich war entzükt, die Welt Gottes ſo fruchtbar, ſo ſchön vor mir, und das liebenswürdigſte Geſchöpf in voller Blühte des Lebens neben mir zu haben — in einer Art von Einöde; denn wir konnten von dieſem Platz niemand ſehen und von niemand geſehen werden. Das reizende Mädchen forſchte mit ihrem großen ſchwarzen Auge nach meinen Blicken, ob mir auch dieſe Ausſicht ſo recht gefiele — und vermuthlich mußte Sie es in allen meinen Zügen geleſen haben; denn Sie legte ihre linke Hand auf meinen Arm, und mit ihrer rechten deutete Sie umher: Sehen Sie, Franke! dieß iſt mein Tempel! Da erhebt ſich mein Herz am eifrigſten zu Gott — und dieſen Tempel können Menſchen nicht zerſtören. Ich küßte ihre Hand voll innigſter Verehrung und Liebe. — O, glauben Sie, theure Eufroſine! daß meine Seele hier eben das für unſern Schöpfer fühlt — und, o! möchten Sie hier, vor ſeinen Augen, die Liebe und die Hand eines Mannes annehmen, der die Tugend und Natur, wie Sie es thun, allem andren vorzieht.

O wie ſchön, mein Freund! war die plözliche Erröthung der feinen Wangen, das Niederſchlagen der ſonſt ſo offnen und mit Feuer um ſich ſchauenden Augen, das halbe Niederſenken ihres Kopfs! — Wir ſchwiegen beyde, nur daß ich ihre Hand zwiſchen meinen Händen drükte und küßte.

Sie legte ihre Rechte auf meine Hände, und mit einer rollenden Thräne im Aug und mit ſüßem Lächlen ſagte Sie: Franke! ich weiß, Ihr Herz iſt zu rechtſchaffen, Sie werden unter diesem Himmel nicht lügen, und mein Herz kann ſich nicht verbergen: Ihre Liebe freut mich, und die meinige haben Sie — ſchon lange. Dieß ſagte ſie etwas ſtockend, indem ſie ihren Kopf gegen meine Achſel beugte, um ſich vor meinen wonnetrunkenen Blicken zu verbergen. Ich drükte ſie an mein Herz, dankte ihr für mein Glük, und gelobte ihr alle zärtliche Sorge für das ihrige —

Lieber, lieber Freund! welch ein ſeliger Augenblik war dieſer! Nie, nie wird ſein Andenken aus meiner Seele weichen! — geben auch Sie mir Ihren Segen!

Eufroſine iſt mit meinem kleinen Amt und Vermögen zufrieden, und ſagte mir ſo artig und liebkoſend: Wir wollen, mein Lieber! wie Mettich und Clariſſe, ohne Prunk mit Wirthſchaft, eben ſo glüklich als Reiche ſeyn!

Wir kamen mit glänzenden Augen und bewegter Mine zu den andern zurük. Sie fragten nach der Urſache unſeres langen Auſſenbleibens. Ich antwortete: daß ich immer gehört hätte, in alten Gebäuden lägen Schätze begraben — daß ich nach einem geſucht, und würklich in der Kirche einen von unſchäzbarem Werthe gefunden hätte, den ich aber ohne die Einwilligung des Gutsherrn nicht behalten dürfte.

Mettich ſah mich mit halbem Staunen und halben Lächlen an. Da aber die holde Eufroſine ſich an

Clariſſens Hals hieng und weinte, ſo traten dem lieben Mann auch Thränen in die Augen. Er ſtrekte ſeine Hand nach mir. Ich umarmte ihn und ſagte: Mettich! willt du mich zu deinem glüklichen Bruder machen? Da zog er mich hin zu ſeiner Clariſſe. Franke, ſagte er, du biſt immer der Bruder meines Herzens geweſen; ſo lang ich dich kenne; es freut mich, daß du nun auch Bruder meiner Clariſſa biſt. — Liebe Schweſter! ich bin Bürge für Ihr Glük mit dieſer Hand, ſagte er, indem er Eufroſinens Hand in meine legte, und uns alle drey umfaßte. Louiſe und beyde etwas von ferne ſtehende Brüder kamen nun auch, und hörten was vorgieng.

O! das reine Band der Freundſchaft und des Vertrauens, auf dieſem Platz und vor Gott geknüpft, von ſo guten, guten Menſchen; gewiß in der Ewigkeit noch werden wir uns vereint daran halten! Es floß neue ſanfte Freude in uns über, und ich war völlig geſtimmt, alles Gute aufzufaſſen und zu genießen, was mir dieſer Tag noch vorbehalten hatte.

Der Bauerjunge kam wieder, und brachte, auf einem weißen Bret, kleine, nur ein Theeköpfgen große Käſe. Das drolligte Mädchen trug eine hölzerne Schüſſel niedlich geſchnittenen Brods. Ein größerer Junge von zehn Jahren, geſund und lebhaft, folgte ihnen mit einem Korb blau und weißer irdener Teller und Schüſſelchen, die er auf die Tiſche umherſtellte. Ein ſchönes und ſittſames Mädchen von 13 Jahren mit einem Strohhut auf ihren leicht geflochtenen und artig um den Kopf geſchlungenen Haaren, brachte einen Topf mit Milch, und ein Hängeförbchen mit

ſein Heldenherz, das im Gedräng groſſer Gefechte die Schnallen ſeines Bruſtharniſchs aufſprengte, verläugnet nun allen ſeinen Stolz, und iſt der Blaſebalg und der Fächer worden, die Brunſt einer Zigäunerin abzukühlen. Seht, wie ſie daher kommen.

Trompeten-Stoß. Antonius und Cleopatra mit ihrem Frauenzimmer, und Caſtraten die ihr Luft zufächeln.

Seht nur wol Acht, und ihr werdet in ihm einen von den dreyen Grundpfeilern der Welt in den Ruhſeſſel einer Meze verwandelt ſehen. Die Augen auf und ſeht!

Cleopatra.

Wenn es in der That Liebe iſt, ſo ſagt mir, wie viel?

Antonius.

Das iſt eine bettelarme Liebe, die ſich berechnen läßt.

Cleopatra.

Ich will eine Grenze ſezen, wie weit ich geliebt ſeyn will.

Antonius.

So muſt du nur einen neuen Himmel und eine neue Erde ausfinden.

Ein Courier tritt herein.

Courier.

Neue Zeitungen, Gnädiger Herr, von Rom.

Antonius.

Löffeln und Messern. Die von leichtem holzfarbenen Zeug gemachten Röcke und Wämschen der Kinder, die handbreiten Umschläge der Hemdermel über die Ermel des Wämschen der Mädchen, die weißen Schürzen, Strümpfe und Halstücher, bäurische aber nette Schuhe, nebst dem Gang und Betragen dieser Kinder, machten recht eigentlich mit dem Ganzen zusammen, das schönste Local vom ländlichen Leben und Sitten. Die Mutter kam nun auch, einer reinlichen geschenten Bäurin ähnlich; doch waren in ihrem Gesichte Züge, die mehr Wissen und Erfahrung andeuteten, als in den Zirkel ihrer einsamen Wohnung gehörten, oder ihre bäurische Kleidung erwarten ließ. Sie hatte auf einer flachen irdenen Schüssel kleine artig geformte Stükchen Butter, jedes auf einem eigenen Blatt Mangold mit rothen Adern liegend. Ihr Grüßen und Reden war höchst anständig und vernünftig. Sie goß uns Milch ein, und gieng dann, so bescheiden, vertraut und mit so viel Liebe und Ehrfurcht in ihrem Gesicht, bey uns herum. — Eufrosine und ich hatten uns an den äussersten Tisch gesezt, und man konnte uns leicht ansehen, wie sehr wir Freunde waren. Die Frau beobachtete uns von Zeit zu Zeit, und sah dann auch auf die andern, weil sie, nach der Erziehung der Felsischen Töchter, wohl wußte, daß niemals kein vertrauter Umgang mit irgend einer Mannsperson gelitten ward. Clarisse zog sie aus ihrer Verlegenheit, indem sie ihr sagte, daß wir ein Brautpaar seyen. Hier blikte die Frau fest auf mich, fragte unsere Clarisse was, die mit ihrem Kopfe ja, ja nikte und der Frau die Hand drükte. Diese kam hierauf zu uns, faßte meiner Eufrosinen Hand: Lie-

des, liebes Kind! Gott segne Ihr Bündniß mit diesem Herrn! Sie mögen hinkommen, wo Sie wollen, so wünsche ich Ihnen so viel Glük und Frieden des Herzens als ich hier genieſſe. Sie, mein Herr! werden gewiß glüklich mit diesem Engel. O, belohnen Sie Sie mit Liebe und Zärtlichkeit für alles Gute, was sie an mir und meinen Kindern that! Sie drükte hier unsere Hände, und ihre Thränen benezten sie. Meine Braut stund auf und dankte ihr mit einer Umarmung für ihre Wünsche und ihren Segen. Ihr älterer Knabe hatte sich da auf die Mooßbank am Ufer gesezt, und bließ ein ländlich Lied auf der sogenannten Schwefelpfeiffe, welche meine Eufrosine wegen ihrem einfachen Ton so sehr liebt. Rosine, das dreyzehnjährige Mädchen, sang dazu. Die Frau war fort, und kam erst nach einiger Zeit wieder, mit einem großen Korb, in welchem drey schöne weiße geflochtene Hüte lagen, mit großen Sträußen von Schasminblüthen bestekt. Die Hüte und Blumen sind aus Papier verfertigt. Dies ist die Nebenarbeit der Frau und ihrer ältern Tochter; und dies war die Ursache, warum die Mettiche Papier und eine Buchbinderpresse mitgebracht; denn diese Hüte werden aus einer Menge schmaler Streifen Papier vierfach geflochten und gebogen, und dann die Flechten im Ring aneinander genäht. Die Schasminen bestehen aus kleinen in fünf Blättchen geschnittenen Stükchen Papier, dazu sie nur noch etwas feinen Drath brauchen, den sie mit Seide umwiklen, aus grünem Papier die Nebenblättchen machen, und so recht niedliche Büsche von kleinem Schasmin verfertigen.

So bald meine Eufroſine einen dieſer Hüte in der Hand hatte, kamen ihre zween Brüder hinter den Bäumen hervor, und wanden einen Kranz von Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, kleinen Roſen und Majoran um den Hut ihrer Schweſter. Die artige Louiſe umfaßte meinen grauen Reiſehut eben ſo. Ich nahm beyde holde Mädchen an den Arm, führte ſie gegen den Sitz, wo man die alte Kirche ſieht, und bat ſie um Auflöſung alle des Räſelhaften, das ich bey dieſen Kelterleuten fände. Mettich ſoll es Ihnen ſagen, antworteten ſie mir, und riefen ihm. Er kam, ſezte ſich zu uns und fragte, warum ich denn ſo begierig nach der Geſchichte dieſer Bauerleute wäre?

Weil mich das ganze Stük unſers heutigen Nachmittags ein Opernauftritt zu ſeyn dünkt, antwortete ich.

Das will ich nicht hoffen, Franke, fiel Eufroſine mit Erröthen ein, daß wir nur eine Opernrolle geſpielt haben?

O, meine Beſte! vergeben Sie mir dieſen Ausdruk, der mein Herz und das Ihrige nicht angeht. Nur die Bauerkinder und ihre Eltern ſcheinen mir etwas ſolches zu ſeyn; denn ſie ſind warlich keine Familie von gewöhnlichen Landleuten.

Für was halten Sie ſie denn?

Für irgend einen Gärtner, der eine Kammerjungfer heurathete, und der denn, wenn Gäſte kommen, mit ſeinen Kindern dieſe Auftritte ſpielt.

Nein, ſagte Mettich; alles was ich geſehen, wäre Arbeit des Manns, und die Verzierungen und Kleidung Erfindung der Frau. Beyde wohnten ſeit

vier Jahren hier, und wären auf eine sonderbare Art auf dieses Stük Landes recht eigentlich verschlagen worden. Denn eben vor vier Jahren im Herbst wäre er mit siner ganzen Familie hier in der Weinlese gewesen, als einen Nachmittag so stürmisches Wetter und Regen eingefallen, daß er alle Winzer hätte heimschicken, und sie sich aus dem Weinberg in das Haus hätten flüchten müssen; wo sie dann am Fenster gelegen hätten, um mit dem ersten günstigen Augenblik anspannen und die Frauenzimmer nach der Stadt fahren zu lassen. Da hätten sie bey dem stärksten Wind einen halbgedekten Kahn erblikt, der nur von wenigen Händen regiert, und von den Wellen gefährlich hin und her getrieben worden. Er, Mettich, wäre mit seinen Kelterknechten eilends ans Ufer geloffen, und hätte den Nothleidenden mit einem weissen Tuch an einem Stok ein Zeichen gegeben, daß sie suchen sollten, gegen Land zu kommen. Dieß sey den armen Leuten endlich gelungen, und einer seiner Kelterknechte wäre bis unter die Arme in den Fluß hinein gegangen, um den Kahn mit seinen Händen völlig heebenzuziehen; indem der arme Junge von sechzehn Jahren, der am Steuer gesessen, und der einzige Mann, welcher ruderte, sich nicht mehr zu helfen gewußt hätten. Im Kahn wäre eine Frau auf einem Strohsak ohmächtig gelegen, mit einem Kinde an der Brust und drey arme winselnde Geschörfe um sie herum. Da habe er die Kinder heraustragen, die Decke abheben und die arme Frau mit dem Strohsak in das Haus bringen lassen. Der Mann wäre wie versteinert mit seinem Ruder in der Hand geblieben, als er seine Frau in diesem Zustande erblikt. Clarisse, ihre

Schweſtern und die Mägde hätten ſich mit der Frau und den Kindern abgegeben, um ſie zu erquicken und zu troknen, weil das Waſſer überall von ihnen herunter getäufelt; und er habe den Mann in die Küche an ein gutes Feuer geſezt, und ſein Gepäcke in das Haus tragen laſſen. Die Frau hätte Clariſſe in ſein Bette gebracht, und die Kinder um ſie her geſezt, weil ſie gleich ſehr ängſtlich nach ihnen gefragt. — Der Mann habe auch kommen müſſen, und gewiß wäre nie ein Gott ſey dank! herzlicher ausgeſprochen worden als von dieſem Ehpaar, da ſie ſich geſund und gerettet beyſammen gefunden, und mit Schluchzen und Segen ihm und ſeiner Clariſſe Gottes Belohnung für ihre Menſchenliebe gewünſcht. Er hätte ſie denn gebeten, ſich zu beruhigen und die Nacht da zu bleiben. Seine Frau und Schweſtern wären nach Hauſe gegangen, hätten aber eine Magd da gelaſſen, für die Leute ſorgen zu helfen. Dieſe wäre in der Nacht zu ihm gekommen, ihm zu ſagen, daß die zwey Leute ganz erſtaunlich mit einander wehklagten. Da ſey er gleich zu ihnen gegangen, und habe ſie auf der Bank beyſammen ſitzend, eines an dem Hals des andern hängend, und weinend angetroffen. — Die Frau konnte ihm auf ſeine Fragen nichts antworten, als daß ſie ihre auf der Bank neben ihr liegende Schubſäcke aufhob, und ausrief: Ach unſer Geld! all unſer Geld iſt hin — dann die Säcke wieder fallen ließ, und mit unausſprechlichem Schmerz die Hände rang und um ihre armen Kinder jammerte. Er fragte wie und wo, und erhielt die Antwort: daß ſie ihren lezten Sparpfennig in Gold in ihrem Gebetsbuch verwahrt gehabt, und dieſes ſey verlohren.

Mettich ließ sogleich Strohfakeln anzünden, und gieng mit dem Mann, den Kelterknechten und dem Schifferjungen hin, zu suchen; aber es war nirgend nichts zu finden. Der Sturm hatte sogar den Kahn von dem Pflok losgerissen und weggeführt, worüber der arme Junge auch in großen Jammer ausbrach. Mettich bezahlte ihm den andern Tag seinen Kahn, und gab ihm ein Zeugniß über den Vorfall mit, worüber er etwas getröstet, die Decke, Ruder und Reise als einzige Ueberbleibsel mit vieler Trauer zusammenband, und nach seiner Heimat kehrte. Mettich suchte inzwischen die beyden Leute aufzurichten. Der Mann zeigte ihm seine Brieftasche, und Zeugnisse, worinn sich fand, daß er einem Floß nachgefahren, der ihn und seine Familie mit nach Holland nehmen wollte; wo sie sich zu Schiffe zu setzen und zu einem Vetter nach Amerika überzufahren dachten. Er war ein abgekommner Amtsschreiber, der, weil ein Nebendiener treulos an den Fürstlichen Geldern gehandelt hatte, mitbezahlen mußte; und eben so, wie der Verbrecher, seine Stelle verlohr; weil der Fürst foderte, daß ein Beamter immer des andern Aufseher seyn sollte. Die Frau war Tochter des längst verstorbenen Amtmanns. Die guten Leute hatten laut ihren Zeugnissen 300 Fl. an Gold bey sich gehabt, welche sie zu ihrer Ueberkunft hinreichend glaubten. Mettich tröstete sie so gut er konnte, versicherte ihnen den Aufenthalt in dem Hause so lange sie dableiben wollten, und daß er für sie Unterstützung suchen würde. Sie sollten an ihre Verwandten schreiben, und indessen wolle er für ihre Nahrung sorgen. Darüber hätten ihm beyde innig gedankt, die Frau

aber gleich hinzugesezt: Nahrungsmittel hätten sie durch die Güte, mit welcher er ihr Gepäcke habe retten lassen; sie würden noch lange von den Lebensmitteln leben können, die sie für ihre Schiffart mitgenommen. Betten, ordentliche Kleidung und Wäsche hätten sie auch. Mettich wurde durch diese Bescheidenheit, da sie von seiner Wohlthat keinen Misbrauch machen wollten, noch mehr für sie eingenommen. Er machte eine Kollekte für sie, die ihnen gleich 160 Gulden einbrachte; ihre Verwandten schikten ihnen auch noch 50 Fl. dazu, und der Mann hatte an Münze noch etlich und Zwanzig bey sich. Da schikten sie an Mettich eine sehr wohl gesezte Bittschrift: ob er sie nicht möchte in dem Kelterhaus fortwohnen, und eine kleine Luft-Sennerey aufrichten lassen. Es wäre der Frau unmöglich, noch an eine Wasserreise zu denken. Sie wollten den Weinberg mit besorgen helfen. Die Frau wollte nähen und stricken, und der Mann bäte mich, ihm durch Abschreiben einen kleinen Verdienst zu schaffen. Mettich gestund ihnen alles zu; und gab ihnen nicht nur das Haus, sondern den ganzen Grasplatz und die Bäume zur Benutzung. Seine Clarisse schafte bey ihren Bekannten der Frau, er bey den seinen dem Mann, Arbeit. Die Leute kauften sich zwoo Kühe und ein Paar Schafe. Alle die Blumen und Verzierungen, die den Ort so reizend machten, die Stufen in den Felsen nach der verfallnen Kirche zu u. s. w. waren ihr Werk. Sie erhielten immer artige Geschenke von guten Familien, die, wenn sie für sich, oder mit einem Fremden, einen artigen ländlichen Tag genießen wollten, ein Billet von Mettich bekamen, und hieher fuhren. Mettich sezte,

nach dieſer Erzählung, hinzu: es freue ihn herzlich, daß er bey dieſer Gelegenheit ſieben Perſonen das Leben gerettet, und in ihm ſelbſt und den ſeinigen einen ſchönen Zug der Menſchheit geſehen habe. Da das Mittleiden und die Begierde, dieſen Leuten zu helfen, ihnen allen nur eine Seele gegeben, und ſogar gleichſam den Unterſchied der Stände aufgehoben; indem ſeine Frau und Schweſtern nicht erſt lange den Mägden befohlen, dieſes oder jenes zu thun, ſondern gleich ſelbſt gearbeitet, die Mägde auch ganz treuherzig gefodert hätten, was ſie zur Beſorgung der Kinder vonnöthen gehabt — nicht anders, als ob ſie alle nur für dieſe leidende Familie da wären. Und auch dieſe Betrachtungen hätten den Werth dieſer Menſchen erhöht. Ihr Fleiß, ihre Genügſamkeit, der Geiſt der Ordnung und der Religion, der ſich in allem bey ihnen zeige, machte ſie allen ſchäzbar, die ſie kennten. Ihr erſpartes Geld nähme er in ſeine Handlung, und lieſſe es mit dem ſeinigen erwerben, wie es die Zeit gäbe. Ihre Sommerhüte verkaufe er ihnen in Meßzeiten ziemlich gut; denn weil ſie von Papier und alſo auf gewiſſe Art eine Seltenheit wären, ſo fänden ſich immer Liebhaber dazu. Ihre Kinder erzögen ſie gut, und er ſey geſonnen, den ältern Sohn die Handlung zu lehren. Er freue ſich über die Zufriedenheit, ſo dieſe gute Leute auf ſeinem Boden genöſſen. Sie hätten aus eigener Wahl die Bauerkleidung angenommen, und fänden ſich ſeit ihrem Schiffbruche glüklicher als vorher.

Dieſe Erzählung hatte mich innig ergözt und gerührt, und ich nahm mir ſogleich vor, einmal allein hinzugehen. Dieß that ich heute Früh. Der Mann

und der ältere Sohn arbeiteten etwas am Waſſer. Die Frau war mit den andern in der Laube. Sie und das groſſe Mädchen nähten, der kleine Junge laß den Katechiſmus vor, und das jüngſte Mädchen wickelte Garn ab. Sie waren mir alle verehrungswerth, und weil ich das Gefühl, welches dieſe Gruppe in mir hervorgebracht, ganz genieſſen wollte: ſo bat ich die Frau, den Kleinen fortleſen zu laſſen; ich wollte hören, wie er leſe. Er möge wählen was er wollte, ſagte die Mutter. Der Knabe nahm das Vaterunſer. Mein Freund! es war ſchön, von der Stimme der reinſten Unſchuld dieſes alles in ſich faſſende Gebet zu hören, ſo nah an der friedlichen Hütte, wo die Tugend meines Mettich den armen Verfolgten Schuz gegeben hatte! Kein Laut, als der von einigen Vögeln, und nur ein ſanftes Säuſeln in den Bäumen, vermiſchte ſich mit dem Ton des Leſens. Kein Geräuſch von Staatswagen, kein lermen zankender Menſchen, kein eilender Schritt des Gewinnſüchtigen oder nach Spiel und Verderben rennender Jünglinge, kein unnüzer Schwäzer ſtöhrte die Erhebung der Seele zu Gott, und den Eindruk, welchen das Gebet immer machen ſollte. Ich fühlte mich ſelig, wie dieſe Familie. Das Bild meiner Eufroſine — der Gedanke, auch ſie einſt als Mutter zu ſehen — der Wunſch, tugendhafte, glükliche Geſchöpfe wie dieſe zu erziehen — alles das drang ſich in meine Seele. Ich küßte den Knaben herzlich, und bat die Frau, mir zu verzeyhen, daß ich ſie geſtört hätte; ich wäre aber mit Fleiß allein gekommen, um alles zu ſehen, und (aufrichtig zu ſeyn) um ſie zu fragen, woher ſie den herrlichen Geſchmak habe,

der ihr alle die künstlosen Verzierungen eingegeben?
„Ach, sagte sie, der schöne Platz hier brauchte wenig Mühe, um das kleine romantische Ansehen zu erhalten, das Sie darin finden. Ich bin auf dem Lande gebohren. Mein Großvater war Pfarrer an dem nemlichen Ort, wo meine Eltern wohnten. Er liebte die schöne Natur ungemein, nahm mich als seine älteste Enkelin öfters mit sich spatzieren, las mir Gedichte über das Landleben und Betrachtungen vor. Nach seinem Tode las ich, für mich allein, alles was ich von Büchern dieser Art bekommen konnte; und dachte mir oft so ein Hüttchen, so einen Grasgarten und Hügel, und Mann und Kinder dabey. Kein Weg war mir zu weit und fast kein Berg zu hoch, wo ich eine schöne Aussicht geniessen konnte. Auch zirkelte und putzte ich überall. Der Küchengarten, die Hecken, der Hof meines Hauses, alles mußte ein reinliches, nettes Aussehen haben. Dies ist mir nun geblieben bis auf diese Stunde, und ich danke Gott dafür. Es hat mich oft nichts besser getröstet wenn ich Kummer hatte, oder kränkelnd war, als der Anblik einer schönen Landschaft. Ich bekenne wohl gar, daß mir beynah die Unglüksfälle lieb sind, die mich hieher brachten; weil ich dadurch diesen schönen Wohnplatz erhielt, wo ich alles habe, was mich ergözt, und dabey die Pflichten der Gedult, der Gelassenheit in Leiden, Arbeitsamkeit und Muttertreue erfüllen kann, und das alles, durch Gottes Güte, aus der Hand so vortreflicher Menschen habe. Meine Kinder hoffe ich wohl zu erziehen, und als nüzliche gute Leute, wiewohl ohne allen Glanz, in der Welt zu lassen; und es giebt mir innige Freude, so oft ich

Antonius.

Sie ſind meinen Ohren zuwider; mach's kurz!

Cleopatra.

Nein, hört ihn an, Antonius. Fulvia iſt vielleicht böſe, oder wer weiß, ob der dünnbärtige Cäſar euch nicht ein machtvolles Mandat zugeſchikt hat: Thue diß, thue das; nimm dieſes Königreich, und gieb jenes zurük; thue es, oder wir verdammen dich --

Antonius.

Wie, meine Liebe?

Cleopatra.

Vielleicht, (in der That, das iſt überaus wahrſcheinlich) vielleicht dürft ihr nicht länger hier bleiben, eure Zurükberuffung iſt vom Cäſar angekommen; ihr müßt ſie alſo anhören. Wo ſind Fulvias Klagſchriften? Wo Cäſars? Ruft die Couriers herein. So wahr ich Aegyptens Königin bin, du erröthеſt, Antonius, und dein Blut erkennt Cäſarn für ſeinen Oberherrn; ſonſt ſchämen ſich deine Wangen ſo für dich, wenn die ſcharfzüngige Fulvia keift. Die Couriers --

Antonius.

Laßt Rom im Tyber zerſchmelzen, und den unermeßlichen Triumph-Bogen des neuerrichteten Reichs einſtürzen! Hier iſt meine Welt. Königreiche ſind Erdklöſſe; unſre

ſchmuzige

denke, daß ich dieſes ſchöne Stük fruchtbarer Erde nur mit dem Himmel vertauſchen werde.

O ſagen Sie Ihrer Sophie, Sie habe recht! Der Unglükliche kann viele ſchöne Tugenden ausüben, und viele ſchöne Arbeiten machen. Der Poſtwagen bringt ihr einen von dieſen Papierhüten, den ſolle ſie unſerm Lirling als Wahrzeichen dieſer Geſchichte weiſen, und ihm dabey ſagen: Daß der Eindruk, den von jeher das Schöne der moraliſchen Handlungen auf meine Seele gemacht, die Grundlage der Kraft geweſen ſey, mit welcher ich den Umſturz meines Wohlſtands ertragen und edelmüthig gegen meine Feinde gehandelt habe; daß das Vergnügen, welches das Schöne der Standhaftigkeit und Ruhe des Geiſtes mir gaben, mich geſtüzt, und meine Seele für den Einfluß jedes andern Guten in der phyſiſchen und moraliſchen Welt offen gehalten habe; und mir auch nun mein ſtilles Leben eben ſo ſüß und angenehm mache, als andre durch das rauſchende und glänzende ſind: — So wie bey dieſen guten Kelterleuten der Geſchmak am Schönen der Natur ihren Kummer verſüßt und ihren Wohlſtand vermehrt. Denn wenn ſie nur eine gewöhnliche Semerey hätten, ſo würden reiche und an feine zierliche Ideen gewöhnte Leute, nicht ſo oft und mit ſo viel Vergnügen zu ihnen kommen.

VI.

Preisfragen

von der Holländiſchen zu Harlem errichteten Geſellſchaft der Wiſſenſchaften,

beſonders von dem Oekonomiſchen Fache, aufgegeben im Jahr 1779. 1780. (*)

Allgemeine Bedingungen.

Die Antworten und Erklärungen auf die vorgelegten Fragen, müſſen weder mit der eigenhändigen Unterſchrift des Verfaſſers, oder desjenigen, der um den Preis geſchrieben, noch auch mit ihren Namen, ſondern nur allein mit einem Sinnſpruche unterzeichnet ſeyn. Und dieſen ſowohl, wie auch allen der Verſammlung einzuſendenden Inſtrumenten, Proben von Stoffen ꝛc. muß ein verſiegeltes Couvert beygefügt werden, auf deſſen äuſſern Seite derſelbe Wahlſpruch geſchrieben, womit die Abhandlung über die Proben gezeichnet iſt; auf der inwendigen Seite dieſes Umſchlags aber muß ein deutliches oder kennbares Merkmaal ſtehen, damit dem Verfaſſer, oder dem, der an der Erörterung der Frage Antheil genommen hat, im Fall ihm die beſtimmte Premie nicht ſollte zuerkannt werden, ſeine eingeſandte Nachricht auf die Vorzeigung ähnlichen Kennzeichens zurük gegeben werden könne. In eben dieſem Couverte muß auſſerdem auch noch ein verſiegeltes Billet eingeſchloſſen ſeyn, worauf ſich der Name und der Wohnort des Verfaſſers befindet; weil derjenige, der ſich vor der Zeit, ehe der Preis oder die feſtgeſezte Belohnung zuerkannt worden, auf die eine oder die andre Art bekannt machen wird, eben dadurch von allem Antheil an der Premie

(*) Auf Erſuchen eingerükt.

oder der Belohnung soll ausgeschlossen seyn; ausgenommen in dem Fall, wenn die Beschaffenheit der Sache nicht erlaubt, daß der Verfasser unbekannt bleibe.

Alle Antworten, erforderliche Beweisschriften oder neue Abhandlungen, die (wenns möglich in Holländischer, ausserdem aber auch in Lateinischer, Französischer, Englischer und Hochteutscher Sprache abgefaßt werden können) müssen, auf eben die Art wie sonst, demjenigen Departement (*) der Oekonomischen Gesellschaft zur Untersuchung Postfrey überliefert und eingesandt werden, welches der Verfasser zu wählen für gut befindet.

Jedoch haben alle Ausländer das Recht ihre Aufsätze oder Erörterungen ꝛc. gerade zu an die Direkteurs der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften, als Direkteurs dieser Oekonomischen Gesellschaft, einzusenden. Alle eingesandte Zeichnungen und Modelle von Geräthschaften gehören dieser Gesellschaft: jedoch im Fall ihr einige Instrumente selbst oder kostbare Modelle davon, presentirt werden, muß es ihr freystehen und überlassen werden, ob sie, wenn vorher ein Urtheil über die Preise gefället ist, oder sie gehörig untersucht worden, dieselben an den Besitzer zurück geben oder über die Schadloshaltung mit ihm accordiren will.

Wenn jemand vorgiebt, durch die Beantwortung der Aufgaben dieser Gesellschaft, oder auf eine andre Art, zur Beförderung des allgemeinen Bestens etwas beygetragen zu haben; so soll es den Directeuren, als auch denen Commissionen der Direction, und endlich der allgemeinen Versammlung freystehen, die zur Bestätigung dieser Wahrheit gehörigen Beweise, wenn sie es nach Beschaffenheit der Umstände nöthig

(*) Die sämmtlichen Mitglieder in jeder Stadt oder Ort, als auch die sich von den nahgelegnen Orten dabey fügen, werden als eine Gesellschaft angemerkt; und dies wird ein **Departement** von dieser Stadt oder Ort genannt.

glauben, einzufordern. Ein jeder, ſo bald er überführt wird, daß er dieſe Geſellſchaft auf eine hinterliſtige Weiſe hintergangen, oder auch nur die Abſicht gehabt, ſie zu hintergehen, ſoll nicht nur für das einemal, ſondern auch in Zukunft von dem Antheil an allen Belohnungen, wie auch an dem Ehrenpreiſe ausgeſchloſſen werden.

Es ſtehet einem jeden, der eine neue Erfindung oder Entdeckung gemacht hat, frey, dieſelbe geheim zu halten; und iſt auf keine Weiſe verbunden, in dieſem Stücke ſeine Geheimniſſe zu offenbaren. So bald er durch überzeugende Beweiſe zeigen kann, daß er das geſagte gewis zur Ausführung zu bringen im Stande ſey, erhält er die Prämie; es möchte denn ſeyn, daß bey der Aufgabe der Preisfrage die Entdeckung eines ſolchen Geheimniſſes, in Rükſicht auf das allgemeine Beſte, ausdrüklich ſey verlangt worden. Sonſt ſollen überhaupt alle Erfindungen, die verſchwiegen bleiben müſſen, dem Publico nicht bekannt gemacht werden; (daher denn auch ein jeder Verfaſſer dieſer oder jener Abhandlung ſchuldig und verpflichtet iſt, bey dem Empfang des Preiſes ſich verbindlich zu machen, dieſelbe nie, weder ganz oder auch nur zum Theil, dem Drucke zu übergeben) es möchte denn ſeyn, daß es mit Bewilligung der Geſellſchaft geſchähe.

Die zu gewinnende, von dieſer Geſellſchaft zur Prämie beſtimmte, und nach einem beſondern Stempel geſchlagene goldne Medaille, hat einen innern Werth von Zwanzig Dukaten; die zweyte goldne Medaille von Zehn Dukaten; und die Silberne von drey bis vier Gulden. Wünſchte allenfalls jemand, anſtatt dieſer ausgeſezten Medaille, lieber eine Belohnung an baarem Gelde zu haben: ſo erhält er für die erſte goldne Medaille fünf und zwanzig Dukaten; für die zweyte goldne Medaille zwölf Dukaten; und für die Silberne zwey Dukaten. Es kann auch ſeyn, daß bey der Zuſammenkunft des ganzen Kollegii die Summe noch erhöhet werde.

Das ganze Kollegium behält ſich das Recht vor, denen, welche die vorgelegten Aufgaben beantwortet, nur einen Theil des Preiſes geben zu können, wenn ſie nämlich glaubt, daß er der eingeſandten Ausarbeitung angemeſſen ſey.

Wenn zuweilen bey einigen Preisfragen geſezt iſt: daß die Prämie ſich auf dieſes oder jenes Jahr beziehe, oder bis dahin ausgeſezt bleibe; ſo heiſt das ſoviel, daß, wenn dieſelbe auf dem erſten feſtgeſezten Termin nicht ausgegeben wird, ſie alsdann, als für eine neue Aufgabe beſtimmt angeſehen, und bis auf die in dem darauf folgenden Jahre einzuliefernde Beantwortung verſchoben werde.

Da in Anſehung der Einſendung der Preisſchriften keine Zeit feſtgeſezt worden; ſo wird dadurch zu verſtehen gegeben, daß der dafür ausgeſezte Preis zu allen Zeiten verdienet werden könne.

Auſſerdem verſteht es ſich, daß in allen andern Fällen, wobey der Aufgabe der Preisfrage ausdrüklich ein Termin beſtimmt iſt, die ganze Geſellſchaft ihr Urtheil über die eingeſandten Schriften bis dahin ausſetze.

Keine andre Billete, als nur die, deren Verfaſſer dieſe Geſellſchaft der Belohnungen würdig erklären wird, ſollen erbrochen werden; die übrigen werden im Beyſeyn der Mitglieder dieſer Geſellſchaft verbrannt.

Preisfragen, ausgeſchrieben im Jahr 1779.

Nr. 1. Wer anzeigen kann, daß in den alten Zeiten der Fiſchbein noch auf eine andre Art, als bis jezt bekannt, gebraucht worden ſey, und ein Mittel zeigt, ob und auf welche Weiſe dieſer Gebrauch wieder kann eingeführt werden: auch zu ſagen weiß, ob auſſer dem jezt bekannten Gebrauch, den man in den alten Zeiten davon gemacht hat, noch ein anderer, bis jezt noch unbekannter, nüzlicher Gebrauch ſtatt findt, der

kömmt zur Prämie die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten, oder funfzig Dukaten.

Die Nachrichten und Beweisſchriften müſſen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Nr. 2. Wer den beſten mediciniſchen Aufſatz (Compendium medicum) über alle in den Amerikaniſchen Kolonien befindlichen Krankheiten in holländiſcher Sprache verfertiget, und denſelben auf die Art einrichtet, daß er kurz und deutlich, auch für die Lehrlinge in der Arzeneykunſt völlig verſtändlich ſey; damit er durch die dortigen in der Arzeney-Wiſſenſchaft Erfahrnen könne deutlicher ausgeführt werden, bekömmt die goldne Medaille zur Prämie.

Ein ſolcher Aufſatz muß vor oder am lezten Dezember 1781 der ganzen Geſellſchaft eingeſandt werden.

Nr. 3. Eine gleiche Prämie erhält auch derjenige, der eine ähnliche Abhandlung wegen der in Oſtindien graſſirenden Krankheiten, vor oder am lezten Dezember 1784 einliefert.

Nr. 4. Derjenige, der das beſte durch die Erfahrung beſtätigte Mittel zur Vorbeugung oder Aufhebung derjenigen Krankheit anzeigt, die Tetanus, oder Spasmus Cynicus genannt wird, woran nämlich die Kinder in den erſten neun Tagen ſterben, bekömmt die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten, oder funfzig Dukaten.

Die Aufſätze und Beweisſchriften müſſen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Die Prämie bleibt ausgeſezt bis den lezten Dezemb. 1783.

Nr. 5. Denjenigen, der in der holländiſchen Sprache eine Materies Medica von denjenigen Arzney-Mitteln aufſezt, die in den Amerikaniſchen Kolonien von dieſem Staate ſind eingeführt worden, und worinnen kurz und für jeden verſtändlich ihre beſonderen, ſo inländiſchen als botaniſchen Benennungen beſchrieben werden, nebſt einer Anweiſung, wo man dieſelben abgedrukt findet, und auf welche Art und mit welk

chem Nutzen sie können gebraucht werden, wird mit Einwilligung der ganzen Gesellschaft die goldne Medaille gegeben.

Diese Aufsätze müssen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Nr. 6. Wer vor oder am lezten Dezember 1784 eine ähnliche Abhandlung in Betracht der in Ostindien eingeführten Arzneymittel einliefert, erhält eine gleiche Prämie.

Nr. 7. Wer das sicherste Mittel zur Vertilgung des Wurms in dem Kattunbaum anzeigen wird, bekömmt die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten, oder funfzig Dukaten.

Die Anzeigen nebst den Beweisschriften müssen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Die Prämie bleibt bis den lezten Dezember 1783 ausgesezt.

Nr. 8. Wer eine Anweisung giebt, wie man auf die beste Weise und durch die besten Mittel den Zucker in den Kolonien für den Staat am vortheilhaftesten Kochen könne, auch eine verhältnißmäßige Menge der Zuthaten (Ingredienzien) der Zeit, die zum Kochen erfodert wird, und eine Probe geben kann, wobey man weiß, ob derselbe vollkommen ausgekocht ist, bekömmt die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten, oder funfzig Dukaten.

Die Proben und Beweisschriften werden vor oder am lezten Dezember 1782 erwartet.

Nr. 9. Wer die beste Weise und Mittel anzeigt, um den Dram oder Rum, auf eben die Art, wie in den Englischen Kolonien geschieht, sowohl von dem Schaum des Zuckers, als auch von der Malaasey in den dem Staat gehörigen Kolonien abzuziehen, auch genau zu bestimmen weiß, wann der Schaum, der auch Dramlecker genannt wird, genug gegohren hat, und folglich sich in der besten und größten Kraft, die zum Sieden erfodert wird, befindet, und überdem noch das Maaß des Wassers angiebt, das unter die Malassey muß gemengt werden, nebst einer Probe, wann dieses zusammen

genug gegohren hat, damit es in ſeiner beſten und gröſten Kraft könne geſiedet und abgezogen werden, der bekömmt eine Prämie von funfzig Dukaten, oder die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten.

Vor oder am lezten Dezember 1782 werden die Proben, Beweiſe und Zeugniſſe darüber erwartet.

Nr. 10. Wer in den auswärtigen zu dieſer Republik gehörigen Kolonien die gröſte Menge und die beſte Art Indigo, der ſo genau als möglich mit dem von St. Domingo übereinkömmt, pflanzen und bearbeiten wird, auch die Proben davon mit gehörigen Beweisſchriften vorzeigt, erhält eine Prämie von hundert Dukaten, oder eine goldne Medaille und fünf und ſiebzig Dukaten.

Wer als der zweite in Bearbeitung des Indigos in Rükſicht auf die Beſchaffenheit und Menge deſſelben, dem erſten am nächſten kömmt, erhält eine Prämie von funfzig Dukaten, oder die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten.

Für den, der den dritten Grad erreicht, eine goldne Medaille, oder fünf und zwanzig Dukaten.

Alles dieſes muß mit Beweiſen und Proben, die aus den zu dieſer Republik gehörigen Colonien genommen ſind, beſtätiget, und vor dem lezten Dezember 1782 eingeſandt werden.

Nr. 11. Derjenige, der vor oder am lezten Dezember 1782 den beſten Plan einliefern kann, wie man auf eine minder koſtbare, als jezt eingeführte Art, eine Zuckermühle erbaut, die nicht nur dauerhafter, ſondern vollkommen im Stande iſt, das Zuckerrohr gänzlich zu zermalmen, bekömmt die goldne Medaille. Derjenige, der eine ſolche Zuckermühle, die alle vorbenannten Eigenſchaften beſizt, in der That verfertiget, bekömmt, wenn die Beweiſe und Zeugniſſe davon vor oder am lezten Dezember 1782 ſind eingeliefert worden, eine Prämie von zweyhundert Dukaten.

Nr. 12. Derjenige, der die beste und wohlfeilste Mühle oder andre Maschine, zur Absonderung der rothen oder weissen Hülle von dem Kaffé; oder auch eine Mühle zur Reinigung des Kattuns erfindet, welche beyde auf eine vortheilhaftere als bis jezt in den Kolonien gebräuchliche Weise können genuzt werden; bekömmt für jede funfzig Dukaten, oder die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten, ausser der Ersezung der Kosten fürs Model.

Vor oder am lezten Dezember 1781 müssen aber die Beweisschriften, wie auch das Model einer solchen Maschine, benebst der Berechnung der Kosten eingeliefert werden.

Nr. 13. Derjenige, der von der doppelten Gattung der Brodbäume, die Milord Anson in seinen Reisen beschrieben, und die auch von andern Seeleuten, die nach ihm die Südsee befahren haben, sind angegeben worden, nicht nur den Saamen, sondern auch zum wenigsten drey aufgeschoßne Pflanzen in unser Vaterland so überbringt, daß dieselben in dem botanischen Garten können verpflanzt, um in der Folge nach den Kolonien übergeführt zu werden, bekömmt die goldne Medaille und fünf und zwanzig Dukaten, oder funfzig Dukaten. Die Beweise 1782 einzuliefern.

Nr. 14. Wer den inländischen Tabak auf die Art zu bereiten weiß, daß er den Dünkerkischen Tabakspflanzen an Geschmak, Beschaffenheit, Werth und Güte nicht nur gleich zu schätzen, sondern auch in der Folge gleich bleibe, bekömmt eine Prämie von hundert Dukaten.

Die Proben und Beweise von zwanzig Pfund, müssen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Nr. 15. Derjenige, der von unsern inländischen dazu geschikten Zellen eine hinlängliche Probe Juchten Leder bereitet, welches in Betracht der Farbe, des Geruchs und übrigen Eigenschaften völlig mit dem Moscovitischen übereinkömmt, erhält eine Prämie von hundert Dukaten, oder die goldne Medaille und fünf und siebzig Dukaten.

Die Proben und Beweisſchriften müſſen vor den lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Nr. 17. An denjenigen, der das beſte Dürans Unterfutter; das feinſte Flanel zu Hemden; das beſte Rüges oder Bath Tuch; das beſte Düffels oder Genöpt Laken; den beſten Serge; den beſten Wollnen Damaſt; den beſten Kalmank; das beſte Wollen Grein; und den beſten Mancheſter verfertiget, und wenn jede Sorte dem Engliſchen an Güte gleich kömmt, der bekömmt für jede in dieſer Republik verarbeitete Sorte in dem erſten Jahr die goldne Medaille und dreyßig Dukaten, und in den vier folgenden Jahren jedes Jahr dreyßig Dukaten.

Für denjenigen, deſſen Verarbeitung an Beſchaffenheit den zweiten Rang erreicht, das erſte Jahr die ſilberne Medaille und zehn Dukaten, und in den vier folgenden Jahren jedes Jahr zehn Dukaten. Unter der Vorausſetzung, daß von den in jedem Jahre verfertigten Stücken von gewöhnlicher Breite und Länge, zu eben dem Preiſe wie die Engliſchen, fünf und zwanzig Stük an die hieſigen Krämer abgeliefert werden.

Die Muſter und Zeugnisſchriften müſſen vor dem lezten Dezember 1781 eingeſandt werden.

Die Prämie bleibt bis 1782 ausgeſezt.

Nr. 18. An denjenigen, der innerhalb der Republik Wollen-Zeug (Serge) macht, welches dem Lütticher, Seiperchen und Chalonsſchen an Gattung, Preis und Beſchaffenheit gleich kömmt, und zu Futter unter Mannskleider bequem iſt; der auch ſechs auf ein ander folgende Jahre hindurch, von der erſten Gattung zwanzig, und von den beyden andern zehn Weberſtühle beſtändig im Gang erhält; die goldne Medaille und hundert Dukaten, nach Ablauf des erſten Jahres.

Ferner ſollen für jedes Jahr, in welchem die Stühle auf die oben angezeigte Weiſe im Gang bleiben, bis zum ſechſten Jahre, daſſelbe mit eingeſchloſſen, dreyßig Dukaten ausgezahlt werden.

ſchmuzige Erde iſt Thieren und Menſchen gemein; das allein iſt werth, Leben genennt zu werden -- (Er umarmt Cleopatra) wenn ſolch ein zwillinggleiches Paar es thut; hierinn, (der ganzen Welt ſey es bey höchſter Strafe zu wiſſen!) haben wir keinen Gleichen.

Cleopatra.

Eine merkwürdige Unwahrheit! Wie, heurathete er Fulvia, und liebte ſie nicht? Ich will die Thörin ſcheinen, aber ich bin ſie nicht. Antonius wird ſich ſelbſt gleich bleiben.

Antonius.

Aber von Cleopatra allein beherrſcht. Nun, um unſrer Liebe und ihrer ſüſſen Stunden willen, laß uns die Zeit nicht mit Zänkereyen verſchwenden; keine Minute unſers Lebens ſollte ohne ein neues Vergnügen verlauffen. Was für Kurzweil giebt es auf die Nacht?

Cleopatra.

Gebt dem Abgeſandten Audienz.

Antonius.

Hie, zänkiſche Königin! (Und doch ſelbſt Schelten und Zürnen iſt reizend an dir, und der äuſſerſte Grad jeder Leidenſchaft arbeitet nur, dich ſchöner und bewundernswürdiger zu machen.) Ich will keinen Boten als von dir -- Dieſe Nacht wollen wir ganz allein mit einander durch die Straſſen gehen, und uns mit Beobachtung der verſchiednen Gat-

tungen

Die Muſter, Beweiſe und Zeugniſſchriften, müſſen vor oder am lezten Dezember 1780 eingeliefert werden.

Dieſe Prämie bleibt bis 1781 ausgeſezt.

Nr. 19. An denjenigen, der innerhalb dieſer Republik einige Kirſcheyen und Boyen verfertigen wird, die an Preis und Güte den Engliſchen gleich ſind, und die beſten Muſter davon liefert, indem er ſich zugleich verbindlich macht, innerhalb einem Jahr nach Vorzeigung des Muſters hundert Ehlk von gewöhnlicher Breite und Länge von dieſen Arbeiten zu liefern, für jede Sorte fünf und zwanzig Dukaten.

Die Beweiſe und Muſter müſſen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Dieſe Prämie bleibt bis den lezten Dezember 1782 ausgeſezt.

Nr. 20. An denjenigen, der in dieſer Republik die Engländiſche Behandlung des Glättens der Greinen, Calaminken, Damaſten, Düranten zu verſchiedenen Preiſen, und andrer dergleichen Zeuge, auf die beſte Weiſe einführt, zur Zufriedenheit der allgemeinen Verſammlung bekannt macht, und vollgültige Proben von denjenigen, welches er innerhalb einem Jahre nach der Engliſchen Methode geglättet, vorzeigen kann, wird eine Prämie von fünfhundert Dukaten ausgezahlt; auch muß die Vorzeigung des obenverlangten vor oder am lezten Dezember 1781 geſchehen.

Nr. 21. Und wer innerhalb dieſer Republik daſſelbe in Abſicht des Preſſens und der Zubereitung des gemeinen Lakens leiſtet, bekömmt hundert Dukaten zur Prämie.

Nr. 22. Derjenige Papiermacher, der innerhalb dieſer Republik in der Zeit von einem Jahre fünf tauſend Ries Papier, Morlaix Starbatard genannt, von eben der Güte und Beſchaffenheit, auch zu eben dem Preiſe, wie das Franzöſiſche verfertigen wird, bekömmt eine Prämie von hundert Dukaten und eine goldne Medaille.

Für fünf tauſend Ries Morlaix Schild-Papier, wird ebenfalls eine Prämie von ſiebzig Dukaten und die goldne Medaille bezahlt; doch müſſen ſowol hierron, als auch von dem Bourdeauſchen Schild-Papier, die Muſter vor oder am lezten Dezember 1780 eingeliefert werden; und bleiben die Prämien bis am lezten Dezember 1782 ausgeſezt.

Bey dem Secretär von der Oekonomiſchen Geſellſchaft, befindet ſich ein Blatt zur Probe von Morlaix Starbatard Papier; der Preis von dieſer Art Papier iſt durchgängig 29. 30 a 32 Stüver fürs Ries. Von dem lezten als dem höchſten Preiſe iſt auch das benannte Probeblatt.

Was das Morlaix Schild-Papier betrift: ſo dient, weil davon keine Probe vorhanden, zur Nachricht, daß daſſelbe von eben der Beſchaffenheit, nur etwas kleiner, als das Starbatard iſt, und von eben der Größe als das Bourdeauſche Schild-Papier. Das Ries koſtet 26 a 27 Stüver.

Nr. 23. Wer das beſte Mittel zu zeigen weis, um bey dem Färben des Cramoiſin oder Scharlach zu machen, daß die rothe Couleur das Mannslaken gänzlich durchdringe, doch ohne daß daſſelbe ſeine lebhafte Farbe und Feuer verliere, und weder dem Laken, noch auch der rothen Couleur nachtheilig, ſondern vielmehr vortheilhaft ſey, bekömmt eine Prämie von funfzig Dukaten.

Die Beweiſe und Zeugniſſe, benebſt dem Muſter von ein Stük durch und durch gefärbtes Laken, zum wenigſten eine Elle lang, müſſen vor oder am lezten Dezember 1780 eingeliefert werden.

Nr. 24. Wer ein Model von einer Maſchine vorzeigt, durch deren Hülfe man im Stand iſt, eine beſtimmte Laſt Holz mit einer geringern Anzahl von Menſchen in weniger Zeit als gegenwärtig dazu erfodert wird, über die moraſtigen Gegenden in unſern Colonien zu verführen, bekömmt eine Prämie von funfzig Dukaten; die auf zweyhundert Dukaten vergrößert werden ſoll, wenn nämlich durch die Erfindung die

Absicht der Gesellschaft am besten ist erreicht worden. Ein Abriß davon, benebst einer Abhandlung, wie diese Maschine zu verfertigen und zu gebrauchen, müssen mit einer Berechnung der Kosten und gehörigen Beweisen, der damit gemachten Proben, vor oder am lezten Dezember 1781 eingesandt werden.

Nr. 25. Derjenige, der ein Model von einer Feuerspritze vorzeigen kann, die in kurzer Zeit eine grösere Menge Wasser faßt, und es mit Kraft in einer weitern Entfernung forttreibt; auch durch eine geringere Anzahl von Menschen kann bearbeitet, und in allen Städten und Oertern, wie groß auch die Entfernung der Grachten oder andrer Wasser-Behältnisse seyn mag, mit mehrerm Nutzen als bis jezt bekannt, kann gebraucht werden; und wenn diesen eine vollkommene Beschreibung von der Art beygefügt worden, daß ein Arbeitsmann von mittelmäßiger Kenntniß im Stande ist, darnach eine Feuerspritze mit allen dazu erfoderlichen Geräthschaften zu verfertigen, auch eine Unterweisung gegeben, wie man auf die beste und regelmäßigste Weise die Hebebäume und andre hierzu gehörige Instrumente, vornämlich in Rüksicht auf die damit umgehenden Personen behandeln müsse, erhält, nachdem diese Nachricht vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert worden, eine Prämie von hundert Dukaten.

(Man hat hier verschiedne Aufgaben weggelassen, weil derjenige, der die Prämien für selbige erhalten wollte, seine Anzeige und Beweisschriften vor dem Schluß des Jahres 1780 einzuliefern gehalten war.)

(Das Uebrige folgt im nächsten Stücke.)

VII.

Ankündigung

einer vollständigen Ausgabe von Voltair's Werken mit Baskervillschen Lettern.

Eine Gesellschaft gelehrter Leute und reicher Liebhaber der schönen Künste in Frankreich, hat sich entschlossen dem größten und berühmtesten Schriftsteller ihres Landes ein Denkmal zu errichten, das seines und des Jahrhunderts würdig wäre.

Sie will dem lesenden Theile von Europa, eine neue und nur itzo erst mögliche Vollständige Ausgabe seiner Werke liefern, die das glänzendste Gepräge der Vollendung in allen ihren Theilen an sich tragen, und mit allen Vorzügen der typographischen Kunst prangen soll.

An der Spitze dieser Gesellschaft stehet, der berühmte Herr Caron von Beaumarchais.

Mit einem Aufwande von hunderttausend Thaler hat sie Voltairens Manuscripte dem Cessionar der Mad. Denis abgekaufet, und ist dadurch alleine in dem Stand gesetzt worden, der Welt die noch ungedruckten nachgelassenen Werke dieses unsterblichen Autors, im Zusammenhange mit den bereits bekannten, zu übergeben.

Die ganze Ausgabe derselben würdig zu veranstalten hat sie mit einem nicht minder beträchtlichen Aufwande die Typen und das ganze Schriftgieser-Geräthe des berühmten englischen Typographen Baskerville an sich gebracht, und sich zu gleicher Zeit die geschiktesten Künstler in diesem Fache zugesellet. Nach den Grundsätzen des unvergleichlichen Baskerville hat sie sofort eine eigne Buchdruckerey angelegt, eine Schriftgieserey errichtet, und ihre Sorgfalt bis auf eigne Papier-Fa-

bricken, und Buchbindereyen erſtrecket. Dieſe Anſtalten zuſammen, machen eine kleine typographiſche Welt aus, welche der Geiſt mehrerer geſchmakvoller Freunde der ſchönen Künſte — darunter ſich Millionäre befinden, und die folglich weit mehr als bloſſen guten Willen beſizen — belebet, und von denen die Gelehrſamkeit und die Manen des Dichters von Fernay ein Opfer erwarten können, das ſie endlich befriedigen wird.

Es werden zwey Auflagen zu gleicher Zeit gefertiget, die eine in Quart, die andere in Octav. Jene von 40, dieſe 60 Bänden. Der Realinhalt beyder iſt gleich, und ſie unterſcheiden ſich nur im Gewande. Beyde ſind allerdings koſtbar, aber gleichwohl nicht ſo theuer und koſtbar als der ungeheure Aufwand den die Geſellſchaft in Rükſicht auf dieſe Ausgabe bereits gemacht hat, und der ſich weit in die hunderttauſende beläuft, zu veranlaſſen ſcheinet.

Ein Exemplar vom gröſten und ſchönſten Quart-Format koſtet 40 neue Louisd'or. Ein ähnliches von der zweyten Claſſe 25. Und die Octavausgabe nur 15.

Die erſte iſt für Bücherſäle und Fürſten, und für die glükliche Gattung von Liebhabern beſtimmt, die bey ihrer Litterariſchen Ausgaben kein Geld zu ſparen brauchen. Die andere richtet ſich mehr nach den allgemeinen Wünſchen des Publici und wird demungeachtet auch für die anſehnlichſten Bücherſamlungen noch eine Zierde bleiben.

Aber wer nicht ſubſcribiret kann dieſen Voltair auch gar nicht haben; denn es wird eine beſtimmte Anzal von Exemplaren, nemlich 4000 Stücke in 8vo. und 1000 in 4to, und dieſe ſämtlich für eben ſoviel Subſcriebenten gedrucket.

Mit Ende des Jahres 1782. ſoll der Druk fertig ſeyn, wenn anders bis dahin, die Anzal der Unterzeichneten, wie man kaum zweifeln darf, vollſtändig iſt.

Dann aber wird das ganze Werk unzertrennt, und mit einem Mahl ausgegeben. Ein Umſtand der von den Kräften

der Unternehmer zeuget, und für die geschäftigen Nachdruker nichts hoffen läßt.

Der kritische Werth dieser neuen und vollständigen Edition, ihre Zusätze und Berichtigungen, ihr innerer Vorzug und Reichthum, so wie das Detail der ihr zugedachten musterhaften und vielleicht in ihrer Art einzigen typographischen Behandlung sind ausführlich in dem gedrukten Plane zu lesen, welcher unter Aufschrift: Edition des Oeuvres de M. de Voltaire avec les Caractéres de Baskerville, in ganz Europa circuliret.

Der Generalcorrespondent ist der eingangsgenannte Herr Caron von Beaumarchais zu Paris, bey dem man von allen Orten her geradezu unterzeichnen kann.

Für Teutschland insbesondere aber, werden folgende Plätze zum subscribiren angezeigt: Strasburg, Gebrüder Frank. Mannheim, de Vigneur. Hamburg, Pope von Chapeau Rouge und Comp. Brüssel, Hergeies.

Ausser der zuerst im Plane begriffenen Ausgabe der Voltairschen Wercke, gedenket die typographische Gesellschaft in der Zeitfolge alle Schriften der besten nicht mehr lebenden Autoren (ohne Ansehen der Nation der sie angehören) mit gleicher Pracht und gleichen kostbaren Fleiße zu ediren. Von den Früchten ihrer Bemühungen will sie denjenigen Gelehrten, welche durch irgend ein schätzbares Originalwerk noch forthin den Kreis der menschlichen Kenntniße erweitern werden, die Belohnung einer goldnen Medaille von 50 Louid'or alljährlich zutheilen, und dadurch ihr Institut überhaupt zur fortdaurenden Pflegerin des Genies, und der fruchtbaren Arbeiter im Felde der Gelehrsamkeit machen.

VIII.

Vermiſchte Anzeigen.

1. Mit Vergnügen ſehen wir in Bayern je mehr und mehr die Früchte des guten Saamens aufgehen, den ein Ickſtatt, Braun, von Wolter und andre um dieſes Land verdiente Männer in unſern Zeiten daſelbſt ausgeſtreut haben. Wir rechnen darunter auf eine vorzügliche Art die Bayriſchen Beyträge zur ſchönen und nüzlichen Litteratur, eine Monatsſchrift, welche mit Anfang des Jahres 1780 zu München von dem Akadem. Buchhändler und Profeſſor Hrn. Strobl ausgegeben zu werden angefangen, und die Geſchichte des guten Jünglings Engelhof, eine Art von Roman, das erſte Bayriſche Original in dieſem Fache, von dem wir uns zu verſichern getrauen, daß es ſich über die meiſten weit erhebt, womit wir ſeit einigen Jahren aus andern längſt aufgeklärten Gegenden Teutſchlands überfüllt worden ſind. Wir behalten uns auf eine andre Gelegenheit vor, mehr von dieſer merkwürdigen Erſcheinung zu ſagen, die uns einen Verfaſſer anzukündigen ſcheint, der aus lebendigen Ueberzeugungen ſchreibt, und mehr durch einen unaufhaltbaren Drang ſeinem Vaterlande nüzlich zu werden als durch irgend einen andern Bewegungsgrund zum Schriftſteller gemacht worden. Es iſt auch für Fremde ein angenehmes Schauſpiel, den fortſchreitenden Würkungen der Aufklärung des Verſtandes und Veredlung der Geſinnungen in einem Lande zuzuſehen, worinn es vor kurzem noch ſo dunkel war.

---

2. Herr Weitſch, einer der beſten Landſchaftmaler in Teutſchland, hat ſeit mehreren Jahren die vorzüglichſten Ausſichten am Harze mit gröſter Genauigkeit gezeichnet, und iſt izt Willens das Publikum mit einer Folge von Blättern, die das Reſultat mehrerer mühſamen Reiſen ſind, zu beſchen-

ten. Er wird ſich zu dieſer Abſicht eines ſchon mit Ruhm bekannten Künſtlers, Herrn Weiſe in Caſſel, bedienen, der einige mit vielen Beyfall aufgenommenen Landſchaften ganz in Zingg's Manier geliefert hat.

Von beyden Künſtlern darf man ſich etwas nicht gemeines verſprechen, da erſterer die Gegend am Harze ſeit mehr als 30 Jahren genau kennt und ſtudirt hat, und daher durch das neue und auffallende, wodurch ein Maler, der zum erſtenmale in eine ſeinen Augen ungewohnte Gegend tritt, leicht getäuſcht wird, nicht hintergangen werden konnte; und lezterer durch die ſehr gute Behandlung ſeines Sujets ſich vortheilhaft gezeiget hat. Da bald die erſte Platte fertig ſeyn wird, mag das Publikum urtheilen, ob unſre vaterländiſchen Gegenden nicht den beſten Italiäniſchen und Schweizer Proſpekten an die Seite zu ſtellen ſeyen. Zu eben der Zeit wird der Künſtler bekannt machen, wann und auf welche Art dieſe Arbeit erſcheinen wird.

---

3. Wir können den Freunden nicht nur der Italieniſchen Litteratur, ſondern des Schönen und Großen überhaupt, die angenehme Nachricht ertheilen, daß Herr Heinſe, welcher ſich jezo in Italien aufhält, ſeine ſchon vor vielen Jahren angefangene und angekündigte Ueberſetzung des Arioſtiſchen wüthenden Rolands nunmehr vollendet hat. Die unterdeß erſchienene mißlungene Mauvillonſche Ueberſetzung, die für Leute von Geſchmack nicht ſo recht leſbar iſt, hinderte ihn nicht, ſeiner Ueberlegenheit ſich bewußt, ruhig fortzuarbeiten, und wirklich wurde das Verlangen des Publicums nach der ſeinigen dadurch nur deſto ſtärker. — Da Herr Heinſe ſich ſelbſt als einen unſerer ſchönſten und originelleſten Schriftſteller und Dichter gezeigt hat, und beſonders ſeine Vertraulichkeit mit Welſchlands Muſen, vor allen aber mit ſeinem Liebling Arioſto, aus vielen troſtlichen Proben im T. Merkur und anderswo, be-

kannt iſt; ſo kann man ſich ſicher verſprechen, daß dieſer göttliche Dichter, nun endlich in einem ſeiner würdigen teutſchen Gewande auftreten werde. — Das ganze Manuſkript, nebſt einer umſtändlichen Nachricht von Arioſto's Leben und Gedichten, iſt bereits in der Druckerey, und wird auf feines holländiſches Papier in gros 8. ſauber gedruckt, und mit Arioſtens Bildniß geziert, auf der Michaelmeſſe 1781. erſcheinen; wiewol auf dieſem holländiſchen Papier nicht mehr als 200 Exemplare gegen eine ohne allen weitern Nachſchuß zu pränumerirende halbe Piſtole werden abgedruckt werden, welche Pränumeration bis zur Oſtermeſſe dieſes Jahrs bey allen Herren Buchhändlern, Poſtcomtoirs und übrigen Freunden der ſchönen Litteratur offen ſtehet. Wir bitten demnach ganz gehorſamſt, entweder gerade nach Hanover, oder auch nach Leipzig hin, durch Meßgelegenheiten uns mit vielen Befehlen und Beſtellungen zu beehren. Das 11te Exemplar haben die Herren Collecteurs ganz; das 6te aber halb frey. Hannover, den 17ten März 1781.

Gebrüder Helwing
in der Königl. Hofbuchhandlung.

---

4. Chriſtian Heinrich Cuno's Erben in Jena haben ſich entſchloſſen, einen Almanach für Aerzte und Nichtärzte herauszugeben und denſelben für das 1782ſte Jahr zur Mich. Meſſe dieſes 1781ſten Jahres zu liefern. Der Herr Hofrath Gruner hat ſich auf derſelben Erſuchen der Arbeit unterzogen, und wenn der Name des Herrn Verfaſſers etwas vermag, ſo hofft man auf den Beyfall des Publikum gewiß.

Auſſer dem gewöhnlichen Kalender, ſollen medicinische Beförderungen und Todesfälle, Ueberſicht der medicinischen Litteratur, Anekdoten, kleine Abhandlungen aus der Lebensordnung und anderen Theilen der Medicin, Biographien älterer und neuerer Aerzte, Medicinalanſtalten ꝛc. kurz alles, was nur irgend Beziehung auf das Leben und die Geſundheit der Bürger hat, plan und faßlich vorgetragen, und das Angenehme mit dem Nüzlichen verbunden werden, um durch die jährliche Fortſetzung dieſes Almanachs gemeinnüzige Kenntniſſe zu verbreiten.

Der

Teutſche Merkur.

May 1781.

I.

Briefe über ein ſchweitzeriſches Hirtenland.

Herausgegeben von Joh. Müller.

Vorbericht.

Je nach der Aufnahme, welche dieſe Briefe finden werden, werde ich mich über den Verfaſſer derſelben erklären.

Sie ſchilderen faſt unzugängliche Länder, Völker aber, wie vor Alters alle waren, und wenige geblieben ſind. Vornehmlich lehren ſie, wie wenig die Menſchen bedürfen: Wer dieſes fühlt, verwaltet Krieg und Staat beſſer und entſchloſſener.

Halberſtadt, im Aprilmonate, 1781.

Der erſte Brief.

Rougemont im Saanenlande,
Canton Bern, den 9 May 1779.

In dem Thale, worinn ich wohne, wird rechts, links, vor und hinter mir durch viele hohe Berge

tungen von Menſchen beluſtigen (*); kommt, meine Königin, verwichne Nacht wolltet ihr's ja -- beunruhigt ihr uns nicht mit euern Nachrichten --

(Sie gehen mit ihrem Gefolge ab.)

Demetrius.

Iſt das alle Achtung, die Antonius für Cäſarn hat?

Philo.

Mein Herr, es giebt Augenblike, wo er nicht Antonius iſt, und weit unter den groſſen Character herabfällt, der ihn nie verlaſſen ſollte.

Demetrius.

Mir iſt leid, daß er das Gerüchte, dieſen allgemeinen Lügner, rechtfertiget, welches ihn zu Rom ſo abſchildert; aber ich hoffe, daß er morgen eine anſtändigere Perſon ſpielen werde. Gute Nacht.

[Sie gehen ab.]

(*) Ein Umſtand, den unſer Autor mit ſeiner gewöhnlichen hiſtoriſchen Treue aus dem Plutarch bisher geſetzt hat; weil er doch irgendwo angebracht werden muſte.

alle Aussicht abgeschnitten; daher bewog mich die Langeweile, am ersten Tage nach meiner Ankunft auf einen der nächsten Berge zu steigen. Eine halbe Stunde lang stieg ich mühsam hinan; als ich aber zurücke und vor mir hin sah, verkannte ich den Berg, welchen ich bekletterte, gänzlich: der dunkelgraue Fels, der unten mir ein Vierek schien, hatte sich in eine lange zugespizte blaue Pyramide verwandelt, welche sich bald aus meinem Auge, hinter Trümmer einer schwarzbraunen Felsenmauer, verlohr.

Ein unermeßlicher Fels hebt hoch über die Wolken seine Spitze; an seinem Fuße ruhen Heerden auf lachenden Wiesen. Ich wollte dem Felsen mich nähern, und er entfernte sich: sein vermeinter Fuß war der Gipfel eines Hügels: jenseits erblikte ich unbekannte Thäler und Berge. Ich kletterte von Hügel zu Hügel in diesem Zauberlande, den fliehenden Felsen zu erreichen. Ich erreichte ihn und wußte es nicht; ich frug einen Hirten um den Felsen, den ich ihm nannte: der Hirte hatte nie davon gehört, und nannte mir die Gegend mit Namen die mir unerhört waren.

Denn, Freund, wir sind klein, die Berge aber sehr groß: daher scheint bisweilen ein sehr kleiner Theil uns das Ganze. Und wenige gewöhnen sich nur so viel zu sehen, als das Auge fasset.! Nach der Gestalt einer Seite, die wir sehen, bilden wir uns unvermerkt einen Begriff auch von der andern Seite. Daher werden viele Berge von den Erdbeschreibern fehlerhaft benannt. Ihr populärer Name kömmt ihnen von einem einigen Standorte aus einem Theile

derſelben zu, verſchwindet aber bald, wie Standort und Geſtaltung. Nicht weniger ſchwer iſt, einen Berg von einem Thale zu unterſcheiden. Die Oefnung eines hohen Thals iſt eine Bergſpitze. Alſo werden viele Reiſen, und viele Vergleichungen des Landſchaftgemähldes von den höchſten Spitzen aus, dazu erfordert, um von der Figur und von dem Zuſammenhange eines Gebürges eine ordentliche Vorſtellung zu erhalten.

Die Alpen ſind ein mehr als hundert Meilen langes Amphitheater. Seine Stufen laſſen ſich nordwärts herunter; aus den Ebenen der Lombardie erblikt man in ſeiner ganzen Unermeßlichkeit ſeinen ſenkelrechten Rücken.

Bey genauer Betrachtung finden ſich zwiſchen der Schweitz und Italien zwo Ketten eines Gebürges, das im Oſten und Weſten des Landes Wallis und an andern Orten durch zuſammenſtoſſende Berge gleichſam verflochten wird. Von Wallis werden alle Berge, nach Norden zu, niedriger, und endlich verlieren ſie ſich in den von Hügeln durchſchnittenen Felder der Berner.

In dieſen Bergen regierten die alten Grafen von Greyerz, unter welchen auch Sanenland geweſen iſt. Im nordlichene Teutſchland wird bis auf dieſen Tag Rahm Sane genannt. Unſer Sanenland beſteht aus zwölf Quadratmeilen, dreyzehen Thälern und acht Kirchſpielen, die von eben ſo viel tauſend Menſchen bewohnt werden. Die Berge ſind hoch, die Thäler enge, die Päſſe wenig breiter als die Waldſtröme, die im laufe mehrerer Jahrtauſende

ſich Ausflüſſe durchgebrochen haben. Ohne dieſe Oefnungen wären die ſaniſchen Thäler unzugängliche Abgründe im Felſengebürge, die kaum die Einbildungskraft eines Reiſenden vermuthen würde. Selten werden ſie Winters von der Sonne aller Orten beleuchtet.

Sie ſtoſſen im Süden an die groſſe Kette der Alpen; ewiges Eis glänzt allhier durch die Wolken hervor; da erheben Tungel, Gelten und Oldenhorn ihre nakte Gipfel, welche durch die alternde Natur in Trümmer gebrochen werden.

Aber nach dem Freyburgiſchen hin verſperrt eine Felſenwand mit hundert mannigfaltigen Spitzen alle Ausſicht nach Norden. Von dieſen Spitzen ſtellet ſich die ganze weſtliche Schweiz von Baſel nach Geneve dar, blicket man auf das Jura-Gebürge hinunter, und werden als Flecken in dem ſchwarzblauen Horizonte die Seen von Welſch-Neuenburg, Biel, Murten und Geneve bemerket.

Weſtwärts machen die Zuſammenlaufenden Berge Courjeon und Culaz den engen Paß der Tine, worinn an dem Rande eines Abgrundes der Fleiß der Menſchen auf Tannen eine Straße gegründet hat.

Nicht minder trennen oſtwärts hohe Berge Saanenland von den Thälern, die die Sibne durchſtrömt.

Von Weſten nach Oſten laufen in immerwährender Größe die Alpen, die Aeſte derſelben in abſteigender Höhe von Süden nach Norden; leztere werden durch Zwiſchengebürge, die Thäler durch die Waſſer, verbunden. Das ganze Freyburgiſche Land und ein

Theil der Wadt (Pays de Vaux) ist von diesem Gebürge der Fuß: auch steigt man von Peterlingen und Freyburg unaufhörlich hinan, obschon kein Berg ist.

Von den Gipfeln sieht man keine verschlossene Kratere, wie in vulcanischen Gebürgen; sondern alle Thäler sind offen, und jedes am niedrigsten Ort. Auch erblikt man vielfältig an den Seiten der Berge die Furchenzüge der Wasser, die vor undenkbaren Jahrhunderten die Thäler gehöhlt haben, in welche sie nun herabstürzen.

Vor alten Zeiten, als die Wasser durch die Felsen langsam filterten, und ehe sich noch ihre Gewalt Pässe gebrochen hatte, war jedes Thal ein See; an Seen ist noch gegenwärtig dieses Land reich, und an mehrere erinnert bis auf diesen Tag die langfortgeerbte Sage, ja wohl mitunter eine Urkunde der Grafen von Greyerz. Es konnte anders auch nicht seyn; weil, wo der Strom über Erdreich gieng, derselbe leichter ein breites Thal tief gehöhlt, als er durch den Felsen einen Durchgang erzwungen hat.

Aus diesen Bemerkungen erhellet nicht, ob und wann alle schweizerische Länder unter gesalzenen oder süßen Wassern gestanden haben. Die Natur ist in den Alpen so groß, daß man zum Systematisiren den gehörigen Stolz verliert, und für fast übermenschlich hält, ihr nur das kleinste ihrer Gesetze nachzubuchstabiren. Bey Hirten, die vergnügt genießen was da ist, machen die Betrachtungen über Urnacht, Chaos und Urmeer uns Philosophen keine Ehre.

Der zweyte Brief.

Mitten in dem Canton Freyburg ist ein Marktflecken, mit Namen Bulle; von da wallt hohes Gras, untermischt mit prächtigen Blumen, ununterbrochen durch die ganze Grafschaft Greyerz, das ganze schweizerische Hirtenland, Rhätien, Tyrol, Kärnthen und Steyermark.

Als ich nach Greyerz kam, fühlte ich mein Herz freyer schlagen: im Kornland und in der weinreichen Wadt glaubte ich den Zwang zu fühlen, den Bauer und Erdreich leiden. Da wohnt Elend neben Ueberfluß, erdrückt Mangel den Armen, und ist auch der Herr unerträglich, als der nicht scheinen will, was er doch ist.

Kommen Sie, bester Freund, wir wollen die schweizerischen Franzosen verlassen, sie und ihren lahmen Charakter, ängstliche leere Seelen, verstümmelte Sitten und reitzlose Gesellschaften, in denen über mühseligem Nichtsthun das Leben verschwindet, und über der schmerzlichen Ausgeburt französischer Höflichkeiten der Schweitzer hinstirbt.

Kommen Sie: Hier sind Natur und Mensch frey und groß. Diese Wüsten, diese Felsen, diese Eisthäler, diese brausenden Alpenwasser, diese hohen schwarzen Wälder werden Ihnen besser gefallen, als die seelenlosen Schönheiten der Ebene.

Ich liebe jene Hütten über den Wolken, jene Weiden, welche aufgehängt scheinen in der halbätherischen Luft; und ich liebe diese fetten Wiesen des Thals, diese Dörfer von Holz, bey denen am Ufer klarer

Bäche auf der groſsen Tapezerey vom lebhafteſten Grün und von wolluſtathmenden Blumen die ſchönſten Schweitzermädchens wohnen. Ich liebe dieſes Volk. Voll der Unſchuld alter Sitten hält es Blutfreundſchaft in hohen Ehren; da umfaſſet Eine Hütte den Aeltervater, die Aeltermutter und ihre zahlreiche Abkunft; Bruder und Schweſter, Schwiegerſohn, Schwiegertochter und ihre Kinder haben Ein Herz und Einen Beutel.

Indeſs ich alſo fühlte, verſchloſſen mir die Berge die Ausſicht nach dem ebenen Lande. Nun ermüdete mich nicht ferner ein unüberſehlicher Horizont, noch blendeten mich jene prächtigen Ufer des Lemaniſchen Sees: mein Auge ruhete auf dem allgemeinen Grün, das auch die Luft faſt färbt, und allen Gegenſtänden etwas unnennbar ſanftes aufträgt. Ueber mir iſt Grönland, ich reiſte durch Arkadien.

Hinter dem Dorfe Montbovon hemmen unerſteiglichſcheinende Felſen allen Paſs nach Saanenland, und mit einem dumpfichten Geräuſche in dem finſtern Abgrunde, wälzt der Saneſtrom, ſeine milchweiſse Fluth. Allein eine Straſse aus übereinandergelegten Tannen leitet, an dem Felſen hin, in das Thälchen Euve, wo, an dem einzigen Orte den die Winterſonne beleuchten kann, einige Wohnungen ſind. Bald verſchloſſen mir die Berge dieſes Thälchen, öfnete ſich das Thal Roſsiniere, und ſtellte ſich deſſelben Dorf dar, zuvörderſt aber das hohe Haus des Richters, mit mehr als vierzig Fenſtern in Einer Reihe. Im tiefen Felſengrunde rauſcht hier die Sane fort; links wird Roſsiniere des Winters von der

Sonne der Provenzalen erfreuet, rechter Hand starret alles wie in Sibirien. Bey einer Mühle zwischen einem Walde und einem Wasserfalle sprudelt aus einem Becken, zwölf Quadratschuh im Bezirk, eine Quelle; neben ihr sieht man in der Höhle das Ende des unterirrdischen Sees, der wol durch sie sich ergießt: unveränderlich ist ihre Temperatur, silberhell ihr Wasser, unerforschlich ihre Tiefe; was fehlt ihr denn zum Ruhm? Liebe und Petrarca!

Bald verschwand auch Roßiniere, und lachte mir aus weitgedehnten stadbewohnten Gründen das Thal von Oesch. Auf dem runden grünen Hügel über dessen großem Dorfe, wo nun zwischen Bäumen eine weiße Kirche hervorglänzt, war der alten Grafen Thurm zu Schirm und Raub, als die Leidenschaften der Großen in zaumloser Wuth wider einander ausbrachen; aber nun erblike ich so weit mein Auge reicht, am Fuße schroffer Felsen, Wiesen ohne Zahl, und in jeder Wiese eine hölzerne Hütte.

Südwärts führt, aus einem Tannen- und Buchenwalde, die Tournereße der Sane ihr wildes Wasser zu. Mich leitete der Wald in ein enges, rauhes, tiefes Thal (*) zwischen steilen Bergen, an deren Rücken auf guten Weiden zwischen dem Holz viele Hütten kleben, umringt von zahlreichen Heerden. Die Gipfel dieser Berge werden durch die Wolken fast unaufhörlich umhüllet, und von Luft und Regen verwittert. Neben den herunter gestürzten Trümmern ruhen im fetten Grase die Heerden: indessen fliehen zwischen den hohen Klippen schüchterne Gemsen; in

(*) Etivaz.

den Lüften bemerkt man, einer Wolke gleich, den schwarzen Adler der Alpen. Von diesen Felsenspitzen sah ich hoch hinan gegen die mit Eis ewig bepanzerten Berge. Hier, wo ich allein war bey Alpen und Wolken, vergaß ich die Welt der Menschen, und Alpen lehrten mich die Größe der Alpen ermessen, gleichwie einen Mann von Genie niemand begreift als wer seiner Höhe nahen kann.

Von Oesch, der Saane nach, kömmt man bey einem kleines Nebenthal (*) vorbey, nach Rougemont. Hier dehnet sich eine halbe Meile lang ein altes Dorf, dessen Häuser von Lerchenholz durch den Lauf der Zeiten schwarz geworden sind. Um und um, tief am Ufer und oben auf den Hügeln, sieht man zahllose Hütten, zwischen welchen, in der Mitte einer großen Wiese ein Schloß der Herren von Bern prächtig scheint, weil es weiß ist. Gegen über sind Wiesen auf Wiesen bis an den Fuß einer Krone von Felsen, die über alle andern sich erhebt (**). Lange schon dämmert Finsterniß in dem Thal, und noch glänzt ihr Gipfel; von ihm, wie von einem leuchtenden Körper, fallen alle Farben der Morgenröthe, als der Abschiedskuß der untergehenden Sonne, auf die Weiden und Heerden zurück. Täglich siebenmal geht Winters hinter ihm die Sonne auf und unter. So wie sein Fuß umwölkt, oder seine Spitze gefärbt ist, und näher oder ferner scheinet: ist er der Calender des wetterkundigen Hirten. Wann aber im Frühling die Schneelasten mit einem dumpfigten Widerhall in den benachbarten

(*) Gerignon.

(**) Rübli, Dent des chamois, Vieille main, &c.

Abgrund herunterdonnern, lenkt er unaufhörlich die Augen der ſtaunenden Sterblichen ſich zu, nicht anders als eine Wohnung der Götter.

Hinter dem nordlichen bevölkerten Hügel wohnen einſam in zerſtreuten Hütten auf einem fruchtbaren Boden an einem Waldbache die Leute von Flendruz, hinter welchem tief im Gebürge das ungleich wildere Thal Mokawſa gefunden wird. Hier genießen die Zufriedenſten und Gütigſten der Menſchen eine unveränderliche Glückſeligkeit, als wäre der Menſch gut und glüklich durch die Natur, das Gegentheil durch ſich.

An dem Ende des Dorfs Rougemont ſtrömt aus wilden verborgenen Höhen ein Bach, die Gränzmark der Deutſchen: ihre Nation, ihre Sprache, andere Sitten und Geſtalten heben von dieſem Orte an. In dieſem Paß haben weiland auf der Burg Vanel (deren hohe Mauren fünfhundert Jahren, wie auch den Tannen die nun auf ihrem Gipfel grünen, trotzen) die Grafen von Greyerz weit und breit gewaltig regiert. Von hier kam ich in das wahre Saanenland, ein weites dreyeckigtes Thal, reich an Volk und Ertrag, zwiſchen Bergen, deren grüner Gipfel in ihren ſanften Rücken, wie dieſer in die Ebene, unmerklich ſich verlieret. Ueberall ſind Wieſen, keine iſt ohne ein Haus, oft vom Kirſchenbaume beſchattet, von Wäldchen bisweilen unterbrochen. Tief im Hintergrunde dieſes lachenden Schauplatzes prangt mit unſchmelzbarem Schnee des Geltengletſchers meiſt unſichtbares Haupt.

Ich wollte mich ihm nähern. Alle Berge verſchwinden vor ſeiner majeſtätiſchen Laſt, ihr Glanz wirft ein ungewohntes Zauberlicht auf das ganze um-

liegende Hirtenland. Allein bey jedem Schritte schien der Geltengletscher höher himmelan zu steigen. Endlich sah ich seinen Fuß, und in meinem Ohr ertönte das Gemurmel und Getümmel seiner vielen Kataraften: als zwey kleine Seen, umgeben von kleinen weidereichen Hügeln, mein ruhegieriges Auge zerstreuten. Ich sah im schwarzblauen Wasser den Widerschein dieser zahmeren Gegend, Lustwäldchen und glücklichen Heerden. Hier also ruhete ich bey den gastfreyen Hirten. Da fiel mir das ganze Lauinerthal, welches ich von Sanen her durchreiset hatte, bis an die äußersten sanischen Berge, mit hundert wunderbaren Schattirungen perspectivisch in die Augen. In der Betrachtung dieses wonnevollen Gemähldes menschlicher Glückseligkeit störte mich das Krachen des Gletschers gleich entferntem Donner. Vor mir fand ich Muscheln, von Arten die nur bey den ägyptischen Pyramiden gesehen werden.

Neben diesem schließt auch das Gesteigthal sich an die hohen Alpen. Die wütende Sane hat nun die schönen Wiesen dieses lezteren mit Steinen bedekt; es ist aber dieses Unglück der schlechten Policey zuzuschreiben. Uebrigens leitet an der Quelle der Sane, wo die hangenden Spitzen des rauhen Sanetsch den Einsturz androhen, ein steiler Pfad nach Wallis, und ein anderer durch einsame Thäler nach dem Lande der Ormonder; eine zahlreiche Völkerschaft, welche durch viele Berge wider die menschliche Gesellschaft bey Armuth und Glück beschirmet wird.

Ganz zulezt fand ich in einem Winkel eines hohen Thals an der Freyburgischen Gränze das Dörfchen Afflentsche, dessen Bewohnern jede Liebe, Hey-

Zweyte Scene.

Enobarbus, Charmion, Iras, Alexas und ein Wahrsager.

Charmion.

Alexas, liebster Alexas, Alexas mit was für einem Beywort du nur immer willt, aller-übervollkommenster Alexas, wo ist der Wahrsager, den ihr der Königin so sehr angepriesen habt? Ich möchte doch gar zu gerne den Ehemann kennen, der, wie ihr sagt, seine Hörner mit Blumen bekränzen muß.

Alexas.

Wahrsager --

Wahrsager.

Was wollt ihr?

Charmion.

Ist das der Mann? Mein Herr, seyd ihr der, der so viel Dinge weiß?

Wahrsager.

Ich kan ein wenig in dem unendlichen Geheimniß-Buche der Natur lesen.

Alexas.

Zeigt ihm eure Hand.

Enobarbus.

rath und Begräbniß in Aſſentſche würdig ſcheinet, in die Jahrbücher des menſchlichen Geſchlechts aufgezeichnet zu werden: gleichwie die Unwiſſenheit große Dinge nach ihrem kleinen Maaßſtabe zu meſſen pflegt, ſcheinen ihr im Gegentheil Kleinigkeiten von großem Gewichte.

Der dritte Brief.

Obſchon hochliegende Länder überhaupt kälter ſind, werden durch die Sonne wegen der Beſchattung ſo vieler mannigfaltigen Bergſpitzen auf einer ſo verſchiedentlich beleuchteten und ungleichen Landſchaft mancherley ſonderbare Zufälle hervorgebracht. Jede Viertelmeile hat ihr Klima.

Füglich möchte Saanenland ein Compendium von Europa genannt werden. Die Thäler, durch welche der Saneſtrom pfeilſchnell herunterſchießt, enthalten in fünf Geſchoſſen die Verſchiedenheiten, die der Himmel zwiſchen Dauphiné und Hamburg hervorbringt; vom Grunde der Thäler bis auf die Gipfel der Gletſcher iſt fühlbar, was der Himmel von Hamburg bis nach Nova Sembla bewirkt.

Der Frühling der Thäler um Roſſiniere iſt bey zehen Tagen früher als zu Oeſch, zu Oeſch als Rougemont, hier als zu Saanen, und am letzteren Orte iſt er ſo viel früher als in dem Geſteigthale. Noch iſt in Roſſiniere die Weintraube nicht fremd, aber zu Oeſch; hier wächſt Viburnum, zu Rougemont nicht; hier ſind Pflaumen häufig, ſchwerlich ſtehen ſolche jenſeits der Burg Vanel; auch der Kirſchenbaum erträgt endlich die höhere Luft nicht mehr, ſeinen Platz

überläßt er den Tannen. Bald verschwinden die Tannen; wir wandeln zwischen myrthengeblätterten Weiden, in dem allerliebsten Gesträuche, die Alpenrose (fälschlich) genannt, mit Lorbeerblättern und schönen trichterförmigen Blumen gebunden, ölicht roseuroth. Hier ist auch der kleine Myrtill mit jener wacholderähnlichen Frucht, welche uns unter den Erdbeeren erquicket. Höher kommen fadenartige Gewächse, dünne Blumen so trocken als Tuch; bald aber die Geschlechter der weißen und niedrigen, lapponischen und kamtschadalischen Gewächse auf dem kurzen dicken Rasen, den kaum Schaafe und Gemsen ersteigen. Zulezt werden die Felsen von Moos tausendfältig befarbet, worauf die Natur in blauem grönländischem Eise erstirbt.

In Sitten und Kleidern ist hier das Volk so verschieden als das Land an Früchten und Luft. Von den schwarzen Mützen der Weiber zu Sanen steigt man stufenweise zu den städtischen Frisuren der Weiber von Roßiniere. Hier sind einige reiche und viele arme Männer; in den kältern Gegenden ist kein so großer Unterschied, und er ist unbemerkbar wegen der Sitten. Die reichsten im Sanenthale, die obersten Vorsteher des Volks, begleiten mit Weib und Kindern die Heerde nach dem Berge, melken die Kühe, und halten diese alten Sitten für Ehre: die Großen auf dem Dorfe Roßiniere schämen sich solcher Arbeiten.

Die Schattenseite dieses Thals wird im Winter zwölf Wochen lang nie von der Sonne beleuchtet; hingegen die Sonnenseite genießt alsdann täglich acht Stunden lang ihre concentrirte Strahlen, und alle benachbarte Felsen werfen dieselben zurück. Diese

Verſchiedenheit bringt mitten in dem Thale einen immwährenden Luftſtrom hervor.

Es iſt ein Haus in dem Thale Rougemont, deſſen Bewohner im Klima Norwegens einſchlafen, und im Klima von Frankreich aufwachen. Es wird nemlich dieſes Haus durch eine Felſenkette beſchattet, bis die Sonne höher ſteigt, worauf ſie den ganzen Morgen zwiſchen den Spitzen auf- und untergeht, bald aber über allen Felſen hoch in voller Majeſtät glänzt; alsdann hat jedes Haus die Sonne täglich vier Stunden länger.

Im Winter ſind alle Thäler mit Schnee bedeckt, in ſo fern die Berge der Sonne den Zugang verſperren; die Sonnenſeite iſt in ihrer Mitte immerdar grün und beblümt; auf den Höhen kann die Sonne den Schnee nicht ſchmelzen. Alſo ſchimmern die Zinnen des Amphitheaters auf einem himmelblauen Grunde, und im Thal werden zwo kalte und eine gemäßigte Zone bemerket. Oft werden die Wohnungen auf der Sonnenſeite nicht geheizet, und die Weiber arbeiten bey offenen Fenſtern. Allein die höher ſteigende Sonne erwärmet im Frühling das Thal; die mittlere Gegend am Berge bleibt alsdann um ſo viel kälter, um wie viel ſie höher als das Thal gelegen iſt: für ſie iſt alſo verhältnißmäßig der Winter wärmer als der Frühling. Vielleicht bringen die Sonnenſtrahlen im Winter, da ſie ſchiefer fallen, auf eine ſehr abhangende Fläche vorzügliche Würkung hervor.

Ich habe dieſen ganzen Winter hindurch (*) am Walde und auf dürren Höhen die Polygala mit ihrer

(*) 1779.

Buchsblume blühen gesehen; lieblich duftete ihr Geruch wie von der Aprikose. Im Anfang des Februars zierte den Rasen die weiße Knospe der Safranblumen. Bald aber waren das Moos des Waldes und jeder Zaun von dem Wintergrün (*) taxeziert, und erfreute die Amsel mit ihrem Flötentone jeden einsamen Spaziergang. Ich lag Stunden lang mit Horatius unter den Tannen: unter mir war das Thal tief mit Schnee bedeckt, große Stangen von Eise hiengen an dem Ufer der Sane von den Felsen herunter.

Der erste Schnee am Ende des Novembers bedeckt einen Rasen, der noch dichte und mit Blumen geziert steht; alsdenn glänzt noch das goldene Leontodon unter den Flocken hervor. Bald werden alle Gärten und Wiesen, wie es die Gesetze erlauben und befehlen, die allgemeine Straße. Tausend Schlitten durchfliegen alle Thäler; dann werden die langen Schneeschuhe der Lappen gesehen: alles ist frölich, alles lebet, alsdann werden häusliche Feste gegeben, und Heyrathen vollzogen.

Die Sonne schimmert aus dem beschneyten und beeisten Tannenwalde mit allen prismatischen Farben hervor. Wann die Luft rauh und etwas dunstig ist, entstehen, gleich als aus den Gipfeln der Felsen, welche die Sonne verbergen, dunkelweiße Streifen in mancherley regelmäßigen Richtungen und Gestalten: ein Schauspiel, welches diesem Lande eigen scheint, und vielleicht von gefrornen Dünsten herkömmt. Uebrigens pflegen die Winkel dieser Streife von 60 Graden zu seyn.

(*) Pervenche.

Der Schnee ſchmilzt langſam; anfänglich zwar von oben her, doch ſeine Oberfläche gefriert wieder bey nächtlicher Kälte. Worauf das Land als unter einem Eishareiſch auffrieret. Schon leben die Gewächſe auf, und erhebet ſich Gras: beym erſten Südwind hört man das Eis in Stücken ſplittern; in wenigen Stunden iſt alles mit einem dunkelhaften Rasen bedekt; bald wird alles grün.

Es iſt eine Wollaſt in dieſem anmuthigem Lande den Sommer zu leben. Abend und Morgen ſind kühl, denn die Sonne geht ſpät auf und früh unter; bey jedem Schritte quillt ein Brunn, und rauſcht ein klarer Bach im Dunkel der Tannen, oder unter abhangenden Felſen. Drey Monate dauret indeſſen die Heuerndte, von den frühen Thälern bis auf Gipfel, wo Vieh ſich nicht hinwaget; während welcher Zeit im Frühlingsthale Gras zur zweyten Erndte wächſt. Von ſo vielen Alpenkräutern wird indeſſen die Luft auf das lieblichſte durchduftet.

Bisweilen zwar ſcheint im Gebürge die Luft entflammt, und die Sonne brennt im engen Felſenthale mit voller Macht: um den Fuß der Berge verſammelt ſich mit ſchwerem Schritte ein langer Wolkenzug; Donner ertönt in widerhallenden Hölen, der Himmel wird ſchwarz; hierauf erkühlet ſchnell die Luft, und Schnee bedekt Berg und Thal. Die Heerden, die auf ihrer Weide verſchloſſen ſind, und welchen der Schnee den Rückweg verbirgt, blöken, vor Schrecken ſtarr, oder ſtürzen die Felſen hinab, oder treiben bey hunderten Schaarenweiſe zuſammen; im tiefen Thal ertönt ihre klagende Stimme. Allein in wenigen

Bibl. Univers. Upp.

Tagen erscheinen alle Berge in vorigem Schmucke aller Gaben ihrer Natur.

Sturm, Regen und Schnee kommen aus West. Vom Südwinde werden im Frühlinge die Gletscher gereiniget, und alle Thäler vom Schnee befreyet, im Sommer und Herbst Ueberschwemmungen verursachet. Nicht leicht heulet hier Boreas; der Ostwind ist noch seltener. Fast nie erheben sich Nebel, die ausgenommen, welche Morgens am Seestrom stehen; aber auf den hohen Gebürgen findet man den Schauplatz eines unaufhörlichen Wolkenspiels.

Oft steigt bey hellem Himmel tief aus dem Thale ein Rauch empor, umhüllet uns, verschwindet und steht plötzlich über unserm Haupte als eine weisse Wolke. Oft schwimmen langsam viele Wolken durch die Luft, um nach und nach einige Felsenspitzen zu umschleyern: ein unermeßlicher Horizont in voller Sommerschönheit stürzt sogleich in schwarze feuchte Nacht. Ich sah einst von dem Gipfel einer der vordersten Alpen die ganze Schweiz bis an den Jura verwandelt in ein Wolkenmeer: hoch glänzten sie wie Schnee, doch hatten sie viel von der weichen Farbe der Wolle; die Fläche war eben und gefärbt wie das Weltmeer an einem ruhigen Sommerabende. Westwärts war die einförmige Kette des Juragebürges abgelegenen Küsten ähnlich: hin und wieder erhoben Berge ihre Gipfel wie Inseln. Einige waren mit vielen Heerden bedekt, welche bald in das Meer herab, und bald aus demselbigen empor gestiegen kamen; andere Inseln schienen öde, verschiedene scheußlich wie die im Oberon. Die untergehende Sonne warf nach und nach auf dieses Meer alle Farben der

Morgenröthe; unmerkbare Schatten milderten den hohen Glanz. Jede Wolke, die durch den Wind aus dem Gebürge herbeygeführt wurde, sank wie Sand, und nahm ihre Stelle ein. Eine halbe Stunde bey dem hellesten Himmel dauerte dieses Schauspiel, als plözlich das Meer sich an vielen Orten aufthat, und anstatt ungeheurer Wunder eine große Menge Schlösser, Städte, Flecken und Auen entdeckte.

Starker Hagel und fürchterliche Donnerwetter sind im Sauenlande selten; aber nicht leicht verfließt ein Jahr ohne Erderschütterung. Die Witterung in den Alpenthälern ist überhaupt standhafter als im ebenen Lande: ihre Sommer sind kühler, ihre Winter wärmer. Den Herbst kennen sie so wenig als die alten Germanier, von welchen Tacitus meldet, ihre Sprache habe für diese Jahreszeit kein Wort.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Von der Dauer der Welt,

und ihrem verschiednen Alter, nach der Lehre der Braminen,

ausgezogen aus Hrn. Le Gentil's Reisen in Indien.

Die Braminen lehren, daß die Welt vier Millionen 320 tausend Jahre dauren werde, wovon bereits 3 Millionen 897 870 Jahre im Jahre 1762. verflossen seyn. Sie theilen überhaupt die Dauer der Welt in vier Alter.

Das erſte Alter hat mit der Schöpfung begonnen, und hat 1 Million 728000 Jahre gedauert. Sie nennen es das Alter der Unterſchiede.

Das zweyte hat ein Quart weniger gedauert als das erſte; nämlich eine Million 296000 Jahre.

Das dritte hat ein Drittheil weniger gedauert als das 2te, nämlich 864 tauſend Jahre.

Das vierte iſt endlich dasjenige worinn wir leben. Dieſes wird nur die Hälfte ſo lang dauern als das dritte; nämlich 432000 Jahre. Sie nennen es das unglückſelige Alter oder Calyougan, von Caly Epoche und Ougan Unglük. Im Jahr 1762 rechneten ſie für das vierte Alter nicht mehr denn 4863 Jahre als verfloſſen. Es ſollte noch dauren 427137 Jahre. Die Braminen tragen große Sorge das Volk mit dieſen Vorurtheilen einzuſchläfern, und ſie den Kindern in den Schulen fleißig einzuflößen.

Dieſe verſchiedne Alter findet man von den Hr. Bannier und le Maſcrier in dem 6ten B. der Ceremonies Religieules, und in der tamuliſchen Grammatik des P. Conſtantin Joſeph Beſchio eines italiäniſchen Jeſuiten und Mißionars, angeführt, welches leztere Buch zu Tranquebar 1728 gedrukt iſt.

Es iſt natürlich, daß alle dieſe Autoren dieſe Alter und Zahlen von Jahren für Chimären anſehen, wenn man nach ihnen die Dauer der Welt beſtimmen wollte. Allein für die Braminen ſind ſie keine Hirngeſpinſte, und dieſe Zahlen dienen ihnen in ihren aſtronomiſchen Rechnungen zu Epochen

Mir (ſpricht Hr. le Gentil) ſchienen dieſe Zahlen eben ſo fabelhaft, und übel zuſammen hängend, wie alle andern; ſo daß ich es lange Zeit nicht der Mühe

werth achtete mich darum zu bekümmern. Weil mich mein Indischer Lehrer in der Astronomie so oft daran erinnerte, um mir daraus das Alterthum ihres Systems zu beweisen: so fiel mir endlich ein, daß er in allen Rechnungen, die er mich hatte machen lassen, immer voraussezte, daß die Sterne jedes Jahr eine Bewegung von 54 Secunden Unterschied machten. Dieses brachte mich auf den Gedanken, daß alle diese Alter eine gewisse Anzahl von Revolutionen des Aequinoctii seyn könnten. Ich ward bald davon vollkommen versichert. Ich fand, daß die vier Alter von der Dauer der Welt, deren sich die Indianer mit solchen Stolze rühmen, nichts anders als astronomische Perioden waren, die man ins Unendliche verändern kann; denn so bald die Braminen die Vorrückung der Aequinoctien zu 54 Secunden jährlich angeben, so wird der ganze Umlauf des Himmels 24 tausend Jahre betragen. Alle Zahlen die sie vorbringen, lassen sich durch 24000 theilen; also sind sie nichts anders als Perioden von der Bewegung der Sterne der Länge nach gerechnet.

Diese Entdeckung schien wenig Eindruk auf meinen Lehrer zu machen, noch weniger aber auf einen Braminen dem ich Eröfnung davon that. Entweder verstellte er sich, oder er war würklich mit den übrigen seiner Nation in eben demselben Vorurtheil. Da sich die Nachricht von meiner Bestimmung überall ausgebreitet hatte, so war dieser Bramine von Tirvalont nahe bey Karical, dreyßig Stunden südwärts von Pondichery, gekommen, um wie er sagte, mich zu besuchen. Er glaubte vielleicht, ich sey eine Art von Braminen in meiner Nation. Denn bey ihnen darf sich niemand aus keiner andern Classe als der

der Braminiſchen mit der Aſtronomie abgeben. Die Indianer glauben den Braminen alles blindlings, was ſie ihnen von dieſer Wiſſenſchaft glauben zu machen für gut befinden.

Dieſer Braminer wurde mir von Maleapa, meinem Dolmetſcher, der dazumal zugleich mein Lehrer war, zugeführt. Ich that ihm einige Fragen über das Alterthum der Aſtronomie, und beſonders über die Vorrückung der Aequinoctien, und ob ſie alle Bramen zu 54 Secunden angäben. Er hingegen würdigte mich nicht der geringſten Frage. Ich ließ ihn die Schiffe auf der Rheede durch das Fernrohr an meinem Quadranten in umgekehrter Geſtalt wahrnehmen. Er betrachtete ſie ſehr aufmerkſam, ſchien über dieſen Anblick verwundert, aber fragte mich nicht weiter um die Urſache davon.

Dieſe Bramen betrachten uns Europäer wie wilde, die wenig oder gar keine Kenntniſſe beſitzen. Stolz auf ihre Caſte, ihr Alter, und ihre vorgebliche Weisheit, haben ſie eine herzliche Verachtung gegen alle Europäer. Sie können ſich nicht vorſtellen, daß wir Kenntniſſe, Univerſitäten, Akademien, wie ſie einige, haben, ſo wie zu Benarés in Bengalen, welches die berühmteſte Univerſität von ganz Indoſtan iſt.

Ohngeachtet der großen Verachtung die ſie gegen uns hegen, und der kleinen Idee, die ſie von unſern Kenntniſſen haben; und ohngeachtet der Braminr der mich zu beſuchen gekommen war, die größte Gleichgültigkeit gegen meine aſtronomiſchen Inſtrumente bezeigte, und über die Erklärung die ich von Cirkel-Quadranten machte, ſehr ſchlecht erbaut zu ſeyn ſchien; ſo kam ihm doch meine Vorherſagung des Cometen der

Enobarbus.

Bringt hurtig das Eſſen herein, und Wein genug, damit wir auf Cleopatra's Geſundheit trinken können.

Charmion.

Mein lieber Herr, ſagt mir fein glükliche Dinge.

Wahrſager.

Ich mache nichts, ich weiſſage nur.

Charmion.

So ſeyd ſo gut und weiſſagt ſie mir.

Wahrſager.

Ihr werdet noch viel ſchöner werden, als ihr ſeyd.

Charmion.

Er meynt, fetter.

Iras.

Nein, er meynt, ihr werdet euch mahlen wenn ihr alt ſeyn werdet.

Charmion.

Das verhüten meine Runzeln!

Alexas.

Unterbrecht ſeine Fürſicht nicht; ſeyd aufmerkſam.

im Aug. und Sept. 1769 erschien, sonderbar vor, und alle übrigen Indianer von Ponoichery schienen erstaunt darüber. Ich hatte im Lauff des Monats September angekündigt, daß, nachdem dieser Comet gegen Ende des Monats morgens erschienen wäre, er in der Mitte des Octobers sich Abends um 7 Uhr zeigen, nur daß alsdenn sein Schweif die entgegengesezte Richtung von der erstern haben würde. Wir sahen ihn würklich 2 bis 3 Tage, allein nachher verhinderte uns die üble Witterung daran.

Außer dieser erstgedachten Periode haben die Braminen noch zwey andre; eine von 60, und die andre von 3600 Jahren. Wenn die erste von 60 Jahren herum ist, so fangen sie wieder von neuen an zu zählen. Sie ist ihnen von großen Nutzen, um die wichtigste Epochen ihrer Geschichte zu bemerken. Sie hüllen alles in einen geheimnißvollen Schleyer, daß es unmöglich ist, etwas davon zu verstehen, wenn man nicht den Schlüssel der Zahlen hat. Sie thun es vermuthlich um dem Pöbel die Kenntniß davon abzuschneiden. Hier ist ein Beyspiel davon.

Sie sagen die Astronomie sey sehr erneuert, und verbessert worden unter einem Könige, den sie Salivagan nm nennen; und der Tod desselben fiele in das Jahr 78. nach C. Geb. Dieses rechnen sie folgendermaßen:

Man multiplicirt, sagen sie, 22 mit 60		1320
Man addirt das laufende Jahr dazu mit		22
	Summa	1342
Hierzu ferner addirt		349
	Summa	1691

Es sind also 1691 Jahre (ich schrieb dieses im Jahr 1769) daß Salivaganam, der Erneurer der Astronomie gestorben ist.

Es ist leicht zu sehn, daß das Produkt, das entsteht, wenn man 22 mit 60 multiplicirt, anzeigt, daß 22 Perioden von 60 Jahren seit dem Tode des Salivaganam verflossen sind; 22 das man hinzuthut, ist das laufende Jahr derselben Periode von 60 Jahren; aber woher kann die Zahl der 349 kommen? In diesem Numerus finden sich 5 Perioden von 60 Jahren, und ein Bruch von $\frac{42}{60}$ der mit dem laufenden Jahre 22 anzeigt, daß Salivaganam das eilfte Jahr der Periode von 60 Jahren gestorben ist. Fragt man nun, konnten die Braminen ihrer Rechnungsart keine andere Gestalt geben? Allerdings konnten sie es. Aber sie lieben nun einmal diese geheime und verstekte Art. In dieser Zahl 349 stekt nach ihrer Art ein großes Geheimniß. Man nehme, sagen sie die Zahl 9; nachher das Vedam, endlich das Feuer, und man bekommt 349. Nun muß man wissen, daß sie 4 Bücher des Vedam haben, und wie sie vorgeben 3 Arten von Feuer; und man muß auch wissen, wie sie ihre Zahlen ordnen.

Man muß also nach ihrer Methode nehmen

1.) Die Zahl	9
2.) Das Vedam unter der Zahl	4
3.) Das Feuer unter der Zahl	3
	349

In ein dergleichen Geheimniß sind alle ihre Rechnungen eingehüllt. Der Cyclus von den 60 Jahren der Braminen hat dieses Sonderbare, daß er die Zahl

24000 ohne Bruch theilt. Dieser Cyclus ist also ein Theil der groſsen Periode von 24000 Jahren. Eben so theilt das groſse Jahr von 600 Jahren, das Josephus anführt, und das Dominicus Cassini so hoch schäzt, die groſse indische Periode von 24000 Jahren vollkommen und ohne Bruch. Also ist das groſse Jahr des Josephus ein Theil der groſsen Periode von 24000 Jahren.

Nach diesem Grundsaz enthält die groſse Periode von 24000 Jahren 400 Perioden oder Cyclos von 60 Jahren und 40 Perioden von 600 Jahren.

Die Sterne rücken nach der Meynung der Braminen jedes Jahr vor ' " 54 Secunden

In 60 Jahren macht dieses den Unterschied von ' " 54 Minuten

In 3600 Jahren von ' 54 Graden.

Dieſs ist das Principium und der Ursprung der verschiednen Perioden von 60 Jahren und von 3600 Jahren. Die Braminen nehmen das erste Jahr für einen Cyclus; der zweyte ist 60 mal gröſser als der erste; und der 3te 60 mal gröſser als der 2te.

Ich weiß, daß man mir den Einwurf machen wird: daß die Jahre des Berosus keine Jahre von 365 Tagen seyn können; daß dieses die Meynung der berühmtesten Chronologen ist; daß ich in meiner a. 1756. der Kön. Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung über den Werth des Saros gesagt habe, daß der Saros des Berosus nicht von

3600 Sonnenjahren zu verſtehen ſeyn, weil es ſonſt Könige gegeben hätte, die 60000 Jahre regiert hätten, ohne die Jahre die ſie gelebt hätten, ehe ſie Könige geworden ſeyn.

Weil ich aber jetzo ganz anders belehrt bin, als ich es ao. 1756 war, da ich über den Werth des Saros meine Ideen darlegte, ſo fällt es mir jetzo nicht ſchwer, meine Meynung zu ändern. Ich glaube nämlich daß die Periode der 60 Jahre des Beroſus, und die von 3600 Jahren eben dieſelbigen ſind, deren ſich heut zu Tage die Braminen bedienen, die ſich auf Sonnenjahre von 365 Tagen, und auf eine Vorrückung der Aequinoctien von 54 Secunden jährlich gründen.

Man könnte hier vieles von den Fabeln und Träumereyen der Braminen über das Alter ihres Gottes Brama anführen, ſo wie Beroſus von ſeinen babyloniſchen Königen behauptet.

Allein alle dieſe Träumereyen beyſeite geſezt, ſo erhellt deutlich, daß ſeit der Regierung des Königs Salivaganam, oder ſeit dem erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, die Periode von 60 Jahren bey den Braminen und indiſchen Philoſophen gemein war. Daraus läßt ſich ſchließen, daß ſie lange vorher bekannt war, und da dieſe Periode ſich von dem großen Cyclus von 24000 Jahren herleitet, der auf die Bewegung der Sterne, um 54 Secunden jährlich, ſich gründet: ſo kann man mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß die Vorrückung der Aequinoctien von undenklichen Zeiten in Indien bekannt iſt; und daß die Weiſen in dieſem Theile von Aſien ſich ihrer ſchon in

ihren aſtronomiſchen Rechnungen bedienten, da Hipparchus 128 Jahre vor Chriſti Geburt ſie kaum erſt vermuthete. Dieſer Unterſchied von 54 Secunden jährlich ſtimmt ungleich beſſer mit den Beobachtungen neuerer Zeit überein, als mit denen des Ptolomäus, der ohngefähr 300 Jahre nach dem Hipparchus erſchien. Ptolomäus ſezt, ohne recht zu wiſſen warum, voraus, daß die Sterne einen Grad in 100 Jahren durchlauffen. Nach dem Syſtem der Braminen macht die Bewegung der Sterne einen Grad in 66 Jahren und 8 Monaten aus; und wir finden nach unſern neuſten Beobachtungen, daß es, bis auf eine Kleinigkeit, Einen Grad in 70 Jahren ausmacht.

Nun wollen wir ſehen, wie die Braminen die Epoche der Bewegung der Sonne und des Mondes beſtimmen, weil ſie vorausſetzen, daß dieſe Geſtirne beyde zu gleicher Zeit von demſelben Punkt ausgegangen ſind.

Wir haben geſehen, daß nach ihrer Meynung die Sterne in einem Jahre vorrücken 54 Secunden
in 60 Jahren ſ ſ ſ 54 Minuten;
in 3600 Jahren ſ ſ 54 Grade.
Die Differenz von 54′ Gr. zu 360 Gr. oder der 3600 Jahre zu $\frac{24}{m}$ iſt 20,400: hier fangen ſie ihre Epoche an. Sie ſetzen voraus, daß 20400 Jahre vor dem unglücklichen Alter der Welt, das ſie Calyugam nennen, alle Sterne in Conjunction auf demſelben Punkte des Himmels ſich befanden. Nun laſſen ſich dieſe 20400 Jahre, und 3600 Jahre (das ihre Differenz zu $\frac{24}{m}$ iſt) durch 600 theilen. Alſo wenn

die Braminen ſagen, daß 20400 Jahre vor der Epoche Calyugam, die Sonne und der Mond in Conjunction waren, ſo iſt es eben ſo viel als ob ſie ſagten, daß 34 Perioden von 600 Jahren vor der Epoche Calyugam die Sonne und der Mond in Conjunktion geweſen ſeyn. Alſo bedienen ſich die Braminen, vermuthlich ohne es zu wiſſen des groſſen Jahres oder der Periode von 600 Jahren, wovon man einige Spuren beym Joſephus findet. Und der der ganze Umlauf der Sterne, den ſie auf 24000 J. ſezen, eine gewiſſe Anzahl von Perioden zu 600 Jahren in ſich begreifft, ſo läßt ſich wohl daraus muthmaßen, daß die alten Chaldäer Wiſſenſchaft von der Bewegung der Sterne der Länge nach, oder von der Vorrückung der Aequinoctien, gehabt haben. Alle dieſe Zahlen haben ein zu gemeines Verhältniß miteinander, als daß man ſchließen ſollte, das bloße Ungefähr habe ſie zuſammengeführt. Dieſe Kentniſſe werden wahrſcheinlich ihren Urſprung in einem Winkel von Aſien genommen, und ſich nachher nach und nach weiter verbreitet haben. Sie mögen nach und nach durch eine nothwendige Folge von Veränderungen, denen alle menſchliche Dinge unterworfen ſind, ihren Untergang gefunden haben. Die alten Braminen mögen einige Spuhren davon bey ſich erhalten haben. Und weil dieſe Philoſophen allzeit zu Hauſe eingeſchloſſen geblieben ſind, und wenig Neigung bezeigt haben, andre Menſchen zu erleuchten: ſo iſt es begreiflich, warum dieſe aſtronomiſchen Geheimniſſe nicht aus ihrer Familie gekommen, und Hipparchus und Ptolomäus nichts davon gewußt haben.

Vielleicht darf man schließen, es sey sehr wahrscheinlich, daß die Braminen heut zu Tage nach Bewegungen der Gestirne calculiren, die lange vor ihnen entweder durch die Chaldäer, oder die alten Brachmanen bestimmt worden sind, von denen die heutigen Braminen abzustammen scheinen; und daß es ebenfalls sehr wahrscheinlich ist, daß die Länge des Sonnenjahrs heut zu Tage etwas weniger beträgt als zu den Zeiten der ersten Chaldäer, und daß die Vorrückung der Aequinoctien langsamer ist.

Diese Meynung scheint mir nicht ganz unvernünftig, weil ich keinen Grund einsehe, warum die Bewegungen am Himmel immer dieselben seyn sollten: und obgleich diejenigen, deren sich heut zu Tage die Braminen bedienen, viel genauer bestimmt sind, als diejenigen deren sich Hipparchus und Ptolomäus bedienten, so stellen sie doch nicht ganz genau die Erscheinungen in unsern Tagen nehmlich die Eclipsen vor. Die Braminen haben dieses ohne Zweifel längst bemerkt. Denn man bemerket, daß sie, wenn sie aus ihrer Epoche die Zahlen ausgezogen haben, die zu Berechnung der mittleren Länge der Sonne und des Mondes (daß ich so rede) dienen sollen, so nehmen sie von diesen Zahlen eine beständige Quantität weg, ohne daß ich habe die Ursache entdecken können, warum sie es thun. Ich muthmasse, daß religiöse Ideen schuld daran sind, daß sie auf die Sonn- und Mondfinsternisse acht geben, und daß sie nach langen Erfahrungen wahrgenommen haben, daß ihre Rechnungen nicht vollkommen mit den Phänomenen übereinkamen. Vielleicht haben sie kein ander Mittel zu finden gewußt, dem Irrthum zu begegnen, als wenn sie

aus der mittlern Länge der Sonne und des Monds eine gewisse beständige Quantität wegnähmen, die hinlänglich wäre, ihre Tafeln in den Zeiten der Conjunction und Oppositon des Mondes zu berichtigen. Denn da sie niemals den Mond außer diesen Zeiten beobachten, so liegt ihnen auch wenig daran, ob ihre Tafeln alsdenn recht zeigen oder nicht.

III.

Ob man begründet sey, aus einigen Stellen der Ilias zu vermuthen, daß Homer ein Bastard gewesen sey? gegen A. Pope.

Homers Eltern waren den Alten eben so unbekannt als seine Vaterstadt. Um die Ehre, daß er in ihren Mauern gebohren worden, stritten sich verschiedene Länder und Städte; und, wofern nicht alle mit gleichem Recht, so bleibt wenigstens die Sache zwischen Smyrna und Chios unentschieden. Auf gleiche weise werden ihm so viele Väter und Mütter gegeben, daß das einzige was sich gewisses davon sagen läßt, die Ungewisheit ist, worinn wir uns bis auf den heutigen Tag über seinen Stammbaum befinden. Wir wissen soviel als gar nichts von seinen Lebensumständen; aber wir haben das wodurch sein Leben allen folgenden Zeiten ehrwürdig und wohlthätig worden ist, das wodurch er war was er war, das worinn sein Genius, sein Herz, seine die ganze Mensch-

heit, ja (soweit es in seiner Zeit möglich war) die ganze Natur umfassende Individualität ewig fortlebt, wir haben seine Werke — und in seinen Werken ihn Selbst: was kümmert uns alles übrige? Die umständlichste Geschichte würde uns nicht mehr von seinem Geist und Herzen sehen lassen, als wir in seinen Gedichten sehen, wenn wir Augen dazu haben.

Bekanntermaßen war es eine alte und ziemlich allgemeine Gewohnheit bey den Griechen, berühmten Personen, deren Herkunft man nicht eigentlich wußte, Götter zu Vätern zu geben. Es ist also leicht zu erachten, daß man bey einem Manne wie Homer — bey einem Dichter, dessen Werke die Nachwelt für Eingebung der Musen hielt, und dem zu Smyrna und Chios, als einem unter die Götter aufgenommenen Genius, eigene Tempel geweyht waren — von jener Gewohnheit keine Ausnahme gemacht haben werde. Aber aus dem Umstande, daß ihm bald Merkur, zum Vater, bald — vermittelst einer langen Genealogie von Göttern, Nymphen und Götterkindern, — eine Enkelin vom Apollo zur Mutter und der Fluß Meles zum Vater gegeben wird, ist nichts gegen die Aechtheit seiner Geburt zu schließen. Alles was daraus folgt, ist daß seine Eltern unbekannt waren.

Auch die Lebensbeschreibungen Homers, die unter Herodots und Plutarchs Namen gehen — und beyde darinn übereinstimmen, daß er ein Jungfernkind, die Frucht eines strafbaren Umgangs eines gewissen Mäons mit seiner Nichte Crytheis, gewesen, und weil seine Mutter am Ufer des Flußes Meles von ihm entbunden worden, den Nahmen Melesigenes

erhalten habe, — verdienen in allen Betrachtungen, um so weniger Glauben, da beyder Stücke Unächtheit von den Gelehrten längst anerkannt ist, und das erste (nach Pope's Ausdruk) mehr dem Leben eines Schulmeisters als eines Homers ähnlich sieht, und würdiger ist von einem Schulmeister als von dem Homer der Geschichtschreiber geschrieben zu seyn. Im andern beruft sich der Verfasser zwar auf das Zeugnis des Ephorus — eines Geschichtschreibers, welchem Polybius und Strabon das Lob beylegen, daß er viel Genauigkeit in seine Untersuchungen des Alterthums gebracht habe: allein, da die Werke dieses Ephorus, aus welchen wir uns der Beschaffenheit seines Zeugnisses vergewissern könnten, nicht mehr vorhanden sind: was könnte uns bewegen, auf seinen bloßen Namen hin, eine Erzählung anzunehmen, welche die Eltern des ehrwürdigsten unter den Dichtern mit Schande brandmahlt; zumal da andre, eben so glaubwürdige Geschichtschreiber in einem so wesentlichen Punct als der Nahme der Mutter ist, widersprechen, und aus allen diesen Widersprüchen weiter nichts erhellet, als daß sie an die Nahmen Polykaste, Klymene, Themisto, Eumetis und Crytheis gleich viel Recht habe, oder — daß wir, nachdem wir alle Zeugen abgehört haben, ungefähr eben so viel von der Sache wissen als vorher.

Bey allem dem scheint doch die Würklichkeit einer Tradition, die auf Homers Geburt einen Schatten wirft, nicht geläugnet werden zu können. Aber könnte diese Tradition nicht aus der bloßen Ungewisheit seiner Herkunft und selbst aus dem Streit so vieler

Charmion.

Husch!

Wahrsager.

Ihr werdet mehr lieben, als geliebt werden.

Charmion.

Ich wollte lieber, ich erhizte mir meine Leber durch Trinken.

Alexas.

Nein, hört ihn doch an.

Charmion.

Nun gut Glük, recht hübsches Glük! Laßt mich in Einem Vormittag mit drey Königen vermählt werden und sie alle begraben; laßt mich in meinem fünfzigsten Jahr ein Kind haben, welchem Herodes aus Judenland zinsbar seyn müsse; oder findet ein Mittel in meiner Hand aus, mich mit Octavius Cäsar zu verheurathen, damit ich gleichen Rang mit meiner Frauen kriege.

Wahrsager.

Ihr werdet eure Frau überleben.

Charmion.

O vortreflich! Ich liebe langes Leben noch mehr als Feigen.

Wahrsager.

Ihr habt schon glüklichere Umstände erfahren, als diejenigen sind, die euch bevorstehen. Char-

Städte und Familien um die Ehre, ihn, es koste was es wolle, zu den ihrigen zu zählen, entstanden seyn? Hätten die Mäoniden zu Kyme (oder Cuma *) ein anständigeres Mittel, den Homer in ihren Stammbaum einzupfropfen, als den verbotenen Liebeshandel zwischen Mäon und seiner Nichte, finden können, so ist es sehr vermuthlich, daß sie solchen vorgezogen hätten.

So wenig zureichenden Grund indessen die Tradition von Homers unehlicher Geburt in historischen Zeugnissen hat: so glaubt doch sein englischer Uebersetzer Pope in gewissen Stellen der Ilias selbst einen desto stärkern Grund zu finden, die Anzahl der berühmten und verdienstvollen Bastarde mit dem ersten der Dichter zu vermehren. Er glaubt eine gewisse Vorneigung zu dieser von den bürgerlichen Gesetzen wenig begünstigten Klasse von Erdensöhnen an ihm zu bemerken; und findet sich daher (wie er in der Anmerkung zum 93. Vers des Vten Buchs seiner Iliade sagt) nicht ungeneigt zu glauben, Homer möchte wohl selbst einer aus ihrem Mittel, und also in dem Falle des Shakespearischen Thersites gewesen seyn, der zum Bastard des Königs Priamus sagt: Ich bin auch ein Bastard, ich bin allen Bastarden gut. (Troilus und Creßida, 5. Act.)

Die Gelegenheit bey welcher Pope diese Anmerkung macht, ist die neulich von uns angezogene Stelle, wo Homer von der schönen Thrano, Antenors Ge-

(*) Nicht Cumä, wie Pope schreibt. Denn Cumä lag in Campanien, und das Kyme oder Cuma wovon hier die Rede ist, war eine kleine Stadt in der Aeolide.

mahlin, sagt, daß sie den Pehäus, wiewohl er ein unehlicher Sohn von ihrem Manne, gewesen, mit eben so viel Sorgfalt im Hause erzogen habe als ihre eignen leiblichen Kinder. Aber unglüklicher weise ist in dieser ganzen Stelle kein Wort, das Popens Anmerkung begünstigte. Im Gegentheil, da er es der schönen Theano zu einem besondern Verdienst anzurechnen scheint, daß sie so viel an ihres Mannes Sohne gethan, wiewohl er ein Bastard war: so giebt er deutlich genug zu erkennen, daß sie mehr gethan als man von ihr hätte fodern können. Auch sagt er nicht, daß sie es aus besondrer Achtung oder Neigung gegen die Bastardise, sondern, ihrem Manne zu ehren oder aus Liebe und Gefälligkeit gegen ihren Mann gethan. Ich sehe nicht, was in diesem allen Partheyisches für die Bastarde seyn sollte. Und gesetzt auch, Homer hätte durch die Erwähnung dieses schönen Zugs von Theanos Charakter, (es sey nun daß er solchen selbst erdichtet, oder in den Nachrichten, die ihm ohne allen Zweifel den historischen Stoff zu seinem Gedichte gegeben haben, begründet gefunden) etwas dazu beytragen wollen, andre tugendhafte Hausfrauen in ähnlichen Fällen zu einem ähnlichen Betragen aufzumuntern, und dadurch das Schicksal der armen Unglüklichen, die ohne ihre Schuld unter der nothwendigen Strenge der bürgerlichen Gesetze leiden, zu erleichtern: folgte denn daraus gleich, daß er wohl selbst einer von ihrem Orden gewesen seyn müsse? Müßte denn derjenige, der die Christen zu einem menschlichen billigen und anständigen Betragen gegen die Juden ermahnte, darum nothwendig, oder nur vermuthlich, selbst ein Hebräer seyn?

Aber Pope führt zu Unterſtützung ſeiner Vermuthung noch eine Stelle aus der achten Ilias an, wo, ſeinem Vorgeben nach, Agamemnon, da er dem jungen Teuker, wegen der Proben von Tapferkeit, die er vor den Augen des Oberfeldherrn abgelegt, mit vieler Wärme ſeinen Beyfall giebt, der unehlichen Geburt dieſes braven Jünglings as a kind of Panegyrik upon him, erwähnen ſoll. Dieſer Panegyrik findet ſich freylich in Pops Ueberſetzung, aber wahrlich nicht im Original. Man vergleiche beyde. Es ſpricht Pop's Agamemnon:

Oh youth for ever dear — (the Monarch cry'd)
Thus, always thus, thy early Worth be try'd!
Thy brave example ſhall retrieve our hoſt,
Thy country's ſaviour and *thy fathers boaſt!*
Sprung from an alien's bed *thy Sire to grace,*
The vig'rous offspring of a ſtoln' embrace,
Proud of his boy, he own'd the generous flame
And the brave ſon repays his cares with fame.

Sollte man nicht, wann man dieſe glühende Stelle lieſt, und mit dem Original, wo beynahe kein Wort von dem allen zu ſehen iſt, vergleicht, auf den Argwohn gerathen müſſen, Pope ſey, in Abſicht auf den vorgeblichen Phyſiſchen Vorzug der unehlichen Kinder vor den ehlichen, mit der Ketzerey des berüchtigten Julius Cäſar Vanini angeſteckt geweſen, über deſſen bekannten Wunſch (*) der gelehrte Warburton in einer

(*) O! utinam extra legitimum et connubialem thorum eſſem procreatus! etc. VANINI *de admirandis Naturæ*

Note zu des Baſtard Edmunds Rede in der 2. Sc. des 1. Acts vom König Lear in einen ſo heftigen Eifer ausbricht? Oder wollte Pope vielleicht dem berühmten Duc of Barwyk, einem natürlichen Sohn König Jacobs II. mit dieſem zwar nicht in Homers aber ganz in Vanini's Geiſte geſchriebnen Lobe der Baſtardey ein Compliment machen? Wenigſtens iſt der alte Dichter ganz unſchuldig daran: denn der läßt ſeinen Agamemnon nichts mehr als dies ſagen: (*)

Teuker, ſo würdigſt du dich des Telamoniſchen Nahmens!
Trif ſo ferner, du Lieber, und ſtreb' ein Licht den Achäern
Und dem Vater zu werden, der dich von der Wiegen an aufzog.

Regina Deaque Mortalium arcanis, Dialogi. Dial. XLVIII. p. 320 — 22. Uebrigens muß man die ganze Stelle im Zuſammenhange ſelbſt leſen, um zu ſehen, daß Warburtons Eyfer hier etwas unzeitig, und daß mehr Laune als Freygeiſterey in dieſem Wunſche oder Traume, (wie er ihn nennt) des armen Vanini iſt. Im Grunde ſagt er in dieſer ganzen Stelle nichts mehr, als was das erſte Kapitel in Triſtram Shandy, nur mit einer andern Wendung, auch ſagt — und was, gewiſſermaßen, wahr und res facti iſt; wiewohl weder die Natur noch die ehliche Verbindung noch Vanini Schuld hat, wenn nicht alle ex legitimo et connubiali thoro gebohrne auch würklich *con amore* gezeugt werden. Conferatur, ſi placet, das dritte Kapitel der Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende.

(*) Da dieſe Ueberſetzung (das einzige „Triff ſo ferner„ ausgenommen, wodurch in der Stollbergiſchen das Βαλλ' ὄ]ως ſehr glüklich ausgedruckt iſt) von den

und, ungeachtet dich ihm nur eine Sclavin gebohren, Sorgsam, in seinem Pallast, als seinen Sohn dich ernährte. Eifre nun auch, in der Ferne dafür ihm Ehre zu machen!

beyden, die wir vor zwey Jahren zugleich erhalten haben, und deren jede, aus ihrem gehörigen Gesichtspunct beurtheilt, grose Verdienste hat — nicht zwar dem Sinne nach, aber in Worten, Wendung und Versification verschieden ist: so muß ich um Erlaubnis bitten, die Regeln, wornach ich bey etwaiger Vergleichung beurtheilt zu werden wünsche, mit wenigem anzuzeigen. Ueberhaupt gilt das, was ich neulich von den Uebersetzungen Lucians gesagt habe, noch in weit höherm Grade von Homer. Wer die unermeßlichen Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung aus eignen Versuchen kennt, kann am besten einsehen, wie viel Ruhm und Dank denen gebührt, die das Eis so glüklich gebrochen und schon soviel geleistet haben. Was ich also sagen werde, wird nicht aus der elenden Absicht die Verdienste beyder Uebersetzungen zu verkleinern gesagt, sondern blos zur Steuer der Wahrheit, und weil ich es als eine Art von Nationalangelegenheit ansehe, daß Uebersetzungen des Ersten und gröſten aller Dichter zur möglichsten Vollkommenheit, die vermöge der Natur der Sache zu erreichen ist, gebracht werden. Vielleicht irre ich, wenn ich es für möglich halte, den Regeln, die bey Uebersetzung etlicher weniger Verse leicht beobachtet werden können, auch bey Mehr als funfzehn Tausenden immer getreu zu bleiben: Aber gegen die Regeln selbst, ist, glaube ich, nichts einzuwenden. Das Wesentlichste derselben besteht, meines Erachtens, in folgendem. Erstens; die Treue, die man allezeit seinem Original, wieviel mehr einem Homer? schuldig ist, weniger in gleichförmiger Stellung und Wendung der Worte, als darinn zu setzen; daß die Worte und Wendungen, die man wählt, soviel möglich

Wo iſt hier nur der Schatten eines Gedankens von dem kraftvollen Sprößling einer verſtohl-

die nehmliche Würkung auf die teutſchen Leſer machen, die das Original auf die Griechiſchen machte. Jenes iſt nicht immer möglich, ohne daß bald der Effect der ganzen Stelle, bald die Schönheit der Diction, bald der Wohlklang des Hexameters, und die angemeſſenſte Art ſolchen zu moduliren, darunter leiden müſſe: dieſes iſt vielleicht ſelten zu erhalten, ohne daß man bald eine andre Wendung des Ausdrucks, bald eine andre Stellung der Worte, bald eine kleine Umſchreibung deſſen was Homer (nicht immer des Nachdruks halben) mit einem oder zween Worten ſagt, zu Hülfe nehmen müßte. Und aller dieſer Freyheiten würde ich (wenn ich mich an den Platz eines Ueberſetzers des Homers denke) um ſo mehr vonnöthen haben, weil ich mir, Zweytens, alle mögliche Mühe geben würde (und ohne unendliche Mühe wär' es auch ſchlechterdings unmöglich) meine Verſification in Abſicht auf Rhythmus, Fülle, Wohlklang, kurz (wenn dieſer Ausdruk erlaubt iſt) auf die Singbarkeit, den Homeriſchen Verſen — ſo nahe zu bringen als möglich; ohne mir darum die Freyheiten zu erlauben, die Homer ſelbſt ſich nicht ſelten nimmt, und die in ſeiner Sprache, die an ſich ſchon lauter Muſik iſt und ſich unendlich ſchön declamiret, bey weitem das Ohr nicht ſo ſehr beleidigen, als in der unſrigen, in welcher man über dieſen Punct nicht ſtrenge genug ſeyn kann. Denn ich bin überzeugt, daß die Schönheit der Verſification (in dem ganzen Umfang deſſen was darunter begriffen iſt) die Hälfte des Verdienſts einer Ueberſetzung Homers ausmacht. Die Rede iſt hier nicht von gewiſſen Härtigkeiten, die der Dichter oft mit Mühe ſucht, weil ſie, wie eine gewiſſe Auſterität des Colorits, der Natur des Gegenſtands an-

nen Umarmung, und von allen den ſchönen Tautologien, womit der neuere Dichter nicht genug aus-

gemeſſen iſt, und die abgezielte Würkung befördert; ſondern hauptſächlich von Vermeidung ſolcher Modulationen des Hexameters, die je und allezeit ein feines Ohr beleidigen. Dahin gehören, um nur etliche Beyſpiele zu geben, ſolche Hexameter, die ſich in der Mitte in zwey Hälften brechen, wie z. E. dieſe:

Welchen er mit erfahrnen||Künſtlern|ſelber geordnet,

* * *

Dieſem|werden wir|einen||andern|Kämpfer erkieſen

oder ſolche, welche in einzelne abgeſonderte Füße zerfallen, wie z. E. dieſer:

— — Sidoniſcher Weiber

Arbeit,||welche||Alexander,||ähnlich den Göttern,

oder wie dieſer:

Teukros||werther||Telamonide||Führer der Völker,

ein vers, der von dem ſchönen Homeriſchen, der ſo völlig die wahre Modulation einer aufmunternden Anrede hat:

Τευκρε, φιλη κεφαλη, Τελαμωνιε, χειρανε λαων,

ſehr abſticht, und ſchon dadurch dem Ohr widrig iſt, weil er von ſelbſt in zwey trochäiſche und zween adoniſche Verſe zerfällt. Lieber wollte ich das ſehr entbehrliche χειρανε λαων weglaſſen, das Τελαμωνιε (welches für teutſche Leſer ohnehin der Umſchreibung kaum entbehren kann) umſchreiben, und das φιλη κεφαλη in den folgenden Vers werfen, um nur eine der Homeriſchen im Rhythmus näher kommende Anrede zu gewinnen. Wer dergleichen Dinge als Mikrologien benaſerümpfen wollte, dem würde ich antworten: daß die gröſten Redner und Dichter des Alterthums die ſorgfältigſte

zusprechen vermag, wie stolz der alte Telamon auf die Heldenthat ist, einen so feinen Jungen aufgestellt zu haben? Wie ungleich ist das alles der keuschen Einfalt und jungfräulichen Bescheidenheit der homerischen Muse! Weit entfernt, dem Teukros seine Unehlichkeit noch gar zu einem Vorzug anzurechnen, giebt ihm Agamemon deutlich das Gegentheil zu verstehen: indem er ihm als etwas, wofür er seinem Vater ganz besonders verbunden sey, anrechnet, daß er ihn, ungeachtet er nur der Sohn einer Sclavin oder eines Kebsweibs sey, (νοθον περ εοντα) in seinem königlichen Palast auferzogen; und es also um so mehr Pflicht für ihn sey, sich des Nahmens eines Telamoniden würdig und seinem abwesenden Vater Ehre zu machen.

Mit der Anmerkung, welche Pope aus dem Commentar des Eustathius anführt, hat es zwar in so weit seine Richtigkeit, daß nichts gewöhnlichers in den heroischen Zeiten war, als daß die griechischen Fürsten die im Kriege erbeuteten und ihnen zu ihrem Antheil zugefallnen Sclavinnen (welche nicht selten selbst Königs Töchter waren) zu der sehr zweydeuti-

Aufmerksamkeit auf dergleichen Kleinigkeiten für ihrer nicht unwürdig gehalten haben; und daß noch kein Gedicht, so vortrefflich es auch in allen übrigen Stücken seyn mochte, ohne die Magie der schönen Versification dauerhaften Beyfall erhalten hat. Uebrigens ist es überflüßig hinzuzusetzen, daß die Stollbergische Uebersetzung der Ilias größtentheils so schön versificirt ist, daß das Horazische

Opere in longo fas est obrepere somnum

nirgends billiger als hier statt findet.

gen Ehre ihres Bettes erhoben. So war, z. E. Teukers Mutter, wiewohl sie damals eine Sclavin Telamons war, nichts geringers als eine gebohrne Königin (*) nehmlich Hesione, die Tochter des Königs Laomedon und Schwester des Priamus. Aber wenn Eustathius daraus folgern will, daß die bürgerlichen Rechte der ehlichen und unehlichen Kinder vollkommen gleich gewesen, und jene vor diesen keine Vorzüge gehabt hätten; so geht er zuweit. Denn die unehlichen waren, ordentlicher weise, nicht Successionsfähig, sondern wurden mit einem kleinen Erbtheil abgefunden. — Doch scheint Hr. Schanfelberger, in seinem Clavi Homerica II. p. 179. noch mehr auf der andern Seite zuweit zu gehen, wenn er (wie man wenigstens aus seinen Ausdrücken schließen muß) behauptet: daß die unehliche Geburt in den heroischen Zeiten mit einer Art von Vermailigung und Unehre verbunden gewesen seh. Die Vorwürfe die Agamemnon dem Teuker wegen seiner Geburt beym Sophokles macht, und auf welche sich Hr. S. zu Unterstützung seiner Meynung beruft, beweisen um so weniger, weil sie von einem Feinde, und in der höchsten Heftigkeit des Affects, ausgestoßen werden; auch beantwortet sie Teuker in einem so hohen Ton, daß er lächerlich gewesen seyn würde, wofern die unächte Geburt damals würklich einem Fürstensohn schimpflicher gewesen wäre, als sie

(*) So nennt sie Teuker selbst beym Sophokles (im Ajax v. 1324.) da er sich gegen die verächtlichen Vorwürfe, die ihm Agamemnon wegen seiner Geburt macht, vertheidigt.

es noch heutiges Tages unter den gesittetesten Nationen Europens ist. Ja Agamemnons Vorwürfe selbst gehen nicht sowohl über Teukers Unächtheit, als darüber, daß er der Sohn einer **Sclavin**, und, was in den Augen der stolzen Griechen noch verächtlicher war, einer **Ausländerin** gewesen. So wenig also dieser Beweis beweiset, so sehr scheint hingegen aus der ganzen Geschichte der heroischen Zeit das Gegentheil dessen, was man damit beweisen wollte, in die Augen zu fallen. Diese Zeiten wimmeln von Bastarden der Götter und der Heroen, und man sieht sie überall mit den ächten Söhnen, die Successión allein (und auch diese nicht immer) ausgenommen, auf gleichem Fuß. Homer selbst nennt den Teuker κορυθαιολος Αιας, ein Titel, der ihn mit allen übrigen Befehlshabern unter dem griechischen Heere in einerley Klasse stellt; und nichts kann begründeter seyn als die Anmerkung des Eustathius: daß er, in eben dem Augenblik, da er Teukern rühmen und aufmuntern wollte, und (ich setze hinzu) da er solcher Männer wie Teuker so höchstbedürftig war, ihm gewiß seine unächte Geburt nicht vorgerükt haben würde, wenn der Nahme **Bastard**, nach den damaligen Begriffen und Sitten, schimpflich gewesen wäre. Allem Ansehn nach war es in der heroischen Zeit der Griechen damit, wie es ein paar Jahrtausende später in den neuern ritterlichen Zeiten war. Die alten **Ritterbücher** kopieren in diesem, wie in vielen andern Stücken, getreulich die Sitten der Zeit worinn die Verfasser lebten. **König Arthur** und **Amadis** selbst sind nicht ächter gebohren als Teuker; und beynahe die ganze zahlreiche Descendenz des **Amadis de Gaule** bis ins

Charmion.

So ſcheint es wol, meine Kinder werden keine Namen haben. Ich bitte dich, wie viele Buben und Mädchen muß ich haben?

Wahrſager.

Wenn ein jeder eurer Wünſche eine Gebährmutter hätte, und fruchtbar wäre, eine Million.

Charmion.

Weg mit dem Narren! Ich glaube, der Mann kan hexen.

Alexas.

Ihr meynt, es wiſſe niemand um eure Wünſche, als eure Bett-Laken.

Charmion.

Nun, kommt, ſagt der Iras, was ihr begegnen wird?

Enobarbus.

Was mir und den meiſten von uns allen dieſe Nacht begegnen wird, wird ſeyn, mit einem guten Rauſche ſchlafen zu gehen.

Iras.

Hier iſt eine Hand, die zum wenigſten Keuſchheit weiſſagt.

Charmion.

Sicher; wie der überlauffende Nil Hunger weiſſagt.

fünfte und sechste Glied kommt immer eher in die Welt als ihre Eltern kopuliret sind. Nicht nur damals, trug Willhelm der Eroberer kein Bedenken, einen förmlichen öffentlichen Brief mit den Worten anzufangen: Ich Willhelm, genannt der Bastard, König von England, u. s. w. — sondern noch im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert wimmelts in den Französischen, Englischen, Spanischen u. a. Geschichten noch beynahe so sehr von berühmten Bastarden, die sich dieses Nahmens ganz und gar nicht schämten, als in der Heldengeschichte der Griechen. Der berühmte Graf von Dünois ist unter diesem Nahmen nicht bekannter als unter der Benennung des Bastards von Orleans. Und wem ist nicht der Bastard von Navarra, oder der Bastard von Savoyen, in den Memoiren der Zeiten Franz I. in Frankreich, unter dieser Qualification öfter als unter ihrem eigentlichen Ehrennahmen vorgekommen?

Mit allem diesem also glaube ich hinlänglich dargethan zu haben, daß aus den Stellen, welche Pope aus Homers Werken zum Behuf der gemeinen Tradition von seiner vorgeblichen unächten Geburt anführt, mit nichten die mindeste Vorliebe oder Sympathetische Zuneigung dieses Vaters der Dichtkunst für die Bastarden herzuleiten sey; und daß die Gründe, womit man ihm eine vorgebliche Begünstigung dieser, nach Vanini's Meynung, ohnehin schon allzusehr begünstigten Kinder der Natur auflasten wollen, weiter nichts erweisen: als, daß er, auch in diesem Punct, die Vorstellungsart und das Kostum der Menschen und Zeiten, die er schildert, getreulich dargestellt habe.

W.

IV.
An den Herausgeber des T. M.

Ich wende mich an Sie, um eine Antwort auf eine Frage zu bekommen, die vielleicht niemand beſſer beantworten kann, als Sie ſelbſt. Es iſt eine Familienfrage, und betrifft nichts geringers als Ihre Herren Mitbrüder in der Poeſie, oder vielmehr diejenigen, die alle zu dieſer Familie gehören möchten, ob ihnen gleich die Ahnenprobe ſchwer zu erweiſen fallen dürfte. Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie an das traurige Heer aller dieſer Prätendenten erinnere, von denen Sie als Bruder gegrüßt werden. Ich ziehe den Vorhang über das Univerſum von Autoren, zu dem Sie doch auch gehören, und wovon Sie alle Minuten in Gefahr ſtehen ein Individuum zu Geſicht zu bekommen, das Ihnen mit ähnlicher Vertraulichkeit begegnet, bloß weil ſie beyde zu einer Klaſſe von Menſchen gehören, die Papier beſchrieben haben, das nachher gedrukt worden iſt.

Meine Frage betrifft das Warum von einer leider höchſt betrübten Erfahrung. Ich habe neuslich die Beobachtung gemacht, daß die meiſten Poeten traurig, träge, und mißvergnügt, und hingegen ſo viele andre Gelehrte, (nämlich ſolche, die den Namen verdienen) munter, behend, und ſtets gegenwärtig ſind. Die Herren dieſer Art ſind faſt alle mißvergnügt mit dem Lande wo ſie wohnen, noch mißvergnügter mit dem Herrn ders regiert, und am mißvergnügteſten mit dem was ihnen am liebſten ſeyn

ſollte, mit der Haut die ſie umgiebt, oder wie mans nennt, mit ihrer eignen Situation. Sie gehen herum abgeſpannt und kraftloß, dumpf und niedergeſchlagen, wie Menſchen die entweder durch Leiden oder Freuden ſich erſchöpft haben. Und wenn man ſie genauer nach ihren Umſtänden fragt, ſo iſt ihre poetiſche Debauſche längſt vorüber, und ſie hätten ſich oft ſchon Jahre lang davon erhohlt haben ſollen.

Einen geheimen Gram merket man ihnen auch oft an, daß ſie die Sünde nicht ſo gut fortſetzen können wie ſie wünſchten. Denn ſie weiſen oft einzelne Arme und Beine vor, von dem Körper den ſie noch zuſammenſezen wollen, und wovon ſeit Jahren das Ideal in ihren Köpfen ſteht, ohne ſich zu rühren.

Ich habe ehedem andre Begriffe von der poetiſchen Stimmung gehabt. Ich dachte es wäre ein Ding wie das Schwimmen, das man nie wieder verlernt wenn mans einmal kann; oder wie das Schrittſchuhlaufen, das heut zu Tage auch zur Poeſie gehört; oder wie die Ehrlichkeit, die einen auch nicht leicht verläßt, wenn man ſie einmal gehabt hat. So ſehe ich aber es geht mit der Poeſie wie mit der Liebe. Es iſt ein Zuſtand der nicht dauern kann, und deſſen traurige Folgen auf das ganze Leben des Menſchen ernſthafter ſind, als man oft im Anfange überlegt, wenn man ſich hineinbegiebt. Man verliehrt mit dieſer Dulcinee ſeine beſten Jahre, ſezt Nervenſaft, Geld, Zeit und Glük mit ihr zu; und wenn am Ende die Obrigkeit ſich einmiſcht, und ſie einem zur beſtändigen Geſellſchafterin des Lebens aufdringt: ſo ſieht man, daß ſie dazu nicht taugt, und daß

ganz andre Eigenschaften dazu gehören, die man selbst erst zu spät zu schätzen anfängt. Indessen solltens die Herren Poeten machen, wie so viele andre Leute, wenn sie betrogen sind. Sie sollten aus dem Ding schnizen, was das Zeug halten will. Denn das Wimmern hilft nicht viel, wenn man vorwärts zu marschiren hat.

Ich muß gestehen, daß ich vordem einige gekannt habe, von denen ich wol behaupten wolte, daß es rechte Poeten waren. Dem äusserlichen nach kann ich sie so nicht recht beschreiben. Sie waren in allerley Ständen zu Hauſe. Es gab recht reiche und wohlhabende unter ihnen, und wieder so blutarme! aber bey denen es einem nicht einfiel, daß sie arm waren. Denn die Dürftigkeit war ihnen ein so bequemer alter Rok, der ihnen wie angegossen schien, und weil sie so lustig wie reisende Handwerkspursche auf dem Pfad des Lebens einhertraten, so fiel es keinem Menschen ein, zu fragen, warum sie nicht besser angezogen wären. Mit den Reichen merkte maus auch nicht zur Ungebühr, daß sie reich waren. Dann sie genossen von dem Leben gerade nicht mehr als was ein andrer Mensch auch genieſſen kann, Sonnenschein, und heitres Wetter, frohen Muth, und Freundschaft und Treue. Das übrige was ihnen der Reichthum gewährte, lieſen sie so nebenher geschehen; ob sie gleich vom Gelde einen höchst richtigen Begriff hatten, wenn sie's andern Leuten schuldig waren, oder mitzutheilen für nöthig fanden. Alles hatte sie lieb, wo sie hinkamen, Kinder und Mägde, Philister und Minister, Alt und Jung, Officier und Schwarzröcke,

Matronen und Jungfrauen. Wer sie sah war vergnügt; einer wischte sich über sie den Mund, der andre nahm eine Prieſe Tobak, der zog sich die Hosen in die Höhe, jener schlug sich Feuer zu seiner Pfeife, der drükte den Hut in die Augen, oder dem Nachbar die Hand unterm Tisch; die Weiber sahen nach ihrer Prätenſion, oder vergnügter in den Spiegel; dort stuzte einer mit dem andern, oder behielt den Mund offen, und die Karten in der Hand, die er mischen wollte. Kurz sie machtens wie die ächten großen Herren, und sezten alle arme Teufel à leur aise, wie mans nennt.

Und doch sahe man nicht, daß sie sich rühmten. Die Würkung war wie ohne Absicht. Sie producirten sich ohne zu wollen, und sie theilten ihre Stimmung mit an alle die in ihren Cirkel traten. So wie ein Sonnenstral auf eine Gegend fällt, so war ihre Ankunft; und wenn sie schieden, so wars wieder als wenn die Sonne weg ist. Und unter diesen Menschen waren viele, die Poesie trieben, ohne Poesie zu schreiben.

Auch bey denen die geschrieben haben, waren die Momente ihres Lebens oft die kostbarsten, wo sie nicht schrieben; und ich kenne Einen der oft in 12 Stunden des gemeinen Umgangs mehr gute Dramata machte, als die Welt auf dem Papiere von ihm bewundert.

Aber wie siehts mit den Pauvres Honteux aus, die so ungern incognito reisen, und die glauben, man habe ihnen etwas aus der Tasche gestohlen, wenn man sie nicht sogleich gerade oben ansetzt? Die auf alle herabschielen die besser angezogen sind, alle Leute

vor Schurken halten, die in Kutſchen fahren, oder ihr gutes Auskommen haben? Ich dächte man müßte ſie beſchäfftigen, wie man in Potsdam thut, wo man die Glieder von der Oppoſitions-Parthey zum Flinten-Riemen putzen und zum Weſtenanſtreichen anhält. Ich höre aber, dieſer Vorſchlag ſoll großen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn, und man ſoll es ſchon in manchen Ländern bereut haben, wenn man ihnen bürgerliche Bedienungen anvertrauet hat. Man ſagte, ſie hätten auf Univerſitäten, ſo wie die groſſen Herren auch, verſäumet, ſich im Jus Naturae feſt zu ſetzen; und, ohne eben geradezu gefährliche Principia zu verbreiten, lebten ſie doch ſo, als wenn die Obliegenheiten des Vertrags nur einſeitig wären, nehmlich derjenige ſey der Edlere Theil der empfängt, und jener der giebt der Unedlere. Als Poeten geht ihr Haß gegen die Proſa oft ſo weit, daß ſie keine Quittung ſchreiben, wenn man ihnen Geld ſchikt. Manche führen in ihren Handlungsgeſchäften gar kein Buch, oder führens ſo, daß das Haben für ihre Freunde ganz in bianco ſteht. Dieſes muß nun freylich am Ende etwas auf das Gemüth würken; und einer der auf dem Sprung ſteht, umzuwerfen, oder um einen Salvum Conductum zu bitten, kann freylich die Geſellſchaft nicht aufmuntern.

Dieſe Abgeſpanntheit, Uneaſineſs, und Mißvergnügen an allem was uns umgiebt, trift aber nicht allein die Poeten ſelbſt, ſondern auch ſehr viele von denjenigen, die in ihrer Jugend nur Poeſie ſtudirt haben. Und dieſes Studium iſt allgemeiner als man glaubt. So wie ſich die Eltern zu Hauſe nicht träu-

men laſſen, daß auf einer berühmten Univerſität, wo man tauſend Studenten zählt, immer zweyhundert zu Pferde ſind, die nur dadurch zum Gemeinen beſten beytragen, daß ſie das Wege- und Chauſſee-Geld, und die Conſumtions-Acciſe erhalten helfen: eben ſo bereiten ſich viele junge Leute zu Erfüllung aller Pflichten dadurch, daß ſie Verſe leſen. Da nun bekanntlich die Reſcripte, Verordnungen und Protocolls nicht in Verſen abgefaßt ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie nachher an allen Dingen den Rhythmus vermiſſen, und den Miniſter des Departements wozu ſie gehören, und der lauter Proſa ſchreibt, ſo gut taxiren, wie jener Tanzmeiſter, der dem Geſandten an der Naſe anſahe, daß er nichts gelernt hatte, weil er den Menuet ſchlecht tanzte.

Da es nun einmal feſtgeſetzt iſt, daß dieſe Herren ſamt und ſonders nicht, wie wir andern ehrlichen Leute, in dem Eiſen gehen, und an der politiſchen Karre drücken wollen, auch es beynahe von Jedermänniglich anerkannt iſt, daß ſie dazu nicht taugen: ſo dächte ich Sie ſchlügen ſich ins Mittel, und thäten einen Vorſchlag zur Güte. Freund und Feind behaupten einmal, der teutſche Merkur hätte die Leſer zu Tauſenden, (von den Käuffern hat man freylich eine andere Bilanz) und alſo wäre ihre Monatsſchrift wol der ſicherſte Weg ein Wohlthätigkeits Projekt der Welt ans Herz zu legen. Ob es viele Millionen erfordert, wie Jenes, das vorigen Jahres zum Vorſchein kam, wird die Zeit lehren: indeſſen wäre immer der gute Wille zu loben. Die großen Herren machen überall milde Stiftungen für Perſonen, die nicht arbeiten können, wie Hund-

linge und Fräulein, warum ſollte man nicht ein Poetens Stift errichten können? Der Gelübden dürften nicht mancherley ſey, weil die Candidaten nicht viel von Obliegenheiten halten; und wenn man für Raſenplätze, freye Luft, Schatten und gutes Eſſen und Trinken geſorgt hätte, ſo glaubte ich, auch ſie würden dem Umgang mit der Welt, beſonders mit geſchäftgen Leuten, die ſie ohnedieß von Herzen verachten, gern entſagen. Dem ohngeachtet müßte den Fremden Durchreiſenden vergönnt ſeyn, ſie zu beſehen; beſonders in der erſten Zeit des Eintritts, weil ſie daran gewöhnt ſind. Allein freylich müßte der Superior ein Mann ſeyn von großer Klugheit und Wachſamkeit, ſo wie überhaupt, in der ganzen Einrichtung der Wohnungen ſchon zum Voraus für Frieden und Einträchtigkeit, müßte geſorgt werden. Da beſonders die berühmteſten unter ihnen keinen Obern erkennen: ſo wäre wol der Vorgeſetzte aus dem Proſaiſten Stande zu wählen; in dem die Politiker längſt als ausgemacht angenommen haben, daß der blindeſte Gehorſam bey der herzlichſten Verachtung desjenigen der zu befehlen hat, gar wohl beſtehen kann.

Diejenigen Perſonen, die durch fleißiges Leſen der Poetiſchen Schriften ganz untüchtig zu andern Geſchäften geworden ſind, wären ohnmaßgeblich als Freres Servans anzuſtellen; doch nur bey Geſchäften wo der Schaden der Ungeſchiklichkeit und Nachläßigkeit nicht ſo hart auffällt: und wären daher die Becker, Köche und Kellner immer noch aus derjenigen Klaſſe von Menſchen zu wählen, die ſich hierin nichts haben zu Schulden kommen laſſen; und gewiß würden die

Mitglieder des Stifts in diesem Fall selbst gegen jene proteſtiren.

Ich hoffe daß Sie diesen meinen wohlmeynenden Vorſchlag Ihren Blättern einverleiben, und glauben werden daß ich ſey, u. ſ. w ***

III.

Heloiſe an Abälard.

aus dem Franzöſiſchen des Colardeau.

Vorbericht.

Der verbindliche Ungenannte, der mir dieſes Gedicht zugeſchikt, ſchreibt mir folgendes — „Die Stelle im T. Merkur März d. J. S. 199. „Mir iſt keine „teutſche Ueberſetzung der Briefe Heloiſens bekannt, „die neben dem Original oder neben Popens und Colardeaus Copien ſtehen könnte„ brachte mir das beyliegende poetiſche Stück wieder ins Andenken, welches einer meiner Freunde vor vielen Jahren verfertigte, und davon nur wenige Exemplare zum verſchenken drucken ließ. Sollten Sie es werth finden, itzo noch bekannt gemacht zu werden, ſo würde es fürs Publicum neu ſeyn, da es nie in einen Buchladen gekommen iſt. — — Die Versart iſt freylich aus der Mode; doch iſt es eben die, in welcher man ehemals ſo viele gute Gedichte, von Haller, Hagedorn, Gellert, Zachariä, und andern, mit Vergnügen leſen konnte — und es ja wohl noch kann. Als Ueberſetzung und als Gedicht betrachtet dünkt mich dieſes Stück wohlgerathen und manche Stelle ſchön.

zu seyn. Führt mein Geschmak mich irre, und finden Sie es nicht würdig, daß man es der Vergessenheit, der es schon so nahe war, entreisse: so mag es ohne weiters, auf welche Weise es Ihnen beliebt, vollends in dieselbe hinabgestoßen werden u. s. w.„

Zum Beweis, daß ich es zu keinem so ungünstigen Schiksal verurtheilen möchte, übergebe ich es hiemit den Liebhabern, wie ichs empfangen habe, als ein Stück, das unter dem Besten was wir in dieser Art aufzuweisen haben, seinen Plaz behaupten kann.

* * *

Wie? selbst an diesem Ort, den Unschuld nur bewohnt,
Wo in des Friedens Schooß ein ewig Schweigen thront,
Wo Herzen in dem Joch der strengsten Tugendpflichten,
Das, was die Pflicht befiehlt, zugleich aus Wahl verrichten,
Kann mein zu schwaches Herz nicht frey von neuer Pein,
Von Stürmen seine Ruh nicht unerschüttert seyn?
Wer wagt es, meine Glut von neuem anzufachen,
Die kaum noch halb erlosch? — Du willst in mir erwachen,
Grausame Liebe! du? — Ach! so betrog ich mich?
Ich lieb', ich brenne noch ... O Abälard! ... für dich!
O Name, meine Lust, doch auch zugleich mein Schrecken!
Ja, dich verehr' ich noch! — Was ließ er mich entdecken,
Der Brief von deiner Hand, die mir so kennbar ist!
Ich hab ihn hundertmahl gelesen und geküßt;
Ja, Heloise muß in zärtlichem Entzücken
Die Züge deiner Schrift mit heissen Lippen drücken!
Mein liebster Abälard! — Was thu' ich? Welch ein Wort
Sprach mein verirrter Mund an diesem heilgen Ort?

Iras.

Geht, ihr unartiger Bettgeselle, was verſteht ihr vom Wahrſagen?

Charmion.

Ich? O wenn eine ſchmuzige Hand nicht ein fruchtbares Prognoſticon iſt, ſo ſagt, ich könne nicht hinter den Ohren krazen. Ich bitte dich, ſag ihr nur ein Werkeltags-Glük.

Wahrſager.

Euer Glük iſt beynah einerley.

Iras.

Aber wie? aber wie? ſagt mir nähere Umſtände.

Wahrſager.

Ich habe alles geſagt.

Iras.

Bin ich nicht eines Daumens lang mehr Glük werth, als ſie?

Charmion.

Gut, wenn ihr einen Daumen Glüks mehr haben ſolltet als ich, wo wolltet ihr's nehmen?

Iras.

Nicht von meines Mannes Naſe.

Charmion.

Ich ſchreib' es auch? Wohlan, gleich löſch' ich es mit Thränen!

Verzeihe, groſſer Gott, mein Seufzen und mein Sehnen!
Furchtbarer! ach verzeih, wenn Heloiſe weint!
Sie ehret dein Gebot, ſo grauſam es ihr ſcheint.
Sie darf auch nicht von fern mit dem Geliebten klagen!
Doch wie? Mein Herz ſpricht fort, die Feder muß es wagen.

Gefängniß, dem ſich ſelbſt die Tugend übergiebt,
Wo ſie, von Laſtern rein, doch büſſend ſich betrübt;
Wo der bethörte Menſch ſein eignes Seyn zerſtöret,
Und dann der Himmel ihn verzweifelnd jammern höret?
Du trauriges Gewölb' aus unbelebtem Stein!
Und du, verehrter Reſt von heiligem Gebein,
Den wir mit Blumenſchmuck und durch Geſang erheben?
Ach wär' ich auch, wie ihr, erſtarrt und ohne Leben!
An ſtatt daß noch mein Herz ſo heiß, ſo ſehnſuchtsvoll
Nach dem Geliebten ſchlägt, den es vergeſſen ſoll!
Umſonſt ruft mir mein Gott vom Thron der Herrlichkeiten;
Ich laſſe die Natur den ſchnöden Sieg erſtreiten;
Umſonſt iſt Zwang, Gelübd, Gebet und Ordenspflicht,
Ach, meine Glut verlöſcht ein Strom von Thränen nicht!

Durch dies betrübte Blat, dem deiner Seele Schmerzen

Sich insgeheim vertraun, ward auch in meinem Herzen,
Geliebter Abälard, der alte Schmerz erneut.
O theurer Gegenſtand von Grau'n und Zärtlichkeit!
Die Lieb', in deinem Arm, wie reich war ſie an Freuden!
Die Lieb', entfernt von dir, wie viel macht ſie mich leiden!

Bald glaub' ich, dich zu sehn, mit Myrten schön geschmückt,
Zu meinen Füßen froh, befriedigt und beglückt;
Bald aber einsam, wild, in Wüsten tief versteckt,
Den Leib im härnen Kleid, die Stirn mit Staub bedeckt,
Verdorrt in deiner Blüth', entkräftet, blaß, verstellt,
Im Schatten des Altars, entäussert von der Welt.
Da ists nun, wo mein Freund, und die, die für ihn brennet,
Weil die Religion aus Eifersucht sie trennet,
Weil sie ihr Band zerriß, ihr einzig Glück verbot,
Von nun an fühllos sind, ja für einander todt;
Und, da sie ihren Sieg beweinen und verfluchen,
Stolz über Lieb und Ruhm sich zu erheben suchen! —
Nein, schreib mir! Geh mit mir ein andres Bündniß ein!
Nimm Theil an meinem Leid! — das deine sey auch mein!
Dann seufzt der Wiederhall nach unsern Wechselklagen;
Er wiederholt ja gern was Treuverliebte sagen.
Es bleibt, so viel uns auch Feind oder Schicksal raubt,
Doch die betrübte Lust zu weinen uns erlaubt.
Da Thränen unser sind, wer wolte sie uns wehren?
Doch, Gott, sprichst du, nur Gott hat Recht an diese Zähren.
Grausamer, ich bin hin, denn ich verlor ja dich!
Nun ist mir alles Schmerz! Du lebst nicht mehr für mich!
So wein' ich auch allein um dich, um den Geliebten;
Und findet Gott wohl Lust an Thränen der Betrübten?

Ja schreib mir! — Diese Kunst, daß ohne sich zu sehn,
Und ohne Sprach' und Laut Entfernte sich verstehn,
Dis reizende Gespräch, das aus dem Herzen fliesset,
In welchem Herz und Geist vertraulich sich ergiesset;

Die Kunſt erfand gewiß ein zärtlichliebend Paar,
Das, ſo wie wir, getrennt, im Zwang, in Unruh war.
Wie lebhaft weiß ein Brief nicht das Gefühl zu ſchildern!
Die Liebe mahlt ſich ſelbſt in redendſtarken Bildern,
Wenn eine Liebende, hier von Erröthen frey,
Ihr Herz bekennen läßt, wie heißverliebt es ſey.
Ach! unſer Liebesbund war keiner Pflicht entgegen:
Doch ſollt' er ſtrafbar ſeyn, und Gott zum Zorn bewegen!
Als an dein edles Herz das meine ſich verband,
Als in der Freundſchaft Kleid die Liebe vor mir ſtand,
Da ſtrahlt' ein milder Glanz aus deinen heitern Blicken,
Und meine Seele war verſunken in Entzücken.
Du ſchienſt mir wie ein Gott, und furchtlos ſah' ich dich;
Den Irrthum ſucht' ich ſelbſt, und ſelbſt betrog ich mich.
Ach Freund! wie ward es dir ſo leicht, mich zu gewinnen!
Du ſprachſt; ein Wort von dir beherrſchte meine Sinnen;
Du mahlteſt mir die Lieb' erhaben, reich an Luſt,
Die Ueberredung ſchlich ſich ſanft in meine Bruſt;
Sie floß von deinem Mund, der ſelbſt die ſüſſen Lehren
Auf meine Lippen trug, um ihre Kraft zu mehren.
Ich liebte dich — die Luſt ward mir bekannt und lieb;
Wie ſchwach war das Gefühl, das mir von Gott noch blieb!
Ich ließ dich Ehre, Pflicht und Sittſamkeit beſiegen;
Ich betete dich an, und, trunken von Vergnügen,
Schloß vor dem Reſt der Welt ſich meine Seele zu,
Denn meine Welt, mein Gott, mein Alles warſt du.

Du weißt es: als dein Herz, vereinigt mit dem meinen,
Begehrt', es möcht' uns auch der Ehe Band vereinen,

Sprach ich: Was forderſt du? Nein, mein Geliebter, nein!
Da Liebe Tugend iſt, wie kann ſie ſtrafbar ſeyn?
Warum denn ſoll man ſie in ſtrenge Feſſeln ſchränken?
Warum ihr Freyheitsrecht aus fremder Abſicht kränken?
Ihr reiner Trieb iſt nicht zur Sclaverey gemacht,
Und ward in Herzen nie durch Zwang hervorgebracht.
Laß uns nur unſre Luſt, nicht unſer Gut, vermählen!
Die Ehe, glaube mir, iſt für gemeine Seelen.
Wer wahre Liebe fühlt, dem fällt kein Zweifel bey,
Ob ſeinem Herzen auch die Untreu möglich ſey?
Die Lieb iſt ja mein Glück, die Wolluſt meines Lebens;
Wir lieben uns; genug! — die Schwüre ſind vergebens.
Es leit' uns die Natur! ſie lehr' uns Zärtlichkeit,
Die Kunſt der Wechſellieb' und der Gefälligkeit!
Die laß, mein Abälard, uns täglich beſſer üben;
Nichts als die Liebe ſey der Zweck von unſerm Lieben!
Und ſtieg' itzt ein Monarch, für meinen Reiz entbrannt,
Herab von ſeinem Thron, und reichte mir die Hand;
Ja wollte ſeine Gunſt mir Kron und Scepter geben,
Und mich zum ſtolzen Siz der Majeſtät erheben:
So zög' ich alſobald dich, den mein Herz erkohr,
Dem Glanz der Majeſtät, dem Thron, mir ſelber vor.
In deinem Herzen iſt der Thron, den ich begehre;
Du weißt, mir iſt dein Herz ſtatt Hoheit, Glük und Ehre.
Es mag der Großen Wahn in Titeln ſinnreich ſeyn!
Auf Einen bin ich ſtolz, den wähl' ich mir allein:
Die Liebſte meines Freunds! — Iſt einer zu erfinden,
Der mehr Entzückung ſpricht, mehr feuriges Empfinden,
Der meine Zärtlichkeit vollkommner ſchildern kan,
So iſt er meiner werth; ich nehm' ihn freudig an.

Wie süß ists, Abälard! sich lieben, sich gefallen!
Dies ist die erste Pflicht, die wichtigste von allen.
Ist auch wohl Sterblichen ein gröſsers Glük vergönnt,
Als wenn ein junges Paar von gleichen Trieben brennt;
Wenn Neigung und Geschmack zwey Liebende verbindet,
Daß jedes sein Gefühl, sich selbst, im andern findet?
Der Scherz, die Frölichkeit, bestärken ihren Bund.
Wie einig denkt ihr Geist! Wie ähnlich spricht ihr Mund!
Wie fließet ihre Freud' im Schooß der Lust zusamnien!
Wie wechselt ihr Genuß mit immerneuen Flammen!
Das stets erfüllte Herz bleibt von dem Ekel frey,
Denn ihres Glückes Grund ist holde Schwärmerey.
Der Wollust Zauberkelch, er löscht in den Gemüthern
Die Spur von allem Leid und mangelhaften Gütern —
Gewiß! sie sind beglükt, wenn es der Mensch kann seyn;
Was jeder wünscht und sucht, gewährt die Lieb allein.
Die Liebe führt zur Lust, zum wesentlichen Glücke —
So, liebster Abälard! war dein und mein Geschicke.

Doch ach! was ist es itzt? O Greul! O Tag der Quaal!
Als in verruchter Hand ein mörderischer Stahl. . . .
Ach Unglükseelge! Wie? du konntest ihm nicht wehren?
Wer weiß, ob mein Geschrey, mein Jammer, meine Zähren,
Die Zähren einer Braut... ob nicht mein Arm vielleicht...
Umsonst! es knirscht die Wut; sie wird durch nichts erweicht.
Barbaren! haltet ein, mein andres Ich zu schänden!
Auf mich muß eure Rach' und dieser Stahl sich wenden.
Die Lieb' ists, die ihr straft, und diese Schuld ist mein.
Ich liebe bis zur Wut; mich laßt das Opfer seyn!

Doch niemand höret mich — Er blutet — O Verbrechen!
Noch meynt man mir das Recht der Thränen abzusprechen?
Verdienet sie vielleicht mein schreklich Unglück nicht? —
Zerstörte Lust! ... Ich schweig' und mein Erröthen spricht.

Doch o wie grausam hat das Schicksal uns getroffen!
Im Abgrund' finden wir noch einen Abgrund offen.
O Theuerster! bedenk, was da mein Herz empfand,
Als ich im Blumenkranz, geführt von deiner Hand,
Nun hintrat zum Altar, mit feyerlichen Schwüren
Ein fesselndes Gelübd auf ewig zu vollführen!
Ein Opfer sah man da vom andern dargebracht,
Und still verwünschten wir des harten Schikfals Macht.
Noch war mein Herz entbrannt von Sehnsucht heißer Liebe,
Und doch verschwor mein Mund der Weltlust eitle Triebe!
Mit Zittern hattest du, von innrer Angst erfüllt,
Die Stirne deiner Braut in Schleyer kaum verhüllt;
Ich nahm' und küßte kaum, nach heiligen Gebräuchen,
Des strengen Klosterzwangs und der Verläugnung Zeichen;
So tönte das Gewölb im Tempel, und zugleich
Verbarg die Sonne sich, der Lampen Schein ward bleich.
So sehr erstaunend schien der Himmel zu betrachten,
Daß ich Gelübde that, die mich dir untreu machten!
So schien dem Ewigen sein Sieg noch ungewiß;
Gott selber glaubt' es kaum, daß ich mich dir entriß!
Ach mußte nicht mein Herz sich ihm verdächtig zeigen?
Ich übergab mich ihm, und war doch ganz dein eigen.

So komm, mein Abälard! du meines Lebens Licht!
Entzieh, Geliebtester, mir deinen Anblick nicht!

Du kannſt ja dieſen Troſt, dies letzte Gut mir gönnen!
Komm nur! wir werden ſchon noch Freude ſchmecken können;
Sie flößt ſich uns gewiß mit ſüßen Blicken ein,
In unſern Seelen ſelbſt wird ihre Quelle ſeyn.
Schon glüht die Lieb' in mir! Laß an dein Herz mich ſinken,
Und Luſt und neue Glut mit deinem Athem trinken;
Laß mich ...! O Süßigkeit! Empfindſt du ſie? O Glük!
Ich ſchwimm' im Wolluſtmeer — Was für ein Augenblik!
Umſchränkt von deinem Arm, an deine Bruſt gedrücket...
Zwar wir betrügen uns, doch der Betrug entzücket.
An dein betrübt Geſchick gedenk' ich itzo kaum,
Es regnen Küß' auf mich — den Reſt erſetzt ein Traum.
Was ſag' ich? — Nein, mein Freund! nein, laß dich nicht verführen!
Komm — aber meinen Geiſt durch beſſern Reiz zu rühren!
Zieh, Liebſter! zieh mich hin zum Sitz der Heiligkeit,
Und lehre da mein Herz, gebeugt in Reu und Leid,
Für Gott, für ſeinen Dienſt, ſo gar dich ſelbſt zu fliehen,
Wenns ja mir möglich iſt, dir etwas vorzuziehen.
Komm! nimm dich wenigſtens des blöden Häufleins an,
Das, jung und weiblich ſchwach, ſich ſelbſt nicht führen kann,
Der Kinder, welche ſich zu Töchtern Gottes weih'ten;
Sie ließen ja von Dir ſich in die Wildniß leiten!
Gehorſam deinem Wink, und durch dein Wort gerührt,
Empfing ſie dieſer Bau, den dein Bemühn vollführt.
Auf rauher Felſen Höh' und in verwachsnen Gründen
Ließ deine Gegenwart uns Edens Anmuth finden.
Die Tugend hüllt ſich hier in Still und Unſchuld ein,
Ihr Sitz iſt ohne Pracht, wie ihm geziemt zu ſeyn;

Beraubter Wayſen Gut ward nicht an ihn verſchwendet,
Auch nicht des Schwärmers Gold auf ſeinen Schmuck gewendet;
Er dient der Frömmigkeit, und dies iſt ſeine Pracht.
Im Innern dieſes Raums, beherrſcht von ſteter Nacht,
Im Schatten dieſer Thürm', und in gewölbten Gängen,
Durch welche ſich mit Müh des Tages Strahlen drängen,
Verbreitete vordem mein Freund ein helles Licht;
So herrlich ſtrahlt die Sonn' am hohen Mittag nicht!
Durch ſeiner Weisheit Glanz ward alles aufgekläret;
Doch itzt, da dieſes Haus den Abälard entbehret,
Hat Grau'n und Finſterniß es fürchterlich umhüllt,
Und tiefe Schwermuth es mit Schrecken angefüllt.
Man wünſcht den Abälard; ich find' in jedem Herzen,
Weil mein Geliebter fehlt, ein Nachbild meiner Schmerzen.

Wie könnt' ich ungerührt die Schweſtern weinen ſehn?
Komm, eil' in ihren Arm auf Heloiſens Flehn! —
O feiner Selbſtbetrug! verſtellte Mitleidstriebe!
Iſt eine Tugend ſonſt wohl in mir, als die Liebe?
Nein, ich bins, die dir ruft; mich, mich vernimm allein!
Den Schmerz, der mich entſeelt, laß dir empfindlich ſeyn!
O du Geliebteſter, mein einzig theurer Gatte,
An dem ich Bruder, Freund, Gemahl und Vater hatte!
Bin ich denn nicht mehr die, der ſich dein Herz vertraut,
Dein angenehmes Kind, und deine ſchöne Braut?
Komm! dieſer Schattenraum, von Tannen rund umgeben,
Die prächtig himmelan mit ſtolzen Wipfeln ſtreben;
Der Weſtwind, den ſein Spiel im dunkeln Buſch vergnügt;
Die Biene, die ſich ſanft auf Nektarblumen wiegt;

Der Bach, der ſilberhell das grüne Thal durchfließet,
Die Seen, jener Wald, der fern die Ebne ſchließet;
Was die Natur uns beut, zur Freud und zum Genuß,
Nichts lindert mehr die Quaal, die ich erdulden muß.
Vom Ueberdruß erzeugt, ließ auf der Nacht Gefieder
Der finſtre Unmuth ſich in dieſe Gegend nieder;
Er kommt, das Laub verdorrt, der Fluren Schmuk verdirbt,
Die Blume ſenkt ihr Haupt, entfärbt ſich, welkt und ſtirbt;
Kein Zephir hauchet mehr, das Echo ſelbſt muß ſchweigen,
Und traurig ſeufzen nur die Vögel auf den Zweigen.

So, leider! iſt der Ort, wo ich gefangen bin!
In Banden wein' ich hier mein traurig Leben hin,
Und gleichwohl bleibt noch ſtets dies unglüksvolle Leben
Der Liebe Tyranney zum Opfer übergeben.
Gezwungen tugendhaft, weil du nicht bey mir biſt,
'Fluch' ich der Unſchuld oft, die mir beſchwerlich iſt.
Noch bis zur Wut verliebt, ſoll ich die Liebe zwingen!
Wie ſchwer, wie grauſam iſts, mein Herz ſo weit zu bringen!
Ach, eh' einmal die Ruh dies arme Herz erquickt,
Eh' die Vernunft einmal die Glut in mir erſtickt,
Wie viel, wie viel werd' ich noch lieben, noch bereuen,
Verlangen, hoffen, flehn, verzweifeln; ſuchen, ſcheuen,
Mich mir entreiſſen — ja! denn dies begehrt die Pflicht,
Und Alles will ich thun — nur Dich vergeſſen, nicht!

O ſchreckliches Geſtirn! o hartes Joch der Liebe!
Was bin ich, und was iſt die Vorſchrift meiner Triebe?
Mit welchem Namen wird die Untreu recht benennt,
Wenn eines Gottes Braut für einen Menſchen brennt?

Ach kann mein irrend Herz zum Mitleid dich bewegen,
So heiß, o Gott! in mir der Sinnen Sturm ſich legen!
Du haſt die Weltgebäud' aus nichts hervorgebracht;
Wohlan! itzt waffne dich mit deiner ganzen Macht,
Nicht zu erſchaffen — nein! was ſchwerers auszurichten:
In Heloiſens Bruſt die Liebe zu vernichten!
Wirſt du es können, Herr? — Mit Thränen fleh' ich hier
Um Beyſtand wider ihn, den liebſten Feind, zu dir,
Und heimlich wünſcht mein Herz, von Sehnſucht hingeriſſen,
Doch lieber deine Hülf', als ſeine Glut, zu miſſen.

Ihr Schweſtern, die ihr auch geweihte Feſſeln tragt,
Und, Turteltauben gleich, in dieſen Mauren klagt!
Ihr kennt nur Tugenden, die, frommer Andacht Gabe,
Stets kalt und ruhig ſind, und die ich nicht mehr habe.
In Schlummer eingewiegt bey klöſterlicher Pflicht,
Stört euch der Liebe Macht und ſtrenge Herrſchaft nicht,
Und da ihr, auſſer Gott, ſonſt keine Liebe kennet,
So iſts Gewohnheit nur, was ihr Empfindung nennet.
Wie glücklich ſeyd ihr doch durch Unempfindlichkeit!
Vom tobenden Geſchrey der Leidenſchaft befreyt,
Verfließt ein jeder Tag euch angenehm und heiter;
Ein ruhigſüſſer Schlaf iſt eurer Nacht Begleiter.
Wie ſehr beneid' ich euch den Tag, ſo wie die Nacht!
Ach warum iſt dies Glück nicht auch für mich gemacht?
Ich lieb' und brenne ſchon, wenn ſich der Morgen zeiget,
Ich lieb' und brenne noch, wenn ſich die Sonne neiget;
Ich brenn' in kühler Nacht, und finde keine Ruh,
Ja ſchließt einmal der Schlaf mein mattes Auge zu,

Charmion.

Der Himmel verhüte alle böſe Vorbedeutungen! Alexas -- Kommt, ſein Glük, ſein Glük -- O laß ihn eine Frau kriegen die nicht gehen kan, liebe Iſis, ich bitte dich, und laß ſie ſterben, und gieb ihm eine ſchlimmere, und laß auf die ſchlimmſte immer eine noch ſchlimmere folgen, bis die ſchlimmſte unter allen ihn lächelnd zu Grabe trägt, einen fünfzigfachen Hahnrey. Gute Iſis, höre mein Gebet, wenn du mir gleich wichtigere Bitten abſchlägſt; gute Iſis, ich bitte dich gar ſchön.

Iras.

Amen, liebe Göttin; erhöre dieſes Gebet deines Volks. Denn wie es herzbrechend iſt, einen hübſchen Mann zu ſehen, der ein lüderliches Weib hat, ſo möchte man ſich zu tode kränken, wenn man einen Schurken ſieht, der keine Hörner trägt; beobachte alſo das Decorum, liebe Iſis, und berathe ihn wie er's verdient.

Charmion.

Amen!

Alexas.

Seht doch! wenn es auf ſie ankäme, mich zum Hahnrey zu machen, ſie würden eher H** werden, eh ſie es nicht thäten.

So ſchwingt der Liebesgott im Traum ſich zu mir nieder,
Und rührt mich zärtlich an mit ſchmeichelndem Gefieder,
Und ſtellet mir das Bild der holden Nächte vor,
Wo für der Wolluſt Reiz der Schlaf ſein Recht verlor:
Mein Sieger, Abälard, kommt meinem Blick entgegen,
Ich ſeh' ihn, und mein Herz klopft mit geſchwindern Schlägen;
Von neuem öffnet ſich in ihm ein Quell der Luſt;
Mein Freund ergiebt ſich mir, ich drück' ihn an die Bruſt.
Die ſüſſe Phantaſey durchſchauert meine Sinnen;
Doch ach! wie plötzlich eilt dies Schattenglück von hinnen!
Wie bald löſcht die Vernunft, indem mein Aug' erwacht,
Das holde Blendwerk aus, ſo mir der Schlaf gemacht!

Dich wird ein ſolcher Sturm nicht mehr erſchüttern können;
Du fühlſt nicht mehr in dir verbotne Flammen brennen;
Dein kläglich Leben iſt, nach dem, was dich betraf,
Gefühllos, ewigſtill, ein langer Todtenſchlaf.
Dein langſamwallend Blut, das ſtillen Waſſern gleichet,
Erwärmt die Adern nicht, durch die es ruhig ſchleichet;
Dein kaltes Herz iſt nun nicht mehr der Liebe Thron,
Ihr brennend Feuer iſt aus deinem Aug' entflohn;
Es blickt ſo ſanft und matt, wie früh auf grauen Höhen
Ein Stral Aurorens blickt, und mag den Tag kaum ſehen.
Wohlan, mein Abälard, ſo komm! Was fliehſt du mich?
Der Venus Fackel brennt ja niemals mehr für dich!
Du fühlſt nicht mehr den Reiz verliebter Schmeicheleyen;
Wie kannſt, wie darfſt du noch Gefahr und Schwachheit ſcheuen?

Und würd' ich wohl noch schön in deinen Augen seyn?
Die Glut, die mich verzehrt, dringt in dein Herz nicht ein:
Den Trauerfackeln gleich, die bey Verstorbnen brennen,
Doch den entseelten Staub nicht mehr erwärmen können.
Die Liebe führt' umsonst ihr altes Recht noch an,
Ich lieb' ein todtes Herz, das nicht mehr lieben kann.

Was fühl ich? — Höchste Macht! — Mein zitternd Herz erkennet
Die Hand, die mich zerreißt, und von mir selbst mich trennet.
Itzt, liebster Abälard, erschrick! Gott wirbt um mich;
Doch eile nur herbey, und glaub', ich liebe dich;
Du wirst, wenn ich dich seh', mit sicherm Vortheil kriegen,
Und leicht, in meinem Arm, den Himmel selbst besiegen.
Ja komm, tritt zwischen ihm und Heloisen ein!
Erstreite dir mein Herz, so ist und bleibt es dein! —
Was sag' ich? Nein, entflieh Grausamer! Laß mich sterben,
Und sterbend Gottes seyn, und seine Huld erwerben!
Flieh! Bis ans Ziel der Welt, entferne dich von hier;
Ein unermeßlich Meer sey zwischen mir und dir!
Da meine Liebe sich, in Gottes Schooß, verlieret,
So fürcht' ich selbst den Hauch der Luft, die dich berühret;
Ich fürchte selbst die Spur von deinem Tritt zu sehn,
Ein schlummerndes Gefühl kann plötzlich neu entstehn.
Der Weg ist lang und schwer vom Laster zu der Reue;
Zurück zum Laster führt ein leichter Schritt aufs neue.
Komm nicht, Geliebtester! denn ich bin todt für dich;
Nimm deinen Schwur zurük! Ach! denk nicht mehr an mich!

Nun gute Nacht, o Luſt, die meine Seel' entzückte,
Berauſchend ſüßer Traum, der mich mir ſelbſt entrückte!
Auf ewig hat von euch mein Herz ſich losgemacht;
Mein Liebſter! — Abälard! — und Alles ... gute Nacht!

Entführt, entführt mich hin zum Sitz der Seligkeiten,
Ihr, die ihr meinem Geiſt ein ewig Glück von weiten
Im Schooß der Gottheit zeigt! O Tugend, Himmelskind!
O Gnade, die das Herz erleuchtet und gewinnt!
O Weisheit, deren Höh kein Sterblicher ermeſſen!
In heil'ger Einſamkeit lehrt mich die Welt vergeſſen!
Ich ſterbe! Komm, mein Freund, drück mir die Augen zu!
Der Tod, der Tod allein bringt meinem Herzen Ruh.
Komm, und empfange noch in dieſer Schreckenſtunde
Den lezten Kuß und Hauch von Heloiſens Munde!
Und wenn dann auch an dir des Todes Macht ſich übt,
Und die Geſtalt zerſtört, die ich ſo ſehr geliebt,
Den Reiz, für welchen itzt noch meine Thränen fließen:
Soll unſrer Glieder Reſt ein einzig Grab umſchließen!
Der Liebesgötter Hand ätz' auf dem Marmorſtein
Ein Denkmahl unſrer Treu und unſres Unglüks ein!
Der Wandrer, der es lieſt, ſoll, uns beweinend, ſagen:
„Wie brünſtig liebten ſie! Wie ſind ſie zu beklagen!
„O laßt uns ihrer Gruft des Mitleids Thränen weihn,
„Doch niemahls, ſo wie ſie, der Liebe dienſtbar ſeyn.

VI.

Beytrag zur Künstler-Geschichte.

Vielleicht ist es in der Folge alle Jerungen in der Kunstgeschichte zu mindern jezo wichtig, wenn man Nachrichten aus ächten Quellen sammlet, und sie bey Zeiten niederschreibt. Besonders ist es aber bey einer Familie nöthig, die beynahe aus lauter Künstlern besteht, wie die Tischbeinische, aus dem Kloster Hayne in Hessen gebürtig.

I.) Der Berühmteste unter ihnen ist Hr. Joh. Heinrich Tischbein der ältere, H. Cassellischer erster Hofmahler, von dessen Werken und Verdiensten hier nicht nöthig ist weitläuftig zu reden. Im deutschen Museo ist ein Verzeichniß seiner Werke, und eine kleine Lebensnachricht von ihm zu finden.

II.) Valentin Tischbein sein Bruder, reiste viel in Holland, und starb vor nicht langer Zeit in Hildburghausen. Er hatte von vielen Fürsten Dekrete, die aber alle zusammen mit keinen Emolumenten, oder sehr geringen verbunden waren. Er hat zwey Söhne hinterlassen von denen der 1) Ludwig Philipp sich neun Jahre in Italien aufgehalten hat. Er ist ein sehr geschikter Architekt, und lebt jetzo in Petersburg. Der Hof hat ihn verschiedene Jahre mit einem ansehnlichen Gehalte sich attaschirt. Sein Modell von dem neuzuerrichtenden Opernhause in Moscow ist von der Kayserin mit großem Beyfall aufgenommen worden. 2) Friedrich lebt als Rath und Hofmahler von

dem Fürsten von Waldek in Arolsen; jetzo ist er in Paris. Als er sich in Italien aufhielt mahlte er die Königin, und diese Monarchin war so zufrieden mit seiner Arbeit, daß sie ihm auftrug, das Bild selbst nach Wien an ihre Frau Mutter zu überbringen. Er componirt mit vielem Verstand Conversationsstücke, und auch ernsthaftere historische Sujets.

III.) Anton Tischbein, der 3te Bruder mahlt kleine historische Stücke; und besizt große Kenntniß der Kunst und ihrer Literatur. Sein Aufenthalt, ist Hamburg. Hier legte er eine Zeichenschule an, und gab eine kleine aber sehr gute und vollständige Anweisung zur Mahlerey heraus.

IV.) Joh. Jacob lebt in Lübek, und mahlt kleine Landschaften, und Viehstücke in Wouvermanns Geschmack.

V.) Der 5te Bruder ist Anton Wilhelm, lebt in Hanau als F. Hofmahler. Er mahlt Miniatur- und auch andre Portraite mit großen Beyfall.

VI.) Johannes ward Mechanikus in Marburg. Von ihm sind 2 Söhne, 1) Christian, der als Mahler sich in Pohlen aufhält. 2) Georg, Mechanikus in Gotha.

VII.) Von dem lezten Bruder Joh. Conrad, der ein sehr geschikter Schreiner war, sind drey Söhne da, die die Linie der jüngern Herren Tischbeine ausmachen, und alle Mahler sind. 1) Joh. Heinrich Galerieinspektor in Cassel. Ein wahres Muster von Gefälligkeit für alle seine Collegen. Er hat verschiedne Blätter in Crayon- und Tusch-Manier herausgege-

ben, die ihm Ehre machen, und die ihn zur Fortsetzung derselben aufmuntern sollten. 2) Wilhelm J. verspricht einen großen Künstler. Er hat sich vor einigen Jahren mit dem größten Beyfall in Berlin aufgehalten, und in Jahresfrist mehr denn 50 Personen von den vornehmsten des Hofs portraitirt. Vor kurzer Zeit lebte er als Pensionär des Landgrafen in Rom, bloß um die Alten und Raphaele zu studieren. Er hat Zeichnungen nach Raphaele überschikt, die fürtrefflich sind. Seine eignen Compositionen verrathen alle eine ernsthafte, gedachte, und große Manier. 3) Henr. Jacob hält sich jezo als ein junger Mann, der viel Hoffnung giebt in Hamburg auf. Von den ältern Brüdern Tischbein sind Schwestersöhne da, die alle viel Anlagen zur Kunst blicken lassen. 1) Anton Wilhelm Strak, der als Porträtmahler in Cassel privatisirt. 2) Ludwig Philipp Strak der noch in Cassel nach den besten Mustern copirt, und einen sehr braven Künstler verspricht. 3) Anton Henrich Strak der jüngste.

Auch reist jezo in Italien ein andrer Schwestersohn dieser Herrn Tischbein, Nahmens Geldmacher als Mahler in Italien, und erhält wo er hinkommt, Beyfall.

VII.

Ueber die teutschen Monatsnahmen an den H. d. M.

Mir, und, ich glaube, vielen Teutschen macht es Vergnügen, daß Sie durch Ihr Journal die Einfüh

rung der teutschen Mondsnamen befördern. Wir werden auch in unsern * * dem Beispiele Ihres Journals und des Museums gern folgen, besonders wenn die etwas veränderte Benennung, welche ich izt hersezen will, Ihren Beifall hätte.

lateinisch,	übelverteutscht,	Teutsch.
Januarius	Jenner	Eismond.
Februarius	Februar	Thaumond.
Martius	März	Lenzmond.
Aprilis	April	Ostermond.
Majus	Mai	Wonnemond.
Junius	Juni	Sommermond.
Julius	Juli	Heumond.
Augustus	August	Erntemond.
September	September	Herbstmond.
October	October	Weinmond.
November	November	Windmond.
December	December	Wintermond.

Hier zur Rechten ist jeder Name verständlich. Man darf Millionen Teutsche weder izt noch künftig in die Mühe sezen, zu untersuchen, was Hornung und Brachmonat bedeute. Es wird die Erfahrung auch bald beweisen, daß die teutschen Mondsnamen so ebenmäßig, wie hier, gestellt, jedem in der Ordnung viel geschwinder einfallen, als die lateinischen. Denn der Anfang des Lenzes, Sommers, Herbstes und Winters, davon die Namen genommen werden, ist, wie jeder weiß, im 3ten und lezten Monde jedes Quartals, und die Namen der beyden vorgängigen Monden werden durch wichtige Umstände der

Natur dem Gedächtniß zugeführt. Auf den Wintermond folgt im 1ſten Monde des Jahres Eis, im 2ten thaut das Eis auf, oder es iſt Thauwetter, im 3ten wird es Frühling oder Lenz, im 4ten folgen für Chriſten und Juden die Oſtern, im 5ten athmet alles Wonne, im 6ten begint der Sommer, im 7ten wird Heu, im 8ten Getreide geerntet, im 9ten kömt der Herbſt, den 10ten iſt Weinleſe, im 11ten öfters Wind, im 12ten Winter. Jeder von den 12 Namen mahlt unſrer Einbildung ein angenehmes oder wichtiges Bild der Natur. Mond ſtatt Monat zu ſagen und zu ſchreiben, ſcheint auch mir nicht nur deswegen vorzüglicher, weil es um eine Sylbe kürzer iſt, und von dem großen Mann Luther in der Bibel, wie von andern ſo geſagt und geſchrieben iſt; ſondern auch, weil es die Natur der Sache deutlicher ausdrükt. Der Vorwurf trifft dann auch weniger oder gar nicht, daß die teutſchen Namen länger als die lateiniſchen ſind. Ueberdem kann man ſie, wenn ſie erſt in den teutſchen Kalendern aufgenommen ſind, auf folgende Weiſe gut verkürzen, ohne eine Zweydeutigkeit zuzulaſſen. Esm. Thm. Lm. Om. Wonm. Sm. Hm. Gm. Hſtm. Wem. Wdm. Wrm. Der Vortheil muß auch bedacht werden, daß bey Einführung der teutſchen Mondsnamen der unangenehme Widerſpruch wegfällt, der in dem Lateiniſchen iſt, da September, October, November, December, der 7te, 8te, 9te und 10te Mond heißen, aber doch der 9te, 10te, 11te und 12te ſind.

D. im Om. C. H. W.

Beyſaz des Herausgebers.

Die von unſerm ungenannten Correſpondenten vorgeſchlagnen Benennungen der teutſchen Monatsnahmen haben meinen Beyfall um ſo mehr, weil dadurch den wichtigſten Einwürfen begegnet iſt, die Hr. L. im achtzehnten Stück des Hanauiſchen Magazins, dieſes Jahres gegen die alten Karolingiſchen Monatsnahmen, welche im 10ten St. deſſelben mit verſchiednen neuen Beweggründen empfohlen worden waren, vorgetragen hat. Allen Einwendungen und Allen kleinen Unſchiklichkeiten abzuhelfen iſt in ſolchen Dingen nicht möglicher als in andern menſchlichen Dingen. Es wird alſo itzt bloß darauf ankommen, ob diejenigen, welche für die Einführung teutſcher Monatsnahmen ſind, ſich endlich zu einer gleichförmigen Benennung derſelben einverſtehen werden oder nicht? Sollte das alte So viel Köpfe, ſo viel Meynungen, auch hier die Oberhand behalten: ſo iſt leicht vorauszuſehen, daß auch dieſer kleine Verbeſſerungsvorſchlag das Schikſal ſo mancher andern ſeines gleichen haben, und daß man am Ende genöthigt ſeyn wird, es beym Alten zu belaſſen — wogegen ich dann, meines Orts, wenn es der Majorität ſo belieben ſollte, auch nichts einzuwenden habe, und überhaupt das Publicum mit dieſer im Grunde freylich ſehr unerheblichen Sache nicht weiter behelligen werde.

VIII.

Nachricht
von der in Deſſau errichteten
Verlagskaſſe
für Gelehrte und Künſtler.

In Beziehung auf dasjenige, was auf der 53. und 54. Seite der Nachricht und Fundations-Geſetze von der Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau ꝛc. von einer zu errichtenden Verlagskaſſe für unbegüterte Autoren geſagt worden iſt, wird nun dem Publikum die Exiſtenz und Brauchbarkeit derſelben durch folgendes gemeldet:

§. 1. Um denjenigen Gelehrten, welchen ihre Vermögensumſtände nicht erlauben, Verleger ihrer Schriften zu werden, oder welche keinen Verleger finden können, der den Druck ihrer Schriften unternehmen, und ihren darauf gewandten Fleiß mit einem billigen Honorar belohnen möchte, die Gelegenheit zu verſchaffen, den möglichſten Nutzen aus dem Verkaufe ihrer Schriften zu ziehen, hat eine Geſellſchaft von auswärtigen und hieſigen Mitgliedern in Deſſau einen anſehnlichen Fond zuſammengebracht, aus dem der unbegüterte Autor unter nachſtehenden Bedingungen nicht nur die Verlagskoſten, ſondern nach Beſchaffenheit der Umſtände, auch wohl noch baaren Vorſchuß erhalten kann.

§. 2. Der Schriftſteller, welcher entweder bloß die Verlagskoſten ſeines Werks oder über dieſe noch einen

Dritte Scene.

Cleopatra zu den Vorigen.

Enobarbus.

Husch! hier kommt Antonius.

Charmion.

Nicht er, die Königin.

Cleopatra.

Habt ihr meinen Herrn nicht gesehen?

Enobarbus.

Nein, Gnädigste Frau.

Cleopatra.

War er nicht hier?

Charmion.

Nein, Madam.

Cleopatra.

Er war in lustigem Humor, aber auf einmal hat ihn ein Römischer Gedanke getroffen. Enobarbus --

Enobarbus.

Gnädigste Frau.

Cleopatra.

baaren Vorschuß, der sich aber nie höher als 4 Thaler vom gedruckten Bogen belaufen kann, aus dieser Kasse wünscht, wendet sich deshalb schriftlich, und zwar bey kleinern Schriften 4 Monate, bey Schriften aber, die über ein Alphabet stark sind 6 Monate vor derjenigen Messe, in der das Buch erscheinen soll, an die Administratoren der Verlagskasse, deren Nahmen in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden sollen, und meldet ihnen mit Uebersendung seines Manuscripts, welches man sich leserlich geschrieben ausbittet, sein Verlangen.

Nur jetzt wird wegen der späten Ankündigung, der Termin zur Annahme eines Buchs, das zur Michaelismesse erscheinen soll, bis zum 1sten Julius dieses Jahrs offen gelassen.

§. 3. Wird nach Untersuchung desselben befunden, daß die Kasse ohne wahrscheinlichen Schaden sich weder auf Vorschuß noch auf Verlagskosten wegen des überschickten Manuscripts einlassen kann; so wird dasselbe, ohne im geringsten einen weitern Gebrauch davon zu machen, dem Gelehrten in kurzer Zeit zurück gesandt. Hierbey erklärt die Gesellschaft, die meistens aus Gelehrten oder doch solchen Personen besteht, welche das Wohl der Gelehrten zu befördern suchen, daß kein Gesuch ohne gegründete Ursache abgewiesen werden solle: daß sie aber auch keine Schriften, welche der Religion, den guten Sitten und den Grundgesetzen des Reichs zuwider laufen, oder solche, denen es an innern Werth gebricht, anzunehmen gesonnen sey. Da nun zu befürchten steht, daß ihr oft Schriften von der letzten Art,

oder auch solche, deren Annahme ungeachtet ihrer innern Güte, irgend ein Umstand bedenklich macht, zur Unterstützung angeboten werden möchten: so erklärt sie hiermit gleichfals ein für alle Mal, daß sie den Herren Autoren ihren Entschluß ganz kurz melden, und sich alles Lobes und Tadels enthalten wolle. Indem ihr Entschluß nie für eine Critik des Werks anzusehen ist, darf ein Autor sich auch nicht durch eine abschlägliche Antwort für beleidigt halten. Und aus eben dieser Ursache werden sich die Administratoren der Verlagskasse nie für verbunden achten, ihrer Antwort die Gründe beyzufügen, warum sie in jedem Falle so und nicht anders handle. Ohne diese Bedingung würden beyde Theile oft zu einer so weitläuftigen als unnützen Correspondenz verleitet werden.

§. 4. Wird aber das Buch angenommen, so wird ein förmlicher schriftlicher Contract zwischen dem Schriftsteller und der Gesellschaft geschlossen, worinnen nicht allein die Stärke der Auflage, das Format, die Güte des Papiers, die Zeit, in der das Buch fertig werden soll, der Preis desselben, sondern überhaupt alles genau bestimmt wird, wozu sich der Schriftstellet gegen die Gesellschaft, und die Gesellschaft gegen den Schriftsteller verbindlich macht. Von diesem Contracte werden zwey gleichlautende, von beyden Theilen gegenseitig unterschriebene Exemplare gegen einander ausgewechselt.

§. 5. Verlangt und erhält der Gelehrte allein die Verlagskosten, ohne andern baaren Vorschuß, so ist der Antheil desselben

55 pro Cent des Ladenpreiſes, woron aber die Verlagskoſten (wie §. 7. geſagt werden ſoll) zuvor abgerechnet werden.

33⅓ p. C. werden für die Gelehrte Buchhandlung nebſt den andern Buchhändlern, oder für die Subſcribenten, Commißionairs und Verſendungskoſten an dieſelben gerechnet.

11⅔ p. C. erhält die Geſellſchaft.

Es würde z. E. ein Buch von einem Alphabet 1000 mal abgedruckt, wofür der Druck, die Correctur und das Papier 130 Rthlr. betrüge; dieſes Buch würde zu 18 Gr. verkauft, beträgt für 1000 Exemplare 750 Rthlr. ſo erhält

55 p. C. als 412½ Rthlr. der Verfaſſer,

33⅓ p. C. — 250 Rthlr. die Gelehrte Buchhandlung ꝛc.

11⅔ p. C. — 87½ Rthlr. die Geſellſchaft.

§. 6. Wenn aber der Gelehrte außer den Verlagskoſten noch baaren Vorſchuß verlangt, ſo bekommt er nach der Stärke des Vorſchuſſes einige Procente weniger, worüber die Adminiſtratoren der Verlagskaſſe mit demſelben in jedem beſondern Falle contrahiren werden. Sonach werden ihm für 1 Rthlr. Honorar auf den Bogen 1½ p. C., für 2 Rthlr. Honorar 3 p. C., für 3 Rthlr. 5 p. C., für 4 Rthlr. aber 7 p. C. abgezogen werden.

§. 7. In beyden Fällen, es mag nun entweder der Gelehrte allein die Verlagskoſten oder außerdem noch einen baaren Vorſchuß erhalten haben, ſo werden

von dem Theile des Geldes oder von denjenigen Procenten, welche nach vorſtehender Berechnung von dem Verkaufe des Buchs für ihn beſtimmt ſind, zuerſt die Verlagskoſten und der andre baare Vorſchuß an die Geſellſchaft bezahlt. Sind dieſe getilgt, ſo gehört der für den Verfaſſer laut Contract beſtimmte Antheil demſelben, ohne daß die Geſellſchaft daran den geringſten Anſpruch machen kann. Die für die Geſellſchaft laut Contract beſtimmten Procente werden aber bis die Auflage vergriffen iſt, von derſelben gezogen. So erhielte der Verfaſſer in dem im 5ten §. angeführten Falle nichts eher, als bis ſo viele Exemplare des Buchs abgeſezt worden ſind, daß die zum Antheil des Autors feſtgeſezte 55 Procente des Ladenpreiſes die als Verlagskoſten angenommene 130 Rthlr. betragen. Dieſes würde geſchehen, wann 316 Exemplare verkauft wären.

§. 8. Die Schriften werden entweder hier abgedrukt, oder, wenn der Schriftſteller ſolche an einem andern Orte will drucken laſſen, ſo muß er ſich ſchriftlich und rechtskräftig verbinden, daß kein Exemplar anders, als an die Adminiſtratoren der Verlagskaſſe abgeliefert werde, um dem Nachdrucke zu ſeinem und der Geſellſchaft Beſten ſo viel als möglich vorzubeugen. Und damit der Gelehrte und die Geſellſchaft deſto ſichrer ſey, daß durch den auswärtigen Druck kein vollſtändig Exemplar zum Nachdruck hergegeben werden könne, läßt der Verfaſſer das Buch bis auf ein Paar der lezten Bogen durch den auswärtigen Buchdrucker abdrucken, und ſchikt

das Werck nebst dem Manuscripte zu den noch fehlenden Bogen ein, welche dann hier abgedruckt werden, wo die Gesellschaft, der am meisten daran gelegen ist, daß kein Exemplar zum Nachdruck abgeliefert werde, gewiß die genaueste Aufsicht über den Abdruck haben wird, und auch haben kann. Der Autor trägt dabey die Kosten der Uebersendung bis Dessau. Die durch den vorher geschlossenen Contract bewilligten Verlagskosten werden von der Verlagskasse, so wie das Werk hier eintrift, gegen Quittungen des Autors und des Buchdruckers, bezahlt.

§. 9. Die Correspondenz zwischen dem Gelehrten, der Verlagskosten erhält, und der Gesellschaft wird auf Kosten des Gelehrten geführt; und alle Manuscripte, welche der Gesellschaft zur Annahme angetragen werden, müssen frankirt seyn. Die Adresse an die Gesellschaft ist: **An die Administratoren der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, in Dessau.**

§. 10. Da der Gelehrte, nach dem, was gesagt worden ist, nichts als das Honorar wagt, welches ihm ein Buchhändler vielleicht für seine Schrift gegeben haben würde (und wenn er nebst den Verlagskosten noch baaren Vorschuß von der Gesellschaft erhalten hat, wagt er auch dieses nicht einmal, oder wenigstens nicht ganz) die Gesellschaft hingegen das ganze Risico über sich nimmt; so muß sich die Gesellschaft auch ausdrücklich ein für alle Mal ausbedingen, daß sie den Debit, der von ihr angenommenen Schriften nach ihrem Gutdünken betreiben darf. Es steht ihr also frey alle bis-jetzt bekannte Wege

des Debits, durch Pränumeration, Subscription, Commißionairs, durch die Gelehrte Buchhandlung oder andre Buchhändler u. s. w. einzuschlagen, contant oder auf Credit (jedoch das leztere auf ihre und nicht der Autoren Gefahr) zu handeln. Da die Gesellschaft mit verschiedenen Gelehrten und andern sichern Männern in Verbindung getreten ist, welche sich erboten haben, Subscription an ihren Orten für die Schriften der Gesellschaft zu eröffnen, wird sie den Debit jezt zum Theil durch diesen Weg suchen. Jene Freunde der Gesellschaft erhalten gleich nach der Annahme eines jeden Buchs eine kurze Anzeige von dem Inhalte desselben, und senden gegen die Meße die Anzahl der Subscribenten, welche sich bey ihnen gemeldet haben, ein. Die bestellten Exemplare werden in der Meße, wo das Buch erscheint, ausgegeben. Die übrigen aber werden durch die hieſige Buchhandlung der Gelehrten an die Buchhändler, und andere, nach den Fundations-Gesetzen derselben, debitirt. Hingegen verpflichtet sich die Gesellschaft, welchen Weg des Abſatzes ſie auch erwählen mag, dem Gelehrten von jedem Exemplare, das abgesezt worden ist, die für ihn laut Contract bestimmten Procente, ohne die geringste Widerrede oder Aufenthalt auszuzahlen.

§. 11. Den 1sten Januar und den 1sten Julius jedes Jahres legt die Gesellschaft jedem Gelehrten, dessen Schriften von ihr verlegt sind, eine Rechnung über das, was von seinen Schriften an Gelde eingelaufen ist, vor, und übersendet ihm den Theil des Geldes, welcher ihm

nach dem Contracte zukömmt. Ueber dieſes ſteht es noch dem Gelehrten frey, zu allen Zeiten entweder ſelbſt nachzuſehen, oder durch einen gehörig Bevollmächtigten nachſehen zu laſſen, ob die Geſellſchaft alles das gegen ihn erfülle, wozu ſie ſich, laut Contract anheiſchig gemacht, ob die von ihr als vorräthig angegebene Exemplare wirklich da ſind, u. dergl.

§. 12. Im Fall eines Nachdrucks, den die Geſellſchaft gewiß, ſo viel ihr möglich iſt, zu verhindern ſuchen wird, ſtehet es dem Gelehrten frey, von folgenden zwey Wegen einen zu erwählen:

Er nimmt entweder ſeine Schrift gegen Bezahlung des Theils der Verlagskoſten, welchen die Geſellſchaft noch zu fodern hat, nebſt deſſen Zinſen à 5 p. C. zurück, und handelt damit nach ſeinem Gefallen;

Oder er überläßt der Geſellſchaft, nach ihrem Belieben mit der Schrift zu handeln, und ſie um jeden noch ſo niedrigen Preis zu verkaufen. In dieſem Falle wird zwar der Ladenpreis, aber nicht das Verhältniß des Antheils, welches laut Contract für den Schriftſteller beſtimmt iſt, verändert, z. B. der Ladenpreis eines Buchs habe nach dem in §. 5. angenommenen Fall 18 Gr. betragen, ſo würden die für den Verfaſſer beſtimten 55 p. C. von hundert Exemplaren 41 Rthlr. 6 Gr. ausmachen. Würde nun der Ladenpreis des Buchs, wegen des Nachdrucks, auf 9 Gr. herabgeſetzt, ſo würde der Antheil des Verfaſſers nur die Hälfte des vorigen, oder 20 Rthlr.

15 Gr. seyn. Und wenn schon so wenig aus der Schrift gelöset werden sollte, daß die Verlagskosten und der etwan dem Gelehrten gegebene baare Vorschuß davon nicht bezahlet werden könnte; so trägt doch die Gesellschaft den Schaden allein, und der Gelehrte ist zu keiner Ersetzung desselben verbunden. Und hierzu versteht sich auch die Gesellschaft in dem Falle, da ein Buch, auch ohne Nachdruck, so schlechten Abgang fände, daß die Verlagskosten und der etwanige baare Vorschuß aus dem gelöseten Gelde nicht bestritten werden könnte.

§. 13. Die Gesellschaft behält sich das Recht vor, eine auf Kosten der Verlagskasse gedruckte Schrift für Makulatur zu erklären, wenn in drey auf einander folgenden Jahren in jedem derselben nicht mehr als 5 Exemplare abgesezt werden. Dem Verfasser soll es aber, wenn sich dieser Fall eräugnete, frey stehen, ob er der Gesellschaft die Schrift als Makulatur überlassen, oder als solche an sich kaufen wolle. Uebrigens bekommt der Autor von dem Gelde, welches aus dem Verkaufe der Makulatur gelöset wird, wenn der Vorschuß bezahlt ist, 88 ⅔, die Gesellschaft aber 11 ⅓ pro Cent.

§. 14. Sobald die Auflage, wozu von der Gesellschaft Verlagskosten gegeben worden sind, vergriffen ist, stehet es dem Gelehrten frey, entweder auf seine eigene Kosten eine neue Auflage zu veranstalten, oder seine Schrift an einen Buchhändler zu verkaufen, oder endlich einen neuen Contract mit der Gesellschaft, wenn solche dazu geneigt ist, zu schließen.

§. 15. Jeder Schriftsteller, der Vorschuß von der Gesellschaft erhält, giebt unentgeldlich 5 Exemplare für die Bibliothek der Gesellschaft, für die Administratoren der Verlagskasse, und für den, welcher die Schrift untersucht hat.

§. 16. Die Gesellschaft handelt in keiner andern Münzsorte, als in alten Louisd'or, den Louisd'or à 5 Rthlr. gerechnet.

Man ist versichert, daß die Herren Autoren in Betrachtung des Rifico, welches man übernimmt, und der Unkosten, welche mit der ganzen Unternehmung verbunden sind, die Procente, welche die Gesellschaft für sich bestimmt, so billig und mäßig finden werden, daß es nicht nöthig ist, ein mehreres darüber zu sagen. Denn die Gesellschaft hat den Gelehrten und Künstlern nichts für die Untersuchung ihrer Werke, für Niederlage derselben, für Packerey, für den Aufwand, den die vielen öffentlichen Anzeigen, die weitläuftige Correspondenz mit den Commissionairs, und die Besoldung eines Buchhalters kostet, angerechnet. Sie fügt nur noch die Versicherung hinzu, daß sie im Stande ist, den Fond durch Anlegung mehrerer Aktien jederzeit dergestalt zu vermehren, daß der Vorschuß auf die gemeldeten und angenommenen Bücher allemal bestritten werden kan.

IX.

Vermischte Anzeigen.

1. Ankündigung eines Gartenkalenders.

Da meine ausführliche Theorie der Gartenkunst sich ihrem Ende nähert, so bin ich auf Veranlassung vieler Gartenfreunde entschlossen, einen Gartenkalender auf das Jahr 1782 herauszugeben, und damit jährlich fortzufahren. Er erscheint zuerst in diesem Jahr, gleich nach Michaelis, im kleinen Octavformat, auf Schreibpapier, mit einigen saubern Kupfern, etwa 16 Bogen stark, geheftet. Ausser dem gewöhnlichen Kalender und einer Schreibtafel, ist dies sein Inhalt:

1) Fortgänge der schönen Gartenkunst in Teutschland, im Norden, England, Frankreich und den übrigen Ländern von Europa. Daher Beschreibungen von neuen Gärten und Anlagen; Anzeigen neuer Schriften über Gegenstände der Gartenkunst, und Auszüge aus dem wichtigeren; nähere Bestimmungen und Entwickelungen verschiedener Grundsätze der Kunst, deren Neuheit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit jede fortschreitende Untersuchung rechtfertigt.

2) Originalabhandlungen oder Uebersetzungen, die nützliche Gärtnerey nach allen ihren Zweigen betreffend. Daher Beobachtungen und Versuche über alle Gattungen von Pflanzungen, über die Erziehung so wohl der wilden Bäume und Sträucher, als auch der Fruchtbäume, über die Kultur der edlern Gewächse, u. s. w. Man wird hiebey vornehmlich auf das Neue und Wichtige sehen.

3) Anzeigen von neuen einheimischen und ausländischen Schriften über die verschiedenen Theile der ökonomischen und practischen Gärtnerey; Auszüge aus den besten; und Ankündigungen.

Cleopatra.

Sucht ihn und bringt ihn hieher; wo iſt Alexas?

Alexas.

Hier, zu Befehl; der Gnädige Herr kommt.

Antonius mit einem Courier und ſeinem Gefolge treten auf.

Cleopatra.

Wir wollen ihn nicht anſehen; geht mit uns.

[Sie gehen ab.]

Courier.

Fulvia, deine Gemalin erſchien zuerſt im Felde.

Antonius.

Gegen meinen Bruder, Lucius?

Courier.

Allein dieſer Krieg hörte plözlich wieder auf, und die Umſtände machten ſie wieder zu Freunden, um ihre Kräfte gegen Cäſarn zu vereinbaren, deſſen beſſers Glük ſie nichts deſto weniger beym erſten Zuſammenſtoß aus Italien trieb.

Antonius.

Gut, ſag mir das Aergſte.

4) Nachrichten von öffentlichen Anstalten zur Aufnahme des Gartenbaues, z. B. von Pflanzschulen, von Verordnungen zur Beförderung der Baumzucht, von Prämien ꝛc.

5) Berichte vom Gartenhandel, vom Verkauf der Bäume, Sträucher, Pflanzen, Sämereien, Früchte. Die Handelsgärtner oder andere Personen, die diesen Verkauf treiben, werden ersucht, von Zeit zu Zeit ihre neuen Verzeichnisse einzusenden.

6) Nachrichten von nützlichen Privatbemühungen zur Aufnahme des Gartenbaues nach seinen mannigfaltigen Theilen, und Empfehlungen geschickter Kunstgärtner, besonders solcher, die Beförderung suchen. Personen von dieser Klasse belieben sich mit Vertrauen an mich zu wenden, und sich aller Dienstgefälligkeit und Verschwiegenheit, so weit diese nöthig ist, versichert zu halten.

7) Abbildungen bald merkwürdiger Gewächse, bald kleiner Gartenscenen, vorzüglich schöner Landhäuser und Gartengebäude. Die Besitzer oder andere Kenner werden mich durch Zusendung solcher Zeichnungen verbinden.

8) Endlich Abwechselung der Abhandlungen und Anzeigen in jedem neuen Jahrgange.

Durch eine Schrift dieser Art, die überall noch fehlt, die nützlich scheint, und deren Ankauf nicht beschwert, wünscht der Herausgeber die mannigfaltigen Gegenstände des Gartenwesens auf nähere Gesichtspunkte zusammen zu ziehen, die zerstreuten Gartenfreunde mehr zu vereinigen, und mehr Aufklärung und Achtung für eine Wissenschaft zu veranlassen, die einen ansehnlichen Theil unsrer Erdfläche, ihre Bebauung zum Nutzen oder Vergnügen ihrer Bewohner, die anmuthigste Beschäftigung des menschlichen Fleisses, die Erweiterung der Vortheile des bürgerlichen Lebens, des Geschmackes und der schönen Künste betrift. Einige würdige Männer haben

ſich bereits mit mir zu dieſem Unternehmen verbunden. Allein ich lade auch andre Kenner und Freunde des Gartenbaues ein, daran nach dem vorgelegten Plan Antheil zu nehmen, und bitte ſie, auf jede Art von Erkenntlichkeit zu rechnen. Denn durch den Beytrit verſchiedener Mitarbeiter, wovon jeder ſein beſonderes Fach überſieht, kann dieſe Schrift die Mannigfaltigkeit, die Nützlichkeit und die Annuthigkeit erhalten, die ſie nach ihrer Abſicht verdient.

Die Natur dieſes Gartenkalenders, und die Verbindung, worin ich mit ſo vielen edlen Gartenfreunden ſtehe, veranlaßt mich, die Ausgabe und Verſendung ſelbſt zu übernehmen. Dieſe Einrichtung macht die Pränumeration nothwendig, ohne welche kein Exemplar verlaſſen wird. Daher kann auch bloſe Unterſchreibung ohne Vorausbezahlung nicht angenommen werden. Ich ſeze dieſe auf Zwey Mark hieſigen Geldes, und für die übrigen Provinzen von Teutſchland auf Einen Gulden, den Louisd'or zu 5 Reichsthaler gerechnet.

Die Zeit der Pränumeration bleibt bis Michaelis offen.

Die Pränumeranten werden nach der Zeit, wie ſie ihre Gelder einſenden, angezeichnet: daher die frühern auch die beſſern Abdrücke und Kupferſtiche erhalten.

Die Pränumerationsgelder und Briefe werden poſtfrey an mich eingeſendet.

Wer auf ſieben Exemplare die Pränumerationsgelder baar einſendet, bekomt das achte umſonſt. Wer auf zwölf pränumerirt, bekommt auſer dieſen, zwey umſonſt. Wer auf zwanzig pränumerirt, bekomt auſer dieſen, vier Exemplare umſonſt.

Den Buchhandlungen, Poſtämtern, Intelligenz- Adreß- und Zeitungskomtoirs, die ſich um weitere Bekanntmachung dieſer Ankündigung an ihren Oertern und um Erleichterung des Abſatzes beſonders verwenden, biete ich, der Billigkeit

gemäs, noch die Vortheile an, die ſie in ähnlichen Fällen zum Buchhändlern gegenſeitig zu genießen pflegen.

Bey Einſendung der Pränumeration erwarte ich von den auswärtigen Intereſſenten eine Anzeige, welchen Weg zur Ueberſchickung ihrer Exemplare ſie am bequemſten finden. Ich ſende ſie poſtfrey ab bis Kopenhagen, Hamburg, Hannover, Berlin und Leipzig. Von dieſen Oertern können die noch weiter entfernten Intereſſenten die Exemplare leicht erhalten.

Kiel,
den 20ten April 1781.

C. C. L. Hirſchfeld,
Königl. däniſcher würklicher Juſtizrath und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und der ſchönen Wiſſenſchaften.

---

2. Endes Unterſchriebne haben ſich dahin vereiniget, eine Sammlung gemeinnüziger, theils eigner, theils überſezter Aufſäze, unter dem Tittel: Leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathematick und Oekonomie, in Med. Oktav, auf eigne Koſten herauszugeben. Dieſen eignen neuen Beobachtungen, die ſowol von uns ſelbſt, als auch von unſern gelehrten Freunden und Korreſpondenten ſeyn werden, und Ueberſezungen, wovon wir doch die Aufſäze aus den Gedenkſchriften der Akademien ausſchlieſſen, die ſchon in eignen Samlungen überſezt werden, wollen wir auch ausführliche Rezenſionen und Auszüge von Büchern, die entweder an uns geſandt worden, oder ſonſt für unſre Leſer merkwürdig und noch wenig bekant ſind, ſo wie verſchiedne andre nüzliche Nachrichten, beyfügen. Da die in unſern Plan begriffenen Wiſſenſchaften ſehr genau mit einander verbunden ſind, ſo kann man ſich verſprechen, daß ſie allen Leſern intereſſant ſeyn werden. Jedoch werden

wir auch auf eine verhältnismäßige Abwechselung des Inhalts bedacht seyn, die man aber nicht sowol nach einem einzelnen Stük, als vielmehr nach einem ganzen Bande beurtheilen wird. Druk und Papier wird seyn, wie bey dieser Nachricht. Vier Stük, jedes von 8 Bogen, in Med. Octav, werden einen Band ausmachen. Jedes Stük kostet 8 Groschen, wer aber bey dem Empfang des ersten Stüks auf einen ganzen Band pränumerirt, zahlet dafür 1 Thaler. Zu jedem Bande werden auch 2 Kupfer geliefert werden, die, wenn es nöthig ist, auch illuminirt zu haben seyn werden. Für die illuminirten Kupfer wird etwas nachgezahlet, welches aber im Voraus nicht kann bestimmt werden. Man kann auch jedes Stük einzeln kaufen, ohne verbunden zu seyn, die übrigen zu nehmen. Man kann entweder bey den Herausgebern, oder in Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, oder da, wo man diese Nachricht erhält, pränumeriren.

Der Inhalt des ersten Stüks, das in der jezigen Ostermesse fertig wird, ist folgender:

1. Herr Voigt über die Rhönberge.
2. Herrn Hofr. Schubarts Erfahrungen, die Verbesserung der Landwirthschaft betreffend.
3 und 4. Dessen Schreiben über den Tabaks- und Krapbau.
5. Herrn Bergr. Laxmanns in Petersburg vorläufige Beobachtungen über Sibirische Gebirge.
6. Prof. Leske von der Abschaffung der Brache und Einführung der Stallfütterung.
7. Ueber den vortheilhaften Anbau der Runkelrüben.
8. Vic. d'Azir von den nöthigsten Heilmitteln für die Schafe. A. d. 1. B. der Mém. de la Societé de Médecine, übers. von Prof. Leske.
9. Verschiedne Rezensionen und Anzeigen.

C. B. Funk. N. G. Leske. C. F. Hindenburg.

Leipzig, den 5. April, 1781.

3. Ich habe Ursache, mit der günstigen Aufnahme zufrieden zu seyn, den meine, unter dem Namen der Kaufmännischen Hefte, bekannten Fragmente aus dem Gebiete des Handels, im Ganzen betrachtet, angetroffen haben. Wenn auf der einen Seite Wankelmuth ꝛc. die Zahl meiner Leser minderte, so füllten neue Theilnehmer auf der andern die aus dem Betragen der ersten entstandnen Lücken, und die Hauptsumme blieb ohne Veränderung. Am schmeichelhaftesten aber ist mir die Aufmunterung, vermöge welcher ich, so schrift- als mündlich, um die Fortsetzung meiner gemeinnützigen (ich glaube, sie verdienen dieses Beywort) Arbeiten angegangen werde. Es wäre Undank, wenn ich dieß alles geringschätzen, wenn ich die Stimme des Publikums nicht hören, nicht sie befolgen wollte. — Da nun Undank nicht mein Fehler ist, so werde ich fortfahren, über Materien des Handels nach folgender Methode zu schreiben.

Alle Wochen wird ein Bogen gutes Druckpapier, unter dem Namen; Das Comtoir-Blatt, 1stes, 2tes Stück u. s. w. mit nachstehenden Aufsätzen gefüllt, erscheinen.

I. Handlungsgegenstände. Als Hauptrubrik wird sie den meisten Plaz einnehmen. Ich will solche so einrichten, damit das Unangenehme: Die Fortsetzung folgt künftig, so möglich vermieden werde. Dieß darf aber meine Freunde nicht abhalten, mir weitläuftige Beyträge mitzutheilen. Sie können gewiß seyn, daß ich dem Publikum nichts Gemeinnütziges vorenthalten, sondern in solchen Fällen einen besondern Heft zur Bekanntmachung daraus formiren will.

II. Neuigkeiten. Nur solche, die den Handel geradezu angehn. Ich werde sie aus öffentlichen und Privatnachrichten zusammensetzen.

III. Schiffsnachrichten. Hier sollen ein- und abgehende Schiffe namentlich angezeigt werden, weil es dem Kaufmann lieb seyn muß, das Schicksal seiner Güter zu erfahren.

IV. Course. Dahin gehören die Veränderungen des Preises solcher Wechselbriefe und Münzen, welche hier und in andern Orten am häufigsten vorkommen; denn von allen zu reden, würde nur mein Blatt unnöthiger Weise füllen, und den Platz zu andern Materien beschränken.

Die Abwechselung der vornehmsten Assecuranzprämien werde ich monatlich anzeigen, weil sie beständiger als Wechselcours sind.

Alle Vierteljahre will ich einen Preiscourant der vornehmsten gebräuchlichsten Handlungsartikel als besondere Beylage liefern.

V. Beurtheilung. Der Kaufmann würde sich gewiß manch Buch, welches, in Rücksicht auf ihn, geschrieben ist, anschaffen, wenn ihm das Daseyn mit dem Inhalt desselben bekannt wäre. Daher wird diese Rubrik die kurze Recension eines dergleichen Buchs wöchentlich enthalten. Einer meiner Freunde, für dessen gründlichen Geschmack und Einsicht ich mich dreist verbürge, hat sich bereit finden lassen, diesen Theil meiner Versprechungen zu übernehmen.

VI. Vermischte Nachrichten. Es kann sich noch Manches finden, was Anzeige verdient. In solchen Fällen wird also auch diese Rubrik nicht überflüßig seyn.

Unter diesen Voraussetzungen bedarf der Name meiner Wochenschrift wol nicht erst Rechtfertigung. Meine Leser erhalten auf solche Art freylich anstatt der sonst monatlich ge-

lieferten ſechs Bogen nur viere; allein da jene mit groſſer Schrift gedruckt waren, bey leztern aber kleine Lettern genommen werden, ſo faſſen hier vier Bogen gewiß mehr Text, als dort jene ſechs wirklich enthielten.

Ich werde übrigens das bequeme Octavformat meines Journals beybehalten, damit man das Comtoir-Blatt als Fortſetzung meiner Fragmente (die es auch in der That ſeyn wird) betrachten könne, auch in ſolcher Hinſicht alle halbe Jahre einen Titel darzu liefern.

In Abſicht der promten Verſendung habe ich mich mit allen reſpectiven Hamburger Poſtämtern verſtanden. Ausländer alſo, die mein Blatt halten wollen, dürfen ſich deshalb nur an das Poſtcomtoir ihres Orts wenden. Der Preis wird überall billig ſeyn, denn ich habe bey dieſer Einrichtung möglichſt wohlfeile Bedingungen zum Grunde gelegt.

Das Publikum gewinnt bey dem neuen Plan auf alle Fälle; ich aber entledige mich damit der beſchwerlichen, äuſſerſt koſtbaren Verſendung, die mit einer theuren Correſponden; verbunden war. Nun wird es drauf ankommen, ob man durch häufige Theilnehmung meine weitern Entwürfe zur Verbreitung kaufmänniſcher Kenntniß befördern will, oder nicht? Geſchrieben den 1ſten May 1781 in Altona.

J. C. Sinapius.

Der Teutſche Merkur.

Sommermond 1781.

I.

Briefe über ein ſchweitzeriſches Hirtenland, fortgeſezt.

Vierter Brief.

Alle Saniſchen Berge, die der groſſen Alpenkette nordwärts gelegen ſind, beſtehen aus Kalkſtein, Schiefer und Schiſt. Viele auch der fruchtbarſten ſind mit groſſen Kalkfelſen bekrönt. Gewöhnlich haben ſie oben verticale, unten mehr horizontale Lagen; leztere ſind überall in dem niedrigen ganz nakten Kalkfelſengebürge, das nach dem Freyburgiſchen ſieht. Wenn man ſich dem Fuß deſſelben beobachtend nähert, werden dieſe horizontale Lagen wunderbar gekrümmet und gewunden angetroffen. Dieſe Strine geben Feuer. Die rothe Farbe vieler ſolcher Felſen ſcheint eiſenartigen Stof zu verrathen. Man findet Marcaſſiten, deren Kupfer mit Schwefel untermiſcht iſt, (*) und kleine glatte Achaten, auch Geoden mit mine-

(*) Gleiche Art iſt in dem Berge, welcher Geſteigthal und Lauinen trennt.

ralisieten Schwefel. Nur auf dem Felsen Malrais son, welche Alpenspitze nach der Stadt heruntersiehet, haben sich Ammonshörner gefunden. Von mineralisirten Echiniten ist Spur auf jenem fast unersteigbaren Felsen, Rubli, dem Schloße Rougemont gegen über. Obschon jedes Gebürge auf einem einzigen Fusse ruhet, haben Luft und Wasser die Gipfel in viele mannigfaltigen Spitzen getrennet, und äusserst schmal, ja fast schneidend scharf, gewittert, also daß auf demselben umher zu gehen sehr schwer ist.

Hingegen sind auch die Gipfel der weniger hohen Berge tief mit fruchtbarem Erdreiche bedekt. Bisweilen zwar erheben sich mitten auf dem weichsten Rasen grause Felsen, und stehen Blumen in Felsenschutte. Alles was durch Menschenfleiß nun urbar ist, war vor Alters Tannenwald: noch sind viele Wiesen und fast alle Graben, die die Wasser sich ausgehohlt haben, von Tannen umgeben. Sie dämmen die Waldwasser; ohne sie wäre dieses Hirtenland unwohnbarer Fels.

Gyps, Marmor, ja ziemlich hoch Gries, ist in dem Gebürge des Thals Etivaz. In Lauinen geben Wasser und Erde Merkmale von Schwefel. Schwefelbäder sind an drey Orten; (*) eine bittere, etwas herbe Quelle in dem Gesteigthale führet wohl Gletscherfalz.

Die Alpenerde ist überall zähe, schwarz und mit einem glänzenden Sande vermischt. Von der Morasterde wird sie vornehmlich durch diesen Sand un-

(*) Im Thurbachthal, am Gestade im Sanenthal und in dem Etivaz.

terſchieden. Sie iſt reiner, ſchwärzer und hat weniger Kieſel, je näher ſie den höchſten Alpen liegt. Alsdann findet man Bruchſtücke eines weichen, ſo ſchwarzen Schiefers, daß er zur Dinte und für Moslybden gebraucht werden kann. Aber alle von Waſſer entfernte Ebenen, deren Erdreich wenig Sand und Kieſel hat, pflegen moraſtig zu ſeyn, weil die Alpenerde die Waſſer aufhält. Moraſtig ſind aus dieſem Grunde auch die Rücken ſteiler Berge: denn die von Sanen genießen das Land, bauen es aber gar nicht. Je näher den Alpen, deſto fruchtbarer iſt lezteres. Im Lauinenthale ſind am Fuſſe des Geltengletſchers Wieſen, welche die Sonne zwey Monate lang nicht beſcheint, und auf welchen der Winter ſieben Monate währet; gleichwol, und obſchon ſie von dem Vieh einmal abgeweidet werden, liefern ſie in fünf Monaten zwo Heuerndten.

Auf dieſer ſchwarzen Erde, die von dem die Alpen durchfilternden Waſſer unaufhörlich befeuchtet wird, weiden die ſchönen Heerden zu Sanen, und blühet ein zahlreiches Volk ſolcher Blumen, die auf den Gebürgen und in der Ebene fremde ſind.

Favrod, Schulmeiſter in dem Flecken Oeſch, deſſen unwiderſtehlicher Trieb zur Botanik die ſtärkſten Hinderniſſe beſiegt, ſo wie ſein Fleiß mehr und mehr große Gaben entwickelt, hat einige Jahre her das Pflanzenreich in Sanenland unterſucht, mit einem Erfolge, der bedauernswürdig macht, einen ſo geſchikten und guten Mann durch die Armuth, welche er zwar gelaſſen erträgt, aller Muße zu größern Dingen beraubet zuſehen. Mehr als achtzig Baums

Courier.

Schlimme Zeitungen theilen ihre verhaßte Beſchaffenheit dem Erzähler mit.

Antonius.

Ja, wenn ſie einen Narren oder eine feige Memme betreffen -- nur weiter; geſchehene Dinge ſind für mich vorbey. So iſt es; wer mir die Wahrheit ſagt, und wenn gleich der Tod in ſeiner Erzählung läge, den hör' ich, als ob er mir ſchmeichelte.

Courier.

Labienus hat mit ſeiner Parthiſchen Macht Aſien erweitert, und ſein eroberndes Panier vom Euphrates und Syrien bis in Lydien und Jonien ausgebreitet; indeſſen daß --

Antonius.

Antonius, willt du ſagen --

Courier.

O Gnädigſter Herr!

Antonius.

Rede offenherzig mit mir, verringre nicht die allgemeine Stimme; nenne Cleopatra wie ſie zu Rom genennt wird. Tadle mich in Fulvia's Ausdrüken, und beſchilt meine Fehler mit ſo ungebundner Freyheit, als beyde, Wahrheit und Bosheit, fähig ſind zu gebrauchen. O dann bringen wir

Unkraut

Arten hat er nach Hallers Zahlen und Linnei Namen angezeichnet und beschrieben, eine sehr große Menge Pflanzen gesammelt, viele in seinen kleinen Garten (welcher zu Oesch der lateinische Garten heißt) verpflanzet, allemal die mögliche Benuzung untersucht, über zwanzig Pflanzen die Haller übergangen, eben so viele die Linnei Species nicht hat, verschiedene sehr gute Futterkräuter, und mehrere wenig bekannte oder neue Pflanzen bemerkt.

Unter den Insecten sind hier die Laubkäfer so selten, daß der größte Theil des Volks ihr Daseyn in der Natur nicht wußte, bis die von Bern eine Verordnung wider diese Thiere vorlesen ließen.

Die Seen und Flüsse sind an Forellen reich. Börsinge (*) laichen bloß in dem kleinsten der zwey Seen an dem Fuße des Geltengletschers. Die Wasserfälle im Sanestrom hemmen den Gang der Krebse: dieser Strom scheint ihnen ungünstig. Frösche und Schnecken hat man von kleinen Gattungen; Ottern sind gewöhnlich.

Die Wiesen und Gärten werden durch Mäuse, Ratzen und Maulwürfe geplaget. Stachelschweine und Eichhorne sind nicht selten, Füchse aber gemein: Die Wölfe und Bären, deren Ausrottung noch im Jahr 1655 ein Gesez erforderte, sind nun, wie das wilde Schwein, gänzlich unbekannt. Auch die Lächse, vor Alters unter allen wilden Thieren hier das fürchterlichste, scheinen ausgerottet. Noch haben wir Gemsen, doch waren sie häufiger: sie sind roth im

(*) Perche.

Sommer, im Winter dunkelbraun; ihre Haut ist am Rücken viel zärter als am Bauch: sie gatten oft mit Ziegen; am Ende des Aprils gebähren sie zwey kleine: diese lassen sich zähmen. Bey diesem waffentragenden Volke, welches der Abgründe und Felsen gewohnt ist, bleiben den Gemsen keine unzugängliche Klufte noch Klippen.

Die weißen Hasen, vielleicht eine Kaninchengattung, kleiner als die rothen und vester begliedert, haben dickere Pfoten und kürzere Ohren mit schön schwarzen Spitzen. Von dem Ende des Märzmonats an gebähren sie, auch mitten im Schnee, jährlich fünfmal, fünf bis acht kleine graue Hasen. Roth werden sie erstlich am Rücken, zulezt an den Schenkeln, doch bleibt ihnen etwas aschgraues; weiß werden sie selbst in warmen Stuben (*). Sie wohnen am Fuße und in den Klüften hoher Felsen. Sie leben von Gürmsch und andern Baumrinden. Es ist gänzlich falsch, daß rothe Hasen weiß werden, und ungewiß ob diese sich mit rothen Hasen gatten. Ein weißer Hase kömmt nicht leicht aus dem Gebürge.

Der schwarze Adler, sein Feind, verfolget auch die Gemsen, jagt wie die Hunde, stürzt wenn er kann die Hunde in den Abgrund, raubt ihren Raub, flieht aber wenn sie ihn bedrohen. Er frißt auch Tannenknospen. Der königliche Adler (**) hält sich hier nur in den Höhen des Geltengletschers; dieses Gebürge ist noch nicht hoch genug für den Lämmergeyer.

(*) Zwar im Winter, nicht aber durch Kälte.

(**) Er hat bey ausgespannten Flügeln 14 Schuh; der Adler des Harzes nur 7; eben so verhalten sich die Gebürge.

Lerchen, Wachteln, rothe Rebhüner, Schnepfen, Ortolane, Fasanen und Auerhahne sind im Sanenlande gewöhnlich, und in Stricken von Gerte werden Krametsvögel gefangen; Im Jahr 1775 führte mitten im Winter ein Südwind eine so große Menge Lerchen über die Eisgebürge daher, daß die Einwohner des Gesteigthals sie mit Händen fiengen; diese Vögel hatten von Kräutern gelebt und ihr Fleisch war grün.

Fünfter Brief.

Prostrati in gramine molli
Propter aquae rivos sub ramis arboris altae
Non magnis opibus iucunde corpora cutant.
Lucr.

Das Hirtenvolk im Sanenlande hält ein Mittel zwischen feldbauenden Völkern und wandernden Arabern oder Tataren. Jährlich verändert jede Familie fünf oder sechsmal ihre Wohnung; jede Woche trift man auf Hausväter, die mit Weib und Kindern, mit ihrer voranziehenden Heerde, ihrem Käsekessel, und einigem hölzernen Geräthe, nach einer neuen Wohnung wandern.

Schwerlich sind in irgend einem Lande mehr Häuser und Hütten. Denn, da Menschen und Vieh nie unter demselben Dache wohnen, hat jeder bemittelte Mann mehrere Häuser und eben so viele Hütten. Da der Ertrag einer Wiese meistens auf derselbigen verzehret wird, hat jede Wiese eine Hütte von Holz, worinn oben das Heu und unten das

Vieh verwahret wird. Bey einer einbrechenden Ueberschwemmung werden die Hütten alsobald auseinander gelegt und fortgetragen, darum haben die Balken und Bretter Ziffern, die ihre Stelle andeuten. Groſse Steine beschweren das Dach und versichern es wider den Stoß der Winde: das obere Geschoß besteht aus über einander gelegten Tannen, welche dem Winde freyen Zug lassen: Hievor ist hingegen das Vieh durch Bretter verwahret, und stehet an zwo langen Krippen und eben so viel Kanälen zum Ablauf des Wassers.

Die Wiesen im Thal (*) werden ein oder zweymal abgemähet und abgeweidet. Am untersten Rücken der Berge (**) werden einige Wiesen abgeweidet und andere abgemähet; aber die Berge (***) werden ihrer Höhe nach, zehen oder zwanzig Wochen lang nur abgeweidet. Viele sind aber für das Vieh zu steil: hier wird also das Heu gesammelt, und erwartet in groſsen gebundenen Haufen am Rande eines Abgrunds die Schlittenzeit. Alsdann wird es über Schnee und Eis herabgeglitscht. Unter den letzten Haufen bindet ein Hirt eine Stange, so daß derselbe nicht überwälze, sezt sich auf das Heu, und fährt in einem Huy hoch vom Gebürge neben seinem Schlitten herab.

Im Saanenlande ist Leben lauter Genuß, und die Erde nur durch ihre Geschenke bekannt; indem das

(*) Prés fénages.

(**) In den Vorsäßen, Giettaz.

(***) Montagnes.

Einsammeln der wohlriechendesten Kräuter an einem Sommertage weniger eine Arbeit ist als ein Vergnügen, welches die Stadtlustbarkeiten weit übertrifft. Wohlbesorgte, reinlich gehaltene, schöne Heerden sind gleichsam ein Theil der Hausgenossen des Hirten; sanfte Sitten und Wohlthätigkeit werden bey der Heerde ihm zur Gewohnheit; von seinem Vieh lernt er die Pflichten der Menschheit.

Wann die Wintervorrathskammern leer sind, begeben sich die Familien auf den Vorberg. Wann Heu und Gras hier alle sind, reisen sie mit grösserm Heerden auf das Gebürge. Alsdann wird von der schönsten Kuh, geziert mit einem gestikten Halsbande und einer hellklingenden Glocke, der Marsch eröfnet. Neben ihr geht auch der Hirt; ihnen folget alles. Heerde und Hirten sind mit Blumen bekränzt; alles ertönet von dem Geklingel der Glocken, Muhen der Kühe und Gesange der Führer. Das kleine Vieh (*) folget nach. Weib und Kinder beschliessen den Marsch. Am Ende des Augustmonats ziehen sie vom Gebürge in den Vorberg: nachmals wird im Thal das lezte Gras abgeweidet. Bisweilen ziehen sie abermals nach dem Vorberge, und verzehren den Wintervorrath; endlich begeben sie sich in das Thal, und erwarten den Frühling und gleichen Kreis von Vergnügen.

Aber dieses unschuldige und glükselige Hirtenleben begünstigt keinen Arbeitfleiß. Die Nothwendigkeit, worein Leidenschaften und Reichthümer die

(*) Schmal Vieh.

Menſchen verſetzen, iſt allemal die Mutter der Künſte geweſen. Die Vereinigung der Menſchen hat ihre Geiſtesentwickelung und Fortſchritte in Verfeinerung begünſtiget; Einſamkeit und Hirtenleben verewiget Gewohnheiten, Sitten, vielleicht Glück. So daß man glauben möchte, die Hirtenvölker wären zu Erhaltung der Würde unſerer Natur auf Erden gelaſſen, und um entnervte ausgeartete Völker bisweilen — auszurotten oder zu beherrſchen.

Im ganzen Sanenland iſt kein Wieſenbau: die Erde wird niemals berührt; wider jede neue mühſame Arbeit ſtreiten tauſend Vorurtheile. Wieſenbau iſt nur wo Feldbau; dieſer führet auf jenen. Hier wird kein Moraſt ausgepoldert, ja man findet ſtehende Waſſer in dieſem ſo ſteilen Lande. Alle Wäſſerungskunde, jene welche die Waſſer führen und nach Zeit und Ort geſchickt vertheilen lehrt, und jene, welche die Zubereitung des Erdreichs und Abführung der Sümpfe zum Gegenſtande hat, iſt ihnen fremd. Jene erſtere haben die Venetianer, beyde die Berner in dem Aargau und Emmenthale. Durch lange Beobachtungen und viele Mühe erlernten dieſe die Natur der Waſſer und Erden, und verbeſſerten leztere durch Vermiſchung der Arten. Die von Sanen begnügen ſich, im Winter die Wieſen zu düngen, vertheilen aber den Dünger ohne alles Geſchick: die Wieſen bleiben zu dürre oder zu feuchte, weil die Regeln der Wäſſerung und Ableitung nicht beobachtet werden; dieſes vermindert um eine Hälfte den Ertrag des Landes. Ihre Wirthſchaftsregeln, wenn ſie irgendwo Landbau treiben, haben ſie von den

Bewohnern des flachen Landes; also schicken sie sich weder zu ihrem Himmel noch in dieses Gebürge und eben so wenig für ein wanderndes alt Germanisches Leben. Daher die meisten auf dem Berge nur den Dünger sammeln, das Gesträuche ausrotten, und, um den Berg zu reinigen, die Steine durch Hirtenknaben aufhäuffen lassen.

Gemüse sind hier um einen halben oder ganzen Monat später als anderswo, aber desto schmackhafter. In sehr kalten Thälern wird im April, wenn der Schnee noch verschiedene Schuh tief liegt, einige Erde gegraben, und auf die Gartenbette ausgestreuet; wodurch der alte und nachkommende Schnee schmilzt, und in kurzem der Garten mitten im Schnee frey liegt, gebauet und besäet wird.

Vor weniger als funfzig Jahren wurde der Erdäpfelbau, nach vielem Widerstande, und nachdem viele Kinder wegen dieser Unternehmung von den Aeltern geschlagen worden waren, zulezt eingeführt. Es haben die Erdäpfel im Gebürge mehr Mehl und einen feinern Geschmack als auf dem flachen Lande, nähren unter allen Alpenfrüchten eine grössere Zahl von Menschen auf einem engern Landbezirke, unterhalten und vermehren also die Bevölkerung dieses mit Volk überladenen Landes, dessen Unfruchtbarkeit allein die Volksmenge hemmet. Nach und nach möchte hier das Korn durch diese zehendfreye Frucht verdränget werden.

Aber älter und besonders in dem welschen Sennenlande allgemeiner ist gleichwol der Anbau der

Bohne. Sie ist in den Alpen sehr schmackhaft; ihr Mehl kömmt in das Brodt; ihre Blätter nähren Schaafe; ihren Stengel gebraucht man zur Streuung.

Ueberhaupt wird in den Alpen weniger Gemüse verzehret als Fleisch und Milchspeisen.

Vor Einführung des Käsehandels wurde das Land gepflüget; nun ist aller Bau gefallen, ausgenommen der vortheilhafteste. Der Kornzehende ertrug von 1730 bis 40 ungefähr gedoppelt was von 1770 bis 80; es ist kein Pflug mehr im ganzen Saanenlande. Hin und wieder um die Häuser werden einige Stellen theils mit Erdäpfeln und Bohnen, theils mit Hanf und Lein, theils mit Korn und Gerste besäet: mit Korn im Frühling, nachdem das Land einigermaaßen gedünget, und ein einigesmal umgehakt worden. Dann trägt Korn sechs bis zwölfs und Gerste acht bis zwanzigfältig. Hafer und Roggen sind nicht bekannt. Hierauf werden die meisten Kornfelder mit Erdäpfeln und endlich mit Flachse besezt, alsdann in ihrer Erschöpfung wieder in Rasen verwandelt. Ein so geringer Kornbau wird nur fortgesezt, weil man Stroh bedarf. Die Kornernde fällt in die lezten Tage des August (Erntm.) oder in die ersten vom Herbstmonat.

So lange vor der Einführung des Käsehandels und Geldreichthums die unzugänglichen Abgründe und Gebürge Saanenland von aller Welt abtrennten, und es keinem andern Lande etwas gab, noch abnahm, war das Aufbewahren der Käse das Merkmal eines bemittelten guten Hauses. Es ist mir ein

Käse vom Jahre 1643. geschenkt worden. Waitzenbrodt wurde selten gebacken, sparsam verzehrt, und Landbrodt (große runde dünne ungesäuerte und fast ungesalzene Gerstenkuchen) wie Zwieback auf ein halbes oder ganzes Jahr verwahret; alsdann geröstet, und mit Molken als Leckerbissen gegessen: wie dann jede Familie dergleichen Vorrath noch auf die Bergreise mitnimmt.

Als der Handel Geld in diese Thäler gebracht, keimte bald mit neuem Reichthum auch der Verbrauch fremder Waaren auf; besonders lernte fast jedermann Brodt essen. Die Unkosten der Einfuhr machen jeden Mutt Waizenkorn um einen Reichsthaler, wo nicht um zwey Gulden, theurer; zumal da mit Fortschreitung des Reichthums beydes Brodtverbrauch und Arbeitslohn zunahm, der Kornbau des Landes aber in Abnahme gerieth. Wiesen waren die Goldquelle, Sanenland war durch die Natur zum Hirtenland auserkohren. Da wurden die Gewohnheit und jene Localregeln des Feldbaues, die die Frucht von jahrhundertalten Erfahrungen sind, vergessen. Daher mißlungen den Bernerischen Landvögten alle Versuche zu Herstellung des Kornbaues: diese schweißauspressende und anstrengende Arbeit wurde von dem Volk gegen die freye ruhige Wonne des Hirtenstandes ausgetauscht. Ganz kann diese Lebensmanier nicht gebilliget werden; weil durch den Ackerbau die Bearbeitung der Erde und Ableitung der Wasser, und künstlicher Wiesenbau am Ufer der Flüsse, bekannt geworden wären; doch vornehmlich wegen der Entvölkerung. Der größte

Hirt braucht mehr nicht als ein Paar Knechte, ein eben so großer Baur derselben vier, und ein Weingärtner acht; hiedurch werden die Reichen genöthiget, viele arme Leute zu ernähren. Die Fortschritte der Entvölkerung verzögert im Sanenlande nur die Sitteneinfalt, welche der Hirtenstand am spätesten ablegt.

Hanf und Flachs gerathen glüklich: ein halbes Viertel Hanfsaamen bringt über funfzehen Pfund Faden. Bern hebt im welschen Sanenlande als Zehenden die eilfte Garbe, welches in Mitteljahren bey sechzehen Schildlouisdors beträgt. Ueberhaupt wird in gewöhnlichen Jahren so viel Hanf gepflanzt als verbraucht. Aus dem, welcher in der Sonne getrocknet worden, werden rothe Tücher, weiße, wann er im Schatten gedörret ist. Die Ausfuhr seiner Tücher wird gänzlich verabsäumt, obschon weislich veranstaltet werden könnte, daß die Almosen in Arbeit und nicht in Geld noch Getraide bestehen sollten. Hiedurch würden ungebrauchte Nahrungsquellen eröfnet, und nothwendig müßten Trägheit und Betteley verschwinden, wenn blinde Güte sie nicht unterstüzte.

Die Kirschen- Birn- Aepfel- und Pflaumen-Baumzucht ist nach und nach eingeführet worden, doch findet man auch nicht Einen Baumgarten. Die Nationalbeschäftigung macht gegen alles andere gleichgültig. In einem kalten Winter erfroren die fruchtbaren Bäume; seither wird keiner gepflanzt, alle Baumzucht geräth in Vergessenheit. Auch wohl darum, weil dieses wandernde Volk auf dem Gebürge

Unkraut hervor, wenn unſre thätige Kraft in wollüſtiger Ruhe verſunken ligt; uns unſer Böſes ſagen, iſt eben ſo viel als uns umpflügen -- Lebe wohl für eine Weile.

Courier.

Nach euerm gnädigſten Belieben.

Antonius.

Von Sicyon, was giebt es Neues daher? iſt keiner von Sicyon da?

Courier.

Der Mann von Sicyon, iſt einer da?
(Der erſte Courier geht ab.)

Ein Bedienter.

Er wartet auf Erlaubniß.

Antonius.

Laß ihn hereinkommen -- Ich muß dieſe ſtarken Egyptiſchen Feſſel zerbrechen, oder mein Unſinn wird mich zu Grunde richten -- Wer ſeyd ihr?

Ein andrer Courier mit einem Brief.

2. Courier.

Fulvia eure Gemalin iſt todt.

Antonius.

Wo ſtarb ſie?

die Bäume nicht vor Augen hat. Also kauft es Früchte, um der Mühe der Anpflanzung auszuweichen.

Seither wissen sie wenig von der Wahl der Stellen, vom Pfropfen, Umgraben, Begiessen, und Reinigen der Bäume; man findet in dem ganzen Lande kaum zwanzig eingepfropte Kirschen-Bäume, obschon sie vortreflich gelingen. In den abgelegensten Alpthälern, wo die Kirsche nicht vor dem Septembermonate reift, blühet ihr Baum so glücklich als Tannen; sein Holz ist nicht schlechter; sein Schatten ist unschädlicher. Sein daseyn verhindert keine andere Art von Landbau; seine Frucht ist ein Gewinn, welcher aus der Luft gegriffen wird; in Savoyen lebt ein zahlreiches Volk fast allein von der Kirschenbaumszucht. Billig würden also die Gesetze einem jeden Landmann die Pflanzung einer bestimmten Anzahl solcher Bäume anbefehlen, um die unfruchtbaren Bäume zu verdrängen.

Im deutschen Sauenlande wird Kirschensaft mit Nelken und einigem Zimmt bis zu Harz gekocht, worauf er mit Brod und Butter sogar, nach 30 Jahren, und auf guten Tafeln, sehr angenehm ist. Vermischt mit Senfkorn und einigen Specereyen wird er süsser Senf. Wenn gepreßtes Kirschenmark mit Wachholderbeeren und einigen Spezereyen in etwas Wasser gähret, wird hieraus ein rothes Bier.

Diese Gegenden sind geschikt alle Pflaumarten hervorzubringen: allein dieses überlassen die Einwohner dem Zufall. Daher habe ich wol eher im Bezirke weniger Klafter 20 Pflaumenbäume gezählet.

Keine werden gepfropft. Fleißigere Völker treiben Handel damit. Hier, obschon das Maas Aepfel in dem Gefteigthale für einen Gulden verkauft worden, werden für Aepfelbäume keine Stellen gesucht.

Also ist schwer zu bestimmen, wie viel diesem Volke die Natur — und wie viel ihm seine Gleichgültigkeit und Unwissenheit verweigere. Als zu Cäsars Zeit Champagne kaum warm genug schien zum Kornbaue, zweifelte wohl niemand an der Unmöglichkeit, in dieser Provinz Maulbeerbäume und Weinstöcke zu pflanzen: aber fleißige Menschen werden von der Natur allezeit erhört.

In Sanenland werden aus Mangel einer Forstpolicey ganze Wälder zu kurzdaurenden hölzernen Zäunen um die Waiden verbraucht, obwohl die Himbeeren, Hambutten, Erdbeeren, Johannisbeeren und Myrtille in mannifaltigen vortreflichen Gattungen ihr Gesträuche hiezu anbieten. Also berauben die Einwohner dieses Land einer Zierde, sich selbst aber des Johannisbeerenweins. In England wird er mit Kirschensyrupe untermengt, wodurch er dem Tinto gleich kömmt.

Der Anbau schwarzen Senfs wird von den Schweitzern zu großem Vortheile der Engländer versäumt. Um Vlonay am Rücken des Gebürges nach dem lemanischen See herab und in den sanischen Thälern ist er sehr häufig. Nicht weniger ist es hier das weiße Senfkraut, aus welchem die Freyburger zu sehr starkem Verbrauche einen weißen Senf ziehen.

Grap (*) wächst hoch, und gleichwohl nur wild. Niemand preßt Oel aus Cornus sanguinea noch aus Miagrum sativum, dessen Oel nie gefriert. Lathyrus tuberosus (**) der so gut füttert als der Klee, und an der Wurzel Birnen trägt, welche zwischen den Castanien und Erdäpfeln sind, hat in allen dürren Feldern sein Vaterland: in Berlin, Cleve und Maastricht werden sie verbraucht. Favrod sieht in seinem kleinen Garten die Pastinaca gelingen: einen halben Schuh lang ist ihre Wurzel, der Durchmesser einen Daumen stark: nach drey Jahren wird ihre wilde Art nicht mehr bemerkt Chichorea intybus und Scabiosa Alpium, von einem sanften Feuer nicht allzustark geröstet, haben den Caffegeschmack: sie sind inländisch und ohne Zweifel gesund.

In Vergleichung mit gelinderen Gegenden und fruchtbaren Ländern haben diese Thäler an Anbau und Volkmenge, so sehr sie vernachläßiget scheinen, den Vorzug. Viele Gegenden in England werden gelehrter gebauet; aber da sind Haiden selbst in der Ebene. Zu Sanen sind Wüsten, die unzugänglich schienen, in Wiesen verwandelt, in fürchterlichen Wäldern schöne Gärten hervorgebracht worden. Gesetze thun viel, Geist noch mehr, Sitten das meiste.

Sechster Brief.

Regum aequabat opes animis seraque revertens
Nocte domum, dapibus mensas onerabat inemptis.

Virg.

Auf der unermeßlichen Blumentapete dieses Wiesenlandes können sie sich vorstellen, daß die Bienen

(*) Garence. (**) Haller, n. 435.

in Wollust schwimmen; daß aber Honig ein Hausdelszweig werden könne, hat ein einziger Mann bedacht, nemlich mein Freund Möschig. Dieser Mann bewohnt ein äußerst reinliches Haus, das er sich von Holz nach Landesart gebauet hat; alle Zimmer, beyde Küchen, Keller und Vorrathskammer füllen ohngefähr den Raum eines großen Saals, Betten von Damaste, Fußtapeten, Rahebetten, Caffee mit Rahm, wie nur Sanenland ihn hat, und ganze Mahlzeiten von mancherley Arten Honig bietet Möschig mit einer so idyllischen Einfalt und Güte an, daß man sich diesen Wollüsten ohne allen Rükhalt überläßt. Um und um durchbalsamiren unzählige Bienenrepubliken die Luft; rechts und links murmeln Bäche an dem Rande lachender Fluren; über uns erheben sich Wiesen, besäet mit Hirtenwohnungen, von Wäldchen unterbrochen, bis wo dunkelhelle Gipfel ewigen Schnee majestätisch über die Wolken erheben.

Die alten Aegyptier, wie noch die Schinesen zu thun pflegen, liessen die Bienen den Strom hinauf zum Genusse immer frischer Weiden wandern. Diese zu Sanen so natürliche Reisen geben jeder Honigart, welche Möschig auftischet, einen eigenthümlichen Geschmack. Mitten im Aprilmonate läßt er seine Bienen ausfliegen, in den lezten Maytagen durch den ganzen Brachmonat werfen sie. Hierauf trägt er sie eine deutsche Meile weit von Hause. Er hatte sie einst um etwas weniger entfernt, aber da waren sie vor ihm an die vorige Stelle zurücke. Sie lieben ihren Aufenthaltsort mehr noch als ihre Stadt und Repu-

blik. Den vortreflichſten Honig diſtilliren ſie auf den höchſten Alpen, wo auch Eiſenhütlein (*) und andere Giftkräuter nicht wachſen. Am ein und zwanzigſten September bringt er ſie nach Hauſe. Vom November an werden ſie in der Vorrathskammer an einem trockenen verſchloſſenen Orte gehalten. An einem ſchönen Februartage wird ihnen ein Spazierflug erlaubt, um in der freyen Luft neue Kräfte zu ſammeln, und um ſich zu ſäubern; deſto reinlicher bleibt ihr Honig. Wann aber der Schnee nicht in ſeiner Oberfläche gefroren iſt, pflegen die Bienen zu ertrinken.

Im October nimmt er von jedem Bienenſtocke gewöhnlich einen Drittheil ſo viel Honig als der Stock ſchwer iſt. Von achtzehen Stöcken hat er dreyhundert Pfunde zu achtzehen Unzen gewonnen, und wol eher funfzig, ja acht und ſechzig Stöcke beſeſſen, auch von einem einzigen Schwarme drey und dreyßig Pfund erhalten. Von fünf und zwanzig Pfunden Honig rechnet er ein Pfund Wachs. Ein Pfund Honig verkauft er zu zwanzig Sous, Wachs zu vierzig.

Wenn ich bedenke, daß die Piemonteſiſchen Bauren durch die Seidenwürmer, die zu halten ihnen das Geſetz gebietet, von ihren Auflagen ſchadlos gehalten werden, ſo möchte ich zu Vermehrung des Wohlſtandes der Alpenhirten wünſchen: erſtlich, daß berechnet würde, wie viele Bienen dieſe Länder nähren können; zweytens, daß jeder die beſtimmte Anzahl halten, oder an die, welche ſich damit beſchäftigen, eine Kleinigkeit bezahlen müßte.

(*) Aconitum napellus.

So viel von der Bienenwirthſchaft, über die ich mit Möſchig ſpreche. Dann erzählt er mir ſeine Reiſe nach Lyon, und von dem gütigen teutſchen Fürſten, welchen er unterwegens geſprochen, und welcher ihn mit ſeinem Käſe und Brodt in den Wagen genommen habe. Denn der edle Fürſt ſah vermuthlich mit Vergnügen, daß auch die Alpenbauren Menſchen ſind, und bisweilen erhabene Menſchen.

(Die Fortſetzung künftig.)

II.

Ueber die Monſun (Mouſſon) Winde, und die beſondern Jahrszeiten zu Pondichery.

Ausgezögen aus Hrn. Le Gentil Voyages aux Indes, entrepris par ordre du Roi.

Den 26ſten März des Jahrs 1768. ward ich (ſpricht Hr. Le Gentil) die erſten Züge des herrlichen Gemäldes gewahr, das mir in der Folge der Himmel der indiſchen Küſte diſſeits des Ganges darſtellen würde. Wir hatten zu Negapatnum den 25ſten zu Abend Anker geworfen; des andern Tags ſah ich die ſchönſte Morgenröthe, mit einem angenehmen leichten Wind begleitet, der von Süden kam; und in der ſchönſten Wärme von 22 Gr. hatten wir den herrlichſten Tag. Die Schönheit des Himmels würkte eine ſolche Munterkeit, daß wir alle Luſt hatten ans Land zu gehen: und

dieſe angenehme Empfindung machte um ſo viel mehr Eindruck auf mich, weil ich lange keinen ſolchen Himmel zu Manilla genoſſen hatte. Denn dorten iſt die Luft, ſelbſt nach dem Ausdruck der Spanier, oft melancholiſch, und dieſe Bemerkung machte ich nur zwey Einzige Tage zu Pondichery.

Allein ſo ſchön auch das Clima iſt, ſo iſt es doch oft ganz unerträglich heiß, und im Anfang haben die Europäer Vieles davon auszuſtehen.

Längſt der indiſchen Küſte zählt man nur zwey Jahrszeiten, die eine zur Zeit des Südweſt Monſuns, und die andre, zur Zeit des Nordoſt Monſuns. Dieſe beyden Winde machen Winter und Sommer. Eine Art von Herbſt wird man gewahr, wenn man nemlich ſechs Wochen Regenzeit ſo nennen will, die unmittelbar vor dem Winter vorhergeht. Allein den Frühling kann man nicht eigentlich beſtimmen, weil die Bäume das ganze Jahr durch grün ſind. Doch iſt dieſe Jahrszeit durch die Südwinde merkwürdig, die dieſer Küſte eigen ſind. Die Landwinde fangen in den erſten Tagen des Mays an, die Nordwinde zu Ende des Octobers, und die Südwinde zeigen ſich zu Anfang des Februars.

Der große Gebürgrücken der Gates, der die Halbinſel von Norden nach Süden in zwey Theile theilt, hält den Lauf der Monſuns auf, und bildet zwey ganz verſchiedne Jahrszeiten auf der Küſte von Carnate, und auf der von Malabar, obgleich dieſe beyde Küſten nicht über hundert Seemeilen von einander ſind, und gerade unter demſelben Grad der

Breite liegen. Wenn man den Sommer zu Pondichery hat, so ists Winter zu Mahé, obgleich Mahé unter derselbigen Breite liegt; und so ists längst der ganzen Strecke der beyden Küsten beschaffen, welche die Halbinsel disseits des Ganges bilden.

Weil die Gatesgebürge den Lauf der Winde auf der malabarischen Küste während des Monsuns von Südwesten, und Westen aufhalten, so treiben diese Winde eine unglaubliche Menge Wolken zusammen; die Berge halten diese Wolken auf, und hindern sie; sich weiter auszubreiten und hieraus entsteht ein abscheulicher Winter, der aus Stürmen und unaufhörlichen Regengüssen zusammengesezt ist. Glaubwürdige Leute haben mich versichert, daß alle Jahre zu Mahé sieben bis acht Fuß Wasser, und zwar von May bis in den October fällt. Die Stürme sind alsdenn so schrecklich, daß sich kein Schiff der Küste zu nähern getraut, und auf 50 Seemeilen im Umfange wird man diese üble Witterung gewahr. Allein wenn die Schiffe über diese Entfernung hinaus sind, so verläßt sie dieses Wetter. Eben so verhält sichs auf der Küste von Coromandel von der Mitte des Octobers bis in die Mitte des Jenners; nur mit dem Unterschied, daß weil dieß Gebürge viel entfernter von der Küste Coromandel als von der Küste von Malabar ist, auch der Winter zu Pondichery lange nicht so schlimm noch so lang ist wie zu Mahé, und weit weniger Regen fällt. Wegen dieser Lage, und der Richtung der Monsunwinde, spürt man auf der Küste von Coromandel, im Sommer, die Westwinde, denen man den Namen Landwinde gegeben

hat. Denn man kennt hier den Namen Winter und Sommer nicht, sondern man theilt diese beyden Jahreszeiten ein in die Zeit der Landwinde, und in die Zeit der Nordwinde.

Um dieses ebengesagte deutlicher zu begreifen, muß man die Charte ansehen, und man wird finden, daß die Küste mit einer kleinen Abänderung von Nordnordosten und Südsüdwest streicht; folglich sind die Westwinde Landwinde.

Diese Winde sind gemeiniglich heiß und brennend. Sie wehen während dem Monsun der von Südwest kommt, und sie setzen sich zu Pondichery im Anfange des Mays. Nicht alle Jahre sind sie gleichheiß; denn die Stürme und Regen, die vorhergehen, mäßigen sie sehr oft. So war es im Jahr 1768, wo vor diesen Winden ein sehr stürmischer und regenhafter April vorhergieng. Wenn aber dieser Monat trocken ist, so hat alsdenn die Sonne Zeit die Luft und die Erde zu erwärmen, so wie sie sich ihnen täglich nähert. Alsdenn spürt man bey Erscheinung der ersten Landwinde eine außerordentlich drückende Hitze, und das Thermometer, das in April gewöhnlich auf 25, 26, 27 Graden steht, steigt plötzlich und oft in vier und zwanzig Stunden, auf 35 und 36 Grade hinauf.

Glüklicher weise unterbrechen und ändern sich diese Winde oft ab; denn wenn sie beständig mit gleicher Heftigkeit wehten, und dann eben denselben Grad von Erhitzung behielten, so wüßte ich nicht, welcher Europäer ihnen wiederstehen könnte? Doch

hat man mich versichert, daß sie zuweilen dreyßig Tage, und zwar Nacht wie Tag, ohne alle Abänderung geblieben wären. Ich muß indessen gestehen, daß ich sie bey Nacht lange nicht so heftig gefunden habe, als des Tags. Diese Landwinde werden durch den Seewind gemäßiget, den man auch Südostwind nennt.

Die Landwinde fangen an gegen 8 oder 9 Uhr des Morgens; allein der Seewind ist nicht so genau bestimmt. Gewöhnlich weht er von Mittag bis Sonnenuntergang; und wenn er alsdenn nicht eingetreten ist, so muß man ihn auch nicht mehr erwarten. Sehr selten fängt er um 2 Uhr an, und sehr regelmäßigerweise endigt er sich mit dem Tage. Alsdenn dreht er sich gen Süden und bläßt ganz schwach bis den andern Morgen, da sich die Sonne am Horizont zeigt, und den Landwinden den Weg bereitet. Diese Landwinde wehen nur Stoßweise, und zwischen ihnen ist oft eine vollkommene Stille, die verschiedne Minuten hintereinander dauert.

Die gröſte Wuth dieser Winde dauert ohngefähr von 11 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags; der Staub und den Sand den sie erregen, und den der Wind ins Meer führt, ist in so großer Menge, daß man glaubt, es sey ein Platzregen. Während dieser Windstöße, treiben die Schiffe auf ihren Ankern, und ich habe einige nach Norden und Nordosten eine ganze Ankertaulänge fortführen gesehen: allein es ist keine Gefahr dabey, weil der Wind immer Seewärts treibt.

2. Courier.

In Sicyon. Ihre langwierige Krankheit und was euch sonst noch zu wissen angelegen ist, enthält dieser Brief.

Antonius.

Laß mich allein -- (Der 2. Courier geht ab.) Welch eine grosse Seele ist gegangen! Und doch wünschte ich das. Was wir mit Verachtung von uns stossen, wünschen wir oft wieder zurük, wenn es nicht mehr in unsrer Gewalt ist; das gegenwärtige Vergnügen wird durch den sinkenden Umlauff der Zeit endlich das Gegentheil von sich selbst. Nun da sie dahin ist, ist sie werth, und diese Hand, die sie fortschob, könnte sie wieder zurük ziehen. Ich muß mich von dieser bezaubernden Königin losreissen. Mein Müßiggang brütet zehntausend Uebel mehr aus als mir schon bekannt sind. He! Enobarbus?

Enobarbus kommt herein.

Enobarbus.

Was ist euer Befehl, mein Herr?

Antonius.

Ich muß eilends von hier.

Enobarbus.

So werden wir alle unsre Weibsleute ums Leben bringen; wir sehen ja, wie todtkrank sie die kleinste Unfreundlichkeit macht; wenn sie die Marter unsrer Abreise ausstehen müssen, so sterben sie daran, das ist ausgemacht.

Antonius.

So lange dieser Wind in seiner ganzen Stärke ist, getraut sich niemand an die Luft zu gehen; denn man glaubte an der Oefnung eines Schmelzofens zu seyn, der Flammen ausspeyt. Auch der Sand, den der Wind gegen das Gesicht treibt, blendet, und brennt zugleich. Es hält sich deswegen jedermann zu Hause. Aller Vorsicht ohngeachtet findet man doch diesen Wind so heiß, so durchdringend und scharf, daß das Hemd, das man aus einem wohlverschlossenen Schranke aus einem ganzen Haufen nimmt, gerade die Würkung auf dem Körper macht, als wenn es am Feuer gewärmt wäre; und so ist es mit allen Kleidungsstücken auch den leichtesten beschaffen. So lange dieser Wind weht, schwizt man niemals; die Haut am ganzen Körper ist trocken wie Pergament, und ich glaube, daß er die Transpiration, so wie sie aus den Poren kommt, troknet und wegnimmt. Denn zurüktreten kann sie nicht, weil man diese Winde für sehr gesund hält, wie sie auch in der That sind.

Noch etwas das zur Vermehrung der Hitze viel beyträgt, ist das Baumwollenzeug, woraus man hier zu Lande die Hemder trägt. Allein wann auch die Baumwolle diese Unbequemlichkeit hat, so bringt sie auch wieder den Vortheil, daß sich aller Schweiß in sie einzieht, und man hat mit einem Hemd von Baumwollentuch nie etwas zu fürchten.

Etwas sehr merkwürdiges ereignet sich mit dem Thermometer, wenn eine Wolke vor die Sonne tritt. Das Quekſilber fällt plözlich bis auf zwey und drey Grade herunter, ohne, daß man eine Veränderung

in der Hitze bemerkt; und so bald die Wolke vorüber ist, steigt es wieder an seinen gehörigen Ort hinauf.

Man sollte glauben das Getränke litte von der Hitze des Clima. Allein es bleibt sehr frisch, und um es frisch zu erhalten, sezt man es in eine Art von sehr porösen Caraffen an die Luft. Den Wein zu erfrischen bedient man sich des Salpeters.

Wenn der Seewind eintritt, so kommt auch wieder die Transpiration zum Vorschein, und man befindet sich wie in einem Bade. Dieser Wind zeigt sich von weiten durch eine Art von Nebel oder Rauch an, der kurz vorher am Horizont erscheint, eh sich der Wind erhebt. Dieser Rauch erhebt sich oft kaum über 2 Grade über den Horizont, und klebt veſt an einem und ebendemselben Ort. Zuweilen sieht man ihn bis in die Nacht. Dieses ereignet sich wenn der Landwind weht, und kein Seewind sich erheben will. Man sieht diesen Seewind zu Pondichery als ein wahres Geschenk des Himmels an, und man erwartet ihn mit großer Ungedult. Man sieht ihn am Horizont eh er eintritt, und man spührt ihn, eh er zu wehen anfängt, durch den Geruch von Morast, den er mitbringt. Auf einmal ist er da, und in zwey Minuten hat sich der Landwind nach Südosten gedreht. Man ist in dem Augenblik, als wenn man neues Leben erhielte; man fühlt sich lebhafter und leichter; und der Thermometer der einen Augenblik vorher 35 und 36 Grade über den Gefrierpunkt stand, fällt plözlich auf 26, 25, und 24 Grad herab. Der Südostwind ist ein angenehmer und glei-

cher Wind, und öfters ſtark genug, um das Meer zu kräuſeln. Demungeachtet iſt er niedrig, und kriecht, ſo zu ſagen. Denn die Wolken kommen nichts deſto weniger aus Weſten mit ziemlicher Geſchwindigkeit. Der Südoſtwind geht nicht ſehr vorwärts ins Land, man verliehrt ihn auf zwey und drey Stunden vom Meerſtrande; ſo bald man weiter kommt, ſpürt man den Landwind, oder den Südweſt, oder Weſtwind.

Wenn ich ausgieng, um die Gegenden u Pondichery aufzunehmen, ereignete ſichs oft, daß ich aufs Land gieng, ſchon nachdem ſich der Südoſtwind vor einer Stunde an den Strand geſezt hatte. Dieſer Wind verließ mich an den Thoren der Stadt, ohngefähr 7 bis 800 Ruthen vom Strand. Hier fand ich den Land- oder Südweſtwind, zwar ſchwach aber doch brennend; und dieſer begleitete mich oft bis auf eine Stuude von der Stadt. Endlich kam doch der Südoſtwind; und auf dieſe Art währte es zwey Stunden, bis dieſer Wind von der Stadt bis auf ohngefähr 2000 Ruthen Entfernung fortrükte. Ueberhaupt erſtrekt er ſich nicht 4 bis 5 Stunden im Umfange. In dieſer Entfernung von der Küſte findet man die Muſſonwinde, oder den Südweſt und Weſtwind.

Noch giebt es in dieſen warmen Lande ein kräftiges Gegenmittel gegen die allzugroße Hitze. Dieß ſind die Gewitter, die ſich faſt alle Tage gegen Abend ereignen. Gewöhnlich zieht es ſich von Nordweſten nach Südweſten zu, hat heftigen Wind, Bliz, Donner und ſtarken Regen mit ſich.

Obgleich dieſe Gewitter nicht alle Abend regelmäßig nach Pondichery kommen, ſo bleiben ſie doch oft in der Nachbarſchaft. Dadurch werden die Nächte ſehr friſch in Vergleichung mit dem Tage; denn der Thermometer fällt gewöhnlich bis auf 22 Grade, das ohngefähr 14 Grade Unterſchied zwiſchen dem Tage und der Nacht ausmacht.

Auf die Zeit der Landwinde folgt die Jahrszeit der Nordwinde; allein dieſe Veränderung ereignet ſich nicht allzeit ohne eine groſſe Revolution in der Atmoſphäre zu verurſachen. Gewöhnlich hat man einen Sturm auszuſtehen, den man den Windſtoß des Heil. Franciskus nennt, weil er ohngefähr gegen das Feſt dieſes Heiligen erſcheint. Der Neu- und Vollmond hat aber mehr Einfluß auf ihn als der Feſttag, und dieſer Windſtoß regulirt gewöhnlich den Nord-Muſſon.

Während dieſer Jahrszeit wehen die Winde von Norden nach Nordoſten den Tag über, und die Nacht hingegen vom Lande, oder von Nordweſten. Alsdann aber iſt der Wind ſchwach, und breitet ſich überhaupt nicht über drey bis vier Stunden aus.

Dieſe Jahrszeit iſt ein wahrer Winter; nicht ſowohl daß es kalt wäre, ſondern wegen des üblen Wetters, das ſie längſt der Küſte von Coromandel erzeugt. Kein Schiff darf ſich der Küſte vom 10ten Oct. bis den 15ten oder 20ten Januar nähern. Weil dieſe Küſte keinen Herrn hat, ſo bringen die Schiffe den Winter auf der Oſtküſte zu, nämlich zu Merqui, oder zu Queda, auch zu Acheyn. Auch kön-

nen sie sehr gut in der Rave von Trinquemale auf der Insel Ceylon überwintern.

Die Schiffe kommen auf der Küste von Coromandel zu Ende des Jenners zurük, und nun können sie dieselbe beständig bis in den October besuchen, außer im April, wo bis den 10ten May allerley zu fürchten ist. Denn in dieser Zeit ereignet sich der Windstoß des Mondes im April, der vor dem Musson vorhergeht. Will man aber schlechterdings auf der Küste bleiben, so muß man auf die Rheede zwey oder drey Stunden vom Strande gehen, und sehr geschwinde Anker werfen, so bald die geringste Anzeige von üblen Wetter da ist. Im J. 1749. giengen längst der Küste über 200 Schiffe verlohren, und unter andern gieng den Engländern ein Schiff von 80 Canonen zu Grunde. Und seit der Zeit haben so viel Capitaine, die nicht vorsichtig genug waren, dafür mit Schaden bezahlen müssen. Es ist die Verführung dazu sehr stark, weil dieser Windstoß zuweilen ausbleibt; denn ich bin zwey Winter zu Pondichery gewesen, ohne daß er sich ereignet hätte. Indessen ist diese Jahrszeit der Nordostwinde auf den Lande sehr angenehm. Denn das üble Wetter regiert nicht gerade die vier Monate dieser Jahrszeit durchaus. Er ist nur den Schiffen gefährlich. Denn es kann wohl ein Sturm während dieser Jahrszeit entstehen; allein wenn er vorüber ist, so genießt man wieder die schönste Witterung von der Welt.

Die vielfachen Regen gehen allzeit vor dieser Jahrszeit vorher. Sie dauern ohngefähr 20 Tage ohne Aufhören Tag und Nacht; und zu Nachtzeit ist

der Regen außerordentlich ſtark. Er fängt mit Ende Oct. oder vom 1ſten bis den 6ten Nov. an, und dauert bis gegen Ende des Novembers. Das Wetter iſt trüb, und ſo dunkel, daß wenn der Regen ein wenig aufhört, die Wolken die Dächer der Häuſer, die doch ſehr niedrig und nur von einer Etage ſind, zu berühren ſcheinen. Und wenn der Regen fällt, ſo iſt er ſo dichte, daß man die Gegenſtände auf 100 Ruthen nicht erkennen kann.

In den lezten Tagen des Novembers ſieht man die Sterne wieder, und dieß iſt ein Anzeichen, daß die Regenzeit zu Ende iſt. Indeſſen hören die Regen doch nicht ganz auf, und das Wetter iſt bis den 10ten und 12ten Dec. noch veränderlich; man hat ſchöne, und wieder ſehr regenhafte Tage. Die Menge Waſſers die fällt, iſt unbeträchtlich, und der Regen, ſtatt die Jahrszeit unangenehm zu machen, verſchönert ſie. Die Natur verherrlicht ſich, und alle Gewächſe ſehen friſcher aus.

Noch giebt es, wie ich oben geſagt habe, eine dritte Jahrszeit, nemlich wenn die Südwinde wehen, und zwar zu Anfang des Februars, und den Monat Merz und April über. Sie hört auf, wenn die Landwinde erſcheinen.

Den Tag über wehen die Winde aus Süd und Südoſt, und zwar ſehr erfriſchend; gegen Abend fallen ſie, und die Nacht über kommt der Wind vom Lande, nemlich von Südweſt, und Weſtſüdweſt.

Dieſe angenehme Jahrszeit, beſonders im Februar, und einen Theil des Monats Merz, ſcheint noch

mehr Reize haben, als die Jahrszeit der Nordostwinde. Man kann sich von der Schönheit des Landes keinen Begriff machen, wenn man nicht ein Augenzeuge gewesen ist; und ich solte glauben, daß die Idee von Elysäischen Feldern aus diesen bezauberten Gegenden Indiens ihren Ursprung herleite.

In dieser Jahrszeit ist die wärmste Zeit des Tages nicht des Nachmittags, sondern Morgens gegen 9 bis 11 Uhr ehe der Seewind sich sezt. Die Ursache davon ist diese. Wenn der Landwind sich nach Süden dreht, um Seeeinwärts zu gehen, so geschieht es, daß er immer unmerklich schwächer wird, und endlich gar fällt. Es entsteht eine Windstille von zwey bis drey Stunden; und während dieser Zeit steigt die Sonne beständig, erhizt die Luft zugleich, und das Thermometer steigt zusehends. So bald der Seewind sich spüren läßt, fällt der Spiritus, und der Unterschied ist von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Graden. Der Wind von Südost bringt allzeit heitres Wetter. Wenn Wolken in der Luft sind, so verschwinden sie sobald er erscheint, und deswegen nennt man ihn auch den Wesen der Küste.

Um diese verschiedne Jahrszeiten zu bilden, machen die Winde ihren Weg um den Compaß, oder den Horizont von Norden nach Nordosten, nach Osten, Südosten, Süden, und gehen nach Norden zurük durch Westen und Nordwesten. Höchst merkwürdig ist es, daß man die Veränderung der Jahrszeiten lange vorher in dem obern Theil der Atmosphäre spühret, ehe man sie auf der Erde gewahr wird. Denn oft drey Wochen vorher, ehe sich der

Monſun umſezt, haben die höchſten Wolken eine ganz entgegengeſezte Richtung gegen den noch regierenden Monſunwind.

Oft habe ich auf Isle de France, zu Manilla, zu Pondichery, und zur See, zwey Lagen oder Schichten in der Atmoſphäre wahrgenommen, beſonders wenn ſich die Muſſons ändern wolten. Die Untere war wie der regierende Wind, und gieng ſehr ſchnell; die obere kam von der entgegengeſezten Seite, und gieng ſehr langſam, ſo daß der Zuſtand der Winde ſich allezeit in der höhern Region der Atmoſphäre zuerſt zu erkennen gab. Und dieſes hat mich von den Gründen des Herrn Halley noch mehr überzeugt, die er von den allgemeinen und Muſſonwinden angiebt.

Im Februar 1769 und 1770. war ich ein Augenzeuge von einer merkwürdigen Erſcheinung. Nach einem leichten kurzen und wohlthätigen Regen, den man bey uns Mayregen nennen würde, erſchien eine unglaubliche Menge kleiner Kröten; meine Terraſſen, und die Treppe meines Obſervatorii waren ganz voll davon. Die Sonne tödtete ſie bald an ſo troknen Orten, und in zween Tagen waren keine mehr zu ſehen.

Da es unmöglich iſt, daß dieſe kleinen Thiere die Stuffen von 6 Zoll Höhe hinauf ſpringen konnten, um zu den Teraſſen zu gelangen, die 15 bis 20 Fuß über dem Boden waren; ſo erinnert mich dieſe Erſcheinung an die Krötenregen von denen einige Steinbeſchreiber reden. Und ich erkläre ſie auf eine

ganz glaubliche Art. Diese Kröten sind nemlich an dem Orte wo sie gefunden werden, ausgegangen. Allein die Eyer davon sind mit den Wolken von Sand und Staub, die die heissen Winde bringen, auf meine Treppen und Terassen geführt worden, wo sie so lange liegen geblieben sind, bis ihnen ein Regen, oder die gehörige Wärme zum Auskriechen verholfen hat; und dieß mag den Tag geschehen seyn, da ich sie zuerst wahrgenommen habe.

III.

Ueber die Schwierigkeit, von der Kunst der Alten, besonders in geschnittenen Steinen, aus Büchern zu urtheilen.

An den Herausgeber des T. M.

Es scheint bey uns seit ohngefähr 35 Jahren zur Erbsünde geworden zu seyn von der Kunst zu lallen, und seit Winkelmanns Zeiten hat sich jeder nüchterne Enthusiast berufen geglaubt, aus seiner Einbildung Schönheiten zu schaffen, die ihm nie zu Gesichte gekommen waren. Einer unsrer größten Antiquarier muste, als er das Lichtenstenische Cabinet zum erstenmal sah, seinem Freunde eingestehn, daß er nie geschnittne Steine untern Händen gehabt, und sie von Pasten nicht unterscheiden könne. An vielen Orten würde es ein Wunderwerk seyn, wenn

auch der eifrigste Liebhaber, der diese Schätze alle Tage besuchte, darüber etwas treffendes zu urtheilen vermögend wäre, weil sie wie Reliquien unter Glaskasten gehalten und von keiner Hand betastet werden dürfen, als von derjenigen, die für Erhaltung des Inventarium zum Jurament ist aufgehoben worden. Aber auch dieser wird sie noch als ein Blinder bewundern, wenn ihm nicht erlaubt ist, durch den Gebrauch der Feile von der Qualität der Masse sich zu überzeugen, in welcher das Werk gearbeitet ist; denn wie will er sonst wissen, was Glas, Flußspath, oder würklich edler Stein ist? Nimmt er aber das Mikroscop und untersucht die Splitter, so wird sich bald zeigen, daß, wenn sie von Glaspasten abgefeilt sind, alles in unförmlichen Stücken, daß, was von Flußspath ist, lamellös, und alles was zu den Kiesel Lamellen oder achatartigen Steinen gehört muschelförmig ausfällt.

Die Materie, und die Schwierigkeit sie zu behandeln, so wie die Größe des Formats eines Steins, bestimmen erst den Werth der Kunst selbst. Wie ein Herkules auf dem Basrelief einer Camee ein ganz anders Kunstwerk ist, als eben dieselbe Vorstellung auf einem Marmor: so ist auch dieselbige Figur auf einem Saphir, Rubin, Onyx, Beryll oder Granat ein ganz andres Werk als dasselbe, wenn es auf einem weichern Stein als einem Hyacinth, Chrysolith, Topas, Amethyst oder Carniol, geschnitten ist. Das Genie, das mit Erfolg eine Figur auf einem 8 Linien langen Durchschnitt darstellte, wird nicht eben das

Antonius.

Ich muß gehen.

Enobarbus.

Wenn wir nothwendig gehen müſſen, ſo laſt ſie immer ſterben. Es wäre unbarmherzig, ſie um nichts wegzuwerfen; wenn man aber zwiſchen ihnen und einer Sache von Wichtigkeit zu wählen hat, ſo müſſen ſie für nichts gerechnet werden. Cleopatra ſtirbt augenbliklich, wenn ſie nur einen Laut hievon erfährt; ich habe ſie ſchon zwanzig mal bey weit geringern Anläſen ſterben ſehen; der Tod muß etwas ganz beſonders küzelndes für ſie haben, daß ſie eine ſolche Leichtigkeit hat zu ſterben.

Antonius.

Sie iſt unbegreiflich ſchlau.

Enobarbus.

Ach nein, mein Herr; ihre Leidenſchaften ſind aus nichts anders als der Quinteſſenz der reinſten Liebe gemacht. Man kan ihre Seufzer und Thränen nicht Wind und Waſſer nennen; es ſind Stürme und Ungewitter, gröſſer als man ſie in irgend einem Calender findt; wenn es ſeyn muß, ſo kan ſie einen Plazregen machen ſo gut als Jupiter.

Antonius.

Ich wollt' ich hätte ſie nie geſehen.

auf 3 Linien leisten können. Ueber alle diese wesentlichen Dinge sieht das flüchtige Auge gewöhnlich weg, und doch sind sie es, die den individuellen Werth eines Steins bestimmen, und neben der edlen Erfindung, Zusammensetzung und Ausführung als Hauptsachen in Betrachtung kommen. Schon die Art und Weise sie zu betrachten, zeigt deutlich, daß man von der Art zu arbeiten keine Begriffe hat. Die meisten glauben sehr klug zu thun, wenn sie den Stein gegen die Sonne oder das stärkste Licht halten; und gerade ist dieß der Fall, wo sie von der Schönheit des Werkes am wenigsten sehen können. Der Künstler konnte ohne Wirkung von Schatten und Licht nicht arbeiten, und gerade ohngefähr wie jener saß, als er arbeitete und ihm sein Werk erschien, muß der Betrachter sitzen, wenn er von der Absicht des Meisters eine Idee haben will. Wie jedes Basrelief unter vielfacher Beleuchtung anders sich darstellen muß, so ist auch ein jeder geschnittner Stein denselben Gesetzen unterworfen.

Es ist für den, der gesehen hat wie man arbeitet, unbegreiflich, wie ehedem unter Gelehrten ein Streit seyn konnte, ob die Alten mit dem Rade geschnitten hätten oder nicht? Tausend geschnittne Steine gegen Einen zeugen so sehr von dem Gebrauch desselben, daß man vielmehr die Frage hätte aufwerfen sollen: ob sie mit der Diamantspitze geschnitten hätten oder nicht? Denn die Werke der letztern Art sind ungleich seltner. Woher käme sonst die unglaubliche Menge schlechtgeschnittner Steine, die man unstreitig für antik erkennen muß, wenn man den Ort

wo sie gefunden worden, und die Vorstellungsart derselben in Betrachtung zieht? Hätte man den Schmergel und das Rad nicht gehabt, so konnten sie nicht so sehr vervielfältigt werden. Selbst der geringe Preiß, wo ihrer oft 12 für einen Dukaten in Italien verkauft werden, zeigt, daß sie auch der dürftigste Hudler dafür nicht liefern konnte, sondern daß sie umsonst gefunden und in großer Menge vorhanden seyn mußten.

Das was man so oft Styl dieses oder jenes Zeitalters oder Volkes genannt hat, hätte man vernünftiger eingeschränkten Gebrauch desselben Instruments oder derselben Behandlungsart nennen sollen. Denn daß die Alten die Haarlocken an manchen Köpfen wie Perlen gebildet, oder die Knöchel und andre Vertiefungen an den Gelenken wie Rockknöpfe eingeschnitten haben, dieß beweist den exclusiven Gebrauch des Rads, und der Bouterolle insbesondre; so wie die Wiederholung derselben Formen in den Theilen eines Arms oder Beins, daß sie beständig fortgearbeitet haben, ohne ein andres Instrument einzustecken. Auch die Form ihrer Buchstaben, wo sie die Extremitäten allezeit mit kleinen Knöpfchen ausdrükten, ist ein offenbarer Beweiß davon.

Sehr lustig fällt die Entscheidung derjenigen aus, die mit einer wichtigen Kennermine behaupten, die Alten hätten mit großer Schwierigkeit auf convexen Steinen (Pierres à cabochon) gearbeitet. Gerade dieß war der Vortheil dessen sie sich gerne bedienten, um durch den erhabnen Grund ihr Basrelief vortheilhafter zurükweichen zu lassen. Nicht klug

ger deklamirt der Enthusiast, wenn er sich über die Kunst der Alten verwundert, so tiefe Gegenstände, wie Schilder und dergleichen, auszugraben. Eben diese Schilder, oder weit hervorstehende Massen, geben der ganzen Vorstellung, besonders wenn es mehrere Figuren sind, die Haltung; und sie sind nichts besser als der schwarze Contrapost in dem Vorgrund einer Zeichnung. So liebten sie Gegenstände, deren Erhabenheit die Darstellung eines großen Details und vieler Arbeit gewährte; und dasjenige, was so oft als Entzwek bewundert wird, war nichts als Mittel und Behelf. Auch das Gewand, daß man um den Contour des Nackenden oft als ein großes Meisterstük der Composition bewundert, war oft nichts als ein Mittel um die Unreinigkeiten des Umrisses zu verbergen, den die wider Willen des Künstlers ausgerissene Späne hervorgebracht hätten. So wird mancher Gelehrter Citation auf Citation häufen, um zu beweisen, warum auf diesen geschnittnen Steinen der Altar rund statt vierekt vorgestellt ist: und der Künstler wird sogleich bemerken, daß hier die Natur des Instruments dieser Form Gränzen sezte. Denn bekanntlich sind alle Stifte, die in das Rad eingestekt werden, vorne convex (einige wie die Säge, und andre, um die Punkte zu bestimmen, ausgenommen) sie mögen auch so klein seyn wie sie wollen; und da der Künstler weiß, daß nichts schwerer ist, als gerade Winkel damit rein auszuarbeiten, so vermeidet er diese Figuren sorgfältig.

Um den wahren Werth der Kunst der Alten zu beurtheilen, bleibt nichts übrig, als die sorgfältige

Betrachtung der Abdrücke in feinen Lak, die von den Intaglio's selbst abgenommen sind. Dieß läßt sich indessen schwer erhalten, weil an den meisten Orten, zumal von kostbaren Steinen Abdrücke zu nehmen, schlechterdings verboten ist. Indessen ists unbegreiflich, warum man in so vielen Cabineten neben den würklichen Steinen keine Abdrücke zugleich vorweist, damit sich der Liebhaber dadurch weit schneller und gewisser unterrichten kann, als durch die Angaffung des Steins selbst. Denn seine Wirkung muß er doch nur errathen; zumal wenn es nicht, wie an so vielen Orten, erlaubt ist, eins von diesen Kleinodien in die Hand zu nehmen. Alle Sammlungen, die verkauft worden, sind dadurch entstanden, daß man Abdrücke in Lak wieder in Pasten geformet, und von diesen Abdrüke in Gyps oder Schwefel verfertigt. Jedermann begreifft, daß dadurch viele Feinheiten zugedecket und verlohren werden, da der Abdruk, den man endlich zu sehen bekommt aus der dritten Hand ist, und die sorgfältige Zubereitung der Materie, besonders bey gefärbtem Schwefel, sehr oft vernachläßigt wird.

Die besten und schärfsten sind und bleiben endlich immer die Dehnischen rothen Schwefelabdrücke, zumal diejenigen, die der alte Dehn noch bey seinem Leben selbst verfertigte; denn er war bey Zerlassung des Schwefels, und der Vermischung der Farbe über dem Feuer so bedächtig und sorgsam, daß er beynahe blind darüber geworden ist.

Von Büchern, wo geschnittne Steine in Kupfer abgebildet sind, kenne ich beynahe keins, wodurch

man ächte und wahre Kenntniſſe der Werke der Kunſt ſich erwerben könnte. Man vergleiche die beſten Kupfer nur mit guten, ja ſogar mit mittelmäßigen Abdrücken, die aus der dritten und vierten Hand ſind, und man wird über das willkührliche, ſorgloſe; oder manierte der Zeichnung erſtaunen. So viel iſt gewiß, jedes Auge ſieht anders, und ſo viele Zeichner, ſo viele verſchiedne Ueberſetzungen muß es geben, zumal, wenn man bedenkt, wie verſchieden die Beleuchtungen möglich waren. Diejenigen, die noch den individuellen Charakter am meiſten beybehalten, ſind die Zeichnungen des Galeſtruzzi im Agoſtini (*), obgleich auch Manier vorwaltet. Die willkührlichſte, obgleich verſchönernde, Art iſt ohnſtreitig die von Bouchardon beym Mariette. Die neuern Zeichner bey dem Cabinet des Herzogs von Orleans ſind etwas gewiſſenhafter verfahren. Für die ältern Sammlungen von geſchnittenen Steinen iſt Agoſtini immer die Quelle, denn ſeine Kupferplatten ſind ſogar beym Maffei (**) wieder gebraucht, und

(*) Sehr ſorgfältig muß man ſich vor der Ausgabe hüten unter dem Titel Gemmae et ſculpt. antiq. depict a Leonh. Auguſtino, edit. Jacob. Gronov. Franeq. 1694. Die Original-Edition und zwar, wo die Abdrücke am beſten ſind, iſt die von 1657. die zweyte wo die Platten ſchon ſehr abgenuzt ſind iſt von 1686.

(**) Maffei Gemme antiche. Hier ſind die alten Platten des Agoſtini aufgeſtochen. Der erſte Theil zu 105 Pl. Der zweyte zu 103. Der dritte enthält 102. und der vierte 100 Pl. in 4to. Der eigentliche Titel iſt Gemme antiche figurate colle ſpoſizioni di Maffei. Roma.

mit andern abscheulichen Stichen vermengt worden. Im Museo Florentino hat die einmal festgesezte Manier, und das angenommene Format, Fehler erzeugt; die oft einen ganz falschen Begriff von dem Stein selbst geben. Der Stein mag erhaben oder flach geschnitten, flüchtig oder ausführlich gearbeitet seyn, so ist immer eine und dieselbe Schraffirung. Manche Formen in der Figur sind zu groß geworden, und haben andern den Platz weggenommen; weil man sich bemühte, dasjenige Detail zu genau auszudrücken, was nur mit Strichen flüchtig anzudeuten war. Daher kommt auch das Schwere, und die beym ersten Anblick metallartige Manier. Viele Steine sind gearbeitet, als wenn es Bronzen wären.

Bald wünschte ich, (da es beynahe unmöglich ist, durch Schraffirungen, wenn nicht das Format sehr vergrößert und dadurch die Vorstellung unwahr wird, den wahren Charakter darzustellen,) daß man sich mit bloßen reinen Umrissen begnügte. Daher gefallen mir die Figuren bey dem La Chausée, oder Gemme antiche figurate di Mich. Angel. Causeo, Rom. 1700. am besten, die alle nur umrissen, aber gewiß gut gezeichnet sind.

So leicht und geistreich auch die Zeichnungen in der Sammlung des Gravelle sind, so flüchtig und ungewiß sind sie auch. Nur der Mahler, der Inspiration und Ideen haschen will, kann sie gebrauchen, aber nicht derjenige, der ohngefähr einen festen wahren Eindruck von dem Antiken Monumente verlangt. Noch ungleich schlechter sind aber die Ab-

bildungen bey dem Plagiarius Ogle (*), ob er gleich in der Vorrede sagt: The men of virtue will find ample Consolation in the Appearence of a Complete Suite of one of the finest Cabinets in Europa. They will aknowledge in these *exact* Copies the *Beauty* of their *Originals*.

Die Gemmen beym Stephanoni (**) sind nicht schlecht gezeichnet. Ein schönliches Werk ist aber das Museum des Jacob de Wilde (***), wo jede Kupfertafel mit einer würklichen Vorstellung der Gottheit angefüllt ist, und die Gemmen selbst in kleinlichem Format mit der abscheulichsten Zeichnung nur zur Nebensache dienen.

So unterrichtend der Text beym Gorlä'us ist, so schlecht sind die Tafeln. Und doch hat die Gewinnsucht noch vor einigen Jahren in Paris einen Buchhändler verführt, (****) zu diesen alten Tafeln einen

(*) Gemmae antiquae caelatae or a Collection of Gemms wherein are explained many Particulars relating to the fables, the Customs, and habits of the Cerimonies and Exercises of the Ancients; taken from the Classiks by Georg. *Ogle* Esq. engrav. by Dubosc. sec. Edit. London 1741.

(**) Gemmae antiquitus sculptae, à Stephanon. collectae et declarat. illustr. Rom. 1627. 51 Platten. Es ist kein Text dabey, nur Unterschrift.

(***) Gemmae selectae antiquae e Museo Jacob de Wilde sive L. Tabulae per possessorem conjecturis veterumque Poetarum carminibus illustratae.

(****) Cabinet de Pierres Gravées T. I. II. Paris chés Lamy. Der Text, das eigentliche Gute des Werkes, ist hier ausgelassen.

neuen Titel zu erfinden, und das Publikum damit zu hintergehen.

Die Vorſtellungen im Muſeo Odeſcalcho, und die Sammlung der Gemmen dieſer Häuſer, die beſonders herausgekommen iſt, ſind alle von Bartoli, und bekanntlich iſt ſeine Manier zu ſehen und darzuſtellen, zu ſchwerfällig. Derſelbige Fehler herrſcht in allen Zeichnungen des Picart bey den Gemmis Literatis des Baron von Stoſch.

Die Gemmen beym Zanetti (*) ſind nur mittelmäßig gezeichnet und geſtochen. Hingegen erinnere ich mich, in der Entfernung von dem Werke ſelbſt, daß in der Dactyliotheca Smithiana, (**) welche Sammlung jetzo der König von England beſitzt, die Zeichnungen im Stiche zum Theil, beſonders die von Braſtolon, gut gerathen waren. Die Zeichnungen der Mlle. Cheron, (***) oder Me. le Hay ſind bekanntlich zu mahleriſch ausgeführt, und in einem Format, wo es unmöglich iſt Wahrheit beyzubehal-

(*) Le Gemme antiche di Ant. Mar. Zanetti di Girolamo, illuſtrate colle annotazioni latine di Gori volgarizate da Girol. Franc. Zanetti di Aleſſandro Venez. Der eine Theil enthält 50. der andre 80 Tafeln. Die Erklärungen ſind Lateiniſch und Italiäniſch in gebrochnen Columnen.

(**) Daktyl. Smithiana Gemmarum eſtypa et ant. Franc. Gorii enarrat. complektens. Venet. 1767. Der erſte Theil enthält 100 Platten. Der zweyte Hiſtor. Glyptograph.

(***) Cheron Pierres Gravées XXXIV Platten incl. des Kupfertitels.

ten. Unglaublich schlecht sind endlich diejenigen, die ein gewisser Dorst nach ihr radirt hat. (*)

IV.

Betrachtung

über den Standpunct, worinn wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden.

(Als Einleitung zum folgenden Artikel.)

Gespenster, Elementargeister, Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, Feuer- und Luftgeister, Kobolte, Bergmännchen und Wassernixen, Schuzgeister oder Plaggeister einzelner Menschen, — mit einem Wort alle Arten von angeblichen Erscheinungen und wunderbaren Einwürkungen unsichtbarer Wesen werden, allen Einwendungen einer gesunden Philosophie, und aller durch sie bewürkten Aufklärung zu troz, in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher finden, der ihre gänzliche Verdammung unmöglich machen wird. Alle Erzählungen dieser Art, alles was einer Geheimnachricht aus der Geisterwelt ähnlich sieht und die Würklichkeit dieser phantastischen Wesen zu bestätigen

(*) Pierres Gravées des Principaux Cabinets de la France, fol. 41. Bl.

oder die Gründe, womit die Vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den Meisten immer willkommen seyn. Selbst der aufgeklärtere Theil der Menschen — Personen, die es auf keine Weise von sich gesagt wissen möchten, daß sie Gespenster, Geisterercheinungen, und was in dieses Fach gehört, im Ernste zu glauben fähig wären — lieben doch sich mit Gesprächen oder Lectüren dieser Art zu unterhalten. Ja, sogar der Philosoph, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geisterseher ihren Glauben gründen, läugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Phantasie überschlichen; und ist oft selten von seinen Vernunftschlüssen überzeugt genug, daß nicht die instinctmäßige Neigung zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrtesten gemein hat, den leisen Wunsch, des Gegentheils durch unläugbare Thatsachen überführt zu werden, in ihm erregen sollte.

Eine Tradition, die so alt als das Menschengeschlecht, oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Philosophie ist, hat eine Art von allgemeinen Glauben und Consens aller Völker über diese Dinge hervorgebracht. Von Kindheit an wird unsre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen, und angeblichen Geschichten angefüllt, welche sich auf diesen Glauben gründen, und ihre ansteckende Kraft an uns beweisen, zu einer Zeit da wir uns noch keines Betrugs versehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen die Täuschungen unsrer eignen und fremder Leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Enobarbus.

O mein Herr, da hättet ihr ein miraculoſes Kunſtſtük ungeſehen gelaſſen, und das hätte eure Reiſen in einen ſchlimmen Credit geſezt.

Antonius.

Fulvia iſt todt.

Enobarbus.

Mein Herr!

Antonius.

Fulvia iſt todt.

Enobarbus.

Fulvia?

Antonius.

Todt?

Enobarbus.

Nun, mein Herr, ſo bringt den Göttern ein Dank-Opfer! Wenn es Ihren Deitäten beliebt, einem ehrlichen Mann ſein Weib zu nehmen, ſo laſſen ſie ihm doch den Troſt, daß wenn alte Röke ausgetragen ſind, der Schneider noch lebt der neue machen kan. Wenn es keine andre Weiber mehr gäbe, da wär't ihr in der That in einem klägelichen Fall; aber ſo wie die Sachen ſtehen, iſt dieſer Schmerz mit Troſt bekrönt; aus eurem alten Nachthemde wird ein neuer Unterrok, und, in der That, die Thränen leben in einem Zwibel, die dieſen Kummer wäſſern ſollen.

Antonius.

Die Dichter, welche, ohne das Wunderbare, eine der reichsten Quellen von Erfindung und Interesse entbehren würden, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daß, auch nachdem wir Verstand genug haben zu sehen daß sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maschinerie ihrer Götter und Geister Erscheinungen, Zaubereyen und Feereyen, aus bloßen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammengesezt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch diese Wunderdinge wahr seyn möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwürkungen dieser Art von Dichtungen ist: desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich, dem Vorgeben nach, auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wieviel unter allen Völkern die Religion beygetragen diese Disposition, in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ists Wunder, wenn Priester (welche hiebey ein eben so begründetes und in verschiednem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Würkungen zu befördern; da selbst ein großer Theil der Philosophen, vornehmlich die von der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben unterstüzt, und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des populären Aber-

glaubens Unterſtützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern ihres Lehrgebäudes gemacht haben.

Dieſe romantiſche Art zu philoſophiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menſchen, und ihrer Begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen ſchmeichelt, konnte nicht fehlen ſich in eine deſto größere Achtung zu ſetzen: da ſie ſich, gleich den alten Myſterien (deren Stelle ſie unvermerkt einnahm) in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je größer und abſchreckender die Schwierigkeiten in dieſen Geheimniſſen eingeweyht zu werden, je glänzender waren auch die Vortheile der Glüklichen, die zu dieſem Vorzug gelangten. Die Magiſche Philoſophie, deren vorgebliche Meiſter ſich des Namens der Weiſen im erhabenſten Sinn des Wortes anmaßten, (wie ſie noch bis auf dieſen Tag thun) verſprach nichts geringers als die größte Veredlung der Menſchheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinſchaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte ſich den Schlüſſel zu beſitzen zu den Pforten einer unſichtbaren geiſtigen Welt, gegen welche die ſichtbare ſich verhalte, wie die Buchſtaben einer Schrift zu den Worten und die Worte zu den Vorſtellungen deren bloße Zeichen ſie ſind; oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menſchen. Sie kannte nicht nur alle Arten von Geiſtern nach ihren verſchiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Würkungskreiſen, Eigenſchaften und Verhältniſſen; ſie beſaß auch die Mittel mit dieſen unkörperlichen Weſen in Verbin-

dung zu treten, die Freundschaft der Guten unter ihnen zu erwerben, sich die Bösen zu unterwerfen, und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarsten Würkungen hervorzubringen.

Die subtilen Lehrbegriffe und wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verlohren sich während der langwierigen Finsterniß, welche nach Zerstörung des alten Römischen Reichs über Europa kam; aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Magischen Kräften, womit der Norden, so wie der Orient, von jeher angefüllt war, erhielten sich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weise genährt, überhob die Adepten dieser Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweisen, oder mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen. Was Wunder, daß selbst während der Dämmerung, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert Europa zur Wiederherstellung der Litteratur und höhern Aufklärung der Wissenschaften vorbereitete, jene Afterphilosophie, unter dem Schuz der ehrwürdigen Nahmen eines Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus, Phythagoras, Platon u. s. w. sich nicht nur in Ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche Form gewann, von welcher sich einige der besten Köpfe dieser Zeiten verblenden ließen. Irthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nahmen alle mögliche Gestalten an, und bedienten sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichts noch ungewohnte Vernunft hintergangen

werden kann. Ehmals warens die Mönche und die Verfaſſer der Ritterbücher geweſen; nun warens Philoſophen, Aerzte, Naturforſcher, Chymiſten, die den populären Glauben an Geiſtererſcheinungen, wiederkommende Seelen der Verſtorbnen, Elementargeiſter, Kobolte, prophetiſche Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingeneſien und Metamorphoſen, kurz, alle Wunder und Abentheuer der weiſſen und ſchwarzen Magie, in ihren Schuz nahmen und mit neuem Anſehen bekleideten. Der Glaube an alle dieſe Dinge war im ſechzehnten Jahrhundert ſo allgemein, daß man kaum einen berühmten Mann dieſer Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angeſtekt geweſen wäre.

Nun hat zwar dieſe poetiſche Art von Philoſophie ſeit dem einer andern Plaz gemacht, die, mit unzähligen neuerfundnen Werkzeugen bewafnet, ſich gleichſam neue Sinnen zu verſchaffen, und damit die gröſten Schwierigkeiten zu überſteigen gewußt hat, welche ſich ehmals einem jeden entgegengeſezten, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen verſuchte. Die verworrenen und ungewiſſen Formen der Dämmerung ſchienen nun in dem immer zunehmenden Tage zerfloſſen, und die bezauberte Welt von der Natürlichen auf ewig verdrängt zu ſeyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel ſich im Beſiz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Würkſamkeit erweitert ſich zugleich mit dem Kreis unſrer Kenntniße. Die Natur, gleich als ob ſie eiferſüchtig ſey ſich über ihren verborgnen Myſterien von ſterblichen Augen erwiſchen

zu lassen, erscheint immer wundervoller, geheimnisreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Manchfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Würkungen verschlingt unsern Geist; er verliehrt sich in einem Ozean von Wundern, an welchen noch immer so viel unerklärbares und unbegreifliches bleibt, um die verlegne Imagination wieder in ihre alte Lage zurückzuwerfen. Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen alles dessen was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende, zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Würkungen zu berechnen, deren Kräfte noch immer Geheimnis sind? Und wenn wir auch den ganzen Mechanismus der Körperwelt bis auf ihre ersten Bestandtheile auseinander legen könnten; so nöthigt uns doch ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß am Ende, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind — und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Philosophie gefunden hatte; glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten; und fühlen uns also um soviel geneigter, Jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt, und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bey jener vergebens gesucht hatte.

Hiezu kommt noch ein andrer Umstand, der eine eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu seyn scheint. Je weiter die Grenzen unsrer Kenntniße hinausgerükt werden; je mehr wir die unerschöpfliche Manchfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, je weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ists gerade der gröβte Naturforscher, der sich am wenigsten unterfteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckichten Dreyecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist, seitdem uns die Vergröβerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahneter Eigenschaften der Materie, die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Fall ist auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen — seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder be-

lebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punct im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte: lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beynahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: Izt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns auf allen Seiten mit so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beynahe nichts mehr in Erstaunen sezt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geisterserscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern (Genien, Dämonen) als welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und erheblichsten Zeugnisse vor sich haben, zu seyn scheinen mag: so ist doch ihre Möglichkeit, oder richtiger zu reden, unser Unvermögen ihre Unmöglichkeit zu beweisen, Alles was zu ihrem Behuf daraus geschlossen werden kann. Dies würde freylich schon viel sehn, wenn der Saz, daß alles Mögliche auch würklich sey, eben so unläugbar wahr wäre, als er es zu seyn scheint. Aber auch dann würde doch eben das gerechte Mistrauen, welches uns abhält zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sey, weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können wie es möglich ist, uns nicht erlauben, etwas bloß darum für möglich zu erklären,

weil wir nicht einsehen, wie und warum es unmöglich seyn sollte. Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken, und das Gewisseste, wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rükſicht auf besondere Erfahrungen und Zeugniße, weder etwas so Unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Würklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als Augen oder Ohrenzeuge in ganzem Ernst für wahr giebt, kann sich heutigs Tages darauf verlassen, daß er alle Leute von Erziehung und Kenntnißen, zumahl diejenigen die hierinn bloße Prätendenten sind, unglaubig finden werde. So glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemals; und es ist uns, im Grunde, eben so natürlich eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben, daß die Sonne Morgen wieder aufgehen werde — dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerley Grund.

Lassen wir aber (wie erst kürzlich geschehen) einen Philosophen auftreten, und in einem ausdrüklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daß alle für historischwahr ausgegebne Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugniße beruhen, und daß die Erscheinungen, welche man ohne Einwürkung solcher Wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu

können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloß Widersprechungsgeist ist, in uns rege, das uns dringt, die verfolgten Phantomen in unsern Schuz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt diese doppelte Bemerkung zu machen, und, ohne sie darum für etwas allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theil derjenigen, welchen permalen die Benennung von Personen von Erziehung zukömmt, sagen könne: daß sie, ungeachtet des Unglaubens den sie allen Erzählungen von Geistererscheinungen, welche bey Gelegenheit in einer Gesellschaft circuliren, entgegensetzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Parthey der Geister gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder das Daseyn selbst, oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der Hofnung, die dem Menschen eben so natürlich ist, nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestüzt werden, gewöhnt sich unsre Phantasie, die Gespenster und die übrigen Geister, deren Daseyn auf der Tradition beruht, als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser Schiksal seyn wird. Ohne einen besondern religiösen oder philosophischen

Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch, natürlicher weise, nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Seelen sehr reizend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kayser Hadrian, Loca *pallida*, *lurida*, *livida*, bleiche, bleyfarbe, licht und freudenleere Gegenden — der Sund, der zwischen seinem itzigen Leben und jenem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beyden ab — er weiß was er zurüklassen und verlieren wird, aber was er gewinnen werde ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hofnung. Aber da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesicht verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdringt, und der Mensch sich nun einmal nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: so ist ihm Alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher weise niemand von dort zurükkommt, bemächtigt sich jeder, der sich als einen Gesandten oder Ueberläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bey jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modifiziert worden seyn mag. Der Philosoph mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Sphingen, Hausgeister (Spiritus familiares) und Wassernixen, welche die Kinder

Antonius.

Die Händel, die ſie im Staat angefangen hat, leiden meine Abweſenheit nicht.

Enobarbus.

Und die Angelegenheiten, die ihr hier auf dem Halſe habt, (*) können euch nicht entbehren; ſonderlich Cleopatra's ihre, die ſchlechterdings eure Reſidenz erfodert.

Antonius.

Keine leichtſinnige Antworten mehr; Mach unſern Offizieers unſer Vorhaben kund; ich will der Königin die Urſachen unſers Abzugs eröffnen, und um ihre Einwilligung anhalten. Denn nicht nur der Tod der Fulvia, und andre noch wichtigere Umſtände, reden uns nachdrüklich zu, ſondern auch die Briefe unſerer meiſten Freunde in Rom ruffen uns alle einhellig nach Hauſe. Sextus Pompeius hat Cäſarn herausgefodert und iſt Meiſter von der See. Unſer unbeſtändiges Volk (welches den Verdienſtvollen nur ſo lange liebt als es ſeine Verdienſte genießt) fängt an Pompejum den Groſſen in ſeinem Sohn zu vergöttern, und alle ſeine Ehrenſtellen über ihn aufzuhäuffen; ſein Name, ſeine Macht, und das Feuer ſeiner Jugend und ſeines Muths ſind genug, dem gröſten Soldaten zu thun zu geben, und, wofern ihm Zeit gelaſſen wird, den ganzen Erdkreis in neue Erſchütterungen zu ſezen. Es iſt nöthig, ihn in der Brut zu erſtiken, da er nur

(*) Im Original macht das zweideutige Wort brauch einen Spaß, den weder unſre Sprache noch die Anſtändigkeit zu überſezen erlaubt hat.

ins Waſſer hinabziehen, um ſie mit Mandeln und Roſinen hübſch rund zu füttern und dann aufzueſſen, — in Eine Categorie, nemlich in das Fach der Ammenmährchen gehören; der Weltmann mag alle ſolche Dinge, die nach dem Aberglauben unſrer guten dummen Altvordern riechen, noch ſo witzig belächeln, — und das Hofgeſindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous mag noch ſo laut und bacchantiſch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Philoſophen, Weltleute, und luſtige Brüder ſind am Ende doch nur — Menſchen wie andre, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches ſcientifiſches Buch gegen die Geſpenſter geſchrieben hat) gilt, auch in dieſem Stücke, von ihnen allen, was Horaz von der Natur überhaupt ſagt. Wie verächtlich wir auch gewiſſe Gefühle, die allen Menſchen gemein ſind, von uns ſtoßen, immer giebt es Augenblicke, wo ſie uns unvermerkt überſchleichen. Wo die Natur den Menſchen überhaupt ſchwach gelaſſen hat, da iſt Jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit ſiebenfältigem Erz verwahrt.

Ich glaube alſo, es werde wenigſtens auf die Allermeiſten paſſen, wenn ich ſage: wir ſind, bey der allgemeinen Aufklärung unſrer Zeit, zuviel Philoſophen um Geiſtererſcheinungen zu glauben; und wir ſind, mit aller unſrer Aufklärung, nicht Philoſophen genug, um ſie nicht zu glauben. Zwiſchen dieſem Glauben und Nichtglauben hin und herſchwankend, werden wir, größtentheils, immer ſo räſonniren oder ſcherzen, als ob wir ſie nicht glaubten,

und ſobald uns ein neues Geiſtergeſchichtchen erzählt wird, ſo andächtig zuhören — auch, bey Gelegenheit, uns eben ſo herzhaft — vor Geiſtern fürchten, als ob wir ſie glaubten.

Ueberhaupt aber, wie weit es auch immer noch mit der Aufklärung der menſchlichen Vernunft kommen mag, werden einzelne Begebenheiten, die in das Fach gehören wovon bisher die Rede war, immer allgemein intereſſant bleiben, und es auch für den denkendſten und weiſeſten Theil der Menſchen wenigſtens aus dieſem Grunde bleiben, weil es ungewöhnlichere Vorfälle, und, es ſey nun daß ſie bey der Unterſuchung als etwas würkliches oder als Täuſchung befunden werden, immer wenigſtens dieſer Unterſuchung würdig ſind.

W.

V.

Auszug

aus einem Schreiben des Herrn Johann Baptiſta Manſo, Marcheſe di Villa, an den Prinzen von Conca, Großadmiral von Neapoli — einen Geiſt betreffend, mit welchem der berühmte Dichter Torquato Taſſo Umgang zu haben glaubte. (*)

(*) In dem vor einem Jahre in Leipzig bey Weygand herausgekommenen Buche von Geiſtern und Geiſterſehern,

[Dieſer Marcheſe Joh. Bapt. Manſo di Villa, iſt auch der Verfaſſer einer ausführlichen Lebensbeſchreibung des Taſſo, welche der Ausgabe aller Werke dieſes Dichters in ſechs Foliobänden (Florenz 1724.) vorgeſezt und woraus dieſer Brief gezogen iſt. Er war einer der gelehrteſten, tapferſten und würdigſten Cavaliers ſeiner Nation und Zeit, ein Liebhaber und Beſchützer aller Leute von Genie, Wiſſenſchaft und Virtu, und beſonders ein vertrauter Freund unſers Torquato, der ihn in der 142ten Stanze des XXſten Geſangs ſeines eroberten Jeruſalems verewigt hat, in den Worten:

Fra Cavalier' magnanimi e corteſi
Riſplende *il Manſo* ——

Es iſt eben dieſer Manſo, der auch den großen Milton, ſchon als Jüngling, während ſeines Auffenthalts zu Neapel, lieb gewann und mit Freundſchaft überhäufte; der den Gedanken, ein Epiſches Gedicht in ſeiner Sprache zu unternehmen, zuerſt in ihm veranlaßt

findet ſich in einer Anmerkung zu S. 42. folgendes: „Taſſo glaubte mit einem Geiſte genauen Umgang zu „haben. Er pflegte in Gegenwart eines Freundes ſein „Geſicht und ſeine Augen unverrükt nach den Fenſtern zu „richten, und rief alsdenn, da komt mein Geiſt. Taſſo „unterredete ſich darauf mit dem Geiſte im erhabenen „Tone, aber er war der Fragende und Antwortende zu„gleich. S. Muratori della Forza della Phantaſia, c. 9 — 11. Dieſe Stelle aus dem Muratori beziehet ſich augenſcheinlich auf gegenwärtige Urkunde, und bedarf ſehr, aus derſelbigen berichtiget zu werden.

haben soll, und an welchen Milton damals ein lateinisches Gedicht, *Manſus* überschrieben, richtete, das immer ein sehr ehrenvolles Denkmal der vortreflichen Eigenschaften dieses edeln Mannes bleiben wird. Der Prinz von Conca, an welchen dieses Gedicht gerichtet ist, hieß Matteo di Capua, und war ebenfalls ein eifriger Freund der schönsten Geister seiner Zeit, vornehmlich des Tasso, und des zu wenig unter uns bekannten Marino, dem, mit allen seinen schimmernden Fehlern, ein Plaz unter den größten Dichtern Italiens nicht abgesprochen werden kann.]

„Tasso ist ein gewaltiger Jäger geworden, und achtet dabey weder der Rauhigkeit der Jahrszeit, noch des Landes. Die schlimmen Tage, und die Abende bringen wir bey Musik zu, und hören oft ganze Stunden lang singen; denn Tasso findet ein außerordentliches Vergnügen an den Gesängen der Improvisatoren, und beneidet diese Leute um ihre Fertigkeit im Versemachen und reimen, worinn, wie er sagt, die Natur so geizig gegen ihn gewesen seyl. Zuweilen tanzen wir auch wohl mit den Damen unsrer Nachbarschaft, woran er ebenfalls vieles Belieben hat; aber meistens sitzen wir beym Feuer und unterhalten uns mit Gesprächen.

Bey solchen Gelegenheiten sind wir schon öfters auf den Geist zu sprechen gekommen, der ihm, seinem Vorgeben nach, erscheinen soll; und er hat so davon gesprochen, daß ich würklich nicht weiß was ich von der Sache sagen und glauben soll; beynahe befürchte ich; sein Wahnwitz werde mich endlich selbst unsin-

nig machen. Ich, der Ihn aus diesem Zustande, den ich für eine Krankheit halte, gern retten wollte, habe ihm öfters mit den ernsthaftesten Gründen bewiesen, daß diese seine Erscheinungen nicht wahr seyn können; sondern bloße Erfindungen seiner Einbildung sind, welche, durch melancholische Dünste verdüstert, ihm diese eitle Hirngespenster vorspiegelt, und ihm Dinge sehen läßt, die nicht sind und auch großentheils nicht seyn können. Denn daß dieser angebliche Geist nicht etwa würklich ein böser Geist sey, läßt sich aus vielen Merkmalen erkennen; als da sind: daß er von geistlichen und andächtigen Dingen mit ihm spricht, und ihm dieselben anrathet, daß er die heiligen Nahmen Jesus und Maria ausspricht, daß er das Zeichen des Kreuzes und die Reliquien der Heiligen, wie er selbst gesteht, verehret; aber mehr als dies alles, der Trost und die Stärkung die er ihm hinterläßt wenn er von ihm scheidet; welches gerade das Gegentheil von dem ist was die bösen Geister zu thun pflegen. Auf der andern Seite sage ich ihm, daß es auch kein Engel seyn könne. Denn ob Er gleich ein Christ und ein tugendhafter Mensch, ja seit vielen Jahren sehr geistlich gesinnt ist: so pflegen doch dergleichen Gnaden von Erscheinungen der Engel keinen Menschen von gemeiner Tugend, sondern nur den Vollkommnen und Heiligen verstattet zu werden; dergestalt, daß es Aufgeblasenheit seyn würde, zu glauben, daß dieser Geist ein Engel sey, so wie man ihm Unrecht thun würde, ihn für einen Teufel zu halten. Weil es nun (*) keine

(*) Der Marchese spricht hier nach den Grundsätzen der katholischen Orthodoxie. Unter den Platonikern des

andere Gattung von Geistern als Engel und Teufel giebt und der Seinige weder das eine noch andere seyn kann, so folget, daß das was ihm erscheint kein wirklicher Geist, sondern daß es eine bloße Täuschung der Einbildungskraft ist, welche ihm dieses Bild mit den Farben der Wahrheit vorstellt; eine Sache die vielen andern auch begegnet ist, zumal Personen, die mit Hypochondrie so sehr behaftet sind wie er.

Auf alles dieses antwortet er mir: daß man das Gegentheil ganz augenscheinlich aus der langen Zeit abnehmen könne seit welcher er diese Erscheinungen sehe, und aus der Gleichförmigkeit die er beständig dabey beobachtet habe; als welche nicht statt haben könnte, wenn die von ihm gesehenen Dinge nicht würklich für sich beständen, sondern bloß aus wahnsinnigen Einbildungen seiner Fantasie erwachsen wären. Auch könnten die Gespräche, die der Geist mit ihm halte, nicht zusammentreffend seyn; denn in phantastischen Visionen würkten die Seelenkräfte nicht nach der Leitung der Vernunft und könnten also weder Zusammenhang noch Ordnung haben; wie man an den Erscheinungen, welche schwermütigen Personen vorkommen, an den Träumen der Fieberhaften und an den Einfällen der Betrunknen wahrnehmen könne. Ferner spricht er:

15ten und 16ten Jahrhunderts in Italien war es etwas ausgemachtes, daß es außer diesen zweyen Hauptgattungen noch allerley Arten von Mittelgeistern gebe: aber dies behaupteten sie nur als Philosophen; als gute Katholiken unterwarfen sie sich, wie billig, dem Ausspruch der Kirche.

wenn die Dinge die Er hört und sieht, phantastische Erscheinungen und Werke seiner eignen Einbildungskraft wären: so könnten sie nicht so beschaffen seyn, daß sie seinen Verstand übersteigen; denn die Einbildung würke durch eine Reflexion der Bilder von Dingen welche wir vorher aufgefaßt und im Gedächtnis erhalten haben; hingegen habe Er in den vielen und langen zusammenhangenden Unterredungen die Er mit diesem Geist gehalten, Dinge von ihm gehört, die Er vorher weder gehört noch gelesen, noch gewußt daß sie jemals einem andern Menschen bekannt gewesen seyen. Daraus zieht er also die Folge, daß seine Visionen keine leeren Einbildungen seyn könnten, sondern wahre und wirkliche Erscheinungen eines Geistes, der, aus welcher Ursach es auch sey, sich ihm auf eine empfindbare weise zu erkennen gabe.

Da ich ihm nun hierinn immer widersprach und alles dieses streitig machte, Er aber immer auf meine Einwürfe eine Antwort bereit hatte, kam eines Tages die Sache so weit, daß er mir sagte: weil ich Sie doch mit Gründen nicht überzeugen kann, so will ich Sie durch die Erfahrung überführen. Sie sollen den Geist mit eigenen Augen sehen, den Sie auf mein Wort nicht glauben wollen. Ich willigte darein, und als wir den folgenden Tag ganz allein beym Feuer saßen, wandte er sein Gesicht gegen ein Fenster, und, nachdem er es eine gute Weile darauf geheftet hatte ohne mir auf meine Gespräche Gehör zu geben, sagte er endlich zu mir: da ist mein Freund, der Geist, welcher so freundlich gewesen ist, mir wieder einen Besuch zu geben; sehen Sie ihn an, so werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Ich richtete sogleich meine Augen dahin; allein, so so sehr ich sie auch anstrengte, so sah ich nichts als die Sonnenstrahlen, welche durch die Fensterscheiben in das Zimmer fielen. Aber während ich gleichwohl mit den Augen herumlief, ohne etwas wahrzunehmen, hörte ich, daß Tasso sich in ein sehr hohes Gespräche mit jemand, wer er auch war, eingelassen hatte. Denn, wiewohl ich niemand sah' und hörte, als ihn: so waren doch seine Reden, da er bald etwas vortrug, bald etwas beantwortete, so beschaffen, wie sie unter Personen sind, die sich von einer wichtigen Sache besprechen; und aus seinen Reden begrif ich mit meinem Verstande, ohne Mühe, diejenigen die er zur Antwort erhielt, ob ich sie gleich nicht mit den Ohren hörte. Diese Gespräche waren so erhaben und wunderbar, sowohl wegen der Hoheit des Inhalts, als wegen einer gewißen ungebräuchlichen Art zu reden, daß ich, in einer ungewohnten Betroffenheit wie außer mir und über mich selbst erhaben, mich nicht unterstand sie zu unterbrechen, noch den Tasso um den Geist, den er mir mit dem Finger gezeigt hatte und ich nicht sah, zu befragen. In diesem Zustande, und indem ich so zwischen Erstaunen und Entzückung schwebend, zuhörte, blieben wir unvermerkt eine gute Weile; bis endlich, da der Geist (wie ich aus den Reden meines Freundes abnahm) wieder seinen Abschied genommen, Tasso sich zu mir wandte, und sagte: Nun werden alle Zweifel aus deiner Seele vertilget seyn! Ich erwiederte: Sie haben vielmehr zugenommen; denn ich habe zwar viele wundernswürdige Dinge gehört, aber nichts von allem dem gesehen, was Sie mir

zu Hebung meiner Zweifel, ſehen zu laſſen verſprochen hatten. Er erwiederte mir lächelnd: du haſt ſchon viel mehr geſehen und gehört als vielleicht . . . . . und hier ſchwieg er; und weil ich mich nicht unterfieng, ihn mit neuen Fragen zu beunruhigen, ſo machten wir dem Geſpräch ein Ende. So daß ich alſo aus dieſem allem bisher nichts anders ſchließen kann, als was ich Anfangs ſagte, daß ich über dieſen ſeinen Erſcheinungen oder Phantaſien viel eher ſelbſt von Sinnen kommen könnte, als ich dazu kommen werde, ihm dieſe ſeine es ſey nun wahre oder nur eingebildete Meynung aus dem Kopf zu bringen.

VI.

Verſuch einer Ueberſetzung der erſten Epiſtel des Horaz.

An Mäcenas.

Du, dem die lezte Frucht von meiner Muſe
ſo wie die erſte zugehört — warum,
Mäcen, mich, den man lange ſchon
genug geſehn und fernern Dienſts entlaſſen,
von neuem zu dem alten Spiel zurück
zu nöthigen? Ich bin an Jahren und
an Sinnesart nicht mehr der vorige.
Vejanius, damit er nicht ſo oft
am Rand des Fechterplans mit aufgehabnen Armen

das oftgeschenkte Leben immer wieder
vom Volk erbetteln müsse (*), hieng sein Schwert
an Herkuls Pfosten auf, und steckt vergraben
in seinem kleinen Gut. Auch mir, Mäcen,

(*) Die Ausleger sind nicht einig, ob der Gladiator Vejanius, dessen Beyspiel sich Horaz zum Muster nehmen will, ein guter oder schlechter Fechter gewesen sey. Turnebus ist der letztern, die alten Scholiasten sind der erstern Meynung. Ein bejahrter Gladiator wurde zuweilen vom Publico, dessen Sklaven diese Unglüklichen waren, mit der Freyheit beschenkt; wenn er aber ein vorzüglicher Meister in seiner Kunst war, so wurde er dem ungeachtet, bey Gelegenheiten wo ihn das Volk wieder sehen wollte, genöthigt, seinen Gönnern, mit Gefahr seines Ruhms und Lebens, diese grausame Lust zu machen. Allem Anschein nach war dies dem Vejanius, nicht weil er ein schlechter sondern weil er ein guter Fechter war, öfters begegnet. Man kann sich leichtlich mehr als Einen Fall denken, wo ein Volk wie das Römische seine Lust daran fand, einen alten Fechter, der lange sein Liebling gewesen war, wieder aufzufodern, um zu sehen wie er sich aus der Sache ziehen werde. Wenn Vejanius sich bey solchen Gelegenheiten von einem jüngern und stärkern Gegner bis an den äussersten Rand des Fechtplatzes getrieben und in die traurige Noth gesezt sah, das Volk um sein Leben bitten zu müssen, so kam es nicht daher weil er ein elender Fechter, sondern weil er alt war. Damit ihm dies aber nicht wieder begegnen möchte, hieng er sein Schwert, als ein ex voto, im Tempel des Herkules auf und verbarg sich in sein Landgütchen. So verstehe ich, mit Erlaubnis des gelehrten Turnebus, diese Stelle, und so, däucht mich, paßt alles sehr natürlich.

nur Leben und noch kein Gift hat. Sagt allen, die von uns abhangen, es sey unser Wille, schleunig von hier abzugehen.

Enobarbus.

Ich will.

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

Cleopatra, Charmion, Alexas und Iras treten auf.

Cleopatra.

Wo ist er?

Charmion.

Ich sah ihn diese ganze Weile nicht.

Cleopatra.

Sieh, wo er ist, wer bey ihm ist, was er thut -- Aber laß dir nicht anmerken, daß ich dich geschikt habe -- Wenn du ihn traurig findst, so sag, ich tanze; wenn er aufgeräumt ist, so meld' ihm, daß ich plözlich krank worden sey. Hurtig, damit du bald wieder da bist.

Charmion.

Gnädigste Königin, mich däucht, wenn ihr ihn zärtlich liebet, so fangt ihr es nicht recht an, um ihn zur Gegenliebe zu nöthigen.

Cleopatra.

raunt immer eine leise Stimm' ins Ohr:
Sey klug und spann den alten Klepper aus,
bevor er auf der Rennbahn, wo ihn einst
der Sieg gekrönt, nun lahm und athemlos
nicht weiter kann, und zum Gelächter wird.

Gehorsam dieser Warnung, hab ich mich
der Versekunst und alles andern Spielwerks
entschlagen, und was wahr und schön und gut,
darauf geht all mein Trachten und mein Dichten:
Ich leb und webe drinn; beflissen, einzusammeln
wovon ich bald im Winter zehren könne.

Fragst du, in welche von den Weisheitsschulen
Athens ich eingeschrieben sey — so wisse,
in Keine. Frey, und ohne auf die Worte
von einem Meister, wer er sey, zu schwören,
bin ich, gleich einem der zu Wasser reist,
bald da bald dort, wie Wind und Wetter will.
Bald wirfts mich in die Stoa, mitten in den Sturm
des thätigen weltbürgerlichen Lebens,
und strenge Tugend, die kein Haarbreit weicht
von Recht und Pflicht, ist meine einz'ge Göttin:
Bald sink ich unvermerkt in Aristipps
System zurück, und statt mich selbst den Dingen
zu unterwerfen, seh ich wie ichs mache
sie unter Mich zu kriegen (*). Wie die Nacht

(*) Auch diese Stelle hat den Auslegern Mühe gemacht. Batteux hat eine ganz philosophische Deduction ge-

dem mächtig lang dünkt, dem ein ſchelmiſch Mädchen
gelogen hat, und lang der Tag dem Fröhner
und träg das Jahr dem Minderjahr'gen, den
die Vormundſchaft der ſtrengen Mutter drükt:
ſo ſchleichen langſam und verhaßt die Zeiten mir
dahin, die meinen großen Plan noch hemmen,
mit Ernſt zu treiben, was dem Armen gleich
als wie dem Reichen nüzt, und was, verſäumt,
dem Jungen wie dem Alten Schaden bringt.

Indeß behelf ich, bis es beſſer geht,
mich mit dem Abc der Weisheit, ungefehr
wie folgt, und ſpreche: weil du freylich nie
ein Lynceus (*) werden kanſt, willſt du darum,
izt da du an den Augen leideſt, dich
der Salbe weigern? Oder weil die Muskeln
des nie beſiegten Glykons (**) dir verſagt ſind,

geſchrieben, um den Horaz etwas ſagen zu laſſen, woran er ſchwerlich gedacht hat. Man nehme an, daß das et mihi res, non me rebus eine Anſpielung auf die Antwort ſey, welche Ariſtipp demjenigen gab, der ihm ſeinen Umgang mit der ſchönen Laïs vorwarf, ἔχω ἀλλ' οὐκ ἔχομαι. ich habe Sie, nicht ſie mich — ſo wird alles deutlich. Die Rechtfertigung meiner Meynung, welche eine nähere Beleuchtung der Ariſtippiſchen Philoſophie mit ſich führt, verſpare ich auf eine künftige Ausgabe der ſämtlichen Epiſteln des Horaz, deren Ueberſetzung mich ſeit geraumer Zeit beſchäftigt.

(*) (**) Lynceus und Glykon ſind unſern Leſern, allenfalls, noch aus den Anmerk. zu Lucians Panthea bekannt.

dich vor dem knotenvollen Chiagra
nicht wenigſtens nach Möglichkeit verwahren?
Man geht ſo weit man kann, wenn weiter gehn
nicht möglich iſt. Brennt dich das leid'ge Fieber
der Habſucht? Gut, wir haben Mittelchen,
Arcana, bey der Hand, die wenigſtens
die Schmerzen lindern werden, wenn ſie auch
die Krankheit nicht von Grund aus heilen können.
Schwillſt du von Ruhmbegier? Es giebt gewiße Formeln
wovon du viel Erleichtrung ſpüren wirſt
ſo fern du, nach gehörger Reinigung,
ſie dreymal hergeſagt (*). Ein Mann ſey neidiſch,
zornmüthig, faul, verbuhlt, dem Trunk ergeben,
ſo wild iſt keiner, daß er durch Kultur
nicht milde werden könnte, wenn er nur
die Hand die ſeiner pflegt nicht von ſich ſtößt.
Das Laſter meiden iſt ſchon Tugend, und
von Thorheit frey zu ſeyn, der erſte Grad der Weisheit.

(*) Eine Anſpielung auf gewiſſe Gebets-Formeln, welche mit gewiſſen Ceremonien verbunden, gewiſſe Krankheiten heilen ſollten. Auch Leute, die nicht zum Pöbel gehören wollten, glaubten damals an ſolche Dinge, wie in gewiſſe Gegenden von Teutſchland noch heutiges Tags der Religion und geſunden Vernunft zu Troz geſchieht. Aus der humoriſtiſchen Art, wie Horaz hier die Vorſchriften der Philoſophie mit dieſen Magiſchen oder Talismaniſchen Heilungsformeln vergleicht, ſollte man faſt vermuthen, daß Mäcenas nicht ganz frey von dieſem Aberglauben geweſen, und daß ihn Horaz deßwegen auf ſeine Art habe plaiſantiren wollen.

Was ſtrengſt du alle deine Nerven bis
zum Kopfweh an, und ſinneſt, rechneſt, wachſt
die Nächte durch, den Uebeln zu entgehen
die dir die größten ſcheinen — ohne Würden
und Rang zu ſeyn, und wenig zu verſteuern! (*)
Wie unverdroſſen rennſt du dem Gewinn
bis an den Ganges nach, fliehſt ängſtlicher
die Armuth als den Tod, durch Klippen, Fluth und Feuer!
Warum nicht lieber dem der beſſer denkt
als du Gehör gegeben, und entbehren
gelernt, was du aus Unverſtand bewunderſt?
Wer wollte lieber ſich mit Gaſſenjungen
in Dörfern und auf ofner Straße balgen,
als zu Olympia gekrönt ſich ſehn,
zumal wenn ihm die Palme ohne Kampf (**)
geboten würde? Muß dem Gold an Werth
das Silber weichen, wie vielmehr das Gold
der Tugend? — Freylich nicht zu Rom! Da gehts
aus einem andern Ton — „Ihr Herr'n und Bürger
zuerſt für Geld geſorgt, für baares Geld,
dann gibt ſichs mit der Tugend wohl von ſelbſt!„
So ruft von einem Ende bis zum andern

(*) D. i. arm zu ſeyn.

(**) Die Griechen nannten dieß ἀκόνιτι ohne Staub gekrönt werden, und alſo heißt auch im Text *ſine pulvere*. Dies begegnete zuweilen, wann ein großer mehrmals gekrönter Fechter niemand fand, der ſich mit ihm meſſen wollte.

uns Janus (*) zu: ſo ſangen unſre Alten,
nun ſingen's wir, den Beutel und die Rechentafel
am linken Arm, der lieben Jugend vor.
Denn ſiehſt du, fehlen an zwölftauſend Thalern dir (**)
nur drey bis vier vom Hundert — ſey an Geiſt
und Sitten noch ſo edel, ſey beredt
und brav und gut, ſo viel du willſt — du biſt
und bleibſt doch Pöbel! Gleichwohl hören wir
die Kinder ſingen: wers am beſten macht
ſoll König ſeyn! — Nun ſag einmal, wer hat
mehr Recht, das Roſciſche Geſez
das unſern Adel nach zwölftauſend Thalern
berechnet, oder unſer Kinderliedchen
das dem Verdienſt die Krone zuerkennt,
das Kinderſpiel, wobey die Curier
und die Camiller einſt zu Männern wuchſen?
Wer rathet dir nun beſſer, der dich Geld

(*) Janus hatte drey Statuen auf dem Römiſchen Markte, oben, unten, und in der Mitte, bey der Baſilica des Paulus, wo die Wechsler und Geldverleiher (Foenceratores) ihre Tiſche und Buden hatten. Und hier ſtand auch ein Tempel dieſes Schuzpatrons der Kaufleute.

(**) Die Schazung (Cenſus) der Römiſchen Ritter war 400000 Seſtertien; d. i. man mußte wenigſtens dieſe Summe haben, um zum Ritterſtand gehören zu können. Wer weder Patricius noch Ritter war, gehörte zum gemeinen Volk. Eine von den Prärogativen der Ritter war, daß ſie bey den Schauſpielen in den Circis und Amphitheatern ihre eigene Reyhen von Sitzen hatten, und näher am Schauplaz ſaßen als das gemeine Volk.

erwerben heißt — in Ehren freylich, wenn
ſichs thun läßt, doch, wo nicht, auf welche Art, nur Geld!
um näher bey den thränenreichen Stücken
des Pupius (*) zu ſitzen — oder der,
der dich durch ſeiner Lehren, ſeines Beyſpiels Kraft
geſchikt macht, einer freyen Seele edeln Stolz
dem Uebermuth des Stüks entgegen
zu ſtellen? — Sollte übrigens das Röm'ſche Volk
mich kleinen Bürger etwa fragen wollen:
Warum ich anders von den Dingen denke
als meine Obern, und nicht auch was ſie
begehren oder fliehn, begehr und fliehe?
So würd ich ihm aus Reinke Fuchſens Munde
die Antwort geben, der zum kranken Löwen ſprach:
Die Spuren ſchrecken mich, die alle einwärts
in deine Höle gehen, keine wieder
zurück. Du biſt ein Thier mit vielen Köpfen!

(*) Pupius war ein Tragödienſchreiber zu Horazens Zeit, von dem wir weiter nichts mehr wiſſen, als daß er ſich viel darauf zu gut gethan haben muß, daß die Leute in ſeinen Stücken viel weinen mußten, wie man aus einer Art von Grabſchrift ſehen kann, die er auf ſich ſelbſt gemacht und die uns der Scholiaſt Akron aufbehalten hat.

Flebunt amici et bene noti mortem meam,
Nam populus in me vivo lacrymavit satis,

d. i. „Wenn ich ſterbe, mögen meine Freunde und guten Bekannten weinen; das Volk hat genug über mich geweint ſo lang ich lebte.„ Dieſe zwey Verſe ſagen uns ungefehr was Pupius war, und laſſen wohl keinen Zweifel übrig, daß Horaz ihn und ſeine lacrymoſa poemata hier nur aus Bitterey anführe.

Wem soll ich folgen? dieser zieht mich da
ein andrer dort hinaus. Die einen lüstern
nach Pachtungen des Staats, brigieren
Kontracte (wo ein Tempel aufzuführen
ein Sumpf zu troknen, ein Kanal zu graben,
ein Leichbegängnis anzuordnen ist) (*).
Noch andre suchen alte geizge Wittwen
ins Garn zu locken, oder reiche Greise
einander wegzuangeln; wieder andre
macht unvermerkt geheimer Wucher fett.

Doch daß Verschiedne auf verschiednen Wegen
das fliehende Gespenst des Glüks verfolgen,
begreift sich noch. Allein, wenn dir ein Mann
nicht eine Stund in seinem Wege bleibt,
wie dann? Laß einen Reichen sagen: in der Welt
ist doch kein Winkel, der an Anmuth dem
von Bajä gleicht — straks wird das arme Meer
und der Lukrinersee die Würkungen
des raschen Einfalls spüren: Tausend Arme sind
auf einmal in Bewegung. Uebernacht
kriecht durch die Leber ihm ich weis nicht was,
so spricht er morgen zu den Arbeitsleuten:

(*) Was hier eingeschaltet worden, ist zwar bloße Auslegung dessen was Horaz mit zwey Worten sagt conducere publica, diese Einschaltung war aber nöthig um verständlich zu seyn. Weil man eigentlich nicht für diejenigen übersezt die das Original lesen können, so ist dies öfters der Fall.

Führt euern Werkzeug nach Theanum (*) ab,
wir bauen dort. Wird auf die nächste Nacht
sein Brautbett aufgeschmükt, so geht, nach ihm,
nichts über ledig seyn; ist ers, so schwört
er hoch, der Ehstand sey der einzge Stand
worinn ein Mann noch glüklich leben könne.
Mit welchem Knoten soll ich fest ihn halten
den Proteus, der nicht einen Augenblik
derselbe bleibt? Sogar der Arme (lache nur!
auch Armut schüzt vor dieser Thorheit nicht)
verwechselt wenigstens, so oft er kann,
sein Stübchen unterm Dach, sein hartes Bette,
Barbier und Bad, und macht in einem Marktschif,
worinn er seinen Platz um wenig Dreyer
bezalt, den Zärtlichen, troz einem reichen Manne
in seiner eignen prächtigen Galeere.

Wohin nun? fragst du mich, mit aller dieser
Philosophie! — Das sollst du gleich erfahren.
Begegn' ich dir vielleicht einmal mit übel
geschnittnen Haaren auf dem Plaz, so lachst du;
Sizt mir die Toga ungleich auf den Schultern,
gukt unter meinem wollenreichen Rock
ein abgetragnes Wamms hervor — so werd'

(*) Ein Städtchen mitten in Campanien, und also weit genug von Bajä, wo der unbeständige Römer, von welchem die Rede ist, in die See hineinbauen wollte, weil auf dem mit Landhäusern schon bedekten festen Lande in dieser zauberischen Gegend kein Raum mehr war.

ich ausgelacht. Hingegen mag's im Innern
so schlecht stehn, meine Seele mit sich selbst
so uneins seyn als möglich, lieben, was sie kaum
gehaßt, verschmähen was sie kaum noch liebte,
nach keiner Regel keinem Endzweck leben,
stets wieder niederreißen was sie mühsam baute,
kurz, rund und eckicht durch einander mischen;
da lachst du nicht. Das ist das allgemeine,
heißts dann; dir fällt nicht ein, daß ich des Arztes
bedürfe, oder daß der Prätor mich in Zeiten
bevogten sollte. Gleichwohl nimmst du Antheil
an mir, als einem Freund der ganz
an deinen Augen hangt, und warmen Antheil.
Denn wenn ein Nagel nur an mir nicht recht
geschnitten ist, so steigt dir schon die Galle.

So bleibt es denn dabey, der Weise ist
nach Jupitern der zweyte Mann der Welt:
ist reich und edel, frey und schön, und König
der Könige, und, sonderlich, gesund!
beiungen, daß ihn nicht der Schnuppen plage. (*)

(*) Wer das Jovialische in dieser abgebrochnen Manier, eine Epistel, worinn er einem Mäcen, unter dem Schein sich zu entschuldigen, so viele treffende Wahrheiten gesagt hatte, zu schließen — sie mit einem Scherz zu schliessen, der die Stoiker (eine damals nicht beliebte Art von Philosophen) auf eine feine Art lächerlich macht, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten — und durch diese launische Art zu schließen das Harte seiner Stoischen

VII.

Zweyte Fortsetzung des Verzeichnisses Französ. Schriftstellerinnen.

Margarite von Valois, Königin von Navarra.

Das Sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortreflichen Menschen aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Größe der Seelen, die Unsterblichkeit welche die Geschichte geben kann verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schikfale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I. ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet, ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damals die neue Religion nannte, der Schuz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Charakter, besonders denen welche der neuen Meynungen verdächtig waren, an-

Moral, zu mildern und gleichsam zu verwischen — ich sage, wer in diesem allem, so wie in der ganzen Epistel, die höchste Urbanität und den feinsten Ton der Zeit des Augusts nicht von selbst fühlt, dem wird es kein Commentator fühlbar machen.

Cleopatra.

Was ſollt ich denn thun, das ich nicht thue?

Charmion.

Ihm in allem nachgeben, und ihm in nichts durch den Sinn fahren.

Cleopatra.

Du Thörin, das wäre der gerade Weg ihn zu verliehren.

Charmion.

Reizt ihn nur nicht zu ſehr; ich bitte euch, gebt nach -- Aber hier kommt er ſelbſt.

Antonius zu den Vorigen.

Cleopatra.

Ich bin krank und verdrießlich.

Antonius.

Ich weiß nicht, wie ich ihr meine Entſchlieſſung vorbringen ſoll.

Cleopatra.

Hilf mir weg, liebe Charmion, oder ich falle um: ich kan es nicht länger ſo ausſtehen, die Natur iſt nicht ſtark genug es auszuhalten --

[Sie thut, als ob ſie ohnmächtig werde.]

Antonius.

gedeyhen ließ, die guten und bösen Gerüchte durch welche sie gegangen, weil sie zu edel, billig und gut war um es einer von beyden Partheyen völlig recht machen zu können kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens sind aus der Geschichte bekannt genug. Der geringste von ihren Vorzügen war derjenige, der ihr eine Stelle in gegenwärtigem Verzeichniß giebt. Margerite, an dem Hofe des guten Königs Ludwigs XII. (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und, was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist, vorzügliche Gaben, sich darinn hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worinn sie ein Talent üben konnte an welchem sie Vergnügen fand, und welches, in der Lage einer Christine von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bey ihrem Leben von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye unter dem seltsamen aber den Geschmak der damaligen Zeit angemeßnen Titel: Marguerites (*) de la Margue-

(*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Namen Mar-

rite des Princeſses, la Reine de Navarre i. J. 1547 herausgegeben. Sie beſtehen aus geiſtlichen Liedern, vier ſogenannten Myſterien, einem Paar dialogirten Stücken, von der Art die man *Moralités* nannte, einer allegoriſchen Erzählung, die Satyrn und die Nymfen der Diane betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette, u. dergl. Das Urtheil des Hrn. Marquis von Paulmy (Melang. Tom. VII. p. 102) der die Gedichte der Königin von Navarre überhaupt agreables, ſpirituels et bienfaits findet, und alles was man etwa daran ausſtellen könnte ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. E. offenbar an dem Ridicule de ſes Pieces devotes Schuld habe — ſcheint ſeine Richtigkeit zu haben. Soviel iſt gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymfen, der im 2ten Theil des Parnaſse des Dames zu leſen iſt, durch die Mühe, die ſich der Herausgeber gegeben hat den Styl zu moderniſiren, nichts gewonnen hat das den Verluſt der Naivetät des Originals erſetzen könnte. Folgendes kleines Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geiſtes, der ſie ſich in ihren Contes völlig überließ, ſie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlaſſen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à Chriſt etre ſemblable;
Il faut renoncer à tout bien

garite, der eine Perle oder ein Gänſeblümchen, was man lieber will, bedeuten kann.

A' tout honneur qui eſt damnable;
A' la Dame belle et jolie
A' plaiſir qui la chair emeut,
Laiſser biens, honneurs, et Amie,
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner
D' un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner
Et à ſes ennemis bien faire;
S' ejouir en melancolie
Et tourment dont la chair ſ' emeut;
Aimer la mort comme la vie:
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Myſterien, oder geiſtlichen Dramen, die Geburt Chriſti, die heil. drey Könige, der Bethleh. Kindermord, und die Flucht nach Egypten, zeichnet ſich das lezte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene ſtellt die Heilige Jungfrau dar, wie ſie, in der Wüſte, vor Müdigkeit und Erſchöpfung, ſich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jeſuskind im Arm eingeſchlafen iſt. Joſeph geht umher einige Nahrung zu ſuchen. Inzwiſchen hat der Ewige Vater den Engeln befohlen die Wüſte in ein Paradies zu verwandeln; und die Scene verwandelt ſich unter folgendem Geſang der Engel, in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geſchmükten Luſtort:

1. Engel. Champ des Deſerts, ceſſez d'etre ſteriles
Dieu le commande, arbres ſoyez fertiles,
Donnez vos fruits de tres bonne ſaveur.

2. Engel. Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croiſſez fleurs odorantes,
et d'un regard recevez la faveur.

3. Engel. Courez, ruiſſeaux, près de la Vierge-Mere,
preſentez lui votre onde pure et claire,
honneur aurez quand de vous en prendra.

u. ſ. w.

Die angenehme Ueberraſchung der H. Jungfrau als ſie erwacht, und ihres guten Alten, der ohne dieſes Wunder mit leeren Händen zurükgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemählde. Aber *Contemplation*, *Memoire* und *Conſolation*, jede mit einem großen mit ſilbernen Buckeln und Bändern beſchlagnen Buche unterm Arm vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verſchaffen, verderben freylich alles wieder. Dies waren die Früchte des Geſchmaks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen ſich zu erheben ſogar eine Königin entweder nicht wagte, oder, wie uns glaublicher ſcheint, nicht einmal den Einfall hatte.

Die Komödie, oder *Moralité*, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, beſteht, nach damaliger Art, aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf,

und preiſet ſich glüklich daß ſie die Liebe gar nicht kenne; eine andre findet ſich noch glüklicher weil ſie liebe und geliebt werde. Zwoo Frauen kommen dazu, und beklagen ſich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes den ſie doch einzig liebt, die andre über die ungegründete Eyferſucht des ihrigen wegen eines Liebhabers den ſie zwar duldet aber ihm doch kein Gehör giebt. Zulezt tritt auch noch ein Mütterchen von 100 Jahren auf, wovon ſie zwanzig Jahre im ledigen, zwanzig im ehelichen und ſechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Dieſe ehrwürdige Oberalte hält ſich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von dieſen jungen Damen zu ſagen was ſie nöthig hat. Sie weiſſagt dem einen Mädchen, daß die Liebe ſich an ihr rächen, der andern, daß ihr Liebhaber ſie ſitzen laſſen werde; und — was aus der Feder einer ſo frommen und tugendhaften Princeßin wie Margerite wenigſtens eben ſo unerwartet iſt als aus dem Munde einer hundertjährigen Sybille — ſie rathet den beyden betrübten Weibern, der einen wegen der Untreue und der andern wegen der Eyferſucht ihres Mannes, ſich mit einem — Liebhaber zu tröſten. Um dem Rath der alten Frau deſto mehr Gewicht zu geben, (und, weil ſich das Stük mit einem Tanz ſchließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verſchaffen) läßt die Königin noch einen Greis auftreten, der ſie verſichert, daß ſie es ſehr übel mit ſich ſelbſt meynen würden, wenn ſie dem guten Rath der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke, (ſagt hier der Herausgeber des Parnaſſe des Dames) daß die Königin von Na-

darre ſich kein Bedenken machte dieſe Komödie unter ihrem Namen und mit Königl. Privilegius, drucken zu laſſen, und dies zwey Jahre vor ihrem Tode, und daß ſie damals für devot und ſogar für gut Katholiſch paßierte.

Für das Leztere möchten wir nun eben nicht gut ſtehen. Aber daß die Königin von Navarra eine religieuſe Frau und von unſträflichen Sitten war, iſt unläugbar. Wie kam es alſo, daß ſie den beyden betrübten Weibern nichts beſſers zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Urſache däucht uns ſehr ſimpel: ganz gewiß kam es bloß daher, weil ſie ihr Geſchlecht kannte, und würklich glaubte daß dieſen beyden Weibern nicht beſſer zu rathen ſey — und weil ſie freymüthig genug war, um was ſie dachte auch zu ſagen. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts, am Hofe Franz des erſten, und eine Königin — was hätte ſie verhindern können offenherzig zu ſeyn? — Die Komödie endigt ſich damit, daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen

Menons les dancer toutes quatre.

auch recht, ſagt der Greis; ich und meine Alte ſind dabey, wir wollens euch nicht wohlfeil geben:

Soit! Nous allons bien vous combattre
Ma vieille et moy de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermals eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, ſagt er, tanzt man in Paris ſchon mit 30 Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platons, die Spartaner u. ſ. w.

tanzten noch im sechzigsten.„ Freylich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platons, und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel *Heptameron* oder *Les Sept Journeés*, oder, am gewöhnlichsten, der *Contes de la Reine de Navarre*, bekannten, so oft aufgelegten, und noch bis diesen Tag gelesenen Erzählungen habe, seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Außer dem Zeugniß eines Geschichtschreibers wie August von Thou, beweiset es die Zueignungsschrift an die Princeßin Jeanne d'Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1558. vorgesezt ist; und Brantome versichert, daß er es aus dem eignen Munde seiner Großmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt in seinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwohl die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. Elle fit *en ses gayetés* un livre qui s'intitule *les Contes de la Reine de Navarre*, ou l'on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles Sentences, que j'ai oui dire que la Reine-Mere (Catharine von Medicis), et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien qu'elle en faisoit; mais quand elles eurent

veu les ſiennes, elles eurent ſi grand depit des leurs, qu' elles les jetterent dans le feu etc. Elle compoſa ces nouvelles la pluspart *dans la litiere en allant par pays*; car elle avoit de plus grandes occupations eſtant retirée. *Je l' ai oui ainſi conter à ma Grand' Mere*, qui alloit toujours avec elle dans ſa litiere comme ſa Dame d'honneur et luy tenoit l'eſcritoire, et (die Königin nemlich) les mettoit par eſcrit auſsitoſt et ſi habilement ou plus, que ſi on luy eut dicté.

Unter den Contes der Königin von Navarra iſt einer, (der Vierte in der erſten Journée) wovon ſie ſelbſt die Heldin war, und der aus dieſer Urſache um ſo merkwürdiger iſt, weil das Abentheuer ſelbſt von der ſcabröſeſten Art iſt. Denn es iſt um nichts geringer darinn zu thun als eine Dame, bey nächtlicher Weile wider ihren Willen im Schlaf zu überraſchen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günſtling König Franzens, und dem folglich mehr erlaubt war als einem andern, war der Mann der ſichs einfallen ließ bey der Schweſter ſeines Königs auf dieſe plumpe Art den Satyr zu ſpielen. Margerite erwachte zu allem Glük an dem Lerm, den die geheime Fallthüre machte durch welche ſich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach ſtehlen wollte, (*) und ſie führte ihn ab wie man

(*) Die Scene war auf einem ſeiner Landſitze, während daß der Hof zum Beſuch bey ihm war.

sichs vorstellen kann. Das sonderbarste bey der Sache war, daß er schon zweymal vorher versucht hatte Gewalt bey ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen; und daß er das zweytemal so übel dabey weggekommen war, daß er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen durfte, weil die Princeßin zu seinem Unglük vergessen hatte ihre Nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit oben drein seyn, um nach einem solchen Empfang zum drittenmal wiederzukommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantomens Großmutter zu Gewährleuten. Die Leztere hatte es unmittelbar von der Königin selbst, und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken, ihrem Enkel die Confidenz davon zu machen: da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Ton, wiewol unter versteckten Namen es der ganzen Welt zu erzählen.

Doch genug von den Schriften einer Fürstin, deren kleinstes Verdienst, wie wir schon gesagt haben, war, daß sie so gute Verse machte und so gute Prose schrieb als irgend ein gleichzeitiger Dichter und Prosaist ihrer Nation. Die meisten Schriftsteller werden durch ihre Werke der Aufmerksamkeit werth: Bey der K. Margarite ists umgekehrt; ihre Schriften sind bloß dadurch merkwürdig und schäzbar, weil es ihre Schriften sind. Denn das was ihr Andenken allen Edeln und guten Menschen ewig werth und heilig machen muß, ist der Charakter ihres Geistes und Herzens, dessen Entwiklung wir uns, aus

Gelegenheit einer merkwürdigen Reflexion welche Bayle in der lezten Anmerkung ihres Artikels in ſeinem Wörterbuche über ſie gemacht, auf eine andre Gelegenheit vorbehalten.

VIII.

Beſchluß der Preisfragen der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem.

Ausgeſchrieben im Jahre 1780.

Nr. 1. Für denjenigen, der in dieſer Republik eine noch nicht errichtete Trafik oder Fabrik einführen wird, zu deren Errichtung von dieſer Geſellſchaft bis jezt noch keine jährliche Belohnung iſt ausgeſezt worden; oder, wer auch nur eine bereits eingegangene Art von Gewerbe oder Fabrik von ſolcher Beſchaffenheit wieder aufrichtet, daß dadurch wenigſtens zwanzig Menſchen, die bereits ihr achtzehndes Jahr zurükgelegt, ihr Unterhalt auf ein ganzes Jahr verſchaft wird: auf ſechs nach einander folgenden Jahren jährlich funfzig Ducaten — Wer für dreyßig Menſchen Arbeit hat: fünf und ſiebzig Ducaten — Für vierzig, hundert Ducaten — und für funfzig und mehrere: hundert und funfzig Ducaten.

Die Beweiſe der Einführung einer ſolchen Träfik oder Fabrik müſſen vor oder am lezten Dezember 1782, und die Beweiſe der Fortdauer derſelben, nach der obenangeführten Art, vor dem lezten Dezember jedes Jahres eingeliefert werden.

Antonius.

Wie, theureſte Königin?

Cleopatra.

Ich bitte euch, ſteht weiter von mir zurük.

Antonius.

Was ſoll das bedeuten?

Cleopatra.

Ich leſ' in euern Augen, daß ihr mir eine ſchöne Zeitung bringet. Was ſagt die Ehefrau? Ihr könnt gehen; wollte der Himmel, ſie hätt' euch nie Erlaubniß gegeben, zu kommen! Sie ſoll nicht ſagen, daß ich euch hier aufhalte; ich habe keine Gewalt über euch; ihr ſeyd der ihrige.

Antonius.

Die Götter wiſſen am beſten --

Cleopatra.

Nein, ſo entſezlich iſt noch niemals eine Königin betrogen worden; und doch iſt es meine eigne Schuld; ich ſah es gleich beym Anfang, daß man Verräthereyen brutete --

Antonius.

Cleopatra --

Cleopatra.

Wie konnt' ich denken, daß ihr mein ſeyn würdet,

Nr. 2. Derjenige, welcher in dieser Republik eine Fächersprossen Fabrik von Holz, Elfenbein und Knochen errichtet, worinn beständig zehn Menschen ihre Arbeit finden, und davon die besten Muster nicht höher als die ausländischen zu stehen kommen; sich aber auch dabey verbindlich macht, hundert Duzend davon, im Fall es verlangt würde, zu eben dem Preise, innerhalb einem Jahre, von der Zeit angerechnet, da die Muster die in einem halben Duzend von einer jeden der obengemeldeten drey Sorten bestehen müssen vorgezeigt worden, zu liefern; erhält eine Prämie von fünf und zwanzig Ducaten. Und derjenige, der die besten ausländischen Fächersprossen von sechs bis zwölf Gulden nachmacht, auch davon auf die angeführte Art zehn Duzend, wenn vorher sechs Stük zu einer Probe sind vorgezeigt worden, liefern kann, bekömmt noch eine Prämie von fünf und zwanzig Ducaten.

Vor oder am lezten Dezember 1781. müssen die Modelle und dazu gehörigen Beweisschriften eingeliefert werden.

Diese Prämie wird bis auf den lezten Dezember 1783 ausgesezt.

Nr. 3. Wer in dieser Republik das beste weisse oder gelbe irdene Zeug verfertiget, welches an Güte, Façon und Glanz dem Englischen völlig gleich, und hinlängliche Beweise liefern kann daß diese seine Fabrik nicht höher im Preise als die Englische zu stehen komme; sich aber daneben anheischig macht, im ersten Jahre zum wenigstens zwanzig Tischservice, jedes von zweyhundert und funfzig Stük; im zweyten Jahre funfzig; und sofort jährlich hundert Service, im Fall es verlangt wird, nach dem oben bestimmten Preise zu liefern, erhält während den ersten zehn Jahren jährlich eine Prämie von hundert Ducaten, und auserdem für das erste Jahr eine goldne Medaille.

Die Proben und Zeugniſſe müſſen vor dem lezten Dezember 1781 eingeſandt werden.

Dieſe Prämie bleibt ausgeſezt bis auf den lezten Dezember 1782.

Nr. 4. An denjenigen, welcher in dieſer Republik eine Fabrik von weiſſem Fenſterglas aufrichtet, von eben der Güte und Stärke, auch nicht höher im Preiſe wie das beſte Engliſche, und ſich dabey verpflichtet in dieſer Republik zu bleiben, auch im Stande iſt in dem erſten Jahre nach der Form des vorgezeigten Muſters zum wenigſten funfzig Körbe, wenn es verlangt wird, zu eben dem Preiſe zu liefern; eine Prämie von hundert Ducaten, und überdem noch, während den erſten ſechs Jahren, jährlich vierzig Ducaten.

Das Model und die Beweisſchriften müſſen vor oder am lezten Dezember 1782 eingeliefert werden.

Dieſe Prämie bleibt ausgeſezt bis am lezten Dezember 1783.

Nr. 5. Demjenigen, der ſechs durchgebrochene und ſechs ſchlichte, von ihm ſelbſt in Kupfer verarbeitete und mit dem beſten Firnis überzogene Ornamente oder Zierathsforme, die zum wenigſten in Anſehung der Güte und des Werths mit den Engliſchen und Franzöſiſchen übereinkommen, auch im erforderlichen Fall im erſten Jahre nach dem vorgezeichneten Modell dreyhundert Stück davon nach dem Engliſchen und Franzöſiſchen Preiſe zu liefern, erböthig, fünf und zwanzig Ducaten.

Die Proben und Beweiſe müſſen vor oder am lezten December 1781 eingeliefert werden.

Nr. 6. Wer innerhalb der Republik eine Fabrik zur Verfertigung eiſerner Thee- und Präſentir-Teller, von verſchiedener Gattung, mit durchgeſchlagenen Randen von der

beſten Sorte, die an Werth und Güte den Engliſchen zum wenigſten gleich kommen, errichtet, auch auf Verlangen, in einem Jahre dreyhundert Stück davon zu eben dem Preiſe zu liefern erböthig, erhält eine Prämie von funfzig Ducaten.

Die Proben davon, die zum wenigſten in zwölf Stücken beſtehen ſollen, müſſen, benebſt den Beweiſen, vor oder am lezten Dezember 1781 eingeſandt werden.

Indeſſen bleibt die Belohnung bis am Ende des 1782ſten Jahres ausgeſezt.

NB. In dieſer Frage wird nur allein eine Erklärung von der Verfertigung; aber nicht von dem Lakiren gefodert.

Nr. 7. Derjenige, welcher innerhalb dieſer Republik eine Fabrik von Feilen und Raspen errichtet, die an Güte und Preis den Engliſchen nichts nachgeben, und der ſich dabey verbindet, in dem erſten Jahre dreytauſend Stück und mehrere, nach der vorgezeigten Probe, die zum wenigſten aus hundert Modellen beſtehen muß, zu liefern, auch außerdem mit ſeiner Fabrik ſechs Jahre im Lande zu bleiben verſpricht, bekömmt eine Prämie von hundert Ducaten; und außerdem in jedem der vorgenannten ſechs Jahre, fünf und zwanzig Ducaten.

Die Modelle und dahin gehörigen Beweisſchriften müſſen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeſandt werden.

Die Prämie bleibt bis zum lezten Dezember 1782 ausgeſezt.

Nr. 8. Wer innerhalb der Republik ein ſolches Leder verarbeitet, welches gut zu Stiefelſchäften, an Werth und Güte dem beſten Engliſchen gleich, und in Anſehung der Güte in einem Jahre nichts verliert, funfzig Ducaten.

Die Muſter, die wenigſtens aus ſechs Schäften, beſtehen müſſen, benebſt den Beweiſen, können vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Die Prämie iſt bis 1783 ausgeſezt, und wird ein Jahr nachher, nachdem ſie zuerkannt worden, ausgetheilt; wenn nämlich die eingelieferten, und mit dem Engliſchen Leder an einem Orte aufbewährten Proben, innerhalb dieſer Zeit, in Vergleichung mit denſelben, nichts verloren haben.

Nr. 9. Derjenige Fabrikant, welcher ein Stück geflammt hier in der Republik gefärbt und gewebt Seidentaffet aufweiſet, welches eben ſo gut, als das von Lion iſt, und annimmt, zum wenigſten fünf und zwanzig Stück von demſelben in dem erſten Jahre zu liefern, bekömmt eine Prämie von ſechzig Ducaten und die goldne Medaille.

Nr. 10. Wer eine Neſſeltuchne aus Weſtindiſcher Baumwolle beſtehende Fabrik innerhalb dieſer Republik aufrichtet, worinn zum wenigſten durch das ganze Jahr zwanzig Weber arbeiten müſſen, erhält eine Belohnung von hundert Ducaten und die goldne Medaille.

Die Proben und Beweiſe davon, müſſen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeſandt werden.

Dieſe Prämie bleibt bis auf den lezten Dezember 1784 ausgeſezt.

Nr. 11. Wer zehn Pfund Abfall oder Laccagie von Seide liefert, die in dieſer Republik geſponnen, und in Anſehung des Preiſes und der Güte völlig mit dem Engliſchen Floretgarn übereinkömmt, benebſt den Inſtrumenten und einer Anzeige wie dieſelbe bearbeitet wird, erhält zur Belohnung fünf und zwanzig Ducaten.

Die Proben und Zeugniſſe müſſen vor oder am lezten Dezember 1781 eingeliefert werden.

Nr. 12. Demjenigen, der ein ſicheres Hülfsmittel weis an die Hand zu geben, um den Auswachs des Schwammes, der ſich an der äußern Seite oder zwiſchen dem Holze ſezt,

und so schädlich ist, daß er in den Wohnungen nicht nur alles faulend macht, sondern auch vorzüglich an den Mühlen und Schiffen das Eichenholz in kurzer Zeit verzehret, vornemlich wenn es naß verarbeitet werden muß, zu vertreiben, oder zu vermindern; eine Prämie von fünf und zwanzig Ducaten.

Diese Nachricht mit den gehörigen Beweisen bestätiget, wird vor oder am lezten Dezember 1781 erwartet.

Nr. 14. Wer die gründlichste beste Ursache von dem Verfärben oder Verfließen der Blaufärber Kufen anzugeben, und ein mit überzeugenden Proben bestätigtes Mittel zu zeigen weis, wie diesem Uebel könne abgeholfen, oder der dadurch verursachte Schaden wieder hergestellet werden, bekömmt eine Prämie von hundert Ducaten.

Die Nachricht darüber, benebst den dazu gehörigen Beweisschriften und Zeugnissen, müssen vor oder am lezten Dezember 1781 eingesandt werden.

Nr. 15. Derjenige, welcher zuerst innerhalb dieser Republik eine Salpeter-Fabrik, (oder *Salpetriere*) von dem Umfange errichtet, daß dieselbe jährlich fünf und zwanzig tausend Pfund Salpeter aufliefere, welcher mit gutem Nutzen in unsern Fabriken, insonderheit zum Schiespulver gebraucht werden könne, bekömmt eine Prämie von dreyhundert Ducaten.

Die Zeugnisse müssen vor oder am lezten Dezember 1782 nebst den Proben eingeliefert werden.

Nr. 16. An denjenigen, der auf eine mathematische Weise die Einrichtung und ein hinlänglich sicheres Mittel (das nicht blos theoretisch, sondern praktisch, auch bis jezt noch unbekannt ist, und nicht viele schwere Kosten verursacht,) zur Verbesserung der Feuerthürme an unsern Seeküsten

auf eine ſolche Art weis anzugeben, daß dadurch das auf die Thürme angebrachte Licht wenigſtens auf eine halbe Meile weiter als gegenwärtig kann geſehen werden, zehn Ducaten. Und wenn mit dieſem Mittel zugleich eine Anzeige verbunden iſt, auf welche Art man eine deutliche Unterſcheidung in Anſehung der Lichter oder des Scheines derſelben bewirken könnte; ſo, daß der Seefahrende gleich am Scheine erkennen könne, an welcher Küſte, eigentlich dieſes Licht brenne: ſo erhält der Erfinder außer dem vorbenannten noch fünf und zwanzig Ducaten. Und ſollte dieſes mit einem andern Feuer oder brennbarer Materie, die wenigere Koſten als die jezt dazu gebrauchte, erfordere, bewerkſtelliget werden können, ſo wird demjenigen, der vor oder am ein und dreyſſigſten Dezember 1782 über dieſes alles einen zureichenden Aufſaz einliefert, der obenbenannte Preis dorrelt ausgezahlt werden.

Nr. 17. Wer das beſte, mit den wenigſten Koſten verbundene, und durch zureichende Beweiſe beſtätigte Mittel, zur Beſchützung der Pfähle an den Seehäfen und Deichen gegen die Holzwürme anzeiget, erhält eine Prämie von hundert Ducaten.

Die Berichte und Beweisſchriften müſſen vor oder am lezten Dezember 1782 eingeſandt werden.

Dieſe Prämie bleibt bis Ausgangs Dezember 1784 ausgeſezt.

IX.

Vermiſchte Litterar-Anzeigen.

1. Eine neue Ausgabe aller Werke des Hrn. von Voltaire.

Die Ettingerſche Buchhandlung zu Gotha, hat eine Edition complette des Oeuvres de Monſ. de Voltaire, nach der Ausgabe dieſer Werke, welche Herr von Beaumarchais in Paris herausgiebt, auf Pränumeration in einem ausführlichern Avertiſſement angekündiget. Da die Pariſer Ausgabe in Octav 15 Schildlouisd'or oder ſogenannte Carolins koſtet, und wegen dieſes hohen Preiſes ſich nicht ſo weit verbreiten kann als ſie verdient, ſo hat obgenannte Buchhandlung darauf gedacht, dieſes koſtbare Werk durch Veranſtaltung einer wohlfeilern, aber doch dabey zierlichen Ausgabe, in mehrere Hände zu bringen. Dieſe wohlfeile Ausgabe enthält, ſo wie die Originalausgabe, (die von Wort zu Wort, und zwar ſo abgedruckt wird, daß ſogar die Anfangs- und Schlußwörter der Seiten übereintreffen ſollen,) 60 Bände in gros Octav, worunter ſich 20 ganz neue, noch ungedruckte Bände befinden. Von Zeit der erſten Auslieferung des Originalwerks an gerechnet, ſollen ſechs Monate darauf die erſten 20 Bände, und die 40 übrigen, von 6 zu 6 Monaten erſcheinen, ſo, daß ein und ein halb Jahr nach Erſcheinung der Beaumarchaisſchen Ausgabe, die Ettingerſche Ausgabe auch geendiget ſeyn ſoll. Der Preis der Leztern iſt für die Pränumeranten 30 Rthlr. in alten Louisd'or zu 5 Thlr., wovon 2 Louisd'or bey der Subſcription, 2 Louisd'or bey der Auslieferung der zwanzig erſten, und endlich 2 Louisd'or der zwanzig mittlern Bände vorausbezahlet, die lezten zwanzig aber frey ausgehändiget werden. Die Pränumerationszeit ſtehet bis zu Ende dieſes Jahres offen. Hier in Weimar kann man ſich dieſerwegen bey dem Hofrath Wieland melden.

2. An Teutſchlands Liebhaber der franzöſiſchen Litteratur, beſonders der franzöſiſchen Poeſie.

Bisher fehlte es unſern Landsleuten an einer Sammlung von franzöſiſchen Dichtern. Die meiſten derſelben ſind in Frankreich allein gedrukt; nur wenige in Teutſchland, und die leztern zum Unglück voll Unrichtigkeiten und Drukfehler, und verfehlen alſo den Zweck uns Teutſchen zugleich die Richtigkeit der Sprache zu lehren. Die Auflagen Frankreichs ſelbſt ſind zum Theil von dieſem Vorwurf nicht frey; aber auſſerdem iſt Teutſchlands Buchhandlung mit der franzöſiſchen zu wenig verbunden, und dieſe Verbindung zu ſehr durch eine Menge von Umſtänden erſchwert, um dieſe Schriften bey uns weniger ſelten zu machen. Niemand der Frankreichs Sprache und Litteratur kennt, wird bey ihrer heutigen Allgemeinheit an dem Nuzen und Vergnügen zweifeln, den eine gröſſere Ausbreitung von beyden Teutſchlands Liebhabern verſchaffen wird; denn viele, deren Stimme in ſolchen Dingen entſcheidend iſt, haben uns den Wunſch eine ſolche Sammlung zu beſizen geäuſſert. Wir halten für unnöthig mehr zu ihrer Empfehlung zu ſagen: hinten beygeſezte Werke reden für ſich ſelbſt. Die Wahl iſt ſo, damit iedermann etwas nach ſeinem Geſchmack findet. Die Gebrüder Pfähler in Heidelberg haben den Entſchluß gefaßt eine ſolche Sammlung franzöſiſchen Dichter in einem angenehmen Taſchen-Format und zum Anfange von 25 Bändchen in fünf Lieferungen, jede von 5 Bändchen zu geben. Jedes Bändchen wird unter ſeinem eigenen Titul entweder mit dem Bildniß des Verfaſſers nach guten Muſtern, oder mit ſonſten einem bedeutenden Kupfer von guten Meiſtern geſtochen, geziert ſeyn. Den Liebhabern den Ankauf ſo viel es diß Unternehmen erlaubt zu erleichtern, geben wir ein jedes Bändchen um den billigen Preiß von 10 gr. ſächſiſch; jede Lieferung alſo um 2 Rthl. 12 Ggr. und das

ganze in 25 Bändchen um 10 Rthl. 10 Ggr. Ein Preiß der in Bezug der Schönheit dieser Sammlung weit unter dem Verhältniß der heutigen Preise selbst in Teutschland ist. Alle diejenige Liebhaber und Freunde die sich gefälligst bemühen wollen 10 Unterzeichner zu finden, erhalten dafür das 11te unentgeltlich. Wir bitten geziemend um diese Bemühung; und um alles zu thun was ihnen diese Gefälligkeit erleichtern kann: so verlangen wir keinen Geldvorschuß, sondern begnügen uns mit einer bloßen Unterschrift der Liebhaber. Die erste Lieferung wird wo möglich zu Michaelis oder längstens zu Ende des Jahrs, und die übrigen in einer der Unternehmung angemessenen Zeit erscheinen.

Wir dörfen uns zum voraus auf einen allgemeinen Beyfall Hoffnung machen; da wir nichts ersparen werden ihn mit Recht fodern zu können. Die Besorgung dieser Sammlung ist einem Manne von Geschmack und den dazu nöthigen kunstrichterlichen Einsichten vertraut, der das Studium seiner Muttersprache schon seit vielen Jahren zu seinem Lieblingsgeschäfte gemacht hat. Dieser wird auch die bey Werken dieser Art gewiß mehr als wesentliche Correctur besorgen, und eines jeden Verfassers eigene Rechtschreibung sorgfältig beybehalten. Ueberhaupt wird diese Sammlung so viel nur gefodert werden kann, neben typographischer Schönheit Drukfehlerlos seyn. Heidelberg im May 1781.

In allen Buchhandlungen Teutschlands kann unterzeichnet werden.

Verzeichniß der Schriftsteller.

Oeuvres de Chaulieu - - -	2 Vol.
Henriade de Voltaire - - -	1
Poëmes, Epitres & autres poëfies dudit	1
Oeuvres de Greffet - - -	2
— du Cardinal Bernis - -	1

Oeuvres de Bernard - - -	1 Vol.
— choiſies de Piron - -	2 —
— de Mad. Deshoulieres - -	1 —
— choiſies de J. B. Rouſſeau - -	2 —
— de Boileau - - -	2 —
— d'Imbert - - -	2 —
Poéſies de Dorat, avec les Baiſers de Jean Second	5 —
— de la Fare - - -	1 —
— de Malherbe - - -	1 —
Voyage de Chapelle & Bachaumont ſuivi de quelques autres Voyages - - -	1 —
	25 Vol.

3. Ein neues teutſches Wörterbuch.

Der kuhrpfälziſche Hofkammerrath und Hofbuchhändler Schwan in Manheim, hat in Verbindung mit dem dortigen privilegirten franzöſiſchen Buchhändler Hrn. Fontaine folgendes Werk angekündiget:

Dictionnaire de la langue allemande à l'uſage des Etrangers, précedé d'une Introduction grammaticale.

Dieſes Wörterbuch wird in 4 Bänden in groß Quart auf Schreibpapier durchaus mit lateiniſchen Buchſtaben gedrukt, doch ſo, daß das teutſche Hauptwort zu Anfange jedesmal mit teutſchen Buchſtaben hinzugeſezt wird. Das Teutſche mit der franzöſiſchen Erklärung macht die erſte Hälfte in zwey Bänden aus; die andere wird das Franzöſiſche mit Beyſetzung des Teutſchen gleichfalls in zwey Bänden, jeder Band ohngefähr von 800 Seiten enthalten. Die Endungen und Beugungen ſind jedem Worte beygeſezt, wodurch den Ausländern

und getreu, ob ihr gleich mit euern Eidſchwüren die Götter auf ihren Thronen erſchüttertet? Wurdet ihr nicht in eben demſelben Augenblik Fulvien ungetreu? Welch ein ausſchweifender Wahnwiz, ſich durch Schwüre verſtriken zu laſſen, die auf den Lippen entſtehn, und unterm Schwören ſich ſelbſt brechen!

Antonius.

Allerangenehmſte Königin --

Cleopatra.

Nein, ich bitte euch, ſucht keine Vorwände für eure Abreiſe; nehmt Abſchied und geht; wie ihr batet, da bleiben zu dürfen, da war es Zeit für Worte, nicht izt, da ihr gehen wollt -- Ewigkeit war in unſern Lippen und in unſern Augen; Götterluſt in jedem Geſichtszug; kein Theilchen unſers Weſens ſo arm, das nicht von Wonne des Himmels überfloß -- Es muß noch ſo ſeyn, oder du biſt aus dem gröſten Helden der Welt der gröſte Lügner worden.

Antonius.

Nun, meine Königin --

Cleopatra.

Ich wollt' ich hätte deine Herculiſche Bildung; du ſollteſt erfahren, daß ein Herz in der Königin von Aegypten iſt.

Antonius.

Höret mich, Königin; die ſtrenge Nothwendigkeit der

Zeit

allerdings ein groſser Dienſt geleiſtet wird, und ſelbſt Teutſche werden ſich deſſen mit Nutzen in Anſehung ihrer eigenen Mutterſprache bedienen können, beſonders bey den verbis irregularibus, deren Abhandlung man ſogar in Adelungs grammatiſch kritiſchen Wörterbuche vergeblich ſucht. Um auch den Ausländern das Leſen und die richtige Ausſprache zu erleichtern, hat man die zuſammengeſezten Worte durch ein Theilungszeichen getrennet; ein Umſtand der wirklich von gröſserer Bedeutung iſt, als man glauben ſollte. Wie kann z. E. ein Fremder und ſelbſt ein Teutſcher wiſſen, ob das Wort erblich, wenn es in einem Wörterbuche einzeln und auſser aller Verbindung daſtehet, ein Beywort, oder die dritte Perſon des Zeitwortes erbleichen iſt? Weiß er dieſes nicht, ſo wird er eben ſo wenig beym erſten Anblick mit Gewisheit ſagen können, welche von beyden Silben er lang oder kurz ausſprechen ſoll. Wenn er aber hier beyde Wörter auf folgende Art getheilet findet erb-lich (héréditaire) und er-blich (il pâlit) ſo iſt ihm gleich geholfen. Eben das gilt von der Accentuation beſonders des Selbſtlautets e. In geben wird das erſte e anders ausgeſprochen, als in gehen: das wiſſen wir Teutſche nun zwar aus dem Gebrauch, weil wir es von Jugend auf ſo gelernt haben. Der Ausländer aber, der das noch nicht in der Uebung hat, wird immer in Gefahr ſeyn, eins mit dem andern zu verwechſeln. Findet er aber den Unterſcheid auf folgende Art bezeichnet: gèben, gehen, nèhmen, rèden, ſehen, ſo wird er jedes Wort richtig ausſprechen. Noch eine Hauptſchwierigkeit, welche die Ausländer bey Erlernung der teutſchen Sprache zu überwinden haben, und die ihnen öfters ſehr viel Mühe und unnöthiges Nachſuchen verurſachet, entſtehet durch die Abwandlung der unregelmäßigen Zeitwörter. Er lieſt z. E. Er lud mich zum Abendeſſen ein; oder: wie, wenn ich ihn zum Abendeſſen einlüde — Nun ſucht er in allen Wörterbüchern lud, lüde und findet nirgend eine Anzeige davon. Woher ſoll er

als Anfänger in der Sprache wiſſen, daß lud und lüde von dem Zeitworte laden auf eine unregelmäßige Weiſe abgewandelt iſt? umgekehrt iſt es nicht ſo. Wenn er das Zeitwort vor ſich hat, ſo findet er im Gottſched oder allenfalls am Ende des Dictionnaire pour deux nations die Abhandlung angezeigt. In obigem Falle aber iſt er ganz verlaſſen und weiß ſich nicht zu helfen. Auch dafür iſt in dieſem Wörterbuche geſorgt. Er findet darinn Lud. *Voy.* laden, u. ſ. w. Wir werden am Beſten thun, wenn wir aus dem vor uns liegenden Probebogen einige Wörter hieherſetzen.

AB-BRECHEN, (abbrechen) *v. a. irr.* Ich breche, du brichſt, er bricht ab, wir brechen ab &c. *imp. i.* brach, *ſubj.* bräche ab, *perf.* l. h. abgebrochen; *Ce verbe a différentes ſignifications.* 1.) *S'il eſt queſtion d'une ſeparation; p. e.* Eine Blume, Frucht abbrechen, *cueillir une fleur, un fruit.* Einem Pferde die Eiſen abbrechen, *déferrer un cheval.* 2.) *Abattre, demolir, caſſer, briſer, rompre, ruiner, détruire; p. e.* Ein Haus, eine Mauer abbrechen, niederreiſſen; *abattre, démolir une maiſon, muraille.* 3.) *S'il eſt queſtion d'une privation.* Einem am Sold, oder Lohn etwas abbrechen; *rogner la paye, retenir ſur les gages.* An der Koſt abbrechen, *retrancher de la penſion.* Sich in etwas abbrechen, *mieux:* ſich Abbruch thun, *ſe priver de qq. ch. s'en abſtenir, s'en empêcher.* An ſeinem Munde abbrechen; *épargner ſur ſa bouche. On dit auſſi:* Vom Preis abbrechen; *rebattre du prix.* Laſst uns davon abbrechen; *briſons là-deſſus.* Kurz abbrechen; *couper court. On trouve auſſi le verbe* abbrechen *comme un v. n. avec l'auxiliaire* ſeyn, ich bin, ich war abgebrochen *p. e.* Das Meſſer, die Nehnadel iſt abgebrochen; *le couteau, l'aiguille s'eſt briſée.*

AB-BRENNEN, (abbrennen) *v. a. & n.* Ich brenne-brennte ab, i. h. abgebrennet; *Comme v. n. la conjugaiſon eſt irrégulière & il faut dire:* Ich brennte-brannte ab, i. h. abge-

brannt; *Brûler, embraſer, mettre en feu, réduire en cendre, conſumer, incendier, être incendié.* Die Feinde haben die Stadt abgebrennet; (*&. non pas*, abgebrannt) *le ennemis ont brûlé la ville.* Das Haus iſt abgebrannt, (*& non pas* abgebrennet) *le feu a conſumé cette maiſon.* O *dis auſſi:* Unſere Freunde ſind abgebrannt; *c. à. d. nos amis ont perdu leur bien par un incendie.* Ein abgebrannter (*n. p.* abgebrennter) Mann; *un homme ruiné par le feu.* Das Feuer brennet ab; *le feu s'éteint.* Er hat die Kanone ab- oder losgebrennt; *il a tiré le canon.* Das Zündkraut iſt abgebrannt; *l'amorce n'a pas pris.*

AB-BRUCH, (Abbruch) (der) *gen.* des-es, *ſ. pl. Diminution, rétractement, rabais, abſtinence, dommage, préjudice, perte bréche, tort.* Jemanden an der Ehre Abbruch thun; *donner atteinte à l'honneur de qq. un, ternir ſa réputation.* Abbruch leiden; *avoir du dommage, de la perte.* Jemanden an ſeinen Rechten und Gerechtſamen Abbruch thun; *écorner les priviléges, les biens, l'autorité de qq. un.* Ich muſs ohne Abbruch bezahlet werden; *il faut qu'on me paye ſans rabais.* ſich an dém Nothwendigſten Abbruch thun, Mangel leiden; *ſe priver du néceſſaire.* An der Geſundheit Abbruch thun; *altérer la ſanté.*

AB-DANKEN, (abdanken) *v. a. &. n. Congédier, quitter le ſervice, licencier;* ich danke-dankte ab- i. h. abgedankt. Ich habe meinen Bedienten abgedankt; *j'ai congédié mon valet.* Mein Haushofmeiſter hat abgedankt, *mon Maitre d'Hotel a demandé ſon congé.* Der Hauptmann hat abgedankt; *le Capitaine a quitté le ſervice.* Die Truppen abdanken; *licencier les Troppes.* Syn. Abſetzen, entſetzen, entlaſſen, ein Amt niederlegen; *caſſer, diſtituer, ſe démettre de ſon emploi, réſigner, abdiquer. Jamais on ne dit d'un homme de merite:* er iſt abgeſetzet worden, *pas même:* er iſt abgedankt worden, *mais:* er iſt ſeiner Dienſte entlaſſen worden.

Abgedankt, abgeſetzt, entſetzt werden, *ſuppoſé toujours une cauſe d'shonorante.* Die Krone, die Regierung niederlegen; *abdiquer la couronne.* Der Nachtwächter hat abgedankt, *le crieur a achevé de crier les heures. On dit auſſi:* Der Schauſpieler danke ab, *c. à. d. il fait ſes remercimens aux ſpectateurs & annonce la pièce qu'on donnera le lendemain.* Bey einer Leiche oder Hochzeit abdanken, *haranguer l'aſſamblée à un enterrement, ou à une noce.*

ABATTRE, v. a. & n. irr. (Il ſe conjugue comme BATTRE.) *Niederreiſſen, abbrechen, einreiſſen, z. b. ein Haus;* it. *niederſchieſſen, als Wild;* it. *abſchlagen, herunterſchlagen, als Nüſſe,* Abattre des arbres; *Bäume fällen, umhauen.* Abattre la cataracte; *den Staar ſtechen.* Abattre le cuir d'un bœuf; *dem Ochſen die Haut abziehen.* La pluie a abattu la pouſſière; *der Regen hat den Staub gelegt.* Le café abat les fumées du vin; *der Caffé vertreibt die Dünſte vom Wein.* Les maladies m'ont abattu; *Die Krankheiten haben mich entkräftet.* Abattre le caquet de qq. un, *einem das Maul ſtopfen; ihm ſeine Blöſſe zeigen.* Abattre l'orgueil de qq. un, *einen Stolzen demüthigen,* Abattre bien du bois; (*im Bretſpiel*) *viele Steine ſchlagen.* Petite pluie abat grand vent. (prov.) *mit Gelindigkeit kann man auch viel ausrichten.* Abattre l'eau à un cheval; *einem Pferde den Schweiſs, oder wenn es aus der Schwemme kommt, das Waſſer abwiſchen.* Abattre un vaiſſeau; *ein Schif umlegen.*

ABBÉ, ſ. m. *Ein Abt, ſo nennet man in Frankreich gemeiniglich jeden der als ein Geiſtlicher gekleidet iſt.* Abbé en ſecond; *der Prior eines Kloſters.* Abbé croſſé; *ein Abt der den biſchöflichen Hirtenſtab, nicht aber den Biſchofshut tragen darf.* Abbé mitré; *ein Abt der biſchöfliche Gewalt hat.* Abbé ſéculier; *ein weltlicher Abt.* Abbé commendataire oder Abbé en commende; *ein Abt der eigentlich kein Mönch*

iſt, aber den Titel eines Abts führet; Abbé de Sainte espérance; *ein Abt ohne Abtei, der aber auf eine hoffet; ein Geiſtlicher, der noch keine Pfründe hat.* Abbé de cour, (*im Scherz*) *ein junger galanter Geiſtlicher, ein geiſtlicher Stutzer.* Abbés chef d'Ordre; *Aebte, die Ordens-Häupter ſind, oder die Aufſicht über verſchiedene Abteien haben.* Abbés particuliers; *Aebte, die nur ihrem Kloſter vorſtehen, und keine andere Abtei unter ſich haben.* Abbé *heißt auch bey gewiſſen Profeſſioniſten in Frankreich der Altgeſelle, und auf Schulen derjenige Schüler, dem auf eine Zeitlang die Aufſicht über die andern Schüler anvertrauet wird. Daher vermuthlich das Spiel,* le jeu de l'Abbé, *wo die übrigen alles nachmachen müſſen, was einer, der deshalb der* Abbé *heißt, vormacht.*

Dieſes wird genug ſeyn, unſere Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, was ſie in dieſem Wörterbuche zu erwarten haben. Noch müſſen wir anmerken, daß hier eben ſo wenig von einer Encyclopedie aller Wiſſenſchaften, als von einem technologiſchen Wörterbuche für jede einzelne Kunſt, die Rede iſt: man will den Ausländern das Leſen der teutſchen Schriftſteller und beſonders der alten und neuern Dichter ſo viel als möglich erleichtern, und aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, wird man eine zwekmäßige Vollſtändigkeit darinn nicht vermiſſen. Die Verfaſſer haben die gewöhnliche in Teutſchland angenommene Rechtſchreibung beybehalten, und das wird den Ausländern nur um deſto lieber ſeyn.

Der erſte Band ſoll bis Oſtern 1782 erſcheinen. Man verlangt keine Vorausbezahlung; diejenigen aber, welche auf dieſes Werk unterzeichnen, zahlen für jeden Band beym Empfang 12 Livr. oder einen halben Carolin; wer nicht unterzeichnet hat, wird 18 Livr. und alſo das Drittel mehr bezahlen müſſen. Wer auf 10 Exemplare Subſcription ſammlet, bekommt das eilfte für ſeine Mühe frey.

4. Mineralogiſche Beſchreibung der Fürſtenthümer Weimar und Eiſenach.

Auf kommende Leipziger Michaelismeſſe wird Endesunterſchriebener im Verlag der zu Deſſau errichteten Verlagscaſſe für Gelehrte und Künſtler den erſten Theil einer mineralogiſchen Beſchreibung der Fürſtenthümer Weimar und Eiſenach, auch einiger angrenzenden Gegenden, mit VI illuminirten Kupfertafeln, in median 8. herausgeben.

Die genaue Unterſuchung des einfachen Thüringerwaldgebürgs hat vorzüglich hierzu Gelegenheit gegeben, weil es der daran angeſezten Flözgebürge wegen, die meiſtens durch Bergbau eröfnet ſind, auch in anſehnlichen Tiefen noch zu beobachten, und deshalber unterrichtender iſt, als irgend ein anderes Gebürge. Da hierbey zugleich die nächſten Gegenden umher beobachtet wurden; ſo war es zu wagen

1) Ein Profil von dem Theil unſerer Erde zu verfertigen, welches ſo tief man hat eindringen können, bis auf den Granit, die Abwechſelung der Erd- und Stein-Schichten von der Rhön, bey Fuld, über das Thüringerwaldgebürge, Weimar, Bottendorf, das Mannsfeldiſche bis an die Porrhurberge bey Halle, theils nach der Beobachtung in Natur theils höchſt wahrſcheinlich darſtellet;

2) Ein dergleichen Profil, von der Mitte des Thüringerwaldgebürges durchs Schwarzburgiſche bis über die jenſeitigen Saalufer bey Saalfeld;

3) Drey dergleichen Profils, von den Kupferbergwerken bey Goldlauter ohnweit Suhl, von den Steinkohlenbergwerken bey Cammerberg und Manebach ohnweit Ilmenau, und von den Bergwerken bey Blankenburg ohnweit Rudolſtadt. Auch dieſe ſtellen die ganzen Durchſchnitte bis auf Grundgebürge vor.

Die Verfertigung der Kupfertafeln, und die unumgänglich nöthige Illumination der Kupfer wird unter des Verfassers Aufsicht geschehen.

Die angrenzenden Gegenden, welche ausser dem Weimar und Eisenachischen Territorium die Beschreibung trifft, sind die um Schmalkalden, Suhl, Glücksbaum, Blankenburg, Steinbach, Großcamsdorf, Frankenhausen, Kiffhäusenburg, Bottendorf, u. s. w.

Alle vorkommende Mineralien sind genau nach dem Cronenstadtischen und Wernerischen System beschrieben und benannt, und die Beschreibung soll hoffentlich in diesem Puncte so deutlich werden als die Profils; so daß hoffentlich auch denen, die sich noch nicht mit Mineralogie abgegeben haben, eine richtige Erkenntniß von dem Innern obiger Erdstriche und den Lagerstädten der Fossilien beygebracht werden wird. Weimar, den 26sten Jun. 1781.

Johann Carl Wilhelm Voigt.

---

5. Das Feldmannische Naturaliencabinet wird zum Verkauf angeboten.

Der zu Neu-Ruppin in der Chur-Mark Brandenburg verstorbene Doctor Medicinae und Creyß-Physicus Feldmann, dessen Biographie in dem 3ten Bande der zu Berlin herausgekommenen Gesellschaftlichen Beschäftigungen Naturforschender Freunde, deren Mittglied er war, pag. 505. vorkommt, hat ein sehr beträchtliches Naturalien-Cabinett, an Mineralien, Steinen, Petrefacten, geschnittenen und auf allen Seiten fein polirten Stein und Holz-Platten, und besonders den allerauserlesensten Conchylien hinterlassen, dessen in dem angezogenen Orte Gesellschaftlicher Beschäftigungen, von dem Vorsteher dieser Gesellschaft, dem durch seine Schrif-

ten bekannt gewordenen Doctor Martini folgender Maßen gedacht wird, verbis:

„er, der verstorbene D. Feldmann, hatte sich nach und „nach, mit nicht wenigen Kosten, eine der gröſten, präch„tigſten und mit dem schönſten, zum Theil ungemein sel„tenen Exemplaren, prangende Sammlung von Conchylien „und Corallen angeschaft. Er besaß ferner eine vollstän„dige Sammlung aller bey Berlin, Ruppin und an vie„len andern Orten der Chur-Mark zu findenden Stein„Arten und Petrefakten, und hatte sie alle selbst aufge„sucht auch schön schleiffen und poliren lassen. Von Er„zen besaß er einen auserlesenen Vorrath. Endlich ent„hielt sein Naturaliencabinett eine zahlreiche Sammlung „unterschiedener fremder und einheimischer Holtz-Sorten „in geschliffenen Platten. Ueberhaupt hat er seinen gros„sen Schatz natürlicher Seltenheiten (der wohl verdien„te künftig ein öffentliches Naturaliencabinett lehrrei„cher zu machen, weil der selige Besitzer jedem Cörper „eine deutliche Beschreibung beygefügt:) theils bey R. „Ruppin gesammlet, theils aber aus Amsterdam, Lon„don, Altona, Helsingör, Königsberg, Petersburg, „Wolffenbüttel, Zürch, Mallaga, Batavia u. s. w. „durch Briefwechsel mit Kennern und Freunden, erhalten. „An Glanz, Politur, an Reinlichkeit und Ordnung, „wird seine Sammlung, die man mit Entzücken bewun„derte, nicht leicht von einer andern übertroffen.

Dieſes Cabinet soll gegen den 1ſten März 1782 im ganzen verkauft werden, und werden Kenner und Liebhaber ersuchet, ihre Gebothe in Golde gegen diesen Termin an die Erben in einem versiegelten Billett Franco einzusenden, da denn solches, wann ein annehmliches und dem Werth dieſer Sammlung angemeſſenes Geboth geschiehet, dem Meiſtbiethenden zugeschlagen werden soll.

Der Catalogus von diesem Cabinette, welcher 17 Bogen med. Octav stark ist, ist in Züllichau in der Frommannischen Buchhandlung, auch bey derselben auf den Leipziger Meßen, in Berlin bey dem Buchbinder Jacobi und in Ruppin bey den Felldmannschen Erben selbst, auf Druckpapier und geheftet für 10 gr., auf holländisch Schreibepapier aber nur allein bey den Erben selbst jedes eingebundne Exemplar für 18 gr. zu haben, und werden Briefe und Gelder in dieser Angelegenheit Franco erbethen.

---

6. Gedichte und Schauspiele von Mad. Albrecht.

Das schmeichelhafte Glück, Freunde und Freundinnen gefunden zu haben, denen meine kleine Gedichte gefallen, hat mich so dreist gemacht, dasjenige von meinen Arbeiten, was ich nach der Meynung mehr meines Herzens als meiner Einsicht, einiger Bemerkung werth glaubte, zusammen herauszugeben.

Mein Wunsch ist vollkommen erfüllt, wenn ich vielleicht einige finde, die mit mir gleich denken. Mein Ruhm ist, wenn sie mein Herz nicht verkennen, sondern es sorlesen, wie es bey den Empfindungen, die ich niederschrieb, schlug. Angenehm wird mir jede Erinnerung seyn, die mir zur Lehre dienen kann, und werth jeder der mir sagt er habe den feinen Zwek meiner Gedanken entdekt.

Eine Auswahl der Gedichte, welche ich in den ehemaligen Blumenlesen von 1779 und 80 beygetragen, und eine größere Zahl ungedrukter und ebenfalls gewählter, sollen nebst zwey kleinen theatralischen Stücken, unter dem Titel:

Gedichte und Schauspiele von Sophie Albrecht, diese Sammlung ausmachen.

Zwischen 24 bis 28 Bogen werden darinn nebst einem Kupfer und einer Vignette von Hrn. Chodowiecki zu Michaelis-Messe dieses Jahrs geliefert, und Druck und Papier wird nach dieser Probe ausfallen.

Für diesen Band soll der Pränumerationspreis zwanzig Groschen, den alten Louisd'or zu fünf Thaler gerechnet, seyn. Der Termin ist bis den September dieses Jahr offen, nachher wird eine Buchhandlung es in Commission bekommen, und für 1 Rthlr. 8 Gr. den Liebhabern überlassen.

Ich ersuche meine bekannte und unbekannte Freunde und Freundinnen, sich, wenn es ihnen gefällig ist, dieser Sache gütigst zu unterziehen, diese Anzeige auszutheilen, und den Vorschuß [illegible] zu nehmen.

Ich hoffe diese Gefälligkeit auch von den Buchhandlungen Teutschlands, und bitte Briefe und Gelder frey an mich unter der Addresse: An Madam Albrecht, gebohrne Baumern, in Erfurt, zu übersenden, und die Namen derer Pränumeranten beyzufügen.

Diese sollen sowohl, wie die Namen derer, die die Einsammlung gütigst besorgen, dem Werke vorgedruckt werden, wenn sie solches nicht besonders verbitten.

Die Kupferabdrücke werden so gegeben, wie sich die Theilnehmer gemeldet; denen also an den ersten Abdrücken gelegen ist, die werden ersucht, sich bald zu melden. Auf zehn Exemplare wird eins, und auf zwanzig die drey folgenden frey gegeben, und bis Leipzig, Frankfurt, Hamburg und Lübek werden die Exemplare frey geliefert. Nähere Oerter genießen diesen Vortheil auch. Erfurt, den 1. Junius 1781.

Sophie Albrecht.

Zeit fordert eine Weile unſre Dienſte; aber mein ganzes Herz bleibt bey euch zurük. Unſer Italien ſchimmert um und um von bürgerlichen Schwerdtern; Sextus Pompejus nähert ſich ſchon den Thoren von Rom. Die gleiche Stärke zwoer einheimiſcher Partheyen brütet gefährliche Unruhen; die Verhaßten ſind mächtig, und mit dem Zuwachs der Macht auch beliebt worden; der verurtheilte Pompejus, reich von angeerbtem väterlichem Anſehen, ſchleicht ſich in die Herzen aller derjenigen ein, die bey der gegenwärtigen Regierung nichts gewonnen haben, und deren groſſe Anzahl gefährlich iſt; kurz, die zeitherige Ruhe ſelbſt hat dem Staat eine Krankheit zugezogen, welche leicht in verzweifelte Veränderungen ausbrechen könnte. Mein beſonderſter Beweggrund, und derjenige ſo euch am meiſten mit meiner Abreiſe ausſöhnen ſollte, iſt Fulvia's Tod.

Cleopatra.

Ob ich gleich noch nicht alt genug bin, um von Thorheit, ſo bin ich es doch, um von Kindheit frey zu ſeyn. Kan Fulvia ſterben?

Antonius.

Sie iſt todt, meine Königin! Siehe hier, und lies, wenn es dir beliebt, die Unruhen die ſie erregt hat; das Lezte was ſie that, war das Beſte; ſiehe, wenn und wo ſie ſtarb.

Cleopatra.

O höchſt treuloſe Liebe! Wo ſind die Thränen-Güſſe

die

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

Ostermond.

I. Richard und Blondel. S. 3.
II. Einiges über William Hogarth und seine Werke. 19.
III. Theorie des Windes und der Kälte. 36.
IV. Auszüge aus Briefen u. s. w. 48.
V. Zu was taugt dem Unglükl. der Geschm. am Schönen? 52.
VI. Preisfragen von der Holländischen zu Harlem errichteten Gesellschaft der Wissenschaften. 79.
VII. Ankündig. einer vollst. Ausgabe von Voltair's Werk. 91.
VIII. Vermischte Anzeigen. 94.

Wonnemond.

I. Briefe über ein schweitzerisch Hirtenland. 97.
II. Von der Dauer der Welt, und ihrem verschiedenen Alter, nach der Lehre der Bramanen, ausgez. aus Hrn. Le Gentil's Reisen in Ind. 114.
III. Ob man begründet sey, aus einigen Stellen der Ilias zu vermuthen, daß Homer ein Bastard gewesen sey? gegen A. Pope. 125.
IV. An den Herausgeber des T. Merkurs. 139.
V. Heloise an Abälard, aus dem Französ. des Colardeau. 146.
VI. Beytrag zur Künstler-Geschichte. 151.
VII. Ueber die teutschen Monatsnahmen an d. H. d. M. 161.
VIII. Nachricht von der in Dessau errichteten Verlagskasse für Gelehrte und Künstler. 167.
IX. Vermischte Anzeigen. 177.

Sommermond.

I. Briefe über ein schweitzerisches Hirtenland, fortges. 185.
II. Ueber die Monsun (Monzon) Winde, und die besondern Jahrszeiten zu Pondichery. 203.
III. Ueber die Schwierigk. von der Kunst der Alten, best. in geschnittenen Steinen, aus Büchern zu urtheilen. 216.
IV. Betrachtung über den Standpunct, worinn wir uns in Ansehr auf Erzählungen und Nachrichten von Geisterscheinungen befinden. 226.
V. Auszug aus einem Schreiben des Herrn Johann Baptista Manso, Marchese di Villa, an den Prinzen von Conca, Großadmiral von Neapoli — einen Geist betr. mit welchem der berühmte Dichter Torquato Tasso Umgang zu haben glaubte. 239.
VI. Versuch einer Uebersetzung der ersten Ep. des Horaz. 246.
VII. Zweyte Forts. des Verz. Franz. Schriftstellerinnen. 257.
VIII. Beschl. der Preisfr. der Ges. der Wiss. zu Harlem. 267.
IX. Vermischte Anzeigen. 274.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1781.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Heumond 1781.

I.

Athenion, genannt Ariſtion,

oder

das Glück der Athenienſer unter der Regierung eines Philoſophen.

Unter die gelehrten Weidſprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der ſie zuerſt geſagt hat, und um des blendenden Sinns willen, den ſie beym erſten Anblick von ſich werfen, ohne weitere Unterſuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: Felix Respublica ubi aut Philoſophi imperant, aut Imperantes philoſophantur; d. i. Glüklich ſind die Staaten, wo entweder die Philoſophen regieren, oder die Regenten philoſophiren.

Friede ſey mit der Aſche des ehrlichen Mannes, aus deſſen Munde oder Feder dieſes weiſe Wort zum erſten hervorgegangen! Ich bin gewiß, der Mann hätte mit gutem Gewiſſen ſchwören können, daß er eine große Wahrheit zu ſagen glaubte — und ich ſelbſt wollte darauf ſchwören, daß er ein

Philosoph war, und daß sein gnädiger Herr oder seine Gnädigen Herren — nicht philosophierten.

Ich denke nicht, daß hier erst zu fragen sey, was er unter einem Philosophen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glüklich das von einem Weisen Manne weislich regiert werde: so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer solchen Emphase und als ob er da eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch seine Meynung nicht. Er verstund unter einem Philosophen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Philosophen verstanden hat, einen Mann der sich auf Philosophie gelegt hat und Philosophie treibt: so wie man unter einem Arzt nicht einen Mann meynt, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern einen der die Arzneykunst gelernt hat und treibt so gut er kann und weiß; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glüklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht ein Schiff zu führen. Vorausgesezt also daß in vorbesagtem Weidspruch das Wort Philosoph weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Ciceros Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolfens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge in sofern sie möglich sind, zu seiner Profeßion gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines

Philoſophen glüklicher ſeyn ſollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der ſoviel Verſtand hat ſeine rechte Hand von ſeiner Linken zu unterſcheiden. Daß die Philoſophen andrer Meynung ſind, und daß es ihnen, weil ſie andrer Meynung ſind, an Gründen, ihre Meynung aufzuſtutzen, nicht fehlen könne, laß ich gerne gelten. Ariſtoxenus, der Muſicus, behauptete: die Seele ſey ein Accord und das Univerſum eine große Harfe, auf der die Natur Solo ſpiele! Einem Manne, der ſo partheyiſch für ſeine Kunſt dachte, war es gewiß nicht zuviel, auch zu behaupten oder doch wenigſtens zu glauben, die Staaten würden am glüklichſten ſeyn wenn ſie von lauter Tonkünſtlern regiert würden. Und der franzöſiſche Tanzmeiſter, der unmöglich begreiffen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley geſehen haben könnte, daß ſie ihn zu ihrem erſten Miniſter gemacht da er doch der größte Schöps auf ſeinem Tanzboden geweſen — ich bin verſichert, daß in den Augen dieſes ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeiſter geſchikter war die Welt im Gang zu erhalten, als die ſämtlichen Mitglieder aller Akademien der Wiſſenſchaften in Europa. Es iſt nun einmal nicht anders: Jedermann iſt öffentlich oder heimlich für die Profeßion die er treibt, und für die Claſſe zu welcher er gezählt wird, eingenommen; Warum ſollten's die Philoſophen, die doch unſtreitig ſoviel vor uns andern voraus haben, weniger ſeyn?

Der kürzeſte und ſicherſte Weg über dieſen Punct hinter die Wahrheit zu kommen, iſt wohl dieſer, daß man ſich umſehe, wie glüklich die Staaten ge-

weſen ſind denen es ſo gut worden iſt von Philoſophen regiert zu werden. Soviel ich weiß, iſt der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber deſto auffallender und vorſtechender wird ohnezweifel auch das Glück ſolcher Staaten geweſen ſeyn. Mir iſt davon ein Beyſpiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das Merkwürdigſte in ſeiner Art iſt das die Geſchichte aufzuweiſen hat. Da zu vermuthen iſt, daß der Philoſoph, den ich meyne, wenigſtens 99 von 100 meiner werthen Leſer gänzlich unbekannt ſey: ſo will ich Ihnen ſeine Geſchichte umſtändlich genug erzählen, um ſie eben ſo bekannt mit ihm zu machen, als ob ſie das Glük gehabt hätten ſelbſt unter ſeiner Regierung zu leben — mit der vorläuffigen Verſicherung, daß Sie Sich auf die hiſtoriſche Wahrheit aller Umſtände, ſo außerordentlich und mährchenhaft ſie auch zum Theil klingen mögen, ſo gut als bey irgend einem andern Stück alter Geſchichte verlaſſen können.

Ungefehr 130 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewiſſer **Athenion**, Bürger und Philoſoph daſelbſt; denn er gehörte zu der Schule des **Peripatetikers, Erymnäus**, von deſſen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen iſt, als „daß er, ungefehr um dieſe Zeit der Schule des Ariſtoteles, oder dem ſogenannten Lyceum vorgeſtanden haben ſoll.„ Dieſer Athenion ſchafte ſich in ſeinen alten Tagen eine ägyptiſche Sclavin an; dieſe Sclavin gebahr, nach einiger Zeit, einen Sohn; und dieſer Sohn, der nach dem Namen ſeines Patrons **Athenion** genennt wurde,

iſt der Held der gegenwärtigen Geſchichte. Wer auch der Vater ſeyn mochte, vermuthen läßt ſich wenigſtens daß es der Philoſoph Athenion ſo gut ſeyn konnte als ein anderer; und daß er es vielleicht ſelbſt glaube ſchloſſen viele daraus, weil er den jungen Menſchen, nachdem er herangewachſen war, in beſondere Affection nahm, und zulezt ſogar zum Erben einſezte.

Indeſſen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der Peripatetiſchen Philoſophie willen, lieber ſehen möchten daß der alte Athenion ſchußfeſt gegen die Reize der Aegyptiſchen Magd geblieben wäre, unverhalten laſſen: daß ſeine Freygebigkeit gegen den Sohn ſeiner Sclavin eben ſowohl die bloße Erkenntlichkeit für die beſondere Treue, womit ihm der junge Menſch zugethan war, als ein ſtärkeres natürliches Gefühl zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geſchichte ſagt: als der Philoſoph endlich vor hohem Alter ſchwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall wo er gegangen und geſtanden an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die Treue und Hülfleiſtung bewieſen, die er nur immer von der zärtlichſten Gattin und dem dankbarſten Sohn hätte erwarten können.

Dieſe beſondere Treu nnd Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menſchen die bloße reine Würkung ſeiner Dankbarkeit gegen ſeinen alten Wohlthäter ſeyn; ſie konnte aber eben ſowohl die bloße reine Würkung ſeiner Neigung zur Verlaſſenſchaft deſſelben ſeyn. Wir erinnern dieſes beyläufig

die du ihr ſchuldig biſt? Nun ſeh ichs, an Fulvias Tod ſeh ichs, wie der meinige wird aufgenommen werden.

Antonius.

Höret, anſtatt immer zu zanken, lieber, was meine Abſichten ſind; ſie ſollen Plaz haben oder aufhören, je nachdem ihr es gut findet. Beym Feuer, das den Schleim des Nils befruchtet, ich geh als dein Soldat und Diener von hier, und mache Frieden oder führe Krieg, wie du es lieber ſiehſt.

Cleopatra.

Schneide mir meinen Schnür-Leib auf, Charmion, komm; doch laß es nur ſeyn, ich befinde mich in einem Augenblik bald wohl bald übel; ſo liebt Antonius.

Antonius.

Meine unſchäzbare Königin, verzeihet, und laſſet einer Liebe beßre Gerechtigkeit wiederfahren, die alle Proben aushalten wird.

Cleopatra.

Das ſagte mir Fulvia. Ich bitte dich, dreh dich auf die Seite, und wein' um ſie; dann nimm Abſchied von mir, und ſage, dieſe Thränen gehen Cleopatra an. Ey ja, ſey ſo gut und ſpiel eine hübſche Scene von Verſtellung, und laß ſie der vollkommnen Ehre gleich ſehen.

Antonius.

Du ermüdeſt meine Geduld, laß es genug ſeyn.

denen zu Lieb, welche (mit weniger Menschenkenntnis als Gutherzigkeit) immer geneigt sind von jedem Schein der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder achtmal richtig betrogen zu werden. Wahr ists daß sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das ärgste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daß unter Zween der den sie für den bösen Menschen ansahen, der Gute, und der für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten der Böswicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn möchte, genug der Sohn der Egyptierin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumierter Sohn und Erb er war, Mittel sich das Athenienſische Bürgerrecht zu verschaffen; welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes, und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den Athenienſischen Zünften eingeschrieben werden mußte; so vertauschte er bey dieser Gelegenheit seinen bisherigen Namen Athenion mit Ariſtion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bey den Alten welche von ihm sprechen vorkömmt.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben gebohren, womit die Natur, nach der Meynung des Philosophen Vanini, seines gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Kultur dieser Gaben, und der

kluge Gebrauch den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die philosophischen Wissenschaften, wie es scheint (*) mehr aus Liebhaberey als um Gewinns willen trieb, und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zugebracht — hatte er vermuthlich von dem, was damals zur Encyklopädie der Peripatetischen Schule gehörte, schon soviel begriffen; daß er, nach dem Tode seines Vaters, Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröfnen, und nach unsrer Art zu reden, den Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften (**) zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben soviel Eyfer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa, und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Namen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück; wo er sich durch seinen lebhaften geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bey einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Wiz und Beredsamkeit von jeher Alles vermochten.

Ich hätte beynahe einen kleinen Umstand vergessen,

(*) Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dies aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrükt, schliessen.

(**) Denn dies ist was man, zu des Athenäus Zeiten, durch das Wort, σοφιστευειν, verstanden zu haben scheint.

welchen ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Philoſoph wie Poſidonius in ſeiner Erzählung der Lebensumſtände des Ariſtion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, deſſen nicht ohne Abſicht, wie es ſcheint, Erwähnung thut. Ariſtion fieng nemlich ſeine neue Lebensart damit an, daß er ein ſchönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heurathete — eine Handlung, die ihm, in ſofern als er das Mädchen heurathete, noch ſogar zum Verdienſt angerechnet werden könnte; denn das war mehr als ſein eigner Vater gethan hatte; — wenigſtens wär' es einem Philoſophen aus der Peripatetiſchen Schule, welche, bey Berechnung deſſen was das *Summum Bonum* eines weiſen Mannes ausmache, den bonis *corporis* ihr volles Drittel einräumte, ſo wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne, übel auszulegen. Aber Ariſtion war (wie wir in der Folge ſehen werden) ein Menſch, dem man mit vieler Wahrſcheinlichkeit zutrauen kann, er habe bey der Heyrath mit der ſchönen jungen Dirne noch eine kleine ſophiſtiſche Nebenabſicht gehabt, die ſeiner Klugheit mehr Ehre macht als ſeinen Sitten — nemlich (um es nur heraus zu ſagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, deſto leichter ins Garn zu locken. Wenigſtens ſcheint es, Poſidonius hätte ſich, wenn er eine ſo unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verſtehen geben wollte, kaum verſtändlicher ausdrücken können. (*) Auch der Umſtand, daß er

(*) Γημας δε παιδισκαριον ευμορφον, ΜΕΤΑ

Athen verließ und seine sophistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht. Die Athenienser sollten keine Augenzeugen davon seyn, wie er das Vermögen erworben womit er zu ihnen zurükkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man, in der Operation sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmal wieder als einer der sein Glük gemacht hat, so läßt sich die Menge immer vom Glanz des Goldes blenden, und fragt wenig darnach wie es erworben worden.

Als Aristion nach Athen zurük kam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Roms große und unversöhnliche Mitwerberin um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Große gedemüthigt und jenseits des Gebürges Taurus eingeschlossen worden war, schien nun Alles dem glüklichen Genius dieses wundervollen Freystaats weichen zu müssen. Aber das Schikſal, oder richtiger zu reden, der Römer eigne Herrschsucht (die keine andre Greuzen des

ΤΟΥΤΟΥ προς το σοφιστευειν ωρμησε, μειραξια χολαστικα θηρευων. Mich dünkt dies sagt deutlich genug daß sie an der Sophistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das wie? ergiebt sich dann aus der Natur der Sache.

Römiſchen Reiches anerkannte als wo die Natur aufhörte Menſchen hervor zu bringen) erwekte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarſten der ſich ihnen jemals entgegengeſtellet hatte, in der Perſon des Königs von Pontus, **Mithridates**, dem ſeine außerordentlichen Eigenſchaften den Beynamen des **Großen** erwarben; eine zweydeutige Ehre, die faſt immer zu ſehr auf Koſten des menſchlichen Geſchlechts erworben worden iſt, um von einem guten Menſchen geſucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander ſelbſt hatte nichts vor ihm voraus als ſein Glük; und auch in dieſem ſchien ihm Mithridates eine Zeitlang gleich zu ſeyn.

Die Römer konnten den Ehrgeiz dieſes Fürſten — der weder mit dem höflichen Vaſallen-Namen eines Freundes und Bundesgenoſſen des Römiſchen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die ſein Vater von demſelben empfangen hatte, zufrieden war — eben ſo wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz (*) dieſer Bürger einer Italiäniſchen Städt, die von den Ufern des Tybers ſich zu Richtern über die entfernteſten Könige aufwarfen, und entſchloſſen ſchienen nicht eher zu ruhen, bis ſie

(*) „Entweder, o König, verſuche größer zu werden als die Römer, oder befolge ſtillſchweigend was ſie dir befehlen„ ſagte Marius zum König Mithridates. Der König ſtund wie vom Donner gerührt, ſezt Plutarch (der dies erzählt) hinzu; denn er hatte zwar ſchon vieles von den Thaten der Römer gehört; aber dies war das erſtemal, daß er mit eigenen Ohren hörte, aus welchen Ton ſie mit ſeinesgleichen zu ſprechen pflegten.

es dahin gebracht hätten von den Trümmern der gröſsten Thronen herab der ganzen Welt Geſetze vorzuſchreiben. Bey ſolchen gegenſeitigen Geſinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadozien, woraus der König von Pontus den K. Ariobarzanes, den die Römer beſchüzten, vertrieben hatte, gab den erſten Vorwand: im Grunde aber war es (wie Marius dem König auf gut Römiſch unter die Augen geſagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhänglichkeit zu entſagen. Der ehrſüchtige Fürſt durch ſeine Verbindung mit dem Könige von Armenien, und durch freywilligen oder erzwungnen Beyſtand vieler andern Aſiatiſchen Völker verſtärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwey und zwanzig Nationen von verſchiednen Sprachen (*) zählte.

Der Moment, in welchem er dieſe gebohrnen Feinde des königlichen Namens, welche auſser der Majeſtät des Römiſchen Volkes keine Majeſtät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für ſein Vorhaben nicht günſtiger ſeyn. Die Römer, waren ſeit ungefehr zwanzig Jahren zuerſt durch den Krieg mit dem Numidiſchen Fürſten Jugurtha — dann durch die Noth, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidi-

(*) Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumal wenn wahr ſeyn ſoll, was Juſtinus ſagt: daſs Mithridates alle dieſe Sprachen geredet habe.

gen, welche Fluthenweise aus Germanien in Gallien eingedrungen waren, und Italien zu überschwemmen drohten — endlich durch den blutigen Marsischen Krieg (oder den Krieg mit ihren mißvergnügten und empörten Italiänischen Alliirten), worinn Italien in wenig Jahren über 300,000 streitbarer Männer und Jünglinge verlohren hatte — die Römer, sage ich, waren durch dies alles außerordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eignen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den Römischen Namen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreyer sich aufwerfenden Eroberer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öfnen versprach.

Mithridas säumte sich nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glüklicher weise für ihn waren die ersten Römischen Feldherren, die sich ihm entgegenstellten, keine Sulla noch Luculle. Er schlug sie zu verschiednenmalen, vernichtete ihre Armeen, und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam und so sehr wider alles was unter Menschen und Völkern Sitte ist: daß man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Rom's Untergang zum Ziele hatten, und sich mit diesem — oder seinem eignen enden würden.

Wir haben die Athenienſer und den Philoſophen Ariſtion einen Augenblik aus dem Geſichte laſſen müſſen: weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geſchehen mußte, anſtändiger war, dem Leſer die Erinnerung an die Geſchichte dieſes berühmten Römer-Feindes durch etliche Federſtriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweiſen, die er izt vielleicht weder Luſt noch Gelegenheit hat, nachzuſchlagen. Wir kehren, nach dieſem kleinen Abſprung erſt zu den Athenienſern, und dann zu unſerm Sophiſten zurück.

Es war ungefehr zweyhundert und vierzig Jahre ſeit die Griechen durch die berühmte Schlacht bey Chäronea ihre Freyheit verlohren — und über hundert, ſeit ſie Etwas der Freyheit ähnliches durch den Römiſchen Conſul Flaminius, wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieſer Zeit mancherley abwechſelnde und zum Theil ſehr widrige Schikſale erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichſten und herrlichſten Städte in der Welt; noch immer, wenigſtens dem Namen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künſte und der Wiſſenſchaften: aber der Geiſt den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige große Männer eingehaucht hatten, war ſchon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört große Männer hervorzubringen. Der edle ſchöne Charakter, welchen Perikles und Iſokrates dem Athenienſiſchen Volke beylegen, war erſt durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrſchaft der Macedoniſchen Fürſten, ſtufenweiſe ſo ausgeartet: daß jene alten

Athenienſer, die mit Ariſtides, Themiſtokles und Cimon den größten König von Aſien gedemüthigt hatten -- die Athenienſer die dem Antigonus und Demetrius bey lebendigem Leibe einen eigenen Prieſter beſtellten, und ſie, als Schuzgöttern ihrer Stadt, der Minerva und den Eleuſiniſchen Göttinnen an die Seite ſezten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört ſich, wenn man beym Plutarch bald die übermüthigen Bübereyen bald die knechtiſchen Niederträchtigkeiten lieſt; welche ſie ſich nicht ſchämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorcetes heute die unbeſonnenſte Verachtung, morgen die ausſchweifendſte Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indeſſen blieb doch die Idee der Freyheit immer die Dulcinea dieſes leichtſinnigen Volkes, ungeachtet ſie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit ſchimmernde Einwürfe zu machen für ſie vorüber ſey.

So ſchwärmeriſch ihre erſte Dankbarkeit geweſen war, als ſie Flaminius von dem Joche des Königs Philippus befreyte; ſo konnten ſie ſich doch bey kälterm Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freyheit, die man ihnen geſchenkt hatte (*), nicht

(*) Die Griechiſchen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit ſo beſchenkt. Aber meiſtens hatte man ihnen vorher alles genommen was dem Geſchenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, ſagte Demetrius zu dem bekannten Philoſophen dieſes Namens in Megara, ich laſſe euch eure Stadt frey. Das iſt wahr, verſetzte Stilpon, denn du haſt uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelaſſen.

viel beſſer als eine Kinderpuppe ſey; und alle hellenieſirende Politeſſe, königliche Freygebigkeit und herablaſſende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perſeus, Paulus Emilius, die Römiſche Majeſtät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen ſuchte, alle Wohlthaten, welche ſie vor andern griechiſchen Städten von ihm empfangen hatten — erzeugten, eben darum weil es Wohlthaten waren, bey einem ſo flüchtigen, veränderlichen, und auf ſeine ehemalige Größe ſo eitelſtolzen Volke, nur eine vorüberrauſchende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblike bey dem geringſten Anſchein ſich wieder unabhängig zu machen in Haß und Empörung umſchlug. Das widerſinnigſte bey dieſem allen war, daß ſie durch ſo viele Erfahrungen, wie ſie ſich bey jedem ihrer vielen Befreyer ſo wenig beſſer als vorher befunden und im Grunde nur einen neuen Beherrſcher um den Alten eingetauſcht, nicht klüger geworden ſondern immer bereit waren, auf eigene Koſten einen neuen eben ſo vergeblichen Verſuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhieng, zu ſehen, daß in ihren Umſtänden und bey der damaligen Lage der Sachen gar nichts mehr zu verſuchen war.

So waren die Athenienſer, und ſo waren die meiſten Griechiſchen Städte in Aſien und in der eigentlichen Hellas beſchaffen und geſtimmt; als Mithridates ſich ihnen, gleichſam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreyer von der Oberherrſchaft eben dieſer Römer zeigte, denen ſie kurz vorher ſo ergeben geweſen waren. Ein glattzüngiges

Cleopatra.

Ihr könntet es noch beſſer, doch iſt das ziemlich gut gemacht.

Antonius.

Nun, bey meinem Schwerdt --

Cleopatra.

und Tartſche -- es geht immer beſſer; doch iſt es noch nicht ſein beſtes -- Sieh, ich bitte dich Charmion, wie dieſer Herculiſche Römer von ſeinem Zorn gefreſſen wird!

Antonius.

Ich will euch verlaſſen, Lady.

Cleopatra.

Mein höflicher Lord, nur ein Wort: Ihr und ich müſſen ſcheiden, mein Herr; (aber das iſt es nicht, was ich euch ſagen wollte.) Ihr und ich haben einander geliebt, mein Herr, (aber das iſt auch nichts, ihr wißt es wol,) es iſt etwas anders das ich ſagen wollte -- O! meine Vergeßlichkeit iſt ein rechter Antonius, ich kan mich kaum mehr an mich ſelbſt beſinnen.

Antonius.

Wenn Eure Majeſtät nicht die Thorheit zu ihrem Sclaven hätte, ſo würd' ich verſucht, euch für die Thorheit ſelbſt zu halten.

Cleopatra.

Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhänglichkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumahlen, um sie, in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen, zu Maasnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen mußten; und es war Nichts was sie in einem solchem Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dies war immer ihr Fehler und ihr Unglük gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich von Pisistratus bethören ließen, in einer von seinen Gesezgeberlichen Satyren den Vorwurf gemacht:

Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das was er spricht, nimmer auf das was er thut.
Schlau wie der Fuchs ist jeder für sich: doch Alle zusammen,
Fahrt ihr, wie Blasen voll Luft, leicht an Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original nicht die schönsten: aber sie sagten den Athenienſern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestättigt wird. Der erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eignen Begriffen einen Barbarn, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Licht eines Befreyers und Schuzgottes zeigte: machte sie im nehmlichen Augenblik aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stolz gewesen waren, schien ihnen izt die

schimpflichste unerträglichste Knechtschaft. Mithridates, wurde nun der Abgott an den die Reyhe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe, beyferten sie sich nun aufs lebhafteste; und so wie sie ehmals, aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeschenkte Demokratie, die ersten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen: so lag es auch izt gewiß nicht an ihnen, daß Mithridates, von welchem sie das nehmliche Geschenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerey sezte, war der Philosoph Aristion; der (wie gesagt) seit seiner Zurükkunft, durch seine Beredsamkeit, und durch die Figur die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bey dem Athenienſischen Volke in Ansehn zu setzen gewußt hatte. Man sieht aus der Art seines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plan handelte, von dessen Entwiklung die leichtsinnigen Vögel des Aristophanes sich wenig träumen ließen; wiewohl der Knoten mit allem Fleiße so geschlungen war, daß er sich just auf diese Art entwickeln mußte.

Er fieng damit an, daß er die Athenienser die Nothwendigkeit fühlen machte, sich in Zeiten um die Freundschaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in kurzem das Schikſal von Griechenland ja vom ganzen Europa in seiner Hand haben würde. Dieser Punct war, so wie die Sachen damals stunden, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer schienen nie mißlicher ausgese-

hen zu haben. Mithridates gieng wie eine neue Sonne über dem politiſchen Horizont auf. Alle Griechiſche Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die ſchlauen Athenienſer wollten lieber unter den erſten als unter den lezten ſeyn, die ſich bey ihm wichtig zu machen und in Gunſten zu ſezen ſuchten. Die Frage war alſo, wen man an den König Mithridates abſchicken ſollte? Natürlicher weiſe den beredteſten Mann in Athen; folglich den **Ariſtion**. Dies zu erhalten, war der große Punct geweſen, und der Philoſoph erhielts. Es war zwar nur der erſte Schritt nach ſeinem Ziele, aber die übrigen machten ſich von ſelbſt.

Ariſtion reiſete alſo an Mithridats Hoflager ab und wurde ſehr wohl empfangen. Denn dem eben ſo ſtaatsklugen als tapfern und entſchloßnen Fürſten — der die Tüken des Glüks kannte, und deſſen Macht, im Grunde, doch immer von ſehr zufälligen Combinationen abhieng — kam es auf Gefälligkeit und Liebkoſungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Parthey ſeiner Feinde zu ſchwächen und die ſeinige zu verſtärken. Der König und der Philoſoph wurden (wie man ſich's leicht vorſtellen kann) bald einig: das iſt, der König verſprach was der Philoſoph wollte, weil er wußte daß er immer Herr bleiben würde gerade ſoviel zu halten als ihm belieben würde; und der Philoſoph, der die gute Diſpotion und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuſchrieb, die ſein Verſtand und ſeine Wohlredenheit über denſelben ausübe, wünſchte ſich ſelbſt zu ſeiner Geſchiklichkeit Glück, den König un-

vermerkt (wie er ſich ſchmeichelte) zum Werkzeug ſeiner eignen Abſichten gemacht zu haben. Die Geſchichte ſagt zwar nichts ausdrüklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Philoſoph miteinander abredeten: aber es erhellet, däucht mir, aus dem ganzen Zuſammenhang der Sachen, daß ein ſolcher Geheimartikel war, und daß er darinn beſtand: Ariſtion ſollte, mit Genehmigung und Beyſtand des Mithridates ſich der höchſten Gewalt in Athen bemächtigen, und dafür Seiner Majeſtät in allen billigen und unbilligen Dingen gehorſam und gewärtig ſeyn.

Mithridat war ein zu großer Herr, um ſich viel darum zu bekümmern wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrſchte; und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen: aber es war izt bloß darum zu thun, die Athenienſer mit der Lokſpeiſe der Freyheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeſtändigkeit dieſer ſelbſt in ihrem Verfall noch immer anſehnlichen Republik war bekannt. So lange ſie Republik blieb war nicht acht Tage auf ſie zu rechnen. Sie mußte alſo, was man damals ſo hieß, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann ſeyn der ohnehin ſchon viel beym Volke vermochte. Ariſtion ſchikte ſich alſo am beſten dazu. Sein eigenes Intereſſe nöthigte ihn dem König vor der Hand getreu zu ſeyn: und wie es auch in der Folge ausfallen möchte, genug daß Mithridates durch dieſen Mann erreichte was jezt für den Moment ſeine Abſicht war. Gieng ſein Hauptplan glücklich durch, ſo blieb den Griechen ohnehin nichts anders übrig als ſich

an den Sieger anzuschmiegen; sollt es aber widrig ausfallen, so halfen die Athenienser wenigstens dazu die Römer aufzuhalten; und er gewann indessen Zeit, sich in Asien desto mehr in Verfassung zu sezen. Der König war also bey diesem Geheimartikel immer der gewinnende Theil; und überließ es übrigens dem Athenienſischen Sophisten, wie gut oder schlecht er bey dem ganzen Handel fahren könnte.

Aristion mußte bey dem allen sein Spiel sehr behutsam spielen, um seine wahre Absicht nicht irgends wo vor der Zeit durchscheinen zu lassen, und ein Volk dadurch scheu zu machen, das eben so eyfersüchtig über seine Rechte, als unbesonnen in seinen Anschlägen und schwärmerisch in seinen Leidenschaften war. Die Römer hatten noch immer eine Parthey in dieser großen Stadt (*); zwar die geringste an der Zahl, aber an Ansehen und Einfluß beträchtlich genug, weil sie aus den Edelsten und Reichsten bestund, denen mit gefährlichen Veränderungen selten gedient ist. Das Volk fieng zwar wieder an den Meister zu spielen; und das, was ihm den Aristion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in seinen von Hofe aus geschriebenen Briefen immer die stärkste Hofnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenstand ihrer Wünsche und Träume — durch Mithridats Unterstützung, wieder festgesezt zu sehen: Aber eben darum würde der kleinste Vorlaut von seinen geheimen Absichten alles verderbt haben.

Die Fortsezung nächstens. W.

(*) Athen war nach der mäßigsten Berechnung, wenigstens um die Hälfte größer als das heutige Paris.

II.

Dritte Fortsetzung der Nachrichten von Franz. Schriftstellerinnen.

Loyse Labé, genannt *La belle Cordiere.*

Sappho, Korinna, Aspasia, Leontium — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten sind die ihrigen; und ihre bloßen Namen erwecken in uns die Vorstellungen von allem was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten anziehendes und bezauberndes hat: wir beneiden diejenigen die einst so glüklich waren diese reizenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden — und gleichwohl kann ein einziges kleines Blat alles fassen was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des XVIten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornemlich die Italiänischen und Französischen Versemänner die sich im Lob ihrer Gaben, Reizungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Louise Labé die Sappho und Korinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in Einer Person; aber eine für unsre Wißbegierde unangenehme Aehnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit

ihren Griechischen Vorgängerinnen ist, daß wir eben so wenig umständliches und befriedigendes von ihrem Leben wissen als von jenen. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke und der vom Parnaise des Dames diesen Mangel näherer historischer Nachrichten aus seiner Imagination zu ersetzen gesucht, und uns unter dem Namen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliotheque des Romans, deren Vorratskammern ziemlich erschöpft zu seyn beginnen, unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemahlt finden werden. Das Zuververläßigste was wir inzwischen unsern Lesern von einer Dame, die zu ihrer Zeit so viel von sich zu singen und zu sagen machte, mitzutheilen haben, besteht in folgendem.

Louise Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 27. gebohren. Von dem Stande und den Glüksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé hieß, ist alles was man von ihm weiß; das übrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art wie er sie erzog und zuerst in der Welt producierte hergenommen, aber um so ungewißer sind, da es eben so wohl möglich ist, daß er an diesem allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muß ihre Erziehung so außerordentlich gewesen seyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem 15ten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie

verſtund Griechiſch und Latein, Italiäniſch und Spaniſch; ſie ſtikte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgils Camilla und liebte, wie ſie, die Jagd und alle männlichen und kriegeriſchen Uebungen — kurz Louiſe Labé war, in einem Alter wo unſre meiſten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu ſpielen, ein Wunder ihres Geſchlechts. Die Gewährsleute für dieß alles ſind theils die Verfaſſer der Lobgedichte die man ihren Werken beygefügt findet, theils ſie ſelbſt in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worinn ſie dieſelben um billige Nachſicht bittet gegen die Leidenſchaft die in ihren Gedichten athmet.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoiſes,
Ces miens ecrits plens d'amoureuſes noiſes,
Quand mes regrets, ennuis, deſpits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma ſimpleſſe
Et jeune erreur de ma folie jeuneſſe,
Si c'eſt erreur. Mais qui deſſous les Cieux
Se peut venter de n'eſtre vicieux?

Hier recenſiert ſie verſchiedne Arten von Laſtern, womit der gröſte Theil der Sterblichen behaftet ſey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne ſuis point ſous ces planettes née
Qui m'euſſent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon oeil marry de voir
Chez mon Voiſin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noiſe ou diſcord entre amis:
A faire gain jamais ne me ſoumis;
Mentir, tromper, et abuſer autrui,
Tant m'a deſplû que meſdire de lui.

Kurz, das Bild das ſie von der Unſchuld und gutherzigen Beſchaffenheit ihres Charakters macht, verdient um ſo mehr für wahr gehalten zu werden, da dies der gewöhnliche Charakter der Seelen iſt, über welche die Liebe die meiſte Gewalt hat. Denn dieſe (wie ſie offenherzig geſteht,) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter wo ſie unerfahren genug war, ſich im Schuz der Minerva und des Kriegsgottes, denen ſie ſich einzig gewidmet, vor Amors Nachſtellungen ſicher zu halten.

Mais ſi en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame *Amour*; c'eſt lui ſeul qui l'a fait.
Sur mon verd aage en ſe laqs il me prit
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon eſprit
En mile et mile euvres ingenieuſes,
Qu'en peu de tems me rendit envieuſes.
Pour bien ſavoir avec l'eſguille peindre
J'euſt entrepris la vermeille eſteindre
De celle-là, qui plus docte que ſage,
Avec Pallas comparoit ſon ouvrage.
Qui m'euſt vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'eſtour furieux
Piquer, volter le cheval glorieux,
Pour Bradamante ou la haute Marfiſe
Sœur de Roger, il m'euſt poſſible priſe.
Mais quoy? *Amour* ne peut longuement voir
Mon Cœur n'aymant que *Mars et le Savoir* &c.

Der Orlando des göttlichen Arioſts (wie er in Italien heißt) war um dieſe Zeit in Frankreich beynahe eben das was er von ſeiner erſten Bekannt-

machung an bey ſeiner eignen Nation war — das Buch, das jedermann laß und wiederlaß — ſoviel auch die Kritiker daran auszuſetzen hatten, und ſo ſehr die weiſen Herren die ſichs für Schande hielten an Mährchen Freude zu haben ſich an dem Geſchmack des armen menſchlichen Geſchlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Leſen dieſes ſo reizvollen poetiſchen Ritterbuchs, was in der jungen Louiſe Labé den allzu kühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Arioſts nachzueifern. Genug ſie wafnete ſich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin nachmals K. Heinrich II, wohnte der Belagerung von Perpignan bey, und machte unter dem Namen des Capitän Loys ſoviel Aufſehens als man ſich vorſtellen kann. Die Franzoſen hatten damals noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehmaligen Ritterzeiten; Franz I. und der Dauphin Heinrich waren beyde ſtark im Geſchmack der irrenden Ritterſchaft, und die erſten Bücher des Amadis de Gaule, die, um dieſe Zeit aus dem Caſtilianiſchen ins Franzöſiſche überſezt, die Lieblingslectür des Hofes und der Nation wurden, ſchienen dem Geiſt der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohnezweifel kam alles dies der jungen Louiſe bey einem Abentheuer zu ſtatten, welches uns, nach einer Vorſtellungsart die ſich auf die heutige Weltverfaſſung gründet, lächerlich und tollhäuſiſch vorkömmt, aber damals einen ganz andern Effect that, und die junge Heldin, anſtatt ihr zum mindeſten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoiſen Ritter im Lager des Dauphins wenigſtens eben ſo bewunderungswürdig machte als es in unſerm Jahrs

Cleopatra.

Es iſt eine Arbeit zum Schwizen, eine ſolche Thorheit ſo nah' an ſeinem Herzen zu tragen, wie Cleopatra dieſe trägt. Doch vergebet mir, mein Herr; eure Ehre ruft euch von hier, ſeyd alſo taub gegen meine keines Mitleids würdige Thorheit, und alle Götter mögen euch begleiten; umlorbeerter Sieg ſiz auf euerm Schwerdt, und euer Weg ſey mit glüklichem Erfolg beſtreut.

Antonius.

Laßt uns gehen; kommt, unſre Trennung ſelbſt kan uns nicht trennen; du gehſt mit mir ob du gleich hier bleibſt, und ich bleibe bey dir zurük, indem ich von hinnen ſegle.

[Sie gehen ab.]

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in Cäſars Palaß in Rom.)

Octavius Cäſar mit einem Brief in der Hand, Lepidus, und ihr Gefolge treten auf.

Cäſar.

Ihr ſehet nun, Lepidus, und wiſſet es fürs Künftige, daß es nicht Cäſars natürliches Laſter iſt, einen groſſen Nebenbuhler zu haſſen. Diß ſind die Neuigkeiten von Alexandria; er fiſcht, er trinkt, und verſchwendet die nächtlichen Lampen mit Gaukelſpielen, iſt nicht männlicher als Cleo-

hundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Catheder als Professorin besteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abentheuerin lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sey, als daß sie in den Fußstapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbeern zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glüklich ab als man gehoft hatte, und Capitain Louis kehrte wieder in Louise Labé verwandelt im langen Rocke nach Lyon zurük, um statt Schwert und Lanze wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Sappho zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen die ihr Amor im Lager von Perpignan beygebracht hatte. Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an Mademoiselle *Clemence de Bourges*, *Lionnoise*, herausgab, ist nichts zuverläßiges von ihr bekannt; aber sowohl aus der Unterschrift Loyse Labé, als aus dem ganzem Ton dieser Zueignung und dem Umstand daß die poetischen Stücke dieser Sammlung größtentheils aus verliebten Klagen oder Trastulli bestehen, ist zu vermuthen, daß ihre Verheurathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunct erfolgt sey. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession so weit emporgeschwungen, daß er sie zulezt im Großen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein ansehnliches Gewerbe mit Schiffthauen und al-

len Arten von Seilerwaaren führte. Er beſaß ein groſſes Haus mit einem weitläuftigen nach damaliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf ſeiner Manufactur und Handlung, ſo daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis dieſen Tag den Namen de la belle Cordeliere behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er ſich unſre Lyonneſiſche Sappho beylegte, ſchon ein bejahrter Mann geweſen ſeyn, und den Troſt eine ſo liebenswürdige Gemahlin zu beſitzen nicht viele Jahre genoſſen haben. Denn, da er ohne Kinder verſtarb, hinterließ er ihr, unter Subſtitution ſeiner Neffen, den Beſiz ſeines ganzen Vermögens; ſie ſelbſt aber ſtarb im März 1566 im vierzigſten Jahr ihres Alters, und genoß alſo ihres Glückes als Ehfrau und Wittib aufs längſte nur 9 bis 10 Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Namen der ſchönen Seilerin verſchafte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch ſie zu einer Akademie der Muſen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künſtler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reizungen der ſchönen Seilerin angezogen, hauffenweiſe zuſammenfloſſen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der Geſellſchaft die man immer in ihrem Hauſe antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds zu profitiren, der ſichs zur Ehre ſchäzte, der Gemahl einer Frau zu ſeyn die ſo viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in ſeinen alten Tagen ſo gute Geſellſchaft und ſo viele werthe Freunde verſchafte. Kurz, diss war

der Zeitpunct, wo Loyſe zu Lyon eine Art von Aſpaſia vorſtellte, aber — wie Niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt iſt, befremdlich vorkommen wird — auch das Misvergnügen hatte, von ihren Miſsgünſtigen und von dem groſsen Haufſen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem

„was edle Seelen Liebe nennen„

ſich keinen Begriff machen kann, wie Aſpaſia verläumdet und in ein ganz falſches Licht geſtellt zu werden. Daſs ſowohl ihre eignen Poeſien, als die indiſcreten und hyperboliſchen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hiezu geben konnten, iſt nicht wohl zu läugnen: aber daſs in dieſen oder jenen etwas ſey das die ſchändliche Qualificirung *Courtiſane Lionoiſe*, womit Bayle unſre Lyoniſche Sappho auf das bloſse Zeugnis des Du Verdier (*) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Urſachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der ſchönen Seilerin ſelbſt geleſen noch wie es ſcheint andre gleichzeitige Geſchichtſchreiber (**) die ihrer mit Lob erwähnen zu Rathe ge-

(*) In ſeiner Bibliotheque Françoiſe, die zu Lyon i. J. 1585. in Fol. herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unſerer Dichterin, welche Bayle ganz abgeſchrieben hat, ſind nicht anſtändig genug um hier wiederholt zu werden.

(**) Z. B. *Guillaume Paradin* in ſeiner Hiſtoire de Lyon 1573. Fol. L. III. chap. 29. *Franꝯois Grudé*, Sieur *de la Croix du Maine*, Bibliotheque Françoiſe 1584. fol. p. 281.

zogen, kann von dem Vorwurf, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freygesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Loyse Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht bloß poetischer Uebung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Margerite von Navarra ungeachtet ihrer sehr freyen Novellen eine Frau von unbezweifelter Tugend seyn konnte: so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyse Labé wegen einer unfreywilligen und wahren Leidenschaft für einen Einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen zur Courtisane machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß sie sich bey Publication ihrer Gedichte nichts Böses bewußt war, und außer dem Tadel der Kunstrichter keine andre Gefahr dabey zu laufen glaubte. Was die ihrem Werken beygedrukte Lobgedichte betrift, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daß man heutigs Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, die sich z. E. so loben ließe:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant
Fleure l'odeur de la Sabée;
— — — — — —

Celui qui contemple ſon ſein
Large poli profond et plein
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit ſon tetton rondelet
Voit deux petit gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.

— — — — — —

Quant à ce que l'acoutrement
Cache, ſe ſemble, expreſsement
Pour mirer ſur ce beau Chef d'euvre
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le graſeler embonpoint
Du viſage le nous deſcoeuvre. (*deſcouvre*) u. ſ. w.

Allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieſer Dichter erſtlich, wie er ſelbſt geſteht, von Amors Pfeil angeſchoſſen und alſo nicht recht bey Verſtande war; zweytens, daß er in ſeiner Analyſe der Schönheiten ſeiner Dame mit Arioſts Olympia wetteifern, oder ſie vielmehr ziemlich wörtlich kopieren wollte; und drittens, daß das Decorum der damaligen Zeiten nicht das Decorum der unſrigen war, wie man ſich nur allein aus Ronſards und Marots Gedichten und aus Brantome's Proſe, ſchon mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem dieſem noch, daß Ennemond Perrin, der, mit aller Simplicität und Bonhommie die wir ihm auch immer voraus ſetzen mögen doch ein angeſehner und reicher Bürger von Lyon war, unſre Dichterin erſt nach der Publication ihrer Werke heurathete, und daß er ſie bey ſeinem Abſterben zur Erbin ſeines ganzen Vermögens einſezte: ſo dünkt uns jenes Beweiſe daß

Ihr Charakter damals noch unbescholten und dieses daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sey.

Die sämtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdacht zu befreyen. Liebenswürdig, zärtlich, paßionniert, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesezt, und von Anbetern in Prosa und Versen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarca nur zu lieben um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können — bleibt es immer sehr möglich, daß sie das man was damals le don de l'amourcuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch mit Verlauf der Zeit mehr als Einem Begünstigtern octroyiert haben könnte. „Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet seyn sollte: so ist sehr glaublich, daß sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daß Du Perrier, zu der alls zu leichtsinnigen Art wie er von ihren Sitten spricht, bloß durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften; welche lezstern uns überhaupt am geschiktesten scheinen, der Nachwelt von dem Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meynung zu geben. Alles was von ihr gedrukt ist, sind drey Elegien,

vier und zwanzig Sonetten, und eine proſaiſche Compoſition, Debat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen beſteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieſes Werkchen iſt nach damaliger Art mit Wiz und Geiſt geſchrieben, verdient aber den Namen eines Drama's nicht mehr als Platons Sympoſium, wiewohl es dem Herausgeber des Parnaſſe des Dames zu ſagen beliebt, es ſey die einzige Komödie aus dem XVIten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1566 ſich ſo ſelten gemacht, daß in Lyon ſelbſt nur noch zwey Exemplare davon aufzutreiben waren, ſo hat eine Geſellſchaft von Gens de Lettres daſelbſt eine Neue veranſtaltet, die im Jahr 1762. bey den Gebrüdern Düplain herausgekommen iſt, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Ecrits de divers Poetes à la louenge de Loyſe Labé (worunter auch eine ſehr artig tournierte griechiſche Ode iſt) 236 Octavſeiten einnimmt.

Pernette du Guillet, genannt La Couſine.

Wir haben in dem vorhergehenden Artikel zwoo Lyonerinnen kennen gelernt, die ſich durch ihre Geſchiklichkeit in den Muſenkünſten hervorgethan: hier iſt noch die dritte, und ſogar eine Zeitgenoßin der beyden Vorigen. Wenn ſie vielleicht als Dichterin der Loyſe Labé den Vorzug laſſen mußte, ſo wich ihr dieſe hingegen im Talent für die Muſik;

denn Pernette ſang ungemein ſchön, und ſpielte die Laute und andre damals übliche Inſtrumente, wo mit man den Geſang zu begleiten pflegte, in groſſer Vollkommenheit. Auch war ſie darinn glüklicher als Loyſe daß ſie ihren guten Namen unbefleckt erhielt. Sie liebte nur einmal und vermählte ſich mit ihrem Liebhaber (*), (den ſie als einen Philoſophen und Vertrauten der Muſen beſchreibt) eh die Verläumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verſtand, ſagt man, Latein, Italiäniſch und Spaniſch, und fieng eben an ſich auch aufs Griechiſche zu legen, als ſie in der Blüthe ihres Lebens ſtarb. Ihr Mann, dem alles was ihm von ihr übrig geblieben koſtbar war, ſammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin drukte ſie zu Lyon im J. 1545 unter dem Titel *Rimes de gentille et vertueuſe Dame*, Pernette du Guiller. In der Folge wurden noch zwoo Ausgaben davon gemacht, welches wenigſtens beweißt daß ſie damals mit Beyfall geleſen wurden. Der Parnaſſe des Dames liefert ein paar Stücke von ihr (**), wovon das zweyte, *Fantaiſie á l'occaſion de ſon Amant qui peu aprés devint ſon Mari* (***) eine Tändeley iſt, der

(*) Er hieß vermuthlich Couſin, und daher erhielt ſie, nach damaliger Sitte, den Beynamen die Couſine.

(**) In den Annales Poëtiques ſtehen noch zwey andre Stücke von ihr, le Triomphe des Muſes ſur l'Amour und les Obſeques de l'Amour.

(***) Die Naivetät, womit Pernette in dieſem Gedichte den Einfällen einer von der erſten Liebe in Spiel geſetzten Phantaſie, Formen und Worte leyht, beweiſt gleich ihre

um sehr artig zu seyn, nur die feinere Wendung die elegantere Diction und die schönere Versification d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäßigste französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den Besten mehr oder weniger mangelte.

Unschuld und wie sehr es Zeit war daß der Gott der Ehen sich in die Sache mischte. „Wie oft (sagt sie) „hab ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem „schönen Sommertag ganz nahe bey einer klaren Quelle „zu finden, wo mein Verlangen mit Jemand lustwandelt, „der seiner schönen Seele, die mir soviel Vertrauen ein„flößt, die Philosophie zur Führerin gegeben hat. Auch „allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten, „denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im „Schuz seiner Ehrbarkeit und Tugend.„ — Wenn sie nun (fährt sie fort) recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen philosophischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen, und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bey sich haben und wenn sie erst ein wenig präludiert und sich der Reinheit ihres Tons versichert hätte, auf einmal einen Gesang anstimmen, um zu sehen wie er sich dazu gebehrden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zu käme, so wollt' ich „ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich „nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich „ihm, aufs wenigste, eine ganze Handvoll Wasser aus „der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen „spritzen; und dann wollt' ich daß dies Wasser die Kraft „hätte ihn in einen Actäon zu verwandeln — aber „nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreißen „und fressen zu lassen, sondern nur daß er mir, wie ein

Aber gerade das was wir an den Producten der ſchönen Geiſter unter Franz dem Erſten vermiſſen, vermißte damals Niemand; und alſo gefielen ſie ihren Zeitgenoſſen, ſo wie um eben dieſe Zeit die Poeterey unſers Hans Sachſen und andrer Meiſterſänger unſern Vorfahren gefiel; ja, wie noch erſt vor vierzig Jahren ſogar die armſeligen platten Reimereyen eines Neukirchs und Stoppe in Teutſchland von Gelehrten und Ungelehrten (wenige ausgenommen) mit allgemeinem Beyfall belohnt wurden. Denn auch das Schlechte gefällt ſo lange bis unter einer jüngern Generation was beſſers erſcheint; und ſelbſt nachdem der Geſchmack eines Volkes durch Werke, die bey der Nachwelt das goldne Alter ſeiner Sprache und Litteratur bezeichnen werden, geläutert

„Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müßte, ſo „lange bis Diane neidiſch über mich würde daß ich ihr „ihre Macht geraubt hätte. Wie glüklich und groß „würd ich mich dann ſchätzen! Gewiß ich würde eine „Göttin zu ſeyn glauben! — Aber (unterbricht ſie ſich „ſelbſt plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um mei„ne kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein ſo großes Leid „anzuthun? „

Laiſsons l'aller les neuf Muſes ſervir
Sans le vouloir deſsous moy aſservir,
Sous moy, qui ſuis ſans grace et ſans merite.
Laiſsons l'aller, qu' Apollon je n'irrite;
C'eſt lui, qui ſeul par ſes ecrits l'attend
Faire bientôt dire la Renommée
Entre les bras de ſa tres-bien-aimée
Combien il eſt amoureux et content.

patra, noch die Gemalin des Ptolomäus weibischer als er. Er würdigte meine Abgeordneten kaum, sie anzuhören, und ließ sich kaum beyfallen, daß er Mitregenten habe. Ihr werdet hier einen Mann finden, der das Original von allen Fehlern aller andern Menschen ist.

Lepidus.

Ich kan nicht denken daß er Böses genug habe, um seine gute Seite zu verdunkeln. Seine Fehler sind gegen seine Tugenden wie die Nacht, deren Schwärze das Feuer der Sterne nur funkelnder macht; mehr angeerbt als freywillig; mehr Schwachheiten, die er nicht vermeiden kan, als Thorheiten, die er begeht.

Cäsar.

Ihr seyd zu gelinde. Gesezt auch, es sey nicht unanständig, sich auf Ptolomäens Bette zu tummeln, ein Königreich für einen Spaß wegzugeben, mit Sclaven und nach Schweiß riechenden Schurken in die Wette zu sauffen, und am hellen Mittag berauscht durch die Strassen zu taumeln; gesezt, diß steh' ihm an, (und doch was für ein Mensch muß der seyn, den solche Dinge nicht entehren?) so kan Antonius doch seine Fehler nicht entschuldigen, wenn sein Leichtsinn unsre Last verdoppelt. Wenn er seine müßige Stunden mit wollüstigen Ausschweiffungen anfüllt, so werden ihn Ekel und Auszehrung davor zur Rechenschaft ziehen. Aber eine solche Zeit zu verderben, da ihn die Trummel von seinen Spielen abruft, und keine geringere Gefahr, als sein Untergang und der unsrige ihn erweken sollte, das verdient solche Ausschelltungen, wie wir unreiffe

Knaben

und fixiert scheinen sollte: macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgültig gegen das Schöne dem der Reiz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bey Vielen, ja zuletzt bey den Meisten, wieder zu dem was über oder unter der feinen Linie ist in welcher das wahre Schöne fließt

quanique ultrà citraque nequit consistere rectum

und eine Menge Producte gefallen gerade um dessentwillen weswegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen hätte. So ist nun einmal das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden, als das Geheimniß den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das Wahre Schöne und Gute zu fixieren.

W.

III.

Fortsetzung der Briefe über ein schweizerisches Hirtenland.

Siebender Brief.

Nun ist ihr Freund ein Hirt: Schon fühle ich mit naktem Arme nach der kurzen Weste ohne Aermel,

nach dem Strohhut mit Blumen geziert; nicht um einer Schäferin Tändeleyen zu sagen, sondern (welches auch nicht ohne Vergnügen ist) um das Wohl meines Landes zu lernen.

Vor Zeiten wurden die Wiesen in Saanenland jährlich zweymal abgemäht und im Herbst abgeweidet; allein seit ohngefehr zwanzig Jahren werden sie zweymal abgeweidet und nur einmal abgemäht, besonders in den welschen Thälern. Dieser Veränderung zu Folge blieb der Wintervorrath an Heu allein zur Hälfte so beträchtlich als das Gras, welches dem Sommerverbrauch überlassen wurde. Da nun das Land nur so viel Vieh hält als es im Winter nähren kann, mußte aus den umliegenden Gegenden Vieh gemiethet werden um den Rest aufzuzehren. Der Miethelohn welcher dafür aus dem Lande gehet, beträgt um eine Kuh für zwanzig Wochen vierzig und bis auf sechzig Livres. Diese Wirthschaft welche die schönsten Weiden fremden Heerden überläßt, wird im Saanenlande allgemein. Denn die Kuh frißt ohne Tagelohn: hiedurch ersparen die Landbesitzer das Geld, welches wegen der Heuerndte armen Menschen bezahlet werden müßte; das Miethegeld gewinnen sie durch den Ertrag der Weiden zurük.

Die Freyburger haben seit 1751. ein Gesez vermöge welchem das Frühlingsgras nicht abgeweidet wird: um soviel mehr Vieh nähren sie im Winter; also haben die Berner die Weiden, die Freyburger das Vieh. Diese vermiethen daher eine Kuh bis

neun Livres wohlfeiler als die Berner, oder können sich mit Vortheil um theuren Preis auf die Berge von Sanenland einmiethen. Solchermaßen machen sie von allen fetten Weiden eine Eroberung, die ihnen rühmlich ist, weil sie von den Vorzügen ihrer Polizey herkömmt.

Bey diesen Umständen finden die Sanischen Landbesitzer einen anscheinenden Vortheil, weil durch die Mitwerbung der Freyburger die Grundzinse steigen: Sanenland bekömmt hiedurch mehr Geld, hat aber weniger Landfrucht.

Bey dem Viehhandel bereichern sich nun die Angehörigen von Freyburg. Da diese ihr Vieh wohlfeiler vermiethen als die Sanischen armen Hirten thun können, diese aber um soviel weniger Vermögen haben den vertheuerten Wintervorrath einzukaufen, so müssen sie ihre Heerden um geringen Preis Glüklicheren überlassen. Wegen Steigerung der Grundzinse können sie keine Weide pachten; sie gewinnen durch Handarbeit wenig, weil das Gras nicht abgemähet wird. Indessen werden durch den Verfall der Viehzucht von Tage zu Tage die Milchspeisen, ihre einzige Nahrung, theurer. Diese Ursachen erklären die zunehmende Entvölkerung des welschen Sanenlandes, in welchem diese fehlerhafte Wirthschaft entstanden ist.

Allein die Ausartung des Nationalgeistes ist nicht weniger ein schreckliches Unglük als der Untergang eines Volkes. Wann die Saner nach dem Verkauf der Heerden auch ihre Weiden fremden Pächtern überlassen und nicht mehr auf den Berg wandern

werden, ſo wird nach und nach die erhabene Gemüthsart eines Alpenhirten in ihnen erſterben; dann werden ſie ſtolze Herren Bauren ſeyn; dann wird ihnen das Gebürge als eine Wüſte vorkommen; dann wird eine raſtloſe und immer gedemüthigte Eitelkeit ihre leeren Seelen um den Verfall ihrer uralten Tugenden Stunde für Stunde peinigen.

So wichtig iſt ein einziges Wirthſchaftgeſez, und um ſo viel ſchwerer als eine Verordnung über Sitten oder Staat!

Achter Brief.

Der Mittelpreis eines Morgen (*) Wieſenlandes mag auf tauſend Pfund gerechnet werden: In entlegenen ſchattichten Gegenden wird er um fünfhundert, nahe bey Dörfern um zweytauſend Pfund verkauft. Je höher ein Land oder je weniger beſonnet, um ſo viel pflegt ein Guth wolfeiler zu ſeyn. Für die Weide (**) einer Kuh in acht bis zwanzig Wochen, ſo lange ſie auf dem Berge iſt, werden hundert und funfzig bis vierhundert, für eine Schaafweide höchſtens fünf Pfund bezahlt.

Wie Product und Nahrung eines Viehes zuſammen ſich verhalten, iſt an wenigen Orten mit gehöriger Genauigkeit berechnet worden: ſo daß, in einer Gegend wo die Knechte das Vieh überſtopfen, ein Guthherr die Nahrung um eine Hälfte vermindert, und, weil gleichwohl das Product nicht abnahm, ſeinen

(*) Arpent. (**) Paquier.

Grundertrag dadurch verdoppelt hat. Im Sanen lande wird eine Kuh um den Mittelpreis von funfzig bis vier und sechzig Reichsthalern (*) verkauft, und frißt an Heu in drey oder vier Tagen hundert Pfund von achtzehen Unzen; zu ihrem Winterfutter werden zwey Morgen Landes erfordert. Von einer guten Kuh werden täglich drittehalb Töpfe Milch, jeder fünf Pfund schwer, gemolken (**), und jeder zu sechstehalb Kreuzern oder theilweise (***) zu sechs Kreuzern (†) verkauft: hier müssen sechs oder sieben Livres die das Kalb erträgt nicht vergessen werden. So wird ein Capital von hundert Louisd'ors (so viel erfordert wird um das ganze Product einer Kuh zu beziehen) dem Besitzer der Kuh mit acht Procenten verzinset; vorausgesezt, er selber sey Pachter seines Guths. Luft und Kräuter sind in den Alpen dem Vieh so sehr zuträglich, daß mehr als einmal eine Kuh bis achtzehnhundert Pfund gewogen und hundert drey und dreyßig Reichsthaler (††), ja neulich ein zwey und zwanzig hundert Pfund schwerer Ochse zweyhundert und neun Reichsthaler (†††) ge-

(*) Acht bis zehn Schild-Louisd'or.

(**) Oder vielmehr drey Töpfe: wohl eher hat eine Kuh bis neuntehalb Töpfe gegeben. Jene Mittelzahl ersezt aber die Zeit in welcher sie keine Milch geben.

(***) En detail.

(†) Vier und ein drittel Sols.

(††) Einundzwanzig neue Louisd'ors.

(†††) Dreyunddreyßig neue Louisd'ors. Aus diesem Grunde mißlingen die meisten Versuche mit verpflanztem

golten hat. Mehr oder weniger Butter, Käse und Molken werden, je nach dem Verhältnisse ihrer Preise, aus der Milch bearbeitet.

Aus zehen Töpfen Milch in so vielen Gefäßen wird weniger Butter oder Käse als aus der gleichen Menge, wann sie in ein einiges Gefäße gegossen worden ist: wovon zu glauben, daß die Käse- und Buttertheilchen weit mehr anziehende Kraft haben, wann ihre Masse sehr groß ist.

Der Ertrag aber der Milch hat vier Zweige. Nahe bey Städten wird sie mit größtem Vortheile zu Markte getragen; hier im Gebürg in Käse die über vierzig Pfund schwer, in Käse von kleinern Formen, oder in Butter bearbeitet.

Allemal geben tausend Pfund frische Milch hundert Pfund Käse; worauf sie zum andernmal gekocht, fünf und zwanzig Pfund Molken liefert; endlich das übrige ist eine Nahrung der Hirten.

Tausend Pfund Milch geben funfzig Pfund Butter; da dann aus der bloßen Milch (*) wenigstens eben so viel magerer Käse gemacht wird: ferner werden dreyzehnthalb Pfund Molken daraus gezogen; die Hirten trinken den Rest.

Nun gelten so wohl ein Pfund Butter als ein Pfund von altem großem Käse dreyzehen Kreuzer. Aber von Lezterem ist erstlich das Geldinteresse, zweyt

Schweizervieh: denn die Alpen machen die Kühe, nicht aber die Kühe die Alpen.

(*) Lait ecremé.

tens zehen Procente am Gewicht, um wie viel er in den Jahren abnimmt, abzurechnen. Ein Pfund von kleinem Käse gilt eilf Kreuzer, von magerem Käse acht und von Molken viertehalb. Es ist also der gleiche Gewinn bey Verarbeitung der Butter oder des kleinen Käses, und jene vortheilhafter, wenn man die Butter salzet und schlägt. Hiermit stimmen die Berechnungen der Ausfuhre auf das genaueste zusammen. Butter darf nicht ausgeführet werden, desto mehr große Käse werden verarbeitet und ausgeführet; also daß zwischen den Preisen der Butter und des Käses die Verhältnisse geblieben sind. Ueberhaupt kann das Gesez ein Land reich machen oder in Armuth bringen; die Verhältniße der Preiße willkührlich bestimmen, kann es zwischen Geld und Waaren, zwischen leztern allein aber niemals.

Mehr als tausendmal ist bewiesen und wiederholet worden, daß Producte und Waaren deren Ausfuhre man verbietet nur für den ersten Augenblik wolfeil werden; sintemal sogleich diejenigen Producte und Waaren, deren Ausweg versperret worden ist, in verhältnißmäßiger Summe und Maße nicht mehr gebauet noch verarbeitet werden. Sollten jedoch irgendwo die Verbote der Ausfuhren den Preis aller Dinge vermindern, so kann diese ihre Würkung anders nicht als das gröste staatswirthschaftliche Unglük, die Operation aber anders nicht als das Meisterstük ökonomischer Barbarey genannt werden. Durch die Hemmung des Vertriebes wird aller Fleis im Hervorbringen und Verarbeiten in Stockung verfallen seyn; das Geldcapital, dem aller Zufluß ab-

geſchnitten werden, wird um ſo viel koſtbarer ſeyn, und weil in einem ſolchem Lande ein Thaler weit mehr als anderswo gilt, wird man theuer kaufen und wolfeil verkaufen.

Die Ausfuhr der Butter zu verbieten, damit ſie wolfeiler werde, heißt mit andern Worten, die Einfuhr des Geldes verbieten, um deſto reicher zu werden.

Der Preis einer jeden Waare wird von dem Preiſe aller übrigen Waaren beſtimmt: ein Ausfuhrverbot wird nicht verurſachen, daß jene wolfeiler werde, nur wird man ſie in geringerer Menge verarbeiten. Sollte ſie wolfeiler werden, ſo muß das Geſez dem ganzen Arbeitfleiße irgend einen Hauptſtrich beygebracht haben.

Holland, welches an Landesfrüchten ſo arm iſt, handelt eben ſo ſtark mit Butter als Käſe. Die Spanier, das Volk, dem die pyrenäiſchen Thäler, dem die Ebenen Eſtremadurens, dem das Elyſium Andaluſien, die ſchönſten Wieſen vergeblich darbieten; dieſes Volk, welchem die Araber mit Viehzucht, Wieſenbau und allem Arbeitfleis neunhundert Jahre hindurch vergeblich vorgeleuchtet haben, die Spanier kaufen Butter von den Holländern. Denn es giebt mehr Butter in der kleinen Provinz, wo ſie hervorgebracht wird weil man dabey gewinnt, als in den weiten Staaten der traurigen Monarchie deren einſchränkende Geſezgebung — Müßiggang befiehlt.

Mitten in Europa iſt eine Republik deren Geiſt mir ſpaniſch vorkömmt: vor nicht vielen Jahren

wurden daselbst Gesetze gegeben zu Einschränkung des Kornbaues, und wider die Bücher. Die verwiesenen Bibliotheken erwarten auf dem nächsten Dorfe bessere Zeiten. Die Legenden, und Roußeau für die Barbarey, und Linguet wider das Brodt wird man doch behalten? Diese Republik hat Roußeau besungen. Wer den Einfluß dieser moralischen und ökonomischen Anstalten sehen will, betrachte ihn im Lande Wallis.

Eine gute Regierung ist nicht eine solche, die sich niemals betrogen hätte, aber die, welche ihre Fehler verbessert. Vor hundert Jahren hatten die Berner alle Ausfuhre verboten; zulezt entschlossen sie sich, den Viehhandel zu gestatten, doch so, daß das Vieh nicht von ihren eigenen Unterthanen aus dem Lande geführet würde; denn, sagten sie, wenn die Fremden unser Vieh haben wollen, so mögen sie es wohl selbst hohlen. Seitdem haben die Berner in der Staatswirthschaft beträchtliche Schritte gethan; aber die Butter haben sie auszuführen verboten, damit sie wolfeiler werde.

Nicht als würde auch bey ihnen gefragt, ob das Land nicht etwa der Stadt, ob das Volk nicht etwa dem Regenten aufgeopfert werden dürfe? Nie bestimmt Ein Gesez den Ruhm eines Fürsten; er beruhet auf dessen ganzem System; bey Republicanern vornemlich nicht sowol auf der Verfassung als auf der Verwaltung.

Die großen Käse verhindern die Bevölkerung und verschlimmern das Volk: dann, sie erheischen gröf-

sere Heerden und Weiden, als erfodert werden um Butter zu machen; und so kommen die armen Hirten um ihre Güter und Nahrung.

Dem Forstwesen ist jenes Ausfuhrverbot von großem Nachtheil: die Verarbeitung der Käse erfodert weit mehr Holz als die Butter.

Da die Butter nicht ausgeführt wird, wird sie von den Schweizern, deren Alpen die besten Kräuter haben, unvollkommener verarbeitet, und nicht gesalzet und geschlagen wie von den Holländern.

Neunter Brief.

Die Weiden auf der Sommerseite liefern mehr Milch als die Weiden auf der Schattenseite; ein gleiches Maas Milch von jener Seite giebt mehr Butter und Käse und wird in kürzerer Zeit gekocht. Alsdann erhält man die meiste Milch, wenn bey der vollen Reife des Grases der Himmel mit Wolken bedekt ist; niemals fettere Milch als nach einem leichten Schnee im Sommer; die schlechteste und am wenigsten bey großer Hitze. Wann der Käse bey Südwind gekocht wird, wird er aufgedunsen und springt in Stücken. Eben diese Würkung wird von Satyrium nigrum, einem Kraut welches einen starken Vanillegeruch führet, immerdar hervorgebracht. Ein Hirte würde in Ohnmacht fallen, wenn ich mit einem solchen Blumenstrauch in sein Magazin gienge. Die verborgenen Ursachen solcher Würkungen bevestigen auf den Alpen denselben Glauben zu

Knaben beſchelten, die ihre Erfahrung ihrem gegenwärtigen Vergnügen verpfänden, was auch die Vernunft dagegen ſagen mag.

Ein Bote zu den Vorigen.

Lepidus.

Hier kommen noch mehr neue Zeitungen.

Bote.

Deine Befehle ſind vollzogen, Groſſer Cäſar, und du wirſt alle Stunden Nachrichten bekommen, wie die auswärtigen Sachen gehen. Pompeius hat eine ſtarke See-Macht, und wird, wie es ſcheint, von allen geliebt, die den Cäſar nur fürchteten. Die Mißvergnügten verſammeln ſich bey den Thoren, und es wird unter die Leute gebracht, als ob ihm groſſes Unrecht geſchehen ſey.

Cäſar.

Ich hätte alles dieſes zum voraus wiſſen können; die Geſchichte lehrt uns von den älteſten Zeiten her, daß derjenige, der izt der Erſte iſt, ſo lang alle Wünſche für ſich hatte, bis er es war; und daß der unglükliche Mann, nie geliebt bis er keine Liebe mehr verdient, erſt theuer wird, wenn er vermißt wird. Dieſer Pöbel fährt, gleich einem herumirrenden Nachen auf einem Strom, auf und nieder, und ſchlendert hinter der veränderlichen Fluth her, um ſich ſelbſt durch ſeine Bewegung aufzureiben.

Bezauberung, der den Sicilianer schrekte, als Theokritus in ewigen Liedern das Hirtenleben an dem Aetna beschrieb.

In achtzehen bis zwanzig Wochen liefert eine Kuh zwey Centner Käse; sie verbraucht an Salz bey zwölf Pfund; es werden die Käse dreyzehn Wochen gesalzen. Daher zu Roßiniere, Oesch und Rougemont, jährlich über hundert ein und dreyßig tausend Pfunde zu achtzehen Unzen an Salze verzehret werden. Der Mittelpreis eines Centners Käse ist von sechs bis acht und dreyßig, der hohe bis auf 48 Pfund (24 machen einen Schild-Louisdor) gestiegen. Aber der Preis eines Centners von Käsen, welche unter vierzig Pfund am Gewichte sind, ist um fünf oder sechs Pfund geringer.

Wenn der Käse gemacht worden ist, wird aus der schlechten übrigen Milch, je von fünf Kühen, ein Schwein genähret.

Eine Ziege (deren wir auch mit vier Hörnern haben) liefert fünf Pfund Milch: das Verhältniß dieser Milch zum Käse ist wie bey der Kuhmilch; sie giebt weniger Molken. Der Centner Ziegenkäse wird um sechzehn Pfund verkauft.

Ein Schaf wird einen ganzen Sommer hindurch um acht Pfund geweidet und gehirtet. Flamändische Schafe tragen feinere, die Landesart aber trägt mehr Wolle: sie vermischen sich. Von dieser werden zwey Schuren gewonnen, und bey einer jeden Schur wird ein Pfund Wolle gewonnen. Ein

Pfund Wolle gilt fünf und zwanzig Sous, ein Pfund Schaffleisch oft ein Drittheil mehr als Kalbfleisch. Denn es ist nicht veranstaltet worden, das hohe fette Gras in dem schwarzen Erdreich auf den höchsten Felsen den Schafen, deren es viele Tausende nähren könnte, zugänglich zu machen, sondern es nähret Gemse und Alpenkaninchen. Diese sind eine zweyte Mittelart, welche die Hasen von gewöhnlichen Kaninchen trennt.

Zehnter Brief.

Der Schweizer, urtheilet mit Recht Montesquieu, bezahlt mehr an die Natur, als der Türk an den Sultan. Er steuert, um sein Erdreich gegen den Strom der Alpenwasser zu beschirmen, und mehr noch zur Nahrung des armen Mannes.

Jeder Einwohner von Roßiniere und Oesch bezahlet (nach Abzug aller Paßivschulden und einer Summe von sechshundert Pfunden) je von sechshundert Pfunden des Werthes liegender Güter 30 Sous; zu Rougemont achtzehn. Diese Abgabe die nach einer niedrigen Schätzung eingenommen wird, ertrug zu Roßiniere im Jahr 1755. siebenhundert neun und funfzig, im Jahr 1768 zu Oesch 5032 und im Jahr 1773 zu Rougemont 3458 kleine Gulden zu zwölf Sous. Durch den Fortgang des Anbaues und Preises der Güter sind bis auf das Jahr 1778 diese Summen zu Roßiniere um 128, zu Oesch um

379 und in Rougemont um 141 kleine Gulden (*) gestiegen. Also werden hier die Abgaben durch den allgemeinen Wohlstand vermehret, haben weniger den Anschein einer Steuer als einer Wohlthat, und werden weder gesteigert noch verschwendet für die Länderſucht eines Königes, oder in den selbst geschafnen Unfällen seines Throns oder zur Ausführung der unordentlichen Einfälle, welche nun seine Lust, nun seine Quaal, die Geisel aber derer sind, welche sie erdulden.

Die Haupturſache des zunehmenden Preises der Güter und großen Käse in Sanenland liegt in dem Flor der Americaner und Wachsthum des franzöſiſchen Handels. Denn, was keiner der Alten gedachte, als der aufblühende Handel den schlaffen Riesenkörper des menschlichen Geschlechts in allen seinen Gliedern organiſirte und beseelte, das Gras auf dem Saniſchen Felsengebürg wurde Nahrung für die Bewohner der Canibaliſchen Küſten, und kam auf die Tafeln der Nabobs. Wenn der Grundsaz der Ausfuhrverbote mit einer unseligen Standhaftigkeit behauptet worden wäre, so wären wir ein elendes, finſteres, durch alle Verderbniſſe verunglüktes Volk, wie wir es werden mußten da Potoſi Europa umſchuf, wir aber nach der Schlacht bey Marignano von dem Schauplaz der großen Geſchäfte verſchwanden. Eine gute Geſezgebung wurde die Mutter des Wohlſtandes, dieſer aber der Vater der Sitten.

(*) Deren ein und funfzig einen Schildlouis d'or machen.

Wie die Güter, ſo ſteig auch der Taglohn! zumal da in einem Lande welches nicht gebauet wird, Arbeitsleuten billig auch die arbeitsloſe Zeit vergütet wird. Ein guter Mäder bekömmt außer ſeinen vier Mahlzeiten fünf und zwanzig bis dreyßig Sous. Um Arbeit wandern viele aus, zum Theil für den Sommer, zum Theil für mehrere Jahre, auch wohl auf Lebenslang. Leztere werden in der Wadt oder auf dem Gebürge Jura Schulmeiſter, Hirtenknechte und Käſefabricanten.

Dieſe Völker ziehen den körperlichen Arbeiten alles was den Geiſt beſchäftiget, vor: durch ihr ſtilles Leben werden ſie auf Betrachtungen geleitet, und ihre Empfindlichkeit wird auch durch ihre anmuthige Arbeit unterhalten und genähret.

Wenn denen von Sanen verboten würde auszuwandern, ſo würde dieſes ihre Thäler eben ſo wenig an Volk bereichern, als ein Ausfuhrverbot an Früchten: die Bevölkerung wird befördert und gehemmet, vielmehr durch das Lebensglük als durch Geſetze. Aus keinem andern Grunde wimmeln die Alpen von Volk, als weil die Schweizer in allen Ländern des Erdbodens durch alle Künſte des Kriegs und Friedens Nahrung und Glük zu finden wiſſen. Die Regierungen ſchirmen allgemeine Sicherheit und Policey; den Privatmann müſſen ſie ſeinem angebohrnen Glükstriebe überlaſſen: dem Hirtenland und Hirtenleben entſagt keiner ohne Noth.

Denn auf dieſen Gipfeln der Erde prangt kein ſtolzer Nachbar mit einer prächtigen Hütte, da herrſcht

kein Mensch über Menschen, sondern jeder ist sessel-
ley, und Herr mit gleicher Gewalt über eine schöne
Heerde die er liebt, und welche ihn liebt. Ihm
wird jeden Tag zweymal der Tribut von ihr darge-
bracht: er sieht eine kleine Heerde vom Felsen herab,
eine aus dem Wald hervor gehen, und andere aus
der untern Wiese hinauf steigen; indessen ein größe-
rer Trupp mit langsamen Schritten, unter weiden,
muhen und blöken, von der äußersten Bergmark
heran ziehet, stehen schon andere gedrängt in und
um die Hütte; die Hirtenknaben setzen Ziel und Ord-
nung. Also warten sie schaarenweise um die Hütte
her und vermischen ihr Gebrülle in die Gesänge des
Hirten und in den Schall der mannigfaltigen Glocken;
alles ist voll der frölichsten Bewegung.

Jede Heerde von zwey oder dreyhundert Kühen
bestehet aus einer Menge kleiner Gesellschaften; zwey,
drey bis funfzehn Kühe pflegen sich untereinander
unzertrennlich zu verbinden: einige zur Weide im
Schatten des Waldes, andere in der Sonne an den
Felsen, auch in großer Entfernung auf den höchsten
steilen Spitzen oder in dunkeln Thalgründen; auch
lebt hin und wieder eine Kuh einsiedlerisch. Gesell-
schaftweise ziehen sie an und ab; die schon gemelkten
Kühe erwarten ihre Freundinnen. Unter Anfüh-
rung der ältesten, die die kühlen Gegenden wissen,
wählen sie sich für die Dauer der brennenden Hitze
bestimmte Schattenörter.

Diese Verfassung ist eine Folge vieler heftigen
Kriege, welche die Kühe in den ersten Tagen des
Aufenthalts im Gebürg, ehe sie ihre wechselweise

Stärke wahrnehmen oder erfahren, in groſser Verwirrung untereinander geführet haben. Derjenige Hirte, der die Königin hat, welche alle anderen überwunden hat und gewaltig regieret, bekömmt eine Belohnung; jährlich iſt ein Tag, woran die Königin mit Blumenkränzen, der gröſsten Glocke und dem ſchönſten Halsbande erſcheint.

Funfzig Kühe haben einen Ochſen. Sein Streit, worein er ſich nur mit ſeines gleichen einläſst, iſt fürchterlich; fürchterlich erſchallet von ihm der dicke Tannenwald, in deſſen Dunkel er hinein ſtürzt und ruhet, wenn er zuvor voll Gefühl ſeiner Kraft, in Brunſt oder in Wuth, mit Füſsen und Hörnern tief den Grund gewühlet, und Gras, Blumen, Staub und Steine weit und breit herum geſchleudert.

Wer die Reize des Hirtenlebens nie gefühlt hat, leſe Geſsnern, deſſen Herz und guter Geiſt über den verdorbenen Geſchmak teutſcher Nachahmer und franzöſiſcher Phraſeologen glorwürdig triumphiret hat: worauf er die Einfalt und Grazie welche auf den Alpen iſt, wie wir ſie ſehen, ſo beſchrieben. Ich ſchätze mich für glüklich, durch die Bekanntmachung ſeiner unſterblichen Schriften (ſie werden alle teutſchgenannte Hexameter, alle italiäniſche Concetti und franzöſiſche Tändeleyen überleben) ihm im Lande zu Sanen in den Gemüthern glükſeliger Menſchen Altäre, ſo ewig als ihre Sitten, gegründet zu haben.

Uebrigens wird eine Kuh für ein unſterbliches Capital gehalten: ſie wird im achten Jahre gemäſtet und ohne einigen Verluſt verkauft. Wol eher iſt

eine Kuh bis in ihr fünf und zwanzigstes Jahr bey der Heerde geblieben. Die weißen und schwarzen sind nur durch ihre Farbe verschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Fortsetzung der Auszüge aus den Melangés tirés d'une grande Bibliotheque.

Wir glauben für das Vergnügen unsrer meisten Leser zu arbeiten und zugleich etwas nicht unnützliches zu thun, wenn wir ohne uns an eine gewisse Ordnung zu binden, oder dem Herrn von P. in einer bereits auf 16 Bände angewachsnen Compilation Schritt vor Schritt zu folgen, Ihnen dasjenige davon mitzutheilen fortfahren, was uns im Durchlaufen besonders aufgefallen und auf die eine oder andre Art interessant vorgekommen ist.

Es giebt Dinge die an sich selbst unendlich tief unter aller Betrachtung vernünftiger Menschen sind, aber durch Zeit und Umstände Würkungen gethan haben, wodurch sie unsrer Aufmerksamkeit sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Ammen-Mährchen ist freylich keine Unterhaltung für gesetzte Leute: aber wenn eine Zeit gewesen wäre, wo diese platten Mährchen von dem größern Theil der

Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Association mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht worden wären, worauf gewisse Leute unter dem Schirm des öffentlichen Zutrauens eine Brustwehr für Mißbräuche aufgeführt hätten, die nur ihnen nüzlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig gewesen wären; wenn diese dummen Ammenmährchen die sittlichen Begriffe des Volkes verfälscht, seinen Menschenverstand abgestumpft, und dasselbe an eine Vorstellungsart gewöhnt hätten, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit der Zugang auf viele Jahrhunderte verwehrt hätte — Dann wäre es doch wohl der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nähmen.

Unter den vielen Mährchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert überschwemmt wurde, hält sich Hr. v. P. (im Vten Theile der Melang.) am längsten bey einem auf, welches unter dem Titel *Thresor de l'ame*, Seelenschaz, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts gedrukt worden; und aus einer Menge erbaulich seyn sollender Histörchen besteht, die der Verfasser aus verschiednen in lateinischer Sprache geschriebnen ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammengetragen und unter gewisse Rubriken gebracht — nichts desto weniger aber in der Vorrede gar treuherzig versichert, unter allen seinen Historien sey nicht eine einzige die nicht aus der heil. Schrift oder andern ehr- und glaubwürdigen Autoren gezogen wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von den

frappanteſten nacherzählen und ſoviel möglich ſeine Manier beyzubehalten ſuchen; wenn es anders bloß Manier war: denn der gute Mann erzählt die unglaublichſten und albernſten Wunderdinge mit einem ſo naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, daß er entweder ein ſehr guter Poet, oder, wenn er alles ſelbſt glaubte, eine gar einfältige Seele geweſen ſeyn muß.

Der Hr. v. P. glaubt, daß folgende Geſchichte zur Erfindung des ſogenannten Roſenkranzes (*) Gelegenheit gegeben haben könnte, von welchem er

(*) Der Roſenkranz iſt eine Art von Andachtsübung, wobey in einer gewiſſen Ordnung das Ave Maria oder der Engliſche Gruß, das Vater unſer und das Credo hergeſprochen und ſehr oft theils hintereinander theils wechſelsweiſe wiederhohlt werden. Das älteſte Modell zu dieſer Art zu beten konnte der Erfinder deſſelben, wer er auch ſeyn mag, in den Acclamationen des Senats bey Beſtätigung der ſpätern Kayſer gefunden haben, wo gewiße Lob- und Gebetsformeln ſo und ſo oft wiederhohlt wurden, z. B. Auguſte Claudi, die Götter erhalten dich (wurde ſechzigmal wiederhohlt) Claudi Auguſte, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürſten gewünſcht (wurde vierzigmal wiederhohlt) Claudi Auguſte, dich bedurfte das gemeine Weſen (vierzigmal wiederhohlt) Claudi Auguſte, du biſt ein guter Bruder, Vater, Freund, du biſt ein guter Senator, du biſt ein ächter Fürſt (wurde achtzigmal wiederhohlt) Claudi Auguſte, befreye uns vom Aureolus (wurde fünfmal wiederhohlt) Claudi Auguſte, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmal) Claudi Auguſte, er-

ſonſt in dieſem Buche keine Spur gefunden hat. Ein andächtiger junger Mönch hatte ſichs aus beſonderer Devotion gegen die heil. Jungfrau zum Geſez gemacht, ihr Bild, den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit friſchen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam, und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel daß er keine Blumen mehr finden konnte, ſagte ihm der Novizen-Meiſter, es würde der H. Jungfrau eben ſo angenehm ſeyn, wenn er ſie alle Tage anſtatt mit fünfzig Roſen mit fünfzig Ave Maria beſchenken würde. Der junge Menſch gehorchte ſeinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte ſichs daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einsmal in einem Walde, durch welchen er in Geſchäften ſeines Kloſters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen dieſe auf einmal von ihm ab, weil ſie die Jungfrau Maria erblikten, die auf ſeinen Schultern ſaß und einen Kranz von Roſen flocht, den ſie ihm auf den Kopf ſezte. Die Diebe wurden von dieſem Mirakel ſo gerührt, daß ſie ſich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in ſein Kloſter zurükkam, zeigte ſichs, daß er würklich einen Roſenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenſchatzes führt noch mehr dergleichen Beyſpiele an, wie nüzlich die Andacht zu der H. Jungfrau beſonders auch für große Sün-

löſe uns von der Zenobia und Victoria (wurde ſiebenmal wiederhohlt) Claudi Auguſte, Tetricus iſt nichts geweſen, (auch ſiebenmal) *Trebell. Pollio* in Vita Divi Claudii conf. *Flav. Vopisc.* in Tacito c. 5. u. f. w.

Bote.

Cäsar, ich bringe dir Nachricht, daß Menecrates und Menas, berüchtigte Seeräuber, sich das Meer unterthan machen, welches sie mit Schiffen von aller Gattung verwunden. Sie machen unaufhörliche Anfälle auf die Küsten von Italien, deren Bewohner nicht Muth genug haben, an Gegenwehr nur zu denken; kein Schiff darf sich sehen lassen, ohne sogleich weggenommen zu werden; und der bloße Name des Pompejus schadet mehr, als alle seine Macht schaden könnte, wenn sie Widerstand fände.

Cäsar.

O Antonius, verlaß deine üppigen Schmäuse -- da du einst vor Mutina geschlagen wurdest, wo die Consuls Hirtius und Pansa durch dich fielen; da folgte dir der Hunger an deinen Fersen, und du kämpftest mit ihm, ob du gleich zärtlich auferzogen warst, mit einer Geduld, deren kaum ein Wilder fähig wäre. Du trankst Pferd-Pisse, und die grünen Pfüze, wovor dem Vieh selbst geekelt hätte; die herbesten Beeren auf den rauhesten Zäunen waren damals deinem Gaum nicht zu unschmakhaftig; ja gleich dem Hirsch, wenn Schnee seine Weide bedekt, frezest du die Rinden der Bäume ab. Auf den Alpen, sagt man, assest du so unnatürliches Fleisch, daß einige von dessen bloßem Anblik starben; und alles dieses (zur Schande deiner izigen Weichlichkeit sey es gesagt!) ertrugst du wie ein Soldat, mit solcher Gleichgültigkeit, daß deine Wangen nur nicht schlapp davon wurden.

Lepidus.

der ist. Es war einmal ein Clericus, sagt er, der leider! ein so ruchloses Leben führte daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bey allem dem hatte er noch soviel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnamen derjenigen die er verführen oder nöthen wollte zu erkundigen, und wenn sie Marie hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis von seiner Ehrerbietung so wohl auf, daß sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung und Seligkeit bewürkte.

Eine Nonne, Namens Beatrix war Küsterin in einem gewissen Stift von Klosterfrauen, und trug immer ganz besondere Sorge die Marienbilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einsmals sezte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, daß sie über die Klostermauern stieg, um auch einmal zu versuchen wie sichs in der Welt lebte. Würklich trieb sie es darinn sieben Jahre auf eine Art die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; denn unsre l. Frau hatte die Gütigkeit und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über; dergestalt, daß wie sie nach sieben Jahren voller Reue über ihr geführtes Sündenleben ins Kloster zurük kam, sichs sogleich zeigte daß man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daß die h. Jungfrau, nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs, nicht gleichgültig darüber ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder

nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschikter Mahler hatte übernommen ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füßen tritt, zu mahlen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meynung die Mutter Gottes nicht zu schön und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können; und es glükte ihm in beyden über alle maßen. Belzebab fand sich selbst so wenig geschmeichelt, daß er aus Ingrimm über seine Häßlichkeit auf den Mahler losstürzte und ihm den Hals umdrehen wollte. Aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bilde sehr wohl zufrieden war, nahm den Mahler in ihren Schuz, und der Teufel mußte mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann, oder die Excommunication ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsezliche Sache; zum Beweis führt er (nach dem Ausdruk des Hrn. Marq. v. P.) zwey erschrekliche Begebenheiten an, welche zweyen Excommunicirten zugestoßen seyn sollen. Der eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten: aber kaum war der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel miraculoser weise auf einmal davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ermulfus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein andrer hatte ein Schwein welches gewohnt war Brodt aus seiner Hand zu fressen: aber sobald der unglükliche Mann excommuniciert war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen eh es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Uns däucht, die Absicht des wackern Mönchs, von welchem sich dieses Werk allem Ansehen nach herschreibt, war bey Anführung dieser beyden Exempel ernsthafter als der Hr. v. P. zu denken scheint. Die schreklichste Folge des Bannfluchs bestand darinn, daß der Unglükliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden, verlassen werden mußte. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brodt, nur einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Koran Datan und Abiram, von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unsäglich groß waren, und gleichwohl lediglich von der Meynung die das Volk davon hatte abhiengen: so war der Klerisey ja wohl daran gelegen, dem Volk den äußersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Excommunicierten einzudrüken; und wie konnte dies besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel erzählte, daß die Würkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere die bey einem excommunicirten Menschen leben erstrecke, so daß sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können, oder wenigstens durch den Instinct selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurükgehalten werden.

Noch ein andrer Punct, der unserm wohlmeynenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die Zehenden der Klerisey. „Wer seine Zehenden richtig giebt, „sagt der theure Mann, dem gedeyht sein zeitlich

„Gut. Cäſar berichtet uns (*) daß einſt ein Ritter „was, der ſichs gar faſt zu Herzen nehmen thät ſeine „Zehenden fleißig abzutragen, und hätt groſe Andacht zu ſolchem Werk. Nun hätt er unter anderm „auch einen ſehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, alſo daß dem Prieſter allemal ein „ganz Fuder Weins zu ſeinem Theil am Zehenden

(*) Hier iſt zu, einer Probe des Stils, dieſe Stelle im Original. Qui bien paye ſes dixmes, les biens temporels en multiplient. Ceſar nous racompte que il fut ung Chevallier qui eſtoit moult curieulx de bien payer ſes dismes et grant devocion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Preſtre en avoit une charretté de vin á ſa part pour la dixme. Advint une annee que la vigne faillit que il n'y euſt partout que une charcuée. Quant le Chevallier viſt, que il n'y avoit fors ce qu' il avoit acouſtumé de payer pour la disme, ſi diſt: Se Dieu m'a tollu (oté) ce que il me ſouloit envoyer, pourtant ſi ne touldrai-je mie ſa diſme celle come je la ſouloie payer. Quant ſe vint un pou aprés, le Preſtre alla en la vigne et la vit toute pleine de raiſins. Si l'en vint au Chevallier, et comença á blasmer de ce que il n' avoit vendangé ſa vigne; et le Chevallier diſt que elle avoit été vendangé et que il lui avoit paiée ſa diſme. La! diſt le Preſtre, que il ne ſembloit pas que on y euſt touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une annee. Or povés voir que *Dieu eſt courtois*, et ſaiches que celux qui font Barat et paient mal leur diſmes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir á plenté de biens et ils ſe dampnent qui pis veult.

„ward. Es begab ſich aber einsmals daß der „Wein mißrieth, und der ganz Weinbergk nit mehr „trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter geſah „daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jes„weilen an Zehenden zu geben pflag, ſprach er zu „ſich ſelbſt: Obſchon mir unſer Herre Gott genom„men hat was er mir ſonſt zu ſchicken pflag, will „ich doch Ihm nichts nehmen von ſeinem Zehnten, „ſondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. „Einige Zeit darnach gieng der Prieſter in den Wein„bergk und ſah daß er voller Trauben was. Begab „ſich demnach zum Ritter und begann ihn zu ſchelten „daß er ſeinen Wein noch nicht geleſen hätt; und „der Ritter antwortete, er ſey ſchon geleſen, und „hab ihm ſeinen Zehenden bezahlt. La!, verjähte „der Prieſter, er ſieht nicht ſo aus als ob eine Trau„be weggekommen wär. Da gingen ſie zur Stund „in den Weingarten, und fanden ihn ſo voll als er „noch nie in einem Jahr getragen hätt. Daraus „möcht ihr ſehen, daß unſer Herre Gott honett iſt, „und ſich nichts umſonſt thun läßt, und ſollet wiſſen, „wenn Leute Bſchoris machen und ihre Zehenden „ſchlecht bezahlen, daß ſolche Leute gemeinklich von „Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, „und was am ſchlimmſten iſt fahren zur Hölle noch „oben drein.„

Der Hr. von P. ſchließt ſeinen Auszug aus dieſem Seelenſchaz mit der Anmerkung, daß man ſehr unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwiſſenheit und Einfalt der heutigen Kleriſey oder gar der katholiſchen Kirche zur Laſt legen

wollte; und wir sind allerdings seiner Meynung, wenn seine Meynung ist, daß heutigs Tags wie damals und damals wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewußt haben daß ein Mährchen weder mehr noch weniger als ein Mährchen ist.

Indessen sey uns (wiewohl wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gerne denen überlassen, denen am meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beyden) steht immer mit Zeiten und Umständen in Verhältnis. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äusserst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig seyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich, und gar nicht zu dulden sind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freylich der ruchlose Clericus, der aus besonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen schont die ihren Namen führen, sehr anstößig seyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so abergläubisch sie immer seyn möchte) beynahe das einzige war was zügellose Menschen respectierten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daß der gewaltthätige Clerc doch noch soviel Respect vor ihrem Namen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf diesen Nutzen desselben viel zu gut zu thun. Es ist damit ungefehr wie mit der Quacksalberey. Die

hilft zuweilen auch, wenigstens für den Augenblik: aber welche verständige Obrigkeit wollte deßwegen unwissende Marktschreyer und Empyriker gegen die wahren Aerzte in ihren Schuz nehmen, oder diesen lezten gar das Handwerk niederlegen, damit Jene freye Hand und ofnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Saalbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr Zutrauen als zu wahren Aerzten hat, in Contribution zu setzen, und, mit ihren Pillen Pulvern, Salben und Wundertinkturen auf gut Glük zu heilen oder zu vergiften wer ihnen in die Hände fiele? In unsern Zeiten ist es mit der Aufklärung schon so weit gekommen, daß man ihr, wofern sie nicht schädlich werden soll, den freyesten Lauf und Fortgang lassen muß. Wer dem Fortgang der Wissenschaften Grenzen setzen will; wer den Leuten Gehör giebt, denen daran gelegen ist daß ein Volk ewig dumm bleibe; wer sich von ihnen bereden läßt, daß es den Menschen besser sey, sich mit verbundnen Augen führen zu lassen, als mit ofnen selbst zu sehen: der kennt weder das wahre Interesse seines Staats noch sein eigenes — und muß wohl sehr wenig daran denken was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

Unter die seltsamsten Producte der finstern Zeiten und diejenigen die den Geist derselben am stärksten charakterisieren, gehört unstreitig eine der ersten Stellen dem Proceß Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Iacobus de Ancharano sich gegen des 14ten Jahrhunderts um die Christliche Welt

verdient zu machen glaubte. Die Narrheiten der Menſchen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen: und wenn unſer mit allen Aerzten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert ſich über die Thorheiten irgend eines ſeiner Vorgänger luſtig macht, ſo iſts immer der Premierminiſter, der ſich über die Dame moquirt, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ey Madame, wer wird um einer elenden Spinne willen einen ſolchen Lerm anfangen? — „Aber ſie lieſſen ja ſelbſt ſo ſtark daß ſie mich zu Boden rennten?„ — Ah das glaub ich wohl, Madam, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus. (*) — Bey allem dem, werden unſre Leſer kaum begreiffen können, wie ein ſo abgeſchmaktes Werk als dieſer Belialsproceß jemals eine ſo ſtarke Senſation habe machen können als es ehmals gemacht hat. Da die litterariſche Notiz, welche der Hr. v. Paulmy im Vten Bande der Melanges davon giebt, ſich eigentlich nur auf die franzöſiſche Ueberſetzung deſſelben erſtrekt und übrigens ſehr unvollſtändig iſt, ſo wollen wir ſolche zuförderſt, aus den Nachrichten die wir haben zuſammenbringen können, zu ergänzen ſuchen.

Der Verfaſſer wird von einigen Iacobus de Ancharano, von andern Iacobus de Theramo genannt. Er qualificiert ſich ſelbſt in der Zueignungs-

(*) Die Anekdote iſt aus einem Buch das man nie aufhören ſollte zu leſen, und das ich hoffentlich nicht zu nennen brauche.

ſchrift an Pabſt Urban VI. als Prieſter, Archidiaconus und Canonicus zu Averſa, (unweit Neapel) wie auch Canonicus *Aprucinus*, das iſt, Canonicus zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitaniſchen Landſchaft Abruzzo Ultra, wurde ehmals auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und ſo iſt klar, woher er den Beynamen de Theramo hatte. Auch findet ſich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit worinn er es zu Stande gebracht. Die erſte lateiniſche Ausgabe Conſolatio Peccatorum, ſive Liber Belial, Proceſsus Luciferi contra Jeſum, iſt vom J. 1472. (*) Es exiſtierte aber um dieſe Zeit ſchon eine teutſche Ueberſetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobeſam Werk (wie es am Schluß genennt wird) bey Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 (**) gedrukt. Es iſt mit vielen Holzſchnitten geziert. Der Verfaſſer iſt unbekannt; man kann ihn aber, wenigſtens ſo gut als aus der beſten Silhouette, aus dem Anfang ſeiner Vorrede kennen lernen, welche alſo lautet: „In dem Namen „der allmächtigen und ungeteylten Triváltikeyt und „marie der ewigen maget zu lob und zu eren aller himliſchen höre Ich hab gedacht ich wölle mich verſuchen „ob ich ze tewtſch mág pringen das buch das da trachtet ob Jheſus marie ſun des recht hab gehebt daß er „die helle und die tewfel hab beraubet an dem tag da „Got für alle Menſchen gelyten hat mit dem bitren „Tod des krewzes, und davon iſt geſezt ein lands und

Sanders Annales typogr. I. 162 ff.

(*) Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit. T. IV. p. 7.

(**) Fabricius l. c. giebt das Jahr 1493. an.

„ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum für„gesezt in tewtsch ze pringen ꝛc. (*)

Der Verfasser der französischen Uebersetzung war, nach Fabrizius, ein Doctor der Sorbonne, Nahmens Peter Ferget; der Hr. v. Paulini nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner Ordens. Seine Uebersetzung erschien, ~~nach Jenem~~ im Jahr 1485. nach Diesem, im Jahr 1482. zu Lyon und wurde ~~1484~~ wieder aufgelegt. Sie ist wie die Teutsche mit Holzschnitten geziert, welche (wie Hr. v. P. sagt) in sehr poßierlichen aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darstellen. Man sieht da die Teufel als Gerichtsdiener, Waibel, Procuratoren, Advocaten, Actuarien und Notarien der Hölle, nach damaliger französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter, und Moses der Sachwalter auf Seiten Christi. Der Teufel als Kläger fühlt sich in der Schicane stark genug um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel, und Johannes der Täufer werden nebst mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugnis fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Proceß wird in Possessorio und Petitorio geführt: endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten:

(*) Dies Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehmals in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was mir davon angezogen ist aus der *Parte II. Bibl. Schwarz.* Ins Catalogo an. pag. 129. gezogen.

Lepidus.

Es iſt Schad' um ihn.

Cäſar.

Daß ſeine Schande ihn ſchleunig nach Rom zurük treibe! -- Es iſt hohe Zeit, daß wir beyde im Feld erſcheinen, und zu dieſem Ende wollen wir ohne Verzug den Senat verſammeln; Pompejus wächſt durch unſre Saumſeligkeit.

Lepidus.

Bis Morgen, Cäſar, werd' ich im Stande ſeyn, euch genau zu ſagen, was ich zu Land und zu Waſſer aufbringen kan, um der gegenwärtigen Gefahr die Stirne zu bieten.

Cäſar.

Das gleiche Geſchäfte wird bis Morgen mich beſchäftigen. Lebet wohl.

Lepidus.

Lebet wohl, Milord. Ich erſuche euch, wenn ihr indeſſen etwas Neues erfahrt, mich Theil daran nehmen zu laſſen.

Cäſar.

Zweifelt nicht daran, mein Herr; ich erkenn' es als meine Pflicht.

[Sie gehen ab.]

Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit an den höchsten Richter zu appelliren. Da dies kein andrer als Gott Vater selbst seyn kann, so scheint der Umstand, daß derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige Schwierigkeit zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vatern deßwegen geradezu zu recusieren; jedoch schlägt er ein Compromiß vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von Beyden als Schiedsrichter genehmiget. Man kan leicht denken, daß Belial endlich den Proceß mit allen Kosten und Schäden verliehrt. Die Juden und Heyden, die auf Anstiften des höllischen Wurms *Interveniendo* eingekommen waren, fallen in die gleiche Verdammnis; ja es würde den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte. Dies (sagt Hr. v. P.) ist die Substanz dieses Buchs, welches zu seiner Zeit nicht nur für eines der unterhaltendsten, sondern auch für eines der lehrreichsten, und also, nach der bekannten Horazischen Regel, für ein höchst vortrefliches Werk passierte.

Außer den vielen Ausgaben und den Uebersetzungen, die davon gemacht wurden, ist als ein Beweis der großen Achtung worinn es stund anzusehen, daß der teutsche Rechtsgelehrte Jacob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten

Bartolus de Saxoferrato Proceß des Satans gegen die heil. Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von neuem herauszugeben. (*) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genennt wurde) hat aller Wahrscheinlichkeit nach dasjenige von Jacob de Ancharano veranlaßt, und in so fern die Idee eines solchen Proceßes Ehre machen kann, ist jener als Erfinder und dieser bloß als Nachahmer zu betrachten; (**) wiewohl der Nachahmer sowohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

Da wir nicht Gelegenheit gehabt haben diese seltsamen Bücher selbst in Augenschein zu nehmen, so ist dies alles was wir aus Veranlassung der Melanges des Hrn. v. P. davon haben auftreiben können. Wir bitten also die Liebhaber von dergleichen Curiositäten damit vorlieb zu nehmen, und überlassen es Ihnen, wieviel oder wenig Sie die Reflexion gelten lassen wollen, womit wir diesen Artikel schließen.

So finster ehmals die Zeiten seyn mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der Leute, die darinn lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung auf den Menschenverstand dieser guten Leute drükten: so blieb ihnen doch, als ein unverlierbares Erbgut der

(*) *Fabric. l. c. Catal. Bibl. Bodlej. p. 27.*

(**) Bartolus starb i. J. 1356. also 30 Jahre zuvor eh der Canonicus von Tervano mit seinem Belials-Proceß fertig war.

Menſchheit, noch immer ſoviel von beſagtem Menſchenverſtand übrig, daß man mit beſtem Fug vorausſetzen kann, daß ſie, nach ihrer Vorſtellungsart die ſich auf ihre Lage und Bedürfniſſe gründete, immer eben ſo gute Urſachen etwas zu thun oder zu laſſen, etwas hochzuſchätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menſchen in den aufgeklärteſten Zeiten nach ihren Bedürfniſſen und ihrer Weiſe. Das Buch des Canonicus Jacob von Ancharano, das uns ſo abgeſchmakt vorkommt, hatte dem Publico des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich intereſſant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für ſie würklich intereſſant und lehrreich geweſen wäre.

Und wie war das möglich? fragt mich vielleicht jemand, der ſich nicht gerne die Mühe nimmt, ſich ſolche Fragen ſelbſt zubeantworten.

Das war ſehr möglich! Der Belialsproceß war eine Art von poetiſcher Compoſition, eine nach damaliger Weiſe ſinnreiche Art von Einkleidung ſolcher Religionsbegriffe, welche für das äußerſt unwiſſende Volk einen deſto anziehendern Reiz der Neuheit hatte, weil es ſo lange faſt allein auf Mirakel- und Marterbücher, mechaniſche Gebetsformeln, und äuſſerliche Uebung eines mit Schaugepräng und myſtiſchen Vorbildungen überladenen Gottesdienſtes eingeſchränkt geweſen war. Man weiß wie ſehr die ſogenannten Myſterien, oder religioſe Schauſpiele von Erſchaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Chriſti, u. ſ. w. in dieſen Zeiten durch die ganze Chriſtenheit im Schwange gien-

gen. Der Belialsproceß des Jacob von Ancharano war ein Drama von dieser Art, aber von einer reichern Composition, und ebendadurch für die armen Layen instructiver als Hundert andre vom gewöhnlichen Schlage. Ich denke aber, es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da das Römische bürgerliche Recht in Teutschland und Frankreich je mehr und mehr in Ansehen kam, und zur Entscheidung der vorkommenden subtilern und verwickelten Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde, auch überhaupt die Gerichtsordnung und Form der Proceße nach und nach viele Veränderungen erlitten hatte: so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, wo es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten fehlte, ein Buch, worinn das damalige Verfahren beym Civilproceß auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Factum angewendet war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

Noch ein Beyspiel, wie groß in diesen Zeiten das Verlangen nach Schriften gewesen, woraus man etwas Praktische Philosophie und Menschenkenntnis, so wenig es auch seyn mochte, schöpfen konnte, giebt uns die außerordentliche Achtung, worinn das *Speculum vitæ humanæ* des Rodoricus Bischof von Zamora gestanden; ein Buch worinn der Plan des Verfassers, das Gute und Böse aller Stände und

Conditionen der Menschen vom König bis zum Taglöhner und vom Pabst bis zum Layenbruder mit dem Bettelsack, als in einem Spiegel darzustellen, zwar sehr interessant, die Ausführung aber (nach Hrn. von P. Versicherung) so schlecht ist, daß es sich gar nicht mehr lesen läßt. Gleichwohl hatte dies Buch nur in dem letzten Viertel des 15ten Jahrhundert ~~fünf~~ lateinische Ausgaben ~~und drey~~ in der französischen Uebersetzung. Ob auch eine Teutsche davon gemacht worden, können wir nicht sagen, es ist wenigstens sehr zu vermuthen; denn die Uebersetzungssucht ist sogar in unsern Tagen nicht größer, als sie es bey unsern Vorfahren von Anbeginn der löblichen Buchdruckerkunst war.

V.

Auszüge aus Briefen.

1. Mineralogische Spaziergänge.

Cassel den ... März 1781.

Ich genieſſe hier der schönen Tage des Monats März durch kurze Spaziergänge in die umliegende Gegenden dieser Stadt, die alle Jahre durch die Sorgfalt ihres Regenten an Schönheiten der Kunst und Natur zunimmt. Nichts ist dem Auge auch des ekel-

ſten Kenners in dieſen Anlagen anſtößig, und ſie zwingen dem Beobachter doppelte Bewunderung ab, wenn man hört, daß ſie nicht allein von dem Fürſten gebilligt, ſondern die meiſten von ihm erfunden und angeordnet ſind. Ich enthalte mich hiervon in einem wärmern Ton zu reden, um nicht bey Unwiſſenden oder hämiſchen Beurtheilern in die Claſſe der feilen Lobredner geſezt zu werden. Erlaubt ſcheint mirs aber, und auch Pflicht, von dem was auf teutſchem Boden Gutes und Rühmliches geſchieht, ein Wort fallen zu laſſen, obgleich nichts begieriger verſchlungen wird, als daßjenige was die geheimen Theile unſrer teutſchen Staatsverfaſſungen enthüllt, die nicht enthüllt werden ſollten. Derjenige, der damit makelt, hat die Ehre bey der müßigen Menge für einen klugen Kopf gehalten zu werden, und die Waare geht wohl ab, ob ſie gleich nicht zum beſten riecht. Die Maxime des Veſpaſians, der auch die geheimſten Oerter acciſsbar zu machen wußte, iſt höchſt kayſerlich, aber ich wünſchte nicht daß ſie die meinige wäre.

Zuweilen führt mich mein mineralogiſches Steckenpferd noch weiter, und ich beſuche dann den Weiſſenſtein, den nahgelegen Habichtswald, den Meißner, und neulich hat mich mein Weg bis Trancfeld geführt. Dieſes im lezten Kriege durch die Vertheidigung ſeiner Bürger berühmt gewordne Städtchen (*) hat einen Berg in der Nähe, deſſen Baſalte wohl uns

(*) Es iſt uns von guter Hand eine Erzählung hievon mitgetheilt worden, welche wir nächſtens einzurücken gedenken.

ter Kennern ihrer sonderbaren Kristallisation wegen schon bekannt, aber, wenn ich mich nicht irre, noch nicht beschrieben sind. Ich will den Anfang meiner Beschreibungen deswegen hiermit machen, weil ich am wenigsten davon zu sagen habe, und also nicht gleich im Anfange Ihnen und meinen Lesern lästig zu werden fürchten darf. Der Berg heißt der Transberg, und liegt kurz vor der Stadt nach Münden zu. Seine Konische Gestalt stimmt ziemlich mit den Beobachtungen der Verfechter des Vulkanischen Ursprungs überein; und ich muß gestehen, daß alle Berge dieser Form in Hessen sowohl als im Hannöverischen mich nie irre geführt, sondern immer kristallisirte Basalte gezeigt haben. Ich habe ihn verschiedenemal besucht, und das erstemal kam ich zu einer günstigen Zeit an, wo die Arbeiter gerade mit den Brecheisen beschäftigt waren. Ich konnte also alle Beobachtungen wie ich wollte wiederholen. Das ganze Gestein des Berges besteht aus Basalten, die sehr loker in einem gelben Leime sizen, und, ob sie gleich die Natur durch ihre Form wie in einander gekeilt, oder vielmehr eingefügt hat, doch, so bald man das Brecheisen ansezt, leicht zu trennen sind und auseinander fallen. Sie bestehen aus vierekten Pyramiden, und Prismen, und diese dienen einander wechselsweise zur Stüze. Die Kanten sind äuserst scharf, so wie sie kein Tischler feiner formen kann. An den Pyramiden sind oft vier Seiten, oft nur zwey einander gleich: die Prismen sind alle horizontal abgeschnitten. Das sonderbarste aber sind ihre verschiedene Größen, und das Verhältniß der Grundfläche zu den Seiten. Ich habe Pyra-

miden und Prismen gesehen, die 6 bis 7 Schuh Höhe hatten, und wovon die Grundflächen 3 bis 4 Fuß breit waren, folglich eine äusserst niedliche Form bildeten. Noch ausserordentlicher aber ist es, daß man sie von allen Größen, und vollkommen abgewachsen findet. Ich habe sie von allen Arten, und zwar Pyramiden und Prismen bis nur zu 2 oder 3 Zoll Höhe. Ihre Bestandtheile sind, wie bey allen Basalten im Heßischen, Kieselerde, Eisen und Alaunerde, und zwar in dem Verhältniß, daß gegen 50 p. C. der leztern darinn enthalten sind. Bestätigt hat sichs nun auch durch die Erfahrung, daß je schärfer und reiner die Cristallisation der Basalte in hiesigen Gegenden ist, je mehr enthalten sie Alaunerde. Das Korn ist äusserst dichte, und sie klingen wie Glas wenn sie auseinander fallen. Ob sie aber der Verwitterung so gut widerstehen als andre die nicht cristallisirt sind, zweifle ich, sondern ich habe vielmehr gefunden, das alle diejenige, die zerfallen sind, am meisten Alaunerde enthalten.

Ausser diesen beyden Formen finden sich noch kugelichte Basalte von allen Grossen, die sich aber nicht, wie die auf dem Weißenstein, blättern. Sie sollen nach dem Zeugniß glaubwürdiger Göttingischer Gelehrten, und auch der Arbeiter selbst, perpendicular übereinander sizen. Ich habe aber von ihrer Lage selbst keine genauere Einsicht gehabt. Von den Durchschnitt eines Zolls bis zu der Größe einer Bombe habe ich sie frey liegen gesehen. Uebrigens sind sie von eben der Mischung wie die Pyramiden und Prismen.

Eben dieselbe Cristallisation von Basalten, soll sich auf dem Druselberg bey Cassel befinden, ich habe sie aber selbst zu sehen nicht Gelegenheit gehabt.

Ich führe Sie nun nach Lütterberg zurük, das wegen der nicht weit daran vorgefallenen Schlacht berühmt genug ist. Vielleicht wird es in der Folge auch wegen seiner Mineralien berühmt. Eine Viertelstunde davon, rechter Hand wenn man von Cassel kommt, liegen zwey konische Berge, der kleine und der große Stauffenberg. Auf dem Großen ist eine Art Basalte die ich nirgends so gefunden habe. Der erste Bruch besteht aus Parallelopipedis, alle ohngefehr anderthalb Schuh lang; in der Grundfläche, deren Seiten gemeiniglich nicht gar zwey Zoll betrugen, correspondiren immer 2 Seiten. Die Seiten-Flächen bleiben gleich bis ohngefehr in der Mitte, und alsdenn laufen sie schmaler oder keilförmig zu. An dieser schmalen Seite sind sie vertikal abgeschnitten. Oft ist auch eine Seitenfläche viel schmäler als die andern drey. Da wo sie sich aus dem gelben Leimen von einander trennen lassen, bleibt oft eine Art von Hacken, oder eine rundliche sehr reguläre Erhöhung in dem einen Steine zurük, wodurch in dem andern, der damit zusammenhieng, eine Vertiefung entstund. Die Kanten sind vollkommen so scharf, und noch schärfer, als in den Basalten des Transberges, und Korn und Mischung scheint eben dieselbe zu seyn. Es finden sich auch Pyramiden, Prismen, und Kugeln, wie auf dem Transberge, darunter. Sie stehen aber nicht aufrecht wie dorten, sondern liegen vertikal, ohngefehr in einem Winkel

von 45 Graden gegen den Horizont. Wenige Schritte davon brechen aber sehr mächtige Basalte, die gerade stehen, und von welchen viele Parallelopipeda, andere aber 7 bis 8eckigt sind. Diese haben nicht die regelmäßige Gestalt wie die ersten, und dürften in ihren Kanten noch stark des Meissels nöthig haben. Sie stehen bis 6 Fuß hoch aus der Erde, und sind 15 Zoll bis 2 Fuß stark. Diese leztern sind von einer etwas andern Mischung, und müssen zu Heerstraßen und Pflastersteinen weit dienlicher und fester seyn als die erstere.

Zwischen dem Transberge und Stauffenberge sind noch mehrere Berge, welche ähnliche Basalte zu Heerstraßen liefern, ich habe sie aber nicht besucht, und kann also weder von ihrer Lage noch Cristallisation Rechenschaft geben.

Der merkwürdigste Anblik für einen Mineralogen in hiesiger Gegend ist indessen der Habichtswald, der sowohl durch den Winterkasten, der aus seinen Tufsteinen erbauet ist, als durch die viele und öftere Beschreibungen seiner Steinarten, besonders durch die leztere des Herrn Rath Raspe, berühmt genug geworden ist. Zu damaliger Zeit war alles was schwarz aussahe und nur irgend einer Wacke glich, Vulkanischen Ursprungs; und ich denke die Stützen dieses Systems werden noch lange nicht bey denenjenigen wanken, die der Magie der gedrukten Blätter zu viel trauen, aus ihrer Studierstube, oder nach einzelnen Stuben ihrer Cabinets urtheilen, und die Natur nicht in ihrer Werkstätte genug besuchen. Die einzelnen Lavaströhme, die dorten angegeben sind, verschwin-

Sechste Scene.

[Verwandelt ſich in den Palaſt zu Alexandria.]

Cleopatra, Charmion, Iras und Mardian treten auf.

Cleopatra.

Charmion --

Charmion.

Madam?

Cleopatra.

Ha, ha, -- Gieb mir Mandragora zu trinken.

Charmion.

Wofür, Madam?

Cleopatra.

Damit ich dieſen ganzen Abgrund von Zeit, der mich von Antonius trennen wird, verſchlafen möchte.

Charmion.

Ihr denkt zuviel an ihn.

Cleopatra.

O das iſt Verrätherey --

Charmion.

Madam, ich denke nicht ſo.

Cleopatra.

den, wenn man die Dinge in der Nähe betrachtet, und überall rund um sich her Basalte entdeckt. Auf der einen Seite fangen sie von Kaufungen an, und gehen bis auf den Meißner, aber in unregelmäßigen Gestalten. Auf der andern Seite bedecken sie den ganzen Habichtswald, und ziehen bis Westuffeln vier Stunden von hier, wo sie wieder cristallisirt werden. Allgemein aber ist die Bemerkung, daß sie immer nur oben liegen, und nie tief gehen, sondern entweder auf Sandstein, oder Felskiesel (Petrosilex) aufsitzen. Das Liegende des Weissensteins ist der Petrosilex squamosus Wallerii Syst. Min. T. I. p. 267. dessen weisse Farbe zu seiner Benennung Gelegenheit gegeben hat. Man findet einen andern ähnlichen, der aber lockerer und etwas verwittert zu seyn scheint. In den neuen Stollen des Erdkohlenflözes vom Habichtswald ist ebenfalls das Liegende ein Petrosilex von schwärzlichter Farbe, der länglichte Löcher hat, worinn wie ein Federkiel stark das Erdöl sich eingezogen hat, und wenn es herausgenommen wird wie eine Steinkohle riecht und brennt. Die rothe Inspisse des Herrn Raspe, die zerstreut in den Feldern um Volmar liegen, sind auch nichts anders als Petrosilex Wallerii.

Der meiste Basalt auf dem Habichtswald hat Kalkspath, und es ist nirgends eine Spur von Zeolith zu entdecken, wie so viele haben träumen wollen.

Die Steinkohlen haben Gypsspat, doch selten, so wie auch die Steinkohlen, wo auf der einen Seite länglichter Schwefelkieß ansitzt, nicht gemein sind.

Die bekannteste Steinart des Habichtswaldes ist der Tuffstein, woraus der Winterkasten erbaut ist, und welcher immer eine seltene Erscheinung bleibt, weil er ein Aggregat von allerley andern vor ihm geformten Stein- und Erdarten vorstellt. In ihm finden sich crystallisirte und verwitterte Schörle, blätterichter brauner Glimmer in dünnen Scheiben oft einer Hand groß, rothe und weisse Sandsteine in großen Massen, Kalkspath, und noch zwey andre Erdarten welche verdienten bekannter zu werden. Hr. Assessor Mönch in Cassel, der längst als einer der besten teutschen Chemiker bekannt ist, hat sie untersucht, und ich theile nach seiner Erklärung ihre Bestandtheile hier mit. So unvollkommen auch diese Anzeige seyn mag, so ist sie gut genug, wenn sie ihn aufmuntert, seine Analyse, die er mit andern Heßischen Mineralien bereits angestellt hat, gemeinnüziger zu machen; so wie wir von ihm allein eine würdige Arbeit einer Hassia Subterranea zu erwarten haben. Das eine ist ein von ihm sogenannter Steinthon, der nesterweise in diesem Tuffstein sizt, statt Alaunerde bittre Salzerde enthält, und im stärksten Feuer für sich allein nicht schmelzt. Das andre ist ein weißlichter Thon, der 50 p. C. Alaunerde enthält, sehr leicht für sich schmelzt, und zu einer porösen Schlake wird. Diese, wenn sie verwittert, gleicht alsdenn demjenigen Pumex, der sich oben in großer Menge neben dem Octogon findet, und Hrn. Raspe zu seiner Terra puzzolona Anlaß gegeben hat. Wenn man Ursprung von Feuer behaupten wollte, so wäre dieser Pumex neben dem Octogon noch das Einzige, was den Gedanken in etwas rechtfertigte; indessen kann

es ein ausgebrannter Steinkohlenflöz seyn, und wir sind noch immer sehr weit von Vulkan ab. In diesem leztern Thon finden sich auch zuweilen Abdrüke von Telliniten, obgleich höchst selten.

Seit Raspes Zeiten sind viele neue Steinbrüche entdekt worden, und zu diesen gehört auch der grosse, der jezo gerade unter dem ersten Baßin sich befindet. Es brechen hier Basalte, die zum Theil Parallelopipeden, zum Theil 6 bis 7 seitig sind. In ihnen finden sich Nester von grünen schön cristallisirten Schörlen, die an der Luft wieder zu gelbem Thon zerfallen, woraus sie entstanden sind.

Die Ader von Muschelbrut, die sich unten am Schackenberge zeigt, zieht auch nach dem Tempel der Armide; sie ist jenseits Wabern nicht weit von Kerstenhausen zum Vorschein gekommen. Eben so zeigt sie sich gegen Wilhelmsthal wieder, und auf der andern Seite nach Düssen zu.

Nehmen Sie, liebster Freund, mit diesen zerstreuten mineralogischen Beobachtungen vorlieb, so trocken sie auch scheinen. Sie enthalten wenigstens nichts altes und längst gesagtes, führen die Beschreibung dieser Gegend um einige Jahre weiter fort, muntern vielleicht fleißigere, und genauere Beobachter, besonders von denjenigen die in der Gegend leben, auf, etwas bessers zu liefern, und begegnen dadurch in etwas dem Vorwurf, der immer mit Recht wiederhohlt wird, daß wir Teutsche von [illegible]schen Dingen, zumal von denen die uns vor der Nase liegen, so wenig wissen und reden wollen.

Nächstens ein Wort vom Meißner, und seinen Produkten. Leben sie wohl.

2. Aus einem Schreiben von Rom von demselben Künstler dessen Briefe im May des Merkurs vorgekommen sind.

Liebster Freund, ich muß die Freude mit Ihnen theilen die ich heute gehabt habe. Es war ein schöner heller Tag, und ich wandte ihn dazu an, die Sixtinische Capelle noch vor Winter zu besehen; denn in trüben Tagen ist es schlechterdings unmöglich von diesem großen Werke einen Begriff zu erhalten. Der Altar ward reparirt, und zwey große Leitern stunden am jüngsten Gericht herauf. Ich stieg also hinauf, und besah die Figuren in der Nähe. Sie sind alle über Lebensgröße, und wenn man sie von unten ansieht, so bemerkt man nichts als die Größe der Hauptformen. Wie erstaunte ich aber in der Nähe auch die kleinsten Muskeln und Sehnen ausgedrükt zu sehen. Die Figuren sind alle wie Miniatur. Die Muskeln sind wie weiches Fleisch, die Sehnen sind wieder auf eine andere Art, und die Knochen und Gelenke in einer andern gearbeitet.

Jeder Körper ist ausgeführt wie eine Statue. Das was ich bey dieser fleißigen Ausarbeitung am meisten bewunderte ist das Gefühl, das der Künstler für grosse Formen gehabt hat. Man erstaunt über die kühnen Verkürzungen, und doch ist keine die nicht den richtigsten Umriß hätte. Einige Figuren sieht man fast auf dem Kopf, andere unter die Fußsohlen. Bey den Menschen die aus dem Himmel fallen, sind die fürchterlichsten Stellungen, und bey den Ver-

mungen, die die Angst den Verdammten abzwingt, sträuben sich bey dem Zuschauer die Haare. Ein Grupp Verdammter, den die Teufel in die Hölle treiben, erschrekte mich durch den unvermutheten Anblik so sehr, daß ich mich mit zwey Händen an der Leiter feste halten mußte, und beynahe herabgestürzt wäre.

Seinen Adam hält man für die vollkommenste Figur, die seit der Wiederherstellung der Künste hervorgebracht worden ist. Es ist eine wahre Beschreibung eines menschlichen Körpers; alle kleine Muskeln sind da, aber so gut untergeordnet, daß man nur die Hauptsachen bemerkt.

In eben dieser Kapelle ist Gott der den Adam erschafft. Eine majestätischere grandioſere (*) Figur hat kein Künstler dieser Zeit erfunden. Man glaubt, Raphael hätte seinen Gott Vater jedesmal nach dieſer Figur gebildet; allein an dieſe Größe hat er nicht reichen können. Der Allmächtige ruhet in der Luft von Engeln getragen, den Oberleib biegt er nur hervor, strekt den mächtigen Arm aus, und da wo er hindeutet, wird ein Mensch.

Noch ein andrer Gott Vater (**) strekt die beyden Arme aus, mit der einen Hand faßt er die Sonne, und mit der Andern eine Welt; ein groſer Gedanke!

(*) Man erlaube uns dieſen Künſtler Ausdruk. Er sagte viel, und beſſer, als Groß.

(**) Dieſe Vorſtellung iſt zu Anfange der Raphaeliſchen Bilderbibel zu finden.

VI.

Vermiſchte Anzeigen.

1. Eine neue Ausgabe von J. J. Rouſſeaus ſämtlichen Werken.

So ſchändlich die Profeßion eines Nachdruckers iſt, der die noch lebenden Schriftſteller ſeiner eignen Nation der rechtmäßigen, und auch im glüklichſten Falle noch immer ſehr ſparſam zugemeßnen Vortheile beraubt, welche ſie von den Producten ihres Geiſtes und Fleißes, in ſo fern ſolche durch den Druck zu einer Waare werden, zu ziehen aus ſo vielen unwiderſprechlichen Gründen berechtigt ſind; ſo gewiß ein Nachdrucker von dieſem Schlag, wiewohl er ſein Räuberhandwerk, zur Schande der Geſezgebung, in Teutſchland öffentlich und ungeſtraft treiben darf, in der Meynung aller ehrlichen Leute, deren Augen nicht durch unbegreifliche Vorurtheile gebiendet ſind, mit den armen Schelmen, denen die heil. Juſtiz den Galgen würklich auf die Stirne geprägt hat, in einerley moraliſche Categorie gehört: ſo giebt es doch, däucht uns, gewiſſe beſondere Fälle, wo der Nachdruck eines Buchs nicht nur erlaubt, ſondern um des vielfachen Nutzens, der dem Publico dadurch zuwächſt, ſogar verdienſtlich wird. Unſrer Meynung nach exiſtiert dieſer Fall, wenn der Schriftſteller, deſſen Werke nachgedrukt werden, weder ſelbſt mehr am Leben iſt, noch Erben hinterlaſſen hat denen dadurch ein empfindlicher Schaden zuwächſt; wenn es

überdies ein Ausländer ist und in einer Sprache geschrieben hat, welche durch die ganze Welt Cours hat; wenn ferner seine Werke von solcher Art sind daß jedermann sie zu besitzen wünscht, und daß sie in jedermanns Händen zu seyn verdienen; und wenn endlich die bisherigen Ausgaben derselben in einem so hohen Preise stehen, daß es einer Menge von Liebhabern beschwerlich oder gar unmöglich gemacht wird, sich ihren Besiz zu verschaffen. In einem solchen Fall, däucht uns, ist es einem jeden Unternehmer erlaubt, von einem neuern Europäischen Schriftsteller mit eben dem Rechte eine neue Auflage zu veranstalten als von einem alten Classischen Schriftsteller, oder vor jedem andern alten Werke, an welches niemand ein ausschließendes Eigenthumsrecht aufzuweisen oder zu prätendiren hat. Dies ist unstreitig der Fall bey der neulich angekündigten Gothaischen Auflage der Voltäriſchen Werke, und nun auch bey der neuen äußerst wohlfeilen Auflage der sämtlichen Schriften des berühmten J. J. Rousseau, deren Ankündigung, so wie sie uns zugeschickt worden, wir nicht nur ohne Bedenken, sondern mit unsrer besten Empfehlung begleitet, dem Publico bekannter machen helfen. Wir fügen für diejenigen, denen die besonders gedrukte Nachricht an das Publicum nicht zu Gesichte kommen wird, hinzu, daß diese Ausgabe, nach dem Probeblat zu urtheilen, in Absicht auf Papier und Druck so schön seyn wird, daß die Erwartung der Liebhaber, zumal in Betracht des so sehr geringen Preises, vielmehr übertroffen als getäuscht werden wird.

„Eine franzöſiſche typographiſche Geſellſchaft iſt wirklich mit einer neuen Ausgabe von J. J. Rouſſeaus ſämtlichen Werken beſchäftiget. Die ganze Sammlung wird in vier und zwanzig Bänden in groß Duodez, jeder Band aber in 300 bis 350 Seiten ungefähr beſtehen, und dem erſten des großen Mannes Bildnis, mit ſeiner bekannten Lieblingsdeviſe, von einem berühmten Meiſter geſtochen, vorgeſezt werden.

Aus dem niedern Preiſe, welcher (ausſchließlich jedoch deſſen, was noch in Manuſcript liegt, ſeiner Zeit aber, in dem nemlichen Preiſe und Format, nachfolgen wird) höher nicht, als vom jedem Bande auf ein franzöſiſches Livre oder ſieben und zwanzig und einen halben Kreuzer rheiniſcher Währung, mithin von der ganzen Sammlung auf einen neuen Louisdor oder eilf Gulden rheiniſch, ſich beläuft, wird man von ſelbſt ermeſſen, daß es dieſer Geſellſchaft mehr um die Ehre, Rouſſeauen in ſeiner eignen Sprache dem teutſchen Publikum, das ihn allgemein ſchäzt, aus Ueberſetzungen aber nie ganz kennen lernen wird, mittelſt einer wohlfeilen, korrekten und zierlichen Ausgabe bekannt zu machen, als um groſſen Gewinn zu thun ſeye.

Was die Geſtalt und Güte der Schrift, des Formats und Papiers betrift, ſo machen die Unternehmer ſich anheiſchig, daß ihre Ausgabe in allen Stücken der auf einem beſondern Blätgen gedrukten Anzeige gleich ſeyn, und alſo des um zwey Drittheil geringern Preiſes ungeachtet, der neuen Genfer Ausgabe und mehrern an-

dern, wie man es zwar ohnehin von den bereits rühmlichst bekannten Herausgebern erwarten kann, in äuſserlicher Schönheit nicht nur gleich komme, sondern sie weit übertreffe.

Man verlangt keine Vorauszahlung, da die Gesellschaft mit überflüßigem Fond versehen ist, sondern nur Subscription und Zahlung bey dem successiven vierteljahrigen Empfange von 3 oder 4 Bändgen, welche frey bis Frankfurt am Mayn spedirt werden sollen.

Bis Ende dieses Jahres wird Subscription angenommen. Nachhero kostet jeder Band zehen Sols mehr, mithin die ganze Sammlung einen halben neuen Louisd'or, oder 16½ fl. rheinisch.

Diejenigen, welche in Teutschland Kollecturen zu übernehmen, oder zu subscribiren belieben, werden gebeten sich unmitelbar an Unterzeichneten zu wenden, der auf Ersuchen der Gesellschaft die Generalkollekte für Teutschland besorgt, und ihnen die Belohnung, welche alle bisher gewöhnlichen merklich übertrift, bekannt machen, so wohl als andere diesfalsige Nachrichten, frey, so weit die Kayserlichen Posten reichen, ertheilen, auch übrigens die ersten Anfragen unfrankirt annehmen wird.
Zweybrücken, im Fruktidor 1781.

L. Ph. Hahn,
Herzogl. Kammer-Secretarius.

2. Hr. Capellmeiſter Reichards Muſikaliſches Kunſt-Magazin.

Es herrſcht bey unſern Tonkünſtlern ſo wenig wahrer Kunſtſinn, bey unſerm Publikum ſo wenig wahrer Kunſtgeſchmack, und daher bey beiden ſo wenig wahre Liebe für alles was wahrhaftig ſchön und edel iſt, daß der Künſtler, der ein Herz im Leibe hat, wenn er nicht ſeine Kunſt gar anekelt, ſich mit ihr verſchließt, ihr in geheim huldigt, in geheim ſeine beſten Opfer bringt, und dem Publikum nur das hinwirft, was er ſeiner und ſeiner Göttin unwerth achtet. (*) Ein geſchrieben Blatt was mir mancher wahre Künſtler auf meinen Reiſen aus ſeinem verborgnen Schatze gab, war oft mehr werth, als zwanzig gedruckte und geſtochene Werke deſſelben Mannes, zubereitet für das enge Herz ſeiner gnädigen Käufer und den Eiſenkrämerſinn ſeines Notenverlegers.

Mir iſt ein Gedanke geworden durch deſſen Ausführung vielleicht auf beiden Seiten etwas gebeſſert werden kann. Hier iſt er:

Ich will ein periodiſches Werk unter dem Titel: Muſikaliſches Kunſtmagazin herausgeben: alle drey Monath ſoll ein Stück, zehn bis zwölf Bogen ſtark, im größten Quartformat, wie z. B. Lavaters Phyſiognomiſche Fragmente, herauskommen. Dieſe, theils mit Schrift, theils mit Noten angefüllt, ſollen außer meinen eignen Abhandlungen über das Weſen der Kunſt und ihre Kunſtgeſchichte, und meinen Compoſizionen für Geſang und für Inſtrumente annoch enthalten: die

(*) Il faut avouer, que Mr. R. eſt bien poli! d. H.

Cleopatra.

Du, Caſtrat, Mardian --

Mardian.

Was iſt Eurer Hoheit Belieben?

Cleopatra.

Nicht, dich izt ſingen zu hören; ich trage kein Belieben an irgend etwas, das ein Caſtrat hat; es kommt dir wohl, daß, ſo unzeugſam als du biſt, deine freyern Gedanken nicht aus Aegypten hinaus fliegen können. Haſt du Leidenſchaften?

Mardian.

Ja, Gnädigſte Frau.

Cleopatra.

In der That.

Mardian.

Nicht in der That; denn ich kan nichts thun, als was jedermann thun darf; aber doch hab' ich ungeſtüme Begierden, und denke oft, was Venus und Mars mit einander gethan haben.

Cleopatra.

O Charmion, wo, denkſt du, iſt er izt? Steht er oder ſizt er? Oder geht er? Oder iſt er zu Pferde? Glükſeliges Pferd, das den Antonius tragen darf! Halte dich

gröſten und wahreſten Stücke und Genieзüge aus den Werken der merkwürdigſten teutſchen, italiäniſchen, franzöſiſchen u. a. Meiſtern alter und neuer Zeit, im hohen und leichtern Styl; ferner beleuchtende Anzeigen der vorzüglich ſchönen und merkwürdigen neuen muſikaliſchen Werke, die in Teutſchland, Italien, Frankreich und England öffentlich im Druck oder Kupferſtich erſcheinen; der ſchlechten und mittelmäßigen ſoll, wie billig, gar nicht gedacht werden; Nachrichten von Kunſtentdeckungen und Künſtleranekdoten, auch wohl dann und wann muſikaliſche Gedichte und endlich — mir ein vorzüglich lieber und intereſſanter Theil des Werks! — Volkslieder und Nationaltänze. So, denk' ich, ſoll der wahre Künſtler und Kenner Nahrung, der ſchwächere Künſtler und Kunſtfreund Zurechtweiſung, Aufklärung und Unterhaltung drinnen finden.

Das erſte Stück kömmt auf alle Fälle in der nächſten Michaelismeſſe heraus. Bis zur Mitte des Septembers nehm' ich für den erſten Jahrgang 2 Thaler (den Louisd'or zu 5 rthlr. gerechnet) Pränumeration an, wofür den Pränumeranten alle vier Quartale ohne weitern Nachſchuß geliefert werden. Hernach ſoll jedes Stück 18 Gr., der ganze Jahrgang alſo 3 Thaler koſten. Jeder Kunſtfreund der ſich durch Einſammlung der Pränumeration für dieſes Werk intereßiren will, erhält, wenn er auf ſieben Exemplare die Pränumerationsgelder baar einſendet, das achte umſonſt: wer auf zwölf pränumerirt bekommt außer dieſen zwey umſonſt: wer auf zwanzig pränumerirt bekommt außer dieſen vier

Exemplare umsonſt. Die Nahmen der Pränumeranten werden vorgedrukt.

Bey Einſendung der Pränumeration erwart' ich von den auswärtigen Intereſſenten eine Anzeige, welchen Weg zur Ueberſchickung ihrer Exemplare ſie am bequemſten finden.

Ich ſende ſie poſtfrey bis Hamburg, Leipzig und Dresden. Von dieſen Oertern können die noch weiter entfernten Intereſſenten die Exemplare leicht erhalten. Dagegen erbitte ich mir, außer den Pränumerationsgeldern alles, auch ſolche Kunſtnachrichten, die man eingerückt wünſcht, poſtfrey.

Berlin. Am 15. Junius 1781.

Johann Friedrich Reichardt,
Königl. Preuß. Kapellmeiſter.

---

3. Real-Lexicon für Oekonomen und Cameraliſten.

Zur Ehre und zum Glücke unſerer Zeiten werden gemeinnützige Kenntniſſe, jetzt mehr als jemals, einer allgemeinen Achtung gewürdiget. Mit Dank und Begierde nahm daher Teutſchland, und beynahe darf ich ſagen, Europa die fürtreflichen Bemühungen einiger hierin verdienſtvollen Männer auf. Wer darf auf den Namen eines Cameraliſten nicht nur, ſondern eines Oekonomen, eines klugen Haus- oder Landwirths und eines Kenners des Nützlichen und Guten überhaupt Anſpruch machen, der nicht das herrliche Werk der ökonomiſchen Encyklopädie eines Krünitz, das alte und neue Kameralmagazin

eines Bergius, die *Oeconomia forenſis*, den Lehrbegriff aller ökonomiſchen und Kameralwiſſenſchaften, die Hausmutter in allen ihren Geſchäften u. a. hochſchäzt, und wenn er ſie nicht beſizt, zu beſizen wünſchte?

Allein, wenigen iſt ihr Schickſal ſo günſtig, daß ſie dieſe große und koſtbare Werke alle, oder davon mehrere zuſammen, ſich anzuſchaffen im Stande wären, oder nur ſolche zum Nachſchlagen zu entlehnen, Gelegenheit hätten. Viele ſehen daher nach einem ihren Kräften angemeſſenen Werke aus, das in wenigen Bänden, mit ſorgfältiger Auswahl des Nöthigſten und Nüzlichſten, ihnen das Weſentliche der ökonomiſchen und Kameralwiſſenſchaft lieferte, den groſſen Vorrath jener weitläuftigen Encyklopädien und Wörterbücher und anderer Schriften benuzte, und dieſelbe ihnen, die jene Werke doch nicht kaufen könnten, gewiſſermaſſen entbehrlich machte.

Dieſen Wunſch und dieſe Erwartung zu erfüllen, iſt mein Vorſaz, den ich hiemit bekannt mache, und zur Bekanntmachung empfehle, unter dem Titel:

Real-Lexicon für Oekonomen und Kameraliſten, aus den beſten Schriftſtellern gezogen.

eine kleine und doch möglichſt vollſtändige ökonomiſch-kameraliſtiſche Bibliothek zu liefern, ſowol dem Policeyaufſeher, dem Kameraliſten, dem Hausvater, dem Landwirth, dem Gartenfreunde, dem Kaufmann, dem Künſtler, dem Handwerker, als auch dem Frauenzimmer angenehme und brauchbare Bibliothek in beyläufig 10 Bänden in gr. 8. von welcher jährlich 1 oder 2 Bän-

de, jeder gegen drittehalb Alphabet ſtark, auf Subſcription für 2 fl. 24 kr. oder einen Conventionsthaler, erſcheinen ſoll.

Die unentbehrlichſten Kupferſtiche werden beſonders in möglichſt billigem Preis bezahlt, der noch nicht beſtimmt werden kann, und es ſollen derſelben nicht allzuviel werden.

Die Ausarbeitung des Werkes übernimmt ein praktiſcher Kammeraliſt, welchem das Publikum ſchon öfter ſeinen Beyfall geſchenkt hat.

Ich hoffe, durch die Schönheit des Papiers und Drucks der Zufriedenheit meiner Käufer mich um ſo mehr zu verſichern, als ich ganz neue Lettern zu dieſem Werke beſtimmt habe.

Die Subſcription, welche binnen itzt und Michaelis geſchehen müßte, werden die meiſten teutſchen Buchhandlungen, und auſſerdem in Altdorf, Hr. M. König. Altenburg, Hr. Prof. Lorenz. Altona, Hr. Prof. Jehne. Annaberg, Hr. Rektor Grimm. Anſpach, Hr. Rechnungsreviſor Stadelmann. Augſpurg, Hr. Hofr. Zapf. Bamberg, Hr. Regiſtrator Bretſchneider. Baſel, Hr. Rathsſchreiber Iſelin. Bautzen, Hr. Muſikdirektor Petri. Bayreuth, Hr. Schloßprediger Kapp. Berlin, Hr. Garniſonprediger Ulrich. Braunſchweig, Hr. Rektor Sörgel. Bremen, Hr Prof. Caſſel. Breslau, Hr. Diak. Gerhard. Carlsruhe, Hr. Hofbibliothekar Molter, Hr. Hofrathsſekretär Böckh. Coburg, Hr. Prof. Briegleb. Danzig, Hr. Kanzliſt Schaal. Darmſtadt, Hr. Prof. Schiettwein. Dres-

den, Hr. Caßier Zieſemer. Erfurt, Hr. D. und Prof. Froriep. Erlangen, Hr. Hofr. Meuſel. Eßlingen, Hr. Conſulent Hallwachs. Frankfurt am Mayn, Hr. Hofr. Katzner. Frankfurt an der Oder, Hr Prof. Krüger. Freyberg, Hr. Rektor Jünger. Gieſſen, Hr. Prof. Köſter. Göttingen, Hr. Prof. Eyring. Gotha, Hr. Pagenhofmeiſter Dumpf. Greifswald, Hr. Prof. Weigel. Halle in Sachſen, Hr. Prof. Fiſcher. Halle in Schwaben, Hr. Konrektor Leutwein, Hr. Colland. Hamburg, Hr. Buchdrucker Eckermann. Hanau, Hr. Prof. Bergſträßer, Hr. M. Götz. Hannover, Hr. Direktor Schumann. Heidelberg, Hr. Pfarrer Brünings. Heilbronn, Hr. Rektor Schlegel. Hildesheim, Hr. Rektor Meyer. Jena, Hr. D. und Prof. Walch. Königsberg, Hr. D. Lindner. Lautern, Hr. Prof. Succow. Leipzig, Hr. Studioſ. Beyſchlag. Liegnitz, Hr. Prof. Schummel. Magdeburg, Hr. Pred. Fedderſen. Mannheim, Hr. Generaladminiſtrator Huber. Maynz, Hr. Geh. Rath Horix. Memmingen, Hr. Rektor Köberlein, Hr. Buchdrucker Mayer. Mergentheim, Hr. Hofapotheker Rhodius. München, Hr. Kanonikus Braun, Hr. Prof. Orff. Nürnberg, Hr. Regiſtrator Häflein, Hr. Buchdrucker Stiebner. Orttenburg, Hr. Kantor Schmidt. Regensburg, Hr. Kaufmann Beck. Riga, Hr. Rektor Snell. Roſtock, Hr. Fiſcalrath Weinland. Rotenburg ob der Tauber, Hr. Hofrath Geſner. Schneeberg, Hr. Poſtcommiſſarius Baumgärtner. Straßburg, Hr. Prof. Oberlin. Stuttgard, Hr. Prof. Haug, Hr. Bibliothekar Viſcher. Thü-

bingen, Hr. Prof. Kapf. Ulm, Hr. Pfarrer Miller, Hr. Salzcaßier Klett. Weimar, Hr. Hofr. Wieland. Wetzlar, Hr. D. von Bostel. Wirzburg, Hr. Sekretar Wucherer. Wittenberg, Hr. Prof. Ebert. Zerbst, Hr. D. und Prof. Weisser, auf mein ergebenstes Bitten und zu meiner großen Dankverflichtung gefälligst besorgen. Diejenigen resp. Herren, welche sich ungerne mit dergleichen Commißionen einlassen, werden gehorsamst ersucht, es einem andern zu übertragen. Wer auf 10 Exemplaria sammlet, erhält das 11te umsonst.

Die Namen der resp. Herren Subscribenten sollen dem Werk beygedruckt werden, daferne ich Erlaubniß dazu erhalte.

Nördlingen, den 4ten April 1781.

Carl Gottlob Beck.

---

4. Berichtigung einer Stelle in Hrn. Müllers Essais historiques.

Das Capital einer Familiencasse in Bern darf nicht, wie ich gemeldet hatte, auf Drey, sondern höher nicht als auf Zweymal hunderttausend Pfund steigen: vier Berner Pfunde machen sechs französische.

Dieses ist um das Jahr 1740, als zwey Geschlechter durch Geschicklichkeit und Reichthum zu furchtbarem Ansehen gelangten, aus dem Grunde welchen ich angezeiget habe, und auch darum so verordnet worden, weil ein größeres Capital todliegend auf den Geldumlauf eben so schlimm würken mußte, als Darlehne desselben um einen geringen Zins auf die Verfassung des gemeinen Wesens. Darum dürfen sie auch keine Güter kaufen, die die Löber (laods) zu bezahlen schuldig sind.

An allem übrigen, was in diesem Buch diesen Staat betrift, habe ich nach zweyter Vergleichung der Quellen, keine Veränderung nothwendig befunden. Cassel, den 5ten Jul. 1781. M.

VII.

Kunſtnachrichten.

I.

Von dem Herrn Gallerieinſpektor Tiſchbein zu Caſſel ſind uns folgende radirte Blätter zu Geſichte gekommen, deren Anzeige allen Liebhabern der Kunſt willkommen ſeyn wird. Sie verrathen einen geübten Zeichner, und durchgehends eine eigne Manier. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſe Sammlung, beſonders durch Blätter in Röthelmanier, wovon der Verfaſſer vollkommen Meiſter iſt, in der Folge vermehrt würde.

No. 1. Ein geſchoßnes liegendes wildes Schwein.
— 2. Ein geſchoßnes auffahrendes wildes Schwein von dem Künſtler ſelbſt geſchoſſen.
— 3. Ein ſpringender Rehbock mit einem beſondern Gehörn, nach dem Leben gezeichnet.
— 4. Des Künſtlers eigner Hünerhund.
— 5. Porträt Hrn. Verwalters Böſe.
— 6. Ein Satyrenkopf, Röthelmanier.
— 7. Bildnis des Hrn. Prof. Käſtner in Göttingen von dem Künſtler gezeichnet und geäzt im Jahr 1771.
— 8. Ein beſondrer Rehbock, der im Schmalkaldiſchen geſchoſſen worden.
— 9. Das alte Schloß Hardenberg bey Göttingen.
— 10. Daſſelbe von einer andern Seite.
— 11. Ein Habicht, der eine Ente gefangen hat.
— 12. Ein liegender Rehbock.
— 13. Ein geſchoßner Fuchs, Ente, und Haſe.
— 14. Der eigne Hünerhund ſchlafend.
— 15. Ein junger Gemsbock, liegend, aus der Menagerie.
— 16. Hr. Profeſſor Käſtner in der Nachtmüze.
— 17. Ein Franciſcaner mit dem Todtenkopf.
— 18. Ein junger reizender Frauenkopf mit einem Schleyer.

No. 19. Ein Rehbock den der Verf. selbst geschossen.
— 20. Ein hängender Rehbock mit dem Jagdhorn.
— 21. Ein Frauenkopf m. einem Fächer in der Hand.
— 22. Ein andrer Frauenkopf.
— 23. Ein Türke der auf seinem Streithammer ruht, von Hrn. Rath Tischbein gezeichnet, Röthelmanier.
— 24. Ein junger Kopf mit einer Tabakspfeiffe in der Hand.
— 25. Eutten, wie ein Habicht unter sie fährt.
— 26. Ein Profil von einem Frauenzimmer das Blumen in der Hand hat.
— 27. Studium von einem Fuß.
— 28. Ein Minervenkopf.
— 29. Das Porträt vom Herr Berghauptmann von Veltheim zu Harbeke.
— 30. Acis und Galathée. } nach Mahlereyen des
— 31. Bachus und Ariadne, } Hrn. R. Tischbein.
— 32. Ein Bauernstück nach Teniers, } beyde Ge-
— 33. Ein sitzender Philosoph nach Teniers, } mählde be- sitzt der V.
— 34. Ein Löwe nach dem Leben in der Menagerie gezeichnet.
— 35. Melpomene nach dem Hrn. R. Tischbein gez.
— 36. Eine Schwanenjagd nach Sneyers, (das Gemählde besitzt der Verfasser.)

Einige dieser Blätter sind so leicht radirt, daß sie auf eine angenehme Art mit Farben ausgefüllt werden können, und dadurch eine sehr gute Würkung hervorbringen.

2.

Bey dem Fürstl. Hofbildhauer, Hr. Klauer, in Weimar, sind Gipsabgüsse der Abbildungen zu haben, welche derselbe von Herder, Göthe, und Wieland, sowol *en Buste* als *en Medaillon* vor kurzem nach dem Leben verfertigt hat. Wir sind Hrn. Klauer die Gerechtigkeit schuldig, zu gestehen, daß diese Abbildungen, sowohl was

die Aehnlichkeit als was die Kunst und der Geschmack der Ausarbeitung betrift, nichts zu wünschen übrig lassen, und in beyderley Betracht diesem geschikten Künstler Ehre machen. Es würde überflüßig seyn von dem was eine gute Büste vor einem gemahlten oder in Kupfer gestochnen Bildnisse vorzügliches hat, hier viele Worte zu machen da die Sache für sich selbst spricht. Man hat also bloß auf Ersuchen des Künstlers das Publikum benachrichtigen wollen, daß wer etwa von einem oder andern der besagten Brustbilder oder Medaillons Abgüsse zu besitzen wünschen möchte, sich deßhalben geradezu an den Hrn. Hofbildhauer Klauer in Weimar zu wenden belieben möchte. Die Brustbilder sind in natürlicher Größe; die Medaillons halten 12 Zoll im Durchschnitt. Der Preis der erstern ist für das Stück ein halber Louisd'or oder 2 Rthlr. 12 Sgr. Leipziger Courant, der leztern ein Conventionsgulden; jedoch daß die Liebhaber das Porto selbst tragen, und Hr. Klauer nur das Emballage zu besorgen übernimmt.

Einige Drukfehler.

Im 5ten Monatsstücke d. J.

S. 108. Zeile 23. l. Rougemont.
109. Z. 5. l. Blumengebänden.
112. Z. 4. l. Eisbärnisch.

Im 6ten Stück.

S. 186. Z. 1. mineralisirtem. Malvaisen.
Z. 2. Wadt (nicht Stadt)
188. Z. 13. Verordnung.
189. gehört die Note (**) hinter das Wort Lämmergeyer; der königl. Adler ist so groß nicht.

In gegenwärtigen 7ten Stück.

S. 11. Z. 2. in der Note, l. Κολασμα.
14. Z. 19. l. Mithridates.
20. Z. 4. von unten, l. Disposition.

Geringere Fehler, besonders wo m und n unschicklich verwechselt sind, auch die hier und da unrichtig oder überflüßig gesezten Komma's wird der geneigte Leser leicht selbst bemerken und verbessern.

Der

Teutſche Merkur.

Erntemond 1781.

I.

Horazens

zweyter, dritter und vierter Brief.

2.

An Lollius.

Indeſſen Du zu Rom dich in der Kunſt
der Ciceronen übeſt, edler Lollius,
hab Ich, in meinem ſtillen Winkel zu Präneſte,
den Dichter des Trojanſchen Krieges wieder
geleſen, der was ſchön iſt oder ſchlecht,
was nüzlich oder nicht, uns faßlicher
und beſſer lehrt als Krantor und Chryſipp (*).
Warum ich dieſer Meynung bin, vernimm.

(*) Horaz, um den Vorzug Homers, als Sittenlehrer betrachtet, vor den Stoiſchen Moraliſten zu behaupten, nennt zween der berühmteſten Lehrer aus der Stoa, als der angeſehenſten Philoſophiſchen Secte ſeiner Zeit.

wol, Pferd; denn weiſſeſt du, wen du trägſt? Den halben Atlas dieſer Erde, den Arm und Helm des menſchlichen Geſchlechts -- Izt ſagt er, oder murmelt: Wo iſt meine Nil-Schlange? (denn ſo nennt er mich.) Nun weid' ich mich ſelbſt mit dem allerſüſſeſten Giſt. Denk an mich, ob ich gleich von Hyperions verliebten Stichen ſchwarz, und von der Zeit gerunzelt bin. Breitſtirniger Cäſar, da du hier warſt, da war ich ein Biſſen für einen Monarchen; da konnte Pompejus der Groſſe ſtehen, und ſeine Augen in die meinige einwachſen machen; da ankerte er ſeinen Blik in meinen Augen, und ſchien im Anſchauen ſeines Lebens zu ſterben.

Alexas zu den Vorigen.

Alexas.

Heil dir, Beherrſcherin von Aegypten.

Cleopatra.

Wie ungleich biſt du dem Marcus Antonius! Doch daß du von ihm kommſt, dieſe groſſe Tinctur hat dich übergüldet! Wie geht es meinem heldenmüthigen Antonius?

Alexas.

Das lezte was er that, Königin, war, daß er mit vielen verdoppelten Küſſen dieſe Perle küßte -- Seine Worte ſteken in meinem Herzen.

Cleopatra.

So muß ſie mein Ohr heraus ziehen.

Alexas.

wofern du Muſe haſt. Bethörter Fürſten und
betrogner Völker Leidenſchaften ſchildert
die Fabel uns, worinn wir Griechenland
und Barbarey, zwey ſchöner Augen wegen,
in zehenjähr'gem Krieg zuſammenſtoßen ſehn.
Antenor räth, das Uebel an der Wurzel
zu ſchneiden, und die Frau zurück zu geben.
Was wird mein Paris thun? Der ſchwört, es ſoll
ihn niemand zwingen, glüklich und in Friede
auf ſeinem Thron zu ſitzen. Neſtor eilt
die Händel zwiſchen dem Peliden und
dem Sohn des Atrens gütlich beyzulegen.
Vergebens! Dieſen brennt die Liebe zu
des Prieſters Tochter, Beyde Zorn und Stolz.
Die Fürſten raſen, und wer büßt dafür
als die Achäer? Inn- und außerhalb
der Mauern Ilions, iſt Zwitracht und Betrug
Begier und Zorn, die Quelle alles Uebels.

Hingegen ſtellt Homer ein nüzlich Beyſpiel,
wie weit ein Mann es blos durch ſeine Tugend
und Weisheit bringen könne, in
Ulyſſes auf, der, nach dem Untergang
Dardaniens, vom Schikſal umgetrieben,
behutſam vieler Völker Sitten und
Verfaſſung forſchte, und indem er unverrükt
ſein großes Ziel verfolgt, ſich und den Seinen
die Wiederkehr ins liebe Vaterland
zu ſchaffen, Ungemachs und Elends viel

erdulden mußte; doch, wie sehr die Wogen
ihn niederdrükten, immer sich empor
arbeitete, und nie den Sinn verlor,
nie die Geduld. Die Klippen der Syrenen
sind dir bekannt, und Kirzens Zauberbecher?
Hätt er, wie seine unverständigen
Gefährten, blindlings auch daraus getrunken,
was war die Folge? Nun sein Lebenlang
verdammt zu seyn, in eines üpp'gen Weibes
ehrlosem Dienst zu kriechen, ohne Herz,
ein geiler Hund, ein unrathliebend Schwein.

Welch einen Spiegel hält dies Buch uns vor!
Was sind wir besser als ein Haufen ohne Namen,
nur zum Verzehren gut, Penelopeens
Sponsierer, Taugenichtse, Hofgesindel
des guten Königs von Schlaraffenland
Alzinous, ein Völkchen das sonst nichts
zu thun hat als des glatten Fells zu pflegen,
hinein zu schlafen in den hellen Tag,
und, wie ein ernsterer Gedanke sich blicken läßt,
ihn flugs beym Klang der Zithern wegzutanzen?

Auf andrer Leben laurend macht der Räuber
die Nächte durch: und du, dich selber zu erhalten,
erwachst nicht? Willst nicht lieber, um
gesund zu bleiben, deinen Schlummer kürzen
als mit der Wassersucht gezwungen wachen?

Wenn du vor Tag nicht Licht und Buch verlangst, (*)
um deinen Geist auf das was Edel ist
zu richten, was gewinnest du damit?
Neid oder Liebe wird doch unversehns
um deinen Schlaf dich bringen, und dich obendrein
noch quälen. Eilest du, wenn dir ein Splitter
ins Auge fiel, ihn flugs heraus zu kriegen:
warum denn, wenn ein Krebs an deiner Seele nagt,
die Heilung Jahre lang hinauszuziehen?
Frisch angefangen ist schon halb gethan.
Was säumst du? Wag es auf der Stelle, Weise
zu seyn! Wer recht zu leben eine Stunde nur
verschiebt, gleicht jenem Bäurlein, das am Flusse
geduldig stehen blieb, zu warten bis
das Wasser abgeflossen wäre. Thor,
die Zeit die du verlierst, wie dort der Strom,
läuft fort und läuft und ewig wird sie laufen,

(*) Nach alter Römischer Sitte stund jedermann mit Anbruch des Tages auf, um sich an seine Geschäfte zu machen, und in den Tag hinein zu schlafen würde einem Ehrenmann eben so schimpflich gewesen seyn als betrunken auf der Strase gefunden zu werden, oder bey Nachtzeit das Haus eines Mädchenmäklers zu stürmen. Noch vor Tage aufzuwachen, um seinem Geist durch Lesen und Meditation eine gute Richtung zu geben war also nicht zu viel von einem Jüngling gefodert, der, wie Lollius, eine edle Rolle in der Welt zu spielen bestimmt, durch Angewöhnung an eine Lebensart, die das Widerspiel von dem üppigen Schlaraffenleben des Hofgesindels von Alexandrien war, sich zu derselben vorbereiten sollte.

nur nie zurück. Wer bloß von Wünschen lebt,
verliert just das was Sein am Leben ist.
Erst sucht man Geld, dann eine Frau um Erben
dazu zu haben, und wenn endlich Nichts
mehr übrig ist, so pflügt man Wälder um.
Wer, was genug ist, hat, der wünsche sich
nicht Mehr. Haus, Güter, Hauffen Golds
und Silbers, können des Besitzers Blut
vom Fieber nicht befreyen, noch von Sorgen
sein Herz. Gesund muß der zuförderst seyn
der des gehäuften Guts sich freuen will.
Plagt ihn Begierde oder Furcht, so hilft
ihm Haus und Hof so viel als einem Triefaug'
Gemählde, Bähungen dem Podagra,
und Geigen dem, der in den Ohren leidet.
Ist dein Gefäß nicht rein, so würde Nektar
zu Eßig drinn. — Verschmäh die Jugendlüste!
Mit Schmerz erkauft ist Wollust allzutheuer.
Zieh einen engen Kreis um deine Wünsche.
Der Geiz'ge darbet ewig, und der Neid
wird magrer wie sein Nachbar fetter wird.
Der schlimmste der Sicilischen Tyrannen
hat keine größere Pein erfunden als den Neid.
Wer seinen Zorn nicht bändigt, wird zu spät
bereuen was die rasche Rachbegier
ihm eingab. Zorn ist kurze Raserey.
Regiere deine Leidenschaften, bänd'ge sie
mit Ketten und Gebiß! Wofern sie dir
nicht dienstbar sind, so sind sie deine Herren.

Jung lernt das Roß die noch gelehrige
biegsame Scheitel unter seinen Meister
zu schmiegen, und den Weg zu gehn, den ihm
der Reuter zeigt. Das junge Windspiel jagt
die Wälder rastlos durch, so bald es nur im Vorhof
die ausgestopfte Hirschhaut anzubellen
gelernt hat. Izt, o Jüngling, suche die,
durch die du besser werden kannst! Izt sauge
mit reiner Brust der Weisheit Lehren ein!
Ein Topf verliert den Wohlgeruch nicht leicht
womit er neu durchbalsamt worden ist.

Nun, wie du willst! Geh fürder, oder bleib
zurück: Ich werde meines Weges gehen,
und weder auf dich warten, wenn du säumst,
noch, wenn du mir zuvoreilst, schneller laufen.

3.

An Julius Florus.

In welchen Gegenden der Welt Tiber,
der Stief-Sohn Cäsars, seine Adler zeige,
ob Thrazien, und der Hebrus, dessen Fuß
des Winters Fesseln schleppt, ob der Kanal
der Abydos und Sestos scheidet, oder ob
die fetten Hügel und die lachenden Gefilde
des schönen Asiens euch halten, bald von dis
mein lieber Florus, zu erfahren, ist

wornach ich ungeduldig bin. Was treiben
die Muſensöhne unter euch? Auch das verlangt mich
zu wiſſen. Welcher wählt von euch die Thaten
Auguſts ſich aus, und ſeiner Siege Frucht,
den langen Frieden deſſen unter ihm
die Welt genoß, der Zukunft vorzuſingen?
Wie gehts dem Titius, deſſen Namen bald
auf unſrer Römer Lippen ſchweben wird?
der die gemeinen Bächlein, und die Teiche
aus welchen alles trinkt verachtend, kühn
ſich einen Weg zu jenem Felſen machte,
aus welchen Pindars hohe Quelle rauſcht.
Wie lebt er? denkt er noch an uns? und was
beſchäftigt ihn? Stimmt ihm die Muſe, die
ihm hold iſt, die lateiniſche Lyra zu
des mächtigen Thebaners (*) Weiſen? Oder
tobt er im tragiſchen Kothurn, und läßt die Helden
aus ihren Larven Schaum und Blaſen ſprudeln?
Was macht mein Celſus, den ich oft ermahnt
und noch ermahnen muß, ein Eigenthum
ſich anzuſchaffen und die Schriften unbenutzt
zu laſſen, die der Palatiniſche Gott
in ſeinen ofnen Schatz gelegt, (**) damit,

(*) Pindars.

(**) Auguſtus hatte neben dem prächtigen Tempel, welchen er dem Apollo drey Jahre nach der Schlacht bey Actium auf dem Palatiniſchen Berge gewidmet, eine Gallerie erbauen laſſen, worinn eine doppelte große Bücherſammlung allen Gelehrten offen ſtund. Die eine enthielt alle

wenn einſt die Schaar der Vögel ihre Federn wieder
zu hohlen kömmt, der bunte, ſtrohende,
begafte Wunder-Vogel nicht, entblößt
von ſeiner Farbenpracht, auf einmal kahl
als Krähe ſteh' und zum Gelächter werde.
Du ſelbſt, mein Julius, was haſt du vor?
Um welche Sommerblumen gaukelſt du
der Biene gleich? Dir ward ein ſchöner Boden
zu Theil; du haſt ihn angebaut, und nicht
verwildern laſſen. Immer wird der Sieg
dich krönen, Freund, es ſey nun daß du dich
als Redner vor Gerichte zeigeſt, oder
die bürgerlichen Rechte auslegſt, oder Liebe
und leichte Scherze ſingſt. Und könnteſt du
der Sorgen die den Geiſt erkälten dich
entſchlagen, und zur einzgen Führerin
die Weisheit dir erwählen — glaube mir
kein Weg zum Nachruhm wäre dir zu ſteil.

Dies iſt, die große Angelegenheit
die uns, ſoviel wir ſind, beſchäftgen muß,

damals vorhandne lateiniſche Dichter und Proſaiken; die andre beſtand hauptſächlich aus der Sammlung griechiſcher Schriftſteller welche Lucullus aus Apollonia im Pontus nach Rom hatte bringen laſſen, und welche ſehr anſehnlich geweſen ſeyn muß, da ſie dieſer Stadt nicht weniger als 500 Talente ungefehr 500000 Thaler) anzuſchaffen gekoſtet haben ſoll.

wenn wir dem Vaterlande lieb, wenn wir uns selbst einander theuer werden wollen.

Auch dies vergiß mir nicht zu schreiben, wenn du anders schreibst, wie stehn die Sachen zwischen Munatius und dir? Ist, seit ihr euch versöhntet, eure Freundschaft wieder völlig geheilt und zugewachsen, oder blieb noch eine Narbe übrig? Sey es Wärme des Blutes, oder Unerfahrenheit, was euch erhizt — denn beyder Nacken ist noch ungebändigt — unter welchen Menschen ihr lebt, wo wollt ihr bessre Freunde finden als Euch? Ihr habt den Bruderbund geschworen, und seyd, ihn nie zu brechen, beyde we... Kommt bald zurück! Es weidet unterdessen, auf meiner Flur, den Freundschafts-Göttern heilig, ein jährig Kalb auf eure Wiederkunft.

4.

An Albius Tibullus.

Du milder Richter meiner unbedeutenden Sermonen, wie genießest du, Tibull, dein Leben auf dem Lande? Dichtest du was selbst den anmuthsvollen Kleinigkeiten

des Caſſius von Parma (*) länger nicht
den Vorzug laſſe, oder ſchleicheſt du
in ruhiger Betrachtung, ſtill und einſam
durch den geſunden Wald, und ſuchſt
in deinem eignen Herzen was des Weiſen
und Guten würdig iſt. Denn nie, o Freund,
glichſt du dem ſchönen Kopf der Fabel, dem
nichts als die Seele fehlt. Die Götter gaben dir
Geſtalt und Reichthum, und die feine Kunſt
des Lebens froh zu ſeyn. Was gröſſers kann
die fromme Amme ihrem lieben Kleinen,
der ſich an ihrem Buſen aufwärmt, von den Göttern
erbitten, als Gefühl und offnen Sinn,
und das Talent zu ſagen was er fühlt,
und zu gefallen, und Geſundheit, und ein artig
Auskommen, guten Ruf, und ſtets für jeden
nicht unbeſcheidnen Wunſch ſo viel im Beutel
als er bedarf? Dies Glück iſt dein, Tibull.
Laß niemals Furcht noch Hoffnung, Streit, noch Sorgen
der Zukunft dir dies ſchöne Loos verkümmern.
Nimm jeden Tag der anbricht für den lezten,
ſo wird die Stunde, die noch unverhofft
dazu kommt, dir ſo viel willkommner ſeyn.
Mich wirſt du wohl beleibt, mit glattem Fell

(*) Der Verluſt der Werke dieſes Caſſius iſt nicht geringe, da Horaz dem Tibull kein gröſſer Compliment machen zu können glaubt, als ihn demſelben an die Seite zu ſtellen.

und runden Backen, sehn, sobald dir einfällt, über ein wohlgepflegtes Schwein, aus Epikurs verschrie'nem Stalle, lustig dich zu machen.

W.

II.

Lindor
eine bürgerlich-teutsche Geschichte.

C'est moi comme chés nous.

Arlequin.

Lindor war ein junger Mensch von bürgerlichen Eltern gebohren, und zu keinen großen Hoffnungen erzogen. Die Richtung, die man seinem Kopf und Herzen gegeben hatte, war von der ganz gemeinen Art; wenigstens hätte seine Erziehung keine andre als gemeine Wirkungen hervorbringen sollen. Allein in ganz früher Jugend zeigte es sich, daß ihm eine leicht zu bewegende Einbildungskraft und ein großer Hang zur Divinationsgabe einen außerordentlichen Pfad in der Reise des Lebens verzeichnen würde. Er combinirte sehr schnell, und die allgemeinen Begriffe im Urtheilen sowol als Empfinden wuchsen zu Tausenden in seiner Seele auf. Der Scharfsinn schmeichelte seiner aufkeimenden Eigenliebe, und so ward nach und nach durch jeden Erfolg, der seiner Verfassung entsprach, sein Charakter gebildet. Sein Witz und Humor machte ihn zum angenehmen Ge-

Alexas.

Guter Freund, ſagt' er, ſage, der beſtändige Römer ſchike der Groſſen Aegyptierin dieſen Schaz einer Muſchel; und die Unſcheinbarkeit dieſes kleinen Geſchenks zu verbeſſern, ſage, daß ich ihr einen Thron aufrichten wolle, von dem jede Stuffe ein Königreich ſeyn ſoll. Sag ihr, der ganze Oſt ſolle ſie Königin nennen. So winkte er, und beſtieg ein von kriegriſchen Dienſten abgezehrtes Pferd, welches ſo muthig wieherte, daß es auf ſeine thieriſche Art that, was ich thun wollte, (und die Siege anzukündigen ſchien, die ich ſcheidend ihm wünſchen wollte.)

Cleopatra.

Wie, war er traurig oder luſtig?

Alexas.

Gleich der Jahrszeit zwiſchen der gröſten Hize und Kälte, war er weder traurig noch luſtig.

Cleopatra.

O wolgetheilter Humor! Gieb Acht, liebe Charmion, das iſt der Mann; gieb nur Acht; er war nicht traurig, denn das würde auf diejenigen ſich verbreitet haben, die ihre Blike nach den ſeinigen einrichten; er war nicht luſtig, damit ſie ſehen ſollten, daß ſeine Erinnerung in Aegypten bey ſeinem Vergnügen lige; ſondern zwiſchen beyden. O himmliſche Vermiſchung! Du magſt traurig oder luſtig ſeyn, ſo läßt dir der äuſſerſte Grad von beydem ſo gut als keinem andern Mann in der Welt -- traffſt du meine Couriers an?

Alexas.

ſellſchafter, und obgleich ſein edles Herz ihm überall Freunde hätte erwerben ſollen, ſo fand er doch wenige. Da er ſich durch ſeine Perſpicacität immer zum beſtändigen Urtheil über Menſchen und Dinge hinreißen ließ, ſo wurden oft ſeine Entſcheidungen hart und ſcharf; und wenn er einem Thoren, der vor tauſend Jahren gelebt hatte, das Facit machte, ſo war oft der Zuhörer, und wenn es auch tête â tête geſchah, unſchlüßig, ob es nicht eine Anſpielung ſey, die Ihm gelte.

Die große Ehrlichkeit ſeines Herzens machte, daß er nicht ein Jota an ſeinen Entſcheidungen milderte oder abſchnitt, gerade weil er ſich keiner böſen Abſicht bewußt war, und weils ihm Gerechtigkeit ſchien, die er ſich ſelbſt als Referent, oder der Natur der Sache oder des Charakters wovon die Rede war, ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dadurch ward bald ſeine Reputation eines bedenklichen Menſchen feſtgeſezt. Hierzu kam daß er Talente beſaß, die ihm die Natur gegeben, und die er ſich durch Kentniße erworben hatte, und dieſe brachten die Wirkung zu wege, daß er in den meiſten Geſellſchaften die werthen Anweſenden weit hinter ſich ließ. Wenn das Publikum in dem Moment von Augenweide an einem außerordentlichen Menſchen dieſe Vorzüge auch hinunterſchlukt, ohne ſie gerade ſogleich arg auszulegen, ſo bleibt doch ein gewiſſer Eindruk von dieſer Erſcheinung zurück, der, wenn er oft wiederholt wird, für denjenigen der daran Schuld iſt bey ernſthaften Gelegenheiten künftig unangenehme Folgen haben kann. Ohne daß ſichs jeder mit Bewußtſeyn hinters Ohr

ſchreibt, daß er dießmal beleidigt war, ſo ſtellt er ſich doch bey einer Beförderung dieſes Menſchen nicht ungern ſtummerweiſe in den Weg, oder thut doch ſeinen Mund nicht auf, wenn es Zeit wäre ein Wort für ihn zu reden.

Daher iſt es ſehr zu begreiffen, warum dieſe Leute, die ſo oft der Abgott der Weiber und der Großen ſind, in der Welt nicht leicht ein Glück machen; weil dieſe beyde Arten von Menſchen, durch die, wie man ſagt, alles gehen ſoll, entweder die Dinge dieſer Welt gehen laſſen wie ſie kommen, oder das Inſtrument der Tröpfe oder Schurken werden, die ſichs über ſie angemaßt haben. Noch iſt zu bedenken, daß Männer von dem Charakter, wie Lindor hier beſchrieben wird, die Großen und die Weiber zu ehrlich behandeln, — von denen man nicht leicht, wie die Fabel ſagt, etwas erhalten ſoll, als warum man ſie betrügt.

Man verzeihe uns dieſen Prologen von ſogenannten Allgemein-Plätzen: Sie ſind uns nöthig um dasjenige was wir von der Geſchichte vorzubringen haben, einigermaſſen vorzubereiten. Dem Plautiſchen Luſtſpiel wird ja ſogar oft die ganze Intrigue zum Titel vorgeſezt, und doch gefällt ſie nicht minder nachher in der Ausführung. Warum ſollte es nicht erlaubt ſeyn, hier die Expoſition des Charakters vorzutragen, um den ſich alle Ereigniſſe winden, oder deſſen Individualität einem großen Theil dieſer Ereigniſſe diejenige Wendung gab, warum man ſie eigentlich merkwürdig nennen könnte?

Lindor kam nach zurükgelegten Akademischen Studien nach Hause. Er hatte seine Kenntnisse weniger der fleißigen Besuchung der ordentlichen Lehrstunden, als seinem häuslichen Fleiße und dem emsigen Gebrauche der Universitäts-Bibliothek zu danken. Da sie also nicht aus dem Munde des Professors auf eine leichte Art aufgefangen waren, wie sie jeder auffangen kann, sondern durch Excerpte, Nachforschen und eigenes Suchen erwachsen waren, so unterschieden sie sich merklich von der gemeinen Tradition die in Jedermanns Händen ist. Alles was er wußte, wußte er recht, obgleich vieles war das er gar nicht wußte. Von Haus aus hatten ihm seine Eltern angelegen, den Gradum anzunehmen; er wählte sich auch zu diesem Entzwecke eine berühmte controverse Lehre aus dem Teutschen Staats-Recht. Diese arbeitete er selbst aus, ließ sie drucken, und vertheidigte sie ohne Vorsiz mit allgemeinen Beyfall. Er dedicirte sie dem Minister, überreichte sie eigenhändig, und hatte auch bald das Glük, eine erwünschte Wirkung dieses Schrittes wahrzunehmen. Es war eben eine Stelle in der Landes-Regierung ledig, und diese ward ihm sogleich ohne sein Ansuchen durch die Vorsprache des Ministers zu Theil, der überhaupt in dem allgemeinen Ruf stand, daß er Wissenschaften und Künste schäze, und das stillschweigende Verdienst hervorziehe.

Es war natürlich daß ihm sein Glük Neider zuzog, weil einige Glieder des Geheimen Conseil waren, die nichts dazu beygetragen hatten, und folglich seine Beförderung nicht wohl billigen konnten.

Vielen war er zu jung, und die andern konnten ihn nicht leiden, weil er geschrieben hatte, da sie doch nichts geschrieben hätten. Man hieß ihn schlechtweg Herr Doktor. Ausserdem waren auch einige Leute, die eben so gut wie er, und vielleicht mit noch mehrerem Rechte auf diese Stelle hätten Anspruch machen können; und da jederzeit die ganze Familie an den fehlgeschlagenen Hoffnungen eines Candidaten aus ihren Mittel Theil nimmt, so waren viele Stimmen gegen ihn. Er selbst konnte sichs am besten erklären, wie es zugegangen war. Der Minister hatte sein Opus von Erudition gelesen, hatte dadurch Hoffnung geschöpft, was der Staat dereinst aus diesem aufkeimenden Genie für Nutzen ziehen könnte, und, in diesem Anfall von Enthusiasmus für alles Edle und Gute, hatte er seine Person vielen andern vorgezogen. Vielleicht war auch die Eitelkeit des Ministers etwas im Spiele, weil sein Name dem Werkchen vorstand. Lindor fand hier eine leichte Aufgabe für seinen Scharfsinn, und ihm schien alles im vollkommensten Zusammenhange vorgefallen zu seyn, ohne daß ihn seine Eigenliebe insbesondere hierüber zu täuschen nöthig fand. Allein der schärfste Verstand schießt fehl, wenn er über Begebenheiten raisonnirt, und in der Ordnung der Dinge nur ein einziger Umstand, wodurch das Ding zur Begebenheit ward, seiner Wissenschaft entgangen ist. Und dieß war hier der Fall. Lindor wußte nicht, daß unter den vielen Personen, die sich auf diese Stelle Hofnung machten, derjenige, der das nächste Recht dazu hatte, dem Minister verhaßt war. Und um diesen zu entfernen, machte man diesmal eine Ausnahme von der Regel, und wählte

ihn, von dem man nicht sagen konnte warum es geschah. Wäre der nächste nach dem verhaßten Subjekte hervorgezogen worden, so war die Absicht sogleich aufgedekt. Auf diese Art glaubte man sie aber auf viele Jahre verhüllt zu haben.

Lindor wollte diesen unangenehmen Argwohn in seinem Herzen nicht wurzeln lassen, als man ihm Nachricht davon gab. Allein ein andrer kleiner Umstand nöthigte ihn dazu. Der Minister lud ihn einige Zeit nach seiner Beförderung zum Essen. Er war ganz allein, und daher schien ihm diese Einladung doppelt schmeichelhaft. Nach dem Essen, als sie sich zusammen aufs Canapee niedergelassen hatten, entdekte ihm der Minister, warum er gerade heute seine Gesellschaft gewünscht hatte. Die Stimmen des geheimen Conseils waren über einen wichtigen Lehensfall getheilt. Se. Excellenz vertrauten ihm, daß sie mit der Meynung ihrer Herren Collegen Ursache hätten unzufrieden zu seyn, und weil der Fall in einer Materie einschlage, über die wenig oder nichts geschrieben wäre, so wollten sie ihm die Akten nach Hause schicken, um eine besondere Relation darüber auszuarbeiten. Wie erstaunte aber der gute Lindor nicht, als er die Papiere erblikte, und den Fall betrachtete, der in seiner Inaugural-Dissertation, die er dem Minister dedicirt hatte, nach allen seinen Umständen ausgearbeitet und entschieden war! Er wollte in seinem ersten Erstaunen über diesen Mißverstand sogleich zum Minister eilen, ihn davon zu benachrichtigen. Er fand aber Se. Excellenz nicht zu Hause, und der Haus-Se-

kretär ſagte ihm, zu dieſen Stunden geruhten ſie in einem Otio non otioſo in ihrem großen Garten vor der Stadt ſich mit nichts als den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Er klingelte an der Thüre, und ſie ward ihm von einem Livreebedienten geöffnet, der hier auch den Gärtner vorſtellte. Dieſer war eben beſchäftigt die junge Pflück-Erbſen vor den Sperlingen zu bewahren, und reihte kleine Fetzen Papier an lange Fäden. Dieſes Papier hätte aus alten Geſangbüchern oder Poſtillen ſeyn können; allein es war nichts geringers, als kleingeſchnittne Blätter ſeiner Inaugural-Diſſertation; und damit ihm ja kein Zweifel übrig bliebe, daß es von dem Exemplare wäre, das er übergeben hatte, ſo trug der Bediente einen Theil der goldpapiernen Decke unterm Arm. Lindor vergaß nach Sr. Excellenz zu fragen, nahm einen Vorwand, daß er als Gartenliebhaber hereingetreten wäre, und gieng nach Hauſe, darüber nachzudenken, wie dieſer Fall ſeiner Perſpicacität hätte entgehen können.

Er war in allen Frauenzimmergeſellſchaften wohlgelitten, beſonders in der Donnerſtags-Aſſamblee, die aus lauter jungen unverheiratheten Damen beſtand. Die eine fand ihn artig, weil er ſie am beſten beym Flügel accompagnirte; die andre weil er ein guter Tänzer war; die dritte, eine Kennerin der ſchönen Litteratur, weil er mit den beſten Köpfen in Teutſchland in Verbindung ſtand; eine andre, weil er die kleinen Spiele und Kartenkünſte am beſten wußte, oder weil ſein Urtheil am treffendſten, und

ſein Humor der angenehmſte war. Warum ſie ihn aber alle artig fanden, ohne in ein weiteres Detail einzugehen, das konnte er ſogleich nicht entdecken, ob es gleich ein Umſtand war, den ſein Scharfſinn aufzufinden nicht nöthig geweſen wäre. Seine Perſon war nämlich für Alle eine höchſtanſtändige Parthie, und unter ihnen allen war keine, die eine Urſache finden konnte, warum er an ſie nicht eher als eine andre denken könnte. Seine Wahl fiel endlich auf eine Perſon, die würklich vorzügliche Eigenſchaften hatte. Sie beſaß bey vielem Witz und Verſtand eine Gutherzigkeit der Niemand wiederſtehen konnte. Sie ward vom einen Hauffen ihrer Freundinnen geliebt und angebetet, und jedermann ſprach Gutes von ihr ohne Rükhalt. Eine Art von Schwermuth machte ſie doppelt intereſſant, und dieſe ſchrieb man dem Andenken an einen entfernten Geliebten zu, mit dem ſie einige Jahre lang in Verbindung geſtanden hatte, und der, wie man ſagte, nächſtens zurükkommen würde. Dieſe Neigung entſpann ſich bey beyden Theilen aus einer Urſache, der ſchon mehr als Eine ernſthafte Verbindung ihren Urſprung zu danken hat. Es war beleidigte Eitelkeit: die Dame fands Unrecht, daß er ſie vernachläßigt hatte, und er fands ungereimt, daß man beſtändig mit einem abweſenden Gegenſtande ſich beſchäftigen, und dadurch gegen ſeine vermeinte Vorzüge blind ſeyn könnte. Kurz ſie näherten ſich Beyde, und ohne die mindeſte Erklärung liebten ſie ſich heftig, ſuchten unter anſcheinenden Lachen und Leichtſinn eins das andre auf, und bald konnten ſie nicht ohne einander leben, ohne daß ſie ſichs geſagt hatten. Sie ſchwuren ſich

ewige Treue, und die wirkliche Vereinigung folgte bald nach. Der abwesende Liebhaber ward freudig aufgeopfert, und dieses Opfer war kein geringer Reiz für Lindorn bey dem Besiz seiner Geliebten. Ihr Charakter war wirklich edel, sie war, in der Liebe selbst sogar, keiner Lüge fähig. Offenheit war ein Hauptbestandtheil ihres Charakters. Und doch, ohne die geringste Untreue und Falschheit zu begehen, weiß jedes Mädchen so viel zu schweigen als nöthig ist. Sie sagte ihm nämlich nicht alles von der gegenwärtigen Situation, worinn sie mit ihren entfernten Liebhaber stand. Das was man als Sehnsucht nach seiner Wiederkunft auslegte, war Traurigkeit über die Nachricht, die sie von seiner Lebensart erhalten hatte. Er hatte sich dem Trunk und dem Spiel ergeben, und also hörte er auf, sowol für sie als für ihre Familie eine annehmenswerthe Parthie zu werden. Lindor überwog jenen an Werth in allem Betracht — allein doch wäre sein Triumph weit kleiner gewesen, oder er hätte gar nicht darnach gegeizt, wenn er alles gewußt hätte. Und da dieß oft nicht möglich ist, daß man alles wissen kann, so fälle der schärfste Verstand zu kurz, und sollte es auch Lindor mit aller seiner Divinationsgabe seyn.

Die ersten Wochen des Ehestandes giengen vorüber, wie sie vorüberzugehen pflegen, in Zerstreuungen, häuslichen Anordnungen, Festen, Besuchen, kurz, was man nennt — in dem Rausch des Vergnügens. In kurzer Zeit empfanden beyde Theile, was sie nicht vorhergesehen hatten, und was sie doch wissen konnten, daß es jedermanns Schicksal ist.

Der jungen Frau ward übel, und dem jungen Mann nicht wohl. Sie hatten einander vorher nie in phyſiſcher Unbehaglichkeit geſehen, und der üble Humor, der daraus entſteht, überfiel ſie wie ein Dieb in der Nacht. Sie konnten nicht begreifen wie es zugieng, daß man einander herzlich lieb haben, und doch in ſo kurzer Zeit über gewiſſe Materien verſchiedner Meynung werden könne, wie z. E. über dieß oder jenes Gerichte, über dieſen Anzug, über die Amahute oder Wiedergabe dieſer Viſite ꝛc. ob man jetzo zu Bette gehen oder aufſtehen werde, ob Eins auf das andre mit dem Frühſtück warten wolle oder nicht.

Die junge Frau ſuchte etwas, das ſie nicht mehr fand. Es war verlohren, aber nicht geſtohlen. Ihr Geliebter ſollte es entwandt, und was das ſchreklichſte war, es einer andern gegeben haben. Es war nichts geringers als — die Sehnſucht nach dem Beſitze, das rein weggetrunken war, und dem ſie mit Wehmuth auf dem Boden der Flaſche nachſah. Der Mann, der wußte, daß er nichts weggethan noch viel weniger verſchenkt hatte, ward böſe, und ſchlug am Ende ein Buch nach, das voller Reflexionen war, und wo geſchrieben ſtand: es ſey nichts häßlicher als eine eiferſüchtige Frau.

Bey dem allen lehrte ihn die Erfahrung, daß doch jeder kluge Mann ſein Glük nur innerhalb ſeinen vier Mauren ſuchen müſſe, und daß ohne wahres Bedürfniß, und ohne viele Verhältniſſe man ſelten in der Freundſchaft nur ſo viel Conſiſtenz finde, als unter Meßkaufleuten, die einander jährlich ihre Waare abnehmen. Sein Haus war angenehm,

und doch war es beynahe verlaſſen. Die meiſten Menſchen beyderley Geſchlechts hatten an Lindorn alles Intereße verlohren. Es war wie ein Verluſt, den er ihnen zugezogen hatte: er konnte nun ihrer aller weder Schwager noch Schwiegerſohn werden. Seine Fehler die man ihm in Abſicht dieſer Hoffnungen bisher nicht angeſchrieben hatte, wurden nun zu Buche gebracht. Sein Wiz war beleidigend, ſein Herz böſe, ſeine Eitelkeit unerträglich, ſein Charakter unzuverläßig u. ſ. w.

Er hatte auf Seiner Seite übel gerechnet. Sein Plan war dieſer: Niemanden vorſezlich zu beleidigen, jeden zu verbinden wo man kann, und genug *ſich zu zeigen, wie man iſt*, dieß ſey genug, um ruhig in der Welt fortzukommen. So rein dieſe Moral klingt, ſo wird ſie in der Anwendung manchen Cautelen unterworfen ſeyn. Wie oft hat ein nichtsbedeutender Menſch ſich durch Beleidigungen anderer den Titel des Gefährlichen errungen, den man ſchonen müſſe, und iſt ſo durch Dick und Dünn ſeinen Weg fortgegangen? Seine Freunde zu verbinden iſt eben ſo eine bedenkliche Sache. Wenn man rechnen könnte, daß jeder Freund, dem ein wahrer Dienſt erzeigt worden iſt, es ſogleich vergeſſen könnte, ſo hätte es nichts zu bedeuten. Allein die meiſten merken ſichs, und der Anblik deſſen, der es gethan hat, wird ihnen ſo unerträglich als die Erſcheinung eines Menſchen, der eine Schuldverſchreibung in Händen hat, die man nicht bezahlen kann. Und weil man ihm dieſe nicht nehmen darf, geht's über den Menſchen ſelbſt her.

Alexas.

Ja, Gnädigſte Frau, zwanzig verſchiedne Couriers. Warum ſchiktet ihr ſo viele?

Cleopatra.

Wer an dem Tage gebohren wird, da ich vergeſſen werde, an den Antonius zu ſchiken, ſoll als ein Bettler ſterben. Dinte und Papier, Charmion; willkommen, mein lieber Alexas -- Charmion, liebt ich jemals Cäſarn ſo ſehr?

Charmion.

O der brave Cäſar!

Cleopatra.

Bringe deine nachdrüklichen Ausruffungen beſſer an, ſage, der brave Antonius.

Charmion.

Der brave Cäſar!

Cleopatra.

Bey der Iſis, du ſollſt blutige Zähne kriegen, wenn du dich noch einmal unterſtehſt, mit Cäſarn meinen Mann der Männer zu vergleichen.

Charmion.

Mit gnädigſter Erlaubniß, ich ſinge nur euch ſelbſt nach.

Cleopatra.

Daß man sich den Menschen zeigen solle wie man ist, über diesen Punkt hätte der Verfasser dieser Geschichte noch das meiste zu erinnern. Ehrlich mags gehandelt seyn, aber nicht klug. Wenn man in betrübten Umständen ist, mags wohl angehen; wenn man aber kein Tropf und kein Bettler ist, so ists allzeit gefährlich. Denn heut zu Tage bey unsern aufgeklärten Zeiten gehört derjenige schon unter die Edlen Menschen, ders verzeiht, daß man sich besser befindet, als Er selbst.

Bey der lebhaften Einbildungskraft, die Lindor besaß. war er oft eines großen Enthusiasmus für Menschen und Dinge fähig, und das Resultat davon war, daß er sich meist betrogen fand. Nicht daß daß er eigentliche Fehlschlüße begangen hätte, sondern daß er gutmüthigerweise Voraussetzungen machte, die nicht erfüllt wurden. Die Welt, die ihn beurtheilte, hätte damit zufrieden seyn sollen, daß Er und nicht sie es war, die dadurch in Schaden gerieth. Allein sie gieng weiter, und behauptete ein kluger Mann hätte klüger seyn sollen. Und doch war der ganze Fehler nur dieser: weil er überzeugt war, Er würde in diesem Fall so und nicht anders gehandelt haben, so traute ers andern eben so gut zu. Ein Fehlschluß, dessen ein kaltblütiger Ehrenmann, der nur seiner eignen Haut wahrnimmt, freylich nicht fähig ist.

Dann irrte er sich aber am meisten, wenn er von den Handlungen und Entschließungen der Großen vorhersagte. Denn sie fielen immer gerade anders

aus, als er berechnet hatte. Er traute ihnen einen Charakter zu, den sie nicht hatten, und da er gesehen hatte, wie sie gestern handelten, so glaubte er, es würde von heute eben so zu prädiciren seyn. Aber siehe da, sie waren über Nacht weder schlimmer noch besser geworden; aber heute wars ein andres Rohr auf das sie sich stützten als gestern, — und der Lezte, der zur Thür hinausgieng, hatte mehr Recht als der Vorlezte.

Es konnte nicht fehlen, daß Lindor seinen Scharfsinn an tausend Objekten übte, und daß er diese Wißbegierde oft durch eine theure Erfahrung bezahlte. Projekte von Unternehmungen, die er oft einzeln, oft in Gesellschaft andrer auszuführen wagte, und die den Erwartungen schlecht entsprachen. Nur gehörte ein guter Kopf dazu, daß diese Erfahrungen seine Sinne nicht stumpf sondern scharf machten, daß sich freylich der Knäuel allgemeiner Begriffe täglich abwand, aber dafür so viele individuelle Begriffe entstanden, die seine Schritte sicherer leiteten. Ob er gleich, besonders durch den bösen Willen der Menschen, tausendfachen Schaden gelitten hatte, so wurde er doch alle Tage toleranter gegen sie; und er behauptete immer, das ganze Unheil bestünde nur darinn, daß er ihnen das Facit zu spät gemacht hätte. Wenn man von ernsthaften Verbindungen mit den Menschen sprach: so behauptete er kalterweise, es sey damit wie mit dem Pferdehandel; etwas Glück gehöre dazu, aber man müsse doch die Augen dabey aufthun, und wers nicht verstünde, müßte es lernen.

Er ward zu verschiednen Zeiten Schriftsteller, und füllte würklich durch seine Bemühungen verschiedne Lücken in seiner Lieblingswissenschaft, dem teutschen Staatsrecht, aus. Dem ohngeachtet aber blieb er ruhig auf seinem Stuhle, und wenn wichtige und einträgliche Commißionen von den Vätern des Staats zu vertheilen waren, so kam allzeit derjenige darzu, von dem man glaubte, daß er die Emolumente davon am nöthigsten brauchte. Und ihm war über diesen Punkt längst der Stab gebrochen. Dafür hatte er aber auch den Vortheil, daß man ihn viele Jahre lang ganz und gar vergaß, müde ward übels von ihm zu reden, und am Ende wirklich Gutes sprach, weil doch jeder fühlte, daß er an dem aerario publico am wenigsten mitnagte.

Endlich that das liebe Ohngefehr, das die Unglüklichen Schikſal nennen, einen Ausſpruch zu seinem Vortheil. Es war ein Vergleich über eine Streitigkeit mit einem benachbarten Fürſten zu treffen, welche Jahrhunderte gewährt hatte, und wo die jetzige Conjunkturen verſprachen, daß ſie vielleicht ſich glüklich beendigen würde. Er ward dazu ausgeſucht, von Seiten ſeines Herrn zu traktiren, und ihm gefiel der Auftrag, weil die Schwierigkeit des Erfolgs ſeiner Perſpicacität ein reiches Feld zu berechnen darbot. Es betraf die Abtretung gewiſſer gemeinſchaftlicher Güter des Einen Theils an den andern. Er glaubte, er hätte das Intereſſe beyder Häuſer aufs ſchärfſte gefaßt, würde alſo allen Einwendungen begegnen können, und that auch ſolche Vorſchläge, die einem unpartheyiſchen Beurtheiler zu

Hinwegräumung derſelben mehr als hinlänglich hätten ſeyn können. Allein es war auf der andern Seite zum voraus beſchloſſen, daß nichts aus dem Vergleich werden ſollte. Das Intereße des benachbarten Fürſten ſelbſt ſprach mit tauſend Gründen dafür, allein nicht das Intereße dererjenigen die das Geſchäfte zu führen hatten. Ihnen lag daran, daß die Güter gemeinſchaftlich blieben, damit ſie von den Gebrechen der Adminiſtration Vortheil ziehen konnten. Während daß ſich Lindor abweſend befand, dieſes Geſchäfte zu treiben, hörte er, daß man auch ſeine unſchuldigſten Handlungen anſchwärzte, daß man aus allem Gift ſog, was er je gethan oder unternommen hatte. Er ward beſtürzt darüber; er hätte es aber dem Publiko verzeihen ſollen, das durch gewiſſe ungegründete Nachrichten von dem guten Erfolg ſeiner Negotiation war gereizt worden. Jeder glaubte, was jenem an ſeiner Größe zugeſezt würde, würde ihm ſelbſt abgenommen, und alſo ward er als ein Mann angeſehen, der auf Koſten dererjenigen zehrte, die nicht darum waren gefragt worden. Nach vielen Schriftwechſeln und nach Lindors tauſendfachen Bemühungen der Sache eine günſtige Wendung zu geben, zerſchlug ſich das ganze Geſchäfte, und Koſten, Mühe und Zeit waren vergebens angewandt. Lindor grämte ſich, und fürchtete, man würde ſeiner Perſon die ganze Laſt des üblen Erfolgs aufbürden. Es geſchah aber das Gegentheil. Jedermann war gegen ihn ausgeſöhnt, ehe er zurükkam. Er hatte vollkommen mit dem Publiko ſaldiert, und man hielt ihn für einen fürtreflichen Mann, weil er mehr geſitten als gewonnen hatte.

Einige Zeit nachher ſtarb ihm ſeine Frau, und nun ward er wie weißgewaſchne Wolle. Jedermann konnte ſich ihn nun wieder zueignen. Seine Vorzüge waren rein aufgeſcheuert, und er hätte auch eine ziemlich merkliche bürgerliche Makel tragen können, ſo blieb er doch, bey dem einzigen Kinde das er nur hatte, eine hübſche Parthie für ein jedes honettes Mädchen, das bisher noch keinen Mann gefunden.

Lindor ward alt und lebensſatt; behielt aber bis an ſein Ende den Hang über Menſchen und Dinge zu raiſonniren und zu weiſſagen. Nur ward in der ſpätern Zeit ſeines Lebens ſeine Entſcheidung milder. Er ſagte nicht leicht mehr etwas das auffiel oder merkwürdig ſchien, ſondern ſeine Sprüche glichen ganz gemeinen Lebens-Regeln, und alles näherte ſich bey ihm dem Köhler-Glauben. — Darüber aber äuſſerte er ſich oft „es ſey ein groſſer Irrthum, daß, „wenn nicht alles ſo gienge wie man berechnet hätte, man die Schuld davon auf die Planloſigkeit „der meiſten Menſchen ſchieben wolle. Es ſchiene „zwar Anfangs ſo: weil der gröſſere Theil, der uns „immer unſre eignen Plane vereitelt, ſo kleine Abſichten und ſo kurzgeſpannte Endzwecke habe, die man „als ein minimum leicht überſehe. Jeder eminente Menſch in der Welt ſeye wie ein Groſshändler, „der nicht den Sinn für die Vortheile habe, die der „Krämer durch Erſparen, durch Betrug und Geſchmeidigkeit, und die öfftere Wiederkehr dieſer kleinen Vortheile, ziehe. Alles dieſes zuſammengenommen aber mache den Krämer leben, und in ſo fern

„seyen auch die kleinen Gratificationen, die jeder ge„meine Mensch seiner Eitelkeit und seinem Eigennuz „bringe, ein Quantum, das man wenigstens wis„sen müsse, wenn mans auch zu seinem eignen Ge„brauch viel zu verächtlich finde. „

III.

Fortsetzung der Briefe über ein schweizerisches Hirtenland.

Eilfter Brief.

Alle guten politischen Anstalten sind Früchte der Erfahrung, die oft ein Zufall reift: es ist ein Glük, daß Theorien langsam würken; der Irrthum wird unheilbar, wenn er systematisch wird.

Vor Alters war auch dieses Land insularisch, kein Handel, keine Staatswirthschaft. Alle Ausfuhr war verboten, weil sie vertheuert bis mehr hervorgebracht wird; Und hierzu war das Volk zu träge. Der Fleiß fieng an durch die Vertheuerung die das einkommende Geld veranlaßte.

Reichthum in einem Lande besteht wie beym Privatmann in dem Vermögen sich allerley Arten von

Genuß zu verschaffen. Hiezu wird erstlich die Hervorbringung vieler Früchte und Waaren, zweytens Geschik in dem Vortrieb derselben erfodert. Es ist eine allgemeine Würkung der Verbindung aller Nationen, daß der Fleiß einer jeden auf diejenige Waare eingeschränkt worden ist, von welcher bey der Beschaffenheit und Lage ihres Landes der meiste Gewinn gehoft werden kounte. Die Natur führt hierauf; der Fleiß nimmt hundert Gestalten an: sonst würde er durch die unvorsichtigen Gesetze der meisten Staaten erstikt worden seyn. Da in dem Lande zu Sanen, wie oben gemeldet worden, der Feldbau von der Viehzucht verdrängt worden ist, muß daselbst alle Freyheit gelaßen werden, aus dieser den möglichsten Vortheil zu erhalten. Denn ausser dreytausend Paar Strümpfen, welche in den französischen, und einer Anzahl Tücher die in den teutschen Dörfern, doch nur zum Landesverbrauche, verarbeitet werden, ausser ein Paar Uhrmachern und einem einigen Töpfer ist niemand anderweitig als beym Vieh beschäftiget.

Von Bern kommen die Tücher, Seide aus Italien. Korn wird aus dem Freyburgischen gebracht, weil das Bernische zwar im Ankauf wohlfeiler ist, aber aus Mangel guter Straßen durch die Fracht um so viel theurer wird. Von Caffee wird ein fast fabelhaft scheinender Verbrauch gemacht. Nach der Heuernte pflegen sich beyde Geschlechter auf zwey oder drey Tage bey einer Hütte zu versammln: die Mädchen bringen Caffee, Zucker und Milch, die Jünglinge Muſik und Wein;

der Caffee wird mit vielem Rahm in dem groſſen Käſekeſſel gekocht; ganze Zuckerhüte werden hineingeſtürzt; auf dem Gras um denſelben her ſieht man die Geſellſchaft aus hölzernen Löffeln Caffee trinken. Hochtzeitfeſte, zu welchen bis vierzig Perſonen gebeten werden, haben wohl eher eine Woche gedauert: Caffee, Thee (worinn Zimmt und Safran) und Wein mit Specereyen und Zucker wurde den ganzen Tag aufgetiſcht. Holz um ein Haus zu bauen wird gemeiniglich von dem ganzen Dorf herbey geführt: alsdann werden viele Schüſſeln Caffee getrunken. Ein Mann aus der Ebene bat einen Freund von Sanen auf Sonntag Morgen zum Caffee; dieſer kam als zur Kirche geläutet wurde, trank acht Taſſen, ſtand eilfertig auf, und entſchuldigte ſich, daß er nicht Muße habe, heute Caffee bey ihm zu trinken. Auch die Abendbeſuche werden von ihm beſeelt. Viele Bauern trinken ihn täglich zweymal, die Armen, welche keinen Zucker haben, mit Salz. Vielleicht auch darum werden die Gränzen des Freyburgiſchen und Berniſchen Antheiles an der Grafſchaft Greyerz nicht mehr durch jene Felſenwände, als durch die ſchöne Bildung des erſtern Volks (das mehr Wein als Caffee trinkt) und hingegen die Häßlichkeit, beſonders der Weiber, in Sanen bezeichnet: bey dieſen werden Kröpfe in ſehr groſſer Menge, lange hagere Züge, ungeſunde Farbe und alle Krankheiten, die die Erſchlappung des Nervenſyſtems hervorbringt, angetroffen. Es iſt wahr, Trunkenheit und Schlägereyen hören auf; die Schweizer wollen artig thun. So verbannen die Engländer Punſch und Roſtbeef in die Bedientenzimmer Die Stifter der Frey-

heit haben getrunken; getrunken haben die, die bey Blenheim Ludwig den Großen straften.

Zwölfter Brief.

Mancher bettelt in Europa, der mehr genießt als ein König auf der Goldküste: dieser bedarf weniger. Hinwiderum wohnt Armuth im Pallast und im Spital, weil alle Gränzen menschlicher Bedürfnisse überschritten worden sind. Jeder möchte alle seine Bedürfnisse ohne eigenes Zuthun durch andere Menschen befriedigen lassen. Auf den Gütern vieler Klöster, wo reiche Almosen dieses thun, wohnt eben deswegen Verschwendung neben Elend. Wahrlich der Holländer bey der Härte seiner Vernunft ist wohlthätiger als der Napolitaner im Eifer seiner Barmherzigkeit.

Es ist ein äusserst seltener Fall wo die Gesellschaft an unglükliche Mitglieder etwas verschenken darf; lehnen soll sie. Gegen Armuth ist nur Eines kräftig — die Arbeit. Verlassene Kinder zur Arbeit erziehen, ist also das beste Almosen. Die Ernährung der Trägheit ist ein Raub an Geld, an Fleiß und an Sitten.

Zu lange waren die Almosenpredigten Gebete der Faulheit an die Einfalt; oft schienen gesunder Sinn und Liebe zum Lande Kleinigkeiten in Vergleichung mit Almosen, und beym Pöbel vergüten sie den Mangel aller Tugenden. So war es auch hier. Doch kleine Länder werden leicht übersehen. Da werden also die Mißbräuche und Fehler weder fortgesezt noch

wiederholt, und eben darum sind diese Länder als Muster merkwürdig vor andern.

Vormals verarmten die meisten aus Liebe des Weins; und über das Vermögen der Verschwender wird nicht leicht eher ein Vogt gesezt, als bis fast nichts mehr vorhanden ist. Nachmals wurde die Armuth eine Tochter des Reichthums, als dieser die Ungleichheit einführte, und, wie ich erwähnte, viele ohne Güter und Arbeit blieben. Daher wurde auf die Güter Steuer gelegt; also heilte das Uebel sich selbst. Hierüber bekamen die Reichen, als Wohlthäter, das geziemende Ansehen, aus welchem vormals bey den Griechen die Aristokratien entstanden waren. Der Gebrauch den sie davon machten war noch eine größere Wohlthat, indem sie (wie alle, die viel zu verlieren haben) über guter Ordnung fesh hielten.

Die von Sanen, welche zuvor zu Nahrung der Armen eine Summe in die Wirthshäuser gaben, veranstalteten durch freywillige Vergabungen einen Spital. Jährlich um das Martinsfest wird vor einem Rathe von hundert Landmännern, die unter Bern die Policey dieses Landes verwalten, von dem Armengute Rechnung abgelegt, und ein Verzeichniß der Armen gelesen, wobey das Mehr entscheidet, ob und wie viele Beysteuer sie bedürfen: diese wird monatlich von einer Almosencammer vertheilt. In diesem Spital spinnen zwölf Kinder täglich ein halbes Pfund Baumwolle, und gewinnen dreyzehen Sous. Das Volk steuert gern, die Vorgesezten verwalten gewißenhaft, Reinlichkeit herrscht in dem Hause.

Cleopatra.

Das ſagt' ich in meinen Salat-Tagen, da ich noch grün am Verſtand und kalt von Blut war -- Aber hinweg; Gebt mir Dinte und Papier; er ſoll jeden Tag etliche Grüſſe haben, und wenn ich Aegypten darüber entvölkern müßte.

(Sie gehen ab.)

Hierauf wurden zu Rougemont aus dergleichen Steuern und Almosen, die in der Kirche eingesammelt worden waren, Gelder auf Zinse ausgethan und Güter gekauft, von deren Ertrag ein Spital unterhalten wird. In diesem verdienen acht Kinder, ohne im Sommer die Landarbeiten oder Winters die Schulen zu versäumen, durch Seidenstiker-Arbeit jährlich bey zehen Schildlouisdor. In dem Fürstenthum Neufchatel gewinnen sechsjährige Mädchen, wenn sie jährlich drey hundert Tage arbeiten, hundert und zwanzig Livers, das ist sechs mehr als der Sold eines französischen Musquetiers beträgt; ein Junge ohngefähr so viel als ein Grenadier. So bald in Rougemont die Almosen ordentlich vertheilt wurden, ergriffen viele Bettler, in Verzweifelung über die Untersuchungen, den Entschluß zu arbeiten.

Zu Oesch und Roßiniere sind auch solche Spitäler.

Die sehr große Wohlthätigkeit, welche in dem Staat von Bern bey Regenten und Unterthanen angetroffen wird, verhindert in einigen Thälern das Aufkommen der Fabriken; die Bevölkerung aber wird befördert: in Sanen haben viele Armen eine Mandel Kinder.

Der Senat war viele Jahre hindurch mit einigen tausend Menschen beschäftiget, welche die Heimatlosen genannt werden, weil sie durch mannigfaltige Zufälle nirgendwo Bürgerrecht genießen: also waren sie unter die Dorfgemeinden angewiesen worden. Diese aber, als die alle Mängel der Zünfte haben,

bauen ihre Gemeingüter zwar nicht, wollen sie aber auch nicht bauen lassen; denn, je entvölkerter ein Dorf wird, um so viel reicher werden seine Gemeindgenossen. Im Jahr 1778 erbarmte sich der Senat aufs neue der unterdrükten Heimatlosen: sie wurden Districtweise aufgezeichnet, verbunden, Vorgesezten unterworfen, unterstüzt, mit Policey versehen, und Landsassen genannt.

In Frankreich fanden vor nicht vielen Jahren einige Schriftsteller auch den Baurenstand betrachtenswürdig: diese Entdeckung, worüber sie erstaunten, verkündigten sie laut: gern hätten sie den Baurenstand die oberste Macht aufgetragen. Die Bettler, deren Classe im Süden fast eben so zahlreich ist, haben wenige zureichend studiert. Bey ihnen sieht man alles Verderbniß auf dem Grad, worauf Tyranney und Barbarey, Elend und Laster bringen können: doch rühmen reiche Bauren, die das Unglük an Bettelstab gebracht hat, ihr Glük. Ihr Gott ist Faulheit: er zaubert alle Uebel aus ihrem Gefühle hinweg durch die Schrecken der Arbeit als des allerfürchterlichsten der Uebel. Da sie, nach dem Verlust alles dessen was wir zu verlieren besorgen, das Gefühl der körperlichen Strafen eingebüßt, leben sie in strafloser Freyheit. Vollheit wechselt mit Hunger; dann trinken Viele täglich bis vierzehen Pfund Wasser. Kinder, schön und geistreich, weil sie Werke der Liebe zu seyn pflegen, vereinigen bald mit jenem characteristischen, gelegenheitlich alle Laster. Denn die Gesetze, die die Menschen aus Liebe allgemeinen

Wohls angenommen haben, verfolgen dieſe unſchuldigen im Leib ihrer Mütter: weil die Natur in unſere Sitten ihre Schwächen (wo nicht vielmehr ihre Stärke) gelegt hat, bringen dieſe Geſetze Mord herein, und bewaffnen das Gefühl der Scham, das iſt der Tugend, wider die Mutterliebe. Wenn die Natur dieſe Opfer der Barbarey an das Tageslicht rettet, werden ſie von den Geſetzen dem Jammer und Laſter überlaſſen, bis eben dieſe in Form Rechtens mit Rad und Galgen rächen, was ſie ſelbſt hervorgebracht haben. Da doch die Elenden in zarten Jahren mit ſpielender Hand ihr Brodt verdienen konnten! Da ſo natürlich wäre, Arbeit-Banco's zu verordnen, wo jeder Arbeitloſe Verdienſt, und Arbeitbedürfte um Lohn Hände finden könnte! Aber die Reichen ſorgen kaum für die Kranken und Krüppel, und nur darum weil auch ſie bisweilen fühlen wie dieſen zu Muthe iſt.

In dem rauhen Lande der Schweizer wohnt Armuth nicht neben Ueberfluß wie in Italien; ſie wohnet neben Arbeit und Wohlſtand; endlich machen die Sitten alles gut. In Italien iſt Betteley nicht unter den Uebeln das größte, aber von allen eine Hauptquelle.

Dreyzehender Brief.

Bey den Alten endigte die Erziehung nicht eher als das Leben; denn bis unſer Blut ſtokt, ſchreiten wir fort oder zurük, und ſtempeln äußerliche Ein-

drücke den Charakter unſerer Seele. Alſo den Krieg lernte zu Sparta Jüngling und Greis, zu Athen Politik und Geſchmak, zu Rom die Welt bezwingen. Bey uns verlieren ſich die Nationalſitten, weil wir nicht als Teutſche, nicht als Franzoſen, am wenigſten aber als Schweizer auferzogen werden: doch iſt Ludwig berühmter unter uns als Winkelried und Erlach. Die von Sanen gleichen den Alten mehr als die Berner, weil ſie mehr der Natur und ihren Vorältern gleichen.

Als die Reformation aufkam, erſchallten die Kirchen von Buſſe, Ernſt, Gottes Zorn gegen die Freuden der Menſchen, und vom hölliſchen Feuer. Alſobald nach Abſterben der alten Grafen von Greyerz kam nach Sanen eine Geſandſchaft von Bern (1571) wider dieſer Hirten Laſter und Unzucht, üppige Lieder, ärgerliche Kleider, leichtfertige Tänze, und andere Verbrechen, Strik, Schwerdt und Feuer anzudrohen. Hierauf wurde in dem Jahr 1584 verboten, länger als bis Untergang der Sonne in Schenken zu ſitzen, oder über zehen Schilling zu verzehren, weil feurige Zeichen am Himmel erſchienen, und in der Wadt ein Berg eingeſtürzt ſey. Nachmals wurden diejenigen beſtraft, welche bey einem Beſuch ihrer Freunde aus Wallis Muſicanten angeſtellt hatten. Da in den Alpen große Neigung herrſchte allerley zu dichten, wurde durch Die von Bern ein Geſez gegeben: weil in den Comödien wenig erbauliches bemerkt werde, ſollte künftig niemand mehr dichten, oder Spiele, die aus Bibel und Hiſtorien allbereit gedichtet worden wären, ohne Erlaubniß wieder hervorziehen (1592).

Ferner wurde einer hingerichtet, weil er einem Walliſer um ſechs Thaler ſein Weib erlaubt. Hingerichtet wurde wer fünfmal bey Mädchen geſchlafen: die Folter wurde auch deswegen gebraucht; und andere Verbrechen wurden mit glühenden Zangen, Lebendigverbrennen und Lebendigbegraben geſtraft. Auch ſchwur ein Hirt von Sanen, er gäbe ſeine Kuh wenn die Meſſe hergeſtellt würde: die neue Regierung fiel in Haß, das Volk in die alleräußerſte Traurigkeit; mehrere in wenigen Jahren ermordeten ſich ſelber. Die Jünglinge bemüheten ſich um den Schatten der vormaligen Freuden: ſie ſangen in der Chriſtnacht geiſtliche Lieder, wurden dafür beſchenkt, und hielten eine Mahlzeit: aber auch dieſes wurde ſogleich verboten. Da verſammelten ſie ſich zur Weinleſe an den Thunerſee, und tanzten dabey: auch hiewider kam ein Verbot. Nun flohen ſie bey Nacht in das Felſengebürge, um in einſamen Wäldern zu tanzen; aber ſogleich kam ein ſcharfes Mandat. Andere tranken mit ihren Freunden am Wochenbette ihrer Weiber, oder hielten Geburtsmahlzeiten, oder tanzten doch ohne Weiber: und es war eine althergebrachte Gewohnheit bey den Grafen, daß das Volk am Jahrmarkt von ſeinem Herren einmal bewirthet wurde: dieſes wurde abgeſtellt, und alles obengedachte ſtreng verboten. Durch dieſen langen Kampf wider die Natur wurde ein groſſer Theil der alten Freude und Anmuth aus dem Leben dieſer unſchuldigen Hirten verbannt, und ſo wurden bey Vielen die Laſter der Heuchler, Schwärmer, entnervten und finſteren Menſchen an die Stelle der Ausſchweifungen eines geſunden muthvollen Volkes.

geſetzt. In eben dieſem Geiſte haben die Genfer keine Schauſpiele, dafür aber Aufruhren.

Bey nachfolgenden Sitten haben die Hirten von Sanen ſich behauptet.

Wider die Viehſeuche, ihren einzigen Feind, haben ſie vortrefliche Anſtalten, durch welche ihr Wohlſtand geſichert wird: bey ihnen alſo wird keiner ſchnell arm oder ſchnell reich. Dieſes giebt auch ihrem Gemüth eine beſondere Gleichförmigkeit. Bewogen durch ihren Vortheil, behandeln ſie ihr Vieh ſorgfältig: wodurch zwiſchen Menſchen und Vieh ein freundliches Zutrauen entſtanden iſt; auch haben oft in Einöden ganze Heerden mir durch manigfaltige Bewegungen ihre Freude über die Ankunft eines Menſchen bezeuget, ſind über Zäune und über Graben geſprungen, und mußten mit Gewalt abgetrieben werden. Die einſamſten Hirten haben eine Gaſtfreyheit, welche ſie zutrauensvoll ausüben und wofür ſie ſich am liebſten mit ein Paar Neuigkeiten bezahlen laſſen, und eine Höflichkeit, welche aus der Furcht, jemanden zu beleidigen, entſpringt. Einſt in einer grauſen Wüſte zwiſchen den höchſten Felſenſpitzen, viele Stunden von allen Wohnungen, hütete ein Mädchen von zehen Jahren ganz allein Ziegen und Schaafe. Gebeten um ein wenig Milch, antwortete es: die Milch gehöre der Mutter. Allein der Fremde ſagte ihr, er dürſte. Das Mädchen legte die Hand an die Stirne, bedachte ſich einen Augenblik, lief hin und brachte Milch. Geld wollte es nicht: ich habe euch, ſagte es, Milch gegeben, weil ihr gedürſtet; aber was würde die Mutter

ſagen wenn ich Milch verkaufte! Vor kurzem ſtieg in dieſen Ländern das Klafter Heu auf den unerhörten Preis von ſechs bis zehen großen Thalern. Da war zu Spiez am Thunerſee ein wohlverſehner Bauer, der ſeinen Vorrath nicht verkaufte. Er erfrug in Geheim die Dürftigſten, gieng zu ihnen, und ſprach: Liebe Nachbarn, euer Vieh leidet Hunger, und ich habe etwas übriges Heu; nehmet es hin und bey einer guten Ernte gebt mirs wieder. — So ſanfte Sitten werden unterhalten durch die Gewohnheit einander mit Geſchenken zu erfreuen. Am Neujahr tragen die Kinder ſolche zum Prediger und werden des Morgens von ihm bewirthet; hierauf beſchenken ſie den Landvogt mit Käſen, und werden des Abends bewirthet; ihrer Obrigkeit geben ſie ſonſt nichts. Es iſt ein Tag da jedermann Kuchen bäkt: alsdann gehen die Kinder mit Körbchen von Hauſe zu Hauſe. Diebe hatten eine Hütte geleeret und wurden ob der That ergriffen: die Hausmutter und ein Verwandter blieben bey ihnen, der Mann holte die Gerichtsdiener. Als dieſe kamen, ſaßen die Diebe bey Tiſche und wurden von der Frau bedient: „die guten Leute, ſagte ſie, hungerten gar zu ſehr.“

Die Kindheit iſt bey dieſen Hirten ein Bild ihres Lebens: in derſelben ſchneiden ſie Figürchen aus Horn, die die Heerden vorſtellen; dieſe ziehen von Wieſe zu Wieſe auf dem Tiſch herum nach dem Berg, welcher ein Stük Holz iſt. Die Heurathen ſind bey ihnen der wichtigſte Zeitpunct im Leben: vor denſelben iſt, wie Mimas von den Macedoniern

ſchreibt, auch hier ſehr vieles, nachmals aber nichts erlaubt. Am Neujahr wird im Geſteig die Schriſſeten vorgenommen: das iſt, jeder unverheyrathete Jüngling ergreift nach der Predigt ein Mädchen, welches er nach der Schenke bringt, und woſelbſt er zwey oder drey Tage bey ihr zubringt; hierdurch fangen gemeiniglich die Heurathen an. Am erſten Sonntage deren Ankündigung bleiben die Verlobten aus der Kirche: am zweyten erſcheinen ſie ſehr weiß gepudert, in den ſchönſten Kleidern, der Bräutigam mit einem Degen geziert. Alsdann wird eine Woche in Mahlzeiten zugebracht. Oft wird, beſonders wenn Wittwen heurathen, ein Schariwari dargeſtellt: nemlich alle Jünglinge wählen einen Vorſteher; dieſer pflegt ihnen zu verbieten, die Schwangern oder Kinder zu ſchrecken: übrigens werden bey Nacht mit groſſem Geſchrey die Reiſe von und nach dem Berg- und alle Hirtenarbeiten, im Dorf durch die Jünglinge, die die Hirten und Heerden machen, vorgeſtellt.

Häuſer werden von Lerchen- oder Tannenholz auf ſteinerne Grundlagen gebauet, mit langen Gängen umgeben, mit vielen bibliſchen Sprüchen bemahlt, und äuſſerſt reinlich gehalten: unten ſind Magazine, im erſten Geſchoſſe die Wohnzimmer. Viele ſind in Rougemont aus den alten Zeiten der Grafen; und zu Plaſeyon im Freyburgiſchen ſteht noch ein Haus von 1415. Die teutſchen Einwohner zu Saanen verachten, als verſtändige Männer, den fremden Kopfputz und Kleiderſchnitt.

Am Sonntage zu Tanzen iſt verboten, als wenn Gott im neuen Teſtamente vergeſſen, was er im

alten lobet. Uebrigens iſt hier die Muſic, wie das Leben, ſanft und eintönig.

Es iſt eine uralte Sitte vieler Dörfer, Thäler und Cantons, auf grünen Alpenſpitzen jährlich an beſtimmten Tagen Kämpfe im Ringen, Laufen und Steinſtoſſen zu halten; die Sieger werden durch geringe Preiſe, großes Lob, auch wohl ein Lied belohnet. Aber die Regenten haben dieſe Spiele lieber unterdrücken, als vervollkommnen und anwenden wollen. Daraus iſt entſtanden, daß, da die Sitten vom Geſetzgeber unterſtüzt werden müſſen, ſchwerlich aber anderſt als durch andere Sitten verdrängt werden können, dieſe Spiele fortwähren, oft aber aus Mangel an Aufſicht in Schlägereyen ausarten. Auf dem olympiſchen Stadium iſt jener Baum der Freyheit entſproſſen, unter welchem die Griechen eines glüklichen und rühmlichen Lebens und aller Gaben der Muſen und Grazien genoſſen haben.

Die Hirten leſen in ihrer glüklichen Muße ſehr gern angenehme Bücher, viele mit größerm Vergnügen Sebaſtian Münſters Coſmographie, andere die Chroniken der Thaten ihrer Väter. Die Preußiſchen Schlachten haben ſie mit unbeſchreiblicher Begierde, und mit keinem andern Gemüth als die von Sempach und Laupen, gehört und geleſen:

Sie ſprachen, Bruder Friedrich iſt
Ein rechter Schweize rheld,
Ein Tell; Gott helf ihm wider Liſt
Und Macht der ganzen Welt.

Viele aber, welche wohlfeile Bücher für die beſten halten müſſen, bekommen elende geiſtliche Schriften; darüber gerathen ihre guten Seelen in unverdiente Melancholie. Die katholiſchen Hirten kaufen Meſſen und Ruhe.

In weltlichen Sachen herrſcht hier der Glaube an den Willen Gottes als an ein unveränderliches Schikſal; daher erdulden ſie alles mit unerſchütterlicher Geduld. Nach den Kirchen, als Verſammlungsörtern, kommen ſie von allen Bergen ſchaarenweiße zuſammen; daſelbſt hören ſie auch die Befehle der Obrigkeit, und oft, wie auf den Hebriden zu geſchehen pflegt, ob ein Wundarzt angekommen: alsdann wird der ganzen Gemeinde zur Ader gelaſſen.

Gleichwie alle Hirtenvölker abergläubig zu ſeyn pflegen, haben die im Geſteig jene römiſche Gewohnheit, welche Plinius aufgezeichnet hat, nemlich wenn ſie von einem Unfall ſprechen, durch die Worte Montag vorbehalten (wenn es der Montag iſt) böſer Vorbedeutung auszuweichen. Wenn Heerden und Käſe behext werden, pflegt man durch Gegenhexen den Zauber zu löſen. Wenn man den Käſekeſſel ſchlägt, leiden die böſen Menſchen unerträgliche Pein, und müſſen ſich angeben.

Es war in alten Zeiten eine fette große Wieſe auf dem Sanetſch zwiſchen deſſen vier hohen Spitzen; ſie gehörte einem geizigen alten Weibe, die ſo reich war, daß man vom Berg bis in das Dorf die ganze Straße mit ihren Käſen hätte bedecken können. Dieſes Weib traf ein anderes altes krankes Weib an, das einen Biſſen Käſe begehrte; aber die reiche geizige Frau

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Sicilien.)

Pompejus, Menecrates und Menas treten auf.

Pompejus.

Wenn die groſſen Götter gerecht ſind, ſo werden ſie den Unternehmungen der gerechteſten Menſchen beyſtehen.

Menecrates.

Wiſſe, würdiger Pompejus, daß ſie nicht verſagen, was ſie aufſchieben.

Pompejus.

Aufſchub iſt eben das, was wir von ihnen bitten.

Menas.

Unwiſſend was uns gut iſt, bitten wir oft um unſer eigen Unglük, welches uns die weiſen Mächte um unſers Beſten willen verſagen; und ſo iſt es unſer Vortheil, daß wir umſonſt gebeten haben.

Pompejus.

Ich verſpreche mir einen guten Erfolg; das Volk liebt mich,

antwortete, sie habe keinen Käse. Das arme Weib aber war ein Engel Gottes. Alsogleich erbebete das Gebürge; die vier Spizen des Sanetsch fielen herab, die Wiese wurde von Trümmern bedekt, und heißt bis auf diesen Tag zur Warnung wider Härte der verlorne Berg.

Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wolte ihr Vieh weiden, sondern Gemse jagen. Bald aber gieng er irre in Eisthäler und Schneegründe: er glaubte sein Leben verlohren. Da kam der Geist des Berges, und sprach zu ihm, die Gemse die du jagest, sind meine Heerde; was verfolgest du sie? Doch zeigte er ihm die Straße; er aber gieng nach Haus und weidete sein Vieh.

Im Gesteig hält ein verstorbener Pfarrer den Seelen seiner Gemeinde eine ewige Predigt: nur wenn auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, schwinden die Todten in ihre Gräber hinab, und wer ein Todtengebein auf die linke Achsel nimmt, und rükwärts in die Kirche geht, kann die Abgeschiedenen sehen. Kirche und Gräber sind hiedurch sicher vor Raub.

In der Christnacht gehen die Mädchen rükwärts zu einem Holzhaufen hin: das erste Stük so sie erhaschen, zeiget an ob ihr Bräutigam gerade oder krumm, groß oder klein seyn soll.

Zu Flendruz ist ein Haus, dessen Besizer verschiedene Bettler beherbergte: denn die militarische Macht, welche in allen sanischen Thälern wider die

ſes Geſindel umher ziehet, beſtehet in einem einzigen Mann. Als die Bettler die Wohlthaten dieſes guten Hirten einige Tage genoſſen, ſeinen kleinen Geldvorrath aber mit leichter Mühe ausgeſpähet, frugen ſie ihn: ob er nicht möchte reich werden. Er ſagte ja, und die Bettler erklärten ſich ſehr geneigt, aus Dankbarkeit ihm dazu zu helfen. Hierauf wurden Kreiſe gezogen; die Hausmutter brachte bey Mitternacht Erde von dem Gottesacker, und alles Geld wurde in den Kreis gelegt; weil die Zauberer zu verſtehen gaben, Gold mache Gold, alſo je mehr er darbringe, deſto reicher würde er werden. Indeſſen mußte der Hausvater mit Weib und Kindern im obern Zimmer den allerlängſten Pſalm ſingen. Als dieſer, der 119de, aus vollem Halſe vollendet worden, gieng die hoffnungsſchwangere Familie voll glänzender Träume und mancherley Anſchlägen herunter, und wollte den Reichthum in Beſitz nehmen. Aber Geld und Freunde waren verſchwunden.

Zu Ehrenſtellen, als welche ſie von ihrem Hirtenleben zerſtreuen, müſſen die meiſten genöthiget werden, und faſt alle ihre Dörfer ſind von der Democratiſchen zur ariſtocratiſchen Form übergegangen. Denn, unter allen Regierungsverfaſſungen iſt nicht leicht eine unnatürlicher als die Democratie, oder gleiche Gewalt bey ungleichen Kräften.

Die Krankheiten dieſes Volks entſtehen beſonders durch den plötzlichen Wechſel der Hitze und der Kälte. Die meiſten ſterben in dem gewöhnlichen Lebensziel. Die Begräbnißmahlzeiten ſind oft, aber vergeblich, verboten worden: ſie ſind ein germaniſches Harmm

men, welches auch das Heßiſche Volk, das vor andern aus in Sitten den Schweizern ſehr ähnlich iſt, beybehalten hat.

Wenige Menſchen haben einen Sinn für die Einfalt alter Sitten: ſie ſind im Sanenland Natur, bey uns aber Tugend.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Athenion,

oder

das Glük der Athenienſer unter der Regierung eines Philoſophen.

Fortgeſezt von S. 22. des vorgehenden Stückes.

Athenion, oder Ariſtion, wie er ſich izt nennen ließ, war ein zu guter Ariſtoteliſcher Politicus, um die Maske des Patriotiſmus eher abzulegen bis ſie ihm ihre völligen Dienſte gethan, und ihn auf den Punct gebracht hatte, wo ſie zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenienſern in ſeinen geſandſchaftlichen Berichten den großen König immer bloß in dem Licht eines großmüthigen Befreyers von dem Römiſchen Joche gezeigt; und, ſo wie die Athenienſer gröſtentheils geſinnt waren, konnte ſie nichts

zurükhalten ſich dieſem in die Arme zu werfen als etwa die Ungewißheit, ob er auch mächtig genug ſey, ſie bey der Unabhängigkeit, welche ſie von ſeiner Freundſchaft erwarteten, gegen ihre ehmaligen Freunde, die Römer, zu ſchützen. Allein dies konnte nun, da Mithridates Meiſter von ganz Klein-Aſien war, da er Alles was Römiſch hieß an Einem Tage aus dem ganzen Umfang dieſer weitläuftigen Provinzen vertilgt hatte (*) und ſchon im Begriff

(*) Dieſer Tag war einer der unglüklichſten die den Römern ſeit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Aſiens wimmelten von Römern und Italiänern die das Römiſche Bürgerrecht hatten, welche Theils die Staatseinkünfte gepachtet, Theils ſonſt alle Arten von Lucrativen Geſchäften in dieſen reichen Ländern an ſich gezogen hatten. Mithridates glaubte ſich ſeiner neuen Eroberungen nicht eher verſichert zu haben, bis er alles was Römiſch hieß darinn vertilgt hätte. Er ſchikte alſo von Epheſus aus geheime Befehle an alle Stadthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganzen Klein-Aſien, vermöge deren auf Einen beſtimmten Tag alle Römer, ſelbſt die Weiber, Kinder und Sclaven nicht ausgenommen, überall ermordet werden ſollten. Einen Erſchlagnen Römer zu begraben oder einem Lebenden zu verbergen war bey hoher Strafe verboten. Ihr ſämtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen verſteckten Römer entdekte, erhielt eine Belohnung. Die Sclaven, welche ihre römiſchen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freyheit, dieſe den Nachlaß der Hälfte ihrer Schuld, u. ſ. w. Der Haß der Aſiaten gegen ihre Römiſchen Unterdrücker und Aus-

ſtund, mit einem ſiegreichen Heer und mit den glänzendſten Hoffnungen in Europa überzugehen, bey einem ſo lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athenienſer keine Frage mehr ſeyn. Izt war der Augenblik gekommen, den Ariſtion ergreiffen muſte, um ſich zu gleicher Zeit ſeiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und ſeinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte alſo in Perſon, als der Herold einer fröhlichen Botſchaft, nach Athen zurük; und da er die Erwartungen ſeiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug geſpannt hatte, um gewiß zu ſeyn daß ſie ihn mit ſchwärmeriſchem Entzücken empfangen würden: ſo ließ er es auch auf ſeiner Seite an Nichts ermangeln, was dieſe ſeinen Abſichten ſo günſtige Diſpoſition des Volkes unterhalten konnte. Er war zu ſehr Philoſoph, um nicht zu wiſſen wieviel man über die Menſchen gewinnt wenn man ſie zu rechter Zeit als Kinder zu behandeln weiß, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überraſcht, und ihnen nicht Zeit läßt, ſich ſelbſt wegen der Bewegungen, wovon ſie hingeriſſen werden, zur Rechenſchaft zu ziehen. Der Sohn der Egyptiſchen Magd, vor kurzem noch ein bloßer Winkelſchulmeiſter und ei-

ſanger war ungefehr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden den Engländern gleich, und bedurfte aller dieſer Aufmunterungen nicht. Achtzig Tauſend Römiſche Bürger wurden an dieſem ſchreklichen Tage umgebracht — und dieſe Zahl iſt noch die geringſte die von den alten Geſchichtſchreibern angegeben wird.

ner der unbedeutendſten Menſchen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zuſammenfluß von Zuſchauern, die von allen Enden zu dieſer prächtigen Farce herbeyſtrömten, in einem ſchimmernden Purpurkleide, auf einem Thron mit ſilbernen Füßen getragen, unter dem lauteſten Freudengeſchrey des Volkes, wie im Triumf zu Athen ein; und glüklich, wer ſich am nächſten zu ihm hinandrängen und den Saum ſeines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundſchaft des großen Königs verſchaft hatte! Der Mann kam, der ſie von den Schatzungen der Römer zu befreyen, ihre liebe Democratie wiederherzuſtellen, und das ſchöne Athen zu ſeiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — verſprochen hatte! War dies nicht genug, die unmäßigſte Freude zu erregen, und die ausſchweiffendſten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem ſolchen Mann erwieſen wurden.

Kaum daß man ihm Zeit gelaſſen hatte in ſeinem alten Quartier abzuſteigen, ſo wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgeholt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Mahlereyen, Bildhauerarbeit und ſilbernen Gefäßen aufs prächtigſte verſehen war. Bald darauf erſchien, Ariſtion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger auf deſſen Stein der Kopf des Mithridates geſchnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her, und begleitet von einer Menge Volkes, die vor dem Hauſe auf ihn gewartet hatte. Mit dieſem Pomp erhob er ſich in

den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkſchaft dieſes Gottes (*) dem König Mithridates, als dem neuen Bacchus, (**) und ſeinem Günſtling Ariſtion zu Ehren, ein großes Feſt angeſtellt hatten, und beyden öffentlich Libationen (***) gebracht wurden. Ganz Athen ſchien ſich in einem ſeltſamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimiſchen und Fremden. Man ſprach von nichts als von Ariſtion und Mithri-

(*) Οἱ περὶ Διονυσον τεχνιται, die Künſtler des Bacchus ſagt Athenäus. Unter dieſer allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Muſicanten, kurz die ganze Bande joyeuſe begriffen, welche unter dem beſondern Schuz dieſes Gottes ſtunden und als ſeine Angehörige betrachtet wurden. So ſagt Plutarch vom Sulla, da er zu Athen mit einem Anſtoß von Gicht befallen worden und deßwegen die warmen Bäder zu Adipſos beſucht, habe er ſich den ganzen Tag über mit den Künſtlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερευων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten ſie eine eigne Brüderſchaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schuzpatron, eine beſondere Andacht hatten, wie etwa die Schuſter in Frankreich zum Heil. Criſpinus u. ſ. w.

(**) Denn ſo wurde izt Mithridates in Klein-Aſien überall genannt und verehrt, wie dies Cicero ſelbſt bekräftigt *Orat. pro Flacco* c. 25.

(***) Bekanntermaßen, eine Art von Opfer oder gottesdienſtlicher Feyerlichkeit.

dates, und von den groſsen Dingen die zum Heil Griechenlandes geſchehen würden.

Kluge Leute ſahen ohnezweifel alle dieſe Ausſchweifungen mit eben ſo nüchternen Augen an wie wir: aber ſie muſsten's am Ende machen wie die andern. Denn das Volk war in keinem Zuſtande worinn es rathſam geweſen wäre ihm widerſprechen oder Mäſsigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten ſie, dem Günſtling des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zuviel Ehre erweiſen, ſich nicht zuviel um die Gunſt des Mannes bewerben, durch deſſen Hand jeder was er wünſchte von dem groſsen Geber alles Guten zu erhalten hofte. Ariſtions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Gieng er aus, ſo hatte er immer einen Hof von Clienten um ſich her; kam er zurük, ſo war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gaſſe zu Gaſſe immer zahlreicher wurde.

Unſer Philoſoph war der Mann nicht, der eine ſo erwünſchte Hitze ungebraucht hätte erkalten laſſen ſollen. Vermuthlich geſchah es auf ſeine Veranſtaltung (wiewohl Athenäus dies nicht ausdrüklich ſagt) daſs, bald nach ſeiner Ankunft, das ganze Volk, ohne von obrigkeitlichen Perſonen, denen ſolches allein zukam, zuſammenberufen zu ſeyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathſchlagungen ſich verſammelte, um zu hören was ihnen der wundervolle Ariſtion zu ſagen hätte.

Aristion erschien, bestieg eine Kanzel von welcher er das ganze Volk übersehen konnte, und fieng seine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dies, und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläuften daraus entstehen könnten, wenn er ihnen alles sagte was ihn seine Liebe zur Republik zu sagen dringe, mache ihn schüchtern und binde seine Zunge.

Das Volk, dessen Erwartung durch einen solchen Eingang aufs äußerste gespannt war, rief ihm zu, daß er ungescheut reden könne; und Aristion, der sie völlig in der Stimmung sah worinn er sie haben wollte, stellte ihnen nun mit einer hinreissenden Beredsamkeit vor: daß die Begebenheiten dieser Tage so groß und außerordentlich seyen, daß sie alles überträfen was der ausschweiffendste Traum einem Menschen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, sagte er, ist in diesem Augenblik Meister von Bithynien, woraus er den Freund der Römer Nikomedes vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen festen Lande von Phrygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am Europäischen Meere bis zu den Mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehl; die Römer selbst, deren Obermacht vor kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der Seinigen weichen müssen. Ihre Kriegsheere sind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius sind seine Gefangnen; und dieser Aquilius, ein Mann der die höchsten Wür-

mich, und die See iſt mein. Meine Macht iſt im Zunehmen, und meine Glükweiſſagende Hoffnung ſagt mir, ſie werde voll werden. Marcus Antonius ſizt in Aegypten beym Mittag-Eſſen, und wird keinen Krieg vor der Thür führen. Cäſar ſcharrt Geld zuſammen, indeß daß er Herzen verlichrt. Lepidus ſchmeichelt beyden, und wird von beyden geſchmeichelt; allein er liebt keinen, und keiner bekümmert ſich um ihn.

Menecrates.

Cäſar und Lepidus ſind ausgerükt, und bringen eine groſſe Macht mit ſich.

Pompejus.

Woher habt ihr das? Es iſt falſch.

Menecrates.

Vom Sylvius, mein Herr.

Pompejus.

Er träumt; ich weiß ſie ſind zu Rom bey einander, und warten auf den Antonius; aber, o üppige Cleopatra, daß alle Reizungen der Liebe deine bleichen Lippen verſchönern möchten! Laß Zauberey ſich mit Schönheit vereinigen, und Geilheit mit beyden! Halt den Schwelger mit unaufhörlichen Schmäuſen auf, deren Dämpfe ſein Gehirn umnebeln; und ihr, Epicuriſche Köche, ſchärfet mit Brühen, die die Sättigung verhindern, ſeine Eſſens-Luſt; daß

Schlafen

— Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher gesagten. — „Was soll ich euch nun sagen, rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, ihr Männer von Athen, sollt ich euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, euch eine neue ihren Absichten anpaßende Verfaßung zu geben? Nicht länger zu dulden, daß eure Tempel zugeschlossen bleiben, und eure Gymnasien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wär es rühmlich, auch bey einem bloßen Schimmer von Hofnung alles zu wagen; aber es wäre Schande unthätig zu bleiben, wo der Beystand eines allvermögenden Freundes euch des glüklichsten Erfolges gewiß macht.„

Die Vögel des Aristophanes merkten die Schlinge nicht; sie sahen nur die Lokspeise, und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der Demokratie gesezt; aber was konnte ihnen die höchste Gewalt helfen, wenn sie den ausübenden Theil derselben nicht einem Manne auftrugen der mit ihnen eines Sinnes war, und zu dessen Wohlmeynung sie sich eben so vieles Guten versahen, als zu seinem Ansehen bey dem Großen Könige, ihrem neuen Freund, Beschützer und Abgott? Aristion — der Philosoph, oder (wenn die Philosophen lieber wollen) der Sophist Aristion, wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die

Athenienſiſche Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verſchmizte Jünger des Ariſtoteles mit allen ſeinen bisherigen patriotiſchen Bemühungen abgezwekt hatte.

Es war nicht das erſtemal, daß die Athenienſer, in einer Anwandlung von unbeſonnener Fröhlichkeit die den Abderiten ſelbſt Ehre gemacht hätte, einen Menſchen zum Oberfeldherrn ſchufen, der vom Kriegsweſen gerade ſoviel verſtund, als — ein Magiſter der über den Polybius lieſt. Schulmeiſter, Gerber, Huſſchmidt, alles galt ihnen gleich! Der Mann, den ſie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte alles. Aber — glüklich iſt die Republik, die von Philoſophen beherrſcht wird! War es nicht Plato der das ſagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Philoſophen herrſchen, die Weiber gemein ſind, und alles gut geht? Der Weiſe, ſagen die Stoiker, iſt ſchön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige, und Herr über alles, weil er Herr über ſich ſelbſt iſt. Und doch glaube ich nicht, daß ſie geſagt haben, er ſey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athenienſer, man muß es geſtehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Philoſoph Ariſtion, den ſie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verſtund? Das was ſie eigentlich wünſchten war ja Friede, und Ueberfluß, und Schauſpiele und Luſtbarkeiten, und ewiger Müßiggang, und Unabhängi-

lichkeit, und alles thun zu können was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Ariſtion nur die Kunſt verſtund ihnen dies Alles zu verſchaffen, was bekümmerten ſie ſich darum wie er's anfieng, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit ſie ſich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten ſie einem ſo weiſen, ſo wohlmeynenden Manne die oberſte Gewalt übertragen.

Wir wollen ſehen, wie Ariſtion die gute Meynung rechtfertigte, die er den Athenienſern von ſeiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und was er that, um ſie — wenigſtens ſo glüklich zu machen als er konnte. So wenig gutes wir uns vielleicht zu ihm verſehen mögen, ſo wird ſich doch am Ende zeigen, daß er, in ſeiner Art, mehr geleiſtet als wir ihm zugetraut hatten.

Eh wir aber fortfahren, wird es rathſam ſeyn eine Vorſicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt als ſie es zu Anfang dieſer Geſchichte war, und unſre Leſer wegen der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit derſelben ſicher zu ſtellen. In der That wäre die Geſchichte des Philoſophen Ariſtion das platteſte Stück Arbeit das man ſich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines Politico-Moraliſches Satyriſches Romänchen wäre, welches wir, in der einfältig wohlgemeynten Abſicht den Leſern ein Paar gute Sittenlehren dadurch als in einem Säftchen beyzubringen, aus dem Füllhorn unſerer eignen Erfindungskraft ausgepreßt hätten. Allein die Geſchichte des Ariſtion iſt nichts

weniger als Roman; sondern, in ganzem Ernſt, mit allen Umſtänden, die man bereits geleſen hat und noch leſen wird, eine wahre Geſchichte, deren Glaubwürdigkeit auf dem Anſehen zweyer Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung ſtatt findet; wie man uns gerne eingeſtehen wird, wenn wir ſagen daß der eine kein geringerer als der berühmte Poſidonius, und der andere der weiſe und biederherzige Plutarchus ſelbſt iſt. Poſidonius von Apamea in Syrien, auf welchen ſich Athenäus ausdrüklich als auf den Gewährsmann alles deſſen beruft, was er im 5ten Buche ſeines Gelehrten-Gaſtmals von unſerm Ariſtion erzählt, war ein Zeitgenoſſe des leztern, und ſtand (wie man aus verſchiedenen Stellen des Cicero ſehen kann) in dem Ruf eines der gelehrteſten, beredteſten und weiſeſten Männer ſeiner Zeit und ſeiner Secte, welche die Stoiſche war. Geſezt aber auch, der Poſidonius, aus welchem Athenäus ſeine Nachrichten von Ariſtion gezogen, wäre nicht der berühmte Stoiſche Philoſoph dieſes Namens ſondern ein andrer Poſidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher Athenienſiſcher Geſchichten oder Denkwürdigkeiten zuſchreibt: ſo wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit deſſelben zu bezweifeln. Doch dies in Vorbeygehen, da es allenfalls an dem bloßen Zeugnis des Athenäus, wenn er auch ſeinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem was Plutarch im Leben des Sulla von Ariſtion meldet, ſchon genug ſeyn könnte.

In dem Augenblik, da unſer Philoſoph von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher ſeine wahre und lezte Abſicht verſtekt hatte. Er nahm auf einmal das Anſehen, die Miene und den Ton eines Perikles an, und ſagte ihnen, nachdem er ſich für das Zutrauen, wovon ſie ihm eine ſo wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr alſo wieder eure eignen Herren ſeyd, ſo werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, ſoviel vermögen, als ihr alle zuſammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten daß er ihnen ein großes Compliment gemacht habe, und merkten nicht daß er ſie mit einer zweydeutigen Spitzfündigkeit zum Beſten hatte. In einer Republik iſt der Mann, der allein ſoviel vermag als die andern alle zuſammen, ein Deſpot, und die Athenienſiſche Demokratie hatte mit der erſten Souveränitätshandlung, die ſie dadurch ausübte daß ſie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art wie ſich der Philoſoph Ariſtion der unumſchränkten Macht bediente, die ihm von einem unbeſonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anſtoß von ſchwärmeriſchem Wahnwiz anvertraut worden war, iſt, unſers Wiſſens, ohne Beyſpiel in der Geſchichte. Einfachers kann man ſich nichts denken als den Plan ſeiner Staatsverwaltung. Seine einzige Abſicht ſcheint geweſen zu ſeyn, ſich ſo bald als nur möglich in den alleinigen Beſiz des Ganzen zu ſetzen, indem er alle Athenienſer, die nicht ſchon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu ver-

lieren, dachte der Philoſoph; wer nichts zu verlieren hat, hat nichts zu ſorgen, und wer ohne Sorgen bloß von einem Tage zum andern lebt, iſt, ſobald er dieſer Art von Glukſeligkeit ein wenig gewohnt iſt, der glüklichſte Menſch von der Welt. Der erſte und der wichtigſte Punkt ſeiner neuen Regierung war alſo — die Athenienſer von allen Hinderniſſen eines ſo glüklichen Zuſtandes zu erleichtern. Das Mittel wodurch er dieſe große Staatsoperation bewürkte war das ſimpelſte von der Welt. Er brauchte den Reichen nur alles zu nehmen, ſo blieb auch den übrigen nichts mehr, die ſich bisher durch ihre Induſtrie von den Reichen genährt hatten. Glüklicherweiſe war in der damaligen Lage der Sachen nichts leichter als dies, wiewohl unter andern Umſtänden nichts ſchwereres geweſen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte, und bey weitem den zahlreichſten Theil ausmachte, war Mithridatiſch geſinnt — alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich, Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Ariſtion ſtunden für Einen Mann; alle Römiſchgeſinnten, d. i. alle Reichen und Vermöglichen Leute in Athen wurden alſo für Verräther und Feinde des Vaterlands erklärt, und als ſolche entweder ohne weitern Proceß todtgeſchlagen, oder wenn es Männer waren, mit denen man ſo kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeſchikt. In beyden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat d. i. dem Regenten Ariſtion anheim, der, vermöge ſeiner mit dem Volke getroffnen ſtillſchweigenden Convention, den ganzen Staat in ſeiner Perſon vorſtellte. Wer nur die mindeſte Mine machte,

daß er mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Vaterlandes nicht zufrieden, und alſo (nach der gemeinen Definition) kein guter Bürger ſey, wurde, wenn es ſich nur einigermaßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verſtändniſſes mit den Römern, oder doch wenigſtens eines Vorſatzes ſich in dergleichen einzulaſſen, angeklagt, und wenn er nicht bekennen wollte, ſo lange mit Daumenſchrauben und Folterſeilen gefragt, bis er ſich ſchuldig gab. Ariſtion betrieb dieſes Geſchäfte mit ſolchem Ernſt, daß viele, an welche (weil man doch nicht alles auf einmal thun kann) die Reyhe noch nicht gekommen war, ſich für glücklich genug gehalten hätten, wenn ſie nur ihre Perſonen in Sicherheit hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Ariſtion beſetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne ſeine Erlaubnis hinaus laſſen durften; und da ſich einige bey Nacht über die Stadtmauern an Stricken heruntergelaſſen hatten, ſchikte er ihnen auf allen Straßen Reuter nach, welche ſie Theils wieder zurükbrachten, Theils niedermetzelten, wenn ſie ſich nicht gleich ergeben wollten. Auf dieſe Weiſe brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schaz an baarem Geld und Geldeswerth zuſammen; denn, vermöge ſeines angenommenen Staatswirthſchaftlichen Grundſatzes wolte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, ſondern auch ſoviel möglich aller Lebensmittel ſeyn, und ſeine Kornböden wurden alſo mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der confiſcierten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieſer herrlichen Adminiſtration war, daß in kurzer Zeit auch die Mithridatiſchgeſinnten

Athenienſer nichts mehr zu eſſen hatten. Aber der weiſe Ariſtion hatte dies vorhergeſehen, und ſich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmſte was daraus hätte erfolgen können, nehmlich ein allgemeines Hungersſterben, zu verhüten. Er ließ nehmlich alle Tage beynahe ein Pfund Gerſte (einen Chönix, d. i. ein Maas von 60 Unzen auf vier Tage) auf den Mann unter die ganze Bürgerſchaft austheilen — eine Portion, die Hünern oder Gänſen angemeßner geweſen wäre als Menſchen. Aber Ariſtion, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag als die Sicherheit ſeiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht Leben ſoll um zu eſſen; daß es alſo genug iſt, ſoviel zu eſſen als man braucht um nicht zu ſterben, und daß das ſicherſte Mittel die animam concupiſcibilem und iraſcibilem, d. i. den Thieriſchen Theil der Menſchen, welcher der Sitz aller böſen und gefährlichen Leidenſchaften, Begierlichkeit, Unzufriedenheit, Widerſpenſtigkeit und Meuterey iſt, im Zaum zu halten, unſtreitig dieſes iſt, wenn man ihnen den Brodkorb, ſo hoch als möglich hängt, und ihnen dadurch die Kräfte entzieht, ſich gegen die Vernunft, ihren Regenten und Oberherren, aufzulehnen.

Der Athenienſiſche Pöbel war ein ſo leichtſinniges und jovialiſches Völklein, daß er ſich bey Müßiggang und fünfzehn Unzen Gerſte des Tags eine Zeitlang (wiewohl freylich keine lange Zeit) noch ziemlich glüklich finden konnte. Allein Ariſtion hatte doch nicht alles was beſſer als Pöbel war ausrotten können, und es war zu beſorgen daß noch immer man-

che hier und da verborgen ſtecken könnten, denen das Glük ſeiner Regierung nicht ſo völlig einleuchten möchte, daß ſie nicht fähig ſeyn könnten die Köpfe zuſammen zu ſtecken und Entwürfe zu machen, wobey ſein Intereſſe ſchwehrlich zu Rathe gezogen würde. Bey Tage konnte er deßhalben ruhig ſeyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugſam beobachtet; aber heimliche Zuſammenkünfte bey Nacht zu verhindern, war nur Ein Mittel das ſeine vorſichtige Furchtſamkeit beruhigen konnte. Dieſes Mittel war eine Policeyverordnung, vermöge welcher bey hoher Strafe verboten war, daß ſich niemand, wes Standes, Alters und Geſchlechts er auch ſeyn möchte, nach Sonnen-Untergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken laſſen. Dieſe Verordnung hatte etwas das man nicht bey allen Policey-Verordnungen findet, ſie erreichte ihren Zwek; aber das undankbare und unbeſtändige Volk fieng izt an gewahr zu werden, daß es, um ſich beſſer zu finden, eine Arzney genommen hatte, die um ein großes Theil ſchlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unſerm regierenden Philoſophen ſehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden das Vermögen ſo vieler Privatperſonen an ſich gezogen zu haben, ſeine gottesräuberiſchen Hände auch ſogar nach dem reichen Schaz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgeſtrekt, und denſelben mit Hülfe von zweytauſend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterſtüzte, weggenommen und nach Athen bringen laſ-

sen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Charakter, und dem großen Grundsaz seiner Staatsökonomie „zu nehmen was er erreichen konnte„ sondern selbst der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts als daß er dem Römischen Feldherrn Sulla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delphi, Olympia und und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter respectieren werde.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, anstatt der Archonten, welche damals waren und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen gemacht, und wie leicht zu erachten, Leute die gänzlich von ihm abhiengen, und alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen einzigen, welcher auch wie Er die Prätension hatte ein Peripatetischer Philosoph zu seyn, und allem Ansehen nach durch Aehnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte Gefälligkeit gegen den Tyrannen, und daß er sich willig begnügte nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bey ihm in Gunst zu setzen gewußt hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier, da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Name zufälligerweise einige Celebrität in der Gelehrten Geschichte erhalten hat.

Schlafen und Eſſen ihn bis zu letheiſcher Betäubung einſchläfern, und ſeine Ehre niemals wieder aufwachen laſſen! --

Varrius zu den Vorigen.

Was giebt's, Varrius?

Varrius.

Was ich ſagen werde, iſt vollkommen gewiß: Marcus Antonius wird alle Stunden in Rom erwartet. Da er ſich aus Aegypten hat losreiſſen können, ſo dürfen wir erwarten, daß er noch weiter gehen werde.

Pompejus.

Ich wollte eine geringere Zeitung lieber gehört haben. Menas, ich hätte mir nicht vorgeſtellt, daß dieſer verliebte Praſſer um eines ſo kleinen Kriegs willen ſeinen Kopf in einen Helm ſtecken würde; er iſt ein zweymal beßrer Soldat als die andern beyde; allein das ſoll uns nur eine größre Meynung von uns ſelbſt beybringen, daß die Furcht vor uns fähig geweſen iſt, den niemals Wolluſt-ſatten Antonius aus dem Schooß der Aegyptiſchen Wittwe zu reiſſen.

Menecrates.

Ich kan nicht glauben, daß Cäſar und Antonius als gute Freunde zuſammen kommen werden; ſein Weib, die nun todt iſt, beleidigte Cäſarn auf allerley Art; und ſein Bruder zog gegen ihn zu Felde, obgleich, wie ich denke, nicht auf Antonii Anſtiften.

Pompejus.

Apellikon, der so glüklich gewesen war viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberey oder Prätension in den Kopf gesezt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefehr wurde ihm die Original-Handschrift der sämtlichen Werke des Aristoteles zu Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Philosophen in seinem lezten Willen seinem Freunde Theophrast, Theophrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Scepsis, dieser aber seinen eignen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundert und dreyßig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen preis gegeben wurden. Das Haus, worinn dieser unerkannte Schaz begraben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälligerweise davon hörte daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte daß er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sey nun daß er durch die Tradition oder auf andre Weise erfahren was es war, diese Handschriften, wiewohl sehr übel conditioniert, hervorzog, und für die Originalhandschrift der Werke des großen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte; welcher über diesen, wiewohl ihm wenig brauchbaren, Schaz eine desto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach, außer der alten Bibliothek zu Alexandria (*) (wo entweder das wahre Autographon dieser Werke oder wenigstens ei-

(*) derjenigen, welche der König Ptolomäus Philadelphus zu sammlen, anfeng, und die bey Eroberung und Verwü-

ne davon genommene Abschrift befindlich war (*) kein anderes Exemplar davon in der Welt existierte. Er blieb im Besiz desselben, bis Sulla nach Eroberung von Athen, unter anderm was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatikus oder Philolog (wie wir's izt nennen) Namens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiednen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sulla die Erlaubniß diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu copieren; und, nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen, oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen: stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publikum kamen. Wenn man es also gleich (wie einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf diesen Tag im Besiz der meisten Aristotelischen Schriften sind: so ist doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schikfale derselben verflochten zu seyn.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines

stung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglüklicher Weise ein Raub der Flammen wurde.

(*) Athenäus L. I. pag. 3. B.

zwar sehr wohlfeilen aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere Gelehrte beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen; würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Götter-Mutter (*) auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen würkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger Zeit die Erlaubniß aus zurükzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigsten Beförderern des Aristions war, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Profession der Peripatetischen Philosophie in genauere Verbindung gebracht hatte; so war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desselben den meisten Vortheil zogen. Aristion hatte eine so gute Meynung von seinen militarischen Fähigkeiten, oder war vielmehr so arm an geschiktern Männern auf die er sich hätte verlassen können, daß er ihm die Behauptung der Insel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wuste so wenig was bey einem solchen Geschäfte zu thun war, daß er die wichtigsten Posten unbesezt, und sich selbst mit den Tausend Mann die er bey sich hatte, sommo vinoque sepultos, von dem Römischen

(*) Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt, und war das Archiv wo die Athenienſischen Geſetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahrt wurden. S. Meurs. Ceramicus, c. 5.

General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verluſt ſeines ganzen Corps, wenigſtens ſeine eigne werthe Perſon durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

Mithridates hatte inzwiſchen durch ſeinen Feldherrn Archelaus ſo große Progreſſen in den zunächſt an Aſien grenzenden Europäiſchen Provinzen, welche die Oberherrſchaft der Römer erkannten, gemacht, daß dieſe, ungeachtet des gefährlichen Zuſtandes worinn ſich die Republik durch den Zuſammenſtoß der Partheyen des Marius und Sulla in ihrem innerſten geſezt befand, es nicht länger anſtehen laſſen konnten, dem Fortgang eines ſo furchtbaren Feindes Grenzen zu ſetzen. Sulla, welcher kürzlich die Oberhand über die Parthey des Marius erhalten hatte und ſich die Ehre den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen von keinem andern nehmen laſſen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öfneten. Ariſtion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieſer den Piräus (*) beſezt hielt, waren eben ſo entſchloßen es aufs äuſſerſte ankommen zu laſſen, als Sulla es war, ſich, was es auch koſten möchte, zum Meiſter von Athen zu machen. Der Detail dieſer Belagerung, welche dem Römiſchen Feldherrn ſehr

(*) Der Hafen von Athen, welcher ſelbſt eine große Stadt und mit einer ſechzig Fuß hohen Mauer von Quaderſteinen beſchizt war.

theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm itzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Charakter des Aristion, und die Art wie er die Athenienser glüklich machte, besonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die größte und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglük der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athenienser zuweilen waren, so hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Parthey des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn Sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen seyn, eine Belagerung von einem Römischen Feldherrn wie Sulla, aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öfneten, und alles, wenn sie es aufs äusserste ankommen ließen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frey genug waren einen eignen Willen zu haben; und izt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn oder Tyrannen (wie es die Griechen nannten) über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr was die Athenienser wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglüklichen Einwohner schlechterdings erforderte; sondern was der Tyrann Aristion wollte, welcher wohl wußte, daß er, sobald Athen in der Römer Hände zurükfiel, wieder Nichts war, und also alles, was er für den Mithridates that, für sich

ſelbſt that. Es iſt zu glauben, daß er auf die anſcheinende Uebermacht des leztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entſaz gerechnet habe. — Und doch, wenn man ſein Betragen während der Belagerung anſieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er, nach dem großen Grundſaz aller Diebe und Räuber denen mitten in den zügelloſen Befriedigungen ihrer Lüſte immer vom Galgen träumt, ſich wenigſtens, wie Curtius, eh er ſich in den Pfuhl ſtürzte die kurze Zeit, wo ihm alles erlaubt war, recht überſchwänglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von ſinnloſem Uebermuth und kaltblütiger Grauſamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich ſeyn, wenn ſie nicht den gutherzigſten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch ſelbſt zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menſchen, ſo ſchlimm er auch ſeyn mochte, mehr Böſes nachzuſagen als er ſich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Ariſtion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weiſe dafür geſorgt, daß die Athenienſer ſeiner Gnade leben mußten; und es lag nur an ihnen ſich bey ihren vielen Schauſpielen und einem Pfund Gerſte des Tags, (welches doch immer mehr war als worauf ein Diogenes ſicher rechnen konnte) glüklich zu halten. Aber dieſe Munificenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sulla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten hatte. Ariſtion mußte nun dafür ſorgen, daß es Ihm ſelbſt und ſei

nen Gesellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für sich selbst sorgen wie sie konnte. Das Elend der unglüklichen Leute wurde unbeschreiblich groß. Ein Medimnus Korn (ungefehr 100 Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über 166 Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und als es auch daran gebrach, gesottnes Leder von ihren Schuhen und Oelflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überließ sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweiffungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Saufen zu: und über der Tafel erschöpften die seinen Herren ihren Wiz, Spöttereyen und Zoten zu erfinden, um sie dem Sulla von den Mauern herab zuzurufen, und ihm dadurch zu zeigen wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva, in der äußersten Noth, nur um einen halben Nößel Weizen bitten ließ, schikte er ihr einen halben Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fußfällig baten Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilenschüssen zurüktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zulezt so groß, daß sich der unsinnige Mensch endlich entschloß, ein Paar von seinen Zechbrüdern an den Römischen

Feldherrn abzuschicken, die ihm von Friedemachen sprechen sollten. Die Deputierten waren, wie es scheint, dessen der sie abgeschikt hatte, vollkommen würdig. Denn anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwazten sie dem Sulla ein Langes und Breites von den Verdiensten des Theseus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im Medischen Kriege vor; so daß ihm endlich die Geduld ausgieng, und er sie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine schöne Herren, stekt eure Rede wieder in euren Schulsak und geht wo ihr hergekommen seyd: die Römer haben mich nicht zu euch geschikt um in die Schule zu gehen, sondern um Aufrührer zu züchtigen.„

Während dieser Audienz war dem Sulla eine gewisse Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo sie, wegen einer daranstoßenden Anhöhe, am leichtesten zu ersteigen war; und gerade diese Stelle hatte Aristion, um sich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeschüzt gelassen. Sulla machte sich diese Entdeckung in der nächsten Nacht zu nuz, erstieg die Mauer, ließ sogleich soviel als nöthig war niederreißen, und zog mitten in der Nacht, unter einem entsezlichen Lermen von Trompeten und Hörnern, und bey dem noch schrecklichern Geschrey seines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubnis zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglükliche Stadt ein. Die Soldaten stürzten sich mit bloßen Schwertern durch alle Gassen, und ermordeten in der ersten Wuth ohne Verschonen alles was

ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren vom Hunger so entkräftet, daß sie nicht einmal fliehen konnten. Sie blieben stehen, und ließen sich geduldig niedermezeln; viele, welche diese gräuliche Verwüstung ihrer Stadt, dieses schönen Athens worauf sie einst so stolz gewesen waren, nicht überleben wollten, gaben sich den Tod selbst. Jedermann erwartete von dem bekannten Charakter des Römischen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerstörung einer Stadt, deren Eroberung ihm soviel gekostet hatte, seine Rache würde sättigen können: aber Meidias und Kalliphon, zwey von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athenienser, die sich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller Römischen Senatoren die bey ihm waren unterstüzt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verschonen versprach. Ich vergebe sagte er, den Vielen um der Wenigen und den Lebenden um der Todten willen.

Aristion hatte sich inzwischen in die Burg zurükgezogen, und ergab sich nicht eher bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wußte was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit Einer edlen That zu enden.

Bald darauf machte sich Sulla auch vom Piräus Meister, dessen Befestigungen er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerstörte.

Dieſer Tag war, ſo zu ſagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die ſich noch immer für anſehnlich genug gehalten hatte bey Gelegenheit ihre Rolle mitzuſpielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf, und erhielt unter den Cäſarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, ſondern wurde ſogar von Hadrianus, der ſie vorzüglich liebte, anſehnlich verſchönert: aber ſie begnügte ſich, zu ihrem Glücke, an der Ehre der Hauptſiz der Gelehrſamkeit, des Geſchmacks und der feinern Sitten zu ſeyn — und entſagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, ſich in die Händel der Weltbeherrſcher zu mengen.

Ariſtion, der das was er an den armen Athenienſern verſchuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebſt einigen ſeiner ſchlimmſten Mitſchuldigen, ſo gleich nachdem er ſich auf Gnad und Ungnade hatte ergeben müſſen, auf Befehl des Sulla umgebracht; nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeitlang gefangen gehalten, und erſt nach dem zwiſchen dem Römiſchen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus beſchloßnen Vergleich, dem Leztern zu gefallen, heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieſer Elende, der ohne Zweifel den Namen eines Philoſophen nicht beſſer verdiente als den Namen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt in verſchiednen Zeitpuncten ſeines Lebens beydes ſeyn zu wollen, giebt eines von den ſtärkſten Bey-

Pompejus.

Ich weiß nicht, Menas, ob kleinere Feindſeligkeiten zu gröſſern Anlas geben werden. Stünden wir nicht gegen ſie alle, ſo iſt es ſehr vermuthlich daß ſie ſich entzweyen würden; ſie haben einander Urſache genug gegeben, die Schwerdter zu ziehen; aber ob nicht die Furcht vor uns ihre Zwiſtigkeiten vergleichen werde, das wiſſen wir auch nicht. Sey es, wie es unſre Götter haben wollen! Unſre Sache iſt, und unſer Leben ſteht darauf, allen unſern Kräften aufzubieten. Komm, Menas.

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

[Verändert ſich in Rom.]

Enobarbus und Lepidus treten auf.

Lepidus.

Mein lieber Enobarbus, es wär' eine edle That von euch, und die euch Ehre machen würde, wenn ihr euern General zu einer ſanften und freundlichen Unterredung diſponieren würdet.

Enobarbus.

Ich werde ihn diſponieren, zu reden wie es ihm anſtändig iſt; wenn Cäſar ihn reizt, ſo mag Antonius dem Cäſar über den Kopf wegſehen, und ſo laut reden als

ſpielen ab, wie viel die Entwiklung deſſen was in einem Menſchen liegt von den Umſtänden abhängt. Wäre er ſein Lebenlang Schulmeiſter oder Peripatetiſcher Philoſoph (wie er ſich ſchelten ließ) geblieben, ſo wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß ſeine Seele, nach Plutarchs Ausdruk, eine Compoſition von Schwelgerey und Grauſamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Menſch geweſen ſeyn, und, bey Gelegenheit, eine Schuld abgeſchworen, ein falſches Teſtament untergeſchoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabey zu gewinnen geweſen wäre, einen ehrlichen Mann Gift gegeben oder im dunkeln und hinterrüks ein Meſſer in den Leib geſtoßen haben: aber, um ſich in ſeiner wahren nakten Geſtalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er alles ſeyn durfte was er ſeyn wollte.

Indeſſen war eine Zeit, wo ihm die Athenienſer von allen den ſchändlichen Eigenſchaften, wovon ſie endlich das Opfer wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und ſtaatsklugen Mann und für einen ihrer Beſten galt, welches er doch, ſo ſchlecht auch die andern ſeyn mochten, ſicherlich nie geweſen iſt. Geſtehen wir jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn ſie ſo übel von ihm betrogen wurden. Daß der angebliche Philoſoph einer von denen ſey, welchen Wahr und Falſch, Recht und Unrecht, ſo lange gleichviel gilt, bis ihnen dieſes oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenſchaften beförderlicher iſt, dies hätten ſie früher merken können: und von dem Men-

schen, der unter dem Namen eines Professors der Philosophie, in Compagnie mit einem hübschen Mädchen auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Aergste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand sezte seine kleinen Bübereyen im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluß eben dieser Athenion genannt Aristion, ohne sich jemals etwas von Tyrannen träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Secte gestiftet und anstatt einer häßlichen Rolle in der Politischen Welt, eine sehr glänzende in der Philosophischen Geschichte gespielt hätte — und das alles, ohne, im innern Grunde seines Wesens, um ein Haar ein beßrer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war worauf ihn sein Schikſal führte.

Die Umstände machen also bald daß ein Mensch scheint was er nicht ist — bald daß das würklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der Edle und Gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschafner Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte den er mit eignen Händen baute; und blieb was er war, nachdem ihn Alexander zum König von Tyrus gemacht hatte. Aristion war ein maskirter Böſewicht da er noch der Philosoph Aristion hieß, und wurde als ein Böſewicht erfunden sobald ihn das Glük auf die Capelle sezte.

Die Kaiser Marcus Aurelius und Julianus machten der Philosophie ganz andere Ehre als Aristion,

und doch iſt vielleicht noch eine Frage, ob beyde, ohne die Prätenſion an den Philoſophen-Mantel, nicht noch beſſere Regenten geweſen wären; aber dies iſt gewiß, wenn ſie es waren, ſo kam es nicht daher weil ſie Philoſophen, ſondern weil ſie tugendhafte Menſchen waren.

V.

Etwas von Hrn. Prof. Büttners Vergleichungs-Tabellen der Schriftarten verſchiedner Völker.

Mit Vergnügen iſt uns der Anfang der zweyten Fortſetzung der Vergleichungs-Tafeln der Schriftarten verſchiedner Völker in den vergangenen und gegenwärtigen Zeiten von dem Herrn Prof. Büttner in Göttingen zugekommen.

Vor zehen Jahren ließ derſelbe ſeinen erſten Verſuch, (der in die Commentarien der Göttingiſchen Societät eingerükt war) mit drey Tafeln Schriftproben beſonders bey Dietrich abdrucken; und in eben demſelbigen Verlage erſcheint auch dieſe Fortſetzung.

Bekanntlich iſt der Endzwek des Hrn. Verfaſſers, die verſchiednen Stammvölker des Erdbodens dadurch zu beſtimmen, ihre Verwandſchaft zu zeigen,

und zu erweiſen daß wenigere Stammvölker als man gewöhnlich glaubt ausgeſtorben ſind. Um alle Laute ſowohl der erloſchenen als noch jetzo daſeyenden Völker auszudrücken, hat er ein allgemeines Alphabet entworfen, und darinn' verſchiedne fremde, beſonders Griechiſche und Slavoniſche, Zeichen mit den Lateiniſchen vergeſellſchaftet, weil nicht alle Laute, einer jeden fremden Sprache ſich durch lateiniſche Buchſtaben ausdrücken laſſen, und die zuſammengeſezten Conſonanten dadurch verkürzt werden.

In dem Erſten Verſuch hatte er alle Völker des Erdbodens in ſolche eingetheilt, die keine ihnen eigenthümliche Schrift haben, und in andere die dergleichen gebrauchen. Er ſtellte ſich die Erde als (beſonders durch große Flüſſe, Gebürge und Wieſen) in Bezirke abgetheilt vor, und nahm deren achtzehn an. Dieſe Vorſtellungs-Art hat ihren Nutzen, weil die Völker nicht immer in einer einzigen Gegend gewohnt haben, und auch der Zeitraum ihres Aufenthalts Epoche macht.

In denen damals ausgefertigten Tabellen ſtellte er auf der erſten in 4 Haupt-Abtheilungen die aus der Chaldäiſchen abgeleitete Schriften dar, und zwar I) Die ältere Chaldäiſche oder Hebräiſche Schrift, wie ſie auf den Palmyreniſchen Steinſchriften, den älteſten Handſchriften des Pentateuchi, und in einer zu Sichem im vorigen Jahrhundert geſchriebenen Handſchrift vorkommt. II) Die Syriſche Schrift, und zwar die ſogenannte *Eſtrangelo*, und dann wie ſie die Neſtorianer, und wie ſie die Maroniten

brauchen. III) Die Schrift der Sabbier, welche auch Chaldäiſche iſt wie die andern, wo aber die drey Vokalzeichen der Araber weder oben noch unten geſezt, ſondern durch gerade Winkel, ſchräge Winkel und Dreyecke in die Conſonanten eingezogen ſind; wodurch ſie zur Sylben-Schrift wird. IV) Die Abänderungen der Arabiſchen Schrift, und zwar 1) die Kufiſche wie ſie auf alten Denkmälern und Münzen im Oriente vorkommt, 2) die Karmatiſche, wie ſie auf den Denkmälern der Saracenen im Occident erſcheint, 3) Die Mauritaniſche deren ſich die Marocaner bedienen, 4) die Schrift des Korans, 5) die Schrift der Perſer, und 6) der Türken.

Auf der zweyten Tabelle erſchienen in 3 Haupt-Abtheilungen die Phöniziſche und die aus derſelben entſtandne Schriften. I) Die eigentlich Phöniziſche Schrift, die der Herr V. und zwar mit gröſtem Recht für eine Abänderung der Chaldäiſchen anſieht. II) Die alte Egyptiſche Buchſtabenſchrift, die eben deſſelben Urſprungs zu ſeyn ſcheint. Sie iſt von den Aufſchriften der Mumien hergenommen. Ob man gleich die Bedeutung jedes Zeichens noch nicht ganz zuverläßig beſtimmen kann, ſo iſt doch ihre Anzahl der Hebräiſchen gleich. Unſere für Arabiſche gehaltene Zahlzeichen ſind darunter befindlich, und über das noch am Ende die drey erſten Sinäſiſchen, aus deren Verſetzung der Striche das Buch *Ye-King* beſtehet. III) Die älteſten Spaniſchen Schriften, und zwar von Münzen genommen, die in verſchiednen Theilen dieſes Landes geſchlagen worden, in den mittlern, obern und untern Provin-

gen. Die aus den untern Ländern ſind Phöniziſch; die aus dem obern und mittlern Theile aber nähern ſich der Alt-Griechiſchen oder Hetruſciſchen, wie auch der nordiſchen Runenſchrift, und ſind von der linken zur Rechten geſchrieben.

Auf der dritten Tabelle zeigte der Hr. Verf. den Uebergang der Phöniziſchen Schrift Nordwärts nach Europa in drey Haupt-Abtheilungen, und zwar I) die älteſte Griechiſche Schrift wie ſie aus der Phöniziſchen entſtanden iſt. II) Die älteſte Italieniſche Schriften. Die erſte Abtheilung derſelben enthält die Hetruſciſche, welche vollkommen die älteſte Griechiſche faſt unverändert iſt, nur daß a.[illegible] weiche Conſonanten, wie auch F und O, darinn fehlen. Sie iſt von der Rechten zur Linken geſchrieben, und iſt aus den in Gubbio gefundenen ehernen Tafeln genommen. Die zweyte zeigt die älteſte lateiniſche Schrift, wie ſie auf eben denſelben Tafeln vorkommt, und von Gori die Pelasgiſche genannt wird. Die dritte iſt die Lateiniſche Schrift wie ſie auf einigen der älteſte Steinſchriften vorkommt. III) Die älteſte Nordiſche Schrift, die unter dem Namen Runenſchrift bekannt iſt. In der erſten Abtheilung ſtehen die Zeichen Isländiſcher, in der zweyten Norwegiſcher, in der dritten Däniſcher, und in der vierten Schwediſcher, Steinſchriften. Die fünfte enthält die Helſingiſchen verkürzten Runenzeichen; und die ſechſte hat die Buchſtaben einer franzöſiſch-normandiſchen Handſchrift.

Es war nöthig unſern Leſern die ehmahlige Bemühungen des Hrn. P. Büttners ins Gedächtniß zurükzurufen, um ſie zu dem vorzubereiten, was ſie in dieſer Fortſetzung finden werden. Er verfolgt darinnen hauptſächlich die Geſchichte der Völker, und die verſchiedenen Revolutionen, die ſie erlitten haben. Seine Bemerkungen enthalten einen Schaz ſeltner Gelehrſamkeit. Dieſer verehrungswürdige Gelehrte, der unter den wenigen Teutſchlands beynahe alle Ausländer an der unglaublichen Menge von Kenntniſſen und tiefen Sach- und Sprachforſchungen die Spitze bieten kann, arbeitet unermüdet fort. Sein Leben iſt eine ewige Nachtwache; denn bey einem ziemlich hohen Alter ſtudirt er mit der gröſten Heiterkeit wenigſtens alle Tage bis Nachts zwey Uhr. Er entzieffert über Dreyhundert Sprachen, und hierunter ſind viele begriffen, die er, als bloſſe Dialekten wie z. E. das Schwediſche, Däniſche und andere, nicht unter dieſer Anzahl in Anſchlag bringt. Seine Bemühungen in Sprachen können nicht anders als fruchtbare Folgen haben, da er die gröſten Realkenntniſſe in der Medicin, Botanik, und Chemie beſizt. Wie viele groſe und lichtvolle Ideen, die von der Akademie deren Mitglied er iſt ausgangen ſind, haben ihn zum Anonymen Vater; und wie viele der gröſten teutſchen Gelehrten verehren mit Dankbarkeit in ihm ihren Lehrer!

Auf denen dieſem 2ten Verſuche beygefügten ſieben Tabellen ſtellt der Hr. V. 22 Alphabete auf, nehmlich: das Aramäiſche, Arabiſch-Perſiſche, Malaiſche, Sendiſch-Perſiſche, Armeniſche, Georgiſche,

Runiſch-Gothiſche, Griechiſche, Lateiniſche, Slawoniſche, Coptiſche, Abeßiniſche, Kalmukiſch-Mungaliſche, Mandſchuriſche, Tibetiſche, Brachmaniſche, Malabariſche, Siamiſche, Javaniſche, Tagaliſche, Japoniſche und Sinäſiſche. In Anſehung der verſchieden Geſtalt der Buchſtaben aber ſind derſelben noch mehrere: dieſe gehören aber demungeachtet zu einem oder dem andern der vorgenannten Alphabete, da ſie nur der Form nach unterſchieden ſind.

Der V. glaubt, die Länder um den Tigris und Euphrat ſeyen eher bevölkert und angebaut worden, als Egypten, und da man in denſelbigen nie eine Spur von Bilderſchrift angetroffen, ſo müſſe alſo die allda gebräuchliche eine Buchſtaben Schrift geweſen ſeyn. Die Aßyrer machten mit den Syrern. Babyloniern, Elamitern und Phöniziern nur einen Stamm aus, welchen er den Aramäiſchen nennt. Ihr groſes Reich enthielt noch mehrere, wenigſtens den Namen nach verſchiedne Völker, worunter beſonders das Chaldäiſche, wegen ſeiner Betreibung der Wiſſenſchaften damaliger Zeiten, berühmt wurde. Es hatte ſich am Euphrat, von deſſen Mitte an bis zum Ausfluße, unter den Aramäiſchen Völkern niedergelaſſen, und ſein Name war durch Arabien bis in Aethiopien eingedrungen, wo die Abeſſinier ihre alte Sylbenſchrift, die Chaldäiſche genennt haben.

Da die Phönizier, laut ihrer Sprache, mit den Aramäern nahe verwandt ſind, und man in ihren Buchſtaben die Chaldäiſchen Grundlinien bemerket, ſo haben ſie dieſelbige wahrſcheinlich mit nach

Canaan gebracht, oder nachmals von jenen erhalten. Sie haben die erste rohe Gestalt den Buchstaben beſſer beybehalten als die Babylonier.

Das Samaritaniſche Alphabet beſteht aus nichts als Phöniziſchen Buchſtaben, die durch Anſätze und Verziehung der Züge gekünſtelt ſind.

Eben ſo iſt das Eſtrangelo-Syriſche Alphabet aus dem Chaldäiſchen entſtanden, ſo wie das Maronitiſche deſſen ſich die Syrer beym Kirchendienſte bedienen.

Das Kufiſch-Arabiſche Alphabet iſt, kurz vor Muhameds Zeiten, von dem aus Babyloniſch-Ambara bürtigen Mor-Amro aus der Nabataiſch-Arabiſchen, oder auch Eſtrangelo-Syriſchen geformt worden.

Das Jüngere Arabiſche iſt wie das vorhergehende im zehenten Jahrhundert von Ebn-Moklah und Ebn-Bawab in dieſe noch jezt gewöhnliche Form verändert worden.

Das Malaiſche iſt im Grunde das Arabiſche, und dieſe Völker haben es zugleich mit dem Muhamedaniſchen Glauben angenommen. Vor dieſem haben ſie wahrſcheinlich, wie die Perſer, ihre eigne Schrift gehabt, die vielleicht noch unter den Javanern im Gebrauch iſt.

Unter den Aſiatiſchen Sprachen wo die Vokalen neben den Conſonanten beſonders geſezt werden, ſteht das Send-Perſiſche und Pehlvi-Perſi-

ſche Alphabet. Da dies Reich von ſo vielen fremden Völkern erobert worden, und ſo mancherley Zerrüttungen erlitten hat, ſo iſt es kein Wunder, daß es noch Spuren von allen dieſen Sprachen in ſich enthält. Denn man findet nicht allein Arabiſche Wörter in der alten Sprache der Gebern, ſondern auch Sclawoniſche und Teutſche (*). Die Send-Sprache iſt diejenige worinn der Zend-Aveſta geſchrieben iſt, und das Pehlvi-Perſiſche, worinn der Sadder oder die Auslegung des Zendaveſta in jüngerer Zeit (etwann von Balhavi, der Parthiſchen Regierung) Pehlvi genannt, iſt ausgefertigt worden. In dem erſteren mag wohl die Mediſche, und in dem lezteren die Parthiſche Sprache die Oberhand haben. In der Sendiſchen Schrift finden ſich Phöniziſche Grundzüge. Die Pehlviſche iſt eben dieſelbe, ſie hat nur wenigere Buchſtaben, und an dieſen ſind einige Nebenzüge etwas geändert. Uebrigens ſcheinet ſie von einerley Art mit derjenigen zu ſeyn, welche man auf den Alt-Perſiſchen Münzen antrifft.

(*) Ueber die Miſchung des Sclawoniſchen und Teutſchen mit dem Perſiſchen muß man ſich darum nicht wundern, weil die vom Seſoſtris aus einem teutſchen Lande an der Donau in die Gegend von Balch verſezten und vom Jeremias Aſchkenaz genannten Parther das Macedoniſche Joch in Perſien abſchüttelten, und mit Hülfe der Völker um den Ararat wieder ein neues Reich errichteten, das fünftehalb hundert Jahre dauerte, bis ein Perſer ihren lezten König tödtete, die Regierung an ſein Geſchlecht brachte, und dadurch ein neues Perſiſches Reich ſtiftete.

Mars. Beym Jupiter, wenn ich des Antonius Bart trüge, ich wollt ihn gewiß heute nicht abscheeren lassen.

Lepidus.

Es ist izt keine Zeit zu Privat-Gezänken.

Enobarbus.

Jede Zeit schikt sich für das, was darum gebohren wird.

Lepidus.

Aber Kleinigkeiten müssen wichtigern Dingen Plaz machen.

Enobarbus.

Nicht, wenn die Kleinigkeiten zuerst kommen.

Lepidus.

Das ist sehr hizig gesprochen; aber, ich bitte euch, rührt das Feuer nicht aus der Asche auf. Hier kommt der edle Antonius.

Antonius und Ventidius treten auf.

Enobarbus.

Und dort, Cäsar.

Cäsar, Mecänas, und Agrippa.

Antonius.

Wenn wir hier einen guten Vergleich machen können, nach Parthia; hört ihrs, Ventidius?

Cäsar.

Daß in Persien zu verschiednen Zeiten noch mehrerley andre Schriften gebräuchlich gewesen seyen, erweisen die Steinschriften welche zu Persepolis befindlich sind, und wovon uns Herr Niebuhr die richtigsten Abbildungen geliefert hat.

Das Armenische Alphabet wird von der linken Hand zur rechten geschrieben. Die Armenier sind eins der allerälteſten Völker in der Geschichte, und haben ihre besondere Sprache. • Schon zu den Zeiten der Semiramis hatten sie ihre eigne Schrift, wie man aus dem Diodor von Sicilien sieht. Sie bedienten sich aber bald, so wie sie von andern Völkern bezwungen wurden, der Buchstaben ihrer Nachbaren. Die Perser verboten ihnen z. E. die Griechische, und erlaubten ihnen hingegen die Persische und Syrische Schrift. Zur Zeit des Kayſers Theodosius II. erfand ein gewisser Einsiedler und gewesener königl. Hofschreiber, mit Namen Miesrovb ein eignes Alphabet für sie. Man kann in den Grundzügen der meisten Buchstaben desselben den Ursprung aus dem Altpersischen erkennen. Dieſer Mann hat nachher die Uebersetzung der heil. Schrift und mehrerer Bücher, in das Armenische, mit diesen Buchstaben verfügt, und die Armenier haben sie beſtändig beybehalten.

Die Georgier haben zweyerley Alphabete, eins das sie im gemeinen Leben und das andere das sie zum Gottesdienst brauchen. Die Ordnung der Buchstaben ist in diesem sowol als im Armenischen, die Griechische, zwischen welche die ihnen eigenthümlichen Buchstaben eingeschaltet sind. Beyde werden

von der linken Hand zur Rechten geſchrieben. Die Georgier ſind unter dem Namen der Iberier und Caduſier, die Herodotus Saſpires nennt, ein ſehr altes unvermiſchtes Volk, das ſeine Verfaſſung und erſten Wohnplätze behauptet hat. Moſes Chorenenſis ſagt, daß auch Miesrovb für ſie Buchſtaben erfunden habe. Man ſieht auch hier, wie im Armeniſchen, Spuren des Altperſiſchen.

Von den Runiſchen Buchſtaben, den Celten, Scythen, überhaupt allen Nordiſchen Völkern, die unter dieſen allgemeinen Namen Ausſchließungsweiſe genennt werden, folgt die Fortſetzung nächſtens.

VI.

An den Herausgeber des T. Merkurs.

Wertheſter Herr und Freund,

Ich gehöre, wie Sie wiſſen, unter den Literatoren, nach der beliebten Schlettweiniſchen Eintheilung, nicht zu der Produktiven ſondern leider nur zu der Sterilen Claſſe. Ich ſollte alſo, da ich als ein bloßer Leſer nur zum Aufzehren beſtimmt bin, die berühmte Fahne des Großen Bon-Sens ausſtecken, Großes und Kleines in der Welt in Einen Topf werfen, und mit einer verächtlichen wenigſtens gleichgültigen Mine auf alles das herabſehen, was ich nicht zu leiſten vermag. Allein ohngeachtet meines böſen, oder wenn Sie wollen, guten Gewiſſens, das mich ewig verſichert,

daß ich nichts in der Welt vorstelle, habe ich eine aufrichtige gute Meynung von großen Männern, und bin allen denen, die besser sind als ich, von ganzem Herzen zugethan. Ich glaube auch an den Wind, ob ich gleich nicht weiß woher er kommt und wohin er fährt, und an die Luft die mich umgiebt, ob ich sie gleich nicht mit Händen greiffen kann wie das Wasser in meiner Badewanne. Eben so glaube ich an euch alle, Ihr großen und eminenten Menschen, die Ihr in der intellektuellen Welt, zuweilen als Engel an den Teich Bethesda kommt und das Wasser bewegt, damit wir andern lebenssieche Leser, die wir an seinen Ufern schmachten, hinabsteigen, und alsdann gestärkt davon lauffen können. Ich glaube auch an die Nachwelt, und an ihren billigen Richterstul, und ich denke, daß dem Werthe manches Mannes, dem jetzo Unrecht geschieht, durch ihr unpartheyisches Urtheil eine ehrenvolle Revision zugetheilt werden wird. So gut wie Homer und Shakespear müssen gewisse Genien dieser Zeit, noch lange Jahrhunderte fortwirken, so fern die Gemälde, die ihre Schriften ausstellten, eben die richtige Zeichnung und das wahrhafte Colorit enthalten, so man an jenen bewundert.

Dem ohngeachtet zweifle ich, ob die Produkte des Witzes und der Kunst, die diese Wirkung hervorbringen, und hervorbringen werden, mit der deutlichen und bewußten Absicht entstanden sind, auf das Zeitalter zu wirken, oder der Nachwelt diesen Schaz nachzulassen.

Ich finde die beyden Musen Klopstoks in einem göttlichen Wettstreit

„Ich lieb nichts heisser als die Unsterblichkeit,
Und jene Palmen! rühre dein Genius

Gebeut ers, sie vor mir, doch faß' ich
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

Und o wie leb' ich! o ihr Unsterblichen,
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
Dann mag, o dann, an meine leichte
Fliegende Locke, dein Athem hauchen.„

Dieß sind sehr schöne ätherische Gestalten, die im Purpurlichte wandeln. Und doch wünschte ich sie verkörpert zu sehen. Nicht um ihnen den Werth eines Pfennigs an ihrem Ruhm und Glanze zu beschneiden, sondern nur die eigentliche Lage des Verfassers in dieser körperlichen Welt zu wissen, als sein Geist dieses Wunderding hervorbrachte. Es würde instruktiver seyn, als zehn dergleichen Pindarische Vorstellungen, und die gaffende Welt würde noch zu innigerer Bewunderung dieser großen Talente gezwungen werden: wenn sie sehen müßte, wie das unerbittliche Schikſal euch die größten Menschen behandelt, die es sich zu Werkzeugen ausersehen hat, seinen Willen zu vollführen. So wie es dem großen Manne nichts benehmen kann, wenn man weiß daß er in einem Stall geboren ist, und zwischen Ochs und Esel in Windeln lag: so würde auch das Genie dadurch nicht kleiner, wenn der geringfügige Endzweck entdekt würde, zu dessen Erhaltung Er etwas großes begann. Man kann die edelste Absicht haben ein ganzes Volk zu beglücken, seinem Zeitalter selbst eine andere Stimmung zu geben, und — doch nur einen Marmontelschen Belisaire, oder eine Ramsaysche Cyropädie zur Welt bringen.

Aber, wenn große Kräfte in Bewegung gesezt werden, so mag der Entzwek profan, oder heilig seyn,

so werden allzeit große Resultate davon entspringen. So gar um Geld zu machen, das doch so vielen Leuten das ekelhafteste ist das man denken kann, glaube ich kann einer, der Epische Kräfte hat, ein Episches Gedicht hervorbringen. Homers Absicht wars wahrscheinlich nicht; allein er hatte auch viele andre Absichten nicht, die doch einen Erfolg gehabt hätten, wenn sie in seinen Plane begriffen gewesen wären, z. B. diese, in Cimmerien nach einigen tausend Jahren verstanden, commentirt, und bewundert zu werden.

Ob Voltäre sich hätte träumen lassen, daß er von einer Rotte unbärtiger Knaben in Teutschland, die sich für Kinder der Propheten ausgeben, Kahlkopf gescholten würde, weiß ich nicht: aber das weiß ich, daß manches fürtreffliches Produkt seines Kopfes, das noch lange bey der Nachwelt bleiben wird wenn diese Knaben vergessen sind, in der unlautern Absicht zur Welt kam, Geld hervorzubringen, und, was noch unlauterer ist, dieß Geld sogleich sicher anzulegen.

Ich begreiffe wohl, wie die Welt, die einmal sieht was ein Mann von Genie in dem Intellektuellen Cirkel für Kräfte bewegt, ihn gerne aus dem Physischen ausschlieſſen möchte, aus Furcht er mögte zu übermächtig werden. Die Apostel sollen, wenn sie auch das Teppichmachen gelernt haben, das Handwerk des Teppichmachers doch nicht treiben, sondern sich schlechterdings vom Evangelio nähren! Allein es sollte doch einem Mann nicht übel ausgelegt werden, zehntausend Verse abzusingen um eine Pension zu erhalten, so wenig es einem andern verübelt wird, der Urkunden gesammlet hat um Reichshofrath zu wer-

den. Zumal da bey uns die Leute von Genie kein hohes Alter erreichen, und ihre Reputation nicht über 10 Jahre lang genießbare Früchte trägt. Es bedarf nur einiger Knaben, die ſich für Prophetenkinder ausgeben, ſo glaubt das liebe Publikum, der Mann ſey wirklich ſchon ſo alt als ihn die Kinder ausgeſchrien haben.

Einem Menſchen, der gar nichts weiß, ſtehen tauſend Freuden bevor, die weder er noch irgend jemand berechnen kann. So giengs mirs neulich, als ich laß wie die Londner Societät der Wiſſenſchaften entſtanden iſt. In der treuherzigen Meynung, daß Sies auch nicht wiſſen ſollten, will ich ihnen meinen Fund kürzlich entdecken.

Joh. Wilkins der Verf. des Eſſay towards a Real Character and a Philoſophical Language, (*) ein Presbyterianiſcher Geiſtlicher, der Gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, und Schwager des alten Cromwells, war der Regierung des Richard müde, und ſann auf Mittel, die Königl. Familie wieder ins Land zu bringen. Er gab daher den erſten Gedanken zu Errichtung eines Clubs auf einem Caffeehauſe, und man

(*) Dieſes Buch iſt vielleicht die geſcheuteſte Encyclopädie, die je, und zwar von einem einzigen Manne entworfen worden iſt. Sie iſt der Inbegriff aller menſchlichen Kenntniſſe damaliger Zeit, und es iſt noch unbegreiflich wie ein Einziger Menſch ſo viele Tauſend Kenntniſſe in ſeiner eignen Ordnung faſſen konnte. So gelehrt er war, fehlte es ihm an der behörigen Weltklugheit nicht. Als es Zeit war, verließ er unter der Regierung Carls des II. die Presbyterianiſche Parthey, und ward von dieſem Könige zum Biſchoff ernennt.

bediente sich dieser Maske, als ob man wegen der Wissschaften zusammen kömme, um alle Königlich-Gesinnte ohne Verdacht zu versammlen, so oft man wollte. Der General Monk, und viele Militarpersonen, die wenig mehr als ihren Namen schreiben konnten, waren Mitglieder der Gesellschaft. Anfangs laß man zum Schein etwas von Wissenschaften in der Versammlung vor, nachher besprach man sich von Staatssachen, und vom Intresse der Königlichen Parthey.

So weltlich und unkosmopolitisch also auch die Absicht dieser Gesellschaft anfangs war, so besteht sie doch noch auf den heutigen Tag, und noch besser, als eine teutsche Gesellschaft der Wissenschaften bestehen würde, die von dem reichsten Churfürsten mit hunderttausend Fl. jährlicher Unkosten, in den menschenfreundlichsten Absichten, gestiftet und unterhalten wäre.

Ich freue mich sehr, wenn ich höre daß Wouvermann seine fürtreflichen Bilder bloß aus Gefühl des Schönen und Liebe solches nachzuahmen hervorgebracht habe; daß sie aus seinem Pinsel geflossen, ohne daß er überlegt, was für Ehre und Vermögen dabey zu erringen seyn möchte. So unwissend, wie Correggio über seinen eignen Werth, und doch so reich an Schöpfung, und fleißig im hervorbringen — diese Züge verherrlichen seinen Charakter doppelt!

Aber wird darum Rembrand zum Handwerksmann, weil man weiß, daß ihn die Liebe zum Geld besaß, und daß wir dieser Schwachheit sowohl seine meisten radierten Blätter als seine viele Staffeley Gemälde zu danken haben? Wie viele Bücher, wie viel Werke der Kunst würden wir entbehren müssen, wenn

ihre Verfaſſer weniger würkliche oder eingebildete Bedürfniſſe hätten! Haller gieng von Göttingen weg, weil er ſeine Einrichtungen ſo gemacht hatte daß er dort nicht leben konnte. Er gieng in ſein Vaterland, um eine von den erſten Landvogteyen zu erhalten. Hier fiel er aus, und da die Rathhaus-Ammannsſtelle ledig ward, ſtellte er ſich zum Spaß mit zum Candidaten aus, in Hoffnung daß ihn auch hier die Kugel nicht treffen würde, wie das erſtemal. Allein dießmal ſuchte ſie ihn, und er nahm dieſe geringe, jedoch einträgliche, Stelle an. Wäre er ſogleich Landvogt von Lauſanne oder Arau geworden, er würde wahrſcheinlich ſeinen erſten Aphoriſtiſchen Styl beybehalten und wir würden ſo viele voluminoſe aber treffliche Werke von ihm nicht aufzuzeigen haben.

Wie viele Compoſitionen von Rubens würden wir entbehren müſſen, wenn nicht dieſer Mann ſo vieles Geld zu ſeinem Marſtall und zu ſeiner Tafel nöthig gehabt hätte? Er lebte als ein Fürſt, und alſo war es ihm erlaubt, hierzu die Welt ein wenig contribuabel zu machen, und die Fabriken von Gemählden anzulegen, die man heut zu Tage, in allen Gallerien von Europa, die Rubenſiſche Schule nennt.

VII.

Vermiſchte Anzeigen.

1. Eine neue hexametriſche Ueberſetzung der Iliade.

Nach den beyden Hexametriſchen Ueberſetzungen, womit uns Bodmer und Graf Leopold zu Stoll-

berg beynahe zu gleicher Zeit beschenkt haben, binnen einem so kurzem Zeitraum als drey Jahre, noch eine dritte ans Licht treten zu sehen, ist eine Erscheinung, die Niemanden, der für den Ruhm und Fortgang unsrer Litteratur nicht ganz unempfindlich ist, gleichgültig seyn kann.

Der ungenannte Verfasser der neuen Uebersetzung, deren erster Theil in der nächsten Herbstmesse zu Leipzig herauskommen wird, sagt in seinem Vorbericht: wiewohl er solche unternommen, ehe der Herr Graf St. die seinige angekündigt, und ehe das Publicum darauf habe rechnen können daß die Bodmerische zu Stande kommen würde: so würde er doch, nach Erscheinung dieser beyden, mit der seinigen zurükgeblieben seyn, wenn er sich hätte überzeugen können, daß eine derselben alle fernere Bemühung, unsrer Nation das alte Meisterstük der Dichtkunst in ihrer Sprache vorzulegen, überflüßig mache. Er begehre zwar keiner von jenen beyden ihren Werth, noch den Lesern, welche sie befriedigen, ihren Geschmak streitig zu machen; er glaube aber, die Anmerkung des Uebersetzers der Lucianischen Panthea (die man vor einiger Zeit im T. Merkur gelesen hat) „daß neun „leidliche Uebersetzer, von welchen immer der „Neueste gut genug geschienen, einem Zehnten noch „viel zu leisten übrig lassen„ habe ihre gute Richtigkeit, und lasse sich auf eine Uebersetzung Homers vorzüglich anwenden.

Wenn es auch nicht zu voreilig wäre von einer so großen Arbeit als eine metrische Uebersetzung der Ilias, nach den zween ersten Gesängen (welche alles sind was mir davon zu Gesichte gekommen) urtheilen zu wollen, so würden mir doch andere

Betrachtungen verbieten, über den Werth dieſer neuen Ueberſetzung, ſowohl in Vergleichung mit dem Original und den ältern hexametriſchen Ueberſetzungen, als in Vergleichung mit der Idee einer verteutſchten Ilias, wie ſie in meiner eignen Seele ſchwebt, und (ich wolle oder wolle nicht) das Maas iſt, womit ich den Werth dieſer Arbeiten zu meſſen genöthigt bin, ein kunſtrichterliches Urtheil zu fällen. Ein Gelehrter oder Kunſtverwandter kann mit dem Werke eines noch lebenden Zunftgenoſſen ſchwerlich eine ſcharfe Prüfung vornehmen, ohne ſich auf eine oder andre Art dem Mißtrauen und Tadel der Welt auszuſetzen: und ein Freund kann über das Werk eines Freundes ſchwerlich ein öffentliches Urtheil fällen, wodurch er dieſem und ſich ſelbſt ein Genüge thut.

Ich kenne nur Eine anſtändige Art, wie ich meine eigentliche Meynung von den ſämtlichen Ueberſetzungen Homers in Vergleichung mit meinem eignen Ideal öffentlich ſagen könnte; und dies wäre — wenigſtens mit Einem Geſang, ſelbſt einen Verſuch zu machen, wieweit ich mich dieſem (wie alle Ideale) unerreichbarn Non plus ultra nähern könnte. Die gewöhnlichen Formulare wie man lobt oder tadelt ſind ſo tief unter dem, was ein Mann der Welt und dem Verfaſſer, von welchem er urtheilt, ſchuldig iſt! Ins Detail aber zu gehen, und zu ſagen: das hätte ſo, und jenes ſo ſeyn ſollen, dies iſt über und dies unter der Linie, dies zu ſtark, jenes zu ſchwach; oder zu ſagen, wir wünſchten der Verfaſſer hätte das ſo oder ſo gemacht, der Strom ſeiner Sprache flöße reiner, ſchöner, voller — ſprudelte nie, ſchäumte nie, ſtokte nie, würde nie trübe und ſchlammicht — ſeine Verſification wäre ſorgfältiger gearbeitet, hätte

Cäſar.

Ich weiß es nicht, Mecänas; fragt den Agrippa.

Lepidus.

Meine edeln Freunde, was uns vereinigte, war ſehr groß, laßt nicht kleine Dinge uns trennen. Was gefehlt ſeyn mag, laßt auf beyden Seiten freundlich angehört werden. Wenn wir über unſre nichtsbedeutende Zwiſtigkeiten einen Lerm anfangen, ſo begehen wir einen Mord, indem wir Wunden heilen wollen. Ich bitte euch alſo inſtändig, meine edeln Mitgenoſſen, berühret die empfindlichſten Puncte mit den ſanfteſten Worten, und erbittert die Sache nicht noch mehr durch ein hiziges Betragen.

Antonius.

Diß iſt wol geſprochen; ſtünden wir vor unſern Armeen und wären zum Gefechte gerüſtet, ſo wollt' ich ſo reden.

[Man hört Trompeten.]

Cäſar.

Willkommen in Rom.

Antonius.

Ich danke euch.

Cäſar.

Nehmet Plaz.

Antonius.

Nehmet Plaz, mein Herr.

mehr Numerus, einen leichtern Schwung, mehr Mannichfaltigkeit, mehr Anmuth, — und tausend dergleichen Dinge zu sagen, mit Beyspielen zu belegen, u. s. w. das kann, zur Noth, auch wohl jedes geelschnäblichte Kunstjüngerlein; ja der schlechteste Schuhflicker kann einem Apelles an seinem besten Werke einen Fehler zeigen. Aber die einzige edle und die Kunst würklich befördernde Art ein Werk zu tadeln, ist, durch die That zeigen wie es besser gemacht werden könne — und dies ist in Rükſicht der Uebersetzungen, wovon die Rede ist, mehr als ich mir selbst zutraue, oder wenigstens mehr als wozu ich mich anheischig machen möchte. Unser Ungenannter hat diesen edeln Weg eingeschlagen, um über seine Vorgänger nach seinem Gefühl zu urtheilen; und ich rathe einem jeden, der über ihn urtheilen will, daß er hingehe und desgleichen thue.

Was ich inzwischen, — mit einiger Ueberzeugung daß die Meisten, welche diese neue Uebersetzung mit den beyden ältern und dem Original unpartheyisch vergleichen wollen und können, es auch so finden werden — überhaupt davon sagen kann, ist: daß sie, meines Bedünkens dem Original getreuer, oder einer wörtlichen Uebersetzung (ohne unteutsch zu werden) meistens näher komme als die Bodmerische; daß sie sorgfältiger gearbeitet sey als die Stollbergische; und daß sie besser versificiret sey als beyde Von Versen im Geschmak des berühmten

Nuper quidam doktus coepit scribere versus

oder von solchen die man gar nicht zu scandieren weiß, kommt hier nichts vor; auch sind in den Griechischen Namen die richtigen Sylben-Quantitäten immer beobachtet, und nicht nach Convenienz des Uebersetzers die

nehmliche Sylbe bald lang bald kurz gebraucht, welches allerdings zu loben iſt. Hingegen wird vermuthlich den meiſten Leſern, ſehr wohlgefällig zu vernehmen ſeyn, daß in dieſer neuen Ueberſetzung nicht alle Griechiſche Namen mit der Griechiſchen (würklichen oder angeblichen) Orthographie beybehalten, ſondern, wo es der alte Brauch mit ſich bringt, die Lateiniſchen, an welche ſich unſer Aug und Ohr von Kindheit an gewöhnt hat, ſubſtituirt ſind; und daß alſo die Gemahlin des Zevs nicht Hárá ſondern Juno, Vulcan nicht Häfaiſtos, Diomedes nicht Diomädäs, Ulyß nicht Odüſſeus, Eneas nicht Aincias heißt, u. ſ. w.

Dieſsind freylich nur Kleinigkeiten. Es giebt aber etwas, das keine Kleinigkeit iſt, wovon in jeder Ueberſetzung eines vortreflichen Werkes mehr oder weniger verlohren geht — und dies iſt der Geiſt und lebendige Othem deſſelben. Daß ihm, während der Operation einer meiſtens ſehr getreuen und fleißig ausgearbeiteten Ueberſetzung, von Homers Geiſt nichts verflogen ſey, wird gewiß der ungenannte Ueberſetzer ſelbſt am wenigſten behaupten. Wieviel aber oder wie wenig — wird (wie geſagt) der am richtigſten beſtimmen können, der es verſuchen wird beſſer zu machen.

Nur noch Eines ſey uns erlaubt zu ſagen — und dies iſt: daß wofern es (wie wir glauben) eine weſentliche Eigenſchaft einer vortreflichen Ueberſetzung eines vortreflichen Werkes iſt, daß ſie alles habe was ihr den Schein eines Orignals geben kann — in dieſer Rükſicht vornehmlich einem vierten Ueberſetzer der Ilias noch Raum gelaſſen ſey, Ehre zu erjagen. Aber freylich — dem Homer nichts nehmen, nichts leyhen, ihn nur ſingen laſſen, wie er

gesungen hätte, wenn unsre teutsche Sprache seine Sprache gewesen wäre — es ist beynahe das unmögliche gefodert! Und doch ist dies gerade das Problem, welches aufzulösen war.

Wir können uns izt nicht deutlicher hierüber erklären. Aber wie natürlich führt uns diese Betrachtung auf den Wunsch, daß doch Bürger aufgemuntert werden — oder, auch ohne fremde Aufmunterung, den edeln, seiner so würdigen, Stolz haben möchte, seine Uebersetzung — in welcher die Ilias durch eine Art von wahrer Palingenesie als ein teutsches Original von den Toden auferstehen — und Homer, (troz allem Anschein des Gegentheils) in der That von seinem eigenthümlichen Geist und Feuer und von seiner kecken, festen, kraft und markvollen Manier am wenigsten verlieren würde — zu vollenden, und unsre Sprache dadurch mit einem Werke zu bereichern, dessen Nichtvollendung ein großer und unersezlicher Verlust für die Nation seyn würde. So denken und wünschen viele mit uns, deren Urtheil ihm nicht gleichgültig seyn kann — und diesen Wunsch glauben wir hier äussern zu können, ohne dem Verfasser der neuen hexametrischen Uebersetzung Unrecht zu thun, oder ihn von der Vollendung einer Arbeit abzuschrecken, welche, unserer Meynung nach, Aufmunterung und Beyfall in reichen Maaße verdient, und in verschiednen Rükſichten, auch wenn die Bürgerische Ilias zu Stande käme, ihren Plaz als Uebersetzung mit Ehre behaupten würde.

Vermuthlich werden unsre Leser den Namen unsers neuen Uebersetzers zu erfahren wünschen; aber wir wissen selbst nichts davon. Er will schlechterdings weder gekannt noch erfragt seyn. Alles was

wir mit einiger Gewisheit sagen können, ist, daß er kein Mann von gestern her zu seyn scheint.

2. Ein Wort von Herrn Voßens Einwendungen gegen die teutschen Monatsnamen.

(S. No. 6. im Wonnemond des D. Museums 1781.)

Es ist uns ein kleiner Aufsaz zum Einrücken zugeschikt worden, worinn der Verfasser, aus Gelegenheit der vorgenannten Voßischen Eruption gegen die alt- oder neu-teutschen Monatsnamen, seinen herzlichen Unwillen über das, was er den Sprudelgeist, die Inconsequenz, und den schnarchenden Raufboldischen Ton dieses rüstigen Schriftstellers nennt, in Ausdrücken zu erkennen giebt, welche denen in solchen Fällen gewöhnlichen Voßischen nicht viel schuldig bleiben. Aber eben darum hoffen wir, daß uns der wakre Biedermann (wie er sich unterschreibt) verzeyhen werde, wenn wir Bedenken getragen seinen Aufsaz wörtlich abdrucken zu lassen; welches uns um so weniger nöthiger schien, da der Biedermann sich darauf verlassen kann, daß sowohl der Größte als der Beste Theil des Publikums die auffallenden Freyheiten, welche sich Hr. Voß seit einiger Zeit sowohl gegen alle die nicht immer seiner Meynung sind als gegen das lesende Publicum überhaupt herausnimmt, vollkommen so ansieht wie Er; und daß Hr. Voß eigentlich durch diese Art sich der Welt zu exhibieren niemanden Schaden thut als sich selbst.

Uebrigens glauben wir, der Biedermann habe völlig Recht, den Mann, der gegen die Einführung der teutschen Monatsnamen aus dem Grunde so heftig eyfert, weil solche dem bisherigen Brauch

entgegen sey, (dem lieben *Usus*
quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi)
— einer starken Inconsequenz zu beschuldigen. Entweder, sagt er, ist Hr. Voß ein eben so eigenmächtiger Herrscher wie der Tyrann *Usus*; oder wenn die Regierung des leztern rechtmäßig ist, so ist Hr. Voß ein Rebelle. Denn ist es nicht der Usus vieler Jahrhunderte, Ulysses, Juno, Minerva ꝛc. und nicht Odüsseus, Härä, Athänä, ꝛc. zu schreiben und zu sagen? Wie polterte nicht Hr. Voß gegen den Unverstand des Usus, da er uns seine gar prächtig klingende Aussprache Griechischer Namen aufdringen wollte? Und nun soll man dem Usus doch gehorchen, wenn man auch schon beweisen kann, daß seine Entscheidungen gegen den gesunden Menschenverstand sind!„ — Das goldne Sprüchlein

ARTEM MODESTIA VINCIT

welches der wohlmeynende Bidermann Hrn. Voßen zum Schluß ans Herz legt, sollte wohl heut zu Tage von manchem Alt- und Jung-Meister in der Gelehrten-Innung wie ein Amulet am Halse getragen werden.

Was übrigens die neuen Monatsnamen anbetrift, so sind freylich die leicht vorausgesehnen Unbequemlichkeiten dieser an sich ganz löblichen Neuerung in Praxi wichtiger als man sich solche vorgestellt haben mag; und wir selbst sehen uns, zu besserer Verhütung derselben, genöthigt, künftig auf dem blauen Umschlag die Altüblichen Namen so lange beyzubehalten, bis sich zeigen wird, daß man derselben nicht mehr bedürfe um zu wissen was für einen Monat man nennen wolle.

D. H.

Der

Teutſche Merkur.

Herbſtmond 1781.

I.

Winkelmann, Leßing, Sulzer.

Nach einem Mannesalter, ſagt irgendwo ein Gelehrter der ſelbſt die ſeltne Ehre ſeines Vaterlandes iſt, nach einem Mannesalter werden in Teutſchland ſchwerlich in ſo kurzer Zeit ſo viel große Männer ſterben können, als in den letzten wenigen Jahren geſtorben ſind. Ich laſſe die Weißagung auf ſich ſelbſt beruhen: denn wer kennet jedes Samenkorn, das ſtill in die Zukunft wächſet? aber die Veranlaſſung der Weiſſagung iſt wahr, und andern Nationen mit uns gemein.

Wenn ſich bey uns die Natur Zeit nähme, einen zweyten Haller, Lambert, Winkelmann, Sulzer, Leßing hervor zu bringen: zu einem Linné und Hume, zu einem Voltäre und Rouſſeau brauchte ſies minder? — Wie es indeſſen ſey, wir wollen die Namen unſrer verſtorbnen Edeln nicht verhallen laſſen mit dem lezten dumpfen Wurf der Todtenſchaufel; wir wollen ſie wenigſtens nach ihrem Tode kennen und ſchätzen lernen, da es aus

ſo manchen Urſachen vorzüglich Teutſches Schickſal ſeyn möchte, oft nicht eher recht gekannt und genannt zu werden, als nach dem Tode. Ich zeichne drey Geſtalten, auf die der Weg meines Denkens näher traf; ein andrer zeichne die andern. Es iſt keine Pyramide der Unſterblichkeit, die ich ihnen errichte, oder errichten kann; ein paar rauhe Steine mögens ſeyn, die ich, nach Art der Nordiſchen Heldengräber, auf ihre Todtenhügel wälze und ſchweigend von dannen gehe.

1.

Johann Winkelmann.

Gebohren 1718, ermordet 1768.

Wenn Winkelmann keinen Buchſtab gedruckter Werke hinterlaſſen hätte: ſo zeigt ſein Leben, ſo zeigen ſeine Briefe und ſein Schikſal, daß er ein auſſerordentlicher Menſch war, der ſich zu etwas gebohren fühlte. In Armuth und Kummer hatte er ſeine Jugend verlohren; über die Dreißige hinaus ſaß er im Schulſtaube eines Städtchens, wo er die Knaben conjugiren lehrte, und doch verkümmerte er nicht! er verlor nicht den Plan eines beſſern Lebens. Seine Liebe für die Geſchichte, für Griechenland, und edlere Menſchengedanken; ſein Haß gegen teutſche Metaphyſik, barbariſche Schultheologie, und die gewöhnlichen ſieben Magiſterkünſte; ſein Durſt nach Freyheit, Freundſchaft, und Geſinnungen der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und

Titelloſer Beſcheidenheit gern erkaufte — das alles zeichnet ihn nach unſern Sitten ſo ſehr aus, daß ich ihm gerne, nur dieſer Geſinnungen wegen, eine Bildſäule unter den Weiſen des Alterthums ſetzte. Leſe man ſeine erſten, armen und bedrängten Briefe an Bünau; (a) man höret den verſchlagnen, vom Glük verlaßnen, aber noch immer veſten und edeln Mann, der, unbiegſam der Kriecherey und Thorheit ſeiner Zeit, ſich ſelbſt fühlet, ſich ſelbſt ehret, und nur aus ſeinem Kerker heraus ſeufzet. — Jüngling, der du dieſe Briefe lieſeſt, ſchöpfe Muth aus ihnen, bey vielleicht ähnlichem Schikſal. Teutſchland iſt lange ein Wald geweſen: aber auch im diksten Walde findeſt du die rechte Himmelsgegend allein durch dieſe Tugend und Geſinnung der Alten; durch das Gefühl nemlich, zu etwas da zu ſeyn auf der Erde, von niemand als ſich abzuhangen im Begrif der wahren Ehre, des wahren Nutzens und Lebens; Macht zu haben, daß man falſchen Zwecken entſage, nach Flittergolde des Ranges, Standes, der Gemächlichkeit und Wolluſt nicht laufe, auch arm und verachtet ſeyn könne, wenn man nur das wird was man werden ſoll, und in ſeinem Werk lebet. Dies Gefühl von Einfalt und Wahrheit! von edlem Stolz und Aufopferung ſeiner Selbſt zu dem Beruf, wozu ihn die Natur gebildet, kurz dieſe beſcheidne alte Gröſſe zeigt ſich bey Winkelmann in allen ſeinen Schriften, in allen ſeinen Briefen. Man leſe z. B. nur den, mit dem er von Bünau Ab-

(a) Winkelmanns Briefe, herausgegeben von Dallorf Th. 1. S. 5. u. f.

ſchied nimmt und ſeinen ihm nothwendigen Religionswechſel ſo kindlich, ſo beſchämt und gerührt entſchuldigt: (b) man leſe die Freude, mit der er aus Teutſchland geht, und dem Ort ſeiner Beſtimmung, Rom und dem Alterthum, entgegen eilet: (c) wie er immer auf Gedanken dieſer Art ruht, und ſeine Arme ausſtrekt nach Geſtalten und Geſinnungen voriger Zeiten: wie er in dieſem Traum, in dieſem ſchönen Wahne, ſich an Menſchen, Umſtänden und ſelbſt Kunſtwerken ſo oft, freywillig gleichſam, irret und reich iſt in ſeiner Armuth, in ſeiner Niedrigkeit ſtolz und groß und glückſelig. (d) Nur ſo lange glaubte er gelebt zu haben, als er in dieſen Gedanken, dieſen Beſchäftigungen, dieſem Genuß lebte. (e)

Aber wenn ich mich nun, von Ihm und ſeinem Gefühl, auf die Umſtände wende die ihn von außen umgaben, auf die Beyhülfe die ihm ward, auf den Weg ſeines Lebens den er nehmen mußte; verzeyhe, Teutſchland, wenn ich das alte Lied ſinge und deine Unachtſamkeit anklage! Wäre er unter Scythen gebohren, hätte es ihm ſchlechter werden können, als es ihm ward? Arm und verkannt zog er auf deinen Univerſitäten einher; ſelbſt die Seelenſpeiſe, die du ihm von deinen Kathedern zutheilteſt, konnte und mochte er nicht genießen. Bis in ſein

(b) S. daſ. S. 17.

(c) S. 55. Eb. daſ.

(d) S. alle 3 Sammlungen ſeiner Briefe, die Zürcher, die Dresdeniſche und die Berliniſche.

(e) Winkelmanns Br. von Dasdorf Th. 1. S. 116.

vierzigſtes Jahr Conrector in Seehauſen zu ſeyn oder barbariſche Mönchs-Chroniken excerpiren zu müſſen, nur damit man lebe; und nirgend eine Gelegenheit zu ſehen, bey der Fülle von Geiſt, Kenntniſſen und Gefühl, nur Einem bekannt zu werden, der einen Menſchen der Art von ſolchem Druck erlöſe! Keinen andern Weg zu ſehn, auch ſelbſt nachdem man eine Schrift, wie die iſt:

Gedanken über die Nachahmung der Griechiſchen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt

geſchrieben, keinen andern Weg zu ſeiner einzigen Beſtimmung zu ſehn, als die Vorſprache und das Jahrgeld eines Bekehrers; und auch nachher, nachdem man mit der Begeiſterung fürs Vaterland, für teutſche Nation und Sprache, in Rom, unter ſo armen und drückenden Umſtänden ein Werk geliefert hat als

Die Geſchichte der Kunſt des Alterthums

iſt, und für alle Zeiten ſeyn wird in denen die teutſche Sprache lebet; für dies Alles noch nichts zu haben, als ſchaale Kritteleyen oder Lobſprüche teutſcher Journale; endlich, ſo ſterben zu müſſen wie man gelebt hat, ein armes Schlachtopfer auf der Grenze zweyer Nationen, aus denen und in die man wie ein verbanneter Fremdling gehet — wenn dies Exempel unter andern gebildeten Nationen viel ähnliche fände, ſollte es mir ſehr leid thun. In Teutſchland iſts ganz in der Ordnung. Seiner Ver-

Cäsar.

Nein, denn --

Antonius.

Ich höre, ihr nehmet Dinge übel, die es nicht sind; oder, wofern sie es sind, euch doch nichts angehen.

Cäsar.

Ich würde lächerlich seyn, wenn ich um nichts, oder um einer Kleinigkeit willen, mich selbst, zumal von euch, beleidiget halten wollte; und noch lächerlicher würd' ich seyn, euern Namen mit einiger Verkleinerung zu nennen, wenn es mich nichts angeht, ihn zu nennen.

Antonius.

Was geht euch mein Aufenthalt in Aegypten an, Cäsar?

Cäsar.

Nicht mehr, als mein Aufenthalt hier in Rom euch in Aegypten angehen möchte; und doch, wenn ihr von dort aus mir in meinen Staaten Händel machtet, so könnt' ich berechtigt seyn, euerm Aufenthalt in Aegypten nachzufragen.

Antonius.

Was versteht ihr unter Händel machen?

Cäsar.

Ihr könnt, wenn es euch beliebt, aus dem was hier vorgefallen ist, leicht errathen, was ich darunter verstehe. Eure Gemalin und euer Bruder sind wider mich zu Felde gezogen,

faſſung nach iſt dies Land, wie jener Lord ſagt, ein drole de corps, ein wunderbarer Körper, der eben deßwegen ſo viel Köpfe hat, damit ja keiner ſeine Glieder kenne, eben deßwegen ſo viele Univerſitäten, Aemter und Anſtalten hat, damit es außer dem laſtbaren Joch einer Brodarbeit für einen freyen, edeln Geiſt, der ſich als ſolchen gezeigt hat, gar keinen Platz, gar keine Anſtalt habe. Durch welche Wege muß unſern Medicis und Eſte bekannt werden, was ſie dicht vor ſich Brauchbares und Gutes haben? Etwa von Paris her, durch Parodien von Ueberſetzungen, die ſie auch alsdenn noch lieber als das Original leſen und es gut ſeyn laſſen — geſchehn laſſen, was durch ſie ſelbſt geſchah. Nach dem Tode etwa — Doch ich mag nicht weiter

— — Quis talia fando
Temperet a lacrumis? —

und auch, daß ich dies geſagt habe, verzeyhe man mir um der Stäte willen, auf der ichs ſagte. Das Grab eines Todten iſt heilig; und wenn man da nicht die einzige, bittre Wahrheit ſagen ſoll, auf die uns ſein ganzes Leben ſtößt, wo und wenn ſollte man ſie denn ſagen? Womit hatte es Teutſchland denn verdient, daß Winkelmann nur eine Zeile deſſen ſchrieb was er geſchrieben? Etwa durchs achtjährige Conrectorat in Seehauſen, oder durch die Chroniken-Excerpte und das Jahrgeld des katholiſchen Beichtvaters? Und wenn nun ſein Leben noch durch unbeſonnene kleinfügige teutſche Tadeleyen verbittert wurde: wenn man ihm vorwarf, daß er hie und da doch unrecht citirt, nicht immer die Quellen gebraucht die er in ſeinem Zuſtande gewiß nicht brauchen

konnte, kurz daß er nicht allwissend gewesen, oder gar als Künstler manu propria selbst, statt der Schriften, alle teutsche Musea mit neuen Apolls und Laokoons füllte — — Verzeyhe mir, edler Schatte, daß ich auf deinem Grabe zürne, da du im Leben selbst die Kälte und Undankbarkeit deiner Nation hie und da mit einigem Murren, aber nach einiger Erholung immer standhaft ertrugst und sie zuletzt lieber vergaßest, als dich beklagtest. Eben weil Du's nicht thatest, habe ichs, nicht für dich oder für mich, sondern für einen der dir etwa gleich seyn möchte, thun müssen. Nun aber kein Wort mehr.

Winkelmanns erste Schrift (f) ward in Oesers Hause geschrieben, und Oesers feiner andeutender Geist ist bis auf die hohe Liebe zur Allegorie in ihr merkbar. Ein Freund, ein Künstler, sollte das Verdienst haben, das kein Begüterter, Satter und Grosser sich zu erwerben wußte, den Keim, der in Winkelmann lag und den niemand erst hineinlegen dorfte, hervorzubringen und zu entfalten. In diesem Schriftchen, und in den beyden Schreiben die drauf folgten, liegt, dünkt mich die ganze Knospe von Winkelmanns Seele; Rom konnte sie nur mit gelehrtem Laube oder mit Früchten eines bestimmtern ältern Urtheils krönen. Was Winkelmann in Rom sehen sollte, und wollte, trug er schon in sich.

(f) Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke. Dresden 1755.

Damit niemand dies mißverstehe, oder nachtheilich deute, mache ich nur auf die ziemlich allgemeine Erfahrung aufmerksam: daß meistens, wie in der Knospe der ganze Baum, so auch in den ersten Hervorbringungen des menschlichen Geistes die ganze Gestalt desselben und seiner künftigen Wirkung liege, wer sie nur zu sehen und zu entwickeln weiß. Ich rede hier von Früchten und nicht von jungen Mißgeburten des menschlichen Geistes: denn Winkelmann war beynah ein vierzigjähriger Mann, da er seine erste Schrift, und auch sie noch mit aller jugendlichen Blödigkeit und Schüchternheit, schrieb. Da konnte er doch die Ideen die er in sich trug, mit denen er gebohren schien, die ihm so lange unter allem Druck des Schiksals die sichersten Freunde und Gesellschafter gewesen waren, entwickelt haben! Was jezt folgen mochte, war immer nur Anwendung, mehrere Begründung und Bestimmung, ein schärfrer Umriß im kleinen. In den Jahren ändert man die Seele nicht mehr, und wird nicht zum zweytenmal gebohren; daher auch durch alle Winkelmannische Schriften eine Einheit von Gefühl, von Ideen und Ausdruck geht, die ein Schriftsteller wohl lassen muß (aber, wenn er klug ist, auch gern lässet) der vom funfzehnten bis zum fünf und neunzigsten Jahr schreibt. Auch die vertrautesten Briefe Winkelmanns sind in diesem Einen Geist geschrieben, als ob er sie für Welt und Nachwelt, wie ers doch gewiß nicht that, (g) geschrieben hätte. Kurz der

(g) Es ist ein Zeichen von Winkelmanns einförmigen, gerüsten und edeln Charakter, daß man seine Briefe an

Teutſche Baron, der damit nicht zufrieden iſt, daß Winkelmann ſpät, mit ſchon ausgebildeter Seele nach Italien kam, und freylich, ſo wie ſeine Kenntniſſe, ſo auch ſeine Begeiſterung ſchon dahin brachte: der laſſe ſich etwa ſelbſt in Rom gebähren und verſuche, was er alsdenn mit friſchem Blik am Alterthum ſehn und nicht ſehen werde.

Das Göttliche in uns wird mit uns gebohren: Gelehrſamkeit, Bücher und Steine bringens nicht

die verſchiedenſten Menſchen, in ſolcher Zahl, ſo fortgehend, hat können drucken laſſen; ob mans aber auch hätte thun ſollen? ob in dem lezt herausgegebnen Briefwechſel nicht, wenigſtens dem guten Winkelmann zu Liebe, einige Stellen hätten wegbleiben müſſen und wirklich hätten wegbleiben können? dies überlaſſe ich der Empfindung eines jeden, der ſich an ſeine Stelle zu ſezen Freundſchaft oder auch nur Billigkeit hätte. Nennen werde ich dieſe Stellen nicht, um keine dumme Neugier zu locken: mir aber thaten Einige derſelben ſo weh, daß ich ſie hätte wegkaufen mögen. Muß denn ein edler, ſo fortgehend edler Menſch, auch in der Schwachheit der einzelnen, flüchtigen Momente dem Publikum dargeſtellt werden, die er etwa nur ſeinem vertrauteſten Freunde nicht verheimlicht? Er war zu ſehr Freund oder Kind, um ſie ihm nicht ſagen zu wollen; würde dieſer aber dadurch berechtigt, wenn auch nach ſeinem Tode, ſie aller Welt zu ſagen? Ich will dieſe Anmerkung nur W. zu Lieb und keinem Menſchen zu Leide geſchrieben haben. Handle jedermann, wie er zu handeln für gut findet; nur ich weiß, wie ich in ſolchem Falle ſelbſt gegen meinen Feind verführe.

hinein, wo es nicht von Natur war. Wie viel Cicerone haben Alterthümer beschaut und gewiesen! wie viele vielleicht mit ungleich gröſserer Gelehrsamkeit und Minutien-Kenntniß, als Winkelmann haben konnte oder wollte? Wie wenige aber unter ihnen mochten, nach dem was er war, Winkelmanne seyn oder werden? Mit keiner Kunst und Wissenschaft gehts anders: denn woher in der Welt wären sonst die Liebhaber des Vortreflichen, die Kenner und Künstler der höchsten Schönheit in jeder Wissenschaft und Kunst so selten? Unzählich viel Mahler rieben Farben und sahen was Raphael sah; aber ohne sein Auge, ohne seine Empfindung; sie muſsten also wohl seyn lassen, Raphaels zu werden, so strenge und genau sie übrigens das Mechanische der Kunst lernten, und in einzelnen Theilen derselben ihn übertreffen konnten. In der Idee, die Raphael, wie er sagte, in sich trug, und zu der er nur Beyträge aus Gegenständen um sich her stal — in dieser konnte und wird er nur von einem zweyten Raphael übertroffen werden. So ists mit Winkelmanns Philosophie und Lehre. „Vom Plato an, sagt er, „bis auf unsre Zeit sind die Schriften dieser Art, „vom allgemeinen Schönen leer, ohne Unterricht, „und von niedrigem Gehalte; das Schöne in der „Kunst haben einige Neuere berühren wollen, ohne „es gekannt zu haben.“ Diese und häufig ähnliche Stellen hat man seinem Stolz zugeschrieben: sie waren offenbar bey ihm Empfindung, und sind auſser ihm Wahrheit. Den Idealischen Theil der Kunst, den hohen Begrif vom Schönen und der Schönheit fand er nirgend so abgehandelt, wie es

ihn in ſeiner Seele fühlte, wie er ihn dargeſtellt wünſchte; daher ſprach er alſo. Auch ſeine vertrauten Briefe zeugen, daß er in jedem Augenblik höherer Empfindung in dieſem Empyreum eines Gefühls von Abſtractionen lebte und ſelbſt zum höchſten Weſen auf dieſen Flügeln der Begeiſterung, oft von ſehr kleinen Gegenſtänden, emporflog. Nicht jedem, ſagt d'Alembert, iſts gegeben, ſich in den Ring Saturns hinaufzuſetzen; wer indeß auf dieſem Planeten gebohren ward, lebt da in ſeinem Vaterlande.

Es iſt daher unrecht, wenn man dieſen einzig wahren Geſichtspunkt zu Winkelmanns Schriften verfehlt, um ſie in einem falſchen Licht unvollſtändig zu ſehen; mich dünkt, Er ſelbſt hat uns gnug auf den rechten Geſichtspunkt gewieſen. Ehe er nach Rom gieng, ſchrieb er ſeine Gedanken von Nachahmung der Griechiſchen Werke, in denen nichts als Empfindung des Schönen lebt. In Rom fieng er mit der Idealiſchen Beſchreibung einzelner Kunſtwerke, des Apollo, Laokoon (h) und andrer an; die vorgenommene Schrift von Ergänzung der alten Bildſäulen und dergleichen, die Cavaceppi ohnſtreitig beſſer als Er ſchreiben konnte, ließ er mit gutem Fleiß liegen. Aber in der Abhandlung das Schöne der Kunſt zu empfinden, (i) da lebt ſeine Seele auf: ſie lebt auf, wenn er in ſeiner Geſchichte der Kunſt, und wo es ſey, an die Re-

(h) Bibl. der ſch. W. B. 5. St. 1.

(i) Dresden 1765.

gion dieſer erhabnen Begriffe und Empfindungen reichet. Was ſolls alſo heiſſen, wenn man ſagt: ſeine Geſchichte der Kunſt ſey mangelhaft und unvollſtändig? Konnte ſies anders ſeyn? wollte Winkelmann ſie anders ſchreiben? Iſt wohl ein Sinn darinn, eine vollſtändige Geſchichte der Kunſt des Alterthums zu verlangen — da die meiſte Kunſt des Alterthums ſelbſt untergegangen iſt — da von ihr, ſelbſt ſo wenige blutarme Nachrichten übrig ſind, und die paar Schriftſteller über ſie, nur wie ein paar abgeriſſene Ufer daſtehn? Der ganze Wald von 50,000 Bildſäulen in Rom und aller Welt, Gemmen, Münzen, Gefäße und Gebäude dazu gerechnet, ſind ſie etwas anders, als ein zuſammen geſchleppter Haufe von Ruinen, gegen das, was in Pauſanias und Plinius, geſchweige in höhern Zeiten lebendige Geſchichte der Kunſt hieß?. Und wo iſt nun der Foderer, ders verlangen kann, der arme alte Winkelmann ſollte dieſen Wald von Tempeln und Bildſäulen und Muſeen in aller Welt durchkrochen haben, um ihm einen unbezahlten Catalogus realis zu liefern, der in Winkelmanns Plan ſo wenig lag als in dem meinen? Sein Zweck war, eine ſyſtematiſche Geſchichte der Kunſt zu liefern, wie er ſelbſt deutlich ſagt: (k) ſie ſollte die genetiſche Geſchichte des Schönen in der Kunſt des Alterthums werden, und iſts geworden, wenn ihr auch noch zehnmal mehr fehlte, als ihr fehlet. Sein hiſtoriſches Lehrgebäude iſt vollendet. Der ſimple Griechiſche

(k) S. Vorrede zu ſeiner Geſch. der Kunſt.

Tempel mit seinen hohen Heiligthümern und Aussichten steht da. Können wir den Genius der Kunst bewegen, daß er uns wieder herstelle, was durch die Hand der Araber, Türken und Barbaren fiel, — daß er uns Nachricht gebe, von dem, was auch in Schriften untergangen ist, oder hie und da verborgen liegt — daß er uns zeige in welches Zeitalter jedwedes Kunstwerk, welchem Künstler es zugehöre? von wem Etrurien, Griechen lernten? und welcher kleine Umstand hie oder dahin einfloß? u. s. f. Wohlan, wir wollen unsre Gebete vereinigen, daß dieser Genius des Lichts, der Schuzgeist ganzer Weltalter und Nationen, erscheine und uns Aufschlüsse gebe. Ja noch mehr, wir wollen ihm helfen, berichtigen und zusammentragen, was in der Welt zusammen zu tragen ist — — die Geschichte der Kunst des Alterthums wird damit ansehnlich erweitert; ich zweifle aber, ob, nothwendig und wesentlich, Winkelmanns Kunstgeschichte. Bey dieser ist solcher gelehrte Vorrath nur Außenwerk oder Beywerk; nicht Hauptgebäude. Dies beruht auf wenigen, aber großen, und wie mich dünkt, ewig vesten Ideen so wohl vom Wesen des Schönen selbst, als von den genetischen Ursachen desselben; die Veranlassung zu Beyden mag hier und da im Kleinen geändert werden wie sie will. Das Werk selbst, samt den Epochen seiner Kunst, so viel Mangelhaftes diese im Detail haben mögen, im idealischen Ganzen, worauf er arbeitete, ists richtig: denn es ist in der Ordnung der Zeiten, in der Natur der Sache selbst gegründet.

Anders verhält sichs mit seinem Versuch über die Allegorie (1), und ich bekenne gern, daß dies Winkelmanns Hauptwerk nicht ist: er war in ihm ziemlich ausser seinem Wege. Sein Begriff der Allegorie ist unbestimmt, und er verwechselt ihn oft mit historischen Attributen, ja verfolgt ihn, bis ins Gebiet der Sprachen. Noch unbestimmter ist die Anwendung desselben bey den so verschiedenen Künsten, Völkern und Zeiten. Keine Kunst kann völlig allegorisiren, wie die andre; kein Volk, wie das andre, keine Zeit wie die andre. Es kommt hier auf so viel feine Nebenbegriffe bekannter oder unbekannter Gegenstände, geläufiger oder fremder Ideen, ja selbst auf Farbe der täglichen Sitten, des Geschmacks, der Sprache an, daß ohne sie das Buch der Allegorie, zumal in schweren Stein gebildet, dem großen Haufen ewig ein versiegeltes Buch bleiben müste. Zu einer Geschichte der Allegorie in Schriften und Kunstwerken gehört, dünkt mich, so ein eigner Mann als Winkelmann es für die Geschichte der Kunst der Schönen war; es wird zu ihr eine Art kleines Scharfsinnes erfordert, die jener bey seiner Empfindung fürs ungetheilte Hohe und Große vielleicht nicht besitzen konnte. Seine Allegorie ist indessen der Anfang einer sehr nützlichen Sammlung allegorischer Begriffe und Bilder, in der ihn doch auch sein Geist nicht verläßt; und da der V. selbst sie nur als einen bescheidenen Anfangs-Versuch in einem Felde wo noch gar nichts gethan sey, ankündigte, so hätte man lieber in seinen Gesichtspunkt eingehn,

(1) Dresden 1766.

als ihn roh und von der Oberfläche her tadeln sollen, zumal, ihn zu tadeln so wenig Kunst war. Die Kälte, mit der man dies, immer doch Winkelmannische, Werk aufnahm, war dem guten Alten empfindlich, und er wollte weiter nichts mehr Teutsch schreiben. Er hat leider auch sein Wort gehalten: denn nach dem zweiten Bande seiner Monumenti Inediti, übereilte ihn sein hartes bitteres Schikſal.

Ja freylich hartes und bittres Schikſal! Wenn man die Begierde lieſet, mit denen er ſich Jahre lang nach ſeinen Freunden, nach Teutſchland und Vaterland ſehnte; wenn man die Ankündigungen, die kindiſche Freude lieſet mit der ſein Herz nach ihnen ſchlug; und wie ihn nun plötzlich Todesangſt und Schauer ergrif (m) da er Teutſchland ſah, da er die Berge und Hütten ſah, die er vormals bey ſeiner Hinreiſe nach Italien mit ſo vieler Liebe und Wohlgefallen beſchrieben: kein Freund, keine Ueberredung kann ihn halten, er muß zurük, er eilet zurük, um auf der Grenze beyder Länder — den Tod zu finden, und einen Tod auf ſo unwürdige abſcheuliche Weiſe! Ja wenn die Nachricht wahr iſt, daß er eben an einem Blatt für den künftigen Herausgeber ſeiner Kunſtgeſchichte geſchrieben, als die Hand des Mörders ihn übereilte; wenn man bedenkt, daß die ſchönen Fehler ſeines Charakters, unſchuldige Ruhmesfreude und ein zuvorkommender Wahn der Freundſchaft, auch gegen ſolche die es nicht verdienten, zwey Idole, die

(m) S. Winkelmanns letzte Reiſe in Dorfurf Sammlung von Briefen Th. 2. S. 358.

gezogen, und euer Name war der Vorwand den ſie dazu gebrauchten.

Antonius.

Ihr irret euch; mein Bruder miſchte mich niemals in dieſe Händel ein; ich habe mich erkundiget, und meine Nachrichten kommen von wakern Leuten, die ihre Schwerdter mit euch zogen. Griff er nicht vielmehr meine Authorität mit der eurigen an, und führte den Krieg gleich eben ſo ſehr wider meinen Vortheil und Willen als wider euch, den er zum Vorwand nahm? Meine Briefe ſollten euch über dieſen Punct ſchon befriediget haben. Wenn ihr Urſachen zu Händeln zuſammenſtiken wollt, (denn keinen ganzen Stoff habt ihr nicht dazu) ſo muß es wenigſtens nicht mit dieſem ſeyn.

Cäſar.

Ihr macht euch ſelbſt ein Compliment, indem ihr mir einen Mangel an Beurtheilungs-Kraft beymeſſet: Aber ihr ſikt eure Entſchuldigungen zuſammen.

Antonius.

Nicht ſo, nicht ſo; ich bin gewiß, daß ihr unmöglich anders als überzeugt ſeyn könnt, daß ich, euer Mitgenoſſe in der Sache, wogegen er ſtritt, dieſe Kriege, die meine eigne Ruhe anfochten, nicht mit zufriednen Augen anſehen konnte. Was mein Weib betrift, ſo wünſcht' ich, ihr hättet ihren Geiſt in einer andern ihres Geſchlechts; der dritte Theil der Welt iſt euer, und ihr könnt ihn mit

ihm im Leben so lieb gewesen, die ihn so oft getröstet, erhoben und getäuscht hatten, auch jezt die Dienerinnen seyn mußten, die schrekliche κηρ (n) mit Strik und Dolch zu ihm zu führen; wer muß nicht schaudern? Wer nicht um ihn und seine fürchterliche Todsuchende Ahndung weinen? Du fielst, Edler, unter der Hand der unerbittlichen Parze an der Grenze des Landes, dem du ein Fremdling geworden, aus dem du eiltest, in das andere Land, das dich erfreut und geehrt hatte, in dem du auch jezt Ruhe und Erholung suchtest. Du fandest diese Ruhe im Grabe, und die Erholung, nach der du lechztest, die Freundschaft, die du hienieden suchtest und von der du so oft betrogen zurükkamst, die Schönheit, Weisheit und Einfalt endlich, der du dein Leben geweiht hattest, und zu der du so oft begeistrungvoll in den Schoos der Gottheit auflogst — die fandst du und konntest sie allein finden in jener reinern Welt —

auch in Welschlands Thale
wars nicht gelebt; nun lebest du
die zweite schön're Himmelsjugend —

Wie ein Wandrer, der mit brennendem Durst und versengtem matten Fuße über die Ruinen Persepolis und Aegyptens, Gräciens und Roms hinweg gewandert, bey jedem Schritte die Trümmer einer versunknen Königsstadt, einer zerütteten nie wieder kommenden Welt, kurz Eitelkeit, Eitelkeit alles menschlichen Dinge sah und fühlte; wie er mit dem

(n) Die Griechische Göttin eines gewaltsamen Todes.

lezten Blicke auf dieſe Gegenden und Werke, die er hinter ſich läßt und nie wiederſehen wird, in ihren Trümmern, geſchweige im Flor und in der Herrlichkeit ihres alten Lebens, traurig-frölich auf ſein Schiff tritt, um ſeine neue, freylich andre Welt, aber in ihr Weib, Kinder, Freunde wieder zu ſehen und ſie leibhaft, nicht blos in Ideen zu umarmen: ſo iſt mir, da ich an Winkelmanns Hand das Alterthum hindurch geträumt habe, und jezt, auf ſeiner traurigen Grabesſtäte, die Eindrücke ſammle. Wo biſt du hin, Kindheit der alten Welt, geliebte ſüße Knabeneinfalt, in Bildern, Werken und Geſtalten? Du biſt hinweg mit deinem Traum voll angenehmer Wahrheit; und keine Stimme, kein heißer Wunſch des Liebhabers kann dich erwecken aus deinem Staube. Aufs Rad der Zeiten geflochten, rollen wir unaufhörlich weiter — wohin? wohin? — und kommen nie an die vorige Stelle wieder. Auch dein Traum, lieber Winkelmann, von ſchönen Menſchengeſtalten, von edler Jugendfreundſchaft und Erdenweisheit, iſt verlebt hienieden. Nach verlohrnem Frühlinge des Lebens genoſſeſt du einige ſchöne Herbſttage, und wurdeſt vor dem Winter bewahrt, der dir vielleicht deinen ſüßen Trug, die beſte Blüthe des Lebens, genommen hätte; aus dem Reich täuſchender, ſchöner Ideen giengſt du in eine wahrere Welt, wo du nicht mehr Griechenland und ſeine Götterformen beneideſt. Lebe wohl! dein ermordeter Körper ruht ſanft auch ohne Denkmal. Er liegt jenſeit der Grenze ſeines Vaterlandes, und dies arme Blatt kann nicht hingehn, ihm ein Denk

mal daſelbſt zu werden. — Aber ſeinen Freunden, jedem ſeiner Freunde ſey Dank, der dem armen Wandrer, ſo lange er unſer war, nur einiger maaſſen zu Hülfe kam und eine gute Stunde machte. Die Namen derſelben ſind in ſeinen Schriften und Briefen unſterblich, und ſo lange man dieſe lieſet, wird man bey der überfließenden herzlichen Dankbarkeit, womit der Edle ihre Güte preiſet, auch den Schatten ihres Andenkens lieben und ſegnen.

Nacherinnerung.

Ich habe über Winkelmann geſchrieben, wie ich im Gefühl ſeiner Schriften und ſeines Lebens von ihm ſchreiben mußte. In ſeinen Briefen denkt er an eine Schrift über den Verfall des Geſchmacks in Italien, und an Römiſche Briefe, die er ſchreiben wollte; ſollte ſich nichts davon unter ſeinen Aufſätzen gefunden haben? Die neuere Ausgabe ſeiner Kunſtgeſchichte, die in Wien nach ſeinem Tode erſchien, iſt wohl (denn hier gilts die Ehre eines Todten!) inſonderheit ihrer Vorrede nach, Winkelmanns nicht würdig. Da in Italien eine vollſtändigere erſchienen iſt: ſo ſollte Teutſchland, in deſſen Sprache Winkelmann ſchrieb, jenem fremden Lande nicht nachbleiben und wer der Einzige Mann ſey, der uns die beſte, correcteſte, ja eine vermehrte, berichtigte Ausgabe der Winkelmanniſchen Schriften liefern könnte, weiß ganz Teutſchland. Es iſt einer der älteſten Winkelmanniſchen Freunde, Heyne. H.

II.

Der Einſiedler vom Gebirge Pirepenjal, oder das wunderbare Ungewitter.

Zur Erklärung einer Stelle des Bernier, in der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande in 4to, eilfter Band S. 112 bis 114.

Bernier, ein Arzt, und ein Mann von philoſophiſchem Geiſte, reiſete aus Neugierde die Welt zu ſehen, und aus edlem Triebe ſich durch die Handlungen der Menſchen zu unterrichten, nach Paläſtina und Aegypten. Von da gieng er zurück nach Suez, und fuhr auf dem rothen Meere herab nach Moka in Arabien. Hier änderte er ſein Vorhaben nach Aethiopien zu gehen, weil ihm die Art, wie man daſelbſt den Römiſch-Katholiſchen begegnet, abſchrekte, begab ſich auf ein Indiſches Schiff, und kam 1655 glüklich zu Surate in Indien an. Der Monarch, welcher damals auf dem Mogoliſchen Throne ſaß, war noch Schah Jehan, ein Sohn des Jehan Guir, und des Ekbar Enkel. Bernier begab ſich an den Hof zu Agra und wurde Arzt des Mogols. Nachgehends kam er zu Dannek Mend Kan, dem gelehrteſten Manne in Aſien, welcher Backchis oder Großmeiſter der Reuterey geweſen, und damals einer von den vornehmſten Herrn des Reichs war; und

hier war unſer Bernier ein Zeuge von den blutigen Unruhen, die ſich an dieſem Hofe ereigneten, und den berühmten Aureng Zeb auf den Thron brachten. Aureng Zeb beſchloß, ſeiner Geſundheit wegen in das kühlere Königreich Kaſchemir eine Reiſe zu thun; er brach auch würklich in Begleitung eines anſehnlichen Kriegsheeres den 6ten December 1664 dahin auf, und Bernier folgte dem Zuge, in Geſellſchaft ſeines Herrn des Dannek Mend Kan.

Die ganze Reiſe iſt merkwürdig, ich ſchränke mich aber nur auf die Begebenheit ein, die ich hier vorzutragen willens bin. Die Hitze auf dem Wege von Lahor nach Bember, am Fuße der Gebirge von Kaſchemir, war unbeſchreiblich groß. Bernier macht eine gräßliche Abſchilderung davon. Die Sonne war ſeit dem erſten Augenblicke ihres Aufgangs unerträglich. Man ſah kein Wölkchen. Man fühlte nicht den geringſten Wind. Die Pferde, welche von Lahor her kein Gras geſehen hatten, konnten kaum mehr fort. Den Indianern ſelbſt, in ihrer ſchwarzen trockenen und harten Haut, fehlte es an Kraft und Athem. Man fand Todte auf dem Wege. Des Verfaſſers Geſicht, Hände, Füße, ſchälten ſich ab. Sein ganzer Leib war mit rothen Bläschen bedekt, die wie Nadeln ſtachen. Den zehenden Tag des Zuges zweifelte er, ob er den Abend noch erleben würde. Seine ganze Hofnung beruhete auf ein wenig trokner geronnener Milch, die er mit etwas Zucker in Waſſer zergehen ließ, und vier oder fünf Limonen, die ihm noch zur Limonade übrig geblieben waren. Dennoch langte

er die Nacht des zwölften Tages am Fuße eines steilen, schwarzen und brennenden Berges an, wo Bember liegt, und wo der Eingang zu den Gebirgen von Kaschemire ist. Es war hier ein rechter Feuerofen, aber ein Regen kühlte die Luft des folgenden Morgen ab. Der Kayser hatte diese Linderung nicht voraus sehen können, und war die Nacht mit einem Theile seines Frauenzimmers und mit den vornehmsten Bedienten abgegangen. Den folgenden Tag kam die Reihe weiter zu gehen an den Dannek Mend Kan, und Bernier gieng in seinem Gefolge. Sobald er die entsetzliche Mauer der Welt, das ist, einen schwarzen öden Berg überstiegen hatte, so fühlte er beym Heruntersteigen auf der andern Seite die Luft frischer und gemäßigter. Nichts aber erregte ihm bey diesen Gebirgen mehr Bewunderung, als daß er sich plötzlich aus Indien nach Europa gebracht sah. Er fand die Erde mit allen unsern Pflanzen und Bäumen bedekt, nur Ysop, Thymian, Majoran, und Roßmarin ausgenommen, und glaubte, er wäre in gewissen Gebirgen von Auvergne, mitten in einem Walde von Fichten, grünen Eichen, Ahornen und Maßholdern. Seine Bewunderung war desto lebhafter, weil er bey dem Ausgange aus den brennenden Feldern von Indostan nichts gefunden hatte, das ihn zu dieser Verwandelung vorbereiten konnte. Besonders bewunderte er anderthalb Tagereisen von Bember einen Berg, der auf beyden Seiten voll Pflanzen stand, mit dem Unterschiede, daß, südwärts nach Indien zu, eine Vermischung von Indianischen und Europäischen, nordwärts aber nach

Europa zu, nur Europäiſche in die Augen fielen, als hätte die erſte Seite an beyder Länder Witterung Theil genommen, und die lezte wäre ganz Europäiſch geweſen. Endlich giengen ſie über den Berg Pirespenjal, den Höchſten unter allen dieſen Bergen. Hier hatte er, wie er ſagt, dreyerley Gelegenheiten, philoſophiſche Betrachtungen anzuſtellen.

Erſtlich empfand er in weniger als einer Stunde, Winter und Sommer hinter einander. Nachdem er ſtark geſchwizt hatte, um Wege hinauf zu ſteigen wo jedermann zu Fuße gehen mußte, und wo man eine brennende Sonnenhitze ausſtand: ſo fand er oben auf dem Berge gefrornen Schnee, durch den man einen Weg geöfnet hatte. Es war ein ſehr dickes Glatteis, und der Wind wehete ſo kalt, daß die meiſten Indianer, die nie weder Schnee noch Eis geſehen hatten, zitternd lieſen, in wärmere Luft zu kommen. Zweytens fand Bernier in einem Raume, von weniger als zweyhundert Schritten, zween gerade einander entgegenſtehende Winde, einen Nordlichen, der ihm beym Hinaufſteigen ins Geſicht blies, und einen Südlichen, der ihm beym Hinuntergehen in den Rücken wehete, als hätte ſich aus den Ausdünſtungen dieſes Berges ein Wind erzeugt, der verſchiedene Richtungen nähme, nachdem er in den beyden gegen über ſtehenden Thälern gienge. Drittens traf er auf dem Gipfel des Berges einen alten Einſiedler an, der vor Jehan Guirs Zeiten daſelbſt gelebt hatte. Man wußte nicht, von was für einer Religion er war, ob man ihm wohl Wunderthaten zuſchrieb: z. E. daß er den Wind nach ſeinen Gefal-

len lenken, Regen, Schnee und Stürme hervorbringen könnte. Er hatte ein wildes Anſehen. Sein Bart war lang, weiß, und ſchlecht gekämmt. Er forderte das Allmoſen trotzig, aber er verſtattete Waſſer in irdenen Gefäßen zu nehmen, die er um ſich geſtellet hatte. Er gab mit der Hand ein Zeichen, man ſollte geſchwind vorbey gehen, ohne ſich aufzuhalten. Er ſchmälte auf die, welche Geräuſche machten. Bernier war ſo neugierig in ſeine Höhle zu ſehen, nachdem er ihm das Geſicht durch ein Geſchenk erheitert hatte, und fragte ihn, warum er ſo viel Widerwillen gegen das Geräuſch hätte. Seine Antwort war: es erregte heftige Ungewitter um den Berg; Aureng Zeb wäre ſehr weiſe geweſen, daß er allezeit ſeinem Rathe gefolgt hätte; Schach Jehan hätte es eben ſo gemacht, und Jehan Guir wäre einmal bald mit ſeinem ganzen Heer umgekommen, weil er dieſe Erinnerung verſpottet, und mit Trompeten und Pauken hätte Lärmen machen laſſen.

So weit erzählt Bernier; und zwar klingt ſeine Erzählung, was den Unfall des Schach Jehan Guir betrift, ziemlich abentheuerlich, und ziemlich im Geſchmak des Lebens des Apollonius von Thyana, des Wunder-Mannes, von dem uns Philoſtrat ſo ſtattliche Abentheuer erzählt. Doch da ſich Baco von Verulam, la Plüſche, und andere gelehrte Männer nicht ſchämen, die Entſtehung heidniſcher Götter-Fabeln aus wahrſcheinlichen Urſachen zu erklären: ſo ſey es auch meiner Wenigkeit vergönnt, zu verſuchen, ob ich dieſes wunderbare Abentheuer des Jehan Guir, das dem Blitz und Donner, den im Phi-

loſtrat die Weiſen in Indien auf ihre Feinde ſchleu-
derten, nicht unähnlich ſieht, aus natürlichen Ur-
ſachen erklären kann. Alſo, es ſey gewagt! und
ſo mag denn Schach Jehan Guir mit ſeinem Gefol-
ge auf dem Gebirge Pirepenjal anrücken.

Vor ihm her gehen Reuter mit ſilbernen Streit-
kolben, die Befehle des Kayſers zu überbringen,
und das Volk auf die Seite zu treiben. Man nennt
ſie Gouzeberdars. Nach ihnen folgt der Kayſer
ſelbſt. Er ſitzt in einem goldnen Thron, mit Glas-
fenſtern verſchloſſen, und acht Mann tragen ihn.
Um ihn her ſind ſeine Raja's und Omra's, und
ein Schwarm von Bedienten zu Pferd und Fuß.
Nach ihm ſieht man die Curſi unter einem Gemiſche
von Paucken und Trompeten ziehen. Dieſes ſind
eine große Anzahl ſilberne Bilder von fremden Thie-
ren, Händen, Wagen, Fiſchen und andere geheim-
nißvolle Dinge, die man oben auf ſilbernen Stäben
trägt. Ihnen folgt ein Haufen Manſebdars oder
kleinerer Omra's. Nach dieſen kommen die Frauen-
zimmer des Kayſers, in Palankins und Mickdembers,
mit goldenen Gitterwerk und ſeidenen Vorhängen
geziert, und von Menſchen, Elephanten und Kame-
len getragen, die mit goldnen Decken und ſilbernen
Glöckchen behangen ſind. Verſchnittene begleiten ſie
mit großen Röhren und Stäben in der Hand, die
Neugierigen wegzutreiben. Hinter her folgt das
Heer von Tauſenden. Jetzt kömmt der erſte Zug
bis zur Höhle des Einſiedlers. Der alte feyerliche
Mann mit weißem Barte ſteht davor, und winkt,
daß man ſtille anrücken ſoll. Der Kayſer fragt, wa

der Mann sey, der sich erkühnt, ihm Vorschriften zu geben? Und nun läßt ihm der ehrwürdige Graubart sagen: dein Vorfahr war weise, daß er allemal ruhig und stille über das Gebirge zog; handle weise, wie er, denn das geringste Geräusche wird Nacht und Sturm und Ungewitter erregen, und du und deine Weiber und dein Heer werden zertrümmert werden. Nichts weiter? sagte der Kayser. Sagt dem alten Graubart: Schah Jehan Guir will sehen wer mächtiger ist, der Beherrscher von Indostan, oder deine Geister die Ungewitter machen. Drauf befiehlt der Beherrscher von Indostan; und die Trompeten und Paucken lärmen. Aber, was geschieht! Plötzlich krachts, Donner brüllt, und Nacht und Sturmwind bricht herein, im Gefolge von Trümmern, die sich oben vom Gebürge herabwälzen. Der Kayser erblaßt, die Sultaninnen bekommen Nervenkrämpfe, und fallen in Ohnmacht, und der Zug zu Pferde wird nebst einem Theile des Waldes zertrümmert!

Beym großen Fo! woher entstand diese gräßliche Zerrüttung? Hatte der alte Graubart Medeens Zauberkünste? Wußte er Colchische und Thessalische Hexenstreiche? Oder war er ein Cabalist, wie Rabi Bar Nachmann, der in der Yverdonischen Enzyclopädie (Artikel Cabalist) ein Schiff auf trokknen Strande fortgehen läßt? Oder wußte er gar das berühmte Schemhamphoraſch, welches (Dank den Rabinen für die herrliche Nachricht!) der Messias aus dem Allerheiligsten des Jerusalemischen Tempels entwandte, und wodurch er, wenn er es

dem schwächsten Zaum nach euerm Gefallen lenken; aber nicht ein solches Weib.

Enobarbus.

Ich wollte, wir hätten alle solche Weiber, so könnten die Männer mit ihren Weibern in den Krieg gehen.

Antonius.

Ich gesteh es mit Bedauren, daß die Händel die ihr unbändiger und unruhiger Geist anzettelte, euch nur allzuviel Unruhe machten; allein ihr müßt doch selbst gestehen, daß ich nichts davor konnte.

Cäsar.

Ich schrieb euch nach Alexandria; aber, ohne eure ausschweiffende Lustbarkeiten nur einen Augenblik zu unterbrechen, stektet ihr meine Briefe ungelesen in die Tasche; und foppte meinen Abgesandten mit Stichelreden hinweg, ohne ihm nur Gehör zu geben.

Antonius.

Herr, er überfiel mich, ohne sich melden zu lassen; es war gerade zu einer Zeit, da ich dreyen Königen ein Gastmal gegeben hatte, und nicht war was ich am Morgen gewesen war: Allein den folgenden Tag sagt' ich ihm das, und das war soviel als ob ich ihn um Vergebung gebeten hätte. Soll ein solcher Geselle wichtig genug seyn, bey unsern Zwistigkeiten, wenn wir anders welche haben, in Betrachtung zu kommen?

Cäsar.

ausſprach, Wunder that, und Himmel und Erde bewegte? Oder hatte er vielleicht phyſikaliſche Geheimniſſe, wie Pythagoras? Oder war er ein Günſtling der Götter wie Abaris, der im Jamblichus auf einem Pfeile durch die Luft reitet? Keines von allen, denk ich, ſo wenig als ich es von allen dieſen glaube. Ueberhaupt glaube ich an keine Art von Magie, als an die Natürliche des Hrn. Wiegleb. Ich könnte daher vor allen Dingen fragen, ob auch die ganze Begebenheit wahr ſey? Aber weil ſie doch ein Mann wie Bernier für bekannt erzählt, ſo laß ich dieſe Frage an ihrem Orte, und ſuche die Sache natürlich zu erklären; um wenigſtens einen kleinen Beytrag zu geben, wie man vielleicht andere ungeheure Merkwürdigkeiten aus Reiſebeſchreibungen zu ganz natürlichen Begebenheiten erklären könnte.

Alſo; dieſe ganze gräßliche Zerrüttung entſtand — durch einen ungeheuren Schneeball, den man auf den Schweitzer Gebirgen Schnee-Lauine nennt. Ich will dieſes wahrſcheinlicher machen. Bernier ſpricht von einem Berge, der am Fuſſe brennende Hitze des Sommers hat, und auf ſeinem Rücken gefrornen Schnee trägt. Eben dieſes findet ſich in den Savoyſchen Eisgebirgen, an dem Mont blanc, Argentiere, Boſſon, dem Schreck und Wetterhorn, und in andern Eis-Kletſchern der Schweiz. Der Schnee häuft ſich nach und nach zu einer ungeheuren Maſſe an, bekömmt auf einer Seite das Uebergewicht, und alsdann iſt die kleineſte Erſchütterung fähig, den ganzen rieſenmäßigen Klumpen herabzu-

stürzen. Er rollt mit solcher Wuth ins Thal, daß der dadurch erregte Wind Hirtenhäuser wegbläßt, so leicht wie man ein Körnchen Schnupftobak vom Ermel haucht. De Lüc, Gruner, Scheuchzer, Bourret, und andre Beschreiber der Schweizergebirge, liefern hiervon hinlängliche Beyspiele. Aus diesem Grunde pflegen die Reisenden, zwischen den Gebirgen die Schellen von ihren Maulthieren zu nehmen; weil man Fälle weiß, wo durch die bloße Erschütterung der Luft, die ihr Klang erregt, die Schneeklumpen stürzten. Und um wie vielmehr muß nicht Trompeten und Pauckenschall hier würken? Auch schießt man Pistolen los, um die etwa schon lockern Klumpen vollend herab zu stürzen, damit sie nicht zu ungelegner Zeit fallen. Bey Thusis und im Thal Avers im Bündtner Lande, wo die Gebirge sehr steil sind, (sagt Gruner in seiner Beschreibung der Eisgebirge des Schweizerlandes, Bern 1760) hangen die Glocken kaum ein Paar Schuhe von der Erde, damit die Erschütterung ihres Schalles keine Schnee-Lauinen losreisse. An vielen Orten hat man aus diesem Grunde gar keine Glocken (*). Aus diesem allen sieht man, wie leicht ein solcher Schneeklumpen herabstürzt, wenn er gleich durch die Größe seiner Masse Thäler zu füllen vermag. Welche schreckliche Zertrümmerung aber der Sturz einer solchen gigantischen Schneemasse anrichtet, davon will ich, um die Sache anschaulicher zu machen, einige Beyspiele aufstellen.

(*) Man sehe die Vermischten Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung, 1ster Band, 4tes Stück.

Nach dem Berichte des Cysars (in seiner Beschreibung des Luzerner Sees S. 11.) wurden von einer ungeheuren Schlaglauine im Jahr 1477. sechszig Soldaten der Eidgenossenschaft, die durch das Urseler Thal wider die Herzogin Bouna von Mayland zu Felde zogen, auf einmal bedeckt. Im Jahre 1499. sollen 400 Mann kayserlicher Truppen von einer dergleichen Lauine im Engadin ergriffen, aber alle wiederum gerettet worden seyn. Im folgenden Jahre giengen bey 100 Mann Schweizer, die in französischen Solde gestanden, am Bernards-Berge auf diese Weise zu Grunde. Im Thale Madia wurden, laut neuern Nachrichten, im Jahr 1695. an 13 Häuser von einer solchen Lauine zerstört. Die Tagebücher des Schweizerlandes sind voll von dergleichen traurigen Ereignissen. Aber eine der fürchterlichsten Lauinen, deren Wind einen Wald abmähete, und Häuser wegblies, sey mir noch vergönnt aus des Hrn. De Lüc Reisen in die Eisgebirge von Savoyen anzuführen, weil sie ganz neu, und also desto glaubwürdiger ist. Man findet sie auch in der physikalischen Erdbeschreibung, 2ter Band, 4tes Stück, pag. 483 — 84 folgender Gestalt angeführt: „Man liest, daß die Lauinen auf ihrem Wege einen Druk der Luft verursachen. Ich habe oft auf den Alpen von den fürchterlichsten Verwüstungen erzählen hören, welche durch diese Art von Sturmwind verursachet worden, der demjenigen gleich ist, den das plötzliche Herunterfallen verdikter Wolken erzeugt. Aber noch niemals habe ich so starke, durch sie gemachte Veränderungen gesehen, als diejenigen, so man uns,

einige Jahre nach dieſer unſerer erſten Reiſe, auf den Berg Sixt gezeiget hat. Die Weide der Gemeinde liegt unten an einem ſehr jähen Abhange, der aus heruntergefallenem Schutte der obern Felſen entſtanden iſt. Dieſer Abhang, und die auf ihm ſtehenden Felſen machen eine ſehr weit ausgebreitete Erhöhung aus, welche über 3000 Fuß ſenkrecht beträgt. Faſt die ganze Oberfläche wird mit Schnee bedekt, der daſelbſt durch die Winde aufgehäuft wird. Wenn die Dicke deſſelben nicht ſehr beträchtlich iſt, ſo ſchmilzt er nach und nach, ohne herab zu ſtürzen, weg. Aber im Winter des Jahres 1769 und 1770 fiel eine ſo große Menge Schnee, daß ſeine Laſt, als die Kälte die Theile deſſelben in Staub verwandelt hatte, ſich auf einmal über die Gemeinweide ergoß, und dieſelbe dermaſſen mit Schnee bedekte, daß er über den weiter unten gelegenen Abhang hinab fiel. Die Würkung der durch dieſen Fall der Schneelaſten zuſammen gepreßten Luft, war ſo entſetzlich, daß der Sturmwind ſich durch den an der abhängigen Seite des Berges ſtehenden Tannen und Buchenwald, einen Weg durchbrach, und auf ſelbigem nicht einen einzigen Baum ſtehen ließ. Er hemmte den Lauf des Giffre, der ſonſt ins Thal fließt, und riß auf der entgegen geſezten Seite eine große Menge Bäume und Hütten nieder, die viel feſter gebauet waren als jene, welche auf der Gemeinweide von den Lauinen zertrümmert und bedekt wurden. So weit De Lüc. — Und nun dächte ich, ſieht man anſchaulich, welche ungeheure Würkung die fürchterliche Kraft einer ſolchen Lauine, die, wie

ich schon gezeigt habe, durch die kleinste Erschütterung in Bewegung gesetzt wird, verursachen kann.

Ich will jetzt alle diese Beyspiele zusammen fassen, um sie zur Erklärung des Wundersturms des Einsiedlers auf dem Gebirge Pirepenjal, anzuwenden. — Es lag also Schnee auf dem Berge, mit einer dicken Eisrinde; ein Zeichen, daß der Berg sehr hoch und kalt war. Dennoch wählt ein Heer allezeit lieber die niedrigste Seite des Gebirges zum Durchmarsche, als die höchste Spitze, und so als so auch hier. Deswegen kann man schließen, daß noch höhere Schneefelsen waren, von denen die Lauinen herabkollerten, wenn sie gleich Bernier nicht ausführlich beschreibt; (denn damals beschrieb man Gebirge nicht mit so viel physikalischer Genauigkeit als jetzt.) Daß aber auch der Berg höhere Felsen hatte, kann man schon daraus schließen, weil es Höhlen darauf gab wo der Einsiedler wohnen konnte, und Trinkwasser, ein Produkt des geschmolzenen Schnees, welches der Einsiedler nicht für ein ganzes Heer alleine aus der Tiefe holen konnte; und welches sich schwerlich auf dem höchsten Gipfel eines Berges finden läßt, sondern noch höhere, von welchen es durch die innre Wärme des Berges herabfloß, zum voraus sezt. Also gab es denn wahrscheinlich auf den Seiten des Passes Schneefelsen. Jetzt läßt Schach Jehan Guir mit Trompeten und Paucken lärmen, und plötzlich werden durch den Schall die ungeheuren Schneeklumpen, nicht etwa durch ein Wunder, wie dort die Thürme zu Jericho, sondern blos natürlich durch die zitternde Luft, er-

schüttert, und stürzen mit schrecklichem Brüllen herab; ihre Ungeheure Masse verfinstert die Luft, und ihre ungeheure Last, die Pfeilschnell vom Gebürge herabrollt, erregt Sturm, reißt Bäume um, und zertrümmert den Vortrupp des Beherrschers von Indostan. Dies Wunder, sagte der graubärtige Einsiedler aus grauer Erfahrung voraus, und aus neuen ohnbärtigen Reisebeschreibern läßt es sich, nicht ohne Grund, zu einer natürlichen Begebenheit erklären.

Wem noch Zweifel wider diese Erklärung aufsteigen sollten, der kann sie wenigstens, wie ich schon gesagt habe, als einen Beytrag ansehen, wie man oft Wunder aus Reisebeschreibungen zu natürlichen Begebenheiten erklären könnte; oder, wie oft ein der Natur nicht völlig kundiger Reisebeschreiber Sachen für Wunder hält, die nur nach dem gewöhnlichen Gange der Natur geschehen. Denn durch die Unkunde der Natur, und durch den Hang der Erdensöhne zum Wunderbaren geschah es, daß man aus den Gebirgen Griechenlandes, welche von Asien aus, bey untergehender Sonne, in den Himmel zu reichen scheinen, Himmelstürmende Giganten schuf, (wie Wood glaubt) aus den ersten Reutern Centauren, und, wie Hanno in seiner Reisebeschreibung um die Afrikanische Küste, aus Affen haarige Menschen, oder, wie die indischen Mißionarien, aus Chimpansen und Pongo's geschwänzte Menschen von Borneo machte. Eine gleiche Neigung zum Wunderbaren schaft den Holzwurm zur Todtenuhr, das wiehernde Geheule der Hyäne zu einem Lachen, wodurch

ſie Menſchen an ſich lokt, um ſie zu verſchlingen, und zulezt wird eben hierdurch ein Mauerbrecher (Pauſanias L. 1. cap. 24.) zum Trojaniſchen Pferde.

K.

III.

Jüdiſche Dichtungen und Fabeln.

Vorerinnerung.

Die Ebräiſche Nation hat ihre Mythologie und Dichtung, wie alle Völker die durch Sprache und Tradition bis ins hohe Alterthum reichen; nur es iſt dieſelbe nicht ſo bekannt, geſchäzt und ausgebildet, als die Mythologie andrer, ſelbſt einiger unſtreitig rauherer und wilderer Völker. Die Urſache hievon liegt meiſtens in den Schikſalen der Nation, in der Lage ihrer äußern und inneren Umſtände, die auch die Anwendung ihres Geſchmacks und des Scharfſinnes, den ihr die Natur gewiß nicht verſagt hat, beſtimmt oder fehlgeleitet haben. Ich gehe Alles vorbey und führe nur das Eine an. Das alte Teſtament iſt bey ihnen das Buch der Bücher; alle Lehre, alle Weisheit muß demſelben irgendwo angefügt, aus ihm, wo möglich, hergeleitet werden. Nothwendig mußte dies den ſcharfſinnigen Köpfen des Volks einen engen, zu engen Kreis geben. Man ſezte hinter den Text der Bibel, was unſtreitig beſſer

allein gestanden hätte: man kleidete in ein Bild, in eine Parabel, was lieber eine freye Dichtung werden mochte; man sahe sich endlich genöthigt, nach vielen Proben der Weisen voriger Zeit Arten der Auslegung festzusetzen, die eigentlich gar keine Auslegung, sondern Anwendung, freye Dichtung mit Worten oder nur bey Gelegenheit Eines Worts des biblischen Texts waren, deren höchste Schönheit also natürlich dahin gieng, mit Worten der Bibel etwas ganz anders zu sagen, als der ursprüngliche Sinn war; etwas Neues, unerwartet Scharfsinniges und Schönes. Lehrer und Schüler wetteiferten hierüber; und die Sache ist jedem bekannt, der nur Einen Bibel-Commentar dieses Volks, Eine Sammlung ihrer Sprüche, Dichtungen und Fabeln gesehn, oder auch nur die Regeln der Auslegung und Erweiterung des Worts ihrer Väter, die sie selbst geben, gelesen.

Aber nun, was hatte diese Dichtungsart, diese Einkleidung und Anheftung scharfsinniger Gedanken an die Sprache der Bibel — was hatte sie für ein Schikfal, da sie in die Hände andrer Nationen fiel, die dies alles für eigentliche Auslegung des Worts Gottes hielten? Wo der Rabbi am scharfsinnigsten gewesen war, ward er am dümmsten; eben wo er den feinsten Witz angebracht hatte, schien er ein rasender Schwärmer. Man machte lächerlich, was man hin und wieder gar nicht verstand; und indem man den schönen, glänzenden Staub auf dem Flügel des Schmetterlings mit groben Händen angriffen,

ja gar zersägen und zertheilen wollte, freylich so gieng der Schmetterling und sein Flügel verlohren, und man besudelte sich nur die Hände.

Die die Geschichte dieses Volks und seiner Behandlung kennen, werden auch literarisch hierüber keine Beweise verlangen; eine Reihe Bücher, zum Theil sehr neuer Bücher, sind davon redende Beweise.

Doch warum dies alles an diesem Orte? Ich wollte hier nur eine kleine Probe vom dichterischen Witz und Scharfsinn, oder, wenn man will, von der Mythologie der Ebräer geben, meistens nur nach Maasgabe ihrer ältesten Geschichte. Der Reichthum derselben, die ganze Bibel hinunter und an andern Orten, ist groß, aber sehr ungleich. Es thäte mir leid, wenn Niemand etwas Scharfsinniges, etwas Geistiges und Feines in diesen Dichtungen fände; sehr lieb aber wäre mirs, wenn ich einen Weisen, einen Gelehrten der Nation selbst veranlaßte, die Perlen aus dem Grunde des Meers, die Goldkörner aus dem schlechten Staube, hervorzuziehen, und uns reichere, schönere Sammlungen zu geben, wie Hr. Mendelsohn theils mit einigen Gedichten und Fabeln, theils mit einigen Sprüchen und Geschichten der Weisen seines Volks schon gethan hat. Zum Schluße erinnere ich nur Eins. Wenn die Dichtung mit Worten der Bibel spricht und meistens die Worte in einem neuen Sinn anführet, so ist dies Theils ihr Zweck, Theils im Ohr der Nation ihre besondre Schönheit.

Jüdiſche Dichtungen und Fabeln.

I.

Die Schöpfung des Lichts und der Liebe.

Im Anfange war alles wüſt und leer, ein kalter Meeres-Abgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander. Da wehte Hauch des Lebens vom göttlichen Munde, und brach die Ketten des Eiſes, und regte, wie eine Taube, die ſanft erwärmenden Mutterflügel: der Geiſt Gottes webete auf den Waſſern.

Aber noch kämpfte alles in dunkler Tiefe und rang zur Geburt. Die Elemente konnten ſich nicht entwickeln, bis der Erſtgebohrne der Schöpfung erſchien, der holde Sohn der ewigen Allmacht. Gott ſprach; es werde Licht und es ward Licht.

Das ſchöne Licht vereinte ſich mit der mütterlichen Liebe, die auf den Waſſern ſchwebte. Sie ſchwangen ſich auf zum Himmel und webten das goldene Blau; ſie fuhren hinunter zur Tiefe und fülleten ſie mit Leben: ſie trugen die Erde empor und beſeelten den Staub. Sie ſtanden ſtill und rathſchlagten mit einander: laſſet uns Menſchen ſchaffen, zu unſerm Bilde, zu unſrer Gleichheit. Da fuhr Leben in den Staub, da hauchte Licht ſich ins göttliche Menſchen-Antliz, und die Liebe wählte ſich ſein Herz zu ihrer ſtillen vertraulichen Wohnung.

Cäſar.

Ihr habt einen Artikel euers Eides gebrochen; ein Vorwurf, den ihr niemals im Stande ſeyn werdet, mir zurük zu geben.

Lepidus.

Sachte, Cäſar --

Antonius.

Nein, Lepidus, laßt ihn reden; die Ehre, die er mich beſchuldigt verlezt zu haben, iſt zu heilig, als daß ich dieſen Punct ununterſucht vorbeylaſſen könnte -- Nur weiter, Cäſar, den Artikel meines Eids --

Cäſar.

Mir Truppen und Hülfe zu leihen, wenn ich darum anſuchen würde; ihr habt beydes abgeſchlagen.

Antonius.

Vernachläßiget, könntet ihr eher ſagen; und da es zu einer Zeit geſchah, wo eine Art von Bezauberung mir das Bewußtſeyn meiner ſelbſt genommen hatte, ſo könnt' ich mich leicht dazu bequemen, den Reuigen deßhalb zu machen. Allein meine Ehrlichkeit ſoll weder meiner Würde, noch meine Macht meiner Ehrlichkeit zu nahe treten. Die Wahrheit iſt, daß Fulvia, um mich aus Aegypten wegzubringen, hier Händel anfieng, für welche ich, die unwiſſende Triebfeder, in ſo weit um Verzeihung bitte, als es meine Ehre dißfalls geſtatten kan.

. Der ewige Vater sah an, was er gemacht hatte, und siehe da! es war alles sehr gut. Alles erfüllt, alles durchregt mit Liebe, und unter allem der Mensch ihre feinste Mischung, ihr schönster Tempel.

2.

Die Schöpfung der Sonne und des Mondes.

Gott sprach: es werden zwey Lichter am Firmament, zu Königen der Erde, zu Entscheidern der Tage und Jahre.

Auf gieng die Sonne, das erste der Lichter, wie ein Bräutgam aus seiner Kammer eilet, und freudig, wie ein Held, zu laufen den Weg des Sieges. Sie stand da, gekleidet in den Glanz Jehovahs, den Stralenscepter in ihrer Hand. Die Erde jauchzete: es dufteten die Kräuter; es schmükten sich die Blumen: denn alles empfand ihre Gegenwart der Milde und des Segens.

Neidig stand das andre Licht, und sahe daß es sie nicht zu übertreffen vermochte. „Was sollen, sprach sie, zwey Regenten auf Einem Thron? Warum muß ich die zweyte seyn und nicht die Erste?" Da nahm ihm Gott von seinem Licht (denn erst war der Mond gleich wie die Sonne) den dritten Theil, und streute ihn in die weite Luft. Siehe,

da ſtand um den Mond das Heer der unzählichen Sterne.

Verdämmert und traurig ſah Luna zur Erden, und ſchämte ſich und weinte reuige Thränen. Der Vater aller Weſen erbarmte ſich ihrer und tröſtete ſie. „Du meine Tochter, ſprach er, in deinem mil„dern ſanftern Glanze ſey Königin der Nächte und „prange in dieſem Heer unzähliger Sterne. Die „Thränen deiner Reue will ich zum Balſam machen, „der das Lechzende erquikt, der das vom Stral der „Sonne gebeugte Muthloſe tröſtet.“

Beſchämt und freudig gieng Luna vom Thron des Schöpfers und trat ihren ſtillen verſchwiegnen Gang an. Alles Lechzende freute ſich ihres ſchönen Angeſichts, alles Traurige erquikte ſich in ihren ſanften, mitleidenden Thränen. Noch jezt geht der Mond am Himmel, und ſucht wen er erquicke, und ſucht wen er tröſte.

3.

Die Schöpfung des Mannes und des Weibes.

Gott ſchuf den Menſchen zu ſeinem Bilde: er ſchuf ſie Mann und Weib. Warum trennte er die Geſchlechter? Er trennte ſie Darum, daß Eins nach dem Andern verlange, daß Eins ſich zum andern ſehne: denn nur wenn beyde an Herz und Seele Eins ſind, und ſich das Getrennete

wieder vereinet, glänzet in ihnen das Urbild des Menschen, das Bild Jehovahs, in seiner ersten Schönheit.

Darum bauete Gott das Weib aus des Mannes Seite. Da er sie zu ihm führte, bewegte sich die Stäte seines Herzens, denn sie war seinem Herzen nahe gewesen. Voll Entzückung rief er: du sollt Männin heissen, denn du bist vom Manne genommen.

Darum wenn Jehovah einen Jüngling liebet: so giebt er ihm die Hälfte die sein war, das Gebilde seiner Brust und seines Herzens, zum Weibe. Sie werden beyde wieder zu Einem Bilde in täglich neuer jugendlicher Schönheit. Wer aber frühe nach fremden Weibern buhlet, empfängt eine fremde Hälfte. In Einem Leibe sind sie zwo verschiedne Herzen und Seelen, sie zerreissen sich hin und her, verschmachten oder verwildern und quälen sich einander zu Tode.

4.

Der Vogel der Unsterblichkeit.

In Mitte des Paradieses standen die beyden kostbarsten Bäume der Welt, der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen, war jedem Geschöpf erlaubt; von jenem zu kosten, jedem Geschöpfe verboten. Der einzige Phönix, ein Einiger seiner Art, damals

der König des ganzen gefiederten Reiches, er allein nistete darauf, und aß von ihm Weisheit und Wahrheit. Den Menschen, und ihnen am schärfsten, war, um ihrer Kindheit willen, die Götterspeise verboten.

Lüstern trat Eva hinzu und wollte kosten; als fürchterlich auf dem Baum der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhub und also weissagte: „Arme Betrogne, wo irrest du hin? was „zu erblicken, öfnest du dir die Augen? Deine „Nakтheit zu sehn, wirst du weise — um dich elend „zu fühlen, willt du eine Göttin werden?„ — Aber Eva hörte nicht auf des weissagenden Vogels Stimme; ihr Blick hieng an der Frucht und an ihrem glänzenden listigen Verführer.

Da über alle Geschöpfe der Tod kam, ward Phönix ausgesondert, als der schuldlose, lezte Zeuge des Paradieses. Zwar mußte er auch den seeligen Sitz räumen, wie die Verführten: König der Vögel wollte er selbst nicht mehr bleiben; seinen einst ruhigen, glüklichen Thron, nahm jezt ein Raubvogel ein, der blutgierige Adler. Auch die Unsterblichkeit konnte ihm in der dickeren vergifteten Luft nicht werden, als — durch Verwandlung; nur durch eine Verwandlung, die, nach Jahrhunderten erst, schnell und herrlich ihn wieder verjüngte. Wenn seine Stunde naht, ist ihm vergönnet ins Paradies zu fliegen; vom verwelkten Baume des Lebens und der Erkenntniß bricht er die dürren Zweige, in denen er sich selbst verbrennt.

Die Zweige vom Baum der Erkenntniß bringen ihm Tod, die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Denn zeucht er wieder in seine friedliche einsame Wüste, und trauert ums Paradies; der seltne, einzige, unsrer Welt ungesehene **Vogel unsterblicher Wahrheit.**

5.

Lilith und Eva.

Das erste Weib, das Gott dem Adam gab, hieß Lilith, und war, wie er, aus Erde gebildet; aber sie war stolz und wollte sich Adam nicht unterwerfen. „Bin ich nicht deines Ursprungs? sprach sie, ja gewiß aus seinem Tone.„ Zulezt entflog sie und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren. Da strafte sie Gott, und gab ihr den Fluch der Unsterblichkeit, und das Geschäft schädlicher verbotner Künste. Noch schwebt sie, als Teufelin, in der Dämmerung umher; eine Feindin junger Kinder, des Seegens, den ihr ihr Stolz versagte.

Gott sprach: „es ist nicht gut, daß Adam „allein sey. Ich will ihm eine Gesellin geben, die „sich zu ihm füge.„ Da fiel ein tiefer Schlaf vom Herrn auf Adam, und ein lieblicher Traum wies ihm das neue Gebilde des Schöpfers. Aus seiner Seite stiegs hervor; nicht aus dem Haupte, nicht aus den Füßen. Weder herrschen über ihn sollte das Weib, noch von ihm untertreten werden; aus

der Ribbe ward sie geschaffen, daß sie die zarte Brustwehr seines, die Wächterin ihres eigenen Herzens wäre.

6.

Sammael.

Als Gott den Menschen aus Staube geschaffen und den verweslichen Staub gekrönt hatte mit seines Ebenbildes Krone, stellte er ihn den Engeln dar und allen seinen Geschöpfen. Die Schaar der Engel neigte sich vor ihm, sie dienten ihm frölich zu seiner paradiesischen Hochzeitfreude. Nur Einer derselben, der stolze Sammael, wollte sich nicht neigen. „Sind wir nicht, sprach er, aus Licht erschaffen worden und nicht aus Staube? Der Feuerstrom, der vom Throne fleußt, gab mir das Wesen und nicht die zerfallende Erde.„ Da stieß ihn Gott, seines Stolzes wegen, vom Himmel hinunter: der hochmüthigste mußte der niedrigste Engel werden.

Voll Zorn und Rache gegen die Menschen begab er sich zum Paradiese. Er hatte das Verbot Jehovahs gehört, und wollte sie jezt, in leuchtender Seraphsgestalt, verführen. Aber der Schnee schmolz, (*); aus dem er sein Kleid bilden wollte

(*) Es ist die gewöhnliche Tradition der Rabbinen, daß die Gestalt, in welcher Engel erscheinen, von dem

und weil er den Weg des Verführers gieng, mußte er in Schlangengestalt erscheinen; vom Engel blieben ihm nichts als stralende Flügel.

Eva sah und bewunderte ihn, und ließ sich verführen. Sie aß Tod vom Baume, und gab ihrem Manne auch den Tod: Krankheit und Elend verbreiteten sich auf alle Geschöpfe der Erde. Zur Sonne, zum Monde hinauf stieg die Wolke des neuen Nebels; die Himmelslichter entfärbten sich und schienen von jezt an mit den dunkeln Flecken, von denen sie voraus nichts wußten. Der Vater der Menschen richtete die Menschen; aber mit Erbarmen; nur die verführerische Schlange verfluchte er hart, zum niedrigsten Staube der Erden; und Sammael, statt seines erst himmlischen segnenden Geschäfts, ward jezt — der verabscheuete Engel des Todes.

7.

Joseph.

Als Potiphars Weib den Joseph ergrif, und alles entfernt hatte was sie in ihrem Vorhaben hindern konnte: siehe, da stand dem Jünglinge die Gestalt seines Vaters vor Augen. „Die Namen „deiner Brüder, sprach Jacob, werden auf den

leuchtenden Schnee gebildet werde der unter des Ewigen Throne liegt.

„Steinen des Bruſtſchildes glänzen, und Du ſolt „mit ihnen geſchrieben werden; willt du, daß dein „Name ausgelöſchet ſey und du ein Hirte der Ehe„brecherin heißeſt?„ Alſobald kam Joſeph zu ſich, und wand ſich los. Sein Bogen blieb veſt in ſeiner Kraft; ſeine Händ' und Arme ſtärketen ſich; und ſtatt Eines kamen zweene Namen ſeines Geſchlechts auf die Steine, ins Angeſicht vor Jehovah. Der ſterbende Vater pries ihn und ſprach: Ein fruchtbarer Zweig iſt Joſeph; der Sohn einer Fruchtbaren über der Quelle. Seine jungen Sproſſen ſchießen die Mauer hinan — ein Lohn ſeiner Gottesfurcht und Keuſchheit!

8.

Der Streit der heiligen Berge.

Als Gott ſein Geſetz geben wollte und den Berg Sinai dazu erwählte: traten vor ihn die Geiſter der Berge im Lande der Verheiſſung. „Warum verſchmäheſt du uns, deine Erkohrnen, und wählſt den fremden Berg, einen dürren Fels der Heidniſchen Wüſte?„ Wer ſeyd ihr, ſprach Jehovah, daß ihr es wagt der Schemmel meiner Herrlichkeit zu werden? Ich ſelbſt will hernieder kommen und mein Geſez reden. Schauet umher! Mein Gang war auf jenen flammenden Bergen, auf den zerfallnen Hügeln der alten Zeit; wo iſt jezo die Krone ihres Gipfels?

Aber auf euch, fuhr der Gnädige fort, will ich meine Herrlichkeit milder offenbaren. Du, lachender Tabor, sollt meine sanftere Stimme hören und das verklärte Antlitz meines Sohnes sehen. (*) Berg Gottes, du fruchtbarer Carmel, auf dir soll mein zweiter Knecht Moses, Elias, wohnen und meinen Namen mit Feuer vom Himmel kund thun. Du Libanon, sollt mein Heiligthum bauen; und du, bescheidner, schweigender Zion, auf dir, dem kleinsten der Berge, soll die Stäte meines Heiligthums ruhn, meines Namens ewige Wohnung. Der Berg, da des Herrn Haus ist, wird höher seyn denn alle Berge, und über alle Hügel erhaben. Freudig verließen die Berge das Antlitz Jehovahs: sie beneideten Sinai nicht mehr, und der demüthige Zion war forthin der Größeste der Berge.

9.

Die Worte des Gesetzes.

Als Gott sein Gesetz auf Sinai gab, sprach Er selbst alle Worte des Gesetzes. Die allmächtige Stimme durchdrang die Welt; jeder der Propheten, jeder der Weisen, welche in allen Geschlechtern aufstehn, hat von ihr das Seinige ems

(*) Der Rabbi hat hier eine andre Stelle, daß auf Thabor das Wort Ich, Ich Jehovah zweimal genannt werden sollte.

pfangen. Seine Lehre und Weißheit iſt nur ein Nachhall der göttlichen Stimme.

Als Gott die Seelen der Menſchen ſchuf, rief er ſie durch die Macht ſeines Worts: der Schall ſeines Worts ward Grund und Wurzel jeder menſchlichen Seele. So viel derſelben ſind, ſo viel ſind alſo Stimmen, Auslegungen des Göttlichen Geſetzes. Es ſind auch viele Seelen, welche viel Auslegungen in ſich begreifen, und die Seele Moſes faſſete den Baum des Geſetzes mit allen ſeinen Aeſten und Zweigen. Jegliche Seele des Menſchen wird gerichtet werden nach dem Worte das in ihr lag, nach dem Schalle, zu dem ſie iſt gebildet worden.

Die Seele des Weiſen, der im Geſetz forſchet und das Wort Gottes in ſich lieſet und übet, ſie ſteiget, wenn der Menſch ſchläft, hinauf zum Himmel, und wird gewürdigt, zerſtreuungsloß das höchſte Licht zu ſehen, den Sinn der Auslegung zu leſen, die ihr gebühret. Die Engel warten und ſchweigen mit ihrem Lobgeſange, bis die Seelen der Menſchen verſammlet ſind, wie geſchrieben ſtehet: die Blumen ſind hervor geſproſſet von der Erde; die Zeit des Geſanges iſt da, die Turteltaube läßt ſich hören in unſerm Lande. Die, ſo um ſeinen Thron ſtehn, empfangen die Geſänge, und flechten dem Ewigen daraus eine ihm angenehme Krone.

Wie hat der Herr die Menſchen ſo lieb!
All ſeine Heiligen ſind um ihn her,

Lepidus.

Das iſt edel geſprochen.

Mecänas.

Ich wünſchte, daß euch gefallen möchte, die Erörterung eurer Beſchwerden nicht weiter zu treiben. Das beſte Mittel ſie zu vergeſſen, wäre, wenn ihr euch erinnern wolltet, daß die dringende Nothwendigkeit eure Ausſöhnung fordert.

Lepidus.

Vortreflich geſprochen, Mecänas.

Enobarbus.

Wenigſtens könntet ihr doch einander für den gegenwärtigen Gebrauch eure Freundſchaft leihen, und wenn ihr nichts mehr von einem Pompeius hört, ſie wieder zurük geben; wenn ihr jonſt nichts mehr zu thun habt, werdet ihr immer Zeit finden, euch mit einander herum zu balgen.

Antonius.

Du biſt ein guter Soldat; aber rede nichts mehr.

Enobarbus.

Ich hatt' es ganz vergeſſen, daß die Wahrheit nicht mehr reden darf.

Antonius.

Ihr vergeſt die Achtung, die ihr ihm ſchuldig ſeyd; alſo keine Worte mehr.

Enobar-

sie sitzen ihm zu Füßen
und lernen seine Worte.

10.

Die Bürgschaft des Menschlichen Geschlechts.

Die Schuld der Eltern ist durch ihre Kinder bey Gott verbürget. Was der Vater sündigte, büßt oft der Sohn und der Enkel.

Als Gott sein Gesez auf Sinai gab, sprach er: stellet mir Bürgen, daß ihr es haltet. Sie nannten ihm die gerechten Väter; allein Jehovah nahm sie nicht an: „wie kann der Selbstschuldner, eines andern Bürge werden? gebet mir eure Söhne und Enkel zum Unterpfande.„ Die Seelen aller Ungebohrnen, die um den Berg versammlet waren, die Säuglinge an den Brüsten, die Kinder auf dem Schooße der Mütter, erhuben ihre Stimme und übernahmen die Bürgschaft. Darum sprach der gerechte und gütige Richter: **ich will heimsuchen die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber segnen will ich in die Tausende der Geschlechter.**

Die Seelen der Ungebohrnen, die das Liche dieser Welt noch nicht sahen, leben in den Vorhöfen des Paradieses. Sie werden gebildet zu ihrem Werk der Erde; und, nachdem eine Seele Folgsamkeit und Gehorsam bewiesen, kommt sie hinab in

ein ſündiges oder tugendhaftes Geſchlecht der Menſchen. Hier vermehret ſie den Seegen, dort erbt ſie die Strafen der Väter weiter hinunter. Aber auch die unfolgſamſte, ungebildetſte Seele, ehe ſie die Bahn des Lebens betritt, führt ſie ihr bildender Engel umher, und zeigt ihr die ſieben Pforten der Hölle und des Paradieſes. „Dort „ſpricht er, werden die Gottesverrächter gequält; „hier die Gerechten belohnt und getröſtet; ſteig' „hinab und bewahre den Eindruck!„ Welchen Eindruck das Kind bewahrt, darnach bildet ſich ſeine Seele; knechtiſch oder kindlich, nachdem ihm Hölle oder Paradies im Gemüthe ſchwebet. Die aber den Eindruck ganz verlieren, verwildern ohne Gefühl des Guten und Böſen: ſie ſind Fleiſch, ſpricht Jehovah. Und ſo ſtraft der Gerechte die Miſſethat der Väter an den Kindern.

II.

Der Tod Moſes.

Als Moſes, der Vertraute Gottes ſterben ſollte und ſeine Stunde herannahte, verſammelte Gott die Engel um ſich. „Es iſt Zeit, ſprach „er, die Seele meines Knechts abzufodern, wer „will mein Bote werden?„ Die edelſten unter ihnen, Michael, Raphael, Gabriel baten und ſprachen: „wir ſind ſeine und er iſt unſer Lehrer ge„weſen, laß uns nicht fodern des Mannes Seele.„ Der abgefallene Sammael aber trat hervor: „hier

bin ich, sende mich.„ Mit Zorn und Grausamkeit bekleidet, stieg er hinab, das Flammenschwert in seiner Hand, und freute sich schon der Schmerzen des Gerechtesten der Erde. Als er aber nahe hinzutrat, erblikte er Moses. Seine Augen waren nicht dunkel worden und seine Kraft war nicht verfallen. Er schrieb die Worte seines letzten Liedes und den heiligen Namen; sein Angesicht glänzte, bewafnet mit ruhiger Himmelsklarheit. Der Feind der Menschen erschrack und ließ sein Schwert fallen und eilte zurück: „ich kann dir die Seele des Mannes nicht bringen, denn ich habe an ihm nichts Unreines funden.„ Da stieg Jehovah selbst hernieder, die Seele seines Knechts von ihm zu nehmen und seine getreuen Diener, Michael, Gabriel und Raphael kamen mit ihm. Sie bereiteten Moses sein Sterbelager, und standen bey ihm zu Haupte und zu Füßen, und eine Stimme sprach: „fürchte dich nicht, ich selbst will dich begraben.„ Da bereitete sich Moses zu seinem Tode, und heiligte sich, wie Einer der Seraphim sich heiligt und Gott rief seine Seele: „meine Tochter, hundert „und zwanzig Jahr hatte ich dir bestimmet im „Hause meines Knechts zu wohnen. Sein Ende „ist gekommen, gehe heraus und säume dich nicht.„ Die Seele Moses antwortete: „o du „Herr der Welt, ich weiß, daß du bist ein „Gott aller Geister und aller Seelen und „daß in deiner Hand sind die Lebendigen und „die Todten. Aus deiner Hand empfing ich „das feurige Gesetz, und sahe dich in den Flammen

und ſtieg hinauf und gieng den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Palaſt des Königs und nahm ihm die Krone von ſeinem Haupt und that Wunder und Zeichen in Aegypten, und führte dein Volk hinaus, und ſpaltete das Meer in zwölf Spalten, und verwandelte das bittre Waſſer in ſüßes, und offenbarte deine Geheimniſſe den Menſchenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron, und hatte meine Hütte unter der Feuerſäule, und redete mit dir von Angeſicht zu Angeſicht, wie der Freund mit ſeinem Freunde redet. Und nun, es iſt genug; nimm mich, ich komme zu dir!„ Da küſſete der gnädige Gott ſeinen Knecht, und nahm ihm im Kuſſe ſeine Seele. Moſes ſtarb am Munde Gottes, und Gott begrub ihn ſelber, und niemand weiß die Stäte ſeines Grabes.„

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Briefe
über ein ſchweitzeriſches Hirtenland.

Vierzehender Brief.

Der Bach Flendruz leitet von dem gleichbenahmten Dorfe durch ein ſehr enges Thal (über dem des

Himmel kaum gesehen wird, und welches gleichwohl selbst im Winter bewohnt ist) an das Ufer des Alpensees Mokawsa, der sich in die Erde verloren hat. An seinem Ufer sind fette Wiesen, in einer kleinen Ebene, die südwärts und nordwärts von Bergen umgeben ist: ihre Felsen sind Schisten, Kalkstein, und röthlicher Schiefer; sie sind mit wenig Erde bedekt.

Von der Freyburgischen Gränze an steigt man an den Quellen des Flusses Jaun das Gebürge herunter, in einen engen tiefen Schlund, welcher von schwarzen Tannen bedekt und von hohen Bergen beschattet ist. Von den leztern stürzen aller Orten Wasser in die Jaun hinunter. Diese drängt ihren Strom zwischen den Ruinen des Gebürges und vielen angehäuften Baumstämmen, die an demselben verfaulet, oder von den herunterstürzenden Felsen fortgerissen, oder von den Wassern hinabgespühlet worden waren. Bald aber ist er eingedämmet; friedsam fließt er zwischen Erlen, Weiden, Tannen und Ahornbäumen, schönen reichen Wiesen und steinernen Hütten der Hirten, und überall eröfnen sich Gegenden. Hier ist Gulmiz oder Charmey; weiters hin wohnten die Carthäuser, denen der ganze Anbau dieses Landes zugeschrieben wird. Man sieht wohl, daß in uralten Zeiten ein hoher See aus obgedachten Schlünden eine Felsenwand am Eingang dieser ebenen Gegend auf einmal durchgebrochen hat: es ist ein ganzer Hügel von Trümmern des Felsen. Allein ein anderer Hügel, an dessen Mitte das Dorf Charmey sich erstrekt, stelle

einen reizendern Schauplaz dar: fruchtbare, ordentlich und geſchikt gepflanzte Bäume beſchatten fette Wieſen, die hin und wieder eben ſind; groſſe Häuſer, ſchöner als zu Sanen; und zweyhundert Mann, welchen an Schönheit wenige gleich ſind, und welche bey ihrer Sitteneinfalt etwas Belebtes und Anmuthiges haben, zeugen von dem Wohlſtande, der die Frucht ihres Fleißes iſt. Ihre Käſe führen ſie ſelber nach Lyon und Paris, ihre Butter nach Bulle. Dieſe kleine Stadt, mitten in dem Freyburgiſchen Lande iſt von Alters her der Mittelpunkt alles Handels dieſer Thäler. Da die Einwohner von leztern zu allem daſelbſt Käufer finden, bringen ſie ſo viele Waare dahin, daß die Butter zu Bulle wolfeiler als in den Thälern ſelbſt iſt; und weil die von Charmey alles geſchikt und fleißig nuzen, iſt eine Juchart (*) Wieſen bey ihnen wohl eher um hundert und zwanzig Schildlouisdor verkauft worden. In ihr Thal öfnen ſich viele andere: ſie haben gegen Abend Greyerz, gegen Morgen Bellegarde, nordwärts jene Cavthauſe.

Funfzehender Brief.

Nach dem alten Size der Stifter und Herren, oder vielmehr der Väter ſowohl von Sanen als von Charmey, Bellegarde und Bulle, nach dem Schloſſe des Grafen von Greyerz, führet eine hohe Straße weſtwärts am Berge hin. Bey Brok ver-

(*) Poſe.

einigen sich die Thäler von Greyerz und Charmey. Hier stehen Eichen und Korn, und gränzen die Berg- und Landwirthschaft. Greyerz bedeckt, einer Krone gleich, den ganzen Kopf eines grünen steilen Hügels, dessen Aussicht, östlich, weit nach Charmey hinein, südwärts, in das dunkele Alpgebürge auf eine große volkreiche Ebene gehet. Hier auf diesem Schlosse, um welches hohe Mauren einen halben Mond bilden, in diesen hohen großen Sälen, deren Mauren bis funfzehen Schuh dik sind, wohnten die Grafen. Unter diesem Kamin, dessen Bogen bey zwanzig Schuh lang ist, liessen sie für ihre Ritter ganze Ochsen braten, die im Nebenzimmer geschlachtet wurden. Diese steinerne Bänke, drey Schuh hoch, waren ihre Sopha's; da fassen sie der Mauer nach. Dieses Zimmer, worinn die Sonne durch ein einziges vergittertes Fenster ihre Strahlen sendet, war die Wohnung der schönen Luce von Albergeux, Maitresse Graf Hannsen von Greyerz; auf Bellegarde, auf Corbiere pflegten die Bastarde zu wohnen; auf diesem grünen Plaz vor dem Schlosse saß der Graf zu Gericht, und wurden die ritterlichen Waffenübungen gehalten.

Die alten Fidler auf Greyerz haben gesungen: Burgundionen wären weiland unter sieben Heerführern in diese Lande eingewandert, und hätten sie unter sich getheilet. Einer der sieben, mit Namen Gruerius, habe diesen Gegenden Schloß und Nasmen gegeben; von ihm stamme das Heldengeschlecht, welches tausend Jahre lang von diesem Ort Berg, Thal und Ebene regiert und behauptet hat. Aber

das hat niemand bewiesen. Gewiß ist aus den Urkunden des Klosters Neuschatel, daß er durch Reichthum groß geworden, reich durch Bau des Landes, beliebt aber durch Wohlthaten. Von dieser Grafen ritterlichem Sinn, Muth und Leben, von ihren Thaten in den Kriegen dieses Landes und auf Kreuzzügen, von ihren milden Gaben an viele hohe und niedere Stifter, und von den Freyheiten wodurch sie ihren Unterthanen die Bande altgewohnter Leibeigenschaft nach und nach abgelöset, ist in und auffer dem Land im Gedächtnisse ihres alten Volks, in Geschichtbüchern und Acten, viel Spur und Meldung. Nachdem die Macht gefallen, und bald hernach der Stamm erstorben, blieb zum Denkmal ihrer Tugenden dieses Volk und Land. Kein Römer, kein Helvetier war je dahin verirret; nur Sie haben diese wilden Wüsten gebauet und bevölkert; also ist ihr Name theuer.

Er war es vormals schon so sehr, daß, in dem Unglücke an dem Walde Sothau, zwey Männer für Graf Petern ihr Leben gewagt, wie Horatius Cocles für das gemeine Wesen zu Rom. Die Freyburger und Berner zogen mit Macht heran; das Schloß d'Esverdes stand in Flammen; die Brücke Ogo war verlohren, und bald fiel der Thurm von Treym; die von Greyerz lagen zerstreut in dem Gebüsch: der junge Graf machte mit wenigen sich auf, seine Unterthanen vom Untergang zu errreten. Allein bey dem Feinde war die Uebermacht groß, der Muth feurig, und blutgierige Rachsucht. In dieser Noth stellte sich Clavimbold, nebst Ulrichen von Bern zu

genannt Eisenarm, auf die Eichenwiese an dem Paß in die Sothau. Sie stunden Felsenfest, und machten sich ein Bollwerk aus erschlagenen Feinden; indeß ihr Herr das ganze Volk mahnte, ordnete, und anführte, dem Feinden in die Seite. Diese zogen sich zurük. Worauf der Graf diese beyden Männer (aus dem Dorfe Villars-sous-monts, das unten an Greyerz liegt) hervorgerufen, hoch geehret, und mit allen ihren Abkömmlingen auf ewige Zeiten von Zins und Steuer frey gesprochen (1348).

Als nachmals der Neffe Rudolf des fünften Bischof zu Sitten und Bundesgenosse des Grafen von Savoyen war, das Land Wallis aber die Fahne des Visconti aufstekte: zog Marschall du Varnay, im Namen und mit Vollmacht Amadei von Savoyen, in das Thal; der ganze savoysche Bund bewaffnete sich; beyde Prinzen von Morea, aus Hochburgund Montfaucon, der Coligny d'Andelot, Bern und Freyburg, der Freyherr von Granson, Gingin von Casarra, der Nicod von Blonay und alle andern Freyhern. Da brachen auch die Greyerzer auf, die zwar nur in dem eigenen Sachen ihres Herrn zu Felde ziehen müssen, aber allezeit gern die Waffen ergriffen haben. Bey Vispach mitten in Wallis liessen sich die Savoyarden durch den Anschein friedlicher Gesinnungen zu Nachläßigkeit verführen: für diese ihre Thorheit erhielten sie gerechten Lohn, sintemal sie von dem Feind in Scheunen und Häusern bey Nacht überrascht, erstochen und verbrannt wurden. Sie verlohren vier tausend Mann, unter welchen viele edle Ritter. Die Lands

leute von Sanen, vierhundert an der Zahl, hatten in ihrem Quartier allein gewacht: ihnen geſchah nichts Unverſehenes; alſo nahmen ſie die Blutrache, trieben den Feind ab, ſchlugen ſich durch und über die Brüke nach ihrem Gebürg: in demſelben hielten ſie Fehde gegen Wallis, neun Jahre hindurch.

Alle übrigen Kriege, die Rettung deren von Sanen durch den Möſchig, der Kampf der über die National-Ehre geweſen iſt, und alles was die Sitten der Völkerſchaften in dieſem Gebürge bezeichnet, wird in dem Buch der Schweizer ſeinen Plaz in einem hellern Lichte finden.

Mitten in dem ſechzehenden Jahrhundert war von ungefähr funfzig Häuſern großer alter Grafen im Umkreiſe der Schweiz nur Greyerz noch vorhanden: alle übrigen waren gefallen, viele durch eigene Schuld, viele durch die Härte des Glüks. Habsburg war vertrieben, und Neuſchatel erloſchen, der Herzog von Savoyen durch die Franzoſen und Schweizer aller Staaten beraubt.

Als das königliche Haus von Burgund ausgeſtorben (1032), hatte einer aus dem Landadel ſich in Savoyen und in den Päſſen der umligenden Berge feſte geſezt. Von dieſer wichtigen Lage machte er einen ſolchen Gebrauch, und in ſeinem Haus war zu großen Sachen ſo viel Muth und Klugheit, daß die Kayſer, in großer Noth wegen Rom, dieſen Grafen oftmals über alle Hochſtifte dieſer Gränzen zum Statthalter machten: da

Enobarbus.

So geht denn, ich bin euer geherſamer Stein --

Cäſar.

Ich mißbillige nicht ſowol die Art als den Inhalt ſeiner Rede; denn es iſt unmöglich, daß wir Freunde ſeyen oder bleiben, wenn es nicht auf Bedingungen geſchieht, wodurch alle Beſchwerden gehoben werden. Allein wenn ich einen Reif wißte, der unſre Freundſchaft ſo feſt zuſammen bände, daß ſie nimmer ausrinnen könnte, ich wollt' ihn von Hefe zu Hefe durch die ganze Welt ſuchen.

Agrippa.

Erlaube mir, Cäſar.

Cäſar.

Rede, Agrippa.

Agrippa.

Du haſt eine Schweſter von der Mutter-Seite, die bewunderte Octavia! Marcus Antonius iſt nun ein Wittwer.

Cäſar.

Sagt das nicht, Agrippa; wenn Cleopatra euch hörte, ſo hättet ihr wol verdient, einer Unbeſonnenheit beſchuldiget zu werden.

Antonius.

Ich bin nicht vermählt, Cäſar; laßt den Agrippa weiter reden.

hatte auch der Herr auf Greyerz an denselben sich gehalten (1244, 1271).

Bald nach diesem, als die Städte Bern und Freyburg durch die Polizey und Bündnisse ihrer gemeinen Wesen vor allen andern in Aufnahme geriethen, traten die Unterthanen von Greyerz mit ihnen in Burgrecht, um Schirm bey den Freyheiten die sie von dem Grafen theils erbeten, theils erkauft hatten: das that auch dieser, um Schirm bey Land und Recht.

Endlich trug sich zu, daß einige Herzoge von Savoyen bey Anlaß der Meiländischen Kriege nicht wußten, was bey so unerhörten Verbindungen der damals größten Staaten ihrem Hause zukäme zu thun; seither haben sie es gelernet; aber damals gieng ihr ganzer angeerbter und eroberter Staat, ein Werk von fünf Jahrhunderten, durch ein einziges Unglück plözlich verloren (1536). Da konnte die Verbindung zwischen Savoyen und Greyerz unmöglich fortgesezt werden.

Michael war Graf und Fürst auf Greyerz (1539), Freyherr auf dem Vanel im Sanenlande, zu Oesch, Corbiere, Oron, Palesieux, Burjod und Aubonne. Keinen Unterthan hatte weder er noch einer seiner Väter gedrükt; keinen Fußbreit Landes besaß er ohne Recht; alles war das Erbe seines Hauses oder sein Werk. Verschiedene Dörfer hatten sich von vielen, Sanen aber von allen Abgaben losgekauft; und nach dieser Verminderung des Einkommens waren die Grafen, durch ei-

'hen großen Brand im Schloß unter der Vormundschaft Frau Claudien von Seyssel, einige Fehden und einige Unordnung in der Wirthschaft, genöthiget worden, von verschiedenen Unterthanen und Bürgern Gelder zu leihen. Dazumal trat Michael in Verbindungen mit Frankreich: hieraus hofte er sowohl Bezahlung der Schulden, als, bey damaliger Zerrüttung der Staaten, den Schirm dieses Königes. Also zog er mit fünftausend Mann zu dem französischen Heer. Bey Cerisoles stritten sie mit Muth und großem Verlust. Allein sowohl die Bezahlung der Subsidien an ihn als der Sold wurden unter mancherley Vorwand verzögert; in den lezten Jahren war der damalige König zu sparsam, der folgende in den ersten zu verschwenderisch. Der Graf zu Greyerz kam dadurch in die allergrößte Noth seine Schulden stiegen auf zwey und achtzig tausend Cronen. Von Bern und Freyburg war er vorlängst mit Krieg bedrohet, weil er diese seine Mitbürger nicht für seine Lehensherren erkennen wollte: den Franzosen wurde er durch gerechte Klagen beschwerlich; vom Kaiser und Spanien wurde er als ein Französischer Bundesgenosse gehaßt; alle seine Freunde waren zu ohnmächtig; er selber, der schönste, männlichste und gütigste Ritter seiner Zeit, lag oft an Krankheiten danieder.

In diesem Unglük wurde er von seinen Gläubigern vor der Tagsetzung aller dreyzehen Orte der schweizerischen Eidgenossen angeklagt; von diesen wurden Commißarien gesezt. Viele schäzten die

bloßen Schloßgüter, die er ſelbſt bauen ließ, auf die Summe gedachter Schuld: als Graf beherrſchte er einen kleinen Staat, welcher in der höchſten Blüthe ſtand, und um ein Drittheil bevölkerter ſeyn mochte als er nun iſt (*). Er aber fühlte ſeine Gefahr; vergeblich ſchrieb und bat er ſehr. Zulezt berief er ſein ganzes Volk: ſie verſammelten ſich auf dem Plaz vor ſeinem Schloße; da ſtand er vor ihnen, der lezte ihrer uralten Grafen, voll Wehmuth und Verzweifelung. Er trug vor: wann das Volk übernehme ſeine Gläubiger zu befriedigen, ſo ſollte es ganz frey werden, und er wolle bey ihnen bleiben. Einige Anführer des Volks waren, wie man ſagt, gewonnen. Dem ſey wie ihm wolle, Graf Michael fand keine Rettung bey dem Volk ſeiner Altvordern; und bey Freyburg und Bern kein Andenken Grafen Ludwigs von Greyerz, der auch ihnen in ihrer Noth wider Carlen von Burgund bey Murten ritterlich mit Heeresmacht beygeſtanden hatte: ſondern alle ſeine Güter, hohe und niedere Gerichte, Twing, Bann und Mannſchaft, wurden auf ſolche Weiſe geſchäzt, daß dem Grafen (auſſer fünf und vierzig tauſend Thalern, dem Heuratgute Magdalenen von Miolans,

(*) Im Regiment Greyerz waren um das Jahr 1600 achtzehenhundert, nun ungefähr eilfhundert Mann; zu Sanen wurden von 1601 bis 1625 zweytauſend achthundert achtzehen, von 1751 bis 1775 zweytauſend und zwanzig Kinder getauft; in Charmey, wo nun 200 Mann, ſollen 500 gewohnet haben; zu Corbiere ſind Urkunden groſſer Bevölkerung.

ſeiner Gemahlin) gar nichts übrig blieb. Als der Graf dieſes merkte, nahm er die Flucht. Bern und Freyburg, welches nicht ſchwer voraus zu ſehen war, bezahlten ſeine Schulden, vertheilten ſein Land, und lieſſen ſich huldigen. Hierauf (als ob die Schulden des Grafen ein Beweis für den reformirten Catechiſmus wären) wurde zu Saanen die Meſſe alſobald abgethan, die Bilder zerbrochen und verbrennt, und überall ein anderer Glauben anbefohlen (1555).

König Heinrich, welcher von den Schweizern ſelber vier und achtzig tauſend Thaler um ſechzehen Procente geliehen hatte, leiſtete dem unglüklichen Grafen keine Hülfe. Dieſer verließ endlich ſeine Dienſte. In Flandern fand er Freunde und Geld, um das Land wider an ſich zu löſen: es iſt aber keine Spur, daß die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen dieſen ſeinen Vorſchlag einer Antwort gewürdiget haben. Endlich ſoll er bey Philipp dem zweyten, welcher durch ſchlauen Religionseifer und Geld bey den Schweizern mächtig worden, geneigtes Gehör gefunden haben. Von dieſen Beſorgniſſen wurden ſeine Nachfolger auf Greyerz am Ende des Maymonates des funfzehenhundert und ſiebzigſten Jahres befreyet: Michael beſchloß den Stamm Greyerz bey Anverwandten in Hochburgund auf dem Schloſſe Thalone (*). Worauf Dom Peter von Greyerz,

(*) Praefectus avidis auribus haec excepit, et velocissime per nuncium et literas civitati Friburg. manifestavit, et Domini nostri de Friburgo gaviß sunt gaudio magno

der ein Sohn der schönen Luce gewesen seyn soll, und vom Hochstift von Lausanne zum Generalvicarius der Grafschaft bestellt war, diesen Zufall in allen Gemeinden verkündigen ließ. Den zehenden Brachmonat versammelte sich das ganze Volk von allen Gebürgen und aus allen Thälern in des heiligen Theoduli Kirche bey dem Schloß Greyerz: Dom Peter aber trat auf als Leichenredner. Als nun das Volk an die lange Reihe gütiger und ritterlicher alter Grafen, ihren edlen Sinn zu ihm, seine vorige Treue und Liebe zu ihnen erinnert wurde, zerfloß ganz Greyerz in bittere Thränen, und erhob sich überall ein lautes Klaggeschrey: desolatione magna desolata est Grueria, ploratus et ululatus in omnibus finibus ejus, et indignati sunt Domini nostri de Friburgo indignatione magna nimis. (*)

Der Verfasser dieser Briefe an den Herausgeber des T. M.

In dem achten Brief sind, wie Sie sagen, in einigen Zahlen Schwürigkeiten, wo nicht Fehler: ihre Entstehungsgeschichte ist weitläuftig und unnüz, ihre Berichtigung billig, aber nicht alsobald möglich, ihre Anzeige aber gerecht, um das Publikum

valde. *Chron. MSC. Gruer.* Franz. von Gingins zu Chatellard, aus altem romanischen Adel, war Gemahl der ältesten Schwester des letzten Grafen von Greyerz.

(*) ibid.

zu warnen, weder wegen dieſer Zahlen in die Zuverläßigkeit der übrigen Thatſachen Mistrauen, noch wegen dieſer auf jene Zutrauen zu ſetzen. Rücken Sie dieſes ein: es iſt faſt noch ſeltener Fehler geſtehen, als keine machen; da doch dieſes leztere das Loos der Menſchheit nicht, jenes aber ihre Pflicht iſt.

M.

V.

Soll man ihnen Weiber geben?

Antwort aus der Erfahrung auf dieß Problem der Chronologen B. 7. No. III. S. 242.

Vielgeehrteſter Herr,

Sie werden mir's nicht ungütig nehmen daß ich an Sie ſchreiben thue, aber ich kanns mein Treu! dießmal nicht unterlaſſen. Ich leſe Ihre Chronologen, die ich von meinem Gevatter dem Organiſten kriege, ſehr gerne; denn, verſteh' ich auch gleich nicht alles drinn, ſo kömmt doch hie und da manchmal eine Schnurre und ein luſtiges Schnärkelgen wieder vor, das einem ſchmekt Nun las ich neulich 'mal, daß es Ihnen mit Ihren Retichen (Sie werden wohl Radieschen meynen,

denk ich, weil Sie vom Tellerchen reden, daß Sie ſich hätten voll pflücken wollen) ſchief gangen wäre. Ahm! dacht ich, der Herr iſt auch ein Gartenvogt, wie du! Similus ſimili gaudet; mußt ihm doch den Caſum proponiren, wie dir's vor drey Jahren mit deinen Paſtinaken gieng. 'S iſt ein kurios Ding, und izt ſeh' ich erſt, wie gut's iſt, wenn man in der Welt auf was Achtung giebt, oder über eine Sache nachdenkt. Aber freylich, man ſucht Keinen hinter der Thür, man hat denn vorher ſelber dahinter geſtekt.

Nu hören Sie 'mal wie mirs gieng. Ich hatte vor drey Jahren, ſo Ende März, in meinem Gärtgen hinterm Hauſe, Paſtinaken auf ein Beet geſäet. Wir hatten eine feuchte und warme Witterung; die Dinger giengen auf nach Herzensluſt, und wuchſen zuſehens. Nun ſchlich ich einmal Sonnabends gegen Abend, da ich mit allen meinen Bartkunden fertig war, in meinem Gärtchen rum. Mein Nachbar der Organiſte war auch in ſeinem; kam her, lehnte ſich auf die Planke, und da ſchwazten wir ſo ein Weilchen von den Amerikanern. Herr Gevatter aus ſeinen Paſtinaken wird nichts: ſagt er auf einmal. — Warum? ſagt ich. — Er hat zu dichte geſät! ſagt er. — Hm! zu dichte geſäet! zu dichte geſät! brummt' ich, und gukte hin aufs Beet. Hab doch zwanzig Jahr lang ſchon Paſtinaken geſät, und werd' wiſſen wie man ſie ſäen muß! Nehm er mirs nicht übel Herr Gevatter! Kurz das Ding verdroß mich, und ich brach ab.

Tags drauf gieng ich wieder zu meinen Paſtinaken, und — ſie waren zu dichte geſät. — Hm! das iſt 'n dumm Ding, ſagt' ich, und krazte mich hinter'n Ohren. Stehn laſſen? geht nicht. Ausraufen zum Theil und wegſchmeißen? wäre Schade; denn die Dinger ſtunden wie die Dökgen. Wie, wenn du einen Theil davon verpflanzteſt? Es ſteht zu probieren! Aber wohin? Mein ganzes Garten war ſchon völlig beſtellt. Da war hinterm Backofen nach der Planke zu ein Brenn-Neſſel-Winkel, irgends vier Schritte breit und achte lang, der zu gar nichts bisher getaugt hatte. Die Hüner legten nur 'nein, und vertrugen die Eyer. Den wurd' ich izt wieder gewahr. Halt, ſagt' ich, du ſollſt dran; da iſt noch Plaz für meine Paſtinaken. Gleich hohlt' ich mir Hacke und Spaten, ſchmiß die Brenn-Neſſeln raus, und grub das Flekchen um. Es war ein prinzipaler Boden. Nun gieng ich her, zog meine Paſtinaken aus, wo ſie zu dichte ſtunden, und verpflanzte ſie in mein neues Land. Da hätt einer nur zum Spaße ſehen ſollen wie die Dinger wuchſen! In meinem Leben hab ich nichts delikater's gegeſſen als die Paſtinaken. Ich bath meinen Gevatter Organiſten drauf zu Gaſte, weil er mich drüber gehonekt hatte. Sieht er, Herr Gevatter, ſagt' ich, ob ich nun zu dichte geſät habe, oder nicht? Aber, ſchaut der Herr, das Verpflanzen, das Verpflanzen muß man nur verſtehen, wenn man 'n bißel gärtnern will. Hätt ich nicht 'n bißel reichlich geſäet und mehr Paſtinaken gehabt als auf meinem Beete gedeyhen konnten, ich hätt an meinen Brenn-Neſſelwinkel mein

Tage nicht gedacht; aber izt konnt' ich'n brauchen, und, sieht er, nun hab' ich eine halbe Ruthe neues Land mehr, und meine Pastinaken sind auf beyden Flecken trefflich gerathen.

Schaun Sie, vielgeehrtester Herr, so dünkt's mich, stehts gerade auch mit den Menschen; und Ihre Angst, sie mögten einander auf der Welt erdrücken, wie Ihre Rettiche, wenn den Katholischen Herren Geistlichen das Heurathen erlaubt würde, ist noch wenigstens um fünfhundert Jahre zu frühe. Hätten Sie auch kein Land mehr dazu gehabt; ey, der Nachbar hätte sie gewiß mit grossem Danke angenommen, und vielleicht noch gar obendrein bezahlt.

Menschen, getrau ich mir zu sagen, sind eine Waare, davon noch keine Messe Ueberfluß geliefert hat; das kann Ihnen jeder Werboffizier sagen. Ich hab' Sr. Majestät dem Könige von Preußen achtundzwanzig Jahre als Compagnie-Feldscheer gedient, und weiß, wie sauer es uns ofte geworden ist nur ein Mandel verlaufene Landstreicher für's Regiment zusammenzustoppeln. Rechnen Sie nun einmal, daß in den lezten fünf Jahren Europa über 200,000 Menschen nach Amerika geschikt und verlohren hat; daß wenigstens 150,000 immer auf dem Meere herumschwimmen; wie viele der Orkan im vorigen Oktober in den westindischen Inseln erschlagen hat; wie viele jährlich im Türkischen Reiche, aus wohllöblicher Polizeyanstalt, an der Pest sterben — und bedenken Sie, obs wohl izt zu viel

Menſchen auf der Welt giebt? Und wenn's hundert Jahre nach einander Friede in Europa ſeyn könnte, kein Menſch mehr an zwey Loth Bley ſtürbe, und alle Geiſtlichen, ſtatt einer, zwey und drey Weiber hätten, und Kinder aufſtellten ſo viel ſie könnten: ſo würden ſelbſt in Europa noch nicht zu viel Menſchen werden; da wett' ich alle meine fetten Paſtinaken gegen Ihre verhungerte Rettiche! Der König braucht noch manches ſchöne Dorf in ſeine Oderbrüche; izt baut Er wieder eine neue Stadt in der Churmark, und hat noch manche Hufe Landes für Coloniſten übrig. Se. Majeſtät der Kayſer, der brave Herr! kann noch manches tauſend Köpfe brauchen und ihnen Leibes-Nahrung und Nothdurft geben, wenn Sie ſie ihm nur zuweiſen können. Und wie viel glauben Eur. Wohledelgebornen wohl, daß man noch auf die 300,000 Quadratmeilen, welche Ihre Majeſtät Catharina II. die größte der Frauen, unter ihrem Zepter hat, und mit Einem Blicke überſieht, Menſchen verpflanzen könnte, ehe ſie ſich ſo drängten wie Ihre Rettiche? Spanien fühlt noch immer in ſeinem Staatskörper die Wunde, die es ſich ſelbſt verſezte, da es, Gott zu Ehren, 900,000 Moren, die beſten Landbauer und fleißigſten Manufakturiſten, zum Lande hinausſtieß; und wie manche Sierra wäre drinn zu bevölkern und urbar zu machen, wenn die Mönche einen Olavides leiden könnten? Frankreich kaufte jezt gern ſeine Hugenotten zurück, wenn es ſie haben könnte; und manches Haus ſtänd jezt nicht in den Dörfern mit

Agrippa.

Eurer Freundschaft eine ewige Dauer zu geben, euch zu Brüdern zu machen, und eure Herzen durch einen unauflöslichen Knoten zu verknüpfen, vermähle sich Antonius mit Octavien; ihre Schönheit fordert keinen geringern Gemal, und ihre Tugend und seltnen Gaben reden mehr zu ihrem Vortheil, als die beredteste Zunge thun kan. Durch diese Heurath würden alle diese kleinen Mißhelligkeiten, die izt groß scheinen, und alle diese grossen Besorgnisse, die izt gefährlich sind, auf einmal zu Nichts werden. Wahrheit würde dann nur Mährchen seyn, da izt halbe Mährchen schon für Wahrheiten gelten. Ihre Liebe zu beyden, würde die Liebe des einen zum andern, und allgemeine Liebe zu beyden nach sich ziehen. Vergebet, was ich gesprochen habe; es ist kein Einfall, sondern ein wolbedächtlicher Gedanke, den ein pflichtmäßiger Diensteifer lange schon gebrütet hat.

Antonius.

Will Cäsar reden?

Cäsar.

Nicht eher bis er hört, wie Antonius von demjenigen gerührt ist, was bereits gesprochen worden.

Antonius.

Was für eine Macht ist in Agrippa (wenn ich sagen wollte: Agrippa, es sey so!) seiner Rede Kraft zu geben.

Cäsar.

ten in Teutschland leer, Weiber müßten nicht hinter dem Pfluge gehen, und Kinder die Feldfrüchte abmähen, wenn es nur zur Nothdurft genug Menschen da gäbe!

Und, gesezt den Fall, es könnten auch einmal in Europa mehr Menschen werden als der Welttheil ernähren könnte: glauben Sie wohl, daß sie da aufeinander hocken und eher verhungern würden, als weiter gehen und ihr Brod suchen? Menschen flieſſen ab wie Wasser, wenn's an einem Orte durch Gewalt zu hoch steigt. Ich habe mir, um die Zeitungen zu verstehen wenn ich sie lese, mit meinem Gevatter, dem Organisten, eine ganz feine Landcharte von Nordamerika, in Compagnie gekauft. Sie kostet jedem baare 12 Groschen. Lieber Gott, wenn ich die so vor mir liegen habe, und drinn herumspazire, da hab' ich mich oft gekreuzigt und gesegnet, was da noch vor ungeheure Fezen Landes sind, wo noch gar keine Menschenseele wohnt, und für wie viele Millionen Hände es noch Arbeit vollauf gäbe! Was mags nun nicht in den andern Welttheilen, die ich so genau nicht kenne, noch für Menschen, die sich nähren wollen, zu thun geben, ehe alles gethan ist: und die Welt, wie Sie sagen, ihrer Einrichtung nach, keine mehr zu ertragen vermag? (*)

Wolt's Gott es gäbe nur zwey drittel so viel Menschen in Teutschland als es ernähren könnte!

(*) Chronologen, im obenangez. Stücke Seite 247.

Dann lägen unſern Pachtern gewiß nicht oft drey bis vier Erndten noch auf den Boden, die ſie gern um's Währgeld loßſchlügen, wenn ſie nur jemand eſſen wollte! Und wären Menſchen nicht eine ſo theure und angenehme Waare, unſre Feld- und Garniſons-Lazarethe koſteten Sr. Maj. dem Könige gewiß nicht ſo gewaltige Summen, um einen armen zerſchoſſenen Soldaten ſo gut als möglich, und wenigſtens ſoweit wieder auszuflicken, daß er noch hinter'm Pfluge hergehen kann.

Als ein gelehrter Mann wiſſen Eur. Wohledelgeb. wohl auch, daß es bey der Nahrung und dem Wohlſtande der Menſchen nicht ſowohl ankommt, auf wie viel Quadratruthen ſie leben und hauſen, ſondern wie viel Geld, und wie lebhaft, unter ihnen umlaufe. Nun denk ich kömmt durchs Einziehen ſo vieler unnützen Klöſter ſo manches Tönnchen Goldes aus dem todten Kloſter Schatze, von dem nur eine Heerde üppiger Mönche praßte, in beſſere und weiſere Verwaltung, in nützlicheren Umlauf, giebt dem Staate mehr Kräfte, und kann folglich auch eine ziemliche Zahl nützlicher Unterthanen mehr als zuvor ernähren helfen; ſo daß ſicher weder in Danzig noch Preßburg ein Paar Dutzend Kinder deßhalben Hungers ſterben, weil der Prälat zu Salmannsweil oder der Probſt zu Neresheim deren ein Dutzend mehr machen (*).

(*) Chronol. l. c. S. 248.

Also mit Erlaub, vielgeehrtester Herr! Ihr Rettichbeet beweißt nichts; oder höchstens daß Sie das Verpflanzen nicht verstunden. Und drum dächt' ich, gäben wir den Geistlichen immer Weiber, und ließen sie nach Gottes des Herrn Geboth, fruchtbar seyn und sich mehren. Ehe sie und ihr Saame die Erde ganz besizt, hats noch lange Zeit; und, unter Vormundschaft der weltlichen Obrigkeit, sinds am Ende doch immer brauchbare Leute, denen man auch, als seinen Christens Nebenmenschen, gutes gönnen muß. Und glauben Sie mir aufs Wort, es werden manche laute und stumme Sünden und öffentliche und heimliche Laster unterbleiben, wenn ihre Geistlichen Weiber kriegen. Naturem expellas furco tamen absque recurret, hab ich in der Schule gelernt; und trifts nur leider gar zu oft ein. Sie verstehn mich schon. Wenn die Natur die Geistlichen Herren und Frauen, ausser und in den Klöstern, zum großen Bevölkerungs-Werke, und zur vernünftigsten Art davon, zur Ehe, nicht mehr gebraucht hätte, so hätte sie ihnen vermuthlich auch das ganze Zeugungs- und Fortpflanzungs-Vermögen versagt, so gut wie den Mauleseln und andern Bastartwesen unsrer Schöpfung; und dann wärs weise und gut, diese unseeligen Mitteldinger in Klöster zu sperren, oder ihnen von Rechtswegen zu untersagen, mit der Ehe, dem heiligsten Bande der Menschheit, nur Unfug zu treiben. Da dieß aber gerade umgekehrt der Fall bey ihnen ist, was entsteht aus der gezwungnen Ehelosigkeit der Clerisey? Verrükte Gehirne bey Denen, die aus Gewissenhaftigkeit würklich keusch

leben; und bey andern, die das nicht thun, Findelkinder, die der Staat ernähren muß, und die bey den besten Anstalten doch immer noch schlecht genug erzogen werden; öffentliche oder heimliche Kindermorde, stumme sogenannte Klostersünden, und mindstens doch eine Imagination, die zu allen ernsthaftern und nützlichern Arbeiten der Seele und dem Leibe die Sehnen abspannt. — Ich rede vom großen Haufen; verstehn Sie mich. Gute, schöne Ausnahmen giebts freylich hie und da.

Ich begreifs auch nicht, wie ein so gar feiner überliebreicher Mann, wie Sie, der, nur noch ein Paar Blätter zuvor, (in der Denkschrift über den Kindermord) um jeden Baum, an dem er vorübergeht, gleich Rosenstöcke und Jasmin pflanzen will, weil sichs vielleicht einmal ein Paar Liebchen drunter wohl seyn lassen könnte; Der weiter hin sagt: „die Natur ruft aus allen lebendigen Geschöpfen: betrügt euch nicht meine Gesetze hindern zu wollen! und der Polizey deshalb einen Wischer giebt, daß sie Das thun wollte; wie Der, sag ich, gleich drauf wieder härter als ein Sklavenhändler seyn kann, die ganze Clerisey infiduiren, und dem Manne, der zuerst den seligen Gedanken hatte den Cölibat der Römischen Kirche aufzuheben, hohnzulachen und aufbürden zu wollen: er verlange mit seinem absurden Einfalle, es sollten mehr Menschen vorhanden seyn als die Welt ihrer Einrichtung nach zu ertragen nicht vermöge. Lieber Gott! wie Sie doch nur so was sagen können! Wenn dieß Unglück aus der

Prieſterehe auf der Welt entſtehen könnnte: ſo müßten, um das Becken nicht überlaufen zu machen, nothwendig alle geiſtliche Väter, Brüder und Schweſtern in Oſten und Weſten, Süden und Norden, bis Dato noch infibulirt ſeyn, und der Mann handelte freylich wie ein Thor, der ihnen den erſten Ring abfeilte. Aber ſeyn Sie ſicher, lieber Herr, es war kein ſo luſtiger Laſſe, wie Sie meynen, der zuerſt leiſe und dann lauter ſagte: ihr Väter der Erden, gebt euren Geiſtlichen Weiber, und ſchaft euch mehr, wenigſtens beßer erzogene und beßer verſorgte Bürger! — Laſſen Sie alſo das immer geſchehen, und helfen Sie zureden, daß dieſer große und glükſelige Gedanke in der Antichamber Sr. Heiligkeit, und in den Kabinetten der Fürſten die noch Geiſtliche zu verheyrathen haben, nicht umſonſt geſagt ſey, ſondern Frucht bringe, hundert und tauſendfältig! Glauben Sie daß mancher ehrliche Pfarrer, der dann für Herz, Haus und Leib ein gutes treues Weib bekäme, das die Leiden und Freuden des Lebens mit ihm theilte, Sie brünſtiger dafür ſegnen würde, als den Heiligen, der ihm den ewigen Neſtel knüpfen wollte.

Und geht dann die Saat auch ein bisgen dicht auf; deſto beſſer! Unſre großen Gärtner verſtehn ja das Verpflanzen, oder lernen's daran, wie ich an meinen Paſtinaken.

Von einem Ungenannten eingeſchikt.

VI.

Ueber den Styl.

An den Herausgeber des T. Merkurs.

Fragen muß ich Sie über eine Bemerkung die mir gerade eben auffällt; warum haben wir keinen Stylus mehr im Schreiben, und warum iſt nicht mehr die Rede davon? Das Wort verliehrt ſich — oder ſollte ſich auch die Sache verlohren haben? Proſaiſten, denke ich, haben wir noch immer genug; ſollten dieſe alle ſamt und ſonders keinen Styl haben? Vorzeiten hieß es immer, der Mann hat einen Redneriſchen oder ungeſchmükten Styl, er hat einen guten Hiſtoriſchen Styl, wenns auch nicht von hiſtoriſchen Materien galt, einen guten Briefſtyl, einen Poetiſchen Styl ꝛc. — Wenigſtens zeigt dieſer Ausdruk, daß von einem Canon die Rede war, den man irgendwo anerkannte, nach welchem die Materie müßte gemodelt werden, wenn ſie für gute und ächte Waare paßiren ſollte. Man hörte ehedem nicht ſo viel von Genie, Kopf, Kraft, Darſtellungsgabe, Schöpferiſchem Geiſt ꝛc. Woher kommt das? Mich dünkt, man hatte ein gewiſſes Modell im Kopfe, das entweder von den Alten genommen, wie Ciceronianiſcher Styl, Styl des Tacitus, oder nach den Ausländern, oder Einigen guten Vorgängern in der Nation ſelbſt gebildet war. Die Form der Einkleidung war weniger

mannichfaltig, oder willkührlich, sondern konnte in Classen nach 1. 2. 3. geordnet werden.

Jetzo aber, dünkt mich, ists anders beschaffen. Man bekümmert sich wenig um die Form. Wenn sie nur auffallend ist, so mag sie immer alten oder längst bekannten gleich kommen oder nicht. Man sieht weniger auf das was geleistet ist, als auf das was hätte geleistet werden können. Das Anschauliche von den Kräften des Schriftstellers scheint den Publiko willkommner als das Werk selbst. Ist nun dieß eine bloße Täuschung, Vorurtheil, oder wirklicher Genuß? Und wenns ein Genuß ist, wenn und von wem ist er eingeführt worden?

Mich dünkt die Frage ist leicht zu beantworten. Ehedem zeigte sich der Schriftsteller in seinem Werke nicht selbst. Er redete so zu sagen nicht als Er, sondern ließ die Sache reden. Er wand seinen Knäuel Ideen ruhig ab, und sie fielen ihm aus der Hand, wie sie einem andern auch hätten fallen können. Wenn er sich nur der Reinheit der Sprache befließ, und keinen Schnitt außer dem gewohnten Leisten wagte, so stand niemand weder zum Tadeln noch zum Zuklatschen auf. Es war ein gewisser ehrbarer steiffer fester teutscher Tritt eingeführt, nachdem man einhergieng. Jetzo darf aber jeder gehen, wie er vermag oder Lust hat, langsam oder schnell, hüpfend, oder schreitend, wenns nur sein eigner Gang ist. Und weil jeder seinen eignen Gang hat, so ist kein allgemei-

ner Gang mehr. Ich denke die Schriftsteller haben dieß alles selbst eingeführt, so wie der Geschmak der Nation derjenige ist den sie ihr gegeben haben.

Einige Männer von großer Kraft, denen die gewohnte Bahn zu enge ward, zeigten etwas mehr von sich als ihre Vorgänger; sie deklamirten nicht schlechtweg ihre Materie ohne alle Bewegung von dem Pulte herunter, so kalt wie ein Presbyterianischer Geistlicher: Sie gaben ihrem Vortrage Farbe und Leben, ihrem Geiste Fleisch, ihren Ideen Knochen, Haut und Haar, ihrer Stimme ihren eignen Accent und Geist. Es war nun nicht mehr ein Gespenste das mit dem Leser sprach, sondern ein Mann von dieser bestimmten Gestalt, Sprache, Tritt und Schritt. Diejenige die es zuerst wagten, konnten es mit Ehre thun. Die Natur hatte sie wohl ausgestattet; es war also nicht wider den Wohlstand, wenn sie sich faser-nakt zeigten.

Nun dachte jeder, der ganze Vortheil bestünde darinn, wenn man nakt gienge; da doch das Interesse der Meisten darinn besteht, sich der Bekleidung zu bedienen. Die große Alongeperûque der Vorfahren würde manchem heutigen jugendlichen Glaz zu Hülfe kommen, und die lange Weste manch magres Knie und manche dürftige Hüfte besser verbergen.

Vor Zeiten kam nie die besondre Stimmung der Seele zum Vorschein, worinn damals gerade

der Schriftsteller war als er schrieb; und ich erinnere mich noch gar wohl, wie das Publikum nicht wußte wie ihm geschah, da Gellert Briefe herausgab, die ohne Prätension zu gefallen und öffentlich ausgestellt zu werden geschrieben waren. Sie enthielten den eigenthümlichen Spaß und Humor des guten Mannes; und von dieser Zeit an kann man rechnen, daß es dem teutschen Schriftsteller einfiel, dem Leser Gesellschaft zu machen. Jetzo ist nun diese Art zu Componieren zur Lustseuche geworden, und man bekümmert sich wenig darum was man sagt, sondern nur um das, wie es gesagt ist.

Da mancher trostloserweise glaubt, die guten Stellungen zu Gefallen seyen alle bereits erschöpft, so denkt man auf Zerrungen und Verrenkungen, und das Talent das zum Gefallen auftritt wird zum Gaukelspieler und Seiltänzer. So viele Prosaisten als wir zählen, so viele Humoristen. Manche glauben schon diesen Entzwek zu erreichen wenn sie thun als ob sie ganz alleine wären. Sie sprechen wie im Traume, mit einer Sparsamkeit von Worten, mit einer Unbestimmtheit des Ausdruks, mit einer unsichtbaren Folge von Ideen, als Einer, der bloß sich selbst zu verstehen, und sich keine weitre Rechenschaft zu geben schuldig ist. Das Nothzüchtigen der Muttersprache, diese Trägheit jedem Gedanken sein anschließendes Gewand nicht zu geben, und, wenn es nicht gleich zur Stelle ist, es nicht suchen wollen, erzeugt am Ende ein Galimathias, das keine Ausländer verstehen,

und ſelbſt derjenige der es den Ausländer erklären wollte, zu paraphraſiren genöthigt wäre. Man frage nur unſere Landsleute von der großen Welt, die ſich mit den feinſten Ideen aus andern Sprachen nähren, ob ſie im Stande ſind manch teutſches Buch zu verſtehen, nachdem ſie einige Jahre verſäumt haben mit dem Strom der teutſchen Literatur Schritt vor Schritt fortzugehen.

Ich begreiffe gar wohl, wie ein Mann von auſſerordentlicher Einbildungskraft nicht fähig iſt einen Mathematiſchen Schritt zu halten, ſondern wie es ihm nur daran liegt, ehrlicher weiſe ſein ganzes Füllhorn von Ideen mit Früchten und Blumen auszuſchütten. Sein Styl kann äuſſerlich buntſchäckicht ſcheinen, ob gleich nur Ein Hauptton von Farbe in ſeiner Seele lag, als er ſchrieb. Unbekümmert ob ihm die Menge folgen könne, iſt er zufrieden, wenn Wenige ſeines Gleichen ihn verſtehen und unter der Hülle den Kern finden. Ich kenne wenigſtens einige Schriftſteller vom Erſten Range, die dazu berechtigt ſind dieſe Sorgloſigkeit auszuüben.

Aber nicht jedem ziemt es ungekämmt einherzugehen, und Wohlſtand und Lebensart ſind zu allen Dingen nütze. Die Sorgfalt zu gefallen, das Feſtehalten an eine gewiſſe Methode, ein gut ausgebrachter Plan, würde oft die unbedeutende Anzahl von Ideen in ein vortheilhaftes Licht ſtellen, und durch Anordnung und Haushalt ſich ein Ganzes erheben, wo man jezt nur ein unförmliches Chaos erblikt. Dem reichen Manne iſt alles erlaubt, und

Cäſar.

Die Macht des Cäſar, und ſeine Macht über Octavia.

Antonius.

Fern ſey es von mir, dieſem Vorſchlag, deſſen Anſehen ſo ſchön iſt, ein Hinderniß entgegen zu träumen! Gieb mir deine Hand, mit der Verſicherung dieſer Freundſchafts-Probe: Und von dieſer Stunde an ſoll brüderliche Liebe in unſern Herzen herrſchen, und unſre groſſen Entwürfe beſeelen.

Cäſar.

Hier iſt meine Hand; ich übergeb' euch eine Schweſter, die ich liebe, wie niemals ein Bruder ſeine Schweſter geliebt hat. Sie lebe, unſre Reiche und unſre Herzen zu vereinigen, und ewig daure unſre erneuerte Freundſchaft.

Lepidus.

Glük zu!

Antonius.

Pompejus hat mir ſeit einiger Zeit ſo groſſe und auſſerordentliche Gefälligkeiten erwieſen, daß ich nicht dachte, mein Schwerdt gegen ihn zu ziehen. Ich muß ihm danken, eh wir ihn angreiffen, und wenn es auch nur wäre, um die Ehre meines Gedächtniſſes zu retten.

Lepidus.

Wir haben keine Zeit zu verliehren; wir müſſen den Pompejus unverzüglich ſuchen, oder er ſucht uns.

der Ueberfluß iſt ſo ein erquickender Anblik, daß man leicht andre Fehler dagegen überſieht. Aber, wer nicht reich geboren iſt, (und das ſind wohl die Meiſten) denen ziemts zu ſeyn wie andre Menſchen, und nicht die Schwächen der Reichen nachzugaukeln, damit man ſie auch für reich halten ſolle.

Die Sprünge der Ideen, die Verbergung der Mittelbegriffe, die ſogenannten Bedekten Brücken die über Flüſſe und Abgründe führen, ſind für den, dem dieſes Labyrinth zum erſtenmal gezeigt wird, ein reizender Anblik. Aber eben dieß Frappante iſt nicht die Würkung des Zufalls, ſondern oft die Folge des tiefgelegteſten Plans, oder einer Art von Momentaner Inſpiration, die aber ihren Grund in dem einmal feſtgebildeten Charakter des Mannes hat.

Denn warum würden wir ſie bewundern, wenn nicht dieſe Bilder nach einander in ihrer beſtimmten Geſtalt, und in ihrer ganzen Armatur hervorträten? Es ſind Reſultate von tiefem Gefühl, und längſtgemachten Erfahrungen, die wie Pulver in einer wohl angelegten Mine liegen, und nur durch einen uns unſichtbaren Faden gezündet worden ſind.

Wie würde Yorik ſeine Leſer ſo feſt halten können, wenn nicht alle ſeine Sprünge und Digreſſionen ſich auf einen feſt überdachten Plan ſtüzten? Vielleicht hat noch nie ein Schriftſteller mit dieſer wahren, (auch oft verſtellten) Inſpiration geſchrieben, und doch immer die Verſammlung ſeiner

Leſer vor Augen gehabt — ob er jetzo die Materie fortſetzen, oder verändern, ſeine Lieben dimittiren, oder noch länger auf den Bänken ſolle ſitzen laſſen?

Und wer dieſes Gefühl nicht hat, nicht weiß wie viel er reden ſoll, der hat keinen Beruf aufzutreten, der hat keinen Styl, ſondern wird der Affe eines andern werden müſſen, dem er fälſchlicherweiſe gleich zu ſeyn ſich ſchmeichelt u. ſ. w.

VII.

Geſchichte der Transfelder Bürger.

Die folgende Anekdote, welche mit allen ihren Umſtänden an dem Orte ſelbſt aus dem Munde glaubwürdiger Perſonen aufgenommen worden, ſcheint eines Platzes in Ihrem Journal würdig zu ſeyn.

Man will übrigens die That ſelbſt dadurch weder anpreiſen noch entſchuldigen. Der Heroismus iſt für diejenigen, die dazu berufen ſind, in unſern Tagen beynahe ſchon eine Unklugheit, oder Unmöglichkeit; weil man ſelten als einzelner ſelbſtſtändiger Menſch, ſondern immer nur als Glied an der Kette oder als Rad in der Maſchine handelt. Wieviel weniger können arme Bürger erwarten, daß es ihnen werde wohlaufgenommen werden, aus dem Zirkel der ihnen vorgeſchrieben iſt

herauszugehen, und sich in die Händel der Könige zu mischen? Indessen ist es dem Philosophen, der sich bloß als einen Weltbürger betrachtet, erlaubt, die Sachen aus einem andern Sehpunkt zu sehn, als sie der Staatsmann eines engern Kreises sieht, und was dieser aus begründeten Ursachen vielleicht tadeln muß, kann jener, aus eben so begründeten Ursachen, sehr löblich finden. Ich bin u. s. w.

* * *

Transfeld ist ein Städtchen, das zwischen Minden und Göttingen liegt, und ehedem hohe Mauern und feste mit Thürmen besezte Thore hatte. Es war im lezten Kriege zwischen Georg II. und Ludwig XV. immer der Tummelplaz der beyderseitigen Patrouillen; und Freund und Feind ließ sich wenigstens 24 Stunden lang mit Speiß und Trank frey halten. Die Einwohner haben die Jagdgerechtigkeit; sie sind also sämtlich Wildschützen, und unter ihnen befanden sich damals viele alte Pensionärs die im Brabandtischen Kriege und sonst gedient hatten. Dieser Umstand, nebst der Nachricht von dem Städtchen und seiner Art von Befestigung, giebt der Geschichte selbst den Grad von Glaubwürdigkeit, der, ohne dieses, manchem Fremden, der nicht auf der Stelle gewesen ist, schwer einzuflößen seyn würde.

Ich glaube, wo ich nicht irre, es war das Jahr 1757. daß eine Französische Patrouille aus Trans-

feld, nachdem ſie ſichs da hatte wohl ſeyn laſſen, im Frieden fortritt. Kaum waren die Franzoſen zum Thor hinaus, ſo kamen Hannöveriſche Huſaren, die ſich an einem andern erkundigten wo die Sch * * hinwären. Der Bürgermeiſter des Orts hatte ſeine gute Urſachen nicht ſehr franzöſiſch geſinnt zu ſeyn. Denn er hatte ſchon ehedem, wegen vorgeblicher Correſpondenz mit dem Souverain, bey der Prevoté in Eiſen geſeſſen, um gehängt zu werden, und die Stadt hatte ihn mit 700 Thalern loßkaufen müſſen. Er berief alſo ſeine Bürger zuſammen, ſtellte ihnen vor, ſie wären gute Wildſchützen, und könnten ihre Landsleute begleiten. Die beſten Schützen folgen mit ihren Büchſen den Jägern und Huſaren bis Volkmershauſen, das lezte Dorf vor Münden, wo ſie die Patrouille der Franzoſen im Wirthshauſe wegnehmen. Dieſe ſind guter Dinge und verſehen ſich nichts arges. Die Bauern öffnen die Fenſter des Wirthshauſes, und alleſamt, Jäger, Bauern und Huſaren ſchieſſen zu den Fenſtern hinein. Es bleiben Todte auf dem Plaz, die Franzoſen nehmen das Reißaus, und werden biß auf den halben Weg von Münden verfolgt. Hier ſchieſſen die Bauern einen franzöſiſchen Vorpoſten tod. Nun wird Lerm in Münden, es rükt franzöſiſche Cavallerie aus, und es wird kund, daß Bauern unter den Huſaren und Jägern geweſen ſind, die mitgeſchoſſen und als Feinde agirt haben. Man commandiert von Münden aus zwey Regimenter von den Truppen, auf Transfeld vorzurücken und den Ort zu plündern und in Brand zu ſtecken. Ein

Bürger in Münden, der aus Transfeld gebürtig ist, schikt durch ein Mädchen einen Brief an den Bürgemeister, ihm Nachricht von der Gefahr zu geben. Die Französischen Truppen rücken in der Nacht an, und haben einen Postknecht mit sich, der einige Schritte vorausreitet als ob er eine Estaffette hätte, um ihnen die Thore öffnen zu lassen. Der Kerl kann für Angst nicht blasen, ruft aber doch vorm Thore, man solle ihm aufmachen. Von innen ist alles in Bereitschaft; die entschlossensten Bürger sind in Menge mit ihren Büchsen hinterm Thor, und man fragt ihn was er in der Stadt wolle? Er antwortet er habe eine Staffette; von innen rufts heraus, man wolle zum Commandanten schicken und die Schlüssel hohlen lassen. Dem Commandant der beyden Regimenter wird indessen die Zeit zu lange, und er giebt den Zimmerleuten Befehl die Thore aufzuhauen. Dieses war aber sobald nicht bewerkstelligt als befohlen. Die Thore waren eben so fest wie in Vestungen: sie bestanden aus doppelten eichnen Bollen, die durchaus mit dicken eisernen Nägeln besezt waren. Sie konnten aber nicht anders geschlossen werden, als daß ohngefähr einige Zoll Raum dazwischen blieb. Dieses Umstands bedienten sich die Bürger, und schoßen mit ihren Büchsen mit gutem Erfolg auf die Franzosen. In der Stadt ward es indessen Lerm, die Bürger sezten den Stadtmusikanten auf ein Pferd, und er mußte ihnen einen Cavalleriemarsch blasen. Die jungen Pursche rennten mit verhängten Ziegeln in allen Straßen herum, um die Feinde glauben zu machen, als ob

viele Garniſon da wäre. Sie bemächtigten ſich einer Feuertrommel und ſchlugen verſchiedne Märſche. Ein Schuß, der durch das Thor geſchah, gelang ſo gut, daß der Commandeur der beyden Regimenter vom Pferde ſtürzte, und als gefährlich verwundet unter lauten Flüchen den Geiſt aufgab. Erbittert über dieſen Vorfall ſuchten die Franzoſen die Mauer zu überſteigen. Ein Offizier kletterte hinauf, band zwey Eſpontons an einander, und forſchte damit wie tief es war. Er verlohr dabey den Hut, und dieſer wird noch als ein Wahrzeichen bis auf den heutigen Tag auf dem Rathhauſe verwahrt. Als der Tag anbrach, vermutheten die Franzoſen, daß indeſſen Succurs von Göttingen angekommen ſeyn möchte, und beſtürzt über den Tod ihres Anführers zogen ſie ſich gegen Münden zurück.

Hierauf rükten die Alliirten vor, und die Franzoſen retirierten ſich bis Frankfurt. Dieſes Jahr hatte das Städtchen Ruhe. Das andere Jahr aber bewegten ſich die Franzoſen wieder vorwärts, kamen bis in die Gegend, und ſchikten ein Freykorps ab, mit Ordre den Ort anzuſtecken, und auszuplündern. Die Stadt ſchikte Deputierte ins Hauptquartier nach Caſſel, und dieſe erhielten endlich ſoviel, daß die Verheerung in eine Brandſchatzung von vielen Tauſend Thalern verwandelt wurde. Als dieß Geld bezahlt war, wurden die Einwohner mit der Sturmglocke zuſammengerufen, ihnen ein Eid abgefordert, daß ſie nie die Waffen

während des Krieges wieder gegen die Krone Frankreich ergreiffen, und nie ihre Thore und Mauern wieder aufbauen wollten. Nach dieser Ceremonie wurden die Thore ausgehoben, in Stücken gehauen und verbrannt, und in die Stadtmauern wurden so große Breschen gemacht, daß ein halbes Bataillon in Fronte aufmarschiren konnte. Wenige Tage darauf kam die Hauptarmee hierher, und das Städtchen ward während 24 Stunden rein ausgeplündert, nicht allein alles Brauchbare verzehrt, sondern auch alles Zerstörbare vernichtet. Die Einwohner flüchteten sich bis auf einige wegen ihres Alters, Krankheit und Standes heilige Personen in die Wälder, und überließen ihre Habseligkeiten der Gewalt der Feinde.

VIII.

Ein Ungenannter an Hrn. Chodowiecki

(auf Ersuchen eingerükt.)

B*** 16. Herbstm. 1781.

Nicht in der schuzsuchenden Stellung eines armen bekümmerten Autors, der sein, zwischen Druck und Sorgen, dem gequälten Kopfe mühsam abgerungenes Werkchen nun vor sich sieht, dann — zu Ihnen, edler Mann, heranblikt, und demüthig um ein Plázchen unter den Schwingen Ihrer Kunst bettelt, um wenigstens auf der Bahn die Sie zur Unsterblichkeit führt, dren brodsatte Tage zu leben — nein! nicht in dieser mitleidenswürdigen Stellung, theuerster Mann! sehen Sie mich vor ihnen. Liebe zur Kunst — Ihr eigenes

ausgebreitetes Verdienst — und (was Ihnen nicht minder heilig scheinen darf) die unbefriedigten Manes eines der edelsten Menschen in welchen uns die Natur zuzeiten die Würde des Menschen (ihr Meisterstück) in einem hellern Licht erblicken läßt, Rousseaus unbefriedigte Manes sind es, die mir diesen Zuspruch abnöthigen; und ich glaube in der That, daß schwerlich ein Autor je mit mehr Zuversicht auf den Werth seines Antrags für sein eignes Werk an Ihrer Thüre angeklopft hat, als ich, auf den Werth eines fremden Verdienstes.

Rousseaus Julie, so wie sie im Drang der Liebe seine empfindsame Seele bald zum höchsten Gipfel menschlicher Seligkeiten erhob, bald im Sturme der bittersten Leiden ihn beynahe der Verzweiflung in den Rachen warf, und, allem Anschein nach, in eben diesen wichtigen Momenten, in der Glut der Leidenschaft hingeschrieben, ward ganz der Abdruck seines edeln Herzens, und mußte eben daher seine Neigung auf immer vorzüglich für sich gewonnen haben. Besorgt, in dieser Geschichte eine der wichtigsten Angelegenheiten seines Herzens, seine Liebe, zum alltäglichen Possenspiel gewinnsüchtiger und empfindungsloser Künstler herabgewürdiget zu sehen, sezte er sich hin, und zeichnete Zug für Zug die Hauptpersonen seiner Geschichte dem Künstler in die Hand. Nicht nur Gruppirung, Stellung und Gebehrde, auch das (was für wir doch eigentlich leider! unter vaterländischen sowohl als auswärtigen Kupferstechern, bey Bearbeitung kleinerer Platten, so fast ganz kein Gefühl und Geschick antreffen) auch das Entschiedene des Grundkarakters in jedem Gesichte, bey verschiedenen Auftritten doch immer kennbar, und nicht mehr verschieden als Zeit und Umstände es erheischen: dieß ist es, wozu Rousseau den Künstler aufzufordern scheint, und was er ihm eben so warm, als er es selber fühlt, an's Herz zu legen wünscht.

Wie unkräftig dieſe Aufforderung beym Künſtler, und wie tief unter dem Wunſche des edeln Mannes ſeither die Ausführung deſſelben geblieben, brauch' ich Ihnen, mein Theuerſter! um ſo weniger zu ſagen, da es nicht das Auge des Künſtlers, ſondern nur ein wenig richtiges Gefühl für Wahrheit und Natur vorausſezt, um mit Gewißheit entſcheiden zu können, daß in den elenden Franzöſiſchen Kupfern, die wir den bekannten verſchiedenen Ausgaben von Rouſſeaus Werken beygeheftet finden, alles und alles bis zum lezten Funken von Rouſſeaus Geiſte verloren gegangen. Natur mit eitelm nichtsbedeutenden Gezier einer ſteifen Theaterſcene verwechſelt, Fratzengeſichter, die ſich auf jeden Rumpf paſſen und nichts anders als die Armuth des Künſtlers ſprechen, nirgend entſchiedener Karakter, auch nicht einmal Ein Zug von Leidenſchaft, kurz der alltäglichſte Bilderkram, eben wichtig genug, dem elendeſten Roman ſein Elend vergrößern zu helfen; — wer kann's übers Herz bringen, einen Mann, wie Rouſſeau, in einem Werke, wie Julie, ſo grauſam gemißhandelt zu ſehen? Und wer wär endlich wohl der Mann, der ſich der Sache des armen Gemißhandelten mit mehr Ehre und glüklicherm Erfolg annehmen, der den billigen Erwartungen, worinn Rouſſeau ſich von einer Nation, in deren Sprache er ſchrieb, vielleicht auf immer getäuſcht ſehen dörfte, beſſer und gewiſſer entſprechen könnte, als — Sie?

Wie herzlich wollt' ich mich freuen, mein Theuerſter! wenn Sie hier in einem meiner wärmſten Wünſche, den einſtimmigen Wunſch meiner Nation, nicht verkennen wollten, die den Werth eines Rouſſeaus und den Übrigen zu ſchäzen weiß; und wie frohlockend wollt' ich dann den Gallier, bey den unnachahmlichen Reizen einer ganz andern Julie als er je geſehen, ſeine eigene Julie vergeſſen ſehen, und in ſeinem „parbleu! cela n'eſt pas mauvais!“ ſein vollwichtiges Geſtändniß leſen, daß Frankreich wenigſtens — keinen Chodowiecki habe.

IX.

Vermiſchte Anzeigen.

1. Johann Andreas Cramers ſämtliche Gedichte.

Man iſt, wie ich zuverläßig weiß, ſchon lange mit dem Vorhaben umgegangen, meine in verſchiedenen Schrifften zerſtreuten Gedichte zu ſammeln und ohne meine Genehmigung drucken zu laſſen; ein Verſuch dazu iſt auch bereits von einer auswärtigen teutſchen Buchhandlung gewagt und ſo gar mein Name gemisbraucht worden, um unvorſichtige Käufer glauben zu machen, entweder daß ich die zugeeignete Sammlung ſelbſt veranſtaltet hätte, oder das ſie doch nicht ohne mein Vorwiſſen veranſtaltet worden wäre. Es kann mir nicht gleichgültig ſeyn, ob das Publikum meine Gedichte aus meiner Hand oder von einem fremden Sammler empfängt, der nicht einmal mit Sicherheit weiß, was meine Arbeit iſt, und mir zueignet, was andern Verfaſſern zugehört. Deßwegen habe ich mich entſchloſſen, da ich zumal in meinen ältern Gedichten, viele mir nicht unwichtige Veränderungen gemacht habe, ſelbſt eine Sammlung derſelben herauszugeben, und ſolche, auch im Abdrucke, ſo fehlerfrey zu liefern, als es die Achtung gegen ſeine Leſer fordert Sie wird drey Theile ausmachen, und der Druk ſoll im nächſten Winter angefangen werden, wofern ſich binnen vier Monaten von dieſer Anzeige angerechnet, eine hinlängliche Anzahl von Subſcribenten finden ſollte. Die beyden erſten Theile werden meine geiſtlichen Lieder enthalten, von denen bereits ungefähr hundert unter meinem Namen bekannt ſind, die ich merklich zu verbeſſern geſucht habe; mehr als hundert kennt man noch gar nicht als die Meinigen, ob ich es gleich zu ſagen wage, daß ich die meiſten davon für meine be-

Antonius.

Wo ligt er?

Cäsar.

An dem Misenischen Vorgebürge.

Antonius.

Wie ist seine Stärke zu Land?

Cäsar.

Groß und immer wachsend; aber von der See ist er vollkommen Meister.

Antonius.

So geht das Gerüchte. Ich wollte wir hätten mit einander gesprochen! Wir müssen eilen; doch eh wir uns bewaffnen, laßt uns die Angelegenheit zu Stande bringen, wovon wir gesprochen haben.

Cäsar.

Mit vielem Vergnügen; ich lade euch zum Anschauen meiner Schwester ein, und will euch gerade zu ihr führen.

Antonius.

Entzieht uns eure Gesellschaft nicht, Lepidus.

Lepidus.

Edler Antonius, Krankheit selbst könnte mich nicht zurük halten.

(Sie gehen ab.)

Dritte

ſten halte. Einige neue ſind ſeit einem halben Jahre hinzugekommen. Die Gegenſtände derſelben ſind die erhabenſten und die wichtigſten, welche die lyriſche oder die mit Empfindung lehrende Dichtkunſt beſchäfftigen können. Im dritten Theile werde ich meine übrigen ältern Oden und Lehrgedichte, mit denen die meiſten und anſehnlichſten Veränderungen vorgenommen worden ſind, ſammlen und zugleich eine ziemlich Anzahl neuer noch ungedrukter Oden hinzuthun.

Nunmehr erſuche ich meines Freundes Klopſtocks und meine Leſer, die Subſcription zu meinen Gedichten zu übernehmen und beſtens zu unterſtützen. Druk und Papier wird bey dieſer Ausgabe von der Güte ſeyn, daß niemand zu klagen Urſache haben ſoll.

Die Bedingungen der Subſcription auf meine Gedichte ſind folgende:

I) Der Preis eines jeden Theiles, der einige Bogen über ein Alphabet betragen wird iſt für ein Exemplar auf Schreibpapier 1 Rthlr. den Louisd'or zu fünf Reichsthaler gerechnet. Von dieſer Original-Ausgabe wird, wenn einige Exemplare übrig bleiben, nach der Subſcription keins unter 1 Rthlr. 8 Gr. überlaſſen.

II) Die Correſpondenten haben die Güte, mir die Namen der Subſcribenten am Ende des Octobers, und aufs ſpäteſte am Ende des Novembers einzuſenden.

III) Iſt die Anzahl der Subſcribenten zu den Koſten des Druckes hinreichend: So werden auf die Oſtermeſſe 1782. zween Theile fertig geliefert, und der dritte folgt im nächſten Vierteljahre darauf.

IV) Die Correſpondenten empfangen 15 pr. Ct. und für jedes Exemplar über 30. 17 pr. Ct.

V) Bey der Bezahlung ziehen sie zugleich mit den pr. Ct. ab: 1) was sie für Briefporto, 2) für die Einrückung höchstens in zwo Zeitungen ausgelegt haben, 3) was sie vermuthlich für Zoll und Fracht werden bezahlen müssen, wenn die Pakete nicht ganz frankirt an sie gelangen können.

VI) Endlich bezahlen sie die subscribirten Exemplare aufs späteste in 14 Tagen nach dem zur Herausgabe angesezten Termine, indem kein Exemplar vor der Bezahlung abgeschickt wird.

Der Herausgeber trägt 1) die Kosten der Emballirung und Spedition, 2) frankirt die Briefe, so weit er kann, und 3) ersezt die erwieslich verlornen gegangenen Pakete.

Kiel, den 12. Jul. 1781.

J. A. Cramer.

Hier in Weimar belieben diejenigen, welche auf diese von dem Publiko schon so lange gewünschte Sammlung subscribiren wollen, sich bey dem Hrn. Director Geinze deswegen zu melden.

---

2. Ankündigung eines *Nouveau Theatre Allemand.*

Von dem Vorurtheil der meisten Franzosen gegen das teutsche Theater giebt der Abbé Maydieu einen neuen Beweis. Er läßt im Monat Julius dieses Jahres, zu Paris eine schlechte Uebersetzung eines nicht einmal mittelmäßigen, teutschen Trauerspiels, Montrose und Surrey, drucken, dieß, wie er in der Vorrede sagt, um seinen Landesleuten zu zeigen, wie weit die Teutschen noch in der Litteratur (er begnügt sich

nicht mit der Dramatiſchen) zurück wären. Ich habe den Herrn Abbé im Iournal de Paris den Kopf gewaſchen, und zugleich dem franzöſiſchen Publikum eine Ueberſetzung unſerer guten Schauſpiele verſprochen. Es frägt ſich jezt, ob meine Landesleute genug patriotiſchen Eifer haben, und mich in den Stand ſezen wollen, mein Verſprechen zu erfüllen. Ob ſie wünſchen ſollen daß ich der Mann ſey, der den Franzoſen das Theater der Teutſchen bekannt macht? das mag ihnen unſer Roſcius, Herr Schröder zu Wien, beantworten. Ihm habe ich nicht nur in Paris verſchiedene meiner Ueberſetzungen vorgeleſen, ſondern auch eine Abſchrift der Emilia Galotti mitgegeben. Herr Diebert, der Recenſent meiner Ueberſetzung des Edelknabens, muntert mich zwar im Mercure de France No. 33. 1781. auf, ſeinen Landsleuten eine nähere Kenntniß des teutſchen Theaters zu verſchaffen: aber das iſt nicht hinlänglich, ein ſo großes Unternehmen auf eigene Koſten zu wagen. Den nöthigen Vorſchuß will ich gern thun, nur muß ich Sicherheit haben, wenigſtens meine Koſten für Druk und Papier herauszuziehn. Habe ich dieſe Sicherheit bis zum 1ſten November dieſes Jahres, ſo verſpreche ich den 1ſten Theil des nouveau theâtre allemand am 1ſten Jänner 1782. zu liefern: es wird eine Geſchichte des teutſchen Theaters, nebſt den Ueberſetzungen der Emilia Galotti und des Grafen von Olzbach enthalten. Der 2te Theil ſoll den 1ſten April folgen, und ſo von 3 Monaten zu 3 Monaten, ein Theil von 20 Bogen in groß Oktav. Die Subſcribenten bezahlen beym Empfang jeden Theils 16 Gr. in Louisdor zu 5 Thlr. Nach dem 1ſten November koſtet jeder Theil 1 Thlr. 4 Gr. das Werk wird in Paris unter meiner Aufſicht gedrukt. Finden ſich bis zum 1ſten November in Teutſchland und Frankreich nicht wenigſtens 500 Subſcribenten, ſo bleibt meine Arbeit liegen, und ich entſage meinem Plan. In Mannheim nimmt Hr. Schwan, in Strasburg die Hrn. Bauer und Treuttel, in Gotha Hr. Bibliothekar Reichard, in

Hamburg Hr. Brandes und Virchaux, in Leipzig die Dyckiſche, in Berlin die Weverſche Buchhandlung und Herr Buchhalter Friedel, in Weimar Hr. Rath Bertuch Subſcription an. Wer 10 Subſcribenten einſchikt, bekommt das 11te Exemplar frey. Die Namen der Subſcribenten werden dem erſten Theil vorgedrukt. Sollten einige unſrer dramatiſchen Schriftſteller mir einige Stücke zum überſetzen vorſchlagen, oder ihre Arbeit von ihnen ſelbſt überſezt zuſchicken wollen, ſo werde ich ihren Rath und ihre Arbeit mit Dank annehmen, und mich gern mit ihnen in einen Briefwechſel einlaſſen, Briefe und Pakete bitte ich denen Herren Bauer und Treuttel in Straßburg, franko zuzuſenden. Jezt alſo hängt es von den Teutſchen ab, ob ſie länger von einer Nation, der wir mit Recht ſo viel Geſchmak und ſo viele feine dramatiſche Kenntniße zugeſtehen müſſen, ſchief beurtheilt ſeyn wollen, oder nicht. Ich erwarte ihren Entſchluß. Geſchrieben zu Paris am 30ſten Auguſt 1781.

Friedel, Profeſſor.

---

3. Nachricht von einer neu erfundenen Rechen-Maſchine.

Es haben ſich von jeher Gelehrte mit Erfindung einer Maſchine abgegeben, die ihnen in ſchweren und ermüdenden Rechnungen zur Erleichterung dienen könnte; der große Leibnitz ſoll ſogar 20000 Gulden auf eine dergleichen Maſchine verwandt haben, und zwanzig Jahre daran arbeiten laſſen, aber demohngeachtet nicht damit zu Stande kommen können. Herr Prediger Hahn zu Kornweſtheim bey Ludwigsburg im Würtenbergiſchen, war der erſte, der eine ſolche erfunden, und verfertigen laſſen. Er hat davon eine ziemlich

umſtändliche Nachricht im teutſchen Merkur von 1779 drucken laſſen, wovon der Verfaſſer der Jugendzeitung im 31ſten Stück deſſelben Jahres auch einen Auszug geliefert. Man ſiehet aber aus der gemeldeten Nachricht, daß die Maſchine des Herrn Hahns in einigen Stücken unbequem, überhaupt aber viel zu koſtbar iſt, als daß partikuliere Liebhaber hoffen könnten, ſie zu beſitzen, und Gebrauch davon zu machen.

Dies hat einen Mathematikus in hieſigen Landen veranlaßt, ſich mit der Erfindung einer weit ſimplern, bequemern, und viel wohlfeilern Rechnungsmaſchine als die Hahniſche iſt, abzugeben. Er iſt in ſeinen Bemühungen ſo glüklich geweſen, wirklich eine ſolche Maſchine zu erfinden und zu verfertigen, und iſt jezt willens, ſie Liebhabern auf Pränumeration zu liefern.

Dieſe Rechnungsmaſchine iſt nur ſechs rheinländiſche Zoll lang, zwey breit und einen und ein viertel Zoll dick, befindet ſich in einem länglicht viereckigen Käſtchen, welches von der Größe einer mittelmäßigen Taſchenrauchtabaksdoſe iſt, und unten ein Schieblädchen für Pergament und Bleyſtift hat; und iſt ſo eingerichtet, daß darauf unendliche, d. i. alle mögliche große und kleine Produkte und Quotienten, augenbliklich dargeſtellt werden können. In einem dabey gefügten kurzen und leicht zu faſſenden Gebrauchsunterricht zeigt der Erfinder, wie man dieſelbe ſowohl in mathematiſchen als Kaufmannsrechnungen leicht und bequem gebrauchen kann. — Z. B. Der Geometer in Berechnung der Linien und Flächen, Quadraten, Kuben u. ſ. w. — Der Kaufmann in der ſo genannten welſchen Praktik, wie auch in der üblichen Kettenrechnung, wo eigentlich, wenn die Glieder wie gewöhnlich abgekürzt werden, die Sache bloß im Multipliciren und Dividiren der ſtehengebliebenen Zahlen beſtehet. — Der Rechenmeiſter, der mit Hülfe dieſer Maſchine die Multiplikations- und Diviſions-Exem-

pel seiner Schäler auf eine sehr gemächliche und sehr geschwinde Weise, ohne die Exempel in die Hand zu nehmen, übersehen und sogleich anzeigen kann ob sie richtig oder unrichtig sind. Bey obigen beyden und allen Arten von Rechnungen hat man nur nöthig, wenn die Maschine in die dazu bestimmte und angewiesene Lage gerükt ist, welches geschwind und leicht geschehen kann, die verlangten Produkten und Quotienten aus derselben abzuschreiben.

Dies gilt aber nur von den zwey Hauptspecies der Rechnung, der Multiplikation und der Division. Denn addiren und subtrahiren kann man auf dieser Maschine nicht, und ist unsers Bedünkens auch nicht nöthig, weil diese zwey Species die leichtesten sind und weniger ermüden. Herr Hahn giebt zwar auf seiner großen und kostbaren Rechnungsmaschine das Addiren und Subtrahiren mit an, erinnert aber auch zugleich, daß man nur zwey Reihen Zahlen auf einmal addiren könnte, welches zwar eine richtige, aber auf ganzen Seiten, wo viele Posten vorhanden sind, eine langwierige Arbeit wird, und leichter ohne, als mit einer Maschine verrichtet werden kann. Und eben deswegen hat der Erfinder bey seiner Maschine sein Augenmerk nur auf die zwo Hauptspecies, die Multiplication und Division gerichtet, als welche die meiste Anstrengung des Geistes erfordern, und nur zu bald ermüden; nicht zu gedenken, daß bey aller Anstrengung sich doch oft Fehler einschleichen, die uns nöthigen ein solch verdrießliches Werk aufs neue wieder vorzunehmen, welches man durch Hülfe der Maschine nicht nöthig hat, wo man mit Gewißheit, und wenn es erfordert wird, Tagelang ohne merkliche Ermüdung rechnen kann. Man sehe die Beschreibung der Hahnischen Maschine an oben angeführten Orten.

Inzwischen hat sich der Erfinder dieser neuen Rechenmaschine, auch eine andere im Addiren und Sub-

trahiren zu liefern, anheischig gemacht, wenn solche sollte vom Publikum verlangt werden. Er glaubt aber, und hält sich verpflichtet, es dem Publikum zu sagen, daß eine solche Maschine so wohl wegen ihrer Größe, die sie nothwendig bekommen müßte, als aus obigen Gründen, für den allgemeinen Gebrauch weder bequem noch nüzlich genug seyn würde.

Der Erfinder dieser neuen Rechnungsmaschine hat den Weg der Subscription desfalls erwählet, damit er für seine vieljährige Bemühung, angewandten Kosten, und verschiedene vergebliche Versuche, durch einen kleinen Gewinnst auf jeder Maschine, einigen Ersatz seiner Auslage erhielte; welches ihm auch kein redlich denkender Mensch übel nehmen wird.

Man kann ausser unten benannten Hauptkollektörs, auf allen Postämtern in Teutschland und in allen grossen Städten und Universitäten, auf diese Maschine bey Unterschriebenem pränumeriren. Die Ablieferung derselben wird zu Ende des künftigen Monats Februar 1782. geschehen, da denn auch der Name des Erfinders in dem Gebrauchsunterricht wird bekannt gemacht werden.

Damit aber das Publikum überzeugt werde, daß ihm nur um eine sehr geringe Belohnung für die Erfindung seiner Kunst zu thun sey, so erbietet er sich hiemit, seine Maschine den Liebhabern in einem hölzernen Kästchen nebst beygefügten gedrukten Gebrauchsunterricht, für eine alte Pistole in Golde, und eine in Mahagonyholze für zwey holländische Dukaten in Golde, frey bis Amsterdam, Berlin, Frankfurt am Mayn, Leipzig, und Hamburg, oder wo die Herren Kollektörs sie am liebsten haben wollen durch den Herrn Buchhändler Franz Jacob Röder abzuliefern.

Damit aber das Publikum überzeugt seyn möge, daß es mit der Maschine des Erfinders seine vollkommene Richtigkeit habe, und daß solche den erwünschten Nutzen gewähre: so stehet nicht allein Unterschriebener dafür, als welcher eine dergleichen Maschine würklich besitzet, und vor jedermann, der es verlangt, Proben damit ablegen kann, wie er denn sogleich in der ersten Stunde, nachdem er den Gebrauchsunterricht gelesen, in allen angeführten Rechnungsarten damit rechnen können; sondern es haben auch Herren des Landgerichts und viele andere Gelehrte solche untersucht und probiret, welche im nöthigen Falle ein schriftliches Zeugnis davon geben können.

Bemeldte Rechnungsmaschine wird deshalb erst im Febr. 1782. abgeliefert, damit der Erfinder, welcher schon eine kleine Anzahl vorräthig hat, Zeit gewinnet, die Bestellten alle gegen den bestimmten Termin zu liefern. Die Herren Kollektörs und andere Beförderer erhalten auf 10 von diesen Rechnungsmaschinen eine, und auf 5 den Werth einer halben für ihre Bemühung, und kann dieses gleich bey Einsendung der Gelder abgezogen werden.

Die Herren Kollektörs werden ersuchet, die Namen ihrer sämmtlichen Pränumeranten, deutlich geschrieben, einzusenden, um solche dem Unterrichtsbüchlein vorzudrucken, auch zu bemerken, wie viel teutsche oder französische Unterrichtsbüchlein verlangt werden.

Um auf die bestimmte Zeit, ohne Aufschub (welches jedesmal sehr unangenehm ist) die Rechnungsmaschine abzuliefern, so werden die Hrn. Kollektörs ersuchet, sobald mehrere als 25 bestellt sind, solches vorläufig an Untenbenannten anzuzeigen.

Folgende Herren werden freundlich ersuchet, um Vorschuß anzunehmen, und diese neue Erfindung bestmöglichst bekannt zu machen.

Herr Ahlfeld, in Wittenberg. Herr Bassompierre, in Lüttich. Herr Bode, in Hamburg. Herr Bossiegel, in Göttingen. Herr Bruyset, in Lyon. Herr Cotta, in Tübingen. Herr Cramer, in Bremen. Herr Cramer, in Cassel. Herr Cuno, in Jena. Herr Donatius, in Lübeck. Herr Drachstedt, in Bautzen. Herr Enders, in Nürnberg. Herr Flick, in Basel. Herr Flörke, in Danzig. Herr Franken, in Minden. Herr Gebauer, in Halle. Herr von Ghelen, in Wien. Herr Gröll, in Warschau. Herr Hartknoch, in Riga. Herren Haude und Spener, in Berlin. Herren Heinek und Faber, in Koppenhagen. Herr Heinsius, in Leipzig. Die Hoffmannische Buchhandlung, in Weimar. Herr Kanter, in Königsberg. Herr Keßler, in Frankfurt am Mayn. Herr Kohlreif, in Petersburg. Herr Koppe, in Rostock. Herr W. Korn, jun. in Breßlau. Herr Krieger, in Gießen. Herr Kuhnlein, in Helmstädt. Herr Löchner, in Ulm. Herr Luchtmann, in Leiden. Herr Metternich, in Cölln. Herr Meyer, in Braunschweig. Herr Montag, in Regensburg. Herr Orell und Compag. in Zürich. Herr Perrenon, in Münster. Herr Pott und Compag. in Lausanne. Herr Reußner, in Quedlinburg. Herr Rose, in Greifswald. Herr Schleich, in Erlangen. Herr Schmidt, in Hannover. Herr Schwan, in Mannheim. Herr Schwederus, in Upsal. Die Societät in Bern. Die Societät in Neuschatel. Herr Stahel, in Würzburg. Herr Stein, in Strasburg. Herr Steiner, in Winterthur. Herr Joh. C. Stoßel, in Chemnitz. Das Waysenhaus in Arnstadt. Herr Weber, in Erfurt. Herr Wittekind, in Eisenach. Herr Wohler, in Ulm. Herr Zapf, in Magdeburg.

Wesel, im August 1781.

Franz Jacob Röder.

4. Den Hirschfeldischen Gartenkalender und die Zweybrückische Ausgabe der Rousseauischen Werke betreffend.

Ich habe im Wonnemond (May) dieses Jahres einen Garten-Kalender angekündigt, welchen der berühmte Herr Justizrath Hirschfeld in Kiel aufs Jahr 1782 auf Pränumeration herauszugeben gedenkt. Die Pränumerationszeit auf das Jahr 1782 soll zwar mit Michaelis zu Ende gehen; jedoch ist zu hoffen, daß dieser Termin, zu Gunsten der etwaigen Liebhaber in den entferntern Gegenden, wenigstens um einen Monat werde verlängert werden. Sollten also, wie nicht zu zweifeln, einige Gartenliebhaber hiesigen Orts oder umliegender Gegend, von der Gelegenheit, sich diesen Gartenkalender um den Pränumerationspreis, nehmlich Einen Conventions Gulden, oder 16 ggr. Sächs. Courant, anzuschaffen, Gebrauch machen wollen: so erbiete ich mich hiermit, auf Ersuchen des Hrn. Herausgebers, die Pränumeration anzunehmen, und dafür zu sorgen, daß die bestellte Exemplarien zu rechter Zeit an die Interessenten abgeliefert werden sollen.

Auch wird noch angezeigt, daß man auf die im Heumond (Julius) d. J. angekündigte Neue Französische Ausgabe der sämtlichen Werke J. J. Rousseau's (welche aus 24 Duodezbänden bestehen und nicht mehr als Einen Scheid-Louisd'or kosten wird) bey mir unterzeichnen könne; daher die etwaigen Liebhaber in hiesiger Gegend ihre Nahmen in Zeiten bey mir anzugeben geziemend ersucht werden.

Weimar, den 25. Herbstm. 1781.

Wieland.

Dritte Scene.

Enobarbus, Agrippa und Mecänas bleiben zurük.

Mecänas.

Willkommen aus Aegypten, mein Herr.

Enobarbus.

Hälfte von Cäſars Herzen, würdiger Mecänas! Mein geehrteſter Freund Agrippa! --

Agrippa.

Werther Enobarbus!

Mecänas.

Wir haben Urſach uns zu freuen, daß alles ſo wol abgelauffen iſt: Ihr habt euch, wie es ſcheint, in Aegypten wohl befunden.

Enobarbus.

Ja, mein Herr, den Tag ſchlieſen wir ſo lang er war, und die Nacht durch tranken wir, bis es wieder Tag wurde.

Mecänas.

Acht wilde Bären ganz am Spieß gebraten, und das nur zu einem Frühſtük für zwölf Perſonen -- iſt das wahr?

Enobarbus.

Das war nur eine Fliege gegen einen Adler. Wir hatten

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20605 / 374

Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Heumond.

I. Athenion, genannt Aristion, oder das Glück der Athenienser unter der Regier. eines Philosoph. S. 3.
II. Dritte Fortsetzung der Nachrichten von Französischen Schriftstellerinnen. : : 23.
III. Fortsetzung der Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. : : : : 38.
IV. Fortsetzung der Auszüge aus den Melangés tirés d'une grande Bibliotheque. : 54.
V. Auszüge aus Briefen. : : : 72.
VI. Vermischte Anzeigen. : : : 83.
VII. Kunstnachrichten. : : : 94.

Erntemond.

I. Horazens zweyter, dritter und vierter Brief. S. 97.
II. Lindor, eine bürgerlich-teutsche Geschichte. 107.
III. Forts. der Briefe über ein schweizer. Hirtenland. 123.
IV. Athenion, oder das Glück der Athenienser unter der Regierung eines Philosophen. 140.
V. Etwas von Hrn. Prof. Büttners Vergleichungs-Tabellen der Schriftarten versch. Völker. 170.
VI. An den Herausgeber des T. Merkurs. : 179.
VII. Vermischte Anzeigen. : : : 185.

Herbstmond.

I. Winkelmann, Leßing, Sulzer. I. Winkelmann. S 193.
II. Der Einsiedler vom Gebirge Pirepenjal, oder das wunderbare Ungewitter : : 211.
III. Jüdische Dichtungen und Fabeln. : : 224.
IV. Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. 241.
V. Soll man ihnen Weiber geben? an Hn. Wekhrlin. 253.
VI. Ueber den Styl. : : : : 263.
VII. Geschichte der Transfelder Bürger. : 269.
VIII. Ein Ungenannter an Herrn Chodowiecki. 274.
IX. Vermischte Anzeigen. : : : 277.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1781.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Weinmond 1781.

I.

G. E. Leßing.

Gebohren 1729, geſtorben 1781.

Kein neuerer Schriftſteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geſchmaks, des feinern, gründlichen Urtheils über litterariſche Gegenſtände, auf Teutſchland mehr gewürkt, als Leßing. Was war teutſcher Geſchmak im Anfang dieſes Jahrhunderts? Wie wenig ward er, als Gottſched ihn aus den Händen der Talander, Weiſe, Menantes empfieng und nach ſeiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewäßert, er empfieng Körper, aber ohne Geiſt und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe und führte Proviſionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es ſonſt angieng, herbey; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und ſchwere Gedanken, die in Teutſchland nicht ſo leicht allgemeinen Curs finden konnten. Jezt kam Leßing. Sowohl im Witz als in Gelehrſamkeit, in Talenten und im Ausdruck war er beynah Gottſcheds Antipode.

Von den Schweizern nuzte er ihre Beleſenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf ſie bald in Beydem. Am meiſten aber übertraf er ſie und alle ſeine Vorgänger in der Geſchlankigkeit des Ausdruks, in den immer neuen glänzenden Wendungen ſeiner Einkleidung und Sprache, in dem wirklich philoſophiſchen Scharfſinn, den er mit jedem Eigenſinn ſeines immer muntern, immer dialogiſchen Styls zu verbinden, in dem er die durchdachteſten Sachen mit Neckerey und Leichtigkeit gleichſam nur hinzuwerfen wußte. So lange Teutſch geſchrieben iſt, hat, dünkt mich, niemand, wie Leßing, teutſch geſchrieben; und komme man und ſage, wo ſeine Wendungen, ſein Eigenſinn nicht Eigenſinn der Sprache ſelbſt wären? Seit Luther, hat niemand die Sprache, von dieſer Seite ſo wohl gebraucht, ſo wohl verſtanden. In beyden Schriftſtellern hat ſie nichts von der plumpen Art, von dem ſteifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer ſchreibt urſprünglich teutſcher als Luther oder Leßing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopfe, nachdem er ſie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich, Leßings Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Lobrede brauchts bey ihm nicht; unbeſtimmte, ſchlechte, übertriebene Lobſprüche haßte er mehr, als den bitterſten, nur einigermaaßen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Leßingſche Arbeiten und Verdienſte mir ein Urtheil anzumaaſſen. Ich maaſſe

mir eigentlich gar kein Urtheil über Eine seiner Arbeiten an; sage nur über Einiges meine Meynung, und überlasse das andre, insonderheit seine Theaterwerke, andern. Mein Sinn ist überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Leßing seinen Weg nahm, wo er anfieng, wo er aufhörte, wo andre ihm nachzugehn, oder weiter zu gehn haben.

Leßings erste Schriften und Lebensumstände kenne ich nicht; das erste Buch, das ich von ihm habe, ist seine Uebersetzung Huarts (a). Eine Uebersetzung aus dem Spanischen war in Teutschland 1752 wieder ein seltnes Ding, so häuffig unsre liebe Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spanischen übersezt hatten. Zumal die Uebersetzung eines so paradoxen Schriftstellers, als Huart ist — In der kurzen Vorrede zu ihm ist Leßing schon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753. in Berlin erschienen. In ihnen zeigte er sich von allen den mancherley Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reiffer und glänzender hervortrat. In diesen sechs Bändchen was für ein Reichthum an Inhalt und Einkleidung! welche Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, in Poesie und

(a) Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Zerbst 1752.

Prose, sogar einige lateinische Verse, treffen hier zusammen. Es folgen Briefe, fast so mancherley Inhalts, als gelehrte Briefe nur seyn können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Litteratur, sogar der Anfang von Supplementen zum Jöcherschen Lexicon, nehmen hier Briefgestalt an, und man muß gestehn, ganz auf die Leßing eigne, leichte und glükliche Weise. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen Horaz, Cardans, gar des Cochläus und des Inepti Religiosi, die man schwerlich vor dem, was folgt, seinen Lust- und Trauerspielen, erwartet. Daß dies ungeheure Mancherley, in dem sich Leßing, meistens nur Proben, nur Stückweise, gleich Anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Pralerey war, für die es einige runde Herren damals aufzunehmen beliebten, weiset sein ganzes weiteres Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesezt; und gewiß keine mit minderm Glück, als er sich in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn Ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortgieng und Blüthen in Früchte verwandelt hat, ists Leßing; ja was sage ich fortgieng? bis ans Ende gieng er ja seiner Zeit vor.

Einige dieser Jugendschriften hat er bey reifern Jahren umgearbeitet; so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die verbessernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Probe an. Zur Verbesserung der lezten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck seiner kleinen jugendlichen Schrif-

ren; und man ſehe, was er über ſie in der Vorrede zu dieſen ſogenannten vermiſchten Schriften (b) ſelbſt ſagt. Wir machen alſo ſogleich mit dieſen Verbeſſerungen den Anfang: denn hinter dieſen, ihn nach ſeinen erſten Verſuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja ſo ungerecht, als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe ſeiner Fabeln (c) fieng er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drey Bücher, meiſtens eigner oder fortgeſezter Aeſopiſcher Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime ſind weggefallen; und ſtatt dieſer, der Fabel würklich unnöthigen und hinderlichen Feſſeln, ſtehn ſie hier in eine Sprache gekleidet, die in der wahreſten, angemeſſeſten Proſe die ſchönſte Poeſie iſt. Der blanke männliche Harniſch kleidet Leßing mehr, als das Gängelband der Reime; ſeine Fabeln ſind nicht blos für Kinder ſondern auch Männern, und Männern inſonderheit, lesbar. Noch mehr ſinds die Abhandlungen über das Weſen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er ſeinen Proben beyfügte. Ohnſtreitig iſt dies die bündigſte, gewiß Philoſophiſche Theorie, die ſeit Ariſtoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht iſt; und es wäre zu wünſchen, daß Leßing ſie, wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Luſtſpiel, im Laokoon über die Grenzen der Poeſie und bil-

(b) Leßings vermiſchte Schriften. Berlin 1771.

(c) Leßings Fabeln. Berlin 1759.

denden Kunſt; und in den Litteraturbriefen über kleinere Materien des Inhalts, ſo über alle Dichtungsarten und Darſtellungen der Poeſie und Künſte hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntniße ſich mit dem philoſophiſchen Geiſt, mit dem Scharfſinn, mit dem ſchönen Ausdruck in Einem Manne vereinen. Dieſe Abhandlungen über die Fabel ſind mit einer ſo glüklichen, leichten, ſokratiſch-platoniſchen Analyſe geſchrieben, daß ich im Geiſt und Scharfſinn dieſer Methode ihnen in unſrer Sprache nichts bey Seite zu ſetzen wüßte.

Ob gegen die Theorie ſelbſt hie und da nichts einzuwenden wäre? iſt eine andre Frage. Leßings äſopiſchen Fabeln folgten Bodmers unäſopiſche Fabeln (d) auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen ſollten. Sie habens nicht gethan: ſie ſind vergeſſen, und Leßings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wunderts immer noch, wie der alte geſchmackvolle und gründliche Kunſtrichter Leßings Buche ein ſolches entgegenſetzen konnte — — Indeſſen iſts wahr, Leßings und Aeſops Fabeln ſind ſich ſo unähnlich, als die Zeiten beider; was mag der Hauptgrund des Unterſchiedes ſeyn? Mich dünkt er iſt augenſcheinlich. Aeſop machte ſeine Fabeln meiſtens bey würklichen Vorfällen im gemeinen Leben; alſo auch die Lehre, die er einklei-

(d) Leßings unäſopiſche Fabeln. Zürch 1760.

hatten wol andre ungeheure Trachten bey unsern Gastmählern, welche bey der ausschweifendsten Kostbarkeit doch nichts werth waren.

Mecänas.

Sie muß eine ganz unwiderstehliche Person seyn, wenn das Gerücht die Wahrheit sagt.

Enobarbus.

Als sie den Antonius das erste mal sah, stahl sie ihm ihr Herz; am Flusse Cydnus war es.

Agrippa.

Da war es, in der That; oder mein Erzähler hätte einen guten Einfall für sie gehabt.

Enobarbus.

Ich muß es euch doch erzählen; die Galeere worinn sie saß, brannte wie ein feuriger Thron im Wasser daher; das Hintertheil war von geschlagnem Golde, die Segel von Purpur, und so parfumirt, daß die Winde ganz liebeskrank davon wurden; die Ruder waren Silber, und stiessen tactmäßig beym Getön der Flöten und Saitenspiele die Wellen von sich, die ihnen nur desto schneller folgten, gleich als ob sie in ihre Stösse verliebt wären. Ihre eigne Person macht alle Beschreibung bettelarm; sie lag unter einem Thron-Himmel von goldgewebten Tapeten, und stellte den Augen ein Gemählde dar, das selbst jene (*) Venus

übertraf,

(*) Die Venus des Protogenes, deren Plinius L. I. c. 10. erwähnt.

dete, konnte kein fein abſtrahirter oder ſpekulativer Satz ſondern eine praktiſche Lehre und Bemerkung für das gemeine Leben ſeyn, aus dem ſie abgeſondert war. Zweitens. Eine ſolche Lehre zeigte ſich meiſtens in würklicher Handlung, was man auch im gemeinen Leben ſo nennet; nicht blos in einer feinen Veränderung von Gedanken: ſo muſte alſo auch die Darſtellung derſelben in der Fabel ſeyn. Beide Stücke machen Aeſops Fabeln ſo anſchaulich, auch für den gemeinen Mann und für Kinder ſo lehrreich, als es — Leßings Fabeln nun wohl nicht ſind, auch wohl nicht ſeyn konnten und ſollten. Die Zeiten haben ſich verändert. Die Leſer, für die Leßing ſchrieb, bedürfen feinere Lehren, alſo auch in Darſtellung eines feinern Facti, das freylich oft nur eine Gedankenfolge zu ſeyn ſcheint. Das Anſchauliche, Populäre der Fabel geht hiemit eines Theils verlohren; der Leſer gewinnt indeß feinern Witz, feinere Belehrung. Will man, ſo nenne man dieſe eine feinere Gattung äſopiſcher Fabeln; und bemerke bey der Theorie der Fabel unter den drei Worten „allgemeiner moraliſcher Satz" „Darſtellung in einem beſondern Falle" „anſchauendes Erkänntniß jenes in dieſem" den Unterſchied: ſo iſt der Streit gehoben. — Vielleicht zu einer andern Zeit hiervon ein Mehreres.

Mit Leßings Theorie der Sinngedichte gehts beinah eben alſo: ſie iſt ſo fein und ausſchließend, als die Gattung die er allein für Sinngedichte erkennt, in der die ſeinigen ſind, und in der

Martial allerdings den Meisterrang behauptet. Die beiden Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, hat der Theorist nebst den falschen Aftergattungen, wo Eins derselben fehlt, in solch ein Licht gestellt, daß, künstlich und philosophisch, ich nichts dagegen wüßte. Genetisch und historisch indessen, wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. Die Sache beträfe doch nur Klassification und Namen. Die Bemerkungen, die Lessing auch hier über einzelne Dichter Martial, Catull, die griechische Anthologie u. s. eingestreuet hat, sind mannichfaltig und schätzbar; viele seiner Sinngedichte selbst sind als Proben des glüklichsten Witzes, in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe. Das zu — Freie, zu — Jugendliche lies er auch hier weg, wie bey Erzählungen und Liedern.

Lessings Lieder sind bekanntermaassen von der muntern, nicht zärtlichen und verschmachtenden Gattung. In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation und bedörfen keines Urtheils mehr. Wer blos Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte; habe sie für sich und lasse andern ihren Geschmack, ihr Vergnügen. — Seine Lehrgedichte hat er nicht neu herausgeben wollen oder es auf die Zukunft verspart. Sie haben viel richtige gründliche Gedanken und stehn der Art und den Gegenständen nach meistens den Kästnerschen an der Seite. Was Lessing überhaupt von den Grenzen der Philosophie

und des Lehrgedichts gehalten, mag man in seiner und Mendelssohns ziemlich seltnen Schrift: Pope ein Metaphysiker! (e) lesen.

Aber es ist Zeit, von diesen einzelnen Vorübungen, die für andre wichtiger wären als sies bei Leßing seyn dörfen, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Teutschland so ansehnlich gewürkt hat; es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender, gründlicher Geist, den er in so mancherlei Werken und Einkleidungen, überall glüklich, gewiesen. Schon unter seinen kleinen Schriften waren Briefe, gelehrten, philosophischen, kritischen Inhalts. Die kleine Streitigkeit mit Lange, seine Vorrede zu Mylius Schriften, seine theatralische Bibliothek u. s. zeigte dies Talent in ihm noch mehr; und mich dünkt, die Litteraturbriefe, sind davon die unzweifelhafteste Probe. Von diesen war Er Urheber und Vater: der Ton in ihnen war sein Ton, wie mans aus den Briefen in seinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken sonnenklar siehet; es ist falsch und elend, daß man diesen Briefen den Ton der Clerhent'schen Lettres critiques Schuld gab. Das Glück führte ihm einen schönen, edlen Gehülfen zu, Moses Mendelssohn, zwey Männer die, wie aus allen Aeußerungen erhellet, sich wirklich als philosophische Freunde schäzten und liebten. Man lese Mendelssohns Brief an Leßing

(e) Danzig 1755.

hinter Rousseaus Abhandlung (f): man sehe die Achtung mit der Leßing bey jeder Gelegenheit an Mendelssohn denket. Zwei solcher Menschen, an Herz und Geist rein, ohne politische Hindernisse und Nebenumstände, verbunden, traten zu diesem Werke, das, noch manche Zeit hin, eigentlich das Teutsche Journal genannt werden sollte. Hier ist Teutscher Geist und Freiheit, ohne Schwärmerei und Ausgelassenheit, insonderheit im Anfange oder zu zwei Drittheilen der Briefe. Leßing (ohne allen Zweifel ist er der Fl., denn wer sollte es sonst seyn? ob er sich gleich auch anders unterzeichnet) gieng ohngefähr bis zum siebenden Theile mit: Mendelssohn behielt seinen stillen geprüften Charakter bis zum Ende; Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerm Glück in Leßings Tritte; und auch die andern Mitgehülfen sind gute, wenigstens nicht schlechte Köpfe gewesen. Leßings Urtheile, (von denen ich hier allein rede) hat die Zeit bewähret. Was damals scharf hieß, nennet man jezt recht; was hart schien, ist jezt (wenige Ecken ausgenommen) billige Wahrheit. Fast kenne ich niemanden, der auch von sich, dem Schriftsteller, mit mehr Bescheidenheit und Würde reden konnte, als Leßing; und überhaupt ist wohl unstreitig Er, an Umfang der Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und an vielseitigem männlichen Verstande in Sachen wovon hier die Rede ist, der erste Kunstrichter Teutschs

(f) Rousseaus Abhandlung von der Ungleichheit der Menschen. Berlin 1759.

lands. Wo ſind jezt Litteraturbriefe, wie er ſie anfieng?

Um eben dieſe Zeit machte er ſich noch auf zweierlei Art um Teutſchland verdient, durch die Wiederaufweckung Logaus (g) und die Ueberſetzung von Diderots Theater (h). Bey dem erſten ſtand Er und Rammler für Einen Mann: wahrſcheinlich rühren von Leßing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, ſo wie von Rammler vielleicht die Auswahl und Veränderungen, die ſich bei manchen Stücken finden. Da ich die alte Ausgabe beſitze: ſo bekenne ich zwar gern, daß es einem alten Dichter Wohlthat ſey, wenn er in Hände fällt, die ihn ſo verändern, wie dieſer verändert iſt; im Ganzen aber dörfte es beſſer ſeyn, wenn man ältere und vergeſſene teutſche Dichter uns zwar mit Auswahl der beſten Stücke, aber unverändert gäbe. So machens unſre Nachbarn ſämmtlich und ſonders; ſo hats Leßing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus, der Zugabe zu den Fabeln der Minneſinger gemacht, und ſo iſts in der Ordnung. Bey einem alten Dichter muß man wiſſen, daß man wirklich ihn und und keinen neuern Dichter leſe — —

Diderot, ſagt Leßing ſelbſt zur zweiten Ausgabe ſeines Theaters (i), „Diderot ſcheint auf

(g) Friedrichs von Logau Sinngedichte. Leipzig 1759.

(h) Theater des Herrn Diderot. Berlin 1760. 1761.

(i) Berlin 1781.

„das teutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt „zu haben, als auf das Theater ſeines eignen „Volks;" und er rechtfertigt dieſen Ausſpruch mit ſehr guten Gründen. Er ſiehets ſelbſt für Pflicht der Dankbarkeit an, ſich als Ueberſetzer eines Mannes zu nennen, „der an der Bildung ſeines Ge„ſchmaks ſo großen Antheil gehabt. Denn es mag, „fährt er fort, mit dieſem beſchaffen ſeyn wie es will: „ſo bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er, ohne „Diderots Muſter und Lehren, eine ganz andere „Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine „eignere; aber doch ſchwerlich eine, mit der am „Ende mein Verſtand zufriedner geweſen wäre." Mich dünkt, die teutſche Nation wird es mit ihm ſeyn. Die großen Schritte, die er von ſeinen erſten Schauſpielen, ſo angenehm und nothwendig ſie unſerm Theater noch lange ſeyn werden, zu einem Philotas, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, ſind auch dem ſtumpfſten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot ſagt, „daß „ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer „Geiſt mit dem Theater abgegeben habe, als er," von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Leßing?

Jezt ruhete er einige Jahre, und nach ſolcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als 10 Jahren hatte er alle dieſe ſo verſchiednen Werke und in den Jahren 59. 60. 61. eine Reihe der beſten geliefert, von denen zulezt die Rede war. Im Jahr 1766. trat er wieder hervor; mit eben ſo goldnen glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Jedermann kennet das Geſchrei von Kunſt, das, nachdem Winkelmann, Lippert, Hagedorn, Mengs, geſchrieben hatten, in Teutſchland Mode war. Alles ſollte Kunſt lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Univerſitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen ſollte der Geiſtliche predigen, aus Münzen der Juriſt Urtheil ſprechen, aus Gemmen und Paſten der Maler malen, der Dichter dichten — Hier trat nun Leßing mit ſeinem Laokoon (f) auf, leiſe, aber ſehr gewiß und weitausſehend. Von einer Stelle Winkelmanns fing er an, und gieng über Caylus, Spence und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der Poeſie und Malerey zu finden und auszuzeichnen, mit der Zeit dieſen Gang über die Grenzen andrer Künſte zu vollenden. Aber er iſt nicht vollendet; und wer wirds an Leßings Stelle? Laokoon ſteht wie ein philoſophiſches Kunſtwerk da, das der Künſtler mit Fleiß unvollführt gelaſſen, damit man ſich erinnre, daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotziſchen Schule; und es iſt nicht Leßings Schuld, daß der Streit für Teutſchland und die Nachwelt nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf zu armſelige Dinge, zu armſelige Leute. Kein Poſttag, kein Zeitungsblatt erſchien, wo nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Leßing! Kahlkopf ſchalten; da ſchikte er endlich zwey Bären über ſie,

(f) Berlin 1766.

die zwey Theile von Briefen antiquariſchen Inhalts (l), die zerriſſen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Teutſchland ſchämt ſich jezt dieſer Scene, und des Werths den man damals manchen Kindereien beylegte. Damals indeſſen wars anders, und Leßing hatte alle Stärke und männliche Dreuſtigkeit teutſcher Sprache nöthig, um zu zeigen, was an ihnen ſey; welche Stärke man denn auch im zweyten Theil der vorgenannten Briefe gegen das Ende (m) reichlich antrift. Jezt iſt jedermann mit ihm einig; und das ſchöne Werkchen „wie die alten den Tod gebildet (n)„ ſo ſchön in ſeinem Inhalt als in ſeiner Entwiklung, iſt faſt das Einzige, was ſich dabey gewinnen ließ. Dies gehört aber auch Leßingen zu, und nicht dem öden Kunſtgewäſch ſeiner Gegner.

Leßing lebte damals in Hamburg, und ſollte einer Bühne vorſtehn, die unter ihm erſt Teutſche Nationalbühne werden wollte. Warum ſies nicht werden konnte? oder was überhaupt an dem ganzen Wort ſey? hat er ſelbſt zu Ende ſeiner Dramaturgie (o) männlich beſcheiden und aufrichtig geſagt. Wären indeſſen auch nur die zwey Bände Dramaturgie die Frucht ſeines Aufenthalts in dieſer Lage: ſo wäre das teutſche Theater allgemein

(l) Berlin 1768. 69.

(m) S. 201 — 267.

(n) Berlin 1769.

(o) Th. 2. S. 385.

für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entschädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauspiele und Schauspieler, so bescheiden, durchdacht und männlich es allemal ist, war ihm immer nur Veranlassung, sich über die Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen des wahren Trauer- und Lustspiels, von den Zeiten der Griechen herab bis zu uns, zu verbreiten. Insonderheit ist Aristoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht gestellt worden, in das sie niemand gestellt hatte, und es ist allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genies schloß Leßing das Denken aus; er war überzeugt, daß jeder Künstler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von seiner Kunst zur Vortreflichkeit in derselben gelangen könne. Der Weg zu diesen deutlichen Begriffen ist hier sehr geöfnet und zum Theil gebahnet.

Aber freylich wars nicht Eines Menschen Beruf, ihn bis zum Ende hinaus zu laufen. Bey seinen Fabeln versprach er einen Phädrus; hier eine Poetik des Aristoteles, die er für den Codex der ganzen Griechischen Dramaturgie hielt, und für die er seine besten Schätze von Anmerkungen sparte. Er kam unter andre Gegenstände, in andre Geschäfte; sollten indessen nicht unter seinen Papieren Vorarbeiten seyn, die des Drucks fähig wären? Kaum sollte ich, nach Leßings mündlichen Aeußerungen, daran zweifeln; und sie sind sodann glüklicher Weise in den Händen eines Bruders, der

gewiß nichts vorenthalten, und nichts liefern wird, wobey nicht seines Bruders Ehre gewönne. Eine Geschichte der Aesopischen Fabel ist kurz vor Lessings Tode als zum Druck fertig angezeigt; und über Sophokles dünkt michs etwas Aehnliches gelesen zu haben. Sein Freund Aristoteles, den er für den Erzvater der gesunden, bestimmten Kritik hielt, wird wahrscheinlich nicht leer ausgegangen seyn.

Von Hamburg kam Leßing nach Braunschweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeit! Er zeigte sich aber, nach seiner Art, darinn gleich so bekannt als ob er Lebenslang nur da und dafür gearbeitet hätte. Sein erster Griff in die Bibliothek war Berengarius Turonensis (p), eine Entdekkung an die niemand dachte, weil niemand, daß diese Schrift des Berengarius in der Welt sey, vermuthen konnte; eine Entdeckung aber auch, die einem langen Zwist, der Jahrhunderte hin unbestimmt, wenigstens unbewiesen geführt war, ein klares Ende gab, und zwar sehr zum Vortheil der Lutherschen Kirche. Die Entwicklung des Dogma, die Leßing am Ende der Schrift (q) angiebt, ist nicht nur der Natur der Sache gemäß, sondern läßt sich auch würklich aus der Geschichte beweisen. — Und so lange des Berengarius Buch nicht selbst edirt ist, wird diese reiche und entwickelte Anzeige Leßings statt des Buchs selbst dienen.

(p) Braunschweig 1770.

(q) S. 187. u. f.

übertraf, wo wir die Einbildungskraft über die Natur triumphiren ſehen. Zu beyden Seiten ſtunden roſenwangichte Knaben, gleich lächelnden Liebesgöttern, mit bunten Fächern, deren Wind die Glut der zarten Wangen, die es abkühlen ſollte, nur noch mehr anzufachen ſchien.

Agrippa.

Das war ein Schauſpiel für den Antonius!

Enobarbus.

Ihre Mädchen, in Meer-Nymphen verkleidet, ſchienen ſich, mit tiefen Beugungen der Anbetung und des entzükten Erſtaunens, zu ihrem Anſchaun hinzudrängen. Am Steuer-Ruder ſaß, wie es ſchien, eine Syrene; und die ſeidenen Thaue von Nymphen und Huldgöttinnen beſorgt, ſchwollen vom Berühren ihrer blumenweichen Hände, die ſich in die Wette beiferten ihre Dienſte zu thun. Ein wunderbarer unſichtbarer Dampf von ſüſſen Gerüchen duftete aus dem Schiff über beyde umligende Ufer aus. Die Stadt goß ihr ganzes Volk aus, ihr entgegen zu gehen; und Antonius, auf dem Markt gethront, blieb allein zurük, und pfiff in die Luft, welche, wenn's möglich geweſen, auch mitgegangen wäre, Cleopatren anzugaffen, und ein gähnendes Vacuum in der Natur zurük gelaſſen hätte.

Agrippa.

Seltne Aegyptierin!

Enobarbus.

Nachdem ſie ans Land geſtiegen war, ſandte Antonius

Die andern kleinern Entdeckungen, die Leßing in so kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Bücherkunde machte (r), sind hier nicht wohl herzuzählen; sie können auch nicht jedem gleich interessant seyn; genug, wenn sies nur dem Liebhaber des besondern, einzelnen Faches sind, dem sie gehören. Aber das war nur Leßing, der Bibliothekar; Leßing, der unter dem Gewühl dieses Zeuges eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weisen machte; Leßing, der zu eben der Zeit sich auch jedem seiner Freunde anschlang und ihm half zu seinem Geschäfte; Lessing, der an jedem Ort jeden gern ins Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätigfreundschaftliche, Neidlose Leßing, wird nicht so gar oft und viel seines Gleichen haben; In Berlin waren die Besten, auch die in einerley Gattungen der Wissenschaft arbeiteten, mit ihm. Von Mendelssohn, Ramler, u. a. ist schon geredet. Kleist war sein Freund: der Biedergeschmack seiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegssänger, deßgleichen; Leßings ist die Vorrede zu den Kriegsliedern. In Braunschweig schloß er seinen Berengar an Schmids Adelmann an: Zachariä gab er den aufgefundnen Skultetus; und die Urne des jungen Jerusalems (f) umwand er mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes. Der große Mann, sagt sein Nathan:

(r) Zur Geschichte und Litteratur: 4. Beyträge.

(f) Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, Braunschweig 1776.

Der große Mann braucht überall viel Boden,
und mehrere zu nah gepflanzt, zerschlagen
sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
findt sich hingegen überall in Menge;
Nur muß der Eine nicht den Andern mäckeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
daß es allein der Erde nicht entschossen — (t)

Gnug hievon. Die lezten Tage Leßings sollten mit einer Theologischen Streitigkeit verbittert werden, wo, wenn das Publikum noch nicht so viel Nutzen draus gezogen hat, als es Leßings Absicht und Meynung gewiß war, es schwerlich seine Schuld seyn dörfte. Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferstehungs- und andre Stücke der biblischen Geschichte; und ich, der ich Leßing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren und wie ich aus manchen Aeußerungen jezt schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Charakter über das was männliche Wahrheitsliebe ist, gnug zu kennen glaube; ich bin für mich überzeugt (für andre mag ichs nicht seyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieser

(t) Siehe auch das schöne Gleichniß von der Windmühle, die mit allen 32. Winden in Freundschaft lebt. Antiquarische Briefe, Th. 2. S. 250.

Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freyern und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab und, als Laye, seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte: überhaupt Leßings Charakter, wie er jedem eingedrückt seyn muß der ihn gekannt hat (und andre sollten doch darüber behutsam sprechen und urtheilen) alle dies ist mir Bürge für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte; nemlich — ich wiederhole es noch einmal, freye Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden der sie glaubt, und an sie glaubt, seyn muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Leßings Schuld nicht; aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios seyn, der so etwas zu behaupten wagte. Giebt man aber diesen einzigen Satz zu: „Wahrheit müsse und könne untersucht werden: Wahrheit gewinne jedesmal bey jeder neuen, freyen und ernsten Prüfung, eben in dem Maas und Verhältniß, als sie für uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Maas für uns zu befolgende Wahrheit ist" giebt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit

die Geschichte und Wahrheit der Christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweiset: so hat Leßing gewonnen; so müssen wir, statt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Bevestigung der wichtigen Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben. Je schwächer der Feind ist, je stumpfer und elender die Waffen sind, mit denen er auf uns losgeht, desto leichter wird uns ja der Sieg, desto sichrer und geschwinder können wir triumphieren; und dann verdient Leßing wiederum Dank, oder wenigstens Mitleiden, daß er uns eine Windmühle statt eines Riesen in den Weg stellte. Gnug, wenn wir klar zeigen daß es eine Windmühle und kein Riese sey; der sie für etwas anders hielt, mag seinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, lassen die Windmühle stehen, und gehn hauptsächlich auf den los, der uns sagt: „da ist ein Riese! der muß erst erlegt werden, „wenn eure Wohnung sicher seyn soll" gehn wir auch ihm nicht in Absicht der That, die er gethan (und die ihm, philosophisch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war) sondern mit Untersuchung der Beweggründe und Absichten, aus und zu denen er sie unausbleiblich gethan haben soll, auf den Hals; wäre das vernünftig, billig, theologisch, christlich? Beweggründe und Absichten der Seele stehn allein unter Gott, unter keinem menschlichen Richter; in philosophische, historische theologische Streitigkeiten gehören sie ganz und gar nicht. Mag Leßing sich vor dem Richter, vor

dem er jezt ſteht, rechtfertigen: warum er die Fragmente herausgegeben? gnug, für uns ſind ſie herausgegeben, ſie liegen vor aller Welt da; es kommt jezt allein auf Uns an, ob wir ſie Nutzen oder Schaden wollen bringen laſſen? Alles unnütze Zetergeſchrei, alles verläumderiſche Gekreiſch vermindert ihren Schaden nicht, ſondern muß ihn befördern. Geheul der Weiber vertheidigt die Veſtung nicht; und wenn der Feind hinanſtürmt, ſchaft man die heulenden, ächzenden Weiber zweg — —

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir ſo ſehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentiſten haben mir weh gethan, weil ich ihn würklich mit ſtrenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu ſetzen weiß, auf manches nicht ſogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jezt ſehr beſcheiden antworten würde. Keinen Augenblick indeſſen iſt mir ein Gedanke eingefallen, mich deßhalb an Leßing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgiebt, nicht ſogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beſchäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwikkeln, wenn auch nicht auf dem ebenſten Wege. Entwickelt müſſen ſie werden, wenn Sache, Sache, Geſchichte, Geſchichte ſeyn ſoll; und glaube man doch nicht, daß alles ſo ſchwer zu entwickeln, daß alle Zweifel ſo neu und unerhört ſeyn, als ſie viel-

leicht auch Leßing geglaubt hat. Viele ſind längſt geſagt und wiederholt worden, nur nicht von Chriſten, ſondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in dieſem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England, (wohin ſich die Poles mik vieler großen Retter und Streiter einſchränkt,) ſondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentiſt manches, wenigſtens den ganzen Schnitt der Sehart, genommen zu haben ſcheint. Iſt dies nun alles beantwortet, gut! Iſts nicht beantwortet, was kann Leßing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortets jezt! beantwortets ſtille und geſezt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finſterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Leßing giebt euch Gelegenheit zu neuem Verdienſt.

„Aber ward er nicht ſelbſt im Streit heftig?“ Laſſet uns davon ſchweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (denn die hätte ihn wahrſcheinlich nur abgekühlt) ſondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämiſchen Vermuthungen und unwürdiger Verläumdung, mit langweiligen Armſeligkeiten, als obs Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? — Ich will die Geſchichte des Streits nicht durchgehn: ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente geleſen. Es iſt manches ſehr Gute, auch Einiges Vortreffliche gegen den Fragmentiſten geſchrieben, und was nicht iſt wird werden; wir können aber auch nicht läugnen, viel Schlechtes

und manches Gute auf ſchlechte Weiſe. Das Ueble war, daß hier, wie überall, das Schlechte zuerſt kam und die Spreu oben ſchwimmen wollte. Das Uebrere war, daß die da ſchwiegen, aus vornehmer Verachtung zu ſchweigen ſchienen, und Leßing, der ſich eines Beſſern werth dünkte, ungeduldig wurde. Das Uebelſte von allen war, daß man verunglimpfte, anſchwärzte, verläumdete, verdammte, wo man unterſuchen und wiederlegen ſollte. Das zu ertragen, war Leßing nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wiſſen, wer ihn das zu können gemacht glauben?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologiſche und jede andre Wahrheit, theologiſche und jede andre Wohlanſtändigkeit, Sittlichkeit Gründlichkeit, Schönheit, immer ſo ſorgfältig unterſcheiden, und was in der Theologie vorkommt, was ſie auch nur von fern angeht, immer nur Zunftmäßig cum beneficio Feminae et Cleri, durch uns und von uns und nach uns wollen beurtheilen laſſen? Wir ſind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, unterſuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch für andre Stände. Wollen wir unſerm Meiſter nachfolgen, ſo laſſet uns die neun und neunzig theologiſche Streit-Böcke in der Wüſten laſſen und nach dem Einen verlohrnen Schaaf von Layen gehen, das gegen Punkte unſrer Religion Zweifel hat, und ſich, wenn wirs nicht thun, an unſrer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht, ärgert. Iſt die Bibel allein für Theo-

logen und ihre Zweifel geſchrieben? Soll das Evangelium nicht aller Kreatur gepredigt werden, auch dem Fragmentiſten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden ſtekte? Und wäre er ſelbſt nicht mehr; nun ſo hat er ja ſeine ſieben und ſiebenhundert ſieben und ſiebenzig Brüder, die auch Moſen und die Propheten haben, und leider! keine Luſt haben ſie zu hören. Iſts unſerm Stande, ſelbſt dem Werke, das wir treiben, nützlich oder ſchädlich, wenn, was in der ganzen Welt, in allen Wiſſenſchaften und Künſten langweilig, ungründlich, abgeſchmakt, oder gar boshaft, hämiſch, albern hieße, auf einmal ſeine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortreflich, geiſtig, ja gar wohlanſtändig, fromm, eifrig um Gottes Willen heiſſen ſoll, ſo bald es ſich hinter den Namen einer Predigt, einer theologiſchen Abhandlung, einer Rettung der Religion ſtekt? Gröſtentheils ſind dieſe ja nicht für Zunftgenoſſen, die an unſre Sprache und Schnitt, an unſre veniam, quam petimus damusque vicissim, gewohnt ſind, ſondern für Leute geſchrieben, die Schönheit, Wohlanſtändigkeit, Gründlichkeit, philoſophiſche und hiſtoriſche Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen ſehr geprüft und gekoſtet haben. Warum wollten wir uns nicht ſelbſt richten, damit wir nicht von Andern gerichtet, gezüchtigt oder gar mit der Welt verdammt werden?

Uebrigens will ich hier Leſſing nur entſchuldigen, weil er ein Menſch, wie wir, war; nicht rech-

fertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umstände, die ihn reizten. Des Mannes Schrift, z. E. gegen den er am heftigsten geschrieben, kenne ich noch bis jezt nicht, und bin also kein Richter zwischen beyden; indessen wird eben dieser eifrige und gelehrte Theolog jezt, nach Leßings Tode, seinem Charakter und Geist die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die er ihm einst wiederfahren ließ, da er ihn persönlich kannte, hochschätzte und seinen Freund nannte. Mit dem Orte ändert man seinen Charakter nicht, wenigstens nicht plötzlich; und ein Mann, wie Leßing, der alles unpartheyisch, mit Augen der Wahrheit, ansehn wollte, und sich ärgerte wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein solcher Mann wird in den Jahren eher besser als schlechter. Auch bey dem Irrthum ist Eifer für die Wahrheit schätzbar; die Leidenschaft, die daher entsteht, daß man keiner Leidenschaft, keinem Truge unterworfen seyn will, ist hochachtenswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieser warmen Kälte, zu dieser Leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit und für Alles was zu ihr führet.

Gut, daß Leßing diese seine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menschengeschlechts (u) schloß. Das lezte dörfte, ohngeachtet mancher überspannten Hypothese, mancher Theolog wollen geschrieben haben.

(u) Berlin 1780.

Und wo biſt du nun, edler Wahrheitſucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was ſiehſt, was erblikſt du jezt? Dein erſter Blik, da du über die Grenzen dieſer Dunkelheit, dieſes Erdenebels hinwegwarſt, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden ſaheſt und ſuchteſt? Wahrheit forſchen, nicht erforſcht haben, nach Gutem ſtreben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein ſtrenges Geſchäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz ſuchteſt du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warſt keinem Laſter ſo feind, als der unbeſtimmten, kriechenden Heucheley, unſrer gewohnten täglichen Halb-Lüge und Halb-Wahrheit, der falſchen Höflichkeit, die nie dienſtfertig, der gleißenden Menſchenliebe, die nie wohlthätig ſeyn will oder kann; am meiſten, (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, ſchläfrigen Halbwahrheit, die wie Roſt und Krebs in allem Wiſſen und Lernen von frühauf an menſchlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingſt du, wie ein Held, an, und haſt deinen Kampf tapfer gekämpfet. Hundert Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, veſten Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, ſo lange Wahrheit Wahrheit iſt und der menſchliche Geiſt das, wozu er erſchaffen iſt, bleibet — ſie werden aufmuntern, belehren, beveſtigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, ſelbſt wo ſie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß

zu ihr, und ließ sie zum Mittag-Essen einladen; allein sie ließ ihm zurük sagen, es würde besser seyn, wenn er ihr Gast seyn wollte. Unser galanter Antonius, den in seinem Leben kein Weibsbild jemals das Wort Nein aussprechen hörte, gieng, nachdem er sich zehnmal hinter einander barbieren lassen, zu ihrem Banket, und bezahlte, nach seiner Gewohnheit, für das was er bloß mit den Augen gegessen hatte, mit seinem Herzen.

Agrippa.

Die Königliche Meze! Sie beredte den grossen Cäsar selbst, sein Schwerdt zu Bette zu legen; er pflügte sie, und sie erndtete.

Enobarbus.

Ich sah sie einst vierzig Schritte durch die öffentliche Strasse hüpfen, und da sie darüber ganz ausser Athem kam, hatte selbst ihr stottern und keuchen einen so zauberischen Reiz, daß sie den Mangel zur Vollkommenheit zu machen, und athemlos unnachahmliche Anmuth zu athmen schien.

Mecänas.

Dem allem ungeachtet muß Antonius sie nun gänzlich verlassen.

Enobarbus.

Das wird er nimmermehr thun. Weder das Alter kan sie welken machen, noch Gewohnheit ihre unendliche Manchfaltigkeit des Reizes der Neuheit berauben. Andre

Weiber

ſie am Ende doch gute, erquickende, ſchöne Wahrheit werde. Wo du irrteſt, wo dich dein Scharfſinn und dein immer thätiger, lebendiger Geiſt auf Abwege lokte, kurz, wo du ein Menſch warſt, warſt Du es gewiß nicht gern, und ſtrebteſt immer ein ganzer Menſch, ein fortgehender zunehmender Geiſt zu werden. —

Verzeihe der Leſer meine Apoſtrophe; die lezten Situationen ſeines Lebens riſſen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über ſeinen Charakter ſagen. Den wird und kann ſein näherer Freund beſſer ſchildern.

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibesſchwachheit.

Ich hoffe, daß wir noch eine ſchöne Erndte ſeiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; ein kleiner Erſatz und Troſt für ſein zu frühes Ableben, für ſeinen auf lange Zeit unerſetzten Verluſt für Teutſchland!

Vitis ut arboribus decori eſt, ut vitibus vuae,
Tu decus omne tuis: poſtquam te fata tulere,
ipſa Pales agros atque ipſe reliquit Apollo. —
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
et tumulum facite et tumulo ſuperaddite carmen:
„Candidus ignotum miratur limen Olympi
ſub pedibusque videt nubes et ſidera Daphnis.„

II.

J. G. Sulzer.

Gebohren 1719. gestorben 1779.

Da von diesem verdienten Mann bereits Hirzels Gedächtniß an Gleim und vermuthlich auch ein eloge academique vorhanden ist, so bleibt mir zu meinem Zwecke nichts, als ein allgemeiner Gesichtspunkt übrig.

Sulzers Verdienste sind, dünkt mich, Die eines Pädagogen und Philosophen; ich nehme beyde Worte im edelsten Verstand. Der Rang, den er als Naturkündiger und Mathematiker haben möchte, ist ausser meinem Urtheil.

Als praktischen Philosophen über die Erziehung und Unterweisung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Versuch (a) an; sein kurzer Inbegrif der Wissenschaften (b), seine Vorübungen (c), die Einrichtung des Mietauischen Gymnasii (d), und

(a) Versuch einiger Vernünftigen Gedanken von Auferziehung und Unterweisung der Kinder 1745. 1748. Gedanken über die beste Art, die klassischen Schriften mit der Jugend zu lesen. 1765.

(b) 1745. 58. 60.

(c) Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens zum Gebrauch einiger Klassen des Joachimthalschen Gymnasiums. Berlin 1769.

(d) 1774.

viele Verdienſte, die er ſich um das Schulweſen in Berlin und andern Preußiſchen Ländern erworben, haben durch Rath und That dieſen kleinen Verſuch ſehr hoch erhöhet. Wenns nun wirklich keine nützlichere Philoſophie giebt, als die den Menſchen, das Kind, den Jüngling bildet: ſo hat Sulzer einen Rang über manchen ſcharfſinnigen und Nuzloſen Erfinder.

Ich ſetze in dieſes Fach auch einige ſeiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur (e), über den Werth der Noachide (f), über die beſſere Anwendung der Künſte (g) und ſonſt geſchrieben. Sie lehren keine neue Wahrheiten, aber ſie wenden alte gute Wahrheiten angenehm, faßlich, nüzlich an. Ueber die Noachide iſt Sulzer eigentlich kein ſtrenger Kunſtrichter, ſondern ein Freund des Dichters, der die moraliſchen Schönheiten ſeines Gedichts entwickelt und der Jugend anpreiſet; wie er es auch im groſſen Wörterbuch der Künſte oft gethan hat. Der moraliſche Nutze, auf den er überall die Künſte und jede ſchöne Wiſſenſchaft angewandt wiſſen will, iſt edel und wünſchenswerth; vielleicht aber nicht immer, inſonderheit auf den Wegen die er vorſchlägt, erreichbar; nicht etwa nur äuſſerer Hinderniſſe, ſon-

(e) Verſuch einer moraliſchen Betrachtung über die Werke der Natur, 1745. Unterredungen über die Schönheit der Natur 1754 — 70.

(f) Gedanken über ꝛc. Berlin 1754.

(g) 1772.

dern hie und da vielleicht des Begrifs der Kunst selbst wegen. Indessen sind bey der großen Zwecklosigkeit und den zum Theil schändlichen Misbräuchen, in die die besten derselben gerathen sind, zu unsrer Zeit auch Platonische Gedanken und Wünsche hierüber schätzbar.

Als Philosoph war Sulzer ein Philosoph des gesunden Verstandes, der planen nicht spitzfündigen Vernunft. Psychologie war das Feld, wo ihm die Zerlegung der Begriffe am meisten glükte; und giebts in der ganzen Philosophie ein angenehmeres, nützlicheres Feld, als dieses? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, seine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Triebe, zulezt über das Wesen und die Unsterblichkeit der Seele (h), sind voll schöner Wahrnehmungen. Wenn sie die Begriffe nicht allemal zur vollständigsten Deutlichkeit heben, so ziehen sie sie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor; und sind dem Leser, insonderheit dem sich bildenden Jünglinge, so unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter, auf der der Philosoph emporsteigt, läßt er stehen, und zieht sie nicht straks nach sich; ein anderer kann und mag weiter steigen.

Das größeste Gebäude endlich, das Sulzer errichtete, ist sein Wörterbuch der schönen Wissen-

(h) Sulzers vermischte philosophische Schriften, 2 Theile, 1773. 81.

ſchaften und Künſte (i): ein Dädaliſches, vielleicht unvollendetes und nie zu vollendendes Gebäude, das ſeinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erſte Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließ. An der Peterskirche in Rom haben viele gebauet, weil das Werk über Eines Menſchen Leben hinausreichte: ſelbſt der Plan derſelben ward einigemal geändert; das Gebäude kam indeſſen doch einmal zu Stande, und auch denen, die die Vollendung nicht erlebten, bleibt ihr Ruhm. Es iſt wohl unläugbar, daß Sulzer den Plan, den er in den Litteraturbriefen bekannt machte (k), nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter: Ein Mann konnte bey ſo verſchiednen Künſten nicht jedem Begrif, jedem Hauptwort auf den Grund kommen; noch weniger in der, für jede zuſammenhangende Philoſophie fatalen Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begrif, dem rechten Verhältniß nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bey verſchiednen Künſten verſchiedne Mitarbeiter waren, die gemeinſchaftlichen Ideen verſchiedener Künſte, auf dem kürzeſten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. ſ. Aber wer wird Unmöglichkeiten fodern? Wer einem, und zwar dem erſten, Verſuch das Geſchäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte, zumuthen? Sulzer

(i) Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, Th. 1. 2. 1771. 1774.

(k) Litt. B. Th. 5. S. 33. u. f.

hat angefangen: man baue weiter. Man binde, leite, simplificire die Begriffe, wo sie noch nicht recht gebunden und simplificirt sind: man stelle die Künste und ihre Theile mit mehrerm Verhältniß gegen einander, als sich bey dem ersten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; insonderheit führe man auch die Begriffe der Kunst genetischer in ihre Geschichte, und schärfe hie und da, was bey S. zu rund, zu allgemein gesagt seyn möchte. Das Werk, wie es ist, ist ein Denkmal des philosophischen Sinnes der Teutschen; mit la Combe und ähnlichen Büchern so wenig zu vergleichen, als der Pallast mit einer Marktbude. Wenn man Sulzer zum Theil strenge beurtheilt hat, so kams davon her, daß man ihn nach seinem eignen Plan beurtheilte und in diesen hohen Ideen lange aufs Werk gewartet hatte; kurz weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jezt ist wohl niemand in Teutschland, der den Werth seines Buchs verkenne; und auch selbst die Mängel desselben, daß Sulzer sich mehr auf dem Wege des schlichten gesunden Verstandes hielt, als nach Höhen und Abgründen der Spekulation einzelner feiner Begriffe umherkletterte, sind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die schönsten Artikel in ihm sind auch psychologisch und pädagogisch; hierunter sind manche, die ganze Abhandlungen der Akademie gelten möchten. In diesem Werk ist Sulzer eine ganze Akademie selbst.

In den lezten Jahren seines Lebens that der kranke Weltweise eine Reise durch die schönsten Ge-

genden Europens, um noch mit den lezten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen, die er in seinen frühern Jahren so wahr, so fromm und edel gepriesen hatte. Er hofte aus ihr noch Athem der Gesundheit zu holen; sie konnte, sie sollte ihm aber denselben für diese Welt nicht mehr geben. Er ging, mit Gesinnungen, die ein Brief von Spalding in seinen lezten Tagen beschreibt, in eine schönere Natur Gottes über. Sein Tagebuch dieser Reise, die Briefe, die Hirzel (l) und Lange vorher (m) von ihm bekannt gemacht haben, zeigen ihn, wie ers auch in seinen Schriften ist, als einen gesezten und ruhigen Weisen. Mich dünkt, Sack wars, der ihn nach Berlin zog; dieses aufgeklärten und um Teutschland sehr verdienten Gottesgelehrten ist also auch ein Theil des Verdienstes, das Sulzer sich in seiner so nüzlichen Sphäre erworben.

H.

(l) Hirzel an Gleim über Sulzer, 1780.

(m) Langens freundschaftl. Briefe. 1769. 70.

III.

Horazens siebenter Brief.

An Mäcenas.

Fünf Tage nur, Mäcen, versprach ich dir
auf meinem Gütchen frische Luft zu schöpfen:
Nun läßt, den ganzen Erndtemonat durch,
der lügenhafte Mensch vergebens sich erwarten!
Indessen, willst du gerne mich gesund
und gutes Muthes sehn, so wirst du schon
die Nachsicht, die du mit dem Kranken trügest,
dem krank zu werden Fürchtenden so lange
zu statten kommen lassen, als die Hitze
die ersten Feigen reiffet, und der Leichenbesorger,
mit seinem Zug von schwarzen Amtstrabanten,
zu Rom die große Rolle spielt (*); die Zeit,
da jeder Vater, jedes Mütterchen

(*) Im Monat Sextil, welcher in der Folge dem August zu Ehren diesen lezten Namen erhielt, pflegten in Rom die bösartigen Gallenfieber die meisten Menschen wegzuraffen. Die Leichenbesorger hatten also in dieser Zeit am meisten zu thun, und Horaz nennt deswegen, in seiner scherzhaften Manier ihre Handlanger und Diener schwarze Lictoren, und macht die Leichenbesorger dadurch zu Amtspersonen vom ersten Rang als deren Gewalt um diese Zeit selbst den Consuln und Prätoren furchtbar war.

für ſeine Kinder zittert, und pflichtſchuldige
Befliſſenheit Patronen und Klienten
genug zu thun, von böſen Gallenfiebern
begleitet wird, und Teſtamente öfnet.
Beginnt nun vollends die Albanſchen Felder
der erſte Froſt mit Schnee zu übertünchen;
dann wird von ſeinen Bergen ſich dein Dichter
zum wärmern Meere ziehn, und taugt nun ſonſt
zu nichts, als ſich zu ſchonen, und zuſammen-
geſchrumpft die langen Nächte ſich mit Leſen
zu kürzen: Aber mit dem erſten milden Lüftchen,
der erſten Schwalbe, kommt er, ſüßer Freund,
wenn du's erlaubſt, dich wieder zu beſuchen.

Du haſt mich ſo nicht reich gemacht, wie meine
Kalabrier (*) den Gaſt von ihren Birnen
zu eſſen nöthigen — „Eßt doch, guter Freund!“
Ich habe ſatt — „So ſtock' er immer ein
„ſoviel er will“ — Ich danke ſchönſtens — „Ja,
„ſo nehm er doch! er kanns ja ſeinen Kleinen
„zum Gruß nach Hauſe bringen“ — Sehr verbunden!
Soll ſeyn als ob ich ſchwer beladen heim-
gekommen wäre — „Wie's dem Herrn beliebt!
„Uns ſpart er nichts, es bleibt nur für die Schweine.“
So giebt der Grobian verſchwendriſch weg
was keinen Werth in ſeinen Augen hat;

(*) Horaz hatte nach der Lage ſeines Gutes, Kalabriſche Bauern oder Pächter zu Nachbarn.

und dies ist eine Saat, die immer Undankbare
getragen hat und ewig tragen wird.
Ein edler Mann steht allen Würd'gen Leuten
zu Dienst, und weiß gleichwohl Theatergold (*)
von gangbarm Geld so gut zu unterscheiden
als andre Leute. Würdig will auch Ich
des Beyfalls eines Freundes, der soviel
um mich verdient hat, immer mich erhalten.
Doch, sollt ich niemals mich entfernen dürfen,
so müßtest du die Jugendstärke auch
mir wiedergeben können, und den Busch
von schwarzen Locken um die schmale Stirne,
den leichten Witz, die muntre Laune wieder
mir geben, die mich dir gefällig machte,
und daß mirs noch so gut, wie ehmals, ließe
beym Trinkgelag des Schelmenmädchens Flucht,
das sich davonschlich, lachend zu beweinen.

Ein Mäuschen hatte sich in einen vollen
Getraidekasten einst durch eine kleine Spalte

(*) Wer die Lustspiele des Plautus und Terenz kennt, weiß, daß es darinne fast immer darum zu thun war, einem geizigen Alten mit Hülfe eines spitzbübischen Knechts zu Gunsten eines lüderlichen Jünglings und zur Befriedigung irgend eines raubgierigen Mädchenhändlers einen tüchtigen Beutel mit Geld abzuschwatzen oder abzuschinden. Die Alten bedienten sich in solchen Fällen eines Beutels oder Saks voll Wolfsbohnen (lupini) und dies kann für itzt zum Verstande dieser Stelle hinreichend seyn.

Weiber erſättigen den Appetit, den ſie ſtillen; aber ſie macht ihren Liebhaber hungrig, indem ſie ihn zu überfüllen ſcheint.

Mecänas.

Wenn Schönheit, Weisheit, Unſchuld, das Herz des Antonius beſtändig machen können, ſo wird mit Octavia ein glükliches Loos gezogen.

Agrippa.

Wir wollen gehen. Lieber Enobarbus, nehmt euern Aufenthalt bey mir, ſo lang ihr hier bleibet.

Enobarbus.

Ich danke euch gehorſamſt, mein Herr.

[Sie gehen ab.]

Antonius, Cäſar und Octavia zwiſchen ihnen treten auf.

Antonius.

Die Welt, und die Wichtigkeit meines Geſchäftes werden eine Zeit lang mich von euerm Buſen entfernt halten.

Octavius.

Eine Zeit, die ich vor den Göttern kniend mit Gebeten für euch zubringen werde.

Antonius.

Gute Nacht, mein Herr. Meine Octavia, beurtheilt meine Fehler nicht nach dem, was die Welt davon ſagt;

hineingeſchlichen, und ſich dick und rund
darinn gefreſſen; aber wie es wieder
heraus ſich preſſen wollte, war's umſonſt.
Da rief ein Wieſel ihm von ferne zu:
Mein gutes Mäuschen, zu entfliehn iſt nur
Ein Mittel: mager ſchlupfteſt du
hinein; nun ſchlupfe mager wieder 'raus.

Gilt dieſe Fabel mir, ſo geb ich alles wieder.
Denn, wenn ich mir den guten derben Schlaf
der Armen Leute lobe, iſts nicht weil ich ſatt
von Ortolanen und Kapaunen bin;
noch würd' ich meine unumſchränkte Muße
um alles Gold Arabiens vertauſchen.
Oft haſt du meine leichtgenügſame
Beſcheidenheit gerühmt; auch biſt du es
an mir gewohnt mein König und mein Vater
zu heiſſen, und ich bin nicht ſparſamer
mit ſolchen Namen wenn du ferne biſt.
Verſuch' es, ob ich was du mir geſchenkt
mit frohem Muth zurückegeben könne!
Nicht übel ſpricht dort Telemach, der Sohn
des duldſamen Ulyſſes: „Ithaka
„taugt nicht zur Pferdezucht; es mangelt uns
„an weiten Ebnen und an guter Weide.
„Behalt' Atride, dein Geſchenk, du kannſt
„es beſſer brauchen." (*) — Kleinen Leuten paßt

(*) Im vierten Buch der Odyſſee, v. 600 u. f.

was klein iſt an. Das königliche Rom
iſt mir zu groß; dafür gefällt hingegen
das leere Tibur mir, das ruhige Tarent.

Der edle **Marcius Philippus** war
bekanntlich einer der beredteſten
und Rechtsgelehrtſten Männer ſeiner Zeit.
Einſt da er, um die achte Stunde, von Geſchäften
nach Hauſe gieng, und als ein ziemlich ſchon
bejahrter Mann den weiten Weg vom Markte
nach ſeiner Wohnung zu Cariná (*) ſehr
beſchwerlich fand, erblikt' er, ſagt man, einen
gewiſſen Glattgeſchohrnen, der im Schatten eines leeren
Barbierſchupfs, ſehr gelaſſen ſich
mit einem Meſſerchen die Nägel ſtuzte.
Geh — ſpricht **Philipp**, zum Diener der ihn folgte
und der in ſeines Herren Laune ſich nicht übel
zu ſchicken wußte — geh, **Demetrius**,
und frag', und bringe mir die Antwort, wer er ſey?
Was für ein Landsmann? Welchen Standes? Wie
ſein Vater heiſſe oder ſein Patron?
Der Diener geht und bringt die Nachricht: **Mena**
Vultejus nenn' er ſich, ſey ſeines Zeichens
Ausrufer; ſteure wenig; übrigens
ein wohlbekannter unbeſcholtner Mann,
betriebſam wo was zu verdienen ſey,

(*) Eine Gegend in Rom, wo auch Pompejus Magnus, Cicero, und andre vornehme Römer ihre Häuſer hatten.

um ſich dafür in müß'gen Stunden wieder
mit frohen Brüdern ſeines Stands und Sinnes
am kleinen Heerde was zu lieb zu thun;
verſäume nebenher mit Willen keine
Komödie, und ſpreche, nach geendigten
Geſchäften, abends ſtets im Campus zu.

Das alles muß ich von ihm ſelbſt erfragen; ſag',
er ſoll zum Eſſen bey mir kommen. — Riena ſtuzt
wie er den Antrag hört; das Ding kömmt ihm
nicht gar zu richtig vor, und, kurz, der Mann
verbittet ſichs. — Er will nicht kommen, ſagſt du?
„Nicht anders, Herr! aus Mangel oder aus
„zuviel Reſpect, der Schuft beharrt dabey
„er komme nicht" — Den nächſten Morgen trift
Philippus ſeinen Mann bey einem Hauffen
zerlumpter Bauren an, der ihnen alten Trödel
verkauft — geht auf ihn zu, und grüßt ihn. Jener
entſchuldigt ſich aufs beſte daß er geſtern nicht
gekommen ſey — er ſey im Tagelohn
verdingt geweſen — bittet übrigens
ſehr um Verzeihung, daß er Ihn nicht gleich
gewahr geworden — Soll ich dir verzeihn,
ſo iſts auf die Bedingung, daß du heute
mein Gaſt zu ſeyn verſprecheſt — „Nach Befehl!"
So komm nach Neune. (*) Mach indeſſen dein
Geſchäft', und Glück zu einem guten Zug!

(*) Die Römer rechneten die Stunden des Tages von Sonnenaufgang. Ihre Stunden waren aber einander

Mein **Mena** stellt sich ein, schwazt was sich schikt
und nicht schikt, läßt sichs wohl belieben,
und wird zulezt mit schwerem Haupt zu Bette
gebracht. Von nun an schien der Fisch von selbst
dem unsichtbaren Hamen zuzuziehen.
Vultei, der alle Morgen sich seitdem,
im Vorgemach, und alle Abend richtig
bey Tafel einfand, kriegt, beym Eintritt der
Lateinschen Ferien, Befehle, den Patron
auf seine Güter zu begleiten. Außer sich
vor Wohlbehagen rollt in ofnem Wagen
mein Mann, dem hohen Freunde gegenüber,
daher, und kann nicht sattsam Worte finden
die große Schönheit des Sabinschen Himmels
und Landes anzupreisen. **Marcius**
(der ihm ins Herz sieht und bey Laune ist
sich zu beluſt'gen, oder auch vielleicht
mit guter Art des Menschen loß zu werden)
indem er ihm dreyhundert Thaler schenkt,
und noch dreyhundert anzuleyhn verspricht,
beredet ihn, ein Gütchen sich zu kaufen.
Der Kauf wird richtig, und (um nicht zu lange
dich aufzuziehn) der schmucke Städter wird
ein Bauer, klappert nun von nichts als Aeckern
und Rebeland, sezt Ulmen, sät und pflanzt,
berechnet stündlich Einnahm und Gewinn,

ni ht gleich. Indessen correspondierte ihre 6te Stunde mit unserm Mittag, und also die Neunte ungefehr mit unsrer Dritten Nachmittags.

und wird, vor Hunger immer mehr zu haben,
in kurzer Frist, blaß, hager, alt und grau.
Allein, wie nun die Unglüksfälle kommen
auf die er nicht gerechnet, seine Schafe
gestohlen werden, seine Ziegen sterben,
die Erndte fehlt, sein Ochs am Pfluge fällt,
schwingt mitten in der Nacht mein Niena sich
in voller Wuth auf seinen dürren Klepper,
und sporenstreichs dem Konsular vors Haus.
Ey, ey, spricht Dieser, da er ihn so schmuzig
und ungeschoren sieht, du thust der Sache.
däucht mich, zuviel, Vultei! bist gar zu häuslich,
gar zu genau! — „Bey Gott, Patron, ruft jener,
wenn ihr mir meinen rechten Namen geben wollt,
so nennt mich einen armen Teufel! Denn
der bin ich! Und bey euerm Genius,
bey dieser rechten Hand, und euers Hauses
Schuzgöttern, bitt ich und beschwör ich euch,
sezt mich zurük in meinen alten Stand!

Wer einmal eingesehn, wieviel, Was er
zurükließ, besser ist als Was er suchte,
der kehr in Zeiten um. Das Wahre ist,
ein jeder messe sich mit seinem eignen Fuß!

IV.

Jüdiſche Dichtungen und Fabeln.

Fortgeſezt von S. 241. des lezten Stückes.

12.

Der Rabe Noahs.

Der Altvater Noah wartete ängſtlich in ſeinem Kaſten, bis die Waſſer der Sündfluth fielen. Kaum blikten der Berge Spizen hervor, als er alles Gefieder um ſich rief, aus ihnen einen Kundſchafter der Welt zu wählen. Vor allen drang ſich der Rabe hervor mit ſeinem Geſchrei; (*) nicht aus Treue zu Noah; er witterte nur nach verweſendem Aaſe. Kaum war das Fenſter geöfnet, ſo flog er hin und kehrte nicht wieder: der Undankbare vergaß ſeines Retters und ſeines Geſchäfts; er hieng am verweſendem Aaſe.

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft ſchwer und giftig vom tödtlichen Dampf; ſie bedekte und ſchwärzte ihm alſo ſeine, zuerſt auch weiße und ſchöne Federn. Zur Strafe ſeiner Ver-

(*) So wohl die Jüdiſche, als Arabiſche Tradition weiß viel Böſes vom Raben aus der Arche: eben deßwegen, ſagt ſie, habe Noah ihn fortgeſchaft, weil er ihm verhaßt geweſen.

geſſenheit ward ihm ſein Gedächtniß und ſein Blick benebelt; auch ſeine neugebohrnen Jungen erkennet er nicht und genießt in ihnen keine Vaterfreude. Erſchrocken über ihre Häßlichkeit flieht er und verläßt ſie im Neſte: der Undankbare muß des ſchönſten Danks entbehren, des Danks ſeiner Kinder.

13.

Die Taube Noahs.

Acht Tage hatte Noah vergebens gewartet, als er aufs neue ſeine gefiederten Schaaren um ſich verſammlete. Schüchtern trat die Taube hervor und bot ſich an zur Sendung. „Tochter der Treue, ſprach er, du wäreſt mir freilich eine Dienerin guter Botſchaft; aber wie willt du dein mühſames Geſchäft vollenden? Deine Flügel ermatten und tragen dich nicht weit; wie, wenn dich der Sturm ergriffe und würfe dich in die Welle des Todes? Deine Füße ſcheuen den Schlamm und deine Zunge iſt nicht für unreine Speiſe; wo willt du Ruhe finden und ſtärkende Nahrung?„ Aber die Taube ſprach: „wer giebt den Müden Kraft und Stärke gnug den Unvermögenden? Laß mich, ich bin dir gewiß eine Dienerin guter Botſchaft.“

Sie entflog und ſchwebete hin und her: nirgend fand ſie, wo ihr Fuß ruhen konnte und ſank beinah ohnmächtig nieder; als ſchnell ſich der

Berg des Paradieſes vor ihr erhub mit ſeinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Waſſer der Sündfluth: und der reinen Taube war der Flug zu ihm unverboten. Freudig eilte ſie und ließ ſich beſcheiden am Fuß des Berges nieder. Da blühete ein ſchöner Oelbaum: ſie brach ein Blatt des friedlichen Oelbaums, und kam und brachte es Noah. Er roch am Blatte den Geruch des Paradieſes und ſtärkte ſich; und Gott ſelbſt bekräftigte bald den Othem ihrer guten Botſchaft.

Immer iſt ſeitdem die Taube eine Dienerin der Liebe und des Friedens: ihre Flügel glänzen wie Gold und Silber — das iſt der Schimmer des Paradieſes, das ſie erquikte.

14.

Die Pflanzung des Weins.

Als Noah den erſten Weinberg gepflanzt hatte und ihn verließ, trat Satan zum Rebenſtocke und ſprach: ich will dich düngen, liebe Pflanze. Schnell holte er drei Thiere herbei, ein Schaaf, einen Löwen, und eine Sau, und ſchlachtete ſie nach einander über dem Weinſtock. Die Kraft ihres Blutes durchdrang denſelben, und äußert ſich noch in ſeinem Gewächſe. Wenn der Menſch Einen Becher Weins trinkt, ſo iſt er angenehm, milde und freundlich: das iſt die Natur des Lammes. Trin-

ket er deren zwei, so wird er ein Löwe, und spricht: wer ist mir gleich? und redet von gar mächtigen Dingen. Thut er noch mehrere hinzu, so verliert er den Verstand, und wälzet sich zulezt im Kothe.

Darum sagen die Weisen: der Wein gehet hinein und der Verstand gehet hinaus. Ingleichen: an dreierlei erkennet man einen Menschen, an seinem Becher, an seinem Zorn, und an seinem Beutel (*). (Wie er mit dem seinigen haushält, wie er sich in der Leidenschaft und beim Trunke gebehrdet.)

15.

Abrahams Kindheit.

In einer Höle ward Abraham erzogen: denn der Tyrann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höle war das Gesetz Gottes in seinen Nieren; er dachte fleißig und fragte: wer ist mein Schöpfer? Als er hinausgieng, und zum erstenmal Himmel und Erde sah: wie erstaunte, wie freute er sich! Er fragte überall umher: wer ist der Gott Himmels und der Erde? Eben gieng die Sonne auf und er fiel nieder auf sein Angesicht: „das ist, rief er, der Gott des Himmels, denn seine Gestalt ist so herrlich.“ Er hielt sie

(*) Im Original sind diese drey Worte nur in Einem Buchstaben unterschieden.

Einen Tag dafür; als aber am Abend die Sonne untergieng und der Mond aufgieng, sprach er: „das untergehende Licht kann der Gott des Himmels nicht seyn; vielleicht ists dies kleinere Licht und das Heer der Sterne sind seine Diener.“ Aber auch Mond und Sterne giengen unter und Abraham stand allein. Er gieng zu seinem Vater Tharah und fragte ihn: wer ist der Gott Himmels und der Erde? und Thara zeigte ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie versuchen, sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor, die ihm seine Mutter gegeben; wenn ihr Götter seid, sprach er, so nehmet an euer Opfer!“ Aber die Götzenbilder standen todt da. „Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Ich will eine kindische That thun, um ihm vielleicht die Thorheit seines Diensts zu zeigen.„ Er nahm einen Stecken und zerschlug die Götzen, bis auf den ersten, dem er den Stecken in die Hand legte, und lief zum Vater und sagte: „Vater, dein oberster Gott hat alle seine Mitbrüder zerschlagen, komm und sieh!„ Als Tharah nun zornig antwortete: „du spottest meiner! Wie kann ers, da meine Hände ihn gemacht haben?„ Siehe, da nahm Abraham ihn beim Wort: „Zürne nicht Vater, und dein Ohr vernehme, was dein Mund sagte. Traust du deinem Gott nicht zu, daß er thue, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte: wie sollte er denn der Gott seyn, der mich und dich erschaffen, und Himmel und Erde regiert? Tharah hatte keine Antwort auf des Knaben einfältige Weis-

mein Leben iſt nicht regelmäßig geweſen, aber künftig ſoll es in der Ordnung gehen; gute Nacht, theure Lady.

Octavius.

Gute Nacht, mein Herr.

Cäſar.

Gute Nacht.

[Cäſar und Octavia gehen ab.]

Vierte Scene.

Ein Wahrſager zum Antonius.

Antonius.

Nun, Burſche, wünſcht ihr euch wieder nach Aegypten?

Wahrſager.

Ich wollt' ich wäre nicht heraus, und ihr nie hieher gekommen.

Antonius.

Eure Urſache, wenn ihr eine habt?

Wahrſager.

Ich ſeh ſie im Geiſt, aber ich habe ſie nicht auf meiner Zunge; und doch eilt nur immer wieder nach Aegypten.

heit; und bald erſchien dieſem ſein Gott rief ihn aus Chaldäa, und Abraham ward der Anrichter des wahren Gottesdienſts auf der Erde.

16.

Alexander der Große.

Im tiefſten Indien kam Alexander der Große an einen Strom des Paradieſes. Er trank von ſeinem erquickenden Waſſer und labte ſich ſehr: er wuſch darinn ſein Antlitz und ſchien verjüngt; er verfolgte den Strom durch ferne Wüſten und kam an die Pforte des Paradieſes. „Thut mir auf, ſprach er, denn ich bin der Ueberwinder der Welt, der gröſſeſte König!„ Aber ihm ward zur Antwort: du biſt mit Blut befleckt, weiche! Dies iſt die heilige Pforte, wo nur die Gerechten hineingehen. „So gebt mir, rief er, wenigſtens ein Andenken, daß ich hier geweſen,“ und man reichte ihm einen Todtenſchädel. Er trug ihn zurük, und der Schädel ward immer ſchwerer; alles Gold ſeiner Eroberungen, die Schätze Perſiens und des Indus konnten ihn zulezt nicht aufwiegen. Bekümmert rief er einen Weiſen und fragte: was das bedeute? „Das Menſchenhaupt biſt du, antwortete der „Weiſe. So lange deine Augen offen ſtehen, „kannſt du nicht geſättiget werden mit Gold und „Silber; aber ſiehe! Hier ſtreue ich Staub auf

„den Schädel und bedecke ihn mit einer Handvoll „Erde: der Todtenschädel wird leicht werden, wie „jeder andre Todtenschädel.“ Er thats und es geſchah. Alexander verſtand die Antwort: er zog mit ſeinem Heere zurük und ſtarb in Babel. Sein Reich zerfiel und der Ueberwinder der Welt lag da, wie ein andrer Leichnam.

17.

Des Königs Othem.

Der alte König der Thiere hatte eine weite Reiſe vor ſich, ein Gelübde ſeiner wiedererhaltenen Geſundheit. Er ließ alle Thiere zuſammenruffen, und ſagte: „ich habe einen weiten Weg vor mir, wähle „let euch einen, der an meiner Stelle regiere.“ Sie berathſchlagten, ſie zankten lange mit einander und wählten endlich — den Wolf; jedoch mit der feſten Bedingung, daß er über Gerechtigkeit halten, kein lebendiges Thier angreifen und niemand, als nach geheegtem Gericht umbringen ſollte. Der Wolf beſchwur die Bedingung, und alſo zog der Löwe ſeine Straße.

Der neue König gieng hin und her und ſuchte leckerhafte Nahrung; er fand keine nach ſeinem Sinn. Das währte acht Tage lang, bis er krank ward, und elend und betrübt ausſah. Der Bock begegnete ihm und ſprach: „warum ſiehet mein Herr ſo übel?“ Er antwortete: „wegen der

„großen Last der Regierung, die ich auf mich ge„nommen, bin ich ganz krank; thue mir nur den „Gefallen und rieche meinen Othem.“ Der Bock that es und fuhr zurück: „mein Herr, es gehet gar ein übler Geruch aus deinem Munde.“ Sogleich rufte der Wolf Zeugen, daß er den König geläſtert, deſſen Stelle er jezt bekleide, und erwürgte ihn alſo nach gehegtem Gerichte.

Acht Tage und die Krankheit des Hungers kam wieder. Es begegnete ihm das demüthige Schaaf: „was iſt dir, mein Herr? und warum ſieheſt du ſo übel?“ Der Wolf antwortete: „wegen der großen Laſt, die ich auf mich genommen, bin ich ſehr krank; thue mir nur den Gefallen und rieche meinen Othem.“ Das Schaaf furchte ſich, weil es dem Bock ſo übel ergangen war und ſagte: „Mein Herr, der Geruch deines Mundes iſt wie der Geruch eines Feldes, das der Herr geſegnet hat.“ Das iſt eine Lüge, ſchrie der Wolf und keine Wahrheit. Er ſtellte Zeugen auf, daß das Schaaf wider den König Lügen geredet und wer ein ſolches thut, iſt des Todes ſchuldig. Alſo erwürgte er das Schaaf und fraß es nach gehegtem Gerichte.

In Kraft dieſer Speiſe gieng er wieder acht Tage, aber ſeine vorige Krankheit kam wieder. Es begegnete ihm der Fuchs, der fragte ihn: „was iſt dir mein Herr?“ und bekam eben die vorige Antwort. Der Wolf ſprach: Komm und riech meinen Othem. Der Fuchs ſagte: ich habe mich

etwas erkältet und den Schnupfen bekommen, verzeihe es Herr König. — Und also zogen die beide, ein jeglicher seine Straße.

18.

Treue.

Aus Treue gegen die Menschen erkennt man die Treue zu Gott. Pinchas, der Sohn Jair, ein armer aber redlicher Mann wohnte in einer Stadt gegen Mittag. Es kamen Männer zu ihm, die ihm einige Scheffel Getraide aufzuheben gaben; sie vergassen aber es abzuholen und reiseten weg. Pinchas ließ das Getraide alle Jahr säen, ernten und in die Scheune sammlen. Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder und foderten ihr Getraide. Pinchas erkannte sie bald und sprach zu ihnen: kommt und nehmet eure Schätze, die der Herr euch gesegnet hat: siehe, da habt ihr das Eure.

Simeon, der Sohn Schetach, kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr, daß am Halse des Esels ein Edelgestein hing und sprach zum Vater: „Vater, der Segen des Herrn macht reich." „Nicht also, mein Sohn! antwortete Simeon, den Esel habe ich gekauft, aber den Edelgestein nicht„ und gab ihn dem frohen Ismaeliten wieder. Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

19.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten ihn nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Alte waren zusammen und erklärten ihren Kindern woher sie so alt geworden? Der Eine, ein Lehrer und Priester, sagte: „nie bekümmerte ich mich, wenn ich zu lehren ausgieng, um die Länge des Weges: nie schritt ich anmaassend über die Köpfe der Jugend hinweg und hob die Hände nie auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt worden." Der Andre, ein Kaufmann, sagte: „nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert: nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen habe ich immer gern gegeben; darum bin ich so alt worden." Der Dritte, ein Richter des Volks, sagte: „nie nahm ich Geschenke: nie blieb ich auf meinem eignen Sinn: im schwersten suchte ich mich zuerst zu überwinden; darum bin ich so alt worden." Ihre Söhne und Enkel standen um sie und küßten sie und kränzten sie mit Blumen. Der älteste der Väter sprach: es sagt das Sprüchwort: „die Jugend ist ein Kranz von Rosen, das Alter „ein Kranz von Dornen; aber ihr meine Kinder, „seid auf unsern Häuptern die schönste Rosen„krone."

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Weisheit.

20.

Die Bereitschaft zum Tode.

Ein Weiser hat gesagt: „thue Buße einen Tag vor deinem Tode.“ Welches ist der Tag? und wer weiß wenn er sterben werde?

Ein König lud seine Knechte zu einer großen Mahlzeit, sagte ihnen aber nicht die Stunde, wenn die Mahlzeit seyn würde. Die Klugen wuschen sich und zierten sich, und sezten sich vor den Pallast: denn sie sprachen: es gebricht nichts in Königs Hause, jeden Augenblick kann die Mahlzeit bereit seyn, daß wir geruffen werden. Die Narren aber unter den Knechten zerstreueten sich, und sagten: „so geschwinde wird die Mahlzeit nicht fertig wer„den; ehe der Ruf geschieht, haben wir noch Zeit „genug, uns zuzuschicken und anzukleiden.“ Urplötzlich geschah der Ruf und die geschmükten gingen zur Mahlzeit; die Narren wurden zurückgewiesen und hatten sich die Freude selbst geraubt.

Salomo sagt: „laß deine Kleider immer weiß seyn.“ Auch deine Sterbekleider sind weiß, bereite sie früh und kleide dich in sie täglich. Sei weise einen Tag vor deinem Tode.

21.

Der Lohn der zukünftigen Welt.

Wäge nicht den Weg deines Lebens, alle seine Fußsteige sind schön, ob du gleich dieselben nicht übersiehest. Wäge auch nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: „dies Gebot ist groß, darum will ichs halten, denn sein Lohn wird groß seyn.“ Gott hat dem Menschen nicht offenbart, welches der Lohn eines jeden Werks seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingungen ein. Er ließ einem jeden seine Arbeit frei, und des Abends fragte er einen jeden, woran er gearbeitet habe? Jeder zeigte seinen Baum, seine Pflanze. Dieser den Feigenbaum, jener den Oelbaum, der die Cypresse, der den Palmbaum. Der Hausvater gab einem jeden nach seiner Arbeit, und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzt. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre seine Absicht nicht erreicht.

Ein frommer Weiser ward gefragt; warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben? Er antwortete: weil ich die kleinste Pflicht wie die größeste that, darum hat mich Gott also gesegnet.

22.

Der frühe Tod.

Am frühen Morgen ging ein Mädchen in seinen Garten, sich einen Kranz zu binden aus schönen Rosen. Sie standen alle noch in ihrer Unschuld da, geschlossen, oder halbgeschlossen, als duftende Kelche des Morgenthaues; das Mädchen sagte: „noch will ich euch nicht brechen, es ist zu „früh. Erst soll euch die Sonne öfnen, so wer„det ihr schöner prangen und duften.“ Sie kam am Mittage und sah die schönsten Rosen vom Wurm zerfressen, vom Stral der Sonne gebeugt, welkend und duftlos sterben. Das Mädchen weinte über ihre Unklugheit und über der Rose trauriges Schikſal; am folgenden Morgen pflükte sie ihre Lieblinge früh.

Seine besten Kinder ruft Gott frühe aus diesem Leben; er bricht sie als Rosen im Morgenthau, ehe die Sonne sie sticht, ehe der Wurm sie verfehret. Das Paradies der Kinder ist eine hohe Stuffe der Herrlichkeit; der gerechteste Fromme kann sie nicht betreten: denn seine Seele ist befleckt gewesen.

H.

V.

Von der Offenbarung Gottes in der Natur.

Des Nachts ſehen die Menſchen Geſpenſter, und der Mangel an Einſicht ließ ſie Geiſter und Götter glauben: die Jüden ſchrieben zu Chriſti Zeiten die Krankheiten, deren Urſachen ſie nicht wußten, böſen Geiſtern zu, und bey den Römern hatte das Fieber ſeinen Tempel. Die wildeſten Menſchen bemerken, daß ſie ſich und andere Dinge bewegen und was thun können: Sie urtheilen daher von dem was ſich beweget und wirket — wenn ſie nicht einſehen können wie es zugeht, daß es entweder lebt, oder doch durch den Willen eines lebendigen Weſens gewirket werde, das ſie nicht ſehen, und wenn es ſich unaufhörlich bewegt und wirket — daß es unſterblich und eine Gottheit ſey. Cicero hat uns ein ſolches Urtheil aufbehalten: was ſich ſelbſt bewegt, das lebt: die Sonne bewegt ſich ſelbſt, alſo lebt ſie; und da ſie ſo prächtig iſt, und ſo mächtig wirket, da ihre Bewegungen ſo beſtändig ſind, und ſie ſelbſt ſo unveränderlich iſt, ſo muß ſie eine Gottheit ſeyn. Aber eben ihr ewiges Einerley in ihren Bewegungen die man vorher berechnen kann, machte den Naturforſcher glauben, daß ſie leblos ſey, und ihre Bewegungen nothwendig ſeyen, und nicht ſo freywillig als die Bewegungen eines Thiers.

Die Naturforscher sind daher jederzeit für Gottesleugner gehalten worden. Sokrates selbst ward der Gottlosigkeit beschuldigt, weil er behauptet hatte: der Donner würde nicht durch den Willen eines Geistes oder Gottes gewürket, sondern wäre natürlich und nothwendig, könne so wenig unterbleiben als das Krachen eines nassen Holzes im Feuer. Ein Schneeflocken, regelmäßige Würkungen natürlicher und lebloser Kräfte, alles was gewachsen ist, ist als ob es jemand mit Fleiß gemacht hätte; und ein Samojede, der gefragt ward, ob er nicht glaube, daß Himmel und Erden geschaffen wären, antwortete: es muß sie wohl jemand gemacht haben. Wäre er gewohnt gewesen die Natur zu beobachten, würde er geantwortet haben: es ist gewachsen, wie ein Schneckenhaus, und ihr, die ihr es betrachtet, seyd gewachsen.

Eben die beyden Kräfte, die Newton für die Ursachen erkannte, wodurch sich die leblosen Himmelskörper bewegen und erhalten, sind auch von Hemsterhuis für die Ursachen des Wachsens der Pflanzen und der lebendigen Körper gehalten worden; mit dem Unterschiede, daß jede Partikel nur Eine Kraft besitzet, da hingegen jeder Stern sie beyde zugleich hat. Die Partikeln, welche die anziehende Kraft besitzen, sind die homogenen Theile, und geben den Keim, den Grund, woraus die Regelmäßigkeit entstehet. Die Partikeln, welche die fortstoßende Kraft in verschiedener Richtung und nach verschiedenen Graden haben, sind die

Antonius.

Sag mir, weſſen Glük wird höher ſteigen, Cäſars, oder das meinige?

Wahrſager.

Cäſars -- Verweile dich alſo, o Antonius, nicht zu lange bey ihm. Dein Genius, der Geiſt der dich ſchüzt, iſt edel, kühn, ſtolz und unbändig; das iſt Cäſars ſeiner nicht; aber ſobald dein Engel ſich dem ſeinigen nähert, wird er aller ſeiner Stärke beraubt; und alſo laß allezeit Raum genug zwiſchen euch beyden ſeyn.

Antonius.

Sage diß nicht mehr.

Wahrſager.

Zu niemand als zu dir, und nicht mehr als wenn zu dir -- Was du für ein Spiel mit ihm ſpieleſt, ſo kanſt du gewiß ſeyn, daß du allemal verliehren wirſt; und vermittelſt dieſes ihm angebohrnen Vortheils über dich, wird er dich allemal ſchlagen, die Partie mag noch ſo ungleich ſeyn. Dein Glanz verdunkelt ſich, wenn der ſeinige daneben ſcheint. Ich ſag es dir noch einmal, dein Geiſt verliehrt allen Muth dich zu regieren, wenn Cäſar bey dir iſt; nur wenn er weg iſt, iſt er edel.

Antonius.

Geh und ſage dem Ventidius, ich möcht' ihn ſprechen. (Der Wahrſager geht ab.) Ich will ihn nach

heterogenen Theile, und bilden die Verschiedenheit. So unerforschlich das Wachsen auch bleiben wird, so kann man doch nicht leugnen, daß das Auge, das die richtigste Meßkunst und die Kenntniß der Lichtstrahlen voraussetzet, mit dem ganzen menschlichen Körper, der eine kleine Welt genannt wird, gewachsen ist. Aber hier werden zum Wachsen schon zwey erwachsene Körper erfordert, worinn die mannigfaltigen Bewegungen der Säfte also geleitet und verfasset sind, daß sie wie in einen Brennpunkt zusammen laufen, und ihres gleichen fortpflanzen; durch eine nicht unwillige Handlung, die aber doch kein Mensch begehen würde, wenn es nicht der Natur gefallen hätte, sie mit dem höchsten Grade des Vergnügens zu belegen: es muß ihr sehr daran gelegen gewesen seyn, das Leben fortzupflanzen. Das ist eine Redensart, die sich nicht gedenken läßt. Natur und natürliche Kräfte sind einerley. Mit Verstand und Fürsorge können leblose Kräfte nicht handeln; sie sind auch so unverständig, daß sie eine Mißgeburt bilden wenn jene Verfassung verrükt wird, und Gott kommt ihnen nicht zu Hülfe. Die alten Lateiner nannten daher, nach Maßgebung der Natur, den Urheber aller Dinge einen Urheber des Wachsens, indem sie wachsen crescere nannten und wachsen lassen creare.

Newton, der für einen Gottesleugner gehalten ward, soll gesagt haben: sein einziger Grund, warum er einen Gott glaube, wäre die Wendung aller Planeten von Abend gegen Morgen, wovon

er keine Urſach wüßte, als den Willen Gottes. Er wußte auch keine Urſach weder von der fortſtoſſenden, noch von der anziehenden Kraft; er muß gedacht haben, die beyden Kräfte könnten wohl ohne Urſach, ungewirkt und alſo ſchlechterdings natürlich und nothwendig ſeyn. Hemſterhuis wendet dagegen ein, ein Ding, das zwey entgegen geſezte Kräfte habe, könne nicht durch ſich ſelbſt ſein Daſeyn haben, und folglich nicht nothwendig ſeyn; er nimmt die ganze Welt als ein Eins. Solcher Urſachen, die keine Urſachen mehr haben, und alſo nicht gewürket, auch nicht von ſich ſelbſt gewürket ſind, muß es ſehr wenige geben. Das zeigt uns die Natur, wo wir ſo oft von einer Urſach wieder eine Urſach finden; oder iſt nur eine einzige Urſach möglich, ſo kann ſie doch verſchiedene Würkungen haben, die wieder Urſachen von verſchiedenen Würkungen werden können. So iſt unſere Seele ein einfaches und einziges, und würket doch ſehr verſchieden: ſie giebt verſchiedene Bewegungen und hebt ſie auf, ſie empfindet und denket; aber ſie iſt auch eine lebendige Kraft, eine Urſach, welche will. Es mag nun wenige Urſachen geben die nicht gewürket ſind oder es mag nur eine einzige, erſte und nothwendige Urſach möglich ſeyn, ſo iſt ein Grund der Regelmäßigkeit da: denn die Wirkungen verhalten ſich, wie ihre Urſachen. Es iſt niemals ein Chaos geweſen. Regelmäßigkeit und Ordnung ſind natürlich, Unordnung und Misgeburten ſind unnatürlich, dauren nicht, und können ſich nicht fortpflanzen. Würkende Urſachen und

Kräfte sind einerley. Es ist jederzeit etwas gewesen und dieses etwas war von Kraft, oder es wäre nichts gewesen. Wir kennen keine Materie ohne Kraft, und keine Kraft ohne Materie; selbst unsere Seele ist mit ihrem Körper unerforschlich verbunden. Die Erste Kraft, die Ursach aller Dinge, die ungewürkt und schlechterdings nothwendig ist, braucht eben keine lebendige und freywillige Kraft zu seyn, pflegt man zu denken: denn das leblose scheint zum Leben, das gedankenlose zum Denken zu erwachsen, und wir kennen keine andere lebendige Wesen als lebendige Körper. Hemsterhuis bemerket dagegen: die erste Ursach der Bewegung, so oft wir sie wissen, sey allemal der Wille eines lebendigen Wesens. Wir mußten daraus schliessen, daß die allererste Ursach aller Bewegung und folglich aller Kräfte, denn wir kennen keine Kraft ohne Bewegung, der Wille eines großen lebendigen Wesens sey, das unkörperlich ist und wir nicht sehen.

Man beobachtet die Natur, blos um ihre Würkungen einzusehen, oder sie vorher zu sehen, sie zu gebrauchen, sie zu verhindern, sie zu befördern, oder sie nachzumachen. Aber wem es darum in der Natur zu thun ist, ob wohl ein Gott seyn mögte? der hat Grund sich nach Zeichen umzusehen, woraus er Wahl und Willen erkennen kann. Denn ist die Ursach aller Dinge eine Kraft die wählen und wollen kann, so muß sie auch leben, so muß sie auch unendlich mächtig und verständig seyn. Nur muß man nicht

aus Unwiſſenheit lebloſer Urſachen, die natürlich und nothwendig würken, auf Wahl und Willen ſchließen. Zwar muß es ſeine würkenden natürlichen Urſachen haben, was Gott nicht unmittelbar, ſondern vermittelſt der Natur würket: aber es muß nicht nothwendig ſo, ſondern auch anders ſeyn können; das Gegentheil muß nicht nur möglich ſeyn, ſondern auch würklich in der Natur ſtatt finden: denn wie könnte man ſonſt wiſſen, daß es auch anders ausfallen könnte? Wenn man ſagt, Gott kann würklich machen was keinen Wiederſpruch leidet, ſo ſetzt man die Allmacht Gottes und ſein Daſeyn voraus. Es müſſen daher entgegen geſetzte Fälle ſeyn, die beiderſeits in der Natur ſtatt finden, die nach Urſach, nach Grund, bald ſo bald anders geſetzet worden, und wie Maupertuis mit Recht verlangte, allgemeine Geſetze, wornach ſich die Natur ohne Ausnahme richten muß, und die vor aller Augen ſtehen, wenn ſie dem menſchlichen Geſchlechte einleuchten ſollen. Zu dieſen Zeichen kann man rechnen die Wendung aller Planeten von Abend gegen Morgen, weil das Gegentheil von dieſer Bewegung in der Natur würklich ſtatt findet. In andern, wie wohl nicht gleichen Fällen, dagegen, ſcheint ſie auch unmittelbar von Gott ſelbſt gewürket zu ſeyn. Die helleſten Zeichen aber ſind die entdekten Regeln, wornach die lebendigen Kreaturen wachſen und ſich fortpflanzen: Geſetze, wovon man den Grund einſehen kann warum ſie der Natur bald ſo, bald anders gegeben ſind.

Alles, was wächst und lebet, beſteht vermittelſt einer Bewegung, wodurch die untauglichen oder überflüßigen Theile abgehen, und mit friſchen erſetzet werden; dergeſtalt, daß kein Theil eines lebendigen Körpers über zehn Jahre alt wird. Da die lebendigen Kreaturen empfinden, und ſich nicht, wie die Pflanzen, unwillkührlich erhalten und fortpflanzen, ſondern es ſelbſt vermittelſt ihres Willens bewürken: ſo ſollte jene Bewegung, wodurch ſie beſtehen und ſich fortpflanzen, angenehm ſeyn; hingegen das Gegentheil von dieſer vegetativiſchen Bewegung, als wodurch ſie gehindert wird, ſollte unangenehm ſeyn. Bey ihrer Fortpflanzung können ſie entweder lebendige Jungen zur Welt bringen, oder Eyer legen. Der lezte Fall iſt gewählt für die Kreaturen, welche fliegen, ſchwimmen, oder kriechen, dergeſtalt, daß auch die Schildkröten und die Crocodillenarten Eyer legen. Die Ausnahmen von dieſer Regel, die zugleich die Nothwendigkeit des Falls wiederlegen, gehen nach dem erſtem Fall, als der kürzeſten Regel, wenn die Fürſorge für die nöthige Bewegung dieſer Kreaturen unnöthig iſt, und alſo der Grund der Abänderung wegfällt. Die Jungen können entweder ſehend ans Licht kommen, oder blind. Der lezte Fall iſt gewählt für die Raubthiere, ſie mögen Fleiſch oder Früchte rauben; der erſte Fall ſchikte ſich für die weidenden Thiere, die durch ein beſtändiges Genießen ihren Unterhalt ſammlen. Sie haben nicht Zeit, wegen ihrer Jungen hin und her zu laufen: dieſe müſſen gleich ſehen und gleich laufen können, und ſind mit

Schuhen dazu verſehen. Hingegen die Blindgebohrnen ſollten noch nicht gehen können, wenn ihnen ſchon die Augen gebſnet ſind. So erwächſt für ſie die Gewohnheit, ſich beyſammen zu halten, und ſie kommen nicht auf den Einfall, der Mutter zu folgen. Wären dieſe Regeln der Natur nicht gefolgt, oder ihr verkehrt gegeben, ſo würden die lebendigen Kreaturen ausgehen, und ſelbſt vom menſchlichen Geſchlechte nur wenige erhalten werden. Dieſe Geſetze treffen auch die Natur der Vögel. Die weidenden Vögel und die Hünerarten kommen ſehend ans Licht, und können gleich der Mutter folgen, die deswegen auch viele Eyer zu Einer Brut legen kann; die übrigen Vögel, denen die Eltern die Nahrung zutragen und ſie deswegen beyſammen finden müſſen, ſollten in weniger Zahl zuſammen gebohren werden und nicht gleich ſehen und gehen können. Der Menſch allein wird ſeiner Einſicht wegen ſehend gebohren, ſieht, daß die Natur mit Vorſehung verfaßt iſt, und glaubt einen Gott, der ſie verfaßt hat.

Strahl.

VI.

Friedel, Maydieu, und Baron von St ****, *Gentilhomme Allemand.*

Eine litterariſche Neuigkeit.

Quicquid delirant Reges, plectuntur Achivi.

Horat.

Verſchiedene Ueberſetzungen der Werke von Haller, Geßner, Klopſtock, Wieland, u. a. m. ſollen (wenn man dem Ungenannten Verfaſſer der Recenſion von Hrn. Engels Edelknaben im No. 244. des Journal de Paris von dieſem Jahre glauben darf) der neueſten Allemanniſchen Litteratur in Frankreich eine groſſe Reputation gegeben haben. Mit dem Theater der Teutſchen aber, ſagt eben dieſer Ungenannte, verhalte ſichs anders. Man habe zwar einige Dramen, einige Luſtſpiele überſezt, aber keines dieſer Stücke habe einen merklichen Succeß gehabt — ohne daß man zur Zeit noch wiſſen könne, ob der Fehler an den teutſchen Autoren, die ſich in dieſem Fache geübet, oder ob er daran liege, daß die Ueberſetzer ſich in der Wahl der Stücke vergriffen und

unglüklicher Weiſe gerade über die ſchlechteſten gerathen ſeyn. (*)

Das erſte behauptete wie es ſcheint ein gewiſſer Hr. Abbe Maydieu in der Vorrede zu dem von ihm überſezten oder vielmehr verbeſſerten und verſchönerten teutſchen Trauerſpiel Eduard Montroſe. Des leztern bezüchtigt eben dieſen Herrn Maydieu ein gewiſſer Herr Friedel, Profeſſor (der teutſchen Sprache vermuthlich) bey den Pagen des Königlichen Marſtalles zu Verſailles, in einem Briefe an die Herausgeber des Journals von Paris vom 28ſten Auguſt d. J.

Herr Friedel nimmt es ſehr übel das man von dem Theater einer Nation nach einem einzigen Stük urtheilen wolle; und noch übler, daß man, um der Franzöſiſchen ein Probeſtük deſſen was die Teutſche in dieſem Fache geleiſtet hätte zu geben, gerade ein ſchlechtes gewählt habe. „Eduard Montroſe (ſagt er) iſt in Teutſchland ſehr „ſchlecht aufgenommen worden; es findet ſich, „ſeitdem es ans Licht getreten (d. i. ſeit 1776.)

(*) Es iſt auch noch ein drittes möglich, nehmlich daß die Ueberſezter — entweder weil ſie beyde Sprachen nicht genug verſtanden, oder aus Mangel an Urtheil, Geſchmak und Talent der unternommenen Arbeit, nicht gewachſen geweſen — ſchlecht überſezt haben könnten — welches wohl bey den meiſten teutſchen Werken, die das Unglük gehabt haben ins Franzöſiſche traveſtirt zu werden, der Fall geweſen ſeyn dürfte.

„in keinem Verzeichnis der Stücke die in den ans „ſehnlichſten teutſchen Städten geſpielt werden; „die Journale (z. B. die allgemeine teutſche Bi„bliothek im 29ſten Bande S. 503.) urtheilen „nichts weniger als vortheilhaft davon: und mit „einem ſolchen Stücke will man den Franzoſen „zeigen, wie weit die Teutſchen noch in der Litteratur „zurük ſind? Aber zu allem Glücke (*) giebt es „in Frankreich eine Menge Gens de lettres, „welchen die guten dramatiſchen Dichter Teutſch„lands, Leßing, Engel, Göhe, Gotter, Brans„des, Weiſſe, Wezel und verſchiedene andre, wohl „kannt ſind.„ (**) — Die Teutſchen (ſezt Herr Friedel hinzu) wiewohl ſie an Schauſpielen nicht ſo reich ſind als die Franzoſen, haben derer

(*) Dieſes *Heureuſement* bezieht ſich doch wohl mehr auf das Vorhaben des Hrn. Friedels ein Nouveau Theatre Allemand auf Subſcription herauszugeben, als auf das Glük unſrer guten Schriftſteller; indem nicht wohl abzuſehen iſt, was Dieſen dadurch an ihrem Werth oder Wohlbefinden ab- oder zugehen ſollte, wenn man ſich zu Paris richtige oder unrichtige Vorſtellungen von ihnen macht.

(**) Dem Namen nach nehmlich; und das iſt auch ſchon hinlänglich, um einem Teutſchen Schriftſteller bey Gelegenheit die ſchönſten Complimente von der Welt von einem Franzöſiſchen zuzuziehen; wiewohl der leztre keine Zeile von den Werken des erſten geleſen hat, noch aus Mangel der Sprache leſen kann, noch vielleicht, wenn er ſie leſen könnte, nach ſeinem Geſchmak finden würde.

gleichwohl ſehr vortrefliche, wovon ich mir vorgeſezt habe mit eheſtem eine Ueberſezung in 10 Bänden (Hinc illæ lacrymæ!) herauszugeben.„

Nach dieſem vorbereitenden Schritte trat Hr. Friedel bald darauf, nemlich den 14ten des Herbſtmonds, im nehmlichen Journal mit einem Proſpectus ſeines *Nouveau* (*) *Theatre Allemand*, ou Recueil des Pieces modernes qui ont paru *avec Succès* sur les Theatres des Capitales de l'Allemagne, hervor, worinn er mit vielem Vertrauen auf ſeine gute Sache verſicherte: „Dieſer Zweig der Teutſchen Litteratur, wie wenig bekannt er auch den Ausländern ſey, ſey um ſoviel koſtbarer und verdiene um ſoviel mehr Aufmerkſamkeit, weil man erſt alsdann, wenn man das Theater einer Nation kenne, im Stande ſey von ihren Sitten und von ihrem Charakter richtig zu urtheilen. — Da ſehen nun unſre Herren Theaterdichter was ſie gethan haben, und was für ſchöne Händel ſie in kurzem der Nation zugezogen haben werden! Von ihren Stücken wird man alſo auf unſre Sitten, auf unſern National-Charakter Schlüſſe machen. Nach dem Maaße von Genie, Erziehung, Talente, Gefühl und Urtheilskraft, Menſchenkentnis, Welt-

(*) Er nennt es den Neuen Teutſchen Schauplaz, weil ſchon vor 10 Jahren ein Theatre Allemand herauskam, an deſſen Spitze — Gottſcheds Cato figurierte. Was es Teutſchland für Ehre gemacht, kann man ſich leicht vorſtellen. Daß doch die Raben zu ſchweigen wüßten und ihren Fraß in der Stille verzehrten, ſagt Horaz.

Parthia ſchiken -- Es mag nun durch ſeine Kunſt oder von ungefehr ſeyn, ſo hat er Recht. Die Würfel ſogar gehorchen ihm, und in allen unſern Spielen macht ſein ungefähres Glük meine gröſsre Geſchiklichkeit zu ſchanden; ziehen wir Looſe, ſo gewinnt er das beſte; ſeine Hahnen bemeiſtern im Kampf allemal die meinigen, und ſeine Wachteln ſchlagen die meinigen, ſo vorſichtig auch die Gleichheit auf beyden Seiten beobachtet wird. Ich will nach Aegypten; und ob ich gleich dieſe Heurath um des Friedens willen eingegangen bin, ſo ligt doch im Oſten mein Vergnügen. O komm, Ventidius.

Ventidius tritt auf.

Antonius zu Ventidius.

Ihr müſst nach Parthia; eure Inſtruction iſt fertig; folgt mir, ſie abzuholen.

[Sie gehen ab.]

Lepidus, Mecänas und Agrippa treten auf.

Lepidus.

Beunruhigt euch ſelbſt nicht länger; ich bitte euch, eilet euern Generalen nach.

Agrippa.

Mein Herr, Marcus Antonius giebt Octavien nur noch den Abſchieds-Kuſs, und wir wollen folgen.

Lepidus.

kentnis, Sprachkentnis, Lebensart, u. ſ. w. womit unſre Herren Dürk, Bock, Schink, Klein, Schletter, Babo, Brandes, Klinger, Groſsmann, Stephanie, Krauſeneck, Rautenſtrauch, ꝛc. ꝛc. ꝛc, mehr oder weniger verſehen ſind, wird die Nation gemeſſen werden; und jeden Fehler gegen Grammatik, Logik, Pſychologie, Moral, Geſchmak, guten Ton, u. ſ. w. den ſie (wie wir — Menſchen ſind) etwa begangen haben möchten, wird die Nation auf ihrem Rücken tragen müſſen! — Aber da ſehe auch das Publicum in jeder teutſchen Hauptſtadt, was es riskiert, wenn es ſo bereitwillig iſt, bey einem Eduard Montroſe (nach der Verſicherung eines gewiſſen Hrn. Baron von St****) gleich ganze Ströme von Thränen zu vergießen; oder bey — andern, wo eine Perſon von Geſchmack faſt immer die Achſeln zucken muß, ſich halb tod zu lachen. Immerhin möchte unſre teutſche Gutmüthigkeit mit allem fürlieb nehmen was uns vorgeſezt wird, und eben den Beyfall, den wir heute einem Leſſing zugeklatſcht haben, Morgen der unzeitigen Geburt eines von Eigendünkel platzenden Wizlings, oder dem armſeligen Tagwerk irgend eines hungrigen mechaniſchen Stümpers zuklatſchen: wenn keine Ueberſezer wären, hätte das nichts zu ſagen. Aber, da iſt leider! ein Herr Friedel, der uns ins Franzöſiſche transferieren wird! Es wird uns nicht länger erlaubt ſeyn, unſern Kopf wie der Straus ins Gras zu ſtecken und uns einzubilden daß uns nun niemand ſehe. Wir werden an's ofne helle Tageslicht hervorgezogen, und vor den Areopagus

aller Richter des Schönen und Guten in ganz Europa gestellt werden. Die Stücke, bey welchen das Publicum in Wien, Prag, München, Mannheim, Dresden, Berlin, Hamburg, Frankfurt, Nürnberg, u. s. w. geweint oder gelacht hat, werden, der Würkung wegen die sie gethan haben, als Stücke welche die Nation mit ihrem Beyfall gestempelt hat, übersezt — und nach diesen Stücken, Ihr Teutschen, wird euer Geschmak, werden eure Sitten, wird die Stufe von Kultur auf der Ihr steht, beurtheilt werden!

Mir wird ganz schwühl, wenn ich mir diese Folgen der 10 Bände des Nouveau Theatre Allemand in einiger Klarheit denke. Hrn. Friedeln ist so wenig bange davor, daß er, eh' er noch den ersten seiner 10 Bände gegeben hat, schon von Mehr spricht. „Teutschland, sagt er, siehet in diesem Augenblik eine Menge *Gens de Lettres* (*) von

(*) Ich weiß nicht ob es Ehre oder Schande für unsre Sprache ist, daß wir kein gleichbedeutendes Wort für Homme de Lettres, Gens de Lettres, haben. Die Franzosen begreiffen unter diesem Worte alle die Gelehrten und Ungelehrten, die von Wohlredenheit, Poesie, Geschichte, Philosophie, Philologie, Kritik, Romanenschreiben, Broschürenschreiben, journalisieren und dergl Profession machen; und sie gebrauchen es als eine ehrenhafte Benennung, welche Allen zukömmt, die in einem oder mehreren dieser Fächer, es sey mit Recht oder Unrecht, Ansprüche machen. Daher ist das Wort Gelehrte zu weit, und das ohnehin unteutsche Bruettristen zu enge für Gens de Lettres; überdies

einem ſeltenen und vorzüglichen Verdienſte blühen, und wir haben gute Hofnung, künftig die Anzahl dieſer Bände noch vermehren zu können, die wir vor der Hand nur auf 10 ſetzen wollen. — Nun! viel Glüks zum Vorhaben! An Muth fehlt es, wie wir ſehen, dem Unternehmer nicht, und an Bänden werden's ihm unſre rüſtigen Theaterdichter auch nicht fehlen laſſen.

Wie viel oder wenig die Franzoſen, nach Dem was ſie von unſrer Litteratur und beſonders von dem Dramatiſchen Hauptzweig derſelben bereits wiſſen können, ſich von dieſer Unternehmung des Hrn. F. verſprechen möchten, können wir nicht ſagen. Wenigſtens mußte die Aufmerkſamkeit rege werden, da man, unmittelbar, nachdem der Abt Maydieu ein ſo ungünſtiges Zeugnis von unſerm Fortgang in dieſem Fache abgelegt hatte, einen Teutſchen mitten in Paris aufſtehen ſah, um eine Teutſche Schaubühne in 10 und mehr Bänden anzukündigen; und die Anklage, die er gegen den Hrn. Maydieu beym Publicum anhängig machte, war doch nicht ſo unerheblich, daß man nicht hätte erwarten ſollen, Beklagter werde ſich darauf vernehmen laſſen. Allein der Hr. Abt M. gab ſich die Mine dem Hrn. F. bloß durch ſtillſchweigende Verachtung zu antworten.

führt auch das Lezte, ſo wie das kürzlich am Rheine in Schwang gekommne Schöngeiſt, bey uns eine verächtliche Nebenbedeutung mit ſich; und mit dem leztern wird es nun wohl bald ſoweit kommen, daß ein Ehrenmann es mit einer Ohrfeige zu erwiedern verbunden ſeyn wird.

Dieſe Art zu antworten — welche in manchen Fällen eine ganz unzweydeutige Würkung unſrer Gewißheit ſeyn kann daß eine Antwort oder Rechtfertigung überflüßig ſey — konnte in dieſem Falle leicht ſo aufgenommen werden, als ob Hr. N. ſtillſchweigend anerkenne, daß er nichts befriedigendes zu antworten im Stande ſey. So leate es auch ohnezweifel Hr. Friedel aus. Die Sache des Hrn. Maydieu wurde, wie leicht zu erachten, nicht beſſer dadurch; und Hr. F. konnte, da ſein Gegner nicht mehr zum Vorſchein kam, als Meiſter des Kampfplatzes ſich mit einem leichterworbnen Siege ſchmeicheln.

Wer hätte, bey dieſer Lage der Sache, denken ſollen, daß, nach Verfluß einiger Wochen, auf einmal ein Gentilhomme Allemand, gleich einem Deus ex Machina, aus den Wolken fallen, die Sache des Hrn. Maydieu nicht nur zur Seinigen, ſondern ſogar zur Sache der ganzen Teutſchen Nation machen, und, in der Abſicht die leztere gegen allen eiteln Eigendünkel deſto kräftiger zu verwahren, das Trauerſpiel Eduard Monstroſe — ein Stük das in Teutſchland keine Senſation gemacht hat, und von einem Verfaſſer herrührt, deſſen Namen unter die unbekannteſten gehört, — zu einem der Beſten, welche unſre Schaubühne aufzuweiſen habe, erheben würde?

Und das war gleichwohl was geſchah. Denn am 2,ſten des leztverfloſſenen Herbſtmonds er-

ſchien in No. 268. des Iournal de Paris ein Schreiben eines Gentilhoume Allemand an die Herausgeber; und dieſes Schreiben macht, ſeinem ganzen Inhalt nach (zumal wenn es würklich einen Teutſchen zum Verfaſſer haben ſollte) eine ſo merkwürdige Beylage zu den Annalen der Teutſchen Litteratur vom 1780. und 1781. aus, daß wir unſern Leſern das Vergnügen nicht vorenthalten können, es ihnen mitzutheilen. Es lautet, ſo getreu als möglich überſezt, und mit bloßer Weglaſſung einiger nicht zur Haupeſache gehörigen Stellen, folgendermaßen.

„Meine Herren!

„Wenn der Brief, welchen Herr Friedel, teutſcher Sprachmeiſter zu Verſailles, in ihr Journal vom 27ſten vergangenen Auguſt hat einrücken laſſen, ſonſt niemand beleidigte als den Herrn Maydieu, ſo würde ichs nicht auf mich genommen haben drauf zu antworten. Aber wiewohl ich das Stillſchweigen lobe, welches der hochachtungswürdige Ueberſetzer des Eduard Montroſe (*) über dieſen unedeln Brief, ohne Zweifel aus gerechter Verachtung, beobachtet hat: ſo muß ich doch meine Landsleute vor den ſchädlichen Vorurtheilen, die er in meinem Vaterlande autoriſieren (**) könnte, zu verwahren ſuchen.

(*) Herr Maydieu nehmlich.

(**) Man hat dieſes im Original gebrauchte Wort ſeines Nachdruks wegen mit Fleiß beybehalten.

„Sie kennen ohnezweifel, meine Herren, das Werk welches der König von Preußen im Jahr 1780 zu Berlin drucken lassen (*) und worinn dieser unter den Gelehrten eben so sehr als unter den Monarchen hervorglänzende Fürst (**), nachdem er die Mängel in den verschiedenen Zweigen der Teutschen Litteratur gerüget, von den Schauspielen besonders zu behaupten kein Bedenken trägt: „daß die Teutschen kein einziges Stük hätten dessen Vorstellung ein Mann von Geschmak aushalten könnte, viel weniger eines das sich lesen ließe.„ — Sie haben mit dem ganzen erleuchteten Publico den Mitteln die Er den Teutschen giebt, wie sie die Keime von Genie, womit die Natur sie beschenkt hat, entwikeln und zur Vollkommenheit bringen könnten, Ihren Beyfall zugeklatscht, und zweifeln nicht, sie werden einen so weisen Rath mit dem größten Eifer zu benuzen suchen.

„Wie groß muste also — um das gelindeste zu sagen, — ihr Erstaunen seyn, als sie die lächerliche Mühe sahen, die ein Teutscher, ein Unterthan des Königs von Preußen (denn Herr Friedel ist ein Preuße von Geburt) sich gab alle diese Vorschläge zuvereiteln, und seine Lands-

(**) *Sur La Litterature Allemande &c.*

(*) Im Original: ce Prince, auſſi *diſtingué* parmi les Savans qu' *illuſtre* parmi les Souverains, welches sich nicht wohl wörtlich verteutschen läßt.

leute, gegen die Denkart seines Herrn, zu überreden, daß sie in der schönen Litteratur sehr große Schritte gethan, und besonders ihr Theater eine solche Menge dramatischer Meisterstücke aufzuweisen habe, daß er, Hr. Fr. sich im Stande sehe, uns eine Sammlung in vielen Bänden davon zuliefern.

„Gott bewahre mich! daß ich ihm die schmeichelhafte Hofnung, die er auf eine sowohl ausgedachte Speculation gründen mag, zu Wasser machen wollte. Mag ihm doch seine Unternehmung, auf Kosten aller die Lust haben, aufs beste von statten gehen! Ich habe nichts dagegen. Man muß leben und leben lassen. Nur hätte er, um sich bey den Käuffern in Credit zu setzen, nicht sagen sollen: der Uebersetzer des Eduard Montrose habe von dem Teutschen Theater nach dem allerschlechtesten Stücke geurtheilt: Denn man kann Hrn. Friedel kühnlich herausfodern, den Franzosen eines zu liefern, das in der Uebersetzung stärker rühren und mit mehr Vergnügen gelesen werden wird als jenes des Hrn. Maydieu. Er hätte nicht sagen sollen: man finde dieses Trauerspiel in keinem Theaterverzeichniß irgend einer beträchtlichen Stadt Teutschlands. Denn (nichts von einer Menge andrer Städte zu sagen) wenn sich Herr Friedel nur die Mühe genommen hätte das Verzeichniß der Stadt München zu Rathe zu ziehn: so würde er gesehn haben, daß das Trauerspiel Ed. Montrose im vorigen Jahre zu verschiednenmalen

in dieser Stadt, die eine der beträchtlichsten in Teutschland ist, gespielt worden sey. Er hätte nicht sagen sollen, es habe keinen Beyfall gefunden: denn man könnte dem Hrn. Friedel eine unzählliche Menge Zuschauer nennen, die es nicht anhören können, ohne durch ihre Thränen den unzweydeutigsten Beweiß des lebhaften Eindruks, welchen es auf ihre Herzen gemacht, abzulegen.

„Wie dem aber auch seyn mag, so lob ich den Hrn. Maydieu sehr, daß er diesen unartigen Brief des Hrn. F. keiner Aufmerksamkeit gewürdiget hat; und und ich hoffe er wird sich dadurch nicht in seinem Eifer stöhren lassen, uns in fernern Proben zu zeigen, wie wir es angreiffen müssen, um uns die Vorschläge des großen Friedrichs zu Vervollkommung unsrer Litteratur recht zu Nutze zu machen.

„Eins der besten Mittel unsre Nacheifrung zu erwecken war ohne Zweifel, durch den edelsten und reinsten Styl einer mit dem feinsten Gefühl des Schiklichen ausgearbeiteten Uebersetzung, uns alle Schönheiten zu zeigen, die wir unsern Produkten zu geben fähig wären, und alle Fehler die wir zu vermeiden haben, um den Glanz jener Schönheiten nicht durch eigne Schuld wieder zu beflecken.

„Dieß hat Hr. Maydieu durch seine Uebersetzung des Ed. Montrose geleistet, die ich mit

eben ſo viel Rührung als Vergnügen geleſen habe; und ich verſichre ihn aufrichtig, daß ihm Niemand für die Mühe und Arbeit, die ſie ihm gekoſtet haben mag, mehr Dank wiſſen kann als ich.

Ich habe die Ehre zu ſeyn

Der Baron von St * * * *.

Das laß mir einen Gentilhomme Allemand ſeyn, der der Nation Ehre macht! Minder enferſüchtig für ihren Ruhm als für ihre wahre Vortheile, erzittert er vor der Gefahr, womit er ſein Vaterland bedrohet glaubt, durch die irrige Meynung, die ein unbekannter Sprachlehrer zu Verſailles von unſerm Fortgang in der Dramatiſchen Kunſt gefaßt, zu einer eben ſo irrigen Selbſtzufriedenheit verleitet zu werden; und er hat alſo nichts dringenders zu thun, als den ſchädlichen Vorurtheilen eilends vorzubauen, die dieſer Sprachmeiſter (wie er ihn aus Verachtung nennt) in ſeinem Vaterlande autoriſieren könnte. Natürlicher weiſe ſollte man denken, wenn es dem Patriotiſchen Edelmann bloß um dieſe wohlthätige Abſicht zu thun geweſen wäre: ſo hätte er ſein Gegengift in Wien oder Berlin, oder München oder irgend einer andern anſehnlichen Teutſchen Stadt, und nicht in Paris, austheilen ſollen. Aber keinesweges! In der Einbildung, das Journal de Paris werde in Teutſchland eben ſo allgemein geleſen als die Hamburger Zeitung, debitiert er ſein Verwahrungsmittel gegen die ſchädlichen Vorurtheile welche Herr Friedel

in dem lieben teutschen Vaterlande autoriſieren möchte, mieten in Paris — und um die Autorität des Sprachmeiſters mit Einem Streich zu pulverisieren, ſezt er ihm gar das Anſehen des großen Königs entgegen, welcher ohne Bedenken verſichert habe, die Teutſchen hätten nicht ein einziges Stück (*), wovon ein Mann von Geſchmack die Vorſtellung aushalten könnte, geſchweige eines das ſich leſen ließe.

Man muß geſtehen, das Präſervativ des Hrn. Baron von St**** iſt etwas ſtark; aber vermuthlich hält er auch die Gefahr für größer als ſie wohl ſeyn mag. Es iſt mit der Vaterlandsliebe wie mit den andern zärtlichen Leidenſchaften. In einem heftigen Anſtoß von Patriotismus hat man, eben ſo wenig als in einem Paroxysmus von Liebe, Beſonnenheit genug, immer recht zu wiſſen was man thut. Man verwundet oft wo man liebkoſen wollte. Kurz, aus gerechter Furcht, die Freude der Teutſchen Nation über das Nouveau Theatre Allemand en X. Volumes möchte uns dahin bringen, binnen Jahr und Tagen dem Hrn. Friedel noch mit 10 andern Volumes unſre Dankbarkeit zu bezeugen, wußte ſich der gute Mann in der Angſt nicht anders zu helfen, als — daß er die Schande ſeines Vaterlandes auf einmal aufdekt, und uns Teutſche vor der ganzen Welt als arme Unmündige darſtellt, in welchen zwar einige Keime von

(*) Den Poſtzug des Hrn. v. Ayrenhofers ausgenommen.

Lepidus.

Lebet wohl, bis ich euch in euerm Kriegs-Anzug ſehe, der euch beyden wol anſtehen wird.

Mecänas.

So wie ich mir die Reiſe vorſtelle, werden wir vor euch zu Miſenum ſeyn, Lepidus.

Lepidus.

Euer Weg iſt kürzer; meine Abſichten nöthigen mich einen Umweg zu nehmen; ihr werdet mir zween Tage abgewinnen.

Beyde.

Guten Erfolg, mein Herr.

Lepidus.

Lebet wohl.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

[Verwandelt ſich in den Palaſt zu Alexandria.]

Cleopatra, Charmion, Iras und Alexas treten auf.

Cleopatra.

Macht mir Muſik; Muſik, die phantaſtiſche Nahrung der Liebhaber --

Genie verborgen liegen, deren Entwiklung aber bisher noch nicht möglich war, weil es uns bis zum Jahr 1780 an den ersten und allgemeinsten Kentnissen mangelte und wir noch nicht wußten, wie und wozu wir unsre Organen brauchen sollten; von denen sich aber gleichwohl vieles hoffen läßt, wenn wir uns nur die neuerlich dargebotnen Mittel, unsre Keime zu entwikeln, und besonders die Großmuth zu nuze machen wollen, womit der Hr. Abbé Nivdieu uns in seiner Uebersezung des Eduard Montrose gezeigt hat, was für Schönheiten wir unsern Werken zu geben fähig wären, und was für Fehler wir zu vermeiden haben.

Es ist freylich in dieser sublunarischen Welt schwehr zu sagen, was unmöglich ist; und man sieht alle Tage Dinge begegnen, bey welchen sogar dem ausschweiffendsten Poeten, wenn er sie in einem bürlesken Werke zu dichten gewagt hätte, vor dem Vorwurf der Tollheit bange gewesen wäre. Wer wollte sich also unterstehen, schlechterdings zu läugnen, daß es in allen zehn Kreisen des so weitläuffigen Teutschen Reiches nicht irgend einen Gentilhomme geben könnte, der (with a vengeance!) einen Brief wie dieser geschrieben zu haben fähig wäre? Und, in der That, die Franzosen sind entweder sehr unverschämt, oder, wenn der *Prince Wourstberg* und sein *Grand-Chambellan*, und die Prinzeßin *Gudule*, und der Herr Baron *Schloff*, und andre teutsche Personagen dieses Schlags, mit

denen ſie ſich auf ihren Theatres de Societé luſtig machen, nicht aus der Luft gegriffne Ungedinge ſind, von deren Erfindung ſie mehr Schande haben als wir: ſo muß es doch wohl hier und da Originale in Allemannien geben, welche verdienten, daß irgend ein Franzöſiſcher Ex-Perückenmacher oder verunglükter Bel-Eſprit mit ihnen in der Welt herumzöge und ſie für Geld ſehen lieſſe.

Indeſſen müſſen wir doch geſtehen, daß uns dieſer Brief, ſeinem ganzen Inhalt nach, verdächtig vorkommt; und alles zuſammengenommen, können wie faſt nicht umhin zu glauben, der Hr. Baron von St**** Gentilhomme Allemand, der ſich ſo demüthig vor der Franzöſiſchen Litteratur und — dem Hrn. Abt Maydieu proſterniert, und zu gleicher Zeit auf eine ſo ſonderbare Art gegen ſeine eigne Nation den Hofmeiſter macht, ſey am Ende kein andrer Menſch als der Herr Abt Maydieu ſelbſt. Denn, in ganzem Ernſt, für einen Kammerherrn des Prince Wourtlberg oder Wourtsberg, hat der Verfaſſer des Briefes zuviel Analogum Rationis, ſchreibt auch ungleich beſſer Franzöſiſch als es irgend ein teutſcher Edelmann in den *Proverbes Dramatiques* ſpricht: er hat einen *Jargon* und eine Mine comme qui diroit d'un Homme d'Eſprit; aber eine Mine und einen Jargon woran wir uns möglich einen unſrer Landesleute erkennen mögen. Kurz — der Mann iſt zu gut — und zu ſchlecht um das zu ſeyn wofür er ſich ausgiebt.

Ein Teutſcher Edelmann, zum Exempel, würde doch wohl nicht ſo gar abſchäzig von ſeinen Compatrioten gedacht haben, um ſich einzubilden, daß es eines Präſervativs bedürfe ſie gegen die ſchädlichen Vorurtheile zu verwahren, welche die Meynung eines einzelnen Particuliers wie Herr Friedel iſt, in Teutſchland autoriſieren könnte.

Ein Teutſcher Edelmann könnte auch vermuthlich ſo niedrig und unverſtändig nicht ſeyn, in Sachen der Wiſſenſchaften, der Sprache, des Geſchmaks, — wo doch wohl Jedermann weiß daß es nicht auf Autorität, ſondern auf Kenntniß der Sache ankommt; wo alſo der erſte aller Könige nicht mehr als Eine Stimme, und dieſe Stimme, (wie die Stimme des geringſten Privatmanns) nicht mehr Gewicht hat als ſie von der Wahrheit und Gründlichkeit des Geſagten erhält — ſich auf die Autorität eines Königs zu berufen.

Ein Teutſcher (Gentilhomme oder nicht) würde, bey Erörterung einer die Litteratur ſeiner Nation betreffenden Frage der Schrift Sur la Litterature Allemande entweder aus Ehrerbietung gar nicht erwähnt, oder, wofern er ja geglaubt hätte ſich deſſen nicht entbrechen zu können, mit anſtändiger Freyheit die Urſachen berührt haben, warum Ausländer ſich daraus keinen ganz richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zuſtande der teutſchen Litteratur machen können. Von dem

Franzosen Maydieu hingegen, der wenigstens ohne Nachtheil sich so anstellen kann, als ob er von Dingen, welche ganz Teutschland weiß, nichts wisse, läßt sich sehr wahrscheinlich präsumieren, daß er sich mit größtem Vergnügen einer so glänzenden Autorität prävaliert haben könnte, um den armen Sprachmeister, seinen Gegner, damit wie mit einem Blitze zu Boden zu schmettern.

Noch viel weniger würde ein edler Teutscher Mann fähig seyn, Hrn. Friedeln ein Verbrechen daraus zu machen daß er in Litteratursachen anders denke als sein Herr — „*es etonnant* pour ne rien dire plus (also wohl gar ein Majestätsverbrechen?) zu finden, daß ein Teutscher, ein Unterthan, *contre la Façon de penser de son Maitre*, seine Compatrioten bereden wolle, sie hätten einen sehr großen Fortgang in der Litteratur gethan.„ Nein, wahrlich, soweit ist es mit dem Verfall der Teutschen noch nicht gekommen, und so tief sind wir noch nicht unter unsre Väter herabgesunken, daß ein teutscher Unterthan eines solchen Sklavensinnes, oder ein teutscher Fürst einer so Neronischen Anmassung über den Verstand seiner Unterthanen fähig seyn sollte. Und wahrlich keiner von allen hat stärkere Proben davon gegeben, wie weit er davon entfernt ist das Königliche Vorrecht bis über die Denkart seiner Unterthanen ausdehnen zu wollen, als der große Fürst, dem der angebliche Baron von St**** durch diesen Zug, der eines Römischen Delators aus Domitians Zeiten würdiger ist als eines teutschen Edelmanns, auf eine

ſo ungeſchikte als niederträchtige Weiſe Cour zu machen vermeynt hat. Ein ſolcher Zug konnte nur aus der Feder eines Menſchen, kommen, dem Sclavengeſinnungen gegen ſeinen Herren angebohren und mit der Ammenmilch eingeflößt ſind. So kann nur eine ſehr kleine Seele allenfalls unter einer Nation denken und reden, wo die Ehrfurcht gegen den Souverain ſoweit getrieben wird, daß nach den eignen Worten eines ganz neuen geprießnen Franzöſiſchen Schriftſtellers „ſogar ſeine Wiege ſchon der „Thron ſeiner Kindheit iſt; wo ſich ſchon vor dem „Kinde, das dereinſt die Nation beherrſchen ſoll, „alles zur Erde beugt, jeder mit Ehrfurcht anhört „und aufſchnapt was es ſtammelt, zittert wenn „es ſich erzürnt, und, wenn es weint oder ſchreyt, „ſich nicht anders gebehrdet als ob die Ordnung „der Schöpfung unterbrochen worden ſey„ — (*) Unter einer ſolchen Nation mag es vielleicht ein Verbrechen ſeyn, contre la Façon de penſer de ſon Maitre ſchlechte Schriftſteller für gut oder gute für ſchlecht zu halten! In Teutſchland verträgt ſich weder der Nationalcharakter, noch die Verfaſſung, noch die Denkart der Fürſten mit einer ſolchen Abwürdigung der Menſchheit.

Was es indeſſen mit dem Verfaſſer dieſes Schreibens für eine Bewandtnis haben mag, ſo können

(*) S. L'Eloge du Duc de Montauſier, Gouverneur du Dauphin Fils de Louis XIV. par Mr. *la Cretelle* eine Schrift die das *Acceſſit* von der Academie Francoiſe in J. 1781. erhalten hat.

wir uns doch darauf verlaſſen, daß es in Paris nicht ohne Würkung bleiben wird. Die wünſchenswürdigſte, aber gerade die einzige die es nicht thun wird, wäre, wenn es den Hrn. Friedel abſchrekte, ſein Nouveau Theatre Allemand en X. Volumes herauszugeben — eine Unternehmung, die aus vielen Urſachen ſchwehrlich zu unſrer Ehre ausfallen könnte, wenn wir auch würklich auf jedes halbe Schock elender oder mittelmäßiger Stücke, die ſeit Gottſcheds Zeiten bis auf dieſen Tag für unſre Schaubühne geſchrieben worden ſind, Ein Vortreffliches aufzuweiſen hätten; die aber, ſo wie die Sachen würklich ſtehen, zu nichts dienen wird, als unſre Blöße aufzudecken, und ſchiefe Urtheile bey den Ausländern zu veranlaſſen; welche der wahren Beſchaffenheit unſrer Litteratur, und der Urſachen warum wir, bey allen dem was ſchon geſchehen iſt, in einigen Fächern, und vielleicht im Ganzen ſelbſt, noch ſo weit unter uns ſelbſt zurücke ſind, nicht anders als durch eine gründliche, wohlgeſchriebne und ganz unpartheyiſche Geſchichte der teutſchen Sprache und Litteratur von ihren älteſten Zeiten an, verſtändiget werden können; ein Werk, wozu wir, vor dem Neunzehnten Jahrhundert wenigſtens, uns ſchwehrlich Hofnung machen dürfen.

Ueberhaupt möchte ich wohl wiſſen, wozu die Franzoſen oder Wir ſelbſt nöthig hätten, daß unſre guten Stücke (denn daß wir einige haben, die ſich neben dem Poſtzug ſehen laſſen dürfen, gebe ich gerne zu) ins Franzöſiſche überſezt werden? Sollten die Franzoſen, welche mit einen Corneille,

Racine, Crebillon, Voltaire, Moliere, Regnard, Destouches, prangen können, und eine so unendliche Menge guter und schlechter Dramen, kleiner Stücke, Comödien mit Arietten, Komischer Opern, Boulevards-Stücke, Dramatischer Sprüchwörter, Paraden, und wie die kleinen Ungeheuer weiter heissen, besitzen, daß sie die ganze Welt damit versehen können — sollten Sie unsrer guten Schauspiele, oder Wir Ihres Beyfalls bedürfen? Und was nennen wir unsre guten Schauspiele? Einige unsrer besten (deren sehr wenige sind) weichen so sehr von der Französischen Form, Art und Kunst, fast in allen Stücken, ab, daß sie zu Paris unmöglich gefallen können. Viele, bey deren Vorstellung eine unzählige Menge Menschen (wie der Herr Baron von St * * * sagt) zu München und in andern ansehnlichen Städten Teutschlands die hellen Thränen geweint haben sollen, sind, dessen ungeachtet, so beschaffen, daß wir uns ihrer entweder izt schon schämen, oder doch gewiß in zehn Jahren schämen werden. Viele andre könnten vielleicht vor den Franzosen, als Nachahmungen der Modelle welche Sie selbst uns gegeben, Gnade finden: aber was soll uns die Ehre, die wir davon haben könnten, wenn es auch einer von unsern Tragödien- oder Dramen-Machern soweit brächte, daß man ihm in irgend einem Caffe zu Paris eingestünde: er habe seine Sachen für einen Teutschen so ziemlich hübsch gemacht?

Man könnte zwar als einen Grund, warum die Einfuhr unsrer dramatischen Landesproducte in

Frankreich iziger Zeit weniger als ehmals überflüſſig ſey, anführen; daß die Franzöſiſche Schauſpiels-Manufactur, nach den wiederhohlteſten Verſicherungen ihrer eignen Schriftſteller und Kunſtrichter, neuerlich in groſſen Abfall gekommen ſeyn ſoll. Allein, wenn dies auch wäre, was für eine Pflicht haben wir Teutſche, Ihrem Mangel auf unſre eignen Koſten zu Hülfe zu kommen? Sollte es einmal einem franzöſiſchen Dyck und Nivelius einfallen ſo gut Teutſch zu lernen als dieſe Herren das Franzöſiſche verſtehen, und dann, á leur tour, unſre teutſche Schauſpiele in Franzöſiſche umzuſchmelzen — Mögen ſie doch! wir werden's ihnen nicht wehren können. Aber warum ſollten wir ihnen ohne Noth zuvorkommen, und wie das Sprüchwort ſagt, unſre Haut ſelbſt zum Kürſchner tragen? Doch, Herr Friedel hat ſchon zuviel Schritte vorwärts gemacht, um wieder zurükgehen, oder, wie die Franzoſen in ihrer eleganten Sprache (*) ſagen, rükarſchen (*reculieren*) zu können. Auch hat er nicht für gut befunden, ſich mit dem angeblichen Gentil-

(*) Schon Voltaire hat ihnen, unter andern Unanſtändigkeiten, die Culs, die in ihrer Sprache ſo häufig am unrechten Ort paradieren, mit einer Bitterkeit vorgeworfen, die ſie nur ihrem erſten Schriftſteller verzeyhen konnten. Aber dies iſt doch, däucht uns, nicht zu läugnen, daß eine Sprache, worinn man rükarſchen ſtatt zurückweichen, Lampenarſch ſtatt Buchdrucker-Verzierung, Artiſchokenarſch ſtatt Kern der Artiſchocke u. ſ. w. ſagt, keine Urſache hat mit ihrer Verfeinerung gegen irgend eine andre groß zu thun.

homme Allemand einzulaſſen. Er hat ſich begnügt, unmittelbar nach dem Anfall, den dieſer auf ihn gethan, in No. 269 des Journal de Paris anzuzeigen: daß er zu Paris wohne, und kein Maitre de Langue Allemande à Verſailles ſondern Profeſſeur en Survivance des Pages de la grande Ecurie du Roi ſey; und daß er den Brief des Gentilhomme Allemand nicht anders als mit dem erſten Theil des Nouveau Theatre Allemand beantworten werde, auf deſſen Erſcheinung mit dem 1. Jenner 1782 man ſicher rechnen könne.

Was bey dieſem Allem nicht am wenigſten merkwürdig iſt, iſt dies: daß zu eben der Zeit, da Hr. Friedel das Amt auf ſich nimmt die Teutſche Melpomene und Thalia in die Pariſerwelt einzuführen, und, zu einer Probe was man von ſeinen Dichtern, und von Ihm ſelbſt als ihrem Ueberſetzer, zu erwarten habe — Engels Edelknaben vorausgeſchikt hat, auch noch ein Andrer der ſich durch die Buchſtaben J. H. E. andeutet, aufgetreten iſt, der ebenfalls eine Auswahl der beſten Teutſchen Stücke überſetzen will, und ebenfalls mit Engels Edelknaben den Anfang gemacht hat. Nach der Recenſion der beyden Edelknaben im J. de P. zu urtheilen, ſcheint Hr. Friedel mehr von dem was man die Ueberſetzers-Klugheit nennen möchte, zu beſitzen als ſein Nebenbuler — welcher (ſagt man) nicht ſo gut wie jener „verſchiedene Ausdrücke und Tours de Phraſes zu vermeiden gewußt hat, die im Teutſchen vielleicht erträglich ſeyn mögen, aber im Franzöſiſchen eine *Sorte de*

„*trivialité* haben.“ So ſagt z. E. der Fürſt zum ältern Bruder des Edelknaben: Tenez, Monſieur le Lieutenant, voici Madame votre Mere une tres reſpectable femme & votre frere un tres aimable Garçon. So trivial ſpricht in Frankreich kein Prinz. Auch hat Hr. Friedel die ganze Stelle von dem Franzöſiſchen Windbeutel, deſſen der Fürſt gegen den Herrn Director ſeines Gymnaſiens erwähnt, weislich weggelaſſen. Denn dans la maiſon du Pendû, il ne faut pas parler de potence. Man kann ſich alſo von Hrn. Friedel verſprechen, daß er unſre teutſchen Corneillen, Racinen, Molieren, la Chauſſeen, Diderote, u. ſ. w. wenigſtens mit Diſcretion überſetzen werde; und dies iſt bey einer Unternehmung, wobey der Ruhm der Allemanniſchen Muſen ſo große Gefahr läuft, doch immer noch einiger Troſt.

W.

VII.

Litterariſche Anzeigen.

1. Zweybrückiſche Ausgabe der ſämtlichen Werke des Plato in 8.

Mit großem Vergnügen haben wir vor einigen Tagen den erſten Theil von dieſer ſchönen Handausgabe

Alle.

Die Muſik, he!

Mardian, der Caſtrat, zu den Vorigen.

Cleopatra.

Laßt es gut ſeyn, kommt, zum Billiard, komm, Charmion.

Charmion.

Mein Arm thut mir weh, ſpielet lieber mit dem Mardian.

Cleopatra.

Es iſt immer eben ſo gut, daß ein Weibsbild mit einem Caſtraten ſpiele, als mit einem Weibsbild. Kommt, wollt ihr mit mir ſpielen, Herr?

Mardian.

So gut als ich kan, Gnädigſte Frau.

Cleopatra.

Wenn man nur guten Willen ſieht, ſo kan der Spieler Vergebung erhalten, wenn er gleich zu kurz fällt. Ich mag izt nicht ſpielen. Gebt mir meinen Angel, wir wollen an den Fluß; dort will ich, indeß daß meine Muſik fernher uns entgegen tönt, braunbeſchwingte Fiſche betrügen; mein gekrümmter Angel ſoll ſich in ihre ſchleimichte Rachen einſenken, und indem ich ſie gegen mich ziehe, will ich denken, ein jeder von ihnen ſey ein Antonius, und ſagen, ah, ah, ſeyd ihr gefangen? Char-

der ſämtlichen Werke des Homers der Philoſophen erhalten, welche, weder an Correctheit des Textes noch Schönheit der Typen und des Druks, zumal in Rükſicht des äußerſt niedrigen Preiſes, etwas zu wünſchen übrig läßt. — Aber dieſe unſre Freude über eine Unternehmung, welche unſrer Nation Ehre macht und unſrer Litteratur ſo viel Gutes thun könnte, wurde beym Anblik des kaum auf 500 ſich erſtreckenden Verzeichniſſes der Subſcribenten, nicht wenig vermindert; indem wir die Nachricht „daß die „Entreprise mit den Griechiſchen Schriftſtellern nicht „viele Freunde finden zu wollen ſcheine“ dadurch mehr als zu ſehr beſtättigt fanden. Was ſollen wir uns daraus von dem gegenwärtigen Zuſtand der Litteratur in Teutſchland, für die Kenntniſſe, den Geſchmak, und die Art zu ſtudieren unſrer meiſten Gelehrten, beſonders unſrer ſtudierenden Jugend, für eine Vorſtellung machen? — Plato wurde von den Meiſten bisher wenig gekannt und genuzt, weil es an einer wohlfeilen und zum Gebrauch bequemen Ausgabe ſeiner ſämtlichen Werke fehlte. Nun, da uns eine ſolche angeboten wird, welcher Gelehrte ſollte ſich, ſo beſchränkt auch ſeine Umſtände ſeyn möchten, die wenigen Gulden, die dieſe ſchöne Neue Ausgabe nach und nach koſten wird, nicht lieber an jedem zum Leben nicht ganz unentbehrlichen Ausgabs-Artikel abbrechen, als ohne Plato ſeyn wollen? Welcher Schriftſteller verdient mehr von jedem wahren Gelehrten geleſen, ſtudiert, und zur täglichen Nah-

rung seines Geistes gemacht zu werden, als Plato? Oder sollten wir den Horazischen Zuruf: Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu versate diurnà weniger nöthig haben als die damaligen Römer? Doch, vermuthlich liegt es bloß an Nebenumständen und vielleicht an nicht genugsamer Bekanntwerdung der Entreprise, daß sich bisher nicht mehr Liebhaber angegeben haben; auch haben mir mit Vergnügen bemerkt daß wenigstens der fünfte Theil der namentlich Unterschriebenen Käufer aus jungen Studierenden besteht. — Dieser erste Band liefert 1) Platons Leben aus dem Diogenes Laertius. 2) Joh. Alb. *Fabricii* litterarische Notiz von Plato, dessen Schriften, Auslegern und Ausgaben, aus dem IIten Buch seiner Griechischen Bibliothek gezogen, und verbessert, vermehrt und fortgesezt von G. C. Croll. 3) Eine litterarische Notiz von den einzelnen Büchern, nemlich bey jedem Bande von denen, die darinn enthalten sind. 4) Den Eythyphron, die Apologie des Sokrates, den Kriton und den Phadon. Unter dem Text ist die Lateinische Uebersetzung des Marsilius Ficinus; ein Hülfsmittel, welches wir, ungeachtet aller erheblichen Gründe welche noch neulich der verdiente Hr. Prof. Seybold für die Ausgaben ohne Uebersetzung vorgebracht hat, nicht anders als gut heissen können; da es denen, die den Plato studieren wollen, zur Erleichterung dient, ohne daß es jemanden, der sich nicht selbst betrügen will, von der Bemühung den Text verstehen zu lernen abhalten wird.

Die Herausgeber haben mit dieſem erſten Theil eine Beylage mit ausgegeben, welche wir bekannter machen zu helfen erſucht worden ſind. Sie lautet folgendermaßen.

„Wir machen hier mit dem erſten Theile des Plato, den Anfang unſer Verſprechen zu erfüllen, die Werke dieſes vergötterten Weltweiſen, von denen in ihrer Urſprache bis jetzt noch keine Nation eine vollſtändige Handausgabe aufzuweiſen hat, zu liefern. Wir hoffen zur Zufriedenheit unſrer Herren Subſcribenten: denn (wir dürfen es behaupten) ſo lang die Buchdruckerey ſtehet, iſt noch kein griechiſcher Schriftſteller auf ſolche Art um ſolchen Preiß gedrukt worden.

„Vielleicht wird ebendaher mancher Leſer, bey Durchſehung des dieſem Bande vorgedruckten Subſcriptions-Regiſters, ſich wundern, daß ein ſolches Werk nicht mehrere Gönner und Freunde gefunden. Wirklich konnten wir uns zur Liebe wahrer Gelehrſamkeit einer ſtärkern Unterſtützung gewarten. Denn die Schriften der Griechen, (und welche Stelle behauptet nicht Plato unter ihnen!) dieſe wahren edlen Ideale der Kunſt, ſind doch einmal die große Quelle, aus der das ganze policirte Europa folgender Zeiten Weisheit und Geſchmack geſchöpft; und Teutſchland ſelbſt verdankt die fürtreflichſten ſeiner Schriftſteller, eben dieſe, welche am meiſten auf ſeine Aufklarung

gewürket, dem Studium der Meisterstücke Griechenlands. — Allein wir sind weit entfernt, uns deswegen zu beklagen, und (was jedem nicht schlechtdenkenden Manne verächtlich seyn muß) uns auf irgend eine Art den Schein zu geben, als wollten wir etwan unsre Privatsache zur Sache der Gelehrsamkeit und des guten Geschmackes machen. Nur bedauern wir nach unserm Eifer der Welt nüzlich zu seyn, einen Theil unsrer guten Absicht vereitelt zu sehen.

So zweydeutig für jezt unsre Aussichten bey diesem für uns kostspieligen und mühsamen Unternehmen waren, durften wir es, bey unserm Vermögen, nicht wagen, durch eine große Auflage uns Last aufzuladen, und mußten daher zufrieden seyn, nur so viele Exemplare über die Bestellung abdrucken zu lassen, als zu Bestreitung der Kosten nöthig war. Diese können nun, was diesen ersten Theil betrift, nicht anders, als zu 2 Gulden erlassen werden; wie solches durch die gelehrten Zeitungen vorher bekannt gemacht worden, und wir, allen unnöthigen Anfragen vorzubeugen, hier wiederholen. Für die folgende Theile bleibt zwar die Subscription noch offen, so daß wer den ersten nach dem ebengemeldeten Preise bezahlt, jeden der folgenden für 1 Gulden erhält. Doch kann auch dieses nur so lange gelten, als ein Theil die Presse noch nicht verlassen; denn für jeden vollendeten bleibt der Preiß unabänderlich 2 Gulden.

Uebrigens macht die Subscription nur auf die Werke Platos verbindlich: für diejenigen nemlich, welche nicht alle griechische Schriftsteller, die wir nach und nach herausgeben werden, freywillig begehren.

Mit Platos Werken werden wir nun ununterbrochen fortfahren, und noch vor Beendigung derselben bekannt machen, welche Schriftsteller diesem folgen sollen. Wie viele deren seyn werden, und wie geschwinde sie nach einander erscheinen können, dieses wird von der Unterstützung des Publikums abhangen. So viel können wir aber vorläufig versprechen, daß wir die fürtreflichsten und seltensten wählen werden; oder solche, bey denen wir entweder selbst, oder durch Beyhülfe unsrer gelehrten Freunde, etwas vorzügliches zu leisten im Stande sind.

Noch müssen wir anmerken, das uns einige Namen unsrer Herrn Subscribenten zu spät, andre aber noch gar nicht eingeschikt worden. Diese so wohl, als diejenigen, denen es noch beyzutreten gefallen wird, werden wir dem zweyten Theile vorsezen.

Von unsrer Sammlung lateinischer Schriftsteller sind fertig, Tacitus in 4 Theilen: Sallust: Velleius: Terenz in 2 Theilen: Plautus in 4 Theilen: und 7 Theile von Ciceros Werken. Der 8te Theil des leztern verläßt gleichfalls in einigen Tagen

die Presse. In allem hätten wir also bis jezt 20 Bände, oder beynahe 25 Alphabet (die zweyte Auflage vom Sallust mitgerechnet) geliefert.

Wenn Ciceros Werke geendiget, welches in diesem Jahre noch geschehen wird, werden wir zunächst mit den kleinern lateinischen Geschichtschreibern, namentlich dem Corn. Nepos, Cäsar, Curtius u. a.; nächsten Sommer aber mit den Dichtern fortfahren, für welche wir wirklich eine neue Schrift (Cicero Poetique) bey dem berühmten Fournier in Paris verfertigen lassen, die an Schönheit der Baskervillischen nichts nachgiebt.

Zweybrücken, den 1sten Oct. 1781.

Exter und Embser,
Herzoglich Pfalz-Zweybrückische
Professores.

---

2. Der Denker, eine Wochenschrift.

Von dieser berühmten Wochenschrift des Hrn. Joseph Clavijo y Fajardo, auf welche das Publikum bereits durch die in des Herrn Bertuch Spanischen Magazin mitgetheilten drey Stücke aufmerksam gemacht worden, ist nun der Erste Band, unter dem Ver-

lagsort Bremen bey J. H. Kramer 1781. in groß Octav, 332. S. ſtark erſchienen. Ein Werk, dem in gewiſſen Stücken der Name des Spaniſchen Spektators zukömmt, würde auch uns Teutſchen bloß dadurch intereſſant genug ſeyn, wenn wir gleich keinen weitern Nutzen daraus ziehen könnten, als mit dem Grade der Kultur der Spanier in dem Decennium von 1760 — 1770, in ſo fern ſich ſolcher aus einem zu Verbeſſerung der Denkart und der Sitten der Nation abzweckenden Werke erkennen läßt, bekannter zu werden. Aber der Denker iſt in allewege dazu qualifiziert, einen noch ausgebreitetern Nutzen zu ſtiften; er denkt auch für uns; er rüget auch einen guten Theil unſrer Thorheiten, unſrer Laſter und Unarten, beſonders im Geſellſchaftlichen Leben und Umgang; und die Art wie er dabey zu Werke geht, die edle Philoſophiſche Freyheit und Freymüthigkeit ſeines Geiſtes, der Scharfſinn womit er die Menſchen um ſich her beobachtet, die feſte Hand, womit er ihre moraliſche Gebrechen und Mißgeſtalten zeichnet, die gute Art wie er ſie zu beſſern ſucht, die Lebhaftigkeit ſeines Witzes, die Richtigkeit ſeiner Grundſätze, die Weisheit ſeiner Sittenlehre, das Salz womit ſeine Satyre gewürzt iſt, — alle dieſe Eigenſchaften, mit den Vorzügen einer ungezwungnen, edlen und geiſtreichen Schreibart verbunden, machen das Werk des Don Clavijo zu einem der lehrreichſten und unterhaltendſten Leſebücher dieſer Art, die uns in langer Zeit vorgekommen ſind. Von der Ueberſetzung haben wir

alles gesagt, was dem Publikum das beste Zutrauen geben muß, indem wir sagen, daß sie den berühmten Uebersetzer des Humfrey Klinker und Tristram Schandy zum Verfasser hat.

Daß er uns ein Werk von dieser Art nur Auszugsweise geliefert, und uns also alles was bloß National und Local darinn war, oder was für den größten Theil der teutschen Leser weder verständlich noch erheblich seyn könnte, erlassen hat: verdient eher Dank als Tadel; wiewohl es einige Leser geben mag, denen gerade das Nationale und Locale in solchen Ausländischen Werken das Liebste ist — und für diese ist wohl kein beßrer Rath als Spanisch zu lernen und aus der Quelle selbst zu schöpfen.

Der

Teutſche Merkur.

Windmond 1781.

I.

Ueber das Verlangen.

Von Herrn Hemſterhuis.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Nachſtehender Aufſatz iſt eine der Schriftchen des Herrn Hemſterhuis (eines Sohns des berühmten Holländiſchen Philologen) die gewiß mehr Publicität verdienen, als ſie, ihrer Kürze und Einzelnheit wegen, inſonderheit in Teutſchland haben möchten: denn meines Wiſſens iſt dieſer Brief wenig bekannt worden, ich habe ihn nirgend angezeigt gefunden, und, wie mir geſagt iſt, ſollen auch nur wenige Exemplare davon gedrukt ſeyn. Da mir das Glück Eins derſelben in die Hände geſpielet (das ich leider! jezt auch nicht mehr habe) und mir der Inhalt deſſelben in ſeinem niedlichen Druck, dem gröſſeſten Theil nach, ſehr wohlgefiel: ſo rüſtete ich dieſes Schriftchen, ſammt dem

Briefe über die Skulptur, auf den sich in ihm oft bezogen wird, und der größern Schrift über den Menschen, zwischen welchen beiden der Brief über das Verlangen gleichsam in der Mitte stehet, schon vor zehn, eilf Jahren zum Druck zu. Die Ausgabe war auch schon angekündigt und ich habe seitdem die Schriften Hemsterhuis (vermuthlich ohne diesen Brief) mehrmals angekündigt gelesen, ohne daß das Versprechen bisher erfüllt worden wäre. Und so tritt denn, seines Reichthums an Ideen, seiner Schönheit und Seltenheit wegen, dieser Brief über das Verlangen zuerst hervor. Vielleicht folgt ihm wenigstens ein Auszug aus Hemsterhuis andern Schriften, auch aus seinen Platonischen Gesprächen, mit der Zeit; zuförderst aber ist wohl, da einige Stellen dieses seines Briefes mißgedeutet werden können, einige Erläuterung desselben nöthig, die etwa das künftige Stück des teutschen Merkurs liefern wird. Vielleicht hat seit Plato über die Natur des Verlangens in der menschlichen Seele niemand so reich und fein gedacht als unser Autor. Sein System ist groß wie die Welt, ewig wie Gott und unsre Seele; aber seine Bemerkungen konnten nur, dem Zweck eines Briefes gemäß, leicht hingeworfen werden, und werden an einigen Orten durch die Französisch-Metaphysische Sprache, die unsrer Philosophie fremd ist, dunkel. Ich habe ihm unvermerkt nachzuhelfen gesucht, wie sichs ohne den Gang seiner Ideen oder die Farbe seines Ausdruks zu ändern, etwa thun ließ, und die Reihe seiner Beweise,

Charmion.

Das war ein Spaß, wie ihr einſt ein Gewette mit ihm anſtellet, wer den ſchönſten Fiſch angeln würde, und euer Taucher ihm einen eingeſalznen Fiſch an ſeinen Angel hieng, den er mit groſſem Eifer herauszog.

Cleopatra.

Damals war eine Zeit! -- Ich lacht' ihn aus bis er ungeduldig wurde, und in der Nacht darauf lacht' ich ihn an, bis er geduldig wurde; den Morgen darauf, noch vor der neunten Stunde, trank ich ihn in ſein Bette, und da legt ich ihm meine Röke und meine Schleyer an, und gürtete ſein Schwerdt von Philippi an meine Lenden. -- O, aus Italien.

Ein Bote zu den Vorigen.

Eile, deine erwünſchte Zeitungen in mein ſehnſucht-volles Ohr zu gieſſen.

Der Bote.

Madam! Madam!

Cleopatra.

Wie? Iſt Antonius todt? Wenn du das ſagſt, Böſewicht, ſo ermordeſt du deine Königin; aber wenn du ihn geſund und frey verlaſſen haſt, dann iſt hier Geld, und hier meine blaueſten Adern zu küſſen; eine Hand, die Könige mit zitterndem Entzüken geküßt haben.

die lauter Exempel und Induktionen ſind, ſtehet klar da. Habe Jemand ein Syſtem, welches er wolle, es wäre übel, wenn er die ſchöne Reihe ächter philoſophiſcher Perlen in dieſem Briefe nicht liebgewönne oder wenigſtens werthhielte.

5.

Ueber das Verlangen.

Ein Brief an Herrn T. D. S.

Paris 1770.

Propria rate pellimus vndas. *Manil.*

Mein Herr,

In dem Schreiben, das ich Ihnen vor einiger Zeit über die Bildhauerei zuzuſenden die Ehre hatte, verſprach ich Ihnen, über eine Eigenſchaft der Seele zu ſchreiben, da ſie, nach langer Beſchauung eines verlangten Gegenſtandes, endlich Ueberdruß empfindet. Ich erfülle mein Verſprechen um ſo lieber, da dieſer Brief gewiſſermaßen dem vorigen zur Folge und Erläuterung dienet.

Die Eigenschaft von der wir reden ist sehr der Anziehungskraft ähnlich, die wir durchgängig in dem was wir Materie nennen, bemerken. Ich sage: was wir Materie nennen: denn ich muß Ihnen zuvörderst meine völlige Unwissenheit bekennen, zu sagen: was Materie sei? und hinzufügen, daß sie mir gar nicht das scheine, was unsre strengen Naturlehrer uns von ihr wollen glauben machen; da ja die Begriffe der Eigenschaften, die wir ihr zuschreiben, nichts als Resultate des bloßen Verhältnisses sind, das sich zwischen einigen ihrer Wirkungen und unsern Organen findet.

Im vorigen glaube ich Ihnen erwiesen zu haben, daß die Seele beständig die grösseste Anzahl von Ideen suche, die in der kleinsten gegebnen Zeit möglich ist, und daß das, was sie hierinn an völliger Befriedigung hindert, in der Nothwendigkeit liege, Organe und Mittelwerkzeuge gebrauchen zu müssen, nicht anders wirken zu können, als durch Zeitfolge und Folge der Theile.

Könnte die Seele von einem Gegenstande ohne das Medium von Organen gerührt werden: so wäre die Zeit, die sie bedürfte um zu einer Idee zu kommen, gerade dem Nichts gleich.

Wäre der Gegenstand von der Art, daß die Seele von ihm mit seiner ganzen Fülle von Wesen auf Einmal gerührt werden könnte; die Zahl der Ideen die sie erlangte wäre sodann durchaus unendlich.

Und nun beide Fälle zusammengenommen, Totalität, oder ganze Fülle von Ideen ohne Mittelwerkzeug, ohne einige Zeit- und Theilfolge, stellte Totalität, ganze Fülle des Gegenstandes vor; oder vielmehr, sie gäbe diesen Gegenstand selbst so ganz, so unmittelbar, daß er auf die innigste und vollkommenste Weise mit dem Wesen der Seele Eins würde: alsdenn könnte man sagen, nun genießt die Seele! nun genießt sie diesen ihren Gegenstand völlig.

Setze ich: Seele und Objekt wären zwo Substanzen Einer Art: so wird der Genuß von beiden Seiten gleich und vollkommen seyn können, d. i. beide Substanzen werden so Eins seyn, daß aller Begrif vom Zwiefachen schwindet. Und in der That, so lange man zwo Substanzen sezt, sie seyn nun gleich- oder ungleichartig, und beide mit gewissen, ihnen eignen, Attributen begabt: so lange geben mir alle Beziehungen dieser zwo Substanzen auf einander, auch alle zusammengenommen, noch keine Idee vom Wort Genuß. Daß man sich zwo Substanzen einander geniessend denke, muß man sie sich vereinigt denken, beide zusammen als Ein Wesen.

Also ists schlechthin Zweck der verlangenden Seele, ihr Wesen mit dem Wesen des verlangten Gegenstandes auf die genauste und vollkommenste Art zu vereinen. Da aber in ihrem gegenwärtigen Zustande ein solches Streben nach Vereinigung ihr kaum anders möglich ist, als durch Organe: so wirds ihr eben so unmöglich, irgend etwas

unmittelbar und völlig zu genießen, was es auch seyn mag.

Gegenstände, nach denen die Seele verlangt, können mit ihr entweder von einer oder gegen sie von fremder Art seyn; demnach wird auch die Lebhaftigkeit des Verlangens oder vielmehr der Grad von Anziehungskraft der Seele immer im Verhältniß des Gleichartigen seyn in der begehrten Sache, und dieser Grad des Gleichartigen ist wieder nichts als Grad der Möglichkeit ihrer vollkommenen Vereinigung. Man wird z. B. eine schöne Statue weniger als seinen Freund, diesen weniger als seine Geliebte, seine Geliebte weniger als das höchste Wesen lieben. Daher kommts, daß die Religion größere Enthusiasten macht, als die Liebe, die Liebe größere als die Freundschaft, die Freundschaft größere als die gewöhnliche Lust nach materiellen Dingen.

Betrachte ich etwas Schönes, was es auch sei? eine schöne Statue z. Ex.; so suche ich in der That nichts, als mein Wesen, mein Ich, mit diesem mir so ungleichartigen Gegenstande zu einigen: nach vieler Beschauung aber überdrießt mich die Statue; der Ueberdruß entspringt lediglich aus der geheimen Empfindung, daß doch völlige Einigung zwischen ihr und mir unmöglich sei. — Freilich ist diese sehr sichre Erfahrung (die sich in der Folge vielleicht noch mehr aufklären wird) nur denen Seelen verständlich, die glüklicher oder unglüklicher Weise das feinste ausgesuchteste Gefühl mit der außerordentlichen innern

Schnellkraft verbinden, die ſie verlangen und lieben läßt mit Wuth, empfinden läßt mit Uebermaaß — Seelen, die ſo gebauet oder geſtellt ſind, daß ihre Anziehungskraft das wenigſte Hinderniß findet im Streben nach Endzweck.

In der Freundſchaft ſcheint das Unmögliche gegenſeitiger Vereinigung ſich zu vermindern, und in der Liebe weiß uns die Natur ſogar Einen Augenblik zu betrügen; indeß, der Ueberdruß der folgt, zeigt gnugſam wie unvollkommen eine Vereinigung war, die dem Wahne nach ſo ganz, ſo völlig ſeyn ſollte.

In der Liebe Gottes, d. i. in der Intuition dieſes höchſten vollkommenſten Weſens, dörfte freilich kein Ueberdruß ſtatt finden, weil wir uns da in keiner abſoluten Unmöglichkeit finden, uns mit ihm vollkommen zu vereinen. Das Einartige ſcheint hier vollkommen. Sein Daſeyn erkennen wir entweder durch die innere Empfindung ſeiner, die er in unſre Seele gelegt hat, oder gewiß durch völlige und ſichre Beweiſe. Seine Eigenſchaften erſchafft uns unſre Vernunft, oft auch unſre Einbildungskraft (*); aber betrachten wir nun dies unermeßliche Weſen als Philoſophen, ſo iſts ja — einfach und unendlich.

(*) Ωσπερ δε και τα ειδη εαυτοις αφομοιουσιν οι ανθρωποι, ουτω και τας ζωας των θεων. Der Menſch ſchreibt den Göttern ſeine Sitten und Lebensweiſe zu, wie er ihnen ſein Geſtalt giebt.

Noch bemerken Sie, mein Herr, wie ſich die Natur in großen Leidenſchaften äußert. Ohne Zweifel iſts nicht Erfindung der Menſchen, nicht Gewohnheit der Erziehung, wenn wir Eltern und Freunde umarmen: wir drücken ſie an unſre Bruſt mit einer Kraft, die gleichſam mit unſrer Liebe Verhältnißmäßig ſeyn ſoll. Siehe dieſe zärtliche Mutter! und auf ihren Knien den Säugling! wie ſie ihn an den Buſen drükt! wie ſie ihn mit Küſſen überſchwemmet! Man unterſuche den Mechanismus dieſes Kuſſes, wie ihn Lukrez ſo bewundernswürdig ſchildert (*): man wird finden, daß die Seele alle Mittel ſuche, ſich mit dem Gegenſtande, deß ſie begehrt, weſentlich zu vereinen.

Ich glaube, es wird mit dem, was ich geſagt habe, augenſcheinlich, daß

„Begierde der Seele ein Streben ſei nach „vollkommener und inniger Vereinigung „mit dem Weſen des Begehrten; „

und denn,

„daß eigentlich die Seele zu einer völligen „und innigen Vereinigung mit Allem außer „ihr (**) ſtrebe, d. i. daß ihre Anziehungs-

(*) Et tenet adductis humectans oscula labris. *Lucret.*

(**) Τὸ ὅλον ἐν τῇ ἐπιθυμίᾳ καὶ διώξει ἔρως ὄνομα. Verlangen und Streben zum All heißt Liebe, ſagt Ariſtophanes in Platons Gaſtmal.

„kraft allgemein (*) ſei, (wie ſie's in jes
„dem Theil deſſen iſt, was wir Materie nen
„nen) und daß ſie alſo immer begehre: „

denn ſezte man auch ihrem Streben zu dem Endzweck, deſſen ſie am innigſten begehret, ein unüberwindliches Hinderniß entgegen: ſofort wird ſie einem Gegenſtande nachſtreben, nach dem ſie erſt minder verlangte. Dionys gefiel ſich endlich auch in Korinth.

* * * * * * * * *

Wir haben allgemein geſehen, daß die Seele mit Allem außer ihr nach Einigung ſtrebe, und daß ſie immer des Gegenſtandes am meiſten begehre, mit dem dieſe Einigung am wenigſten unmöglich iſt. Jezt gölte es eine äußerſt merkwürdige Unterſuchung, der Mittel nemlich, durch welche die Seele ihr Streben wirken läßt, um zu dem Zweck zu gelangen den ſie ſich vorſezt.

Unſre Seele, ewig in ihrem Weſen, allem Verhältniß mit dem, was wir Raum und Zeitfolge nennen, ihrer Natur nach zuwider (**), bewohnt

(*) Inest ingenio humano motus quidam arcanus et tacita inclinatio in amorem aliorum, qui si non insumatur in vnum vel paucos, naturaliter se diffundit in plures. *Baco Verulam.*

(**) Dieſe Behauptung iſt eine nothwendige Folge der Eigenſchaft der Seele, die der Brief über die Bildhauerei entwickelte; läßt ſich aber auch geradezu beweiſen, wie ich anderswo zeigen werde.

einen Körper, der von sehr verschiedner Art zu ihrer Natur scheinet. Das Band derselben mit diesem Körper ist also sehr unvollkommen. Denn indem Sie m. H., diese Zeilen lesen, haben Sie, ehe ich Sie daran erinnere, keine Vorstellung, keine Idee von Fuß, Hand, oder andern Theilen Ihres Körpers. Das Nicht-Daseyn aller dieser Theile würde für den Augenblik durchaus keine Aenderung gemacht haben in dem Ich, das in Ihnen denket. Erinnre ich Sie nun an jene Theile, so muß die Seele erst anfangen ihre Glieder zu übers zählen, und wenn Sie Acht geben, thut sies ziemlich in Unordnung, als wüste sie nicht, wo oder womit sie anfangen sollte.

Die Kenntniß, die die Seele von ihrem eignen Körper hat, übertrift nicht eben die, so sie sich von Körpern macht, die sie umgeben: denn sie hat von jenem keinen Begriff als durch die äussere Wirkung desselben auf seine eigne Organen. Ihre innere Empfindungen sind alle von ihrer Natur, nicht von der Natur des Körpers; höchstens sinds nur Modificationen des Körpers, dadurch diese Empfindungen verursacht werden.

In Vollstreckung des Willens der Seele ist der Leib ihr fast so fremde, als jeder andre Körper. Man nehme einen Stock in die Hand; der Effect des Wollens der Seele offenbaret sich sowohl am Ende des Stoks als an der Spitze der Finger.

So fern der Körper Vehikul des Mediums ist, das irgend eine Wirkung äusserer Gegenstände zur

Seele läßt: so iſt der Leib blos leidendes Werkzeug, deſſen ſich die Seele bedienen muß.

Solch ein Zuſammengeſetztes iſt der Menſch! Was aber in dieſem Zuſammengeſetzten noch bewundernswürdiger wird, iſt von Einer Seite die Fähigkeit, vermittelſt zweier Geſchlechter, ein Zuſammengeſetztes hervorzubringen, das ihm gleicht; auf der andern die Fähigkeit, ſeine Kraft ordnen zu können, nicht in dem man ihre Intenſität aufhebt oder mindert (das wäre nicht möglich!) ſondern daß man ſich die Handlung durch Hinderniſſe erſchwere, und ſie dadurch von Einem Gegenſtande zum Andern lenke. Dies göttliche Vermögen iſt die Grundlage aller Moral, und wenn mans auf Einen Augenblik dem vergleicht, was wir in der Materie Trägheit nennen: ſo ſollte man faſt vermuthen, die Idee, die wir uns gemeiniglich von dieſer Trägheit machen, deren Energie doch aller Anziehungskraft des ſinnlichen Weltalls das Gegengewicht leiſten muß (*) — dieſe gemeine Idee ſei nicht ſehr genau.

— Aber wieder zurück zu den Mitteln, deren ſich die Seele bedienen kann, ſich der begehrten Einigung zu nähern. Es giebt inſonderheit zwei, die

(*) Die Trägheit thut noch mehr, als allen Anziehungskräften des ſinnlichen Weltalls Gegengewicht leiſten: denn eben das Uebergewicht ihrer Kräfte über jene Anziehung hinaus iſt das Erzeugungsprincipium des

in allem Betracht Unterſuchung verdienen: das Eine iſt phyſiſch, das andre geiſtig.

Jeder von denen, die ſich beſchäftigen ſelbſt zu denken und zu überlegen, muß über den ſonderbaren Zuſammenhang erſtaunt ſeyn, der zwiſchen unſern Ideen und Geſchlechtstheilen ſtatt hat: wie ſtark gewiſſe Ideen auf dieſe Theile wirken, und wie ſchnell wiederum gewiſſe Ideen ſchwinden, wenn eine Veränderung in dieſen Theilen vorgeht.

Ich will nichts weiter aus der ſonderbaren Ohnmacht folgern, die den Augenblik der Vereinigung beider Geſchlechter beſtimmt; ich will nur ſagen, daß von allen phyſiſchen Mitteln, deren ſich die Seele bedient wenn ſie nach Weſen-Vereinigung ſtrebet, dies das Mittel ſei, das ſie nicht blos viel weiter zu führen ſcheint als jedes andre, ſondern noch (was ſehr merkwürdig iſt) daß eben dies ſich am meiſten bei allen ihren Begierden offenbahre. Ich berufe mich auf jene junge muntre Schwärmer, deren Leidenſchaften in Religion, Liebe, Freundſchaft oder ſelbſt im Begehren blos materieller Dinge, von äuſſerſtem Grad ſind; und ich wette, daß alle, die in dieſen Augenblicken der Inbrunſt je nachgedacht, von welcher Art ihre

Univerſum. Eben das Uebergewicht der Kraft in der Fähigkeit der Seele ſich zurückzuhalten und ſelbſt zu leiten, über ihre Anziehungskräfte macht moraliſche Weſen, Sittenlehre, Tugend.

Bote.

Was das erſte betrift, Madam, ſo iſt er wohl.

Cleopatra.

Gut, hier iſt mehr Gold. Aber, Kerl, gieb Acht; wir pflegen zu ſagen, die Geſtorbnen ſind wohl; wenn du es in dieſem Sinn geſagt haſt, ſo will ich das Gold, das ich dir gebe, ſchmelzen, und dir in deinen unſeligen Rachen gieſſen.

Bote.

Gnädigſte Königin, höret mich.

Cleopatra.

Gut, fahre fort, ich will; aber dein Geſicht ſagt nichts Gutes. Wenn Antonius frey und wohlauf iſt, warum ein ſo verdrießliches Geſicht, um eine ſo gute Zeitung anzukündigen? Iſt er aber nicht wohl, ſo ſollteſt du in Geſtalt einer mit Schlangen gekrönten Furie kommen, und nicht wie ein ordentlicher Menſch.

Bote.

Wollt ihr ſo gnädig ſeyn, und mich anhören?

Cleopatra.

Ich habe einen Geluſt dir eine Ohrfeige zu geben, eh du redſt; und doch wenn du ſagſt, Antonius lebt, iſt wohl, oder ein Freund von Cäſar, oder doch nicht ſein

Gefang-

Regungen gewesen? sich mehr oder minder in den Theilen werden gefühlt haben, in die Plato schon den Siz des Begehrens sezte.

Um die Wahrheit dieser Bemerkung sich zu bestättigen, erwäge man nur die närrischen Misbräuche jeder Art, die das Verderbniß der Sitten in jedem Jahrhundert von einem Mittel gemacht hat, dem das höchste Wesen beinahe die Fortsetzung der Schöpfung scheint anvertraut zu haben. Ueber das viehisch-ausschweifende dieser Misbräuche sind wir alle sehr einig; aber wenigstens wird aus ihnen offenbar, daß sie sich aus der allgemeinen Anziehungskraft der Seele erzeugen könnten, hätte die Seele nicht zu gleicher Zeit ein Vermögen, diese Kraft zu ordnen, oder könnte sie nicht, eben aus Schwäche oder Verderbniß, sich gar dem Zügel selbst überlassen wollen. — —

So viel vom Physischen! Ich will beim zweiten, dem geistigen Mittel der Wesenvereinigung, derselben Methode folgen, und es durch die gemeinsten Erfahrungen zu entdecken suchen.

Man trete in den Kreis einiger uns gleich unbekannter Personen; gemeiniglich ists blos Eine, an die man sich wendet, an deren Seite man sich hält, mit der man vor allen übrigen sich ins Gespräch einläßt. Die Ursache, warum wir diese Person wählen, liegt im Principium, daß die Seele immer nach der größten Anzahl von Ideen im kleinsten Zeitraum strebe; die Ursache von der

Vertraulichkeit mit ihr liegt im Principium der anziehenden Kraft. Mit dieser Person nehmlich werden wir uns über Allerlei unterhalten; wir werden streben, sie von so viel Seiten, als möglich kennen zu lernen; und da wir schon, vermöge des ersten Principium, das ihre Gestalt, ihre Stimme, ihr Anstand wirkend machte, für sie eingenommen sind: so werden wir mit ihr von einigem zu sprechen suchen das uns angeht, uns mit ihr von unsrer Denkart über dies und Jenes im gemeinen Leben unterhalten u. s. Denkt die Person wie wir, bekräftigte sie gar unsre Denkart durch neue Gründe; da offenbart sich das Einartige. Denkt sie verschieden, so suchen wir entweder wie Sie zu denken, oder sie uns gleich denken zu machen. Sodann reden wir zu ihr von unsern Empfindungen, Neigungen, Wünschen; endlich von unserm moralischen Zustande. Sie hilft uns, tröstet uns, beurtheilt uns; und da sie sich zuverläßig in einem andern Zustande, als wir sind, befindet, so giebt sie uns neue Aussichten über die Dinge, die uns am nächsten betreffen. Wir folgen diesen Aussichten und befinden uns dabei wohl. So gehts gewöhnlich mit der Bekanntschaft, die in Freundschaft endet.

Füge man diesen Bemerkungen eine andre hinzu: was für zärtliche Mühe sich z. E. eine Person giebt, mit ihrem Hunde oder einem andern Lieblingsthier gleichsam näher und mehr Eins zu werden: man sehe, mit welchen Liebkosungen sie ihm auch nur Ein wohlgefaßtes Wort, die Erlangung Eines mit ihr gemeinschaftlichen Begrifs bezah-

se — Mit allem wird offenbar: das zweite Mittel des Strebens nach einer Wesenvereinigung bestehe darinn, daß man den begehrten Gegenstand sich mehr gleichartig, ihn sich von mehrern Seiten sinnlicher zu machen suche, d. i. daß man die Möglichkeit der Einigung, nach der unsre Seele verlangt, mehre.

Noch ist offenbar, daß je vollkommener diese Geliebten, diese Freunde sind, die mit einander Eins zu werden streben, je weiter ihre Kenntniße, je reiner ihre Sitten, je stärker und erhabner ihre Seele sei; um so lebhafter werde die gegenseitige Anziehung wirken, um so mehr werden sie dazu gelangen können, wechselseitig durch Ein gemeinschaftliches Interesse vollkommener zu werden. Dies ist das Bild der Liebe, wie sie Sokrates im Gastmahl Xenophons mahlet. Die Heiligkeit Sokrates setzt ihn mit seinen Freunden ausser Verdacht der Lästerungen, die einige unreine Dichter über ihn geäussert. — Aber es wird nicht ausser Stelle seyn, noch mit wenigen Worten die Begriffe aufzuklären, die wir uns von der Liebe und Freundschaft bei den Griechen zu machen haben.

Liebe und Freundschaft hatten bei ihnen ohngefähr dieselbe Bedeutung, wie bei uns; aber ihr feineres Gefühl, ihre äusserste Empfindbarkeit gab allen ihren Leidenschaften, allen ihren Begierden eine innere Stärke, die wir kaum begreifen; daher auch ihren Tugenden und Lastern einen Glanz, der uns blendet.

Es zeigt ſich dieſe Empfindbarkeit der Griechen ſchon in ihrer Sprache; ohne Zweifel die feinſte artigſte Sprache, die je geredet ward; recht gemacht, die zarteſten Züge zu entwerfen; die feinſten Schattirungen unſrer Ideen zu malen.

Es kommt jetzt darauf an die Urſachen dieſer großen Verſchiedenheit zwiſchen ihrem und unſerm Gefühl zu entwickeln, und deren will ich nur zwei anführen. Die Eine erhellet, wenn man den Geiſt ihrer Geſetzgebung mit dem unſern vergleicht; die andre giebt ein Umſtand, der uns abſonderlich eigen iſt.

Man kann den Menſchen zweifach betrachten, einzeln und als Mitglied einer Geſellſchaft. Die Religion, die eigentlich aus der Beziehung jedes Individuum zum höchſten Weſen entſpringt (*) und deren Zweck das höchſte Gut dieſes Individuum iſt; dieſe Religion hatte bei den

(*) Die Kenntniß dieſer Beziehung hängt entweder von einer Offenbarung ab, deren Gott jedes Individuum würdigte, oder von der Vorſtellung und Meinung jedes Individuum, wie es ſelbſt dieſe Beziehung empfindet. Da es nun faſt unmöglich ſcheint, daß zwei einzelne Weſen völlig gleich gebauet und geſtellt ſind: ſo muß es uns eben ſo unmöglich ſcheinen, daß zwo Beziehungen zweier Individuen zum höchſten Weſen völlig gleich ſeyn; daß es alſo Eine allgemeine Beziehung einer gewiſſen Anzahl von Individuen zu Gott geben könne, die aus den verſchiednen Beziehungen jedes Einzelnen auf ihn zuſammengeſezt wäre.

Griechen nichts bestimmtes. Die Vielgötterei machte sie zum Gegenstand der Gebräuche und des guten Anstandes. Bürgerliche Tugend also, die Fähigkeit, alle Handlungen jedes Individuums zum höchsten Gut der Gesellschaft zu leiten; das war die einzige und Hauptsache, die man auszubilden suchte.

Die Gesezgeber, obgleich meistens überzeugt von dem nothwendigen Daseyn eines Gottes und Schöpfers, sahen demohngeachtet wohl, daß Gesellschaft (*) nur eine Maschine menschlicher Schöpfung sei, daß sie also keine andre Beziehung auf Gott haben könne, als den eine Uhr, eine Kunstmaschine habe. Sie setzen diese Maschinen zum höchsten Wohlseyn derselben dadurch zusammen, daß sie die Fähigkeit aller einzelnen Glieder, sich selbst leiten zu können, zu ihrem Zweck nach Gefallen einrichteten und anwandten. Ihre Gattung von Religion liessen sie an ihrer Stelle, oder bedienten sich ihrer manchmal treulich, weil sie übrigens glaubten, daß wenn mans so mit den Göttern hielte, das Volk wenigstens eine gewisse Erhabenheit erlange; und so folgte, daß man jedem Individuum ein gewisses Maas von Frei-

(*) Man versteht hier nicht die Gesellschaft, die von der geselligen Fähigkeit d. i. von der Anziehungskraft entspringt und den Menschen natürlich zu Allem, was ihm auf Einige Art gleich ist, leitet; man versteht hier eine besondre Gesellschaft, einen politischen Staat.

heit laſſen mußte, ſeine Handlungen ſelbſt zum höchſten Wohl der Geſellſchaft zu richten: jeder Einzelne wurde ſelbſt ein mehr oder minder anſehnlicher Theil des Staats. Endlich fiel auch ſein höchſtes Privatgut auf gewiſſe Weiſe mit dem höchſten Wohl des Staats in einander: da jeder ſich ſelbſt als Bild des Staats anſah, vervielfältigten ſich alle ſeine Kräfte: das brachte nothwendig Thätigkeit, Fleiß, Ehrbegierde hervor, und das größte von Allem, jene belebende feurige Liebe fürs Vaterland.

Bei uns wird jedes Individuum durch die Religion über ſeine Ewigkeit vergewiſſert: ſeine Beziehung auf Gott wird beſtimmter und bekannter; damit wird der ganze Zweck ſeiner Verhältniſſe geändert. Es ſiehet bald ein, daß ſein höchſtes Gut nicht in einer Welt ſtatt finden kann, die nur durch Folge exiſtiret; und da der Geſezgeber durch dieſe Ueberzeugung die bürgerliche Tugend etwas geſchwächt ſah, glaubte er ihr aufzuhelfen, wenn er dieſe mit Religion miſchte. Die Geſellſchaft, (oder die Regierung die die Societät vorſtellt) die eigentlich kein Recht hat über die Handlungen jedes Individuums, als ſofern dieſe nothwendige Urſachen gewiſſer beſtimmter Wirkungen ſind, — die Geſellſchaft bemächtigte ſich alſo auch ſeiner Abſichten, Gedanken und aller Beſchaffenheiten ſeines Willens und Wollens, die doch einzig zu ſeinem Verhältniß gegen Gott gehören. Das Individuum im Gegentheil lernte in ſeinen Handlungen nichts ſehen, als ſimple Wirkungen ſeines Wol-

lens, ohne Beziehung auf die Gesellschaft. Religion und Bürgertugend, die von einander gesondert hätten bleiben sollen, schwächten sich also wechselsweise; und da die innere Freiheit des Menschen einmal beflekt und welk war, so konnte daraus nur Unwirksamkeit und Verwilderung werden.

Die andre Ursache der großen Empfindbarkeit der Griechen in Vergleich mit uns ist diese: Aus unserm alten Ritterthum entsprang der sogenannte Ehrenpunkt (point d' honneur) und Der erzeugte ein gewisses Cerimoniel zwischen Mensch und Mensch. Sonderbares Gemisch! eine närrische Zusammensetzung von Asiatischen Stolz und christlicher Demuth, die in der That machte, daß die Massen, die sie wie eine Atmosphäre umhüllte, sich zwar weniger rieben, daß man sich aber auch nicht anders als durch eine Wolke sah.

Ein gewisses Merkmal, daß diese beide Bemerkungen mehr oder minder wahr sind, ist dies: daß, seit die Menschen aufgeklärter werden, sie von Einer Seite schon anfangen Religion und bürgerliche Tugend zu sondern, von der andern, diese Gattung Höflichkeit wie eine Rüstung wegzuwerfen, die zwar vertheidigt aber auch durch ihre Schwere belästigt.

Kurz. Diese äußerste Empfindbarkeit der Griechen machte in ihnen Theils das Principium der Anziehung wirksamer, Theils das Principium der meisten Ideen im kleinsten Zeitraum. Sie

ſuchten in der That (und ſchmeichelten ſichs auch zu finden) die größten Talente und Tugenden in den ſchönſten Körpern. Oft ward dies bei ihnen wahr und mußte wahr werden durch die Natur ihrer Erziehung; übrigens war ihnen dieſe Idee ſehr natürlich; ſie konnten ja an keinen ihrer Götter und Helden denken, ohne daß ſie an eine in ihrer Art vollkommene Schönheit dachten.

Und gewiß mußte der Nutze aus Koagulation ſo ſtarker, aufgeklärter, thätiger Seelen, die ſich alle von ſo nahe ſahen, ſehr beträchtlich ſeyn: denn man ſieht, daß ſelbſt die Geſezgeber bei dieſen Völkern lieber Gefahr laufen wollten, Mißbräuche des erſten Mittels der Weſenvereinigung zu verurſachen, als die Frucht des Zweiten zu entbehren.

Ich glaube, mein Herr, Ihnen erwieſen zu haben

„die Seele ſuche natürlich, ihr Weſen „aufs vollkommenſte und innigſte mit „dem Weſen des Gegenſtandes zu eini„gen, deß ſie begehret; oder vielmehr „daß ſie das ſeyn will, wornach ſie begeh„ret: „

große Aehnlichkeit mit der anziehenden Kraft, die wir unſtreitig in der Materie wirken ſehen.

In Wahrheit, alles was für uns ſichtbar oder empfindbar iſt, ſtrebt zur Einigung oder zur

Einheit. Indeß iſt doch alles aus Einzelnheiten zuſamme gesezt, die völlig iſolirt ſind; und, ohngeachtet des ſchönen Anſcheins von einer Kette äuſſerſtverbundener Weſen ſcheints, doch klar, daß jedes Einzelne nur exſiſtiret, damit es exſiſtire nicht damit ein andres exſiſtire. (*)

(*) Jedes Einzelne exſiſtirt um zu exſiſtiren, nicht damit ein andres exſiſtire. Selbſt dem Anblick iſt dies ſinnlich, wenn man die Hervorbringungen der Kunſt und der Natur vergleicht. Was Werk der Kunſt iſt, iſt nur Reſultat der begehrten Beziehungen in einer Zuſammenſetzung auf unſre Organe oder auf unſre Art zu empfinden und wahrzunehmen. Was Werk der Natur iſt, iſt Reſultat ihrer Autarkie d. i. ihrer Selbſtbeſtandheit und Selbſtgnugſamkeit im Exiſtiren, alſo ein beſtimmtes und vollkommenes Ganze. In den Werken der Kunſt ſind auſſer denen Beziehungen nach denen man verlangt, auf die man eigentlich und urſprünglich gearbeitet hat, im Werke, auſſer ihnen ſind alle andre Beziehungen, die man hineinbringen wollte, iſolirt, ſchwach, dunkel, unvollkommen oder zweideutig. In den Werken der Natur ſind alle Beziehungen ohne Ausnahme vollkommen und beſtimmt: ſie entſtrangen aus der völligen und beſtimmten Coexiſtenz zweier völliggeendeten und vollkommenen Subſtanzen, haben alſo in ſich ſelbſt Kraft exiſtiren zu können. Das wurde Pygmalion inne, da er den Tempel der Göttin verließ —

Oraque tandem
Ore ſuo non falſa premit. Datuque oſcula Virgo
ſenſit et erubuit, timidumque ad lumina lumen
attollens, pariter cum coelo vidit amantem.

Ovid. Metamorph.

Daher ſchließe ich, das ganze ſichtbare oder ſinnliche Univerſum befinde ſich jezt in einem erzwungenen Zuſtande, in welchem es ewig nach Vereinigung ſtrebt, und doch immer! in dem Zuſtande einer Zuſammenſetzung aus vielen iſolirten Einzelnheiten beharret; die Natur des Ganzen bleibt alſo ewig in einem offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt.

Und findet ſich das Ganze in einem erzwungenen Zuſtande, ſo folgt natürlich: „daß es ein wirkendes Weſen gebe," das es ſo nach Einigung und Einheit ſtreben läßt, oder das durch ſeine Kraft und Natur es ſo in Einzelnheiten vertheilt hat. Strebt alles durch ſeine Natur zur Einheit, ſo muß eine fremde Kraft die Einheit des Ganzen in Einzelnheiten vertheilt haben; dieſe Kraft iſt Gott.

Bis aufs Weſen dieſes Unbegreiflichen dringen zu wollen, wäre der ausſchweifendſte Wahnſinn; aber aus der Zertheilung des Ganzen in Einzelnheiten folgt nothwendig ein Nebeneinanderſeyn der Theile des Weltalls, und jedes Nebeneinander iſt nothwendig die Quelle zu Beziehungen auf einander, alſo von unabänderlichen Geſetzen.

Es wäre zu wünſchen, daß man mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit auf der Einen Seite

„über die Trägheit, in dem was wir „Materie nennen,

reden könnte; auf der andern

Gefangner, ſo will ich dich in einen Plazregen von Gold und reichen Perlen ſezen. (*)

Bote.

Madam, er iſt geſund.

Cleopatra.

Wol geſprochen.

Bote.

Und Freund mit Cäſar.

Cleopatra.

Du biſt ein braver Mann.

Bote.

Cäſar und er ſind beſſere Freunde, als ſie noch nie geweſen ſind.

Cleopatra.

Dein Glük iſt gemacht.

(*) Das iſt: Ich will dir ein Königreich geben: denn es war eine gewöhnliche Feyerlichkeit bey der Krönung der Oſtlichen Könige, ſie mit Goldſtaub und kleinen Perlen zu rudern. In dem Leben des Timur-Beg oder Tamerlan, ſo von einem Perſiſchen Autor, ſeinem Zeitgenoſſen geſchrieben worden, finden ſich folgende Worte, in der Erzählung von ſeiner Krönung, nach der Ueberſezung des Mr. Petit de la Croix L. 2. ch. 2. Les princes du ſang royal & les Emirs repandirent à pleines mains ſur ſa tête quantité d'or & de pierreries, ſelon la coutume --

Warburton.

„über die innere Freiheit, die auf gewiſſe „Weiſe die Anziehungskraft der Seele ſelbſt „beherrſchet.“

Ich habe die Ehre zu ſeyn u. ſ.

Allgemeine Anmerkung.

Hier iſt meine ganze Schlußkette im Kleinen.

Jedes z. E. ſichtbare, ſchallende Objekt von dem ſich die Seele einen Begrif machen kann durch das Mittel der Organe, wird vorausgeſezt als ein Ganzes von Theilen.

Die Empfindung, die die Seele von irgend einem Objekt hat, iſt der Effekt der Wirkung deſſelben auf die Seele.

Dieſe Wirkung zerlegt ſich (wie jede Wirkung) in Stärke (Intenſität) und Dauer. Die Stärke wird durch die Menge von Theilen des Objekts gemeſſen, die auf die Seele wirken können; die Dauer wird durch die Zeit gemeſſen, die das Organ anwendet, der Seele Begrif vom Ganzen des Gegenſtandes oder von der Modification deſſelben zu geben, ſo fern als dieſe (Modification) dem Bau des Organs gleichartig iſt.

Alſo von zwei Objekten, deren Intenſitäten gleich wären, würde die ſtärkſte Wirkung auf die Seele durch das Objekt entſtehen, von dem das Organ im kleinſten Zeitraum, der Seele Begrif

geben könnte. Man findet durch die Erfahrung, daß die Seele von beiden genau immer dies wählet.

Sie würde also das Objekt wählen, von dem sie sich Begrif schaffen könnte im kleinsten Zeitraum. Unter sichtbaren Gegenständen würde sie also am meisten einen Lichtpunkt begehren, der nach seiner sichtbaren Quantität fast unmerklich wäre. Unter hörbaren Gegenständen würde sie einen feinen Ton begehren, dessen Dauer fast unmerklich wäre u. s.

Aber die Seele verlangt auch Compositionen, Verzierungen, eine Menge Ideen, so groß als möglich, im kleinsten Zeitraum.

Setzen wir zum Grunde, daß die Zeit, welche die Seele anwenden muß Ideen zu erlangen dem Nichts gleich wäre: so folgt, daß sie von allen Theilen des Gegenstandes gleich entfernt oder ihnen allen gleich gegenwärtig wäre.

Setzen wir noch zum Grunde, daß die Menge von Ideen die sich die Seele von einem Gegenstande macht, völlig unendlich werde: so folgt, daß in der Unendlichkeit der Ideen von allen Modificationen, von allen innern und äußern Beziehungen des Objekts auch die Idee unsres eignen Daseyns, oder das Bewußtseyn enthalten wäre.

Wenn daher von Einer Seite die Seele allen Theilen des Objekts gleich gegenwärtig wäre und von der andern den Begrif eigner Exsistenz oder das Bewußtseyn des Gegenstandes sich erhielte: so wäre die Seele mit diesem Gegenstande

innig vereinigt, oder vielmehr, sie machte ohne fernere Zwiefachheit mit ihm ein Einiges Ganze.

„Aber, wird man sagen, wenn ein denkendes „Wesen eben dadurch, daß es von allen innern „und äußern Beziehungen eines Gegenstandes klare Begriffe und unter diesen auch die Idee von „eigner Exsistenz hat, eben dadurch mit dem Gegenstande vollkommen und innigst verbunden ist: so „folgte, daß Gott, mit den Objekten von denen er „so vollkommen-anschauenden Begrif hat, als immer hier nur zum Grunde gesezt werden kann, auch „Eins werden müßte; und das wäre ungereimt.„

Zuerst könnte ich den Grad von Stärke anstreiten, den man das Recht hat, Schlüssen zu geben, die aufs ungereimte führen.

Zweitens könnnte ich bemerken, daß das Ungereimte in der Vereinigung Gottes mit den Objekten genau in der Unmöglichkeit oder dem offenbaren Widerspruch liege, daß der Schöpfer und Erhalter mit dem Geschöpf und dem von ihm erhaltenen Wesen Eins werde.

Setzen wir aber (wenigstens so lange als sich nicht andre Beziehungen zwischen den Theilen des Weltalls entdecken, als die uns bekannt sind) setzen wir auch die Wirklichkeit dieser vollkommenen Vereinigung, dieses völligen Einswerdens als unmöglich oder als ungereimt: so ist doch klar, daß die Seele in ihren Verlangen, vermöge ihrer Natur, nach dieser Einigung strebe, oder vielmehr daß sie eine fortwährende Annäherung begehre.

Es ist Hyperbel mit ihrer Asymptote — und das ist Alles, was ich in dieser Untersuchung über die Natur der Begierden beweisen wollte.

In der Untersuchung, die ich mir über die Trägheit und das Erzeugungs-Principium des Universum vorsetze, wirds darauf ankommen, diese Tendenz sowohl, als die Annäherung die daher entspringt, näher zu untersuchen; auch ob die Natur dieser Annäherung unendlich sei? oder ob sie ihr Ziel in der Einigung selbst haben müsse?

II.

Ueber die natürliche Güte des Menschen.

in Beyspielen.

Ein Beytrag zu einem Valerius Maximus schöner Handlungen der Kinder der Natur.

Porter sagt in seinen Beobachtungen über die Türken, (2ter Theil S. 61. u. f.) daß die Türken in den kleinen Dörfern rechtschafner und tugendhafter wären, als die, welche in großen Städten und Dörfern wohneten: und daß die Turkomannen, die ein Patriarchalisches Leben führen, so lange sie wild herum schweifften, ohne Betrug wären; sobald sie sich aber einige Zeit in Städten

und Dörfern, unter Armenianern, Juden und Griechen aufhielten, würden sie in aller Art von Betrug geübt. Ich las diese Bemerkung, die dem Rousseauschen aphoristischen Ausspruche: Der Mensch ist gut, aber Die Menschen — das Wort spricht, und beschloß, einige Beyspiele aus vernünftigen Beobachtern zu sammlen, die man zum Beweise brauchen könnte, daß der Mensch von Natur gut und gesellig ist, und daß er nicht, wie Hobbes glaubt, in ewigem Kriege wider sein eigen Geschlecht lebt; sondern, daß er vielmehr seinem nothleidenden Bruder aus natürlichem guten Triebe die Hand reicht, und ihm beysteht, und nur erst dann anfängt, wider sein eigen Geschlecht den Hobbesianischen Krieg zu führen, wenn er durch weitläuftigen Umgang mit Menschen allzusehr verfeinert wird. Zum Beweise dieses Satzes, daß der Mensch von Natur gut ist, und erst durch zu große Verfeinerung böse wird, brauchte ich Beyspiele von Menschen, die noch im ächten Stande der Natur leben; aber, wo sind die? Liegt ihr Land in Utopien, wie die Bißthümer der Weihbischöffe, oder liegt es in dem Gehirn einiger Doktoren des Naturrechts? — Ich kenne es nicht, und ich muß mich deswegen mit Beyspielen von Menschen begnügen, die dem Stande der Natur am nächsten liegen, und die minder durch gesitteten Umgang aus ihrem natürlichen Zustande gewichen sind, als wir fein gesitteten Menschen, die wir mit mancherley fremden Sprachen, aber auch mit mancherley fremden und menschenfeindlichen Lastern begabt sind. Ich könnte also nicht unschik-

lich meine Beyspiele von der natürlichen Güte des Menschen vom Homerischen Griechen oder vom alten Teutschen, oder vom neuen Amerikaner nehmen; aber jener liegt mir zu weit entfernt, der Teutsche liefert zu wenig Beyspiele, und selbst der neue Amerikaner überzeugt durch seine Beyspiele oft nicht genug weil ihre Wahrheit nicht selten auf zu unsichern Zeugen beruht. Ich denke also, die besten und anschaulichsten Beyspiele von der natürlichen Güte und Geselligkeit, könnte man von den Einwohnern unsers heutigen Europa, die durch ihr einsiedlerisches und ungekünsteltes Leben noch nicht zu sehr vom Stand der Natur in den gekünstelten Stand verfeinerter Menschen übergegangen sind, zum Lesen aufstellen; weil sie, weder durch Zeit noch durch Ort, zuweit von unserm Gesichtspunkte entfernet liegen, sondern vielmehr durch die Nachrichten von Reisebeschreibern, die noch unter uns leben und zur Rechenschaft gezogen werden können, die glaubwürdigsten und anschaulichsten Beyspiele liefern. Ich werde mich daher hauptsächlich an die ländlichen Bewohner einiger Gebirge, als die einsamsten und ungekünstelten Bewohner Europens halten, und von ihnen einige Beyspiele von natürlicher Güte und Geselligkeit zur Nachahmung aufstellen. Einen Valerius Maximus von schönen Thaten der Kinder der Natur sucht der Leser in mir vergebens; mein Vorrath ist nur ganz klein, er schränkt sich bloß auf Menschenliebe und Gastfreyheit ein, und liefert nur einen kleinen Beytrag, den ein künftiger Valerius Maximus vielleicht mit zu Rathe ziehen kann. Aber, um nicht durch langes Reden

aus einer Fliege einen Elephanten zu machen, wie Lucian sagt, so mag jezt meine Vorrede schweigen, und meine Erzählung beginnen.

Mein erstes Beyspiel nehme ich von den Gebirgen der schottischen Hochlande. Herr Topham erzählt es in seinen Briefen von Edinburg (*): Er mag selbst reden, weil er gut redt. Nachdem er auf eine vortheilhafte Art von dem sanften Naturell, der gefälligen Willfährigkeit, der reizenden Geselligkeit und freundlichen Gastfreyheit der einsamen unverfeinerten Hochländer geredet hat: so fährt er folgender Gestalt fort.

„Auf einer kurzen Reise, die ich neulich nach dem Hochlande machte, hatte ich Gelegenheit, Beobachtungen über die Gesinnungen dieses Volkes anzustellen, indem ich mich unter sie mischte, über allerley Materien mit ihnen redete, in ihren Familien lebte, und manche vergnügte Stunde mit ihnen zubrachte. Da ich mit meiner Flinte oft auf den Gebirgen herumwanderte, fand ich nicht selten ein einsames Dorf, das mit den übrigen wenig Gemeinschaft, und kaum einige Form oder Bildung von der Kunst, oder menschlichen Erfindung erhalten hatte; folglich nicht weit von der ursprünglichen Einfalt entfernt war. Eines Tages nöthigte mich ein Sturm, in einer kleinen Hütte Schuz zu suchen, die ich zufälliger Weise in eis

(*) Briefe von Edinburg in den Jahren 1774—75 geschrieben, a. d. Engl. übersezt. Leipzig bey Junio 1777.

nem tiefen Thale an dem Fuß eines Berges antraf. Beym Eintritt erblikte ich eine ehrwürdige alte Frau, eine andere von etwa dreyßig Jahren, und fünf oder sechs niedliche Kinder, von denen sie, wie ich aus der Aehnlichkeit urtheilte, die Mutter war. Alle waren mit häuslichen Verrichtungen beschäftiget, und warteten auf die Zurükkunft des Hausvaters, der, wie ich hernach vernahm, ausgegangen war, sie aus einer kleinen, am Ufer eines nahen Sees gelegenen Stadt, mit Fischen und andern Nothwendigkeit zu versorgen. Wie sie mich an der Thür sahen, kam mir die Mutter der Kleinen sogleich entgegen, und grüßte mich mit einem Gesichte voller Wohlwollen und Gastfreyheit in der ersischen Sprache. Ich verstand solche zwar nicht, doch glaubte ich, daß sie mir alles anbot was sie mir geben konnte, oder was ich hier zu finden erwarten dürfte. Sie setzte mir hierauf einen von Binsen geflochtenen Stuhl hin, und wie sie sah, daß ich ihre Sprache nicht verstand: so winkte sie mir, mich am Feuer niederzusetzen, da ich denn die in einem Winkel sitzende alte Frau anredete, und fragte ob sie Englisch spräche; aber sie schüttelten beyde ihre Köpfe und schwiegen still.

Ich leerte nun meine Jagdtasche aus, worinn ein weisser Haase und einige Schneehühner waren, und, mich ihnen gefällig zu machen, gab ich sie den Kindern, suchte ihnen durch Vorzeigung meines Schies-Gewehrs, Pulver und Bley, und was ich sonst in der Tasche hatte, einen Zeitvertreib

zu machen; ſie ergözten ſich auch, dem Anſehen nach, recht ſehr daran. Mitlerweile gab mir die Frau ein Zeichen, meine naſſen Kleider abzulegen, und reichte mir einen Mantel, den ſie am Feuer gewärmet hatte. Wie ich mich zu weigern ſchien ihre gütigen Dienſte anzunehmen, ſo zitterte ſie und ſahe bekümmert aus; denn ſie beſorgte, wie ich nachher erfuhr, ich würde ein Fieber bekommen, wenn ich mich nicht umkleidete; indem ſie dieſer Krankheit ſehr unterworfen waren. Da das Ungewitter noch anhielt, und die Nacht einbrach, ſo ſezte ich mich bey dem Heerd nieder, rupfte einen Vogel, und bedeutete ihnen, daß er mir gut ſchmecken würde, da ich faſt den ganzen Tag nichts gegeſſen hätte. Wie ich eben im Begriffe war ihn zu röſten, öfnete der Hochländer die Thür, und bezeugte ſeine Verwunderung, daß ein Fremder ſich ſeines Hausgeräths bediente, zugleich bat er mich in einem offenherzigen und freundlichen Ton, in ſchottiſcher Sprache, in meiner Verrichtung fortzufahren, erkundigte ſich nach der Urſache meines Beſuchs, und ſetzte lächelnd hinzu: ich würde ſeine Frau und Mutter in ſeiner Abweſenheit auſſerordentlich gut unterhalten haben, daß ich ſo vertraut mit ihnen worden wäre; beſonders, da ſie mich nicht verſtünden, und in ihrem Leben keinen Menſchen geſehen hätten, auſſer einige von ihrem eignen Clan, die an der andern Seite des Berges wohneten.

Wie ich ihm meinen Zufall erzählete, und wegen der mir genommenen Freyheit um Verzeihung

bat, so umarmte er mich mit dem größten Entzücken, befahl den andern ein gleiches zu thun, und sagte: der Herr, bey dem ich gewesen wäre, und nach dessen Hause ich des folgenden Tages wieder wolte, sey das Haupt seines Clan, für den er Ehrfurcht hegte, und sein Leben für ihn lassen würde: da ich nun bey dem Laird (englisch Lord) zum Besuche wäre, so könnte ich auf alle Arten von Gastfreyheit und Bequemlichkeiten Anspruch machen, womit mich seine arme Hütte versehen könnte; doch, setzte er hinzu, hätte ich, als ein Fremder der sich von seinem Wege verirrt hätte, auf die Höflichkeit und den Beystand eines jeden ein Recht.

Nach dieser kleinen Rede sezte der Hochländer seinem Gaste etwas getroknete Fische, Käse und Haferkuchen auf den Tisch, wovon sie alle mit einem Appetit assen, der ihre Armuth zu erkennen gab. Den übrigen Theil der Nacht brachten sie mit Gesprächen zu, bis endlich Herr Topham müde war, und sich, in einen Mantel gewickelt, ans Feuer legte, um zu schlafen. Wie der Morgen anbrach, (so fährt er in seiner Erzählung fort) nahm ich von meinen gütigen Wirthinnen Abschied, die, nach ihrem Gesichte zu urtheilen, wünschten, daß das stürmische Wetter angehalten haben möchte, damit ich noch länger bey ihnen geblieben wäre. Der Hochländer begleitete mich über die Gebürge nach Hause, und vertrieb mir den schrecklichen Weg, durch seine unterhaltende Gespräche von dem Alterthume seiner Familie, und

Bote.

Aber doch, Madam --

Cleopatra.

Ich kan kein aber doch leiden, es verderbt alles vorhergehende Gute; pfui deinem aber doch; aber doch iſt ein Kerkermeiſter der irgend einen ungeheuern Miſſethäter mit ſich bringt. Ich bitte dich, Freund, ſchütte dein ganzes Pak mit Sachen in mein Ohr, Gutes und Böſes mit einander: Er iſt Freund mit Cäſar, ſagſt du, er iſt wohl auf; und du ſagſt auch, er iſt frey.

Bote.

Frey, Madam? Nein, das ſagt' ich nicht. Er iſt mit Octavien verbunden.

Cleopatra.

Mit Octavien? Wozu? -- Ich erblaſſe, Charmion.

Bote.

Madam, er iſt vermählt mit ihr.

Cleopatra.

Daß dich die anſteckendſte Peſt --

[Sie ſchlägt ihn zu Boden.]

Bote.

Meine gütigſte Madam, Geduld!

Cleopatra.

den Ahnen ſeines Laird; dem er bey der Rebellion im Kriege gefolget war, und Leben und Vermögen unter ſeiner Fahne gewagt hatte. Wie wir das Haus meines Freundes zu Geſicht bekamen, wünſchte er mir geſund und glüklich zu leben, und daß ich mich nie weiter vom rechten Weg verirren möchte, als da ich zu ſeiner Wohnung gekommen war. — Ich habe ſie mit dieſer Geſchichte ſo lange aufgehalten, um ihnen den wahren Charakter eines ſchottiſchen Bauern zu ſchildern; und ich glaube gewiß, ſie werden erſtaunen, ſo viele Tugenden in einer Hochländiſchen Familie zu finden, deren Einwohner man bey uns für Barbaren anſieht; aber ich kann es ihnen verſichern, daß ſie alle ſo ſind.

Extrema per illos
Juſtitia excedens terris veſtigia fecit.

So weit Hr. Tophan. Ich überlaſſe es dem Leſer ſeine Betrachtungen über die Gutartigkeit und Gaſtfreyheit, die Tophan dieſen Hochländern, den uncultivirteſten Bewohnern einer der rauheſten Gegenden in Europa beylegt, anzuſtellen, und wende mich nunmehr zu den Bewohnern einiger Gebirge in der Schweitz. Bey ſeiner Reiſe vom Thale Anterne, weiter hinauf auf den Gletſcher Büet, an Savoyen, wurde Hr. de Lük von einem ſchreklichen Ungewitter überfallen. (*) Sein Bruder ſtürzte von

(*) Phyſiſch-moraliſche Briefe über die Berge und die Geſchichte der Erde und des Menſchen, an Ihre Ma-

einem Précipice hinab, verrenkte ſich den Finger gänzlich, und Herr de Lük nebſt ſeinem Gefährten folgten ihm kurz hernach im Sturze. Bey jeder Bewegung mußten ſie fürchten, daß ſie weiter herabfallen würden. In dieſer Noth fielen ihnen ihre guten Wirthinnen von Anterne ein. Sie vermutheten daß ihre Hütten unter ihnen wären, und fiengen an zu ſchreyen.

Auf unſer wiederholtes Rufen, ſind ſeine Worte, zeigte ſich endlich mitten im Schooße der Nacht ein kleines Licht. Noch ſchlägt mir das Herz, wenn ich mich dieſes Augenbliks erinnere. Wir lagen auf der Erde ausgeſtrekt! wir verſtärkten unſer Schreyen, und die Hoffnung der Gefahr zu entgehen trat bald an die Stelle des Entſchluſſes hier alles auszuhalten, um jener (nämlich bey der geringſten Bewegung weiter herunter zu fallen) auszuweichen. Das kleine Licht, an welchem wir einige Bewegung wahrnahmen, verſchwand bald wieder, aber um bald darauf gröſſer zu erſcheinen. Es wurde ſo groß, daß dadurch einige Hellung bis zu uns verbreitet wurde. Aufmerkſam auf dieſe wohlthätige Erſcheinung, thaten wir Anfangs nichts, als es nicht ohne einige Bewegung, betrachten; aber endlich entdekte es uns ſelbſt die Urſache ſeines Daſeyns. Engel, unter der Geſtalt weiblicher Einwohner dieſer Gebirge, ſtrebten, Regen, Nacht, Hagel und Wind zu überwinden,

jeſtät die Königin von Großbrittanien, von J. A. De Lük, aus dem Franzöſiſchen überſezt von Marcard. Leipzig 1778. Seite 26. ſeq.

um uns zu helfen. Von einem groſsen angezündeten Feuer sahen wir einzelne Brände wie Fackeln sich entfernen, und sich nach unsrer Seite des Berges richten, denen immer neue nachfolgten, so wie der Regen und Wind die vorigen auslöschten. Ein gröſserer, als alle übrigen widerstand endlich der Gewalt des Windes und des Regens, und kam uns so nahe, daſs unsere Führer, die nun ihren Muth wieder hatten, dadurch ausfanden, wie wir gehen müſsten. Wir stiegen die linke Seite unsers hohlen Weges mit ziemlicher Mühe hinan, und, durch das Licht welches von dem groſsen Feuer kam, zurechte gewiesen, fanden wir die Fackel wieder, die uns sogleich aus den Augen gekommen war. Und wer war dies? — Ich wundere mich nicht, daſs unwissende Menschen wohlthätige Geschöpfe anbeten — Es war unsre Wirthin, die allen Hindernissen Trotz geboten hatte, um uns zu Hülfe zu eilen.

Wir kamen endlich an den Ort an, wo sie ihre Nachbarinnen versammlet hatte, um dadurch mehr Hände und mehr Holz zu erhalten; denn man muſs alles Holz aus tiefern Gegenden in diese Thäler heraufbringen .... Die armen Leute! sagten sie alle mit Einem Munde, als sie uns ankommen sahen .... Und weil es stark regnete, so begaben sie sich weg .... Wir giengen demnach mit unsern Wirthinnen in ihre Hütte. Ich habe nicht nöthig, Ew. ꝛc. zu erzählen, was die Leute, die schon so vieles zu unserm Besten gethan hatten, uns nun noch zu gute thaten; aber um

Ihnen sehen zu lassen, wie glüklich wir uns schätzen mußten, hier zu seyn, muß ich noch hinzusetzen, daß das Ungewitter die ganze Nacht durch daurete. Am folgenden Morgen wollten wir unsere Wirthinnen bezahlen . . . . . Ich schäme mich davor, daß wir es wollten . . . . . Sie schlugen es schlechtweg aus. Indessen, ich darf es doch nicht verschweigen, ich hatte bemerkt, daß die eine von ihnen weniger über die Hütte befehlen zu haben schien; ich näherte mich ihr, indem ich meine Hand aus der Tasche zog. Ich erzähle dieses nicht zu ihrer Schande, und Ew. ꝛc. werden dieses selbst sehen, wenn ich anders das recht erzähle, was ich deutlich an dem Betragen dieser Frau sah. Menschlichkeit hatte sie bewogen uns zu dienen. — Sie war belohnt, indem sie uns half. — Sie hatte nicht an Bezahlung gedacht. — Indessen ein großer Thaler. — Dieser Anblik verbreitete ein Lächeln über ihr Gesicht. — Aber sich für einen solchen Dienst bezahlen zu lassen! — Dieser Gedanke schlug ihre Augen nieder. Sie strekte die Hand aus, nahm den Thaler, indem sie die meinige drükte, und mit einem besondern Ausdrucke von Freundschaft schüttelte, welches die einzige Ehrenbezeugung der Gebirgsleute ist; sie würden auf eben diese Weise einer Königin die Hand schütteln. Indessen war bey mir das Vergnügen, diese Frau zufrieden zu sehen, nicht ohne Zusatz; zuweilen mache ich mir Vorwürfe, daß ich so handelte: denn das ist der Weg, das Gefühl der Menschlichkeit zu vernichten. Ich würde mirs noch mehr vorwerfen, wenn Anterne jemals ein Ort werden

könnte, der häufig besucht würde. Dieses ist nicht die Betrachtung eines einzigen Augenbliks: ich habe sie sehr oft gemacht, wenn ich gesehen habe, daß man auf diese Art die guten Dienste anders erwiederte, als es die guten Leute erwarteten. Mit welcher Empfindung verliessen wir nicht diese angenehme Einöde! ꝛc. Da Herr de Lük in einem ältern Buche, den Reisen nach den Eisgebirgen von Faucigny in Savoyen (a. d. F. Leipzig 1777.) diese Begebenheit schon erzählt; so will ich von dorther (p. 171 — 72) wo ihm die Eindrücke davon noch ganz neu waren, die Scene vollenden:

Am folgenden Morgen, sagt er dort, machten wir uns um acht Uhr Morgens auf den Weg, und verliessen unsre guten Wirthinnen, die uns durch ihr Beyspiel bewiesen hatten, daß die Gastfreyheit eine natürliche Tugend bey denen sey, die noch nicht durch Selbstsucht, oder durch Absichten auf kleine Vortheile hart gegen andre geworden sind. Die Ruhe und die Zufriedenheit, die wir in dieser Hütte genossen, zeigten uns, daß die wahren Bedürfnisse leicht befriedigt sind; und die Uneigennützigkeit dieser guten Frauen, die auch die geringen Beweise unsrer Dankbarkeit ausschlugen, rührte uns vollends. Was für glükliche Hindernisse sind diese Berge für ihre Bewohner! Indem sie ihnen die Bedürfnisse liefern, indem sie ihnen die nothwendigen Güter darbieten, verhindern sie die Bekanntschaft mit allem, was mit Unrecht den Namen davon trägt, was so viel Uebel

nach sich zieht und was die unglükliche Leichtigkeit vermehrt, mitten unter seines Gleichen für niemand besorgt zu seyn, als für sich selbst.

Mit so viel Wärme redet de Lük nicht allein kurz drauf, sondern auch noch etliche Jahre nach dieser Begebenheit von der Gutartigkeit dieser Bergbewohner. Und nicht weniger vortheilhaft reden andere ebenfalls von ihrer Gutherzigkeit und Gastfreyheit. Ich führe noch zum Beweise das Lob des Bourret an, das er diesen Bergbewohnern in seiner Reise in die Savoyschen Eisgebirge auf der S. 114 giebt. Nachdem er von der Gastfreundschaft geredt, und sich darüber erklärt hat, daß sie aus einer natürlichen Neigung, Menschen zu sehen und mit ihnen umzugehen, entstünde, welches sie in ihrer Einsamkeit selten könnten, und sich daher über den Anblick der Fremden freuten; so spricht er hierauf folgendergestalt weiter:

Wir machten jezt von diesem unverlezlichen Gesetze des natürlichen Menschen eine sehr süsse Erfahrung. Die Heftigkeit des Windes und des Regens nöthigte uns jeden Augenblick in alle Häuser zu laufen die wir antrafen, und allenthalben wurden wir wie Leute empfangen die man mit Ungedult erwartete. Männer und Weiber brachten uns Stühle, zündeten ein großes Feuer an, und beklagten unser Schiksal, bey so bösem Wetter unterweges zu seyn, so ungezwungen freundschaftlich, und mit so warmen Antheil als wenn wir ihre Brüder oder Kinder gewesen wären. Ohne Zwei-

fel sagte ich bey mir selbst, haben diese Leute noch nicht Soldaten beherberget. Ein Kind das wir in einem Hause allein antrafen, und zu dem wir sagten, um es zu bewegen daß es Feuer anmachte, wir wollten es bezahlen, antwortete uns, es brauche unsere Bezahlung nicht. Einige Frauenspersonen, die mich allein einen falschen Weg nehmen sahen, kamen im stärksten Regen aus ihren Häusern, um mir den rechten zu zeigen. Oft rief ich mit jenem komischen Dichter aus, als ein Bettler ihm das Goldstück wieder zustellte das er ihm aus Versehen gegeben hatte: O Tugend! wohin verkriechst du dich! Wären die alten Dichter, die die ganze Natur belebten, und Asträen in den Himmel zurück fliehen liessen, unter diesem Volke gereiset, sie würden gewiß nicht darauf gefallen seyn, sie so weit wegzuweisen. Ob wir gleich keine fürchterlichen Helden waren, und unsere ganze Rüstkammer aus zwey verrosteten Hirschfängern bestand, so wandelte uns doch nicht die geringste Furcht in dieser langen und schwarzen Einöde an.

Die Seelenruhe dieses Volkes hat auch einen Einfluß auf ihr Aeusserliches. Wir erstaunten, viele der jungen Bäuerinnen auf diesen Gebirgen weit einnehmender zu finden, als die Mamsells von St. Moritzen und Martinach. Auf der 117. Seite sagt er ferner: wie wir im Dorfe anlangten, zwang uns das große Regenwasser zu bleiben. Aber zum Unglük war hier kein Wirthshaus. Wir mußten also dem Pfarrer unsre Noth demüthig vortragen. Er empfieng uns mit jener

Treuherzigkeit und ofnen Redlichkeit, die mich in der Meynung bestärken, daß dieser Stand, troz dem Geschrey der neuen Weisen, immer noch derjenige sey, wo Tugend und wahres Verdienst sich am besten erhalten haben.

So sagt Bourret: und ich traue mir jezt nicht ohne Grund hinzuzusetzen: Rousseau hat nicht unrecht; der Mensch ist gut, weil er ohne dafür Belohnung zu erwarten so gastfrey handeln kann; und weil Männer von guten Gefühl, mit soviel Wärme und Bewunderung, die Reitze der Tugend und der guten Handlungen fühlen und erheben können. Also, der Mensch ist gut, aber die Menschen! — (Rousseau sollte wohl noch hinzugesezt haben, die verfeinerten?)

Die Tugend muß doch nicht so ganz allgemein bey ihnen das Bürgerrecht haben, sie genießt wohl nur zuweilen bey ihnen das Gastrecht, weil Männer von gutem Gefühle sie an unsern einsamen und ungekünstelten Bergbewohnern so sehr anstaunen; als so was seltenes bewundern. Doch ich habe hier nur Beyspiele aufzustellen, daß der Mensch an sich selbst gut ist; was die Menschen durch Gesellschaft und Verfeinerung werden können, überlasse ich der Untersuchung anderer. Denn es ist nicht jedermanns Sache, eine Reise durch Geschichtschreiber und Menschenforscher zu thun, um aus dem brausenden Meere menschlicher Handlungen und Leidenschaften Beyspiele zu schöpfen. Man könnte da gar leicht die moralische Seekrank-

heit, Herzklopfen, und Hypochondrie bekommen. — Alſo, der Menſch iſt gut; und hier ſind noch einige Beweiſe aus des de Lük ſchon angeführten Briefen über die Berge.

Wir haben (ſagt er eben daſelbſt Seite 85.) was uns ſelbſt angeht, auf dieſer ganzen Reiſe (durch die Gebirge der Schweiz) allenthalben die uneigennützige Gaſtfreyheit der Natur angetroffen, wo die Reichen nicht ihres Ueberfluſſes gemisbrauchet, und durch eine blinde Freygebigkeit die einfältigen Sitten verderbt hatten, zuweilen blos in der Abſicht, um ſich einen Augenblik bewundern zu laſſen. Allenthalben findet man den Menſchen gut, wenn er noch nicht die verführeriſchen Räthe des Laſters gehöret hat. Immer werde ich mich mit Vergnügen an einen der vielen Beweiſe erinnern, die ich ſelbſt davon erfahren habe. Meine Reiſegefährtin und ich, hatten uns einmal, auf der Reiſe von Genf nach Lyon, von der Heerſtraſſe entfernet, um auf die Spitze eines kleinen Berges zu ſteigen; wir fanden uns von dem Gehen durch ein Thal, von Hitze und Ermüdung ſehr angegriffen. Ich ſagte daher zu meiner Gefährtin: Sehen ſie doch, eine Hütte! ganz gewiß finden wir Milch in derſelben. Doch, ſezte ich hinzu, wir wollen auch ſehen, ob wir Geld bey uns haben, um dafür zu bezahlen. Kaum hatte ich die Berge auf dieſe Art entheiliget, als eine Frau hinter einer Hecke hervortrat, die mich angehört hatte, auf mich zukam, und mit einer Mine, worauf gaſtfreyes Weſen und Mißvergnügen gemahlt

war, zu uns sagte: Seht doch, läßt das nicht, als wenn man bey uns keinen Tropfen Milch ohne Geld trinken könnte! — Eben dieses menschenfreundliche Wesen haben wir allenthalben bey den wahren Gebirgbewohnern gefunden, das heißt, bey allen denen, die würklich von den Auskünften des Landes in hölzernen Häusern leben, welche man ihnen ohngezweifelt für ihre Käse bauet; kurz allenthalben, wo noch kein Handels-Geist die Mildigkeit der natürlichen Empfindung vernichtet hat. ꝛc.

Ich wende mich von dem Herrn de Lük nun zu einem ganz neuen Alpenbeschreiber, dem Herrn von Saussüre. Man höre, was dieser von der natürlichen Güte, der gepriesenen Gebirgbewohner sagt: (*)

„Der sittliche Gesichtspunkt, woraus sich die Alpen betrachten lassen, ist eben so interessant, als der physikalische. Denn obschon im Grunde überall der Mensch sich gleich, und das Spiel der gleichen, durch gleiche Bedürfnisse gezeugten, Leidenschaften ist: so muß man, wenn es ja zu hoffen ist, Menschen irgendwo in Europa anzutreffen, die gesittet genug sind um nicht zu den Wilden gerechnet zu werden, und Naturmenschen genug um noch unverdorben zu seyn, diese Menschen in den Alpen suchen; in diesen Thälern auf der Höhe, wo

(*) Benedicts von Saussüre Reisen durch die Alpen, a. d. Franzöſischen übersezt, Leipzig bey Junius, 1781. Seite XIV. der Vorrede.

Cleopatra.

Was ſagſt du? (Sie ſchlägt ihn.) Aus meinem Geſicht, abſcheulicher Böſewicht, oder ich will deine Augen wie Kugeln vor mir her ſtoſſen; ich will dir alle Haare aus dem Kopf reiſſen, (Sie zieht ihn bey den Haaren herum.) Du ſollt mit Drat gepeitſcht und in Salz eingepökelt werden, bis du in langſamer Marter verſchmachteſt.

Bote.

Gnädigſte Frau, ich machte die Heurath nicht, ich bringe nur die Zeitung.

Cleopatra.

Sag, es iſt nicht ſo, ſo will ich dir eine Provinz geben; der Schlag den du bekommen haſt, ſoll die Genugthuung dafür ſeyn, daß du mich zur Wuth gereizt haſt; und ich will dich überdas mit jeder Gabe beſchenken, die deine Beſcheidenheit nur verlangen kan.

Bote.

Er iſt vermählt, Madam.

Cleopatra.

Hund, du haſt zu lang gelebt.

[Sie zieht einen Dolch.]

Bote.

So will ich davon laufen? Was wollt ihr, Madam? Ich bin unſchuldig.

[Er lauft fort.]

ſich weder Herrſcher, noch Reiche, noch häufige Beſuche von Fremden finden. Wer den Landmann nur in der Nachbarſchaft der Städte beobachtet, iſt auſſer Stand ſich von Menſchen nach der Natur einen Begrif zu machen. Jener kennt ſeine Gebieter, iſt zu erniedrigenden Ehrenbezeugungen gezwungen, durch den Hochmuth unterdrükt, verachtet und verderbt, und zwar durch Leute, die ſelbſt durch die Knechtſchaft erniedrigt ſind; und ſo wird er eben ſo verwerflich, als die, welche ihn verderbt haben. Aber der Bewohner der Alpen ſieht niemanden als ſeines gleichen, und vergißt mit demſelben, daß es noch Mächtigere als ſie in der Welt giebt; ſeine Seele erhebt und veredelt ſich; die Dienſtgefälligkeiten die er erzeigt, die Pflichten der Gaſtfreyheit die er erfüllt, haben nichts vom Miethling oder Knecht an ſich; in ſeinen Augen funkelt jener edle Stolz, der ſowohl ein Gefährte, als Beſchützer aller Tugenden iſt. "Wie oft, wenn mich die Nacht bey einſamen und entlegenen Alpendörfchen oder Sennhütten überfiel, und keine Herberge in der Nähe war, klopfte ich nicht an die Thüre einer ſolchen Hütte, und wurde, nach meiner Antwort auf einige Fragen die meine Reiſe betrafen, mit einer Höflichkeit, Freundſchaft, Gutherzigkeit und Uneigennützigkeit aufgenommen, wovon man anderwärts mit Mühe Beyſpiele aufzuſuchen hätte!" ꝛc. Mit dieſem Lobſpruche zu Ehren der Gaſtfreyheit und des Seelen-Adels der Gebirgbewohner, hebt Herr Sauſſüre den erſten Theil ſeiner Reiſe an; und mit eben dieſem Lobſpruche, zur Ehre ihrer guten und

unſchuldigen Sitten, endigt er ihn auf der letzten Seite mit einer kleinen Anekdote, die hier nicht am unrechten Orte ſtehen wird: Noch kann ich, ſpricht er, die Berge von St. Gingouph, (etwa 12 franz. Meilen von Genf) nicht verlaſſen, ohne eine Geſchichte zu erzählen, wodurch ſich die Unſchuld der Einwohner dieſer hohen Thäler auszeichnet. Ich traf in dieſen ausgedehnten Wüſten, die in der Jahrszeit worinn ich ſie durchwanderte unbewohnt ſind, einen jungen Menſchen und ein Mädchen an, die mit mir einen Theil der Reiſe machten. Ich erkundigte mich nach dem Anlaß ihrer Reiſe, und erfuhr von ihnen ſowohl, als auch von meinem Führer welcher ſie kannte, daß der junge Menſch aus dem Canton Freyburg gebürtig, und Geſchäfte wegen in das Dorf dieſes Mädchens gekommen ſey; da ihm dann dieſelbe ſowohl gefallen, daß er ſie zur Ehe begehret habe. Das Mädchen, obſchon ihr der junge Menſch auch gefiel, wollte ihn doch nicht heyrathen, ohne von ſeiner Perſon und Familie hinlängliche Nachricht zu haben. Um alſo in einer Sache, die für ihr künftiges Glück ſo wichtig war, ſelbſt zu ſehen und zu urtheilen, gieng ſie allein, und zu Fuß, mit dem jungen Menſchen durch die Gebirge, um zwo Tagereiſen von hier in der Heimath des Jünglings die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Als ich ſie antraf, kam ſie eben zufrieden von ihrer Reiſe zurück, und hatte ihren Bräutigam bey ſich, um ihn ſogleich nach ihrer Ankunft zu heyrathen. Ich finde hierbey nicht ſowohl die Herzhaftigkeit des

Mädchens, als welches groß und ſtark war, und ſich alſo vor ſeinem Liebhaber nicht zu fürchten hatte, als vielmehr die Ehrlichkeit und Redlichkeit dieſer guten Bergbewohner merkwürdig. Denn wäre das Mädchen, misvergnügt über die eingezogene Nachrichten, ohne den jungen Menſchen zurückgekommen, ſo hätte doch dieſe in der Geſellſchaft deſſelben unternommene Reiſe ihrem guten Namen nicht den geringſten Nachtheil gebracht.“ So endigt Herr von Sauſſüre ſeine für die Unſchuld und Einfalt der Sitten der Schweizer-Gebirge ſo rühmliche Anekdote. Ich will nun noch einige Beyſpiele zum Ruhme des Adels in den Handlungen dieſer guten Kinder der Natur hinzufügen, die ich aus dem Therenon des Herrn Bertrand aufſtelle (*). Alſo mag denn nun Herr Bertrand erzählen; denn mich dünkt, es hört ſich ihm gut zu:

Ich ſahe, ſind ſeine Worte, noch vor wenig Augenblicken den beherzten Sohn, der vor einigen Jahren ſein Leben in Gefahr ſtürzte, um das Leben ſeines Vaters zu retten, indem er ihn mit heldenmüthiger Tapferkeit mitten aus den Flammen riß. Er bewohnt ein Dorf auf den Bergen, einige Meilen von Therenon. Eines Tages im Auguſt war er ins Holz gegangen; hier wur-

(*) Der Therenen, oder die Sommertage auf dem Gebirge, in vermiſchten Betrachtungen und moraliſchen Erzählungen von L. Bertrand, a. d. Franzöſ. überſetzt, Leipzig bey Weygandt 1778. Seite 97 — 99.

de er durch ein heftiges Gewitter überfallen; anstatt unter irgend einem Obdache zu warten, bis es sich ein wenig gelegt hätte, läuft er, von einer geheimen Ahndung getrieben, ungeachtet der Ströme von Platzregen, und der heftigen Donnerschläge seiner Heymath zu. Als er auf die Höhe kommt, unter welcher sein Haus liegt, sieht er die Flammen aus dem Holzdache desselben hervorbrechen. Er beschleunigt seine Schritte, und kommt ganz triefend von Wasser an; er findet seine Frau und Kinder, wie sie ihr Unglük, die Würkungen des Blitzes beweinen. Mit ängstlicher Ungedult fragt er; wo ist mein Vater? — Ach! durch die Gicht im Bette zurükgehalten, konnt er sich nicht gleich mit uns davon machen, und wir konnten nicht wieder hinein gehen, weil das Feuer schon die Thüre ergriff. — Augenbliks, ohne zu antworten, ohne sich zu bedenken, stürzt dieser edle Sohn sich mitten durch die Flamme, ungeachtet des Geschreyes seiner Frau, die ihn zurükhalten will. Er dringt in die Kammer, wo er seinen Vater auf den Knien antrifft. Mit kaltem Blute, wiewohl in der äussersten Gefahr, bedenkt er, daß er umkommen würde, wenn er durch die Thür, wo er herein gekommen war, wieder zurük gehen wollte; ergreift also ein Beil, stößt und hauet eine Wand ein, und öfnet sich einen andern Ausgang auf einer Seite, die vom Feuer noch nicht ergriffen war. Er nimmt seinen Vater auf die Schultern, und trägt ihn glüklich heraus. Beym Hereingehen hat er sich den linken Backen und das Ohr verbrannt, aber seine durchnäßten Kleider

und seine Schnelligkeit, hatten das übrige seines Körpers geschüzt. Er trägt noch die rühmlichen Mähler dieses Brandes. Kindliche Liebe, edle und natürliche Empfindung, du warst immer das Zeichen einer rechtschaffenen Seele! — Noch ein ganz frisches Beyspiel derselben hatten wir in unserer Nachbarschaft. Ein Sohn, der von den Ufern des Neuburger Sees seinen Vater in Gefahr sah mit einer Barke unterzugehen, riß einen zerbrochnen Kahn, welcher aus drey Bretern bestand, los, und nach unbeschreiblicher Mühe, da er mit der einen Hand ruderte, und mit seinem Hute das Wasser mit der andern ausschöpfte, kam er zu der Barke, und rettete durch seinen Muth seinem Vater und den übrigen, die auf der Barke waren, das Leben. — Warum sollte ich ein anderes, wiewohl nicht so neues Beyspiel der nemlichen kindlichen Liebe verschweigen? Ein armer Bauer in den Bergen der Vogtey Yverdon vermiethete sich zum Holzfällen. Er gebrauchte sein Tagelohn sich kümmerlich davon zu nähren; das übrige war ganz seiner alten und kranken Mutter gewidmet. Eines Tages ließ er eine große Tanne einen geraden und steilen Fußweg hinunter gleiten; er folgte dem Baum, um ihn wo es nöthig war zu lenken. Ein ungeheurer Stein, welcher sich losriß und herabstürzte, gab dem Baume plözlich einen so heftigen Stoß, daß er herumflog, den Unglüklichen traf, und ihn mit zerbrochenem Arm und zerschmettertem Kopfe niederwarf. Seine Mitarbeiter liefen bey diesem traurigen Schauspiel herzu; sie wollten ihn aufheben. Er sagte weiter

nichts, als: um mich ists geschehen! aber was wird aus meiner armen Mutter werden? Ich empfehle sie Gott und euch. Mit diesen Worten, wodurch er seine Zärtlichkeit für die, welche ihm das Leben gegeben, so rührend ausdrükte, verschied er.

(Der Beschluß nächstens.)

III.

Herr Oheim der Jüngere,
eine wahre Geschichte.

Nicht weit von G. wohnte ein reicher Edelmann, der keine eheliche Kinder hatte, und im ledigen Stande beynahe grau geworden war. Da er Niemanden etwas schuldig blieb, so paßirte er überall für einen rechtschaffnen Mann; und weil er auch nicht leicht jemanden etwas gab das er nicht schuldig war: so war er in allem Verstande ein *homme aisé*, der immer mehr einzunehmen als auszugeben hatte. Dieß sezte ihn in den Stand das ganze Jahr hindurch einen sehr guten Tisch zu führen. Es war würklich eine Freude bey ihm zu essen. Denn er hatte sich allzeit vorher Mühe gegeben seinem Gast Vergnügen zu machen. Keine Speise kam zum Vorschein, die nicht von ihm an

gebrdnet war, und deren Effect er auf seinem als den feinsten Gaumen nicht vorher scharf berechnet hatte. Er legte mit soviel Sorgfalt und Theilnehmung vor, und wartete mit solcher Sehnsucht wie bald man es gut finden würde, daß jemand der hartherzigste Mensch unter der Sonne hätte gewesen seyn müssen, der ihn nicht alsbald davon benachrichtigt hätte. Indessen geschah es doch, daß ihm seine gerechte Hoffnung fehlschlug. Er lud zuweilen Leute ein, denen dieß oder jenes Gerichte so fremd war, daß sie nicht wußten, ob sie es gut oder böse finden sollten. Andre wenn sie's auch gut fanden, schämten sich, es einzugestehen, oder sie wußten wenigstens nicht ob es selten und in dieser Jahrszeit kostbar war. Noch andre liessen sich durch die gute Art womit sie behandelt wurden, zum schwatzen verleiten, und vergaßen, daß sie da waren zu essen, und zwar mit Ueberlegung zu essen.

Im Ganzen aber hatte er doch meist das Vergnügen, daß Jedermann gerne kam, der geladen war, und daß er in der ganzen Nachbarschaft auf sechs Meilen in der Runde, für denjenigen Mann galt, der am besten zu essen gebe, und der's würklich verstünde. Dennoch fügte sichs zuweilen, daß das Wetter schlimm war, daß dieser oder jener, der geladen war, selbst Gäste hatte, oder in Verrichtungen in der Stadt war, einige ins Bad gereist waren, oder zu bauen hatten u. s. w. Diesem Uebel, mit Niemand als mit sich selbst zu

Tiſche zu gehen, hatte er dadurch abzuhelfen geſucht, daß er ſich einen Secretär hielt.

Der jetzige den er hatte, hieß Strephon. Ein ſehr gutartiger junger Menſch, der vor ohngefähr ſechs Jahren hübſche Studia auf Univerſitäten geſammlet, aber nur mit dem kleinen Fehler behaftet war, daß er alle neue teutſche Schriften las. Es hätte nichts zu bedeuten gehabt, wenn er ſie als ein andrer ehrlicher Mann ohne Schaden zu leſen verſtanden hätte, d. i. wie man eine ſchöne Gegend vorbeyreiſt, oder in ein gutes Wirthshaus einkehrt, und morgen nicht mehr daran denkt. Aber jede Lektüre war für ihn von der äußerſten Wichtigkeit, und ſie hatte Einfluß auf ſeine Art zu denken und zu handeln. Die Helden der Romanen dienten ihm wenigſtens auf vierzehn Tage lang zum Vorbilde, nach dem er ſein Leben einrichtete, und er machte ſich ihre Schikſale zu eigen. Daher waren die Feen und Rittergeſchichte am unſchädlichſten, weil die Begebenheiten ſo wunderbar ſind, daß ſie nicht leicht ein erwachſener Menſch für wünſchenswerth hält. Hingegen die moraliſchen Romane, wo der Stoff aus dem bürgerlichen Leben genommen, und die Sitten mit der Denkart des Decenniums tingirt ſind, waren von großer Bedeutung, beſonders wann die Scene mitten in Teutſchland lag.

Es fehlte dieſem jungen Menſchen nichts was zu einem bequemen Leben gereichen kann. Er hatte wenig Verrichtungen bey ſeinem Herrn, und

dieſer war ſelten wunderlich, als wenn er ein wenig zu viel gegeſſen hatte. Er ſetzte das Präſentatum auf die Briefe die ankamen, ſchrieb auch zuweilen einige Antworten darauf, heftete die Urkunden zu den Rechnungen des Verwalters und der Handwerksleute in Einen großen Band, und war übrigens immer nicht weit weg wenn man ihn brauchte. Er gieng in den Keller wenns verlangt ward, und auf den Boden wenn der Kutſcher den Hafer faßte. Der Garten ſtund auch völlig unter ſeiner Direction, und er war im Oculiren und Pfropfen ein großer Meiſter. Abends las er ſeinem Herrn vor, auch wenn er im Fußbad ſaß und ſich die Nägel abſchneiden ließ; und wenn nicht geleſen wurde, ſo rauchten ſie auch eine Pfeife Tobak zuſammen. Der Patron erzählte alsdenn von ſeinen Reiſen, von Paris und Geneve, von dem Hofe ſeines ehmaligen gnädigen Fürſten, auch oft von ſeinen Intriguen und Maitreſſen.

Dieſer Herr beſaß eine große Geſchiklichkeit im Vortrag der ſogenannten Contes á rire, beſonders der Franzöſiſchen. Wenn alſo zuweilen in dem tête à tête eine Bouteille Bourgogne oder Champagne extra unter beyden Theilen beym Deſert vorkam, ſo erzählte der gnädige Herr ungemein gut, und der Secretär hörte eben ſo gut zu. Der Herr lachte immer zuerſt ganz beſcheiden, und der Diener lachte alsdenn ſo aufrichtig, als ob der Conte nie gedrukt geweſen wäre, oder ihm jezt zum erſtenmal zu Ohren käme. In den langen

Winterabenden war freylich die Parthie ein wenig zu ungleich. Denn der Herr hatte beständig vorzutragen, und der Diener durfte es nicht eher, bis es schlechterdings von ihm verlangt ward.

Indessen gewöhnte sich sein Herr nach und nach so sehr an ihn, daß er ihn beynahe nicht von seiner Seite lassen wollte. Zumal den Winter über, wo gar Niemand zum Besuche kam, das ganze Feldgeschäfte stille stund, und man weder in den Garten noch auf die Aecker gehen konnte, mußte Strephon über jede Stunde Abwesenheit Rechenschaft geben. Sein Patron behandelte ihn zwar nach Maßgabe, daß er seiner nöthiger hatte, immer mit mehr Freundschaft und Vertraulichkeit: aber es war doch am Ende nicht auszuhalten, ohne Aufhören mit ihm in einer Stube eingesperrt zu seyn, mit ihm auf und ab zu spazieren, und sich von ihm vorlesen zu lassen, oder selbst vorzulesen.

In einem der Momente, wo Strephon das Elend der Sklaverey in seiner ganzen Stärke fühlte, fiel ihm der teutsche Merkur in die Hände: und er las die Geschichte des Herrn Oheims, der sich muthig entschlossen hatte, seine ganze Existenz auf die Cultur der Erde zu bauen, seine Bedürfnisse auf die natürlichsten einzuschränken, und zu erwarten, ob seine Glükseligkeit eher aus einer einzigen vollen Quelle herzuleiten seyn möchte, als aus so vielen Tausenden, die so leicht versiegen. Die Erzählung dieser Geschichte, sie mag nun wahr oder erdichtet

Charmion.

Gnädigste Frau, vergesset eurer selbst nicht, der Mann ist unschuldig.

Cleopatra.

Nicht alle Unschuldige entgehen dem Donnerkeil - O daß Aegypten in den Nil zerschmölze, und alle zahme Geschöpfe zu Drachen und Schlangen würden! Ruft den Sclaven zurük; wenn ich schon rasend bin, so will ich ihn doch nicht beissen; ruft ihn.

Charmion.

Er fürchtet sich zu kommen.

Cleopatra.

Ich will ihm nichts Uebels thun. Diese Hände haben sich entadelt, daß sie einen geringern als ich bin, geschlagen haben; da ich selbst mir selbst die Ursache dazu gegeben habe. Kommt näher, Herr.

Der Bote kommt zurük.

Ob es gleich mit Ehre geschehen kan, so ist es doch niemals nüzlich, der Träger schlimmer Zeitungen zu seyn: Einer angenehmen Neuigkeit gebt eine Armee von Zungen; aber böse Zeitungen laßt sich selbst erzählen.

Bote.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Cleopatra.

seyn, würkte so mächtig auf Strephon, als ob er ein Augenzeuge davon gewesen wäre. Der Held ward alsbald sein Muster, und er fand daß weiter nichts dazu gehörte ihm ähnlich zu werden, als seinem Herrn aufzusagen, und von seinen Ersparnissen und dem Restgen seines väterlichen Vermögens sich das nächste beste Bauergütgen anzuschaffen. Er trug diese Gedanken lange mit sich herum, und ward nach und nach so zerstreut dadurch, daß er oft nicht wußte was er that, oder was um ihn her vorgieng. Sein Patron ward diese Veränderung nach und nach gewahr, und schrieb sie einer geheimen Inclination zu. In der Hoffnung diese zu entdecken, ward der Patron endlich auch so vertieft, daß er zu seiner innerlichen Beschäftigung nicht mehr als dieses bedurfte, und dadurch seinem Sekretär mehr Freystunden ließ, ohne es selbst zu wissen.

Der erste, zu welchem Strephon seine Zuflucht nahm, um ihm sein Geheimniß zu entdecken, war der Pfarrer des Orts, den die Liebe zur Gärtnerey längst mit ihm verbunden hatte. Es war ein junger gescheuter Mann, der, weil er sein Leben beständig in der freyen Luft zubrachte, immer heiter und munter war. Zu allem was er unternahm hatte er Geschicke, und er war ein Tausendkünstler. Ohne sich durch Projekte zu ruiniren, hatte er alle vierzehn Tage Ein andres; denn er trieb sie nur bis auf einen gewissen Punkt, wo die Ausführung thunlich, und die Ausgabe nicht beträchtlich war.

Seine Liebhabereyen waren alle um ihn wie aufgestellt, und daher besuchten ihn die Leute gerne, weil man in sein Haus und in seinen Garten wie in einen Naritätenkasten gucken konnte. Er hatte die schönsten Tulpenzwiebeln auf zehn Meilen in der Runde, und er theilte jedem davon mit, weil es ihm nichts als seine Zeit und ein bißgen Sorgfalt gekostet hatte, die ersten, die er von dem Herrn Canonicus Spönla von Erfurt bekommen hatte, ins Unendliche zu vermehren. Er hatte sich auf dem Brandflecken eines elenden Weinbergs ein artiges Bosquet von ausländischen Nadelhölzern angelegt, die er abzulegen verstand; und den daranstoßenden Abhang von Flugsand hatte er durch Elymus arenarius und Quecken haltbar zu machen gewußt. Er hatte ein kleine Plantage von Berberizen-Stauden, durch deren Saft er jeden Obst-Eßig zu dem allerfeinsten acido erhob, womit er den Salat für den Gaumen eines Hofmarschalls anmachen konnte. Auf einer seiner Terrassen, war eine große Sammlung von Eßig-Rosen, deren Blätter von den Materialisten so theuer bezahlt werden, um sie unter das Rauchwerk zu mischen. Durch diese Blätter allein führte er eine active Handlung zu Gewinnung seiner Sämereyen. Auf einem andern Parterre war eine Anlage vom Wunderbaum, dessen Oel so sehr in der Ruhr geschäzt wird. Wanderte man weiter, so kam man zu ganzen Quartieren Abyßinischen Grases, nakten Hafers, türkischen Weizens, sechszeilichter Gerste, der verschieden Arten Ringgrases, u. s. w. Er säte alle Jahre in sein Mistbeet die ausländischen

Sämereyen, und erhielt dadurch oft Pflanzen, die man nicht in hieſigem Clima geſucht haben würde. Er erklärte alle dieſe Dinge den Gäſten ſehr gerne und gut, ſo daß ſie in wenig Minuten viel von ihm lernen konnten, und, weil ſie ſich klüger glaubten, höchſt vergnügt von ihm weggiengen.

Dieſer Mann umarmte unſern Strephon, ſobald er nur von ſeiner Entſchließung hörte, mit der innigſten Wärme und wünſchte ihm Glük darzu. Dazu ſoll bald Rath werden, ſagte er, wenn ſie nur Stand halten in dem edelmüthigen Entſchluße. Ich weiß in der Nachbarſchaft ein Hufengut von 120 Morgen Landes, deſſen Beſitzer nach Amerika gegangen iſt, weil ers nicht zu Handhaben verſtand. Es wird jetzo Schulden halber verkauft, weil der Concurs erkannt iſt. Sie ſind ein glüklicher Mann, wenn ſies bekommen. Sie können ſich da ausdehnen nach Herzensluſt. Beſchlafen ſies nur, und morgen wollen wir zu einem meiner Nachbaren, dem Johannes Steiber, gehen, der eben ſo ein glüklicher Gutsbeſitzer iſt, als ichs Ihnen zu werden wünſche, und der ſoll uns mit ſeinem guten Rathe dienen. Sie können alles pflanzen, was ſie wollen. Sie haben alle mögliche Aſpekten und Lagen. Ebenen, Thäler und Berge, und, was das beſte iſt, 24 Morgen Waldes, der Nadel- und Laubhölzer bringt. Sie können bauen wie ſies nöthig haben. Sie haben Leimen, Sand, Bruch- und Sandſteine, und ihre eigne Fiſcherey an Krebſen und Forellen in ihren Bächen. Kurz, ſie ſind ein glüklicher Mann, wenn ſie nur wollen. Wenn

ich mich nur ausdehnen könnte, wie Sie alsdenn ohngestört vermögen, ich wollte bald die Gegend in ein Elysium umschaffen. Aber ich habe leider nichts gegen sie, als einige Quadrat-Ruthen, und da bleibt alles klein, und unbeträchtlich. Der Nuzen muß erst im Großen sichtbar werden. Ich bin wie ein Edelmann, der, zum besten Teutschlands, den Fluß, soweit er in sein Dorf gemeinlich fließt, schiffbar zu machen unternimmt, oder durch seinen Schultheißen Placate über Aus- und Einfuhr anschlagen läßt.

Den andern Tag ward der Besuch zu Johannes Steiber unternommen.

Damit das Ganze eher einer Partie de Plaisir als einer andern Absicht gleich sehen möchte, so war der Oberschultheiß mit seiner Frau dazu eingeladen. Frauen und Kinder wurden zusammen ins Stroh auf einen Leiterwagen gesezt, und die Männer ritten neben her. Weil Johannes Steiber ein reicher Mann war, so machte man sich keine Bedenklichkeiten ihm mit so vielen Menschen ins Haus zu fallen, ohne ihn davon vorher benachrichtigt zu haben. Man war eben mit Grummtmachen beschäftigt, und der Hausvater kam mit seinen Söhnen und Knechten gegen vier Uhr nach Hause, als die Gäste anlangten. Er war ein langer schöner Mann, und gieng so gerade, als ob er gedient hätte. Er eilte herbey, sobald er sie gewahr ward, um ihnen alle die Schlagbäume geschwind zu öffnen, die den Weg zu seiner Hofreithe versperrten, welche mitten in seinen Wiesen und übrigen

Beſitzungen lag. Er gab jedem Groß und Klein nach Einander die Hand, und hieß ſie von Herzen willkommen. Seine Söhne führten die Pferde ein. Seine Frau machte indeß die Honneurs vom Hauſe, oder vielmehr vor dem Hauſe. Denn in die einzige große Stube, die ſie auſſer einigen Schlafkammern hatten, wollte Johannes Steiber die Geſellſchaft nicht eintreten laſſen. Es wurde alſo der große ſchöne weiſſe Birnbaumne Tiſch aus der Stube in den Hof unter eine herrliche Linde geſtellt, und rundum waren Bänke, oder auch Schnitzbänke, Stühle, und ein Pflugſchaar, worauf man Plaz nehmen konnte. Der Wirth war einige Zeit mit ſeinen Söhnen abweſend.

Indeſſen hatte die Mutter aufgetiſcht was das Haus vermochte, friſche Butter, friſche Nüſſe, gute Käſe, Birnen und Aepfel, ſaure und ſüße Milch. Die Gäſte labten ſich nach Herzensluſt, fragten aber doch auch nach dem Hausvater. Dieſer erſchien bald wieder mit ſeinen Söhnen, und hatte ſeine Zeit indeſſen nicht übel zugebracht. Er hatte in ſeinem Bach Forellen gefiſcht, die ſeine Söhne in den Hamen brachten, und Er ſelbſt brachte einen ganzen Honigwaben, den er eben zum Beſten der Geſellſchaft ausgenommen hatte, und friſch auffezte. Hierauf gieng er in den Keller, und brachte einen ſehr trinkbaren Wein. Er handelte ſelbſt damit, weil er Credit hatte, den Weinbauren ihre Vorräthe abnahm, ihn einzeln an die benachbarten Landwirthe verthat, und wenn er von dieſen das Geld eingenommen hatte, erſt ſeine Verkäufer bes

zahlte. So trieb er auch einen ansehnlichen Handel mit Nüssen, die er oft viele Jahre aufspeicherte, bis sie Geld galten, und verkaufte sie alle nach Schlesien.

Diese Patriarchalische Mahlzheit entzükte Strephon, und er ward so sehr gerührt davon, als ob er sie in dem besten teutschen Journale beschrieben gelesen hätte. Sein gnädiger Herr mit alle seinen Ragouts, seinem Cap Wein, und seinem Oeil de Perdrix schien ihm ein armer Sire gegen diesen wohlhabenden Landbauer, der alles hatte was er bedurfte, und es hohlen konnte, wo, und wenn er wollte, es mochte Krieg in Amerika seyn oder nicht. Er gieng in seinen Gedanken schon so gerade, wie Johannes Steiber, und nahm in seinem Enthusiasmus einen Heu-Rechen wie jener auf die Schultern, und spazierte damit in dem Hofe auf und ab. Mit unter erblikte er seine zwey Uhrbänder in seinen Beinkleidern, und die ungeheuren Schnallen an seinen Schuhen, und sie kamen ihm lächerlicher vor als jemals.

Der Pfarrer brachte die Unterredung auf das vacante Baurengut. Johannes Steiber behauptete, es habe meist guten Boden, vieles Quellwasser, das man noch besser zusammensuchen könne, einen hübschen Wald, und eine ansehnliche Anzahl Wiesen, die durch Wässerung eines weit höhern Ertrags fähig seyen. Nichts ist klüger, sagte er, als wir nehmen selbst den Augenschein davon ein, denn es liegt nur eine Viertelstunde von hier. Die

ganze Gesellschaft machte sich also auf, und man langte bald vor der Hofreithe an. Es war ein aus tüchtigen Eichenholz gezimmertes Haus, das man leicht zu einem Zweystöckigen erheben konnte; Stallung und Scheure waren auch in ziemlichen Stand. Im Hofe stand ein Brunnenstock, der Wassers die Fülle gab, und fürtrefliches Wasser. Das Haus lag schon ziemlich hoch, aber es wurde noch rund umher mit einer Anhöhe umgeben, auf deren Spitze einzelne kleine Wäldchen von Tannen stunden. Dies gefiel hauptsächlich dem Pfarrer, und er wünschte sich dieses Terrein, um seine Idee von einem großen Bosquet auszuführen, und die Gegend bald mit lauter Edeltannen, Weimuthfichten, Lerchenbäumen, und so weiter zu verschönern. Rund um das Haus lagen in der Tiefe ohngefehr 25 Morgen Wiesen, die auf der einen erhabenen Seite mit einem Forellbach begränzt waren, der dem Eigenthümer gehörte, und dessen Wasser also zu allen Zeiten den Wiesen zu statten kommen konnte. Man besuchte auch den Wald, der auf der Nordseite die ganze Gegend beschirmte. Hier standen die schönsten Eichen und Buchen mit einander vermischt, und es verlohr sich hier eine Menge Quellwasser, dessen Ursprung zwar anderwärts zu suchen, aber dem doch von dem künftigen Besitzer die vortheilhafteste Leitung auf seine Wiesen gegeben werden konnte. Das Ackerfeld bestand meist aus Anhöhen, die aber doch wohl gegen die Sonne lagen, zu denen man gut kommen, und die man ohne allzugroße Beschwerlichkeit mit Rindvieh bearbeiten konnte.

Strephon ward durch den Anblick dieser Ländereyen in eine solche Gemüthsverfassung gesezt, daß er nicht mehr sah und hörte, und wenig Achtung auf dasjenige hatte, was Johannes Steiber zu ihrem Vortheile erzählte, sondern sich schlechterdings als den alleinigen Besitzer betrachtete. Wo er seinen Fuß hinsezte, da war die Erde sein; und wo er mit dem Finger hin deutete, da wurde schon ein Graben gezogen, oder der Wald gelichtet, oder ein neuer Weg angelegt. Die von der wahren Beschaffenheit des Guts als unterrichtete Personen weggiengen, waren nicht eigentlich Er, sondern der Pfarrer und der Oberschultheiß, die die Sache gar nicht weiter interessirte. Das, was ihm fest im Kopfe blieb, war ein dunkler Begrif von den Abgaben des Gutes, die ihm höchst mäßig schieuen: und er rechnete ohngefähr, daß weniger als der halbe Ertrag einer Kuh überflüßig dazu hinreichte. Man brauchte also nur eine Kuh mehr auf das Stroh zu stellen, und so war der Landesherr befriedigt. So viel Ruthen Klee brauchten also nur mehr angesät zu werden, und so war das Catastrum gerade als wenn es gar nicht existirte.

Als er nach Hause kam, war ihm der Kopf so warm daß er sich das Essen verbat und sogleich zu Bette gieng. Die Bedienten im Hause erzählten es dem Herrn, und zwar nach ihrer Art, als ob Strephon ein wenig zu viel getrunken hätte. Dieser war aber sehr nüchtern, und seine Angelegenheit ließ ihn so wenig schlafen, daß er, als er kaum ein halbe Stunde im Bette gelegen, wieder

aufstand, sich Feuer schlug und eine Pfeiffe anbrannte. Mit großen Schritten ward jetzo in der Stube überlegt, wie dieser Entschluß dem Patron beyzubringen wäre. Dieser schlief auch sehr schlecht; denn da er den Abend allein gegessen hatte, so hatte er in Gedanken so viel zu sich genommen, daß eine Indigestion erfolgte. Die Bedienten waren also die ganze Nacht munter, und es gieng alles im Hause Trepp auf und nieder.

Nach langem Ueberlegen fand Strephon, die einzige schikliche Art der Bekanntmachung sey die schriftliche. Er sezte sich also hin, und schrieb folgenden Brief an seinen Patron.

„Ew. ꝛc. verzeihen, wenn ich Ihnen eine der wichtigsten Entschließungen meines Lebens bekannt mache, und sowohl um Dero Rath als Einwilligung bitte.

Wenn der Mensch dazu gebohren wäre, ewig müßig zu gehen, und dagegen von einem andern quartaliter richtig bezahlt und frey gefüttert zu werden: so wäre meine Lage die glüklichste unter der Sonne. Allein ich bin in dem Falle so vieler braven Hofleute manches Fürsten, von denen man nichts fordert als ihre Gegenwart, denen man alles reichen läßet was sie bedürfen, denen man für ihre Person so viele Taschengelder giebt als ein andrer Mann in der Stadt zum Unterhalt seiner ganzen Familie braucht, und die doch — höchst elend sind. Der Fürst, dem sie so vieles kosten,

ahndet nichts davon, und so lange sie den Fehler noch nicht begangen haben, ihm zu zeigen daß sie von ihm unabhängig seyn könnten, so spricht er zwar täglich von ihren Untugenden, aber er behält sie doch ewig bey. Indessen bey aller unüberschwenglichen Gnade, womit er sie überhäuft, hat er ihnen doch ein Gut geraubt, oder sie haben es ihm aus Uebereilung übergeben, weil sie seinen Werth nicht kannten; und dieses ist nichts geringers als die menschliche Freyheit. Ihm ist durch dieses Opfer an seiner Existenz nichts zugegangen, weil er so unendlich frey ist daß er keinen Maaßstab dazu hat: und von ihnen ist wieder bey ihm keine Vermuthung vorhanden, daß seine Diener auf so etwas Anspruch machen könnten.

Ew. ꝛc. erlauben, daß ich von diesem Falle, der vollkommen der Meinige ist, in tiefster Bescheidenheit die nothdürftige Anwendung machen darf.

Ich kann mit Zuversicht hoffen, daß Ew. meine Person beybehalten würden, so lange meine Aufführung keine gerechte Ursache an die Hand gäbe. Allein es ist doch der Fall möglich, daß Ew. meiner ohne irgend eine angebliche Ursache nicht weiter zu bedürfen glaubten, und ich wäre immer ein fortgeschikter Diener, und zwar um desto mehr in den Augen der Welt fortgeschikt, weil sichs Niemand erklären könnte, warum. Gegen diesen Zufall wünschte ich mich durch keine Zusichrung einer hierauf beyzubehaltenden Pension gedekt zu wissen: weil die Erfahrung lehrt, daß die Dienste desjenigen, den

Cleopatra.

So iſt er verheurathet? Ich kan dich nicht ärger haſſen, als izt, wenn du ſchon noch einmal ja ſagſt.

Bote.

Er iſt verheurathet, Gnädigſte Frau.

Cleopatra.

Daß dich alle Götter verderben! Bleibſt du immer darauf?

Bote.

Sollt' ich lügen, Madam?

Cleopatra.

O! ich wollte du thäteſt es, müßte gleich mein halbes Aegypten dafür untergehen, und eine Ciſterne für ſchuppichte Schlangen werden. Geh, pake dich; wärſt du ſchön wie Narciſſus, in meinen Augen würdeſt du ein Ungeheuer ſeyn -- Iſt er verheurathet? --

Bote.

Ich bitte Euer Hoheit um Verzeihung.

Cleopatra.

Iſt er verheurathet?

Bote.

Nehmet nicht ungnädig auf, daß ich euch nicht beleidi-

gen

man ohne Entschädigung nicht freywillig fortschicken kann, von der Stunde dieser Zusichrung an, anfangen stinkender zu werden.

Ich habe überdieß den sonderbaren Fehler, die Dinge dieser Welt Anders anzusehen als andre Menschen, und daher kommt es mir vor, daß die Dienste, die ich Ew. ꝛc. leiste, mit der Belohnung in gar keinem Verhältnisse stehen. Und zwar in dem umgekehrten Verstand, daß wenn andere glauben sie seyn zu schlecht bezahlt, ich vielmehr glaube zu gut bezahlt zu seyn. Es steht nicht in meiner Macht dieser Disproportion abzuhelffen, und so lange mich Ew. ꝛc. zu keiner wichtigern Beschäftigung anstellen, muß ich mich mit Besorgung des Kellers und Speichers begnügen, ob ich gleich die Ehre habe, Secretarius zu heissen. Ich verlasse Ew. ꝛc. Dienste nicht, um in irgend andre zu treten. Die Aussichten, die ich auf der Canzley des Fürsten zu erwarten habe, können nach meinen Jahren nicht reizend seyn. Da alle diese Leute nur natürlichen Todes sterben, so ist das Avancement bekanntlich sehr langsam, und der Sold so beschaffen, daß man ohngefähr $\frac{3}{4}$ von demjenigen erhält, was unsre Vorfahren vor funfzig Jahren nöthig hatten. Nicht, daß man für, das was man thut, nicht hinlänglich und selbst überflüßig bezahlt wäre: sondern daß man bey weiten nicht so viel hat als man höchst nöthig braucht, und daß man auf der Gottes Welt keinen Flecken sieht, wo man das Mangelnde hernehmen wollte.

Ich habe mich daher entschlossen, ganz der Dependenz eines Dritten zu entsagen, und die wenige Bedürfnisse, worauf ich meinen künftigen Unterhalt einschränken werde, schlechterdings nur der Erde abzufordern. Bey der einfachsten und nüzlichsten Beschäftigung soll mein Geist, hoffe ich, hinlänglich unterhalten werden, ohne deswegen peinlich angespannt zu seyn. Ich stehe künftig unmittelbar unter der Vorsehung; und ob ich gleich manchen Tirannen von kalten oder hizigen Winden zu fürchten haben werde; so weiß ich doch, wenn er mir Schaden thut, daß kein böser Wille dabey ist. Unter allen Potentaten ist es immer, für einen unbewafneten Mann wie ich, am unschädlichsten, sich mit dem Mächtigsten einzulassen: und also will ich es auch lieber mit den Elementen zu thun haben, als mit den Königen. Jene gehen, wenn sie incommodieren, wenigstens gerade zu; und wenn sie uns auch das Unsrige genommen haben, so machen sie doch keine ausdrükliche Verordnungen, worinn festgesezt wird, wie es immer so sollte und müßte fortgehalten werden.

Mein geringes Strohdach wird mich vor dem Neid und der Verläumdung schüzen, und Ew. ꝛc. denken zu gerecht als mir dieses Glück durch Dero Einwilligung länger vorzuenthalten.

Ich bin u. s. w. . . .

Dieser Brief that bey dem Patron eine ausserordentliche Wirkung. Strephon erschien von dem Augenblik an, da er nicht mehr dependiren wolls

te, als infam, und er hätte können eher gestohlen haben, weil dieser Casus nicht so selten ist als so ganz unsinniges Zeug vorzutragen. Der Herr deklarirte sogleich vor allen seinen Bedienten, dieser Mensch sollte sein Angesicht nicht mehr sehen! — eine der härtesten Strafe, die würklich bey allen Souverains, so gut als die Folter, abgeschaft werden sollte. Indessen ließ er Strephon gnädig grüssen, und ihm sagen, daß er eine sehr üble Nacht zugebracht hätte, deren Folgen ihn hinderten, ihn, so angenehm es ihm wäre, für heute zu sehen. Er mußte also für dießmal auf seinem Zimmer speisen. Zu gleicher Zeit wurde der Amtmann und der Oberförster zum Essen gebeten, um wenigstens aus diesen Leuten irgend eine Nachricht zu ziehen, die das künftige Etablissement Strephons näher aufklärte. Denn in dem Briefe war alles höchst unbestimmt angegeben.

Der Edelmann erwähnte nichts von dem Vorgang bis zum Desert, wo er eine trefliche Bouteille Capwein zum Besten gab. Auf einmal brachte er den beyden Herren mit herzlichem Lachen die Gesundheit zu: Es lebe die teutsche Freyheit! Es lebe der Ackerbau! Obgleich die Gäste den ironischen Sinn dieser Gesundheit nicht sogleich einsahen, so tranken sie doch rein aus, hielten die Gläser fest, und warteten auf die Erklärung. Der Casus ward nunmehr weitläuftig vorgetragen, und, wie man sich vorstellen kann, auf Seiten der Zuhörer höchst lächerlich gefunden. Der Amt-

mann entdekte endlich den Schlüssel zu diesem Briefe in einer Erzählung des Oberschultheißen, der aus der Schule geschwazt, und etwas von der Besichtigung des Guts verrathen hatte. So gehts, fieng der Amtmann an, so gehts mit den schönen Herren, die nichts gelernt haben, und denen nichts gut genug ist! Sie können dafür Schweinhirten werden! Wie sich der Mensch übers Sportuliren aufhalten konnte, wenn er zuweilen in mein Manual gukte! Wie ich mir jede Feder voll Tinte könnte bezahlen lassen, wie ich keinen Schritt umsonst thun wollte! Ich fürchte, er wird viele Schritte thun müssen, die ihm nicht bezahlt werden. — Der Oberförster der etwas besser mit Strephon stund, fand doch unbegreiflich, wie er den guten Tisch habe verlassen können; er sey doch Secretarius gewesen; jedermann habe ihn dafür respektirt; jetzo seye er nichts, und stehe künftig unterm Schultheißen, der ihn schlechtweg als Gottlieb Leberecht Strephon würde citiren lassen; er werde mit Ehren keinen bordirten Hut mehr tragen können, und dergl.

Ich fürchte, fieng der Amtmann an, er wird künftig auch ein Manual führen müssen, wo die Butter- und Käseheller drinne stehen. Er macht die Rechnung vor dem Wirth. Da hat er die Schriften der Pfälzischen Akademie zu Lautern von dem Ertrag drey ganzer Morgen Landes gelesen, und schwört nun Stein und Bein drauf. Er wirds aber gewahr werden! In den Büchern isis gut pflügen und säen. Da regnets und schneyts

nicht hinein. — Es lebe die schöne Natur! brachte der Edelmann, als eine neue Gesundheit, in Capwein aus. Die Gäste stuzten, und erwiederten, als Chorus: Es lebe der klare Born!

Es fehlte zur Freude der interessirten Personen nichts weiter, als daß Strephon unsichtbar in ihrem Mittel gewesen wäre, und gehört hätte was für Anmerkungen fielen. Man hätte gern erlaubt, wenn er an der Thür gelauert, oder wenn ihm die Bedienten alles Wort für Wort zugetragen hätten. Diese stiessen sich einander in die Ellenbogen, und, mit der Aufmunterung eines gnädigen Bliks, that einer zulezt den Ausfall: Herr Strephon würde wohl künftig das seidne Strümpfe tragen einstellen müssen. — Die Gesellschaft war so lustig geworden, daß sie auch den Nachmittag beysammen blieben, und beschlossen ward im Garten eine Pfeife Tabak zu rauchen. Der Edelmann kam immer wieder auf den Ersten Discours, und wollte hauptsächlich wissen, wer eigentlich dem Strephon die tollen Gedanken in Kopf gesezt habe? Der Amtmann meinte, es käme von dem verdammten Bücherlesen. Der Oberförster behauptete auf seine Seele, es sey niemand schuld daran als der Pfarrer. Der junge Mensch, fieng er an, will alles verstehen. Weil er Raupen ziehen und Vögel ausstopfen kann, so meint er, er seye ein Forstmann. Er sollte bey seiner Bibel bleiben, und den Bauren den Text lesen. Sie sagen, er verstünde die Nadelhölzer einzulegen. Das mag der T..f.l glauben! Wenn ers würklich kann,

warum macht er ein Geheimnis daraus? Neulich war er so naseweis, und wies mir einen Tannenbaum in seinem Garten, und fragte mich, was das für ein Baum wäre? Als wenn ich nicht wüßte, was ein Tannenbaum ist! Was gehts mich aber an wie sie's in England nennen? Er sagte mir darauf mit großer Zufriedenheit, es seye die Hemloks-Tanne. Meinthalben mags die Heinrichs-Tanne seyn! Es ist ein Baum wie ein andrer, und durch die Namen, wenn wir sie zu Tausenden lernen, kriegt mein Herr keine Staude mehr ins Land.

Strephon saß indessen in seinem Stule, und zog ein richtiges Inventarium von allem, was er an bereiten und unbereiten Vermögen besaß, um zu überschlagen, wie weit er im Stande seyn möchte das vorgeschlagne Gütchen sogleich baar zu bezahlen. Sodann machte er die Berechnung was er an Pferden, Geschirr, Rindvieh, bäurischem Hausrath, Winterfutter und Stroh, für ein Duzend Kühe nöthig haben dürfte: und was ihm zu Ausbauung und Erweiterung seiner Hofreithe, zu Wiesenbesserungen, und auch zu Geschenken und Kleidern für seine künftige Gehülfin übrig bleiben dürfte. Er sah voraus, daß er im ledigen Stande seiner Wirthschaft nicht vorstehen könnte; und wenn auch dieses möglich wäre, doch ein einsames Leben dieser Art, ohne Plan und ohne Aussicht in die Zukunft, für ihn eine schwere Last werden dürfte. Die Person die ihm dazu tüchtig schien, war nicht weit zu suchen; denn er fand sie in der

älteſten Tochter des Oberförſters des Orts, der ſchon bey uns als ein Antipode dieſer neuen Lebensart aufgetreten iſt. Er war ein ziemlich guter Freund Strephons geweſen, und hatte es gerne geſehen, wenn dieſer, während daß er im Walde war, ſeiner Frau und ſeinen Töchtern die Zeit hatte vertreiben helfen: Es war aber auf beyden Seiten nie an eine Neigung, viel weniger eine ernſthafte Verbindung gedacht worden. Jetzo fiel ihm dieſes Mädchen, das gut zur Wirthſchaft erzogen war, vor andern als eine Perſon ein, die ſich zur Frau für ihn ſchikte. Er gieng kurz und gut ſelbſt hin, zu freyen, und that bey der Mutter und Tochter ſeinen Vortrag. Allein wie erſtaunte er nicht, als man ihn kalt empfieng, und ihm beſonders zu verſtehen gab, daß man nicht einſehe, wie er ſeine künftige Frau ſtandesmäßig zu ernähren vermögen würde. Als er hierauf verſicherte, daß er im Stande ſeye das vacante Gütchen baar zu bezahlen, und ihm zu ſeinen übrigen Einrichtungen noch ein ſchöner baarer Pfennig übrig bleibe; ſo fragte man ihn, ob er denn ganz ohne Dienſt leben wolle? Er bekannte frey, dies ſey der eigentliche Plan ſeines Lebens und der Stolz ſeines Herzens, von Niemand als ſich ſelbſt abzuhängen. Darinn ſehe ich eben keine große Glükſeligkeit, fieng die Mutter an. Alſo meynen Sie, meine Tochter ſoll künftig noch weniger ſeyn als des Oberſchultheißen Frau, deren Vater ein Oelmüller iſt, und vielleicht gar des Schulmeiſters Frau beym Abendmal nachgehen? Das wäre doch ſchlimm,

wenn man seine Kinder dazu groß gezogen hätte! Ich habe nichts gegen ihre Person, Herr Strephon, aber lassen sie sich doch um Himmelswillen einen Charakter geben als Fähndrich oder Lieutenant beym Ausschuß. Sie werden sonst warlich als ein gemeiner Mann zur Cent commandirt, und ich sehe sie schon mit den andern Bauren in Reihen und Gliedern vor das Amthaus auf die Wache ziehen.

Die Tochter gieng zur Thüre hinaus, und kam mit verweinten Augen wieder herein. Sie hatte im Herzen Strephon lieb, ohne daß dieser das geringste davon gemerket hatte. Sie hätte sich ihm auch schon längst in die Arme geworfen, wenn er ein schönes Aemtchen in der Stadt gehabt hätte. Aber hier ewig im Gebirge zu sitzen, wo ihr schon die Zeit so lange geworden war, wo man kaum alle zwey Monate einen Galanterie-Händler anklopfen hörte, und wo die Chaisen mit den gepuzten schönen Leuten aus der Stadt nur von weiten schnell durchfuhren, das war ihr unerträglich.

Die Fortsetzung nächstens.

IV.

Ueber die lezte Gemälde Ausstellung in * *.

Ich bin Ihnen, mein Herr, und Freund, die Nachricht von der lezten Gemälde-Ausstellung zu ** noch schuldig. Es war, die lezten vierzehn Tage über, ein angenehmes Schauspiel, zu den bestimmsten Stunden alle Stände dieser zahlreichen Stadt nach und nach, und unter einander erscheinen zu sehen. Bey dieser angenehmen Mischung bemerkte man, mitunter, die verschiedne Art zu leben, und sich zu kleiden; und ich muß gestehen, mein Begriff von der grosen Einförmigkeit unsrer Sitten hat sich um vieles dadurch berichtigt. Man hielt so gar gewisse Stunden; und, gewisse Stände begegneten einander beynahe gar nicht. Alle Leute von Ansehen widmen zu dergleichen Zerstreuungen gemeiniglich die Vormittagsstunden, und zwar ehe sie an ihre Toilette gehen; und die meisten Personen bürgerlichen Standes wählen daher den Nachmittag dazu. Da nun der Mittag beym Adel beynahe noch nicht eingetreten ist, wenn diese lange abgespeist haben, so sitzen jene kaum bey Tische, wenn diese längst zum Ausgehen geschikt sind. Es traf sich aber doch zuweilen, gegen Abend, daß die brillanten Herren von Hofe, wenn sie von der Aufwartung entlassen waren, doch noch an

der Gallerie nachsehen konnten, was sich für hübsche Bürgermädchen indessen eingefunden hatten.

Mir gefiel insbesondre die Wohlhabigkeit des Mittelstandes, und die Sobrietät sich zu kleiden, ohngeachtet der großen Ebbe und Fluth unsrer Moden. Ich bemerkte noch unter den reichen Kaufleuten dicke Peruquen, rothe Nasen und rothe Ohren, lange Westen, schwarze Strümpfe bey farbichten Beinkleidern, und was dergleichen gute Kennzeichen mehr sind, welche wahrnehmen lassen, daß man noch nicht ganz mit dem Strome schwimmt. Unsre Officiers, Pagen und Kammer-Junker waren auch nicht so ganz bunt. Sie sahen zwar mehr nach den Bürgermädchen, als nach den Skizzen die an der Wand hiengen, und, zischelten sich einander französisch ins Ohr, wie diese so gar freundlich wäre, jene so übel marschirte, und die andre ihre Hände so gar weit vorwärts trüge. Indessen thaten sie doch alle, als wenn sie in der Jugend zeichnen gelernt hätten, unterhielten sich mit dem Hrn. Gallerie-Inspector über dies und jenes Gemälde, fragten bescheiden nach dem Meister, und lokten dadurch einem alten Professor, der lang in Italien gewesen war und gern erklärte, manche lange Tirade von Künstwörtern ab. Sie blieben zwar alle um den Professor stehen: der eine sah aber auf seine Schuhschnallen, ein Andrer an den Plafond, und der Dritte gukte ins Camin, wie das Feuer so schön brennte.

Ich konnte anfangs nicht begreiffen, warum die geistlichen Gegenstände alle so kalt aufgenom-

gen will, und straffet mich nicht wegen etwas, wozu ihr mich nöthiget; er ist mit Octavia verheurathet.

Cleopatra.

Packe dich hinweg, die Waaren die du aus Rom mitgebracht hast, sind alle zu theuer für mich; mögen sie auf deinen Kopf fallen und dich zu Grunde richten!

(Der Bote geht ab.)

Charmion.

Geduld, Gnädigste Frau.

Cleopatra.

Ich erhob den Antonius auf Cäsars Unkosten.

Charmion.

Sehr oft, Madam.

Cleopatra.

Nun bin ich dafür bezahlt; führt mich weg, mir ist übel; o Iras, Charmion -- es hat nichts zu bedeuten -- Geh zu dem Kerl, Alexas, laß dir von ihm erzählen wie Octavia aussieht, ihr Alter, ihre Gemüthsart, frag' alles aus, bis auf die Farbe von ihrem Haar. Bringe mir die Nachricht unverzüglich -- Auf ewig will ich ihn aus meinem Gedächtniß verbannen -- Doch nein, ich will nicht, Charmion; sieht er gleich auf einer Seite so häßlich aus wie die Gorgone, so ist er doch auf der andern Seite Mars. Sagt dem Alexas, er soll mir Nachricht bringen, wie groß

sie

men wurden: und ich war so guthmüthig zu glauben, die Schuld liege daran, daß die meisten Einwohner der Stadt Protestanten wären. Ich sahe aber bald recht gute Katholiken eben so gleichgültig vorüber gehen. Der französische Gesandte mit seinem Neveu, einem jungen Herrn von sechzehn Jahren, fand eine gute Copie nach einer Raffaelischen Madonna höchst ridicül, und ihre Stellung äußerst agnés. Und da der Neveu bemerkte, daß er die Fille aux oeufs cassés von Mr. Greuze weit artiger fände, so war die Antwort: Vous avés raison, mon ami, cela parle au moins aux sens.

Die Studenten von L. blieben alle vor zwey Porträten von Mendelsohn und Rammlern stehen, die nach Graf copirt waren.

Der alte Oberstallmeister von G. fand eine Reitschule von einem jungen Menschen, der nie etwas zu Stande bringen wird, vortrefflich, weil das Pferd gehörig mit der Croupe an der Wand gieng, und die Hand des Reiters mit der Wade in dem wahren Verhältniß stand. Hingegen war einer der schönsten Wouvermanns in der Gallerie von dem jungen Müller da, wo die Copie beynahe die Gegenwart des Originals vertragen konnte. Das flaue der Landschaft, die große Harmonie des Colorits, die sanften Uebergänge, alles ward übersehen; und man blieb dabey, daß die Pferde für Jagdpferde unbeholfne schwere Geschöpfe wären.

Eine Scene wünschte ich Ihnen wieder zu geben, wie ich sie erlebt habe: Allein ich zweifle ob es mir glücken wird. Den lezten Tag der Ausstellung kam die alte Gräfin v. R. an, und hatte einen Abbé, einen Castraten, und zwey junge Fähndrichs in ihrem Gefolge, die eben aus den Cadets entlassen waren. Sie war so munter gekleidet, als ob sie Annette mit Lubin vorstellen sollte, und von hinten war sie für jedermann eine angenehme Illusion. Der Abbé führte sie sogleich vor eine Danae die allgemein bewundert wurde, und sezte ihr den Stuhl. Sie nahm Plaz, und die Conversation über das Stück begann. Da die Danae ganz nakt war, so gab der Abbé zu bemerken, daß wenigstens nicht gegen das Costume gefehlt wäre. Die Gräfin that anfangs, als ob sie den indecenten Anblik nicht ertragen könnte; sie nahm aber eine tüchtige Prise Tabak, und ihre Augen fanden sich nunmehr gestärkt. Der Castrate, ein dicker hübscher Mann, behauptete: daß er nie bemerkt hätte, daß eine Dame den goldnen Regen in einer so kalten Stellung erwartet hätte; und der rechte Fuß stehe, als ob sie sich die Nägel wollte schneiden lassen. Der Abbé fand sie überhaupt zu weiß, und sagte den Fähndrichs ins Ohr, daß sie hier ihre Imagination verdürben; Er wisse wohl, was man dem Ideal eines Künstlers zugeben müsse, mais qu'il n'étoit pas permis d'etre si blanche même en peinture.

Die Gesellschaft ward durch den alten dicken Podagrischen Leibmedicus vermehrt, der wie ein

Luchs überall herumſchlich, um, wo er ein Flekchen nakies Fleiſch erbliken konnte, ſeine Augen zu weiden. Er ſtand mit der ganzen Gruppe in der genauſten Bekanntſchaft, und ſie ſahen ihn in zeitlichen Dingen als ihren Mentor an. Man appellirte an ihn, als an den excluſiven Richter über die Lehre von den Muskeln. Er nahm ſein Glas, und deklarirte heilig, daß hier die gröſte Ignoranz herrſche, und daß nicht die Hälfte der Muskeln angegeben wären, wie ſie ſich in der Natur zeigten. Der Gallerie-Inſpector ward aufmerkſam, trat herbey, und machte einige Einwürfe. Er ſprach von der Schönheit und Gröſſe der Formen, wie dies oder jenes unter dieſem Augenpunkte nicht erſcheinen könne, von der nöthigen Verkürzung, u. ſ. w. Der Leibmedicus legte aber ſeinen Stock an, und wieſ ihm alle Muskeln des Unterleibes auf lateiniſch. Die Scene endigte ſich auf Koſten beyder; die Gräfin ſtand auf, gab dem jüngſten Fähndrich den Arm, und der Abbé und der Caſtrate waren eins, que pour jouir, il ne falloit ni de la Myologie ni de l'Optique.

Die Geſellſchaft verlohr ſich dieſen Tag zeitiger als gewöhnlich, weil die lebensgroſen aus lauter kleinen Muſcheln verfertigten Puppen ſollten eingepakt werden, die der Bambergiſche Künſtler auf die Meſſe gebracht hatte, und deren Ankunft nicht zeitig genug war bekannt worden. Es ſtürzte alſo alles aus der Gallerie, um dieſen lezten Augenblik noch zu nuzen, beſonders weil der König von Preuſſen zu Pferde darunter war.

Ich fand in einem Nebenzimmer meinen Vetter, den jungen Schle..l, noch zurücke, der mit dem Obriſtlieutenant unter der Garde, dem jungen Grafen von W. in einem eifrigen Geſpräche begriffen war. Dieſer junge Mann verſpricht einen der eminenteſten Künſtler ſeines Vaterlands. Der Hof hat ihn einige Jahre in Italien unterhalten; allein da ſeine Zeit vorbey iſt, ſo mußte er ſo gut wie ein andrer Convictoriſt, nach Hauſe kommen. Die Zeit iſt nur auf zwey Jahre beſtimmt; und wenn dieſe um ſind, ſo tritt ein andrer ein, gerade ſo wie die Schildwachen an den Thoren wechſeln. Es iſt alsdann nicht die Frage ob derjenige, der abgerufen wird, nicht verdient hätte zehn Jahre auf Koſten des Hofes zu ſtudiren, und derjenige, der ihm folgt, nicht beſſer gethan hätte, ein Rath, oder ein Holzhacker zu werden. Genug die Zeit iſt da, und die Verordnung lautet ſo.

Alle junge Leute ſeines Alters beneiden ihn, ob er gleich das elendeſte Leben führt. Jedermann will von ihm portraitirt ſeyn, und das Geld fliegt ihm von allen Seiten zu. Er verlangt aber kein Geld, ſondern nur Muße zum ſtudieren. Dies iſt freylich für viele ein unbegreifliches Ding. Er wäre mit einer Capuzinerkleidung und auch mit Capuzinerkoſt zufrieden, wenn er nur in Italien, mitten unter den größten Werken der Kunſt, leben könnte.

Dieſe Stimmung giebt ihm einen Mißmuth, der ſich über ſein ganzes äuſſerliches verbreitet,

und seine Urtheile werden daher caustisch, scharf, und oft einseitig.

Ich trat eben herzu, als mein Vetter an dem Ende einer langen Tirade war. Er bewieß dem Grafen, der ein guter, kalter, aufgeklärter, mathematischer Kopf ist, daß man die Schönheit nur in Italien und Griechenland — kurz, unter einem viel mildern Himmel als dießeits der Alpen suchen müsse. Dem Grafen stand diese Behauptung nicht im mindesten an, und Er war der Meynung, die Natur sey überall dieselbe in ihren Kräften. Das gebe ich Ihnen zu, versezte ihm mein Vetter heftig, daß es möglich ist, daß eine Niobe auf der Insel Rügen erzeugt werde. Aber die Frage ist, ob man sie so leicht da, wie auf der Insel Sicilien, finden wird, wo sie mir vielleicht alle Abende bey einer Quelle am Fuß des Aetna begegnen kann? — Ein Sezling von der Traube von Schiras, wird bey Naumburg und Meissen, Wurzeln, Blätter und Knospen gewinnen, aber nichts als — Meißner und Naumburger Wein geben. Gerade so ists mit dem Menschen.

Die Erfahrung bestreitete ihren Saz, versezte der Graf: der Weinstock gehört nicht unter jeden Himmelsstrich, aber der Mensch unter alle, weil er unter allen fortkommt.

Gerade das lezte läugne ich, fiel ihm Schle..l ein. So wenig als der Wein ist, was die Naumburger Wein nennen, so wenig sind das

Menſchen, was man an ſo vielen Orten Menſchen zu nennen beliebt. Sie treiben Wurzeln, Blätter und Knoſpen, aber ſie werden nicht reif zum Genuſſe und zur Freude des Lebens. Wer wird ihrer begehren? Wer wird ſich mit ihnen berauſchen?

Dieſe Geſtalten waren es, die Winkelmannen wie Furien nach Italien zurükpeitſchen, und ſeine Angſt ſie zu ſehen, läßt ſich nur von demjenigen begreiffen, der an das Beſſere gewöhnt iſt. — Kurz, Ihnen ein höchſt begreifliches Beyſpiel zu geben, gehen Sie nur alle unſere Madonnen hier auf der Gallerie durch, wie ſie ſie in den verſchiednen Schulen finden. Die von Albrecht Dürer und ſeinen Zeiten ſind wie gute Mezger- und Beckerweiber, wie ſie Sonntags zur Kirche gehen; die von den Franzoſen, wie ihre Weiber wenn ſie an der Toilette ſitzen, oder wie ſchlaue Bauernmädchen, die die Niaiſe in ihren Operetten vorſtellen ſollen. — Nur die Italiäner ſtellen Geſtalten voll Unſchuld, voll Seele, und tiefen Gefühls dar.

Ich muß Ihnen geſtehen, fiel der Graf ein, ſie citiren hier Beyſpiele, die ich ſo geradezu nicht paßiren laſſen kann. Ich verſtehe nichts von der Kunſt, aber ich rede nach meinem Gefühl. Und von Menſchen-Geſtalten zu urtheilen, dünkt mich, darf man nur ein Menſch ſeyn. Alle ihre Italiäniſchen Gemälde widerſtehen mir. Es iſt ſo was ſchwarzes, unklares, guindirtes, ge-

machtes darinn. Ich muß Ihnen ſagen, ein Madonna von Grundmann iſt mir lieber, als die von Leonardo da Vinci, die wir hier vor uns haben.

Ich freue mich, verſezte ihm mein Vetter, über ihre Aufrichtigkeit. Dieſer Ihr frey eingeſtandner Stumpfſinn, Hr. Graf, (erlauben Sie, daß ich's ſo nennen darf) iſt mir lieber, als wenn ſie mir in einem Schwall übel zuſammengereihter Kunſtwörter ein lügenhaftes Gefühl hätten weiß machen wollen. Gott erhalte ſie in Ihrer Ehrlichkeit, aber nicht in Ihrem Glauben über das Schöne, der würklich noch einige Aufklärung, und zwar zu Ihrem eignen Beſten, bedarf.

Da Sie ſo gutmüthig an meiner Aufklärung arbeiten wollen, ſo muß ich Ihnen allerdings, verſezte der Graf, eben ſo viel Intoleranz zu Gute halten, wie andern Bekehrern. Und damit ich Ihrem Eifer Ehre mache, ſo muß ich Ihnen bekennen, daß ich äußerſt verderbt bin. Sollten die Augen des Künſtlers die Einzigen ſeyn, die nur ſehen könnten, was der Schöpfer zur Liebe und Anerkennung für Alle ausgeſezt hat? Ich gebe Ihnen zu, daß Sie an einem Kunſtwerke mehr genieſſen als unſer Einer. Sie gehen dem Meiſter in allen ſeinen Wegen nach. Sie genieſſen das, was man Plaiſir reflechi nennt. Sie ſehens entſtehen, kommen; ſie ſetzen ſich an des Meiſters Stelle, vergleichen, wie Sies gemacht hätten, wie es Andre gemacht haben würden, und

wie es ſchon längſt gemacht oder nie gemacht worden. Aber das Vergnügen des Eindruks, des Anbliks haben Sie nicht mehr als wir; oft gar minder, als wir; weil ſich in Ihre Urtheile ſo viel Conventionelles miſcht, wovon wir glüklicherweiſe nichts wiſſen. Wir als freye Natur-Menſchen genieſſen, ohne alle Vergleichung, ohne allem Verdruß, und ſind zufrieden mit dem was wir vor uns haben.

Verzeihen Sie, Herr Graf, fiel ihm Schle..l ein, daß ich Sie hier unterbreche. Ihre Zufriedenheit mit dem Objekte der Kunſt das Sie vor ſich haben, beweißt nicht mehr die Güte des Werks ſelbſt, als die Zufriedenheit des Naumburger Bürgers die Güte ſeines Weins beweißt. Und wollten Sie Den für nichts anders als intolerant halten, der am Cap, oder in Sicilien, beſſern Wein gekoſtet hätte?

Sollten wir, die wir unſer ganzes Leben auf die Erforſchung des Schönen in allen ſeinen Theilen verwendet haben, mit allem unſern guten Willen, bey gleichen Talenten, nicht auch ſchärfere Sinnen erhalten? Man glaubt immer unſer Ideal ſey ein Hirngeſpenſt, weil wir deſſen Anerkennung andern nicht ſogleich mittheilen können; und es iſt ein Reſultat von ſo vielen Jahrenlangen Erfahrungen und Beobachtungen — die andre nicht gemacht haben, — die man uns aber nicht abläugnen kann, daß Wir ſie gemacht haben. Die hohe Schöne iſt leider in Abſtraktum, das

der Schöpfer nicht über den ganzen Erdboden mit gleich freygebiger Hand ausgestreut hat, aber sie wäre auch das Göttliche nicht, das wir in ihr verehren, wenn sie, wie Wasser zu jedem Gebrauch bereit stünde, und so verschwendet werden könnte.

Ich muß glauben, versezte der Graf, daß die Künstler eine Art von Inspirierten sind, deren Sprache niemand begreift der nicht in ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich mich vor einigen Jahren in dem Antikensaal in Mannheim befand, wo mich der Mahler Müller herumführte. Ich sah wohl einen Unterschied unter dem Herkules Farnese, und unter dem Apollo. Allein, da er mir das Charakteristische von dem Körper des Antinous und des Apollo erklärte, sah ich nichts mehr als die Verschiedenheit ihrer Stellungen. Eben so ward mirs, als ich das Schöne in dem Borgheſischen Fechter von dem im Sterbenden unterscheiden sollte. Ich half mir am Ende damit, daß ich das auf seiner Seite für Phöbus hielt, was es nur mir war, weil ichs nicht verstund.

Dies ist so oft unser Fall, fiel Schlegel ein, wenn wir mit den Layen von der Kunst reden. Der Botaniker paßirt doch für keinen Inspirirten, wenn Er Geschlechter und Arten, und Zueignungstheile sieht, wo andre nur Gras und Unkraut erblicken; und Uns will man nicht erlauben, daß

wir durch lebenlanges Studium etwas erworben hätten, was andre nicht besitzen. —

Schle..l war eben im Begrif eine lange Declamation zu beginnen, als ich näher trat, und ihn erinnerte, es sey Zeit, daß die Thüren geschlossen würden. Der Aufwärter, der nichts davon hatte und im Saal fror, hatte mich schon verschiednemal angegangen, daß ich der Unterredung ein Ende machen sollte. Der Hofmarschall (zischelte er) ist ein accurater Mann, und wenn sie sich bey Hofe zum Spiel setzen, und Er hier vorbey nach Hause fährt und sieht, daß die Laden offen stehen, so habe ichs nachher auszubaden. Er weiß aus dem Thorzettel, daß jetzo kein Fremder in der Stadt ist, der die Gallerie sehen will.

Die beyden Unterredner ließen sichs gefallen, aus dem Saal zu treten: allein auf der Treppe setzten sie ihre Materie fort, und merkten im mindesten nicht, daß überall die Lichter brannten, und es hohe Zeit zum Gehen war.

(Das Gespräch auf der Treppe künftig.)

ſe iſt; bedaure mich, Charmion, aber rede kein Wort. Führt mich in mein Zimmer.

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

[Verwandelt ſich in die Küſte von Italien, ohnweit Miſenum.]

Pompejus und Menas treten mit Trompeten und Trommeln von einer Seite; und Cäſar, Lepidus, Antonius, Enobarbus, Mecänas, Agrippa, und Soldaten, von der andern Seite auf.

Pompejus.

Ich habe eure Geiſſeln und ihr die meinige; und wir wollen uns unterreden eh wir fechten.

Cäſar.

In dieſer Abſicht haben wir dir unſre ſchriftliche Vorſchläge vorausgeſchikt. Haſt du ſie erwogen, ſo laß uns nun wiſſen, ob ſie dich bewegen können, dein mißvergnügtes Schwerdt einzuſteken, und dieſe ſchöne Anzahl von blühenden Jünglingen, welche ſonſt hier umkommen müßten, nach Sicilien zurük zu führen.

Pompejus.

Höret mich, ihr Drey, die ihr euch zu den einzigen Regenten dieſer groſſen Welt, und zu oberſten Statthaltern

der

V.

Anzeige einiger neuen Werke welche die Verlags-Gesellschaft in Dessau diesen Winter zum Druck befördern wird.

Die Gesellschaft des Verlags für Gelehrte und Künstler wird in diesem Winter nachstehende Werke zum Druck befördern, und in der Ostermesse 1782, fertig liefern. Sie wünscht den Gelehrten, die sich ihr anvertraut haben, nüzlich, und allen Liebhabern der Wissenschaften und Lectüre gefällig zu werden. In dieser doppelten Absicht macht sie dem Publikum die bevorstehende Erscheinung dieser Schriften durch folgende meist von den Autoren selbst aufgesezte Nachrichten zritig bekannt, und bietet jenen Liebhabern durch den Weg der Unterzeichnung die Mittel an, sich dieselben ziemlich wohlfeil zu verschaffen. Diese Unterzeichnung wird aber auch den Nuzen der Autoren und den Debit der Verlagskasse, welche beyde unzertrennlich mit einander verbunden sind, zugleich befördern, indem sie das raubsichtige Vorhaben jedes Nachdruckers in der Geburt erstikt. Und so gewiß unsre Gesellschaft im Besiz eines Mittels ist, welches jene raubsichtigen Absichten vereiteln kann, und so fest sie entschlossen ist, dieses Mittel bey jedem Falle des Nachdruks unverzüglich anzuwenden: so wird sie doch

den Subscribenten, welche sie der traurigen Nothwendigkeit überhebrn, den Schädlichen wieder schädlich zu werden, immer höchst verpflichtet bleiben.

Zu diesem Behuf folgen hier unten die Namen derjenigen Freunde und Gehülfen unsers Instituts, welche die sichere Unterzeichnung eines jeden für uns annehmen, und ihm die bestellten Exemplare, so bald als möglich, franco Teutschland, gegen die Bezahlung des Subscriptionspreises abliefern werden.

1. Mineralogische Beschreibung der Fürstenthümer Weimar und Eisenach, mit VI illuminirten Kupfertafeln von C. W. Voigt, 10½ Bog. gros 8. Subscriptionspreis 16 Gr. Ladenpreis 20 Gr.

Die genaue Untersuchung des einfachen Thüringerwaldgebürgs hat vorzüglich hierzu Gelegenheit gegeben, weil es der daran angesezten Flözgebürge wegen, die meistens durch Bergbau eröffnet sind, auch in ansehnlichen Tiefen zu beobachten, und deshalber unterrichtender ist, als irgend ein anderes Gebürge. Da hierbey zugleich die nächsten Gegenden umher beobachtet wurden; so war es zu wagen

1) Ein Profil von dem Theil unserer Erde zu verfertigen, welches, so tief man hat eindringen können, bis auf den Granit, die Abwechselung der Erd- und Steinschichten von der Röhn, bey Fuld, über

das Thüringerwald-Gebürge, Weimar, Bottendorf, das Mannsfeldiſche bis an die Porphyrberge bey Halle, theils nach der Beobachtung in Natur, theils höchſt wahrſcheinlich darſtellet;

2) Ein dergleichen Profil, von der Mitte des Thüringerwaldgebürges durchs Schwarzburgiſche, bis über die jenſeitigen Saaluſer bey Saalfeld;

3) Drey dergleichen Profils, von den Kupferbergwerken bey Goldlauter, ohnweit Suhl, von den Steinkohlen-Bergwerken bey Cammerberg und Manebach, ohnweit Ilmenau, und von den Bergwerken bey Blankenburg, ohnweit Rudolſtadt. Auch dieſe ſtellen die ganzen Durchſchnitte bis aufs Grundgebürge vor.

Die Verfertigung der Kupferplatten, und die unumgänglich nöthige Illumination der Kupfer wird unter des Verfaſſers Aufſicht geſchehen.

Die angrenzenden Gegenden, welche außer dem Weimar- und Eiſenachiſchen Territorium die Beſchreibung trifft, ſind die um Schmalkalden, Suhl, Glüksbaum, Blankenburg, Steinbach, Großcamsdorf, Frankenhauſen, Kiffhäuſerberg, Bottendorf, u. ſ. w.

Alle vorkommende Mineralien ſind genau nach dem Cronſtädtiſchen und Werneriſchen Syſtem beſchrieben und benamt, und die Beſchreibung ſoll hoffentlich in dieſem Punkte ſo deutlich werden als die Pro-

fils; ſo daß hoffentlich auch denen, die ſich noch nicht mit Mineralogie abgegeben haben, eine richtige Erkenntniß von dem Innern obiger Erdſtriche und den Lagerſtädten der Foſſilien beygebracht werden wird.

---

2. **Der Mönch vom Libanon. Ein Nachtrag zu Nathan der Weiſe.** Τοῖς λοιποῖς ἐν παραβολαῖς. **Subſcriptionspreis 12 Gr. Ladenpreis 15 Gr.**

Kein ſechſter Akt zu Stella, oder ein Knabenartiges Unternehmen, einem Werke von höherer Kunſt durch das Anhängen eines läppiſchen Zierrates etwas von ſeinem Glanze zu rauben. Mehr können wir von dieſer Schrift, welche auch ein dramatiſches Gedicht in 5 Aufzügen iſt, nicht ſagen, da (wie bekannt) der Leſer durch den Auszug eines Drama um einen großen Theil des Vergnügens kömmt, welches ihm das Drama ſelbſt gewähren ſoll, und da wir keinem von den vermuthlich ſehr verſchiedenen Urtheilen, die es nach der jezt ſo mannigfaltigen Denkungsart der Leſer zu gewarten hat, vorgreifen möchten.

Druk und Papier wird dem Leſſingiſchen Gedichte, Nathan der Weiſe, ähnlich werden.

Journal de lecture, gros 8. Der Subscriptionspreis für einen Jahrgang ist 4 Rthlr. wofür den Subscribenten die Exemplare fr. Teutschland monatlich zugesandt werden.

Das Journal de lecture wird jährlich aus zwölf broschirten Heften in gros 8. bestehen; der erste Heft erscheint im Jänner 1782, und die folgenden in den ersten Tagen jedes Monats. Drey Hefte machen Einen Band aus, den ein Kupferstich, interessanten Inhalts, ziert. Der Herausgeber hat sich die strengste Wahl zur Pflicht gemacht, um dieser Sammlung die gemeinnützigste und anziehendste Unterhaltung zu geben. Aufsätze in Prosa, Züge aus der Geschichte Erzählungen aus den Tagebüchern der Reisenden, kleine Schauspiele, kleine Romane, Biographien, Anekdoten, Neuigkeiten des Tages, angenehme Kleinigkeiten, Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte, artige Gedichte, Fragmente, werden die Leser darinn aus grossen Werken, fliegenden Blättern und andern Schriften vereinigt finden. Jedem Hefte wird man auch die Musik von einer oder mehrern Arien, und ein Verzeichniß der drey Pariser Bühnen beyfügen. Man kann sich darauf das ganze Jahr, ausser den sämtlichen Commissionairs der Verlagskasse, noch zu Gotha bey dem Bibliothekar, Herrn Reichard, dem Sammler, unterzeichnen.

4. Altſpaniſche Romanzen, metriſch überſezt und mit Anmerkungen begleitet v. F. J. Bertuch. Zwey Bände in 8. jeder ohngefähr von 1 Alphab. Der Subſcriptionspreis des ganzen Werks iſt 1 Rthl. 8 Gr. der Ladenpreis 1 Rthl. 16 Gr.

Ich erfülle durch dieſe Sammlung höchſt intereſſanter Reſte und ſchöner Fragmente altſpaniſcher Poeſie ein Verſprechen, das ich vor einem Paar Jahren meinem Publiko that, und an welches ich ſeitdem einigemal wieder bin gütigſt erinnert worden. Wie ichs damit gemacht habe, und obs ſo oder ſo nicht beſſer geweſen wäre? habe ich auf dieſem Aushänge-Zeddel zu erklären nicht Platz genug. Am Ende hilft auch ſolch eine Autorbeichte wenig oder nichts: denn iſt's Werk gut, ſo fragt niemand darnach: und tauge's nichts, ſo bleibt der Herr Autor ein armer Sünder nach wie vor. Jezt alſo müſſen mir meine Leſer wohl einmahl aufs Wort glauben, daß, in ſo fern ſie nur ſonſt an dieſer Art Koſt Geſchmack und Behagen finden, ſie an dieſer Sammlung ein ganz intereſſantes und unterhaltendes Stück Lektüre bekommen werden. Alle Romanzen ſind hiſtoriſch, und liefern wahre oder erdichtete Begebenheiten, meiſt aus den Zeiten, da alte Geſchichte der Völker nur noch Sage, oder höchſtens Chronik war. Was den Anſtrich von neuerer Compoſition hatte, oder zu ſehr Bruchſtük war, hab' ich nicht mit aufgenommen. Ich habe ſie in fünf Abſchnitte getheilt; hier ſind ſie nach der Reihe:

I. Romanzen von Gothischen und Castilianischen Geschichten.

II. Romanzen aus der Ritterzeit; vom Kaiser Carloman und den zwölf Pairs von Frankreich.

III. Romanzen von Morischen Geschichten und Händeln.

IV. Vermischte historische Romanzen.

V. Liebesromanzen.

---

5. Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des *Forte Piano*, von Siegmund, Freyherrn von Seckendorf. Dritte Sammlung.

Subscriptionspreis 10 Gr.

Ladenpreis 12 Gr.

Diese Sammlung wird in Format, Druck, und so auch in Bogenzahl den beyden Sammlungen, die bereits in der Hoffmannischen Handlung zu Weimar gedrukt worden sind, vollkommen ähnlich werden.

Wer die vorigen Sammlungen kennt, wird wissen, daß die Melodien eines Seckendorfs, wenn sie mit Ausdruck vorgetragen werden, das Herz nicht ohne Theilnehmung an das Gedicht und an die Lage des Dichters lassen. Man darf also hoffen, daß auch diese dem Ohre nicht allein gesungen sind.

---

6. Kaliſte, ein Trauerſpiel, von Siegmund, Freyherrn von Seckendorf, 8vo. Subſcriptionspreis 4 Gr. Ladenpreis 5 Gr.

---

7. Tag und Nacht in Madrid. Nach Le Sage. Auf Schreibpapier, ohngefehr 20 Bogen in klein 8. Subſcriptionspreis 14 Gr. Ladenpreis 18 Gr.

Le Sage ſchrieb einen ſehr bekannten Roman, le Diable Boiteux, und benuzte dabey ein ziemlich unbekannt gebliebenes Buch: Dia y Noche de Madrid. Von jenem geb ich hier eine neue Ueberſetzung unter dem Titel des leztern. Dieſer gefiel mir beſſer als der vom Original; ich fand ihn paſſender zum Inhalt und gefälliger; ſelbſt Teufel Amor klingt minder angenehm als Biondetta. Ich habe mir dabey verſchiedene Freyheiten erlaubt, habe hier und da manches abgekürzt, manches ganz weggelaſſen. Am nöthigſten ſchien mir dieſes im zweyten Theil bey einer langen ſchleppenden Erzählung, die faſt die Hälfte davon einnimmt. Eben dadurch iſt aus zween Bänden nur Einer geworden. Auch die Eintheilung in Kapitel mit Ueberſchriften mogte ich nicht beybehalten: weder Witz noch Neugier finden ihre Rechnung dabey. Eben ſo wenig wollte mir der Schluß des Werkchens anſtehn. Kann einmal der Dämon nicht mehr erzählen, nicht mehr ſpotten, wen intereſſirt dann noch

die Liebschaft des Musensohns? Deswegen brach ich bey dem voriezten Kapitel ab.

So viel glaubte ich von meiner Arbeit sagen zu müssen. Möchten sie doch die Freunde von le Sage einer Stelle neben ihrem neuesten teutschen Gil Blas nicht ganz unwürdig finden!

---

2. Eine Metrische Uebersetzung der sämtlichen Briefe des Horaz, von dem Hofrath Wieland in Weimar. (32 bis 34 Bogen) in 8vo. Subscriptionspreis 1 Rthlr. Ladenpreis 1 Rthlr. 6 gr.

Es sind von dieser Arbeit einige Proben (nemlich die vier ersten und der siebente Brief) im Sommermond, Erntemond und Weinmond des Teutschen Mercurs als erste Versuche ausgestellt worden, um zu sehen wie das Publikum eine Uebersetzung der Horazischen Briefe von dieser Hand aufnehmen würde. Der Verfasser hat seinen Zweck in so fern erreicht, daß er nicht zweifeln kann etwas dem Publicum angenehmes unternommen zu haben: er wünscht aber nicht, daß seine Arbeit nach jenen ersten noch sehr unvollendeten Skizzen und nach den flüchtig hingeworfnen Anmerkungen beurtheilt werden möchte. Der Fleiß in der Ausfeilung und Vollendung, den er auf seine eigne Gedichte zu wenden gewohnt ist, glaubt er einem Au-

ton wie Horaz doppelt schuldig zu seyn, und das strengste Leser-Gericht kann schwerlich mehr von ihm fodern, als er von sich selbst fodert. Er hat daher schon die zween lezterflossne Monate dazu verwandt und wird diesen Winter hauptsächlich dazu anwenden, diese Uebersezung sowohl was die Treue, als was die Deutlichkeit und andre nicht gleichgültige Eigenschaften des Styls und der Versification betrift, von der Unvollkommenheit so weit zu entfernen als ihm nur immer möglich ist. Zu völligem Verständnis des Textes ist eine Art von Commentar unentbehrlich; es wird also jedem Brief eine (nach Erfordernis gröſsre oder kleinere) Einleitung vorangeschikt, und die nöthigen Erläuterungen nachgesezt werden. In beydem wird sich jedoch der Verfasser nicht bloß auf das ganz unentbehrliche einschränken, sondern sich freye Hand erlauben, dem Zweck, diese Briefe des Horaz zu einem für junge Studierende lehrreichen, und für das feinere Publikum überhaupt angenehm und nüzlich unterhaltenden Buche zu machen, das möglichste Genüge zu thun. Zu diesem Ende wird insonderheit vom Mäcen, August, und andern hauptsächlichen Personen die in diesen Briefen vorkommen, ingleichen von den Sitten und dem häuslichen Leben der Römer in diesen Zeiten, u. s. w. vornemlich aber von dem Dichter selbst soviel Nachricht gegeben werden, als der besagte Zweck erfodert; und der Verfasser wird auch in Ausarbeitung dieser Theile seines Werkes nicht vergeſs

der Götter aufgeworffen habt -- Ich weiß nicht, warum es meinem Vater an Rächern mangeln ſollte, da er einen Sohn und Freunde hat, ſintemal Julius Cäſar (deſſen Geiſt zu Philippi den tugendhaften Brutus überwältigte,) euch dort für ihn arbeiten ſah. Was war es, das den bleichen Caßius zu jener Conſpiration bewog? Was trieb dich an, du ehren-voller, redlicher Römiſcher Brutus, dich und deine für die ſchöne Freyheit bewaffnete Freunde, das Capitolium mit Blute zu nezen; als weil ihr nicht leiden wolltet, daß ein einzelner Menſch mehr als ein Menſch ſeyn ſollte? Eben diß iſt es was mich bewogen hat, meine Flotten auszurüſten, unter deren Laſt der unwillige Ocean ſchäumt, und womit ich geſinnt war die Undankbarkeit zu züchtigen, deren das niederträchtige Rom gegen meinen edeln Vater ſich ſchuldig gemacht hat.

Cäſar.

Thut was euch beliebt.

Antonius.

Wir wollen zur See mit dir ſprechen, Pompejus, wo du uns nicht fürchten kanſt; zu Lande weißt du ſelbſt, wie weit wir dich überrechnen.

Pompejus.

Zu Lande, ich geſteh' es, haſt du mich um meines Vaters Haus überrechnet; allein da der Kukuk nicht für ſich ſelbſt baut, ſo bleib immer darinn, ſo lange du kanſt.

Lepidus.

ſen, was er dem Horaz, den Leſern, und ſich Selbſt ſchuldig iſt.

Auf ſämtliche obige Artikel unterzeichnet man: In

Altona bey Herrn A. Loeck.

Baſel bey Hrn. Schafner Dienaſt, welcher auch Unterzeichnungen aus allen Helvetiſchen Orten annimmt.

Barnims Cunow bey Hrn. Paſtor Neuendorf, welcher auch für Stargard und die nächſtliegenden Oerter Unterzeichnungen annimmt.

Brandenburg bey Hrn. Landbaumeiſter Referſtein.

Braunſchweig in der Buchhandlung des Waiſenhauſes.

Bremen bey Hrn. Reichspoſtverwalter Schubart.

Breslau bey Hrn. Kammerſekretär Streit.

Carlsruhe bey Hrn. Profeſſor Hauber.

Caſſel bey Hrn. Profeſſor George Forſter.

— — — Bibliothekſekretär Stritter.

Culm bey Hrn. Stadtphyſicus D. Berger.

Danzig bey Hrn. Archidiaconus Lengnich.

Deſſau bey der Adminiſtration der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler.

— — der Buchhandlung der Gelehrten.

Dresden bey Hrn. Kaufmann Koch, auf der breiten Straße.

Detmold bey Hrn. Prorector Köderer.

Erfurt bey Hrn. Kirchner Simnhold.
Erlangen bey Hrn. Conrector Lippert.

Frankfurt an der Oder bey Hrn. Professor Hausen.
Frankenthal bey Hrn. Pfarrer Böhm.

Gotha bey Hrn. Archivcommissarius Sommer.
Groß-Lassern, bey Hildesheim, bey Hrn. Kaufmann Hundeiker, welcher auch für Hildesheim und die nächsten Oerter Unterzeichnungen annimmt.
Graudenz bey Hrn. Feldprediger Goldbeck.
Göttingen bey Hrn. Universitäts-Actuarius, D. Willich,

Halle bey Hrn. Kriegsrath Madeweis.
— — — Professor Trapp.
Hamburg bey dem kaiserl. privilegirten Addreß-Comtoir.
Halberstadt bey Hrn. Prediger Villaume.
Hirschberg bey Hrn. Candidat Glauber.
Helmstädt bey Hrn. Hinze.
Herford bey Hrn. Rector Benzler.
Homburg vor der Höhe bey der Administration der Typographischen Waisenschule.

Jena bey Hrn. Professor Schütz.

Königsberg bey Hrn. Regiments-Quartiermeister Crüger.
Leipzig bey Hrn. Professor Ek.

Manheim bey Hrn. Geheimde-Sekretär und Prof. Klein.
— — — — Wilhelm Kobell, Vorleser bey der Churfürstl. teutschen Gesellschaft.
Magdeburg bey Hrn. Procurator Schewe,
Münster bey Hrn. Rath Sprickmann.
Osnabrück bey Hrn. Rector Kleuker.

Prag bey Hrn. Professor Seybt.
Prenzlau bey Hrn. Obergerichtsrath Wilke.
Quedlinburg bey Hrn. Pastor Götze.
Stettin bey Hrn. Prediger Herwig.
Straßburg bey denen Herren Legationsräthen Schweighäuser und Simon.
— — — Hrn. Professor Blessig.
Schweidnitz bey Hrn. Consistorialrath Tiede.
Stockholm bey Hrn. Plagemann, Rector am teutschen Gymnasium.
Spandau bey Hrn. Hofrath Heim.
Tscheplowitz, bey Brieg, bey Hrn. Prediger Arickende.
Usingen bey dem Adreß-Comtoir.
Weimar bey Hrn. Rath Bertuch.
Wettin bey Hrn. Bergmeister Grillo.
Wien bey Hrn. D. Eyrel.
Wittenberg bey Hrn. Professor Ebert.

Bey den hier angesezten Preisen ist noch zu bemerken, daß wir den Louisd'or zu 5 Rthlrn. den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. und den Carolin zu 6 Rthlr. 4 Gr. nicht aber höher annehmen, und daß alle Subscriptionen nach diesem Verhältniß bestimmt sind. Die Briefe, welche Bestellungen an uns oder die hier genannten Herren Commissionairs enthalten, müssen frankirt seyn. Dessau, am 3. Nov. 1781.

Die Administratoren der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler.

VI.

Ankündigung.

Das Leben Sebastian Josephs von Carvalho und Melo, Marquis von Pombal, Grafen von Oeyras ꝛc. gewesenen Staats-Sekretärs und ersten Ministers Joseph I. Königs von Portugall, von seiner Kindheit bis ins gegenwärtige Jahr 1781, wird von mir aus dem Italiänischen Original übersezt, auf folgender Jubilate-Messe in 2 Oktavbänden, jeder zu 26 Bogen, im Druck erscheinen, mit dem Porträt des Grafen, und mit ächten Urkunden begleitet. Wer zwischen hier und dem lezten Febr. 1782. zwanzig gute Groschen (den Louisdor zu 5 Rthlr. gerechnet) auf jeden Band pränumerirt, erhält dieselben bis nach Leipzig, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg und Lübeck postfrey. Sonst wird der Band nicht unter 1 Rthlr. 4 Gr. durch Commißion einer Buchhandlung verkauft. Ich ersuche alle Postämter, Adreß-Comtoirs, jeden der Herrn Buchhändler, und Liebhaber der Geschichte, Pränumeration darauf anzunehmen, und bey Uebersendung des Geldes 10 pro Cent für ihre Bemühung zurükzubehalten. Auch gehet an die Herrn Verfasser gelehrter Zeitungen und Journale meine ergebenste Bitte, diese Anzeige in ihren Blättern bekannt zu machen. Weimar, den 16. September 1781.

J. C. Jagemann.

Man kann sich auch an die Hoffmannische Buchhandlung in Weimar wenden.

Der
Teutſche Merkur.

Wintermond 1781.

I.

Die Geſchichte des Herrn Oheim des Jüngern fortgeſezt.

Strephon verließ das Haus ſeines Patrons ohne ihn weiter zu ſprechen, und die ſchrekliche Drohung die ihm jener geſchworen hatte, gieng alſo wörtlich in Erfüllung. Er nahm ſchriftlich in den höflichſten Ausdrücken Abſchied, und die Antwort war, daß man ihm die Schlüſſel abfordern ließ, die er noch in Händen hatte. Er logirte ſich indeſſen zum Pfarrer, bis der Tag der Verſteigerung des Gütchens eintrat, und da Er der einzige war der darauf bot, ſo erhielt ers unter ſehr leidlichen Bedingungen. So bald es ihm zugeſchlagen war, ließ er ſeine erſte Sorge ſeyn, wie er ſobald als möglich Beſiz davon nehmen wollte. Er kaufte von der Frau des Hauſes was ihm an tüchtigem

Rindvieh anstand, und da Schiff und Geschirr auch noch in ziemlichen Stande war, so kam er auch hierüber mit ihr überein. Er dingte sich Einen Knecht und Eine Magd, und fieng noch vor Winter seine Haushaltung an. Der Pfarrer half ihm in allem, und rechnete schon zum Voraus, was er hier vor eine Menge Landes vor sich fände, seine Pflanzungen weiter auszubreiten. In den ersten Tagen hatte dies neue Besitzthum einen aufferordentlichen Reiz für Strephon. Er war wie ein König der Erde, wenn er sein Vieh im Stalle blöken hörte, wenn er seine Lampe auf dem Tisch brennen, und sein Feuer auf seinem Heerde lodern sahe. Die Magd indessen, die er gemiethet hatte, verstand sehr gut fürs Vieh, aber etwas schlechter für Menschen, zu kochen. Er mußte auch, wie alle seine Nachbaren, sein eigen Brod in seinem Ofen backen. Hierzu gehörte nun eine groſse Routine, oder etwas mehr Chymische Principia als die Köchin besaß, um nicht für acht Tage ungenießbares Brod vor sich zu sehen. Er reducirte sich, so oft dieser Zufall vorkam, auf abgekochte Erdäpfel, und trank seinen klaren Born dazu, der mitten in seinem Hofe nie ausblieb. Zuweilen fiel es ihm doch ein, daß es besser sey, mit den Gliedern der menschlichen Gesellschaft in näherer Verbindung zu stehen; und lieber diejenigen, die eine gewisse Handthierung von Jugend auf gelernt hätten, für sich sorgen zu lassen, als alles selbst bestreiten zu wollen, und mit Unbehaglichkeit unabhängig zu seyn. Das Brod vom Becker ge-

backen schmekte doch besser, als das was in seinem eignen Ofen mißrathen war.

Er glaubte noch Zeit zu haben, sein Winterfeld vor Eintritt des Frosts zu bestellen, und das Wetter war auch sehr günstig dazu. In der ganzen Gegend war man damit beynahe gänzlich zu Stande gekommen. Der Amtmann hatte darüber seinen Bericht erstattet, weil man in der Stadt von Seiten der Chaussee-Commission gerne wissen wollte, ob die Bauren noch die zur Winter-Reparatur nöthige Steine fahren könnten. Das ganze Amt war also aufgeboten worden, und Strephon stand mit auf der Liste, auf dessen besondre Umstände kein eigner Bedacht war genommen worden. Er erschien nicht, weil er nach dem Rechte der Natur sich selbst der nächste schien, und der Schaden, der ihm aus Mangel der Wintersaat entstünde, mit dem wenigen Nutzen, den er auf der Chaussee stiften könnte, in gar keinem Verhältniß stand. Man hatte des Mißbrauchs wegen eine sehr weise Verordnung gemacht, daß keine solche Landfrohnden mit Gelde abgekauft werden sollten. Er mußte also die Hälfte der Saat einstellen, und für die Bestellung der übrigen Hälfte so und so viel Execution wegen seiner Nichterscheinung bezahlen. Seine Ochsen und sein Knecht kamen hungrig zu Hause, ohne viel auf der Chaussee verrichtet zu haben. Das schlimme Wetter trat ein; es regnete unaufhörlich, und also war die Hälfte der künftigen Erndte, die auf dem Papier gestanden hatte,

bereits durch einen Landesherrlichen Befehl verlohren gegangen.

Inzwischen dachte Strephon auf ein Mittel, wie er künftig seinen Viehstand vermehren, und seine Wiesen verbessern könnte. Ihm kamen die Quellen in seinem eignen Walde in Sinn, die er in den Bach leiten könnte, der neben seinen Wiesen floß, und wie er dadurch viel lebendiges Wasser mehr erhalten würde. Er besprach sich mit den Teichgräbern, kam mit ihnen überein, und gieng sodann zum Feldmesser, der ihm das Terrein abwägen sollte. Aber, wie groß war sein Erstaunen, als er von eben diesen Feldmesser hörte, daß diese Quellen nicht mehr sein wären, sondern daß man von Herrschafts wegen darüber als über ein Regale disponirt hätte. Im Cammer-Collegio war ein Mann, der das besondre Departement der Verbesserung der Landwirthschaft hatte, und dieser sann beständig auf Mittel, wie er den Nahrungsstand der Unterthanen und also dadurch auf eine erlaubte Art die Landesherrliche Einkünfte vermehren könnte. Er hatte schon lange bemerkt, daß der Herrschaftliche Beständer auf einer Mahlmühle, die eine halbe Stunde davon gelegen war, deswegen nicht zurechte kommen könnte, weil ihm zu gewissen Zeiten das Wasser ausgieng. Er hatte also darüber nachgedacht, wie man diesem Uebel abhelfen, und vielleicht auch einen neuen Nahrungszweig für diesen brauchbaren und nützlichen Lehnträger erfinden könnte. Bey diesen Ueberlegungen war ihm jenes verlohrne Quellwasser in die

Augen gefallen, und mittelst dieser, und einiger andern Stellen die er noch genauer untersuchen lassen wollte, hatte er die Absicht, eine Schlag- und Schneidmühle neben dem Mahlwerk zu errichten. Sein Vortrag war von dem Collegio genehmigt, und nächstens sollte Hand ans Werk gelegt werden. Der Feldmesser rieth Strephon an, von seinem Vorhaben abzustehen, versicherte ihn auch, daß das Wasser nach seiner Gegend ungleich schlimmer zu führen seyn würde, als nach jener, wohin es die Cammer bestimmt hatte. Ueberdieß sey es für einen Anfänger wie Er eine bedenkliche Sache, einen Proceß mit der Cammer zu führen. — Im Grunde aber gefielen dem Feldmesser die Herrschaftlichen Diäten bey diesem Geschäfte besser, als Strephons Anerbietung, die nicht anders als höchst dürftig ausfallen konnte.

Da Strephon sah, daß sein jetziges Haus, zumal wenn er eine Frau und Kinder hätte, viel zu klein und unbequem seyn würde, so machte er einen Plan, wie ers mit einem zweyten Stocke versehen könnte. Er dachte hierinn sein eigner Baumeister zu seyn, ließ die verschiednen Handwerksleute kommen, und kam auch mit ihnen, nach sehr billigen Ueberschlägen, überein. Ueber die Materialien war keine große Berathschlagung nöthig, denn Holz, Leimen, Sand und Steine hatte er alle selbst auf seinem Boden in Ueberfluß; nur den Kalch mußte er aus der Nachbarschaft hohlen. Ueber dieser Beschäftigung kam Weynachten herbey. Er gieng in seinen Wald, besah

ſelbſt die tüchtigſten Bäume, und fand, daß er, ohne ſich zu ſchaden, noch drey ſolche Häuſer bauen könnte. Allein fällen durfte er ſie nicht, bis er die Erlaubnis und die Anweiſung dazu von dem Oberförſter hatte. Als er zu dieſem kam, um ihn darum anzuſprechen, fand er ihn nicht zu Hauſe, ſondern er war im Amte herum, den gewöhnlichen Forſt- und Bußſätzen beyzuwohnen. Nach den Feyertagen bat er ihn verſchiednemal inſtändigſt; allein der Oberförſter fand immer Mittel es auszuſchlagen. Indeſſen wurde er nach der Stadt abgerufen ſeine Rechnung abzulegen. Als ihm Strephon nach ſeiner Rükkunft anlag, das Geſchäfte vorzunehmen, ſo erhielt er den kurzen Beſcheid: daß ſeit vierzehn Tagen der Saft ins Holz getreten ſeye und daß es jetzo gegen ſeine Pflichten laufe, die Anweiſung zu ertheilen.

Nun kam allgemach der Frühling herbey. Die Tage wurden länger, die Luft heiterer. Die Hekken und Sträucher fiengen an in ihren Spitzen grün zu werden, und unter ihnen zeigten ſich die erſten Blümchen. Strephon hatte auf dem Gipfel ſeiner Scheuer ein Storchsneſt, deſſen Bewohner, zu ſeiner großen Freude, auch ſeit kurzer Zeit mit ſeiner Gattin wieder angekommen war. Dieſe Gäſte und einige Schwalben unter ſeinem Vordach waren jetzo in Stunden der Ueberlegung ſeine einzige Gefährten und Geſellſchafter. Er las von ohngefähr einige Beſchreibungen des Lenzes, die er in den Dichtern ſeiner Büchersammlung aufſchlug, und fand ſie meiſt alle von müßigen Zu-

Lepidus.

Sagt uns, wenn es euch beliebt, (denn darum iſt es itzt zu thun,) wie ihr die Vorſchläge aufnehmet, die wir euch zugeſandt haben.

Cäſar.

Das iſt die Sache.

Antonius.

Man bittet eben nicht daß ihr ſie annehmet, ſondern überläßt es euch, wol zu erwägen, ob ſie verdienen angenommen zu werden.

Pompejus.

Ihr habt mir Sicilien und Sardinien angeboten; dagegen ſoll ich das Meer von allen Räubern reinigen; jährlich eine gewiſſe Anzahl Getreide nach Rom ſenden; und, wenn wir dieſer Bedingungen einig geworden, im Frieden wieder abziehen.

Alle.

Das ſind unſre Vorſchläge.

Pompejus.

Wiſſet alſo, ich kam vor euch hieher, mit der Entſchlieſſung dieſe Bedingungen einzugehen; allein Antonius reizte mich zur Ungeduld -- Ob ich gleich den Ruhm davon verliehre, indem ich es ſage, ſo müßt ihr doch wiſſen, Antonius, daß, während daß Cäſar und euer Bruder ge-

ſchauern und Spaziergängern verfertigt. Keiner von dieſen ehrlichen Leuten ſchien ihm mitten auf dem Lande gewohnt zu haben: denn nirgends war unter allen ihren ländlichen Farben nur eine von den eigenthümlichen Hoffnungen und Beſchäftigungen des Landmanns ausgedrükt. — Es müßte denn Virgil ſeyn, der aber, weil er Lateiniſch geſchrieben hat, jetzo nicht viel in Teutſchland geleſen wird.

Ihm war der Anfang des Frühlings nicht ſo hoffnungsvoll, als ihm der Anfang des Winters geweſen war. Viele von ſeinen Planen, die er ſich damals vorgemahlt hatte, waren bereits unausgeführt geblieben, und manche von ſeinen Rechnungen hatten fehlgeſchlagen. Er hatte ſich in ſeinem Wintervorrath betrogen, der weit früher aufgefüttert war als er vermuthet hatte. Es war überall Mangel an Fütterung im Lande, und er mußte nun alles um das doppelte theurer anſchaffen. Seine Scheuer und ſein Futterboden waren ihm alſo ein läſtiger Nachbar, und er wäre ihn gerne vorbeygegangen wie einen andern Glaubiger, wenns möglich geweſen wäre. Seine Baarſchaft, die er zum Hausbau beſtimmt hatte, mußte zur Unterhaltung des Viehes angegriffen werden, und die Zeit, wo das Vieh ſein Futter drauſſen finden würde, war noch lange hinausgeſezt.

Er fieng nun an über ſeine neue Lebensart nachzudenken. Nichts war ihm noch begegnet, über das er ſich eigentlich zu beklagen Urſach ge-

Habt hätte. Kein Unglück, kein offenbares Unrecht, kein Betrug, und keine Gewaltthätigkeit hatte ihm geschadet, und doch war er, wie es ihm schien, um so vieles zurükgekommen! Er ertrugs wie ein jeder kluger Mann zu thun pflegt, mit dem Troste, daß es noch weit schlimmer hätte seyn können.

Er hatte den Winter über nichts von seinen Steuern bezahlt, und man hatte ihn auch höflicherweise nicht darüber gemahnt. Sie giengen indessen alle Tage fort, und wuchsen, noch schneller wie das Gras auf dem Felde, jeden Abend um ein Beträchtliches höher. Strephon gieng also zu dem Einnehmer, um mit ihm abzurechnen. Dieser empfieng ihn freundlich, machte ihm einen Auszug aus seinen Registern, und präsentirte es ihm. Hier fand sich abermals daß er sich verrechnet hatte. So wie sein Futter gegen das Frühjahr zu kurz geworden war, so waren hingegen die Register zu lang. Von dem Ansaz der ordinären Steuern, die sein Gütchen ertragen sollte, war er gehörig unterrichtet: nur auf die Reihe der ausserordentlichen Steuern, die wie Kinder aus den Lenden der ordentlichen entspringen konnten, war bey Ausbietung des Erts kein Bedacht genommen worden. Und diese betrugen zufälligerweise dieses Jahr gerade so viel als die ordentlichen. Es war vor einigen Jahren ein Landtag ausgeschrieben worden, und hier hatten die verschiednen Stände zum Theil neue Steuern verwilligt, zum Theil die alten aufferordentlichen bestätigt. Man hatte sie

aber bis jetzo noch nicht ausgeschrieben. Dem Landmann kam also davon nichts eher zu seiner Notiz als bis mans ihm wirklich abforderte. So hatte ein benachbartes verwandtes Fürstliches Haus nach und nach sechs Prinzessinnen verheirathet, und an diesen Dotalgeldern, daran, nach Hausverträgen, dieses Land ein — Gewisses jedesmal zuschiessen mußte, war seit vielen Jahren von dort aus nichts gefordert, folglich auch hier nichts bezahlt worden. Strephon fühlte also die Fruchtbarkeit dieses Fürstlichen Hauses in diesem Jahr Sechsfach, und die Fruchtbarkeit seines Feldes, das dafür bezahlen sollte, war noch höchst unentschieden. Er that aber seine Schuldigkeit, berichtigte alle seine Register von A bis Z, und sahe nach und nach ein, daß viel dazu gehörte wenn man ein rechtschaffner Bauer seyn und bleiben wollte. Er hatte zwar ehedem zuweilen flüchtig darüber nachgedacht, wie nüzlich der Landmann sey, und wie schwerlich die übrigen Stände des Staats ohne diesen bestehen könnten: allein er war doch nie so lebhaft davon überzeugt gewesen, als seitdem er zum Wohl des Staats so viel von dem seinigen hatte entbehren müssen.

Er hatte aber kaum Zeit darüber nachzudenken, indem ein Gerüchte entstanden war, es hätten sich Spizbuben sehen lassen, die sich hierher ins Gebürge geflüchtet hätten. Die ganze Cent-Mannschaft ward also aufgeboten, und so mußte denn auch Strephon sehen wo sein Degen geblieben war, seine Jagdflinte auf die Schultern nehmen,

und Morgens in aller Frühe vor dem Rathhaus erſcheinen. Hier wurde die Mannſchaft gemuſtert, und unter Anführung eines Sergeanten, der ein ehrlicher Leinweber war, ward er mit einem Trupp ſeiner Nachbaren einen gewiſſen Weg durch den Wald hin detaſchirt, wo ſie Poſto faſſen mußten. Der Herrſchaftliche Befehl lautete, daß man, bey Strafe der Execution, drey Tage ſtreiffen ſollte. Diejenigen, die ſchon mehr dabey geweſen waren, hatten ihre Futterſäcke mit troknen Victualien mitgenommen. Allein dem Strephon als einem Anfänger fehlte dieſe Vorſicht. Gegen Mittag alſo mußte er ſich aufs Bitten legen, und gegen Abend änderte man glüklicherweiſe den Standpunkt um etwas, wo ſie ſich einer Köhlerhütte näherten. Hier fanden ſie wenigſtens Obdach, und auch zur Noth etwas fürs Geld.

Der Köhler, der wohl ſelbſt zuweilen die Spizbuben aufnehmen mochte, hatte ſich zu einer Art von Wirthſchaft eingerichtet, und alſo gieng ihm Bier, Brandwein, geräuchert Fleiſch u. ſ. w. ſelten aus. Bey einem tüchtigen Küchenfeuer ward die Geſellſchaft laut, und der allgemeine Wunſch war, daß man — keinen Spizbuben fangen möchte. Dafür hats keine Noth, fieng Einer an; denn ſie ſind um ein Gutes geſcheuter als unſer ganzes Gericht. Meyntet ihr, ſie würden ſitzen bleiben bis wir kommen? Da behüt uns Gott vor, rief ein alter Mann aus, daß ſie uns in die Hände fallen, denn wir müſſen am Ende doch alles allein

bezahlen, und das peinliche Gerichtsgeld ſteht ſo ſchon hoch genug.

Strephon fiel, da er auf dem Stroh lag, auch zuweilen ein, daß die Soldaten in der Stadt ſich doch beſſer zum Streiffen ſchikten als die Bauren. Allein dieſe Betrachtungen wurden von andern verdrungen, wenn er ſah, wie, ohngeachtet des Druks den alle Stände gegen den einzigen Baurenſtand ausübten, dieſer bey dem allen doch noch beſteht — ſich mitten im Mangel ſo zahlreich fortgepflanzt, und wie an Troz und Muth, und kühner Vorſtellungsart der geringſte Bauer, wenn er ſeinen Herrn bezahlt hat, dem anſehnlichſten Bedienten nicht aus dem Wege geht.

Alles was er hier hörte, war ihm, wenigſtens der Verbindungsart nach neu, und man ſprach von Nichts auf eine ungereimte Weiſe, weil man von Nichts ſprach, als was man würklich verſtand, und was ganz nahe lag. Einer von der Geſellſchaft ſchien ſchlechter zu ſeyn als die andern, und die Urſache davon war leicht zu finden, weil er ein Proceßkrämer war, und ſich durch allerley ſchiefaufgefangne Ideen den geſunden Menſchenverſtand um ein merkliches verdorben hatte. Die lezten zwey Tage giengen unter vergeblichem Hin- und Hermarſchiren vorbey, ohne daß man Etwas anders geſehen hätte als Bäume und Wildpret; und nachdem der Vorrath, den jeder an Lebensmitteln und Gelde ohngefähr zu ſich geſtekt hatte, verzehrt war; kehrte man ruhig nach Hauſe.

Als Strephon in seine Thüre trat, sahe er eine Nummer darüber, und da er sich näher erkundigte, so betraf es die neue Brand-Assecurations-Casse. So sehr er ehedem dieses gute Werk gegen Jedermann vertheidigt hatte, so fand er doch jezt, wie sehr jede neue Auflage, und wenn es auch eine noch so nüzliche und billige ist, denjenigen drücken müsse, der schon so vieles geben muß, wovon er den Nutzen nicht einsieht. Zugleich lag eine Citation auf dem Tisch, vermöge welcher er morgenden Tages auf dem Frohndquartal erscheinen sollte, wo das Vieh ab- und zugeschrieben, und das verflossene Quartal an den Renthmeister bezahlt werden sollte. Einen halben Monat hatte sein Vieh und Geschirr diesen Winter über auf Landes-Frohnden verwenden müssen, die nicht im Contrakte begriffen waren; und also konnte man auf das andre halbe Jahr wieder einen halben Monat rechnen. Das Wohl des Ganzen absorbierte also ein Zwölftheil seines Lebens und seiner Wirthschaft, ohne daß der Landesherr nur im mindesten aus den Schranken des Contraktes getreten war. Dieses Zwölftheil, worauf gewöhnlich nicht gerechnet wird, machte wenigstens so viel aus als die ordinäre Steuern, und also war sein Beytrag nicht dupplirt, sondern triplirt. Er hatte sich 20 Thaler Steuern geschäzt, es waren aber deren noch einmal so viel ausserordentliche, und nun betrugen die 30 Tage Frohnden, an die Niemand gedacht hatte, gewiß zwanzig Thaler weiter. Er gieng in der Beklemmung seines Herzens zum Oberschultheißen, um sich hier zu erkundigen, ob das alle Jahr so fort-

gehen würde, oder ob eine Erleichterung statt finde?

Der Oberschultheiß, ein lustiger Kauz, ließ sogleich eine Flasche Wein hohlen, ehe Strephon seine Jeremiade beginnen konnte. Dieser hatte, für Heu und Stroh, nicht daran denken können sich selbst etwas zu gute zu thun so lang es seinen Kühen fehlte; er fand daher dieses Gläschen rauhen neuen Wein delikater, weils ihm seltner geworden war. Sie kamen aber bald auf die Materie, weswegen er sich unterrichten wollte, und die Erläuterungen waren immer von einem Argumente hergenommen, das im Grunde keins von den tröstlichsten war. „Haben Sie über Gewaltthätigkeiten, oder Drükkungen zu klagen, fieng der Oberschultheiß an: „hat man Ihnen die Justiz verweigert? Hat man „Ihnen etwas von Ihrem Eigenthum entzogen? „Genießen Sie nicht des allgemeinen Schutzes und „des langen theuren Friedens, der nun schon so „viele Jahre lang unser liebes Vaterland beglükt? „Haben wir nicht die gnädigsten Herrschaften? „Genieſſen wir nicht die höchste landesväterliche „Vorsorge in Allem was nur zur Aufnahme der „Wissenschaften, des Gewerbes, der Industrie, der „Landwirthschaft gereichen kann? Werden unsre „Kinder nach Amerika verkauft, und mit unserm „eignen Gelde montirt und armirt, damit sie recht „hoch können verkauft werden? Haben wir Opern, „wovon Eine Dekoration vierzig tausend Thaler „kostet? Sehen Sie sich nur Einmal in der Nachbarschaft um, wo die Unterthanen Ein Viertels

„Jahr auf dem Treibjagen liegen, und die übrige „Drey Vierteljahre dieselbigen Hirsche und Schweine „bey Nacht hüten müssen, damit ihnen das tägliche Brod nicht eher gefressen wird, ehe sie den „Zehnten davon gegeben haben? Haben wir Kopfgeld zu bezahlen? Wird uns jeder Bissen Brod „für Weib und Kind zur Accise repartirt, und „müssen wirs versteuern, wenns auch nicht alle gegessen worden ist? Ich kann doch Gottlob alles „frey einführen, was ich will, meinen Wein, „Caffee und meinen Tabak, ohne daß man mir alle Minuten die Taschen visitirt. Bey uns ist doch „nichts gestempelt als das Papier, und nicht die „Schuhsohlen, wie in andern Ländern. Ich kann „doch meine wollene Mütze aufsetzen, und meine „Strümpfe anziehen, und weiß, daß ich nicht 25. „pro Cent dafür an den Accis-Pachter bezahlen „muß. Das sind gewiß göttliche Wohlthaten, und „sie gehören wie alle andre zu den Unerkannten. „Trinken Sie einmal, Herr Strephon, es wird „Ihnen nachher besser werden. Neue Schuhe, und „wenn sie auch noch so gut gemacht sind, drücken „oft anfangs; das giebt sich in der Folge. Freylich „wärs bequemer, Sie wären Pfarrer oder Amtmann bey uns geworden; indessen ist die Unabhängigkeit auch ein Gut, das man nicht theuer „genug erkaufen kann."

Behüte Gott, fieng Strephon an, daß ich über meine Landesherrschaft klagen sollte! Ich sehe sie als Diener des Allerhöchsten an, und sie sind von ihm selbst eben so gut bestellt wie Sonnen-

ſchein und Sturmwind. Das iſt allerdings eine glorwürdige Regierung, wo es ungleich ſchlimmer hergehen könnte. Ich beſchwere mich über Nichts, was von Obenher geſchieht, ſondern — ich fühle nur was ich leide. Ich habe dieſen Winter über Vier Kühe und Zween Ochſen zu meinen groſſen Schaden gefüttert, und für die Erlaubniß dieſe Spekulation zu machen habe ich zwanzig Thaler ordinäre und extraordinäre Beyträge zum allgemeinen Wohl abgegeben. Eben ſo habe ich ein Zwölftel meines Lebens an auſſerordentliche Landes-Frohnden verwendet, und bin an Beſtellung meines Winterfeldes, obzwar in Regula, dadurch gehindert worden, wodurch mir auch ohngefähr ein Schaden von hundert Thaler erwächſet. Ich habe alſo aus Publikum ſtatt zehn Thaler die ich dazu beſtimmt hatte, hundert und dreyßig abgegeben, die ich nie zurükfodern kann, die mir aber dem ohngeachtet am Ende des Jahrs in Caſſa fehlen werden. Hierdurch wird das Aerarium ſo wenig wie der Rhein durch eine Tonne Waſſer reicher und mächtiger, und ich als Individuum gehe dabey zu Grunde.

Nehmen Sie mir nicht übel, verſetzte der Oberſchultheiß, Sie ſehen durch ein gefärbtes Glas. Nach Ihrer Berechnung gienge das ganze Land zu Grunde; und ich denke, wenn das Jahr um iſt, werden wir alle beſtehen, und Sie mit uns. Sie müſſen ſich nur ein wenig rühren, und auf etwas ſinnen, um Ihre Scharte auszuwezen. Ein einziger Morgen Rübſen- oder Mohnſamen kann das

alles wieder gut machen. Trinken Sie nur: Es lebe der Kayser! Der macht doch jetzo herrliche Anstalten! Wenn nur erst alle Mönche und Nonnen geheurathet sind, wie wird nachher alles so wohlfeil werden! Denn in der Menge der Menschen besteht allein der Reichthum und der Wohlstand eines Staats.

Strephon konnte sich jezt nicht auf die Aussichten einlassen, die in unaussprechlichen Zahlen bestehen, weil sein Kopf mit ganz kleinen aber bestimmten Verhältnissen angefüllt war, die ihn selbst nahe angiengen. Daher rührt wohl auch die Dumpfheit aller Landleute für politische Einrichtungen; und das Ewige Leben ist wohl das Einzige Projekt, das sie sich noch aus der Rechnung des Unendlichen gefallen lassen.

Strephon befragte sich, ob es noch lange mit der Chaussee-Frohnde währen würde? „Mein Gott „klagen Sie nicht über die Chaussee fieng der Ober„schultheiß ein. Es ist eine herrliche Einrichtung „und giebt sogleich einem Fremden bey dem Ersten „Eintritt ins Land, die Nachricht, daß hier Vor„sorge und Uebersehung herrscht. Warum haben „die Franzosen Teutschland für ein barbarisches „Land gehalten, worinn man nicht fortkommen „könnte, als weils uns an öffentlichen guten „Strassen gebrach? Danken Sie Gott, daß es „so lange dauert. Denn wenn man die Unterthanen nicht hätte schonen wollen, so wäre die „Chaussee längst fertig. Jetzo klagen Sie nur nicht.

gen einander zu Felde lagen, eure Mutter ſich hieher nach Sicilien flüchtete, und freundlich aufgenommen wurde.

Antonius.

Ich hab es gehört, Pompejus, und bin auf eine edle Erkenntlichkeit bedacht, die ich euch ſchuldig zu ſeyn geſtehe.

Pompejus.

Gebt mir eure Hand, mein Herr; ich dachte nicht, daß wir einander hier antreffen würden.

Antonius.

Die Betten im Oſten ſind weich; indeſſen dank ich's euch, daß ihr mich eher hieher geruffen habt, als mein Vorſaz war; ich habe dabey gewonnen.

Cäſar.

Ihr habt euch verändert, ſeitdem ich euch zum lezten mal ſah.

Pompejus.

Es mag ſeyn; ich weiß nicht, was für harte Züge das Glük in mein Geſicht gezeichnet haben mag; aber das weiß ich, daß ſie niemals in meinen Buſen kommen ſoll, um mein Herz zu ihrem Vaſallen zu machen.

Lepidus.

Viel Glüks zu unſrer Zuſammenkunft.

Pompejus.

„Es wird ganz anders werden, wenn ſie uns erſt „drey Stunden weiter weggerükt iſt. Alsdenn „müſſen wir, unſre angewieſene Ruthen fertig zu „machen, drey Stunden weiter fahren, ſo wie es „bisher Andre haben thun müſſen. Dafür aber „hat man auch von Obrigkeitswegen bisher die „Einſicht gehabt, den Unterthanen andre Laſten zu „erleichtern. Der Wildzaun hätte ſchon vor fünf „Jahren ſollen umgeſtekt und ausgebeſſert werden, „und unſre Landbach, die uns für Ueberſchwem„mung im Gebürge rettet, iſt auch ſo viele Jahre „lang nicht ausgehoben worden. Das wird man „nun aber, wills Gott, vornehmen, wenn erſt dies„ſes vorbey iſt.“

Bey dieſer Erklärung ward Strephon das Herz nicht um ſehr vieles leichter. Er demonſtrirte dem Oberſchultheiß, daß Er ſein Gut alle Jahre vollſtändig nach der Morgenzahl verſteuern müſſe, ohne daß ers ganz benützen könne. Das iſt eine Fallacia im Schlieſſen, fiel ihm dieſer ein. Auf alles dies iſt im Anſatz des Steuer-Capitals Bedacht genommen worden. Wenn Ihr Gut würklich in der Lage wäre, alle Jahre durchaus gebaut und benuzt zu werden, ſo müßten Sies auch dreyfach höher verſteuern. So aber geben Sie nur ein höchſt Weniges.

Ich wünſchte Sie redeten wahr, antwortete Strephon gelaſſen. Das was ich gebe, mag wohl gegen das Ganze nicht viel bedeuten, und

in dem Ansatze der Bedürfnisse des Staats müssen wohl hundert Familien meines Gleichen arbeiten, damit so viel heraus kömmt, daß ein capabler Hofmarschall davon kann aufgestellt und erhalten werden.

„Genug Sie müssens geben, dafür ist gesorgt, fiel der Oberschultheiß ein, und also kann mans Ihnen nicht nehmen, wenn Sie überschlagen, wie viel Bauren dazu gehören ein Kutschpferd zu erhalten, oder eine Kuppel Hunde zu füttern. Das Denken ist sogar im Brandenburgischen umsonst, so sehr sie auch dort auf alles rafinirt haben. Wenn erstlich die große Renovation eintritt, so werden Sie sehen daß keinem Menschen Unrecht geschieht. Man hat sich bisher noch immer vor den Kosten gescheut, weils auf einen Morgen gegen zehn bis zwölf Groschen zu stehen kommen möchte: dafür aber ist auch Jedermann im Besiz des Seinigen auf ein Ganzes Jahrhundert gesichert, und er weiß nachher, daß, wenn der Staat fordert, er nicht Mehr giebt als er geben soll. Ich fürchte aber, Sie insbesondre werden alsdenn nicht damit zufrieden seyn. Denn vor funfzig Jahren, da die alte Renovation geschah, war dies Gütchen lange nicht so im Bau wie jezt; man wußte damals nichts von Ribs und Klee; die Brache war noch nicht abgeschaft, und die garstige Schafweyde stand noch. Das ist doch alles Gottlob zum Besten der Unterthanen abgeändert."

So werde ich also künftiges Jahr, vielleicht, fieng Stryphen seufzend an, vierzig Thaler in fixo

an die Renovation abgeben, damit ich künftig versichert bin, ohngefähr ein Drittheil oder die Hälfte mehr zu geben? Er trank schwermüthig sein Gläschen das vor ihm stand, aus, nahm seinen Hut, und gieng aufgeklärter, aber nicht zufriedner nach Hause.

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

Liebe und Selbstheit.

Ein Nachtrag zum Briefe des Herrn Hemsterhuis.

(S. T. Merkur Windmond (Novemb.) 1781. S. 99. u. f.)

Es ist eine schöne Sage der ältesten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen und mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht die Geschöpfe wechselseitig an einander geknüpft habe: daß mit diesen zarten Banden sie alles in Ordnung erhalte, und zu dem Einen leite, der die Quelle alles Lichts ist, wie aller Liebe. Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen dies Dichterische System vorgetragen ward, ist überall der Hauptsatz kenntlich: „Liebe vereinige die Wesen, wie Haß sie scheide: in Liebe und Vereini-

„gung gleichartiger Dinge beſtehe aller Genuß der „Götter und Menſchen: Sehnſucht und Verlangen „endlich ſeyen gleichſam die Brautführerinnen der „Liebe, die ſtarken und doch zarten Arme, die allen „Genuß herbeyziehn, vorbereiten, ja die ſelbſt den „gröſſeſten Genuß vorahndend gewähren.“

Indeſſen ward auch bald die andere Seite des Syſtems ſichtbar, daß dieſe Liebe Grenzen habe, daß eine völlige Vereinigung der Weſen in unſerm Weltall ſelten oder gar nicht ſtatt finde, daß alſo auch die Bande dieſer Vereinigung, Verlangen und Sehnſucht, in gröſſeſter Anſtrengung nachlaſſen und leider! oft, ſtatt des Genuſſes, Ueberdruß und Sättigung gewähren müßen. Man bemerkte bald, daß auch in dieſem Geſetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hiedurch eben ſo ſehr für den veſten Beſtand einzelner Weſen geſorgt hat, wie er durch Liebe und Sehnſucht für die Vereinigung und das milde Beyſammenſeyn mehrerer Geſchöpfe ſorgte. Man ſahe, daß dieſe beyden Kräfte, die in der geiſtigen Welt das ſind was in der körperlichen Anziehung und Zurückſtoßung ſeyn möchten, zur Erhaltung und Veſthaltung des Weltalls gehören; und ich glaube, es war Empedokles, der gar Haß und Liebe zu Bildern der Schöpfung machte: (a) „durch Haß, ſagte er, würden die Dinge

(a) Εν δε κοτω διαμορφα και αιδιχα παντα πελονται
Συν δ'εξη εν Φιλοτητι και αλληλοισι ποθητα
Εκ των γας παντ' οσσ' ην, οσσα τετυκται και εσται.

„getrennt und jedes Einzelne bliebe was es iſt; „durch Liebe würden ſie verbunden und geſellten „ſich zu einander," — ſo fern ſie ſich nemlich ihrer Natur nach, geſellen könnten: denn freilich auch über die Liebe, ſagten die Griechen, herrſcht das Schickſal; und Nothwendigkeit, die älteſte der Gottheiten, iſt mächtiger als die Liebe. Nach Platons Ideen ward dieſe von Dürftigkeit und Ueberfluß in den Gärten Jupiters gebohren: ſie hat alſo die Natur beider und iſt immer abhängig von ihren Eltern.

Ich glaube es wird nicht unangenehm ſeyn, dieſen doppelten Spaziergang zu verfolgen, zumal uns Herr Hemſterhuis nur auf die Eine Seite geführt hat. Er hat ſich den andern für eine andre Abhandlung aufgeſpart (*), die er noch nicht geſchrieben, oder ich noch nicht geſehen habe.

Daß Liebe die Weſen vereinige und daß alle Sehnſucht alles Verlangen nach dieſer Vereinigung als nach dem einzigmöglichen Genuß ſtrebe, hat unſer Autor mit ſo ausgeſuchten Beyſpielen erwieſen, daß hier eine zu reiche Nachleſe unnützer Ueberfluß wäre. Jede Begierde nach ſinnlichem und geiſtigen Genuß, alles Verlangen der Freundſchaft und Liebe dürſtet nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm den ſüßeſten Genuß des eignen Daſeyns ahndet. Die Gottheit hat es weiſe und gut gemacht, daß wir unſer Daſeyn nicht in uns ſondern nur durch Reaction gleichſam in einem Ge-

(*) S. Teutſchen Merkur Nov. 1781. S. 122.

genſtande auſſer uns fühlen ſollen, nach dem wir alſo ſtreben, für den wir leben, in dem wir doppelt und vielfach ſind. Ja ſie hat die Menge anziehender Gegenſtände, die ſie um uns legte, in ſo mancherlei Entfernungen geſetzt, mit ſo verſchiedenen Graden und Arten der Anziehungskraft begabt, daß eben hiedurch ein reiches und zartes Saitenſpiel der Empfindungen von vielerlei Tönen und Modis in uns möglich ward und unſer Herz und Leben gleichſam eine Harmonie des Verlangens, einer immer reinern, unerſättlichen, ewigen Sehnſucht würde.

Der grobe ſinnliche Genuß verwandelt in ſich und zerſtört den Gegenſtand, nach dem wir begehrten. Er iſt alſo lebhaft: denn hier findet völlige Vereinigung ſtatt; allein er iſt auch grob und vorübergehend. Es giebt Menſchen, die den Genuß nur auf der Zunge haben (daher auch im gemeinen Leben das Wort genieſſen, meiſtens von dieſem Sinne gebraucht wird;) der Genuß iſt auch hier Vereinigung d. i. Auflöſung der feinſten Säfte, er iſt aber auch eben damit geendet; denn nun iſt der Gegenſtand verſchlungen, zerſtöret. Gewiſſermaaſſe iſt alſo auch hier der feinſte Genuß vor dem Genuſſe: der Appetit nach einer ſchönen Frucht iſt angenehmer als die Frucht ſelbſt; das Auge macht die Zunge am lieblichſten lüſtern, oder wie Lukrez von einem andern Sinne ſagt:

voluptatem praeſagit multa cupido.

So iſts mit dem Genuß der Düfte, ja ſelbſt der Töne. Wir ziehen ſie in uns, wir trinken den

Strom ihrer Wollust mit langen Zügen: und nur dann sagen wir, daß wir Musik genieſſen, wenn wir fühlen daß unser Herz zerschmilzt, daß sie mit dem innern Saitenspiel unsrer Empfindungen Eins wird. Der Strom des Wohllauts, so fein er sei, wird indeß auch verschlungen; er dauert nur in den harmonischen Wirkungen, in den angenehmen Vibrationen fort, die er auf uns machte.

Je geistiger der Genuß ist, desto daurender ist er, desto mehr ist auch sein Gegenstand ausser uns daurend; lasset uns aber auch immer dazusetzen, desto schwächer ist er: denn sein Gegenstand ist und bleibt ausser uns und kann eigentlich nur im Bilde d. i. wenig oder gar nicht mit uns Eins werden. Das Auge wird zu sehen nimmer satt: denn wie wenig erhält das Herz im sehen! wie wenig kann uns zum innersten Genuß der bloſſe Lichtstral geben! Was der lateinische Dichter vom unvollkommenen Genuß der Liebenden sagt, gilt auch hier:

Nil datur praeter simulacra fruendum!
Vt bibere in somnis sitiens cum quaerit et humor
non datur, ardorem in membris qui stingere possit
sed laticum simulacra petit frustraque laborat
in medioque sitit torrenti flumine potans.

Und in der That scheinen dieſes auch die Liebhaber dieſes Sinnes, die ihn bis zur Wollust, bis zum Genuße ausgebildet, zu fühlen. Sie suchen das Bild vor ihnen zu beleben. Sie tappen einem jeden Druck des Lichts und des Schattens, der Farb

be, der Bildung und Gebehrde nach, daß sie, wenn sie Künstler sind, dem Geist des Urhebers, und wenn sie in den Gegenständen selbst leben, diesen, ob es gleich nur Erscheinungen sind, nachzufühlen streben, und also abermals der Genuß nur durch einen Wahn von Vereinigung statt hat. Schwacher aber glücklicher Wahn! Das Auge zerstört das Wesen des geliebten Gegenstandes nicht, eben weil es denselben nicht in sich hinüber zu ziehen vermag. Ist dieser also eine Quelle unerschöpflicher Reitze: so wohl ihm und dem Glücklich-Betrognen, der sein geniesset! Er schöpft immer und schöpft nie aus, weil er nie ganz und innig schöpfen konnte: die geliebten Bilder fliehn vor ihm und bleiben ihm doch gegenwärtig: er lebt vom süssen Traum des sichtbaren, geistigen Wahnes.

Unvermerkt kommen wir auf die dem Scheine nach daurendste, aber auch für unsre Sterblichkeit unbefriedigendste Art des Genusses, den Ideengenuß körperlicher Schönheit, oder, wie es die Schwärmer nennen: den Genuß platonischer Liebe. Plato gibt zu ihr seinen Namen unrecht her: denn er redet von geistigen Eigenschaften, die mit dem Geist genossen werden müssen und ja auch nicht anders genossen werden können; nicht aber von der wahnsinnigen Vergeistung der Körper, aus der oft nur zu grobe Verkörperung wird. Daß dieser Genuß nicht geistig sei, sehen wir daraus, weil er den Körper zerstört und den Geist nicht befriedigt: er sündigt am Nervensaft, wie die zu grobe Liebe an Fleisch und Blut; und zeigt also eben damit, daß

er kein wahrer Genuß, keine glückliche Beschauung der Art sei, wo der geliebte Gegenstand mit uns Eins wird. Wie kann, was Körper ist, mit dem reinen Geist Eins werden? die eigentlich nichts mit einander gemein haben und nur durch eine Art freiwilliger Trunkenheit, wie die Griechen dichteten, ursprünglich vermischt worden kounten. Geistige Eigenschaften und Gegenstände kann der Geist geniessen; ihre Vereinigung mit ihm ist rein und so ruhig, als jener alte Hymnus Gott sprechen läßt: Alles ist mein: denn ich habe es in mir! — ein Besitzthum und ein Genuß, deßen die Seele nur bei den reinsten Gegenständen fähig ist. Da fliegt und kostet sie als ein schöner Schmetterling, der bei seinem Genuß der Blume nicht schadet: wo sie als Raupe genießt, zerfrißt sie leider! Blätter und Blume.

Wir fangen also von den wahrern Gattungen des geistigen Verlangens, der Freundschaft und Liebe zu reden an, und ich hole, nachdem was Hemsterhuis gesagt hat, nur einige Züge nach. Das Bild der Alten von der Freundschaft, „die beiden in einander geschlungenen Hände" scheint mir das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genußes zu seyn; bedeutender, als die beiden „gleichgestimmten Saitenspiele." Diese drücken nichts aus, als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist. Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt, er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen; und so ist jedermann gern um ihn;

man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anderes, heiliges Band ist diese! Es knüpft Herzen und Hände zu Einem gemeinschaftlichen Zweck zusammen; wenigstens wo dieser Zweck augenscheinlich, fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt: da ist das Band der Freundschaft genau, vest und herzlich, oft so vest, daß es nichts anders als der Tod zu trennen vermag. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die alle wie Einer siegten oder starben; und noch genauer jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern und Griechen, Scythen und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menschlichen Herzen so wohl thun, bestätigen, was ich sage. Gemeinschaftlicher Zweck verband sie: Gefahr zog den Knoten zusammen: erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß derselben, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ists, was jener Freund von seinem Freunde singet: Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe! Die Schöpfung kennt nichts Edlers als zwei freiwillig- und unauflöslich zusammengeschlungne Hände, zwei freiwillig Einsgewordne Herzen und Leben. Gleichviel ob diese beiden Hände männlich oder weiblich oder beiderlei Geschlechts sind: es ist ein stolzes aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur sie zur Freundschaft taugen. Oft ist ein Weib darzu viel zarter, treuer, vester und

Pompejus.

Ich hoff' es, Lepidus, da wir uns ſo gut verglichen haben; es wird nöthig ſeyn, daß unſer Vertrag ordentlich aufgeſezt, und von beyden Theilen unterzeichnet werde.

Cäſar.

Es ſoll beſorgt werden.

Pompejus.

Wir wollen, eh wir ſcheiden, einander bewirthen, und Looſe ziehen, wer den Anfang machen ſoll.'

Antonius.

Der will ich ſeyn, Pompejus.

Pompejus.

Nein, Antonius, ziehet das Loos; ihr mögt nun der erſte oder der lezte ſeyn, ſo wird eure Aegyptiſche Küche doch den Preiß behalten. Ich habe gehört, Julius Cäſar ſey von Aegyptiſchen Schmäuſen fett worden.

Antonius.

Ihr habt allerley gehört.

Pompejus.

Ich hab' eine gute Meynung.

Antonius.

Und hübſche Worte dazu.

goldreiner, als eine Reihe schwacher, fühlloser, beschmutzter männlicher Seelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtsinn statt findet, da ist Freundschaft für beiderlei Geschlecht unmöglich. Auch Ehe soll Freundschaft seyn: und wehe, wo sies nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit seyn wollte! Es ist einem edeln Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freun und Er sich in Ihr, Sie sich in Ihm wirksam, frölich, honett, geschäzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter sie süß belohnet. Als zwei verschlungene Bäume stehn sie da und werden dastehn, umringt vom Kranz jugendlichgrünender Bäume. — Ueberhaupt ist gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftiches Leid miteinander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und Belohnung. Was für zarte Geheimniße giebts in der Freundschaft! Delikateßen, als ob die Seele sich in des Andern Seele unmittelbar fühlte! vorahndend seine Gedanken so richtig erkennte, als obs ihre eignen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen. Es giebt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken ohne die mindste äußere Veranlaßung, die zwar die Psychologie nicht erklärt aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abwe-

sender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten mächtigsten, süßesten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andre Seele zu wirken: wo könnte es natürlicher seyn, als bei der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger als die Liebe: wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß sie erst von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden freßenden Flammen, und Beide, das Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da. Aber die Glut der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf Einem Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigsten Scheidung schweben sie frölich und einig ins Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft.

Der Leser verzeihe die Ausführlichkeit, womit ich diesen Punkt behandle. Da ich ihn für die wahre, einzige und schönste Seelenvereinigung, also auch für den edelsten und süßesten Genuß halte, dessen die Menschheit fähig ist, und dem auch selbst die Liebe dienet: da es so verschiedne Grade der Freundschaft giebt von der leichten Geselligkeit bis zur erhabensten stillsten dauerndsten Aufopferung, die freilich nur sehr auserlesenen Seelen unter sehr seltnen Umständen und Verbindungen, aber auch solchen als

das höchste Privilegium, als ächter Vorschmack einer künftigen höhern Exsistenz zu Theil ward: kurz da in der Freundschaft Vereinigung, fast ohne Organe, rein, ganz, thätig und immerwachsend statt hat: so ist sie, dünkt mich, auch der höchste Lichtpunkt aller Sehnsucht, alles Verlangens und gerade in der grösesten Anstrengung und Bedrückung wird sie das reinste Glück der Erde. Hier wirkt der wahre Magnetismus menschlicher Seelen und wir wissen, der Magnet zieht am meisten, wenn er geübt wird. — Ungeübt liegt er todt da; ohne Zuversicht und schwer erprobte Treue ist keine Freundschaft, keine Verwechslung der Herzen möglich.

Aber die Natur sah daß diese reine himmlische Flamme für uns auf Erden meistens zu fein wäre: sie kleidete sie also in irrdische, sinnliche Reize und nun erschien Venus Urania als — Aphrodite. Liebe soll uns zur Freundschaft laden, Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden.

Den höchsten Grad ihrer Entzückung suche ich nicht da, wo, wie Hr. Hemsterhuis sagt, uns die Natur mit einem Augenblick irrdischer Vereinigung täuscht (ein Augenblick der sich ja ringsum in lauter Bedürfniß verlieret) sondern in das erste glükliche Finden, in den über alle Beschreibung süßen Augenblick, da beide Geliebte gewahr werden daß sie sich lieben, und es nun, wie unvollkommen und unwillkührlich es sei, so gewiß, süß und übereinstimmend einander sagen. Warum muß ich das Wort schreiben: sagen? Das arme Wort! Was

kann in diesem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache sagen, wo selbst der Seelenvolle feurigste Blick seine Flügel niederschlägt und seinen Glanz verhüllet. Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden giebt, so ists dieser; alles nicht mehr was nachher der darbende Genuß erlaubet. Ich weiß nicht welche Mythologie irgend eines Asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheilt, daß die Menschen (damals noch paradiesische selige Geister) sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis sie endlich zu den niedrigern Arten des Genußes allmählich erst in langen Zeiträumen hinabgesunken wären. Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch Einen Blick sezt uns gleichsam in diese Zeit zurück und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir zurückempfindend, was wir so lange suchten und uns selbst nicht zu sagen wagten: in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahndend, sondern habend, ja wenn man so sagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genußes bei jedem Genuße. Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblikt, den sie so lang verschleiert liebte; ach warum Unglükliche ließest du die Fackel fallen? und endetest damit auf so lange alle deine Freuden! —

Es iſt gewiß, daß die Seelen, die zur treuſten, reinſten, edelſten Liebe geſchaffen ſind, ſich für dieſem Augenblick des Verraths als für ihrem Feinde fürchten, und mit ihm aufs blödeſte zögern. Das weibliche Geſchlecht, das die Liebe überhaupt zarter behandelt, fühlt, wieviel die Flamme derſelben mit jedem Genuß verliere, wie ſie, der Natur aller andern Flammen zuwider, erſtikt, wenn ſie ausbricht und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Süßigkeit ſchwächet. Keuſch und heilig ſuchts das Geheimniß ſelbſt im Herzen des Liebenden zu bewahren, ſobald es deſſelben gewiß iſt, und nichts macht ſich gewiſſer als dieſes; das Geheimniß wird gleichſam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt: es erſtirbt auf gewiſſe Weiſe ſchon im erſten Kuſſe, im erſten Seufzer. Aber da wir einmal Körper ſind, ſo verliert Pſyche freilich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmliſche Fittige, ſobald ſie zur Materie herabſinkt. Iſt es Wunder, daß ſie ſich ſo lange, und mit ſo vieler Mühe noch täuſchen will, daß ſie nicht den Körper, ſondern nur das, was ihrer Natur iſt, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob ſie ſich ihrer Erniedrigung ſchämte und die kurze Dauer des Genuſſes, den ſie ſucht, prophezeihte. Wie verhüllet ſie ſich alſo dieſen! ſuchet auch im Kuß nur Vereinigung der Seele, wie es das untenangezogene unüberſezbare Gedicht (b) gleichſam ganz lie-

(b) Dum ſemihulco ſuavio
meam puellam ſuavior etc. Aul. Gell. l. XIX, c. IX. Siehe auch das vortrefliche Lydia, puella can-

beathmend ſinget. Große Stellen im vierten Buch Lukrez ſchildern dies Streben, dies eitle, immer unbefriedigte Streben nach Vereinigung der Weſen ſo ſtark, ſo philoſophiſch und kräftig, als ob Lukrez fürs Syſtem unſers Autors, oder dieſer ſein Syſtem des Genuſſes und der Liebe aus ihm geſchrieben hätte. — Glüklich, daß die Natur dieſen kurzen trügenden Wahn der innigſten Vereinigung von Seiten des Geiſtes mit Freundſchaft paarte und von Seite des Körpers mit dem elektriſchen Funken ſeiner Allmacht beglükte, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung Zweier Weſen Ein Drittes wird, gleichſam ein Geſchöpf der Liebe, des Verlangens und der unvollendeten Sehnſucht. Die feurige Kette ſchlingt ſich alſo weiter: zwiſchen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke der Sehnſucht weiter zünde. Ueberhaupt bemerke ich allgemein, daß der Schöpfer keinen Grad von Vereinigung der Weſen in ſeiner Natur ohne Frucht lies. Der erſte Grad von ſinnlichem Genuß, nach dem auch ſchon das Kind ſauget, giebt uns Lebensſaft: er bereitet uns ein Edleres aus einer ſchlechtern Materie. Je feiner das Organ wird, deſto geiſtiger ſind die Kinder ſeines Empfängniſſes: Düfte ſtärken und erquicken die Seele: Muſik tröſtet und labt das Herz mit himmliſchen Tranke. Die Bilder,

— — Simulacra, pabula amoris

dida, das dem Cornelius Gallus zugeſchrieben wird, inſonderheit in der lezten Strophe.

führen dem Geiſte zärtere Gedanken zu, als ihr Materielles ſelbſt iſt; und endlich Freundſchaft und Liebe, jene die Ehe der Geiſter, dieſe der Körper bringen uns einen Becher des Genuſſes mit den ſchönſten Früchten bekränzet. Freundſchaft erwekt edle Empfindungen, Beſtrebungen, Thaten; Liebe, wie die göttliche Frühlingsſonne, belebt den zarten mütterlichen Weinſtock mit Laube und Früchten. Die Schöpfungskraft des erſten Urhebers iſt in ſie geleget.

Auch ſcheints, daß der Schöpfer Sorgfalt getragen habe, den kurzen flüchtigen Genuß der Liebe mit einer Gabe zu erſetzen und zu belohnen, die er unmittelbar aus ſeinem Schaz nahm, und in der auch das geringſte lebendige Geſchöpf eines Funkens der Gottheit gewürdigt werden ſollte; es iſt die — Eltern-Zärtlichkeit, väterliche und mütterliche Liebe. Sie iſt göttlich, denn ſie iſt uneigennüzig und ſehr oft ohne Dank. Sie iſt himmliſch, denn ſie kann ſich auch in viele zertheilen und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und Neidlos. Endlich iſt ſie auch ewig und unendlich, denn ſie überwindet Liebe und Tod. Abſcheulich iſt die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber vorzieht: ſelbſt Thiere beſchämen ſie, die freudig für ihre Jungen ſtarben. Unter allen Schmerzen des Todes ſchmeichelten und liebkoſeten ſie denen, die man grauſam aus ihrem Leibe riß, und für jede thieriſche Mutter giebts kein ſüßeres Geſchäft als ihre Jungen zu ſäugen. Mütterliche Zärtlichkeit war

das Pfand der Liebe, womit die Natur, gleichsam aus ihrem Herzen, die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angst, womit die Mutter ein verlohrnes Kind sucht, und nichts über die Freude, womit sie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wieder findet und neugebohren gleichsam umarmet. Das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der, bei allen reinen Weibes-Herzen, er eigentlich ganz gewebt scheint. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Vesta; und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt dieser Flamme von einer andern glühet! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbet (c); unglüklich, wenn der ganze Pfeil davon glühet.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Eltern-Zärtlichkeit hinaufsteigen, als zu Dir, grosse allgemeine Mutter, zärtlicher höchster Vater! Meine Sprache hat kein Wort die Empfindung zu nennen, mit der Du dich in jedes Geschöpf, in jede Nerve und Winkel eines schlagenden Herzens sezteſt, und jedem derselben seinen für andre unübersehbaren, unerklärlichen, unfühlbaren Genuß gabeſt. Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervorzog, die Weisheit einschlug, und dem die Liebe ihre tausendgestaltige sinn- und liebreiche Figuren einwebte. Wer sollte Dich also nicht lieben, da jes

(c) Χρίσας ἄφυκτον οἰστὸν ἱμέρῳ. Euripid.

des Geschöpf nur zu Dir ziehet, zu Dir weiset? und wer kanns, wie er sollte: da er im Meer deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergeht, und auch nur über sich selbst in die tiefste Tiefe sinket? Du hast das Schikſal aller Elstern, daß sie mehr lieben als geliebt werden; aber du hast vor allen das voraus, daß Du die Sehnsucht nach Dir in mir selbst erschaffen, und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe Dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt mirs, Du werdest und müssest es thun: denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme deines Herzens. Du mußt mich also tausendfach inniger erkennen, nennen, suchen und lieben, als ich Dich nennen und suchen kann; und dieser ewige Zug Deines Herzens zu dem Meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu Dir, und des immer wachsenden Genusses Deiner.

Aber wie wird der Ewige genossen? durch Anschauung? oder durch Empfindung? Unser Autor hat eine harte Bemerkung über die Schwärmer gemacht, (*) die, recht geprüft, leider nur zu wahr seyn möchte. Es ist die allgemeine Erfahrung, daß in alle Schwärmereyen Weiber verwickelt gewesen; öft wurden die Männer nur angesteckt durch Weiber, die sie, wie es hieß, neu gebahren. Den Männern waren sie also gleichsam Mittlerinnen der Gottheit; und wie sie die Gottheit, insonderheit

(*) S. 108.

den menschlichen Gott sich dachten und empfanden; davon liegen ja so viele Schriften und Briefe der Welt vor Augen. Die Ohnmacht, die die heilige Theresia vor dem Altar fühlte, als der himmlische Amor ihr Herz berührte, konnte, wenn sie in diesem Augenblick nur körperlich betrachtet würde, schwerlich von einer andern Art seyn, als den jede liebende Ohnmacht hat: denn in den Säften des Körpers ist Liebe und Liebe an Wirkungen gleich, wer auch der Gegenstand seyn möge. Bei allen Gefühlen dieser Gattung ist also auch dem unschuldigsten Herzen die größte Behutsamkeit nöthig; selbst im Strome der göttlichsten Liebe bleibts immer nur noch ein menschliches Herz. Alle Mittlerinnen, und wenn es die Mutter Gottes selbst wäre, sind gefährlich: so wie dem weiblichen Herzen alle irrdische, und (zu sinnlich empfunden) selbst der himmlische Mittler seyn kann. Von ganzer Seele und allen ihren Kräften will Gott geliebet seyn, nicht aber vom gährenden Nervensaft in einem kranken epileptischen Körper.

Wir kommen von selbst auf die Grenzen, die Gott unserer Liebe und Sehnsucht hienieden bei jedem Genuß gesezt hat; und es sind nicht blos, wie Hr. Hemsterhuis zu meynen scheint, unsre Organe, sondern, wie er zulezt selbst findet, unser isolirtes einzelnes Daseyn. Er vergleicht die Eigenschaft der Seele, die sich dem Zusammenströmen mit andern Wesen wiedersezt, der Kraft der Trägheit in der Materie; und allerdings muß diese Kraft der Trägheit viel was anders und mehr

Pompejus.

Das iſt dann alles was ich gehört habe. Doch ich hörte auch, Apollodorus habe --

Enobarbus.

Nichts mehr hievon; er that es.

Pompejus.

Was, wenn ich bitten darf?

Enobarbus.

Eine gewiſſe Königin, dem Cäſar in einer Matraze ins Zimmer getragen.

Pompejus.

Nun kenn' ich dich; wie lebſt du, Enobarbus?

Enobarbus.

Gut, und werde, dem Anſehen nach, noch ferner gut leben; denn ich merke, daß wir vier Schmäuſe vor uns haben.

Pompejus.

Gieb mir deine Hand, ich haßte dich nie: Ich habe dich fechten ſehen, und dich beneidet.

Enobarbus.

Mein Herr, ich liebte euch nie ſonderlich; aber ich lobte euch bey Gelegenheiten, da ihr zehnmal mehr Lob verdientet, als ich euch beylegte.

Pompejus.

ſeyn, als der groſse Trupp blos mechaniſcher Philoſophen von ihr weiß oder ausſagt. Schon die beiden Worte Kraft und Trägheit paſſen ſich ſo zuſammen, als Bewegung und liegender Grund in dem Wort „Bewegungs-Gründe.„ Auch Leibnitz und alle beſſere Philoſophen haben über den innern Zuſtand der Materie Vermuthungen gewagt, denen ich in den verſprochenen Anmerkungen des Hrn. Hemſterhuis gern einen angenehmen Zuwachs wünſche. Vorizt laſſen wir dieſe Aehnlichkeit auf ſich beruhen, und ſehen die Grenzen, die Gott dem Verlangen unſerer Seele geſezt hat durch ihre Natur ſelbſt.

Wir ſind einzelne Weſen, und müſſen es ſeyn, wenn wir nicht den Grund alles Genuſſes, unſer eigen Bewußtſeyn, über dem Genuß aufgeben, und uns ſelbſt verlieren wollen, um uns in einem andern Weſen, das doch nie wir ſelbſt ſind, wiederzufinden. Selbſt wenn ich mich, wie es der Myſticismus will, in Gott verlöre, und ich verlöre mich in ihm ohne weiteres Gefühl und Bewußtſeyn meiner: ſo genöſſe ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verſchlungen und genöſſe ſtatt meiner. Wie gut hat es alſo die Vorſehung gemacht, daß ſie das Saitenſpiel unſrer Empfindungen nur nach und nach, in ſehr verſchiedenen Klängen und Arten wecket: daß ſie unſere Sehnſucht jezt auffodert, jezt einſchränkt, unſer Verlangen hier thätig dort leidend übet, überall aber, auch nach dem ſüſſeſten Genuße, uns auf unſer armes Ich zurükſtözet, ſagend gleichſam: „Du biſt doch ein eingeſchränktes, einzelnes

„Geschöpf! Du dürstest nach Vollkommenheit, aber „du hast sie nicht! Verschmachte nicht am Brunnen „dieses einzelnen Genusses, sondern raffe dich auf „und strebe weiter.“ Lasset uns dieses in einigen auffallenden Proben und Beispielen sehen.

Aller räuberische Genuß, der den Gegenstand verwüstet, ist uns blos als Bedürfniß von der Hand der Nothwendigkeit gegeben: er reibet sich selbst auf, und erstirbt in sich. Der Mensch ist ein Tyrann des Weltalls; aber wie bald ist auch dieser kleine Tyrann, wenn er in den Grenzen der Natur bleiben will, vom Raube gesättigt! Jeder sinnliche Genuß ist eigentlich nur mildgemachtes Bedürfniß; wo die Zerstörung des Gegenseitigen aufhört, fängt erst ein freierer, schönerer Genuß, ein milderes Nebeneinanderseyn vieler Geschöpfe an, die sich wechselseitig einander suchen und lieben. Ein Tyrann, der alles allein seyn, der alles verschlingen will, wie Saturn seine Kinder, ist weder zur Freundschaft, noch zur Liebe, selbst nicht einmal zur Vaterzärtlichkeit fähig. Er drükt und unterdrükt: neben ihm kann nichts wachsen, geschweige mit ihm zusammen wachsen zu Einer gemeinschaftlichen Krone.

Sobald mehrere Geschöpfe milde neben einander sind, und sich einander wechselseitig geniessen wollen: so folgt, daß keins auf den alleinigen, also auch nicht auf den höchsten Genuß ausgehn müsse, oder es zerstört um sich her. Es muß geben und nehmen, leiden und thun, an sich ziehn und sanft aus sich mittheilen. Dies macht zwar allen Genuß un-

vollständig, es ist aber der wahre Takt und Pulsschlag des Lebens, die Modulation und Haushaltung des Verlangens, der Liebe und aller Süßigkeiten der Sehnsucht. Hier gebe ich die schöne Weisheit der Natur zu bemerken, die alles in diesen Pulsschlag leidender und thätiger, gebender und empfangender Wesen, auch nach Geschlechtern, Augenbliken, Zeitumständen, Lebensaltern, Situationen, u. s. theilte, und gleichsam einwiegte. Wie dort Zwei Lichter am Himmel, so hat Gott auf der Erde Zwei Geschlechter geschaffen, die im Schwunge der Empfindungen sich einander das Gegengewicht leisten sollen. Eins ersezt dem andern, was dem an Zartheit, diesem an Stärke abgeht, und im Reich der Liebe ist Zartheit mächtiger als Stärke. Die Schwachheit des Weibes erstattete und umhüllete Gott mit Reizen. Wo er des Bedürfnisses wegen von den Regeln der Wohlgestalt abgehen mußte: da schlang er den Gürtel der Liebe um sie, begabt mit dem Verlangen, das, wie jene Göttinn saget, alle Stärke überwindet. Auch in der Freundschaft ist Ein Theil immer der thätige, der andre mehr beihelfend und leidend: jener männlich, dieser weiblich; oft umgekehrt nach Geschlechtern. Einklang ist in diese Ehe der Seelen weder angenehm noch nüzlich, noch möglich. Consone Töne müssen es seyn, die die Melodie des Lebens und des Genusses geben, nicht unisone; sonst verliert sich die Freundschaft bald in bloße Gesellschaft.

Auch das wird hieraus offenbar, daß die Anziehungskraft einer einzelnen menschlichen Seele sich

ins Unendliche weder ausbreiten könne noch ausbreiten dörfe. Die Natur hat schmale Grenzen um jedes Einzelne gezogen: und es ist der gefährlichste Traum, sich unumschränkt zu denken wenn man eingeschränkt ist, sich Despot des Weltalls zu glauben, wenn man von nichts als einzelnen Almosen lebt. Die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfassen, klingt schön; aber vom Einzelnen, dem Nächsten, fängt man an; und wer dies nicht tief, innig, ganz liebet: wie sollte er, was entfernt ist, was aus einem fremden Gestirn nur schwache Stralen auf ihn herabwirft, lieben können? — so, daß es auch nur den Namen der Liebe verdiente. Die allgemeinsten Kosmopoliten sind meistens die dürftigsten Bettler die das ganze Weltall mit Liebe umfassen, lieben meistens nichts, als ihr enges Selbst.

Ich komme auf den Umstand, da Hr. H. die griechischen Staaten mit den unsern vergleicht (*) und der Christlichen Religion den Vorwurf zu machen scheint: daß sie durch gar zu viele Sorge fürs ewige Wohl des Individuum seine Anhänglichkeit ans flüchtige Wohl eines zeitlichen Staates vermindere. Der Vorwurf schiene nur denn gegründet, wenn die Sorge für die Ewigkeit der Sorge für die Zeit entgegengesezt wäre und ein glüklicher Staat anders als aus lauter glüklichen Individuen bestehen könnte. Das erste wird nur eine sehr übel verstandne Pfaffen-Religion behaupten; im zweiten Fall kann ja das Individuum für nichts als seine

(*) S. 112/114.

Wohlfarth sorgen und überläßts dem, der die Maschine (wie Hr. Hemsterh. selbst einen Staat nennt) eingerichtet und aufzieht, wie Er fürs Ganze derselben zu sorgen Lust und Kraft hat. Daß die Gesezgeber die christliche Religion fast von jeher gemißbraucht und mit ihren barbarischen Feudal- und Ritterverfassungen übel gemischt haben, ist in der ganzen christlichen Geschichte schreiend; daran hat aber die Religion nicht Schuld, sondern die groben Hände, die sie in diesen heterogenen politischen Teig kneten wollten. Religion ist, wie Hemsterhuis recht gesagt hat (*), die freie Beziehung jedes Individuum aufs höchste Wesen; die ihr mit dem Namen einer politischen Maschine Ehre erzeigen wollten, haben sie am meisten entstellt und erniedrigt.

Doch wieder zu unserm Gegenstande! (denn auch bei Hrn. Hemsterhuis war dieses nur Parenthese.) Die Natur fängt immer vom Einzelnen an; und nur, wenn sie die Neigungen desselben in seinem kleinen Kraise geordnet und befriedigt hat, kettet sie mehrere an einander, und ordnet ihre Empfindungen zur gemeinschaftlichen Glükseligkeit. Aus glüklichen Familien besteht das Wohl des Staats; oder seine Glükseligkeit ist eine Scheingröße. Nachdem in Einem Menschen sinnliche und geistige Freuden, Freundschaft und Liebe, Vaterländigkeit und eigne Tugend wohlgeordnet und wohlgepaart sind, nach dem ist er für sich und andre

(*) S. 112.

glüklich. Unmöglich kann er also wie Meeresschleim mit allem zusammenfliessen: unmöglich alles in gleichem Grade lieben, loben und gutheissen, oder jeden Staub in einen Sonnenstral verwandeln wollen, damit er doch auch das Staubkorn als einen Sonnenstral liebe. Er schadet damit dem Guten so sehr als dem Bösen, und verliert zulezt ganz sein Urtheil und seinen Standpunkt. Wer nicht zurükstossen kann, kann auch nicht anziehn: Beide Kräfte sind nur Ein Pulsschlag der Seele.

So sind wir in diesem Weltall; und wie gehts auf unsrer ewigen Reise weiter hinauf? Schwerlich anders. Nur auf unserm eignen Daseyn und Bewußtseyn ruht die Exsistenz andrer, so fern sie durch Liebe und Sehnsucht mit uns verknüpft sind; verlören wir jene, so hätten wir auch von diesen keinen Genuß mehr. Nothwendig wird unsre Exsistenz von Stufe zu Stufe immer freier und würkender werden: unser Genuß wird weniger verderben und zerstören: wir werden immer mehr Freuden schmecken lernen — indem wir geben und thun, als indem — wir nehmen und leiden. Indessen scheint das gegenseitige Verhältniß nie ganz aufhören zu können, das die Summe dieses ganzen Glüks macht. Um zu geben, müssen immer Gegenstände seyn, die da nehmen; um zu thun, andre, für die man thue; Freundschaft und Liebe sind nie möglich, als zwischen gegenseitigen freien, consonen, aber nicht unisonen, geschweige identificirten Geschöpfen. Und was endlich den

Genuß des höchsten Wesens anbetrifft; o da bleibts immer "Hyperbel mit ihrer Asymptote," wie unser Autor sagt, (*) und muß es bleiben. Die Hyperbel nähert sich der Asymptote immer mehr und mehr, aber sie erreicht sie nie: Zu unsrer Seligkeit können wir nie den Begrif unsers Daseyns verlieren, und den unendlichen Begrif, daß wir Gott sind, erlangen. Wir bleiben immer Geschöpfe, wenn wir auch die Schöpfer grosser Welten würden. Wir nahen uns der Vollkommenheit, unendlich vollkommen aber werden wir nie. Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt eignes Daseyn, eben in welchem Er ihnen ist und von Stufe zu Stufe mehr seyn wird Alles in Allem.

5.

(*) S. 121. 122.

III.

An den Herausgeber des T. Merkurs.

W. im Frankenlande den 20ſten October 1781.

Sie ſuchen mich wohl wehrteſter Freund, nach dem Datum meines Briefs nicht hier, ſondern in einer ganz andern Himmelsgegend. Der ungemeine Seegen dieſes Jahres lokte mich von den rauhen Bergen des Voigtlandes hier herunter an den Mayn, die Freuden des Herbſtes mit meinen Freunden zu theilen. So ſehr aber mein Gaumen bisher durch die herrlichſten Früchte vergnügt worden iſt, ſo wenig hat der Geiſt ſeine Erwartung erfüllt gefunden. Ich glaubte überall muntere, ſorgloſe Bewohner zu finden, die unter Wechſelgeſang, den man in einer und Ebenderſelben Melodie ganze Stunden weit in den Bergen höre, wie in Frankreich, ihre Trauben ſammleten. So aber ſind die guten Rebbauern alle verſchuldet, gehen ſtumm einher, klagen ſogar über den großen Seegen des Herrn, daß er ihnen den Abſaz des alten Weins verderben, und den neuen zu einem unwürdigen Preiß erniedrigen würde. Hierzu kommt der allzuhohe Werth der Gefäße, und an vielen Orten der gänzliche Mangel derſelben. Die Fülle des Moſts hat die Einwohner überraſcht wie ein Dieb in der Nacht, und jeder hat ohngefähr die Hälfte mehr, und mancher noch einmal ſo viel bekommen als er ſich geſchäzt hatte.

Auch die Vergnügungen des Adels und der reichen Gutsherrn sind nicht nach meinen Sinne. Hier herrscht unter ihnen keine einfache stille Gastfreyheit, sondern wir leben auf dem Lande, als ob wir in der gröſten Stadt wären. Die Aengstlichkeit ist sonderbar, womit jeder die meisten Spieltische zusammen zu bringen sucht, und oft ist man auf acht Tage zum Voraus gänzlich mit seiner Zeit versagt. Das Lustigste unter allen aber für mich sind die Soupees, wo nichts als Auskramung von Geschmak, Anordnung und Aufwand herrscht. Die Ersten waren noch die erträglichsten. Da aber Jeder einen Schritt über den andern gewinnen, und besonders den Fremden Bewunderung seines lieben Selbst abnöthigen will, so sind die lezten Festins ausschweiffend kostbar und langweilig geworden. Diejenige Familien, die schon ihre Schuld berichtigt hatten, und nun als Gäste und gebetene Bewunderer zugegen seyn mußten, sahen sich betroffen an, wurden stille, und thaten verneinenderweise was sie konnten um die Absicht des Wirths zu vereiteln. So wie die fremden Weine in der Anzahl und Qualität wuchsen, verschwand immer die gute Laune und der laute Scherz, und am Ende wurden wir alle so ernsthaft, als säſſen wir bey einem Friedens-Congreß.

Ich suche nur durch meine einsame Spaziergänge so gut zu helfen als ich kann, und hierinn leistet mir der Hofrath R** treue Gesellschaft. Wir irren zuweilen mit dem Stabe in der Hand auf sechs Meilen in der Runde herum, und bleiben zu

Mittage und zu Nacht in welcher Hütte es uns beliebt. Ich habe ihn mit meiner Botanischen Liebhaberey angesteckt, und Er bezahlt mich dafür mit seinen Erfahrungen, die er auf seinen vielen Reisen gesammlet hat. Neulich führte er mich an einen Ort, wo ich durch ein seltnes moralisches Schauspiel überrascht ward.

Ich hatte lange ein gewisses Schloß gesehen, das an dem Fuße eines hohen Bergs lag, wohin mich die Hofnung gewisser Alpenpflanzen lokte. Als ich ihm mein Verlangen bezeugte, dahin zu gehen, willigte er sogleich ein. Die Entfernung hatte uns aber betrogen, und wir waren schon herzlich müde als wir unten am Berge anlangten. Lassen Sie uns ins Schloß gehen, und Etwas Milch bey dem Pachter fodern, fieng er an. Dieß giebt uns Kräfte weiter zu steigen. Wir traten in den Hof, sahen Niemanden, hörten aber in der Scheune dreschen. Ich näherte mich zuerst; wie erstaunte ich aber, da ich vier junge Leute in Matrosenhabit von ohngefähr 14 ; 16 Jahren dreschen sahe. Sie waren alle einförmig, und fein gekleidet, trugen den Kopf und den Hals bloß. Ich wolte eben nach meinem Begleiter dem Hofrath R** zurüklaufen, als dieser herbey trat. Da uns die jungen Leute erblikten, warfen sie ihre Dreschflegel weg, liefen auf den Hofrath R** zu, und umarmten ihn auf die zärtlichste Weise. Ich stand wie eine Statue, als ich sie Grafen nennen hörte, und fand daß sie mit der größten Fertigkeit Französisch und Teutsch sprachen. R** ließ mich in meiner Ungewißheit, und wenn er mich an

Pompejus.

Behalte deine Freymüthigkeit, ſie läßt dir nie übel; meine Herren, ich lad' euch alle an Bord meiner Galeere ein. Wollt ihr kommen?

Alle.

Zeigt uns den Weg, mein Herr.

Pompejus.

Kommt.

(Sie gehen ab, Enobarbus und Menas bleiben.)

Menas.

Dein Vater, Pompejus, würde nie keinen ſolchen Tractat gemacht haben -- Wir haben einander ſchon geſehen, mein Herr.

Enobarbus.

Zur See, denk ich.

Menas.

So iſt es, mein Herr.

Enobarbus.

Ihr habt euch zu Waſſer wol gehalten.

Menas.

Und ihr zu Land.

sah, so lächelte er. „Wir sind gekommen Milch „bey Ihnen zu trinken, und dieser Herr will Alpen„Pflanzen." Wir können mit beyden aufwarten, fiel der älteste Graf ein, der mir unter den blühenden Jünglingen der schönste zu seyn schien. Sie führten uns in die Stube, und Einer von ihnen lief nach Herrn Lehmann. Dieß schien ihr Hofmeister oder Begleiter zu seyn, unter dessen Anführung sie auf dem Schlosse lebten. Ich konnte aber noch nicht errathen, ob ihnen dieß Schloß zugehörte, ob sie Eltern hätten, oder Fremde wären. Von ohngefähr rief R** den Jüngsten mit Namen: Graf Pakunin. Hier merkte ich daß ich unter Russen war.

Und nun war R** so gefällig mit mir ans Fenster zu gehen, und mir folgende Geschichte dieser Erscheinung mitzutheilen:

„Diese vier jungen Leute sind Vettern zusammen, und aus den ersten Russischen Häusern. Die Väter haben für gut gefunden sie schlechterdings in ihrer Jugend vom Hofe zu entfernen, und ihre Erziehung einem fremden Lande anzuvertrauen. Gewöhnlich hat der Führer einen eingeschränkten Plan, und muß nach Rath und Vorschrift der Eltern seine Maaßregeln nehmen und abändern. Da es aber in der großen Entfernung vom Hause nach einem schriftlich approbirten Plane in der Erziehung zu verfahren, beynahe so schlimm ist, als über eine zu liefernde Schlacht Befehle vom Hof-Kriegsrath in der Residenz abzuhohlen: so hat man dießmal eine andre Einrichtung getroffen. Die Eltern dieser jungen

Herrn haben nun einmal das Wohl ihrer Familie in die Hände unsers Freundes Lehmann gegeben, und da sie sich schlechterdings auf ihn verlassen müssen, was er thun will, so haben sie ihm ein ganz unbeschränktes Vertrauen geschenkt. Es ist wenigstens für einen edeln Mann der größte Sporn alles zu thun was in seinen Kräften steht. Er kan so viele Jahre mit ihnen ausbleiben als er will; ist schlechterdings Herr über Zeit, Aufenthalt und Geld. Er hat diesen einsamen Ort einer Stadt vorgezogen, und lebt hier ganz auf seine eigne Weise. Er ist in den Contrakt des Pachters getreten, und dieser arbeitet nun für seine Rechnung als Oberknecht. Da der Ackerbau hier zu Lande schon sehr raffinirt ist, so ist der Anblik einer wohleingerichteten Landwirthschaft auch in der Folge für die junge Leute als künftige Gutsherrn ein Neben-Vortheil mehr. Der Hauptendzweck unsers Freundes ist, seinen Untergebenen nichts als bloß wahre Ideen zu geben: und deswegen entfernt er sie so viel als möglich ist von Büchern, und führt sie zu den Dingen selbst. Selbst die Arbeiten des Landmanns, die sie nachahmen, sind ihnen, wie Sie gesehen haben, Mittel und Stoff zu ihren Erhohlungs-Stunden. Lehmann hat noch zwey Gehülfen, die mit ihm arbeiten: Einer, der die Naturgeschichte und mechanischen Künste mit den jungen Leuten treibt, und der Andere, der sie im Zeichnen, und der Musik unterrichtet.

In dem Augenblik trat Herr Lehmann in die Stube, der vollkommen den Anstand eines Mannes von der großen Welt hatte, ob er gleich mit einer

Gartenſcheere untern Arm erſchien. Er empfieng uns aufs freundſchaftlichſte, und nachdem ihm R** von meiner Liebhaberey unterrichtet hatte, ſo gewann ſogleich die Unterredung ein lebhaftes Anſehen. Einer von den jungen Herrn hohlte ſein Herbarium, und ich fand unter andern ſehr wohl eingelegten und geordneten Pflanzen eine Buxbaumia die mich ungemein erfreute.

Wir wiſſen nicht viel, ſagte Herr Lehmann, aber wir hüten uns, etwas aus der dritten Hand wiſſen zu wollen. Bey uns iſt nicht leicht die Rede von etwas, das wir nicht geſehen oder berührt haben. Es iſt freylich der langſamſte Weg zu Ideen zu gelangen, allein ohnſtreitig der richtigſte. Indeſſen ſorgen wir ſo viel als möglich, daß der ſinnlichen Eindrücke ſehr viele werden. Daher erlaube ich meinen jungen Leuten recht gerne das Sammlen in allen Arten. Es gewöhnt ſie an Ordnung, und man darf doch mit Muth eine Erklärung über ein Ding beginnen, wenn ſie's einmal unter Händen gehabt haben.

Ich bezeugte ihm über alles dieſes meine ſtumme Verwunderung, und dieſes war, wie es ſchien, das ſchmeichelhafteſte Compliment für Herrn Lehmann.

Sie müſſen ſich, fieng er an, doch nicht auf unſre Stuben einſchränken, und da ſie einmal gekommen ſind den Berg zu ſteigen, ſo erlauben Sie

mir, daß ich Ihnen wenigstens den Weg und die besondre Aussichten unsrer Gegend zeige. Wir brachen also auf, und liessen die jungen Leute zu Hause. Als wir auf der Höhe angelangt waren, stellte uns Herr Lehmann an verschiedenen Orten so, daß wir überall die mahlerischste Landschaft erblikten. Ich fand, daß es eine Paradiesische Gegend war, ob sie gleich die Sonne eben jezt nicht vergüldete.

Wenn Sie Lust haben, fieng Lehmann an, auf der andern Seite Bergab zusteigen, so will ich Sie an einen Ort führen, wo Sie mehr zufrieden seyn sollen, als wenn Sie die seltenste Pflanze entdekt hätten die noch in keiner Mantissa steht. Sie sollen die Bekanntschaft eines Mannes machen, dessen Nachbarschaft mich hauptsächlich in diesem Lande hält. Er ist ein Edelmann, der unverheyrathet lebt, dessen Beyspiel aber zeigt, was Stätigkeit des Charakters und Aufmerksamkeit auf sich selbst für Wunder thun können. Er ist Einer der gelehrtesten Leute, ob ers gleich sorgfältig zu verbergen sucht. Er ist wie zum Erwerben und Sammlen gebohren. Denn die Verbesserung seiner Vermögensumstände, die Bildung seines Kopfs und Herzens, hat er Niemand als sich selbst zu danken. Sein eigentlicher Umgang ist nur Er, und sein Beruf nichts als der Dienst den Er sich selbst thut. Bey einer mäßigen Einnahme ist er wohlthätiger als ein Fürst, und großmüthiger als mans auf dem Papier erdenken mag.

Wir waren bald an einem reinlichen Hauſe angelangt. Als ſich die Thüre öfnete, war es der Herr ſelbſt der uns empfieng: Ein langer, hagrer Mann, mit einem ſehr ofnen Geſichte. Er ſchien mich als Fremden weder im Guten noch im Böſen zu bemerken. Indeſſen gieng Lehmann mit ihm auf eine Minute ins Nebenzimmer, und kam ſogleich wieder.

Es währte nicht lange, ſo ward die Unterredung bald ſo offen und vertraut, wie ſie unter Leuten leicht wird, die einerley Zwecke und Ideen haben, ob ſie ſich gleich zum erſtenmale ſehen.

Lehmann wußte ihn mit Geſchiklichkeit zu einer gewiſſen Expoſition zu führen, die für uns intereßant werden mußte. Er that ihm allerley Fragen über ſeine Lebensart, und dieſes bewog ihn, die Geſchichte ſeiner Bildung ohngefähr folgendermaſſen zu beginnen:

Ich ſah daß ich in den meiſten Fällen betrogen war. Meine Einkünfte reichten nie zu, und meine Ausgaben waren allzeit mehr, und ihr Termin erſchien allzeit eher als ich geglaubt hatte. Mein Hang zum Wohlthun, meine Neigung dem Dürftigen zu helfen ward dadurch ſehr beſchränkt. Ich behielt immer am Ende des Jahrs nichts übrig, wie ſo viele Leute, und dadurch ward ich hart. Dazu kam, daß meine Landwirthſchaft mir anfieng ſehr beſchwerlich zu fallen. Der baare Pfennig gieng mir immer aus der Hand, und was ich an Produkten gewann, ward nicht zu Rathe

gehalten, oder nicht zu gehöriger Zeit verfilbert. Ich brauchte am Ende des Jahrs mehr Stroh und Futter als ich berechnet hatte. Die Handwerks-Rechnungen fielen mir eben ſo beſchwerlich.

Ich ſezte mich alſo hin, entwarf mein Inventarium, zog meine Bilanz. Hierzu war nöthig, daß ich ein ordentliches Journal hielt, wo das Geſchehne von jedem Tag niedergeſchrieben, und am Ende des Monats oder Quartals ſummirt ward. Nun wurden meine Ideen alle ungleich beſtimmter. Ich ſah gewiſſe Misbräuche ein, die an meinem Vermögen nagten, die ich ohne dies vorher nie hatte ausfündig machen können. Alles ward mir merkwürdig, weil ſich nach und nach ein Verhältniß davon in meinem Kopfe formirte, und zu einer Summe erwuchs.

Aus dieſem Geld- und Haushaltungs-Journal entſtand bald nachher ein anders, wo ich mich ſelbſt über den Gebrauch meiner Zeit um Rechenſchaft fragte. Weil in der Landwirthſchaft nichts ohngeſtraft verſäumt wird, ſo mußte ich mir ein Buch über Agenda und Acta halten, wo ich nachſehen konnte was noch zurük war. Denn auf vierzehn Tage Termin kommt hier mehr an, als bey einer Wechſelſchuld in einer freyen Reichsſtadt. Dieſes mein Journal ſtellte ich in den bekannten Kaufmannsfuß, und betrachtete mich unter einer doppelten Perſon. Ich hielt mir ſelbſt mein Haben und Sollen. Das was ich noch nicht gethan hatte, ward unters Debet, und das was ich ab-

gethan hatte unters Credit geſchrieben. Das Reſultat von einer jeden Handlung brachte ich unter einer gewiſſen Summe, ſo gut wie eine jede andre Auslage, in Zahlen an, zog ab, oder addirte, und konnte dadurch in kurzer Zeit mein Buch ſchlieſſen.

Sie werden mir einwenden, daß dieſes ein bloſſer Winter-Zeitvertreib ſey, womit ſich allenfalls ein müßiger Land-Edelmann die langen Abende verkürzen könne. Allein ſo unfruchtbar dieſe Speculation ſcheint, ſo hatte ſie einen Nutzen, den ich damals als ich anfieng eben ſo wenig vorherſah, als Sie es jetzo thun mögen. Ich bekam nach und nach ſo gut für mich ſelber, als für jeden geſezten Controlleur Achtung, und ich ſchämte mich, Etwas niederzuſchreiben das nicht wahr wäre. Alſo, damit ich mir ſelber Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und das Agendum als Geſchehen zu Buch bringen konnte, that ichs lieber auf der Stelle. Die Zeit, die ich bisher als Brunnenwaſſer hatte über meinen Hof laufen laſſen, ward nun beſſer zu Rathe gehalten, und ſo zu ſagen, verzapft. Dadurch behielt ich immer mehr übrig; und weil ich mit gutem Gewiſſen ſagen konnte, was ich ohnbeſchadet wichtiger Dinge in dieſem Moment erhauſen konnte, ward ich umgänglicher, munterer, und gaſtfreyer damit gegen meine Freunde.

Meine ehmalige Thätigkeit war ein aufbrauſendes Weſen. Ich hatte nie Gedult und Beharrlichkeit genug bezeugt. Ich war oft mit zu war-

mem Blute an ein Geſchäfte gegangen, hatte die Hinderniſſe nicht vorher berechnet, und war nachher durch ihre Entſtehung zu früh abgeſchrekt worden. Da ich indeſſen ſo vieles andre hatte liegen laſſen, entſtand eine Traurigkeit und Unmuth in meiner Seele, die mich vollends ganz abſpannte.

Nunmehr wuchs aber das Zutrauen zu mir ſelber, und ich datire von dieſer Zeit an die Erſte Epoche meines wahren glüklichen Lebens. Ich ſchlief länger und ruhiger, ich gab der Tafel, meinen Freunden und den Spaziergängen mehr Stunden zu, und doch blieben mir zu meinen Geſchäften mehr übrig als jemals. So gewiß iſt der Nutzen, den Ordnung und Sorgfalt leiſtet.

So hielt ich meinem Geſinde und meinen Taglöhnern, mit denen ichs zu thun hatte, ein eignes Folio. Ich bekam dadurch genauere und richtigere Ideen von der Natur jeder Arbeit, lernte billigere Forderungen machen, verglich den wechſelſeitigen guten oder böſen Willen, die natürlichen Fähigkeiten und Fehler gegen einander.

Eben ſo hielt ichs mit meinen Freunden. Was mir jeder an wahren Dienſten, Wohlmeynung, gutem Rath und Gefälligkeit erzeigt hatte; ward eingetragen, und zwar allzeit in beſtimmten Zahlen. Eben ſo ward Kälte, Nachläßigkeit, Trägheit zu dienen, Politiſche Zurükhaltung, Eigennuz, oder gar Vervortheilung — verzeichnet. Der groſſe Vortheil der daraus erwuchs, war dieſer: daß

dasjenige wahr ward, was auf Lavaters Verſuch nur vorn auf dem Titel ſteht: Nämlich Menſchenliebe und Menſchenkenntniß hielt gleichen Schritt mit einander. Da ich auf jedes Faktum genauer Acht gab um es niederzuſchreiben, ward mir der Charakter eines Jeden anſchaulicher. Ich betrachtete ihn als dies oder jenes Individuum aus dieſer gewiſſen Claſſe. Und ſo machte ich ihm ſein Facit nach dem, was er leiſten konnte oder ſollte. Nicht mehr und nicht weniger ward von ihm in der Folge gefordert, als ich nach Jahrelanger Erfahrung gewiß war, daß er thun würde.

Sagen Sie uns aber, fiel mein Begleiter ein, wie hielten Sies mit den Damen? Hatten Sie keine zärtliche Verbindungen zu Buche zu bringen?

Mit dieſen pflog ich eigentlich keine Rechnung, antwortete der Edelmann, mit eben der lächelnden Mine. Ich betrachtete ſie als Weſen höherer Art, die mir nichts ſchuldig waren, und was ich von ihnen an Liebe und Gefälligkeit empfieng, nahm ich als ein freywilliges Geſchenk an. Sie hatten kein Folio in meinem ordentlichen Buche. Aber im Geheimbuche notirte ich mir doch was ich Ihnen ſchuldig blieb.

Ich muß geſtehen daß ich nicht unter diejenigen gehöre, die böſe Erfahrungen mit dem andern Geſchlechte gemacht haben: ſondern ich fand bey ihnen durchgehends zuverläſſigere, feſtere und verſchwiegenere Charaktere, wie bey unſerm Geſchlechte.

Sie verzeihen über dieß so gerne, und dieß ist doch immer das sicherste Merkmal einer edlen Denkart. Es thut mir leid, fieng Lehmann an, daß ich für meine Person diese Beobachtungen für neu und auffallend halten muß.

Das hat nichts zu bedeuten, erwiederte der Edelmann. Ein jeder urtheilt nach seinen eignen Erfahrungen; und nach diesen genommen richten Sie vielleicht eben so ehrlich wie ich, ob wir gleich ganz verschiedner Meynung sind.

Vielleicht aber halten Sie dieß alles was ich Ihnen sage, für Spiele der Einbildungskraft, und ich muß Ihnen daher die Sachen nun in Natura zeigen. Er gieng in ein Nebenzimmer, und kam bald wieder mit einem Buche zurük, das einem dünnen Rechnungs-Buche gleich sah. Das ist die Bilanz, die ich mit meinen Freunden gezogen habe, und ich kans Ihnen gerade aufschlagen, weil es unter fingirten Namen geführt ist. Sehen Sie hier gleich Seite 1.) Cajus hat das meiste von mir empfangen, an wahrer Freundschaft, Geschenken, Hülfe und Empfehlung. Und betrachten Sie die andre Seite gegen über, so hat dieser Mensch nichts dagegen geliefert, und also entsteht hier ein gräuliches Vacuum. Ich merkte, daß ich am Ende eine so üble Meynung von ihm bekam, daß der Bruch unvermeidlich war. Da ich also hörte, daß er in Verlegenheit war, lehnte ich ihm eine Summe Geldes, die ich entbehren konnte, die er aber nie Lust wieder zu bezahlen hatte. Dieß war das sich-

Enobarbus.

Ich bin immer fertig einen jeden zu loben, der mich lobt, ob gleich niemand läugnen kan, was ich zu Lande gethan habe.

Menas.

Noch, was ich zu Waſſer gethan habe.

Enobarbus.

Ja, etwas könntet ihr doch, um eurer eignen Sicherheit willen, läugnen; ihr ſeyd ein groſſer Dieb zu Waſſer geweſen.

Menas.

Und ihr zu Land.

Enobarbus.

Hierinn läugne ich meine Land-Dienſte; aber gebt mir eure Hand, Menas; wenn eure Augen Commiſſarii wären, ſo könnten ſie hier zween Diebe ſich küſſend ertappen.

Menas.

Aller Leute Geſichter ſind ehrlich, was auch ihre Hände ſeyn mögen.

Enobarbus.

Es iſt noch kein ſchönes Weibsbild geweſen, die ein ehrliches Geſicht gehabt hätte.

Menas.

erſte Mittel ſeiner loß zu werden; und jezo ſehe ich ihn auch Gottlob ſo wenig, als ob er nicht in der Welt wäre. Titius hingegen Seite 6. hat das Geheimniß gefunden wie Sie ſehen, durch alle Rubriken durch mich ihm verbindlich zu machen. Eh ich michs verſah, ſtand ich gegen ihn in großen Rükſtande. Es iſt der ſonderbarſte Streit zwiſchen uns beyden, wer dem andern an Gefälligkeit Etwas beybringen kan. Er weiß ſo geſchikt auszuweichen, als ich Luſt habe, ihm beyzukommen. Ich muß noch immer Alles, was zu meinem Vortheile ſtehen ſolte, unter die allgemeine Rubrik des guten Willens bringen, wenn ich nur einigermaſſen ſaldiren will.

Sagen Sie uns doch, wenns erlaubt iſt, unterbrach ihn der Ruſſe, haben Sie unter Ihren Freunden keine ſogenannte Genies? Das ſolten böſe Schuldner ſeyn, und ſo ungern bezahlen, als die Officiere die in Winter-Quartieren liegen.

Die ſogenannten Genies, oder die anmaßlichen, antwortete er, ſtehen nicht in dieſem Buche meiner Freunde notirt: ſondern ich habe ein beſondre Klade, wo das, was ich mit dieſen Leuten und den Paſſanten oder Bettlern abthue, ſogleich unter Almoſen oder verlohrne Schulden ins Groſſe bemerkt wird.

Reden Sie aber von den wahren Genies, ſo habe ich Ihnen ſchon Einen gezeigt, und das iſt das zweyte Exempel, das auf Seite 6 unter dem Namen Titius verzeichnet iſt. Bey dieſem Manne

werde ich ewig in Nest bleiben, und nichts als mein guter Wille muß mir bey einem höhern Richter aushelffen. Doch ich merke wir werden ernsthaft. Wollen Sie sich gefallen lassen, in meinen Garten-Saal zu treten, und Etwas an Erfrischungen anzunehmen? Das Ameublement war hier im höchsten Grade einfach, doch gefiel es dem Auge, weil man überall Sorgfalt, Geschmak und Uebereinstimmung antraf. Die Wände waren mit Silhouetten behangen, die meist unbekannte Gesichter enthielten, ausser einigen die in der neuern Litteratur berühmt genug sind. Das sind meine Freunde, die mir hier Gesellschaft leisten, statt der grossen Leute, die man so gerne in die Zimmer hängt, und die doch so weit von uns abstehen. Mit unter bemerkte ich ein halb Duzent Rahmen, worunter mir Lotto-Kalender eingefaßt schienen.

Der Herr des Hauses bediente uns selbst. Er brachte uns bald einige Teller des schönsten Obstes, das die Jahrszeit gewährte. Wir bezeigten ihm unsre Verwunderung darüber, und daß wir noch nie dergleichen gekostet hätten. Das ist, meine Herren, erwiederte er, ein böses Danksagungs-Compliment, erwiederte er. Ich wolte, daß Sie dieß alles sehr oft, und noch viel besser gekostet hätten. Es geht mir mit meinem Obste, wie mit Allem, was man Honettes und Gutes thut. Die Leute verwundern sich darüber, und sagen Alle, es wäre ihnen so was noch nicht vorgekommen. Ist das nicht betrübt?

Er hohlte eine Flasche Wein. Ich fürchte, sagt' er lächelnd, da er den Pfropf herauszog, mein Johannisbeer-Wein ist auch Etwas, das Sie noch nicht gekostet haben. In der That war er so fürtreflich, daß wir uns stillschweigend einander darüber ansahen, ohne die erste Bemerkung gerne laut zu wiederhohlen.

Meine Augen waren indessen nach der Wand gerichtet gewesen. Die Lotto-Kalender hatten meine Aufmerksamkeit aufs neue an sich gezogen. Ich hatte ihnen in Gedanken diesen Namen gegeben, weil sie mit allerley Farben illuminirt waren, wie diese Art von Kalendern, die man zum Köder für den gemeinen Mann so lustig als möglich einzurichten sucht. Ich fand aber doch, daß die Farben nicht in allen gleich vertheilt waren. In einigen giengen sie sehr bunt durcheinander, in andern herrschten nur einige Hauptfarben. Im Ganzen bemerkte ich, daß sie nicht nach gewissen Verhältnissen illuminirt waren. Als ich mich ihnen näherte, sah ich, daß es keine Lotto-Kalender waren: sondern es waren geschriebene Kalender, die eine gewisse Bedeutung zu haben schienen. Sie waren von den lezten sechs Jahren her, und unter jedem bemerkte ich ein griechisches verschiedenes Motto. Der Edelmann kam meiner Frage zuvor, und sagte: dieß sind sogenannte Goldne Sprüche, die mir die Stimmung meiner Seele, auf das Jahr worunter sie stehen, erhalten helfen. Sie sind sehr unterschieden, wie Sie bemerken werden. Denn so wie man betrogen ist, denkt man zuerst an den Waidspruch: Trau, Schau,

Wem? Oder wenn man irgendwo mit der Stirne anſtößt, an den andern: Eile mit Weile. So giengs auch mir. Meine Stimmung änderte ſich um, und ſo wählte ich bald aus dem Homer, bald aus dem Plutarch, aus den Tragikern, oder auch wohl aus dem Ariſtophanes Etwas das auf mich, und in dem Sinn, wie ich es nahm, auf keinen andern Menſchen paßte. Als ich näher unterſuchte, fand ich ſtatt der gewöhnlichen Heiligen-Namen andere von berühmten und großen Männern, die die Feſte, und andere Tage bezeichneten. In den ältern waren es meiſt die allgemein anerkannten großen Männer aus allen Völkern und Jahrhunderten. In den Neuern aber waren die Nuancen feiner, die Anzahl weniger vielfarbicht, und die Berühmtheit weniger auffallend. Es waren nachher meiſt ſolche Namen, die nicht in dem Munde eines Jeden herum fuhren, ſondern deren Anerkennung ſchon ein feineres Gefühl und eine gelehrtere Kentniß vorausſezt. Auch hierüber gab er mir ſeinen Aufſchluß. Anfangs, ſagte er, da ich meine eigne Bildung begann, hatte ich alles nöthig um mich aufrecht zu erhalten; und die Rohrſtäbe, worauf ich mich ſtüzte, waren von allen möglichen Calibern. Da ich aber ein wenig beſſer fortkonnte, ſo brauchte ich deren wenigere, und meiſt ſolche, die ſchon ein gewiſſes beſtimmtes Verhältniß untereinander hatten. Er bemerkte zugleich meine Verwunderung über die mancherley Farben, womit die Wochen und Monate illuminirt waren. Auch hierin muß ich Ihnen aus dem Traum helfen. Als ich mit mir ſelbſt zu rechnen anfieng, hatt' ich wenig Muth; das Ge-

ſchäft war mir verdrüßlich und ich konnte es nicht leicht zu einer gewiſſen Stätigkeit bringen. Ganze Wochen verſtrichen, ohne daß ichs fortſetzen, oder wenn ichs unterbrochen hatte, wieder anfangen wolte. Daher kommen die vielen Felder dunkler, unbedeutender, garſtiger Farben. Sobald wieder etwas in mir aufblizte, das Muth genug hieß mir ſelbſt ins Angeſicht zu ſchauen, ſo wurden die Farben lebhafter und glänzender. Allein noch alles geſchah nur rukweiſe, wie Sie hier ſehn, und die dunkle Farben herrſchen wieder von Neuen. Endlich gewann ich nach Jahres-Friſt mehr über mich, und Sie ſehn auch hier im zweyten Kalender ſichts ungemein viel gleicher, und heiterer aus. Doch will noch keine Haupt-Farbe durchaus herrſchen. Mehr darüber zu commentiren, würde ins Spielende fallen. Genug es war die Art und Weiſe wie ich mir aufzuhelffen ſuchte: und da ſind alle Gängelbänder und Krükenſtecken nicht lächerlich, ſobald der Patient beweiſen kan, daß er durch ihre Hülfe hat aufrecht gehen lernen, wie andre Menſchenkinder.

Was halten Sie, Liebſter Freund, von dieſen Menſchengeſtalten? Ich wünſchte daß Ihrer mehrere wären, und Sie wünſchen es auch mit mir. Nächſtens ſollen Sie in einem kürzern Briefe als dieſer, mehreres von meinen Exkurſionen hören.

Adieu.

IV.

Ueber einige Mahlereyen

des Hrn. Fratrel, Churfürſtl. Hofmahlers zu Manheim.

Ich weiß nicht ob Teutſchland ſeine eminenten Künſtler genug, und ob es ſie alle kennt; wenigſt habe ich Urſache gefunden aufs neue daran zu zweifeln als ich neulich den würdigen Fratel und ſeine Schildereyen ſah. Ein paar Kupferſtiche, und darunter jenes, wodurch dem Schützer der Künſte, Carl Theodorn von der Pfalz, ein Monument für die Nachwelt errichtet iſt, waren alles was ich vorher von Fraterl'n gekannt hatte.

Schon daraus ſchloß ich auf einen eruditen Künſtler, und einen Mann der ſich Geſchmack erworben, und mit dem hohen Schönen vertraut gemacht hätte. Aber wie entzükt war ich nicht, wie floß mein Herz nicht über von den wärmſten Gefühlen der Bewunderung, da ich in die Werkſtätte dieſes Künſtlers trat, und eine kleine Sammlung Raphaeliſcher Gemählde vor mir prangen ſah. — Ja! Raphaeliſcher Gemählde! — Das ſind Fratre'ls Schildereyen, dieſen Geiſt, dieſes Leben athmen ſie, und nimmer hat vielleicht ein neuerer (*) dieſem Urbilde der Vollkommenheit,

(*) Der Verfaſſer will hierdurch dem neuen Raphael, genannt Mengs, nicht präjudiciren. Er hat von ihm

dem göttlichen Sanzio von Urbino, mit ſo viel Glücke, und doch mit ſo wenig Demüthigung der Nachahmerſchaft entgegengeſtrebet. Seyd mir gegrüſſet, Manen des Unſterblichen, und nehmet hier meine Huldigung, die reine Huldigung eines Herzens, dem der Schöpfer einige Tropfen des beſeeligenden Gefühles von Vollkommenheit gegeben hat.

Was Raphael'n von allen Mahlern, ſeit der Palingeneſie der Künſte, auszeichnet, und ihn einzig macht, was ihn der Anbetung des Verliebten — ich meine den Amoroſo im Kunſtfache — darſtellet, iſt unſtreitig ſein unnachahmlicher Seelenausdruck in menſchlichen Geſichtern, und darunter beſonders der Ausdruck liebevoller Affecte — ſeine höchſtcorrecten reinen Umriſſe, ſeine idealiſch-ſchöne Darſtellung — Keuſchheit, Nüchternheit, Simplicität in der Zuſammenſetzung — Großheit, Geſchmak, Zierde ohne Anſpruch und Bedeutſamkeit. Im Colorit ſtehet er freylich hinter den Titianen und Corregio's, hinter dem ſpätern Zauberer Rubens und Vandyk, und der blendenden Niederländſchen Schule; aber man kann ja wohl ohne bunte Farben mahlen, und die Demoſthene ſprechen rein und hinreiſſend — mit einem Fehler an der Zunge.

Zeichnungen geſehen die das non plus ultra in der Kunſt ſind. Von ſeinen Mahlereyen aber hat er zu wenig geſehen, um ſie mit den Frattelliſchen vergleichen zu können.

So weit der Ausdruck von Verſtand und Seelen-Adel, von Gutherzigkeit und Liebe, welcher aus einem weiblichen Antliz ſtralet, über die gemeine Larve von körperlicher Schönheit, über den ſinnlichen Reiz von glatten Wangen erhaben iſt: ſo weit, meyne ich, ſtehen Raphaels engliſche Menſchengeſtalten über den nationaliſirten Figuren der mehreſten übrigen Künſtler. „Deßwegen ſagt Fra„trel, habe ich auch nur jenen allein nachahmens„würdig gefunden. Ich laſſe jedem berühmten Mei„ſter ſeinen Werth, aber mir gefällt Raphael.“

In der That zeigt er's auch in ſeinen Werken. Ich will es verſuchen ſeine Flucht in Egypten zu beſchreiben.

Die Handlung iſt ſimpel, wie die Compoſition. Keine Nebenwerke ſtören den Eindruk des Ganzen, und die wenigen Figuren ſtehen ſo frey vor dem Augen des Zuſchauers, daß man frappirt wird ohne recht zu wiſſen warum. Anmuth und Majeſtät ſchweben um die Mutter des Heilandes, welcher als Säugling in Windeln auf den Armen ſeiner Mutter ruhet. Eigentlich hätte er in den Mantel verhüllet ſeyn ſollen, denn ein Kind hat der Bedeckung gegen die Witterung auf der Reiſe nöthig: aber der Mahler wollte uns den Anblik des kleinen Chriſtus nicht entziehen. Er erſcheinet daher in dem Augenblicke, da er an ſeiner Mutter Bruſt gelegen, und dieſe, ehe ſie den Mantel wieder um ihn her geworfen — die Falten des Mantels zeigen noch ſeine vorige ſchüzende Lage — ihrem

Führer ein paar Worte ſagt. Das Kind iſt eben in den Schlummer gerathen und ſcheinet von angenehmen Träumen erfreuet zu ſeyn; denn die kaum geſchloſſenen Aeuglein lächeln, oder tragen die erſte Spur einer erfreulichen kindiſchen Empfindung. Geſundheit, Ruhe und Liebe ſtralen auf den hochgefärbten Wangen des göttlichen Kindes. Maria iſt ein wunderſchönes junges Weib von griechiſchem Wuchſe und Attiſcher Geſichtsbildung. (*) Nichts übertrift die Wahrheit, Großheit, Aechtheit ihrer unvergleichlichen Draperie. Und hier iſt abermal der ganze Raphael zugegen. Wenn ihr Raphaelſche Gewänder kennet, ſo denket euch dieſe mit einem kleinen Zuſaz von Coloritſtärke — das Werk neuerer Farbenmechanik. Das Oberkleid iſt blau, das Unterkleid roth; beyde von ungebrochenen hohen Farben, ohne gekünſteltes Licht, aber von der untadelichſten Beleuchtung. Joſeph gehet zur Seite und ſpricht mit der Mutter. Sein Auge verräth die zärtlichſte Sorgſamkeit. Ueber der ganzen Handlung iſt eine gewiſſe Ruhe, ein geheimer Ernſt verbreitet, der dem Zuſchauer von Gefühl Ehrfurcht abnöthiget, daß er das Knie beugen möchte, wenn auch kein Genius die Pfade der heiligen Wanderer mit Blumen beſtreute.

(*) Aber wie kommt die Tochter Davids, Maria, zu einer Attiſchen Geſichtsbildung?

D. E.

Wie weise hat Fratrel diesen lezten Umstand hinzugemahlet, um die Scene zu veredlen! Das Gemählde ist über sieben Fuß hoch, und ein Altarblat. Ich habe es nicht in seinem schönsten Lichte gesehen, das Zimmer war nicht geräumig und hoch genug — und doch konnte ich mich kaum davon hinwegreißen.

Ich wage es nicht ein andres Meisterstük dieses Künstlers zu beschreiben, das an Reichthum der Zusammensetzung, Gelehrsamkeit und Geschmak das vorhin angezeigte Gemählde noch übertrift. Es ist ein Einweyhungsopfer der Vestalinen. Andacht, Erhabenheit, weibliche Unschuld, und Verstand spricht aus dem Antliz der jungen Priesterin.

Die Anordnung des Gemähldes scheinet ein gleichzeitiger Römer gemacht zu haben, so sehr ist alles Costume, alles in dem Geiste der Zeit und des Ortes gedacht und vollendet. Vielleicht dörfte die Farbengebung an diesem Stücke wärmer und saftiger — oder wollte ich sagen modischer? — seyn. Aber gelehrte Mahler und Schilderer der Seele vergessen zuweilen, daß sie Farben dem Duzend nach auf der Palette haben. Die Costumi Roselli vergessen es nicht.

In einzelnen Figuren von grossen aber sanften Affekten scheinet mir die höchste Stärke des liebenswürdigen Fratrel zu liegen. O gelänge es mir seine Cora und Magdalena mit Winkelmannischer Feder zu beschreiben!

Menas.

Das iſt keine Verläumdung -- ſie ſtehlen Herzen.

Enobarbus.

Wir kamen hieher, uns mit euch zu ſchlagen.

Menas.

Mir für meinen Theil iſt es leid, daß ein Schmaus daraus worden iſt, Pompejus lacht heute ſein Glük weg.

Enobarbus.

Wenn er's thut, ſo kan er's ſicher nicht wieder zurük weinen.

Menas.

Ihr habt recht, mein Herr; wir dachten nicht den Antonius hier anzutreffen; ich bitte euch, iſt er mit Cleopatra verheurathet?

Enobarbus.

Cäſars Schweſter heißt Octavia.

Menas.

Das iſt wahr, mein Herr, ſie war die Gemalin von Cajus Marcellus.

Enobarbus.

Aber nun iſt ſie die Gemalin vom Marcus Antonius.

Man kennet Cora aus den Inkas von Marmontel. Fratrel ſtellet ſie in dem Augenblicke vor, da ſie nach dem vollbrachten unglüklichen Opfer mit gerungenen Händen, den Blumenkranz um die Schläfe, aus dem Tempel eilet; den traurigen Palmen zu, um dort ihren Gram und ihr Leben zu verweinen. Ein holdſeliges Mädchen, in der höchſten Blüthe ihrer ſchuldloſen Jugend, das Herz durchboret von Pfeilen der Leidenſchaft, im ſchrekſichen Aufruhr von Pflichtgefühl und pflichtempörenden Verlangen — die beyden runden groſſen Augen gen Himmel gekehrt, das Haar zerſtreuet und den Lüften überlaſſen, flehet ſie um Beyſtand, Beruhigung, Gnade — und hoffet ſie nicht. Wer kann dies Bild ohne Wehmuth und Mitleidsgefühl anſehen? — Wo hab ich je etwas ſo vollkommenes von Seelenſchilderung bewundert?

Ganz und gar von eben der Vortreflichkeit iſt Fratrel's büſſende Magdalene. Dieſe Stellung und Handlung habt ihr öfter geſehen, aber keine ſolche Büſſerin. Ich weiß nicht ob mich mein Gefühl zu weit riß, ob ich ſchwärmte — Aber vielleicht iſts eine Proprietät der Fratrelſchen Gemählde, daß ſie das Herz vorzüglich intereſſiren, und daß man ſich bey ihnen vergiſſet. Ich muß hier nothwendig anmerken, daß die Farbengebung bey Cora und Magdalene in aller Art vortreflich, und zumal von groſſer Wärme und Lebhaftigkeit iſt. Die Carnation in beyden iſt nicht nur wahr, lebensvoll und anziehend, ſondern ſie hat auch den ſeltenen Vorzug der Durchſichtigkeit und Lauterkeit

in hohem Grade. Ich merkte daraus daß Fratrel mit jedem neuen Versuche neue Vortheile erfinnet, und daß er in seinen Werken die ewige Progression eines fruchtbaren Denkergenies zu Tage legt. Möchte so ein treflicher Künstler auch alle Früchte seines edlen Fleisses in der Fülle einsammlen, als er sie verdienet, und ein geschmakvolles Jahrhundert sie ihm schuldig ist!

Ausser den beschriebenen Gemählden habe ich noch mehrere andere nicht weniger schäzbare angetroffen. Unter andern das Gebet in geflügelter Jünglings-Gestalt mit dem Rauchfasse, nach dem Psalm: Dirigatur Domine Oratio mea sicut incensum in conspectu tuo! Auch wieder ein Muster von erhabener Bedeutsamkeit, ein Gemählde voll Anmuth, Salbung und Würde.

Ferner: ein Bildniß des Herrn Domprobst zu Cölln, Grafen von Truchseß, in Lebensgröße, von dessen Aehnlichkeit ich nicht urtheilen kann, das aber an sich betrachtet, eine kostbare Mahlerey ist. Zum verwundern wahr und täuschend ist die ganze Drapperie die aus dem bekannten Hermelinpelze, den Spitzen am Chorhemde und dem ganzen Chorgewande bestehet, folglich dem Pinsel eine schwere Manchfaltigkeit darbot. —

So viel von des Mannes Werken — Warum aber kaum, warum darf ich nicht eben so viel von des Künstlers persönlichen Vorzügen, von seinem vortreflichen Herzen sagen? — Die Welt sie-

het kalt über Elogen dieſer Art hin, und wer nicht ſelbſt im Falle war zu fühlen, der fühlet nimmer beym unintereſſanten Buchſtaben der Beſchreibung.

Aber nennen darf ſich der, der einen verdienten Mann öffentlich lobet — zum Unterpfand daß er nicht Zeitungsſchreiberiſch lobte, und ſeiner Worte vor dem Volke geſtändig ſey. Geſchrieben im Auguſt 1781.

Friedrich von Schaden,
Fürſtl. Taxiſcher Hofrath.

V.

Beſchluß des Geſprächs in der Gallerie zu **.

(S. T. Merkur vom Windmond 1781. S. 167.)

Als mein Vetter und der Graf die Treppe hinunter auf den großen Gang gekommen waren, wolte ich mich von ihnen ſcheiden. Bleiben Sie fieng der Graf an, noch einen Augenblik, und ſeyn Sie Zeuge, ob mich Ihr Vetter bekehrt oder unbekehrt nach Hauſe ſchikt.

Auf dem Gange hiengen ein paar groſse Stücke von Chevalier Liberi, und Roſa da Tivoli, wovon das leztere beſonders sehr nachgeſchwärzt hatte. Die Lampe die den Gang erleuchtete, that dem Bild noch mehr Schaden indem ſie gerade ihr Haupt-Licht auf die ſchattichten Parthien warf. Der Horizont war sehr hoch gewählt, und wir ſtunden sehr tief, folglich war die Wirkung doppelt widrig.

Sie müſſen mir doch eingeſtehen, fieng der Graf von neuen an, daß dieß keine Natur iſt, was uns ſo viele Herrn Italiäner dafür verkaufen wollen, So colorirt die liebe Sonne die Gegenſtände nicht. Das iſt ja alles, als wenns in Kühnruß erſoffen wäre. Wahrheit, Wahrheit meine Herren, auch in der Kunſt, auch bey der Nachahmung des Schönen, und wenn Sie mir dieſe zeigen, ſo bin ich der Erſte der ſein Knie davor beugt.

Auch ich bin Ihrer Meynung, fieng mein Vetter an. Ich lechze ſo ſehr nach Wahrheit, als der ſtrengſte Philoſoph. Aber woher wird ſie kommen? Aus den Händen Ihres groſſen Urhebers ſelbſt, oder wird ſie uns durch Menſchen zugebracht? Und ſo lange dieß iſt, wird ſie von der Farbe des Mediums annehmen, wodurch ſie gegangen iſt. Was haben Sie in Ihrer Philoſophie ſelbſt mehr als Syſteme? Wo haben Sie Eine Wahrheit, die nicht hieſſe Leibnizens, oder Newtons Wahrheit? Dieſer Fall paßt nicht, verſezte der Graf. In der Philoſophie beſchäftigt man ſich mit Intellektuellen, unſichtbaren Gegenſtänden, und ihre Beziehung muß allerdings

mangelhaft ausfallen. Aber bey der Kunſt hat man mit lauter Dingen zu ſchaffen die in die Sinne fallen. Man macht nichts, als was man ſieht.

Und glauben Sie, Herr Graf, fing mein Vetter an, daß das Sehen ſo bald gethan iſt? Das Sehen iſt bey uns Künſtlern was die Kunſt zu leben bey den Menſchen überhaupt iſt. Mancher geht aus der Welt ohne je geſehen zu haben, mancher ſieht halb, mancher wird blind, und ſtirbt darüber.

Der Graf. Das will ich Ihnen wohl gerne glauben daß mancher nur halb ſieht; denn woher käme ſonſt die wunderliche, abentheuerliche Art zu coloriren und zu zeichnen aller dieſer Schulen? Wenn ich in eine Galerie trete, ſo iſts mir wie eine Sprachewirrung bey dem Thurnbau. Immer die Abbildung deſſelben menſchlichen Geſchöpfs, und das in ſo viel mancherley Begriffen von Schönheit, ſo vielen Manieren, daß man tappt und tappt, um am Ende zu wiſſen welche die beſte iſt.

Schl. Bey groſſen Meiſtern iſt keine die beſte, ſondern ſie ſind alle gut.

Der Graf. Die Wahrheit iſt immer dieſelbe, und zu ihr muß nur Ein Weg führen, und das iſt der kürzeſte.

Schl. Und ſo bald Einer ein groſſer Meiſter zu heiſſen verdient, ſo hat er dieſen kürzeſten Weg gefunden, aber zu ſeiner Zeit, und auf ſeine eigne Weiſe.

Der Graf. Und so wäre denn das Colorit von Rubens, von Titian, von Rembraud, von Spagnolett, von Guercino alle Eins, und gleich gut, gleich natürlich? Ich wäre sehr neugierig zu sehn, wie Sie mir dieses erklären wollen.

Schl. Einem Künstler würde ichs sehr leicht begreiflich machen, aber nicht sowol einem Layen. Verzeihen Sie mir, mit Ihnen muß man immer von dem Abc wieder anfangen, wenn man sich verständlich machen will, und ich habe mein Abc so lange her schon gelernt.

Der Graf. Und vielleicht daher schon wieder vergessen.

Schl. Das nicht: aber ob ich gleich noch lesen kann, so fehlt mir vielleicht die Gabe, es andern zu lehren.

Der Graf. Diese Gabe mag vielen Ihrer Mitbrüder fehlen.

Schl. Vielleicht, und es hat auch nicht viel zu bedeuten. Es ist eine Schulmeister-Gabe. Man kan auf die Nachwelt kommen ohne sie zu besitzen, und man will überhaupt die Anmerkung gemacht haben, daß diejenige, die am besten schwatzen, am schlechtesten arbeiten. Ist es in der Wissenschaft nicht auch so, Herr Graf?

Der Graf. Es ist möglich. Aber wieder auf Ihre Behauptung zu kommen, wie getrauen Sie mir das darzuthun — Alle Manieren seyen gut? Manier ist keine Natur.

Schl. Ja wohl, so wenig Leinwand und Farbe Fleisch ist, und Züge von Linien Körper sind. Sie ist das Suppositum, sie ist das Phantom der Natur. Und mehr versprach wohl der Künstler nicht zu geben als Phantom.

Der Graf. Das ist eine traurige Wahrheit, die Sie mich zu lehren suchen.

Schl. Und suchten Sie mehr in der Kunst, liebster Herr Graf, so wars eine falsche Prätension, und dafür müssen Sie büssen.

Die Natur ist unerschöpflich in ihren Werken, aber nicht der Mensch. Seine Kräfte sind eingeschränkt, mangelhaft und gebrechlich, warum sollten es die Produkte nicht seyn, die durch diese Werkzeuge hervorgebracht werden? Die Kunst im Ganzen ist so gut ein Ocean als der Inbegriff der Wissenschaften auch. Man hält schon den für einen grossen Gelehrten, der in Einem Fache etwas geleistet hatte, warum nicht in der Kunst? Und man behauptet daß gewisse Intellektuelle Talente nur auf Kosten und Vernachläßigung von andern erworben werden: warum will man dieses traurige Vorrecht bey dem Künstler nicht gelten lassen?

Der Graf. Also soll ich das für ein gutes Werk erkennen, das z. E. herrlich gezeichnet, aber elend colorirt ist?

Schl. Das nicht. Aber Sie sollen dasjenige bewundern, wo Ein Theil der Kunst im höch-

sten Grade erreicht ist, und wo andre Theile diesem untergeordnet sind.

Der Graf. Es wäre doch aber besser wenn alle Theile gleich gut erreicht wären.

Schl. Freylich wär' es besser wenn der Mensch ein Gott wäre. Aber da dieses eine Lästerung ist, so wollen wir uns mit dem begnügen was Er seyn kann. Wer nach Allen Entzwecken jagt, erreicht keinen. Nun muß man fragen, ob der Künstler den Endzweck erreicht hat, den er sich vorsezte: und alsdenn ist er, wenn dieser Einzige Endzweck der Kunst entspricht, und würdig ist, ein grosser Meister. Wenn Rubens eine Göttermahlzeit darstellt, so fordern Sie doch von ihm nicht die Wahrheit des Fleisches von Vandyk? Aber Sie werden diese Wahrheit mit Vergnügen wieder in einem Gemählde finden, wo Niemand als Er, seine Frau und Kinder und sein Hund stehen sollten.

Der Graf. Ich merke den Gang den Sie mit mir nehmen. Ich soll alle ihre verschiednen Sekten in der Kunst respektiren wie die Sekten in der Philosophie.

Schl. Warum sollten Sie das nicht mit gutem Gewissen thun können, in sofern jede Sekte eine einzelne Spaltung des ganzen Lichtstrahls der Wahrheit faßt? Jede Schule bey uns hat ihren eignen Endzweck, so wie jedes Jahrhundert den

Seinigen hat, und jeder Meiſter hat nach ſeinen Kräften Fähigkeiten, Organen ſeinen beſondern. Und haben Sie dieſen ausfündig gemacht, und beurtheilen ihn darnach, ſo iſt Ihre Kritik gerecht.

Der Graf. Ich weiß gar wohl was Vergleichung für ein ſchädliches Ding iſt, und wie man auch dem größten Verdienſte dadurch eine tödtliche Wunde ſchlagen kann. Aber davon wimmelts in allen Kunſtbüchern, in allen Beſchreibungen von Italien, in Kritiken von Gemählde-Ausſtellungen, raiſonnirenden Catalogen von Gallerien u. ſ. w.

Schl. Man würde von dieſem Uebel nichts wiſſen, wenn dieſe Bücher von Künſtlern geſchrieben wären: aber ſo ſchreiben ſie ſich von dem Amphibiſchem Geſchlechte der Kenner her, die weder auf dem Waſſer noch auf dem Lande leben können. Alle Künſtler ſind tolerant in ihren Urtheilen, gerade, weil Sie wiſſen was man leiſten kann.

Der Graf. Wir wiſſens freylich nicht. Aber könnte man's uns nicht lehren, wenn Ihre Künſtler ſchreiben wollten?

Schl. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich kann mir nicht helfen, Sie kommen mir hier vor, wie der lezte König von Preuſſen.

Der Graf. Erklären Sie ſich deutlicher, worinn beſteht das, was ich mit dieſem ſonſt groſſen Mann gemein haben ſoll?

Schl. Wenn Sie Gedult genug haben, will ichs Ihnen erzählen. Sie wissen doch, daß er Wolfen aus dem Lande trieb, weil ihm bösmüthige Leüte glauben gemacht hatten, Wolf lehre die Harmonia praestabilita und das sey die Ursache warum die Pursche desertirten. Als er nachher aber seinen Irrthum einsahe, und ihm einer seiner Minister bewiesen hatte, Wolf lehre die Kunst zu denken; so rief er aus: er soll wieder kommen, und er soll Brod bey mir haben. Meine Pagen und Cadets machen so dumme Streiche genug, er soll Ihnen die Kunst zu denken lehren. Sogleich werden sechs Maitres de Logique angesetzt, um die Pagen denken zu lernen, und aus diesen Maitres entstanden die Professoren im Cadetten-Hause wovon Kammler würklich noch Einer ist.

Der Graf. Ich begreiffe das Medium Comparationis. Sie fürchten wir würden so gut sehen lernen, als die Pagen vernünftig wurden.

Schl. Warum das nicht, wenn Sie es anders anfingen als die Pagen? Wenn Sie Einen Theil Ihres Lebens so gut dem Mechanischen Unterricht und der Mechanischen Praxis widmen wolten, als wir es thun müssen; wenn Sie unsre Schulen besuchten, sich auf unsern Bänken niederliessen, und Kinder mit unsern Kindern würden. Einige von Ihnen haben es gethan, und sie sind uns dadürch doppelt ehrwürdig geworden. So wie Tochin und Falconet schreiben gelernt haben, haben jene zeichnen gelernt, und wenn Caylus, und Hogedorn die

Menas.

Ich bitte euch, mein Herr?

Enobarbus.

Es iſt nicht anders.

Menas.

So iſt Cäſar und er auf ewig verbunden?

Enobarbus.

Wenn ich verbunden wäre über dieſe Verbindung zu weiſſagen, ſo würde ich nicht ſo propheceyen.

Menas.

Ich denke, die Politik hatte mehr Antheil an dieſer Heurath, als die Liebe.

Enobarbus.

Ich denke auch ſo. Aber ihr werdet ſehen, das Band das ihre Freundſchaft zu verknüpfen ſcheint, wird zu nichts anderm dienen, als ſie zu erwürgen. Octavia iſt von einer ernſthaften, kalten und ſanften Gemüthsart.

Menas.

Wer wollte ſich ſein Weib anders wünſchen?

Enobarbus.

Der, der ſelbſt nicht ſo iſt, und der iſt Marcus Antonius. Er wird bald zu ſeinen Aegyptiſchen Lekerbiſſen zurük kehren. Octaviens Seufzer werden das Feuer in Cä-

ſarn

sem ihrem Maaß von Kentnissen gemäß über Werke der Kunst urtheilen, bleiben sie uns würdige Lehrer. Aber sie müssen aus diesem Cirkel nicht herausgehen. Haben Sie z. E. nicht Lebenslang in der Kunst des Colorits, so gut wie wir, vergebne Versuche gemacht: so wird ihr Rath hierüber zu kurz fallen; sie werden statt in die Materie, um dieselbe herumgehen, und was so viele Richardsons und ihres gleichen gethan haben, einseitige Urtheile für Orakelsprüche verkaufen.

Der Graf. Erklären Sie mir aber doch die Wuth so vieler Kunstkenner, so vieler Gemäldesamler, die keinen Strich zeichnen können.

Schl. Es ist eine blinde Wuth, Herr Graf. Es ist ein Fieber, das kommt und vergeht, ohne daß diejenigen, die es nähren, wissen wies zugegangen ist. Es ist ausserdem ein Epidemisches Fieber. Es muß in der Luft liegen, denn es könnte sonst nicht so viel ganz heterogene Menschen ergreiffen. Wir können seinen Gang mit Gelassenheit ansehen, denn es befördert in Etwas den Umlauf der Kunstwerke; und so wie die blindeste und thörichteste Religion die Verehrung des höchsten Wesens darstellt, so ist auch dieser Köhler-Glaube immer eine Apotheose des Verdienstes. Zum Glück daß es meist reiche Leute trift, die durch Erbe, Betrug oder Gewalt das Theil ihrer Nebenmenschen mit Unrecht verprassen. Und so hat ein höheres Wesen dafür gesorgt, daß sie durch die Liebe zur Kunst einen grossen Theil davon wieder geben müssen, und das dünkt mich gut.

Der Graf. Aber was halten Sie von den Mäklern, von den sogenannten Prokurateurs, in allen Ständen?

Schl. Erinnern Sie mich nicht an diese elende Geschöpfe. Ich sahe neulich die berühmte Stapelia in ihrer treflichen Blüthe. Ihre Zeit dauert wie sie wissen, nur wenige Stunden, aber kaum hatte sie sich entfaltet, so war die häßliche Fleisch-Fliege da, und verunreinigte sie mit ihren Liebkosungen.

VI.

Berichtigung eines Gedächtnißfehlers,

im T. Merkur vom Weinmond 1781.

Unter den Erratis dieser Gattung, welche entweder *incuria fudit*, oder humana parum cavit natura, ereignen sich auch wohl solche, deren Möglichkeit man kaum seinen eignen Augen glaubt. Was sogar ein gutes Gedächtnis gelehrtern Männern als ich zu seyn mir anmaße für alberne Streiche spielen könne, davon kommen mir, seit einiger Zeit (da ich viele Gelegenheit zu solchen zufälligen Entdeckungen habe) zuweilen die lustigsten Beyspiele vor. So stieß ich, z. E. vor kurzem, in des J. H. Meibomius, eines weiland sehr belesenen und gelehr-

den Mannes, Ausgabe der Elegien des Pedo auf den Tod Mäcens, die seiner Vita Maecenatis beygefügt ist, bey dem Verse

Lollius hoc ergo conciliavit opus,

auf folgende stupende Note: intelligit Maximum Lollium, *Trojani belli scriptorem, ex Horatio notum.* — Mein böser Genius hat gewollt, daß ich den Samlern dieser Art von literarischen Lusibus Naturae den Pendant zu jenem Meibomischen Mißgriff liefern sollte. Er befindet sich auf der 37 Seite des 9ten Monatsstüks vom T. Merkur dieses Jahres: wo vermuthlich auch Schulknaben in der Note mit Erstaunen gelesen haben werden, daß Horaz nach der Lage seines Gutes Calabrische Bauren oder Pächter zu Nachbarn gehabt habe. Jedermann weiß, daß Horazens Gut im Sabiner-Lande, wenige Stunden von Tivoli, lag, und daß Calabrien eine Provinz von dem ehmals sogenannten Griechischen Italien, und, wenn man sich das Ganze als einen Stiefel vorstellt, der Absaz desselben ist. Horaz hatte also nach der Lage seines Sabinums keine Calabrische Bauren zu Nachbarn — und die Note, da sie nichts erklärt, und ihren Verfasser noch dem Vorwurf der gröbsten Unwissenheit aussezt, läßt weder eine Rechtfertigung noch Entschuldigung zu. Es wäre zwar etwas leichtes gewesen, die Leser mit einem Histörchen zu hintergehen, welches ihnen begreiflich gemacht hätte, wie dieser alberne Fehler, ohne meine Schuld, durch einen sehr möglichen Zusammenfluß von zufälligen Umständen sich habe

einschleichen können — und ich würde vermuthlich um so mehr Glauben gefunden haben, da mir die Welt doch wohl zutraut, eine Carte von Italien gesehen zu haben. — Aber warum sollte ein Mensch sich schämen, fehlen zu können, und nicht in aller Demuth gestehen, wenn ihm so etwas menschliches begegnet ist? Zufälle dieser Art sind Warnungen, und verdoppeln unsre Behutsamkeit, welche meistens am nöthigsten ist, wo man am wenigsten Ursache zu haben glaubt auf seiner Hut zu seyn.

W.

VII.

Vermischte Litterarische Anzeigen.

1. Eine Neue Producten-Karte von Europa, angekündigt.

Wenn auch die vielen sehr beträchtlichen Berichtigungen, die wir in den neuesten Zeiten nicht allein einzelnen Mathematikern und Erdbeschreibern, sondern auch den vereinigten Bemühungen ganzer gelehrten Gesellschaften, in Ansehung der Länder-Kunde zu verdanken haben, bey der Herausgabe von besondern Karten, einzelner Länder benuzt worden sind; so ist dies doch immer nur selten bey den allgemeinen Karten ganzer Erdtheile, — so wie wir sie bis jezt haben — und am wenigsten in Teutschland, geschehen.

Vorzüglich verdiente die allgemeine Karte von Europa einer solchen Verbesserung, weil dieser Erdtheil sich — vorzüglich in Absicht der statistischen Beschaffenheit einiger Länder, als Rußlands, Polens, Preussens, Ungarns, der Türkey, und so weiter — seit der Zeit, wohin unsere besten, — selbst ausländischen — Karten reichen, gar sehr verändert hat.

Könnte man auf einer dergestalt verbesserten, neuen Karte von Europa, nebst den vornehmsten Städten und Handelsplätzen, zugleich die merkwürdigsten Produkte eines jeden Landes, vor Augen bringen; so würde sie für alle Liebhaber der Erdbeschreibung, und insbesondere für künftige Kameralisten und Kaufleute, eine neue, noch nie bezwekte Brauchbarkeit haben, und beym Unterricht junger Leute von vorzüglichem Nutzen seyn.

Die mir beym hiesigen Institut angewiesenen Lehrgeschäfte haben längst den Wunsch nach einer solchen Karte, in mir rege gemacht; — und meine seit einigen Jahren auf die Erdbeschreibung und die zunächst angrenzenden Kenntnisse eingeschränkte Thätigkeit, hat mir Gelegenheit verschaft diesen Wunsch auszuführen.

Bey Verfertigung einer solchen Neuen Karte — oder auch Producten-Karte — von Europa, die ich zu Ostern 1782 auf Pränumeration, von einem der besten Meister in Teutschland, mit möglichster Richtigkeit, Feinheit, Deutlichkeit und typographischer Schönheit in Kupfer gestochen, auf meine Kosten herausgeben werde, habe ich nicht allein von den neuesten Berichtigungen, in Absicht der Lagen und Grenzen der Länder, der Längen

und Breiten der Oerter, u. ſ. w. den ſorgfältigſten Gebrauch gemacht; ſondern auch die Produkte eines jeden Landes ſo vollzählich als genau angezeigt; indem ich mich dazu theils der chymiſchen Zeichen bedient habe, theils anderer ſchon bekannten oder ſelbſt erfundenen Zeichen, die ſich leicht entziffern und behalten laſſen. Wo ſich aber beydes nicht thun ließ, ſind Buchſtaben geſetzt, die ſogleich an das Wort ſelbſt erinnern.

Auf dem breiten Rande der Karte, ſind die Produkte eines jeden Landes namentlich wiederholt, der zum Theil aufs neue von mir berechnete Flächen-Inhalt der Länder bemerkt, und die Zeichen und Buchſtaben deutlich erklärt.

Nicht zufrieden mit dem eigenen Bewußtſeyn des Fleiſſes, den ich auf dieſe Arbeit gewandt habe, und der wiederholten Erfahrung, die ich bey meinem Unterricht damit angeſtellt; legte ich ſie vielen hieſigen und auswärtigen Gelehrten und Kennern in dieſem Fache, zur Beurtheilung vor; und ich benutze dieſe Gelegenheit einem Büſching und Bode in Berlin öffentlich meine Dankbarkeit zu bezeugen, für die vielen Berichtigungen und anſehnlichen Verbeſſerungen die ſie, — ſo wie auch andere Gelehrte, — mir zu dieſer Karte mitgetheilt, und in ſofern mich zur Herausgabe derſelben aufgemuntert haben.

Bis auf Oſtern 1782. nehme ich auf dieſe Karte 12 Sgr. Konventions-Münze, (den Louisd'or zu 5 Rthlr. und den Dukaten zu 2 Rthlr. 20 Sgr.) Pränumeration an; — nachhero wird die Karte 16 Sgr. koſten.

Die Ablieferung geſchieht in der Leipziger Oſtermeſſe, 1782. in Leipzig, Deſſau, Hamburg und Berlin; und

diejenigen, welche zuerſt pränumeriren, werden, ſo viel wie möglich, die erſten Abdrücke bekommen.

Die Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau erbietet ſich zum Kolligiren; und alle übrigen Buchhandlungen, und wohllöblichen Poſt- und Zeitungs-Comtoirs werden gleichfalls erſucht Pränumeration anzunehmen; und dafür 15 Procent, von dem franco eingeſchikten Gelde, für Mühe und porto, abzuziehen. Briefe bittet man ſich ebenfalls franco aus. Deſſau, den 16ten Herbſtmonds 1781.

A. F. W. Crome,
Lehrer der Geographie am Erziehungs-Inſtitut.

Hier in Weimar nimmt der Hofrath Wieland Pränumeration darauf an.

---

2. Johann Lorenz Böckmanns, Baad. Hofraths und würklichen Kirchenraths ꝛc. Beyträge zur neueſten Geſchichte der Witterungslehre. Erſter Verſuch, in 8. 52 Seiten 1781. Carlsruhe bey Michael Maklot.

Der Hr. V. liefert in gegenwärtigen wenigen Bogen eine kunſtloſe, nakte, einfache Erzählung deßen, was ſeit 1778 für die Witterungskunde geſchehen iſt. Der Herr Marggraf von Baaden ließ in ſeinen Landen an 14 verſchiedenen Orten Beobachtungen anſtellen, wovon die Reſultate, nebſt denenjenigen welche in andern Ländern angeſtellt ſind, bald durch den Druck bekannt gemacht werden ſollen. Sein warmer Eifer für dieſen Zweig der Naturlehre brachte es bald dahin, daß mehrere, die nüzlichen Wiſſenſchaften lie-

benden Fürſten, meteorologiſche Verſuche in ihren Ländern anſtellen ließen. Er ſagt davon S. 11. „Stolz auf mein teutſches Vaterland ſag' ich es laut, meine Erwartungen wurden zum Theil übertroffen; und was einzelne Fürſten deſſelben vor unſern Augen thun, that vor ihnen noch kein Land.„ Ganz vorzüglich rühmt derſelbe die gnädigen und milden Unterſtützungen der Herzoge von Gotha und Weimar, für dieſes Inſtitut. Von leztern heiſt es S. 45: „Nach der ausdrücklichen gnädigſten Aeußerung des vortreflichen Herzogs von Weimar erhält unſer meteorologiſches Archiv, ſchon ſeit dem Anfang dieſes Jahrs die monatlichen Beobachtungen aus deßen ſämtlichen Ländern, als einen ſehr koſtbaren Schaz.“ Allerdings wird durch dieſe vereinten Bemühungen die Natur immer tiefer und glücklicher erforſcht, und die Urſachen vieler räthſelhaften Würkungen leichter entziefert werden; der Landmann wird beſtimmtere Regeln für ſein Geſchäft erhalten, wird zuverläßiger die Verhältniſſe zwiſchen Witterung und Fruchtbarkeit lernen, wird nach deutlichen Zeichen des Dunſtkreiſes künftige Veränderungen wiſſen, und glückliche oder unfruchtbare Jahre nach Gründen vorherſehen; — der Arzt wird bekannter mit den wichtigen Einflüßen der Witterung werden, gewißer über die Rückkehr periodiſcher Krankheiten, ſicherer in der Wahl der Gegenmittel nach der Beſchaffenheit der Atmoſphäre ꝛc.

---

3. Die neueſten Entdeckungen in der Chemie. Geſammlet von D. Lorenz Crell, Herzogl. Braunſchw. Lünsburg. Bergrath, der theoretiſchen Arzneygelahrtheit und der Materia Medica ordentlichen öffentlichen Lehrer zu Helmſtädt, der Römiſch-Kayſerl. Akademie der Naturforſcher Adjuncte u. ſ. w.

Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1781. Erster Theil in 8. 250 Seiten. Zweyter Theil 284 Seiten. Dritter Theil 272 Seiten.

Vielen Lesern des T. M. muß bekannt seyn, daß der Herr BergR. Crell im Verlage der Meyerschen Buchhandlung in Lemgo sechs Stücke von dem chemischen Journale für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungs-Kunst und Manufacturen seit 1778 herausgegeben, welche von dem Publikum mit vielen Beyfall aufgenommen worden. Verschiedene Umstände nöthigten denselben den Verleger zu ändern, und dieses höchstnützliche Journal unter dem Titel: die neuesten Entdeckungen in der Chemie, im Weygandschen Verlage herauszugeben. Dieses hat in Betracht des vorigen viele Vorzüge was den Druck, Papier und die Mannichfaltigkeit der Materien betrift. Auch hat der Hr. B.R. kurze hingeworffene Sätze, und Nachrichten, in wie ferne solche auf die Erweiterung der Wissenschaft einige Beziehung haben, aus den Briefen seiner Korrespondenten ausgehoben, und schaltet solche hin und wieder mit ein, denn dergleichen veranlassen oft fernere nützliche Untersuchungen. Es mag genug seyn den Lesern nur die Ueberschriften der originellen Aufsätze hier zu geben. Im ersten Theile: Chemische Untersuchung der Flußspatsäure in Absicht der dabey befindlichen Erde, von Hr. Wiegleb. Beweiß daß die Bittersalz-Erde sich nicht gänzlich in allen Säuren auflösen läßt, von Hr. Mönch. Ein Versuch die Kalck-Erde in Kiesel-Erde zu verwandeln, von eben demselben. Versuche, verschiedene Schwammarten zu Verfertigung des Berlinerblaues anzuwenden, von Hr. Göttling. Hr. C. W. Scheele über das brennbare Wesen im rohen Kalck; Ueber die Sächsische Cattun-Druckerey mit blauer Farbe, von Hr. P. Hacquet aus Laybach im Herzogthum Krain. Die Auszüge aus den Chemischen Abhandlungen der Schriften von

Gesellschaften der Wissenschaften sind aus dem 34sten Bande der Schwedischen Abhandl. Zweyter Theil: Chemische Untersuchung der aus den Knochen gezogenen Phosphorsäure in Absicht ihrer verglasenden Eigenschaft, von Hr. Wiegleb. Chemische Versuche über eine verbesserte Bereitungs-Methode des goldfarbenen Spießglasschwefels, von Hrn. Göttling. Eine bequeme Art die ädle Erze zu reinigen, von Hr. D. Storr. Auflösung des Golds im Salmiak, von eben demselben. Vom Ricinus und dessen Oel. Ein verbessertes Melissen-Oel. Beytrag zu der blauen Färbeerschichte des Franzosenharzes (Guayakharzes wäre besser und giebt zu keinen Irrthümern Anlaß) alle diese Aufsätze sind vom Hr. Apotheker Herrer. Ueber die Verfertigung des Glauberfalzes aus gemeinem Salze und Alaun, und die Erzeugung des Salmiaks vom Hr. D. Dehne. Einige Anmerkungen über die Verfertigung des Veilchensyrups, ebenfalls von Hr. D. Dehne. Die Auszüge in diesem Theile sind aus den Memoires de l'academie royale des Sciences à Paris 1776, und aus des Abt Rozier Beobachtungen. Dritter Theil: Hrn. Prof. Gmelins Abhandlung von den Thon-Erden und insbesondere von einer Thonerde von Urach in Würtenberg. Bereitung der Harn-Naphte, von Hrn. Günther, Apotheker in Koppenhagen. Ueber den Reißstein und dessen chemische Bestandtheile, vom Hrn. Bergrath Crell selbst. Diesen Versuchen zufolge ist noch nicht ausgemacht, ob dieses dem Glase ähnliche Produkt aus dem Reiße selbst, oder aus Reißstroh gefertiget werde. Man erhält solches gerade aus China über Moskau, und es sind gemeiniglich Schaalen, Theekhofen, auch Caffeekhofe und andere Gefäße mehr daraus verfertigt. Beytrag zu den Versuchen über die Flußspatsäure von Hr. D. Bucholtz. Ueber die anziehende und zurückstoßende Kraft der Salze von Hr. Dr. Lichtenstein. Chemische Untersuchung des Reißes (Oryza sativa L.) vom Hr. BR. Crell. Der Nachtrag zu der Nachricht vom Ar-

ſarn anfachen, und wie ich vor ſagte, das was die Stärke ihrer Freundſchaft ausmachen ſollte, wird die unmittelbare Urſach ihrer Entzweyung werden. Antonius wird bey der gegenwärtigen Cleopatra die abweſende Octavia leicht vergeſſen; er heurathete hier nur ſein Intereſſe.

Menas.

Es kan gar wol ſo gehen. Kommt, mein Herr, wollt ihr an Bord? Ich habe eine Geſundheit für euch.

Enobarbus.

Ich werde ſie annehmen, mein Herr; wir haben unſre Gurgeln in Aegypten ziemlich abgenuzt.

Menas.

Kommt, wir wollen gehen.

[Sie gehen ab.]

Siebende Scene.

[Am Bord von Pompeji Galeere.]

Man hört eine Muſik. Etliche Bediente tragen eine Mahlzeit auf.

1. Bedienter.

Sie werden gleich hier ſeyn, Mann; einige ſtehen ſchon auf ſchwachen Füſſen; der kleinſte Wind in der Welt könnte ſie umwehen.

ärnus iſt vom Hr. Heyer aus Braunſchweig — man findet hier die Erfahrung daß die Kerne den Winter durch liegen bleiben müſſen wenn ſolche mit Vortheile gepreßt werden ſollen. Chemiſche Unterſuchung einer vorgegebenen Magneſie, von Hrn. Hahe aus Hamburg. Nachtrag zur grünen Farbe des Cayeputöls von Hrn. Bindheim aus Berlin. Etwas zur Berichtigung wegen der grünen Farbe des Cayeputöls — Der Unbekannte meynt: es ſtamme dieſe Farbe vom Kupfer her, denn es werde ſolches in großen kupfernen Flaſchen aus Oſtindien nach Europa gebracht. In den Auszügen aus Briefen chemiſchen Innhalts von dem Herrn Herausgeber findet der Leſer verſchiedenes intereſſantes. Z. B. Herr Prof. Forſter der ältere, ſchickt dem Herrn Crell eine Probe von dem neuerlich in England erfundenen zähen Eiſen, welches zum Schiffsbau aus dem Grunde vorzüglich nützlich ſey, weil die Nägel und Boltzen davon bey ſtarken Stürmen nicht ſo leicht platzen. Der Hr. Hofmed. D. Bucholtz hat die Ameiſen-Naphte endlich hervorgebracht und wird die Beſchreibung davon im nächſten Stücke der neueſten Entdeckungen geben. Herr Günther in Koppenhagen ſublimirt nun auch den Kampfer ſelbſt aus der aus Oſtindien erhaltenen rohen Materie. Auch raffinirt derſelbe Borax im Großen aus dem Tinkal u. ſ. w. Die Auszüge aus den chemiſchen Abhandlungen der Schriften von Geſellſchaften der Wiſſenſchaften, ſind zu dieſem Theile größtentheils aus dem 26ſten Bande der Schwediſchen Abhandlungen genommen worden.

4. Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, von Chriſtian Wilhelm Dohm. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai. 8. S. 200.

Dieſes der Aufklärung und Menſchlichkeit unſrer Zeiten würdige Buch, iſt aus den Studien entſtanden, welche Herr Kriegsrath Dohm ſeit mehrern Jahren, nach einem eignen Plan, über die Geſchichte der Jüdiſchen Nation ſeit der Zerſtörung ihres eignen Staats, angeſtellt, und wovon ſich das Publicum, nach dem Fingerzeige, den er uns von dieſem Plan giebt, ein vortrefliches Werk verſprechen dürfte, wenn die veränderte Lage des V. ihm die nöthige Zeit zu Ausführung ſeines Plans vergönnte. Schäzbar, nüzlich und unterhaltend ſind inzwiſchen auch dieſe ſeine Gedanken, wie die Juden nüzlichere Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft werden könnten. Der V. hat ſeine Vorſchläge von allen Seiten überdacht, räumt alle Vorurtheile aus dem Wege, und kommt allen Einwürfen entgegen. Was er, aus Gründen, die ihm Menſchlichkeit, Billigkeit und Staatsklugheit darboten, zu thun anräth, hat (während dieſe Schrift abgedrukt wurde) Kayſer Joſeph — in ſeinen Staaten würklich gethan, und es kann dem V. nicht anders als ſehr erfreulich ſeyn, ſeine Theorie mit der Ausübung eines ſo großen und weiſen Fürſten zuſammentreffen zu ſehen. Wenn wir die Juden mitten unter uns leben laſſen, ſo iſt nicht nur billig, ſondern auch, politiſch und ökonomiſch betrachtet, das Beſte was man thun kann, ſie ſoviel möglich, mit den übrigen Bürgern des Staats auf einerley Fuß zu ſetzen. Aber, wenn der Türkiſche Kayſer, wie vor einiger Zeit verlautete (vermuthlich wars nur Traum eines müßigen Kopfs) auf den Einfall käme, ihnen das Land ihrer Väter wieder einzuräumen, und alle in der Chriſtenheit zerſtreuten

Söhne Abrahams von der Einladung profitirten, und unter deſſen auſpiciis nach Paläſtina zögen — als unſre fanatiſchen Vorfahren in den mittlern Jahrhunderten dahinzogen, um das heil. Grab zu erobern: Wäre dies nicht am Ende doch für Sie ſelbſt und für uns das Wünſchenswürdigſte?

---

5. Von Herrn Bibliothekar Jagemanns Magazin der Italieniſchen Litteratur und Künſte haben wir dieſen Herbſt den fünften Band erhalten. Wir würden einen groſſen Raum nöthig haben, um alles Intereſſante in dieſem Bande auszuzeichnen. Die Wahl des Hrn. Verf. verdient unſern ganzen Beyfall, auch in Abſicht der Mannichfaltigkeit. Vorzüglich lehrreich und unterhaltend ſind die Ueberſetzungen aus der Sammlung der Originalbriefe der berühmteſten Mahler, Bildhauer und Baukünſtler, welche in Rom von 1754 bis 68 in 6 Quartbänden herausgekommen, ferner, der weitläuffige Auszug aus den Werken des groſſen Raphael Mengs, welche D. Joſeph Nicolas von Azara i. J. 1781 zu Parma in 2 groſſen Real-Quartbänden herausgegeben; — der Auszug aus Fabronis Leben des berühmten Naturforſchers Redi — und die ſehr merkwürdigen Nachrichten von einem Nachtwandler, beſchrieben von Herrn Soave, öffentlichen Lehrer der Logik und Metaphyſik zu Meiland, der ein beobachtender Augenzeuge deſſen was er beſchreibt geweſen. Der Nachtwandler iſt ein Apothekerburſche von 22 Jahren, und die Geſchichte dieſer ſeiner unbegreiflichen Krankheit (womit er ſeit dem März 1779 nach einem überſtandnen gefährlichen hitzigen Fieber behaftet iſt) verdient die Aufmerkſam-

keit aller denkenden Menschen. Wir würden ungerecht seyn, der Uebersezung der Hölle des Dante, wovon hier abermals ein groſses Stük vom 16ten bis zum 26sten Gesang erscheint, den Dank zu versagen, den die höchst mühsame Treue derselben von einem jeden, welcher diesen groſsen, aber äuſserst schwehren und den meisten Italiänern selbst unverständlichen Dichter im Original studieren will, reichlich verdient — denn ein besseres Hülfsmittel dazu werden wir nirgends finden. — Mit Vergnügen haben wir auch (Seite 338—53) das sinnreiche Gedicht über die Mode von Clemens Bondi, einem der besten itzlebenden Dichter Italiens, gelesen. — In den übrigen Artikeln verfolgt der Herausgeber seinen bisherigen Plan, und wir können nicht anders als die Fortsezung einer Sammlung zu wünschen, die uns so viel Nüzliches und Angenehmes aus dem an litterarischen Schäzen ewig unerschöpflichen Italien zuführt; und deren gelehrter Herausgeber während seines langen Auffenthalts in diesem Lande, Kenntniſs und Connexion gesammelt hat, die ihn vorzüglich dazu qualificiren, sich auf diese Art um Teutschland verdient zu machen.

---

6. Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, auf das Jahr 1782. Drittes Jahr. Weimar in der Hoffmannischen Buchhandlung, in 12. 15 Bogen.

Der gute Abſaz der vorigen Jahrgänge bürgen hinlänglich für die innere Güte dieses Büchleins, in welchem sowol Meister in der Kunst, als Lehrlinge reichliche Nah-

rung für ihre Wißbegierde finden. Ein gleiches kann vom jetzigen dritten Jahrgange versichert werden, zumal der Herausgeber sich bemühet hat, solchen mit mehrern eigenthümlichen und neuern Versuchen zu bereichern. Man wird hieraus mit Vergnügen gewahr, daß die Zahl der Scheidekünstler und Apotheker, die Unterricht suchen und lieben, gewiß nicht klein sey. Die Einrichtung dieses Almanachs weicht von denen vorigen darinn ab, daß solcher in mehrere Abschnitte eingetheilt, und folglich in bessere Ordnung gebracht worden, wie z. B. Erster Abschnitt, Fortsetzung der kleinen Bemerkungen aus der Chymie. Zweyter Abschnitt: Weitläuftigere Aufsätze. Dritter Abschnitt: Einige verbesserte Operationen, und vierter Abschnitt: Abgekürzte Naturgeschichte verschiedener ausländischer Produkte u. s. w. In der angehängten sehr gut eingerichteten Tabelle findet man alle, zur Zeit bekannte mittelsalzartige Verbindungen. An der äußern Schönheit hat es die Hoffmannische Buchhandlung nicht fehlen lassen.

7. Ankündigung, Lavaters Physiognomisches Werk in Französischer Sprache betreffend.

Wir benachrichtigen hiermit die Liebhaber von Herrn Lavaters physiognomischen Fragmenten, daß — nicht die wörtliche französische Uebersetzung, denn diese konnte Niemand liefern — sondern von dem eignen französischen Werke, der erste Band endlich nach vielen grossen besiegten Hindernissen, die Presse verlassen hat, und bald nach der Michaelis-Messe dieses Jahres in Leipzig zum Verkauf parat liegen wird, wo man sich an dasigen Herren Buchhändl. Hilscher addreßiren kann, wer nicht mit uns in Correspondenz

ſtehet, und erſt an uns zu ſchreiben nicht Zeit hat. Das ganze Werk wird zuverläßig aus 3 Bänden in 4to auf Holländiſch Papier beſtehen, und zuſammen circa 120 Bogen Text, 400 eingedrukte, und 100 beſondere Kupfertafeln enthalten. Gehet es nicht an, ſolche auf jeden Band gleich zu vertheilen, ſo ſollen am Ende doch ſo viel herauskommen. Der Text iſt von Herrn Lavater ſelbſt neu bearbeitet, und von geſchikter Hand zum Vergnügen von Jenem überſezt worden. Die Kupfer ſind alle ganz neu, und zum teutſchen Werk noch nicht gebraucht. Ueberhaupt wird ſicherlich nichts geſpart, dieſem Werk alle mögliche Schönheit und Vollkommenheit zu geben. Bis Oſtern 1783 hoffen wir gewiß alle drey Bände fertig zu haben. Pränumeration wird keine verlangt, wohl aber Subſcription, und Subſcribent ſoll heiſſen: Wer Sich nach Einſicht des erſten Bandes ſchriftlich verpflichtet, auch den Zweyten und Dritten zu kauffen. Für dieſe Subſcribenten iſt der Preiß von jedem Band 18 Rthlr. 16 Gr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. Wer ſich nicht gleich bey Ankauf des erſten Bandes zur Annahme des Ganzen verbindlich machen will, bezahlt dieſen erſten Band mit 24 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. und ſo auch die folgenden Bände. Alle beträchtlichen Buchhandlungen Teutſchlandes werden Subſcription annehmen, und wir haben die Einrichtung getroffen, daß ſie bey dieſen Preißen bleiben, und darauf eine billige Proviſion finden können.

Winterthur im September 1781.

Heinrich Steiner und Comp.

Die vor einigen Wochen eingeſchikte Romanze kann nicht eingerükt werden.

VIII.

Die Unbeſtändige. (*)

Wer kann die holde Iris ſehn
ſo jung, ſo ſanft, ſo froh, ſo ſchön:
und wen bezaubert ſie nicht ganz
mit ihrem Spiel und Sang und Tanz?
Ich ſah ſie, und mit Thränen-Blick
beſeufzte ich mein Misgeſchik
daß ſo viel tauſend Reiz allein
für Einen Einzgen ſollte ſeyn.

The Inconſtant.

Fair and ſoft and gay and young,
all charms ſhe play'd, ſhe danc'd ſhe ſung,
there was no way to' ſcape the dart,
no way cou'd guard a Lovers Heart.
Ah! why cry'd I and dropt a tear,
(adoring yet deſpairing e'er
to have her to my-ſelf alone)
was ſo much ſweetneſs made for One!

(*) Sowohl das Original, nebſt der Engliſchen Melodie, als die Ueberſetzung dieſes Liedes (welche, ohne alle Prätenſion, bloß die Stelle einer Proſaiſchen vertreten ſoll,) iſt mir von einem gebohrnen Engländer zugeſchikt worden, dem ich hiermit öffentlich meinen Dank erſtatte.

d. H.

Allmählich mehr mit ihr vertraut
klagt' ich ihr meine Leiden laut:
ſie hörte mich, und o — ſie ſchien
von gleichem Feu'r wie ich zu glühn.
Wie himmliſch ward ich nun erfreut,
wie hab' ich nicht den Wunſch bereu't;
daß doch nicht all' der Reiz allein
für einen Einzgen möchte ſeyn.

Doch lang war ich nicht um ſie her
da liebte ſie mich ſchon nicht mehr
ich war kaum halb mit ihr bekannt
und fand ſie ſchon an Damons Hand

But growing bolder in her Ear,
I in ſoft numbers told my care,
She heard and rais'd me from her feet
And ſeem'd to glow with equal Heat.
Like Heavens, to mighty to expreſs,
My Joys could be but known by gueſs;
Ah fool! ſaid I, what have I done
To wiſh her made for more than One.

But long I had not been in view,
Before her Eyes their Beam withdrew;
E'er I had reckon'd half her charms,
She ſunk into another's arms.

Doch, die ſo treulos mich verläßt
hält er fürwahr nicht lange feſt.
Einſt ſieht er, daß ſie nicht allein
für einen Einzgen konnte ſeyn.

Tr.

But ſhe that once could faithleſs be
Will favour him no more than me;
He too will find himſelf undone,
And that ſhe was not made for One.

Innhalt des vierten Vierteljahrs.

Weinmond.

I. G. E. Leſing. . . . S. 3.
II. J. G. Sulzer. . . . 30.
III. Horazens ſiebenter Brief. . . . 36.
IV. Jüdiſche Dichtungen und Fabeln. . 44.
V. Von der Offenbarung Gottes in der Natur. 57.
VI. Friedel, Maydieu, und Baron von St ****, *Gentilhomme Allemand.* Eine litterariſche Neuigkeit. . . . 65.
VII. Litterariſche Anzeigen. . . . 88.

Windmond.

I. Ueber das Verlangen. Von Herrn Hemſterhuis. S. 97.
II. Ueber die natürliche Güte des Menſchen, in Beyſpielen. 113.
III. Herr Oheim der Jüngere, eine wahre Geſchichte. 144.
IV. Ueber die lezte Gemälde-Ausſtellung in **. 167.
V. Anzeige einiger neuen Werke, welche die Verlagsgeſellſchaft in Deſſau dieſen Winter zum Druck befördern wird. 179.
VI. Ankündigung einer Lebensbeſchreibung des Marquis von Pombal. 192.

Wintermond.

I. Die Geſchichte des Herrn Oheim des Jüngern fortgeſezt. S. 193.
II. Liebe und Selbſtheit. Ein Nachtrag zum Briefe des Herrn Hemſterhuis. 211.
III. An den Herausgeber des T. Merkurs. 235.
IV. Ueber einige Mahlereyen des Hrn. Fratrel, Churfürſtl. Hofmahlers zu Manheim. 254.
V. Beſchluß des Geſprächs in der Gallerie zu **. 261.
VI. Berichtigung eines Gedächtnißfehlers, im T. Merkur vom Weinmond 1781.
VII. Vermiſchte litterariſche Anzeigen. 272.
VIII. Die Unbeſtändige, ein Lied aus dem Engliſchen nebſt der Engliſchen Melodie. 285.

2. Bedienter.

Lepidus hat ſchon eine hohe Farbe.

1. Bedienter.

Das glaub' ich; er muß immer die Hälfte von der andern ihren Gläſern austrinken.

2. Bedienter.

Wenn ſie einander die Schwären aufdrüken, ſo ſchreyt er gleich, nicht mehr, nicht mehr; vergleicht ſie mit einander, und trinkt wieder eins auf ihre Geſundheit.

1. Bedienter.

Da ſeht ihr was es iſt, einen Namen in groſſer Männer Geſellſchaft haben: Ich wollt' eben ſo lieb ein Schilfrohr haben, das mir keine Dienſte thun kan, als eine Hellebarte, die ich nicht heben könnte.

2. Bedienter.

Wenn einer in eine groſſe Sphäre beruffen iſt, und ſich nicht darinn bewegen kan; das kommt eben ſo heraus, wie ein paar Löcher, wo ein paar Augen ſeyn ſollten; es macht einen verfluchten Effect in einem Geſicht.

Trompeten. Cäſar, Antonius, Pompejus, Lepidus, Agrippa, Mecänas, Enobarbus, Menas, mit andern Officierern treten auf.

Antonius.

So machen ſie es, mein Herr; ſie meſſen den Strom

des

Die Unb

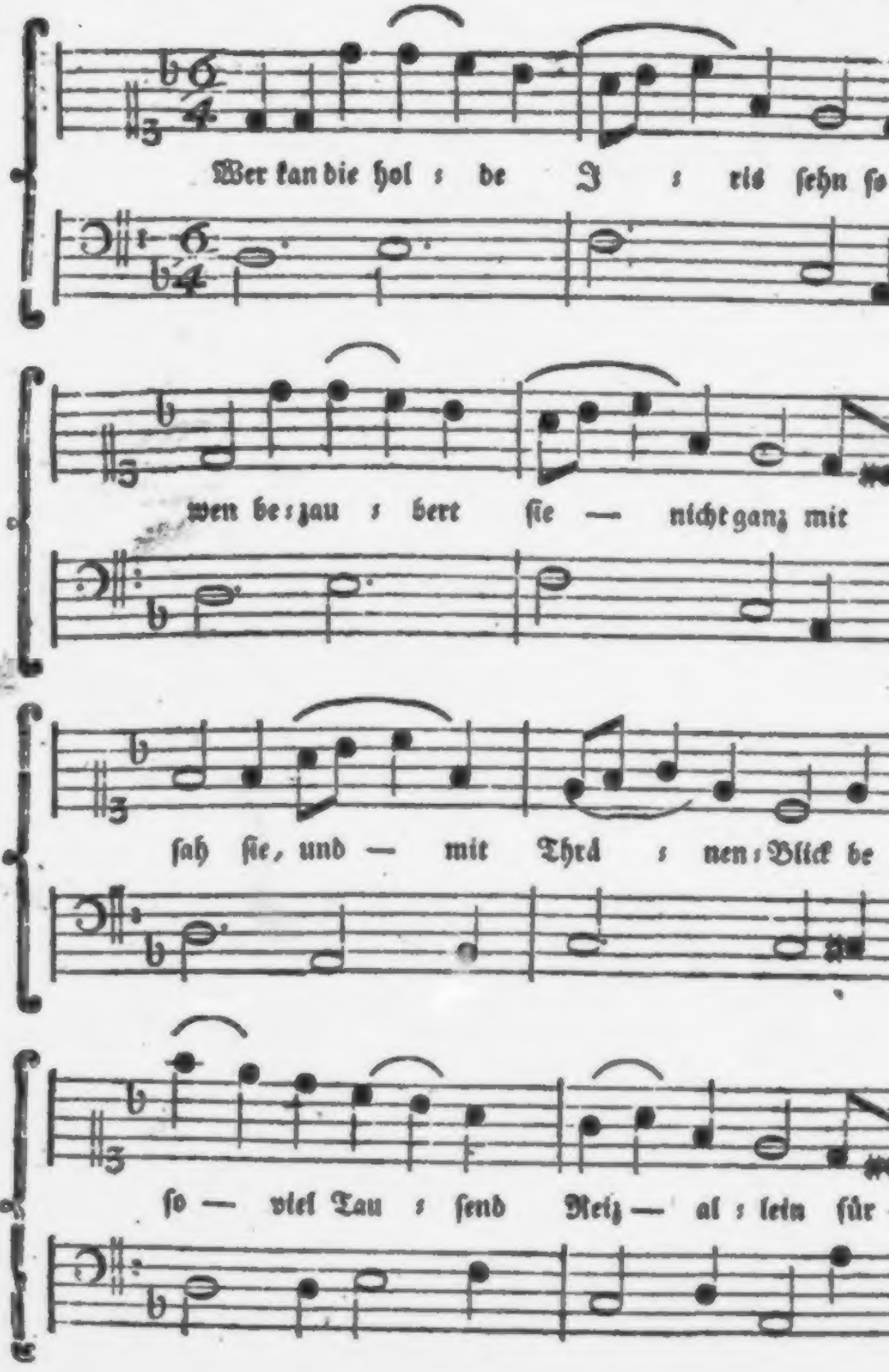
Wer kan die hol : de Jris sehn so
wen be:zau : bert sie — nicht ganz mit
sah sie, und — mit Thrä : nen:Blick be
so — viel Tau : send Reiz — al : lein für

beſtändige.

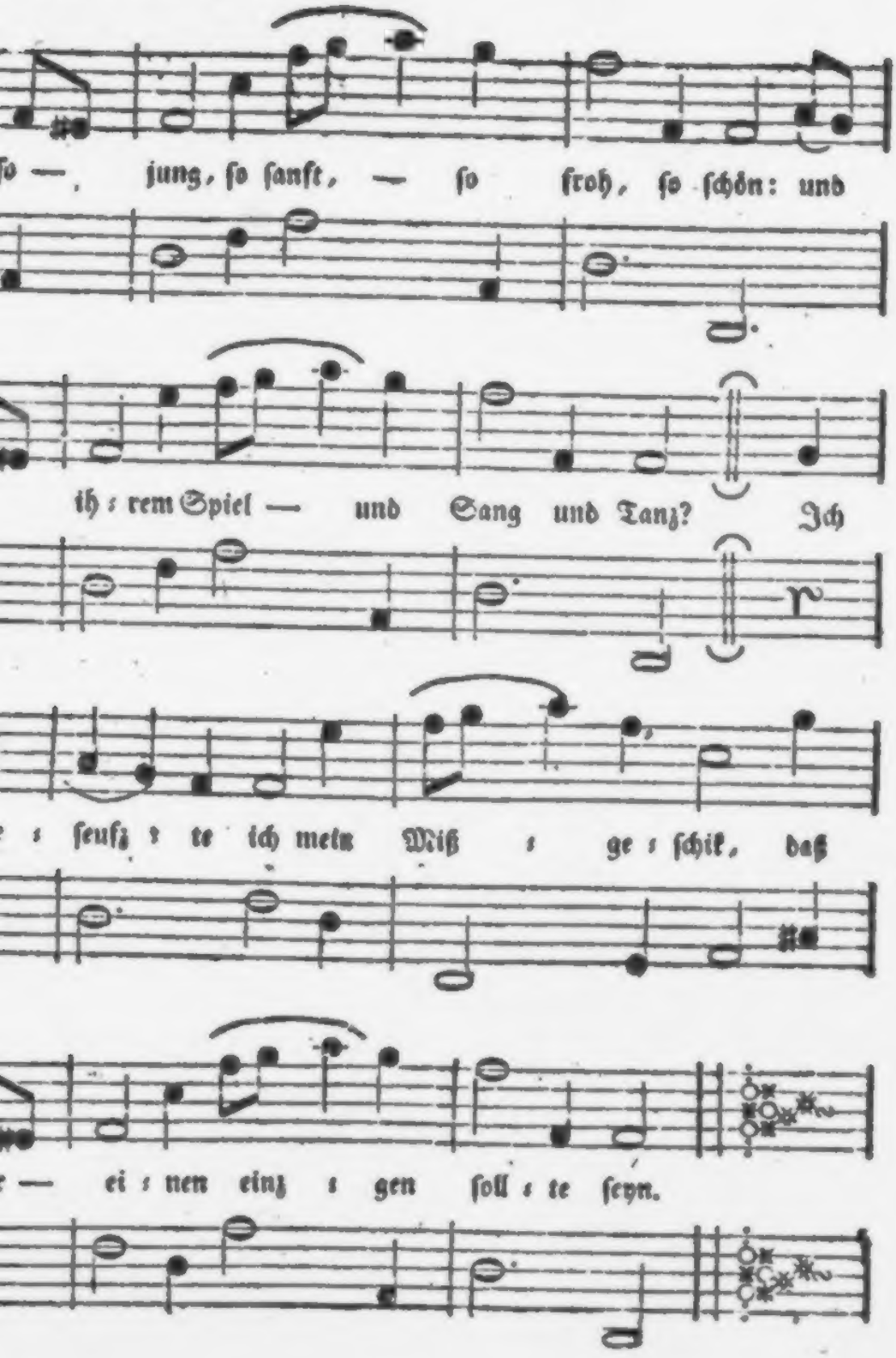
ſo — jung, ſo ſanft, — ſo froh, ſo ſchön: und
ih : rem Spiel — und Sang und Tanz? Ich
: ſeufz : te ich mein Miß : ge : ſchik, daß
— ei : nen einz : gen ſoll : te ſeyn.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1782.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Eismond 1782.

I.

Gedichte.

Lobgeſang
nach dem Perſiſchen des Sadi.

Lob ſei dem Ewigen!
Gehorchen ihm, iſt näher zu ihm gehn;
Mit Dank von ihm empfangen,
heißt: mehr erlangen.

So oft der Athem in uns feucht,
erneut er unſer Leben:
So oft der Athem von uns fleucht,
erfreut er unſer Leben.
In jedem Athemzug' iſt zwiefach ſeine Huld
und unſre Schuld.

Doch weſſen Hand vermag
dem Höchſten Dank zu bringen?

Ich trete jeden Tag
als Knecht vor meinen Herrn
und sprech': ich möchte gern
und kann dich Herr nicht singen.

Der Regen seiner Huld ergeußt sich überall:
auf seinem weiten Erdesaal
steht milde Tafel aufgedekt.
Da kömmt sein Knecht, der warme Ost, und strekt
den seidenen smaragdnen Teppich hin
zum Freudenmahl;
Und Er, der Hausherr, winkt der Amme Frühlings Wolke
die zarten Kinderchen, der Erde Grün,
wie Säugling' in der Wiege zu erziehn:
Er kommt jedwedes neue Jahr
und bringt den Bäumen, neubelaubt,
und ihrer jungen Kinder Schaar,
den Zweigen, Blüthgen auf ihr Haupt. (*)
Der Mächtige verwandelt durch sein Wort
hier dürres Schilf in süßen Zucker; dort
muß aus der Erd' ein Kern aufgehn
und jung und schlank ein Palmbaum vor uns stehn.
O du

(*) Die Perser feiern das neue Jahr, wie es sich auch eigentlich ziemt, im Frühlinge. Die Blüthen der Bäume werden hier mit Nützchen verglichen, die der Hausvater der Natur den jungen Sprossen, die ihr erstes Leben genießen, zum Neujahrsgeschenk mitbringt.

O du mildreicher Gott, der seinen Schatz aufthut
und sättigt Gläubige und Heiden
mit Gut und Freuden,
mit reichem Gut! —

Nein! er entzeucht uns nicht um unsrer Sünden Schuld
die Decke seiner Huld.
Er reißt den Ehrenteppich nicht,
der lang auf unsern Fehlern lieget;
und wenn ein Reuiger sich vor ihm schmieget
und tritt vor sein Gericht
und sucht die Gnadenthür und hört nicht auf zu flehn,
wollt' auch sein Herr von dannen gehn
und thät' als hört' er nicht;
demüthig hält er an, bis daß der König spricht:
„Ihr Engel, freylich ist mein Knecht
nicht meiner werth;
doch weil er Huld begehrt,
sei ihm verziehn!
Verließ' ich ihn;
wen hätt' er ohne mich? „

O Nachtigall, die mit so starkem Triebe
des Höchsten Lob zu singen wagt:
sieh jene Mücke, die verzagt
und liebekühn sich um die Flamme schwingt
und in sie dringt,
und schweigt und stirbt für Liebe.

Der Stolze, der von Gottes Tiefen
viel wiſſen will, bleibt ohne Wiſſenſchaft;
wem je gegeben ward von ſeiner Kraft
Ein Fünklein zu erblicken,
verſtummet im Entzücken.

Ein Forſcher wollte kühn
ſich auf das hohe Meer
der Größe Gottes wagen: Er
verhüllete ſein Haupt und ſchien
im Denken wie verſunken.
Zulezt kam er wie trunken
aus tiefer Tief' empor:
„Ich war an Gottes Thor,
„in Gottes Garten, ſprach er, hatte vor
„am erſten Roſenbuſch das Kleid mir ganz zu füllen
„und meinen Brüdern zu enthüllen,
„was ich geſehn. Ich ſtand davor,
„und ſieh, vom Dufte trunken
„war mir die Hand geſunken,
„ich ließ mein Kleid mit allen
„den Roſen fallen.„

Unendlicher! weit über unſern Sinn,
Gedanken, Wiz und Geiſt und Sprach und Meinung hin
iſt; was Du biſt. Wir höreten und laſen
was unſre Väter ſich geſagt:
was alle Weiſen ſich gefragt
von Dir, von Dir;

des Nils an einem gewiſſen Maaßſtab in der Pyramide; ſie erkennen an ſeiner Höhe, oder Niedrigkeit, ob Fruchtbarkeit oder Dürre folgen wird. Je höher der Nil anſchwellt, deſto mehr verſpricht er; wenn er wieder abgelauffen iſt, ſo ſtreut der Säemann ſeinen Saamen über den Schleim und Moraſt, den er zurük läßt, und macht in weniger Zeit eine reiche Erndte.

Lepidus.

Ihr habt ſeltſame Schlangen da.

Antonius.

Ja, Lepidus.

Lepidus.

Eure Aegyptiſchen Schlangen entſtehen aus einem Moraſt, durch die Würkung eurer Sonne, und ſo auch euer Crocodil.

Antonius.

So iſt's.

Pompejus.

Kerl, einen Becher Wein! Eine Geſundheit für Lepidus.

Lepidus.

Ich bin nicht ganz ſo, wie ich ſeyn ſollte, aber ich will doch keine Geſundheit ausſchlagen -- In der That,

was hörten wir?
Und ob wir täglich für und für
fortdenken über Dir;
des Menſchen Leben iſt am Ziel
eh er es weiß; am Ende ſieht er frei
daß er am Anfang' ſei,
und daß die Weiſen allzuſammen
ſtudiren nur an — Gottes Namen.

J.

Das Mädchen und die Roſe.

Das Mädch. Ihr lieben Roſen, ſterbt dahin
ſeid Leichen rings umher.
Ich armes Mädchen ſuche euch
und finde euch nicht mehr.

Eine Roſe. Ja, liebes Mädchen, weine nur,
auch du wirſt ſo verblühn.
Die Roſe ſtirbt: der Dorn, er ſteht
und ſtarret auf uns hin.

Man ſucht dich einſt: man fraget einſt:
wo iſt das Röslein roth?
Der ſtarre Dorn, er ſteht und ſprichts
„das Röſelein iſt — todt.„

L.

Hannibal.

Aus dem Italiäniſchen.

Der Lybier, der über den Iber
Furcht und die Waffen trug, und Spanien
und Gallien und die Natur bezwang
und über Alpen ſeinen Weg hin gieng;

Der beim Teſſino, Canná, Trebia
die Erde reich gedüngt mit Römer-Blut,
und über die zerrißne Mauer jezt
ſein Glück verfolgen ſollte bis gen Rom,
zum ſchrecklichblutgen Nachtmahl —

Stolzes Rom!
Der ward beſiegt, doch nicht durch deinen Arm,
von jenem Arme nicht, der Könige
einſt im Triumph nach deinen Hügeln riß:

Beſieget ward er von der ſanften Luſt
Campaniens, von jenen fröhlichen
Luſttrunknen Tagen, die ihn bald zerfloſſen
in Ruh und Weichheit unterſinken ſahn.

J.

Freundſchaft und Liebe.

Du zitterſt, Mädchen, vor der Liebe,
nur Freunde willt du um dich ſehn.
Ach Freundesname täuſcht ſo ſchön!
Und deine Freunde fühlen Liebe;
Eliſe, ach wie wird dirs gehn?

L.

Sankt Johannes.

Eine Legende.

Willt du lang' was treiben, treibs nicht immer:
ſonſt erſinket deine matte Seele:
Ruh und Arbeit wechſle, daß die Arbeit
neu dir ſei und deine Seel' erquicke.

Sankt Johannes, nun im hohen Alter,
lebete zu Epheſus, und ruhte
nach und zwiſchen ſeines Amts Beſchwerden.
Um ihn ſpielete ein zahmes Rebhuhn,
dem er täglich Trank und Speiſe reichte,
das in ſeinem Schooße ſchlief: er ſtreichelt
freundlich ſein Gefieder, redet mit ihm
und es horcht ihm, zwitſchert Dank ihm freundlich.

Einſt tritt aus dem Wald' ein fremder Jäger
blutig ihm vors Antliz. Um die Schulter

hieng ſein Köcher, an dem Arme hieng ihm
der entſpannte Bogen. Lange wünſcht' er
dieſen Heiligen zu ſehn, und ſah ihn —
ſpielend mit dem Rebhuhn.

Hochverwundert
ſtand er vor ihm, rief unwillig endlich:
Heiliger Johannes! Fern gekommen
einen Göttlichen zu ſehen, ſeh ich
einen Menſchen, der die Zeit vertändelt.

Und der Greis antwortet' ihm ſo milde:
„Guter Fremdling, warum, daß dein Bogen
„da entſpannet hängt?„

„Entſpannet? ſprach er,
„daß er tauge, wenn ich ihn nun wieder
„zielend ſpanne. Kann des Bogens Senne
„immer ſtraff ſeyn, daß ſie nicht erſchlaffe?„

Spricht Johannes: Kann des Lebens Senne
ſtets geſpannt ſeyn, daß ſie nicht erſchlaffte?
Lerne von mir Ruhe nach der Arbeit,
ſanfte Ruh, den Reiz zu neuen Kräften,
und denn ſage frey: daß ein Apoſtel,
daß Johannes dich die Ruhe lehrte.

J.

An

An
J. D. d. v. H. v. W. u. E.
am Neujahrsmorgen 1782.

Wenn es wahr iſt was die frommen Alten
ſangen, und was Alle die in Dir
Beſte Fürſtin, glüklich ſind, was wir
alle aus Empfindung gern für Wahrheit halten:
Wenn die guten Fürſten Geniuſſe ſind,
die in Menſchlichen Geſtalten
unter uns das Götteramt verwalten;
die der Tafeln wo der Nectar Stromweis rinnt
ſich begaben, bloß uns irdiſchem Geſind
auch (damit wir unſers Leids vergeſſen)
dann und wann davon ein Tröpfchen zuzumeſſen:
Wenn dies Wahrheit iſt, Amalia,
o! ſo bleib uns lange hold und nah!
So ermüde nicht bey uns zu weilen!
Denn verließeſt Du uns, alle edleren
ſchönern Freuden, die wir mit Dir theilen,
Muſen, Künſte, Scherze, Grazien,
ſpannten flugs, Dir nachzueilen,
ihre Flügel aus und ließen uns allein.
Alſo laß die Luſt in deine Sphären,
holde Göttin, wieder heimzukehren
uns zu Lieb noch weit verſchoben ſeyn!
Lang umtanze Dich der ſchönen Horen
bunter Zirkel, gieße neugebohren

friſche

frische Blumen stets in Deinen Tritt;
und wenn endlich ja das Heimweh nach dem Himmel
Dich besiegt, so nimm aus diesem Weltgetümmel
nimm uns, wenn Du auffliegst, Alle mit!

W.

II.

Ueber die Seelenwandrung.

Drei Gespräche.

Erstes Gespräch.

Charikles. Und was halten Sie, mein Freund, von der Seelenwandrung?

Theages. Die Frage ist groß und mir beinah so unerwartet, als da jener Fremde zu mir trat: Monsieur, que pensez-vous de la Metaphysique?

Ch. Was antworteten Sie dem Fremden?

Th. Was ich auch Ihnen, nur in milderm Sinn antworten möchte: „wahrscheinlich, mein Herr, nicht das, was Sie davon halten.„ Las-

sen

ſen Sie uns indeſſen ſprechen. Eine Hypotheſe, die ſo reich iſt, die ſo fern von uns liegt, für die und wider die ſich alſo ſo viel, viel ſagen läßt, verdient ja wohl einige Worte, für und gegen. Halten Sie die Seelenwandrung — aber wir müſſen uns erſt erklären, was die Seelenwandrung ſei? Es giebt eine von unten herauf; Eine andre von oben hinab, rükwärts, eine dritte geht wie das blinde Mühlenpferd, in die Runde umher. Verſtehen Sie mich?

Ch. Vollkommen. Die von unten hinauf iſt, wenn etwa niedrigere Keime von Leben zu höhern verfeinert werden, wenn z. E. die Seele der Pflanze Thier, die Seele des Thiers Menſch würde u. ſ. f. Von oben hinab rükwärts, iſt die Braminen-Hypotheſe: daß gute Menſchen zur Belohnung, Kühe, Schaafe und weiße Elephanten, die Böſen zur Strafe Tiger und Schweine werden. Die dritte in die Runde umher, iſt — die in die Runde. Von welcher reden Sie?

Th. Sie ſcheinen wahrſcheinlich auf Ihrer Wandrung jezt in einem Quartier zu ſeyn, wo Sie fragen, auch wenn Sie eigentlich antworten ſollten. Indeſſen — ich will antworten.

Von der erſten hinaufwärts reden wir nicht, ſie iſt ſehr wahrſcheinlich, und wenn ſies iſt, ſo zerſtört ſie die zweite und dritte. Iſt der Weg hinaufwärts bei allem Lebenden Einmal Geſez der Natur: nun, ſo kann nichts zurück- oder ewig im Kreiſe umhertraben: ſo muß auch der Menſch

vor-

vorwärts. Bei ihm, als dem obersten Gliede der Kette, die wir kennen, kann die Schnur nicht abreissen, oder vor ihm die Welt mit Brettern verschlagen seyn. Er ist ein Wesen wie alle Wesen und muß, wenn Alles fortgeht, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, mit fortgehen. —

Th. Da nehmen Sie aber schon dies Gesetz der Natur als bewiesen an? —

Th. So wollen wirs nicht annehmen und gerade sagen, daß wir von der ersten Art der Seelenwanderung, ob z. E. der Mensch erst Thier, vorher Pflanze gewesen und auf seinen jetzigen Platz fortgerückt sei, gar nichts wissen. Wir reden also nur von der zweiten und dritten Reise, rückwärts oder in die Runde und fragen: ob dazu Data in der Natur, Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, Ahndungen in unsrer Seele, Begriffe in Gott, so fern wir ihn kennen oder im gesamten Weltlauf liegen? Getrauen Sie sich zu antworten?

Th. Warum nicht? Und ich fange vom klärsten, von den Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, an. Kennen Sie keine grosse seltne Leute, die, was sie sind, ohnmöglich auf Einmal in Einer Menschenexistenz geworden seyn können? Die schon oft dagewesen seyn müssen, um zu der Reinheit von Gefühl, zu dem Instinktmäßigen Triebe für alles Wahre, Gute und Schöne, kurz, zu der Eminenz und natürlichen Oberherrschaft über Alles, was um sie ist, gelangt zu seyn. Kennen sie solche Menschen nicht?

Th.

Th. Ich wüſte keinen.

Ch. Haben alſo auch von keinen ſolchen ſeltnen, groſſen, eminenten Menſchen geleſen?

Th. O Freund, was ſoll das Knabenſpiel, groſſe Männer nach Uniformen zu rangiren? Ich kenne groſſe Männer im Leben und in der Geſchichte; aber keinen, der, um der Mann zu ſeyn, der er iſt, nothwendig etlichemal in Menſchen-Mutterleibe geweſen ſeyn müßte. Affektationen der Art ſind unerträglich, und Anſtaunungen der Art im höchſten Grad ſchwach und kindiſch. Die gröſten Männer, fand ich immer, waren die beſcheidenſten und aufrichtigſten. Sie verſchwiegen nie, was ſie in ihren Augen ſind? was ſie waren? was und wie ſies wurden? Sie ſtürzten ſich nicht in den Aetna um Götter zu werden (*), weil die Eiſenpantoffeln doch immer zu rechter Zeit ans Tagslicht kommen. Vielmehr gaben ſie Confeßionen für Welt und Nachwelt heraus und beichteten.

Ch. Und was beichteten ſie? Erinnern Sie ſich nicht des Pythagoras der Euphorbus geweſen war, des Apollonius von Tyana —

Th. Laſſen Sie die fabelhaften Schatten ruhn, oder vielmehr die Fabeln, die man Menſchen, als ob ſie Schatten wären, ſpät angedichtet hat, und kommen

(*) — Deus immortalis haberi dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam infiluit — Horat.

kommen lieber auf die, die uns im Licht stehn. Petrarchs, Cardans, Montagne, Thuans, Luthers, Roußeaus Confessionen, sagen sie wohl eine Sylbe davon, daß diese gewiß großen wenigstens sonderbaren Männer sonst schon in der Welt waren? daß sie fühlten, sie hätten ohne das nicht die werden können, die sie sich zu seyn bestrebten? Bekennen sie nicht gegentheils aufrichtig, wie sie sich empor gearbeitet, mit Mühe aus dem Nichts gezogen, alle Fehler und Schwachheiten noch in sich gefühlt, ja von solchen unzweifelhaft hingerissen ganz schlechte Menschen hätten werden können, wenn sie ihnen den Ziegel schiessen liessen? Erinnern Sie sich des Socrates vor jenem Gesichtsdeuter, und Socrates war doch auch Pythagoräischer Träume sehr fähig. —

Ch. Vielleicht auch dieses Pythagoräischen Traums; überhaupt aber wissen wir von Socrates, aus seinem eignen Munde zu wenig: er spricht nur durch den Mund andrer. Lassen Sie also die Exempel und sagen: glauben Sie nicht, daß der recht großen Leute nur wenig in der Welt gewesen?

Th. Meynen Sie, die Kinder Enacks, die Riesen? —

Ch. Sie wissen besser, was ich meyne und ich frage also fort: meynen Sie, daß diese in allen Jahrhunderten seltnen grossen Leute durch Fleiß, durch eine Mühe, zu der jeder Handwerksgeist fähig ist,

ich habe ſagen gehört, die Pyramiden des Ptolomäus ſeyen hübſche Dinger; Scherz bey Seite, ich hab' es ſagen gehört.

Menas (leiſe zu Pompejus.)

Ein Wort, Pompejus.

Pompejus.

Sag mir's ins Ohr, was iſt's?

Menas.

Steht von euerm Siz auf, ich bitte euch, und kommt auf ein Wort bey Seite.

Pompejus (leiſe.)

Nur noch ein wenig Geduld — Dieſen Wein dem Lepidus.

Lepidus.

Was für eine Art von Ding iſt euer Crocodil?

Antonius.

Was ſeine Geſtalt betrift, mein Herr, ſo ſieht es ſich ſelbſt ſehr ähnlich; es iſt gerade ſo hoch als es Höhe hat, und vollkommen ſo breit als es breit iſt; es bewegt ſich auf ſeinen eignen Füſſen, lebt von ſeiner Nahrung, und wenn ſeine Elemente einmal aus einander ſind, ſo transmigrirt es.

Lepidus.

Was hat es für eine Farbe?

Antonius.

iſt, oder durch Natur, durch eine Art angebohrnen Sinnes, durch eine Inſpiration, die ſie ſich nicht gegeben hatten, die ſie nie verließ, die niemand ihnen nachmachen konnte und jedermann unglücklich nachahmte, allein dadurch das waren was ſie waren und in aller Zeit ſeyn werden? Sie erſchienen wie Genien, ſie verſchwanden wie Genien, und man konnte nur ſagen: "da war er, da ſtand er, und „iſt nicht mehr: wo iſt wie Er ein andrer?" Meynen Sie das nicht?

Th. Ich darfs nicht meynen, denn es beſtätigts die ganze Geſchichte; aber was thut dies zur Seelenwandrung?

Ch. Hören Sie weiter. Erſchienen nicht meiſtens die großen Leute auf Einmal? Wie eine Wolke himmliſcher Geiſter lieſſen ſie ſich nieder, wie Auferſtandne und Wiedergebohrne, die nach einer langen Nacht des Schlafs eine alte Zeit wiederbrachten, und als Jünglinge daſtanden in neuer Himmelsſchönheit. Iſts nicht, als ob das Rad der Zeiten umlaufen müßte, um das menſchliche Geſchlecht wiederzugebähren, den Verſtand aufzuwecken und die Tugend zu erneuern? Wie, wenn ſolche Revolutionen in der ſichtbaren Welt gerade das wären, was der Name ſagt, Revolutionen auch in der unſichtbaren, der Geiſter-Welt, ein Wiederkommen alter edler Geiſter und Menſchen-Geſchlechter?

Th. Das klingt artig. Laſſen Sie uns ſehn, was an dem glänzenden Traum ſei. Daß große Geiſter ſelten ſind, läugne ich nicht; ſie wären nicht groß wenn ſie nicht ſelten wären. Auch das gebe ich Ihnen zu, daß ſie das, was ſie waren, durch Natur, und nicht durch den improbus labor allein, ſeyn konnten. Aber zur Seelenwanderung thut dies nichts. Auch unter den Thieren giebts in jedem Geſchlechte große Stuffen und Unterſchiede von Fähigkeiten, die nur diejenigen näher bemerken, die mit einem ſolchen Geſchlechte gleichſam vertraulich leben: ſind deßhalb dieſe Thiere auch gewandert? Hat der geſcheutere Hund oftmals Hund ſeyn müſſen, um was er iſt zu werden? Oder kommt nicht offenbar alles auf glüklichere Organiſation, frölichere Erzeugung, edlern Stamm, gute Umſtände des Landes, des Clima, der Geburt, Erziehung und des hundertarmigen Zufalls an, der ſich ſo ſchlimm in allen ſeinen Gelenken herzählen und modeln läßt? Nun vergleichen Sie Thiere und Menſchen, ein Hackbrett von zwei Saiten mit der Laute, der Orgel! Welche unendliche Verſchiedenheit muß im Menſchengeſchlecht herrſchen, eben weil der Umfang ſeiner Kräfte ſo groß, ſeine Bildung ſo zart, ſeine Fähigkeiten ſo vielfach, das Clima in dem er lebt, die Welt von Umſtänden die auf ihn wirken, ſo ungeheuer mancherlei, kurz die Glieder ſeiner Kette ſo commenſurabel und ſo incommenſurabel ſind, wie Sie ſichs nur denken wollen. Was kann aus Einem Menſchen werden! Wer hat noch je das Ziel geſezt, wie viel und nicht mehr aus Einem

nem

nem derſelben werden könnte? Und aus ſo vielen? in dem Strome der immer fortflieſſenden Welt und Menſchenbildung? Wärs da nicht ein gröſseres Wunder, wenn lauter Plattköpfe gebohren würden, als jezt, da ſich noch manchmal geſcheute Leute zeigen? Wollten Sie denn, daß der elektriſche Funke nie rein und hell ſchlage? Daß die reine Menſchenform nicht unter einem Heer von Larven und Affen wenigſtens hie und da zum Vorſchein komme? Was brauchen wir Poltergeiſter und Revenants, da ja dieſe edlere Form wahre eigenthümliche Menſchenform iſt, von der wir eben nur durch Abartungen, die ſich leider ſo natürlich erklären laſſen, unglüklicher weiſe abgekommen ſind, und uns vielleicht immer mehr entfernen? Mit eben ſo vielem Rechte könnten Sie ſagen, daß Engel ſich in ſolche höhere Menſchen verkörpern: oder daß, wenn ihr Genie Inſtinktmäſſig wirkt, Thiere mit Kunſttrieben in ihnen wiedergebohren würden. Ich ſehe durchaus nicht, warum wir eben die Todten ſtören und den Propheten Samuel im Schlafrock hervorbringen müßten, nur damit wir ausruffen könnten: Ich ſehe Götter aufſteigen aus der Erde! — Sehen Sie die Menſchheit menſchlich an, und ſie wird Ihnen menſchlich erſcheinen. Sehen Sie die einzelnen groſſen Leute in ihrer Organiſation, nach ihrer Geburt, Erziehung, Ort und Stelle an: ſie werden nicht übers Meer fahren dörfen, um Schatten herbei zu holen.

Ch. Aber daß die seltnen grossen Leute meistens zu Einer Zeit, an Einem Ort leben? —

Th. Eben das zeugt ja wider Sie, guter Seelenwandrer. Wäre es nicht kindisch, wenn der Haufe Seelen wie in Dante's Hölle durch einen Windstoß herbeigetrieben, oder ein Trupp Riesen wie in Bodmers Noah auf einem Luftschiff herangesegelt kämen und nun hier abzusteigen beliebten? Schlagen Sie in der Geschichte nach, Sie werden immer finden, daß äusserliche Ursachen die Leute weken; daß Umstände, Erfordernisse, Noth, Belohnung sie auffoderten, Nacheifrung sie anreizte, daß eine Reihe Fehler sich erschöpft hatte, daß eine Nacht von Zeiten vorbei war und endlich doch wieder einmal Morgen anbrechen mußte. Meistens hatte man so viel vorgearbeitet, daß diese glüklichern Leute nur die Fehler und Bemühungen ihrer Vorfahren nutzen dorften um Ruhm zu erlangen. Nach Dissonanzen trafen sie auf consone Punkte der Saite — und das ist alles, so weit nemlich durch Vergleichung der Zeiträume und Menschen unser Auge reicht. Weiterhin ins Unsichtbare dem Finger der Gottheit nachtappen wollen, wenn und wie er Menschen gebohren werden läßt? halte ich für so unnütz als thöricht. Ich kann, wenn es aufs Träumen ankommt, sie sodann eben so wohl aus dem Monde, bey gewissen glücklichen Vierteln als aus der Vorwelt, durch eine Palingenesie herleiten, die nicht eben so regelmäßig wie der Mond wechselt.

Ch.

Ch. Das lezte thut nichts. Wir ſind noch viel zu jung in der Geſchichte: wir haben noch viel zu wenig dergleichen periodiſche Revolutionen erlebet, als daß wir ſie wie den Mondswechſel berechnen könnten.

Th. So ſind wir auch viel zu jung, Träume zu hegen die wir nicht beweiſen können, zu denen wir aus aller Geſchichte keine Data haben. Jung oder alt — das Wiederkommen des menſchlichen Geſchlechts müßte merklich geworden, die Ebbe und Fluth der Geiſter, wenn auch nur muthmaſſend, bemerkt ſeyn. Ja wenn mit dem Wiederkommen der menſchliche Verſtand und der moraliſch-feine Sinn, die innere Thätigkeit und Elaſticität des Menſchen, gar wüchſe: Himmel, wie vortrefliche Menſchen müßten wir haben, an denen, die ſchon zehnmal dageweſen wären! Und wo ſind dieſe? Wo, mein Freund, ſind ſie? Die weiſern, beſſern, ſtärkern Menſchen — haben ſie in der neuen Zeit oder im Alterthum gelebet? und wie oft ſind denn die Homere, Sokrates, Pythagoras, Epaminondas, Scipionen wiedererſchienen? geſchweige daß ſie von Jahr- zu Jahrhunderten gewachſen wären! Immer waren die menſchlichen Phönixe ſelten und werdens bleiben. Sie dörfen nicht beſorgen, daß mit dem Jahr 1800 plözlich Götter auf der Erde ſtatt der Menſchen wandeln, weil das Kreisrad nun den naſſen Leim ausgetroknet und die Figuren zur Form gebracht habe. Laſſen wir alſo dieſe Grillen an

Ort und Stelle und begnügen uns Menſchen zu ſeyn wie unſre Vorfahren geweſen, Einmal gebakne Menſchen, noch nicht zum zweitenmall in Jupiters Hüfte genähet: ich fürchte, es würde bei dieſer Blizläuterung wenig von uns geblieben ſeyn! —

Alſo bringen Sie etwas beſſeres vor, lieber Wandrer, etwa ein Geſchichtchen aus Ihrer Urwelt, deſſen ich mich auch erinnere; ſonſt überzeugen Sie mich ſchwerlich.

Ch. Sie ſollen es haben; nur bitte ich Sie aufrichtig zu ſeyn, und die geheimſten Gedanken und Zurükerinnerungen Ihrer Jugend, inſonderheit Ihrer erſten unbefangenen Kindheit, nicht zu verläugnen. Haben Sie nicht oft Erinnerungen eines vorigen Zuſtandes gehabt, den Sie in dieſes Leben nirgend hinzuſetzen wußten? In den ſchönen Zeiten, da unſre Seele noch eine halbgeſchloßne Knoſpe iſt, haben Sie nicht Perſonen geſehen, ſind an Oerter gekommen, wo Sie hätten ſchwören mögen, Sie ſeyn ſchon da geweſen, Sie haben die Perſonen ſchon geſehen? Und doch wars in dieſem Leben nie (wie Sie ſich beim Ueberdenken völlig vergewiſſern können) — woher ſind alſo dieſe Erinnerungen? Woher können ſie ſeyn, als aus einem vorigen Zuſtande? Daher ſind ſie auch ſo ſüß, ſo erhebend! Die ſeligſten Augenblicke, die gröſſeſten Gedanken eines Menſchen, rühren daher; In gemeinern Stunden ſtaunen wir uns ſelbſt an und begreifen uns nicht. Und das ſind wir! wir,

wir, die aus hundert Urſachen ſo tief hinabgeſunken und in die Materie verkleibt ſind, daß uns wenige Erinnerungen ſo reiner Art übrig bleiben. Die höhere Menſchen, die, von Wein und Blut geſondert, ganz in Einfalt, in Mäßigkeit, in der Ordnung der Natur lebten, brachtens ohne Zweifel höher: wie das Beiſpiel Pythagoras, Jarchas, Apollonius, und anderer lehrt, die ſich deutlich erinnerten, was und wie vielmal ſie in der Welt geweſen waren. Wenn wir blind ſind oder kaum zwei Schritte vor uns ſehen, dörfen wir deßhalb läugnen daß Andre hundert und tauſend weiter, ja bis auf den Boden der Zeit hinab, in den tiefen, dunkeln Brunnen der Vorwelt ſehen können, und daſelbſt alles rein, deutlich, hell und klar gewahr werden?

Th. Sie ſind ein wahrer Pythagoräer, mein Freund, und würdig, daß Sie bis zum tiefſten Brunnen der Vorzeit, ja bis zum Urquell der Wahrheit kämen, wenn Menſchen dahin kommen könnten. Ich geſtehe Ihnen frei: auch mir ſind dergleichen ſüße Träume der Rükerinnerung aus meiner Kindheit und Jugend bekannt. Ich kam in Oerter und Umſtände, wo ich hätte ſchwören mögen, ſchon geweſen zu ſeyn: ich ſah Perſonen, wo es mich dünkte, mit ihnen gelebt zu haben gegen die ich gleichſam auf alte Bekanntſchaft fußte. Sehen Sie davon aber keine Urſache?

Ch. Ich wäßte keine, als die Rükerinnerung eines vorigen Zuſtandes!

Th. Allerdings eines vorigen Zuſtandes; nur nicht auſſer unſrer Lebenszeit und in einem andern Körper. Wäre die Erfahrung in dieſem geſchehen, ſo wäre die Erinnerung körperlicher Gegenſtände, auch wahrlich in einer Welle des Stroms Lethe geblieben, und käme uns jezt nicht in einem andern Körper wieder. Haben Sie aber nicht auf ſich Acht gegeben, wie ſich die Seele immer ins geheim beſchäftigt: wie ſie inſonderheit in der Kindheit und Jugend Plane macht, Gedanken vereinigt, Brücken baut, Romane ausſinnet, und im Traume alles mit Zauberfarben des Traums wiederholet? Sehen Sie jenes Kind ſtille ſpielen und ſich mit ſich unterhalten. Es ſpricht mit ſich ſelbſt: es iſt in einem Traum lebhafter Bilder. Dieſe Bilder und Gedanken werden ihm einſt wiederkommen, zu einer Zeit, wenn es ſie nicht vermuthet, und nicht mehr weiß, woher ſie ſind. Sie werden ihm mit der Dekoration der ganzen Scene erſcheinen, in der es ſie dachte, oder die ihm gar ein jugendlicher Traum anſchuf. Die Situation wird die Seele angenehm täuſchen, wie jede leichte und Ideenbringende Zurükerinnerung täuſcht: man wird ſie für eine Eingebung anſehen, weil ſie wirklich wie Eingebung aus einer andern Welt, d. i. reich an Bildern und ohne Mühe kommt. Ein einziger Zug des jetzigen Gemähldes bringt ſie: ein einziger Klang, der jezt die Seele berührt, macht

macht alle ſchlafende Töne aus ältern Zeit beben. Das ſind alſo Augenblicke der ſüſſeſten Schwärmerei inſonderheit bei ſchönen, wilden Luſtörtern, bei angenehmen Augenblicken des Umgangs mit Perſonen, die wir unvermuthet und ſanftgetäuſcht in uns oder uns in ihnen, gleichſam aus einer frühern Bekanntſchaft fühlen: Erinnerungen aus dem Paradieſe aber nicht eines ſchon einmal genoſſenen Menſchenlebens, ſondern aus dem Paradieſe der Jugend, der Kindheit, angenehmer Träume, die wir ſchlafend oder wachend träumten, und die ja eigentlich das wahre Paradies ſind. Die Palingeneſie iſt alſo richtig, nur nicht ſo wunderbar, wie Sie meynten, ſondern ſehr natürlich.

Ch. Sie überzeugen mich faſt —

Th. Ich hoffe Sie ganz zu überzeugen. Glauben Sie nicht, daß ein Menſch die höchſte Freude, ja eine Art von Entzücken ſpüret, wenn er einen Traum, den ſich die Seele aus ihren liebſten Bildern ſchuf, nun unerwartet und plötzlich, wenn auch nur Stückweiſe, realiſirt ſieht? Muß ſie einem ſolchen Traum nicht zujauchzen und ihn umarmen, wie Adam die Eva umarmte: da ſie in ihm das Gebilde ihrer ſelbſt, das Geſchöpf ihrer ſüßeſten Augenblicke, die Frucht ihrer geheimen Liebe gewahr wird? Sehen Sie, m. Fr., daher kommen die Anſtaunungen, die plötzlichen und oft ſo angenehmen, ſo tiefahndenden, ſo gewaltigen Sympathien, daher kommt das Weiſſagende Göttliche des erſten Eindrucks. Kein

zweiter Eindruck kann es uns geben: er schwächt nur die Wollust des Ersten und decomponirt das Gemälde. So lange die Seele sich den ersten Traum wahrnacht, schwebt sie gleichsam im Elysium der Kindheit; ist der Traum aufgelöst, so sind leider! die Götter — Menschen worden, sie baut den Acker und nährt sich mit Kummer und Schweiß des Angesichts. Merken Sie insonderheit, daß bei wohlorganisirten Menschen dergleichen Erinnerungen meistens schön, aber wild, romanhaft, oft überspannt sind — gerade wie die Eindrücke und Gefühle der Kindheit. Kranke Leute behalten Ideen des Schmerzes, schwache Leute Gefühle der Mühe und der Lästigkeit aus frühen Gefühlen der Art, die sich ihnen eindrückten. Vielleicht wurden manche begeisterte Helden und Schwärmer durch ein hitziges Fieber dazu in der Kindheit gebildet, davon ihnen Ideen blieben. Diese kommen zu gewissen Zeiten in Stunden der Schwachheit, des plötzlichen Ueberfalls, wenn die Seele nicht auf ihrer Hut ist und ihre Gedanken gleichviel womit combinirt, wieder, sie kommen oft wieder und werden herrschende Gefühle. Ich könnte Ihnen frappante Exempel davon herzählen; mit denen wir aber zu weit abkämen. Bemerken sie Verliebte und Wahnsinnige, insonderheit traurige Verliebte und sanft-Wahnsinnige, sie werden die Macht erster Eindrücke, die ganze Jugend ihrer Seele in allen Zügen ihrer Gemälde sehn, in allen Klagen ihrer Verirrung hören. Ja bemerken Sie nur Ihre eigne Seele in Träumen. Da sind wir alle dergleichen Verirrte. Nach gewissen Jahren des

coriren

Antonius.

Seine eigene Farbe.

Lepidus.

Es iſt eine ſeltſame Schlange.

Antonius.

So iſt's, und ſeine Thränen ſind naß.

Cäſar (von der Seite zu Antonius.)

Wird ihm dieſe Beſchreibung ein Genügen thun?

Antonius.

Mit den Geſundheiten, die ihm Pompejus zubringt, wohl; ſonſt iſt er ein leibhafter Epicuräer.

Pompejus (zu Menas.)

Geht an Galgen, Herr, an Galgen! Von ſolchen Dingen reden? Weg! thut was ich euch befohlen habe. Wo iſt die Trinkſchaale, die ich verlangte?

Menas.

Wenn du um meiner treuen Dienſte Willen mich anhören willt, ſo ſteh von deinem Stuhl auf.

Pompejus.

Ich glaube, du biſt närriſch; was willt du dann?

Menas.

Dein Glük iſt immer meine gröſte Sorge geweſen.

Pompejus.

coriren wir alle unſre Träume nur mit Scenen aus der Jugend: ſelbſt die Perſonen, die in ihnen ſpielen, wenn es uns die nächſten und liebſten wären, nehmen andre, gleichſam ſüßere romantiſche Geſtalten an. Bei allen Phantaſien der Liebe iſt der erſte Eindruck der ſüßeſte und unauslöſchlich: kurz wir buchſtabieren, wo wir können, ein Alphabet aus der Jugend wieder, deſſen Züge uns die angenehmſten eindrücklichſten, geläufigſten ſind. Habe ich Ihnen mit meiner Auflöſung ein Gnüge geleiſtet?

Ch. Noch nicht völlig. Einige Erinnerungen ſind doch ſo ſonderbar, ſo fremde, und gleichſam (um mit Ihrer Sprache zu reden) ſo gar nicht zu buchſtabieren mit den Eindrücken der Kindheit und Jugend dieſes Lebens, daß —

Th. Daß man zu Ihnen nothwendig eine andre Welt, ein früheres Leben brauchte? Nun warum bleiben Sie denn nicht Ihrer Hypotheſe ganz treu, und nehmen wirklich eine andre Welt, ein früheres Zuſammenſeyn im Reiche der Geiſter und Seelen an, wie es Plato dichtete, wie die alten Rabbinen und viele Völker der Welt es ſich dachten? Mich dünkt, wenn geträumt ſeyn muß, ſo heißt das beſſer geträumt, was uns freiern Spielraum giebt zu neuen Träumen. Denken Sie ſich z. E. wie ſie einſt mit Ihren Geliebten im Lande der Geiſter ſo

— Klein, wie Theilchen des Lichts ungesehn
schwärmeten
wie sie auf einem Orange-Blat
sich zum Scherzen versamleten,
Im wollüstigen Schoos junger Aurickelchen
Oft die zaubernde Zeit schwatzend beflügelten —

Warum müssen Sie sich die Scene so eng machen und die Seele in unserer dürftigen Menschheit geistige Allmosen oft und mühsam betteln lassen: da sie sie doch wohlfeiler und alle auf Einmal haben kann, wenn Sie sie ins Reich der Geister senden und sie ihrer körperlichen Klausur entladen. Haben Sie keine Briefe der Verstorbnen an die Lebendigen gelesen?

Ch. In meiner Jugend viele.

Th. Nun so werden Sie wissen, wie frei und zwanglos es im Reich der Geister zugeht. Darum liebt auch die Kindheit Träume der Art so sehr, weil sie sich mit ihren Träumen mischen, und dieselbe wie durch Urkunden aus einer andern Welt zu bekräftigen scheinen. Für mich, der ich in Gedichten so was gelten lasse und es früher gerne las, in den Jahren, wo ich jetzt bin, begnüge ich mich, die Träume der Vor-Existenz aufzugeben und meine Seele in ihren jetzigen Banden, in ihrer armen Wirklichkeit zu studieren —

Ch. Und was studieren Sie an ihr aus?

Th.

Th. Aus? Das weiß ich nicht. Aber an ihr zu ſtudieren, dünkt mich, nutzet viel; und ich wollte, daß wirs inſonderheit an unſern Kindern thäten.

Ch. Wie ſo? und wie ſo zu unſerm Zwecke?

Th. Dazu, daß wir auf ihre erſten Eindrücke, auf die Art und Wirkung derſelben in ihren Seelen, auf die geheimen Ideen und Bilder merken, mit denen ſie ſich in der Stille tragen, die ſie wie ein feines unſichtbares Gewebe ſpinnen und fortſpinnen nach eigner Luſt und Liebe. Haben Sies nie bemerkt, m. Fr., daß Kinder plötzlich Ideen äußern, über die man ſich wundert, wie ſie zu ihnen gekommen ſeyn? die, eine lange Reihe andrer Ideen und geheimer Unterhaltungen vorausſetzen, die wie ein voller Strom aus der Erde brechen — zum untrüglichen Wahrzeichen, daß er nicht erſt den Augenblick aus ein paar Regentropfen zuſammengefloſſen, ſondern lange, lange ſchon als Strom verdeckt unter der Erde gelaufen, vielleicht manche Hölen durchbrochen, manche Klippen mit ſich geriſſen, manchen Unrath an ſich geſetzt habe —

Ch. Und wenn wir das bemerken, wer kann wider die Natur? Können wir den Lauf dieſer Ströme hemmen oder ans Licht graben, oder gar den Bau der Erde und der Menſchenſeelen nach unſerm Gefallen ändern?

Th. Wir können's, und können's auch nicht. Wir können's nemlich so weit wirs sollen, und sollen's soweit wirs können. Wenn wir die Seelen unsrer Kinder liebhaben und von der Macht erster Eindrücke so überzeugt sind, wie ich davon überzeugt bin, sollten wir nicht diese ersten Eindrücke, sofern sie in unsrer Gewalt sind, unvermerkt lenken und wählen? Unvermerkt sage ich: denn sonst ist alles vergebens. Die Seele will bey ihren geheimsten Operationen keinen Zwang, keine mechanische Vorschrift: sie wirkt frei aus sich heraus, und in diesen ersten Arbeiten liegt das Emblem der Wirkungen ihres ganzen Lebens. Sie also belauschen, sie, wenn sie in holden Wüsten, in anmuthigen Labyrinthen irrt und sich zu weit verirret, in der Gestalt eines hellen Sterns, oder wie Minerva eines fremden Wanderers, (nicht Lehrers, nicht Zuchtmeisters) zurechtweisen, kurz, wie jener Philosoph sich täglich wünschte, ihnen fröliche Morgen- und Jugendbilder gewähren, damit sie einst am Abend und im Alter fröliche Zurückerinnerungen aus dem Platonischen Reiche der Geister haben mögen, und keine erniedrigende, entsetzliche Ideen der Seelenwandrung bedürfen: das meyne ich, können und sollen wir; doch freilich unter den Händen des Schicksals.

Ch. Wie so — unter den Händen des Schicksals?

Th. Weil wir unmöglich über alle Ideen und Eindrücke unsrer selbst, geschweige unsrer Freunde und

und Kinder Herr sind, weil wir unsre Seelen selbst nicht hieher gesetzt und ihre Kräfte gegen das von allen Seiten auf sie zuströmende Weltall nicht ausgerüstet haben. Es gibt also wirklich Personen, die zum Leiden, zum Unglück gesetzt sind; denen frühe Eindrücke und Ideen, Bekümmernisse und Krankheiten die Lust am Leben ziemlich gemindert und geraubt haben. Der Trank, den sie trinken sollen, ist ihnen bitter oder trübe und unschmackhaft gemacht; denn es giebt Uebel, die für dieses Leben nicht mehr ganz ausgethan werden können. Auch diese Personen müssen sich indessen begnügen, die Bürde die ihnen aufgelegt ist, eine von ihnen unabtrennliche Lebensbürde, mit Fröhlichkeit, wenigstens mit gelassenem Muth zu tragen, und auf ein andres, freyeres, besseres Daseyn zu hoffen.

Ch. Sehen Sie, wie Sie auf meine Seelenwandrung kommen! Wer weiß, was diese Leute in ihrem vorigen Zustande verübt haben, daß sie jetzt durch die Hand des Schicksals und nicht durch eigne Schuld so elend sind? Und ists für sie nicht Trost, daß, wenn sie jetzt Lazarus sind, sie reiche Männer in Purpur und Seiden werden können? wenn sie jetzt dumme Bauren sind, sie Anwrüche haben, nächstens Friedrich der Grosse und Weise, zu werden? —

Th. Sie scheinen selbst Ihre Hypothese zum besten zu haben, und ich kann also in Ihrem Ton fortfahren. Ists nicht Trost für den armen gesundenen Bauer, daß er Hoffnung hat, nächstens der zu

werdens

werden, der arme Bauern ſchindet. O der widerlichen Hypotheſe! — Und nun, um mir auch meine Bilder im Schlaf nicht zu verderben: gnug für heute. Es iſt ſchon ſpät, und ein andermal wollen wir gerade anfangen, wo wirs lieſſen, eben ſo, wie es bei der Seelenwandrung zu gehen pflegt. Schlafen ſie wohl und träumen vom urſprünglichen Reich der Liebe, nicht, daß Sie voraus einmal Sejan oder Ravaillac geweſen.

Ch. Gut, daß ichs ſodann nicht mehr bin und mein böſes Schickſal ſchon weghabe. Schlafen Sie wohl.

Ueber die Seelenwandrung.

Zweites Geſpräch.

Charikles. Ich hoffe, mein Freund, Sie heut billiger über unſern Gegenſtand ſprechen zu hören, neulich waren Sie ziemlich warm.

Theages. Ich weiß nicht, was Sie unter Billigkeit verſtehen. Iſts Gleichmuth zu prüfen, ſo habe ich ſie, dünkt mich, auch neulich gehabt; ſolls aber jene ſchlaffe Kälte ſenn, der alles gleichgültig iſt, die eine widerliche Hypotheſe —

Ch. Wider-

Ch. Widerliche Hypotheſe ſagen Sie? Iſts nicht Wohlthat fürs arme geplagte Menſchengeſchlecht, wenn es wenigſtens durch einen ſchönen Traum der Hofnung, Erſatz für ſeine gegenwärtigen, drückenden Uebel findet? wenn es hohe Aufſchlüſſe über Gott, die Welt, den Lauf des Schikſals bekommt? Wo Seneka's Gründe aufhören, ſelbſt wo die Religion nicht tröſtet oder auflöſet, ſondern neue Knoten ſchlägt; da —

Th. Sie machen mich nicht warm, ſondern böſe, wenn Sie die Religion auf eine ſo zurükſetzende Art ins Spiel miſchen. Die weiß wahrlich von der Seelenwandrung in dieſem Verſtande nichts; und iſt mit allen Verheiſſungen, Drohungen, Befehlen, Beyſpielen, die ſie giebt, ihr Schnurſtraks entgegen. Hölliſche Strafe iſt ein ewiger Kreisgang des Menſchen-Schikſals, das Rad Ixions, der Stein des Siſyphus, das Schöpfen der Danaiden — dafür erkanntens ſchon die Heiden — nicht eine tröſtende, himmliſche Belohnung. In Dante's Hölle gehen die Heuchler, in bleiernen Mänteln, mit verkehrtem zurükgebognem Geſicht: im Kreiſe einher: ſie gehn ewig und kommen nicht von der Stelle, und ſehn immer rükwärts mit ihrem verrenkten Halſe. Für den Ort und die Claſſe von Menſchen mag ſolch Evangelium Troſt ſeyn: für keinen freien und edlen Geiſt, der aufwärts ſtrebet.

Ch. Aber mein Freund, sehen Sie doch nur einige Augenblicke mit Gelassenheit rükwärts. Wie viel Unglükliche sind hinter Ihnen, die es nicht verschuldet haben so tief zu seyn, die also in diesem Leben erst höher hinan müssen, um uns nur einigermaassen mit der Gerechtigkeit und Milde Gottes zu versöhnen.

Th. Zu versöhnen? Sie wären also ein Feind Gottes, wenn keine Seelenwandrung im Kreislauf der Menschheit wäre? Sie müßten seine Gerechtigkeit und Vatermilde läugnen, wenn er sie nicht auf dieser Erde einigemal wiedergeboren werden liesse? Für mich gestehe ich Ihnen, ich habe herzlich gnug, Einmal auf der Erde als Mensch gewesen zu seyn und mein Leben honett durchlebt zu haben: denn wenns köstlich gewesen ist, sagt einer der ältesten Weisen, wars Mühe und Arbeit, und das ist sein ewiger Cirkel.

Ch. Aber wenn Sie wiederkommen und eine grössere Rolle spielen?

Th. Ich mag nicht wiederkommen und keine große Rolle spielen, wenn es auch die Rolle des Cäsars oder Tamerlans wäre. Mensch ist Mensch, und man muß ein Kind seyn, wenn man das nicht fühlet. Der Mensch vom Weibe gebohren lebt kurze Zeit und ist voll Unruh: geht auf wie eine Blume und fället ab, fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht. Traurig und tröstlich,

daß

daß er so fleucht, daß er so abfällt; es ist sein Schikſal.

Ch. Trauriges Schikſal!

Th. Traurig und tröſtlich, gnug es ist sein Schikſal. Sehen Sie das menſchliche Leben in ſeiner ganzen Zuſammenordnung an, iſts nicht, als ob Ihnen alles in ihm zuriefe: „Gottlob! ich muß nur Einmal gelebt werden.„ Der Morgen unſrer Tage, die Knoſpe unſers Erdedaſeyns, wie bald verwelkt die Knoſpe, wie bald iſt der Morgen vorüber! Nun wird der Tag ſchwül, es folgt die Zeit der Mühe des Lebens; allmählich naht der Abend, und die Sonne neigt ſich. Der Menſch blüht ab, wie er aufblühte; er vergißt ſeine eigne Gedanken, er verzagt an ſeinen eignen Kräften, er ſtirbt eh er ſtirbt, und freut ſich daß er ſein Grab findet. Dies iſt der unwandelbare Kreis der Tages- der Jahreszeiten, der Lebens- und Menſchenalter auf unſrer Erde. Und Sie wollten den Unglüklichen tauſendmal den Kreisgang gehen laſſen, wenn er ſich freuet, ihn nur Einmal durchgekommen zu ſeyn? Sie wollten die Natur ewig, wie Penelope ihr Gewebe, weben und neu weben laſſen, damit ſies nur wieder zerſtöre? Unglükliche Menſchheit mit allen ihren Anlagen, Hoffnungen und Kräften! Schwachſinnige Penelope, um deren Verſtand ich wenigſtens nicht buhlen möchte!

Ch. Aber mein Freund, der Baum, die Blume, der Tag, hat nicht alles Einerley Schikſal? Es ſcheinet Geſetz der Natur zu ſeyn: warum wollte ihm allein der ſchwache und ſtolze Menſch widerſtreben?

Th. Freilich wäre er ſchwach und ſtolz, wenn er ihm als Baum, als Blume, als Tag widerſtrebte; aber er iſt keins von Dreien. Der Baum ſteht eingewurzelt in der Erde, und hat er, wie ich nicht zweifle, ein Leben, ſo iſts doch immer nur der erſte Keim eines niedrigen Lebens. Dies muß er lange auswürken und lange auf ſeinem Ort ſtehn. Jedes Jahr iſt ihm nur Ein Tag, der Frühling ſein Morgen, ſein Schlaf der Winter. Er muß ausdauren, viele Blätter, Blüthen und Früchte zeugen, die der Luft, den Thieren, dem Menſchen, der ganzen höhern Schöpfung dienen. Nun wird er allmählich alt und ſtirbt: was jezt um ihn hervorgrünt iſt nicht Er ſelbſt, ſondern ſeine Kinder. Wo ſein unſichtbarer Geiſt hingeflohen? wo ſeine Lebenskraft und ſein Lebenshauch, in Duft, Blüthen, Blättern, Früchten hin ſei? wiſſen wir nicht; in dies Reich verarbeitender Kräfte kann und ſoll unſer Blick nicht reichen. Der Baum gehört alſo gar nicht in Ihre Palingeneſie: er wandert nicht, ſondern verlebt ſich, und ſtrebt etwa unſichtbar weiter. Die Blume eben alſo, und der Tag iſt ja blos Dekoration der ganzen Scene. Sie ſind alſo im Lauf der Natur ganz ohne Exempel: und denken Sie, der Menſch, der Menſch allein

ſollte

Pompejus.

Du haſt mir treulich gedient; was iſt noch mehr davon zu ſagen? -- Seyd luſtig, meine Herren.

Antonius.

Nehmt euch vor dieſen Sandbänken in Acht, Lepidus, oder ihr könntet verſinken.

Menas.

Willt du Herr von der ganzen Welt ſeyn?

Pompejus.

Was ſagſt du?

Menas.

Willt du Herr von der ganzen Welt ſeyn? Das iſt das zweyte mal --

Pompejus.

Wie ſoll das zugehen?

Menas.

Geſtatt' es nur, ſo bin ich, wie arm ich dir auch ſcheine, der Mann, der dir die ganze Welt geben kan.

Pompejus.

Haſt du dir's wol belieben laſſen?

Menas.

Nein, Pompejus, ich habe mich vor dem Becher in

Acht

ſollte dies ſchrekliche Exempel eines Ixioniſch-Tantaliſchen Danaiden-Schikſals ſeyn? Ein Exempel ohne Exempel, ja beinah ohne Abſicht.

Ch. Ohne Abſicht nicht. Er lernte die Wiſſenſchaft des Lebens, wie ſie ſich allein lernen läßt, durch die vielſeitigſte Anſicht und lebendigſte Erfahrung. Er wurde alſo immer geprüft, geläutert, verfeint, beveſtigt: der Faden ſeines Ich ginge fort und er rückte weiter, ſo ſehr er in die Runde zu gehen ſchiene.

Th. Geſtehen Sie immer, daß dies ein langſamer, bleierner Gang ſei, und daß das Schikſal uns ſo als Phrygier behandelte, die immer nur hintennach klug werden, und nicht eher wiſſen, wie es dem Jungen zu Muth ſei der den Produkt empfängt, bis ſies ſelbſt empfangen haben. Und einen Produkt zeitlebens!

Ch. Spott ändert die Sache nicht: denn das bleibt einmal gewiß, nur das wiſſen wir recht und wahr und einzig, was wir ſelbſt verſucht und erfahren haben. Alles übrige iſt ein Geſchwätz von Worten.

Th. Sie misbrauchen, Lieber, den wahreſten Satz von der Welt, wenn Sie ihn alſo anwenden. Alles in der Welt brauche ich nicht zu erfahren, oder wehe der armen Menſchheit! Welcher Kluge wird ſich Grind und Peſtilenz wollen einimpfen laſſen, damit er doch auch wiſſe, wie es mit Grind und

Peſtilenz ſtehe? Welcher Menſch auf Gottes Erdboden wird Vater- und Mutter-Mörder ſeyn wollen, um zu fühlen, wie es dem Nero oder einem andern Ungeheuer geweſen? Und was für ein Schickſal wäre es, das eine Freude daran hätte, mich alle abſcheuliche Rollen ſpielen zu laſſen, um mir nur das Gefühl zu geben, daß ich ſie geſpielt habe! Sie ſehen was es für ein Syſtem ſei, das alle Frechheiten erlaubt, das alle Lüſte, die der Böſewicht in ſich fühlt, zu ſeiner jetzigen Beſtimmung macht, und das, wenn er zulezt am Galgen ſtirbt, ihm den ſüßen Troſt giebt: er habe nun Eine ſeiner Schulden gebüßet! Es ſei ſeine Beſtimmung geweſen, jezt ſolchen Weg zu gehn: was er noch nicht gelernt und erfahren habe, das habe er Zeit auf andern Stationen zu lernen, wo der Wirth denn auch wieder den Zettel zurückbehält und der nackte Student abreiſet — Sehen Sie das Schädliche und von allen Seiten Dürftige der Hypotheſe.

Ch. So böſe iſt das nicht gemeint. Der Menſch ſoll erſt ein Wilder ſeyn, dann fortrücken und policirt werden; erſt ein Heide ſenn, dann fortrücken und "die Wunden kennen lernen." —

Th. Laſſen Sie mich fortfahren: erſt Böſewicht ſeyn, dann ein Heiliger werden: erſt Weib ſeyn und dann Mann werden, um die Welt auch als Mann von ſehr weiſen, und wenn er Mann iſt, Weib werden, um ſie von ſehr feinen Seiten kennen zu lernen. Der Wilde muß erſt policirt und

cultivirt, d. i. gestriegelt und auf unserm eisernen Sodomsbett (*) gedehnt und gehackt werden, um rechter, ächter Mensch zu seyn. Alle Nationen müßen erst wandern und sich in Europa gebähren lassen, um Gecken und Narren, wie wir, zu werden. —

Ch. Wie wollen Sie sich aber mit dem Gott versöhnen, der das Schicksal der Menschen so ungleich machte? Entweder müssen ihm die Ideen von böse und gut, vollkommen oder unvollkommen, glücklich oder unglücklich sehr gleichgültig seyn; oder — —

Th. Oder wir sollen ihn nur nicht nach unserm kleinen, engen, armseligen Maasstabe messen. Wer ist glücklich, wer unglücklich? Ists der Policirte mehr als der Wilde? Der Sklav in goldnen, minder als der in eisernen Ketten? Wo wohnt die Vollkommenheit auf unsrer Erde? und wo hat sie sich ein Haus erbauet? Hat sie uns über sich zu Richtern gesetzt? uns, die wir selbst nur von den Allmosen ihrer Milde und Huld leben? Gott schuf uns nicht, das menschliche Geschlecht zu richten, sondern in ihm zu leben, uns unsrer Stelle zu freun, und es selig zu machen, wo und wie weit wir können.

(*) Die Leute in Sodom hatten ein eisern Bett, in das sie jeden Ankommenden paßten. Ward er zu lang, schnitten sie von ihm ab; zu kurz, dehnten sie ihn bis er gerecht wurde. Ein weises Urbild der Cultur und Sitten in Europa.

Er ſelbſt that nicht mehr, als er nach ſeiner Weisheit thun konnte und nach ſeiner Güte thun mußte. Mit Beiden gieng er zu Rath und ſo ſchuf er unſer Geſchlecht. Wer kann fragen, warum nicht höher? Warum nicht tiefer? Gnug, es iſt da und jeder mag ſich freuen, daß er da ſei; ſeines Lebens genieſſen, und dem, der ihn ohne ſeinen Rath hieher gebracht, auch zutrauen, daß er ihn hinaus und weiter zu führen wiſſen werde. Sind wir dazu beſtellt, dem Schöpfer aller Dinge Reiſe-Routen und Marſch-Kalender vorzuzeichnen? —

Ch. Das nicht: Aber wenn wir uns doch einmal des Denkens nicht erwehren können? Ueber die Ungleichheiten der Menſchen z. E.

Th. Auch dieſe lagen im Plan der Schöpfung. Unſer Planet, wie er jezt einmal iſt, ſollte tragen was er tragen, hervorbringen was er hervorbringen konnte. Dazu iſt er eine Kugel mit allen Abwechslungen des Clima, der Länder, der Pflanzen- Thier- und Menſchen-Arten: Die Leiter ſteht auf ſeinen beiden Hemiſphären, ihre Sproßen ſind unzählbar, und wo reichen ſie hin? Durch hundert Thore dringt Alles ins Reich Gottes und durch hunderttauſend auf allen Stuffen wieder hinaus, aufwärts, vorwärts. Wo nun Gott die armen verkauften Negers beſeligen wolle, ob in einem Paradieſe zwiſchen den Bergen? (*) oder unter einer faulen

(*) — Simple Nature to his hope has giv'n
behind the cloud-topt hill an humbler heav'n

faulen Biſchofsmütze, weil ſie ſich einmal müde geraſpelt haben? — das entſcheide wers entſcheiden kann: ich bin nicht geſezt es zu entſcheiden. So verſchieden dieſe Welt iſt, ſo verſchieden wird auch die zukünftige ſeyn; und wenn ſies nicht wäre, wenn alles an einfachere Ende und beſtimmtere Größen, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, zuſammengienge, deſto beſſer! Gnug, ich finde hier Glükſeligkeit, wo ich ſie oft nicht geſucht, Schönheit unter einer Hülle, die zu ihr die fremdſte ſchien, Weisheit und Tugend meiſtens in rauhern, verachteten und unkänntlichen Geſtalten. Gerade wo Schminke und Putz anfängt, hört Wahrheit, Rechtſchaffenheit, Glükſeligkeit auf; und nach dieſen vergoldeten Pagoden wollten wir unſre armen Reiſenden wandern laſſen, um das Wahre zu verliehren, das ſie haben, und für innern Werth und Reichthum ſchlechten äußern Tand zu erbeuten? Jemehr ich die Menſchheit anders als nach dem Mantel kennen lerne, deſto mehr finde ich Urſache, die Vorſehung auch auf dieſem Schauplatz knieend zu verehren. Wo wir das meiſte Unglück vermuthen, wohnt oft das gröſte Glück. Einfalt iſt nicht Dummheit, und Schlauigkeit weder Glükſeligeit noch Weisheit. Ich halte es alſo immer mit dem Dichter:

Das Schikſal theilt die Gaben weislich aus:
Für jeden giebt es Brod und Deck' und Haus,
den Armen Kraft, den Schwachen Ehrenplätze —

ſome ſafer world in depth of woods embrac'd
ſome happier Island in the watry waſte &c. Pop.

Ch. Aber, mein Lieber, Sie wissen doch das Gesetz der kleinsten Kraft, des möglichst kleinen Raumes? Es herrschet in der ganzen Natur; ists denn nicht sehr wahrscheinlich, daß die Gottheit auch bei Verpflanzung und Fortrückung menschlicher Seelen darnach handle? Wer in Einer Form der Menschheit noch nicht reif geworden ist, wird noch einmal in den Ofen gethan und muß endlich ausgebrannt werden —

Th. Aber wie, wenn er verbrannt würde? Die Form der Menschheit ist so enge: der Platz, ob man hie oder da, in Purpur oder in Lumpen, siehe, thut so wenig zur Sache, und wer in der Einen Tracht nicht rechtschaffen werden will, wirds in der andern schwerlich werden. Wenigstens muß ers nicht werden dürfen: sonst ist alle Moralität freier Handlungen hin, und der Mensch wird geworfen wie ein Stein, gestoßen wie ein Erdklos. Sehen Sie, wohin im Grunde die ganze Hypothese führe? zu einer fatalen Fatalität, die alles Streben und Ringen nach Glückseligkeit, Schönheit, Tugend in jeder Gestalt, unter jeglicher Larve ermattet, und uns in Ketten des blinden Gehorsams an den Wandelgang des Schicksals bindet. — Aber, wir haben im Zimmer gnug geschwatzt, und deswegen hat unser Gespräch auch so zimmerhaft und Metaphysisch, das ist, viel und nichts sagend, werden müssen. Sehen Sie, welch schöne bestirnte Nacht es ist, und dort geht der Mond auf — mich dünkt, wir wandern mit Seel und Körper aus der engen metaphysischen Luft hinaus — —

Sie

Sie gingen hinaus, und wie veränderte ſich in kurzem der Ton des Geſpräches! Die heilige Stille die die Nacht um ſie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt ſchienen, auf der einen Seite einige zurückgebliebnen Schimmer der Abendröthe, und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes ſich ſanft erhebende Mond — wie erhebt dieſer prächtige Tempel, wie erweitert und vergrößert er die Seele! Man fühlt in dieſen Augenblicken ſo ganz die Schönheit und das Nichts der Erde; welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beiden ſchönen Himmelslichter, abwechſelnd durchs Leben leiten! Und wie niedrig, klein und verſchwindend der Punkt unſers Erdenthals ſei, gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten. Was denken Sie, ſagte

Theages, anjetzo von ihrem principio Minimi, nach welchem Sie ſich immer auf der Erde umhertummeln wollen und an dies Staubkorn geheftet ſind? Sehen Sie gen Himmel, Gottes Sternenſchrift, die Urkunde unſrer Unſterblichkeit, die glänzende Charte unſrer weitern Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther vom fernſten Sterne zu uns Stralen hinunter? Warum ſind dem Menſchen die Blicke und der flammende Flug unſterblicher Hoffnungen gegeben? Warum dekt uns Gott, wenn wir Tagüber vom Stral der Sonne ermattet und an unſern Staubklump

klump gefeſſelt waren, Nachts dieſes hohe Gefilde unendlicher ewigen Ausſichten auf? Verlohren ſtehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund ſeiner Unendlichkeit ringsum verlohren! —

Und was ſollte meinen Geiſt an dies träge Staubkorn feſſeln, ſobald mein Leib, dieſe Hülle, herabſinkt? Alle Geſetze, die mich hier feſthalten, gehen offenbar nur meinem Leib an: er iſt aus dieſer Erde gebildet, und er muß wieder zu dieſer Erde werden. Geſetze der Bewegung, Druk der Atmoſphäre, alles feſſelt ihn, nur ihn hienieden. Der Geiſt einmal entronnen, einmal der zarten und ſo feſten Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an dieſen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpften: welche irdiſche Macht könnte ihn feſthalten? welch ein Naturgeſez iſt entdekt, das Seelen in dieſer engen Rennbahn ſich umherzudrehen, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit iſt der Geiſt weg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert iſt er ſogleich an ſeinem Ort, in ſeinem Kreiſe, in dem neuen Staat, dazu er gehöret. Vielleicht iſt dieſer um uns und wir kennen ihn nicht: vielleicht iſt er uns nahe und wir wiſſen nichts von ihm, auſſer etwa in einigen Augenblicken ſeliger Ahndung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichſam herbeizeucht. Vielleicht ſind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andre Welten beſtimmt, auf denen wir, wie auf einer güldenen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückſeliger, zum Quell

alles

alles Lichts emvorklimmen und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schoos der Gottheit, immer ſuchen und nie erreichen: denn wir ſind und bleiben eingeſchränkte unvollkommene, endliche Weſen. Wo ich indeſſen ſei, und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters der mich hieher brachte und weiter ruffet: immer alſo in Gottes unendlichem Schooße.

Es thut mir leid, ſprach Charikles, daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie ſoweit von unſrer Erde entfernen; aber laſſen Sie mich nicht zurück Ueberall wo Sie frei, weiſe und thätig leben, iſt Himmel: und warum ſcheuen und fliehen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menſchengeſtalt freier, weiſer, glücklicher leben können, und ſo immer weiter im innern Zuſtande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Seis dort oder hier — Welt Gottes iſt Gottes Welt, Schauplatz iſt Schauplatz. Auch unſre Erde iſt ja ein Stern unter Sternen.

Th. Wohl! mein Freund; aber wie weit läßt ſich denn in unſrer Menſchheit hinaufklimmen? Iſt nicht ihre Sphäre ſo enge begränzt, ſo kothig und ſtaubig wie dieſer Stern ſelbſt iſt? Auch das beſte Herz iſt und bleibt immer ein Menſchenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armſeligkeiten der Geſchäfte, der ſo unnützen und doch ſo nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Die Lebensalter mit ihren wechſelnden Unvollkommenheiten

ten kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm immer hienieden in seine beiden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf Einer Wurzel stehn, sich einander umschlingen und kränzen, nie aber Eine und dieselbe Vollkommenheit werden können im Leben. Was das Eine hat, fehlt dem andern, was Ein Mensch hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Clima, Erziehung, Amt, Lebensweise, hindern und schränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling seyn und andre nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch. Kurz, es ist eine enge Sphäre, dies Erdenleben, und wir mögens machen wie wir wollen, so lange wir hier sind, ist ohne größern Schaden und den völligen Verlust unsrer, der Enge nicht zu entweichen. Aber einst wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz andere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Fr., erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die sie oft in ihrem alten Winkel, im erstickenden Dampf ihrer Gegenstände und Geschäfte, sich nie zugetraut, sich nie derselben fähig gehalten hätte: haben Sie dergleichen nie erfahren?

Ch. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher schöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stroms Lethe, mit dem mich auch schon auf dieser Erde meine Palingenesie wieder verjüngte. Ich

fühle

Acht genommen. Du biſt, wenn du Herz haſt, der irdiſche Jupiter; was nur der Ocean einſchließt oder der Himmel umwölbt iſt dein, wenn du's haben willſt?

Pompejus.

Zeige mir, wie?

Menas.

Dieſe drey Männer, die ſich in die Welt getheilt haben, deine Nebenbuhler, ſind in deinem Schiffe; laß mich das Ankerſeil abhauen, und wenn wir in der See ſind, ſo laß uns über ihre Hälſe herfallen, und alles iſt dein.

Pompejus.

Ah, das hätteſt du thun ſollen, ohne mir etwas davon zu ſagen. An mir wär' es ſchändliche Verrätherey; an dir wär' es ein guter Dienſt geweſen; du mußt wiſſen, es iſt nicht mein Intereſſe das meine Ehre, ſondern meine Ehre, die mein Intereſſe leitet; laß dich's reuen, daß deine Zunge dein Vorhaben ſo verrathen hat. Hätteſt du es ohne mein Vorwiſſen gethan, ſo würd' ich es in der Folge wohlgethan gefunden haben; nun, muß ich es verwerfen. Gieb dieſen Gedanken auf und trink!

Menas.

Das ſoll das lezte mal ſeyn, daß ich mich für dein ſinkendes Glük bekümmert habe. Wer etwas ſieht, und es nicht annimmt, wenn's ihm einmal angeboten wird, wird es nimmer wieder finden.

Pompejus.

fühle es wie Sie, daß Trotz alles Strebens und Bemühens der Kreis der Menschheit unübersteiglich und ihre Natur in veste Grenzen geschlossen bleibe. Hier auf der Erde wächst kein Baum in den Himmel: gewiße Flecken, die man einmal angenommen, lassen sich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaschen, manche Schwächen und Unvollkommenheiten in gewissen Jahren kaum mehr kennen, geschweige denn ablegen. Oft verwechselt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern: das ist alles wahr. Ich sehe es auch ein, daß in dem engen, sich immer wiederholenden Rundlauf des Erdelebens nicht eben so gar viel heraus kommt: es ist so viel unnütze Mühe und aus der erneuerten Mühe so wenig neue Beute. Die Schranken die Sie eröfnen, sind allerdings größer: das Feld zu dem Sie einladen ist unendlich: die Schaar aller Welten die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer giebt mir dahin Flügel? Es ist immer als wenn mich etwas zurükwürfe auf meine Erde. Es ist, als ob ich sie noch nicht ausgebraucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzustreben; wer giebt mir Flügel?

Th. Wollen Sie sie nicht aus der Hand der Religion annehmen, die ganz und gar dahin verweiset, so nehmen Sie wenigstens einige Fittige dazu aus — Ihres Freunds Newtons Händen.

Ch. Aus Newtons Händen?

Th.

Th. Nicht anders: das Syſtem, das er aus Sternen und Sonnen gebaut, ſei Ihnen ein Gebäude Ihrer Unſterblichkeit, Ihres immerwährenden Fortganges und Aufflugs. Nicht wahr? alle Planeten unſers Sonnenſyſtems ſind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit ihrem Mittelpunkt oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen alſo ein ſo veſtes, unzerſtörliches Ganze aus, daß nichts verrückt, nichts geändert werden kann, oder das Ganze litte und gienge mit ſeiner groſſen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles beziehet ſich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Maſſe, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch ſind die Planeten nur Gerüſt des Schauſpiels, Wohnpläze der Geſchöpfe, die auf ihnen ſich um die unendlichſchönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherlei Entfernungen, mit manchen Eklipſen, in Perihelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen ſo genau ſo unzertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen, das Spiel ſelbſt, ſollte es nicht ſeyn? Die Planeten wären ſo genau auf ſich und auf die Sonne geordnet, und das Schikſal derer, die darauf leben, auf die ſie eigentlich nur zubereitet ſind, ſollte nicht eben ſo genau und um ſo genauer

nauer zusammenhangen, als ja das Wesen mehr als die Einkleidung, Sache mehr als Ort, Leben und Inhalt mehr als Theater und Schaubühne ist? In der Natur ist alles verbunden, Moral und Physik wie Geist und Körper. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes, so wie unsere künftige Bestimmung ein neues Glied der Kette unsers Daseyns, das sich aufs genaueste, in der subtilsten Progression, an das jetzige Glied unsres Daseyns anschließt, wie etwa unsre Erde an die Sonne, wie der Mond an unsre Erde.

Ch. Ich ahnde Sie, Bester, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt sich auch nur muthmaßen, nur ahnden. Unterm stillen Blick der Sterne, vorm Angesicht des vertraulichen Mondes, sind auch Ahndungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groß, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustandenach unstreitig zusammen verbunden und nur Ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie Einer Kraft, seinen Schöpfer lobet: Denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts in der Welt ist wahrscheinlicher als dieses) setzen Sie die Sonne nun als den grossen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrscht,

herrscht, so wie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen Gradweise mittheilet: sehen Sie die große Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserm Sternensystem Wahrheit, Licht, Liebe nennen.

Ch. Es läßt sich hören: Je entfernter von unsrer Sonne, desto dunkler, desto gröber; je näher desto heller, leichter, wärmer, geschwinder. Die Geschöpfe des Merkur, der immer in den Stralen der Sonne verborgen ist, müssen freilich von andrer Art seyn, als jene trägen Saturnus-Bewohner, die dunkeln Patagonischen Riesen, die in 30 Jahren kaum Einmal um die Sonne kommen, und denen 5 Monde noch kaum ihre Nacht erhellen. Unsre Erde stünde denn freilich da so in der Mitte —

Th. Und vielleicht sind wir eben deßwegen auch solche Mittelgeschöpfe, zwischen der groben Saturnus-Art und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch; und mit unsrer Willensfreiheit und Moralischen Energie ists auch nicht weit her; gut also, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch. Also meynen Sie, wir müsten durch alle Planeten reisen?

Th. Das meyne ich nicht, wenigſtens weiß ichs nicht. Jeder Planet kann ſeine Einwohner, die alle in verſchiednen Graden zu Einer Sonne ſtreben, auf dem Wege, der ihm der kürzeſte iſt. auf den Stuffen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennet, dahinſenden. Wie, wenn unſer Mond z. E. (mich dünkt, auch Milton ſchildert ihn ſo (*) und viele morgenländiſche Sekten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wandrer dem Nebel dieſes Erdethals entkommen, ohne Dünſte und Dunſtkreis in Auen, des Friedens und der Geſelligkeit lebten, und ſich zu dem Anſchaun des höhern Lichts bereiteten, zu dem auch die Einwohner andrer Planeten hinaufwallen? Mich dünkt, das Angeſicht des Mondes ſpräche uns dieſes mit ſeinem ruhigen, tröſtenden Licht zu. Es iſt als ob es ſchiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen und uns von amaranthnen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen ſeligen Freundſchaft, Träume voll ſanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen treflich, mein Freund, vorm Angeſicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen. Mir wars oft ſo, daß, inſonderheit wenn Trauer, ſanfte Schwermuth, oder das Andenken an Verſtorbne inniggeliebte Todten mich erfüllte, mir beinahe der Mondesſtral ihre Sprache zu ſeyn ſchien

(*) Thoſe argent fields more likely habitants, translated Saints or middle Spirits hold betwixt th' angelical and human kind.

und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu sehn, oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strale hinabfliessend zu fühlen. Aber gnug davon, wir werden ja hier beide beinah Schwärmer. Erzählen Sie weiter.

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen ſmaragdenen Goldſchwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unſre Sonne um eine größere Sonne eilet, wie in der Schöpfung Alles in Einer Harmonie jauchzet, zu welcher Erden wie ein Klang gemeſſen, gezählt, gewogen ſind, und es alſo gewiß auch das Schickſal, das Leben der Erdbewohner in weit höherm Grade ſeyn muß. O wie groß iſt das Haus, in dem mich mein Schöpfer erſchaffen, und o wie ſchön iſts! ſchön zu Nacht und zu Tage; dort und hier Sonne- Mond- Sternen-Ausſicht! Mein Gang iſt die Bahn des Weltalls: dazu leuchtet mir auch jener letzte Stern, dazu klingt mir, in geiſtigen Begriffen und Verhältniſſen, die Harmonie aller Sterne. — Aber ach, mein Freund, Alles iſt nur Dämmerung, Wahn, und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unſers Geiſtes und Herzens. Auf dieſer Erde iſt Alles mit Bedürfniß umringt, und wir ſehnen uns mit aller Kreatur davon frei zu werden. Wir haben Begriffe der Freundſchaft, der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgeſtalten, ſo unvollkommen

men, ſo oft geſtört, getäuſcht, betrogen, und immer unvollendet erblicken. Wir dürſten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hoffnung, das Verlangen ſelbſt ſei eine ſichere Vorahndung des Genuſſes. Nehmen Sie die reinſten Verhältniſſe auf dieſer Welt, die Vater- die Mutter-Freuden: mit welchen Sorgen ſind ſie vermiſcht, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden ſie unterbrochen, und wie dienen ſie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höhern Verhältniß! In jener Welt, ſagt die Schrift, wird man weder freien noch ſich freien laſſen, ſondern ſie ſind wie die Engel Gottes im Himmel. Da iſt Liebe befreit von gröbern Trieben, reinere Freundſchaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieſer Erde, wirkſamere Thätigkeit mit glücklicherſchöner Eintracht, und einem wahrern und ewigen Endzweck, kurz überall mehr Wahrheit, Güte Schönheit, als uns dieſe Erde, auch bei hundertmaligem Wiederkommen geben könnte. —

— Den, o Parmeno, nenne ich
den Glücklichſten, der, wenn er ohne Leid
die hohen Dinge ſah, die wir nun ſehn,
die Sonne, dieſe Sterne, Wolken, Mond
und Feuer, wieder geht, woher er kam.
Denn lebteſt du auch hundert, oder lebſt
du wenig Jahre nur, du ſieheſt ſie!
und ſchöneres als ſie, ſah keiner je.

Halt dieſe Lebenszeit, von der ich rede
für einen Marktort, eine Wanderſchaft,
wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh
die Menge gibt. Je früher du weggehſt,
je früher findeſt du die beßre Herberg,
wenn du den Reiſepfenning Wahrheit haſt,
und läſſeſt keinen Feind. Wer lange weilt,
geht matt von dannen; und ereilet ihn
das böſe Alter, ach da hat er Mangel
und Plage, findet Feinde hie und da,
der ſtirbt nicht glücklich, der zu lange lebt *) —

Und wie denn der, der ewig hier weilen und immer wiederkommen wollte auf dieſem Marktplatz? --

Wars, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das Syſtem beider Freunde verſöhnt hatte, oder hatte Charikles zuviel zu ſagen: ſie umarmten ſich und gingen ſchweigend auseinander. Theages ſchien verlohren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die ſo manche Völker, Wilde und Weiſe, den Weg der Seelen nannten: freilich eine höhere Laufbahn, eine reichere und ſchönere Palingeneſie, als uns hier auch in den glücklichſten Geſtalten die dürftige enge Erde gewähren könnte.

O pater, anne aliquas ad coelum hinc ire putandum eſt
ſublimes animas? iterumque ad tarda reverti
corpora? quae lucis miſeris tam dira cupido?

Virgil.

II. Phaon.

*) Worte aus einem Fragment Menanders.

III.

Phaon.

Ein Dialog in Elyſium.

Die Scene iſt in einem Hayn, der mit Spaziergängen und Lauben durchſchnitten iſt.

Phaon, Nireus, hernach Sappho, und zuletzt noch Anakreon.

Phaon. Schöner Unbekannter — höre mich nur einen Augenblick.

Nireus. Was verlangſt du von mir?

Phaon. Sage mir aufrichtig wo bin ich? wer bin ich? und was ſoll ich hier?

Nireus. Welche Fragen! Du — biſt im Elyſium — wer du biſt, kannſt du ſelbſt am beſten wiſſen — und was du hier ſollſt, wird ſich geben, wenn du eine Zeitlang da geweſen biſt.

Phaon. Ein ſeltſamer Ort! das muß ich geſtehen, und ſeltſame Einwohner! Wenn ich mir nicht noch ganz genau bewußt wäre, daß ich Phaon bin, ſo müßt' ich glauben jemand hätte mir meine eigne Perſon abgetauſcht.

Nireus. vor ſich. Der Menſch iſt noch ganz neu, wie ich ſehe, und hat viel abzuſtreiffen. — Zu Phaon. Und wer glaubteſt du denn auf der Oberwelt zu ſeyn?

Phaon. Ich glaubte nichts zu ſeyn als was ich war. Ich wurde einhellig für den ſchönſten Jüngling meiner Zeit gehalten.

Nireus. Sieht ihn lächelnd an. Du? — Du warſt vermuthlich ein Scythe?

Phaon. Eine feine Vermuthung, bey Cytherea! Was für Augen habt ihr im Elyſium? Gleichwohl, ſchön wie du ſelbſt biſt, ſollteſt du einen Griechen, und, ſo wahr mir Amor gnädig ſey! dein eignes Bild in mir erkennen.

Nireus. Erkennſt du das Deinige in mir?

Phaon. Sieht ihn an und verwirrt ſich. Das iſt doch nicht auszuhalten! Lieber wollt ich dem Siſyphus ſeinen Stein wälzen oder den Danaiden ihr Faß füllen helfen!

Nireus. Was haſt du, daß du ſo unruhig ſcheinſt? Deine Farbe wird immer düſtrer, und deine Bildung immer ungeſtalter!

Phaon. Und das ſchlimmſte iſt, ſobald ich dir in die Augen ſehe, ſo komm ich mir ſelbſt ſo vor. Ja, der erſte beſte, der mir in dieſem unbegreiflichen Lande begegnet, würkt das nehmliche. Ich begreiffe nichts von dieſer ſeltſamen Bezauberung. Wo ich hin

Pompejus.

Dieſen Becher dem Lepidus!

Antonius.

Tragt ihn ans Land, ich will euch in ſeinem Namen Beſcheid thun, Pompeius.

Enobarbus.

Deine Geſundheit, Menas!

Menas.

Willkommen, Enobarbus.

Pompejus.

Füllt, bis der Becher überfließt.

Enobarbus (auf den Lepidus deutend. --)

Das iſt ein ſtarker Geſelle, Menas.

Menas.

Warum?

Enobarbus.

Er trägt den dritten Theil der Welt; Mann! ſiehſt du's nicht?

Menas.

So iſt alſo der dritte Theil der Welt betrunken; ich wollte, ſie wär' es ganz, ſo müßte ſie auf Rädern gehen.

Enobarbus.

hinblicke; bin ich von Spiegeln umgeben, die mich häßlich machen; und es giebt einige, deren Anblik ich gar nicht aushalten kann. Gleichwohl bin ich der nehmliche Phaon, der noch vor kurzem der ſchönſte unter allen Griechen hieß.

Nireus. Das will ich dir wohl glauben, weil du mirs verſicherſt.

Phaon. Du würdeſt es dir ſelbſt geglaubt haben, wenn du mich geſehen hätteſt. Ich war ſo ſchön, daß die Leute nicht begreiffen konnten, wie einer, der weder von einem Unſterblichen gezeugt noch von einer Göttin gebohren worden, ohne Wunder ſo ſchön ſeyn könne, und daher auf die Einbildung verfielen, die Mutter der Liebe ſelbſt habe mich zur Belohnung eines ihr geleiſteten Dienſts mit übernatürlichen Reizungen begabt. Die Menge meiner Liebhaber war ſo groß, daß ſie mir zur Laſt wurde; alle Mahler mahlten nur mich; alle Weiber verlohren ihre Ruhe um meinetwillen, und Sappho, die berühmte Sängerin von Lesbos, ſogar ihren Verſtand: das arme Mädchen ſtürzte ſich aus Verzweiflung, weil ſie alle ihre feurigen Lieder an mir verſchwendet ſah, vom Leukadiſchen Felſen herab; um deſſen Klippen, wie man ſagt, ihre lieblich wehklagende Stimme noch immer in ſtillen Nächten umher irren, und mit ſchwachem in Thränen erſtiktem Ton Phaon, Phaon! ruffen ſoll.

Nireus. Dafür hat ſie büßen müßen.

Phaon. Mir ſelbſt gereichte meine Schönheit endlich zum Verderben. Ein brutaler Eiferſüchtiger, der mich fand wo er nicht erwartet war, verſezte mich mit einem Dolchſtoß hieher, wo ein feindſeliger Dämon mich angeblaſen, und, wie ich nicht mehr zweifeln kann, alle Augen, ohne meine eignen auszunehmen, zu meinem Nachtheil bezaubert hat. Es iſt eine ſehr unangenehme Veränderung, das kannſt du mir glauben!

Nireus. Armer Phaon, ich begreiffe wie dir zu muthe iſt. Was du izt erfährſt, hab ich ehmals, da ich hieher kam, auch erfahren. Ich bin Nireus. —

Phaon. Wie? Du biſt Nireus?

Nireus. Aglajas Sohn und Sohn des Königs Charopos
Nireus der ſchönſte der Männer die gegen Ilion zogen,
Nach dem tadelloſen Achilleus vor allen der Schönſte?

Nireus.
Aber weichlich er ſelbſt, und gering die Zahl ſeiner Streiter. (*)

Phaon. mit einer ſelbſtgefälligen Mine. Nun, ſo unbeſcheiden bin ich nicht, daß ich mich mit Dir vergleichen ſollte — wiewohl mirs, beym Caſtor! nicht an Schmeichlern gefehlt hat, die mich den Nireus meiner Zeit, den zweyten Hyacinthus, und den wieder ins Leben zurükgerufnen Adonis nannten. Und ich will dir ſogar geſtehen, daß es Augenblicke gab, wo ich mir ſelbſt kaum getraute in einen Brunnen zu ſehen, ohne vor dem Schikſal des Narciſſus zu erzittern. **Nireus.**

(*) Ilias Geſ. II. v. 657. u. f. Stolb. Ueberſ.

Nireus. vor ſich. Der widerliche Menſch!

Phaon. Laß dich umarmen, ſchöner Nireus! Mir iſt, ich erkenne mich ſelbſt wieder in Dir — laß dich umarmen!

Nireus. zurükweichend. Du übereilſt dich, Phaon!

Phaon. als ob er vor ſich ſelbſt zurükfahre. Weh mir! Welch eine plözliche Verwandlung! So wahr mir Venus helfe, ich begreiffe nichts davon.

Nireus. Ich begreiff es ſehr wohl.

Phaon. Aber ſagteſt du nicht, du hätteſt, als du hieher kamſt, eben das erfahren? Gleichwohl haſt du deine ganze Schönheit wieder erhalten. O ſage mir, ſchöner Nireus, iſt denn keine Hofnung für mich, daß ich wenigſtens nur wieder werde was ich geweſen bin?

Nireus. Davor mögen die guten Götter dich bewahren!

Phaon. Du biſt grauſam.

Nireus. Und Du verſtehſt mich nicht.

Phaon. Ich frage bloß, ob kein Mittel iſt, wodurch ich meine natürliche Geſtalt wieder erlangen könnte?

Nireus. Allerdings giebts ein Mittel. Hier im Elyſium giebts Mittel für Alles; denn die Unheilbaren, wenn welche ſind, kommen nicht zu uns.

Phaon. So beſchwör ich dich bey den Grazien, entdeck es mir! Ich vergehe vor Ungeduld, bis du mir ſagſt was ich thun muß.

Nireus. Für Dich weiß ich nur Ein Mittel — Suche den Aeſopus auf, liebe ihn und gewinne ſeine Gegenliebe!

Phaon. Wie? den kleinen buklichten Glazköpfigen Zwerg mit der breiten vorgedrükten Stirne? mit den tiefliegenden Augen? Mit der Faunen-Naſe, und dem weiten Seehundsrachen? — Der vorhin, an die ſchöne Rhodope gelehnt, bey mir vorbey ſchlenderte?

Nireus. Wie du ihn beſchreibſt! Er wird dir wohl ſchöner vorkommen, wenn du genauer mit ihm bekannt wirſt.

Phaon. Du ſpotteſt meiner. Ich habe ſolche Mißgeſchöpfe nie leiden können. Es iſt als ob alles um ſie her von ihrer Häßlichkeit angeſtekt würde. Ich verſichre dich, da er im Vorübergehn nur einen Blick auf mich warf, war mir einen Augenblik lang als ob ich in einen Affen verwandelt wäre.

Nireus. Das iſt ſchon ein gutes Zeichen, Phaon.

Phaon. ungehalten. Der Vorzug, den du über mich zu haben glaubſt, macht dich übermüthig. Ich dächte doch nicht daß ich dir Urſache gegeben hätte mir ſo zu begegnen.

Nireus.

Nireus. gelaſſen. Du kannſt dich hier noch in nichts finden. Gedulde dich! Es wird beſſer gehen, wenn du erſt bey uns angewohnt biſt. Ich dachte gleich, daß dir mein Mittel widerſinniſch vorkommen würde. Aber du wollteſt es wiſſen, und, ich wiederhohle dirs, ich weiß kein anders. Fahrwohl. Nireus entfernt ſich.

Phaon. ihm nachſehend, vor ſich. Wie ſchön er iſt! Wenn er ſich in dieſer Geſtalt zu Olympia zeigte, die Griechen würden ihn für den Merkur oder den ewigjungen Apollo anſehn. — Ich möchte raſend werden! Mit jedem Augenblicke komm' ich mir ungeſtalter vor. Es muß mit Zauberey zugehen, anders iſts nicht möglich — Ich kann's nicht länger ertragen. Er geht tiefer in den Hayn; indem begegnet ihm Sappho, die aus einer Laube hervorkommt. Aber, wer iſt die Nymphe, die, mit ſo reizendem Anſtand, eine Lyra von Elfenbein im ſchönen Arm, aus jener Laube hervorgeht? — Wie? ſeh ich recht? — Warlich, beym Caſtor! es iſt die Lesbiſche Sängerin, es iſt Sappho ſelbſt! — Ich muß ihr ausweichen. — Aber ſie geht auf mich zu — ſie lächelt mir — o! gewiß liebt ſie mich noch! — ſo iſt doch wenigſtens Eine Perſon hier, in deren Augen ich noch der ſchöne Phaon bin — Ich will ihr entgegen gehen —

Sappho. Wie? der ſchöne Phaon auch im Elyſium?

Phaon.

Phaon. vor ſich. Dacht ichs nicht! — Willkommen, Dichterin. Du haſt mich wohl nicht ſobald in dieſen Gegenden zu ſehen gehoft.

Sappho. lächelnd. Hat ſich vielleicht eine Grauſame gefunden die mich an dir gerochen hat? Haſt du dich auch vom Leukadiſchen Felſen herabgeſtürzt?

Phaon. Vergieb mir deinen Tod, reizende Sappho — Ich glaubte nicht daß dich die Liebe bis zu einer ſo ernſthaften Verzweiflung treiben würde.

Sappho. Es war ein kindiſcher Zuſtand, was wir da oben Leben nannten! Wenn ich izt an meine Lieder denke, Phaon, — Sie hält die Hand vors Geſicht.

Phaon. Laß ſie dich nicht gereuen, ſchöne Sappho! Phaon ſieht dich izt mit ganz andern Augen an —

Sappho. ihm ſchnell ins Wort fallend. O gewiß nicht mit verſchiedenern als womit Sappho den ſchönen Phaon anſieht.

Phaon. erſchrocken. Wie ſo? was willſt du damit ſagen? — vor ſich. Götter! ich werde mir doch nicht zuviel geſchmeichelt haben?

Sappho. So gefall ich dir hier würklich beſſer als zu Mitylene?

Phaon.

Phaon. Und du — findeſt du mich ſo verändert von dem was ich war, als du mein Herz — Venus mußt' es in ihrem Zorn verhärtet haben! — durch ſo feurige Lieder in Liebe zu zerſchmelzen ſuchteſt?

Sappho. Erinnere mich nicht mehr dran! Mir wird gleich ſo wunderlich hier — ſie legt die Hand auf den Magen. — Ich finde dich gar nicht verändert.

Phaon. lebhaft, indem er ſie bey der Hand nehmen will. Würklich nicht?

Sappho. Die Hand zurükziehend. Ich finde dich noch eben ſo blond, noch eben ſo krauslockig, blauaugig, lilienwangig, kirſchenlippig, noch eben ſo weich und zart, und wie mit lauter Roſen und Küſſen aufgefüttert, als ehmals — Kurz, Phaon du biſt ſo ſchön, daß — mir ganz übel davon wird. — Sie bricht einen Zweig von einem blühenden Citronenbaum ab, und hält ihn vor den Mund.

Phaon. Mir ſollen die Grazien den Rücken kehren, wenn ich dich verſtehe!

Sappho. Ich dachte, ich erklärte mich. — Siehſt du, ſchöner Phaon — ich kann mich nicht lange aufhalten — Aber ſo ſchöne Herren wie du — ſind nun, ſeit ich hier bin, meine tägliche Geſellſchaft. Es ſind ihrer nicht weniger als ſieben, und immer einer blonder, ſüßer, zarter, lilienwangiger, geiſtloſer, unbedeutender, leerer, ſtrohartiger

artiger als der Andre. Und denke, ich muß ſie, dieſe ſieben Monden durch, den ganzen Tag um mich herflattern laſſen, ihre gefühlloſen Schmeicheleyen, ihren ewigen eintönigen Grillengeſang, ihr gedankenloſes Elſtergeſchwäz anhören, und — darf mir weder die Augen verbinden, noch die Ohren verſtopfen, noch davon lauffen — und das Alles, ſchöner Phaon, zur Strafe, weil ich ſo ein albernes Ding war, mich, aus Ungeduld darüber daß du ſo wenig Seele hatteſt, von dem Leucadiſchen Felſen zu ſtürzen. Ich verſichre dich, mein Zuſtand würde ärger als ein Plaz im Tartarus geweſen ſeyn, wenn nicht alle ſieben Tage einmal der eisgraue Neſtor, und der alte Simonides, und der weiſe Solon, und andre ſolche hübſche Leute Erlaubnis gehabt hätten, mich zu beſuchen und meines Leides zu ergözen.

Phaon. vor ſich. Ich möchte von Sinnen kommen.

Sappho. Du glaubſt nicht, wieviel dieſer alte Homeriſche Neſtor über mein Herz gewonnen hat! Das nenn' ich einen Mann bey dem einem die Stunden zu Augenblicken werden! Wenn ja noch einer iſt, der ihm den Vorzug in meiner Liebe ſtreitig machen kann, ſo iſts Anakreon — der liebenswürdigſte, natürlichſte, munterſte, angenehmſte, jugendlichſte Greis im ganzen Elyſium. Mein guter Phaon! Das ſind die Männer, von denen ein Mädchen im Elyſium geliebt zu werden ſtolz ſeyn mag!

Phaon. vor ſich. Was ſie ſchön wird, indem ſie von den alten eisbärtigen hohlaugigen Flußgöttern ſpricht! — laut. Wenn du das alles nicht bloß ſagſt um mich raſend zu machen, ſo hat der Sturz vom Leucadiſchen Felſen eine mächtige Veränderung in dir gewürkt.

Sappho. Das iſt auch noch das einzige weßwegen ich dir von Herzen gut bin, lieber Phaon; und ſobald du deine Quarantäne überſtanden, und dich zu einem Menſchen, der in guter Geſellſchaft einen Plaz behaupten kann, abgeſtreift haben wirſt, ſollſt du keine Urſache finden, mich der Undankbarkeit zu beſchuldigen. Inzwiſchen fahrwohl! — ſie wendet ſich von ihm ab um wegzugehen. vor ſich. Ich kann's nicht länger bey dem widerlichen Menſchen ausdauern.

Phaon. Du biſt ja ſehr eilfertig — Suchſt du etwa deinen alten Anakreon, oder den Großvater Neſtor auf? — ſo erſparſt du eine Mühe — denn, wenn ich recht ſehe, ſo kommt dir der alte Bacchusbruder von Teos, ſeine Glatze mit Roſen umkränzt, und den vollen Becher in der Hand, aus jenem Seitengang entgegen. er weicht auf die Seite.

Sappho. Du haſt recht geſehen. — Woher, o Sänger der Grazien, dieſe unverhofte Erſcheinung?

Anakreon. Die ſeligen Bewohner Elyſiums ſenden mich, ſchöne Dichterin, dich in ihre Verſamlung einzuführen. Deine Buße iſt vorbey — und

und in diesem goldnen Becher, mit Wasser aus Lethe gefüllt, bring ich dir ein ewiges Vergessen aller Thorheiten und Plagen deines Erdelebens.

Sappho. Reiche her — Dies trink ich den schönen Lesbierinnen, dem goldlockigen Phaon, und den Nymfen des Leucadischen Felsens zu! — Sie trinkt aus und wirft sich dem Anakreon in die Arme.

Anakreon. Komm, meine Liebe — Er singt.

αἱ Μοῦσαι τὸν Ἔρωτα
δήσασαι στεφάνοισι
τῷ Κάλλει παρέδωκαν *) u. s. w.

Sie gehen Arm in Arm singend ab.

Phaon. Und was aus mir werden soll, darum bekümmert sich niemand — Ein feines Elysium!

*) Die Musen banden Amorn mit Blumenkränzen und gaben ihn der Schönheit in Verwahrung

W.

IV.

Der Philosophische Schuster.

In der unzählbaren Menge menschlicher Individuen gibt es unter allen Ständen welche, die sich durch etwas hervorstechendes, etwas bemerkungswürdiges auszeichnen. Diese sind werth aus der

Menge

Enobarbus.

Trink du, es iſt nicht anſtändig in ſo guter Geſellſchaft noch ſo nüchtern zu ſeyn.

Menas.

So komm dann!

Pompejus.

Das iſt kein Alexandriniſcher Schmaus.

Antonius.

Er reiſt doch zu einem; füllt die Becher, he! der iſt für Cäſarn.

Cäſar.

Ich könnt' ihn wol entbehren; es iſt eine verzweifelte Arbeit, wenn ich mein Hirn waſche; je mehr ich waſche, deſto ſchmuziger wird es.

Enobarbus.

Ha, mein braver Imperator, wollen wir nicht, unſern Schmaus feyrlicher zu machen, einen Aegyptiſchen Bachus-Tanz tanzen?

Pompejus.

Das iſt ein guter Einfall, Hauptmann.

Antonius.

Kommt, nehmt einander bey der Hand, und ſo lange

Menge ausgehoben, und den übrigen zum Unterricht oder Vergnügen in einem lebhaften Gemählde dargestellet zu werden.

Ich habe schon lange gewünscht, es möchten Männer von vorzüglicher Geschicklichkeit und großer Weltkenntniß sich durch eine solche Gemählde-Lieferung ums menschliche Geschlecht verdient machen. Die periodischen Schriften stelle ich mir als die Behältnisse vor, welche einzelne Porträte in Verwahrung nehmen, bis es sich der Mühe verlohnen würde, sie in eigene Galerien zu sammeln.

Meine Meynung ist nicht, weitläufige Lebensbeschreibungen zu veranlassen, sondern blos zu veranstalten, daß nichts von ausgezeichneter Menschlichkeit verlohren gehe. Jeder Merkwürdigkeit so viel Papier gewidmet als sie werth ist, der einen ein Blättchen, der andern ein Buch. Jede auf die Waage vollkommener Unpartheilichkeit geleget, wo eine Königskrone und Sclavenfesseln gleichschwer wiegen. Es gibt blos chronologische Könige und Epochenmachende Bauern; vergessenswürdige Polyhistore und ruhmwürdige Unwissende. Kurz, wo nichts drinnen ist — nach einem der allgemeinsten Natur-Gesetze — da kommt nichts heraus, die Umstände mögen so vortheilhaft seyn als sie wollen: und wo was drinnen ist, da sind auch die nachtheiligsten Umstände nicht vermögend die Aeusserung gänzlich zu hindern.

Ich habe Gelegenheit gehabt verschiedene solche von der Natur selbst ausgezeichnete Sterbliche in der Nähe zusehen, und will, Geschiktere aufzumuntern das Bild von einem derselben hier so gut ich es vermag entwerfen. Die übrigen können folgen, wenn, das Abbild so intressant wird als das Urbild gewesen, und mein Pinsel erträglich ist. Dieses Bild soll die Ueberschrift haben:

Das Leben und die weisen Sprüche des Schuster Thomas.

Das Leben.

Dieser Mann war ein Sachse, Sohn eines Handwerksmann aus einer kleinen Stadt. Er kam frühe als Schustergeselle ins Brandenburgische, ließ sich daselbst nieder, wurde in Berlin Bürger und Meister, heurathete, hatte Kinder, und starb ungefehr in seinem sechzigsten Jahre, ein paar Jahre vor dem berühmten Sulzer, der ihn schäzte. Dies von seinen äußern Umständen.

Von Körper war er klein, mager, schwächlich, doch nicht übel gemacht: hierin war nichts besonders. Sein Gesicht aber, welches stark mit der von Lavatern bemerkten Schusterfarbe gezeichnet war, und seine Art sich zu tragen, verdienen beschrieben zu werden.

Das

Das Geſicht war länglicht, die Naſe lang und gebogen, das Naſenbein ſehr ſchmal; die Augen voll in ſich ſelbſt, nicht auſſer ſich, gerichteter Thätigkeit und Kraft. Noch habe ich keine Phyſiognomie geſehen, in welcher anhaltendes Denken ſich ſtärker ausgedrükt hätte. Jede Muskel ſchien damit beſchäftigt zu ſeyn, und alle in Einen Brennpunkt ſich zu vereinigen. Der Leſer erlaube mir hier einer vielleicht illuſoriſchen Beobachtung zu erwähnen. So oft ich ein ſtark arbeitendes Geſicht ſehe, ſo deucht mir als wenn ſich von den Muskeln, ihrer Direktion nach, Linien ziehen laſſen, die ſich auſſer dem Geſicht bald höher bald tiefer in einen Focus ſammeln. Dieſes war mir vorzüglich in des Thomas Geſicht auffallend.

Sein Gang und Art ſich zu tragen war vollkommen charakteriſtiſch. Der gedankenvolle immer arbeitende Kopf ſank vorwärts. Die Augen waren innerlich, gerade vor ſich hin. Die ganze Figur eines Menſchen der ſich zuſammenraft, in ſich ſammelt, ſich ſelber genug, und mit ſich ſelber zufrieden iſt. Er ſchlich den Mauren nach, und geſticulirte zuweilen, ohne ſich an die Leute zu kehren.

So ſahe die Hülle eines Geiſtes aus, der eine nicht gemeine Thätigkeit, einen vieles umfaſſenden Verſtand, und eine richtige natürliche Logik beſaß; die ſich mit allerley Gegenſtänden aus innerm Trieb beſchäftigte, und in Dingen, bey welchen Leute ver-

unglükt, die ſie zu ihrem einzigen Studium gewählet, und mit allen dazu nöthigen — Geld — Zeit — Methode verſehen waren — der, ſage ich, in ſolchen Dingen, des Mangels an Erziehung, Unterricht und Umganges ungeachtet, bis auf das innerſte, weſentliche durchdrang.

Ich will hier die vornehmſten Gegenſtände, die Thomas durchdachte, anführen.

Der erſte war ſein Handwerk. Dieſes hatte er ſowohl was Materialien, Methoden und Kunſtgriffe betraf, als auch die Geſeze, Verfaſſung, und dahin einſchlagende Handlung, völlig durch räſonnirt. Man erkannte ſeinen Werth: ſeine Stimme in der Innung war von Gewicht, ſeine Prophezeiungen verunglükter Anſtalten, die in Erfüllung giengen, machten ihm Credit. Der verſtorbene Präſident Kircheiſen, ein Mann von Geſchiklichkeit und großer Thätigkeit zog ihn bey ſolchen Gegenſtänden zurathe; und wenn er ihn den unruhigen Schuſter nennte, wie er that, ſo war dieſes in gutem Sinn. Er war einer von denen Perſonen, die dem Thomas mehrmalen ein Stündgen ſchenkten, um das Vergnügen zu haben ihn räſonniren zu hören.

Der zweyte Gegenſtand ſeiner Bearbeitung waren die öffentlichen Anſtalten der Hauptſtadt und des Landes darinnen er lebte. Die Vortreflichkeit ſeiner Einſichten wurden gar oft durch die Folgen beſtätiget, die er vorausſahe und vorherſagte. Die damahligen Zeiten verſorgten ſeinen kritiſchen Geiſt reichlich mit Materien: denn ſie waren reich an

Neu-

Neuerungen, die ſowohl die Finanzen als die Landespolicey betrafen. Ein gewiſſer verſtorbener Miniſter hatte großen Antheil daran. Alles Uebel was den gemeinen Mann drükte, wurde dieſem zugeſchrieben. Thomas war ſein eifrigſter Gegner unter dieſer Claſſe von Menſchen: er gieng ſoweit, daß er nie ſeinen Namen nennte, daß er ihm auf der Straſſe auswich, daß, wenn er mit ſeinem Sohne in der Bibel laß, alles ſchlimme gleich auf dieſen ſeinen Gegner applicirt wurde. Das Räſonnement, worauf er ſeine Abneigung gründete, war unverbeſſerlich: nur irrte er mit vielen andern darinnen, daß er dieſer Perſon vieles zuſchrieb, was nicht von ihr hergekommen. Als hernach ein ähnlicher Fall, den der Schuſter vorausgeſagt, ſeinen Gegner getroffen, ſo ſtellte er ein Freuden-Feſt an, und niemals habe ich ihn ſo luſtig geſehen.

Der dritte Gegenſtand waren die allgemeinen Angelegenheiten Europens. Die Kriege, Frieden, Bündniſſe, Genealogien der Regenten dieſes Welttheiles, waren ihm binnen einem Seculum mit ziemlicher Genauigkeit bekannt; er wußte ſogar allerley Anekdoten aus der Chronique Scandaleuſe der Höfe, kannte auch die berühmteſten Miniſter und Generalen. Wenn er auf dieſe Materie fiel, war er ſo reich an Ausſichten und Vorſchlägen, daß er immer kein Ende finden komte. Man hörte ihm indeſſen mit Luſt zu; denn was ſich aus ſeinen Kenntniſſen ziehen ließ, zog er gewiß heraus, und wußte alles ſehr wahrſcheinlich

zumachen. Dieſer ſeiner hiſtoriſchen Kenntniß hatte er eine Diogeniſche Verachtung oder Nichtachtung des Unterſchieds der Stände zu danken. Kein Menſch hat ſich weniger von Hoheit und Titel blenden laſſen, als er. Er hat mich mehr als einmal überzeugend merken laſſen, in ſeinem Kopfe ſtehen Kaiſer und Schuſter auf Einer Stufe, und der Schuſter vielleicht gar auf der Ehrenſeite: und ſo auch eine Kaiſerin und ſeine oder irgend eines andern Mannes Frau. Gegen die hohen zu ſeiner Zeit lebenden Perſonen hatte er Affectionen und Averſationen ſo wie gegen ſeine Mitmenſchen, und benennte jeden mit Kern-Namen, die das, was er an ihnen liebte oder verabſcheute, ſehr nachdrüklich darſtellten. Ein Schweinhund war ihm ein Schweinhund, er mochte ein Müze oder eine Crone tragen. Wer ihn tadelte, gegen den vertheidigte er ſich mit Anekdoten aus der Chronique Scandaleuſe, die doch wenigſtens dann wahr zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie der Parallelismus durchs ganze Lebens-Regiſter eines Menſchen rechtfertiget.

Sein gröſtes und ich glaube einziges Vergnügen in dieſer Welt, gewiß in den lezten Jahren ſeines Lebens, war, über ſeine Lieblingsmaterien zu räſonniren, oder andere darüber räſonniren zu hören. Deswegen ſchlich er ſich öfter als er ſollte von ſeinem Schuſter-Dreyfus in die Schenke, wo er ſich auf den Politiſchen ſezte; oft auch blos bey einem Pythagoräiſchen Stillſchweigen über das was er hörte Stof zum räſonniren ſammelte. Eine Bouteille Mansheimer ſchmekte ihm zwar; allein dies lokte ihn doch

nicht

in die Bierkeller; er konnte ſich dieſes Vergnügen zu Hauſe machen ſo oft es ihm beliebte, weil er immer Arbeit hatte. Des Vormittags beſuchte er ſeine guten Freunde höhern Standes, wenns ihm die Zeit erlaubte, mit ihnen zu räſonniren, Neuigkeiten zuhören, und ſich ein bisgen loben zu laſſen. Sulzer, der Philoſoph, mußte ſehr beſchäftiget ſeyn, wenn er ihn abgewieſen hätte; zuweilen gab er ſich ganze Stundenlang mit ihm ab. Solcher Freunde hatte er mehrere, die er bereit war jedermann mit einer wichtigen Mine herzuzählen.

Mein Tag war der Sontag. Wenn er kam, es mochte ſeyn an welchem Tag es wollte, ſo konnte ich auf Einen Blik ſehen, ob der Beſuch meinen Füſſen oder meinem Kopfe galt. Kam er mit lächelnder Mine in einer demüthigſtolzen Stellung in mein Zimmer geſchlichen, nach dem er vorher meinen Bedienten ins Ohr gefragt, ob ich allein? ob ich aufgeräumt ſey? ob ich etwa Geſchäfte habe? dann hatte er die politiſche Perüke aufgeſezt. Nach einem Bükling und einem Händedruk warf er mir dann in abgebrochenen Worten eine paradox gedrechſelte Frage vor, oder fieng mir der gemeinen Eröfnungs-Frage an „ob ich nichts wiſſe„ mit einer Miene als ob er ſelbſt Luſt hätte auf eine ſolche Frage zuantworten. Oft gieng er auch wohl ein paarmal mit einem bedenklichen Kopfſchütteln in der Stube auf und nieder, ehe er zuſprechen anfieng. Gab ich ihm einigemal nach einander recht, ſo war ſein Beſuch kurz: es ſchien als wenn er keine große Meinung

von der Aufmerksamkeit eines Menschen hatte, der von den vielen Schwierigkeiten, die er sich selbst erdacht und selbst gehoben, nicht Eine bemerkte. Redete ich aber gegen seine Meinung, dann gieng der Nagel los der die Fallthüre hielt, und ein Strom von Worten brach mit einem Geräusch von Gesticulationen aus, denen sich keine Schranken setzen ließ. Wollte man seine Denkmaschine mit voller Kraft würken sehen, so mußte man ihm in epigramatischem oder hieroglyphischem Stil kurze Einwürfe mit einiger Hitze in den Bart werfen, und dergleichen von Zeit zu Zeit widerholen. Ich habe wenig Menschen gesehen, die sich so wie er in ihre Ideen hinein arbeiten, sich darinnen vertiefen, sich durch dieselben so erhitzen konnten. Er lief zuweilen wie unsinnig in dem Zimmer herum, demonstrirte mit Hand und Fus. schlug mit dem Stock gegen die Erde, stampfte, gestiulirte, schnupfte, fluchte. Ich dachte oft, die Wiedersprüche und Unwahrheiten, die er bekämpfte, personificierten sich in seiner Einbildungskraft, und würden sich einmal an ihm dadurch rächen, daß er sie ausser sich zusehen glauben und mit dem Stock über sie herfallen würde. Wenn der Paroxysmus nicht auf den höchsten Grad stieg, so räsonirte er zuweilen mit seinem Stockknopf, den er sich vors Gesicht hinhielt. Hatte er nun gerade etwa hohe Personen vor, denen er nicht gewogen war, einen Kaiser oder König, oder Prinzen, dann goß er alle Schimpfwörter, die er diesen zugedacht, über seinen Stockknopf aus. Diese Erleichterung brachte ihn in seinen vorigen Ruhestand zurück. Alsdann

nahm

nahm er ordentlich von mir Abſchied, ſchüttelte mir die Hand, bükte ſich und warf mir noch einen Kernſpruch beym Weggehen zur Thür hinein, wobey ſeine Geberden den Commentar vertraten. Sonſt bükte er ſich oft mitten im Räſonniren, kehrte ſich ohne Unterbrechung um, und marſchirte unter beſtändigem geſticuliren und ſchwatzen durch alle meine Zimmer hindurch. Ich habe ihn ſogar auf der unterſten Stufe der Treppe mit dem Stock ſtampfen und exclamiren gehöret.

Sein Raiſonnement ſchien beym erſten Anblik ein vollkommener Miſchmaſch zu ſeyn: es war aber wahrer Gang der Natur, wie pſychologiſche Beobachter gleich ſehen werden. Methode iſt Kunſt, und will nicht ſo wohl theoretiſch als vielmehr durch aneinander fortgeſezte Uebungen wie jede Kunſt, wie jedes Handwerk erlernet werden. Thomas war ein Kind der Natur und kannte keine Regeln. Was ihn zuerſt frappirte kam zuerſt heraus, dann die auffallendſte Folge, dann eine nähere Beſtimmung der erſtern, dann eine Ergänzung der leztern, dann gieng das Räſonnement einen Schritt weiter. Hierauf kamen wieder neue Beſtimmungen, Berichtigungen, Ergänzungen des vorhergehenden, ans Tageslicht, und ſ. w. Das ganze kam Stükweiſe, Brokenweiſe zur Geburt: er vergaß aber beym folgenden das vorhergehende nicht, und ſo bildete ſich eine Ueberſicht des Ganzen — etwas das gewöhnlichen Menſchen fehlet, die meiſt immer am lezten hängen bleiben, weil zwey Gedanken ſozuſagen neben einander weder Plaz haben, noch vor einander vorbei gehen können,

nen, ohne daß einer den andern auf die Seite aus dem Wege ſtößt. Dem Thomas war alles immer gegenwärtig, und je nachdem er was klapperndes oder nicht verbundenes in ſeinen Ideen merkte, da ſchlug er einen Nagel, oder brachte einen Haft an. Ich verſichere, daß ſeine Stifel nicht beſſer Waſſer hielten als ſein Räſonnement, wenn er beide aller Orten gehörig durchgewixt hatte. Hierinnen ſchien er es den Zeichnern nachzuthun, die in einer Figur zum Exempel bald am Kopf, bald am Fus, bald am Kleid arbeiten, und ſo gleichſam mit Einem die ganze Figur finiren.

Cäſar konnte fünf Dinge zuſammen thun; Thomas gewiß drei. Denn mehr als einmal maaß er mir Schuhe, raiſonnirte über das Leder und politiſirte über die Acciſe zu gleicher Zeit. Das eine Comma galt dem Schuhe, das andere dem Leder, und das dritte der Acciſe. So wechſelten ſie in einem weg bis das Maas der Schuhe genommen war. Ich mußte mich wahrlich mehrmal anſtrengen um nicht irre zu werden und pertinent zu antworten. Immer war ich nicht dazu diſponirt, und ſo traf es ſich, daß meine Antwort auf die Schuhe paßte, wenn die Frage der Acciſe galt, und umgekehrt. So oft ein ſolches quiproquo ſich ereignete, konnte er nicht begreiffen, wie dieſes bey einem Gelehrten möglich ſeye.

Sein Stil war, wie des berühmten Kleinjoggs, voller Bilder und Gleichniſſe. Er war nicht leicht

zu

getanzt, bis der siegreiche Wein unsre Sinnen in sanften Letheischen Schlummer taucht.

Enobarbus.

Alle an den Reihen! he! bestürmt unsre Ohren mit lärmender Musik, indeß daß ich euch stelle; dann soll der Junge dort singen, und bey jeder Pause soll jeder Mann so laut stampfen als er kan.

(Musik. Enobarbus stellt sie in einen Reihen)
Ein Trinklied.

Cäsar.

Was wollt ihr mehr? Gute Nacht, Pompejus -- Mein lieber Bruder, laßt euch erbitten, kommt; diese Ausschweiffungen schiken sich übel zu der Ernsthaftigkeit unsers Geschäfts. Meine werthen Herren, laßt uns scheiden; ihr seht, wir haben alle unsre Wangen verbrannt. Der starke Enobarbus selbst ist schwächer als der Wind, meine eigne Zunge kan kaum noch stammeln, und der wilde Taumel hat uns alle in seltsame Grotesken verwandelt. Was brauchts mehr Worte? Gute Nacht! Lieber Antonius, eure Hand.

Pompejus.

Ich will euch sicher ans Land bringen.

Antonius.

Gebt uns eure Hand, mein Herr.

Pompejus.

zu verſtehen, wenn man ſeine Sprache nicht gewohnt war. Kam er in Hitze, ſo ſchien was er von ſich gab Delphiſche Orakel zu ſeyn: er kürzte ab, verſchluckte ganze Wörter, ließ die Hälfte einer Fraſis fallen, kurz die Sprache war ihm zu lange. Gern hätte er zehen Ideen in Einem Wort ausgedrückt, um zehen andern Plaz zu machen. Obſchon aber ſein Stil äuſſerſt verworren ausſah, ſo verwickelte er ſich doch nie. In ſeinem Kopf war alles helle und deutlich, und alles hieng aufs beſte zuſammen. Ich habe es mehrmalen verſucht ihn confus zu machen, allein vergebens. Was nicht in ſeine Ideen hineinpaßte, wenn ſie ſich in vollem Strom ergoſſen, war ihm unverſtändlich, war ihm nicht begreiflich zu machen, es hielt nicht veſt. Ein Sarcaſme lockte einen Sarcaſme aus ihm hervor, und damit wurde man abgefertiget; ſogleich aber perorirte er in ſeinen angefangenen Ideen weiter und was er vorher mit einem Gleichnis bewies, verveſtigte es alsdenn mit einem halben Dutzend. Gewiſſe Einwürfe, die gar zu unerheblich waren, fertigte er mit Satyren ab, die einem Rabelais Ehre gemacht hätten. Ein Bisgen Wein machte ihn luſtig; dann fieng er an Zoten zu reiſſen und ſcandaleuſe Hiſtorien zu erzählen, wovon er einen ziemlichen Vorrath hatte. In beyden war ſeine Maxime, je derber deſto beſſer. Es hatte aber auch das ſchmutzigſte bey ihm Sinn, ächten Wiz, und würkliches Intereſſe, welches durch die Art zu debitiren ungemein gehoben wurde. Er konnte einen treflich abfertigen, wenn er glaubte, es einem bieten zu dörfen. Doch war er nicht dreiſte, nicht unverſchämt,

nicht

nicht überläſtig, und wollte niemals mehr vorſtellen, als er war, einen Schuſter.

Allein anſtatt weiter zu pinſeln, will ich lieber dem Leſer einige ſeiner Ausſprüche, Abfertigungen, und Einfälle, auf die ich mich eben beſinne, vorlegen. Dieſe werden ihm den Originalen Geiſt des Mannes treffender und lebhafter vormahlen als Federſtriche. Nur bemerke ich noch, daß er ein ziemlich moraliſch guter Menſch geweſen. Ein Menſch, ſo wie ich ſie gern habe, der, unbekannt mit Empfindeleyen, ſchweren Wörtern, moraliſchen Windbeuteleyen — immer menſchlich handelte, meiſt ordentlich und honnet weglebte, und wenn ihn zuweilen patriotiſcher Eifer zu einem Narrenſtreich verleitete, oder wenn er, um einen Kundmann zu bekommen, einige Maximen aus der orthodoxen Moral überſchritt: doch weit entfernt war, das erſte für Weisheit auszugeben, und das zweyte verkleiſtern zu wollen. Sind wir denn etwa deswegen ſchlechter daß wir Menſchen ſind, und hat ſich wohl von allen Philoſophen des Alterthums auch nur einer geſchämt, das ſie nach ihren eigenen Grundſätzen Thoren waren? — Doch ich verirre mich. Beſcheidenheit und Demuth ſind keine Tugenden, die bey einem Jahrhundert wie das unſre empfehlen können.

Die weiſen Sprüche.

Man könnte eine ziemliche Collektion zuſammen bringen, wenn man alle ſeine merkwürdigen Räſonnements, witzigen Einfälle und Kernſprüche ſorgfältig

tig sammeln wollte. Folgende fallen mir so eben bey, und werden, wie ich hoffe, den Leser amüsiren.

Eine Dame wollte ihn aufziehn und fragte ihn, was die Liebe sey: er antwortete

„es brent, ik wees nich was
„es beißt, ik wees nich wie
„es jükt, ik wees nich wo
„sie wissen es„.

Einem schamarierten Secretär, der über Geldmangel klagte, sagte er, dieses rühre von der Grammatik her. „Sie haben den Unterschied zwischen in „und uff „vergessen! Es ist ein gar großer Unterschied zwischen in der Tasche und uff der Tasche.„

Einst blätterte er bey mir Porträte durch. Er hatte schon viele mit Kopfschütteln angesehen, als er auf einer Reihe sich folgender Regenten stieß, bey welchen er laut aufschrie. Ich wurde aufmerksam, und er ließ sich endlich heraus: „wenn ich einen Narren fände, der keinen Gott und keine Vorsehung glaube, so solle ich ihm diese Porträte weisen, er werde augenblicklich bekehret werden.„ Auf meine weitere Erkundigung wie das möglich sey, versezte er: „es müßte natürlicher weise keine Spur von einem Volke mehr übrig seyn, das von solchen Gesichtern regiert worden, wenn nicht eine Vorsehung wäre.

Ein ſchöner Geiſt laß einer Geſellſchaft das Portrait ſeiner Geliebten vor, und wollte zum Spaß den Thomas das Meiſterſtük ſeines Genies mit anhören laſſen. Der Schöngeiſt erhob, nach Handwerksgebrauch, den Charakter ſeiner Schönen ſoweit er nur gehen konnte, und Lob und Händegeklatſch den Schöngeiſt ſo hoch als Er ſeine Schöne. Thomas war ſtille. Nu! fieng der Genie an, um den Schuſter zu ſcheeren, und das Scherfgen Lob mitzunehmen, das er vom Schuſter erwartete. Nu, ſagte er, Meiſter Toms, was ſagt Er dazu. „Hübſch, hübſch, antwortete Meiſter Toms mit einer dummen aber nachdenklichen Mine„ recht hübſch. Die Jungfer wird wohl ihre Zeit nicht haben wie andere.„ Die Geſellſchaft wollte vor Lachen, und der Genie vor Aergerniß berſten. Eine kürzere und treffendere Recenſion überſpannter, unnatürlichere Schilderungen iſt mir bis jezt nicht bekannt geworden als dieſe.

Seine drei Carnale Tugenden, wie er ſie nennte, waren „Seid Biedermänner, rührt euch, und ſeht euch erſt um, wo ihrs laſſen wollt, ehe ihr die Hoſen herunterzieht„ — in unſere Sprache überſezt: Rechtſchaffenheit, Thätigkeit, Klugheit. Ich ziehe dieſe Eintheilung ohne Bedenken der gewöhnlichen vierfachen Eintheilung vor.

Folgendes iſt ungemein richtig und treffend. „Die Weibſen ſind mehr zum Nuzen als zum Pläſir, Ein kluger Burſche ſieht nur auf das erſte

und

„nur auf das erſte und kriegt beydes, ein Geck nur „auf das lezte und kriegt niſcht.“

Dem weiblichen Geſchlecht war er nicht gut. (*) Er hielt alle Frauensleute für unwiſſend, roh, niederträchtig und im höchſten Grad eigenſüchtig. „So „alt ſie auch werden, ſagte er, und ſo viel man ſie „auch trillt, ſo bleiben ſie doch, aufs gelindeſte be„nennet, nur groſſe Jungen“ — Der Grobian hätte ſie doch wenigſtens ſchöne Jungen nennen ſollen. (**)

Alle möglichen Schönheiten hat folgender Spruch: „Wenn ein Gärtner die beſten jungen Bäume aus „dem Garten ausheben und einen Zaun daraus ma„chen würde, ſo wäre er ein Spott des ganzen Dor„fes. Was ſind gewiſſe groſſe Herren anders?

Bey Vergleichung bäuriſcher und höfiſcher Complimenten fand er die leztern weit poſſirlicher und närriſcher als die erſtern: „denn (ſagte er) der Bau„er thut eine närriſche Sache närriſch, der Hofmann „ernſthaft, der Bauer machts ex tempore, der „Hofmann aber ſtudirt ſich tod daran.„

Da

(*) Deſto ſchlimmer für Meiſter Thomas!

(**) Hier muſte einiges im Mſcpt. den Grazien aufgeopfert werden.

Da man ihm einst mit den Obern drohete, gerieth er in Eifer. „Immer (erwiederte er) Macht, „Gewalt, Oberkeit, Pissanz. Das was die Horniß „im H. hat, ist auch ein Gewalt, auch eine Pissanz. „Die Obergewalt muß man ehren, sagt ihr. Nein, „sage ich, Gerechtigkeit, Billigkeit, Patertißmos muß „man ehren. Vor Gewalt ists übrig genug, wenn „man einen krummen Buckel macht." Als ein wüstender Hund vor ihm vorbey lief, nahm er ehrerbietig den Hut vor ihm ab und bükte sich tief. In seiner Gegenwart sagte jemand: die Preussische Puissance ist gegenwärtig die gröste; „Nejo, (versezte er) „der Bloksberg ist noch größer, der Gotthelf (Gotts „hart) größer als der Bloksberg, der Donner gröss „ser als der Gotthelf, und das Erdbeben über alle „diese zusammen. Aber so viel gesunden Verstandes — ihr mögts begreiffen oder nicht — als — „hier nahm er die Perücke vom Kopf — in Schuster „Thomas Hirnkasten gehet, ist mehr werth als alle „diese Unter- Ober- und Ober-Hoch-Pissanzen.

Einmal behauptete er mehr zu seyn als Aristoteles, von dem man ihm erzehlte. „Thomas denkt „und macht Schuhe (sagte er) Aristofel denkt, macht „aber keine Schuhe. Der Aristofel könnt immer noch „mein Lehrbursche seyn.

Des folgenden hätte sich, in einer feinern Sprache, weder Montesquieu, noch Rousseau, noch Grotius zu schämen. „Ich möchte weinen, ließ „er sich am Ende einer politischen Predigt ver-

„neh-

„nehmen, ich möchte weinen, ſo oft ich einen jun„gen Prinzen ſehe. Das ſind wahre Sacrifiz der „Societät. Man thut alles, Dummköpfe oder Bö„ſewichter aus den armen Kindern zumachen. Meiſt „finds nur Popanzen, die man aufſtellet, das „Ganze zuſammen zuhalten, thäte in manchem Land „einer von Stroh ſo gut als einer von Fleiſch. „Unter Hunderten hat kaum einer Grüze genug, den „Meelbrey von den Augen zu reiben womit ſie ihm „ganz manirlich und reſpektirlich ſind zugekleiſtert „worden."

An einem ſchönen Sommertage war er im Park bey den Zelten. Das Gedränge war auſſerordentlich; vom Höchſten bis zum Niedrigſten, vom Prinzen bis zum Bettler, ſpazirte alles durcheinander, und Crösus und Irus ſtand oft auf einem Fleck Erdboden vertraulich beyſammen. Die mit prächtiggekleideten Leuten beſezten Bänke, der hinter ihnen mit gepuzten Geringern gleichſam vollgepfropfte Wald, der Lerm von Carossen inwendig um die Bildſäule des Ueberfluſſes, das Blizen des Goldes, das Geräuſch der Unterredenden, das Wiehern der Pferde, machte ein prächtiges, begeiſterndes Schauſpiel. Thomas vom Dämon der Politik beſeſſen, fieng bey dieſem Auftritt mit Moraliſieren an, ſprach troz einem Phiſiokraten von Verſchwendung, beſſerer Anwendung u. ſ. w. Nach und nach heiterte ſich ſeine Mine auf, und die vier Corps wechſelweiſe ſpielender Hoboiſten, die im Wald vertheilet waren, vertrieben endlich die politiſchen Geſpenſter. „Es iſt doch

„hübſch, fieng er an, es läßt ſich gut ſehen! Ei„ne leibhafte Cumödie, und das Beſte, daß man „auf dem beſten Plaz gratis zuſehen kann. Keiner „ſpielt was er iſt, jeder was anders. Die meiſten „thun klug und ſind Narren. Da dieſer (er wieß auf einen Bekannten, der vor ein paar Damen galante Bocksſprünge machte) „thut närriſcher als „er iſt.“ Dann amüſirten ihn die vielerley Farben der Kleider, die glänzenden Mauleſel-Zierrathen der Damen, das Blitzen der Juwelen und Flitter. Als er ſich ſatt geſehn, ſatt ſatyriſirt, ſatt gelacht, kehrte er ſich gegen den Plaz wo das gröſte Gedränge war, brüſtete ſich trotz einem König, und ſagte laut: „Lieben Leute, heut habt ihrs recht hübſch gemacht, „ich bin mit euch zufrieden, ihr habt mir Sarfazion „gegeben, für heut mags nun genug ſeyn, ich ent„laſſe euch in Gnaden.“ Dann kehrte er um und gieng davon. Aecht Diogeniſch, und dies iſt mehr als Königlich.! —

Allein für jezt mags auch mit dieſer Lebensbeſchreibung, wie Thomas ſich ausdrükt, genug ſeyn. Wer mehr braucht den Mann den ich geſchildert zu kennen, der muß ſich denſelben von einem andern ſchildern laſſen: ihn kenntlicher zu machen — vermag ich nicht.

——r.

V.

Vermiſchte Litterariſche Anzeigen.

1. Eine Preisaufgabe von der T. Geſellſchaft in Mannheim.

Die Kurpfälziſche Teutſche Geſellſchaft in Mannheim, ſetzt eine Denkmünze von funfzig Dukaten an Wehrt zur Belohnung, für die Auflöſung folgender Frage:

„Welche ſind die Haupt-Epochen und Veränderungen „die ſich vom achten Jahrhundert an bis auf unſere „Zeiten in der Teutſchen Sprache ereignet, und was „hat die Teutſche Sprache bei jeder Veränderung und „Epoche an Stärke und an Ausdruck gewonnen oder verlohren?

Die Aufſätze müſſen zu Ende des Chriſtmonats 1782. unter der Aufſchrift des Geſchäftsverweſers der Teutſchen Geſellſchaft, Hr. Häfelin, eingeſchikt werden. Ein verſchloſſener Zettel ſoll den Namen des Verfaſſers enthalten; von auſſen muß der Zettel mit einen Denkſpruch, mit welchem auch die Preisſchrift zu bezeichnen iſt, überſchrieben ſeyn.

Die Schrift, welche die beſte Auflöſung der aufgeſtellten Frage enthält, wird in der öffentlichen Sitzung der Geſellſchaft zu Ende des Brachmonats 1783. mit der beſtimmten Denkmünze gekrönt werden.

---

a. C. H. Wolkens Beſchreibung der zum Baſedowſchen Elementarwerk gehörigen Kupfertafeln.

Der berühmte Vorſteher des Deſſauiſchen Philanthropins Hr. Wolke hat vor kurzem eine Nachricht von ſeiner Beſchreibung der zum Elementarwerke gehörigen Hundert Kupfertafeln auf dritthalb Bogen in 8. herausgegeben, welche die Methoden anzeigt, wodurch der Jugend auf eine leichte und angenehme Weiſe Kenntniſſe der Sachen und Sprachen mitgetheilt werden, und die deßwegen allen Eltern und Lehrern in Schulen und Familien, denen ſie zugeeignet iſt, ſehr willkommnn ſeyn muß. Hr. W. fängt darinn mit einer eben ſo naiven als beſcheidnen Nachricht von ſich ſelbſt und von den Anfängen und Fortgängen des Deſſauiſchen Erziehungs-Inſtituts, das ihm ſo viel zu danken hat, an; kommt ſo dann S. XII. auf diejenigen Erfahrungsſätze, auf welche er die Behauptung gründet, daß die Verſinnlichung der fremden Wörter die einzige gute Methode ſey fremde Sprachen mitzutheilen, und von dieſen S. XIV. - XXVI. auf die Beſchreibung einiger von dieſen Lehrarten ſelbſt, wodurch ihm ehedem der Unterricht ſo auſſerordentlich gelungen. Er hat dieſe Beſchreibung in eine Reihe von Briefen eingekleidet, worin ihm ſeine erſte Schülerin (Emilia Baſedow) Nachricht giebt, wie ſeine Belehrung ehmals auf ſie gewürkt. Dieſe Briefe unterrichten durch lauter Beyſpiele, auf die deutlichſte und faßlichſte Art, erſtlich von der eigentlichen ſogenannten Verſinnlichungs-Methode, und ſodann von verſchiedenen Spielen, welche Er, um die Würkung von jener zu unterſtützen und zu befördern, erfunden, als da ſind: das Commandierſpiel, das Namenrathen, das Figurnerrathen, das Urtheil-Prüfungsſpiel u. ſ. w. Wir glauben nicht, daß jemand,

Pompejus.

O Antonius, ihr habt meines Vaters Hauß. Doch was thut das? Wir ſind gute Freunde; kommt in das Boot herab.

Enobarbus.

Nehmt euch in Acht, Menas, daß ihr nicht fallt.

Menas.

Ich will nicht ans Land; nein, in meine Cajüte -- Dieſe Trummeln! dieſe Trompeten! dieſe Flöten! Nun dann, laßt den Neptunus hören, daß wir dieſen groſſen Geſellen ein lautes Lebwohl wünſchen. Macht laut, zum Henker, macht laut.

[Trompeten mit Trummeln.]

Enobarbus.

Ho! das tönt! -- Hier iſt meine Kappe.

Menas.

Ho! -- Komm, Hauptmann.

[Sie gehen ab.]

mand, der ſich von dieſen Lehr-Methoden und Spielen aus der Wolkiſchen Broſchüre ſelbſt unterrichten wird, die Brauchbarkeit und den vorzüglichen Nutzen derſelben wird in Zweifel ziehen können: vorausgeſezt, daß Hr. Walke auch ſein ganz eignes, und (wie wir befürchten) gar zu ſeltnes Talent für die Ausübung derſelben, und die ganz beſondern Fertigkeiten die dazu gehören, mit ſeiner eben ſo ſeltnen Kinder-Liebe und Geſchiklichkeit ſich ihnen zugleich beliebt und reſpectabel zu machen, den Lehrern, denen dieſe Methoden empfohlen werden, zugleich mittheilen könnte. Auch können wir nicht bergen, daß wir dieſe Briefe, noch ungleich intereſſanter gefunden haben würden, wenn ſie würklich von Emilien Baſedow geſchrieben wären. Von S. XXVI. folgt noch etwas vom Gebrauch der beſchriebnen Elementarkupfer insbeſondere. Wer wird nicht das von dem berühmten Preußiſ. Staats-Miniſter Freyherrn von Zedliz, in ſeiner Rede *Sur le Patriotiſme* gefällte und mit ſehr bündigen Gründen unterſtüzte Urtheil, daß die Sammlung der Elementarkupfer (oder doch wenigſtens andre den nehmlichen Zweck auf die nehmliche Weiſe befördernde Werke (*) das Handbuch eines jeden Schul-Lehrers ſeyn ſollte — mit voller Ueberzeugung unterſchreiben? Das Uebelſte iſt nur daß es überall ſo ſehr an Lehrern fehlt, die ein ſolches Handbuch recht zu gebrauchen wiſſen — und ebendarum können wir nicht umhin, die Wolkiſche Beſchreibung zu den Elementarkupfern, welche durch dieſe Broſchüre angekündigt wird, allen Eltern und Lehrern denen die Bildung der ihnen anvertrauten Kinder am Herzen liegt, aufs angelegentlichſte zu empfehlen.

(*) Wie z. B. der neue *Orbis Pictus* ſeyn wird, den wir von den Herren **Simon** und **Schweighäuſer** bald zu erhalten hoffen.

Die erste Lieferung erklärt in Zwoo Abtheilungen Drey und funfzig Elementar-Kupfertafeln. Sie ist 1 Alphabet in gros Octav stark, und kostet 1 Rthl. — die dazugehörigen 53 Kupfertafeln aber einen halben Louisdor oder $2\frac{1}{2}$ Thaler. Von dieser Beschreibung ist auch eine Französische und Lateinische Uebersetzung zu haben; auch wird der erste Theil des von Hrn. Prof. Trapp umgearbeiteten Elementarwerks zur Ostermesse 1782. herauskommen.

---

3. Nachricht die Zweybrückische neue Ausgabe von J. J. Rousseaus sämtlichen Werken betreffend.

Der Herzogl. Zweybrückische Rent-Cammer-Secretär, Herr Ludw. Philipp Hahn, zu Zweybrücken, giebt seinen Gönnern und Freunden, welche ihn, durch Besorgung der Subscribentensammlung, für die, im Heumonde vorigen Jahres, angekündigte neue, zierliche und dennoch sehr wohlfeile, Ausgabe von J. J. Rousseaus Werken, mit eben so gutem Willen als Erfolg, unterstützet haben, in einem gedruckten Blat die Nachricht: daß gegen, oder gleich nach Ostern dieses Jahres, der Erste, vielleicht auch der zweite und dritte Band, das ganze Werk aber zuverläßig noch vor Ablauf dieses Jahres, abgeliefert werden solle. Aus Beweggründen, wovon dieser der erste und fürnehmste ist, daß dieses Institut in den entferntern Gegenden Teutschlands noch nicht so bekannt worden, als er gehofft hatte, wird der Subscriptions-Termin noch bis zum ersten April d. J. verlängert. Wer also von izt an bis Ostern unterzeichnet, erhält noch das ganze Werk in dem Subscriptionspreis, nemlich um Einen neuen Louisdor, oder 6 Reichsthaler 4 gr. Sächsischer Währung, den alten Louisdor zu 5 Thlr. gerechnet. Noch bittet derselbe, wegen Bestellung

und

und Uebersendung der Exemplaren, sich allein an Ihn, und an seine Correspondenten zu adressiren, die sich dem Publikum schon genannt haben oder noch nennen werden: weil, nach der gemachten Einrichtung, keine Subscription oder Bestellung angenommen werden kann, es seye denn, daß solche bey Jenen, oder in deren Ermanglung unmittelbar bey ihm, Hrn. Hahn, selbst geschehe.

Wer in hiesigen Gegenden von dieser Verlängerung der Subscriptions-Zeit etwa noch Gebrauch machen will, wird ersucht, sich deshalb bey dem Herausgeber des T. M. binnen izt und Ostern d. J. zu melden.

---

4. Anzeige einer Uebersetzung der Historischen Abhandlungen aus den Schriften der Kön. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Es gehört zu den wichtigsten Vorzügen unsers Jahrhunderts, daß fast jeder ansehnliche europäische Staat eine Gesellschaft der Wissenschaften, das ist, eine Verbindung der gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer, in sich fasset, die nicht etwa mit Gegenständen gemeiner Kenntnisse, sondern mit neuen Entdeckungen, mit vorzüglicher höherer Aufklärung, und mit Erweiterung der Wissenschaften sich absichtlich beschäftigen. Daß ihre Schriften meistens in der Landessprache erscheinen, geschieht aus guten und wichtigen Ursachen. Aber daß in unsern übersetzungsreichen Zeiten nur noch wenige, wie etwa die Schwedischen von der Hand des Herrn Hofrath Kästner, die Pariser in Auszügen von Steinwehr, Herne, und andern, übersetzt erschienen sind, kann allerdings befremden.

Die Schriften der königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften weichen keinen unter allen übrigen an Auf-

zweyten Bande des Originals, und die leztere erſt im erſten Bande der neuen Schriften, die erſt in dieſem Jahre erſchienen iſt, befindet. Ich hoffe meiner Ueberſetzung auch dadurch einen nicht geringen Vorzug zu verſchaffen, daß ich bey manchen Abhandlungen die ſpätern Verbeſſerungen der Herrn Verfaſſer aus ihren Handſchriften, wenn ſie ſolches nöthig finden, mitzutheilen ſuchen werde. Wie mir dann dazu bereits, in Abſicht auf einige derſelben, von einem durch Würden und Verdienſte erhabenen Mitgliede dieſer erleuchteten Geſellſchaft eine Hofnung gemacht iſt, die ich eben ſo ehrerbietig als bereitwillig zu nutzen nicht ermangeln werde.

Wenn, in Anſehung der ältern Abhandlungen, neuere Unterſuchungen anderer Gelehrten Anmerkungen nöthig machen, oder Ergänzungen aus der Litterarhiſtorie, die doch von Jahren zu Jahren Wachsthum erhält, erforderlich ſeyn ſollten: ſo werde ich nicht unterlaſſen, dieſelben beyzubringen.

Da ich mich dem Selbſtverlage dieſer Arbeit unterzogen habe: ſo halte ich es, zur Erleichterung des nöthigen Abſatzes für rathſam, mich durch vorläufige Subſcription zu ſichern. Jeder Theil wird anderthalb Alphabeth in groß Octav enthalten, und die Exemplare für die Subſcribenten werden auf Schreibpapier gedruckt werden. Dafür bezahlen dieſe, nach Ablieferung der Exemplare, einen Rthlr. hieſigen Geldes, oder 1 Rthlr. 4 Gr. in Golde. Nachher wird der Preiß der Exemplare auf Druckpapier vier Mark hieſigen Geldes, oder 1 Rthlr. 12 Gr. in Golde betragen. Wenn bey den folgenden Bänden Kupferſtiche nöthig ſeyn ſollten: ſo wird der Preiß derſelben auf das Mäßigſte beſtimmt werden. Der erſte Theil erſcheint in der nächſten Oſtermeſſe in der Buchhandlung der Gelehrten zu Deſſau. Die Herrn Collecteurs erhalten für ihre Mühe jedes achte Exemplar umſonſt. Ich erſuche alle die Herren, welche ſich die Beförderung dieſes Inſtituts angelegen ſeyn laſſen, wie auch die

die löblichen Postämter, Buchhandlungen, Intelligenz- und Adrescomtoirs, wie auch die Zeitungsexpeditionen ergebenst, Subscription anzunehmen, und erbiete mich gern zu ähnlichen Gegendiensten. Die Namen der Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt werden, und ich erbitte mir dieselben längstens zu Ende des Februars d. J. Sie können an die Buchhandlung der Gelehrten, oder an mich, eingesandt werden. Endlich bitte ich auch noch die Herrn Verfasser der gelehrten Journale und Zeitungen, diese Nachricht in ihren Blättern bekannt zu machen.

Kiel, den 25sten Octobr. 1781.

Valentin August Heinze,
der Weltweisheit Doktor.

---

4. Hrn. Capellmeister Reichardts Musikalisches Magazin.

Das erste Stück meines musikalischen Kunstmagazins ist nun heraus und enthält I. An junge Künstler. (Darstellung meiner Gefühlart und Denkart über das wahre Wesen der Kunst und des Künstlers.) II. Der Messias. (Das höchste lyrische Gedicht aus Klopstocks Meßias gezogen. III. Oden von Klopstock. (Komponirt.) IV. Ueber Klopstocks komponirte Oden. V. Instrumentalmusik. (Eine Abhandlung über das wahre Wesen der Instrumentalmusik.) VI. Die Freude und naiver Scherz. (zwei Klavierstücke.) VII. Merkwürdige Stücke grosser Meister verschiedener Zeiten und Völker. 1) Eine teutsche Arie von Reinhard Kaiser. 2) Eine italiänische Arie von Leonardo Leo. 3) Eine Arie von Händel aus seinem Alexanderfest, mit englischem und teutschem Text. 4) Eine Duettmäßige Stelle aus Lulli's Alceste. (Jedem dieser Stücke ist eine kritische Beleuchtung

tung beigefügt.) VIII. Fingerzeige für den denkenden und forſchenden teutſchen Tonkünſtler. (Sind wichtige Stellen von Adelung, Lambert, Sulzer und Möſer mit hinzugefügten Anmerkungen.) IX. Kunſt-Anekdoten. X. Kunſt-Nachrichten. XI. Merkwürdige neue Muſikaliſche Werke. XII. Nachricht von geſchriebenen Muſikalien.

Bis zu Oſtern dieſes Jahr kann man bey mir, bey Hrn. Buchhändler Breitkopf in Leipzig, Hrn. Muſikhändler Weſtphal in Hamburg, Hrn. J. J. Korn, den ältern, in Breslau, Hrn. Buchhändler Heſſe in Berlin und Hrn. Buchhändler Dengel in Königsberg in Preußen auf den Erſten Jahrgang Einen holländiſchen Dukaten pränumeriren. Dafür werden alle 4 Stücke des erſten Jahrgangs ohne weitern Nachſchuß, bis Hamburg, Leipzig und Dresden Poſtfrey abgeliefert. Wer auf 7 Exemplar das Geld baar einſendet erhält das achte umſonſt. Einzeln koſtet jedes Stück Einen Thaler, der ganze Jahrgang alſo 4 Thaler.

Berlin, den 1ſten Jan. 1782.

Johann Friedrich Reichardt,
Königl. Preuſſiſ. Capellmeiſter.

---

5. Eine neue Ausgabe der ſämtlichen Tragödien und Fragmente des Aeſchylus.

In meinem Verlage wird künftige Oſtermeſſe von des Hrn. Prof. Schütz zu Jena neuen Ausgabe der ſämmtlichen Tragödien des Aeſchylus der erſte Theil herauskommen, und mit dem Abdrucke der übrigen ununterbrochen fortgefahren werden. In dieſer Ausgabe wird

1) Der Text nach des Herausgebers eigner, nach Handſchriften und Editionen möglichſt berichtigter, Recenſion geliefert

2) Die

2) Die verſchiedenen Lesarten und kritiſchen Conjecturen weit vollſtändiger als bisher in irgend einer Ausgabe geſchehen, beygebracht.

3) Jede Tragödie mit einem fortlaufenden Commentar erläutert, in welchem das Gute der ſämmtlichen vorigen Ausleger, beſonders des Stanley enthalten ſeyn, zugleich aber mit des Herausgebers eignen Erklärungen, hiſtoriſchen und kritiſchen Erläuterungen durchgehends vermehret ſeyn wird.

4) Um den Leſer, der durch längere hiſtoriſche oder kritiſche Erörterungen im Gebrauche des Commentars nicht aufgehalten ſeyn will, damit nicht zu unterbrechen, werden alle ſolche Unterſuchungen am Ende des Commentars über jedes Trauerſpiel, in beſondre Excurſus gebracht, und in dem Commentar blos darauf verwieſen werden.

5) Die Fragmente des Dichters ſind in dieſer Ausgabe weit vollſtändiger als bisher geſammelt, und erläutert werden.

6) Die griechiſchen Scholien ſind in beſſere Ordnung gebracht, an vielen Stellen emendiret, und mit den nöthigen Anmerkungen verſehen.

7) In einem hiſtoriſchen Apparatus wird das Leben des Aeſchylus, eine Abhandlung über ſeine Verſification, und die Litterärgeſchichte ſeiner Werke folgen, den Beſchluß aber

8) Ein vollſtändiges Realregiſter, und ein erklärendes Wörterbuch über den Dichter machen, das ſich nicht blos über die vollſtändigen Tragödien, ſondern auch über die Fragmente erſtrecken wird.

Die äuſere Einrichtung dieſer Ausgabe betreffend, ſo wird ſie

a) Fünf Bände in groß 8. jeden zu $1\frac{1}{2}$ Alphabet ausmachen, davon die drey erſten jeder zwey Trauerſpiele ſamt dem Commentar und Excurſibus, der vierte die lezte Tra-

gödie

göddie und die Fragmente; der fünfte die griechiſchen Scholien, den hiſtoriſchen Apparat, und die Indices enthalten ſoll.

b) Man wird den griechiſchen Text jeden Bandes mit der Signatur A, den Commentar aber mit der Signatur (A) und neuer Seitenzahl, auch beſondern Haupttitel anfangen, damit die Beſitzer nach Gefallen, entweder den griechiſchen Text ſammt den Fragmenten beſonders, und den Commentar auch beſonders, oder aber jedesmal zwey Tragödien mit dem dazu gehörigen Commentar zuſammen binnen laſſen können.

c) Die ganze Ausgabe wird auf ſehr weiſſes Papier und mit ſchönen Lettern gedrukt, auch da jeder Bogen dem Hrn. Herausgeber zu nochmaliger Correctur zugeſendet wird, äuſſerſt correct werden.

d) Auf jeden Band wird 1 Thlr. 6 Gr. in richtigen Louisd'or à 5 Rthlr. und richtigen Dukaten à 2 Thlr. 20 Gr. pränumeriret. Die Pränumeration auf den erſten Band iſt bis zur Oſtermeſſe 1782. offen, in welcher der erſte Band, gegen Vorausbezahlung auf dem folgenden den Hrn. Pränumeranten abgeliefert wird. Nach dem Pränumerationstermin wird kein Band anders als für 1 Rthlr. 18 Gr. verlaſſen werden.

e) Uebrigens iſt zu Vermeidung alles Irthums noch zu gedenken, daß wiewohl dieſe Ausgabe bereits vor einigen Jahren in Hrn. Joh. Jac. Curts Verlage angekündigt worden, dennoch, da derſelbe freywillig von dieſer Unternehmung abgeſtanden und ſich mit dem Abdruck der einzelnen Tragödie Prometheus vinctus, der zu Vorleſungen beſtimmt iſt, begnüget hat: Unterzeichneter zu dem gänzlichen Eigenthum dieſer Ausgabe rechtmäſſig gelanget iſt; welche auch nicht als eine Fortſetzung jener einzeln abgedrukten Tragödie anzuſehn iſt ſondern ein völlig für ſich beſtehendes Ganzes ausmacht.

Es

Es wird auch in dieſer Ausgabe der Prometheus vinctus ebenfals nach des Hrn. Herausgebers eigner Recenſion abgedrukt, bey welcher er durchaus den Grundſaz befolget hat, die für die beſte erkannte Lesart, ſofern ſich dieſer Vorzug zur Evidenz bringen läſt, in den Text aufzunehmen.

f) Da wenn jemand auch nur die andern Ausgaben und Bücher, woraus das Gute in dieſer Edition geſammelt worden, beſitzen wollte, er einen Aufwand von 70 bis 80 Rthlrn. würde machen müſſen, hier aber dis alles beſſer geordnet, und mit anſehnlichen Vermehrungen bereichert für den Pränumerations-Preis von 6 Rthlr. 6 Gr. als ſo viel ihm die ganze Ausgabe koſten wird, erhält, ſo hoffet der Verleger bey dieſer koſtbaren Unternehmung durch eine hinlängliche Anzahl von Pränumeranten unterſtüzt zu werden; zumal da bis izt nicht eine einzige vollſtändige Ausgabe des Aeſchylus vorhanden iſt, die nur äuſerlich bequem eingerichtet wäre.

g) Endlich da von des Hrn. Herausgebers Theater der Griechen, (wovon ein beſondres Avertiſſement ausgegeben wird) der erſte Band, welcher ebenfalls in künftiger Oſtermeſſe erſcheinen wird, die teutſche Ueberſetzung der beyden Tragödien des Aeſchylus, Prometheus vinctus und Septem adverſus Thebas, die in dem erſten Bande der neuen Edition ſtehn, enthalten iſt, ſo habe ich dieſes auch hier für diejenigen, die auſer dem Commentar noch eine eigentliche Ueberſetzung wünſchen, nicht unangezeigt laſſen wollen.

Wer Vorſchuſ auf 10 Exemplaria ſammlet erhält Eins, auf 20 Exemplaria Drey frey. In den berühmteſten Buchhandlungen Teutſchlands kann pränumeriret werden. Briefe und Gelder werden Poſtfrey erbeten. Halle, den 3 Dec. 1781.

Johann Jacob Gebauer.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein Lager in einer Gegend von Syrien.)

Ventidius zieht mit einem Siegesgepränge auf; der Leichnam des Pacorus wird vor ihm hergetragen, Silius, Römiſche Soldaten, und Sclaven.

Ventidius.

Nun, kriegriſches Parthia, ligſt du zu Boden, und nun hat es endlich der Göttin des Glüks gefallen, mich zum Rächer von Marcus Craſſus Tode zu machen. Tragt die Leiche dieſes Königs-Sohns vor unſerm Kriegsheer her; dein Pacorus, Orodes, bezahlt diß für Marcus Craſſus.

Silius.

Edler Ventidius, verfolge, weil noch dein Schwerdt von Parthiſchem Blute raucht, verfolge die flüchtigen Parther; ſize ihnen durch Medien, Meſopotamien, und in alle die Freyſtädte nach, wohin die Geſchlagnen fliehen: So wirſt du dir den Ruhm erwerben, dieſen Krieg vollkommen geendiget zu haben; und dein groſſer General, Antonius, wird dich auf den Triumphs-Wagen ſizen, und dein Haupt mit dem Lorbeer-Kranz bekrönen.

Ventidius.

Der Teutſche Merkur.

Hornung 1782.

I.

Ueber die Seelenwandrung.

Drittes Geſpräch.

Als ob ſie einander das Wort gegeben, trafen ſich Theages und Charikles des Morgens auf einem Spatziergange an, den ſie beide liebten, und auf welchem ſie oft in den Stralen der aufgehenden Sonne ihre Seele rein zu waſchen ſich beſtrebten. Noch waren beide in die Stille verhüllt, die Dämmerung und das Erwachen vom Schlaf mit ſich führet: eine heilige Stille, aus der die Morgenröthe nur ſanft und allmählich wecket. Sie ſtörten ſich darinn nicht. Die Morgenröthe vor ihnen, und um ſie her das fröliche Chor aller erwachenden Weſen, faſſen ſie eine Zeitlang ſtumm da; bis endlich, nach Aufgang der Sonne, da die Scene gewühlvoller wurde, Charikles einen Spatziergang in den nahen angenehmen Wald vorſchlug, auf dem ſie ſich durch einen kleinen Umweg nach Hauſe finden könnten; Und nun bog er im Gange ſein Geſpräch auf den geſtrigen Gegenſtand unvermerkt über.

Charikles. Wovon haben Sie dieſe Nacht geträumt, Theages? Sie müſſen angenehm geträumt haben: denn Sie waren geſtern im Strom der Sterne und Welten wie verlohren.

Theages. Wenn die Sonne am Himmel ſteht, muß man keine Träume erzählen, Charikles; ſie haben ihre Scene und Dekoration verlohren; alles hat ſeine Zeit und Stunde. Sehen Sie nicht, wie die Sonne mit ihrem Glanz das ganze Heer unſrer geſtrigen Welten uns verdeckt hat, und wie traurig ſteht dort der Mond am Himmel — ein blaſſes Wölkchen! Wahrſcheinlich würde unſer Geſpräch auch ein ſolches werden, wenn es unſre geſtrigen Ahndungen wiederholte. Alſo Charikles, löſchen Sie die Nachtlampe aus, und bringen etwas Jugendlicheres vor, wodurch wir uns zur Munterkeit auf den Tag hin ſtärken.

Ch. Mich dünkt, wir können in unſerm geſtrigen Geſpräch fortgehn und doch dieſen Zweck erreichen: Denn m. Fr. ich fühle es jezt augenſcheinlich, nicht die Nacht ſondern der Morgen iſt zu Geſprächen gut, die uns in die Kindheit des Menſchengeſchlechts, in den frühen Morgen menſchlicher Begriffe und Bilder, gleichſam zurück verſetzen. Unſre ſtudierte Nachts-Weisheit hat uns verblendet: Wo wir muthmaßen ſollten, behaupten wir: Wo wir menſchlich denken ſollen, wollen wir göttlich denken.

Th. Gilt das mir?

Ch. Nicht ſo ganz ohne: denn auch Sie, fürchte ich, hat Philoſophie und Theologie, Newton und Chriſtenthum, zu hoch geſpannt. Sie wollen zu den Sternen empor, und unſer Weg iſt vor der Hand doch auf Erden. Sie ſchämen ſich Ihrer Stiefbrüder, der Thiere, und klimmen zu Geſchöpfen hinauf, die Sie nicht geſehen haben und vielleicht auch nicht ſehen werden, zu Einwohnern Merkurs, der Sonne und des Mondes.

Th. Ich, mein Freund, ſchäme mich meiner Halbbrüder, der Thiere nicht; vielmehr bin ich in Abſicht ihrer ein großer Seelenwandrer. Ich glaube gewiß, daß ſie zur Stuffe höherer Weſen hinaufklimmen, und kann gar nicht begreifen, wie man dieſer Hypotheſe, die gleichſam die Evidenz der ganzen Schöpfung vor ſich hat, noch etwas in den Weg legt.

Ch. Nun ſind Sie auf rechtem Wege.

Th. Ich bin, was dieſen Punkt betrift, immer darauf geweſen; Sie ſelbſt lenkten Anfangs davon ab. Können Sie die Aeſopiſche Fabel leiden, Charikles?

Ch. Sehr, aber wie kommt die hieher?

Th. Weil ich ſie ordentlich wie den Kompaß anſehe, der uns zeigt wie wir zu den Thieren ſtehen. Sämmtlich und ſonders ſpielen die Thiere noch ihre Fabel, und Aeſop, der gröſte Philoſoph, Politiker und Sittendichter, hat uns ihr Spiel nur vernehmlich,

nur ſprechend für uns gemacht: denn für ſich ſprechen und handeln ſie unaufhörlich. Und wiſſen Sie was der Menſch bei dieſer fortgehenden Thierfabel iſt? Nichts, als der allgemeine Satz, die Moral der Fabel, die Zunge in der Waage. Er nutzt die ganze Schöpfung und alſo auch alle Charaktere der Thiere. Sie handeln vor ihm: er läßt ſie handeln und — denket.

Ch. Und durchs Denken handelt er am meiſten oder vielleicht einzig; er herrſcht über die ganze Schöpfung.

Th. Das iſt ſein Vorrang, und ohne den ſähe es ſchlecht mit ihm aus. An Inſtinkt, an Kunſttrieben, an Charakter und beſtimmtem Werk ſteht er ſämmtlichen Thieren nach. Er muß von ihnen lernen und hat nie ausgelernt: ſein „die Fabel lehrt„ muß er alle Augenblicke wiederholen.

Ch. Wir verirren uns, nicht zwar im Walde, aber in unſerm Gleichniß. Was thut das zur Seelenwanderung der Thiere?

Th. Alles! Der Thierfabel fehlt zur Menſchenfabel nichts als die Sentenz, der allgemeine Satz, die Lehre. Der ſo beſtimmte, ſichere, lehr- und kunſtreiche Thiercharacter bekommt das Fünklein Licht, das wir Vernunft nennen und der Menſch iſt da. Er iſt da, um aus ſeinem vorigen Thiercharakter ſich nun Lehre, Unterricht, Kunſt zu ſammlen, ſich ſeine vorige Lebensweiſe mehr oder minder zur Anſchauung zu bringen, und wenn er

will

will daraus klug zu werden. Er ſoll als Menſch Das weiſe und gut ordnen lernen, was er als Thier kann, mag und will. Mich dünkt, das iſt die ganze Anthropogeneſie und Palingeneſie der Thiere zu Menſchen.

Ch. Das Bild iſt artig: aber die Sache? Sollte es ſo gewiß ſeyn, Theages, daß jeder Menſch einen Thiercharakter habe?

Th. Zweifeln Sie daran? Sehen Sie Menſchen, zumal Menſchen in Leidenſchaft oder mit ſtarker Leidenſchaft, ins Antlitz; betrachten Sie wenn dieſe nicht bemerkt werden, ihre Lebensweiſe und die ſcharfunterſcheidenden Striche ihres Charakters; es wäre ſonderbar, wenn Sie nicht ſchon der Bildung, der Mine, den Gebehrden nach, noch mehr in der fortgehenden Handlung ihres Lebens, den Fuchs, den Wolf, die Katze, den Tyger, den Hund, den Hamſter, den Geyer, den Papagey, und wie das ehrliche Gefolg aus der Arche Noah weiter heißt, bemerkten —

Ch. Sie ſcherzen. Bisher habe ich die ganze Hypotheſe nur als ein Spiel beim Nachtiſch angeſehen, da man ſich mit der Serviette bis exclusive zur Naſe den Mund verhüllet und frägt: „wer war ich? was für ein Thier bin ich geweſen?„

Th. Wie das Spiel getrieben wird, iſts Spiel und muß es bleiben. Wer kennt ſich ſelbſt bis auf den Grund ſeines Charakters? Und wie ſollte uns ein andrer auf Einen Blick kennen, ſobald wir den

Mund unter die Serviette hüllen? Was käme auch heraus, wenn der Mensch sich seinen Lebens-Allmanach mit den Bildern der Thiere schmückte, mit denen er jeden Tag umzugehen hat, und sich gegen sie wieder in seinem Thiercharakter betrüge? Menschen sollen wir seyn, nicht Thiere. Die Zunge an der Waage soll uns leiten; nicht ein blindes Gewicht von Charakter und Thier-Instinkten, das auf die Wagschaale gelegt ist. Das thierischte Menschengesicht ist menschlich und aufgeklärt: Die Züge sind auseinander gesezt, insonderheit die am meisten charakteristischen Züge. Stirn, Nase, Augen und Wange, sind beim Menschen gegen die Thiere unendlich erhoben, veredelt und verschönert. Aber sehen Sie nicht, mein Freund, daß das meine Hypothese bekräftigt?

Ch. Ich sehe nicht wie?

Th. Die Thierbildung ist nur Grundlage des menschlichen Charakters, der eben vom Lichte der Vernunft erhellet und von der sittlichen Empfindung des Menschenherzens geordnet, verschönt und erhoben werden soll. Eigentliche Kunsttriebe der Thiere hat der Mensch nicht, und es wäre schlimm, wenn er sich eigentliche Thiersitten und Thierinstinkte anmassen und unausbleiblich befolgen wollte. Da wäre er ein grober Thier-Unmensch, ohne je ein feines, gesittetes Thier zu werden.

Ch. Also meynen Sie, daß der Fond unsrer sinnlichen Kräfte und Charakterzüge, unsre etwanigen

zen Reſte von blos ſinnlichen Geſchicklichkeiten, Neigungen und Trieben, thieriſch ſey, und nachher von unſrer Vernunft nur überglänzt, nur geregelt werde?

Th. Studieren Sie die Menſchen, ſo werden Sie vielleicht daſſelbe finden: denn in Urtheilen über Züge und Charaktere, ſobald wir nur das ſtolze Moraliſche abſondern, ſind wir alle ziemlich einig. In der Natur und Aeſopiſchen Fabel nennen wir einen Fuchs, Fuchs und nicht Löwen. Im menſchlichen Leben verwirrt ſich das Urtheil, wie aus hundert Urſachen ſo auch daher, weil es würklich Abſicht der Menſchenbildung und Menſchenbeſtimmung iſt, den Thiercharakter und die Thierſitten bis zu einem gewiſſen Grade auszulöſchen, und Menſch, oder wenn ichs ſagen darf, Engel in der Menſchheit zu werden. Das will nun jeder ſchon geworden ſeyn. Der Neid und die hämiſche Schadenfreude will am andern ſogern noch das ganze rohe Thier und noch keine Spur vom Menſchen oder Engel finden. Daher kommts denn, daß man dieſe Hypotheſe ſo mißbraucht und ſie zuletzt verachtet und verſpottet, entweder weil man ſie mißverſtehet, oder weil man ſich vor ihr fürchtet. Ohne ſie aber wüßte ich nicht, was aus dem zahlreichen Heer der Geſchöpfe um uns, unſrer ſo charakteriſtiſchen und feinempfindenden Halbbrüder im Feld und Walde, werden ſolle.

Th. Was aus ihnen werden ſollte? Sie wandern in neue Formen ihrer Gattung: ſie werden feinere Rehe, feinere Vögel.

Th. Alſo auch feinere Tieger, Affen und Wölfe, nicht wahr? und am jüngſten Tage ſtehen ſie mit auf, uns zu begleiten? O in der erſten Auferſtehung, was werden da nicht für liebliche, verfeinte, auserwählte Löwen brüllen und für veredelte Wölfe heulen? Es iſt doch unmöglich Ihr Ernſt, mein Freund, ſich die innerſte Schöpfung, die immer fortgehende neue höhere Schöpfung, nach des ſeligen Ritter Linne Klaſſenbüchern zu denken?

Ch. Mein Ernſt nicht, aber es giebt gewiß Leute, die ſich über dieſe Meinung tödten ließen.

Th. Nun, da laſſen ſie ſich nicht über viel tödten: denn das weiß ja jeder, wie weit es mit unſern Klaſſifikationen reicht? Sie ſind für unſre Sinnen, unſern Gebrauch, unſre Kräfte, nicht aber Muſter-Rollen nach denen Gott ordnet, Clauſuren die er ſich ſelbſt geſezt hätte, um jedes Geſchöpf fein in ebner Bahn zu erhalten. Mein! wie verlieren ſich die Claſſen aller Geſchöpfe in einander! Wie ſteigen und erhöhen ſich die Organiſationen aus allen Punkten, auf allen Seiten! Und wie ſind ſie ſich einander wieder ſo ähnlich! Gerade als ob auf unſrer ganzen Erde die Formenreiche Natur nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor ſich gehabt hätte, nach dem und zu dem ſie alles bildete. — Wiſſen Sie was dies für eine Form iſt? Die Menſchenbildung.

Ch. Es iſt wahr: auch in dem unvollkommenſten, für uns abſcheulichſten Thier iſt einige Ähnlichkeit mit dieſer Form unverkennbar.

Th.

Th. Dem Messer des Zergliederers ist sies im Innern noch mehr als dem Auge dessen, der nur von aussen betrachtet. Selbst bei Insekten hat man den menschlichen Gliederbau eingewickelt gefunden; nur Alles freilich ist, gegen uns betrachtet, noch eingehüllt und in Mißverhältniß. Die Glieder, mithin auch die ihnen homogenen Kräfte, sind noch unentwickelt, noch nicht organisirt zu unserer Menge von Leben. Mich dünkt, in der ganzen Schöpfung sei dieser Fingerzeig der Natur, ein Faden der Ariadne durchs ganze Labyrinth der Thiergestalten, und also auch weiter hinauf und hinunter.

Ch. Sonderbar! Und freilich ists ziemlich klar, daß die Natur in Formen, als solche kein Ziel, keine Ewigkeit setze, daß sie vielmehr ihre Lust habe unendlich damit zu wechseln und zu spielen. Sie vervielfacht, wie sie kann; sie läßt die Nüancen ihrer Bildung und Organisation so in einander fliessen, daß bei etwas genauerer Ansicht Niemand nirgend Anfang und Ende kennet.

Th. Sehen Sie diesen Strom an. Eine Welle treibt die andere, fließt in die andre, und der Strom geht doch fort. So scheint mirs mit dem unendlichen Strom der Bildungen zu seyn, den die Natur in tausend Wellen von allen Seiten zur Menschenbildung hinauf treibt. — Aber, mein Freund, wir haben uns müde gegangen und müde geschwazt; wie wenn wir uns unter diese angenehmen Bäume, an den dichten Schatten dieses Wäldchens niederlies-

ſen und dem Schwan zuſähen, der ſich dort in der hellen Fläche beſpiegelt und auf ihr rudert.

Sie ſetzten ſich und ruheten eine Weile. Das Rauſchen der Wellen und das hohe Liſpeln der Bäume betäubt angenehm die Gedanken; bis endlich Charikles wieder den Faden des Geſprächs faßte.

Wir kamen, ſagte er, durch die kindiſche Hypotheſe, daß das Thier ewig Thier bleibt, um die Schranken der Natur nicht zu durchbrechen, von der unendlich freyern, weitern und Seelerhebendern ab, daß in ihr alles Ein Strom ſei, und in der größten Vielfachheit, in einer unzählbaren Veränderung von Formen, und doch immer im Fortgange weiter, weiter ſtrebe: ſagen Sie mir, Theages, etwas von Ihren Tagesträumen hierüber, wie Sie mir geſtern etwas von Ihren Nachtträumen ſagten. Im Anblick dieſes ſchönen Stroms, mit der erhabnen Stille dieſes Hains begleitet, laſſen ſich, dünkt mich, Phantaſieen denken, wie unter dem beſtirnten Dache des Himmels: Hier ſind wir wenigſtens ſelbſt mit im Chore. —

Th. Und waren wirs dort nicht auch? oder ſind wir hier nicht auch mitten im Strom des Himmels, im Chor irrdiſcher Sterne? Wofür ſehen Sie alles Leben der Natur, alle Arten und Gattungen der beſeelten Schöpfung an, als für Funken der Gottheit, für eine Ausſaat von verkörperten Sternen, unter denen die beiden Menſchengeſchlechter, wie Sonne und Mond daſtehn. Wir überglänzen, wir

Ventidius.

O Silius, Silius, ich habe genug gethan. Merk es wol, ein Subaltern kan Thaten thun, die für seinen Platz zu groß ſind; es iſt beſſer eine That unvollendet laſſen, als ſich durch dieſelbe einen zu groſſen Ruhm erwerben, wenn der, dem wir dienen, nicht dabey gegenwärtig iſt. Cäſar und Antonius haben immer mehr durch ihre Officiers gewonnen als durch ſich ſelbſt. Soſſius, der vor mir ſein Statthalter in Syrien war, verlehrt ſeine Gunſt bloß dadurch, daß er durch Siege über Siege ſich einen zu ſchnellen und zu glänzenden Ruhm erwarb. Wer im Krieg mehr thut als ſein General hätte thun können, wird ſeines Generals General; und Ehrgeiz, die Tugend des Soldaten, zieht allezeit einen Verluſt einem Gewinnſt vor, wodurch er verdunkelt wird. Ich könnte noch mehr zum Nuzen des Antonius thun, aber es würde ihn beleidigen, und ich würde die Frucht meiner Arbeit verliehren.

Silius.

Ventidius, du beſizeſt dieſe Klugheit, ohne welche zwiſchen dem Soldaten und ſeinem Schwerdt kaum ein Unterſcheid iſt -- Schreibſt du an den Antonius?

Ventidius.

Ich will ihm in Demuthsvollen Ausdrüken zu wiſſen machen, was wir durch ſeinen Namen, dieſes magiſche Kriegswort, für Thaten gethan, und wie wir mit ſeinen Fahnen und mit ſeinen woldezahlten Legionen, die noch nie

wir verdunkeln die andern Geſtalten, führen ſie aber in einem für uns ſelbſt unüberſehbaren Chor gewiß weiter. O Freund, würde uns ein Auge gegeben, den glänzenden Gang dieſer Gottesfunken, zu ſehen! wie Leben zu Leben fließt und immer geläutert, in allen Adern der Schöpfung umher getrieben, zu höherm, reinern Leben hinaufquillt — welch eine neue Stadt Gottes, welche Schöpfung in der Schöpfung würden wir gewahr werden! Von dem erſten Atom, dem unfruchtbarſten Staubkorne der Schöpfung an, das noch kaum dem Nichts entrann, durch alle Arten der Organiſation in Steinen, Metallen, Mineralien, Gewächſen, Pflanzen und Thieren, durch alle Claſſen der Organiſation in ihnen bis zum kleinen Univerſum von allerlei Leben, dem Menſchen, welch ein glänzendes Labyrinth! Aber der menſchliche Verſtand erblickts nicht, er ſiehet nur die Dinge von außen: er ſiehet Geſtalten, nicht wandernde, ſich emporarbeitende Seelen. Das innere Triebwerk der Natur, ihre lebendigen Räder und athmenden Kräfte — für zu großem Glanze iſt es ihm ἀΐδης, das Reich der Nacht, die verſchleyerte Hülle ungebohrner, ewig ſich fortgebährender Leben.

Alas! our Sight's ſo ill
that things which ſwifteſt move, ſeem to ſtand ſtill.

— Ich darf mich alſo nicht verhüllen vor dir, groſſer Pan, ewige Quelle des Lebens, du haſt mich in mich ſelbſt verhüllet. Kenne ich doch die Welt

voll

von Leben nicht, die ich meinen Körper nenne. Ohne Zweifel würde meine zu ſchwache Seele, wenn ſie das unzählbare Heer ſähe, das ihr in allen Graden und Claſſen der Belebung dienet — ſie würde ihren Herrſcherſtab fallen laſſen und ihrem Thron entſinken. In meinen Adern, in den feinſten, mir zugetheilten Gefäßen, wallen dieſe gewiß zu höherm Leben hinauf, wie ſie, durch ſo mancherlei Gänge und Zubereitungen getrieben, aus der ganzen Schöpfung in mich wallten. Ich bereite ſie weiter, wie alles ſie zu mir bereitete: keine Zerſtörung, kein Tod iſt in der Schöpfung, ſondern Auflöſung, Entbindung, Läuterung. So arbeitet der Baum mit allen ſeinen Aeſten und Gliedern den Saft der Erde und der Luft, das Feuer des Bodens und des Himmels, zu ſeiner Natur, zum edlern Safte ſein ſelbſt und ſeiner Kinder. Seine Blätter ſaugen und machen fruchtbar. Jedes Blatt iſt ein formirter Baum auf Einer grünen Fläche, in einem dünnen Gewebe, weil die Schöpfung nicht Raum hatte, ſie alle als völlige Bäume hervorzubringen. Aus jeder Knoſpe, an jedem Zweige dränget ſie alſo Baumesgeiſter hervor; die vielgebährende Mutter Erde bekleidet ſich mit grünem Leben, und läßt ihre zärtern Kinder auch aus ihrem Gewande Erquickung ſaugen. Jede Blume die ſich aufſchließt, iſt ein aufbrechendes Lebensauge: jeder blühende Baum eine Krone derſelben: Das Reich der Thiere, unſrer ſtummen Mitbewohner, zerſtört tauſend Formen niedrigerer Art, um ſeine höhere Formen zu beſeelen: der Menſch endlich, der größte Ausarbeiter und Zerſtörer der Schöpfung,

er

er giebt und nimmt Leben, er iſt, ohne daß ers weiß, das Ziel ſeiner niedrigen Mitbrüder, nach dem ſie vielleicht alle ſtreben. — Schöner ruderns der Schwan! auch du bereiteſt dich von fern zum Leben der Menſchheit. In welch ſchönes Element hat dich dein Schöpfer geſetzt, dich ſelbſt zu lieben und zu bewundern! Mit deinem ſchöngebognen Halſe, in der reinen, friſchen Unſchuldsweiſſe, ſchwimmſt du wie eine Königin der Wellen daher, ſcheinſt nur gebildet Schönheitslinien zu ziehn, und eine ſanfte Prachtgeſtalt auf der klaren Fläche zu bilden. Deine Welt iſt ein Spiegel, und dein Leben ein Zierde- ein Schmuck- ein Künſtler-Leben; was wird dein Geſchäft ſeyn, wenn du einmal in Menſchengeſtalt Schönheitslinien entwirfſt, und Reize an dir ſelbſt oder in der Natur ſtudiereſt? —

Ch. Apropos, mein Freund, haben Sie den Roman des Biſchofs Berkeley, Gaudentio von Lucca, geleſen?

Th. Ich kenne ihn nicht.

Ch. Er hat eine hübſche Idee der Seelenwanderung, die er ſeinen Mezzoraniern beilegt. Er läßt ſie glauben, daß die Seelen der Thiere nach den Wohnungen menſchlicher Körper geitzen, und ſich auf alle Weiſe dahinein zu ſtehlen ſuchen. Es gelinge ihnen, ſobald der Menſch die Fackel ſeiner Vernunft fallen läßt und alſo die Uebermacht verliert ſich ſelbſt zu leiten. Nun werde er rachſüchtig, grauſam, wollüſtig, geitzig, nachdem dieſes oder jenes

Thier

Thier ihn verfolge und den Platz ſeiner vernünftigen Seele einnehme. Mich dünkt, die Allegorie iſt artig. —

Th. Wie es überhaupt ein ſeltner, feiner Mann war. Ich liebe dergleichen Einkleidungen, wenn ſie Fabel bleiben: ſie umkränzen eine Wahrheit ſo niedlich!

Th. Und was halten Sie von der Seelenwanderung der Juden, die die Rabbinen Ibbur nennen? Sie ſagen, daß ſich zu einem Menſchen mehrere Seelen, auch Menſchenſeelen, geſellen können, die ihm inſonderheit zu gewißen Zeiten, (wenn nemlich, ein freundſchaftlicher Geiſt ſiehet, daß ers bedarf, und Gott es ihm erlaubet) beyſtehen, ihn ſtärken, begeiſtern, mit und in ihm wohnen. Sie verlaſſen ihn aber wenn das Geſchäft zu Ende iſt, dazu ſie ihm helfen ſollen: es ſey denn, daß Gott einen Menſchen mit dieſem Beyſtande eines fremden Geiſtes bis an ſein Ende begünſtige.

Th. Die Dichtung iſt lieblich. Sie erklärt, warum ſich ein Menſch oft ſo ungleich handle? warum er inſonderheit in ſpätern Jahren bisweilen ſo ſehr unter ſich ſinke? Der fremde, hülfreiche Geiſt hat ihn verlaſſen und er ſitzt mit dem Seinen nackt da. Auch ehrt die Einkleidung auſſerordentliche Menſchen, auf eine ſchöne Weiſe: denn welch ein Lob iſts, daß einen Weiſen die Seele eines alten Weiſen, oder gar mehrere derſelben auf einmal beleben! Sie halten doch aber die ſchöne poetiſche Einkleid-

kleidung nicht für physische und historische Wahrheit?

Ch. Wer weiß? Die Revolution menschlicher Seelen ist bey vielen Völkern allgemein geglaubt worden. Sie haben doch die Frage an Johannes gelesen: „bist du Elias? bist du ein Prophet?“ Sie wissen, wers sogar bestätigte und gerad heraus sagte: „Er ist Elias!“

Th. Und Sie haben doch den jüngern Helmont de revolutione animarum gelesen? Lesen Sie ihn und Sie werden Helmont der dritte werden. Er hat in 200 Problemen alle Sprüche und Gründe angebracht, die sich je auf das Wiederkommen der Seelen in menschliche Leiber nach Jüdischen Begriffen deuten ließen.

Ch. Ich muß Ihnen sagen, daß mir die Jüdische Revolution der Seelen immer gefallen hat: kennen Sie sie genau?

Th. Ziemlich. Sie sagen, daß die Seelen 2 oder 3 mal (bei aufferordentlichen Fällen setzen sie mehrere) ins Leben wiederkehren, und das vollenden, was sie noch nicht vollendet haben. Sie setzen, daß Gott die Perioden der Welt nach diesen Revolutionen der Seelen eingerichtet; daß er die Grade des Lichts und der Dämmerung, des Unglücks und der Freuden, ja endlich das Schicksal und die ganze Dauer der Welt darnach bestimmt habe. Die ganze erste Auferstehung ist vielleicht nichts als eine Revolution solcher Vollendeten, ins

Leben

Leben wiederkehrenden Seelen, denn auch sie ist ganz auf Jüdische Begriffe gebauet.

Ch. Und was sagen Sie dagegen?

Th. Nichts, als daß ich nichts dafür sagen kann: weil Alles entweder Poetische Fiktion ist, oder im Rathe Gottes ruhet. Haben Sie wohl je bey Hiob, wenn es heißt: Siehe, das thut Gott alles zwei oder dreimal, daran gedacht, daß hiebei von Revolutionen menschlicher Seelen, die ins Leben wiederkehren, die Rede sey? Wenn die weise Frau von Thekoa spricht: Gott will nicht das Leben wegnehmen, sondern bedenket sich, daß nicht das Verstossene auch vom ihm verstossen werde: ist da von einer Wiederkunft menschlicher Seelen die Rede?

Ch. Aber alle Vernunftgründe, die man dafür anführet? daß Gott z. E. ohne Ansehn der Person sei, und doch bei Einem Daseyn der Seelen auf der Welt so viel Ansehn der Person zu herrschen scheine. Daß Gott langmüthig sei und jedem Zeit und Raum zur Buße gebe. Daß manchem Menschen ja unschuldiger Weise der Genuß des Lebens so bitter gemacht, so abgekürzt werde — Sie sind, mein Freund, über diese Gründe so hingegangen, weil Sie sie, wie ich wohl sagen darf, mit Vorurtheil betrachtet haben. Denken Sie sich die Sachen menschlich; nehmen Sie sich das Schicksal der Mißgebohrnen, der Ungestalten, Armen, der Dummen, der Krüppel, der entsetzlich

Zurück-

Zurückgesetzten und Beleidigten, der jungen Kinder an, die das Licht kaum sahen und fortmußten, nehmen Sie dies Alles zu Herzen und entweder müssen Sie von ihrer Fortrückung in jene Welt schwache Begriffe haben: oder diesen Personen müssen hier erst Fertige gemacht werden, damit sie nur von fern nachschweben lernen, damit sie einiger maassen nur Ersatz für fatale oder fatalverkürzte Zeiträume in dieser Welt erlangen können. An Fortrückung zu einem höhern Daseyn ist bei ihnen noch gar nicht zu gedenken.

Th. Warum nicht? Niemand giebt wie Gott giebt, und niemand muß und kann auch wie Gott ersetzen und vergelten. Allen Geschöpfen gab er das Daseyn aus freier Liebe: wenn einige zurückgesetzt scheinen, hat er nicht Oerter, Einrichtungen, Welten gnug, wo er durch Eine Verpflanzung tausendfach ersetzt und belohnt? Ein zu früh gestorbnes Kind, ein Jüngling, der für dies rauhe Erdenklima gleichsam zu zart war — habens nicht alle Nationen gefühlt, daß ihn die Götter geliebet (*) und die werthgeachtete Pflanze in einen schönern Garten versetzt haben? oder hat Gott etwa kein anderes Räumchen als diese Erde? Muß er ausjäten, um Platz zu gewinnen und die ausgerißne Pflanze so lange im Reich der Vorrathskammer ungebohrner Seelen welken und warten lassen, bis er wieder ein Stellchen erjage? Ch.

(*) Ον οι θεοι φιλουσιν, αποθνησκει νεος. Wen die Götter lieben, der stirbt jung.

Ch. Theages, ich fühle immer mehr und mehr das Enge meiner Hypotheſe: bei Tage gelingts Ihnen mehr mich zu überzeugen als bei Nacht. Eben das Verpflanzen der Pflanze, die nicht gut blühte, iſt das beliebte Gleichniß der Palingeneſiſten. Ich ſehe aber ſelbſt ein, daß dieſe Begriffe zu viel Sinnlichkeit, einen zu engen Kreis der Haushaltung Gottes, kurz Kindheit der Welt verrathen. Keine Pflanze kann dieſem großen Gärtner ſo mißrathen, daß er nicht vorher wüßte, wie ſie auf dem Boden, wohin er ſie ſezt, gedeihen werde: keine kann ſeine Erwartung und ſein Urtheil täuſchen.

Th. Und er wird auch von keinem Geſchöpf, in welcher Zeit es lebe, mehr fordern, als ihm die Zeit gewähren konnte. Ja, im Durchſchnitt, ſind nicht alle Zeiten und die Menſchheit zu allen Zeiten ſich einander gleich geweſen, wenn wir nemlich aufs Weſentliche ſehen wollen, nicht auf die Lappen ihrer Zufälligkeiten? Wie viele Menſchen ſind in jener Welt gewiß dadurch glücklich, daß ſie hier unglücklich waren. Kennen Sie, mein Freund, die Kleiſtiſche Fabel vom gelähmten Kranich?

Ch. Ich kenne ſie nicht.

Th. Sie iſt eine der ſchönſten und wahrſten die je gemacht ward. Wollen Sie ſie leſen?

Charikles las:

Der Herbſt entlaubte ſchon den bunten Hain,
Und ſtreut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:

Als am Geſtad' ein Heer von Kranichen
Zuſammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenſeit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, ſaß
Allein, betrübt und ſtumm, und mehrte nicht
Das wilde Luſtgeſchrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er,
In ſich gekehrt, ich half ſo viel als ihr,
Zum Wohl von unſerm Staat. Mich trift mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wirds
Mir auf der Reiſ' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug'!
Ich Unglückſeliger! das Waſſer wird
Bald mein gewiſſes Grab. Warum erſchoß
Der Grauſame mich nicht?„ — Indeſſen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jezt die Reiſ' und eilt
Mit ſchnellen Flügeln fort, und ſchreyt vor Luſt.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Beſtreuet war, und ſeufzt' vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn, ſah er das beßre Land,
Den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt,

Die Vorſicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab'.

* * *

Ihr, die die ſchwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünſcht, verzaget nicht,
Und wagt die Reiſe durch das Leben nur;
Jenſeit des Ufers giebts ein beſſer Land;
Gefilde voller Luſt erwarten euch.

Ch. Eine ſchöne Fabel! Wir wollen aufſtehen, mein Freund, und im Gehen müßen Sie mir noch einige Fragen erlauben. Wie kommts, daß im Alterthum die weiſeſten und ſo weit von einander entlegnen Nationen an der Lehre der Seelenwanderung, und zwar an der ſchlechteſten Lehre des Rückganges der Weſen, daß der Menſch wieder Thier werde, gehangen haben?

Th. Sie haben ſich ſchon einigemal ſelbſt die Frage beantwortet, Charikles: es war Kindheit der Welt und ihrer Weisheit über das Menſchenſchickſal. Bei Aegyptern, Braminen und im Munde Pythagoras war die Seelenwanderung Kirchenbuße, oder anſchauliche, moraliſche Dichtung.

Ch. Kirchenbuße? und zugleich moraliſche Dichtung?

vorher geſchlagne Reuterey der Parther ermüdet, und in keuchende Flucht getrieben haben.

Silius.

Wo iſt er dermalen?

Ventidius.

Er gedenkt nach Athen zu gehen; wir wollen ſo ſchleunig vor ihm erſcheinen, als es die Schwere unſers Zugs geſtatten wird. Auf denn, weiter fort!

Zweyte Scene.

[Verwandelt ſich in Rom.]

Agrippa und Enobarbus treten von verſchiednen Seiten auf.

Agrippa.

Wie, haben ſich die Brüder ſchon von einander verabſchiedet?

Enobarbus.

Sie haben mit dem Pompejus Richtigkeit gemacht, er iſt gegangen, nun ſind die andern drey am Unterſchreiben. Octavia weint, daß ſie Rom verlaſſen ſoll; Cäſar iſt traurig; und Lepidus hat ſeit dem Schmaus des Pompejus, wie Menas ſagt, die Bleich-Sucht.

Agrippa.

Th. Gewiſſermaaßen konnten Beide damahls nicht ohne einander beſtehn. Sie wiſſen, die Weisheit der älteſten Nationen war bei den Prieſtern. Wenn dieſe dem rohen Volk nun keine rechten Ideen von der zukünftigen Welt geben konnten oder ſelbſt keine hatten: wars nicht gut, daß ſie ſie auch über die Zukunft nach dieſem Leben mit ſo ſinnlichen Strafen ſchreckten? „Du Grauſamer wirſt zum Tiger, ſo wie du auch jetzt ſchon eine Tigerſeele äuſſerſt: Du Unreiner zur Sau, du Hoffärtige zum Pfauen — da muſt du lange büßen, bis du deiner entweyheten Menſchheit wieder würdig geachtet werdeſt.„ Solche Anſchaulichkeiten mit allem Anſehn der Religion geſagt, wirken ohne Zweifel mehr als metaphyſiſche Subtilitäten. Jeder ſah die Natur des Thieres und das Schickſal deſſelben vor ſich: der laſterhafte fühlte den Thiercharakter in ſich, und nichts natürlicher, als daß er nun auch das Schickſal des Thieres, das iſt, den reellen Uebergang in daſſelbe befürchtete. Hat es doch Schwach- und Wahnſinnige gegeben, die, im Wahn daß ſie Hunde ſeyen, würklich zu bellen anfingen! Und wenn dieſe Lehre einmal etablirt war, ſo konnte ſie vielleicht von manchen Laſtern abziehen, zu manchen Tugenden gewöhnen. Wer wollte nicht lieber ein weiſſer Elephant als eine Sau ſeyn? zumal wenn man die Natur und das Schickſal der Thiere mit Augen der Indier und Aegypter, mit jener ſtillen Vertraulichkeit anſieht, in der die Kindheit der Welt mit den Thieren lebte. Sie glauben doch aber wohl nicht, daß Uns noch dieſe Lehre nöthig oder angemeſſen ſeyn ſollte?

Ch. Manchmal wäre sie nicht so übel. Wenn der Grausame, der einen armen Hirsch zu Tode quält, in dem Augenblick von einer lymphatischen Ahndung ergriffen würde: „so wirds Dir geben! Deine Seele soll in den Hirsch fahren und auch so zu Tode gequält werden!„ Vielleicht erstickte er die Freudenlose Brutalität in sich.

Th. Ich zweifle, mein Freund, da der unmittelbare Anblick des leidenden Geschöpfs sie nicht zu ersticken vermag. Für uns ist, dünckt mich, diese ganze Seelenwanderung stumpf und unsittlich. Wenn ich als Mensch nicht gut bin, werde ichs als Tiger werden? da es ja sodenn meine Natur ist, zu seyn worinn ich verwandelt wurde. Bin ich verdammt Gras zu fressen, wie ein unvernünftiger Ochs: wie werde ich in diesem Zustande anfangen, meine Vernunft besser zu gebrauchen, als ich sie, da ich Mensch war, brauchte? Gott hat mir ja selbst die Augen verbunden und das Licht des Verstandes von mir genommen. Soll meine Degradation Büssung seyn in den Augen des grausamen willkührlichen Richters, so sey sie es! Besserung aber, vernünftigmoralische Besserung in mir wird sie nie, weil mir ja bey solcher Degradation das genommen ist, was mich allein bessern könnte.

Ch. Sonderbar, daß ich das Mährchen nie von dieser Seite betrachtet habe; denn mit ihm fällt auch das Mährchen von Büßung vorhergehender Laster in fremden Menschen-Körpern weg. Man wird gegen den Gott erbittert, der, weil man die

Augen

Augen nicht recht gebraucht hat, ſie uns nun ausſticht, und weil man ſein Herz nicht zu rechten Empfindungen gewöhnt hat, es in der Geſtalt des Unglücklichen und Laſterhaften nun ganz brutaliſiert und verhärtet. Als Einkleidung fürs Volk mag die Dichtung gegolten haben; ſie verſchwindet aber wie ein Nebel am Licht der Wahrheit.

Th. Auch als Einkleidung fürs Volk iſt das Mährchen nicht für unſere Zeiten. Der Menſch ſoll ſich, wie mich dünkt, auf der oberſten Stufe anſehn lernen, und ſein jetziges Daſeyn peremtoriſch brauchen. Keine Schleichwege und Schlupfwinkel ſoll er wiſſen, in denen er noch etwa nachholen kann was er verſäumt hat; wenigſtens hat ihn die Gottheit gar nicht darauf verwieſen. Aut Cæſar, aut nihil: aut nunc aut nunquam! Das übrige iſt ſelbſterdachtes Figment, eine Pfülbe auf der er in den Abgrund ſinkt.

Ch. Ich kann nichts dagegen ſagen; und es iſt wahr, daß auch im Alterthume alle wirkende edle Nationen, die nicht von der Fabelweisheit und den dummen Büßungen ihrer Prieſter bethört wurden, edlere Zuſtände nach dem Tode zum Ziel ihrer Nacheiferung ſetzten. Die Verſammlung der Väter bey den Morgenländern, das Elyſium der Griechen, die Walhalla der Nordländer, ſind doch ſchönere Gedanken im Tode, als der Ochs und die Kuh, die auf den Sterbenden, der den Kuhſchwanz in der Hand hält, wartet — oder der Leib einer fremden Mutter, in den er ſchlüpfen muß,

um wieder als Kind zu wimmern. Ich fühle die niedrigen Ideen, die rings um dieſe Hypotheſe lies gen; mich wundert nur, daß der weiſe Pythago= ras eine ſolche Lehre aus den Pfaffenländern nach Europa zu bringen werth hielt.

Th. Was bringt man nicht aus der Fremde mit? Nicht nur Gold und Schätze; ſondern auch Affen und andere Seltenheiten. Ueberdem iſts ſehr unwahrſcheinlich, daß Pythagoras von dieſer Lehre den Gebrauch gemacht, den die ſpäten unächten Pythagoräer machten. Auch Er redete von einem Tartarus und Elyſium, wie andere Weiſen und Dichter der Griechen; und überhaupt weiß man von dem wahrhaftig großen Manne zu wenig, als daß man inſonderheit über ſeine Einkleidungen und Symbole urtheilen könnte: man ſieht ihn nur durch das Gewand der Fabel. —

Und ach! Freund, — Pythagoras oder nicht Pythagoras Was brauchte es ſo vieler Widerle= gungen und Gründe, mit denen auch Wir die Zeit verſchwendet haben? Fragen Sie Ihr Herz, die Wahrheit, die in Ihnen wohnet. Wenn Sie vor die Statue eines hochherzigen Apollo treten, fuh= len Sie nicht, was Ihnen zu der Geſtalt fehlet? Können Sie ſie je hier erlangen, und kann ſich Ihr Herz in derſelben freuen, wenn Sie auch zehnmal wieder kämen? Und das war nur die Idee eines Künſtlers, der glückliche Traum eines Sterblichen, den auch unſre enge Bruſt umſchloß! Wie? der

allmächtige Vater ſollte keine edlere Geſtalten für uns haben, in Ewigkeit keine, als in welchen hier unſer Herz wallt und ächzet? — Unſre Sprache, alle Mittheilung unſrer Gedanken, was iſts mit ihr für ein Flickwerk! Auf der Spitze unſrer Zunge, zwiſchen Gaum und Lippen, in einigen buchſtabierlichen Tönen, ſoll unſer Herz, unſere innigſte Seele ſchweben und ſich einem andern von daher ſo mittheilen, daß er uns faſſe, daß er den Grund unſeres Innerſten fühle? Leeres Streben! armſelige Pantomime in einigen Luftſchwingungen und Gebehrden! Die Seele liegt wie ein ſiebenfach Gefeſſelter im Kerker, und kann nur durch ein feſtes Gegitter, durch ein paar Licht- und Luftlöcher, hinausſehen, hinausathmen. Und immer ſieht ſie die Welt nur von Einer Seite, da Millionen andre da ſeyn müſſen, die, ſobald wir mehrere und andre Sinne hätten, ſobald die enge Hütte unſers Körpers mit einer freiern Ausſicht wechſelte, auch vor uns, auch in uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden ſeyn mit dieſem Winkel, mit dieſem Kerker? Welcher Unglükliche, ders ſchon zeitlebens hier ſeyn muß, ſchränckte ſeine Wünſche dahin ein, nur ſeiner Bürde los zu werden, ohne Gefühl und Hofnung eines Erſatzes, daß er hier ſo zurükgehalten und getäuſcht ward? Wenn wir hier, ſelbſt an den ſeligſten Quellen der Freundſchaft und Liebe, oft durſtig und krank lechzen, ſuchen Vereinigung und finden ſie nie, betteln Allmoſen von allen Gegenſtänden der Erde, und ſind immer arm, immer unbefriedigt, — finden endlich, daß alle Er-

denzwecke und Erdenplane nichts ſind — eitel! eitel! — fühlen das und fühlens täglich: welche edle freie Menſchenſeele hebt ſich nicht empor und verachtet ewige Hütten und Wanderplätze im Kreiſe der Wüſten hienieden!

The Soul longs from his priſon to come
and we would ſeal and ſow up, if we could, thewomb!
We ſeek to cloſe and plaiſter up by Art
the Craks and Breaches of th' extended Shell,
and in that narrow Cell
would rudely force to dwell
the noble vigorous Bird, already wing'd to part.

Unter dieſen Geſprächen hatten ſie beinahe den Wald geendiget. Am lezten Baume ſtand Charikles ſtill: ehe wir dieſen Wald verlaſſen, Theages, ſprach er, muß ich Ihnen mein Glaubensbekenntniß über dieſen Punkt, alſo auch jezt das Reſultat unſrer Geſpräche, ſagen. In allen Geſtalten und Ständen der Menſchheit, dünkt mich, kommt es viel weniger auf Ausbildung unſers Witzes, Scharfſinnes, oder anderer Sproſſen menſchlicher Seelenkräfte, als auf Erziehung des Herzens an; und dies iſt bey allen Menſchen ein Menſchenherz. Es kann auch in allen Formen und Situationen der Menſchheit gebildet werden. Die Gottheit braucht uns nicht zu dieſem Zweck durch mancherley Reiſen um die Welt in Bildern oder Ausſichten und

Erfah-

Erfahrungen zu amuſiren. Wie weit ein jedes Menſchenherz in jeder Situation ausgebildet worden — und wie die Vorſehung nun den Verunglückten und Leidenden nachhilft — das überlaſſe ich ihr, und wage es nicht, ihre geheimen Wege zur Rennbahn oder zur geſchlagnen Landſtraße einer Hypotheſe zu machen, auf der der Faule und Freche ſeine Lehnen bereit finde. Mir iſt der Ausſpruch des Evangeliums heilig: „ſelig ſind die Ar„men, denn das Himmelreich iſt ihr. Selig ſind „die Leidtragenden, denn ſie ſollen getröſtet wer„den. Selig ſind die reines Herzens ſind, denn „ſie werden Gott ſchauen.„ Reinigung des Herzens alſo, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das dünkt mich, iſt die wahre Palingeneſie dieſes Lebens. nach der uns gewiß eine fröliche, höhere, aber uns unbekannte Metempſychoſe bevorſteht. Hiemit bin ich ufrieden, und danke Jhnen, daß Sie mir meine Gedanken entwickelt haben. Sie umarmten ſich und ſchieden auseinander.

II.

Herr Oheim der Jüngere.

(Fortgeſetzt von Seite 193 des Wintermonds (Decemb.) von vorigem Jahrgang.)

Bey müſſigen Stunden, deren Strephon viele hatte, fieng er indeſſen an, ſeine Oekonomiſche Biblio-

Bibliothek zu nutzen, die in Systemen, Compendien, Dictionarien, Catechismen, Akademischen Aufsätzen, Preißschriften, Accessits, Uebersetzungen, Auszügen, Reisebeschreibungen, und so weiter, bestand. Er fand, wenn er ohne Endzwek laß, fürtreffliche Abhandlungen: sobald er aber etwas suchte, worüber er sich in specie berichtigen wollte, so wars nirgends zu finden. So suchte er z. B. vierzehn Tage lang über den wahren Werth von der Unterhaltung einer Kuh, und fand zum Theil die lächerlichsten Verhältnisse. Besonders in Büchern, die vortheilhaft auf Akademien recensiret worden, waren nicht immer die besten Berechnungen — Z. E. daß zwey Malter Kartoffel in der Fütterung so viel betrügen wie ein Malter Korn, u. s. w. Er verfiel am Ende auf die Alten, und endekte in den Scriptoribus rei rusticá, daß sie im Ackerbau weit über uns hinausgegangen seyen. Zu seinem großen Erstaunen sah er auch, daß das Gipsstreuen, das vor zehen Jahren als eine nagelneue Erfindung von dem Herrn Pfarrer Meyer zu Rupferzell war angepriesen worden, schon im Plinius stund, der es schon zu seiner Zeit als eine alte Sache erwähnte, die von den Griechen nach dem Untern Italien wäre gebracht worden.

Zuweilen besuchte Strephon seine Nachbarn, und aus diesen lebendigen Autoren lernte er mehr als aus den Todten. Die Erfahrungen waren aber nicht immer die aufmunterndesten. Er begriff nun auch nach und nach, wie die Bauren, die selbst

alles

alles thaten, doch zum Theil zu Grunde gehen mußten, sobald sie ein ausserordentlicher Unglücksfall gedrükt hatte. Die Regierung hatte von jeher die weisesten Maaßregeln eines Creditors ergriffen um nichts an ihren Schuldigkeiten und Zinsen zu verlehren; denn das Land kann, wie man sagt, nicht davon lauffen. Allein ob das Land, dessen Quantität nun einmal im Catastre stand, zweyfältig, oder zehnfältig trüge — darnach hatte man so wenig Lust zu sehen, als ob der Bauer Brühe oder Brocken in der Schüssel hatte. Die Landesväterliche Vorsorge war in den Händen der Schultheißen, der Gerichtsleute, der Rentsecretarien und des Amtmanns. Diese Personen sämtlich hatten ein Einziges Principium: sie musten leben, und dies Principium gieng über alle andere. Die Reichen auf dem Lande kamen hier so gut fort wie die Reichen in der Stadt. Gute und schlechte Jahre waren allein zu Ihrem Vortheile. Alle Fehler, Verbrechen und Unglüsfälle ihrer Nachbarn kamen Ihnen zu Gute. Gegen Weinachten hatte meist der Arme und Mittelmann kein Korn mehr. Er gieng also zum Juden, oder zum Reichen, oder zum Rentsecretarius, und borgte Brod und Saatfrucht. War die Frucht beym Zahlungs-Termin wohlfeil, so muste er Capital und Zinsen in Gelde, war sie theuer, in Natura entrichten. Kam ein Mann in Bezahlung seiner herrschaftlichen Gelder in Rückstand: so gieng er zum Amtmann, der ihm Vorstellungen gegen die Gebühr machte, und ihm Ein Moratorium über das

andre

andre von der Regierung verſchaffte — oder er ſprach mit Schultheiß und Gericht, die es auch nicht ſo genau nahmen, ſondern warteten, bis die Summe anſehnlich genug war, daß man ihm einen Acker dafür wegſchätzen konnte, den Einer von ihnen oder ihren Kindern um ein Billiges bekam. Indeſſen war eine vortreffliche Juſtiz, und Jeder gelangte am Ende zu dem Seinigen: nur aber nicht anders, als auf dem Wege Rechtens, den der Beamte ſehr gut kannte, weil er ehedem Advokat in der Stadt geweſen war. Niemand konnte ſich beklagen, daß Etwas überſchnellt worden wäre; und die Termine waren ſo ordentlich eingetheilt, daß die Bauern gelehrt dabey wurden.

Strephon hatte den Gedanken noch nicht aufgeben, ſich in dem Hauſe des Oberförſters eine Frau zu ſuchen, ob er gleich nur halb gut aufgenommen wurde. Das Mädchen war zwar nahe genug an der einfachen Natur erzogen, es hatte aber doch einen lüſternen Gaumen. Sie ſchätzte die Italieniſchen Blumen über die natürlichen, und die Bauernmädchen in den Operetten, mit ihren roſenfarbnen Schürzen und großen Falbalas, gefielen ihr beſſer, als die Mädchen mit den großen weißen Hauben und dichten muslinen Halstüchern, die in der Kirche vor ihr ſaſſen. Strephon, der ſich nicht alle Tage puderte, und keinen Purſchen hatte der ihm Weißzeug und Kleidungs-Stücke in Ordnung hielt, bekam immer ein roſtigeres Anſehen in ihren Augen; und wenn ein Advocat aus der Stadt oder ein Hof-

Jäger

Agrippa.

Das iſt ein edler Lepidus.

Enobarbus.

Gar ein feiner; o, wie er Cäſarn liebt!

Agrippa.

Ert, aber wie er den Antonius anbetet!

Enobarbus.

Cäſar? „o! der iſt nichts geringers als der Jupiter der Menſchen.„

Agrippa.

Und Antonius, „der iſt der Gott des Jupiters ſelbſt.„

Enobarbus (immer in der Perſon des Lepidus.)

„Redt ihr von Cäſarn? O der unvergleichliche Mann!„

Agrippa.

„O Antonius, o du Phönix!

Enobarbus.

„Wenn ihr Cäſarn loben wollt, ſo ſagt nur -- Cäſar; dann zieht die Leiter hinauf, ihr könnt nicht mehr ſagen.„

Agrippa.

In der That, er überhäuft ſie mit einer Laſt von Lobſprüchen, die ſie faſt zu Boden drükt.

Jäger in gewixten Stiefeln durch das Dorf ritt, so war das eine ganz andre Figur. Zudem hatten diese Leute alle ein gewiſſes friſches Anſehen, das dem Strephon abgieng, der, nach ſeiner Mine und Farbe zu urtheilen, die Geheimniſſe des Staats trug. In ſeine ehrliche und redliche Abſichten war kein Mißtrauen zu ſetzen. Allein die Probität eines Individui iſt, wie ſchon Helvetius ſagt, nicht immer das, wornach man fragt. Der Oberförſter aber war nicht gleichgültig dabey, ſondern dachte ernſtlich darauf, ihm ſeine Tochter zu geben, vorher aber ihn von dieſer ſeiner neuen Lebensart zu einer andern zu bringen. Er bediente ſich dazu bald gelinder bald ſchärferer Mittel, je nachdem er glaubte, daß die Abänderung der Methode nöthig wäre. Anfangs als Strephons Ideen noch ſtrenge an der häuslichen Glückſeligkeit, an den Vortheilen der Independenz, der einfachen Lebensart u. ſ. w. hiengen, waren ihre Unterredungen höchſt intereſſant, und ein wahres Muſter, wie Wahrheit pro und contra behandelt werden kann. Nach und nach aber ſchwand das hohe Colorit in ihren Dialogen, und Strephon hatte gegen die Erfahrungen ſeines Gegners, deren Stärke jener noch geſchickt aufzuſtutzen wußte, nicht viel aufzuſtellen. Als Strephon eines Abends ſehr mißvergnügt über die Uebermacht der Beweisgründe des Oberförſters weggehen wollte, nahm ihn dieſer bey der Hand und ſagte: „Nur „guten Muths bis nach der Erndte, oder auch bis „Michaelis, wo Sie Ihr Facit machen können! „Sie ſollen mir jezo nicht auf mein Wort glauben.

„Aber

„Aber alsdann ſind Sie vielleicht meiner Meynung,
„daß es beſſer iſt ſich füttern laſſen, als füttern.
„Sie müſſen ſchlechterdings wieder in die Stadt,
„es mag gehen wie es wolle. Meynen Sie denn,
„die Herren in den Collegiis hätten nicht auch Bücher
„geleſen wie Sie? Aber ſie wiſſen beſſer was dran
„iſt, an der ſchönen Natur zu hängen. Davon
„kommt, blutwenig auf den Tiſch und in den Magen.
„Die wiſſens anderswo zu hohlen, als aus der
„Erde zu kratzen! Wenn einer Vormittags ein
„paarmal ſeinen Namen ſchreibt, und ſich zwey oder
„drey Stunden auf den blauen oder grünen Stuhl
„ſezt: ſo iſt das Malter Korn verdient, und der
„Hafer für die Pferde darzu. Das laß ich gelten,
„daß ein ſolcher Herr ein paar Löffel friſche Milch
„vor der Stadt ißt, wenn er ſich eſchauffirt hat,
„oder daß er im Grünen ein Quadrille ſpielt oder
„ein Pfeifchen raucht. Aber das gute Geld in Erd-
„ſchollen zu verwandeln, und Miſt daraus zu berei-
„ten — da bedenkt ſich Mancher, und lehnts ruhiger
„zu 6 p. C., wo er ſein tüchtiges Unterpfand hat,
„und wo kein Mißwachs in die Intereſſen kommt.
„Da kan man ruhig ſchlafen, und braucht nicht
„immer nach der Wetter-Fahne zu ſehen, und um
„Regen zu ſeufzen, wie Sie thun. Gedult! ich
„weiß es ſoll noch etwas aus Ihnen werden, aber
„Sie müſſen folgen. Schnell gehts nicht. Man
„muß abpaſſen, und hauptſächlich muß Einer ſeyn
„von den Großen, der ſich Ihrer annimmt. Denn
„wenn man Gold machen könnte, und man hat keine
„Protektion in der Stadt, ſo iſt man halb infam.

Die

Die Saat ſtand im Monat May fürtrefflich, und man verſprach ſich eine geſegnete Erndte. Dieſe Ausſicht rührte indeſſen Niemanden, als den Armen, der Becker-Brod aß; und die Herren, die noch alte Frucht zu verkauffen, und ihre beſtändigen Zinſen, Pächte, oder Fruchtbeſoldungen einzunehmen hatten, hätten lieber geſehen, wenn das Korn in einen hübſchen Preis gekommen wäre. Das Schikſal, das immer da zulegt, wo ſchon etwas iſt, wußte es auch zum Beſten der Leztern dahin zu verfügen, daß den dritten Junius ein May-Froſt fiel, der an vielen Orten ſolchen Schaden that, daß man das Korn ſchlechterdings als Fourage, oder gerade als Wirrſtroh abſchneiden mußte. In dem Lehrbegriff ſämmtlicher Cameralwiſſenſchaften, der ſelten von Strephons Tiſche kam, ſtund kein Wort von Nachtfröſten, die den dritten Junius einfallen könnten, und man kann ſich alſo die Beſtürzung dieſes Theoretikus ohne weitere Beſchreibung denken. Der Schaden war ungleich. Nach der Höhe und Tiefe der Ländereyen, nach der Lage der Berge und Wälder, war der Froſt zum Theil mehr oder weniger gebrochen worden. Diejenige die am wenigſten gelitten hatten, klagten am lauteſten, und ſtürmten den Amtmann, daß er einen vortheilhaften Bericht um Nachlaß der Steuer an die Regierung für ſie einſchicken ſollte. Der Amtmann, der alles, was er officio geſchehen mußte, nicht überſchnellte, wartete mit ſeinem Bericht, bis man ihn von der Regierung forderte; zumal da der Vortheil gnädigſter Herr-

ſchaft nicht directe erfoderte, daß berichtet wurde, und diejenige, die das Recht zu reden hatten, ſchwiegen. Die unruhigen Bauern aber gingen ans Miniſterium, und fanden einen rüſtigen Advocaten, der ihnen für doppelte Bezahlung eine meiſterhafte Klage gegen ihren Amtmann aufſezte. Dieſe ward jenem communiciert, und Er zur Exculpation aufgefordert. Der Amtmann zauderte nicht mit ſeiner Antwort, und bat um eine Commiſſion zur Unterſuchung der Sache gegen ihn, die auch höhern Orts bewilliget wurde. Die Hauptfrage ward nun verlaſſen, die Unterſuchung des Wetter-Schadens obiter behandelt, und von den Inſinuationen, zu denen die Bauren in ihren Schrifften Winke gegeben hatten, Gebrauch gemacht. Die meiſten dieſer Artickel waren ſo, daß ſie nicht bewieſen werden konnten. Es ward alſo einträglicher gehalten, die Sache zum Injurien-Proceß einzuleiten. Zum Schein ward der andere Theil der Indemniſation auch vorgenommen, und Mann für Mann zum Protocoll gefordert. Strephon ſtand auf der Liſte der Verunglückten, und er ward kurz nach Tiſche citirt, nachdem ſich die Herrn Räthe benebſt dem Actuarius ein rothes Kämmchen getruncken, und ſämtlich ihre Pfeiffen angeſteckt hatten.

Der Actuarius las. 10) „Erſchien der Einwohner und Gemeinds-Mann, Gottlieb Leberecht Strephon, und ſtellte vor . . . .

Sind Sie nicht, fragte der Regierungs-Rath, der das Präſidium führte, der Herr Sekretarius Strei

Strephon? Ich glaube, ich habe die Ehre gehabt, Sie bey dem Hrn. Baron von ** zu sehen. Und Sie wohnen jetzo hier?

Ja — war die Antwort.

„Und gefallen sich in den angenehmen Land-Leben?

Str. Aller Anfang ist schwer.

„Haben Sie gesundes Wasser hier? Sie sehen etwas bleich. Es wird doch nicht noch vom Studieren herkommen? Haben Sie Viel gelitten bey dem lezten Nacht-Frost?

Str. Ich kann es so eigentlich nicht bestimmen, das meiste, hoffe ich, soll sich noch erhohlen.

Der Actuarius las: „und zeigte an, daß er keinen Schaden bey dem lezten Nacht-Frost erlitten hätte, und nahm seinen Abtritt.

Ihm folgte 11) Johann —

Gut, sagte der Regierungs-Rath, das kann stehen bleiben. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Sekretarius, und wünsche wohl zu leben. Strephon stürzte zur Thür hinaus, und wußte nicht wie ihm geschah. Als er noch in der Thüre war, hörte er ein lautes Lachen von den Herrn Commissarien, die ihn als einen Pinsel zu behandeln sich berechtigt gehalten hatten.

Gegen Abend kam gewöhnlich der Ober-Förster zu den Herren, den sie alle wohl leiden mochten, und spielte eine Parthie Quadrille mit ihnen. Dieser war, den Tag vorher, bey dem Cammer-Präsidenten gewesen, und hatte Gelegenheit gefunden, ein Wort für Strephon zu reden. Se. Excellenz hatten geäussert, daß Sie einen Menschen nöthig hätten, der Ihre Privat-Correspondenz führete. Sie hatten es sich zum heiligen Gesetz gemacht, jedem, der sich an Sie wandte, eben so schnell, wie Se. Preussische Majestät, zu antworten, doch so daß der Supplicant den Brief ohne Gefahr aus der Tasche verliehren konnte. Sie hatten die Gabe, mit einer anscheinenden Wärme eines Jeden Wohl und Weh zu beherzigen; allein wenn mans genau betrachtete, so waren es schöne Variationes Casuum. Ob man gleich nur in der Hälfte des Jahrs stand, so klagten doch Dieselbige, daß Sie, vom 1sten Januar an, gegen das zweyte Tausend in Ihren Antwortschreiben gekommen wären.

Der Oberförster versicherte, daß Strephon alle hierzu nöthige Talente hätte, und daß auch ihm hiedurch eine besondere Gnade geschähe, da er ihm seine älteste Tochter zu geben gedenke. Der Cammer-Präsident, der, als ein lediger Herr, das Mädchen bey verschiedenen Treibjagen schon ganz artig gefunden hatte, wandte nichts gegen diesen Plan ein, sondern versicherte, daß ihm nichts angenehmer sey, als die Erinnerung eines Tages, wo er einem armen Schelm zu Brod geholfen hätte.

Als die Rede von Strephon bey den Herrn Commiſſarien fiel, erzählte der Ober-Förſter etwas von ſeinem Anſchlag, und fürchtete nur, der Menſch würde nicht dazu zu bringen ſeyn, das Land zu verlaſſen. Brſch! rief der Aktuarius, das hätten wir wiſſen ſollen, ich hätte nicht ſobald geſchrieben: „Und nahm ſeinen Abtritt„ — Der kans uns wieder bey'm Cammer-Präſidenten reichlich vergelten! Was meynen Sie, wenn man ihn morgen ein wenig auf ſeinem Gute beſuchte? — Meinethalben, antwortete Einer von den Commiſſarien — der Teufel könnte freylich ſein Spiel haben.

In dem Hauſe des Oberförſters war nichts als Jubel. Mutter und Tochter fielen Strephon um den Hals, erzählten ihm das Glück, das auf ihn wartete, und baten ihn, um ſeinet- und ihrentwillen, dem Plane des Oberförſters zu folgen. Dieſer hatte würklich eine Herzſtärkung nöthig, und vielleicht war die lezte Scene, die er erlitten hatte, der ſtärkſte Beweggrund, der ihn von der Liebe zur ſchönen Natur abmahnte.

Es wurden ernſtliche Anſtalten überlegt, ihn ſobald als möglich Sr. Excellenz zu präſentiren. Er war aber ſchon leutſcheu geworden, ſo wie ſeine Schuhſchnallen und ſein Degen nicht mehr blincken wollten. Es mußten ihm auch neue Schuhe angemeſſen werden; denn von den Alten war nichts producibel. Man ſagte ihm, er ſolte nur ſeine Kleider ſchicken, die nachgeſehen werden mußten,

und wie's mit seinen seidnen Strümpfen und Manschetten-Hemden stünde. Bey Tische trank ihm der Alte ein Glas guten 75ger zu, und hieß ihn das Vergangne verschmerzen. „Gedult, rief er aus, aus Ihnen muß noch ein Mann werden, der die Leute ins Boxhorn jagt. Nur frisch getrunken: Es lebe Se. Excellenz! — Was meynen Sie, die Leute sollen schon in vier Wochen bey Ihnen antischambriren, und so gut, als Sie's jezo thun müßten, wenn Sie nach der Stadt kämen. Es ist doch besser, reiten, als geritten werden. Sie müssen nur Muth fassen. Der Herr Cammer-Präsident ist ein trokner Herr. Sie meynens aber doch redlich mit ihren Clienten.

Strephon folgte in ein paar Tagen seinem Schwiegervater, der ihn bey seinem Gönner vorstellte. Es ist eine allgemeine Regel: daß man, um sein Glück zu machen, nicht einfältig genug aussehen könne. Dieß bestätigte sich auch hier. Die viele Demüthigung, die Strephon erlitten hatte, hatte den lezten Zug von Selbstheit in seinem Gesichte verwischt, und er stand da, wie ein wahrer Knecht. Die Großmuth Sr. Excellenz ward rege, und, ohne ihn weiter zu examiniren, befahlen Sie sogleich, daß Er und der Ober-Förster für heute zum Essen bleiben sollten.

Bey Tafel sprachen Sr. Excellenz von einer neuen Verordnung, die Sie zu machen gedächten; von den großen Gebrechen der Landes-Administration

tion vor Ihren Zeiten, und von der allgemeinen Trägheit der Dienerschaft, die ohne Peitsche nie ihre Schuldigkeit thun wollte.

Nach Tische wurden Strephon ein Dutzend Briefe zur Beantwortung gegeben, wovon das Resultat der Beantwortung mit zwey Worten oben angemerket war. Es ward ihm anbefohlen, jedem Menschen in den Curialien lieber etwas mehr, als etwas weniger zu geben, allein sich auf die höflichste Weise in keine Art von Innhalt einzulassen. Bey den meisten ward nur der Empfang bemerket, und daß man das Gesuch an die Behörden befördern würde. Schlüßlich war die Regel: hübsch gerade und weitläuftig zu schreiben, und auf die Interpunktion wohl acht zu haben: Denn Se. Excellenz sähen auf Accuratesse. Glüklicherweise gerieth der Erste Versuch so, daß Hochdieselben gestanden, Sie seyen für diesmal wohl zufrieden, und fänden nichts auszustreichen — Er sollte sich ferner derselben Sobrietät befleisigen, und nie zuviel avancieren.

Es ward bald in der Stadt ruchtbar, daß Sr. Excellenz einen Sekretair angenommen hätten. Man fragte, wer er wäre, wie er aussähe, besonders, ob er noch unverheurathet wäre. Einige hatten ihn gesehen, andre nicht gesehen. Nun ward seine Geschichte erzählt: wie Er bey den Herrn Baron gewesen, nachher das Gütchen gekauft, und nun wieder dies Glück gemacht, und wer ihn

dahin befördert hätte — Die Sache wurde verſchieden erzählt. Einige ſagten, er ſey ein guter Menſch; andere, ein ſehr verſtändiger Menſch; andere, ein ſehr verſchwiegener Menſch. Einige glaubten, er würde bald befördert werden; andere, daß es nicht ſo bald geſchehen würde, zumal, wenn ihn Sr. Excellenz wohl brauchen könnten. Darinn kam aber jedermann überein: daß es ein wichtiger Poſten ſey; daß ein ſolcher Menſch, wenn er nicht nützen wolle, doch allezeit ſchaden könne, und folglich höchſt zu menagiren wäre.

Man glaubte, daß er ſein Gütchen jetzo verkauffen würde, und es fand ſich bald ein Mann dazu, der als Falſarius bey der Kammer einen böſen Proceß hatte. Dieſer ließ durch einen Juden darum handeln, doch aber ſeinen Namen nicht ganz verſchweigen, mit dem Bedeuten, daß er, weil ihm das Gütchen wohl gelegen ſey, auf eine Kleinigkeit nicht ſehen würde.

Strephon ward überall als der Abglanz ſeines Herrn behandelt. Man invitirte ihn zu Piqueniks, auf Bälle, zu Dejeuners, u. ſ. w. Der Hofgärtner hatte gehört, daß er ein Liebhaber von Pflanzen ſey; es wurde ihm alſo mit einem Dutzend der rarſten Gewächſe aufgewartet. Auch wars Einerley, ob man eine Melone oder eine Ananas mehr in des Herrn Präſidenten Haus bringen ſollte. Die Handwerksleute ſchäzten ſich glüklich, wenn der Herr Sekretär was bey ihnen beſtellte, und verſi-

cherten,

Enobarbus.

Ob er gleich niemand mehr liebt als Cäsarn, so liebt er doch den Antonius -- Nein, Herzen, Zungen, Griffel, Schreiber, Sänger, Dichter, können nicht begreifen, aussprechen, abbilden, schreiben, singen, noch reimen, wie sehr er den Antonius liebt. Aber was Cäsarn betrift -- Kniet, kniet nieder, und betet an --

Agrippa.

Er liebt beyde.

Enobarbus.

Sie sind seine Scherben, und er ist ihr Schröter. (Man hört Trompeten.) So; das heißt, zu Pferde; lebet wohl, edler Agrippa.

Agrippa.

Glük zu, würdiger Officier, lebet wohl.

Cäsar, Antonius, Lepidus und Octavia, zu den Vorigen.

Antonius.

Nicht weiter, mein Herr.

Cäsar.

Ihr nehmet einen grossen Theil von mir selbst mit mir; begegnet mir wol in ihr -- Schwester, zeige dich als ein solches Weib, wie meine Gedanken dich machen, und meine

Liebe

cherten, sie würden die Rechnung nachbringen. Wo er von seinem Herrn in ein Haus geschikt wurde, wußten es die Nachbarn, und sagten sichs einander. Nur wars immer noch nicht entschieden, ob es ein Besuch, oder eine Commission gewesen war. Wenn man eine wichtige Begebenheit in Politicis ahndete, so wartete man auf die Augen des Herrn Sekretärs. Wenn er auch nichts davon wußte, und also nichts davon sagte, so war doch das Stillschweigen vieler Auslegung fähig. Noch wars nicht entschieden, ob er heurathen würde, ob er eine Inclination oder keine hätte, an welche Familie er sich wohl wenden würde. Ein allgemeiner Donnerschlag aber war es, da man hörte, daß er ein Mädchen von Lande hohlte. Nun roulirte auf kurze Zeit die Geschichte vom Oberförster und seiner Patronanz in der Stadt. Die Advokaten, die immer am freyesten raisonniren, hatten gar in Entdeckung gebracht, daß der Herr Cammer-Präsident kein Kost-Verächter wären, daß Sie die Frau Sekretärin nicht erst seit gestern kennten, u. s. w. Allein auch das ward bald vergessen.

Madame Strephon kam in die Stadt, und jedermann fand, daß man ihr keine Land-Manieren anmerkte, und daß nur wenige Zeit dazu gehören würde, um sie in den völligen Bon-ton zu initiiren. Im Hinterhause des Herrn Präsidenten ward ein artiges Quartier für die junge Familie zurechte gemacht. Madam schikte sich nach und nach recht gut darein, alles anzuhören, und manches zu rapportiren. Das Publikum merkte, daß

ſie Einfluß hatte, und ward dadurch um ein doppeltes biegſamer. Es ward allgemein gerühmt, daß man ſich bey dem Herrn Sekretär ſehr wohl amuſire, daß alles elegant und anſtändig ſey, daß er ſich überall als ein Mann von Geſchmack zeige, daß er ſogar gut zu eſſen gebe, u. ſ. w. Man zog ihn und Madame in die beſte Geſellſchaft. Selbſt der Oberförſter, wenn er nach der Stadt kam, ward an allen Fenſtern angehalten, und zum Eſſen gebeten. Strephon ſchlief, ohngeachtet er manchmal gehudelt wurde, doch ruhiger, als vorher. Alle ſeine Weſten wurden ihm in kurzer Zeit zu enge, und er ſah bald ein: daß es ungleich ſeliger ſey zu nehmen, als zu geben.

III.

Ueber die Mahlerey der Alten.

Es iſt unter den Kunſtkennern und Alterthums-Forſchern bisher eine ſtrittige Frage geweſen, in wie weit die Mahlerey bey den Alten mit der Bildhauerkunſt gleichen Schritt gehalten habe? Man hat ſich auf beyden Seiten mit Gründen a priori, mit Wahrſcheinlichkeiten, zu helfen geſucht, weil die Beweiſe, ſowohl dafür als dagegen, mangelten. Vor der Entdeckung von Portici waren, auſſer der Aldobrandiniſchen Hochzeit, die S. Bartoli gezeichnet, und Graf Caylus radirt hat, wenige Ueberbleibſ

bleibsel von alten Malereyen vorhanden. Und auch nach der Bekanntmachung der leztern, war noch immer die Frage: ob diese in Portici gefundenen Denkmale, Reste der Griechischen oder Römischen Schulen wären? Ob sie als Beweise der höchsten Stufe der Kunst, worauf die Mahlerey bey den Alten sich erhalten habe, gelten könnten? oder ob sie nicht vielmehr von dem Verfall derselben in den spätern Zeiten zeugten? Die Alterthumsforscher, von den berühmten Werken der Skulptur der Alten und ihrer unerreichbaren Kunst entzückt, schlieſſen von dem was da ist, auf das was da seyn könnte, und behaupten: wenn sich auch kein einziges Gemälde aus den Alterthümern erhalten hätte, und wenn auch alle Schriftsteller von diesen Denkmalen schwiegen, daß doch diejenigen Völker, bey denen die Eine Kunst in so hohem Flor gewesen sey, in der andern ihr so nahe verwandten gleich groſse Meister hervorgebracht haben müßten. Man beruft sich überdieß auf das ausdrückliche Zeugniß der Alten, von dem Daseyn selbst der weitläuftigsten und zahlreichsten Compositionen. Plinius allein in seinem 35sten Buche, redet von groſsen Gemählden des Apelles, von einem Dianen-Bade, von einer Opferung der Iphigenia, von der Versammlung der Götter, und Horen, von der Hand des Asclepiodorus, von einem Satyren und Bachanten-Fest des Timanthes, einem Pantheon, wo Juviter mitten unter den übrigen Göttern auf seinem Throne sizt, von der Hand des Zeuxes, von der Schlacht bey Marathon, einem Werke des Panänus, und der Schlacht der Magnesier, von Bularchus.

Was

Was ſoll man gegen die Beſchreibungen des Philoſtratus ſagen? Und was von alle den Nachrichten, die in den übrigen Schriftſtellern des Alterthums zerſtreuet ſind? Man beruft ſich auf den Ausſpruch des Alexanders der gewiß nicht Ausſchließungsweiſe dem Apelles allein das Vorrecht zugeſtehen wollte, ſein Bildniß auf die Nachwelt zu bringen, wenn dieſer groſſe Fürſt ihm nicht einen hohen Vorzug in der Kunſt vor allen andern anerkannt hätte. Man citirt aus ſo vielen Stellen der Alten die wunderswürdige Wirkungen der Mahlerey, und ihre Nachrichten von dem Stufenweiſen Fortgang dieſer Kunſt, bey verſchiedenen Völkern.

Die Künſtler gehen hierin mit etwas mehr Unglauben, oder vielmehr mit einem beſcheidnen Scepticiſmus zu Werke, und die Autoritäten der Alten werden von ihnen nicht ganz ſo blindlings wie von den Literatoren angenommen. Sie unterſuchen als eigne Arbeiter den Werth der Alten Mahlereyen insbeſondere, geben zu, was ihnen an Verdienſten eingeſtanden werden kann, läugnen aber, daß ſie einige Theile dieſer Kunſt in ſo hohem Grade beſeſſen haben wie die Neuern. Wenn man aufrichtig ſeyn will, ſo beweiſen die Stellen der Alten wenig oder Nichts: weil ſich keiner von ihnen, weder Plinius, noch Quintilian, noch Plutarch, noch Philoſtratus, über dieſe Werke ſo ausgedruckt haben, daß man ihnen den Rang als wahren Kennern zugeſtehen könnte. Alle Ueberſetzer des 35ſten Buchs des Plinius, wo von den Künſtlern die Rede iſt, werden

sen eingeſtehen müſſen, daß ſie entweder ganz unbedeutende Nachrichten von dem zwoten Fortgang der Kunſt verdolmetſcht haben, oder wenn ja der Schriftſteller über Etwas insbeſondre diſſertiren wollte, ſeine Wendungen und Ausdrücke ſo vieler ſchiefen Auslegungen fähig waren, daß, um nur immer mit Ehren aus der Sache zu kommen, ein neuer Sinn in die Stelle gelegt werden mußte, der, wenn er bedeutend und beſtimmt ſeyn ſollte, vor keinen Sprachkenner zu vertheidigen war. Was haben ſich Durand, Poinſinet, Jaucourt, Falconet, und ſo viele andre gemartert, die, mit mehr und weniger Kenntniß der Sache ſelbſt, doch an ſo vielen Orten dem Texte Gewalt thun muſten.

Die Künſtler bewundern mit Recht in der Aldrovandiniſchen Hochzeit die richtige Zeichnung, die Simplicität in den Stellungen, die ſchönen Gewänder, und die Leichtigkeit, und Kühnheit des Pinſels. Eben dieſes ſchreibt noch ein neuer berühmter Künſtler bey dem Anblick der Mahlereyen zu Portici. Ich habe „ein paar antike gemahlte Figuren geſehen, die in der edlen Zeichnung, dem großen Charakter, der Wiſſenſchaft der Muskeln, der leichten Touche, dem ungequälten Colorit, den beſten Arbeiten Raphaels nichts nachgeben.„

Laßt uns aufrichtig ſeyn und hierbey ſtehen bleiben. Die Alten verſtunden alſo einzelne Figuren wohl zu zeichnen, gut zu ſtellen, gut und leicht zu coloriren. Aber ihnen war die Kunſt der Neuern unbekannt, ſie

ſie mit Luft zu umgeben, durch die Kunſt der Perſpektive verſchiedene Entfernungen hervorzubringen, die Farben zu degradiren, die Figuren zu gruppiren u. ſ. w. Ihre Gemälde waren alſo eine Art von Basreliefs, und die Anordnung derſelben ſo, daß einige einzelne Figuren aus Einem dunklen Grunde hervorgiengen. Die Literatoren wenden dagegen ein, die Aldobrandiniſche Hochzeit, und die Gemälde zu Portici bewieſen nicht ſoviel, ſondern dieſe Reſte ſeyen aus einer ſpätern Zeit, wo die alte ächte Kunſt der Mahlerey ſchon verlohren gegangen ſey. Indeſſen iſt es nicht wahrſcheinlich, daß eine Erfindung von dieſer Wichtigkeit je könne ganz verlohren gehen; ſondern man kann ohne irre zu gehen wohl behaupten: daß wenn ſich auch, von jetzo an die Mahlerey durch verſchiedne, Jahrhunderte immer mehr zur Abnahme neigte, doch in den Werken der ſpäteſten Zeit, ſchwache und unvollkommne Verſuche dieſes allgemeinen Geſchmacks übrig bleiben würden. Zudem war Herculanum eine Stadt aus den älteſten Zeiten, die immer mit Griechenland in Verbindung geſtanden hatte, und deren Denkmale mit den Aufſchriften Griechiſcher Meiſter deutlich zeigen, daß dieſe Meiſter oder ihre Werke bey ihnen in Anſehen geſtanden haben. Statius, der zu Neapel gebohren und geſtorben iſt, ſagt ausdrücklich: daß zu ſeiner Zeit, in dieſer Stadt, Werke des Polyclets, des Phidias, und des Apelles aufgeſtellt geweſen ſeyen. Die Werke dieſer großen Meiſter waren auch noch durch Griechenland und Italien lange nach dem Unglück der

Stadt

Stadt Herculanum vorhanden. Denn bey der Zerſtörung der Bibliothek von Conſtantinopel unter Leo Iſauricus im Jahr 726 wurden erſt die lezten merkwürdigſten Mahlereyen und Statuen zernichtet.

Aber auch ſelbſt die Zeugniſſe ihrer gleichzeitigen Schriftſteller beweiſen es hinlänglich, daß man von unſrer Art die Figuren zu gruppiren, ſie durch Maſſen von Schatten und Licht zu verbinden, oder zu trennen, keine Idee hatte. Quintilian ſagt: Nec Pictura, in qua nihil circumlitum eſt, eminet. Ideoque Artifices, etiam cum plura in unam tabulam opera contulerunt, ſpatiis diſtinguunt, ne umbrae in corpora cadant. Inſt. Orat. l. 8. c. 5. Wir würden nach unſern heutigen Grundſätzen und Erfahrungen das Gegentheil ſagen. „Bey uns iſt es unmöglich ohne Gegenſaz von Schatten und Licht die Figuren aus dem Grunde zu heben, und ihre geſchickte Vertheilung und ſtufenweiſe Degradation giebt eigentlich dem Ganzen ſeine Haltung und Wahrheit. Indeſſen geſchieht der Kunſt der Alten in Ableugnung dieſer Vorzüge, die den Neuern Zeiten vorbehalten war, kein groſſes Unrecht, ſo wenig man ihnen die Kriegskunſt abſprechen kann, weil ihnen Kanonen und Pulver unbekannt waren. Die Möglichkeit die Magie des Helldunkeln zu üben, und die Luft-Perſpectiv zu dem hohen Grade von Wahrheit zu bringen, die man in den Werken eines Corregio, Titian und andern bewundert, war bloß an die Erfindung der Oel-Farben gebunden. Alle Gemälde der beſten Italieniſchen Meiſter vor dieſer Zeit ſind

ohne

ohne alle Haltung, und gerade so wie bey den Antiken gruppirt. Auf Kreide-Grund und in Wasser-Farben war es ohnmöglich die vielen Farben anzuwenden, deren Mischung auf dem Palett so leicht wird. Das Verblasene der Umrisse, die Mannichfaltigkeit des Uebermahlens und Losirens, hieng bloß von der Zeit ab, die es erlaubt, izt an der Oelmahlerey auszuhalten, ohne das Trokne zu befürchten. Und diese Möglichkeit war es, was dem Genie Flügel gab, sich in Verkürzungen zu üben, deren Zeichnung ohne Farben-Degradation nur ekelhaft ist; so viele Tinten zu mittlern und fernen Gründen, so viele Uebereinstimmung mit dem Himmel und den durch ihn beleuchteten Gegenständen, so viele Wahrheit in die Lokal-Farben zu legen, und durch diese der Wirkung des Lichts so sehr aufzuhelfen. Wir beschweren uns, bey der Mahlerey der Alten, über die wenigen und nur blendenden Farben ihrer Werke. Auch schon hieraus sehen wir, daß sie nie an das Principium eines einmal angenommenen Lichtes, und dessen besondrer Wirkung dachten, sondern es schlechterdings vernachläßigten. Ihre Nachahmung der Gegenstände war so, als wenn sie dieselbe unter freyen Himmel, d. i. in dem Sinne des Mahlers ohn einiges Licht erblickt hätten, weil so bald das Licht gepackt, von einem gewissen Punkte fallend, und beschränkt gedacht wird, solche Wirkungen entstehen, die tausend Dämpfungen und Erhöhungen der eigentlichen Farben verursachen, und nie ein ungebrochenes abstraktes Roth, Blau oder Gelb möglich lassen.

IV.

IV.

Myſon von Chenä,

oder

der ausübende Weiſe.

Eine Altphiloſophiſche Anekdote.

Um die Zeit der ſieben Weiſen von Griechenland war es ſchon der Gebrauch, daß man reiſete, um fremde Wiſſenſchaften und fremde Menſchen zu ſtudiren. Nur war der Unterſchied gegen jezt der, daß damals mehr verſtändige Männer reiſeten, um ſich mit fremden Kenntniſſen zu bereichern, als ohnbärtige Jünglinge, um ihr Vermögen gegen fremde Laſter und fremde Krankheiten zu vertauſchen. Der Grieche reiſete nach Aegypten, um ſich in die Geheimniſſe der Weisheit einweyhen zu laſſen; und nachdem die ägyptiſche Weisheit auf griechiſchem Boden gut anſchlug und reitzende Früchte brachte, ſo reiſete man nun nach Griechenland, um ächte Früchte der Weisheit zu ſammlen; wie man jetzt ſchon anfängt, aus Frankreich und England nach Teutſchland zu reiſen, um gründliche Produkte der Weltweisheit zu ernten.

Anacharſis, ein Bruder des Königs der Scythen, war einer von denen, die in der Abſicht nach Griecheuland reiſeten, um ſich daſelbſt mit Weisheit

zu bereichern. Er lernte die alten Weiſen, vom Thales an bis zum Solon, kennen. Er errichtete mit dem Solon eine Gaſtfreundſchaft, und ward von ihm ſeines Scharfſinnes wegen bewundert. Anacharſis kannte alſo nun ſchon die Weisheit der Griechen, aber er war noch nicht geſättiget; er fühlte noch eine gewiſſe Leere in ſeiner Seele, die er mit ächter Weisheit füllen wollte, und beſchloß nach Delphos zu gehen, um zu fragen, wer eigentlich in Griechenland weiſer ſey, als er, der alle Weisheit von Griechenland kennte.

Er fragte: die Pythia bekam göttliche Convulſionen, und Anacharſis zog aus ihrer aphoriſtiſchen Antwort den Schluß, daß Myſon, von Chenä im Lacedämoniſchen Gebiete, weiſer ſey, als er ſelbſt (*).

Anacharſis dankte mit gutem Golde für die nützliche Bothſchaft, die ihm Apollo thun ließ, bereitete ſich zur Reiſe, und machte ſich auf den Weg nach Chenä. Kein zauberiſcher Blitz, und kein künſtlicher Donner hinderten ihn, wie dort den Herkules im Philoſtrat, als er die Weiſen in Indien überfallen wollte, jezt den Weiſen von Chenä zu überraſchen. Es war ſpäte im Sommer, und der Abend war ſchön, als er mit hungerigem Magen und nach Weisheit gieriger Seele vor Chenä anlangte.

Er

(*) Diogenes Laertius im Leben des Myſon.

Liebe zu dir ſoll keine Grenzen kennen. Sehr edler Antonius, laßt dieſes Modell von Tugend, das zwiſchen uns geſezt iſt, unſre Eintracht unzerſtörbar zu machen; laßt es nicht den Mauerbrecher werden, der ihre Befeſtigung einreiſſe; wir würden vielleicht beſſere Freunde ohne dieſes Mittel geweſen ſeyn, wenn es nicht auf beyden Seiten hochgeſchäzt wird.

Antonius.

Beleidiget mich nicht durch Mißtrauen.

Cäſar.

Ich habe alles geſagt.

Antonius.

So zärtlich ihr über dieſen Punct ſeyd, ſo ſollt ihr doch nicht den mindeſten Grund zu dem was ihr zu beſorgen ſcheinet, finden. Hier wollen wir ſcheiden; die Götter beſchüzen euch, und machen die Herzen der Römer euern Abſichten dienſtbar.

Cäſar.

Lebe wohl, meine theureſte Schweſter, lebe wohl; mögen die Elemente freundlich gegen dich ſeyn, und deine Geiſter mit frohem Muth beleben! Lebe wohl.

Octavia.

Mein edler Bruder!

Er gieng in den Flecken, der nicht groß war; kleine reinliche Häuſer zogen ſeinen Blick, und ruhige freundliche Landleute, die ihn treuherzig grüßten, zogen ſein Herz an ſich. Er fragte nach Myſon. Man wies ihn mit freundlicher Dienſtfertigkeit nach der Mitte des Fleckens. Er gieng: von Ferne ſah er ein etwas gröſſeres Haus, als die andern, und an der Thüre einen ehrwürdigen Greis. Hier beſchloß er, wieder Erkundigung einzuziehen. Als er näher kam, ſah er, daß der Greis eine Hand habe an ſeinen Pflug machte. Es wunderte ihn, weil es jezt Zeit der Ernte war. Freund, ſagte er zu ihm, jezt, dächte ich, wäre es nicht Zeit, mit dem Pfluge zu arbeiten. Aber wohl Zeit, ihn in guten Stand zu ſetzen, antwortete jener bedächtlich (*). Das war treffend geantwortet, ſagte Anacharſis, das muß ich geſtehen. Freund, du verſteheſt die Kunſt zu antworten; und eben drum hoffe ich von dir beſtimmt zu hören, wo Myſon der Weiſe wohnt.

Myſon? ſagte der Greis, denn das Alter hatte ſchon ſeine Haare gebleicht, Myſon, ſprach er nochmals, iſt nahe bey dir; aber Weisheit darfſt du bey ihm nicht ſuchen, die wohnt zu Delphos beym Apollo, bey dem kanſt du ſie ſuchen.

Ich komme eben jezt von ihm, antwortete Anacharſis, um Myſon kennen zu lernen.

(*) Diogenes Laertius erzählt dieſe Anekdote in ſeinem Leben.

Glaubst du, daß er dir nützen kann? fiel ihm der Greis ein. Recht viel, sprach Anacharsis.

Gut, sagte der Greis, er freuet sich, wenn er dir dienen kann; Hier hast du seine Hand, komm mit herein unter sein Dach.

Wie? rief Anacharsis etwas verwundert, du bist Myson selbst? Ja, sagte Myson! aber, wenn du ihn etwa in einem Purpurgewande suchst, so wirst du ihn nicht finden. Ich werde ihn finden, sagte Anacharsis, denn seine ehrwürdige Mine macht sein leinen Gewand zum Purpur.

Das war attisch gesprochen, sagte Myson, aber tritt mit in mein Haus, vielleicht sprichst du dann kunstloser mit mir. Ich nehme deine gütige Einladung an, erwiederte Anacharsis; aber zuvor, ehrwürdiger Greis, erlaube, daß ich mit dir Gastfreundschaft mache, und dich umarme.

Myson umarmte ihn treuherzig, und nun, sagte er, tritt herein, daß ich dir Proben von meiner Gastfreundschaft geben kann. Anacharsis drückte dem Greis voll Empfindung die Hand, und trat mit ihm in den Vorhof.

Alles war da reinlich und ländlich; Tauben und Hühner liefen durch einander, um an dem Futter Antheil zu nehmen, welches ihnen die Hausfrau, in weisse reine Leinewand gekleidet, vorwarf. Hier, liebe Frau, sagte Myson, bring ich dir einen Fremdling, der uns besuchen will.

Die

Die gute treuherzige Frau lächelte den Anacharsis freundlich an, und kam auf ihn zu, ihm die Hand zu bieten. Komm herein, lieber Fremdling, sprach sie, daß wir dich erquicken können, denn du wirst von der Reise etwas ermüdet seyn. Anacharsis nahm sie bey der Hand, und folgte ihr.

Jezt kamen sie in einen geräumigen Hausplatz, und nachdem man den Anacharsis zum sitzen genöthiget hatte, fragte Myson, womit er ihm jezt dienen könnte?

Weil du denn so begierig bist, mir gefällig zu seyn, sagte Anacharsis, so will ich dein Anerbieten nicht ausschlagen. Aber erst muß ich dir kurz sagen, wer ich bin. Mein Name ist Anacharsis, und ich bin der Bruder des Königs der Scythen. Ich kam nach Griechenland, um Weisheit zu lernen; ich besuchte die Weisen des Landes; jeder hat mir etwas Kluges gesagt. Thales — „daß, sich „selbst zu kennen, die größte Kunst sey; Solon — „daß man nicht das Angenehmste, sondern das „Beste wählen soll; — und so sagte mir jeder etwas Gutes. Aber ich hatte noch nicht genung; ich gieng zum Apollo nach Delphos, und fragte, wer noch weiser sey als ich, der ich die Weisheit von Griechenland jetzt gesammlet hätte? Die Pythia antwortete: Myson von Chenä· und so machte ich mich auf den Weg, um Weisheit von dir zu lernen. Jeder der griechischen Weisen hat mir gute Regeln gegeben; jetzt bitte ich auch dich, daß du die Weisheit, die ich bey deinem Volke ge-

ſammlet habe, krönest, und mir das ſagſt, was für mich das weiſeſte iſt.

Myſon ſahe ihn bedächtig an; Freund, antwortete er, ich danke dem Apollo und dir, für die gute Meinung, die ihr von mir habt; aber ich wundere mich zugleich, wie ihr beyde, Apollo und du, auf den Einfall kommt, Weisheit in dieſem kleinen Flecken zu ſuchen! Ich kann dir keine weiſen Sprüche lernen, wie die Weiſen von Griechenland, denn ich glaube nicht, daß die wahre Weisheit in glänzenden Regeln und Sprüchen beſteht. Wenn du mir aber durchaus Weisheit zutrauen willſt, ſo laß dir ſagen, daß ſie nach meiner Meynung nur durch Ausübung erlernet wird. Sprüche und Grundſätze haben ihren Nuzzen; aber ſie helfen wenig, wenn man nicht durch Ausübung von ihrer Wahrheit überzeugt wird. Bleib alſo eine Zeit in Griechenland, und ſchau, wie weiſe Männer handeln: dann haſt du Muſter, wornach du ihre Sprüche anwenden kannſt. Einen Spruch aber will ich dir ſagen, der für dich der weiſeſte iſt, weil du der Bruder eines Königs biſt. Merke das: man kann weiſe ſeyn ohne Glanz und ohne Neid. Weiter habe ich dir jezt nichts zu ſagen.

Du haſt genug geſagt, antwortete Anacharſis; aber, damit du ſieheſt, daß ich bereit bin, von deinen Lehren Anwendung zu machen; ſo erlaube, daß ich einige Zeit bey dir bleibe, um aus deinen Hand-

Handlungen Weisheit zu lernen; denn ich traue dir zu, daß ich in deiner Art zu leben die besten Regeln derselben anschaulich sehen werden.

Du redest sehr liebkosend mit mir, antwortete der Greis; aber dir zu zeigen, daß ich mich nicht scheue, vor dir zu handeln, so will ich dich mit Vergnügen bey mir sehen, so lange es dir bey mir gefällt.

Anacharsis dankte ihm für seine Gefälligkeit, und Myson unterhielt sich mit seinem Gaste von Scythenland; bis endlich Arete ein kleines ländliches Mahl, so reinlich, und so gut gewählt aufsetzte, daß Vater Jupiter selbst vielleicht nicht ausgeschlagen hätte, bey ihr, wie ehemals bey Philemon und Baucis, Kostgänger zu seyn.

Sie wollten sich eben setzen, als mit einem kleinem Lerme drey Kinder, Mysons Enkel, herein traten; ach Vater! lieber Vater! schrien sie alle, draussen liegt ein armer Mann.

Wo denn? sagte Myson hastig.

Vor der Thüre, sagten die Kinder. Er lag am Zaune unsers Gartens, weil er nicht mehr fortkonnte, und bat uns, daß wir ihn herein führen möchten; das thaten wir, und brachten ihn hieher.

Freund, sagte Myson, du wirst erlauben, daß das Recht der Höflichkeit dem Rechte der Menschenliebe nachstehet; ich muß erst zu dem Manne; nimm unterdessen mit meiner Frau an dem kleinem Mahle Antheil. Keinesweges, sagte Anacharsis, ich nehme an der Ausübung deiner Menschenliebe Antheil. Und hierauf erhub er sich, um mit Myson hinaus zu gehen.

Sie fanden vor der Thür einen Mann, der schon etwas bey Jahren war; Kummer und Elend hatten sein Gesicht gedörrt, und seine Mine finster gemacht. Freund, sagte Myson zu ihm, womit kann ich dir dienen? O guter Mann! sagte der Fremde, erbarme dich eines Elenden, der nicht weiter kann. Ich bin von Athen; mein verschwenderisches Weib und meine Kinder, die sie verdarb, haben mich ins Unglück gestürzt. Jetzt bitte ich dich um nichts, als daß du mich erquickest, damit ich weiter kommen kann, um meinen Unterhalt zu suchen. Das will ich gerne thun, sagte Myson, und vielleicht noch mehr, wenn es möglich ist. Komm herein, Fremdling!

Der Arme schleppte sich, so gut er konnte, herein, und setzte sich an die Stufe der Hausthüre. Tritt näher, sagte Myson; aber der Mann bat, daß er ihn hier sitzen und der Ruhe genieſſen lassen möchte. Myson that seinen Willen, brachte ihm zu essen, und setzte sich alsdenn selbst hin, mit dem Anacharsis die Abendmahlzeit zu halten.

Willst du diesen Mann die Nacht über bey dir behalten? sagte Anacharsis nach einer kleinen Weile. Ja, antwortete Myson, denn er bedarf meiner Hülfe. Wie aber, fragte Anacharsis weiter, wenn er ein Betrüger wäre? Das mag er seyn, versetzte der Greis; ich thue meine Pflicht, daß ich Menschenliebe an ihm ausübe, der er bedarf; ist er ein Betrüger, so ist das seine Schuld.

Wie aber, wenn er dich diese Nacht bestiehlt? —

Darzu ist er zu schwach, und meine Schätze sind zu schwer um sie fortzubringen. Glaubst du, daß er mir, wie Herkules, mein Vieh wegtreiben, oder meine Aecker wegtragen wird? Ueberdies ist mir erlaubt vorsichtig zu seyn, soviel, als möglich; ich würde ihm, wenn er ein rüstiger Mann von verdächtigem Ansehn wäre, ein kleines Zimmer eingeben, das dort im Vorhofe zu diesem Gebrauch bestimmt ist, und würde meine Thüre, so gut, als möglich verschliessen: denn ihn aufzunehmen, verlangt nun einmal die Menschenliebe.

Gut, sagte Anacharsis, aber was wirst du Morgen mit ihm anfangen? Das will ich dir sagen, versetzte Myson; braucht er meiner Hülfe länger, so werde ich bitten, daß man ihn in das Haus der Menschenliebe aufnimmt, das wir hier gestiftet haben. Hier hat wöchentlich eine von unsern ältern Frauen (*) die Wirthschafts-Angelegen-

 heiten

(*) So ist in Paris fast bey jedem Gefängnisse eine Dame vom Stande Vorsteherin, welche für War-

heiten zu beſorgen, und zwey unverheurathete Mädchen bedienen die aufgenommenen Kranken, damit ſie lernen Menſchenliebe ausüben, und mit menſchlichem Elende bekannt werden. Hier wird es ihm nicht übel gehen; denn jeder meiner Mitbewohner macht ſich ein Verdienſt daraus, Beyträge an Lebensmitteln und an Kleidungsſtücken hinzubringen, ſo wie es die Nothwendigkeit fordert.

Dieſe wohlthätige Anſtalt gefällt mir, ſagte Anacharſis, ich wäre wohl begierig, ſie ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Das kann Morgen geſchehen, Freund, ſagte Myſon, jetzt ſollſt du bald eine andere Unterhaltung finden. Ich habe den Gebrauch, daß ich etliche Tage in der Woche, des Abends die Knaben und Mädchen, die noch nicht völlig mannbar ſind, bey mir verſammle; die ältern Männer des Fleckens finden ſich zugleich mit ein, und ſo ſetzen wir uns unter die groſſe Buche im Garten hinter meinem kleinem Hauſe. Da erzähle ich ihnen dann allerhand gute Handlungen von Großmuth, Gaſtfreundſchaft und Menſchenliebe; meine alten Mitbrüder ſtehen mir im Erzählen bey, damit mir es nicht zu ſauer wird; und wenn wir dann merken, daß unſere Kinder nachlaſſen, unſere guten Lehren mit Eifer anzuhören, ſo laſſen wir ſie unſchuldige Spiele ſpielen, und beobachten ihre Leidens

tung und Pflege der Kranken Sorge trägt. S. Howart über Gefängniſſe ꝛc. aus dem Engliſchen überſetzt von Köſter, Leipzig 780. p. 206.

Leidenschaften, damit wir sehen, was jedes eigentliche Gemüthsart ist, und wie sie etwa verbessert werden könne. Wir bereden uns mit einander, wie jeder etwas ausschweifendes oder fehlerhaftes an einem Kinde bemerkt, wechselsweise darüber, und jeder sagt seine Meynung, wie dies oder jenes umzuändern ist. So bringen wir angenehm und zugleich nicht ohne Nutzen unsern Abend hin. Bald, denk ich, werden meine jungen und meine ältern Mitbewohner erscheinen; also, Freund, sättige dich nach deinem Gefallen, und laß uns sodann aufstehen, sie zu erwarten.

Anacharsis war gesättiget, und sie standen vom Tische auf, um die traute Gesellschaft zu erwarten. Aber zuvor ging Myson zu seinem Gaste an der Thüre, um ihn mit in den Garten einzuladen, und sodann setzten sie sich unter die schattichte Buche. Keine Nachtigall sang mehr, aber dafür verbreitete sich ländliches Murmeln um sie her, und sanfte Ruhe hub leise ihre Brust.

Jetzt kam allmählig die Gesellschaft der Alten und der Kinder zusammen. Jedem Alten folgte eine Zahl Kinder. Sie grüßten Myson und die Fremden, und die Alten schüttelten Myson traulich die Hand. Nun setzten sie sich untereinander, Knaben und Mädchen, rings umher unter die Busche. Mysons Arete kam auch mit noch einigen betagten Frauen, und jetzt fing Myson treuherzig an zu seinen Mitbewohnern zu reden. Er dankte

den

den Göttern, daß sie einen so reichen Ernteseegen über sie alle ausgeschüttet hätten, und von da nahm er die Gelegenheit, ihnen anschaulich zu machen, daß, da die Götter so gastfrey gegen sie gewesen wären, und sie mit so vielem Ueberflusse beschenkt hätten, auch es ihnen auf der andern Seite Pflicht sey, wohlthätig und gastfrey zu seyn. Er erzählte ihnen hierauf das Beyspiel von der Gastfreyheit Philemons und Baucis, die sie dem Jupiter erzeigten, und wie der König der Phäazier, Alcinous, den Ulisses freundschaftlich bewirthete, und noch andere Beyspiele aus seinem eignen Leben, die ich jetzt nicht nacherzählen kann; und als er nach und nach gewahr wurde, daß die Aufmerksamkeit seiner jungen Zuhörer nachließ, so vergönnte er ihnen ihre Spiele anzufangen.

Nun wimmelte der Platz von Knaben und Mädchen, die murmelnd sich über ihr Spiel berathschlagten, oder hüpfend ihr beschlossenes Spiel begonnen. Sie spielten das Bretspiel und den Kottabus, indem sie mit kleinen Steinen nach einem hingeworfenen Ziele warfen, und das Königsspiel, Mysons Erfindung. Einer war König, und die andern brachten Händel vor, die er entscheiden mußte. Dies spielten die ältern Knaben zur Uebung des Scharfsinnes. Die Mädchen standen als Sachwalter den Partheyen bey. Die jüngern tanzten den Krannichtanz, oder spielten die blinde Kuh. Unter ihnen gingen Myson und die übrigen Greise umher die Spiele zu lenken, die Streitigkeiten

Antonius.

Der April ist in ihren Augen; es ist der liebe Frühling, und dieses sind die milden Regen, die ihn herbey bringen; seyd gutes Muths.

Octavia.

Mein Herr, laßt euch meines Gemals Haus empfohlen seyn, und --

Cäsar.

Was, Octavia?

Octavia.

Ich will's euch in's Ohr sagen.

Antonius.

Ihre Zunge will ihrem Herzen nicht gehorchen, und ihr Herz kan nicht Meister über ihre Zunge werden; so steht die Pfaum-Feder eines Schwans auf der vollangeschwellten Fluth, und wankt auf keine Seite.

Enobarbus.

Weint Cäsar?

Agrippa.

Er hat eine Wolke im Gesicht.

Enobarbus.

Er wäre um das schlechter, wenn er ein Pferd wäre, geschweige, da er ein Mann ist. Agrippa.

tigkeiten zu ſchlichten, die aufkeimenden Leidenſchaften und den Gemüthscharakter eines jeden zu beobachten, und hernach untereinander, zu nützlicher Verbeſſerung des Fehlerhaften Rath zu pflegen.

Noch hatten ſie andere Spiele, den Verſtand zu üben, die aber nur an feſtgeſetzten Tagen geſpielt wurden.

Jetzt ſtand der Mond ſchon hoch, und die Greiſe merkten, daß es Zeit ſey nach Hauſe zu gehen. Die Spiele nahmen ein Ende, die vergnügte Geſellſchaft, jung und alt unter einander vermiſcht, wünſchten Myſon und den Fremden einen ſanften Schlaf, und zogen mit frölichen Herzen von dannen.

Myſon brachte hierauf den kraftloſen Fremdling von Athen zur Ruhe, und ſetzte ſich mit Anacharſis, der noch zum Schlafe zu munter war, beym Mondenſchein unter die Buche. Der Mond ſchien ſo klar, der Himmel war ſo heiter, der Zephyr hauchte ſo ſanft, daß Anacharſis ganz entzückt war, und Myſon ſelbſt eine Heiterkeit der Seele empfand, die er lange nicht empfunden hatte. Beym Jupiter! ſagte Anacharſis, ſo gut war ich noch nie einem Greiſe, als dir, Myſon, und ſelbſt meinem treuen Freunde, mit dem ich Freundſchaft durchs Blutbündniß machte, (*) ihm ſelbſt

(*) Die Scythen ritzten ſich in den Finger, lieſſen das Blut beyderſeits in den Becher laufen, tranken beyde daron, und beſchworen wechſelsweiſe einen Freund-

ſelbſt war ich kaum günſtiger, als dir! Auch ich ſelbſt bin dir recht gut, junger Mann, ſagte Myſon, weil du ſo gerade und aufrichtig in deinem Thun biſt. So reiche mir denn deine ehrliche Rechte, guter Greis, ſagte Anacharſis. Myſon gab ihm die Rechte, und eine wechſelsweiſe Zuneigung ſchloß den einen in die Arme des andern.

Aber jezt ſage mir, ſprach Anacharſis, wie konnteſt du hier in dieſem kleinen Flecken ſo viel Weisheit lernen, als ich ſchon an dir geſehen habe?

Und wie könnt ich dir auf dieſe Frage antworten, verſezte der Alte. Ich bin weit entfernt mich für weiſe zu halten; denn ich ſehe noch immer Thorheiten an mir ſelbſt. Soll ich ja etwas von dem glauben, was du mir beylegſt, ſo glaube ich, daß ich einen guten, richtig ſehenden Verſtand habe, der ſich durch Abneigung gegen unnütze Zerſtreuungen, und durch reifes Nachdenken gebildet, und meinen guten natürlichen Charakter, den ich mir durch den Umgang mit ländlichen bidern Männern befeſtigte, für ſtädtiſchen fehlerhaften Leidenſchaften bewahret hat. Dies iſt alles, was ich ſagen kan. Aber von da aus bis zur Weisheit, die du mir beylegeſt, iſt noch ein Sprung.

Du biſt beſcheiden, ſagte Anacharſis, ich will dich nicht weiter in Verlegenheit ſetzen. Aber das kanſt

ſchafts-Bund, der der unverbrüchlichſte zwiſchen zween Freunden war. S. Lucians Toxaris, oder von der Freundſchaft.

kanſt du mir zu Gefallen thun, daß du mir deine Erziehung, deine Lebensart und die Weiſe ſagſt, wie du den richtig ſehenden Verſtand, und den menſchenliebenden Charakter gebildet haſt (*), der ſo deutlich in deinem ganzen Weſen ausgeprägt iſt, wie Minerva auf attiſchen Münzen.

Freund, ſagte Myſon, du verlangſt nichts kleines; du verlangſt, daß ich von mir ſelbſt ſprechen ſoll, eine Sache, die einem beſcheidenen Manne Schweißtropfen auf die Stirne treibt und ſeine Zunge ſtotternd macht. Aber der Himmel iſt heiter, meine Seele vergnügt, du ein gerader aufrichtiger Mann, ohne weibiſche Tadelſucht; kurz, ich ſchreite über meine Bedenklichkeiten hinweg, und erzähle dir die Hauptumſtände meines Lebens.

(Die Fortſetzung künftig.) A.

V. Ver-

(*) Ein gewiſſer Ariſtoxenus, deſſen Diogenes Laertius im Leben Myſons gedenkt, will ihn zwar für einen Miſanthropen ausgeben; vielleicht aus dem Grunde, weil er ſo einſam auf dem Lande lebte: Da ihn aber Apollo und Griechenland für der Weiſeſten Einen erklären, ſo denk ich ſollen Apollo und Griechenland, und der Name eines Weiſen den Ariſtoxenus überſtimmen. Er kan alſo der Mann ſeyn, dem man das weiſe ſeyn ohne zu glänzen, bey ſeinem ländlichen Leben zutrauen kann; vorzüglich, wenn man die Beſchreibung lieſt, die Maximus Tyrius von ſeinem biedern Wandel macht. S. ſeine 18te Rede §. 1. nach Heinſius Ordnung.

V.

Vermiſchte Litterariſche Anzeigen.

1. **Nachricht an die Freunde der Teutſchen Litteratur, eine vorhabende Ausgabe des Alt-Schwäbiſchen Gedichts, die Nibelungen, betreffend.**

Ich habe vor einigen Monaten dem teutſchen Publikum im Namen des Herrn Bodmers diejenigen Alt-Schwäbiſchen Dichter angeboten, die dieſer verehrungswürdige Greis, mit vielen Unkoſten, den Motten entriſſen hat: ich habe zugleich einen Plan vorgelegt, nach welchem auf eine leichte Weiſe dieſe Manuſcripte können gebraucht werden.

Der Plan beſtehet kurz in folgendem:

„Dreyßig Liebhaber treten zuſammen, verwenden binnen drey Jahren jährlich drey alte Louisd'or darauf, „theilen die Auflage unter ſich, machen einen aus ihrem „Mittel zum Beſorger des ganzen Unternehmens, und — „dieſe alten Denkmale ſind gerettet.„

Die Hauptſchwierigkeit ſogleich zu heben, bot ich mich zum Beſorger an, und legte die drey erſten Luisdor in die gemeinſchaftliche Caſſe.

Zu ſagen was dieſe meine Aeuſſerung für Folgen gehabt iſt die Abſicht dieſer Nachricht.

Die erſte und wichtigſte war, daß mir Herr Bodmer, ſeine Handſchrift auf die edelmüthigſte Weiſe unentgeltlich anbot, und der Geſellſchaft förmlich das Eigenthum an

eine

eine authentiſche Abſchrift abtrat. Derſelbe hat auch im teutſchen Muſeum declarirt, daß er eine genaue Copie unter ſeinen Augen nehmen laſſe und ſie abzuliefern geneigt ſey.

Die zweite Folge war, daß mich mehrere Gönner, die in der Liſte der Theilnehmer genennet werden ſollen, wenn Sie es erlauben, mit ihrem jährlichen Contingent beehret. Von denen einige ſogar das vorgeſchlagene Quantum überſtiegen und überdies noch die edelmüthigſten Bedingungen beygefüget, welche Sie zur lebhafteſten Erkenntlichkeit berechtigen.

Dieſes hat mich in den Stand geſetzt, Hundert Rthlr. auf hieſige Banke zu legen, welches ich mit dem zweyten und dritten Hundert eben ſo machen werde, ſobald dieſe Hundert voll ſind. Die Bank-Note iſt ſign. Litt. D. No. 5IIII. den 9ten April 1781. ich gedenke dadurch den Contribuenten oder Actionärs Sicherheit ihres mir anvertrauten Capitals zu verſchaffen.

Um aber dem Unternehmen eine Ehre zu erweiſen, der es würdig iſt, habe ich es im Namen der Geſellſchaft gewaget, Friederich den Groſſen um Erlaubniß zu bitten, dieſes Werk Sr. Majeſtät zu dediciren, bin auch ſo glücklich geweſen, dieſelbe zu erhalten.

Ein ſo glücklicher Erfolg fodert mich auf, die Sache durchzuſetzen. Ich werde alſo, ob ſchon die Pränumeration noch nicht voll iſt, auf meinen Riſico den Druck anfangen, mit

den Nibelungen,

welche ich, ſo bald der Herr Bodmer mir die Copie einhändiget, hier der Preſſe übergeben, die Exemplare den Theilnehmern übermachen und Einnahme und Ausgabe mit vidimirten Belägen gedruckt vorlegen werde.

T. M. Hornung 1782.

Die Bedingungen ſind dieſelben: Man pränumeriret mit Drey alten Luisdor auf einen Dreißigſtel der ganzen Auflage oder mit 1 Rthlr. 8 Ggr. auf ein Exemplar des obigen Gedichts. Doch bitte ich nur das Geld franko zuzuſenden, oder das Quantum mit ſo viel zu erhöhen als das Porto ausmacht. Ueberall bitte ich ſich zu erinnern, daß ich weder Autor noch Kaufmann, ſondern blos uneigentlicher Beſorger bin.

Was ich aus dem Verkauf meines Dreyßigſtels ziehe, ſoll auf die Ausgabe des folgenden Gedichtes verwendet werden.

Ich lade hiermit noch einmal ächte Teutſche Männer von gründlicher Denkungsart und Vermögen ein, ein Unternehmen zu begünſtigen, wodurch ſich unſer gegenwärtiges Jahrhundert zur Erkenntlichkeit aller folgenden — ſo lange die Teutſche Sprache von einer menſchlichen Zunge geſprochen wird — unausbleiblich berechtigen muß.

Berlin, den 15ten April 1781.

Müller,
Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte
am Königl. Gymnaſium.

Wer dieſe Unternehmung, die keinem Freunde der Teutſchen National-Litteratur gleichgültig ſeyn kann, hier in Weimar, oder in hieſigen Gegenden zu befördern geneigt iſt, wird erſucht, ſich deshalben an dem Hrn. Rath Bertuch allhier zu addreſſiren.

Um den Liebhabern einigen Vorſchmak von dem ſogenannten *Lied der Nibelungen* zu geben, rücken wir hier den Anfang deſſelben ein, den der Herr Prof. Müller auf einem beſondern Blatte ſeiner Anzeige beygelegt hat.

Uns

Uns iſt in alten mären wunders vil geſeit.
Von helden lobebeern von grozzer chunheit.
Von fröden hoch geziten von weinen und von klagen
Von chuner recken ſtrite moget ir nu wunder hören ſagen.

5. Es wuchs in burgonden ein ſchöne magedin.
Daz in allen landen niht chöners mohte ſin.
Chriemhild was ſi geheizzen unde was ein ſchöne wip.
Darumbe möſen degene vil verlieſen den lip.
Der minnechlichen meide truten wol gezam.

10. In müte köner recken niemen waf ir gram.
Ane mazen ſchöne ſo was ir edel lip.
Der iunchfröwen tugende cierten anderiv wip.
Ir phlagen dri kunige edel unde rich.
Gunthere unde Gernot die recken lobelich.

15. Unde Giſelher der iunge ein üzerwelter degen.
Div fröwe was ir ſweſter die furſten hetens in ir pflegen.
Die herren warn milte von arte hoh geborn.
Mit krefte und mazzen küne die recken üz erkorn.
Daz en burgonden ſo was ir lant genant.

20. Si frumden ſtarkir wunder ſit in ezelen lant.
Ze wormz bi dem rine ſi wonden mit ir kraft.
In diende von ir landen vil ſtolziv riterſchaft.
Mit ſtolzlichen eren unz anir endes zit.
Sit ſtorben ſi iamerliche von zweier edelen fröwen nit.

25. Ein richiv kuniginne frö üte ir müter hiez.
Ir vater hiez danchrat der in div erbe liez.
Sit nach ſime lebne ein ellens richer man.
Der öch in ſiner iugende grozzer eren vil gewan.
Die dri kunige waren als ich geſaget han.

30. Von vil hohem ellen in warn undertan.
Och die beſten rechen von den man hat geſaget.
Stark unde vil chüne in allen ſtriten unverzaget.
Daz was von trong hagene und öch der brüder ſin.
Danchwart der vit ſnelle unde von mecen ort win.

35. Die zwene marchgrauen gere unde eckewart.
Volcker von alzaze mit ganzen ellen wol bewart.
Römol der kochenmeiſter ein özerwelter degen.
Sindolt vnd hünolt diſe herren müſen pflegen.
Des houes und der eren der drier konige man.

40. Si heten noch manigen reken der ich genennen niht enkan.
Danchwart der was marſchalch do was der neue ſin.
Truhſäze des koniges von mecen witwin.
Sindolt der waſchenche ein özerwelter degen.
Hun olt was kameräre ſi chundengrozzer eren pflegen.

45. Von des hoves krefte unde von ir witen kraft.
Von ir vil hohen werdecheit unde von ir riterſchaft.
Der die herren pflagen mit frowden al ir leben.
Des en chunde in ze ware niemen gar ein ende geben.
Ez trömde chriemhilde in tugenden der ſi pflach.

50. Wie ſi einen valchen wilden zuge manigen tach.
Den in zwene arn erchlomen daz ſi daz müſte ſehen.
Ir en chunde in dirre werlde nimmer leider ſin geſchehen.
Den tröm ſi do ſagete ir müter üten.
Sin kunde inbaz deſcheiden niht der güten.

55. Der valche den du ziu heſt daz iſt ein edel man.
In welle got behüten du müſtin ſchiere verlorn han.
Waz ſaget ir mir von manne vil liebiv müter min.
Ane reken minne wil ich immer ſin.
Suſ ſchöne wil ich beliben unz an minen tot. u. ſ. w.

2) Herrn

2) Herrn Bibliothekar **Daßdorfs** Beſchreibung der vornehmſten Merkwürdigkeiten der Churfürſtlichen Reſidenzſtadt **Dresden.** (Dresden, 1782. in der **Waltheriſchen Hofbuchhandlung.** 812 Seiten in 8. nebſt einem Plan der Stadt Dresden.)

Die Nicolaiſche **Beſchreibung von Berlin**, die wir, bey ihrer Erſcheinung als ein Muſter eines vortreflichen Werkes dieſer Art angeprieſen haben, hat den Hrn. Bibliothekar Daſidorf zu der rühmlichen Bemühung aufgefodert, eine im Weſentlichen nach dieſem Modell eingerichtete Darſtellung der Reſidenzſtadt Dre-den zu liefern, die an Schönheiten der Natur und Schätzen der Kunſt einen ſo anſehnlichen Rang unter den Hauptſtädten Germaniens einnimmt. Hr. D. hat dieſes mühvolle Unternehmen auf eine Art ausgeführt, die ihn des Beyfalls und Dankes aller billigen Leſer verſichert. Ordnung, gute Auswahl der Gegenſtände, Vermeidung alles Unerheblichen, deutlicher, und ſoviel die Natur der Sache zu ließ, angenehmer Vortrag, mit einer ſteten Aufmerkſamkeit, der Ermüdung des Leſers durch kleine ungezwungen veranlaßte Digreſſionen, intereſſante Anmerkungen, Gedichte u. ſ. w. zuvorzukommen, empfehlen dieſes ſchäzbare Buch, welches wir hier, ſeines verdienſtlichen National-Werthes wegen, bloß anzeigen, da eine ausführliche Recenſion nicht dieſes Ortes iſt.

---

3) Hrn. **G. F. Götzens** Candid. der Theologie und Lehrers der Durchl. Princeſſinnen von Heſſen zu **Hanau** Ankündigung ſeiner **Naturgeſchichte einiger Vögel.**

Herr Prof. **Beckmann** ſagt im erſten Bande der Berliner Beſchäftigungen S. 176: „Würde es nicht etwas

zur Ausbeſſerung der Naturgeſchichte beytragen, wenn viele ſich die Mühe gäben, von ſolchen Naturalien, die wegen ihrer Veränderlichkeit ſchwer zu beſtimmen ſind, diejenigen Stücke, welche ſie ſelbſt beſitzen, genau zu beſchreiben, und mit andern Beſchreibungen genau zu vergleichen? Nicht. Vielen kommen neue oder noch unbeſchriebene Naturalien vor, und diejenigen, welche ſolche zu bemerken das Glück haben, müſſen es öfters mehr dem Zufall als ihrer Geſchiklichkeit verdanken. Aber ſchon genannte Naturalien genauer zu beſchreiben und zu beſtimmen als bisher geſchehen, dazu iſt mehr Gelegenheit vorhanden, und auch dieſe Bemühung iſt nüzlich und verdienſtlich. „ — Dieß (ſagt Hr. Götz in ſeiner Ankündigung) hat mich bewogen, auf diejenigen meiner Aufſätze im Hanauiſchen Magazin, welche die Naturgeſchichte einiger Vögel betreffen, mehrere Aufmerkſamkeit zu verwenden, und ſie bisher mit allem mir nur möglichen Fleiſe größtentheils ganz umzuarbeiten. Es ſind folgende Vögel: Gold- Silber- weiſſer Phaſan, Kronvogel, Trappe, Kiebitz, Seidenſchwanz, Schneehuhn, Eisvogel, aſtrakaniſche Gans, (Schwanengans) Taucbergans, Quakreiher, Blauerſpecht, wozu noch ein Anhang von anomaliſch-weiſſen Vögeln kommt. Die ſeltenſten unter dieſen befinden ſich in der hieſigen Fürſtlichen Phaſanerie, wo ich ſie nach Gefallen beobachten und die Beobachtungen des Phaſanenwärters benutzen konnte; von den übrigen befinden ſich wohlerhaltene Exemplare in dem Naturalien-Kabinete der Durchl. Prinzeſſin Friederike zu Heſſen, das unter meiner Aufſicht ſteht. — Das Vorzüglichſte an der Einrichtung dieſer Aufſätze iſt folgendes: Der V. hat jedesmal nach dem Linneiſchen Syſtem die karakteriſtiſchen Kennzeichen des Vogels angegeben, dann ihn ſelbſt genau beſchrieben, endlich hauptſächlich ſein Augenmerk, ſo viel möglich auf die Sitten, Lebensart und Zucht deſſel-

Agrippa.

Wie, Enobarbus? Als Antonius den Julius Cäſar todt fand, ſchrie er bis zum Heulen; und er weinte wie er zu Philippi den Brutus erſchlagen fand.

Enobarbus.

Ich geſteh's, ſelbiges Jahr war er mit Flüſſen behaftet; was er mit Freuden zerſtören half, beweinte er; glaubt mir's, bis ihr mich auch weinen ſeht.

Cäſar.

Nein, meine liebſte Octavia, ihr ſollt immer Nachrichs von mir bekommen; die Zeit ſoll meine Erinnerung an euch nicht hinter ſich laſſen.

Antonius.

Komt, mein Herr, kommt, ich will in der Stärke meiner Liebe mit euch ringen. (Er umarmt Cäſarn.) Seht, hier hab' ich euch; und ſo laß ich euch gehn, und geb' euch den Göttern.

Cäſar.

Adieu, ſeyd glüklich!

Lepidus.

Mögen alle Sterne des Himmels ihr Licht auf deinen beglükten Weg ſtreuen!

Cäſar.

deſſelben gerichtet. Er hat ſich dabey die Arbeiten der beſten Schriftſteller in dieſem Fache zu Nutze gemacht, und angegeben wo ſeine Beobachtungen von den ihrigen abweichen. „Da, ſagte er, wo meine Beobachtungen von andern Schriftſtellern abwichen, habe ich dieß angegeben. Sollte ſich hier und da etwas Neues bey meiner Arbeit finden, ſo war das, ſowohl in Rükſicht des eigentlichen Naturforſchers (wenn es ihm anders gefallen ſollte mich zu leſen; denn ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, daß ich auch für ihn geſchrieben habe) als des Dilettanten und bloßen Liebhabers der Naturgeſchichte anzuzeigen unnöthig. Kann es mir noch zu einiger Empfehlung dienen, daß der große Naturkündiger Hr. Hofrath Schreber ſchon einige dieſer Aufſätze in den Naturforſcher aufgenommen hat, ſo habe ich Urſache, auch dieß hier anzuführen. Doch muß ich noch hinzuſetzen, daß auch dieſe Aufſätze hie und da ſeit ihrem Abdruck noch theils vermehrt, theils berichtigt worden ſind.„

Dieſe Arbeit gedenkt Herr Götze auf die Oſtermeſſe 1782. unter folgendem Titel; Naturgeſchichte einiger Vögel, in der Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau, auf den von ihr in dem 5ten Stücke ihrer Berichte vorgeſchlagenen Weg der Pränumeration auf ſeine Koſten herauszugeben. Sie wird wenigſtens 8 Bogen in gros 8. auf gut Schreibpapier für die Pränumer. betragen. Dazu ſollen noch 6 ausgemalte Kupfertafeln auf Holländiſch Medianpapier von folgenden Vögeln kommen: Gold-Silberphaſan, Kronvogel, Schneehuhn, aſtrakaniſche Gans, Mauerſpecht. Dieſe wird der bereits rühmlich bekannnte dortige Künſtler, Herr Müller, ſtechen und ausmalen, und er verſpricht noch weit mehr Fleiß darauf zu verwenden, als er ſchon bey einigen zum Hanauiſchen Magazin gethan hat. Aber eben dieſer Kupfertafeln wegen hat der Pränu-

merationspreis nicht geringer als zu 15 Ggr (alte Louisdor zu 5 Thaler) oder 1 Fl. 8 Kr. Reichsgeld angesezt werden können. Der nachherige Ladenpreis ist 18 Ggr. Die Pränumerationszeit dauert bis an die Ostermesse 1782. und die Ablieferung an die Herren Pränumeranten soll längstens auf Johanni d. J. geschehen. Jeder Kollektör erhält 20 Prozent, die er von den gesammelten Geldern abziehen kann. Diese erwartet man postfrey, entweder an die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau, oder, wem dieß näher ist, an Herrn Götzen selbst. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedrukt, man bittet daher diese nebst deren Karakter zu rechter Zeit einzusenden. Vor Einsendung des Pränumerationsgeldes wird kein Exemplar abgeliefert.

Hr. G. ersucht seine auswärtigen Gönner und Freunde, die ihn schon mit Ihren Briefen beehrt, und denen er zum Theil in ähnlichen Fällen seine Bereitwilligkeit gezeigt hat, ferner die Beförderer der Buchhandlung der Gelehrten; und auch diejenigen Buchhandlungen, mit denen er bisher in Verbindung gestanden, die Pränumeration auf diese Naturgeschichte in Ihren Gegenden zu unterstützen und zu befördern.

Hier in Weimar nimmt Herr Rath Bertuch Pränumeration darauf an.

---

4) Helmstädtische *Annales Literarii.*

Hr. Doctor Henke, und Hr. Prof. Bruns werden hieselbst mit Anfang des Jahrs 1782. eine neue lateinische Monatsschrift, unter dem Titel: *Annales literarii*, gemeinschaftlich herausgeben. Sie haben sich bey diesem Unternehmen des Beystands einer schon zusammengetretenen Gesellschaft angesehener Gelehrten in und außer Teutschland

zu

zu erfreuen. Nachrichten, Auszüge und Urtheile von vorzüglich kennenswürdigen einheimiſchen ſowohl, als auswärtigen Schriften aus allen Fächern der ernſthaften Gelehrſamkeit werden den Hauptinhalt dieſes Journals ausmachen. Zuweilen ſollen Anmerkungen von ältern gedrukten Büchern, beſonders aber ungedrukten, hie und da verborgen liegenden Manuſcripten, die noch nicht gehörig benuzt ſind, hinzukommen; auch Nachrichten von neuen merkwürdigen litterariſchen Unternehmungen, Reiſen, Experimenten, Beobachtungen, Erfindungen, Aufgaben ꝛc. In jedem Monat erſcheint ein Faſcikel von ſechs Bogen, broſchirt in Octav, ſo daß der ganze Jahrgang von zwölf Faſcikeln, denen die nöthigen Regiſter beygefügt werden, in zwey Bände gebracht werden kann. Auf einen ſolchen Jahrgang werden in Helmſtädt bey den Herausgebern drey Reichsthaler in Conventions-Münze vorausbezahlt.

---

5) Ueberſezung von Denina's Politiſcher und Litterariſcher Geſchichte Griechenlands.

Der berühmte Doctor und Profeſſor zu Turin, Carl Denina, dem ſeine Geſchichte der Staatsveränderung Italiens mit ſo vielem Rechte den Namen eines Italiäniſchen Robertſons erworben haben, giebt ein vortrefliches Werk über die Geſchichte Griechenlands heraus. Es führt dem Titel Iſtoria Politica e Letteraria della Grecia, und begreift in 6 Bänden in gr. 8. jeder von 3 bis 400 Seiten die Staats- und gelehrten Geſchichte Griechenlands, von den erſten Helden-Zeiten an bis auf die Theilung des Reichs Alexanders des Großen. Das ganze Werk wird im Junius dieſes Jahres vollendet ſeyn.

Von dieſer Geſchichte wird in Verlag der Kortenſchen Buchhandlung in Flensburg, eine deutſche Ueberſetzung mit Anmerkungen und Zugabe begleitet, baldmöglichſt erſcheinen.

---

6) **Elmine**, ein **Schauſpiel mit Geſang**, der Text von dem Freyherrn **von Drais** in Karlsruhe, die Muſik von Hrn. **Johann Andre'**, Muſikdirector beym teutſchen Theater in Berlin.

In der Jubilate-Meſſe 1782 wird ein Klavierauszug von dieſer Operette erſcheinen. Bis zu Ende des März kann man darauf 1 Rthlr. 8 Gr. Preuß. Cour. oder 2 Gulden 15 Kr. Reichsmünze pränumeriren, und die Intereſſenten, deren Namen vorgedruckt werden, erhalten ihre Exemplare poſtfrey. Das Werk wird mit Breitkopfiſchen Noten, in dem Format wie die Cora des Herrn Kapellmeiſters Naumann gedruckt werden. Der Ladenpreis wird 1 Rthlr. 18 Gr. Preuß. Cour. oder 3 Gulden Reichsmünze ſeyn. Wer die Mühe des Kolligirens übernehmen will, bekommt bey 10 Exemplaren, eins, bey 16, zwey, und bey 20, drey Exemplare für ſeine Bemühung. Herr Andre', der ſich bereits durch mehrere Wercke, beſonders im Fache des leichten, gefälligen, ſcherzhaften und pathetiſchen Geſangs hervorgethan, hofft ſich durch das Gegenwärtige ein neues Recht an den Beyfall der bisherigen Freunde ſeiner Muſe erworben zu haben.

Für Weimar nimmt Herr Rath Bertuch hierauf Pränumeration an.

---

7) Leſ-

7) Leſſings Büſte von dem Medailleur Hrn. Krull in Braunſchweig.

Herr Krull hat von unſerm unerſezlichen Leſſing, durch Hülfe eines Abguſſes, den er über ſein todtes Geſicht gemacht, durch Zuziehung guter Bilder von ihm, und vermöge einer getreuen Erinnerung ſeiner Züge, eine Büſte in Lebensgröße verfertigt, welche ſowol in Anſehung der Aehnlichkeit, als auch der übrigen Bearbeitung den einſtimmigen Beyfall aller erhalten hat, welche ſie geſehen haben. Verſchiedene Freunde des großen Mannes, welche dieſelbe in der Copey zu beſitzen wünſchen, haben den Künſtler aufgemuntert, ſie in Gipsabgüſſen zu vervielfältigen; und er hat ſich unter nachſtehender Bedingung dazu entſchloſſen. Um nemlich für ſeine Bemühung und die damit verbundenen Koſten eine ſichere und angemeſſene Vergütung zu erhalten, und zu verhüten, daß ſeine Arbeit nicht ſogleich durch ſchlechte Nachgieſſer verunſtaltet werde, wünſcht er eine hinlängliche Subſcription darauf zu erhalten; und erſucht alſo diejenigen, welche beſagte Büſte zu haben verlangen, ihn der gewiſſen Abnahme eines oder mehrerer Exemplare zu verſichern. Die Ausführung ſeines Entſchluſſes hängt von der Anzahl der Liebhaber ab, und er hat den erſten März als den Termin feſtgeſezt, wo er von der geſchehenen Subſcription benachrichtiget ſeyn will, um alsdann beurtheilen zu können, ob er für ſeine Mühe und Koſten entſchädigt werde.

Da aber dieſer Termin für ganz Teutſchland ſehr enge iſt, ſo wird er hoffentlich auch diejenige, die ſich noch binnen izt und dem erſten May, wo die Abgüſſe geliefert werden ſollen, melden, nicht leer ausgehen laſſen. Der Preis jedes Stückes iſt 2 Thlr. Conventionsmünze, ohne die Emballage, wenn es zu verſchicken iſt.

Aus-

Auswärtigen entferntern Liebhabern zu Gefallen, welche ein hohes Porto ſcheuen möchten, hat er dieſelbe Büſte auch auf den dritten Theil verkleinert, ſo daß die ganze Höhe mit dem Fußgeſtell 8 Zoll ausmacht, wobey die Aehnlichkeit nicht das mindeſte verloren. Er bietet ſolche unter ebenderſelben Bedingung wie die große für 1 Thlr. an.

---

8) Tabellen der gemeinnützigſten Wiſſenſchaftlichen Gegenſtände für Ungelehrte von G. Scharnhorſt, Fähndrich in Churhannövriſchen Dragoner Regiment von Eſtorf.

Ich habe mich ſeit einiger Zeit bemühet einige gemeinnützige Gegenſtände der Geographie, Statiſtik, des Militairs, der Oekonomie, allgemeinen Weltgeſchichte ꝛc. tabellariſch zu entwerfen, und die gewöhnlichen Tabellen dieſer Gegenſtände, zur Kenntniß eines jeden und zur Ueberſicht des Ganzen bequemer einzurichten.

Dieſer Abſicht zu entſprechen habe ich folgende Tabellen entworfen.

1) Ausführliche — von Maaßen, Münzen und Gewichten (die vornehmſten Maaße in natürlicher Größe.)

2) Cosmologiſche, und Geographiſche.

3) Statiſtiſche — Größe, Volkmenge, Einkünfte ꝛc. Kriegs-Macht, Produkte, Gewerbe, Handel und ſeparirte Beſitzungen der Europäiſchen Staaten, ſind die Rubriken dieſer Tabellen.

4) Militairiſche — als detaillirte Liſten des Beſtandes und der Beſoldung der Officiere, Unter-Officiere und Gemei-

Gemeinen, der vornehmſten Europäiſchen Armeen. Ausführliche Koſten-Tafeln der Montirung, Armatur, Remonte, Artillerie ꝛc.

Mit dieſen Nachrichten, die meiſtens noch gar nicht bekannt ſind, glaube ich insbeſondere Officieren zu dienen, welche die ökonomiſche Verfaſſung verſchiedener Armeen neben einander halten wollen. —

5) Hiſtoriſche — einen illuminirten Stammbaum der politiſchen Geſchichte, neben ihm eine ſynchroniſtiſche Tabelle der Geſchichte überhaupt, eine chronologiſche Regenten-Tafel, u. ſ. w.

Ich habe in den hier genannten Tabellen ſolche Verhältniſſe gewählt, welche leicht überſehen werden können — Alles auf Eine Münzſorte ꝛc. reducirt — Sie überhaupt ſo plan und einfach eingerichtet — daß ſie jedem von allgemeinen Gebrauch ſeyn werden.

Sie werden Theils geſtochen, auf feines Papier gedruckt, und wo es zur geſchwinden Ueberſicht, zur Deutlichkeit nöthig iſt, ſauber illuminirt, und ſo eingerichtet, daß man ſie bequem an die Wand zum täglichen Gebrauch aufhängen kann.

Man erhält ſie auf Subſcription für 1 Thlr. 20 Gr. (Im Laden werden ſie nie verkauft werden) auf 6 Exemplare erhält man 1 frey, auf 10, 2.

Im Februar 1783 kann man ſchon, wie man hofft, ein Theil Exemplare abliefern.

Alle Subſcriptionen werden dem Hannöveriſchen Poſt-Amte zu Northeim eingeſchickt. Das Kaiſerl. Reichs-Poſt-Amt zu Nürnberg, das Addreß-Comptoir zu Hamburg ꝛc. nehmen Subſcription an.

---

9) L'Eve-

9) L'Eveques Geſchichte von Rußland.

Wir glauben ganz zuverſichtlich den Liebhabern der Geſchichte eine angenehme Nachricht zu ertheilen, wenn wir Ihnen folgendes Werk ankündigen: „L'Eveque's Geſchichte Rußlands, nach Original Chronicken, bewährten Urkunden und den beſten ruſſiſchen Geſchichtſchreibern. Aus dem „Franzöſiſchen mit Anmerkungen und Berichtigungen von „J. R. F. 6 Bände in 8.“ Und das um ſo viel mehr, da der Ueberſetzer bis erſt kürzlich viele Jahre in Rußland gelebt hat, und im Stande iſt wichtige Anmerkungen zu liefern. Es ſoll auch an uns nicht fehlen die Herausgabe ſo viel möglich zu beſchleunigen, und ſo ſchön zu veranſtalten, als die Beſtimmung eines ſolchen Werks erlaubt. Winterthur, im Chriſtmond 1781.

Heinrich Steiner und Komp.

---

10) In ſpäteſtens 4 Wochen wird in der Buchhandlung der Gelehrten eine von dem Verfaſſer, dem Hrn. Kriegs-Rath Dohm, beſorgte franzöſiſche Ueberſetzung der Schrift über die politiſche Verbeſſerung der Juden zu haben ſeyn.

(Folgendes wird auf beſonderes Erſuchen eingerückt.)

An die Herren Collecteurs und Unter-Collecteurs der Lotterien in Teutſchland.

Ich bin gern bereit gemeinnützige Anſtalten zu befördern, und zu dienen, wem und wo ich kan. Aber Sie, meine Herren,

ren, werden es mir verzeihen, wenn ich alle Anträge, Lotto-Billets zu nehmen und unterzubringen abweiſe, und Ihre Briefe mit Lotto-Billets, wofür weder ich noch unſer Erziehungs-Inſtitut Porto bezahlen mag, ganz unfrankirt wieder zurück ſchicke. Gern möcht' ich für Ihren Vortheil auf andre Weiſe thätig ſein, ja von meiner ſtark beſetzten Zeit einen guten Theil auf diejenige Vorſtellung an die in Teutſchland regierende Herren verwenden, die mir Hofnung gäbe, einem jeden von Ihnen eine hinlängliche Penſion auszumachen, und dann auf einmal das Lottoweſen abgeſchaft zu ſehen. Ich bedaure ſehr, daß Sie einem Geſchäfte ſich nicht entziehen können, welches (freylich wider Ihren Zweck und Willen) dazu wirkſam dient, die Menge der Armen, der Elenden und Betrüger an ſo vielen Orten anſehnlich zu vermehren. Ihre Entſchuldigung: wir müſſen uns und unſre Familien erhalten, und die Leute ſind nun ja einmal ſo überreich, ſo ſpielſüchtig, oder ſo thörigt und einfältig, daß ſie uns in Nahrung ſetzen, ſoll auch bey mir für Sie perſönlich gelten, wenn Sie es nicht übel finden, daß ich Ihnen hier dieſe Nachricht gebe, und daß der Ausbreitung des Land- und Sitten-verderblichen Lottoweſens von allen, die es ſo kennen, möglichſt entgegen gehandelt wird. Ich ſelbſt werde ſchwerlich mehr dawider thun können, als daß ich etwa gelegentlich Segen und Freude vom Himmel jedem Fürſten erflehe: der die lockenden Anſtalten des Gewinnſüchtigen zerſtört, daß der Arme nicht ſeine Heller ihnen opfre und das Geſinde ſich nicht vergreife an dem Gute ſeines Herrn.

Deſſau, im philantropiſchen Erziehungsinſtitut den 16. Februar 1782.

Wolke.

An die Abonenten des T. Merkurs.

Die Buchdruckerey, in welcher gegenwärtiges Journal ſeit 1774 gedruckt wird, iſt ſeit einiger Zeit mit Arbeiten ſo überhäuft geweſen, daß der Merkur dadurch merklich aufgehalten und aus ſeinem Gleiſe gebracht worden. Zu verhindern, daß die Ablieferung nicht mit jedem Monat um 8 Tage ſpäter geſchehe, ſehe ich mich genöthiget, das gegenwärtige, und vielleicht auch daß folgende Monatſtück, auf fünf Bogen einzuſchränken. Ich verſpreche aber, daß dieſer Abgang in den bevorſtehenden Sommer-Monaten unfehlbar nach und nach erſetzt, und alſo dem ganzen Jahrgang an der gewöhnlichen Bogenzahl nichts fehlen ſoll. Weimar, den 28ſten Hornung 1782.

Wieland.

Cäſar.

Lebe, lebe wohl!

[Er küßt Octavien.]

Antonius.

Lebet wohl.

[Trompeten. Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

[Verwandelt ſich in den Palaſt zu Alexandria.]

Cleopatra, Charmion, Iras und Alexas treten auf.

Cleopatra.

Wo iſt der Burſche?

Alexas.

Er fürchtet ſich halben Theils zu kommen.

Cleopatra.

Geht, geht; kommt näher, Herr.

Der Bote kommt herein.

Alexas.

Gnädigſte Königin, Herodes von Judenland hätte das Herz nicht, Eure Majeſtät anzuſehen, wenn ſie nicht bey guter Laune iſt.

Cleopatra.

Der
Teutſche Merkur.

März 1782.

I.

Horazens Dritter Brief an Mäcenas. *)
(der Neunzehnte im Erſten Buch.)

Einleitung.

Das achte Jahrhundert der Römiſchen Republik, — deſſen erſtes Viertel durch die ſchrecklichſten Revolutionen in ihrer innern Verfaſſung ſo merkwürdig geworden, daß die Geſchichte keinen andern Zeitraum von gleicher Dauer kennt, der mit dieſem zu ver-

*) Man hat für ſchicklich gehalten, da das Ganze der Horaziſchen Briefe mit dem dazu gehörigen Commentar zur Einrückung in dieſes Periodiſche Werk nicht qualificiert war, den Publicum wenigſtens einen dieſer Briefe mit der Einleitung und den Erläuterungen, die dazu gehören, als eine Probe jenes vor etlichen Monaten in unſerm Journal angekündigten Werkes, welches auf bevorſtehende Meſſe in 2 Theilen in gr. 8v. erſcheinen wird, vorzulegen.

W.

vergleichen wäre, — war es nicht weniger durch ein wunderbares Zusammentreffen der größten und vorzüglichsten Geister, welche die Grenzen der römischen Sprache und den Ruhm ihrer Litteratur eben so schnell ausdehnten, als die Scipionen und Emile die Macht der Republik ausgedehnt hatten; Männer, die, von einem edlen Wetteifer mit den Griechen, ihren Meistern in den Musenkünsten, angefeuert, durch eine Menge vortreflicher Werke zeigten, was für eine Höhe die Römischen Musen hätten ersteigen können, und wie weit sie vermuthlich ihre Meister selbst hinter sich gelassen hätten, wenn nicht, unglüklicherweise, diese Morgenröthe ihres goldnen Alters in die nämliche Zeit gefallen wäre, wo die Republik unter dem heftigsten Zweykampf zwischen Tyranney und Freyheit, den die Welt jemals gesehen hat, zu Trümmern gieng, und die größten Männer der Zeit, beynahe mit der ganzen Blüthe und Hofnung der künftigen, in ihren Untergang hineinzog. Denn die edlen und schönen Geister, welche dem eigentlichen Jahrhundert Augusts so viel Glanz geliehen haben, sind nur als die Ueberbleibsel einer bessern Zeit, als die wenigen, die aus einem schrecklichen Sturm und Schifbruch ihr Leben noch davon gebracht, anzusehen: und selbst die besten unter ihnen, ein Varius, ein Horaz, ein Virgil, ein Pollio, ein Livius, waren das nicht, konnten, durften das nicht seyn, was sie gewesen wären, wenn es den Verfechtern der Freyheit gelungen wäre, die Republik wieder herzustellen, oder, da das alte Fundament

unter

unter der ungeheuren Laſt ihrer Größe eingeſunken war -- einen neuen Tempel der Freyheit auf neue Grundpfeiler zu legen, ſtark genug, ihn vielleicht noch eben ſoviele Jahrhunderte zu tragen, als der Alte geſtanden hatte.

Indeſſen machten die wenigen vortreflichen Köpfe welche die Republik geſehen und überlebt hatten, und die dem nachmaligen Auguſtus, als das Koſtbarſte von der Beute der überwältigten Freyheit ſeines Vaterlandes, gleichſam zugefallen waren, — die vornehmſten Zierden ſeiner Regierungszeit aus. Sie wurden durch das, was ſie zu der glücklichen Veränderung ſeiner Denkart und Sitten beytrugen, für ihre Zeitgenoſſen wohlthätig; und ſind vielleicht die wahre Urſache, daß die Welt, durch eine Art von Bezauberung immer wieder von neuem vergißt, daß der Triumvir Octavius Cäſar und Auguſt der Vater des Vaterlandes — eine und eben dieſelbe Perſon ſind.

Das Vergnügen, das alle Leute von Geſchmack an den Werken dieſer Dichter fand, der Ruhm ihres Namens, der — wiewohl ein bloßes Echo des Beyfalls der kleinern Anzahl aus dem Munde der nachhallenden Menge — doch immer ein beneidenswerther Vortheil ſcheint; und vornehmlich die Gunſt und Achtung, worinn man ſie bey den Großen und bey Auguſt ſelbſt ſtehen ſah — Alles dies erwekte ihnen in kurzer Zeit eine unendliche Menge Nachahmer und Nebenbuhler, von allerley

Graden der Mittelmäßigkeit oder Schlechtigkeit. Mit der Menge der Dichter nahm auch die Menge der Leser, und mit beyden die Menge der Kunstrichter und Kenner zu. Jedermann machte entweder selbst Verse, oder traute sich doch zu, über die Dichter und ihre Werke richterlich abzusprechen. Das neuaufiebende Cäsarische Rom wimmelte von müßigen Leuten, denen jede Art die Zeit zu tödten willkommen war; der Luxus der Reichen und die Dürftigkeit der Armen setzte alle Talente in Bewegung; und, weil Reichthum und Geschmack selten beysammen sind, so fehlte es auch den unbefugtesten Prätendenten an Genie und Wiz nicht leicht an Beschützern und Lobpreisern.

Wizling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch, aus mancherley Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie, bey jeder Gelegenheit, gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherley Cotterien und Bureaux d'Esprit, worinn man für oder wider einen berühmten Mann Partey machte; und wo man Abrede nahm, wieviel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte sich Bewundrer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig

zu

zu haben dachten, ſich unvermerkt ohne Freunde und dem unverſtändigen oder hämiſchen Tadel ungebildeter Kenner, die ſich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die ſich verdunkelt glaubten, preisgegeben ſahen.

Man bildet ſich gewöhnlich ein, die Zeitgenoſſen eines Schriftſtellers, deſſen Werth und Ruhm eine lange Reihe von Jahrhunderten entſchieden haben, hätten eben ſo von ihm geurtheilt wie wir. Dieſe gegenwärtige Epiſtel kann uns, wenigſtens was unſern Dichter betrift, eines andern überzeugen. Es war auch in dieſem Stücke vor 1800 Jahren zu Rom gerade wie bey uns und — allenthalben. Horaz hatte einen groſſen Ruf, aber wenig litterariſche Freunde. Seinen Namen kannte jedermann, ſeinen Werth nur die Wenigen, die ſelbſt einen Werth in ſeinen Augen hatten. Diejenigen, die ihn vielleicht am fleißigſten laſen, d. i. die nehmlichen, die ihn am unverſchämteſten beſtahlen, thaten öffentlich als ob gar kein ſolcher Mann wie Horaz in der Welt wäre. Die Kunſtrichter vom Handwerk rächeten ſich dafür, daß er keine Notiz von ihnen nahm, durch ſchiefe Urtheile. Die Kennerlinge behaupteten ihr Anſehen, indem ſie zu dem gefühlten Beyfall, der ihm da oder dort in ihrer Gegenwart gegeben wurde, die Achſeln zukten, und zu verſtehen gaben, daß ſehr viel darüber zu ſagen wäre. Die Nachäffer hätten ihn gerne zu ihresgleichen gemacht: es wäre eben keine ſo groſſe Kunſt, ſagten ſie, ſolche Oden zu

machen wie Horaz; und er hätte doch das beſte darinn von den Griechen die er nächahmte. Die Dilettanti vermiſten in ſeinen Trinkliedern — die Hoheit des Pindar, in ſeinen moraliſchen Empfindungen — das Feuer der Sappho, in ſeinen heroiſchen Oden — die Anmuth des Anakreon; und ſie ſchämten ſich nicht, den holprichten und ſchwazhaften Satyren des Lucilius vor ſeinen Sermonen den Vorzug zu geben. Ueberhaupt, ſcheint es, prävalierten ſie ſich gegen ihn des Umſtands, daß die Schönheiten ſeiner Werke gröſtentheils zu fein waren, um auf den großen Haufen Eindruk zu machen, oder von ihm recht verſtanden zu werden. Der Unverſtand der Leſer iſt immer die Sicherheit unverſtändiger oder übelwollender Tadler; und es iſt nichts leichters, als das ſchiefſte Urtheil einer Menge von Leuten einleuchtend zu machen. Einigen war er zu ſcharf in ſeinen Satyren, andern hatte er nicht Nerven genug; ſolcher Verſe, ſagten ſie, könne man tauſend in einem Tage machen *). Andre konnten ſich nicht in den leichten, launevollen und ironiſchen Ton ſeiner Schriften finden; ſie wußten immer nicht recht was er eigentlich ſagen wolle; ſein Salz war zu fein für ihren Gaumen. Kurz Horaz, mit allen ſeinem Geiſt, Wiz und Geſchmack, war kein Mann für das römiſche Volk; und, wiewohl es Mode ſeyn mochte ihn geleſen zu haben, ſo wurde doch unter allen Dichtern ſeiner Zeit ſchwerlich einer — weniger verſtanden.

Spuren

*) Satyr. II, 1.

Spuren von allen dieſem finden ſich an vielen Ortenſeiner Sermonen und Epiſteln; und er ſelbſt war ſo überzeugt davon, daß er gar keinen Anſpruch auf den Beyfall der Menge machte, und ſich, ſcherzweiſe, mit der Tänzerin Arbuſcula verglich welche, da ſie von dem Volke ausgeziſcht wurde, ſich damit tröſtete, daß ihr doch die Ritter geklatſcht hätten *). Aber eben dieſer humoriſtiſche Ton, womit er von ſeiner eignen Poeterey ſprach, und der geringe Werth den er darauf legte, war vielen Leuten anſtößig. Bald konnten ſie nicht glauben daß es ihm Ernſt ſey, und gaben ihm zu verſtehen er ſpräche nur ſo, um deſto weidlicher gelobt zu werden; bald hielten ſie es für ein Bekenntniß, das ihm von ſeinem Gewiſſen wider Willen ausgepreßt würde, nahmens utiliter an daß nicht viel hinter ihm ſeyn müſſe weil er ſelbſt ſo wenig von ſich halte, und ſtellten ſich, als ob ſie weder den Genie noch die Feile an ſeinen Werken merkten. Sagte er, um ihrer loß zu werden, er gebe ſich gar für keinen Meiſter vom Handwerk, er habe ſeine erſten Verſe aus Deſperation **), und die übrigen

*) Satyr. I. 10. Arbuſcula konnte ſich nicht nur auf den Beyfall des Ritterſtandes was zu gute thun: ſie gefiel ſogar dem großen Cicero. Quaeris de *Arbuſcula*? (ſchreibt er ſeinem Atticus) *valde placuit*. IV. 15. wiewohl dies vielleicht auch nur ſoviel ſagen ſoll: ſie hat groſſen Beyfall erhalten.

**) Paupertas impulit audax ut verſus facerem. *Epiſt.* II. 2. v. 51.

ohne alle Prätenſion, aus bloßer Liebhaberey *) oder weil er nicht ſchlafen könne **) gemacht: ſo antworteten ſie, er ſpotte, und ſpreche nur ſo, weil er andere Leute verachte, und ſich einbilde es könne niemand etwas Gutes machen als er — und was dergleichen mehr war.

Horaz liebte ſeine Ruhe zu ſehr, und kannte das Weſpenartige Geſchlecht der Wizlinge und Poetaſter zu gut, um ſich mit ihnen in einen Streit einzulaſſen, wobey man immer beſudelt wird, man verliere oder gewinne. Aber, da er izt im Begriff war ein Buch Epiſteln herauszugeben, wollte er doch dieſe Gelegenheit nicht vorbeylaſſen, der Welt ein paar Worte von ſich ſelbſt, von ſeinen Nachahmern, von ſeinen Tadlern und Neidern, und von der Urſache zu ſagen, warum das Publikum — ungeachtet der Begierde womit ſeine Werke geſucht und geleſen würden — gleichwohl ſo kaltſinnig davon ſpreche, und ſo wenig guten Willen gegen den Verfaſſer ſpüren laſſe. Und an wen konnte er eine Entladung deſſen, was er über dieſen Punkt auf dem Herzen hatte, ſchiklicher addreſſiren, als an den erſten Freund ſeiner Muſe, an den Mann, dem er das ſtille Glück ſeines Lebens ſchuldig war, der ihn beſſer als irgend ein anderer kannte, und deſſen eignen Dichter er ſich im ſiebenten Briefe zu nennen liebt?

So

*) Me pedibus delectat claudere verba. Sat. II. 1. v. 28.

**) Ne faciam, inquis, omnino verſus — Peream male, ſi non optimum erat. ibid. v. 5.

So entſtand dieſe dritte Epiſtel an Mäcenas, worinn er, unter dem Schein eines kaltblütigen vertraulichen Geſprächs mit ſeinem großen Freunde, das beſagte Problem auf eine Art auflöſt, die zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft für die Herren iſt, deren Gunſt er ſich mit einer Mahlzeit oder einem abgetragnen Rock zu erkaufen getraute, aber ſonſt jeden Vernünftigen befriedigen muß. Die Laune, womit er es thut, beſonders die Wendung die er nimmt, um den Mäcen unvermerkt auf das was er eigentlich ſagen wollte zu bringen, und der gute Ton, auf den der ganze Brief geſtimmt iſt, werden ſich dem Leſer von Geſchmack von ſelbſt empfehlen. Nur Schade, daß die körnichte Kürze, die eine Hauptſchönheit des Originals iſt, in der Ueberſetzung der Deutlichkeit aufgeopfert werden mußte.

Wenn du, gelehrter Freund, dem alten Komiker Kratinus (1) glaubſt, ſo können keine Verſe lange gefallen oder leben, die von Waſſertrinkern geſchrieben worden. In der That iſt nicht zu läugnen, daß, ſeitdem der Gott der Reben das ſchwärmeriſche Dichtervolk den Satyrn und Faunen zugeſellt (2), der Muſen ſüſſer Athem wohl gar Frühmorgens ſchon nach Weine riecht. Homerus pries den Rebenſaft zu gern a)

um nicht der Weinſucht ſehr verdächtig ſich
gemacht zu haben. Selbſt der Vater Ennius
ſprang nie als wohlbezecht hervor, die Thaten
der Helden Roms zu ſingen. — „Allen Nüchternen
„weiſ' ich den Marktplatz und das Puteal
„des Libons (3) an, und allen Finſterlingen ſoll,
„Kraft dieß, die Dichterey zu Rechten nieder-
„gelegt ſeyn!„ — Seit der Alte b) dies Edict
ergehen ließ (4), ermangelten die Herr'n
vom Handwerk nicht, von früh bis in die Nacht
und wieder an den Morgen, in die Wette
zu trinken, und nach ſchlechten Wein zu duften.
Gerad als wenn ſich einer dünken ließe
es brauche nur ein trutziges Geſicht,
und ungekämmt, in einem kurzen Rocke
von grobem Tuche, baarfuß übern Markt
einherzuſteigen, um die hohe Tugend
des Cato darzuſtellen. Aber was gewann
der Maure Cordus, da er, ſeine große

Urba-

a) Durch die Beywörter die er immer dem Wein giebt, ſo oft er deſſen erwähnt, und die immer von ſeiner ſtärkenden, begeiſternden, herzerfreuenden Tugend, oder von ſeiner ſchönen Farbe, hergenommen ſind.

b) Nämlich, Ennius, der Homer der Römer.

Cleopatra.

Ich muß dieſes Herodes ſeinen Kopf haben; aber wie? da Antonius weg iſt, der mir ihn holen könnte -- Komm du näher.

Bote.

Allergnädigſte Königin --

Cleopatra.

Sahſt du Octavien?

Bote.

Ja, großmächtigſte Frau.

Cleopatra.

Wo?

Bote.

In Rom, Madam, ich ſah ihr ins Geſicht, ich ſah ſie, da ſie zwiſchen ihrem Bruder und Antonius gieng.

Cleopatra.

Iſt ſie ſo lang als ich?

Bote.

Nein, Gnädigſte Frau.

Cleopatra.

Hörteſt du ſie reden? Hat ſie eine helle oder eine dunkle Stimme?

Bote.

Urbanität zu zeigen, über Kraft
Gewalt ſich anthat, dem bewunderten
Timagenes im declamieren nach-
zueifern? — Nichts als — einen Bruch. (5)
Ein Muſter wird auf ſeiner ſchwachen Seite
am leichtſten nachgeahmt, und ſteckt gewöhnlich
durch ſeine Fehler an. Verlöhr ich ungefehr
die Farb', ich wette gleich ſie tränken Kümmelwaſſer
um blaß zu werden. O du leidige
Nachahmer-Schaar, zum Tragen und zum Folgen
gebohrnes Vieh! Wie oft hat euer Lermen
und Jahnen bald zum Lachen mich und bald
zur Ungeduld gereizt! — Ich habe meinen Weg
durch einen Strich des Helikons, wo kein
Lateiner mir vorangieng, ſelbſt gebahnt,
nicht meinen Fuß in andrer Tritt geſezt.
Wer ſichs nur zutraut, führt den ganzen Schwarm.
Ich bin der erſte, der die Jamben des
Archilochus nach Latium gebracht;
ich habe ſeine Versart, ſeinen Geiſt,
nicht Wort' und Sachen, eigen mir gemacht. (6)
Noch wirſt du meines Epheukranzes mich
drum minder würdig halten, weil ich mich

geſcheut

geſcheut auch ſeine Versart abzuändern:
Denn auch die feuervolle Sappho, auch
Alcäus borgt ihm ſeinen Rhythmus ab,
wiewohl vermiſcht mit andern, und an Inhalt
verſchieden; denn er c) ſucht ſich keinen Schwiegervater
um ihn mit ſchwarzen Verſen anzuſchmitzen,
noch knüpft er durch ein ſchmacherfülltes Lied
den Strik womit ſich ſeine Braut erdroßle.
Der iſt es, d) den ich (was in unſrer Sprache
von keinem noch verſucht war) als der erſte
Lateiniſche Liederdichter, unſerm Volke
bekannt gemacht; und — warum ſollt ichs nicht geſtehn?
Mir ſchmeichelts, wenn ich meine Lieder, durch den Reiz
der Neuheit wenigſtens, zu Rom empfohlen,
mit Luſt geleſen ſeh', und in den Händen
von Allen finde — deren Beyfall ehrt.

Frägſt du mich aber, wie es komme, daß
der undankbare Leſer meine Kleinigkeiten
zu Hauſe ließt und liebt, hingegen auswärts
die Achſeln kritiſch zükt, und höchſtens — ſchweigt?
Nichts iſt begreiflicher. Ich gebe mir

nicht

c) Alcäus.
d) Nämlich, Archilochus.

nicht die geringſte Müh die holen Stimmen
des Pöbels unſrer leichten Dichterlinge
und windichten Entſcheider zu erjagen;
wiewohl ſie mir ein Abendeſſen, oder
ein abgetragner Rock erkauffen könnte. e)
Ließt einer unſrer angeſehenen
Schriftſteller irgendwo mit groſſem Pomp
ſein neues Werk, (7) ſo — weiß ich nichts davon,
und bin nicht da, um mitzuklatſchen, oder mich
zu ſeinem Herold und Verfechter gegen
den Zoilus dienſtfreundlich aufzuwerfen;
bin weder Haupt noch Glied von keinem Club.
und würdige unſrer hochgelahrten Meiſter
der freyen Künſte keinen, mich zu ſeinem Stuhl
zu drängen, oder ſeinen Beyfall zu briguiren. (8)
Da liegt der Hund begraben! f) — Sag ich dann
zu einem dieſes Schlags: ich ſchäme mich
vor einem groſſen Auditorium

mit

e) Ein unbarmherziger Hieb auf die armen Schelme, die das doppelte Unglück hatten, ſchlechte Verſe zu machen und zu hungern.

f) *Hinc illae lacrymae!* Eine Anſpielung auf eine bekannte Stelle in der Andria des Terenz, die, wie es ſcheint, zum Sprüchwort geworden war.

mit meinen Kleinigkeiten zu erſcheinen,
als dächt ich mehr Gewicht, als ſolche Dinge
in meinen Augen haben, drauf zu legen:
ſo zieht der Mann das Maul und ſpricht: „Der Herr
„beliebt zu ſcherzen, wie ich merk', und ſpart
„für Jovis g) Ohren ſeine Sachen auf;
„er denkt der Muſen Honig fließe keinem ſonſt
„als ihm, und iſt ſich ſelber ſchön genug
„um unſers ſchlechten Beyfalls zu entbehren.„
Was iſt zu thun? Ihm eine ſpitzige Antwort
zu geben ſcheu ich mich; denn dieſe Wespen
ſind furchtbar — kurz, um ſeinen Stachel nicht
noch mehr zu fühlen, wind' ich mich von ihm
mit der Entſchuldigung los, der vorgeſchlagne Ort
mißfalle mir — und bitt' um Galgenfriſt. h)

In

g) Eine von den Griechen entlehnte ſprüchwörtliche Redensart, welche von Leuten gebraucht wurde, die aus ihren Sachen ein Geheimnis zu machen affectierten. Hier kann ſie füglich auf Auguſt gezogen werden, der damals, wenigſtens in den Provinzen (denen die Römer ſchon einen Grad von Niederträchtigkeit mehr erlaubten als ſich ſelbſt) bereits Altäre hatte, und öffentlich auf Münzen und Denkmälern unſer Herr Gott Auguſt geſcholten wurde.

h) *Diludia poſco.* Diludia hießen bey den Römern die Raſttage die man den Gladiatoren, zwiſchen den Ta-

In einen Kampf auf Wiz mit dieſen Leuten
ſich einzulaſſen, iſt nicht rathſam. Erſt
iſts bloßes Spiel; allmählich wird man warm,
die Galle ſteigt, der Scherz wird immer bittrer,
zulezt erboßt man ſich und hört mit Schlachten auf.

gen wo ſie fechten mußten, bewilligte. Weil dieſe Unglücklichen auf Leben und Tod fechten mußten, ſo iſt Galgenfriſt ein ziemlich gleichbedeutender Ausdruk.

Erläuterungen.

(1) **Kratinus** — einer der erſten, welche dem rohen Poſſenſpiel des Theſpis eine beſſere Geſtalt gaben, und dasjenige daraus machten was man zu Athen die alte **Komödie** hieß, hatte zu ſeiner Behauptung, daß kein Waſſertrinker ein guter Dichter ſeyn könne, einen ſehr perſönlichen Grund; denn er war ein ſo eifriger Client des Weingotts, daß er's mit dem alten Silenus ſelbſt hätte aufnehmen können, und trieb's ſoweit, daß ſeine Matrazen, *) auf eine Art die ſeiner Urbanität wenig Ehre macht, zum Sprüchwort wurden. **Ariſtophanes** bedient ſich deſſen in ſeinen **Rittern** zu einem Bon-Mot, das eine ſtarke Lungen-Erſchütterung in dem Athenienſiſchen Parterre erregen mußte, weil die

*) Κώδια, eigentlich, Schaffelle, auf welchen zu Athen Leute von dieſem Schlage, ſtatt der Polſter, zu liegen pflegten.

die meiſten Zuhörer den Kratinus perſönlich gekannt hatten — Ει σε μη μισω, ſagt der erzürnte Kleon zum Agorakritus, γενοιμην εν Κρατινου κωδιων! (Sc. III. Akt. I.) Wenn ich dich nicht haſſe, ſo — (anſtatt zu ſagen ſo will ich gehangen ſeyn, oder ſo was,) ſo will ich in Kratinus Fellen liegen! — Ein eben ſo komiſcher aber feinerer Zug über die Weinſucht dieſes Dichters findet ſich im Friedensſchluß des Griechiſchen Moliere:

Merkur. Und Kratinus, der Weiſe, was macht den der?

Trygäus. Der iſt beym Einfall der Lakonen *) gar geſtorben.

Merkur. Woran denn?

Tryg. An Kummer; das Herz brach ihm,
Da er einen Krug voll Weins zerſchlagen ſah.

Uebrigens iſt mit den ſämtlichen Werken dieſes alten komiſchen Dichters (wovon nur unbedeutende Fragmente übrig ſind) auch die Stelle, auf welche Horaz hier anſpielt, verlohren gegangen: doch hat ſie ſich in einem artigen Epigramm eines Unbekannten erhalten, welches ich in der Brunkiſchen Sammlung vergebens geſucht habe, und alſo um ſo lieber aus dem Bentley abſchreiben will:

Οινος

*) Lacedämonier

Οινος τοι χαριεντι πελει ταχυς ιππος αοιδῳ,
υδωρ δε πινων χρηστον ουδεν αν τεκοις.
Ταυτ' ελεγεν, Διονυσε, και επινεν ουχ' ενος ασκου
ΚΡΑΤΙΝΟΣ, αλλα παντος ωδοδως πιθου.
Ταγαρτι στεφανων δομος εξευεν, ιχὲ δε κιττῳ
μιστωτον, οια και συ, κεκροκωμενον.

Wein iſt dem fröhlichen Sänger das wahre Flügelpferd,
Wer Waſſer trinkt wird nie was Gutes machen!
So rief Kratin, o Bacchus, nicht duftend etwa nur
von einem Schlauch, er roch ein ganzes Faß:
Drum wimmelt von Kränzen ſein Haus, und ſeine Stirn
iſt, deiner gleich, von Efeu gelbgefärbt.

(2) Ut male ſanos adſcripſit *Liber* Satyris Faunisque poëtas — Alle Schwärmerey, alſo auch die Dichteriſche, ſtund bey den Griechen unter dem Einfluß des Weingotts. Dichter, welche ſich nicht gerne in ſo guter Geſellſchaft als Satyrn und Faunen ſind, befinden, haben alſo alle Urſache, auf dem Unterſchied zwiſchen Schwärmerey und Enthuſiasmus zu beſtehen, was auch die Demokrite dagegen einwenden mögen.

(3) Wer über dieſes Puteal des Libo irgend einen Philologen oder Antiquarier vor dem Salmaſius zu Rathe ziehen wollte, dem können wir, aus Erfahrung, melden, daß er ihn verwirren und irre

führen wird. Salmaſius iſt der erſte, der die Sache auseinander geſezt *), und gezeigt hat: daß das Puteal im *Comitio* (nahe bey der *Curia*, dem heiligen Feigenbaum, und der Bildſäule des Attius Navius) unter welchem das berühmte Scheermeſſer, womit dieſer Augur, zu Beſchämung des unglaubigen Königs Tarquinius Priſcus, einen Schleifſtein entzweygeſchnitten, nebſt beſagtem Schleifſtein vergraben lag, **) und das Puteal Libonis, wovon bey Horaz die Rede iſt, zwey ganz verſchiedene Dinge ſind. Denn, nach der Anzeige des Grammatikers Feſtus ***) ſtund Libons Puteal, zwar auch auf dem Foro Romano, wie jenes, aber weit davon entfernt, ohnweit der Vorhalle des Minerven Tempels. Soviel man aus dem kurzen ziemlich undeutlichen Bericht des Feſtus abnehmen kann, war die Stelle, wo dieſes Puteal ſtand, ſchon vor Alters ein Sacellum, d. i. ein eingemaurter heiliger Plaz geweſen, aber, wie es ſcheint, durch den Bliz getroffen und beſchädigt worden, und mit der Zeit ganz zuſammen gefallen. Die Römer hatten eine beſondre Religion für die vom Bliz getroſne Oerter; es war ein Sacrilegium, einen ſolchen Ort zu betreten, zu überbauen, oder irgend etwas Menſchliches darauf zu verrichten. Da nun einſt (Feſtus ſagt nicht, wann ſolches geſchehen) der

*) Exercitat. in Solin. p. 831. ſeq.

**) *Cic.*. de Divinat. L. I. c. 17. *Dionyſ. Halic.* Antiqu. Rom. L. IV. p. 204. edit. Sylb.

***) de Verbor. Signif. X. L. VII. p. 487. edit. Dacier.

der Senat dem **Scribonius Libo** aufgetragen, alle vom Bliz getrofnen Oerter zu unterſuchen und das nöthige dabey vorzukehren, ſo kam er auch an dieſes; und, weil der Ort ehmals ſchon heilig geweſen, und es durch den Wetterſtral zwiefach worden war, ſo errichtete er ein **Puteal**, d. i. eine Art von Brunnenähnlichem Gemäuer ohne Dach, in Form eines Altars, darauf. Dieß hieß nun von dieſer Zeit an das **Puteal des Libo**, und in Form eines Altars erſcheint es auch auf einigen Münzen, die den Namen **Libo** führen, und in allen bekannten Numismatiſchen Sammlungen, wie auch in **Nardinis** Roma Antiqua, und im Tom. III. der Memoir. de Litterat. abgebildet zu ſehen ſind. Da es aber der Scribonius Libo, welche öffentliche Würden zu Rom verwaltet haben, vom L. Scribonius Libo an, der im Jahr 560. Aedilis Curulis, und 562. Prätor war, bis zu dem Libo gleiches Namens, der im Jahr 720. zum Conſulat gelangte, mehrere gehabt: ſo fragt ſich, welcher von ihnen derjenige geweſen, nach welchem das beſagte Puteal benennt wurde? Hierüber aber laſſen uns die Gelehrten, die davon geſchrieben haben, im Dunkeln. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß (wie **Saumaiſe** l. c. bewieſen hat) die Foeneratores, d. i. die Herren die auf Procente liehen, in der Gegend dieſes Puteals zuſammen kamen: und der Sinn des Verſes, der dieſe Erläuterung veranlaßt hat, iſt alſo dieſer: die Waſſertrinker mögen ſich mit den troknen, ernſthaften und nüchternen Geſchäften, die man auf dem

Forum und bey Libons Puteal treibt, abgeben! Das ist ihr Fach: aber die Poeterey, wozu ein ganz andrer Fluß von Lebensgeistern gehört, sollen sie müßig gehen!

(4) Die gelehrtesten Ausleger unsers Dichters haben sich in einer wunderbaren Verlegenheit befunden, da sie sich die Frage beantworten wollten: wer denn der **Poetische Prätor** sey, der dies Edict habe ergehen lassen? Man findet eine lange Recension aller ihrer, zum Theil (quod pace tantorum Virorum dixerim!) erbärmlichen Hypotheſen in **Bentleys** Ausgabe, der ihnen aber auch dafür harte Nüſſe aufzuknacken giebt. Er ſelbſt iſt, mit **Torrentius**, der Meynung, daß man *edixi* leſen müſſe, und beruft ſich auf vier bis fünf Handſchriften, wo — die Abſchreiber das t vergeſſen haben. **Cruquius** hingegen läßt es bey dem gewöhnlichen *edixit*, und glaubt die Rede ſey vom Ennius. Er hat hierinn **Baxtern** zum Nachfolger, der eine feinere Spürkraft für den Wiz und Humor unſers Dichters hat als alle vor ihm. **Geßner** hingegen hälts mit **Bentleyen**, deſſen Hauptgrund iſt: **Ennius** ſey ſchon über Hundert Jahre todt und begraben geweſen, ehe Libons Puteal exiſtiert habe. Es wäre freundlich geweſen, wenn er uns geſagt hätte, woher er dies wiſſe: denn daß er ſeiner Sache gewiß zu ſeyn geglaubt, erhellt aus dem Naſerümpfen, womit er dem Torrentius und ſeinen Anhängern vorwirft, ſie hätten ſich **ſchändlich vergangen** (turpiter peccaſſe.) Wie es auch damit bewandt ſeyn mag.

Bote.

Madam ich hörte sie reden, sie hat eine tiefe Stimme.

Cleopatra.

Das ist nicht so gut; sie kan ihm nicht lange gefallen.

Charmion.

Ihm gefallen? O Isis das ist unmöglich!

Cleopatra.

Das denk' ich auch, Charmien; eine dumpfige Stimme, und zwergen-mäßig — was für Majestät ist in ihrem Gang? besinne dich, wofern du jemals Majestät gesehen hast.

Bote.

Sie schleicht, ihre Bewegung und ihr Gang sind beynahe eins; beydes ohne Leben; man möchte sie eher für eine Bildsäule halten, als für ein athmendes Ding.

Cleopatra.

Ist das gewiß?

Bote.

Oder ich bin nicht im Stand, etwas zu beobachten.

Cleopatra.

Er hat Verstand. Ich merk es, es ist nichts an ihr; der Bursche hat eine gute Beurtheilungs-Kraft.

Charmion.

mag, non noſtrum eſt tantas componere lites! Weil aber ein Ueberſetzer doch eine Meynung haben muß: ſo habe ich mich einfältiglich an die gemeine Lesart gehalten, und glaube mit Cruquius und Barteln: Horaz lege dies Humoriſtiſche Edict dem Vater Ennius in den Mund — und dies glaube ich (mit Addiſons Vellum zu reden) aus drey *Rationibus* — Erſtens: Weil es vermöge des Zuſammenhangs der natürlichſte Sinn iſt, auf den jedermann beym erſten Anblik verfallen muß. — Zweytens: Weil Horaz auch im Scherzen das feine Gefühl des Anſtändigen nicht leicht zu verlieren pflegt, und ſich alſo gewiß, auch nicht zum Spaß, die Mine gegeben hat, Edicte auf dem Parnaß ergehen zu laſſen. Bentley meynt zwar in dem folgenden — „verlöhr ich ohngefehr die Farbe u. ſ. w.„ etwas zu ſeinem Behuf zu finden: aber gerade in dem poco più und poco meno, wofür die Horazen ſoviel und die Bentley's ſo wenig Sinn haben, liegt der Unterſchied — Drittens und leztens: Weil, auch im Falle daß zu Ennius Zeiten, d. i. im ſechsten Jahrhundert der Stadt Rom, Libons Puteal noch nicht exiſtiert hätte, Horaz in einem ſcherzhaften Edict, das er dem Obmann und Erzvater der Römiſchen Poeten in den Mund legt, ſich aus einem Anachronismus dieſer Art ſchwerlich mehr Bedenken gemacht hätte, als Virgil aus einem weit wichtigern in ſeiner Aeneis.

(5) Auch hier ſuchen einige Ausleger mehr Fineſſe, als Horaz vermuthlich in Gedanken hatte. Der Scho-

liaſt des Cruquius hilft uns auf die Spur, uns von der Anekdote, auf welche Horaz anſpielt, die rechte Vorſtellung zu machen. Vermuthlich war die Geſchichte dem Mäcenas ſchon bekannt, und der Dichter brauchte alſo nicht ſo umſtändlich dabey zu ſeyn, als wenn er für uns geſchrieben hätte. Die Geſchiklichkeit im Declamieren wurde damals (und ich wünſchte es wäre bey uns auch ſo!) für eine ſehr nothwendige Eigenſchaft eines Menſchen von Erziehung und Lebensart gehalten; und es wimmelte in Rom von Graeculis, welche Unterweiſung in dieſer ſchönen Kunſt gaben. Unter dieſen war der Rhetor Timagenes einer der Beliebteſten, und wurde, wie es ſcheint, öfters zu Gaſtmälern eingeladen, um ſich mit Proben ſeiner Kunſt hören zu laſſen. Ein gewiſſer Mauritanier — vermuthlich ein neuer Römiſcher Bürger — Namens Cordus *) der bey einer ſolchen Gelegenheit zugegen war, wurde (wie die Leute ſeiner Nation leicht Feuer fangen und der ſtärkſten Eiferſucht fähig ſind) von dem Beyfall den ſich Timagenes erworben hatte ſo gereizt, daß er ſich unmöglich halten konnte, auch auf der Stelle eine Probe abzulegen, daß er, ſeiner Mauriſchen Abkunft ungeachtet, in den Eigenſchaften, die zu einem urbanen Römer gehörten, keinem weiche. Er ließ ſich ebenfalls hören, und griff ſich, weil er's dem Griechen noch zuvor thun wollte, über Ver-

*) Horaz nennt ihn ſcherzweiſe, einen Jarbiten, d. i. einen Abkömmling des Mauriſchen Königs Jarbas, der in Virgils Aeneis vorkömmt.

Vermögen und mit ſolcher Unvorſichtigkeit an, daß er ſich eine Ader zerſprengte oder einen Bruch bekam — denn rupit kann hier, däucht mich, beydes heiſſen.

(6) **Archilochus** wird vom Plutarch für den Erfinder mehrerer Versarten und auch beſonders derjenigen angegeben, welche man Epoden nannte, *) und womit Horaz ſeine erſten Lyriſchen Verſuche machte. Er blühete ungefehr zwiſchen der 15ten und 30ſten Olympiade, und war wegen ſeines Talents für die Lyriſche Poeſie eben ſo berühmt, als verſchreyt wegen des böſen Gebrauchs den er öfters von ſeinem Witze machte, deſſen Pfeile ſo ſpitzig oder vielmehr ſo giftig waren, daß er diejenigen, die er zum Ziel derſelben nahm, bis zur Verzweiflung trieb. Wenigſtens war dies das Schikſal eines gewiſſen Lykambes, um deſſen Tochter Kleobule er ſich beworben hatte. Der Vater hatte ſie ihm anfangs zugeſtanden, hernach aber ſeine Gedanken geändert und das Mädchen einem andern gegeben. Archilochus rächte ſich dieſer Beleidigung wegen an der ganzen Familie durch ſo grauſame Jamben, daß Lykambes, Kleobule und ihre zwoo Schweſtern, die Schande, die er ihnen dadurch zugezogen, nicht überleben wollten, und ſich alle vier erhängten — wenn die wahrhaften Griechen die Sache nicht übertrieben haben.

*) S. die XXVIIIte Note des Hrn. Bürette zu Plutarchs Abhandlung von der Muſik, im 14ten Bande der Memoir. de Litterat. p. 379. ſeqq.

Die Mühe, welche Horaz ſich in dieſer ganzen Stelle giebt, ſich gegen den Vorwurf der Nachahmung zu vertheidigen und ſeine Originalität unter den Lateiniſchen Dichternzu behaupten, iſt einiger Erläuterung werth. Horaz hatte, wie es ſcheint (und wie es nicht anders zu erwarten war) eine Menge Nachahmer oder Nachäffer von der Art, die er ſerva pecora nennt, die ſich nicht begnügten auch Lyriſche Gedichte zu machen, nachdem er ihnen gewieſen hatte, wie ſie es ungefehr angreiffen müßten: ſondern die ihm ſogar den Inhalt ſeiner Oden, ſeine Wendungen und ſeine Ausdrücke ſtahlen, kurz, wie die Krähe in der Fabel, ſich mit ſeinen Federn ſchmükten, und dann in den Chor der Vögel miſchten, und auch als Sänger mitflogen. Dieſe Leute ſcheint es, glaubten ſich damit zu rechtfertigen, wenn ſie ſagten: Horaz ſey ja ſelbſt nur ein Nachahmer — der Griechen nämlich; denn daß er der erſte Lyriſche Dichter der Römer war, wenigſtens der erſte, der eine Vergleichung mit den Griechiſchen aushalten konnte, war unläugbar. Um nun dem Römiſchen Publico, das ſich ſo gut durch Worte täuſchen ließ als jedes andre, im Vorbeygehen den Unterſchied zwiſchen Nachahmung und Nachahmung zu zeigen, beruft er ſich darauf, daß er nicht mehr Nachahmer des Archilochus ſey als Alcäus und Sappho auch; daß er die Versarten des Griechen (*numeros*) und ſeinen Geiſt, ſein Feuer (*animosque*) ſich eigen gemacht aber nicht ihm die Sachen und Worte (non *res* et *verba*) abgeſtohlen und für Sein gegeben habe.

habe. — Verehrer des Horaz hätten vielleicht Urſache zu wünſchen, daß er ſich zu einer ſolchen Apologie gar nicht herabgelaſſen haben möchte. Jeder wahre Künſtler ahmt, in gewiſſem Sinne, ſeine Vorgänger nach; aber Virgil iſt, ungeachtet alles deſſen was er vom Homer geborgt oder nachgeahmt, noch immer ein großer, und, ſelbſt durch die Art der Nachahmung, ein originaler Dichter. Ein **Pfuſcher ohne alles Talent** könnte ein höchſtelendes Werk von 50 Geſängen, der **Erfindung** und **ganzen Ausführung** nach aus ſeinem eignen ſchalen Kopf gezogen und keinen Menſchen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts als ein **originaler Pfuſcher** ſeyn. Hingegen könnte ein großer Dichter nicht nur das Süjet, ſondern, wenn ers für gut fände, den ganzen Plan ſeines Werkes von einem andern nehmen, und **durch die Art der Ausführung** ein Neues und Vortrefliches aus einem ſchlechten erſchaffen. Das was den wahren Meiſter macht, iſt nicht die Erfindung eines unerhörten Süjets, unerhörter Sachen, Charakter, Situationen u. ſ. f. ſondern der lebendige Odem und Geiſt, den er ſeinem Werk einzublaſen vermag, und die Schönheit und Anmuth die er darüber auszugießen weiß. Es iſt mit den Dichtern hierinn wie mit den Mahlern und andern Künſtlern. Alle vortreflichen Mahler haben **Marienbilder** und **heilige Familien** gemahlt: der Inhalt iſt der nämliche, die Charakter ſind die nehmlichen, die Farben auf dem Palet ſinds auch: gleichwohl hat jeder ebenden-

ſelben Gegenſtand auf eine ihm eigene Art behandelt; und ſo viele vortrefliche Madonnen ſchon da ſind, ſo wird ſich doch gewiß kein künftiger großer Mahler dadurch abſchrecken laſſen, auch die Seinige hinzuzuthun. — Es iſt aber, ſelbſt für einen Horaz, ſo ſchwer von ſeinen eignen Arbeiten mit dem Publico zu ſprechen, und es iſt ſo gewöhnlich, in ſolchen Fällen zu wenig oder zuviel zu ſagen: daß die beſte Partie, die man gegen den Zoilus nehmen kann, immer die iſt — gar nichts zu ſagen, und das Werk für ſich ſelbſt und für ſeinen Meiſter ſprechen zu laſſen. Iſt es gut, ſo legt es ein Zeugnis ab, welches, wo nicht von den Zeitgenoſſen, doch gewiß von der Nachwelt, gehört, verſtanden, und beſtättigt werden wird.

(7) Das öffentliche Vorleſen ſeiner Werke, welches der Gönner Virgils, Aſinius Pollio, in Rom zuerſt aufgebracht haben ſoll, fieng ſchon zu Horazens Zeiten an Mode zu werden; und dieſe Mode nahm in der Folge, mit der Mode Schriftſteller zu ſeyn, ſo ſehr überhand, daß es eine ordentliche Geſellſchaftspflicht — eine Pflicht, von der man ſich, ohne alle Geſetze der guten Lebensart zu übertreten, gar nicht diſpenſiren konnte — wurde, ſolchen Vorleſungen beyzuwohnen. Man wurde (wie wir aus den Briefen des Plinius ſehen) ordentlich dazu eingeladen; die Geſellſchaft verſammelte ſich in einem großen Saal; der Autor beſtieg eine Art von Tribüne und declamirte ſein Werk, und wenn er fertig war,

war, ſtieg er unter dem lauten Geklatſch der höflichen Zuhörer wieder herunter, ſammelte ſein Allmoſen an Lob von Reyhe zu Reyhe ein, bedankte ſich, verſicherte das Reciprocum, und ſtellte ſich den nächſten Tag bey einem andern ein, um Wort zu halten. Was die Litteratur bey dieſer ungemein höflichen Einrichtung gewonnen habe, läßt ſich leicht errathen.

(8) Es gab zwar damals noch keine Journale und gelehrte Zeitungen, die ſich im Namen des Publicums, kraft einer ſtillſchweigenden Commiſſion, des Rechts über alle neue Schriften und ihre Verfaſſer Peinliches Gericht zu halten, angemaßt hätten: aber die Sprachlehrer und Rhetoren (d. i. Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften, die ſich beſonders auch mit Erklärung und Analyſirung der alten Dichter abgaben) erſetzten dieſen Abgang reichlich, ſowohl durch ihre Menge, als durch den Einfluß den ihnen der Umſtand gab, daß die litterariſche Erziehung der Römiſchen Jugend gänzlich in ihren Händen war. Die Schriftſteller à la Douzaine hatten alſo alle Urſache, ſich bey dieſen wichtigen Herren um Gunſt, Nachſicht und Schutz zu bewerben. Horaz glaubte ſich dieſer Ceremonie überheben zu können, und wir, ſeine itzigen Leſer, glauben das auch: aber bey ſeinen Lebzeiten war es ein anders. Der Geiſt der gelehrten Republik arbeitet immer unter ſeinen zugleichlebenden Gliedern die gehörige Gleichheit zu erhalten, und ſtuzt oder rekt mit Gewalt, wo die Natur ſich nicht fügen wollte. Das

leſende

leſende und urtheilende Publikum glaubt, wie das Römiſche Volk, ſeine Faſces geben, und widernehmen zu können, wem und wann es will. Der vortreflichſte Schriftſteller muß ſeine Vorzüglichkeit oft wie ein Verbrechen büßen — und wird, wie Ariſtides, bloß deßwegen, oſtraciſiert, weil er gut iſt. Horaz machte zu ſeiner Zeit die Erfahrung davon; und wer nennt mir unter den berühmteſten Todten einen einzigen, der ſie nicht gemacht hätte?

W.

II.

Nachrichten von Meiland.

Zu Ergänzung und Berichtigung der bekannteſten Reiſebeſchreibungen.

Meiland iſt nach Rom die größte Stadt in Italien. Sie hat zehn Italieniſche Meilen im Umfang. Der Abbe' Richard giebt ihr weniger als 100,000, und Groſley nicht mehr als 80,000, Niſſon 300,000 Seelen; Sie könnten ſich aber ſicher darauf verlaſſen, daß ihre Einwohner ungefehr 130,000 betragen. Der Abbe' Richard iſt überhaupt ſehr glüklich in der Angabe der Einwohner. Neapel ſoll nach ſeiner Meynung viermal ſtärker, als Meiland bevölkert ſeyn, ob es gleich gewiß iſt, daß Neapel nicht über 430,000 Einwohner hat. Was Groſley und Niſſon betrift,

ſo

ſo begnügen ſie ſich ſelten, geringe Fehler zu begehen. Im Jahr 1774 betrug die Zahl aller Einwohner des Oeſterreichiſchen Antheils am Herzogthum Meiland 1'110,152, nemlich 564,297 männlichen, und 545,856 weiblichen Geſchlechts. Die Stadt liegt in einer ungemein fruchtbaren Ebene, und hat eilf Thore. Zu welchem Thore man auch hinausgehet, trift man ſchöne Wieſen an, deren Einige von einer Stadt zur andern fortgehen, nnd ſich bis auf zwanzig und mehrer Italieniſche Meilen erſtrecken. Dieſe ſind ſo fruchtbar, daß ſie wohl viermal des Jahrs abgemähet werden können, und ſogar des Winters unter dem Schnee, hervor grünen.

Die Meiländer haben ſich dieſen reichen Wieſewachs und noch andere ſehr wichtige Vortheile durch Kanäle, woher ſie die Wieſen bewäßern können, verſchaft. Sie lernten dieſen Vortheil auf den Kreuzzügen ins gelobte Land. Der älteſte Kanal, welcher aus dem Teſino das Waſſer bis nach Meiland führt, und dieſe Stadt mit dem Lago maggiore, dem Fluß Po und dem Adriatiſchen Meer verbindet, wurde 1179 bis nach Abiate Graßo gegraben, 1257 von da bis nach Meiland fortgeſezt, und 1269 Schifbar gemacht. Er iſt 32 Italieniſche Meilen lang, und heißt jezt Naviglio grande. Ehedem hieß er zu verſchiedenen Zeiten Teſinello, und Naviglio di Gazzano oder Gaggiano. Ein anderer Kanal, welcher Naviglio della Marteſana genannt wird, und 23 Meilen weit, das Waſſer aus der Adda bis nach Meiland

land führt, iſt viel jünger, und hat vielmehr gekoſtet. Er wurde 1457 auf Befehl des Herzogs Franz Sforza angefangen, von Ludwig Sforza, bey der Stadt, und vom Graf Firmian unter der itzigen Stadthalterſchaft des Erzherzogs Ferdinand bis nach Lario oder bis zum Comer-See ſchifbar gemacht; die lezte Arbeit wurde wegen eines hohen Fails der Adda, von den Franzöſiſchen Königen Ludwig XII und Franz I mit vielen Unkoſten vergeblich verſucht. Dieß ſind die zwey größten Kanäle. Es ſind aber im Gebiet der Hauptſtadt noch drey andere von nicht geringerer Wichtigkeit, welche Canal di Bereguardo (auf der Homanniſchen Charte di Abiagraſſo genannt) Teſinello und Naviglio di Pavia heißen. Der Erſte gehet von Abiategraſſo aus dem Naviglio grande in den Teſino bey Pavia, und iſt ſchifbar. Die andern zwey entſtehen aus dem beym Ticiner Thor zu Meiland geſammelten Waſſer der zwey größern Kanäle, wenden ſich von da gegen Süden, und bewäſſern das Meiländiſche und Paveſiſche. Der Oeſtlichere, iſt der Teſinello, und der Weſtlichere Naviglio di Pavia. Dieſer läuft neben der Landſtraße nach Pavia. Galleazzo Viſconti, Herr von Meiland, ließ ihn 1363 graben, den Park bey Pavia, und die Landgüter ſeines Hauſes zu bewäſſern. Im 16ten Jahrhundert verſuchte man, vergeblich, ihn ſchifbar zu machen. Aus dieſen Haupt-Kanälen werden unzählige Nebenzweige abgeleitet, welche zur Bewäſſerung der Landgüter dienen.

Hier-

Charmion.

Eine vortrefliche.

Cleopatra.

Wie alt mag ſie wohl ſeyn, ich bitte dich?

Bote.

Gnädigſte Frau, ſie war eine Wittwe.

Cleopatra.

Eine Wittwe, Charmion, hörſt du?

Bote.

Und ich denke, ſie hat dreyßig.

Cleopatra.

Kanſt du dir ihr Geſicht noch vorſtellen? Iſt es lang oder rund?

Bote.

Rund bis zur Diſproportion.

Cleopatra.

Solche Leute haben mehrentheils keinen Verſtand. Ihr Haar, von was für Farbe?

Bote.

Braun, und ihre Stirne ſo niedrig, als ſie es nur wünſchen kan.

Hieraus kann man auf den glüklichen Zuſtand der Meiländiſchen Landwirthſchaft, und des Handels ſchließen. Der Vorrath von Vieh aller Gattungen, beſonders aber von Rindvieh, iſt überaus groß. Sie verſehen das ganze Genueſat damit: und ihre Käſe beſonders der Stracchino, und der ſogenannte Parmigiano, gehen durch die ganze Welt. Jener wird nur im eigentlichen Meiländiſchen Diſtrikt gemacht, und wird ſo genannt, weil er von der Milch ermüdeter Kühe gemacht wird. Der andere wird im Diſtrikt der Stadt Lodi verfertiget, und wird unrichtig von Parma benannt. Er ſoll von den Franzoſen dieſe Benennung erhalten haben, weil ihn eine Prinzeſſin von Parma zu erſt in Frankreich bekannt machte. Lodi hatte ehedem einem unfruchtbaren, mit vielem Sand vermiſchten Boden. Die Meiländer, welche die gute Würkung des von ihnen 1179 gegrabenen Kanals erfuhren, führten, ein und vierzig Jahre nachher, einen eben ſo großen Kanal aus der Adda ins Lodigianiſche, welcher ſich wieder mit ſeiner Mutter vereint, nachdem er unter den Namen Muzza das beſagte kleine Gebiete durch unzählige Ableitungen bewäſſert hat. Demſelben haben die Lodigianer ihre überaus fetten Viehweiden, und die daraus erwachſenden Vortheile zu verdanken. Es iſt zum Erſtaunen, wie in einem ſo kleinen Diſtrikt, als der Lodigianiſche, ſo viel Käſe verfertiget werde, daß kein beträchtlicher Ort in Europa iſt, wo man ihn nicht finde. Die Engländer verſehen ſich reichlich damit auf langen Schiffahrten, weil er ein

Prä

Präſervatif wider den Skorbut iſt; wozu der Saffran, welcher darunter gemiſcht iſt, viel beytragen ſoll.

Von der glücklichen Landwirthſchaft der Meiländer iſt der Weinbau nicht ganz ausgeſchloſſen. Der Wein, welcher im obern Theil des Herzogthums, z. B. beym Lago maggiore und Lago di Como gebauet wird, iſt ſehr gut, und dem aus den niedrigen Gegenden weit vorzuziehen. Er iſt reiner, von köſtlicherm Geſchmack, und geſunder. Es wird auch hier und da viel Reis gebauet. Die waſſerreichen Kanäle begünſtigen den Anbau dieſes Produkts. An Weitzen und türkiſchem Korn haben ſie einen ſolchen Ueberfluß, daß ſie nicht nur das Genueſiſche, ſondern auch durch dieſe, andere fremde Nationen damit verſehen können. Seide wird in großer Menge gebauet; ſie kommt aber, beſonders in den niedern Gegenden des Landes, der Piemonteſiſchen und Toskaniſchen an Güte nicht bey. Dieſes kommt theils von der Verſchiedenheit der Maulbeerbäume, welche im Meiländiſchen in einem gar zu fetten und feuchten Erdreich wachſen, theils auch vom Unterſchied in der Zubereitung der Seide her. Seen und Flüſſe ſind reich an Fiſchen, und das ganze Land iſt mit zahmen und wilden Federvieh angefüllt.

Sie ſehen, lieber Freund, wie reich an natürlichen Produkten die Meiländer ſind, und welche Bequemlichkeit ſie haben, vermittelſt der Schifbaren Flüſſe,

Flüſſe, der Kanäle, des Lago Maggiore, und des Comer-Sees, und durch die benachbarten Genueſer, ihre Produkte außer Landes zu verſenden. Der Seidenhandel allein ſoll jährlich gegen zwey Millionen, und der Käſe eine halbe Million Thaler ins Land bringen. Wenn man nun noch rechnet, wie viel Geld einkommt für Rindvieh und Getreide, Loh- und Weißgerber-Arbeiten, allerhand ſeidene und wollene Zeuge, Sammet, Strümpfe, Schnupftücher, ſeidene Borden zu Livreen, Stickereyen, Kupferarbeiten, kriſtallene Gefäſſe, Kutſchen und Kaleſchen, welche zu Meiland verfertiget, und auſſer Landes geſchickt werden, ſo hat man Urſach, das Herzogthum Meiland unter die reichſten Länder Italiens zu zählen. Jedoch blühet daſelbſt der Handel nicht mehr ſo ſehr, als er vor der Herrſchaft der Spanier blühete. Denn damals gab ſich auch der hohe Adel mit dem Handel ab, und ſchämte ſich nicht, mit den Geſchlechtern reicher Kaufleute ſich zu verbinden. Seitdem aber der Spaniſche Stolz die Denkart der Meiländer angeſteckt hat, ſo haben ſich die adlichen Häuſer vom Handel getrennt. Dieſes Beyſpiel hat ſo viel Einfluß auf die Bürger, daß diejenigen, welche ſich durch den Handel bereichert haben, ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie einen Adelsbrief erkaufen, und dem Handel entſagen können. Noch einen anderen ſehr beträchtlichen Abbruch leidet der Handel durch das Monopolium, welches viele unter einander verbundene reiche Kaufleute mit der rohen Seide treiben. Ehedem kam noch dieſes hinzu, daß jährlich viel baares Geld aus dem Land

nach Wien gieng. Izt, da der Erzherzog Ferdinand, zu Meiland im Namen des Kaisers regiert, hat dieser Abbruch ein Ende, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Meiländer durch die weise und milde Regierung des Erzherzogs, und durch die väterliche Sorge, welche der unsterbliche Kaiser Joseph für alle seine Unterthanen, ohne Ausnahme, trägt, zur höchsten Stufe ihrer Wohlfahrt gelangen werden.

Was die Aufmerksamkeit eines Reisenden zu Meiland am meisten an sich ziehet, ist die Domkirche. Ich weiß nicht, wie der Abbe' Richard schreiben konnte, der heilige Ambrosius habe dieser Kirche die Form gegeben, die sie noch hat; da es eine ungezweifelte Sache ist, daß die Kirche, welche der h. Ambrosius bauete, auf einem andern nahen Ort stand, wo ein Benediktiner-Kloster ist. Man erstaunt über die Größe und Majestät dieses Tempels, über die ungeheuer großen Steine, woraus er zusammengesezt ist, und über desselben unzählige Menge von Statuen. Johann Galeazzo Visconti, erster Herzog zu Meiland, fieng 1386 den Bau dieser Kirche an, und er ist noch nicht zu Ende, ob man gleich beständig daran arbeitet. Richard ist geneigt zu glauben, der Nutzen derer, welche die zu diesem Bau bestimmten Einkünfte verwalten, halte die Vollendung desselben zurück. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß in so vielen Jahrhunderten keiner der Fürsten der untreuen Verwaltung der Einkünfte gewahr worden sey. Wahrscheinlicher ist es, daß die beständigen Reparaturen der von Ungewittern und

Stürmen

Stürmen beſchädigten Theile, welche auch durch das Alter und durch ihre eigene Schwere ſelbſt ſich zum Verderben neigen, ſchuld daran ſeyen, und daß man den jährlichen Ertrag der dazu beſtimmten Fonds nicht überſchreiten will. Man iſt immer der Meynung geweſen, dieſe Domkirche ſey, wo nicht ganz, wenigſtens einem großen Theil nach, ein Werk teutſcher Baumeiſter, beſonders aber eines gewißen Zamodia. Aber der Graf Giulini, welcher in ſeinen Denkwürdigkeiten der Stadt Meiland die bisher größten Theils unbekannten Nachrichten vom Anfang des Baues, von den Baumeiſtern, und von den Streitigkeiten wegen des Plans geſammelt, und eine Geſchichte dieſes Gebäudes von 1386 bis 1397 gebildet hat, beweiſet, fremde Baumeiſter haben das Wenigſte dabey gethan. Der Erſte ſey Marco von Campione, einem zwiſchen dem Comer- und Luganer-See gelegenen Flecken, geweſen. Erſt im Julius 1388 habe der Herzog einen gewiſſen Nicolaus Buonaventuri der von Paris gebürtig war, dazu berufen, ihn aber, wie alle andere fremde Baukünſtler, in kurzer Zeit abgedankt. Dieſer Fürſt hatte überhaupt eine große Neigung zum Bauen. Er hat auch die prächtige Karthaus bey Pavia errichtet. Er unterhielt an ſeinem Hof eine Menge Mahler, Baumeiſter und Bildhauer, von welchen der Graf Giulini ſchätzbare Nachrichten liefert; und man glaubt, er habe an ſeinem Hof die älteſte Akademie der Baukunſt geſtiftet. *)

*) Borſieri Supplem. alla Nobiltà di Milano. c. 16.

Der Größe des Tempels ſind die Pracht der Gottesdienſtlichen Verrichtungen, der goldenen und ſilbernen Geräthſchaft, die Schönheit der Mahlereyen und Bildſäulen, die Würde eines reichen Erzbiſchofs und Kardinals, und das zahlreiche Chor infulirter Domherrn, welche Biſchöffen gleichen und Verehrung einflößen, und ihr reicher und glänzender Schmuk, vollkommen angemeſſen. Cochin und Richard nennen ihn le comble de la folie en architecture gothique, und la Lande hält alle Zierrathen deſſelben für eine thörichte Verſchwendung, welche alsdenn ein Ende haben werde, wenn der ungeheuer große Marmor-Haufen vor Alterthum einſtürze. Es fehle dieſem Gebäude an Erfindung und Symmetrie, und es ſey überhaupt in ganz Italien keine Gothiſche Kirche, die mit jenen zu Amiens und Paris verglichen werden könne. Was dieß lezte betrift, ſo kann ich dem Herrn la Lande nicht ſogleich Beyfall geben, da ich glaube, den Gothiſchen Bau der Domkirche zu Siena könne ſchwerlich ein anderer dieſer Art an Schönheit übertreffen; und was das Urtheil der zween Andern betrift, ſo iſt an dem Meiländiſchen Dom das Maaß der Thorheit Gothiſcher Architektur nicht ſo voll, als ſie ſich einbilden; denn was der große Bramante, und die zween Lombarden Pellegrino und Baſti daran verbeſſert haben, iſt nichts weniger als Gothiſche Thorheit. Auch ſagt Richard ſelbſt: ce plan, tout ſingulier qu'il eſt, a une ſorte de magnificence, qui lui eſt particuliere, und von den

Thüren

Thüren ſagt er: elles ſont belles, et d'une architecture fort noble dans le gout grec, et decorées de quelques bas-reliefs. Uebrigens iſt auſſer der Vatikaniſchen Kirche zu Rom, keine andere in Europa, welche dieſem Tempel zu Meiland an Reichthum des Marmors, und Symmetriſch geordneter Bildhauerwerke gleich komme. Die beträchtlichſten Stücke, welche noch nicht fertig ſind, ſind das Portal, und die größere Kuppel. Unter den ſchönern Statuen will ich nur jener des heiligen Bartholomäus gedenken. Sie iſt ein Werk eines Griechen, Namens Marcus Agrates. Obgleich der Name dieſes Meiſters auf der Baſe eingehauen iſt, ſo giebt ſie Richard für ein Werk Chriſtophs Libo aus. Er hat ſie nemlich mit flüchtigen Blikken, oder vielleicht gar nicht geſehen, und dieſen Fehler einem andern eben ſo flüchtigen Reiſenden abgeſchrieben.

Die ſchönſte unter den übrigen Kirchen iſt die des heiligen Fidelis, gebauet nach der Zeichnung des Pellegrino. Der Abt Richard vermengt ſie mit der Kirche S. Maria in Brera, und meint dieſe ſey von Bramante gezeichnet worden. Dergleichen Fehler begehen la Lande und Groſley ſehr oft. Dieſer ſpricht ſogar von Klöſtern, die gar nicht exiſtiren. Die Ciſterzienſer zu Sanct Ambrogio maggiore ſollen nicht nur ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts ein anderes, dem ältern an Pracht und Größe gleiches Kloſter gebauet, ſondern auch noch ein drittes zu bauen angefangen

haben, welches eben so prächtig seyn werde, als die zwey vorigen. Das Kloster S. Luca, welches die Cisterzienser ohnlängst zu Ende gebracht haben, ist mit S. Ambrogio maggiore weder an Größe noch an Pracht zu vergleichen. Ein drittes, wozu sie wegen gesunderer Luft den Grund gelegt haben sollen, ist nicht vorhanden. Richard beklagt sich über die schlechte Harmonie des Meiländischen Kirchen-Geläutes. Er muß unter den unerträglichen Glöckgen einiger benachbarten Nonnen-Klöster oder kleiner Pfarr-Kirchen logirt haben; denn das Geläute der größern Kirchen zu Meiland wird für das schönste in ganz Italien gehalten.

Es ist zwar nur Eine Schaubühne in einer so großen Stadt; diese ist aber ziemlich groß, und hat fünf Reihen Logen, nicht sechs, wie Richard sagt. Es werden hier ernsthafte und lustige Opern, Trauer- und Lustspiele, französische Farcen, Oratorien, Intermezzi und Tänze, den verschiedenen Jahrszeiten gemäß, aufgeführt. Die Meiländer finden vielen Geschmack an den französischen Histrionen; aber bey den meisten ist nicht zu befürchten, daß sie, wie die Abderiten bey den Trauerspielen des Euripides, in ein rasendes Fieber fallen; weil sie die französische Sprache wenig oder gar nicht verstehen, ob sie gleich Ehren halber so thun, als verstünden sie dieselbe. Es gehet ihnen so wie vielen Römern in den Zeiten der Antoninen, welche bey den Deklamationen der griechischen Sophisten in die Hände klatschten, ohne die Sprache zu verstehen.

Eben

Eben so willkommen sind die französischen Schauspieler zu Neapel, Parma, Mantua, Genua und Venedig. Zu Florenz kann man sie nicht über drey oder viermal hören. Man haßt hier die französische Nation, und man ist zuviel für die Landessprache eingenommen. Jedoch übersezt man daselbst die französischen Schauspiele, und führt sie manchesmal auf. Es wäre zu wünschen, daß sie durchaus in Italien dem französischen Geschmack in Lustspielen folgten. Wohlstand und gute Sitten würden auf ihr Theater zurückkehren. Goldoni, dessen Lustspiele noch überall, wo der Geist der Partheilichkeit nicht herrscht, mit Beyfall und Vergnügen aufgeführt werden, hat an dem zügellosen Geschmack vieles gebessert. Seine Werke sind durchaus ächte Schilderung italienischer Sitten, und wenn die dramatisirten Feen-Märchen und Träume des Gozzi längst vergessen seyn werden, wird Goldoni noch immer als der Italienische Moliere verehrt werden.

Es hat zwar zu Meiland kein Buonaroti, kein Vignola, und kein Palladio, noch ein anderer Baumeister vom ersten Rang, seine Stärke in der Baukunst gezeigt; jedoch verdienen die Wenigen, welche Pellegrino gebauet hat, unter die schönen Gebäude Italiens gezählt zu werden. Auch fehlt es daselbst nicht an andern grossen und wohlgebaueten Palläsien, die sich aber insgesammt mehr durch innere Pracht, als durch die Kunst unterscheiden. Nur Schade, daß so schön und reich meublirte

Wohnungen dem übeln Geruch der nahen Pferdsställe, und des aufgehäuften Mists ausgesetzt sind. Desto angenehmer sind aber die Lustschlosser auf ihren Landgütern, wo sie sich durch ihre Gastfreyheit gegen Einheimische und Fremde vor allen übrigen Italienern auszeichnen.

Alle Fremden, von welcher Nation sie auch seyn mögen, können ihr gutes Herz nicht genug rühmen. Ihr Charakter ist Großmuth und Pracht. Man wird von ihnen sowohl in der Stadt als auf dem Land freundschaftlich empfangen. Es ist keine Stadt in Italien, wo der Fremde so sehr willkommen sey, und wo er so vergnügt leben könne, als zu Meiland. Es sind da viele Häuser, wo er täglich in guter Gesellschaft speisen kann, wenn er nur selbst ein geselliger, wohlgesitteter Mensch, und durch Empfehlungsschreiben bekannt ist. Der schwarze hungrige Rabe, ich meyne den Verfasser des Chinesischen Spions, *) schreibt, das Frauenzimmer zu Meiland sey überaus galant; es überlasse sich ohne alle Mäßigung seinen Begierden. Dieses heiße, auf Französisch leben; man könne es aber eine Türkische Lebensart nennen. Sie treiben die Galanterie weiter als zu Paris, ꝛc. Dieser Undankbare hat von allen Ländern, wo er herumgeschweift und seinen Hunger gestillt hat, in seinen verdammten Schriften übel gesprochen. Vielleicht hat ihm zu Meiland eine oder die andere Phryne Anlaß dazu gegeben. Die Meiländischen Damen sind

*) Mr. Goudar.

Cleopatra.

Hier iſt Gold für dich. Du muſt meine vorige Schärfe nicht übel nehmen; ich will dich noch einmal zurük ſenden; ich finde daß du ein Geſchike zu Geſchäften haſt. Geh, mach dich fertig; unſre Briefe ſind ſchon geſchrieben.

Charmion.

Ein recht wakrer Mann.

Cleopatra.

In der That, er iſt ſo; es reut mich ſehr, daß ich ihm ſo übel begegnet bin. Wie, mich däucht, ſeinen Reden nach, dieſe Creatur iſt nichts ſo beſonderes.

Charmion.

O, gar nichts, Madam.

Cleopatra.

Der Mann hat doch einige Majeſtät geſehen; er ſollte ſich darauf verſtehen.

Charmion.

Hat er Majeſtät geſehen, Iſis behüte mich! und dient euch ſchon ſo lange?

Cleopatra.

Ich hab' ihn noch etwas zu fragen, liebe Charmion; doch es hat nichts zu bedeuten; du muſt ihn zu mir bringen,

sind von einem liebenswürdigen Charakter. Unter denen von Adel findet sich zwar nicht so viel Schönheit, als unter den Bürgerlichen; jedoch ersetzen sie dieses durch die Lebhaftigkeit des Geistes, durch glückliche Einfälle, und durch ihr freyes aufrichtiges Betragen. Unter den Bürgerinnen herrscht Schönheit, Belesenheit und Weltkenntniß, und wo diese ermangeln, da ist doch gewiß ein gefälliger Umgang mit der Schönheit verknüpft. Wodurch sich aber die Damen und Herren zu Meiland noch besonders empfehlen, ist dieses, daß sie kein Bedenken tragen, untereinander Schauspiele aufzuführen, und selbst die Rollen zu spielen. Solche edle Belustigungen geschehen beym Grafen Pertusati sehr oft; und sie machen sich ein großes Vergnügen daraus, wenn Reisende sie mit ihrer Gegenwart beehren.

Ohne Zweifel beurtheilt Grosley die Meiländer nach einem oder dem andern schlechten Menschen, deren es überall viele giebt, wenn er sagt: ein kleiner Profit könne sie so sehr reitzen, daß sie sich sowohl in kleinen als in wichtigen Geschäften darnach lenken ließen. Er erzählt selbst eine Begebenheit, die ihn zu diesem Urtheil veranlaßte. Ein Advokat, der sich für seinen Freund ausgab, verschafte ihm einen Reisewagen, und der Verkäufer gestand ihm, er müßte dem Advokaten für seine Mühe einen Dukaten zahlen. Nach dem Charakter dieses Advokaten beurtheilt er nun alle Meiländer: warum aber nicht nach dem

Charakter des Herrn Morelli, den er über alle Sterne erhebt? Durch einen gleichen Zufall (und wem ſtoßen ſolche Zufälle nicht in allen Ländern auf?) wurde der Abt Richard zu Turin veranlaßt, von der ganzen Italieniſchen Nation zu urtheilen, ſie ſeyen insgeſamt Sklaven des Eigennutz; ſie thuen alles ums Geld, und halten nur für gut, was nützlich iſt. Wenigſtens hätte er die guten Meiländer, wo täglich wohl in zwanzig Häuſern für ihn gedekt war, und wo er ohne Eigennutz ſo viel Gutes genoß, davon ausnehmen ſollen.

Zu dem geſelligen und gutherzigen Charakter trägt, neben dem natürlichen Reichthum des Landes, auch die milde Regierung des Erzherzogs Ferdinand, und ſeines erſten Miniſters, des Grafen von Firmian, ſehr viel bey. Der Erzherzog iſt ſchön an Geſtalt und noch viel ſchöner an ſeinem Gemüths-Charakter. Alles was zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Landes helfen kann, iſt der einzige Gegenſtand ſeiner Wünſche, und der Endzwek, warum er gebohren zu ſeyn glaubt. Der Graf von Firmian, welcher die Handlungen dieſes jungen Fürſten durch ſeine Rathſchläge auf die beſte Weiſe leitet, iſt allzu berühmt, als daß er ſeinen Ruhm zu vermehren meines Lobes bedürfe. Durch ihn hat ſich die Religion des Landes zu ihrer urſprünglichen Einfalt, die Staatsklugheit zur Vernunft, das Miniſterium zur unbeſtechbaren Gerechtigkeit genähret. Durch ihn ſind die Schulen wieder aufgeblühet,

geblühet, und gute Ordnung wieder eingeführt worden. Ihm haben die Meiländer die Verschönerung ihrer Stadt, die Verbesserung und Sicherheit der Landstraßen, und unendlich viel Gutes zu verdanken.

Da ich von diesem großen Staatsminister spreche, fällt mir ein, was Grosley von dem Vorgänger desselben dem Grafen und Kanzler Christiani erzählt: — er habe die Gewohnheit gehabt, einen jeden, den man mit verbotenen Waffen gefunden, vor sich führen, und in seiner Gegenwart ohne Barmherzigkeit derb abprügeln zu lassen. Grosley, der übrigens den Grafen als einen vortreflichen Minister abschildert, mußte sehr leichtgläubig seyn, sich eine solche Unwahrheit aufbinden zu lassen. Eben so falsch ist, was er von dem ältern Sohn des verstorbenen Grafen sagt, er habe als Weltgeistlicher mehr als 30000 Scudi Einkünfte von Kirchenpfründen erhalten; ferner: Wien ziehe jährlich acht bis neun Millionen Livres aus Meiland; zu Meiland sey noch keine andere Art von Gastmälern bekannt, als die man bey großen Gelegenheiten mit vielen Unkosten, und ohne Vergnügen anstelle; die zween größern Kanäle (Navigli) seyen Werke französischer Hände —

Da ich schliessen will, fällt mir ein, daß ich von der Gelehrsamkeit der Meiländer noch nichts gesagt habe. Meiland ist jederzeit unter die bestkultivirten Städte Italiens gerechnet worden. Der unausstehliche Dialekt der Einwohner, welche mit

gebroche

gebrochenen Worten ſprechen, oft die Rede abbrechen, ohne ſie zu endigen, oder ſie mit Wörtern ſchließen, die entweder nichts bedeuten, oder überflüßig ſind, mag wohl die Urſach ſeyn, warum die Fremden ein minder vortheilhaftes Urtheil von ihrer Gelehrſamkeit und Fähigkeit fällen. Sie haben aber in allen Zeiten und in allen Fächern der Gelehrſamkeit große Männer gehabt. Unter den itzt Lebenden ſind die Berühmteſten, der Abt Friſi, ehedem ein Mitglied des Barnabitenordens, und ehemaliger Profeſſor zu Piſa, ein großer Mathematiker, und Verfaſſer verſchiedener Werke, welche ſind: Disquiſitio mathematica in caulam phyſicam figurae et magnitudinis telluris noſtrae, in 4. Mediol. 1751. De Theoria electricitatis ignis et lucis, Petropoli in 4. 1754. De motu diurno terrae, in 4. Berolini, et in 8 Piſis 1756. Diſſertationum variarum, Tomi II. in 4. Lucae 1759. De gravitate univerſali corporum, in 4. Med. 1768. Cosmographiae phyſicae et mathematicae, Tomi II. in 4. Mediol. 1774. 1775. Iſtituzioni di meccanica, d'idroſtatica, d'idrometria, e dell'architettura idraulica, Milano 1777. in 4. Verſchiedene Abhandlungen in den Akten der Akademien zu Bologna, Siena, S. Petersburg, Harlem; und Lobſchriften auf Galileo, Newton ꝛc.

Der Abt Lecchi, ehemaliger Jeſuit, Verfaſſer verſchiedener Hydroſtatiſcher Werke, worunter jenes, des Titels: Idroſtatica eſaminata ne' Suoi principi in 4. das berühmteſte iſt. Er iſt der Erſte, dem

dem es gelungen iſt, im Bologneſiſchen und Ferrareſiſchen die Flüſſe in Ordnung zu bringen;

Der Marquis Ceſare Beccaria, welcher durch das vortrefliche Buch de' Delitti e della pene berühmt iſt;

Der Graf Giulini, Verfaſſer der bekannten Memorie ſpettanti alla Storia, al governo, ed alla deſcrizione della città e della campagna di Milano nè ſecoli baſſi — Milano 1760. Tomi 9 in 4; und

Der Abt Hieronymus Tiraboſchi, ehemaliger Jeſuit, izt Bibliothekär der Herzoglichen Bibliothek zu Modena, Verfaſſer einer Geſchichte des Humiliaten-Ordens, und der Geſchichte der Italieniſchen Litteratur, welche in ihrer Art die erſte und vollkommenſte iſt: und, damit ich auch einen Dichter nenne, der Abt Paſſeroni, Verfaſſer eines burlesken Gedichts über das Leben des Cicero, worinn aber von nichts weniger, als von dem Römiſchen Redner gehandelt wird.

Mein Verzeichniß würde viel zu lang werden, wenn ich alle die Meiländer nennen wollte, welche ſich in einigem Fach der Litteratur rühmlich auszeichnen. Die Wiſſenſchaften, worinn Niemand zu Meiland unwiſſend ſeyn will, iſt vor allen Andern die Staatsökonomie. Jedermann ſpricht von Vermehrung des Ackerbaues, des Handels, der Künſte und Manufakturen; ein Geſchmack, den ihnen der wohlthätige

thätige Geist ihres ersten Staats-Ministers, welcher gebohren zu seyn scheint, die Glückseeligkeit vom Himmel auf die Erde zu leiten, mitgetheilt hat.

Es fehlt zu Meiland nichts von allem dem, was zur Beförderung der Gelehrsamkeit nützlich und nothwendig ist, nicht an geschickten Lehrern in allen Fächern der Wissenschaften, nicht an privat und öffentlichen Bibliotheken, nicht an Seminarien und Kollegien, worinn die Jugend zur Gelehrsamkeit und Tugend gebildet wird, nicht an Naturalien- und Kunst-Sammlungen. Unter den Privat-Bibliotheken ist jene des verstorbenen Grafen Pertusati, die vornehmste. Die Stadt hat sie an sich gekauft, und zum öffentlichen Gebrauch bestimmt. An Werth und Seltenheit der gedrukten Bücher ist sie der Ambrosianischen vorzuziehen. Diese leztere stehet einem jeden offen. La Lande giebt ihr über 60000 gedrukte Bücher, und 15000 geschriebene Codices; ich weiß es aber aus sicherer Quelle, daß der gedrukten nicht über 40000, und der geschriebenen kaum 5000 sind.

Wer sich mit dem, was er zu Meiland lernen kann, nicht begnügt, der setzt sein Studium auf der Universität zu Pavia fort. La Lande schreibt von dieser Universität: sie sey fast ganz verlassen, ohne öffentliche Bibliothek, ohne physikalische Instrumente, ohne Weltkugeln, ohne Pendulu, ohne Sternwarte, ohne Naturalien-Kabinet, und ihrem Untergang nahe, wenn der Wienerische

nerische Hof ihr nicht zu Hülfe käme. Diese Schilderung ist übertrieben. Die Universität war zwar damals nicht in den besten Umständen; doch auch nicht in einem solchen Verfall. Der Pater Boscovich (*) und P. Fontana (**) lehrten daselbst die Mathematik und Philosophie, und es fehlte weder dem Einem noch dem Andern an nothwendigen Instrumenten. Der Graf von Firmian arbeitete damals schon an ihrer Verbesserung; und seitdem ist sie mit allen erforderlichen Mitteln, welche la Lande in geringerm Maaß daselbst fand, bis zum Ueberfluß versehen worden. Man hat sogar auch den berühmten Tissot, als Lehrer der Arzneywissenschaft, mit einem sehr reichen Gehalt dahin berufen. Leben Sie wohl!

III. Zwei-

(*) Ein Exjesuit von Ragusa, dessen Mathematische Werke in ganz Europa bekannt sind. Die vornehmsten sind sein Traktat über das Gesetz der Schwere, und sein Gedicht über die Eklipse.

(**) Die Werke des P. Fontana, aus dem Orden der Piaristen sind: Analysis sublimioris opuscula. Venetiis. Dell' Altezze barometriche Saggio analitico. Pavia. Eilf Abhandlungen im 5ten Band, degli Atti dell' Accademia de' Fisiocritici di Siena. Dissertazione idrodinamica sopra i getti d' acqua, welche von der Academie zu Mantua den Preis davon getragen hat.

III.

Historische Zweifel über das Buch:

„Versuch über die Beschuldigungen, welche
„dem Tempelherrnorden gemacht worden,
„und über dessen Geheimniß;
„nebst einem Anhange
„über
„das Entstehen der Freimäurergesellschaft,
„von Friedrich Nicolai.

— Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Berlin und Stettin 1782.

An Herrn —

Sie werden sich wundern, daß ein so unfertiger Briefsteller wie ich, Ihnen auf das mir gestern überschikte Buch so bald antwortet; aber so ists! Wenn einem Müßigen der Federball gerade zugeflogen kommt, schlägt er ihn mit der Hand weiter, oder fängt ihn gar auf. Ich weiß nicht, welches von beyden ich thun werde; aber antworten muß ich entweder gleich, oder ich antworte nimmer. Lassen Sie uns vom Ende anfangen; denn der Anhang über das Entstehen der Frei-

mäurergeſellſchaft wird Sie wahrſcheinlich mehr intereſſiren, als die oft ventilirten Beſchuldigungen des längſt erloſchenen Tempelherrenordens; mit einigen Worten über die lezten wollen wir ſchlieſſen.

Seit Leſſing mir ſeine treflichen Geſpräche, Ernſt und Falk, im Manuſcript zuſchickte, konnte es nicht fehlen, daß ich dieſen Gegenſtand, der mich als einen Laien ſonſt ſchon beſchäftigt hatte, abermals vornahm, und ob ich gleich ſeinem Syſtem von der Entſtehung des Freimäurerordens nicht beiſtimmen konnte, durch die Unterhaltung eines ſo ſinnreichen gelehrten Mannes auf manche Punkte aufmerkſamer wurde. Die Materie iſt mir alſo ziemlich geläufig, und ich fange, ohne fernere Vorrede, ſofort an, Ihnen meine Zweifel über dieſen Verſuch kurz und rund zu ſagen. Wenn ich den dogmatiſchen Ton annehme, geſchiehts nicht aus Anmaaſſung, ſondern der Kürze halben und wie mir die Sache vorkommt. Seyn Sie die hiſtoriſche Akademie, der ich dieſen Verſuch freundſchaftlichſt zueigne, in dem ich meinen Autor Schritt vor Schritt begleite.

1. Leſſing leitet Maſonei von Tiſch (Maſe) her, und erklärts durch eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Mias (Mias, Miaſe) heißt allerdings Tiſch, und das Gimazze, Tiſchgeſell, kommt davon her. In ſolchen Sachen, dünkt mich, kann man ſich auf Leſſing verlaſſen. Friſch in ſeinem ſehr bekannten Wörterbuch a) führt noch aus Raisersberg,

a) S. 647. S. auch Schilter Gloſſar. Teuton. p. 576. 84. 85.

berg, das Wort Masgenossen für Tischgenossen an; und das Wort Maça, Geselle, stammt wirklich daher. Beim Agrikola heißt die Versammlung der Ritter oder die Tafelrunde Nessenei, und ich erinnere mich das Wort öfter gelesen zu haben. Es ist auch der teutschen Sprache völlig analog, wie das Wort Maskopei u. a. beweisen. Ich bin aber weit entfernt, den Ursprung der Freimäurer mit Lessing hievon herzuleiten; hier ist blos von der Abstammung eines ähnlichen Lauts die Rede.

2. Gegentheils kann es gar nicht seyn, daß diese Massonei von Mallue, (Clava, eine Keule) herkommt, als obs societas clavata wäre; b) woher unser Autor sogar das Wort Club herleitet. Club kommt her entweder von kleiben, zusammen rusten (Angel-Sächsisch clypian) oder besser von kleiben, umfassen, (Angel-Sächsisch clyppan.) c) Wir haben noch in unsrer Sprache den Ausdruck, wohlbekleiben, d. i. genau zusammenbleiben, so wie das eigentliche Wort Klubbe oder Kluppe. Wir sagen noch, jemand in die Klubbe nehmen, d. i. ins Enge bringen u. s. Doch wozu mehrere solcher Wortforschungen, auf die es hier gar nicht ankommt? Freimäurerei hat weder von Tisch noch Prügel den Namen; sondern von Frei- und Maurerei, wie das Wort sagt. Free-Mason, Franc-Maçon ist der Name, und das teutsche Wort ist blos übersezt.

3. Noch

b) Nikolai S. 157. c) S. Wachters Gloss. v. S. 845.

gen, wenn ich ſchreibe. Es kan alles noch ziemlich gut gehen.

Charmion.

Dafür will ich Bürge ſeyn, Madam.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in Athen.)

Antonius und Octavia treten auf.

Antonius.

Nein, nein, Octavia, nicht diß allein, diß wäre noch zu entſchuldigen, diß und noch tauſend von gleichem Schlag; aber er hat neue Händel mit dem Pompejus angefangen; er hat ſein Teſtament gemacht, und es öffentlich abgeleſen; er hat ſpöttiſch von mir geſprochen, und wenn er meiner unmöglich anders als in ehrenhaften Ausdrüken erwähnen konnte, ſo that er's doch kalt und ſchläfrig; wo er die beſten Gelegenheiten hatte, ließ er ſie vorbeygehen, oder murmelte nur zwiſchen den Zähnen.

Octavia.

O mein lieber Herr, glaubet nicht alles; oder wenn ihr ja glauben müßt, ſo zürnet nicht über alles. Eine unglüklichere Frau iſt nie geweſen als ich, wenn dieſe Uneinigkeit bis zu einer öffentlichen Trennung kommt. Werden

3. Noch weniger trifts dahin, daß Kirchen der Tempelherren de la Maſon geheiſſen haben. d) Das Wort Maſon, Maiſon, Haus, war in der mittlern Zeit oft und in mannichfaltigem Gebrauche, wie die Veränderung deſſelben in maſagium, maſſagium, Maſucagium, maſata, manſura, manſio, manſionarius u. ſ. zeigen. e) Noch brauchen wirs häuffig bei adlichen, geiſtlichen, ritterlichen Familien-Beſitzthümern, und das teutſche Haus, z. E. d. i. das Haus des teutſchen Ordens, Prinz des Hauſes, Recht des Hauſes, ſind jedermann bekannt. Es gab alſo wirklich eine Zeit, wo in gewiſſen Gegenden der Tempelherren Reſidenzen vorzüglich das Haus genannt werden konnten; und der Name blieb, wie immer ſolche Namen bleiben. — Alſo näher zur Sache. Der Verf. findet es für gut, auf die Roſenkreuzer zurückzugehen; Schade aber, daß ich mich auch über den Urſprung dieſer Geſellſchaft, die übrigens mit den Freimäurern gar nicht zuſammenhängt, noch viel weniger mit ihnen Eins iſt, in keinem einzigen Punkt genau und ganz begegnen kann: denn

4. Es iſt ganz unbewieſen, daß Valentin Andreä je eine Geſellſchaft der Roſenkreuzer habe ſtiften wollen, oder etwas der Art im Sinne gehabt habe Er fand eine zahlreiche Geſellſchaft, ja vielerlei Secten und Gährungen vor ſich, die er mit ſeinen paar Schriftchen theils zum Beſten haben,

d) Nikolai S. 158.

e) S. du Freſne Gloſſar. med. latinit.

theils von ihren Träumen abbringen wollte. Ich will jedes Wort, das ich gesagt habe, beweisen.

Andreä selbst sagt in seiner geschriebenen Lebensbeschreibung, die ich mit einer Zuschrift und Randglossen seiner eignen Hand aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek gehabt habe: iam a secundo et tertio post millesimum sexcentesimum coeperam aliquid exercendi ingenii ergo pangere, cuius facile prima fuere Esther et Hyacinthus Comoediae, ad aemulationem Anglicorum histrionum iuuenili ausu factae, e quibus posterior quae mihi reliqua est, pro aetate non displicet. Secuta sunt Veneris detestatio et Lacrymae, tribus dialogis satis prolixis, quae invito me perierunt. Superfuerunt e contra *nuptiae Chymicae*, *cum monstrorum foecundo foetu ludibrium*, quod mireris a nonnullis aestimatum et subtili indagine explicatum, plane futile et quod inanitatem curiosorum prodat. Atque haec scriptionum praeludia fuere, quibus illam variae lectionis ingurgitationem exoneraui. — Also war seine Chymische Hochzeit blos ein ludibrium, damit er die zahlreichen monstra seiner Zeit durchzog: er siehts selbst als eine Comödie oder Roman an, mit dem er sich seiner übermässig gesammleten Lectur habe entledigen wollen. Und wahrlich, das ist das Buch, jedem, ders uneingenommen lieset. Andreä hatte Dichter, Historiker, Philosophen, Theologen, Chymisten u. s. gelesen; er hatte ungeheuer viel gelesen, wie man aus

aus allen ſeinen Schriftchen ſiehet. Er war ein feiner Kopf voll Einkleidung und Dichtung, wie er denn beinahe nichts ohne Fiction ſchreiben konnte; (auch dies zeigen alle ſeine Schriften.) Jezt war er 21 (nicht 28) Jahr alt, da er den wirklich ſchönen Roman, die Chymiſche Hochzeit, ſchrieb; und ſein eigenes Bekänntniß, ſo wie auch der ganze Inhalt und Ton der Schrift, zeigen durchaus, daß die erſten weitausſehenden Abſichten ihm ganz fremde geweſen, die ihm der Verfaſſer des Anhangs zuſchreibt. Er fand eine ungeheure Sekte vor ſich, hatte ſich auch an ihren Büchern vollgeſtopft, und wollte — ſich erluſtigen, oder ſie etwa beſſern und von Thorheiten zurückführen: nicht aber brütete er auch nur mit Einem Gedanken, die Sekte aus.

Und welches war die Sekte, foecundus foetus monſtrorum, die er vor ſich fand, und die ihm zum ludibrio diente? Das weiß jedermann aus der Geſchichte des Jahrhunderts: es waren die Paracelſiſten, Weigelianer, Alchymiſten u. ſ. die, vom Jahrhundert der Reformation her, Teutſchland überſchwemmten, und um ſo ſtärkern Anhang hatten, je mehr ſie gedrükt und verfolgt wurden. Die Theologen haßten ſie als Ketzer, die Aerzte als Marktſchreier, die Schul-Philoſophen als Schwärmer: der große Hauffe indeß trauete ihnen Wunderdinge zu, weil ſie ſich in das Kleid der Einfalt, Frömmigkeit, Demuth, oft willkührlicher Armuth und einer Bereitwilligkeit allen zu dienen einhüllten, auch wirklich, wie unläugbar iſt, vieles Gute hat-

ten. Man weiß, daß Arndt, (den Andreä sehr hoch hielt, und um deßwillen er viel leiden mußte,) aus Weigels Schriften manches in sein wahres Christenthum einrükte und so wie überhaupt die Extreme immer neben einander sind, konnte es nicht fehlen, daß da in der Theologie der elendeste Streitton, in der Philosophie der leereste Wortkram herrschte, sich die denkenden Köpfe und fühlenden Gemüther auf die Gegenseite zusammen rotteten und auch da bey so lockenden und schlüpfrigen Abwegen sich zu weit verloren. Chymie, Alchymie, Mystik, Traumdeuterei, Astrologie waren im höchsten Ansehen und es konnte nicht anders seyn, als — wie es ja auch jezt wieder zu werden anfängt — daß mancherlei Betrug und Wahn dahinter seine Zuflucht suchte. Beiden Extremen ging also der vortrefliche Andreä in allen seinen Schriften zu Leibe; der leeren Wortklauberei wie der Geistsucherei (wenn mir das Wort erlaubt ist) der herrschenden Streitbegier, wie dem Betruge, der im Finstern schleichet. Meistens that ers spielend; aber sein Spiel war voll Ernst, voll Scharfsinn, voll Güte des Herzens und umfassender Aussicht. Solch ein Spiel war auch seine Fama Fraternitatis, f) nebst der Allgemeinen und General-

f) Die Fama Fraternitatis ist wirklich 1615. gedrukt: sie war aber viel früher schon im Manuscript umhergegangen. Denn Haselmeier in Tyrol hatte sie schon, wie er selbst sagt, 1610. gelesen, und beantwortete sie 1612. schon mit einem gedrukten Schreiben, das sich anhebt: „die Geringfügige von der Theophrästischen „ver-

neral-Reformation der ganzen weiten Welt, darinn er die Geſchichte von einem Chriſtian Roſenkreuz, der ſchon in ſeiner Chymiſchen Hochzeit erſchienen war, weiter dichtete, ſie mit Reiſen, Wunderzügen, Regeln und Confeßion einer geheimen Geſellſchaft ausſchmückte, wie ſie das Zeitalter liebte und in hundert ähnlichen Träumen im Ernſt glaubte.

5. Aber wie kam er zum Namen Roſenkreuz? Exſiſtirte der Name ſchon als Sekte? oder iſt er, wie unſer V. ſagt, „allegoriſch, daß das Kreuz die „Heiligkeit, Roſen die Verſchwiegenheit der Geſell„ſchaft andeuten ſollten; daher kommen, fährt er „fort, die 3 Roſen auf den Schürzen der Freimau„rer u. ſ." g) Nichts von allem! Daß Kreuz und Roſen bei Alchymiſten und Theoſophen lange ſehr beliebte Zeichen geweſen, iſt bekannt; daß der Name Ritter vom Roſenkreuz ſchön klingt, ſagt uns das Ohr; bei Andreä kam aber eine andere ſimple Urſache, halb Spaß halb Ernſt, hinzu, warum er in der Cymiſchen Hochzeit ſeinem irrenden Ritter, der im Grunde er ſelbſt iſt, dieſen Namen wählte — nehmlich — erſchrecken Sie nicht — das Kreuz und vier Roſen waren ſein Familien-Petſchaft; er konnte und mußte ſich alſo im eigentlichen Verſtande Ritter von Roſenkreuz nennen.

„verworfnen Schul und Tyroliſchen Mineral-Gelüſt „wünſchen". Es erhellet alſo, bei welcher Gattung Leuten die Andreäiſchen Schriftchen anſchlugen.

g) S. 71.

Schon ſein Groß-Vater, der berühmte Jakob Andreä h), hatte es, und da dieſer eines Schmidts Sohn war, und das Geſchlecht zuerſt heraufbrachte: ſo hatte ers, als ein eifriger Lutheraner und Mitverfaſſer der Formulae Concordiae, wahrſcheinlich aus Luthers Petſchaft mit dem bekannten Vers:

Des Chriſten Herz auf Roſen geht,
Wenns mitten unterm Kreuze ſteht,

gewählt. Andreä ſpielt in ſeinen Schriften oft darauf an, und findet unter dem Kreuz die wahren Roſen, d. i. Weisheit, Freude und Ruhe der Seele; doch ohne Theoſopiſche Grillen und myſtiſche Gaukeleien — —

Die Theophraſten nahmen das Ding anders: denen kam der Name, die Fiction von Chriſtian Roſenkreuz aus Fez und Damaskus, die Chymiſche Hochzeit und geheime Fraternität, recht. Jeder knüpfte dran, oder ſog daraus, was er wollte: dem Kinde war ein neuer Name gegeben und das hatte man erwartet. Es iſt unglaublich, wie viel Schriften und Schriftchen in den Jahren 1614 — 1619 über die

h) S. Fama Andreana reflorescens, curante Io. Val. Andreae 1630. bey den Bildniſſen der Familie. Der Sohn unſers Valent. Andreä nannte ſeine beiden Töchter Auguſtana confeſſio, die andere Formula concordiae, woraus man den Geiſt der Zeit abnehmen kann; wenn man ihn nicht ſonſt ſchon aus hundert Denkmalen wüßte.

die Fraternität herausgekommen, und wie schnell manche wieder gedrukt sind. Ich kann Ihnen, da der Autor 2 anführt, gegen 50 anführen, die ich alle vor mir habe; die größern Werke von Hudd, Maier, u. a. noch ungerechnet. Was unser Verf. davon anführt, ist sehr unvollständig; es ist aber auch kaum der Rede werth, in langen Titeln der Art vollständig zu seyn, wenn man nicht den Zwek hat, eine charakteristische Geschichte dieser Sekten zu schreiben, welches jezt meine Absicht nicht ist. — Genug! Andreä sah bald, was sein Spaß für ernstliche Verwirrung in den Köpfen dieser Leute machte, und that was er konnte, seine Absicht deutlicher zu erklären. Er schrieb seine *Turris Babel*, seine *Institutio magica pro curiosis*, seine *Invitatio ad fraternitatem Christi* — und was soll ich alle seine Schriftchen anführen? denn in jeder kommt etwas dieser Art vor. Ich wünschte, daß der Ungenannte, der im Deutschen Museum und sonst, einige Gedichte, Parabeln und Gespräche von ihm bekannt gemacht, und ein Denkmal desselben aus seinen Schriften für unsre Zeit versprochen hat, sein Wort bald erfüllte. Es ist ein ungemein scharfsinniger, die Welt kennender, dichterischer, lieblicher Geist in seinen Fictionen: und viele derselben hat unsre Zeit hochnöthig — — Schon das ist ein Zeichen von der wunderbaren Ueberlegenheit dieses Mannes über sein Zeitalter, daß ein jugendlicher Scherz, eine geistliche Kurzweil, wie ers nannte, in ein Paar Bogen von ihm, gedrukt und ungedrukt, so viel Bewegung machte.

Nicht jedermann gelingts, einer ſo zahlreichen und unter ſich ſelbſt ſo verſchiednen Sekte, ja einem Neſt von Sekten, in den cultivirteſten Ländern auf einmal einen Namen zu geben durch — einen Spaß ſeines Petſchafts i).

6. Dagegen aber iſts völlig unerweisbar, „daß Andreä mit ſeiner Fama und Reformation „der ganzen Welt, dem Bacon zu ſeiner *Inſtau-„ratione magna*, wo nicht die erſte Idee, doch „einen Antrieb mehr gegeben habe„ wie unſer Autor vorgiebt. Wer die Schriften Bacons und die Fraternität geleſen, wird ſich wundern, wie die beiden Sachen zuſammen kommen; hier Scherz, dort der gründlichſte Ernſt, der aus des Engliſchen Weltweiſen ganzer Seele herausgeht, und, wie offenbar zu ſehen, ſein Nervenſaft, das Werk ſeines Lebens und

i) Mehr als das angezeigte und erwieſne hat Andreä nie mit den Roſenkreuzern zu thun gehabt, auch nicht zu thun haben wollen. Da er in Worten und Schriften zur Fraternität des Chriſtenthums rief, that ers auch im Werk, und ſtiftete 1620. eine ſocietatem Chriſtianam, die er in ſeinem Leben ſelbſt beſchreibt; es war eine Geſellſchaft der Wohlthätigkeit und Milde, die viel gutes gewirkt hat. In ſeinem Leben ſagt er, wenn er auf dieſe Schriftchen kommt: Succeſſit demum poſt unam alteramque ad fraternitatem Chriſtian. invitationem *Indibrio illo Roſencruciano oppoſitam*, ille plenus invidia Menippus etc. So ſah er alſo die Sache fortgehend an: auch in ſeinem Theophilo ſind ſtarke Stellen gegen die Roſenkreuzer.

und Daſeyns iſt. Alle ſeine Schriften greiffen ſo ſehr in einander, er wiederholt ſeine beſten Gedanken ſo oft und auf ſo originale Weiſe, daß man ſieht, ſie ſind aus ſeinem Herzen erwachſen, in ſeiner Bruſt genähret. Zumal die Inſtauratio magna ſcientiarum; was hätte ſie mit dieſer allgemeinen Reformation im Munde eines Roſenkreuzers gemein? Auch den Titel nicht einmal, denn dieſer lag in der Sache, im Inhalt des Werks ſelbſt; und wie große Titel hatten Lullus und die Scholaſtiker ſchon gebrauchet! — Die Einkleidung ſeiner Atlantis (ſo heißt das Buch, nicht Atalantis, wie hier immer gedrukt iſt) dürfte nicht die mindeſte Beziehung auf Andreä oder die Roſenkreuzer haben. Es iſt ein Roman, wie es damals ja mehrere gab, wovon ich des Morus Utopien, Knights Mundus alter et idem, des Campanella Civitas Solis allein anführe, und aus Büchern, die dem Bacon gewiß näher waren, viel mehr anführen könnte. Jedermann weiß, wie der Geſchmack an wunderbaren Ländern und Reiſen damals herrſchten; nicht in England allein, wo unter der Königin Eliſabeth Virginien entdekt ward und unter Jakob der Ritter Raleigh ja das Goldland entdecken wollte; ſondern beinah in allen Ländern Europens. Reiſebeſchreibungen kamen häufig heraus, erdichtete und wahre; wie in den dunkeln Zeiten die Pilgrimſchaften das beliebte Vehikulum geiſtlicher Romane geweſen waren, ſo wurden es jezt Entdeckungen, Schiffahrten, Reiſen. Bacon fand alſo die Platoniſche Atlantis wieder, und krannte ſeine gelehrte Ideen auf derſelben

ſelben aus, wie Sidnei ſein Arcadien ſchrieb, und nach der Zeit ſo viele Utopien, glückliche Inſeln u. dergl. geſchrieben wurden. Unſerm Philoſophen war die Einkleidung und Dichtung des Ganzen überhaupt das Kleinſte; in ihnen geht der Philoſoph oft mit dem Dichter durch. — Kurz die Atlantis hat mit den Dichtungen der Roſenkreuzer im Weſentlichen und Ganzen nichts gemein: der weiße Turban und das rothe Kreuz auf demſelben, die einmal als Zierrath vorkommen, ſind Zierrath im Geſchmack der damaligen Zeit, wo ausländiſche und Ritter-Ideen ſich miſchten. — Endlich wie können doch Roſenkreuzer zu Bacons Inſtauratio magna auch nur Anlaß, geſchweige die erſte Idee gegeben haben? Bacon war 1561 gebohren; f) ſchon in ſeiner Jugend bezeigte er einen Eckel am Ariſtoteles: 1586 ſchrieb er ſchon ſeinen Temporis partum maximum, welcher Name weit mehr als Inſtauratio magna ſagen wollte und den Vorriß ſeines groſſen Baues der Wiſſenſchaften enthielt, wie er nach 40. Jahren ſelbſt ſagt. 1605 kam ſein Buch vom Wachsthum der Wiſſenſchaften heraus, an dem er von Jugendauf gearbeitet hatte; und die gefärbte Dunſt-Wolcke der Roſenkreuzer entſtand 1614. 15. alſo 10 Jahre, und nach dem erſten Werk das auch Gruter geſehen hat, beinah 30 Jahr ſpäter —

7. Eben ſo unbewieſen iſts, daß Bacons Schriften, zumal ſeine Atlantis mittelbar oder unmit-

f) S. Bacons ſehr vollſtändige Lebensbeſchreibung in der Britt. Bibliographie, Th. 1. S. 201. teutſche Ausgabe.

nicht die Götter meiner spotten, wenn ich bete, o! segnet meinen Gemal; und gleich einen Augenblik drauf dieses Gebet wiederrufe, indem ich eben so laut schreye, o segnet meinen Bruder!

Antonius.

Liebste Octavia, lasset eure eifrigste Gesinnungen dahin gerichtet seyn, diese Ausbrüche zu verhindern, die ihr fürchtet. Wenn ich meine Ehre verliehre, so verliehr' ich mich selbst; besser, ich wäre nicht euer, als euer mit so beschnittner Autorität. Doch steht es euch frey, wie ihr gebeten habt, euch ins Mittel zu schlagen; inzwischen werde ich mich zu einem Kriege rüsten, der euerm Bruder wenig Ehre machen wird; eilet so sehr als ihr könnt; ich will euern Wünschen keinen Einhalt thun.

Octavia.

Ich danke euch, mein Gemal. Der mächtige Jupiter mache mich, so schwach ich bin, zum Werkzeug eurer Aussöhnung. Krieg zwischen euch wäre nicht anders, als ob die Welt sich spaltete, und der Riß mit erschlagenen Menschen wieder zusammengelöthet werden sollte.

Antonius.

Wenn ihr sehen werdet, auf welcher Seite der Anlas dazu gegeben wird, so kehret euer Mißvergnügen dahin; unsre Fehler können unmöglich so gleich seyn, daß eure Liebe zum einen und zum andern im Gleichgewicht sollte bleiben können. Besorget eure Abreise; wählet euch eure Gesellschaft

unmittelbar zu Errichtung einer Geſellſchaft eſoteriſcher Wiſſenſchaften, in der man die Geheimniſſe der Roſenkreuzer geſchwinder zu erfahren hoffte, Anlaß gegeben, und daß dieſe 1646 errichtete Geſellſchaft der Orden der Freimäurer geweſen oder geworden ſei. l) — Ohne Zweifel werden Sie, mein Freund, hier am aufmerkſamſten werden; und ich ſelbſt bin es, denn alles vorige gehört bewieſenermaaſſen nicht hieher. Dieſer Punkt muß alſo ſtrenge dargethan werden, wenn in der Hypotheſe des Verfaſſers vom Entſtehen des Freimäurer-Ordens Etwas bewieſen ſeyn ſoll. Gerade aber Er iſt nicht blos unbewieſen, ſondern völlig Geſchichtswidrig.

Daß Bacon zur Errichtung der Societät der Wiſſenſchaften in London Anlaß gegeben, iſt bekannt; es iſt aber auch Fabel, daß er dies vorzüglich durch ſeine Atlantis gethan habe. Sein König Salomona in Ben Salem (Jakob I.) führte von ſeinem Entwurf nichts aus, und der Sohn deſſelben mit dem Palmzweig (Karl I.) konnte davon nichts ausführen. Einzelne Gelehrte verſammleten ſich; und es wäre ſchlimm, wenn Dieſe ſich der Einkleidung der Atlantis wegen verſammlet hätten, zu der ſie in den damaligen verwirrten Zeiten ſo wenig Ausſicht vor ſich ſahen; ſie thatens aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und der neuen Methode ſelbſt, die Bacon in ſeinen gröſſern Schriften ſo nachdrücklich empfohlen hatte. Eben weil ſie ſahen,

l) Nicolai S. 183 — 193.

hen, daß der Traum der Atlantis hin war, oder daß man noch lange darauf warten müßte, griffen sie das Werk ganz Romanlos an, wie Sprats Geschichte der Societät deutlich saget.

Nun aber ists ganz unbewiesen, daß sich dieser exoterischen Gesellschaft entgegen eine esoterische zusammengethan habe, und daß dies das Entstehen der Freimäurergesellschaft gewesen, die Aschmole so nach 1646. errichtet habe. Wer war begieriger als ich von dieser unerhörten Sache den Beweis m) aufzuschlagen? und wer war erstaunter, als ich, da ich ihn aufschlug? Gerade das entschiedenste Gegentheil enthält die Stelle, von dem, was der Verf. sagt, und ich begreiffe die Citation noch im geringsten nicht. So heißt die Stelle: „Den 16. Oct. 1646. „wurde Aschmole zu einem Mitbruder der alten „und ehrwürdigen Gesellschaft der Freimäurer erwählt, welches er für einen sehr vorzüglichen Charakter ansah. Er hat uns daher von der Loge „welche zu Warrington in Lancaschire angelegt „worden, eine sehr umständliche Nachricht ertheilt; „und in einigen seiner Handschriften sind sehr schätzbare Sammlungen befindlich, welche die Geschichte „der Freimäurer betreffen" Also war die Gesellschaft der Frei-Mäurer schon eine alte. ehrwürdige Gesellschaft, da Aschmole in sie trat, eine Gesellschaft, deren Alterthum er als Alterthumsforscher zum Gegenstande seiner Untersuchungen machte. Und Aschmole hätte sie errichtet? Sie hätte zu

Wars

m) Biogr. Britann. Th. 4. D. Uebers. S. 740.

Warrington eine Zuſammenkunft gehalten, aber zu London zuerſt ihre Conſiſtenz bekommen? Ich ſodre Sie auf, mein Freund, mir in Schriften alter und neuer Zeit eine unſtatthaftere Citation zu zeigen.

Und die weitläuftige Note n) der Lebensbeſchreibung ſezt ja den Umſtand dieſer Aufnahme und der Unterſuchungen Aſchmole's über das Alterthum der Geſellſchaft in ein vielleicht nur zu helles Licht. Es wird die Quelle angeführt, woher der Lebensbeſchreiber den Umſtand hat: es ſind Briefe, die Dr. Knipe dem Verfaſſer mitgetheilt, in denen folgendes die Stelle iſt, aus der jene Relation floß: „In Anſehung der alten Geſellſchaft der Frei„mäurer, von welcher Ihr ſo viel zu wiſſen begie„rig ſeyd, als man mit Gewißheit wiſſen kann, „will ich euch bloß ſoviel melden, daß dafern unſer „würdiger Bruder E. Aſchmole ſeinen gehabten „Vorſatz zu Stande gebracht hätte: unſere Brü„derſchaft ihm eben ſo viel zu verdanken gehabt ha„ben würde, als die Brüder von dem hochanſehn„lichen Orden des Hoſenbandes.„ (Aſchmole ſchrieb nehmlich eine Geſchichte deſſelben in Folio, deren Titel ich unten anführe o). „Ihr habt nicht Urſache „Euch dieſen Ausdruk befremden zu laſſen oder „denſelben für gar zu vermeſſen zu halten. Die „Ober-

n) Note E. S. 746.

o) the Inſtitutions, Laws and Ceremonies of the moſt noble Order of the Garter by Elias Aſhmole, Eſq. Lond. 1672. fol.

„Oberhäupter dieſes Ordens haben es nicht für „ſchimpflich gehalten unſre Mitbrüder zu ſeyn; und „es hat Zeiten gegeben, da ſogar Kaiſer Frei-Maus„rer geweſen ſind.„ (Hier folgt der Umſtand, den Hr. N. anführt, daß die Bulle unter der Regierung Heinrichs III. nicht die Frei-Maurer ſondern die Mäurer angehe: er hat ſie mitten aus der Erzählung, die gegen ihn iſt, herauszureißen für recht gefunden; ich wiederhole ſie alſo nicht. Der Briefſteller fährt fort:) „In Anſehung der Zeit und „der Art und Weiſe dieſer Anordnung (des Frei„mäuer-Ordens) will ich etwas aus dieſen Samm„lungen (nehmlich des E. Aſchmole) erzählen. St. „Alban, der erſte Märtrer von England hat das „Maurerhandwerk allhier eingeführt, und von ſei„ner Zeit hat daſſelbe, wie es der Lauf der Welt „mit ſich gebracht hat, bald mehr, bald weniger „geblühet, bis auf die Zeiten des Königs Adelſtan „herab.„ — — Erlauben Sie, daß ich nicht weiter fortfahre. Der Alterthumsforſcher Aſchmole gefällt mir ſowenig, als Aſchmole der Aſtrolog und Adept. Er führt den Orden durch die Normäniſchen Fürſten bis auf ſeine Zeiten hinunter; das merkwürdigſte dabei iſt, daß er eine Parlaments-Akte Heinrichs VI. gegen die Freimäurer anführt, die ihnen Kapitel und Logen zu halten verbeut, und nachher, heißt es, aufgehoben wurde. Ich wäre dieſe Akte, die in Ferdin. Pultons Collect. of Statutes Henr. VI. cap. I. ſtehen ſoll, zu leſen begierig. Uebrigens geſteht der Verfaſſer dieſer Nachricht, daß, „weil dieſe Geſellſchaft ſo alt iſt, daß

„ſie

„ſie beinah höher hinaufſteigt, als die Urkunden „reichen, ſo ſei es kein Wunder, daß die Geſchichte „derſelben mit Fabeln vermiſcht ſey u. ſ.“ Gnug für uns, daß Aſchmole dieſe Geſellſchaft 1646. nicht geſtiftet, ſondern als einen Gegenſtand des grauen Alterthums betrachtet und ſogar bis auf St. Alban zurückgeführt habe. Noch beſchreibt Aſchmole ſelbſt eine Loge, der er 1682. um 5 Uhr Nachmittage in der Mäurerhalle in Londen beigewohnet, in der er der älteſte geweſen, indem ſeit ſeiner Aufnahme 35. Jahr verfloſſen waren. Er nennt die Mitglieder und ſagt: „wir wurden alle in dem Weinhauſe des „halben Monds in Cheapſide mit einer ſchönen Mahl„zeit bewirthet, welche auf Koſten der neuaufgenom„menen Frei-Mäurer zugerichtet worden.“ Das waren alſo die eſoteriſchen Wiſſenſchaften, die, nach der Meinung unſers V., die von Aſchmole 1646. aufgerichtete Geſellſchaft der Fr. M. trieb! Und dies iſt der Grund ſeines ganzen Gebäudes! Wie werden Folgen, die Sparren und Latten des Gebäudes ſeyn! Doch ich habe mich müde geſchrieben: leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Sie glauben doch nicht, daß ich mir aus dem Hrn. Aſchmole, Aſtrolog und Antiquarius des Ordens der Frei-Mäurer, ſo viel mache? Ich kanns indeſſen nicht läugnen, daß ich ſeine Sammlungen über die

Geſchichte deſſelben, oder ſein Leben von ihm ſelbſt geſchrieben, ſehen möchte. Was der Verf. ſeiner Lebensbeſchreibung hievon anführt, iſt eine Nachricht durch einen Dritten, dazu eine ſo ſpäte und beinahe anonyme Nachricht. Ich führte ſie nur an, weil Hr. N. ſein Entſtehen der Freimäurergeſellſchaft darauf gründet, und laſſe dabei die ältere Geſchichte des Ordens ganz an ihren Ort geſtellt ſeyn.

Wir blieben neulich dabei ſtehen, daß der Orden, beſage des angeführten Citatum, nicht von Elias Aſchmole 1646. geſtiftet ſei. Laſſen Sie uns jezt ſehen,

8. daß er nicht zu den eſoteriſchen Roſenkreuzerwiſſenſchaften geſtiftet ſeyn dörfe, deren Geneaſogie und Indicien der Verf. anführt. a) Als Laie kann ich nur aus gedruckten Büchern reden, aber aus eben den gedrukten Büchern, aus denen der Verf. des Verſuchs folgert.

Er hälts für die Abſicht der Geſellſchaft „im „eigentlichſten Verſtande das Salomoniſche Haus „zu bauen, welches die neue Atalantis (wie ers „nennet) beſchrieben hatte. Auch ſollte es ſo uns „bekannt bleiben, wie die Inſel Benſalem war, „das heißt, die Kenntniß der Natur der Dinge „ſollte in dieſer Geſellſchaft eſoteriſch gelehrt „werden. Die Stifter dieſer Geſellſchaft ſtellten „ihre Abſicht bildlich vor. Zuerſt bildeten ſie die „alten Säulen des Hermes ab, aus deren geheis

„ligten

a) S. 188. 194.

„ligten Nachrichten Jamblichius (so nennt der V. den alten Jamblichus) „alle Zweifel Porphyrs „beantwortete. Darauf stieg man auf sieben Stu„fen zu einem Eschequer oder viereckig getheilten „Boden, die höhere Kenntniß anzudeuten; und „darauf kamen die Sinnbilder der Schöpfung „oder des Werks der sechs Tage, welche der Ge„genstand des Salomonischen Hauses seyn sollten. „Es waren eben dieselben, die auf dem Fig. I. „abgebildeten alten geschnittenen Stein befindlich „sind u. s." — Am Stein ist nichts; er ist eine sehr gewöhnliche Gnostische Abraxe. Lassen Sie uns sehen, was an der gegebnen Deduction sei.

Zuerst: Was hat diese Gesellschaft mit dem Salomonischen Hause zu thun? Ich erinnere mich von Salomons Tempel reden gehört zu haben und von den beiden Säulen, Jachin und Boas. Standen diese aber an Salomons Hause? Sezt sie die Atlantis dahin? Der Unterschied ist auffallend und schneidend.

Zweitens: Salomons Haus aus der Atlantis? Wer diese lieset, findet: es hat Keller, Thürme, Katheder, Schallkammern, Gärten, und was weiß ich mehr; änigmatische Säulen, alchymistische Bilder habe ich darinn nicht gefunden. Das Wort Haus heißt in ihr offenbar so viel als Hall, Collegium, wie es auch erklärt wird. Salomons-Hall heißts, dem König Jakob zu Ehren, den Bacon oft mit Salomo verglich, und der auch wirk-

lich die Aehnlichkeit mit ihm hatte, daß er viel Klu-
ges sprach und manches Thörichte that, wie sein
Jüdischer Vorfahr. Den doppelten Namen dieses
Collegii hat die Atlantis weitläuftig erkläret, und
es wäre Sünde, an einen mystischen Tempel Sa-
lomons dabei nur zu denken.

Drittens, wie kämen zum Salomonischen Tem-
pel die Säulen Hermes? Jachin und Boas heißt
Stärke und Kraft. Erklärte aus diesen Worten
Jamblichus etwas? Holte Er etwas aus Salo-
mons Tempel? So wenig Salomo etwas aus
Jamblichus holte.

Viertens. Und wie kommt der gewürfelte Bo-
den zum Symbol der höhern Weisheit? Exche-
quer ist ein höheres Gericht, nicht eine höhere
Weisheitsstube, und im Tempel ist ja kein Court
of Exchequer so wenig als in Salomons-Hall
bei Bacon. Das Collegium der sechs Tage, wie
vernünftig hats Bacon in seiner Atlantis erkläret!
wie in der Welt gehörts aber zum Exchequer, oder
zu Salomons Tempel? —

Ohne Zweifel werden Sie müde zu lesen, mein
Freund, wie ich zu schreiben: denn es ist keine an-
genehme Sache, Wörter, die wie im Traum zu-
sammen kommen, aus einander zu setzen und zu
zeigen,

†) Die Wolkensäule, die die ersten Bewohner nach Ben-
Salem wies, ist — eine Wolkensäule, und hat we-
der mit den Säulen Hermes, noch dem Salomoni-
schen Hause etwas zu schaffen.

zeigen, daß ſie — Worte im Traum ſind. Die Seele liebt Fortgang der Ideen; kann ich aber das für, daß uns der Autor dieſen nicht gewähret? Ich gehe jeder neuen Behauptung mit Eifer und Neugier entgegen: und ſie zerfährt mir vor den Augen wie eine gefärbte Wolke. — Denn

9. Womit hats der Verfaſſer bewieſen, daß b) ſeit dem Tode des Königs Karls I. die Freymäurerei eine Decke der Königlichgeſinnten geweſen, "worinn „verſchiedne Leute deßhalb aufgenommen wurden, „weil ſie unter dem Schein dieſer ſchon bekann„ten Geſellſchaft ſich ohne Argwohn verſammeln „konnten„ Er muß ſelbſt geſtehen c), daß bei der geheimen Parthei der Königlichen der Name Freimäurer nie genannt wird. — Ehemals fanden die Allegoriſten einen geheimen Sinn in der Bibel, ob ſie gleich geſtanden, daß die Worte ihn nicht geben können. Ein ſolcher myſtiſcher Sinn in der Geſchichte — ſo iſts mit aller hiſtoriſchen Wahrheit am Ende!

Womit beweiſets der Verf., daß „dieſe geheimen „Zuſammenkünfte nichts geringers zur Abſicht hat„ten, als die Anhänger des Parlaments zu vermin„dern, den Leuten von Anſehen die Republik ver„haßt zu machen, den Tod des Königs zu rächen? „Daß man d) einen geheimen Ausſchuß gemacht, „das Salomoniſche Haus fahren laſſen, und Zei„chen

b) S. 196. 97. c) S. 197. d) S. 198.

„chen des Todes vom ermordeten Herrn gewäh„let?“ Ueber das Alles kein Wort eines Erweiſes, auf den doch in einer hiſtoriſchen Sache Alles ankommt! Ja endlich, ſo viel ich als Laie einſehe, heben ſich die Sachen zum Theil einander ſelbſt auf. Der ermordete Meiſter ſoll der König Karl ſeyn — e) Wie? und man hätte die Symbole beibehalten, auch da das verlohrne Wort, der Sohn des Königs (nach des Verf. Deutung) wieder auf dem Thron war? da er eben, wie der Verf. erzählt, durch die Bemühung der Freimäurer auf dem Thron war? Welche Sinnloſigkeit — Trauer- und Todes-Symbole beizubehalten, wenn man vor den Augen des ganzen Königreichs ſich freuen darf, daß der verlohrne Sohn (das war Karl II. auch nach ſeiner Lebensweiſe) gefunden iſt? Wenn ſpringts nicht ins Auge, in welches verächtliche Licht der Orden geſezt würde, wenn die Cerimonie noch fortdauerte? Er käme noch zuſammen, den Tod Karls des I. zu bedauren, ſeinen verlohrnen Sohn (Karl II.) zu ſuchen und auf den Thron zu ſetzen, als Kinder der Wittwe die betrübte Frau Mutter zu tröſten? — Ferne ſeis von mir, einer Geſellſchaft ſo viel ehrwürdiger und kluger Männer ſo etwas auch nur mit einem Gedanken zur Laſt zu legen! das falſche Licht liegt blos auf der Hypotheſe des Verfaſſers. Welche gezwungne Deutung iſts, daß das verlohrne Wort der Sohn des Königs ſey, weil — im Anfange des Evangelium Johannes das ewige Wort und der ewige Sohn Eins ſind? da doch (nach S. 212.

e) S. 198.

ſchaft ſelbſt, und machet ſo viel Aufwand als ihr nur wollt.

[Sie gehen ab.]

Enobarbus und Eros treten auf.

Enobarbus.

Wie geht's, Freund Eros?

Eros.

Man hört wunderliche Neuigkeiten, mein Herr!

Enobarbus.

Was denn, Mann?

Eros.

Cäſar und Lepidus haben den Pompejus mit Krieg überzogen.

Enobarbus.

Das iſt etwas Altes; was iſt daraus erfolgt?

Eros.

Cäſar, nachdem er ſich des Lepidus gegen den Pompejus nüzlich bedient, verſagt ihm allen Antheil an dem Ruhm und den Vortheilen des Sieges; er begnügt ſich auch daran nicht, er beſchuldiget ihn eines geheimen Briefwechſels mit dem Pompejus, bemächtiget ſich, ohne Proceß oder Formalitäten, ſeiner Perſon; und nun iſt es mit

212. verglichen mit S. 192.) der Verf. ſelbſt den Ausdruck Mäurerwort (Maſons-word) anführet. So unnatürlich dieſe Deutung iſt, wirds auch die vom geköpften Meiſter ſeyn, worüber ich denn als Laie nicht urtheilen kann.

Dafür halte ich mich lieber an die Geſchichte. Wie in der Welt beweißt der Verf. daß Monks Parthei die Loge der Freimäurer, daß die Schottiſche Parthei die ſchottiſche Loge geweſen? f) Er führt Skinners Leben Monks an; ſagt aber ſelbſt, (S. 197.) daß in dieſer ganzen Unternehmung kein Wort von den Freimäurern ſtehe. Der Verf. will alſo, wir ſollen glauben! Glaube, wer will! von denen, die einigermaſſen prüfen, glaubt keiner bis er — hiſtoriſche Zeugniſſe und Gründe vor ſich ſiehet, und dann glaubt er gern. Denn, um des geköpften Meiſters willen! wie käme es, daß, wenn die Geſellſchaft, und ſie allein, den König auf den Thron gebracht, ja wenn ſie neu-geſtiftet und reformirt wäre, dies zu bewirken — daß kein Wort davon in der Geſchichte ſtünde? Daß ſie ſelbſt nie dieſer wirklich glorreichen Unternehmung öffentlich gedacht hätte? Etwa der 3. Roſen wegen, die wie der Verf. „S. 169. anführt, allegoriſch „aus dem Namen Roſenkreuz heilige Verſchwiegenheit andeuten?“ Hatte denn aber Karl II. ſelbſt dieſen Schurz vor ſich, daß auch Er es verſchwieg, und denen er alles zu danken hatte, nie öffentlich dankte?

f) S. 199—200.

Verſtehen Sie mich recht, m. Fr. Ich glaube es gern, daß in den damaligen trübſeligen Zeiten die Geſellſchaft, von der wir reden und die ſich in neuern Zeiten durch viel Züge einer friedfertigen, edeln, toleranten Denkart bekannt gemacht hat, auch dieſem Charakter werde gemäß gehandelt haben; daß ſie ihrem Könige und den Geſetzen treu, den Schwärmern und Independenten werde feind geweſen ſeyn; ja meinetwegen kann ſie auch alles gethan haben, was ihr der Verf. zuſchreibt; aber eben Dieſes wollte ich gern hiſtoriſch erwieſen ſehen. Er lege Zeugniſſe aus der Geſchichte, oder Akten der Geſellſchaft vor, daß ſie, wie er ſagt, zu dieſem politiſchen Geſchäfte geſtiftet und reformirt ſei, daß Monks Parthei nichts als ſie, ſie nichts als Monks Parthei geweſen, daß ihre Symbole daher rühren u. ſ. — darüber den Beweis, auch nur den kleinſten Fingerzeig von Beweiſe! — und ich will dem Verfaſſer beſtens danken.

10. So auch g), daß Chriſtoph Wren 1685. den Orden zum drittenmal verändert — daß, weil Er die Pauls-Kirche bauete, Er allen Mitgliedern nun auflegte, Baumeiſter zu werden, und das Salomoniſche Haus jezt, jezt in den Tempel — nicht Chriſtoph Wrens, ſondern Salomons umſchuf; daß dieſen engen Handwerksſpaß des Baumeiſters jezt alle Freimäurer nachmauren, ohne daß der Tempel Salomons oder die Pauls-Kirche zu Stande komme. — Ich bin begierig, wie die Mitglie-

g) S. 209. 210.

glieder des Ordens dieſe Zeugnißloſe Entdeckung aufnehmen werde, die die Geſellſchaft bald zu einem Dunſt der Roſenkreuzer, bald zum ſinnloſen Nachhall einer verlebten politiſchen Partei, bald gar zum Handwerksſpaß eines Baumeiſters macht. Schwiegen ſie, lobten ſie; nun wahrlich mir als Laien gölte es gleich —

Doch warum ſollten ſie nicht loben? Eben darauf, ſcheints, hat der Verfaſſer gerechnet: alle Partheien, die jezt nach den Catalogen gäng und gäbe ſind, ſollen ſein Buch leſen. Die Roſenkreuzer primo, denn die laſſen ſich jezt am lauteſten hören: jede Meſſe bringt eine Anzahl Alchymiſtiſcher und Theoſophiſcher Werke ans Licht; darum ſind ſie auch in dieſem Buch die Urheber oder Veranlaſſer der Geſellſchaft. Die Philoſophen müſſen das Büchlein leſen: denn der große Canzler Bacon hat ja das Salomoniſche Haus in ſeiner Atalantis geſtiftet, und ich wundere mich, daß er als Vicegraf von St. Alban nicht auch St. Alban ſelbſt, der Erſte Mäurer, geweſen. Die Politiker müſſen es leſen: denn ihr Orden hat den verlohrnen Sohn auf den Thron erhoben, und ſucht jezt noch den verlohrnen Sohn. Endlich die Tempelherrn, Deiſten, „die an den Gott glauben, der nicht geſtorben „iſt, nicht ſterben kann, auch daneben das Kreuz „verſpeien und den Kopf des Baffometus, d. i. „die Taufe der Weisheit verehren h), müſſen es leſen: denn hievon iſt bey Gelegenheit der Tem-

h) S. 101. 146.

pelherrn so viel Vortreffliches aus der Gnostik gesagt worden, daß — ich denn nun auch darüber noch einige Worte sagen muß. Sie mögen lesen wollen oder nicht: der Baphometus ruft mir! und ich kann nicht anders.

Also, vom Versuch über die Beschuldigungen welche dem Tempelherren-Orden gemacht worden, und über dessen Geheimniß. Ob der Verf. gleich in der Vorrede i) hofft, „dieser bisher sehr „dunkeln Sache so viel Licht aufgesteckt zu haben, „daß die Wahrheit deutlich zu erkennen ist: ob er „gleich seine Arbeit als einen neuen Beweis angiebt, „wie viel noch in der Geschichte aufzuräumen ist „und welch eine andre Gestalt sie haben würde, „wenn die Nachrichten die wirklich da sind, gehörig „nachgesehen und ins rechte Licht gestellt würden, „welche zum Theil aus Nachlässigkeit, zum Theil aus „Vorurtheil von den Geschichtschreibern nie gehörig „gebraucht worden:" so kann ich doch nicht einsehen, wie die Sache jezt im mindesten weiter sei, als sie war? und ob den bisherigen Geschichtschreibern des Ordens nicht hiemit Unrecht gethan werde? Schon Gürtler hat den Du-Puy gebraucht: Anton gleichfalls; wir haben aber mit ihm nur immer Eine Stimme. Wir können die Tempelherren jezt nicht mehr abhören; wir hören sie nur aus den Protocollen ihrer damaligen habgierigen Feinde, der Inquisitoren: und auch aus ihrer Relation, und aus der Geschichte des ganzen Processes wird ja theils

das

i) Vorred. I.

das Unübereinſtimmende der Ausſage, theils das Harte und Gewaltthätige, endlich das Abergläubiſche, und Vorurtheilige ihrer Verhörer offenbar gnug. Ich will ſie mit nichten ganz rechtfertigen: denn ein ſtolzer, ausgelaſſener Orden wars zulezt, wie alle Geſellſchaften der Art in zu groſſem Reichthum und Müſſiggange werden, und jene in jener Zeit vorzüglich werden konnten; aber der Autor thut nicht gut, daß er nur einige Beſchuldigungen aushebt, und nicht eben ſowohl auch in Fragen und in der Art zu verfahren ihre Richter charakteriſiret. „Die Katze z. E. die ihnen zuweilen in ihrer Con„gregation erſchienen, und die ſie in vituperium „Chriſti et fidei orthodoxae angebetet," k) nebſt andern dergleichen weiſen Unterſuchungspunkten, verdienen doch auch Rückſicht.

Doch ich will nur bei ihrem Geheimniß (wie es der Verf. nennt) dem Bilde des Baphometus bleiben, „das ſie in ihren General-Kapiteln gehabt, angebetet, und bei der Aufnahme mit dem ledernen Gürtel, den ſie bekamen berührt haben ſollen. Was war das Bild? was bedeutet der Name?

Der Verf. hat einen groſſen Abſchnitt l) darauf verwandt, „zu zeigen, daß die Benennung Grie„chiſch ſei und buchſtäblich — hören Sie zu! — „buchſtäblich βαφη μητυς, die Taufe oder die „Tinktur der Weisheit bedeute." Sie ſtaunen, als

k) Du-Pui S. 141. Brüſſeler Ausg. 1713.
l) S. 97—146.

als ob Sie den Baphometus ſelbſt vor ſich ſähen? Staunen Sie nicht! Der Autor führt Sie in alle Geheimniſſe der Gnoſtiſchen Lehre, der Kabbala, der Ophiten, Baſilidianer, Karpocratianer, Magier — und o! da können Sie viel lernen! — nur nichts, was zu unſrer Figur und ihrem Namen gehört. So viel barbariſche Worte dieſe Sekten in der Sprache ihrer Geheimniſſe und Amulete hatten, ſo ſind mir dieſe „die βαφη μητας„ ganz fremde. Βαθη hatten ſie; von λογος, νους, σοφια, φρονησις redeten ſie auch; aber weder von βαφη noch μητας. Die Zuſammenſetzung der Worte iſt auch ganz ungriechiſch und ungnoſtiſch: denn μητις heißt bürgerliche Klugheit, Liſt, Ränke, (wie den Verf. πολυμητις Οδυσσευς auf den er ſich bezieht, lehren kann) nie aber in der Welt, Känntniß des Einzigen wahren Gottes, höhere Känntniß der Natur, gnoſtiſche Weisheit. Und denn, wie gehört die Gnoſtik jener Sekten ins 14te Jahrhundert? Wie gehört ſie hieher? Wie kommen harte, kriegeriſche, oft unwiſſende, und zulezt wollüſtige und ausgelaßne Ritter zu Gnoſtiſchen Geheimniſſen, zur Tinktur der Weisheit? Wo haben jene Sekten je Eine ihrer Figuren mit ſolchem Abſtrakto und eine männliche bärtige Figur mit dem Namen der Weisheit-Tinktur benannt, davon das Bild nichts ausdrukt? Endlich wie gezwungen iſt die Ableitung, da ſelbſt die Endung des barbariſchen lateiniſchen Worts *us* dazu gehört, auch nur den Schall hervorzubringen! Eine unglücklichere Conjektur iſt wohl nicht leicht gemacht worden.

Und

Und was bedeutet denn der Name Baphometus? — Mahomed, bedeutet er; in der Welt nichts anders. Jedermann iſt bekannt, wie der Name Mahomed in den barbariſchen mittlern Zeiten verſtümmelt wurde, und wie verſchieden er noch geſchrieben und ausgeſprochen wird. Er hieß Mahometus, Mahometes, Machometus, Maometus, und wird noch Mahomed, Muhammed, Mohammet, Mohämmed, Mahmud, Machmed u. ſ. geſchrieben. Daß B und M im Arabiſchen häufig verwechſelt werden, hat Hr. Prof. Eichhorn gezeiget, m) und von den Arabern haben es die Spanier in vielen Namen und Wörtern. Wer da weiß, was alle Arabiſche Namen in Europa für Veränderungen erlitten haben, wird ſich nicht wundern, ein h oder ch in ph verändert zu ſehen. — Der Verfaſſer hat ſelbſt eine Stelle angeführt n) da Mahomet, Baphomet heißt in einer ordentlichen hiſtoriſchen Erzählung; und alles was von der Fabel dieſes Bildes hier vorkommt, macht die Sache unwiderſprechlich. Es ſoll eine Geſtalt ſeyn, faite in figuram Baffometi, ein Idol, vbi erat depicta figura Baffometi; die Figur Baphomets muß alſo eine jedermann bekannte Geſtalt, der Name, ein jedermann bekannter Name geweſen ſeyn: denn ohne Tinktur der Weisheit wird man doch nicht das Dunkle durch ein noch Dunkleres, ja durch etwas ganz Unverſtändliches erklären? Was wußten die Inquiſitoren von der βαφη μητος, davon nach ſo vielen Unterſuchungen über die Gnoſtiker noch jezt niemand weiß? Den Baphomet kannten ſie alle

m) S. 118. n) S. 118.

alle als Schimpfwort, als einen falschen Propheten. Und da konnte den Tempelherren nichts ärgers Schuld gegeben werden, als daß sie den Baphomet anbeteten, daß sie das Kreuz anspieen und den Baphomet einen Freund Gottes nannten. Freund Gottes ist der gewöhnliche Name Mahomeds bei den Arabern; auf Mahommet paßt es, wenn der Großmeister gesagt haben soll: ecce unum amicum Dei, qui loquitur cum Deo quando vult; o) wie paßts aber auf die bärtige Tinkeur der Weisheit? Endlich sagens die Verhörsartikel selbst deutlich. Von der Schnur, mit dem das Bild berührt wurde, wird gesagt: laquelle etoit leur *mahommerie*; p) und ein armseliger anonymer Bruder ajoute cette particularité, daß der Großmeister aufs Bild gezeigt und gesagt habe: Sarrazin y alla! r) Was wollen wir mehr?

Damit war nun freilich auf die armen Tempelherren gebracht, was man nur auf sie bringen konnte. „Sie beten den Mahomed an, sie verläugnen Christum: sie schreibens nicht Christo sondern Mahomed zu, daß er sie seelig, die Erde grün, die Bäume wachsend mache" u. s. f. — die Menschen mußten verbrannt und ihre Güter eingezogen werden. Ob aber diese Beschuldigungen Wahrscheinlichkeiten? Ob der Kopf, den man Mahomed taufte, nicht einen ganz andern Ursprung gehabt? ob die Tempel-

o) Du-Pui S. 96.
p) Du-Pui S. 26.
q) S. 134.
r) Du-Pui S. 23.

Tempelherren, wie unſer Autor vorgiebt, mehrere Receptionen und überhaupt ein Weisheitgeheimniß in ihrem Orden gehabt haben? — Hätten Sie wohl Luſt mich darüber ein andermal zu hören? *) Sie werden freylich keine Gnoſtiſche Geheimniſſe, aber doch auch ſonderbare Sachen leſen. Leben Sie wohl. †

*) Sehr große Luſt! und gewiß alle Leſer des T. M. mit mir.

d. H.

IV.

Vermiſchte Litterariſche Anzeigen.

1) Nachricht von dem Pommeriſchen Geſchlechte der von Sliwin oder Schliefen. Gedrukt im Jahr 1780. 336 Seit. und 149 S. Beweisthümer, nebſt 10 Geſchlechtstafeln und 4 Kupferbl. Siegeln.

Nachrichten von Familien des niedern Adels, wie ſie gemeiniglich zu ſeyn pflegen, die nemlich in einer langen Reihe längſt vergeſſener Stadt- und Dorf-Junker beſtehen, von welchem immer das

Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb,

paternoſtermäſſe hergebethet wird, haben weiter keinen Nutzen, als daß ſie etwa denen von der Familie zu manchen — mit der angezeigten Schrift zureden — von dem eingebildeten Unterſchiede der Geburt abhängenden Vorzügen, welche

nur

nur 16 oder 32 Ahnen, ohne ſie aber nicht tauſend Heldenthaten verſchaffen können, den Weg bahnen. Wenigſtens iſt es — wie ſich die nemliche Schrift ausdrükt — dem hochachtungswürdigen Mittelſtand, der durch die wahren Vorzüge der Gelehrſamkeit den Abgang des vermeinten Vorzugs der Geburt erſezt, ſehr gleichgültig, wie ſeine Gnaden von und zu ** mit gleichen Alltagsmenſchen ſeit Jahrhunderten, nach dem Angeben der Mütter, zuſammenhängen, wenn auch gleich die Zeugungskette bis an die Zeiten Carls des Großen, oder gar bis an das Trojaniſche Pferd reichte. Wenn hingegen eine ſolche Familiengeſchichte mit ausgeſuchten Entwickelungen der Staats- und bürgerlichen Verfaſſung, der Sitten und Gebräuche in den dunkeln mittlern Zeiten, mit pragmatiſchen Reflexionen, mit abſtrahirten hiſtoriſchen und beſonders auch diplomatiſchen Bemerkungen durchwebt, und dabey in einem reinen ſtrengen und geſchmakvollen Styl abgefaßt iſt: dann zieht ſie mit Recht die Aufmerkſamkeit aller derjenigen auf ſich, welche Thatſachen der verfloſſenen Zeiten ſtatiſtiſch, hiſtoriſch und philoſophiſch zu benuzen und zu verarbeiten wiſſen. Von dieſer Art iſt die angezeigte Nachricht der Familie von Schlieſſen, und ſie verdient daher der Treuerſchen Geſchichte der von Münchhauſen, und der Gattererſchen der von Holzſchuer, nicht nur an die Seite geſezt, ſondern in verſchiedenen Betracht auch noch vorgezogen zu werden. Der Verfaſſer, der ſich unter der an den königl. Großbrittanniſchen Miniſter, Hrn. Graf v. Schlieben, gerichteten Zueignungsſchrift, nur mit S**** angegeben, aber, aller Vermuthung nach, ſelbſt ein Zweig dieſer ausgebreiteten Familie und ſehr dazu geeigenſchaftet ſcheint, ihr durch ſeine Verdienſte einen neuen Glanz zu geben, hat nicht nur in vorausgeſchikten allgemeinen Abhandlungen die Beſchaffenheit des teutſchen Adels in alten und mittleren Zeiten — welche Abhandlung

dem armen Triumvir aus, bis ihn der Tod in Freyheit ſetzen wird.

Enobarbus.

Was macht Antonius?

Eros.

Er geht im Garten auf und ab, und ſtößt das Strohkraut, das ihm im Wege ligt, mit den Füſſen vor ſich her. Alberner Lepidus, ruft er, und droht der Gurgel des Officiers, der den Pompejus ermordet hat.

Enobarbus.

Unſre groſſe Flotte iſt ausgerüſtet.

Eros.

Nach Italien und gegen Cäſarn; noch eins, Domitius verlangt euch dieſen Augenblik zu ſprechen; ich hätt' euch das vor meinen Neuigkeiten ſagen ſollen.

Enobarbus.

Es wird nichts ſeyn; doch wir wollen ſehen; führt mich zum Antonius.

Eros.

Kommt, mein Herr.

[Sie gehen ab.]

Fünfte

handlung durch Einrückung in die erſtern Stücke des deutſchen Muſeums von dieſem Jahre und zwar mit wichtigen Zuſätzen gemeinbekannter geworden — und den Zuſtand von Pommern im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte meiſterhaft bearbeitet, ſondern auch die gröſtentheils magere Familiengeſchichte, durch Einwebung in die gleichzeitige Reichs- und Ländergeſchichte, antiquariſche, biographiſche, litterariſche und andere Reflexionen ſo aufgeſtuzt, daß man ſich bey deren Durchleſung keiner Langenweile zu befürchten hat. Die Nachrichten von der Familie ſind zwar mit beſonderm Fleis und nicht geringem Aufwand zuſammen geſucht, es kan aber bey der ſo groſſen Vertheilung des Geſchlechts und ſeiner Zweige nicht fehlen, daß nicht noch hier und da viele Nachrichten zurükgeblieben ſeyn ſollten; wie mir denn ſelbſt deren einige in Händen haben, wenn anders eine Unhildegunde von Sleben, welche im J. 1383. im ehemaligen Auguſtinerkloſter zu Jena vor ſich und ihre ganze Familie ein Seelgeräthe geſtiftet hat, zu dem beſchriebenen Geſchlechte der von Schlieſſen gehörig iſt, welches das was Seite 132. von deſſen damaliger Zerſtreuung geſagt iſt, ziemlich wahrſcheinlich macht.

E.

---

2) Geiſt der teutſchen Criminalgeſetze.

Es iſt im März 1781. ein Werk unter dem Titel: Geiſt der Criminal-Geſetze auf Subſcription angekündigt worden. Die Verfaſſer hielten wohl ihren Plan für intereſſanter für das Wohl der Menſchheit, als das Publikum, weil er ſo wenig Unterſtüzung fand, daß ſie ihn in jener angekündigten Art nicht ausführen können.

Man hat eine andere gewählt. Statt daß jene die Criminal-Gesetzgebung aller europäischen Nationen begreifen sollte, wird man bloß auf die des teutschen Reichs sich einschränken.

Man will hauptsächlich das teutsche Reich zu einen neuen, vollständigern, auf unser Zeitalter passendern peinlichen Reichs-Gesez-Buch veranlossen. Ob dies ein wohlthätiger und nothwendiger Entwurf seyl — Dieß beantworte jeder teutsche Biedermann.

Diesem Entwurf gemäß, soll in den zwey Jahren 1782 und 1783, jedes Quartal ein Heft von etwa zehn oder zwölf Bogen mit einem blauen Umschlag unter dem Titel: Materialien zu einem neuen peinlichen Gesez-Buch der teutschen Nazion, erscheinen; in allem also acht Stücke oder Hefte, vielleicht auch zwey weniger.

Der Weg der Subscription bleibt. Man wird die wenigen Edlen die diesen Plan bisher unterstüzten, im ersten Stük bekannt machen, und so werden die weitern Subscribenten in der Folge bekannt gemacht werden.

Es bleibt nemlich die Subscription bis zum 1sten May dieses Jahrs offen: wer bis dahin sich noch subscribirt, erhält das Heft für 36 kr. rhein. welche bey der Ablieferung bezahlt werden, und also alle acht Hefte für 4 fl. 48 kr. rhein.

Ausserdem ist der Preis des Hefts 45 kr. Subscribenten melden sich unter der Adresse: An den Verfasser der Materialien zu einem neuen peinlichen Gesez-Buch; Anspach.

Berichtigungen und Critiken werden willkommen seyn; Man erbittet sich solche unter der Addresse der Buchhandlung

lung der Gelehrten zu Deſſau poſtfrey. Man wird davon in den nächſten Heften Gebrauch machen.

Uebrigens bleibt der Plan des Werks wie er in der Nachricht vom März 1781. angekündigt war. Anſpach im Februar 1782.

Für Weimar nimmt Hr. Rath Bertuch Subſcription an.

---

3) Die Geſellſchaft des Verlags für Gelehrte und Künſtler zu Deſſau, giebt außer den unterm 3ten Nov. des vorigen Jahres ſchon angekündigten 13 von ihr unternommenen Werken, noch folgende auf Subſcription heraus, die gröſtentheils auch in der nächſten Oſter-Meſſe fertig erſcheinen werden: nemlich

14) Vom Geiſt der Ebräiſchen Poeſie. Ein Handbuch für die Liebhaber derſelben, und der älteſten Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Von J. G. Herder. I. Band. Subſcriptions-Preiß 16 Gr. Laden-Preiß 20 Gr. Wird in nächſter Oſter-Meſſe fertig.

15) Kleine Naturhiſtoriſche Schriften, aus andern Sprachen ins Teutſche überſezt von Otto Friedrich Müller. Erſter Band, 10 bis 12 Bogen in 8. mit fünf bis ſechs illuminirten Zeichnungen. Subſcriptionspreis 16 Gr. Ladenpreis 20 Gr.

16) *M.* Wichmanns bibliſche Hand-Conkordanz zu Beförderung eines fruchtbaren Vortrags bey öffentlichen Religionsunterricht. Ohngefähr 100 Bogen in 4to. Subſcriptionspreis 1 Rthlr. 15 Gr.

Ladenpreis 2 Rthlr. Wird in der Michaelis-Meſſe fertig.

Die Subſcription auf dieſe Concordanz bleibt bis zum 1ſten Sept. 1782 offen.

17) Ueber die Erziehung zur Menſchenliebe. 3 Bogen auf Schreibpapier, in 8. Preis 3 Gr.

18) *Tablettes fantaſtiques, ou Bibliotheque très particulière pour quelques pats & pour quelques hommes.* 22-24 feuilles in 4to. Prix d'abonnement 20 gros. Prix ordinaire un Ecu d'Allemagne.

19) Iſt es recht, die alten Kirchengeſänge zu verändern? 3 Bogen in 8. Preis 3 Gr.

20) Die Frage: Iſt es nothwendig, die alten Kirchengeſänge zu verbeſſern? nach der Wahrheit, und mit Anwendung auf das Berliniſche und Magdeburgiſche Geſangbuch, beantwortet von einem Freunde des chriſtlichen Geſanges. Ohngefähr 3 Bogen in 8. Preis 3 Gr.

21) Nöthige Berichtigung der kurzen wahrhaften Geſchichte der älteſten teutſchen Kirchengeſänge, beſonders von *D.* Martin Luther. 2 Bogen in 8. Preis 2 Gr.

22) *D.* Joh. Salomo Semlers Abhandlungen über einzelne Gegenſtände der Hiſtorie mittlerer Zeiten, Erſtes Stück, 14 bis 15 Bogen in groß 8. Subſcriptionspreis 10 Gr. Ladenpreis 12 Gr.

23) Lieder einiger neuer teutſcher Dichter, in Muſik geſezt von Joh. Gotthilf Keller, Anhalt-Deſſauiſchen Kammer-Muſikus und Organiſten. 10 Bogen in Quer-Folio. Subſcriptionspreis 16 Gr. Ladenpreis 20 Gr.

24)

24) Beyträge zu den Oekonomie: Kameral: und Policey-Wiſſenſchaften, aus den Berichten eines teutſchen Kameraliſten von ſeinen Reiſen nach der Schweiz, Frankreich, Holland und England, in den Jahren 1759 und 1763. von H. J. Hinze, in 8. ungefähr 15 Bogen, mit einigen Kupfern. Subſcriptionspreis 12 Gr. Ladenpr. 15 Gr.

25) Das Leben Sebaſtian Joſephs von Carvelho und Melo, Marquis von Pombal, Grafen von Oeyras ꝛc. geweſenen Staats-Sekretärs und erſten Miniſters Joſeph des Erſten, Königs von Portugall; aus dem Italieniſchen Original überſezt von J. C. Jagemann. 2 Bände in gr. 8. jeder von 26 Bogen, mit dem Porträt des Grafen, und mit ächten Urkunden begleitet. Der Subſcriptionspreis des ganzen Werks iſt 1 Thlr. 16 Gr. der Ladenpreis 2 Thlr. 8 Gr.

Hier erfolgt das vermehrte und genauer angegebene Verzeichnis derjenigen Freunde und Gehülfen dieſes Inſtituts, welche die ſichere Unterzeichnung eines jeden annehmen, und ihm die beſtellten Exemplare, ſo bald als möglich, franco Teutſchland, gegen die Bezahlung des Subſcriptionspreiſes abliefern werden.

Auf ſämtl. obige Artikel unterzeichnet man: In

Altona bey Herrn A. Loeck.
Baſel bey Hrn. Schafner Dienaſt, welcher auch Unterzeichnungen aus allen Helvetiſchen Orten annimmt.
Barnims Cunow bey Hrn. Paſtor Neuendorf, welcher auch für Stargard und die nächſtlegenden Oerter Unterzeichnungen annimmt.
Berlin bey Hrn. Hauptmann Tempelhof.
— — — Hof- und Kammergerichtsrath Braun.
Brandenburg bey Hrn. Landbaumeiſter Reherſtein.

Bremen bey Hrn. Reichspoſtverwalter Schubart.
Breslau bey Hrn. Kammerſecretär Streit.
Carlsruhe bey Hrn. Profeſſor Hauber.
Caſſel bey Hrn. Profeſſor George Forſter.
— — — Hauptmann Mauvillon.
Danzig bey Hrn. Archidiaconus Lengnich.
Deſſau bey der Adminiſtration der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler.
— — — Buchhandlung der Gelehrten.
Dresden bey Hn. Kaufmann Koch auf der breiten Straße.
Detmold bey Hrn, Prorector Röderer
Erfurt bey Hrn. Kirchner Sinnhold.
Erlangen bey Hrn. Conrector Lippert.
Frankfurt an der Oder bey Hrn. Prof. Hauſen.
Frankenthal bey Hrn. Pfarrer Böhm.
Gotha bey Hrn. Archivcommiſſarius Hommer.
Groß-Laſſern, bey Hildesheim, bey Hrn. Kaufmann Hundeiker, welcher auch für Hildesheim und die nächſten Oerter Unterzeichnungen annimmt.
Graudenz bey Hrn. Feldprediger Goldbeck.
— — — Landphyſicus D. Berger.
Göttingen bey Hrn. Univerſitäts-Actuarius, D. Willich.
Hannover bey Hrn. Poſtſecretär Albers.
Halle bey Hrn. Kriegsrath Madeweis.
— — — Prof. Trapp.
Hamburg bey dem kaiſerl. privil. Addreß-Comtoir.
Halberſtadt bey Hrn. Prediger Villaume.
Hanau bey Hrn. Candidat Götz.
Hirſchberg bey Hrn. Candidat Glauber.
Helmſtädt bey Hrn. Hinze.
Herford bey Hrn. Rector Benzler
Jena bey Hrn, Prof. Schütz.
Königsberg bey Hn. Regiments-Quartiermeiſter Crüger.
— — — — Kirchenrath Hennig.
Leipzig bey Hrn, Prof. Eck.
— — — Baudirector Dauthe.

Magdeb

Magdeburg bey Hrn. Canzleydirector Dietz.
— — — — Procurator Schewe.
Manheim bey Hrn. Geheimdesecretär und Prof. Klein.
— — — Wilh. Robell, Vorleser bey der Churfürstl. teutschen Gesellschaft.
Münster bey Hrn. Rath Sprickmann.
Osnabrück bey Hrn. Rector Kleuker.
Prenzlau bey Hrn. Obergerichtsrath Wilke.
Quedlinburg bey Hrn. Pastor Göze.
Stettin bey Hrn. Prediger Herwig.
Strasburg bey denen Herren Legationsräthen Schweighäuser und Simon.
— — Hrn. Prof. Bleßig.
Schweidnitz bey Hrn. Consistorialrath Tiede.
Stockholm bey Hrn. Plagemann, Rector am teutschen Gymnasium.
Spandau bey Hrn. Hofrath Heim.
Tscheplowitz, bey Brieg, bey Hrn. Prediger Zwickende.
Usingen bey dem Addreß-Comtoir.
Weimar bey Hrn. Rath Bertuch.
Wettin bey Hrn. Bergmeister Grillo.
Wien bey Hrn. D. Eyerel.
Wittenberg bey Hrn. Prof. Ebert.
Zerbst bey Hrn. Regierungs-Advocat Pannier.

Bey den hier angesezten Preisen ist noch zu bemerken, daß der Louisd'or zu 5 Rthlrn. der Ducaten zu 2 Rthlrn. 20 Gr. und der Carolin zu 6 Rthlrn. 4 Gr. nicht aber höher angenommen wird, und daß alle Subscriptionen nach diesem Verhältniß bestimmt sind. Die Briefe, welche Bestellungen nach Dessau oder die hier genannten Herren Commissionairs enthalten, müssen frankirt seyn.

Inn-

Inhalt des ersten Vierteljahrs.

Jenner.

I. Gedichte. S. 3.
II. Ueber die Seelenwandrung. 12.
III. Phaon. Ein Dialog im Elysium. 54.
IV. Der Philosophische Schuster. 66.
V. Vermischte Litterarische Anzeigen. 85.

Hornung.

I. Ueber die Seelenwandrung S. 96.
II. Herr Oheim der Jüngere. 123.
III. Ueber die Mahlerey der Alten. 138.
IV. Myson von Chenä, oder der ausübende Weise. 145.
V. Vermischte Litterarische Anzeigen. 160.

März.

I. Horazens Dritter Brief an Mäcenas. S. 177.
II. Nachrichten von Meiland. 204.
III. Historische Zweifel über das Buch: „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem „Tempelherrenorden gemacht worden, und „über dessen Geheimniß; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimäurergesellschaft ꝛc. „ 224.
IV. Vermischte Litterarische Anzeigen. 255.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1782.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Fünfte Scene.

[Verwandelt ſich in Cäſars Palaſt in Rom.]

Cäſar, Agrippa und Mecänas treten auf.

Cäſar.

Seine Verachtung gegen Rom aufs äuſſerſte zu treiben, hat er alles dieſes und noch mehr in Alexandria gethan; auf einem in dem Markt-Plaz aufgerichteten verſilberten Gerüſte ſaß er neben Cleopatra in goldnen Armſtühlen; Cäſario, den ſie meines Vaters Sohn heiſſen, und alle die unächten Kinder, die ſie ſeitdem mit einander gezeugt haben, ſaſſen zu ihren Füſſen um ſie her. Sie erklärte er zur Souverä-nen Königin von Aegypten, Nieder-Syrien, Cypern und Lydien --

Mecänas.

Und das vor aller Leuten Augen?

Cäſar.

Auf dem öffentlichen Plaz, wo ſie ihre Gymnaſtiſchen Uebungen machen; ſeine Söhne wurden zu Königen der Könige ausgeruffen; Medien, Parthien und Armenien, gab er dem Alexander; dem Ptolomäus wies er Syrien, Phö-nicien und Cilicien an. Sie erſchien dieſen Tag in dem An-zug der Göttin Iſis, und gab vorher ſchon öfters in dieſer Geſtalt Audienz, wie die Rede geht.

Der

Teutſche Merkur.

April 1782.

I.

Hades und Elyſium,

oder

Meinungen und Dichtungen verſchiedner Völker vom Zuſtande der Menſchen nach dieſem Leben.

Es iſt wohl keine Gegend, wohin unſere Unterſuchung, Phantaſie und Neugier kühnern Flug wagt, als das Land jenſeit des Grabes. Um den Staub des Begrabnen iſt alles ſo ſtill: kein Laut, keine Stimme kommt jenſeit her, auch wenn es das Herz deſſen, der ſeine Geliebten dahinſandte, ſo ſehnlich wünſchet. Die Pſyche, die ſich dem Leichnam des Verſtorbenen entwindet, der junge Phönix, der aus der Aſche hervorgeht, ſind unſerm ſterblichen Auge unſichtbar, die Vernunft die nur aus Erfahrungen und nach der Analogie ſchließt, weiß an Data und Aehnlichkeiten dieſes Lebens (etwa die einzige Entwickelung der Raupe zum Schmetterling)

terling) so wenig sichere Schlüsse über den künftigen Zustand der Erdbewohner zu heften, und muß sich daher begnügen, aus allgemeinen Grundsätzen, die hie und da wirklich zu viel beweisen, oder noch kräftiger, aus der ganzen Gestalt unsrer Natur, aus der moralischen und hier ziemlich unbefriedigten oder unvollendeten Anlage des Menschen fortzuschliessen. Zuletzt also, wenn sie keinen andern Wegweiser annehmen will, läßt sie immer Ahndungen und Wünsche für Hofnungen gelten, die dem Gemüth des Verlangenden und dem moralischen Zwek dieses Lebens vielleicht gnug sind, selten aber die Phantasie, die sich ihr Gemälde mit allen Farben ausmahlen möchte, befriedigt. Es ist daher kein Volk der Erde, das sich nicht nach seinen Wünschen und Lieblingsbegriffen dies Gemählde ausgemahlt hätte; und da die Dichter dem geheimen Verlangen menschlicher Herzen gerne schmeicheln, so haben dichterische Völker auch den ganzen Schatz ihrer hier unerreichten Begierden ins weite freie Land jenseit des Grabes verlegt, und nach Herzens Lust und Liebe daselbst entwickelt. Wir wollen einige dieser Meinungen und Dichtungen verschiedner Völker durchgehen, und am Ende daraus einige Schlüsse ziehn.

1) Ich lasse das Volk ganz dahin gestellt, dem eine Offenbahrung d. i. ausserordentliche Fakta der Vorsehung nebst Entwicklung derselben von ihren Gottbegeisterten Weisen, Begriffe und Hofnungen lenkte; die Untersuchung des Ganges dieser Lehre bei

bei ihm, wird eines andern Orts seyn. Wir bleiben bei Völkern, die im Nebel ihrer Sinne, unter den Wolken des engen Horizonts ihrer Augen umhergiengen, und sehen, was sie dachten? wie weit sies brachten?

Die Morgenländer, die ihre Todten begruben, scheinen der Idee des Grabes treugeblieben zu seyn: das Grab war ihnen Wohnung der Todten, das bleibende Haus ihrer Ruhe; und sie bildeten dies Gemälde um so mehr aus, da sie die Ungewißheit und Flüchtigkeit dieses Lebens, das Unzuverläßige der Wohnungen, die wir jezt bewohnen, ihrer Sprache und Denkart nach, stark schilderten und innig fühlten. Einer von den Königen Korasans sah den langverstorbnen Sultan Mahmud im Traum. Sein ganzer Körper war Asche; nur seine Augen waren unversehrt und blikten hell im Sarge umher. Er fragte die Weisen um des Traums Deutung und Einer von ihnen sagte: „Er blikte auf dich aus seinem Grabe, und spricht dir zu:

Auch ich hab' diesen Pallast einst bewohnt,
auch ich auf deinem goldnen Thron gethront.
Wie viele vor und nach, die da geglänzet haben,
sind auch wie ich, zu Staube, Staub begraben.
Wir sind vergessen und Nuschirvan lebt,
des Namen niemand je begräbt:
folg' ihm, tritt auch in seine Spur,

Gebrauch der Zeit, Verſtand, großmüthge Gaben

die ſind unſterblich nur —

Da die Araber die Gräber als Wohnungen ihrer Freunde und Vorfahren betrachteten, ehrten ſie ſie ſehr, wäßerten, kühlten und bepflanzten ſie mit Bäumen. Sie glaubten, daß ſich auch die Aſche der Todten an dieſer Kühlung labe, und in ihren Gedichten iſts ein oft wiederkommender Wunſch, daß Morgenwolken ſie mit reichlichem Regen bethauen mögen:

Kommt, beſuchet den Maan, und ſprecht zu ſeinem Grabe:
Morgenwolken thauen auf dich ſanft, Regen auf Regen!
Höre, du Grab des Maan, du Erſte Grube der Erde,
des Freigebigen Bett, der Meer und Länder erfüllte!
Höre, du Grab des Maan, die Milde ſchließeſt du in dich
todt — denn lebete ſie, du ſchlößeſt, Grube, ſie nicht ein!
Doch ſie lebet, ſie lebt im Ruhm dankbarer Genoßen,
wie der wäßernde Strom reichblühende Auen zurückläßt.

Wie ſie hier das Grab anſprechen, reden ſie oft den Todten ſelbſt an, und glaubten, ſeine dumpfe, murmelnde Stimme, die ſie das Echo der Gräber nanuten, zu hören. Dieſe Stimme der Gräber war eine gemeine Meinung, und die Dichter haben ſich ihrer vielfach bedienet. So ſpricht z. E. der Geliebte zu ſeiner Geliebten:

Wenn

Wenn im Grabe wir liegen, und nun ſich unſere Stimmen dumpf begegnen, wie ſich Schatte mit Schatte beſpricht, Laila, bin ich auch Staub; mein Staub wird wallen und hüpfend Echo werden dem Laut, der deine Stimme mir bringt.

In einer andern Elegie auf den Tod eines Freundes, ſpricht er ſeinen verlaßenen Gehülfen im Grabe noch Muth zu. Sie iſt werth daß wir ſie ganz hören:

Elegie auf Said.

Euch beneid' ich anizt, des Staubes ſtille Bewohner,
Glükliche Todten! es wohnt Said nun unter euch auch.
Mir iſt er entriſſen, da unter Mengen der Feinde
Said allein mir half, Said mein Einziger war.
Wehrlos ſieh ich, wie dem die Spize des Schwertes geraubt iſt,
dem blutgieriger Dolch rächend die Seite durchſtößt.
Wir beſuchten den Sterbenden; ach! mit Speiſe des Schmerzes,
mit durchſäuertem Gram ſattigt' der Sterbende uns.
Stumm verließen wir ihn; die Saat des heißen Verlangens
Seiner, in unſrer Bruſt: näßert ihr Thränen die Saat!
Als ſein Erbe wir theilten — o reiches Erbe des Freundes!
Seinen herrlichen Ruhm, Freunde, den ließ er uns nach,
Spricht uns zu aus der Stille der Gruft — o mächtiger Redner,
der im Staube verſtummt jezo am lauteſten ſpricht.

Noch ein schönes Grabgedicht will ich herſetzen, das ſich auch auf die Idee bezieht: „der Menſch „gehe in ſeinen Urſprung zurück, in den Schoos der „Mutter, aus dem er kam.„ Es iſt das Lob einer ſtillen, verſchwiegnen Tugend, und wahrlich auch eine Perle des Lobes:

Die zurückgenommene Perle.

Hin biſt du, Naami! du edle Perle. Der Himmel
ſchuf aus reineſtem Thau, dich o du Zierde der Welt.
Und ſie kannte dich nicht; du glänzteſt ſtille: der Himmel
zieht beneidend dich jezt ſanft in die Muſchel zurück.

Es iſt bekannt, daß Mahommed die Auferſtehung der Todten, das Gericht, Belohnung und Strafe jenſeit des Grabes in ſeinem Koran ſehr eingeſchärft, und als einen Hauptartikel zu glauben verordnet hat. Züge davon fand er in der Tradition ſeines Volks, die ganze Einfaſſung nahm er von Juden und Chriſten; nur daß er ſie nach den Lieblingsbegriffen ſeiner Nation und etwa nach den Affekten ſeines eignen Herzens modificirte. Wenn ein Leichnam ins Grab gelegt wird, ſpricht ſeine Sekte, wird er von einem Engel aufgenommen, und von zween andern über ſein Leben gefragt. Beſteht er wohl, ſo laſſen ſie ihn bis zur Zeit der Erweckung in Friede ruhn, und ein kühler Wind aus dem Paradieſe kommt täglich ſeine Aſche zu kühlen.

kühlen. Bestehet er übel, so leidet er die Schmerzen des Grabes. Mit eisernem Stabe zerschlagen sie ihm die Glieder, und seine Sünden, in Gestalt der Würme, nagen seine Asche. (Diese Ideen sind völlig von den Juden entlehnt, deren Rabbinische Dichtung sie nur noch grausender ausgebildet.) Die Seele des Menschen bleibt entweder eine Zeit am Grabe schweben, mit der Freiheit hinzugehen wohin es ihr gefällt. (Ohne Zweifel war dies die alte Meinung, die Mahomed vorfand und ehrte. Er soll die Seelen der Vorfahren fleißig bei den Gräbern gegrüßt haben, denn der alte Gebrauch, die Gräber der Anverwandten zu besuchen, ließ sich nicht gern stören.) Oder sie giengen in eine Art mittlern Zustandes und kosteten, wenn sie gut gewesen, zuerst als schöne grüne Vögel von den Früchten des Paradises; dahingegen die Seelen der Bösen in eine Grube geworfen wurden. Nur wenige Heilige und Gerechte stiegen sogleich ins Paradies, wo Mahomed sie, auf seiner berühmten Nachtreise in den Himmel, zur Rechten und Linken der Seele Adams sahe. Nach der Auferstehung und dem Gericht (die wir hier nicht beschreiben,) hatten sie, so wie abermals viel andere Völker, die Brücke al Sirat, auf der man ins Paradies gehen muste. Sie ist fein wie ein Haar und schärfer als die Schneide des Schwerdts, unter ihr und auf beiden Seiten ist Höllenabgrund. Die Frommen gehen leicht wie die Luft hinüber: die Bösen stürzen hinunter; und wer sich z. E. eines unversöhnten Feindes, eines nicht erstatteten Unrechts u. s. bewußt ist, muß an

der Brücke warten und sich erst versöhnen, erst Mittel der Erstattung suchen, eh er hinüber könnte. Die geglaubte Dichtung scheint bey den Morgenländern nicht ohne moralischen Nutzen gewesen zu seyn, da sie, so wie auch die große Waag des Weltgerichts, vorzüglich auf Freiestigkeit, Billigkeit, Wiedererstattung drang — die nothwendigsten Tugenden und gleichsam die Basis von der Moralität der Menschheit. Als Mahomed sterben wollte, ließ er alles zusammen rufen und fragte: ob jemand sich über ihn zu beschweren habe? Es fand sich Einer, und ihm geschah Erstattung — Wie verschieden hievon ist die Denkart mancher Religionen und Philosophen, die sich für viel frömmer und aufgeklärter halten. — Das Mahomedanische Paradies endlich ist so bekannt, daß es unnütz wäre seine Schilderung zu wiederholen. Ein Tropfen Wassers aus dem Paradiese erweckt die Todten, das Eintauchen in den Fluß des Lebens nimmt alle Flecken weg und wäscht weißer als Perlen. Der Baum der Glükseeligkeit schattet zu einem daurenden Freudenmaal, und giebt Jedem Früchte nach der Lust seines Herzens. Die Mädchen des Paradieses mit großen schwarzen Augen, erschienen bekanntermaassen oft der Einbildung der Streiter für Mahomed und den Koran in den ersten Zeiten des Eifers. Sie winkten ihnen hinüber, trokneten ihre Wunden und kühlten ihre Stirn — kurz, sie waren eines Theils mit an dem Heldenmuth Ursach, der in den ersten Zeiten des Mahomedismus so viel Länder erobert hat: weil jeder der für den Einen

Gott

Gott und Mahomed ſtritt, gerad ins Paradies zu gehen gewiß war. — Die Dichter nutzten dieſe Phantaſie auf andre Weiſe, und kleideten ihre Freude und Liebe in Bilder des Paradieſes. Faſt kein Liebesgedicht der Morgenländer inſonderheit der Perſer giebts, wo die Geliebte nicht bald eine Quelle des Lebens, bald eine Roſe und Cypreſſe im heiligen Garten voll ewigblühender Reize, voll unverwelklicher Schönheit wird; wie wir zur andern Zeit davon Proben geben können. Die Moraliſten endlich ſagten: „das Gebet führe auf den Weg zum „Paradieſe: Faſten und Mäßigkeit öfne die Pforte, „die Gutthätigkeit führe hinein.„ — Offenbar iſts, daß das Clima der Morgenländer, ihr Hang zur Ruhe und Liebe, ihr Gefallen an Schatten, Quellen und ſchönen Gegenden, vielleicht auch ihre Opiumträume dazu beigetragen, die durch die Tradition benachbarter Völker empfangene Ideen des Paradieſes ſo zu bilden und zu verſchönern.

Von den Arabern gehen wir, des Contraſts wegen, zu den — Celten. Jene ſezten das Reich der Verſtorbenen in den früheſten Zeiten unter die Erde; dieſe in die Wolken, und haben es, wenn, (wie es faſt nicht anders ſeyn kann) Oßians Gedichte ächt ſind, ſchön ausgebildet. Proben mögen auch hier reden und uns das Todtenreich der Celten in den luftigen Wolken des Himmels ſelbſt enthüllen. Oßians Sterbelied, womit er ſich zu ſeinen Vätern hinüber ſinget, fange an. Er hat die Thaten ſeiner Jugend geſungen, und fährt fort:

So waren meine Thaten, Sohn Alpins,
als ſtark war meiner Jugend Arm.
So waren Toſcars Thaten,
des Kriegsgebohrnen Konloch-Sohns.

Aber Toſcar iſt auf ſeiner fliegenden Wolke,
und ich bin in Lutha allein.
Meine Stimme gleicht dem lezten Hauche des Windes
wenn er den Wald verläßt.

Doch Oſſian bleibt nicht lange mehr allein,
Er ſieht die Wolke, zu empfangen ſeinen Geiſt.
Er ſieht den Nebel, der ſein Kleid wird ſeyn,
wenn er auf ſeinen Hügeln erſcheint.

Die Söhne der kleinen Menſchen*) werden mich ſchaun,
bewundernd die Geſtalt der Führer alter Tage:
ſie kriechen in ihre Hölen hinein
und ſchaun zum Himmel erſchreckt.

Denn meine Schritte werden in Wolken ſeyn
und Dunkelheit wird rollen um mich her.

Sohn Alpins, leite, leite den alten Barden
zu ſeinem Hain.

Die

*) Das künftige ſchwache Geſchlecht der Nachkommen.

Mecänas.

Die Römer müſſen deſſen berichtet werden.

Agrippa.

Da ſie ſeines Uebermuths ohnehin müde ſind, wird dieſes ihm vollends allen ihren guten Willen entziehen.

Cäſar.

Das Volk weiß es, und hat nun auch eine förmliche Anklage von ihm erhalten.

Agrippa.

Wen klagt er an?

Cäſar.

Den Cäſar, und daß wir, da wir dem Sextus Pompejus Sicilien abgenommen, ihm nicht auch ſeinen Antheil von dieſer Inſel gegeben; hernach ſagt er, er habe mir einige Schiffe geliehen, die ich ihm nicht zurük gegeben; endlich ärgert er ſich darüber, daß Lepidus des Triumvirats entſezt werden ſolle, und, wofern es ja ſeyn müſſe, daß wir alle ſeine Einkünfte zurük halten.

Agrippa.

Das muß beantwortet werden.

Cäſar.

Es iſt ſchon geſchehen, ſein Abgeſchikter iſt ſchon wieder

Die Wind' erheben ſich,
die dunkle Woge des Sees ertönt;
Beugt dort ſich nicht ein Baum vom Moos nieder
und ſeine Aeſte ſind entlaubt?
Er beugt ſich, Sohn Alpins, im rauſchenden Windeshauch.
Meine Harfe hängt an einem dürren Aſt,
und ihrer Saiten Klang iſt traurig. —

Rührt dich der Wind, o Harfe?
Oder iſt es ein vorüber gehender Geiſt? —
Es iſt Malvinens Hand!
Bring mir die Harfe, Sohn Alpins!
Ein anderer Geſang ſoll ſteigen auf,
mein Geiſt ſoll ſcheiden in dem Geſang',
meine Väter ſollen ihn hören
in ihrer luftigen Hall!
Ihr dämmrigt Antlitz ſoll ſich niederneigen,
von ihren Wolken freudig ſchaun,
und ihre Hand empfangen ihren Sohn.

Hier fängt der Sterbegeſang an:

Die alte Eiche neigt ſich über den Strom:
mit allem ihrem Mooſe ſeufzet ſie.
Das welke Farrenkraut rauſcht näher mir
und miſcht ſich, wie es webt, mit Oſians Haar.

Rüſt-

Rühre die Harf' und erhebe Geſang!
ſeyd nah, mit allen euren Schwingen, ihr Winde!
Traget hinweg den traurigen Schall,
zu Fingals luftiger Halle.

Zu Fingals Halle traget ihn empor,
daß der noch höre die Stimme ſeines Sohns,
die Stimme deß, der einſt den Mächtigen rief.

Der Nordhauch öfnet deine Thor' o König,
auf Wolken ſeh ich ſitzend dich,
dämmrig glänzend
in deinem Waffenſchmuck.

Zwar iſt nicht deine Geſtalt der Schrecke des Tapfern mehr
er gleicht der Waſſerwolke,
wenn wir die Sterne hinter ihr ſchaun
mit ihren weinenden Augen — —

Dein Schild iſt gleich dem bejahrten Mond,
dein Schwert ein Dunſt mit Feuer halbdurchglüht;
dämmrig-ſchwach iſt nun der Führer,
der verſchritt einſt im Glanz.

Aber auf Winden der Wüſte iſt dein Tritt
und die Stürme dunkeln in deiner Hand.

Du nimmſt die Sonn' in deinem Zorn
und birgſt ſie in deine Wolken.
Die Söhne der kleinen Männer ſind erſchreckt
und tauſend Regengüſſe ſteigen nieder. —

Und trittſt du denn in deiner Mild' hervor;
ſo ſpielt das Morgenlüftchen vor dir her;
die Sonne lacht in ihren blauen Feldern;
de graue Strom ſchleicht fort in ſeinem Thal;
die Büſche ſchütteln ihre grünen Häupter:
die Rehe ſpringen der Wüſte zu. — —

Welch Murmeln iſt auf der Haide dort!
die ſtürmigen Winde haben ſich gelegt — —
— — Ich höre Fingals Stimme!
lang war ſie ferne meinem Ohr.

„Komm, Oſian, komm hinweg, ſpricht Er,
Fingal hat empfangen ſeinen Ruhm.
Wir ſchwanden weg gleich flüchtigen Flammen,
doch voll Ruhm ſchieden wir.

Sind unſrer Schlachten Gefilde dunkel gleich und ſchweigend;
in den vier grauen Steinen iſt unſer Ruhm.
Die Stimme Oſians ſang;
die Harfe klang in Selma.

Komm, Oſſian, komm, ſpricht Er,
mit deinen Vätern fleuch' in Wolken auch Du! „ —

Und kommen will ich, du König der Männer:
das Leben Oſſians ſinkt.
Ich fange an zu ſchwinden auf Kona.
In Selma ſieht man meinen Schritt nicht mehr.

An Mora's Steine ſchlafen werd' ich nun,
die Winde, rauſchend in mein graues Haar
ſie werden mich nicht erwecken mehr.

Geh hin auf deinen Schwingen, o Wind,
du kannſt nicht ſtören des Barden Ruh —
— die Nacht iſt lang — doch ſchwer ſind ſeine Augen;
geh hin du rauſchender Hauch.

Aber warum ſo traurig, Fingals Sohn?
warum wölkt ſich deine Seele ein?
Die Führer andrer Zeiten ſind geſchieden;
ſie gingen hinweg mit ihrem Ruhm.
Die Söhne künftiger Jahre werden ſcheiden;
ein ander Geſchlecht kommt auf.

Das Volk iſt gleich den Wogen des Meers,
dem Laube des waldigen Morvens gleich,

das ſchwindet im rauſchenden Windeshauch,
und andere Blätter erheben ihr grünes Haupt.

War deine Schönheit dauernd, o Anna?
Beſtand des Streitgebohrnen Oſcars Kraft?
Fingal ſelbſt ging ja hinweg;
die Halle der Väter vergaß auch ſeinen Tritt.
Und ſollteſt du rückbleiben, alter Barde,
und Helden ſanken hin?

Aber es bleibt mein Ruhm!
Er wächſt wie die Eich' auf Morven;
ſie hebt ihr breites Haupt dem Sturm,
und lauchzt im Laufe des Winds.

Das war das Abſcheiden Oſians, des Sohns und Sängers der Helden; wie anders ſcheidet Malvina, die Gattin ſeines im Felde gebliebenen Sohns! Der Sänger hebt an, indem er ſich im ſchönen Thal Lutha gleichſam ſeine Grabſtätte ausſucht und von Malvinens Tode noch nichts weiß.

Wend' o wende dich, blauer Strom,
um Lutha's engne Ebn' umher.
Laß die grünen Wälder von Bergen ſich über ſie neigen.
und die Sonn' am Mittag glänzen her.

Die Diſtel ſteht auf ihrem Feld;
ſie ſchüttelt dem Wind' ihr Haar:
die Blume hängt ihr ſchweres Haupt,
redend zuweilen dem Lüftchen zu.

Als ſpräche ſie zum Lüftchen: „was weckſt du mich?
Von Tropfen des Himmels bin ich ſchwer.
Meines Welkens Zeit iſt nah,
nahe der Hauch, zu entblättern mich.

Morgen wird der Wanderer kommen
Er, der in meiner Schöne mich ſah,
ſeine Augen werden durchſuchen das Feld
und mich nicht finden mehr.“

Es werden ſie ſuchen umſonſt die Stimme von Lona,
wenn ſie verhallt iſt im Gefild'.
Der Jäger wird kommen am Morgen früh:
meiner Harfe Stimme wird nicht mehr ertönen.
„Wo iſt der Sohn des Stromgelohrnen Fingals?“
und ſeine Wange erblaßt.

Denn krumm' o du Malvina,
mit alle deinem Wohlzeut krumm!
leg' Oſſian in die Klüfte von Lutha hin,
laß ſteigen ſein Grab im lichten Gefilde.

Malvi-

Malvina! wo bist du mit deinem Gesang?
mit deiner Tritte sanftem Laut?
Sohn Alpins, bist du nah?
Wo ist die Tochter Toscars? —

„Ich ging vorbei, Sohn Fingals, des Torlurha's mon-
ster Mond;
der Rauch der Halle war nicht mehr.
Schweigen war im Hause des Hügels,
Die Stimme der Jagd, sie war vorbei.

Ich sah die Töchter des Vogens, ich fragte nach Malvina,
doch sie antworteten nicht.
Sie wandten ihr Antlitz weg,
ein dünner Nebel bedeckte ihre Schöne.
Sie waren wie Sterne in Nacht auf einem Regenbogen
wenn jeder schwach durch seine Wolke blickt.„

Sanft *) sei deine Ruh, o lieblicher Traal!
bald bist du untergegangen auf unsern Hügeln.
Die Schritte deines Scheidens waren süss,
wie der Mond auf blauen zitternden Wogen sanft.

Aber uns hast du gelassen in Dunkelheit,
Trost der Mädchen in Torba.

*) Ihre rohe Sitten wurden

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20606 / 375

Wir ſitzen auf dem Felſen; da kommt kein Laut,
kein Licht iſt dort als das Feur des Meteors.
Bald biſt du untergegangen, o Malvina,
Tochter des edlen Toſcar.

Doch du gehſt auf, wie der Stral des Oſts,
in der Mitte der Geiſter deiner Freunde auf,
wo ſie da ſitzen in ihren ſtürmigen Hallen,
in den Kammern des Donnerlauts. — —

— — Eine Wolke hängt auf Kona herab:
ihre blauen krauſen Seiten ſtehen hoch:
die Winde mit ihren Schwingen ſind unter ihr:
in ihr iſt Fingals Wohnung.
Da ſizt der Held in Dunkelheit,
der luſtgen Speer in ſeiner Hand:
ſein Schild mit Wolken halb bedekt
iſt gleich dem dunkeln Mond,
wenn Eine Helfte noch in Wogen ſchwebt
und die andre kränklich blikt aufs Feld.

Seine Freund' auf Wolken, rings um den König her,
ſie hören Ullins Geſang:
halb unſichtbar die Harfe, rührt er ſie,
und erhebt die ſchwache Stimme.
Die kleinern Helden mit tauſend Meteoren

erleuch-

erleuchten die luftige Hall.
Malvina ſteigt in ihrer Mitt' hinauf,
die Wange hold beſchämt.
Sie ſieht die unbekannten Antlitz' ihrer Väter
und kehrt hinweg ihr naſſes Aug.
„Biſt du ſo bald gekommen? iſt Fingals Wort,
Tochter des edlen Toſcar.
Trauer wohnt nun in den Hallen von Lutha,
traurig iſt mein bejahrter Sohn.

Ich höre das Lüftchen von Kona,
das ſonſt mit deiner ſchweren Locke ſpielte.
Es kommt zur Halle, doch du biſt nicht da,
es rauſchet traurig unter den Waffen deiner Väter.
Geh hin o Lüftchen mit deiner rauſchenden Schwinge
und ſeufze auf Malvinens Grab.
Es hebt ſich unter jenem Felſen dort
an Lutha's blauem Strom.
Die Mädchen ſind hinweg an ihren Ort,
und du allein, o Lüftchen, traureſt da.

Aber wer kommt dort aus dem dunkeln Weſt
geſtüzt auf eine Wolke?
Ein Lächeln iſt auf ſeinem grauen Antlitz,
ſeine Nebellocken fliegen im Winde!
Er beugt ſich vor auf ſeinem luftgen Speer —

der abgefertiget. Ich ſagte ihm, Lepidus ſey zu tyranniſch worden, habe ſeine groſſe Gewalt mißbraucht, und ſein Schikſal verdient. Von meinen Eroberungen geſtehe ich ihm ſeinen Antheil zu, hingegen verlange ich auch den meinigen von Armenien, und allen andern von ihm eroberten Königreichen.

Mecänas.

Dazu wird er ſich nimmermehr verſtehen.

Cäſar.

Folglich werden wir uns auch nicht zu ſeinen Forderungen verſtehen.

Octavia und ihr Gefolge treten auf.

Octavia.

Heil dir, Cäſar, mein gebietender Herr; Heil dir, theureſter Cäſar!

Cäſar.

O daß ich dich jemals eine Verſtoſſene nennen ſollte!

Octavia.

Ihr habt mich nicht ſo genannt, und habt auch keine Urſache dazu.

Cäſar.

Wie haſt du uns ſo überſchlichen? Ihr kommt nicht wie Cäſars Schweſter; die Gemalin des Antonius ſollte eine Armee zu ihrem Stallmeiſter haben, und das Wiehern

es iſt dein Vater, Malvina.
Warum, ſpricht er, erſcheinſt du ſo bald
auf unſern Wolken, lieblich Licht von Lutha?
Doch du warſt traurig, meine Tochter,
denn deine Freunde waren hinweg.
Die Söhne der kleinen Männer waren in der Halle,
Von Helden war niemand, als Oſian. — u. ſ.

Wir wollen es gnug ſeyn laſſen: ſogern ich auch vom Todtenlied Oscars und der Komala noch eine Probe gäbe. Man ſiehet, die einſamen Bewohner der neblichten ſtürmigen Berge und Thale des alten Schottlands wuſten ihren Vorfahren kein andres Elyſium zu geben, als den Wolkenhimmel, der ſie umwehte. Da ſie ihre Väter liebten und gleichſam ohne ſie nicht ſeyn konnten, ſo muſten dieſe, auch abgeſchieden, um ſie oder uber ihnen ſeyn. Da ſie kein andres Vergnügen, als Kampf, Liebe und die Wehmuth des Geſanges kannten, ſo muſten ihre Väter auf den Wolken, die mit ihren luftigen Waffen ſelbſt nicht mehr ſtreiten konnten, ſich wenigſtens an den Thaten ihrer Söhne erfreun, dieſen hie und da, inſonderheit vorm Unglük und dem Tode in Träumen erſcheinen, und ſich auch in ihrem Nebel an des abgeſchiednen Ullins luftiger Harfe noch die Stunden kürzen. — Zwar wird in den Werken der Kaledoniſchen Barden auch an eine Inſel des Friedens Elyſium gedacht, wo die Sonne ſchlafe, und die tapferſten Helden nahe und mit ihr

in

in Spielen ſich ergötzten; indeß die ſchlechtern Menſchen an die Enden derſelben verbannt ſeyn. In Oſſians Gedichten erinnere ich mich keiner Spur dieſes Elyſiums ſeiner abgeſchiednen Väter, ob es gleich mehreren Nationen bekannt geweſen, und es natürlich iſt, zu denken, daß wo der ſchöne Jüngling des Himmels ſeine Ruheſtadt und ſein Land habe, ers auch mit den Seelen der Edlen und Guten theile. — Uns iſt vielleicht nichts fremder, als die luftige Halle Fingals; ſetzet man ſich aber in die Einſamkeit wenniger, von der Natur abgeſchloßener, ſich einander treuer und rüſtiger Stämme, ſo kann man ſich den Glauben dieſer Dichtung leicht erklären. In der Einſamkeit wird die Seele gleichſam horchender: ein Gemüth voll zarter Leidenſchaft, das nur wenig Ideen hat, und an dieſen deſto feſter hanget, kann alſo bald dahin kommen, die Geſtalt ſeines Geliebten im Schatten, im Nebel, in der Wolke zu ſehn, und ſeine Stimme im vorbeigehenden Lüftchen zu hören. Da nun die Naturſcenen des Landes, das dieſe Geſchlechter bewohnten, ſo abwechſelnd, ſonderbar und kühn ſind, daß die kälteſte Einbildungskraft neuerer pure pute gelehrten Reiſenden ſelbſt, durch ſie hie und da erwärmt wurde: ſo muſten Sitten und Neigungen, wie die ſind, die Oſſian im Leben ſeiner Freunde ſchildert, auch im Tode ein ſo einfaches, ſie nah angrenzendes Reich der Geiſter gewähren. Der Leib lag in ſeinen vier grauen Steinen: der Ruhm des Lebens ſchwebte auf der Harfe der Wehmuth,

muth, und im Herzen der nachgelaſſenen, innig betrübten: der Seele blieb nichts, als, da man ſie ſelbſt als Hauch dachte, die Region des Hauchs der Winde, Andenken an ihre verlebte Thaten und Freude an ihrer nachgelaſſenen, allmählig auch emporſteigenden Nachkommenſchaft. Hier liegen ſie, ſagt der alte Annir,

Hier ruhn im Dunkel die Kinder meiner Jugend,
der Stein iſt Nuro's Gruft:
der Baum ſchallt über Argons Grabe.
Hört ihr meine Stimm', o meine Söhne,
in eurem engen Hauſe?
oder ſprechet ihr in dieſem rauſchenden Laube,
wenn der Wind der Wüſte ſich erhebt?

Ein aufſteigender Nebel ſcheint gleichſam ein aufſteigender Helden- und Rieſengeiſt, und die mancherlei Geſtalten der ſchwarzen, goldgerändeten, vom Winde hie und dahin getriebnen Wolke konnten dem Auge der Phantaſie bald den Anblick verſchaffen, den ſie zu finden geneigt war. — Wir kommen zum eigentlichen Reich der Seelen — —

Den meiſten Völkern, die wir Wilde nennen, iſt das Reich der Seelen ihr Elyſium jenſeit des Grabes. Eine ſchöngezierte Kabane, frölicher Tanz auf einer immer grünenden Aue, und eine angenehme Fortſezung der Geſchäfte, an die ſie im Leben gewöhnt waren, iſt daſelbſt ihr Vergnügen;

ein

ein Vergnügen, das sie mit den Freuden dieser Erde in keine Vergleichung stellen. Lafiteau erzählt ein Mährchen von einem jungen Amerikaner, der, über den Tod seiner einzigen geliebten Schwester untröstlich, den Entschluß faßte, sie im Lande der Geister selbst aufzusuchen. Ein Zauberer wies ihm den Weg dahin, und gab ihm ein Behältniß, worinn er die Seele der Verstorbnen einschließen könnte. Nach unsäglicher Gefahr und Mühe langte er an. Der König der Seelen nahm ihn in Schutz gegen die Proserpina dieses Reichs, der die weibliche Seele eigentlich zugehörte. Er bekam sie im Tanz zu sehen, wollte sie umarmen, und sie verschwand vor ihm, wie dem Aeneas seine Kreusa; noch weniger wollte sie zurük ins Land der Lebendigen. Endlich gewann er Mittel, sie in sein Behältniß einzuschließen. Freudig wanderte er zurück. Die angenehme Stunde kam, da er durch Hülfe des Zauberers die erbeutete Seele mit ihrem Körper vereinigen wollte: vor Ungeduld der Liebe öfnete er seinen Schatz zufrüh, und die wieder befreyete Seele entfloh auf ewig. Sei dies Mährchen Traum, oder Betrug des Zauberers, oder wahrscheinlich beides: so zeigts die Meinung dieser Völker von ihrem Reich der Seelen. Der junge Held wird ein zweiter Orpheus, der seine geliebte Eurydice sucht, findet, gewinnt, und auf immer verliert.

Da dies Reich der Seelen beinah allgemein auf der Erde von den heidnischen Völkern geglaubt ward, so fällt mir aus einem Winkel Europens

vom Jahr 1763. eine Geſchichte bei, die wenigſtens ihrer Seltenheit wegen hier einen Plaz verdient. Es iſt bekannt daß die alten heidniſchen Völker an der Oſtſee, Preußen, Letten, Kuren, Eſthen u. ſ. auch ein Reich der Seelen glaubten, den Körper des Verſtorbnen daher wohlankleideten, ihm die zur Reiſe nöthigen oder ſonſt ſeine beſten Geräthe mitgaben, und nach dem Todtenmal, das ſie der Seele des Verſtorbenen zugerichtet hatten, ſie mit eignen Ceremonien in ihre neue Wohnung wieſen. In einigen Strichen dieſer Länder, inſonderheit die unter dem Joch der Knechtſchaft ſeufzen, haben ſich Meinungen, Sagen, abergläubiſche Gebräuche dieſer alten Zeit noch unter dem Landvolk erhalten, die deſto geheimer und heiliger fortgeerbt werden, eben weil es ſie nicht äußern darf, und weil ſie zum Theil an der Sprache und Liebe ihrer Vorfahren haften. Im Jahr 1763. alſo hatte ein vierzehnjähriges Bauermädchen in Liefland einen Traum, der ſie in das Land der Seelen zu ihren abgeſchiednen Vorfahren verſezte: es war ihr daſelbſt ſo wohl, ſie genoß ein ſo neues Vergnügen, daß ſie ſehnlich wünſchte, immer da zu bleiben. Eine der verſtorbnen Seelen gab ihr den Rath, ſich vom Umgange der Menſchen in einen Wald zu begeben, da ohne Speiſe und Trank an einen Baum gelehnt zu warten; ſo werde ſie, ohne Tod, zu ihrem Wunſche gelangen, mit den abgeſchiednen Seelen ſprechen, umgehen, und ſich vergnügen können bis an den jüngſten Tag. — Das erwachte Mädchen, ganz dieſes

Trau-

Traumes voll, ſezte ihn in der Einſamkeit, weil ſie das Vieh hütete, fort, bis man ſie nach lebhaften Aeußerungen davon, einſchloß, da ſie, denn natürlich bei der erſten Gelegenheit entwiſchte. Nach drei Wochen fand man ſie in der Tiefe eines Waldes, mit niedergelaſſenen Händen und tiefgeſenktem Haupt unter einem Baum ſtehend und an ihn gelehnt. Ihre Augen waren verſchloſſen, ihr Angeſicht todtenfarb, aber munter. Man überſchlich ſie, brachte ſie zurük, zwang ſie (ſie thats ſehr ungern und nur aus Furcht grauſamer Strafe) zur Speiſe: ſie nahm gern ihre vorige Stellung an, fing aber, aus Furcht oder in Hofnung wieder zu entwiſchen, mit der Zeit an zu ſprechen, bis ſie, bey der erſten Gelegenheit, weiterhin in eine andre Gegend des Waldes entkam; wo man ſie endlich 2 Meilen vom Hauſe ihrer Mutter in eben der Stellung fand, matt, ausgetroknet, und als man ſie anrief, verſchied ſie in den Armen ihres Bruders. Sie gieng alſo wirklich ins Reich der Seelen über. — Zwei Geiſtliche jenes Landes geriethen über die Geſchichte in Streit. Der eine behauptete: der Teufel, der den armen Letten wachend nicht genug nachſtellen könne, ſchliche ihnen in Träumen alſo bei, und warf die Frage auf: ob Gott mit ſolchen Seelen nicht ein leidlicheres Auskommen in jener Welt haben möchte? Der andre widerſprach ihm über dies Auskommen heftig, bis die Obrigkeit ihr Mißfallen über den Streit bezeugte, und er damit geendigt war. Unſers geringen Orts, da

wir

wir das Auskommen Gottes mit Wahnſinnigen oder Einfältigen in jener Welt nicht zu berechnen Willens ſind, halten dafür, daß ſich die Lebhaftigkeit des Traums ohne teufliſche Dazwiſchenkunft erklären laſſe. Je mehr eine Meinung der Art, die einzige überbliebne Nationalglükſeligkeit eines unterdrükten Volks, die an Sprache, Sitten und Sagen der Väter haftet, verboten wird und unter dem Joch liegt: deſto wärmer wird ſie im Stillen fortgepflanzt. Die Ideen der Jugend heften ſich daran; die Einſamkeit zumal unter freiem Himmel in Auen und Hainen brütet ſie aus; und in den Jahren, wo die weibliche Natur erwacht, und inſonderheit bey gehemmtem oder aufwallendem Blut ſich im Himmel oder auf der Erde Gegenſtände ſucht, woran ſie ihre düſtere oder blumichte Empfindungen heſte, ſind Träume der Art, wachend und ſchlafend, bis zur Täuſchung lebhaft. Es wären hievon ſonderbare Beiſpiele des Enthuſiasmus anzuführen; wir begnügen uns hier aber, von dieſer gedrükten einſamen Kreatur einen Schluß auf Zeiten zu machen, wo die Ideen vom Seelenreich mit allem Anſehen der Vaterwürde und mit jeder Wärme des Enthuſiasmus in Geſängen, Erziehung und Thaten eingeprägt wurden. — Allerdings konnten ſie da die lebhaften Bilder gewähren, die wir bey Oſſian von der Verſammlung der Väter, bey den Arabern vom Paradieſe, und bey den nördlichen Teutſchen von der Walhalla finden.

Ohne

Ohne Zweifel ist dies geglaubte Reich der Seelen mit eine Ursache, warum die Wilden auch ausser dem Kriege mit solcher Gleichmuth dem Tode entgegen gehen. Wenn der todte Körper angekleidet ist, und mit bemahltem Gesicht, die Waffen neben ihm, in seiner Hütte sitzet; wird von den Lebenden die im Kreise umhersitzen sein Lob gepriesen, und von jedem also auch das Bekenntniß des Seelenreichs erneuert; wovon ich aus einer neuern interessanten Reisebeschreibung*) theils eine Rede an einen verstorbnen Krieger, theils die Geschichte und Klage einer Mutter über ihr verstorbnes Kind hersetzen will. Die Natur des herzlichen Affekts voll Einfalt und Würde ist mehr werth als die Kunst mancher Fictionen und lügenden Leichengedichte.

„Du sitzest noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste empor blies? Warum schweigen jezt diese Lippen, von denen wir erst kürzlich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebürgen? Warum

*) Neue Sammlung von Reisebeschreib. Th. 1. Carvers Reisen, Hamburg 1780.

um hängen dieſe Arme ohnmächtig, die die höchſten Bäume hinaufklettern, und den härteſten Bogen ſpannen konnten? Ach! jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erſtaunen anſahen, iſt jezt wieder eben ſo unbeſeelt, als es vor dreihundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht betrauren, als wenn du für uns auf immer verlohren wäreſt, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden ſollte; deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geiſter, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen ſind. Wir ſind zwar zurück geblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beſeelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jezt, um dir den lezten Liebesdienſt zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn ſorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geiſt mit ihren Geiſtern ſpeiſen, und bereit ſeyn werde, den unſrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen.„

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob ſeines abgeſchiednen Freundes.

„Als ich mich bei den Nadoweſſiern aufhielt, fährt der Redende fort, ſo verlohren die Bewohnen

ner eines benachbarten Zeltes ihren vierjährigen Sohn. Sie wurden über diesen Verlust so gerührt, daß der Vater durch seinen Kummer und den Verlust von Blut sich den Tod zuzog. So bald die Frau, die vorhin schon untröstlich war, ihren Mann sterben sah, so hörte sie auf einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen.

Mir kam die schleunige Veränderung so sonderbar vor, daß ich nicht umhin konnte, sie darum zu befragen. Sie sagte mir, der Gedanke, daß ihr Kind seiner großen Jugend wegen im Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, hätte ihren Mann und sie sehr beunruhigt: aber da ihr Mann eben dahin gegangen wäre, der sein Kind zärtlich liebte, und die Jagd sehr gut verstünde, so hätte sie aufgehört zu trauren; denn jezt wäre sie überzeugt, ihr Kind sei glüklich, und sie wünsche jezt nichts mehr als bei ihnen zu seyn.

Sie gieng nachher jeden Abend an den Baum auf welchem ihr Mann und Sohn lagen, und schnitt eine Locke von ihrem Haar ab, welches sie auf die Erde streute, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede ihr Schikſal. Ihre Lieblingsmaterie war, die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte: und so lange sie sich mit diesen Gedanken beschäftigte, schien ihr ganzer Schmerz aufzuhören.

der Pferde sollte lange vor ihrer Erscheinung, ihre Annäherung ankünden; die Bäume am Wege sollten mit Volk beladen seyn, unzählbare Menschen sich auf ihre Ankunft müde warten, und der Staub, von ihrem Gewimmel erregt, bis an die Deke des Himmels steigen. Statt dessen kommt ihr wie ein Markt-Mädchen nach Rom, und beraubt uns einer Gelegenheit, unsre Liebe gegen euch öffentlich zu zeigen; Liebe, die nicht gezeigt wird, pflegt oft auch kalt zu werden; wir würden euch zu Wasser und zu Land eingeholt, und beydes zum Schauplaz unsers Willkomms gemacht haben.

Octavia.

Mein gebietender Herr, ich war nicht genöthiget so zu kommen, sondern that es aus eigner freyer Wahl. Mein Gemal, Marcus Antonius, benachrichtigte mich von euern Kriegszurüstungen; diese Nachrichten ängstigten mich, und ich bat ihn um Erlaubniß, nach Rom zurük zu gehen.

Cäsar.

Und er bewilligt' es ohne Anstand, weil er euch für ein Hinderniß zwischen ihm und seiner schändlichen Lust ansieht.

Octavia.

Saget nicht so, mein Herr.

Cäsar.

Ich beobachte ihn, und seine Handlungen kommen mir auf den Flügeln der Winde zu. Wo ist er izt?

Octavia.

„Wäreſt du bei uns geblieben, mein lieber Sohn, wie ſehr würde der Bogen deine Hand geziert haben, und wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unſers Stammes geworden ſeyn. Du würdeſt oft ihr Blut getrunken und ihr Fleiſch gegeſſen haben *), und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit ſtarkem Arme würdeſt du den verwundeten Büffel niedergeriſſen, oder den wüthenden Bär bekämpft haben. Du hätteſt das fliegende Elendsthier eingehohlt, und auf dem Gipfel der Gebürge dem ſchnellſten Rehe Troz geboten. Was für Thaten würdeſt du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hätteſt, und von deinem Vater in allen indiſchen Vollkommenheiten wäreſt unterricht worden.„

In ähnlich Ausdrücken beklagte dieſe ungebildete Indierin den Verluſt ihres Sohnes, und oft brachte ſie den gröſten Theil der Nacht bei dieſem rührenden Geſchäfte zu.„

(Die Fortſezung künftig.)

II. Der

*) Es iſt dies der Ausdruck des Kriegs auch bei Nationen, die die Worte im eigentlichen Verſtande gar nicht vollſtrecken. Sie haben ihn beibehalten aus alten Zeiten.

II.

Der befreyte Prometheus.

Prometheus.

So ſchweb ich immerfort die langen Zeiten durch
Auf dieſem Gipfel des beſchneyten Caucaſus,
Den mir der Zorn des Zeus zum Wohnort auserſehn.
Vergeſſen bin ich lange von den Sterblichen
In deren öde Nacht ich Sonnenlicht herabgebracht.
Sie wimmeln unten und begehen unter ſich
Ein niedrig Leben, wo ſie ſich in Haufen angeſezt.
Verſchwunden bin ich auch dem Sinne der Unſterblichen,
Die mich hieher gebannt. Es darf dem lichten Kreis
Der ewigungetrübten Luft ſich nie kein Sinn
An Einen nahen, der durch ſie unglüklich iſt.
Sie haben mir ein ſchweres Urtheil auserdacht,
Für meinen kühnen Flug in ihre Oberwelt.
Dies Auge, das am Schönheitsanſchaun weidete,
Iſt nun geheftet auf den leeren kalten Fels.
Die Hände, die mit Schöpferwolluſt bildeten,
Gefeßelt durch das harte Eiſen von Vulcanus Hand:
Und jedes Wort, das ſonſt von liebem Munde wiederkam,
Erſtirbt nun antwortlos in dieſer weiten Luft.

Es ſtarrt der Leib von Froſt, der an dem reinen Licht,
Der erſtgebornen Sonne vormahls ſich erwärmt.
Und ich, den ſelbſtgeſchaffener Geſtalten Schaar
In ihre jungen Kreiſe Freudedankend ſchloß,
Bin nun vom Anblik alles Lebenden entrükt!
Ja! ausgeſtorben, dächt ich, wäre die Natur,
Beſuchte mich der wilde Geyer nicht, der ſich
Aus meinen Qualen nährt, und ſich auf mich
Herunterſtürzt, ſobald nur nachgewachſen iſt
Die Leber, der ich es allein verdanke, daß
Mich noch etwas lebendiges beſucht allhier.
Die Götter ſind in ihren Strafen ſtreng
Und allzu große Uebermacht iſt ihnen zuertheilt
Vom Schikſal über uns, daß ſelbſt in unſre Bruſt,
Die uns der Wohnſitz ſcheint der eigenen Gewalt,
Der Saame ihrer Rache ſich verſenken kann,
Und doppelt qualend unſre Strafe aus uns ſelber quillt.
Mir aber bleibt doch immer noch ein Troſt zurük,
Daß ich, wenn auch gefehlt, doch nicht mit niedrigem
Verbrechen mich beflekt. Sonſt würde ich mir ſelbſt
Zum Ekel ſeyn. Das Mitleid wars zu dem Geſchlecht
Der armen Sterblichen, was mich verleitete,
Und Kühnheit, der das Schikſal keine Grenzen ſezt.
Drum hab ich auch noch immer ſtarken Muth, wenn ſchon
Kein Ende meiner Quaalen ſich mir offenbart.
Ich fühle des Olymps mich würdiger als ſie.

Viel-

Vielleicht, daß einſt das allgerechte Schikſal noch
Die Looſe wechſelt, und Entledigung von hier
Mir aufbewahrt. Vielleicht daß ſelber Zeus
Den ſtrengen Rathſchluß ändert durch der Pallas Rath.
Doch dies ſind Täuſchungen, die ſich mein Geiſt umſonſt
Erſchaft. Hat nicht der hohe Zeus Unſterblichkeit
Wie für mein Leben, ſo für meine Quaal beſtimmt?
Sind nicht in ſtummen Leiden Zeiten mir entflohn
Die keiner Sonne, keines Mondes Lauf bezeichnete?
Wer zwiſchen Göttern und den Menſchen in der Mitte ſteht,
Hat ein gefahrenvolles Loos. Denn die Unſterblichen
Erweitern ihren feſtgeſchloßnen Kreis ihm nicht,
Und für die Sterblichen iſt ſeine Gegenwart
Beſtändig drückend, ſelber wenn ſie Wohlthun iſt.
Und dann zerrüttet leicht der allzuhohe Geiſt
Vom Götterſtamm das ſchwache irrdiſche Gefäß.
Zu enge für den Willen iſt die Kraft beſchränkt,
Und nur ein Gott darf alles thun was ihm gefällt,
Um keiner Nachreu ſpäte Quälungen beſorgt.
Doch weil denn dieſes Loos mir ward, nicht von mir ſelbſt
Erwählt, vom hohen Schikſal zugetheilt: wirſt du
Des Ganzen namenloſe Mutter, du Unendliche,
Die älter als die Götter iſt und mächtiger,
Wirſt du der Lieblinge des Daſeyns einen wohl
Und Einen von den edelſten, der dich geliebt,
Verlaſſen ſo in ſeiner Noth verändrungslos?

Ich hoffe noch. Denn Hofnung ſtirbt in keiner Bruſt,
Wird von des Unglüks ſcharfem Stich erſt neugereizt
Und izt hat mir des Tages graue Vorverkünderinn
Auf ihrer Strahlen einem ſie vorbeygeführt.
Allein die leichtgenährte ſtirbt auch leicht hinweg.
Ich höre ſchon des grimmigen Verfolgers. Wehn
Sein ihm von Göttern eingepflanzter Durſt
Bringt ihn zurük in dieſe Wildniße, ihm ſelbſt zu rauh,
Die er ſobald er ſatt iſt, wiederum verläßt.
Komm nun und nähre dich, du heißes Rachethier;
Was ich ſchon oft geduldet, duld ich noch einmahl.

Iris.

Der Götter abgeſandte Dienerinn kömmt izt
In deine Einſamkeit. Erzittre nicht. Dein Geyer bleibt
Auf ewig aus. Du ſieheſt Iris bey dir; ehmals zwar
War ich dir keine frohe Glückverkünderinn,
Und widerſtrebend meldete mein Mund
Dem Feind der Götter ihren ſtrengen Schluß.
Doch itzo trägt ein leichtrer Schwung mich zu dir hin,
Und diesmal wird mein Anblik dir willkommner ſeyn.

Prometheus.

O Weile mir vorm Blicke; lange ſah ich nichts.
Iſt, was mir izt erſcheinet, eine Traumgeſtalt,
Wie oft in Einſamkeit der Nächte zu mir kam,
Und dann dem ſehnſuchtsvollen Blick entſchwand,

Daß ich allein mich beym Erwachen wiederſah?
Iſt Jno vielleicht wiederhergekehrt, die einſt
Von eigner Wuth getrieben, hier mich aufgeſucht?
Hat eine von den gnadevollen Göttinnen vielleicht
Dem ſcharfen Blick des ſtrengen Vaters heimlich ſich
Entzogen und iſt hergeflogen, Labſal mir
Dem Langgequälten, freundlich zuzuwehn?
Doch nein vollenden wollt ihr eure Rach an mir,
Ihr Götter, darum ſendet ihr mir Wahnſinn zu.

Iris.

Wie? Kennſt du mich nicht mehr, die ſiebenfarbigte
Umſpannerinn der hohen Aethers-Wölbungen,
Die von dem einen Ziel zum andern fliegt mit mehr
Als Adlereil, und zu der Erde freundlich niederſteigt,
Mit ſchwebendleichten Fußtritt Gegenden berührt,
Wo ihr der Götter Willen zu verkündigen
Befohlen iſt. Die Götter, welche über dich ſich im
Olymp berathen, haben mich zu dir geſandt.

Prometheus.

Gedenkt man noch an den Prometheus im Olymp?

Iris.

Dem Sinn des Zeus entfällt Erinnrung nie.

Prometheus.

Unglükliche vergißt man leicht im Schooß der Seligkeit.

Iris.

Ein Edler, welcher leidet, quälet den Olymp.

Prometheus.

So habt ihr auf euch selbst schon viele Qual gehäuft!

Iris.

Und wollen itzo dein und unser Leiden endigen.

Prometheus.

Wie sagst du? Wendet sich der Götter Wille um?

Iris.

Beschlossen ist von uns das Ende deiner Quaal.

Prometheus.

O täusche nicht den Leidenden! Die Zeit hat mir
Schon viel Empfindlichkeit hinweggestreift. Doch wenn
Du leuchtend vor mir stehst in Himmels-Glanz
Und lieblich hofnungreitzend solche Worte sprichst,
So wird bey deinem Scheiden jede Quaal mir neu.

Iris.

Besorge nichts. Der Götter Rath wankt länger nicht.
Sie ehren, wenn auch spät, den edlen Erdesohn.
Bald kommen Pallas und Vulkan die Fesseln dir
Die jener mit Gewalt geschmiedet, wieder aus
Dem Fels zu reissen, der sie angeklammert hält.

Zeus

Zeus hat mich hergesandt, dirs zu verkündigen.
Athene deine Freundinn wars, die für dich sprach.
Und sie hat zum Begnaden den Olymp gelenkt.

Prometheus.

Die edle Göttin, die des Freundes nicht vergißt,
Selbst wenn der Zorn des Himmels ihn schon lange drükt!
Die langsamwirkend aber sicher, ihm erst Duldsamkeit
Ins Herz ergeußt und dann Befreyung schaft,
Wenn er an ihrem Beystand schon verzweifelte.
Sie herrscht der Macht — wenn nicht dem Namen — nach
Im Rath der Götter, und durch sie siegt immerdar
Der Schluß, den sie aus tiefbedachten Sinne schöpft:
O käme sie, daß sie vernähme meinen Dank!

Iris.

Sie wird es bald. Sie bürgte selbst bey Zeus für dich.

Prometheus.

Und ihre Bürgschaft soll sie nie gereun!

Pallas und Vulkan.

Pallas.

Arbeite schnell Vulkan ihm seine Feßeln los
Die du vordem in harten Fels getrieben hast,
Damit er ganz entledigt bald mir danken kann.

Sey mir gegrüßt, du der Titanen Edelſter,
Zu dem mein Herz der Gnade vollen Strom ergeußt,
Wenn ſchon die ſtrenge Jungfrauſchaft mich ewig rein
Und von dem männlichen Geſchlechte unberührt erhält.
Mit Sehnſucht wars, daß ich die Zeit erwartete,
Wo bey der Götter Rath mein Wort den Eingang fand.
Denn Eiferſucht für ihres Vorrechts Eigenthum
Verſchloß der Bitte lang ihr unzugänglich Ohr.
Nun hab ich endlich doch für meinen Freund geſiegt,
Und komme izt, um dich von deinen Feßeln zu befreyn.

Prometheus.

O Göttinn, deren Gegenwart mir ſüß, ſo ſüß iſt, wie
Der langgemißten Freyheit ſpäte Wiederkunft.
Ich habe ſtets auf dich gezählt, und ſehe nun
Daß ich mit Glauben dir mich zu vertrauen nicht
Geirrt. Allein wie ſehr auch dein Geſchenk mich freut,
Verzeih, daß ich noch vorher eine Frage an dich thu'.
Getragen hab ich dieſe Feſſeln lang. Mein Geiſt hat ſich
Zurükgezogen in ſich ſelbſt, hat ſeine Regſamkeit
Vielleicht verlohren, die dir einſt ſo wohl gefiel.
Wenn mir die langgetragne Feßel weggenommen wird,
Sag ob ich dann der Freyheit auch genießen kann,
Die den, der nichts zu ertragen weiß,
Oft ſchwerer drükt als aller Feßeln Laſt!

Pallas.

O weiſſe nicht. Wer edel iſt, wie du, deß Geiſt
Vergnügt ſich ſchnell, und dehnt ſich wieder aus
In ſeinen angebohrnen weiten Raum: und wirkt
Obſchon in Schranken, doch mit gleicher Luſt,
Mit gröſſrer oft, als eh er ſolchen Druk erfuhr.
Und dann will ich dir ſtets zu deiner Seite gehn,
Verwahren künftig dich vor jenem Fehltritt, der
Dich einſt in dieſe Feſſeln hingebracht.

Prometheus.

Sprich Göttin, wie ich dir gefällig werden kann.

Pallas.

Wenn du der hohen Götter Willen dich nicht mehr
Mit Jugendlichem Uebermuth entgegenſträubſt,
Wer gegen Götter handelt, der verderbt ſich ſelbſt.

Prometheus.

Ich habe ihre Macht gelernt, und trotze nicht

Pallas.

Und wenn du deine Kraft nicht mehr gebrauchſt
Die Sterblichen zuweit herauf aus ihrem Kreis
Zu heben. Zeus will nicht, daß ſie mit uns
Das gleiche Schikſal theilen. Was du ihnen gabſt,
Das läßt er ihnen, weil Verluſt des nun genoßenen

Octavia.

In Athen, mein Herr.

Cäſar.

Nein, meine betrogene Schweſter, Cleopatra hat ihn zu ſich gewinkt. Er hat ſein Reich einer Hure abgetreten, welche nun die Könige der Erde zum Krieg auffordert. Bereits hat er Bocchus den König von Lybien, Archelaus den König von Cappadocien, Philadelphus den König von Paphlagonien, den thraciſchen König Adullas, den König Malchus von Arabien, den König von Pontus, Herodes aus Judenland, Mithridates König von Comagene, und die Könige Polemon und Amintas von Medien und Lycaonien, mit einer noch gröſſern Anzahl von Sceptern verſammelt.

Octavia.

O ich Unglükſelige, deren Herz zwiſchen zween Freunden getheilt iſt, die einander ſo entgegen ſind.

Cäſar.

Seyd willkommen; eure Briefe hielten unſern Aufbruch immer zurük, bis wir endlich entdekten, wie ſehr ihr betrogen ſeyd, und wie gefährlich uns eine längere Nachläßigkeit wäre. Beruhiget euch. Bekümmert euch nicht über Umſtände, die euer Vergnügen durch dieſe harte Nothwendigkeiten unterbrechen, ſondern laßt Begebenheiten, die das Schikſal vorher beſtimmt hat, unbeklagt ihren Weg

Sie allzuſehr betrüben würde: aber will
Daß du in Zukunft kein Geſchenk mehr vom Olymp
Zu ihnen bringſt, das die Geſchlechter gleichen kann
Der hohen Götter und der Erdgebornen Sterblichen.
Mit Vorbedacht iſts, daß er ihnen dieſe vorenthält.
Denn wenn der Blik zuweit für ſie geöfnet wird
Wird ihnen ihre niedre Wohnung bald zu eng,
Und banger Ekel füllt den nimmerſatten Geiſt.

Prometheus.

Ich werde folgen deinem Rath; denn ich erfuhr
Wie ſehr es Thorheit ſey, die Götter zu
Beleidigen um ſich die Menſchen zu verbinden, die
Zu ſchwach ſind, zu verhüten jener Zorn;
Zu ſchwach, um den zu lieben und zu ehren, der
Ihr Leben zu verbeſſern, ſelbſt ſich hingegeben hat.
Sie mögen künftig auf der Stufe bleibend ſtehn,
Wo Zeus mit weiſem Rath ſie hingeordnet hat.

Pallas.

Wir ſorgen auch für ſie, und beſſer als Du kannſt,
Und ſind im Grund dem Menſchenvolke immer gut.
Wer uns in unſre Rechte greift, nüzt ihnen nichts.
Wir ſehn es gern, daß manches mühſam erſt
Von ihnen ſelbſt erklommen wird, was unſre Hand
Verweigert nicht — nur höher aufgehangen hat.
Je weniger ſie haben, deſto mehr ſind ſie.

Prometheus.

Was ich in Zukunft für ſie würken will, iſt nur
Daß ich erleichtre ihnen ihre Niedrigkeit;
Sie ihres Daſeyns enggeſchloßnen armen Kreis
Ertragen und durchlaufen lehre: nicht daß ich
Nach Unvergönntem ihr Verlangen reitzen will.
Und in mir ſelbſt geſtalte ich die Bildungen
Die ich vordem der blöden Neugier unklug ausgeſtellt.

Pallas.

Nun fällt, Titano, dir die lezte Feſſel ab.
Sey wieder frey, mein Freund, und ſey es innerlich
Von Unruh und von Haß, wie du's von Eiſen biſt.
Die Götter freun ſich alle, wenn ſie einen Freyen ſehn,
Vor allen die, die ihm die Freyheit wieder gab.

Prometheus.

So bin ich wieder frey! So reg ich Hand und Fuß und Haupt!
Ich ehre dich, du erſtgeborne Tochter Zeus!
Was immer künftighin mein reger Sinn beginnt
Sey deiner weiſern Lenkung unterthan.
Mit Ausſicht in die Ferne fülle mich deine Gegenwart.
Vernim noch den Gedanken, der allein mich drükt.
Soll dieſes wieder mir geſchenkte freye Seyn,
Das dennoch niemals meine erſte Jugend werden kann,
Kein Ziel nicht haben? Soll ich die Unſterblichkeit

Beſitzen, ohne unumſchränkt als wie ein Gott zu ſeyn.
Sie ſind dahin, des jungen Geiſtes erſte
Aufſtrebungen, verweht iſt ſeiner Blüthen Duft.
Wem ſeine Jugend weggeſchwunden iſt, der muß,
Seys nahe, ſey es fern, des Daſeyns Ende ſehn.
O ihr Gefahrenvolle Rechte der Unſterblichkeit!
Wie hab ich unklug euch von einem weiſern eingetauſcht.
Ich habe ſie an Chirons Hand. Er ſank, der welke Greis,
Zufrieden in den Staub: mir aber ward
Zur bittern Laſt das allzukühn gegriffne Looß.

Pallas.

Die Götter haben ſo von dir gedacht, wie du
Aus dieſem Herzen itzo weiſe ſprichſt, und dir
Unſterblichkeit genommen, einem Erdeſohn
Zu ſchwere Laſt! und deines Daſeyns Lauf beſchränkt.
Dies gebe jedem deiner Tage Werth,
Erhebe deine Freuden, und erleichtre dir
Des Lebens eng umſchließende Beſchwerniße.
Doch, wo des Lebens Ziel ſich finden wird
Dir zu entdecken, iſt mir nicht vergönnt
Denn Zeus hat mir verboten dies dir aufzuthun.
Sey Erdeſohn, Prometheus, und geneuß
In Fülle deiner Kraft die reine Liebesluſt.

Prometheus.

O nenne meinem Ohr der Liebe Nahmen nicht!
Iſt die mit allen Gaben ausgeſtattete

Iſt nicht Pandora hin, die einzig meinige,
Die ſich mein Herz nach allen Wünſchen bildete,
Die dann von euch belebt — o dafür will ich alles Euch
Verzeihn! — mit Liebesblick in meine Arme kam,
Daß all mein Herz ſich überſchwellend in ſie goß!
Verſchloßen iſt in ihr auch meine Seeligkeit.
Wo habt ihr ſie für mich, Unſterbliche,
Wohin die ſelbſtgebildete mir wegentführt?
Wen kann ſie lieben, wem geliebt ſeyn, ſo
Wie ſie es ihrem Jugendfreund Prometheus war?

Pallas.

Pandora tritt hervor! — Ich habe ſie dir aufbewahrt.
Pandora ſchaffe deinen Schöpfer wieder jung!

Prometheus.

Du biſt noch! Komm! Ergieße deinen Blick
In meine Seele, die dich ganz umfaßt!

Pandora.

Ich hänge noch an dir mit jener Innigkeit,
Wie, da ich einſt dies Aug eröffnete!

Prometheus.

Pandora! du biſt mein Erſaz für Halbgottſeyn und für Unſterblichkeit. Am beſten iſt man doch ein Menſch!

III.

Briefe über Tempelherrn, Freimäurer und Roſenkreuzer.

Eine Fortſetzung der Hiſtoriſchen Zweifel über des Herrn Nicolai Buch von den Beſchuldigungen des Tempelherrnordens und ſeinem Geheimniß.

S. 7. T. M. Monat März

Dritter Brief.

Wenn Sie ſicher und gewiß, das Baphomet in der Welt nichts als Mahomet bedeute. Es iſt unrichtig: a) „daß der Name in einem lateiniſchen „Schriftſteller ein einzigmal als Name des Pro„pheten vorkomme„ — Schlagen ſie das erſte Buch auf, das man hierüber nachſchlagen kann und muß, b) Bongarſii Geſta Dei per Francos; in Raimonds d'Agiles Geſchichte Jeruſalems werden Sie den Namen ganz gewöhnlich finden. Mahomet

a) Herrn Nicolai Beſchuldigungen der Tempelh. S. 118.

b) Bongars geſta Dei, Hanov. 1611. p. 143. 150. 164. 165. 171. u. f.

met heißt Bahometh, Bahumeth; die Moſchee heißt, ſo oft an ſie gedacht wird, Baſſomerie, Baffumerie; Baffumeriam facere heißt Mahomedaniſchen Gottesdienſt halten, und Chriſt werden heißt anathematizare Bahumeth. Und das iſt nur ein Buch, ein Schriftſteller? wie wenn man die Jagd verfolgen wollte. c) —

Alſo iſt des Hrn. Nicolai βαΦη μητρος, ſeine geheime Tinktur der Weisheit bey den Templerherrn, die blos aus dieſem mißverſtandnen Namen her iſt, unwiederbringlich verlohren. Und da der Zweck ſeines Buchs darauf geſezt, da dem Baphometus zu gut alle ſeine Cabbaliſtiſche und gnoſtiſche Gelehrſamkeit zuſammengetragen iſt: ſo ſehen Sie, das alles liegt im Staube. Ladete er auch die neuen Gnoſtiker aufs toleranteſte ein d) Freunde Gottes durch die geheime Taufe der Weisheit

c) Der Nahme Mahomeds ward ſo verſtümmelt, daß ihn jede Nation anders nannte, die Franzoſen Mahom, die Spanier Mahoma, Maumad, die Engelländer Mahound, die Teutſchen Mahmet, Machmet. Baffumeto, Baffometo war vielleicht die Provenzaliſche Benennung; denn es iſt bekannt, daß dieſe Mundart des Wohllauts wegen alle Namen ſehr veränderte. Man ſehe den Bongars. p. 49. 107. 1143. und in Muratori Script. rer. Ital. T. VII. p. 1022. u. ſonſt, wie vielfach der Nahme verändert und verſtümmelt wurde.

d) S. 146.

heit zu werden; erfände er ihnen, wie ers den Tempelherren erfunden hat, drei oder zehen Grade und Receptionen; bey der zehnten würde er ihnen doch sagen müßen: „Mes amis, voila l'ami „de Dieu, Mahomet! il parle à lui quand „il veut — und Sie — wollen Sie Freunde Gottes durch diesen Freund Gottes werden? so ist „nur ein Mittel, eine Initiation zu dieser geheimen Taufe der Weisheit — die Beschneidung.„ Ich zweifle daß die neuen Gnosticker dazu Lust haben werden.

Mit nichten war der Kopf Baffomets, auch nur als Anschuldigung betrachtet, ein Geheimniß; noch weniger ein Ordensgeheimniß, das nur den Tempelherrn im dritten Grade bekannt seyn konnte; am wenigsten unter allen war er eine geheime Tinktur der Weisheit. Wenn ich Ihnen zeige, daß er die gemeinste Romanlüge und Pöbelsage war, die damals exsistirte, die Jahrhunderte durch exsistiert hatte, und fast in alle Länder des Christenthums verbreitet war: wenn ich zeige, daß es eben die gröbste Beschuldigung war, die man den Tempelherrn machen konnte, und die sich durch ihre Absurdität, durch ihren innern Widerspruch, selbst aufhebet: was werden Sie denn unserm Autor sagen, der behaupten darf: e) „an diesem Bilde habe man gewußt, ob ein Tempelherr von den geheimen Anschlägen des Ordens Wissenschaft, ob „er den dritten Grad gehabt habe? Denn wenn „er

e) S. 24.

„er das Bild nicht beſchreiben, das Wort Bapheſ„metus nicht nennen konnte, ſo wars ein Zeichen „u. ſ. f. „ Hören Sie mich an: der Kopf Mahomets ſoll uns antworten — aus der Geſchichte.

1. Jedermann weiß, daß die damaligen Chriſten die Saracenen nicht anders als Heiden kannten. Die Religion, deren erſter Grundartikel die Einheit Gottes und deſſen unmittelbare Folge Haß gegen alle Götzenbilder war, hatte das Schikſal, vom Volk Gottes, das Jahrhunderte lang mit ihr kriegte, als die abgöttiſchte betrachtet zu werden. Heide war der eigentliche Name, den man in Geſchichten und Romanen dieſen Ungläubigen gab, und wenn Karl gegen die heidniſchen Sachſen zog, hieß es: er ziehe gegen grimme Saracenen. f)

2. Als Heiden wen konnten ſie anbeten als Mahomed? und das ließen die Chriſten ſie reichlich thun in Geſchichten, Romanen und Gedichten. g) Mahos

f) S. Paganismus im du Freſne, und Geſchichten, Romanzen, Gedichte ohne Zahl. Der Ausdruck iſt Lateinern, Franzoſen, Italiänern, Spaniern, Engländern, Teutſchen geläufig. He is a foul Painim, hieß es, and leeveth on Mahound. S. Percy Reliq. of ancient Poetry Vol. I. p. 63. 74. 75.

g) Schilters Theſaur. Antiquit. Teut. T. II. In den Gedichten über die Züge Karls, ſo oft es ſeyn kann. S. Anmerk. (f.) auch Bibliotheque des Romans Jul. 1777. p. 165. &c. &c.

Mahomed war ihr Gott, h) zu dem ſie beteten, den ſie auch in Bildern, in ſeingeſchmükten Bildern verehrten. i) Als Tankred den Tempel Salomons zu Jeruſalem einnahm, fand er ein Bild Mahomeds im Tempel, das zehn Männer nicht tragen konnten, und der Mönch, ders beſchreibt, läßt ihn eine pathetiſche Rede an den verfluchten Antichriſt Mahomed halten, der ſchon gekommen iſt; wobei dem Helden nichts fehlt, als der verfluchte Antichriſt, der noch kommen ſoll, damit er auch Ihn mit Füßen trete. k) In dieſem Ton fahren die Geſchichtſchreiber fort l) und die Romanſchreiber und Dichter folgen ihnen. Denen iſts die bekannteſte Sache, daß die Saracenen viel Götzenbilder, z. E. Mahom, Jupin, Apollo, Tervagant verehren,

avec maint autre Dieu non moins extravagant,

wie La-Fontaine ſcherzend erzählet. m) Die Chriſten beteten Heilige an; ſollten die Saracenen es nicht auch thun? Der Kaliphe war ja ihr Pabſt, n) ſie wallfahrteten nach Mecca zu Mahomeds Grabe o)

h) Bongars. p. 1125.

i) Bongars. p. 79. 182. 248. u. f.

k) Mabillon Mus. Ital. T. I. p. II. Sect. XV.

l) Iacob. de Vitriaco in Bongars. Geſt. Dei p. 1080. f. auch p. 86. 185. u. f.

m) S. ſeine Fiancée du Roi de Garbe.

n) Bongars. p. 1125.

be o) und dergleichen Ungereimtheiten mehr. Ich bitte, leſen ſie in den Fabliaux p) das Jeu de St. Niclas, wo der Sultan auf eine närriſche Weiſe den Termagant anbetet, und da er den Chriſten nachher vor dem Bilde des St. Niklas ſieht, der die Heiligenkappe aufhat, dieſen nicht beſſer, als un Mahomet cornu zu nennen weiß — Das waren die Begriffe, die man damals von den Saracenen hatte, und die, auch unter dem ſchönen Philipp, das Volk häufig in Poſſenſpielen und Moralitäten vor ſich ſah: Engel und Satan, Maria und Mahomet, der H. Niklas und Termagant ſpielten ihre Rollen mit einander. — Sollten alſo die Tempelherrn der Verläugnung Chriſti und des Mahomedanismus beſchuldigt werden, ſo konnte es, nach dem Volkswahn, nicht anders als unter ſolchen Fratzengeſtalten ſeyn. Das Kreuz verſpeien war der allbekannte Uebergang zum Mahomedanismus; Mahomed anbeten der Mahomedanismus ſelbſt. Das waren nicht Weisheitgeheimniße, die man ihnen Schuld gab; ſondern Ketzereien, Anklagen zum Feuer nach den gröbſten Volksſagen.

3. Nun war Mahomed, bekanntermaaßen, ein ſehr großer Zauberer, der ſeine Religion inſonderheit durch Zauberei erfunden und ausgebreitet hat-

o) Bongars. p. 1059.

p) Fabliaux et Contes du XII. XIII. ſiecle T. 339.

fortgehen. Willkommen in Rom, ich habe nichts lieber auf der Welt als euch. Ihr werdet auf die niederträchtigſte Art beleidiget, und die groſſen Götter machen uns und eure Freunde zu ihren Dienern, um euch Gerechtigkeit zu verſchaffen. Faſſet guten Muth, und ſeyd uns auf immer willkommen.

Agrippa.

Willkommen, Gnädigſte Frau.

Mecänas.

Willkommen, theurſte Octavia, jedes Herz in Rom liebt und bedaurt euch; der ehebrücheriſche Antonius, deſſen ſchändliche Ausſchweiffung keine Schranken kennt, iſt der einzige der euch von ſich ſtößt, und ſeine weitgrenzende Macht an eine Meze hängt, die ſie gegen uns gebraucht.

Octavia.

Iſt das ſo, mein Herr?

Cäſar.

Es iſt nur allzu gewiß; Schweſter, willkommen; ich bitte euch, zeiget eure gewöhnliche Standhaftigkeit. Meine liebſte Schweſter!

(Sie gehen ab.)

te, wie ſo manche Geſchichten q) und Kirchengeſchichten noch bis über die Reformation hin glaubwürdig beſagen. Der heilige Niklas that auch im Bilde Wunder; der gottloſe Mahomed konnte auch im Bilde nichts als verfluchte Zauberein treiben; und ſo ward denn auch im Verhör der Tempelherrn jene *figura terrible* des Baphemetus, die dem leibhaften Teufel ähnlich ſah, und von dem Ehrenhaften Bruder, ders ausſagte, nicht anders als der — Gott ſey bey uns! der boſe! (mauſé) genannt, r) auch im lateiniſchen Protokoll des Nachdruks wegen ſo aufgezeichnet werden mußte. Das kann nun unſer Autor nicht wohl begreifen und ſagt ganz im Ernſt s) „Die Arbeit „des Bildhauers müße ſo ſchlecht geweſen ſeyn, „daß das Bild eher einem Kobold als einem Menſchen ähnlich geweſen. „ Dem leibhaften Teufel ſah's ähnlich, den man damals ſehr gut kannte. Ein Unhold, ein Satanskopf wars, wie ſeine Karfunkelaugen in Stokfinſter Nacht hell und klar zeigten,

q) In des Alunno fabrica del mondo, die 1611. gedruckt iſt, ſteht der Macometo als Zauberer faſt oben an: Die alten Kirchengeſchichten, wo er als Zauberer vorkommt, ſind bekannt.

r) D. Du Puis Hiſtoire de la condemn. des Templ. Bruſſel. 1723. p. 87. Ueber das Wort mauſe ſ. Menage dictionn. etymol. p. 495 du Cange zum Joinville p. 106 Es heißt nicht Kobold, ſondern Unhold, ein Synonym des Teufels.

s) S. 92.

zeigten. Drum ſtehts auch in den Verhörsartikeln mit dem Cranio und der Katze zuſammen, die in vituperium Christi et fidei orthodoxae mitten in der Congregation erſchien, und eben wie der Teufels Kopf angebetet wurde. Unſer Autor ſagt zwar: t) er habe davon, daß man mit dieſem Kopf oder den Schnüren Zauberei getrieben „in ſämmtlichen Ausſagen auch nicht einen Schein von Spur gefunden;„ es iſt aber Schade, daß (da er in der Vorrede „ſein Buch als einen Beweis „anführet, welche andre Geſtalt die Geſchichte ha„ben würde, wenn die Nachrichten die würklich da ſind, gehörig nachgeſehen und ins rechte Licht geſezt würden) daß er die Nachrichten vom Diabolus und Caput der Tempelherrn, die würklich da ſind, u) nicht gehörig nachgeſehen, und ins rechte Licht geſtellt hat. Der arme Br. Bern. de Selgues der vorher vernünftige Sachen ausgeſagt hatte, da er torquirt wird, ſagt ers und bekennets deutlich: „daß er in vielen Kapiteln geweſen, und in Einem

t) S. 96. „Geſezt aber, fährt er fort, einige Tempel„herrn hätten auch würklich damit Magie treiben „wollen, ſo wäre dies kein Beweis der Abſicht: „Denn hat man nicht auch damals und ſogar noch „jezt mit chriſtlichen Sachen Magie treiben wollen' „die gar dazu nicht gemacht waren. „

u) S. Interrogatoir. des Templiers detenus priſonniers dans le chateau royal d'Alais in den Preuves de l'hiſtoire de la Ville de Nismes Vol. I. p. 211. 12. par Mr. *Menard.*

„zu Montpellier geſehen, daß man einen Kopf „hatte, und daß alsdenn der Dyabolus daſelbſt „erſchien in Figur oder Geſtalt einer Katze, die „um den beſagten Kopf ringsum gieng, redete „und ſprach zu den genannten Brüdern Tempels „herren, die dabey ſtanden, daß ſie (die Katze) „ihnen gute Erndten und Reichthümer der Beſitzun„gen Goldes und Silbers geben wollte. Item „ſagte und bekannte derſelbe: daß Er und alle „andre Brüder Tempelherrn, die daſelbſt waren, „beteten an und haben daſelbſt angebetet das be„ſagte caput oder relikam. Item ſagte und be„kannte derſelbe: daß ſogleich nach geſchehener An„betung die Teufel in Figur oder Geſtalt der Wei„ber daſelbſt erſchienen, die ein jeglicher der da„ſeyenden Brüder, der zugreifen wollte, misbrauch„te, Er aber, wie er ſagte, gebrauchte ſie nicht. „Item ſagte er, daß beſagtes Haupt oder Kopf „auf Erfoderung des bemeldeten daſeyenden Groß„meiſters, Antwort gab über das, worüber er „gefragt wurde u. ſ. f.„ Es iſt Schade, ſage ich, daß unſer Autor, der auf glaubwürdige Ausſagen dieſer Art ſein ganzes Gebäude aufgeführt, und die Teufelsköpfe genau aufgezählt hat: wo und wieviel ihrer geweſen? wie ſie ausgeſehen? worauf ſie geſtanden? wozu ſie gedienet? dieſe Nachrichten nicht gehörig gebraucht hat: ſeine Tinktur der Weisheit würde durch eine ſo wunderbare und kräftige Magie auch an den neuen Zauberern und Geiſterbannern eine große Parthei gewonnnen haben — —

4. Inſonderheit hatte der Erzvater aller Lügen, der fabelhafte Erzbiſchof Turpin ein Zauberbild Mahomeds in Gang gebracht, f) das nebſt ſeinen andern Erdichtungen Jahrhunderte lang die Köpfe der Menſchen verwirrt hat. Er, der autor claſſicus aller Romanlügen mit den Saracenen, wie Gottfried von Monmouth der Artus-Geſchichten, erzählt glaubwürdig: „daß in Spanien „ein Bild Mahomeds exiſtire, von ihm bey Lebszeiten ex aurichalco (wie unſer Baphemetus) „magiſch geſchmiedet, in welches Er, Mahomed, „als ein groſſer Zauberer und Schwarzkünſtler, „Legionen böſer Geiſter gebannt habe. Niemand „könne das Bild zerbrechen, kein Chriſt dürfe ſich „ihm nähern. Es ſtehe bey Cadix am Ufer des „Meers auf einem hohen durch Saracenische Kunſt „geſchnittenen Stein, und halte magiſche Schlüßel „in der Hand; wenn die fallen, eher nicht, gehe „der Saracenen Reich unter.„ Ueber die Albernheit des Mährchens verliere ich kein Wort; bemerken Sie aber: es iſt das lügenhafte Vorbild, wie aller zauberiſchen Mahomeds-Köpfe, ſo in ſpecie unſers Baphometus. Ein Mahomedaniſcher Schriftſteller g) erzählt von demſelben Bilde eine andre Fabel, bey der natürlich der Nahme Mahomeds (zu dem Turpin das Bild getauft hat,)

f) S. Turpini Hiſt. Carol. M. Die Fabel ſtehet in Wolfii Lection. memorab., in den Magdeburgiſchen Centuriatoren und hundert Compilationen.

g) Ibn Chalikan. S. Hottinger. Hiſt. Oriental. p. 291

wegbleibt. Es wird ein Talisman, den ein gewißer Liebhaber errichten muß, und er charakterisirt das Bild, als ob er Tempelherr vom dritten Grad gewesen wäre, und um das Geheimniß des Ordens wüßte. „Eine bärtige Figur „mit schwarzen, krausen Haaren, ex aurichalco, „magisch zusammengesezt, übergüldet„ so stand der Talisman, den **Turpin** zum Mahomed creirte, zu Cadix die Feinde vom Ufer abzuhalten: so stand er im Kapitel der Tempelherren, Antwort zu geben und die Katze herben zu zaubern. Ja Sie wißen, auch der Pabst Gerbert hatte solchen Kopf von den Saracenen in Spanien erhalten, und trieb damit Zauberei: man weiß auch genau, was er den Kopf gefragt, und dieser ihm geantwortet! Auch Robert Greathead, Roger Baco, Albertus M. hatten solche Köpfe; lauter Teufelsköpfe, leibhafte Baffometus! z)

5. Und da wir von der Bildsäule zu Cadix die wahrscheinliche Ursache des ganzen Mährchens wißen, nemlich daß es die Statue Alexanders war, deren sich diese Stadt, an den Säulen Herkuls gelegen, von alten Zeiten rühmte, a) welche Sage nach-

z) S. *Arpe* de talisman. et amulet., *Gaffarelli* Curiosit. inaudit. Brittische Biograph. Th. 4 S. 688. Teutsch. Ausg., *Naude* Apologie des grands hommes qui ont été accusés de Magie etc. Das bekannteste Mährchen der barbarischen Zeit.

a) S. *Salazar* antiquidades de Cadiz p. 253. Esta estatua (segun

nachher das Arabiſche Mährchen zum Talismann und das Chriſtliche zum Mahomedsbilde umſchuf: ſo haben wir einen Schlüßel wie es bey andern Bildern gieng; davon hier gleich das fraprantesſte Exempel folget.

Sie wißen m. Fr. daß unter den Abraxen, die ſich aus den erſten Zeiten der chriſtlichen Jahrrechnung oder wahrſcheinlich noch älter hinaufſchreiben, ſich eine Menge Steine mit der Figur eines alten bärtigen Mannes finden, die genau jenem Talisman zu Kadix, wie ihn das Arabiſche Mährchen beſchreibt, ähnlich ſind, als ob Er nach dieſem Stein erdichtet wäre. „Ein alter bärtiger „Mann, auf einer Terme ſtehend, mit zuſammengeſchlagnen Händen„ (in die der Erzbiſchof ihm die Schlüßel des Saraceniſchen Reichs gab) den unſer Autor dreymal vor ſein Buch ſtechen laßen ohne auch nur zu argwohnen, was dies Jahrhundert damit wollte, oder darinn zu ſehen glaubte? — Was die alten Ketzer damit gewollt haben, iſt aus ihrer Geſchichte und aus der Anſicht des Bildes ziemlich wahrſcheinlich. b) Es ſollte

(ſegun la commun tradicion) ſe a conſervado a Cadiz haſta en nueſtros tiempos, y ſe creì ſer eſta la mesma ante quien lloro Ceſar etc. Sie iſt S. 254. im Holzſchnitt da.

b) S. Macar. Abrax. T. XIX. Gronov. ad Gorlaei Dactylioth. n. 428-31. Tenzels monatl. Unterred. Mart. 1690. Januar 1696. S. 146.

nemlich der ruhende Allvater, der höchste Ewige seyn, der, wie jene Sekten vorgaben, im Abgrunde der Stille wohnet, und nur durch Emanationen in die tief unter ihm rollende Welt wirket. Daß er dies bedeute, zeigt seine Stellung, und die beygefügten Symbola, Ausflüße, Sterne, und die tiefe Sphäre: daß diese Bedeutung aber bald verlohren gieng, ist eben so gewiß. Schon jenen Ketzern warf man vor, daß sie unter diesem Bilde den Simon Magus anbeteten; und da nun ein Jahrtausend zwischenlief, da Europa in der tiefsten Barbarei lag, sah man an diesem Bilde — was anders? als — den Mahomet, von dessen Bilde durch Turpins Erzählung damals alle Köpfe voll waren. *) Aus den Ländern der Saracenen kamen die Steine; was konntens also als Saracenische Zauber- und Götzenbilder seyn? Den Mahomed beteten einmal die Saracenen unter solchem Bilde an, (das war angenommene Sage) ein bärtiger Mann stand da; gerade so sah Mahomed aus, weil man sich ihn, die Sultane und Saracenen immer mit großen Bärten

*) Daß die Züge gegen die Saracenen damals den größten Theil der Romane und Geschichten, also auch der Mäuler und Köpfe füllten, weis man aus der Geschichte der Litteratur dieser Zeiten. Man sehe, wovon die ersten Provenzalen sangen, die Mönche schrieben, oder der Kürze wegen das Verzeichniß der Bibliothek der Könige Karls 5-7 von Frankreich in der Hist. de l'Ac. des Inscript. T. I. p. 281.

ten dachte, und von der alten Bedeutung der Gnoſis nichts mehr wuſte. Etwa den Namen terminus, ter magnus hatte man aufgeſchnappt, mit der man jenen Alten nannte; oder man bog den Namen Mahomed, Mahom, Mahon, Mahound, (nach dem damals ſehr gewöhnlichen Wortwiz barbariſcher Namenverſtümmelung) weil er auf einer Terme ſtand, zu dieſem Wort über; und ſo ward der groſſe Abgott der Saracenen, Termagant, Termagount, Tervagant draus, c) den alle Nationen kennen, alle dem Mahomed als Abgott zur Seite ſetzen (nachdem ſie den Namen dieſes ausſprachen) und der in Romanzen und Romanen, Gedichten und Poſſenſpielen der mittlern Zeit, ſo groſſe Rollen ſpielt. d) Er iſt, weil er ſo ernſt ausſieht, der Mars oder der Saturn der Saracenen; und Sie können faſt kein Gloſſarium eines Engliſchen Dichters bis ins vorige Jahrhundert aufſchlagen, e) wo der Name als proprium und

c) Von ter magnus leitet Junius das Wort her in ſeinem Etymol. angl., auch Urry im Gloſſar. Spenſer. Johnſon wills von thyr und magae herleiten; aber offenbar unrichtig, weil auch die Franzoſen den Namen hatten und früher brauchten.

d) Skelton ſagt: like Mahound in a play
no man darchim withſay.

e) S. Percy Relicks of anc. Poetry p. 74. 75. Wartons Remarks on Spenſer's Fairy-Queen T. 2. p. 226. 227. Grey's Hudibras p. 131.

und appellativum nicht vorkäme; ob ich gleich die Erklärung des Worts aus dieser Genese seines Begriffs mich nirgend erinnere gefunden zu haben. Sie sehen, es ist abermals der Baffometus auf einem Stein, d. i. das erdichtete Mahomedsbild, wie es zu Cadix auf einer Säule und im Kapitel der Tempelherrn auf einem Kasten, einer Säule u. s. soll gestanden haben; die Säule ist immer nichts als die hergebrachte Terme der Romanfage. Kurz, was unser Autor für ein Geheimnis der Tempelherrn, was er für ihre Tinktur der Weisheit im dritten Grade giebt, ist eine Composition von Pöbelmeynungen des Zeitalters die im christlichen Europa von den Säulen Herkuls bis nach Thule hinauf bekannt waren, und mit der man jezt als mit einer plebejen Vorstellungsart der Zauberei und des Mahomedanismus die Anklagen der Tempelherrn färbte. Dies ist, sowohl aus den Verhörsartikeln als aus den erzwungnen Bekenntnißen, so augenscheinlich, es ist dem Geist des Zeitalters so gemäß, es kann Zug für Zug so reich erwiesen werden: daß — ich mir selbst, geschweige Ihnen, viel zu lange darüber geschrieben habe.

Wie stehts nun mit dem System unsers Autors, das auf den falsch erklärten Namen Baphometus allein gebaut ist? Baphomet ein Ordensgeheimniß! — und ist das Figment grober Pöbellagen, die aller Welt bekannt sind. Baphomet, ein Zauber- und Götzenbild, das nur in den Köpfen

pfen der Unwiſſenden exiſtirte; und an ihm ſoll man die Einheit Gottes? an einem Komran des Dyabolus die Tinktur der Weisheit lernen, „der beſtrittenen Dreieinigkeit halben?„ Waren die Tempelherrn Saracenen, ſo konnten, ſo durften ſie Mahomeds Kopf nicht anbeten, den kein Muſelmann anbetete, den er weder als Zauber- noch Götzenbild litt! Beteten ſie ihn an, trieben ſie damit, was die abſurden Ausſagen behaupten: um Baſſomets Willen! wie gehört zum Dyabolus, zur Katze und den gemißbrauchten Dämonen-Weibern — die geheime Taufe der Weisheit?

Und wie kamen ſie zu dem Mahomeds-Kopfe? Auch hier iſt alles Widerſpruch und Unwahrheit. „Ein gefangner Ritter ſoll ihn eingeführt haben?„ ſagt Ein Mährchen. f) — Ein Ritter? und hatte die Macht, ihn überall in der Welt, wo es nur Ordenskapitel gab, alſo damals in Europa, Aſien und Afrika, einzuführen? Hatte die Macht, die zu zwingen und zu quälen, die ihn nicht anbeten wollten? — „So wars ein Groſsmeiſter der ihn einführte!„ ſagt das andre Mährchen: „Roncelin, Procelin ſoll er geheiſſen haben!„ Weder Roncelin noch Procelin hat je ein Ordensmeiſter geheiſſen. „So hieß er Beraut! ja, Thomas Beroaldus heißt er, der 1216. regierte.„ Kein Beroaldus hieß Thomas; kein Beroaldus ſtand dem Orden 1216. vor; der 1270 lebte, iſt nie gefan-

f) Du Puis p. 89.

Sechste Scene.

(Verändert ſich in die Gegend des Vorgebürgs von Actium.)

Cleopatra und Enobarbus treten auf.

Cleopatra.

Ich will dir's gewiß nicht ſchuldig bleiben, verlaß dich drauf.

Enobarbus.

Aber warum, warum, warum?

Cleopatra.

Du haſt dich darüber aufgehalten, daß ich in dieſem Kriege perſönlich zugegen ſey, und geſagt, es ſchike ſich nicht.

Enobarbus.

Gut, iſt es denn anders?

Cleopatra.

Iſt der Krieg nicht uns angekündiget? Warum ſollten wir nicht in Perſon dabey zugegen ſeyn?

Enobarbus.

Gut, darauf könnt' ich wol antworten. Wenn wir mit Hengſten und Stutten zuſammen zu Felde gehen müßten, ſo wären die Hengſte völlig unnüze; denn die Stutten würden den Reuter und ſein Roß zugleich tragen.

Cleopatra.

gefangen gewesen und war zwei Jahr Großmeister ohne That und Bedeutung. „So, sagt unser Autor, der dem Mährchen aufhelfen will g), so wars Thomas oder Peter Montagu der würklich 1216. lebte; genug es war ein Thomas.„ Auch dies besteht nicht mit der Geschichte. Thomas ist nie gefangen gewesen; und in dem unglüklichen Frieden, den er und der Hospitaliter mit den Saracenen schloß, kaufte er ja — das ächte, wahre, hölzerne Kreuz wieder. Kaufte ers zum Verspeien wieder? und handelte Er mit dem Sultan allein? — So unwahrscheinlich, so widersprechend ist alles was aus der Geschichte über diesen Kopf gesagt wird; und was über seine Gestalt gesagt wird, ist gar elend. Diesem ist er ein Kopf, jenem ein Robold. diesem ein ganzes Menschenbild, jenem ein Idol, worauf ein Kopf gemahlt war; Einem wars mit Haaren und Menschenhaut überzogen, dem andern versilbert, dem dritten ein Kopf mit vier Füßen — — Ich bitte lesen Sie doch, wie der Autor die Dinge accordirt h). Sie lassen sich nicht anders accordiren, als im angezeigten Pöbelwahne: da paßt alles zusammen, Kopf und Katze, vier Füße und haarige Haut. Jeder sagte, was Er etwa von solchen Köpfen und Unholden gehört hatte, und jezt — aussagen sollte.

Endlich, mein Freund, in einem Proceß, in einer Anklage auf Leben und Tod, Glück, Ehre und

g) S. 33. h) S. 89—97.

und Güter eines ganzen ſo großen ſo reichen Ordens, war ja dieſer Kopf *Corpus delicti*, alſo das Erſte, was man aufſuchen was man ins Licht ſtellen mußte. That mans? Konnte, wollte mans thun? Der ſchöne Philipp brach, noch ehe das Verhör angegangen, geſchweige ehe die Ueberweiſung geſchehen war, in den Tempelhof zu Paris, wo Schatz und Archiv des Ordens waren und das größte Kapitel gehalten wurde, wo alſo auch gewiß der Dyabolus Baphometus ſeyn mußte, wenn irgend einer auf der Erde war. Fand er ihn in dem Golde, das er an ſich riß? in dem Hofe, den er fortan — als den Siz des Teufels — zu ſeiner Reſidenz wählte? Fand er ihn: warum ſtellte er ihn nicht vor Gericht dar? und weil er doch als der leibige Teufel ſelbſt reden konnte, warum confrontirte, warum frug er ihn nicht, was man mit ihm gemacht habe? Es ward ihm ſo ſauer, den Pabſt auf ſeine Seite zu ziehen, und dem Proceß auch nur die ärmſte Form Rechtens zu geben! Die Aufzeigung des corporis delicti hätte alles vollendet; und nun ſollte es doch immer anderswo ſeyn, als wo man Güter einzog und inhaftirte, in Montpellier, in Cypern; und — nirgend fand es ſich, in der ganzen Welt nirgend. Und allenthalben waren Brüder aufgenommen, in jeder Provinz waren Kapitel gehalten; kurz, das corpus delicti war erdichtet, und dieſer, der ſcheußlichſte Punkt der Anklage vernichtet ſich alſo ſelbſt — mit ihm auch unſers Verfaſſers ganze Tinktur der Weisheit.

Vierter Brief.

Freilich muß der Kopf Mahomeds im Kapitel der Tempelherren irgend eine Veranlaſſung, einen Grund gehabt haben, wie die plumpeſte Lüge immer einige Veranlaſſung hat. Das Bild Mahomeds in Kadix war urſprünglich das Bild Alexanders, an dem, der bekannten Sage nach, Cäſar geweint haben ſoll. Laſſen Sie mich über dieſen Kopf eine Muthmaßung wagen, die ich für nichts in der Welt als für Vermuthung gebe.

Als Heinrich 3. von England den König von Frankreich beſuchte, und ſich daſelbſt, ſeines groſſen Gefolgs wegen, den Tempelhof dieſes Ordens zur Reſidenz wählte, "hingen im groſſen Saal deſſelben an „allen vier Wänden Schilde, ſo viel ihrer nur Raum „hatten a)" Der Orden vergaß alſo wenigſtens in der Auszierung ſeines Hofes nicht, daß er ein kriegeriſcher Ritterorden ſei. Und ſollte ers in der geheimen Kapitelſtube vergeſſen haben? in ihr, wo ſie eigentlich als Ritter, und alſo auch urſprünglich gerüſtet zuſammen kommen ſollten? — Nun bemühten ſie ſich damals nicht ſo ſehr; und wenn Bruder Patrik de Ripron Recht hat b), ſo begnügte er ſich, weil das Kapitel nach Mitternacht gehalten ward, indüms camiſiis et braceiis tantum, durch den langen Gang zur geheimen Stube zu wandern. Sie erſchienen alſo nicht in Ritter- ſondern in Hauskleidern und

a) Matth. Paris p. 899.

b) Nicolai p. 77.

und wenn ich annehme, daß ſie nun eben deßwege und um doch als Ritter beiſammen zu ſeyn, einen eine Ritterrüſtung, eine Trophee, einen gehar- niſchten Kopf etwa, als Ordenssymbol aufge- ſtellt haben, ſo iſt Alles, Alles erklärt. Ihre Ka- pitel wurden zu Nacht gehalten, und die Brüder die den Baſſomet beſchreiben ſollen, ſagen ſelbſt, „ſie konnten ihn nicht recht ſehen, weils dun- kel war.„ Sah ihn nun etwa gar noch ein Auge- ber, ein Lauer, c) der nicht darin gehörte; was konnte er anders als einen Teufelskopf, den ſie hier in finſtrer Nacht zu Rath zogen, alſo den leibhaften Baſſometus in ihm gewahr werden? Das Kapitel ward geheim gehalten: der Zutritt dazu war die höchſte Ehre des Ordens, zu der nur die Wichtigſten, die Erſten kamen; daher nach der Ausſage des erſten Zeugen gegen den Or- den des Magiſter Radulphus d) „auch Bruder „Gervaſius ſo ſehr verlangt, nur einmal erſt zum „Kapitel geruffen zu werden, denn komme er gewiß „weiter! denn werde er bald Großmeiſter werden“; alſo kamen ſie ſtaunend und mit hoher Erwartung hinein. Natürlich gafften ſie, und wenn ſie nichts, als — ein Bild oder einen Kopf ſahen, ſo wars nach

c) Wie der, dem der Br. ſagte: Vade viam tuam et ſi me diligis et vitam tuam, numquam magiſtris loquaris de re iſta. Bey Nicolai S. 79.

d) Du Puis p. 164.

nach Art der Zeiten und der gewöhnlichen Ritterspaasse sehr natürlich, daß ein Großmeister zum Gaffenden sagen konnte: e) mon ami, c'est l'ami de Dieu, Mahomet, il parle à lui quand il veut: remercions-le de ce qu'il vous a fait parvenir au point que vous avès desirès; die lezten Worte zeigen gnugsam, daß es ein freiherrlicher Ordens- und Ritterspaas war. Dem Freunde Gottes, Mahomet, nehmlich d. i. den heiligen Kriegen hatten sies zu verdanken, daß sie auf einem so guten Fleck, im Besiz stolzer Reichthümer und Pfründen waren: und die Eingeführten sollten's dem Kopf danken, daß sie auf diese Stuffe, (ins Kapitel nehmlich) gekommen waren, wohin sie lange verlangt hatten. Der Spaas dreht sich um nichts, als um die damals gängen Mährchen der Mahomedsköpfe. Es kann auch leicht seyn, daß man dies Ordenssymbol mit einer Ehrenbezeigung, z. E. der Abnahme der Mützen unterschieden; welche Ehrenbezeigung damals Adoration hieß. Es kann auch seyn, daß hie und da in einem Kapitel es auf einem Behältniß gestanden, worinn Ordensgeräthe, also auch die leinenen Schnüre lagen, die man den Neuaufgenommenen gab, (ohne daß diese dabei das Bild sahen, weil sie nehmlich in der Kirche und nicht in der Kapitelstube aufgenommen wurden.) Das alles, ähnliche oder andre Dinge würde man so klar gehört haben, wenn man den Orden, Punkt für Punkt, zu einer freien Verantwortung hätte kommen lassen; die ihm aber jezt

e) Du Puis p. 22.

jezt — durchaus nicht ward. Iſts wahr, daß (wie Leßing hiſtoriſche Judicien gefunden haben will f) die Geſellſchaft der Freimäurer mit jenem Orden auf irgend eine Weiſe zuſammenhinge; ſo könnte dieſe Geſellſchaft allein dieſen Punkt aufklären, und denn wünſchte ichs nicht meiner Hypotheſe, ſondern der hiſtoriſchen Wahrheit, der Rechtfertigung der Tempelherrn, die ſich damals nicht rechtfertigen konnten, und endlich der lieben Gnoſtik und Tinktur der Weisheit wegen, die ſich gar jezt an dieſen Kopf macht. Hätte ſich nehmlich in ihren geheimen Verſammlungen ein ähnlicher Gebrauch fortgepflanzt; aus Büchern können ſies ſodenn nicht haben, denn in Büchern ſteht nichts davon: ſie hätten es alſo als Inſtitut, durch lebendige Ueberlieferung, die in dieſem Fall das bündigſte Kreditiv vom Alterthum der Geſellſchaft, ſo wie die augenſcheinlichſte Rechtfertigung jener Unterdrükten wäre, die man damals nicht zur Sprache kommen laſſen wollte. In unſrer Zeit würde kein Menſch ſolchen Kopf für einen Teufel und Mahomet, noch die herabgeerbte ehrwürdige Erinnerung des Urſprungs für Zauberei halten; die neue Gnoſtik vollends würde damit ganz zu Schanden — Doch könnte ichs ertragen, wenn ich mit dieſer Muthmaaſſung, die blos Muthmaaſſung ſeyn ſoll, auch ganz irre gegangen wäre g) — Ich komme wieder zu unſerm Autor.

f) Leßings Ernſt und Falk. fünftes Geſpräch.

g) Ich erinnere mich einer Zeitungsnachricht, daß als man

Der Tinktur der Weisheit zu gut hat Hr. R. drei Grade im Orden der Tempelherrn erdacht, die er von S. 16 — 33. mit großer Accurateſſe beſchreibet und verſichert am Ende „man könne „in hiſtoriſchen Dingen nicht genau gnug ſeyn.„ Die drei Grade und Receptionen ſind, ſoviel ich davon weiß, völlig erdichtet; nicht nur die Geſchichte ſagt nichts von ihnen, ſondern was der Verfaſſer anführt, zeigt gegen ihn ſelbſt. In den weitläuftigen Verhörsartikeln, wo jede Frage zergliedert iſt, heißts immer nur in receptione ſua; wenn gewiße Dinge nachher vorgekommen ſeyn ſollen, heißts: etiam poſt receptionem; die Inquiſitoren nehmen alſo durchaus nur Eine Reception an. b) Die Inquiſiten gleichfalls und quälen ſich eben deshalb mit der Frage „wenn ſie „den Dyabolus-Baphemetus ſollen geſehen haben?„ hin und wieder. Einige ſagen: bey, andre nach der Aufnahme, hier, dort, da: andre ſie hätten von ihm reden gehört; die meiſten ſchiebens aufs General-Kapitel, denn da wars Nacht und dahin kamen nur wenige. Da konnte alſo

man vor einigen Jahren in Neapel in eine Zuſammenkunft der Freimäurer brach, man einen gehörnischten Kopf wollte gefunden haben; doch ſchreibe ich dies nur aus dem Gedächtniß, und kann weder das Jahr noch das Blatt angeben, wo ichs geleſen.

b) Der Autor muß das ſelbſt zugeben S. 18 und die Worte poſt ipſam receptionem, die er für ſich anführt, ſind offenbar gegen ihn.

alſo der leibhafte Teufel ſpuken, wie er wollte. — Daß der elende Bruder Stephan von Stapelbrügge, der ausſagen konnte „daß man in jedem Kapitel einen Tempelherrn vermiße, (den der Teufel geholet,) — „ Daß dieſer glaubwürdige Zeuge i) an eine doppelte Profeſſion denkt, gehört, wenn es auch wahr wäre, nicht her, und es iſt Staub in die Augen, wie bei Aſchmole Zeugniß, wenn unſer Autor Profeßion durch Aufnahme überſezt, und darauf, auf Bruder Stephens Zeugniß und dieſe falſche Ueberſetzung ſein Syſtem bauet. k) Profeß heißt Ablegung der Gelübde; die, ſagt der Bruder Stephen, ſeyn doppelt im Orden, es gebe erlaubte und verbotne Gelübde gegen den chriſtlichen Glauben. Das waren nun eben die Verläugnung Chriſti, Anbetung Mahomets, Teufelsbannerei u. dgl. kurz, der Punkt, der erwieſen werden ſollte; aber keine drei Grade, keine drei Receptionen. Nichts anders will auch das doppelte Statutenbuch ſagen, nehmlich der Orden habe zweierlei Statuten, erlaubte und verbotne, keine drei Grade, keine drei Receptionen. Der Autor ſteht alſo mit ſeiner Erfindung ganz blos —

Die Sache verhält ſich Geſchichtmäßig alſo: Der Orden hatte nur Eine Reception, und es heißt ſo oft in den Ausſagen ſelbſt der dienenden Brüder „quod receptus pro profeſſo habetur„; aber

i) Man vergleiche den Autor ſelbſt S. 17. und S. 101.

k) S. 17. 19.

er hatte mancherlei Brüder, und weil es ein reicher, mächtiger Orden war, auch mancherlei Geſchäfte, Ehrenſtellen und Aemter: denn

Zuerſt gabs dienende Brüder, die wurden aufgenommen wie die andern: ſie empfingen auch die leinene Schnüre zum Zeichen und zur Erinnerung ihres Gelübdes der Keuſchheit. Sie ſchwuren dem Orden Verſchwiegenheit und Treue: Es wurden ihnen auch Geſchäfte z. E. die Aufſicht über die Güter des Ordens übertragen, wie es denn unter ihnen im Protokoll der Ausſagen praeceptores granarii etc. gab; ſie waren aber keine Ritter und von dieſen auch in der Kleidung unterſchieden. Es iſt Wort für Wort falſch, wenn unſer Autor ſagt: l) „Gewiß iſts, daß die Tempelherrn „in der zweiten geheimen Aufnahme noch einen „leinenen Gürtel bekamen: dieſer Gürtel war das „Zeichen einer neuen und geheimen Ritterſchaft, „und ſollte ſie beſtändig an das erinnern, wozu ſie „ſich in der geheimen Aufnahme verbindlich gemacht hatten." Den leinenen Gürtel bekamen alle, auch die dienenden Brüder, m) die keine Ritter waren und nie wurden. Sie bekamen ihm bei ihrer erſten und einzigen Aufnahme, nicht zum Zeichen einer geheimen Ritterſchaft, ſondern als Andenken ihres Gelübdes der Keuſchheit, daher ſie

l) S. 94.

m) S. alle Ausſagen im Interrogatoire hinter *Menard's* Hiſt. de Nismes.

ſie ihn auch die Nacht nicht ablegen und auf dem Hemd oder um den bloſſen Leib tragen muſten. Einige nannten ihn den Gürtel von Nazareth; es waren aber eigentlich cordulae, leinene Schnüre.

Zweitens. Der Orden hatte Ordenspriester, die ſich auch in Kleidern unterſchieden, und eigentlich keine Ritter (milites) waren. Es iſt sonderbar, wenn unſer Autor es dem Großmeiſter zur Laſt legt, n) "daß der Frater Presbyter im Kapitel wie eine Beſtie geſtanden und ſich in nichts eingelaſſen, als daß er nach gehaltnem Kapitel den Pſalm geſprochen habe." War der Prieſter ein Dummkopf, ſo muſte er auch, wenn von Geſchäften geredet ward, wie eine Beſtie ſtehen, und that wohl, daß er ſich nicht drein miſchte. Vermuthlich hatte er auch nichts drein zu reden, und war blos des Pſalms wegen da.

Drittens die eigentlichen Brüder waren Ritter: ſie wurden recipirt wie jene; es gab aber im Orden mancherlei Aemter und Ehrenſtellen: Provinziale, Priore, Subprioren, dazu nicht jeder Neuaufgenommene gleich kam, auch nicht jeder kommen konnte. Zu dieſen Geſchäften gabs auch natürlich Inſtallationen, das waren aber keine neue Grade, keine Receptionen zum Geheimniß der Weisheit; es waren Unterſchiede, die in jedem reichen, verbreiteten Orden, ja in jeder Geſellſchaft nothwendig werden.

n) S. 59.

Cleopatra.

Was wollt ihr damit ſagen?

Enobarbus.

Eure Gegenwart kan zu nichts dienen, als den Antonius aus ſeiner Faſſung zu ſezen, und ſein Herz, ſein Hirn und ſein Glük deſſen zu berauben, was er in dieſem entſcheidenden Zeitpunct am wenigſten entbehren kan. Er wird ohnehin ſchon wegen ſeiner Leichtſinnigkeit durchgezogen, und es heißt in Rom, der Caſtrat Photinus und eure Kammer-Mädchens dirigiren dieſen Krieg.

Cleopatra.

Verſinke Rom, und verfaulen die Zungen die wider uns reden! Der Krieg betrift mich, und da ich das Haupt meines Königreichs bin, ſo werd' ich auch hierinn zeigen, daß ich einen Mann vorſtellen kan. Sagt nichts mehr dagegen, ich will nicht zurük bleiben.

Antonius und Canidius zu den Vorigen.

Enobarbus.

Ich bin fertig; hier kommt der Imperator.

Antonius.

Iſt es nicht wunderbar, Canidius, das er von Tarent und Brunduſium ſo ſchnell über das Joniſche Meer ſezen und Toryne einnehmen ſoll? Habt ihr ſchon davon gehört, meine Liebe?

Cleopatra.

Viertens. Zum General-Kapitel endlich konnte der Großmeister berufen, wen er wollte; und natürlich berief er dazu die Vornehmsten, Brauchbarsten, Ersten. Ist die Ordensregel, die Mirâas auffand, o) ächt: so steht nach Cap. 59. auch in den dringendsten Fällen es dem Großmeister frei, wen er zum Kapitel rufen wolle. Wäre sie auch nicht ächt: so wars Observanz des Ordens, wie die Deposition des Zeugen gegen den Orden aus dem Munde des Br. Gervasii, der gern durch Gunst der Obern im Kapitel seyn will, deutlich saget. p) So eine Altweiber-Deposition sie ist, so zeigt sie offenbar, daß weder Radulphus noch Gervasius von mehr als Einer Reception im Orden gewußt haben. — —

Ich bin des Widerlegens müde, und da der Autor bei Erörterung der andern Beschuldigungen, die man den Tempelherrn gemacht hat, mir nicht glüklicher scheint; da er sogar den nahen historischen Grund der Anklagen, der im Jahrhundert selbst liegt und ohne den viele Punkte gar nicht einmal verstanden werden können, durchaus verfehlt hat: so erlauben Sie mir, diesen schlicht herzusetzen. Die Deduction aus gnostischen Sekten fällt damit von selbst, weil die Anklagen sich aus

o) Miraei origg. ord. equestr. Colon. p. 254. Die secunda receptio, die unser Autor S. 77. anführt, ist offenbar der Eintritt ins Generalkapitel.

p) Du Puis p. 164.

aus der nächſten Quelle ſo gar wörtlich und genetiſch erklären.

Mit dem Anfange des eilften Jahrhunderts that ſich in Italien, inſonderheit in Frankreich eine Sekte hervor, die groß Aufſehen machte. q) Man hieß ſie Manichäer, Ketzer (weil ſie ſich Kathari, Reine nanten), und gab ihnen viel Manichäiſche Lehren Schuld, inſonderheit, daß ſie nicht an Gott, ſondern an den Teufel glaubten, der die Welt geſchaffen, die Erde grün, die Bäume wachſend mache r) u. ſ. f. Man ſagte, ſie verläugneten Chriſtum, und verſpieen das Kreuz als ein teufliſches Werkzeug, läſterten die Ehe, das Abendmal, lieſſen die Worte der Conſekration weg, verachteten die Prieſterbeicht und die Ordnung der Römiſchen Kirche, beteten ihre Vorſteher auf eine ſchändliche oder Ketzeriſche Weiſe dreimal an u. ſ. f. In ihrer Verſamm-

q) Die fleißigſten Unterſuchungen über dieſe Sekten ſind in Füßli Kirchen- und Ketzerhiſtorie der mittlern Zeit, Frankfurt und Leipzig 1770. obgleich etwas zerſtreuet und unordentlich zu finden.

r) Der Autor ſagt: „dieſe Beſchuldigungen müßte doch aus irgend einer Auflage herſeyn;„ er hat alſo Füßli Ketzerhiſtorie, die er einigemal citirt hat, nicht gebraucht, ſonſt würde er den Ausdruck häufig angetroffen haben. Er ſteht auch in den Protokollen der Inquiſition gegen die Albigenſer hinter Limborchs hiſtor. inquiſit. S. 132. u. f.

ſammlung, hieß es, erſchien der Teufel in Geſtalt einer Katze, (vermuthlich ein ſchöner Wiz, weil ſie Ketzer hieſſen. s) "Wenn ein Neuling in ihre „Verſammlung tritt, (ſchreibt ſelbſt ein Pabſt t) „von ihnen,) triſt er eine groſſe Kröte bei ihnen „an, die küſſen einige von vorn, andre von hinten. Hernach ſieht er einen magern bleichen Menſchen mit ſchwarzen Augen; den muß er küſſen, „und findet ihn kalt. Sobald er ihn aber geküßt „hat, vergißt er den katholiſchen Glauben. Hierauf „folgt eine Mahlzeit, und da läßt ſich eine Katze „ſehen. Dieſe muß er am Hintern küſſen, ſodenn „die Vorſteher und die Brüder. Nachdem er Gehorſam gelobt, werden die Lichter ausgelöſcht und „Abſcheulichkeiten begangen u. ſ. f."

Hier haben Sie alſo die Liturgie und das Credo dieſer Geſellſchaft, die allen Ketzern den Namen gegeben; ihre Schikſale ſind eben ſo bekannt. Schon 1017. verbrannte man eine Anzahl derſelben zu Orleans und unter den Punkten der Anklage ſtands deutlich u), „daß ſie ſich in der „Nacht verſammleten, ſtatt der Litanei die Namen „der

s) Greiſer leitet den Namen Ketzer von Katze her (ſ. Füßli Th. 1. S. 40.) es iſt aber weit wahrſcheinlicher, daß die Katze der Ketzer wegen erdacht worden.

t) S. Fleuri hiſtor. eccleſiaſt. T. XVI. p. 51. Es war Gregor IX. der Brief iſt ſchon von 1233: ſo alt war die Lüge.

u) Launoi de Scholis celebr. Cap. 24. Füßli Th. 2. S. 203.

„ker bösen Geister fängen, bis der Teufel ihnen „in Gestalt eines lebendigen Thiers erscheine. Denn „löschten sie die Lichter aus, jeder griffe nach ei„nem Weibsbilde u. s. Die Kinder verbrennten sie „am achten Tage nach der Geburt und verwahr„ten die Asche heilig. Wer von ihr, wie wenig „es sei, einmal gekostet habe, könne die Sekte „nicht mehr verlassen u. s.„ In diesem Ton ging es fort mit Lästern, Schmähen, Verfolgen, bis der Pabst gegen sie den scheußlichen Krieg erklärte, der unter dem Namen des Kreuzzugs gegen die Albigenser mit allen seinen Grausamkeiten bekannt genug ist x). Er währte 20 Jahr und sein Ende war die fürchterliche Inquisition zu Thoulouse, die lange gnug wütete, ohne diese Sekte unterdrükken zu können. Sie hatte sich ausgebreitet und breitete sich fort; ja sie läuterte sich eben, indem sie verfolgt ward. Der Manichäische Sauerteig, aus dem sie hervorgegangen war, blieb allgemach zurück: neben den Albigensern wurden reinere Waldenser und jedermann weiß, daß aus diesem Winkel der provenzalischen Sprache so wie die Morgenröthe der Dichtkunst, der Philosophie, der schönern Sprache, so auch der gesundern Vernunft und Aufklärung in Religionssachen hervorging, die sich nachher in so viele Länder Europens fortgebreitet. Frühe übersezten sie die Bibel: sie schikten ihre Söhne nach Paris, um gegen die Geistlichen der Römischen Kirche disputiren zu lernen und brachten diese in manchen Gegenden so herab, daß

x) S. Füßli Th. 1. S. 394. u. f.

daß es eine Schande ward, ein ſolcher unwiſſende Geiſtliche zu ſeyn. Die nobile Lectio und andere gute Schriften, von denen Sie Proben in Leger's Geſchichte der Waldenſer finden können, waren ſchon im Anfange des 13ten Jahrhunderts da y); und auch von ihren Grundſätzen weiß man nach ſo vielen Unterſuchungen ziemlich, was man denken ſoll. Sie verläugneten nehmlich mit nichten Gott, geſchweige, daß ſie den Teufel als Schöpfer der Welt angebetet hätten. Die erſten Manichäer nahmen freilich zwei Urweſen an, davon das Böſe unter dem Guten wirke, weil ſie ſich nach der damals erſt keimenden Philoſophie den Urſprung des Uebels noch nicht anders zu erklären vermochten; der Irrthum ward aber mit der Zeit vergeſſen und die Waldenſer ſind davon rein. Sie verläugneten nicht Chriſtum und das Kreuz, ſondern eiferten gegen die Anbetung des hölzernen Kreuzes und andre abgöttiſche Gebräuche. Sie verachteten das Abendmal nicht; aber behaupteten, daß bei Verleſung der Conſekrationsworte ſo ſchändliche Prieſter keinen Chriſtus machen können, (quod corpus Chriſti non conficeretur.) Sie beteten ihre Vorſteher nicht an; die dreifache Adoration war das Zeichen des Eintritts zu ihrer Sekte und auch aus dem älteſten Manichäismus her, bei dem das dreifache Gelübde ſignaculum oris, manus und ſinus die bekannteſte Sache

y) Einige ſetzen ſie gar ſchon ins 11. 12te Jahrhundert.

che iſt 1) u. ſ. — — Die Inquiſition indeſſen fuhr Jahrhunderte nach dem einmal angenommenen Ketzereienſchema fort und da wir die Protokolle derſelben von 1307–22. a) alſo gerade von den Jahren haben, in denen auch die Tempelherrn als Ketzer abgethan wurden; ſo liegts aller Welt vor Augen, daß die Anbetung Lucifers, der die Erde grün, die Bäume wachſend mache, die Verläugnung Chriſti und des Kreuzes, die dreifache Anbetung des Vorſtehers hereticali modo, mit nichten gnoſtiſche Ordens-Geheimniße aus Sekten, die vor Jahrtauſenden gelebt, die mit dieſen nichts gemein gehabt hatten und damals gar nicht gekannt wurden, ſondern daß es Albigenſiſche Ketzereien, Irrthümer und beigemeßne Abſcheulichkeiten der bons hommes waren, die man den Tempelherrn Schuld gab. Dieſe Sekte lebte und blühte in der Zeit und Gegend, da die erſten Anklagen gegen die Tempelherrn geſchmiedet wurden und gegen ſie die fürchterliche Inquiſition geſchah. Die Beſchuldigungen, die man ihnen machte, ſind aus der Geſchichte und Inquiſitionsprotokollen der Manichäer und Albigenſer ſogar wörtlich; nur natürlich in die alte Laſter- und Lügenmähre von dieſen Partheien um ein Jahrhundert zurückgeſezt, und mit Sarazenismus, Zauberei, Abſcheulichkeiten decoris gratia

1) S. Auguſtin. de morib. Manichaeor. l. 2. c. 10. Walchs hiſtor. Ketzereien, Th. I. S. 770.

2) S. Sententt. inquiſit Toloſan. hinter Limborch. hiſt. Inquiſit.

tia verwebet. Ich darf nach dem was ich geſagt habe, die Beſchuldigungen jezt nur hinſetzen: ſie erklären ſich alle von ſelbſt und manche blieben ohne dieſe Geneſe und Erläuterungen aus dem angenommenen Inquiſitions- und Volkswahne ihrer dummen Abſurdität wegen gar unverſtändlich.

1. Die Tempelherrn verläugnen Gott, ſchreiben es dem Idol (dem teufliſchen Götzen- und Zauberbilde) zu, daß es die Erde grün, die Bäume wachſend mache. Die Manichäer dito; b) der lezte Ausdruk war von ihnen. Lucifer ward hier nur ein Bild in figuram Baffometi, weil die Tempelherrn aus Orient kamen und oft des politiſchen Verſtändniſſes mit den Saracenen beſchuldigt waren. Jezt ſollte es auch religiöſes Einverſtändniß, zauberiſche Abgötterei ſeyn: Denn als Ketzer ſollten und konnten ſie allein abgethan werden.

2. Sie verläugneten Chriſtum, verſpieen das Kreuz wie oben, c) weil jene gegen die Anbetung des hölzernen Kreuzes harte Ausdrücke brauchten. Welche Abſurdität wirds ohne dieſe Erläuterung zu denken: die Tempelherrn verſpeien das Kreuz, ſie machens zum geheimen Ordensgelübde, es zu verſpeien und — tragens auf ihren Kleidern,

b) Füßli Th. 1. S. 50. 83. 408. 440. Th. 3. S. 337. Limborch. sentent. inquiſit. p. 132. u. f.

c) Füßli S. 51. 202. 206. 241.

Kleidern, ſind nur zum Kreuz geſtiftet. Sie ſollten Mahomedaner ſeyn, und brannten vor Haß gegen die Mahomedaner, die ihnen mit dem Kreuz und heiligen Lande ja die Nerven ihres Daſeyns abgeſchnitten hatten —

3. Ihr Ordensmeiſter ſollte im Kapitel Sünde vergeben: gerade, was man jenen vorwarf, d) daß ſie die Abſolution der Prieſter verachteten, und ſich das Conſolamentum von ihren Vorſtehern geben ließen. Daß dies die Geneſis der Anklage bei den Tempelherrn ſey, ſieht man daraus, weil man ſie auch ſo modificirt: „Die Tempelherrn beichteten nur bei Prieſtern ihres Ordens (dafür hatte der Orden dieſelbe) und dieſe abſolvirten, wie es der Großmeiſter wollte.„ Die geiſtlichen Privilegien der Tempelherrn waren von jeher den Biſchöfen und Kathedralkirchen ein Dorn im Auge geweſen; jezt mußten alſo auch ihre geiſtlichen Verrichtungen Ketzerei werden, damit die Anklage ſich zur Aufhebung des Ordens qualificirte. Im Kapitel vergab der Großmeiſter nicht als Beichtvater Sünden; ſondern er beſtrafte oder erließ Vergehungen gegen die Ordensregel. Dies zu thun war er geſezt und wenn alle Großmeiſter es von jeher gethan hätten, wäre der Orden in guter Zucht geblieben. Wenn er alſo ſagte: Deus remittat tibi et nos remittimus et vadas ad fratrem ſacerdotem, qui abſolvat, und

d) Füßli Th. 1. S. 53. 170. 435. Th. 2. S. 12. u. f.

und dies am rechten Ort sagte, so that er was er thun konnte und sollte. Den Namen Gottes konnte er auch dabei brauchen, denn es war ein geistlicher Orden; nur Er im Kapitel sollte priesterlich absolviert haben — das war die Anklage, die unser Autor ziemlich verwirrt hat. e)

4. Ihre Priester liessen die Worte der Consekration weg. Abermals Ketzerei der Albigenser, weil diese das conficere corpus Christi nicht glaubten. Ohne diese Erläuterung wirds abermals unverständlich, warum die Templh. inquiriet wurden; „ob sie gealaubt hätten, den Leib Christi oder eine „blosse Hostie zu empfangen?" Die Ketzerei war Albigensisch.

5. Die neuaufgenommenen küßten oder würden auf eine unanständige Weise geküßt. Dieser Punkt des Verhörs drehte sich sonderbar umher, da es bald der Eintretende bald der Aufnehmende war, der auf unanständige Art geküßt seyn sollte; und ohne Zweifel rührte die Anklage auch von der dreifachen Adoration der Manichäer gegen ihren Vorsteher her, wie sie etwa im Munde des Volks war, so daß die Gebräuche der Aufnahme dahin nur übergezwungen wurden. Daß Kuß und Adoration bei jeder Ritteraufnahme waren, ist allgemein bekannt, und bei jeder Ritteraufnahme waren, wenigstens wie es uns jezt dünkt, närrische

e) S. 5 — 64.

f) Füßli Th. 1. S. 76. 89. 241. Th. 2. S. 21. 75. f.

ſche Gebräuche. Die unanſtändigen Orte des Kuſſes, ſo wie die Bank (banca) die auch in den Ketzermährchen vorkommt, waren wahrſcheinlich aus der Quelle jener Katzenanbetung, ob ich gleich gar nicht läugnen will, daß Gebräuche da geweſen ſeyn können, die zu dieſer Amplification Anlaß gegeben haben. Das waren ſodann Rittergebräuche; die aber jezt, ſo wie auch die Schnüre, womit man das Götzenbild berühret, abſichtlich Ketzerei werden ſollten: denn ums Decorum wars den Anklägern wohl nicht zu thun. Die Eſels- und Narrenfeſte der öffentlichen Kirche waren keine unanſtändige Cerimonien, und man ſah ſie in den mittlern Zeiten ſogar mit Andacht an.

6. Endlich: ſie beteten eine Katze an, vermiſchten ſich ſogar (weil im Kapitel keine Weiber waren) mit den erſcheinenden Teufeln; gaben des Todten Aſche einander zu trinken: wenn der Tempelherr ein Kind erzeugte, brateten ſie es, und beſchmierten mit dem Fett ihren Baphometus *decoris gratia* g) — Läſterungen aus dem Tollhauſe, wenn ſie nicht erwieſner maaſſen aus dem Pöbelwahn der Zeit und aus den alten Manichäermährchen wären h) — —

Wie iſt Ihnen nun, m. Fr.? Wandeln Ihnen noch „die alten Kabbaliſten und Gnoſtiker „mit

g) Du Puis p. 27-29.

h) Den Grund davon ſ. bei Füſſli Th. 1. S. 69. Th. S. 327. 417. Th. 3. S. 433. u. f.

Cleopatra.

Es iſt bloß unſre Trägheit, die ſeine Geſchwindigkeit bewundern macht.

Antonius.

Ein wohl angebrachter Vorwurf -- Canidius, wir wollen ihm ein Seetreffen liefern.

Cleopatra.

Ein Seetreffen, was ſonſt?

Canidius.

Und warum ein Seetreffen?

Antonius.

Weil er uns dazu herausfodert.

Enobarbus.

Hat Eu. Gnaden ihn nicht ſchon zu einem Zweykampf herausgefodert?

Canidius.

Ja, und zu einem Treffen in der Pharſaliſchen Ebne, wo Cäſar mit Pompejus fochte; allein er ſchlägt beydes aus, weil er ſeinen Vortheil nicht dabey ſieht, und ihr ſolltet ſeinem Beyſpiel folgen.

Enobarbus.

Eure Schiffe ſind ſchlecht bemannt; eure Matroſen ſind

Maulefel-

„mit Aeonen und Emanationen, sammt ihrer ge„heimen mystischen Theologie, ferner die Ophiten „mit ihrer Abschwörung Jesu, die Basilidianer „mit ihrem Bilde Jupiters und der Minerva, die „Karpokratianer mit ihren Abbildungen Pytha„goras, Plato, Aristoteles und Jesu" — ein bunter Zug, den der Autor ohne Rükſicht auf Zeit und Ort, ja ohne die mindeſte Uebereinſtimmung mit dem, wovon hier die Rede iſt, aus einem andern Welttheil, aus Gräbern einer tauſendjährigen Verweſung, blos und allein durch magiſche Kraft des Worts Baphometus hervorruft — ſchwebt Ihnen noch Eine dieſer Geſtalten vor Augen? oder ſehen Sie nicht, daß es Strich für Strich das gewöhnliche landübliche Ketzerſchwert war, womit man die Tempelherren würgte? Man nahm ſich gar nicht die Mühe, neue oder paſſende Anklagen zu erfinden; man zog ihnen das Marterhemd an, das vom Blut ſo vieler Bons-hommes troff, das Jahrhunderte hin von ihrer Flamme rauchte! — Im ganzen Proceß iſt an keine Gnoſtik zu denken: in der Geſchichte und Beſchaffenheit des Ordens iſt dazu noch viel minder (um mit unſerm Autor zu reden) ein Schein von Spur merkbar.

Verzeihen Sie die Länge meines Briefes. Nächſtens gehen wir raſch an die Frage: ob die Tempelherren nicht ein anderes Geheimniß, ein groſſes Ordensgeheimniß gehabt haben? Und wie, wenn ich Ihnen zeige, daß dies kein andres als das Geheimniß reich zu werden, die Goldtinktur

tur geweſen? Ich ſcherze nicht, und will's hiſtoriſch darthun. Bereiten Sie ſich alſo auf der ſo reichen Tempelherrn geheime Taufe der Weisheit, die Goldtinktur! Ich will Ihnen ſogar zeigen: worinn ſie beſtanden? und wie ſie bereitet worden? — Leben Sie wohl.

†.

IV.

Gedichte.

1.

An Eliſen

am Tage unſers Bundes den 18. October 1777.

Wie? ſo hab ich endlich dich gefunden,
Engel, den mir oft mein Genius verſprach?
O! Iſt's möglich? folgt ſo jammervollen Stunden,
nun des Himmels Wonne nach?

Iſts nur Wahn? nur eine ſchöne Lüge?
ein Fantom, das er mir Armen ſehen ließ? —
Nein Sie iſts! — Dieß ſind die zauberiſchen Züge
die er oft im Traum mir wieß!

Dieß das Herz, das, nur für mich gebohren,
ein geheimer Zug feſt an das meine Band! —
Dieſen heiligen Bund hatt ich ſchon längſt beſchworen,
eh' ich, Theure, dich gekannt!

Unter ſanften Liebes-Küſſen flieſſe
nun in Eins auf ewig unſrer beyder Seyn;
und — o Vater, hör mich! Eine Urne ſchlieſſe
einſtens unſre Aſche ein!

Frhr. von Soden.

2.

An Eliſens Todes Tage
den 12ten Februar 1780.

Wie lange währet dieſes öden Lebens
Verzweiflungsvolle Dämmerung? Wann endlich
wann trennet ihr euch Wolken? Hoff ich denn vergebens
auf einen einz'gen Sonnenblick,
der dieſe Nebel um mich her zertheile?
Der meinen dunklen Dornen-Pfad erhell? —
Vergebens? — Nun, o Glanz des beſſern Lebens! weile
ſo weile, weile länger nicht!

Mein Geiſt — den hier oft Ahndung höhrer Freuden
auf Adlers-Schwingen über Wolken trug. —
ſehnt ſich zum Vater! dränget, müd' von irrdſchen Leiden,
ſich ſeiner wahren Heimath zu!
Die läſt'ge Hütte fällt! zum erſtenmahle
wird's hell ihm, iſt es ihm ſo wohl! ſo leicht!
Sein ganzes Seyn glüht von der Gottheit reinem Strahle,
von Lieb' und Seeligkeits-Gefühl!

Jezt ſteigt er auf! — ihn reißt von Sphär zu Sphären
der Sympathie allmächt'ger Zug! — nun ſtürzt
er in Eliſens Arme — küßt der Trennung Zähren
ihr ab, und — irrdſche Leyer, ſtill!

Frhr. von Soden.

3.

Eliſens Schatte, an mich über Ihr Bildnis, in deſſen Rahmen ein mit Cypreßen durchſchlungener Roſenkranz angebracht iſt.

Wohl getroffen, Theurer! dieſe Roſen-Krone,
ſo die jezt verklärte Schläfe kränzt,
zeige dir, wie Gott mein irrd'ſches Ringen lohne,
wie als Seraph nun Eliſe glänzt!

Und die traurige Cypreſſe,
lehre dich, daß ſie dich nie vergeſſe,
Daß ihr, ohne dich — den nur zu ſtark ſie liebt —
ſelbſt Elyſium nicht lautre Freude giebt!

Frhr. von Soden.

4.

An eine Verſtorbene.

Nimm ihn hin den Dank, du heil'ge Fromme,
Gute ſanfte Dulderin!
Meine Thränen, bis ich komme
Und wie Du vollendet bin.

Sahſt mit Lächeln oft auf Menſchenſpiele,
Warnteſt liebreich uns vor Ihrem Tand,
Theilteſt gern die ernſteren Gefühle,
Wenn das Herz vor ihnen offen ſtand.

Manchen Luſt zur Tugend, edleres Beſtreben
Fromm und Gut zu werden dank ich Dir
Jenen Entſchluß für das künftge Leben,
Kraft zu Thaten gabſt du mir.

In der Stunde, wo die morſche Hülle
Deiner Seele ſich von ihr getrennt,
That ich heilige Gelübde in der Stille,
Die ein Engel dir vor Gottes Throne nennt.

Freud'

Freud' und Wonn' umſtrahl wie Glanz von Kronen
Seelige, vor dieſem Throne Dich;
Wiederſehn der Deinen wirds einſt lohnen,
Unter Deinen Kindern, Mutter, findſt Du mich.

Mich, die hier in einſam ſüßen Stunden
Deines mütterlichen Segens mich gefreut:
Denn die Liebe die ich hier empfunden
Bring ich mit hinüber zur Unſterblichkeit;

Und ſo lang ich hier im Thale walle,
Sey dein Leben Lehr' und Beyſpiel mir!
Dank und Thränen Dir für alle
Deine Lieb und Güte hier!

Lotte.

V.

Litterariſche Anzeigen.

1. **Homers Odüſſee, überſezt von J. H. Voß. Hamburg, auf Koſten des Verfaſſers. Deſſau in der Buchhandlung der Gelehrten.**

Wir gedenken dieſer Ueberſetzung (welche, beſag der anſehnlichen Subſcriptions-Liſte, bekannt genug iſt, um keiner weitern Anzeige zu bedürfen) bloß als einer ſeltnen und merkwürdigen Erſcheinung an unſerm litterariſchen Horizont, und um dem Verf. für das ungemeine Vergnügen,

womit wir sie gelesen haben, öffentlich Dank zu sagen. Das Verdienst, so sich Herr Voß dadurch um unsre Litteratur gemacht hat, ist den grossen Schwierigkeiten gleich die er aufs glüklichste überwunden hat. Die Uebersetzung ist so getreu, daß man sie beynahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen Uebersetzungen Homers voraus hat, und worinn ihr allein die Italiänische des Abts Salvini an die Seite gesezt werden kann. Bey dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frey von affectierten Gräzismen, seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen, und dergl., ist überhaupt schön verflossen, und so fliessend, daß Niemand, der nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit die Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. — Der Umstand, daß Herr V. Zeile für Zeile übersezt hat, wird dadurch, daß er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufopfert, zu einem sehr wichtigen Vorzug, und jeder Anderer, dem der Genius Homers nicht so sichtlich beygestanden hätte, würde unter einer so schweren Aufgabe erlegen seyn. — Kurz, Homer hat noch in keiner uns bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verlohren; und wer die Odyssee nicht Griechisch lesen kann, findet hier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der Unterschied — selbst für den kalten Kunstrichter — von keiner Erheblichkeit ist.

---

2) Das Leben Sebastian Josephs von Carvalho und Mello, Marquis von Pombal, Grafen von Oeyras, gewesenen Staats-Secretärs und ersten Ministers Joseph I. Königs in Portugall, aus dem Italiänischen übersezt von C. J. Jagemann, erster Theil. Dessau auf Ko-

sten

ſten der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. Ladenpreis 1 Rthlr. 4 gr.

Wenn die Begebenheiten, die in dieſer Lebensgeſchichte von dem berühmten Staatsminiſter, Marquis de Pombal, erzählt werden, auch nur zur Hälfte wahr ſind, ſo iſt es um allen den hohen Werth, den ihm der Ruf zur Zeit ſeiner Staatsregierung beilegte, auf einmal geſchehen. Wir wollen annehmen, daß durch dieſes Werk ein Ex-Jeſuit, deſſen ganze Geſellſchaft, vom P. General bis auf den Bruder Koch, Pombal, als Theilhaber an dem gewagten Königsmord und als Aufrührer, nicht nur aus allen portugieſiſchen Staaten auf eine harte und ſchimpfliche Weiſe verbannt, ſondern auch durch häufig ausgeſtreute Schriften als Solche bei allen Nationen verhaßt gemacht hat, ſein Mäthlein an ihm habe kühlen wollen; ſo haben wir daher noch kein Recht, ihm geradezu die Wahrheit abzuſprechen. Wie würde es um die Ehre und Wohlfahrt der Rechtſchaffenſten ſtehen, wenn dem Beleidigten, der die Bosheit ſeines Feindes bloß ſtellt, durchaus kein Glauben beizumeſſen wäre, auch wenn er die vornehmſten Streitpunkte mit Urkunden belegte, oder Dinge erzählte, die vor vieler Menſchen Augen ſich zugetragen haben? — Daß der Marquis von P. weder ſo unſchuldig als Metellus, noch ein ſo groſſer Staatsmann als ein Richelieu oder Colbert war — das bezeugen ohne vieles Unterſuchen die unrechtmäßig an ſich gebrachten Güter, die er nun wieder herzuſtellen gerichtlich gezwungen wird — die zu ſeinem Vortheil errichteten Monopolien — der noch fortdauernde Mangel an eigenen Manufakturen in Portugal — die daſelbſt noch herrſchende Finſterniß in Künſten und Wiſſenſchaften. Kommt nun noch hinzu der im vorigen Jahre für unrecht erklärte Proceß wider die hingerichteten Familien von Tavora und Aveire, das offenbar ungerechte

rechte Todesurtheil des P. Malagrida, die vielen Unglüklichen, welche ohne Urtheil und Recht theils in schrecklichen Kerkern und in Festungen gestorben, theils nach einem elenden Gefängniß von mehr als 20 Jahren durch gerichtliche Untersuchung für unschuldig erklärt worden sind, und das wider ihn gefällte Urtheil vom 16 August 1784, worinn er als ein strafbarer Meineidthäter behandelt wird; (wie dann dieses alles theils schon in diesem ersten Bande, und größtentheils im zweiten mit gerichtlichen Urkunden bewiesen wird) so mag der Verfasser immerhin in manchen Stellen sich allzubitterlich und bitter ausgedrukt, so mag er diese oder jene Begebenheit, deren vollständige Erzählung mehr zur Geschichte Portugals als zur Biographie eines Ministers gehöret, nicht so ausführlich, als wir es zu unserer Aufklärung wünschten, erzählt haben: wir werden es ihm dennoch als ein großes Verdienst um die Menschheit anrechnen, die Ehre so vieler unglüklichen und zum theil hohen Personen, die wir für schuldig hielten, unter fremden Nationen wieder hergestellt zu haben.

Der gelehrte und fleißige Herr Bibl. J. hat bei dieser Uebersetzung noch besonders das Verdienst, die weitläuftigen Dokumente, welche in den Original-Text eingeschaltet sind, kürzer gefaßt, und ans Ende eines jeden Bandes versezt zu haben, wodurch das Werk angenehmer zu lesen, und aus fünfen in zwei Bände zusammengedrängt worden ist. Die Dokumente und Nachrichten, welche am unrechten Ort standen, weil sie der Verfasser später erhalten hatte, und einige Verbesserungen und Zusäze, die sich im fünften Bande finden, hat er in ihre gehörige Stellen eingeschaltet. Der zweite Band, der dieses Werk beschließt, ist unter der Presse.

---

3. Ankündigung eines Archivs denkwürdiger Ereigniſſe und gemeinnützige Vorſchläge.

Bey der täglich zunehmenden Menge teutſcher Journale fehlt uns noch immer das, was die Franzoſen in ihrem Esprit des Journaux benzen, nämlich: ein kernhafter Auszug aus den beſten; ein Werk von welchem man im voraus erwarten kann, daß es dem gröſsern Theil teutſcher Leſer eben ſo nützlich, als angenehm ſeyn wird: weil dadurch allein, alle in ſo vielen Schriften zerſtreut liegende nützliche Wahrheiten, Entdeckungen und Vorſchläge unter Einen Geſichtspunkt vereint, und allgemein bekannt werden können. Dieſe Betrachtung hat eine Geſellſchaft nicht blos Gelehrter, ſondern vorzüglich auch praktiſch erfahrner Männer von verſchiedenen Ständen auf den Entſchluß gebracht, mit dem bevorſtehenden Jahr 1792. zu Prag ein neues periodiſches Werk unter dem Titel: Archiv denkwürdiger Ereigniſſe und gemeinnütziger Vorſchläge herauszugeben.

Um aber dieſem neuen Werke auch von einer eignen Seite einen gröſsern Werth zu geben, haben die Herausgeber beſchloſſen, mit demſelben einen andern, bisdieher noch unverſucht gebliebenen Plan zu vereinigen; worüber ſie ſich ſelbſt folgendergeſtalt erklären.

„Es giebt Männer von Einſichten, welche weder in öffentlichen Bedienungen ſtehen, noch ſonſt geneigt ſind ihre nützliche Kenntniſſe, aus denen das gemeine Beſte nicht ſelten weſentliche Vortheile ziehen könnte, an den Tag zu geben, weil Sie — mit einem Worte — unbekannt bleiben wollen. Es giebt aber auch Männer von Einſicht und Erfahrung, welche wirklich Aemter bealeiten und dennoch Anſtand nehmen, auch die beſten Vorſchläge unter ihrem Namen bekannt zu machen, aus Beſorgniß ſich dem Verdacht

Mauleſel-Treiber, Schnitter, ohne Wahl zuſammengepreſſtes Volk: In Cäſars Flotte ſind die Männer, die gegen den Pompejus Feldzüge gemacht haben; ihre Schiffe ſind leicht, eure ſchwer und unlenkſam; es kan euch nichts ſchaden, wenn ihr euch in kein See-Gefecht einlaßt, da ihr zu Lande auf alles gefaßt ſeyd.

Antonius.

Ich will zur See fechten, zur See.

Enobarbus.

Mein theureſter Herr, ihr begebt euch auf ſolche Art der vollkommnen Wiſſenſchaft die ihr von dem Krieg zu Lande beſizt, ſchwächet euer Kriegsheer, das meiſtens in altem Fußvolke beſteht, geht den Weg vorbey der euch zu einem gewiſſen Sieg führen würde, und überlaßt euch, euer ganzes Schikſal, dem Zufall und dem blinden Glük.

Antonius.

Zur See, zur See.

Cleopatra.

Ich habe ſechszig Schiffe, ſo gut daß Cäſar gewiß nichts beſſers hat.

Antonius.

Was wir zuviel an Schiffen haben, wollen wir verbrennen, und mit den übrigen, die wir deſto beſſer bewehrt machen können, Cäſarn von dem Vorgebürg von Actium wegſchlagen. Fehlt es uns, ſo können wir es noch immer zu Lande thun.

Ein

auszuſetzen, daß blos Neuerungsſucht, Ruhmbegierde, oder dergl. ihre Triebfeder ſeye. „

„Die Herausgeber glauben daher dem ganzen teutſchen Publikum überhaupt, und ſolchen erleuchteten Männern insbeſondere, keinen unbedeutenden Dienſt zu leiſten, wenn ſie den Leztern mit ihrem Journal den Weg eröfnen, die Früchte ihrer Einſicht, ihres Fleißes und ihrer Erfahrungen zum allgemeinen Beſten bekannt zu machen, mit der Hofnung, daß ſolche hie oder da, und nicht ſelten in dem nemlichen Staate in dem ſie leben, beſonders wenn ihre Vorſchläge dieſen angehen, zur wirklichen Anwendung gelangen können, ohne daß ihr Name, wenn ſie es nicht ſelbſt verlangen, genannt werden wird. Sie zählen vielmehr auf Beyfall und Unterſtützung, wenn ſie hiemit ihre Bereitwilligkeit ankündigen, mit der ſie alle, was immer für Namen habende, Erfindungen und Vorſchläge in Wiſſenſchaften, Künſten und Staatsgeſchäften, ſie mögen ſich nun auf das Beſte eines einzigen Landes, oder mehrerer Staaten beziehen, inſoferne man daraus auch nur den kleinſten Nutzen für das gemeine Beſte, oder irgend eines Theils deſſelben abſehen kann, in ihr Journal aufnehmen, und ſich bey deren Bekantmachung, ſoviel nur immer möglich, an die Bedingniße des Einſenders halten werden.

Die Herausgeber haben bereits einen anſehnlichen Vorrath ſolcher Materialien in Händen, und ſie erwarten künftig noch mehreren Zufluß von Männern, die ihre patriotiſche Abſicht nach dem wahren Sinne zu beurtheilen und fruchtbar zu machen im Stande ſind.

Der aus dieſen Gründen gewählte und oben angeführte Titel zeigt ſchon, daß dieſes neue Journal nur darinn mit dem Eſprit des Journaux eine Aehnlichkeit haben wird, daß die Herausgeber alles, was ſie in andern ſowohl teutſchen

ausländiſchen Journalen nach ihrem Plan zweckmäßiges finden, aus dieſen herausheben und ihren Leſern mittheilen wollen; darum aber ſoll es von ſeinem Vorbild, wie von allen bisherigen teutſchen Werken dieſer Art abgehen, daß es weder Gedichte noch Erdichtungen, weder Recenſionen noch hiſtoriſche Geſchichtserzählungen, weder fremde noch eigene, bloß ſpekulative oder theoretiſche Ausarbeitungen, kurz nichts, was bloſſes Ideal oder Raiſonnement heißt, ſondern einzig und allein, wirkliche Thatſachen, merkwürdige einzelne Vorfälle und Ereigniſſe in der politiſchen, moraliſchen und phyſiſchen Welt; neue Erfindungen, Entdeckungen oder Verbeſſerungen in Künſten und Wiſſenſchaften, oder dieſen Hauptgegenſtänden verwandte nüzliche, vorzüglich aber anwendbare Vorſchläge, Bemerkungen u. ſ. w. enthalten wird.

Nach dieſem Plan alſo, ſoll hiemit ein eben ſo unterhaltend als gemeinnüziges Archiv aller Denkwürdigkeiten des laufenden Jahres, vereint mit den lauten Wünſchen und Verbeſſerungsvorſchlägen aufgeklärter Patrioten, angelegt werden, wovon die Herausgeber monatlich ein Heft von 6 Bogen in 8, und zwar das erſte mit Ende Jenners 1782. zu liefern gedenken. Alle vorbenannte Materialien ſelbſt aber, ſie mögen nun aus andern gedrukten periodiſchen Werken, oder aus ſchriftlichen Originalbeiträgen gezogen ſeyn, werden unter folgende drei Hauptrubriken vertheilt, und damit jedes Heft nach Maſe des Vorraths angefüllt werden, nehmlich:

1. Oeffentliche, oder allgemeine Welt- und Staatsdenkwürdigkeiten, worunter jedoch keine gewöhnliche, fortlaufende Zeitungsrelationen, ſondern blos ausgehobene, einzelne merkwürdige Fälle, neue Einrichtungen und Geſetze, Aufhebung der alten oder bleibende Veränderungen mit den hieher einſchlagenden Verbeſſerungsvorſchlägen, u. ſ. w., dann

groſſer Miniſter, Regenten u. a. hoher Perſonen Lebensbeſchreibungen, Anekdoten u. d. g. verſtanden werden.

II. **Moraliſche, oder bürgerliche Privatdenkwürdigkeiten**, welche ſowohl gute und edle, als auch beſonders ſchwarze Handlungen, ſamt ihren Veranlaſſungen und Folgen; nüzliche, die ſittliche Verbeſſerung, Erziehung u. d. g. betreffende Vorſchläge und Erinnerungen, Lebensbeſchreibungen, ſonderbare Rechtshändel u. d. g. von einzelnen Menſchen unter ſich begreiffen ſollen.

III. **Denkwürdigkeiten aus dem Reiche der Wiſſenſchaften und Künſte**, wohin ſodann alle neue nüzliche Erfindungen und Entdeckungen, was immer für einen Gegenſtand ſie betreffen mögen, ſamt dahin gehörigen Bemerkungen, Unterſuchungen und Vorſchlägen; merkwürdige Ereigniſſe, Anſtalten, und Vorfälle in der gelehrten Welt; Anzeigen ſowohl zweckmäßiger Beantwortungen vorzüglich gemeinnüziger Preisfragen, als auch beſonders merkwürdiger, neuer und in ihrem Fach ausgezeichneter, wahrhaft originaler Bücher — doch alles dieß ohne Beurtheilungen — und endlich gedächtnißwürdige Anekdoten, Veränderungen, Lebensbeſchreibungen und Sterbefälle allgemein bekannter und geſchäzter, oder doch allgemeinere Bekanntwerdung verdienender Gelehrten u. d. g. gehören.

Dieſes Archiv wird ſolchemnach, wie ſchon geſagt, nicht nur allen und jeden, ſowohl einheimiſchen als ausländiſchen Menſchenfreunden zur Bekanntmachung auſſerordentlicher Vorfälle, oder zur Mittheilung nüzlicher Vorſchläge, Erinnerungen, Verbeſſerungen u. ſ. w. jederzeit offen ſtehen; ſondern die Herausgeber ſelbſt laden hiemit jeden helldenkenden Patrioten, er wohne nun in- oder auſſerhalb unſrer Gränzen, dem die Verbeſſerung des Wohlſtandes ſeiner Mitmenſchen nicht blos als Wunſch am Herzen liegt, der vielmehr das

seinige thätig dazu beitragen kann und will, öffentlich und feierlich ein, sich dessen zu bedienen, und sie mit zwekmäßigen Beiträgen zu unterstützen: denn nicht auf Böhmen allein, auch nicht auf die k. k. Staaten allein, wiewohl doch allemal zunächst auf diese Rükſicht genommen werden soll, nein, auf alle unsre teutsche Nachbarn und Mitbürger, — hoffen die Herausgeber — soll sich der Nutzen ihres Instituts ausbreiten.

Sie behalten sich jedoch hiebei vor, alle dergleichen Beiträge, ehe selbige zum Druk gegeben werden, genau zu untersuchen, solche nöthigenfalls auch hie und da mit berichtigenden Anmerkungen zu begleiten, und nur, was sie zwekmäßig, zugleich aber auch anwendbar finden, ihrem Archiv einzuverleiben; um nicht das lesende Publikum mit einer Sündfluth unerheblicher, oder oft nur in der Einbildungskraft ihrer Verfasser möglicher Verbeſſerungen, zu überschwemmen.

Mit eben soviel Sorgfalt in der Auswahl werden sich hienächst die Herausgeber angelegen seyn lassen, zu ihrem Zwek brauchbare, in gröſsern oder nicht genug bekannten Werken versteckte Aufsätze aus diesen herauszuheben, oder durch kernhafte Auszüge gemeinnützliger zu machen.

Nach dieser Vorstellung hoffen nunmehr die Herausgeber, daß ihr Journal — zwar nicht ein einziges unsrer bisherigen guten teutschen Werke dieser Art entbehrlich machen — aber doch vielen, ja gewiß den mehresten unter der groſsen Menge teutscher Leser, die nicht alle, sondern nur ein oder einige wenige unsrer bisherigen Journale halten können, — alle übrige wenigstens in dem Wichtigsten, in der Kenntniß der Welt- und Menschenschikſale, ersetzen soll.

Wer

Wer alſo dieſes neue Journal für das künftige Jahr zu erhalten wünſcht, beliebe ſich deßhalben in des Hrn. Wolfgang Gerle, Buchhandlung zu Prag, zu melden. Einheimiſche Liebhaber zahlen für den ganzen Jahrgang von 12 Heften 4 Gulden Kaiſergeld voraus, und erhalten dagegen monatweiß die Hefte brochirt; auswärtige Liebhaber hingegen können ſolches um den nehmlichen Preis bandweiß von 6 zu 6 Heften, oder auch heftweiß gegen beſondere Vergütung der Ueberſendungskoſten, in allen Buchhandlungen Teutſchlands, wie auch durch die löbl. Poſtämter ihres Orts habhaft werden. Es werden aber weder einzelne Hefte, noch auch einzelne Bände von 6 Heften beſonders gegeben; doch können die Liebhaber zu allen Zeiten eintreten, wenn ſie nur den ganzen Jahrgang bezahlen, und die vorhergehende Hefte deſſelben mitnehmen.

Die ausgebetenen Beiträge wünſchen die Herausgeber unter Adreſſe des vorgenannten Buchhändlers ſo viel möglich Poſtfrei zu erhalten, wozu unter andern die Uebermachung derſelben mittelſt ein oder anderer Buchhändlerverſendung von dem Wohnort des Verfaſſers, es ſei nun gerade hieher oder über Leipzig in Einſchluß an Herrn S. L. Cruſius empfohlen wird.

Der
Teutſche Merkur.

May 1782.

I.

Wolken und Weiber
oder
A New Simile for the Ladies,
nach Dr. Sheridan.

(S. *Swifts* Miſcellanies vol. X. v. 234. nach der kleinen Londner Ausgabe von 1751.)

Da ſuch ich lang, o ſchön Geſchlecht,
Ein Gleichniß, das, für dich gerecht,
In allen Punkten dich umfaſſe,
Und wie der ſchönſte Schnürleib paſſe
Schon hab' ich alles umgekehrt,
Die Elemente durchgeſiebt,
Und ſie geſiebt, wie Pulver, rein,
Bey Creaturen groß und klein;
Bey allem was da kriecht und geht,
Auf Zweyen und auf Vieren ſteht:

Ob wär ein Ding mit Seel und Leib
So wunderſam als wie das Weib.

Zulezt ſtellt ſich die Wolke dar:
Da war mein Gleichniß auf ein Haar!

Das erſte worinn ſie ähnlich ſind:
Sie drehen ſich mit jedem Wind;
Man ſieht ſie hin und wieder ziehn,
Und immer weiß kein Menſch, wohin?
Kein Zephyr iſt ſo leicht und zart
Er kann ſie, wie er will bewegen;
Doch kämpfen, ſie nach Weiber Art,
Oft auch dem ſtärkern Wind entgegen.

Der braveſte Kerl der geht gebükt
Wenns droben Blix und Donner krükt:
So unterm Zungen-Glocken-Sturm
Krümmt ſich der Mann auch wie ein Wurm,
Und ſcheut ihn mehr bey Nacht und Tag,
Als Wetterſtrahl und Donnerſchlag.

Die Wolke weint, wie Weiber pflegen;
Und was ſind Thränen als — Weiber-Regen?
Die Wolke baut Schlöſſer in die Luft:
Und Weiber-Plan — iſts mehr als Duft?

Bald iſt die Wolke ſchwarz, bald licht,
So wie ein Weiber-Angeſicht;
Und wenn ſie eine Mine macht,
So wirds durchs ganze Zimmer Nacht:
Doch lächelt ſie in ihrem Lauf,
Straks klärt ſich alles wieder auf:
Sie ſelbſt wird dann ſo hell und klar
So eingehüllt ſie vor auch war:
Und bleibt man nur ein Weilchen ſtehn,
So kann man durch und durch ſie ſehn.

Man ſagt, die Wolken, wie ſichs trift,
Sie brächten uns oft Peſt und Gift:
Ein guter Name, ſagt man auch,
Sterb' oft von einem Weiber-Hauch.

Die Wolken lieben Pracht und Schein,
Bey ihnen ſollen's Moden ſeyn.
Betrachtet man ein wenig lang
Das große Farben-Changement
Von Purpur, Roſa, Violet,
An ihrer Himmels-Toilett',
Was iſts als purer Weiber-Staat
In Gold und Silber und Brocad?

Die Wolken ändern alle Stund
Die Farben und die Formen bunt.

Ihr Schönen findets sonderbar?
Ihr ändert ja wohl auch im Jahr.

Die Wolken haben auch den Spleen
So gut als Weiber immerhin:
Kaum ziehen die Vapeurs sich auf,
So folgt der Tropfen freyer Lauf.

Die Wolke saumt am Abend hold
Der reichen Sonne gebornes Gold;
Auch dies ist mancher Dame Fall,
Die borgt den Stoff zu einem Ball.

Die Sprache der Matrone gleicht
Der Wolke voller Schnee vielleicht:
Die Worte fallen dick und sacht,
Indessen der Coquette Schreyn
Wie Hagel um die Ohren kracht.
So wenn wir uns der Sonne freuen
Tritt oft ein Wölkchen vors Gesicht
Und raubet uns des Himmelslicht.
Dieß widerfährt bey Chloen mir:
Ich seh, tritt sie mir vors Gesicht,
Dann keinen Himmel ausser — Ihr.

K.

II.

Akademiſcher Briefwechſel.

Erſter Heft.

1. Werner an Sternberg.

G * * *

Da ließ anliegende Briefe, lieber Sternberg, und ſetze dich einmal in meine Lage. Sie wollen mich ſchlechterdings nach Hauſe haben, und verſprechen mich recht gut zu futtern, wenn ich mich ruhig in den Käfig ſtecken laſſe, und mich zur Ergötzlichkeit der Familie von einem Stänglein zum andern bewege. Sie hätten mir das nur nicht vorherſagen, und den Käfig ſo ſchön beſchreiben ſollen, ſo lange ich noch in Gottes freyer Luft lebe, und die Wahl habe, ob ich zu ihnen heimkehren will oder nicht. Wäre es nicht beſſer, man bliebe in dem dumpfen Sinn, wie ſie alle, und wüßte es nicht anders? Wer zur bürgerlichen Karre verdammt iſt, ſollte von Jugend auf hineingeſperrt werden. Da machen ſies in vielen Ländern beſſer, und erziehen die Leute in den Bureaux, wie Bediente und Jungen, zu Geſellen, und endlich werden ſie ſeey geſprochen, und arbeiten wie Meiſter. Aber Wir dürfen uns in allen freyen Künſten berauſchen, dürfen uns an den Quell lebendiger

Ein Courier zu den Vorigen.

Was bringſt du?

Courier.

Die Zeitung iſt wahr, Gnädigſter Herr; Cäſar hat Toryne eingenommen.

Antonius.

Kan er in Perſon da ſeyn? Es iſt unmöglich. Es iſt Wunders genug, daß ſeine Macht da ſeyn ſoll. Canidius, dir übergeb ich unſre neunzehn Legionen zu Land, und unſre zwölftauſend Pferde. Wohlan, nach unſerm Schiff, komm, meine Thetis!

Ein Soldat tritt ab.

Soldat.

O groſſer Imperator, fechtet nicht zur See; vertraut euch nicht faulen Brettern. Traut ihr dieſem Schwerdt nicht, und dieſen meinen Wunden? Laßt die Phönicier und die Aegypter im Waſſer herum plätſchern; wir ſind gewohnt auf feſtem Boden zu ſtehen, und Fuß für Fuß, fechtend zu ſiegen.

Antonius.

Gut, gut, wir wollen gehen.

[Antonius, Cleopatra, und Enobarbus, gehen ab.]

Soldat.

ger Erkenntniß lagern, und hohes Gefühl von Menschenwürde und Freyheit athmen, — um es nachher feyerlich abzuschwören!

Weil es doch nun mit dem Leben zu Ende geht, so dachte ich neulich, ich wollte den Harz noch Einmal besuchen. Ich nahm Zimmern zum Zeichnen mit, und wir giengen mit unsern Portefeuillen, wie Jagd-Taschen umgehängt, zu Fuße. Ich weiß nicht, ob der gute Kerl schon mit uns bekannt war, als du weggiengst. Er ist einer der grösten Zeichner, die ich je gesehen habe; und vielleicht hat keiner alle Verhältniße und Formen so in seiner Gewalt, und zum schnellen Gebote, wie Er. Er zeichnet dir in allen Manieren, die du nur verlangst. In seinem Kopfe stehen fertig Formen von Raphael, von Albr. Dürer, von Buonarotti, von Paolo Veronese, von was du willst. Neulich zeichnete Er mir aus dem Stegreiffe mit der Diamantspitze auf eine weisse Fürstenberger-Porcellantasse Schaafe ganz in Berghems Manier, und auf die andere, Schaafe von Heinrich Rose. Wir rieben es mit Kupfer-Drucker Schwärze aus, und das Ding hatte sogar seine gehörige Haltung als wenns radiert wäre. Und dieser Mensch steht in Gefahr — weils in Teutschland ist — Hungers zu sterben. Sein ganzer Charakter ist der leibhaftige Asmus. Er urtheilt eben so wenig, wie Jener, ist eben so bescheiden, eben so unnütze, und ungeschickt wie andre Lumpenhunde —— Geld zu machen.

Wir

Wir beſuchten zuerſt Scharzfelß, und blieben den Abend beym Mondſchein und beym Rauſchen des Waſſers an der großen Brücke ſitzen, nicht weit vom Wirthshaus. Dieſe diente uns zum Vorgrund, und zum Repouſſoir des ganzen Gemähldes. Dabey hatten wir die Muſik der Hämmer der umliegenden Gegend.

Den andern Morgen gingen wir frühzeitig in die Scharzfelſer-Höhle. Uns wars diesmal nicht ums Ausgraben von ein paar Knochen oder Zähnen zu thun, ſondern wir wollten wo möglich die Form der Höhle aufs Papier bringen, und große Maſſen von Clair-obſcur darſtellen. Wir zündeten nicht weit vom Eingange ein hübſches Feuer von Reiſern an, und wir hatten die lezte Stuffe vom Eingang noch im Geſicht. Es war eine der feyerlichſten Scenen meines Lebens, als ich in der Höhle ſaß. Hier hätte Marcenay ſeyn ſollen, als er ſeiner Zauberin befahl den Geiſt Samuels aus der Erde hervorzurufen. Die Menſchen, die man durch den Rauch erblikte, ſahen alle aus wie entkörpert und aus dem Grab erſtanden. Die Wände, die mit ihren tauſenderley Farben Streiffweiſe ſichtbar und wieder vom Rauche verſchlungen wurden, ſchienen ſich zu entfernen, und der ganze Raum erwuchs zu einer Art von Meere. Schade, daß Zimmer noch zu viel Ehrfurcht fürs Wahre hat, und daß ſeine Manier noch nicht genug prononciert. Er ſchneidet noch nicht gehörig ab, und thut nicht an Wirkung hinzu: ſo daß derjenige, der Augenzeuge von der Scene war, freylich doppelte Achtung für ſein

Werk hat; aber derjenige, der abweſend war, nicht alles ſieht was da iſt.

Ich war ſelig im Genuß des Unendlichen — und wünſchte es mit Guten Menſchen zu theilen. Ich dachte an dich, und an meine Eliſa. Das wäre eine Scene zum Mahlen geweſen, wenn ich dem edlen Mädchen die hohe Stuffen in die Höhle herab, wie ein andrer Perſeus, die Hand gereicht, und ſie mir zitternd, mit flatterndem Gewand und blaſſer Wange gefolgt wäre, um ſich in meine Arme gegen das Ungeheuer, das man Le Mari nennt, zu retten. Der Kerl hat freylich nichts monſtroſes als ſeinen Wanſt, aber ſeine Prätenſionen dagegen ſind deſto ungeheurer. Er verlangt, weil ſie ſeine Frau iſt, — ſie ſoll nur an ihm und der Erde kleben, — und dabey allem entſagen, was man Gefühl fürs Gute und Edle nennt. Iſt das nicht eine bittre Wahrheit, daß alles was noch in Welt ſchmekt, verbotne Frucht heißt? Indeſſen der Purſche ungeſtraft bey Wackern ſizt, und ſichs bey der theuren Bouteille wohl ſeyn läßt: ſitzen wir in der Laube und leſen Werthern, oder eine Stelle aus Oſſian. Wenn Sie dann der Schrecken des Herrn beym Schlachtgetümmel und beym Niederſinken der Helden ergreift, und ſie an meinen Buſen ſinkt, und ich ihre Fingerſpitzen mit meinen Lippen berühre, — ſoll das mein Nachbar tadeln können?

Neulich kam ich in ihre Stube! Die Fenſter und Vorhänge waren dicht zugemacht. Sie war

in

in Angſt, und alle Glieder zitterten ihr. Ich fragte um die Urſache. Sie ſagte: die Natur iſt ſo wild! Die vorbeyrauſchende Wolke, die der Wind ſo ſchnell jagt, ſchüttelt die Zweige der Bäume ſo ſtark. Es ſcheint alles zu zerbrechen. Das hat mein Blut ſo in Bewegung geſezt.

Nimm damit vorlieb, Lieber Sternberg. Vielleicht iſt die Portion zu ſtark für dich und deine Umſtände gerathen. Denn, wie ich höre, biſt du nahe an dem Conſiſtorial-Aſſeſſor. Adieu.

No. 1. iſt von meiner Mutter.

No. I. Lieber Sohn.

Jetzo komt die Oſter-Meſſe herbey, und wer hätte mir das vorher ſagen ſollen, daß du um dieſe Zeit noch nicht bey uns wärſt, und daß ich auch nicht einmal wiſſen ſollte, ob du lebſt und geſund biſt? Deine Schweſter ſagt immer: ſeyn Sie nur ruhig, Mamma, es geht ihm wohl. Er hat keine Zeit zum Schreiben. Er arbeitet zu viel, er iſt zu ſehr geliebt von ſeinen Freunden. Das will ich alles gerne glauben, Lieben Kinder; aber das Herz einer Mutter verlangt, ſo wenig als es erwartete, doch Etwas. Bedenke nur, Liebes Kind, es ſind nun bald drey Monate, daß ich dir die 40 Luisd'or ſchikte, und ich habe noch keine Quittung daß es angekommen iſt. Mein Bruder Anton ſagt immer, er wird ſchon ſchreiben, wenn Er Geld braucht.

Wir haben den Winter über einen Haufen Projekte gemacht, wie wir dir eine ſchöne Stube zurecht machen wollten. Ich dachte die vorn rechter Hand wäre dir die Liebſte, weil man da auf den Markt ſehen kann. Deine Schweſter aber weiß alles beſſer; die ſagte, es wäre dir leid, wenn du viel von den Menſchen hier zu Lande zu Geſichte kriegteſt. Ich ſollte die Stube in den Hof zu recht machen. Die hätte Nordlicht, und das wäre gut zum Zeichnen. Ich hoffe doch nicht, daß du über dem Mahlen dein Haupt-Studium haſt liegen laſſen.

Wir waren neulich bey dem Herrn Kanzler zum Beſuch, und da war auch von dir die Rede. Ich nahm dabey die Gelegenheit in Acht, dich der Gnade Sr. Excellenz zu empfehlen, und Sie verſprachen mir: daß wenn Du einmal auf dem Plaz wäreſt, und Luſt hätteſt zu arbeiten, ſo würden Sie für dich zu ſorgen ſuchen. Aber du müßteſt hübſch von Unten anfangen. Sie hätten auch von der Pique an gedient, und das gäbe die brauchbarſten Leute. Vor Ihren Zeiten wäre zwar der Mißbrauch eingeſchlichen, daß man die Leute von der Akademie an ſogleich zu Aſſeſſoren angeſtellt hätte. Allein die Collegia empfändens nunmehr, und mit Ihrem Willen ſollte dieß nicht mehr geſchehen.

Ich hoffe doch, daß du mit dem überſchikten Gelde zu deinem Abzuge reichen wirſt. Die Einnahme vom Gütchen, ſo abgedroſchen als dir auch

dieſer Text ſcheinen mag, war dieſes Jahr ungleich ſchlechter bey uns als ſeit langer Zeit. Es iſt im Grunde ein Mißjahr geweſen, ob man gleich auswärts glaubt, es wäre alles überflüßig gerathen. Der Geſindelohn geht fort, der Wagner und Zimmerman wollen bezahlt ſeyn, die herrſchaftlichen Abgaben auch. Und doch kann man nichts verſilbern. Es iſt nirgends mit der Frucht ein Abzug. Da ſind die Preuſſiche Zölle in Weſel Schuld daran. Auch das trokne Obſt mag niemand. Der Wein hat, wie du weißt, doppelt ins Maaß gegeben, allein dafür iſt er von ſchlechterer Qualität. Es ſcheut ſich Jederman zu kauffen. Alle Keller ſind überladen, und man ſieht niemand, der nur nachfragt. Man hatte ſich Hofnung gemacht, es wartete Jederman auf den Ablaß, allein nunmehr hat dies auch fehlgeſchlagen.

Hört man gar nicht bey Euch, obs mit dem Krieg in Amerika ein Ende nehmen will? Man kann das Geld für den Caffe und Zucker nicht mehr erſchwingen. Trinkt man denn auch bey Euch Cichorien? Ich befinde mich wohl dabey, denn es iſt eine wahre Magenſtärkung. Deine Schweſter ſagt zwar immer, es fehle das Balſamiſche, und der Geiſt erhalte keine Nahrung dadurch. Haſt du keine Nachricht von Herrn Sternberg, wies ihm bey uns im Herbſte gefallen hatte? Es iſt ein feiner junger Menſch, und vielleicht hat dir deine Schweſter ſchon geſchrieben, daß er uns recht wohl gefallen hat. Nur mit dem friſchen Fleiſche hat-

ten

ten wir ein wenig Noth; denn wenn wir allein ſind, laſſen wir wenig aus der Stadt kommen.

Sag mir doch im Vertrauen, lieber Sohn, hat dir deine Schweſter nichts von einer Heirath geſchrieben, die wir mit ihr vorgehabt haben? Ich glaube es wäre gegangen, wenn der Sternberg nicht ins Spiel gekommen wäre. Der junge Reinhard hat das Guth von ſeinem Vater in Dohle übernommen, und da er ſich bloß auf Landwirthſchaft appliciert hat, iſt das Guth jetzo in doppeltem Ertrag. Er hat gegen 60 Stük Rindvieh, und, Jahr aus Jahr ein, drey Brandwein-Blaſen. Er macht in einem Jahr mehr Dünger, als ſonſt in Zehen nicht iſt gemacht worden. Er hat bey meinem Bruder förmlich um deine Schweſter angehalten, und das kam durch einen Brief, den er irgendwo von ihr geſehen hatte. Wenn ſie nur alles ſonſt ſo gut machte als ſie ſchreibt. Das Unglück iſt nur, ſie hat gar keine Neigung zu dem jungen Menſchen, und ſie wäre doch auf ihr Leben bey ihm verſorgt. Er iſt ein treflicher Wirth, und kann ſeinen Knechten alles angeben, wann und wie ſies thun ſollen. Wenn die Noth an Mann geht, wirft er ſeine Schweine und Stiere ſelbſt.

Nun wir hoffen bald auf gute Nachricht von deiner Ankunft. Deine Schweſter und ich ſind neulich, da das Wetter trocken ward, auf Remiſſere zu Gottes-Tiſch gegangen. Es war das

Evan-

Evangelium vom Cananäischen Weiblein, und der Herr Superintendent legte den Text fürtreflich aus. Es war mir ganz wehmüthig ums Herz, wenn ich daran dachte, wie lange her es wäre, daß du, mein lieber Sohn, dieses gute Werk nicht mit uns vorgenommen hättest. Ich empfehle dich in den Schuz des Höchsten, und bin deine treue Mutter,

M. T.

No. 2.

Hochzuehrender Herr,
Wehrtester Herr Neveu!

Es ist schon lange Zeit, daß wir nichts von Ihrem Wohlbefinden vernommen haben. Indessen tröste ich meine Schwester, wenn ihr die Gedult ausreissen will, damit, daß ich ihr sage, daß sich die junge Herren immer wohl befinden, wenn man ihnen nur fleisig schickt was sie verlangen. Sind sie nicht auch meiner Meynung? Ich weiß auch wie Einem zu Muthe ist, wenn man noch keine Frau am Halse hat. Die Jahre kommen nicht wieder, und man geht nur Einmal auf Akademien. Man kommt noch immer zeitig genug ins Joch. Indessen muß es auch einmal seyn, daß man an das Solide denkt. Das Vaterland hat noch keinen ausgetrieben, und geschikte Leute braucht man zu allen Zeiten. Wir haben uns alle schon oft die Köpfe zerbrochen, an welchem Ende Sies eigentlich angreiffen sollen, wenn Sie nach Hause kommen.

Und

Und ich muß aufrichtig geſtehen, ich habe hierinn ſo meine beſondre Meynung. Da ſtimmen einige auf den Advocaten-Stand. Das iſt aber zu weitläuftig, und würde Sie beſtändig an die Stadt heften. Andre wollen haben, Sie ſollen den Acceß bey der Regierung ſuchen. Da können Sie zehn Jahre mit einem Federmeſſer und einem Calender dienen. Meine Meynung iſt ohnmaßgeblich dieſe: Sie ſuchen eine tüchtige Landbedienung, und zwar eine ſolche, wo Sie die Verwaltung ihres Gütchens nicht nöthig haben fremden Händen zu übertragen. Die Beamten bey uns ſind doch die Leute, die eigentlich das Land regieren, ſo wenig mans ihnen äuſſerlich anſieht, und dabey ſinds noch die einzigen freyen Leute. Freylich ſind der Reſcripte von allen Collegiis kein Ende. Allein dafür muß man auch auf ihren Bericht fußen, und am Ende ſteht Wohl und Weh in ihrer Hand. Die Herren in in der Stadt, die ſo gern ihre Namen unterſchreiben, meynen Sie wären die Herren: allein ſie bedenken nicht, daß ſie eigentlich nur das expediren, was ihnen der Beamte im Berichte vorgeſchrieben hat. Nun, was meynen Sie? ſo eine tüchtige Beamten-Stelle, und eine hübſche, junge, reiche Frau dazu, und Fourage auf ein paar Pferde, das wäre doch kein Hinwurf nicht? Neulich war ich bey dem Herrn Amtmann Arends, und da ward Ihre Geſundheit getrunken. Dieſem Mann iſt ſchon ſeit lange her ſeine Rentherey zur Laſt, und ich glaube, er träte ſie gerne in favorem eines künftigen Schwieger-Sohns ab. Das wäre ſo eine

Gelegen-

Gelegenheit, ſich zu wichtigern Geſchäften vorzubereiten. Und dabey iſt das Mädchen nicht zu verachten. Der Alte muß das Mütterliche gleich herausgeben. Und ſie iſt auch keine Verſchwenderin nicht. Sie trägt keine Handſchuhe im Hauſe, und greift ſelbſt ins Waſſer, wenn Noth an Mann geht. Bey ſo einer Frau kann ein ehrlicher Mann beſtehen. Sie hatte ſonſten eine feine Taille. Die lezten Jahre her aber iſt ſie ein wenig ſtark geworden. Das wird aber ſchon vergehen, wenn ſie ins Kreuz kommt.

Doch das Alles in parodo. Sie werden meine gute Meynung verzeihen, und dabey doch thun, was Ihnen am beſten dünkt, wie wirs alle machen.

Ich bin meines Hochzuehrenden Herrn und Neveu u. ſ. w.

K.

P. S. Mein Bruder, der Legations-Rath, empfiehlt ſich, und wird nächſtens ſchreiben.

---

2. Werner an Sternberg.

G***

Lieber Sternberg, du bekommſt nächſtens ein großes Werk von mir zu ſehen. Ich habe dir die Stolzenburg radiert, und Dir ſolls auch zugeeignet

Soldat.

Beym Herkules, ich denk, ich habe Recht.

Canidius.

Camerad, du haſt recht; aber ſeine Handlungen ſind überhaupt nicht in ſeiner Gewalt; unſer Anführer wird geführt, und wir ſind Weiber-Männer.

Soldat.

Ihr commandirt indeß die Legionen zu Land, und die Reuterey, nicht ſo?

Canidius.

Marcus Octavius, Marcus Juſteius, Publicola, und Cölius, befehlen bey der Flotte; und wir alle bleiben zu Lande. Dieſe Geſchwindigkeit Cäſars überſteigt allen Glauben.

Soldat.

Wie er noch in Rom war, zogen ſeine Truppen in ſo zerſtreuten Haufen aus, daß alle Kundſchafter dadurch betrogen wurden.

Canidius.

Wer iſt ſein Lieutenant, hört ihr?

Soldat.

Sie ſagen, ein gewiſſer Taurus.

Canidius.

Gut, ich kenne den Mann.

net werden. Was man nicht lernt mit der Nadel! das kannst du dir nicht vorstellen. Da sieht man erst wie sich überall die feinste Reflexe anbringen lassen. Ich gehe nun auf allen Wegen und Stegen mit dem Hohlspiegel spazieren. Was sich da dem Beobachter für eine Welt öfnet! Ich glaube die Niederländer haben alle nicht anders studiert. Ich habe ihn an den grausen Wintertagen und in den ödesten Gegenden probiert, und überall hat Mutter Natur ihr ewiges Gesez von Haltung ausgeübt. Die ärmste Gegend wird dadurch interessant, und überall ist Gottes Licht: man muß es nur packen können. So wie die Juden sagen: das Geld ist in der Welt, wer es nur zu halten weiß.

Ich habe mich eine Woche über den Radieren eingeschlossen, und meine Leute im Hause haben sagen müssen, ich wäre verreißt. Was Dir aber dieß für einen teuflischen Spektakel gegeben hat! Die Philister giengen zum Prorektor, und übergaben förmlich meinen Harum passivum. Mein Vetter, der Professor W** der sonsten zu nichts gut ist, als neue Mähren an die Eltern zu schreiben, nahm sich aber dießmal meiner an, und sprach so halb und halb gut für mich, damit sie mir die Thüre nicht erbrachen. Ich hätte den Tropf sehen mögen, wie er einem ehrlichen Kerl das Wort geredet hat! Ich glaube, er hats doch als ein Pinsel gethan, und erst *Stryk de* Cautelis nachgelesen. Ich denke es giebt gewisse Kerls, die haben immer Unrecht, und wenn sie auch bis an Hals ins Wasser gehen,

Waſſer gehen, um einem andern die Hand zu bieten, der erſauffen will. Wenigſtens krähen ſie nachher, und gebärden ſich, als wenn ſie der Welt ein goldnes Ey gelegt hätten.

Ich ſuche nun nach und nach meine Manichäer zu befriedigen. Es kränkt mich aber doch, wenn man die ſchöne Füchſe ſo um Nichts und wieder nichts wieder aus der Hand laſſen muß. Meinem Haus-Philiſter, ob der gleich die meiſte Sicherheit hat, muſte ich zuerſt blechen, damit er mich nur nicht den andern verrieth. Sodann kam die Reihe an den Pferdehengſt. Der iſt der ehrlichſte von allen, und ob er gleich in ſeinem Leben ſo oft iſt geprellt worden, ſo traut er doch immer wieder. Dem habe ich auch alle gute vollwichtige Braunſchweiger ausgeſucht. Ich habe nun das Räppchen mit den weiſſen Hinterfüßen auf die ganze Zeit, daß ich noch im Leben ſeyn werde, in meinen Sold genommen, und es trägt mich überall mit Freuden hin. Neulich ritt ich nach 2 Uhr weg, und war dir Abends noch vor Nacht in Clausthal in der Krone. Der ehrliche Falkenberg grüßt dich. Er mahlt jetzo recht artig in Waſſerfarbe. Ich habe neulich in ſeiner Geſellſchaft den Weg nach dem neuen Zechhauſe, wenn man nach Lehrbach geht, gezeichnet. Das Ding nimmt ſich, bloß wegen der enormen Maſſen, auch ohne alles Schatten und Licht ungemein aus. Ich hätte gerne auch den Broken beſtiegen, und aus dem Wirthshaus oben noch einmal den Aufgang der Sonne mit einen Stol-

beraiſchen Hymnus begrüßt. Es war aber vor Schnee und Eis noch nicht fortzukommen.

Hat dir Wähler das Päckchen Zeichnungen überbracht? und haſt du ihm auf die Hände geſehen? wie ihm der Zeigefinger krumm ſtehet von dem vielen Hefte-Schreiben? Wer doch gegen dieſe Sünde wider ſich ſelbſt ein Buch ſchreiben wollte, wie Tiſſot gegen die andre Sünde geſchrieben hat! aber doch mit Circumſpection, damit nicht jemand die Sünde daraus lernen könnte, der ſie noch nicht weiß! Die Kerls, die die große Porteſeuillen aus einer Stunde in die andre und aus einer Straße in die andere tragen, ſehen alle aus als wie verwünſcht. Sie haben keinen Blutstropfen im Geſicht, und um die Augen haben ſie einen Kreis als wenn ſie wie Hercules in einer Nacht funfzig Thaten gethan hätten. Dafür will ich lieber in Caſſel auf der Redoute veillirt, und an eine hübſche Frau mein Geld verſpielt haben. Wenn man denn die Ld'ors flinkern läßt, ſo begegnen ſie einem doch mit Reſpect, die vornehmen Weiber ziehen einem einen Stuhl herbey, und der Croupier ruft einem auch wol zu: Mylord, Sie haben ein Plié zu machen.

Ich möchte wiſſen, wo das herkommen mag? wo ich hinkomme, nennen mich die Leute Baron, in Münden, in Caſſel, in Heiligenſtatt, in Pyrmont. Und ich nenne mich doch überall ſchlechtweg mit meinem Namen. Es kommt nicht, wie

dein

dein Bruder ſagte, von dem Vornehm-Ausſehen: ſondern wenn man ſich honett aufführt, ſo begegnen einem die Leute ſo. Ich fodere alles Bittweiſe, und ſchikaniere keinen Kerl über ſeine Zeddel, und den Mägden und Knechten geb' ich ihr Trankgeld richtig. Siehſt du, das prägt Reſpect ein, und wenns alle Leute ſo machten, ſo ſtünd es beſſer in der Welt. Gehab dich wohl, und laß nächſtens deine Meynung über meine Stolzenburg hören.

Sternberg an Wernern.

Dieſelben belieben nur künftig Ihre Briefe ſo anzufangen: Wohlgebohrner Herr, Hochzuverehrender Herr Conſiſtorial-Aſſeſſor. Stelle dir nur vor: ich habe ganz und gar die Tonſur angenommen. Und wie Du mich ehedem mit meinem rundgeſchnittnen Haar und meinem Engliſchen flachen Filzhut, in der grünen Reitweſte, mit offenem Halſe, mit ledernen Hoſen und Steifſtiefeln auf den breiten Steinen haſt aufundabgehen geſehen: ſo ſieh mich nun alle Tage mit einem Haarbeutel, und einer eleganten ſchwarzen Kleidung von Oben bis Unten, mit einem ſeidnen Chapeaubas-Huth, und einem blauen Stahldegen in einer weißen Scheide. Vorige Woche haben ſie mich, wie ſies nennen, in Pflichten genommen. Es war ein großes Schauſpiel für meine Herrn Collegen: und ein

Paar der Allerälteſten, die vollkommen gichtbrüchig ſind, hatten ſich auf die Beine gemacht, um Theil daran zu nehmen. Das Gratulieren nahm gar kein Ende, und einige die nichts zu ſagen wußten, wünſchten in der Angſt, Gottes Seegen. Sie meynten alle, es ſey ein höchſtwichtiges Amt. Ich habe ſogar Siz und Stimme; und um mich recht zu ehren, ließen ſie mich auf der Stelle ein Decret zeichnen, wo ein Mädchen mit ſchneeweißen Zähnen ins Zuchthaus condemnirt wird. Ich hielt mich tapfer, und that ſo wenig die Augen dabey zu, als Gil-Blas da er auf ſeinem erſten Raube vor ſeinen Cammerraden aus der Unterirrdiſchen Wohnung eine Piſtole auf die Kutſche abfeuern mußte.

Ich begreiffe nun, wie Heinrich Füeßlin ſo lüſtern ſeyn konnte ein Conſiſtorium zu ſehen, daß er ſich drüber aus dem Lande vertreiben ließ. Ich verſichere dich, der Fraß iſt ein Conſilium abeundi werth, oder man kann ſich auch dafür zum Membro annehmen laſſen. Die geringſte Kleinigkeiten, wie die mit Umſtändlichkeit traktiret werden, davon hat Hogarth ſelbſt keine Idee. Und der Reſpect, den ſie ſich alle wechſelsweiſe erweiſen! Sogar wenn ſie auch ſchon die Hüthe in der Hand haben, und gehen wollen, reichen ſie einander doch den Tabak, alles hübſch nach der Anciennität. Und ihr Raiſonnement über Welthändel! wie ſie dem Kaiſer nichts Gutes prophezeyhn! wie ſies nicht mit den Rebellen (ſo nennt man hier die Amerikaner) halten wollen! Das ſchönſte aber

iſt,

iſt, wie ſie ſich Alle geſegnete Mahlzeit wünſchen, und hübſch hintereinander die Treppe hinunter gehen. Ich glaube, ich würde gehängt, oder, wie die hübſchen Mädchen, ins Zuchthaus geſchikt, wenn ich in Gedanken die Treppe hinunterſchießen wollte, ohne zu bedenken daß ich der lezte bin. Von der Figur der Geiſtlichen Herren iſt nicht die Rede. Die hat Gott und Chodowiecky gezeichnet. Aber ſtelle dir die weltlichen Herren vor! z. E. mit braunen Röcken und rothem Fälbel-Futter, in dubio aber allezeit mit ſchmalen goldnen Treſſen und ſteiffen Pagniers; die eine Hand führen ſie auch in der Rocktaſche, wo ſie den Chapeaubas-Huth halten, und über der Taſche hängt denn eine breite Manſchette herunter. Zu färbigten Beinkleidern ſiehſt du, der lieben Oeconomie wegen, auch ſchwarze Strümpfe, und überall kleine ſilberne Degen.

Ich bitte, nächſtens die nöthige Courtoiſie in Deinem Briefe nicht zu vergeſſen, ſo wie ich auch einer Gratulation zu Antretung meines wichtigen Poſtens entgegen ſehe.

Ich bin u. ſ. w.

St.

III.

Fortſetzung

des im Februar angefangenen

Myſon von Chenä.

(Myſon erzählt dem Anacharſis ſeine Geſchichte.)

Ein gewiſſer Strymon war der Sohn eines kleinen Fürſten von Theſſalien; dieſen beraubte einer ſeiner Räthe, ein ſchleichender, ränkvoller und herrſchſüchtiger Mann, ſeiner Regierung, und brachte ihn um. Strymon mußte auswandern, weil ihm das Schikſal ſeines Vaters drohte. Er nam mit ſich, was er noch retten konnte, und beſchloß, weil er eine groſſe Begierde zu den Wiſſenſchaften hatte, nach Aegypten zu gehen, und dort Weisheit und Gelehrſamkeit, den beſten Troſt für verſtändige Unglükliche zu holen. Er kam nach Aegypten, er ſah die Pyramiden, Obelisken, die Hieroglyphen, die Grabmähler der ägyptiſchen Störche und der Könige von Memphis und Theben, das Labyrinth, und den See Möris, und alle Herrlichkeiten Aegyptens. Er trieb die Sittenlehre unter Anführung der Prieſter, ließ ſich in die Geheimniſſe einweyhen, und ſtudierte die Wiſſenſchaft der Natur, und vorzüglich die wechſelsweiſe Sympathie der lebloſen und unlebloſen Dinge, wodurch die Körperwelt an einander hängt, und ſich Seelen zu Freundſchaft

ſchaft und Liebe gatten. Dieſe ſtudierte er mit Kraft, ward ein Mann von hohem und empfindungsvollem Geiſte, und von Einſicht in die geheimſten Wiſſenſchaften der Aegypter; und gieng endlich, um die Welt kennen zu lernen, weiter. Er durchwanderte verſchiedene Länder, und kam zuletzt zum König von Lydien. Hier ward er, als ein Mann von gutem Anſehen, vielverſprecher Miene, und kummer, ſcharfſinniger Naſe, wohl aufgenommen; denn ſein Weſen hatte etwas vollwichtiges und erhabnes an ſich, das man noch nicht geſehen hatte. Seine Rede war kühn und bilderreich, und ſeine Handlungen von ſo ſonderbarem Gepräge, daß ein jeder ſagte, ſolch ein Mann iſt mir noch nicht vorgekommen! Der König, der in der alltäglichen Art zu reden und zu handeln bey ſeinen Hofleuten wenig Unterhaltung mehr fand, ſtaunte den Mann von ſo fremdem Gepräge an, und gewann den Strymon lieb. Er wurde der Freund des Königs. Und ſchnell machten ihn die Freundſchaft des Königs, ſeine ſcharfſinnige Naſe, ſeine wohltönende Stimme, und ſeine Apollosgeſtalt, zum Freunde aller Damen am Hofe. Die Matronen lobten ſein männlich weiſes Anſehen, und die Mädchen ſeine ungekünſtelte Art das Gewand umzunehmen, und ſeinen feurigen Blick. Aller Augen wandten ſich mit Staunen nach ihm, wenn er erſchien, wie nach einem noch nie geſehenen Geſtirne. Du wunderſt dich vielleicht, Anacharſis, daß ich, bey der Beſchreibung dieſes Mannes, noch in meinem Alter in ſo bilderreichen Affect ausbreche?

Nicht wahr? — Aber der Mann, der bey Männern und Weibern sowohl gelitten war, ist mein Vater. Ich sahe ihn noch in meiner Jugend in seinem Glanze, und drum ist mir sein Bild noch so lebhaft, weil ich ihn damals, ohne zu wissen daß er mein Vater war, selbst anstaunte. Aber nun höre weiter. Der Mann, den alle Weiber anbeteten, konnte keine leiden; denn er war ein Feind ihrer weiblichen Ränke und Tändeleyen. Eine nur hatte die Ehre seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie war die Tochter eines der Königlichen Räthe; jungfräulich, bescheiden, von blondem Haar und edlem Ernste in ihrem Wesen, eine Freundinn des ernsthaften Nachdenkens, aber kalt gegen die Männer. Dies erregte seine Aufmerksamkeit. Weil sie wißbegierig war, so hörte sie seiner Unterhaltung oft zu, und fand bald Gefallen daran; denn er sprach mit Nachdenken und mit Anmuth, und, was ihre zärtliche empfindungsvolle Seele noch mehr reizte — er sprach mit Empfindung. Unvermerkt ward sie ihm günstiger, bis er endlich der Mann wurde, der sie ganze Stunden unterhalten konnte. Er erzählte ihr von seinen Reisen, und sie verschluckte mit Begierde, was er ihr von der ägyptischen Weisheit, und von der Sympathie der leblosen und unlebloſen Dinge erzählte. Zulezt fieng sie an eine Sympathie gegen ihn selbst zu empfinden, wovon ich der Beweis bin. Ein schöner Sommerabend brachte diese Sympathie auf den höchsten Grad, und ich begann. Ihre bekannte Neigung zur Einsamkeit machte, daß man keinen Argwohn

bekam,

bekam, warum sie iezt so wenig öffentlich erschien, und zulezt sich eine ganze Zeit mit ihren Weibern auf einem Lustschloße ihres Vaters aufhielt. Dort wurde ich gebohren. Um diese Zeit hielt sich ein alter Priester von Athen am Hofe auf; ein ehrlicher treuer Mann, vom geradem unwandelbarem Herzen, aber ein Muster von natürlichem Scharfsinn. Diesen Mann liebte mein Vater, wegen seines natürlichen und aufrechten Betragens, sehr herzlich, und lebte auf einen sehr vertrauten Fuß mit ihm. Denn, weil man ihn von Athen, wo er einige eleusinische Geheimniße zum moralischen Nutzen für das Volk bekannter machen wollte: verbannt hatte, so irrte er unstät, wie Adrast, durch Länder und Reiche; hatte sich aber auf seinen Reisen viel Weisheit und Menschenkenntniß gesammlet, und war ein Mann von unterhaltendem Umgange. Ueberdies war er ein Freund der Aegyptischen Priesterweisheit, und dies machte ihn vollends zum vertrauten Freunde meines Vaters. Diesem Manne nun entdekte mein Vater das Geheimniß, und übergab mich ihm, daß er mich auf dem Lande erziehen sollte, bis die Gelegenheit erschien, daß er sich öffentlich mit meiner Mutter verbinden, und mich sodann für seinen Sohn erkennen könnte; denn jezt war das nicht schiklich, und zwar deswegen. Mein Großvater war ein Mann, der sich auf seinen edlen Stamm, und auf seinen Rang nicht wenig einbildete; denn er war Statthalter einer Provinz gewesen, war noch jezt einer der Vertrauten des Königs, und obendrein ein Abkömmling des Königlichen

Ein Courier kommt an.

Courier.

Der Imperator ruft dem Canidius.

Canidius.

Es ſind groſſe Neuigkeiten an der Geburt, und jede Minute treibt einige hervor.

(Sie gehen ab.)

Cäſar und ſeine Armee ziehen über den Schauplaz.

Cäſar.

Taurus?

Taurus.

Gnädigſter Herr.

Cäſar.

Laſt euch zu Lande nicht ein. Haltet euch geſchloſſen, gebt keine Gelegenheit zum Schlagen, bis wir zu Waſſer fertig ſind. Weichet nicht von dieſer gemeſſnen Vorſchrift ab, unſer ganzes Schikſal ligt auf dem Spiel.

[Sie gehen ab.]

Antonius und Enobarbus treten auf.

Antonius.

Wir wollen unſre Cohorten an jene Seite des Hügels ſezen, Cäſars Schlacht-Ordnung gegenüber; von dieſem

Stammes. Alles dies machte, daß es gar nicht zu denken war, daß er seine Tochter einem Manne, der zwar der Liebling des Königs, und sonst von nicht geringern Verdiensten, aber wer weiß von was vor unedler Rasse war daß er diesem Manne, sage ich, seine Tochter zur Ehe geben sollte. Und daß mein Vater seinen Stand hätte entdecken sollen, darzu hatte er seine Ursachen es nicht zu thun. Denn vor allen Dingen wollte er sich durch seine Verdienste und nicht durch seinen Stand hervorthun. Kurz, ich wurde dem Diktys, dem athenienſischen Priester, zum Pflegesohne übergeben, und dieser begab sich mit mir in das freye Lacedämonische Gebiete. Hier hatte er auf seinen Reisen einen Mann kennen lernen, der ganz nach seinem Herzen war; ein guter offener biederer Mann von reiffem Geiste und ehrlichem Herzen. Dieser Mann war nicht von schlechter Erziehung aber die Noth hatte ihn gedrungen, dem betrügerischen attischen Stadtleben zuweichen, und hier auf dem Lande seine Ruhe suchen. Und hier hatte er sich nebst zwey Söhnen, die seiner würdig waren, niedergelassen; die Söhne verheyratheten sich, und so hatte dieser Mann mit seiner kleinen Familie ein Dörfchen von etlichen Häusern angebaut, das man von seinem Namen Chenes, Chenä nannte. Hier lebte er mit seiner Familie einsam dahin, und erzog seine Kinder und Enkel durch gute Lehren, aber auch nicht minder durch gute Beyspiele, zu guten Menschen. Bey diesen Manne nun ließ sich Diktys, mein Pflegevater, und übergab mich, sobald

ich

ich nur der Amme nicht mehr nöthig hatte, der Pflege des guten verſtändigen Mütterchen, der Frau des Ehenes. Da er ſelbſt gut im Hauſe wohnete, ſo hatte er mich beſtändig unter ſeiner Aufſicht, und als ich etwas mehr heran wuchs, ſo daß mir ſeine Reden vernünftigen Nutzen ſchaffen konnten, kam ich faſt nimmer von ſeiner Seite, auſſer wenn ich mit den Knaben Spiele ſpielte, die er uns gelernt hatte; und auch hier war er oft ſelbſt Aufſeher des Spiels. Die übrige Zeit, wenn er im Garten arbeitete, oder ſein Feld bauete, war ich um ihm herum, und ſpielte bey ihm mit einer kindlichen Unſchuld, und mit einem Eifer für mein Spiel, der wegen der Drolligkeit, mit der ich Kleinigkeiten wichtig behandelte, oft dem guten Alten ein freundliches Lächeln ablockte. Zuweilen fragte ich dies und jenes; der freundliche Greis lehnte ſich auf ſein Grabſcheid, und ich ſaugte ihm vom Munde was er mir ſagte. Denn er ſagte, was er zu ſagen hatte, ſo treuherzig und ſo wohlmeynend, daß ich nicht aufhören konnte, ihm zuzuhören. Und dabey erklärte er mir deutlich, und meinen Jahren angemeſſen, manche Begebenheit aus der Natur, die ich eben ſo begierig lernen mochte als ein neues Spiel oder ein kleines Räzel: denn ich war von Jugend auf allem was natürlich war ſehr gut, und davon war ſein ungekünſteltes gerades Betragen, und ſeine verſtändige Erziehung, die mich von allem gekünſtelten abzuführen ſuchte, die Urſache. Wenn er nun nach ſeiner Arbeit ausruhte, ſo lehrte er mir allerhand gute moraliſche

Sprüche,

Sprüche, und erzählte mir jederzeit die Anwendung darzu im Beyſpielen, die er ſelbſt erlebt, oder aus guten Erfahrungen anderer geſammlet hatte. Ueberdies lehrte er mich gute Regeln in Verſen aus dem Heſiodus oder aus der Sittenlehre des Orpheus, und anderer gutartiger Sänger. So verfloſſen die Jahre meiner Kindheit unter anmuthigen guten Lehren, und ich trat in die Jünglingsjahre, als rüſtiger Knabe von aufrichtigem, unverfälſchtem Herzen und wißbegierigem Geiſte. Nun fieng mein weiſer Neſtor an, die Regeln der Sittenlehre, die er mir erſt nur ſpielend gab, jezt im Zuſammenhange vorzutragen, und ſie mit Gründen und Erfahrungen aus verſchiednen Auftritten des menſchlichen Lebens zu beſtätigen. Er lehrte mich, wieviel ich den Göttern ſchuldig ſey, die mir mein Daſeyn und den Genuß ſo vieler herrlichen Freuden des Lebens gegeben hätten; aber er lehrte mich auch zugleich, wie viel ich den Menſchen ſchuldig ſey, die allegeſamt, und jeder einzeln, ſo handeln müßten, daß ihr vernünftiges Geſchlecht beſtehen, und jeder mit vergnügtem Geiſt und zufriednem Herzen, ſein Leben führen, und die Geſchäfte, wozu er beſtimmt ſey, vollbringen könnte. Dies lehrte er mir, und leitete daraus die Tugenden der Geſelligkeit, der Menſchenliebe, der Freundſchaft, und kurz alle die Pflichten ab, die der Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt, und die er auch in manchem Betracht den Thieren nicht verſagen kann. Durch ſeinen frommen Ernſt und durch die ſanfte Würde, womit er ſeine gute Lehren gab,

aber

aber noch mehr durch sein thätiges Beyspiel gegen seine Mitbewohner, überzeugte er mich von der Wahrheit dieser Pflichten, und von ihrer Nothwendigkeit zur ächten Ruhe des Lebens. Und Freund, seine weisen Lehren legten in mir den Keim zum warmen ungeheuchelten Freund, zum verträglichen Gesellschafter, zum patriotischen Manne, zum nüzlichen und gutartigen Weltbürger. Was ich von diesen Tugenden noch an mir habe, Freund, dazu pflanzte das Samenkorn mein redlicher Diktys. Aber nun wuchs ich heran, und ward ein Jüngling. Und nun eröfnete sich ein neuer Schauplatz. Einstmals gegen die Mitternacht, da wir lange ernsthaft mit einander geredet hatten, ward Diktys feyerlicher. Mein Sohn, sagte er, bis jezt hab dich nur hauptsächlich gelehrt, was du den Menschen schuldig bist. Ich will dir nun ausführlicher sagen, was du dir selbst schuldig bist. Ich will dich lehren, wie du für dein eigen Wohl zu wachen hast. Der Mensch ist gut, aber seine eingepflanzte Selbstliebe, und seine Neigung zu allem was ihm behaglich deucht, schweifen in der Gesellschaft aus, und erzeugten Bösewichter, die mit hölliſchem Witze Laster ersannen, die du hier im Schooſſe der Natur nicht einmal dem Namen nach kennst. Vielleicht kömmt nach mir ein Nichtswürdiger, der dich mit diesen Lastern bekannt macht, ohne dich zugleich mit ihrem Gifte, und mit dem heilsamen Gegengifte dawider, bekannt zu machen. Drum will ich sie dir jezt in dieser feyerlichen Stunde kennen lernen, damit du dich selbst und vielleicht

leicht auch andre dafür warnen kannſt. Und jezt hub er an mir die Laſter der verfeinerten Wollüſtlinge von Babylon, Athen und Sardis, und andern verderbten Städten zu erzählen, und mich überhiel Schaudern über ihre ſchrecklichen Folgen. Und von dem Tage fing er an, mich in den Regeln der feinen Weltklugheit zu unterrichten: denn jezt wollte er mir nun den Menſchen ſehen laſſen, wie er im Ganzen geworden iſt, und wollte mit mir eine Reiſe durch die bekannteſten Städte und Reiche thun. Und, Freund, wie angenehm dies für meine wißbegierige Seele war, kannſt du leicht denken. Aber, kein Sterblicher ward gebohren, dem nicht das Schikſal, um ſeiner Seele die Spannkraft zu erhalten, einen bittern Tropfen unter den Nektar ſeiner Freuden goß. Und ſo geſchah es auch mir. Wißbegierde ſpornte meine Seele, Menſchen kennen zu lernen: aber ein ſüßes Band hielt mich in meinem reifenden Ehenä zurük, und verbitterte die herrlichen Hofnungen, die ich von meiner Reiſe träumte. Kannſt du errathen, was mich zurükhielt? — Es war eine Sache, die einem empfindungsvollen Jünglinge unter gewiſſen Bedingungen ſogar zur Ehre gereicht; es war die warme Zuneigung zu einem guten Mädchen, der Tochter des Chenes. Ein gutes, freundliches, ſanftes, blauaugigtes, treuherziges Geſchöpf, voll Lächeln und Wohlmuth: aber dabey ſo verſtändig und ſo weiſe, wenn ich manchmal in jugendliche männliche Wildheit ausbrach, daß man hätte ſagen können, ſie ſey eine Pflegetochter der Grazien, und ein Zögling

der

der Minerva. Und so war es fast würklich. Das sanfte freundliche Lächeln der Grazien erbte sie von ihrer gefälligen Mutter; und die Weisheit in ihrem Thun lehrte ihr mein weiser Dikeos. Sie war eine schöne Zierde für seine Weisheit, und für seine Kunst gute Menschen zu bilden. Ihre verständige Mutter unterrichtete sie in allen Künsten, die eine gute Hausfrau wissen muß, um ihrem Zwecke gemäß, ihr Hauswesen wohl zu führen, und das Leben ihres Mannes und ihrer Familie angenehm zu machen.

Aber mein weiser Dikeos krönte ihre gute Erziehung, verschönerte ihr Herz durch guten Unterricht aus der Sittenlehre, und bewahrte es vor dem Hange zur weiblichen Eitelkeit. Und aus dem Grunde bildete er, damit sie zu nüzlichen Gedanken Anlage bekäme, ihren Verstand durch Erzählungen von wunderbaren Begebenheiten der Natur, und durch Unterricht von den Sitten der Länder und Völker. Die ernstere Weisheit der Aegypter war nur für meinen Unterricht bestimmt; er hielt sie nicht der weiblichen Bestimmung gemäß, die nur dahin geht, das Leben ruhiger, angenehmer und schöner zu machen, nicht aber nachgedachte Entwürfe zum Besten des Allgemeinen zu schaffen. Drum lehrte er mir diese ernstere Weisheit nur allein; die übrige Zeit aber gab er uns beyderseits, nebst noch einigen Kindern aus der Familie des Chenes, gemeinschaftlichen Unterricht in der angenehmeren Weisheit und in der Sittenlehre. So lernten wir mit einander nüzliche Lehren, und spielten hinterher zur nöthigen Erholung

für

für den Geiſt, angenehme Spiele, die zugleich unſern Körper in nüzlicher Bewegung erhielten. Doch ſpielten wir jederzeit unter der Aufſicht des Diktys. Er kannte den Nutzen vom gemeinſchaftlichen Umgange der Knaben mit Mädchen; aber er fürchtete, ärger als Schlangenſtich, das Unheil, das daraus entſtehen kann, wenn man nicht dabey auf ſeiner Huth iſt. So führte uns alſo der Weiſe an einer Blumenkette von nüzlichen und angenehmen Vergnügungen, von den Spielen der Kinderjahre an bis zu den ernſtern Geſchäften der mannbaren Jahre. Aber jezt war es Zeit, uns zu trennen. Ich mußte meine gute, ſanfte, verſtändige, und Freund! auch zugleich reizende Geliebte, verlaſſen — Sie, die mit mir harmoniſch lächelte, und mit mir empfindungsvoll weinte, wenn ich Thränen vergoß. Ich mußte das großmüthige edeldenkende Mädchen zurücklaſſen, denn der Tag erſchien, und Diktys und ich reiſeten ab. Wir giengen durch Thrazien über den Helleſpont nach Aſien, um nach Lydien zu erſt zu reiſen, wo mich Diktys meinem Vater vorſtellen, und vernehmen wollte, was er weiter mit mir vornehmen ſollte. Ich ſahe hier den Glanz des lydiſchen Hofes, und meinen Vater, den prächtigen und geiſtvollen Mann, und ſtaunte ihn, wie ich vorhin ſagte, an, ohne zu wiſſen daß er mein Vater war. Jezt war er der Vornehmſten einer am Hofe, und die rechte Hand des Königes. Mein Großvater hatte vom Stolze auf ſeinen Königsſtamm etwas nachgelaſſen, und ihm meine Mutter zur Ehe gegeben, vorzüglich da er endlich hörte,

daß

daß mein Vater ſelbſt von einem kleinen Erdengotte in Theſſalien herſtammte. Aber es war jezt noch nicht die Zeit, daß er mich vor ſeinen Sohn öffentlich erkennen wollte; erſt ſollte Diktys das Werk ſeiner Erziehung vollenden, und mich Menſchen und Länder und ägyptiſche Weisheit kennen lehren. Und dann wollte er mich vom Diktys, um das Chemá, das ihm dieſer ſo reizend beſchrieb, ſelbſt kennen zu lernen, in eigner Perſon als Vater abholen. So hatten ſie mit einander in geheim beſchloſſen, und ich und Diktys giengen durch Syrien nach Aegypten.

Ich lernte hier die Kenntniß der Natur, die Kenntniß der Götter, die Zeitrechnung, die wechſelsweiſe Sympathie der Dinge, und überhaupt die geheimen Lehren der ägyptiſchen Prieſter, und ſahe, wie mein Vater, die Pyramiden und Obelisken, das Labyrinth, den See Möris, der die Grabmäler der heiligen Störche, und Könige von Memphis und Theben, mit Einem Worte, alle Herrlichkeiten von Aegypten. Ich hielt mich hier einige Jahre auf, und reiſete ſodann durch die berühmteſten Gegenden von Afrika und von da, durch Syrien und Phönizien, zurück nach Aſien. Ich beſah überall die berühmteſten Städte, und ward überall gewahr, daß die Menſchen, je geſitteter ſie ſind, deſto niedere Sclaven der Leidenſchaften und der Laſter werden.

Kurz,

Kurz, Freund, nach fünf Jahren war meine Begierde, fremde Wissenschaften, fremde Städte und fremde Menschen zu schauen ziemlich gesättiget, und ich sehnte mich wieder nach dem lieblichen ruhigen Chenâ, wo mir die ersten Zeiten meines Lebens, zwischen angenehmen Arbeiten und nüzlichen Vergnügungen so reizend und so ruhig verflossen waren. Diktys selbst hatte nun auch das odysseische herumschweifende Leben zur Gnüge satt, und wir kehrten zurük nach Chenâ. Hier fand ich die reizenden Ideen meiner Jugend, meine treuen Spielgenossen, meine treuherzigen ältern Freunde, meinen kleinen Garten, und meine schattigten Bäche, aber vor allen andern meine gute holdseelige Arete wieder, denn siehe, dies war sie selbst. Du kannst die Spuren ihrer holden jugendlichen Annehmlichkeiten, noch hinter den lächelnden Runzeln meiner verjährten Arete erblicken. Und, Freund, du kannst dir vorstellen, welches Entzücken ich genoß; da ich mich nach fünf Jahren wieder in ihren freundschaftlichen Armen, und an ihrem treuen Herzen befand.

Damals beschloß ich, mein Leben hier mit ihr im Schooße der Ruhe zuzubringen, ob ich gleich anfieng zu muthmassen, daß dies meine Bestimmung nicht sey. Und sie war es würklich nicht. Denn kaum hatte mein Geist und mein Herz die alte Vertraulichkeit mit meiner Arete wiederbefestiget, als eines Tages ein Wagen ankam, worinnen ein großstättischer Mann mit einer Frau saß. Ich hörte, daß sie nach dem Diktys fragten, und

kurz

kurz darauf kam Diktys in den Garten, und sagte: Myson komm mit mir. Wir traten in das Haus, und jezt sagte Diktys: Myson, ich war nur dein Pflegevater; hier siehst du deinen wahren Vater und deine wahre Mutter, die dir das Leben gaben. — Freund, du kannst leicht denken, wie mein Mund offen, und mein Bilck starr stand vor Verwunderung. Endlich gieng ich auf den Mann los, um ihm die Hand traulich zu reichen; aber mein Vater umarmte mich, und übergab mich den Armen meiner Mutter. Hierauf eröfnete er mir, daß er gekommen sey mich abzuholen, mich mit an den lydischen Hof zu nehmen, und mich dort zum vornehmen Manne zu machen. Er ließ prächtige Kleider bringen, und ich ließ sie mir in der Betäubung anziehen; und nun erzählte meine Mutter mit mütterlicher Geschwätzigkeit: daß sie schon ein schönes Haus für mich in Bereitschaft hätte, das ich beziehen sollte, und noch was schöneres, ein schlankes weißes lydisches Mädchen, die in allen feinen weiblichen Künsten Meisterin sey, und noch was mehr, reich wie Plutus, und die Tochter eines vornehmen aus königlichem Stamme entsprossen. — Und wenn sie aus dem Ey gekrochen wäre, als eine Tochter des Jupiters, (*) sagte ich, so würde mir dies nicht viel Unterschied machen. Wie?

(*) Aus dem einen Ey, das Leda vom Jupiter, als Schwan, legte, kroch, wie bekannt, die schöne Helena aus, und aus dem andern Clytemnestra. S. Natalis Comes oder Hedrichs Schullexicon; Bannier oder Seybolds Götter-Lehre, wenn man will.

Plaz können wir die Zahl der Schiffe übersehen, und unsre Masregeln darnach nehmen.

(Sie gehen ab.)

Siebende Scene.

Canidius, zieht mit seiner Land-Armee auf einer Seite über den Schauplaz, und Taurus, Cäsars Lieutenant, auf der andern; inzwischen hört man das Getümmel eines Seetreffens -- Nach einer Weile tritt Enobarbus auf.

Enobarbus.

Nichts, nichts, alles nichts, ich kan nicht länger zusehen; die Antonias, (*) das Egyptische Admiral-Schiff, flieht mit allen ihren Sechzigen, und dreht die Ruder. Meine Augen werden mir trübe von dem verfluchten Anblik.

Scarus tritt auf.

Scarus.

Ihr Götter und Göttinnen alle!

Enobarbus.

Was sezt dich in solche Bewegung.

Scarus.

(*) So hieß Cleopatras Schif, nach Plutarchs Bericht.

ſagte ſie, denkſt du nicht, daß das was ſagen will, von Stamme der Könige von Lydien entſproſſen? Das kann ſeyn, rief ich etwas in Bewegung, aber es iſt die groſſe Frage, ob ſie ſo treulich, ſo gut ſo voll lächelnder Unſchuld und ſanfter Reitze iſt, als meine Arete! — Was? ſprach ſie, deine Arete? Wer iſt ſie? — Meine Geliebte, ſagte ich, und die Tochter des alten guten Ebenes. Ich liebe ſie, wie meine Augen, und zweifle, daß es ein beſſres Mädchen auf Erden geben kann. Aber wenn auch, ſo weiß ich doch, daß ich keine andre zum Weibe nehme, als meine Arete. — Du keine andere zum Weibe nehmen, als deine Arete? Das würde ſich ſchicken! Dein Vater von Theſſaliſchem Fürſtenſtamme, ich vom Stamme der Könige von Lydien entſproſſen, du ein Mann, den dein Vater zu einem der vornehmſten des Reichs, und vielleicht in der Zukunft zum Vertrauten des Königs erhebt, und die Gattin an deiner Seite die Tochter eines geringen Landmannes von einem kleinem Dörfchen! Myſon! wie reimt ſich das? — Wie ſich das reimt, gute Mutter? ſagte ich jezt etwas gelaſſener, weil ich ſie Mutter nennte: das will ich dir erklären. Arete, das beſte, treuherzigſte, unſchuldigſte, artigſte und verſtändigſte Geſchöpfe unter dem Monde und in der ganzen Mädchenwelt, das mit mir gleiche Erziehung genoß von meiner erſten Jugend an, das jederzeit ſo treu, ſo ehrlich ſo aufrichtig und auch ſo verſtändig war; das mich liebte wie ſich ſelbſt; dem ich jederzeit die redlichſte Treue und aufrichtigſte Freundſchaft gelobte, das ſollte

ich

ich verlaſſen, einer Vornehmen zu Gefallen? ich, dem der weiſe Diktys, und der ich mir ſelbſt es immer zur Regel, zur nothwendigſten Pflicht machte, redlich und bieder zu ſeyn, und Wort zu halten; ich ſollte jezt mein Wort brechen, wir ein niedrer Sclave, und das edle Mädchen verlaſſen? Mutter, gute Mutter, wie reimt ſich dis zuſammen? — Der Gegenſaz war mächtig, der angeerbte Geburtsſtolz und der Hofton ſiegten. — Nun brach ſie plözlich wieder heraus: Ich frage dich jezt, ſprach ſie, ob du mit uns nach Lydien ziehen, und deine geprieſne Arete verlaſſen, oder ob du lieber dein Leben in dieſem einſamen Dörfchen beſchließen willſt? — Meine Antwort war kurz: wenn du es verlangſt, gute Mutter, ſo will ich mit dir ziehen, wenn Arete mein Weib wird; aber ohne ſie werde ich nicht von der Stelle gehen. — Du hörſt ſelbſt, ſagte ſie zu meinem Vater, daß mit ihm nichts anzufangen iſt. Er denkt zu niedrig für einen Mann von Stande; laß ihn, wir wollen wieder abreiſen. - Jezt legte ſich nun mein Vater darzwiſchen; er redete mir mit allen Rednerkünſten zu, daß ich ihm folgen ſollte: vielleicht, ſagte er, kann ich es auf die Zukunft noch machen, daß du deine Arete zum Weibe nehmen kannſt; folge nur jezt, und reiſe mit uns. Aber ich merkte ſein Unternehmen, mich von ihr zu trennen, und nun redete ich in einem andern Tone mit ihm: laß mich, guter Vater, ſagte ich, laß mich hier mein Leben, als ein Biedermann, ruhig mit meiner Arete beſchließen. Der Lydiſche Hof iſt nicht für mich; meine Sitten ſind

zu einfach, als daß ſie ſich in die feine Art zu han-
deln eines Hofmannes umſchmelzen laſſen. Viel-
leicht kann ich an dieſem einſamen Orte mit meiner
erlernten geringen Weisheit mehr Nutzen ſchaffen,
und glüklicher ſeyn, als an einem Hofe, wohin ich
mich nicht ſchicke; alſo laß mich hier, guter Vater.
Sohn, ſagte er gerührt, du denkſt edel, daß du
Freundſchaft ehrſt, und Wort hältſt, wie ein Mann.
Ich lernte die zweydeutigen Sitten des Hofs ken-
nen, und ſorgte dafür, daß du in Unſchuld des Her-
zens und in Einfalt der Sitten erzogen wurdeſt.
Und jezt kann ich dirs nicht zum Fehler rechnen,
daß du das biedere Landleben der glänzenden Un-
ruh des Hofes, und ein treues Weib, einer feinen
Meiſterinn in weiblichen ſchönen Künſten, aber auch
in weiblichen Verſtellungskünſten vorziehſt. Alſo,
es ſey deinem Gutdünken überlaſſen, bleib oder fol-
ge mir.

So ergreiffe ich denn die Freyheit zu wählen
mit beyden Händen, rief ich, und bleibe bey mei-
ner guten Arete und bey meinen ehrlichen Freunden.
Freylich möchte ich auch gerne bey dir, du treuer
guter Vater, wohnen: aber du ſiehſt, wie wenig
meine Offenherzigkeit und Einfalt des Herzens zum
Lydiſchen Hofe paßt. Alſo verzeih, daß ich dir red-
lichem Vater nicht folgen kann.

Er ſchwieg, mein Vater, und war in ſich ſelbſt
verſenkt. Aber jezt umarmte er mich zärtlich. So
bleibe denn, guter Sohn, hier, ſagte er, und genieße
die ruhigen Freuden ländlicher Unſchuld. Vielleicht

findet ſich noch die Gelegenheit, daß auch ich bey dir ruhig mein Leben beſchließen kann: jezt nöthigt mich die Ehre, daß ich die Bahn, die ich einmal betrat, noch nicht verlaſſen darf. Alſo muß ich mich nach einigen Tagen wieder von dir trennen. Aber ſo lange bleibe ich bey dir, und nehme Antheil an deiner Arete, an deinen Freunden und an deinen ländlichen Vergnügungen. So ſagte er, und hielt ſein Wort, und blieb einige Tage bey uns. Er lernte meine Arete kennen, und gab den ſchmukloſen Reizen ihrer Perſon und ihres Verſtandes und Herzens Beyfall. Er unterhielt ſich mit dem alten redlichen Chenes, und mit den wenigen übrigen guten Bewohnern unſers kleinen Dörfchen, und geſtand, daß unter uns ſich über ſeine Seele eine Ruhe verbreitet hätte, die er bisher nicht gekannt habe. Selbſt meine Mutter wurde mit mir und mit dem biedern Landleben ausgeſöhnt, und freute ſich der ſüſſen ländlichen Scenen. Endlich kam der Tag ihrer Abreiſe, und ſie verließen mich und die ländlichen Vergnügungen mit wahrer Betrübniß. Mein Vater unterſtüzte mich, daß ich mein kleines Hausweſen ohne Sorgen anfangen konnte, und ſodann reiſete er ab. Ich blieb alſo zu Chenä, und nahm meine Arete, die gute, zum Weibe. (*) Wir führ-

(*) Klingt jemand dieſe Scene zu romantiſch, ſo muß ich ihm eröfnen, daß ſich in den Reiſen nach Sicilien und Großgriechenland (von Riedeſel) eine ähnliche findet, die ſich in der Mitte unſers Jahrhunderts zutrug. Hier wird ein junger Sicilianer von vornehmem Adel ein

ten ein Leben, ſo einträchtig, ſo vergnügt, aber auch ſo unſchuldig, als es der wackere Philemon mit ſeiner treuen Baucis in jener goldnen Dichterzeit nur führen konnte. Unſer Ehebund ſegneten gute Hofnungsvolle Kinder, die mir mein redlicher Doktis mit Weisheit erziehen half, ſo wie er mich ſelbſt erzogen hatte. Freundſchaft und Eintracht verbreitete ſich über uns, wie ſich die erquickende Wärme der Frühlingsſonne über die jungen Saaten verbreitet. Wir leiten ein wahres elyſiſches Leben! Unſer Dörfchen fing jezt an, ſich immer mehr zu verarbeitern; denn einige rechtſchafne Männer von Lacedämon ſchäzten es für ein Glük, an unſerer ruhigen einträchtigen Lebensart Theil zu nehmen. Sie zogen mit ihren Familien zu uns, und brachten mancherley menſchenfreundliche Tugenden mit ſich, die unſere Glükſeligkeit verherrlichen halfen. Aber jezt kam die Zeit, daß ich die erſte traurige Begebenheit erleben ſollte; denn mein Vater und Freund, Diktys, der rechtſchafne Greis, ſtarb,

ein Kind der Liebe, wie unſer Moſon, von ſeinen Eltern zur Erziehung aufs Dorf gegeben; als er erwachſen war, kamen ſeine Eltern, die ſich nach der Zeit miteinander verheyrathet hatten, und wollten ihr mit ſich nach Palermo nehmen; aber er ſollte ſeine ländliche Geliebte verlaſſen, weil ſie ihm eine andere von vornehmer Familie beſtimmt hatten. Das that er aber nicht, ſondern blieb, wie Moſon, ein ländlicher Biedermann, und nahm ſeine Geliebte zum Weibe. Dies hier ich, zum Behufe der Wahrſcheinlichkeit, beyzufügen, nicht für überflüſſig. A. d. Verf.

starb, und sein Tod verbreitete allgemeines Trauren über uns. Wir beklagten den redlichen und verständigen Greis, und begruben ihn hier unter diese Buche; Freund Anacharsis, du sitzest auf dem Grabe des Redlichsten unter den Sterblichen. So hast du mich auf den edelsten Platz in deiner Wohnung gesezt, sagte Anacharsis, drükte dem Myson die Hand, und stand auf, um das Grab zu besehen. Er fragte hierauf mit gerührtem Herzen nach verschiedenen Zügen aus der Gemüthsbeschaffenheit des Diktys und aus seinem Leben; und da er merkte, daß Myson durch das Andenken an seinen guten Pflegevater zu sehr gerührt wurde, so bath er ihn, in seiner Geschichte fortzufahren. Myson that seinen Willen, und erzählete weiter.

Kaum war mein treuer Rathgeber Diktys todt, so führte mir das Glük einen andern zu, und das war mein Vater selbst. Meine Mutter war todt, und er ein Feind des falschen Hoflebens; also hielt ihn nichts weiter zurük, sein Leben bey mir in Ruhe zu beschliessen. Aber kaum fieng er an die ächte ländliche Ruhe zu schmecken, so nahm auch ihn das Schikſal wieder von uns, und sein Hintritt versenkte mich in tiefes Trauren. Nun schien ich mir von der ganzen Welt verlassen; aber ich unterdrukte meinen falschen Wahn, wie ein Mann; denn ich überlegte, daß ich ein treues Weib und treue verjährte Freunde hätte. Jezt fieng die Sorgfalt für unser allgemeines Wohl, die zuvor auf dem Diktys lag, an, auf mich zu fol-

len, weil ich durch die weiſen Lehren des Diktys, und durch die nützlichen Reiſen in ſeiner Geſellſchaft, einer der Erfahrenſten in unſerm kleinen Flecken war. Ich wurde nun der allgemeine Rathgeber des Orts, und jeder liebte mich als ſeinen Vater; denn ich ſuchte durch meine Aufrichtigkeit und durch mein Wohlmeynen mit jederman, mir jeden meiner Mitbewohner zum Freunde zu machen. Mein Bemühen war nicht fruchtlos. Man übertrug mir allgemein die Vorſorge für das Wohl des Ganzen, und ich ſorgte für meine Mitbewohner wie ein Vater. Die Zahl der Einwohner unſers Dörfchens vermehrte ſich nach und nach immer mehr, und mit ihr, vermehrte ſich auch verhältnismäßig die Menge der fehlerhaften Neigungen, die immer einer von dem andern durch einen natürlichen Trieb zur Nachahmung lernte, und hernach bey ſich zu einem höhern Grad von Untugend verwildern ließ. Ich wußte aus Erfahrung, daß je gröſſer die Städte ſind, je vielfältiger die Laſter werden: und beſchloß, weil ich den Anwachs unſers Dörfchens nicht verhüten konnte, wenigſtens die Vermehrung der Untugenden zu erſticken, und den Wachsthum der Tugend zu unterſtützen.

Die Güte und Dauerhaftigkeit eines Gebäudes beſteht auf der Feſtigkeit ſeines Fundaments. Ich fieng alſo an für einen guten Grund zur moraliſchen Güte meiner Mitbewohner, nemlich für eine verſtändige Erziehung, zu ſorgen. Lycurg hatte mir darzu ein gutes Vorbild zu Lacedämon gegeben. Er bil-

dete

dete Zöglinge, die in der Bezähmung ihrer selbst nicht wenig vermochten; aber er zog harte Krieger und zu unempfindliche Bürger, und hatte die Hauptstütze zu einer guten Erziehung zu wenig ins Augenmerk genommen — er hatte zu wenig Rücksicht auf das weibliche Geschlecht. Sie, die von der Brust an die unmerkliche Erziehung des Kindes, aber oft die entscheidende für die gute oder böse Seite seines künftigen Lebens, besorgen müssen; sie, die schöne und sanftere Hälfte des menschlichen Geschlechts, die als mannbare Jungfrauen und verständige Hausfrauen, die Herzen der Jünglinge und Männer, wie Wachs bilden, und zu großen edlen Handlungen entflammen, oder zu weichlichen Wollüstlingen und geschwätzigen Jungfer-Knechten herabstimmen können; sie hatte er zu wenig ausgebildet, und zu stiefmütterlich für den Adel ihrer Seele gesorgt; und sie sind es gerade, die, wegen der Feinheit ihres Gefühls, den höchsten Adel im moralischen Handlungen, die ihrem Geschlecht angemessen sind, erlangen könnten, wenn man im ersten Keime dafür sorgte, daß sie ihre, eben aus ihrem feinen reizbaren Gefühle entspringenden, blizschnellen Leidenschaften beständig bezähmen lernten, und wenn man ihrer Vernunft mehr die Hand böthe, sich auf den Thron des reifen Nachdenkens zu schwingen. Kurz, Freund, wenn man ihnen so viel, als es die Bestimmung ihres Geschlechts zuläßt, ernste Weisheit, und moralische Beyspiele beybrächte, damit sie nicht durch die Lehre in ih-

rer verſtändigen Seele (*), oft zu ſehr zu Entwürfen für ihre ſchmeichelnde Leidenſchaft verleitet, und zu Ausbrüchen dieſer Entwürfe angereizt würden. Alles dieſes überdachte ich reiflich, und ſahe ein, wie viel verſtändige Mutter durch eine gute Erziehung, zum Adel der Seele und zur moraliſchen Güte des Herzens bey ihren Kindern beytragen können. Ich beſchloß alſo, für die Bildung des weiblichen Geſchlechtes unter uns ämßig zu ſorgen. Ich ſuchte zu dieſem Entzwecke einige verſtändige Frauen aus, und unterrichtete ſie in der Sittenlehre; zu ihnen mußten ſodenn die Mädchen in unſerm kleinen Flecken gehen, die ältern zu der einen, die jüngern zu der andern. Hier bekamen ſie Anleitung zu weiblichen Arbeiten und zu Führung weiblicher Geſchäfte, aber auch zugleich Unterricht in guten moraliſchen Lehren. Ich ſelbſt brach von meiner Arbeit wöchentlich einige Stunden ab, und ſahe nach, wie dieſe verſtändige Frauen ihren Unterricht gaben, und erzählte dann ſelbſt gute moraliſche Gedanken und Sprüche, und allerhand nützliche Geſchichten aus der ſittlichen und aus der natürlichen Welt. Für die mannbaren Mädchen ſorgte ich noch auf eine andere Art, daß ſie nicht unerfahren in der Kunſt blieben, ihre zukünftigen Kinder zu erziehen. Sobald ich hörte, daß ſich eine von ihnen verheyrathen wollte, ſo ließ

(*) Myſen ſcheint hier in einem Menſchen zwey Seelen anzunehmen, die verſtändige und die thieriſche. Eine Meynung, die im Alterthume nicht fremd iſt.

Ließ ich ſie einige Zeit vor ihrer Verheyrathung zu mir kommen, erklärte ihr die Pflichten, die ſie als Mutter ihren Kindern, ſchuldig ſey, und lehrte ſie ſodann einige Zeitlang, ſo lang ich es für nöthig hielt, nach einem gewiſſen mir gemachten Plan, die nöthigſten Regeln zur ſchwehren Kunſt Menſchen zu erziehen. Ich erkundigte mich alsdenn, nach ihrer Verheyrathung, wie ſie meine Regeln in Ausübung brächte, beſuchte ſie auch ſelbſt; und wenn ich Fehler merkte, oder durch meine Abgeordneten, die die Aufſicht über die Erziehung hatten, hörte: ſo gieng ich ſelbſt hin, und redete mit väterlicher Sanftmuth zu, daß man ſuchen möchte, dieſe Fehler abzuändern. Waren ſodann die Eltern halsſtarrig, ſo wurden ihnen durch einen allgemeinen Vertrag, zu welchen ſich alle junge Eheleute bey ihrer Heyrath verbindlich machen mußten, ihre Kinder weggenommen, und einigen durch die meiſten Stimmen gewählten verſtändigen Männern übergeben, die ſie, gegen einen Beytrag von ihren Eltern, oder waren dieſe arm, von der gemeinen Kaſſe erziehen mußten.

So hielten wir es mit der Erziehung. Um aber die Keuſchheit, eine nöthige Tugend für Mütter, die mit ämſiger Sorgfalt gute Kinder erziehen ſollen, mehr zu befeſtigen und öffentlich zu verherrlichen, wurde jährlich vor der Aerndte ein Feſt gehalten, wo das keuſcheſte Mädchen nach den mehreſten Stimmen öffentlich mit Roſen bekränzt, und wenn ſie arm war, ausgeſtattet wurde, damit ſie bald

durch

Scarus.

Das gröſte Stük der Welt iſt in purem Taumel verlohren; wir haben Königreiche und Provinzen weggeküßt.

Enobarbus.

Wie ſteht das Gefecht aus?

Scarus.

Auf unſrer Seite wie die blattern-volle Peſt, wo der Tod gewiß iſt. Eure verhurte Schindmähre von Aegypten, (daß ſie den Ausſaz kriegte!) mitten im Gefecht (da der Vortheil wie ein Paar Zwillinge ſchien, auf beyden Seiten gleich, und der unſrige eher der ältere) floh, der Landwind hinter ihr her, wie eine Kuh im Brachmonat, mit ausgeſpannten Segeln davon.

Enobarbus.

Das ſah ich, meine Augen wurden ganz krank davon, ich konnte nimmer länger zuſehen.

Scarus.

Kaum war ſie in offner See, ſo ſpannt Antonius, (der edle Ruin ihrer Zauberey,) wie ein brünſtiger Entrich, ſeine Flügel aus, verläßt das Gefecht im entſcheidenden Augenblik, und flieht hinter ihr drein: Eine ſo ſchaamvolle That hab' ich noch nie geſehen. Nie haben Erfahrung, Mannheit und Ehre ſich ſelbſt ſo ſchändlich weggeworfen.

durch ihre Verheyrathung unſrer kleinen Republik gute Kinder ſchenken könnte. Nach dieſem Feſte hatten wir ein anders. Bey demſelben wurden zwey andere Tugenden, die dem weiblichen Geſchlechte nicht ſo ganz eigen ſind, Großmuth und Standhaftigkeit, öffentlich mit einem Eichenkranze belohnt; und diejenige, die zum Lobe einer Freundin, oder einer andern ihres Geſchlechts, die großmüthigſte oder ſtandhafteſte Handlung erzählt hatte, bekam ſelbſt einen Kranz von Myrthen. Hierdurch wurden die Weiber unſerer kleinen Republik von Eigenſchaften kleiner Seelen, von Neid und weiblicher Eitelkeit, abgezogen, und zum wahren Adel der Seele entflammet. Aber auch die Erziehung der Jünglinge wurde nicht vergeſſen; auch für ſie ſezten wir einen feſtlichen Tag an, an welchem die vorzüglichſten ſchönen Handlungen mit einem Eichenkranze belohnt wurden. Aber weil die Männer von Natur härter und unempfindlicher geſinnt ſcheinen, ſo nahmen wir bey Austheilung des Preiſes hier mehr auf die Menſchenfreundlichkeit ihrer Handlungen Rükſicht, als auf die Kraft derſelben. Zu kräftigen Handlungen ließ ich ſie durch ihre ganze Erziehung ſchon bilden; denn allgemeine Verachtung fiel öffentlich auf den, der ſich einmal einfallen ließ, ſchlecht und niedrig zu handeln. Er war ſo lange, bis er ſich zu beſſern ſchien, von allen öffentlichen Feſten, und von allen öffentlichen Spielen ausgeſchloſſen. Dies legte die Neigung zum Böſen in Feſſeln. Ueberdies hatten zwey verſtändige Greiſe von der beſten Art die Sorge auf

ſich,

ſich, die Jugend männlichen Geſchlechts durch gute Lehren, und durch Erzählung ſchöner Beyſpiele, beſtändig zu edlen Handlungen zu entflammen, und über die Sitten eines jeden zu wachen, und deswegen öffentliche Rechenſchaft abzulegen. Auch hatten dieſe zwey Greiſe die Aufſicht über die Jünglinge an den öffentlichen Tiſchen. Denn ich muß dir ſagen, Freund, daß wir hier Mittags an gemeinſchaftlichen Tiſchen eſſen, alle in unſerm kleinen Flecken ohne Ausnahme; Jünglinge und Männer, und Weiber und Jungfrauen in zwey Abtheilungen beſonders. Es iſt dies noch eine Verordnung des Lykurg, die ich für löblich fand: weil ſie die Alten, ſo wie die Jugend, vor Leckereyen und Wolluſt bewahrt, und weil unter einer Tiſchgeſellſchaft von verſtändigen Männern, junge Leute gleichſam ſpielend dahin ausgebildet werden, wohin man ſie vielleicht durch ernſtliche Regeln nie bringen kann. Nach dem Eſſen ſetzen ſich die Aeltern zuſammen und ſprechen, und die Jüngern ſpielen; und bey dieſer Gelegenheit forſchen wir die Hauptleidenſchaften eines jeden aus, wie ich ſchon geſagt habe, und berathſchlagen uns, was an unſerer Jugend zu verbeſſern iſt. Ein gleiches thun auch die ältern Weiber bey den Spielen der Mädchen. Die Spiele nach Tiſche ſind nur zur Bewegung; ſie dauren kurze Zeit, und alsdenn geht jedes an ſeine Beſtimmung. Aber die andern Spiele, die den Scharfſinn üben, treibt man an gewiſſen feſtgeſezten Tagen, an Götterfeſten, oder zu anderer Zeit, wenn wir von unſerer Arbeit ausruhen.

Im

Im Sommer verſammlen ſich auch die ältern und jüngern Einwohner hier unter der Buche, wie du heute geſehen haſt; aber zur Zeit des Winters kommen wir an gewiſſen Tagen in unſerm gemeinſchaftlichen Speiſehauſe zuſammen. Noch einer der löblichſten Tugenden hatte ich, um ihre Würde unverletzlich zu machen, mein Nachdenken zu widmen; und dies war die Treue in der Freundſchaft. Du weiſt, wie oft uns Selbſtliebe und Eigennutz antreibt, zum Nachtheile unſerer Freunde zu handeln; unſerer Freunde, die durch ihre Theilnehmung an unſerm Wohl und an unſerm Wehe, das leztere verſüſſen und das erſtere erhöhen helfen, und daher zur wahren Freude des Lebens, beym Jupiter! unentbehrlich ſind. Ich weiß alſo, wie nöthig es iſt, die Treue der Freundſchaft durch Religion, durch Ehre und äuſſerlichen Anſtand zu ſichern. Und ich habe, ſoviel als möglich, dafür geſorgt. Nichtweit von hier ſteht ein kleiner Tempel mit einem Altare; er iſt dem gaſtfreundſchaftlichen Jupiter gwidmet. Wenn zwey Freunde oder zwey Freundinnen eine feurige Begierde empfinden, eine ächte Freundſchaft mit einander zu ſchlieſſen: ſo machen ſie dies der Verſammlung bekannt. Man prüfet ſie hierauf, ob ihre wechſelsweiſe Gemüthsbeſchaffenheit zu einander paßt; man ſtellt ihnen die allgemeine Verachtung vor, die ihnen vielleicht auf Lebenslang ihre Tage verbittern würde, wenn ſie ihrer Freundſchaft untreu würden; man läßt ihnen Bedenkzeit, daß ſie erſt recht reiffe Ueberlegung mit ſich pflegen können, ehe ſie ſich zu einer

ſo

ſo wichtigen Sache, als eine unverbrüchliche Freundſchaft iſt, anheiſchig machen. Beſtehen ſie hierauf noch ferner auf ihrem Entſchluſſe, ſo führt man ſie feyerlich zum Altare des gaſtfreundſchaftlichen Jupiters, und hier ſchwören ſie ſich wechſelsweiſe eine unverbrüchliche Freundſchaft, die man jezt beſtändig ſo feſtgehalten hat, als die Scythen ihre Freundſchaft durchs Blutband (*). Wenigſtens iſt noch kein Beyſpiel da, daß zwey ſolche Freunde einander untreu worden wären. Dieſe Freundſchaft iſt gleichſam das Eheband zwiſchen zwey Perſonen einerley Geſchlechts, und befördert wegen ihrer Unverbrüchlichkeit das gute Zutrauen zu den Menſchen, und die wechſelsweiſe Theilnehmung an Glück und Unglück auf einen hohen Grad. Denn was dem einen widerfährt, fällt auch auf den andern; aber der Betrug und die Untreue, die einer an dem andern ausüben wollte, fällt doppelt auf ihn, und eine ſchmähliche Verachtung würde ihn gänzlich von unſerer kleinen Republik ausſchlieſſen. So haben wir es angeordnet, und zugleich die Regel gemacht, daß eine ſolche Freundſchaft vor dem dreiſſigſten Jahre nicht ſtatt haben ſoll. (**).

Dies

(*) Die Erklärung hiervon ſteht ſchon weiter vor.

(**) Dieſe biedere Freundſchaft klingt zwar etwas ſchwärmeriſch, und deswegen zu romantiſch; aber ihre Wahrſcheinlichkeit bekräftiget ein kleines, noch ſehr unverfeinertes Völkchen in Dalmatien, die Morlaken,

Dies wären also die hauptsächlichsten Anordnungen, die wir zu Beförderung der moralischen Güte unserer kleinen Republik zu bestätigen, für gut befunden haben. Wenn wir bey denselben nur vorzüglich auf die Sittlichkeit der Jugend sehen, so ist der Grund davon der: daß Jünglinge, deren moralische Eigenschaften mit dem Stempel der Tugend und einer guten Sittenlehre ausgepräget sind, dieses Gepräge auch noch im Alter an sich tragen werden, und daß sie also bey immer mehr reiffender Vernunft auch beständig mehr zu guten Handlungen reiffen werden. Dies gute Zutrauen haben wir wenigstens zu ihnen. Sollte aber ja einer von ihnen unsere gute Meynung, wenn er älter wird, täuschen, so werden seine schlechten Handlungen machen, daß auf ihn die allgemeine Verachtung fällt; eine Strafe, die unter uns die schändlichste ist, weil sie den Verbrecher von allen öffentli-

ken, die aber nicht etwa Heyden sind, weil sie solche heydnische Gewohnheiten haben. Wenn sich hier zwey Personen entschlossen haben, den Bund ihrer Freundschaft auf das dauerhafteste zu bestätigen, so melden sie es dem Bischof; man führt sie hierauf auf das feyerlichste in den Tempel, und hier schwören sie einander am Altare eine unverbrüchliche Freundschaft. Man kann sich beynahe nicht besinnen, daß eine solche Freundschaft durch Untreue entweyhet wurde, sagt der Verfasser der Sitten der Morlaken, aus dem Italienischen übersetzt, Bern 1775, woher ich diese Nachricht, aus dem Kapitel von ihrer Freundschaft, genommen habe.

öffentlichen Verſammlungen, und von allem Umgange mit andern gänzlich ausſchließt, und mitten unter ſeinen Mitbürgern zum Exulanten macht, ſo lange bis er zeigt, daß er ſeinen Fehler bereut, und ſeine Sitten würklich beſſert. Und hier haſt du alſo, Freund, die Hauptzuge aus meinem Leben, und von den Anordnungen, die ich den Aelteſten unſerer Republik zur Ausführung vorſchlug, und von denen die Folge gezeigt hat, daß ſie nicht ohne Nutzen unter uns beſtätigt worden ſind. Noch ſetze ich dir hinzu, daß wir, ſo viel möglich, auch für diejenigen geſorgt haben, welche Noth leiden, oder unſerer Unterſtützung bedürfen. Aus dieſem Grunde haben wir das Haus der Menſchenliebe angelegt, wo wir unſere armen und kranken Mitbewohner, die ſich ſelbſt nicht ernähren könden, unterhalten, und auch Fremden eine Zuflucht geben, bis ſie unſerer Hülfe nicht mehr bedürfen. Wenn ſie noch zu arbeiten im Stande ſind, ſo ſind alle, die hier ihre Zuflucht finden, verbunden, etwas zu thun, damit ſie nicht ſchädliche Müſſiggänger werden. Uebrigens werden ſie hier wohl beſorgt, denn unſere Frauen und Töchter müſſen ſelbſt Sorge für ſie tragen, damit ſie lernen mit Scenen der Trübſal bekannt werden, und Menſchenliebe ausüben. Auch haben wir hier noch eine öffentliche Kaſſe, woraus wir fleißige Männer unterſtützen, die ſich gerne nähren wollen, aber nicht das Vermögen haben etwas anzufangen. Aus dieſer Kaſſe bekommen auch arme Mädchen eine Ausſtattung, zu Einrichtung ihres Hauswe-

sens, damit sie nicht als alte Jungfrauen dem Staate zur Last fallen, und unnütze werden ihn mit vermehren zu helfen; sondern damit die Hofnung zu Unterstützung seines neuen Hauswesens, ihnen einen Mann erwirbt, mit dem sie hernach eine Familie zeugen, und dem Staate nützlich werden können. Und nun, Freund, glaube ich, wirst du Nachricht genug von meinem Leben haben, und von der kleinen Republik, die mich fast mein ganzes Leben durch beschäftiget hat. Denn du kanst leicht glauben, Freund, daß solche Anordnungen nicht in einem Jahre ausgeschlaut, und in dem nämlichen Augenblicke, mit einem Schlage, wie das Bild auf einer Münze ausgeprägt sind. Dazu gehören Jahre, Gedult, reife Ueberlegung, und ein wachsames Auge zur Ausführung; vorzüglich, wenn man seine häuslichen Geschäfte dabey verrichten will, wie ich gethan habe, und noch auf den heutigen Tag thue, wie du bey deiner Ankunft gesehen hast. Und von je her habe ich meine häuslichen Arbeiten selbst verrichtet, meinen Garten selbst gegraben, und mein Feld mit bauen helfen; denn Arbeit gebiert Kraft und Gesundheit, und spannt den Körper zur Thätigkeit. Seine Zeit beständig mit Nachdenken zubringen, gebiert Schwäche an Seel und Leib, Grillen und Hirngespinnste der Einbildungskraft. Aber erst arbeiten und seinen Körper üben, und sodann bey Muße, zum Nutzen seiner Brüder um sich her, Ueberlegungen anstellen, erhält Geist und Herz in warmer Thätigkeit, und befördert in uns die Menschenliebe und die wahre

Weis-

Weisheit. So hab ich es von weisen Männern anpreisen hören, und so hab ich es selbst durch eigene Erfahrung für bewährt gefunden. Aber Freund, nach den Arbeiten des Tages muß man auch dem Körper seine gehörige Ruhe gönnen, damit er wieder Kraft und Thätigkeit zu neuen Arbeiten sammlen kann. Drum komm jetzt mit mir, der Mond steht schon hoch; wenn es dir gefällt, so wollen wir uns zur Ruhe legen, wie mein treues Weib mit ihren Enkeln jetzt schon gethan hat. Anacharsis stand auf, und gieng mit dem verständigen Greise zur Ruhe.

Am folgenden Morgen erwachte er froh und heiter von dem ruhigen Schlafe, worzu ihn die gestrigen Scenen vorbereitet hatten, und dankte den Göttern, daß sie ihn zu einem so verständigen Manne, und zu einem so treuherzigen Völkchen geführet hatten. Er hielt eine kleine Unterredung mit dem biederherzigen Myson, und bath ihn sodann, seinen kleinen Flecken ihm näher kennen zu lehren. Myson that seinen Willen, und führte ihn überall umher, wo er glaubte, daß seinem Gaste etwas merkwürdig scheinen könnte. Er zeigte ihm das Haus der Menschenliebe; er ließ ihn den Unterricht zuhören, den zwey ehrwürdige Männer von der besten Art unter den Einwohnern des kleinen Fleckens, den Knaben in einer verständigen Unterredung ertheilten. Er führte ihn auch hin, wo die Matronen den Mädchen nüzliche Unterweisung gaben. Sodann nahm er ihn mit zu den gemein-

meinſchaftlichen Mittagstiſchen, wozu jeder ſeinen Beytrag an Speiſen geben mußte; und hier genoß Myſon zwar eine ſparſame Mahlzeit, aber eine deſto reichhaltigere Unterhaltung von verſtändigen und ſcharfſinnigen Reden der alten und der jüngern Speiſegeſellſchafter. Sodann ſahe er den Spielen zu, die Winter und Sommer, um die Jugend zu härten, ihren Fortgang hatten. Und kurz davon zu kommen, Anacharſis ſahe alles, was nur Myſon vorzüglich unterhaltend für ſeinen Gaſt glaubte; und Anacharſis freute ſich, wie ſich der Forſcher der Natur freut, wenn er eine neue Schönheit der Natur geſchaut hat. Er bewunderte in Myſon einen Greis, der mit weiſer Sanftmuth, aber auch mit verſtändigem Bedachte, ohne Herrſchſucht, ohne Eigendünkel auf ſeine Weisheit, einen ganzen Flecken lenkte, wie ein Vater ſeine Familie; aber er bewunderte auch die Einwohner eines Fleckens, die ohne Neid, ohne Tadelſucht, von einem Manne, der an Erfahrungen und Kenntniſſen ſoviel vor andern voraus hatte, ſich zum Guten lenken ließen, wie eine Familie gutartiger Kinder von ihrem Vater. Er ſah hier mit Vergnügen Frauen, die, ſtatt über andere zu ſpötteln, und ſich über den Putz und über die Wirthſchafts-Angelegenheiten ihrer Nachbarinnen aufzuhalten, vielmehr freundſchaftlich beyſammen ſaſſen, und ſich ohne Neid und Schmähſucht über nüzliche Verbeſſerung ihrer Wirthſchafts-Angelegenheiten, über die vernünftige Erziehung ihrer Kinder, und über allerhand nüzliche Gegenſtände aus der Sittenlehre

und

und aus der Weisheit des Lebens wohlmeynend, gutherzig, aber auch ernſtlich unterredeten. Er ſah Mädchen, die, ſtatt von Putz und Liebeshändeln zu plaudern, und beiſſende Witzeleyen über ihre Geſpielinnen auszuſchütten, in frölicher Unſchuld und offenherziger Laune mit einander ſcherzten, und ſich mit allerhand unſchuldigen Erzählungen, die ſie von Aeltern, Greiſen und Matronen erſt gehört hatten, und mit Sprüchwörtern und Rätzeln unterhielten, und ſich dabey mit allerley nüzlichen Arbeiten beſchäftigten. Er ſah ferner Jünglinge, denen man in angenehmer Unterhaltung Kenntniß der Natur, und thätige und nüzliche Sittenlehre lehrte, Scharfſinn beym Spiel, und Weisheit und edlen Ernſt beym Eſſen. Er ſah Greiſe, die ſich mit Sanftmuth und Freundlichkeit zu Jünglingen herabließen, um ihnen nüzliche Sachen zu ſagen; ohne Murren und ohne Verbeſſerungsſucht ſich mit ihnen treuherzig unterredeten, und, ohne Hartnäckigkeit auf altes Herkommen, nüzliche Verbeſſerungen ſich gefallen lieſſen; weil ſie täglich in der öffentlichen Verſammlung erſchienen, und ſich nicht einſam bloß unter ihrer Familie aufhielten, wo ſie keinen Widerſpruch aber auch keine Vermehrung ihrer Kenntniße zu erwarten haben. Anacharſis ſah ferner Freunde, die man allgemein ächt nannte, und Handlungen voll Großmuth und Seelen Adel, wie er ſie noch nicht geſehen hatte. Mit einem Worte: Anacharſis lernte hier ein gutes treuherziges, menſchenfreundliches, unter einander harmoniſches Völkchen

Canidius zu den Vorigen.

Canidius.

Unſer Glük zur See iſt würklich athemlos, und ſinkt auf eine höchſtkläglíche Art. Wäre unſer General geweſen, was er ſonſt war, ſo wär' alles gut gegangen -- O er hat uns durch die ſchimpflichſte Flucht ein Exempel zum Fliehen gegeben!

Enobarbus.

Ha, ha, ſtehts ſo mit euch? Nun dann, in der That, gute Nacht!

Canidius.

Sie ſind gegen den Peloponneſus geflohen.

Scarus.

Es iſt leicht dahin zu kommen, und dort will ich erwarten, wie es weiter gehen wird.

Canidius.

Ich will mich mit meinen Legionen dem Cäſar ergeben; ſchon ſechs Könige haben mir den Weg dazu gewieſen.

Enobarbus.

Und ich will noch immer dem verwundeten Glük des Antonius folgen, obgleich meine Vernunft mich auf die entgegengeſezte Seite treibt.

[Sie gehen ab.]

kennen, das würdige lächelnde Greiſe, edle und wohlgeſittete Jünglinge, verſtändige, überlegende und nachgebende Weiber, und tugendhafte, vernünftige, aber auch dabey gutartige, heitere und unſchwazhafte Jungfrauen aufzuweiſen hatte. Er wohnte ihren Feſten und öffentlichen Zuſammenkünften bey, und ſah unter ihnen Ordnung, Geſelligkeit, Sanftmuth und Nachgeben und Adel der Seele. Kurz, er fand hier Tugenden einheimiſch, die man in gröſsern Städten als fremde Erſcheinungen anſtaunt. Und wer hatte dieſe Tugenden hier einheimiſch gemacht? Myſon! der wackere Greis! — Dies ſahe Anacharſis ein, und überzeugte ſich, daß er bey dieſem einzigen Manne mehr thätige und ächte Weisheit lernen könnte, als bey allen übrigen Weiſen Griechenlands. Und er beſchloß nach Hauſe zu reiſen, wo er nun ſeit verſchiedenen Jahren nicht geweſen war, um ſeine Einrichtung zu machen, und ſodann zurük zu kehren, einige Jahre bey Myſon zu wohnen, und ein Zuſchauer ſeiner Art zu handeln zu werden. Er eröfnete dieſen ſeinen Entſchluß dem Myſon. Myſon hatte nichts dawider; und Anacharſis nahm Abſchied von dem wackern Greiſe, und von ſeinem treuherzigen biedern Völkchen, und machte ſich mit einer Thräne der Rührung im Auge auf ſeinen Weg nach Scythenland, um bald wieder in den ruhigen Schooß von Chená zu ük zu kehren. Aber das Schikſal wollte es anders als Anacharſis, und Anacharſis kam nicht wieder zurück in den ruhigen Schooß

von

von Thenä. Noch bey ſeiner Abreiſe wiederholte ihm Myſon den einzigen Spruch:

Man kann weiſe ſeyn ohne Glanz und ohne Neid.

Aber Anacharſis zeigte bald, wie ſchwehr es ſey, dieſen Spruch zu benutzen. Er reiſete durch Perſien wieder nach ſeinem Scythenlande. Er ſah jezt erſt recht deutlich ein, wie weit ſeine Landsleute noch von den beſſern Sitten und der vernünftigern Religion entfernt wären, die er in Griechenland hatte kennen lernen: und beſchloß griechiſche Sitten, und griechiſche Religion in ſeinem Vaterlande einzuführen. Aber er hatte nicht den bedächtigen Verſtand und die ſicher leitende Kunſt, Schritt für Schritt ſeine Entwürfe zum Ziele zu bringen, wie Myſon, der, gleich der weiſen Natur, den Keim ſeines Entwurfs nur allmählich zur fruchtbringenden Ausführung reifen ließ. Dieſen weiſen Bedacht, der doch bey einem auf ſeine alten Herkommen ſo hartnäckigen Volke als die Scythen höchſtnöthig war, hatte Anacharſis nicht; er war noch ein wenig zu raſch und zu glänzend in ſeinen Unternehmungen. Dies brachte ihn ums Leben. Gleich nach ſeiner Ankunft fing er auch ſchon an, mit zu viel Nachdruck in ſeinem ganzen Betragen auf die Aenderung in den Sitten und in der Religion ſeiner Landsleute zu denken; aber die alten ſteiffen Scythen ſahen den Neuling, der ihnen ihr von Urgroßvätern angeerbtes Herkommen umſchmelzen wollte, ſcheel an, und der König ſelbſt brach-

te ihn, bey einem Opfer nach griechiſchem Gebrauch, ums Leben (*). Alſo kam Anacharſis nicht wieder zum wackern Myſon zurück, weil er den Spruch des weiſen Greiſes „Man kann weiſe ſeyn „ohne Glanz und ohne Neid" nicht gehörig in Ausübung brachte.

Kn.

IV.

Geſpräche

über einige neueſte Weltbegebenheiten.

Erſtes Geſpräch.

Walder.

Aus dem Munde des einzigen Proteſtanten, der heute an unſrer Tafel ſaß, hätte ich mir eine ſo eifrige Vertheidigung des Mönchsweſens und der Hierarchie nicht vermuthet.

Diet-

(*) Dieſe Urſache giebt Diogenes Laertius, im Leben des Anacharſis, von ſeinem Tode an, und auch Herodot, Buch 4. Cap. 72. nach Goldhagens Ueberſetzung, ſtimmt ihm bey, daß die Scythen, aus Haß gegen Neuerungen, den Anacharſis, da er nach griechiſchen Gebrauch der Mutter der Götter opferte, umgebracht hätten.

Diethelm.

Eifrige ſagen Sie? — Das wäre mehr als ich wollte. Aber ich beſorge ſelbſt, der Muthwillen, womit ich dieſe jungen Neulinge auf alles, was ihren Voreltern heilig war, loßſtürmen ſah, möchte mich wärmer gemacht haben, als ich unter gelaßnern Gegnern geblieben wäre.

Walder.

Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredſamkeit ſchwerlich mehr gewonnen, als daß jeder Ihrer Zuhörer mit der Ueberzeugung weggegangen iſt, Sie könnten eine ſchlimme Sache ſehr beredt vertheidigen.

Diethelm.

Was das gewinnen betrift, ſo glauben Sie wohl, daß ich mir von dieſer Seite wenig verſprochen habe. Die Mönche haben nun einmal den fatalen Zeitpunct erlebt, wo ſelbſt die Beredſamkeit eines Baſilius, Chryſoſtomus, und Bernardus — wenn dieſe Heiligen auch in Perſon wiederkämen und ihre Vertheidigung übernehmen wollten — zu Schanden darüber würde. — Aber wir ſind jezt unter vier Augen, und niemand wehrt uns, einander unſre wahren Gedanken ohne Zurükhaltung mitzutheilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm — weil ſich ſonſt niemand ihrer annehmen wollte — würklich für ſo ſchlimm, daß ſie keine gute Seite hätte?

Walder.

Welche Frage! Wo iſt ein Ding in der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm.

Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daß eine Zeit war, wo das Mönchsweſen —

Walder.

ein vernünftiges, dem erſten aller Göttlichen Geſetze — dem Geſetze der Natur, und den weſentlichſten Endzwecken der bürgerlichen Geſellſchaft beförderliches Inſtitut geweſen? Nicht wahr?

Diethelm.

Nun, das möcht ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dies werden Sie mir doch zugeben: daß eine Zeit war, wo das Mönchsweſen der Kirche und dem Staat viele große und weſentliche Dienſte geleiſtet hat?

Walder.

Ich könnte Ihnen dies gar wohl — nicht zugeben, und würde nicht verlegen ſeyn zu beweiſen, daß Kirche und Staat Mittel gefunden haben würden, ſich dieſe große und weſentliche Dienſte durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unſchädlichere Art leiſten zu laſſen, als durch die Mönche. Aber dies würde uns

zu weit führen, und am Ende doch zur Entſcheidung der Frage, wie ſie izt geſtellt wird, wenig beytragen. Geſezt alſo, ich hätte Ihnen zugegeben was Sie verlangt haben: geſezt, das Mönchsweſen habe in jenen finſtern Jahrhunderten, wo es entſtanden und ſich ſo ſchnell und mächtig ausgebreitet, der Welt würklich Gutes gethan: was beweiſet dies für ſeinen Nutzen, für ſeine Schiklichkeit im Jahre 1782? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner Europens Eicheln aßen und Büffelshörner vor der Stirne trugen, und ſich wohl dabey zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel, von Kopf zu Fuß gepanzert, mit Schild und Speer auf Abentheuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlöſen, Witwen und Wayſen zu beſchützen, kurz, überall ſich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich! ein ſehr löbliches Unternehmen war, und dem Inſtitut der fahrenden Ritterſchaft zu ſeiner Zeit großen Ruhm und Anſehen zuwegebrachte. Wollten wir aber darum dieſe Zeiten wieder hergeſtellt haben?

Diethelm.

Warum nicht? Die Menſchheit gewönne vielleicht mehr dabey als ſie verlöhre —

Walder.

Das Inſtitut der alten Ritterſchaft in unſern Zeiten?

Diet-

Diethelm.

Nicht doch! die Zeiten mit dazu, das verſteht ſich! Zeiten, worinn es an ſeinem rechten Platze war, und auſſer welchen freilich der große Roland und Reinold von Montalban ſelbſt nur Don Quixoten wären.

Walder.

O! das iſt ein anders, mein Herr! Ich dachte wir ſprächen im Ernſt. Wenns aber aufs Wünſchen ankommen ſoll, warum wünſchen wir nicht lieber gleich, mit Einem großen Zauberwunſch, das ganze Geſchlecht Adams nach **Eldorado**, oder ins **Severambenland**? — Bis dahin ließen wir, dächt ich, die Zeiten wie ſie ſind; und da möchten denn wohl in den unſrigen die Mönche gerade ſo nöthig und nüzlich ſeyn als — die Ritter von der Tafelrunde —

Diethelm.

— und unſre vernünftigen Leute glauben an ihre Scapuliere, geweyhte Sachen, Lorettenglökchen, Lucas- und Agatha-Zettel, Ignatius-Bleche, C † M † B †, wunderthätige Bilder, Geſpenſterhiſtorien, Exorciſmen, u. ſ. w. gerade ſoviel als an die verlüpten Waffen, Taliſmane, unſichtbarmachende Ringe, Hippogryfen, Waſſer-Nixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die Tafelrunde, die Turnierſpiele, und das ganze irrende

Ritter-

Ritterweſen iſt vorbey: das Mönchsweſen hingegen hat ſich, aller Polizierung, Aufklärung und beſſern Staats-Organiſierung in Europa zu troz, bis Anfangs dieſes 1782ſten Jahrs nach der Zeitrechnung des kleinen Dionyſius, im Beſiz aller ſeiner, wohl oder übel, erworbnen Rechte, Befreyungen, Güter und Reichthümer — und (was nicht das unbedeutendſte iſt) auch im Beſiz ſeines Einfluſſes auf den gröſſern Theil des Geiſtlichen und Weltlichen, hohen und niedern Popelli in der Katholiſchen Chriſtenheit erhalten — und dies, däucht mich, macht einen groſſen Unterſchied.

Walder.

Sie meynen alſo, ein ſo weit ausgebreitetes, ſo tief eingewurzeltes Inſtitut, wie das Mönchsweſen noch bis dieſen Tag iſt, könne leichter verbeſſert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm.

O, was das betrift, auch das leztere möchte in unſern Tagen leichter zu bewerkſtelligen ſeyn, als man beym erſten Anblick denken ſollte. Weder die Mönche noch die Layen ſind in dieſem lezten Viertel des achtzehenten Jahrhunderts mehr was ſie ehmals waren. Jene ſcheinen die Unfüglichkeit ihres Daſeyns in einer Welt, wo der Mann im Mond kaum eine ſeltſamere Figur machte, unter Menſchen denen ſie theils ſehr entbehrlich, theils überläſtig, theils ſchon

verächt-

verächtlich ſind, ſelbſt zu fühlen. Nichts entſchädigt ſie mehr für das Opfer aller ihrer Menſchenrechte und Anſprüche an häusliches Glück, das ſie ihrem unnatürlichen Stande bringen müſſen. Die Beſten unter ihnen, (und wer läugnet, daß es nicht ſehr vortrefliche ſehr ehrwürdige Manner unter ihnen giebt?) wiſſen ſehr wohl, daß ſie das was ſie ſind auch in einem andern Stande ſeyn könnten, und ſeufzen heimlich unter der erdrükkenden Laſt ihrer Gelübde, welche zu tragen man entweder ein Halbgott oder — ein Vieh ſeyn muß. Ueberall ſezt ſich die Vernunft unvermerkt wieder in den Beſiz ihrer unverlierbaren Rechte, und ſelbſt von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigſtens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloſſer Nahme ſonſt Helden zittern machte, werden izt ſogar von Knaben verlacht. Der furchtbare **Fluch des Ernulfus**, der ehemals ſo große Politiſche Wunder würkte, hat die magiſche Kraft verlohren, die ihm die unwiſſende Einfalt unſrer Voreltern beylegte — kurz, alles iſt zu einer Revolution vorbereitet, die der Herrſchaft des Aberglaubens den Untergang droht, und die Religion in ihre urſprüngliche edle Simplicität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzuſetzen verſpricht —

Walder.

Dank ſey dem Himmel! — und was für Ausſichten giebt Ihnen dies für die Sache, die Sie in

Ihren

Ihren Schuh genommen haben? Was meynen Sie daß die geiſtliche Ritterſchaft des Römiſchen Hofes ſich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu verſprechen hat?

Diethelm.

Wenn ich glaube, daß die gänzliche Einziehung und Abſchaffung aller religiöſen Ordensſtiftungen in unſern Zeiten eine ſehr mögliche Sache ſey, ſo hab ich damit noch nicht eingeſtanden, daß ich ſie ſo geradezu für billig, oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder.

Die Mönche, unter irgend einer Geſtalt oder Modification, bey welcher ſie Mönche bleiben, der Kirche, dem Staat, nüzlich? Sie machen mich auf den Beweis eines ſo paradoxen Satzes begierig!

Diethelm.

Ich ſage nicht, daß die Mönche, unter irgend einer Modification bey welcher ſie ſolche Mönche bleiben wie ſie bis jezt ſind, von einigem Nutzen ſeyn könnten, der ſie der Erhaltung werth machte. Ganz gewiß iſt das, was Sie und ich unter dem Mönchsgeiſt verſtehen, einer der unſauberſten Geiſter die jemals von Menſchlichen Leibern Beſiz genommen haben. Aber, was hat die urſprüngliche Regel des heil.

Antonius mit Eros und einigem Gefolge treten auf.

Horch, der Boden ruft mir zu, ihn nicht mehr zu betreten, er ſchämt ſich mich zu tragen. Freunde, tretet näher, es iſt ſo weit mit mir gekommen, daß ich meinen Weg auf ewig verlohren habe. Ich hab' ein Schiff, mit Golde beladen; nehmt es, theilt es unter euch; flieht, und macht euern Frieden mit Cäſarn.

Alle.

Fliehen? Nicht wir.

Antonius.

Ich bin ſelbſt geflohen, und habe Memmen gelehrt, davon zu lauffen und ihre Schultern zu zeigen. Freunde, geht euers Weges. Ich habe mich ſelbſt zu einer Reiſe entſchloſſen, wozu ich eurer nicht vonnöthen habe: Geht, meine Schäze ſind im Hafen. Nehmt ſie -- oh, ich folgte -- ich ſchäme mich zu denken wem? Selbſt die Haare auf meinem Kopf empören ſich; die grauen werfen den braunen Unbeſonnenheit, und dieſe jenen Zagheit und Aberwiz vor. Freunde, verlaßt mich; ihr ſollt Briefe von mir bekommen an einige Freunde, die ſich eurer annehmen werden. Ich bitte euch, ſeht nicht traurig aus, und denkt auf keine gezwungene Antworten; nehmt den Rath an, den euch meine Verzweiflung giebt. Verlaſſet die, die ſich ſelbſt verlaſſen. Geht gerades Wegs dem Meer zu, ich ſchenk' euch das Schiff und die Schäze darinn. Verlaßt mich ein wenig, ich bitte euch, thut es, ich bitte; dann in der

Auguſtins oder Benedicts mit dem Mönchsgeiſt zu ſchaffen? Und wenn eine Anzahl Klöſter in jedem Katholiſchen Lande auf die genaueſte aber freywillige Beobachtung dieſer Regeln zurükgeſezt würde — ſo lange es noch Menſchen geben mag, die ſich aus eigner Bewegung dazu entſchlieſen — hätten wir nicht Urſache, ſolche Inſtitute, zumal wenn ſie noch alle Modificationen, die der Aufklärung und Bedürfnis unſrer Zeit angemeſſen ſind, erhalten hätten, für nüzlich anzuſehn?

Walder.

Und dieſe Modificationen?

Diethelm.

Ich denke mir, zum Exempel, eine Art von Klöſterlichen Stiftungen, worinn eine kleine Anzahl (denn klein wird ſie unter dieſen Umſtänden immer bleiben) von Perſonen, die ſich zu einem contemplativen und abgeſchiednen Leben berufen fühlten, mit freywilliger Vergebung aller Vortheile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerſtreuungen, ſich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmliſchen Wahrheiten widmeten, und in ihrem Wandel die Unſchuld, Einfalt und Reinigkeit des erſten Chriſtenthums darſtellten. Ich entferne von einem ſolchen Inſtitut alle Formen, Gebräuche und Uebungen, die an der beſchränkten Vorſtellungsart jener Zeiten der Unwiſſenheit

heit und Einfalt hanaen und mit den richtigern Begriffen der unſrigen contraſtieren. Ich entbinde ſie von dem Zwang ewiger Gelübde, laſſe ihnen die Freyheit in die Welt zurükzukehren —

Walder.

Kurz, Sie heben die religioſen Orden mit ihrer ganzen dermaligen Verfaſſung, ihre Geſetze, Gebräuche und Uebungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren Geiſt und Zwek auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnüzen Reichthum, den armen ihren dem Volke ſo überläſtigen Bettelſack ab, und verwandeln, durch eine Operation die alle Verwandlungen der Fabel übertrift, die Klöſter und ihre dermaligen Einwohner, aus dem was ſie jezt gröſtentheils ſind,

— fruges consumere nati,

remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apoſtoliſche Chriſten, wie ſie ſich dem guten myſtiſchen Fenelon in den ſeligen Träumen ſeiner ſanften Seele, nach dem Ideal eines Ignatius, Polycarpus u. ſ. w. darſtellten! — Lieber Freund! was ſoll ich Ihnen antworten, wenn Sie die Beybehaltung des Mönchsweſens auf Ovidiſche Metamorphoſen grünben?

Diethelm.

Laſſen Sie mich den Ausleger meiner Meynung ſeyn, Walder! Ich geſtehe gerne, daß die Anzahl der

Mönche, die jezt für manchen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im Ganzen vielleicht auf wenige Hundert zusammenschmelzen würde. Desto besser! Diese wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr Gutes thun, als die ganze Möncherey, wie sie bisher gewesen ist, in eben soviel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr vonnöthen hat —, wahre Gottesmänner, ächte Weise, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir andern Weltleute fast immer unterliegen, keine Gewalt hätten; die zu Erduldung jedes Ungemachs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annemlichkeit des Lebens gewöhnt, den festen Muth und die aushaltende Stärke hatten, sich dem Strom des sittlichen Verderbens entgegen zu stellen, und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemeines Beste zu ihrem einzigen Zwek zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann wie der große **Ximenes** bilden können? Ein Mann, dessen Charakter der Menschheit soviel Ehre bringt, daß ich, falls die Sache von mir abhienge, versucht wäre, die ganze unzählbare Familie des guten **Franciscus** — so wenig ihrer auch darunter sind die er für seine Söhne erkennen würde — beizubehalten, wenn ich gewiß wäre, daß alle funfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schooße hervorgehen sollte.

Walder.

Ich verehre den groſsen Mann wie Sie: aber wahrlich, das hieſse einen Ximenes theuer erkauft! Und warum ſo theuer? Erinnern Sie Sich des eben ſo vortreflichen, vielleicht noch gröſsern und beſſern Johann von Palafox! Welchen Helden der Tugend, die irgend ein Zeitalter hervorgebracht, kann man dieſen Mann nicht an die Seite ſtellen? — Und Palafox war kein Mönch! Männer von dieſer Art ſind auſſerordentliche Erſcheinungen in der Moraliſchen Welt. Sie werden weder in Klöſtern noch Philanthropinen gebildet: ſie fallen gleichſam aus den Wolken herab. Der Himmel ſelbſt hat ſie erzogen, ſie zu beſondern Verrichtungen, die nur durch ſie geſchehen konnten, herabgeſchikt und ausgerüſtet; ſie erſcheinen, führen ihren Auftrag aus, und verſchwinden wieder ohne einen Nachfolger zu hinterlaſſen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöſter ſeyn möchten, welche Sie beybehalten wiſſen wollen: ſo würden auch dieſe wenige zuviel ſeyn, wenn Sie keine andre Abſicht dabey hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieſes Wortes, darinn gebildet zu ſehen. Schulen, Seminarien, Inſtitute unter welchem Namen Sie wollen, können — wenn's gut geht — brauchbare Gelehrte, Geſchäftsmänner, Cameraliſten, Negocianten, Kriegsleute, u. ſ. w. erziehen: aber die Ximenes, die Palafox, kommen von ſelbſt. Ich ſage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht ſo

hoch ſpannen; wenn Sie in den wenigen Klöſtern, auf welche Sie das Mönchsweſen zurückſetzen wollen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menſchen, aber reine Sitten, exemplariſche Frömmigkeit, und den Geiſt des unverfälſchten Chriſtenthums ſehen wollten; ſo würden Sie gleichwohl Ihres Zweks verfehlen; und dieſe Wenigen, ſo gut auch ihr Anfang ſeyn möchte, würden binnen funzig Jahren ſchon ſo unlauter und verdorben ſeyn, als der Orden der Minderen Brüder ſogar ſchon bey Lebzeiten ſeines unſchuldigen und wohlmeynenden Stifters war.

Diethelm.

Die Urſachen, warum die Familie des H. Franciſcus ſobald ausartete, würden bey meinem Klöſtern, unter den Modificationen die ich vorausſetze, gänzlich wegfallen. —

Walder.

Nun ja — ich beſinne mich! Ihre Mönche würden freylich — keine Mönche ſeyn ——

Diethelm.

Eine Art von Cönobiten, Chriſtliche Pythagoräer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloße Nothwendige eingeſchränkt, einer zwekmäßigen Lebensordnung oder Regel freiwillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie

ganz abgeschnitten — Wo sollte da die Verderbniß herkommen?

Walder.

Wo sie herkam, als nur Ein Paar Menschen in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit schwerlich finden werden. Aber ich will über alles hinausgehen, was ich sagen könnte, um Ihnen zu beweisen, daß Ihre Christliche Pythagoräer sich unvermerkt entweder in bloße Philosophen, Mathematiker, Sternseher, Sprach und Alterthums-Forscher — oder in eine neue Art von Jesuiten — verwandeln, oder ganz absterben würden. Ich will Ihnen die Hundert Cönobiten, die Sie auf ihre vorgeschlagene Weise beybehalten oder vielmehr neuetabliert wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das ganze unermeßliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen, oder wie es izt ist, lassen müssen? Daß das Leztere ungereimt sey, haben sie eingestanden: und das Erstere würde, wie Sie sagten, weder billig, noch dem Staat und und der Kirche zuträglich seyn.

Diethelm.

Sie erinnern mich, daß ich Ihnen meine Erklärung über einen heutigs Tages so paradox klingenden Saz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrich-

tig ſagen, wie ich die Sache anſehe. — Sie hat vie-
le Seiten, und kann aus mehr als einem Geſichts-
punkte betrachtet werden! Allein unter dieſen verſchie-
denen Geſichtspunkten iſt doch nur einer, woraus ſie
angeſehen werden **muß**, wenn die Frage iſt, ob die
Klöſterlichen Stiftungen länger beſtehen ſollen oder
nicht? Und dieſen Geſichtspunkt kann doch bloß die
Gerechtigkeit und das **allgemeine Beſte** angeben?
Die religioſen Orden, ſowohl diejenige, deren

wohlbegründete fruchtbare Capitale
aus fetten Gütern uns entgegen glänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Kyklopen,

— — — Sich auf die Götter verlaſſend
nimmer pflanzen noch ſäen und nimmer die Erde beackern,

alle dieſe Orden ſind nun einmal größtentheils ſeit vie-
len Jahrhunderten im **rechtmäßigſten**, auf Landes-
fürſtliche und Päbſtliche Vergünſtigungen, und — was
ihre Güter betrift — entweder auf fromme Stiftun-
gen und Schenkungen, oder auf bürgerliche Contracte
beſtens begründeten Beſiz ihrer Rechte, Befreyungen,
Güter und Einkünfte. Wenn ein ſo wohl begrün-
deter Beſizſtand nicht hinlänglich iſt, eine Geſellſchaft
oder Gemeinheit bey ihrem Eigenthum zu ſchüzen:
wer würde künftig bey dem Seinigen ſicher ſeyn? —
Aber, wenn dieſe Betrachtung auch nicht im Wege ſtün-
de: wie ungewiß iſt es immer, ob der Gebrauch, den

man

man von den Reichthümern der geiſtlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch ihre Aufhebung verlöre, entſchädigen werde? Ich verſtehe unter dem Staat diejenigen, um derentwillen der Staat, oder die bürgerliche Verfaſſung iſt — denn ein Grundſaz, über welchen wir hoffentlich einig ſind, iſt: daß der Staat der Menſchen wegen, und nicht die Menſchen des Staats wegen, da ſind.]

Walder.

Eh der Staat iſt, müßen freylich Menſchen ſeyn, und alsdenn wird er allerdings um der Menſchen willen errichtet: ſobald er aber eingerichtet iſt, kann man mit der größten Richtigkeit ſagen, daß die Menſchen eben ſowohl des Staats wegen da ſind als dieſer der Menſchen wegen. Aber was wollen Sie aus ihrem Grundſaz erweiſen?

Diethelm.

Ich denke, Sie werden mir zugeben, daß es nicht bloß Aberglauben oder dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurtheilen iſt, was die Klöſter, bey den großen Veränderungen, die in allen übrigen Theilen der alten Verfaſſung Europa's vorgegangen ſind, bis auf dieſen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weitausgebreitete Vortheil, der die Bewohner der Katholiſchen Staaten von dieſen Inſtituten ziehen, vielleicht das Meiſte dazu beygetragen. Man kann ſie als eine

Art von Fidei-Commissen ansehen, die eben so viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornämlich für den Bürger- und Bauren-Stand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr die Bedürfnis solcher Hülfsquellen täglich zunimmt. So lange die Klöster beybehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder.

sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bey den Sinesern wirft man die Neugebohrnen, wenn man nicht Lust hat sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Canäle oder auf die Straße; und dies Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel — wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernst, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worinn Sie diesen angeblichen Vortheil der Klöster auf seinen wahren Werth reduziert finden können, und die — in Jedermanns Händen sind?

Diethelm.

Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die bloße Freyheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet wären.

Wal-

Walder.

Die Unterſuchung dieſes Puncts würde uns zu weit führen. Aber wenn wir auch dieſe Art von **Kinder-Ausſetzung**, die man Verſorgung in einem Kloſter nennt, in Rükſicht auf die **Ausgeſezten** für eine würkliche Verſorgung gelten laſſen wollten: ſo blieben noch immer die Fragen zu beantworten: befinden ſich die einzelnen Familien deſto beſſer dabey? Würde es für den Bürger und Bauer nicht zuträglicher ſeyn, wenn er, für das was es ihm koſtet ſeinen Sohn in ein Kloſter zu bringen, und — falls es auch nur einen Mendicanten Orden iſt, ein lebenslänglicher **Wohlthäter** dieſes Ordens zu ſeyn — wenn er, ſage ich, ſeinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Handthierung ergreiffen lieſſe, wobey er durch Geſchiklichkeit, Fleiß und gute Aufführung ſich ſelbſt, ſeiner Familie und dem Staat nüzlicher ſeyn könnte als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweyhten Müſſiggängers? Daß dies Wahrheit ſey, davon kann ſich iedermann augenſcheinlich überzeugen, wenn er in Teutſchland die Volksmenge und den Nahrungsſtand der Proteſtantiſchen Länder, wo man ſeit dritthalbhundert Jahren von dieſer traurigen Reſource nichts weiß, mit beydem in den Katholiſchen vergleichen will. Wie hoch ſich **der geiſtliche Vortheil** belauffen kann, den ein Staat von ſo oder ſoviel Tauſenden, Zehntauſenden oder Hunderttauſenden meiſtens wohlgenährter, geſunder und baumſtarker Mönche ziehen mag, deren Seelen

That, ich habe das Recht zum Befehlen verlohren; ich bitte euch also -- Ich will gleich wieder zu euch kommen --

(Er ſetzt ſich nieder.)

Cleopatra von Charmion und Iras geführt, zum Antonius.

Eros.

Ach, Gnädigſte Frau, zu ihm, er hat Troſt vonnöthen.

Iras.

Thut es, theurſte Königin.

Charmion.

Wie, beym Himmel, was ſonſt?

Cleopatra.

Laßt mich ſitzen -- o Juno!

Antonius.

Nein, nein, nein, nein, nein!

Eros.

Seht ihr hier, Gnädigſter Herr?

Antonius.

O pfuy, pfuy, pfuy.

Charmion.

Madam -- Iras.

len und Leibeskräfte (wenigstens in so ferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen ganzlich verlohren gehen, und die ihren Mitbürgern mit Nichts als — singen und beten dienen, — will ich andern zu berechnen überlassen. Aber dies ist offenbar: daß sich sowohl von den Klostergütern als von der Kloster-Menschen kein Gebrauch erdenken läßt, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der itzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unverträglicher wäre, als derjenige der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem Fuße bleibt, wie es bisher in Teutschland und einigen andern Europäischen Ländern gewesen ist.

Diethelm.

Habe ich Ihnen die Nothwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformation desselben nicht schon eingestanden? Aber, reformieren ist nicht aufheben; und alles was ich am Ende behaupten will, ist bloß: daß die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine Möglichkeit ist, sie dem gemeinen Wesen nüzlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehmals der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen Abänderungen, nicht auch noch izt thun können? Man gebe ihnen eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den gröſten Theil der Klöster, nach

Mans-

Maasgabe ihrer Lage, Einkünfte, u. ſ. w. in wohl eingerichtete **Hoſpitäler, Findelhäuſer, Wayſenhäuſer, Arbeitshäuſer** u. ſ. w. und beſchäftige die Mönche mit der Aufſicht, Beſorgung und Bedienung derſelben im Leiblichen und Geiſtlichen. Man ſchaffe einige andre in **Erziehungs-Inſtitute** um — etwa nach dem Muſter der Würtembergiſchen Kloſterſchulen, oder der **Schul-Pforte**, des **Kloſters Berga** bey Magdeburg, u. a. in welchen ſeit einem paar Jahrhunderten ſo viele Gelehrte und berühmte Männer ihre erſte Bildung erhalten haben — ſo werden ſie auch **unſern Zeiten** nüzlich werden! Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichthümer ſind nun einmal zu **frommen Verwendungen** geſtiftet. Die wohlmeynende aber übelberichtete Einfalt unſrer Voreltern hat ſie **Gott** und **ſeinen Heiligen geſchenkt**, und **auf ewig zum unveräuſſerlichen Eigenthum übergeben** — Gott und ſeine Heiligen (ſagt man) können nichts von dieſen Geſchenken und Vermächtniſſen brauchen. — Gut! Aber der Geiſt des Chriſtenthums und die klare Vorſchriften Jeſu Chriſti ſollen die **Ausleger** der frommen Meynung jener Stifter und Wohlthäter der Klöſter ſeyn. Was **Gott** gewidmet wird, iſt zu **Gott gefälligen Werken** gewidmet. Die **Gottgefälligſten** Werke ſind die **Werke der Menſchenliebe**; und die wohlthätigſten von dieſen ſind **fortdaurende, weislicheingerichtete, wohlunterhaltene**, und **gewiſſenhaft verwaltete öffentliche Anſtalten** zu

Ver-

Versorgung hülfsbedürftiger Nothleidenden; Anstalten wodurch der Menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden, die sonst zu Grunde gehen müßten, unzählige brauchbar gemacht werden, die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art, und mit verdienstvoller Verläugnung aller zeitlichen Vortheile und Weltfreuden, lediglich **Gott**, d. i. **ihrem Neben-Menschen um Gotteswillen**, zu dienen, verlobt haben — schicken sich am besten, den verschiedenen Aemtern und Bedienungen, welche in solchen Instituten nöthig sind, vorzustehen — da sie **reinere Beweggründe** als die Weltleute, und weder ihre Zerstreuungen, noch Versuchungen, noch eigennützige Neben-Absichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worinn sie sich noch in so gröser Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die Katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Antheil an allem Guten was auf Erden geschieht, nehmen: wie sehr würden sich die Frommen Ordensstifter **Augustin, Benedict, Bernhard, Benno, Norbert, Franziscus, Dominicus**, u. s. w. erfreuen, ihre so zahlreichen, und gröstentheils so wohl begüterten **Familien** aus einer anstößigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit herausgehoben, und aus *Fruges consumere natis* (wie sie izt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehr-

würdigsten

würdigsten Glieder der Menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

Walder.

Und glauben Sie, mein Freund, daß die Söhne der vorbelobten heiligen Ordens-Patriarchen Augustin, Benedict, Bernhard, Benno, u. s. w. geneigt seyn würden, diese heilsame Verwandlung zu untergehen, wenn es von ihrem Willen abhienge?

Diethelm.

Ich habe wenigstens von vielen unter ihnen eine so gute Meynung, daß ich mir getraute es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesezt aber auch, daß der Willigen weniger wären als ich mir vorstelle: sollte das eine so löbliche, so gemeinnüzliche, so nöthige Veränderung aufhalten können? In einem solchen Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht **wollen** was sie **sollen**, den Willen **zu machen.**

Walder.

Aber sie scheinen vergessen zu haben, daß sich alle diese ehrwürdige Herren, aus denen sie Spitalvorsteher, Wayſenfleger, Krankenwärter, u. s. w. machen wollen, der **Kirche** und nicht dem **Staat** gewidmet haben? Daß die Meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm.

Was ſie, nach dem Bedürfnis der Kirche, und ſelbſt nach der urſprünglichen Regel und Beſtimmung ihres Ordens, **nicht** ſeyn ſollten! — Da treffen Sie juſt auf den rechten Flek, Walder! Das Prieſterthum der Mönche iſt gerade der erſte Mißbrauch, deſſen Abſchaffung in unſern Zeiten unumgänglich nöthig iſt. Die Kirche braucht nicht mehr Prieſter als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienſtes und das was man Curam animarum (Seelſorge) nennt, erfordern. Dieſer Grundſaz macht wenigſtens den gröſten Theil der Prieſter-**Mönche** zu höchſtentbehrlichen Supernumerariis, die im Weinberg des Herrn müßig ſtehen, und (wie die Erfahrung lehrt) den würklich angeſtellten Arbeitern nur im Wege ſind. Wenn es alſo unläugbar iſt, daß die Kirche ihrer nicht bedarf: warum ſollte der Umſtand, daß ſie ſich **der Kirche** oder vielmehr **dem Dienſt Gottes** gewidmet haben, ein rechtmäßiges Hindernis ſeyn können, ſie ſamt und ſonders zu ſolchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die darum, weil ſie dem Staat wichtig und unentbehrlich ſind, dem Allgemeinen Vater der Menſchen gewiß nicht weniger wohlgefällig ſeyn können?

Walder.

Sie kommen dem Grund der Sache immer näher, und ſo nahe, daß wir unvermerkt zuſammentreffen, und die Auflöſung des Problems, die wir ſuchen, auf

einmal

einmal gefunden haben werden. Alles kömmt zuförderſt darauf an, daß wir uns recht verſtehen, d. i. bey den Worten, die wir gebrauchen, Einerley denken, und die Frage in ihre einfachſten Beſtandtheile auflöſen. Fürs erſte alſo laſſen Sie uns alles Zweydeutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und lieſt nur allzuhäufig, daß von Beyden ſo geſprochen wird, als ob ſie **einander entgegengeſezte** Dinge wären, und **ganz verſchiednes Intereſſe** hätten. Dieſe Art zu reden ſezt ſehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem **Chriſtlichen** Staate können Kirche und Staat unmöglich zweyerlei Intereſſe haben, man müßte denn (durch einen offenbaren Mißbrauch der Worte) **Kirche** und **Kleriſey** für einerley nehmen; welches gerade ſo wäre als wenn man **Staat** und **Staatsbediente** für gleichbedeutende Dinge halten wollte. In einem Staat ſoll und darf es keine Mitglieder geben die den allgemeinen Geſetzen **nicht** unterworfen ſind, von demjenigen dem die höchſte Gewalt des Staats übertragen iſt **nicht** abhängen, und zum gemeinen Beſten **nichts** beytragen; und falls es ſolche Glieder gäbe, ſo müßten ſie, eben darum, als unnüze und ſchädliche Auswüchſe, Kröpfe, Schwämme u. ſ. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindeſten Gefahr des Ganzen geſchehen könnte, ausgerottet werden. Ein **Chriſtlicher** Staat hat hierinn vor den übrigen nichts beſonders. Was man in ihm die Kirche nennt, iſt kein eigner

unabhängiger Staat im Staat. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens in so ferne sie sich zum Christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort Katholisch hinzu; die Natur des Staats bleibt immer eben dieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer ein Ganzes aus eben denselben Theilen, eine Gesellschaft eben derselben Menschen, Staat genannt in so fern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben, Kirche, in so fern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nehmliche Gesellschaft von Menschen, unter verschiedenen Benennungen und in verschiednen aber vollkommen verträglichen Ansichten, sich selbst entgegenzustellen. — Was zur Wohlfart des Staats wesentlich ist, kann der Kirche eben so wenig nachtheilig seyn, als der Kirche etwas nüzlich seyn kann, was dem Staat verderblich ist.

Diethelm.

Setzen Sie immer voraus, daß wir in Grundsäzen von solcher Unlängbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder.

Gut! So lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden.

(Die Fortsezung nächstens.)

V. Ver-

V.

Vermiſchte Litterariſche Anzeigen.

1. Ankündigung einer Mimik, von Hrn. Prof. Engel in Berlin.

Nach dem Urtheil der beſten Kenner und nach der Erfahrung der Künſtler ſelbſt, iſt das Meiſte, was bisher über die körperliche Beredſamkeit geſchrieben worden, bloße allgemeine Phraſeologie, unbrauchbar für den ausübenden Künſtler, und unbefriedigend für den theoretiſchen Denker. Die wenigen beſtimmtern Regeln, die man etwa findet, gehen nicht ſowohl auf die Wahrheit, als auf die Schönheit des Ausdruks: und auch noch dieſe Regeln ſind natürlicher Weiſe ſehr allgemein und ſchwankend; weil man, vor Erkenntniß der Natur eines Gegenſtandes, über die ihm zukommende Schönheit unmöglich urtheilen kann. Gleichwohl iſt eine Gebehrdenkunſt nicht allein möglich, ſondern die meiſten Principien dazu ſind in der Seelenlehre ſchon wirklich da; Die Theorie wäre nach aller Wahrſcheinlichkeit ſchon erfunden, wenn ſich nicht blos Künſtler oder Kunſtkenner, ſondern auch Philoſophen, mit ihr hätten befaſſen wollen.

Durch ein ſehr zufälliges Geſpräch mit einem Freunde, gegen den ich die Möglichkeit einer Schauſpielkunſt verfocht, ward ich in eine Correſpondenz verwickelt, die ich fortſezte, weil ſie mir gefiel, und in der ich nach und nach mein Wort wahr zu machen ſuchte. Ich ſonderte in meinem Verſuche, worinn ich faſt allein auf die Wahrheit, wenig auf die Schönheit des Gebehrdenſpiels ſah, alles Beſondre und Unterſcheidende, ſowohl ganzer Menſchengeſchlechter und Menſchengattungen, als einzelner menſchlicher Individuen ab,

und hielt mich allein an das Allgemeine. Ich berührte nur ganz flüchtig diejenigen äußern Bewegungen, die im Gebehrdenſpiel von gleich allgemeiner vager Bedeutung ſind, wie der Accent in der Rede; und eben ſo flüchtig diejenigen, die mehr einen gewiſſen Zuſtand des Körpers, in deſſen Mechanismus ſie einzig Grund haben, als einen beſtimmten Zuſtand der Seele anzeigen. Deſto gröſſere Aufmerkſamkeit wandte ich auf die Ausdrücke beſtimmter Seelenveränderungen: und da ich, bey ihrer Entwickelung, weniger auf die zeichnenden Künſte, als auf die energiſche Kunſt des Schauſpielers Rükſicht nahm; ſo mußte ich mich in die beyden Fragen einlaſſen: wie ſich jede Seelenveränderung, einzeln betrachtet, im Körper äußre? und: nach welchen Geſetzen der Ausdruk einer ganzen Reyhe derſelben erfolge? — Daß es mir mit Beantwortung der leztern Frage weniger als mit Beantwortung der erſtern gelang, darf ich wohl kaum erſt ſagen.

Ich unterſchied malende Gebehrden von auedruckenden, und fand, daß beyde entweder eigentlich oder figürlich wären. Von den malenden fand ich zweyerley Gründe; einen in der Abſicht des Redenden, einen andern in der Natur der Seele: von den ausdruckenden, deren Betrachtung der eigentlich bedeutende Punkt der ganzen Theorie war, unterſchied ich dreyerley Arten, die ich abſichtliche, der Seelenfaſſung analoge, und phyſiologiſche nannte. Ich unterſuchte flüchtig den Ausdruk, der ſchon im Zuſtande der Ruhe Statt findet; ausführlicher den Ausdrut, der die innere Thätigkeit des Geiſtes und des Herzens ankündigt. Ich fand hier vor allen Dingen Begierde und Anſchauen zu unterſcheiden. Nach einer allgemeinen Vergleichung von beyden, die ſehr bald zu einem weſentlichen Unterſchiede führte, gieng ich den Ausdruk der drey Arten von Begierden,

den, die ich unterſcheiden zu müßen glaubte, und aller der beſondern Arten des Anſchauens durch, hielt mich überall weniger an die phyſiologiſchen als an die abſichtlichen und analogen Gebehrden, und ſuchte auf eben ſo feſte als deutliche Regeln zu kommen. Nach Beſtimmung des Ausdruks einfacher Gemüthszuſtände kam ich zur Betrachtung des zuſammengeſezten Ausdruks, ſowohl bey der Begierde, als beym Anſchaun. Es zeigte ſich, daß die Ausdrücke, die man gleichbedeutend glaubt, in der That lauter verſchiedene Zuſammenſezungen ſind, die ſo viel verſchiedne Nüancen geben, und daß, wie in der Wörterſprache nur Eine Redensart, ſo auch in der Gebehrdenſprache nur Eine Bewegung die beſte ſeyn könne. Die Regel, nach welcher die Zuſammenſezung geſchehen müßte, war leicht gefunden. Ich warnte noch vor dem Widerſpruch im Gebehrdenſpiel, und kam dann zur Beſtimmung und Ausführung der dem Schauſpieler ſo nöthigen Regel: wann er durch ſein Spiel die Gegenſtände ſeines Denkens und Empfindens malen dürfe, und wann er es nicht dürfe?

Es mag an dieſer flüchtigen Skize des erſten Theils meiner Schrift genug ſeyn; der Entwurf des Ganzen würde zu weitläuftig werden. Auch dieſes Wenige hätte ich ſparen können, wenn ich der Mann wäre, der auf ſeinen bloßen Namen hin, Vertrauen vom Publicum fordern dürfte. Ich glaubte einen kleinen Blik, wenigſtens in einen Theil meines Plans, den Kennern ſchuldig zu ſeyn. So dunkel und abſtrakt übrigens meine Schrift, nach den wenigen unausgeführten, durch Beyſpiele unaufgehellten Sätzen, die ich hier hingeworfen, den Meiſten ſcheinen mag: ſo leicht und populär, hoff ich, wird man ſie in der Ausführung finden. Denn wie feinere Kenner auch ſchon in dieſer Skize bemerkt haben müſſen; ſo habe ich alle tiefere Speculationen der

Iras.

Gnädigſte Königin --

Eros.

Mein Gebietender Herr --

Antonius.

Ja, Gnädigſter Herr, ja; er trug zu Philippi ſein Schwerdt gerade wie ein Tanzmeiſter, und ſah zu, wie ich den hagern runzlichten Caßius ſchlug; ich war's, der dem ſchwärmeriſchen Brutus das Leben endigte; er muß alles durch ſeine Lieutenants thun, und hat keine Kenntniß noch Erfahrung von Kriegs-Sachen -- und doch -- ich kan nicht d'ran denken --

Cleopatra.

Ah, geht näher zu ihm.

Eros.

Die Königin, Gnädigſter Herr, die Königin.

Iras.

Geht zu ihm, Madam, redet ihn an, er iſt vor ungewohnter Schaam ganz auſſer ſich.

Cleopatra.

Wohlan dann, haltet mich -- o!

Eros.

Mein Edelſter Gebieter, ſtehet auf, die Königin nähert

Seelenlehre vermieden, und die ganze Schrift in der flachen Manier des bloßen Beobachters gehalten.

Der Freund, an den ich meine Briefe schrieb, dringt auf die öffentliche Mittheilung derselben, und Andre, deren Urtheil ich darüber einzog, wollen mich überreden, daß nicht allein Künstler, sondern auch Philosophen, mir für die Bekanntmachung derselben Dank wissen würden. Das glaub ich am Ende selbst, wie ich offenherzig gestehen will; nicht, weil ich mir schmeichle etwas besonders geleistet zu haben, sondern weil ich es für gut halte, jede noch vernachläßigte Art von Untersuchungen nur erst in Gang zu bringen. Der erste Versuch sey noch so fehlerhaft, noch so unvollkommen; wenn er nur Aufmerksamkeit erwekt, so dient er am Ende, selbst durch die Widerlegungen und Verbesserungen die er veranlaßt, zur Bereicherung der Erkenntniß. Indessen ist der Druk meiner Schrift, wegen den vielen dazu erforderlichen Kupfern, ein wenig kostbar: und mich deucht, daß ich bey den Verlegern, gegen die ich ein Wort davon fallen lassen, nicht die ganze Bereitwilligkeit, an die sie mich verwöhnt haben, angetroffen; ob mir gleich keiner die Unternehmung abschlägt. Eh ich andern schade, will ich lieber mir selbst schaden, und will zu meiner größten Sicherstellung nur den einzigen Schritt thun, daß ich das Publikum um Unterstützung durch Vorausbezahlung bitte. Die Menge der Kupfer, die Herr J. W. Meil zu stechen übernimmt, ein Mann, dessen Name seine Empfehlung ist, und die Sauberkeit des Drucks, die von einem Werke gefodert wird, an welchem die Kunst soviel Theil hat, nöthigen mich den Pränumerationspreis auf 1 Species-Dukaten zu setzen. Es versteht sich, daß die Pränumeranten die ersten besten Abdrücke erhalten, und daß nachher der Verkaufpreis um ein Merkliches theurer seyn wird. Die Pränumeration bleibt

bis

bis Michaelis dieſes Jahrs eſſen, und das Werk ſelbſt wird zu Oſtern kommendes Jahres, unter dem Titel: Ideen zu einer Mimik, gewiß geliefert. Der hieſige Buchhändler, Herr Myliuſ, übernimmt auf ſehr freundſchaftliche Bedingungen die Beſorgung des Druks und die Verſchickungen. An Ihn, oder an mich ſelbſt, bitte ich meine hieſigen und auswärtigen Freunde ſich zu wenden. Wer auf 10 Exemplare vorausbezahlt, erhält das 11te umſonſt, und die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedrukt. Frey werden die Exemplare zur Leipziger Meſſe geliefert, von wo ſie, nach der Anzeige eines jeden, weiter können befördert werden.

Ohne beſondere Namen zu nennen, bitte ich alle meine Freunde, und alle die welche Herausgeber und Beförderer periodiſcher Schriften und Journale ſind, mein Vorhaben, ſoviel an ihnen iſt, bekannt zu machen. Auch erſuche ich alle diejenigen, welche bisher für andere Gelehrte die Mühe übernommen, Pränumeration zu ſammlen, die nämliche Mühe für mich zu übernehmen. Alle Buchhandlungen bitte ich um ein Gleiches, und verſichre ſie, daß mein vorgedachter Commiſſionär, Herr Myliuſ, gegen ſie beobachten ſoll, was in dergleichen Fällen gewöhnlich und billig iſt. Berlin, den 30ſten März 1782.

J. J. Engel.

---

2. **Reiſe nach Oſtindien und China**, vom Jahr 1774—81. unternommen und beſchrieben von Hrn. Sonnerat, Commiſſär bey dem K. Franzöſ. Seewesen, Correſpondent der K. Akad. der Wiſſenſch. zu Paris, u. ſ. w.

Indien (ſagt Hr. Sonnerat in ſeiner Ankündigung dieſes Werkes) hat von jeher die Aufmerkſamkeit der Völker,

die einige Kenntniß von diesen schönen Gegenden hatten, auf sich gezogen. Sein wohlthätiges Klima, die Menge und Vortreflichkeit seiner Produkte, brachte schon die Alten auf die Gedanken, es müsse unter allen Ländern am ersten bewohnt, und so zur Wiege des Menschengeschlechts geworden seyn; die Moral der Indianer, ihre Gesetze ihre Religionsbegriffe, ihre Schriften, ihre Kenntnisse in verschiednen Sachen, die sie schon in jenen Jahrhunderten besassen wo die übrigen Völker noch in der Barbarey schmachteten, waren der Grund, daß man sie als die Väter und Erfinder der Wissenschaften und Künste ansah. Die Wahrscheinlichkeit dieser beyden Vermuthungen hat zu allen Zeiten eine Menge Reisender nach Indien gelokt. Die meisten giengen hin, um sich dort zu bereichern; andre, um dieses durch seine Weisheit und hohes Alterthum berühmte Volk in der Nähe zu beobachten. Die erstern, allzuwenig besorgt um die wahren Mittel Kenntnisse zu erlangen, allzusehr mit ihrem Eigennutz beschäftigt, als daß sie eine ernstliche und anhaltende Aufmerksamkeit auf Gegenstände von ganz verschiedner Natur verwenden könnten, immer nur auf der Oberfläche der Dinge herumgleitend, oft ungetreu in ihren Nachrichten, selten unter sich übereinstimmend, und fast immer sich selbst widersprechend, verdienen nicht, daß man ihren Erzählungen glaube. Dafür können wir unbegränztes Zutrauen auf jene schätzbare Schriftsteller sezzen, die, als uneigennützige Reisende, aufmerksame Beobachter, aufgeklärte Kritiker und getreue Geschichtschreiber, keine andre Absicht haben, als, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und unter ihre Mitmenschen zu verbreiten, so wie es die Herren Anquetil, LeGentil, Dow, Howel u. a. m. thaten. Diese gelehrten Reisebeschreiber mögen nun wohl lange in Indien gewesen seyn, mögen den schärfsten Beobachtungsgeist zu ihrem Zweck angestrengt haben; und doch ist es trotz alle dem nicht möglich, daß sie, während

rend

rend ihres Aufenthalts in dieſen Gegenden alle, Data die zur Geſchichte dieſer Länder gehören aufgefunden und erfahren haben; denn, wenn es aller Orten ſchwer iſt, die Sitten und den Geiſt der Nation, zu der man reißt, kennen zu lernen, ihren Gottesdienſt vom Grunde aus zu unterſuchen und ſeinen Einfluß auf die Staatsverfaſſung daraus zu abſtrahiren, die Data, welche uns ihre Geſchichte liefert, zu beſtimmen und aus einander zu ſetzen: ſo iſt es gewiß in Indien am ſchwerſten. In der That, keine andere Nation, als die Indiſche, theilt ſich in ſo viele Parteyen, die eben darum weil keine mit der andern in Verbindung ſteht alle einzeln müſſen ſtudiert werden; nirgends affektirt die Religion ſo ſehr das Geheimnißvolle, und hüllt ſich in ſo viele unerklärbare Allegorien ein. Kein Volk ſetzt ſeinen Urſprung in ſo entfernte Jahrhunderte hinaus, und hat ſeine Geſchichte mit ſo vielen Fabeln verunſtaltet. Aus dem allen folgt alſo, daß man nur durch langen Aufenthalt, durch Angewöhnung der in den verſchiednen Bezirken üblichen Gebräuche, durch die Kenntniß der Sprache und ihrer verſchiednen Dialekte, durch die Lektüre der geheiligten Bücher, und den Umgang mit den Braminen, die allein die Religionslehren und Wiſſenſchaften genau inne haben, zur Kenntniß der Sitten, des Gottesdienſtes und der Geſchichte der Indianer gelangen könne. Eben dieſes ſind die Mittel, durch die ich jene Data geſammelt, die meinen Vorgängern in dieſem Fache entwiſcht ſind; und ich zweifle nicht, auch meine Nachfolger werden noch dergleichen auffinden, die ich nicht erfahren habe.

Dieſe Erklärung (fährt Herr Sonnerat fort) iſt hinreichend genug, meine Abſicht darzuſtellen, in der ich nach Indien reißte, und die Mittel, die ich anwandte, ſelbe zu erreichen. Das Reſultat von alle dem iſt dieſes Werk,

das aus zween Quartbänden mit 140 Kupfertafeln beſtehen ſoll. Der erſte enthält alles was ſich auf die Halb-Inſel von Indien bezieht, die Geſchichte ihrer Revolutionen, ſeit dem letzten Krieg bis auf den Verluſt von Pondichery; ihre Topographie, ihre Handlung, die Eintheilung der Indianer in Zünfte, die Sitten, Gebräuche, Sprachen und Künſte der Mitglieder dieſer Zünfte, ferners ihren Geſchmack für Apologen, von denen ich durch Ueberſetzung einiger ſolcher Stücke einen Begrif ertheile; den Zuſtand der Wiſſenſchaften bey ihnen; ihre Meynung von der Schöpfung und Dauer der Welt; ihr Syſtem der Aſtronomie, die Art wie ſie die Zeit abtheilen, was ſie von der Seelenwanderung, dem Paradies und der Hölle denken; ihre Religion oder Glauben-ſyſtem, ihre Einweyhung, die Verehrung die ſie den Göttern nach dem alten und jetzigen Gebrauch erzeigen, die Feſte, Ceremonien, die abergläubiſchen Gaukeleyen, die Gebräuche bey Hochzeiten und Leichenbegängniſſen; das Verhältniß ihres Gottesdienſtes mit der Religion der Chineſer, der Einwohner von Siam, Pegu ꝛc. mit der Religion der Völker die das Reich zerſtört haben, und die wir für die älteſten halten; endlich die Geſchichte der Indianiſchen Mönche, die in den Gegenden, wo ſie ihren Aberglauben und Fanatiſmus verbreiten, ſo ſehr geehret werden. Der zweyte Band enthält einen Abriß der Indianiſchen Mythologie, den Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften bey den Chineſern, ſamt einer genauen Beſchreibung alles deſſen, was ſich auf ihre Sitten bezieht; die Sitten der Einwohner von Pegu, ihren Handel mit den Europäiſchen Nationen, und die Revolutionen, die ſeit Einem Jahrhundert in dem Königreich Pegu und Ava vorgefallen, welche zwey Länder ſehr wenig bekannt ſind, und die bis izt noch kein Reiſender genau durchforſcht hat.

Nach

Nach der Geſchichte von Peau beſchreibe ich auch die Geſchichte von Madagaſcar; ſie enthält die Sitten, Gebräuche und Künſte der Einwohner dieſer großen Inſel, und eine Beſchreibung der Provinzen des ſüdlichen Theils.

Dieſe verſchiednen Gegenſtände ſchlieſſe ich mit einigen Bemerkungen über das Vorgebirg der guten Hoffnung, über die Inſeln France und Bourbon, über die Maldiviſchen Inſeln, über Ceylon und Malakka. Am Ende der Geſchichte dieſer Länder beſchreibe ich noch einige neue in die Naturgeſchichte einſchlagende Gegenſtände. Dieſe Beſchreibung werde ich eben ſo behandeln wie die von Neu-Guinea, die ſchon gedrukt iſt.

Soweit Herr Sonnerat. Wir fügen dieſem noch einige Nachrichten bey, die aus dem Rapport genommen ſind, welches die von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris zu Prüfung dieſes ihr im Manuſkript vorgelegten Werkes ernannte Commiſſarien, die Herrn de la Lande und Fougeroux, derſelben unterm 23ſten Jenner 1782. abgeſtattet haben.

„Herr Sonnerat, welcher große Kenntniße in der Naturgeſchichte, thätigen Eifer, und jenen geläuterten Geſchmack beſitzt, der einem feinen Beobachter nöthig iſt, reißte als Schüler des Herrn Commerſon im Jahr 1768. von Paris ab, und durchwanderte mit ihm innerhalb drey Jahren die Inſeln France, Bourbon, Madagaſcar ꝛc. Durch dieſen würdigen Lehrer nun ſchon ſelbſt zum geſchickten Beobachter ausgebildet, unternahm Herr Sonnerat eine Reiſe nach Indien, nach den Philippiniſchen und Molukkiſchen Inſeln und nach Neu-Guinea. Er kam im Jahr 1773. nach Frankreich zurück, und brachte eine anſehnliche Sammlung von verſchiednen Gegenſtänden der Naturgeſchichte mit ſich die er in dem königlichen Naturalienkabinet niederlegte; zugleich

gab

gab er eine Geſchichte ſeiner Reiſen heraus, darinn man eine Beſchreibung der koſtbarſten Indianiſchen Bäume findet: z. B. des Brodbaums, des Muſkatnußbaums, des Gewürznelkenbaums ꝛc. ſo wie auch eine von ſeltnen Vögeln, darunter vier neue Gattung von Paradiesvögeln ſind.

Im Jahr 1774. gieng er wieder nach Indien, und erhielt von der Regierung den Auftrag ſeine gelehrten Unterſuchungen in allen den Ländern fortzuſetzen, die er durchwandern würde. Er reißte nach Ceylon, beſuchte dann die Küſte von Malabar, hielt ſich einige Zeit zu Mahe auf, durchſtrich die Bergkette Gate, und bereißte die ganze Küſte bis nach Surate und an den Cambayiſchen Meerbuſen; nach dieſem gieng er an die Küſte von Koromandel, wo er ſich ebenfalls eine Zeit lang aufhielt, reißte dann an die Oeſtliche Küſte nach der Halbinſel Malakka, und endlich nach China.

Herr Sonnerat war indeſſen überzeugt, er könne ſeine in Indien gemachte Beobachtungen noch weiter fortſetzen, und ſeine darüber angefangene Arbeit vollſtändiger machen. Er gieng alſo in dieſer Abſicht wieder an die Küſten vor Koromandel zurück, und brachte zwey volle Jahre damit zu, die Provinzen Karnate, Tanjour und Madura zu durchwandern.

Bald darauf brach der gegenwärtige Krieg aus, und ſtörte ihn in ſeinen gelehrten Unterſuchungen. Er hatte die Aufſicht über die Hoſpitäler, über die Magazine des Königs und des Havens zu Pondichery, als dieſer Plaz belagert wurde. Die Franzoſen übergaben ihn, und Herr Sonnerat mußte nun nach Europa zurückgehen. Ehe er aber nach Frankreich kam, blieb er noch einige Zeit auf der Inſel France, auf Madagaſcar, und am Vorgebürge der guten Hoffnung."

Die-

Dieſes Zweifelsohne ſehr vorzügliche Werk gedenken die Herren Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürich, laut einer im May d. J. geſchehenen Bekanntmachung, in einer teutſchen Ueberſetzung zu liefern. Beyde Bände werden etwa 70 gedruckte Bogen, und 140 Kupfer in 4to. und größerm Formate enthalten, alle von geſchickten Künſtlern in Paris gezeichnet und geſtochen.

Sie ſchlagen hierzu den Weg des Vorſchuſſes ein, um den Liebhabern das Werk in dem billigſten Preiſe liefern zu können. Die Pränumerations-Zeit bleibt bis zur Leipziger Michaelis-Meſſe 1782 offen, und der Preis des vollſtändigen Werks, iſt, für die Pränumeranten, Zwey Luisdor in Gold, oder 10 Rthlr. Sächſiſch; in Conventions-Geld 18 Fl. oder 15 Fl. Wiener Courant. Nachhero aber für diejenigen die nicht pränumerirt haben Eindrittel höher; und weil nur eine kleine Auflage gemacht werden ſoll, ſo wird man unabweichlich bey den vorgeſchlagenen Preiſen verbleiben.

Die Pränumeranten bezahlen itzo bey Eingebung ihrer Namen Einen Luisdor, als die Hälfte des Preiſes zum voraus, und empfangen, (wenn es wegen dem Abdrucke der Kupfer immer möglich iſt,) an der Leipziger Michaelis-Meſſe 1782. den Erſten Band. Sollte es aber wegen angezeigten Urſachen bis dahin nicht möglich ſeyn, ſo geſchieht die Lieferung ohne Fehl auf die Neujahr-Meſſe. Bey Empfang dieſes Bandes bezahlt man die zweyte Hälfte des Preiſes, und erhält den zweyten Band ohne weitern Nachſchuß mit Oſtern 1783. Am Ende des zweyten Bandes werden die Namen der Pränumeranten beygedruckt. Schrift, Papier und Format wird dem in groß Quart gedrukten Avertiſſement gleich ſeyn, und es wird in allen Buchhandlungen Pränumeration angenommen.

Briefe, Geld und die Anzeige der Namen bitten ſich die Herrn Verleger Poſtfrey aus. Wer auf 5 Exemplare pränumerirt, erhält das 6te gratis.

Hier in Weimar nimmt die Hoffmanniſche Buchhandlung auf dieſes Werk Pränumeration an.

---

3. Dritte Ankündigung der Geſellſchaft des Verlags für Gelehrte und Künſtler, zu Deſſau.

Hiermit fahren wir fort dem Publikum die Schriften, welche durch unſre Beſorgung ans Licht treten ſollen, anzukündigen. Seit dem 25ſten Jan. dieſes Jahrs haben wir deren zwölf unternommen, welche gröſtentheils auf die Michaelis-Meſſe die Preſſe verlaſſen ſollen, und auf welche wir bis zum 15ten Sept. Unterzeichnung annehmen. Zu mehrerer Bequemlichkeit in der Correſpondenz, beſonders für unſre Herrn Commiſſionärs, ſetzen wir den Titeln dieſer Werke die fortlaufende Nummer unſerer Verlagswerke vor. (*)

26) Ratio ſeu Methodus compendio perveniendi ad veram Theologiam. Per *Erasmum Roterodamum*. Ad Albertum, Principem, Cardinalem et Archiepiſcopum Moguntinenſem. Recenſuit et illuſtravit D. *Jo. Sal. Semler*. Gr. 8. Ladenpr. 12 gr.

Dieſes Buch iſt zwar ſchon, ohne vorhergegangene Ankündigung, abgedruckt; wir erwähnen deſſen aber doch hier, um nicht die Ordnung unſrer Artikel zu unterbrechen.

27) Deut-

(*) Man kann, wegen Mangel des Raums, dieſe Ankündigungen hier nur ganz kurz liefern, da ſie hingegen bey den ſchon bekannten Herrn Collecteurs jedes Orts ausführlich zu haben ſind.

27) Deutliche und ausführliche Anweiſung, wie man das militäriſche Aufnehmen nach dem Augenmaaß, ohne Lehrmeiſter, erlernen könne, von J. C. G. Hayne, Königl. Preuſs. Ingenieur-Officier. Mit 10 Kupfertafeln. Gr. 8. ein Alphabet und drüber. Subſcriptionspreis 1 Rthlr. 14 gr. Ladenp. 2 Rthl.

Dieſes Werk beſteht aus drey Abtheilungen. Der erſte Theil handelt von der Oberfläche der Erde, und wie man die ſichtbaren Gegenſtände auf derſelben, in Rückſicht auf das *Coup d'oeil*, zu nutzen habe.

Der zweyte Theil handelt vom Zeichnen. Es wird darinnen ausführlich beſchrieben, wie man die Berge und Felſen nach allen ihren Figuren zeichnen, wie man ihre verſchiedenen Höhen, auch wie man die Tiefen ꝛc. ausdrücken ſolle. Desgleichen wird das Zeichnen der Städte, Dörfer, Hölzer, der einzelnen Gegenſtände, der Grenzen, der Stellungen der Truppen bey Schlachten, und der dazu gehörigen Signaturen, alles nach verſchiedener (militäriſcher) Art, gelehrt.

Der dritte Theil handelt bloß vom Aufnehmen nach dem Augenmaaß.

Das ganze Syſtem vom Aufnehmen läuft darauf hinaus, daß man feſte Punkte zum Grunde lege; und dieſes iſt um ſo viel gewiſſer, als man von einem jeden Lande Karten haben kann. Deswegen findet man hier ein Verzeichniß von den beſten Special und Generalkarten von allen Provinzen Teutſchlands und andern Ländern. Auch ſind die Orte angezeigt worden, woher man ſolche kommen laſſen kann. Folgende Abſchnitte handeln von praktiſchen Handgriffen: 1) Werden krumm und gerade liegende Theile, flieſſendes und ſtehendes Waſſer, feuchtes Erdreich, Städte, Marktflecken, Dörfer, Grenzen, einzelne Berge und Gründe auf alle Arten aufzunehmen gelehrt. 2) Wie zuſammenlie-

gende

ſich euch; ihr Haupt neigt ſich auf ihren Buſen, ſie ſtirbt, wenn eure Tröſtungen ſie nicht ins Leben zurük ruffen.

Antonius.

Ich habe meinen Ruhm geſchändet -- O höchſt ſchmäh-liche Flucht --

Eros.

Herr, die Königin.

Antonius.

O wohin haſt du mich geführt, Aegypterin? Sich wie ich, um ſelbſt vor deinen Augen meine Schaam zu verbergen, auf das zurüke ſehe was ich hinter mir gelaſſen habe, entehrt und zu Grunde gerichtet!

Cleopatra.

O mein Gebieter, vergebt meinen furchtſamen Segeln; ich dachte nichts weniger, als daß ihr folgen würdet.

Antonius.

Königin, du wußteſt nur gar zu wol, daß mein Herz an deine Ruder angebunden war, und daß du mich nach dir ziehen würdeſt. Du kennſt deine unbegrenzte Gewalt über meinen Geiſt, und daß dein zauberiſcher Schnabel mich von den Befehlen der Götter ſelbſt zurükruffen könnte.

Cleopatra.

O, Vergebung!

Antonius.

gende Theile in Grund zu legen, wie ihre Lage neben, hinter und über einander zu bestimmen, desgleichen wie Gebürgs- oder Felsenrücken, und wie die darinnen befindlichen Passagen, Pässe ꝛc. ohne vieles Abschreiten einzutragen sind. 3) Von Grundlegung aller Arten von Lägern, und wie ein Offizier auf seiner Feldwache das Terrain um sich herum, ohne aus seinem Bezirck zu gehen, zu seiner Sicherheit aufnehmen könne. Obige einzelne Abschnitte sind als Vorbereitungen zu Aufnehmung ganzer Gegenden zu betrachten. Nun wird an den Kupfertafeln gezeigt, wie eine flache Gegend aufzunehmen sey, worauf nur etliche Dörfer, Wege, etwas Wald und Wasser ist, dann eine kupirte Gegend mit einigen Bergen, und zuletzt ein mühsames oder schweres Terrain, und wie solches einzutheilen, wenn man es noch nie gesehen haben sollte. Es sind würklich existirende Gegenden, und auf allen ist der Weg, den man zum Aufnehmen wählen muß, mit einer besondern Linie bemerkt. Die Art, wie sie, mit und ohne Schritte, mit und ohne Karte, in Grund geleget werden können, wird hier ausführlich, und so, wie sie noch in keinem Buche gelehrt worden ist, beschrieben. Deswegen darf auch dieser Theil seinem Inhalte nach ganz neu genannt werden.

Ueberhaupt betrachtet, ist dieses Werk so eingerichtet, daß sowohl niedere als hohe Offiziers es bey aller Gelegenheit im Felde brauchen können. D. V.

(Die Fortsetzung künftig.)

---

4. Rousseaus Bekenntnisse über sich selbst, samt dessen Träumereyen

werden zu Riga in Hrn. Hartknochs Verlag künftige Michaelis-Messe teutsch übersezt erscheinen.

Der

Teutſche Merkur.

Junius 1782.

I.

Beantwortung der Frage:

„Wie kommt Maria die Tochter Davids zu einer Attiſchen Geſichtsbildung?"

von

Joſeph Fratrel, Churf. Hofmahler in Mannheim.

Ueberſezt und mit einem Zuſatze begleitet von Friedrich von Schaden.

(S. in T. Merk. des v. J. dem Wintermonat S. 257.)

1.

Die Leſer des Teutſchen Merkurs erinnern ſich der Beſchreibung einiger meiner Gemählde, welche an angezeigten Orte dieſem Journale einverleibt iſt. Der Herr Verfaſſer derſelben lobt unter andern darin die Attiſche Geſichtsbildung, die ich der heiligen Jungfrau gegeben hätte. Vom Herrn Herausgeber aber findet ſich in der beygeſezten Note

die Frage: wie denn die Tochter Davids zu einer Attischen Gesichtsbildung komme?

Ich will es versuchen sie umständlich zu beantworten, da mir der Weg dazu selbst in dieser periodischen Schrift auf die gefälligste Weise eröffnet worden ist.

In dem Augenblike, da man sich das anbetungswürdige Geheimniß des eingefleischten Wortes, dessen Endzwek die Erlösung des menschlichen Geschlechtes war, gedenket, muß man sich auch unter der Jungfrau, die da gewählet war zu dem großen Werke mitzuwirken, eben so gut ein Meisterstük der Natur als der Gnade vorstellen. Schon dieser einzige Gedanke beflügelt die Einbildungskraft des Dichters und Mahlers hinlänglich, und rechtfertiget zugleich alles, was beyde nur immer erfinden mögen, um ihren Gegenstand zu erheben, und zu verschönern.

Nun sind aber die geistigen Eigenschaften, welche sich in einem Meisterstücke der Gnade vereiniget finden, nothwendig so beschaffen, daß sie dem Auge nicht sichtbar dargestellt werden können. Dem Mahler (nicht dem Dichter, als welcher hierlange nicht so beschränket ist) bleibt nichts übrig als sich an die äussern Spuren zu halten, welche jene Eigenschaften auf der körperlichen Oberfläche zurücke lassen. Die äussern Züge scheinen von den innern Empfindungen abzuhängen, und diese wie-

der

der von dem Eindrucke, welche die Tugenden aufs Gemüthe machen. So verbreitet, zum Beyſpiel, die Beſcheidenheit, die Sanftmuth, eine gewiſſe Ruhe, eine Stille in der Seele, die auf der Augengeſtalt ſichtbar wird: ihr Buchſtabe iſt ein mäßig geöffnetes Augenpaar, ruhig liegende Augenbraunen, und ſo mit andern —

Dieſe äuſſern Zeichen ſind dem bildenden Künſtler das, was dem Sternkundigen die Erſcheinungen am Firmamente; ſie haben dem erſtern faſt untrügliche Mittel an die Hand gegeben, die Bilder der verſchiedenen Tugenden und Laſter auf ſichere Grundlinien zurükzuführen, und ſo verſtand man ſich über gewiſſe unterſcheidende Züge ein, welche dieſe oder jene Seelen-Eigenſchaft bezeichnen ſollten. Wenn es nun, dieſem zu folge, je ein ſolches Unterſcheidungszeichen der Weisheit giebt, ſo iſt es unſtreitig die von der Stirne in gerader Linie ablauffende Naſe. Von dieſem Theile des Geſichtes, oder vielmehr von ſeiner Beſchäftigung, hat auch das Wort Weisheit (Sageſſe) ſeinen Urſprung erhalten; wenigſtens läßt es ſich von dem lateiniſchen (Sapientia *) zuverläßig behaupten.

*) Nicht eben vom Teutſchen auch. Das teutſche Wort Weisheit kommt von wiſſen, einer Facultät der Seele; das lateiniſche aber von ſchmecken (Sapere) welches bekanntlich ein körperliches Geſchäfte iſt. Aber dem entſpricht hinwiederum der teutſche Ausdruk, Ge-

haupten. Die Folgerung hievon ist keiner Zweydeutigkeit unterworfen: und wenn diese Bemerkung neu scheint, so hat mans nur dem Mangel an Gelegenheit, von dieser Sache zu sprechen, zuzuschreiben. Der hohe Character der Weisheit schikket sich nun gewiß vorzüglich für die Mutter des Heilandes. Die eingefleischte Weisheit konnte sich keine Wohnung ausersehen haben, die ihrer unwerth gewesen wäre. Die weitere Schlußfolgen übergehe ich nunmehr geflissentlich; aber der Leser muß izt bereits eingesehen haben, wie es zugehe, daß die Tochter Davids, **Maria**, eine griechische Gesichtsbildung haben könne. — Es bestehet nemlich das Unterscheidungszeichen ihres Weisheitsvollen Characters vorzüglich in der geraden Stirn und Nase.

Ja, wird man sagen, diese Geradheit der Stirn und Nase, mag allenfalls wohl das Abzeichen der Weisheit seyn; allein es war der Griechischen Nation eigen, und wir wissen von keinem ähnlichen Beyspiele bey einem andern Volke des Alterthums, zumal nicht bey den Juden.

Was folgt aus diesem Einwurf? Nur dieses, daß die Gelehrten keine andere als Griechische Mo-

Geschmak, in wissenschaftlichen Dingen, welcher vom körperlichen schmecken, unstreitig entlehnet ist. Und in Oberteutschland ist auch dieses das Geschäft der Nase, welche im hohen Teutschland nur riecht, und nicht schmeket.

Der Uebersetzer.

Monumente kennen, welche von dieſer merkwürdigen Forme Beyſpiele lieferten; und wie ſollte man denn auch wohl andere wiſſen können? Die Griechen ſind ja die einzigen, von welchen Meiſterſtücke der Kunſt auf uns gekommen ſind. Aber eben dieſe Griechiſchen Kunſtwerke beweiſen zur Genüge, daß dieſe ſchöne und ſeltne Geſtaltung nicht allgemein unter ihnen war. Man erinnere ſich nur an Socrates — Zuverläßig kann der Umriß ſeiner Naſe nicht als Zeichen von Erhabenheit und Weisheit angegeben werden; und das nämliche würde von hundert und abermal hundert Griechiſchen Geſichtern geſagt werden müſſen. Die ganze Nation beſtand nicht aus lauter Antinouſſen.

Eben darum denn, und weil einmal die Natur in ihren Schöpfungen ſo ſehr manchfaltig iſt, ſehen wir bey dieſem ſeiner Schönheit wegen ſo berühmten Volke auch eingedrükte Naſen, und ſonſt widrige Geſtalten. Andere von dieſer Seite minder vorzügliche Nationen hingegen können und müſſen allerdings Beyſpiele von ſehr wohlgeſtalten Naſen und ſchön gebildeten Menſchen geliefert haben. Dieſe Möglichkeit alleine ſchon iſt hinlänglich eine Griechiſche Geſtalt in einer jüdiſchen Geſchichte zu rechtfertigen, und man braucht deswegen nicht einmal ein Geheimniß zu Hülfe zu nehmen, noch hinter ein Wunderwerk zu flüchten, am wenigſten aber iſt es der Fall einer poetiſchen Licenz.

Die bibliſche Geſchichte führet unter den Hebräern mehrere Beyſpiele ſehr ſchöner Frauen auf. Esther, unter andern, die an Schönheit auch die reizendſten Weiber aus dem weiten Perſiſchen Reiche übertraf, hatte ſicher keine eingedrükte Naſe: und hatte Sie etwa eine andere als die ſchöne Helena? . . . . . Wie wollte man es beweiſen, daß die unvergleichliche Gefangene der Perſer von der berühmten Lacedemonierin an Schönheit wäre übertroffen worden? . . . . . Welcher Geſchichtſchreiber darf es übernehmen zu behaupten, daß dieſe beyden Wunder der Natur ſich nicht ähnlich geſehen hätten, oder einem ſelbſtdenkenden Mahler zu erklären, worin die eigentliche Verſchiedenheit beyder Geſichtsbildungen beſtanden hätte?

Es iſt mit der Schönheit wie mit der Tugend: dieſe hat ihre Eigenheiten, ihre ſichern und unveränderlichen Kennzeichen, die tief in ihrer Weſenheit gegründet ſind; ſie iſt gleichförmig in ihrem Urſprunge wie in ihren Wirkungen. Nur mit den Gegenſtänden wechſelt ſie, nach der Verſchiedenheit der Umſtände, des Orts, und der Zeit. Zween Helden, obſchon von verſchiednem Berufe, zeigen ſich in der Cataſtrophe ihrer Thätigkeit dennoch immer gleich, groß und uneigennützig, treugeſinnet, lauter und ſtandhaft. Ihre große Seele iſt ſtets die nämliche; die beſondern Züge ihrer Heldenſchaft entſpringen nur aus der Verſchiedenheit des Gegenſtandes ihres Beſtrebens — Bartholomäus, und Regulus hatten gleichgeartete

See-

Seelen; der Unterschied zwischen beyden war, daß dieser sein Vaterland, jener seinen Gott über alles liebte.

Die angefochtene Gesichtsbildung meiner Maria, ausser dem, daß sie der Majestät entspricht welche der Tochter der Könige von Juda zu kommt, ist auch die einzige in ihrer Art, welche den Namen einer schönen Form verdient. Sie wird der Lyser eben so nothwendig als der Helena zugeeignet, da eine wie die andere, um wahrhaft schön zu seyn, diesen bezaubernden Gemüthscharakter besitzen mußte, und einer andern Form schlechterdings nicht fähig war: andere Formen aber, welche von dieser abweichen, machen nur Schönheiten der Laune aus — und solche Schönheiten gleichen den sogenannten Modetugenden.

Nun möchte aber vielleicht jemand fragen, warum hier immer nur von der Form der Nase, wie sie in dem beschriebenen Gemählde erscheinet, die Rede sey? Und da dienet zur Nachricht, daß besagte Nase in der That der einzige Gesichtszug an der dortigen Maria seye, welcher den Zweifel in der angeführten Note veranlasset haben kann. Denn fürs erste konnte der obere Gesichtstheil meiner Maria kein Gegenstand des Streits werden, weil er sich, zum Schuz gegen die Witterung, sorgfältig umwunden befindet. Sodann hat der untere Theil des Korfes — obschon Großheit in den Wangen, und eine wohl lassende Bildung in den Lippen herrschet, auch der Umriß regelmäßig ist —

doch eben nichts Griechiſches. Wahr iſt es aber, daß die Abſicht, die heilige Jungfrau, welche der Engel in Nazaret aufſuchte, eben ſo ſchön zu mahlen als ob ſie in Athen gebohren worden wäre, lange Zeit Urſache war, das man ihr Urbild bald in der griechiſchen Venus, bald in der Tochter der Niobe aufſuchte: allein der Mahler, ſeiner Pflichten eingedenk, und unermüdet im nachſpüren, verfolgte ſeinen Gegenſtand ſo lange, bis er die, ſeiner Empfindung nach, höchſtreinen und geläuterten Schönheitsformen fand, darinn jener Ausdruk der Eingezogenheit und Sanftheit hervorleuchtete, der ſein Ideal vorzüglich bezeichnen ſollte. Das Beyſpiel des Pouſſins, der, aus Vorliebe fürs Antike, ſolches immer aufs getreueſte nachbildete, beruhiget einen ämſigen Künſtler nimmermehr; bey ihm ſchränket ſich die Hochachtung, für andere dahin ein, daß er ihre ſeltenen Modelle zwar ſtets vor Augen hat, aber ſolche niemal ſclaviſch nachahmet *).

Das jüdiſche Volk hat zu jeder Zeit Frauenzimmer von ſeltner Schönheit, hat ſeine Eſthern, Raheln, und Judithen gehabt, die meinen Säzzen

*) Die Originalausdrücke des Herrn Fratrels: chez lui le Reſpect pour les gens ſe borne à ne pas ſ'ecarter de ces rares modeles, et ne va pas jusqu' à les copier ſind vorzüglich merkwürdig, und eine güldne Warnung für alle Künſtler quibus de meliori luto finxit præcordia Titan.

zen zum Beweiſe dienen. Noch izo ſehen wir unter den Hebräern tägliche Beyſpiele von bewundernswürdigen Geſtalten: und ſollte denn wohl ihr dermahliger Character einen weitern Einwurf begründen? Nein, denn unangeſehn, daß dieſer vermeintliche Character bey der jüdiſchen Nation nicht durchgängig herrſcht — Portugall und andere Länder mögen es bezeugen — ſo würde es doch, wenn er auch ohne Ausnahme allgemein wäre, gegen die Phyſionomie in meiner Egyptiſchen Flucht, nichts erweiſen. Das jüdiſche Volk in unſern Tagen muß von dem ehemahligen Volke Gottes ſo verſchieden ſeyn, als es der Menſch nach Adams Falle von dem Menſchen iſt, der eben aus der Hand ſeines Schöpfers hervorgetreten war.

Aus vorſtehenden Gründen nun hält ſich der Mahler durch die Bemerkung ſeines Panegyriſten, welcher an Marien eine attiſche Geſichtsbildung fand, nicht nur nicht beleidiget: ſondern ſie dünket ihm eben ſo ſchmeichelhaft als die über den griechiſchen Wuchs, welche er mit dem nemlichen Rechte angebracht zu haben ſcheinet. Offenherzig geſteht er auch, daß er jene Bemerkung des Verfaſſers durch die in der Note aufgeworfene Frage ungern unterbrochen ſah.

Schließlich will ich nur noch zwey Unrichtigkeiten verbeſſern, welche ſich in der Beſchreibung des Herrn Hofraths von Schaden eingeſchlichen

Antonius.

Nun muß ich dem jungen Menſchen demüthige Friedens-Vorſchläge zuſchiken, und durch krumme niederträchtige Wege Verzeihung erbetteln; ich, der mit der Helfte der Welt nach meinem Gefallen ſpielte, und Könige machte oder abſezte, wie es mir einfiel. Ihr wußtet, wie gänzlich ihr mein Erobrer war't, und daß mein Schwerdt, durch meine Liebe geſchwächt, ihrem Zug in allem folgen würde.

Cleopatra.

O Vergebung, Vergebung.

Antonius.

Laß keine Thräne fallen, ſag' ich; eine einzige davon löſcht alles aus was gewonnen und verlohren iſt; gieb mir einen Kuß -- diß bezahlt mich ſchon vollkommen -- Wir ſchikten unſern (*) Schulmeiſter, iſt er wieder zurük gekommen? Meine Liebe, ich bin wie mit Bley ausgefüllt; wir wollen hinein, ich muß etwas zu eſſen und zu trinken haben; das Glük weiß es ſchon, daß ich es am meiſten verachte, wenn es die härteſten Streiche giebt.

[Sie gehen ab.]

(*) Euphronius, Informator der Kinder die Antonius von Cleopatra hatte. Plutarch.

haben. Die eine betrift die Größe des die Flucht nach Egypten vorstellenden Gemähldes. Es ist daſselbe nicht sieben, sondern neun und einen halben Fuß hoch. Die andere auch ganz unbeträchtliche findet sich in der Erwähnung des Gebetes, einer kleinen im Geschmake des Mieris verfertigten Mahlerey. Sein Gedächtniß sagte ihm hier von einem geflügelten Jüngling mit einem Rauchfasse, woraus sofort ein Engel entstehen würde. — Allein des Mahlers Absicht war, eine Frauensperson mit weiß- und himmelblauen Flügeln vorzustellen und damit die Seele des Menschen anzudeuten.

2.

Zusatz des Uebersetzers.

Da in der gegenwärtigen Erörterung des Hrn. Fratrels (welche ich zwar nicht ängstlich genau, aber dem Sinne nach gewiß getreu übersezte, und aus der ich, aus schuldiger Achtung für das Publicum, nur die Complimente hinweggelassen habe, die meine kleine Person darin erhalten hat) verschiedene Lieblings-Ideen vorkommen, die zum Theil von jeher auch die meinigen waren, so ergreiffe ich diese Gelegenheit — weil dergleichen doch nicht alle Tage vorkommt — um darüber einiges nach meiner Art beyzubringen.

Der Character, das Gepräge der Tugend und Schönheit, ist allerdings auf allen menschlichen

chen Gesichtern, fast möchte ich sagen auf allen lebenden Geschöpfen — einerley; aber dies Gepräge ist nach der Nationalbildung (nach dem individuellen Stempel von Athen und Abdera, nach dem Clima von der Themse und der Tiber) wieder höchstmanchfaltig und verschieden, doch so, daß der Haupt-Charakter immer wie die Folie unter dem Gesteine hervorscheint.

Ist aber, oder war irgend ein Volk, bey welchem Himmelsstrich und Nahrung, Gesundheit des Stammes und Erziehung, Sitten und Regierungs-Form, glücklicher Weise so zusammenstimmten, daß die innere und äussere Empfindungen der Gemüther in ihrem freyen Schwunge durch nichts gehindert, verenget und zurükgehalten wurden: so mußten die Gesichter dieser glüklichen Menschen nothwendig die schönsten seyn, und das unverkennlichste Gepräge der vollkommensten Harmonie, folglich der Schönheit, an sich tragen.

Meiner und anderer wakern Leute Meinung nach, sind nun dieses liebenswürdige Volk die Griechen, in der Epoche dieser Geschichte. Doch darüber haben die Winkelmanne genug gesagt, und es bedarf keiner Nachlese.

Es bleibt daher eine ausgemachte Wahrheit, daß alle Künstler von besserm Schlage sich die Exemplaria graeca nicht genug können empfolen seyn lassen.

Es ſteckt ein gewiſſer geheimer Sinn, ein Geiſt darinn, der nur einem für das hohe Schöne empfindlichen Auge ſichtbar wird, der aber hernach den Seher nicht mehr verläßt, wenn er ſich einmal recht mit ihm vertraut gemacht hat. Dann verſchwinden die Afterſchönheiten, die gleiſſenden Modegeſtalten, und die mühſelig zuſammengeſtoppelten Reitze, wie Lufterſcheinungen, vor dem Blikke des Aufgeklärten; und bey allen ſeinen Produkten ſieht er nur das Ideal der Vollkommenheit, das er nach dem Bedürfniß ſeines Gegenſtands modificirt. So dachte und empfand Raphael von Urbino, ſo Raphael von Dreßden, ſo unſere liebenswürdige Angelica, und So mahlet und arbeitet auch der äſthetiſche Fratrel.

Kenner werden es mit Bewunderung geleſen haben, wie tief ſein Geiſt bey der Schilderung ſeiner nach Egypten fliehenden Maria eindrang. Die ſchöne Griechiſche Geſichtsbildung diente ihm zwar zum Modell; er fand darin das hohe Schöne was man in der Natur finden kann: aber er erinnerte ſich zugleich, daß er keine Venus oder Niobe zu mahlen hatte. Welcher verehrungswürdige Enthuſiaſmus trieb ihn, in der heiligen Jungfrau nur die Mutter unſers Erlöſers zu ſehen, und die erhabene Ruhe der Tugend in dem Meiſterſtücke der Gnade vorzüglich ſichtbar zu machen! — Er rang und ſtrebte, bis er die höchſtreinen und geläuterten Formen der Schönheit fand, nach denen ſeine Seele lechzte — und jeden

den Pinſelzug begleitete ohne Zweifel ein warmer Gedanke inniger Frömmigkeit, die auch der kaltſinnigſte Weltmann nicht ohne gerührten Beyfall bemerken kann.

Dieſer ſchöne Enthuſiasmus iſt es, ohne welchem kein Werk der Muſen zu einem gewißen Grade von Vortreflichkeit gelangen kann; und wer ihn beſizt, der iſt der Mann mit Mondſtral im Geſicht, wie ihn der launevolle Asmus nach ſeiner ſonderbaren Weiſe nennet.

Wieder auf die ſchönen Formen zurükzukommen, ſo kann ich mich nicht enthalten, denenjenigen zum beſten, welche in den griechiſchen Geſichtern des auſſerordentlichen Etwas, wovon die ſchönen Geiſter, ihrer Meynung nach, zuviel Lermens machen, nicht finden können, eine Bemerkung anzuführen, welche vielleicht manchen unter ihnen die Augen öffnen wird.

Wenn man eine Reihe nach antiken Büſten abgeformter Geſichter neben eine andere Reihe moderner Köpfe hinſtellet, wovon die beyderſeitigen Originale berühmte große Leute geweſen ſind: ſo wird man ſich, nach einigen Augenblicken der Beobachtung, kaum enthalten können, den modernen Köpfen den Rücken zuzukehren, und bey den Alten alleine zu verweilen. Der Grund dieſer Sympathie mag uns vor der Hand immer verborgen ſeyn — aber ich berufe mich auf die Em-

pfin-

pfindung. Ich stelle auf die eine Seite Homer, Plato und Anakreon, auf die andere Voltair und Montesquieu, und lasse ein jedes nur ein wenig geübtes Auge betrachten — man wird zwar in den leztern die unverkenntlichsten Zeichen des Witzes, der Aufklärung, der Geistesstärke wahrnehmen: aber die Großheit, die Simplicität, die Sanftheit der Alten wird man bey den neuern stets vermissen. Es herrscht in allen nordischen Gesichtern eine gewisse Härte, ein zusammengezogenes, verkümmertes Wesen, das auch der reinste Genius des Lichtes aus den Physionomien der Leibnitze und Newtone, der Rubense und Hettlinger nicht hat verscheuchen können. Nur beym Raphael von Urbino findet man es nicht — sonst würde er aber wohl auch nicht das Urbild aller Mahler geworden seyn!

Die schöne Natur erscheinet nicht Jedem im nemlichen Kleide. Albert Durer und seine teutschen Zeitgenossen sahen sie noch in fetten Dirnen, mit dikgeflochtenen Haarzöpfen, und überschwenlich hochgewölbten Busen, vor denen es einem itzo bange wird. Rembrand kannte eben so wenig zierliche Gestalten, und gefiel sich oft, einen grausen Bart noch grauser zumahlen. David Tenier fand die Natur nur im stumpfen Landmanne nachahmungswürdig, mahlte sie höchstwahrhaft und treffend, aber sein KAAON wohnte, wie bey Brouwern und Ostade, am öftesten in der Dorfschenke und bey offenen Trinkgelagen. Rubens — O!

O! auch Rubensen ließ sein fröhlich gestimmter Sinn, sein ans tägliche und vornehme Leben geheftetes Herz, der Ueberfluß an Gedanken und Erfindungen, nicht Zeit genug sein Gefühl ganz zu reinigen, und seine Formen aus dem Olymp herunterzuholen, die ihm die Welt und sein Haus schon so schön darbot. — Nur jenseit der Alpen zeigten sich die unverschleierten Grazien einem Tizian und Coreggio, einem Guido, und dir, göttlicher Raphael! — diesseits der Gebürge in Germanien und den Niederlanden enthüllte sich die leblose Natur, der Schmuck der Wiesen und die Anmuth des Waldes, den Künstlern um so reizender: und nie hat das blühende Italien einem Claudius Gelée, einen Vinkenboom und Van Uden, auch keine Elzheimer hervorgebracht.

Jetzo, und nachdem Geschmak und Aufklärung in alle Theile des menschlichen Wissens eingedrungen sind die schönen griechischen Formen Dank sey es dem Genius des achtzehenden Jahrhunderts! — zwar allerdings gäng und gebe, man sieht sie auch wohl in Sakkalendern und auf den frivolsten Nippen angebracht: aber den Geist dieser Formen, und das Ideal davon, oder auch nur einen gewissen Grad von Correctheit derselben, den muß man überall nur bey ächten Künstlern, und bey Männern mit Mondstral im Gesichte, suchen.

Traurig ist es indessen für die Aufnahme der Kunst, und nicht sehr rühmlich für die Gesellschaft

über-

überhaupt, daß gerade die vortreflichſten Werke des Genies, darinn eine Quinteſſenz von Kenntniſſen, Geſchmak und Geiſte zuſammengepreßt iſt, ſich nie einen allgemeinen Beyfall bey uns verſprechen können, ja daß ſie ſelten vor des Autors Tode recht bemerkt werden.

In dem Fache der Mahlerey gleichen diejenigen, welche mit allem Aufwand ihrer Seelenkräfte die erhabenſte Gegenſtände unter dem Zulächeln der Muſe bearbeiten, den epiſchen Dichtern, die, wie jene, für die Unſterblichkeit ausſäen. Die wenigſten Leſer und Zuhörer beſitzen einen Funken von epiſchem Gefühle, gähnen daher bey den hohen Geſängen des Dichters, und verlangen Romanzen zur Geiſtesergözlichkeit! —

Auch unter den Mahlern wird Gerhard Dow, Mieris, und Netſcher, ja der ſchmuzige Brouwer öfter vor den Vandyken, und Rubenſen geſucht werden.

Darum aber dürft ihr euch nicht abhalten laſſen, ihr Homere und Raphaele der neueren Zeit, der Göttin, der ihr einmal gehuldiget habt, und die euch liebet, mit inbrünſtigem Herzen ferner zu opfern! — Wenn ihr nicht ihrer Altäre wartetet, ſo würde das heilige Feuer verlöſchen, und kein Monument würde der Nachwelt ſagen, daß einſt auch griechiſche Kunſt auf teutſchen Gefilden geblühet habe.

3.

Anhang des Herausgebers zu bevorſtehenden Aufſätzen.

Ungeachtet Hr. Fratrel dem H. des T. M. die Courtoiſie zu erweiſen ſcheint, ihm durch den Aufſaz, den er hiemit nach deſſen Verlangen mit Vergnügen bekannt macht, vor den Augen einer anſehnlichen Zuſchauerſchaft einen ritterlichen Kampf, wenigſtens à fer emolù, anzubieten: ſo hoffet dieſer doch, es werde ihm für keine Feigheit angerechnet werden, wenn er den Kampf ausſchlägt, und ſichs vielmehr zur Ehre ſchäzt, dieſem geiſtreichen und liebenswürdigen Künſtler, — deſſen vorzüglichen Verdienſten der Teutſche Merkur bereits vor mehrern Jahren (im October 1778. S. 75—82.) die vollſtändigſte Gerechtigkeit wiederfahren ließ *) — hiemit abermals ſeine aufrichtige Verehrung zu bezeugen, und Ihn zu verſichern: daß er es für anſtändiger halte ſich von Ihm belehren zu laſſen, als mit einer Feder, die Seinen Pinſel nie werth ſeyn kann, gegen Ihn fechten zu wollen.

Uebri-

*) Hr. Fratrel wird am angezogenen Orte als ein Mann charakteriſiert „der aus dem ehmaligen Stande eines „Litterators die heiſſeſte Wärme für die Alten mit„gebracht, und Raſaeliſche Reinheit, Einfalt und „beſtimmte Zeichnung in Conturen und Gewändern „mit einer beinahe Rembrandiſchen Beleuchtung „verbinde" u. ſ. w.

Uebrigens kann er ſich den kleinen Mißverſtand, der zu dieſer Erörterung auf Seiten des Hrn. Fr. Anlaß gegeben, kaum Leid ſeyn laſſen; da er ohne ſolchen das Vergnügen nicht gehabt hätte, dem Publico die Gedanken eines ſo erleuchteten Meiſters ſeiner Kunſt über einen ſo intereſſanten Gegenſtand mittheilen zu können.

Denn ein kleiner Mißverſtand war es doch wohl, wenn Hr. Fratrel die Frage: „wie kommt die „Tochter Davids Maria zu einer Attiſchen Geſichtsbildung?„ für eine Kritik ſeiner Maria hielt: da ſie eigentlich nur dem Lobredner derſelben gelten, und bloß eine beſcheidene Verwunderung darüber andeuten ſollte, daß Hr. HR. v. Schaden — deſſen Aufſaz ſoviel Geſchmack und gelehrtes Gefühl des wahren Schönen und Erhabenen der Kunſt verräth — gerade den Griechiſchen Wuchs und die Attiſche Geſichtsbildung, d. i.

gerade das was alle Madonnen Rafaels und ſeiner Schüler, und in der That eine Menge anderer von allerley Meiſtern, mit der Fratrelſchen gemein haben,

gerade das, was, aus eben dieſer Urſache, und weil an Antiken Körpern, von welchen man das ſogenannte Griechiſche Profil abſehen kann, kein Mangel iſt, das leichteſte war, und endlich

gerade das, wobey die Frage: wie kommt die Jüdin, Maria, zu einer Attiſchen Geſichtsbildung? ſo natürlich iſt,

das lobenswürdigſte an der Fratrelſchen Maria zu finden ſchien.

Da der H. des T. Merkurs dieſe letztere nie geſehen hat, ſo konnte ihm nicht einfallen, etwas gegen ſie einwenden zu wollen: ſeine Frage, ſein Zweifel konnte alſo bloß den Ausdrücken, in welchen Hr. v. Sch. ſeine Bewunderung dieſes ſchönen Bildes bezeugt hatte, — dem Bilde ſelbſt aber nur alsdann gelten, wenn an der Fratrelſchen Maria nichts, das den Individuellen Charakter der Mutter Chriſti beſtimmter ausſpräche, zu ſehen wäre, als „der Griechiſche Wuchs, die Attiſche Geſichtsbildung, und die Anmuth und Majeſtät, welche (wie es beſſer oben heißt) um die Mutter des Heilandes ſchweben„. Denn dies wäre nicht mehr als was ein Mahler auch einer Phädra, oder Stratonike, und jeder andern Griechiſchen Heldin oder Fürſtin geben müßte — und gewiß Hr. Fratrel ſelbſt fodert von der auserwählten Jungfrau, die er, mit einem ſeinen Religionsbegriffen gemäßen Ausdruk, das Meiſterſtück der Gnade (le Chef d'oeuvre de la Grace) nennt, noch ganz was anders, als was ihr (in ſo fern der Künſtler ſie ſich als eine untadeliche Schönheit denkt) mit jeder ſchönen und edeln Griechin gemein war.

Allerdings hätte die Frage, wenn man eine förmliche Kritik zur Abſicht gehabt, oder vorausgeſehen hätte, daß ſie die zarte Empfindlichkeit

Achte Scene.

[Verwandelt ſich in Cäſars Lager.]

Cäſar, Agrippa, Dolabella, Thyreus, und andre treten auf.

Cäſar.

Laſt den Abgeordneten vom Antonius kommen. Kennt ihr ihn?

Dolabella.

Cäſar, es iſt ſeiner Kinder Schulmeiſter; ein Beweis, daß er ſehr berupft ſeyn muß, da er ein ſo kleines Federchen aus ſeiner Schwinge ſchikt; er, der vor wenigen Monaten Könige im Ueberfluß hatte, die er als Boten verſchiken konnte.

Der Abgeordnete des Antonius tritt auf.

Cäſar.

Tritt näher und rede.

Abgeordneter.

So wie ich bin, komm' ich vom Antonius; vor kurzem kam ich bey ſeinen Geſchäften nicht mehr in Betrachtung, als ein Thau-Tropfe auf einem Myrtenlaub gegen den groſſen Ocean.

Cäſar.

des Künstlers beleidigen würde, bestimmter ausgedrukt werden können. Aber es sollte nur ein Wink für den Panegyristen seyn — oder, vielmehr, es war ein bloßer, beynahe unfreywilliger Laut eines eben so unfreywilligen kleinen Mißbehagens, daß der liebenswürdige Lobredner für die Mutter des Heilandes mit einem Griechischen Wuchs, einer Attischen Gesichtsbildung und einem Nimbus von Anmuth und Majestät zufrieden zu seyn, und in dem Bilde, welches er mit so vieler Entzückung anpries, entweder nicht Mehr gesehen, oder nicht Mehr verlangt zu haben schien.

Es war zu vermuthen, es könne dem H. nicht unbekannt seyn, daß das was man Griechisches Profil nennt — gesezt auch daß es in Griechenland so etwas gemeines gewesen sey und noch sey als man zu glauben pflegt, — dennoch nicht dermaßen an den Boden Griechenlands gezaubert sey, daß man es nicht auch, wiewohl seltner und mit allerley Modificationen, in andern Ländern angetroffen haben und noch antreffen sollte. So gewiß es ist, daß aus der ungemeinen Schönheit, die einer Rahel, Sulamith, und andern Frauenspersonen in der Bibel zugeschrieben wird, nicht geschlossen werden kann daß sie deßwegen gerade der Lemnia des Phidias oder der Sosandra des Kalamis gleich gesehen haben müßten: so wenig läßt sich läugnen, daß es unter den Israelitischen Schönen hier und da einige mit Attischen Gesichtsbildungen gegeben haben könne,

ne, und daß vielleicht Maria eine von dieſen geweſen ſey. Die Frage: wie kam Maria zu einer Attiſchen Geſichtsbildung? ſcheint alſo bey demjenigen, der ſie als einen Zweifel aufwarf, eine Reflexion anzudeuten, die er damals zurükbehielt, itzt aber um ſo unbedenklicher herausſagen kann, da es bloß darum zu thun iſt, einen äſthetiſchen Punct, worüber man ohne Häreſie verſchieden denken kann, unter Freunden freundlich zu erörtern. Hier iſt ſie alſo.

Es ſcheint durch die Erfahrung beſtättigt zu ſeyn, daß jede Nation, im Durchſchnitt genommen, ſich auf eine Phyſiognomiſche Art, d. i. durch gewiſſe Charakteriſtiſche Merkmale in der Conformation des Körpers und beſonders in der Geſichtsbildung: — Merkmale die ſich entweder deutlich angegeben oder doch wenigſtens mit hinlänglicher Klarheit empfinden laſſen — von den übrigen Nationen unterſcheide. Und es iſt ſehr zu glauben, daß dieß von ſolchen Nationen, die wie die Egyptier, Araber, Juden, u. a. ſich mit fremden Völkern ſelten oder gar nicht vermengt haben, auf eine ganz vorzügliche Weiſe gelten werde. Wenn es nun dem Mahler eben ſo ſehr um die Poetiſche Wahrheit, d. i. um die Wahrſcheinlichkeit, als um die Schönheit ſeiner hiſtoriſchen Figuren zu thun ſeyn ſoll: ſo können wir, wie es ſcheint, als eine in der Natur der Sache gegründete Regel annehmen: daß er, in hiſtoriſchen Stücken, einer Virginia oder Cornelia die Römiſche, einer

Aſpaſia die Griechiſche, einer Thusnelda die Alt-Germaniſche, und alſo einer Jüdin, wer ſie auch ſey, die Judiſche Geſichtsbildung geben müſſe.

Was ihm erlaubt iſt, was in gewiſſen Fällen (wie z. E. bey der Heiligen Jungfrau) ſogar Pflicht des Mahlers iſt — nämlich, „der Perſon, die er darſtellen will, eine erhabene Art von Schönheit zu geben", ſchließt die Beobachtung jenes Geſetzes nicht aus; und, wiewohl ſich mit Grunde behaupten läßt, daß die würkliche Römerin, Germanerin, Jüdin, einander deſto ähnlicher ſehen werden je ſchöner jede iſt: ſo wird doch dieſe Aehnlichkeit nie ſo groß ſeyn, daß nicht jede etwas von der Charakteriſtiſchen Nationalgeſtalt ihres Volkes behalten ſollte, wodurch wenigſtens ein ſcharfſichtiger Beobachter ſie von einander unterſcheiden könnte.

Da die Idee der Schönheit ein abgezogener Begriff iſt, ſo läßt ſich jede individuelle Bildung, ſo wie jede Geſchlechts- und National-Geſtalt, idealiſieren: und man kann hierinn ſo weit gehen, daß man endlich alles individuelle und ſpezifike wegabſtrahiert, und nur eine allgemeine, und alſo zwar ganz reine und untadeliche aber auch eben deßwegen unbeſtimmte und beynahe bloß intellectuelle Menſchenform übrig behält, — welches mehr iſt, als man von dem Mahler hiſtoriſcher Perſonen verlangt und erwartet. So ſchön, ſo erhaben und vollkommen auch dieſe lez-

tern seyn mögen, so wünscht man doch in ihrer Bildung oder Darstellung das Wahrscheinliche, das Schikliche, das Characteristische zu finden, wodurch wir (sey es nun Täuschung oder nicht) zu fühlen glauben, daß wir eine wirkliche Person, nicht einen bloßen Traum der Phantasie des Mahlers vor uns sehen. Und man wünscht also in der schönen Virginia die Römerin, in der schönen Ariadne die Griechin, in der schönen Rahel, Judith, Magdalena, oder Maria die Jüdin und — so viel der Kunst nur immer möglich ist — auch noch die individuellen Züge zu erkennen, welche uns das bezeichnen, oder zu bezeichnen scheinen, was diese nahmentliche Person von jeder andern unterscheidet.

Hr. Fratrel ist nicht dieser Meynung; und dies sollte freylich genug seyn, um ein günstiges Vorurtheil für die Seinige zu erwecken; indessen gesteht der H. aufrichtig, daß das Räsonnement dieses gelehrten Artisten seine Zweifel nicht aufgelöst hat.

Was ihm von Maria zu gelten scheint, läßt sich auch auf die Christusbilder anwenden. Ein Mahler, der unter dem Vorwand, daß ein Gott-Mensch nie zu schön gebildet werden könne, den Vaticanischen Apollo oder den Alcinous zum Modell seines Christus nähme, würde, seiner Meynung nach, eben so wenig darum zu loben seyn, als derjenige, der uns eine Tochter der Niobe für die Mutter Christi gäbe.

Die Götter und Heldengestalten der Griechischen Künstler, — wiewohl durch Abstraction von den schönsten Formen, die ihnen die Natur unter einem der Entwiklung schöner Gestalten vorzüglich günstigen Himmel zeigte, idealisirt — stellen uns doch nichts als bloße Abstracta, eine Art von höheren Naturen und gleichsam Erscheinungen aus einer andern Welt dar. Christus aber wurde, des in ihm eingehüllten Göttlichen ungeachtet, an Gestalt, Gebehrden und allem was zum äusserlichen Menschen gehört, als ein andrer Mensch erfunden; und, die herrliche Verklärung, worinn ihn einige seiner Jünger gleichsam für einen Augenblik auf Tabor erblikten, ausgenommen, finden wir nirgends, daß er durch seine Gestalt und Schönheit außerordentliche Eindrücke gemacht hätte. Sehr wahrscheinlich hatte es mit seiner Mutter die nehmliche Bewandtnis. Die Grazien des Apelles haben mit den Gnaden womit sie erfüllt wurde (wiewohl die Französische Sprache einerley Wort für beyde gebraucht) so wenig gemein, daß Maria (nach dem Ausdruk des Hrn. Fr.) ein Wunderwerk der Gnade (un Miracle de Grace) seyn konnte, ohne darum jemals wegen der Schönheit oder Grazie ihrer Gestalt merkwürdig gewesen zu seyn.

Allerdings gesteht man dem Künstler, um der Würkung die er thun will, das Recht zu, in diesem Stücke über das, was vielleicht historische Wahrheit war, hinaus zu gehen; jedoch bloß, weil der Ausdruck der höchsten Jungfräulichkeit, Reinheit,

heit, Demuth, Gottergebenheit, kurz aller innern Schönheiten der Seele, welche zum Charakter dieſer vor allen Jungfrauen Gebenedeyeten Jungfrau gehören, ohne einen gewiſſen Grad von körperlicher Schönheit ſich nicht erhalten läßt.

Aber ſollte denn der Ausdruk dieſer erhabenen Seelen-Schönheiten dergeſtalt an das Griechiſche Profil gebunden ſeyn, daß er ohne dieſes nicht beſtehen könnte? Und ſollte es etwas ſo ausgemachtes ſeyn, daß das Unterſcheidungszeichen der Weisheit eine von der Stirne in gerader Linie ablauffende Naſe wäre? — An den Weiſeſten Männern unter den alten Griechen und Römern, ſo wie unter den neuern Europäiſchen Völkern, findet ſich, meines Wiſſens, dieſes angebliche Unterſcheidungszeichen der Weisheit nicht; auch ſcheinen die Griechiſchen Künſtler es nicht dafür gehalten zu haben; oder ſie hätten es ganz gewiß und vorzugsweiſe ihrem Göttlichen Homer gegeben, deſſen Bildniſſe bekanntermaßen bloß nach einer angenommenen Idee gebildet worden ſind. Wollte man es aber etwa vorzüglich für einen ſichtbaren Zug und Character der Weisheit bey dem ſchönen Geſchlechte halten; ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß es ein ſehr zweydeutiger iſt. Denn findet man ihn nicht an allen Venusbildern der Griechen? Welch ein Unterſcheidungszeichen der Weisheit, das der weiſen Diotima mit den Lais und Phrynen, und mit jedem hübſchen Sträuſſermädchen zu Athen gemein war!

Der H. des T. M. läßt es um so lieber bey diesen wenigen Aeusserungen bewenden, weil er bloß einige Ursachen andeuten wollte, warum er, mit aller Bereitwilligkeit sich von einem Meister der Kunst belehren zu lassen, durch die in vorstehenden Aufsätzen beygebrachte Gründe noch nicht überzeugt ist, daß ein Mahler, um die mit ihrem göttlichen Kinde nach Egypten fliehende Maria auf die wahreste und würdigste (denn beydes muß doch wohl beysammen seyn) darzustellen, „ein wun„derschönes junges Weib von Griechischem Wuchse „und attischer Gesichtsbildung — d i. mit einer „von der Stirne in gerader Linie ablauffenden Na„se mahlen müsse: oder, bey jeder Abweichung von „dieser Form, eine bloße Schönheit der Laune — „eine Art von Schönheit die den Mode-Tugenden „gleiche — hervorbringen würde."

Er zweifelt darum keinesweges daran, daß die Heil. Jungfrau des Hrn. Fratrels mit diesen „höchstreinen und geläuterten Schönheitsformen, „worinn der Ausdruk der Eingezogenheit und Sanft„heit hervorleuchtet" ein sehr schönes Werk seyn könne, und würklich sey. Jeder Künstler arbeitet nach seiner eignen Vorstellungsweise; jeder Mann von Gefühl und Genius verfolgt den schönen Traum der Vollkommenheit auf seinem eigenen Wege. Aber es ist mit der Schönheit wie mit der Wahrheit. Diese Göttinnen selbst sind noch keinem Sterblichen erschienen; allein so verschieden auch unsre Begriffe und Ueberzeugungen von beyden seyn mögen, so ist

doch

doch jedem erlaubt, zu glauben, daß er ſie gefunden habe. Er weide ſich im Stillen an ihrem Genuß; er freue ſich wenn ſeine Göttin auch von andern erkannt wird: aber er dulde auch diejenigen, die ſie nicht dafür erkennen, und geſtehe in Dingen, worinn allgemeine Einförmigkeit der Ueberzeugung unmöglich iſt, jedem ſoviel Recht zu, als er ſelbſt von jedem fodert.

Ich weiß nicht, ob unter dieſe leztern auch die hohe Meynung von der vorzüglichen Schönheit der Griechen gehöre, welche ſeit Winkelmanns Epoke eine Art von Glaubensartikel für unſre Kunſt-Liebhaber und elegantes Formarum Spectatores geworden iſt — wiewohl ſie ſchon vor einigen Jahren in dieſem Journal *) aus Gründen beſtritten worden iſt, welche uns erheblich genug ſcheinen, um von Seiten derjenigen die der entgegengeſezten Meynung ſind eine nähere Beleuchtung zu verdienen.

II. Akade-

*) S. Gedanken über die Ideale der Alten. Teutſcher Merkur, Auguſt 1777. §. III. S. 135–147.

II.

Akademiſcher Briefwechſel.

Zweyter Heft.

Mariane Werner an ihren Bruder.

Lieber Bruder.

Du kanſt dir nicht vorſtellen, was ich armes Mädchen für dich leide, daß du nun bald wieder zurück unter das H—nde Geſchlecht mußt. Für eins iſt mirs lieb, daß du nun bald begreifen kanſt, was aus mir geworden iſt, und wie ich mich durchgeſchlagen habe, um nicht ganz zu werden wie ſie.

Du haſt doch das Geld richtig empfangen, das ich unſerm Schwager aus dem Beutel gefegt habe? Für die lumpichten funfzig Louisd'or hätte es Noth gethan ich hätte ihm meine Ehre verſchrieben. Als ein ächter Cammerrath murmelte er über das Riſico bey ſeinen ſechs Procent die er zieht, und bey dem Agio von zwey Bazen, das ich ihm für jeden Louisd'or habe vergüten müſſen. Sey doch ſo gut und ſchicke ihm bald ſeinen Wechſel. Er ſagte ich könnte ſterben — der Eſel — als wenn nichts dabey verlohren gienge wie ſeine Louisd'or — und es müſte der Zahlungs-

lungs-Termin beſtimmt ſeyn — auch der Werth wohl empfangen! ich glaube gar — Gott mit uns! Als wenn unſer Herr Gott von einem Menſchen der nichts als Ziffern macht, Notiz nähme! oder an ihn und andere ehrliche Leute zugleich dächte, wenn er nicht ein langmüthiger Gott wäre.

Hat dir Sternberg lange nicht geſchrieben? Der edle Junge! Es gleicht doch Keiner Frizen von Stollberg in ſeinem ganzen Profil ſo gut wie dieſer! Mir wars wie göttliche Erfriſchung! und was daraus geworden iſt, kanſt du aus der Anlage ſehen. Ich war gerade in der kritiſchſten Lage von der Welt. Sie wolten mich ſchlechterdings verheurathen, und zwar aus keiner andern Urſache, als weil der Menſch Luſt zu mir hätte; und dann zweytens, weil er, wie ſie alle verſicherten, Brod hätte. Brod! Brod! das hör ich alle Tage, und um dich bekümmern ſie ſich, daß du bald Brod haben ſollſt.

Wenn ich meiner Mutter glauben wollte, ſo hätten wir alle kein Brod. Denn da mags Frühling oder Herbſt ſeyn, ſo iſt immer zu klagen. Kein Menſch von ihnen freut ſich der Wiederkehr des Lenzes, ſeiner milden Sonne, des lieblichen Abendroths, der blauen Ferne der Berge. Kein Menſch horcht auf das Murmeln des Bachs, lauſcht nach ſeiner fliehenden Welle, die nie wiederkehrt!

Sag mir, haſt du die Cora von Naumann je gehört? Es iſt das göttlichſte was je ein Sterbliche

Cäſar.

Das mag ſeyn, ſage deinen Auftrag.

Abgeordneter.

Er grüßt dich als ſeinen Beſieger und Oberherrn, und bittet um die Erlaubniß in Aegypten leben zu dürfen; und, wird ihm auch dieſes nicht zugeſtanden, ſo iſt alles warum er anſucht, ihn zwiſchen Himmel und Erde athmen zu laſſen, als einen Privat-Mann zu Athen: dieſes in ſeinem Namen. Hienächſt erkennt auch Cleopatra deine Gröſſe, unterwirft ſich deiner Macht, und bittet für ihre Erben um das Diadem der Ptolomäen, welches ſie izt bloß von deiner Willkühr und Gnade erwarten muß.

Cäſar.

Für die Bitten des Antonius habe ich keine Ohren. Der Königin ſoll weder Gehör noch Gewährung verſagt werden, wenn ſie erſt ihren aller Gnade unwürdigen Freund aus Aegypten ausgetrieben, oder ihm dort das Leben genommen haben wird. Wird ſie das thun, ſo ſoll ſie nicht unerhört bitten. Soviel an Beyde.

Abgeordneter.

Das Glük begleite dich!

Cäſar.

Führt ihn durch das Lager.

[Der Abgeordnete geht ab.]

(Zum

licher gedichtet hat. Ich habe sie im Clavier-Extrakt, und sie hilft mir des Lebens Last ertragen. Ich sitze oft bis nach Mitternacht an meinem Forte-Piano. Wenn alles still um mich her ist, kein Mensch seufzt über böse Zeiten, kein Mensch erzählt was es Neues giebt, kein Schwein grunzt, kein Hund bellt, und ich mich allein fühle in der Schöpfung! allein leide, allein ohne meinen Sternberg. — Und doch ists gut allein seyn, fern von den Menschen deren Gefühl zum Leben verdumpft ist, die nichts sinnen als Materie — o daß sie doch alle spännen, und striegelten und kämmten, und rührten bis an der Welt Ende, und satt wären! Sie werden aber niemals satt.

Lieber Mensch, sage mir aufrichtig, wie wirds dirs, wenn du bedenkest, daß du bald wieder zu uns must? — Ich denke es wird dir, als giengs in den Ehstand, mit einem Menschen der Brod hat.

Du hast doch den Menschen gesehen, den sie mir vermählen wollten? Nein du hast ihn nicht gesehen. Stelle dir also vor eine Gestalt Etwas über fünf Fuß — mit einen hübschen breiten Rüken, und auf dem Rüken einen langen steifen Zopf, auf den die Figur reichlich sitzen kann. Das Haar pechschwarz, und nicht gepudert, aber wohl eingeschmiert, und an beyden Schläffen eine runde große Rolle. Vom Gesicht ist weiter nicht die Rede, das ist in seine 3 Theile getheilt, und die

Ohren

Ohren ſitzen am gehörigen Orte, etwas gröſſer und röther als bey andern ehrlichen Leuten. Die Weſte iſt ſcharlach — mit breiten Treſſen und langen Schöſen; auf den ſchwarzen Hoſen ſitzen Stiefel-Manſchetten, und in der Hand hält die Figur einen breiten bordirten Hut. — Nun nimm deine Briefstaſche und vergleiche damit die Silhouette, die ich dir darauf geſtikt habe, und ſetze dich an meine Stelle, ob ich auch verglichen habe, da Noth an Mann gieng. Glaubſt du nicht, daß das Allweiſe Schikſal gewaltet habe, daß ſie mich gerade mit ihren Abſurditäten plaken mußten, als Sternberg ins Mittel trat? Der Eole Junge! Er iſt uber den Bergen! Oltra li monti — wie die Italiäner ſagen, wo alles Gute liegt. Adjeu, vergis aber doch nicht das Gott mit Uns!

Mariane Werner.

Sternberg an Mariane Werner.

In ganzen vierzehn Tagen keinen Brief von meiner Liebe! O wie hart iſt das! Geſtern Abend machte ich mir das ſüſſe Geſchäfte, deine wenige Briefe zuſammenzulegen, zu ordnen, und mit Nummern zu bezeichnen. Einige der liebevollſten laß ich wieder durch, und meinem Herzen wars gar wohl. Ich gieng ſo zu Bette, und ſah Dich. Du kamſt nach W. und in unſer Haus. Ich umarmte dich

mit

mit der höchſten Innbrunſt, der innigſten Freundſchaft. Als ich erwachte, war ein Brief die Erfüllung meines Traums, die ich prophezeyte. Aber ich erfuhr endlich auch hier, wie betrüglich die Träume ſind. Liebe Mariane, warum thun ſie uns das? laſſen mich und meine Schweſter ſo harren, und ſehnen und ſchmachten! Uns, die wir Sie ſo ſehr lieben, uns, denen Ihre Briefe, wenn gleich nur halbe Umarmungen, ſo unbeſchreiblich lieb ſind!

Meine Schweſter iſt noch hier, bleibt auch noch 8 Tage und wohl länger hier. Denke, denke, was das wäre, wenn du bey uns ſeyn könnteſt Liebe! Mit uns ſingen könnteſt: warum ziehſt du mich unwiderſtehlich. — Wir ſingens ſehr oft. Komt mirs nur ſo vor, oder iſts wahr? die Melodie des zweyten Verſes in jeder Strophe hat für mich eine ſo unausſprechliche Süßigkeit, als ich in wenig Liedern finde. Es ſind nur wenige Töne, und die Tonfolge iſt ſo ſimpel als möglich: Aber eine ſolche herzbrechende Anmuth und Zärtlichkeit iſt darin, daß ich den Erfinder als Compoſiteur neben den Dichter des berühmten Komm Luft mich anzuwehen, ſetze. Freylich bin ich in dieſem Punkt ein ſehr beſtochener Richter. Denn wo hörte ich das Lied zum erſtenmal? von wem? wie? Schwamm da meine Seele nicht in einem Meere der höchſten Erdenſeligkeit? Und kann nicht die Rükerinnerung an dieſes Gefühl dem Stük in meinen Augen einen Werth geben, den es ſonſt

bey

bey Niemand hat. Ich wünschte Ihr Urtheil zu wissen, meine theuerste Freundin.

Ist denn bey Ihnen auch der May so traurig als bey uns? Wir haben noch keine drey warme Tage in dem ganzen Monate gehabt. Schon oft nahmen wir uns vor, meine Schwester und ich, nach U. zu fahren, aber das Wetter war nie günstig,

Sagen Sie mir doch, auf welchem Tag wars, als ich das Erstemal zu Ihnen nach W. kam. Ich habe mir schon längst vorgenommen, Sie zu fragen, und immer vergaß ichs. Im Monat September wars: aber wissen Sie nicht an welchem Tage? Ich habe einige Tage im Jahr, die ich der Freundschaft zu Ehren feyre. Darunter muß in Zukunft auch der Tag seyn, da ich Sie zum erstenmal sah; zum erstenmal meine Mariane, o laß mich das süsse Wort noch einmal schreiben, meine, meine Mariane sah. Was das vor ein Tag war! Noch stehen alle Bilder dessen was geschah so deutlich vor meiner Seele, als die Bilder des gestrigen Tages. Ich wolte noch die Stelle in der Stube bezeichnen, worauf Sie standen als ich herein trat. Die Stelle an der Sie bey Tische sassen, den Ort wo Sie standen, am Clavier, als Sie mich fragten, ob ich die Petrarchischen Oden gelesen hätte? den Ort, wo ich stand, als ich Ihnen einige Strophen aus Klopstoks Petrarch und Laura vorsagte. Ich sehe noch Ihre Mine, Ihr

Kleid, Ihr blaues Auge, alles, alles, daß ichs mahlen könnte wenn ich Mahler wäre. Mein weisses Kleid ist mir darum so lieb, daß ichs in meinem Leben nicht weggebe, weil es von den ersten Strahlen deiner lieben Augen beglänzt ward.

Vor 8 Tagen war ich auf einem Ball. Meine Schwester war mit. Wir hätten beyde gern geschwärmt, aber alles war umsonst. Nicht so viel Schwärmerey, als man im Auge leiden kann, kam in unsre Herzen. Da tanzten wir mit dem Körper herum, aber die Seele blieb im Winkel auf dem Stuhl ganz phlegmatisch sitzen.

Umsonst rief ich den heiligen September-Abend des Jahrs 1780 zurük, und bat Ihren Genius, mich zu begeistern. Der Genius antwortete: Allein komme ich nicht: wäre jemand mit mir so könnte ich kommen.

Gestern erzählte mir ein Freund: bey A. liege ein Berg, von dem man bis zu Ihnen nach W. sehen könne. Wie mirs bey der Nachricht war, kann meine Mariane empfinden. Lieber Berg, wer doch bald zu dir hinwallen könnte, dich besteigen, von deiner Höhe in den Himmel hinblicken könnte! So bald ich nur kann, reise ich dahin. Daß ich Ihnen zuvor Nachricht davon gebe, versteht sich. Da man von dem Berge W. sehen kann: so kann man auch von W. aus den Berg sehen. — Wenn man doch Telescope hätte,

die

die zehn Meilen reichten! Ich gäbe alle meine Haabe dafür. Meine Schweſter grüßt Euch liebreich. Denket an Euren wahren, ewigen

Sternberg.

An Ludwig Werner, von ſeinem Oncle, dem Legations-Rath Meininger.

Liebſter Vetter.

Niemand fühlt auſſer ihnen vielleicht ſo ſehr das Beſchwerliche Ihrer Lage als ich. Ich bin vollkommen in Ihrem Falle geweſen. Ich mußte ſo wie Sie die freye weite Luft und Welt verlaſſen, und mich in den Kerker eines kleinen Aemtchens einſperren laſſen, wo ich damals ſo viel Himmel zu erblicken hoffte, als hier auf meinen Schreibtiſche Raum haben mag. Und doch ſtehe ich noch auf meinen Beinen, und bin meinen Gefühl nach ſo munter, als einer der jüngſten von Klopſteks oder Göthens Leſern. Der Nimbus von Achtung für ſich ſelbſt, das Gefühl von Menſchenwürde, das mich damals zu einer ſo ungeheuren Geſtalt erhub, daß ich glaubte ich würde überall damit anſtoſſen — half mir gerad durch.

Man fehlt freylich ſehr in der Direktion der Studien, und man ſollte uns gerade nicht mehe

lernen lassen' als man künftig braucht. Um ein Protocoll zu führen, oder einen Akten-Extrakt zu machen, braucht man nichts von Buffons Epochen, von fixer Luft, von historischer Kunst, von Cosmogonie, von positiver oder negativer Electricität, von den Australländern, von grossen Conturen oder Haltung des Ganzen, u. s. w. Auch bedarfs nicht der Seele eines Brutus oder Rousseaus, um einen grünen Stuhl in einem Collegio einzunehmen. Man kann sein Glük machen, wenn man auch nicht den Shakespear in der Grundsprache liest, oder den Homer ohne Version explicieren kann. Das sind freylich grosse Allotria.

Indessen hat es doch, glaube ich, noch keinen gereuet, daß er diese brodlosen Künste in der Tasche geführet hat. Nur muß man sie nicht aus der Tasche spielen wollen; ausser vor ganz honetten Leuten, die es einem nicht übel nehmen, daß man ein wenig mehr Hocuspocus zu machen versteht, wie sie.

Verzeihen Sie mir, liebster Freund, daß ich mich noch einmal zum Beyspiel anführe. Ich war jung, und dachte wie ein junger Mensch. Warum sollte ich nicht gedacht haben wie Sie? Mir schien nirgends in der Welt ein grosses Interesse obzuwalten, als in einem grossen Reiche, in einer grossen Stadt. Ich eilte was ich konnte in die grosse Welt; und glaubte nun, mein Kopf würde gröſſer, meine Seele auf einmal weiter

werden.

werden. Und beynahe wäre mir das Gegentheil wiederfahren. Wenigstens meine Seele verengt sich zusehends. Das Schauspiel der Leidenschaften war bunter, aber dagegen oft gröber; der Laster und des Betrugs waren tausend mehr Abarten, und der Tugenden nicht mehr. Der Cirkel meiner Freunde war so eng wie hier auch, und der aufgeklärten Köpfe waren so wenig in Paris und in Berlin zu Dutzenten, als irgendwo. Wenn der innere Friede fehlte, so sahs auf den Boulewards nicht munterer aus als in unserm Schloß-Garten.

Die Kunst mit den Menschen zu leben, das doch ohngefähr die Haupt-Kunst ist die man nöthig hat, läßt sich so gut in einer Dorfgemeinde als an einem Kayserlichen Hof erlernen. Der geringste dumme Streich hat hier eben so gut seine Folgen; und eine brave Handlung macht auf dem Kirchenplaz oder vor dem Rathhause eben soviel Aufsehen, als wenns in London-Chronik gestanden hätte. Ist man zum Führer gebohren, so wird man Schultheiß oder Autor für die Ewigkeit, — wo nicht, so hilfts nichts, und wenn man sich auch in der Suite des Großfürsten aller Reussen befände.

Es ist wahr, die Laufbahn die Einer betritt ist Etwas, aber sie ist doch nicht Alles. Ich horchte vorigen Sommer in Wilhelmsbad dem General Solomon einige wahrhaft Salomonische Sprüche ab.

Es war von zwey Brüdern eines berühmten adelichen Hauses die Rede, wovon derjenige der am meisten Talente hatte zurük blieb, und der andre Minister ward. Der Unterschied war dieser, sagte der General: der Eine ergrieff eine bessere Parthie, gieng in die Dienste meines Königs, und der andere in Dienste der Republik H * *.

Die Haupt-Furcht, die Sie noch immer von Hause hält, wird wohl diese seyn: man muß sich vor so vielen absurden Leuten bücken, und man muß ums Brod arbeiten. So höre ich wenigstens alle junge Leute klagen, die von Akademien kommen; und man soll von unten anfangen. Was das Bücken anbelangt, so können die Menschen hierin nicht mehr prätendiren als in Religions-Sachen. Wenn man das Aeusserliche mitmacht, so bleibt der Glaube ungekränkt. In Ansehung des ums Brod Dienens muß ich Ihnen sagen, daß sich dieses am Ende doch auch lernt; und ich kenne einige dieser Herren, die es vor Zeiten verschmähten, und die jetzo der Commißionen, Diäten und Zulagen nicht satt werden können.

Wollen Sie ungehuldelt Ihres Wegs wandeln, so müssen Sies machen wie mans in London auf der Straße macht. Man trägt nämlich keinen Haarbeutel wo kein Mensch einen trägt. Und wo kein Mensch Wiz und Lecture hat, da hat man auch keine. Mit so einem Hausmittel schlägt man sich durch die ganze Welt durch, und man kanns dahin

dahin bringen, daß man in der Reſidenz eines Reichs-Grafen lebt, und ſo wenig von einem geſprochen wird, als ob man in Paris lebte. Am Ende ſprechen auch die Leute Gutes von Einem, ſo lange man nämlich Wort hält, und nichts klügers vorſtellen will als Sie ſelbſt. Sollte Sie auch in der Folge der böſe Feind verleiten wollen, einen Mann von Anſehen in einem kleinen Ländchen vorzuſtellen ſo iſt kein andrer Weg dazu zugelangen: als die Unbedeutſamkeit. Haben Sie aber endlich ihren Mitbürgern den Theil von Anſehen und Gewalt entwandt, den Sie für nöthig fanden: ſo können Sie ſich nachher als ein Genie betragen, Muſen-Almanache leſen, ſo wie mit Vieren fahren, Phyſikaliſche Experimente machen, Tragödien ſchreiben, u. ſ. w. Nur vorher iſt es eine bedenkliche Sache.

Neben bey wollte ich Ihnen auch rathen, daß Sie dem Beyſpiele kluger Geiſtlichen folgten, und nicht in allen Stücken Ihren Beruf vom Himmel erwarteten. Bey allen Talenten iſts immer gut, wenn man irgend einem Manne von Anſehen attaſchirt iſt. Hätte Cook den Miniſtern nicht fleißig die Cour gemacht, ſo hätte er, bey aller Luſt und Geſchicke dazu, nicht die Vierte Fahrt um die Welt thun können.

Verzeihen Sie, liebſter Freund, meinen ſo ſehr langen obgleich wohlmeinenden Brief. Sie ſehen aus meinem Beyſpiel, daß man nie aufhört ſich

(Zum Thyreus.)

Nun iſt es Zeit eine Probe von deiner Beredſamkeit abzulegen: Eile nach Aegypten, ziehe Cleopatren vom Antonius ab; verſprich, und wenn ſie mehr fodert, ſo erbiete dich in unſerm Namen zu mehrerm. Weiber ſind in ihrem gröſten Glük nicht ſtark; aber Mangel kan die nieberührte Veſtalin zum Meineyd bringen. Strenge allen deinen Wiz an, und mache dir ſelbſt dein Edict für deine Mühe, wir wollen es wie ein Geſez vollziehen.

Thyreus.

Cäſar, ich gehe.

Cäſar.

Beobachte wie Antonius ſich in ſein Unglük ſchikt, und was ſich aus allen Würkungen jeder bewegenden Kraft in ihm von ſeiner innern Verfaſſung ſchlieſſen läßt.

Thyreus.

Cäſar, ich will --

[Sie gehen ab.]

ſelbſt gerne zu hören, und wenn man noch ſo alt wird. Fur Thorheit ſchüzt nicht daß man auf Reiſen geweſen iſt.

Ich bin und verbleibe

Ihr eigner Onkel —

III.

Briefe über Tempelherren, Freimäurer und Roſenkreuzer.

Schluß.

Fünfter Brief.

„Könnten aber, ſagen Sie, die Tempelherrn nicht, „obgeachtet aller groben Anſchuldigungen von Ba„rhometus, ein Geheimniß der Weisheit gehabt „haben?“ Könnten? Warum nicht? In der Reihe des Möglichen iſt alles Mögliche möglich. Aber daß ſies gehabt haben? Und worinn es beſtanden? das, mein Freund, liegt mir nicht ob zu erweiſen, ſondern denen die es behaupten. Wir Laien ſind im ruhigen Poſſeſſorio unſrer Unwiſſenheit; wer von ſolchen Geheimniſſen ſchreibt, iſt im Petitorio ſeiner Hypotheſe: Er muß erweiſen.

Hat

Hat mans bisher gethan? Wird mans thun können? Kann mans, ich höre gern. Nur verſteht ſichs, müſſen die Beweiſe anders woher genommen ſeyn als aus dem Namen Baphometus. Sonſt beweiſe ich Ihnen gleich, daß Erasmus ehe er Menſch war eine Maus geweſen (erus mus) und da er Menſch war, er am liebſten Mehlſpeiſe (Mus) gegeſſen; den er hieß ja Er as Mus. Er hat alſo mehr Anrecht auf dies Maus- und Mus-Geheimniß als Mahomed auf die βαθη μητους Aus der Geſchichte, aus dem Zweck, der Einrichtung, den Thaten des Ordens, endlich auch nur aus den Anklagen und Geſtändniſſen deſſelben, ſo zweideutig dieſe auch ſeyn mögen, beweiſe man; und ich will der erſte Glaubige werden.

1. Aus den Anklagen und Geſtändniſſen erhellet, beweiſener maaſſen, nichts. Auf Ketzerei, Zauberei, heimliche Schandthaten werden ſie inquiriret; auf kein Geheimniß der Weisheit. Der Großmeiſter kann nicht ſchreiben, wahrſcheinlich auch nicht leſen: die Clerici des Ordens, bei denen doch etwa, nach der damaligen Zeit, die verborgne Weisheit ſeyn mußte, gehen mit Rittern und dienenden Brüdern auf Einem Inquiſitionswege; der Einzige Punkt, über den man ſie beſonders vernimmt, iſt, ob ſie die Conſekrationsworte beim Abendmal gebraucht haben? alſo ein gemeiner Prieſter-Ritus. Endlich, mein Freund, der Haupt-Punkt der Einweihung „einen Layen, ei-

„nen Fremden, der sich zum Orden meldet, in Ein „Gemach führen und ihn Gelübde aufs Kreuz thun „lassen; ihn sodann in ein ander Gemach führen „und das Kreuz verspeien, oder falls ers nicht „thun will, quälen und ins Gefängniß werfen „lassen, bis ers thut:" ist das Methode, ist das ein Geheimniß der Weisheit, so könnte man allen neuen Freunden Gottes, den Antitrinitariern kein ärgeres zur Rache wünschen —

2. Aus der Geschichte und den Thaten des Ordens ist noch weniger klar. Zur Tapferkeit war er gestiftet; nicht zur Weisheit. Im Vordertreffen stritt er mit der Faust, nicht im Gefecht der Wahrheit mit philosophischem Kopfe. Wenn ihm Vorwürfe geschahen, berief er sich darauf „wie „oft er sein Blut fürs Christenthum hingegeben„ und noch Nicolai im lezten Verhör nannte drei incontestable Vorzüge des Ordens: „Pracht und „Anstand des Gottesdienstes, reiche Allmosen, tapfre „Thaten„ — kein Geheimniß der Weisheit. In die Geschichte der Wissenschaften und der von fern wiederkehrenden Aufklärung Europens ist der Orden, meines Wissens, gar nicht verflochten, ob er gleich so große Besitzungen eben in den Gegenden hatte, wo sich die Aufklärung anfing. Unter den Provenzalen a) finde ich Einen Tempelherrn, mit Einem Gedicht, ‚daß man wieder „nach Asien laufen und das H. Land erobern solle;"

Ein

a) Histoire liter. des Troubadours Vol. 2. pag. 467.

Ein anderer meldet ſich zu ihrem Orden, und da man ihn nicht annehmen will, ſchreibt er de las faſſas vidas dels Templiers — ein Buch, das ich leſen möchte, nicht der Wahrheit, ſondern des Gerüchts wegen, „was etwa damals auch auſſer der Inquiſitions- und Marterſtube über die Tempelherrn geſagt ward.“ Sonſt iſt mir nicht bekannt, daß ſie ſich auch nur der Secte oder Sekten angenommen hätten, von denen man ihnen ſo viele Miſſethaten lieh, und deren ſich doch manche Edle annahmen. Wie konnten ſies auch? Sie waren ja Kreaturen des Pabſts, Geiſtliche, halbe Mönche.

3. Alſo auch nur die Suppoſition von einem und zwar ſolchen Geheimniß unter ihnen iſt nicht aus ihrem Orden, ſondern von den Mamchäern und Ketzern her. Dieſen wurden Geheimniſſe der Bosheit, ſchändliche Einweihungen zu gewiſſen Graden der Vollkommenheit, zugeſchrie-

b) *Creſcimbeni* Iſtoria della volgar Poeſia. Vol. 2. p. 128. Der Dichter hieß Roſtagno Berlinghieri: er lebte eben vor Aufhebung des Ordens, und ſtarb 1315. welchen frühen Tod Creſcimbeni als ein göttliches Gericht über ſein falſches Zeugniß anführt. Der Mönch von Monte maggiore nennt es falſa garentia. In den Romanen unter Philipp dem Schönen wars ſo gewöhnlich, den Tempelherrn alles Böſe zuzuſchreiben, daß man ihnen ſogar den Verrath Karls des groſſen an die Saracenen Schuld gab, 400 Jahr vorher ehe ihr Orden auf der Welt war. Proben davon kann man in der Biblioth. des Romans finden.

geſchrieben; alſo fiels auch auf jene. Mit welchem Grunde? mag ich hier nicht unterſuchen, da ich von Schuld und Unſchuld der Tempelherrn eigentlich noch nicht rede, ſondern nur ihre Geſchichte erkläre. Ich wills glauben, daß in einem ſo großen Orden, wo viel wackre Glieder waren, vielleicht auch aufgeklärte Glieder geweſen: es kann beynahe nicht anders ſeyn, als daß ihre lange Bekanntſchaft mit den Saracenen vielleicht auch in einigen Ländern Europens mit den Albigenſern, Stedingern, und wie die Ketzer weiter genannt wurden, die Begriffe mancher Ritter geläutert und über den Pöbel der herrſchenden Kirche erhoben habe. Verſchiedene Lebensweiſe, Reiſen, Kenntniß anderer Länder und Parthien, geben inſonderheit tapfern Leuten eine Art Unpartheilichkeit und allgemeiner Ueberſicht, die eingeſchloſſene Mönche und diſputirende Gelehrte wohl nicht haben konnten. Es mag alſo auch ſeyn, daß hie und da freie Grundſätze im Orden geweſen c) und daß jener Großmeiſter

c) Ueberhaupt iſts zu beweiſen, daß in den mittlern Zeiten, die man für ſklaviſch und barbariſch hält, hie und da die freieſten Meinungen ſtatt fanden, weil überhaupt auf Unſerm Erdball alle Veränderungen durch Extreme gehen, die ſich mit der Zeit nur miſchen und mildern. Die Beſchuldigungen, die man Friedrich dem II. von Moſes, Chriſtus und Mahomed machte, mag nicht ſo ganz ohne allen Grund geweſen ſeyn; weil er bei vielen Gelegenheiten öffentlich wenigſtens Liebhaberei zu

den

ſter dogmatiſirt und geſagt haben kann: der Br. de Troca ſollte an „Einen groſſen Gott glauben und „ſich zur Geſellſchaft guter Leute im Orden hal„ten;“ (vielleicht ſollten die boni viri eben das ſeyn, was man ſonſt bons-hommes hieß, ein bekannter Ketzer Name) ſey dies alles, wie ihm wolle: ſo werden die Tempelherrn damit keines Weges Gnoſtiker, ſondern, wenn man die Suppoſition zugiebt, Manichäer, Albigenſer, Theilnehmer der Ketzer-Secten. Wie weit aber Theilnehmer? Wahrlich doch nicht, daß ſie, wie jene Eingeweihte zur Vollkommenheit, ein ſtrenges Apoſtoliſches Leben führten; dafur waren die Tempelherrn nicht bekannt, wenigſtens nicht im gemeinen Sprüchwort. Auch konnte dieſe Weisheit nicht überall verbreitet ſeyn: denn z. E. in Italien, Sicilien, Portugall, Spanien, Cypern, gab es wenige oder keine dieſer Sekten. Manche Beſchuldigungen im Verhör mußten alſo den Inquiſiten ſo fremde vorkommen,

den Saracenen zeigte. Daß die Scholaſtiker alle Punkte des Glaubens als Probleme der Diſputation anſahen, iſt bekannt; und die Reformation faßte auch deßhalb Wurzel, weil Jahrhunderte hin über die Religion dem herrſchenden Tone nach nur war diſputirt worden. Obenbenannte Sekten äuſſerten die freiſten und zum Theil übertriebenſten Meinungen; alſo war dergleichen Weisheit auch auſſer dem Orden nicht ſo fremde, als wir uns gemeinialich bei der ſchwarzen mittlern Zeit denken. Kühn- und Keckheit im Behaupten geht immer der reifern Unterſuchung vor.

men, daß ſie wohl keine Antwort zu geben wußten, als etwa die der Großmeiſter Noley gab: „Lügnern ſolcher Art, die das vom Orden ſagen, „ſollte man auf gut Saraceniſch den Kopf abhauen „und hernach den Bauch aufſchneiden." —— Endlich die Brutalität, die ſie in dieß Geheimniß gemiſcht haben ſollen, iſt doch weder Apoſtoliſche noch Albigenſer-Weisheit; ſie hebt alle Begriffe von Ehrlichkeit, Würde, Frömmigkeit und Aufklärung auf, und Mahomed ſelbſt hätte ſolche Freunde Gottes verachtet.

4. Am wenigſten, mein Freund, werden Sie ſich alſo von dem Talismann blenden laſſen, d) „der an einem gewiſſen Ort in Teutſchland, als „das Grab eines geweſenen Tempelherrn eröfnet „worden, daſelbſt gefunden ſei." Ich will weder den Ort wiſſen, wo? noch den Tempelherrn bei dem er gefunden worden: denn zu unſerm Zwek beweiſet er, und wenn der Baphometus ſelbſt darauf wäre und wenn noch hundert dergleichen Steine gefunden würden, nichts. Es iſt bekannt, wie groß die Liebhaberey an ſolchen Sachen in den damaligen Zeiten war. Aus den Morgenländern kamen dieſe Amulete; und da dorther auch Aſtronomie und Aſtrologie, Wiſſenſchaft und Aberglaube,

d) Nicolai S. 134

e) *Aspe* de Talisman. p. 90. 184. *Ranzov.* catalog. imperatorum ect. et viror. illustr. qui astrologiam amarunt 1594. Und viel Lebensläufe der mittlern Zeiten.

glaube kamen: ſo hielten ſich ſelbſt die edlern Wiſſenſchaften lange an dieſe abergläubiſche Hülle, und die geſcheuteſten Leute hegten in Abſicht ihrer zuweilen Wundermeinungen. Kennt man nun den Tempelherrn, der ſich einen ſolchen Stein ins Grab geben ließ? Weiß man den dienenden Bruder, der abergläubiſch-fromm dieſen Stein, den er etwa in der Verlaſſenſchaft ſeines Herrn (in cofris ſuis, wie die Verhörsartikel ſagen) fand und weil der Ehrwürdige Herr bei Lebzeiten ihn mit ſich getragen, ihn auch dem todten Herrn noch in den Sarg ſteckte? Daß die Morgenländer voll Aberglauben und Amulete ſind, weiß jedermann: und daß (falls der Stein auch, wie ers nicht iſt, ein Baphometus wäre) die meiſten Averruncі um eine Serapis-Iſis-(Baphometus)-Figur, männlich oder weiblich, umher gehen, werden Sie inne, wenn Sie den Gaffarelli[f], L. Agoſtini u. a. nur flüchtig durchblättern. Kurz, ſollten wir bei jedem alten Weibe, das ein Amulet trägt, ein Geheimniß der Weisheit vermuthen, und weil man im Grabe Eines Tempelherrn einen Stein mit den gemeinſten Figuren findet, deshalb vermuthen, daß der ganze Orden ein Geheimniß der Weisheit, von Einheit Gottes der nicht geſtorben iſt, auch nicht ſterben kann, gehabt habe — Freund, wie viel bekämen wir Geheimniſſe und Orden der Weisheit!

5. Alſo

f) *Gaffar.* curioſit. inaudit. Hamb. 1678. *L. Agoſtini.* gemme antiche, T. 2.

5. Also kümmern Sie sich auch nicht, um die Zauberworte: Sarazin y Allah, g) als ob die das Geheimniß faßten. Ist y nicht blos die Verbindungsartikel: (denn die Aussage davon ist aus einem Verhör in Carcassone) so ists wahrscheinlich der verstümmelte Name, Freund Gottes, Hhalil-allah; der dem Kopf gegeben seyn sollte, und den uns ja die Tradition aus dem Munde des Großmeisters albern genug erkläret. — — Ueberhaupt scheint mir alles brüchig, was der Verfasser in der sobekannten Materie, der Aufklärung Europens durch die Saracenen, h) die in einzelnen Wissenschaften hie und da schon gründlich ausgeführt ist, saget; und einige Umstände finden, wie ich nicht anders weiß, gar nicht statt i). — Doch ich bleibe, oder vielmehr ich komme recht auf der Tempelherrn Geheimniß der Weisheit.

6. „Solls

g) Du-Puis S. 23.

h) S. 109. u. f.

i) Hr. Nicolai sagt S. 109.—110. dreimal: „daß der „berühmte Averroes am Hofe des Kaisers Friedrich „II. gelebt, daß der Aufenthalt Averroes am Hofe „des Kaisers sehr viel zur Ausbreitung der Aristote„lische: Philosophie beygetragen; endlich „daß dem „Pabste der vertraute Umgang des Kaisers mit Aver„roes sehr mißfällig gewesen, und daß er daher Ge„legenheit genommen, ihm feindselige Gesinnungen ge„gen die christliche Religion schuld zu geben, ist ge„wiß." Woher gewiß? Die halbe Seite von Cita-

ten,

6. „Sollten ſie nicht die Goldtinktur beſeſſen „haben?“ „Ja ja, mein Freund, die Goldtinktur, „nichts anders. Drum wurden ſie in kurzer Zeit „auch ſo unerhört reich: Drum hielten ſie ihre „Kapitel

ten, die der Autor anführt, ſagt davon kein Wort; das Leben Friedrichs II. und Averroes eben ſo wenig. Averroes lebte zu Cordova und Marocco, wo er 1206 ſtarb, und Kaiſer Friedrich II. wurde 1215. zum Kaiſer gekrönt; nicht zu Maroco in Africa ſondern zu Aachen in Teutſchland, und zu Rom erſt 1220. Auch war wahrlich kein Averroes, den er am Hofe mit ſich führte, Gelegenheit zu ſeinem Zwiſt mit dem Pabſt: denn die Geſchichte davon iſt jedermann im Gedächtniß. Daß Friedrich Saracenische Weiber an ſeinem Hofe hatte, wirft ihm der Pabſt vor, und darüber ſucht ihn ſein Sachwalter zu rechtfertigen (Matth. Paris p. 664. edit. Lond. 1610.) nicht aber „den berühmten Philoſophen Averroes“, der viele Jahre tod war. Der Autor hat etwas von den beiden Söhnen des Averroes, die, wie Aegid. Roman. erzählt, auf ihren Reiſen den Hof des Kaiſers beſuchten, (ſ. Brucker. hiſt. phil. T. III. p. 100. 101.) gehört; und dichtet daraus ein Factum, das er als das gewiſſeſte von der Welt dreimal und mit vielen Citaten anführt. — — So iſts ihm (S. 115.) ein Beweis, „wie aufmerkſam Saracenen und Chriſten auf ein„ander geweſen, daß „jener gefangene Ritter, Hu„go von Tiberias, dem Sultan Saladin ſogar alle „Gebräuche der Ritterſchaft bis auf die Aufnahme „gezeigt

Neunte Scene.

[Verwandelt ſich in den Palaſt zu Alexandria.]

Cleopatra, Enobarbus, Charmion und Iras treten auf.

Cleopatra.

Was ſollen wir nun thun, Enobarbus?

Enobarbus.

Trinken und ſterben.

Cleopatra.

Iſt Antonius oder wir Schuld an dieſem?

Enobarbus.

Antonius ganz allein, der ſein Herz zum Herrn über ſeine Vernunft machte. Wie, wenn ihr gleich von dem fürchterlichen Anblik des Kriegs, deſſen manchfaltige Linien einander ſchrekten, wegflohet? Mußt' er euch folgen? Seine Liebe hätt' ihn nicht vergeſſen machen ſollen, daß er izt Befehlshaber ſey, und daß in dieſem Augenblik, da eine Helfte der Welt der andern entgegen ſtand, alles auf ihn ankam. Die Schande war ſo groß als der Verluſt, euern flüchtigen Seegeln nachzulauffen, und ſeine Flotte mit weitoffnen erſtaunten Augen zurük laſſen.

Cleopatra.

Ich bitte dich, ſey ſtille. Antonius.

„Kapitel auch zu Nacht, daß niemand das Ge„heimniß erführe. Das war der Punktus qui„dam, über den ſie auch den König ermordet hät„ten, wenn er dahinter gekommen wäre. Wozu „konnten ſie in Orient leichter kommen, als zur „Goldtinktur? Bey den reichen und weiſen Ara„bern, etwa gar bei einem Schüler der Geheim„niſſe Gebers. Hatten Raimundus Lullius, Ar„noldus de Villa Nova, ihre Geheimniſſe nicht „auch daher? — — alſo zugeſtanden und einge„ſtanden: ſie hatten die Goldtinktur: dieß Geheim„niß hat ſich erhalten, fortgeerbet, und iſt noch „jezt — —"

Viels

„acteiat habe" und ſagt in der Note: „die ſehr naive „Erzählung davon in alten Franzöſiſchen Verſen ſteht — „in den Fabliaux et Contes du XII. et XII. Siecle Par. „1779. 8." Iſt das ein Zeugniß? Der Verf. dieſes Fabliau ſagt: Meſſieurs, ce Fabliau eſt fait pour plaire aux bravs gens etc. und jedermann iſt bekannt, daß ein ganzer Roman dieſes Inhalts, Ordene de Chevalerie, umhergieng, der in unſerm Jahrhundert mit einem Gloſſario gedrukt werden, aus dem du Cange, Ste Palaye u. a. ſo oft Stellen anführen; der aber im Grunde weiter nichts als Roman ſeyn wollte. Die Geſchichte die ihm zum Grunde liegt, ſteht in Bongars. geſt. Dei p. 1152.; ſie nennt einen andern Ritter und ganz andere Umſtände. Der Ritterſchlag, der auch tapfern Saracenen gegeben ward, war nichts als eine Soldatenehre. S. du Cange zum Joinville Fol. 70. u. a. Stellen und Exempel.

Vielleicht haben ſie, mein Freund, dieſe Oraſ kel auch ernſthaft ſagen hören, wenigſtens können Sie ſie in manchen neuen Modeſchriften ernſthaft geſagt leſen. Unſer Autor iſt ineſſen von ihnen frei und ſagt feierlich: k) „andre Geheimniſſe" (als die ſeinigen nämlich) „hatten die Tempelherrn „nicht; im ganzen Proceß iſt nicht die geringſte „Spur, daß man die Goldmacherei bey ihnen ver„muthet, oder daß ſie darüber auch nur befragt „worden." Das ganze Figment iſt ein ſpäter Wahn, an den man damals nicht denken konnte, weil man zu gut die Quelle der Reichthümer dieſes Ordens kannte. — — Laſſe Sie mich, wie jener Bauerknabe, der, als er Schulrath ward durch böſe Künſte zu ſeinem Reichthum gekommen zu ſeyn, nichts als die Werkzeuge ſeiner ſchlechten Arbeit vorführte — laſſen Sie mich auf dieſe Weiſe nur einige hiſtoriſche Momente des großen und ſchnellen Reichthums der Tempelherrn anführen. Jeder Kenner der Geſchichte iſt gewiß auf meiner Seite.

Alſo erſtens und überhaupt iſt bekannt, welche Raſerei die Kreuzzüge für Europa waren l). Eu-

k) S. 144.

l) Man hat noch keine gute Geſchichte der Kreuzzüge, die aus den Quellen geſchöpft und mit Ueberſicht aller Folgen dieſer Züge philoſophiſch- und hiſtoriſch wäre. Man erhebt Mailly l'Eſprit des Croiſades; ich kenne aber dies Buch noch nicht.

ropa verblutete ſich in Aſien: es warf ſeine Kräfte, ſein Geld, ſeine Mannſchaft dahin. Man verkaufte Güter (und die Geiſtlichen kauften ſie) man verkaufte Freiheiten (und wer konnte kaufte ſie); mit dem Gelde ging man oder ſandte es, freiwillig oder zur Büſſung, nach dem H. Lande. Wer dabei gewann, waren die Unterhändler, der Pabſt, die handelnden Staaten in Italien, endlich inſonderheit die geiſtlichen Ritterorden. Dieſe waren geſtiftet, in ihrer und anderer Namen Pilgrime zu beſchützen und den H. Krieg zu führen d. i. auf mancherlei Weiſe Geld aus Europa zu ziehen und ſich zu bereichern; es hätte nur an ihnen gelegen, wenn ſies nicht hätten thun wollen. Alſo

Zweitens. Unter dieſen geiſtlichen Ritterorden wurden die Tempelherrn bald die Erſten. Sie ſtritten im Vordertreffen und eigneten ſich den Ruhm der Tapferkeit vorzüglich zu: ſie hatten auch wirklich tapfre Grundſätze, die ſie ſiegen oder ſterben lehrten. Kein gefangner Tempelherr konnte anders als um Meſſer und Gürtel losgekauft werden; und auch ihre Feinde mußten es zugeſtehen, daß ſie bis auf die lezten Zeiten Wunder der Tapferkeit verrichtet haben. Alſo waren ſie vorzüglich der Orden m), dem man ſchenkte, oder ein Teſtament

m) Ich ſchließe damit die andern geiſtlichen Ritterorden nicht aus: denn alle ſind reich und ſehr reich geworden; ſie müſſen alſo alle das Geheimniß der Weisheit gehabt haben oder es hatte es keiner.

ment vermachte, wenn man seine Frömmigkeit im H. Lande anlegen wollte. Die Menge von Schenkungen, die sie in kurzer Zeit fast in ganz Europa bekamen, ist, wenn sie uns die Geschichte n) nicht erzählte, beinah über allen Glauben; fast hätten sie ja ganze Königreiche erbeutet.

Drittens. Insonderheit die Zeit Umstände, unter denen der Orden gestiftet ward, trugen zu seinem schnellen Wachsthum bei. Der dritte König in Jerusalem herrschte, und Europa glaubte, die Blüthe seiner gewissen Hoffnungen vor sich zu sehen; sollte es also nicht steuren? nicht geben? Der erste Meister des Ordens, Hugo, muß mehr als Loyola gewesen seyn, nach der Würkung die er auf seiner Reise überall in Europa, insonderheit in England, machte. Er kam mit Schätzen und einem kleinen Kreuzzuge nach Orient; ließ aber überall Höfe und Länder zurück, die aufs eifrigste für ihn eingenommen waren. Wer mehr als alle für den Orden posaunte, war der H. Bernard o), und jedermann weiß, was dieser Mann damals in Europa galt. Ueberschwänglich lobte er den Orden: ein Lob, das er bald zurücknehmen und in ernstliche Vermahnung verwandeln mußte; das aber zur ersten Gründung seines Ruhms unendlich viel beitrug.

n) S. Gärtler, Anton, vom Anfange bis zu Ende.

o) S. Anton S. 13. — 29.

p) Epist. 31. 378.

Viertens. Der Pabst mit seinen Privilegien blieb nicht nach. Das Einzige „an Oertern, die mit „dem Interdikt belegt waren, zu Zeiten Messe le„sen zu dörfen" mußte den Tempelherrn viel eintragen: ob sie gleich freilich damit auch den Haß der Bischöfe sehr auf sich luden. Sie gewannen als Ritter und als Priester; und wo beides nicht hinreichte, waren sie

Fünftens, Handelsleute. Sie kauften, liehen aus, wucherten, waren Unterhändler u. s. Den Geistlichen verkaufte man damals, des geistlichen Segens wegen, am liebsten: sie waren allenthalben angesessen, hatten Geld, konnten allenthalben kaufen. Königen strekten sie Summen vor, nicht ohne Zinsen: die Procente super creditos, damnus et interesse, wurden dem Könige Eduard gleich berechnet. Sie waren also in die Geschäfte fast aller Länder Europens verflochten: nicht nur durch ihre Besitzungen und Schätze, sondern auch oft durch Aemter. Noch unter Philipp dem Schönen war ein Tempelherr Schatzmeister, in England ein andrer vorher erster Minister; und daß sie nicht immer gar zu gewissenhaft mit dem ihnen anvertrauten umgingen, auch davon könnte ich Gerüchte aus der Historie anführen. So ganz ohne Grund konnten doch die so oft wiederholten Beschuldigungen von Haabsucht, von Bestechungen ihrer Großmeister u. s. nicht seyn. Also ists gar kein Wunder daß sie reich wurden; es wäre Wunder über Wunder gewesen, wenn sie in

der Lage arm geblieben wären. Kurz der Orden hatte zulezt nicht weniger, als 16,000 Herrschaften oder nach einem andern Schriftsteller 40,000 Commenderien, und jährlich auf 2 Millionen Einkünfte q) — eine Summe, die in den damaligen Zeiten mehr als königlich war. Diese zog er nicht aus Künsten der Alchymie, sondern aus Einkünften und Gütern, wie jedermann wußte.

Sechstens. Also ergiebt sichs ziemlich, was auch ihre Verrichtungen im geheimen Kapitel waren. In capitulo negotia sua contractant, sagt Matth. Paris r): nichts in der Welt anders wuste ihnen auch selbst die Zauberkatze zu offenbaren s). Sie redete ihnen von reichen Ernten, von großen Besitzungen Goldes und Silbers vor; auf etwas anders gieng ihr Sinn schwerlich. Ihr Großmeister Hugo hatte eine sehr politische Idee, das Kapitel auf die Nacht zu verlegen. Im Kriege war ihnen diese Zeit zu Entwürfen auf den frühen Tag, zu Streifereien die in Orient insonderheit vor Tagesanburch vorgenommen werden, bequem. Als höchstes Gericht über die Brüder machte die Nacht ihr Kapitel zu einem Areopagus (wie ich denn dies Wort, vielleicht ziemlich freigebig, auf den Orden wirklich angewandt

q) S. Ashmole Instit. of the Order of the Garter, p. 56.

r) S. 899.

s) S. die citirte Stelle, Teutscher Merkur April S. 45.

finde t); und endlich zu jeder Zeit war ihr Kapitel an einem abgelegenen Ort in stiller Nacht gehalten, ihnen eine sichre, unbehorchte Versammlung, die den Mitgliedern des Ordens Stillschweigen, den Fremden Ehrfurcht gebot, und gleichsam ein Siegel auf ihre Rathschlüße und Unternehmungen drükte. Die alte Gewohnheit ward also treulich beibehalten, auch in Zeiten und an Oertern, wo es vielleicht wenig Wichtiges mehr zu berathschlagen gab; warum sollte sie aber geändert werden?

Und nun wird siebentens offenbar: woher sich vorzüglich bei diesen Orden die Mähre von Geheimnissen, von Abgötterei, Zauberei, Lasterthaten, Unmenschlichkeiten entspann? Die liebe dunkle Nacht und die Verschwiegenheit, auf die der Orden drang, hatte sie gebohren. Nach Begriffen der damaligen Zeit, (zumal in Frankreich nach den Manichaer- und Albigenser-Mährchen) was konnte man in der finstern Nacht anders thun, als den Teufel rufen und Hurerei treiben? Wo in einem geheimen Zimmer ein Kopf stand, mußte es ein Unhold, ein Baffomet seyn, den man anbetete, mit dem man hexte. Zumal diese Leute, die aus Orient, aus den Ländern der Saracenen kamen, ja die sich zum Theil noch morgenländisch trugen, die ihre Brüder geheim aufnahmen und ein so strenges Stillschweigen von ihnen foderten! Erlauben Sie, mein Freund, daß ich

t) Du Breul Antiquités de Paris.

ich ein kleines Verhör eben des Bruders herſetze, der nachher auf der Tortur ſo freigebig den Diabolus, die Katze, den Zauberkopf, die hurenden Teufelsweiber bekennen mußte. Die Ausſage, die jezt folgt, war den Inquiſitoren zu natürlich u):

Frage. Wenn er aufgenommen ſei?

Antw. Frühe in der Kirche, bei verſchloſſenen Thüren.

Frage. Ob ihm auch eine leinene Schnur gegeben worden?

Antw. Ja, mit dem Befehl, daß er ſie Zeitlebens zu Nacht und zu Tage um den Leib tragen ſollte, zum Andenken ſeines Gelübdes der Keuſchheit.

Frage. Ob er einen Eid habe thun müßen, die Geheimniße des Ordens, auch ſeiner Aufnahme, nicht zu verrathen?

Antw. Ja.

Frage. Welches dieſe Geheimniße ſeyn?

Antw. Die Gelübde der Keuſchheit, des Gehorſams, der Ordnung, des Stillſchweigens (in Ordensgeſchäften.)

Frage. Ob er auch andre habe aufnehmen ſehen?

u) Hiſt. de la Ville de Nismes p. Menard, Tom. I. Preuves p. 179.

Antw. Ja, 10 oder 12 Brüder; alle seyn aufgenommen wie Er.

Frage. Ob er im General-Kapitel gewesen?

Antw. Ja, 5 oder 6 mal in Montpellier.

Frage. Was er da gesehen habe?

Antw. Um Mitternach sei man aufgestanden, habe sich versammlet; es sei Morgenandacht gehalten worden. Dann habe ein Religios gepredigt, uno nachdem der sich entfernt, seyn die Thüren verschlossen und das Kapitel gehalten.

Frage. Was im Kapitel gethan sei?

Antw. Die Ordensregeln wiederholt, daß sie keusch seyn sollten, die Güter des Ordens, das Magazin des Tempelhofs gut verwalten möchten und solche Dinge. Brüder, die etwas zu Schulden kommen lassen, seyn gestraft u. s.

Frage. Ob da auch ein Idol oder Bild von Gold oder Silber oder Metall oder sonst ein Menschen-Kopf angebetet und verehrt sei?

Antw. Nein.

Frage. Ob auch jezuweilen eine Katze angebetet worden? eine Katze oder ein Kater, Ein Rabe oder viel Raben?

Antw. Nein.

Frage. Ob in Einem der gedachten Kapitel auch Weiber sich zeigten oder gezeigt haben?

Antw. Nein u. s. w.

Sie ſehen, mein Freund, die Zaubereien und Teufeleien in finſtrer Nacht waren angenommenes Coſtume des Zeitalters, wie es ſo manche Inquiſitions-Hexen- und Judenproceſſe damaliger Zeit zeigen. Freilich gehörten ja auch die Teufel mehr in das Kapitel eines geiſtlichen Ordens, als — Geſchäfte, die ihm die Ordensregel aufgab *). Nüchterne und müßige Philoſophie gehörte mehr hinein, als Rechnungen und Rathſchläge, ohne die ein ſo verbreiteter, reicher, gewiß ſehr wirkſamer Orden gar nicht beſtehen konnte! Mich dünkt, der Großmeiſter hatte mehr zu thun, als die Brüder über Einheit Gottes zu katechiſiren. Einkünfte und Ruhm, Unternehmungen und Reichthum waren ohne Zweifel dem Orden das koſtbarſte Geheimniß der Weisheit; und bei manchen Rathſchlägen darüber wollten ſie gewiß nicht behorcht ſeyn —

Nun ſollte ich Ihnen, mein Freund, ein Gemälde vom Verfall des Ordens und ſeinem ſchrecklichen Sturz zeichnen: was ihn zuerſt in der Meinung Europens allmählich herunter ſetzte und zulezt ſeinen Fall bewürkte. Die Fakta darüber liegen aller Welt vor Augen; der Charakter ihres Anklägers, die Lage ihres Richters iſt jedem Kenner der Geſchichte bekannt: einige Akten ihres Proceßes ſind ſchon in extenſo publicirt, um andre müßte man ſich bekümmern, daß ſie ganz, nicht in Extrakten, publicirt würden. Wer darüber ſchriebe, müßte, als ob noch gar nichts darüber geſchrieben

*) Ordensregel c. 59.

Antonius mit dem Abgeſandten zu den Vorigen.

Antonius.

Iſt das ſeine Antwort?

Abgeordneter.

Ja, Gnädigſter Herr.

Antonius.

Die Königin ſoll alſo eine gute Begegnung zu erwarten haben, wenn ſie uns Preiß giebt?

Abgeordneter.

So ſagt' er.

Antonius.

Laß ſie das wiſſen. (Zu Cleopatra.) Schike dem Knaben Cäſar dieſen grauen Kopf, und er will deine Wünſche mit Fürſtenthümern bis oben anfüllen.

Cleopatra.

Deinen Kopf, mein Gebieter?

Antonius (zum Abgeordneten.)

Geh' wieder zu ihm zurük; ſag' ihm, er ſey in der Blüthe der Jugend; die Welt ſey berechtiget mehr als all. tägliche Thaten von ihm zu erwarten. Sein Geld, ſeine Schiffe, und ſeine Legionen könnten eben ſowol einer feigen Memme gehören, deſſen Officiers im Dienſt eines

Kindes

ben wäre, ohne Liebe und Haß gegen den Orden, am meiſten ohne eine Lieblingshypotheſe urtheilen, die unſern Autor offenbar irre geführet hat. Es iſt augenſcheinlich, daß er ſein Gewebe über fremde Grundfäden zuſammengeſchlagen, über Grundfäden, die auch zur Fortführung der Hand deſſen bedorften, der ſie zog; und nicht der Hand — Doch ich habe ihre Geduld zu lange gemißbraucht: Leben Sie wohl.

---

* * *

Die Fortſetzung dieſer Briefe verfolgt die Materie weiter, unterſucht die Akten, die wir vom Proceß der Tempelherrn haben, und legt ein Gemälde deſſelben gerichtlich und hiſtoriſch dar. Sodann wird die Frage unterſucht: ob der Orden nach ſeiner Aufhebung hiſtoriſch-erweislich fortgedauert? Ob er in andern Geſellſchaften erneuert ſei? Ob vor Valent. Andreä Roſenkreuzer geweſen? Ob die Freimäurer unter Karl I. und Cromwell mit den Levellers zuſammengehangen? Ob die Stelle in Aſchmole Leben ächt? Ob des genannten Dr. Knipe Commentar darüber vernünftig ſei? u. ſ. f. Da aber den meiſten Leſern des T. Merkurs an hiſtoriſchen Erörterungen der Art wenig gelegen ſeyn dörfte: ſo bleiben dieſe Briefe einem andern Ort.

IV.

Fortſetzung der Geſpräche zwiſchen Walder und Diethelm.

Fortgeſetzt von S. 178. des letzten Monatsſtücks d. J.

Walder.

Man ſagt: es war eine Zeit, wo die Mönchsöd, den der Kirche und dem Staat zugleich nüzlich waren. — Wenn je ſo eine Zeit war, ſo iſt ſie wenigſtens ſchon lange vorbey. Und was für eine Zeit war das, mußte das ſeyn, in welcher ein ſolches Inſtitut dem gemeinen Weſen wohlthätig ſeyn konnte? Jahrhunderte der Barbarey und Verfinſterung, die man zur Ehre der Menſchheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöſchen können, wenn ſie nicht als warnendes Beyſpiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären, und den Völkern, die iezt (ohne den Werth davon zu fühlen) der unendlichen Vortheile der Aufklärung genieſſen, daran gelegen wäre zu wiſſen, durch welche Stufen die Nationen, die vor 2000 Jahren der halben Welt Künſte, Wiſſenſchaften, Geſetze und Sitten gaben, nach und nach ſo tief verfallen konnten, zu einem Grad von Schwäche, Verderbniß, Unwiſſenheit, Aberglauben und Verwilderung herabzin-

ken

ten konnten, daß die Wilden in Nordamerika mit ihnen verglichen für edle und glükliche Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beygetragen haben, daß es nicht noch schlimmer wurde — sollen wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahrer vor Sechs oder Achthundert Jahren wegen, Institute fortdauren lassen, die soweit entfernt sind der itzigen Weltverfassung nüzlich zu seyn, daß es nicht einmal möglich ist, ein Mittel zu erdenken wie sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber, wieviel geht auch, bey näherer und unbefangener Ueberlegung, von jenen vergeblichen Verdiensten ihrer Vorfahrer in den Barbarischen Jahrhunderten, ab; und wie unbedeutend werden die würklichen Dienste die sie der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! „Sie „haben, sagt man, so viele Wildniße und Oeden in „Paradiese verwandelt!" — Können wir blöde genug seyn uns einzubilden, daß dieß Alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können, und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute Bücher abgeschrieben! Ihrem Fleiße haben wir zu danken, daß sich „in jenen finstern Barbarischen Zeiten noch so viele „Werke der besten alten Griechischen und Lateinischen „Schriftsteller erhalten haben!" — Aber, wer hat denn mehr zur Verfinsterung und Barbarey dieser Zeiten

ten beygetragen, als die Mönche? Warens nicht die Mönche, die, ſo bald ſie zu Anſehn und Einfluß gelangten, nichts angelegners hatten, als allen freyen Gebrauch der Vernunft, alle wahre Philoſophie zu unterdrücken, und jenen Meiſterſtücken der alten Dichter und Weiſen, welche ſie den Leuten auf alle mögliche Art aus den Händen riſſen, ihre eignen mißgeſchafnen Genieleeren und geſchmackloſen Hirngeburten, zu unterſchieben? Was für Dank iſt man ihnen alſo ſchuldig, wenn ſie einige Jahrhunderte ſpäter alte Bücher abgeſchrieben, nachdem ſie es dahin gebracht hatten, daß ſie beynahe allein ſchreiben und leſen konnten? Unter allen Monopolien iſt gewiß dasjenige das ſie ſo lange Zeit mit der Gelehrſamkeit trieben, das verderblichſte. Und wer iſt der Litterargeſchichte ſo unkundig, um nicht zu wiſſen, in was für einem heilloſen Zuſtand Litteratur, Philoſophie und Theologie ſich befanden, ſo lange ſie in den Händen der Mönche blieben? Wem iſt unbekannt, wie ſehr es in jenen Zeiten — und in der That zu allen Zeiten — das Intereſſe der Mönche war, ſich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nüzlichſten Kenntniſſe, allem Geiſt der Unterſuchung und des Selbſtdenkens, zu widerſetzen? Sogar das was ſie unverſchämt genug waren für Philoſophie zugeben, was war es anders als Schlingen für den Menſchenverſtand, Spinnengewebe, in welchen ſich diejenigen verfangen ſollten und mußten, die etwas in ſich fühlten das ſich

dem

dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegenbäumte? —

Diethelm.

Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verlohren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben als die Verdienste ihrer Orden in den vergangenen Zeiten. Ich zweifle sehr, daß eine genaue Prüfung derselben im Detail ihnen vortheilhaft seyn würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan —

Walder.

und, (was wir nie vergessen müssen) es war bloß zufällig, und würde, wenn gar keine Möncherey in der Christenheit existiret hätte, durch andre Mittel und Wege eben so gut und mit unendlich wenigerm Schaden des Staats bewürkt worden seyn. Doch, ich habe dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute giebt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweydeutigen Verdienste der Klöster, oder die würklichen Verdienste einzelner fromme oder gelehrter Ordensmänner (dergleichen es freylich zu allen Zeiten gegeben hat, und heutigs Tages noch giebt) dem Mönchs-Institut überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschafner, aufgeklär-

geklärter, mit nüzlichen Talenten begabter Mann iſt, es nicht auch ohne Kapuz und Kutte geweſen wäre. Ich weiß ſehr wohl, daß ſich, in dieſem Augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte, und brauchbare Männer, ja hier und da Subjecte von den größten Fahigkeiten, unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dies iſt, in meinen Augen, ein großer und dringender Beweggrund mehr, die Ordens-Inſtitute ſelbſt ſelbſt je bälder je lieber aufzuheben. Je beſſer die einzelnen Ordensglieder, als **Menſchen** betrachtet, ſind; je nüzlicher ſie dem Staat werden könnten, wenn ſie ihm wiedergegeben und Jeder dazu gebraucht würde wozu er ſich am beſten ſchikt: je mehr verliert das Gemeine Weſen dabey, ſo viele brauchbare Perſonen länger in einem Stande zu laſſen, worinn ihre beſten Fähigkeiten für die Menſchliche Geſellſchaft verlohren gehen; worinn ſie durch ſinnloſe und tyranniſche Gelübde gefeſſelt, **unmöglich** das Gute thun können, was ſie in andern Umſtänden und Verhältniſſen thun würden; ja worinn ſie entweder unwürkſam bleiben, oder, vom Geiſt ihres Standes, vom Intereſſe ihres Ordens, oder der Mechaniſchen Gewalt der Subordination überwältigt, zum Schaden der großen Politiſchen Geſellſchaft würken müſſen, ſo gut und redlich auch die Geſinnungen, Abſichten und Wünſche vieler Einzelnen unter ihnen ſeyn mögen.

Diethelm.

Wollte der Himmel, daß dieſe leztern zahlreich genug wären, um die Mehrheit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen. Die Reduktion der Klöſter würde dann eine ſo leichte Sache ſeyn als ſie izt ſchwehr, mühſelig, und vielleicht gefährlich iſt. Die Mönche ſelbſt würden die erſten ſeyn, die auf die gänzliche Abſchaffung des Mönchsweſens antragen würden. Denn wer kann und muß von dem ungeheuren Uebergewicht ſeiner Mißbräuche überzeugter ſeyn als diejenigen, welche am erſten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein verhältnißmäßig die Anzahl derjenigen iſt, die durch die höhern Grade und Dignitäten ihres Ordens für alles was ſie ihm aufgeopfert eine Art von armſeliger Entſchädigung erhalten — wie gering bey jedem Einzelnen Ordensmann die Wahrſcheinlichkeit iſt eine dieſer Stufen zu erſteigen — ſo ſcheint es ganz unbegreiflich, daß nicht unter jedem Hundert Mönchen wenigſtens achtzig ſeyn ſollten, die der Freyheit die ihnen angeboten wird mit ofnen Armen und mit fußfälligem Dank gegen den großmüthigen Befreyer entgegen eilen würden.

Walder.

Mir ſcheint dies nicht unbegreiflicher, als daß es in gewiſſen Ländern landſtreichendes Geſindel bey Tauſenden giebt, die, ſolange man die Wahl in ihre Willkühr ſtellt,

ſtellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrod und Kapuziner-Suppen leben, als durch Arbeit und wirthſchaftlichen Fleiß wie ehrliche Leute ihren Unterhalt ſuchen wollen. Unter Hunderten, lieber Dietheim, wes Standes ſie immer ſeyn mögen, ſind gewöhnlicherweiſe achtzig — auf der Wage des moraliſchen Werths abgewogen — ſchlechte Leute, d. i. Leute, die weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen dasjenige haben was die edlern Menſchen bey allem ihren Thun und Laſſen leitet. Mich befremdets alſo gar nicht, wenn — ungeachtet aller anſcheinenden Beweggründe zum Gegentheil — der Gröſſere und bey weitem der gröſſere Theil der Mönche, wofern ihnen die Wahl gelaſſen würde, lieber bleiben würden was ſie ſind: als daß ſie ſich freywillig zu einer Standes-Veränderung bequemen ſollten, worinn ſie genöthigt ſeyn würden, beſſere Menſchen zu ſeyn als ſie izt ſind. Die bloße Macht der Gewohnheit — die Bequemlichkeit einer ſorgloſen Lebensart, deren Beſchäftigung in Vergleichung mit den Anſtrengungen des Landmanns, Handwerkers, Gelehrten, Künſtlers, Kaufmanns, u. ſ. f. wahrer Müſſiggang iſt — die Bequemlichkeit, ohne Perſönlichen Werth bloß durch den Habit eines Religioſen, und durch den Begriff der Heiligkeit, den ein ſinnloſes Vorurtheil an dieſen Stand geheftet hat, ſich bey dem unverſtändigen Theil der Laven einen Reſpect zu verſchaffen, an welchen der verdienſtvolleſte Mann

in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht, noch machen darf — tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Gelübde, und animalische Befriedigungen von allerley Art, welche sich die Meisten unter ihnen unter dem Mantel der Gleisnerey reichlich zu verschaffen wissen — und, was alles auf einmal sagt, der unübersehliche Einfluß, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden wo die gesunden Grundsätze der ächten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefaßt haben — überlegen Sie nur einen Augenblik, mein Freund, wie groß diese Vortheile in den Augen eines in Armuth und Niedrigkeit gebohrnen, in roher Verwilderung aufgewachsnen, in elenden Schulen zum — **Mönch** erzognen, und von dem Augenblik seines **Ausgangs aus der Welt** (wie sie es nennen) mit lauter Finsterniß und Möncherey umfangnen Erdensohns seyn müssen — und sagen mir dann, ob zu erwarten sey, daß die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm.

Wenn auch der bessere Theil von ihnen, doch gewiß nicht der Größere!

Walder.

Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen — so lang' es für den fleischlichen Menschen, für den **Bruder Esel**

Esel (wie der gute redliche Sanct Franziscus seine animalische Hälfte nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist ein Mönch zu seyn.

Diethelm.

Ich weiß ein treffliches Mittel es dem Bruder Esel ein wenig sauer zu machen. Man dürfte die Herren samt und sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reduzieren.

Walder.

Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht und unwürksam oder vielmehr impracticabel befunden worden, um noch einmal auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weiß ein besseres, und wahrlich daß einzige, dessen Effect unfehlbar ist. Dem ganzen Mönchs-Wesen muß ohne Ausnahme gethan werden wie man dem Jesuiter-Wesen gethan hat. Delenda est Carthago!

Diethelm.

Und Sie halten ein so heroisches Mittel für practicabler? — Glauben Sie daß die Brut der Clements und Ravaillacs ausgestorben sey?

Kindes eben ſowol als unter dem Befehl des Cäſars die Oberhand erhalten könnten. Ich fordre ihn alſo heraus, die Vortheile die ihm die Ungleichheit unſrer Umſtände giebt, bey Seite zu legen, und es mit mir allein, Schwerdt gegen Schwerdt, aufzunehmen; ich will es ihm ſchreiben; folge mir.

(Antonius und Abgeordneter gehen ab.)

Enobarbus.

Ja, wahrhaftig, ein guter Einfall; der ſiegreiche Cäſar wird alles was das verſchwendriſche Glük für ihn gethan hat, zunichte machen, und ſich mit einem Gladiator in einen Wettkampf einlaſſen -- Ich ſehe, der Leute Vernunft iſt ein Theil von ihren Glüksgütern; äuſſerliche Veränderungen ziehen innerliche nach ſich, und verzweifelte Umſtände machen elende Schlüſſe -- daß er nur ſoll träumen können, er, der die Welt ſowol kennt, daß Cäſar auf dem höchſten Gipfel des Glüks einem ſolchen Anſinnen antworten werde! -- O Cäſar, du haſt auch ſeinen Verſtand überwältiget.

Ein Bedienter zu den Vorigen.

Ein Abgeordneter vom Cäſar.

Cleopatra.

Wie, ſo wenig Ceremonie? -- ſeht, was es iſt, meine Weiber -- So können eben diejenigen vor der welken Roſe die Naſe zu halten, die vor der Knoſpe knieten -- laßt ihn herein, mein Herr.

Enobarbus

Walder.

So lang es noch Fanatiker in der Welt geben wird, iſt kein Bubenſtük ſo gräßlich, das nicht irgend ein betrogner Wahnſinniger in majorem Dei gloriam zu verüben, fähig ſeyn ſollte. Von den dicken Köpfen und runden Bauchen beſorg' ich nichts; von den Gleißnern und Betrügern auch nichts — als was ſie durch heimliche Cabalen, Verhetzungen, indirecte Ausſtreuungen, kurz unter Grund thun können. Aber von ehrlichen ſelbſtbetrognen Schwärmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Herzen, iſt alles zu erwarten. Zum Glücke ſind Menſchen dieſes Gelichters ſeltne Erſcheinungen in unſern Tagen — und auf alle Fälle wird freylich Vorſicht und Behutſamkeit nöthig ſeyn. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen unter Henkers Händen zu ſterben, wenn er zeitig genug im Tollhauſe verſorgt worden wäre. — Aber weg mit ſolchen unglüksahnenden Vorſtellungen! Der Heldengeiſt, den die Vorſehung zum Wohlthäter ſeines Zeitalters, zum Schöpfer einer beſſern Welt, berufen hat, iſt über alle Furcht erhaben; auch ſind alle gute Menſchen auf ſeiner Seite — und, laſſen Sie mir immer den tröſtlichen Wahn, wenn der Glaube, daß auch unſichtbare Schützer für Ihn wachen, Wahn ſeyn könnte! Groſe Seelen haben ſich noch nie durch kleinmüthige Vorſtellungen und Geſpenſter möglicher Gefahren von Ausführung eines Plans, der für Millionen auf un-

liche Zeiten wohlthätig iſt, abhalten laſſen. — Doch mein Freund, dies iſts nicht wovon zwiſchen uns die Rede war. Ich ſpreche nicht von dem was geſchehen wird, ſondern von dem, was, meiner Ueberzeugung nach, über lang oder kurz geſchehen muß, wenn irgend eine mit den Mönchsweſen vorgehende Veränderung einen wahrhaft groſſen, für Religion und Staat weſentlichen Nutzen ſchaffen ſoll. Werfen Sie ihre Augen auf den Zuſtand Europens im vierzehnten Jahrhundert zurük, und vergleichen ſie ihn mit demjenigen, worinn' ſich der gröſsere und glüklichere Theil deſſelben izt befindet. Welch eine Menge von Mißbräuchen, von religioſen, politiſchen, militäriſchen, wiſſenſchaftlichen, und andern Ungeheuern ſind ſchon ausgerottet worden! Wie wenig iſt in manchen Ländern von der alten Barbarey der Mittlern Jahrhunderte übrig? Und das Mönchsweſen allein, der unſchiklichſte, mit der Aufklärung unſrer Zeiten, mit der Verfaſſung, und dem Intereſſe unſrer heutigen Staaten unverträglichſte aller Misbräuche — ein Inſtitut, das, ſeiner Natur nach, keiner wahren, keiner dauerhaften Verbeſſerung fähig iſt, ſollte übriggelaſſen werden? Und warum? — Es iſt ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer alſo?

Diethelm.

Auf dieſe Frage iſt die Antwort bald gefunden. Der Römiſche Hof bedarf ihrer, als derjenigen,

die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmaßungen gewesen sind — der Römische Hof bedarf ihrer, als der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine **stehende Armee**, die ihm keinen Heller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller Röm. Katholischen Souverains auf den Beinen hält — und also ein unläugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

Walder.

(lachend.) Ein vortreflicher Beweggrund für die besagten Souverains, ihre Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! Aber wenn ich nun weiter fragte; wozu braucht der Römische Hof diese stehende Armee in Staaten wo er (von Rechtswegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

Diethelm.

Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, sobald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die Antwort wäre zu weitläufig. Aber sie liegt in der Geschichte der Römischen Päbste, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Walder.

Ich will Ihnen die Mühe gerne schenken sich weitläufiger zu erklären. Es würde sehr überflüßig seyn,

nach-

nachdem Sie Selbſt den wahren Geſichtspunct, woraus man die Mönche betrachten muß, ſo richtig angegeben haben, ein Wort mehr von den Urſachen zu ſagen, die ihre Abſchaffung nach allen Grundſätzen einer vernünftigen Staats-Kunſt nothwendig machen.

Diethelm.

Sie ſehen, lieber Walder, daß ich ein ſehr unbefangner Sachwalter bin, und meine Clienten nicht auf Koſten der Wahrheit zu vertheidigen verlange.

Walder.

Ich ſehe auch, daß Ihren Clienten mit einem ſo ehrlichen Sachwalter wenig gedient ſeyn wird.

Diethelm.

Aufrichtig zu reden — ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche ſtreiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte womit man ihnen durchhelfen will, ſo vollkommen überzeugt als Sie ſelbſt. Ich ſehe ihre Abſchaffung für eine der nüzlichſten Unternehmungen an, die ein Fürſt zum beſten ſeiner Staaten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daß das Mönchsweſen dem Lernäiſchen Drachen auch darinn gleicht, daß es vergebens wäre ihm nur einige Köpfe abzuhauen. Wenn der heilſame Zwek vollſtändig und dauerhaft erreicht werden ſoll, wenn man nicht nur für gegenwärtige

Bedürfniſſe ſondern auch gegen künftige Uebel arbeiten, und der Nachwelt die Mühe wieder von Vorn anzufangen erſparen will: ſo muß das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das Recht hat ein einziges Kloſter aufzuheben, hat, aus den nämlichen Urſachen, das Recht alle aufzuheben, u. ſ. w. Dies alles geb ich Ihnen zu — Aber gleichwohl liegt noch immer ein Stein des Anſtoſſes im Wege, über den ich nicht ſo ſchnell hinwegkommen kann.

Walder.

Laſſen Sie ſehen!

Diethelm.

Lieber Freund! Wem das Beſte der Menſchheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bey dem ſchnellen Anwachs des Deſpotismus in unſerm von uralten Zeiten her ſo freyen Welttheil, und bey den Verfahrungsarten wovon wir in unſern Zeiten einige ſehr auffallende Beyſpiele geſehen haben, nicht wohl zu Muthe ſeyn. Was iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft weſentlicher, was ſoll der oberſten Gewalt im Staat heiliger ſeyn, als das Recht des Eigenthums? — Und da Sie mir dies unfehlbar zugeſtehen werden, warum ſollen die Klöſter in dieſem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht genieſſen?

Walder.

Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? gehören sie zu einer Classe, die dem Staat unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bey? —

Dietheim.

Es mag seyn, daß die Beantwortung dieser Fragen nicht zum Vortheil der Mönche ausfallen würde — Aber sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinige dadurch beantwortet zu haben? Dem Staat nüzlich oder nicht, genug die Klöster besitzen Güter im Staat; sie besitzen sie unter den rechtmäßigsten Titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne daß die Heiligkeit des Eigenthums-Rechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit eines Jeden bey dem Seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, Jemanden seines Vermögens deswegen zu entsetzen, weil er dem Gemeinen Wesen nicht nüzlich genug sey? Wenn ein Jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müßte: „daß er eine unentbehrliche Person sey, und daß sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu größerm Vortheil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könne?“

Walder.

Dies geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierinn eine andre Bewandtnis haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm.

Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als einzelne Moraliſche Personen zu betrachten, und genießen als ſolche der nämlichen Rechte wie andre.

Walder.

So hat es wenigſtens mit den Klöſtern eine andre Bewandtnis.

Diethelm.

Walder! Nehmen Sie Sich in acht! Jedem das Seine, und wenn's der leibhafte — Baphometus ſelber wäre! Warum ſollte, was gegen alle andere Menſchen Unrecht wäre, nur gegen die Klöſter Recht ſeyn?

Walder.

Erlauben Sie mir daß ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzähle, die ich in einer alten Reiſebeſchreibung geleſen habe, und, wobey es vorerſt gar nicht darum zu thun ſeyn ſoll, wieviel oder wenig ſie auf unſer gegenwärtiges Problema paſſen mag. In Californien

liſornien (ſagt meine Nachricht) herrſchte in uralten Zeiten der ſeltſame Aberglauben, daß die Hamſter für unverletzliche, den Göttern beſonders angenehme, und aus dieſem Grunde dem Gemeinen Weſen ſehr erſprießliche Thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dies klingen mag, ſo läßt ſich doch die Möglichkeit eines ſolchen Wahns begreiffen, da wir wiſſen, wie weit eine ihrer Weisheit wegen einſt berühmte Nation die Verehrung ihrer heiligen Thiere getrieben, und welche unermeßliche Summen auf den Unterhalt und religioſen Dienſt derſelben aufgewandt wurden. Was im alten Egypten der Stier Apis und ſeine Conſorten waren, das konnte ja wohl in Californien die Hamſter ſeyn.

Diethelm.

O! das verſteht ſich — nur weiter, wenn ich bitten darf.

Walder.

Die Californier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die Philoſophie hatte noch keine ſonderliche Progreſſen unter ihnen gemacht, als die Hamſter bey ihnen in ſo hohem Anſehen ſtunden. Indeſſen war es nun einmal eine ausgemachte Sache, daß jeder Ort, um ſich wohl zu befinden, ſeinen Hamſter-Bau haben müſſe; und, wie man in dergleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, ſo geſchah es

auch

auch, daß ſich gar bald Leute fanden, die aus beſonderm Eifer oder aus Luſt zum Müßiggang ſich lediglich der Bedienung und Verpflegung der Hamſter widmeten. Unvermerkt wurde aus dieſen Leuten eine beſondere Claſſe, deren Anzahl und Wichtigkeit eben ſo unvermerkt zunahm, ohne daß den Californiern geahnet hätten, welche Folgen dies neue Inſtitut nothwendig nach ſich ziehen müßte. Wie dieſe Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zuzuziehen, ſelbſt den Namen der Hamſter annahmen) die Ehre, die den gebohrnen Hamſtern erwieſen wurde, mit ihnen theilten: ſo wußten ſie es auch mit guter Art ſo einzurichten, daß ſie in allen übrigen Stücken einerley Intereſſe hatten. In wenigen Jahrhunderten war Californien mit Hamſter-Höfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks ſo reichlich mit liegenden Gründen, Zinſen und andern Einkünften begabte, daß endlich der Vierte Theil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamſter war. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe leztern nicht ſo ungroßmüthig dachten, um das alles umſonſt zu verlangen; Sie wußten ſich vielmehr auf mancherley Art und Weiſe um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenſchaft verdient zu machen. Sie beſaßen eine Menge Geheimniſſe gegen alle Krankheiten an Menſchen und Vieh, in ſo fern ſolche von Bezauberung durch böſe Leute herrührten; ſie verſtunden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der

Frauen.

Frauen, konnten Geſpenſter in einem Sack forttragen, und präparierten aus der Loſung eines Hamſters, der zwey Monate lang mit Hechtlebern und Faſanenzungen genährt werden mußte, gewiſſe Amulete, die den Schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Californier waren mit dieſen guten Dienſten ſo wohl zu frieden, daß ihnen drey bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und ſchiklicher zu ſeyn ſchien, als das Mark ihres Landes von ſo nüzlichen und verdienſtvollen Leuten verzehren zu ſehen.

Mittlerweile giengen nach und nach mit der Nation allerley Veränderungen vor. Kultur und Polizierung nahm zu; Fleiß und Handlung gebahren Reichthum; der Reichthum neue Bedürfniſſe, und beydes jene Anſtrengung wodurch neue Künſte erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt ſchlif ſich die Roheit der Californier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; ſie lernten allmählich ihren Verſtand brauchen um zu ſehen was ihnen gut oder ſchädlich war. Der ſandige Grund der alten Vorurtheile ſenkte ſich. Zulezt fanden ſich Leute die es wagten laut zu denken, und ihren trägern oder blödſichtigern Mitbürgern die Augen über unzählige Mißbräuche zu öfnen, die an dem ſchlechten Zuſtand der Nation Schuld hatten, und deren Abſtellung lediglich von der Belehrung der guten Californier abhieng.

Enobarbus (indem er geht.)

Meine Ehrlichkeit und ich fangen an, ſich mit einander zu vergleichen. Eine alle Proben aushaltende Treue iſt in den Augen der Narren eitel Thorheit; und doch wird derjenige, der den Muth hat einem gefallnen Herrn bis ans Ende treu zu ſeyn, in gewiſſem Sinn der Bezwinger von dem, der ſeinen Meiſter bezwungen hat, und erndtet einen Platz in der Geſchichte.

Thyreus tritt auf.

Cleopatra.

Cäſar's Willen?

Thyreus.

Hört ihn ohne Zeugen.

Cleopatra.

Es ſind lauter Freunde, redet kühnlich.

Thyreus.

So ſind es vermuthlich auch Freunde vom Antonius.

Enobarbus.

Er bedarf ſo vieler, mein Herr, als Cäſar hat; oder er bedarf gar keiner, wenn es Cäſar beliebt. Unſer Gebieter wird es für ein königliches Glük halten, ſein Freund zu ſeyn; denn, wie ihr wißt, wem er gehört, dem gehören auch wir; wir ſind alle Cäſars.

Thyreus.

hieng. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, ob den Hamſtern bey dieſer Wendung der Sachen wohl zu Muthe war; es wäre beynahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daß ſie einer National-Verbeſſerung, bey der ſie nichts zu gewinnen wohl aber vermuthlich Alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weiſe entgegen würkten. Ihr Inſtitut war ungereimt, widerſinniſch, lächerlich, und ſtieß wieder alle Begriffe des gemeinen Menſchenverſtands an — das war nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten ſie die Vorſicht gebraucht, vor längſt ein Geſez auszuwürken, vermöge deſſen niemand als den Hamſtern ſelbſt erlaubt war, irgend etwas das die Hamſter oder ihre Höfe und Angelegenheiten betraf in Unterſuchung zu ziehen; und da es endlich, demungeachtet, nachdem man beynahe mit allen andern Mißbräuchen fertig war, auch über die Hamſter-Höfe zur Sprache kam: ſo hatten ihre Gegner nichts als die Geſunde Vernunft, die Hamſter hingegen einen Beſizſtand von mehrern Jahrhunderten und die Dummheit des groſen Hauſſens für ſich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, daß Fieberrinde einzunehmen ein kräftiger Mittel gegen das kalte Fieber ſey, als ein Stückchen von einem Hamſterfell auf dem Magen zu tragen. Funfzig und mehr Jahre giengen drüber hin, ehe die Californier ſoviel Zutrauen zu ihrem eignen Menſchenſinn bekamen, um eine vernünftige Entſchlieſſung in dieſer albernen Staats-Angelegenheit zu faſſen.

Endlich

endlich mußte es doch dazu kommen. Verſchiedne zufällige Umſtände begünſtigten die Revolution; und kurz, an einem ſchönen Morgen fand ſich, daß irgend ein mitleidiger Genius den Californiern zu ſoviel Verſtand verholfen hatte, daß ſie von den Hamſtern und Hamſterhöfen ungefehr eben ſo dachten, wie — bey uns jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmal ſo klug, daß ſie gar nicht begreifen konnten, wie ſie ſo einfältig hätten ſeyn können, den Vierten Theil ihres Landes **Hamſtern** abzutreten, und den ſechsten Theil ihrer Mitbürger hungern zu laſſen, um etliche Myriaden vier- und zweybeinichte Thiere von der entbehrlichſten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landsgemeinde der ganzen Californiſchen Nation gebracht; und da die Aufhebung des **Hamſter-Weſens** mit einem groſſen Mehr von Stimmen durchgegangen war: ſo entſtund nun die doppelte Frage: erſtlich, was mit den **Hamſter-Höfen**? und dann, was mit den **Hamſtern ſelbſt** anzufangen ſey?

Die Hamſter behaupteten: die Californier hätten kein Recht, ſie aus dem Beſiz der Höfe und Güter zu werfen, die ihrem Inſtitut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenſchaft (wie ſie ſich ausdrückten) wohlmeynend

ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geſchenkt worden ſeyen.

Die noch lebende Abkömmlinge der beſagten Stifter und Gutthäter behaupteten: wenn die Hamſter, wie billig, abgeſchaft würden, ſo wäre es eben ſo billig, die Güther, die von ihren Voreltern, zu ihrem Schaden, auf eine ſo widerſinniſche Art weggeſchenkt worden, ihnen als den rechtmäßigen Erben zurükzugeben.

Der Advocat des Fiſcus behauptete: die Familien der Stifter hätten nicht den mindeſten Anſpruch an Güter zu machen, die von ihren Vorfahren vor ſo langer Zeit ohne einige Bedingung von Rükfall veräuſſert worden ſeyen. Wenn das Inſtitut der Hamſter eingezogen werde, ſo ſeyen die beſagten Güter als verlaſſne herrenloſe Dinge zu betrachten, die dem Fiſcus anheimfielen; welcher ihrer auch zu ſo vielen guten Anſtalten, deren das Caliſorniſche gemeine Weſen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müſſen, gar ſehr benöthigt wäre.

Endlich trat auch die Caliſorniſche Prieſterſchaft hervor. Sie hätten zwar, ſagten ihre Deputirten, an dem ganzen bisherigen Hamſter-Weſen, aus beweegenden Urſachen, niemals ſonderliches Wohlgefallen getragen. Indeſſen ſey doch unläugbar, daß die Fundatoren und Wohlthäter der Hamſter-Höfe bey ihren

ren Schenkungen keine andre Absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen: so wie etwa ein Liebhaber dem Schooshund seiner Dame Zuckerbrodt giebt, nicht um den Hund, sondern die Dame deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämtlichen Hamster-Güter seyen also offenbar als heilige den Göttern angehörige Dinge anzusehen; und wenn das Hamster-Wesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie, ihres Orts, nichts erhebliches einzuwenden wüßten — so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der Priesterschaft allein zu, über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses leztere war ein kizlichter Punct. Die Californier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurükzuführen, und in Gemäßheit derselben auf einen festen Fuß zu setzen. Die Landes-Gemeinde theilte sich in Partheyen; man sprach für und wider, man erhizte sich, und vermuthlich würden die Hamster, wiewohl ihre Aufhebung eine beschlosne Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vortheil zu wenden: wenn nicht ein Alter Mann, den seine grauen Haare viele Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und

ehrwürdig machten, aufgestanden wärr, und folgende Meynung eröfnet hätte:

„Lieben Brüder, ihr wißt, daß unser Land, wie„wohl es von den Göttern reichlich gesegnet ist, we„der so viele noch so glückliche Menschen nährt, als „es seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach bil„lig ernähren sollte. Es war ungereimt mit dem „Vierten Theil unsers Landes Sechzigtausend Ham„ster zu mästen, und dagegen eine halbe Million ar„mer Californier zu Stillung ihres Hungers an die „magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten „der Hamsterhöfen ausgetheilt werden. Die Götter „haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen, „daß dies nicht länger so bestehen könne. Wir ha„ben eine Menge armer Waysen, welche Erziehung, „eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit „und Brodt, eine Menge hülfloser alter und kran„ker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen „Lebens Versorgung nöthig haben. Wir bedürfen al„so höchstnothwendig Waysenhäuser, Erziehungshäu„ser, Arbeitshäuser, Krankenhäuser und Spitäler in „allen Gegenden unsers weitläuffigen Reiches; und „dazu kämen uns nun, wie Ihr seht, die fetten Ham„sterhöfe treflich zu passe. Aber sie gehören, wie die „ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und „die Götter bewahren mich, daß ich ihnen streitig „machen sollte, was ihnen angehört! Die Rede kann

„also

„alſo nur von der Nutznieſſung dieſer Güter ſeyn. Die „Götter ſelbſt bedürfen nichts, weil ſie bereits Alles „haben; auch lehrt man uns (und die Vernunft wür„de es uns geſagt haben wenn uns auch die Prieſter „ein Geheimnis daraus hätten machen wollen) daß „die Götter den Menſchen hold ſind und gerne Gutes „thun. Sie bedürfen der Hamſterhöfe, die ihnen von „unſern Vorfahren geſchenkt worden, nicht: aber ſie „wollen daß unſre Wayſen und Findlinge erhalten, „unſre Kinder erzogen, unſre Armen verſorgt, unſre „Kranken und Schwachen verpflegt werden. Die Götter „haben Freude an unſern Wohlſtand; ſie wollen, daß „die Californier fleißig, betriebſam, wohlhabend, wohl„genährt, wohlgekleidet, wohlgemuth, und mit dem „Leben, das ſie von ihnen empfangen, zufrieden ſeyen, „und ſich vermehren wie Sand am Meer. Sie ha„ben keinen Gefallen am Fett der Hamſter: aber ſie „haben Freude daran, unſre Felder wohlbeſtellt, unſre „Anger von Schafen wimmelnd, unſern Flachs, unſre „Wolle von Coliforniern verarbeitet, unſre Städte mit „ämſigen Handwerkern, Künſtlern und Handelsleuten „angefüllt, unſer Landſtraſſen mit beladnen Wagen, „unſre Flüſſe und Seen mit reichen Schiffen bedekt „zu ſehen, die den Ueberfluß und die Früchte des Fleiſ„ſes, gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nah„rungsſaft, durch alle Theile unſers glücklichen Reiches „tragen. Sie ſchenken uns, zu dieſem Ende, den „Gebrauch und die Nuznieſſung ihrer Hamſterhöfe, und

„Wir alle nehmen ein Geſchenk, deſſen wir ſo ſehr „bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigen„thum die ganze Schöpfung iſt, dankbar und ohne „Bedenken an; und machen uns anheiſchig gegen ſie, „dieſe Schenkung zu dem guten Endzwek, wozu ſie „uns verliehen worden, redlich anzuwenden!“

Hier hörte der alte Mann auf zu ſprechen, und Alles Volk jauchzte ihm den lauteſten und einmüthigſten Beyfall zu. Die Prieſter ſelbſt konnten nicht ſo unverſchamt ſeyn etwas gegen einen ſo billigen Antrag einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Götter — mit zuſammengebißenen Lippen.

Diethelm.

Und die Hamſter? Was ward aus denen?

Walder.

Da die meiſten von ihnen zum Pflug gebohren waren, ſo wurde für recht und billig angeſehen daß ſie zum Pflug zurükkehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verſtand genug zu haben ſchienen, wurden zum Dreſchflegel und zur Holzart verwieſen. Die untauglichſten lernten Wolle kämmen, und zum Beſten derjenigen die in Müßiggang und Wohlleben ihres Standes grau und unbehülflich worden waren, wurden ein paar Hamſterhöfe in Spitäler verwandelt. —— Die gebohr-

gebohrnen Hamſter überließ man ihrem Schikſale. Sind Sie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer ſchärfern Erörterung?

Diethelm.

Sie ſind ein loſer Vogel, Walder! Ihr Alter ſprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die Californier warens vermuthlich auch. Wenigſtens konnten ſie das Geſchenk der Götter mit gutem Gewiſſen annehmen. Wenn die Hamſter am ſchlechteſten dabey wegkamen, ſo wars ein kleines Uebel um ein großes Gut. Wer wollte auch immer jedermann zufrieden ſtellen können?

(Die Fortſetzung künftig.)

V.

Vermiſchte Litterariſche Anzeigen.

1. Johann Heinrich Lamberts hinterlaſſene Schriften.

Nach dem frühzeitigen Hintritt des großen Lamberts unterſuchte der uns auch zu bald entriſſene und unvergeßliche Sulzer, deſſen hinterlaſſene zahlreiche Handſchriften, und fand darunter ſo viel merkwürdiges und wichtiges, daß er der Akademie der Wiſſenſchaften den Ankauf derſelben anrieth; es kam zu Stande, vermittelſt einer beträchtlichen

Summe die den Erben dafür ausgezahlt wurde. Darauf war aber die Frage, wer den ganzen Vorrath in eine schikliche Ordnung bringen, und welcher gemeinnützige Gebrauch hiernächst davon gemacht werden sollte? Man ward nur bald überzeugt, daß, selbst nur für das erstere, viel und mühselige Arbeit würde erfodert werden, und diese so reichhaltige Handschriften leicht dürften in einiger Unordnung oder zum wenigsten in der Dunkelheit bleiben, wenn sie nicht jemand in die Hände kämen, der freywillig und unabhängig damit schalten und walten könnte. Man entschloß sich daher lieber, als diesen Fall sich ereignen zu sehen, der Ehre des Besitzes dieses gelehrten Schatzes wiederum zu entsagen, und mir, wenn ich mich mit demselben befassen, und einen für das gelehrte Publikum nüzlichen Gebrauch davon machen wollte, denselben unter annehmlichen Bedingungen zu überlassen: — und so, um kurz zu seyn, bin ich der Eigenthümer dieser Handschriften geworden. Seit der Zeit habe ich, in der Hofnung wirklich einigen Dank bey den Gelehrten zu verdienen, manche Stunden, ja öfters ganze Tage angewandt, mich mit diesen Manuscripten bekannter zu machen, sie nach den mannigfaltigen Materien in Ordnung zu bringen und mich in Stand zu setzen, die Absicht der Königl. Akademie, daß das erheblichste davon sollte an das Licht gestellt werden, zu erfüllen. Nach dieser vorläufigen Arbeit kann ich endlich den Gelehrten zu folgenden Schriften, unter welche sicher nichts wird aufgenommen werden das weder ihrer Aufmerksamkeit noch Lamberts Ruhm unwürdig wäre, Hofnung machen.

1) Ein Monatbuch oder eine Art Tagebuch, in welches Lambert vom Jahr 1752 an, bis an sein Ende, von Monat zu Monat, nur kurz aufzuzeichnen pflegete, mit

mei-

welchen gelehrten Arbeiten und Unterſuchungen er ſich den ganzen Monat hindurch beſchäftiget hatte. Dieſes Buch erfodert aber wegen des nothwendigen Commentars, wobey Lamberts ſämmtliche gedrukte und ungedrukte Schriften zu Rathe zu ziehen, ſehr viel Zeit, und kann nicht unter die erſten Bände kommen, wird aber ſeiner Zeit ſehr merkwürdig und lehrreich befunden werden.

2) Lamberts Briefwechſel mit unzähligen zum Theil ſehr berühmten Gelehrten: Philoſophen, Mathematiker, Phyſiker, Aſtronomen, Litteratoren ꝛc. Wobey wohl anzumerken, daß Lambert von allen ſeinen Briefen, (nur ſehr wenige, vielleicht kaum den 100ten Theil ausgenommen) Abſchriften behielt, und ſeine Meynung augenſcheinlich geweſen, daß einſt ſein Briefwechſel, entweder noch bey ſeinem Leben, oder doch nach ſeinem Tode, das Licht ſehen ſollte: allerdings verdient es dieſer Briefwechſel im höchſten Grade, und wird unter andern ſehr viel beytragen, Lamberts Werke, die dadurch in vielen Stellen erläutert, bisweilen verbeſſert werden, mit gröſſerem Nutzen zu leſen. — Es wäre mir nicht möglich bey einem jeden von Lamberts noch lebenden Correſpondenten anzufragen, ob er auch zugebe, daß ſeine Briefe gedrukt werden? Ich thue es hiermit öffentlich, und verſichere ſie zugleich, daß ſie um ſo weniger Bedenken tragen ſollen, mir dieſe Erlaubniß, entweder ſchriftlich oder tacite durch ihr Stillſchweigen, zu gewähren, da ich alles, was irgend jemand nachtheilig ſeyn könnte, wie auch alle Complimente, u. dergl. weglaſſen werde. Was die Anordnung dieſes Briefwechſels betrift, ſo erſuche ich die Liebhaber, ſie auf meine Willkühr und eigene Ordnungsliebe ankommen zu laſſen: der Raum geſtattet nicht, mich hier ausführlicher darüber zu erklären, ich will nur ſo viel ſagen: a) der teutſche Briefwechſel wird

Thyreus.

So iſts. (Zu Cleopatra.) Cäſar, o weitberühmte Fürſtin, bittet dich, zu eben der Zeit, da du deine Umſtände bedenkſt, auch zu bedenken, daß er Cäſar iſt.

Cleopatra.

Nur weiter -- höchſt königlich!

Thyreus.

Er weiß, daß ihr euch in des Antonius Arme werfen mußtet, nicht weil ihr ihn liebtet, ſondern weil ihr ihn fürchtetet.

Cleopatra.

Oh!

Thyreus.

Er ſieht alſo mit mitleidigem Auge die Narben eurer Ehre als erlittene nicht als verdiente Flecken an.

Cleopatra.

Er iſt ein Gott, und ſieht die Wahrheit. Meine Ehre wurde nicht von mir übergeben, ſondern in der That erobert.

Enobarbus.

Um hievon gewiß zu ſeyn, will ich den Antonius fragen -- Armer Mann, du biſt ſo leck, daß wir dich verſinken laſſen müſſen; deine Liebſten verlaſſen dich.

(Er geht ab.)

von dem Franzöſiſchen und Italiäniſchen abgeſondert werden, b) wichtige und mehr oder weniger lange Briefwechſel werden beyſammen bleiben, c) Briefwechſel die von kurzer Dauer geweſen und aus wenigen Briefen beſtehen, werden alle in chronologiſcher Ordnung vermiſcht auf einander folgen. — d) Endlich ſo wird der vollſtändige Briefwechſel wohl etliche Bände betragen.

3) Ferner ſind vorhanden ausgearbeitete Materialien zu ein paar Bänden philoſophiſcher und philologiſcher Abhandlungen.

4) Schließlich: vermiſchte Abhandlungen zu den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften gehörig; die etwa 2 Bände ausmachen werden und als eine Fortſetzung der bekannten in 2 Theilen erſchienenen Beyträge, anzuſehen ſind.

Das Format wird ziemlich großes Octavo ſeyn; der Druck wie bey dem Organon und der Architektonik; jeder Band gegen anderthalb Alphabeth ſtark; nebſt den bey einigen erforderlichen Kupferſtichen.

Um nun dieſe wichtige Sammlung für einen ſo leidlichen Preis, als möglich ſeyn wird, den Verehrern von Lamberts Verdienſten in die Hände zu liefern, und auch mich ſelbſt vor großer Einbuſſe zu decken, nachdem ich bereits, ohne meine Mühe in Anſchlag zu bringen, ein anſehnliches auf die Sache verwendet habe, muß ich den Entſchluß faſſen eine Subſcription zu eröfnen; welches mir, ob ich gleich ſchon ein anderes Unternehmen dieſer Art im Gange habe, niemand verargen wird, dem bekannt iſt, wie es mit dem heutigen Geſchmack ſtehet, und der einſehen will, daß ſchwerlich eine andere Triebfeder als Ehre und eigener Unterricht, bey dem von welchem jetzt die Rede iſt, ſtatt finden kann.

Der

Der Band der zuerſt und zwar ſchon zu Ende des Decembers d. J. die Preſſe verlaſſen wird, iſt einer der wichtigſten des Briefwechſels, und enthält vornemlich Lamberts Correſpondenz mit Herrn von Holland. Sodann kommen die zween unter No. 3. angezeigten Bände, die philoſophiſche und philologiſche Abhandlungen, zum Druck, und dieſe können zur Oſtermeſſe 1782 fertig werden.

Jeder Band wird beym Empfang deſſelben mit 1 Rthl. Conventionsgeld bezahlet. Wer aber Zutrauen zu mir hat, und eine etwas größere Summe ohne Unbequemlichkeit auf einmal miſſen kan, thut mir einen Gefallen und erſpart ſich und mir einige Mühe und Nebenunkoſten, wenn er zugleich mit der Subſcription oder wenigſtens nach Empfang des 1ſten Bandes für 3 Bände zugleich bezahlt, auf welchen Fall ich mich mit 1 Spec. Dukaten begnüge. Brief und Geld aber bitte ich mir franko aus.

Subſcribiren kann man bey mir in Berlin, oder an anderen Orten bey den Freunden welche die Mühe übernehmen wollen Collecteurs zu ſeyn, beſonders bey ſolchen, die es ſchon für meine Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen ſind; wie auch in den vornehmſten Buchhandlungen.

Wer 10 Exemplare eines einzelnen Bandes nimmt, bezahlt nur 3 Dukaten dafür, und wer 7 Exemplare der drey erſten Bände: (nämlich Briefwechſel 1ſter Band, philoſ. und philolog. Abhandl. 1ſter und 2ter Band) beſtellt und voraus bezahlt, hat nur 6 Dukaten zu entrichten. Den Herren Buchhändlern in Berlin, wird in Anſehung ihres Gewerbs und daß ſie keine Mühe des Tranſports wegen verurſachen, eine billige Proviſion accordiret werden, wenn ſie ſchon nur 1 oder wenige Exemplare auf einmal nehmen.

nehmen. — Credit aber kann, um alle Weitläuftigkeit und Verdrießlichkeit zu vermeiden, keinem gestattet werden.

Berlin, den 8ten October 1781.

Joh. Bernoulli,
Ord. Mitgl. d. K. Akad. d. Wissensch.

---

2. Zweite Nachricht von Lamberts hinterlassenen Schriften.

Der in meiner ersten von 8ten October 1781. datirten Nachricht angekündigte erste Nachricht des Briefwechsels, hat nun bereits die Presse verlassen, unter dem Titel: J. H. Lamberts — deutscher gelehrter Briefwechsel ꝛc. Erster Band ꝛc. 30 Bogen gr. 8. nebst der Kupfertafeln. Die drey ersten Bogen enthalten eine Vorrede und einen ausführlichen Inhalt, wo von jedem Briefe die wesentlichste Punkte sogleich zu übersehen sind in drey Abschnitte eingetheilet. Der 1ste Abschnitt, bestehet von S. 1. bis 332. aus 38 zwischen Lambert und Hrn. von Holland gewechselten Briefen, über den Zustand sowohl der schönen als der gründlicheren Wissenschaften in Teutschland. Der 2te Abschnitt, S. 333 — 368 enthält 3 Briefe von Lambert an Hrn. Prof. Kant in Königsberg, und zween von diesem Gelehrten an Lambert, alle größtentheils philosophisch, und zur Verbesserung der Methaphysik abzweckend. Der 3te Abschnitt ist betitelt: vermischte philosophische Briefe, gehet von S. 369 bis zu Ende S. 432, und enthält folgende Briefe, über den Weltbau, die Universalsprache, die Logicalische Zeichenkunst u. a. m. 1) Wegelin an Bodmer, Lamberts coemologische Briefe betreffend. 2) Lamberts Antwort, 3) Wegelins Betrachtungen darüber, 4)

L. an

L. an Breitinger, 5) Simler in Breitingers Namen an L. 6) L. an Plaucquet, 7) L. an Steinbrüchel, 8) L. an Tönnies, 9) Böckmann (im Namen des Herrn Marggrafen zu Baden) an L. 10) L. an Böckmann, 11) Havichorſt an L. 12) L. an Havichorſt, 13) H. an L. 13) Der Staatsminiſter v. Fürſtenberg an L. 15) Lamberts Antworten.

Von dem erſten Bande der zunächſt verſprochenen Philoſophiſchen und Philologiſchen Abhandlungen, in 2 Bänden ſind auch ſchon mehrere Bogen abgedrukt. Dieſe zween Bände erhalten durch die gütige Theilnehmung und Bemühung eines gelehrten philoſophiſchen Freundes von dem Verfaſſer und dem Herausgeber, merkliche Vorzüge, in Anſehung des Vortrages, vor Lamberts bey ſeinen Lebzeiten herausgekommen philoſophiſchen Schriften. Weil ich indeſſen aller Orten mehr Neugierde nach dem Briefwechſel bemerkte als nach dieſen Abhandlungen, und um bemeldeten Freund weniger zu übereilen, habe ich mich entſchloſſen, auf den erſten Band der gedachten Abhandlungen den zweyten des Briefwechſels folgen zu laſſen.

Uebrigens bleibt für dieſe drey erſten Bände von Lamberts hinterlaſſenen Schriften der Pränumerationspreis, wie er in der erſten Nachricht feſtgeſezt worden, 1 Ducaten. Wenn ſie heraus ſeyn werden, (ich vermuthe gegen Ende des März 1782) gilt dieſer geringere als der Ladenpreis nicht ferner, als wenn zugleich auf die drey folgenden Bände als den 2ten der philoſophiſchen Abhandlungen und den 3ten und 4ten des Briefwechſels der gleiche Vorſchuß entrichtet wird. Einzeln koſtet jeder Band vorſchußweiſe oder wenn wenigſtens ſeinen Namen angegeben, 1 Thlr. conv.

Geld

Geld. Auſſer dieſem Fall aber 1 Rthlr. 4 bis 8 Groſchen conv. Geld, je nachdem es ſtark ſeyn wird; von dem erſten ſchon ans Licht getretenen iſt der Preis 1 Rthlr. 4 Gr. conv. Geld. Man hat ſich an mich in Berlin, oder an die Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau, oder an die Hrn. Collectoren zu meiner Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen, poſtfrey zu wenden.

Gelegentlich melden ich auch von dieſer Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder und Menſchenkenntniß dienender Nachrichten, mit Kupfern: Daß der 5te Band, als der erſte des zweyten Jahrganges, ſo eben die Preſſe verlaſſen hat, und daß die 4 Bände des erſten Jahrganges für den wohlfeilen Preiß von 1 Ducaten ferner nicht anders abgelaſſen werden, als wenn zugleich und noch vor dem 1ſten April 1782. auch für die 4 folgende die Pränumeration von 1 Ducaten bezahlet wird. Auſſerdem koſtet jeder einzelne Band 1 Thlr. conv. Geld, oder in Berlin genommen 1 Rthlr. Pr. Cour. Berlin, den 20ſten Dec. 1781.

Joh. Bernoulli,
Ord. Mitgl. der K. Akad. der Wiſſenſch.

Eine dritte Nachricht, dieſe Lambertiſchen Schriften betreffend, hat aus Mangel an Raum auf den Umſchlag geſetzt werden müſſen.

3. **Leben des Sebaſtian Joſeph von Carvalho und Melo, Marquis von Pombal ꝛc.** Erſter und zweyter Theil. Leipzig, in Commiſſion bey Schwickert, 1782, in klein 8. Koſtet 16 Groſchen.

Das Original dieſer Ueberſetzung iſt hier in Teutſchland in ſehr wenigen Händen. Schwerlich wird es jemand mit der gegenwärtigen Ueberſetzung vergleichen, und den Werth derſelben in öffentlichen Blättern bekannt machen. Daher glaube ich, dem Publikum einen Dienſt zu thun, wenn ich dieſe Mühe auf mich nehme. Im Meß-Catalogo wurde dieſe Ueberſetzung vom Herrn Schwickert ſo angekündiget, daß jedermann glaubte, ſie enthielte das ganze Original; und da ſie nun, wie die meine, in zween Bänden erſcheint, die nur einen Gulden koſten, ſo glauben Buchhändler und Käufer, die Schwickertſche Ueberſetzung ſey eben ſo vollſtändig, und um zwey Drittel wohlfeiler, als die meine. Herr Schneider, Buchhändler zu Leipzig, ſchreibt mir, er könne die 6 Exemplare meiner Ueberſetzung, worauf er ſubſcribirt hätte, nicht annehmen, weil ſie gegen die Schwickertſche, welche einen Gulden koſte, allzutheuer wären. Herr Schwickert muß alſo die zwey herausgegebenen Theilgen, welche zuſammen 18 Bogen in dem kleinſten Oktavformat, mit ſehr breitem Rande, betragen, für das ganze Werk ausgegeben haben. Ich warne das Publikum vor dieſem Kunſtgrif. Was Herr Schwickert in dieſen zwey Bändgen liefert, beträgt nicht ganz zwey Fünftel vom Original, welches in 5 groß Oktav-Bänden beſtehet. Er muß noch 620 Seiten, jede zu 31 Zeilen, überſetzt liefern, welche in ſeinem kleinen Format, wo auf jeder Seite nur 27 kurze Zeilen ſtehen, über 38 Bogen betragen müſſen, und gewiß betragen werden, wenn er ſich durch den Anfang der

der zwey erſten Theile des Verkaufs der übrigen verſichert hat. Daher wird der anlockende geringe Preis ſich über zwey Thaler vergrößern. Herr Schneider, und andere, welche, wie jener mir ſchreibt, ſich haben unterſchreiben müſſen, nur die Schwickertſche Ueberſetzung zu verkaufen, laſſen ſich alſo als Werkzeuge brauchen, den Abſatz einer elenden Ueberſetzung, welche, (weil ſie das Ganze ſeyn ſoll) vielleicht nie ganz erſcheinen wird, vom Publiko zu erſchleichen. Ich ſage eine elende Ueberſetzung; denn ſie iſt faſt auf allen Seiten fehlerhaft und verſtümmelt. Ich glaube von der italiäniſchen Litteratur in Teutſchland ſolche Beweiſe gegeben zu haben, daß ich mir ſchmeicheln dürfe, in der Beurtheilung einer Ueberſetzung, wie dieſe iſt, auf mein Wort Glauben zu verdienen. Ich verlange aber dieſe vorzügliche Gunſt in gegenwärtigem Fall nicht, und beweiſe handgreiflich, daß die Schwickertſche Ueberſetzung ſchlecht gerathen iſt. Ich will nur ſolche Stellen anführen, an deren Richtigkeit und genauen Uebereinſtimmung mit dem Original dem Geſchichtforſcher in Anſehung dieſes Werks alles gelegen ſeyn muß. Denn wofern es hier fehlt, ſo iſt von allem Uebrigen nichts Gutes zu erwarten. Ich erwähle aus dem zweiten Theil den berüchtigten Angrif auf den König im Jahr 1758, und die Verurtheilung und Hinrichtung der vorgeblichen Königsmörder. Seite 5 wird Peter Texeira, der Liebling des Königs, Kammerdiener genannt. Uffiziale di camera, heißt Kammerbedienter. Dieſer wußte ſich in ſeine Denkungsart zu ſchicken. Deſiderj heißt nicht Denkungsart. Er wußte nicht nur um alle Liebeshändel des Königs, ſondern bediente ſich auch ſeiner zur Unterhaltung gewiſſer Briefwechſel, welches der Ueberſetzer ausgelaſſen hat — Der Herzog von Aveiro war Oberhofmeiſter, (Maggiordomo) nicht Hausmarſchall, beſonders, da geſagt wird, daß er als prime maggiordomo

über

über alle Hofbedienten zu befehlen hatte — Questi scuoffe con poca grazia, dieſer entſchuldigte ſich auf eine etwas ſtolze Art, muß heiſſen, er lehnte den Befehl auf eine unhöfliche Art von ſich ab. Seite 6. era per mettere mano alla ſpada e trafiggerlo, er wollte den Terenia erſtechen. Hier könnte man denken, er habe wirklich entweder ein Meſſer oder den Degen auf den Terenia gezogen. Seite 8. Dieſe nächtlichen Fahrten wurden deswegen ſo geheim gehalten, damit die Königinn nicht davon erfuhr — muß heiſſen, geſchahe mit ſo vieler Behutſamkeit, daß nicht einmal die Königinn etwa davon wußte. — Der König fuhr in der berühmten Nacht zur jungen Marquiſe Johanna von Tavora. Nella notte famoſa heißt hier in der berüchtigten Nacht. Die junge Marquiſe hieß nicht Johanna, ſondern Thereſia. Der Verfaſſer des Originals verbeſſert dieſen Fehler im V. Band, Seite 118. Man ſiehet hieraus, daß der ſchwätzerliſche Ueberſetzer vor kurzem das ganze Original noch nicht beſaß, und vielleicht noch nicht beſitzt. Seite 9 heißt es im Original: *Si publicò*, essere il duca d'Aveiro; alſo iſt falſch, daß man glaubte, es wäre der Herzog von A. geweſen. Ein Anderes iſt, man glaubte, und ein Anderes, der Ruf gieng. Seite 10 heißt es, ſo bald der Herzog den Poſtillon verfehlt hatte, ſchrie er (der Herzog) den beyden Andern zu: Was macht ihr, der König ſitzt darinn! Nicht ſo, mein Herr! Es war nicht der Herzog, der da ſchrie, was macht ihr ꝛc. ſondern es war der Kutſcher. Fallito il tiro contro il cavalcante, quelli gridò, coſa fate? v'è dentro il Rè. Wer in ſo wichtigen Erzählungen ſolche Fehler begehet, dem ſollte man billig das Handwerk verbieten — Der König ward am rechten Arm verwundet. Er wurde am obern Theil des rechten Arms verwundet, muß es heiſſen. Seite 20 iſt es

falſch, daß der Kammerdiener des M. von Tavora ihm die Nachricht brachte, die junge Marquiſin und beyde Marquis — verlangten ſehr nach ihm; nicht dieſe, ſondern die Soldaten verlangten nach dem alten Marquis, um ihn mit ſeinen Kindern in Verhaft zu nehmen. Seite 23 wird das Manifeſt ausgelaſſen, worinn der König oder vielmehr der M. von Pombal den auf ihn gewagten Angrif auf eine dem Todesurtheil der vorgeblichen Königsmörder widerſprechende Weiſe bekannt macht. Dokumente ſolcher Art, die dem Geſchichtforſcher zur Unterſuchung der Wahrheit dienen, dürfen dem Publiko nicht entzogen werden. In dem allzukleinen Auszug des Inhalts werden weſentliche Dinge übergangen. Seite 29, wo das Original ſagt, der Aufenthalt der jungen Marquiſin im Kloſter ſey nur ein ſcheinbarer Arreſt geweſen, die Gefangenſchaft und Strafe der übrigen, welche der Neigung des Monarchen im Wege geſtanden, zu rechtfertigen, überſezt der geſchikte Italiener die Worte, i quali erano ſtati di qualche oſtacolo al genio del ſovrano, womit der König aus Neigung zur Marquiſin nicht recht zufrieden war — Die Geſchichte von dem harten Schikſal eines vierjährigen Sohns der jungen Marquiſin von Tavora wird im V. Band des Originals widerrufen, wo zugleich geſagt wird, der M. Ludwig von Tavora, ihr Gemahl, habe keinen Sohn hinterlaſſen. Nur eine Tochter, Namens Johanna, ſey von ſeinen Kindern bey Leben. Seite 37 ſind im Todesurtheil N. 18. und 19. die Umſtände des Ueberfalls der königlichen Perſon ſo ſchlecht und mangelhaft angezeigt, daß man ſie mit der widerſprechenden Erzählung des obengemeldeten Königl. Manifeſts nicht vergleichen kann. Auch iſt falſch, was darin geſagt wird, die zween Mörder haben in Gallop geſchoſſen. Das Wort Galloppo fällt auf die vorbey fahrende Kutſche des Königs. Kein Ort wird erklärt, kein

Schieß-

Schießgewehr, keine Ladung genannt, worauf doch ſo viel ankömmt. Andere Artikel des Urtheils habe ich nicht mit dem Original verglichen. Sie müſſen eben ſo ſchlecht überſetzt ſeyn. — Seite 68. fehlt das Degradationsurtheil, obgleich verſchiedene hiſtoriſche Umſtände und ſogar ein Mitſchuldiger darinn vorkommen, von welchen im Todesurtheil keine Meldung geſchiehet.

Man ſollte denken, der Ueberſetzer habe bey der Hinrichtung einer ſo vornehmen Dame als die Marquiſin von Tavora war, alle Kräfte angeſpannt, auch die geringſten Umſtände, welche ſich dabey ereigneten, genau auszudrücken. Aber nichts weniger läßt ſich erwarten als dieſes. Seite 72. 73. heißt es im Original, la marchesa Eleonora veniva con passo grave, disinvolta, e con fronte serena, raccomandandosi stessa al divin giudice. Aber dieſe merkwürdige Schilderung fertigt er mit einem Pinſelſtrich ab, und ſagt, Sie ging — mit einer heiteren Mine. — „Als der Scharfrichter — ihre Röcke etwas in die Höhe heben wolte.„ Abiti heißt hier ihr Kleid. Sie war in ihrem Nachtkleid, wie ſie in Verhaft genommen worden war. „Der Scharfrichter bückte ſich, und bat ſie um Vergebung„ im Original ſteht, inginocchiatosi le domandò perdono, kniend bat er ſie um Vergebung — Recisole il capo le ricadde nel seno, heißt nicht der Kopf fiel ihr in den Schooß, ſondern auf den Buſen, wo er ſcheint hängen geblieben zu ſeyn, wegen des Worts *Ricadde*, welches im Fallen einen Anhang bey der Wurzel anzeigt, weswegen der fallende Körper ſich umſchlägt.

Wenn der Ueberſetzer ſo wichtige Stellen ſchlecht und wieder den Sinn des Verfaſſers ausgedrukt hat, ſo kann man durchaus nichts gutes erwarten. Ich müßte noch einige Seiten voll ſchreiben, wenn ich die Fehler, die mir im erſten und im Ueberreſt des zweiten Theils nur ſo obenhin

Thyreus.

Soll ich Cäſarn ſagen, was ihr von ihm verlanget? Er bittet euch, ihm Gelegenheit zu machen, daß er geben könne. Er würde erfreut ſeyn, wenn ihr aus ſeinem Glük einen Stab machen wollte, euch aufzulehnen; aber noch viel erfreuter, wenn ich ihm ſagen könnte, daß ihr den Antonius verlaſſen hättet, um euch unter ſeinen, des allgemeinen Weltbeherrſchers, Schirm zu begeben.

Cleopatra.

Wie iſt euer Name?

Thyreus.

Mein Nam' iſt Thyreus.

Cleopatra.

Sehr werther Abgeſandter, ſaget diß dem groſſen Cäſar; ich küſſe durch euch ſeine ſiegreiche Hand: Sagt ihm, ich ſey bereit, meine Crone knieend zu ſeinen Füſſen zu legen. Sagt ihm, daß ich von ſeinem alles regierenden Athem den Urtheils-Spruch über Aegypten erwarte.

Thyreus.

Ihr erwählt den edelſten Weg. Wenn Klugheit und Glük im Streit ſind, und die erſte nur alles thut was ſie kan, ſo wird ſie den Sieg gewiß davon tragen. Vergönnet mir das Glük, meine Pflicht auf eure Hand zu legen —

Cleopatra.

Euers Cäſars Vater, wenn er von Gedanken Königreiche

zu Gesicht gekommen sind, anzeigen wollte. Und den Einigen, wobey ich laut lachen mußte, kann ich nicht verschweigen. Seite 88. des 2ten Theils, wo der P. Malaspina auf eine Frage der Marquise von Tavora antwortet, che non era neppure un peccato veniale, wird diese Stelle so übersetzt; es wäre eine Sünde, die nicht einmal könne vergeben werden, anstatt, es wäre nicht einmal eine läßliche Sünde. Wehe dem Schriftsteller, dessen Werke unter die Hände solcher Uebersetzer gerathen!

Ich will bey dieser Gelegenheit anmerken, daß der zweite und letzte Band meiner Uebersetzung die Presse verlassen hat. Weil dieser Band wider mein Vermuthen nicht ganz ein Alphabet stark geworden ist, so habe ich den Ladenpreis desselben auf 20 Groschen herabgesetzt. Weimar, den 18ten Junius 1782.

J. C. Jagemann.

---

4. Hrn. Joseph de Valenti Toscanische Sprachlehre.

Zu Dessau ist in dieser Ostermesse auf Kosten der Verlags-Kasse für Gelehrte und Künstler fertig worden, und in der Buchhandlung der Gelehrten zu finden: Vollständige Toskanische Sprachlehre für Teutsche, nach Anleitung des Corticelli ausgearbeitet, und mit Anmerkungen aus den bewährtesten Italiänischen Sprachlehrern, vermehrt von Joseph de Valenti, Lieutenant unter den Truppen Ihro Königl. Hoheit des Großherzogs von Toskana, und Lektor publikus auf der Universität Jena. 650 S. gr. 8. ohne Zuschrift, Vorrede, Inhalt, Verzeichniß der angeführten Autoren, und dem vollständigen Register. Preiß 1 Thlr. 16 Gr. Die beste Recension über dieses grammatikalische Werk, das in aller Rücksicht den Vorzug für allen bisher in Teutschland herausgekommenen Anweisungen

zur

zur Toſcaniſchen Sprache behauptet, iſt die eigene beſcheidene Vorrede des Verf. ſelbſt. Vollſtändigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit der Anmerkungen, Reichthum der aus den bewährteſten Schriftſtellern im Zuſammenhang angezogenen Beiſpiele wird man durchgängig finden. Wer ſich von der Vollſtändigkeit einen Begriff machen will, der nehme im erſten Buche die Lehre von den Toſcaniſchen Verbis 129 317. vor ſich. Richtigkeit, Genauigkeit und Beſtimmtheit der Regeln und Anmerkungen beweiſt jeder Abſchnitt; und man darf nur zum Beyſpiel den Abſchnitt im 2ten Buch von den Partikeln und Affixis, ja das ganze dritte Buch von der Toſkaniſchen Ausſprache und Rechtſchreibung mit andern Anweiſungen vergleichen. Den Reichthum der ausgewählteſten Beyſpiele lehrt der Augenſchein beym Aufſchlagen. Sollten wir etwas erinnern, ſo wäre es dieſes, daß vielleicht der Syntax in einem und dem andern Stücke für Teutſche bequemer hätte eingerichtet und Corticelli hierinnen mehr umgeſchmolzen werden ſollen. Doch das kann bey einer neuen Auflage geſchehen, welche bey dem Beyfall, den wir dieſem Werke verſprechen gewiß nicht lange ausbleiben wird. Das Werk empfiehlt ſich noch beſonders dadurch, daß der Teutſche Text in demſelben vom Herrn Profeſſor Ulrich, einem ſtarken Kenner der Italiäniſchen Sprache, überſehen und verbeſſert worden iſt.

---

5. Eine *Flora Germanica.*

Der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin iſt folgendes Werk zur Prüfung vorgelegt, und ihr die Herausgabe überlaſſen worden, und dieſe hat daſſelbe, ſeines Nutzens und der Bequemlichkeit wegen, welche es Kennern und Liebhabern bey ihren Arbeiten gewährt, dem Publikum nicht vorenthalten können. Der Titel deſſelben iſt:

Die Pflanzen Deutschlandes nach ihrer gelehrten Geschichte.

Man kann dasselbe als einen wichtigen und sehr vollständigen Beytrag zu einer künftigen Flora Germaniae ansehen: wie sie nämlich seyn muß, wenn sie sich vor den gewöhnlichen Namenverzeichnissen, womit sonst ganze Bände angefüllt werden, würklich auszeichnen soll. Zugleich giebt es ein ehrenvolles Denkmal der Deutschen ab; da es dasjenige in einer guten Ordnung darstellt, was durch diese Nation in der Pflanzenkunde und Geschichte bis auf jetzige Zeiten geleistet worden ist. Eben längst haben die Liebhaber der Pflanzen einem dergleichen Handbuch zum Gebrauche mit Verlangen entgegen gesehen, wodurch sie sich das mühsame Geschäft beym Nachschlagen der Geschichte, so wie auch der Vergleichung der in vielen Schriftstellern zerstreuten Abbildungen von Pflanzen erleichtern könnten.

Da es nun alle bisher in Deutschland entdekte Pflanzen, die Niederländischen ausgenommen, enthält, die man nämlich in der Schweiz, dem Elsaß, in Oesterreich, Tyrol, Böhmen und Schlesien ꝛc auch Ost- und Westpreussen als wild wachsend, oder seit etlichen 100 Jahren einheimisch gemacht, antrift; so sind auch dabey auf ein paar hundert deutsche Floren zum Grunde gelegt, und um das Werk noch brauchbarer zu machen, denselben eine besondere botanische Bibliothek vorgesetzt worden. Man hat die übrigen grossen botanischen alten und neuen Werke, nach ihren Nachrichten, Abbildungen und Zeichnungen mit Auswahl zu nutzen gesucht, und die Schriftsteller selbst unter den verschiedenen Ordnungen aufgeführt. Die Ordnung der Pflanzen richtet sich nach dem Linneischen System, und sie sind durch richtige Geschlechtsnamen, Beynamen, Zahlen, Buchstaben und schikliche Merkzeichen dergestalt bestimmt, daß sie zu den eigentlich charakterisirischen und historischen

Quel-

Quellen einzelner Gewächse nach der ganzen Geschichte führt, und durch diese bequeme Anleitung uns in Stand sezt, die in den ökonomischen Schriften, Vorschlägen und Tagebüchern begangenen Fehler zu verbessern, und künftige zu vermeiden. Die deutschen Hauptnamen stehen bey jedem Pflanzengeschlechte voran, so wie bey den Gattungen und Abänderungen, worauf die lateinischen Linneischen nebst anderen klaßischen und endlich die Trivial- und Provinzialnamen in ihrer Ordnung folgen. Die sehr brauchbaren Anmerkungen aus botanischen, physikalischen, ökonomischen und andern Schriftstellern sind, da man sie sonst bey andern sehr oft vergebens sucht, hier bey jeder Pflanze gehörig angebracht.

Diesem Inhalt zu Folge, welchen eine kurze Anzeige bey weitem nicht erschöpfen kann, wird das Werk so wohl den systematischen Botanisten gute Dienste thun, als denen, welche die übrige Naturgeschichte der Pflanzen bearbeiten. Die Aerzte haben sich eine Erweiterung der Kenntniß in Ansehung der rohen und einfachen Arzeneyen zu versprechen, und den Cameralisten werden die Artickeln, welche bey der Stadt- und Landwirthschaft und dem Policeywesen vorkommen, interessant seyn.

Dieses Werk wird aus drey Bänden in groß Oktav, jeder von ohngefehr 3 Alphabet, bestehen, wovon der erste noch in diesem Jahre zur Michaelis-Messe fertig seyn wird. Der Verleger, Siegfried Lebrecht Crusius, wird für einen deutlichen und correcten Druk auf gutem Papier sorgen, und das Publikum wird alle Ursach haben, mit dem Werke zufrieden zu seyn. Wer binnen hier und Michaelis 1 Rthlr. 8 Ggr. voraus bezahlet, erhält das Alphabet vor 16 Ggr., das nach der Zeit nicht unter 1 Rthlr. kann gegeben werden, und wer auf 9 Exemplare auf einmal pränumerirt, bekommt das 10. frey. Leipziger Jubilate-Messe 1782.

Im

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Hades und Elysium. S. 3.
II. Der beseelte Prometheus. 33.
III. Briefe über Tempelherrn, Freimäurer und Rosenkreuzer. Eine Fortsetzung. 46.
IV. Gedichte. 83.
V. Vermischte litterarische Anzeigen. 88.

May.

I. Wolken und Weiber oder *A New Simile for the Ladies*, nach Dr. Sheridan. S. 79.
II. Akademischer Briefwechsel. 101.
III. Beschluß des im Februar angefangenen Myson von Chenä. 118.
IV. Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten. 154.
V. Vermischte litterarische Anzeigen. 179.

Junius.

I. Beantwortung der Frage: „Wie kommt Maria die Tochter Davids zu einer Attischen Gesichtsbildung?“ S. 193.
II. Akademischer Briefwechsel. 220.
III. Schluß der Briefe über Tempelherrn, Freimäurer und Rosenkreuzer. 232.
IV. Fortsetzung der Gespräche zwischen Valeer und Wilhelm. 253.
V. Vermischte litterarische Anzeigen. 279.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahr 1782.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Julius 1782.

I.

Winde und Männer.

Antwort eines Frauenzimmers auf Dr. Sheridans Wolken und Weiber,

im May des Teutſchen Merkurs v. d. J.

Wir danken ganz höflich für die Ehre
Dem Herren, der uns in die Sfäre
Des ſchön geſtirnten Himmels verſetzt;
Dieß Gleichniß hat uns gar treflich ergötzt:
Und, um es nach Würden zu vergelten,
Suchen wir gar nicht in niedern Welten,
Weder unter Menſchen, noch Thieren,
Die da gehen auf zweyn oder vieren,
Ein Gleichniß das recht auf die Männer paßt.
Wir fühlen nur was uns immer umfaßt,
Und finden bald es ſey — der Wind

reiche zu erobern anſtrebte, legte oft ſeine Lippen auf dieſe unwürdige Hand, und regnete Küſſe auf ſie herab.

(Thyreus küßt ihre Hand.)

Zehnte Scene.

Antonius und Enobarbus zu den Vorigen.

Antonius.

Gunſtbezeugungen! Beym Donnerer -- Wer biſt du, Burſche?

Thyreus.

Einer der nur ausrichtet was ihm der erſte unter den Männern, und der würdigſte Gehorſam, zu verlangen aufgetragen hat.

Enobarbus.

Ihr werdet abgepeitſcht werden.

Antonius.

Kommt ihr dort -- Ah, ihr Geyer! Nun, Götter und Teufels! hab ich ſo kürzlich alles Anſehen verlohren? Wenn ich holla! rief, lieſſen Könige über einander ſtolpernd herbey, und ſchrien; befehlt ihr was? -- Habt ihr keine Ohren? Ich bin noch immer Antonius. -- (Etliche Bedienten kommen herein.) Nehmt dieſen Lümmel hier, und peitſcht ihn mit Ruthen.

Dem viele Männer ähnlich ſind.
Denn nichts unterm Monde ſchmiegt ſich ſo an
Das wolkichte Weib, als der windichte Mann.

Die Wolke bekommt erſt vom Winde das Leben,
Muß nach Befehl ſich bald ſenken bald heben,
Muß immer ſich laſſen treiben und jagen,
Nach ihres geſtrengen Herrn Behagen,
Und dient ihm vielmehr nur zum Spiel,
Darf nicht gehn wenn und wohin ſie will.
Denn bloß jagt nur zum Zeitvertreib
Der windichte Mann das wolkichte Weib.

Doch beſſer iſts wenn ein freundlicher Oſt
Auroren grüßt an der Himmels-Pfoſt':
Da ſchwimmen die Wolken ſo leicht und ſo heer
Am Firmamente des Himmels daher,
Und mildern der Sonne heiſſangenden Stral,
Ja ſegnen durch Einfluß das Feld und das Thal.
Und wenn ſich nun gar der liebliche Weſt
Mit ſanftem Wehen verſpüren läßt;
Da ſchweben die Wölkchen ſo dünn und ſo rein,
Das alle Geſchöpfe ſich drob erfreun:
Nur Schade daß freundlicher Oſt und Weſt
Sein Wehen ſo ſelten verſpüren läßt!

Tritt aber ein wütender Orcan,
Sein ſchreckendes furchtbares Regiment an,
Und hält den geſtrengen Herrn im Lauf
Ein kleiner unmerklicher Gegenſtand auf,
So müſſens die armen Wolken entgelten.
Da gehts an ein Brauſen, ein Toben und Schelten.
Erſchrocken vor ſeinem Ungeſtüm
Sieht man ſie bebend vorüber fliehn.
Denn was die ſchwärzeſte Wolke uns droht
Das iſt bloß zuſammengetriebene Noth
Der Winde, die ſich zuſammen vereinigen
Die armen Erdenbewohner zu peinigen.
Denn weder Wetterſtrahl noch Bliz
Schütteten die Wolken aus ihrem Sitz,
Wären ſie ſich ſelbſt überlaſſen,
Zögen ſie friedſam ihre Straßen;
Durch eine milde Thränen-Fluth
Zertheilte ſich alles, und damit wärs gut!
Aber dabey laſſen die Herren nicht bleiben:
Denn was ſie erſtlich zuſammentreiben,
Das reiſſen ſie mit Sturm und Graus
Der Wolke aus dem Herzen heraus;
Verwandeln in ihrem ſtrengen Gebiet
Zu alleszerſchmetternden Hagel und Schloßen,
Was ſonſten gemählich mit Ruh und Fried
Wär ſegnend aus der Wolke gefloßen.

Und was der Wolke Gefahr und Gift
Verderbung des guten Namens betrift:
So werden ja alle Seuchen und Plagen
Von Winden durch die Welten getragen.
Wie dieſes verſenget ihr tödtender Hauch
Die lieblichſte Blume, den blühenſten Strauch!
Sanftlockend am Tage und Tödtend bey Nacht,
Verderbt er was ſie lange gepflegt und bewacht.

Der Wolke Baumeiſter in der Luft,
Wer iſt es anders als Wind mit Duft?
Denn nach dem blühenden Herrn Gemahl
Bequemen ſie ſich überall.
Auch ſchmücken ſie ſich den windichten Herrn
Mit lieblicher Farbenmiſchung zu Ehren;
Denn dieſes muß wohl ein jeder geſtehn,
Zu der Zeit verſpürt man kein Säuſeln kein Wehn,
Wenn ſich die Wolke in herrlichſten Staat
Schuppicht und ſtreificht geſchmüket hat;
Da finden ſie ſich, nach der Etikette,
Bey Dame Wolke an der Toillette,
Machen die Cour nach Standesgebühr,
Küſſen und koſen und ſchmeicheln Ihr,
Kehren am Abend frohlockend zurück,
Verkündgen den Wipfeln der Bäume ihr Glück.
So lieben die Herren auch insgemein
Die ſchönbeſchmükten Figuren allein,

Die Band und leichter Flor umſchwebt:
Wenn aber an dem Saphirnen Blau
Die Wolke ein regenhaftes Grau
Zu ihren ſonſt lieblichen Farben miſcht,
Und fruchtbar die Felder und Fluren erfriſcht:
Da macht ihr kein freundlicher Wind die Cour,
Ganz rauh und erkältend fährt man ihn nur.

Was endlich der Wolke Vapeur und Spleen
Betrift, da muß ich eingeſtehn,
Ich kenne weder Vapeur noch Spleen,
Und ſtelle doch unter der Wolcken-Schaar
Auch keine der ſchlechteſten Formen dar.
Drum kann auch der Schluß nicht wahr und gemein
Auf alle Wolken zu machen ſeyn.
Und woher kommt endlich die liebliche Luft
Der zärtlichen Winde balſamiſcher Duft?
Er hat ſie bey Blüthen und Blumen geborgt,
Iſt um die Bezahlung ganz unbeſorgt;
Und manchem ſüßen wohlriechenden Herrn
Borgt man kein Glas Eau de Lavande mehr gern.

Doch Eine Frage ſey mir erlaubt,
Und die man nicht überflüßig glaubt.
Was wär denn ein ſolcher Gaſt wohl werth,
Der Kraft und Vermögen uns aufgezehrt?
Den jeder Pulſ-Schlag, der in ihm ſchlägt,

Des Orts' erinnert der einſt ihn aerſteyt,
Bey dem man viel ſchöne ſtuhe Nächte durchwacht,
Und Der Wirth und Wohnung noch lächerlich macht,
Ja was von dem allen das bitterſte iſt,
Den beiſſenden Spott noch mit Schmeicheln beſchließt?

So wahr ich eine Welke bin
Ich gäb nicht ein Tröpfchen Regen um ihn!

B. J. S.

II.

B . . .

oder Schwägi der Thorſchreiber *).

Dieſer Mann war von einer Regierungsfähigen Familie aus dem ſchweizeriſchen Frey-Staat Z..; er lernte ein Handwerk, reiſete, gieng in Kriegsdienſte, kam zurück, heyrathete, hatte Kinder, und ward als Thorſchreiber. Der Stof iſt ſehr unerheblich, werden meine Leſer denken — ich

*) Schwägi, das Diminutiv von Schwager, hieß war der Schmeichelname in ſeiner Familie. So gering der Mann in politiſchem Sinn geweſen iſt, ſo habe ich doch Gründe, von ſeinem eigentlichen Namen mehr nichts als den Anfangsbuchſtaben B. bekannt zu machen.

ich vergleiche ihn mit Alexander dem Großen und finde ihn ehrlicher.. Dieser wurde als Fürst geboren, aufs beste erzogen, schimpfte seinen Vater entehrte, seine Mutter, mordete seine Freunde, brach feyerliche Eide vergoß Menschenblut wie Wasser, und schwelgte sich zu Tode. Schwägi war auch einigermaßen als Fürst geboren *) aber ohne Erziehung, ehrte seinen Vater, liebte seine Mutter, half seinen Freunden, hielt seine Parole, schonte seine Feinde, und starb eines natürlichen Todes. Wer Vergleichung liebet, der treibe sie weiter: Tugend neben Laster gestellt gewinnet nichts, und ich verliere, denn ich besudle mich.

Unser Mann wurde Soldat, und der alte Soldat ein grauer Thorschreiber. So macht man zuweilen aus einem rostigen Haudegen einen blanken Beatsoreß. Als Kriegsmann stieg er vom Soldat zum Gefreiten, vom Gefreiten zum Caporal, vom Corporal zum Wachtmeister. „Ein braver Kerl", sagten die Officier mit einem Kopfnicken. — „Eine gute Haut", seine Cameraden. „Schikt mir den B..." saate der Obrist, wenn er einen sichern Mann brauchte.

Schwägi stund vor Bewehrten und schonte Wehrlose, schoß nieder und mordete nicht, machte Beute und plünderte nicht, caressirte, aber nothzüchtigte

 nicht.

*) Die gesetzgebende Macht heißt in Bündten der Fürst, in Z ist Obrigkeit und Gemeinde oder die Bürgerschaft in diesem Sinn der Fürst.

nicht. Das Bett eines Mädchens das er gerettet und geschonet, wurde einst auch seine Rettung unter Feinden gegen Feinde. Diese Geschichte verdient nebst ein Paar andern seiner Kriegs-Verrichtungen erzehlet zu werden.

Bey dem Angrif eines Dorfes, das seine Parthei eingenommen, warf ein brutaler Officier ein hübsches vierzehnjähriges Mädchen zum Schlachtopfer aufs Stroh hin. Das Mädchen schrie, Schwägi sah es, befreite das Mädchen, und erhielt einen Hieb vom Officier. Diese Heldenthat war kaum vollbracht, so wurden sie von einem weit überlegenen Corps Feinden überfallen; der Officier blieb, Flucht allein konnte retten, und der verwundete Wachtmeister konnte nicht fliehen. Die Feinde durchsuchten das ganze Haus wo er war, und fanden ihn nicht; denn er lag verborgen in dem Bette des geretteten Mädchens, das sich todkrank stellte. Wie ihn die guten Leute gepflegt, verbunden, genährt, vielmal verstekt hatten, erzählte er immer mit nassen Augen. Endlich mußte es geschieden seyn. Das Mädchen hieng schluchsend an seinem Halse, sein Schnurrbart träufelte von Thränen; der Sohn begleitete ihn, der Vater leuchtete ihm, und die Mutter betete Rosenkränze für den Feind ihres Königs und ihrer Religion.

Ein andermal wurde ein Dorf abgebrennt. Schon drohete der Giebel eines Hauses über einen Säugling einzustürzen, den man zu retten vergessen

geſſen hatte. Das Kind lag ruhig und lächelte die glänzende Flamme an. Schwägi ſieht es, ſtürzt ins Feuer, und holt es unbeſchädigt heraus. „Das Kind war gerettet", erzehlte er, „aber (mit wehmüthiger Stimme ſetzte er hinzu:) „der beſte Schnurbart in der Armee — hier ſtrich er deſſen Abkömmling ſanfte, — „hin war er!" Das Kind wickelte er in ſeinen Mantel, trugs bis ins nächſte Quartier, ſäugte es an der Brandtewein-Flaſche, und nährte es mit Commißbrod. Dieſe Geſchichte wurde in der Nachbarſchaft bekannt. Eine kinderloſe Edeldame, wünſchte es zu beſitzen. Der Schnurbart gabs nicht eher weg, bis ſie vor Zeugen feierlich gelobte es gut zu erziehen und nie zu verſtoßen. Das Mädchen war es werth gerettet zu werden, und die Edeldame es zu erziehen. Es grämte ſich aber in ſeinem achtzehnten Jahre über ſeinen verwaiſeten Zuſtand zu Tode *).

Bey einem Aufbruch verwandelte man Bauern in Packpferde. Ein abgelebter Greis wurde unbarmherzig überladen, und blieb immer zurück. „Hau den alten Hund" rief der Officier zu Schwägi ſeinem Wachtmeiſter. „Ich kann nicht" rief der Wachtmeiſter. Der Officier drohete, der Wachtmeiſter murrete; der Officier fuchtelte, der Wachtmeiſter ſezte ſich zur Wehre, und lud des Alten Laſt auf ſeine eigne Schultern. Kaum war er damit

im

*) Man hat ihre Eltern nie ausfindig machen können. Vielleicht waren es reiſende Perſonen, die ſelbſt bey dieſem Kriegsgetümmel verunglückt ſind.

im Lager angekommen, als er gesezt und gefeßelt wurde. Der Obrist untersucht, entsezt den Wachtmeister und sezt den Officier. Dieser Barbar bekam bald darauf seinen Lohn; er versank in einem Morast vor den Augen seiner Leute, die sich nicht reaten, in der Hofnung, dies werde blos des Sukkus Anfang seyn.

Ein Edelhof wurde Preis gegeben. Schwägi war kaum herein, als er wieder heraus kam. Er marschirte, seine Grenadiermüze in der Hand, ganz vergnügt einher. „Was bringst du alter Junge" sagte der Obrist. „Rekruten" rief der Wachtmeister, und schüttelte seine Beute auf den Tisch aus. Es waren vier junge Hunde, deren Mutter seine Cameraden aus Muthwillen todt gemacht. Der arme Wachtmeister wurde treflich geschoren. Der Obrist aber, der ein weiches Herz hatte, sahe ihn mit Liebe an, und drükte ihm zwey Dukaten in die Hand. Schwägi lies plündern wer plündern wollte, trug seine Beute ins Quartier, fütterte sie, zog sie groß; die Hunde blieben bey der Compagnie, lieffen mit auf die Wache, auf Postirungen, in Scharmüzel, ins Treffen, und zwey davon starben auf dem Bette der Ehren.

Das war Schwägi die Kriegs-Gurgel! Schwägi der Thorschreiber glänzt nicht halb so viel. Politisch wie ein Thorschreiber, sagt das Sprüchwort, und log diesmal. Schwägi war nicht politisch, und Schwägi war ein Thorschreiber.

Nicht

Nicht selten waren des Nachts seine Augen zu, und das Thor offen. Dies zog Verweise nach sich, die den Alten desto mißmuthiger machten, weil er den Garnisondienst einen hundsfötischen Dienst nennte. Leider war der Feind der ihn attacuirte keine Macht deren Siege selbst die Besiegten ehren. Es war meistens mehr nicht als eine Knasiern olke, oder ein Wengliß was ihn blenzete. Ich bezeuge aber dagegen, daß so feige seine Seele an einem friedfertigen Thore gegen solche Attaquen gewesen, so eisern würde man sie im Felde gegen wirkliche Feinde gefunden haben. Und zulezt eine — Knasiers pfeife oder eine Dubarry — wenns doch gesündiget seyn muß, welcher Ehrenmann würde sichs nicht zum Ruhm anrechnen, zwischen diesen zwey Uebeln das erste gewählt zu haben?

Zuweilen waren seine Dienstvergehungen edle Schwachheiten. Er führte mehr als einmal einen zu schwer beladenen Bruder vom Thor in sein Quartier, leuchtete einem Ehrenmann in gleichem Zustand ein Stück Weges, gab einem schwärmenden Jüngling heilsame Lehren. Weil er nie halb war wo er war, so blieb das Thor allein und offen stehen.

Einst band ein unbarmherziger Bube des Nachts eine junge Katze an die Thorglocke. Das Geschell weckte den Schreiber, er befreyte das Thier, nahms nach Hause, und ließ das Thor offen. Große Klage! Schwägi vor dem Richter langt die junge

Katze

Enobarbus.

Es iſt ſichrer mit einem jungen Löwen ſpielen als mit einem alten, dem der Tod im Rachen ſizt.

Antonius.

Mond und Sterne! Peitſcht ihn mit Ruthen, ſag ich — Wären's zwanzig von den gröſten Vaſallen, die dem Cäſar zinsbar ſind, und ich fände ſie ſo unverſchämt mit der Hand dieſer Sie hier, (wie heißt ſie, ſeitdem ſie nicht mehr Cleopatra iſt?) -- Haut ihn mit Ruthen, Burſche, bis ihr ihn wie einen kleinen Buben das Geſicht krümmen, und laut um Erbarmen weinen ſeht -- Schleppt ihn fort.

Thyreus.

Marcus Antonius --

Antonius.

Fort mit ihm; wenn er abgepeitſcht worden iſt, bringt ihn wieder; wir müſſen dieſem Hofnarren des Cäſars eine Commißion an ihn mitgeben -- (Thyreus wird abgeführt.) Ihr war't ſchon halb verdorrt, eh ich euch kannte: Ha! hab ich mein Haupiküſſen in Rom ungedrükt gelaſſen, dem Vergnügen entſagt, rechtmäßige Erben zu zeugen, und von einem Kleinod unter den Weibern -- damit ich von einer betrogen werde, die ihre Augen auf Sclaven wirft?

Cleopatra.

Mein lieber Antonius --

Antonius.

Katze aus ſeinem Buſen, ſezt ſie auf den Tiſch, und flecht die Richter für ſie beyde um Nachſicht. Ehe man ſichs verſah, that die Furcht bey dem erſchrockenen Thiere die Wirkung einer Fontäne, und das Dintefaß wurde ein Waſſerfall, der ſich in Strömen über das Protokoll ergoß. „Ein Crimen laeſae," ſchrie der Richter, und verurtheilte in der Hitze beyde Verbrecher zu ſchwerer Strafe. Diesmal wachte dein Schuzgeiſt, Schwägi. Der Sekretär weigerte ſich zu protokolliren bis man durch einen ähnlichen Fall beweiſe, daß jemals ein Protokoll mit Katzen.... geſchrieben worden. Dieſes konnte man nicht; der Richter beſann ſich, und Schwägi und ſeine Katze trabeten ungeſtraft nach Hauſe.

In ſeinem Privatleben war der Thorſchreiber glücklicher als bey ſeinem Amte. Er hatte zwey paſſable Weiber, und gute Kinder die ihn liebten. Doch gabs auch da Verdrieslichkeiten. Ein kleines Erbe und unruhige Nachbarn brachten ihn einigemal vor die Juſtiz. Er glaubte an Gerechtigkeit und verlor, er ſchmierte Advokaten und verlor; er tobete, fluchte, ſchimpfte, vergab und vergaß. „Lieber Schwägi verzeihe!" — den Tobaksbeutel in der einen, ein Glas in der andern Hand, und der Friede ſtund veſter, als der Weſtphäliſche je geſtanden. Ewige Rache, die er im erſten Augenblik ſeinem Beleidiger zudonnerte, dauerte wenige Stunden.

Nie war er zufriedener als bey ſeinem indianiſchen Zeitvertreib. Er hatte ein Hoſpital von — lahmen

lahmen Katzen, blinden Hunden, zu schaden gekommenen Hennen, kranken Sing-Vögeln. Diese grif er von der Straße auf, wenn sie von harten Herren verlassen waren, oder er nahm sie den Dienstboten ab, die sie zum Abdekker tragen sollten. Zuweilen hatte er rare Stücke; zum Exempel: eine beschädigte weiße Maus, ein lahmes Eichkätzchen mit einem schwärzlichten Schweif. Alle diese Thiere currite, ernährte, verpflegte er. Glückte eine Cur, so sorgte er zugleich für eine gute Condition für den Patienten, etwa bey einer gutherzigen alten Jungfer oder bey einer kinderlosen spielerigen Dame. Fand es keine Condition, so waren sie bey ihm wie das Kind im Hause, nach dem Sprüchworte. Verunglückte die Kur, und starb der Patient, so vergrub er ihn ehrlich in seinen Keller, den man nach seinem Tode, der Gräber wegen, so höckericht fand als eine Wiese voll Schärmäuse.

Diese Thierliebe hinderte ihn nicht Menschen zu lieben, wie es manchem Thierfreunde geht. Schwägi von dieser Seite in seinem Glanz zu sehen, mußte man ihn an seinem Namenstage besuchen. Da fand man seine ganze Verwandschaft bey einer heerlichen Traktierung beysammen. Die Kinder freueten sich Monate lang auf dieses Fest. Schwägi ließ ihnen volle Freiheit, und war mitten unter ihnen so vollkommen ihr Cammerad, daß sie ihn ganz für ihres gleichen hielten. Da ich jezt erzehlen muß, daß der Wachtmeister mit seinen Kindern auf den Stock geritten: so bitte ich sich

zu

zu erinnern, daß auch ein General Ageſilaus dann auf gerutten. Der Wachtmeiſter that noch mehre zuweilen lag er an der Erde, daß ſie über ihn wegſpringen ſollten; zuweilen wurde er in ein Pferd verwandelt, damit ſie auf ihm reiten könnten; zuweilen ſtellte er den ungerathenen Jungen vor, und bekam Schläge. Immer nahm er die luſtigſte Rolle im Spiel; bis auf ſeinen Stuzbart — für den er ſelbſt Reſpekt hatte — gab er ſich ganz preiß. Wenn denn die kleine Welt ſo um ihn geſchäftig und luſtig war, ſo gerieth er nicht ſelten in ein Entzücken von Freude, herzte und küßte eines nach dem andern, und rieb ſie mit ſeinem ſtarken Bart, daß ſie aufſchrien.

Der Mann hatte ſonſt einen geſunden Verſtand, und würde mehr gehabt haben, wenn er weniger Held geweſen wäre: doch ſchnitt er nicht mehr auf als es ſeyn mußte und prahlte mäßig. Sich rieth er immer übel, für andere machte ihn ſein gutes Herz zum guten Rathgeber. Es war artig, einen Kreis von Leuten mit aufgeſperrten Augen ihm nachgeſtikuliren zu ſehen: ſo wie ſich ſein Mund öffnete, knarreten alle Doſen und öffneten ſich alle Tobakbeutel; bey der nachdrücklichſten Stelle nahm er eine Priſe, und zum Zeichen der Bedenklichkeit puſtete er eine lange Rauchwolke von ſich.

Andere ſind reicher als ſie thun, Schwägi war ärmer als er ſelbſt wußte. Immer vergaß er, daß er nichts hatte. „Lieber B... ſchenke mir dein

deine Pfeiffe". Hier iſt ſie, zu Hauſe habe ich ſie zu Duzzenden. Dann eilte er nach Hauſe und hatte nicht eine. Bald ſchüttete er ſeine Doſe in eines andern Doſe, bald leerte er ſeinen Beutel in eines andern Beutel, bald ſezte er ſeinen Schoppen einem andern vor; „ich will ſchon was kriegen" ſagte er, eilte weg, und kriegte nichts. Gutherziger Tropf! Wie konnteſt du dich ſelbſt ſo ſehr vergeſſen? vergeſſen, daß weder dein Haus eine Vorrathkammer noch dein Geldbeutel eine Sparbuchſe wäre. Immer verſprach er weniger als er halten wollte, und mehr als er halten konnte. Gütige Seele, wäre der ganze Himmel dein geweſen, du hätteſt einen andern Himmel darinnen gefunden, ihn wegzuſchenken, und nichts für dich zu behalten.

Nicht lange vor ſeinem Tode ließ ihn der Bürgermeiſter vor ſich kommen. Er hatte gehöret, daß der alte Knaſterbart darbe. Schwägi kommt, erzehlt, der Bürgermeiſter weint, und macht ihn auf der Stelle um zehen Thaler reicher als er je geweſen war.

Ich habe Schwägi kurz vor ſeinem Tode geſehen. Gebogen und dürre, wie ſeine Krücke, hieng er an dieſer wie ein abgebrochener ſaftloſer Aſt. Doch war ers noch, wars mehr als ers jemals geweſen. Das Bewegende, der Ausdruck, ſtrömte deſto ſtärker aus der Hülle hervor, jemehr das Veſte, das Lebloſe welkte. Man ſahe, man hörte, man fühlte das Innere des Mannes, und die Fan-

taſie entwarf ſich beym erſten Anblik ein Bild, welches das leibhafte Bild ſeiner Seele war. Verſezt durch irgend ein Zaubermittel dieſe Figur auf eine Bühne — zwey einzige Worte, zwey einzige Töne ſeiner ſanftdumpfen, holen, aus dem Mittelpunkt ausfließenden und den Mittelpunkt ſuchenden Stimme — und das innigſt gerührte Parterre wird mit wehmüthiger Liebe ausruffen: „die ärmſte, redlichſte, harmloſeſte, gutmüthigſte Seele, die Gott erſchaffen hat!“

Wo biſt du nun? An welchem Thore ſchmauchſt du nun deinen Lauſewenzel? Gewiß nicht an den Thoren der Hölle. Dem comiſchten Teufel, der ſo groß in der Hölle als — Döbbelin auf der Erde iſt, würde es nicht gelingen, von dir auch nur den Schatten in Karrikatur zu erreichen. Biſt du nicht Thorſchreiber im Himmel, ſo biſt du Thorwächter: dort oben iſts oft Ehre rückwerts zu avanciren. Wo du auch ſeyn magſt, an welchem Nägeli-Thürli du Wache ſtehſt, da ſuche ich — wenn auch ich meinen Marſch in jene Gegenden antrete — da ſuche ich dich auf, und bringe Knaſter und Pariſer mit. Dein ehrliches Geſicht wieder zu ſehen, deinen herzſtehenden Biederton zu hören, wird mir Vorſchmack des Himmels ſeyn.

B. III.

III.

Zweytes Geſpräch zwiſchen Walder und Diethelm.

(Fortgeſezt von S. 279. des lezten Monatsſtücks d. J.)

Diethelm.

Ihre Californier haben mir dieſe Nacht den ſchönſten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war als ob ich Flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten Behendigkeit die in Träumen ein ſo großes Vergnügen iſt, die ganze Chriſtenheit, und ſah überall — alle Klöſter und Gotteshäuſer (wie man ſie in einigen teutſchen Provinzen nennt) in Erziehungs-Anſtalten, Frey-Schulen, Gymnaſien, Akademien der Wiſſenſchaften, Waiſenhäuſer, Findelhäuſer, Blatternhäuſer, Arbeitshäuſer, und Spitäler verwandelt. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, Walder, wie wohl meinem Herzen bey dieſem Anblik wurde — und wie verdrieslich es mir war, beym Erwachen zu finden daß ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, ſollte der Wahre Gott, den wir anbeten, der liebreiche Vater der Menſchen und aller Weſen, Er, der ſogar Nichts bedarf, weniger geneigt ſeyn, als die Götter der Kalifornier, uns die ſo viel bedürfen, zu einem ſo guten Gebrauch, ein Geſchenk mit den Häuſern und Gütern zu machen, die

Ihm in Zeiten der Unwiſſenheit und Verblendung von der Einfalt unſrer guten Alten wider ſeinen Willen aufgedrungen wurden?

Walder.

Auch fehlt es gewiß nicht an Seinem guten Willen; alles kommt wohl bloß darauf an, daß Wir, was er uns ſo gutwillig anbietet — was Er nicht bedarf, zu nichts brauchen kann, und was hingegen für uns die reichſte Quelle von ſo vielem Guten werden könnte — anzunehmen wiſſen. Keines von Allen Geſchenken, die Er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie ſind da; wir haben Sinne, Gliedmaßen, Vernunft, ſie in Empfang zu nehmen, zu genießen, in unſern möglichſten Nutzen zu verwandeln. Unterlaſſen wir dies, thun wir das Unſrige nicht dabey; ſo hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Waſſer und Erde, und allem was drinnen iſt, ja mit unſern Sinnen, unſern Gliedmaßen und unſrer Vernunft ſelbſt, ein vergebliches Geſchenke gemacht. Es wäre ungereimt, zu warten, bis ein Engel vom Himmel käme, und den Chriſtlichen Völkern, bey denen das Mönchsweſen, zum unermeßlichen Schaden des Gemeinen Weſens, noch in ſeinem alten Stande iſt, einen förmlichen Schenkungs-Brief über die Kloſtergüter, oder einen ausdrüklichen Befehl, ſie nüzlicher anzuwenden, brächte. Der Schenkungsbrief iſt unnöthig, denn der Befehl iſt ſchon da; wenn anders die Stimme der geſunden

funden Vernunft, die ſo laut ruft daß ſie der ganze Erdboden hört, ſo gut ein Orakel Gottes iſt als irgend ein geſchriebenes.

Diethelm.

Nichts iſt klärer — und es iſt mit den Anti-Mönchiſchen Grundſätzen wie mit der Epiktetiſchen Moral und ſentimentaliſchen Staatsweisheit, die unſer wohlmeynender und redſeliger Freund **Raynal** den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern ſeines voluminoſen Werckes zu predigen nicht müde wird. Jedermannn iſt was die Grundſätze betrift mit ihm einverſtanden. Jedermann geſteht, daß es menſchlicher, edler, beſſer, vortheilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, ſyſtematiſch und conſequent zu ſeyn. Aber gleichwohl werden die Könige und Völker der Erde — ſo oft ſie ihr beſonders Intereſſe dabey zu finden **glauben** — ungerecht, gewaltthätig, grauſam, inconſequent und dem Intereſſe des Ganzen zuwider handeln, und, ohne unſerm Freunde Raynal ſeine Moral zu diſputieren, immer den Fall, wo ſie ihr entgegen handeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade ſo iſts auch mit dem Mönchsweſen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken ſo richtig darüber als Plato und Ariſtoteles thun würden, wenn ſie von den Todten auferſtünden, und die feine Wirthſchaft anſähen, die ein Dutzend barbariſche Jahrhun-

derte in dem Theile des Erdbodens angerichtet haben, über, welchen ſie einſt ſoviel Licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem Licht den böſen Dämon des Menſchengeſchlecht verjagen zu können, welcher es ewig im nähmlichen Kreiſe von Tugend und Laſter, Weisheit und Thorheit, Wohlſtand und Elend, herumtreiben, und ewig verhindern wird, daß es durch ſeine vergangene Thorheiten nicht klüger werde.

Walder.

Indeſſen iſt, wie Sie ſehen, ein guter Anfang gemacht —

Diethelm.

Allerdings! — ein Anfang, daß es würklich jammerſchade wäre, wenn es beym bloſen Anfang bleiben ſollte. Was ſchon geſchehen iſt, iſt in gewiſſer Rükſicht viel; aber was iſt es gleichwohl gegen das Gute das noch geſchehen könnte?

Walder.

Wir haben noch nie ſoviel Urſache gehabt das Beſte zu hoffen als in dieſem Augenblik —

Diethelm.

Die Hyder erſchrekt mich, der für jeden abgehauenen Kopf wieder ein Paar andre wachſen.

Wal-

Walder.

Deſto gröſſer das Verdienſt des Herkules, der ſie vertilgen wird! — Wir verſtehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet ſehen möchten, iſt ein **unſichtbares** Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchs-Klöſter, nicht die Mönchsorden — der **Mönchs** Geiſt iſt es, was vertilgt werden muß. Aber dieſer Kakodämon iſt von einer ſo Polypen-artigen Natur, daß er, man ſchneide ſoviel Stücke von ihm ab als man will, ſich immer wieder ergänzen und bey Leben bleiben wird, ſo lange noch eine einzige runde oder ſpitzige Kapuz, eine einzige ſchwarze, weiſſe, oder braune Kutte übrig iſt, in die er ſich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern, die in dieſen Masken ſtecken, nicht beſſer meynen als ich. — Wenn ich ſie von dem gefährlichen Habit, der heutigs Tages einen ſo wunderlichen Contraſt mit der Auſſen-Seite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreyt ſehen möchte: ſo möchte ich ihnen hingegen von ihren Perſönlichen Gerechtſamen und Anſprüchen an einen anſtändigen und glücklichen Plaz in der menſchlichen Geſellſchaft nicht einen Sonnenſtaub entzogen wiſſen.

Diethelm.

Ich kenne manche unter ihnen, die bey der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verſtand, ihre

Antonius.

Ihr ſeyd immer eine Unbeſtändige geweſen. Aber wenn wir einmal in unſern Laſtern verhärtet ſind, dann (o elender Zuſtand! dann verſigeln die weiſen Götter unſre Augen, laſſen unſern reinen Verſtand in unſern eignen Unrath vertropfen, und lachen unſer, indem wir ſtolz auf unſre Schande daher ſchreiten, und Scheuſale als unſre Götter anbeten.

Cleopatra.

Oh, iſt es dazu gekommen?

Antonius.

Ich fand euch als einen Biſſen, der kalt auf des todten Cäſars Teller lag; was ſag ich? Ihr waret ſchon vorher nur ein Ueberbleibſel von Cnejus Pompejus; ohne die verſtohlnen Ausſchweiffungen zu rechnen, die eure Ueppigkeit dem öffentlichen Auge zu verheelen gewußt hat. Denn ich bin gewiß, ob ihr gleich vielleicht muthmaßen könnet, was Keuſchheit ſeyn möchte, ſo wißt ihr doch nicht, was es iſt.

Cleopatra.

Wofür iſt alles dieſes?

Antonius.

Einen Burſchen, der ein Trinkgeld angenommen und vergelt's Gott geſagt hätte, ſich mit eurer Hand gemein machen laſſen, mit meiner Spiel-Geſellin, dieſem königlichen Sigel der Vereinigung groſſer Herzen! -- O daß ich auf dem Hügel von Baſan wäre, um die gehörnte Heerden zu

Talente, ihre Wiſſenſchaft, ihre Geſchiklichkeit zu Geſchäften, ihre Annehmlichkeit im geſelſchaftlichen Umgang, würden durch ihre Rükkehr in die Welt, durch Verſetzung in einen gröſsern oder wenigſtens nüzlichern und freyern Würkungskreis ſich ganz anders ausnehmen, als izt, da ihr Licht unter einem Scheffel ſteht, und perſönliche Vorzüge, anſtatt ihnen zum Vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht ſelten zum Verbrechen gemacht werden. In der That ſind Ihre Ordens-Geiſtliche was dieſen Punct betrift, ohne alle Vergleichung beſſer dran als die Californiſchen Hamſter; und in ſo ferne ſie nur ſoviel Gnade vom Himmel empfangen — mit der Kutte auch den vorbeſagten unſaubern Geiſt von ſich zu werfen, ſo bin ich verſichert, daſs es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern Beſtimmungen in der Menſchlichen Geſellſchaft brauchbar wären.

Walder.

Hier beſorge ich, lieber Dietheim, haben ſie um ein gutes Theil zuviel geſagt. Aber laſſen wirs auch dabey bewenden: ſo würde doch in dem Prieſterlichen Stande, der (wie ſie wiſſen) bey uns einen **unauslöſchlichen Charakter** ausdrukt, immer die gröſste Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Inſtitut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu ſezzen, wo er dem Staat und ſich ſelbſt am nüzlichſten wäre.

Diet-

Diethelm.

Wie ſelten läßt ſich von jedem andern Subject ſagen, daß es juſt an dieſer Stelle ſey! Warum wollte mans nur eben mit den Mönchen ſo genau nehmen? Im Nothfall läßt ſich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen — der Kaffeetopf kann ſich alſo im Nothfall auch wohl zum Suppenkochen gebrauchen laſſen. Vorzügliche Geſchiklichkeiten werden, zumal in einem Staat wo ſie ziemlich ſelten ſind und wo man das Bedürfniß derſelben zu fühlen anfängt, nicht lange verborgen bleiben. Aber, zugeſtanden, daß der gröſßte Theil der Mönche ihres Prieſterthums wegen zu ſogenannten weltlichen Geſchäften und Aemtern nicht qualifiziert ſind: dies würde mich, wenn ich ihnen ihre Beſtimmung anzuweiſen hätte, nicht verlegen machen. Es iſt doch wohl unläugbar, daß in den meiſten Katholiſchen Staaten an der Einrichtung des Kirchen- und Schulweſens — auch was das gehörige Verhältnis der Anzahl der Kirchen und Schuldiener zu dem Bedürfniß der Gemeinen betrift — vieles zu verbeſſern wäre. In manchen Gegenden ſind der Kirchſpiele zu wenig; die Pfarreyen ſind, oft bey einem kaum zureichenden Einkommen, mit mehrern Filialen belaſtet; und manche Dorfſchaften haben zwo und mehr Stunden zur Kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine oder ſo ſchlecht beſoldete und übelverſehene Schulen, daß es eben ſoviel iſt als ob ſie keine hätten. Allen dieſen Gebrechen könnte durch

Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fundus herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nöthige Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrey bisher durch einen Ordensgeistlichen im Namen seines Abbts versehen worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotieren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen Klöstern könnten **Seminarien künftiger Kirchendiener**, aus andern Seminarien tauglicher **Schullehrer**, besonders für das Landvolk gemacht werden. Die Reichthümer der Klöster reichen für das alles und noch mehrers zu. Und wie glüklich sind die Katholischen Staaten in diesem Stücke vor den Protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der leztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt: Jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen, sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer seyn mögen, dürfen sie nicht erschrekken. Jeder besizt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Grenzen ein **Potosi**, einen Schaz, der zu den treflichsten Unternehmungen reichlich zureicht.

Walder.

und der, wiewohl er von allerley ſchwarzen und weiſſen Geiſtern bewacht wird, doch viel leichter und ſichrer zu heben iſt, als die unterirdiſchen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Geſpenſtern oder Erdgeiſtern gezeigt werden. Denn, zu gutem Glücke, ſind es meiſtens ſehr materielle Geiſter, die ſoviele Berührungspuncte haben, daß mans wahrlich ungeſchikt angehen müßte, wenn man ſie nicht dahinbringen könnte, ihre Schätze gutwillig herzugeben: zumal da ſie im Grunde, wie die Greiffen in den alten Rittermährchen, doch nur bloß die Hüter davon ſind, und deswegen keinen beſſern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige ſeyn mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören. — Ernſthaft zu reden, ich glaube daß Sie auf den eigentlichen Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, daß man die Kloſtergüter nicht beſſer und ſchiklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden könnte. Aber Ihre Meynung iſt doch wohl nicht auch, aus den Kloſterherrn ſelbſt — Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Diethelm.

Warum nicht?

Walder.

Nun freylich, bey dem günſtigen Vorurtheil, ſo Sie (wie es ſcheint) von der Rechtſchaffenheit, Geſchiklichkeit

lichkeit und Frömmigkeit unſrer Ordensgeiſtlichen gefaßt haben, begreiffe ich leicht, wie Sie Sich überreden können, daß man ihnen einen ſo großen Einfluß auf die gegenwärtige und nächſtkünftige Generation ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber ——

Diethelm.

Ich verſtehe Ihr Aber, mein vorſichtiger Herr! Ihr Mistrauen möchte wohl ſo ungegründet nicht ſeyn. Aber ich weiß ein Mittel, wodurch wir uns den wackern Männer gänzlich verſichern, und ſie ſo zuverläßig machen können, daß man ihnen ohne mindeſte Gefahr etwas noch wichtigers anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch wichtigers in einem Staat wäre als die Erziehung der Jugend und die Moraliſche Bildung und Leitung des Volks.

Walder.

Das muß ein ſonderbares Arkanum ſeyn! Laſſen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbeſcheiden iſt?

Diethelm.

Ganz und gar nicht. Mein Mittel iſt ſo wenig ein Arcanum, daß es ſogar in Italien, ſogar mitten in der heiligen Stadt Rom, auf den Dächern gepredigt wird; und für ſeine Wirkſamkeit wollte ich mit meinen Leben ſtehen.

Wal-

Walder.

Ach! Nun errath ichs! Sie wollen den Geiſtlichen Herren — **Weiber geben?**

Diethelm.

Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Biſchöffen, nach der ausdrücklichen Apoſtoliſchen Verordnung des Heil. Paulus: **ein Biſchoff ſoll eines Weibes Mann ſeyn!**

Walder.

Alſo — auch ohne den Pabſt auszunehmen?

Diethelm.

Warum nicht? Als Biſchof von St. Johann im Lateran (welches, wie ſie wiſſen, ſein älteſter, und — unter uns geſagt — ſein einziger inconteſtabler Titel iſt) kann er ſo gut eines Weibes Mann ſeyn als der Erzbiſchof von Canterbury, der darum nicht weniger Primas und erſter Geiſtlicher Lord von Groß-Britannien iſt.

Walder.

Es läßt ſich hören! Alles wohl überlegt denke ich nicht, daß die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Pabſts den H. H. Apoſteln Peter und Paul und dem Stato della Chiesa läſtiger fallen würden als ſeine

Neffen

Neffen und Baſen — Es käme bloß auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm.

Der Apoſtel Petrus war verheurathet, (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie Sie aus dem Evangelio wiſſen) ohne daß das Wittum ſeiner Frau oder daß Etabliſſement ſeiner Kinder der Kirche (ſoviel man weiß) viel gekoſtet hätten. Warum ſollte das bey ſeinem Nachfolger nicht eben ſo gut angehen? Aber — ſoweit wollen wir uns vor der Hand noch nicht verſteigen. Ich ſehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daß die Biſchöffe und Fürſten der Kirche ſchlechterdings verheurathet ſeyn müßten. Ich möchte dies ſelbſt bey den bloßen Pfarrherrn nicht zu einem indiſpenſablen Geſetze gemacht ſehen. Genug, wenn die Geiſtlichen — verſteht ſich diejenigen, die einen würklichen Kirchendienſt mit hinlänglicher Verſorgung haben — heurathen dürften, und wenn es als eine Moraliſche Pflicht angeſehen würde, von welcher kein rechtſchaffner Mann ohne wichtige Urſache ſich ſelbſt diſpenſierte. Sie wiſſen ohnezweifel, wie es hierinn bey uns Proteſtanten gehalten wird. Unſre Geiſtlichen ſind zwar nicht bey Strafe verbunden ſich zu verheurathen; aber das Volk hat überhaupt kein rechtes Zutrauen zu ehloſen Pfarrern. Selbſt der höchſte Grad von exemplariſcher Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich ſeyn

einen

einen ſolchen Geiſtlichen mit den Vorurtheilen ſeiner Gemeine über dieſen Punct auszuſöhnen. Man würde doch immer übel finden, daß er ſich nicht in den Stand ſetze, ſeinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehmannes und Hausvaters vorzuleuchten — und dies allein muß die Würkung thun, daß wenige Geiſtliche unter den Proteſtanten ehlos bleiben; geſezt auch, daß die völligſte Freyheit — der Stimme der Natur und dem erſten Geſetz des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für ſich ſelbſt ſchon hinreichend wäre.

Walder.

Bey unſerm Volke würde die Prieſter-Ehe, wenn unſre Kleriſey auch durch den Schluß einer allgemeinen Kirchenverſammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegengeſetzte Vorurtheil wider ſich haben. Unſre Geiſtlichen würden, wenn ſie ſich einer ſolchen Vergünſtigung bedienen wollten, allen Reſpect bey ihrer Heerde verlieren; und ich glaube, ſie ſind hievon ſo überzeugt, daß keiner der erſte ſeyn wollte, der ſich durch einen ſo ſtark gegen die uralten Vorurtheile anſtoßenden Schritt dem Spott der Weltleute und der Verachtung des gemeinen Volkes ausſezte.

Diethelm.

Ich zweifle nicht, daß die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, anfangs Aufſehen machen würde.

Aber

Aber wie bald gewöhnte ſich im zweyten Viertel des Sechszehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die ſich der geiſtlichen Oberherrſchaft des Römiſchen Stuhls entzogen, an die Prieſter-Ehe? Wie es damals gieng, ſo würde es wieder gehen. Ueberdies iſt auch der gemeine Mann in den Katholiſchen Ländern ſo einfältig nicht mehr, daß er den eheloſen Stand der Geiſtlichen in Concreto würklich für etwas ſo heiliges und erbauliches halten ſollte, wie er ihm wohl zuweilen von der Kanzel in Abſtrakto vorgeſpiegelt wird. Die Layen wiſſen über dieſen Punct zuviel von den kleinen Geheimniſſen der Geiſtlichkeit, und denken auch überhaupt, gröſtentheils ſchon zu vernünftig, als daß eine Bulle des heil. Vaters, worinn die Vortheile der Prieſter-Ehe angeprieſen würden, nicht hinlänglich ſeyn ſollte, alle etwa noch übrigen großmütterlichen Scrupel (veteres avias, wie ſie Juvenal nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Walder.

Alles dies kömmt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und geſehen haben, übereinſtimmt, viel leichter vor als es in der Ausführung ſeyn würde. Wenn auch alle andere Hinderniſſe gehoben wären, ſo würde, dies bin ich gewiß, kein Prieſter von einiger Delikateſſe ſich entſchließen können, das erſte Beyſpiel zu geben.

Diethelm.

So müßte es nur von Oben herab gegeben werden. Gewiß ein Mann wie Pius VI. dem alle Verrichtungen und Feyerlichkeiten des Prophetiſchen und Hohen-Prieſterlichen Amtes ſowohl anſtehen, würde auch in die Cerimonie ſeiner öffentlichen Vermählung ſoviel Würde und etwas ſo rührendes und auferbauliches zu bringen wiſſen, daß alles Volk Amen! dazu ſagen, und kein einziger von denen die ſein Apoſtolat anerkennen länger Anſtand nehmen würde, einem ſo ſchönen Beyſpiele nachzufolgen. Ich bin gewiß, dies wäre der kürzeſte Weg, alle Hinderniſſe, die der Sache noch im Wege ſtehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müſſen ſie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie keine wahre Harmonie zwiſchen Kirche und Staat hergeſtellt, die Kleriſey nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältniß geſezt werden, worinn ſie ſtehen muß, wenn ſie nicht ewig ein Staat im Staat bleiben, und durch tauſend Colliſionen, die alle Augenblicke wiederkommen, dem möglichſten Wohlſtande des Ganzen immer im Lichte ſtehen ſoll.

Walder.

Ich beſorge in der That daß es endlich, wie Sie ſagen, dazu kommen wird.

überbrüllen, denn ich habe tollmachende Urſache dazu. -- (Die Bedienten kommen mit Thyreus zurük.) Iſt er abgepeitſcht?

Bedienter.

Weidlich, Gnädigſter Herr.

Antonius.

Schrie er? und flehte er um Gnade?

Bedienter.

Er bat um Gnade.

Antonius.

Wenn dein Vater noch lebt, ſo laß ihn bereuen daß du nicht ſeine Tochter wurdeſt; und wenn du den Cäſar in ſeinem Triumph begleiteſt, ſo erinnre dich, daß du um ſeinetwillen mit Ruthen geſtrichen worden biſt. Künftig ſchüttle dich allemal und krieg das Fieber, wenn du die weiſſe Hand einer Dame ſiehſt -- Geh, kehre zu Cäſarn zurük; erzähl' ihm, wie du hier bedient worden biſt; hörſt du, ſag' ihm, er macht mich böſe über ihn, ſein Glük macht ihn ſtolz und übermüthig, und er vergißt über dem was ich bin, was er weiß daß ich war. Er macht mich böſe, und das iſt in den dermaligen Umſtänden etwas leichtes, da die günſtigen Sterne, die mich ſonſt leiteten, aus ihren Kreiſen geſtürzt ſind, und ihr Feuer in den Abgrund der Hölle ausgeſchüttet haben. Wenn ihm das was ich geſagt und gethan habe, mißfällt, ſo ſag' ihm, er habe den Hipparchus, meinen Freygelaßnen bey ſich, den er, um

Diethelm.

Sie beſorgen es?

Walder.

Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, daß die Vortheile, die dem gemeinen Weſen durch die Prieſter-Ehe, oder (welches eben ſoviel iſt) durch Herabwürdigung des Geiſtlichen Standes in den bürgerlichen zuwachſen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehloſen Stande der Prieſter entſtehen, und durch den Vorſchlag, der izt einigen wohlmeynenden Leuten ſo ſehr am Herzen liegt, verlohren gehen würden.

Diethelm.

Ich habe wohl nicht nöthig Ihnen die alten Gründe zu wiederholen, die für die Aufhebung des Verbots der Prieſter-Ehe ſeit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden ſind? Mir ſcheinen ſie von der entſcheidendſten Stärke zu ſeyn.

Walder.

Das ſind ſie auch unſtreitig, aus dem Geſichtspunct, woraus Sie, mein Freund, mit allen die — ſeit dem unſchuldigen alten Ketzer Vigilantius bis auf dieſen Tag — ihre Stimme gegen den Cölibat der Geiſtlichen erhoben haben, die Sache anſehen. Ich geſtehe Ihnen auch gerne, daß der Eifer womit

die

die Biſchöffe von Rom, vom vierten Jahrhundert an, auf dieſen Punct der Kirchen-Diſciplin gedrungen haben, hinlänglich ſeyn könnte, die Abſicht deſſelben verdächtig zu machen. Aber da die Weltlichen Fürſten in unſern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Kleriſey ihrer Staaten, ehloſes oder verehlicht, in gebührendem Reſpect zu erhalten: ſo dünkt mich, die alte Geheimabſicht des Romiſchen Hofes komme izt gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unſrer Geiſtlichkeit mehr befürchte als wünſche, ſo habe ich dazu Gründe die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm.

Sie erregen meine Aufmerkſamkeit.

Walder.

Ich ſetze als einen ausgemachten Grundſatz voraus, daß gute Sitten und eine Religion, welche die Sitten unterſtüzt und vor der Verderbniß möglichſt verwahren hilft, die weſentlichſte Angelegenheit eines Staates ſind. Es braucht nur einen aufmerkſamen Blik auf den Zuſtand der heutigen Welt, um zu ſehen, wie wichtig der Dienſt iſt, den die Chriſtliche Religion dem Staat von dieſer Seite leiſtet. Wo wäre, ohne ſie, das Gegengewicht gegen die Einflüſſe der übermüthigen und unbeſonnenen Philoſophie unſrer Zeiten, die, unter dem Vorwand uns aufzuklären und

von Vorurtheilen zu befreyen, alle Bande der Menſchlichen Geſellſchaft in ihre zarteſten Faden auflöſt, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureiſſen? Je weniger das iſt was unſre angebliche Aufklärung uns von der Religion unſrer Väter übrig gelaſſen hat; je gemeiner es unter den Großen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angeſehenſten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloß als ein Politiſch-Moraliſches Mährchen, gelten zu laſſen, und jemehr ſie durch dieſe Art zu denken täglich von ihrem Anſehen und nüzlichen Einfluß verliert — um ſo nöthiger ſcheint es mir, daß man bey Abſtellung und Verbeſſerung offenbarer Mißbräuche (wie z. B. das Mönchsweſen iſt) ſich hüte, auch an ſolche Theile der Kirchlichen Diſciplin Hand zu legen, die, **in unſern Zeiten wenigſtens**, vielleicht noch das würkſamſte Mittel ſind, die Religion bey demjenigen Anſehen und Einfluß zu erhalten, deſſen Erhaltung oder Verluſt keinem wohlgeſinnten gleichgültig ſeyn kann. So wie in unſern Zeiten **Mißbrauch ſeyn kann** was vor einigen Jahrhunderten ein **guter Brauch** war: ſo iſts auch ſehr möglich, daß izt, in Rükſicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas **ein guter Brauch** iſt, was vormals unter ganz andern Umſtänden Mißbrauch war. Ehmals hatte die Kleriſey zuviel Anſehen und Einfluß; izt hat ſie zu **wenig**. Immerhin ſchaffe man alle **unnüze**, alle **entbehrliche** Clericos ab. — Aber man laſſe den **Unentbehrlichen**,

denen

denen, welchen die Seelſorge anvertraut iſt, das Anſehen, ohne welches ſie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Dieſe Seelſorge — (ich nehme das Wort, wie billig, in ſeiner ächten unverfälſchten Bedeutung) macht den groſsen Unterſchied zwiſchen Chriſtlichen Pfarrherrn und den Sacrificulis, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lama's, Jufu's und Kakafus der übrigen Religionen in der Welt. Ein Pfarrer iſt, als Seelſorger ſeiner Gemeine, eine Art von Moraliſcher Vormund und Aufſeher; dies iſt es was ihn zu ihrem Hirten, ſie zu ſeiner Heerde, ihn zu ihrem geiſtlichen Vater, ſie zu ſeinen geiſtlichen Kindern macht. Aber wie ſoll er ohne das Anſehen und die Macht eines Aufſehers, Hirten und Vaters, den Pflichten dieſer ihm aufgetragnen Aemter genugthun können? Und wie kann er dieſes Anſehen behaupten, ohne die möglichſte Unabhängigkeit von denen, die unter ſeiner Moraliſchen Aufſicht ſtehen?

Diethelm.

Unabhänglichkeit?

Walder.

Sie erſchrecken ja vor dem Wort Unabhänglichkeit wie vor einem Popanz? — Bey euch Proteſtanten mag es freylich zu einem Politiſchen Grundſaz geworden ſeyn, die Geiſtlichen ſo tief niederzudrücken als möglich. Aber mich däucht, eine kleine Aufmerkſam-

keit auf das was Religion und Sitten bey euch dadurch gewonnen haben, ſollte uns Katholiken in Adoptierung eurer Grundſätze über dieſen Punct ein wenig behutſam machen. — Doch, auf dieſem Wege würden wir zu weit von dem unſrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verſtanden, lieber Dietheim, das Wort Unabhängigkeit ſoll uns nicht entzweyen! Meine Meynung iſt, wie ſie wiſſen, nichts weniger, als der Kleriſey **Politiſche Unabhängigkeit** und **Exemtion** von der höchſten Gewalt im Staat, welcher jedermann unterthan ſeyn ſoll, zuzugeſtehen. Ich will nicht, daß die Geiſtlichen Eingriffe in das Obrigkeitliche Amt ſollen thun können; oder daß die Heiligkeit des ihrigen ſie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit ſchütze, wenn ſie es durch Verbrechen ſchänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geiſtlichen Schafe ein, ſo ſie weiden ſollen, ein; keine Bann Keile, womit ſie ſogar die Könige von ihren Thronen herunterdonnern könnten; — kurz, ich verwandle die Nachfolger der Propheten und Apoſtel in keine **Druiden**, wie unſre rohen neubekehrten Väter vor 1200 Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingeſtehet, wie bey **Uns** wenigſtens geſchieht — daß ſie die Nachfolger und Stellevertreter der Propheten und Apoſtel ſind: ſo müßen ſie auch das Anſehen, die Würde und die Art von Unabhängigkeit haben, ohne, welche ſie nicht würklich ſeyn können was ſie vorſtellen ſollen. Sie müſſen von

dem

dem Volke nicht als ihresgleichen, ſondern als Diener und Geſandte desjenigen angeſehen werden können der auch die Könige der Erden richtet. Ihr Mund muß frey ſeyn, die Laſter des Volks und der Großen zu ſtrafen. Keine Rükſichten auf perſönliche und ökonomiſche Nachtheile, die ihnen daraus entſtehen könnten, müſſen ihre Zunge binden, und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nöthigen, das Intereſſe derſelben zu verrathen, oder läßig und furchtſam zu betreiben. Und, was eben ſo weſentlich iſt, ſie müſſen in ſolchen Umſtänden ſeyn, daß ſie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringachtung der vergänglichen Vortheile und Befriedigungen dieſes irdiſchen Lebens gegen die ewigen Güter des Zukünftigen, den himmliſchen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopfrung ihrer Selbſt für ihre Gemeine u. ſ. w. noch ſtärker durch ihr Beyſpiel und Leben als durch Lehren und Declamationen predigen können. Aber wie ſoll alles dies möglich ſeyn, wenn wir ſie, bey ihrem ohnehin ſo mäßigen und meiſtens kärglich zugemäßenen Einkommen, noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen; ſie dadurch in allerley ihrem erhabnen Beruf hinderliche Geſchäfte und Zerſtreuungen verwikeln; ſie durch alles dies mit dem geringſten ihrer Untergebnen in Einerley Categorie ſtellen, und nicht nur von den Weltlichen Herren und ihren Dienern, ſondern von dem gemeinen Manne ſelbſt in tauſend Rückſichten

abhänglich machten? Wie soll derjenige Gast-Freyheit und Wohlthätigkeit ausüben, und alles was er seinem nothdürftigen Bedürfniß entziehen kann immer mit den Armen und Nothleidenden zu theilen bereit seyn können, der öfters (wie es bey euch Protestanten ganz gewöhnlich seyn soll) mit der angestrengtesten Neben-Arbeit kaum noch soviel zu seinem armseeligen Taglöhnersgehalt verdienen kann, als er gebraucht um seinen Kindern Brod und nothdürftige Kleidung zu schaffen? Wie soll Der die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen, und die Sünden des Volks mit freymüthigem Ernst und Nachdruk strafen können, oder zu einem David sagen dürfen: „du bist der Mann des Todes" — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine Lage, worinn er Jedermann in Acht nehmen und schonen muß, allen Muth benimmt als Einer der Gewalt hat zu sprechen? — Sehen Sie, lieber Diethelm, von dieser Seite betrachte ich den seit einiger Zeit disseits und jenseits der Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dies einer der tödtlichsten Stöße seyn, den unsre Mode-Philosophie dem nöthigen Ansehen der Klerisey, und dadurch mittelbarerweise der Religion selbst beybringen könnte; und, so sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schikſal die Bevölkerung (aus Ursachen, über

die

die ich mir leider! keine Illuſion machen kann) auf alle mögliche Weiſe zu begünſtigen geneigt ſeyn mögen: — ſo däucht mir doch der Vortheil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unſre Geiſtlichkeit zum bevölkern angehalten würde, nur eine ſehr ſchlechte Entſchädigung für die nachtheiligen Folgen zu ſeyn, die ich aus dieſer ſtaatswirthſchaftlichen Speculation hauffenweiſe und in einer unendlichen Progreſſion hervorwimmeln ſehe.

Diethelm.

Ich müßte groſe Luſt haben den Sophiſten zu ſpielen, wenn ich läugnen wollte, das in Ihrer Vorſtellungsart über dieſen Punct viel Wahres iſt. Aber entſcheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, iſt: daß die Sache mehr als Eine Seite hat, daß ſich eben ſo wichtige Gründe für als wider den Cölibat der Geiſtlichen hervorthun; und daß es alſo um ſo nöthiger wäre, auf ein Auskunfts-Mittel zu denken, wodurch den beyderſeitigen Inconvenienzien geholfen werden könnte, ohne daß man genöthigt wäre, die Geiſtlichen fernerhin an ein für die Meiſten unter ihnen ſo widernatürliches, und für die Gemeine, denen ihr Beyſpiel vorleuchten ſoll, ſo wenig erbauliches Enthaltungs-Gelübde anzuſeſſeln.

Walder.

Und dies Auskunftsmittel?

Diethelm.

Iſt ſchon gefunden, liegt vor uns! Wie iſts möglich, daß Sie es überſehen können? Die Kloſtergüter, lieber Walder, die Kloſtergüter reichen zu allem zu. Sie haben doch nicht ſchon wieder vergeſſen, daß wir alle Mönchsorden aufgehoben, und alle ihre Güter und Kirchenſchätze eingezogen haben? Der vierte Theil davon iſt, wie ich gewiß glaube, mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherrn in jedem Katholiſchen Lande ein ſo reichliches Einkommen zu ſtiften, daß ſie, ſo gut als irgend ein Rector in der Engliſchen Kirche, mit ihren Familien ſtandesmäßig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und verſorgen, und dennoch immer ſoviel übrig haben könnten, um die Pflichten der Gaſtfreyheit und Menſchenliebe auf eine ſehr edle Art auszuüben.

Walder. (Lachend.)

Nun, daran hab' ich freylich nicht gedacht — und es lag mir doch, wie Sie ſagen, vor der Naſe! Das muß man Ihnen laſſen, Diethelm, Sie haben eine glükliche Imagination! Eh man ſichs verſieht, iſt ſie mit Ihnen — im Severambenland. Aber, im Ernſt, ſollten Sie wohl eine ſo gutherzige Seele ſeyn, zu glauben, daß auf dieſem unſerm armen Globus Terraqueus, wo von allen Politiſchen und Patriotiſchen Träumen der Menſchenfreunde und Kosmopo-

mopoliten, ſeit dem Babyloniſchen Thurmbau bis auf dieſen Tag, nicht ein einziger jemals zur Würklichkeit reif geworden iſt, ein ſolches Project wie das Ihrige zu Stande kommen werde?

Diethelm.

Ich beſorge beynahe ſelbſt, daß ich immer zu gut von den Menſchen denke —

Walder.

Nicht zu gut — denn man kann nicht zu gut von den Menſchen denken: nur zu Zeiten nicht ſchlecht genug; denn man kann auch nicht ſchlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bey den Bewohnern unſers Planeten alles was Sie wollen, nur keine reine Abſichten, nur keine Conſequenz im Kopf, und kein Ausharren beym Wahren und Guten weil es wahr und gut iſt! — Mir iſt kein einziges Beyſpiel bekannt, daß Menſchen jemals ein gutes Werk unternommen hätten, ohne etwas daran unvollendet zu laſſen, oder irgend einen Schwanz dranzuflicken, und gerade durch das, was ſie unvollendet ließen oder dran flikten, alles übrige, was ſie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wiſſen Sie eines, Diethelm, ſo bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mittheilung einer ſo ſeltnen Seltenheit.

das Gegenrecht zu gebrauchen, peitſchen, hängen oder fricaßieren laſſen könne, wie es ihm ſelbſt am angenehmſten ſey. Sag' ihm das -- Weg mit deinen Streimen, pake dich.

(Thyreus geht ab.)

Cleopatra.

Seyd ihr nun fertig?

Antonius.

Ach, unſer irdiſcher Mond verfinſtert ſich, und es bedeutet allein den Fall des Antonius.

Cleopatra.

Ich mußte dergleichen thun, als ob ich --

Antonius.

Wie, um Cäſarn den Hof zu machen, mußtet ihr mit einem Kerl liebäugeln, der ihm die Hoſen-Neſtel zuknüpft?

Cleopatra.

Ihr kennt mich noch nicht beſſer?

Antonius.

Kaltherzig gegen mich!

Cleopatra.

Ah, mein Theurer, wenn es ſo iſt, ſo möge der Him-

Diethelm.

Ich will mich beſinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Project, die Proteſtantiſchen Kirchen mit der Katholiſchen wieder zuſammen zu ſchmelzen, woran, dem Vernehmen nach, einige Kosmopoliten und Menſchenfreunde von neuem ſo eifrig arbeiten ſollen?

Walder.

Und was halten Sie von der neuen Menſchen-Generation, die izt nach dem ſchönen Project der Frau Gräfin von Genlis gezeugt, gebohren und erzogen werden wird; und von den herrlichen Wundern, die durch dieſe Menſchen — wie noch keine geweſen ſind — im Neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

Diethelm.

Und Sie, Walder, was halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewiſſe Zeitungen verſicherten) der Uebergang von der herrſchenden Religion zur geduldeten als ein Verbrechen geſtraft werden ſoll?

Walder.

Und Sie, Diethelm, von einer Ode an den Kayſer, worinn Seine Päbſtliche Heiligkeit Pius VI. als ein dreykrontragender Obermönch und Ihre

Hoch-

Hochwürdigſten Eminenzen, das ganze heilige Collegium, als ſeine Purpurbemäntelte Mönchlein tractiert werden; und die man uns ſogar für ein Werk des erhabenſten Dichters unſers Jahrhunderts hat aufheften wollen?

Diethelm.

Und Sie von allen den Abläſſen welche Pius VI. zu W. verſchenkte, und von allen den Roſenkränzen, die er eigenhändig einweyhte, vermuthlich um den Proteſtanten deſto mehr Luſt zur Wiederkehr zu machen?

Walder.

Und von der großen Reformation die in dieſem lezten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zu Stande kommen ſoll?

Diethelm.

Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den 2ten November a. c. bevorſtehende groſſe Zuſammenkunft des Jupiters mit ſeinem Vater Saturnus nach ſich ziehen wird?

Walder.

Wiſſen Sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug iſt, um Alles was gleißt gleich

für

für Gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen Farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt man zuweilen, wie dem Juvenal zu Muthe seyn mochte, da es ihm so schwer vorkam Satyram non scribere. Aber bey dem allem ist für Leute die gern in heiler Haut schlafen doch nur Ein guter Rath —

Diethelm.

Und der ist?

Walder.

Des *Merry Andrew* seiner beym Prior:

Mind neither good nor bad, nor right nor wrong
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!

*) Könnte zu teutsch also gedollmetscht werden:

Sorg nicht um Recht noch Unrecht, gut noch faul,
Iß deine Knödel, Sclav, und halt dein Maul!

IV.

Akademiſcher Briefwechſel.

Dritter Heft.

Werner an Sternberg.

Was thut ein Menſch nicht, der ſich vor dem Stranden fürchtet!

Sie bekommen mich nun und nimmer nicht nach Hauſe, und ich denke wenigſtens noch die Erſten beſten zehen Jahre nach Luſt und Belieben auf dem Ocean des Lebens herumzuſteuern. Freylich geſchieht es nicht ganz auf meine eigne Weiſe; indeſſen hoffe ich doch ſo ziemlich Herr von meiner Situation zu ſeyn. Ich thue was ſo viele brave Leute vor mir gethan haben, die nicht nach Hauſe wollten, und werde fürs Erſte Hofmeiſter. Alsdenn kann ich noch immer werden was ich will; Soldat oder Pachter, oder Einnehmer, oder Rath, oder Comödiant, oder Klopſtockiſcher Vorleſer, oder Philantropiſten-Lehrer, und am Ende — Autor!

Profeſſor F. ließ mich neulich zu ſich kommen, und aufs höflichſte niederſitzen. Es iſt ſonderbar, daß alle Menſchen immer am meiſten Reſpekt für das,

dasjenige haben, deſſen Sie ſelbſt nicht fähig ſind. Er ſprach zu mir, daß er ſchon längſt mit Vergnügen an mir bemerkt hätte, daß ich warmes Gefühl für alles Große in der Kunſt und Natur hätte, und daß es ſchade ſey, daß dieſe Wärme in dem Nothſtall einer dürftigen Bedienung ſo ſchnell verdunſten ſollte. Seine Meynung ſey, ich ſollte mich noch einige Zeit der Welt widmen, zu dem Einkriechen ſey es noch immer Zeit genug. Des war den Mäuſen gepfiffen. Ich dachte anfangs der Menſch hätte mich zum beſten, und er könnte mir durch die barchetne Hoſen in die Ficke ſehen, wie daß der lezte Louisd'or im Winkel ſtak. Da er mir Etwas von Hofmeiſter vorſagte, ſo ſezte ich mich auf meine große Pferde, und verſicherte ihn, daß ich dieſe unſichere Art zu leben aus einigen Beyſpielen meiner Freunde zu vermeiden gelernt hätte. Ich erklärte ihm, wie man dabey nach und nach alle Principia der Brod-Wiſſenſchaften verſchwitze, ſich an ein Herrn-Leben und tauſend falſche Bedürfniſſe gewöhne, und doch am Ende im Vaterland als ein alter Knabe von unten auf zu dienen ſich entſchlieſſen müſſe. Indeſſen ſeyen Leute in Bedienungen eingerükt, die man als Kinder weit unter ſich geſehen habe; und was das ſchlimmſte ſey, ſo hätten ſich dieſe Kinder indeſſen Fähigkeiten und Talente erworben, die der Staat anerkenne, und deren Nüzlichkeit man nicht läugnen könne, ob man ſie gleich nicht ſelbſten beſize, u. ſ. w.

Der gute Mann faßte mich bey der Hand, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen. „Fürchten Sie ſich nicht vor dem Hofmeiſterſtande! Ich bin auch Einer geweſen. Und es giebt ſo viele brave Leute in allen Ständen die durch dieſes Medium gegangen ſind! Die Situation hat nicht Schuld, ſondern der Menſch ſelbſt, wenn er ſchlechter wird. Freylich giebt es ſo alte Knaben, die nichts aus ihrer großen Welt mitgebracht haben, als daß Sie Spieler werden, Contes à rire erzählen, Anekdoten von Gens de Lettres und Acteurs herumtragen, ihre Schnallen ſelber putzen, ſich die Fäſerchen von den Kleidern leſen, und alle Leute mit Haut und Haar geſchen haben die jetzo in den Zeitungen vorkommen. Aber dafür hats keine Gefahr daß Sie ſo Einer werden. Der Vorſchlag, den ich ihnen zu thun habe, hält Sie noch einige Jahre auf unſrer Univerſität; und was haben Sie nicht bey dem Gebrauch unſrer treflichen Bibliothek für Gelegenheit, ſich Kenntniſſe auf Ihr ganzes Leben zu erwerben! Sie kommen in einen nähern Umgang mit unſern würdigen Profeſſoren. Sie erhalten öftern Zutritt zu den beſten Häuſern, und wenn Sie ihren künftigen Eleven in ſein Vaterland begleiten, ſo eröfnet ſich für Sie vielleicht eine Scene zu dem blühendſten Glück! Es iſt kein Land wie D...k, wo teutſches Verdienſt ſo freudig empor wachſe, und ſich ſo ſchnell an die wichtigſten politiſchen Poſten anranke. Und welch eine frohe Ausſicht für die Wiſſenſchaften,

ten, wenn ein Litterator selbst am Steuerruder steht, und den Lauf des Staatsschiffes lenkt. Ich stehe schon seit dem Tode des sel. Ober-Post-Commissär G. mit den besten Häusern in D. in Connexion, und ich kann ohne Ruhm versichern, daß ich schon manchen braven Mann placiert habe. Man hat wegen des jüngsten Grafen von M. an mich geschrieben und mich sondirt, ob ich ihn nicht ins Haus nehmen könne. Da ich dieser Familie nicht leicht etwas abschlagen mag, so habe ich mich entschlossen zu bauen, und denke würklich über der Chaisen-Remise im Hof ein artiges Quartier fertig zu machen. Die Wahl des künftigen Führers ist mir ganz überlassen, und ich habe deswegen vor allen andern mein Augenmerk auf Sie gerichtet.„

Ich dankte in den höflichsten obgleich ziemlich kalten Ausdrücken, warf es nicht ganz weg, wies derholte aber noch einige tüchtige Einwürfe gegen die Unbequemlichkeit dieses Standes. Ich erzählte, daß ich in meinem Vaterlande aus einer solchen Familie wäre, deren Connexionen mir eine baldige Beförderung zusagten; daß ich meine Mutter als eine alte Frau nicht verlassen könne; daß unsere Grundstücke eine eigene Aufsicht heischten, u. s. w. Indessen wolle ich die Winke der Vorsehung nicht verkennen, und diesen Vorschlag mit mir selbst und den Meinigen genauer überlegen.

Der gute Professor drükte mir beym Abschied zärtlich die Hand, und ließ mich angeloben, wenigstens in vierzehn Tagen meine positive Entschliessung von mir zu geben. — Ich gieng, wie Du Dir vorstellen kannst, nicht von hier in die Kirche, oder in die Schenke — sondern zu meiner Elise! die mich beynahe mit ihren weissen Armen erstikte, als ich ihr verkündigte, daß der Abschied noch weit entfernt wäre. Gehab dich wohl — Nächstens ein mehrers.

Sternberg an Werner.

Lieber Bruder, danke Gott daß du noch im Leben bist. Ich bin beynahe schon durch die Mauern unsers Städtchens zu Boden gedrukt, und sehe aus wie die andern Schatten hier zu Lande. Wenns ja mitten im festen Lande gelebt seyn muß, so lobe ich mir noch die Reichs- und Handelsstädte in Teutschland. So dick auch die Bretter sind die die Leute da vor den Köpfen haben, so schmausen sie doch noch eins und lassen sichs in ihrer Haut wohl seyn. Aber in den Residenzstädtchen sieht sich jeder um, wenn er einen Bissen ins Maul stekt, obs nicht Einer sieht, ders am unrechten Orte verrathen könnte. Und zu reiten und fahren getrauen sie sich gar nicht; denn das sähe aus, als wenn sie zu Hause nichts zu thun hätten.

Rede geſezt wird, ſo ſtehen ſo vieler andrer ehrlicher Leute Namen darunter, die in ſolidum mit dafür haften müſſen.

A propos wie ſiehts mit dir und den Weibsleuten? Ich denke das Gehänge mit deiner Hausfrau geht noch immer fort, bis dich der alte Kerl bey den Ohren erwiſcht. Hat ſie noch immer ſo zarte Nerven, daß ſie zittert, wenn man ſie anrührt?

Hier zu Lande weiß man von keiner Intrigue; und wenn ja einmal Eine zerplazt, ſo iſts auf eine ſolche Art wie neulich, da ein Candidatus Theologiae zu einem Mädchen ſteigen wollte, und ins Regenfaß fiel. Daß die Mädchen nicht hier und da einen ehrlichen Kerl in der Stille ſollten ſuchen feſt zu machen, daran iſt kein Zweifel; allein es geſchicht alles in Zuchten und Ehren, und es kommt hier Niemand zu früh in die Wochen als die Baurenmenſcher. Du kannſt auch hier, und wenn du hexen könnteſt, keine gute Bekanntſchaft in einem Hauſe machen, wo ein ledigs Mädchen iſt. Denn wenn du ſie von ohngefähr von einer Viſite oder von einem Nachteſſen nach Hauſe führſt, und es ſieht dich nur die Schaarwache, ſo iſts morgen in der ganzen Stadt, du wärſt mit ihr verſprochen. Da nun unmöglich was dran ſeyn kann, ſo iſt das arme Mädchen doppelt geſchlagen, und du thuſt beſſer, du bleibſt aus dem Hauſe, oder wo du ſie antriffſt, du überläßt es ihrer Magd ſie nach Hauſe zu führen.

mel aus meinem kalten Herzen einen vergifteten Hagel machen, und der erſte Stein in meinen Naken fallen, und ſo wie er ſchmilzt mein Leben auflöſen; der andre meinen Cäſario zu Boden ſchlagen, und ſo fort, bis nach und nach alle meine Kinder zugleich mit allen meinen braven Aegyptiern, vom Aufthauen dieſes ſteinernen Regens, grablos, den Fliegen und Müken des Nils, zur Speiſe verzettelt ligen!

Antonius.

Ich bin befriedigt. Cäſar rükt gegen Alexandria an, und ich will es noch einmal mit ſeinem Glük aufnehmen. Unſre Armee zu Land hat ſich rühmlich gehalten, unſre zerſtreuten Schiffe haben ſich wieder zuſammen gefunden, und erſcheinen wieder als eine furchtbare Flotte in der See. Wo biſt du geweſen, mein Herz? Hörſt du mich, Königin? Wenn ich noch einmal aus dem Schlachtfelde zurük komme dieſe Lippen zu küſſen, ſo ſollt du mich in Blut verhüllt ſehen; ich und mein Schwerdt wollen meinen Geſchichtſchreibern Arbeit geben; es iſt noch Hoffnung in beyden.

Cleopatra.

Nun erkenn' ich meinen heldenmüthigen Antonius wieder.

Antonius.

Ich will dreyfache Sehnen, ein dreyfaches Herz, und dreyfachen Athem zeigen. In meinen lachenden glüklichen Tagen erkauften meine Feinde ihr Leben oft durch einen ſpaßhaften Einfall von mir; aber itt will ich meine Zähne einhauen, und alles was mir in den Weg kommt zur Hölle ſenden.

Hat dir deine Schweſter nichts von meiner werthen Perſon geſchrieben? Ich wäre würklich begierig zu wiſſen, mit welchem von ihren Helden ſie mich vergleicht; denn ſie hat der Abgötter viele in ihrem Kopfe. Ich äſtimire ſie ſehr, weil ſie einem nicht zu nahe kommt, und nicht ſogleich eine förmliche Herzens-Anhänglichkeit und einen wohlexaktirten Briefwechſel von Einem verlangt. Dazu hat doch dießmal das Leſen etwas geholfen, das ſonſt in Re ul ſo viel Unheil anſtellt. Sie hat dir eine Art von Großmuth über die Nichts geht, und man kann ſichs wohl in ſeiner Haut bey ihr ſeyn laſſen, ohne daß Nachwehen von Zärtlichkeit erfolgen. Bey den meiſten von den armen Thieren darf man nicht die Hälfte von ſeinen Künſten oder Talenten ſehen laſſen, ſo ſind ſie verlohren.

Von mir ſpricht nun hier die ganze Stadt in einem ſehr zweifelhaften Ton. Da ich mein Dekret bekam, und jedermann, der eine Schweſter oder eine Tochter hatte, glaubte, daß ders einſt ein Braten an mir zu fiſchen ſeyn möchte, da hatte ich alle gute Eigenſchaften; da wünſchte man dem Vaterlande zu meiner Feſtmachung Glük; da glaubte man, daß ich mein Glük mit ſchnellen Schritten machen würde ꝛc. — Nun aber haben ſies auf mich herausgebracht, daß ich ein paarsmal zu deiner Mutter geritten bin, und vielleicht wiſſen ſie gar, daß ich an deine Schweſter zuweilen ſchreibe — und ſo haben ſie mich in die Ausgabe geſchrieben.

Ich bin gewiß verſichert, deine Schweſter iſt zu ehrlich, als daß ſie einem gleich das Heurathen zumuthen ſollte; und ſo lange man noch halbwege etwas mit einem Mädchen anfangen kann, muß mans zu dieſen Extremitäten nicht kommen laſſen. Ich denke du wirſt mich zu ſeiner Zeit in dieſen deinen eignen Principiis mainteniren, und wenn mir ja etwas von deiner Mutter oder deinem Onkel Anton ſollte zugemuthet werden, gegen Gewalt ſchützen.

Deine Stolzenburg hat mir recht wohl behagt. Ich habe's in meiner Stube aufgehängt, und die Leute hier zu Lande können noch nicht begreiffen daß Du's gemacht haſt, weil ſie ſagen, es wäre ja in Kupfer geſtochen. Einer davon der ſich klüger dünkte als die andern, ſagte: es wäre doch möglich; man müßte aber dabey alle höhere Wiſſenſchaften aus den Augen ſetzen. Das hoff' ich haſt du bisher redlich gehalten. Gehab dich wohl und komm ſo ſpat als du kannſt. Denn in hieſiger Gegend iſt kein Heil zu ſuchen. Adieu.

Werner an Sternberg.

Du haſt doch den Brief von meiner Entrevüe mit dem Prof. F. bekommen! Seit der Zeit ſahs ſcheu bey mir aus. Ich ſtand wie Einer der am Ufer gegen über Elyſium ſieht, und dahin zukommen

das Fährgeld nicht bezahlen kann. Den lezten Louisd'or hatte ich zwar noch in der Taſche; allein ihn auszugeben erlaubte die Klugheit nicht. Denn mir hat ein alberner Menſch den ſehr klugen Saz beygebracht: man ſollte ſich ja hüten den lezten Heller zu verthun.

Was war aber zu machen in dem großen Intervallo bis die Negociation zu Stande kam? Ich ſann wie ein anderer armer Herr hin und her, ob nicht etwas auf Credit zu machen wäre. Allein der Credit muß baar ſeyn, wie das Geld, wenn man ihn brauchen will. Endlich fiel mir ein, daß mein lezter Beſuch bey F. eine große Fundgrube dazu ſeyn könnte. Ich mußte ſie aber, wie jede mündliche Verhandlung legal, oder ſchriftlich machen; und dazu ſchikte ich mich folgendermaßen an.

Ich ſchrieb an den guten F. daß ich neulich biedermänniſcherweiſe vergeſſen hätte, was denn eigentlich die Conditionen wären, unter welche ich mich meiner Freyheit begeben ſolte. Ich würde noch nicht daran gedacht haben: allein da ich nach Hauſe um die Einwilligung der Meinigen ſchreiben müßte, ſo wäre es nöthig, daß ich doch Etwas gewiſſes beſtimmen könnte. F. ſchrieb mir ſogleich bonnement zurük: daß er die Vollmacht habe, nicht geringer als 300 Thlr. Hamb. Courant zu bieten, und daß man nicht ungeneigt ſey, in den folgenden Jahren den Gehalt um ein Drittheil nach den Umſtänden zu erhöhen. Auch ſagte man eine

mäßige

mäßige Penſion auf Lebenslang zu, inſofern der künftige Führer die große Reiſe durch Italien und Frankreich übernähme. Kaum hatte ich dieß ſchriftlich ſo ließ ich meinen Hofjuden, den Levi Nathan, kommen und ſagte ihm ganz aufrichtig: daß ich in ohngefähr 6 Wochen abgienge; vorher brauchte ich aber noch einen hübſchen Ring, einen Stokknopf, und ein Paar Uhren, und das alles für Contant. Er ſah mich an, weil ich ſo ferm ſprach, ließ ſich dießmal doch übertölpeln, und verſprach nächſtens mit den Waaren zu erſcheinen. Den andern Tag hatte ich ſchon meine Batterie für ihn zurechte gemacht. Des Prof. F. Brief lag nachläßig auf dem Tiſche, und nebenbey ein andrer von meiner Hand, wo ich darauf antwortete. Als der Jude ſeine Waaren ausgekramt hatte, ließ ich mich von der Aufwärterin aus dem Zimmer rufen, als ob mich jemand unten zu ſprechen verlangte. Ich ließ den Juden ohngeachtet aller ſeiner Proteſtation im Zimmer, und er behielt Zeit genug übrig des Profeſſors Brief und den Meinigen zu leſen. Als ich zurükkam, handelte ich dem Anſchein nach aufs genaueſte, ob ich gleich übers Ohr gehauen wurde. Die Sache ward richtig. Ich fragte ihn ob er ſein Geld gleich zur Hälfte, oder nach 14 Tagen das Ganze auf einem Brette haben wolte. Er klopfte mich auf die Schultern, und fragte mich ob ich ihn nicht beſſer kennte. Mir ſtünde ſein ganzes Haus zu Dienſte, und ich ſolte bezahlen, wenn ich wollte, und könnte.

Seine Großmuth rührte mich ſo, daß ich auf der Stelle meinen Brief zuſiegelte, und ihn bat, ob er ihn nicht im Vorbeygehen ſelbſt im F. Haus abgeben wollte. Dieſer lezte Coup that ſeine ganze Wirkung. Er ſah daß er nicht falſch geleſen hatte; und da er ſich bey F. Frau ein klein wenig weiter erkundigte, ſo ward die Sache in ſeinem Kopfe vollkommen richtig.

Nun giengen natürlich die Bijoux ins Pfandhaus, und verwandelten ſich in ſchöne Braunſchweiger Füchſe, die in der ganzen weiten Welt zu brauchen ſind.

Seit dieſer Chirurgiſchen Operation, ob ſie gleich an Einer dritten Perſon unternommen worden iſt, ſchlafe ich ungleich beſſer, habe weniger Drücken im Unterleibe, und ich glaube ich wäre vollkommen tüchtig, wie ein andrer Menſch wohlgebildete Kinder zu zeugen, wenn mirs ein Ernſt wäre. Daß des Menſchen Herz an ſolchen Kleinigkeiten hängt, und es iſt doch um alle Irrdiſche ſo ein Eitles und Vergängliches Ding!

Du wirſt aus dieſen meinen Reflexionen erſehen, daß ich ſchon zum Führer auf den Moraliſchen Ocean des Lebens reiffe. Mit der Kunſt ſiehts übel aus, ſo bald man ins thätige Leben kömmt. Ich konnte dir die Paar Tage über, bis mein Operationsplan ausgeführt war, keinen Strich zeichnen. Nun aber ſolls beſſer gehen. Adjeu.

V.

Zufällige Gedanken
über
die Geſchiklichkeit eines teutſchen Künſtlers. *)

Originale Handzeichnungen ſind Documente des Künſtlergenies. Sie ſind Jahrbücher, worinn Aufnahme, Verfall oder Geſchmak der Kunſt eines jeden Jahrhunderts getreulich aufgezeichnet werden. Sie erhitzen die Einbildungskraft des nacheifrenden Künſtlers, und verfeinern ſeine noch nicht genug beſtimmten Ideen zu glücklichen Geburten neuer Kunſtwerke. Endlich dienen ſie dem forſchenden Kunſtliebhaber und Sammler als die bewährteſten Hülfsmittel das Feld ſeiner erworbenen Kenntniſſe zu erweitern. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß gezeichnete Blätter von großen Meiſtern, mit beträchtlichen Koſten und vieler Mühe geſammlet, in Königlichen und Fürſtlichen, auch Privat-Cabinetten, als Schätze aufbewahrt und oft ſo ſelten und koſtbar als Gemälde ſelbſt geachtet werden.

Eine

*) Auf Verlangen eingerükt, und um ſo williger, da dem vorzüglichen Talent und Verdienſt des Künſtlers, von welchem hier die Rede iſt, ſchon ehmals im T. Merkur mit gehöriger Wärme Gerechtigkeit erwieſen worden.

Eine dankbare Hand wird nun gewiß der ſtudierende Künſtler, und mit ihm der unter Liebhabern bildender Künſte meiſtens ſeltnere Kenner, demjenigen reichen, der, trotz oftmißlungener Verſuche, vielleicht einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens willig aufopferte, und eine mühſame, unbewanderte Bahn geduldig fortwanderte, bis er endlich ein erwünſchtes Ziel erreichte, und ſeine Geſchiklichkeit zu jenem erforderlichen Vollkommenheits-Grade brachte, die beſchwerlichſten Handzeichnungen vermittelſt des Grabſtichels zu vervielfältigen, und in eben der nämlichen Manier, wie die Originale ſelbſt ſind, ſo glüklich und treu nachzubilden, daß es bey mancher Vergleichung ſchwer fällt, das Originalblatt vom Kupferſtiche zu unterſcheiden. Seine Freude und den Nutzen für die Nachwelt ſtelle ich mir ſo groß vor, als wenn der unverdroßene Chymiker, nach Hundert in die Luft verdämpften Operationen, ein neues würkſames Arcanum entdekt hat.

Wenn England, Holland und Frankreich auf Genies in dieſem Kunſtfache ſtolz ſind: ſo dörfen wir Teutſche es gewiß doppelt ſeyn, da unſer Vaterland, (wo leider! bekanntlich die Kunſt bey weitem nicht wie in jenen Ländern unterſtüzt wird) auch noch Biedermänner aufweiſen kann, die Herz genug haben, ſich hierinn mit unſern Nachbarn zu meſſen. Dank dem Himmel! daß auf unſerm lieben teutſchen Grund und Boden, ſo ſchlecht er gleich gewartet und gedüngt wird,

noch

noch majeſtätiſche Eichen wachſen, welche ausländiſchen ſtolzen Fichten trotz bieten können.

Thränen der Freude und Thränen des Mittleidens treten mir wechſelweiſe in die Augen, ſo oft ich mich an einen ſowohl in Anſehung der Kunſt als auch ſeines altteutſchen Herzens und untadelhaften Lebenswandels ganz vortreflichen Mann erinnere, der uns vielfältige herrliche Proben ſeiner vorzüglichen Stärke in Nachahmung aller möglichen Zeichnungsarten abgelegt; aber mit allen ſeinen außerordentlichen Talenten und mit aller ſeiner Rechtſchaffenheit leider bisher das Unglück gehabt hat, bey vaterländiſchen Kennern und Sammlern noch nicht in ſeiner wahren Größe bekannt zu ſeyn, und dem Schikſal der meiſten Teutſchen groſſen Genies zufolge, wie ein anderer Keppler, zu darben. — Doch du in deiner Art gewiß groſſer Mann, faſſe neuen Muth! Die Vorſehung ſchwebt über deiner Werkſtätte. Sie wird Segen und Gedeyhen über deiner Hände Arbeiten künftighin gewiß verbreiten.

Stolze, neidiſche Ausländer, die ſonſt mit frohſtiger Mine auf unſere teutſche Geſchiklichkeit, ſo lange ſie nicht bey ihnen nationaliſirt war, herabblikten, fanden ſich durch deine Werke getroffen. Sie ſtaunten und ihr lauter Beyfall erklärte ſich einſtimmig für dich. — Welche ſanfte Beruhigung, welcher innerlicher Troſt für einen Mann, der, unbekümmert um die Verbreitung ſeines

Ruhms

Ruhms in einſamer Stille dahin lebt, und ſich ſo ganz der edlen Kunſt widmet.

Johann Gottlieb Preſtel iſt der Mann, von dem ich hier rede. Ich bin ſtolz darauf, da ich ihn nenne, und gewiß jeder redlicher, hellſehender Teutſcher mit mir, der dem Verdienſt gerne und ungeheuchelt da Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wo er es findet, und nicht aus unverzeihlichem Vorurtheil nur für fremde Talente die Opferſchale in feyerlichem Gepränge ausgießt.

Von der bisher ziemlich verkannten oder doch wenigſtens noch nicht genug bekannten Meiſterhand des ſo eben genannten verdienſtvollen Künſtlers iſt ſchon eine beträchtliche Anzahl auf Zeichnungsart gearbeiteter Blätter, nach berühmten Italiäniſchen, Niederländiſch- und Altteutſchen Original-Handriſſen, mit bewunderungswürdiger Abwechslung und Fertigkeit geliefert worden. Der gröſte Theil davon iſt zwar bereits in gelehrten und von Kunſtſachen handelnden Journalen angezeigt worden; allein, wie mich dünkt, nicht mit der vaterländiſchen Wärme und Theilnehmung, worauf Landesleute und geſchikte teutſche Künſtler gerechten Anſpruch zu machen haben.

Erlauben Sie mir alſo, verehrungswürdige Gönner, Freunde und Beförderer der Künſte! wenn ich Sie um der Kunſtwillen bitte und gewiſſermaßen auffordere, die bisher erſchienenen

Preſte-

Preſtelischen Arbeiten mit ein wenig mehr aufmerkſamer Muße und mit einem etwas geſchärftern Auge, als vielleicht zeither geſchehen, nochmals durchzugehen: und denn leiſtet mir Ihre Rechtſchaffenheit, und Ihr für die Kunſt ſonſt ſo fühlbares Herz die ſicherſte Bürgſchaft, daß Sie alle dasjenige mit Vergnügen beytragen werden, was zu weiterer Aufmunterung eines ſo geſchikten Künſtlers nur immer abzwecken kann. — Der herrliche Baum ſtehet bereits in ſeinem völligen Flor da. Er bedarf nur noch einer kleinern Pflege durch unpartheyiſche Empfehlungen, um neue Wurzeln und Aeſte zu treiben.

F. a. M. den 19ten Jul. 1782. H***.

VI.

Einige nähere wahre Umſtände, den Guß der Statue Peters des Großen betreffend.

In dem erſten Contract, den Falconet mit dem Petersburger Hofe über die Verfertigung der Statue Peter des Großen eingieng, war von nichts als

ſenden. Komm, wir wollen noch eine luſtige Nacht haben; ruft alle meine Officiers zu mir, füllt unſre Becher; wir müſſen noch einmal der mitternächtlichen Gloke ſpotten.

Cleopatra.

Es iſt heute mein Geburts-Tag, ich hatte im Sinn ihn ungefeyrt vorbey gehen zu laſſen; aber da ihr wieder Antonius ſeyd, will ich Cleopatra ſeyn.

Antonius.

Alles ſoll noch gut gehen.

Cleopatra.

Man ruffe alle ſeine edeln Hauptleute zu meinem Herrn.

Antonius.

Thut das, wir wollen ihnen neuen Muth einſprechen, und in dieſer Nacht will ich den Wein durch ihre Narben hervorſprizen machen. Wenn ich wieder zum Fechten komme, will ich mir den Tod zum Freunde machen; denn ich will ſelbſt mit ſeiner verderblichen Senſe in die Wette würgen.

(Sie gehen ab.)

Enobarbus.

Nun will er den Bliz überblizen; raſend ſeyn, heißt aus der Furcht hinausgeſchrekt ſeyn, und in einem ſolchen Muth wird die Daube den Sperber piken. Ich merke immer wie unſers Generals Muth in eben dem Grade wächßt, worinn ſeine Vernunft abnimmt; wenn Tapferkeit den Verſtand verzehrt, ſo frißt ſie das Schwerdt womit ſie ficht. Ich muß ſehen, wie ich mich von ihm losmachen kan.

[Er geht ab.]

als der Verfertigung derſelben in Gyps die Rede, oder von ihrer Zubereitung zum Guß. So ſehr man damals auf ihn drang, daß er auch den Guß übernehmen ſollte, ſo ſchlug er es doch beſtändig aus; obgleich die Kayſerin ſelbſt, und der Herr von Belzky verſchiedenemal deswegen an ihn ſchrieben. Man ließ daher einen gewiſſen Benedikt Ersmann auf Empfehlung des Architekten Mr. de la Guepiere von Paris kommen. Die Baukammer kam mit ihm überein, daß er 140 000 Livres für ſeine Arbeit haben ſollte. Ueberdieß machte man ſich verbindlich, ihm 4000 Livr. jährlich für den erſten Arbeiter den er mitbringen würde, 3000 für den Zweyten, und 2000 für den Dritten zu vergüten, auch 1200 Livres für ihre Hinreiſe, und eben ſoviel für ihre Rükreiſe zu bezahlen. Hingegen bedung ſich Ersmann die Freyheit aus, jeden von dieſen Arbeitern, ſobald er Urſache hätte mit ihm unzufrieden zu ſeyn, fortzuſchicken.

Dieſer ganze Contrakt ward einſeitig zwiſchen der Baukammer und Ersmann geſchloſſen, und Falconet hatte nicht den geringſten Theil daran.

Ersmann vollendete die Arbeit nicht, weil er den Guß nicht ſo einrichten wollte, wie es den Abſichten Falconets gemäß war. Er weigerte ſich nämlich, dem Metall in dem vordern Theile der Statue diejenige Leichtigkeit und Dicke nur von drey Linien zu geben, die zu Erhaltung des Ganzen nöthig war. Denn ohne dieſe Vorſicht

war, nach Falconets Plan, das Gleichgewicht nicht zu erhalten und die Sicherſtellung des Monuments nicht ohne Gefahr. Der Hof ſchikte ihn fort, ohne daß Falconet Urſache dran war; ſondern er willigte nur in ſeine Entlaſſung. Ersmann erhielt für das, was er an der Form gearbeitet hatte, 60 000 Livres.

Auf erneuertes Verlangen des Hofes nahm Falconet nunmehr den Guß ſelbſt über ſich, und verſprach ihn für die 80 000 Livres zu ſtande zu bringen, die an dem dazu beſtimmten Fonds noch übrig waren. Der erſte Arbeiter des Ersmann blieb auf die nämlichen Bedingungen, welche die Baukammer ehedem mit ihm eingegangen hatte, und Falconet behielt noch einen Formen-Arbeiter bey, den er ehedem angeſtellt hatte. Dieſen beyden Arbeitern verſprach er jedem 15 000 L. Belohnung ſo bald der Guß geendigt ſeyn würde, und gab ihnen eine ſchriftliche Verſicherung darüber, noch ehe er etwas dergleichen vom Hofe dagegen hatte.

Dieſer erſte von Ersmann beybehaltene Arbeiter war ein gewiſſer Pomel, ein Savoyarde, ein eitler, ſtolzer, ſich vieles herausnehmender Menſch, welchen Ersmann, in dem Moment da er ſelbſt weggeſchift wurde, ſchon wegſchicken wollte. Um eine ſchriftliche Verſicherung von Falconet zu erpreſſen, gab er vor, daß er bald nach Paris, bald

bald nach Spanien verlangt würde. Man ließ sich aber nicht dadurch schrecken, und er blieb doch.

Der Reiz der 15000 Livres hielt ihn, allein er dachte nicht daran, wie er sie verdienen wollte. Man gab ihm verschiedene Verweise über seine Nachläßigkeit. Seine Antwort war: er hätte sich nie schemert, und würde sich auch nicht mehr schemiren.

Kurz vorher da der Guß geschehen sollte, und also doppelte Vorsorge nöthig war, legte er sich in ein Gewölbe auf ein Matraze, und schlief ein. Falconet kommt in der Nacht, untersucht die Arbeit, und sieht, daß Pomel, gegen seinen Befehl, alles Holz und Kohlen auf dem Rost des Vordertheils der Statue hat aufhäuffen lassen, fürchtet, daß die Form verbrennen möchte, und macht Pomeln Vorwürfe deswegen. Dieser versichert ihn unverschämter Weise, daß er beständig gewacht habe, und daß dieß Feuer die Form unmöglich verbrennen könne. In dem Augenblick da der Guß vor sich gehen soll, bekommt die Guß-Röhre, durch die das Metall der Form zugeführt wird, eine Oefnung, und es verliehrt sich in der Dammgrube. Diese Gießröhre war unter der Aufsicht dieses Pomel ganz allein verfertigt worden.

Durch eine schnelle Vorkehrung brachte es Falconet dahin, daß nicht alles Metall verlohren gieng, und daß der Guß nur an diesem Theile fehlerhaft ward. Ueber dieses Ereigniß wurden sogleich

ſogleich zwey Eleven der Akademie, die man beym Guß angeſtellt hatte, und andre Arbeiter vernommen. Sie unterſchrieben ihre Auſſage, und der franzöſiſche Bothſchafter ſezte ſein Siegel drunter. Dieſe Zeugniſſe ſind jetzo in der Hand des Herrn Falconet. Bey dem allen iſt es unbegreiflich, wie ein Ungenannter in dem Journal Encyclopädique hat behaupten mögen: Falconet habe dieſe Zeugniſſe verlangt, aber nie erhalten können.

Pomel widerſezt ſich der Wahrheit dieſer Zeugniſſe ſo gut er kann, und behauptet: Falconet ſey, als das Metall ſich einen Ausgang verſchaft, aus Angſt davon gelaufen, und Er, Pomel, ſey ganz allein bey der Arbeit geblieben. Er behauptet: er habe auf der Seite des Pferds eine Luftröhre einſtecken wollen, die die Höhe des Metalls in der Form angezeigt hätte, und Falconet habe ſich ihm widerſezt. Dies ſeyen die Urſachen, warum der Guß fehlerhaft geworden ſey.

Indeſſen bezeugen die Auſſagen der Zeugen, daß dieſe Luftröhre durch Einen der akademiſchen Eleven eingeſtellt, und nach Falconets Anordnung befeſtiget worden: und daß Pomel hingegen dieſe Verrichtung nicht gerne geſehen habe. Dieſe Luftröhre befand ſich nach dem Guß unverſehrt, und alsdenn erſt ward ſie abgelößt.

In einer Schrift, die Pomel im Jahr 1776 herausgab, behauptete er: daß die Form gebor-

ſien ſey, und die Urſache davon ſey dieſe: daß man die Dammgrube in Sand und nicht in ſchwerem Boden angelegt habe, wie ſeine Meynung geweſen ſey. In einer zweyten Schrift vom Jahr 1780 behauptet er: daß die Form deswegen geborſten ſey, weil ſie nicht mit Gyps überzogen geweſen. Hätte er eine dritte Schrift herausgegeben, ſo wäre vielleicht eine dritte Urſache von dieſem Unfall von ihm bekannt gemacht worden. Er mußte darum eine andere Urſache erfinden, weil ſich die erſte die er angab durch den Erfolg widerlegt fand. Denn Falconet bediente ſich bey dem zweyten Guſſe deſſelben Sandes, die Dammgrube ward auf eben dieſe Art aufgeführt, und der Guß gieng glüklich von ſtatten.

Zwey Tage nach dem erſten Guſſe ward **Pomel** als unnüzlich weggeſchikt, weil man ſäuberlich mit ihm verfahren wollte. Das Bauamt, das ihn gerufen hatte und von dem er abhieng, bezahlte ihn. Nun war es **Falconet** erlaubt, in ſeinem Unwillen gegen ihn, das Verſprechen einer Belohnung nicht zu erfüllen, die er ſo wenig verdient hatte. Vielleicht wär ers ſich ſelbſt ſchuldig geweſen. Allein er war weit entfernt einen Vorwand zu ſuchen, ihm die verſprochene Belohnung verſagen zu können; er bediente ſich vielmehr ſogar des Rechts nicht, das er in Händen hatte, ihm eine ſchriftliche Verſicherung zu verweigern. Und zu dieſer Zeit gab er ihm folgendes Billet: „Wenn ich den Guß werde vollendet und vom

„Hofe

„ Hofe die rükſtändige dazu beſtimmte 80000 Li„ vres erhalten haben, ſo gebe ich an Mr. Simon „ als eine Belohnung die Summe von 15000 L. „ ſo wie ich ſie ihm vor dem Anfang des unter„ nommenen Guſſes verſprochen habe. Und ob „ ich gleich Urſache habe, mit dem Betragen des „ Mr. Pomel ſehr unzufrieden zu ſeyn, und es „ würklich bin: ſo gebe ich ihm doch alsdann die „ gleiche Summe von 15000 Livres, die ich ihm „ unter obigen Bedingungen verſprochen habe. „
Petersburg, den 1½ten Sept. 1775.

Falconet.

Dieſe Summe wurde ihm ſobald ausbezahlt, als der Hof die Hauptſumme hatte bezahlen laſſen, obgleich Mr. Pomel ſich erkühnt hat, zu behaupten, Falconet habe ihn ſeine Zahlung vorbehalten.

Der zweyte Guß fieng von den Knien des Reiters und der Bruſt des Pferdes an, und gieng bis oben aus. Man mußte ihn ſo weit von neuem ausführen, weil viele Theile beym erſten Guß fehlerhaft ausgefallen waren. Dieſer zweyte Guß fiel glüklich aus, bis auf einige Stellen, wo Riſſe und Löcher am Halſe und den Kinnbacken des Pferdes ſich zeigten. Man goß kleine Stellen von neuem aus, und alles wurde ſo glüklich wieder hergeſtellt, daß man nichts davon gewahr ward.

Nachtrag an den Herausgeber.

Da Sie mich als einen Augenzeugen über die wahre Geſchichte eines der berühmteſten Werke der Kunſt neuerer Zeit, fragen, ſo will ich noch einige Nachrichten dem Manuſcripte beyfügen, das Sie mir neulich zur Durchſicht zugeſchikt haben. Schon im Jahr 1773 da ich mich auf der Stelle befand, klagte ein Hauffen Leute, daß Falconet nicht wußte, was er mache, daß er den herrlichen Felſen, den man mit ſo großen Koſten von ſeiner Stelle verrükt habe, verſtümmle, abnehme, und dann wieder, wann er merke daß er gefehlt habe, zuſetze. So ſonderbar als dieſe Beſchuldigung klingt, ſo iſt ſie in facto wahr; nämlich Falconet hat abgenommen und zugeſezt: allein darinnen irren ſich ſeine Beurtheiler, wenn ſie glauben, er habe nicht gewußt was er wolle. Man kann ein ſehr ſcharfſinniger Mann ſeyn, Wahrheit ſehen und vortragen, und ſich doch kläglich irren, wenn man von Dingen ſpricht die man nicht verſteht, und die man nie getrieben hat.

Die ganze Maſſe des Felſens betrug, ſo wie man ihn fand, ohngefähr 50000 Centner. Hiervon ließ Falconet, ehe man ihn bewegte, ohngefähr 20000 Centner abſchlagen, und ich glaube er hätte ihn noch kleiner gemacht, wenn er freye Hand gehabt hätte. So behielt er bey dem Tranſport 37 Fuß Länge, 21 Fuß Breite und 22 Fuß Höhe.

Höhe. In ſeiner Werkſtätte ließ er ihn nachher dem Modell gemäß genauer behauen, um gerade die Maſſen und Anſichten zu erhalten, die er in ſeinem Kopfe hatte. Ueber dieſen leztern Umſtand klagte nun dazumal das Publikum, und man murrete, daß er der Krone die vergeblichen Unkoſten des beſchwerlichen Tranſports hätte erleichtern, und den Stein gerade ſo, wie er aufgeſezt werden ſollte, auch auf der Stelle hätte behauen ſollen laſſen. Allein der Schaden oder der Unterſchied war nicht ſo groß, als man glaubte; und man hätte ſich die überflüßige Kritik erſparen können, wenn man nur einen Maaßſtaab hätte anlegen wollen. Denn noch izt hat der Stein ſeine alte Länge und Breite, und nur an der Höhe ſind ohngefähr drey bis vier Fuß abgenommen worden. Oben durfte auch der Stein, da man die Schenkel, die Beine, und die Füſſe des Pferds von unten auf betrachten ſollte, nicht eine Breite wie unten haben, und mußte ſich folglich nach und nach bis auf 10 oder 11 Fuß vermindern. Nun mußte aber auch der Stein an einem andern Ende gröſſer werden, wenn er anders dem Einmal von der Kayſerin approbirten Modelle gleich werden ſollte. Das Modell hatte funfzig Fuß, und da der Stein von Natur nur ſieben und dreyßig Fuß hatte, ſo mußten vernünftiger Weiſe noch an der Baſe zwölf Fuß zugeſezt werden. Daß gleich Anfangs dieſes die Abſicht der Kayſerin war, daß angeſezt werden ſollte, erhellet deutlich aus dem kleinern Block deſſelben Granits, der mit der groſſen Maſſe zugleich

und zwar zu dieſem Endzwecke war transportiert worden. Er lag viele Jahrelang zu dieſer Beſtimmung in der Werkſtätte, und alſo war es nicht ein ſpäterer Einfall der Reue bey dem Künſtler, ſondern ein von der Krone ſelbſt approbirter Plan.

Noch eine Anklage, die in Europa gegen dieſes Kunſtwerk circuliert, und die durch Nichts als durch den bloſſen Augenſchein wiederlegt werden kann! Man ſtellt ſich allgemein vor, das Pferd galoppiere Bergan, und ſey alſo eine Statue, die ruhen ſoll, in unbeſtimmter Bewegung. Und gerade iſts das Gegentheil. Das Pferd iſt Bergan galoppirt, und kommt eben an. Der Reiter hält es im Zügel, und die kleine Bewegung, womit es ſich auf die Hinterbeine feſtſezt, zeigts jedem Kenner zu entdecken. Allein wer kann dafür, wenn Augen urtheilen, die nicht ſehen können?

Und dann das ewige Gewimmer, daß die Statue nicht auf den erſten Guß vollendet worden ſey! Eben der Muth, den der Künſtler hatte, noch einmal Hand ans Werk zu legen, wird ihm zur Laſt gelegt. Und dann, wo iſt eine Spur übrig, daß ſie zu zweyenmalen gegoſſen worden? Die berühmten Bildgieſſer Keller hatten daſſelbige Schikſal mit der Statue Ludwig des XIV. Le Moine, der Lehrer Falconets, verſuchte es eben ſo mit der Statue zu Bordeaux, die zum Erſtenmal bis auf den Gürtel des Reiters ausblieb.

So;

Sogar Statuen zu Fuß, deren Ausführung weit weniger Schwierigkeiten unterworfen iſt, haben verſagt; wie die Statue Guſtavs Waſa, die der fürtrefliche Schwediſche Gieſſer Hr. Meyers zum zweytenmal ganz von neuem gieſſen mußte.

Leben Sie wohl, und verzeihen Sie dieſe wenige Zeilen, die ich der Rechtfertigung eines der gröſten Künſtler unſerer Zeit, den ich perſönlich kenne, ſchuldig zu ſeyn glaubte.

R.

VII.

Fortſetzung
der Ankündigungen der
Deſſauiſchen Verlags-Geſellſchaft
für Gelehrte und Künſtler.

---

28) *A. M. a Schurmann* ΕΤΚΑΙΡΙΑ, ſeu Melioris Partis electio. Tractatus breuem Vitae eius delineationem exhibens. Luc. X. 41. 42. *Unum neceſſarium.* Maria optimam partem elegit. Altona, 1673. — Pars ſecunda, Hiſtoriam vitae eius vsque ad mortem perſequens. Amſtelod. 1685. Nunc Deſſauiae &c. Subſcriptionspreis 20 gr. Ladenpreis 1 Rthlr. Schreibepapier.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

(Cäsars Lager.)

Cäsar, Agrippa, und Mecänas mit ihrer Armee, treten auf.

Cäsar (einen Brief lesend.)

Er nennt mich einen Knaben, und schmählt, als ob er mächtig genug wäre, mich aus Aegypten hinaus zu treiben. Meinen Abgeordneten hat er mit Ruthen streichen lassen, und fordert mich zu einem Zweykampf heraus, Cäsarn gegen einen Antonius. Laßt dem alten Kopffechter sagen, ich habe noch viele andre Wege aus der Welt zu gehen; inzwischen lache ich über seine Herausforderung.

Mecänas.

Cäsar muß denken, wenn ein so grosser Mann toll wird, so ist es ein Zeichen daß er bis zum Fallen gejagt ist. Laßt ihn nicht wieder zu Athem kommen, sondern bedient euch seiner Leidenschaft; niemals ist der Zorn ein guter Vertheidiger seiner selbst gewesen.

Cäsar.

Macht unsern Kriegs-Obersten zu wissen, daß wir morgen

Ein Theil des teutſchen Publikums wird ſich noch erinnern, was im 4ten Stük des teutſchen Merkurs von 1777, über den Werth dieſes ſehr merkwürdigen und höchſt ſeltenen Werks geſagt worden, und ohne Zweifel begierig dadurch geworden ſeyn, es ſelbſt kennen zu lernen.

Wäre es auch von viel geringerem innern Werth und Intereſſe, als es würklich iſt, ſo wär' es doch Schande für Teutſchland, ein ſolches Denkmal, welches ein wegen ſeiner mannichfaltigen Gaben und Geſchiklichkeiten, wegen ſeiner Gelehrſamkeit, Tugend und Frömmigkeit ſo bewundernswürdiges Frauenzimmer, von ihrem Charakter und Weſen, ihrer Denkungs- und Lebensweiſe hinterlaſſen hat, untergehen zu laſſen. Und untergehen wird es, ohne baldige Wiederherſtellung, gewiß — da es ſchon ſo äuſſerſt ſelten iſt, daß ich zweifle, ob ſich noch mehr als zwey oder drey vollſtändige Exemplare deſſelben in Teutſchland finden. Wieland konnte den 2ten Theil nicht auftreiben, und ſelbſt auf der Göttinger Bibliothek befindet ſich nur der erſte. — Ueberdem aber iſt das Werk, nicht nur wegen ſeiner Verfaſſerin und ſeines moraliſchen und theologiſchen Inhalts, ſondern auch wegen der Geſchichte der Zeit und der Gemeine, zu welcher ſie ſich bekannte, und welche man aus keiner reinern Quelle, beſonders in ihrer innern Verfaſſung, kennen lernen kann, ſehr merkwürdig; denn Geſchichte und Apologie des Labadiſmus iſt ein Hauptzwek deſſelben. — Dieſe vielſeitige Merkwürdigkeit und Nuzbarkeit des Buchs läßt an der guten Aufnahme und Unterſtüzung dieſes Unternehmens, wenigſtens von dem beſſern Theile des Publikums, nicht zweifeln.

Das Werk wird alſo, wie das Original, in zwey Bändchen in Oktav, jeder von etwa zwölf bis funfzehn Bogen,

Bogen, korrekt und ſauber gedrukt, nebſt dem gut geſtochenen Porträt der Verfaſſerin, erſcheinen. Einer unſrer Schriftſteller, vom erſten Range, hat verſprochen, daſſelbe mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen zu begleiten.

Die Zeit der Erſcheinung dieſes Werks kann noch nicht genau beſtimmt werden; wir hoffen aber es auf die Michaelismeſſe liefern zu können.

29) **Eukleria, oder die Erwählung des beſten Theils, von Anna Maria von Schurmann.** Eine Schrift, worinnen ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten iſt. Eins iſt Noth, Maria hat das beſte Theil erwählt. Aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen. Zwey Bände in 8. Subſcriptionspreis 1 Rthlr. Ladenpreis 1 Rthlr. 6 gr.

Denen zu Liebe, welche des Lateiniſchen nicht mächtig genug ſind, oder es gar nicht verſtehen, wie auch den Frauenzimmern, welche eine der vorzüglichſten Zierden ihres Geſchlechts (die mehr als eine Klariſſa, oder jede andre Romanheldin war) kennen zu lernen wünſchen, und noch Gefühl für Reinigkeit, Einfalt, Stärke und Wahrheit haben, entſchloß ſich der Herausg. auch eine teutſche Ueberſetzung des in ſeiner Art ſo einzigen Werks zu liefern, welche entweder zugleich mit oder doch bald nach dem lateiniſchen Originale erſcheinen ſoll. Der Gelehrte, der zu dem Originale Vorrede und Anmerkungen liefern will, wird auch dieſe Ueberſetzung mit erläuternden und prüfenden Zuſätzen begleiten, worinnen manches für die Bedürfniſſe unſrer Zeit ſehr Nuzbares vorkommen dürfte.

30) Brie-

30) **Briefe des Plinius**, überſezt und mit Anmerkungen begleitet, nebſt dem Leben deſſelben; von E. A. Schmid. Etwas über 1 Alph. aber ſtark, in 8. Subſcrpr. 19 gr. Ladenpr. 1 Rthlr.

Ich werde die Briefe des Plinius gröſtentheils überſezen, nur diejenigen ausgenommen, die für die heutigen Leſer nicht intereſſant ſind, z. B. die bloſſe Gerichtshändel zum Inhalte haben. Die Ueberſezung ſelbſt werde ich ſo leicht und flieſſend, als möglich, ohne Nachtheil der Treue, zu machen ſuchen. Wo es zum Verſtande und Aufklärung ſchwerer Stellen nöthig iſt, ſollen Anmerkungen beygefügt werden, beſonders zum Behuf ſolcher Leſer, die in den römiſchen Alterthümern nicht ſehr bewandert ſind. Zugleich werde ich das wohlgeſchriebene Leben des Plinius aus dem Engliſchen des Lord Orrery, das mit gelehrten und intereſſanten Bemerkungen über die Landhäuſer der Römer, und über die römiſche Geſchichte durchwebt iſt, und über verſchiedene Briefe des Plinius kein geringes Licht verbreitet, voranſezen.

31) **H. V. von Günderrode**, Hochfürſtl. Markgräflich-Badiſchen wirklichen Kammerherrns, Hof- und Regierungsraths, **Abhandlungen über Gegenſtände aus der Rechtsgelehrſamkeit und Geſchichte.** In 8. 16 bis 20 Bogen. Subſcriptpr. 12 gr. Ladenpr. 15 gr.

Die Abhandlungen, welche dieſe Sammlung enthalten, ſind folgende:

1) Beantwortung der Frage: Wie, und wann die Vier alte weltliche Erzämter des heil. Röm. Reichs den durch die goldene Bulle darinnen beſtätigten hohen Churhäuſern erblich geworden ſind; welcher von der Akademie

der

der Wiſſenſchaften zu Mannheim im Jahr 1780 die Hälfte des Preiſes zuerkannt worden iſt.

2) Einige den Licent betreffende Urkunden und Bemerkungen. Die Urkunden ſind fünf Schreiben der rheiniſchen Churfürſten und des Prinzen von Oranien, wegen der neuen Einrichtung dieſer Licente.

3) Einige Nachrichten von Gedächtnißmünzen unterſchiedener Völker, beſonders der Teutſchen.

4) Ueber das Recht einiger teutſchen Stände, die in ihren Ländern ſterbende uneheliche Kinder zu beerben.

5) Zuſätze und Erläuterungen zu der in den Cramerſchen Wetzlariſchen Nebenſtunden enthaltenen Abhandlung von des Reichsadels bürgerlichen Mitgliedern, mit Urkunden.

6) Beſchreibung einiger ſehr ſeltenen Münzen der Herzogin von Brabant und Landgräfin von Heſſen, Sophia.

7) Einige zum Theil noch nicht gedrukte merkwürdige Urkunden.

Der Name des Hrn. Verfaſſers, welcher ſchon durch ſeine Beyträge zur Rechtsgelehrſamkeit, Geſchichte und Münzwiſſenſchaft, und aus der im Jahr 1779 herausgegebenen Geſchichte des römiſchen Königs Adolfs rühmlichſt bekannt iſt, läßt uns an der guten Aufnahme dieſer Abhandlungen nicht zweifeln.

32) **Weibliche Biographie**, oder Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Frauenzimmer. Von F. L. Lyheu. Erſtes Bändgen, 16 bis 18 Bogen, Schreibpapier, in kl. 8. nebſt einem Portrat ſtatt der Vignette. Subſcriptpr. 12 gr. Ladenpr. 15 gr.

Der Verfaſſer nährt den kühnen Wunſch, in dieſem Werke ein unterhaltendes und beſonders dem Frauenzimmer intereſ-

intereſſantes Leſebuch zu liefern. Mannichfaltigkeit, die Göttin, der dieſes Geſchlecht ſo auszeichnend huldigt, ſoll dieſe Sammlung beleben. Unter den merkwürdigen Frauenzimmern aller Zeiten ſollen die merkwürdigſten hier auftreten. Königinnen ſollen mit Schriftſtellerinnen, Heldinnen der Geſchichte mit Heldinnen der Liebe abwechſeln. Der Ton dieſer Schrift wird ſo geſtimmt ſeyn, wie es die Bedürfniſſe des Publikums, dem man vorzüglich gefallen will, erfordern; und eine ſchöne Leſerin ſoll nie einer Erläuterung bedürfen, die ihr nicht der hinter ihrer Bergere ſtehende Stutzer geben könnte. Der gemilderte Ernſt der Geſchichte ſoll indeſſen nie in romanhafte Tändeley ausarten, noch den Reitzen des Styls, welchem man nachſtreben wird, eine Wahrheit zum Opfer gebracht werden. Uebrigens wird der Verfaſſer allemal die Epoche, worein das Leben fällt, welches er beſchreibt, ſo weit es nöthig iſt, ſeinen Leſern bekannt machen. — Von Semiramis bis Katharina, von Aſpaſia bis Ninon, von Sapho bis Karſchin, von Flora bis Dübarry, von Dido bis Heloiſe, von Medea bis la Brinvilliere, iſt ein Zeitraum, wo der Verfaſſer leicht Stoff für einige hundert Alphabete finden könnte: Allein er wird ſuchen, ſich vom Publikum zu beurlauben, ehe es ſich von ihm beurlaubt.

33) **Leben des Seneka, nach Diderot, von F. L. Epheu.** In klein 8. 20 bis 22 Bogen. Subſcriptionspr. 15 gr. Ladenpr. 18 gr.

Das Original iſt als Anhang zur neuen Ueberſetzung von Seneka's Werken im Jahr 1780 zu Paris erſchienen. Es liefert mehr, als mein Titel verſpricht; — denn der franzöſiſche iſt viel länger — weil es zugleich eine kurze Geſchichte des merkwürdigen Jahrhunderts enthält, worinn

Seneka

Seneka lehrt. Der Ueberſetzer hat es ſich erlaubt, einige Digreſſionen abzukürzen, einige ſehr unphiloſophiſche Anfälle auf Rouſſeau's Andenken wegzulaſſen, und einige Anmerkungen hinzuzufügen.

34) **Oſtercantate**, von **Ernſt Wilhelm Wolf**, Herzogl. Sachſen Weimariſchen Kapellmeiſter, in Partitur, 22 bis 26 Bog. gr. form. Subſcriptpr. 1 Rthlr. 20 gr. Ladenpr. 2 Rthlr. 12 gr.

Dieſe auf einen Herderiſchen Text componirte Cantate iſt bereits unterm 1. Aug. 1781 von dem Hrn. Kapellmeiſter ſelbſt angekündigt worden. Da derſelbe aber bey der Veranſtaltung des Druks auf verſchiedene Weiſe aufgehalten worden, und dieſer nun von unſrer Geſellſchaft unternommen iſt, ſo melden wir hiermit, daß dieſes muſikaliſche Werk auf Michaelis erſcheinen werde, daß auf daſſelbe bey unſern Herren Commiſſionärs bis zum 15. Sept. Subſcription angenommen werde, daß wir aber auch jeden der bisher bey dem Hrn. Verf. oder deſſen Freunden unterzeichnet hat, oder noch unterzeichnen will, mit den beſtellten Exemplaren bedienen werden.

35) **Der Prophet Hoſea**, aus der bibliſchen und weltlichen Geſchichte erläutert, und mit kritiſchen, philologiſchen und theologiſchen Anmerkungen verſehen, von Mag. **J. J. Schröer**, *Paſtore primario* und *Inſpectore* der Kirchen und Schulen zu Lukkau in der Niederlauſitz, 6 bis 8 Bogen in gr. 8. Subſcriptpr. 4 gr. Ladenpr. 5 gr.

36) **Briefe des Seneka**, aus dem Lateiniſchen überſezt, von **A. C. Kayſer**, in 8. ohngefähr 16 Bogen. Subſcriptionspr. 10 gr. Ladenpr. 12 gr.

Hr. K. der ſich durch ſeine Skizzen und kleinen Geſchichten ſchon bekannt gemacht, hat von Senekas Briefen diejenigen ins Teutſche überſezt, deren Inhalt ihm angenehm und lehrreich ſchien.

37) **Sophonisbe**, ein Trauerſpiel in 4 Aufzügen, von F. L. **Epheu**, 5 bis 6 Bogen in 8. Schreibpapier. Subſcriptpr. 4 gr. Ladenpr. 5 gr.

(Proben dieſes in Proſa geſchriebnen Trauerſpiels ſind im 19ten Stücke des Theater-Journals zu finden.)

38) **Abhandlungen der Halliſchen Naturforſchenden Geſellſchaft**, 1ſter Band in med. 8. ungefehr 20 bis 24 Bogen, mit Kupfern. Subſcriptpr. 1 Rthlr. 4 gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 12 gr.

Die Abhandlungen, welche dieſe Sammlung enthalten wird, ſind folgende: 1) Herrn Löwens Entſtehungsgeſchichte dieſer Geſellſchaft, nebſt fortgeſezter Erzählung der merkwürdigſten Begebenheiten derſelben. 2) Herrn Prof. Weigels Beytrag zur Beſtimmung der Schlangenarten. 3) Herr Kriegsr. von Leyſſer, von den Verſteinerungen. 4) Herrn Schallers Beſchreibung neuer Coleopteren, nebſt einer kurzen Einleitung. 5) Herrn Refer. Günthers Gedanken vom Luft-Elektrophor. 6) Herrn Roſenthals Vergleichung der Erhöhung des Harzes gegen das Erzgebürge. 7) Herrn Refer. Brakenhauſen Beobachtungen bey den Proceßionsraupen. 8) Herrn D. Fabri Bemerkungen über die Theorie der Negerfarbe des Abbe Demanet. 9) Herr Kollab. Heidekamp, von den Amphibien im Saalkreiſe. 10) Herrn M. und Conr. Volkelt Abhandlung von gediegenem Golde. 11) Herr Kand. Glauber.

im

von der Chryſocolla der Alten. 12) Herr L. Hetzel, von Reduktion der üblichen Maaße. 13) Herr Löwen kurze Naturgeſchichte von Wernsdorf bey Schweidnitz. 14) Eben deſſ. ökonomiſche Reiſe nach dem Riesengebürge. 15) Eben deſſ. Nachricht von einer Reiſe nach der Schneekoppe. 16) Eben deſſ. Nachricht von einem Heerzug von Libellen. 17) Eben deſſ. Beſchreibung eines Meteors. 18) Herr Heidekamp, von der Feuermaterie. 19) Herrn M. Fabri Beyträge zur Naturgeſchichte von Schleſien. 20) Eben deſſ. Bemerkungen über die Tarantel und den Tarantismus. 21) Einige Nachrichten aus Briefen an die Geſellſchaft. 22) Lebensbeſchreibung eines kürzlich verſtorbenen Mitgliedes der Geſellſchaft.

Der erſte Band dieſer Abhandlungen wird nicht vor Oſtern künftigen Jahres erſcheinen: Mann kann alſo bis zum 15. März 1783. darauf unterzeichnen.

39) **Fingal in Locklin**, ein Schauſpiel in 5. Aufzügen. Nach **Oſſian**. In 8. Schreibepap. mit Kupfern. Subſcriptpr. 12 gr. Ladenpr. 15 gr.

Dieſes, in Betrachtung des Coſtume, der Dekorationen und Erſcheinungen, und der dazu ſchiklichen Muſik ſich beſonders auszeichnende Schauſpiel, iſt ganz auf die Erzählungen des unnachahmlichen Sängers gegründet, deſſen Name auf dem Titel genannt wird. Das Gedicht Fingal im 3ten Buche, und Carthloda, im erſten Geſange, gaben den Hauptſtoff dazu her. Man kann alſo wohl vermuthen, daß auch Bardengeſänge nicht fehlen dürfen. Einige in Oſſians Manier erdünn, wie es uns ſcheint, am rechten Ort darinnen. Wir werden die Melodien dazu mit einem Accompagnement fürs Klavier, von einem Meiſter in der Kunſt geſezt, dem Schauſpiele beyfügen. Da wir

aber nicht ohne Grund vermuthen, daß dieſes Stük auch auf der teutſchen Bühne Glük machen werde; ſo gedenken wir deſſen Vorſtellung auf eine doppelte Art zu erleichtern. Einmal ſollen einige Kupfer, deren Zeichnung wir der edlen Denkungsart eines Mannes zu verdanken haben, deſſen Crayon von Beleſenheit, Einſicht und langer Vertraulichkeit mit der Kunſt geleitet wird, den Schauſpielern das Coſtume angeben: Dann aber ſoll auch eine etwas vollſtändigere Muſik zu den Geſängen, wie die Gewölbe der Herrſcher Caledoniens oder Scandinaviens in den Tagen der Vorzeit ſie etwan hätten verhellen mögen, den Liebhabern zu Gebote ſtehen. Doch wird dieſe Muſik nicht, wie die Kupfer, mit dem Trauerſpiele zugleich verkauft, ſondern beſonders in Partitur zu haben ſeyn.

40) **Betrachtungen aus der Natur, und Erzählungen aus dem ſittlichen Leben genommen.** Erſte Sammlung, 8. 4 Bogen. Preis 3 gr.

41) **Verſuch über die Beredſamkeit**, von *D. C. F. Bahrdt.* Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage, med. 8. Subſcriptpr. 10 gr. Ladenpr. 12 gr.

42) **Poetiſche Launen, Briefe und Miſcellaneen**, von *W. F. H. Reinwald*, ungefähr 12 Bogen in 8. Schreibepap. Subſcriptionspr. 10 gr. Ladenpr. 12 gr.

Im nächſten Stück der Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten findet man einige Proben von jeder Gattung der Gedichte, welche dieſe Sammlung enthält.

43) **Wieneriſche Beyträge zur praktiſchen Arzneykunde, Wundarzneykunſt und Geburtshülfe,**

hülfe, herausgegeben von Joseph **Mohrenheim**, Geburtshelfer, Wund- und Augenarzt der K. K. medicinisch- und chirurgisch-praktischen Lehrschule in Wien. Zweyter Band, ungefähr 1½ Alphab. in 8. Subscriptpr. 1 Rthl. Ladenpr. 1 Rthlr. 6 gr.

Der erste Band dieser Beyträge, der im lezt verwichenen Jahre zu Wien erschien, wird uns, wie wir hoffen, der Mühe überheben, etwas von dem Inhalte und Werthe dieses zweyten zu sagen, dessen Erscheinung wir nicht gewiß zur nächsten Michaelismesse versprechen können.

44) **Das Rad des Schikſals, oder die Geſchichte Tchoangſe's** — von Siegmund Freyherrn von **Seckendorff**, in 8. Schreibepap. I. und II. Band, jeder über ein halb Alphab. Subscriptpr. für die beyden erstern Bände 20 gr. Ladenpr. 1 Rthlr.

Die Zeit der Erscheinung dieses Werks können wir so wenig als dessen Umfang jezt mit Gewißheit melden. Voluminös wird es nicht werden. Vielleicht erscheinen die beyden ersten Bände auf der nächsten Michaelismesse, vielleicht erst auf der Ostermesse 1783. nachdem die Gesundheit des Hrn. Verfassers es verstattet. Indessen werden unsre Hrn. Commißionärs Subscription darauf annehmen.

45) **Die Zigeuner.** Ein historischer Versuch von **H. M. G. Grellmann**, ungefähr 28 Bogen in med. 4. Subscriptpr. 20 gr. Ladenpr. 1 Rthlr.

Dieser Versuch wird aus zween Abschnitten bestehen. Der erste enthält Ankunft in Europa, Namen, Lebensart, gute und böse Eigenschaften der Zigeuner; im zweyten aber wird ihr ursprüngliches Vaterland aufgesucht, ihre Sprache, Sitten und Gewohnheiten, so wie auch ihr Einfluß

morgen das lezte von manchen Treffen zu halten gedenken. Nur diejenige unter unſern Völkern, die noch erſt kürzlich dem Antonius gedient haben, ſind zahlreich genug, ihn einzutreiben. Seht, daß es geſchehe. Gebt unſrer Armee einen Schmaus; wir haben Vorrath genug dazu, und ſie haben es wol verdient -- Armer Antonius!

[Sie gehen ab.]

Zweyte Scene.

(Der Palaſt in Alexandria.)

Antonius und Cleopatra, Enobarbus, Charmion, Iras, Alexas, und andre.

Antonius.

Er will nicht mit mir fechten, Domitius?

Enobarbus.

Nein.

Antonius.

Warum will er nicht?

Enobarbus.

Er denkt, da ſeine Sachen zwanzigmal beſſer ſtehen als die eurigen, ſo wär' er zwanzig Mann gegen einen.

Antonius.

Morgen, Soldat, will ich zu Waſſer und zu Lande fechten,

auf die Nationen, bey welchen ſie ſich eindrungen, nach dem Zuſammenhang der Geſchichte näher beleuchtet.

46) **Poetiſche Briefe von Klamer Eberhard Carl Schmidt**, 8. Schreibepap. mit einem Titelkupfer. Subſcriptionspr. 12 gr. Ladenpr. 15 gr.

Herr Kriegsſekretär Schmidt zu Halberſtadt iſt ſchon den Liebhabern der ſchönen Lektüre durch ſeine Petrarchiſchen Lieder bekannt und empfohlen genug. In dieſer Sammlung von Briefen an Freunde zeigt er ſich in einer Dichtart, in der wir ſein Talent bisher noch nicht kannten. Im nächſten Stücke der Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten kann das leſende Publikum einige Proben dieſer Gedichte finden.

47) **Vermiſchte Aufſätze zum Nachdenken und zur Unterhaltung**, von dem Verfaſſer der Beyträge zur Beförderung einer nüzlichen Lektüre, 1. Band, gr. 8. ein Alphabet. Subſcriptionspreis 16 gr. Ladenpreis 20 gr.

Unter dieſem Titel wird auf die Michaelismeſſe ein Werk anfangen, deſſen Inhalt dem Titel genau entſprechen ſoll. Die Aufſätze werden vermiſcht, ernſthaft, belehrend, unterſuchend, verbeſſernd, unterhaltend und ſcherzhaft ſeyn, um nicht nur ein Buch zum Leſen, zur Unterſuchung und zur Verbeſſerung zu liefern, ſondern auch einen Beytrag zur angenehmen Lektüre zu geben. Alle Aufſätze ſind von des Verfaſſers eigner Arbeit. Glückt es ihm den Beyfall der Leſer zu erhalten; ſo wird auf die Oſtermeſſe 1783. der zweyte Band folgen, und jedes Jahr ſollen ſodann zwey Bände zu ihrer Unterhaltung fertig werden.

48) **Plan einer Kameralſchule, von Löwe**, 8. 4 bis 5 Bogen. Preis 4 gr.

Da dieſes Werkchen ehestens die Preſſe verlaſſen wird, ſo können wir keine Unterzeichnung darauf annehmen.

49) Lieder fürs Erzgebürge, von M. G. Schilling, 3 Bogen in 8. Schreibepap. Preis 3 gr.

Auch von dieſen, der biedern Denkungsart der Bergbewohner gut anſtehenden Lieder, ſoll dem Publikum eine kleine Probe in den Berichten der Buchhandlung der Gelehrten vorgelegt werden.

50) Großmuth und Liebe, oder das Fräulein von Bienheim, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, 8. Subſcriptionspreis 4 gr. Ladenpreis 5 gr.

51) Klavierauszug von Ehrlichkeit und Liebe, einem Schauſpiel mit Geſang, von C. J. Wageſeil. in Muſik geſezt von E. W. Wolf, Herzogl. Sachſ. Weimar. Kapellmeiſter. 15—17 Bogen, im Format der Hilleriſchen Auszüge von Operetten. Subſcriptionspr. 20 gr. Ladenpr. 1 Rthl.

52) Zwölf engliſche Tänze, fünfſtimmig geſezt von Habermalz, und mit Touren verſehen; alles ſauber in Kupfer geſtochen, in Taſchenformat, auf ſchön Papier, gebunden, und mit Futteralen verſehen. Subſcriptionspr. 1 Rthlr. Ladenpr. 1 Rthlr. 6 gr.

53) Joh. Jacob Rouſſeau's Lieder und Romanzen von ihm ſelbſt geſammelt und komponirt. Ueberſezt, und mit Verfügung des Originals. Erſte Sammlung, 8—10 Bogen. Subſcriptionspreis 12 gr. Ladenpreis 15 gr.

Den meiſten Liebhabern der ſimpeln, reinen Herzensmuſik werden dieſe Lieder, die Rouſſeau die Tröſtungen

über ſein Unglück (les conſolations des miſeres de ma vie) nannte, auch in Teutſchland, wenigſtens dem Namen und einzelnen Stücken nach, ſchon bekannt ſeyn: denn Rouſſeau hat auſſerhalb ſeines Landes eben die warmen Freunde und Theilnehmer ſeiner Muſe, ſeiner Tugend und ſeines Leidens gefunden, die er in ſeinem Vaterlande — nicht allgemein fand. Sein Brief über die Muſik, ſein Dictionaire de Muſique, ſein Devin de village, ſein Pygmalion, ſind mit einer Hochachtung aufgenommen worden, die ein Zeichen der unpartheilichen Wahrheitsliebe unſrer Nation ſind.

Die Lieder, deren erſte Sammlung wir ankündigen, ſind vielleicht (nebſt ſeinem eignen Leben, das wir hoffen) das ſchönſte Erbtheil, das er uns ließ, und darf ich ſeinen Titel nachahmen, auch ein kleiner Troſt über den Verluſt dieſes einzigen Mannes. Man ſiehet in ihnen, ſowohl der Auswahl der Texte als der Kompoſition nach, ſeine einfältige reine Seele, wir werden mit ihnen die Vertraute ſeines Hauſes, ſeines Kummers, ſeiner unſchuldigen Freuden: denn da er lebte, theilte er ſie nur ſeinen Freunden mit, und nahm ſich ſelbſt die Mühe, ſie nach ſeinem Sinn, d. i. ungekünſtelt, ohne Zuſaz von Verzierungen und modiſchen Reizen ſingen zu lehren. Die Worte ſind aus den beſten Italiäniſchen und Franzöſiſchen Dichtern gewählt. In der leztern Sprache hielt Rouſſeau ſich inſonderheit an die Simplicität und Naivetät der Alten. Die ſchönſten Geſänge von Rolli, Metaſtaſio, von Moncrif, Bernard, Greſſet, Marmontel u. a. ſind in dieſer Sammlung, und die Worte, ſelbſt der Franzöſiſchen Sprache, die Rouſſeau ſonſt nicht für die vorzüglich muſikaliſche hielt, ſind mit einer Kunſt, die die ächte Natur wird, ſo ganz den Tönen angemeſſen, daß man glauben ſollte, ſie könnten nicht anders geſungen werden, der Dichter habe ſie ſich im Innern ſeiner Seele

ſelbſt

ſelbſt ſo geſungen, da er ſie machte. Auch ſiehet man, wenn Rouſſeau über Lieder die er vorzüglich liebte, mehrere Melodien machte, daß ſie nur Variationen Einer Melodie ſind, die aus ſeinem Herzen quoll, in deren Gange er ſich die Worte dachte. Und die Melodien ſind alle ſo kinderleicht, die Texte ſo unſchuldig, jugendlich, daß jeder, der ſie kennet, wünſchen wird, ſie auf den Klavier jedes unſchuldigen Mädchens, jedes zarten Jünglings und Kindes zu finden. Damit ſich ihre Hand, ihr Ohr und ihr Herz früh zu dieſer Einfalt, zu dieſer Sprache der Natur und Leidenſchaft, zu dieſer Erquickung der Seele in einfachen, herzrührenden Tönen, gewöhne und dazu bilde.

Zu dieſem Zweck, den Rouſſeau ſelbſt für den ſeinen erkennen würde, veranſtaltet man hiemit eine Ausgabe dieſer Lieder in Teutſchland. Die Originalausgabe derſelben iſt in Kupfer geſtochen, alſo theuer und für die meiſten Liebhaber ſelten. Vielen derſelben ſind die Originaltexte theils unbekannt, theils ihrem Organ nicht geläufig; weil ſich inſonderheit die franzöſiſche und teutſche Sprache ſehr unterſcheidet. Dieſen alſo wird eine treue, ſingbare Ueberſetzung, bey der man jede Note Rouſſeau's hochhält, willkommen ſeyn, und der wohlfeilere Preis ihnen auch nicht unangenehm werden. Der Ueberſetzer hat aus innerer Liebe zur Sache alle Mühe angewandt, ſeine Sprache mit Rouſſeaus Tönen zu vermählen; um aber auch, theils wo dieſes nicht möglich war, theils Liebhabern der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache, das Vergnügen des Urgeſanges zu verſchaffen, von dieſer Seite nichts mangelhaft zu laſſen, werden die Lieder im Original am Ende mit beygedrukt werden.

Die leichteſten Geſänge gehen voran, die ſchweren werden nachfolgen. Rouſſeau, der unſern Gluck ſeiner Nation ſo anpries, und ſich, in Abſicht ſeiner, gern den Petit-faiſeur

wie ihn die Grand-faiseur nannte, Rouſeau verdient gewiß, daß ihn auch unſre Nation als den ihrigen ſchätze und liebe. Auch dieſe können wir nicht gewiß auf die nächſte Michaelismeſſe verſprechen.

Die Subſcription auf diejenigen der obigen Artikel welche an der Michaelismeſſe gewiß erſcheinen, iſt bis zum 20. Dezember d. J. offen. Auf die andern unterzeichnet man bis zum 1c. März 1783.

Endlich bitten wir uns hiermit die Stimmen des geehrten Publikums aus, ob es toleranter Werke bedürfe oder ſie wünſche. Die Zahl derjenigen, welche bey unſern Hrn. Comiſſionairs oder bey uns bis den 1ſten Dezember dieſes Jahres darauf unterzeichnen werden, ſoll uns über die Unternehmung folgender Artikel beſtimmen.

A) Poëtas ilustres de Espana. Klein Oktav, auf feines Poſtpapier, mit neuen ſchönen Schriften. Das Alphabet Subſcriptionspr. 16 gr. Ladenpr. 20 gr.

Oft und viel von Freunden der Spaniſchen Litteratur in und auſſer Teutſchland aufgefordert eine gute und korrekte Ausgabe der beſten Spaniſchen Dichter zu veranſtalten, wage ichs endlich, dem Publiko dies Unternehmen anzukündigen, und es hierdurch um ſeine Meinung zu fragen. Welcher Büchersammler weiß nicht, wie mühſam und koſtbar es in Teutſchland iſt, nur eine Handvoll gute Spaniſche Schriftſteller zuſammenzubringen, geſchweige denn etwas Ganzes in einem Fache dieſer Litteratur zu ſammeln? Halbzerriſſene, ganze Bogen Defekte, von unleſerlicher Hand hineingeſchrieben, auf gelbes löſchpapier zum Theil gedruckt, in widrigem unbrauchbarem Formate; ſo bekömmt der Liebhaber die ſchönſten Früchte der Spaniſchen Muſen nach langem Harren,

ren, vieler Mühe und ſchweren Koſten, ſelbſt aus ihrem Vaterlande. Und glüklich genug, wenn er ſie nur noch bekommt. Mit Allem, was er ſucht, gelingts ihm gewiß nicht. Dieß kann ich aus langer Erfahrung verſichern.

Ich wähle zu meiner Ausgabe der beſten Spaniſchen Dichter Format, Schriften und Papier, wie die Pariſer Ausgabe, 1750, von Batteux Horaz, um den Leſern eine ſchöne und bequeme Taſchen-Ausgabe zu liefern. Neuangoſſene Schriften, ſchönes Papier, und die höchſte Korrektheit des Druks (ich kann ſie verſprechen, da ich hier drucken laſſe, und jeder Bogen dreymal meine eigne Korrektur paſſirt) ſollen, hoffe ich, ihr ſelbſt Vorzüge vor manchen Originalausgaben geben.

Da ich, meinem Plane nach, gern jeden Dichter ganz liefern möchte; ſo muß ich mich bey dieſer Sammlung hauptſächlich auf epiſche, lyriſche, erotiſche und didaktiſche einſchränken. Die Schätze der dramatiſchen hingegen, die nicht minder reich und wichtig ſind, will ich — wenn das Publikum meinem Unternehmen nur ſo viel Beyfall, als die beſcheidenſte Erwartung hoffen darf, zeigt — in einer beſondern Sammlung, unter dem Titel: Theatro Eſpañol, die recht gut neben jener fortlaufen kann, liefern.

Das Ganze wird, da die Bände nicht gleiche Stärke haben, alphaberweis berechnet, und jede Lieferung, nach vorgeſetztem billigen Preiſe, beym Empfange baar bezahlt. Ich ſchmeichle mir, den beſten und ſicherſten Weg eingeſchlagen zu haben, Liebhabern eine ganze und wohlfeile Spaniſche Dichter-Bibliothek in die Hände zu liefern. Nur muß ich zugleich dringend bitten, mir ihren guten Willen, dieß Unternehmen zu unterſtützen, durch ihre Subſcription bis

den 1sten December dieses Jahres zu zeigen, und ihn nicht auf den Ladenkauf zu verschieben; weil gerade davon die Ausführung meines Entschlusses abhängt. Weimar, im Junius 1782.

F. J. Bertuch.

B) Carmina latina b. Geo. Gottl. Richter, C. conf. aul. et archiatr. Reg. nec non in Academ. Geo. Aug. dum viveret Profeſſ. med. prim. collegit I., P. II.

Je mehr der Geſchmak an der alten ächten lateiniſchen Poeſie in unſern Tagen erhalten zu werden verdienet, und je ſeltner die Producte dieſer Art werden, deſtomehr hat man Urſach, diejenigen Arbeiten zu ſchätzen und bekannter zu machen, die ſich vorzüglich auszeichnen. Die beſondere Stärke des ſel. Hofraths Richter in der lateiniſchen Sprache, verbunden mit einem dichteriſchen Genie, machten denſelben vorzüglich geſchikt, in dieſem Fache der Poeſie das zu leiſten, was der Herausgeber in gegenwärtiger Sammlung zuſammen gebracht, und dem Publiko vor Augen zu legen gewillet iſt. Den Inhalt der Sammlung ſelbſt betreffend, ſo ſind gröſtentheils nur diejenigen Gelegenheits-Gedichte aufgenommen worden, welche es vorzüglich verdienen, dahingegen andre, die ſich auf ganz eigene Umſtände beziehen, und die man ohne dieſe nicht füglich verſtehen kann, weggelaſſen ſind.

C) Herrn Hof-Apotheker **Andreä** zu Hannover ſyſtematiſche **Beſchreibung ſeiner Mineralien-Sammlung**, in groß 4. Schreibpap. mit vielen Kupfern.

Da

Der erſte Band dieſer koſtbaren Sammlung, welcher gegen 30 Kupfertafeln enthalten ſoll, liegt zum Druk fertig. Ein ausführlicher Brief des Herrn Andreä an uns, über die Beſchaffenheit des Werks, iſt in teutſcher und lateiniſcher Sprache beſonders abgedrukt, und wird den Liebhabern den unſern Herren Commiſſionairs zu Dienſt ſtehen. Die Subſcription bleibt bis zum 1ſten März 1787 offen, und da die Größe des ganzen Werks nicht genau beſtimmt werden kann, ſo bieten wir den Subſcribenten den Bogen Druk für 1 gr. und jedes Kupfer in 4to für 1 gr. 6 pf. in Louisd'or à 5 Rthlr. an. Eine beträchtliche Zahl von Liebhabern kann uns in den Stand ſetzen, dieſe Unternehmung mit aller typographiſchen Schönheit, welche das Werk verdient, auszuführen. Denn ohne dieſe darf es gar nicht erſcheinen.

VIII.

Ueber die Veränderung der alten Lieder in neuen Geſangbüchern.

An den Herausgeber des Teutſch. Merk.

Die in verſchiedenen Orten Teutſchlands kurz nach einander veranſtaltete neue Ausgaben der Geſangbücher haben ſchon manche Kritik veranlaſſet, Lob und Tadel, Widerſpruch und Beyfall erhalten. Erlauben Sie mir, daß ich als Liebhaber der Diplomatik auch ein Paar Worte darüber ſage.

Ich ſehe die Lieder als Urkunden und Beweiſe zur Geſchichte der Dichtkunſt an. Wenn nun dieſe in unſern neuen

Geſang-

Gesangbüchern nicht mehr in der Gestalt und in dem Geschmak desjenigen Zeitalters, in welchem sie verfertiget worden sind, erscheinen, so kann ich sie auch nicht mehr unter ächte Gedichte zählen, sondern halte sie für unächt.

Wider das Auswerfen der meisten alten Lieder, die geschmak- erbauungs- und (ich hätte bald gesagt) verstandlos waren, habe ich so wenig etwas einzuwenden, als wider die Aufnahm und Einschaltung neuer geschmak- erbauungs- und geistvoller Lieder. Ich bleibe bloß bey der unbillig vorgenommenen Veränderung der alten Lieder stehen, die mir vorzüglich deswegen anstößig ist, weil der historische Glaube in Ansehung ihrer Verfasser so sehr dabey noth leidet.

Soll denn alles, was unsre Voreltern geschrieben und gedichtet haben, just erst auf den neumodischen Leist passen, bis wir es zu lesen oder zu singen belieben wollen? Wer wäre wohl übler daran als die Herren Archivarien, deren Handwerk sie meist auf altfränkische Schriften einschränket, welche überdieß nicht verändert werden dörfen, wenn sie nicht allen Glauben verlieren sollen? Ich bin gewiß, daß dem gemeinen Mann, ob er gleich kein Archivar oder Diplomatiker ist, bey der neuen Ausgabe eines Gesangbuchs nichts so sehr auffält, als daß er jezt die alte Lieder so verändert, oder nach seinem Ausdruk so verstümmelt lesen und singen soll. Setze man nochsoviele neue Lieder in das Gesangbuch, ja gebe man ein aus lauter neuen Liedern bestehendes Gesangbuch heraus, so wird man gewiß nicht so viel Widerspruch hören, als wider das Umändern der alten Lieder. Ich gestehe es, es kommt mir selbst hart an, ein erbauliches und nach seinem ganzen Inhalt unverbesserliches Lied als z. E. O Gott du frommer Gott ꝛc. nur bloß wegen niedlicherer Versetzungen der Worte, die aber keinen bessern

Ver-

Verſtand würken, verändert zu ſehen und nicht den geringſten Vortheil von mehrerer Erbauung zu gewinnen. Es ſcheint uns unbillig zu ſeyn, den Johann Heermann für ſo unſterb zu halten, daß man ſein Lied nicht mehr ſo ſingen und leſen mag, als er es verfertiget hat. Mit einem Wort, man kann nun nicht mehr ſagen, daß es des Verfaſſers eigne Worte ſind die nun geſungen und geleſen werden, folglich iſt das Lied kein Original mehr, folglich iſt es unächt, folglich kann man, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verletzen, des Verfaſſers Namen nicht mehr darunter ſetzen.

Man urtheile nicht liebloß von dieſen Gedanken; meine Abſicht iſt bloß, ſo vielen würdigen und über mein Lob erhabenen Männern, die an der Ausgabe neuer Geſangbücher gearbeitet haben und noch arbeiten, zur Ueberlegung anheim zu geben: ob es nicht unanſtößiger ſey, alte Lieder lieber gar wegzulaſſen, als ſolche ſo zu verändern, daß ſie gar nicht mehr in das Zeitalter ihrer Verfaſſer paſſen, mithin als unächte Originale nun im Geſangbuch ſtehen? Schlüßlich füge ich noch die Frage hinzu: Ob denn in einem neuen Geſangbuch der Unterſchied zwiſchen unſern alten und neuen Dichtern gar nicht mehr ſichtbar ſeyn darf?

S.

IX.

Der Akademie der Wiſſenſchaften, Litteratur und Künſte zu Lyon Anzeige einer von dem Herrn Abbé Reynal geſtifteten Preisaufgabe.

Der

fechten; entweder ich will leben, oder ich will meine sterbende Ehre in einem Blut baden, das sie wieder aufleben machen wird. Willt du dich wohl halten?

Enobarbus.

Ich will zuschlagen, und schreyen „ nehmt alles.

Antonius.

Gut, komm mit mir, ruf meine Hausbedienten, wir wollen diese Nacht gutes Humors bey unsrer Mahlzeit seyn.

Verschiedene Bedienten treten auf.

Antonius (zu den Bedienten.

Gieb mir deine Hand, du bist immer ein ehrlicher Kerl gewesen, und du auch, und du, und du, und du; ihr habt mir wol gedient, und Könige sind eure Cameraden gewesen.

Cleopatra.

Was soll das bedeuten?

Enobarbus.

Es ist einer von den wunderlichen Einfällen, wodurch Kummer und Trübsinn sich selbst zu erleichtern suchen.

Antonius.

Und du bist auch ein ehrlicher Kerl; ich wollt' ich könnte in so viele Männer gespaltet werden als euer sind, und ihr alle könntet in einen Antonius zusammengestükelt werden,

damit

Der Herr Abbe Raynal, nachdem er zur Aufklärung der Menſchen durch ſeine Schriften beygetragen (*), hat ihnen auch noch neue Vortheile dadurch verſchaffen wollen, daß er andre Gelehrte zu gleichem Zweck aufzumuntern ſucht. Er hat zu dieſem Ende dieſer Geſellſchaft, deren Aſſocié er iſt, aufgetragen zwey Aufgaben zu Gewinnung zweyer von Ihm geſtifteter Preiſe, bekannt zu machen, welche demjenigen Verfaſſer zugeſprochen werden ſollen, die, ihrem Urtheil nach, die Abſichten des Programms am beſten erfüllt haben werden.

Die Akademie hat dieſes Anbieten mit Erkentlichkeit angenommen, und eilet die Preisaufgaben bekannt zu machen.

(Da die eine dieſer Aufgaben für das Jahr 1782. ſich bloß auf die Stadt Lyon bezieht, ſo wird hier nichts weiter davon gemeldet, da ſie nicht, wie die zweyte, ſich unmittelbar auf das allgemeine Intereſſe der Menſchheit bezieht.)

Preisaufgabe für das Jahr 1782.

Die Akademie ſtellt folgende Fragen zur Beantwortung aus:

Iſt die Entdeckung von Amerika dem Menſchlichen Geſchlechte nüzlich oder ſchädlich geweſen?

Wenn

(*) Wir haben es der Beſcheidenheit des Hrn. Abt R. ſchuldig zu ſeyn geglaubt, den Ausdruk, deſſen ſich die Akademie bedient, in etwas zu mildern — après avoir eclaire les hommes, eine heutigs tages ſehr gewöhnliche Franzöſiſche Phraſis, würde wortlich ins Teutſche überſezt, den Begriff erwekt haben, als ob die Menſchheit das Licht das ihr gegenwärtig leuchtet, lediglich dem Hrn. R. zu danken hätte — und die Akademie wollte doch in der That nicht ein Wort mehr ſagen, als wir ſie ſagen laſſen. — **Eine Locke die man in den Ozean tauchen** darf; (S. Yorks **Sentimental Journey**) iſt auf teutſch, eine Locke die gewiß bis auf den Abend halten wird.

Wenn Vortheile daher enſtanden ſind, welches ſind die Mittel ſie zu erhalten und zu vermehren?

Wenn ſie böſe Folgen hervorgebracht hat, welches ſind die Mittel, ſolchen abzuhelfen?

Der Preis beſteht in einer Summe von 1200 Livres (50 Neue Louisd'or) die dem Verfaſſer, welchem derſelbe zugeſprochen worden, oder demjenigen, den er dazu bevollmächtigen wird, ausgezahlet werden ſoll.

Bedingungen.

Alle Perſonen, von allen Nationen werden, zur Concurrenz zugelaſſen, die Academiciens Titulaires et Veterans der Akademie zu Lyon ausgenommen; doch erſtrekt ſich dieſe Ausnahme nicht auf die Aſſocies derſelben. Die Autoren werden erſucht, ſich weder directe noch indirecte zu erkennen zu geben; ſondern bloß eine Deviſe oben vor ihre Abhandlungen zu ſetzen, und einen verſigelten Zeddel beyzufügen, der die nämliche Deviſe, nebſt ihrem Namen und dem Ort ihres Aufenthalts in ſich faſſe.

Wegen Wichtigkeit der Aufgabe, will die Akademie die Größe der Aufſätze auf keine gewiſſe Bogenzahl beſtimmen, ſondern begnügt ſich bloß, die Autoren einzuladen ſich dazu entweder der Franzöſiſchen oder Lateiniſchen Sprache zu bedienen.

Nach Verfluß des erſten Februar 1783. wird kein Aufſatz mehr zur Concurrenz zugelaſſen werden. Die Akademie wird in beſagtem Jahre bey ihrer öffentlichen Verſamlung am Heil. Ludwigs-Feſt, bekannt machen, wem ſie den Preis zugeſprochen habe.

Die Pakette werden poſtfrey, addreßirt nach Lyon, an Mr. *la Tourette*, Secretaire perpetuelle pour la Claſſe des Sciences, rue Boiſac, oder

an Mr. *de Bory*, Secretaire perpetuel pour la Claſſe des Belles lettres, rue Boiſſac, oder

an Mr. *Aimé de la Roche*, Imprimeur-Libraire de l'Academie, maiſon des Halles de la Grenette

---

X.

Andre Litterariſche Ankündigungen.

1. Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer thieriſcher Körper.

„Ich bin nun mit meiner ſiebenjährigen Unterſuchung der Eingeweidewürmer thieriſcher Körper ſo weit gekommen, daß ich mir getraue, ſie dem Publikum im Druck zu übergeben. Aerzte ſo wohl als Naturforſcher, denen es um Wahrheit und Gewißheit in dieſer dunklen Geſchichte zu thun iſt, werden darinn, beſonders was die Erzeugung und Organiſation dieſer Würmer betrift, aus untrüglichen Fakta der Natur, mehr Ueberzeugung, als in andern, auf ſchwankenden ſelbſt ausgedachten Hypotheſen, beruhenden Schriften, finden. Denn es iſt dieſes Werk nicht bloß zur Liebhaberey geſchrieben; ſondern für die Wahrheit, und zur Aufklärung einer der dunkelſten Art von Geſchöpfen, mit vieler Mühe, Geduld, Genauigkeit und Koſten bearbeitet worden. Eine vorläufige Anzeige davon iſt bereits im 6ten Stück der Berichte der Buchhandlung der Gelehrten zu Deſſau geſchehen. Doch hier iſt der ganze Plan des Werks, dem ich dieſen Titel gegeben habe:

Das Werk ſelbſt hab' ich in vier Haubtabſchnitte getheilt.

1. Einleitung in die Geſchichte der Eingeweidewürmer thieriſcher Körper überhaupt, worinn aus untrüglichen

lichen Faktis erwieſen wird, daß ſie nicht von außen hineinkommen; ſondern allen thieriſchen Körpern angeboren ſind. Dies iſt mutatis mutandis die Abhandlung, welche in Kopenhagen den zweeten Preis erhalten hat; aber mit vielen neuen Zuſätzen und Erläuterungen. Beſonders iſt hierinn der ganz neue ſyſtematiſche Plan der Geſchlechter und Arten dieſer Würmer enthalten, und eben daraus erwieſen, daß die Oekonomie derſelben nichts zufälliges, ſondern wahre Schöpfungs-Ordnung, mithin etwas den thieriſchen Körpern angebohrnes ſey. Dieſer Plan iſt hier weit vollſtändiger, als in gedachter Abhandlung, und nicht zuvor noch Einbildung und Hypotheſenſucht ausgedacht; ſondern nachher, nach geendigten ſiebenjährigen Beobachtungen ſo entworfen, wie ich ihn der Natur ſelbſt abgelernet habe. Nach meinen Erfahrungen giebt es nun eilf Hauptgeſchlechter von Eingeweidewürmern thieriſcher Körper. Diejenigen, über welche ich noch keine völlige Gewißheit hatte, hab' ich lieber zurük gelaſſen.

I. **Rundwurm**: Aſcaris mit drey Untergattungen. 1) Rieſe, Gigas. 2) Mittelrundwurm, Teres. 3) Madenrundwurm, Minutior: Von dieſem lezterem fünf Arten; a) Nadelwurm, Acus. b) Stumpfſchwanz, Filiformis. c) Sulenſchwanz, Subulata. d) Haarrundwurm, Crinformis. e) Rundwürmchen, Minutiſſima.

II. **Haarkopf**, Trichocephalos (Trichuris Auctorum) a) mit einfachem Kopfe, Simplex; b) mit gekröntem Kopfe, Vncinatus.

III. **Zwirn- oder Drahtwurm**: Gordius.

IV. **Kappenwurm**, Cucullanus. 1) Rundſchwanz, Rotundatus, 2) Nadelſchwanz, Aſcaroides.

V. **Palliſadenwurm**, Strongylus.

VI. **Afterkratzer**, Pseudöechinorynchus.

VII. **Kratzer**, Echinorynchus. 1) **mit einfachem bewafnetem Rüßel**; a) **ohne Hals**. b) **Langhals**; c) **bewafneter Bruſt und Rüßel, langem Zwiſchenhals**. 2) **Vierrüßel**.

VIII. **Plattwurm**, Planaria. 1) **breiter**, Latiuſcula. (Faſc *hepatica* Auctorum) 2) **Walzenförmiger**, Cylindrica a) **mit einer**; b) **doppelter Saugmündung**. 3) **Flügelwurm**, Alata. 4) **Keulenförmiger**, Subclavata.

IX. **Bindwurm**, Faſciola. 1) **Nelkenwurm**, Fimbriata. 2) **Stiefelwurm**, Ocreata. 3) **Darmbindwurm**, Inteſtinalis. 4) **Bauchbindwurm, Riemenwurm**, Abdominalis, Loriformis.

X. **Bandwurm**, Taenia.

A. **Eingeweidebandwurm**: Viſceralis 1) **Blaſenbandwurm unter einer Decke**: hydatigena. a) **Kugelförmige**, Orbicularis. b) **Erbſenförmige**, Piſiformis. c) **Schlauchförmige**, Vtriculenta. d) **Bandförmiggegliederte; Großkopf**, Faſciolata, Megocephalos. 2) **Blaſenbandwurm ohne Decke und Außenblaſe**, Veſicularis; cerebrina, Multiceps: **im Hirnmark drehender Schaafe**: 3) **der kleine geſellſchaftliche körnerichte Blaſenbandwurm bey tauſenden einzeln in einer Blaſe**, Taenia viſceralis *Socialis granuloſa*.

B. **Darmbandwurm**, Inteſtinalis.

a) **der Menſchen**. 1) **Langgliedrichte**, Cucurbitina: a) **diſſerſchigte**, Saginata. b) **flache durchſichtige**, Pellucida. 2) **Häutige kurzgliedrichte**, Vulgaris, Griſea. 3) **breite**, Lata. 4) **Schnurbandwurm**, Tenella.

b) **in andern Thieren**. I. **in Saugthieren**. 1) **Kettenbandwurm**, Cateniformis; a) **Hundsbandwurm**, Canina; b) **blumichte**, Dendritica; c) **das Bändgen**, Puſilla.

2) **Za-**

2) Zackengliedrichte, Sägenförmige, Serrata. Kugelgliedrichte, Globulata. 4) Lineirte, Linearа. 5) Durchblätterte, Perfoliara. 6) Strohhalmige, Straminea. 7) Stabförmige, Bacillaris. 8) Seitenfadige, Filamentoſa. 9) Kammförmige, Pectinata. 10) Schaafbandwurm, Ovina.

II. In Vögeln. 1) Lanzettenförmige, Sagittata. 2) Hammerbandwurm, Malleus. 3) Trichterförmige, Infundibuliformis. 4) Geſchlängelte, Serpentiformis. 5) Kantenförmige, Crenata. 6) Becherförmige, Crateriformis. 7) Wurſtgliedrichte, Farciminoſa. 8) Fadenbandwurm, Filum. 9) Linienbandwurm, Linea. 10) Kugelarmige, Bracchium globulatum. 11) Geperlte, Perlata. 12) Leuchterbandwurm, Candelabraria. 13) Langfaden, Longiſſima.

III. In Fiſchen. 1) Der runzlichte, Tetragonoceps. 2) Kolbenkopf, Claviceps. 3) Gemündete, Oſculata. 4) Wechſelsweiſe lineirte, Alternatim lineata. 5) Schweinsrüßel, Proboſcis Suilla. 6) Knotige, Noduloſa.

IV. In Amphibien. 1) Der unaleiche, Diſpar: in kleinen Landkröten.

XI. Wurmgeſchlecht. Das infuſoriſche Chaos im Schleim des Maſtdarms der Fröſche, Land- und Waſſerkröten. 1) Die Monaden, 2) Pantoffeln, 3) Bouteillen, 4) Kribelkuael, 5) Flimmerwalze.

II. Im zweeten Abſchnitte iſt die Beſchreibung und Abbildung aller dieſer Geſchlechter und Gattungen von Würmern enthalten, nach dem vorher angegebenen ſyſtematiſchen Plan. Hierinn kömmt alles vor, was zur Oekonomie, Struktur, Erzeugung und Organen dieſer Würmer gehört. — Die eigentliche Suite der mikroſkopiſchen Beobachtungs-Proceſſe.

III. Vortheile zur richtigen Behandlung dieſer Würmer, nebſt den dazu gehörigen Inſtrumenten, damit andere künftig weiter gehen können.

IV. Verzeichniß aller Exemplare von Eingeweidewürmern meines Kabinets, das ich, wenn dieses Werk fertig ist, einem Museo überlassen will, weil es Schade wäre, wenn sie sollten nach meinem Tode zerstreuet werden. Ingleichen das Verzeichniß aller in dieser Absicht zergliederten Thiere nach Linneischer Ordnung.

Dieses Werk bin ich nun Willens auf meine Kosten; aber auf Pränumeration in groß Quart, auf gutes Papier, drucken zu lassen. Ich verlange zwischen hier, und Michaelis 1782, sechs Thaler Vorschuß in altem Golde, den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet. Nach Michaelis kostet das Exemplar 7 Rthlr. 12 Ggr. Wer auf zwölf Exemplare Pränumerationsgelder sammlet, bekömmt das dreyzehnte frey. Gelder und Briefe werden unmittelbar an mich, oder an den Herrn Bankier Löhr in Leipzig, an den Herrn Hofmeister Knoch beym Fürstl. Karolina in Braunschweig, an den Hrn. Hauptmann Rauch in Königsberg in Preußen, an die Fr. D. Martini in Berlin, an den Hrn. D. Reich zu Laubach bey Frankf. am Mayn, an den Hrn. Apotheker Meyer zu Stettin, an des Herrn Graf von Borke Hochgeb. zu Stargard bey Platke in Hinterpommern, an den Königl. Hrn. Staatsrath Müller zu Kopenhagen, an den Königl. Hrn. Einnehmer Heidfeld zu Magdeburg, an den Hrn. Protonotar. und Extrajudicial-Prokurator Carl Gottfried Keller zu Hamburg, an den Hrn. Prof. Baldinger zu Cassel, an die Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau und Leipzig, an den Herrn Legationsrath Meuschen im Haag; aber Postfrey eingesandt: oder auch an irgend einen meiner Freunde und Kollegen der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin, deren Namen jedem Bande der Berlinischen Beschäftigungen vorgedrukt sind.

Es werden höchstens zwey Alphabet im Druck werden, und etwa 42 Kupfertafeln zu dem Werke kommen, die ich

aber

aber nicht werde illuminiren laſſen, um in den feinſten Theilen die Deutlichkeit zu erhalten. Die Zeichnungen ſind unter meiner Aufſicht von dem hieſigem geſchikten Raths-Kunſt- und Zeichenmeiſter, Herrn Auguſt Michelſen, mit vielem Fleiß, Genauigkeit und Treue gegen die Natur verfertiget. Die Kupfer wird der ebenfalls in dieſer Kunſt ſehr erfahrne Herr Schmidt zu Offenbach ſtechen, und auf gutem feinem holländiſchen Papiere liefern: eben derſelbe, der die ſchönen Abbildungen von Inſekten zu des Herrn Hofmeiſter Knochs zu Braunſchweig Beyträgen verfertiget. Für Holland, England, Frankreich und Italien wird der Text lateiniſch gegeben werden, wenn ſich hinlängliche Pränumeranten finden.

Gleich nach Michaelis 1782 kann das Werk von den Pränumeranten, entweder bey mir, oder bey der Buchhandlung der Gelehrten zu Deſſau und Leipzig abgefordert werden, wovon ich denn in den öffentl. Zeitungen nochmals Anzeige thun werde. Quedlinburg, den 6. Nov. 1781.

Joh. Auguſt Ephraim Göze.

---

2. Unter dem Titel:

Deſſauiſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. Erſtes Stück, 1782.

iſt ein Quartbogen an die meiſten Poſtämter, Buchhandlungen und an die Kommißionärs der Gelehrten-Buchhandlung zur Bekanntmachung verſendet worden, der nebſt einigen Probeartikeln den an die Jugend gerichteten Plan eines Blatts enthält, von dem, von der Mitte des Julius an, wöchentlich ein Stük herauskommen wird. Es ſcheint aber dienlich, die dadurch zu erreichenden Abſichten den erwachſenen Leſern etwas beſtimmter anzuzeigen. Dies Zeitungsblatt ſoll nämlich:

1) Den jungen Menschen für die Welt und die Welt für ihn interessiren, und dem Erzieher Gelegenheit geben, seinem Zöglinge die schon jezt vorhandene und mit zunehmenden Jahren immer innigere und vielfacher werdende Verbindung dessen, was er lernt oder übt, mit der Summe von Glükseligkeit, die das Menschengeschlecht in jedem Zeitpunkte genießt, sinnlich zu machen, und das Gefühl seines eignen Werths in Bezug auf das Ganze zu berichtigen;

2) der Jugend und allen, die es bedürfen, richtige Begriffe von denjenigen Wörtern beybringen, die beym Fortgange der Kultur nach und nach in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen, und allen denen dunkel bleiben, die sich nicht ausdrüklich auf die einzelnen Wissenschaften legen, aus welchen sie genommen sind;

3) den Irrthümern und Lastern unsrer Zeit durch Darstellung ihrer wahren Natur und Verhältniß zur Menschenglükseligkeit Abbruch thun, und dagegen richtige Schätzung der menschlichen Dinge und Bestrebungen gemeiner machen;

4) das Gute, welches im Verborgenen geschieht und genossen wird, ans helle Tageslicht ziehen; nicht um die bescheidnen Urheber desselben durch Nennung ihrer Namen schamroth zu machen: sondern blos durch die That selbst zur Nachahmung zu reizen, und dem immer weiter um sich greiffenden Geiste der Unzufriedenheit mit Gott und Menschen entgegen zu arbeiten.

Die Mittel, durch die man diese Absichten befördern zu können glaubt, sind erklärende Erzählung der wichtigsten Staats- und Naturbegebenheiten unsrer Zeit — Nachrichten von neuen Entdeckungen in der Natur, Kunst und Gelehrsamkeit — Beyspiele von Tugend und Laster mit ihren Folgen aus allen Ständen gesammlet — dergleichen von wohl-

wohlthätigen Würkungen einzelner Religionslehren und sittlicher Grundsätze — Jugendanekdoten — Aufgaben, das Nachdenken zu üben — kurze Nachrichten vom Fortgange des Erziehungswesens und was sich sonst noch zweckmäßiges während der Ausführung selbst entdecken wird. Man wird alles in der einfachsten Schreibart so vorzutragen suchen, daß es junge Leute gern lesen, und lieber die Sachen selbst, als den Schriftsteller reden lassen. Moralische Tiraden bleiben ganz weg.

Dies ist kürzlich das Ideal, dem man sich nach und nach zu nähern suchen wird, wenn das Blatt den Beyfall erhält, den die dadurch erzielten Absichten und seine Schicklichkeit für die Bedürfnisse der Zeit verdienen.

Das philantropische Erziehungs-Institut trägt die Kosten des Unternehmens, und empfängt den Ertrag davon. Der Verfasser ist R. G. Becker, dessen Preisschrift über die Frage: ob es nützlich sey, das Volk zu täuschen? von der Berliner Akademie gekrönt worden. Der Pränumerationspreis für ein Jahr ist 1 Rthlr. 16 gr. Postämter und Kollecteurs erhalten 10 pro Cent für ihre Bemühung. Wegen monatlicher, vierteljähriger und jährlicher Versendung, wender man sich an die Buchhandlungen jedes Orts. Der Herr Professor Trapp wird sein Wochenblatt für die Schulen mit diesem Monat schliessen, und seinen Abonnenten seine Zeitung als die Fortsetzung desselben anweisen.

Dessau, im Junius 1782.

Wolke,
im Namen des philantr. Erz. Instit.

---

3. Der, seinen Freunden und den Wissenschaften zu früh entrissne, Herr Hofr. Lessing zu Wolfenbüttel, war im Begriff, das Leben meines seligen Mannes, aus dessen eigenhändigem Aufsatze, und vielen andern dazu dienlichen Papieren herauszugeben, als ihn sein Schikſal übereilte.

Ich

damit ich euch wieder ſo gute Dienſte thun könnte, als ihr mir gethan habt.

Alle.

Das verhüten die Götter!

Antonius.

Wohl, meine guten Burſche, wartet mir dieſe Nacht auf; laßt meine Becher nicht leer ſtehen, und tractirt mich ſo gut, als ob mein Reich euer Mitbedienter wäre, und meine Befehle empfienge.

Cleopatra.

Was meint er mit allem dieſem?

Enobarbus.

Seine Leute weinen zu machen.

Antonius.

Habt Sorge zu mir auf die Nacht; es kan ſeyn, es iſt das Ziel eurer Dienſte, vielleicht ſeht ihr mich nicht mehr, oder wenn ihr mich ſeht -- einen zerſezten Schatten. Es kan Morgen begegnen, daß ihr einem andern Herrn dienen müßt. Ich ſeh euch an, wie einer der Abſchied nimmt. Meine ehrlichen Freunde, ich ſtoſſe euch nicht aus, ſondern behalte euch, als ob ich mit euerm guten Dienſt vermählt ſey, bis in den Tod bey. Wartet mir nur noch dieſe Nacht zwo Stunden auf; mehr verlang ich nicht, und die Götter belohnen euch dafür!

Enobarbus.

Ich bin nun entſchloſſen, es ſelbſt zu thun; und das Werk wird enthalten: 1) das Leben ſelbſt. 2) Eine genaue Nachricht von ſeinen hinterlaſſenen Handſchriften. 3) Seinen litterariſchen Briefwechſel mit den berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit.

Alle Briefe noch lebender Gelehrten, ſo wie auch alle bloß freundſchaftliche, (denn die ſind nicht für das Publikum geſchrieben) werde ich zurüklaſſen.

Es ſind Briefe von Reimarus, Heilmann, Dorville, Meermann, Weſſeling, Wetſtein, Hemſterhuyß, Schultens (dem ältern), Gronov, den beyden Burmanns, Gaubius, Albinus, Brucker, Geßner, Schöpflin, Wolf, Aſkev, und mehreren teutſchen, engliſchen und holländiſchen Gelehrten. Nur iſt zu beklagen, daß mein ſeliger Freund von den Entwürfen ſeiner Briefe an dieſe Männer nur den kleinſten Theil aufbewahrt hat.

Alles zuſammen wird ohngefähr zwey Alphabete in ord. Format betragen. Finden ſich von jezt an bis zu Ende des Julius ſo viele Subſcribenten, daß ich in Anſehung der Drukkoſten ſicher bin, ſo ſoll das Werk zur Michaelmeſſe fertig ſeyn. Die Subſcribenten erhalten das Alphabet für 12 gr. (den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet) nachher aber koſtet es 18 gr. Man kann bey mir oder bey der Buchhandlung der Gelehrten zu Deſſau ſubſcribiren. Wer 10 Subſcribenten ſammelt, erhält eins für ſeine Mühe.

Meine Freunde, denen es ihr Herz ſagt, daß ſie meine wahren Freunde ſind, und alle Gelehrte, die überzeugt ſind, daß das Andenken ſehr verdienter Männer noch einiger Achtung werth iſt, werden von ſelbſt, ohne daß ich ſie hier nenne und darum erſuche, die freundſchaftliche Bemühung gütigſt übernehmen, dieſe Sache, ſo viel ihnen möglich iſt, zu befördern. Bornum, bey Braunſchweig und Helmſtädt, den 2ten April 1782.

Erneſtine Chriſtine Reiske.

Der
Teutſche Merkur.

Auguſt 1782.

I.

Eine Ausſicht
vom Berg herab nach Diſchingen
1781.

Ruhige, heitre Scenen der Natur! Euch iſt der offenſte Blik meines Auges gewidmet —— an ſchuldloſern Gegenſtänden hat ſich nie mein Herz erquicket.

Allmählich enthüllet mir der ſchwindende Hügel und das weidenreiche Thal ſeine fruchtbaren Schönheiten — ein Thal von neuen Hügeln umgränzet, drauf Büſche und manchfaltig aufgeſproßtes Holz einen ungepflanzten Garten bilden.

Einzige Lehrmeiſterin des Schönen, mütterliche Natur! In deinen Schöpfungen allein erkenne ich Reichthum ohne Ueberfluß, Geiſtesſättigung und Allgenüglichkeit.

Dieſer anſehnliche Hügel, der mir zum Standpunkte dienet, iſt vielleicht der Leichnam eines

ausgebrannten Vulkans! — Vielleicht hat vor Myriaden von Jahrtausenden hier ein Aetna getobet. — Vor unzähligen Aeonen paarten sich vielleicht hier einige Geschlechter von Rorkapern, und Cachelotten, und das Seepferd trug sich schäumend auf grünen Wellen herum, wo izt der träge Stier seinen Steinkarren zieht.

Endlich frosteten Eichen und Wachholdersträuche auf den entnässeten Gründen auf. — Aus der Fäulniß vieler hundert Waldgenerationen ist endlich ein Fußhoch fruchtbarer Erde entstanden.

Nun blühen Veilchen und wilde Nelken und allerley Blumengattungen, auf der segenreichen Oberfläche: Kleewiesen bedecken die nassen Thäler, und das höhere Ackerfeld trägt zehnfältiges Getraide.

Seyd mir gegrüßet, friedliche Hüttenbewohner, da unten am Hange des Hügels! Wie ruhig liegen eure Wiegen in seinem Schatten, ihr Kinder dieser Zeit!

Und wie sollt ich sie nicht Kinder nennen? Sie haben noch nicht aus dem Kelche der Aufklärung getrunken, sondern liegen noch am vollen Euter der rohen lieben Natur! — Wohl ihnen, sie haben auch ihr Gift nicht gekostet.

Nicht ihr Gift gekostet? — O! laß mich mein Auge hinweg wenden, und es nicht sehen, wenn sie

ſie von der Einfalt ihrer Sitten, und von der väterlichen Zucht abgewichen ſind!

Durch ſo viele Anfälle der Barbarey und des Aberglaubens, — der Kriegesverheerung, und menſchheitloſen Laſterthaten, die der Krieg ausbrütet — durch ſo abſcheulich lange Perioden des Verderbens, hat ſich doch noch ein gutes Völkchen in dieſen Gegenden erhalten.

Iſts etwa der allmächtige Einfluß eines nicht unfreundlichen Himmels, und eines ziemlich fruchtbaren Geländes?

So hat die Vorſicht tauſendfältige Mittel auserſehen, ihre empfindungsfähigen Geſchöpfe immer ohne Wunder und nur durch den geraden Lauf der Naturkräfte zu beſeeligen.

So ein Anblik — und ſo ein Gefühl — wie verſöhnet es nicht den Weltbaſſer mit der Schöpfung? Wie ruhig und ſtille wallt das Herz bey ſolchen Empfindungen! Die ſanfteſten Wellen des Lächelns umziehen die Wange des Staunenden. Noch einmal will ich mich nach der Sonne umſehen, und von ihr Abſchied nehmen —

Morgen grüße ich dich, wenn du von dem gegenüberliegenden Hügel heraufſteigeſt, und waſche mein Geſicht im Thaue, daß mein zu blödes Auge deinen Anblik feſter ertragen möge.

Fr. von Schaden.

II.

Akademiſcher Briefwechſel.

Vierter Heft.

Werner an Sternberg.

Vogue la Galere! Lieber Sternberg. Du haſt doch den Brief bekommen, worinn ich dir ſchrieb, daß Ausſehen zu einem neuen Leben da iſt? Eichen Scheim zu betrügen iſt doch eine ſüſſe Empfindung! Was hatte der Jude in den Brief zu gukken! Und baute ſogleich darauf einen neuen Plan, mich wieder gröblich anzuführen! Ich habe die Louisd'or freylich theuer gekauft, wenn ich ſie wieder bezahlen ſollte. Allein dafür wird auch Rath werden. Zeit gewonnen alles gewonnen. Weil du immer ein ruhiger ordentlicher Kerl warſt, haſt du nie Gelegenheit gehabt, die theure Erfahrung zu machen, was das heißt, wenn man kein Geld hat, oder von Gott verlaſſen iſt.

Das iſt Eins. Und dann wird man ſo ein nüchterner Menſch, wenn die Taſchen leer ſind. Man hat keine Fähigkeit zum Guten. Es fallen Einem alle ſeine Sünden ein. Ich war dir wahrlich die Tage über, da ich den lezten Louisd'or, wie mein Palladium in der Taſche führte, wie ein

ein andrer Philiſter. Es war mir als wenn ich nichts gelernt hätte, als wenn ich gar nichts taugte. Jeder Menſch, dem ich in die Augen ſah, kam mir als ein brauchbarerer, tüchtigerer Kerl vor. Aber nun hat ſich Gottlob! das Blat gewendet. Ich fühle dir wieder Beruf zur Intellektuellen Welt, und merke daß ich zu was beſſerm gebohren bin, als Brod zu erwerben.

Der junge Bär aus Norden, den ich führen ſoll, wird nun bald ankommen. Es ſind ſchon einige Kiſten von ihm da, und es wird ihn ein alter Candidatus Theologiä begleiten, der ihm in der Jugend das Abc beygebracht hat. Die Herren reiſen, wie ich höre, mit einem Hodometer im Wagen; ſie haben auch die neue Erfindung bey ſich, wie man ſogleich die Pferde loslaſſen kann wenn ſie durchgehen wollen. Das verkündigt uns der treuherzige Pinſel, der guten Menſchenverſtand nöthig hat, mit Etwas von unſerer Imagination tingirt zu werden. In ihrem lezten Briefe, der von Hamburg datirt iſt, erkundigten ſie ſich, ob es noch Zeit wäre, auf Paſtor Götzens Werk von den Würmern zu pränumeriren. Ich denke, ich werde mich in meinem Alter noch aufs Inſektenfangen legen müſſen. Als der Profeſſor neulich einige von ihren Sachen auspakte, nahm ich Miſcroſcopien und mehr dergleichen Apparatus wahr. Vielleicht werde ich künftig beym Begatten der Infuſionsthiergen Wache halten, und zuſchauen müſſen, wie die Flöhe Eyer legen. Ei-

nige Erbauungsbücher mit vergoldetem Schnitte waren auch mit unter, und Betrachtungen über die Größe des Schöpfers auf 365 Tage. Was man nicht alles noch in seinen alten Tagen lernen kann!

Hier hast du auch ein Paar Briefe von meinen Leuten zu Hause, wie diesen sich mein neuer Lebenswandel vorspiegelt. Du wirst ohne mein Erinnern aus dem ganzen Pakt ersehen, daß Mariane noch die einzige kluge Person in der Familie ist.

Vom Onkle Anton.

Wohlgebohrner,
Hochzuehrender Herr Neveu,

Sie werden verzeihen, wenn ich mit diesen wenigen Zeilen von neuem beschwerlich falle. Meine Schwester hat mir Ihr werthes vom 15ten des vorigen Monats mitgetheilt, mit dem Verlangen, das ich ihr über den Innhalt desselben meine ohnmaßgebliche Meynung sagen sollte. Ich sage immer, zu geschehnen Dingen soll man das Beste reden, und was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Meine Schwester ist sonst eine Frau die sich in den Willen der Vorsehung schicken kann; allein dießmal schien ihr doch der Gedults-Faden auszureissen. Das war ihr hauptsächlich so schmerzlich

lich, wie ſie nicht ſehe, ihren einzigen Sohn neben ſich in ihrem eignen Hauſe, und wohl verſorgt, und dereinſt wohl verheurathet zu wiſſen. Doch dazu wird auch Rath werden. Die alte Leute haben freylich Mühe ſich in eines andern Lage zu ſetzen.

Ich wüßte ſelbſt nicht was ich gethan hätte, wenn mir in der Jugend wäre proponirt worden, 300 Thlr. Däniſch-Curant anzunehmen, um daneben anzugeloben, drey Jahre lang auf eines andern Koſten in Frankreich oder Italien zu Mittag und zu Nacht zu ſpeiſen. Doch es ſind auch Fatiguen dabey; und beſonders ſoll in Italien gar ſchlechtes Eſſen und Trinken ſeyn. Sie haben gewiß gar keine Oefen, und das iſt doch betrübt!

Aber freylich iſts hübſch, wenn man ſo im Monat März unter den Orangen und Citronen Bäumen ſein Pfeifgen in der freyen Luft rauchen kann. Sagen Sie mir doch, gehts denn gleich nach Italien? — Und meine Schweſter meynt, obs übers Waſſer ginge? Ich dächte nicht. Der gerade Weg geht über den bekannten Mont Cenis, und da wird man, dünkt mich, auf Tragſeſſeln fortgeſchaft. Es ſoll erſtaunlich geſchwind gehen. Wer da den Schwindel hat, der iſt übel dran. Ich habe neulich darvon eine ſchöne Nachricht in dem Leben des Sir Carl Grandiſon geleſen, wo alles recht ausführlich beſchrieben iſt. Nähmen Sie ſich in acht, wehrteſter Herr Neveu, daß Sie

nicht auch eine Clementine della Porretta finden, die Sie gar an das ſchöne Land feſſelt!

Ich freue mich recht ſehr, dereinſt ihr Journal durchzuleſen. Unſer Einer iſt würklich übel dran, der nicht ein bischen in der Welt geweſen iſt. Man weiß von gar nichts zu reden, als von der Zeitung, und auch das nicht recht. Neulich war unſer Vetter, der Lederhändler Mühl, der kürzlich aus Frankreich gekommen iſt, in einer unſrer Geſellſchaften, und da ſperrte alles Maul und Naſen auf, wenn der junge Menſch redte. Es waren Leute aus allen Collegien da, und der wußte doch alles vom Krieg und Frieden beſſer zu erzählen als wir. Es iſt ein verzweifeltes Ding wenn man ſagen kann: ich bin da geweſen — ich habs geſehen — ich habs gegeſſen. — Da waren neulich die jungen Herren, die mit dem Herrn Prof. Schlozer in Italien geweſen waren, die ſagten: an vielen Orten wäre keine Butter — keine Milch, und nirgends ein Tropfen Bier! — Das iſt doch arg! — und ſie hätten oft in Einem Tage viermal Capaunen gegeſſen; geſotten, gebraten, fricaßirt, und ich glaube gar, eingemacht. —

Nun, ich denke, Sie werden meinen guten Rath zur bevorſtehenden Reiſe nicht nöthig haben, zu der ich Gottes Glük und Seegen wünſche, und mit vollkommner Hochachtung verharre ꝛc.

Werners Mutter an ihren Sohn.

Du kannſt dir vorſtellen, Liebes Kind, daß ich von Herzen erſchrocken bin, über den Inhalt deines lezten Briefs. Ich mußte mich ſogleich zu Bette legen, und meine alten Verſtopfungen zeigten ſich von Neuen. Ich ließ meinen Onkle, den Legations-Rath, beſchicken, und fragte ihn um Rath, ob er nicht glaubte, daß die Sache könnte hinterſtellig gemacht werden können. Er gab mir ſchlechten Troſt, und führte mich auf das Exempel unſers Vetters Lippoldts, der eine Frau mit von Univerſitäten gebracht hatte, und der ſeiner Mutter auch nicht eher ſchrieb, bis er mit ihr hochſchwanger unter Wegs war. Freylich iſts nicht ſo ſchlimm, als wenn du mir eine fremde Frau ins Haus gebracht hätteſt. Aber Gott weiß, wenn ich dich wieder ſehen werde!

Iſts denn gar nicht möglich daß du uns vorher beſuchſt, ehe Ihr auf Reiſen geht? Dein Weiszeug muß doch vorher durchgeſehen, und beſonders die Strümpfe ausgebeſſert werden. Ich habe ſchon ein Dutzend neue Hemdenkragen daliegen; denn daran wirds wohl am meiſten gebrechen. Und das ſchöne Stükchen Tuch das ich dir ſelbſt zu ſiebenthalb Ellen geſponnen habe! Es iſt kein Faden von einer fremden Hand daran, und wir habens hinter dem Hauſe auf dem Rain linker Hand gebleicht. Wenn wirs ſo alle Abend und Morgens früh um vier Uhr begoſſen haben,

Enobarbus.

Was denkt ihr, gnädigſter Herr, daß ihr ihnen eine ſo troſtloſe Rede haltet? Sehet, ſie weinen, und ich, Eſel, habe ſelbſt Augen als ob ich Zwibel gerochen hätte; Thut uns doch die Schmach nicht an, uns in Weiber zu verwandeln.

Antonius.

Ho, ho, ho! Der T** hohle mich, wenn ich es ſo gemeint habe! Glük wachſe, wo dieſe Tropfen hinfallen! Meine lieben Freunde, ihr gebt meinen Worten einen zu traurigen Sinn; ich redte mit euch, um euch aufzumuntern; bat euch, dieſe Nacht mit Fakeln durchzubrennen: wißt, meine Herzen, ich habe gute Hofnung auf Morgen, und will euch dahin führen, wo ich eher ein ſiegreiches Leben als Tod und Ehre erwarte. Laßt uns zum Nachteſſen gehen, komms und ertränkt alle Sorgen --

(Sie gehen ab)

Dritte Scene.

(Ein Wachthaus vor dem Palaſt.)

Eine Compagnie Soldaten zieht auf.

1. Soldat.

Bruder gute Nacht. Morgen iſt der Tag.

2. Soldat.

Es muß endlich auf eine Seite entſchieden werden. Lebt wohl! hörtet ihr nichts ſeltſames auf der Straſſe?

1. Sol-

iſt mirs nicht umſonſt oft ſo ſchwer ums Herz geworden. Die Wege des Herrn ſind freylich unerforſchlich.

Ich hatte dir die große Stube in den Hof ſo ſchön zu rechte machen und friſch ausweiſſen laſſen. Deine Schweſter iſt ein albernes Ding; die ſagte immer, es wäre nur zu viel Licht darinn, du könnteſt vor dem Licht nicht ſehen. Man mußte das unterſte Fenſter vermachen. Was doch alles in der Welt Mode wird! Ich glaube man wird uns alte Leute am Ende noch alle zu Thoren machen wollen.

Ich bin auch deinetwegen bey dem Herrn Kanzler geweſen, und habe ihm deinen Entſchluß bekannt gemacht. Sr. Excellenz haben mir aber nichts darauf geantwortet, und das halte ich für kein gutes Anzeichen. Man hatte mir den Rath gegeben, ich ſollte dich herkommen laſſen, damit du dich examiniren ließeſt. Alsdenn würde es nicht ſchwer halten, daß du einen Acceß bey der Regierung erhielteſt. Du könnteſt doch hernach thun, was du wollteſt, und ſo wäre dir doch die Anciennität vorbehalten.

Schreibe mir doch mit ein paar Worten ob du darauf gar keine Reflexion nimmſt? Ich denke, wenn ich dich nur einmal wiederſehe, iſt die Hälfte meiner Sorgen ſchon vergeſſen. Neulich wollte der junge Lehr, der von G*** kam, behaupten, du hätteſt dir das Haar hinten rund abſchnei-

abſchneiden laſſen? Iſt denn das wahr? Schreib mir doch auch, ob du deines Vaters Ring mit dem ſchönen Topaß mit Roſettgen beſezt, überſchikt haben willſt, und ob du noch etwas Geld nöthig haſt, damit ich mich bey Zeiten darauf ſchicken kann. Das ſchönſte aber wäre, du holteſt es ſelbſt ab, und wenns nicht anders ſeyn kann, du brächteſt deinen jungen Herrn mit. Wir haben ja Betten genug auf dem Boden, und für die kurze Zeit über, die Ihr hier ſeyd, wird ſich wohl auch noch ein Eſſen Fiſche oder Krebſe auftreiben laſſen.

Ich empfehle dich in den Schuz Gottes, und dir ins Angedenken

Deine treue Mutter.

* * *

Mariane an ihren Bruder.

Lieber Engel, ich möchte dich vor Freude erdrücken, daß du ein Mittel gefunden haſt, dem H—deleben zu entgehen. Ich will herzlich gerne darauf reſignirn, dich zu ſehen, wenns hier ſeyn muß, wo du ſichtbarlich zu Grunde gehen müßteſt. Ich glaube, wenn's Sternberg ſelbſt wäre, ich hätte das Herz und gäbe ihm die Hand, und ſagte zu ihm: ziehe hin im Frieden, und komm wieder als ein Mann! Ach wie pocht mir das

Herz

Herz auf, wenn ich das Wort höre: Reiſen! Wie ſeyd Ihr ſo glüklich vor Uns, Ihr Männer, daß Ihr Euch bewegen könnt! Wir verdienen aber auch kein beſſer Schikſal. Denn wo iſt ein Weib die ſich über ein Vorurtheil erheben kann? Ich glaube nicht einmal daß die Mädchen hier zu Lande Lieben können, und wenns Eine kann, ſo hat ſie doch das Herz nicht, es vor den Leuten zuzugeſtehen. Ich wünſchte, daß ich dein Page ſeyn und dich begleiten könnte. — Du ſollteſt mich in Männerkleidung mitnehmen, und für deine Maitreſſe paßiren laſſen; das gäbe der ganzen Reiſen ein myſteriöſes Anſehen —

Neulich fuhr ich mit Sternbergen Abends bey Mondſchein in einer halbbedekten Taleſche von meiner Tante nach Hauſe. Es war ein göttlicher Abend; wir lagen eins dem andern in den Armen, und ſangen, Silberner Mond ꝛc. Wir ſprachen von deiner Reiſe, — wir dachten uns den ſüſſen Gedanken, daß wir beyde, Hand in Hand, durch die ſchönſten Länder von Europa reiſen könnten. Sternberg hatte den Lord Hervey geſehen, der ſo mit ſeiner ſchönen Frau ſchon ſeit vier Jahren durch Frankreich, Teutſchland und Italien reiſte. Welches wonnevolle Gefühl, Eins an des Andern Buſen die Reize der Natur einzuathmen, ſchweigend zu bewundern, und einander doppelt dafür zu lieben! Trunken von immer neuen Gegenſtänden, iſts ohnmöglich daß man einen Augenblik Sattheit und Trägſinn fühlen

kann,

kann, der hier zu Lande das ganze Leben wie ein Schlamm überzieht. Ich möchte zuweilen eine Kanone losbrennen, wenn ich so eine recht große Gesellschaft sehe, die gänzlich eingeschlaffen ist. Und wenn sie vom Schlafe erwachen, so gähnen sie! — Unsre liebe teutsche Nation ist und bleibt doch die gähnende!

Liebes Kind, schreib bald! Ich schreibe Dir dann auch von mir und von meinen Umständen.

Der Legations-Rath an seinen Vetter.

Ich höre, Sie gedenken auf Reisen zu gehen, liebster Vetter. Die Wißbegierde ist in Ihrem Alter die natürlichste und die heftigste Leidenschaft. Ich wünsche von Herzen Glück dazu, und daß Sie in dem Alter, worinn ich jetzo bin, noch immer Lust haben mögen zu reisen. Ihre Mutter sieht die Sache von der schlimmen Seite an, und glaubt daß es auf Ihr künftiges Leben einen widrigen Einfluß haben dürfte. Ich fürchte's einmal nicht.

Reisen und heurathen sind freylich zwey Dinge, die man oft zu früh unternimmt, deren man sich nachher im Alter schämt, und die man einmal der Welt nicht wider ableugnen kann, wenn man sie gethan hat. Indessen kann man sie schlechterdings so obenhin nicht als gefährlich an-

ſehen, und jedem jungen Menſchen abrathen. Jeder der in den Wagen und in den Ehſtand ſpringt bedenkt freylich nicht, wenn er das erſte Chauſſee-Geld bezahlt oder die Bettvorhänge wegzieht, zu welchen ernſthaften Pflichten er ſich hierdurch verbindlich macht. Der Durſt nach Vergnügen und nach Neuigkeiten beſtreut den ganzen Weg des Lebens und der Welt mit Roſenblättern; und man ſchüttelt nachher den Kopf, wenns Einem übel wird, oder man für ſein theures Geld eine ſchlechte Mahlzeit hält. Vieles hätte man freylich wohlfeiler zu Hauſe haben können, ſagen die klugen Leute; und wenn man den hohen Berg erſtiegen hat, iſt die Ausſicht nachher oft der Mühe nicht werth. Das iſt aber das Schikſal aller menſchlichen Erfahrungen.

Sie werden oft gehört haben, daß es vortheilhaft ſey mit einer Uniform zu reiſen. Ich bin auch der Meynung; es muß aber nicht gerade eine holländiſche, eine franzöſiſche, oder gar eine von einem kleinen Reichsfürſten ſeyn. Reiſen Sie in der Uniform einer beſtimmten Wiſſenſchaft; erwerben ſie ſich in irgend einer Art eine Maſſe von individuellen Kenntniſſen, mit denen ſie an dem Orte, wo ſie erſcheinen, ſaldiren können. Reiſen Sie, wie Sie wollen, als Mineralog, Chemiker, Botaniker, Oekonom, Hiſtoriker, Architekt, Künſtler, oder wies Ihnen beliebt. Nur nicht unter dem verſchrienen Namen eines Liebhabers oder Kenners aller möglichen Wiſſenſchaften; denn

denn das ist so schlimm als wenn man in Paris von einem Menschen nichts weiter zu sagen weiß als: C'est un Baron Allemand.

Noch mehr hüten Sie sich vor dem Vagieren, oder vor dem ublichen Durch eisen, das unsern jungen Leuten so gewöhnlich ist. Ein Aufenthalt von sechs oder acht Monaten in einer großen und bevölkerten Stadt ist Ihnen mehr werth, als wenn Sie indessen ganze Länder gesehen hätten. Fangen Sie mit Paris an. Diese Stadt ist und bleibt einmal die Hauptstadt der bewohnten Welt, der Zusammenfluß aller Fremden von Werth, die Niederlage von so vielen Kenntnissen der Vorwelt, und der Siz so vieler Leute von Talent. Sterne hat in Spaß gesagt: die Französische Nation sey die ernsthafteste; und ich sage es von ihrem edlern Theile im vollkommensten Ernst. Denn noch nie hab' ich einen Ort gesehen, wo jede Kenntniß höherer Art mit so vieler Liebe aufgenommen und gepflegt, so viel Wohlthun ausgeübt, und von Einzelnen Menschen so viele edle Handlungen sichtbar werden. Wenn Sie nur irgend als ein Mann von Wissenschaften eingeführt worden sind, so stehen ihnen in kurzer Zeit die Tafeln, die Häuser, die Cabinete, der ersten und verdientesten Männer offen. Ich weiß, daß man Fremden die man zu schätzen genöthigt war, nach einer nicht langen Bekanntschaft eigne Schlüssel zu Privat-Bibliotheken und Sammlungen überschikt hat, sich ihrer zu zu bedienen wie sie's gut finden wurden. Gehn

Sie

nach England, und Sie werden Jahre nöthig haben, vom den ſtummen Britten in London ſich die geringſte Notiz über Derbyſhire oder Wallis zu erbetteln.

Halten Sie ein genaues Journal über alle Erfahrungen und Bemerkungen. Nicht wegen der Wichtigkeit der Dinge, die in das Journal zu ſtehen kommen: ſondern wegen des großen Vortheils daß man ſich ſelbſten eine Bilanz vorlegt, ob man Etwas gethan hat oder Nichts. Ein Journal vertritt die Stelle eines zweiten Gewiſſens. — Aber darum muß mans nicht ſogleich publiciren; ſo wenig als das Inventarium über ſeine Vermögens-Umſtände. Mancher Reiſebeſchreiber meynt Wunder was er geleiſtet habe. Gegen die Sachen, die in der Beſchreibung ſtehen, iſt oft auch wenig einzuwenden; aber deſto mehr, gegen diejenigen, die nicht darinn ſtehen. Auch leſen die Sapientes dergleichen Bücher nicht wegen der Materien die man lernen konnte, ſondern, wie ſoviele andere Bücher, wegen der Form — aus bloßem Phyſiognomiſchen Hunger, den Autor, oder das neue Individuum zu kennen das auftritt, und darüber abzuſprechen.

Verzeihen Sie das Geplauder eines alten, und, was noch verzeihlicher iſt, eines gereiſten Mannes; und nehmen Sie meine aufrichtige Wünſche, für Ihre neue Lebensart, ſo freundſchaftlich auf, als Sie gemeynt ſind. Ich bin ꝛc.

III.

III.

Briefe

an einen jungen Dichter.

Erſter Brief.

Nun wohlan dann, mein junger Freund! Niemand kann ſeinem Schikſal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorbeerkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Taſſo oder zum Spital und Nachruhm des unſterblichen Camoens beſtimmt ſind, kann ich ſchwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe ihre Beichte gehört und Ihren ganzen Caſus wohl erwogen. Ihr innerer Beruf ſcheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn.

Eine ſo ſcharfe Stimmung aller äuſſern und innern Sinne, daß der leiſeſte Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmoniſch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objects, wie das ſchönſte Echo, im reinſten Einklang, verſtärkert zurükgiebt, und, ſo wie ſie ſtuffenweiſe verhallt, immer lieblicher wird —

Ein Gedächtnis, worinn nichts verlohren geht, aber alles ſich unmerklich zu jener feinen, bildſa-

nen halbgeistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eignen neuen Zauber-Schöpfungen hervorhaucht —

Eine Einbildungskraft, die durch eine unfreywillige innere Disposition alles Individuelle idealisiert, alles Abstracte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem blossen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; eine Einbildung, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt —

Eine warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerve, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen, immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in Andre verwandelt —

Eine von der ersten Jugend an erklärte und nie sich verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen, und Erhabenen im Physischen und Moralischen —

Ein Herz, das bey jeder edlen That hochempfchlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen mit Abscheu zurükschaudert —

Zu allem diesem, bey dem heitersten Sinn und leichtesten Blut, ein angebohrner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfol-

gen

zen ſeiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideen-Welt — und, bey der geſelligſten Gemüthsart und der zärtlichſten Lebhaftigkeit der ſympathetiſchen Neigungen, eine immer vorſchlagende Liebe zur Einſamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinnen befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch ſie in ihrem eigenthümlichen freyen Fluge gehemmt wird, oder was ſie von den Zerſtreuungen befreyt, die ihr inneres Geſchäfte ſtören —

Freylich, wenn dies alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter iſt, nicht hinreicht einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Philoſophen der Dichter zu reden) die Muſen ſelbſt ſeyen, die ihm die ſchöne Raſerey zugeſchikt, die er eben ſo wenig, als Virgils Cumäiſche Sybille den Prophetiſchen Gott, von ſich ſchütteln kann —

Seyn Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöſchlichen Charakter, wodurch die Natur Sie zum Prieſter der Muſen geweyht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloß darauf ankömmt, daß die Muſen-Wuth *) um die ſchönſten Würkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele **) ergreiffe: ſo müßte ich mich ſehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unſers Philoſophen Ehre machen.

*) ἡ ἀπὸ Μούσων μανία.

**) ψυχὴν ἁπαλὴν καὶ ἀκέραιον.

1. Soldat.

Nichts; was ſoll es denn ſeyn?

2. Soldat.

Vermuthlich iſt es nur ein Gerücht; gute Nacht bey einander

1. Soldat.

Wohl, Herr, gute Nacht.

[Sie ſtoſſen auf andere Soldaten.]

2. Soldat.

Soldaten, habt gute Wache.

1. Soldat.

Und euch wünſch' ich eine gute Nacht.

(Sie ſtellen ſich in jeden Winkel des Theaters.)

2. Soldat.

Hier ſind wir nun; und wenn morgen unſre Flotte das Spiel nicht verderbt, ſo hab' ich eine feſte Hoffnung, unſre Land-Truppen werden ſich wol halten.

1. Soldat.

Es iſt eine brave Armee, und voller Entſchloſſenheit.

[Man hört eine Muſik von Hautbois unter dem Theater.]

2. Soldat.

Stille, was tönt ſo?

1. Soldat.

Horcht, horcht!

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines ächten innern Berufs annehmen, aber wenigstens pflegt sich fast immer bey künftigen Virtuosen, bey Dichtern, Mahlern u. s. w. von der ersten Jugend an, ein fast unwiderstehlicher Trieb zu jener Kunst, in welcher sie vortreflich zu werden bestimmt sind, zu äußern — und auch dieses Zeichen der Erwählung findet sich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich (sagen Sie mir) soweit ich „in meine ersten Lebensjahre zurükzusehen vermag, „keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht „hätte. Die angebohrne Empfindlichkeit meines „Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wol„lust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir „schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versi„ficierte Stellen in alten oder neuern Dichtern, „besonders in der Aeneis und in Horazens Oden, „laut vordeclamierte, — das häufige Wiederholen „und Verweilen bey solchen Stellen, an denen sich, „auch wenn ich sie still laß, ich weiß nicht welch „ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die „Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nach„klang des Gesangs der Musen, weidete — alles „dies kam bey mir dem Unterricht zuvor: und so „fand sichs das ich alle Arten von Verse machte „und eine Menge von Regeln beobachtete, eh ich „den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, „Rhythmus, Poetischem Numerus, nachahmender „Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich

„mei-

„meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit
„womit ich ſie verſtund, das Intereſſe, das ſie
„mir einflößten, und die beynah ekſtatiſche Ent-
„zuckung, in welcher ich Stundenlang im Genuß
„einer vorzüglich ſchönen Stelle, und in den Vi-
„ſionen die dadurch in meiner Seele veranlaßt
„wurden, verharrete. Ueber meinem Virgil, Haller,
„Milton, und Klopſtoks erſten fünf Geſängen,
„vergaß ich Eſſen und Trinken, Spiel, Schlaf,
„mich ſelbſt und die ganze Welt. — Ich erfuhr
„zwar, von früher Jugend an, von Seiten derer,
„denen meine Erziehung von natürlicher oder be-
„zahlter Pflicht wegen oblag, den nehmlichen Wi-
„derſtand, womit Ovid, Arioſt, Taſſo, Marino,
„und ſoviele andre berühmte Dichter, zu kämpfen
„hatten. Aber die ſtärkere Natur ſiegte, und der
„Genius oder Kobolt (wie Sie ihn lieber nennen
„wollen) der mich beſaß, wollte ſich weder in Gu-
„tem noch Böſem austreiben laſſen. Wenn ich
„auch keine Verſe machte, meine Muſenfeindlichen
„Aufſeher hatten damit wenig gewonnen. Alle
„Ideen und Kenntniſſe, womit ſie meine Seele voll-
„zuſtopfen befliſſen waren, fielen entweder wieder
„durch, oder verwandelten ſich in poetiſchen Stoff.
„Was ich nur trieb, Metaphyſik, Moral, Natur-
„lehre, Geſchichte, Politik, alles wurde in mir
„zu Epopee und Drama; und während uns
„der Lehrer mit der Mine eines Myſtagogen
„die Leibnitziſche Monadologie erklärte, entwickelte
„ſich in meiner tranſcendentaliſchen Einbildungs-
„kraft der Plan eines Gedichts über den Urſprung

„der Venus aus dem Meerschaum; oder ich „ließ die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen „Augen beleben, oder erklärte mir, wie das große „Prinzipium der Orphischen Kosmogonie, die Lie„be, gleich der Leyer Amphions, durch ihre Anzie„hungskraft die Elemente in eine Welt habe zu„sammenfügen können ——".

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? — Ich glaube meine eigne Geschichte zu hören. Alles dies war, von Wort zu Wort, vor 35 Jahren, auch mein Fall; und wenn ich Sie, nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubicons aufhalten möchte: so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu als Mißtrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten. Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Boden, der Ihnen zu Theil worden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von Ihnen die schönsten Hofnungen zu machen; und um so gewissere, eben darum weil Sie, bey einem so entschiedenen Natur-Beruf und bey so vielen Vorübungen und Studien von mehrern Jahren, noch immer so wenig mit ihren eignen Produkten zufrieden sind, und durch einen Beyfall, den sie zu verdienen sich nicht bereden können, beynahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten Tadel. Ich kenne kein entscheiderndes Merkmal eines wahren Talents als diese Schwierigkeit sich selbst ein

Genüge

Genüge zu thun, dieſes unermüdete Höherſtreben, dieſe unaffectierte Verachtung deſſen was man ſchon iſt — gegen das was man noch werden zu können ſich getraut, und dieſes feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken Andrer — und für die Mängel in ſeinen eignen: —— Eigenſchaften, die ich ſo oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bey jungen und alten Dichtern ſo ſelten ſind.

Staunen Sie mich immer an ſoviel Sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine ſo wohlbegründete Ueberzeugung, daß, Mutter Natur wirklich die Abſicht hatte einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daß Sie, wenn Sie ſich Ihrem Hang überlaſſen, ganz Dichter und alſo für alle andre Lebensarten verlohren ſeyn werden, gerade dies iſts, was mich für Sie zittern macht. Unglüklicher Weiſe hat die gute Mutter an Alles nur nicht an den einzigen großen Punct gedacht, daß Plutus zu ihrem Plan hätte beygezogen werden müſſen. Wie konnte ſie vergeſſen, daß die Dichter, ſo wenig als die Paradiesvögel, von Blumendüften leben können; und daß gerade der Mann, dem alle Elementargeiſter zu Gebote ſtehen, und dem es nur einen Federzug koſtet, um die herrlichſte Zaubertafel aus der Erde hervorſteigen zu laſſen, unter allen Menſchen in der Welt dem Hungerſterben am nächſten iſt, wenn nicht zufälliger Weiſe irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen iſt) beſſer für ihn

geſorgt hat, als die Natur, die Muſen — und er ſelbſt.

Ein anders wäre, wenn Sie die Mine hätten den weiſen Rath zu folgen, den Hr. Klinggut ſeinem Freunde giebt *), die Poeterey (mit der es, wie er meynt, doch immer in allem Betracht eine unächte Sache iſt) bloß als Nebenwerk neben einem eintrüglichen Amte, oder einer andern ehrbaren, gelehrten oder bürgerlichen, Nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmal, ſagt Hr. Klinggut, ein ſchöner Tag in deinen Garten,

Dein Koffe und die Vögel warten
Nebſt deinen Blumen ſchon auf dich;
Du wirſt entzükt, du freuſt dich inniglich,
Du kennſt ſchon die Natur und ſie kennt dich,
Und eh du's merkſt, macht ſie dich ſelbſt zum Dichter.
Ruft dann die Kurie als Richter,
Dein Amt, dein Haus, dein Freund, nichts auf der Welt dich ab:
So eil und lauf in vollem Trab,
Hol dir ein Blat Pappier und ſchreibe,
Von keinem beſſern Zeitvertreibe,
Gereizt, den ganzen langen Tag,
Und ſchiks nach Deſſau in Verlag.

Das

*) S. deſſen Epiſteln. Erſter Heft. S. 22. u. f.

Das iſt doch eine Art ſich mit der Natur und den Muſen auf einen Fuß zu ſetzen wobey man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verſe, die man ſo nach Deſſau in Verlag ſchikt, ſind dann freilich auch darnach; und man muß geſtehen, daß die Dichter vom engern Ausſchuße ſich gewöhnlich ganz anders dazu angeſchikt haben. Wer nur alsdann Verſe macht, wenn er ſonſt auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade ſo ein Dichter ſeyn, wie einer, der ſich nur in verlohrnen Stunden mit Mahlerei abgeben wollte, ein Raphael Mengs ſeyn würde.

Was ich Ihnen hier ſage bleibt unter uns. Bewahret mich, ihr Grazien, daß ich die Herren, die ihre verlohrnen Stunden ſo gut zu benutzen wiſſen, in ihrem Zeitvertreib beeinträchtigen wollte! — Genug, Sie, mein junger Freund, ſind, zu Ihrem Glük oder Unglük, keiner von dieſer Categorie. Ihre Liebe zur Muſe iſt eine ernſthafte Leidenſchaft, die das Schickſal Ihres Lebens entſcheiden wird. Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältniſſen, Geſchäften, Händeln, Leiden und Freuden ihres Erde-Wallens, Dichter ſeyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, ſpricht und handelt: und wenn Sie auch zehn Jahre hintereinander keinen einzigen Vers gemacht hätten, ſo wird doch alles was Sie in dieſen Zehn Jahren geſehen, gehört, verſucht, gethan und gelitten haben, entweder Poeſie geweſen oder zu Poeſie geworden

den seyn; und es werden am Ende dieser, dem Anschein nach, für die Musen verlohrnen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Boomers oder Nestors Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden. Aber, ach! dies ists nicht allein. Sie werden auch Thorheiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glüklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen, alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen, immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur sich selbst Schaden thun; und, wie Sie es auch anstellen mögen um die Welt zu überzeugen, daß Sie ein unschuldiges, harmloses, wohlmeynendes Wesen sind, doch immer als ein Wunderthier angestaunt werden, in dessen Art zu denken und zu Seyn die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel gesezt werden.

Alles dies, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menschen, der mit dem bewunderten, verachteten, beneideten, verhaßten, geschmeichelten, und fast immer schlechtbelohnten Talent begabt ist, das ihm so sonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menschen, so viel Gewalt über ihre Einbildungskraft, und so unerschöpfliche Mittel sich selbst zu helfen — in der Seinigen giebt. Das goldne ΑΑΘΕ ΒΙΩΣΑΣ,

Der

Der unbemerkte ſchmale Pfad durchs Leben *)

der ewige Wunſch aller Seelen die zum ſtillen Genuß der Natur und zum Leben mit ihren eignen Ideen gebohren ſind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaßte Celebrität, der ſie unmöglich entgehen können, wird ihre Ruhe vergiften, und einen unverſiegbaren Schwall von tauſend nichtswürdigen aber nur deſto beſchwerlichern kleinen Plagen über Sie ergieſſen, die Ihnen nicht einmal die arme Täuſchung übrig laſſen werden, ſich für das Vergnügen, ſo Sie der Welt machen, wenigſtens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Muſen-Liebe wie die ihrige endet ſich gewöhnlich wie die Leidenſchaft eines unerfahrnen Paars von Turteltauben-Seelen die einander ſtatt alles andern Brautſchatzes einen unermeßlichen Fond von Zärtlichkeit zubringen, und in dem ſüſſen Wahn, daß die Liebe ſie ewig ſpeiſen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfniſſe des Lebens vergeſſen haben. Der bezauberte Liebhaber iſt vollkommen verſichert, daß an der Seite ſeiner Geliebten eine Strohhütte ein Feenpalaſt ſey; daß er, bey den Stralen aus ihren Augen, keines Lichts, an ihrem wärmenden Buſen keiner Feuerung, mit Einem Wort, in dem Ocean von Wonne worinn ſeine trunkne Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe

*) Fallentis ſemita vitae. *Horat.* Ep. 18.

bedürfe als — daß er ewig daure der süße Wahn! Aber das iſts eben worauf man vergebens gerechnet hat.

Man hat nicht bedacht, daß Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre kommen werden, wo die Phantaſie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühl des Gegenwärtigen preisgiebt; und daß ſie, vermöge ihrer immer täuſchenden Natur, die Uebel, die uns drücken, eben ſo ſehr vergrößert, als ſie in glüklichen Stunden das Angenehme unſers Zuſtands erhöht. Man hat nicht bedacht, daß wenn es auch in der Natur wäre, aus dem ſchönen Endymions-Traum, worinn ſie uns verſenkt hat, nimmer von uns ſelbſt zu erwachen; doch gewiß die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder böſem Willen, nicht ermangeln würden, uns ſo lange zu ſchütteln und zu rütteln, bis ſie uns den ſchlimmen Streich geſpielt hätten, der jenem Korinthier von ſeinen Anverwandten wiederfuhr, da ſie ihm ſolange Nieſewurz gaben, bis die herrlichen Trägödien verſchwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu ſehen glaubte.

Dieſer Umſtand allein wäre ſchon hinlänglich alle meine Beſorgniſſe bey dem Lebensweg, den Sie einzuſchlagen begriffen ſind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — ſo ſelten auch, nach Verſicherung des vorbelobten Herrn Klinggut, die Luisd'or und — die Zuckermandeln bey ihm

ſind

ſind *) — befindet ſich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worinn ſich ein Beſitzer des Steins des Weiſen befinden würde. Beyde könnten vielleicht, jener mit ſeinem Talismann im Kopf und Herzen, und dieſer mit ſeinem Pulver in der Taſche, glüklich ſeyn, wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimnis vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dies nicht wohl angeht, ſo mögen ſich beyde darauf verlaſſen, daß man Mittel genug finden wird, ſie für den Vortheil, den ſie vor andern wackern Leuten haben, büßen zu laſſen.

Wenn ich, mein Lieber, ſo viel für das Glük ihres künftigen Lebens fürchte, ſo ſind die Louisd'or und die Zuckermandeln wohl das wenigſte was mir im Sinne liegt. Der leztern, mit allem Zubehör von Konfecten und Weinen (die Ordensbänder etwa ausgenommen) werden Sie vielleicht nur zu oft zu ſchmecken bekommen; und zu ſoviel Gold,

*) Und ſeine Louisd'or? Da ſtehts nun auch ſo ſo!
Mit Groſchen hört man bey der Waſſerflaſche
Wohl einen Dichter in der Taſche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Ein Schweifacld zählt: doch Gold — ho! ho!
Ein Böhmiſch Dorf! — Nein, Gold und Zuckermandeln,
Konfecte, Wein und Ordensband
Sind unſer Einem nur dem Namen nach bekannt.

2. Soldat.

Eine Muſik in der Luft --

3. Soldat.

Unter der Erde -- es iſt ein gutes Zeichen, nicht ſo?

2. Soldat.

Nein.

1. Soldat.

Stille, ſag' ich: Was mag das bedeuten?

2. Soldat.

Es iſt der Gott Herkules, der den Antonius liebte, und ihn izt verläßt.

1. Soldat.

Kommt, wir wollen ſehen, ob die andern Schildwachen es auch hören.

(Sie rufen einander zu.)

2. Soldat.

Wie gehts, ihr Herren?

Alle.

Was iſt's, was iſt's? Hört ihr das?

1. Soldat.

Iſt das nicht wunderbar?

3. Soldat.

Gold, als ein Dichter braucht der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's und Pope's, oder gar an ein Ferney macht, wird wohl auch noch Rath werden. Horaz speiſte ſo oft er wollte an den Tafeln der Großen in Rom, wohnte ſo oft und ſo lang als es ihm gefiel in dem prächtigen Hauſe Mäcens, oder in ſeiner herrlichen Villa zu Tivoli, hatte ſein eignes Sabinum — kannte beynahe keine andre Plagen als was er, weil er das Unglük hatte Rom's erſter Loriſcher Dichter zu ſeyn, von den Autoren, vom Publico, und von ſeiner Celebrität zu leiden hatte — und fand ſich doch öfters ſo davon zuſammengedrükt, daß ihm, bey aller ſeiner Liebe zu den Muſen, in der Ungedult die Läſterung entfuhr: der H—r ſollte ihn holen, wenn er ſeine Zeit nicht lieber verſchlafen als Verſe machen wollte.

Leſen Sie, mein Lieber, was dieſer liebenswürdige Dichter, der ein eben ſo feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserleſenen Kenntniſſen war, an vielen Stellen ſeiner Briefe, beſonders im Neunzehnten an Mäcen und im Zweyten an Julius Florus, von den Ungemächlichkeiten und Drangſalen des Poetiſchen Berufs ſagt; und leſen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zuſätze ſeines neueſten Commentators, der ſeinen Autor aus dem ſehr ſimpeln Grunde, weil es ihm ungefähr eben ſo ergangen, anſchaulicher und inniger als viele andre verſtanden zu haben ſcheint. Es iſt, weil man doch einmal ſein Schikſal erfüllen muß,

muß, wenigſtens gut, wenn man weiß weſſen man ſich zu verſehen, und wieviel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die ſicherſten hielt, Rechnung zu machen hat.

Unter allen den ſchönen Lufterſcheinungen, die einen jungen Dichtergeiſt ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tauſend Mitlaufenden nur ſo wenige erreichen, iſt vielleicht die ſüßeſte — der Wahn: daß etwas mehr als Beyfall, mehr als das eitle ingens monstrari et dicier, *hic eſt*, daß die Liebe der Nation, für die er arbeitet, der Preis ſeiner unermüdeten Beſtrebungen ſeyn werde. Schmeicheln Sie Sich nicht mit einer ſo eiteln Hofnung, mein Freund. Das höchſte, worauf Sie zählen können, ſind Augenblicke von Gunſt, kurze Aufbrauſungen, von dem Vergnügen ſo Sie uns in dieſen Augenblicken gemacht haben veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, ſich von Ihnen vergnügen zu laſſen, überflußig belohnt zu haben glaubt. Von dem Moment an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden, daß Sie nach unſerm Beyfall ringen, betrachten wir ſie mit eben den Augen, womit wir alle andre Prätendenten an Virtuoſität in den ergötzenden Künſten ſehen; und ſie ſtehen, (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taſchenſpielern, Luftſpringern und Baladins in Einer Linie. Alle ihre Anſtrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, ſehen wir als

Schul-

Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn ſie nicht immer ſich ſelbſt übertreffen, oder ſich jemals für erlaubt halten, auf ihren Lorbeern einzuſchlummern!

Sie werden dieſen Gedanken nicht ſehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das ärgſte geſagt. Ihre Lage gegen das Publicum als Dichter iſt weit weniger vortheilhaft, als wenn ſie die Ehre hätten ein großer Cadenzenmacher, oder — der Pariſiſche Grand-Diable zu ſeyn. In dieſen Künſten hat ungefehr Jedermann einen Maasſtab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um dieſe oder jene Wunderdinge zu leiſten. Aber in der Maſchinenkunſt iſts gerade das Wiederſpiel. Unter tauſend Leſern hat kaum Einer einen deutlichen und beſtimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchſten der Kunſt. Die Leſer oder Zuhörer fühlen wohl, ob man ſie intereſſirt oder gähnen macht: aber das iſt auch Alles: und da ein ſehr mittelmäßiges oder höchſt nachläßig gearbeitetes Werk, eben ſowohl als ein Meiſterſtük, etwas intereſſantes haben kann: ſo können Sie Sich darauf gefaßt machen, daß, ſobald ihr Werk aufgehört hat eine Meß-Neuigkeit zu ſeyn, der erſte beſte Roman, der etwas Neues iſt, ein wenig Witz, hier oder da eine überraſchende Situation, eine rührende Stelle oder ſchlüpfrige Gemählde hat, ſich der Aufmerkſamkeit der leſenden Welt bemächtigen, und Ihre Arbeit, hätten Ihnen auch

auch alle Neun Muſen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht durch irgend eine Anſtrengung, irgend eine idealiſche Vollkommenheit zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geiſtes emporſtreben, endlich einmal zu erhalten, was Sie, nach Ihren Begriffen von der Kunſt, und im lebendigen Bewuſtſeyn deſſen was Sie geleiſtet haben, für bloße Gerechtigkeit anſehen. Sie werden ſie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit verſagen will, ſondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wiſſen müßte, um ſie ihnen wiederfahren zu laſſen.

Wenn ein Poetiſches Werk, neben allen andern weſentlichen Eigenſchaften eines guten Gedichtes, das iſt was Horaz totum teres atque rotundum nennt; wenn es bey der feinſten Politur die Grazie der höchſten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruk immer angemeſſen, der Rhythmus immer Muſik iſt, und der Reim ſich immer von ſelbſt, und ohne daß man ihn kommen ſah, an ſeinen Ort geſtellt hat; kurz wenn Alles wie mit Einem Guß gegoßen, oder mit Einem Hauch geblaſen daſteht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu ſehen iſt: ſo kann man ſich ſicher darauf verlaſſen, daß es dem Dichter, wie groß auch ſein Talent ſeyn mag, unendliche Mühe gekoſtet hat. Die Natur der Sache bringt das mit ſich; und da es vielleicht in keiner Europäiſchen Sprache ſchwehrer iſt ſchöne Verſe zu machen als in der Unſrigen,

so muß auch der Fleiß und die Anstrengung, um es zu diesem Grade von Vollendung zu bringen, verhältnißmäßig desto größer seyn. Aber bilden Sie sich ja nicht ein, wofern Ihnen jemals ein Werk dieser Art gelingt, daß Ihnen die Leser für das was Sie mehr geleistet haben als man von Ihnen foderte, den mindesten Dank wissen werden. Man hätte, wie die tägliche Erfahrung lehrt, auch mit Wenigerm vorlieb genommen. Ja, was das schlimmste ist, gerade diese Leichtigkeit, diese Glätte und Rundung, die Ihnen soviel gekostet, und die der einzelne und seltne Kenner, mit aller gebührenden Kälte, anerkennt, wird Ihrem Werk bey dem großen Haufen — Schaden thun. „Es kostet Ihnen wohl nicht die geringste Mühe solche Verse zu machen?" — wird das Compliment seyn, das Ihnen überall entgegenschallen wird; und da die Menschen gewohnt sind, ein Kunst-Werk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu schätzen: so wird auf das Ihrige, gerade um deswillen, weswegen Sie Sich selbst am meisten Glük wünschten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen lesen, als manche andre Früchte des nehmlichen Jahrganges; aber, weil man glaubt daß Ihnen nichts leichter sey als solche Dinge zu machen: so werden Sie kaum mit Einem fertig seyn, da man Ihnen, als ob Sie noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird; und wenn sie so ungefällig, oder träg, oder unfruchtbar sind, die Erwartung ihrer Gönner

nicht

nicht aufs bäldeſte zu erfüllen: ſo wird bald eine neue Fabrikwaare, worinn's irgend was zu lachen oder zu weinen giebt, ſich der Aufmerkſamkeit der müßigen Welt bemächtigen, und das Werk worinn ſich Ihre ganze Seele abgedrukt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer Nachtwachen, wobey Sie allen ihren Kräften aufgeboten, woran Sie alle ihre Talente, alle Ihre Kenntniß der Geheimniſſe der Kunſt verſchwendet hatten, wird mit den Erdſchwämmen, die in einer Nacht hervorſtechen, vermengt, in einen Winkel geworfen, und in kurzem ſo rein vergeſſen werden, als ob es nie geweſen wäre.

Alles dies, mein Freund, iſt etwas ſo natürliches, ſo alltägliches, iſt aus einerley Urſachen, von jeher bey allen Nationen, wenigſtens in einem gewiſſen Zeitpunct, etwas ſo allgemeines geweſen, das es lächerlich wäre ſich darüber zu beklagen. Aber angenehm iſts freilich nicht, von Erfahrungen dieſer Art überraſcht zu werden; und in den Momenten, worinn Ihnen dies begegnen wird, werden Sie mehr als einmal verſucht ſeyn, das Glük eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der, gerade mit ſo viel Menſchenverſtand als er ins Haus gebraucht, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts ißt, und für den Mangel des zweydeutigen Vorzugs — daß Zehntauſend Menſchen die er nie geſehen hat ſeinen Namen nennen, und ſich anmaßen über ihn und ſeinen Werth oder Unwerth abzuſprechen — durch den Genuß eines un-

bekannt aber ruhig den Strom der Welt hinabſchlupfenden Lebens reichlich entſchädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, mein Lieber, wenn ich Ihnen alle Art von Verdruß und Ungemach vorzählen wollte, welche jenſeits der Agathippe, die für Sie der gefährliche Rubikon iſt, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen mit einem guten Theil davon nichts ſagen würde als was Sie ſchon wiſſen. Aber vergeſſen Sie nicht, auch die ganze zarte Empfindlichkeit und äuſſerſte Reizbarkeit einer Poetiſchen Organiſation mit dabey in Anſchlag zu bringen. Tauſend Dinge die Ihr Leben verbittern werden, ſind an ſich betrachtet Kleinigkeiten; aber für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines Dichters werden's ſchwere Leiden ſeyn. Ein einziges ſchiefes oder hämiſches Urtheil, ein einziger dummer Blik eines Zuhörers bey einer Stelle die ihm einen elektriſchen Schlag hätte geben ſollen, oder die Frage was meynten Sie damit? bey einer feinen Ironie — wird Sie gegen den Beyfall von Tauſenden unempfindlich machen; und um einer einzigen ſolchen Citation willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines Gedichts das Sie lieben in einem Buche, wo Sie es gewiß nicht erwarteten, und von einem harmloſen Philoſophen der den Dichter ehren wollte, citiert oder vielmehr ſtupriert geſehen haben, werden Sie wünſchen Ihr beſtes Werk vernichten zu können.

Ich

Ich ſage nichts von den Begegnungen die Sie von Autoren, Kunſtverwandten, Kennern, Kunſtrichtern, Recenſenten u. ſ. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht ſehr an Ihnen irre, in Anſicht aller dieſer Herren, Horazens Methode *) einſchlagen: erwarten Sie alſo auch Horazens Schickſal, o. i. in geheim mit Vergnügen geleſen, ins Angeſicht mit Lob überſchüttet, und öffentlich bey jeder Gelegenheit mit kritiſchem Achſelzucken oder, wenns am beſten geht, mit Stillſchweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner Soldat, der bloß durch Talente und Verdienſte bis zum Feldmarſchall emporſtiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftſteller, der, ohne von einer Clique zu ſeyn, ohne Schüler gemacht, ohne ſeinen Ruhm den dermaligen Potentaten in der gelehrten Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftſtellerchen in ſeine Clientel genommen und ſich in ihnen einen rüſtigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit iſt, auf jeden der ſich des Patrons Ungnade zugezogen hat mit Fauſt und Ferſe loszuſchlagen — ein Autor, ſage ich, der ohne alle dieſe Hülfsmittel und (was ich nicht vergeſſen muß) ohne von der Aegide der goldnen Mittelmäßigkeit

*) Non ego ventoſae plebis ſuffragia venor &c.
Non ego *nobili m ſcriptorum au'itor et alter*
Grammaticas ambire tribus et pulpita dignor.
Epiſt. 19.

Feit bedekt zu ſeyn, bloß durch eigen Verdienſt und Würdigkeit, zum ruhigen Beſiz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Anſehen unter ſeinen Zeitgenoſſen gelangte, wäre eine noch viel größre Seltenheit. Es tragen ſich wohl zuweilen ſeltſame Dinge in der Welt zu, und Einer gewinnt ja wohl das große Loos: aber wer kann rechnen, daß Er dieſer Eine ſeyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter entſchiedner Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel ſind wornach Sie lauffen: ſo machen Sie Sich in Zeiten darauf gefaßt alle nur erſinnliche Hinderniſſe in Ihrem Wege zu finden, und am Ende doch vielleicht zu ſehen, wie Ihnen Leute zuvorkommen, die, anſtatt in der vorgeſchriebnen Bahn zu lauffen, queerfeld über die Schranken wegſezen, und durch eine glükliche Verwegenheit den Preis an ſich reiſſen, den ſie in einem ordentlichen Wettlauf nicht erhalten hätten. „Zum lauffen hilft nicht ſchnell ſeyn, ſagt der König Salomo, und daß einer angenehm ſey dazu hilft nicht daß er ein Ding wohl könne; ſondern alles liegt an der Zeit und am Glücke.„

Sie wiſſen, mein lieber M., aus wie vielen Urſachen ich den lebhafteſten Antheil an Ihnen nehme. Ich ſehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrſcheinlicherweiſe — nicht zum Tempel des Glüks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz Sie zurükzuhalten. Ich ſelbſt liebe die

Kunſt

Kunſt, welcher Sie Sich mit einer ſo entſchiednen Fähigkeit widmen wollen, zu ſehr, als daß ich, ohne eine Art von innerlicher Beſtrafung, zusehen könnte, Sie von ihr abzuſchrecken. Und wie ſollte ich die Antwort nicht vorausſehen, mit der Sie alles was ich Ihrem Entſchluß entgegen ſetzen könnte, auf einmal zu Boden werfen werden? Auch iſt meine Abſicht nicht, Sie abzuſchrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie Ihre Partey auf immer nehmen, auch die Fährlichkeiten und Unluſten des Weges, der Ihnen ſo reizend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poeſie, zufälligerweiſe, der Weg eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er ſagt, die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig iſt, zum Verſe machen.

Ibit eò quo vis qui zonam perdidit —

Bey uns, fürchte ich, iſts juſt umgekehrt; der ſchmale Pfad über den Helikon iſt, ordentlicher Weiſe, der gerade Weg in die Arme der lumpichſten Göttin welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glüklichere Zeit für die teutſchen Muſen. Vielleicht iſt einem andern Fürſten der Nachruhm beſtimmt, den der große König verſchmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem andern Ruhm beladnen Jahren Nichts für unſre Litteratur gethan hatte, ſich endlich an dem Verdienſt begnügte, uns die Dürftigkeit und Mängel derſelben öffentlich vorzurücken. Vielleicht —

3. Soldat.

Hört ihr's, ihr Herren, hört ihr's?

1. Soldat.

Laßt uns dem Getöſe folgen, ſo weit als unſer Poſten geht; wir müſſen ſehen, was draus werden wird.

Alle.

Gut: Das iſt doch wunderbar!

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

[Cleopatra's Palaſt.]

Antonius, Cleopatra und Gefolge treten auf.

Antonius.

Eros, meine Rüſtung, Eros.

Cleopatra.

Schlaft ein wenig.

Antonius.

Nein, meine Liebe -- Eros, komm, meine Rüſtung, Eros. --

[Eros bringt die Rüſtung.]

aber, weil doch alle dieſe Hoffnungsvollen Vielleicht ſehr ungewiß und in der That weit unwahrſcheinlicher ſind als izt manche ſich träumen laſſen: ſo ſtellen Sie Sich lieber das Aeraſte vor; und da Sie mir ohnehin keine große Anlage zur Philoſophie des Ariſtippus zu haben und nicht ſehr geneigt ſcheinen, was auch dabey zu gewinnen wäre, viel Weyhrauch an die Götter der Erde, oder Dedikationen die ihre Gnaden austheilen, zu verſchwenden: ſo unterſuchen Sie Sich ſelbſt genau, ob Sie, im Schooß Ihrer lieben Muſe, alſo leufaks auch bey einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwaſſer glücklich ſeyn können?

Und wenn Sie denn, mein Freund, alles wohl überlegt, entſchloſſen ſind, es darauf ankommen zu laſſen: ſo verſprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das Schlimmſte was begegnen kann vorausgeſagt habe — niemals in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, ſich über den Neid ihrer Nebenbuler und Zunftgenoſſen, über die Gleichgültigkeit der Großen, und über den Undank des Publicums zu beſchweren.

Nichts iſt zugleich unbilliger und alberner als darüber wimmern, daß die Dinge ſind wie ſie immer geweſen ſind; und daß die Welt, anſtatt ſich um unſer liebes kleines Selbſt herumzudrehen, in ihrem ewigen Fortſchwung uns, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit ſich nimmt.

Die

Die Menſchen um uns her haben vom Größten bis zum Kleinſten ſoviel mit ſich ſelbſt und ihrer eignen Noth, ſoviel mit ihren eignen Planen, Bedürfniſſen, Leidenſchaften, und momentanen Eingebungen des guten und böſen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun: daß es kein Wunder iſt wenn ſie ſich nicht viel um die unſrige bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menſchen, oder machen Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie ers bedarf, und er wird Ihnen in dieſem Augenblick aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fodern, daß er uns auch für ungebetne und unbrauchbare Dienſte Dank wiſſen, oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren voll geſungen haben, ſich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern Menſchen, mitten im Gedränge Ihrer Verhältniſſe, Geſchäfte, Sorgen, Zerſtreuungen, Ergözlichkeiten, die Kunſt die wir treiben, die Gegenſtände wovon unſre Seele voll iſt, das Werk womit wir uns beſchäftigt haben und womit ſie vielleicht auf der Gottes Welt nichts anzufangen wiſſen, eben ſo wichtig ſeyn ſollen als uns ſelbſt? Wie können wir billigerweiſe verlangen daß ſie ein eben ſo geübtes Ohr für die Muſik unſrer Verſe haben, und die feinern Schönheiten eines Poetiſchen Gemähldes eben ſo genau bemerken, eben ſo hoch in Anſchlag bringen ſollen, als ob ſie viele Jahre lang ein beſonderes Studium von ſolchen Dingen gemacht hätten? — Die Na-

tur der Sache bringt es mit ſich, daß für den bloßen Liebhaber, in Werken des Witzes, des Geſchmaks und der Kunſt, immer viel verlohren geht. Aber darum iſt doch das Publicum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftſteller, noch ohne Gefühl fur den Werth der Meiſterſtücke der Menſchenkunſt. Sehen Sie wie gut öfters auch ſehr alltägliche Producte, sine pondere et arte wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden? Die leſende Welt will auf allerley Art ergözt und unterhalten ſeyn; und ſie liebt die Manchfaltigkeit ſo ſehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar ſeyn müßte, dem es nicht glücken ſollte, bemerkt und, wenigſtens eine Zeitlang, aus dem Gedränge der täglich zunehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichteſten und kunſtloſeſten Gattung, die kaum etwas anders Poetiſches hat als die Lebhaftigkeit des Ausdruks und den Reim, iſt Witz, oder Laune, oder glükliche Ejaculation eines momentanen Gefühls genug, einen Verfaſſer der Nation lieb und ſchäzbar zu machen. Laſſen Sie es alſo nur nicht an ſich ſelbſt fehlen, mein Freund! verdienen Sie den öffentlichen Beyfall, er wird Ihnen nicht verſagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben Sie Sich über die Menge, und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preis, unſre Litteratur durch Werke, die, anſtatt nur auf einen Augenblik zu ergözen, ſich der ganzen Seele des Leſers bemächtigen, alle Organen ſeiner Empfindung ins Spiel ſetzen, ſeine Einbildungskraft

erwär-

erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner Täuſchung erhalten, ſeinem Geiſte Nahrung und ſeinem Herzen den ſo ſüßen Genuß ſeiner beſten Gefühle, ſeines moraliſchen Sinnes, ſeiner Theilnehmung an Andrer Leiden und Freuden, ſeiner Bewundrung für alles was edel, ſchön und groß in der Menſchheit iſt, gewähren — und verlaſſen Sie Sich darauf, das Publikum wird Ihnen ſoviel Dank dafür wiſſen, als Sie billigerweiſe nur immer verlangen können.

Ich ſetze dieſe Klauſul hinzu, weil es Unſinn wäre, von den Menſchen mehr zu erwarten als ſie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftſteller allein von ihrer Nation mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleichheit und Beſtändigkeit fodern, als irgend ein andrer Mann von Verdienſt, in welcher Categorie er immer ſeyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe dieſe kleine Abſchweiffung für nöthig gehalten, damit Sie das was ich Ihnen von den mancherley Unannehmlichkeiten des Poetiſchen Lebens bloß als Thatſache geſagt, nicht für Klagelieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigner Erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur erſinnlichen Lebensarten und Umſtänden iſt das Menſchliche Leben mit mancherley würklichen, eingebildeten, natürlichen und ſelbſtgemachten Plagen umfangen; und im Augenblik der Ueberraſchung kann uns oft auch ein kleiner

ner Schmerz einen lauten Schrey abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche allgemeine und eben darum sehr erträgliche Uebel sich ungebehrdig stellen? Quis tam inops patiens mancs — Indessen bedurfte es keiner Rücksicht auf die Meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu sprechen, die in allen Zeiten und bey allen Völkern, wo Litteratur blühte, stattgefunden haben. Sie, mein lieber N. kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich mit meinem Loos in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt, als was man Ruhm und Glük nennt; und immer ist mir die unverfälschte Empfindung einzelner edlen Seelen, und der unerwartete gutherzige Dank irgend eines wackern Biedermanns, der keine Nebenabsichten dabey haben konnte, mehr gewesen als der ruhige Beyfall des kalten Kenners, oder das laute Zuklatschen der Menge, wiewohl es mir in einem Lauf von mehr als dreißig Jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienst beylegen, an das ich keinen Anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienst der Musen zugebracht, mehr für mich selbst als für andere gethan habe; und daß es die reinste Wahrheit war, und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit, da ich am äussersten Ende des südlichen Teutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit vom teutschen Parnaß, und ohne

alle

alle litterariſche Verbindung lebte) aus voller Empfindung zu meiner Muſe ſagte:

Gefallſt du nicht, ſtimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Dienſts ſämtlich zu überheben,
So mag dein Troſt in dieſem Unfall ſeyn,
Daß du, bey ſüßer Müh, mir viele Luſt gegeben:
Du machſt, o Muſe, doch das Glük von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, ſo ſingſt du mir allein.

Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſe Geſinnung nicht im Lauf Ihres künftigen Lebens auch die Ihrige ſeyn ſollte: und ſo bleibt mir, was für Wege auch übrigens das Schikſal mit Ihnen gehen mag, doch immer der Troſt: daß eine Quelle von Glükſeligkeit in Ihrem Innern ſpringt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens verſüßen, den Genuß ſeiner beſten Freuden verdoppeln, und, auch wenn ſie zu verſiegen anfängt, zum Labſal in den Tagen die uns nicht gefallen, wenigſtens noch einzelne Nektartropfen für ſie übrig haben wird.

W.

IV.

Einige Charakterzüge
aus dem Leben des Herzogs von Burgund, Vaters von Ludwig XV.
(vom Abt Proyart.)

Folgendes iſt aus den hinterlaßnen Pappieren dieſes Prinzen genommen, der ſeinem Mentor, dem vortreflichen Fenelon, ſo viele Ehre machte, und für Frankreichs Glück zufrüh der Welt entriſſen ward.

„Ich werde nie vergeſſen, ſagt der Prinz, was mir mit einem Serſchanten vom Regiment Navarra begegnete; dem ich, auf einen vortheilhaften Rapport des Herrn von Vendome *), eine Gratification von zehn Louisdor zu geben befohlen hatte. Der Mann wollte nicht mehr als einen einzigen annehmen: ich will ihn, ſprach er, aufbehalten ſo lang ich lebe, und mich erinnern daß ich ihn von meinem General bekommen habe. — Ein paar Monate hernach machte der nämliche Soldat wieder von ſich reden. Dies bewog mich, genauere Erkundigungen über ſeine Aufführung einzuziehen, und es befand ſich, daß

*) Der Düc de Vendome commandierte unter den Befehlen des Herzogs von Burgund im Jahr 1708.

daß ſie ſeit zwey und dreyßig Jahren immer die nämliche geweſen war. Ich machte ihn vom Sergeanten zum Hauptmann. Auch da bewies er ein ſo feines Gefühl, daß er ſich dieſe Ehrenſtufe unter einem andern Regiment ausbat, weil er ſich (wie er ſagte) ſchämen müßte, mit Männern auf gleichem Fuß zu ſeyn, die er ſo lange als ſeine Obern reſpectiert habe. Aber alle Officiers von ſeinem Regimente beſtunden darauf daß er bleiben ſollte, und ſo blieb er dann. — Man kann ſich nicht vorſtellen, ſezt der Prinz hinzu, welch eine gute Würkung dies beym Regiment und ſogar bey der ganzen Armee that; und ich erſah daraus, wie gut es ſeyn würde, wenn unter jedem Regimente wenigſtens Ein Hauptmann von Fortun wäre, der von der Pike auf gedient hätte. Es wäre eine immer redende Aufmuntrung ſowohl für den Gemeinen als für den Officier ſelbſt, dem's am Herzen liegen muß, daß ihm ein Gemeiner nicht vorgezogen werde."

Eben dieſer Prinz (der, nach dem i. J. 1711 erfolgten Tode des Dauphins, ſeines Vaters, den Titel Dauphin nur zehn Monate führte, und daher unter dem vorhergeführten Namen eines Herzogs von Burgund bekannter iſt) war von Kindheit an ein beſondrer Liebhaber von Bijoux und Kunſt-Raritäten geweſen. Er hatte ein ſehr hübſches Cabinet von ſolchen Sachen beyſammen; er opferte es aber doch auf und verkaufte es zum

Beſten

Bissen der Armen.*) Doch hatte er noch einige kostbare Juwelen zurückbehalten. Als aber der Pfarrer von Versailles einsmals kam und ihm vorstellte, daß die Noth des Volks noch immer fortdauerte; führte ihn der Prinz in sein Cabinet, überlieferte ihm seine Edelsteine, und sagte: Herr Pfarrer, weil wir kein Geld mehr haben und unsre Armen Hungers sterben, so sprich daß diese Steine Brodt werden.

Vermöge eines Aufsatzes, der nach dem Tode dieses Prinzen unter seinen Papieren gefunden wurde, wandte er von den 192000 Livres, die er jährlich für seine Cassette zu beziehen hatte, 180000 bloß auf Werke der edelsten Freygebigkeit und Menschlichkeit an. — Seine Gemahlin (Marie Adelaide von Savoyen) die, wiewohl es ihr nicht an Güte des Herzens fehlte, etwas mehr Bedürfnisse hatte als ihr Gemahl, befand sich einsmal in dem Falle Geld von ihm zu verlangen. Der gute Prinz sagte ihr: alles was er in seiner Cassette hätte, wäre bereits zu gewissen Ausgaben bestimmt; da er ihr aber nichts abschlagen könnte, so stelle er's in ihre Willkühr aus dem Etat, den er ihr hinreichte, diejenige auszustreichen, deren Bedürfnisse ihr weniger dringend als die ihrigen scheinen würde. Die

Prinz

*) In dem grausamen Winter von 1709, der das Elend der ohnehin erschöpften Nation aufs höchste trieb.

Princeſſin ſezte ſich an den Schreibtiſch, um Hand ans Werk zu legen: da ſie aber nichts als Pauvres honteux, arme Wayſen, Officiers-Witwen ohne Vermögen, Officiere die ſich im Dienſt ruiniert hatten, und dergl. auf der Liſte fand, fiel ihr die Feder aus der Hand — nur kam's ihr unbegreiflich vor, wie es der Prinz machte, um ſo viele Unglükliche aufzutreiben? Ich brauche nicht weit zu gehen, verſezte ihr der Herzog: ich finde ſie mitten in Verſailles, — zu den Füßen des Throns, und was mich ſchmerzt iſt — bloß die Gewißheit, daß ihrer noch unendlichmal mehr in der Hauptſtadt und in den Provinzen ſchmachten, die ich leider! ohne Hülfe laſſen muß.

Und ein ſolcher Fürſt — der, zum Thron gebohren, als König ein Segen für ſeine Nation und die Welt geweſen wäre — wurde ihr, wie einſt Marcellus den Römern, nur von ferne gezeigt. Sein Sohn (Ludwig XV.) verlohr den Vortheil, den ihm die Erziehung und das Beyſpiel eines ſolchen Vaters gegeben hätte, und mußte mit aller ihm angebohrnen Anlage zu den Tugenden ſeines Vaters in Hände fallen, die ihn, unvermerkt und ohne daß ihm jemals die Augen aufgiengen, zu dem machten — was die ganze Welt weiß, und die Nachwelt vielleicht Mühe haben wird zu glauben.

-- Komm, mein ehrlicher Geſelle, zieh deinen Harniſch an; wenn Fortuna es heute nicht mit uns hält, ſo iſt ſie böſe, daß wir ihr Troz bieten. Komm.

Cleopatra.

Nein, ich will euch helfen, Antonius -- Wofür iſt diß? Ah, laß es ſeyn, laß es ſeyn; du biſt der Waffenſchmidt meines Herzens -- Unrecht, unrecht; diß, diß -- laßt mich, ich will helfen; ſo muß es ſeyn.

Antonius.

Gut, gut, nun müſſen wir gewinnen; ſiehſt du, mein guter Camerad? Geh, lege deine Waffen an.

Eros.

Ich bin gleich fertig, Gnädigſter Herr.

[ab.]

Cleopatra.

Iſt das nicht gut zugeſchnallt?

Antonius.

Unvergleichlich. Wer diß aufſchnallen will, eh es uns gefällt es ſelbſt zu thun, ſoll einen Sturm hören. Du biſt unbehülflich, Eros, meine Königin iſt ein weit geſchikterer Waffenträger als du; mache fort. O Liebe, möchteſt du mich heute fechten ſehen, und eine Kennerin von dieſer königlichen Beſchäftigung ſeyn, du ſollteſt einen Meiſter darinn ſehen.

Ein

V.

An den Herausgeber des teutſchen Merkurs, über ein ſonderbares Beyſpiel von Empfindſamkeit.

Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen meine zufällige Gedanken über einen ſeltſamen Ausbruch von übertriebner Zartheit der Empfindungs-Organen, den ich ſo eben im Journal von Paris leſe, zu beliebigem Gebrauch, mittheile. Der Caſus lautet wie folgt.

„Den 24ſten Jul. dieſes Jahres wurde das bekannte Trauerſpiel Gabrielle de Vergi zu Lyon öffentlich aufgeführt, und Mſelle Sainval ſpielte die Rolle der Gabrielle mit aller möglichen Wahrheit. Der Contraſt den der ſanfte Charakter dieſer unglüklichen Frau mit der Wuth ihres Gemahls Fayels machte, that gar bald ſeine Würkung. Schon im dritten Act blieb kein Auge mehr trokken. Nun nahm das Intereſſe immer zu; das laute Schluchzen der Zuſchauer wurde nur durch den Beyfall unterbrochen, den man den Talenten der Schauſpieler zuklatſchte. Endlich (ſagt Herr von Corſenville, der alles dies als Augenzeuge an die Herausgeber des Journals berichtet) „endlich kam die entſezliche Scene, wo Raculs blutendes Herz in einem bedekten Gefäße gebracht „wird;

„wird; Gabrielle nimmt das Gefäß, dekt es auf,
„— und ein Schrey des auffahrenden Schreckens
„bricht aus allen Ecken des Saals. Hier hät-
„ten sie sehen sollen, wie die Frauensperſonen
„voller Entsetzen davonliefen, wie die Logen in
„einem Augenblick leer und die Schauſpieler da-
„hin gebracht waren, das Stück beynahe allein
„zu endigen. „ —

„Dieſer Zug, sezt Hr. von Corſenville hinzu,
„macht der Senſibilité der Lyonerzu viel Ehre um
„verborgen zu bleiben, und ich bitte Sie alſo mei-
„nen Brief öffentlich bekannt zu machen. „

Vorausgeſezt daß in dieſer Erzählung alles ſeine Richtigkeit habe, und daß dieſer plözliche Aufruhr nicht die Würkung irgend einer (wenigſtens nicht unmöglichen) Cabale, ſondern der bloßen Empfindſamkeit der Lyoner geweſen ſey: ſo läßt ſich, ohne die Zweifelſucht über die Gebühr zu treiben, gar wohl die Frage aufwerfen: ob dieſer Trait de Senſibilité den Lyonern und Lyonerinnen ſo große Ehre mache als Hr. von C**** ſich einbildet? Mir, meines Orts, ſcheint derſelbe ſo weit über die Grenzen einer natürlichen, geſunden, unverzärtelten und unaffectierten Empfindlichkeit des Herzens getrieben zu ſeyn, daß ich ihn — falls es nicht etwa noch einen andern Ausweg geben ſollte — nicht anders zu erklären weiß als aus einer kränklichen Reizbarkeit, äuſſerſt abgenuzter Nerven und aus dem hohen Gra-

de von Weichlichkeit, Erſchlaffung und ſchwächlicher Zartheit der Seele, der die natürliche Folge einer allzugroßen Verfeinerung iſt. Wenn die Tugend ſelbſt übertrieben werden kann, und dann aufhört Tugend zu ſeyn: ſo kann gewiß auch das zarte ſympathetiſche und moraliſche Gefühl, welches ein Eigenthum ſchöner Seelen iſt, in moraliſche Zimperey oder wolluſtige Furcht vor ſehr heilſamen aber mit etwas Schmerz und Unbehaglichkeit verbundnen Empfindungen — ausarten; und es beweiſet alsdann für die gute moraliſche Conſtitution einer Perſon gerade ſoviel, als ein Magen, der nichts als Conſommés verdauen kann, für ihre Phyſiſche.

Die Darſtellung einer tragiſchen Scene wie die That des Ritters Fanel, von welcher hier die Rede iſt, ſoll und muß natürlicher weiſe einen hohen Grad von Entſetzen bey jedem Zuſchauer, der nicht alles menſchlichen Gefuhls ermanglt, hervorbringen. Aber ſie iſt doch nicht entſetzlicher als das Gaſtmahl des Atreus, oder die Ermordung der ſtrafbarn Clytemneſtra durch ihren eignen Sohn und andre Scenen dieſer Art, die auf dem alten Griechiſchen Theater gewöhnlich waren. Waren die Athenienſer darum etwa ein grauſames gefühlloſes Volk, weil ſie ſolche Scenen ertragen konnten? Fehlte es ihnen etwa an der feinſten Empfindlichkeit des moraliſchen Sinnes? Tauſend Züge, die nur allein Plutarch davon aufbehalten hat, beweiſen das Gegentheil.

Ich

Ich glaube freylich nicht, daß eine Nation von ſehr reinen und unſchuldigen Sitten ſolche Schauſpiele lieben würde: aber eine Nation von reinen und unſchuldigen Sitten hat gar keine Schauſpiele — und wehe einem Volk, welches Schauſpiele hat und Schauſpiele bedarf, wenn es ſchon ſo weit mit ihm gekommen iſt, daß es nicht auch Nerven genug hat, die hohe Tragödie und die Darſtellung deſſen auszuhalten, was in den Schikſalen der Menſchheit, in den Ausbrüchen und dem Zuſammenſtoß der Leidenſchaften, in den Leiden der ſanften Unſchuld und in den Prüfungen der heroiſchen Tugend das größte, rührendſte und lehrreichſte iſt!

Ich bin verſichert, daß edle und im Bewußtſeyn ihrer eignen Unſchuld beruhigte Frauen, bey allem dem lebhaften Antheil den ſie an dem Schikſal der ſchönen Gabriele nähmen, doch immer Stärke der Seele genug haben würden, die Scenen mit dem Gefäß worinn Coucys Herz in ſeinem Blute ſchwimmt zu ertragen: und ich glaube mehr als einmal ein Augenzeuge davon geweſen zu ſeyn. Ich nähme, wie geſagt, den Fall aus, wenn eine ſolche Dame an den Nerven litte; aber dann würde auch ihr Aufſchreien, Davonlaufen, in Ohnmacht oder Zuckungen fallen, u. ſ. w. nicht Ihrer Empfindlichkeit Ehre machen, ſondern bloß beweiſen, daß ihr Arzt ihr Tragödien, wo es ſo ſehr Ernſt gilt verbieten müſſe.

Hingegen, daß Weiber, die ſich ſelbſt bewußt ſind daß ſie — wenn es noch Fayels gäbe — wenigſtens in dem Falle wären, eine ſolche Rache zu verdienen, daß ſolche junge Damen, von einer unfreywilligen Verſetzung an den Plaz der armen Gabriele überraſcht, im erſten Augenblik ſich ſelbſt vergeſſen, das Herz ihres eignen Liebhabers in der Schüſſel zu ſehen glauben, und in einer inſtinctmäſſigen Bewegung laut aufſchreiend davonlauffen, — dies, ich geſteh' es, finde ich ſo natürlich, ſo pſychologiſch, daß ich verſucht ſeyn könnte —

Doch Nein! ich fühle das Unhöfliche zu ſehr, das dieſe pſychologiſche Auflöſung für die Lyonerinnen hat — und die Geiſter der ſchönen Seilerni und der zärtlichen Couſine Perenette *) ſollen mich bewahren, eine ſolche Unziemlichkeit an ihren reizenden Landsmänninnen zu begehen!

Lieber will ich alſo zu einer pathologiſchen Hypotheſe meine Zuflucht nehmen und glauben, die ganze Sache ſey eine bloße Würkung jener ſympathetiſchen Anſteckung geweſen, deren unaufhaltſame Macht die Menſchen im erſten Augenblik hinzureiſſen bekannt genug iſt, daß man dieſe Vor-

*) Zwoo berühmte Lyonerinnen des 16ten Jahrhunderts. S. Teutſchen Merkur vom Jahr 1771. Drittes Vierteljahr, Seite 23. u. f.

Vorausſetzung vielleicht eben ſo natürlich als jene Pſychologiſche finden wird. Es brauchte in der That nur, daß ſich in den verſchiednen Ecken des Saals einige Perſonen von ſo äuſſerſt ſchwachen Nerven befanden, daß ſie bey Aufdeckung der ſchreklichen Schüſſel ſich nicht zurükhalten konnten laut aufzuſchreyen. Natürlicherweiſe mußte dies plözlich im Parterre und in den Logen eine allgemeine Bewegung von Schreckenvoller Ungewißheit und bangem Erwarten irgend einer gegenwärtigen Gefahr erregen; und da man die beſagten Perſonen auf einmal mit allen Gebehrden der Angſt und Verzweiflung davon lauffen ſah: was war natürlicher, als daß nun, in der Vorausſetzung es werde Feuer in den Couliſſen ausgekommen ſeyn, oder die Decke drohe einzuſtürzen, jedermann die Flucht ergriff, die Schauſpieler allein blieben, und der erſtaunte Herr von C**** der ein ſehr höflicher Herr zu ſeyn ſcheint, veranlaßt wurde, das ganze Abentheuer auf Rechnung der Empfindſamkeit des Lyoniſchen Publicums zu ſchreiben. —

Ich, meines Orts, geſtehe Ihnen, mein Herr, daß ich (wie einem ehrlichen Teutſchen zukommt) ein herzlicher Feind der Galliſchen Mode bin, die Gebrechen, Armſeligkeiten und Thorheiten der holen, leeren, puppenartigen in Weichlichkeit aufgelößten Geſchöpfe, die immer den größten Theil der Gens comme il faut in einer reichen und großen Stadt ausmachen, mit dem Firnis ſchöner

Namen zu übergülden. Ich liebe und ehre den unverfälschten Menschensinn, er stecke unter einem Moderock oder einem Zwilchkittel; und ich bin ganz der Meynung des Römischen Dichters, daß Thränen über fremde Noth der beste Theil unsers Gefühls sind: aber nichts ist mir mehr zuwider als wenn Leute die weder zur Tugend noch zum Laster Stärke genug haben, sich ihre Nervenlosigkeit noch zum Verdienst anrechnen. Mögen sie doch die conventionellen Formen ihrer moralischen Aussenseite so oft als die Farben und Verzierung ihrer Kleider ändern; aber daß man sich dadurch hintergehen lasse, und eine affectierte modische Empfindeley mit öffentlicher Hochachtung belohnen wolle — das ist zu arg.

In wie fern auch Wir von dieser Mode-Thorheit unsrer liebenswürdigen Nachbarn bereits angesteckt seyn möchten, überlasse ich Andern zu beurtheilen, und habe die Ehre ꝛc.

L. v. L**.

VI.

Litterarischer Briefwechsel.

1.

Gern, mein Freund, nehme ich die Erneurung unsres litterarischen Briefwechsels an. Sie lesen Bücher die ich nicht lese: ich lese manches was Ihnen vielleicht nicht zu Gesicht kommt und so gewinnen wir beide. Beide sind wir Liebhaber und keine Richter: unsre Nachrichten und Meinungen werden also aus unbefangner Ueberzeugung, nicht aus kritischem Dünkel noch weniger aus dem Schlunde der Kabale hervorgehn, und am wenigsten von Allem sind sie vom Hrn. Verfasser, Verleger, oder gar Direktor eines Journals — bestellt.

Kennen Sie das teutsche Wort **Priameln**? Kennen Sies als den Namen einer Gattung von Gedichten, die zu ihrer Zeit gäng und gäbe waren? Alle Wörterbücher schweigen davon; alle Poetiken gleichfalls. Und wissen Sie, wem wir auch diese kleine Entdeckung zu danken haben? Dem Mann, der so manches Beträchtlichere entdeckt hat — Leßing.

Mir ist vergönnet, aus einem seiner Briefe vom 10ten Jenner 1779. folgende Stelle abzuschreiben: „Priameln, wovon jezt noch kaum

„der Name mehr bekannt iſt, waren im 13ten „und 14ten Jahrhundert eine Art von kurzen „Gedichten die ich gern das urſprünglich teutſche Epigramm nennen möchte; alle moraliſchen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigſten Ausdruck. Die Bibliothek beſizt davon „anſehnliche Sammlungen von mehr als einer „Hand geſchrieben. Damit Sie ſich einen Begrif „davon machen können, will ich einige von denen, „die ich abgeſchrieben habe, beilegen. Schreiben „Sie mir aufrichtig ob mich das Alterthum nicht „verleitet, mehr daraus zu machen als ſie verdienen.„ Die beigelegten Proben, auf kleine Blättchen geſchrieben, waren, (ſagt der Freund, dem ich dieſe Nachricht ſchuldig bin,) mit Sprachserläuterungen begleitet, und werden ſich vermuthlich unter des Seligen hinterlaſſenen Papieren finden.

Aber ausführen hat er dieſe Ausgabe nicht gekonnt; der Tod raubte ihn und wie Vieles was bei ihm, bei ihm allein im Keime lag, hat er uns mit ihm geraubet! Nur z. E. was dieſe Gedichte anbetrift, wie viel Gutes hätte er uns bei Bekanntmachung derſelben über ihren Namen, ihre Gattung, ihr Zeitalter geſaget! Denn Sie wiſſen es ſo gut wie ich, Materien ſolcher Art waren Leßings eigene Provinz: und die dunkle Zeit, in welche dieſe Gedichte gehören, hatte Leſſings ſehr nöthig. Unſre alte Poeſie hört mit den lieben einförmigen Minneſingern auf, und kommt nur mit den ſchalen einförmigern Meiſterſängern wieder.

Denn

Dem Herrn Profeſſor Eſchenburg haben wirs zu danken, daß Leßings Gedanke zu Herausgebung dieſer Gedichte nicht mit ihm geſtorben iſt: im 5ten Beitrage zur Geſchichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel *) heißt die 25ſte Rubrik: Alteutſcher Witz und Verſtand, unter welchem etwas ſonderbaren Titel (denn Witz und Verſtand war bei den alten Teutſchen Eins) Sie 42. Proben genannter Priameln oder Alteutſcher Sinngedichte finden werden. Hier ſind einige Proben; ich verändere die Orthographie aber nicht die altteutſche Lesart:

Kommt Kunſt gegangen vor ein Haus,
ſo ſagt man ihr, der Wirth ſei aus.
Kommt Weisheit auch gezogen dafür,
ſo findt ſie zugeſchloſſen die Thür.
Kommt Zucht und Ehr derſelben Maas, **)
ſo müſſen ſie gehn dieſelbe Straß'
Kommt Lieb' und Treu, die wär' gern ein,
ſo will niemand ihr Thorwart ſeyn.
Kommt Wahrheit und klopfet an,
ſo muß ſie lang vor der Thür ſtahn.
Kommt Gerechtigkeit auch vor das Thor,
ſo findt ſie Ketten und Riegel vor.

Kommt

*) Braunſchweig 1781.

**) Auf dieſelbe Weiſe.

Ein bewaffneter Soldat tritt auf.

Guten Tag, du, willkommen; du ſiehſt einem gleich, der weiß, was einem Kriegsmann wol anſteht. Zu einer Arbeit die wir lieben, ſtehen wir früh auf, und gehen mit Freuden daran.

Soldat.

Herr, tauſende haben ſchon, ſo früh es iſt, ihre Rüſtung an, und warten auf euch.

(Ein lautes Geſchrey. Trompeten.)

Ein Hauptmann und Soldaten treten auf.

Hauptmann.

Der Morgen iſt ſchön; guten Morgen, Feldherr!

Alle.

Guten Morgen, Feldherr!

Antonius.

Wol geblaſen, Burſche. Dieſer Morgen fängt früh an, gleich dem Geiſt eines Jünglings, der ſich hervor zu thun begierig iſt -- So, ſo; kommt, gebt mir das -- dieſen Weg -- So recht -- lebe wol, Frau, was auch immer aus mir werden mag; diß iſt eines Soldaten Kuß; mehr mechaniſche Complimente würden ſich hier übel ſchiken; ich verlaſſe dich nun wie ein Mann von Stahl. Ihr, die fechten wollen, folgt mir geſchloſſen, ich will euch dazu führen; Adieu.

(Sie gehen ab.)

Kommt aber der Pfennig geloffen;
ſo findt er Thür und Thor offen.

Ein anders. Wie ein frommer Karthäuſer auch gen Himmel fährt.

Ein Sünder, der in ſeinen Sünden verzagt,
und ein Prieſter der aus der Beicht ſagt,
und ein Mühlner 1) der da fälſchlich mißt
und einer der an der Uneh' ſitzt 2)
und einer der frevlich in dem Bann leyt 3)
um rechte Sach' und nichts drum geit 4)
und ein Richter der dem Armen ſein Recht kürzt
und ihm ein Hütlein drüber ſtürzt
und ein Herr, der neue Zoll ſtift 5)
damit man Land und Leut vergift;
fahren die ſieben gen Himmel an der Engel Schaar
ſo fährt je ein frommer Karthäuſer auch dar.

Ein Drittes; Der Ding ſoll man keins theuer kaufen.

Weisheit und Witz von trunknen Leuten
und wiedergeben nach Beuten 1)

und

1) Müller. 2) Concubinen hält.
3) Liegt. 4) Giebt.
5) Vermuthlich Zölle für fremde ſchädliche Waaren.
1) Das Erbeutete.

und auch alter Weiber Schon' 2)
und zerbrochner Glocken Ton
und junger Weiber Witz und Sinn
und alter Manner Lieb und Minn' 3)
und alter träger Pferd Laufen
der Ding ſoll man keins theuer kaufen.

Ich ſezte gern das 26. und inſonderheit das eilfte her; das lezte, ohngeachtet ſeiner häßlichen Ingredienzen, zeigte beſſer als ein andres der Priamel Form und die Urſache ihres Namens. Die Erwartung nämlich wird von Reihe zu Reihe mehr geſpannt; und denn folgt der kurze Schluß der lezten Zeile; woraus ſich der Name Priamel von ſelbſt erklart. Herr E. ſagt in der Note S. 188. „Priamel: dies Wort finde ich in den „Ueberſchriften alter poetiſcher und muſikaliſcher „Stücke ſehr oft, nirgends aber eine Erklärung „ſeiner eigentlichen Bedeutung und Herleitung. „Iſt es vielleicht aus dem lateiniſchen Wort „praeambulum entſtanden?„ Ohn allen Zweifel, und die Form der Priamel giebts deutlich. Es wird nämlich (damit ich mich des altteutſchen Volksausdruks bediene) erſt lange präambulirt, und denn folgt der kurze Schluß oder Aufſchluß. Ich erinnere mich bei Chaucer eine Stelle gefunden zu haben, wo über das Wort preamble vor einer Erzählung geſpaaßt und es gleichſam

decons-

2) Schöne. 3) Liebe.

decomponirt wird; in Tyrwhitt's Ausgabe wird sich das Wort im Gloßarium finden. Der Ausdruk Präambuliren war in den mittlern Zeiten sehr gemein *); aus dem Latein kam er ins Englische, **) ins Teutsche, wie mehrere Wörter und noch ist er in der Volkssprache. Priamel ist also ein kurzes Gedicht mit Erwartung und Aufschluß; gerade die wesentlichen Stücke, in die Leßing das Sinngedicht setzet. Nur freilich ist beim Teutschen Sinngedicht die Erwartung etwas lang, und wenn ich hinzusetzen darf, nach teutscher Art und Kunst etwas lehrhaft. Einem grossen Theil nach bestehen sie aus einer Reihe kurzer, runder, wohlgesagter Sentenzen, wie Sie sie aus dem Renner, dem Freidanck und so manchen andern Sammlungen von Lehrsprüchen kennen; an der neuen und witzigen Auflösung war dem Teutschen von jeher weniger gelegen. — Dies dörfte also den Unterschied des Teutschen Sinngedichts machen; er liegt nämlich in der Art, in der Behandlung der Gattung, nicht in der Gattung selbst: Denn von so zurückgehaltnem Aufschluß, d. i. vom Präambuliren des Epigramms sind in Martial u. a. auch Proben. Lassen Sie uns ein paar andre Priamela hören, wie sie auf die vorige folgen:

Ein

*) S. Du Cange Gloſſar.

**) S. Johnson's Dict. das Wort preamble.

Ein Schreiber 1), der lieber tanzt und ſpringt,
Denn daß er in der Kirche ſingt;
Und lieber vor der Metzen hofſiert,
Denn daß er einem Prieſter miniſtrirt,
Und lieber in einem Hurenwinkel ſchlief,
Denn daß er zu der Predigt lief,
Und lieber drei Tag' Buhlbrief' ſchrieb,
Denn daß er bei einer Veſper blieb,
Und lieber auf der Gaß ſchwanzirt,
Denn daß in Büchern er ſtudirt;
Wenn aus einem ſolchen ein frommer Prieſter wird
So hat ihn Gott mit groſſer Gnad' berührt.

Die Aufſchrift dieſes Stüks iſt: Wenn ein ſolcher Schreiber ein Pfaff wird. Sie ſucht alſo den Sinn räthſelhaft zu erhalten, weil ſonſt der Reiz des Aufſchluſſes verlohren ginge. Ein drittes:

Warum es nit wol in der Welt ſtahe.

Seit man die engen Schuh' erdacht,
Zoten 1) und Lappen an die Kleider macht,
Und in einer Hoſen mehr Neſtel trug dann drei,
Und ein Menſch dem andern nit wollt ſtehen bei.

Und

1) Schreiber. (clerk) Wie wir ſagen Student, Candidat.

1) Franzen.

Und die alten Recht wollt verkehrn,
Und Prieſterſchaft nimmer wollt haben in Ehrn,
Und nimmer auf die Bann 2) wollt achten,
Die etwenn die frommen Päbſt' machten
Und die Reichen die Armen wurden verſchmähen
Und der Bauern ſpotten und anblähen 3)
Buben und Hurn in rauhem Rocken wirren 4) gehn,
ſeit — wirds nie wohl in der Welt ſtehn.

Solcher Art iſt der gröſste Theil dieſer 42. Sinngedichte. Ihren Namen verdienen ſie in Teutſchem d. i. moraliſchen, biedern Sinne gewiß, und ich für mich wollte, daß mehrere gedrukt wären. Sie ſind bei weitem beſſer als jene ungeheuren Heldengedichte aus den mittlern Zeiten, die niemand lieſet; ja ich zöge ſie ſogar einem guten Theil der Minnelieder vor, die den Provenzalen doch auch nur ſehr fernher nachgeahmt ſind. Sind Sie mit Herrn Eſchenburg bekannt, ſo veranlaſſen Sie ihn, daß er (falls ſie es verdienen) mehrere bekannt mache. Sie können ihm dabei eine andre Idee Leſſings verrathen, die er in obangezogenem Briefe äuſſert. Er ſezt zu ſeinen Priameln — die „Bilderreime, die ſich „um das Ende des 16ten Jahrhunderts bis ge-

„gen

2) Gebote, Verbote, Interdikte. 3) Anplärren.

4) Wirren: verwirren: rauher Rocken, ungenähter Rocken; alſo ſich in unausgemachte Händel miſchen und ſie verwirren.

„gen die Mitte des folgenden ſo häufig auf einis
„gen fliegenden Kupferſtichen oder Holzſchnitten,
„ſatyriſch-moraliſchen und ſatyriſch-politiſchen Ins
„halts finden, deren (ſagt er) ich eine ziemliche
„Menge geſammlet habe, und die zum Theil ſelbſt
„von der Seite der Kunſt nichts weniger als zu
„verachten ſind.„ Das lezte ſind ſie gewiß nicht: in Kupferſtichen und Holzſchnitten iſt Teutſchland Italien beinahe vorgegangen, und ſelbſt Raphael hat von Dürer gelernet. Sinnreiche Inſchriften derſelben ſind mir hier und da bekannt; vielleicht findet ſich auch hiezu Vorrath in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek oder in Leßings Papieren. Einem Liebhaber in Nürnberg, der darauf mit Geſchmack ſein Auge richtete, dörfte vielleicht die Sammlung am leichteſten werden. Zur Probe lege ich Ihnen noch einige Priameln, die eher wohlgeſagte Sinnſprüche und Apophthegmen als Epigramme ſind, bei:

Trag' nie lang' deinen Zorn,
So biſt du von Art gar wohl gebohrn.
Mit Zorn ſollt du dich nicht rächen,
Bös Gelübd' im Zorn ſolltu brechen.
Gut Gelübd' die ſolltu halten,
So magſt du wohl in Ehrn alten.
Wenig wiß' und doch viel beſinn',
Tag und Nacht tracht nach Gewinn.
Wer dich lobt, dem glaub' nicht,
Glaub' dem, der dein eigen Herz ſicht.

Von dem Alter eine Priamel.

Alters Freud' und Abendſchein
Mögen wohl einander gleich ſeyn.
Sie röſten wohl und fahren hin
Als in einem Regen ein' müde Bien?
Wir wünſchen Alters alle Tag'
Und ſein Zukunft macht uns neue Klag'
Alter allen Dingen ihr' Kraft
Nimmt und ſchwächt Meiſterſchaft.

Von ſeltſamen Dingen eine Priamel.

Wo du nicht Treu findeſt bei
Da laß von, wie lieb es dir ſey.
Weh Ihm, daß er je lieb gewann
Das er nicht täglich ſehen kann.
Der mocht viel lieber längſt ſeyn todt
Wer gern hätt' — und nit hat.

Wie ſich mancher weiſ' dünkt ſeyn.

Mancher dünkt ſich ein weiſer Mann.
Hätt' er als wenig, als ich han,
Er wär' ein Narr gleich als ich bin.
Reichthum hat gar mancherlei Gewinn.

Armuth verdrücket Witze viel:
All' Kunſt ohn Gut iſt Affenſpiel.
Gewinn hat mit Gewinn ſein' Pflicht
Ein Kummer iſt ohn den andern nicht.
Gut ohn Kunſt iſt der Thoren Glanz
Kunſt mit Gut trägt der Ehren Kranz.

Nachſchrift. Auch die andern Stücke des genannten funften Beitrags ſind nicht unbeträchtlich. Von Leßing ſind die anderthalb erſten. Das erſte über die ſo genannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, die Gottſched mit der ihm eignen Oſcitanz dem von Riedenburg zuſchrieb, dem ſie nur dedicirt ſind, beweiſet, daß ihr Verfaſſer Boner heiße, daß ſie wahrſcheinlich gar nicht aus den Zeiten der Minneſinger ſondern vom Ende des 14ten Jahrhunderts, daß ſie auch mit nichten Teutſcher Erfindung ſondern dem größten Theil nach aus dem Anonymus des Nevelet und aus Avian genommen und nur Teutſch verſificirt ſind. Dieſe Abhandlung berichtigt alſo einen Fehler, den man bis dahin ſehr ſicher wiederholte. Den zweiten Aufſaz über den Anonymus des Nevelet d. i. über die Sammlung verſificirter lateiniſcher Fabeln die in der mittlern Zeit ſo gäng und gäbe waren, hat L. leider nicht geendet. Er zeigte nur, wem man ſie bisher falſch zugeſchrieben und ſtarb; Hr. C. hat die Abhandlung fortgeſezt; aber den Aufs

ſchluß oder die Gedankenreihe Leſſings weiter nicht zu ſuppliren gewagt. In der Vorrede führt er den Gualterum Anglicum aus dem 12ten Jahrhundert an; aber nur auf das Wort des Gloſſators von Chaucer und ohne fernere Erweiſe. Die andern Abhandlungen mit denen der Band vollſtändig gemacht worden, ſind; über Ulrich von Turheim Gedicht Wilhelm von Narbonne, über den Rußiſchen Handel, über den Freidank; und am Ende iſt die Berichtigung einiger Stellen in Leſſings Ankündigung des Berengarius Turonenſis vom Hrn. Prof. Schmidt, in Braunſchweig. Leſen Sie davon was für Sie dienet.

3.

2.

Zum Dank für die kleinen Leßingſchen Nachläße ſende ich Ihnen ein paar Stücke von einem Freunde deſſelben, den wir ſeit geraumer Zeit für die litterariſche Welt auch todt hielten, Mendelsſohn. Das erſte iſt zwar nur eine Vorrede 1); aber eine

1) Manaſſeh Ben Iſrael Rettung der Juden. Nebſt einer Vorrede von M. Mendelsſohn. Als ein Anhang über des Hrn. Kriegsraths Dohm Abhandlung: über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden. Berlin 1782.

eine Vorrede die eines Buchs werth iſt. Welche ſanfte Stimme der Weisheit und Menſchenliebe die in ihr ſpricht! Und wie genau, wie durchdacht ſind alle Worte dieſer lieblichen Stimme! Ueber Materien, worüber man ſonſt nur brauſet und Wind macht, über Toleranz, Religionsfreiheit, Völkerliebe, Menſchenduldung ſpricht ſie mit philoſophiſchen Gründen, mit Beiſpielen aus der Geſchichte, hie und da auch mit weiſer Einſchränkung. Leſen Sie z. E. was über die verſchiedene Geſtalt der Anklagen, womit man in verſchiedenen Zeiten die Juden gedruckt hat, über das Maas der Bevolkerung in einem Staat, über die falſche Eintheilung des hervorbringenden und verzehrenden Theils der Einwohner, am meiſten, was über kirchliche Rechte, kirchliche Gewalt und Macht nicht politiſch ſondern nur menſchlich und philoſophiſch geſagt wird, und Sie werden dem hellen menſchenliebenden Weiſen, der dies ſchrieb, danken. Ich glaube, es iſt Paskal ders bemerkt, wie wohl es einem werde, wenn man ſtatt eines Schriftſtellers einen Menſchen in einem gedrukten Buch reden höret; noch wohler wirds einem, wenn dieſer Menſch zugleich ein Weiſer iſt: denn nur weiſe Menſchen ſollten Schriftſteller werden —

In einem Punkt bin ich mit dem Verfaſſer nicht einig, nähmlich, daß es gar kein Kirchenrecht gebe, daß Recht und Kirche nie zu vereinigende Begriffe ſeyn. Freilich ſo bald ſich die

Charmion.

Gefällt es euch in euer Zimmer zu gehen?

Cleopatra.

Führe mich; er zieht wie ein Held aus: Möchte Cäsar und er diesen grossen Krieg durch einen Zweykampf entscheiden! Dann, Antonius -- Aber nun -- Wohl dann!

[Sie gehen ab.]

Fünfte Scene.

(Verwandelt sich in ein Lager.)

Trompeten -- Antonius und Eros treten auf; ein Soldat begegnet ihnen.

Soldat.

Die Götter machen diesen Tag zu einem glüklichen Tag für Antonius!

Antonius.

Wollten die Götter, du und diese deine Narben hätten einst über mich vermocht, zu Lande zu fechten!

Eros.

Hättest du das gethan, so würden die Könige die von dir abgefallen sind, und der Officier, der dich diesen Morgen verlassen hat, noch immer auf deiner Seite seyn.

Antonius.

Kirche eine Gewalt über Lehren, über Meinungen anmaaßt, ſo bald ſie ſichs anmaaßt dieſe für jeden und auf immer zu beſtimmen, zu ihnen zu zwingen, die Ungläubigen mit Verbannung, mit politiſcher Verachtung oder gar noch ärger zu ſtrafen: ſo iſt dies ein teufliſches, kein göttliches Recht, nicht einer Kirche, ſondern einer Inquiſition, man nenne ſie wie man wolle. Mich dünkt aber, wenn Kirche in beſſerm Verſtande Geſellſchaft iſt, ſo kann ſie auch Rechte haben wie jede andre Geſellſchaft; nicht über Perſonen oder Meinungen ſondern über Gebräuche, über Sitten der ihr Angehörigen und denn endlich auch ſofern ſie rechterlangte Güter beſizet, über die Verwaltung und den Gebrauch dieſer. Das Wort Kirche iſt ein Abſtractum; aber das Wort Staat, Herzogthum, Konigreich iſts auch und ſo wie die Regierung jenes ihre Befugniſſe hat: ſo auch die Einrichtung dieſer. Nur bleiben es immer äuſſerliche Befugniſſe, äuſſere Rechte: auf mein Inneres hat kein Geſchöpf auſſer mir Rechte, vielweniger das Wort Kirche, ein hergeerbtes Aggregat von Menſchen oder Bekennern, die oft unter ſich nicht Eins ſind, was ſie bekennen? was ſie glauben? woher ſies glauben? wozu was ſie glauben, ſeyn ſoll? ja die oft nicht wiſſen, woher ſie ihre äuſſere Rechte haben? durch wen ſie ſie ausüben? u. ſ. w. Für einen Philoſophen der Geſchichte giebts, wie es oft gelehrt und geübt wird, kein erbärmlicher Recht als das Kirchen-Recht; in Lehre und Ausübung iſts oft

das

das Vernunft- und Religionswidrigſte Unrecht. Hätten wir eine Kirchengeſchichte, wie ſie ſeyn ſollte! Wenn Etwas, ſo muſte ſich dieſes klar ergeben. — Und freilich bey ſolchem Zuſtande unſrer Kirchenſyſteme iſts einem vorſichtig, furchtſamen Denker zu verzeihen, wenn er indem er überall Misbräuche, ſchreiende Misbräuche des Kirchenrechts ſiehet, beinahe kein Kirchenrecht, mithin im Grunde auch überall keine Kirche glaubet: denn ſobald dieſe als äuſſere Geſellſchaft geſezt wird, muß Sie, dünkt mich, auch ihre Befugniſſe und Rechte haben, wie jede andre Geſellſchaft. Daß keins derſelben gegen Ein Recht der Menſchheit oder des Staats ſeyn dörfe, verſtehet ſich von ſelbſt: und welch ein Recht iſt von der Menſchheit unabtrennlicher, der Menſchheit heiliger, als Freiheit im Denken, im Unterſuchen der wichtigſten, aufs ewige wirkenden Wahrheiten und Pflichten! Die Kirche ſelbſt ſoll uns, wenn ſie rechter Art iſt, zur freieſten Unterſuchung und Ausübung dieſer Wahrheiten und Pflichten helfen, fördern, anfeuren, leiten! — Uebrigens ſind Religion und Kirche nicht Eins: dieſe ſoll der gliedervolle Körper ſeyn, jene die Seele. Iſt der Geiſt rechter Art, ſo wird auch der Körper dem Geiſt gemäß wirken; nur wirken, dünkt mich, muß er (ſolange wir Menſchen ſind und in jeder andern Rückſicht zu einer Geſellſchaft gehören,) auch als Körper oder er iſt todt. — So meine ich; ſagen Sie mir darüber Ihre Gedanken.

Das andre Büchelchen unſers Verf. ſind: Anmerkungen zu Abbts freundſchaftlicher Correſponoenz, und gewiß, dieſe ſind der ganzen Correſponoenz Krone. Erinnern Sie ſich an die Stunden, da wir vor 10. Jahren dieſe Buchhändler-Correſponoenz laſen, und was unſer Freund C. über einen Theil der Briefe ſagte. Jezt tritt Herr Mendelsſohn auf und giebt Nachträge zu ſeinen Briefen, ſucht in den Urtheilen, Meinungen, Zweifeln ſeines zu raſchen, jungen Freundes zu berichtigen, was er in ſeinen damaligen Antworten (denn wer ſchreibt wohl Briefe, um eine Materie zu erſchöpfen?) noch nicht berichtigt glaubt; und in der That, dieſer Nachtrag iſt ſehr lehrend. Das meiſte in ihm betrift philoſophiſche Materien und die wichtigſte aller, die Beſtimmung des Menſchen, über die Abbt damals, vielleicht eben ſo ſehr aus jugendlichem Vorwitz und Kunſtrichterei als aus ernſter Wahrheitliebe Zweifel hegte. Mendelsſohn beantwortet ſie mit einer beſcheidnen, vorſichtigen, redlichen Weisheit, die dem Leſer zu gleicher Zeit das Herz nimmt, indem ſie ſeinen Verſtand überzeuget. Leſen Sie die wenigen Bogen, und Sie werden mir über den ſtillen, warmen Eindruk danken. Hie und da ſind literariſche Urtheile, z. E. über Hume's Geſpräche von der natürlichen Religion, Lavaters Ausſichten in die Ewigkeit u. ſ. eingeflochten; und auch in ihnen iſts ganz Mendelsſohn, der da urtheilet. —

Auf den letzten Seiten werden Sie eine kleine Schilderung vom verstorbenen Grafen zu Bückeburg finden bei dem Abbt war und den Mendelssohn in Pyrmont kennen lernte. Sie ist in den meisten Zügen wahr; so wahr nämlich, als die Bekanntschaft weniger Tage an einem Brunnenort auch dem gründlichsten, unbefangensten Bemerker Eindrücke erlaubet. Nur in dem „die „feinste griechische Seele in einem rauhen, west„phälischen Körper„ bin ich mit H. M. nicht einig. Ich habe den Grafen sehr gut gekannt, und noch neulich sein wohlgetroffenes Bild in * * gesehen; eine edlere Bildung von Körper, zumal den Obertheilen nach, ist mir nie leicht erschienen. Ein schönes Oval des Kopfs, helle, angenehm funkelnde Augen, eine feine, geistige Nase, ein männliches Kinn, eine treffliche, freie, gewölbte Brust geboten jedem, der auf Körper und nicht auf Kleid und Anzug sah, Hochachtung, so wie schwächern Gemüthern eine Art von Staunen und Ehrfurcht. Die Arme trug er edel und fast romantisch, so wie er etwas romantisches in seiner ganzen Denkart und Lebensweise hatte. Setzen Sie dazu, daß er an Körper so wie an Geist der Grösseste seines Landes war, und in den lezten Jahren das Grösseste nur immer im Besten, im Mildesten suchte: so mußten diese Eigenschaften gewiß dazu beitragen, auch das mindeste Rauhe und Westphälische von seinem Anblick zu entfernen. Sie haben H. von ihm, wie von einem Helden des Alterthums sprechen gehört; er

ist auch hierinn meiner Meinung. Herr Mendelssohn muntert ihn oder Z. auf, das Leben des Grafen oder seine hinterlassene Schriften der Nachwelt aufzubehalten; von jenem weiß ich, daß ers bloß aus Bescheidenheit und Hochachtung bisher nicht gethan hat. Der Graf war ein Kriegsmann, die Kriegskunst war, wo nicht seine Lieblingswissenschaft (denn die war ihm jede,) so doch der Beruf seines Lebens, und seine kühnsten Blicke in die Philosophie, Politik, Geschichte grenzten mit jener. Ein Kriegsmann, sagte also H., kann sein Leben allein schreiben, und ihm aus seinen hinterlassenen Schriften ein würdiges Denkmal stiften. Zudem so erschien bald nach des Grafen Tode die Ankündigung einer Lebensbeschreibung von ihm aus seinen hinterlassenen Schriften, von einem Officier in Hannöverschen Diensten. „Dem, sagte H., sind „also die Pariere worden; wenigstens wird er uns „Materialien liefern, und was ich etwa nachher „zu sagen habe, bleibt mir ja.„ Die Lebensbeschreibung ist noch nicht erschienen; warum sollte man, wenn sie nur gut wird, nicht noch auf sie warten?

Nachschrift. Abbt hatte bei dem Wort Bestimmung des Menschen den Zweifel erregt, daß das Wort zweideutig sei, und so wohl heissen könne: wie sich der Mensch hie; und dazu bestimme? als: wozu er im Ganzen bestimmt sei? Herr M. räumt die Anmerkung nicht nur ein, sondern

ſondern ſucht auch für beide Begriffe eigne Ausdrücke feſtzuſetzen. Determination im Menſchen ſoll Beſtimmung; Deſtination des Menſchen ſoll Wiedmung des Menſchen heiſſen — Der lezte Ausdruk gefällt mir nicht. Wiedmen heißt ſtiften, Güter zum geiſtlichen Gebrauch geben; die Nebenidee klebt dem Woet noch immer an *) und mich dünkt, ſie paßt nicht; weder auf Perſonen, die gewiedmet, von Gott gewiedmet ſeyn ſollen, noch auf die reine philoſophiſche Idee, die in dem Wort Beſtimmung des Menſchen liegt, und der ich gern auch einen reinen Ausdruk wünſchte. Die alten Teutſchen ſagten: der Menſch iſt dazu geſezt, geſchaffen, das iſt die Abſicht, der Endzwek Gottes mit dem Menſchen; ja warum ſollte man nicht auch ſagen: der Menſch iſt dazu von Gott beſtimmt? Abbts Zweifel ſagt im Grunde nichts: denn Determination müßte immer Beſtimmung im Menſchen, nicht des Menſchen heiſſen, und der Inbegrif aller ſeiner Beſtimmungen (Determinationen) mit Abſicht verbunden, heißt ſeine Beſtimmung (Deſtination) im Ganzen. Wenn ſich der Menſch zu einer Handlung determinirt, ſo beſtimmt (deſtinirt) er die Anwendung gewiſſer Seelenkräfte zu der Handlung. Die Ideen bleiben alſo verwandt und die Zweideutigkeit iſt gar leicht zu verhüten. Ich wollte nicht, daß

*) Vielleicht iſt ſie dem Hrn. M. nicht aufgefallen, weil im Ebräiſchen ähnliche Ausdrücke den Begrif der Beſtimmung bezeichnen.

daß Spaldings ſchöner Titel: die Beſtimmung des Menſchen, Wiedmung des Menſchen hieſſe. Was dünkt Ihnen?

T.

3.

„Hätten wir eine Kirchengeſchichte!„ ſagen Sie in Ihrem lezten Briefe. Wir haben eine! vielleicht die erſte in dieſem Fache. Laſſen Sie ſich den Thaler nicht kümmern, den Sie um Spittlers Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche *) geben; das Buch iſt ſo reichhaltig an Sachen, ſo umfaſſend im Plan, ſo bündig in ſeinen Urtheilen, ſo gedrungen in der Schreibart; und doch auf der andern Seite auch ſo einfach in ſeiner Anlage, ſo angenehm und ſchön geſchrieben, daß es fortreißt, daß mans (die meiſtens ſo traurige Geſchichte der chriſtlichen Kirche) wie einen Roman lieſet. Aber wie einen philoſophiſchen Roman. Mit ſtrenger Unpartheilichkeit des Urtheils über Lehrbegriffe, Zeiten und Sekten verbindet ihr Verfaſſer eine ſo feine Känntniß des menſchlichen Herzens, einen ſo fleißigen ſorgſamen Gebrauch der ächten Quellen zumal in den frühern und mittlern Zeiten, wo ſelten jemand mit Liebhaberei zu den Quellen gehet, daß das Buch wirklich (verzeihen Sie mir den Ausdruck) eine Art von hiſtoriſcher Logik über das Chriſtenthum iſt

*) Göttingen 1782.

iſt und jedem, der nicht ganz verblendet ſeyn will, die Augen öfnet. Für Ignoranten iſts freilich nicht; wer noch keine Kirchengeſchichte in einzelnen Factis weiß, wird ſie aus dieſem Buch nicht lernen. Aber für den, der ſie weiß, der darüber geleſen, gehört hat oder, dies Buch in der Hand, darüber hört oder lieſet, für den iſts. Es ſtellt die Begebenheiten in einer ſehr einfachen Ordnung, mit Licht und Schatten (woran es ſonſt ganz fehlte) zuſammen und liefert gleichſam lauter wohldurchdachte Reſultate. Die kindiſche Eintheilung nach Jahrhunderten iſt weggeblieben; das Ganze zerfällt, wie ein Drama gleichſam, in fünf ſehr natürliche, in der Reihe der Begebenheiten ſelbſt gegründete Perioden. Gebräuche, Kirchenzucht, Ketzereien u. ſ. ſind mitgenommen; aber wie billig zu ihren Quellen auf Kirchen-Regiment, Veränderung des Lehrbegrifs, Zeitalter, Schikſale der Kirche zurükgeführt, und da der Autor inſonderheit Fleiß angewandt hat, die hellen Puncte auszuzeichnen, die in mancher langen Nacht glänzten, die lebendigen oft ſehr verborgnen und verkannten Kräfte zu bemerken, die zu Veränderung ihres Zeitalters im Guten und Böſen beitrugen: ſo wird vorzüglich ein junger Menſch, dem nur einigermaaſſen das Herz an der rechten Stelle ſizt, die ſonſt ſo öde, hie und da abſcheuliche chriſtliche Kirchengeſchichte gewiß als eine Schule der Aufklärung und Bildung nutzen können. Bücher hat der Autor nicht viele citirt: vielleicht iſt dies, ohngeachtet deſſen, was er zur

Vor-

Vertheidigung ſagt, fürs Buch Schade; indeſſen darf der Lehrling ja nur Walchs Grundſätze der chriſtlichen Kirchengeſchichte zu Hülfe nehmen, und dem Mangel iſt reichlich abgeholfen. Dies Buch iſt gewiſſermaaſſen ſelbſt eine Bibliothek, ein ſo geiſtiger feiner Auszug aus tauſend Buchern und Schriften, daß, wie geſagt, geübte Augen, eigne Beleſenheit und eine Art Reife der Seele dazu gehört, die feinen Schilderungen, die ausgeſuchten Zuſammenſtellungen, die oft nur in einem Zuge, einem Worte liegen, zu bemerken. Sie können leicht glauben, daß ich mit allen Urtheilen des Verf. im Speciellen nicht einig bin; es wäre aber Thorheit, zu fodern, daß irgend zwei Menſchen auf der Erde über alle Facta einer Art von Welt- und Univerſal-Geſchichte von 1800 Jahren, dazu ſo geiſtigen, vielfachen Inhalts, einig ſeyn ſollen. Noch jämmerlicher wäre es, wenn jemand ſich damit breitmachen und ſolche Sachen als Befehle auszeichnen wollte. Als Zweifel, als Materie zu weiterer Forſchung wäre es gut, wenn mehrere dem Verfaſſer ihre Gedanken über einzelne Punkte mittheilten; ſo könnte dies Buch gleichſam die Baſis eines fruchtbaren Auszugs der chriſtlichen Kirchengeſchichte und auch bey jeder neuen Ausgabe (an der es dieſem Buch ſchwerlich fehlen dörfte) vollkommner werden. Ich zeichne von einigen Punkten am Rande meines Buchs, die ins Detail gehen, nur zwei, drei Stücke aus, die das Ganze betreffen:

Zuerſt.

Zuerſt. Der Styl des Verfaſſers iſt für eine Geſchichte, auch für eine räſonnirte Geſchichte hier und da zu maleriſch, zu feurig. Inſonderheit in den Tabellen, die jede Periode ſchlieſſen, ſcheinen mir manche Ausdrücke und Wendungen zu geſucht zu künſtlich, da man doch eben hier die gröſseſte Einfalt erwartet. Ich weiß wohl, mit wem dies der Autor gemein hat; eine chriſtliche Kirchengeſchichte ſollte aber, wie die Lehren und Sitten ihres Gegenſtandes, ganz Einfalt ſeyn.

Zweitens. Hie und da ſind einige Schwäbiſche Ausdrücke, die leicht weggethan werden können. Auch in den unpartheiiſchen Urtheilen über einige neuere Perſonen wird man das Vaterland des Verfaſſers nicht verkennen. Die Zeit in der wir leben, iſt freilich am ſchwerſten zu beurtheilen: die Werke der Lebenden ſind noch unvollendet; und wer kann weiſſagen, was aus dieſem hingeſtreueten Saamenkorn, was aus jener Laſt leerer Bemühungen bey der Nachwelt werde? So vorſichtig hier der Verfaſſer iſt, ſo wird ers doch vielen kaum recht gemacht haben:

multa renaſcentur, quae jam cecidere, cadentque
quae nunc ſunt in honore — —

Drittens. Mich dünkt, der ganze Zweck der chriſtlichen Kirchengeſchichte als Thatſache mit der Menſchheit iſt nicht ausgezeichnet genug. Was war dieſer? Entwicklung eines Lehrbegriffs? Ausbildung der Sitten und der Vernunft? Oder gar

ewige

Antonius.

Wer iſt dieſen Morgen durchgegangen?

Eros.

Wer? Einer, der dir immer nah' war. Ruffe dem Enobarbus, er wird dich nicht hören, oder aus Cäſars Lager herüberrüffen „ich bin keiner von den deinen.„

Antonius.

Was ſagſt du?

Soldat.

Herr, er iſt bey Cäſarn.

Eros.

Er hat doch ſeine Kiſten und ſeine Schäze zurükgelaſſen.

Antonius.

So iſt er fort?

Soldat.

Ganz gewiß.

Antonius.

Geh, Eros, ſchik ihm ſeine Schäze nach, thue es, halt ihm kein Jot zurük, ich befehl es dir: Schreib ihm; ich will einen freundlichen Gruß und Abſchied darunter ſchreiben: Sag ihm, ich wünſch ihm daß er keine Urſache mehr finde, einen andern Herrn zu ſuchen -- O mein wi-

ewige Ebbe und Fluth von Abscheulichkeiten, Mißbräuchen, Dummheiten, Thorheiten, eine ab- und zuwallende Mischung von Licht und Dunkel? Lesen Sie das Buch und schreiben mir, was Sie für ein Resultat fanden.

J.

(Die Fortsetzung künftig.)

VII.

Auszug aus einem Schreiben des H. an einen Freund in Paris.

Bald glaube ich selbst, daß Sie nicht ganz Unrecht haben, wenn Sie meine Gleichgültigkeit gegen alle bald mehr bald minder bedeutende oder unbedeutende Unwahrheiten, die über meine Person und Schriften von allerley Ungenannten aus allerley Ursachen ins Publikum gebracht werden, für unverantwortlich erklären. — Zwar unverantwortlich ist doch wohl nicht das rechte Wort; denn mich dünkt ich könnte Ihnen sehr gute Gründe vorlegen (wenn ichs nicht schon mehr als einmal öffentlich gethan hätte) warum ich für mich und jeden der sich ungefehr in meiner Lage befindet für anständiger halte, lieber zu schweigen, als sich alle Augenblicke in eine eben so unnöthige als

als langweilige Skiamachie mit unſichtbaren oder namenloſen Widerſachern einzulaſſen. Indeſſen fühle ich doch wohl, daß die Gleichgültigkeit, die Sie mir zur Sünde machen wollen, auch wenn ſie eine Tugend wäre, dennoch ſobald ſie das Maas und die Grenzlinie

wo diß und jenſeits Recht zu Unrecht wird

überſchritte, Tadel verdiente; und weil ich eben ſo furchtſam vor gerechten Vorwürfen als kaltſinnig gegen unverdiente bin: ſo bin ich ſehr geneigt mich über dieſen Punct in einen Vergleich mit Ihnen einzulaſſen.

Es giebt, wie geſagt, Fälle, wo die beſte Antwort oder Apologie iſt, keine zu geben. Wenn die Sache worüber es Jemanden beliebt uns anzufechten, klar am Tage vor Jedermanns Augen liegt, und die Vorwürfe durch den bloſſen Augenſchein, bey einem mäßigen Antheil von Menſchenverſtand auf Seiten deſſen der die Sache unterſuchen will, ſich von ſelbſt widerlegen; oder, wo es ſichtbar iſt, daß der Tadler uns nur wehethun, oder (wie Geron der Adeliche ſagt) uns hochmuthen will; wozu alsdann eine Antwort? Oder wer wollte mit jedem loſen Geſellen, von dem er angeſprengt wird, eine Lanze brechen? — Alſo, wenn z. E. irgend ein Recenſent mich Verſe machen oder Proſe ſchreiben lehren will; oder, mir bey einer vom Zaun abgeriſſnen Gelegenheit Schuld giebt, „daß ich in meinen Gedanken über eine Anekdote

von J. J. Rousseau *) den Sophisten gemacht und die Sittenlehre verfälscht habe; oder wenn Andre Pro und Contra darüber disputieren ob ich mich zum Christenthum oder Deistenthum bekenne? Ob ich ein guter oder böser Mann sey? Ob ich meinen Pfling mit oder ohne Salz esse? u. s. w. So hoffe ich, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich meines Weges gehe, und die Herren reden lasse, so lange sie wollen.

Hingegen wenn die Sache einen bloßen Irthum betrift den Jemand aus Unwissenheit oder falscher Benachrichtigung bona fide begangen hat, und dem Uebel mit einem Paar Federzügen abgeholfen werden kann: so verspreche ich Ihnen, von nun an meiner Indolenz Gewalt anzuthun, und sobald die Sache zu meiner Wissenschaft gelangt, bey der ersten schiklichen Gelegenheit dem großen oder kleinen Unheil zuvorzukommen, welches der Welt aus besagtem Irthum über lang oder kurz etwa zuwachsen könnte.

Um Ihnen also hier gleich die erste Probe meines diesfalsigen guten Willens zu geben, so wiederhohle ich hiemit zum leztenmal die schon mehrmals gegebne öffentliche Versicherung: daß ich nicht der Verfasser der Geschichte des Fräuleins

*) Teutsch. Merkur vom Jahre 1780. in den Monaten April, May und August.

leins von Sternheim, ſondern bloß der unſchuldige Herausgeber, d. i. derjenige, der den Druk beſorgt hat, bin; und daß hingegen meine Freundin und Couſine, die Frau G. R. von la Roſche nicht die Urheberin der Franzöſiſchen Ueberſetzung des beſagten Werkes, ſondern die Verfaſſerin des Teutſchen Originals iſt, — welches, ſoviel ich weiß, von einer andern vortreflichen und der gelehrten Welt rühmlich bekannten Dame, der Madame *de la Fite* im Haag, ſchon vor vielen Jahren ins Franzöſiſche überſezt worden iſt.

Hieraus kann und ſoll alſo der Irthum verbeſſert werden, der in der Bibliotheque Univerſelle des Romans im März vom Jahrgang 1781. p. 87. ſchon zum Zweytenmal begangen worden, da es heißt: „Dans la Note qui précede l'extrait qu'on nous reproche d'avoir borné à une courte notice nous avons dit: que ce Roman, quoique publié ſimplement par Mr. Vieland (deſſen Name geſchrieben wird Wieland, ſo wie man Watelet nicht Vateler, Voltaire nicht Woltaire, und Lohenſtein nicht *Loklokenſtin* *) ſchreibt) lui étoit generalement attribué; et qu'il avoit été traduit de l'Allemand en Fran-

 çois

*) Enfin *Arminius*, dont l'Auteur s'appelloit, dit-on, *Loklokenſtin* etc. *Bibliotheque Univ. des Romanes.* Novembre 1776. pag. 8.

çois par Madame de la Roche, femme d'un Conſeiller intime de l'Electeur de Treves."

Sie ſehen, mein Freund, daß dieſer Irthum in ſeiner Art immer beträchtlich genug iſt, um öffentlich angemerkt zu werden. Nur Das muthen Sie mir nicht zu, daß ich ſoviel über meine Trägheit gewinnen, und mich dieſer Sache halben in eigner Perſon gegen den vorbelobten Hrn. Herausgeber der Romanen-Bibliothek in irgend einem franzöſiſchen Journal manifeſtiren ſoll. Wenn aber Sie, da Sie doch eben dieſen Herren ſo nahe und vielleicht mit dem einen oder andern aus ihrem Mittel ſchon bekannt ſind, die Mühe auf ſich nehmen wollten der Wahrheit Zeugnis zu geben: ſo würde ich mich Ihnen dafür ſehr verbunden halten.

Bey einer ſolchen Gelegenheit könnten Sie etwan auch, wenn es Ihnen gefällig wäre, dem Hrn. Herausgeber der B. des R. wegen meinem Neuen Amadis ein paar Worte ins Ohr ſagen. Die beſagte Bibliothek liefert im März 1782. einen ſogenannten Auszug aus dieſem Gedichte, nach welchem die Ausländer ſich einen ungefehr eben ſo richtigen Begriff davon machen können, als Menippus beym Lucian von der ſchönen Leda, Helena, u. ſ. w. nach ihren — Schedeln und Knochen. Ich kann mich hierüber nicht beklagen, da Arioſt und Taſſo nicht beſſer in dieſer Bibliothek tractiert worden ſind. Bone Deus! Ein Zeitungsmäßi-

mäßiger hiſtoriſcher Auszug aus einem Gedichte! Und welch ein Auszug! Beym erſten Blicke den ich darauf warf, fielen mir die Zeilen ins Auge: „Tout Poëme *doit* commencer par une invo-„cation“ (Sie merken doch daß dies *Perſifflage* ſeyn ſoll? „Auſſi l'Auteur en fait-il une à ſa Muſe, *mêlée d'imprecations contre les Critiques* &c.“ Wie gefallen Ihnen dieſe *Imprecations* im Eingang des Neuen Amadis? — Wenn das übrige in dieſem Geſchmak iſt, dachte ich — und verlangte gerne nicht weiter zu leſen!

Aber dies iſts nicht, was ich Ihnen ſagen wollte. Ich habe es bloß mit den wenigen Zeilen zu thun, die dem Auszug vorangeſchickt ſind; und ich überlaſſe es lediglich Ihrem guten Willen, ob Sie es der Mühe werth finden, dem Herausgeber über die Stelle: „ce Poëme n'a pas „toutes les Graces de l'Amadis dont on parle „tous les jours avec complaiſance„ (nämlich des Amadis von dem Herrn Grafen von Treſſan) „mais on peut ſe diſtinguer et briller meme „au ſecond rang„ — zu ſagen: daß dieſe Anmerkung dem Herrn v. T. ein Compliment auf Unkoſten des Neuen Amadis mache, deſſen ſich der Verfaſſer vermuthlich überhoben hätte, wenn ihm bekannt geweſen wäre: daß das teutſche komiſche Rittergedicht, der Neue Amadis genannt, weder mit dem Alten Amadis de Gaule, noch mit dem Moderniſierten Auszug deſſelben, den man dem Herrn Gr. v. T. zu danken hat, das min-

deſte als den Namen *Amadis* gemein habe; daß es mit dem leztern keineswegs rivaliſieren wolle, ſondern Neun ganzer Jahre vor ſelbigem zur Welt gekommen, in allen Stücken (bis auf die Versart inclusive) eine urſprüngliche Erfindung des teutſchen Dichters ſey, die, ſowohl was den Zwek und Inhalt, als was Styl, Ton und Manier der Ausführung betrift, mit dem Werke des Herrn von Treſſan nicht ſchiklicher als mit der Geſchichte der Maccabäer, oder dem Ritter Theuerdank, oder des Apulejus goldnem Eſel zuſammengeſtellt werden könne. Auch Ich habe den Amadis dieſes liebenswürdigen und reſpectabeln alten Seigneur's (wie alles was von ſeiner Hand kömmt, und namentlich ſeinen Auszug von Hüon de Bordeaux) mit dem größten Vergnügen geleſen: aber ſehr vermuthlich würde Er, wenn er teutſch genug wißte, um den R. A. im Original kennen zu lernen, ſich durch den raſchen Vorzug, der ſeinem Roman über ein mit ſelbigem ganz incommenſurables Gedicht gegeben wird, wenig geſchmeichelt finden.

Für einen Mann, der ſich anmaßt, von den Grazien eines Gedichts, das er weder geleſen hat noch leſen kann, nach einem abgeſchundnen und mit Drat zuſammengehängten Gerippe zu urtheilen, — iſt ein Irthum mehr oder weniger, zumal ein unbedeutender, eine Kleinigkeit. Falls Sie es alſo nicht zu geringe finden, ihn gelegenheitlich zu benachrichtigen, daß der Verfaſſer des beſagten

beſagten Gedichts nicht Mr. *de* Wieland heiſſe; ſo kann es wenigſtens einem künftigen franzöſiſchen Litterator die Verwechslung zweener gleichzeitiger, aber ganz verſchiedner Perſonen erſparen, die dieſen Namen, der eine mit und der andre ohne das Vorwort von, geführt haben.

Auf ein ähnliches Skelett des armen Oberon, woraus erhellen wird, „daß die Fabel dieſes Ge„dichts mehrentheils aus dem vorbelobten Treſ„ſaniſchen Auszug des alten Gallo-iſchen Ro„mans *Huon de Bordeaux* genommen, und „dieſes Gedicht alſo eine bloſſe *Imitation d'un* „*Original François* ſey„ (ſcilicet, in eben dem Sinne, wie Arioſts Orlando eine Nachahmung der Geſchichte des Erzbiſchofs Turpin und der andern Ritterbücher von Charlemagne, Roland, u. ſ. w.) und auf alle die weiſen Anmerkungen und Urtheile, die ſich von Franzoſen und Patriotiſchen Teutſchen aus einer ſolchen Entdeckung ziehen laſſen — bin ich ſchon gefaßt. Ich habe nie kein Geheimniß daraus gemacht; und wer da weiß, wie wenig die gröſten Dichter in der Welt, von Homer an, einen Ruhm darinn geſucht haben, das Thema ihrer Werke ſelbſt erdichtet oder geträumt zu haben — und wer Beleſenheit genug hat, um zu wiſſen, daß der alte franzöſiſche Romancier, von dem ſich der Huon de Bourdeaux herſchreibt, die Hauptzüge ſeiner Geſchichte, beſonders das Horn und den Becher, eben ſo wenig als ich, aus ſeinem Kopfe geſchüttelt,

ſondern aus andern ältern Dichtungen genommen hat; und daß überhaupt Uralte Morgenländiſche Sagen, Fabeln, und Mährchen die wahre Quelle ſind, woraus beynahe alle Spaniſchen, Franzöſiſchen, und Italieniſchen Romanciers und Dichter der mitlern Zeiten vom 12ten bis 16ten Jahrhundert mittelbar oder unmittelbar geſchöpft haben — der wird den Werth einer ſolchen eingebildeten Erfindungs-Ehre zu beſtimmen wiſſen. Ich meines Orts gönne ſie einem jeden, der ſie an ſich reiſſen will, von Herzen, begnüge mich mit dem was mir nach Abzug derſelben übrig bleibt, und beharre ꝛc.

VIII.

Der ſterbende Weiſe.

Eine Anekdote.

In der Vorſtadt St. Marcel zu Paris, wo verſchiedner Urſachen wegen Armſeligkeit und Elend vorzüglich herrſchen; lag ein armer Mann ohne Freunde und ſterbend, in einer elenden Hütte. Ein ehrwürdiger Kapuziner erſchien, ihm mit geiſtlichem Troſte beyzuſtehen. Das bejahrte Opfer der Krankheit und des Elends lag da auf Lumpen hingeſtrekt, ein Hauffen ſchlechtes Stroh ſein Kopfküſſen und ſeine Decke! — Da war kein Stuhl,

Stuhl, nichts was einem Hausgeräthe ähnlich sah, zu finden. In den ersten Tagen der Krankheit wurde alles noch vorräthige verkauft, um dem Kranken etwas Brühe zu verschaffen. Nur ein Beil und zwey Sägen hiengen noch an den leeren Wänden; diese und seine Arme so lange er sie gebrauchen konnte, machten den ganzen Reichthum des armen Sterbenden aus. „Mein Freund" redete der Beichtvater ihn an, „danket Gott für die Güte die er euch in diesem Augenblik erweist; ihr verlaßt eine Welt worinn euch nichts als Elend zu Theil wurde." — Elend? erwiederte mit schwacher Stimme der sterbende Weise. Ihr irrt euch, ich habe vergnügt gelebt und nie über mein Schikſal geklagt. Haß und Neid waren mir unbekannt. Mein Schlaf war immer süß. Der Tag ermüdete mich zwar, aber dafür gab mir die Nacht Ruhe. Das Werkzeug dort verschafte mir täglich einen Laib Brod, den ich mit Vergnügen aß, und nie sehnt ich mich nach dem Tiſch der Reichen, die ich öfter als andere krank gesehen habe. Ich war arm, aber bis jezt immer leidlich gesund. Sollte ich wieder aufkommen (welches ich nicht erwarte) so kehre ich zu meiner Arbeit zurük und fahre fort Gott zu preisen der mir immer ausgeholfen hat. — Der erstaunte Geistliche war in Verlegenheit, was er einem Sterbenden, der so gefaßt war, sagen sollte. Das elende Lager, worauf er ihn ausgestrekt sah, hatte keine solche Ergebenheit in die Göttlichen Fügungen erwarten lassen. Indessen fuhr er doch in seinem Zuspruch fort: ohne

briges Schikſal hat ehrliche Leute verführt! Mache hurtig, mein Eros.

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

[Verwandelt ſich in Cäſars Lager.]

Cäſar, Agrippa, mit Enobarbus und Dolabella treten auf.

Cäſar.

Geht, Agrippa, und thut den Angriff; Unſer Will' iſt, daß Antonius lebendig ergriffen werde; laßt diß unter der Armee bekannt werden.

Agrippa.

Cäſar, ich werde es thun.

Cäſar.

Die Zeit eines allgemeinen Friedens iſt nahe; möge dieſer Tag glüklich ſeyn, ſo ſoll die dreygetheilte Welt allenthalben von freywilligen Oliven grünen.

Ein Courier tritt auf.

Courier.

Marcus Antonius iſt im Feld erſchienen.

Cäſar.

erachtet ihr, sagte er, in eurem Leben nicht unglüklich gewesen seyd, so sollter ihr doch nichts desto weniger bereit seyn es zu verlassen, weil wir schuldig sind uns in den Göttlichen Willen zu ergeben. — Ganz gewiß, erwiderte der Sterbende mit ruhigem Ton und Blik. Tod ist das unvermeidliche Loos aller Menschen. — Ich habe zu leben gewußt, und nun weis ich auch zu sterben. Ich danke Gott der mir das Leben gab, und mich jezt durch das dunkle Thal des Todes leitet — ich fühl es — der Augenblik — ist da — guter Vater, Adieu.

IX.

Anzeige neuer Bücher.

1. **Ueber die Lehre von der menschlichen Freyheit u. s. w. von Martin Ehlers, Prof. der Philos. in Kiel. Dessau in der Buchhandlung der Gelehrten.**

Der berühmte Herr Professor Ehlers hat in diesem kleinen Buche einen Lehrbegriff über die menschliche Freyheit vorgetragen, der, wie Er sagt, die Frucht eines dreißigjährigen Forschens und Denkens ist. Um so mehr also glauben wir den Wunsch und die Hofnung äußern zu dürfen: daß diese gegenwärtige Schrift bloß der Vorläuffer und gleichsam der Schat-

tenriß

tenriß eines größern und vollſtändigern Werkes über dieſen der ganzen Menſchheit angelegenen Gegenſtand ſeyn möge; eines Werkes, worinn Herr E. mit aller möglichen analytiſchen Schärfe das Wahre an der Sache aufſuchen und entwiklen, das Gewiſſe von dem Problematiſchen genau abſondern, das Leztere, wo möglich, zur Gewißheit bringen; alle erheblichen Zweifel und Einwürfe deutlich vortragen und überzeugend beantworten, und dem eigentlich praktiſchen Theil, der in gegenwärtigem Buche (von S. 112. bis 138.) vorzüglich unſern Beyfall hat, ſeine ganze Vollſtändigkeit geben möchte — Wir zweifeln nicht daß der allgemeine Beyfall, den wir dieſer Schrift verſprechen, ein neuer Beweggrund für den Hrn. V. ſeyn möge, ſich einem ſolchen Werke zu unterziehen, wozu wir Ihm die nöthige Geſundheit, Muſe und Munterkeit des Geiſtes wünſchen — beſonders die Muſe die vonnöthen iſt, um im Vortrag und Styl immer Concinnität mit Klarheit, und Lebhaftigkeit mit Gründlichkeit zu verbinden — ein Verdienſt, das uns in Werken dieſer Art weſentlich zu ſeyn, und welches Hr. E. in einem vorzüglichen Grade in ſeiner Gewalt zu haben ſcheint.

2. Gedichte aus dem Griechiſchen überſezt von Chriſtian Graf zu Stolberg. Hamburg bey Carl Ernſt Bohn 1782.

Mit Bewundrung und Dank empfangen wir aus den Händen des erlauchten Dichters, deſſen Na-

me

me ein dreyfaches glänzendes Gestirn am Pol der teutschen Musen ist, diese Sammlung glüklicher Nachbildungen einer grosen Anzahl von Griechischen Originalen, die entweder noch gar nicht übersezt waren, oder doch gewiß nicht mit dem lebendigen Geist derselben, der (nach einem Ausdruck des Grafen, den wir unserm eignen Gefühl gerne glauben) Ihn so oft und so mächtig umrauscht hat. Sie ist in drey Bücher abgetheilt, wovon das erste die dreißig dem Homer zugeschriebnen Hymnen; das zweyte Neun Idyllen vom Theokrit, drey Gedichte von Bion und Moschus, vier Hymnen von Kallimachus, zwey von Proklus, und Musäus Gedicht von Hero und Leander; das dritte einige Oden Anakreons, die Kriegesgesänge des Tyrtäus, und eine Menge kleinere Stücke die zum Theil alles sind was wir von berühmten Namen des Alterthums in diesem Fache übrig haben, als z. B. des Aristoteles schönen Hymnus an die Tugend, enthält. Das Verdienst dieser Uebersetzungen steht mit der Grösse der dabey überwundnen mancherley Schwierigkeiten in Verhältnis, und ist zu groß um in einer kurzen Anzeige Gerechtigkeit zu erhalten. Aber da eben diese Schwierigkeiten, selbst bey dem lebendigsten Gefühl des eignen Geistes und Charakters eines jeden von so vielen Griechischen Dichtern aus so verschiednen Zeiten, und bey allem Reichthum unsrer Sprache, der dem edlen Dichter zu Gebote steht, doch meistens nur Approximation zuläßt: so wür-

de

de es verächtliche Schmeicheley seyn, verschweigen zu wollen, daß öftere Wiederkehr zu genauerm Nachbilden oder mehrerm Auspolieren manche Stelle der Vollkommenheit des Originals noch näher gebracht haben würde. Ungern haben wir unter vielen schönen Versen einen gefunden wie dieser (S. 250.)

deine drohende Geisel die fürchten sie die die Menschen immer nach Frevel lüsern umschweben, die Geister der Gottheit

und mehrere, die sich in der Mitte in Zwey spalten wie z. B.

Aber wohlan o Muse | singe dem Sänger das Ende ꝛc.
Nachbarliche Städte | waren Abydos und Sästos.

3. **Begebenheiten Eduard Bomstons in Italien**, ein Roman in Briefen. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1782. 384. Seiten in klein 8vo.

Ein sehr lesenswürdiger Roman, der den durch seine glükliche Uebersetzung der Theatralischen Werke von Gozzi rühmlich bekannten Hrn. Prof. **Werthes** in Stuttgard zum Verfasser hat, und sich von den meisten Romanen dieser Zeiten gleich dadurch sehr zu seinem Vortheil unterscheidet, daß er nur Einen kleinen Band ausmacht, und eher aufhört als die Lust der Leser. Die Anlage gab dem Verf. der Charakter des Lord Eduards in der **Neuen Heloise**, und das wenige was St. Preux von den Italiänischen Begebenheiten seines Freundes darinn sehen läßt. Herr W. hat

hat ſich von Rouſſeaus Geiſt ſo ſtark anwehen laſſen und ſeinen eignen ſo ſehr dadurch erhöht, daß es uns im Leſen öfters nicht möglich geweſen iſt, jedem das Seinige zu geben. Die hier und da eingeſchalteten Epiſodiſchen Briefe, wie z. B. der 17te, 26ſte und der 39ſte der ein herrliches nach der Natur entworfnes Gemählde einer Eruption des Veſurs enthält, vermehren das Unterhaltende dieſer Briefe; die überhaupt dadurch nicht wenig gewonnen haben, daß der Verf. ſich bey ſeinem Aufenthalt in Italien mit einer Menge anſchauender Ideen angefüllt hat, die durch das ganze Werkchen einen Schein von Wahrheit und ein Leben athmen, das die bloße Imagination ſelten erreichen kann.

4. Geſchichte der Brüder des grünen Bundes. Erſter Band. Lambergs Geſchichte. Berlin bey Haude und Spener 1782. 169. S. in 8.

Dem Titel nach ein Roman; dem ganzen Inhalt, der lebendigen Darſtellung, der ſimpeln, kunſtloſen, immer vom unmittelbaren Gefühl der Sachen im Moment eingegebnen Schreibart nach, die wahreſte Geſchichte — und eine der anziehendſten und lehrreicheſten für junge Leſer, die uns jemals vorgekommen iſt. Wir erſchracken beym erſten Anblick des Titels, der eine ziemliche Anzahl Bände verſprach; und am Ende des Bändchens, wünſchten wir, wenns möglich wäre, noch zwanzig Fortſetzungen, die dieſem erſten Stücke an Verdienſt gleich wären.

5. Aus-

5. Auszug des Engliſchen Zuſchauers, nach einer neuen Ueberſetzung. 1. 2. und 3ter Band. Berlin bey Chriſtian Friedrich Himburg.

Der groſse Werth des Engliſchen Spectators iſt allgemein bekannt und entſchieden. Die teutſche Ueberſetzung womit man ſich bisher beholfen hatte, war des vortreflichen Originals unwürdig. Hr. Himburg verdient alſo den Dank des Publicums, daß er eine neue Ueberſetzung die ihrem Urheber Ehre macht, veranſtaltet, und dem Werke (welches aus 6 Bändchen, jedes ungefehr von 24 Bogen in 8. beſtehen wird) auch die äuſſerliche Schönheit gegeben hat, die es verdient und die man an ſeinen Verlagsbüchern gewohnt iſt. Einen bemerkenswürdigen Vorzug erhält dieſer Auszug des Zuſchauers dadurch, daß Hr. Rammler ſelbſt ſich der Ueberſetzung der darinn vorkommenden Poeſien und aus Dichtern angezognen Stellen, unterzogen hat. Wir wünſchen daß der Verleger aufgemuntert werde, nach Vollendung dieſes Werkes, für eine eben ſo gute neue Ausgabe des Tattler und Guardian beſorgt zu ſeyn.

6. *The Lilliputtian Library* in X. volumes. etc. Berlin, bey Chriſt. Frid. Himburg 1782. 2 Bände in 8.

Bey dem Mangel an ſchiklichen Leſebüchern für unſere Jugend, welcher die Erlernung der Engliſchen Sprache immer nothwendiger wird, war es ein verdienſtliches Werk ihr dieſe in England ſehr beliebte

Lilli-

Lilliputter: Bibliothek in einem ſo netten Druk und um einem ſo wohlfeilen Preis zu liefern als Hr. H. hier gethan hat. Die ganze Sammlung beſteht aus Moraliſchen Lectionen, Hiſtoriſchen Stücken, unterhaltenden Fabeln und Erzählungen, Wunderbaren Reiſen, ſonderbaren Abentheuern, Merkwürdigen Lebensgeſchichten, Poetiſchen Stücken, Komiſchen Einfällen und nüzlichen Briefen von verſchiednen Styl und Inhalt — alles mit guter Auswahl zu dem Hauptzwek des Herausgebers, allen little Maſters und Miſſes ein vollſtändiges Syſtem der ihrem Alter angemeßnen angenehmen und nüzlichen Kentniſſe in die Hände zu ſpielen, eingerichtet — und wovon das Meiſte gut genug iſt, um allenfalls auch von Brobdingnaggiſchen Maſters und Miſſes nicht verſchmäht zu werden. Kurz, die Sammlung iſt alles was man verlangen kann, und der Lilliputtiſche Tittel iſt, unſers Ermeſſens, das ſchlechteſte daran.

Einige Drukfehler.

S. 148. Zeile 4. leſet Arten ſtatt Art.
S. 154. — 29. leſet Ejaculation ſtatt Ejaculation.
S. 162. — 2. von unten, l. Raouls ſtatt Rauls.
S. 163. — 10. leſet der Lyoner zuviel Ehre.
Ebendaſ. — 2. von unten gehört kein Comma neben Reizbarkeit.
S. 165. — 7. von unten, leſet nehme ſtatt nähme.
Ebendaſ. — 2. von unten kein Comma am Ende der Zeile.
S. 166. — 16. leſet Seilerin ſtatt Seilerni.

Der Teutſche Merkur.

September 1782.

I.

Anzeige an das Publicum den Teutſchen Merkur betreffend.

Der Herausgeber des Teutſchen Merkurs iſt von vielen Orten her benachrichtigt worden: es fänden ſich hier und da Perſonen, die dieſes Journal entweder erſt ſeit wenigen Jahren zu halten angefangen, oder noch anzufangen Luſt hätten, in beyden Fällen aber auch die vorgehenden Jahrgänge zu haben wünſchten, wenn es um einen Preis geſchehen könnte, der ihnen die Anſchaffung derſelben weniger läſtig machte.

Da man nun, auf der einen Seite, den Wünſchen derjenigen, welche ſich etwa in dem einen oder andern Falle befinden, gerne entgegenkommen möchte: auf der andern Seite aber, durch alle die zufälligen Urſachen die bey Periodiſchen Werken von ſo langer Dauer einzutreten pflegen und nicht zu vermeiden ſind, eine große Anzahl von

Exemplaren defect worden ſind, und alſo der noch vorhandne Vorrath an vollſtändigen Exemplaren nicht mehr beträchtlich iſt: ſo beſteht alles was der Herausgeber zu möglichſter Begünſtigung derjenigen, welche ſich entweder alle, oder doch die ihnen abgehenden Jahrgänge auf einmal anſchaffen möchten, zu thun im Stande iſt, in folgendem Erbieten.

1. Man verſpricht hiemit, allen, welche die Zehn Jahrgänge, aus welchen der T. Merkur, von 1773. bis 1782. inclusive beſteht, ſich auf einmal anſchaffen wollen, das vollſtändige Exemplar dieſer aus 120 Heften beſtehenden Zehn Jahrgänge, von Dato an bis zu Ende des nächſtkommenden Decembers, um die Hälfte des ohnehin ſehr mäßigen Preiſes, folglich um Zwey und eine halbe Piſtole oder 12 Thlr. 12 ggr. Leipziger Courant, zu überlaſſen; wobey bloß einbedungen wird, daß die Bezahlung ſogleich bey der Beſtellung erfolge, und die Intereſſenten die Koſten der Verſendung tragen.

2. Denjenigen, welchen nur einer oder etliche von den Jahrgängen 1776. 77. 78. 79. 80. und 81. fehlen, kann und ſoll auf Begehren auch mit dieſen einzelnen Jahrgängen, um 1 Thlr. 8 gr. Leipziger Courant, gedient werden; jedoch kann dieſer Nachlaß ſich ebenfalls nicht auf länger als bis Ende dieſes laufenden Jahres erſtrecken.

3. Von

3. Von den Jahrgängen 1773. 74. und 75. welche auf eine kleine Anzahl herabgeſchmolzen, können keine einzelne Exemplare, vielweniger einzelne Stücke mehr abgegeben werden.

4. Nach Verfluß dieſes Jahres wird kein vollſtändiges Exemplar aller Zehn Jahrgänge, geringer als um dem gewöhnlichen vollen Preis von fünf Piſtolen, und kein einzelner Jahrgang von 1776 bis 82. inclusive, anders als um eine halbe Piſtole zu haben ſeyn.

5. Einzelne Monatsſtücke, von 1776. und den folgenden Jahren, durch deren häufige Bewilligung man ſich bisher aus Gefälligkeit gegen die Intereſſenten beträchtlichen Schaden gethan, können vom Jenner 1783. an, nicht geringer als das Stück um 6 ggr. verabfolget werden.

Wer von gegenwärtigem Erbieten Gebrauch zu machen Luſt hat, wird erſucht ſich deßwegen unmittelbar an den Herausgeber des Teutſchen Merkur, den Hofrath Wieland in Weimar, zu wenden, und von demſelben der ſchleunigſten Beſorgung des Begehrten verſichert zu ſeyn. Weimar, den 1ſten Sept. 1782.

W.

Cäſar.

Geh, Agrippa, greiffe an. Stelle diejenige die zu uns übergegangen ſind, in das Forder-Treffen, damit Antonius ſeine Wuth gegen ſich ſelbſt auszulaſſen ſcheine.

(Sie gehen ab.)

Enobarbus.

Alexas fiel ab; er gieng nach Judenland, als ob er's in Geſchäften des Antonius thäte, und überredete den groſſen Herodes, ſich auf Cäſars Seite zu ſchlagen; für dieſe Mühe hat Cäſar ihn aufhängen laſſen. Canidius und die übrigen, die zu ihm übergangen ſind, werden unterhalten; aber man traut ihnen nicht, und ſie ſind ohne Anſehen. Ich habe übel gethan, und ich mache mir ſo quälende Vorwürfe deßwegen, daß ich keinen frohen Augenblik mehr haben werde.

Ein Soldat vom Cäſar tritt auf.

Soldat.

Enobarbus, Antonius ſchikt dir alle deine Schäze nach und ſeine gute Wünſche oben drauf. Der Bote kam an meinen Poſten, und iſt izt bey deinem Zelt im Begriff, ſeine Maulthiere abzuladen.

Enobarbus.

Ich ſchenke ſie dir.

II.

Beſchluß
der im vorigen Jahre angefangenen Nachrichten
von
Franzöſiſchen Schriftſtellerinnen
des XVIten Jahrhunderts.

Magdalene und Catharine Des Roches, Mutter und Tochter.

Unſere Vorſtellung von den Vorzügen und Verdienſten dieſer beyden Damen würde ziemlich weit über das Wahre hinausgehen, wenn wir das Maas derſelben nach dem auſſerordentlichen Ruhm und Anſehen, worinn ſie bey ihren Zeitgenoßen ſtunden, und zugleich auf dem Maasſtab, womit wir ähnliche Talente und Verdienſte bey den unſrigen meſſen, beſtimmen wollten. Ohnezweifel muß ein Theil davon dem Geiſt und Coſtum des Jahrhunderts zugeſchrieben werden, worinn die ſchöne Litteratur in dem gröſten Theil von Europa, beſonders in Italien, Spanien und Frankreich, wiederaufzuleben anfing. Indeſſen ſteht doch dieſe Mutter mit dieſer Tochter in ihrer Art allein; und ihr perſönlicher Werth, nach Maas und Gewicht ihrer Zeit geſchäzt, hatte wenigſtens eben ſoviel Antheil daran, wenn ſie (wie der Hr. Marquis

quis de P** im 7ten Bande ſeiner Melanges ſagt) in der zweyten Hälfte des XVIten Jahrhunderts aller der öffentlichen Hochachtung genoßen, welche Perſonen ihres Geſchlechts erwarten dürfen, ſobald ſie mit viel Verſtand und viel Kenntniſſen vorzügliche Talente und eine untadeliche Aufführung verbinden.

Poitiers, eine der gröſten Franzöſiſchen Städte nach Paris, und die damals in blühendern Umſtänden war als gegenwärtig, war die Vaterſtadt der Dame Magdalene Des Roches, deren eigner Geſchlechtsname Neveu war. Sie vermählte ſich mit Andreas Fradonnet, Herrn Des Roches, einem Edelmann aus Bretagne. Sie ſchlugen ihren Wohnſiz zu Poitiers auf: und Catharine, die einzige Frucht dieſer Ehe, war ungefehr funfzehn Jahre alt als ſie ihren Vater verlohr. Die Mutter verdoppelte nun ihre Sorgfalt für die Erziehung einer Tochter, deren glükliche Anlagen und Neigungen ihren Fleiß durch den beſten Erfolg belohnten. Von dieſer Zeit an blieben ſie unzertrennlich bis an ihren Tod, und niemals hat man eine Mutter und eine Tochter mit herzlicherer Liebe an einander hangen geſehen. Das Fräulein Des Roches gieng hierinn ſoweit, daß ſie bloß aus Liebe zu ihrer Mutter viele vortheilhafte Partien, die ſich aufs eifrigſte um ſie bewarben, von der Hand wies.

Der harthäutigſte unter ihren Verehrern, Namens Julius von Guerſens, einer der beſtän-

digſten Liebhaber und der froſtigſten Dichter ſeiner Zeit, als er alle andre Mittel das Herz ſeiner Unerbittlichen zu erweichen ohne Erfolg verſucht hatte, hoffte endlich durch eine ganz neue Probe von Aufopferung ſeiner ſelbſt glücklicher zu ſeyn; und gab eine ausnehmend ſchlechte Tragödie, Panthea betitelt *) unter ihrem Namen heraus. Man hat keinen Grund zu glauben (wie einige gethan haben) daß es mit Bewilligung dieſer Damen geſchehen ſey; zumal da ſie ungleich beſſere Verſe machten als der Sieur de Guerſens, und dieſer mit einer ſo heroiſchen Selbſtverläugnung ſeine Umſtände bey der ſchönen Madelene ſchlecht verbeſſerte.

Das Jahr 1579. wo ſich, bey Gelegenheit der Grands Jours die zu Poitiers gehalten wurden, die anſehnlichſten Magiſtratsperſonen und berühmteſten Gelehrten daſelbſt zuſammen fanden, ſcheint die eigentliche Epoche der Celebrität der Damen des Roches geweſen zu ſeyn. Ihr Haus war der gewöhnliche Ort, wo ſich die vorzüglichſten Männer von beyden Claſſen faſt alle Abende einfanden; und beſonders zeichneten ſich Scävola von Sainte-Marthe und Stephan Pasquier, zwey berühmte Namen dieſer Zeit, unter ihren Freunden aus. Pasquier, dem ſeine *Recherches de la France* und ſeine Briefe die Reputation

*) Die erſte von Sechſen dieſes Namens, welche das Franzöſiſche Theater aufzuweiſen hat. Sie wurde im Jahr 1571. zu Poitiers geſpielt und gedrukt.

von eines geſchikten Rechtsgelehrten und guten Philologen erworben haben, ſtellte auch hübſche Lateiniſche und ziemlich ſchlechte Franzöſiſche Verſe; und wie Catull deren ſehr artige auf den Sperling ſeiner Geliebten gemacht hatte, ſo hielt auch Pasquier es ſeiner nicht unwürdig, ein kleines Gedichtchen über einen Floh zu machen, den er einſts mals auf dem Buſen des Fräuleins des Roches ertappt hatte. Das Süjet war eines der glüklichſten für eine poetiſche Tändeley; aber was die Galanterie der damaligen Zeit auf eine ganz eigne Art bezeichnet, iſt: daß die ganze gelehrte Geſellſchaft, die bey dieſem kleinen Zufall zugegen war, an dem Scherz Antheil nahm; und daß ein kleines Bändchen von Griechiſchen, Lateiniſchen, Spaniſchen, Italiäniſchen und Franzöſiſchen Verſen daraus entſtand, welche ſämtlich den beneidenswürdigen Floh zum Gegenſtand hatten. Da Mutter und Tochter alle dieſe Sprachen verſtanden, ſo war gegen die Plaiſanterie nichts einzuwenden; auch lieſſen ſichs die beyden Damen ſowohl gefallen, daß ſie in ſehr artigen Stanzen, die man unter ihren Werken findet, darauf antworteten. Ich erzähle die Anekdote dem Hrn. Marquis von P. nach; denn ich bin noch nicht ſo glüklich geweſen, dieſe merkwürdige Sammlung von *Poetes Chante-Puces*, wie er ſie ſcherzweiſe nennt, ſelbſt zu Geſicht zu bekommen.

Die Damen des Roches lebten unter einer Abwechslung von Schikſalen, die manches Klag-

lied in ihren Schriften veranlaßt, aber immer von den Edelſten und Beſten hochgeſchäzt, bis zum Jahr 1587. wo ſie beyde (wie ſie ſich oft gewünſcht hatten) am nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde und an der nämlichen Krankheit ſtarben.

Auſſer einer Menge von allerley kleinern und größern Stücken in Proſe und Verſen, wovon verſchiedne in den Annales Poetiques und in dem Parnaſſe des Dames zu finden ſind, hat die Frau des Roches auch die goldnen Sprüche des Pythagoras, und, in Geſellſchaft mit ihrer Tochter, den Claudian in Franzöſiſche Verſe überſezt. Die Gedichte dieſer Damen ſind vielleicht in Abſicht des Feuers und der Stärke des Ausdruks unter denen von Louiſe *Labé*; hingegen nähern ſie ſich in der Klarheit und Reinigkeit der Sprache ſchon um ein merkliches der Epoche, welche Malherbe in der Franzöſiſchen Poeſie gemacht hat. Zur Probe diene ein Sonnet auf den Tod einer Freundin, von der Mutter des Roches, wiewohl wir nicht bergen müſſen, daß es unter ihre beſten Stücke gehört.

Las! Ou eſt maintenant ta jeune bonne grace
Et ton gentil eſprit, plus beau que la beauté?
Ou eſt ton doux maintien, ta douce gaivauté?
Tu les avois du Ciel, ils y ont repris place.
O miſerable, helas! toute l'humaine race
Qui n'a rien de certain que l'infelicité!
O Triſte que je ſuis, o grande adverſité!
Je n'ai qu'un ſeul appui en cette terre baſſe.

O ma chere compagne, et Douceur de ma vie,
Puisque les Cieux ont eu ſur mon bonheur envie,
Et que tel a été des Parques le decret:
Si aprés notre mort le vrai amour demeure,
Abaiſſe un peu les yeux de leur claire demeure,
Pour voir quel eſt mon pleur, ma plainte et mon regret.

Marie von Romieu.

Ein Bruder dieſes gelehrten Frauenzimmers, (der ſich Jaques Romieu, Gentilhomme Vivarois, Secretaire de la Chambre du Roy qualifizirt) hatte die Unziemlichkeit begangen, intrigante Diabolo, und einem alten grißgrämiſchen Oheim zu gefallen, eine — Satyre gegen das ſchöne Geſchlecht zu ſchreiben, welche freylich nicht anders als ein ſehr abgeſchmaktes Werk ſeyn konnte!

Die Schweſter glaubte ſich verbunden, dieſe Sünde ihres Bruders aufs eiligſte wieder gut zu machen, und ließ alſo ungeſäumt einen Diſcours en Vers von der Präeminenz des Weibes über den Mann ausgehen, worinn, wie man leicht denken kann, Semiramis und Zenobia, Valeria und Cornelia, die Mutter der Gracchen, nebſt einer Menge andrer preiswürdiger Frauen, Jungfrauen und Märtyrinnen aller Nationen und Zeiten, beſonders auch die Franzöſiſchen, und unter dieſen namentlich die Damen

Des Roches, de Poitiers, Graces Pieriennes,

nicht vergeſſen ſind. Die Sache mit der Präeminenz der Haube über den Hut hat, wie wir nicht zweifeln, ihre Richtigkeit; aber die Verſe des guten Fräuleins Marie von Romieu ſind — um mit dem Herzen in der Hand zu reden — ſo beſchaffen, daß ſie einer ſo guten Sache zu Ehren wohl hätten beſſer ſeyn können. Die Laufbahn iſt alſo noch offen, und der Preis noch zugewinnen, wenn etwa eine von unſern liebenswürdigen Landsmänninnen und Schweſtern im Apollo Luſt hätte, ſich dieſes Verdienſt um Ihr Geſchlecht zu machen.

Georgette de Montenay und Anne de Marquets.

Noch zwey wenig bekannte franzöſiſche Muſen aus der lezten Hälfte des XVIten Jahrhunderts, die uns der Hr. Nis. de Paulmy kennen lehrt. Die erſte war Hof-Dame bey der Königin von Navarra, Johanna von Albret, Mutter Heinrichs IV. Man hat von dieſer Dame Sinnbilder mit Lateiniſchen und Franzöſiſchen Quatrains (vierzeiligen Sinngedichten) eine Art von Wiz, die damals ſehr geſchäzt wurde. Die zweyte war eine Nonne vom Orden des heil. Dominik zu Poiſſy. Ihre Gedichte beſtehen aus geiſtlichen Liedern und 580 ebenfalls geiſtlichen Sonnetten, welche, nach der Verſicherung des Hr. v. P. ſehr — erbaulich ſeyn ſollen.

Anne

Anne Mallet de Graville.

Auch mit dieſer Schriftſtellerin aus Franz des erſten Zeiten, hat uns Hr. M. de Paulmy zuerſt bekannt gemacht. Sie war eine Tochter von Louis de Graville, Admiral von Frankreich unter den Königen Ludwig XI. Carl VIII. und Ludwig XII. Sie widmete ſich der guten Königin Claudia, Gemahlin Franz des I. (deren Andenken ſich durch eine Art von Pflaume, die nach ihrem Namen *Reine Claude* genannt wurde, bey der Nachwelt erhalten hat) und vermählte ſich erſt nach dem Tode derſelben, im Jahr 1526. mit Peter von Balzac, Herrn von Entragues. Die Gedichte dieſer Dame ſind nie gedrukt worden: aber der Hr. v. P. beſizt eine Handſchrift davon, auf Pergament geſchrieben und mit zwölf ſchönen Mignaturgemählden geziert, welche drey Gedichte enthält. Das beträchtlichſte davon iſt der Roman von Palämon und Arcita, eine Heldengeſchichte, deren wahrer Urheber der berühmte Boccaccio iſt. Sie macht den Haupt-Fonds ſeiner Theſeida aus, und kam auch dem Engliſchen Dichter Chaucer ſo intereſſant vor, daß er ſie unter dem Namen The Knights Tale zum erſten ſeiner Canterbury-Mährchen machte. Die Bibliotheque des Romans hat von dieſem Gedichte des Boccaz einen Auszug gegeben, der im 2ten Stük des Julius 1779. zu leſen iſt. Die Verfaſſer, denen weder die Arbeit des Fräuleins von Graville, noch die des Chaucer über dieſes Süjet bekannt geweſen

zu ſeyn ſcheint, glauben, Boccaz habe daſſelbe aus ſeinem eignen Gehirn gezogen; aber Boccaz ſelbſt, der dies am beſten wiſſen mußte, ſagt in ſeinem Brief an Madonna Fiametta, mit welchem er ihr eine Abſchrift dieſes Gedichts ſchikt, daß er es aus einem ſchon ſehr alten Manuſcript in gemeinem Latein (latino volgare, worunter ich das Barbariſche Mönchslatein der mittlern Zeit verſtehe) gezogen habe *). Wahr iſts, Boccaz kann dies auch nur bloß ſo vorgegeben haben: aber, er habe nun das Sujet gefunden oder erfunden, ſo beſteht die Erfindung, die das wahre Verdienſt eines Dichters ausmacht, nicht darinn, daß er ſein Sujet erdichtet habe: ſondern in der lebendigen Darſtellung deſſelben, und in der Art wie er's durch die ganze Behandlung zu ſeinem Eigenthum macht.

Was das Gedicht des Fräuleins von Graville betrift, ſo glauben wir, nach dem kleinen Auszug des Hrn. v. P. zu urtheilen, daß man es, ohne Uebertreibung, dem beſten was die damalige Zeit in dieſer Art aufzuweiſen hat an die Seite ſetzen könne; wie die Liebhaber aus folgender Beſchreibung der Gärten des Theſeus und der Amazone Emilia, welche die Heldin des Stücks iſt, ſelbſt erkennen mögen.

An

*) Derjenige von dem ich alle dieſe Notizen habe, iſt Tyrwhitt, in einer Note zu ſeiner ſchönen Ausgabe der Canterbury Tales in fünf Octavbänden, London 1775. 8. Tom. IV. p. 141.

Au mois d'Avril, qui eſt telle ſaiſon
Qu'il fait facheux ſe tenir en maiſon,
Emilia, la gentille pucelle,
Sa cotte prit pardeſſous ſon aiſſelle,
Deliberant d'aller au plus matin
Cueillir la roſe au milieu du jardin
Ou n'y avoit que par ſa chambre iſſue.
L' herbe y etoit eſpaiſſement tiſſue
Et maint oeillet, romarin, balme, roſe,
L'une florie et l' autre demi-cloſe.
Au beau milieu etoit une fontaine
De grand ſaveur et de gout douce et ſaine
Dont les ruiſſeaux faiſoient maints gentils tours
Par ce jardin, ou ils prenoient leurs cours
Petite arene y ſembloit murmurer
Pour embellir et le lieu decorer.
Chênes, ſapins, lauriers à grands feuillages
Pour le ſoleil y faiſoient doux ombrage,
Mais pour cela ne laiſſoient d' y venir
Dix mille fleurs dont n' ai le ſouvenir.
Bref, qui pourroit en ſi beau lieu eſtre,
Mieux l'aimeroit que Paradis terreſtre.
Emilia, nuds pieds, échevelée,
De ſa chambrette en ce lieu devalée,
Sortant du lit, laiſſant ſon oreiller
Digne de faire un Amant travailler,
Fort jeune d'age, en bonpoint, et polie,
Jamais ne fut pucelle ſi jolie:
Viſage gay, riant, et de grand chiere
Pour mettre don de mercy à l'enchere;
La jambe belle, et tettin decouvert,
Se vint aſſeoir dedans un preau vert.
Là ſe peigna et mira à ſon aiſe, etc.

Soldat.

Ihr ſpottet meiner, Enobarbus, aber ich ſag' euch die Wahrheit; ſeht izt ſelbſt, wie ihr den Ueberbringer wieder ſicher aus unſrer Armee hinausbegleitet; ich muß zu meinem Poſten, ſonſt wollt ich's ſelbſt gethan haben. Euer Imperator iſt noch immer ein Jupiter.

(Er geht ab.)

Enobarbus.

Ich bin der ärgſte Schurke auf dem Erdboden, und fühl' es durch und durch, daß ich es bin. O Antonius, du Goldgrube von Gütigkeit, wie wurdeſt du meine guten Dienſte belohnt haben, da du meine Schande ſo mit Golde krönſt! Diß ſchlägt mein Herz nieder; wenn es nicht von dieſen Empfindungen bricht, die mich erſchüttern, ſo ſoll ein ſchnelleres Mittel meiner Quaal ein Ende machen; aber ich fühl' es, daß ich es nicht nöthig haben werde -- Ich gegen dich fechten? -- Nein, ich will gehen, und irgend eine Miſtgrube ſuchen, wo ich ſterben kan; die ſtinkendſte ſchikt ſich am beſten zum lezten Auftritt meines Lebens.

Man ſieht wohl, daß die gute Dame ihre Mahlerkunſt weder dem Homer noch dem Virgil abgelernt hat: aber man ſieht doch auch was in ihrer Imagination war, was ſie machen wollte, und wieviel von allem dem, was in ihrer Mahlerey zu viel und zu wenig iſt, theils auf Rechnung einer noch ſehr rohen Sprache kömmt, theils in dem nicht aufzuhören wiſſen liegt, welches allen denen eigen iſt, die Talent für eine Kunſt haben worinn ſie noch nicht vollendet ſind. Denn der Geſchmak und das *Non plus ultra* des Schonen, welches (wie Sterne ſo richtig ſagt, und nie genug wiederholt werden kann) immer von poco più und poco meno abhängt, iſt auch immer das lezte, was ein Meiſter nach langen Vorübungen erreicht; und es bleibt allezeit ein Antheil von ſehr Wenigen: indem die Vorgänger ſich demſelben nur näherten, und die Nachfolger ſich ſogleich wieder davon entfernen — eine Wahrheit, wozu die Litteratur und Kunſtgeſchichte aller Zeiten, und die Erfahrung unſrer eignen Belege genug geben könnte.

W.

III. Schrei-

III.

Schreiben
eines Freundes der Kunſt
an den
Herrn Gallerie-Director Krahe
in Düſſeldorf,
die Beleuchtung eines Gemähldes vorzüglich betreffend.

Mein Freund!

Erlauben Sie, daß ich Sie mit dem Namen nenne, mit dem Sie mein ehrliches Herz nennt. Was ſoll aller Kling-Klang von Titulaturen gegen das Wort, Freund, und das Ding, ehrliches Herz?

Ich wünſche Ihnen alſo, mein Freund, ohne Umſchweif Glük zu Ihrer glüklichen Zurükkunft in Düſſeldorf! Erinnern Sie ſich doch dabey Unſer in Hildesheim zurük, ſo, wie wir die Lehren aus Ihren geſchmakvollen nicht mit Heucheley übertünchten Beurtheilungen ſogen; denn Heucheley iſt, (Gott ſey davor gedankt,) nicht für Sie, und nicht für mich.

Erinnern Sie ſich alſo wenigſtens der Freude, der Platoniſchen Wolluſt könnte man es wohl nennen,

nen, die Sie genoßen, als Sie allda die vortreffliche Gallerie des Hrn. von Brabeck mit Muße durchsahen, die, nach Ihrem eigenen, in das Buch derer dieselbe Beschenden eigenhändig eingetragenen Attestat, eine der vorzüglichsten unsers Teutschen Vaterlandes ist: eine Sammlung nach Ihrem Urtheil, wo unter einer Menge herrlicher Bilder viele sind, die selbst Monarchen missen müssen.

Wer sollte nicht stolz auf ein solches Attestat seyn, das, (um daß ich den Mund nicht zu voll nehme, oder wenigstens niemand beleidige,) von einem der größten Kenner in Teutschland herrührt, der in der Kunst von der Pique an gedienet, und sich bis auf eine der ersten commandirenden Stellen (nicht etwan durch Cabalen oder krumme Rücken hinauf gearbeitet) sondern hinauf verdienet hat.

Und alldem ohngeachtet sind Sie, mein Freund! bescheiden, so bescheiden, daß ich nicht ein Wort mehr zu Ihrem über mich erhabenen Lob beysetzen mag.

Aber der Erlaubnis, die Sie mir gaben, will ich mich ferner bedienen, mich durch Sie auch abwesend zu belehren; der Erlaubnis, Ihnen Beschreibungen aus dieser Ihnen nun so genau bekannten Gallerie zuzuschicken, darüber nach meinem Vermögen zu urtheilen, und Sie nochmals zu bitten, daß Sie mich Lehrdurstigen mit Ihren Lehren tränken mögen.

Doch

Doch kurz — ich erinnere mich mit Freude des Tages, der Stunde. — Es war der 20ste April, als Sie uns vortrefliche Lehren über die Beleuchtung eines Bildes gaben, über das gewöhnliche — das ſtudirte, und — das dreiſte oder idealiſierte Licht. — Ich war ganz Ohr, ganz Aufmerkſamkeit, und als ich allein war, abſtrahirte ich mir aus Ihren Lehren, Sätze, und ich hoffe ſie in folgenden Beſchreibungen richtig angewandt zu haben. — Doch Sie müſſen ſelbſt urtheilen?

Ich wähle nach meiner Abſicht, nicht die gewöhnliche, noch weniger die ſtudirte, ſondern was die ſchwerſte iſt, die idealiſche oder doch idealiſierte Beleuchtung in den zwey folgenden Bildern, und zwar von einem Berghem und von Kuyp, die beyde eigentlich nur als ſehr große Vieh- und Landſchaften-Mahler bekannt ſind; hier aber wähle ich ſie nur wegen der dreiſten, und doch immer anders gedachten Beleuchtung des gleichen Gegenſtandes: denn beyde ſtellen die Verkündigung des Engels an die Hirten vor, und beyde ſind alſo meiſt hiſtoriſch.

Hiſtorien-Gemählde von dieſen großen Thier- und Landſchaft-Mahlern ſind mir, was dem Reichen Brillanten gegen Tafel-Steine ſind.

Berghems Bild iſt 2 Fuß ½ Zoll hoch, 2 Fuß 8 Zoll breit, und ſtellet, wie geſagt, die Verkündigung des Engels an die Hirten vor.

Verlegen bin ich, wie ich Ihnen dieſes herrliche Bild beſchreibe; darum will es lieber wagen zu ſagen, wie ich vermuthe, daß es entſtanden ſey.

Die erſte Idee zu dieſem Bilde hat wohl mehr als wahrſcheinlich Berghem von der Betrachtung und Beleuchtung des Blitzes in einer Sommernacht hergenommen. — Er bemerkte, daß das zwiſchen ſchwarzem Gewölke hervorziſchende und ſchnell wieder verſchwindende Feuer das Grüne des Angers und der Wieſe ganz anders beleuchte, ganz anders färbe, als das Licht der wohlthätigen Sonne. — Er bemerkte, daß dieſes Grün in das Grüngelbe falle, wo es beleuchtet, und dämmernde Nacht um ſich her laſſe. — Er machte daher einen vielleicht aus Spangrün und Neapelgelb zuſammengemiſchten Fleck beynahe in die Mitte der aufgeſpannten Leinwand, ſetzte gegen die Mitte des Bildes immer mehr grün, und endlich ſchwarz zu, und ſo war die erſte Fläche angelegt. Nun pflanzte er in die ſtille Dämmerung hier einzelne Bäume, dort Wälder hin, und hinter dieſe — Felſen und Gebürge: ſo wie van der Neer ſeine finſtern Fiſcher-Hütten dem Mond entgegen ſezte, daß er ſich in den zerbrochenen Fenſter-Scheiben beſpiegeln könne.

Nachher, — vielleicht vorher, behieng Er den Himmel mit Gewitter-Wolken, ſchwer und ſchwarz; ließ eine Oefnung, woraus Er den Bliz, oder, wie auf gegenwärtigem Bild, den Engel erſchei-

nen

nen laſſen wollte; ließ nun alles gut ſeyn, und dachte an die Staffierung, welches immer das Hauptwerk Berghems iſt.

Da nun Berghem kein Mann von gemeinem Gelichter war, ſo wollte er auch ſeinen Hirten (wie ſonſt andre Mahler dieſes Gegenſtandes) nicht nur einige bokſpringmachende Schäfchen zu hüten geben. — Er bevölkerte ſeine Weide mit allerley Vieh, das freilich meiſt mehr weidend als erſchrocken iſt; denn überhaupt möchte ich wohl ſagen, daß Berghem glüklicher in der Vorſtellung des ruhigen Viehes, als in der Ausdrückung ſeiner Leidenſchaften war.

Vielleicht hatte er dieſe weniger ſtudiert, vielleicht liebte er das Ruhigere.

Sein Vieh, allerley Art, Pferde, Kühe, und Schaafe, zerſtreute er alſo in einen unordentlichen Kreis um den mittlern grüngelben Fleck; einen etwas über einen Zoll hohen Schimmel wohlbedacht voran, und ſo das übrige Vieh nach gleicher Proportion weiter umher.

In dem Kreis, und zwar nicht in dem Mittelpunct deſſelben, befinden ſich die erſchroknen Hirten, und oben in der Oefnung des Gewölks zwiſchen blitzendem Feuer erſcheint der Engel, welcher, (da Berghem mit Engeln wahrſcheinlich nicht ſo gut als mit Kühen und Schaafen bekannt war) freilich auch nicht ſo gut als dieſe ausgefallen iſt.

Nun gieng es an die Ausarbeitung. Er ließ Nacht, wo Nacht ſeyn mußte, und beleuchtete wo der Bliz beleuchten konnte. Die kleinen abprallenden Lichter an den Contouren des oft halb beleuchteten Viehs ſind meiſterhaft und voll Einbildungskraft oder Idealiſirung, die nur ſie und nicht Beobachtung allein haſchen kann. Nun tiefte er noch mehr in die Nacht hinein, ſtand von ſeiner Staffeley auf, und freute ſich ſeines kecken Verſuches.

Nun zum Gegenſaz dieſes herrlichen Bildes ein anders eben ſo vortrefliches von Kuyp über den gleichen Gegenſtand.

Das Bild iſt 4 Fuß 8 Zoll hoch, 4 Fuß 11 Zoll breit. Auch Kuyp nahm die Idee ſeiner Beleuchtung wahrſcheinlich vom Bliz her; nur nicht ſo fein, nicht ſo mahleriſch gewählt, wie Berghem. Oft und gemeiniglich beleuchtet der Bliz ganze Gegenden: und ſo beleuchtete Kuyp ſein Gemälde, ohne wie Berghem zu bedenken, daß dieſes (da man doch vor ſolchen Bliz die Augen ſchließt, und ſchlieſſen muß) eben nicht den gefälligſten Eindruk mache; und daß durch eine ſo allgemeine Beleuchtung eine gewiſſe eben nicht die angenehmſte Monotonie des Bildes entſtehen müſſen. — Berghem wählte alſo ohne Widerrede feiner, geſchmakvoller, oder doch gewiß mahleriſcher.

Das Bild, iſt wie geſagt, von dem Bliz ſo erleuchtet, und, wenn ich ſo ſagen darf, ſo übergelbet, daß

daß mancher minder Beobachtende dabey vorüber gehet, und nichts als Oker darauf zu finden glaubet: aber wenn der näher forſchende Kenner dabey ſtehen bleibt, und in der blizgebenden Wolke den gleichſam in Bliz aufgelößten Engel, oder doch den Schatten, den Hauch des Engels, (denn körperlich ſcheint er durch die Kunſt und Ueberlegung des Meiſters nicht zu ſeyn) wenn er, wie ich ſage, den Schatten, des Engels bemerkt: ſo bleibt er betroffen ſtehen, beſiehet weiter die gelben vom Bliz beleuchteten, vom Sturmwind bis zum Zerbrechen gebogenen Weiden, und das wehende Schilf-Dach, die wie Spreu auseinander geſtöberten Heerden gelber Schaafe, und die freylich dumm genug davon lauffenden Schäfer, (denn was thut nicht der Schrecken?) und wenn er all dieſes beſiehet, ſo fängt er zu bewundern an, und bemerket denn erſt, daß Kuyp der große Kuyp war, und ſagt in ſeine Seele — weil Ihn doch die meiſten Menſchen nicht verſtehen werden — „Das war großes Unternehmen! Dreiſte Beleuchtung! Weit mehr als wenn Schalke ein Mädchen in einen glühenden Brand blaſen läßt; mehr, als wenn Höllenbreugel eine Stadt Troja in Brand ſtekte.

Und kälter geworden, ſieht Er zwar eilende Eil der Meiſterhand, aber auch überdachte Strenge des richtig zeichnenden Meiſters. — Die Schaafe ſpringen nicht wie ſie die Freude ſpringen lehrt, laufen auch nicht, als wenn der Schäfer-Hund, ſon-

dern wie wenn das Sonderbare, das Wunder Gottes hinter ihnen her wäre. — Die Schäfer, beſonders der foderſte, welchen Kuyp mit Willen nicht in volles Blizlicht ſezte, ſo daß man doch erkennen kann, welche Farbe ſeine (zwar auf daſige Zeiten nicht paſſende) Kleidung habe, iſt meiſterhaft gezeichnet; und Schrecken im ganzen, und vorzüglich in der aufgeſchwollenen Waaden-Muskel des rechten die Flucht bezeichnenden Fußes ausgedrukt: ſo wie überhaupt der Schrecken und das gleichſam betäubende des ohnerwarteten alles in Feuer ſetzenden Blitzes, ſo wohl bey Hirten als Vieh, viel lebhafter von Kuyp als von Berghem ausgedrükt iſt.

Aber dieſes war doch immer Bliz, oder ſchnell betäubende Beleuchtung der Landſchaft, und glüklich iſt der Schwung des Dichters, — des Mahlers, der dieſe Augenblicke haſchen und nuzen kann. — Denn wer legt ſich nicht nach einem ſchwülen Tag gerne zu Bette; und wer unter den Tauſenden iſt es, der, der Beleuchtung des Blitzes wegen, bey Gewitter ſich auf das Feld begiebt, oder auch nur zum Fenſter hinaus deßwegen beobachtet? — Gemeiner und auch angenehmer iſt der Sonnen-Blik, nicht ſo gemein der Sonnen-Strahl, der durch die Lücke des Gewölkes durch, eine ganze Landſchaft ganz oder doch zum Theil, und zwar immer mit großer Würkung, beleuchtet. Dreiſt und geſchmakvoll muß der Künſtler ſeyn, der ſich dieſe Beleuchtung der Natur abzuborgen unterſteht; und ſelten genug ſind

auch

auch die Gemählde dieſer Art, und unter den wenigen, die ich kenne, iſt mir immer ein van Goyen aus der Brabeckiſchen Sammlung das liebſte, das Glücklichſte, das Wahreſte.

Aufrichtig geſtehe ich Ihnen, mein Freund! daß van Goyen im Ganzen genommen nicht eben mein Mann ſeye. Er kömmt mir nicht ſelten ſteif, hart, und vorzüglich nur manieriert vor: aber gegenwärtiges Bild ſöhnt mich ganz mit van Goyen aus. Es hat nichts von allen obigen Fehlern, obſchon die Manierierung des van Goyen auch nicht darinn mißkannt werden kann.

Dies Bild iſt 2 Fuß 2 Zoll hoch, 2 Fuß 10 Zoll breit, und ſtellet die herrlichſtbeleuchtete Landſchaft von Holland oder den Niederlanden vor, flach, mit Kanälen durchkreuzet, und hie und da mit Windmühlen bebaut.

Ein ſo ödes Object meiſterhaft und gefällig zu behandlen war nur eine meiſterhafte Beleuchtung fähig, und die wählte van Goyen als ein denkender Mann.

Es iſt bekannt genug, daß der Mahler einen Punkt wählen müſſe, aus welchem er beleuchtet, — bekannt genug, — aber leider auch ſelten genug beobachtet.

Goyen lies zwey Haupt-Oefnungen in den Gewitter-Wolken, wodurch, weil alles im ganzen

Siebende Scene.

[Vor den Mauern von Alexandria.]

Ein Feldgeſchrey; Trummeln und Trompeten. Agrippa tritt auf.

Agrippa.

Zicht euch zurük, wir haben uns zu weit eingelaſſen. Cäſar ſelbſt hat zu thun genug, und wir finden einen gröſſern Widerſtand als wir erwartet haben.

(ab.)

Feldgeſchrey. Antonius tritt auf, und Scarus verwundet.

Scarus.

O mein heldenmüthiger Feldherr, das heißt gefochten! hätten wir's das erſtemal ſo gemacht, wir hätten ſie mit verbundnen Köpfen heimgeſchikt.

Antonius.

Du verbluteſt dich.

Scarus.

Ich hatte hier eine Wunde die wie ein T ausſah, itzt iſt ein H draus worden.

Antonius.

Sie ziehen ſich zurük.

trüb iſt, die verſtekte Sonne mit Allmacht durchſtrahlet; verſtekt, nicht eben hinter den Wolken, ſondern mahleriſcher, — kühner, — größer gedacht, hinter der vorderſten ſolden Windmühle, wodurch man nicht wie durch ein Kartenhaus ſehen kann; und dieſes beleuchtet die ganze, meiſt ins Gelbe gehaltene Landſchaft, und beſonders die im Mittelgrund ſtehende und das prallende Sonnenlicht zurukwerfende Windmühle ſo ſtark, daß ſie das ſtärkſte Licht empfängt, und hiedurch ohne alle Hexerey das Hauptlicht in den Mittel-Grund gebracht wird; wie es zwar mancher Mahler hinwünſcht, aber nicht hinbezen, und auch nicht mit Vernunft hinpinſeln kann.

Und mit allem dieſem iſt dieſes grälle Licht nichts weniger als beleidigend. Denn das Ganze iſt im Ganzen iſt harmoniſch; jedes durch den aufwachenden Gewitter-Wind ſteigende Wellchen in dem ſonſt ruhigen Kanal beleuchtet, mit einer nur dem Practiker fühlbahren Mühe beleuchtet; ſo, wie Ruisdaal und wenige andere jedes Blatt des Baumes, wo es nöthig war, mit hinreichender Würkung beleuchtet haben.

Vergeben Sie, daß ich ſo lange von einem Bilde ſpreche, das mir ſo vorzüglich gefällt, und das Ihnen ſo vorzüglich gefallen hat. — Ich denke ſogar Dank zu verdienen, daß ich es Ihnen in Duſſeldorf wieder etwas gegenwärtig mache. Aber davor beantworten Sie mir auch die Frage,

die

die ich an Sie, meinen nur zu kurze Zeit lehrenden Lehrer, thun will.

Wie kam van Goyen, der eben nicht ganz auſſerordentliche Mann, zu einem ſo großen Gedanken? Zu einer ſo dreiſten Ausführung? Er, der ſonſt ſo viele an Kanälen ſtehenden Caſtelle, oder alte Thürme und Kirchen, genau mahleriſch, aber oft auch kalt genug abcopierte?

War es Wahl, oder Zufall bey gegenwärtigem Bilde, daß es ſo feurig, und doch ſo Natur ward?

Ich weiß es, daß Einbildungskraft und Dichteren viel thun kann: aber in glüklichen Augenblicken gewählte Nachahmung der Natur, die nur ein geläuterter Geſchmak und gute Wahl an den rechten Punkt hinbringen kann, iſt immer wo nicht gefälliger, doch gewiß auffallender: weil Mahlerey doch immer nur Nachahmung der Natur, ſie aber in tauſend Scenen bald ſchöner, bald minder gefällig iſt. — Es kömmt alſo ſtets, beſonders im Beleuchten, auf glükliche Wahl an, und hier wenigſtens hat ſie van Goyen bis zur Täuſchung getroffen.

Doch lange genug habe ich nun wohl mit Ihrer Geduld, mein Freund! gehandelt, — und ich will daher abbrechen, ſonſt plauderte ich Ihnen noch lange etwas von der idealiſierten Beleuchtung eines herrlichen Salvator Roſa, — eines vortreflichen Claude Lorrains, — eines ganz ſon-

derbaren Ruisdaals, und anderer herrlichen Bilder dieſer herrlichen Sammlung vor. Aber man muß diſcret ſeyn, und wiſſen, daß es leichter ſey anzufangen, als im vollen Galloppieren aufzuhören.

Doch wenn Sie es erlauben, ſo wage ich noch einmal einen Ritt über gleichen Gegenſtand; nur müſſen Sie mir zuvor ſagen, daß Sie (wie es gewöhnlich doch geſchieht) mehr auf das Pferd als den Reuter ſehen wollen.

Und nun herunter von dem Gaul, und Ihnen an den Halß, um Ihnen zu ſchwören, daß ich herzlich ſey —

Ihr Freund B.

IV.

Von der Republik Genua.

Die Regierung dieſes freyen Staats iſt, wie bekannt, vollkommen Ariſtokratiſch. Der Doge iſt nur das erſte Mitglied, und ſeine Ehrenſtelle dauert nur zwey Jahre. Ihr kleines Gebiet erſtrekt ſich längſt der Küſte des Liguſtiſchen Meers. Der Mangel an eignen Lebensbedürfniſſen zwingt ſie, ſolche mit baarem Gelde in der Hand oder mit dem Vertauſch

tauſch der Produkte ihres Kunſtfleißes ſich anderswoher zu verſchaffen. Die Erfahrung beweiſet an dieſem Volke, daß der Handel in einem bequem dazu gelegenen Lande nach dem Maaße zunimmt, als es von Natur unfruchtbar iſt, und daß die Nothdurft die geſchikteſte Lehrerin der Menſchen iſt.

Genua und Venedig haben ſich durch ihre Eiferſucht und blutige Kriege eben ſo berühmt gemacht, als Athen und Sparta. Sie ſtritten dreyhundert Jahre um die Herrſchaft des Meers; und ob ſie gleich ſchon ſehr lang in Ruhe leben, ſo unterhalten ſie doch wider einander einen feindlichen Groll, der ſo lange glimmen wird, als ſie ſich der wechſelsweiße zugefügten Uebel erinnern werden. Unter den neun Kriegen, die ſie wider einander geführt haben, war der lezte der grauſamſte und längſte. Die Republik Venedig ſtand damals am Rande des Verderbens. Pietro Doria, Admiral der Genueſer, hielt ihren Umſturz für ſo gewiß, daß er dem Venezianiſchen Staats-Secretair, welcher des Friedens halben zu ihm nach Chiozza geſandt worden war, antwortete: „Ich bin von meiner Republik nicht hieher geſchikt „worden, den Frieden von euch anzunehmen, oder „Mitleid mit euch zu haben. Ich habe ſogar den „Befehl, nachdem ich Chiozza eingenommen, mich „auch euerer Hauptſtadt zu bemeiſtern, und euch „alle, ohne Ausnahme, über die Klinge ſprin„gen zu laſſen, damit euer Angedenken vertilget „werde. Daher kehret zurück mit euern Geſanges

„nen

„nen *): ich will sie nicht; denn in wenig Ta„gen werden wir zu Venedig seyn, und sie selbst „aus der Gefangenschaft ziehen." Da er so gesprochen hatte, kehrte er dem Abgesandten den Rükken zu und verließ ihn **). Diese Stolze Antwort flößte den Venezianern soviel Muth ein, daß sie sich insgesammt vornahmen, entweder zu sterben, oder den stolzen und unerbittlichen Feind zu überwinden. Sie griffen voll Verzweiflung mit dem Ueberrest ihrer Schiffe die siegreiche Flotte des Feindes so tapfer an, daß sie dieselbe gänzlich zu Grunde richteten. Doria selbst kam durch einen Kanonenschuß ums Leben. Seitdem haben es die Genueser nie gewagt, sich mit den Venezianern in einen neuen Krieg einzulassen.

Einheimische Kriege und Zwitracht haben nach und nach die Republik von ihrem alten Glanz herabgesezt.

In unserm Jahrhundert hat sie zween sehr empfindliche Stöße erlitten. Den Besiz des Marquisats Finale zu behaupten, verband sie sich 1745. mit den Bourbonischen Häusern, und gerieth hierdurch an den äussersten Rand ihres Verderbens. Die Oestreicher bemeisterten sich der Hauptstadt; und ihre Freyheit war so gut als verloren, als sie unvermuthet durch die Tapferkeit

*) Der Venezianische Gesandte hatte 6 oder 7 Gefangene Genueser bey sich.

**) Eine geschriebene Chronik.

keit der Bürger, welche durch die allzu harten Geldserpreſſungen des feindlichen Befehlshabers zur Verzweiflung gebracht worden waren, und durch die Unvorſichtigkeit deſſelben, da er das Waffenreiche Zeughaus in den Händen des Volks ließ, wie derhergeſtellt wurde.

Der zweyte ſchmerzliche Stoß, den dieſelbe in unſerm Jahrhundert empfunden hat, iſt der Verluſt der Inſul Corſica. Pabſt Johannes XIX. ſchenkte im Anfang des eilften Jahrhunderts den Genueſern, und Piſanern die Herrſchaft der Inſel, wofern ſie dieſelbe den Saracenen, die ſich damals ihrer bemeiſtert hatten, entriſſen. Es gelang ihnen auch, mit Hülfe der Piſaner ſich derſelben zu bemächtigen, und kurz hernach auch dieſe von der Herrſchaft auszuſchlieſſen. Die Corſicaner, eine wilde aufrühriſche und unſtäte Nation, haben ſeitdem bald die Freyheit, bald ihre Unterwerfung geſucht; und die Genueſer haben viele Schätze und Blut verſchwendet, die königliche Herrſchaft über dieſen unfruchtbaren Boden zu behaupten. Da ſie aber einſahen, daß ihre Kräfte nicht dazu hinreichten, ruften ſie Kaiſer Karl VI. um Beyſtand an; aber mit der handvoll Soldaten, die ſie erhielten, wurde wenig oder nichts ausgerichtet.

Endlich thaten die Genueſer, was mehr dem Charakter ihres Pöbels als jenem des Adels angemeſſen iſt. Weil ſie weder ihre Souveränität behaupten

haupten konnten, noch den Corſikanern die mit ſo vielem Blut errungene Freyheit gönnten, ſo übergaben ſie ihre wankende Herrſchaft der Krone Frankreich. Dieſer weit größern Macht mußten ſich die Corſikaner endlich unterwerfen; und es wird ſchwerlich je der Welt genau bekannt werden, wie viel Truppen und Geld es Frankreich gekoſtet habe, das herrliche Geſchenk in Beſitz zu nehmen. Auch wird die Inſel nie ſo viel abwerfen, daß ſie dem Beſitzer den jährlichen Aufwand erſetze. In Anſehung dieſes Aufwands iſt es ein wahres Glück für die Genueſer, dieſer Herrſchaft entſagt zu haben.

Genua liegt an dem Abhang eines Apenninischen Bergs in Form eines Amphitheaters, an einem weiten Meerbuſen, der mit ſeinen Orangenreichen Hügeln einen halben Cirkel bildet. Die ganze Stadt erhebt ſich ſtufenweiſe, und macht von Seiten des Meers eine überausſchöne Ausſicht. Die vordern Seiten der Palläſte ſind meiſtens mit Architekturſtücken, oder Figuren von Thieren bemahlt. Die ſchönſten der Straßen ſind Strada Nuova, Strada di Balbi, und die Vorſtadt S. Pietro d' Arena. Die übrigen Straßen ſind eng, ſteil, und ein wahrer Labyrinth für einen Fremden. Das volkreichſte Quartier der Stadt iſt jenes, welches von Porto Franco benannt wird. Hier iſt die Börſe, wo ſich der Adel und die Kaufleute alle Tage verſammeln. Im Porto Franco (Freyhafen) ſelbſt finden ſich

lange

lange und bemahlte Reihen von Gebäuden, wo Magazine allerhand Waaren zu vermiethen ſind. Der Hafen iſt ſehr tief und bequem, die Waaren am Lande abzuladen.

Es iſt keine Stadt in Italien, wo es ſo viele und ſo ſchöne mit Marmor bekleidete Palläſte giebt, als zu Genua. Jener des Geſchlechts Doria wird vor andern gerühmt. Er iſt mit einem prächtigen Garten begleitet, worinn eine 250 Fuß lange Säulenhalle iſt, worunter man ſich vor dem Regen ſchützen kann. Die übrigen der ſchönſten Palläſte ſind jene der adelichen Geſchlechter Balbi, Brignoli, Durazzo, Spinola, Pallavicini. Weil die Berge um Genua reich an Mormor ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß viele Palläſte mit Marmor bekleidet ſind. Sie ſind aber auch mit ſehenswürdigen Bildergallerien, und Freſco-Mahlereyen berühmter Meiſter ausgeziert. Faſt jedes Haus hat ſeinen Garten auf der Terraſſe, womit es anſtatt des Daches bedeckt iſt. Hier ſtehen die Orangerie, und Blumen in Aeſchen und hölzernen Kübeln, und werden gegen Abend von den Einwohnern beſucht, um friſche Luft zu ſchöpfen. Daher man von Genua, wie von Babilon, ſagen kann, daß ihre Gärten in der Luft hangen.

Es werden zu Genua allgemeine Korn- Wein- und Oel-Magazine unterhalten, welche jederzeit für ein ganzes Jahr verſehen ſeyn müſſen. Jeder Einwohner muß ſeine Proviſion daraus nehmen.

men. Weil dieſe Lebensbedürfniſſe faſt ganz aus Afrika, Sicilien, und aus der Lombardie dahin gebracht, und ein eigner Magiſtrat, der darüber wache, unterhalten werden muß, ſo ſind dieſelben hier theurer als anderwärts in Italien; welches auch die Haupturſach der ſparſamen Lebensart der Einwohner ſeyn kann.

Die Republik hat wenige Einkünfte. Deſto reicher ſind aber die Einwohner. In Kriegesnoth ſchieſſen ſie die Unkoſten dazu her. Zu dieſem Endzwek iſt unter den Reichen durchaus die Gewohnheit, ihre Einkünfte nur zur Hälfte jährlich zu verzehren, und das übrige zurükzulegen. Nach einem Traktat mit Frankreich darf Genua nicht mehr als vier Galeren, und einige andere bewafnete Schiffe wider die Afrikaniſchen Korſaren, halten. Hingegen können aus dem daſigen Zeughaus zu jeder Stunde 30000 Mann bewafnet werden, ob ſie gleich nicht mehr als 2500 reguläre Truppen unterhalten.

Die Regierung iſt ſehr mild gegen das Volk. Nur die großen Verbrechen, welche die Sicherheit und öffentliche Ruhe ſtöhren, werden mit der äuſſerſten Schärfe beſtraft. Die Cicisbeatur iſt nur unter den Adelichen gewöhnlich. Der gemeine Bürger iſt ſehr eiferſüchtig. Wer bey einer Bürgerinn einen Cicisbeo abgeben wollte, würde dieſes nicht ohne Lebensgefahr thun können; und die Geſetze begünſtigen die Rache der Eiferſucht.

Das

Das Band der Ehe wird unter dem Vorwand natürlicher Unfruchtbarkeit des einen oder des andern Theils leicht aufgelöset, und die Scheidung von Tiſch und Bett wird unter jedem leichten Vorwand verſtattet. Es iſt ſonderbar, daß in dieſer Republik das Richteramt nur fremden Rechtsgelehrten anvertrauet wird. In Civil-Sachen ſind ſolcher Richter drey, und in Criminal-Sachen vier. Die Appellation aber geſchichet an drey Rechtsgelehrte, die im Land gebohren ſind. Mit dem Inquiſitionsgericht hat es nicht viel zu ſagen; denn es beſtehet aus einem Dominikaner und zwey Senatoren, ohne deren Beyfall Jener nichts unternehmen kann.

Die Stadt Genua iſt nicht ſo ſehr bevölkert als es die Größe und vielen Paläſte und die gedrängt vollen Straßen verſprechen; denn viele der großen Wohnungen beherbergen wenige Menſchen, und die engen Straſſen anzufüllen, dazu wird keine große Menge erfordert. So iſt auch in einer Handel- und See-Stadt, wie Genua, immer ein ſehr großer Theil der Einwohner auf den Straßen. Man rechnet ſie insgeſammt nur auf 80000 Seelen. Der Pöbel iſt geitzig, betrügeriſch, zänkiſch, und rachſüchtig. Sobald ein Fremder zu Genua ankommt, findet er einen kleinen Beweis vom Charakter des Pöbels. Vor der Herberge, wo er abſteigt, wird er von einem Haufen Geſindel umringt. Ein jeder drängt ſich herbey, ſeine Geräthſchaft in die Herberge zu tragen. Es entſteht ein hitziger Scharmützel mit Fäuſten; und wer ob-

Scarus.

Wir wollen ſie jagen, daß ſie ſich unter Bänke verkriechen ſollen; ich habe noch Raum für ſechs ſolche Hiebe.

Eros zu den Vorigen.

Eros.

Sie ſind geſchlagen, gnädigſter Herr, und unſer Vortheil dient uns für einen ſchönen Sieg.

Scarus.

Wir wollen ihnen den Rüken zeichnen, und ſie, wie die Haſen, von hinten zu fangen; es iſt ein Spaß, einen Fliehenden vor ſich her zu prügeln.

Antonius.

Ich will dich belohnen, einmal für deinen muntern Beyſtand und zehnfach für deine Tapferkeit. Komm mit mir.

(Sie gehen ab.)

Feldgeſchrey. Antonius kommt mit ſeiner Armee zurük, Scarus unter den Uebrigen.

Antonius.

Wir haben ihn in ſein Lager zurük getrieben; renn' einer voran, und melde der Königin, was wir ausgerichtet habet; morgen, eh uns die Sonne ſehen ſoll, wollen wir gehen und das Blut vergieſſen, das uns heute entflohen iſt. Ich dank' euch allen; ihr habt euch dapfer gehalten, und

gefochten,

stieget, der trägt den Koffer in die Herberge. Der Adel, welcher sich hier nicht schämt, Handelschaft zu treiben, ist, wie alle große Kaufleute, wohl gesittet; der Handel ist die Quelle seiner Reichthümer, und macht ihm Ehre. Was sie gewinnen, und ersparen, verwenden sie auf prächtige Gebäude sowohl in der Stadt als auf dem Lande, oder legen es zurük, ihrem Vaterlande nöthigenfalls beyzuspringen. Ihre Sparsamkeit, welche von den übrigen Italiänern zuscharf getadelt wird, ist zu edeln Absichten gerichtet, und verwandelt sich in Großmuth und Freygebigkeit, wenn es darauf ankommt, ihnen empfohlene Fremden zu bewirthen, oder ihrem Hause und Vaterland Ehre zu machen. Könige würden sie königlich empfangen. Sie wissen den Adel durch den Handel, und diesen durch jenen so zu verherrlichen, daß sie sich hierdurch bey allen Nationen in ein großes Ansehen gesezt haben.

Den Vorzug an Schönheit müssen die Genuesischen Damen andern Italiänerinnen überlassen. Es fehlt ihnen an reizender Gesichtsfarbe; sie wissen aber diesen Mangel Theils durch Kunst, Theils durch ihre natürliche Lebhaftigkeit, und allenfalls auch durch buhlerische Reize zu ersetzen; doch überschreiten sie überhaupt nicht so leicht alle Schranken der Ehrbarkeit, als einige Reisebeschreiber, besonders der Engländer Sherlok in seinen Briefen, erzählen. Man kann sie in ihrer Mundart nicht sprechen hören, ohne sich zu ärgern. Jedoch giebt es viele unter ihnen, welche gut italiensch, und französisch sprechen. Dieses haben sie theils einer bessern

Erzie-

Erziehung, theils dem Umgang mit Gelehrten zu verdanken. — Mit Gelehrten? werden Sie sagen, in einem Ort, dessen einzige Wohlfahrt im Gewinn bestehet? Philosophie und Gewinnsucht passen nicht wohl zusammen. Kaum würde jene unter Wucherern ein Obdach für ihre Blöße finden — Sie haben Recht, lieber Freund, wenn sie eines Theils von stolzen Ignoranten sprechen, die nicht nur zu Genua, sondern auch in allen großen Handelsstädten das Gold zu ihrem Abgott machen, vor welchem Philosophie und Künste die Knie beugen sollen. Auch haben Sie nicht unrecht, wenn Sie solche Gelehrte nennen, die wie die unnütze Hummeln das Honig aus den Blumen saugen, ohne etwas zum allgemeinen Besten beizutragen. Aber die Gelehrten, welche die Wissenschaften und Künste mit nüzlicher Thätigkeit verbinden, und hierdurch das bürgerliche Wohl befördern, finden zu Genua, wie in allen gesitteten Ländern, viele Freunde und Gönner. Der berühmteste unter ihren izt lebenden Gelehrten ist der Marquis de Lomellino, ehedem Gesandter zu Paris; ein großer Mathematiker, und guter Dichter. Er hat Watelets Mahlerkunst in italienische Verse übersezt, und das Original übertroffen. Auch war der italienische Pindar, Chiabrera im Genuesischen, und der Abt Frugoni, ein berühmter Dichter unserer Zeiten, zu Genua gebohren. Die daselbst blühende Akademie degli Addormentati giebt Jungen und Alten Ermunterung und Gelegenheit sich in den schönen Wissenschaften zu üben.

Die hohe Geiſtlichkeit hat reiche Einkünfte; aber die gemeinen Weltprieſter ſind ſehr arm. Daher kommt es, daß ſie ſich in den Häuſern der Adlichen zu den niedrigſten Dienſten gebrauchen laſſen. Auch verdienen die Meiſten wegen ihrer großen Unwiſſenheit kein beſſeres Schikſal. Die Mönche dünken ſich viel beſſer zu ſeyn als die Weltprieſter. Sie haben das Volk und den Adel ſo ſehr an ſich gezogen, daß ſie faſt die Einzigen ſind Beicht zu hören, und den Weltgeiſtlichen allen Gewinn wegſchnappen. Viele unter dieſen haben kaum ein Kleid, ihre Blöße zu bedecken. Ein Theil gehet unter verſchiedenem Vorwand in Italien und Frankreich betteln, und führt auf ſeiner Reiſe und nachher zu Hauſe von dem erbettelten Geld ein lüderliches Leben. Unter den geiſtlichen Feyerlichkeiten iſt die Einſegnung des Meers, welche jährlich den Sonntag vor Pfingſten geſchiehet, eine der Vornehmſten. Sie geſchiehet am Meer auf dem alten Molo durch den Biſchof, welcher von der ganzen Kleriſey, vom Doge, und dem Adel in großer Pracht dahin begleitet wird. Der Geſang vieler jungen Mädchen, und eine ſchöne Inſtrumental-Muſik machen dieſe Ceremonie angenehm; die ganze Stadt feyert dieſen Tag. Die Kirchen ſind prächtig ausgeziert, und die Häuſer auf den Straßen mit ſchönen Tapeten behangen.

Der vornehmſte Gegenſtand des Handels zu Genua iſt der Sammet, beſonders der Schwarze, welcher nicht nur in der Hauptſtadt, ſondern auch

auf

auf dem Lande von den Bauern fabricirt wird. Er iſt in ganz Europa der beſte und ſchönſte. Der Damaſt und die geblümten ſeidenen Zeuge werden mehr wegen ihres innern Werths, als wegen des Geſchmaks in der Zeichnung geſchäzt. Was ſie ſonſt noch in groſſer Menge fabriciren, ſind ſeidene Strümpfe, Bänder, buntes Papier, welches ſie nach Oſtindien verſenden, Seife für Spanien und Portugal. Sie treiben auch einen beträchtlichen Handel mit gedörrten Erdſchwämmen, beſonders nach Spanien, mit unbearbeitetem Marmor, wovon der Alabaſter von Seſtri, der grüne und rothe von Polcevera, und der weiße von Carrara die ſchäzbarſten Gattungen ſind. Ihr Schieferſtein, welcher bey Lavagna gegraben wird, und ihre ſchön lackierten Büchſen, gehen durch ganz Italien und noch weiter. Es iſt aber kein Zweifel, daß ſie mit dem Handel fremder Waaren, z. B. Zucker, Cacao, Indigo, Italiäniſcher, Franzöſiſcher und Spaniſcher Weine, und Oele, Levantiſcher Wolle und Baumwolle, Engliſcher, Franzöſiſcher und Holländiſcher Tücher, Teutſcher wollener Zeuge und Strümpfe, geſalzener Fiſche von Holland, und vieler anderer fremden Waaren viel mehr als mit ihren eigenen gewinnen. Ueberhaupt ſind die Genueſer die feinſten Köpfe im Handel, und kein vortheilhafter Umſtand für den Handel kann ſich in allen vier Welttheilen ereignen, den ſie nicht zu benuzen wiſſen. Sie bauen ſogar Kriegs- und Handelsſchiffe für fremde Nationen, ob ſie gleich nicht ſelbſt das

Bauholz dazu besitzen. Was sie durch den Goldwechsel gewinnen, ist sehr beträchtlich. Der Adel giebt sich besonders damit ab.

Die größte Stütze der Republik und des allgemeinen Credits der Genueser ist ihre S. Georgen-Bank, (Casa di S Giorgio) Sie hat mehr als zehn Millionen Einkünfte, und zahlt drey pro Cent. Die Republik hat ihr in verschiedenen dringenden Nothfällen für große Geldsummen einen Theil ihrer öffentlichen Einkünfte überlassen. Sie ist eine fast ganz unabhängige kleine Republik, deren Mitglieder die Actionisten sind, und die ihre eigenen Magistratspersonen, Gesetze und Rathsversammlungen hat. Im Jahr 1746. schoß sie der Republik beynah fünf Millionen Thaler vor, und die Darlehne, welche sie damals aufnahm, sollen schon bezahlt seyn. 1751 war sie nah zum Versinken; aber nicht nur der Senat, welcher für zwanzig Jahr ein neues Korngeld auf die Unterthanen legte, und ihr die Einnahme der Zölle und anderer Abgaben überließ, um die damals aufgenommenen Darlehen zu bezahlen, und die Gläubiger in Sicherheit zu stellen, sondern auch der Adel, welcher sie mit großen Kapitalien unterstützte stellten ihren Kredit vollkommen wieder her. Jedoch mit allem dem wird Genua zu seiner ehmaligen Stärke und Wohlfahrt nie wieder gelangen.

J.

V. Wie

V.

Wie versorgt ein kleiner Staat am besten seine Armen, und verhütet das Betteln?

Es soll also würklich Ernst gelten, und Sie fordern mich heraus? Seys dann! Ob ich gleich nicht weiß, wen Ihr heisser Fehdebrief eigentlich gelten soll; mich oder Ihre nachläßigen Almosenpfleger? Indeß Geduld, lieber Freund! Sie singen ein altes Lied. Wenn Sie über Alles was in der Welt so seyn und so gehen sollte, und doch ganz gewöhnlich anders ist und anders geht, Ihr intolerantes Anathema sprechen, und über jede Friktion, jedes Knarren und Stocken in unseren gröſsern und kleineren Staatsmaschinen gleich so die Steigbügel verlieren wollen; dann Lieber, ist's am besten Sie verkaufen Guth und Haabe, packen Ihr Kelleisen, und gehen mit dem nächsten Schiffe nach Otaheite. In Europa taugen Sie wenigstens nichts mehr, als höchstens sich jährlich bey Ihren Äskulap für ein Gallenfieber, oder, wenn Sie leicht wegkommen; eine Gelbsucht auszulösen. Ich gebe es Ihnen gern zu, ärgerlich ists, bey Allem, was man sonst noch für die Armen im Lande giebt, beyträgt und thut, die wahren Armen doch noch unversorgt und im Elende zu wissen, und auf der Straſse,

und in Häuſern von unverſchämten Bettlern ſich angefallen zu ſehen. Aber das beweißt höchſtens nur daß die oder jene Armen-Anſtalten entweder ihrer ganzen Einrichtung nach fehlerhaft ſind, oder ſchlecht verwaltet werden; mit nichten aber die **Unmöglichkeit dem Uebel beyzukommen.**

Sie meinen der Grund davon liege in der Kleinheit des Staats, in dem Sie leben? Er habe nicht Kräfte genug, würkſame Verſorgungs-Anſtalten zu machen und zu unterhalten? Ihrem guten Herzen machts Ehre ſich ſelbſt die Fehler Anderer ſo zu entſchuldigen, und mit einem — es kann nicht anders ſeyn — zu begraben. Aber wiſſen Sie wohl daß Sie bey alle dem ſich ſelbſt belügen?! Fühlten Sie das Elend Ihrer Armen, und den Unfug Ihrer Betteley mit Ueberzeugung als ein nothwendiges Uebel Ihres und jedes kleinen Staats; wahrlich! Sie wären nicht ſo in Harniſch darüber gerathen, oder ſuchten Hülfe, und Rath dafür.

Nein Freund, das iſt falſcher Wahn. Jeder Staat auch der kleinſte, jede Stadt, jedes Dorf, kann ſeine Armen verſorgen, wenns nur recht angefangen wird. Ich weiß ſehr gut, daß bey großen Staatswirthſchaftlichen Operationen wo es z. E. darauf ankommt, den geſunkenen Credit eines Landes wieder zu heben, Bevölkerung, Handel, Induſtrie und

Circu-

Circulation neu zu beleben und zu erhöhen, es nur groſse Geldmaſſen ſind, die entſcheidende Wirkung und glüklichen Erfolg geben. Allein wozu der Mühle ein Strom, die ein Bach ſchon vollkommen treibt? Und wollte man drum lieber gar keine Mühle bauen, weil man nur ein Bächlein und keinen Strom hat?

Hätten Sie nur im Allgemeinen die Frage an mich gethan: **wie verſorgt man Arme, und ſteuert der Betteley?** So hätt' ich Sie an alle die wohlthätigen mitleidigen und menſchenfreundlichen Herren, die methodice davon geſchrieben haben, verwieſen und wäre damit am kürzeſten wegkommen; denn Dank ſeys der Schreibſeeligkeit unſerer Teutſchen, bald haben wir ſchon über Armenweſen und Verſorgungs-Anſtalten, ſo viele Abhandlungen als über Kindererziehung und Kindermord! Da Sie mir aber den Fall beſtimmter angeben; Ihre Frage bloß auf einen **kleinen Staat** einſchränken; ſelbſt wollen, daß ich auf Ihren Standort dabey Rükſicht nehmen ſoll; ſo möcht' Ihnen wohl mit all' dem ſchönen menſchenfreundlichen **Univerſal-Projekten** ſo wenig gedient ſeyn als dem Hungrigen mit einer Serenade.

Alſo kurz zur Sache! Hier haben ſie das Gerippe eines Entwurfs und meiner Antwort. Werden Sie einmal nicht böſe über eine dürre Tabelle, die Sie vielleicht an die längſt vergeſſene ſchwarze Profeſſor-

Tafel wieder erinnert! Knochen, wissen Sie ja, muß der Leib immer haben, wenn er stehen und wandeln soll; und Fleisch will ich dem Dinge schon geben. Wohl verstanden, lieber Freund, daß ich Ihnen auch dabey immer nur mehr oder minder Allgemeines, selbst auf Ihre bestimmtere Frage, sagen kann; und daß die praktische Anwendung davon durchaus so local und individuell bleibt, als das Problem: wie erobert man am besten eine Festung? oder wie gewinnt man am sichersten eine Schlacht?

Die ganze Theorie der Armen-Versorgung ruht, meines Erachtens, auf **dreyen Hauptsätzen**, aus welchen die einzelnen Theile der Anstalt ganz natürlich herfliessen, nämlich:

I. Verhindere möglichst daß aus **Armen** im Staate **Bettler** werden.

Dieß sezt voraus ein gutes **Armen-Directorium.**

II. Versorge den Armen, wenn er **Bettler wird**, oder **schon ist**; und zwar

1) wenn er alt, kraftlos und ganz unvermögend ist, durch hinreichendes **Almosen** bis an sein Ende. Dies nebst andern Fällen erfordert eine — — **Almosen-Spende.**

2) wenn er krank ist, im **Siechhause** oder Krankenhospitale bis er genesen.

3) wenn er noch **arbeiten kann** und

a) noch

a) noch gern arbeiten will, im Arbeithauſe, oder auſſer demſelben durch Arbeiten die er kann und gern thut;

b) wenn er dieß nicht will; Vagabund oder vorſezlicher Müßiggänger iſt; auf einige Zeit im Zuchthauſe;

4) arme Waiſen und andere verlaſſene Kinder; und zwar in Rükſicht

a) ihrer Pflege und Erziehung, im Waiſen-Inſtitute

b) ihres Unterichts, in der Armen-Schule.

III. Schaffe dir dazu ſichern und hinreichenden Fonds, und verwalte ihn ſo, daß er den Staat in keiner Rückſicht beläſtige, oder irgend einer Claſſe Menſchen in demſelben Nachtheil bringe. Dieß betrift die Armen-Caſſe.

Hier haben Sie das ganze innere Trieb-Werk, lieber Freund. Acht Räder in der Maſchine; davon keins weſentlich fehlen darf, ohne daß der ganze herrliche Mechaniſmus ſtoke, oder doch ſo gewaltige Friktionen entſtehen, daß nie auf eine richtige beſtimmte und abgezwekte Würkung zu rechnen iſt. Jezt will ich Ihnen ein Paar Anmerkungen über jedes einzeln genommen hinwerfen.

I. Ar-

gefochten, nicht als Leute die einer fremden Sache dienen, ſondern als ob ein jeder unter euch, wie ich ſelbſt, für ſeine eigene Sache, föchte; ihr habt euch alle als Hectors bewieſen. Ziehet nun in die Stadt ein, umhalſet eure Weiber, eure Freunde, erzählt ihnen eure Thaten, indeß daß ſie mit Freudenthränen das geronnene Blut von euern Wunden waſchen, und die ehren-vollen Oeffnungen wieder ganz küſſen. Gieb mir deine Hand. -- (Zu Scaurus.)

Cleopatra zu den Vorigen.

-- Ich will dieſer groſſen Fee deine Thaten anpreiſen, und dich mit ihrem Dank beſeligen -- O du Tag der Welt, umſchlinge meinen bewaffneten Hals; ſpringe du, wie du biſt, durch dieſen geſtählten Harniſch an mein Herz, und reite triumphirend auf ſeinen Wallungen. (*)

Cleopatra.

Herr der Herren! O unendliche Helden-Tugend! kommſt du aus der groſſen Schlinge der Welt ungefangen und lächelnd zurük?

Antonius.

Meine Nachtigall, wir haben ſie in ihre Neſter heimgetrieben. Wie? Mädchen, wenn gleich etwas Grau unter

(*) Dieſe Metapher iſt, nach Hrn. Warburtons Urtheil, im äuſerſten Grade fein und ſchön. Es iſt, ſagt er, eine Anſpielung auf ein Admiral-Schif, das nach einem Sturm auf den Wellen ſchwebt. Die Critici haben nicht allemal den beſten Geſchmak. Die ausſchweifendſten Metaphern unſers Autors ſind allemal die, welche dem Hrn. Warburton am beſten gefallen.

I.

Armen-Directorium.

Sonderbar genug iſts, daß von der großen Menge Armen-Verſorger, deren mögliche und unmögliche Vorſchläge ich geleſen habe, keiner den Faden ſeines Gewebes höher knüpft, als an den Bettelſack ſelbſt. Faſt Allen iſt der **Arme** ſchon **deklarirter Bettler** den ſie Almoſen, Arbeits- oder Zuchthaus zutheilen; da doch zwiſchen Beyden noch ein ſehr weſentlicher Unterſchied iſt, auf den bey Armen-Verſorgungs-Anſtalten viel ankommt. Laſſen Sie uns die Begriffe davon erſt feſtſetzen, daß wir nicht mit Worten ſpielen.

Einen **Armen** nenne ich den, der ſich und den Seinigen durch ſeinen täglichen Erwerb grade nur die tägliche Nothdurft ſchaffen; und einen **Bettler** den, der mit alle ſeinen Kräften nicht einmal dieß kann. Behalten Sie dieſen Maasſtab in der Hand, Freund; mein ganzer Riß iſt darnach gezeichnet; und er muß auch bey jeder Armen-Verſorgungs-Anſtalt die beſtändige Norm aller Operationen ſeyn, wenn was Gedeyhliches daraus werden ſoll.

Möglichſt höchſter Wohlſtand eines Staats iſt, wenn in ihm die möglichſt größte Zahl der Menſchen lebt und ihr Auskommen hat. Dieß iſt ein Satz aus dem ſtatiſtiſchen A B C, den jeder kluge Regent

gent oder Miniſter gewiß weiß und zu befolgen ſucht. Nachdem hat jeder Staat, groß oder klein auch Arme, und muß ſie haben. Sie ſind zu ſeinem Wohlſtande, zu ſeinen Erwerb, zum Ueber- oder wenigſtens zum Gleichgewichte des Handels einer Nation gegen die andere ſo unentbehrlich nothwendig, als geſunde Muskeln dem Ringer. Kein Staat kann ohne Arme ſeine Produkten verarbeiten, mit Nutzen Fabriken, Ackerbau und Manufacturen haben, noch dieſe die Concurrenz anderer aushalten, wenn Mangel an Armen im Lande das Arbeitslohn zu hoch treibt. Um dieſer einzigen Urſach willen erhält die einzige Stadt Lyon zwey Hoſpitäler, das Hotel Dieu und die Aumone generale, welche jährlich 910626 Livres Einkünfte haben, und mit einer wunderswürdigen Vollkommenheit verwaltet werden. Beyde aber ſind zum Unterhalte ihrer Arbeiter. Ohne dieſe könnte keine ihrer Fabriken beſtehen, und ohne Armuth dieſer Arbeiter könnte keine Waare wegen ihres theuren Preißes Abſatz finden. Alle Fabrikanten und Kaufleute ſind alſo äußerſt dafür, daß der Arbeiter in Noth und Krankheit einen Zufluchtsort hat, der ihn hindert entweder den Lohn zu ſteigern, auszuwandern, oder vor Hunger und Elend zu ſterben. Die Verwalter aber ſind alle Fabrikanten und Kaufleute, die durch Hülfe der Arbeiter reich geworden. Würklich gehört auch faſt allenthalben, ſonderlich in Städten, der größte Theil der gemeinſten

Hands

Handwerker, Tagelöhner und Gesinde in diese dem Staats-Cörper so unentbehrliche Classe Menschen. Dieser Classe aber, die sich durch ihren täglichen Erwerb gerade nur ihre tägliche Nothdurft verschafft und immer so hart am Bettler-Strande hinsegelt, einen wachsamen Aufseher und so zu sagen Vormund geben, der innigst vertraut mit all ihren Umständen und Kräften ist, den Armen täglich beobachtet und augenblicks, wo durch Zufall oder Lauf der Natur ein Defekt in seinem Erwerb entstehet, diesen nach richtigen Verhältnis ersezt und den Armen dadurch hält daß er nicht zum Bettler herabsinkt; dieß lieber Freund, ist das erste und wichtigste Geschäfft eines Armen Directorii wie ich es verlange.

Nehmen Sie z. E. als ausgemacht an, daß sonderlich in Städten die meisten Tagelöhner, Handlanger, Handwerksgesellen u. d. so arm sind, daß sie nicht acht Tage arbeitlos ihr Leben erhalten können, ohne Bettler zu werden. Dieß geschieht aber fast alle Winter. Trifft nun einen solchen irgend noch ein Flußfieber oder andere gewöhnliche Krankheit der Jahreszeit, oder seiner Lebensart, so ist er so gut als verlohren, wenn keine Anstalt für ihn da ist. Arzney kann er nicht bezahlen; ein altes Weib rathet ihm verkehrte Mittel, Mangel an Nahrung, Wartung und Holz kommt dazu, raubt ihm vollends die Kräfte, verschlimmert seine leichte Krankheit und macht sie

vielleicht

vielleicht gar unheilbar. Den kraftloſen Elenden nimmt ſelten jemand wieder in Arbeit, und nun iſt er mit Weib und Kindern Bettler.

Eben ſo gehts dem ärmern Handwerker, ſonderlich Fabrikanten. Krankheit oder ein anderer kleiner Verluſt wirft ihn. Wenige Thaler die er im Augenblicke der Noth geſchenkt, oder ohne Pfand und Zinß auf ſeine bloße Ehrlichkeit geborgt bekäme, retteten ihn. Allein er hat keinen Credit; muß ſein Handwerkszeug, das Einzige was er noch hatte, verſetzen; kanns nicht wieder einlöſen, weil ſogar noch Wucher ihn drükt; der Richter läßt von Obrigkeits wegen verkauffen, und nun iſt er mit Weib und Kindern Bettler.

Dieß iſt die wahre Geneſe faſt aller Betteley; und dieſer muß ein gutes und wachſames Armen-Directorium durchaus zuvorkommen. Sie ſehen wie viel auf die kluge Thätigkeit deſſelben ankommt; denn taugt dieſer Grundſtein nichts, ſo ſinkt oder bricht das ſchönſte Gebäude von einem Armen-Inſtitute in kurzem zuſammen.

Nun aber, wer ſoll dies **Armen-Directorium** ſeyn? Ums Himmelswillen, nur kein Collegium das aus vielen Gliedern beſteht, und mit ſo vielen Formalitäten und Weitläuftigkeiten umſchanzt iſt; ſonſt iſt alles verlohren! Nichts iſt dem ganzen Weſen

und

und Gedeyhen eines Inſtituts, oder einer ſtatiſtiſchen Operation von der Art, wo alles auf unabläſſige Induſtrie, immerwährende Speculation und Wachſamkeit ankommt, ſo grundaus zuwider als die Behandlung durch Collegia. Vieljährige Erfahrungen haben's aller Orten bewieſen, daß Vervielfältigung der Aufſicht bey Inſtituten nicht taugt. Herr Büſching, der ſichre Erfahrungen dieſer Art genug geſammlet hat, ſagt einmal bey Gelegenheit, da er von Schulanſtalten ſpricht: „eine öffentliche Anſtalt „muß einer einzigen dazu tüchtigen Perſon alſo übergeben werden, daß ſie dieſelbe als ihr Eigenthum gewiſſenhaft beſorge, wenn ſie gleich dem gemeinen „Weſen gehört. Ganze Collegia, ſie mögen heißen „wie ſie wollen, richten mit aller ihrer Förmlichkeit „und Feyerlichkeit nicht halb ſo viel aus, als ein einziger thätiger Mann, der das ganze gemeine Beſte „zu ſeinem Endzweke macht; dies lehrt die Erfahrung „allenthalben." — Gehen Sie auch die Geſchichte der größten und nützlichſten öffentlichen Inſtitute in Teutſchland durch, und ſehen Sie, ob es nicht immer nur ein einziger geſchikter und thätiger Mann war, der es mit inniger Liebe dazu umfaßte, gründete, und zu ſeiner Vollkommenheit brachte.

Ich bin billig genug dieß ein wenig zu modifiziren. Ein gutes Armen-Directorium für einen kleinen Staat muß meiner Meinung nach, aus nicht mehr als drey Per-

Perſonen beſtehen, nemlich 1) einem **Direktor**; 2) dem erſten **Ober-Armen-Vorſteher**, der zugleich ein Mitglied des Polizey Collegii; und 3) dem zweeten **Ober-Armen-Vorſteher**, der zugleich ein geſchikter Arzt und Stadt-Phyſikus ſeyn muß.

Der Direktor bey dem ich durchaus vollſtändige und praktiſche Kenntniſſe von ſtaatswirthſchaftlichen Operazionen und Landes-Art und Verfaſſung voraus-ſetze, überſieht das Ganze, ſtimmt das ich ſo ſagen mag, gleichſam alle die Verhältniſſe und Würkungen der einzelnen Theile des ganzen Armen-Inſtituts unter einander rein, und autoriſirt den Detail derſelben mit dem Anſehen des Landes-Fürſten; da derſelbe ſich nicht ſelbſt, ohne weſentlichen Nachtheil, damit perſönlich abgeben kann und darf.

Der erſte Armen-Vorſteher iſt eigentlich nun der wichtige Mann, auf den ich ſo viel lege, und den ich, da er ſein ganzes Leben und alle Kräfte dieſem einzigen Geſchäfte wiedmen muß, für die Seele des ganzen Inſtituts halte. Er muß ein heller ſpeculativer Kopf und zugleich äuſerſt thätiger Mann ſeyn. Er muß die ſämtlichen Armen oder Bettler, welche das Inſtitut in jeder von ihren ſieben einzelnen Anſtalten beſchäftigen oder verſorgen ſoll, ihre Sitten, Leben, Arbeit, Wirthſchaft, Kinderzucht, Geſundheits-Zuſtand innigſt und ganz individuel ken-

nen, ihre ſchmutzigen Hütten durchkriechen, Siech, Arbeit, Zuchthaus, Waiſenkinder, Armenſchule, wie der Entrepreneur einer Fabrik ſeine Werkſtätte, unaufhörlich beſuchen und jedem Fehler darinn ſogleich nachhelfen; er muß die Unterbediente des Inſtituts ſtets in ſcharfer Aufſicht und Ordnung halten, kurz die Haupt-Triebfeder der ganzen Maſchine ſeyn. Fühlen Sie nun, lieber Freund, wie viel auf dieſen Mann ankommt, und warum ſo manche viel koſtende Armen-Verſorgungs-Anſtalt nicht die gehoffte Würkung thut? Man ernennt eine zahlreiche Armen-Commiſſion aus allen Collegiis, Ständen und Claſſen, bunt durcheinander, die dieß Geſchäft noch **nebenher** treiben und **umſonſt** übernehmen ſoll, und wählt oft gerade ſolche Leute, die wegen ihres Amts oder größern Negozes die wenigſte Zeit und Neigung dazu, oder auch keine Kenntniß von ſolchen Geſchäften haben. Nun gehts aber auch ſo gut es kann. Keiner nimmt ſich der Sache mit Ernſt an; jeder verläßt ſich auf den Andern; in den Seſſionen werden weitläuftige Protocolle geführt, und Concluſa gefaßt, die entweder nichts taugen, oder nicht ausgeführet werden. Die Unterbedienten thun, was ſie wollen; Empfehlungen und Verhältniſſe ſchaffen Unwürdigen und Müßiggängern reichliche Almoſen; die Art ſelbſt wie ſie gegeben werden, macht neue Bettler, und ſo behält der Staat ewig ſeine Wunde.

Daß der erſte Ober-Armen-Vorſteher ein Mitglied des Polizey-Collegii ſey, iſt darum nöthig, weil ſehr oft Fälle vorkommen wo die Polizey mitwürken muß, und ſchriftliche Verhandlungen deßhalb viel zu weitläufig ſeyn würden. Durch mündlichen Vortrag, Berathſchlagung und Befehl kann in einer Viertelſtunde mehr gethan werden, als durch Berichte und Communicate in einer Woche; wo, wann die Reſolution erfolgt, der Zwek, den ſie bewürken ſollte, lange ſchon vorbey iſt.

Der zweete Ober-Armen-Vorſteher iſt zur Unterſtützung des erſten nöthig, wenn er krank, oder abweſend iſt; damit während dieſer Pauſe die Maſchine nicht ruhe, ſtocke, oder ſonſt eine Unordnung einſchleiche. Daß er ein geſchikter Arzt und zugleich Stadtphyſikus ſey, wünſchte ich darum, weil er dann vermöge ſeines Amtes die meiſten Armen und Kranken in der Stadt ſchon kennt, und zugleich die Kranken-Anſtalt in und auſſer dem Siechhauſe beſorgen kann.

Aus dieſen drey Männern komponire ich nun mein Armen-Direktorium; das, ich ſtehe Ihnen dafür, gewiß beſſer würken muß, als beſtünd es aus dreyßigen. Sie halten alle vierzehn Tage einmal Seſſion, in der alles auſſerordentliche, was indeſſen vorgefallen iſt, oder gethan werden ſoll berath-

ſchlagt, beſchloſſen und protokollirt wird. Vor ihm legt der Caſſier ſeine Rechnung ab; es authoriſirt die Ausgabe-Belege, ſchließt alle vorfallende Accorde, und berichtet mit Beyfügung einer Bilanz, jährlich über den Zuſtand des Inſtituts, an den Landesherrn.

Untergeordnet ſind dieſem Direktorio einige **Unterbediente** des Armen-Inſtituts, nemlich:

1) **Der Caſſier**; von dem weiter unten. Er kann zugleich die Stelle des Sekretärs verſehen; bey den Seßionen das Protocoll führen, und die Ausfertigungen beſorgen.

2) **Der Almoſen-Schreiber**; führt das Gegenbuch des Caſſiers, beſorgt die Almoſen-Scheine, und bey jedem Fach nöthigen Tabellen; hat die **Almoſen-Spende**, und was ſonſten noch von allgemeiner Schreiberey beym Juſtitute vorfällt.

3) **Die Unter-Armen-Vorſteher.** Auf dieſe kommt ſehr viel an, wenn alles gut gehen ſoll. Die ganze Stadt nämlich muß in gewiſſe mäſige Sprengel nach Nummern der Häuſern abgetheilt, und jeder Sprengel einem von dieſen Unter-vorſtehern, zur genauſten Aufſicht übergeben werden. Er muß alle Armen und Bettler ſeines Sprengels genau kennen, eine Liſte und Special-Tabelle über alle ihm untergebene Familien führen, die wöchentlich dem erſten Ober-Aufſeher

gelie-

geliefert wird, ſeine Armen wöchentlich wenigſtens zweymal viſitiren; ihre Arbeit, Kinderzucht, Reinlichkeit, Sitten, Aufwand in Eſſen und Trinken, Sorgfalt für ihre Kranken, Kleidung, Geräthe, kurz ihr Alles genau beobachten und dem Erſten Ober-Aufſeher Nachricht davon geben. Dieſe Unter-Vorſteher mögen ſelbſt ſo arm ſeyn wie ſie wollen, wenn ſie nur bekannte Rechtſchaffenheit, Unverdroſſenheit in ihrem Geſchäfft, und einige Fertigkeit im Rechnen und Schreiben haben. Vierzig bis funfzig arme Familien kann ſo einer recht gut beſorgen. Am beſten wären dazu die ſogenannten Viertels-Meiſter zu gebrauchen, da ſie vermöge ihres Amts den Zuſtand der Bürger ihres Stadt-Viertels ohnedies kennen müſſen. Da aber Nahrung und Handwerk manchem davon nicht ſo viel Zeit erlauben möchte, als zu richtiger Beſorgung dieſes Geſchäffts doch nöthig iſt, ſo ſind vielleicht dazu penſionirte Unterofficiere, oder andere in Nahrungs-Verfall gerathene arme aber rechtſchaffene Bürger noch beſſer zu brauchen.

4) Der **Faktor** des Arbeithauſes.

5) Der **Werk-** und **Zuchtmeiſter**. Beydes kann Ein Mann verſehen, da Arbeit und Zuchthaus einerley Zwek, jedoch nach verſchiedener Form, haben.

6) Der **Armen-Pädagog**. Müßte ein tüchtiger Schulmann ſeyn, der zugleich den Gottesdienſt im

ter unſere jüngern Augbraunen gemiſcht iſt, ſo haben wir doch ein Hirn das unſre Nerven nährt, und es mit der Jugend in die Wette aufnehmen kan. Sieh dieſen Mann, gewähre ſeinen Lippen deine beglükende Hand; küſſe ſie, mein Kriegsmann; er hat heute gefochten, als ob ein dem Menſchen-Geſchlecht gehäßiger Gott in ſeiner Geſtalt gewürget hätte.

Cleopatra.

Ich will dir eine ganze Rüſtung von Golde geben, Freund; ein König trug ſie einſt.

Antonius.

Er hat ſie verdient, ſchimmerte ſie gleich von Carfunkeln wie der Wagen des Phöbus -- Gieb mir deine Hand; haltet einen frolokenden Einzug durch Alexandria, tragt eure Tartſchen hoch empor, und zeigt wie ſie, gleich den Männern, denen ſie gehören, zerhakt ſind. Hätte unſer Palaſt Raums genug dieſe Armee zu faſſen, wir wollten alle mit einander zunacht eſſen, und aus vollen Bechern auf des nächſten Tages Schikſal trinken, der uns königliche Gefahren verſpricht. Trompeters, betäubt ihr mit ehernem Getön die Ohren der Stadt; mengt euch mit unſern raſſelnden Trummeln, daß Himmel und Erde mit vereinigtem Schall unſrer Ankunft entgegenjauchzen.

(Sie gehen ab.)

Zucht- und Arbeitshauſe mit verſehen könnte: und die Waiſen-Anſtalt zur Special-Aufſicht mit hätte.

7) Der Armen-Direktoriums-Diener. Dieß Geſchäft könnte von einem Unterverſteher, der ſich gut dazu ſchikte, mit verſehen werden.

8) Die **Krankenwärter** im Siechhauſe und Hoſpitale der Inkurablen, Beyde können zugleich die Verrichtung eines Gaſſenvoigts beſorgen.

Von allen dem Direktorio untergeordneten Special-Anſtalten müſſen genaue **Wochen-** und **Monats-Tabellen**, nach gut entworfenen Schematibus geführt, und jene alle Montage dem erſten Ober-Vorſteher, dieſe aber dem Director eingeliefert werden. Sie ſind zur Ordnung und genauen Aufſicht unentbehrlich.

II.

Almoſen-Spende.

Leider beſtehen in einer höchſt mißverſtandenen und noch ſchlechter adminiſtrirten Almoſen-Spende die meiſten ſogenannten Armen-Anſtalten hier und da. Leichter kommt man freylich davon wenn man dem Bettler, der Unverſchämtheit genug hat ſich vorzudringen wöchentlich ein Paar Groſchen austheilt, und ſich weiter nicht drum bekümmert, ob er's gut oder ſchlecht anwendet; ſeine Nothdurft dadurch befriedigt iſt

oder

oder nicht. So wirds ihm eine Leibrente auf Lebenszeit, die er, weil er von zwey bis vier Groſchen die Woche durch doch nicht leben kann, dem Brantewein oder Caffee widmet; er ſelbſt aber bleibt Bettler wie zuvor, und ſezt das Publicum in Contribution.

Richtige Prüfung und vollſtändige Befriedigung der Nothdurft der Armen iſt der Geiſt aller Armen-Inſtitute. Aber hilf Himmel wie falſch wird nicht meiſtens dieſer Grundſatz verſtanden, und wie verkehrt ausgeführt! Man glaubt z. E. ſehr vorſichtig und gewiſſenhaft zu Werke zu gehn, wenn man alle Arme die ſich zum Almoſen melden, namentlich aufzeichnet, ſich nach ihrem Alter, Geſundheit und vielleicht auch übrigen Umſtänden erkundiget, und dann nach Gutdünken einen Ueberſchlag macht, wie viel wohl dieſem und jenem — **jedoch wohlweißlich nach Maasgabe der Caſſa** — wöchentlich auszuſpenden ſey. — Vorſichtig und gewiſſenhaft freylich! Ob aber auch klug und wohl verſtanden? ſchwerlich! Wem fällts nicht gleich auf, wie unrichtig es durch eigne Weichherzigkeit der Commißarien, kleine Nebenabſichten, fremde Empfehlungen, Betrügerey der Bettler ſelbſt, klägliche Vorſtellungen, erſchlichene Atteſtate, Verheimlichung noch anderer Unterſtützung und Hülfsmittel, und noch auf tauſenderley Art bey dieſer Schätzung zugehen muß? und ob das Publicum, das ohnehin ſelten etwas von der Ad-

miniſtration ſeiner Beyträge erfährt, mit dieſer ſinnloſen Verſchleuderung ſeines Geldes zufrieden ſeyn kann?

Almoſen, bisher eingeführte, fortgehende, muß kein Armer, kein Bettler erhalten; oder höchſtens nur der alte, elende, inkurable Kranke, der gar nicht mehr arbeiten kann, und keine Beſtimmung mehr hat als für ſein Grab. Dieſer muß **hinreichende** haben und ganz verſorgt ſeyn; denn zwey bis ſechs Groſchen wie gewöhnlich, ſind für die Woche, zumal im Winter, nicht genug. Aber deren ſind auch wenige, und die meiſten Armen und Bettler müſſen ſich bey guter Anſtalt, entweder ganz oder doch größtentheils ſelbſt ernähren können. Und nur **dieſen** Defekt mit einem baaren Zuſchuſſe, entweder auf kurze Zeit, oder für immer **auszugleichen**, iſt die Almoſen-Spende da. Sie iſt da, um den armen Handwerker, Tagelöhner u. ſ. w. der ſich und die Seinigen ſo lang er geſund iſt und Arbeit hat, gewöhnlich ernährt, wenn ihn Krankheit oder ſonſt ein Unglück trifft mit Almoſen auf zwey, drey, vier Wochen, Arzeney, einem kleinem Vorſchuſſe oder Geſchenke zu unterſtützen, auf dem Wege der Nahrung zu erhalten, und ihn zu verhindern **Bettler zu werden.**

Sie ſehen lieber Freund, daß nach dieſem Grundſatze die Almoſen-Spende immer ſteigt und fällt, wie

wie die Nothdurft des Armen und Bettlers zu oder abnimmt; und daß auf den richtigen Maasstab, nach welchen der Ober-Armen-Vorsteher sie schätzt, alles dabey ankommt. Nehmen Sie nun meine oben gegebenen Begriffe vom Armen und Bettler wieder zur Hand, so haben Sie augenblicklich die richtigste Bestimmung der Almosen-Spende; nämlich

1) Der Arme braucht nur, wenn ihn Unglück trifft Unterstützung auf Zeitlang. Wie stark diese seyn, worinn sie bestehen, und wie lange sie dauren solle, bestimmt der Ober-Armen-Vorsteher, oder in wichtigen Fällen das Direktorium; und stellt darüber einen Schein aus, der bey der Almosen Rechnung zugleich Beleg ist.

2) Der Bettler, der mit allen seinen Kräften sich, oder die Seinigen nicht mehr ernahren kann, folglich einen immerwährenden Defekt hat, braucht auch

   a) in sofern es ein einzelner Mensch ist, einen immerwährenden

   b) in sofern es aber eine Familie mit heranwachsenden Kindern ist, nur einen periodischen Zuschuß

zur Ausgleichung ihres Nahrungs-Defekts. Wie aber dieser Defekt in allen Fällen am sichersten zu

bestimmen, daß weder dem Bettler noch der Armen-Casse zuviel geschehe, und wie er am nützlichsten für Beyde auszugleichen sey, wird der Ober-Armen-Vorsteher, wenn er sein Amt versteht, und sich helfen kann, schon zu machen wissen. Eine richtige und jährlich sich ändernde Classification aller Bettler nach ihrem Alter und Kräfften, giebt, nebst der genauen Bestimmung der Lebens-Nothdurft eines Menschen, den untrüglichen Maasstab dazu. Dieser Detail aber würde hier zu weitläuftig.

Ich traue mir zu behaupten, daß ein gutes Armen-Institut, wenn es die Armen auf diese Art behandelt, die Bettler, zumal in einem kleinen Staate, auf eine sehr geringe Anzahl zurückbringen kann. Diesen Bettlern aber ihr Quantum Almosen wöchentlich in baaren Gelde zu geben, ist nicht rathsam. Die meisten verdienen doch durch ihre Arbeit beym Arbeithause einen Theil ihrer Nothdurft in klingender Münze. Gleicht man ihnen nun den Defekt bey der Almosen-Spende auch mit baaren Gelde aus, so steht zu fürchten, daß sie sich selbst heimlich am Nothdürftigsten, Brod, Holz und dergleichen was abbrechen, um es zu Cassee, Branteweine u. s. w. zu misbrauchen. Das Almosen also bey Manchem in Brod, Cartoffeln, Bier, Holz, Kleidungsstücke und dergl. zu verwandeln, halte ich für sehr gut.

Nicht

Nicht minder wesentlich ist es, die **Bettler-Liste** der Almosen-Spende, oder das Verzeichnis derer, die periodisches, oder immerwährendes Almosen bekommen, alle Vierteljahre **drucken** und öffentlich bekannt machen zu lassen. Wer einmal bis zum **Bettler** herabgesunken ist, darf sich auch nicht mehr schämen, vor dem Publiko, seinem Wohlthäter und Erhalter öffentlich zu erscheinen; da es hingegen hart seyn, und oft vielleicht gefährliche Folgen haben würde, den **Armen**, der oft mit einer heimlichen Wohlthat zu retten ist, auf diese Art blos zu stellen, und ihm seinen Credit und Ehre (wenigstens bey seinesgleichen) zu rauben. Die Bettler-Liste in gewisse Classen nach ihrem Almosen-Quanto getheilt, alle Quartale gedrukt bekannt zu machen, hat seinen vielfachen Nutzen; denn 1) bewegt es manchen Armen, um nicht öffentlich in der Bettler-Liste zu erscheinen, alle Kräfte anzustrengen, um sich noch durch Arbeit und Selbstverdienst zu erhalten; 2) sieht das Publikum durch Steigen und Fallen der Almosen, wie bestimmt und gewissenhaft das Armen-Institut wirkt, und bekommt dadurch immermehr Vertrauen und guten Willen gegen dasselbe; 3) hört dadurch alle heimliche Hausbetteley durchaus auf; denn Jeder sieht namentlich in der Liste, daß der Bettler, der ihm ins Haus dringt, völlig versorgt ist, und ihm nur als ein Taugenichts in Contribution setzen will.

III. Sich-

III.

Siechhaus

oder richtiger Krankenanſtalt. Sie zerfällt in drey Abtheilungen; nämlich in Hauskuren, Siechhaus und Hospital der Inkurablen, und ſteht meines Erachtens am beſten unter unmittelbarer Aufſicht des zweeten Ober-Armen-Vorſtehers, des Arztes; dem entweder junge Aerzte, die ſich etabliren wollen, oder wenn Garniſon da iſt, die Compagnie-Feldſcheere zu Krankenbeſuchen ex officio zugeordnet werden; welches Leztere zumal gern übernehmen werden, da ſie doch nun gewiß wiſſen, daß ſie für ihre Armen-Kuren bezahlt werden. Jeder hat, ſo wie der Untervorſteher, ſeinen eigenen Sprengel von Häuſern, für den er ſorgen muß. Gut eingerichtete Tag und Wochen-Tabellen ſind bey dieſer Anſtalt unentbehrlich, jene für den zweyten, und dieſe für den erſten Obervorſteher. Jene führen die Chirurgi von ihren Sprengeln, und dieſe extrahirt wöchentlich der Almoſenſchreiber aus jenen. Nur der 2te Obervorſteher verordnet die Arzeneyen, und der Apotheker belegt mit deſſen aeſtempelten Recepten ſeine Monats-Conti. Da bey einem ſolchen Inſtitute auch die kleinſte Exſparniß, wenn ſie oft wiederkommt, von Wichtigkeit iſt, ſo müßte zu dieſem Zwecke eine höchſt wohlfeile Cur-Taxe, und die vortrefliche Pharmacopoea Pauperum in uſum inſtituti clinici Hamburgenſis 1781, in der Apothele eingeführt werden, und der

Arzt

Arzt darnach dispensiren; weil es einen beträchtlichen Unterschied macht, ob eine Ruhr, oder ein Flußfieber mit 4 gr. oder 4 Thlr. kurirt wird.

Hauskuren sind unter den Armen-Kuren das, was am meisten vorfällt. Sicher wird da der arme Handwerker von seiner Frau, oder Tochter am besten gewartet. Der Untervorsteher, der wöchentlich zweymal die Häuser seines Sprengels durchsehen muß, entdeckt jeden Kranken sogleich, zeigt ihn, dem Chirurgo seines Sprengels an, dieser besucht ihn, und meldet seine Umstände dem Arzte, und so wird seiner Krankheit, ehe sie noch durch eigene Verheimlichung oder mörderische Quacksalbereyen eines Scharfrichters oder alten Weibes bösartig oder inkurabel wird, sicher vorgebaut. Ins

Siechhaus gehöret der Arme nur, wenn er entweder unbeweibt, Handwerksgeselle, Knecht, Magd, oder dergleichen ist, und zu Hause keine Wartung hat; oder der Bettler den als Kranken niemand aufnehmen will; beyde aber nur eine Zeitlang, und bis zur Genesung. Das Siechhaus muß einem Chirurgo allein zur Besorgung aufgetragen seyn, allenfalls, und da es in einem kleinen Staate auch nicht sehr groß ist, könnte es der, in dessen Sprengel es liegt, mit übernehmen.

Es muß auch einen beweibten Krankenwärter haben, der drinn wohnt. Vom Siechhause trenne ich mit Fleiß

das Hospital der Inkurablen. Dahin gehören mit unheilbaren Krankheiten behaftete und der menschlichen Gesellschaft durchaus zur Last fallende Elende, z. E. Tolle, Melancholische, Epileptische u. s. w. und abgelebte Bettler, die schlechterdings nicht mehr arbeiten und für ihren Unterhalt sorgen können. Es muß gleichfalls einem Chirurgo zur Besorgung aufgetragen seyn, und seinen Krankenwärter haben. Wären aber beyde, das Siechhaus und Hospital, in Einem Gebäude so zu vereinigen, daß sie doch wesentlich geschieden blieben, so könnte auch Ein Krankenwärter mit seiner Frau die Wartung und Beköstigung beyder versehen. Die Kuren der Waisen-Kinder sind nach meiner Einrichtung vollkommene Hauskuren, und fallen in die verschiedenen Armen-Sprengel; die im Zuchthause aber kann der Chirurgus des Hospitals der Inkurablen mit besorgen.

Sie werden mir den innern Detail beyder Krankenhäuser über den ich mich nicht hier ausbreiten kann, gern erlassen, da er nicht schwer einzurichten ist, und sie auch hie und da rechte gute Muster dazu finden können.

IV.

Arbeithaus.

Fürs Arbeithaus, ſagte ich oben, gehört der Bettler der noch arbeiten kann und will. So lange dies in einem Staate noch nicht exiſtirt, iſt jeder Verſuch der Bettley zu ſteuren umſonſt. Der Bettler der mich in oder auſſer dem Hauſe anfällt, wird mir auf die Frage warum arbeiteſt du nicht? Immer antworten, ich kann keine Arbeit finden; gieb mir welche. Und ſo bleibt ihm dieſer Schild ſeines Müßiggangs ewig.

Der Bettler der noch arbeiten kann und will, kann und muß auf eine doppelte Art mit Arbeit verſehen werden; nämlich in und auſſer dem Arbeits-Hauſe.

1) **Im Arbeithauſe.** Dahin gehören alle Herumläufer, Straßenbettler, Herrenloſes und müßiges Volk, Bettler die keine Wohnung, oder in Winter kein Holz und kein Licht haben, um zu Hauſe zu arbeiten; wandernde Handwerks-Purſche, die nicht unterkommen können, lüderliche Weibesbilder u. ſ. w. Auf die innere gute Einrichtung eines ſolchen Arbeithauſes kommt faſt der glükliche Erfolg der ganzen Armen-Verſorgungs-Anſtalt allein an. Es muß ſie ein Mann machen der ganz vollkommene Lo-

calkennt-

Siebende Scene.

[Verwandeln ſich in Cäſars Lager.]

Ein Hauptmann zieht mit ſeiner Compagnie auf. Enobarbus folget.

Cent.

Wenn wir nicht in dieſer Stunde abgelöſet werden, müſſen wir auf die Hauptwache zurük; die Nacht iſt helle, und es heißt, wir ſollen morgen in der zweyten Stunde wieder angreiffen.

1. Schildwache.

Der heutige Tag war uns ſehr zuwider.

Enobarbus.

O Nacht, ſey mein Zeuge! --

2. Schildwache.

Wer iſt der?

1. Schildwache.

Haltet euch ſtille, und horcht ihm zu.

Enobarbus.

Sey du mein Zeuge, ſtillglänzender Mond, wenn der Name abtrünniger Leute mit Verachtung und Abſcheu von

der

calkenntniße des Nahrungs-Standes und der Landes-Produkte hat, und dabey praktiſcher Kaufmann iſt; ſonſt giebts oft gefährliche Speculationen. Die rohen Landes-Produkte, Wolle, Hanf, Flachs, Haare, Holz, Steine, Metalle. u. d. bis zu einem gewißen Grade wenigſtens, darinn zu bearbeiten, iſt ein bekannter Grundſatz. Spinnerey, Strickerey und Webereyen verſchiedner Art, die in einem Staate viele tauſend Hände nüzlich beſchäftigen können, fließen daher. Welcher von obigen Gegenſtänden aber hauptſächlich zur Beſchäftigung der Bettler und Armen (denn die Anſtalt erſtrekt ſich auch auf dieſe) für Ort und Lage am nüzlichſten zu wählen ſey, muß allein der Mann, der es anlegt, beſtimmen. Wir haben verſchiedne ſehr gute Muſter davon in Teutſchland, die in dieſem Falle benuzt, und den Local-Umſtänden angepaßt werden könnten.

Das Arbeithaus muß vom Zuchthauſe durchaus und weſentlich verſchieden ſeyn, und keine Infamie nach ſich ziehen; denn es ſoll auch Wohlthat für ehrliche Arme ſeyn. Im Gegentheile aber ſchadet es mehr als daß es nuzt. Es könnte ſogar auch ein Mittel für den Landesherrn ſeyn, moroſe Steuer-Reſtanten zur Zahlung ihrer Abgaben anzuhalten und dadurch Steuer-Reſte weit beſſer als durch Exekution beyzutreiben.

Dem Arbeithauſe müſſen zwey tüchtige Männer vorſtehen: nämlich

a) Der **Faktor**, der hier die Stelle eines **Buchhalters** und **Unter-Caßiers** verſehen, Rechnung und Correſpondenz führen muß. Er muß ein gelernter Kaufmann, guter Kopf und thätiger Mann ſeyn.

b) Der beweibte **Werkmeiſter** der über den ganzen Detail der Arbeiten die Aufſicht führt und in dem Mechaniſchen der Arbeiten vollkommen erfahren iſt. So muß er z. E. wenn Wollen-Arbeiten zum Haupt-Gegenſtande gewählt werden, im Sortiren, Spinnen und wenigſtens einer Art der Wollenweberey ganz Meiſter ſeyn. Auf die glükliche Auswahl dieſes Mannes kommt ſehr viel an. Er kann zugleich auch **Zuchthaus-Meiſter** ſeyn; weil, obgleich beyde Häuſer im Aeuſſern weſentlich verſchieden ſeyn müſſen, ſie doch oft einerley Arbeiten haben, und im Merkantiliſchen genau mit einander verbunden ſind.

2) **Auſſer dem Arbeitshauſe.** Dieſes iſt hauptſächlich zu Unterſtützung der Armen, denen Spinn-Räder, Wolle, Flachs, Hanf und dergl. aus den Vorräthen des Arbeithauſes in ihre Wohnungen zum Verarbeiten gegeben werden. Dieß iſt ein höchſt-

wichtiger Zweig des Arbeithauſes, und eins der wirkſamſten Mittel die Landes-Induſtrie zu beleben, denn die Hände jeden Kindes vom ſechſten oder ſiebenten Jahre an, ſo wie des kraftloſen Greiſſes können dadurch nüzlich beſchäftigt werden. Spinnen oder Stricken kann die ſchwächſte Hand, und der elendſte Krüppel. Sie fühlen aber auch, lieber Freund, wie ſehr eben dadurch die Geſchäffte des Arbeithauſes ins Groſſe gehen, und wie tüchtig die beyden Leute, die ihm vorſtehen, in ihrem Fache ſeyn müſſen.

Werden Wollen-Arbeiten und Spinnerey zum Hauptgeſtande des Arbeithauſes gewählt, ſo könnte es noch auſſerdem der Stadt und dem Lande, wenn ſchon andere Wollen-Manufakturen z. E. Tuchmacher, Zeugweber, Strumpfwürker, da ſind, durch ſein Wollen-Magazin, das es nothwendig halten muß, vom höchſten Nutzen ſeyn. Sehr oft können ſich dergleichen Manufakturiſten, zumal an kleinen Orten, blos darum nicht heben, weil ſie nicht leicht und wohlfeil das ihnen für jede Arbeit nöthige Wollen Sortiment finden können, und zu arm ſind ein Wollen-Magazin für ſich ſelbſt anzulegen, oder ſich Vorräthe zur vortheilhafteſten Zeit einzukaufen. Machte man nun beym Arbeithauſe die Einrichtung daß nicht allein ſtets ein hinlängliches und gut aſſortirtes Wollen-Magazin gehalten würde, und jeder Manufakturiſt die ihm zu

einem

einem Stük Arbeit eben nöthige Sorte Wolle, um den billigſten Preis, und wenn er arm iſt vielleicht auf kurzen Credit, bekommen könnte, ſo müßte dieß nothwendig Manufakturen und Gewerbe im Lande ganz neu beleben; ja, dieſe Einrichtung würde dann ſelbſt ein weſentlich nöthiges Stük der Armen-Verſorgungs-Anſtalt mit.

Eigentliche Fabriken und Manufacturen die das Landes-Produkt bis zur lezten Form verarbeiten, in Arbeits-Häuſern anzulegen, rathe ich nicht. Dieſes ſezt immer geſchikte ordentliche und in dieſen Métier ſchon lang angelernte Arbeiter voraus, die ein Arbeithaus, das Menſchen aller Art aufnehmen und beſchäftigen muß, nicht immer haben kann. Ich bin mehr der Meynung ein Arbeithaus müße die rohen Lands-Produkte nur bis zu einem gewiſſen Grade verfeinern und dem inn- und ausländiſchen Manufakturiſten in die Hand arbeiten. Im Gegentheile könnte es leicht der Induſtrie des Landes durch ſeine Uebermacht gefährlich werden. Dieß gilt ſonderlich von allen Wollen, Flachs, Hanf- und Baumwollen-Arbeiten. Ueberhaupt muß auch hier die Klugheit des Armen Direktorii genau beſtimmen, wie weit die Würkung des Arbeithauſes gehen, und was für jeden Zeitpunkt ſein Local-Zwek ſeyn ſolle.

Ob das Arbeithaus einem Entrepreneur für ſeine Rechnung überlaſſen, vielleicht gar verpachtet, oder

von dem Armen-Directorio ſelbſt adminiſtrirt werden müſſe? — Dieß, lieber Freund, ſollte freylich keine Frage ſeyn; aber leider! iſts bey ſo manchen Armen-Anſtalten noch eine, und ſie iſt bey manchen fürs Erſte entſchieden. Ich behaupte hingegen ein Arbeits-haus muß durchaus keinem Entrepreneur zu ſeinem Privat-Nutzen und eigenmächtiger Behandlung verpachtet oder überlaſſen werden, wenn es dem Staate nutzen ſoll. Hören Sie warum? Iſt der Entrepreneur ein Lumpenhund, der weder Kopf noch ſonſtige Kräfte es zu halten hat, ſo mishandelt er vielleicht die Menſchen darinn, und es zerfällt ohnedieß, geht zu Grunde, und der Staat hat die Koſten umſonſt darauf verwandt. Iſt er aber ein kluger und vermögender Kaufmann, ſo nuzt er die überwiegenden Vortheile, die ihm der Staat durch eine ſolche Maße von Menſchenkraft in die Hände giebt, durch Befreyungen und Monopolien, oder wenn auch dieß nicht wäre, durch Anlegung von Fabriken und weit wohlfeilere Fabrikation ſeiner Waaren; ſo daß hernach die andern Manufakturiſten im Lande mit ſeinen niedrigen Preiſen, die Concurrenz nicht mehr aushalten können, verarmen müſſen, und dem Lande dadurch mehr Nachtheil als Nutzen geſchiehet. Führt aber der Staat durchs Armen-Directorium die Adminiſtration des Arbeithauſes ſelbſt, ſo hat dies, wenn der Director und Erſte Ober-Armen-Vorſteher zwey Leute, wie ich ſie fordere, ſind, immer den feinſten Takt

von

von jedem Bedürfniſſe des Staats und kann, ohne mit einem Entrepreneur akkordiren oder prozeßiren zu dürfen, das Arbeithaus und ſeine Kräfte in jedem Falle brauchen und modifiziren wie es will. Jenes nemlich, das Verpachten oder Weggeben, iſt freylich bequemer; aber ich habe auch ſchon traurige Exempel davon erlebt.

V.

Zuchthaus.

Da meiner Meynung nach, das Arbeithaus, durchaus nicht ſchändend ſeyn, oder dem Armen ſeine Ehre rauben ſoll, ſo muß es vom **Zuchthauſe**, dem Gebäude und der Einrichtung nach weſentlich verſchieden ſeyn. Da es aber in Rükſicht der Arbeiten doch den Werkmeiſter zugleich zum Aufſeher hat, ſo iſt es nöthig, daß beyde Gebäude nahe beyſammen liegen. Fürs Zuchthaus gehören nur grobe Miſſethäter, und Verbrecher, die entweder auf Lebenslang hier aufbewahrt und der menſchlichen Geſellſchaft dadurch unſchädlich gemacht werden; oder nur auf einige Zeit da ſind. Für dieſe, welche eigentlich Ketten tragen und wahre Züchtlinge ſind, gehören die ſchwerſten und härtſten Arbeiten, welche Menſchenkraft thun kann, jedoch ohne Marter und mit hinlänglicher Nahrung. Der Staat kann ſie, unter kluger Adminiſtration des Armen-Directorii, zu vielen ſonſt

kostbaren Arbeiten z. E. zur Anlegung neuer Strassen, Schanz-Arbeit, Graben- und Dämmeführen, Gassensaubern u. dergl. brauchen. Im Hause selbst aber wird ihnen der erste Ober-Armen-Vorsteher schon eine nüzliche Arbeit anzuweisen wissen.

Ausser diesen gehöret noch ins Zuchthaus eine andere Classe Menschen, die minder schwere Verbrechen begangen haben, nur zur Zucht und Besserung auf einige Zeit da sind, und keine Ketten tragen z. E. Vagabunden, liederliches Gesindel, frevelnde Taugenichtse, Vollzapfen, die nur Unfug treiben, u. dergl. Leute. Für diese wünschte ich im Zuchthause ein eigenes Stokwerk und Arbeit-Saal unter dem Titel Zwang-Saal, worinn sie allenfals mit Schlägen zur Arbeit streng angehalten, jedoch nicht mit den andern Züchtlingen vermischt, ihrer Ehre ganz beraubt, und nach ihrer Entlassung daraus des Umgangs mit andern Menschen unfähig gemacht würden. Dieß allein kann Besserung bewürken. In diesem Zwang-Saale, wo übrigens die Kost nicht besser als die der Züchtlinge wär, würden die Arbeiten vom Werkmeister, so wie im Arbeithause vertheilt, und aller Gewinnst des Zuchthauses mit in die Casse des Arbeithauses geworfen.

Ueberhaupt habe ich beym Zuchthause auch dieß zu erinnern, daß darinn auf äusserste Reinlichkeit und

und gute Einrichtung zu ſetzen ſey, damit es, aus Mangel derſelben, nicht eine lebenslange Marterkammer und Mordgrube dieſer Elenden, die nur in Sicherheit kommen ſollen, werde.

VI.

Waiſen-Inſtitut.

Ich ſage mit Fleiß Waiſen-Inſtitut nicht Waiſen-Haus; denn für dieſem ſchauert mir die Haut, wenn ich nur daran gedenke. Gehen Sie mit mir in welches Waiſenhaus Sie wollen, und ſagen Sie mir aufs Gewiſſen, ob Sie die Schaaren dieſer armen Opfer unſrer ganz verkehrten Mildthätigkeit ohne Jammer anſehen können? Bleiche Geſichter, Krätze, Ungeziefer, Engliſche Krankheit, Schwindſuchten, Knochenfraß; kurz alle Krankheiten, welche verdorbene Säfte nur hervorbringen können, finden Sie da. Ein oder zwey vielleicht, durch den Privatfleiß eines menſchenfreundlichen Aufſehers, dergleichen beſſer verwaltete Häuſer, wo des Elends weniger iſt, beweiſen noch nichts für den Nutzen der Waiſenhäuſer. Sie ſind und bleiben immer die koſtbarſte, beſchwerlichſte und unwirkſamſte Hülfe und Unterſtützung, die der Staat armen Waiſen geben kann. Ungerechnet 1) daß eine ſo große Anzahl Kinder in Geſundheit und Krankheit durch ein oder zwey Menſchen nicht gebührend geyflegt und gereinigt werden

kann; 2) daß dadurch, ſo wie durch ſchlechte Koſt und Mangel an fröhlicher Bewegung, ihre Geſundheit Lebenslang gemordet wird; 3) daß ſie durch die tag- und nächtliche Zuſammenſperrung die gröbſten und ihrer Geſundheit ſchädlichſten Laſter lernen; 4) daß ſie, wenn ſie aus dieſen Häuſern entlaſſen, meiſtens ſiech und ſchwach, und weder gutes Geſinde noch Handwerker werden; dies Alles, ſag ich, ungerechnet machen Erhaltung der Gebäude und dabey angeſtellten Perſonen dem Staate zu viel unnütze Ausgaben; und ein Kind im Waiſenhauſe koſtet der Armen-Caſſe gerade ſo viel als außer demſelben beſſer erzogen Zwey.

Privatverköſtigung und **Erziehung** der armen Waiſen, unter Special-Aufſicht eines rechtſchaffnen und tüchtigen Aufſehers (welches meines Erachtens am ſchiklichſten der oben gedachte Armen-Pädagog wäre) dieß, lieber Freund, iſt wahre Wohlthat für die armen Waiſen und den Staat zugleich. Vertheilen Sie einmal in einer Stadt hundert Waiſen-Kinder an arme rechtſchaffene Bürger-Familien, jedes jährlich ohngefähr zu zwanzig Thaler, und ſehen Sie, was dieſe in ſchnelle Circulation gekommene Zweytauſend Thaler ſchon für Würkung thun werden. Oft werden Kinderloſe Familien dadurch beglückt, die Kinder ſicher, geſunder und beſſer erzogen, zu tauſend häuslichen Arbeiten von Jugend auf gewöhnt,

und

und dem Staate mit weit geringern Koſten als bis-her, nüzliche Bürger geliefert werden.

Die Unterweiſung der Waiſenkinder geſchähe mei-nes Erachtens, am beſten nebſt den andern Kindern der Armen in der Armenſchule, von der ich hernach ein Paar Worte ſagen werde.

Die Aufſicht führt, wie geſagt, der Armen-Pä-dagog, der ſie ſchon in der Schule beſtändig unter Augen hat; hält fleißige und unerwartete Viſitation der Kinder in den Häuſern, (welches ohnedieß auch die Unter-Armen-Vorſteher in ihren Sprengeln thun müſſen) und berichtet darüber an den erſten Ober-Ar-men-Vorſteher durch ſeine Wochen-Tabellen.

Das Waiſenhaus, wenn eins ſchon vorhanden iſt, könnte vortreflich als Arbeithaus benuzt und dadurch dem Landesherrn ein koſtbarer Bau erſparet werden.

Glüklicherweiſe iſt die Privat-Erziehung der Waiſenkinder ſchon im Baadenſchen und Gothaiſchen mit dem beſten Erfolge eingeführt; jedoch mit dem Unterſchiede, daß in beyden Ländern die Waiſenkin-der nicht in der Stadt beyſammen, ſondern durchs ganze Land auf die Dörfer vertheilt ſind. Ich halte dieſe Einrichtung für minder gut; denn die Aufſicht wird dadurch vervielfältigt, beſchwerlicher, zugleich

der Nachwelt ausgesprochen wird, daß der unglükliche Enobarbus vor deinem Antliz seine That beweinte.

Hauptmann.

Enobarbus?

3. Schildwache.

Stille; horcht weiter.

Enobarbus.

O du unbeschränkte Beherrscherin der kummer-vollen Schwermuth, drüke die vergiftenden Dünste der Nacht über mich aus, damit das Leben, ein wahrer Empörer gegen meinen Willen, nicht länger an mir hange. Schlage mein Herz gegen die kieselsteinerne Härte meines Verbrechens, damit es, vor Gram schon ausgetroknet, zu Staub zerfalle, und alle meine quaal-vollen Gedanken ende. O Antonius, edler als mein Abfall schändlich ist, vergieb mir für deine eigne Person; aber laß die Welt mich als einen treulosen Abtrünnigen in ihren Jahrbüchern nennen. O Antonius, Antonius!

(Er ersticht sich.)

1. Schildwache.

Wir wollen ihn anreden.

Hauptmann.

Laßt uns horchen, vielleicht geht das was er redt den Cäsar an.

2. Schild-

koſtbarer wegen der Viſitations-Reiſen, kann nicht ſo ſcharf ſeyn, und der Vortheil des gemeinſchaftlichen Unterrichts, der wie ich hernach zeigen werde, wichtig iſt, fällt dabey ganz weg.

Man kann nichts beſſer und reifer Durchdachtes über dieſe Art der Verſorgung leſen, als des Herrn Feldprediger Goldbecks Abhandlung über die Erziehung der Waiſenkinder.

VII.

Armen-Schule.

Das Kind des Armen und des Bettlers muß unterrichtet werden, wenn es ein nüzlicher Bürger werden ſoll; und zwar frey, daß er keine Entſchuldigung hat es davon abzuhalten. Dem Armen, der nicht mehr als ſeine tägliche Nothdurft hat, fällt das Schulgeld ſeiner Kinder, ſo gering es auch ſey, faſt immer zu ſchwer, und ſehr oft ſchikt er ſie drum gar nicht in die Schule. Dieſem alſo ſollte, wenn er auch wirklich noch in keinem Nahrungs-Defekte und Almoſen bedürftig iſt, das Armen-Direktorium immer die Wohlthat der Freyſchule angedeyhen laſſen, um dem Staate gut unterrichtete nüzliche Bürger aus ſeinen Kindern zu ziehen. Armen- und Freyſchulen giebt es zwar in vielen Orten, aber leider noch viele ſchlecht eingerichtet.

Ich

Ich würde die vortrefliche Lehr-Methode der K. K. Normalschulen durchaus in die Armenschule einführen; denn sie hat den Vortheil, daß 1) eine weit größere Menge Kinder als gewöhnlich zugleich gut und angenehm unterrichtet und in Aufmerksamkeit erhalten werden; 2) es minder schwer ist Einen vortreflichen Mann, den Armen-Pädagogen meyn' ich, zu finden, als mehrere eben so gute Lehrer, die sonst nöthig seyn würden. Eben dies spricht gegen die zu weitläuftige Vertheilung der Waisenkinder auf dem Lande, denn in diesem Falle ists höchst wahrscheinlich, daß von Hunderten vielleicht nur Zehen gut unterrichtet werden; da hingegen alle Hundert guten und gleichen Unterricht und Bildung genießen, wenn sie zusammen in Einer Stadt leben und in Eine Schule gehen.

Der Armen-Pädagog muß ein vorzüglich guter, liebreicher, in seinem Amte geschikter Mann und gut bezahlt seyn; denn auf ihn kommt bey der ganzen Armen-Versorgungs-Anstalt sehr viel an. Diese Armenschule kann zugleich das beste Seminarium abgeben, worinnen gute Landschulmeister sich bilden, und in der Lehrmethode der Normalschulen üben müßten.

Auch über die Armenschule müssen Wochen-Tabellen geführt, und dem Ersten Ober-Armen-Vorsteher geliefert werden, damit im Unterlaßungsfall die Eltern durch Strenge angehalten werden können, ihre Kinder

der zur Schule zu ſchicken, und die Fähigkeit und künftige Brauchbarkeit der Kinder immer ſichtbar ſey.

VIII.

Armen-Caſſe.

Hier, Freund, weiß ich, erwarten Sie mich; denn gerade dies halten Sie für die Klippe, woran alle Armenanſtalten in einem kleinen Staate ſcheitern müßten. — Müßten? Keineswegs! Sie ſollen ſehen, daß ich mein Schiffgen glüklich durch alle Ihre gefürchteten Klippen durchlootſen werde. Aber daß ſie es könnten? bey eigennüziger, ungeſchikter oder nur nachläßiger Verwaltung; — ey wer läugnet das?

Sie errinnern ſich noch meines obigen dritten Hauptſatzes: **ſchaffe dir zur Verſorgung der Armen hinreichenden und ſichern Fonds, und verwalte ihn ſo, daß er den Staat in keiner Rükſicht beläſtige, oder irgend einer Claſſe Menſchen in demſelben Nachtheil bringe.** Faſſen Sie ihn ganz, denn er iſt der fruchtbarſten Entwikelungen fähig. Hier nur ein paar Fingerzeige darauf.

Hinreichend und ſicher muß der Fonds ſeyn; denn 1) iſt er nicht **hinreichend**, ſo wird gewiß hie und da der Zweck nicht erhalten, und die ganze Anſtalt

kalt ist eine unnütze kostbare Staats-Operation; 2) ist er nicht sicher, so läuft das Armen-Direktorium Gefahr über lang oder kurz, und bey der nächsten Calamität die das Land trifft, seine Armen verhungern oder sonst ohne Hülfe zu lassen.

Die Verwaltung des Fonds muß 1) den Staat in keiner Rükſicht beläſtigen; so müssen z. E. keine neuen Steuern deßhalb auf die vielleicht schon überlasteten Unterthanen gelegt; die Nahrungsmittel und ersten Bedürfnisse nicht durch neue Auflagen zum Schaden der Landes-Industrie vertheuert werden, u. s. w.; 2) oder irgend einer Classe Menschen in demselben Nachtheil bringen; hierauf hab ich oben bey Gelegenheit des Arbeithauses gewiesen. Nachtheil bringts offenbar dem Nahrungsstande im Lande: 1) wenn das Armen-Direktorium entweder Arbeit, Zuchthaus, oder sonst eine von den einzelnen Versorgungsanstalten einem Entrepreneur verpachtet, oder durch eine Aktien-Gesellschafft anlegt, die immer ihr Capital aufs höchstmöglichste, mit Ausschließung Anderer, zu nutzen sucht; 2) wenn es, auch bey eigner Administration, im Arbeithause Fabriken und Manufakturen von Produkten anlegt, die im Lande schon bearbeitet werden, und sich zum Vortheile der Armen-Casse Monopolien und drükkenden Allein-Handel damit vom Landesherren ertheilen läßt, oder mit der Armen-Casse zu sehr wuchern will.

Die

Sie ſehen, Freund, wie ausgebreitet die Finanz-kenntniſſe, und wie richtig das Gefühl der Landes-Bedürfniſſe ſeyn müſſe, das ich bey dem Armen-Direktor und erſten Ober-Vorſteher hierzu voraus ſetze. Dieß in Vorbeygehen erinnert, eile ich näher zum Ziele. Woher ſoll nun die Armen-Caſſe ihren Fonds nehmen?

Faſt in jedem kleinen Staate exiſtiren ſchon gewiſſe Armen-Anſtalten, Almoſen-Spenden, Waiſen- und Zuchthäuſer, reiche und arme Spitäler, fromme Stiftungen zu Spenden für Arme auf gewiſſe Gedachtnißtäge, Brodvertheilung, Currenten oder ſogenannte Umſinger, und unter was Titeln ſonſt noch von jeher Wohlthätigkeit ihre milde Hand gegen das Elend aufthat. Alle dieſe haben ihre einzelnen kleineren oder größern Fonds, die aber in keiner Verbindung mit einander ſtehen, in ganz verſchiedenen oft einander entgegen arbeitenden Caſſen ſtecken, ſchlecht, oft gar gewiſſenlos verwaltet werden, und oft nur diesen ihren Verwalter zu nähren. Dieſe einzelnen kleinern Fonds alſo, welche ſchon da ſind, aber durch unzuſammenhangende, ſchlechte und willkührliche Adminiſtration meiſtens verlohren gehen und ihre Würkung nicht thun, werfe man in eine Hauptarmen-Caſſe zuſammen, und mache daraus den ſtehenden Fonds. Ich bürge Ihnen dafür, unter Aufſicht des Armen-Direktorii beſſer adminiſtrirt, würkt dieſe nun

vers

vereinte Kraft viermal mehr als zuvor; denn daß das Armen-Direktorium alle die Funktionen, die zuvor dadurch bewürkt werden ſollten, (auch ſogar die Spenden der Gedächtnißtage, um dem Stifter nicht untreu zu werden) übernähme, verſteht ſich ohnedies. Ich will z. E. den Fall ſetzen, der Landesherr habe zu Unterhaltung eines exiſtirenden Zuchthauſes jährlich 2000 Thaler auf irgend eine ſeiner Caſſen angewieſen, ſo müſſen nicht dieſe 2000 Thaler fürs Zuchthaus der Armen-Caſſe jährlich nur fortgezahlt, ſondern ihr auf einmal das ganze Capital davon, 50000 Thaler zu 4 pr. Ct. gerechnet, übergeben werden, weil ſie mit dieſen 50000 Thalern, die ſie in Umlauf ſezt und klug verwaltet, durch manche merkantiliſche Anwendung weit mehr als 4 pr. Ct. oder nur 2000 Thaler jährlich für ſich gewinnen, und dem Lande durch die Circulation derſelben noch nebenher beträchtlich nuzen kann. Sollten dieſe 50000 Thaler auch bey jener Herrſchaftlichen Caſſe nicht baar vorräthig ſeyn, ſo wäre es ſogar eine nüzliche Operation ſie zu 4 pr. Ct. auſſerhalb Landes aufzunehmen; denn die Herrſchaftl. Caſſe zahlt drum doch nicht mehr als ihre jährliche 2000 Thaler dafür; hingegen ſind 50000 Thaler fremdes Geld im Lande in Circulation geſezt, neues Blut in die Adern des Staats gekommen, mehr Menſchen dadurch genährt worden als zuvor, und was über 4 pr. Ct. damit gewonnen wird, iſt reiner Gewinn für das Land.

Aus dieſem Beyſpiele ſehen Sie alſo, lieber Freund, wie die einzelnen kleineren wohlthätigen Fonds vereinigt, und daraus der **ſtehende Fonds** für die Haupt-Armen-Caſſe gebildet werden kann, ohne daß es dem Staate einen Heller neue Auflagen koſtet. Er iſt einer Armen-Verſorgungsanſtalt unentbehrlich; denn ſo lange ſie dieſen nicht hat, und ſich nur auf zufällige und freywillige Beyträge verlaſſen muß, iſt ſie nie ſicher zu nennen, und hat folglich auch keinen Credit, der doch die Seele ihrer Operationen ſeyn muß. Wie dieſer Hauptfonds am nüzlichſten in Bewegung zu ſetzen ſey, will ich hernach ſagen.

Außer dieſem **ſtehenden Fonds** und deſſen jährlichem Ertrage aber können der Haupt-Armen-Caſſe noch folgende **Einnahmen** verſchafft werden.

1) Alle ſchon gewöhnlich verwilligte und vierteljährliche von Bürger und Dienerſchaft **eingeſammlete Almoſen.** Man wird ſie gewiß williger und oft reichlicher geben, wenn man ſieht, daß ſie gut verwaltet werden, und dem Lande die Laſt der Bettler würklich abnehmen.

2) Alle Almoſen, die auf andere Art, z. E. unter dem Titel, Currente, Hoſpital-Büchſen, ausgeſezte Becken, Waiſenhaus-Stöcke u. ſ. w. von dem Publico geſammlet werden.

3) Alle

3) Alle Abolitions- und Diſpenſations-Gelder, auch Polizey und andere Strafen z. E. in Fornikations-Fällen u. dergl.

4) Kleine Beyträge zur Armen-Caſſe bey Hochzeiten und Kindtaufen, Diener-Beförderungen, Ausdingen, Loßſprechen und Meiſterwerden der Handwerker, ſo wie auch von gewiſſen Gnaden-Sachen.

5) Freywillige Beyträge, Legata und Verehrungen.

6) Könnte auch von dem Landesherren eine Armen-Inſtituts-Lotterie verwilligt; ſonderlich aber

7) durch das Armen-Direktorium ein wohleingerichtetes und den Bedürfniſſen der Stadt und des Landes genau angemeſſenes Leihhaus, als eins der wichtigſten und wirkſamſten Mittel wodurch ein Armen-Inſtitut verhindern kann, daß ihm nicht zu viel Arme zu Bettlern werden und es dieſelben zu ernähren bekommt, angelegt werden. Zu viele Arme und Bettler in einem Staate ſind immer Zeichen einer ſchwachen Circulation, und daß die gemeine Claſſe der Handwerker nicht ihr Auskommen hat. In einer ſolchen Lage erhebt Wucher und Pfandleiherey zu unmäſigen Zinſen den Augenblik das Haupt; verſchlingt das Mark des armen Handwerkmanns und Fabrikantens, und macht ihn zum Bettler, und zum ewigen Koſtgänger des

Staats. Ein Leihhaus aber, bey welchem der Bürger und Handwerker, ſo oft er Geld bedarf einem Nothfalle zu begegnen, oder ſich einen Vortheil im Einkaufe ſeiner Materialien zu machen, ſicher iſt gegen billige Zinſen welches zu finden, ein Stük fertiger Arbeit, welches er ſonſt mit Schaden verkauffen müßte, dafür einſetzen, und für beſſere Preiſe aufbewahren kann; dabey keine Auspfändung und Wegnehmung ſeines Handwerksgeräthes befürchten darf: dieß erhält ihn ſicher, iſt die erſte Schanze gegen die Betteley, und eine weſentliche Wohlthat für den Staat. Ich kenne wenigſtens keine für Staat und Armen-Caſſe nüzlichere Art die Summe des Haupt-Fonds in Bewegung zu ſetzen, als durch ein Leihhaus und die kluggerichtete Thätigkeit des Arbeithauſes.

Sehr leicht könnte auch mit der Haupt-Armen-Caſſe eine richtig-kalkulirte Wittwen-Caſſe verbunden, ihr Fonds dadurch verſtärkt, und ihr manche daher entſtehende Laſt abgewandt werden. Die eigene Adminiſtration einer beſondern Wittwen-Caſſe würde dadurch ganz erſpahret.

Da dem Staate wegen Bevormundung ſeiner Armen und Ernährung ſeiner Bettler auſſerordentlich viel an guter und gewiſſenhafter Verwaltung der Haupt-Armen-Caſſe gelegen iſt, ſo muß ſie gleichſam

eine

eine gemeine Landes-Caſſe ſeyn; der Landesherr ſelbſt ſich gewiſſe Geſetze zu Erhaltung ihres Wohlſtandes vorſchreiben, und ſich nie anmaaßen darüber zu andern als ihren eignen conſtitutionsmäßigen Bedürfniſſen zu diſponiren; ſonſt ſinkt ihr Haupt-Grundſtein, der Credit, augenblicklich.

Noch ein Wort von der Armuth auf dem Lande. Die Dörfer haben faſt überall ſehr wenig nahrloſe Arme; und dieſe, meiſtens Gebrechliche, können leicht durch Arbeiten aus dem Arbeitshauſe unterhalten werden. Eigentliche Straßen-Bettler vom Lande aber gehören ohnedieß fürs Arbeits- oder Zuchthaus; und fremde Collectanten und Bettler muß eine gute Polizey, nach ihrer Abfertigung bey der Almoſen-Spende, unverzüglich wieder aus Stadt und Lande ſchaffen. Die Mittel dazu ſind leicht und bekannt. Da dieſe Haupt-Verſorgungs-Anſtalt eigentlich nur in der Hauptſtadt eines kleinen Staats angelegt werden kann, ſo müſſen die Armenanſtalten in den kleineren Landſtädten Zweige davon und ihr untergeordnet ſeyn. Was alſo für Arbeit, Zuchthaus, Waiſenanſtalt, und Hoſpital der Inkurablen gehört, muß dahin geſchafft; das Uebrige aber kann, da es von geringem Umfange iſt, leicht durch Einen dazu angeſtellten thätigen Mann beſorgt werden. Das Lokale und deſſen richtige Benutzung giebt hier immer die beſten Mittel an die Hand.

2. Schildwache.

Das wollen wir, aber er ſchläft.

Hauptmann.

Er ligt eher in Ohnmacht, ein ſo ſchlimmes Gebett, wie ſeines, iſt ſchwerlich jemals vor Schlafengehen gethan worden.

1. Schildwache.

Gehn wir näher zu ihm hin --

2. Schildwache.

Erwacht, Herr, erwacht, redet.

1. Schildwache.

Hört ihr, Herr?

Hauptmann.

Die Hand des Todes hat ihn weggerafft. (Man hört von ferne trummeln.) Horcht, wie feyrlich die Trummeln die Schläfer aufwecken -- Wir wollen ihn auf die Hauptwache tragen, er ſcheint ein Mann von Anſehen zu ſeyn. Unſre Stunde iſt völlig aus.

2. Schildwache.

Kommt dann, er kan vielleicht wieder zu ſich ſelber kommen.

[Sie gehen ab.]

Hier haben Sie also, lieber Freund, meinen Entwurf über Armen-Versorgungs-Anstalten in kleinen Staaten. In größeren paßte er vielleicht auf Provinzen. Freylich nur ein ganz kleiner Umriß; wofür Sie ihn auch nehmen müssen; denn ausführlich zu seyn, hätt' ich Ihnen über jede der obigen acht Special-Anstalten ein eigenes Buch schreiben müssen. Denken Sie sich aber dieß Tableau der Wohlthätigkeit mit allen seinen Nüancen ausgemahlt, und diesen Plan von wackern thätigen Mannern in einem Staate, dessen Nahrungsstand bisher diese tiefe Wunde hatte, ausgeführt: und sagen Sie mir wieder, ob Ihr Menschenherz nichts dabey fühlte?

B. J. S.

VI.

Litterarische Anzeigen.

1. Friedel's Nouveau Theatre Allemand ou Recueil &c.

Unsre Leser erinnern sich, daß wir von der Unternehmung des Hrn. Prof. Friedel zu Paris, die Stücke, die auf den Schauplätzen der teutschen Hauptstädte mit gutem Erfolg gespielt worden, ins Französische zu übersetzen, und

und unter obigem Titel in einer Sammlung von Zehn Bänden, fürs erste herauszugeben bereits im October des letztverwichenen Jahres unsre Meynung mit aller Aufrichtigkeit gesagt haben, die ein Vorhaben zu fodern schien, wobey die Ehre der Teutschen Nation und ihrer Litteratur so nahe betroffen ist. Herr Friedel hat sich natürlicherweise dadurch nicht irre machen lassen. Jedermann hat sein Urtheil für sich; zudem war es auch für seinem Werke schon zu weit gekommen, als daß er mit Anständigkeit wieder hätte zurückgehen können; und, wenn ihm auch dabey einige Seufzer aufgestossen wären: so würde ihn doch der Eifer, womit er in Teutschland selbst zur Ausführung eines so patriotischen Vorhabens aufgemuntert wurde, gar bald wieder beruhigt haben. Die Zeit, die schon soviel gelehrt hat, wird also auch hier lehren, ob die Aufmunterer oder die Abschreckter die Sache aus dem richtigen Augenpunct gesehen haben. Inzwischen geht dieses Nouveau Theatre Allemand, hauptsächlich in Teutschland von Teutschen unterstützt, seinen Gang munter fort, und wir haben bereits den dritten Band davon erhalten. Dem Ersten ist eine Histoire abregée du Theatre Allemand vorausgesezt, die der Verfasser selbst für unvollkommen giebt, die aber doch das Verdienst hat, die leidliche Seite des Gegenstands den Ausländern in einem so günstigen Lichte zu zeigen als man an der Spitze eines solchen Werkes billig erwarten kann. Jeder Theil liefert zwey oder drey übersezte Stücke: im Ersten ist die Wahl auf Lessings Emilia Galotti und den Clavigo, im Zweyten auf Julius von Tarent und den Grafen von Olsbach, im Dritten auf Weissens Rienzi und Thyest, ein Lustspiel von Wezel, und Göthe's Stella gefallen. Im Ganzen genommen scheint uns Hr. F. gelernet zu haben was man von einem Uebersezer aus dem Teutschen ins

Franzöſiſche verlangen kann. Freylich geht im Detail öfters gar oft das verlohren, was im Original die Schönheit einer Stelle macht: aber die eigenſinnige Decenz der Franzöſiſchen Sprache, die ſich auf die äuſſerſte Verfeinerung der Franzöſiſchen Sitten gründet, erlaubt auch nicht alles was einem teutſchen Schriftſteller erlaubt iſt, und ſo lange erlaubt bleiben wird, bis auch bey uns conventionelle Formen und Phraſeologien alle Freyheit des Genies und der Laune erſtikt, und unſre Dichter genöthigt haben werden, ihren Helden und Heldinnen keinen Ausdruck zu erlauben, der nicht in den Vorzimmern aller unſrer Höfe decent gefunden wird. Als ein Beyſpiel hievon führen wir nur die Stelle aus der 7ten Scene des 5ten Acts von Emilia Galotti an, wo aus dem Teutſchen: „ſo einer — „wie mein Vater will daß ich werden ſoll „ im Franzöſiſchen eine *victime de la ſeduction* worden iſt. Man ſetze im Teutſchen ſtatt „ſo einer — „ Ein Opfer der Verführung: ſo iſt die Stelle ruinirt, und Leſſing würde eben ſo lieb ſein ganzes Stück ins Feuer geworfen haben. Aber Hr. F. mußte ſo überſetzen, weil ſo eine — im Franzöſiſchen platt und unausſtehlich geweſen wäre. Indeſſen hat ſich doch gezeigt, daß Hr. Fr. in den erſten Theilen noch immer zu getreu war. Die Freyheiten, die er ſich mit ſeinen Originalen nehmen muß um ſie zu Paris preſentabel zu machen, werden immer größer; und wenn ſie verhältnißmäſſig mit jedem Theile, wie bisher, zunehmen ſollten: dürfte zuletzt von dem Beyfall, den Hr. Fr. dadurch verdienen mag, wenig auf die Rechnung den erſten Verfaſſer kommen.

---

2. Nachricht die Zweybrückiſche Ausgabe von J. J. Rouſſeaus ſämtlichen Werken betreffend.

Es haben ſich ſeit der Erſcheinung der erſten drey Theile von der heſſiſchen Edition der J. J. Rouſſeauiſchen Werke, ſo viele Subſcribenten gefunden, daß die erſte Auflage erſchöpft worden, und die Geſellſchaft ſich entſchließen müſſen, von den bereits erſchienenen Theilen einen neuen Abdruck zu veranſtalten, um die weiters begehrten Exemplare liefern zu können.

Da man aber eine größere Anzahl Exemplaren nicht abdrucken laſſen wird, als verlangt worden iſt: ſo hat man hievon den Freunden der Rouſſeauiſchen Schriften, welche etwa noch nicht unterzeichnet haben, Nachricht geben und ſie erſuchen wollen, ihre Subſcription noch vor Anfang des Novembers an Unterſchriebenen, oder an diejenigen, welche in ihrer Gegend Subſcription annehmen, einzuſchicken, weil nach Verlauf dieſes Termins keine Exemplare mehr abgeliefert werden können. Zweybrücken, den 15ten Sept. 1782.

Hahn,
Herzogl. Rentkammer-Sekretär.

---

3. Litteratur und Völkerkunde.

Unter dieſem Titel iſt eine Geſellſchaft von Gelehrten entſchloſſen, eine Monatſchrift herauszugeben, deren Gegenſtände mannigfaltig, und für jede Klaſſe denkender Leſer intereſſant ſeyn werden. Einige von den Verfaſſern haben

durch vieljährige Reiſen Gelegenheit gehabt, ſchäzbare Materialien zu ſammlen, und ſtehen mit verſchiedenen auswärtigen Gelehrten in Briefwechſel. Sie ſind daher im Stande, ein Werk zu liefern, das nach dem Geſchmack des Publikum kalkulirt, wegen ſeiner Gemeinnüzigkeit und der Auswahl der Materien deſſen Beyfall hoffen darf. Beyträge zur Geſchichte und angenehmen Litteratur, zur Länder- und Völkerkenntniß; kleine philoſophiſch-litterariſche Abhandlungen; Fragmente aus fremden, in Teutſchland wenig bekannten Werken; Briefe berühmter verſtorbener Gelehrten; Briefe auswärtiger Freunde, und Anekdoten werden ſeinen Inhalt vorzüglich ausmachen.

Dieſe neue periodiſche Schrift wird in einzelnen Monatſtücken broſchirt geliefert. Jedes Stük wird ſechs Bogen in groß Oktav enthalten, und zu ſechs Stücken, die einen Band ausmachen, wird ein Titelblatt und Regiſter kommen. Daher werden, um der Ordnung willen, zu Ende Septembers d. J. die erſten drey Stücke zugleich erſcheinen, und ſodann alle Monate mit den folgenden ununterbrochen fortgefahren werden. Man wendet ſich deswegen an die Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau und Leipzig, und an alle ſchon oft genannte Freunde und Commiſſionärs der Verlags-kaſſe für Gelehrte und Künſtler, auf deren Koſten dieſes Journal gedrukt wird. Der Preis des Jahrgangs iſt 4 Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthlr., und wird ſogleich den Empfang der erſten drey Stücke bezahlt. Dafür erhalten es die Liebhaber poſtfrey durch ganz Teutſchland.

Deſſau, den 27ſten Auguſt 1782.

---

4. C. F. Cramers Polyhymnia.

Der Herr Profeſſor C. F. Cramer in Kiel hat ein fortlaufendes Muſikaliſches Werk angekündigt, welches unter dem Namen Polyhymnia, in groß Quer-Folio gedrukt, mit Oſtern 1783. ſeinen Anfang nehmen wird. Den erſten Theil, von ungefähr 2 Alphabet macht ein Clavier-Auszug von Salieris ernſthafter Oper Armida aus, mit unterlegtem teutſchen Text und dem Italiäniſchen Original. Bis Oſtern 1782 kann man darauf unterzeichnen. Der Preis für die Subſcribenten iſt 1 gar. 6 pf. Churf. Cur. für 1 Bogen; der Ladenpreis hernach 2 gar. Hr. P. Cramer erſucht alle, denen das Werk Beförderung zu verdienen ſcheint, Subſcribenten zu ſammeln, und ihm die Namen baldmöglichſt einzuſenden. Von vier Exemplaren giebt derſelbe eins frey, und liefert ſie franco bis Hamburg, Leipzig, Nürnberg und Frankfurt am Mayn.

Hier in Weimar erbietet ſich die Hoffmanniſche Buchhandlung Subſcriptien auf dieſes Werk anzunehmen.

---

5. Genie Freundſchaft und Religion.

Von dieſem Werk erſcheint der erſte Theil in der Neujahrsmeſſe 1783 in der Buchhandlung der Gelehrten. Er enthält

1) „für das heilige Genie, groſſe Chaosſtoffe zur „Anſchaffung. Der Verfaſſer (Hr. Heinrich Auguſt Töpfer) „fängt (dies ſind ſeine eigne Worte) da an, wo der „der Alles ſchuf anfieng. Mit ihm geht er fort, und ent„hüllet das ganze Stoffgebiete des heiligen Genies."

2) „für die erhabenſte Freundſchaft — hohe Geſin„nungen durch alle Stufen ihres Betragens bis zum Gipfel „der Vollkommenheit empor.

3) „Grundplan der Religion.“

(Sollte Hr. T. nicht am beſten thun, nach dem Beyſpiel deſſen der alles ſchuf, ſeine große Chaosſtoffe Selbſt auszuſchaffen?)

VII.

Kunſt-Sachen.

1. Nachricht an das Publicum wegen den von Herrn Johann Gottlieb Preſtel in Nürnberg, bisher herausgegebenen und auf Zeichnungsart gearbeiteten Kupferſtichen, nebſt einer Ankündigung verſchiedener neuer Arbeiten, von ebendemſelben Künſtler.

Das erſte Werk, ſo mir von dieſem geſchikten Manne unter dem Titel:

Deſſins des meilleurs Peintres d'Italie, d'Allemagne & des Pays-Bas, du Cabinet de Ms. Paul de Praun a Nuremberg Gravés d'apres les Originaux de même Grandeur

beſitzen, enthält 8 Lieferungen, jede zu 6 auf Imperial-Folio abgedrukten Blättern gerechnet, und iſt mit der 8ten Lieferung beſchloſſen worden. Ungeachtet keine groſſe Anzahl completer Exemplarien von dieſem prächtigen Werke mehr vorräthig iſt, ſo bleibt dennoch der einmal bekannt gemachte ſehr billige Preis noch einige Zeit für die Kunſt-Liebhaber und Sammler veſtgeſezt, nämlich 7 Fl. 30 Kr. für jede Lieferung, oder 60 Fl. für das vollſtändige Werk. Da die Namen der Meiſter, nach deren Original-Zeichnungen dies Werk geſtochen worden, ſchon früher in verſchiedenen Monats-

natsſchriften ſind angezeigt worden, ſo iſt unnöthig ſolche hier zu wiederholen.

Das zweyte von Herrn Preſtel gelieferte Werk führt den Titel:

Deſſins des meilleurs Peintres des Pays-Pas, d'Allemagne & d'Italie; du Cabinet de Ms. Gerard Schmied, à Hamburg. Gravés d'après les Originaux de même Grandeur.

Hievon ſind zwey Lieferungen, jede ebenfalls zu 6 Blätter gerechnet, erſchienen, und koſtet jede Lieferung für die teutſchen Liebhaber und Sammler 10 Fl. Die Kupferſtiche ſind auf ſauber Holländiſches Papier abgedrukt, auf große gelbgrünlichtgefärbte und mit Einfaſſungen verſehene Bögen, zur linken Seite angeheftet, ſo wie die Niederländer ihre Originalzeichnungen aufzuſetzen pflegen. Die Meiſter, deren Handriſſe man ſich bey dieſen zwey Lieferungen bedient hat, ſind: Franz Boſtardt. Joſepino, Philipp Wouverman, P. P. Rubens, Jacob Vignali, Jacob Jordaens, Gerard Douw, Anton van Dyck, Gerard Laireſſe. van Helmont, Joh. Dominic. Ferretti, Nicolaus Berghem. Die verſchiedene Hinderniſſe, die den Herausgeber zeither auſſer Stand ſetzte, eine Fortſetzung dieſes für Künſtler und Kunſt-Liebhaber ſehr intereſſanten Werks zu liefern, ſind glüklich überwunden; und darum freut uns dem Publiko hiedurch anzeigen zu können, daß eine längſtgewünſchte neue Lieferung von 6 Blättern, davon wir ſeiner Zeit ein mehreres zu ſagen uns vorbehalten, bereits unter der Preſſe ſey, und nächſtens um dem gewöhnlichen Preiß von 10 Fl. zu haben ſeyn werde.

Weiter kündigen wir noch allen Freunden und Kennern der Kunst mit vielem Vergnügen die baldige Herauskunft eines ganz neuen, aber in einem kleinern und niedlichern Format gehaltenen dritten Werks, ebenfalls von der Meisterhand des Herrn Prestel, hierdurch an, wozu die Originalzeichnungen größten Theils Niederländischer Meister, aus den berühmtesten Kunstkabineten in Holland und Teutschland benuzt werden. Die Namen der Meister, die hierbei vorkommen, werden wir nächstens ausführlicher anzuzeigen im Stande seyn. Zwey Lieferungen, oder 12 Blätter, dieses neuen Werks, sind fertig. Der Herausgeber beschäftiget sich gegenwärtig mit dem Abdruk der Platten, und hofft in sechs Wochen längstens dem Publiko mit Exemplarien andienen zu können. Die Herrn Kunst-Liebhaber und Sammler, die auf vorzüglich schöne Abdrücke sehen, werden also geziemend ersucht, sich mit Ihren Bestellungen an weiter unten bemerkte Addresse in Zeiten zu verwenden, indem man sich mit der Auswahl der schönsten Abdrücken nach dem Verhältnisse der früher oder später gemachten Bestellungen lediglich richten wird.

Sämmtliche Kupferstichblätter von angezeigten drey neuen Ausgaben werden, mit einer besondern Nettigkeit auf dünne und braunlich getuschte Cartonbögen gesezt, den Liebhabern abgeliefert; und man wird sich dieser neuen Art von Aufsätzen bey allen weiter folgenden Prestelischen Arbeiten um so unveränderlicher bedienen, da man sich des vollkommenen Beyfalls über diese neue getroffene Einrichtung bey Geschmakhabenden Liebhabern in voraus mit Gewißheit versichert halten kann.

Endlich bleibt uns noch übrig, dem Publiko hierdurch nachrichtlich bekannt zu machen, daß Herr Johann Gottlieb

lieb Preſtel in Nürnberg, künftighin ſich ſelbſt mit dem Verkauf und Abzug ſeiner ſowohl bereits erſchienenen als auch noch etwan erſcheinenden Kupfer-ſtich-Werken auf keinerley Art und Weiſe mehr abgeben, ſondern ſich nunmehr lediglich ſeinem Kunſtfache widmen werde. Dieſem zufolge werden alle und jede Herrn Liebhaber, Gönner und Käufer der Preſtelischen Arbeiten höflichſt erſucht, ſich mit ihren Beſtellungen und Briefen Franco, und wenn letztere mit Geld oder ſonſt beſchweret ſind, noch gegen Beylage von 4 Xr. für das Einſchreiben, einzig und allein an die Adreſſe von

Herrn F. W. Hoyncк, Hochſtift-Münſteriſchen Agenten, in Frankfurt am Mayn,

als welcher ſich dieſem Geſchäfte aus bloſſer Liebe zur Kunſt unterzogen hat, in Zukunft zu verwenden, und ſich in allen Fällen der prompteſten und geſchwindeſten Beförderung verſichert zu halten.

Nota. Alle künftig erſcheinende Preſteliſche Kupfer-ſtichblätter werden hinten mit den 3 Buchſtaben *F. W. H.* bezeichnet ſeyn, und deren dieſe Bezeichnung fehlet, können für keine ächte Blätter gehalten werden.

---

2) Ich habe bisher unter mehreren Arbeiten das Vergnügen gehabt, die Büſten verſchiedener berühmter Männer, Gelehrten und Künſtler nach dem Leben zu modelliren, und aus Stein zu arbeiten; und Kenner ſagen, daß ich im Treffen der Aehnlichkeit glüklich geweſen. Verſchiedene auswärtige Liebhaber haben Ausgüſſe in Gyps davon verlangt, und

Achte Scene.

[Zwiſchen den beyden Lagern.]

Antonius und Scarus ziehen mit ihrer Armee auf.

Antonius.

Sie rüſten ſich heute zur See; ſie wollen zu Lande nichts mit uns zu thun haben.

Scarus.

Sie machen ſich zu beyden gefaßt, Gnädigſter Herr.

Antonius.

Ich wollte ſie fechten im Feuer, oder in der Luft, wir wollten auch da fechten. Aber ſo iſt es; unſer Fußvolk auf den Hügeln die an der Stadt anligen, muß zu uns ſtoſſen. Zur See iſt ſchon Anſtalt gemacht; ſie ſind würklich ausgelauffen -- wir wollen höher hinaufſteigen, wo wir ihre Anzahl und ihre Bewegungen am beſten beobachten können.

(Sie gehen ab.)

Cäſar und ſeine Armee ziehen auf.

Cäſar.

Wenn wir nicht angegriffen werden, welches ich nicht vermuthe, ſo wollen wir uns zu Lande ruhig halten; er hat ſeine beſten Truppen fortgeſchikt, um die Galeeren zu bemans

und dies veranlaſſet mich, vor der Hand ihnen ſechs auf Subſcription anzubieten.

Es ſind die Büſten des

Herrn Geheimen Raths von Göthe
- " General-Superintendens Herder
- " Abts Raynal
- " Hofraths Wieland
- " *D'Auſſe de Villoiſon*, und
- " Profeſſors Oeſer,

in Lebens-Größe, mit möglichſter Sorgfalt gegoſſen, und von meinen eignen Händen verpuzt.

Der Preis eines jeden Stüks iſt 1 Laubthaler und die Fracht tragen die Liebhaber; hingegen ſorge ich ſelbſt für das ſichere Packen der Kiſten. Kommende Weynachten liefere ich alle Exemplare auf einmal an die Herren Subſcribenten: und ich hoffe, man wird mir es verzeihen, daß ich kein Stük einzeln vor dieſem Termine liefere.

Liebhabern, welche dieſe Büſten an Wände aufſtellen wollten, ſtehen auch dazu paſſende Conſolen von Gyps, das Stük zu 12 Gr. Chur-Sächſ. Curr. zu Dienſte; auch können dieſelben von den Büſten auswählen, welche ſie wollen.

Sie werden die Gütigkeit haben, dies, und ob Conſolen dazu kommen ſollen, oder nicht, unter dieſer Nachricht, jedoch franco, mit ihrer Addreſſe mir gütigſt anzuzeigen.

Denen

Denenjenigen Herren und Freunden, die ſich mit Collektur in dieſem Geſchäfte gütigſt für mich bemühen wollen, biete ich, nebſt meinem verbindlichſten Danke, dafür das zehnte Stük, oder 10 Procent ihrer Collektur-Gelder an. Weimar den 28ten Sept. 1782.

Martin Gottlieb Klauer,
Herzogl. Sachſ. Weimar. Hof-Bildhauer.

Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

I. Winde und Männer. Antwort eines Frauenzimmers auf Dr. Sheridans Weiber und Weiber. S. 1.
II. B*** oder Schwägi der Thorſchreiber. „ 8.
III. Zweytes Geſpräch zwiſchen Walder und Dietheim. 19.
IV. Akademiſcher Briefwechſel. Dritter Heft. „ 47.
V. Zufällige Gedanken über die Geſchicklichkeit eines teutſchen Künſtlers. „ „ „ 59.
VI. Einige nähre Umſtände den Guß der Statue Peters des Großen betreffend. „ 63.
VII. Fortſetzung der Ankündigung der Deſſauiſchen Verlags-Geſellſchaft für Gelehrte und Künſtler. 73.
VIII. Ueber die Veränderung der alten Lieder in neuen Geſangbüchern. An den Herausgeber des T. M. 91.
IX. Preisaufgabe der Akademie der Wiſſenſchaften zu Lyon. „ „ „ „ 93.
X. Andre Litterariſche Ankündigungen. „ „ 96.

Auguſt.

Auguſt.

I. Eine Anſicht vom Berg herab nach Diſchingen 1781. S. 113.
II. Akademiſcher Briefwechſel. 116.
III. Schreiben an einen jungen Dichter. 129.
IV. Einige Charakterzüge aus dem Leben des Herzogs von Burgund, Vaters von Ludwig XV. 158.
V. An den Herausgeber des T. Merkurs. über ein ſonderbares Beyſpiel von Empfindſamkeit. 162.
VI. Litterariſcher Briefwechſel. 169.
VII. Auszug aus einem Schreiben des H. an einen Freund in Paris. 193.
VIII. Der ſterbende Weiſe. Eine Anekdote. 206.
IX. Anzeige neuer Bücher. 222.

September.

I. Anzeige an das Publikum den Teutſchen Merkur betreffend. S. 209.
II. Beſchluß der im vorigen Jahre angefangenen Nachrichten von Franzöſiſchen Schriftſtellerinnen des XVIten Jahrhunderts. 212.
III. Schreiben eines Freundes der Kunſt an den Herrn Gallerie-Director Krahe in Düſſeldorf, die Beleuchtung eines Gemähldes vorzüglich betreffend. 223.
IV. Von der Republik Genua. 234.
V. Wie verſorgt ein kleiner Staat am beſten ſeine Armen, und verhütet das Betteln? 247.
VI. Litterariſche Anzeigen. 273.
VII. Kunſtſachen. 293.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1782.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20607 / 376

Der

Teutſche Merkur.

October 1782.

I.

Anzeige an das Publicum den Teutſchen Merkur betreffend.

Der Herausgeber des Teutſchen Merkurs iſt von vielen Orten her benachrichtigt worden: es fänden ſich hier und da Perſonen, die dieſes Journal entweder erſt ſeit wenigen Jahren zu halten angefangen, oder noch anzufangen Luſt hätten, in beyden Fällen aber auch die vorgehenden Jahrgänge zu haben wünſchten, wenn es um einen Preis geſchehen könnte, der ihnen die Anſchaffung derſelben weniger läſtig machte.

Da man nun, auf der einen Seite, den Wünſchen derjenigen, welche ſich etwa in dem einen oder andern Falle befinden, gerne entgegenkommen möchte: auf der andern Seite aber, durch alle die zufälligen Urſachen die bey Periodiſchen Werken von ſo langer Dauer einzutreten pflegen und nicht zu vermeiden ſind, eine große Anzahl von

Exemplaren defect worden ſind, und alſo der noch vorhandne Vorrath an vollſtändigen Exemplaren gar nicht mehr beträchtlich iſt: ſo beſtehet alles was der Herausgeber zu möglichſter Begünſtigung derjenigen, welche ſich entweder alle, oder doch die ihnen abgehenden Jahrgänge auf einmal anſchaffen möchten, zu thun im Stande iſt, in folgendem Erbieten.

1. Man verſpricht hiemit, allen, welche die Zehn Jahrgänge, aus welchen der T. Merkur, von 1773. bis 1782. inclusive beſteht, ſich auf einmal anſchaffen wollen, das vollſtändige Exemplar dieſer aus 120 Heften beſtehenden Zehn Jahrgänge, von Dato an bis zu Ende des nächſtkommenden Decembers, um die Hälfte des ohnehin ſehr mäßigen Preiſes, folglich um Zwey und eine halbe Piſtole oder 12 Thlr. 12 ggr. Leipziger-Courant, zu überlaſſen; wobey bloß einbedungen wird, daß die Bezahlung ſogleich bey der Beſtellung erfolge, und die Intereſſenten die Koſten der Verſendung tragen.

2. Denjenigen, welchen nur einer oder etliche von den Jahrgängen 1776. 77. 78. 79. 80. und 81. fehlen, kann und ſoll auf Begehren auch mit dieſen einzelnen Jahrgängen, um 1 Thlr. 8 gr. Leipziger Courant, gedient werden; jedoch kann dieſer Nachlaß ſich ebenfalls nicht auf länger als bis Ende dieſes laufenden Jahres erſtrecken.

3. Von

3. Von den Jahrgängen 1773. 74. und 75. welche auf eine kleine Anzahl herabgeſchmolzen, können keine einzelne Exemplare, vielweniger einzelne Stücke mehr abgegeben werden.

4. Nach Verfluß dieſes Jahres wird kein vollſtändiges Exemplar aller Zehn Jahrgänge, geringer als um dem gewöhnlichen vollen Preis von fünf Piſtolen, und kein einzelner Jahrgang von 1776 bis 82. inclusive, anders als um eine halbe Piſtole zu haben ſeyn.

5. Einzelne Monatsſtücke, von 1776. und den folgenden Jahren, durch deren häuffige Bewilligung man ſich bisher aus Gefälligkeit gegen die Intereſſenten beträchtlichen Schaden gethan, können vom Jenner 1783. an, nicht geringer als das Stück um 6 ggr. verabfolget werden.

Wer von gegenwärtigem Erbieten Gebrauch zu machen Luſt hat, wird erſucht ſich deßwegen unmittelbar an den Herausgeber des Teutſchen Merkur, den Hofrath Wieland in Weimar, zu wenden, und von demſelben der ſchleunigſten Beſorgung des Begehrten verſichert zu ſeyn. Weimar, den 1ſten Sept. 1782.

W.

II.

Aufmunterung zu einem neuen Versuch die Deutschen Buchstaben mit den Lateinischen zu vertauschen.

An den Herausgeber des D. Merkurs.

M. H.

Während daß einige unsrer teutschen Schriftsteller sich die undankbare Mühe machen, eine mehr oder weniger von dem alten Brauch abweichende neue Rechtschreibung einzuführen, in der That aber keinen andern Nutzen damit stiften, als ihr möglichstes beizutragen, daß wir in kurzem gar keine Orthographie haben werden; während andre, — unter denen ich Ew. ꝛc. (verzeihen Sie meine Offenherzigkeit) mit einem Verdruß, der meiner Hochachtung für Sie gleich war, gesehen habe — in die Wette eifern, drei oder viererlei Neue Monatsnamen einzuführen (*), ohne Bedacht zu haben,

(*) Ut homines sumus! Ein gesunder Mensch kann ja wohl von irgend einer vorübergehenden Narrheit eben so wohl als von einem epidemischen Schnurren befallen werden: aber je bälder man sie wieder von sich abschüttelt, je besser. Die Wiedereinführung der alten

bemannen -- dem Thale zu, und nehmt eine ſo vortheilhafte Stellung als möglich.

(Sie gehen ab.)

[Ein Kriegsgeſchrey von Fern' als von einem Seetreffen.]

Antonius und Scarus treten auf.

Antonius.

Sie ſind noch nicht bey einander; von jenem Plaz, wo die Fichte ſteht, werd' ich alles beobachten können. Ich will dir gleich wieder Nachricht bringen, was die Sachen für ein Anſehen haben.

[ab.]

Scarus.

Schwalben haben Neſter in Cleopatra's Segel gebaut. Die Augur's ſagen, ſie können nicht ſagen -- ſie wiſſen nicht -- ſehen verſtört aus, und unterſtehen ſich nicht zu ſagen, was ſie wiſſen. Antonius iſt bald muthig bald niedergeſchlagen; ſeine zerrütteten Umſtände ſchleudern ihn in fieberhaften Anſtöſſen von Hoffnung und Furcht herum; bald hoffet er wieder zu erlangen was er nicht hat, bald fürchtet er zu verliehren was er hat.

haben, daß ein förmliches und scharf verpöntes Reichsgesez kaum vermögend wäre, eine so vielen Unschiklichkeiten unterworfene Neuerung durchzusezen: habe ich mich oft verwundert, warum Niemand auf den Gedanken gerathe, den alten Versuch, die Lateinischen Buchstaben in der teutschen Sprache einzuführen, in unsern Tagen, d. i. zu einer Zeit, wo wir einen Beweggrund mehr als ehmals, und zwar einen von der größten Stärke, dazu haben, wieder zu erneuern und in Bewegung zu bringen.

Als

alten Karolingischen Monatsnamen war ein rascher Patriotischer Einfall, so wohl gemeynt und — so unzeremt als so viele andre Patriotische Einfälle, die unsrer Zeit zum Vorschein gekommen sind. Kaum war der Anfang gemacht, so wollte schon ein Jeder das Verdienst haben, etwas zur grössern Vollkommenheit eines so wichtigen Stüks der Reformation im lezten Viertel des XVIIIten Jahrhunderts beyzutragen; und mir wurden so viele Vorschläge die Monate umzutaufen, zum Theil von sonst verständigen Männern, mit der ganzen treuherzigen Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit, die unsre biedermännischen Teutschen charakterisiert, zugeschikt: daß dies allein schon genug war, mir über die Thorheit der Unternehmung die Augen zu öfnen, wenn auch die Natur in diesem Jahre es nicht selbst übernommen hätte, uns auf eine fühlbare Art davon zu überzeugen.

D. H.

Als Gleim und ſein edler Freund v. Kleiſt, vor ohngefähr dreißig Jahren den Anfang mit ihrem Beiſpiel machten, war einer der vornehmſten Beweggründen, womit man andre teutſche Schriftſteller zur Nachfolge reitzen wollte, „daß man den Ausländern die Erlernung unſrer Sprache dadurch erleichtern, und ſie gleichſam dazu einladen würde.„ Was damals — da vielleicht noch kein Ausländer, oder doch gewiß nur ſehr Wenige daran dachten, ſich mit Erlernung unſrer Sprache eine Mühe zu geben, die ihnen ungleich größer vorkommen mußte als der Nutzen oder das Vergnügen, ſo ſie ſich davon verſprechen konnten — was, ſage ich, damals mehr eine proviſoriſche Fürſorge für einen künftigen Fall, wozu man eine ziemliche Wahrſcheinlichkeit vor ſich ſah, als ein würkliches Bedürfnis war, — ſcheint dermalen, da unſre Litteratur die Aufmerkſamkeit von Europa erregt, und in Frankreich, Italien, und ſogar bey den ſtolzen Britten in Achtung zu kommen anfängt, eine Art von dringender Nothwendigkeit und eine Sache zu ſeyn, der wir uns nicht länger entziehen können, ohne uns von den übrigen Europäiſchen Nationen den Vorwurf zu zuziehen, daß wir einen nicht geringen Theil unſers Nationals-Ruhms, und alſo unſern eignen Vortheil, eben ſowohl als die Achtung und Gefälligkeit, die wir dem übrigen aufgeklärten Theile von Europa ſchuldig ſind, einem Eigenſinn aufopfern, der ihnen um ſo unbegreiflicher vorkommen muß, je weniger ſie ſich den mindeſten Beweggrund von

Ehre

Ehre oder Vortheil auf unſrer Seite dabey denken können.

In der That ſcheint es ein wenig ungereimt, daß gerade zu der Zeit, da die Ausländer immer begieriger werden die guten Schriftſteller unſrer Nation und Zeit in unſrer Sprache ſelbſt zu leſen, wir unſers Orts uns alle Mühe geben, ihnen die Erlernung derſelben theils durch eine Menge verwirrender Neuerungen, theils durch ſteifſinniges Ankleben an einem Mißbrauch, der nichts als ſein Alterthum für ſich hat, zu erſchweren und ſie davon abzuſchrecken. Oder ſind etwa unſre Buchſtaben, durch die wir uns von allen Südlichen, Weſtlichen und Nordiſchen Europäern auf eine unſerm Geſchmack ſo wenig Ehre bringende Art auszeichnen, etwas anders als ein Reſt der alten Mönchiſchen Barbarei, den jene längſt abgeſchüttelt haben, und auf den wir allein, als auf etwas uns eigenthümliches, ſtolz zu ſeyn ſcheinen?

Man könnte uns dieſen Eigenſinn gelten laſſen, wenn wir uns gegen die Ausländer auf den Augenſchein berufen könnten, daß unſre Buchſtaben ſchöner als die Lateiniſchen ſeyen. Aber gerade der Augenſchein und die erſten Grundgeſetze der Schönheit ſind den unſrigen entgegen: und bey allem was nach und nach, (beſonders in der berühmten Breitkopfiſchen Schriftgießerei) daran abgerundet und verſchönert worden, haben ſie doch noch immer gegen die ſchönen Formen der

lateinischen Typen ein sehr Gothisches und durch die Menge ihrer kleinen Spitzen, Ecken und Schnörkel ein den Augen beschwerliches Ansehen — wiewohl uns freilich die Gewohnheit verhindert, dies so auffallend zu fühlen als die Ausländer, deren Augen, von Kindheit an, an jene unläugbar schönere, einfachere und edlere Formen gewohnt sind.

Doch, häßlich oder schön, ich wollte nichts dagegen einwenden, wenn unsre Buchstaben wirklich von altteutscher Herkunft, ächte Germanische *Aborigines*, von unsern uralten Vorfahren erfunden, und als ein rechtmäßiges uns ausschließlich angehöriges Erbgut uns hinterlassen worden wären. Aber da dies der Fall nicht ist; da unsre ältesten Vorfahren bekanntermaßen keine eigenthümliche Schrift gehabt, sondern schon zu Tacitus Zeiten sich zum Schreiben (welches bey ihnen ein ziemlich seltener Fall war) der Griechischen, und in der Folge der Lateinischen Buchstaben bedienten; kurz da unsre dermaligen Buchstaben offenbar eine bloße Modification der alten Lateinischen Schreibschrift sind, und, bey gerade soviel Aehnlichkeit mit den Lateinischen als vonnöthen ist ihre Abkunft zu beweisen, nur so viel besonderes haben, um das Lesen unsrer Bücher den Ausländern beschwerlicher zu machen — was könnte uns bewegen länger auf dieser Sonderlichkeit zu bestehen? Und da wir alle andere Würkungen der Kultur, Aufklärung und Verfeinerung mit den

den Nationen, welche sich der runden lateinischen Buchstaben bedienen, gemein haben: warum wollten wir in diesem einzigen Punct, ohne den mindesten Vortheil, länger an einem alten Brauch hangen, der unsrer Litteratur ein barbarisches Ansehn in ihren Augen giebt, und zu nichts dient, als sie von Erlernung einer Sprache, die ihnen so große Schwierigkeiten entgegensezt, gleich beym ersten Anblick zurükzuscheuchen.

Die einzige beträchtliche Einwendung, die meines Bedünkens gegen die Einführung der lateinischen Buchstaben gemacht werden kann, müßte nicht von den Gelehrten, sondern von den Buchdruckern herkommen: und würde nur alsdann statt finden, wenn der Gebrauch der sogenannten teutschen Buchstaben auf einmal durch einen allgemeinen Reichsschluß verboten würde. Meiner unmaasgeblichen Meinung nach, wäre es für den Anfang, — da es bey dieser löblichen Neuerung doch hauptsächlich nur darum zu thun wäre, den Ausländern, die unsre Litteratur aus der Quelle selbst schöpfen möchten, dadurch eine Gefälligkeit zu erweisen, — vollkommen genug, wenn nur die Werke unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, Werke, die ausserhalb Teutschlands entweder schon bekannt, und selbst in höchstmangelhaften Uebersetzungen mit Beifall gelesen worden sind, oder erst noch bekannt zu werden verdienen, auf diese Art in die allgemeine Europäische Uniform gekleidet würden. Die Anzahl dieser Schriftsteller ist

ſo groß noch nicht, daß die Typographiſchen Anſtalten, welche die Ausführung meines Vorſchlags etwa nothwendig machen würde, den Buchdruckern ſehr zur Laſt fallen könnte. Wäre der Anfang einmal gemacht, ſo würde es, aus leicht zu erratenden Urſachen, an Nachfolge nicht fehlen. Aber, da dieſe Neuerung doch immer eine willkührliche Sache bliebe: ſo würde, bis die runden Buchſtaben die eckichten ganz verdrungen hätten, Zeit genug hingehen, um den Beſitzern der Buchdruckereien dieſe nach und nach und beinahe unmerklich erfolgender Veränderung leicht zu machen.

Daß unſre teutſche Leſer ſich daran bald gewöhnen würden, iſt um ſo eher zu erwarten, da man bereits von den Werken eines von Kleiſt, Geſſner, Ramler, J. G. Jacobi, u. a. Ausgaben mit Lateiniſchen Buchſtaben hat, und alſo das Auffallende des erſten Verſuchs nicht mehr zu beſorgen iſt. Ein unfehlbares Mittel die runden Buchſtaben unſerm Publiko gefälliger zu machen, würde die Aufmerkſamkeit ſeyn, zu den Werken, womit man von nun an den Anfang machen wollte, ſich neugegoſſner Typen zu bedienen, und zu dieſen die ſchönen Formen der Druckerey des ältern Didot in Paris, die es (wenigſtens nach meinem Gefühl) ſelbſt den Baskervilliſchen zuvorthun, zum Muſter zu nehmen. Mich däucht das Auge kann in dieſer Art nichts ſchöners ſehen als die Typen womit des Abbe Rive vor kurzem herausgegebner Proſpectus ſeines

nes Essai sur l'Art de verifier l'age des mignatures, und die dazugehörigen Noten gedrukt sind. Was ich aber, falls diese meine unmaaßgebliche Aufforderung das Glük haben sollte Beifall zu erhalten, besonders wünschen möchte, ist: daß wegen der á, ó und ú etwas gewisses und gleichförmiges beliebt werden möchte. Diese Töne sind (wie Lambert und Adelung schon gezeigt haben) nichts weniger als Doppellaute, sondern ächte reine Selbstlaute so gut als a, e, i, o, und u. Warum also sollen sie ae, oe und ue oder gar ni genennt, geschrieben, und gedrukt werden: da diese Art sie zu nennen und zu drucken zu nichts helfen kann, als unsere Kinder und die Ausländer, die unsre Sprache lernen wollen, zu verwirren, und in eben so unangenehme als unnöthige Schwierigkeiten zu verwickeln? Das Beste wäre wohl, hierinn dem Rath und Beispiel, so uns Hr. R. Adelung in seinem vortreflichen Wörterbuche gegeben, zu folgen, und in den Lateinischen Schriften, deren man sich bey teutschen Werken bedienen wollte, die Vocalen á, ó und ú so wohl in den kleinen als in den sogenannten Versal-Schriften, durch ä, ö und ü, Ä, Ö und Ü zu bezeichnen, und also hiezu eigne Typen gießen zu lassen. Das Griechische y, welches mit unserm teutschen ü einerlei oder doch beinahe einerlei Articulation und Ton hat, könnte alsdann füglich gar entbehrt werden.

Auch wäre zu wünschen, daß man in allen Stücken, wo die alte gewöhnliche Rechtschreibung

zugleich

zugleich gute Gründe und das Beispiel unſrer beſten Schriftſteller für ſich hat, bey derſelben bleiben, und ſich des ſeltſamen Abſcheues einiger Neuern vor dem ß (in ſo fern es eine längere Dehnung des Vocalen, dem es nachgeſezt wird, andeutet) enthalten möchte. Wenn ich z. B. das Wort Verkehr, Verker gedruckt ſehe, ſo leſe ich Verker, eben ſo wie ich Erler und nicht Erler leſe oder ausſpreche; und ſo ſtuze ich wenigſtens einen Augenblik, und weiß nicht was Verker für ein Ding ſeyn ſoll.

Es iſt unſäglich, wie ſehr die Erlernung unſrer Ausſprache durch ſolche Neuerungen erſchwehrt wird, die uns eines wahren Vorzugs und Vortheils (nämlich der Andeutung der Quantität unſrer Sylben, wenigſtens in den meiſten Fällen) berauben, ohne einen andern Nuzen zu gewähren, als daß einige Herren Bücherſchreiber etwas Dinte dabey erſparen. Das nämliche gilt auch von dem ck und ß. Jenes iſt, als Zeichen der Verdoplung des k, dem Auge wenigſtens unangenehm als ein kk; und dieſes bezeichnet, die Art wie die Sylbe, worinn es vorkommt, ausgeſprochen wird. Wenn ich z. B. ſtatt ſüßer — ſüſſer ſchreibe; ſo müßte in der Ausſprache ein doppeltes ſ zu hören ſeyn, und das ü müßte etwas raſcher ausgeſprochen werden; ſchreibe ichs aber ſüſer, und ſpreche ichs auch ſo aus: ſo tönt es wie das

Latei-

Lateinische Siler, und ist ganz ein ander Wort. — Der Himmel bewahre mich indessen vor dem Gedanken, mich in einen förmlichen Kampf über teutsche Rechtschreibung mit irgend jemand, er sei Ritter oder Knecht, einzulassen. Ich wünsche nur, daß man es überall, wo das Alte seinen guten Nutzen hat, beym Alten lasse; und daß den Ausländern die unsre Sprache lernen wollen, nicht durch eigensinniges und widrähnliches Verfahren mit derselben aller Muth dazu benommen werde.

III.

Einziges Mittel,

die gelehrten Partheien auseinander zu bringen, wovon die eine lieber Hebe als Häbä und die andre lieber Häbä als Hebe sagt.

Inde Vobis ira — est, quod exigua magna aestimatis.

Seneca.

Dies einzige Mittel besteht, ohne Vorrede und Umschweif, darinn: daß sie die Griechischen Götter und Helden weder Griechisch noch Lateinisch aussprechen, sondern ihnen allen teutsche Namen geben. Schwer wird das nicht seyn. Einen Beytrag darzu liefre ich hier.

hier, nicht aus meinem Kopfe, ſondern aus einem Schärz-getichte Filip Zeſens v. Fürſtenau, welches ohngefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geſchrieben ſeyn mag. Dieſer Mann ſcheint der Gottſched damaliger Zeit geweſen zu ſeyn — er läßt aber dieſen in der Puriſterey noch ſehr weit hinter ſich. Alles, was er von fremden Wörtern hört und ſieht, nimmt er zwiſchen die Zange, und zerrt und rekt ſo lange daran, bis er ſie glüklich ins Teutſche herüber hat. So nennt er z. B. den Pabſt, Grohs-erz-vater; Teppiche, Prunktücher; Minute, Zeit-blik; Lieutenant-Colonel, Schall- oder Walt-oberſter; Maſke, Nümgeſchichte; politiſch, wältſälig; Complimens, Prunk-räden; bleumourant, ſtärbeblau oder ſtähl-blau ꝛc.

Erwähntes Scherzgedicht führt den Titel: Luſtinne — der teutſche Name einer Griechiſchen Göttin — und welche meynt er damit? Filip mag ſich ſelbſt darüber vernehmen laſſen.

„Ich zweifle nicht — ſagt er — es würde der geneigte Läſer *) ſtraks im erſten aublikle diſes getichtes, teils fohr verwunderung erſtarren, teils

*) Seine eigne Rechtſchreibung. Aus dem häufigen Gebrauch des ä erhellt, daß man zu ſeiner Zeit demſelben günſtiger geweſen ſei, als jezt; wenigſtens finde ich in ſeinen Werken keine Stelle, wo er ſich über ein Sendſchreiben an den Mond über die Prononciation der Schöpſe des alten Griechenlandes u ſ. w. beklagte.

Neunte Scene.

[Verwandelt ſich in den Palaſt zu Alexandria.]

Antonius tritt auf.

Alles iſt verlohren! Dieſe verdammte Aegypterin hat mich betrogen! Meine Flotte hat ſich dem Feind' ergeben; dort werfen ſie ihre Kappen in die Höhe, und ſchmauſen zuſammen, wie Freunde, die einander nach langer Trennung wieder gefunden haben. Dreyfach unbeſtändige Hure! Du haſt mich dieſem jungen Menſchen verkauft, und ich habe keinen Krieg mehr als mit dir. Heißt ſie alle fliehen; wenn ich mich an meiner Zauberin gerochen habe, ſo hab' ich alles gethan. Heißt ſie alle fliehen, ſie können ihrer Wege gehen -- O Sonne, ich werde deinen Aufgang nimmer ſehen! Das Glük und Antonius ſcheiden hier, eben hier geben wir uns zum lezten mal die Hände -- Die Herzen, die mir an den Ferſen nachflogen, denen ich alle ihre Wünſche gab, ſind aufgeſchmolzen, und ergieſſen ihren Balſam über den aufblühenden Cäſar: Und dieſe Fichte iſt abgeſchält, die über ſie alle emporragte. Betrogen bin ich! O dieſes falſche Aegyptiſche Herz! Dieſe lächelnde Zauberin, deren Augen meine Waffen fortwinkten oder zurükrieſſen, deren Buſen meine Crone, mein lezter Endzwek war, hat mich, wie eine wahre Zigäunerin, hintergegangen, und endlich in den Mittelpunct des Verderbens geſtürzt. He! Eros! Eros!

Cleopatra.

teils aus grohſſen verlangen begierig ſein, was das ſpan=näue wort Luſtinne bedeute. Dahr=úm ſei Er berúchtet, daß wihr die Königin der Libe (ſintemahl unſer augenmárk iſt, guht teutſch zu ráden, auch die ertichtetene Götter und mán=ſchen, wo immer múhglich, in angebohrner Spra=che zu benamen, ih und alwáge gewáſen) nicht mit dem lateiniſchen namen Venus, oder Gri=chiſchen Afroditá, ſondern vihl=liber mit unſerer eigenen zungen Luſtinne, oder (wi er uns von den alten teutſchen iſt hinterlahſſen worden) Freie benamen wollen: auch daß ihr Sohn, der Grie=chen Eros und Römer Cupido oder Amor, den namen Lihb=reiz oder Luſt=kind, úm daß er von ihdermann dászu báſſer kónne verſtanden wárden, überkomme. Mehr dehr=gleichen wárden uns in der Folge zu entknóhteln aufſtohſſen."—

Hierauf folgt ein Verzeichniß aller der Wór=ter, die er in dem Getichte zu teutſch gemacht hat. Ewig Schade! daß er nicht alle Griechiſche und Lateiniſche Götter und Helden hineinbringen können. Dann wäre doch auf einmal der fürch=terlichen Fehde ein Ende gemacht, wobei beide Partheien blutigen Schweiß ſchwitzen, dem Chriſt=lichen Theil des Publikums die Haut ſchauert, und dem Unchriſtlichen das Zwergfelt dröhnt.

Hier iſt das Verzeichniß:

Venus, Luſtinne, Schäuminne (von Schaum)
Libinne, Lachmund.

Jupiter, Donnermann.
Pallas, Kluginne, Blauinne.
Diana, Weidinne, Jagtdinne.
Mars, Heldreich.
Vulcanus, Feuermann, Gluhtfang.
Cupido, Liebreiz oder Luſt-kind.
Juno, Himmelinne.
Flora, Bluhminne oder Weſtinne.
Neptunus, Schwimmarth oder Waſſer-reich.
Pomona, Bauminne.
Echo, Schallinne, Wider-ruhf.
Gratiæ, Holdinnen.

Sollte ſich nun in dem ganzen weiten Teutſchland nicht ein Mann finden, der mit gehörigem Scharfſinn alle noch übrigen Götter- und Heldennamen eben ſo gut vertautſchte? Beym Apoll! das wäre eine Schande! Aber noch größre Schande, wenn er ſich fände, und das undankbare Publikum machte es mit ihm, wie mit allen den Männern, die, von Verbeſſrung der Orthographie an bis dieſe Stunde, ringen und ſtreben, ihm die Florkarpe abzuziehen, die der Schlendrian über ſeinen (ſonſt ſo klugen) Kopf geworfen hat!

Jocularí Tibi videor? et ſane leue,
Dum nihil habemus majus, calamo ludimus.
Phaedrus.

Dresden, am 1ſten Sept.
1782. S — z.

IV. Ue

IV.

Ueber ein fünf Ellen langes Horn, welches man in der Unstruth gefunden hat.

Seit dem berühmten Horne, welches Herkules dem göttlichen Stiere Achelous im Kampfe abbrach, und welches hernach den Ehren-Namen Horn des Ueberflusses davon trug — seit diesem berühmten Horne hat es vielleicht kein merkwürdigeres Horn gegeben als das, welches ich jezt die Ehre haben werde, dem teutschen Publiko vorzustellen.

Es erscholl der Ruf, daß man in der Unstruth bey Vehra, einem Thüringischen Dorfe zwey Stunden von Tennstädt, ein mächtiges Horn gefunden hätte, dessen Länge fünf Ellen, und seine Stärke im Durchschnitte vierthalb Schuh sey. Uebrigens sey es gewunden wie ein Bokshorn.

Die Sache klang sehr mythologisch, und schmekte nach der alten Riesenzeit. Um also recht durch Erfahrung zu lernen, wie es die wundergierige Vorwelt anfieng, wenn sie Giganten und Titanen schuf, und die Riesen-Könige Og zu Basan und Teutobochus gebahr; um hievon also anschaulich belehrt zu werden, entschloß ich

mich mit noch drey Personen sogleich eine Reise nach diesem merkwürdigen Horne zu machen; und da der Ort nur drey Meilen von uns lag, so säumten wir nicht lange, sondern fuhren von Langensalz ab; nicht in der Meynung ein Horn, sondern vielmehr einen ungewöhnlich großen Elephanten-Zahn zu sehen, wie man schon mehr und noch im vorigen Jahrhundert 1605. bey Halle in Schwaben ausgrub.

Da drey von uns dem Publiko nicht unbekannt sind; so denke ich wird es unserer Erzählung um desto eher Glauben beymessen; vorzüglich da sie nicht von Leuten kömmt, die in der Natur-Wissenschaft Fremdlinge sind; denn der eine aus der Gesellschaft ist einer der bekanntesten Chemisten und der andere ein Arzt; und keiner wird sich weigern seinen Namen zu nennen, und diese Erzählung zu bestätigen, wenn man sich etwa beym Teutschen Merkur näher erkundigen sollte.

Also, wir waren jezt in Vehra, und ließen uns beym Herrn von Selchow, Erb-Lehn- und Gerichtsherr des Orts, der dieses berühmte Horn von den Ausräumern der Unstruth gekauft hatte, melden. Er empfieng uns, und öfnete uns, weil wir so gar sehr schaugierig waren, sogleich die Thüre zu dem Zimmer, wo die ungeheure Merkwürdigkeit lag. Wir traten ein und fanden — in der That ein wahres Horn. Es war gewunden und gekrümmt wie das Horn von einem

Ziegen-

Ziegenbocke. Von der Wurzel an bog es ſich ſanft links, ſodann wieder rechts, und hierauf lief es Bogenförmig bis zur Spitze, welche ſich wieder etwas links einwärts krümmte. Es war mehr etwas oval als ganz rund, und hatte keine ſcharfe Erhöhungen. Wir maßen die äußerſte Seite ſeines Bogens, und fanden ihn zehn Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll. Wir maßen ferner den Durchſchnitt oder die Senne des Bogens, von einem Ende zum andern, und fanden ſie 5 Fuß $10\frac{1}{2}$ Zoll. Seine Dicke hielt an der Wurzel 1 Fuß $10\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange, und in der Mitte 1 Fuß $8\frac{1}{2}$ Zoll. Die Spitze ſchien ohngefähr 8 bis 10 Zoll tief hinein verkalcht zu ſeyn, welches man genau erkennen konnte, weil davon, nach dem Verhältniſſe zu urtheilen, ein Stück 6 bis 8 Zoll lang verlohren gegangen war. Von dieſem verkalchten Weſen nahm ich ein Stück mit mir, welches gelblich iſt, und ſich wie gebranntes Hirſchhorn ſchaben läßt. Die innern Ringe, oder die Geſchiebe des Horns, waren hier ganz deutlich blättrich von einander abgeſondert, gelblich weiß an Farbe, und ganz brüchig. Die äußere Schaale der Spitze war noch ſehr feſt, glatt und ſchwärzlich. Auf einer Seite derſelben war ein Spalt, ohngefähr einer Linie breit und zwölf Zoll lang, der aber nicht tief hinein zu gehen ſchien. Uebrigens war das ganze Horn von bräunlicher Farbe, und bis gegen die Wurzel von ſeiner ſchwärzlichen Schaale entblößt; doch ſaß in der Mitte noch ein Stück und rings herum an der Wurzel noch zwey Hände-

bebreit von dieſer ſchwärzlichen Schaale, welche die gewöhnliche Hornglätte noch hatte. Sowohl an dieſer äuſſern Rinde als am ganzen davon entblosten Horne, ſahe man, der Länge nach, noch die in Hörnern gewöhnlichen Streifen, die an den Orten wo keine ſchwärzliche Oberrinde mehr ſaß, beynahe wie Holz-Zaiern anzuſehen waren. Unten an der Wurzel war auch die Rundung ein wenig eingedrukt, wie es an Ziegenboks-Hörnern zu ſeyn pflegt. Eine kleine Reibung mit einem harten Körper verurſachte einen ſehr ſtarken Hornsgeruch. Im dickern Ende oder in der Wurzel, war eine ſchief zulauffende oder koniſche Höhlung, in welcher das Horn aufgeſeſſen hatte. Sie gieng einen Fuß eilf Zoll tief hinein, und hatte bey ihrem Anfange ſieben Zoll und fünf Linien im Durchſchnitte. Die unterſten Seitenwände, die ſie umgaben, waren nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ Linie ſtark, und noch ganz unverkalcht in ihrer natürlichen Beſchaffenheit, ſo wie das ganze Horn, welches, den angeführten kleinen Theil der Spitze ausgenommen, noch ganz hart, und, nach einigen abgeſchabten Stellen zu urtheilen, in ſeinem Innern gelblich weiß war. Uebrigens hat das Gewicht des Horns hundert und funfzehn Pfund betragen.

Und dies wäre alſo die kurze Beſchreibung dieſes Wunderhorns, ſo wie man ſie auch in einer kurzen Anzeige in den gelehrten Blättern leſen kann. Man darf wohl hoffen, daß es die Naturforſcher ihrer Mühe nicht unwerth halten werden,

der Sache nachzudenken und es zu verſuchen, an welchem Haurte ſich dieſem Horne ſein Platz anweiſen ließe. Sollte vielleicht einer von ihnen muthmaßen, daß es ein krumm gewachſener ſehr großer Elephanten-Zahn ſey: ſo könnte dies wohl in ſo weit nicht ohne Grund ſeyn, weil man ſchon in der Natur Elephanten-Zähne antreffen kann, die nach zwey Seiten krumm gebogen ſind. Aber ein Elephanten-Zahn der gewunden iſt wie Volkshorn, der an der Wurzel die ſchwarze Hornglatte, und das Breitgedrükte eines Horns, und der noch überdies die Zaſern eines Horns und ſein blätterichtes Geſchiebe hat, und mit einem harten Körper gerieben einen Horngeruch von ſich giebt, welches Elfenbein nur beym Drechſeln thut; wie ein ſolcher Elephanten-Zahn noch Stand und Würde unter den Elephanten-Zähnen behaupten kann, die doch gewöhnlich höchſtens braun-gelb, aber nicht dunkel-braun und ſchwarz ſind; wie dieſes alles ſeyn kann, davon wird man ſich etwas ſchwehr überzeugen können.

Was es übrigens für ein Thier war, das dieſes Horn trug, wird eben nicht leichter darzuthun ſeyn; da es außer dem Elephanten und dem Nil-Pferde kein bekanntes Thier giebt, dem man mit Ehren ein Horn oder einen Zahn von hundert und funfzehn Pfunden zutrauen könnte. Denn ausländiſche oder inländiſche Böcke und andere Hörnerträger, dürften wohl ſchwerlich, hätte auch die Natur einmal ein Schakespeariſches

ſpiel mit ihnen geben wollen, ſolche Hörner von zweyhundert und dreyßig Pfunden tragen können, wenn ſie anders nicht Elephanten Muskeln haben ſollen.

Was bleibt alſo übrig? — Eine Thierart die durch Verfolgung der Mutter Natur oder der Menſchen ausgerottet wurde? oder ein monſtröſer Zufall? oder was ſonſt! — Ein jeder wird ſich ohne Zweifel mit Vergnügen darüber belehren laſſen. Ich ſchlage mich alſo zur Parthey der Erwartungsvollen, und ſchweige. Nur das einzige ſetze ich noch hinzu: daß dieſes Horn dem auf der unten angeführten Disputation *) in Kupfer geſtochenen Horne zu Halle in Schwaben, welches mehr ein fünfhundert Pfund ſchwerer Elephanten-Zahn ſcheint, weder an Figur noch an Farbe gleich iſt. Da übrigens der Beſitzer, Herr von Selchow zu Vehra, dieſes Horn um einen anſtändigen Preiß an ein Naturalien-Cabinet ablaſſen würde: ſo darf man mit gutem Fug ſagen, daß irgend ein Königlicher oder Fürſtlicher Freund der Natur, ſeinem Cabincte keine geringe Zierde in dieſem Horne erkauffen würde.

*) Diſſertatio de Ebore foſſili Suevico Halenſi, quam Praeſide Friderico Hoffmanno defend. Johannes Fridericus Beyſchlag. Halæ Magdeburgicæ anno 1734.

J. R.

V.

V.

Von der Republik Venedig.

Viel neues werde ich Ihnen, lieber Freund, von der Republik Venedig nicht schreiben können, was Sie nicht schon theils aus Reisebeschreibungen und theils aus der Geschichte wissen. Indessen, weil sie aus dem, was mir davon bekannt ist, gleichwol einigen Nutzen zu ziehen hoffen, so gehorche ich Ihnen, und schreite zur Sache. Venedig war ehedem der allgemeine Handelsplatz von ganz Europa, und die erste Quelle der wiederhergestellten Wohlfahrt Italiens nach den Verwüstungen der nördlichen Völker. Ehe am Ende des XV Jahrhunderts die Portugiesen den Weg nach Ostindien zu Wasser entdeckten, giengen die Ostindischen Waaren über Aleppo und Alexandria nach Venedig, und wurden von da aus durch ganz Europa vertheilt. Nachdem aber Vasco de Gama das Vorgebürg der guten Hofnung umsegelt und Columbus die neue Welt entdeckt hatte, versiegte die Quelle ihrer großen Reichthümer; und nun ist sie fast nur ein Schatten von dem, was sie ehemals war.

Ihre Regierungsart ist ganz aristokratisch; denn weder ihr Doge, noch das Volk haben etwas zu befehlen. Der große Rath macht die Gesetze, und er führt das Ruder des Staats;

jedoch ist der Senat (Pregadi) die Seele desselben. Krieg und Frieden hangen von des Senats Entschließung ab, und die Erhaltung des Gleichgewichts in allen Theilen des Staats ist sein Werk. Er bestehet aus drey Klassen, wie ehedem der Römische: aus ordentlichen Senatoren (ordinarj) die den von Romulus erwählten hundert Vätern gleichen; aus beygesellten Senatoren (aggiunti) welche mit den Patribus conscriptis, die von Romulus aus den Sabinern den hundert Vätern beygesellt wurden, verglichen werden können, und aus Assistenti, die von den Römern Pedarii genannt wurden, und die keine entscheidende Stimme haben. Obgleich dieser Körper aus 300 Adlichen bestehet, so bleiben dennoch seine Geheimnisse so verschwiegen, wie wenn nur eine einzige Person Theil daran hätte.

Wenn man die Venezianer fragt, warum ihr Senat aus einer so großen Anzahl von Mitgliedern bestehe? so sagen sie: diese Anzahl sey der Menge ihres Adels, die sich auf 2500 beläuft, angemessen; hierdurch werde sowohl die Oligarchie, die in einer Aristokratischen Regierung sich sehr leicht einschleichen kann, vermieden, als auch jeder Rathsschluß, woran so viele ansehnliche Personen Theil haben, in den Augen des Volks verehrungswürdiger gemacht.

Anfänglich wurde Venedig von Consuln und Tribunen regiert. Dies war die Kindheit der Re-

Cleopatra tritt auf.

Ha! du Blendwerk! hinweg!

Cleopatra.

Warum wüthet Antonius ſo gegen ſeine Liebe?

Antonius.

Verſchwinde, oder ich gebe dir deinen Lohn, und verringre Cäſars Triumph. Doch nein -- Er ſoll dich in ſeine Gewalt bekommen, und dem klatſchenden Pöbel von Rom zur Schau aufführen; kriecche hinter ſeinem Wagen her, du, der gröſte Schandfleck deines ganzen Geſchlechts. Man laſſe dich, wie andre Ungeheuer, für einen Pfenning ſehen, und die ſanftmüthige Octavia ſelbſt zerkraze dein Geſicht mit ihren dazu vorbereiteten Nägeln -- Es iſt gut, daß du gegangen biſt -- (Cleopatra geht ab.) wenn Leben etwas gutes iſt. Aber beſſer wär' es, du wäreſt ein Opfer meiner Wuth worden; ein Tod wäre vielleicht manchen zuvorgekommen -- Eros! he! das Hemde des Neſſus brennt an mir -- lehr mich, Alcides, o du mein Stammvater -- deine Wuth trieb dich den Lichas an die Hörner des Monds zu ſpieſſen; und mit dieſen Händen, die die ſchwereſte Keule ſchwangen, dein würdigſtes Selbſt zu zerſtören -- die Hexe ſoll ſterben -- ſie hat mich dem jungen Römiſchen Knaben verkauft, und ich falle allein durch ihre Verrätherey; ſie ſoll es mit dem Leben büſſen -- He, Eros!

(Er geht ab.)

Republik, welche 260 Jahre dauerte. Diese Zeit blieb sie in ihren Lagunen, wie in der Wiege, eingeschlossen. Die Zeit, die sie hernach von Lucius Anafestus bis zu Sebastian Ziani, von 703 bis 1173 unter 37 souveränen Herzogen zubrachte, waren ihre Knabenjahre. Diese Periode von 470 Jahren wand sie zum Theil an, sich vor ihren benachbarten Feinden zu schützen, und zum Theil ihre Herrschaft zu erweitern, je nachdem sie an Kräften zunahm; bis endlich das Volk den Herzogen die Regierung entriß, und eine Demokratie errichtete. Dies war der Anfang ihrer Junglingsjahre, welche voll Stärke und Tapferkeit waren, und von 1173 bis 1228 dauerten. Sie war aber in diesem robusten Alter vielen Drangsalen und schrecklichen Krankheiten unterworfen. Ihr männliches Alter fieng mit der Regierung des Adels an, im Jahr 1228, und blühete bis zum Krieg der Allianz von Cambrai 1509. Da fieng sie an, alt zu werden.

Venedig hat den Vorzug länger als alle die übrigen Republiken, so berühmt und mächtig sie auch gewesen sind, gedauert zu haben. Sparta erhielt sich nur 700 Jahre. Athen, Theben, und Rhodi verloren mehrmalen ihre Freyheit. Korinth genoß derselben nicht lange; und Rom, unter allen Republiken die mächtigste, behauptete sie nicht über 500 Jahre. Ein überzeugender Beweis von der innern Güte der Venezianischen Regierungsart!

Die

Die Neutralität ist Eine ihrer Fundamental-Maximen, den Frieden zu erhalten. Auch fehlt es ihr nicht an Kräften und Ansehen, bey ihrem Entschluß zu beharren. Daß dieses nicht leicht sey, davon haben wir einen Beweis an der Republik Holland vor Augen, und in der Geschichte von Florenz. Diese Republik hatte sich vorgenommen zwischen dem Pabst Julius II, und den Königen von Frankreich und von Aragon neutral zu verbleiben: und erbitterte hierdurch den Ersten, der ihr schon Feind war, beleidigte den Zweyten, der als Freund Hülfe von ihr erwartete, und erhielt keinen Antheil an den Vortheilen des Dritten, mit welchem sie sich unter guten Bedingungen hätte verbinden können.

Die Lage des Hauptsitzes der Republik macht, daß sie sich nicht viel darum bekümmert, eine starke Armee zu Land zu unterhalten. Destomehr aber läßt sie sich die Seemacht, worauf sich ihre Erhaltung schlechterdings gründet, angelegen seyn. Sie hat auch hierin unter allen Italienischen Mächten den Vorzug behauptet, wie ehedem die Athenienser unter den übrigen Griechen. Ihr Arsenal ist das schönste in Europa, und reichlicher versehen, als viele glauben. In demselben bestehet die ganze Beschützung ihrer Staaten, und wenn es vor zweyhundert Jahren den Spaniern gelungen wäre, es zu verbrennen, so würde alles verlohren gegangen seyn.

Wenn

Wenn man Herr über ein Meer seyn kann, so ist es diese Republik über den Adriatischen Meerbusen. Sie hat in einem Winkel desselben ihren Anfang genommen. Die Lagunen desselben waren ihre erste Wiege, worin sie vor dem Einfall der nördlichen Völker ihre Sicherheit fand, indeß jene Italien verwüsteten. Jemehr sie an Macht zunahm, und die orientalischen Kaiser den Meerbusen verließen, desto weiter verbreitete sie daselbst ihre Herrschaft, bis sie ihn endlich gänzlich von Korsaren säuberte, und sich völlig einzgen machte. Ihr Recht gründet sich theils auf den verlassenen Besitz der Griechischen Kaiser, denen er zugehörte, und theils auf die Waffen. Sie fochten 170 Jahre mit den Sklavoniern um den Besitz, und diese gestanden ihnen im Jahr 996 denselben ein. Ein gleiches haben die Genueser und Pisaner gethan, nachdem sie ihnen über 300 Jahre denselben streitig gemacht hatten. Seit vielen Jahrhunderten haben auch alle Europäische Fürsten diese Herrschaft anerkannt. Alle Jahre, wenn sich der Doge vermittelst eines goldenen Rings mit diesem Meer vermählt, und da er ihn hineinwirft, spricht: Desponsamus te, mare, in signum veri et perfecti dominii, finden sich die Bothschafter der Fürsten gegenwärtig.

Einige Schriftsteller geben vor, Pabst Alexander III. habe den Venezianern die Herrschaft über das Adriatische Meer gegeben, sie für den Beystand, den sie ihm wider die Verfolgungen Kais

Kaisers Friederich des Rothbarts leisteten, zu belohnen, und zum Andenken des Siegs, den sie auf dem Meer wider des gesagten Kaisers Sohn Otto erfochten. Wie konnte aber der Pabst eine Herrschaft verleihen, die ihm nicht zugehörte? Pabst Julius II fragte eines Tags aus Scherz den Venezianischen Bothschafter Hieronymus Donato, ob er nicht wüßte, wo die Urkunden ihrer Herrschaft über den Meerbusen wären? Auf der andern Seite des Schenkungsbriefs, den Kaiser Konstantin dem Pabst Sylvester gab, antwortete der Bothschafter. Er wollte sagen, der Venezianer Herrschaft über das Meer wäre nicht, wie des Pabstes Seine über Rom, auf eine vorgegebene Schenkung gegründet, und die Urkunden derselben wären nicht mit Dinte, sondern mit dem Blute der vertriebenen Sklavonier, Pisaner, und Genueser geschrieben.

Endlich sagen die Venezianer noch, sie besitzen das Adriatische Meer mit dem nämlichen Rechte als sie Venedig selbst besitzen; Nani Istor. Veneziana Lib. 8. und es fehle ihnen nicht an guten Galeeren, Soldaten und Kanonen, dieses Recht zu behaupten. Auch kann man dieses Meer nicht beschiffen, ohne sich ihren von langer Zeit her eingeführten Gesetzen zu unterwerfen. Wenn aber der Handel zu Triest nach dem Maas, wie er angefangen hat, zu wachsen fortfährt, so kann es leicht geschehen, daß der Venezianer Herrschaft

ſchaft über dieſes Meer in das Regiſter unbedeutender Titel gerathe.

Die dem menſchlichen Geſchlechte ſo eigene Herrſchſucht hat auch die Venezianer verleitet, ihre Eroberungen weiter auszubreiten, als ihre Kräfte hinreichten, ſie zu behaupten. Sie haben durch ihr Beyſpiel bewieſen, daß ein Staat ſich nur durch ſolche Mittel erhalten kann, die ſeiner erſten Grundfeſte angemeſſen ſind. Die Venezianiſche Republik entſtand aus Furcht, und auf der See; wurde durch Armuth ernähret, und im Frieden erzogen. Da ſie mit den Waffen ihre Herrſchaft zu Land erweiterte, betrat ſie den Pfad des Verderbens. Die Eroberungen zu Lande zogen den Verluſt der Inſeln Cypern und Candia und der Halbinſel Morea, deren Beſitz ihrer Natur angemeßner und viel wichtiger war, nach ſich. Der Handel nach der Levante, worin ſie ſonſt ſo ſehr vom Glück begünſtiget wurde, ſollte ihr vornehmſter Gegenſtand ſeyn.

Die Langſamkeit ihrer Entſchlüſſe, ein allgemeiner Fehler aller Republiken, hat den Verluſt aller ihrer Beſitzungen jenſeits des Meers verurſacht. Uebrigens ſind die Venezianer eben ſo feſt in ihren Entſchließungen, als ſie langſam dazu ſind; ernſthaft, klug, und in ihren Handlungen ſich immer gleich, ruhig von außen, ſo groß auch die Unruhe ihres Gemüths wäre, geduldig in ſchweren Geſchäften, ſanft und umgänglich.

Mit Höflichkeit und Bescheidenheit kann man leicht ihre Freundschaft erwerben, besonders wenn man über ihre Regierungs-Art Bewunderung und Hochachtung merken läßt. In ihren Häusern leben sie sehr sparsam und nüchtern; stehen sie aber in auswärtigen Diensten der Republik, z. B. als Bothschafter an fremden Höfen, so leben sie prächtig, ihrem Vaterland Ehre zu machen.

Ehedem war die Republik sehr darauf bedacht, die Sitten ihrer Unterthanen rein zu erhalten und sie vor Schwelgerey zu verwahren. Unverheiratheten Jünglingen war es nicht erlaubt, zahlreichen Gastmälern und Hochzeiten beyzuwohnen. Im Jahr 1335 wurde verordnet, daß von Michaelis-Tag bis Ostern kein Gastmal, es wäre denn unter Anverwandten, gehalten würde; und in den Zeiten, da es erlaubt war, durfte es nicht länger als zwo Stunden in die Nacht dauern. Damit ehrliche Mädgen nicht zu Hurerey verführt würden, so wurden 1421 fremde Huren in die Stadt gezogen, und in dem Quartier de Nampani der Pfarrey San Cassano in eigenen dazu bestimmten Häusern zu wohnen berechtiget; woher denn auch noch heut zu Tage diese Gegend Carampana (von Ca oder Case de Nampani) genannt wird. Diesen Weibern wurde von der Regierung eine Matrone vorgesezt, welche das Geld von den Mannsleuten, die sich derselben bedienten, einnahm, und es monatlich unter sie ver-

vertheilte, damit ihnen die Gelegenheit benommen würde, ihre Waare zu übertheuren, und Unfug unter der Jugend anzurichten. Nachdem sie auf die gesagte Weise der Unzucht Schranken gesezt hatten, verbannten sie 1439 alles übrige liederliche und verführerische Gesindel aus der Stadt.

Sabellicus erzählt, in den ersten Zeiten der Republik sey zu Venedig der Gebrauch gewesen, die mannbaren Mädgen an die meistbietenden zur Ehe zu verkaufen, und mit dem Gelde, das für die Schönen einkam, die garstigen auszusteuern, damit auch diese verehliget würden. Aber dieser Gebrauch muß nicht gar lang gedauert haben; denn es sind ungezweifelte Beweise vorhanden, daß in den ältern Zeiten der Republik ein freywilliges Verlöbniß üblich war. Auf Mariä Reinigung im Monat Februar versammelten sich die verlobten Mädgen in der Kirche S. Pietro a Castello, legten ihr Heyrathsgut in einen dazu bestimmten Kasten, übernachteten in der Kirche, und wurden des Morgens von den Bräutigamen samt ihrem Heyrathsgute abgeholt, nachdem der Bischof den Segen über sie gesprochen, und von den Pflichten des Ehestandes eine Rede gehalten hatte. Die Bräute wurden einst von den Histerreichern, die sich des Nachts in Schiffen herbeygeschlichen hatten, samt ihren Heyrathsgaben geraubet. Aber die Räuber wurden von den Venezianern eingeholt, und die Beute ihnen wieder abgenommen. Zum Andenken dieser patriotischen

Tapferkeit iſt ſeitdem der Gebrauch geweſen, daß der Doge am Feſte Mariä Reinigung die Kirche Santa Maria formoſa, aus welcher Pfarrey der gröſzte Theil der Ertretter war, beſucht, und von daſiger Gemeinde mit zween Hüthen und eben ſo vielen Fläſchchen Wein beſchenkt wird. Denn da ſie dieſen jährlichen Beſuch ſich damals vom Doge ausbaten, und er von dieſer Pflicht, im Fall es regnete, befreyet ſeyn wollte: antworteten ſie ihm, ſie würden ihm alsdann einen Huth ſich zu bedecken, und Wein zu trinken ſchicken.

Die Venezianer ſind jederzeit Liebhaber und Beförderer der Gelehrſamkeit und ſchönen Künſte geweſen. Man legt ihnen insgemein die Ehre bey, die erſte öffentliche Bibliothek errichtet zu haben. Im Jahre 1362 bot Petraria ſeine Büchersammlung dem Senat zum öffentlichen Gebrauch an, und verlangte deshalben ein eigenes Haus für ſich und für dieſelbe. Der Senat nahm mit groſzen Lobſprüchen das Anerbieten an, und willigte vermittelſt eines Dekrets in ſein Begehren. Er erhielt auch wirklich den Palazzo delle due Torri, im Seſtiere di Caſtello, zu ſeiner Wohnung, ſo lang er ſich damals zu Venedig aufhielt. Wer ſollte nun nicht denken, Venedig gebühre die Ehre, die erſte öffentliche Bibliothek errichtet zu haben? Der Herr Abt von Sadeli Memoires de Petrarque T. 3. p. 615 und andere ſind dieſer Meynung. Es ſcheint aber, Petrarca habe ſeine Büchersammlung dem Senat

nicht

nicht übergeben. Da er Venedig verlaſſen hatte, und im Jahre 1367 ſein Buch de ignorantia ſui ipſius et multorum dem Grammaticker Donatus Appenninigena, der zu Venedig wohnte, zuſchrieb, meldet er in der Zuſchrift: er habe ſeine Bibliothek in deſſelben Händen zurükgelaſſen. Petrarc. Oper. Vol. 2. p. 1148. Im Jahre 1371 ſagt er ſogar in einem ſeiner Briefe: er ſey entſchloſſen, ſeine Bücher zu verkaufen, oder zu verpfänden, um ein Oratorium der Mutter Gottes zu Ehren aufzurichten. Var. Epiſt. 42. In einem Briefe, den der florentiniſche Herr Abt Mehus ans Licht geſtellt hat (Vita Ambroſ. Camald. p. 205.) erkundigt ſich Boccaccio bey Franz von Broſſano, dem Univerſal-Erben des kaum verſtorbenen Petrarca, was er in Anſehung ſeiner ſehr ſchäzbaren Bibliothek verordnet habe? Ein ungenannter Verfaſſer einer Lobrede auf den berühmten Nicolaus Niccoli, welcher kurz nach Petrarca lebte, und vom P. degli Agoſtini citirt wird, (Scrittori Venez. T. I. Pref. p. 28.) verſichert ſogar, die Bücher des Petrarca ſeyen nach ſeinem Tode zerſtreuet worden. Es kann alſo gar wohl ſeyn, daß die wenigen petrarchiſchen Codices, die ſich in der itzigen öffentlichen Bibliothek zu Venedig finden, wovon Jac. Phil. Tomaſini in ſeinem Petrarca redivivo c. 13. p. 85. ein Verzeichniß liefert, nach ſeinem Tode gekauft worden ſind. Gewiß aber iſt, daß bis zu den Zeiten des Kardinals Beſſarion kein ſicherer Beweis einer öffentlichen Bibliothek zu Venedig anzutreffen ſey. Nicht nur dieſer Kardinal,

da er als Biſchof von Nicea zu Venedig anländete, ſondern auch viele andere Griechen, welche nach dem Untergang des griechiſchen Kaiſerthums nach Italien flüchteten, hatten von der Republik viele Ehrenbezeugungen und Wohlthaten erhalten; wodurch er 1463 bewogen wurde, ſeine ganze Sammlung von griechiſchen Manuſcripten, welche ihm mehr als 30000 Scudi gekoſtet hatte, (Platina Panegyr. in Beſſarion.) dem Senat zu einer öffentlichen Bibliothek zu vermachen. Damals hatte ſchon Koſmus, der ältere, von Medici, ſeit 1444 in dem von ihm erbauten Kloſter S. Marco zu Florenz eine Bibliothek zum allgemeinen Gebrauch eröfnet. Die Vatikaniſche kam erſt unter Sixtus IV. zu Stande.

Schon im Jahre 1469 hatte Venedig eine Buchdruckerey. Johann von Speyer war daſelbſt der erſte Buchdrucker, und das erſte daſelbſt gedruckte Buch waren die Epiſtolae Familiares des Cicero. Die Venezianer weiſen zwar ihren mit dem Namen des Buchdruckers Nicolaus Jenſon und mit der Jahrzahl 1461 bezeichneten Decor puellarum auf; es iſt aber ausgemacht, daß Jenſon vor 1470 kein Buch zu Venedig gedruckt hat. Eben ſo ſehr iſt es gefehlt, wenn man behauptet, Aldus Manutius habe die erſten griechiſchen Bücher zu Venedig gedruckt. Dieſe Ehre gebührt dem Dionyſius von Paraviſino, welcher 1476 die griechiſche Grammatik des Laſcaris zu Meiland drukte.

Hins

Cleopatra, Charmion, Iras und Mardian kommen zurük.

Cleopatra.

Helft mir, meine Weiber! o! er iſt wüthender als Telamon um ſeinen Schild; kein Theſſaliſcher Bär ſchäumte jemals ſo vor Grimm.

Charmion.

Eilet in das Monument (*), verſchließt euch dort, und laßt ihm ſagen, ihr ſeyd todt.

Cleopatra.

Ins Monument; Mardian, geh, ſag' ihm, ich habe mich ſelbſt umgebracht; ſage, mein leztes Wort ſey Antonius geweſen, und ſag' es, ich bitte dich, mit einer recht wehmüthigen Art. Eile, Mardian, und melde mir wieder, wie er meinen Tod aufnimmt -- (Zum Monument) -- [Sie gehen ab.]

Zehnte Scene.

Antonius und Eros treten auf.

Antonius.

Eros, du ſiehſt mich noch.

Eros.

(*) Ein prächtiges Gebäude, nahe an dem Tempel der Iſis, welches Cleopatra, nach der Gewohnheit der alten Aegyptiſchen Könige, zu ihrem Grabmal hatte aufführen laſſen.

Hingegen kann man der Stadt Venedig die Ehre von dem gothiſchen oder vielmehr teutſchen Geſchmak in der Baukunſt zuerſt abgewichen zu ſeyn, nicht ſtreitig machen. Sie bedienten ſich in dem Bau ihrer S. Markus-Kirche eines griechiſchen Baumeiſters. Dieſer folgte zwar überhaupt dem rohen Stil ſeiner Zeiten; doch war er weniger ausſchweifend in den Proportionen. Die Bogen und Kuppeln haben in ihren krummen Linien etwas großes, ob ſie gleich von der wahren Schönheit noch weit entfernt ſind. An Einem der Eingänge hat ſich der Baumeiſter in der Geſtalt eines alten Mannes, der auf Krücken gehet und ſich in einen Finger beißt, in Stein eingehauen. Die Procuratori di S. Marco hatten ihm verſprochen, ſeine Statue in die Kirche zu ſetzen, wofern die Kirche die ſchönſte wäre die in ſeinen Kräften ſtünde. Weil er ſich aber nach vollendetem Bau gerühmt hatte, daß er eine noch viel ſchönere zu bauen im Stande wäre ſo hielten ſie ihr Wort nicht. Davor ſoll er ſich ſelbſt in der geſagten Geſtalt abgebildet haben; daß er ſich in den Finger beißt, bedeutet Reue und Rachſucht. Uebrigens zeichnet ſich Venedig durch die Werke der Bau- und Bildhauer-Kunſt nicht ſo ſehr aus, als durch die vielen und ſehr ſchäzbaren Mahlereyen des Tiziano, Tintoretto, und anderer berühmten Meiſter der venezianiſchen Schule.

Weiter ins Beſondere zu gehen, überſchreitet die Grenzen meines Vorhabens. Die einzeln Gegenſtände finden ſie in vielen Reiſebeſchreibungen. Ich bin ꝛc.

J * * *

VI.

Auszug aus einem Schreiben eines Künſtlers.

Neapel — 1781.

Heute war ich zu Capo di Monti, wo die Königliche Bilderſammlung iſt. Vier und zwanzig Zimmer dieſes großen Gebäudes ſind voll von Gemälden. Gleich beym Eingang im erſten Zimmer hängen Schlachten, die von keiner Bedeutung ſind. Es iſt ein wildes Gewühl von Menſchen mit blizenden Harniſchen, weiſſen und ſchwarzen Pferden, Feuer, Rauch, und Luft. Alles geht ohne Ordnung durch einander, daß es ſchwer fällt ein Ganzes herauszufinden. Die mehreſten dieſer Gemälde gleichen einer Leinwand, die man ohne Verſtand mit hellen und dunkeln Flecken überſtreut hat.

Auf

Auf dieſe folgt ein Zimmer, wo viel Werke von Parmeggiano aufbehalten ſind. Dasjenige, was meine Aufmerkſamkeit zuerſt unterhielt, iſt ein Porträt, das man für ſeine Geliebte ausgiebt. Es iſt ein Mädchen von ohngefähr 16 oder 17 Jahren; ein Ideal jugendlicher Unſchuld und Grazie. Sie ſieht den Betrachter mit einem Blik an, der biß ins Herz dringt. Man begreift wie dieſe Grazie Parmeggiano zu einem Mahler der Grazie bilden konnte. Das zweyte iſt eine Madonna, man ſieht ſie von hinten. Auf den ſchönen Nacken wendet ſie das Geſicht ſo, daß man es im Profil ſieht. Das Kind hat ſie vor ſich, auf etwas ſitzend, und dieſes iſt von vorne zu ſehen. Mit dem einen Arm hält ſie es feſt, der andere iſt hoch gehalten, und ſpielt dem Kinde mit den Fingern am Mund; ein glüklicher naiver Einfall, den der Künſtler wahrſcheinlich der Natur abgelauſcht hat.

Noch eine andere Madonna mit dem Kind in Lebensgröße, in Waſſerfarbe, ſehr flüchtig mit großen Strichen auf Leinwand gemahlt. Es iſt eine Flucht nach Egypten. Die Mutter iſt müde das Kind zu tragen. Um auszuruhen, hat ſie es auf einen Stein geſezt, die matten Arme hält ſie lang ausgeſtrekt, und, um ihr Haupt ausruhen zu laſſen, lehnt ſie es an ihres Sohns Stirne. Dies iſt ein guter Gedanken voller Zärtlichkeit. Ein trauriger melancholiſcher Schleyer überzieht ihr Geſicht. Sie ſcheint von der Laſt

das geliebte Kind weiter zu tragen, niedergedrükt. Blikt sie aber wieder nach dem Säugling, und sieht in dessen Stirne den künftigen Mann, so findet sie sich auf einmal gestärkt, und verrichtet von neuem ihr Geschäfte mit Leichtigkeit.

Nun komme ich zu dem Zimmer, wo wenige aber desto kostbarere Gemälde sind. Das Schönste von allen ist die kleine Skitze des jüngsten Gerichts von Michael-Angelo in der Sixtinischen Kapelle. Es stand eben von der Wand abgenommen, und in einem guten Lichte, wo ich es recht sehen konnte. Der Kayserliche Gesandte läßt es kopiren, um es nach Wien zu schicken. Ich freue mich über mein Glük, daß ich nach Neapel zu einer Zeit kommen mußte, wo dies Bild gut zu sehen war. Alle Reisende, die nach Italien gehen, kommen entweder der Kunst oder der schönen Natur wegen. So bald die Nachricht erschallt, der Vesuv wäre in Bewegung, und man vermuthe eine Eruption, so macht sich alles auf den Weg, und eilt nach Neapel, das groſse, prächtige, seltene Schauspiel der Natur zu sehen. So ausserordentlich und bewundernswürdig dies Spiel der Natur ist, eben so selten und gros ist dieses Kunststük von einem Menschen. Alle diejenigen, die Gelegenheit haben zu reisen, solten kommen, und sich mit ihren Augen überzeugen, was die Menschen vermögen mit ihrem Verstande hervor zu bringen.

Es iſt nicht ſowol eine Skize als vielmehr ein ausgeführtes Bild im Kleinen, das er vorher gemacht hat, bevor er das Groſse anfieng. Es iſt ganz vollendet, und mit der fleiſsigſten Genauigkeit ausgeführt. Der gelehrte Zeichner hat hier alle ſeine Wiſſenſchaft der Anatomie angebracht — Stellungen von aller Art, ſtehende von allen Seiten, ſizende, liegende, fliegende, fallende, verkürzte von oben, von unten, gekrümmte, verdrehte, ſo wie es die Möglichkeit eines Körpers zuläſst. So wunderbar und ſchön die Stellungen ſind, ſo hat er ſie doch mit der gröſten Richtigkeit und Deutlichkeit gezeichnet. Das ganze Knochengebäude ſieht man unter dem Fleiſche; die Gelenke hat er beſonders ſehr deutlich ausgezeichnet. Die Sehnen hat er ſo zu zeigen gewuſst, daſs man ſieht, daſs ſie die Körper bewegen. Wenn ſich ein Theil bewegt, ſo ſieht man an der geſpannten Sehne, welcher es aufhält oder anzieht. Die Muskeln ſind nach ihrer Art weich, aber doch ſo wie ſie in geſunden ſtarken Menſchen ſind. Die männlichen Figuren ſind alle wie Herkules. Die weiblichen ſind zu männlich und ohne Grazie.

Nach ſeiner Beleuchtung zu urtheilen, hat er ſich zu allen Figuren Modelle von Thon gemacht. Denn ſie ſind auſſerordentlich ſcharf und natürlich beleuchtet. Wäre ſeine Einbildungskraft auch noch ſo ſtark geweſen, ſo konnte die Nachahmung aus der bloſsen Vorſtellung nie dieſen ho-

hen Grad von Wahrheit erreichen, sondern alles muste schwächer und matter werden.

Ich habe viele von den einzelnen Zeichnungen gesehen, die ihm zu diesem Bilde gedient haben. Sie sind alle zum Erstaunen sorgfältig ausgeführt. Auch die Zusammensetzung des Ganzen mit allen Figuren und mit etwas Veränderung, hab' ich öfters in der Zeichnung betrachtet. Sie ist mit schwarzer Kreide, und in allen Kleinigkeiten aufs feinste ausgearbeitet, bis auf die kleinsten Figuren, die nur eines Fingers lang sind. In Miniatur ist es nicht möglich feiner zu arbeiten. Sogar die Gruppen, welche im Dunkeln sind, haben dieselbe Deutlichkeit, wie die im Hellen. Er hat mit der schwarzen Kreide so lange gerüpfelt, biß es nach seinem Sinne war; und in seinem Sinne war viel.

Es ist zum Verwundern, was er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit zeigt, und er muß noch mehr gewußt haben, als er machte; denn wer so viel giebt, muß viel haben.

Wer solte glauben, daß eben der Mann, der die große Kuppel der Peterskirche, die gröste und schönste der Welt; die schöne Brücke über den großen Kanal in Venedig; den schönsten Pallast, dem man vielleicht keinen ähnlichen aufweisen kann, den Farnesischen in Rom; die vielen über Lebensgröße marmornen Statuen, und das große Werk,

die

die Sixtiniſche Kapelle, gemacht hat — daß eben dieſer Mann ſo viele kleine mühſame Zeichnungen und Mödelchen, und das kleine Oelgemälde, wozu ſo viele Gedult und Nettigkeit gehörte, gemalt habe? Zu dem Altarblatt allein machte er ſo viele kleine mühſame Modelle! Ein Beweis, daß die groſſen Genies nichts im Flug machen! Dieſes kleine Bild, wo ſo viele Grundkentniß des menſchlichen Körpers, und wo die Anatomie ſo deutlich iſt, ſolte in Kopie an jedem Orte wo eine Akademie iſt, als eine Geſeztafel für junge Künſtler aufgehängt ſeyn.

Der junge Mann, dem man es zu kopiren aufgetragen hatte, ſagte: daß es ihm ſo viele Mühe mache, und daß er ſchon anderthalb Jahre daran gearbeitet habe. Wäre ich länger mit ihm bekannt geweſen, ſo hätte ich ihm geſagt: daß er ſich erſt mit der Geſtalt des Menſchen und der Kenntniß aller Theile, nach den Geſetzen der Anatomie, bekannt machen ſolte. Denn ohne dieſe bleibt er ein Nachmacher von Strichen, Hügeln und Thälern, und weiß nicht, was ſie bedeuten. Es iſt beſonders, wie jeder Ort, und jede Akademie einen Unterſchied im Zeichnen macht. Wäre dieſer Künſtler ein Römer, ſo hätte er bey ſeinem Fleiß ungleich mehr Verſtand und mehr Kenntniſſe von einer Figur. Alle junge Leute in Rom, ſo ſchlecht und ſteif ſie auch zeichnen, haben doch Kenntniß von dem Bau des menſchlichen Körpers, und man ſieht ſogleich an ihrer

Arbeit

Arbeit, daß ſie gewohnt ſind, die ſchönen Antiken zu ſehen.

In eben demſelbigen Zimmer hängen noch viele fürtrefliche Bilder. Unter andern eine Venus von Caracci; ſie liegt ausgeſtrekt, und viele Kinder ſpielen um ſie herum. So treflich die Figur gezeichnet iſt, ſo ſcheint ſie doch ein wenig zu ſteif und ſehnenreich.

Titians Gemälde der Danae, das hier daneben zu ſehen iſt, thut dieſem Bilde vielen Schaden in der Vergleichung. Sie iſt ſo rund, fleiſchig und weich, daß man nicht Leinwand, ſondern wahre Natur zu ſehen glaubt. Das Colorit iſt ein wenig verbleicht, ſonſt würde man das röthliche Blut durch die Haut ſchimmern ſehen. Eben dieſe Bemerkung machte ich bey ſeiner Venus zu Florenz. Sie liegt da auf dem weiſſen Bette, wie eine junge Roſe, wenn, bey ihrem Entſproſſen, durch die äußerſte weißlichte Blätter das innere verborgene dunkelroth durchſchimmert. Das Blut ſcheint warm und lebend zu ſeyn.

Vor der Venus von Caracci, und der Danae des Tizian ſaßen einige Mahler und kopirten ſie. So viel ſie ſich aber auch Mühe gaben, ſahe ich doch bald, daß ſie das Original nie erreichen würden. Ihr Colorit war weder im Gold- noch im Silber-Ton, ſondern, was man in Welſchland im Eis- und Schnee-Ton nennt.

Unter

Unter den Porträts von Titian ſind ſehr viele ſchöne Frauenbilder. Dasjenige, was mich aber am meiſten in dieſem Zimmer frappirte, war ein Stük in Lebensgröße mit drey Figuren. Ein Pabſt ſizt an einem Tiſch, in einem weiſſen Gewand, und neben ihm ſteht ein Mann der Befehle von ihm annimmt, den man für einen Baumeiſter ausgiebt. Auf der andern Seite ſteht ein Kardinal. Dieſes Bild iſt mir unmöglich zu beſchreiben, weil es lauter Geiſt iſt; und nie werde ich mit Worten ausſprechen können, woran es eigentlich liegt, daß es ſo lebend und denkend ausſieht. Beſtünde ſein Werth in der Zeichnung, ſo könnte man ihre Ausdrücke finden, es deutlich zu machen. Auch mit Pinſel und Farben iſt es unmöglich. Es hat es einer verſucht. Die Copie hängt daneben, und ſie iſt gewiß von keinem ſchlechten Mahler. Sie iſt aber ſo weit vom Original entfernt, als der Himmel von der Erden, und Jenes verhält ſich dagegen — wie die klare durchſichtige Luft zu der ſchwerſten irdiſchen Materie, die ich kenne. Titians Kopf hat Leben, Geiſt und Kraft zu denken, zu handeln; er würkt und bewegt ſich. Aber jener ſcheinet von Bley und ohne Gedanken. Man ſtelle ſich einen Mann vor, mit einem geiſtigen, vernünftigen, betriebsvollen Eifer, der mit Leidenſchaft von einer Lieblings-Sache mit einem eben ſo leidenſchaftlichen ſpricht. Sie ſind in der Natur; aber es ſind die ſeltene, wenige Auserwählte, von den vielen berufnen. Titian hat den Augenblik abgeſtohlen,

da er den Pabſt ſo ſahe. Denn immer kann er nicht ſo geweſen ſeyn; ſonſt würde ihn ſein eigenes Feuer verbrannt haben. Mich dünkt, ich ſehe den alten Pabſt, im Lehnſtuhl am Tiſche ſitzen, darauf die eine Hand ruht, und die andere auf der Lehnen des Stuhls. Er hat ſo eben ein langweiliges Geſpräch mit dem Kardinal gehalten, worüber ſeine Sinnen eingeſchläfert ſind. Bey alten Leuten werden durch die Langeweile die Sehnen abgeſpannt, und der Kopf ſinket nach und nach hinunter, biß das Kinn auf der Bruſt ruhet; und ſo bleiben ſie in einem wahren Traum ſitzen, biß ſie Jemand mit einer intereſſanten Sache aufweckt. Dies iſt hier der Fall. Da der Baumeiſter der Peterskirche kommt, und dem Pabſt ſo viel an dem wichtigen Werke gelegen iſt: ſo wacht auf einmal der große Geiſt wieder auf, und die Sehnen, die nicht ſo gehorſam ſind, wie bey einem jungen Manne, wenden den Kopf, daß er gegen die Bruſt geſenket bleibt. Die Augen wenden ſich ſtark, um den Mann anzuſehen der ein wenig von der Seite ſteht, und dies giebt dem Geſicht ein noch geiſtigeres Anſehen. Der Baumeiſter ſteht in einer ſehr natürlichen Stellung. Seine Knie ſind mit Ehrfurcht gebogen, um die Befehle ſeines Herrn zu empfangen. Man ſieht an ſeiner Mine, daß er mit einem Manne ſpricht, den er achtet, und deſſen Willen er mit Gehorſam ausführen will.

Eros.

Ja, Gnädigſter Herr.

Antonius.

Zuweilen ſehn wir eine Wolke, die einen Drachen vorſtellt; ein andermal eine die wie ein Bär oder Löwe, andre die wie ein hochgethürmtes Schloß oder ein abſchüßiger Felſen ausſehen, oder wie ein gabelförmiger Berg, oder wie ein blaues Vorgebürg, mit Bäumen drauf, die in die Welt herabniken, und unſrer Augen mit eiteln Luftgeſtalten ſpotten. Du wirſt oft ſolche Erſcheinungen geſehen haben, ſie ſind des braunen Abends gewöhnliches Gepränge.

Eros.

Ja, Gnädigſter Herr,

Antonius.

Das was izt ein Pferd iſt, wird oft in einem Gedanken wieder zerriſſen, und ſo unkennbar wie Waſſer in Waſſer.

Eros.

Es iſt ſo, Gnädigſter Herr.

Antonius.

Mein ehrlicher Junge, Eros, ein ſolcher Körper iſt nun dein Herr. Izt bin ich noch Antonius, aber ich kan dieſe ſichtbare Geſtalt nicht länger behalten, mein Junge. Ich fieng dieſen Krieg Cleopatren zu gefallen an; ich dachte,

Nach diesem trat ich in ein Zimmer, wo viele Bilder von Guido sind, und ein sehr schönes Stük von Guercino hängt. Es ist eine Magdalena. Man kann nicht von ihm sagen, er sey der Mahler der Schonheit; aber gewiß ist er der Mahler des Reizes und der natürlichen Anmuth. Für den hohen Stil der schönen griechischen Formen, wie Raphael's oder Dominichino's, hatte er kein Gefühl; aber für solche, wie man sie in Italien häufig findet. Die Magdalene hat eine Dornkrone in der Hand, die sie besieht: das untergesenkte Gesicht mit den niedergeschlagenen Augen und den langen fliegenden Haaren, giebt ihr einen außerordentlichen Reiz.

So oft ich etwas von Guercino sahe, fällt mir das Bild ein, das zu Rom im Pallaste Spada hängt. Es ist die Dido, wie sie sich auf dem Scheiterhaufen ersticht. Es gehört unstreitig unter seine größten und glüklichsten Compositionen. Nie hat ein Mahler, wie er, verstanden, die Köpfe mit Ausdruk zu beseelen, und das deutlich darzulegen, was in der Seele vorgeht. So oft ich das Bild gesehen habe, so oft hatte ich Mühe davon wegzukommen. Gegenüber stand ein marmorner Tisch; auf diesen setzte ich mich, um es ganz zu genießen, wie ein junger Mensch den Anblik seiner Geliebten.

VII.

Nachricht

von einigen im Heſſen-Darmſtädtiſchen ausgegrabenen Elephanten und Rhinoceros-Knochen.

Was wir unſern Leſern hierüber mittheilen werden, iſt ein Auszug aus einer mit zwey Kupfertafeln begleiteten Abhandlung von drey Bogen, die uns der Verfaſſer, Herr Kriegsrath Merck in Darmſtadt, einer unſrer Freunde und Correſpondenten, unter dem Titel: Lettre à Monſieur de Cruſe, Conſeiller d'Etat et Premier Medecin de S. A. I. Mſgr. le Grand-Duc de toutes les Ruſſies, ſur les Os foſſiles d' Elephans et de Rhinocéros qui ſe trouvent dans le páis de Heſſe-Darmſtadt. à Darmſtadt, 1782. zugeſchikt hat. Dieſe Foſſilien ſind in des Hrn. V. eigener Sammlung. Das merkwürdigſte Stük unter allen iſt der ziemlich wohl erhaltene Rhinoceros-Kopf, der auf der erſten Platte im Profil, und von vorne abgebildet iſt. Es fehlen auſſer dem Unterkiefer, der nie leicht an einem foſſilen Kopf mit gefunden wird, alle Zähne, ein Stük vom Vomer, und das rechte Os Zygomaticum. Uebrigens hat er ſeine ganz vollkommene Länge, die Condyli des Occiput ſind wohl erhalten, und

an

an den Apophyſibus muſtoideis und ſtyloideis iſt nur das untere Ende beſchädigt. Wir haben die Abbildung mit denjenigen verglichen, welche Herr Pallas in dem XIIIten Bande der Peterſburger Commentarien geliefert hat, und die Aehnlichkeit, ja vollkommene Gleichheit iſt auffallend. Der Verf. beklagt ſich über einige Fehler der Kupferſtecher, welche die Zeichnung übel verſtanden haben, und die er vor der Ausgabe ins Publikum will verbeſſern laſſen. Dahin gehören die vielen Furchen in den Seitenwänden des Hinterkopfs, die ganz wegfallen müſſen; und auch ein übel angebrachter Schnörkel an dem hintern Theile des Os Zygomaticum. Unſers Wiſſens hat der V. Recht, wenn er behauptet, daß dieſer Kopf bisher noch der einzige in ſeiner Art ſey, der als ein foßiles Exemplar in Teutſchland ſey gefunden worden; auſſer einem kleinen Stükchen des Vordertheils des Naſengewölbes, das in Quedlinburg gefunden worden, und im 2ten B. der Berliniſchen Beſchäftigungen einer Geſellſchaft Naturforſchender Freunde beſchrieben und abgeleitet wird. In dem unſerm Exemplar beygefügten Schreiben verſichert indeſſen der V. daß er nächſtens dieſe Behauptung mit Vergnügen öffentlich zurüknehmen werde, indem er eben einen ſolchen, und noch beſſer erhaltenen Rhinoceros-Kopf in dem Churfürſtl. Cabinet zu Manheim vor einigen Tagen geſehen habe, der bey Lamprechtsheim ausgegraben worden. Er fand bey einem Beſuche, den er dem Herrn Collini abſtattete, dieſen würdigen und einſichts-

vollen Naturforscher eben damit beschäftigt, dieses Exemplar mit der in diesem Bogen enthaltenen Beschreibung zu vergleichen. „Dieses zweyte Faktum, fährt er fort, das für die physische „Geschichte der Erde so wichtig ist, würde vielleicht noch lange im Verborgenen geblieben seyn, „wenn nicht die Gelegenheit dazu durch die Anzeige des erstern wäre gegeben worden. So „nothwendig ist der Umlauf bey den Schätzen der „Wissenschaft und der historischen Wahrheit, nicht „um der Wichtigkeit des Quanti, das in diesem „Moment ausgegeben wird, sondern wegen dessen, was mit diesem Quanto, wenn es einmal im Umlauf in den Händen eines Dritten „und Geschiktern ist, kann gewonnen werden."

Der Kopf des Thieres ist in seiner ganzen Länge 31 Zoll Pariser Maaß. Das merkwürdigste in seiner Gestalt ist ohnstreitig das ganze solide und knöcherne Nasengebäude, das sich bis an den obern Kiefer erstrecket, da bey allen Mammalibus bekanntlich die Spitze der Nase offen ist, und nur aus Fleisch und Knorpeln besteht. Uebrigens gehört das Thier in seinem Aeussern zu dem Schweine-Geschlecht, und es hat auch viele Aehnlichkeit mit dem Skelett eines wilden Schweinekopfs.

Der V. hält sich hauptsächlich bey Beschreibung des Hinterkopfs auf, welcher wir aber aus Mangel der Kupfer in ihrem Detail hier nicht folgen können. Er nimmt dabey in Gedanken vier Seiten

ten an: die Vordere, welche die Stirne bildet; die zwey Nebenseiten, welche sich an den Orbitis anfangen, und, so wie bey dem Schwein ausgehöhlt fortlauffen; und die Hintere, woran sich die Condyli, und das Foramen occipitale befindet. Er hat auf der zweiten Kupferplatte die Richtung der Gestalt, und ihre verschiednen Theile deutlich zu machen gesucht. Wir wollen nur einige Maaße hersetzen. Die Olla ist ausserordentlich klein. Das Foramen occipitale ist horizontal genommen 2″ 3‴; sein perpendikularer Durchmesser hingegen 2″. Die Entfernung des einen Condylus von andern beträgt 6″ 6‴. Die Condylen sind ausserordentlich stark, und geben eine sehr vortheilhafte Idee von der Stärke, die das Thier ausüben mag.

Die Apophyses mastoideæ und styloideæ sind unten abgebrochen. Die ganze Breite des Kopfes an dem Ende der Ossium Zygomaticorum ist 1 Fus, 2 Zoll.

Diese Ossa Zygomatica sind von hinten zu beinahe dreyeckigt, in der Mitte werden sie dünner, und gegen die vordere Seite, wo sie an die Orbitæ anschließen, werden sie stärker, und beynahe viereckicht.

Das Os petrosum ist äußerst scharfwinklicht, und die foramina lacera sind nach Proportion des Thiers ausserordentlich groß.

Wir übergehen die Besonderheiten der übrigen Beschreibung, die doch nur durch Vergleichung mit dem Original eigentlich deutlich gemacht werden können, und deren Erzählung uns so viel erweißt, daß der Beobachter aufmerksam gewesen ist.

Uebrigens ist der Kopf an den meisten Orten glatt, und eben nur an den Orten, wo die beyden Hörner hätten seyn sollen, ist er rauch, und mit kleinen Erhöhungen übersäet. Indessen sieht man an den Knochen selbst keine deutliche Spuren oder Einschnitte, wo sie könnten aufgeschossen haben. Vorne auf dem Nasengewölbe, wo das große Horn hätte sitzen können, sind auf beyden Seiten halbe zirkelförmige Einschnitte, die aber nicht durchaus fortgehen. Auf dem vordern Theile der Nase ist auch der Länge nach eine Erhöhung, die wie eine übel gemachte Naht gestaltet ist. Die Zähne und der Gaumen sind ganz weggebrochen; von diesen also kann der V. wenig beybringen.

Der Beschreibung dieses Kopfs folgen andere Knochen, die wahrscheinlich einem Elephanten zugehören. Das erste ist eine Scapula, die in ihrer ganzen Länge beynahe erhalten ist. Ihre Cavitas Glenoidea mißt dem größern Durchschnitt nach 7″ dem kleinern, oder dem eigentlichen nach 4″. Die Spina ist ziemlich erhalten, nur daß die Apophysis lateralis abgebrochen ist.

Den

Den Vogelſchnabel, worin ſie ſich endigt, kann man noch deutlich ſehen. Die Länge der Spina iſt nach ihrem Contour genommen ein Fuß 7 Zoll. Ihre Höhe, wo ſie am gröſten iſt 4″ 6‴. Oben iſt ſie abgerieben, ihre Criſta läßt ſich nicht recht beſtimmen, an ihrem höchſten Ende ſcheint ſie dreykanticht geweſen zu ſeyn, und ſie iſt dort zween Zoll ſtark. Unten aber, wo ſie ſich in den Vogelſchnabel endigt, iſt ſie ungleich dünner. Der Pars anterior iſt als der dünnſte hier am meiſten beſchädigt. Der Pars poſterior iſt der kürzeſte, und macht einen ſich ſchnell wendenden Winkel; daher iſt auch dieſer Theil der Scapula, der hinter der Spina liegt, ungleich breiter, als der vor ihr liegt. Die Baſis iſt beſchädigt, ihr Contour läßt ſich alſo nicht angeben.

3) Ein Humerus von einem Elephanten. Obgleich der obere Theil ganz abgebrochen iſt, ſo mißt er doch 3 Fuß. In der Mitte iſt er 3″ 6‴ dik, und auch ohngefähr vorn ſo breit. Der Umfang mißt an demſelben Ort 2 Fuß 7‴; hier iſt er auch platt auf beyden Seiten. Die Dicke des gröſsern Condylus iſt 5″ 3‴ die Dicke des kleinern 4″.

4) Ein Femur, woran der obere und untere Theil vollkommen fehlt, das aber dennoch 2 Fuß 2″ mißt. An dem mittlern und obern Theil iſt es auf beyden Seiten flach geformt, und

hat auch oben 2″ Dicke. Gegen unten zu wird es etwas gewölbter.

5) Ein Femur, das den dritten Theil kleiner iſt, aber im Ganzen dieſelbige Geſtalt hat.

6) Ein Stük von einem großen Hauzahn eines Elephanten, der noch 2 Schuh 8 Zoll hatte. Er iſt in die Höhe gekrümmt, und an dem einen Ende geht die Krümmung einwärts, ſo wie an dem andern auswärts. Die äuſſere Schaale iſt noch beynahe wohl erhalten, und von einem bräunlichſten Gelb. Inwendig ſind die concentriſchen Ringe des Elpheubeins, die wie bey dem Holze laufen, meiſt verkalkt.

7) Ein anderes Stük von einem ſolchen Zahn, das beſſer erhalten, aber nur 4 Zoll lang iſt.

8) Ein Os Iſchii. Hier iſt die Cavitas Cotyloidea auſſerordentlich groß, und hat nicht weniger denn 7 Zoll im Durchmeſſer. Der eine Fortſaz, der die eine Seite des foraminis ovularii bildet, iſt zur Hälfte erhalten. Der andere aber iſt ganz abgebrochen. Derjenige aber, der dem Einſchnitt der Cavitas Cotyloidea gegen über anfängt, iſt noch in einem Stücke vorhanden, und bildet ein Segment von einem Zirkel, das 10″ 6‴ lang iſt, und wovon der Radius natürlich in der Länge von 5″ 3‴ dieſer Linie geſezt ſeyn wird. Dieſe krumme Linie hat in ihrem Anfang eine andere kleine Krümmung

von

von drei Zoll, ehe ſie den großen Contour beginnt.

9) Ein Cubitus von einem Elephanten in 3 Stücken gebrochen, und dem die untern und obern Fortſätze mangeln. Dem ohngeachtet mißt er über zwei Fuß. Er hat drey irreguläre Seiten, eine Convexe, und die zwey andern, die in der Mitte auf jene ſtoßen, concave, und die zuſammen eine ſcharfe Spinam formiren.

10) Ein Backenzahn von einem Elephanten. Er iſt einer von den kleinſten. Er hat noch fünf vertikale Platten. Jede von dieſen Platten beſteht aus zwey dünnen Scheiben Schmelz, wovon jede eine Linie dik iſt. Dieſe Platten ſind an beyden Enden convex, und bilden eine Geſtalt wie gekrümmte Finger. Die Platten ſind vier Linien von einander, und die Scheiben unter einander 2 Linien. Die beinerne Subſtanz zwiſchen den Scheiben und den Platten iſt ganz calcinirt. Die Höhe iſt ohngefähr 4 Zoll.

5) Ein Kopf von einem ungeheuren Ochſen, den der Verf. **Urus** nennt, und als Ueberreſt derjenigen Thier-Gattung anſieht, die nach den ausgehaueuen Wäldern ſich in Teutſchland verlohren hat. Er erinnert an die Commentarien des Cäſars, der auch behauptet, daß ehedem Alce, oder das Elend in Teutſchland zu Hauſe gehört habe. Die Hörner ſind wohl erhalten, und obgleich ohngefähr über Einen Fuß lang von beyden Enden

abgebrochen ſind, ſo iſt doch der knocherne Theil ſo lang, daß zwiſchen beyden Enden eine gerade Linie von 3 Fuß 9 Zoll kann gezogen werden. Ihre Richtung geht biß in die Hälfte der Länge nach hinten zu, in einer Horizontal-Linie mit dem Hinterkopf; nachher beugen ſie ſich von vorne, und in die Höhe, indem ſie ſich beſtändig von einander entfernen. Sie haben, der Länge nach, Furchen, die biß drei Linien von einander abſtehen. Der Umfang an der Baſe iſt 1 Fuß 1″ 6‴. Von einer Orbita biß an die Mitte der futura frontali ſind 7″. Alſo ſtehen die beyden Orbitä 1 Fuß 2″ Zoll von einander. Von der Baſis eines Horns zum andern iſt 1 Fuß 4 Zoll Entfernung. Die Breite des Hinter-Haupts über dem foramine occipitali iſt 10″ 6‴! Die Höhe 6″ der perpendikuläre Durchſchnitt des foraminis 1″ 7‴.

Alle dieſe Knochen ſind, biß auf einige, zu Erfelden in dem Amte Dornberg in der Obern Grafſchaft Cazenellenbogen von den Kießgräbern aus dem Rheinkieß aufgefiſcht worden. Dieſer Ort iſt ohngefähr der höchſte in dem ſogenannten Ried, welche niedrige Gegend das Amt Dornberg ausmacht. Der Hauzahn des Elephanten iſt in dem Odenwald bey Niederbeerbach, und der Backenzahn zu Hochſtädten auch im Odenwald, wo er an die Bergſtraße gränzt, gefunden worden.

Alle

ich habe ihr Herz, denn ſie hatte das meine, (das, ſo lang es noch mein war, Millionen andre an ſich hangen hatte, die nun alle verlohren ſind;) ach, Eros, ſie hat die Carten zu Cäſars Vortheil gemiſcht, und betrüglich mein Glük dem Triumph (*) eines Feindes zugeſpielt -- Nein, weine nicht, Eros, man hat uns doch noch uns ſelbſt übrig gelaſſen, um unſerm Selbſt ein Ende zu machen.

Mardian zu den Vorigen.

Oh, deine ſchändliche Frau! Sie hat mir mein Schwerdt geſtohlen.

Mardian.

Nein, Antonius! Meine Gebieterin liebte dich, und hat ihr Schikſal gänzlich mit dem deinigen vermengt.

Antonius.

Weg, unverſchämter Caſtrat, ſchweige, ſie hat mich verrathen, und ſie ſoll des Todes ſterben.

Mardian.

Der Tod kan von einer Perſon nur einmal bezahlt werden, und dieſe Schuld hat ſie abgetragen. Was du thun wollteſt, hat ihre eigne Hand gethan; das lezte was ſie ſprach, war, Antonius! edelſter Antonius! Hier brach ein zerreiſſendes Aechzen den Namen Antonius in der Mitte; er wurde zwiſchen ihrem Herzen, und ihren Lippen getheilt;

ſie

(*) Eine auf Wortſpiele gegründete Metapher, worinn Hr. Martin groſſe Schönheiten findet.

Alle Exemplare haben, wie der Verf. verſichert, den wahren Charakter der gegrabnen Knochen, indem ſie ſtark an der Zunge kleben, obgleich einige davon vollkommen wohl erhalten ſind.

VIII.

Zweyter Brief.

An einen jungen Dichter.

Ich mache meiner Divinations-Kraft kein groſſes Compliment, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Ihre Antwort auf mein erſtes Schreiben *) vorausgeſehen habe. Glüklicher Weiſe für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie ſelbſt verſichert zu ſeyn ſcheinen, keineswegs meine Abſicht, ſie abzuſchrekken; widrigenfalls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zweks ſo ſehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daß die Schwierigkeiten und abſchreckenden Umſtände, wovon ich Ihnen ſprach, Ihren Muth vielmehr reizen als niederſchlagen würden: ich ſahe auch mit Vergnügen, daß mich meine Vermuthung über die ganz verſchiedne Würkung, welche meine Vorſtellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen

*) S. Teutſch. Merk. 1782. Auguſt. S. 129.

hat. Sie ſchwingen ſich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne ſie völlig gutzuheiſſen) als unaffektirtes Gefühl Ihrer Seele zu ſchäzzen weiß — über alles — hinweg, was ich Ihnen, aus dem Munde unſers Horaz, und aus der Erfahrung aller Dichter aller Zeiten, von den äuſſerlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetiſchen Berufs geſagt habe. "Wer "wird ſich, ſagen ſie, von einer Profeſſion, wo"zu er ſich berufen fühlt, durch Umſtände ab"ſchrecken laſſen, die aus der Natur und den "Verhältniſſen des menſchlichen Lebens nothwen"dig entſpringen, die ihr mit allen andern Pro"feſſionen gemein ſind, und durch ſtandhaftes Aus"harren, kluges Betragen und unabläßiges Fort"ſtreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht "überwunden werden können?" — Beſonders ſehe ich Sie mit Vergnügen ſo wohl gewafnet gegen die Vorſtellung der Armuth, das alte ziemlich gewöhnliche Loos der Künſtler, die unter dem Einfluß der Muſen ſtehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daß das Wort Armuth, das durch die Ariſtides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epictete und Thomas Moore — kurz durch die Edelſten und Beſten der Menſchen ſo ehrwürdig geworden, nichts verächtliches noch abſchreckendes in ihren Augen hat — und daß Sie ſich ſo ganz darauf eingerichtet zu haben ſcheinen, auch mit Ihrem Beyſpiel zu beſtätigen, was Horaz dem römiſchen Piſiſtratus zu Gunſten ſeiner Mitbrüder im Apollo ſagt:

Ein Dichter hat ſonſt keine Leidenſchaft
als ſeine Luſt am Dichten; die allein
beherrſcht ihn ganz und gar, er lebt und webt
in Verſen. Schlimme Zeiten, Geldverluſt,
Vermögensabfall, all dies kränkt ihn wenig.
Mag ſein Geſind auf einen Tag entlaufen,
mag überm Kopf ſein Haus ihm niederbrennen,
er lacht dazu. In ſeinem Leben kömmt
ihm kein Gedanke ſeinem Mündel oder
Mit-Erben heimlich einen Streich zu ſpielen.
Er lebt von Erbſenbrei und ſchwarzem Brodt,
u. ſ. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Verſemännern fehlen, die ſich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müſſen: aber bey uns Teutſchen getraue ich mir (wenigſtens ſo lange die Romanen-Manufacturen ſo guten Abſaz finden wie ſeit einiger Zeit) einem jeden Poeten vel quaſi noch immer ſo viel Erbſenbrey und ſchwarzes Brod zu garantiren, als er nöthig hat um nicht durch Ueberfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft ſogar Bier und Tabak — Bedürfniſſe, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumal da die Garderobe bey dieſen Herren, ordentlicher Weiſe, ein wenig koſtſpiltiger Artikel iſt. Indeſſen iſt mir doch lieb zu vernehmen, daß Ihr guter Genius wenigſtens für das Unentbehrliche geſorgt, und Ihnen dadurch den ſehr wichtigen Vortheil verſchaft hat, daß ſie

mit

mit Muße und Weile erbeiten können, keinen Zeitverluſt in Anſchlag zu bringen brauchen, und, wenn ſie einen ſchönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Dutzend Verſe verſchwendet haben, ſich nicht hinter drein mit dem armſeligen Gedanken, daß der elendeſte Proſe-Schmierer, ohne alle Bemühung des Geiſtes und durch die bloße Behendigkeit ſeiner Schreibefinger, zehnmal mehr in ſo viel Stunden verdient habe, plagen müſſen; und, beym Anblik ihres zuſammengeſchrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünſchung einer Profeſſion verleitet werden, bey der Sie blos deßwegen verhungern, weil ſie nicht — ohne ſie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Anſehn nach, ſich nie in dieſem jämmerlichen Falle befinden werden, und, bey der Sicherheit das Nothwendige des begnügſamen Weiſen niemals weder durch Proſe noch Verſe erwerben zu müſſen, für alles Entbehrliche unbeſorgt ſind, — kurz, da für Sie nur eine einzige Art iſt, wie Sie nach ihrer eignen Denkart Ihr Glük machen können und wollen: ſo befremdet mich ganz und gar nicht, daß auf der einen Seite die Schwierigkeiten, die in der poetiſchen Kunſt ſelbſt liegen, auf der andern, das Abſchreckende, was ſie in der Natur und den engen Grenzen unſrer Sprache zu ſehen glauben, und endlich die Meynung, daß die erſten Plätze auf unſerm teutſchen Pindus ſchon beſezt und neuangehenden Mitwerbern um die lauream apollinarem beynahe nichts ruhmwürdiges mehr zu unter-

unternehmen übrig gelaſſen ſei, — die einzigen Hinderniſſe und Abſchreckungen ſind, die auf ihre Einbildung zu würken, und gleichſam in dem Augenblik, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, Sie unſchlüßig und muthlos zurükzuhalten ſcheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der Poetiſchen Kunſt, iſt eine heilſame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maas wünſchen möchte. Sie gründet ſich auf lebendiges Anſchauen und Bewußtſeyn alles deſſen, was ein Dichter von ſich ſelbſt fodern muß, wenn es ihm auch unglüklicher Weiſe an einem Publiko fehlte, das ſich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, dieſe Schwierigkeiten zu überwinden, kann ſich dieſelben ſchwerlich zu groß einbilden. Sein Geſchmak kann nie zu ekel, ſein Ohr nie zu fein, ſein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und ſcharf, kurz, er kann nie zu ſtrenge ſeyn, ſich ſelbſt nichts zu überſehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zuſammenſtoß von Conſonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäſur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schluſſe deſſelben wäre. Die Geſetze des Schiklichen, die der Dichter zu beobachten hat, ſind unzählich; und die kleinſte Uebertretung des kleinſten dieſer Geſetze, erregt einen Mißlaut, eine unangenehme

Unter-

Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zartem Gefühl fortdaurend hervorzubringen sein lezter Zwek ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Grenzen, die ihm die Natur selbst gesezt hat, d. i. die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit den höhern und wesentlichern zugleich erzielen zu können — kurz, nur physische Unmöglichkeit, oder das große Gesez der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zwek den geringern wissentlich aufzuopfern. *) — Dies allein und

*) Z. B. Ein poetisches Gemählde (es sei nun darinn um die Darstellung einer Natur-Scene oder eines Characters oder einer Leidenschaft zu thun) kann, der Natur des Gegenstandes gemäß, und also vermöge des bestimmtesten Eindruks den der Dichter machen will, eine gewisse Austernät im Ton des Ganzen erfodern, die zuweilen, mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am schiklichsten durch einige Härte in der Sprache und Versification erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Charakterisirung einer gewissen Figur des Gemäldes, oder zu Bewürkung eines Contraßs oder einer

und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Harmonie und schöne Modulation der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen leztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter und mit Beyspielen erläutert mitzutheilen. Auch bey der glüklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studierens und einer langen Uebung, biß man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grad der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß, was diesen Punct betrift, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die ausführlichste Kenntniß derselben noch durch den angestreng-

ner feinen Schattirung nothwendig seyn, u. s. w. Eilfertige Kunstrichter, die doch auch zeigen wollen daß sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten) daß der Mann den vermeynten Fehler mit sehenden Augen begangen, und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen.

ſtrengteſten Fleiß allezeit gehoben werden können. Es iſt mehr als zu wahr, daß die teutſche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beynahe allen andern europäiſchen nachſteht; und daß ſie inſonderheit von der Engliſchen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten und derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entſteht; von der Franzöſiſchen an Tauglichkeit — Wiz und Empfindung (zwey ſo ungleichartige und doch ſo nahe verwandte Dinge) bis auf den äuſſerſten Grad der Feinheit auszuſpinnen und zu verweben; und von der Italiäniſchen an Geſchmeidigkeit und Ueberfluß an poetiſchen Worten zum lebendigſten Ausdruk, zur feinſten und glänzendſten Farbengebung, zur anmuthigſten Modulation des Verſes, übertreffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotiſmus — meine Meynung über dieſen Punct ſagen zu dürfen; und ich ſtimme Ihnen gänzlich bey, wenn Sie mir ſchreiben: "ich wünſchte, "der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles-Town "verſtorbnen Juden Abraham della Palpa zu "ſeyn, *) um ſeine 300,000 Pfund Sterling "zum

*) Dieſer portugieſiſche Jude ſtarb vor einiger Zeit auf ſeinem Landgut ohnweit beſagter Stadt im 140ſten Jahre ſeines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daß ſeine in 300,000 Pfund Sterling beſtehende

" zum Preiß für den teutſchen Dichter auszuſez-
" zen, der dieſe einzige Stanze des göttlichem
" Taſſo in gleich ſchöne teutſche Verſe zu überſez-
" zen vermöchte:

Tenevi sdegni e placide e tranquille
Repulse, casti vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formo quel si mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Braſilien auszubieten im Stande wären) liegt bloß in den vier erſten Verſen — und ſie liegt nicht nur in den Worten, in ſoferne ſie Bearifſe bezeichnen, ſondern vornehmlich in dem Mechaniſchen derſelben, und in der zauberiſchen Würkung, die das amoroſo in der Modulation dieſer Verſe thut.

Die Italiäniſche Dichterſprache wimmelt von Worten, beſonders von Beywörtern, für die und

ſtehende Verlaſſenſchaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rükſicht auf Verſchiedenheit der Religion und Secte, verwendet werden ſollte.

uns die unsrige kein Aequivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein teutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabey nicht durch irgend ein leidiges Schr oder ch, oder ein dreyfaches Uebergewicht harter Consonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das rauhe, wiehernde und unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freylich meistens nicht im Mangel an Worten, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unsre durch griechische, lateinische, welsche und französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri, und hat den nehmlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drey Mitlauter rtl in dem teutschen Worte? Reiz und Schönheit bezeichnen einerley Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organen arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf und R, überladenen Hochteutschen? Alles dies, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Euphonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache

nicht

ſie hörte auf zu leben, und ſo blieb dein Nam' in ihr begraben.

Enobarbus.

Sie iſt alſo todt --

Mardian.

Todt.

Antonius.

Entwafne mich, Eros, das lange Tagwerk iſt gethan, und wir müſſen ſchlafen -- (zu Mardian:) Daß du unbeſchädigt von hinnen kommſt, bezahlt deine Mühe reichlich; geh! (Mardian geht ab.) Auf, reiß auf -- der ſiebenfache Schild des Ajax kan dieſen Stoß nicht von meinem Herzen zurükhalten. O, berſtet, meine Seiten! Herz, diß einzige mal ſey ſtärker als deine Einfaſſung, zerbrich dein gebrechliches Gehäuſe. Hurtig, Eros, hurtig -- Kein Soldat mehr -- weg, ihr zerhakten Waffen -- Ihr ſeyd mit Ehre getragen worden -- verlaß mich eine Weile! (Eros geht.) Ich will dich einholen, Cleopatra, und Vergebung von dir erweinen. So muß es ſeyn; alle Verlängerung iſt izt Folter; weil die Fakel aus iſt, ſo lig nieder, und tappe nicht länger herum. Alles was ich noch thun kan, iſt verlohrne Arbeit -- ſiegle dann, und alles iſt gethan -- Eros! -- ich komme, meine Königin -- Eros -- warte auf mich; dort wo die Seelen auf Blumen ligen, wollen wir Hand in Hand gehen, und durch das Leben ſo uns unſre Liede geben wird, die Geiſter in Erſtaunen ſezen; Dido und ihr Sichäus ſollen kein Gedränge

nicht ſo ſanft und ſonor wie die Italiäniſche iſt, die Augen vor ihren würklichen Schönheiten, und ſelbſt vor dem was ſie gleichwohl auch in dieſem Stucke würklich iſt, verſchlieſſen wollten. Ohne hier zu wiederhohlen, was von vielen andern, und von mir ſelbſt anderswo, hierüber ſchon geſagt worden, — bedürfen wir eines ſtärkern Beweiſes, als die Dichter, die wir ſchon beſitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegſamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den ſie unter ihrer Bearbeitung nur ſeit 40 Jahren gewonnen hat?

Aber auch ſchon lange vor der Epoche Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie ſehr zeigte ſie ſich ſchon von dieſer Seite zu ihrem Vortheil in vielen mahleriſchen und muſikaliſchen Gedichten unſers vortreflichen und zu ſehr vergeßnen Brockes! Ich brauche ſie nur auf das ehmals berühmte Gemählde eines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille, zu verweiſen, wo mehr als 70 meiſtens Alexandriniſche Verſe ohne R einen ſehr laut redenden Beweis abzugeben, daß unſre Sprache ſo hart nicht iſt, als man ihr vorwirft; oder daß ſie wenigſtens einen Ueberfluß an weichen Wörtern hat, und milde genug iſt, ſich in ſehr ſanfte Formen gießen zu laſſen. Was auch der Geſchmak gegen die beſagten 70 Brokſiſchen Verſe ohne R einzuwenden haben mag; ſo beweiſen ſie doch immer, was der Dichter ſelbſt, wie es ſcheint, damit beweiſen wollte. Aber auch ohne dies, was

ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nehmlichen Dichters musikalischem Gedicht auf seinen Garten?

Es scheint der Blühte flüchtig Schweben,
indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;
die klare grünlich-dunkle Fluth,
die in des Teiches Ufer-Schooß,
bekränzt mit Moos
an schlanker Bäume Wurzeln ruht,
auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
wird unvermuthet hell, und glimmet
in einer weissen Glut.

Es müste denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schliesset deiner krausen Wellen
Sanfter Schall in kleinen Fällen
Durch das Ohr mein Auge zu:
Deiner fliessenden Kristallen
Schwätzend Wallen
Reizet selbst den Geist zur Ruh.

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rüksicht auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Ver-

Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Waſſer im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondſchein in einer angenehmen Frühlings-Nacht, über die Roſe, u. ſ. w. und beſonders ſeine ehmals ſo berühmten Beſchreibungen des Nachtigallen-Geſangs, denen ſchwerlich irgend eine Sprache etwas reichers und vollkommners in ihrer Art entgegen zu ſetzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müſſen, daß unſre Sprache bey weitem nicht ſo ſanft iſt als die gröſtentheils aus der Lateiniſchen entſprungenen unſrer Nachbarn jenſeits des Rheins und der Alpen, — iſt denn Sanfcheit die einzige poetiſche Tugend einer Sprache? Iſt die ganz vorzügliche Geſchiklichkeit der unſrigen ſtarke und heftige Leidenſchaften und groſe Natur-Scenen in dem heftigſten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzuſtellen, — und beſonders, iſt ihr ungemeiner Reichthum an ausdruksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unſern ganzen Reichthum an Wörtern dieſer Art beyſammen ſehen wollen, abermal, auſſer den ſchon angezognen Gedichten unſers Brockes, ſeine phyſikaliſchen Stanzen, die mit den treflichſten Schilderungen

*) Alle hier angezogene Brokiſche Stücke befinden ſich im erſten Theil ſeines irdiſchen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt ſeine beſten Sachen ſuchen muß.

angefüllt ſind: beſonders die Beſchreibung eines feuerſpeienden Berges und das groſſe Gemählde des Untergangs unſers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche, ungeachtet der unbequemſten Vers- und Reim-Art, die zu Gedichten dieſer Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreiſſende Stärke der Sprache, deren er ſich darinn ganz bemächtigt hat, in Bewunderung ſetzen wird. Nehmen Sie nun noch hiezu, was unſre Dichter-Sprache, ſeit Brockes, durch die vier ſchon genannten Dichter, und nach ihnen, durch Kleiſt, Utz, Geßner, Rammler, Gerſtenberg, Götze, Zachariä, Duſch, J. G. Jacobi, Bürger, u. a. vornehmlich aber, was ſie durch Klopſtok und Cramer gewonnen hat: machen Sie Sich die Verdienſte eines jeden dieſer Dichter, in ſeiner Art, und nach dem beſondern Charakter ſeines Geiſtes und ſeiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müſte die Geſundheit Ihres Verſtandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieſer Sprache urtheilen, und ſichs nicht mehr leid ſeyn laſſen werden, daß das Schikſal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno gebohren werden ließ. Wenigſtens verſpreche ich mir dies ſo lange, bis Sie mir in einem welſchen Dichter eine ſtärkere, ausdruksvollere, und in dieſem Ausdruk, in Klang, und Modulation, ihrem Inhalt angemeßnere Stelle werden gewieſen haben, als es die folgende aus der Meſſiade iſt:

— In-

— Indem die Ewigen ſprachen,
gieng durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben
Seelen die izt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
zitterten und empfanden zuerſt. Ein gewaltiger Schauer
faßte den Seraph, ihm ſchlug ſein Herz. *) und um ihn lag wartend
wie vorm nahen Gewitter, die Erde, ſein furchtſamer Welt-Kreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Chriſten kam ſanftes Entzücken
und ein ſüßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber ſinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entſtürzten im Abgrund
ihren Thronen die hölliſchen Geiſter. Als jeder dahin ſank
ſtürzt auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
un geſtüm ein, und donnernd erklang die unterſte Hölle.

Ich überlaſſe Ihnen ſelbſt die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit anderer

*) Man hört die Art, wie es empor ſchlägt — ſtark und langſam — in dieſen vier auf einander folgenden einſylbigen Wörtern, deren jedes eine lange Sylbe iſt.

Schrift gedrukten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltsamer, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtsvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das leztere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruk hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeen-Ton bewürken? Ich müste die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stelle auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruk sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freiwillig entgegen gekommen ist: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beyspielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewust hat. Niemand hat besser als Er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Kunstkörper zu bilden. Studieren sie ihn, ohne ihn jemals zu kopieren; lernen sie von ihm, und den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die, (wiewohl zum Theil von den Jezlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmakvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsezen wird — lernen

nen Sie aus ihnen unſre durch eigenthümlichen Reichthum ſo vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: ſo werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo ſie Ihre Geduld auf harte Proben ſetzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Urſache genug finden, ſich immer wieder mit ihr auszuſöhnen.

Es iſt nichts leichters als zu ſagen, die Sprache Arioſts, Taſſos und Metaſtaſio's ſei zugleich ſanfter und melodiöſer *) als die Teutſche. Aber iſt ſie darum auch manchfaltiger, abwechſelnder, nachdrüklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede ſeyn, daß ihre alle Augenblicke wiederkommende A, E, I und O ihr eine dem Ohr endlich ſehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu ſuchen, um die Verdienſte der unſrigen zu erheben. Jede Sprache iſt der Organiſation, der Lage, dem Genie und Character der Nation, von welcher ſie gebildet worden iſt, angemeſſen — und die Teutſche trägt die Spuren des allgemeinen Characters, woran man einen Teutſchen — ſo verſchieden auch die Einwohner

*) Ich nenne eine Sprache melodiöſer als eine andre, wenn ſie ſich allen Arten von Melodien, beſonders den leichten und gefälligen, williger anſchmiegt, und gleichſam von ſelbſt in Melodie hinfließt — welches von der Welſchen im eigentlichſten Verſtande geſagt werden kann.

einzelner Provinzen, in Vergleichung mit einander, scheinen — von einem Franzosen, Italiäner, Spanier, Engländer, u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häuffig zusammen gedrängten Consonanten ist das Flegma unsers National-Temperaments, die Asche die unsre Gluth bedekt; in ihren häuffigen Hunds- und Zisch-Lauten (N. S. Sch.) die Cholerische Mischung, und in den eben so häuffigen und starken Aspirationen das muntere, kräftige und der anhaltendsten Anstrengung fähige desselben, deutlich ausgedrukt. Aber die häuffige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, B, M, D, T und L, vornehmlich des leztern, der etwas vorzüglich lebhaftes und liebliches hat, temperiert *) das Schwehrfällige, rauhe und ungestüme, das gleichsam die Grund-Laute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freyen Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausmacht, in solcher Maaße, — und die lange Tonleiter unsrer Vokalen und Diphtongen trägt so viel bey, theils das Natur-nachahmende unsrer Wörter zu verstärken, theils eine große Manchfaltigkeit und mehr Contrast in sie zu bringen: daß ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen

*) Und wieviel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art wie die Niedersachsen unser häßliches Pf und Sch aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient?

digen Ausdruks tauglichere, und alle mögliche Farbenmiſchungen beſſer zulaſſende Sprache wünſchen kann, als eben dieſe, die wir, aus allzugroßer Gefälligkeit gegen unſre Nachbarn, den ihrigen (die doch ſo wenig übereinſtimmendes mit unſerm Temperament und Character haben) unbilliger Weiſe nachzuſetzen uns verleiten laſſen.

Ich überlaſſe dieſe Betrachtung, die das was ich ſagen wollte nur bloß andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin verſichert, daß Sie durch eine genauere Aufmerkſamkeit auf den Gebrauch, den unſre beſten Dichter von den Idiotismen unſrer Sprache zu machen gewußt haben, tauſendfältige Beſtätigungen des Geſagten finden werden.

Weil ich Sie doch ſo lange mit meiner Apologie unſrer uralten Helden- und Barden-Zunge aufgehalten habe: ſo erlauben Sie mir nur noch dieſe einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem ſie die alte griechiſche Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die Unſrige wegen des häuffigen Naſen-Lauts N tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt: ſonſt hätten ſie ſehen müſſen, daß das N am Ende des Worts im Griechiſchen beinahe eben ſo häuffig vorkömmt als im Teutſchen. Der Vorſchlag, zu Verbeſſerung dieſes vermeintlichen Gebrechens, unſre Zeitwörter hinten

ten mit einem N zu beschwänzen, und statt lieben, liebena zu sagen, ist nicht glüklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Ober-Teutschen schon seit so vielen Jahrhunderten thun) das N am Ende der Wörter gar nicht hören ließe. Unsre Sprache würde dadurch -- zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Welschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas beträchtliches über den bösen Geist des Uebelklangs gewonnen!

Was die engen Grenzen der teutschen Sprache betrift, so dachten Sie dabei wohl allein an die Französische, die durch einen Zusammenfluß von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV. zur allgemeinen Hof- und Gesellschafts-Sprache im größern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müste sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemals von der unsrigen aus ihrem wohl erworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glüksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Teutsche einen hat: der Nachtheil des Teutschen ist groß; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nationen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen; und da der Umfang der Länder, in welchen die teutsche Sprache gesprochen wird, viel größer ist als der Kreis

in

von Begleitern mehr haben, und alle Schatten uns nachschwärmen -- Komm, Eros, Eros!

Eros kommt zurük.

Eros.

Was befehlt ihr, Gnädigster Herr.

Antonius.

Seitdem Cleopatra gestorben ist, ist es mir so sehr Schande länger zu leben, daß meine Niederträchtigkeit den Göttern selbst Grauen erwekt. Ich, der mit meinem Schwerdt die Welt in Stüke hieb, und auf dem Rüken des grünen Neptun Städte aus Schiffen baute, ich muß mich selbst verurtheilen, daß ich nicht so viel Muth habe, als ein Weib; weniger edelmüthig als sie, die durch ihren Tod unserm Cäsar sagt: Ich bin nur von mir selbst bezwungen worden -- Eros, du hast mir geschworen, wenn der Fall kommen sollte, der nun würklich gekommen ist; wenn ich nichts hinter mir sehen würde, als die unausweichliche Verfolgung des Verderbens und der Schande; daß du dann auf meinen Befehl, mich tödten wolltest. Thu es; die Zeit ist gekommen; du durchbohr'st nicht mich, Cäsar ist's, den du erlegst.

Du erblassest? Ermanne dich!

Eros.

Die Götter bewahren mich davor! Wie, soll ich das

thun,

in welchem (ausser der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Teutsche hierinn noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiäner, Engländer, Spanier u. s. w. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen von einer größern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Teutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müßten sie die reichen Vorzuge unsrer Dichter-Sprache und die Vortheile einer ungleich größern Freiheit, deren unsre Dichtkunst genießt, noch nicht genug erwogen haben.

Von größerm Belang scheint, beim ersten Anblik wenigstens, der lezte Einwurf zu seyn, bei dem Sie Sich am meisten aufhalten; und über den auch meine Antwort etwas weitläuftiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit giebt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — "Die "Epoke, in deren Mittel ich gebohren worden bin, "(sagen Sie) kann mit größrem Rechte das "goldne Alter der teutschen Poesie genennt wer"den; und, nach der Analogie dessen was bei "andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürf"en wir nicht hoffen, jemals wieder eine solche "Anzahl vortreflicher Dichter in allen Arten bei"sammen zu sehen, als diejenigen waren, womit "das Schikfal die Regierungszeit Kaisers Franz "des Ersten — wiewohl ohne dessen mindestes Zu-

"thun,

" thun, und ohne daß er vermuthlich das ge-
" ringste davon wahrgenommen — illustrirt hat.
" Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt
" dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach
" keinem Alexander, August, oder Ludwig be-
" nannt werden kann, mit besserm Fug Bodmers
" Jahrhundert nennen; denn in dem langen Le-
" benslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache
" und Litteratur so sehr verdienten Greises, ist der
" Anfang, das Mittel, und, besorglich, auch das
" Ende der schönen Zeit unserer teutschen Musen
" eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre
" Morgenröthe mit Canitz, König, und Brockes,
" an; bald darauf erschienen Haller und Hage-
" dorn, denen eben so bald Pyra und Lange,
" so wie diesen Gleim und Utz und Gellert und
" die übrigen Verfasser der Bremischen Beiträ-
" ge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im
" Jahre 1748.) hatte er schon die Höhe erreicht,
" von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit ei-
" nes Mannes, der zur Besserung seines Zeital-
" ters selbst soviel beigetragen hatte, herabsingen
" konnte:

Mein Haupt beschwehret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Blei gab dem silbernen Platz.
Und das verheißt uns hienächst ein golden dichterisches Alter.
Verheißt uns unsern Homer und Virgil.

Ich

Ich hörte Klopſtocken ſchon den Gott Meſſias beſingen,
Mit Miltons Geiſte ſchien Klopſtoks durchwebt:
Ich hörte ſchon den von Kleiſt auf Zephyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie hohlten muthig und ſtark in den Olympiſchen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Geſang.

" Wie wenig hatte Ihm in der Dekade von 1730
" bis 40, da die Neukirche, Corvini und Gottſcheden
" den teutſchen Parnaß noch mit bleiernem Zepter
" beherrſchten, geahnet, daß er in ſeinem funfzigſten
" ſehen würde was er ſah! Gewiß ſo wenig, als er
" damals vorherſah, daß er dieſes goldne Alter, deſ-
" ſen Anbruch ihm ſolche Freude machte, ganz durch-
" leben, und mehr als dreiſſig Jahre ſpäter, wies
" der Urſache haben, oder zu haben glauben wür-
" de, den Verfall des Geſchmaks zu beklagen;
" deſſen glänzendſte Epoke nun in ſeinem fünf und
" achtzigſten Jahre ihm eben ſoweit wieder hinter
" ſeinem Rücken zurükzuweichen ſcheint, als ſie
" ſechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer noch un-
" ſichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieſer
" optiſche Betrug (ſetzen Sie hinzu) iſt ver-
" muthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben
" ſo natürlich und unvermeidlich, als es mir, deſ-
" ſen zwey erſte Lebens-Dekaden in den glänzen-
" den Zeitraum unſrer Litteratur von 1760 bis
" 80 fielen, natürlich ſeyn muß, zu befürchten,
" daß mir, von ſo vielen Günſtlingen der Muſen,

" die

" die ſich innerhalb dieſer Zeit durch Meiſterſtücke
" aller Arten hervorgethan haben, nichts, wodurch
" auch, ich mich vom Boden erheben könne,
" übrig gelaſſen ſei. Ich befinde mich gerade in
" der Lage eines jungen griechiſchen Kunſtbefliſſenen,
" der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der
" Maler der Grazie, den ſchönen Reihen der
" Polygnotus Zeuxes, Parrhaſius, Protogenes,
" Timanthes, Pamphilus, und Action beſchloß, —
" und der in irgend einer großen Galerie von
" den ſchönſten Werken aller dieſer Meiſter ſich um-
" ringt und gleichſam erdrükt geſehen hätte. Sie
" werden mir, hoffe ich, geſtehen, daß ein ſolcher
" Anblik geſchikter iſt, einem Anfänger, der Au-
" gen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden,
" und Geiſt zum tiefern Eindringen ins Wahre
" der Kunſt mit ſich bringt, den Muth niederzu-
" ſchlagen als zu erheben?"

Ich habe große Luſt, mein lieber junger Freund, Ihnen dies — nicht einzugeſtehen. Aber dages gen bekenne ich gerne, daß, wenn ich über dieſen Gegenſtand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunct, woraus jeder von uns die Sache ſieht, großen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von ſeinem vierzigſten Jahre biß zum fünf und Sechszigſten, unſre Litteratur mit ſo ſchnellen und gigantiſchen, Schritten emporſteigen ſehen, daß ſeine Einbildung ſich an dieſen raſchen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen muß wir fallen

len wieder, wenn wir auch bloß ſtille ſtünden. Ueberdies iſt es ja wohl ſehr natürlich und verzeihlich, daß auch der weiſeſte Mann, wenn er achtzig Jahre hinter ſich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unſer Horaz von ſeinem Alter ſagt:

difficilis, querulus, laudator temporis acti
ſe puero, caſtigator cenſorque minorum. (*)

Wir werden's denen, die nach dem Jahre 1800 ungefähr ſeyn werden, was wir im Jahr 1780 waren, nicht beſſer machen; falls uns das zweideutige Vergnügen aufbehalten iſt, ins neunzehnte Jahrhundert mit ertloſchnen Augen hinüber zu ſchauen. Aber izt, da ich im October 1782. mich gerade auf dem Puncte meiner eignen Laufbahn befinde, wo B. vor 34 Jahren auf der Seinigen war, als er ſang:

Nun hat mein Alter den Punct der Mittagshöhe beſchritten
Und iſt nicht länger mit ſteigen beſchwehrt;

iſt

*) Schwehr zu befried'gen, hat er immer was
zu klagen, iſt der ew'ge Leichenredner
der weiland guten Zeiten, da er noch,
ein Knabe war, der ew'ge Cenſor und
Zuchtmeiſter aller jüngern, die izt ſind
Was er, zu ſeiner Zeit, geweſen war.

Horaz. Epiſteln 2. Theil. S. 215.

iſt es eben ſo natürlich, daß ich von meiner Zeit weder ſo geringe denke, wie Er dermalen zu thun ſcheint, noch ſo gar groß, wie Sie, mein Freund, — wenigſtens in dieſem Augenblicke denken, da ihre jugendliche Beſcheidenheit, mitten unter ſo vielen, ſo manchfaltigen, zum Theil ſo geprieſenen Werken älterer Meiſter wie erſchrekt und geblendet daſteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was Sie bewundert, nur erreichen, geſchweige "übertreffen zu können. Aber gerade dieſer Zweifel, mein Lieber, iſt der gewiſſeſte Beweis, daß es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verſtimmten Leyern ſo unermüdet um die Ohren ſchnarren, hätten ihn längſt haben ſollen, und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der einſt Rafael ſeyn ſollte, konnte vor einem da Vinci ſchaamroth und ſtaunend da ſtehn, und zweifeln, ob er ihn jemals würde erreichen können; — während daß da Vinci ſelbſt am beſten wußte, daß er und worinn er übertroffen werden könne.

Unſre Litteratur hat ſeit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was ſie vor dieſer Zeit war, große Schritte vorwärts gemacht; Aber, wer kann ſagen, daß ſie den Punct ſchon erreicht habe, wo ſie ſich der Franzöſiſchen entgegen ſtellen könnte? Wo ſind unſre Boileau, unſre Moliere, unſre Corneille, unſre Racine u. ſ. w. Wo ſind die teutſchen Trauerſpiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem

dem Mahomed, wo die Luſtſpiele, die wir dem Miſantrope, dem Tartüffe entgegen ſtellen können? Ich ſpreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publikum in dieſer oder jener Stadt, oder was partheiiſche Freunde, und unverſtändige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig ſind. Aber ich wünſche, daß mir nur ein einziges gedruktes Stük genennt werde, welches in allen Eigenſchaften eines vortreflichen Trauerſpiels (Sprache, Verſifikation und Reim mit einbegungen) neben irgend einem von Racine ſtehen könne.

Ich dinge, mit gutem Bedacht, eine ganz reine fehlerloſe, immer edle, immer zugleich ſchöne und kräftige, niemals weder in die Wolken ſich verſteigende noch wieder zur Erde verſinkende Sprache, und eine vollkommene ausgearbeitete, numeroſe, das Ohr immer vergnügende nie beleidigende Verſifikation mit ein: denn ein Tragödiendichter in Proſe iſt wie ein Heldengedicht in Proſe. Verſe ſind der Poeſie weſentlich; ſo dachten die Alten, ſo haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und ſchwehrlich wird jemals einer, der eine Tragödie oder Komödie in ſchönen Verſen machen könnte, ſo gleichgültig gegen ſeinen Ruhm ſeyn, lieber in Proſe ſchreiben zu wollen. Ich dinge ſogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meiſtern der Ausländer zu meſſen, bis wir, bey gleichen Schwierigkeiten, eben ſoviel geleiſtet haben

als ſie — Was ich hier ſage, ſoll der kleinen Anzahl von Trauerſpielen in gereimten Verſen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden ſo lange gut genug bleiben müſſen, biß ein Dichter über den Racinens Gefühl, Geſchmak und Talent kommen wird, uns etwas vollkomners in dieſer Art liefert. Wenn das Vollkomne gekommen ſeyn wird, ſo wird das Stückwerk aufhören. Die Franzoſen haben ſolche Stücke, wie wir kaum ein Dutzend zuſammen bringen können, dem Hundert nach: aber wir haben, meines Wiſſens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Luſtſpiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meiſterſtücken den Vorzug ſtreitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch ſelbſt in dem Fache der erzählenden oder Epiſchen Poeſie (im weitläuffigſten Verſtande des Wortes) worinn wir, Verhältnißweiſe mehr Gutes als in der Dramatiſchen aufzuweiſen haben — wie Vieles iſt noch zu thun? Wie weit ſind wir noch entfernt, alle Gattungen derſelben, oder alle guten Süjets in jeder Gattung erſchöpft zu haben; oder, in allen Arten des Styls, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten zu beſitzen? Wie mancher hat durch ſeine Verſuche (ſo viel Verdienſt man ihnen auch mit Rükſicht auf Zeit und Umſtände billig zugeſtehen muß) gleichwohl nur der Nachkommenſchaft den Weg gezeigt, es beſſer zu machen?

Doch,

Doch, dieser Gegenstand, M. Fr. verdient einer nähern Beleuchtung, und soll, mit Ihrer Erlaubniß, auf meinen nächsten Brief aufgespart bleiben.

W.

IX.

Anzeige

einer Veränderung, welche in der Einrichtung des teutschen Merkurs vom Jahre 1783 an gemacht werden soll.

Der Herausgeber des Teutschen Merkurs, der den Beyfall, mit welchem das Publikum dies Journal nun 10 Jahre aufgenommen hat, mit dem lebhaftesten Danke erkennt, wünscht nichts mehr als das Verlangen und die Forderungen aller seiner Leser, so verschieden und sich entgegen gesezt sie auch oft sind, möglichst erfüllen zu können. Es ist ihm sehr oft begegnet, daß der Eine mehr statistische, ökonomische, gemeinnützige, philosophisch-politische und dergleichen Artikel, der Andere hingegen mehr amüsante Lektüre verlangte: der Eine unzufrieden war, daß nicht alle sechs Bogen jedes Monatsstüks Abhandlungen erfüllten, indeß wies der Schriftsteller, Buchhändler, und Mancher noch,

der dem Publiko etwas zu ſagen hatte, klagte, daß man im T. M. ſo wenig bekannt machen könne. Es iſt ſchwer Alle zu befriedigen. Indeß um hierinn das Möglichſte zu thun, zeigt der Herausgeber des T. M. ſeinen Leſern an:

1) Daß fortan, und mit Anfange des nächſten Jahrgangs 1783 die Artickel des T. M. noch mehr Mannichfaltigkeit als bisher haben, und intereſſante Abhandlungen und Nachrichten jeder Art miteinander abwechſeln werden.

2) Daß die ſechs Bogen eines jeden Monatſtüks blos eigentlichen Abhandlungen und intereſſanten Nachrichten gewiedmet ſeyn, und keine Anzeigen, Recenſionen, Bekanntmachungen, Anfragen, und dergleichen Artickel, die nur für den Moment von Nutzen ſind, darauf kommen ſollen.

3) Für alle dergleichen Artickel, und das was Jemand ſonſt noch Gemeinnütziges dem Publiko bekannt machen will, ſoll jedem Monatsſtücke noch ein Bogen unter dem Titel Anzeiger beygefügt werden, auf welchen Alles kommen ſoll, was man zur Bekanntmachung den laufenden Monat hindurch an den Herausgeber des Teutſchen Merkurs allhier, jedoch poſtfrey, eingeſandt hat. Was nicht poſtfrey einläuft, wird nicht eingerükt.

thun, was alle Parthiſchen Pfeile, die doch feindlich waren, nicht zu thun vermochten?

Antonius.

Eros, wollteſt du zu Rom an einem Fenſter ſtehen, und deinen Herrn ſehen, wie er ſo, mit übereinander geſchloßnen Armen, ſeinen Schmach-duldenden Hals niederbeugend, und mit hangendem von glühender Schaam durchdrungnem Angeſicht einhergienge; indeß daß der Triumphs-Wagen des glüklichen Cäſars, vor ihm her gezogen, den Niederträchtigen, der in Feſſeln ihm folgte, mit brandmalender Schande bezeichnete?

Eros.

Das will ich nicht ſehen.

Antonius.

So komm dann; ich kan nur durch eine Wunde geheilt werden. Zieh diß dein ehrliches Schwerdt, das du ſo nüzlich für dein Vaterland getragen haſt.

Eros.

O, Gnädigſter Herr, verzeihet mir --

Antonius.

Als ich dir die Freyheit ſchenkte, ſchwureſt du mir nicht, du wolleſt, auf mein Verlangen, thun was ich izt von dir fordre? Thu es izt, und vollende dadurch alle deine vorhergehenden Dienſte. Zieh' und komm!

Da dieſer Anzeiger die Stelle eines immerwährenden litterariſchen Correſpondentens vertritt, und Alles enthalten wird, was nur irgend von neuen Büchern, Verlags- und Subſcriptions-Anzeigen, Preißaufgaben, Bekanntmachung neuer Erfindungen, gelehrten oder ökonomiſchen Anfragen und Antworten darauf, u. ſ. w. dem Publiko vorzutragen iſt, enthält: ſo hofft man, daß er den Leſern ſehr angenehm ſeyn werde.

4) Alle dieſe Bekanntmachungen geſchehen unentgeltlich und frey. Nur bittet man, daß ſie ſo kurz als möglich gefaßt, oder von gröſſeren mehrere Seiten füllenden Anzeigen nur Extrakte eingeſandt werden.

Da dieſer Anzeiger bloß für den Moment, und gleichſam nur ein Zeitungs-Bogen iſt, ſo wird er mit dem Monatsſtük nicht fortpaginirt, ſondern kann, wenn man den Merkur binden läßt, allezeit weggelaſſen werden.

5) Der Preis eines ganzen Jahrganges des Teutſchen Merkurs mit dieſem monatlichen Anzeiger wird ſeyn — in Weimar, 2 Rthlr. in Ld'or zu 5 Rthlr. — und Poſtfrey durch ganz Teutſchland 3 Rthlr.

Ohne Anzeiger aber bleibt es bey dem alten Preiſe.

6) Kein Leſer des T. M. iſt verbunden dieſen Anzeiger, der kein weſentliches Stük deſſelben iſt, wider Willen mitzuhalten, ſondern kann den Merkur auch ohne denſelben, wie zuvor, haben. Nur muß er es in dieſem Falle ſeinem Buchhändler oder dem Poſtamte, durch das er den T. M. erhält, anzeigen. Sein Schweigen hierüber gilt für Genehmigung dieſer Offerte. Da es nun aber unmöglich ſeyn würde, noch vor Ende dieſes Jahres alle Meynungen der Leſer hierüber zu ſammlen: ſo ſollen vom nächſten Jänner und Februar alle Stücke des T. M. mit dem Anzeiger ausgegeben werden; und wer ſich indeſſen nicht dagegen erklärt, deſſen Schweigen ſoll Genehmigung ſeyn.

Durch dieſe Einrichtung hofft der Herausgeber die bißherigen Wünſche und Anforderungen ſeiner Leſer möglichſt zu befriedigen. Auch wird er poſtfrey eingeſandte Beyträge, die des Platzes würdig ſind, mit Vergnügen und wahrem Danke annehmen, und, wenn nicht wichtige Urſachen es hindern, gewiß Gebrauch davon machen. Weimar den 6. Oct. 1782.

W.

X.

X.

Litterariſche Anzeigen.

1. Jagemanns Magazin der Italiäniſchen Litteratur und Künſte.

Von dieſem lehrreichen und unterhaltenden Magazin haben wir vor kurzem mit Vergnügen den ſechſten Band erhalten. Er enthält 1) einen ausführlichen Auszug aus dem zweiten Bande der Werke des berühmten Anton Raphael Mengs, der allen denen ſehr willkommen ſeyn muß, welche über Kunſt und Kunſtwerke niemand lieber ſprechen hören als den gelehrten und großen Künſtler ſelbſten. 2) Die Fortſetzung der Sammlung von Briefen berühmter Gelehrten und Künſtler über die Mahler- Bildhauer- und Baukunſt, u. ſ. w. und zwar 8 Briefe von Georg Vaſari. 3 von Annibal Caro, zwey von Ludwig Caracci, vier von Peter Aretino, wovon der an Michel-Angelo, und die an Tizian beſonders merkwürdig ſind, und ſechs ebenfalls intereſſante von Salvator Roſa. Weil von Leonardo da Vinci keine Briefe mehr vorhanden ſind, ſo hat Hr. J. dieſe Lücke mit einer Ueberſetzung des Sendſchreibens des Hrn. Mariette an den Grafen Caylus über das Leben und die Werke dieſes großen Mannes ausgefüllt, wofür ihm die Leſer Dank wiſſen werden. 3) Ein Auszug aus des Grafen von Arco Abhandl. vom Recht zu ſtrafen. 4) Zwey Briefe des Großherzogs Koſmus I. von Medicis, welche den Ungrund der gemeinen Sage beweiſen, daß deſſen Sohn Don Garcia ſeinen Bruder den Kardinal Johann von Medicis auf der Jagd ermordet habe, und dafür von ſei-

nem Vater hinwieder mit eigner Hand umgebracht worden ſey. 5) Ein ausführlicher Auszug aus der Italiäniſchen Ueberſetzung der Winkelmanniſchen Geſchichte der Kunſt, welche im Jahr 1779. zu Meiland herausgekommen, der hauptſächlich auf die Verbeſſerungen und Zuſätze geht, womit der Ueberſetzer, Abbt Amoretti, und andere Gelehrte dieſes Werk bereichert haben. 6) Briefe über die in den Jahren 1776. 78. und 79. zu Bologna und im Toſcaniſchen verſpürten Erderſchütterungen. 7) Ein Brief vom Abt Fortis aus dem Encyklopädiſchen Journal von Vicenz gezogen. Unter der Rubrik überſezter Gedichte haben wir die Fortſetzung der Divina Commedia des erhabnen Dante, vom 27ſten bis zum 34ſten Geſang incl. worinn die Hölle deſſelben beſchloſſen wird. Wir haben Urſache gefunden unſer von dieſer Ueberſetzung bereits in einer ältern Anzeige gefälltes günſtiges Urtheil auch bey dieſem Stücke zu bekräftigen. Die übrigen drey Rubriken liefern kürzere Nachrichten von 30 Büchern unſrer Zeit, und von 39 aus dem vorigen Jahrhundert, und die Fortſetzung des Verzeichniſſes der vornehmſten Italiäniſchen Werke und ihrer Ausgaben ꝛc. — der die Hiſtoriſchen enthält. Was wir übrigens dem gelehrten V. vorzüglich empfehlen möchten, iſt etwas mehr Aufmerkſamkeit auf die Reinigkeit der teutſchen Sprache, die ihm (andrer Umſtände zu geſchweigen) durch den langen Aufenthalt in Italien freylich etwas fremde werden mußte. Es iſt z. B. einem hochteutſchen Ohre anſtößig, durchgängig immer die Schul, an ſtatt die Schule zu leſen, da dieſes Wort keines von denen iſt wo man das e weglaſſen kann, ſo wie man nicht entſinn dich, ſondern entſinne ſagen muß u. ſ. w. Das nehmliche gilt von dem e, welches die einſylbigen Wörter im zweyten, dritten und ſechſten Caſu annehmen. Unſre Sprache iſt ohnehin hart genug, und kann alſo der e, die

ihr

ihr würklich gebühren, nicht ſo mit ermangeln als der Italiäner, welcher (zumal in Verſen) eben ſo füglich, fior, man, ben als fiore, mano, bene ſagen kann. Solche Dinge ſind freilich nur Kleinigkeiten, aber ihre Vernachläßigung iſt keine Kleinigkeit. Man vergiebt ſie billig einem Gelehrten, der ſo viele Verdienſte hat wie Hr. J. aber noch beſſer wäre es doch, dieſer Vergebung nicht nöthig zu haben.

---

2) **Schwan's Nouveau Dictionaire de la Langue Allemande et Françoiſe etc.** Erſter Theil, der die Buchſtaben A — G enthält. Mannheim, bey C. F. Schwan und M. Fontaine, Buchhändlern 1782. S. 806 in groß 4. ohne die Vorrede.

Mit vielem Vergnügen empfehlen wir hiemit dem Publiko den erſten Theil dieſes neuen teutſch-franzöſiſchen Wörterbuchs, von deſſen Einrichtung und Vorzügen wir bereits im Junius (Sommermond) 1781. des T. M. bey deſſen erſter Ankündigung umſtändliche Nachricht mitgetheilt haben. Der geſchikte Unternehmer, Hr. Hof-Cammer-Rath Schwan in Mannheim, hat darinn unſern ganzen Beifall, daß er ſich dieſem weitläuftigen und mühſamen Werke, welches anfänglich als die Arbeit einer Geſellſchaft von Gelehrten angekündigt wurde, lieber ganz allein unterzogen und keinen andern Gehülfen dabey gehabt hat als den berühmten Hrn. Prof. Uriot, in ſoferne als dieſer die Durchſicht und Correction des Franzöſiſchen Theils dieſes Wörterbuchs auf ſich genommen. Eine genaue und umſtändliche Beurtheilung eines Werkes dieſer Art würde

die

die Grenzen einer Anzeige weit überſchreiten; und es braucht keines Erinnerns, daß weder ein einzelner Mann noch eine gelehrte Geſellſchaft ein ganz vollkommnes und untadeliches Wörterbuch einer Sprache, die, wie die unſrige, von der höchſten Stufe ihrer Cultur und Ausbildung noch ziemlich entfernt iſt, liefern könne. Soviel aber glauben wir mit Wahrheit ſagen zu können, daß gegenwärtiges Wörterbuch ſowohl den Ausländern, welche Teutſch lernen wollen, unentbehrlich ſey, als auch den Lehrern und Lehrlingen der franzöſiſchen Sprache unter uns, beſonders unſrer zahlreichen Ueberſetzer-Schaar, beſſere Dienſte leiſten werde, als alle bisherigen Wörterbücher beider Sprachen, als welche es an guter Einrichtung, Genauigkeit und Vollſtändigkeit weit hinter ſich läßt. Beſonders iſt zu loben, daß Hr. Schwan dafür geſorgt hat, den Lehrlingen der teutſchen Sprache auch zur rechten Ausſprache der Wörter, in allen Fällen, wo ſie zweifelhaft und zweydeutig ſeyn könnte, durch dazu dienliche Zeichen behülflich zu ſeyn. — Eine Unvollkommenheit, die vermuthlich durch den Vorſaz das Werk nicht noch weitläuftiger und koſtbarer zu machen, veranlaßt worden, iſt ohne Zweifel dieſe: daß Wörter und Redensarten, die der Oberteutſchen und Niederſächſiſchen Mund-Art eigen ſind, von der Hochteutſchen oder eigentlichen Schrift-Sprache nicht gehörig unterſchieden worden, und alſo ein Ausländer dadurch verleitet werden könnte, Wörter und Redensarten zu gebrauchen, die der reinen hochteutſchen Sprachart fremde ſind. So iſt, um nur Ein Beyſpiel zu geben, das Wort (beian) (beian) mit den hinzugefügten Redensarten, bei anfügen bei anliegen, u. ſ. w. eigentlich eine Niederſächſiſche Art zu ſprechen, die Ein jeder, der unſre Sprache rein ſchreiben und reden will, vermeiden wird; es wäre denn, daß man eine Vermengung aller teutſchen Dialekte für gültig halten und nichts als

eine

etwa blos die pöbelhaften Wörter und Sprecharten, die jedem teutſchen Haupt-Dialekt eigen ſind, von der Hochteutſchen Sprache ausgeſchloſſen wiſſen wollte; ein Unternehmen, wozu wir, aus ſehr guten Gründen, unſre Stimme nicht geben konnten. Indeſſen kann den Irrungen, die etwa hieraus entſtehen könnten, durch den Gebrauch des vortreflichen Adelungiſchen Wörterbuchs der hochteutſchen Mundart um ſo gewiſſer vorgebeugen werden, da dieſes leztere ohnehin einem jeden Teutſchen oder Ausländer, der unſre Sprache gründlich erlernen will, unentbehrlich iſt.

---

3. **Gedichte** von Peter Wilhelm **Hensler**, ehmaligen Land-Syndikus in Stade. 1782. II B. in kl. 8. **Altona** und **Hamburg**. bei **Bohn**.

Dieſe Gedichte verdienten aus den Allmanachen, worinn ſie gröſtentheils bisher zerſtreuet waren, geſammelt zu werden, und die Freunde unſrer Litteratur werden es dem Hrn. Leibarzt Hensler, einem Bruder, und dem Hrn R. Voß einem Freunde des Verſtorbnen Dank wiſſen, dieſe Mühe auf ſich genommen zu haben. Die Gedichte beſtehen außer einigen Liedern, Romanzen und kleinen Erzählungen, nebſt einem Paar Fragmenten, meiſtens in Epigrammen, wovon gewiß nicht wenige in einer Auswahl aller guten teutſchen Epigrammen (wofern dereinſt eine ſolche Auswahl mit der erfoderlichen Strenge getroffen ſein wird) ihren Plaz finden werden. Hr. Hensler, wiewohl nur ein Dilettante der Kunſt, hatte eine Ader von Wiz und Laune, womit ihn die Natur ſelbſt zum

Dich-

Dichter in dem Fache, worinn er ſich übte und hervorthat, ausgeſtattet hatte. Der ſehr meiſterhaft geſchilderte Charakter ſeines verſtorbenen Bruders, den Hr. Leibarzt Hensler, nebſt einer kurzen Nachricht von ſeinen Lebensumſtänden, vorausgeſchikt hat, dient den Gedichten ſelbſt zum beſten Commentar, die Gedichte hinwieder jenem zur ächteſten Urkunde.

---

4. Ankündigung einer Ueberſetzung des goldnen Eſels; aus dem Lateiniſchen des Apulejus von Madaura; von Auguſt Rode. Zwei Theile; klein 8. obngefehr zwei Alphabet. Subſcriptionspreis 1 Rthlr. 8 Gr. Ladenpreiß 1 Rthlr. 16 Gr.

Der goldne Eſel des Apuleius, dieſer, wenigſtens dem Namen nach, allgemein bekannte ſatiriſch-myſtiſche Roman, iſt mit ſoviel Menſchenkentniß, Witz, Munterkeit und Laune geſchrieben; mit ſo angenehmen, wohlerfundenen, komiſchen, tragiſchen, und poetiſchen Epiſoden durchwebt: Daß nicht allein Boccaz und Raphael, La Fontaine und le Sage denſelben Stükweiſe, ieder in ſeinem Fache, benuzt; ſondern daß auch alle um uns liegende kultivirte Nazionen ſich denſelben durch wiederhohlte Ueberſetzungen völlig eigen zu machen, geſucht haben. Ich habe mich ſeit einigen Jahren beſchäftiget, ihn ins Teutſche überzutragen. Auf Oſtern 1782. ſoll das Werk erſcheinen; in zwey Bänden mit Titelkupfern von einem guten Meiſter; vor dem Erſten das Leben des Apulejus; und unterm Texte nur die nothwendigſten Anmerkungen. Die Epiſode Pſyche, die ich daraus im Jahre 1780. bekannt gemacht habe. — (welche aber auch izt an ihrer Stelle wieder erſcheinen wird) nur mit weniger Anmerkungen, und mit den Einſchaltungen, die im Originale befindlich, aber von mir ausgelaſſen waren, weil ſie ſich auf etwas Vorhergegangenes bezogen) — mag als eine Probe meiner Ueberſetzung angeſehen werden: War es Afrikaniſches Genie, war es Mangel an Geſchmak ſeines Zeitalters, oder war es, weil Apulejus als ein Ausländer die

Ab-

Römiſche Sprache ſchrieb, die er noch dazu ohne Meiſter erlernt hatte? Genug, ſeine Schreibart iſt bey weitem nicht die beſte. Er kettet ewiglange Perioden zuſammen; iſt ſehr koſtbar und ſchwülſtig in ſeinem Ausdrukke; gebraucht unerhörte Wortfügungen und veraltete ja wohl gar ſelbſt erfundene Wörter und Redensarten. Ich habe mich dagegen bemühet, ihn im Teutſchen ſich ſo ausdrücken zu laſſen, wie ein ſo feiner Mann, ein Mann von ſo lebhaftem behauenen Geiſte, als er war, — ſich heut zu Tage in unſerer Sprache über dieſelben Gedanken und Gegenſtände ausdrücken würde. Sollt' ich auch in der Schule darum verdammt werden (unerachtet ich den Cicero auf meiner Seite habe, de opt. gen. or. c. 5.); ſo wird man mir doch in der Welt dafür Dank wiſſen, und für den Weltmann iſt meine Ueberſetzung auch nur beſtimmt; mag für mich immerfort der Pedant ſich an dem köſtlichen Latein ergötzen! Uebrigens bin ich meinem Originale ganz getreu geblieben, auch ſelbſt in den üppigen Scenen; denn ich habe nicht geglaubt in unſern Tagen verſchämter thun zu dürfen, als ein vornehmer Prieſter und Platoniſcher Philoſoph zu den Zeiten des frommen Antonius. Deſſau den 13te October 1782.

August Rode.

Auf dieſe Ueberſetzung wird bis zum 15. März 1783. in der Buchhandlung der Gelehrten und bey allen ihren Commiſſionärs Unterzeichnung angenommen.

---

5. Ankündigung einer neuen Ausgabe der Geſchichte Carl Ferdiners.

Ein ſchlechter Nachdruck dieſes von dem Publiko wohl aufgenommenen Romans machte es dem Verleger nothwendig, nach dem Wunſche des Verfaſſers ſtatt einer revidirten Auflage, eine ganz umgearbeitete herauszugeben. Dieſe neue Ausgabe, welche auf der Oſtermeſſe 1783. in drey mäſſigen Octavbänden von anderthalb Alphabeth oder einigen Bogen mehr erſcheinen ſoll, wird ſich von der erſten, folglich auch von dem unächten Nachdruk, ſo ſehr an innerer Veränderung als am Preiſe unterſcheiden. Um davon nur etwas anzuführen, ſo fand der Verfaſſer nöthig, di

die Geſchichte in manchen Umſtänden zu verändern, ſie der Episoden und Nebengeſchichten mehr zu entladen, und durchaus einfacher und leichter in ihrem Fortgange zu machen: ferner die Begebenheiten feſter zu verketten, die Umſtände genauer in einander zu gründen, und die Handlungen ſtärker zu motiviren; nicht weniger die Charaktere der Hauptperſonen, wo ſie nicht richtig gezeichnet, oder zu flach waren, übereinſtimmender mit ſich ſelbſt, wahrer und hervortretender darzuſtellen; überall mehr Wahrſcheinlichkeit, Natur, Lebendigkeit und Intereſſe hineinzubringen; Perſonen und Begebenheiten dem wahren Leben näher zu ſtellen: Das Ueberflüßige oder Fremdſcheinende und Langweilige auszulöſchen, das Fehlende oder zu ſchwach Angedeutete hinein zu legen oder deutlicher aus einander zu ſetzen: mit Einem Worte, das Werk neu zu arbeiten. Es wird demnach dieſe Ausgabe mehr ganz neu gemachte Briefe enthalten, als nach der erſten Edition zwey ganze Theile ausmachen. Eben ſo viele und noch mehrere werden umgearbeitet, und die übrigen alle, freylich einige mehr, andere weniger, verändert und verbeſſert ſeyn. Dadurch hat das ganze Werk auf der einen Seite viel Neues erhalten, was nicht in der erſten Ausgabe war; an der andern aber iſt ſo viel von dem Alten weggelaſſen, daß alle ſechs Theile nur drey mäſſige Bände, ungefähr von der Stärke des ſechſten Theils der erſten ausmachen, folglich der Preiß deſſelben vielleicht nicht über die Hälfte der erſten Ausgabe betragen wird.

In dieſer ohnlängen Veränderung ſo ſehr, als in der Nothwendigkeit, dieſe neue ächte Ausgabe von einem nichtswürdigen Nachdrucke zu unterſcheiden, liegt auch die Urſache, warum das Werk unter einem andern Titel erſcheinen ſoll, den der Verleger hier anzugeben deßwegen Bedenken trägt: weil es keiner größern Gewiſſenloſigkeit bedarf, einen Nachdruk mit dem aufgehaſchten Titel zu verkleiden, um das Publikum zu betrügen, als fremde Werke nachzudrucken, und rechtmäſſige Verleger ihres Eigenthums zu berauben. Dem Verfaſſer würde es ſehr befremden, wenn nach dieſer nachrichtlichen Ankündigung noch Leſer wären, die lieber den Nachdruk der alten ſo gut als verworfenen Ausgabe kaufen, als einige Monathe auf die neue warten wollten, die ein ganz ander Buch für einen nicht viel höhern Preiß liefern wird. Breslau, den 1ſten Auguſt, 1782.

Johann Ernſt Reyer.

Eros.

So wendet dann dieſes edle Antliz von mir, das der ganzen Welt Ehrfurcht gebeut.

Antonius.

Ich will --

(Er wendet ſich von ihm.)

Eros.

Mein Schwerdt iſt gezogen.

Antonius.

So laß es auf einmal vollbringen, weswegen du es gezogen haſt.

Eros.

Mein theurer Gebieter, mein Feldherr und mein Souverain! laßt, eh ich dieſen blutigen Stoß ſtoſſe, laßt mich noch ſagen -- Fahret wohl!

Antonius.

Es iſt geſagt, Mann -- Fahr wohl!

Eros.

Fahret wohl, mein Gebieter -- Soll ich nun ſtoſſen?

Antonius.

Izt Eros --

Eros.

Der
Teutſche Merkur.

November 1782.

I.

Anzeige

einer Veränderung, welche in der Einrichtung des teutſchen Merkurs vom Jahre 1783 an gemacht werden ſoll.

Der Herausgeber des Teutſchen Merkurs, den den Beyfall, mit welchem das Publikum dies Journal nun zehn Jahre lang aufgenommen hat, mit dem lebhafteſten Danke erkennt, wünſcht nichts mehr als das Verlangen und die Forderungen aller ſeiner Leſer, ſo verſchieden und ſich entgegen geſezt ſie auch oft ſind, möglichſt erfüllen zu können. Es iſt ihm ſehr oft begegnet, daß der Eine mehr ſtatiſtiſche, ökonomiſche, gemeinnützige, philoſophiſch-politiſche und dergleichen Artikel, der Andere hingegen mehr amüſante Lektüre verlangte: der Eine unzufrieden war, daß nicht alle ſechs Bogen jedes Monatsſtüks Abhandlungen erfüllten, indeß wie

der Schriftsteller, Buchhändler, und Mancher noch, der dem Publiko etwas zu sagen hatte, klagte, daß man im T. M. so wenig bekannt machen könne. Es ist schwer Alle zu befriedigen. Indeß um hierinn das Möglichste zu thun, zeigt der Herausgeber des T. M. seinen Lesern an:

1) Daß fortan, und mit Anfange des nächsten Jahrgangs 1783 die Artikel des T. M. noch mehr Mannichfaltigkeit als bisher haben, und interessante Abhandlungen und Nachrichten jeder Art miteinander abwechseln werden.

2) Daß die sechs Bogen eines jeden Monatsstüks blos eigentlichen Abhandlungen und interessanten Nachrichten gewiedmet seyn, und keine Anzeigen, Recensionen, Bekanntmachungen, Anfragen, und dergleichen Artikel, die nur für den Moment von Nutzen sind, darauf kommen sollen.

3) Für alle dergleichen Artikel, und das was Jemand sonst noch Gemeinnütziges dem Publiko bekannt machen will, soll jedem Monatsstücke noch ein Bogen unter dem Titel Anzeiger beygefügt werden, auf welchen Alles kommen soll, was man zur Bekanntmachung den laufenden Monat hindurch an den Herausgeber des Teutschen Merkurs allhier, jedoch postfrey, eingesandt hat. Was nicht postfrey einläuft, wird nicht eingerükt.

Da

Da dieſer Anzeiger die Stelle eines immerwährenden litterariſchen Correſpondentens vertritt, und Alles enthalten wird, was nur irgend von neuen Büchern, Verlags- und Subſcriptions-Anzeigen, Preißaufgaben, Bekanntmachung neuer Erfindungen, gelehrten oder ökonomiſchen Anfragen und Antworten darauf, u. ſ. w. dem Publiko vorzutragen iſt: ſo hofft man, daß er den Leſern ſehr angenehm ſeyn werde.

4) Alle ſolche Bekanntmachungen geſchehen unentgeltlich und frey. Nur bittet man, daß ſie ſo kurz als möglich gefaßt, oder von größeren mehrere Seiten füllenden Anzeigen nur Extrakte eingeſandt werden.

Da dieſer Anzeiger bloß für den Moment, und gleichſam nur ein Zeitungs-Bogen iſt, ſo wird er mit dem Monatsſtük nicht fortpaginirt, ſondern kann, wenn man den Merkur binden läßt, allezeit weggelaſſen werden.

5) Der Preis eines ganzen Jahrganges des Teutſchen Merkurs mit dieſem monatlichen Anzeiger wird ſeyn — in Weimar, 2 Rthlr. in Ld'or zu 5 Rthlr. — und Poſtfrey durch ganz Teutſchland 3 Rthlr.

Ohne Anzeiger aber bleibt es bey dem alten Preiſe.

6) Kein Leſer des T. M. iſt verbunden dieſen Anzeiger, der kein weſentliches Stük deſſelben iſt, wider Willen mitzuhalten, ſondern kann den Merkur auch ohne denſelben, wie zuvor, haben. Nur muß er es in dieſem Falle ſeinem Buchhändler, oder dem Poſtamte, durch das er den T. M. erhält, anzeigen. Sein Schweigen hierüber gilt für Genehmigung dieſer Offerte. Da es nun aber unmöglich ſeyn würde, noch vor Ende dieſes Jahres alle Meynungen der Leſer hierüber zu ſammlen: ſo ſollen vom nächſten Jänner und Februar alle Stücke des T. M. mit dem Anzeiger ausgegeben werden; und wer ſich indeſſen nicht dagegen erklärt, deſſen Schweigen ſoll Genehmigung ſeyn.

Durch dieſe Einrichtung hofft der Herausgeber die bißherigen Wünſche und Anforderungen ſeiner Leſer möglichſt zu befriedigen. Auch wird er poſtfrey eingeſandte Beyträge, die des Platzes würdig ſind, mit Vergnügen und wahrem Danke annehmen, und, wenn nicht wichtige Urſachen es hindern, gewiß Gebrauch davon machen. Weimar den 6. Oct. 1782.

W.

II.

An

J. D. d. B. H. v. W.

Am 24ſten October.

Zwo Muſen, deren Zwiſt zu ſteuern
drey weiſe Männer unſrer Zeit
viel Aufwand von Beredſamkeit
und Witz gemacht, *) begonnen ihren Streit
am vier und zwanzigſten des Weinmonds zu erneuern.
Den andern Muſen ward die Weile lang dabey;
es ſchien, daß ſolch ein Zwiſt zu nichts behülflich ſey
als Beyder Galle zu verſäuren.

Ihr Kinder, ſprach zuletzt der ſchöne Gott des Lichts,
laßt eure Zungen einmal feyern!
in dieſem Streit, ich kanns beym Styx betheuern,
hilft Lock und Wolf und Plato ſelbſt zu nichts
als eure Eyferſucht vergeblich anzufeuern;
denn ſoviel zeigt ſich angeſichts

*) Die Frage war: ob die Muſik oder die Mahlerey gröſsere Würkungen auf das Herz thun könne?

Du kannſt nicht mahlen, Du nicht leyern.
Was Jede kann iſt ſchön in ſeiner Art.
Ihr würket einzeln viel, und zehnmal mehr gepaart;
Doch, Welche mehr? ſoll izt die That entſcheiden.
Laßt ſehn und hören was ihr könnt
um einer Fürſtin, die euch beyden
gleich hold iſt — (Ihren Namen nennt
euch euer Herz) — und Die von ihrem ſchönen Leben
euch immer wechſelsweis den ſchönſten Theil gegönnt,
was Sie um euch verdient, Unſterblichkeit zu geben!

Ich bin bereit, rief **Polyhymnia.**
Und Alles ſchwieg, und lag in ſtiller Feyer;
und jedes Herz zerfloß, und jedes Auge ſah
entzückt zum Himmel auf, da ihrer goldnen Leyer
die Harmonie bald zaubriſchſüß entfloß,
bald majeſtätiſch ſich wie Meereswogen wälzte,
bald Feuerſtrömen gleich aus Donnerwolken ſchoß;
die Seelen bald in Liebeswehmuth ſchmelzte,
bald kühn und ſtolz, in immer höherm Flug,
dem Adler gleich zum Siz der Götter trug.

Die Aganippe vor Vergnügen
hielt ihren Strom zurück; es ſchien der Lorbeerhayn

zum

zum himmliſchen Getön die Wipfel hinzubiegen.,
und in den Lüften hielt im fliegen
der Vögel Schaar, auf einmal, lauſchend ein.

Die Muſen ſahn ſich an, und ſchwiegen:
Apollo lächelte — und Polyhymnia,
die, was man ihr verſchwieg, in jeder Mine ſah,
verbarg in Kalliopens Buſen
ihr glühendes Geſicht. Ein andermal, mein Kind,
vergiß nicht, ſprach der Gott der Muſen,
daß ſelbſt der Götter Ohren — blind,
und alle deine Zaubereyen
nur lieblicher Tumult und dunkle Räthſel ſind,
wenn andre Muſen dir nicht ihren Beyſtand leyhen.

Izt warf er einen Blick dahin
wo, mit Palett und Pinſel in den Händen,
Apellens ſchöne Lehrerin
beſchäftigt ſtand ein Bildnis zu vollenden,
das mit dem lezten Pinſelſtrich
als wie ins Leben ſprang, und ganz in allen Zügen
Der Fürſtin die er liebte glich.
Zu ihren Füßen ſah man liegen
was gröſsern Glanz Ihr ſchuldig war als gab,

den Fürſtenhut, den goldnen Hirtenſtab;
Ihr huldigten, mit einer Blumenkette
umſchlungen von den Grazien,
die Muſenkünſte in die Wette
und alle milden Tugenden;
Und über Ihr, aus eines Volkes Mitten
das Sie als Mutter einſt beglükt,
ſah man die Töchter Jovs, die demuthsvollen Bitten,
vom frommen Dank empor geſchikt,
mit tauſend Wünſchen für ihr Glück und Leben,
hinauf zum Thron des Göttervaters ſchweben.

Die Muſen hatten kaum das edle Bild erblikt,
ſo flogen ſie die Schweſter zu umarmen.
Sie iſts, Sie iſts, rief jeder Mund entzükt;
und Klio trug das Bild in ihren Armen
die Stirn des Muſenbergs hinauf,
und ſtellt' es am Altar des ew'gen Ruhmes auf.

W.

III.

Hiſtoriſche Nachrichten von der Toskaner Handel, Künſten und Wiſſenſchaften.

Unter der Herrſchaft der Longobarden wurde Toſkana in ein von den Königen abhangendes Herzogthum verwandelt, und die beſonderen Diſtrikte deſſelben in kleinere Herrſchaften, welche von Grafen, Vicegrafen, Caſtaldionen, und andern dergleichen Lehenträgern der Longobardiſchen Herzoge regiert wurden, vertheilt. Die Fränkiſchen und Teutſchen Kaiſer beſtätigten nicht nur dieſes Longobardiſche Feudal-Syſtem, ſondern zerriſſen das Land noch in mehrere Herrſchaften und Gerichtsbarkeiten, womit ſie gewiſſe ihnen zugethane Familien bereicherten, die ſie entweder als erbliche Lehen, oder nur Lebenslang im Namen der Kaiſer beſaßen. Hierdurch verſicherten ſie ſich zwar der Oberherrſchaft über die Herzoge oder Markgrafen, und wider die Städte, denen ſie, ohne Nachtheil ihrer höchſten Herrſchaft, nach eigenen Geſetzen zu leben erlaubten; verſetzten aber das in ſo viele kleine Tyrannen getheilte Land ins gröſte Elend. Da Italien nach Erlöſchung des Geſchlechts Carls des großen von den Mitwerbern des Italiſchen Reichs, und hernach durch

die lange und blutige Zwietracht zwiſchen dem Prieſterthum und der kaiſerlichen Macht verwüſtet wurde, zogen Städte und Herrſchaften wider einander zu Feld, und das endliche Reſultat war, daß die gröſsern Städte, welche wegen ihres zunehmenden Handels an Geld und Bevölkerung die reichſten waren, ſich nach und nach der übrigen bemeiſterten, und ſich in eine ſolche Verfaſſung ſetzten, die nur dem Schein nach von der Kaiſerlichen Oberherrſchaft abhieng.

Während des gedachten politiſchen Wirbels bildeten ſich in Toskana drey freye Staaten, Florenz, Piſa und Siena. Die Stadt Piſa gelangte wegen ihrer zu Handel und Schiffahrt bequemern Lage gar bald zu einer fürchterlichen Macht. Schon im eilften Jahrhundert unterhielten die Piſaner eine Flotte von mehr als 200 Galeeren. Mit dieſer entriſſen ſie die Städte Palermo in Sicilien, und Bona in Afrika, Sardinien, und die Baleariſchen Inſeln der Herrſchaft der Sarazenen. Mit 120 Galeeren wohnten ſie den erſten Kreuzzügen bey, und öfneten ſich den Weg zu einem ausgebreiteten Handel. Denn ſie zwangen den Kaiſer Alexius, zum Löſegeld für ſeinen gefangenen Sohn ihnen nicht nur eine freye Schifffarth in die Levante, und eine gänzliche Freyheit von Zöllen und Abgaben, ſondern auch eine eigene Börſe, Quartier und Waarenlager, Kirche und Konſul, deſſen Gerichtsbarkeit ſie nur allein unterworfen wären, zu Conſtantinopel zu geſtatten.

Gleiche

Eros.

Nun, ſo ſey es hieher -- (Eros durchſtößt ſich ſelbſt.) So vermeid' ich die Qual, des Antonius Mörder zu ſeyn.

[Er ſtirbt.]

Antonius.

Dreymal edler als ich ſelbſt! Du lehrſt mich, o großmüthiger Eros, was ich ſoll, und du nicht konnteſt; meine Königin und Eros haben durch ihr muthvolles Beyſpiel mir ins Gedächtniß geruffen, daß ich einſt edel war. Nun ich will ein Bräutigam in meinem Tode ſeyn, ich will mich in den Tod, wie in das Bett einer Geliebten, ſtürzen. Komm dann -- O Eros, dein Herr ſtirbt, dein Schüler; ſo zu thun -- (Er fällt in ſein Schwerdt.) lernt' ich von dir -- Wie? Noch nicht todt? nicht todt? -- Wache! -- he -- o tödtet mich vollends.

Neunte Scene.

Dercetas und einige von der Wache.

1. Wache.

Was für ein Getöſe war das?

Antonius.

Freunde, ich habe mein Werk übel gethan; o, vollendet ihr, was ich angefangen habe.

2. Wache.

Gleiche Vortheile erhielten ſie zu Antiochia vom daſigen Fürſten Bohemund. Balduin, König von Jeruſalem verlieh ihnen den dritten Theil der Stadt Ptolemais, und Almerich, Graf von Aſkalon, die Hälfte der Stadt Joppe. Zu Tripolis, Laodicäa, Tyrus, und in verſchiedenen andern Seeplätzen erhielten ſie eigene Handelshäuſer und Waaren-Lager. Damit ichs kurz ſage: ſie bereicherten ſich, nicht weniger, als die Genueſer und Venezianer, durch die Kreutzzüge, indeß andere chriſtliche Staaten dadurch an Geld und Leuten erſchöpft wurden. Auf dieſe ſchoben ſie die Koſten, die Beſchwerlichkeiten und Gefahren des Krieges; ſie aber trugen den Lohn und Gewinn davon. Handel und Schiffahrt blüheten bey ihnen, bis zur unglüklichen Seeſchlacht mit den Genueſern im Jahr 1284, in welcher dieſe ihnen 49 Galeeren mit 10000 Mann theils wegnahmen, und theils zu Grunde richteten. Nach dieſem harten Streich verwüſteten die Genueſer ihnen auch 1286 und 1290 ihren uralten Hafen. Seitdem erholte ſich Piſa nie wieder, und näherte ſich nach dem Maaß als Genua und Florenz an Macht und Reichthümern zunahmen, ſeinem gänzlichen Verfall, wozu auch die Kriege wider die Guelphen, und die innerliche Zwietracht ſehr viel beytrugen. Unterdeſſen war der Handel der Stadt Florenz durch den ſonderbaren Fleis ihrer Einwohner ſehr hoch geſtiegen, ob ſie ſich gleich fremder Seehäfen, nämlich jener der Piſaner und Sieneſer bedienen mußten, und mit dem Adel, den ſie

ſich unterwarfen, und durch ſcharfe Geſetze zum Handel und Kunſtfleiß zwangen, beſtändig zu kämpfen hatten. Der Handelsgeiſt diktirte bey ihnen die Geſetze ihrer politiſchen Verfaſſung. Wer ſeinem alten Adel nicht entſagte, und ſich in eine der 21 Zünfte nicht einſchreiben ließ, war von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. Ein Wollenkämmer Namens **Michael Lando**, war ihr vornehmſter Geſetzgeber. Sie beriefen die Humiliaten nach Florenz, das Volk in den Wollenmanufakturen aller Art zu unterweiſen, und führten den Seidenbau ein. Weil aus Mangel goldner Münze, deren keine mehr ſeit den Einfall der fremden Nationen, in Italien geträgt worden war, der Handel und Geldwechſel nicht wenig erſchwert wurden, ſo münzten ſie Goldgülden aus feinem Gold, und errichteten Wechſelbänke und Waarenlager in den vornehmſten Handelsplätzen in Europa und in der Levante. Viele fremde Fürſten erlaubten ſogar, daß ganze Handelsgeſellſchaften von Florentinern ſich in ihren hierzu bequemen Städten niederließen. In Frankreich und England war man ihres Geldes ſo bedürftig, daß man kein Bedenken trug, ihnen zwanzig Proc. zu erlauben. Ihren größten Gewinn zogen ſie aus wollenen Manufakturen. Den Tüchern wußten ſie eine ganz beſondere Feinheit und Feſtigkeit zu geben. Ihre ſchwarze Farbe, die ſie den Tüchern gaben, war unnachahmbar, gleichwie ſie es noch iſt. Ihre wollene Strümpfe, die aus künſtlich zuſammengenehetem Tuch beſtan-

beſtanden, wurden in ganz Europa getragen. Eine Straſſe zu Florenz, welche Via de Calzajuoli heißt, war ehedem vor andern Gegenden dieſer Stadt mit Strumpfmanufakturen beſetzt. Aus Via calimara allein wurden zu Zeiten des Geſchichtſchreibers Benedikt Dei im XV Jahrhundert jährlich für 300000 Goldgülden Wollens Waaren verſchickt. Der Wollenweberey allein hatten es die Florentiner zu verdanken, daß ſie im 14ten und 15ten Jahrhundert den Königen von Neapel und den Herzogen von Meiland zu widerſtehen, den Venezianern das Gleichgewicht zu halten, und im Jahr 1406 ſich der Republik Piſa zu bemächtigen, im Stande waren.

Um dieſe Zeit blühete **Johann de' Medici**, Vater des berühmten Cosmus, der erſte Grund der wunderbaren Größe, wozu das Haus Medici in der Folge gelanget iſt. Er ſtand mit allen florentiniſchen Handelshäuſern, die in Europa und in der Levante zerſtreuet waren, in Verbindung. Er war der vornehmſte Wechſel-Herr in Italien, und gewann unermeſſene Summen durch den Geldwechſel auf den Kirchenverſammlungen zu Baſel und Koſtnitz. Martin V. verpfändete ihm die päbſtliche Krone. Balthaſar Coſſa, (der abgeſezte Pabſt Johann XXIII) hatte ihm in der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz ſeine Habſchaft und Freyheit zu verdanken. Da er nach Florenz geflüchtet war, übergab er ihm die Verwaltung ſeiner Reichthümer, und beſtellte ihn vor ſeinem Tod,

zum

zum Vollstrecker seines Testaments, welches verordnete, seine Güter in milde Stiftungen zu verwandeln. Er erlangte seinem Hause die Gunst des Volks, da er dem Vorhaben des alten Adels, die öffentlicher Aemter fähige Bürgerschaft auf die sieben vornehmsten Zünfte einzuschränken, und die übrigen vierzehn davon auszuschließen, sich allein widersezte, und es vernichtete. Auch machte er sich das Volk dadurch verbindlich, daß er ein Gesez bewürkte, kraft dessen die Abgaben auf die liegende Güter verlegt wurden, ob er gleich selbst an Besitzungen der reichste war.

Das Handelshaus Medici wurde durch Cosmus des Johannes Sohn, noch viel stärker. Durch seinen ausgebreiteten Handel war Cosmus mächtiger als große Fürsten. Da Alphons, König von Neapel, sich mit den Venezianern wider die Florentiner verband, zog er durch Wechsel so viel Geld aus beiden Ländern, daß sie aus Mangel des Geldes zum Frieden gezwungen wurden. Da er von der herrschenden Parthey des Rinaldo Albizzi des Landes verwiesen wurde, zogen Handel und vieler tausend Menschen Wohlfahrt mit ihm nach Venedig und kamen nicht wieder, biß er zurükberufen wurde. Alles Volk gieng ihm als seinem Landesvater entgegen, und gab ihm die Gewalt, die bürgerliche Verfassung zu verbessern. Nachdem er, durch Landesverweisung der Feinde der demokratischen Regierung, die innere Ruhe der Republik wiederhergestellt, und nicht nur den Her-

zog von Meiland, welcher dieſelbe mit Krieg bedrohete, verſöhnt, ſondern auch Franz Sforza zu ſeiner Vermählung mit der einzigen Tochter des Herzogs verholfen, und hierdurch der Republik einen mächtigen Freund verſchaft hatte, fieng er an, mehr als je ſeine Reichthümer zur Wohlfahrt und Ehre ſeines Vaterlandes zu gebrauchen. Er baucte Paläſte, ſtiftete Klöſter und Hoſpitäler, errichtete Bibliotheken, und viele andere, größtentheils noch vorhandene Denkmäler ſeiner Großmuth, und gab dem Jahrhundert, welches in der Geſchichte der Litteratur und ſchönen Künſte das Mediceiſche genannt wird, ſeinen Anfang.

Die Toſkaner konnten ſich damals ſchon einiger berühmten lyriſchen Dichter, z. B. Cino von Piſtoja, Guido von Arezzo, Guido Cavalcanti, und des Brunetto Latini, Lehrers des Dante Alighieri, ruhmen. Schon hatte Dante ſeit dem Verfall der Litteratur das erſte Epiſche Gedicht in Italieniſcher Sprache hervorgebracht, und dieſer Sprache eine ſolche Bildung gegeben, die den folgenden Jahrhunderten zum Muſter diente. Schon hatte Petrarca die lyriſche Dichtkunſt zu einer Vollkommenheit gebracht, die zwar von allen Dichtern nachgeahmt, aber von keinem noch erreicht worden iſt. Schon im 13ten Jahrhundert hatten die Florentiner einen Mann gehabt, der nach den Grundſätzen der Griechen und Römer ihnen die Beredſamkeit und Staatsklugheit lehrte, und durch Auszüge und Ueberſetzungen

Klaſſis

Klaſſiſcher Schriftſteller, beſonders des Cicero, Plinius, Solinus, und Ariſtoteles, den Weg dazu zeigte;*) dieſer war der oben gerühmte Brunetto Latini. Was Machiavelli in ſpätern Zeiten in der Florentiniſchen Republik war, das war er daſelbſt im 13ten Jahrhundert. Fu ſommo maeſtro in Rettorica, ſagt Johann Villani in ſeiner Florentiniſchen Geſchichte von ihm; Fu cominciatore e maeſtro in digroſſare i Fiorentini, e fargli ſcorti in bene parlare, e in ſapere giudicare, e reggere noſtra republica.**) Im nämlichen Jahrhundert hatten ſich zu Florenz der Baumeiſter der daſigen Dom-Kirche und der Kirche St. Croce, Namens Arnolfo, und die zween Dominikaner-Mönche Riſtoro und Siſto, welche die ſchönen Brücken alla Carraja und St. Trinita gebaut haben, gebildet. Schon hatten Johannes und Nicolaus von Piſa, Margaritone von Arezzo, und Andreas von Piſa entſcheidende Schritte zur Vollkommenheit der Bildhauerkunſt gethan. In der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts hatten ſchon in Toſkana Guido und Diotiſalvi von Siena, Giunta von Piſa, und andere Mahler geblühet, welche dem Cimabue, der in der zwoten Hälfte des nämlichen Jahrhunderts lebte, den Ruhm, die Mahlers

*) Siehe Jagemanns Geſchichte der freyen Künſte und Wiſſenſchaften in Italien. 3ten Bandes 1ſter Theil, S. 508. ꝛc.

**) Lib. 8. c. 10.

Mahlerkunſt wieder hergeſtellt zu haben, ſtreitig machen. Giotto, welcher zugleich ein groſſer Baumeiſter und Bildhauer war, Gaddo Gaddi, Simon von Siena, Stefano von Florenz, und andere Schüler des Cimabur hatten die Mahlerey, wenigſtens in Toſkana, zu einem beträchtlichen Grad der Vollkommenheit gebracht. Andreas Taſi, ein Florentiner, welcher 1394 ſtarb, und Giotto waren die erſten Italiener, die Muſaiſche Arbeiten aus Glasſtücken verfertigten. Taſi hatte es von einem griechiſchen Mahler, Namens Apollonius gelernt. Duccio von Siena hatte die Kunſt erfunden, auf marmornen Fußboden Figuren mit Schatten und Licht abzubilden.

Schon blühete ſeit hundert Jahren die griechiſche Litteratur zu Florenz. Boccaccio hatte ſie hier unter Leontius Pilatus ſtudiert. Dieſem folgte Manuel Chryſoloras, der aus Griechenland berufen wurde, auf dem öffentlichen Lehrſtuhle. Coſmus begünſtigte dieſes Studium mit allen Kräften. Da 1453 die Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerthums in die Hände der Türken fiel, nahmen viele Griechen, der Wohlthaten eingedenk, mit welchen er in der Florentiniſchen Kirchenverſammlung ihre Nation überhäufte, ihre Zuflucht zu ihm, und bereicherten ihn mit Griechiſchen Manuſcripten. Unter ihnen waren Chalcondylas, Argyropulus, Johann Laſcaris, und Theodorus Gaza, welche die Griechiſche Litteratur nicht nur zu Florenz erweiterten,

ſondern auch durch ganz Italien verbreiteten. Sein Haus verwandelte ſich in eine Akademie, worinn nicht nur durch die Griechen und ihre Schüler die ſchönen Wiſſenſchaften aus ihrem Verfall erhoben, ſondern auch durch Marſilius Ficinus die Platoniſche Philoſophie zu einem neuen Leben auferweckt wurde. Hierzu verhalfen die von ihm geſtifteten Bibliotheken nicht wenig. Nicolaus Nicoli hatte in ſeinem Teſtament verordnet, daß ſeine mit vielen Unkoſten und Mühe geſammelte Bücher dem allgemeinen Gebrauch gewidmet, und von ſechszehn gelehrten Florentinern, welche er benannte, an einem von ihnen zu beſtimmenden Ort aufgeſtellt und verwaltet würden. Weil aber Nicoli viele Schulden hinterließ, welche die Stiftung dieſer erſten öffentlichen Bibliothek vernichteten, ſo bezahlte Cosmus die Schulden, und ſtellte jene in dem von ihm neuerbauten Kloſter St. Marco zum öffentlichen Gebrauch auf. Dies war die erſte öffentliche Bibliothek ſeit der Wiederherſtellung der Litteratur. Coſmus vermehrte ſie mit vielen andern von ihm erkauften Büchern, unter welchen auch Indiſche, Arabiſche, Chaldäiſche und Hebräiſche waren. Er hatte ſchon 1433 zu Venedig, wo er ſich als Landesverwieſener aufhielt, eine beträchtliche Menge Bücher aufgekauft, und dem daſigen Benediktiner Kloſter St. Giorgio maggiore geſchenkt. Nachher richtete er zwo andere Bibliotheken bey Florenz auf, eine im Kloſter St. Franceſco del Boſco im Thal Mugello, wovon nur noch zwölf übel zugerichtete Codices

vorhan-

vorhanden ſind, und eine andere bey den regulirten Chorherren zu St. Bartolomeo unter Fieſole, welche 1778 auf Befehl des regierenden Großherzogs theils der Laurenzianiſchen und theils der Magliabecchiſchen Bibliothek einverleibt worden ſind. Neben dieſen ſammelte er noch eine anſehnliche Handbibliothek in ſeiner eigenen Wohnung.

Es würde etwas Weſentliches an ſeiner Gröſſe gefehlt haben, wenn er nicht auch zur Beförderung der ſchönen Künſte, welche ſeiner Unterſtützung am meiſten bedurften, das Seine beygetragen hätte. Unter ſeinem wohlthätigen Schutz blüheten Donatello, der Wiederherſteller der Bildhauerkunſt und deſſelben Schüler Anton Gambarelli, Anton Filarete, Bertoldo von Florenz, Deſiderio von Settignano, Andrea Verrocchio, Lehrer des großen Leonardo da Vinci. Donatello flößte Cosmus den erſten Gedanken ein, zur Verbeſſerung des Geſchmaks in der Bildhauerkunſt antike Werke griechiſcher Meiſter anzuſchaffen. In der Baukunſt würdigte er Filippo Brunelleſco, und Michelozzo vor andern ſeiner Hochachtung und Wohlthätigkeit. Der Erſtere war der Baumeiſter ſeines Pallaſtes in Via larga, welchen ſeit 1659 das Geſchlecht der Marquis Riccardi beſitzt. Er war mit antiken Büſten und Statuen, und mit vielen Werken des Donatello ausgeſchmükt. *) Unter den Antiken

*) Vaſari im Leben des Donatello.

war ein Marsyas von weißem Marmor, und unter des Donatello Werken ein David von Erz, welcher den Fuß auf das abgehauene Haupt des Goliat setzt, und in der Großherzogl. Galerie befindlich ist. In dem Hof dieses Pallastes sind noch acht runde Scheiben von Marmor zu sehen, in welche Donatello den Diomedes mit dem Palladium, den Herkules als Sklaven der Liebe, den Nemlichen im Garten der Hesperiden, ein Orakel, einen Triumpf des Sohns der Venus, Ariadne auf der Insel Naxos, einen Centaur mit einem Korbe auf den Schultern, und einen Leibeigenen vor den Füßen seines Ueberwinders in halberhabner Arbeit eingegraben hat. Weil dieses bekannte Vorstellungen antiker Gemmen und Kameen sind, so läßt sich zuverlässig schließen, daß Cosmus die Originale davon besaß.

Timotheus Maffei von Verona ein berühmter Redner aus dem Orden der regulirten Chorherrn und Busenfreund des Cosmus, welcher ihn in einer von Lami in seinen Deliciis eruditorum ans Licht gestellten Schrift wider seine Neider vertheidiget, *) sagt daselbst: Objurgabit eum fortassis et alius, cum domum illius nuper extructam ingredietur, videritque in eo miro ordine lapideos et altissimos muros, crassiores proceras-que columnas, marmoreas, statuas picturasque egregias quas Apellis diceres seu Lisippi.

Er

(* In magnificentiae Cosmi Medicci detractores.

2. Wache.

Der Stern iſt gefallen!

1. Wache.

Und dieſer Zeitlauf an ſeinem Schluß.

Alle.

Ach wehe!

Antonius.

Wer unter euch Liebe für mich hat, der tödte mich.

1. Wache.

Nicht ich.

2. Wache.

Ich auch nicht.

[Sie gehen ab.]

3. Wache.

Noch irgend einer.

Dercetas.

Dein unglükliches Schikſal, und dein Tod treiben alle die Deinigen von dir -- (leiſer.) Dem Cäſar nur dieſes Schwerdt zu weiſen, und dieſe Zeitung zu bringen, wird mir den Weg zu ſeiner Gnade öffnen.

Diomedes tritt auf.

Diomedes.

Wo iſt Antonius? Dercetas.

Er hatte einen Bruder, welchen die Geſchichtſchreiber, um ihn von Lorenzo, des Cosmus Sohn zu unterſcheiden, Lorenzo den ältern nennen. Auch dieſer wird in einer noch ungedruckten Leichenrede Antons von Todi, welche der Herr Canonicus Gabriel Riccardi beſizt, nicht nur als ein reicher prachtliebender Mann, ſondern auch als ein groſſer Kunſtliebhaber gerühmt. Ditissimus ego, ſagt er, ditissimus auri atque pretiosae vestis, universae supellectilis, signis, tabulis pictis, vasis caelatis, margaritis, libris mirum in modum affluit.

In der Malerkunſt zeichneten ſich Paolo Uccello, der Dominicanermönch Giovanni Angelico Lucas Signorelli, Maſaccio (Thomas von S. Giovanni aus Valdarno) und Domenico del Ghirlandaio, vor andern aus. Nach den Werken der zween leztern haben ſich die gröſten Lichter der Maleren, Leonardo da Vinci, Michel Angelo Buonarroti, Pietro von Perugia, Raphaels Lehrer, und Raphael ſelbſt in verſchiedenen Stücken gebildet.

Gleichwie der Handel der Florentiner und durch denſelben ihr Reichthum zu des Kosmus Zeiten aufs höchſte geſtiegen waren, alſo fehlte es auch damals zu Florenz an keiner der Künſte, die dem Reichen zur Pracht und Ergözung dienen können. Lucas della Robbia von Florenz brachte die Plaſtik wieder in Aufnahme, da er Figuren aus Thon verfertigte, und einen Firniß erfand,

der ſie wider Luft und Witterung ſchüzte. Auch wußte er platte Tafeln von Thonerde ſchön zu bemahlen; welche Art von Arbeit damals aus allen Gegenden von ihm verlangt wurde. Lorenzo Ghiberti, ein florentiniſcher Goldſchmid, war der geſchikteſte ſeiner Zeit in erhobener Arbeit von Gold, Silber und Erzt. Er goß zwo der ehernen Pforten der Johannis-Kirche zu Florenz, deren erhobene Figuren noch immer der Gegenſtand einer allgemeinen Bewunderung ſind. Ein anderer florentiniſcher Goldſchmid, Namens Maſo (Thomas) Finiguerra, wlecher kurz vor 1424 ſtarb, ſoll ſogar die Kupferſtecherkunſt erfunden haben. *)

Kosmus ſtarb 1464 im 76ſten Jahr ſeines Alters, nachdem er 31 Jahr mit großem Ruhm das Oberhaupt der Republik, und ſeit den erſten Jahren ſeines männlichen Alters die Seele des florentiniſchen Handels, und die Stüze der wieder aufleben den Künſte und Wiſſenſchaften geweſen war.

Er hinterließ ſeinem Sohn Pietro einen blühenden Handel, und unermeßne Reichthümer. Dieſer beſaß ſie aber nur 6 Jahr. Er ſtarb in ſeinem beſten Alter. Was er ſchwächlicher Geſundheit halben, und aus Mangel des Geiſtes in ſeinem

*) Vaſari Vite de' pittori Tom. 4. P. 264. Baldinucci, Cominciamento e progreſſo dell' arte d'intagliare p. 2. edit. fiorent. 1767. Siehe Jagemanns Geſchichte der freyen Künſte und Wiſſenſchaften in Italien 3. B. 3. Theil. S. 661.

ſeinem Leben weniger ausrichtete, das erſezte ſein Sohn, der prachtliebende Lorenzo. Weil ſein Vater von ſchwächlicher Geſundheit und von ſehr mittelmäßigen Seelenkräften war, bediente er ſich in allem der Rathſchläge zweyer anſehnlicher Bürger Lucas Pitti und Neroni, deren Leitung ihn Cosmus ſelbſt vor ſeinem Tod empfolen hatte. Dieſe waren falſch gegen ihn geſinnt, und ſuchten ihr Glück auf ſein Verderben zu gründen. Ihn bey dem Volk und bey andern Handelshäuſern verhaßt zu machen, und ſeinen Handel zu verderben, gaben ſie ihm den Rath alle Schulden einzufordern. Hierdurch verſezte er ſeinem Handel einen empfindlichen Streich. Seinem Sohn Lorenzo, welchen das Volk nach ſeinem Tod zum Regenten der Republik erwählte, als er kaum 22 Jahr alt war, ließen die gefährlichen Umſtände, worinn die Republik durch den Krieg mit dem Pabſt Sixtus IV. und dem Neapolitaniſchen König Ferdinand verſezt wurde, nicht zu, den Handel ſeines väterlichen Hauſes wieder in Ordnung zu bringen. Er vermehrte vielmehr durch ſeinen außerordentlichen Aufwand, beſonders da er ſich viele Monate zu Neapel aufhielt, die Verwirrung, die in ſeinen Handelsfaktoreyen herrſchte. *) Er bezahlte ſogar große Summen den Bürgern, welche während des Kriegs der Republik Geld vorgeſchoſſen hatten, aus ſeinen eigenen Mitteln; und es kam ſo weit,

*) Siehe ſein Leben im I. Band des Magaz. der Ital. Litterat.

daß der Credit des florentinischen Handels dadurch in Gefahr gerieth. Da sah man sich gezwungen seine Schulden aus dem öffentlichen Schatz zu bezahlen. Dieses verursachte, daß er der Handelschaft gram wurde, und auf Mittel dachte, durch Ackerbau und Landwirthschaft seine Einkunfte zu vermehren, und seine Kapitalien hierauf zu verwenden.

Dieser Zufall, welcher dem Handel der Florentiner keinen geringen Abbruch that, hatte anderseits die besten Folgen. Die Florentiner waren gewohnt, ihre ganze Wohlfarth vom Handel zu erwarten. Sie vernachläßigten den Ackerbau dermaßen daß sie große Striche Landes aus Mangel des Abflusses der darinn stehenden Wässer sich in Moräste und Sümpfe verwandeln ließen. Lorenzo ließ im Pisanischen und Volterranischen Gebiete, und ben Poggio a Cajano im Florentinischen große sumpfichte Ebenen urbar machen. Hierdurch gewann er nicht nur seinem Hause viele beträchtliche Landgüter, sondern verbesserte auch die benachbarten Ländereyen und reizte durch sein Beyspiel viele seiner reichen Mitbürger zum Ackerbau, und zur Landwirthschaft. Bis dahin fehlte es den Landhäusern (Ville) der Florentiner an Pracht und Schönheit. Lorenzo ließ zu Poggio a Cajano ein prächtiges und überaus schönes Lustschloß erbauen, von dessen Ergötzlichkeiten Angelus Politianus in seinem Ambra betitelten Werkgen eine schöne Beschreibung hinterlassen hat.

Viele

Viele reiche Negotianten folgten ſeinem Beyſpiel, und wendeten groſſe Schätze auf die Verbeſſerung und Verſchönerung ihrer Landgüter. Weil die Piſaniſche Ebene ſehr niedrig, und in vielen Gegenden keinen natürlichen Abfluß ins Meer hat, ſo hatten die Piſaner dieſes von Alters her vermittelſt tiefer Kanäle bewirkt. Derſelben waren im Jahr 1475 fünf und zwanzig. Sie waren aber, ſeitdem die Florentiner ſich der Stadt Piſa bemächtiget hatten, verſäumt worden, und das ſonſt ſo fruchtbare Land war mit Moräſten zugedeckt. Dieſem Uebel zu ſteuern, errichtete 1473 die Florentiniſche Republik auf Anrathen ihres Oberhaupts Lorenzo einen eigenen Magiſtrat unter dem Namen ufizio de fossi, zu Piſa auf, deren Amt wäre, über die Eröfnung der alten Kanäle Aufſicht zu haben. Lorenzo gab hierzu ein reitzendes Beyſpiel, da er auf eigene Koſten einen tiefen Waſſergraben vom Fluß Serchio bis in den Arno nach Piſa, Fosso di Ripafratta genannt, graben ließ, worinn ſich die Gewäſſer, welche von den daſigen Bergen und Anhöhen bis an die Piſaniſchen Bäder herabkommen, ergießen.

Bisher fehlte es den Florentinern an eigenen Salzquellen, und Alaungruben. Dieſe beyde Bedürfniſſe mußten ſie von den Volterranern und von der Römiſchen Kammer kaufen. Daher bemeiſterten ſie ſich 1472, nach einem von Lorenzo entworfenen argliſtigen Plan der Stadt Volterra. Der Vortheil, welchen die Alaunwerke ihren Bäs-

bereyen, wodurch ſich die Florentiniſchen Zeuge und Tücher vor allen andern auszeichneten, und ihrem Handel brachten, war ſehr beträchtlich. Dieſe Alaunwerke ſind zwar eingegangen, was aber das Salz betrift, ſo müſſen von dieſer Zeit an die Volterraner jährlich dreyſſig Lieferungen (migli.) jede zu 170640 Pfund, und jedes Pfund für ungefehr einen Heller an die Florentiner thun. Jezt gehört es unter die Einkünfte des Großherzogs, welcher jedes Pfund ungefehr um 3 Kreuzer ſeinen Unterthanen überläßt. Schon im Jahr 1015 wird von dieſen Salzwerken Meldung gethan. Es ſind überhaupt 13 Quellen, deren nur vier benuzt werden. 100 Pfund Waſſer aller Quellen zuſammengemiſcht, geben 32 Pfund feines und weiſſes Salz. In 8 bleyernen Pfannen können innerhalb 24 Stunden 258 Centner Salz zubereitet werden.

Indeß Lorenzo durch dieſe weſentliche Vortheile, die dem Glükswechſel weniger, als der Handel, unterworfen ſind, beſonders durch den Ackerbau der Wohlfarth ſeiner Mitbürger einen feſtern Grund gab, unterließ er kein Mittel, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern. In ſeinem Garten hinter der St. Marcus Kirche eröfnete er zum allgemeinen Beſten eine Schule der Bildhauerkunſt, welcher der Florentiniſche Bildhauer Bertholdo, ein Schüler des Donatello vorſtand. Die Hallen, Säle und Zimmer des darinn befindlichen Hauſes, und die Gänge des Garten waren

waren mit Bildſäulen, Basreliefs, Mahlereyen, Kartonen und Modellen des Donatello, Brunelleſco Maſaccio, Paolo Ucello, des Mönchs Siovanni Angelico, und des andern Mönchs Filippo Lippi und anderer fremden und einheimiſchen Meiſter beſetzt und ausgeſchmükt.

Lorenzo ſezte nicht nur für diejenigen, die ſich in dieſer Schule vor andern auszeichneten, Prämien aus, ſondern verlieh auch den Armen unter den Schülern hinreichenden Unterhalt, damit ſie ſich den zeichnenden Künſten ganz widmen könnten. In dieſem Mediceiſchen Garten, und unter dem Schutz des großmüthigen Lorenzo bildeten ſich die größten Bildhauer dieſes Zeitalters, Torrigiano, Johann Franz Ruſtici, Franz Granacci, Nicolaus Soggi, Lorenzo di Credi, Julian Bugiardini, Baccio von Montelupo, Andreas Contucci von Monte San Savino und andere geſchikte Meiſter. Der den Gröſte unter allen, die ſich hier gebildet haben, iſt Niichel Angelo Buanarroti. Er ſtand als zarter Jüngling unter der Lehre des Mahlers Domenico Grillandaio, und legte ſchon damals entſcheidende Beweiſe von einem auſſerordentlichen Genie ab. Es hatte ihm noch kein Meiſter, den Meißel zu führen, gelehrt, und doch hatte er aus Marmor einen ſeltſamen Faunen-Kopf gebildet, welcher in der Großherzoglichen Galerie verwahrt wird. Lorenzo verlangte von Grillandajo, die beſten ſeiner Schüler ihm vorzuſchlagen, damit

aus

aus ihnen gute Bildhauer in seiner Schule gezogen würden. Dieser empfahl ihm vor allen andern den jungen Buonarroti, und ließ ihm seinen Faunenkopf sehen. Lorenzo gerieth darüber in Erstaunung, und verlangte den Knaben von seinem Vater, mit der Versicherung, ihn so gut als einen seiner Söhne zu halten. Da der Vater darein willigte, ließ er ihn in seinem Pallast wohnen, und mit seinen Söhnen und andern Gelehrten und Künstlern an seiner Tafel speisen. Außerdem gab er ihm noch einen monatlichen Gehalt, damit er seinem armen Vater und Geschwister beystehen könnte.

Den zeichnenden Künsten aufzuhelfen, und aus eigenem Vergnügen ließ er in allen Enden der Welt die Werke der Alten aufsuchen; und weil sein Name überall beliebt und berühmt war, so wurden ihm von allen Gegenden her schäzbare Alterthümer und Seltenheiten zugeschikt. Niemand konte ihm ein größeres Vergnügen thun, als wer ihm irgend ein antikes Werk verschafte. Da der Baumeister Julian von S. Gallo, dessen sich Lorenzo im Bau seines Lustschlosses Poggio a Cajane bediente, vom Neapolitanischen König Ferdinand für den ihm überbrachten Riß eines Pallastes eine silberne Schaale mit einigen hundert Dukaten zum Geschenk erhielt, nahm er es nicht an, und bat sich an statt desselben einige Alterthümer für seinen Herrn aus. Man siehet ungefehr aus diesem Beyspiel der Uneigennützigkeit und

Liebe,

Liebe, wie ſehr ſich jedermann, der mit Lorenzo in einiger Verbindung ſtand, angelegen ſeyn ließ, ſein Verlangen nach Alterthümern zu befriedigen. Ich könnte dieſes mit verſchiedenen andern Beyſpielen beſtätigen. Daher ſcheint nicht ganz übertrieben zu ſeyn, was Angelus Politianus in einem Epigramme, welches ſich in einem Codex der Gadiſchen Bibliothek findet, von der Kunſtſammlung des Lorenzo ſagt:

Coelatum argento, vel fulvo quidqvid in auro elk,
Aedibus hoc, Laurens, vidimus eſſe tuis;
Praxiteles, Phoenicis, Ariſtonis, atque Myronis
Fingere tam doctae quod potuere manus;
Cunachus et Mentor, Pythias, vel uterque Polycles,
Lyſippus quidquid, Callimachusque dedit.
Quae collegiſti miro virtutis amore,
Magnanimum reddunt nomen ubique tuum.
Artificum monumenta foves, referuntur in auro,
Argento, tabulis, et lapide ora Deum.

Die große Menge Gemmen und Kameen, welche Lorenzo beſaß, deren viele ſchadhaft waren, brachten ihn auf den Gedanken, verſchiedene Steinſchneider (welche eigentlich nur Goldſchmiede oder Juwelirer waren,) nach Florenz zu berufen, damit ſie nicht nur ſeine ſchadhaften Steine ausbeſſerten, ſondern auch die Steinſchneiderkunſt durch ſeine Mitwürkung zur Vollkommenheit brächten. Auch geſchah dieſes in einem hohen Grad durch einen

Florenz

Florentiner Namens Johann, delle Carniole zugenamt, welcher sich unter dem Schuz des Lorenzo bildete. Daher trägt Mariette in seiner Geschichte der Steinschneider kein Bedenken, die Wiederherstellung dieser Kunst dem Lorenzo zuzuschreiben. Ein ungemein großer Karniol der Großherzoglichen Galerie, worauf der gesagte Meister den berühmten Dominicanermönch Hieronymus Savonarola vortreflich eingegraben hat, beweiset, daß das Urtheil des Herrn Mariette ganz der Wahrheit gemäß ist. Es scheint, Lorenzo sey sehr viel daran gelegen gewesen, diesen ihm gebührenden Ruhm auf die Nachwelt zu bringen: denn auf viele, theils antike, auf sein Angeben geschnittene Steine ließ er seinen Namen LAVR. MED. stechen. In der Folge wird uns dieses Zeichen entdecken, in welche Hände sie endlich gerathen sind.

Lorenzo war zwar nicht der Erste, antike Münzen zu sammlen. Längst vor ihm hatten dieses Petrarca, einige Fürsten aus den Häusern Este, und Gonzaga, und der Aragonische König Alphons I. gethan. Allein keine der Sammlungen, die am Ende des XV. Jahrhunderts vorhanden waren, konnte weder an Menge, noch an der Ordnung und Nuzbarkeit mit jener des Lorenzo de Medici verglichen werden. Sie lag nicht müßig in Schränken eingeschlossen. Angelus Politianus bediente sich ihrer in seinen Miscellaneis, die ersten Linien zur Kritik, in Ansehung der klassischen Schriftsteller, zu ziehen. Also gebührt Lorenzo

Decretas.

Hier, Diomedes, hier!

Diomedes.

Lebt er? Willt du nicht antworten, Mann?

Antonius.

Biſt du hier, Diomedes? Zieh dein Schwerdt, und gieb mir den Tod, den ich verfehlt habe.

Diomedes.

Mein gebietender Herr, Cleopatra, meine Königin, ſendet mich zu euch.

Antonius.

Wenn ſandte ſie dich?

Diomedes.

Dieſen Augenblik, Gnädigſter Herr.

Antonius.

Wo iſt ſie?

Diomedes.

In ihr Grabmal eingeſchloſſen. Sie hatte eine prophetiſche Furcht vor dem was begegnet iſt; da ſie ſah, daß ihr den Argwohn, den ungegründeten Argwohn, gefaßt hattet, ſie habe ſich heimlich mit Cäſarn verſtanden, und daß eure Wuth keiner Rechtfertigung Plaz geben wollte, ließ ſie euch melden, ſie ſey geſtorben. Aber bald beſann

ſie

renzo der Ruhm, der Erſte zu ſeyn, welcher eine Münzſammlung zur Beförderung der Litteratur ordnete und beſtimmte.

Die Bibliothek, welche Cosmus im Kloſter S. Marco errichtete, muß mit der berühmten Mediceiſchen Bibliothek, welche Lorenzo ſammelte, nicht verwechſelt werden. Jene hieß *Bibliotheca Marcia*, dieſe aber *Medicea*, und war in des Lorenzo Wohnung aufgeſtellt. Er ſammelte nicht nur aus den benachbarten Provinzen, was er nur von Büchern ausfindig machen konnte, ſondern ſandte auch zweymal den berühmten Griechen Johannes Laſcaris an den Großſultan Bajazet, und ließ durch ihn, mit Erlaubniß deſſelben ſo viele griechiſche Codices in ganz Griechenland aufkaufen, als möglich war. Laſcaris erzählet ſelbſt, er habe von ſeiner zweiten Reiſe zweyhundert alte Codices, deren achtzig in Italien noch unbekannt waren, zurükgebracht. *)

Die Eiferſucht, welche von jeher zwiſchen den Republiken Florenz und Piſa herrſchte, trieb die Florentiner an, im Jahr 1348 eine der Piſaniſchen ähnliche Univerſität zu Florenz zu ſtiften. 1349 wurde dieſelbe vom Pabſt Klemens V. und 1355. vom Kaiſer Karl IV. beſtätiget. Ihre Stiftung iſt dadurch beſonders merkwürdig, weil ſie den Florentinern Gelegenheit gab, Petrarca den

Beſiz

*) Praef. ad Antholog. Edit. Florent. 1494.

Besiz seiner väterlichen Güter wieder einzuräumen, und ihn als öffentlichen Lehrer zurük zu berufen. Ihn leichter hierzu zu bewegen, sandten sie 1351 seinen Busenfreund Boccaccio zu ihm nach Padua; allein er erfüllte ihre Wünsche nicht. Demohngeachtet fuhren die Florentiner fort, ihre Universität zu befördern. Sie stifteten auf das Betreiben des Boccaccio den ersten griechischen Lehrstuhl in Italien. Leontius Pilatus lehrte daselbst die griechische Sprache und verfertigte die erste gute Uebersezung des Homers. Boccaccio erläuterte den Dante und schuf den prosaischen Stil seiner Muttersprache. Albert von Piagentina übersezte des Boethius Werk de Consolatione philosophiae und Ovids Heroiden, Nico Ugurgieri und Andreas Lancia Virgils Aeneis, und damit ichs kurz sage, in jedem Fache der Litteratur bemüheten sich die Lehrer, die Jugend zu den klaßischen Schriftstellern der Griechen und Römer zurück,uführen. In dieser Schule bildeten sich alle die großen Männer, welche im XV. Jahrhundert zu Florenz blüheten, z. B. Jannotius Manetus, Pallas Strozi, Donatus Acciajolus, Leonardus Aretinus, Christophorus Landinus, Marsilius Ficinus, Marsuppinus, Nicolius, Bern. Oricellarius, Poggius Florentinus, Angelus Politianus, Alamannus, Rinuccinus und viele andere, welche man die ersten Wiederhersteller der griechischen und lateinischen Litteratur in Italien nennen kann. Da die Universität unter der Aufsicht der zween ersten war,

und

und Franciſcus Philelphus daſelbſt das Griechiſche lehrte, hatte dieſer allein über 400 Schüler, welche meiſtens von hohem Stande waren. Im J. 1451 beſtand ſie aus 42 Lehrern; und zur Zeit des glänzenden Hofs des Lorenzo de Medici wurde ſie auch von teutſchen Fürſten beſucht. *)

Indeß verwahrloſeten die Florentiner die Univerſität zu Piſa, welcher Stadt ſie ſich 1406 bemeiſtert hatten, biß ſie endlich einſahen, daß ſich dieſe Stadt beſſer als Florenz zu einer Univerſität ſchikte. 1472 verſezten ſie dieſelbe, außer einigen Lehrern, beſonders der ſchönen Wiſſenſchaften, nach Piſa. Lorenzo de Medici hatte den größten Antheil hieran, und verſchafte ihr reiche Einkünfte, und vortrefliche Lehrer.

Indeſſen blühete noch immer zu Florenz die Platoniſche Akademie unter dem Schuze des prachtliebenden Lorenzo. Sie hatte die Erläuterung und Aufnahme der Philoſophie des Plato zum Gegenſtande; und man glaubte hierdurch die Gelehrſamkeit zu der Vollkommenheit zu erheben, wozu ſie zu des Plato Zeiten in Athen gelanget war. Nie iſt eine Sekte ſo enthuſiaſtiſch für ihren Lehrer eingenommen geweſen, als es dieſe Akademiker, beſonders Lorenzo de Medici, Marſilius Ficinus, Picus von Mirandola, welcher aus Liebe zu Lorens

*) Marſil. Fic. Oper. T. V. p. 926. Edit. Baſ.

Lorenzo zu Florenz wohnte, für ihren Plato waren. Lorenzo ließ des Plato Bilo in ganz Italien und Griechenland aufsuchen, und da er die Büste derselben durch Hieronymus Rossi aus Griechenland erhalten hatte, sezte er sie mit großer Feyerlichkeit in den Saal der Akademie. Ihre Versammlungen, die sich mit prächtigen Gastmälern endigten, und ihr feierliches Fest am Geburtstage des Plato beweisen, daß sie ihn fast wie einen Abgott verehrten. Diese gelehrte Schwärmerey war nicht so unnüz, wie sie von einigen getadelt wird. Ihre Folgen waren des Marsilius Ficinus Uebersetzung der Werke des Plato; das Wachsthum der griechischen Sprache, welches sie unter den Gelehrten veranlaßte; eine gesellschaftlichere und angenehmere Lebensart unter dem Adel und den reichen Bürgern; eine edlere Denkart, und ein viel zierlicher Stil, als die Aristotelische Philosophie gewähren konnte. Auch glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich das in dem Alter des Cosmus anfangende goldene Zeitalter der Toskanischen Schreibart, einem großen Theile nach, der Nachahmung der Platonischen Werke zuschreibe. Der Gedanke ist ganz neu, und ich wollte mich fast unterstehen, ihn mit unverwerflichen Gründen zu beweisen.

Nach dem Tode des Lorenzo wurde Bernhard Rucellai, welcher den Gelehrten unter dem Namen Bernardus Oricellarius bekannt ist, die vornehmste Stüze der Platonischen Akademie. Erasmus

mus ſagt von ihm: Novi Venetiae Bernardum Oricellarium, civem florentinum, cujus historias si legisses, divisses alterum Sallustium, aut Soliustii temporibus scriptas. Nunquam tamen ab homine impetrare potui, ut latine loqueretur. *) Der freundſchaftliche Umgang mit Lorenzo, deſſen Schweſter er zur Gemahlin hatte, mit Marſilius Ficinus, und allen den groſſen Männern, die damals die Stadt Florenz zu einem neuen Athen machten, hatten ihn zu einem der gelehrteſten und geſitteſten Menſchen gebildet. Ficinus ſchreibt von ihm in einem Brief an Maldius: unter hunderttauſend Menſchen würde man ſchwerlich einen finden, der an Ehrbarkeit der Sitten und Glückſeligkeit mit ihm zu vergleichen wäre. **) So lange Lorenzo lebte, verſammelte ſich die Platoniſche Akademie entweder in der Wohnung, oder in einem der Landhäuſer deſſelben. Bernhard Rucellai errichtete ihr zu Florenz einen eigenen Siz, da er daſelbſt zu ihren Verſammlungen einen prächtigen Pallaſt mit Gärten und Luſtwäldgen erbauete, welche unter dem Namen Horti Oricellarii in ganz Europa bekannt waren. Sie waren mit ſeltenen antiken Denkmälern der Kunſt ausgeſchmükt, deren Anſchauen zur Erneuerung der glüklichen Zeiten des Plato, da Künſte und Wiſſenſchaften in Athen blüheten, dienen ſollte.

*) Apophr. lib. 8. Oper. Vol. 4. p. 363. Lugd. Batav. 1703.

**) Oper. Vol. V. p. 636.

te. Sie waren der allgemeine Sammelplaz ein heimischer und ausländischer Gelehrten und Staatsmänner, eine Schule der feinsten Staatsklugheit, der schönen Wissenschaften und Künste, worinn sich Machiavelli, Ludwig Alamanni, Philipp Strozzi ꝛc. gebildet haben, und der Geburtsort verschiedener Revolutionen, welche sich am Ende des XV. und im Anfang des XVI. Jahrhunderts in der florentinischen Republik ereigneten.

Lorenzo de' Medici starb 1492. im 44sten Jahre seines Lebens. Er hinterließ unter den Menschen eine so hohe Meynung von seiner Staatsklugheit, daß man allgemein glaubte, die Drangsale, womit nach seinem Tode Italien heimgesucht wurde, würden sich nicht ereignet haben, wenn er länger gelebt hätte.

Er war kaum zwey Jahr todt, als sein erstgebohrner Sohn Pietro wegen Verdacht eines heimlichen Verständnisses mit dem französischen König Karl VIII. aus der Stadt verbannt wurde. Kaum hatte er im Monat November 1494, da die Franzosen zu Florenz einrükten, mit seinen Brüdern Johann und Julian diese Stadt verlassen: als das Volk, mit Franzosen vermischt, auf die Häuser des bey ihm sonst so beliebten Mediceischen Geschlechts losstürmete, und sie aller ihrer kostbaren Geräthschaft, Bücher, Alterthümer und Kunstsachen, die mit unsäglichen Kosten und Mühe gesammelt worden waren, beraubte. Phi-

lipp

lipp von Comines ſagt: es ſeyen nebſt andern Koſtbarkeiten über 3000 goldene und ſilberne Münzen geraubt worden, und ſezt hinzu: et croi, qu'il n'y avoit point autant de belles medailles en Italie. Ce qu'il perdit ce jour en la citè, valoit cent mille ecus, et plus. *) Was von Antiquitäten und Manuſcripten in die Hände des Pöbels fiel, wurde um ein Spottgeld verſteigert. **) Hierdurch wurde ein großer Theil gerettet, welcher gegen das Jahr 1512, da Julian von Medici in die Stadt wieder berufen wurde, in ſein Haus zurükkehrte. ***) Ein guter Theil der Mediceiſchen Bibliothek, welchen des räuberiſchen Pöbels Geiz nach Geld und Gold verſchmähet hatte, wurde 1496 in die Bibliothek S. Marco gebracht. Eine geſchriebene Chronik des Pietro Parenti ſagt beym Jahre 1497, der berühmte Hieronymus Savonarola, Mönch des Kloſters S. Marco, habe viele Bücher der beſagten Bibliothek an verſchiedene Kardinäle nach Rom verſchenkt, ſich wider den Kirchenbann und den gerichtlichen Proceß zu ſchützen. Im Jahr 1508. verkauften die Mönche die zwo Bibliotheken aus Nothdurft. Sie fielen aber in gute Hände. Der Kardinal Johannes de' Medici, des prachtliebenden Lorenzo Sohn, und nachmaliger Pabſt Leo X, kaufte ſie; und Pabſt Kle-

*) Lib. 7. c. 9.

**) Paul. Jovius, Hiſtor. ſui temp. Lib. I.

***) Vaſari im Leben des Torrigians.

mens VII. schikte sie 1527. nach Florenz zurük; wo nach einem Plan des Michelangelo Buonarroti im Stift S. Lorenzo ein eigener Saal für dieselbe gebauet wurde, worinn sie von den Fürsten des Hauses Medici vermehrt, unter dem Namen Biblioteca Laurenziana bis auf den heutigen Tag verwahret werden.

Neben dem Geschlecht der Mediei blüheten zu Florenz noch andere reiche Häuser, die sich durch kostbare Büchersammlungen auszeichneten. Paila Strozzi hielt zu Hause und auswärts geschikte Kopisten, und kaufte so viele Manuscripte, als er immer ausfindig machen konnte. Das nämliche thaten Pietro Pazzi, Gianozzo Manetti, Angelo Gaddi, und Bernardo Michelotti, welcher, um Bücher zu sammlen, durch Europa und durch die griechischen Inseln reisete, und viele noch ganz unbekannte Werke berühmter Schriftsteller mit sich brachte. Die Schikfale der Gaddischen Bibliothek, und einer andern des Minoriten-Klosters S. Croce zu Florenz, womit sie vereint wurde, werden in Jaacmanns Magazin der Italien. Litteratur und Kunste *) beschrieben. Beide waren von der größten Wichtigkeit, und dem öffentlichen Gebrauch gewidmet. Sie den gefährlichen Händen der Mönche zu entreißen, hat sie theils der hochselige Kaiser Franz, theils der regierende Großherzog dem Kloster abgekauft, und beide

*) 4. Band. Seite 87 ꝛc.

beide mit noch andern 700 orientaliſchen Manuſcripten, die bis dahin noch im Großherzoglichen Pallaſt verwahrt wurden, der Laurenzianiſchen Bibliothek einverleibt.

Die Florentiner hatten im 15ten Jahrhunder in und außer Italien den Ruf, nicht nur die beſten Bücherſammlungen zu beſitzen, ſondern auch die gelehrteſten Bücherkenner, und die geſchikteſten Kopiſten zu ſeyn. Jovianus Pontanus giebt ihnen die Ehre, faſt ganz allein die Gelehrſamkeit wieder hergeſtellt zu haben. Quorum propria laus eſt, et peculiare meritum, quod latinas litteras pene ab interitu vindicaverint. Der Hungariſche König Matthias Corvinus bediente ſich zur Errichtung ſeiner berühmten Bibliothek meiſtens florentiniſcher Gelehrten und Kopiſten, die er theils an ſeinem Hofe, und theils zu Florenz unterhielt. An ſeinem Hofe waren Franceſco Bandini, Filippo Valori, und ein gewiſſer Nicolaus Theologus. Selbſt Marſilius Ficinus wurde mehrmalen von ihm eingeladen. Zu Florenz unterhielt er beſtändig vier Kopiſten. Auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer unſterbliche König den beſten Miniaturmaler Attavante zu Florenz beſoldete. In der Herzoglichen Bibliothek zu Modena finden ſich viele von ihm bemahlte Codices mit ſeinem Namen und mit dem Wappen des Königs Matthias. Je mehr man

*) De Bello Neapol. Lib. I.

man die Malereyen anſiehet, jemehr gefallen ſie. Kleine Knaben, allerhand Thiere, Blumen, alles iſt ſchön gezeichnet, und mit den lebhafteſten Farben vorgeſtellt. Entweder hat ſie Herkules der Erſte von Eſte zu Florenz, wo ſie vielleicht nach dem Tode des Königs in den Händen des Künſtlers und der Koviſten geblieben waren, oder der Kardinal Ippolito von Eſte in Hungarn, wo er ſich viele Jahre aufhielt, käuflich an ſich gebracht.

Der Tod des Lorenzo de' Medici zog ſeinem Hauſe unendliche Widerwärtigkeiten, der Republik Florenz ihren gänzlichen Umſturz, und ganz Italien große Drangſale zu. Lorenzo hielt dieſes für einen untrüglichen Grundſaz, daß die Republik Florenz von keinem Feinde etwas zu befürchten hätte, ſo lange ſie mit dem Herzoge von Meiland und dem König von Neapel das von ihm errichtete Bündniß fortſezte. Aber ſein unkluger Sohn Pietro verleitete die Republik, dem Neapolitaniſchen König Ferdinand zu gefallen, ſich von Ludwig Sforza zu trennen; wodurch ſie ſich den Haß der Franzoſen, die jener nach Italien rief, und die Feindſchaft des Pabſts und der Venezianer, womit er ſich verbunden hatte, den Abfall der Stadt Piſa, und ſchwere Kriegskoſten, ſie wieder zu erobern, und ihren Handelshäuſern zu Lyon einen tödtlichen Streich, zuzog. Außerdem daß die Hanſeeſtädte ſich des nördlichen Handels ganz bemeiſtert hatten, und die Wollen-Manufacturen nicht mehr von den Florentinern, ſondern von den

Städ-

ſie ſich, was für eine Würkung dieſe Nachricht thun könnte, und ſandte mich, die Wahrheit zu verkündigen; aber ich fürchte, ich bin zu ſpät gekommen.

Antonius.

Zu ſpät, mein guter Diomedes; ruf meine Wache, ich bitte dich --

Diomedes.

He! des Imperators Wache! -- die Wache! he! Kommt, euer Herr ruft.

Die Wache kommt herein.

Antonius.

Tragt mich, meine Freunde, dahin wo Cleopatra mich ruft -- es iſt der lezte Dienſt, den ich von euch fordern werde.

Wache.

Weh uns, Herr! -- Sollen eure getreuen Diener euch überleben!

Alle.

O unſeliger Tag!

Antonius.

Nein, meine guten Freunde, ergözt mein grauſames Schikſal nicht durch eure Betrübniß. Laßt uns das willkommen heiſſen, was uns zu quälen kommt, und wir quälen es, indem wir's leicht zu tragen ſcheinen. Hebet mich

auf,

Städten Gent, Brügg, und Antwerpen erhielten, ſo hatten auch die Landesverweiſungen verſchiedener reicher Familien, und das von Lorenzo gegebene Beyſpiel, die Kapitalien auf liegende Güter zu verwenden, den Handel der Florentiner ſehr geſchwächt.

Nach einer achtzehnjährigen Landesverweiſung führte endlich 1512. der Kardinal Johann de' Medici, des prachtliebenden Lorenzo Sohn, mit Hülfe eines päbſtlichen Heers, und vom Volk begünſtiget, ſeinen Bruder Julian zu Florenz und in die Würde des im Garigliano ertrunkenen Pietro, wieder ein; er aber wurde kurz hernach unter dem Namen Leo X. auf den päbſtlichen Stuhl erhoben. In ihm lebte der Geiſt ſeines Vaters Lorenzo. Die Geſchichte bezeuget, was er zur Beförderung der Litteratur und ſchönen Künſte gethan hat. Sein Geſchlecht in der Regierung der Republik Florenz zu beſtätigen, gewann er demſelben die Freundſchaft der reichſten Häuſer, da er ihren Anverwandten die Kardinalswürde ertheilte. Er richtete die Univerſität Piſa, welche in den Unruhen des Krieges in Verfall gerathen war, wieder auf, und verordnete, daß die Lehrer durch den Zehnten der Einkünfte der Toskaniſchen Kleriſey erhalten würden: und den verſchiedenen Zünften der Stadt Florenz verlieh er viele Privilegien. So ſehr er ſich aber angelegen ſeyn ließ, ſein Geſchlecht zu vergrößern, ſo wenig war er im Stande, die ächte Nachkommenſchaft des Lorenzo vor dem

Untergang zu schützen. Denn Julian sein Bruder, welchen er mit der Schwester des Herzogs von Savoyen vermählt, und den der König von Frankreich zum Herzogthum von Nemours erhoben hatte, starb ohne ehlige Erben in der schönsten Blüthe seines Alters, als man damit beschäftigt war, ihm ein souveraines Fürstenthum im Königreich Neapel zu errichten. Sein Neffe **Lorenzo**, seines älteren Bruders Sohn, welchem er das dem Hause Rovere entrissene Herzogthum Urbino verlieh, lebte nicht lange, und zeugte mit seiner Gemahlin Magdalena von Bouloane nur eine einzige Tochter, Namens Katharina, welche hernach Königin in Frankreich wurde. Was noch von dem Mediceischen überblieb, waren die Bastarden, der Kardinal Julius, ein Sohn des in der Pazzischen Verschwörung ermordeten Julianus, Bruders des prachtliebenden Lorenzo, Ippolito, welchen Julian, der Herzog von Nemours, mit einer Dame von Urbino, und **Alexander**, welchen entweder der Kard. Julius, oder der Herzog Lorenzo mit einer Hausmaad gezeugt hatte. Da die ächten männlichen Nachkommen des Lorenzo ohne Erben erloschen waren, schenkte Leo X. alle Mediceische Güter dem Kardinal Julius, Erzbischof zu Florenz, und päbstlichen Legaten oder Gouverneur zu Bologna. Dieser setzte sich anfänglich selbst ans Ruder der Republik; da er aber hernach unter dem Namen Klemens VII. auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde, schikte er die zween noch übrigen Bastarden nach Florenz, unter der

Anlei-

Anleitung des Kardinals Silvio Paſſerini von Cortona den Staat zu regieren. Die Florentiner haßten dieſe Regierung, weil ſie auf Gewalt gegründet, und mit ſchweren Abgaben begleitet war, am meiſten aber wegen der Härte und Ungeſchliffenheit des Kardinals Paſſerini. Sobald ſie erfuhren, daß Klemens von den teutſchen und ſpaniſchen Truppen in der Engelsburg eingeſchloſſen war, empörten ſie ſich wider die Regenten, und trieben ſie mit Gewalt aus der Stadt. Da ſie aber am allermeiſten glaubten ſich ihrer Freyheit verſichert zu haben, erhielt Clemens nicht nur den Frieden vom Kaiſer, ſondern richtete auch mit ihm ein Bunoniß auf, kraft deſſen der vertriebene Alexander mit einer natürlichen Tochter deſſelben, Namens Margarethä, vermählt, und mit gemeinſchaftlichen Waffen als Herzog an das Ruder des florentiniſchen Staats geſezt wurde. Nach einer Belagerung von eilf Monaten ſahen ſich die Florentiner endlich gezwungen, ſich dem Willen des Kaiſers Karl V, und des Pabſtes zu unterwerfen.

Florenz ſah ſich damals ſelbſt nicht mehr gleich. Mit Alexander und Ippolito, und während der Belagerung, waren alle die reichen Familien, die dem Pabſt Klemens ergeben waren, der Stadt verwieſen und ihrer Güter beraubt worden; und nun, da die Mediceiſche Parthey den Sieg davon trug, wurden ſo viele von der feindlichen Seite theils hingerichtet, theils des Landes verwieſen, daß der Stadt alle Hofnung je

wieder

wieder aufzukommen, abgeſchnitten zu ſeyn ſchien. Weil von den Belagerern das Land rings umher verwüſtet worden war, ſo brachten Hungersnoth und Peſt das Elend der Stadt aufs höchſte. Ob die Medici als unabhängige Fürſten die Wohlfahrt des Florentiniſchen Staats wieder hergeſtellt haben, wird ſich in der Folge zeigen.

(Wird fortgeſezt.)

IV.

Eine Anekdote für Leſer von Gefühl.

An den Herausgeber des teutſchen Merkurs.

Als ich im vergangenen Jahre (1781.) viel unter Engländern lebte, die mir ihre öffentlichen Blätter ertheilten, wurde ich einmal im Craftsmann durch eine Geſchichte überraſcht, wie man ſie ſonſt nicht leicht in dieſer Art von Blättern findet. Die edle Einfalt dieſer Erzählung, die ausdruksvolle Sprache, kurz die ganze Art, mit der das Weſen und Seyn der Hauptperſon entwickelt wird, wirkte mächtig auf mich. Ich ſchrieb dieſen Tale of Woe ab; als ich in der Folge Lauſanne verließ, ging er unter meinen Papieren verlohren. Vor einigen Tagen fand ich ihn wieder, und er rührte mich noch gleich ſtark. — Wär' auch der ſüße Gedanke, daß dieſe Geſchichte

jemans

jemanden, den ſie vielleicht näher angeht, in die Hände fallen könnte, ganz richtig: ſo iſt ſie doch, glaub ich, durch ſich ſelbſt ſo beſchaffen, daß ſie im teutſchen Merkur Vergnügen machen möchte. Ich habe ſie ſo getreu überſezt als möglich.

" Folgende kleine Erzählung iſt ſo ganz wahr, daß ſie keines Schmuckes durch Erfindung oder Verſchönerung bedarf. Diejenigen für die das Wahre allein ſchön iſt, werden im Stande ſeyn, ſie zu fühlen, und nur für dieſe iſt ſie geſchrieben. Ich will ſie mit der äuſſerſten Einfalt und mit der ſtrengſten Anhänglichkeit an die Wahrheit erzehlen.

Vor ohngefehr vier Jahren kam ein junges Frauenzimmer in ein kleines Dorf bey Briſtol und bat um ein wenig Milch, ſich zu erfriſchen. In ihrem Aeuſſern und in ihrer ganzen Geſtalt war etwas ſo Anziehendes, daß ſie allgemeine Aufmerkſamkeit, um ſich her erregte. Sie war einnehmend ſchön, ihre Bewegungen elegant und voller Anmuth, ihre Mine und ganzes Weſen äuſſerſt intereſſant. Sie war allein, fremd und in gröſten Elende. Doch lies ſie keine Klage hören, wandte keine Kunſt an, Mitleiden zu erregen. Ihr ganzes Betragen und ihre Geſpräche führten offenbare Kennzeichen einer Perſon von gutem Tone; aber eine gewiſſe Wildheit, etwas Unzuſammenhängendes und Verirrtes herrſchte in allem, was

was sie sagte und that. Den ganzen Tag irrte sie umher, um eine Stelle zu finden, ihr Haupt hinzulegen, und des Nachts flüchtete sie sich unter einen alten Heu-Schoppen. Vergebens stellten ihr einige Frauenzimmer dieser Gegend vor, wie gefährlich es sey, sich so auszusetzen. Gutherzig versahen sie sie mit dem Nothwendigen. Aber weder Bitten noch Drohungen konnten sie dahin bringen, in einem Hause zu schlafen. Da man bisweilen offenbare Zeichen des Wahnsinns an ihr bemerkte, schloß man sie zulezt ein.

Ich übergehe diesen Theil ihrer Geschichte; er ist zu schmerzlich für meine Empfindlichkeit und würde gewiß zu rührend für meine Leser seyn. Endlich wurde sie wieder frey gelassen. Mit aller Behendigkeit, die ihre schwachen Kräfte ihr erlaubten, flog sie, obschon drey Stunden weit davon, zu ihrer geliebten Hütte. Ihr Entzücken, sich wieder in Freyheit zu sehen, und sicher unter dem elenden Dache, ist nicht auszudrücken. Nun sind es vier Jahre, daß dieses liebenswürdige, verlassene Geschöpf sich zu dieser trostlosen Lebensart verurtheilt hat. Seitdem kannte sie nie ein erquickendes Bette oder ein schützendes Dach. Ungemach, Krankheit, strenge Kälte und das äusserste Elend haben almälig ihre Gesundheit untergraben und ihre Schönheit gemindert. Aber noch ist ihre Figur überaus anziehend. In Mine und Bewegung ist ungewöhnliche Milde und Delikatesse. Sie ist über alle die, Eitelkeit erhaben, die ihrem Geschlechs

Geſchlechte ſo gemein, und Wahnſinnigen ſo natürlich iſt. Nie will ſie einigen Schmuk oder Puz tragen, ſchlägt alle ſolche Kleinigkeiten aus, oder hängt ſie, als ihrer Aufmerkſamkeit unwürdig, an die Hecken. Sie weigert ſich, die geringſte Auskunft über ſich zu geben; ihr Stillſchweigen iſt darinn unüberwindlich. Ihr Gedächtniß ſcheint geſchwächt zu ſeyn, und ihr Geiſt ſichtbar in Unordnung; doch ſind ihre Antworten noch ziemlich richtig, ausgenommen, wenn ſie muthmaßt daß man ihr Geheimniß ausforſchen will. Ihr Leben iſt das reinſte, ſchuldloſeſte, das ſich denken läßt. So oft der Morgen ſchön iſt, wandert ſie in den Dörfern umher, unterhält ſich mit den Kindern der Armen, macht ihnen kleine Geſchenke mit Sachen, die man ihr gegeben, und empfängt andere dargegen. Sie nimmt nichts an, als Milch, Thee, und die einfachſten Speiſen. Die Damen dort herum (eine vorzüglich, die ihre beſtändige und unveränderte Wohlthäterin geweſen iſt) haben alles angewendet, ſo viel über ſie zu gewinnen, daß ſie in einem Hauſe wohnen möchte: Aber ihre beſtändige Antwort iſt: Unruhe und Elend wohnen in den Häuſern, und es gibt kein Glük, als in der Freyheit und der friſchen Luft.

Eine eigene Art, ſich auszudrücken, und eine gewiſſe beſondere Wortſezung in einigen Redensarten, nebſt einer etwas fremden Ausſprache, haben, verſchiedene Perſonen auf den Gedanken gebracht, daß ſie nicht aus dieſem Lande ſey. Man

hat

hat verſchiedenemale verſucht, durch dieſen Umſtand auf einige Kenntniß ihrer Abſtammung zu kommen. Vor ohngefehr einem Jahre ſprach ein Herr in verſchiedenen Sprachen zu ihr. Sie ſchien unruhig und verlegen; aber als er ſie Teutſch anredete, gerieth ſie in eine ſolche Bewegung, daß ſie ſie nicht verbergen konnte. Sie verließ ihn und brach in Thränen aus.

Dieſe Anekdote, die hier herum erzehlt ward, kam eines Tages vor zween Herrn, welche die Menſchlichkeit bewog, dieſes verlaſſene Geſchöpf zu beſuchen. Einer derſelben, der mit Leichtigkeit teutſch ſprach, machte den Verſuch. Sie ward ſichtbarlich unruhig, erröthete, und antwortete — entweder von Ungefehr, oder weil ſie wirklich dieſe Sprache verſtund — auf verſchiedene Fragen, jedoch Engliſch. Da ſie aber fühlte daß ſie ſich zu einer Unvorſichtigkeit hatte verleiten laſſen, änderte ſie geſchikt den Gegenſtand der Unterredung, und leugnete, etwas von dem verſtanden zu haben, was man zu ihr geſprochen hatte.

Dieſe Geſchichte iſt in keiner andern Abſicht geſchrieben worden, als daß ſie jemanden, der vielleicht an derſelben Antheil haben könnte, in die Hände kommen möge. Heiß iſt mein Wunſch, daß dieſes liebenswürdige und unglükliche Frauenzimmer den Armen eines Vaters, oder einer Mutter, deren Herz vielleicht darüber gebrochen iſt, wieder gegeben werden möge. Der Verfaſſer wünſch-

wünschte sehnlich, daß das Ganze nur eine Erdichtung, und er nicht selbst Augenzeuge des Leidens, das er beschreibt, gewesen wäre. — Unruhe und fruchtlose Sorge und manche Thräne unnüzen Bedauerns wäre ihm erspart worden.

B. im Nov. 1782. R.

V.

Ueber die Frage:

Was ist Hochteutsch?

und einige damit verwandten Gegenstände.

An den Herausgeber des T. M.

Der berühmte Herr Rath Adelung hat die Frage, die mir zu gegenwärtiger Zuschrift Anlaß giebt, im ersten Stucke seines Magazins der teutschen Sprache auf eine solche Art beantwortet, daß seine Meynung zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der hochteutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, aber nun die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr erregen muß, da er sie in zwo besondern Abhandlungen des besagten Magazins ausführlicher als jemals vorgetragen hat, und da es für die Cultur unsrer Sprache

che und Litteratur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Hr. A. hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, "daß er es durch seine Entscheidung mit unsern teutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu) ich kann mir nun einmal nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist." Hr. A. ist also seiner Sache gewiß; und wenn ein Gelehrter, der unsre Sprache so lange und so gründlich in ihrem ganzen Umfange studiert hat, der so große Beweise seiner darinn erlangten Einsichten gegeben, und durch ungemeine Verdienste in diesem Fache sich ein so großes und wohlbegründetes Ansehen erworben hat, wenn ein solcher Mann aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewiß ist: so ist nicht nur zu erwarten, daß seine Gründe einleuchtend, überzeugend und entscheidend seyn, sondern auch, daß sie bey dem größern Hauffen, der sich in unparteyische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materien nicht einzulassen pflegt, durch sein Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bey vielen dennoch die nehmliche Wirkung thun werden als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, — der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstration statt findet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im

Falle

auf, ich hab' euch oft geführt; traget mich nun, meine Freunde, und nehmt meinen Dank für alles.

[Sie tragen den Antonius fort.]

Zwölfte Scene.

[Verwandelt ſich in ein prächtiges Grabmal.]

Cleopatra, Charmion und Iras, an einem Fenſter.

Cleopatra.

O Charmion, hier will ich mein Leben enden.

Charmion.

Faſſet Muth, theurſte Königin!

Cleopatra.

Nein, ich will nicht. Unerhörte entſezliche Begegniſſe ſollen mir willkommen ſeyn, aber Tröſtungen verſchmäh' ich -- Unſer Schmerz muß an Gröſſe dem Elend gleich ſeyn, ſo ihn verurſacht.

Diomedes tritt auf.

Wie iſt's! iſt er todt?

Diomedes.

Der Tod hat ihn ſchon ergriffen, aber er iſt noch nicht geſtorben. Sehet nur nach jener Seite euers Grabmals; ſeine Wache hat ihn dorthin getragen.

Antonius,

Falle daß dieſe überwiegend wären, der Ueberzeugung von einer beſſern Meynung Raum läßt — hat dieſen Vortheil nicht; wiewohl er ſich ſchon dadurch empfehlen könnte, daß er bey den Griechen der Ton des Sokrates, und bey den Römern des Cicero war. Der große Hauſſe hat keinen Glauben an einen Mann, der ſeiner Meynung ſelbſt nicht recht gewiß zu ſeyn ſcheint; und er will ſich lieber von einem Meiſter, der die Präſumtion für ſich hat daß er die Sache von Grund aus verſtehe, ſagen laſſen was er für wahr halten ſolle, als mit einem Schülermäſſigen Zweifler erſt, aufs ungewiſſe hin, forſchen und ſuchen, was wahr an der Sache ſey. Aber was dem Meiſter anſtändig ſeyn kann, würde an dem Lehrjünger vielleicht ungeziemend ſeyn. Ich bin einer von denen die ſich durch die Gründe, die Hr. A. für entſcheidend hält, nicht überzeugt finden, und alſo auch von der ſubjectiven Gewißheit, womit er gegen alle möglichen Einwürfe ſchon voraus gewafnet iſt, mehr in Verwunderung geſezt als durch ſein Anſehen, ſo groß es auch in Dingen dieſer Art iſt, geblendet werden. Aber, was ich gegen ſeine Entſcheidung vorzubringen habe, ſind bloß Fragen, die ich zu beantworten verſuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünſche. Sollten dieſe Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöſt werden können, als auf eine Art, die mit der Meynung unſers verdienſtvollen Sprachlehrers über das, was Hochteutſch iſt, nicht beſtehen könnte,

oder doch wenigstens eine große Einschränkung und Berichtigung derselben erfoderte: so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart des Hrn. A. daß ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

Ich nehme die Freyheit diesen Aufsaz an Ew. ꝛc. ꝛc. zu richten, theils weil ich Sie unter den jezlebenden teutschen Schriftstellern von — einer gewissen Classe *) für einen von denjenigen halte, die am wenigsten dabey zu verliehren hätten, wenn Hr. A. Recht behielte; theils weil Erörterungen dieser Art an einen Plaz im teutschen Merkur ein vorzügliches Recht zu haben scheinen. Ich halte mich versichert, daß ihnen an der möglichsten Vollkommenheit der Sprache, in welcher sie über dreyssig Jahre lang — geschrieben haben, soviel als irgend jemanden gelegen seyn muß; und ich würde aus dieser Ueberzeugung kein Bedenken tragen, Sie zum Schiedsrichter in dieser Streitigkeit zu erbitten, wenn die Gegenpartheyn nicht bereits zu verstehen gegeben hätte, daß sie keinen Autor, der sich seit dem siebenjährigen Kriege hervorgethan, für

*) Es versteht sich von selbst, daß der Hr. V. dieses Aufsatzes höflich genug gewesen, hier ein Paar Complimente anzubringen, die man, der Anständigkeit gemäs, in Formeln verwandelt hat, wobey jedem freysteht zu denken was er will.

für unpartheyisch gelten lasse. Ich überlasse es also blos Ihrer Beurtheilung, ob Sie diesen Aufsaz erheblich genug finden, ihn dem Publiko in Ihrem Journale mitzutheilen; und habe die Ehre u. s. w.

L * *

Philomusos.

Nach Herrn A. Meynung hat Teutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worinn alle diejenigen schreiben müssen, welche gut teutsch schreiben wollen, wenigstens dreymal geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlichteutsch, und endlich Hochteutsch. Die erste erhielt sich biß gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die Kaiserliche Würde an das Schwäbische Haus von Hohen Stauffen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfange, oder das Südöstliche Teutschland war damals, oder wurde aus Gelegenheit dieser Staatsveränderung, nach Hrn. A. Meynung, diejenige teutsche Provinz, welche alle übrige an Wohlstand und Geschmak übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs, an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufsteimenden Geschmacke dieser Länder theil; die Höfe der Hohen-Stauffen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Teutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Classen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraums verbreitet, und würde Teutschlands

Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Teutsche Krone nie auf das Schwäbische Hauß gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Namen des Hochteutschen, d. i. des höhern verfeinerten Teutschen, der Sprache der obern Classen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen teutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen biß gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der Neuern Hochteutschen sowohl den Namen als den Vorzug abtrat. Hr. Adelung, (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Hrn. Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für izt auf sich beruhen lasse) giebt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommung der Sprache Anlaß gegeben haben sollen. Das südliche Teutschland verlohr nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es (nach Hrn. A. Hypothese) der blühendste Theil von Teutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufacturen und Kunstfleiß in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worinn es nachmals alle übrige übertraf. So wie Cultur und Geschmak in dem südlichen Ober-Sachsen zunahm,

so

ſo verlohr ſich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem geſellſchaftlichen Umgange der obern Claſſen — und machte der ältern Hochteutſchen Schriftſprache Plaz. Allein wie Oberſachſen in beyden über den ſchwachen Grad hinausgieng, welchen ehedem das ſüdweſtliche Teutſchland gehabt hatte, — ſo fuhr es auch fort, ſeine geſellſchaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entſtand denn das neuere Hochteutſch — welches dieſen Nahmen mit dem größten Rechte führt, wenn anders Hochteutſch ſo viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Teutſch, der obern Claſſen.

Hr. A. erklärt ſich hierüber noch beſtimmter in der Abhandlung vom Zuſtande der teutſchen Litteratur, welche die fünfte im erſten Stücke ſeines Magazins iſt. Nach ſeiner Vorſtellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache ſo zu. Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Cultur, Volksmenge, Kunſtfleiß, Handlung und Wohlſtand zunimmt, ſo verbeſſert ſich auch dieſe. Wirken jene Urſachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, ſo bilden ſie endlich den Geſchmak. Der gute Geſchmak war in Sachſen ſchon da, ehe die ſchöne Litteratur noch einen ſonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte ſich erſt feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden. Sollte dies geſchehen, ſo mußte er in der Provinz, welche

er ſich zu ſeinem Sitze erwählt hatte, (nehmlich in Ober-Sachſen) erſt über alle obern und mittlern Claſſen, ſelbſt biß auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freylich viel Zeit erfodert. Aber genug, er kam endlich dieſer glükliche Zeit unter, wo der gute Geſchmak in den obern und mittlern Claſſen des ſüdlichen Ober Sachſens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungs-Vermogen zurükzuwirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhte Wohlſtand, die immer größere Volksmenge, die in Ober-Sachſen wieder hergeſtellte, gereinigte und allgemein gemachte Philoſophie, die prächtigen Höfe der Auguſte, welche die ſchönen und bildenden Künſte mit vollen Händen unterſtuzten, und dadurch Schöpfer des feinen Geſchmackes wurden, die von Gottſcheden gereinigte *) und von fremden Auswüchſen befreyte Sprache, u. ſ. f. alle dieſe vereinigten Umſtände wirkten ſchnell und unwiderſtehlich, und Ober-Sachs-

*) Der Hamburgiſche Patriot und die Zürchiſchen Sirenen-Maler, die zu einer Zeit, da Gottſched noch ein unbedeutender Mauſer war, ihm ſchon ſoviel vorgearbeitet hatten, kommen alſo nicht in Betrachtung? und der wäßrigſte, nachläſſigſte, geiſt- und geſchmakloſeſte aller teutſchen Scribenten unſers Jahrhunderts ſoll noch immer im uſurpierten Beſiz der Ehre, die Sprache hauptſächlich gereinigt zu haben, erhalten werden?

Sachſen ward nunmehr Teutſchlands Attica und Toscana; Ober-Sachſen diente dem bisher noch unvollkommen und ſchwankenden Geſchmacke zur Stütze und Führerin; Leipzig wurde Teutſchlands Athen; und der Zeitpunct von 1740 bis auf den verderblichen ſiebenjährigen Krieg d. i. von 1756 bis 1760. — war die ſchönſte Epoke (nach Herrn A.) nicht nur der ſchönen Litteratur Teutſchlandes, ſondern auch des teutſchen Geſchmackes, worinn er den einzigen wahren männlichen Grad, welchen die Teutſchen nicht überſchreiten ſollten, erreicht hat. Aber o! mit wie großem Rechte nennt Hr. A. dieſen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit ſeinem verderblichen Odem auch unſre Sprache und Litteratur an. "Sachſen horte auf zu blenden und zu rauſchen: der hier ausgebildete Geſchmak verlohr ſeinen Einfluß aufs Ganze. Die übrigen teutſchen Provinzen glaubten nun, ohne fremde Beyhülfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem teutſchen Athen erhaltne Bildung in Anſehung des Geſchmackes nur noch ſehr unvollkommen war — ſo artete der Geſchmak in den Provinzen auch ſehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, ſich ſelbſt leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verſchmähte. Daher dann (fährt Hr. A. fort) die Vernachläſſigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute teutſche vor-

handen sind; daher die Jagd auf veraltete und Provinzial-Wörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmak ausgebildeten Schrift-Sprache; — daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache — daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönen Zeiten ihrer Litteratur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Uebel sind auf unsre Sprache und Litteratur gekommen, weil es den teutschen Provinzen — nicht an Wiz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des würklich Schönen, mit einem Wort an Geschmak fehlt; und das einzige Mittel sie davon zu befreyen ist, daß wir zu den Mustern, die uns Ober-Sachsen in den Jahren von 1740 biß 1760 gab, zurükkehren, und uns auf die Sprache der obern Classen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmak zu seinem Siz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Hr. A.) entweder hat Ober-Sachsen den guten Geschmak von 1740 — 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seit dem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieß ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beynahe durchaus in Hrn. A. eignen Worten abgefaßte Darstellung seiner Meynung von dem, was Hochteutsch, d. i. was die wahre reine und richtige teutsche Sprache ist, welche

von

von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dies sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie der Witz und die Erfindung aller teutschen Dichter und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmaks gebrandmahlet, und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 60 in die Schule geschikt werden wollen.

Meine Absicht ist keinesweges, weder dem was in diesen Behauptungen des Hrn. R. Adelung wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Er in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochteutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beyspiele der Athenienſischen, Römischen und Toscanischen Mundart beygebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniß gehabt, und in wie fern diese Beyspiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht, und noch mehr für den T. Merkur viel zu weitläuffig wären, erfodern, und am Ende doch bey der Action, welche Hr. A. gleichsam im Namen des Südlichen Ober-Sachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würde.

Ich begnüge mich also (ausser einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schluße vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen des Hrn. A. bloß in folgende Fragen und unmaßgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

I. Befand sich die Teutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen Kayser im südwestlichen Teutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolframs von Eschilbach, Heinrichs von Osterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Ueberbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Litteratur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstauffischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer, (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched,) nicht in der bekannten, wiewohl leider! noch so wenig benutzten Züchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, daß diese alte Schwäbische Sprache, selbst an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang, sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlecht weg, ohne Unterschied und Einschränkung, sagen: daß sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der Schwäbischen Kayser bis gegen die Mitte des sechzehnten

Antonius, von der Wache getragen.

Cleopatra.

O du, ſtürze dich Sonne, aus der groſſen Sphäre, worinn du dich drehſt! und finſtres Dunkel ruhe auf dem vielgeſtaltigen Weltbau! O Antonius! hilf, Charmion; hilf, Iras; helft, helft, Freunde, drunten; wir wollen ihn näher herauf ziehen.

Antonius.

Stille! Nicht Cäſars Tapferkeit hat den Antonius überwannt; Antonius ſelbſt hat über ſich ſelbſt triumphirt.

Cleopatra.

So allein geziemt' es ſich, daß niemand als Antonius den Antonius bezwingen ſollte -- Aber, o weh, daß es ſo iſt!

Antonius.

Ich ſterbe, Königin, ich ſterbe -- ich laſſe den Tod nur ſo lange noch auf mich warten, bis ich von ſo vielen tauſend Küſſen den armen lezten auf deine Lippen geleat habe -- Komm herab --

Cleopatra.

Ich darf es nicht wagen -- (theurer, theurer Herr, Vergebung, daß ich es nicht wagen darf!) Ich könnt' ergriffen werden! Nein! der übermüthige Triumph des allzuglüklichen Cäſars ſoll nimmermehr mit mir geziert werden; ſo lange Schlangen noch Gift, oder Dolche noch Schärfe haben,

ten Jahrhunderts in ihrem Anſehen erhalten habe? und iſt nicht vielmehr, aus Vergleichung der teutſchen Schriften des 15ten und 16ten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrich I. und Friedrich II. Zeiten, augenſcheinlich, daß die Sprache nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäßigkeit wieder herabgeſunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarey und Zerrüttung des T. Reichs in Verfall gerathen ſey? Es war mehr als Stillſtand; es war würklicher Abfall. — Und da ein erweislicher weſentlicher Unterſchied, in Abſicht der Beugungs-Formen, Conſtructionen u. ſ. w. zwiſchen der Sprache der Minneſinger und der neuern Hochteutſchen wahrzunehmen iſt; kann man mit genugſamem Grunde ſo ſchlechthin ſagen, die Oberſächſiſche Sprache des 16ten Jahrhunderts, habe ihre ältre Schweſter, das ehmalige Hochteutſch (d. i. die Alt Schwäbiſche Sprache) weit hinter ſich gelaſſen?

II. Womit kann bewieſen werden, daß das ſüdliche Ober-Sachſen von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760. der Sitz des guten Geſchmacks in der teutſchen Litteratur, und alſo auch die Mundart dieſer Provinz die ächte Hochteutſche Sprache geweſen ſey? Ich unterſchreibe von ganzem Herzen alles was Hr. A. von den Verdienſten des großen Luthers um die teutſche Sprache ſagt; — wie wohl

wohl Hr. A. selbst in der Lutherischen Bibel-Uebersetzung soviel veraltetes und Ober-teutsches (d. i. nach seinen Grundsätzen Unteutsches) findet, daß er derselben kein Classisches Ansehen in unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die Ober-Sächsischen teutschen Schriftsteller vom ersten Rang im 17ten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryphiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Philander von Sittewald) Lohenstein, u. a. vor allen aber der erhabne Verfasser der Octavia und Aramena, waren sie Ober-Sachsen? Ich sage nicht, daß irgend einer dieser Schriftsteller noch izt für classisch gelten könne; und es findet sich auch in Absicht des Geschmackes ein grosser Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, daß Opitz unter den Dichtern, und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten blos deswegen eine bessere Sprache habe als andre, weil sie die Sprache der obern Classen in Wittenberg, Meissen, Leipzig, Dresden, u. s. w. studiert und zu ihrem Muster genommen? Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Teutschland war ein wahres Babel; jeder schrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende Gesellschaft bestund aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Teutschlandes. Ihre mannichfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wo-

durch

durch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucks-Arten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Litteratur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maaßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmackes, und vornemlich der Alten oder Neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schäzte; wiewohl, natürlicher Weise, bey jedem die allgemeine überall verständliche teutsche Sprache, die Schriftsprache der teutschen Scribenten die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daß schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. o. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben: aber verhoffentlich wird auch niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, läugnen wollen, daß Männer, welche größtentheils in Hamburg lebten, daß die Hamburgische Patrioten-Gesellschaft zu dieser glüklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoß gegeben haben. Was den Professor Gottsched in Leipzig betrift, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muß, der teutschen Sprache und Litteratur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiß, daß er als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo französischer Kunstrich-

ter,

ter, als Anführer und Haupt einer Parthey, der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dumme seiner Zeit, und also, in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das teutsche Athen stolz zu seyn Ursache hat, noch (soviel ich weis) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den Churſächsischen Landen, nicht die Manufacturen, die darinn blühen, noch die Leipziger-Messe, noch die Pracht der Höfe der Sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig teutsch gesprochen und geschrieben wurde — sondern ein von diesem allem sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl junger guter Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche, nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damaligen Koryphäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmackes, den Anfang machten, unsrer Litteratur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Witzes und Geschmaks, die zum Theil mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig; die meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf; einige wurden sogar ausser Teutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das teutsche Athen, auch ohne ihn, diese stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

III.) Sind es die guten Schriftſteller einer Nation, welche die Schriftſprache derſelben ausbilden, reinigen, polieren, und zum möglichſten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder ſind es die obern Claſſen der Einwohner der blühendſten Provinz der Nation, die alles dies leiſten und die allein dazu berechtiget ſind? Bisher, wenn ich nicht ſehr irre, hat man bey allen Völkern, die ſich einer vorzüglichen Stufe von Cultur und Aufklärung rühmen können, das erſte geglaubt. Ich will izt blos die Franzöſiſche Sprache zum Beyſpiel anführen. Dieſe befand ſich ungefehr in eben dem Zuſtande, worinn ſich die unſrige in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmal in einem Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derſelben vorgieng, wodurch ſie zu einer der vollkommenſten, und zugleich zu der beliebteſten und allgemeinſten Sprache von Europa wurde. Wem eine ſo ſchnelle und große Veränderung zuzuſchreiben ſey, iſt unter den Franzoſen ſelbſt keine Frage. Die ganze Nation iſt nur Eine Stimme, ſie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV. nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufacturen, und der Handlung, die damals in Frankreich blüheten, nicht dem Zuſammenfluß glüklicher Umſtände, welche ſich zum glänzendſten Wohlſtande des Franzöſiſchen Reichs in der erſten Hälfte der Regierung jenes großen Königs vereinigten — ſondern den Arnaud, Paſcal, Bourdaloue, Fenelon, Boſſuet, La Bruyere,

u. a. unter den Prosaisten und den Corneille, Racine, Moliere, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuschreiben, welche sich, nach des Schiksals Schluß, zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoke der französischen Litteratur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die Classischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Muster der besten Schreibart? Etwa dadurch daß sie sich nach dem Geschmake der obern Classen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Pascal, dessen Lettres Provinciales biß auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer großen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Clelie, der große Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Mode Lecture der obern Classen in Paris. Der große Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Cabinet und im Schooße seiner Familie; mit den hohen Charaktern und Idealen des alten Roms und Griechenlandes besser bekannt als mit dem Adel und dem vornehmen Bürgerstande zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen großen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs XIV. sagen können: daß sie den guten Geschmak, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so großen Vorzug giebt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten? anstatt daß alle Welt bißher gerade das Gegentheil geglaubt

glaubt hat. Freylich reden die erſten guten Schriftſteller eines Volks keine unerhörte ſelbſt erfundne Sprache; und ihre vortreflichen Werke ſetzen voraus, daß die Sprache, ſchon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem gewißen Reichthum an Worten und Redensarten, und ſelbſt zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen ſey. Viele gute Schriftſteller mußten vorher an der Franzöſiſchen Sprache gearbeitet haben, ehe ſie von den Beſten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten dieſe leztern es in allen Schrift-Arten ihren Vorgängern ſo ſehr zuvor? Etwa dadurch, daß ſie ihren Geſchmak nach den obern Claſſen ihrer Nation, oder dadurch, daß ſie ihn nach den beſten Muſtern der Alten bildeten? Man braucht ſie nur zu leſen, nur ihr eignes Geſtändnis zu hören, um von dem leztern überzeugt zu werden. Die Calprenеden, die Boyers, Pradons u. ſ. w. dieſe waren die Leute, die ſich nach dem Geſchmak ihres Publikums richteten, und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beyfalls erſchlichen: aber die Corneille und Racine ſchlugen einen ganz andern Weg ein; ſie erhoben ſich durch ihren mit der reinſten Blüthe Claſſiſcher Gelehrſamkeit genährten Genie, durch einen Geſchmak, den ſie ſowohl an den vollkommnen Muſtern der Alten als an den fehlerhaften Werken ihrer Vorgänger und Zeitgenoſſen geſchärft hatten, über den Geſchmak ihres Publikums; wurden die Geſezgeber

deſſelben, anſtatt ſeine Sklaven zu ſeyn. Die Zeit, worinn alle dieſe großen Männer blühten, wurde alſo, nicht durch die Anſtalten des deſpotiſchen Richelieu, ſondern durch den Reiz der Werke, die mit dem Stempel des Genies, des ächten Witzes und des feinſten Geſchmaks bezeichnet waren, die ſchönſte Epoke der Franzöſiſchen Sprache. Man muſte ſo ſchreiben, wie die Urheber dieſer Werke ſchrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geſchah es, daß die Sprache, was ſie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäſſigkeit gewann, auf der andern an Reichthum, und — indem man der Politur keine Grenzen ſezte, endlich auch an Stärke verlohr. Man fühlte endlich, daß auch die großen Schriftſteller aus Ludwig XIV. Zeiten der Nachwelt noch etwas zu thun übrig gelaſſen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verſtandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, größerer, lichtvollerer Ideen, muß ſich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariſer ſchrieen über Neologismus, und hatten nicht immer unrecht; aber der Miſsbrauch der Nachahmer und Wizlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftſteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater) ein Montesquieu, ein Büffon, muſten eben dadurch, daß ſie ihren Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drükten, ihr öfters Formen geben die ſie noch nicht gehabt hatte. Unſtreitig

tig hat dieſes Recht, das alle aufgeklärte Völker von jeher ihren großen Schriftſtellern eingeſtanden haben, ſeine Grenzen: aber dieſe Grenzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundſätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern Claſſen in der blühendenſten Provinz feſtgeſezt. Wollte man dieſer leztern die Kraft eines allgemeinen Geſetzes für die Schrift-Sprache beylegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchſtwillkührliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müſſen? Der blühende Stand einzelner Provinzen iſt eine ſehr zufällige und wandelbare Sache. Vor ſechzig Jahren war Hamburg das teutſche Athen; dreißig Jahre ſpäter war es Leipzig; warum ſollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Frankfurt, Nürnberg, Stuttgard u. ſ. w. kommen können? Und werden die obern Claſſen in den verſchiednen Provinzen, worinn dieſe Städte die Hauptſtädte ſind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schrift-Sprache oder das wahre, reine Hochteutſche, feſtzuſetzen, welches Hr. A. dem teutſchen Athen von 1740 — 60 eingeräumt wiſſen will? — Ich muß mich ſehr irren, oder es bleibt gegen die Babyloniſche Sprachverwirrung, die hieraus entſtehen müßte, kein beſſeres Mittel, als es bey dem alten Grundſatze zu laſſen: daß es die guten Schriftſteller ſind, welche die wahre Schriftſprache eines Volkes bilden, und (ſo weit als die Natur einer le-

benden und ſich alſo nothwendig immer verän-
dernden Sprache zuläßig) befeſtigen.

Dieſes leztere, in ſo fern es jemals bey einer Sprache ſtatt findet, kann vermöge der Natur der Sache, ganz allein durch die beſten Schriftſteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein ſind dazu geſchickt; denn ihre Werke beſtehen: da hingegen die Volksſprache, auch bey den obern Claſſen der blühendſten Provinzen, wenigſtens alle Viertel Jahrhunderte allerley Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäſſig zu werden und ſich zu verderben. Aber, wenn es wahr iſt, daß jede lebende Sprache ſo vollkommen ſie auch ſeyn mag, niemals für ganz vollendet angeſehen werden kann, ſo lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bey der Nation möglich iſt, ſo lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schatirungen (nuances) der einen und andern gemacht werden, und alſo hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten ungewöhnliche Metaphern, Figuren und Conſtructionen nöthig ſeyn können: um wie vielmehr muß

IV.) Alles dies nöthig ſeyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehenden mit Geſchmak geſchrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre ſchöne Litteratur erſt noch im Wachſen begriffen iſt, und wenn es ihr noch in verſchiedenen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl

haben, bin ich ſicher; euer Weib Octavia, mit ihren ſittſamen Augen, und mit ihrer in ſich ſelbſt geſammelten Gleichmüthigkeit, ſoll ſich keine Ehre dadurch erwerben, kaltſinnig verächtliche Blike auf mich zu werfen. Aber komm, komm, Antonius; helft mir, meine Mädchen; wir müſſen dich herauf ziehen -- Helfet, gute Freunde.

Antonius.

O, macht hurtig, oder ich bin nicht mehr.

Cleopatra (indem ſie zieht.)

Das iſt eine Kurzweil, wahrhaftig! -- Wie ſchwer ihr ſeyd! Ich glaube, alle eure Stärke iſt zu Schwere worden. Hätt' ich der groſſen Juno Macht, der ſtarkgefügelte Mercur ſollte dich emportragen, und an Jovis Seite ſezen -- Noch ein wenig -- Wünſcher ſind immer Narren geweſen -- Oh kommt, kommt, kommt --

(Sie ziehen Antonium zu Cleopatra hinauf)

Willkommen, willkommen! Stirb, wo du gelebt haſt, an meinem Buſen. O daß meine Lippen dich wieder beleben könnten, ſo wollt' ich ſie abnuzen --

Alle.

O Jammer-voller Anblik.

Antonius.

Ich ſterbe, Königin, ich ſterbe. Gebt mir etwas Wein, damit ich noch ein wenig reden könne.

zahl wahrer Meiſterſtücke fehlte? Es ſcheinet ſchon unſchicklich genug (um nichts ſtärkers zu ſagen) die Sprache einer der erſten Nationen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geſchmaks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worinn dieſe ſich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einſchlieſſen zu wollen: aber wie unfuglich wird dies Unternehmen erſt dadurch, wenn erweislich iſt, daß die Litteratur der Nation in dem engen Zeit Raum von zwanzig Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixirt wiſſen will, von ihrer höchſten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern ſolche Meiſterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafur erkannt werden können, hervorgebracht hatte. Daß dies der Fall unſrer Sprache ſey, braucht wohl bey unpartheyiſchen Schätzern unſrer Litteratur keines andern Beweiſes, als eines hellen Blicks auf ihren Zuſtand in den Jahren von 1740 — 60, und auf die Früchte des Witzes und Geſchmaks, womit uns der Südlich-Sächſiſche Boden in dieſem Zeitraum beſchenkte. Ich bin weiter als vielleicht manche die izt mitten in Sachſen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieſer Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geſchmak abſprechen zu wollen; aber ich müßte auch keinen Begriff von dem haben, was andere Nationen in dieſem Stücke geleiſtet haben, was uns damals noch fehlte, was uns zum Theil noch

izt fehlt, und was unsre Litteratur noch werden kann und muß, um mit der Litteratur anderer Völker auf gleichem Fuße zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daß der Zeitraum, in welche Hr. A. den guten Geschmak unsrer Schrift-Sprache einschließt, das non plus ultra der Vollkommenheit derselben sey. Das Maas von Genie, Wiz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniß und Geschmak, welches den Ober-Sächsischen Schriftstellern jenes Zeitraums zu theil worden war, ist doch wohl nicht das größte, das sich denken läßt? Und wenn dies nicht ist: mit welchem Recht könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemals ein solcher fände) der mehr von allen jenen Geistes-Kräften und Eigenschaften als irgend ein Ober-Sächsischer Schriftsteller von 1740 — 60, und also das Vermögen besäße, sie in vielen Stücken zu übertreffen, mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maas, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu lassen, und ein bloßer Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu seyn? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Philosophen, der mehr als ein bloßer Nachhall seiner Vorgänger seyn will, auf die Volks-Sprache einer einzelnen Provinz, auf die Schrift-Sprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraum, wo die Litteratur nur erst zu blühen anfieng, einschränken, — heißt dies nicht dem Fortgang der Litteratur selbst, der gewissermaßen ohne Grenzen ist, die engesten Schranken setzen?

Ich

Ich ſage nicht, daß es nicht auch in der Sprache gewiſſe Grenzlinien gebe, welche theils durch die Natur derſelben, theils durch die Grundgeſetze der Logik und Aeſthetik gezogen werden, und über welche auch der gröſßte, feurigſte und freyeſte Genie nicht hinausſchweifen darf, ohne ſich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daß einige ſogar vortrefliche Schriftſteller (von denen, die ſeit 1760 ſich hervorgethan haben) zuweilen über dieſe Grenzen weggeflogen oder auch weggeſchlendert ſind; und daß theils das ſervum pecus der Nachahmer, theils verſchiedne Aſpiranten von noch ungebändigten Genie, denen es bey groſßen Fähigkeiten noch ſtark an Gelehrſamkeit, Geſchmak, Welterfahrung, und beſonders an Sprachkenntniſſen mangelt — auf Beyſpiele, die keine Muſter ſeyn dürfen ſich ſteiffend — ſich Freyheiten ſowohl gegen die geſunde Vernunft als gegen die teutſche Sprachlehre und die Geſetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weiſe zu rechtfertigen ſind. Aber ich behaupte, ſo lange biß ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, a) daß die Hochteutſche Schrift-Sprache oder die Frage, was iſt Hochteutſch? ſich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, ſondern ganz allein aus den Werken der beſten Schriftſteller beſtimmen laſſe; b) daß hievon auch die Schriftſteller des 16ten und 17ten Jahrhunderts nicht ausgeſchloſſen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen ſey, wo die Anzahl der

Autoren, welche den ganzen Reichthum unſrer Schrift-Sprache enthalten, für beſchloſſen angenommen werden könnte: und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der ächten teutſchen Sprache, und als eine Art von Fundgruben anzuſehen ſeyen, aus welchen man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schrift-Sprache, in Fällen, wo es vonnöthen iſt, zu Hülfe kommen könne.

Einige Anmerkungen, die ich über die Folgerungen, welche Hr. A. (S. 25. u. f.) aus ſeinem Grundſatze zieht, zu machen habe, werden ein noch helleres Licht über dieſe Sätze verbreiten, und es alſo dem Leſer, der ſeine Parthie nicht ſchon zum voraus genommen hat, deſto leichter machen, über ihre Richtigkeit zu urtheilen. Da ich dieſe Anmerkungen nicht enge genug zuſammenziehen kann, um ihnen noch in dieſem Stücke des M. Platz zu verſchaffen: ſo bitte ich um Erlaubniß, ſie auf das nächſte Stück aufzubehalten.

VI.

Fortsetzung

des Künstler-Briefs von Neapel.

(S. das vorige Stück vom October, S. 38.

Ich vergesse hier die groſse erhabne Königinn, *) und betrachte sie als eine unglukliche Verliebte. Der Mahler hat hier auch gewiſs nicht an die unternehmende Regentin, an die Stifterin von Carthago gedacht. Eine unglükliche Verliebte wollte er bilden, und dazu war er inspirirt. Man fühlt mit ihr, man sieht die verliebte Schwärmerin, der ihr Liebhaber entflohen und alle ihre Sinnen mitgenommen hat. Sie ist nicht mehr sie selbst; ihr Herz hängt dem Treulosen nach, sie kann nicht bleiben, will ihn einholen, ihm Verweise der verschmähten Liebe geben, den Verräther will sie ihrer Treue überzeugen. Man sieht sie kann nirgends Ruhe finden, ihr Schmerz hat sie hin und her gejagt, und nun wählte sie den Tod, ihr brennendes Herz zu beruhigen. Die Sinnen sind verwirrt. Das hastige Blut färbt ihre Wangen so schön, ihre offne Haare fliegen um ihren Kopf, und spielen mit

*) Die Rede war am Schlusse des letzhin mitgetheilten Auszuges aus diesem Künstlerbriefe, und ist noch hier in dieser Fortsetzung desselben, von einem Gemählde des Guercino, das die sterbende Dido darstellt.

mit ihrem Schatten auf dem erhitzten ſchönen Geſicht, als wollten ſie es kühlen. Ihr Auge iſt voll ſchmachtender Sehnſucht, aus ihrer Stirne ſind ſchon die Gedanken verſchikt an den Ort wo der Geliebte iſt. Sinn, Verſtand, Herz, alles iſt fort, und in dieſer unglüklichen Verwirrung ſtürzt ſie auf dem Scheiterhaufen ins Schwerd. Dem geöfneten Mund ſcheint von den ſchönen Lippen der lezte Seufzer und die verliebte Seele zu entfliehn. Unbegreiflich iſt Kopf, Hals und Bruſt gemacht; es ſcheint als hätte ers mit Einem Striche, mit einem breiten Pinſel, dahin gezaubert. Die Erhöhungen hat er ſtark hingeſezt, ſodann bey den Tiefungen den Pinſel ein wenig gedrükt, ſo über den vollen Backen gefahren, unterm Kinnbacken hat er hereingedrückt, über den Hals fortgefahren. Bey der Achſel hebt es ſich wieder bis auf die hohe Schulter; ſo wie Wellen bey ſanftem Wind ſich heben, eben ſo ſchleifen die Erhöhungen und Vertiefungen in einander. Bey der Haarlocke die ihr über den Backen fliegt und einen ſanften Schatten macht, hat ihm ein Unſterblicher die Hand geführt. Das Mechaniſche iſt ihm nicht ſchwer geworden; man bemercket keine Mühe, es iſt wie aus den Gedanken gefloſſen. Dieſes Bild iſt mein Liebling. Es wird mir bey ſeinem Anblick ſowohl! und lange habe ich dieſe angenehme Empfindung bey keinem andern Bilde geſpürt. Vor Raphaels Bildern ſteht man mit Achtung, man ſtaunt, und bewundert: aber dieſes iſt ſo lieb, ſo amorato!

Ich

Ich ſpreche hier nur von einzeln Theilen, von der Dido Kopf, Hals und Bruſt. Die übrigen neben ſtehenden Figuren gehören nicht hieher, und das Coſtum iſt ſchlecht beobachtet.

Von Schidone hängen einige ſchöne Stücke hier. Nie habe ich von dieſem Meiſter ſo viele beyſammen geſehn. Er war ein Schüler von Correggio. An ſeinem Colorit ſieht mans bald, daß er ihm nachgeahmet hat. Nur die Haltung des Ganzen hat er nicht ſo verſtanden wie Jener. Seine Köpfe ſtehen allein: hier und da ſind nur beleuchtete Stellen, und das andere verliehrt ſich im Dunkeln. Dies macht die Bilder ſehr fleckicht. Das Colorit iſt aber einzeln betrachtet, treflich.

In den folgenden Zimmern hängen viele Stücke von den neuern Neapolitaniſchen Mahlern. Von dieſen will ich ſchweigen. Wer die Bilder in Rom von Raphael und andern ernſthaften Mahlern kennt, der kann ſich hier nicht aufhalten. Es geht ihm wie einem Menſchen, der gewohnt iſt mit geſitteten und tugendhaften Leuten umzugehen. Ihm wird es auf dem Markt, unter dem Pöbel, wo alles zugleich ſchreit und lermt, nicht gefallen.

Carlo Maratti, Luca Giordano, Solimene, bin ich vorbey gegangen, weil ich in einem andern Zimmer noch etwas beſſeres vermuthete.

Hier

Hier gieng ich durch ein Zimmer, wo ich hätte weinen mögen über die Barbaren der Unwiſſenden Menſchen, wie ſie mit den gröſten Bildern umgehen. Die Werke der Niederländer werden aus Vorurtheil, und wenn ſie noch ſo ſchön ſind, nicht geachtet. Ein Wouvermann, Berghem, Du Jardin, Teniers, ſind hier ohne Rahmen, blos durch das Brett an die Wand auf den 4 Ecken angenagelt. Die Teniers ſind beſonders ſchön; das Eine iſt ein Katzenconcert, das andere eine Geſellſchaft Affen. Als Teniers die Thiere mahlte, glaubte er gewiß nicht, daß ſie ſo von den Menſchen mishandelt werden würden. Sie ſind eben ſo ſchön, und ſo ausgeführt, wie die in Caſſel.

In dem nebenſtehenden Zimmer hingen einige Skizzen von Correggio, worunter ein klein Bild iſt, die Maria mit dem Kinde. Dies zeichnet ſich vor allen andern aus. Es iſt ganz hell und klar gemahlt. Die Schatten ſind ſo durchſichtig wie in der Natur. Dies konnte Niemand als Correggio. Ich hatte eine unvermuthete Freude darüber. Ich glaubte es nicht hier zu finden. Mir ward geſagt, die Königin hätte es in ihrem Zimmer. Schon ſeit einigen Tagen hatte ich mich mit Entwürfen getragen, auf was für Art ich dieſes koſtbare und berühmte Bildgen ſehen könnte. Das ungehoffte Sehen machte mir doppelte Freude.

Zulezt kam ich zu den Stücken, die von Raphael aufbewahret werden. Der göttliche Mensch! seine Werke sind Heiligthümer! Kein Mensch der Augen hat kann sie ohne Rührung vorbeygehen. Unter andern zeichnen sich zwey heilige Familien aus. So gut sich die Gesellschaft von einem schönen Weibe, der Maria mit dem Christus Kinde, der kleine Johannes, die würdige Elisabeth, und der alte Joseph zu einem Gemälde schikt, und so oft es auch gemahlt worden ist, so hat es doch niemand besser getroffen, als Raphael. Es sind so friedsame liebe Menschen, die hier zusammen sizen, und ihr Gluk in der süssen Freundschaft finden! Das Kind Jesus sizt der Mutter auf dem Schooße, die Elisabeth hält den Johannes näher, damit die Kinder spielen können. Mit Ehefurcht staunt dieser das Jesuskind an, als erblikte er in ihm den künftigen großen Mann. Der Madonna Kopf ist sehr schön. Der Hals und das Wenige vom Nacken ist zierlich gezeichnet; der Strich des Umrisses ist auf die rechte Stelle, auf die *) Wahrheit getroffen. Der kleine Johannes ist, als wäre er von Titians Hand gemahlt. Jesus ist, als Kind, sehr schön. Der Gott ist nicht in ihm zu sehen. Bey allen Christusköpfen von Raphael scheint es, als hätte es

es

*) Dieses Wort brauchen die Künstler, um in der Zeichnung einen bestimmten Umriß anzudeuten. Der Künstler kann mehr heran arbeiten, und kann auch auf die Wahrheit treffen.

es unmöglich gefunden, die Hoheit eines Gottes den ſchwachen Menſchen und ſanften Dulder in einer Perſon zu vereinigen. Es iſt auch gewiß unmöglich, den großen allmächtigen Gott, und den ohnmächtigen geringen Menſchen, in Einer Perſon ſichtbarlich darzuſtellen. Es ſcheint Raphael iſt feſt davon überzeugt geweſen; daher rührt die gefliſſentliche Nachläßigkeit in ſeinen Chriſtus-Köpfen. Denn war es je einem Künſtler möglich dergleichen Vorſtellungen zu wagen, ſo iſt es Raphael. Von Leonard Da' Vinci hab ich einen Chriſtus geſehen, der das Abendmahl mit ſeinen Jüngern hielt. Dieſer iſt vorgeſtellt als ein Mann von erhabener und feiner Denkart, der das Glük und Unglük der Menſchen fühlt, der durch Beleidigungen nicht aufgebracht werden kann, ſondern die Beleidiger mit Sanftmuth und Größe zurechte weiſet. Die Madonnen-Köpfe von Raphael ſind beſſer als die von Chriſtus. Sanftmuth und Reiz iſt in allen dieſen jungfräulichen Geſichtern. Doch ſind ſie nicht alle wie das Bild, vor dem ich eben ſtehe. Die bekannte Madonna della Sedia in Florenz ſollte man eher für eine junge lüſterne Frau mit ihrem erſten Knaben halten, als für eine Mutter Gottes. Denn ihr Blik auf dem Bilde iſt ſo, daß manchem Zuſchauer andere als heilige Ideen dadurch eingeflößt werden dürften. Ich glaube, Raphael hat dieſen Kopf nach der Natur gemacht, und die Schöne hat ihn mit einem Blicke angeſehn, der nicht gleichgültig war. Wie konnte es aber auch anders ſeyn, vor einem Manne von ſo

ſchö-

Cleopatra.

Nein, laßt mich reden, mich laßt so laut toben, daß das falsche Hausweib Fortuna, durch mein Schimpfen gereizt, aus Zorn ihr Rad verbrechen möchte.

Antonius.

Ein Wort nur, liebste Königin -- Sucht von Cäsarn Sicherheit mit Ehre zu erhalten -- Ihr --

Cleopatra.

Beyde, ist unmöglich.

Antonius.

Höre mich, meine Liebe; vertraue dich keinem von Cäsars Leuten, als dem Proculejus.

Cleopatra.

Meiner Entschlossenheit und meiner Hand will ich mich vertrauen -- nicht Cäsars Leuten.

Antonius.

Klaget nicht, jammert nicht über diesen unglüklichen Wechsel, der das Ende meines Lebens beschleuniget hat; sondern unterhaltet eure Gedanken lieber mit der Vorstellung meines ehmaligen Glüks; jener Zeit, da ich der gröste unter allen Fürsten des Erdbodens und der edelste war -- und mit der Vorstellung, daß ich nicht niederträchtig sterbe, noch feigherzig meinen Helm meinem Landsmann hin-

gegeben

ſchöner Bildung, und ſolch göttlichem Verſtand? Beyde Bilder ſind öfters in Kupfer geſtochen und Jedem bekannt. Dieſes heißt Madonna col Gatto, weil eine Katze auf dem Bilde iſt. Es iſt von dem kräftigſten und ſtärkſten Colorit, doch an einigen Orten ſehr beſchädigt, dem aber noch zu helfen ware. Man möchte weinen über den nahen Verluſt dieſes koſtbaren Bildes. Der Anfang des Schadens war gering; vielleicht kam er vom Transport, oder es hat an einer feuchten Wand gehängt. Es hatte Schimmel angezogen, dieſen wollte eine ungeſchikte Hand wegputzen; und weil dies aus Unwiſſenheit und dem Mangel der dazu gehörigen Ingredienzen nicht geben wollte, ſo hat mans wieder aufgehängt mit aller ſeiner alten Unſauberkeit, und dem neuen Geſchmiere, das nun herunter gelaufen iſt, und Streifen in die Farbe gefreſſen hat. Wenn es lange noch ſo hängen bleibt, ſo verdirbt es gänzlich. Giebt ſich auch nachher der geſchikteſte damit ab, ſo iſt doch der Schaden unwiederbringlich; denn das Scheuren frißt das ganze Bild.

Der König wendet viel an die Kunſt. Er giebt in der Akademie allen freyen Unterricht ſogar Kreide und Papier umſonſt, und ein ſolches Bild läßt er vergehn! *)

VII. Ver-

*) Kreide und Papier wird frey gegeben, weils in der Inſtruction, oder in der Fundation ſteht; die Erhal-

VII.

Vermiſchte Litterariſche Anzeigen.

1) *Neue Carte von Europa*, welche die merkwürdigſten Produkte und vornehmſten Handels-Plätze, nebſt dem Flächen-Innhalt aller Europäiſchen Länder in teutſchen Quadrat-Meilen enthält, von A. F. W. Crome. Deſſau 1782. und

Europens Produkte; zum Gebrauch der neuen Produkten-Karte von Europa, von A. F. W. Crome. Deſſau 1782. 8. 496 Seiten.

Ein glüklicher Gedanke, und eben ſo glüklich ausgeführt! So viel auch bisher Tabellen, Plane, Charten und andere bildliche Vorſtellungen über Wiſſenſchaften gezeichnet, und für

haltung dieſes Bildes ſtand nicht in der Inſtruction. So wird es an allen Orten gehen, wo die Fürſten glauben alles gethan zu haben, wenn ſie fundiren, anordnen, befehlen, und nachher glauben, das Geſez erhielte ſich von ſelbſt, ohne die tauglichen Menſchen, die das Geiez erhalten ſollen. Die Beyſpiele von dem wenigen Nuzen, den die meiſten Akademien ſtiften, ſind nicht weit zu ſuchen, wenn nicht hier und da unter den Lehrern oder Direktoren ein wahrer Künſtler oder Gelehrter wacht, der anders denkt als ſeine Kollegen die Taglöhner.

A. d. H.

für den Unterricht der Jugend geliefert worden, iſt gewiß kein Verſuch beſſer und nützlicher gerathen als dieſer. Beyde Werke ſind, auſſer dieſer wichtigen Rückſicht, ein ſehr ſchätzbares Geſchenk für den Statiſtiker, Kaufmann, und Jeden, dem es um eine etwas genauere Länder-Kunde als gewöhnlich zu thun iſt.

Die Charte iſt überaus ſchön und ſauber von Hr. Pingeling in Hamburg geſtochen und eine der richtigſten und beſten die wir bisher von Europa hatten. Hr. Crome wählte dazu des ſeel. Hasens ſtereometriſche Zeichnungs-Art, und ſuchte die Lagen der Länder und Oerter, nebſt ihrer Gränzen, aufs genaueſte nach den beſten Spezial-Charten, Büchern und Nachrichten davon zu berichtigen. Die Rechenſchaft, welche er davon in der Einleitung zu ſeinem Buche giebt, iſt ein rühmlicher Beweis ſeines mit reiffer Kenntniß verbundenen höchſt mühſamen Fleiſſes, den er daran wandte. Dadurch daß Hr. C. alle die politiſchen Veränderungen der Reiche und Länder benutzte, und ihre Gränzen nach den neueſten Verträgen oder Vorſchlägen berichtiget, Haupt-Produkte von ihnen angiebt, dem Auge Vergleichungen dieſer Art in einem Blicke darbietet, hat dieſe Charte auch einen vorzüglich ſtatiſtiſchen Werth erhalten. Am einleuchtendſten iſt dies bey Pohlen und Rußland. Letzteres ſieht hier ganz anders als auf den gewöhnlichen Charten aus; denn 1) iſt das von Pohlen getrennte Ruſſiſche Litthauen dazugenommen; 2) die Gränze zwiſchen dem Türkiſchen und Krimmiſchen Staate ſo angezeigt wie ſie im Frieden 1774 feſtgeſetzt worden; 3) die öſtliche Gränze zwiſchen Rußland und Aſien ſo gezeichnet, wie ſie Pallas (im 3ten Th. ſ. Reiſ.) nach dem Gange der ungeheuren Gebirgs-Kette vorſchlägt; 4) die wahre Lage der neuen Stadt Cherſon am Dnieper zuerſt angegeben. Die Zeichen welche Hr. Crome zu Angebung

der Produkte jedes Landes braucht, sind gut gewählt, deutlich, theils schon bekannt, theils leicht erklärbar. Er giebt nicht alle die ein Land hat an, sondern nur die, welche für Nahrung, Gewerb und Handlung desselben die wichtigsten sind. Und auch kaum dazu hatte er Platz. Auf dem Rande der Charte sind, durch Zeichen, gleichfalls die Hauptbeschaffenheiten der sämmtlichen Produkte eines jeden Reichs erläutert. Ebenso ist die Berechnung des Flächeninnhalts der Länder mit steifiger Genauigkeit gemacht, wie die der Einrichtung deshalb beygefügte Vergleichungs-Tabelle zeigt. Wie viel könnten wir nicht noch zum Lobe dieser Charte sagen; wenn eine so gute Arbeit sich nicht selbst empfähle.

Das Buch entkund dem Hr. Verfaßer unter der Arbeit, ohne zu wissen wie, oder daß es vom Anfange mit in seinem Plane gewesen wäre; denn da hatte er Willens es bey den auf dem Rande der Charte angebrachten Erläuterungen bewenden zu lassen. Es ist indessen, um Wahrheit davon zu sagen, ein brauchbarer und bey der Charte selbst unentbehrlicher Kommentar, aus dem besten Schriften über die neueste Völker und Länder Kunde mit Sorgfalt und Wahl gesammlet. Wo diese freylich irren oder falsch berichten, sind hier auch Unsicherheiten. Aber Fehler die nur Zeit berichtigen muß, können unmöglich dem Verfaßer zum Vorwurfe gereichen. Die Charte so wie das Buch kostet 1 Thlr. und ist in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau und Leipzig zu haben.

---

2) *Der Nibelungen Lied. Ein Rittergedicht aus dem XIIten oder XIVten Jahrhundert.* Zum erstenmale aus der Handschrift ganz abgedrukt.

Unsre

Unſre Leſer erinnern ſich ohnezweifel noch aus dem 9ten Stücke unſers Merkurs von dieſem Jahre der daſelbſt auf der 16 ſten Seite an die Freunde der teutſchen Litteratur gerichteten Nachricht von dem Vorhaben des Herrn Profeſſor Müller zu Berlin, eine ſchäzbare Sammlung Alt-Schwäbiſcher Dichter — welche Hr. Bodmer in dem Laufe ſeines verdienſtvollen Lebens mit vielen Koſten zuſammengebracht, und nun dem Publiko ohnentgeldlich zu überlaſſen geneigt ſey — nach und nach herauszugeben, wenn ſie nur der Druks-Koſten verſichert werde. Sollte den Lesern der Plan und die ganz unerkennbaren Bedingungen, wie Hr Müller dieſes Vorhaben, ohne mindeſte Belohnung ſeiner Mühe, auszuführen ſich erbot, entfallen ſeyn: ſo wird es ihnen leichter ſeyn, die 160ſte Seite des Merkurs vom Februar d. J. nachzuſchlagen, als uns, jene Anzeige hier wieder abzuſchreiben.

Hr. Müller hat, laut einer allen Exemplarien beygelegten gedrukten Rechnung, vorerſt ſo viele Unterſtüzung erhalten, daß er mit dem Drucke des Liedo der Niebelungen, eines der ſchäzbarſten in der Bodmeriſchen Sammlung, den Anfang machen können. Die Vorſchüſſe welche er dazu von verſchiedenen edeln Beförderern erhielt, (aus welchen uns nur erlaubt ſey Se. K. H. den Prinzen von Preuſſen, Se. H. D. den R. F. von Anhalt-Deſſau und Se Excellenz den Hrn. General-Lieutenant und Staats-Miniſter v n Schlieten zu nennen) betragen, nach der umſtändlichen und exacten Rechnung, die wir vor uns liegen haben, zuſammen 258 Rthlr. 4 ggr.: und die an den Hrn. Chriſt. Siegmund Exener, laut Quittung, bezahlten Drukkoſten für 500 Exemplar (zu 20 Bogen, groß 4to Schreibpapier, die auf geſpaltne Columnen 13'762 Verſe enthalten) belaufen ſich auf 189

Rthlr. für Druk und Papier. Hierzu noch 11 Rthlr. für verschiedene Neben-Spesen gerechnet, betragen die sämtliche Kosten 200 Rthlr.: und bleiben dem Hrn. Herausgeber also zu Ausgabe der folgenden Gedichte noch 58 Rthlr. 4 sgr. Preußl. Courant baar in Cassa; womit freylich ohne fernern Zuschuß nicht viel anzufangen wäre. Da aber die öffentlich abgelegte Rechnung so augenscheinlich zeigt, daß keine Art von Eigennuz bey dieser Unternehmung statt finde, und daß für die Sicherheit und zweckmäßige Verwendung *) der zusammengeschossnen Summe auf alle mögliche Weise gesorget werde: so hoffet der Herausgeber die Zahl der Theilnehmer beträchtlich vermehrt zu sehen — eine Hofnung, in welcher er, wenn anders für unsere Grossen und Begüterten das edle Verlangen zu vaterländischen und die National-Litteratur befördernden Unternehmungen etwas beyzutragen, noch einigen Reiz hat, sich nicht betrogen finden wird. Wir behalten uns auf ein andermal vor, von diesem Liede der Nibelungen unsern Lesern eine nähere Notiz zu geben; können aber nicht umhin Ihnen für jezt eine Stelle aus dem Vorbericht des Hrn. Herausgebers mitzutheilen, durch welche sie in den Stand gesezt werden, sich von dem Werthe dieser Alt-Schwäbischen Gedichte**) einen deutlichern Begriff zu machen.

"Die

*) Hr. Prof. Müller treibt seine löbliche Pünctlichkeit in diesem Stücke so weit, daß er, sobald 100 Rthlr. Vorschuß beysammen sind, solche in die dasige Bank legt, und also auch die Zinsen davon, wie nicht weniger das agio von den eingegangenen Louisd'ors mit in Rechnung bringt.

) Damit sich niemand an dieser Benennung stoße, erinnern wir nur, daß die Schwäbische Mundart vom 12ten bis zum 16ten Jahrhundert das **Hochteutsch derselben Zeiten war; wie

"Die Dichterischen Arbeiten unsrer Vorfahren im Mittelalter sind keine Werke die mit den Meisterstücken der alten Griechen und Römer und der neuern Franzosen, Italiäner Engländer und Teutschen könnten verglichen werden. — Dessen ungeachtet haben diese alte Gedichte schätzbare Dichterische und noch wichtigere Historische Eigenschaften um deren willen sie der Rettung würdig sind."

"Als Gedichte ist der Stoff merkwürdig, weil er in vaterländischen Geschichten besteht. Erfindung und Maschinen sind inländische Mythologie, die Charakter getreue Copien der Menschen damaliger Zeiten, ihre Sentimens Natur, nicht aus fremder Litteratur entlehnt. Alle Schilderungen, Bilder und Gemählde sind wahr, nicht idealisirt: die Farben die der Dichter braucht, sind oft schwach, doch nie falsch, nie affectiert, nie übertrieben. Die große Verschiedenheit der Charakter ist aus der getreuen Nachahmung der Natur entstanden. Das weniger gesellschaftliche Leben, der Mangel an alles-gleichmachender Buch-Weisheit, die große Unabhängigkeit bey der Feudal-Regierung, war einem starken eignen Gepräge jedes Individuums beförderlich. Die Sprache scheint ein würkliches Räthsel zu seyn. Rohe, wilde Tapferkeit athmende Seelen reden hier eine Sprache, die in ihrem sanften süßen Klange die eigne Sprache der Liebe scheint. Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß die Sprache unsers Gedichtes und vieler andrer aus diesen Zeiten, an Annehmlichkeit, Kürze, Klang und Ausdruk die gegenwärtige weit übertreffe."

wie Hr. Adelung noch neulich im 1. St. seines Magazins der T. Spr. gezeigt hat.

„Als Hiſtoriſche Ueberbleibſel macht dieſe Gedichte ſchon dies einzige unſchätzbar, daß ſie Ueberbleibſel aus Zeiten ſind, aus welchen ſo wenig übergeblieben. Ob dieſe Zeiten ſo verachtet zu werden verdienen als man gewöhnlich thut, mögen ſelbſt dieſe Gedichte entſcheiden: in welchen uns eine zärtliche ewigtreue Chrembilde, ein weiſer Dietrich von Berne, ein unerſchütterter redlicher Menſchenfreund Rüdiger, deſſen Tod Thränen auspreßt — in welchen Unſchuld der Sitten, Keuſchheit und alle geſellſchaftliche Tugenden nicht weniger lebhaft geſchildert werden, als ein wilder eiſerner Heldenmuth, und kriegeriſche Tapferkeit. Es fehlt zwar an philoſophiſchen Ideen, an Weltbürger-Kenntnis, allein nicht an geſundem Menſchen-Verſtand, an richtiger Beurtheilung der Lage der Dinge. Es fehlte an Homeren und Virgilen, aber nicht an bewunderungswürdigen Sachen. Im Privatleben übertreffen wir viele Menſchen ſehr weit an Luxus und Mitteln zur Weichlichkeit, eben ſo weit als wir ihnen an öffentlichem Glanz und Pracht nachſtehen. Alles dies lernen wir nirgends beſſer als aus ihren Gedichten, in welchen der Dichter um ſo mehr unterrichtet, je getreuer er der Natur iſt, je ſorgfältiger er copirt. Bedenkt man daß die gegenwärtigen Beſitzungen der teutſchen Fürſten, die Rechte der Adelichen Familien, die Privilegien der Städte aus dieſen Zeiten Beweiſe und Erläuterungen bedürfen, daß man dieſe Dinge oft durch eine lange Reyhe unvollkommner Schlüſſe, aus wenigen einzeln Worten oder Zeichen vermuthen muß; daß man hingegen in unſern Gedichten alles dies von Augenzeugen dargeſtellt findet: ſo wird die Rettung dieſer Gedichte ſelbſt dem Publiciſten, dem Staatsmann, wichtig: und man muß ſich nur verwundern, daß man nicht eher auf die Rettung derſelben gedacht hat.„

„Ich nähre mich also (sezt der gelehrte und edeldenkende Herausgeber hinzu mit der Hofnung, dieses dem Publico vorgelegte Gedicht werde blos das erste von mehrern folgenden seyn; ich werde unterstüzt werden, alle die ich erhalten kann der Reihe nach dem Drucke übergeben zu können; ich werde im Stande seyn, dieses Unternehmen mit einem Wörterbuch und kritischen Anmerkungen über die gedruckten Gedichte beschliessen zu können.„

Hr. M. kommt mit der Hofnung, die er uns hier giebt einer Bitte zuvor, die wir im Namen aller, welche sich das Lesen solcher alter Vaterländischer Denkmale möglichst erleichtert zu sehen wünschten, an Ihn thun wollten. Ohne solche Hülfsmittel würde das Lied der Niebelungen für die Meisten ein versiegeltes Buch seyn. Und um so mehr erdreisten wir uns, alle Patriotisch-denkende Teutsche hiermit von neuem aufzufodern, an einem Unternehmen Antheil zu nehmen, dessen Beförderung ihnen den Dank der iezt lebenden verdienen, und noch bey der Nachwelt Ehre machen wird.

Hr. Prof. Müller beschließt seinen Vorbericht mit einer Danksagung die er im Nahmen des Publikums an alle die hohen und edlen Gönner, deren Liberalität wir die Ausgabe dieses Gedichtes schuldig sind, abstattet. Und billig schließt er in diesen Dank denjenigen nahmentlich ein, der ihm seine durch kostbare Verwendungen erhaltne Copie dieses Gedichts (wovon ein Pergamentner geschriebner Codex in Archiv zu Hohen-Ems verwahrt liegt) zu gegenwärtigem Gebrauch überlassen hat — ich meyne (sind seine eigene Worte) den Beförderer alles Edlen und Guten, den Herrn Bodmer, dessen Namen kein Teutscher ohne Rührung der Dankbarkeit nennen sollte. Möchte er bald Teutschlands

alte Dichter gerettet ſehen! und möchte er noch ſo lange leben, um alle ſeine langen ruhmwürdigen Bemühungen gekrönt zu ſehen!

W.

---

3) Verkauf des Marggräflichen Mineralien-Cabinets.

Das auserleſene Mineralienkabinet des kürzlich verſtorbenen Hrn. Andreas Marggraf, Director der phyſicaliſchen Claſſe bey der K. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, ſtehet im Ganzen zu verkaufen. Eine von einem ſo großen Chymiſten angelegte Sammlung kann, wie leicht zu erachten, nicht anders als vorzüglich ſeyn; auch weiß ich mit aller Zuverläſſigkeit, da ich 14 Jahre mit dieſem berühmten Manne unter einem Dache und in beſtändiger Freundſchaft gewohnt habe, daß ſein Kabinet die Bewunderung aller Liebhaber und Kenner, die es beſehen, erregt hat, und ihm vergeblich 200 Louisd'or, ohne die Dubletten zu verlangen, dafür angeboten worden. Ein Verzeichniß davon, jedoch nicht ganz vollſtändig, iſt vorhanden. Aber auch ohne daſſelbe zu ſehen, wird niemand, deſſen Mittel erlauben ſich dieſen Schatz anzuſchaffen, zu viel wagen, obgedachte Summe von 200 Louisd'or oder etwas mehr dafür zu bieten; ein viel geringeres Gebot kann nicht angenommen werden; dem erſten, oder bey einem Concurs, dem Meiſtbietenden wird es ohne Verzug zugeſchlagen und die Dubletten müſſen mitgehen. Man kann die Briefe mit dem Gebote poſtfrey an mich richten. Kenner, die nicht ſelbſt ſo viel darauf verwenden können, werden erſuchet, und zu ihrem eigenen Vortheil ermahnet, die Sache höheren Ortes, wo

ſie

gegeben habe (*), ſondern als ein Römer, rühmlich von einem Römer bezwungen, ſterbe -- Nun, verläßt mich mein Geiſt -- ich kan nicht mehr --

[Er ſtirbt.]

Cleopatra.

Edelſter unter allen Männern! -- willt du ſterben? Bekümmerſt du dich nichts um mich? Soll ich in dieſer dummen Welt zurük bleiben, die ohne dich nichts beſſer als ein Schweinſtall iſt? O ſeht mich, meine Weiber! die Crone der Erden ſchmilzt dahin -- mein Antonius! -- o! verwelkt iſt der Lorbeerkranz des Kriegs, der Pol-Stern der Kriegsmänner iſt gefallen: Junge Knaben und Mädchen ſind izt mit den Männern in einer Claſſe; das Auſſerordentliche iſt dahin; es iſt nichts merkwürdiges mehr unter dem Mond übrig.

[Sie fällt in Ohnmacht.]

Charmion.

O, beruhiget euch --

Iras.

Sie ſinkt, ſie ſtirbt auch --

Charmion.

Gnädigſte Frau --

(*) Hier hat Shakeſpear den Plutarch, den er ſonſt in dieſer Scene getreulich überiezt, gar nicht verſtanden. Antonius ſchäzt ſich, beym Plutarch, nicht darüber glüklich, daß er nicht auf eine feige Art von ſeinem Landsmann, ſondern daß er, ein Römer, nur von einem Römer, und nicht von einem Barbaren beſiegt worden ſey.

ſie ſich aufhalten, und wo ſie einigen Genuß der Sammlung hoffen können, beſtens zu empfehlen.

Berlin, den 5ten Sept. 1782.

Joh. Bernoulli,
ord. Mitglied der K. Akad.
der Wiſſenſch.

---

4) Ankündigung einer Beſchreibung des Fürſtenthums Welſch-Neuenburg und Vallengin.

Im dem 5ten Bande meiner Sammlung ꝛc. habe ich auf der 266ſten S. zu einem wichtigen Aufſaz über das Fürſtenthum Neuenburg Hofnung gemacht: es ſollte eigentlich eine vermehrte und verbeſſerte Ueberſetzung folgender merkwürdigen aber wenig bekannten Schrift ſeyn: Deſcription des Montagnes et des Vallées qui ſont partie de la principauté de Neufchâtel et Valangin. 2de Edit. revuë & corrigée. à Neufchâtel chez *S. Fauche* 1766. und da dieſe Urſchrift nur 8½ Bogen in 8vo beträgt, ſo glaubte ich eine obſchon vermehrte Ueberſetzung würde ſich bequem in ein paar Bänden meiner Sammlung mittheilen laſſen. Allein ſie iſt durch den Fleiß eines Freundes des Hrn. Ueberſetzers, welchem jener eine Menge vortreflicher und mit aller Kenntniß und Sorgfalt geſammelter handſchriftlicher Anmerkungen und Zuſätze überſchikt hat, dergeſtalt angewachſen, daß ſie vollkommen ein Bändchen von gleicher Form und Schrift, wie dieſe Sammlung, ausmachen kann. Es wäre demnach Schade, dieſes wichtige Manuſcript, welches ich ſchon vollſtändig unter dem Titel: Beſchreibung des Fürſtenthums Welſch-Neuenburg und Vallengin, in Händen habe, in 3 oder 4 Theile zu zerſtücken,

und

und mit der Herausgabe deſſelben zu ſbaern; und da ich ohnehin reichlich mit guten aber weniger weitläuftigen Materialien für die nächſten 4 oder 5 Bände der Sammlung ꝛc. verſehen bin, ſo habe ich mich entſchloſſen, ſelbiges in einem beſondern Bändchen bis nächſtkünftiges Neujahr abdrucken zu laſſen, und zwar mit zweyerley Titelblatt: einmal als überzähliger Band meiner Sammlung, für diejenigen, welche dieſe Sammlung beſitzen; und zweytens, ohne Rückſicht auf die Sammlung, für die Liebhaber, welche dieſe nicht beſitzen: beyde Titel werden allen Exemplaren beygefügt. Das Buch wird über ein Alphabet betragen und mit einer guten topographiſchen Charte verſehen werden. An umſtändlichen Nachrichten von den zahlreichen Fabriken und Manufakturen des beſchriebenen Landes; von der Natur- Kunſt- und Gelehrten-Geſchichte; von der Regierungs-Form u. a. m. mit unterſtreuten Anekdoten, wird man es über Erwartung reichhaltig finden.

Um mich vor dem Nachdruk zu ſichern, die Ausgabe für Manuſcript, Papier, Druck ꝛc. leichter zu beſtreiten, und das Buch wohlfeil zu liefern, ſchlage ich den Weg der Pränumeration ein. Der Preis iſt 18 Gr. Conv. Geld (Louisd'or à 5 Rthlr. oder 3 Livres franz.) auf Vorſchuß, längſtens bis Weihnachten dieſes Jahres; nachher 1 Rthlr. oder 4 franz. Livres. Die Exemplare werden den Herren Pränumeranten ſauber in roth Papier geheftet abgeliefert; man pränumerirt poſtfrey bey den bekannten Herren Collectoren meiner Sammlung, oder in der nächſten beliebigen Buchhandlung, Adreß-Comtor ꝛc. Um alle Weitläuftigkeit aber in der Folge zu vermeiden, wird kein Exemplar verabfolget, ehe die collegirten Gelder entweder an mich in Berlin oder Hrn. Prof. Hinden-

burg

burg in Leipzig, oder Hrn. Jacob Bernoulli J. U. L. in Basel einaesendet worden: doch will ich nöthigen Falls noch ein paar andere Adressen schriftlich anzeigen. Wer auf 7 Exemplare pränumerirt, erhält das 8te frey.

Daß ich noch bis Michaelis d. J. aber nicht länger die zwey ersten Jahrgänge meiner Sammlung kurzer Reisebeschreibungen ꝛc. für den Pränumerationspreis von 2 Dukaten ablasse, und auf die IV. V. VI. Lieferung von Lambert hinterlassenen Schriften 1 Duk. Pränumeration annehme, allein zu Ersparung meiner Zeit und vieler Verdrießlichkeit nichts auf Credit noch in Commission wegaeben kann, ist dem Publikum aus meiner Nachricht vom 8ten May bekannt. Berlin den 8ten Jul. 1782.

Joh. Bernoulli.

---

5) **Pomona, eine neue Monatsschrift für Frauenzimmer.**

Die Frau B. R. La Roche wird mit dem Jahre 1783. unter obigem Titel eine neue Monatsschrift herausgeben, welche hauptsächlich für das Geschlecht bestimmt ist, dem Sie selbst soviel Ehre macht, und für dessen innere Verschönerung Sie seit mehrern Jahren schon soviel aethan hat. Alle Monate wird von dieser Pomona ein Stück von 6 Bogen auf schönem Papier und geheftet herauskommen. Die Aufsätze werden größtentheils von der berühmten Herausgeberin selbst herrühren, und in dem ersten Jahrgang hauptsächlich aus Briefen an Lina, einem Unterricht nach Thomsons Jahrszeiten, und Moralischen Erzählungen bestehen; wozu noch einige Gedichte, von Frauenzimmern verfertigt, und Nachrichten von dem, was in England,

Frank-

Frankreich und Italien für Frauenzimmer geſchrieben wird, bey jedem Stücke hinzukommen.

Wie viel nüzliches und unterhaltendes das Schöne Geſchlecht von dieſen neuen Bemühungen der Fr. G. R. La Roſche, Sich um daſſelbe verdient zu machen, mit gröſtem Recht erwarten könne, dafür bedarf es keiner andern Bürgſchaft als ihrer in mehrere Sprachen überſezten und mit allgemeinem Beyfall gekrönten Geſchichte des Fräuleins von Sternheim, und ihrer vortreflichen Briefe von Roſalien. Ich halte es für unmöglich, daß man die eine oder andre dieſer Schriften geleſen haben könne, ohne ſich von Hochachtung, Liebe und Theilnehmung an der vortreflichen Verfaſſerin eingenommen zu fühlen. Dieſe Empfindungen, welche ſie unfehlbar in den Herzen aller ihrer bisherigen Leſerinnen zurükgelaſſen hat, ſind die beſte Empfehlung für die Monatſchrift die hier angekündigt wird, und werden, wie ich nicht zweifle, für viele unter Ihren der lebhafteſte Antrieb ſeyn, ſich die Beförderung derſelben in dem Cirkel ihrer Bekanntſchaft angelegen zu ſeyn.

Die Pomona wird, vermöge einer von der Frau Herausgeberin bereits im No. 177 der Frankfurter K. K. Ober-Poſtamts-Zeitung, unterm 5ten Novemb. geſchehenen Bekanntmachung bey allen Poſtämtern und in allen Buchhandlungen Teutſchlandes um einen halben Louisd'or, oder 2 Thlr. 12 ggr. Leipz. Courant. (4 Fl. 30 Kr. Reichsgeld) für den Jahrgang, zu haben ſeyn. Man abonniert ſich aber allezeit auf das ganze Jahr, und es werden alſo keine einzelne Stücke abgegeben.

Ich erſuche inzwiſchen alle Gönnerinnen und Freundinnen, welche ſich hier in Weimar und in hieſiger Gegend

mit

mit Sammlung von Subſcriptionen auf dieſe neue Monatſchrift für Frauenzimmer gütigſt bemühen wollen, ſich mit ihren Subſcriptions-Liſten binnen 6 Wochen a dato an mich zu wenden, damit ich das Weitere beſorgen, und die Einrichtung treffen könne, daß die Subſcribenten mit ihren Exemplaren Monatlich richtig verſehen werden.

Wieland.

---

6) *Amende honorable* wegen einer doppelten Sprach-Sünde.

Einer unſrer Freunde hat uns auf einen ſeltſamen Guignon aufmerkſam gemacht, womit der neueſte Ueberſetzer der Horaziſchen Briefe, auf der 171ſten S. des erſten Theils ſeines Werkes das Wort *Guignon* in einer Bedeutung gebraucht hat, die es, laut aller Wörterbücher in der Franzöſiſchen Sprache nie gehabt hat. Dieſer Guignon kann für alte und junge Schriftſteller auf eine doppelte Art lehrreich werden; und vielleicht iſt dies die Urſache warum der Himmel zuzieht, daß zuweilen auch Leute, von denen man's nicht hätte erwarten ſollen, in dergleichen Sünden fallen. Wäre dem Ueberſetzer das allgemeine Geſetz: „brauche kein „ausländiſches Wort, wo es nicht die unumgängliche Noth„wendigkeit erfodert„ heilig geweſen, wie dies allerdings ſeine Pflicht war: ſo würde er das teutſche Wort Widerwillen hingeſetzt, und ſich dadurch die Demüthigung erſpart haben, für den unſinnlichen Mißbrauch des Franzöſ. Worts, wie hiermit geſchiehet, öffentlich Buße zu thun.

W.

7) Da

7) Das Mutterſöhnchen auf der Galeere. Aus dem Schwediſchen. In zwey Theilen. Leipzig bey Jacobäer und Sohn 1782.

Dieſes Buch kann nur in ſehr uneigentlichem Sinne ein Roman genennt werden: es gehört vielmehr unter die humoriſtiſchen Reiſe-Journale, von welchen Triſtram Schandys Reiſe-Beſchreibung im 7ten Theil das ewig unerreichbare Urbild und wovon ſelbſt Yorks empfindſame Reiſe (wiewohl beyde Einen Verfaſſer haben) nur die beſte Nachahmung iſt. Indeſſen hat doch dieſe hier eigenthümliches genug, um vielleicht in gehöriger Entfernung, die nächſte Stelle an der beſagten Triſtramiſchen Reiſe einzunehmen; und, wenn auch die Leſer nicht allemal, ſo oft ſich der Verfaſſer bey ſeiner witzig-frölichen Laune wohl ſeyn läßt, mit von der Partie ſeyn können, ſo ſcheint uns doch das Ganze die günſtige Aufnahme die das Buch in Schweden gefunden haben ſoll, genugſam zu rechtfertigen; zumal da es voller beſonderer National-Züge iſt, die in Schweden zwar die meiſte Würkung thun müſſen, aber doch auch ſelbſt in Teutſchland nicht ganz verlohren gehen, da wir uns noch immer von Guſtav Adolf her für die Schwediſche Nation vorzüglich intereſſiren. Der Ueberſetzer, Hr. Chriſtian Heinrich Reichel, der nach einem vieljährigen Aufenthalt in Schweden dermalen in Leipzig privatiſirt, ſcheint, ſoviel wir ohne das Original urtheilen können, alles was zu fodern iſt geleiſtet zu haben; den verunglükten Titel ausgenommen, der mit dem Buche ſelbſt nichts gemein hat, und ihm beym erſten Anblik Schaden thut.

W.

Der

Teutſche Merkur.

December 1782.

I.

Beſchluß des Verſuchs über die Frage:

Was iſt Hochteutſch?

(S. den T. M. vom vorhergehenden Monat S. 145.)

An den H. des T. M.

Unter allen Europäiſchen Nationen ſind wir (meines Wiſſens) die einzige, bey der es noch die Frage iſt, welches ihre Schriftſprache ſey? Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unſrer neuern Schriftſteller verleitet, ſich von dem blühenden Zuſtand unſrer Litteratur eine große Vorſtellung gemacht haben, werden auf einmal ſehr viel von dieſer hohen Meinung nachlaſſen müſſen, und zulezt gar nicht wiſſen, was ſie von uns denken ſollen, wenn ſie hören, daß einer unſrer angeſehenſten Sprachgelehrten die Frage: was iſt Hochteutſch? mitten im Jahre 1782. aufzuwerfen nicht nur nöthig

thig gefunden, ſondern ſie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen teutſchen Provinzen, außer Chur-Sachſen, und alſo wenigſtens mit Neun Zehntheilen der Nation (nach ſeinem eignen Ausdruk) es völlig zu verderben beſorgen mußte. Das Uebel iſt indeſſen bey weitem nicht ſo ſchlimm als es ſcheint; und ſo wie die Teutſchen noch immer ſehr gut gewußt haben, wer ihre beſten Dichter und Proſaiſten ſind: ſo werden auch die Ausländer, die unſre Sprache lernen, in Ermanglung eines teutſchen Athens (welches wohl, wenn wire genau nehmen wollen, erſt noch gebaut werden ſoll) ſich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und vortreflichen Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftſteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publikums ſich erklärt hat; und wenn in dieſen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bey Herrn Adelung vergebens geſucht würden: ſo werden ſie ſich durch Friſchens Teutſch-Lateiniſches oder Schwans Teutſch-Franzöſiſches Wörterbuch ſchon zu helfen wiſſen.

Wie es indeſſen, aus den Gründen die ich in meinem vorigen Aufſaz über dieſe Frage beygebracht, den Anſchein gewinnen möchte, als ob Hr. A. die Reinheit der Hochteutſchen Sprache zu ſehr auf Unkoſten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten ſuche: ſo iſt hingegen auch nicht zu läugnen, daß das Genus pecus der Nachahmer, und eine Menge junger Scribenten in

Ober

Ober-Teutſchland, vielleicht auch manche in Ober- und Niederſachſen, auf der andern Seite ausſchweiffen. Viele, um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, ſchämen ſich nicht, beynahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprachs-Schnitzer zu begehen, die nur dem unerzogenſten Theile des Pöbels zu verzeihen ſind. Andre ſcheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provinzial-Patriotismus, ſichs recht geſſentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das mindeſte dadurch fur den Nachdruk oder die Natürlichkeit oder irgend eine andre Erforderniß ihres Styls dadurch zu gewinnen, veraltete, oder Provinzial-Wörter, die dem gröſten Theile der Nation unverſtändlich ſind, oder niedrige Sprecharten, die man ſelbſt an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinſten Volkes findet, in ihre Schrift-Sprache einzumengen. Die Nachläſſigkeit der einen, und der Unfug der andern geht wirklich ſo weit, daß michs nicht wundert, wenn einem Manne, der den beſten Theil ſeines Lebens mit philoſophiſcher und kritiſcher Erforſchung unſrer edeln Sprache zugebracht hat, alle Geduld dabey ausgeht. Indeſſen ſcheint es doch, daß wir wenig Urſache haben uns die Furcht, daß derſelben viel Nachtheil daraus erwachſen werde, beunruhigen zu laſſen. Die Scribenten die ihre eigene Sprache nicht zu ſchreiben wiſſen, ſind doch wohl nur elende Scribenten; ſie leben einen Tag, und verſchwinden wieder, ohne daß in dem Gehirn ihrer Leſer mehr Spuren von ihrem kurzen Daſeyn zurükbleiben als

in den Jahrbüchern der Litteratur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammatikalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten, wird schwehrlich jemand an dem etwas gelegen ist, verlohren können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Ansehen und Einfluß zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkührliche Beschränkung guter Schriftsteller und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichter-Sprache abzielen, könnten in mehr als Einer Rükksicht von nachtheiligern Folgen seyn. Ich irre mich vielleicht, aber wenigstens hat es nicht das Ansehen, als ob unser verdienstvoller Sprachforscher die gebührenden Vorrechte der Dichter-Sprache, welche doch auch unter der allgemeinen Rubrik Schrift-Sprache begriffen ist, jemals hinlänglich genug in Erwägung genommen habe. Was vielleicht noch nicht geschehen ist, kann künftig geschehen. Das Magazin der T. Sprache giebt dem Hrn. A. hiezu die beste Gelegenheit; und die Sache scheint einer gründlichen Untersuchung um so mehr zu bedürfen: da die besagten Vorrechte zwar von jeher, bey uns Teutschen, wie bey den meisten kultivirten Völkern, *) stillschweigend anerkannt, aber doch (so viel ich weiß) nie in das gehörige Licht gesezt, und dergestalt bestimmt worden sind, daß zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Kunstrichtern öfters

*) Die Franzosen ausgenommen, die den Dichter-Styl beynahe blos auf gereimte Prose eingeschränkt haben.

Iras.

Madam!

Charmion.

O Madam, Madam, Madam --

Iras.

Königin, groſſe Königin --

Charmion.

Iſis --

Cleopatra.

Ach! nichts mehr als eine bloſſe Sterbliche; und von einer eben ſo armſeligen Leidenſchaft beherrſcht als die Magd, die melkt, und die niedrigſten Arbeiten thut -- Nein, es wäre mir nicht zu verdenken, wenn ich meinen Scepter den ungerechten Göttern entgegen werfen, und ihnen ſagen würde: Daß dieſe Welt der ihrigen gleich war, bis ſie unſer Kleinod daraus geſtohlen haben. Alles iſt eitel Nichts; Geduld iſt albern, und Ungeduld ſchikt ſich nur für einen wüthenden Hund: Iſt es alſo Sünde, in die geheime Wohnung des Todes einzudringen, eh der Tod zu uns kommt? -- Was macht ihr, meine Mädchen? Wie, was? Seyd aufgeräumt? Wie ſteht's, Charmion? Meine braven Mädchen! -- Ach! ſeht, ſeht, unſre Lampe iſt abgebrannt, ſie iſt aus -- Meine guten Freunde, beruhiget euch; wir wollen ihn begraben, mit Römiſchen Feyerlichkeiten, mit einem Gepränge begraben, das den Tod ſtolz machen ſoll,

uns

öfters daher entstehenden Collisionen so genau als möglich festgesezt wäre, wie weit jene gehen und wo diese den Schlagbaum vorziehen dürften. Es würde mir übel anstehen mit einer solchen Arbeit einem Dichter wie Sie und einem Kunstrichter wie Hr. A. vorgreiffen zu wollen: indessen, da ich nun einmal unternommen habe, meine Einwendungen gegen die Lehrsätze des leztern die Hochteutsche Sprache betreffend, öffentlich vorzubringen: so kann dasjenige, was ich noch bey seinen Folgerungen zu erinnern habe, vielleicht die gute Wirkung thun, ihn zu bewegen, diese Materie in nähere Betrachtung zu ziehen, einige seiner gegebenen Regeln genauer zu bestimmen, und ohne das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, welches von den meisten allzuwillkührlich gebraucht und sehr oft über die Gebühr ausgedehnt wird, in seine gehörige Schranken zu setzen.

Doch, ehe wir dahin kommen, sey mir erlaubt noch die erste Folgerung des Hrn. A. etwas näher zu beleuchten.

I. "Jede Schrift-Sprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einschluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen, ist allemal die Mundart der blühendsten und ausgebildetsten Provinz, wo der gute Geschmak am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochteutsche auch" — sagt Hr. A. auf der 25sten S. seiner Abhandlung was ist Hochteutsch?

Mir däucht, dies sey nicht sowohl eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Saz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, daß der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es giebt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des Teutschen Reiches kommen, und so müste sich, diesem Grundsaz zu Folge, unsre Schrift-Sprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünf und zwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Teutschland gewesen sey, ohne Partheylichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und, weil die rationes dubitandi et decidendi unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die Classe der Processe ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung, Schiffarth, Wohlstand Reichthum Pracht, Gelehrsamkeit, (und warum nicht auch Freyheit, die große Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beyspiel Hr. A. sich so oft beziehet?) mit Einem Worte, wenn der blühendeste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schrift-Sprache der ganzen Nation machen soll: welche Teutsche Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen

gegrün-

gegründetern Anſpruch an dieſe Ehre zu machen als Hamburg? — Oder (wenn ja die Vortheile eines groſſen Hofes in dieſem Puncte die Vortheile der Freyheit zu Boden wägen ſollen) warum ſollte nicht die Mundart von Berlin die Geſetzgeberin der Hochteutſchen Sprache ſeyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine teutſche Provinz der Oeſterreichiſchen an allen Urſachen und Wirkungen des blühendſten Wohlſtandes den Vorrang wird ſtreitig machen können? Was die Welt nur bloß ſeit zwey Jahren mit Erſtaunen geſehen hat, läßt unter einem Beherrſcher wie Joſeph II. das Gröſſeſte und Vollkommenſte erwarten. Nach dem obigen Grundſatze wird alſo, aller Wahrſcheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Oeſterreichiſche Mundart — freylich um einige Grade verfeinert, aber doch noch immer Oeſterreichiſche Mundart — die teutſche Schrift-Sprache ſeyn, und die Sonnenfels und Denis, die ihre Schrift-Sprache nach Ober-Sächſiſchen Muſtern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig geweſen. Dafür wird es aber auch ihnen, (ce vous déplaise!) und allen übrigen Schriftſtellern, auf welche die Nation ſeit vierzig Jahren ſtolz geweſen iſt, nicht beſſer ergehen als den alten Minneſingern, deren Sprache vor ſechshundert Jahren die Hochteutſche Schrift-Sprache war — weil Schwaben damals die blühendſte Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenig Jahrhunderten für unſre Nachkommen ſeyn, was itzt das Lied der Nibelungen für uns iſt. Vergebens könnten

ſie ſich damit tröſten wollen, daß gleichwohl (nach Hrn. A. mehrmaliger Behauptung) jede Schrift-Sprache ein Werk des Geſchmackes ſey. Der Geſchmak, der hier gemeynt iſt, iſt eine eben ſo wandelbare Sache als der Wohlſtand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Claſſen ab — und was kann wohl unbeſtimmters und wandelbarers ſeyn als die Verfeinerung der obern Claſſen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Claſſen in Paris würde die franzöſiſche Sprache ſchon lange einem wieder ins Leben zurükkehrenden Schriftſteller aus Ludwigs XIV. blühende Zeiten unverſtändlich ſeyn: wenn nicht noch immer Leute von Talenten geweſen wären, die ſich dem Strome der Verfeinerung entgegengeſtellt und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu trotz, nach den Muſtern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieß kann nun freylich bey den Franzoſen ſtatt finden, bey denen es (wenigſtens noch bißher) eine angenommene Sache iſt: daß die reine franzöſiſche Schrift-Sprache aus den Werken der beſten Schriftſteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV und derer, die ſich in der Folge nach jenen gebildet, geſchöpft werden müſſe. Aber wenn bey uns Teutſchen zum Grundſaz angenommen würde, die Mundart der höhern Claſſen in der blühendſten Provinz müſſe entſcheiden, was Hochteutſch ſey: ſo würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unſrer Sprache, die ich im Geiſte vorher ſehe, verhindern können. Zwar ſagt Hr. A. mit gutem Grunde: "ſo wie ſich

"der

"der Geſchmak in einer Provinz verfeinert, ſo wird "die ſchon vorhandene Schrift-Sprache nach "und nach die Geſellſchafts-Sprache der obern "Claſſen" *) und dies könnte unſern nach Unſterblichkeit dürſtenden Schriftſtellern noch einige Hofnung machen. Aber dieſe Hofnung wird leider durch das unmittelbar folgende ſogleich wieder zu Boden geſchlagen. Die ſchon vorhandene Schrift-Sprache nehmlich wird in den beſagten obern Claſſen "nach dem Maaße des ſteigenden Ge-"ſchmaks und Wohlſtandes verfeinert, und "nach dieſer Verfeinerung denn auch als Schrift-"Sprache von den übrigen Provinzen angenom-"men,, u. ſ. w. Da der Wohlſtand und Geſchmak der obern Claſſen ohne Ende ſteigen können: ſo hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Grenzen; und da nichts willkührlicher iſt als der Geſchmak der Vornehmſten und Reichſten: ſo iſt auch nichts willkührlicher als die Art wie ſie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem was in Kleidung, Putz, Bijoux, Hausgeräthe und dergleichen, Mode iſt; und das Beyſpiel unſrer Nachbarn jenſeits des Rheins ſezt dieß ins helleſte Licht. Immerhin mag alſo das künftige Oeſterreichiſche Hochteutſche auf die izt vorhandne Ober-Sächſiſche Schrift-Sprache gepfropft ſeyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geſchmak des wilden

*) Und welche andre hauptſächliche Urſache läßt ſich davon anaeben, als das Leſen der beſten Bücher die in dieſer Schrift-Sprache geſchrieben ſind?

Stammes zurükbleiben; sondern dieses neue Hochteutsch wird auch durch die unzählige Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmak der obern Classen in Wien, Prag, Linz, Clagenfurt, u. s. w. nach und nach hindurch fahren wird, so lange modificiret werden: biß unser jetziges Hochteutsch, zu dem was in zweyhundert Jahren diesen Ehrennahmen tragen mag, sich verhalten wird, wie das Hochteutsch in Kayserbergers Postille zu dem in Rabners Satyrischer Schriften. — Ich gestehe, daß ich beynahe lieber in meine sehenden Augen ein Mißtrauen setzen, als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend jemand gesehen haben. Indessen stehen seine dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir seyn wird, belehrt zu werden, daß sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mirs, vor der Hand einen andern darinn zu finden.

II. Nur noch ein Wort über die obern Classen im Südlichen Chur-Sachsen, auf deren Mundart und Geschmak Hr. A. das ächte Hochteutsch einschränkt. "Wem noch einige Zweifel "übrig bleiben sollten, daß unsre höhere Schrift- "und Gesellschafts-Sprache in dem südlichen Chur- "Sachsen einheimisch ist, der komme und über- "zeuge sich durch den Augenschein. In keiner "Provinz Teutschlandes wird sie so allgemein, und

"in

"in den Städten ſelbſt in den unterſten Claſ-
"ſen geſprochen, daher ſie hier wohl nicht ein
"Fremdling ſeyn kann." Ich wage es aber-
mal kaum meinen Augen zu trauen. Die Spra-
che die im ſüdlichen Chur-Sachſen geſprochen wird,
iſt, nach Hrn. A. Behauptung, das wahre Hoch-
teutſch; und iſt es, ebenfalls nach ſeiner Behaup-
tung, aus keinem andern Grunde, als weil die-
ſer kleine Theil von Teutſchland die blühendſte
Provinz deſſelben iſt, und weil der gute Geſchmak
ſchon vorlängſt ſeinen Siz darinn aufgeſchlagen
hat — und falls jemand daran zweifeln wollte,
ſo ſoll er kommen und ſehen — und was? daß
man in Chur-Sachſen — Chur-Sächſiſch ſpricht.
Allerdings wird er dieß ſehen, oder vielmehr hö-
ren; aber wird er auch ſehen, daß die Mundart,
die er dort in den obern und untern Claſſen von
den Meiſten ſprechen hören wird, unſere höhere
Schrift und Geſellſchafts-Sprache ſey? — Dieß
iſts eben was zu erweiſen war.

Daß man in Chur-Sachſen von dem großen
Hauffen (d. i. bey weitem von der größern An-
zahl) in den untern Claſſen Beene und Kleeder
und forſchame Diener, ſoviel man nur will, zu
hören bekomme, und daß eben dieſer große Hauf-
fe, unrein, und oft affectirt ſpreche, ſeine Pro-
vinzial-Ausdrücke habe u. ſ. f. das geſteht Hr.
A. ſelbſt in ſeiner zweyten Abhandlung S. 34.
und 37. willig ein. Allein die obern Claſſen!
— "die müßte man gar nicht kennen, wenn

man

"man ihnen dergleichen zur Laſt legen woll-
"te." — Aber was für eine Rangordnung ſollen wir zu Hülfe nehmen, um die unbeſtimmten und unbeſtimmbarn Wörter obern und untern Claſſen, rechts ins Klare zu ſetzen? wo fangen dieſe an, und wo hören jene auf? — Schreiber dieſes hat viele Gelegenheit gehabt Chur-Sächſiſchen Herren und Damen, die ganz zuverläßig in die oberſten Claſſen gehörten, zu ſprechen, — und unglüklicher Weiſe mußte er immer auf ſolche treffen, welche eine Ausnahme von Hrn. A. Verſicherung machten, und (von den Beenen und Forſchamen Dienern nichts zu ſagen) ſo viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache miſchten, als die Perſonen ihres Standes gröſtentheils in allen übrigen teutſchen Provinzen zu thun pflegen. Perſonen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Chur-Sachſen gelebt haben, verſichern ihn, daß es ihnen eben ſo gegangen ſey. Alſo nicht diejenige, welche unrichtig und provinzialiſch ſprechen, ſondern diejenige, die immer reines ächtes Hochteutſch reden, ſind für Ausnahmen zu halten: und das leztere wird meines Wiſſens nirgends in ganz Teutſchland von den obern Claſſen durchgehends völlig rein und richtig geſprochen — ja, nach unſrer dermaligen Verfaſſung, kann es auch nicht wohl anders ſeyn, ſo ſeltſam dieſes in den Ohren eines Ausländers klingen muß.

Was ich hier ſage, gilt ganz beſonders von den meiſten Perſonen der oberſten Claſſen. Dieſe lernen ihr Teutſch gröſtentheils von Wärterinnen, Cammermauen,

merfrauen, Bedienten u. dergl. und wie wenig noch bis auf dieſen Tag bey Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachſen wie im übrigen gröſten Theile von Teutſchland, darauf geſehen werde, ſie ihre Mutterſprache rein und richtig ſprechen und ſchreiben zu lernen, iſt eine weltkundige Sache. Teutſch, denkt man, lernt ſich, ſoviel man deſſen vonnöthen hat, von ſelbſt. Das Franzöſiſche hingegen, welches (wenn ſich die Sachen nicht ſeit etlichen Wochen geändert haben) beynahe an allen teutſchen Höfen und in allen Geſellſchaften der oberſten Claſſen die eigentliche Hof- und Geſellſchafts-Sprache iſt, muß mit Fleiß erlernt, und wenigſtens im Sprechen zum möglichſten Grade der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Grenzen zwiſchen a, b, c, d, in den obern Claſſen ſehr ſchwankend ſind, und d ſich ſo eng als möglich an c, c an b, und b an a andrükt: ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß es, in Reſidenz-Städten wenigſtens, auch in den Claſſen die zunächſt an die oberſten grenzen, nicht viel beſſer mit der teutſchen Sprache ſtehen werde. Eine genaue Unterſuchung der Sache iſt ſchwehr wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch das bey auf die unwiderſprechlichſte Art herauskäme, daß in einigen Churſächſiſchen Städten eine Mundart herrſche, die der dermaligen Hochteutſchen Schrift-Sprache weit näherkomme als die Mundart irgend einer andern Provinz: ſo würde das mit noch lange nicht bewieſen ſeyn, was Hr. A. beweiſen will; wie ich in meinem vorigen bereits

hin-

hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte noch niemand daran Hochteutsch und Südlich Churſächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten teutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Churſachsen; und die luthersche Bibelüberſetzung selbst, welche sonst immer ein Classisches Ansehen in dem protestantischen Teutschlande behauptete, wird von Hrn. A. in seinem Wörterbuche unzähliger theils Ober-Teutscher, theils in Chur-Sachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten teutschen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit da die Gottschedische Schule emporkam, waren keine Chur-Sachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, daß es gröstentheils Chur- und Obersächsische Büscherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Franzöſischer und Italiänischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmals meistens Chur-Sachsen von Gottscheds Zucht waren, die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath theils von dem sogenannten Lohensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmaklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daß sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heutzutage der längstvergessenen Gottschedischen Litterar-Geschichte und der unartigen Streitigkeiten dieses Erz-Dunsen seiner

Zeit

uns bemeiſtern zu können -- Kommt mit mir. Dieſes Gehäus jenes Rieſen-Geiſtes iſt ſchon kalt. Ach! Weiber, Weiber, kommt; wir haben keinen Freund mehr als Entſchloſſenheit, und das ſchleunigſte Ende.

[Sie gehen alle mit der Leiche des Antonius ab.]

Zeit mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger, Bodmer u. s. w. noch erinnern, wissen gar wohl, daß es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war, die nichts für Hochteutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches teutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstunden und sprachen; daß, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienter Weise wieder zum großen Wiederhersteller der teutschen Sprache machen will) Schwarzens Aeneis und Schönaichs Hermann Meisterstücke der teutschen Sprache, und ein ganzer Troß von Poetischen und prosaischen Dunsen, deren Nahmen und Werke kein Mensch mehr kennt, die großen Lichter unsrer Litteratur — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstok, Ramler, Leßing, u. s. w. Sprachverderber und Unsinn-Schreiber hießen; und daß, wenn es ihm möglich gewesen wäre, unsre Litteratur auf dem Grade von Geschmaklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie heruntergebracht hatte, wir mit einer ziemlichen reinen Chur-Sächsischen Mundart, (so gut wenigstens als im Jahr 740 von obern und untern Classen in Leipzig gesprochen wurde) eine Litteratur hätten, um die uns gewiß keine Nation bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier bloß von der Frage, was ist Hochteutsch; und ich glaube nicht, daß irgend eine teutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Complimente auf Unkosten aller übrigen

von

von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, daß Hr. A. (vermuthlich ganz wider seine Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen teutschen Provinzen einen großen Tummelplaz eröfnet hat: und, sehr wahrscheinlich, wird die Sache in kurzem (wie es bey dergleichen Volks-Händeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

— stipitibus duris fudibusque praenstis

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiß weiß, ist, daß Hr. Adelung, so wenig als ich, Lust haben wird, sich in Fehden von so hanofester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten teutschen Städte, die sowohl in Ansehung ihrer weitausgebreiteten Handlung und ihres von seiner Stiftung an bis auf diesen Tag weltberühmten Musen-Sitzes, als wegen der Cultur, Politesse und feinen Lebensart ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Teutschlandes ist, das mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mißgönnen, eine unter den Städten zu seyn, wo unsre Sprache am schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eyersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht absprechе, das ich keiner andern Stadt in Teutschland zugestehen würde.

III. Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit; ihre

Bils

Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit; ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmaks, und zu ihrer höchsten Vervollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer großen Nation, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarey sich langsam, und bloß durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Cultur emporhebt, hat eine Reyhe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge günstiger Umstände, wie Hr. A. sehr richtig behauptet, müssen sich hiezu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten, die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmak, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber, und populare Philosophen, die zu ihrer Bereicherung Ausbildung und Polirung das Meiste beytragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nation versireut. Der Geschmak ist, so wenig als Verstand und Witz, an eine Hauptstadt, oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freyes Geschenk der Natur: Die Entwiklung und Ausbildung, ein Werk glüklicher Umstände, vortreflicher Muster, und eines langwierigen Studiums. Alles dies kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beysammen finden; und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten

Weltgeſellſchaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nation eine beträchtliche Anzahl ſehr vortreflicher Werke in allen Arten des Styls und der Compoſition aufzuweiſen hat, mag das was man Geſchmack nennt unter ihren obern Claſſen ſo fein und gut ſeyn als man will: die Schriftſprache dieſer Nation iſt doch immer erſt im Wachſen begriffen, ſie iſt noch unvollendet, ſie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurükrufen; der ganze Schaz der Sprache, von mehrern Jahrhunderten her, ſteht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und ſie kann daraus nehmen und gleichſam in ihren eigenen Boden verpflanzen was ſie benöthigt iſt, und was darinn fortkommt. — Erſt alsdann, wenn ſie mit Meiſterſtücken in allen möglichen Arten des Styls verſehen iſt, kann man, ſo zu ſagen, ihr Wörterbuch für vollzählig annehmen, und eine feſte Grenzlinie zwiſchen der allgemeinen Schriftſprache (welche zugleich die Sprache der guten Geſellſchaft in allen Provinzen iſt) und den beſondern Mundarten der einzeln Provinzen, ziehen; die guten Schriftſteller in jeder Schreibart entſcheiden alsdann was Hochteutſch in der höhern Redner- und Dichter-Sprache, was Hochteutſch in der komiſchen Sprache, (die ſich wieder in die edlere, launenhafte, und bürleske abtheilt) was Hochteutſch in der Sprache der Wiſſenſchaften und Künſte, und was Hochteutſch in der täglichen Geſellſchafts-Sprache der obern

Claſ-

Classen ist. Jeder dieser Sprach-Distrikte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetze, und Gerechtsame, so wie seine eignen Grenzen: und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nation. Alles dies ist, däucht mir, Natur der Sache, und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermal die Französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroßer Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält als man bey irgend einer andern Nation finden wird, so ist doch gewiß, daß ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragodie und ihrer hohen Lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Comödie, oder der guten Gesellschaft, und der scherzhaften Sprache des sogenannten Stile de Marot ist. Sprachrichtigkeit, Schiklichkeit (propriété) und Eleganz sind bey ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart: aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr niemand streitig macht; und es ist noch keinem Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame, oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus: oder den Styl und die

Sprache der Pucelle d'Orleans für barbarisch und geschmaklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrükt.

Sie sehen nun bereits aus dem bisher gesagten, was ich bey der 6ten, 7ten und 8ten Folgerung des Hr. A. zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung solcher Provinzial-Wörter, die in der allgemeinen teutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gutheissen kann: so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provincial-Wörter, meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefehr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, ausser der launenhaften, komischen und burlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche teutsche Volkslieder und Volksmährchen schikt, und die ihren eignen, von jeder der ebengenannten Schreibarten verschiedenen Charakter hat) schwehrlich ein anderer schiklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Worter (diejenigen „welche die Schaamhaftigkeit beleidigen ausgenommen) sind irgendwo die besten: denn „zuweilen hat man auch niedrige und gemeine,

„(sol-

„(ſolche die ſonſt nur das gemeine Volk braucht) „verabſcheuen, und Wörter, die an einem andern „Platze unanſtändig ſeyn würden, werden ſchik„lich und eigentlich, ſobald ſie an ihrem rechten „Orte ſtehen.„ *) Dieſer groſſe Römiſche Kunſtrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darinn nicht beypflichten?) dem Redner alle ungewohnliche Wörter, alle zu kühnen Metaphern, alle veralteten, oder nur der Poetiſchen Freyheit erlaubten Redensarten: **) aber dieſes Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über dieſen Punct immer bey dem Ausſpruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinſten Geſchmak ſtreitig gemacht hat:

***) — — oft wird ein Vers
vortreflich, blos wenn ein alltäglich Wort

*) Omnia verba, exceptis de quibus dixi (ſc. parum verecundis) ſunt alicubi optima: nam et humilibus interdum et vulgaribus opus eſt, et quae in cultiore parte videntur ſordida, ubi res poſcit proprie dicentur. Inſtit. orat. X. c. I.

**) Ibid. IV. c. I.

***) Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
reddiderit junctura novum. Si forte neceſſe eſt
indicitis monſtrare recentibus abdita rerum:
fingere cinctutis non exaudita Cethegis
continget: *dabiturque licentia ſumta pudenter.*
— — — quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum

Virgi-

durch eine ſchlaue Stellung unverhoft
zur neuen wird. Wo neu entdekte Dinge
zu ſagen ſind, da iſts mit Recht erlaubt
auch unerhörte Worter zu erfinden,
Wenn dieſe Freyheit mit Beſcheidenheit
genommen wird
Was kann der Römer einem Plautus und
Caeil geſtatten, das Virgil und Varius
nicht wagen durfte? u. ſ. w.
— — — Immer wars und bleibts
erlaubt, ein unaeſtempelt Wort
von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. ſ.
Viel abgeſtorbne Worter werden wieder
ins Leben kehren, viele andre fallen
die itzt in Ehren ſind, ſo wie der Brauch
es fügen wird, bey welchem doch zulezt
allein die Macht, hierinn Geſetz zu geben, ſteht.

Schriftſteller von Geſchmack, d. i. von feinem, gelehrtem und ſicherm Urtheils-Gefühl des Schönen und Schiklichen, wiſſen immer am beſten was ſie zu

Virgilio Varioque? — —
— — — licuit, ſemperque licebit
Signatum praeſente nota procudere verbum.
Multa renaſcentur quae jam cecidere, cadentque
quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus
quem penes arbitrium eſt et jus et norma loquendi.

Horat. Arte Poët. v. 47 — 72
u. Horazens Briefe nach Wielands Ueberſ.
2. Theil S. 203.

zu thun haben, und wie weit ſie gehen dürfen: fehlen ſie aber, ſo kömmt es einem wahren Ariſtarch (der dem Homer ſelbſt nichts überſieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worinn und warum ſie das Schikliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung geſtattet werden, willkührliche Geſetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Feſſeln anzulegen, ſo lange ſie die Freyheit, das Element worinn ſie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen. Dem Dichter ſind die Worte — Farben, Rhythmen, und Melodiſche Töne zugleich. Nach Herrn Adelung iſt die Verſtändlichkeit die einige (einzige) Abſicht der Sprache (Magaz. der T. Sprache 1. St. S. 57.) Hätte er geſagt die erſte, ſo wäre nichts dagegen einzuwenden: daß ſie einzige ſey, wird ihm kein Dichter zugeſtehen. Der will und ſoll mit ſeiner Sprache noch viele andre Abſichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzial Wort, wofür das ſogenannte Hochteutſche kein völlig gleichbedeutendes hat, iſt zuweilen an dem Orte, wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu ſeiner beſtimmten Abſicht paßt, und wovon die Würkung abhängt. Zuweilen iſt das oberteutſche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vocalen, andre Conſonanten, u. ſ. w. als das Hochteutſche, und gerade dadurch erhält er den höhern Wohlklang eines Verſes, die ſchönere Rundung einer Periode, u. ſ. f. Und wenn es denn überdies ein Wort iſt, das Luther oder Opitz ſchon ge-

braucht haben: wer kann ihm zumuthen, daß er es blos deswegen verwerfen soll, weil es im südlichen Chur-Sachsen von 1740 — 60 nicht im Umlauf war?

Doch ich werde gewahr, daß ich in einen Bezirk gerathe, worinn es ihnen M. H. am besten anſteht das Wort zu führen; und ich breche um ſo lieber ab, da Sie uns Hofnung gemacht haben, daß Sie in ihren Briefen an einen jungen Dichter ſich auch über dieſe Materie ausführlicher vernehmen laſſen werden.

Muſophilus.

II.

Fortſetzung

der Nachrichten von Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toskana.

Der Zuſtand, in welchen die Florentiner durch die Herrſchſucht der Mediceiſchen Baſtarden, durch die bürgerliche Zwietracht, und endlich durch die lange Belagerung der Kaiſerlichen verſezt wurden, konnte nicht elender ſeyn. Sie waren nicht im Stande, die in der Kapitulation verſprochene Summe von 40000 Speciesthalern, welche in

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Cäſars Lager.)

Cäſar, Agrippa, Dolabella, Mecänas, Gallus, und Gefolge.

Cäſar.

Geh zu ihm, Dolabella, befiehl' ihm nachzugeben; ſag' ihm, in den hoffnungloſen Umſtänden, worinn er ſey, wär' es Unſinn, länger zu widerſtehen.

Dolabella.

Cäſar, ich gehe.

[Dolabella geht ab.]

Dercetas tritt mit dem Schwerdt des Antonius auf.

Cäſar.

Was ſoll diß bedeuten? wer biſt du, der ſich unterſteht, ſo vor uns zu erſcheinen?

Dercetas.

Man nennt mich Dercetas; ich diente dem Marcus Antonius, der würdiger als jemand war, am beſten bedient

zu

andern Zeiten mancher Privatbürger leicht allein bezahlt haben würde, aufzutreiben. Die Kaiserliche Armee sich vom Halse zu schaffen, sahen sie sich gezwungen, die silbernen Gefäße der Kirchen in Geld zu verwandeln. So erschöpft war der Florentinische Staat, da ihm 1530 Alexander de Medici dem Schein nach als Oberhaupt der Republik, in Wahrheit aber als allein herrschender Herzog, vom Kaiser und Pabst aufgedrungen wurde. In den wenigen Jahren seiner Regierung, da er auf nichts anders, als sich durch Festungen, Kriegs-Truppen, und äußere Verbindungen wider die Eifersucht der Bürger zu schützen, und seine lasterhaften Leidenschaften zu ernähren, bedacht war, vereitelte er durch allzuschwere Auflagen der Florentiner Hofnung, unter der Begünstigung des Friedens ihre Wohlfahrt wieder herzustellen. Dieser Ruhm war seinem Nachfolger Kosimus II. vorbehalten.

Kosmus beschwerte zwar das Land nicht weniger als Alexander mit Abgaben, da er die Grenzen des Staats mit Festungen versah, die Hauptstadt mit prächtigen Gebäuden schmückte, den Kaiser Karl V. mit Geld und Truppen unterstützte, Festung und Hafen Portoferrajo bauete, und jenen zu Livorno verbesserte, eine beträchtliche Kriegsmacht und acht Galeeren unterhielt, einen beschwerlichen Krieg wider die Sieneser und Franzosen führte, viele prächtige Gesandschaften an andrer Fürsten Höfe schikte, eine unzählige Menge Kund-

schafter in Italien und anderwärts besoldete, und alle Fürsten Italiens an Pracht seines Hofs übertraf. 1550 beliefen sich die ordentlichen Einkünfte des öffentlichen Schatzes deductis deducendis nicht über 367903 Species-Thaler; folglich war Kosmus gezwungen zu einem so großen Aufwand ausserordentliche Abgaben zu fordern. Was er aber mit einer Hand von seinen Unterthanen empfieng, das gab er ihnen mit der andern tausendfältig wieder, da er Handel und Künste beförderte.

Er verband sich mit den reichsten Handelshäusern in den vornehmsten Handelsplätzen von Europa, besonders mit den Florentinischen, welche nach der Einnahme ihrer Vaterstadt, und nach der Vertilgung der Republikanischen Partheyen sich mit derselben wieder ausgesöhnt hatten. Sie bildeten, wie ich schon angemerkt habe, in den Handelsplätzen eigene Gesellschaften oder Gemeinden, die unter ihrem eigenem Konsul standen, und aus besonderer Begünstigung der Fürsten nach ihren eigenen Gesetzen und Gebräuchen lebten. Wo dergleichen Florentinische Konsulate am meisten blüheten, war zu Rom, Neapel, und Venedig, und am allerbesten zu Antwerpen, London und Lyon. In dieser Stadt allein fanden sich 1543 sieben und dreyßig Florentinische Handels-Comtoirs, welche in einem Briefe, worinn König Heinrich II. ihre alten Freyheiten bestätiget, genannt werden. Der Monarch bezeugt in dieser Urkunde seine Dankbarkeit

ſeit gegen dieſe Kaufleute, die ihm groſſe Summen Geldes, theils für 5 Proc. vorgeſchoſſen, und theils beym Antritt ſeiner Regierung geſchenkt hatten. Er beſtätiget ſie in dieſem Diplom im Genuß aller Rechte der Franzöſiſchen Nation, und befreyet ſie von der Pflicht, Abzugsgelder zu bezahlen. Dieſe reiche Handelshäuſer ſuchte Kosmus auf alle Weiſe mit der Mutterſtadt zu verbinden, und durch Sie den alten Handel wiederherzuſtellen. Er trug ſogar kein Bedenken, ſich mit den Genueſern im Handel zu intereſſiren.

Der Handel mit allerhand Gattungen Metall war eine ſeiner erſten Unternehmungen. Er ließ das Zinn in groſſer Menge aus England kommen, und 1545 erhielt er ſo viel Silber aus Liſſabon, daß er einige Jahr lang verſchiedene Münzſtetten Italiens damit verſah. Die Herrn Fugger von Augſpurg, welche in vielen Europäiſchen Plätzen beſonders zu Venedig ihre Comtoirs hatten, handelten mit ihm. Sie hatten die Erzts gruben im Hungarn in Pacht. Von Antwerpen wo es durch ein Geſetz verboten war, mehr als 12 Proc. zu nehmen, pflegte er in Nothfällen gegen ſichere Hypothek theils Geld und theils Waaren, wofür keine Intereſſen bezahlt wurden, zu borgen, z. B. 65000 Thlr. baar Geld, und für 35000 Thlr. Waaren. Auf die nämliche Art hatte Heinrich VIII König von England über eine Million von den daſigen Florentinern erhalten. Die Waaren beſtanden in Kupfer, Edelgeſteinen,

Getrei-

Getreide, und schlechten Tüchern, welche Waaren der Großherzog in Italien und anderswo im Kleinen verkaufen ließ. Auch der Kaiser Karl V. borgte große Geldsummen von den Antwerpern, aber ohne Waaren dabey zu nehmen, folglich durchaus um 12 Proc., und mit seinem großen Schaden. Der Großherzog hatte zwey große Schiffe dazu bestimmt, die Levantische und Italienische Waaren nach Spanien und Flandern zu schicken, woher sie mit den obengesagten Waaren beladen zurückkehrten. Auch seine Gemahlin Eleonora von Toledo sammelte beträchtliche Schätze durch den Handel.

Daher kam es, daß Kosmus I. für den reichsten Fürsten Italiens gehalten wurde, und im Stande war, dem Kaiser Karl V. mit großen Geldsummen beyzustehen. Es war ihm daher leicht sich von aussen fürchterlich zu machen, und die innere Wohlfahrt des Landes zu vermehren. Da er zur Regierung gelangte, fehlte es zu Florenz an verschiedenen Künsten, die theils zur Pracht, und theils zur Nothdurft gehören. Im Jahr 1539. bey Gelegenheit seiner Vermählung mit Eleonora von Toledo sah er sich gezwungen, die silberne Geräthschaft zu Neapel arbeiten zu lassen. Es fehlte zu Florenz an Glasfabriken, Wachsbleichen und andern Künsten, welche zur Zeit der Belagerung aus dem Lande gezogen, und vom Herzog Alexander verwahrloset worden waren. Die Wollenweberey, die alte Quelle des Florentinis

tinischen Handels, kam nach wiederhergestellter Ruhe in vorigen Gang. 1537 waren zu Florenz 63, und 1551 über 136 Häuser, die mit wollenen Tüchern und Zeugen handelten. Ehedem gieng dieser Handel sehr stark in die Levante, und es war ein eigener Magistrat hierüber bestellt, dem sie den Namen Conservatori del commercio di Levante gaben. Sie unterhielten, wie itzt noch die Venezianer, einen Bailo zu Konstantinopel, und genossen daselbst vieler Freyheiten, die von einem jeden neuen Sultan bestätiget wurden. Aber wegen der Unsicherheit vor den Türkischen Seeräubern, und wegen der Vertheilung dieses Handels in andere Gegenden, war derselbe so in Verfall gerathen, daß 1551 nur noch 15 Florentinische Handelshäuser in Pera waren. Es half auch nicht, daß man damals 30 Stück Tuch und eben soviel seidene Zeuge dem Großvizir schenkte; der Tuch-Handel gieng von Tage zu Tage schlechter in der Levante. Desto mehr nahm er in den Westlichen Ländern zu. Nicht nur die Tücher, sondern auch die wollenen Zeuge der Florentiner, die sie Rascie (Rasch) nannten, waren daselbst willkommen. Die Farbe, die sie den Tüchern zu geben wußten, trug sehr viel dazu bey. Der Florentiner *Lapo da Diasceto* war 1542 der Einzige in Italien, der die Europäischen Kermes-Körner mit den Amerikanischen Cochenillen, die man von den Spaniern erhielt, zu vermischen wußte. Zur Belohnung dieser Erfindung erlaubte ihm Kosmus I. heimlich in seinem

nem Hause zu färben, welches sonst wider die Gesetze des Handwerks war. Die Venezianer boten dem Erfinder eine reiche Belohnung, wenn er ihnen das Geheimnis mittheilte. Es schikten die Engländer und Niederländer ihre Tücher nach Florenz, sie färben zu lassen, welches zwar wider die Gesetze des Florentinischen Tuch-Handels war, doch aber wegen der starken Abgaben dem Fürsten viel einbrachte. Purpurfärbige Tücher und Zeuge zur Kleidung der höhern Geistlichkeit waren nicht weniger als die Carmesinfärbigen, das Eigenthum der Florentiner.

So waren auch die seidenen Zeuge der Florentiner in Spanien und in andern Europäischen Höfen vor allen andern beliebt, besonders die mit Gold unterwürkten. Am Hof Karls . bediente man sich keiner andern seidenen Stoffe als der Florentinischen. Der Großherzog pflegte die Kaiserlichen Minister und andere hohe Personen damit zu beschenken.

Seine Sorgfalt, Handel und Künste zu vermehren, erstrekte sich nicht weniger auf die Provinzial-Städte, als auf die Hauptstadt. Die Florentiner hatten sich zur Zeit der Republik die Wollenweberey ganz allein angemaßt. Cosmus verlieh dieses Recht verschiedenen ProvinzialStädten, mit dem Beding, daß die Elle des daselbst gewebten Tuchs den Werth von 40 Soldi (ungefehr einen halben Thaler) nicht überstiege. Vor

den

den übrigen Landstädten zog Pisa seine Sorgfalt auf sich. Sie hat wegen der Nachbarschaft des Meers die bequemste Lage zu Handel und Küsten. Seit dem Anfang des XV. Jahrhunderts war das Gebiete dieser Stadt durch die Kriege wider die Florentiner so sehr verwüstet worden, daß es mit Sümpfen bedekt, und von Einwohnern entblößt war. Die ehedem so reiche Stadt war ein Gegenstand des Mitleids. Cosmus nahm sich vor, ihr wieder aufzuhelfen. Im Jahr 1541 errichtete er zu Pisa einen Magistrat von 8 Bürgern, welchen die Verbesserung des Gebiets dieser Stadt auf gemeine Unkosten anvertrauet war. Zu diesem Ende wurden alle liegende Güter geschäzt, und der Beytrag nach Maas der Besitzungen eingetheilt. 1547 und 1548 rufte er die entwichenen Alten Einwohner zurük, und lud Neue aus fremden Ländern mit sehr vortheilhaften Versprechungen ein, worunter die in Portugal verfolgten neuen Christen und Juden besonders begriffen waren, denen er nebst vielen andern Freyheiten auch die Sicherheit vor dem Inquisitionsgericht versprach. Den Künsten, welche zu den ersten Bedürfnissen der Menschen gehören, aufzuhelfen, stellte er vor allen Dingen die Universität zu Pisa wieder her, verlegte den Galeeren Bau und jeden Winter seine Residenz dahin. Da 1548 eine beträchtliche Menge Portugiesen und andere Fremden sich daselbst niederließen, und die Stadt zur Niederlage ihres Handels machten, errichtete er eine Zuckerfabrik, welche einige Zeit sehr einträglich war, eine Ko-

ralien-

rallen-Fabrik, wozu er die Künstler aus Sicilien kommen lies, eine Krystall- und Spiegel-Fabrik, deren Arbeiter er von Murano durch Bestechungen herbeygelokt hatte.

Damit er keine Quelle, woher der Handel einigen Vortheil schöpfte, unversucht ließe, berufte er Bergleute aus Hungarn, deren Oberhaupt Jeglier hieß, und ließ die alten Erzgruben zu Montecatini, Campiglia, und Pietra Santa untersuchen. Die lezteren, welche reich an Silber waren, ließ er bearbeiten. Aber der Nutzen, den man hieraus zog, war mit jenem, den die Alaungruben brachten, nicht zu vergleichen. Die Aeltesten, welche man schon im XIII. Jahrhundert bearbeitete, und jene, die man zu des prachtliebenden Lorenzo Zeiten von den Volterranern eroberte, waren in den lezten Unruhen in Verfall gerathen. Kosmus stellte sie nicht nur wieder her, sondern pachtete noch jene bey Valle und Montione von Ferdinand Appiano, im Piombinischen Gebiete, wodurch er sich vielen Verdruß, und beynahe den Kirchenbann von Paul III. zuzog.

Wodurch er aus Italien das meiste Geld ins Land zog, war der Handel mit Getreide, Wein, und Oel, die er aus der Levante, und der Insel Sicilien herbeyführte. Der überaus schlechte Zustand des Ackerbaues in Toskana, wo man gewohnt war, die Reichthümer nur vom Handel zu erwarten, die Entvölkerung der Landgüter durch

die

die beſtändigen Kriege ſeit dem Kriegszuge Karls VIII. *) und die oftmalige Hungersnoth verleiteten Kosmus zu dieſem Handel. Alle Feſtungen des Landes füllte er mit Getreide an, und rettete ſeine Unterthanen vor den erſchrecklichen Folgen einer Hungersnoth.

Der Krieg zwiſchen Karl V. und König Heinrich II. gab dem Handel der Florentiner einen gewaltigen Stoß. Die Stadt Lyon war damals der vornehmſte Sitz des Handels und Geldwechſels in Europa. Der König konnte hier gegen Verpfändung der Einkünfte ſeiner Krone ſehr beträchtliche Darlehen von den Kaufleuten erhalten. Dieſes Hülfsmittel ihm aus den Händen zu reiſſen, verbot Karl V. allen Kaufleuten ſeiner weit ausgebreiteten Länder, unter der Strafe des Verluſts ihrer Güter, auf den Meſſen zu Lyon Geldbezahlungen zu thun. Hierdurch litt der Handel der Florentiner groſſen Schaden. Lyon konnte man damals in Anſehung des Handels als eine Pflanzſtadt der Florentiner, Luckeſer, und Genueſer betrachten. Die Florentiniſchen Handelshäuſer zu Lyon borgten dem Könige in dieſem Krieg 1254710, die Genueſer 113300, die Luckeſer 73075

*) Was Lorenzo, und die ſeinem Beyſpiel folgten, dem Ackerbau genuzt hatten, wurde durch die Kriege von 1494 bis 1510 verdorben.

730737, die Meiländer 39390, die Portugiesen 44010, die Teutſchen 543382 Speciesthaler. Die Franzoſen fanden damals noch keinen Geſchmak am Handel, und ließen ihn in den Händen der Fremden.

Im Jahr 1554 wurden zu Florenz 16590 Stück Tuch, im Jahr 1559, 20000, und 1561, 30000 Stük. Damals rechnete man jedes Stük Tuch zu 30 Scudi, oder Speciesthaler; folglich belief ſich der Werth der Tücher im Jahr 1561 auf 900000 Speciesthaler. So hoch war die Wollenweberey, auch in den glüklichſten Zeiten der Republik, nie geſtiegen. 23000 Stük war das höchſte geweſen. In Spanien, Frankreich und Sicilien ſezten ſie das meiſte davon ab. Aus Spanien erhielten ſie Cochenillen, Wollen, rohe Seide, Perlen ꝛc. Aus Frankreich Waid zum Färben, aus Sicilien Getreide. 1554 war der Tuchhandel in der Levante gering. Zu Konſtantinopel waren nur noch vier florentiniſche Handelshäuſer, und 1556 nur noch Eins. Die Pforte war wider die Florentiner aufgebracht, weil es Kosmus mit dem Kaiſer wider die Franzoſen hielt, und die Toskaniſche Küſte wider ihre vereinigte Flotte vertheidigte. Der Großherzog beſänftigte zwar den Großvezir, und die alten Freyheiten wurden aufs neue beſtätiget; aber die Eiferſucht anderer Europäiſchen Nationen, beſonders des Franzöſiſchen Hofs, wo Kosmus ſehr verhaßt war, und die Begebenheiten folgender Zeiten lieſſen

nicht

zu werden; ſo lang er ſtand und ſprach, war er mein Herr, und ich trug mein Leben nur, um es gegen ſeine Feinde zu verſchwenden. Gefällt es dir nun, mich in deine Dienſte zu nehmen, ſo will ich dein ſeyn, wie ich dem Antonius war; wo nicht, ſo lieſt' ich mein Leben in deine Gewalt.

Cäſar.

Was willſt du mit allem dieſem ſagen?

Decretas.

Cäſar, ich ſage, Antonius iſt todt.

Cäſar.

Der Fall eines ſo groſſen Mannes ſollt' ein gröſſeres Getöſe gemacht haben; eine allgemeine Erſchütterung des Erdballs ſollte Löwen in bürgerliche Straſſen, und Bürger in Löwengruben geworfen haben -- der Tod eines Antonius iſt nicht der Tod eines einzelnen Menſchen; die Hälfte der Welt lag in dieſem Namen.

Decretas.

Er iſt todt, Cäſar; nicht durch einen öffentlichen Diener der Gerechtigkeit, noch durch einen gedungenen Stahl; ſondern eben dieſe Hand, die ſeinen Ruhm in den Thaten die er that aufgezeichnet hat, gebrauchte den Muth, den ſein Herz ihr lieh, dieſes Herz zu zerſplittern. Diß iſt ſein Schwerdt; ich zog es aus ſeiner Wunde; ſieh es mit ſeinem edeln Blut beſelt.

nicht zu, daß der Tuchhandel daselbst wieder aufkäme. Hingegen nahm er in den westlichen Ländern von Europa immer mehr zu, nach dem Maaß, als Zwietracht und Kriege zwischen den Franzosen, Spaniern und Niederländern sich vermehrten. Sie versahen 1566 nicht nur ganz Frankreich und Spanien, sondern auch die Amerikanischen und Ostindischen Kolonien der Spanier und Portugiesen mit Raschen und Tüchern. Im gesagten Jahr verlieh der König Philipp II. den Florentinischen Raschen die freye Einfuhre in allen spanischen Seehäfen. Im Jahr 1572 wurden zu Florenz 33212 Stük Tuch, welche ungefehr eine Million Species Thaler ausmachten, verfertiget. 1575 brachte ihnen die Wollenweberey zwey Millionen ein. Wenn man nun noch hinzurechnet, was sie mit seidenen und goldnen Stoffen, und andern geringern Manufakturen, die in Amerika und Ostindien sehr willkommen waren, gewannen, so sollte man sich wundern, wenn sie nicht auf den Gedanken verfallen wären, eigne Handelshäuser in Ost- und Westindien zu errichten. Viele unternahmen auch würklich lange Reisen zur See, und ließen sich in Brasilien, zu Macao, und anderwärts in China nieder, den Handel mit ihrer Mutterstadt zu befördern.

Wenn unter Cosmus I. der Ackerbau so blühend gewesen wäre, als es der Handel war, so würden die Florentiner die glüklichste Nation gewesen seyn. Aber das alte Vorurtheil, daß man

durch den Handel dieſen Mangel erſetzen könnte, und des Großherzogs unerſättliche Begierde nach Geld und Gold, ohne welches er ſich weder im Beſitz des Furſtenthums erhalten, noch die Grenzen deſſelben erweitern konnte, machten ihn aufmerkſamer auf den Handel, als auf den Ackerbau. Man muß ihm iedoch dieſes Lob beylegen, daß er durch ſeine Sorgfalt und Beyſtand die Piſaniſche Ebene von den ungeſunden Sümpfen befreyet, und urbar gemacht, und nach dem Beyſpiel des prachtliebenden Lorenzo große Strecken Landes auf ſeine eigene Unkoſten ausgetrocknet hat, wodurch nicht nur die Stadt Piſa, ſondern auch das Gebiet derſelben wieder aufzuleben anfieng. Auch gab er ſich alle mögliche Mühe der eroberten Provinz Siena, welche durch den langen und hartnäckigen Krieg entvölkert und verwüſtet worden war, wieder aufzuhelfen. Er zog 1561 vermittelſt heimlicher Werber eine beträchtliche Menge Menſchen aus dem Breſcianiſchen, aus Friaul, Iſtrien, und dem Gonzagiſchen Lehen Zolforino ins Sieneſiſche beſonders ins Gebiet der Stadt Maſſa, das Land durch ſie anzubauen. Auf die Inſel Giglio ſezte er eine Kolonie von Griechen, Weinberge daſelbſt zu pflanzen und die Fiſcherey zu treiben. Zu Groſſetto ließ er einen Kanal graben und Mühlen bauen, zur Bequemlichkeit der Einwohner, und ſchafte dem Landmann überall Erleichterung und Freyheiten; allein die ungeſunde Luft in den von Natur fruchtbarſten Gegenden am Meer, und die natürliche Unfruchtbarkeit

barkeit des höhern Landes vereitelten im Sieneſiſchen ſeine Sorgfalt und Hofnung; wozu auch dieſes nicht wenig beytrug, daß er in Anſehung der Benuzung der Viehweiden am Meer, ſich der Rechte der Gemeinden bemeiſterte, von ſeinen Staatsbedienten in Anſehung der Wohlthaten und Freyheiten, die er den neuen Coloniſten zugedacht hatte, hintergangen wurde, die Ausfuhre des Getraides verbot, und die Bauern zu Landmilizen machte, wodurch ſie in Müßiggänger und Räuber verwandelt wurden. Kurz, er brachte es unter ſeiner langen Regierung nicht ſo weit, daß ſeine Unterthanen nicht benöthiget wären, das Getreide aus Afrika und Sicilien, den Wein aus den Inſeln des Archipelagus und aus Corſica, und das Oel von Perugia, Genua, Apulien und aus der Provence, gröſtentheils kommen zu laſſen, oder beſſer zu ſagen, aus den Händen ihres Fürſten, der ſich dieſen Handel allein angemaßt hatte, um einen theuren Preiß zu erhalten.

Gegen das Jahr 1570 war Piſa in Anſehung des Handels zur ſchönſten Blüthe gelanget. Durch die Austroknung der Moräſte war Luft und Erdreich verbeſſert, durch die Reſidenz des Hofs, und des neulich geſtifteten Ritter-Ordens St. Steſano, durch den Galeeren-Bau, und die Univerſität waren die zum Leben nothwendigen Künſte wieder aufgelebt, und durch den ſonderbaren Schuz des Großherzogs war dieſe Stadt zu einem Sammelplaz reicher Kaufleute geworden. Im Jahr

1574 fanden sich daselbst 13 florentinische, 9 Portugiesische, und viele andere Französische, Sardinische, Ragusische, Genuesische Handels-Häuser. Seit 1560 hatten sich auch eine beträchtliche Anzahl griechischer Kaufleute daselbst niedergelassen; sie zogen aber gröstentheils davon, weil Pabst Pius IV. durchaus nicht leiden wollte, daß sie eine freye Religionsübung hätten. Durch diesen blühenden Zustand einer Stadt, die dem Meer so nahe war, wurde Cosmus aufgemuntert, den Hafen zu Livorno zu vergrößern, und in eine allgemeine Niederlage des Handels zu verwandeln. Der berühmte Baumeister Ammanato machte die Zeichnung des Hafens, der Mauern und Dämme, in welche er eingeschlossen werden sollte, und man hatte schon Hand ans Werk gelegt, als es durch den Tod des Großherzogs unterbrochen wurde. Weil er wegen der Fischerey und der Weinberge, Oliven- und Orangen-Wälder, die er in seinem benachbarten Landgut Antignano gepflanzt hatte, sich gern zu Livorno aufhielt, so hatte er diesen Ort mit vielen Gebäuden und Festungswerken vermehrt und verschönert. Allen fremden Schiffen und Waaren hatte er nicht nur hier, sondern auch zu Portoferrajo, auf der Insel Elba, einen freyen Eingang verstattet. Portoferrajo, welches samt der ganzen Insel Elba dem Hause Apiano zugehörte, erhielt er 1548 vermittelst des Kaisers Karl V. um es wider die Türkische und Französische Flotte zu befestigen. Er that dieses mit grossen Unkosten und Verdrieslichkeiten, die er von

Seiten

Seiten der Franzoſen und Genueſer zu dulden hatte, und verwandelte es in einen ſichern und ſehr geräumigen Hafen.

Der Schuzgeiſt des Handels und der Künſte belebte zu gleicher Zeit Koſmus I, und ſeinen Erbprinzen Franciſcus. Dieſer beförderte nicht nur die von ſeinem Vater angelegten Korallen- Kriſtall- und Spiegel-Fabriken, ſondern erfand auch als ein ſehr berühmter Chemiker die Kunſt den Berg-Kriſtall zu ſchmelzen, und verfertigte daraus mit eigenen Händen die ſchönſten Gefäße. Er war in Europa der Erſte, dem es gelung, das Porcellan zu verfertigen. Die erſten Verſuche machte er mit Hülfe zweyer geſchickten Chemiker Orazio Fontana, und Camillo von Urbino. Ein Grieche, der in Indien geweſen war, brachte die Erfindung zu ihrer Vollkommenheit. Erſt nach vielfältigen Verſuchen von 10 Jahren brachten ſie ihr Porcellan zu der Feinheit, Leichtigkeit und Durchſichtigkeit des Indianiſchen, konnten ihm aber die Weiße und die Farben deſſelben nicht geben.

Der Erbprinz verfertigte mit eignen Händen Porcellanene Gefäße, und ſchenkte ſie andern Fürſten. Er führte 1568 die daſelbſt noch blühende Kunſt, Edelgeſteine in Marmor-Tafeln einzulegen, und allerley Figuren mit ihren natürlichen Farben damit zu bilden (Lavoro di pietre commeſſe) durch einen jungen Franzoſen, den er von

Rom kommen ließ, zu Florenz ein. Durch die Chemie verfertigte er falsche Juwelen, die nur Kenner von den ächten unterscheiden konnten. Auch sein Vater war ein vortreflicher Chemiker. Die Gifte und Gegengifte, die dieser erfand und bereitete, waren in ganz Europa bekannt. In seiner Officin erfand der Erbprinz unter andern Dingen auch die Bombe; konnte es aber nicht dahin bringen, daß sie zu rechter Zeit zersprang. Daher wurde sie vom König Philipp II und Johann von Oesterreich, welchen er das Geheimniß mittheilte, nicht in die Kriegskunst eingeführt.

Cosmus I. rief die schönen Künste, welche in den unruhigen Zeiten ihr Vaterland verlassen hatten, oder daselbst unter dem Elend seufzten, zurük, und gab ihnen neues Leben. Franz Salviati, Pontormo, Bandinelli, Bronzino, und der Mönch Johann Angelo, verschönerten mit Bildhauer-Arbeiten und Mahlereyen seine Palläste und Lustschlösser. Tribolo, Baumeister, und Bildhauer hatte den Bau und die Verschönerungen des Lustschlosses Castello unter seiner Aufsicht. Den Bildhauer Benvenuto Cellini rufte er aus Frankreich zurük. Dieser verfertigte den schönen Perseus, der zu Florenz unter der Loggia di Lanzi stehet, und brachte die Stempelschneiderkunst zur Vollkommenheit. Im Jahr 1546 sandte Cosmus einen Bischof nach Rom, dem göttlichen Michelangelo die Würde eines Senators, und jede ihm beliebige Besoldung und

Freyheit

Freyheit anzubieten, wenn er ins Vaterland zurükkehrte; er war aber mit dem Bau der St. Peterskirche beschäftiget, und ließ sich nicht bewegen, denselben zu verlassen, so viele Verdrießlichkeiten er auch dabey zu dulden hatte, und so sehr er verlangte, zu Florenz bey seinen Vorfahren begraben zu werden. Da er 1562 in seinem neunzigsten Jahr zu Rom starb, und man seinen Leichnam nicht verabfolgen lassen wollte, ließ ihn Kosmus in einer Balle Waaren heimlich aus Rom führen, und mit ausserordentlichen Ehrenbezeugungen zu Florenz begraben.

Im Jahr 1545 lies er eine Gesellschaft von Tapetenwebern, deren Oberhaupt Johann Baptist Rosts war, aus Flandern kommen, und führte diese Kunst zu Florenz ein, theils seine Paläste auszuzieren, und theils einen neuen Zweig des Handels zu stiften. Salviati, Pontormo, und Bronzino machten die Zeichnungen und Kartonen für diese Fabrik, und Rosts mußte innerhalb 6 Jahren seine Kunst 25 Knaben lehren, für deren jeden der Großherzog monatlich einen Dukaten zahlte. Hierdurch kam diese Kunst so sehr in Aufnahme, daß die Florentiner ganz Italien mit Tapeten versahen. Gegen das Jahr 1559 mahlte Vasari, welcher zugleich auch ein Bildhauer und Baumeister war, in dem großen Saal des alten Rathhauses (Palazzo vecchio) wo damals Cosmus wohnte, die Geschichte der Einnahme der Stadt Siena. Er entwarf die Zeichnung zu dem schö-

nen Gebäude, welches gli offizi genannt wird, und zum Sitze der Stadtmagistrate erbauet wurde, und verband den Pallast Pitti mit der alten Residenz des Großherzogs vermittelst eines verdekten Ganges. Ammannato endigte die Laurenzianische Bibliothek nach dem Plan des Michelangelo, und vergrößerte den von Cosmus gekauften Pallast Pitti, seine und seiner Nachfolger Residenz, an deren Verschönerung alle Künste ihr mögliches thaten. Johann Paul Fanelli schmukte den dabey befindlichen Garten Boboli mit Groteſken Figuren und Statuen, und die Großherzogin Eleonora von Toledo bereicherte ihn mit fremden und seltenen Gewächsen. Baccio Bandinelli, Bildhauer und Baumeister bauete das Chor der Domkirche zu Florenz von Marmor, und den Großherzoglichen Pallast zu Pisa. Andere Baumeister beschäftigte Kosmus mit dem Bau neuer Lustschlösser, Palläste, Kirchen und Festungen.

Im Jahr 1562 eröfnete er eine neue Akademie der zeichnenden Künste, welcher er den Michelangelo als Vater und Meister ehrenhalber vorsezte, ob er gleich abwesend war. Bey der ersten Versammlung fanden sich 70 Mahler, Bildhauer und Baumeister. Vasari gab dem Großherzog den Rath einen Tempel zu errichten, zu dessen Verschönerung ein jeder der Mitglieder dieser Akademie ein Meisterstük verfertigen sollte. Aber Kosmus, der so viele prächtige Gebäude theils von Grund aus errichtete, und theils vergrößerte,

fehlte es nicht an andern Gelegenheiten, die Mitglieder der Akademie zur Verschönerung des Vaterlandes zu gebrauchen. Der berühmte Geschichtschreiber Borghini, welcher in der Kenntniß der vaterländischen Geschichte und an Feinheit des Geschmaks wenige seines gleichen hatte, stand der Akademie vor, und gab den Künstlern in den Werken, die sie für das Publikum bearbeiteten, die Erfindung an. Seine und des Pietro Vettori Erfindung waren die Gemälde des Vasari im Saal des Palazzo Vecchio, und das Grabmal des Michelangelo in S. Lorenzo. Vasari beschreibt die Werke dieser Akademiker, und den Eifer des Borghini, guten Geschmak und Ruhmbegierde unter ihnen zu stiften. Man verehrte diese Akademie als den allgemeinen Richterstuhl der schönen Künste. König Philipp unterwarf die Zeichnungen des Klosters im Eskurial, welches er zu bauen willens war, ihrer Beurtheilung. Kosmus selbst war nicht nur mit dem feinsten Geschmak in der Beurtheilung der Werke der bildenden Künste begabt, sondern verschafte auch der Bildhauerkunst den Vortheil, den Porphyr zu bearbeiten, da er vermittelst chemischer Versuche dem Stahl eine Härte zu geben wußte, welcher der Porphyr nicht widerstehen konnte. Es sind noch Büsten und Statuen von diesem härtesten Stein vorhanden, die er mit Hülfe dieser Erfindung verfertigen ließ. Er theilte dieses Geheimniß 1555 dem Bildhauer Franz Tadda mit, welcher unter andern Werken eine Madonna für den Kardinal Granvelle, und die

Büste

Büſte des Erbprinzen Franciſcus verfertigte. Auch dem Fabrizio Farina, und Raphael Curradi wurde nach dem Tod des Tadda dieſer Vortheil bekannt. Der Erſte bildete aus Porphyr die Büſte Kosmus I. nach einem Modell des Grazio Mochi, und der lezte jene des Großherzogs Kosmus II, die ſich in einem der äußern Gänge der Großherzoglichen Galerie befindet. Da dieſer Bildhauer ein Kapuciner wurde, theilte er das Geheimniß einem florentiniſchen Schuhflicker, Namens Domenico Corſi, mit, ihm hierdurch ein Mittel an die Hand zu geben, ſeine Umſtände zu verbeſſern. Dieſer eröfnete es dem Bildhauer Coſimo Silveſtrini, welcher die von Curradi angefangene Bildſäule des Moſes, die im Vorhof des großherzoglichen Reſidenzſchloſſes in einer Grotte ſtehet, zu Ende brachte. Mit dieſem Bildhauer ſcheint das Geheimniß in der zwoten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geſtorben zu ſeyn.

Die Stiftung der Mediceiſchen Sammlung von Alterthümern, die in der Großherzoglichen Galerie verwahrt wird, hat man Kosmus I. zu verdanken. Die mediceiſchen Alterthümer wurden dreymal geplündert. Das erſtemal 1494, da Pietro Medici, des Lorenzo Sohn, von Florenz flüchtig gieng, von den Franzoſen und dem Pöbel; das zweytemal, da 1527 die mediceiſchen Baſtarden von Florenz vertrieben wurden, von dem florentiniſchen Pöbel; und das drittemal von dem Kaiſerlichen General Alexander Vitelli 1536,

nach

Cäſar.

Ihr dürft wohl traurig ausſehen, meine Freunde -- die Götter ſtraffen mich, wenn das nicht eine Zeitung iſt, die Augen eines Königs in Thränen zu baden.

Agrippa.

Seltſam, daß die Natur uns nöthigen ſoll, unſre entſchloſſenſten Thaten zu beklagen!

Mecänas.

Seine Fehler und ſeine rühmlichen Eigenſchaften hielten einander die Wage.

Agrippa.

Nie hat ein ungemeinerer Geiſt ein menſchliches Weſen beherrſcht; aber die Götter geben uns einige Fehler, uns zu Menſchen zu machen -- Cäſar iſt gerührt.

Cäſar.

O Antonius, ſo weit hab' ich dich gebracht! -- Aber ſo wollt' es unſer Schikſal; ſo mußteſt du meinen Untergang ſeh'n, oder ich den deinen; die Welt war nicht weit genug, uns neben einander zu beherbergen. Und doch laß mich dich beklagen, mit dieſen, aus meinem Herzen gepreßten Thränen dich beklagen; dich, meinen Bruder, meinen Theilnehmer an jeder groſſen Unternehmung, meinen Mitgenoſſen am Reich, meinen Freund und Geſpielen an der

Stirne

nach der Ermordung des Herzogs Alexander de Medici. Bey der ersten Plünderung retteten der Kardinal Johann, nachmaliger Pabst Leo X. und sein Bruder Julian fast alles was in die Hände des gemeinen Volks gefallen war, mit Geld. Nach der zwoten Plünderung geschah das Nemliche durch den Pabst Klemens VII. Aber bey der dritten Plünderung gieng fast alles, was nicht von Marmor war, und was *) sich in des Herzog Alexanders, und Lorenzo des Mörders Wohnungen kostbares an Mobilien und Alterthümern fand, verloren. Einen Theil davon behielt Alexander Vitelli, welcher die gesagten Wohnungen unter dem Vorwand, als gehörten alle Mobilien der Witwe des ermordeten Herzogs zu, plünderte. Einen geringen Theil erkaufte Kosmus aus den Händen der Soldaten des Vitelli. Das Uebrige erhielt die gesagte Wittwe, Margaretha von Oesterreich, und brachte es in das Haus Farnese, da sie mit Octavius, Neffen des Pabsts Paul III., und nachmaligem Herzog von Parma, vermält wurde. Mit der Farnesischen Sammlung ist ein guter Theil dieser mediceischen Alterthümer nach Neapel übergegangen, wo sie einen schönen Theil der berühmten Sammlung in Capo di Monte ausmachen. Die Gemmen, welche mit dem Namen des prachtliebenden Lorenzo de Medici bezeichnet sind, und die berühmte Schale aus einem sehr seltenen Sardonich, welche von innen und außen mit

*) Vasari Vite de' Pittori etc. T. 3. p. 137.

mit überaus ſchönen Figuren geziert iſt, das ſchönſte Werk, welches man von dieſer Art Alterthümern hat, ſind Zeugen davon.

Kosmus I. kaufte ſo viele Alterthümer, daß die florentiniſchen Flüchtlinge ihn deßwegen zu Nizza beym Kaiſer Karl V. verklagten. Da er 1550 Palazzo Pitti bezog, ſagt Vaſari, habe er daſelbſt ein zahlreiches Cabinet von Alterthümern aus Marmor und Erz, von kleinen und ſeltenen Gemählden, und von einer unzählichen Menge goldener, ſilberner und eherner Münzen in ſchönſter Ordnung errichtet *). Ihm hat man auch die reiche Sammlung von Fürſten und berühmten Männern, welche die äußern Gänge der Galerie zieren, zu verdanken. Der gröſſte Theil davon ſind von Chriſtoph di Papi dell' Altiſſimo, Schüler des Bronzino, verfertigte Kopeyen, deren Originale ſich in dem Luſtſchloſſe des berühmten Paulus Jovius am Komer-See befanden. Von ihm rühren her, der marmorne Herkules, auf ſeine Keule geſtüzt, unten im Hof des Reſidenzſchloſſes, ein Werk des Lyſippus, die ſchöne Gruppe in der Stadt, der man den Namen Aleſſandro magno giebt, der berühmte Schleifer in der Tribuna der Galerie, der berühmte Bacchus von Jakob Sanſovino, die Etruſciſche Chimära von Erzt, und andere antike und moderne Bildſäulen.

Damit

*) Tom. 7. p. 145.

Damit keine Kunſt und Wiſſenſchaft wäre, die ihr Aufkommen dem Hauſe Medici nicht zu verdanken hätte, ſo that Kosmus ſein möglichſtes, auch die bis dahin verwahrloſete Botanik in Aufnahme zu bringen. Er ließ viele Gewächſe aus Amerika kommen, um ſie in ſeinem Lande fortzupflanzen. Den Botaniſchen Garten zu Piſa beſezte er mit ſo vielen Gewächſen, daß ganz Italien daraus verſehen wurde. Da 1570 der Pabſt Pius V., durch das Beyſpiel des Großherzogs gereizt, im Belvedere einen Kräutergarten anlegen wollten, ſchikte er ſeinen Arzt Michael Mercati von S. Miniato nach Piſa, mit Hülfe des Ciſalpinus, welcher damals über den Piſaniſchen Garten die Aufſicht hatte, die für ſeinen neuen Garten ſchiklichſten Gewächſe auszuſuchen. Nebſt Ciſalpinus ſchikte Kosmus noch andere Kräuter-Kenner durch ganz Italien und nach Sicilien, Kräuter zu ſammeln. Aus der Levante verſchrieb er verſchiedene Obſtpflanzen, und Sämereyen, die nun in Toskana einheimiſch geworden ſind. Er ließ ſogar auch ſolche Bäume die nur zur Zierde der Spaziergänge und Luſtwälder dienen, aus entfernten Ländern kommen. Die Königinn Katharina in Frankreich, der König Philipp in Spanien, da er 1564 den Garten zu Aranjuez anlegte, und der Kaiſer Maximilian verlangten von ihm Gewächſe und Gärtner.

Er hatte, wie Leo X., ein auſſerordentliches Vergnügen an Schauſpielen, und die gröſten

Mah-

Mahler und Bildhauer wetteiferten untereinander, ihm dieſe Freude durch theatraliſche Dekorationen zu vergröſſern. Dovizi, Macchiavelli, Arioſto und Triſſino hatten ſchon im Anfang des XVI. Jahrhunderts die italieniſche Schauſpielkunſt nach Griechiſchen und Lateiniſchen Muſtern erſchaffen und in der Vollkommenheit weiter gebracht, als ſie iezt iſt. Ihre Schauſpiele, und jene des Pietro Aretino wurden bey Hofe aufgeführt. Hiedurch erhielt Koomus zugleich den Vortheil, die durch die bürgerlichen Kriege verwilderte Gemüthsart der Florentiner zu mildern, und aufzuheitern.

Im 16ten Jahrhundert hielt man mehr als jemals dasjenige für das vorzüglichſte in allen Fächern der Gelehrſamkeit, was dem Geiſt und Stil der alten Griechen und Römer am meiſten ähnlich ſah. Dieſe Aehnlichkeit im Denken, Sprechen und Schreiben zu befördern, errichtete Kosmus 1542 in ſeinem Pallaſt die Florentiniſche Akademie, welche unter dem Namen *Accademia ſacra fiorentina* noch blühet. Johann Mazzuoli hatte ſchon zu Florenz eine Geſellſchaft von Gelehrten geſtiftet, welche durch Ueberſetzung der klaſſiſchen Schriftſteller die Toskaniſche Sprache zu verſchönern ſuchten. Dieſe verſezte er in ſeinen Pallaſt, und verwandelte ſie in die geſagte Akademie. Bembo, Varchi, Pietro Vettori, Carneſecchi, Domenichi, Giovio, Giambullari, Segni und andre berühmte Männer waren

ren Mitglieder derſelben. Im Jahr 1549 verlangte Karl V. von dieſer Akademie eine Toskaniſche Ueberſetzung des Boethius de conſolatione philoſophica, welche auf Befehl des Großherzogs durch Varchi, und Domenichi, jeden ins beſondere, verfertiget wurde. So erneuerte er auch die Univerſität zu Florenz. Pietro Vettori, Adriani, und Andrea Dazi wurden beſtellt, die Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſteller öffentlich zu erklären. Johann Baptiſt Gelli, und Julian Segni kommentirten die Gedichte des Dante und Petrarca. In den erſten 12 Jahren ſeiner Regierung wurde von den Akademikern ein groſſer Theil der klaſſiſchen Schriftſteller in ächtem und überaus zierlichem Stil ins Toskaniſche überſezt. Dieſelben korrekt und ſchön drucken zu laſſen, ließ der Fürſt 1546 den Buchdrucker Lorenz Torrentino aus den Niederlanden nach Florenz kommen, und verlieh ihm nebſt andern beträchtlichen Vortheilen eine gute Beſoldung. Paulus Jovius war unter allen Gelehrten am meiſten bey ihm beliebt. Er und Pieto Vettori hatten ihm den feinſten Geſchmak in den Werken der ſchönen Künſte beygebracht. 1552 ſtarb Jovius zu Florenz, und wurde von dem ganzen Hofe zu Grabe begleitet. Er beſchrieb das Leben berühmter Männer, Domenichi, die Geſchichte des Sieneſiſchen Kriegs, Varchi, Adriani, Scipione Ammirato, die Florentiniſche Geſchichte auf Befehl des Großherzogs, und Pietro Vettori den Olivenbau.

Seit dem Kriegeszug Karls VIII. und dem Abfall der Pisaner war Pisa ohne Universität. Kosmus richtete sie wieder auf, und besezte sie mit Lehrern, die er reichlich besoldete, theilte sie in 14 Nationen, deren jeder er einen Rath, und allen insgesamt einen Rektor, den sie selbst wählten, vorsezte, und ordnete sie nach dem Muster der damals am meisten blühenden Universitäten zu Pavia und Padua. Neben den gewöhnlichen Lehrstühlen stiftete er einen neuen der Botanik, mit einem botanischen Garten, und erwekte eine bis dahin verwahrloſete Wissenschaft zu einem neuen Leben. Lukas Ghini von Imola war der erste Lehrer, und Aufseher des Gartens. Nach ihm folgte der berühmte Cisalpinus. Die Rechtswissenschaft lehrten Vegius, Ansuinus, Nicolaus Guicciardini, Roncagallo; die Arzneykunde Corte und Vesalius, Leibarzt Karls V, welchen Kosmus vom Kaiser erhielt. Auch der berühmte Fuchsius würde den Ruf des Großherzogs angenommen haben, wenn er sich nicht vor dem Inquisitionsgericht gefürchtet hätte. Guido Guidi, Leibarzt des Königs Franciscus I. wurde 1548 nach dem Tod dieses Königs zurükberufen, die Arzneywissenschaft zu lehren. Vom Jahr 1545 bis 1548 zeichneten sich daselbst Arnaldo Colombo von Cremona, und nach ihm bis 1551 Gabriel Fallopia durch ihre seltene Kenntniß der Anatomie aus. In der Philosophie glänzten daselbst vor andern Branda Porro, und Simon Portio, ein Neapolitaner, mit der Besoldung von 1400 Goldgülden, und Bartholomäus Strada; in der Philologie

logie, und zwar in der Lateinischen Litteratur, Roberello von Udine, und Petrus Angeli von Barga, mit der Besoldung von 1000 Goldgülden, welcher leztere dem berühmten Sigonius vorgezogen wurde, und in der griechischen Gelehrsamkeit Chirico Strozzi, von welchem wir viele griechische Uebersetzungen haben.

Da Ammanato den von Michelangelo entworfenen Bau der Mediceischen Bibliothek zu Ende gebracht hatte, ließ Kosmus 1562 die auf dem Transport von Rom beschädigten Codices aufs neue dergestalt einbinden, daß die Werke verschiedener Schriftsteller, die zusammen gebunden waren, getrennt wurden; und ließ die Pulte bauen, auf welchen sie noch heutzutage an Ketten liegen. 1564 vermehrte er sie mit der sehr beträchtlichen Sammlung des Kardinals von Carpi, und 1569 mit vielen andern alten Manuscripten, die er von einem Griechen, Namens Anton Eparchus, zu Venedig kaufte. Auch waren verschiedene Abteyen so patriotisch gesinnt, daß sie viele seltene Codices dieser Bibliothek freywillig schenkten.

So sehr er auch darauf bedacht war, daß die Buchdruckerey in Toskana blühete, und durch den korrekten Druk klassischer Schriftsteller und ihre Uebersetzungen die Gelehrsamkeit befördert würde: so hatte er dennoch den Verdruß, sie ihrem gänzlichen Verfall nahe zu sehen. Der fatale Index der verbotenen Bücher, welchen Pabst Paul

IV. herausgab, verſezte der Buchdruckerkunſt und dem Bücherhandel in ganz Italien einen tödtlichen Streich. Die ſanfte Regierung Pius IV. war nicht hinreichend, die Wunde zu heilen; weil die Erwartung, was die Tridentiniſche Kirchenverſammlung hierinn beſtimmen würde, jeden Buchdrucker von neuen Unternehmungen abhielt. Daher zog ſich die Buchdruckerey und der Buchhandel faſt ganz in die Schweiz, und nach Teutſchland in die freyen Reichsſtädte. Hierauf folgte die ſtrenge Regierung Pius V. welcher alle Mittel vernichtete, dieſelbe wieder herzuſtellen. Torrentino folgte dem Ruf, den er nach Savoyen erhielt, um ſich ſchweren Gefahren zu entziehen; und Giunti mit einigen andern blieben zu Florenz, den Plackereyen eines Mönchs, des Inquiſitors, ausgeſezt, welcher täglich neue Beſchwerlichkeiten erſann, ſie zu verderben. Man hatte in Toskana das Tridentiniſche Concilium, folglich auch das von demſelben aufgeſezte Verzeichniß der verbotenen Bücher angenommen. Daher hielt ſich der P. Inquiſitor berechtiget, die Buchdrucker mit täglichen Unterſuchungen, Vorladungen, und Proceſſen zu plagen. Die politiſchen Abſichten und Dienſtbefliſſenheit des Toskaniſchen Hofs gegen den Pabſt Pius V. ließ dem Muthwillen des Mönchs freyen Gang, und er gieng ſo weit, daß er 1570 von der Regierung verlangte: den Buchhändlern zu verbieten, einiges Buch feil zu haben, welches er nicht ausdrüklich approbirt hätte. Aber auf die klägliche Vorſtellung der Giuntiſchen Buchhandlung fand er kein Gehör. Giunti klagte in

derſel-

derſelben im Namen aller Florentiniſchen Buchdrukker, ſie wären ſo weit gekommen, daß außer denen, die ſich einmal in dieſe Profeßion eingelaſſen hätten, ſich Niemand mehr damit abgeben wollte; daß nur Söhne von Schergen, und andern ſchlechten Eltern ſich zu Ladendienern gebrauchen ließen ꝛc. Uebrigens konnte der Herzog dem florentiniſchen Buchhandel keine andere Hulfe verſchaffen, als die Erlaubniß, das römiſche Brevier neu aufzulegen.

Weil Koſimus ſich vorgenommen hatte, die Toskaniſche Sprache nicht nur durch ächte und zierliche Ueberſetzungen klaßiſcher Schriftſteller, ſondern auch durch verbeſſerte Auflagen der beſten Toskaniſchen Bücher zu verſchönern: ſo that es ihm unendlich leid, daß der Decamerone des Boccaccio im Index der verbotenen Bücher begriffen war. Daher wandte er ſich 1562 an die Väter der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung, und bat ſie, einen Autor, der das Muſter der ächten Toskaniſchen Sprache wäre, der italieniſchen Nation nicht zu entziehen. Er konnte aber durch den Kardinal von Mantua nichts anders erhalten, als die Erlaubniß, ihn reinigen zu laſſen, und aufs neue der römiſchen Cenſur zu übergeben. Da hernach Pius V. auf den päbſtlichen Stuhl gelangte, weigerte man ſich zu Rom, die florentiniſchen Verbeſſerungen anzunehmen; und wofern man auch dieſes thäte, verlangte man, daß (einem päbſtlichen Dekret gemäs, worinn befohlen wurde, daß alle gereinigten Bücher zu Rom gedrukt würden), die neue Auflage zu Rom ans Licht käme.

Doch Kosmus brachte es durch wiederholte Vorstellungen so weit, daß der von seinen Akademikern kastrirte Decamerone 1573 zu Florenz bey Giunti in 4. gedrukt wurde.

Wenn er auch dieses aus Dienstbeflissenheit gegen den Pabst, welcher ihm vor zwey Jahren die Großherzogliche Krone aufgesezt hatte, unterlassen hätte; wenn er auch ihm zu Gefallen den ganzen Buchhandel in seinem Lande zernichtet hätte: so würde ihm dieses unendlich leichter zu verzeihen seyn, als daß er auf Verlangen des gesagten Pabsts, welcher einen unersättlichen Durst nach Ketzer-Blut hatte, den Gelehrten Carnesecchi in die Hände der Römischen Inquisition überlieferte.

Pietro Carnesecchi war aus einem sehr ansehnlichen Geschlechte der Stadt Florenz. Gleichwie seine Vorfahren jederzeit dem Mediceischen Geschlecht im Glück und Unglück zugethan waren: so diente er als Sekretär dem Pabst Klemens VII, wodurch er die Gewogenheit der Königinn Katharina, und des Großherzogs Kosmus, und ein hinreichendes Einkommen aus Kirchenpräbenden erhielt. Nach dem Tod Klemens VII hielt er sich in verschiedenen Städten Italiens auf, des Umgangs der damals blühenden Gelehrten zu genießen; und überall erwarb er sich durch seine große Kenntniß der Griechischen und Lateinischen Litteratur, durch die Dichtkunst und Beredsamkeit, Ruhm und Hochachtung. Hierauf

Stirne des Kriegs, meinen rechten Arm, und das Herz (*), worinn unſre Gedanken einander anfachten -- laß mich beklagen, daß unſre unverſöhnlichen Sterne, unſre Gleichheit bis zu dieſer Extremität theilen mußten. Hört mich, meine Freunde -- doch, ich will's euch zu einer bequemern Zeit ſagen -- hier kommt einer, dem ſein Anbringen aus den Augen ſieht -- Wir wollen ihn anhören -- Woher ſeyd ihr?

Ein Aegyptier zu den Vorigen.

Izt noch ein armer Aegyptier; die Königin, meine Gebieterin, in alles was ſie noch übrig hat, in ihr Grabmal eingeſchloſſen, wünſcht von deinen Geſinnungen unterrichtet zu ſeyn; damit ſie wiſſen möge, was für eine Entſchlieſſung ihr Schikſal von ihr fordert.

Cäſar.

Heiſſe ſie gutes Muths ſeyn; ſie ſoll in kurzem von einem der Unſrigen erfahren, wie geneigt wir zu ihrem Vortheil entſchloſſen ſind. Cäſar kan nicht ungroßmüthig ſeyn.

Aegyptier.

Die Götter ſchüzen dich!

[Er geht ab.]

Cäſar.

Hieher, Proculejus; geh' und ſag' ihr: Unſre Abſicht

(*) Ein Spiel mit dem ähnlichen Laut der Wörter Neut. Herz, und Neuth. Herrſ.

auf begab er ſich nach Frankreich, wo ihn die Königinn Katharina ihres Schutzes würdigte. Indeß er an dieſem Hofe als ein großer Gelehrter verehrt wurde, machte man ihm als Anhänger der Kalviniſchen Lehre, die er auf ſeinen Reiſen von Petrus Martyr und Bernardin Ochinus eingeſogen hatte, den Proceß bey dem Inquiſitions-Gericht zu Rom; aber der Schutz der Königinn war hinreichend, ihn von allen übeln Folgen zu befreyen. 1552 kehrte er nach Italien zurück, und wählte Venedig zu ſeinem Aufenthalt. Hier wurde er 1557 unter der Regierung des unerbittlichen Pabſts Paul IV., vor das Inquiſitions-Gericht nach Rom citirt. Doch wurde er auch dieſesmal durch den Schuz des Herzogs Kosmus I, durch ausgeſtellte Zeugniſſe von vorgewandten ſchwächlichen Geſundheits-Umſtänden, und durch Verzögerungen aus Bruder Michels *) blutigen Klauen gerettet, bis Paul IV. todt war. Unter dem ſanften Pabſt Pius IV. wagte er es ſogar ſich perſönlich zu Rom zu vertheidigen, und erhielt eine vollkommene Loßſprechung. Hierauf kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurük, und war unter den Gelehrten, mit denen Kosmus gern umgieng, Einer der beliebteſten. Doch hatten ihn die Verfolgungen noch nicht vorſichtig genug gemacht, den Briefwechſel mit den Reformirten, beſonders aber mit Petrus Gelidus von Samminiato, einem ſehr

*) So hieß man damals den oberſten Inquiſitor zu Rom, nachmaligen Pabſt Pius V.

gelehrten Manne, der sich zu Genf öffentlich zur reformirten Religion bekannte, zu unterlassen. Man gab ihm sogar Schuld, er unterstütze den gesagten Flüchtling, der zu Genf lieber in Armuth darben als in Italien einen Gleisner abgeben wollte, mit Geld, und feuere ihn an, den Herzog Cosmus, dem er zehn Jahr treulich als Resident zu Venedig gedient hatte, mit Briefen zu bestürmen, daß er den Pabst zu einer allgemeinen Kirchen-Versammlung in Teutschland bewegen möchte. Zu seinem Unglück starb Pius IV. welcher mit Kosmus I. ein Herz und eine Seele war. Ihm folgte Pius V., der aus einem Kühhirten ein Dominikanermönch geworden war, und als solcher durch eine ausserordentliche Geschiklichkeit die Ketzer in ganz Italien auszuspähen und dem Inquisitions-Gericht in die Hände zu liefern, sich den Weg zur hohen Würde eines obersten Consultors der Inquisition zu Rom, und zum Kardinalat gebahnt hatte. Dieser harte Pabst, der schon als Bruder Michel den Carnesecchi verfolgte, und von Anfang seiner Regierung sich vornahm, alle Protestantischgesinnte in Italien mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen, verlangte 1566 vom Herzog Kosmus die Auslieferung desselben, als den Preis seiner Freundschaft und eines jeden Gegendienstes, wenn er auch von der größten Wichtigkeit wäre. Dem Herzog, welcher damals mit dem Gedanken umgieng, mit Hülfe des Päbstlichen Hofs seine Würde über jene des Herzogs zu Ferrara, womit er seit langer Zeit

in

in einem Rangſtreit verwickelt war, zu erheben, war nur allzuviel daran gelegen, durch dieſe Willfährigkeit die Freundſchaft des entſchloſſenen und ſtrengen Pabſts zu erlangen. Dieſer Vortheil gewann bey ihm die Oberhand über die Pflichten, die er der Menſchheit und Freundſchaft (wenn ſonſt zwiſchen Fürſten und Privatleuten eine wahre Freundſchaft ſeyn kann) ſchuldig war, und verleitete ihn, Carneſecchi in den ſchreklichen Kerker der Inquiſition nach Rom zu liefern. Nachdem er neun Monate nichts mehr von ihm gehört hatte, ſtellte ſich ihm ſeine niederträchtige Willfährigkeit, einen Schergen des verächtlichſten aller Richterſtühle abgegeben zu haben, und ſein verrätheriſches Betragen gegen einen verdienſtvollen Mann, der als Unterthan Anſpruch auf ſeinen Schuz machen konnte, in ihrer ganzen Schwärze vor. Er ſchikte einen Abgeordneten nach Rom, den Pabſt und die Kardinäle zu gnädigen Geſinnungen zu bewegen. Aber alles war vergeblich. Den 21ſten September 1567 wurde ſein Todes-Urtheil bekannt gemacht, worin man ihn 33 ketzeriſcher Meynungen beſchuldigte, denen er in verſchiedenen Verhören hartnäckig beygepflichtet hätte. Er wurde degradirt, und in einem mit Flammen und Teufeln bemahlten Sanbenito-Kleid der weltlichen Obrigkeit übergeben. Der Herzog Kosmus verſuchte es noch einmal, den Pabſt zum Mitleiden zu bewegen, und erhielt auch ſo viel, daß ihm das Leben geſchenkt wurde, wenn er ſeinen Irrthümern entſagte.

ſagte. Er wollte aber lieber ſterben, als mit der Verleugnung deſſen, was er für Wahrheit hielt, ſein Leben erkaufen. Er wurde alſo den 3ten Octob. 1567 öffentlich enthauptet, und verbrannt. Er gieng, ſoviel es die Sanbenito-Maske zuließ, weiß gekleidet, und mit zierlichen Handſchuhen geſchmükt, dem Tode, wie einem Feſt, mit frohem Muthe entgegen, und ſtarb mit männlicher Standhaftigkeit.

Kosmus, welcher im Anfang ſeiner Regierung ſeine Rechte wider Paul III. zu behaupten, die Waffen wider ihn ergriff, und nicht nur ſeinen Bannſtrahl verachtete, ſondern ihm auch drohete, ein Lutheraner zu werden, beugte ſich jetzt vor dem Pabſt, um dasjenige, was ihm noch an ſeiner Größe abgieng, und er vom Kaiſer nicht hoffen durfte, von ihm zu erlangen. Daher opferte er nicht nur den Carneſecchi auf, ſondern ſchikte auch ihm zugefallen Geld und Hülfstruppen wider die Hugenotten in Frankreich. Als er gerechte Mittel, ſich zu vergrößern, gegen Paul III. brauchte, nannte ihn dieſer einen ungläubigen und Ketzer, und beſtrafte ihn mit dem Kirchenbann. Da er aber mit dem Pabſt Pius ſeine Hände in unſchuldiger Menſchen-Blut tauchte, rühmte dieſer ihn als die Stütze der Religion, und pflegte zu ſagen: er wünſche nichts mehr, als ihn zum Coadjutor im Pontificat zu haben. Im Jahr 1570 erklärte er ihn zum Großherzog, und ſetzte ihm eine Königliche Krone auf. Dieſe allein

allein war das Kleinod, warum dem feinen und großen Negotianten alles feil war.

Kosmus ſtarb 1574 im 55ſten Jahr ſeines Alters, nachdem er 28 Jahr allein, und 10 Jahr mit ſeinem Sohne Franciscus regiert hatte. Er hinterließ ſo viele Reichthümer an Geld, Edelgeſteinen, ſilberner und goldener Geräthſchaft, daß der Kaiſer und die Könige von Spanien und Frankreich ſich gleichſam um die Wette bewarben, aus dieſer Quelle durch Darlehen ihren Durſt zu löſchen. Dieſes war aber wenig in Vergleich mit dem, was er in ſeinem Staate gutes und großes geſtiftet hatte. Alles dieſes zu erzählen, wäre wider meinen Endzweck. Da er zur Regierung kam, beliefen ſich die Einkünfte des Staats nicht über 367903 Speciesthaler. Piſa enthielt nicht über 7000 Einwohner. Da er ſtarb, waren die Einkünfte des Staats, der mit dem Sieneſiſchen vergrößert worden war, auf eine Million und 100000 Thaler, und die Einwohner zu Piſa auf 22000 geſtiegen. Das Florentiniſche Gebiet allein enthielt, da er ſtarb, 700000 Seelen. Neben den großen Geldſummen, welche Kosmus dem Kaiſer Karl V. vorſtrekte, und ſelbſt auf den Sieneſiſchen und Franzöſiſchen Krieg verwendete,*) bauete er mehr als zehn neue Feſtungen im ganzen

*) Nach dem Frieden vom Jahr 1559 bezahlte er den Kaufleuten in den Niederlanden, und zu Genua eine Million Speciesthaler, die er von ihnen geborgt hatte.

zen Lande, befestigte jede Stadt im Florentinischen, besetzte die Seeküste mit festen Thürmen, bauete den Hafen Portoferrajo, vergrößerte jenen zu Livorno, unterhielt 400 leichte Reuter zu Pisa, bey jedem Zeichen, das von den Wachthürmen auf der Seeküste gegeben wurde, die Anländung der Corsaren zu verhindern; hinterließ zwölf Galeeren, von welchen acht immer bemannt waren, nebst vier andern, deren sich die Ritter des St. Stephans Ordens beständig wider die Türkischen Seeräuber bedienten. Von innen und aussen von Feinden umringt, war er im Stande seinen rebellischen Unterthanen, den Päbsten, Türken und Franzosen, zu Wasser und zu Land, die Spitze zu bieten. — Man siehet hieraus, was Handel und Künste zur Vergrößerung eines Staats vermögen.

Wird fortgesetzt.

III.

Eine neue verbesserte Probe von Herrn Jani's Uebersetzung der Aeneide.

Aus dem Vierten Gesang.

Wir haben bereits im August dieses Jahres (wiewohl, aus Mangel eines anständigern Plates,

kes, blos auf dem blauen Umschlag) eine Anzeige gemacht von der Metrischen Uebersetzung der Aeneide, dieses unvergänglichen Meisterstüks der Römischen Dichtkunst, welche Hr. Rector Jani zu Eisleben, künftige Ostermesse 1773 auf Subscription herauszugeben gesonnen ist; und wir haben dieser Anzeige eine kleine Probe aus dem vierten Buche beygefügt, die den Tod der Dido, eine der interessantesten Scenen der ganzen Aeneide schildert. Hr. Jani hat sich seit mehrern Jahren durch verschiedene Schriften, und besonders auch durch seine Ausgabe des Horaz, der Welt auf eine so vortheilhafte Art bekannt gemacht, daß man mit bestem Rechte von ihm erwarten kann, daß er einer so wichtigen Arbeit, wie eine Metrische Uebersetzung der Aeneide ist, gewachsen sey, und seine Vorgänger weit hinter sich zurüklassen werde. Was uns hauptsächlich in dieser guten Meynung von ihm bestärkt, ist die Unverdrossenheit und Strenge gegen sich selbst, womit er, so lange das Werk noch in seinen Händen ist, an dessen Verbesserung und Ausfeilung arbeitet, und die Bereitwilligkeit, womit er die Erinnerungen seiner Freunde sich dabey zu Nutze zu machen sucht. Wir haben hiervon eine Probe in Händen, welcher wir unsern warmen Beyfall nicht versagen können: und wir nehmen um so weniger Anstand, sie unsern Lesern mitzutheilen, weil die Vergleichung dieses Stückes, wie wir es hier liefern, mit der vorigen Probe, die Liebhaber und Kenner überzeugen wird, daß wir nicht zuviel gesagt

sagt haben, und daß man sich von dem Geschmakvollen Fleiße, womit dieser Gelehrte sein vortreflisches Original in unsre Sprache überzutragen beflissen ist, etwas vorzügliches versprechen kann. So groß und mannichfaltig die Schwierigkeiten sind, die er dabey zu überwinden hat; so glauben wir doch versichern zu können, daß er mit eben so vielem Eifer als glüklichem Erfolge mit ihnen ringen werde. Die Ehre des letztern ist zwar ein mächtiger Sporn des erstern: aber sehr natürlich ists, daß auch die Aufmunterung, die das Publicum geben kann, ein neuer Antrieb seyn würde, den Beyfall desselben zu verdienen.

Die Subscription auf dieses Werk bleibt bis Ende des bevorstehehenden Jenners offen. Das ganze wird in Einem Bande auf die nächste Ostermesse erscheinen. Der Subscriptions Preis ist Ein Rthlr. 8 ggl. Leipziger Courant. Hiesige Liebhaber belieben sich deswegen an die hiesige Hoffmannische Buchhandlung zu wenden.

d. H.

Und nun, sinnlos gemacht durch ihr Schikſal, flehte die arme
Dido dem Tod, war satt, des Himmels Gewölbe zu sehen.
Daß sie gewisser den Schluß, das Licht zu verlassen, vollbrächte,
Sah sie, stehend und opfernd am weihrauchduftenden Altar,

Ha!

Ha! entſezlich! — die heilige Flut des gegoſſenen Weines,
Schwärzer und ſchwärzer, in Unglükverkündendes Blut ſich verwandeln.
Keinem ſagte ſie, ſelbſt nicht der Schweſter, von dieſem Geſichte.
Ferner war im Palaſt' ein Marmortempel, dem erſten
Gatten geweiht, von ihr mit großer Andacht verehret,
Und mit ſchneeweiſſen Binden und feſtlichen Kränzen behangen.
Dorther, dünket' es ihr, vernahm ſie des rufenden Mannes
Stimm' und Worte, wenn finſtere Nacht die Erde bedekte;
Hört' oft Leichengeſang vom Dache den einſamen Uhu
Heulen, und langgeſchleppte Töne weinerlich hinziehn.
Auch erſchütterten viele Verkündungen alter Seher
Sie mit ſchreklicher Ahndung. Im Traume quälet Aeneas
Selbſt, der Barbar, die Unſinnerhizte: und immer, ſo dünkt ihr,
Wird ſie allein gelaſſen, und wandelt endloſe Wege
Ohne Geleit, und ſuchet Tyrer in einſamer Wildnis.
So ſieht, wütiges Sinnes, das Chor der Erinnyen Pentheus,
Sieht zwo Sonnen am Himmel, und Theben zwiefach ſich zeigen:
Und ſo raſet der Sohn Agamemnons, Oreſt, auf der Bühne,
Wenn die Mutter ihn jagt, bewaffnet mit Fakeln und ſchwarzen
Schlangen, und wenn auf der Schwelle die rächenden Furien ſitzen.

Alſo da ſie, dem Schmerz erliegend, des Wuthgeiſts voll war,
Und entſchloſſen zu ſterben; beſprach ſie mit ihrem Herzen

Zeit

Zeit und Art; und begann zur traurigen Schweſter: — in Rubblik

Barg ſie den Schluß, und lies auf der Stirne ſich Hoffnung enwölken: —

Freue dich, Schweſter, mit mir! ich hab' ein Mittel gefunden,
Das ihn zurükbring', oder von ihm mich Liebende löſe.
Fern am Geſtade des Meers, dort, wo die Sonne hinabſinkt,
Lieget der Mauren äuſſerſtes Land, wo der mächtige Atlas
Wälzt auf der Schulter den Himmel, beſezt mit funkelnden Sternen:
Eine maſſyliſche Prieſterinn hab' ich von dorther bekommen.
Pflegerinn war ſie des Tempels der Heſperiden: den Drachen
Fütterte ſie, und bewahrte die heiligen Zweige des Baumes,
Schüttet' ihm flüſſigen Honig und ſchlummerbringenden Mohn vor.
Die kann, wie ſie verſpricht, durch Beſchwörungen Herzen löſen,
Welche ſie will, und andern Quaalen der Liebe verhängen.
Stillſtehn heißt ſie die Ströme, und rükwärts taumeln die Sterne,
Zwingt die Manen hervor in der Nacht. Hohlbrüllend erzittert
Unter dem Fuße die Erd' und Eſchen entſteigen den Bergen.
Bey den Göttern, o Theure! bey dir, und deinem geliebten
Leben, Schweſter! ich ſchreite gezwungen zu zaub'riſchen Künſten.
Du thürm' einen Holzſtos heimlich gen Himmel im innern
Hofe: lege des Mannes Waffen darauf, die der Frevler Häugen

ſey nicht ſie zu beſchimpfen; gieb ihr jeden Troſt, den die Beſchaffenheit ihres Kummers erfordern mag; widrigenfalls möchte ſie uns durch einen tödtlichen Streich, den ſie in der Verzweiflung ſich geben könnte, die ſchönſte Belohnung unſerer Siege rauben. Ihr Leben in Rom würde eine Verewigung unſers Triumphes ſeyn. Geh' alſo, und bring' uns, ſo eilfertig als du kanſt, wieder Nachricht zurük, was ſie ſagt, und wie du ſie findeſt.

Proculejus.

Cäſar, ich eile.

(Geht ab.)

Cäſar.

Gallus, geht ihr mit; -- Wo iſt Dolabella? um den Proculejus zu unterſtüzen --

(Gallus geht ab.)

Alle.

Dolabella!

Cäſar.

Laßt ihn gehn; ich erinnre mich nun, wozu ich ihn gebraucht habe; er wird bald wieder da ſeyn -- Kommt mit mir in mein Gezelt, ich will euch zeigen, mit wie vieler Gewalt ich zu dieſem Krieg gezwungen worden -- und wie gelaſſen und freundſchaftlich ich in allen meinen Schreiben mich bezeugt habe. Kommt mit mir, und urtheilet dann, ob ich gerechtfertiget bin --

(Sie gehen ab.)

Zweyte

Hängen lies in der Kammer, und alle Kleider, und jenes
Eh'liche Bett, mein Grab. Die Prieſterinn will und verordnet,
Ich ſoll iegliches Denkmal des Abſcheuwehrten vernichten.
Sprachs und ſchwieg, und zugleich drang Todesfarb' in ihr Antliz.
Doch fällts Anna nicht ein, durch das fremde Opfer verlarvt
Dido ihr Leichengepräng; ſie denkt ſich ſo ſchrekliche Wuth nicht,
Fürchtet Schlimmeres nichts, als bey dem Tode Sichäus:
Und ſie vollzieht das Gebot.

Da nun von Kienholz und Eichenſtücken der mächtige Holzſtos
Aufgethürmt im innern Palaſthaum ſtand; ſo umzog ihn
Dido mit Blumenketten, und faſt' ihn mit Trauergezweig ein,
Legte die Kleider darauf, und das Schwert, das er liebt', und ſein Bildnis
Auf das Bette, der Zukunft gewiß. Rings ſtehen Altäre:
Und die Prieſterinn, fliegendes Haars, ruft brüllend dreyhundert
Götter, und Chaos, und Erebus, und die dreyfachgeliebte
Hekate, und mit drey Geſichtern die keuſche Diana.
Waſſer ſprengt ſie auch, als wärs aus dem Quell des Avernus:
Junge Kräuter, am Monde mit ehernen Sicheln geſchnitten,
Werden geſucht, und Milchſaft ſchwarzer giftiger Pflanzen.
Und das Liebesgewächs, von des neugebohrenen Füllens
Stirne gepflükt, und der Mutter entwandt.
Dido ſteht am Altar, ſtreut Salzmehl, hebet die Hände,

Einen Fus entſchuht, das Gewand entgürtet, und rufet,
Nahe dem Tode, die Götter an, und die Sterne, die Schauer
Ihres Geſchiks, und fleht nun mit Recht um Rache, wenn eine
Gottheit eine um ſich Liebende betrogen kümmert.
Es war Nacht, und die müden Geſchöpfe athmeten ſanften
Schlummer über die Welt hin; die Wälder und wütigen Meere
Ruhten: — die Sterne rolleten jezt auf der Hälfte der Nachtbahn;
Ringum ſchwieg die Flur: — und Heerden, und farbige Vögel,
Und was flutiae Tiefen, was buſchbewachs ne Gefilde
Weithin bewohnt, lag unter der ſchweigenden Nacht im Schlafe,
Sorgengefreyt, und labte die kummervergeſſenen Herzen.
Nicht die Phönikerinn ſo, die Herzunglükliche: nimmer
Löſet der Schlaf ihr die Glieder, ach! nimmer beſchleicht ihr die Nachtruh
Augen und Bruſt. Ihr Kummer verdoppelt ſich: ſchwellend von neuem
Wütet die Lieb', und wallt in ſiedende Wogen des Zorns auf.
Alſo beginnt ſie, rathſchlagt ſo mit ſich ſelber im Herzen:
Ha! was thu ich? Such' ich, verſchmähte, die vorigen Freier
Wiederum auf, und biete flehend nun den Nomaden
Mich zum Weib' an, deren Hand ich ſo oft ſchon verworfen?
Oder folg ich Ilions Schiffen, und werde der Trojer

Nie

Niedrigſte Magd? denn es freut ſie doch wohl, daß ich ihnen ſo treu half?
Und ſie gedenken doch dankbar noch wohl der vorigen Zeiten?
Aber, wollt' ich, wer wird mirs verſtatten? wer mich verhaßte
In die ſtolzen Schiff' aufnehmen? — Ach! kennſt Du, Verlohrne,
Fühlſt du noch nicht den treuloſen Geiſt von Laomedons Volke?
Und wie? ſoll ich allein nachfliehn den jauchzenden Schiffern?
Oder, umgeben von meiner Sidonier ganzem Geſchwader,
Ihnen folgen? und die, die ich kaum von Tyrus hinweg riß,
Segeln heißen aufs neu', und umher auf dem Meere ſie treiben?
Stirb, ſtirb, wie du verdienſt, und ende die Quaal mit dem Schwerte!
Du ſchufſt, Schweſter, zuerſt mir Wutherfüllten dieß Unglük,
Gabſt dem Barbaren mich preis, durch meine Thränen bezwungen.
Konnt ich denn nicht ein ehefreyes, ſchuldloſes Leben
Führen, ähnlich dem Wild, und dieſe Schmerzen mir ſparen?
Aber ich brach die Treue, der Aſche Sichäus geſchworen!
Alſo entſtürzte ſie ihrer Bruſt die heftigen Klagen.

Und Aeneas, gewiß nun der Abfahrt, ſchlief auf dem hohen
Hinterverdecke, nachdem er Alles gehörig bereitet.
Da erſchien ihm das kehrende Bild des Gottes im Schlafe,
Wieder mit eben dem Blik, und warnt' ihn abermal alſo: —
Alles war von Merkuren, die Stimme, die Farbe, die goldnen

Locken des Haupts, und der ſchöne Anſtand der blühenden Glieder: —
Sohn der Göttin, du kannſt in deiner Lage noch ſchlummern?
Siehſt nicht die Gefahren, die dich bedrohend umrinnen?
Sinneberaubter! und hörſt die günſtigen Winde nicht hauchen?
Jene führet Betrug und ſchwarzes Verbrechen im Buſen,
Sterbenentſchloſſen, und wallt in wechſelnder Hitze des Zornes.
Fliehſt du nicht eilend von hinnen, ſo lange noch Eilen dir freyſteht?
Sehen wirſt du auf einmal das Meer von Schiffen erwimmeln,
Glänzen wütige Fackeln, das ganze Geſtad' in Glut ſtehn,
Wenn an dieſer Küſte noch weilend Aurora dich anſtralt.
Auf! auf! reiß dich von hinnen! veränderlich immer und wechſelnd
Iſt ein Weib. So ſprach er, und ſchwand in finſtere Nacht hin.

Aber Aeneas, aufgeſchrekt durch das plözliche Dunkel,
Riß vom Schlummer die Glieder empor, und trieb die Gefährten:
Eilend erwachet, ihr Männer! beſetzet die Bänk' an den Rudern!
Löſet die Segel geſchwind! Ein Gott vom Himmel geſendet,
Spornt uns — ſehet! noch einmal! — eiligſt zu fliehn, zu zerhauen
Die geflochtenen Seile. Wir folgen, o heiliger Gott, dir,

Wer du auch biſt, und vollziehn dein Gebot noch einmal mit Freuden.
O! ſey bey uns, und hilf uns gütig, und führ' uns am Himmel Glükliche Sterne herauf. So ſprechend entreißt er das rüſt'ge Schwert der Scheid', und zerhaut mit gezüktem Stahle die Seile.
Alle zuſammen beſeelt Ein Feuer: ſie reißen, ſie ſtürzen: — Haben die Küſte verlaſſen: der Schiffzug birgt das Gewäſſer: Kräftiglich drehn ſie den Schaum, und ſchlagen die bläulichen Wogen.

Schon verſtreute Aurora den erſten werdenden Schimmer Ueber die Erd', und verlies das goldene Bette Tithonus.
Da ſah Dido, ſobald der Morgen ergraute, vom Aitan Mit gleichſchwellenden Segeln den Zug der Flotte dahingehn, Sah verlaſſen den Strand, und leer den Hafen von Rudrern.
Heftig zerſchlug ſie nun mit der Hand den reizenden Buſen, Riß ſich das goldene Haar aus, und ſprach: o Jupiter! ſoll denn Dieſer Fremdling ſo hingehn, und eine Königinn höhnen?
Soll nicht mein Volk aus der ganzen Stadt ihn verfolgen? in Ordnung
Bringen das Rüſtzeug der Flotte? die Schiffe den Rehden entreißen?
Fort! auf! Feuer her! ſpannet die Segel! reget die Ruder! — Ha! was red' ich? wo bin ich? — mein Kopf! was verrükt ihn für Unſinn? —
Arme Dido! erſchrikſt du jezt vor Verbrechen? o, damals

Solltest du, als du die Kron' ihm gabst. — Das ist nun des
Mannes
Biedere Treue, der mit sich trug die Penaten der Väter,
Saat man und lud auf die Schultern den alten kraftlosen Vater!
Konnt' ich denn nicht ihn zerfleischen, und Stük vor Stük in die
Fluten
Streuen? nicht seine Genossen morden, nicht seinen Askan selbst,
Mit dem Schwert', und dem Vater zum Schmaus' auf die
Tafel ihn setzen?
Aber der Ausgang des Kampfs war mislich? — Wär' er so
gewesen:
Sterbend entschlossen, wen fürcht ich? Feuer gebracht in die
Schiffe
Hätt' ich die Gänge mit Flammen erfüllt, und den Sohn und
den Vater
Mit dem Volke vertilgt, mich selbst dann drüber gestürzet.
Sol, du flammender Späher von allen Werke der Erde!
Und du, Zeugin und Mittlerinn dieser Quaalen, o Juno!
Hekate, der in den Städten durch nächtliche Straßen Geheul
tönt!
Rächende Furien ihr! ihr Götter der sterbenden Dido!
O, vernehmts, und kehrt, sie verdienen es, wider die Frevler
Eure Macht, und höret mein Flehen. Ist dem Verfluchten,
Ist ihm benimmt, zu erreichen den Hafen, ans Land zu
schwimmen;
Heischt es Jupiters Schluß; ist fest dieß Ziel ihm gesetzet:

Müſſ' er, entkräftet durch kriegende Waffen eines beherzten
Volkes, dem Land entjagt, aus Julus Umarmung geriſſen,
Flehen um Hülf', und ſehn der Seinen kläglichе Leichen:
Und dann, hat er ſich ſchimpflichen FriedensGeſetzen geſchmieget,
Nicht genießen des Reichs und des lieblichen Lichtes: und fallen
Vor der Zeit, und grablos liegen mitten im Sande!
Das iſt mein Flehn; mit dem Blut' entfliehet dieß letzte Gebet
mir.
Dann, o Tyrer, verfolgt ihr ſeinen Stamm, und das ganze
Künftige Geſchlecht mit Haß: bringt meiner Aſche dieß Opfer.
Keine Freundſchaft, kein Bündnis beſtehe zwiſchen den Völkern:
Ha! es keim' ein Rächer hervor aus meinen Gebeinen,
Der mit Flammen und Schwert die verpflanzten Trojer verfolge,
Sey's itzt, ſey es dereinſt, wenn nur die Kräfte ſich bieten.
Feindſchaft fluch' ich Küſten und Küſten, Wogen und Wogen,
Waffen und Waffen: es müſſen ſelbſt die Enkel noch kämpfen!

Alſo ſprach ſie, und richtete hin und her die Gedanken,
Gierig, aufs baldeſte nun das verhaßte Leben zu enden:
Sprach dann kurz mit Sichäus Pflegerinn, Barcen: — die Ihre
Lag im vorigen Vaterland' in der ſchwarzen Aſche: —
Liebe Mutter, hohle doch meine Schweſter mir, Anna:
Eilend ſoll ſie mit fließendem Waſſer ſich ſprengen, ſoll mit ſich
Bringen die Thier' und verordneten Abſenuttel, — und ſo denn
Kommen: du ſelber umwinde die Schläfe mit heiliger Binde.
Denn mein Opfer, dem ſtygiſchen Zeus gehörig bereitet,

Und begonnen, will ich vollbringen, und enden mein Leiden,
Und der Flamme den Holzſtos weihn, die den Trojer verzehre.
Sprichts: und Barce beſchleunigt den Schritt mit der Eile des Alters.

Aber zitternd, und wild vom Geiſte des ſchwarzen Entſchluſſes,
Rollend umher die blutigen Augen, die bebenden Wangen,
Fleckenbeſtreut, und ſchon erblaſſend dem kommenden Tode,
Stürzt nun Dido hinein in den innern Hof des Palaſtes,
Steigt voll Wuth auf den hohen Scheiterhaufen, und blößet
Das dardaniſche Schwert, das dazu nicht ihr geſchenkt ward.
Da erſah ſie die Kleider des Ilers, und das bekannte
Ruh'bett', und verweilt' ein wenig in Thränen und Tiefſinn,
Sank dann nieder aufs Bett', und ſprach die Worte des Abſchieds:
Süße Reſte, ſo lange Verhängniß und Gott es vergönnten!
Nun empfanget mein Leben, entlößt mich der Quaal, die ich leide!
Ausgelebt hab' ich: vollbracht iſt der Lauf, den das Glük mir beſtimmte:
Nun wird unter die Erde mein großer Schatten hinabgehn.
Eine herrliche Stadt erbaut' ich, Mauern, die mein ſind,
Sah ich, rächte den Gatten, beſtrafte den haſſenden Bruder:
Selig, ach, allzu ſelig, hätten Dardaniſche Kiele
Nur mein Geſtade nimmer berührt! So ſprach ſie, und drükte
Dann aufs Bett ihr Angeſicht hin: ich ſterb' ohne Rache,

Knirſchte

Knirſchte ſie; — doch will ich ſterben! doch, doch, zu den Schatten hin wandeln.
Sehe vom Meere dieß Feuer der grauſame Trojer, und nehme
Mit auf die Reiſe die Fluchesahndung von meinem Tode!
Alſo ſprach ſie: indem erbli[illegible]en ſie plötzlich vom Schwertſtoß
Eingeſunken die Dirnen, und triefend das Eiſen von Blutſchaum,
Und die Hände beſprizt. Zu den prächtigen Sälen erhebt ſich
Angſtgeſchrey: das Gerücht' raſ't durch die erſchütterte Stadt hin:
Und von Geächz und Klagen und Weiberaeheul erbrauſet
Jegliches Haus: von lautem Jammer erhallet der Himmel:
So, als ſtürzte, von Feinden durchſtrömt, Karthago zuſammen,
Oder die alte Tyrus, und wälzten ſich wütende Gluten
Ueber Gipfel der Menſchen, und über Gipfel der Götter.
Seelenlos hört' es die Schweſter, und ſtürzt in erſchrockener Eile,
Mit den Nägeln verheerend ihr Antliz, die Bruſt mit den Fäuſten,
Durch das Gedräng, und rief die Sterbende laut bey dem Namen:
Meine Schweſter, ſo war es denn das? du wollteſt mich täuſchen?
Das bereiteten mir Altär' und Flammen und Holzſtos?
Ich Verlaßne, was klag' ich zuerſt? Verſchmähſt du im Tode
Deiner Schweſter Geleit? O! riefſt du zu gleichem Geſchicke

Mich auch: ſo tödtet' uns beid' Ein Stahlſtich, Eine Minute.
Selber thürmt' ich dieß Holz, und rief die Vaterlandsgötter
Feierlich an, um mich grauſam von Dir Erblaßten zu trennen?
Dich getödtet, und mich das Volk und die Väter von Sidon,
Dein Karthago, hab' ich. Auf! laßt mich mit Waſſer die Wunde
Waſchen, und, wenn ein ſterbender Hauch noch über ihr ſchwebt, ihn
Saugen. So hatte ſie jammernd die hohen Stufen erklommen,
Barg umfaſſend im Buſen die halbentſeelte Schweſter,
Aechzt', und wiſchte das ſchwarze Blut weg mit dem Gewande.
Dido kämpft die ſchweren Augen zu heben, und dämmert
Wieder in Nacht: laut quillt am Buſen die offene Wunde.
Dreymal hub ſie ſich, ſtrebend empor auf dem ſtüzenden Arme,
Dreymal ſchlug ſie zurük aufs Bett', und ſuchte mit irren
Augen am hohen Himmel das Licht, und fand es, und ſeufzte.
Und nun lies die allmächtige Juno ſich jammern der langen
Quaal, und des ſchweren Todes, und ſendet' Iris vom Himmel,
Daß ſie den kämpfenden Geiſt den umfeſſelnden Gliedern entwände.
Denn da die Arme nicht kraft des Geſchiks, nicht verdienetem Todes,
Sondern vor ihrem Ziel', entflammt von plözlicher Wuth, ſtarb:
Hatt' ihr Proſerpina noch das gelbe Haar von der Scheitel
Nicht

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in das Grabmal.)

Cleopatra, Charmion, Iras, Mardian und Seleucus, in dem obern Theil deſſelben.

Cleopatra.

Ich fange an, ſelbſt in dem Uebermaaß meines Elends, Gründe des Troſts zu finden -- es iſt etwas armſeliges, Cäſar zu ſeyn; da er nicht Fortuna ſelbſt iſt, was iſt er anders als ihr Sclave, ein Diener ihres Willens? -- Und was iſt gröſſer, als die That zu thun, die alle andern Thaten endigt; die uns von allen Zufällen befreyt, allem Wechſel den Zugang ſperrt, und die ermüdete Natur, die den Geſchmak der irdiſchen Freuden verlohren hat, in einen ewigen Schlaf verſenkt, der dem Bettler wie einem Cäſar zu ſtatten kommt?

Proculejus tritt auf.

Proculejus.

Cäſar ſendet der Königin von Aegypten ſeinen Gruß, und erſucht ſie, darauf zu denken, was für angenehme Forderungen ſie von ihm bewilliget haben will.

Cleopatra.

Wie iſt dein Name?

Proculejus.

Nicht geſchnitten, ihr Leben dem ſtygiſchen Orkus zu weihen.
Alſo flog die bethauete Iris, mit goldenen Flügeln,
Schimmernd im Antlitz der Sonne von tauſend ſpielenden Farben,
Durch den Himmel herab, ſchwebt' über Dido: dem Pluto
Weih' auf Befehl ich dies Haar, und entlöſe dich dieſem Leibe!
Alſo ſprach ſie, und ſchnitt mit der Rechten das Haar ab. Sogleich ſchwand
Alle Wärme dahin, und die Seel entwich in den Aether.

IV.

Litterariſche Anzeigen.

8) *Aeſchyli Tragoediae quae ſuperſunt ac deperditarum Fragmenta etc* mit den verſchiednen Lesarten, einem durchgängigen Commentar, den Anmerckungen der Griechiſchen Scholiaſten, hiſtoriſchen Erläuterungen und einem Lexicon über den Aeſchylus verſehen von Chriſtian Gottfried Schütz, Profeſſor der Beredſamkeit auf der Univerſität zu Jena. Halle bey J. Jac. Gebauer 1782. I. Theil.

Die meiſten Philologen vom erſten Rang, begieriger Erſtaunen zu erregen als zu unterrichten, und eifriger ihre Gelehr-

lehrſamkeit glänzen zu laſſen, oder ihre Repertoria auszuleeren, als ſich dem Publiko nüzlich zu machen, beſchäftigen ſich gemeiniglich nur damit, uns Autoren vom zweyten Range zu geben, einige Fragmente wieder herzuſtellen, oder die Räthſel einiger dunkeln Schriftſteller zu erklären, welche werth ſind dunkel zu bleiben, und die kein anderes Vorrecht in den Augen ihrer Herausgeber haben, als ihre Scharfſinnigkeit üben zu können, und vor tauſend Jahren gelehrte Albernheiten und ſchwer zu verſtehende Thorheiten geſagt zu haben, die in unſern neuern Sprachen gewiß niemand des Leſens würdigen würde. Hr. Prof. Schüz, dem dieſe vortrefliche Ausgabe des Aeſchylus unfehlbar eine Stelle unter den gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Philologen bey der Nachwelt verſchaffen wird, verdient daher um ſo mehr Beyfall, da er ſich an den erſten und älteſten der Griechiſchen Tragiker gewagt hat, der zugleich der ſchwereſte und recht dazu gemacht iſt, die Ausleger, deren Klippe er bisher war, zu martern. Man kann ſagen, daß er ihn mit einer Redlichkeit geliefert hat, an welche wenige Ausgeber Anſprüche zu machen haben. Man weiß daß die Mehrſten dieſer Herren über die dunkeln Stellen nicht wegſchlüpfen, oder ihnen klüglich ausweichen, um ſich deſto länger bey denen zu verweilen, die jedermann verſteht, und tauſendmal beſſer verſtand, ehe ſie ſie erklärt und in eine Sündfluth von unnüzen Citationen erſäuft hatten. Ihre durch unermeßliche Lectüre und ungeheure Compilationen angewachſene Gelehrſamkeit, gleichet den ausgetretenen Strömen, die Schlamm und rohe Steine mit ſich führen, das Feld, das ſie wäſſern ſollten, verwüſten, und auf einmal in der dürren Jahreszeit, wo das Waſſer nöthig wäre, vertrocknen. Hr. Pr. Schüz im Gegentheil hat keine Schwierigkeit zu erklären unterlaſſen, hat ſorgfältig alles erläutert, was die Leſer in Verlegenheit ſezen könnte, eine um ſo

mühſa-

mühſamere und nothwendigere Arbeit als ſelbſt der berühmte Saumaiſe geſtand: daß alle Morgenländiſche Bücher zuſammengenommen nicht ſo ſchwer zu verſtehen wären, als Aeſchylus: deſſen kühner, erhabener, dithyrambiſcher, plötzlich abgeſchnittener und vom Joche der Uebergänge befreyter Stil, voll neuer, energiſcher und manchmal gewagter Ausdrücke, kühner Metaphern, verwegener Figuren, ſtarker, maleriſcher, auf einander gehäufter Bilder, und erhabener aber oft beynahe unmerklich zuſammenhangender Ideen iſt, der lyriſchen Unordnung, den gewaltigen Sprüngen, dem brennenden Enthuſiasmus der Hebräiſchen Propheten, und der ungeſtümen Wildheit der Arabiſchen Dichter, die eben ſo ſiedendheiß ſind als ihr Clima, ſehr nahe kommt.

Ueberdies iſt nicht zu vergeſſen, daß der Text dieſes Autors nicht anders als äußerſt verändert, verderbt, und entſtellt zu uns gekommen iſt; daß er ſeit ſo vielen Jahrhunderten durch die Hände eines Hauffens unwiſſender Mönchiſcher Copiſten gegangen iſt, die alle Spuren ihrer Unachtſamkeit darinn gelaſſen haben. Ich wage es zu behaupten, und fürchte keine Unwahrheit zu ſagen, daß mit allen vorhergehenden Ausgaben von Robertel, Stephanus, Canter, Stanley und Paw, mit den Noten des Abreſch und Heathe, und mit allem gelehrten Schwall der alten Scholien, die ſehr oft den wahren Sinn nicht getroffen haben, es noch immer unmöglich war, den Vater der Griechiſchen Traödie vollkommen zu verſtehen, und daß mit Hülfe des wahrhaftig lichtvollen Commentars des Hrn. Schütz beynahe keine Schwierigkeit übrig bleibt, wovon man nicht eine wahrſcheinliche Auflöſung finde.

Uebrigens gehört Hr. S. nicht zu jenen von Griechiſch ſtarrenden Gelehrten, wovon Voltaire redet, die alles in den

den alten Autoren verſtehen, nur ihre Schönheiten nicht. Er hat ſie lebhaft empfunden, und giebt ſie auch ſeinen Leſern in vielen einſichtsvollen Noten zu empfinden, woraus man ſieht, daß er den Grazien wie der Gelehrſamkeit geopfert hat, und daß er ſich nicht begnügt, Dornen wegzureiſſen, ſondern auch Roſen zu pflücken weiß. Was die Richtigkeit und Sicherheit ſeines Geſchmackes, der durch eine große Beleſenheit nicht erſtikt worden iſt, noch beſonders zeigt, iſt der beſcheidene Gebrauch, den er von Noten dieſer Art gemacht hat, und die Kunſt, womit er, ſie zur rechten Zeit und bey den nöthigen Stellen anzubringen weiß. Allerdings würde eine Schöne dieſen Nahmen ſchlecht verdienen, wenn ſie eines Scholiaſten bedürfte, der uns ihre Reize und Annehmlichkeiten erſt entfalten und ins Licht ſetzen müßte: aber es giebt verborgene Schönheiten, die den Augen des gemeinen Haufens entwiſchen, und nur den erleuchteten und aufmerkſamen Kenner, nur den Artiſten rühren, der gewohnt iſt, das Schöne in ſeinem Detail, in ſeinen Verhältniſſen, in ſeinem Ganzen zu faſſen, und Grazien, die noch ſchöner als die Schönheit ſind, zu entwickeln. So giebt es in den griechiſchen Tragikern, und beſonders in einem ſo ſchwehren Autor als Aeſchylus iſt, viele Schönheiten der Diction, viele Nuancen, und feine Anſpielungen auf Züge der Nationalgeſchichte, ohne zu der Kunſt des Dichters, und von der Oekonomie des Stüks zu reden, die ein Gelehrter von Geſchmak allein erklären kann; und gerade dies iſts, was Hr. Schüz auf eine ganz vorzügliche Weiſe gethan.

Fontenelle hat irgendwo geſagt, keine Schöne flöße ihrem Liebhaber eine ſo heftige Leidenſchaft ein als die Liebe eines Commentators für ſeinen Schriftſteller ſey. In der That dieſe Herren, die ſich ſelbſt gleichſam auf den Ruhm

des

des Autors den ſie erklären einimpfen, und in ſeinem Gefolge zur Unſterblichkeit wandeln wollen, ſind auf ſeinen Ruhm um ſo eiferſüchtiger, weil ſie ſelbſt allen ihren Glanz von ihm borgen, wie diejenigen, die keinen andern Wiz haben, als den ſie von andern auswendig gelernt. Hr. S. ſehr weit entfernt ſich in dieſem Falle zu befinden, iſt gegen einige kleine Fehler des Aeſchylus nicht blind, weil er ſeine wahren Schönheiten kennt, und weiß daß dem erhabenſten der Tragiker immer unendlich viel bleibt, wenn man ihm auch einige kleine Flecken genommen hat,

— — quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit Natura. —

Seine Ehrfurcht für das Alterthum, die nicht in Aberglauben ausgeartet iſt, hat ihm alſo erlaubt, einige Unvollkommenheiten des Aeſchylus ins Licht zu ſtellen: um ſo mehr, da ſie ſeine Nachahmer verführen könnten, die gemeiniglich nur die Fehler kopiren, die weit leichter zu treffen ſind, als der unnachahmliche Genie der groſſen Schriftſteller.

Wenn Hr. S. nichts nüzliches zur Erklärung ſeines Autors weggelaſſen, und nicht zu wenig geſagt hat, ſo hat er auch das den Gelehrten nicht gewöhnliche Verdienſt, nicht zuviel geſagt, und vieles aufgeopfert zu haben, was ihm ſeine nicht gemeine Beleſenheit hätte darbieten können, was aber nicht diente, die wahre Lesart oder Auslegung eines Autors zu beſtimmen, welchen andere durch die Verſchwendung ihrer Gelehrſamkeit würden erdrükt haben. In ſeinem wahrhaft nüzlichen Commentar zweki alles zur Erklarung des Aeſchylus ab; und wenn die unendliche Müye, womit er theils von allen Stellen der alten Griechen und Römer, die zu dieſem Zwecke dienen konnten, theils von allen Arbeiten der Grammatiker, Scholiaſten, griechiſchen Le-

zuvorarbeiten, der Auslegar, Ueberſetzer, Commentatoren, der Teutſchen, Schweizeriſchen, Holländiſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen Critiker, welche einiges Licht auf ſeinen Autor werfen können, Gebrauch gemacht, das größte Lob verdient: ſo verdient es gewiß die Beſcheidenheit nicht weniger, womit er alles eitle Schauegepränge mit Gelehrſamkeit dabey zu vermeiden gewußt hat; und man ſieht leicht die müdſame Arbeit und unumgängliche Nothwendigkeit dieſer unendlichen Nachſuchungen.

Einige Stellen erfoderten ausführlichere Erläuterungen, und die Unterſuchung verſchiedener Punkte der alten Geographie, Mythologie, Grammatik, Critik und Proſodie. Hieraus entſtunden verſchiedene ſchätzbare kleine Abhandlungen, welche Hr. S. ſeinem Commentar über jedes Stück als eine Zugabe beygefügt hat.

In ſeinem ganzen Werke herrſcht ein Ton von Beſcheidenheit, Aufrichtigkeit, Liebe zur Wahrheit und Anſtändigkeit, der ziemlich ſelten unter den Kunſtrichtern iſt; deren viele, noch intoleranter als manche Theologen, ſich mit Hitze um ein Comma ſchlagen, und berechtiget zu ſeyn glauben, auf einen jeden zu ſchimpfen, die nicht wie ſie über die Veränderung eines Buchſtabens denken.

Sein lateiniſcher Stil iſt rein, deutlich und nett; ſehr verſchieden von demjenigen vieler Commentatoren, die den Autor, den ſie erläutern wollen, verdunkeln, und den man nur durch Hülfe des Textes verſtehen kann. Da ſein Commentar eine fortgehende und ſehr genaue Auslegung aller Schwierigkeiten des Aeſchylus iſt, ſo hat er ſehr wohl gethan, die lateiniſche Ueberſetzung zu unterdrücken. Dieſe Ueberſetzungen, die vor allzugroßer Treue immer ungetreu

ſind

ſind, dienen oft nur die griechiſchen Autoren zu traveſtieren, die Trägheit zu begünſtigen, die Unwiſſenheit zu unterhalten, und die Griechiſchen Muſen, die man nur in ihrem Heiligthume anbeten muß, zu entheiligen.

Natürlich mußte das Weſentlichſte einer ſolchen Arbeit in Wiederherſtellung des von den Abſchreibern ſo entſtellten Textes des Aeſchylus beſtehen. Hr. Schütz hat dies durch Vergleichung aller Ausgaben dieſes Autors und vier griechiſcher Handſchriften, mit Hülfe der Wiederherſtellungen die viele Gelehrte vor ihm gemacht haben, und durch ſeine eigene Muthmaſſungen, welche ſehr glüklich, ungezwungen und wahrſcheinlich ſind, mit dem beſten Erfolge bewerkſtelliget; aber dabey die löbliche Beſcheidenheit gehabt, ſeine eigene Verbeſſerungen nur ſelten in den Text aufzunehmen.

Mit Ungeduld ſehen wir der Herausgabe der vier folgenden Bände entgegen, woran er ſeit acht Jahren arbeitet, und wovon der zweyte künftige Oſtermeſſe erſcheinen wird. Der vierte Band wird eine weit vollſtändigere und korrectere Sammlung, als die vorhergehenden, von allen Fragmenten des Aeſchylus, und von allen griechiſchen Scholien mit kleinen kritiſchen Noten enthalten, die den Werth dieſer letzteren, und den Grad des Vertrauens, das man darauf ſetzen darf, beſtimmen werden. Von dem fünften endlich haben wir uns zu verſprechen das Leben des Aeſchylus, Bemerkungen über den Charakter ſeiner Trauerſpiele, und über die Fortſchritte und Entwickelung der dramatiſchen Kunſt; einen Tractat über das Sylbenmaas der Verſe dieſes Dichters, (ein Theil der Proſodie, der ſehr wenig bekannt, ſehr ſchwer, und ſowohl zur Beſtimmung der wahren Lesart als zum Gefühl der Harmonie und Cadenz ſei-

ner Verſe ſehr nothwendig iſt) ſodann: ein räſonnirendes Verzeichniß aller Handſchriften und Ausgaben des Aeſchylus, der Arbeiten der verſchiedenen alten und neuen Kunſtrichter über dieſen großen Dichter, der verſchiedenen Urtheile, die ſie von ihm gefällt haben; ferner, eine Sammlung aller Stellen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller, und ſelbſt einiger neuerer Dichter, welche der Aeſchylus angeführt, oder nachgeahmt, oder eben die Gedanken und eben die Bilder getroffen haben; alles nach der numeriſchen Ordnung der Trauerſpiele und Verſe, im Geſchmacke des *Virgilius a Fulvio Urſino cum graecis Scriptoribus collatus*, endlich eine hiſtoriſche und geographiſche Tabelle, und ein Alphabetiſches Wörterbuch, welches die ſchwerſten Wörter, Redensarten und Idiotiſmen des Dichters erklären wird.

D' A. D. V ***.

---

2. Eine Ausgabe der ſämtlichen Werke des Herrn Hofraths von Sonnenfels.

Ich habe hiemit die Ehre dem verehrungswürdigen Publikum anzuzeigen, daß der berühmte Hr. Hofr. von Sonnenfels alle ſeine Werke zu ſammeln, und dieſelben bey mir herauszugeben beſchloſſen habe.

Ich werde es mir nicht anmaſſen über den Vorzug dieſer Werke einen Ausſpruch zu thun, der in meinem Munde verdächtig ſeyn würde, ſo billig er auch ſonſt an ſich ſelbſt ſeyn möchte. Der innere allgemein anerkannte Werth der Sonnenfelſiſchen Schriften macht überhaupt jede Empfehlung derſelben, wo ſie auch immer herkommen mag, überflüſſig.

Die

Die Ausgabe seiner Werke geschieht unter seinen Augen, und auf sein Verlangen meistens nach der chronologischen Ordnung, wie sie erschienen sind — Den Anfang macht das Fragment des in seiner Geburt erstikten Verfassers — dann die Bände des so oft aus dem Geleise geworfenen Mannes ohne Vorurtheil — diesem folgen Thereſie und Eleonore und das weibliche Orakel — weiters die Briefe über die Wienerschaubühne mit einigen andern dramaturgischen Blättern — über die Liebe des Vaterlandes — die bey verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Reden und Vorlesungen — politische Abhandlungen, welche mit dem noch ungedrukten Kommentar seiner Grundsätze über die Polizey, Handlung, und Finanz vermehret sind. — Diese Sammlung wird bis 12 Bände in 8. von jedem zu 28, bis 30 Bogen stark, betragen. Auſſer manchem noch ungedrukten, ist manches schon gedrukte sehr umgearbeitet — überhaupt aber alles von dem Verfasser selbst mit der sorgfältigsten Genauigkeit durchgesehen.

Dem ersten Bande ist das Bild des Herrn Hofraths vorgesezt, und eine Zueignung an sein Herz, die wie eine Skizze seiner Lebensgeschichte betrachtet werden kann.

Der erste Band wird den ersten März 1783, der zweyte den ersten Junius, und so die übrigen von Quartal zu Quartal um so sichrer ausgegeben werden, da bey der Ausgabe des einen Bandes der folgende allezeit schon unter der Presse seyn wird.

Ich schlage den Weg des Vorschusses ein, theils der Unkosten wegen, welche ein solches Werk fodert, theils auch diese so gemeinnüzigen Schriften in dem möglichst niedrigsten Preise liefern zu können. Die Pränumeration ist für

Wien von jezt bis den erſten Februar 1783, für die Auswärtigen bis zur Ausgabe des erſten Bandes offen, und der Preiß eines Bandes auf Poſtpapier 1 Fl. 15 Kr., auf ſehr ſchönem Drukpapier, 48 Kr. Wienercurrent. Nach Verlauf dieſer Zeit koſtet der Band auf Drukpapier 1 Fl. 30 Kr. Die Namen der Herren Pränumeranten, die es nicht ausdrüklich verbieten, werden dem Werk ſelbſt beygedrukt werden. Wien den 20. November 1782.

Joſeph Edler von Baumeiſter,
D. R. D.

---

3) Anzeige Hrn. Bernoullis Reiſebeſchreibungen und Geſchichte von Neuſchatel betreffend.

Von meiner Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen ꝛc. wird der 9te Band, welches der erſte des dritten Jahrg. iſt, noch vor der Mitte des Decemb. ganz fertig ſeyn: ich erſuche demnach die Herren Collecteurs und andern Beförderer dieſes Werkes mit ihren Beſtellungen nicht zu ſäumen. Ich wiederhohle dabey das Verſprechen ſeiner Zeit den 12ten als den Supplementen und Realiſter-Band, für die 22 erſten Bände, denjenigen für die Hälfte des Preiſes zu liefern, welche auf den dritten Jahrgang werden pränumeriret haben, und ganz umſonſt denjenigen welche nach vollendetem 2ten Jahrg. auch auf den 4ten pränumeriren. In Anſehung der 2 erſten Jahrgänge bleibt es bey meiner ausdrüklichen Erklärung, daß ſie nun nicht ferner für den Pränumerations-Preis abgelaſſen werden: wobey indeſſen zu bemerken, daß wegen des Rabattes von 25 Proc. welchen ich geſtatte, wenn man für 12 Thlr. von meinen Verlags-Schriften zuſammennimmt, den Jahrgang der Sammlung,

nach

Proculejus.

Proculejus.

Cleopatra.

Antonius ſagte mir von euch, und empfahl mir, Vertrauen in euch zu ſezen; allein, da ich von einem ſolchen Vertrauen keinen Gebrauch zu machen weiß, ſo bekümmr' ich mich wenig darum, ob ich betrogen werde. Wenn euer Herr eine Königin zu ſeiner Bettlerin haben will, ſo müßt ihr ihm ſagen, eine Majeſtät könne, um das Decorum zu beobachten, um nichts kleiners als ein Königreich betteln; wenn es ihm belieben würde, mir das eroberte Aegypten für meinen Sohn wieder zu geben, ſo giebt er mir zwar nur einen Theil von meinem Eigenthum, aber doch ſoviel, daß ich ihm kniend dafür danken will.

Proculejus.

Seyd gutes Muths; ihr ſeyd in eine fürſtliche Hand gefallen, fürchtet nichts! Ueberlaſſet euch mit vollkommnem Vertrauen meinem Herrn, deſſen Gnade über alle Bedürftige überfließt. Laßt mich ihm hinterbringen können, daß es euch angenehm ſey von ihm abzuhängen, und ihr werdet einen Sieger finden, der auf keine Knieſälle wartet, um euch mit Beweiſen ſeiner Wohlthätigkeit zu überhäuffen.

Cleopatra.

Ich bitte euch, ſagt ihm, ich ſey eine Vaſallin ſeines Glüks, und habe nichts ihm zu ſenden, als was er mir

ſchon

nach ſogenanntem Ladenpreis, unter gewiſſen Umſtänden nicht höher zu ſtehen kommt als nach dem Pränumerations-Fuß, beſonders in dem Falle, wenn die Beſtellung in Berlin und ganz Poſtfrey geſchiehet, indem ich alsdann den Ducaten zu 3 Thlr. annehme.

Die für das Ende dieſes Jahres angekündigte Beſchreibung des Fürſtenthums Weiſch Neuenburg und Valengin wird nicht eher als im Februar 1783 geliefert werden können; theils weil ich noch mehrere einzuſchaltende Zuſätze erhalten habe, theils weil die vortrefliche dazu kommende Charte wegen des feinen Stiches, bey dieſen kurzen Wintertagen, nicht früher kann fertig werden. Ich trage daher kein Bedenken die Pränumeration à 18 ggr. Convent. Geld, noch bis in die Mitte des Febr. offen zu laſſen; ſage aber vorher, daß eben wegen gedachter Charte, die mehr Aufwand verurſacht als ich anfangs dazu beſtimmte, der Ladenpreis dieſes Buches wenigſtens 1 Thlr. 6 gr. ſeyn wird.

Lamberts hinterlaſſene Schriften betreffend, iſt folgendes anzuzeigen. Die Pränumeration auf 3 Bände derſelben zuſammen, iſt von nun an gänzlich aufgehoben. Diejenigen welche bis jetzt für die 4te, 5te und 6te Lieferung 1 Ducaten voraus bezahlt haben, werden dieſe Lieferungen richtig empfangen. Allein für alle übrigen Liebhaber dieſer Schriften eröfne ich eine neue Pränumeration nur auf einzelne Bände. Gegenwärtig iſt der 3te Band des teutſchen gelehrten Briefwechſels beynahe ganz abgedrukt; allein wegen der Anzahl der dazu gehörigen und noch nicht fertigen Kupferblatten kann er vor Verlauf einiger Wochen nicht ausgegeben werden. Alſo nehme ich noch bis med. Januar. auf dieſen Band Ein Thlr. C. G. Pränumeration an. Es enthält derſelbe ganz allein Lamberts lehrreichen Briefwechſel

wechſel mit dem berühmten Mechanicus Hrn. Brander in Augsburg: dies hat mich bewogen ein paar Hundert Exemplare davon, für die Liebhaber der Branderiſchen Schriften und Inſtrumente unter einem eigenen Titel: Lamberts Briefwechſel mit Hrn. Brander beſonders abziehen zu laſſen; ſo daß auch für dieſen einzeln Band, als ein beſonderes Werk betrachtet, bis med. Januar 1783 mit Einem Thlr. Conv. G. kann pränumerirt werden. Bald darauf wird der 4te Band des Briefwechſels erfolgen, in welchem die mit dem gelehrten Prälaten Hrn. von Felbiger gewechſelte Briefe vorzüglich zahlreich und für alle Liebhaber der Phyſik reichhaltig ſind; und da beyde Bände kurz aufeinander, oder vielleicht zuſammen herauskommen werden, ſo verſpreche ich mir von mehrern Gönnern dieſes Unternehmens daß ſie für beyde zuſammen 2 Thlr. vor med. Januar. entrichten werden; welches ich aber blos zu Abkürzung der Umſtände, und nicht als ausdrückliches Bedingnis erinnere. Berlin den 26ſten November 1782.

Joh. Bernoulli.

4) Berghofers geſammelte Schriften.

Dieſe beſtehen aus folgenden, meiſtens ſchon beſonders gedruckten, aber zum Theil wenig bekannt gewordnen Stücken:

Gedichte.

Beleuchtung einiger dunkeln Oerter in den vornehmſten Gebäuden der Stadt.

Lectür und Denken.

Beſcheidenheit und Selbſtkenntniß.

Fragment zur Sittenlehre.

Charakteriſtiſche Züge mit freyem Geiſt entworfen.

Briefe

dem hellſten Lichte der Wahrheit — ſobald man ihnen den Spiegel erhält, ſich ſelbſt zu beſchauen. Nicht wahr? ein unruhiger Mann iſts, der, wenn allgemeine Betrug, allein kein Betrüger ſeyn, und jedes Ding bey ſeinem rechten Namen nennen will? ein Mann ohne Lebensart, der ſich da der feinen Höflichkeit ſchämt — die Eurer Eigenliebe, Eurn Laſtern und Thorheiten ſo wohl zu ſtatten kömmt? — Weh ihm, daß er nicht mit knechtiſcher Unterwerfung ſeiner Grundſätze zu jenen kleinmüthigen Großen hinankriecht, die das Glük aus ihren Händen vertheilen. Die Freundſchaft edler, wahrheitliebender Seelen, deren es hier und da noch einige giebt, wäre freylich Schadloshaltung für ihn; wenn er durch ſeine Schriften ſo glüklich wäre, unter dem Wirbel der Geſchäfte und Menſchen ihnen bekannt zu werden.«

Pränumeration (welche bis 1. März offen bleibt und 1 Fl. 30 Kr. beträgt) nimmt in Wien der Verfaſſer in ſeiner Wohnung am Rennweg bey der Schützen, die v. Schönfeldiſche Buchhandlung am Kärnterthor, und Hr. Gronner Buchh. in der Wohlzeil neben dem Koffehaus. — Hier in Weimar erbietet ſich die Hoffmanniſche Buchhandlung dazu.

Ich habe den Hrn. Berghöfer, der (wie ich beſorge) der Welt noch zu wenig bekannt iſt, perſönlich als einen der edlen und guten Menſchen kennen gelernt, welche mehr ſind als ſie ſcheinen, und denen man gleich in der erſten Viertelſtunde ſein Herz nicht verſagen kann. Er hat in ſeiner natürlichen Anlage, in ſeiner Sinnesart, und in ſeinen Schikſalen viel Aehnliches mit J. J. Rouſſeau; und wenn ihm die Umſtände günſtiger geweſen wären würde er dieſem berühmten und ehrwürdigem Sonderling auch an

den

den Talenten des Geiſtes und als Schriftſteller vielleicht eben ſo nahe kommen, als er ihm in Mangel an Weltklugheit, und in tugendhafter und Menſchenfreundlicher Weisheit ewig unähnlich iſt. Wie ich ihn kenne, muß ihm der Schritt, den er hier thut, ſauer geworden ſeyn. Aber vielleicht iſt es ein Mittel, dem groſſen Kaiſer bekannt zu werden, der einen Mann von ſolchem Werth und von ſolcher Brauchbarkeit gewiß nicht lange ungenützt in ſeinen Staaten laſſen würde.

d. H.

---

5. Fünfte Ankündigung der Geſellſchaft des Verlags für Gelehrte und Künſtler.

Ehe wir dem Publikum die neueſten Producte der Autoren ankündigen, bey deren Bekanntmachung ſich dieſe unſrer Vermittelung bedienen wollen, ſey es uns erlaubt, ihm von den, am 20. April und 20. Junius dieſes Jahrs anackündigten Werken (man ſehe die dritte und vierte Ankündigung der Geſellſch. des Verlags für Gel. und Künſtler) folgendes zu berichten.

Die unter Num. 29. anackündigte teutſche Ueberſetzung der ſo ſelten gewordenen *Excleria* der A. M., von Schurmann hat die Preſſe noch nicht verlaſſen. Da der Herausgeber nur ein Exemplar in Händen hat, muſte die Ueberſetzung und Ausarbeitung der Anmerkungen auf den Abdruk des Originals warten, wodurch ihre Erſcheinung nunmehr bis zur Oſtermeſſe 1783. aufgehalten wird.

Es wird alſo bis dahin noch Subſcription auf dieſen Artickel angenommen.

Das unter Num. 33. anackündigte Leben des Seneka

nach Diderot, von F. L. Lyden iſt wegen einer nothwendigen Reiſe des Ueberſezers noch nicht vollendet.

Die unter Num. 36. verſprochenen Briefe des Seneka, aus dem lateiniſchen überſezt, erſcheinen auf der Oſtermeſſe 1783.

Alſo kann man auch auf die Artikel 32. und 36. noch bis zum 15. März künftigen Jahres unterzeichnen.

Das unter Num. 39. angekündigte Schauſpiel: Fingal in Lochlin, hat zwar die Preſſe verlaſſen: hingegen ſind die beyden edlen Männer, von denen wir Zeichnung und Compoſition erwarten, durch Unpäflichkeit verhindert worden, dieſe Arbeiten zu vollenden. Wir können alſo Muſik und Kupfer nicht zugleich mit dem Drama liefern. Um nun das Publikum auf die beſtmögliche Art zu befriedigen, wollen wir das Schauſpiel allein in der Buchhandlung der Gelehrten für 6 gr. verlaſſen, und es unſern Hrn. Subſcribenten auch iezt um den Preiß von 5 gr. abliefern. Sobald die Kupferſtiche fertig und die Liedermelodien abgedrukt ſeyn werden, erhalten ſie die Subſcribenten für 7 gr. zugeſchikt, und den Käufern ſtehen ſie um 9 gr. zu Gebot.

Auf den zweyten Band der Wieneriſchen Beyträge zur praktiſchen Arzneykunſt ꝛc von Joſ. Mohrenheim (Num. 43.) ingleichen auf das Rad des Schikſals — von Siegmund Freyherrn von Seckendorff (Num. 44.) wird noch bis zum 15. März 1783. Unterzeichnung angenommen.

Da auch Hr. Grellmann ſeinen hiſtoriſchen Verſuch über die Zigeuner (Num. 45.) noch nicht hat vollenden können, ſo bleibt auch auf dieſes Werk die Unterzeichnung bis dahin offen.

Die vermiſchten Aufſätze zum Nachdenken und zur Unterhaltung, von dem Verfaſſer der Beyträge zur Beförderung

förderung einer nützlichen Lectüre, haben nicht, wie unter Num. 47. gemeldet worden, mit der jetzigen Leipziger Messe ihren Anfang nehmen können. Es können also auch noch davon bis zum 15. März künftiges Jahr Exemplare bestellt werden.

Und nun noch ein Wort von einem alten Reste, nemlich von den unter Num. 4. am 4ten November 1781. angekündigten Altspanischen Romanzen, metrisch übersezt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Bertuch, und zwar deßwegen des Hrn. Verfassers eigne bescheidene Bitte: „Durch einige wesentliche Hindernisse, welche zu heben nicht bey mir stund, ist mir es unmöglich worden, meine Altspanischen Romanzen eher als auf kommendes Neues Jahr zu liefern. Ich muß also meine Freunde, und die Liebhaber derselben, deren dringende Erinnerungen mir nicht anders als schmeichelhaft seyn können, nur noch bis dahin um gütige Geduld und Nachsicht bitten. Weimar, den 16. September 1782. J. F. Bertuch.

Alle andere dem Publikum zur Michaelismesse von uns versprochene Schriften, liefern wir jezt den Subscribenten durch Uebersendung, und den Käufern durch die Buchhandlung der Gelehrten.

Die neuern Schriften, zu deren Bekanntmachung wir uns seit unsrer lezten Ankündigung anheischig gemacht haben, sind folgende:

54. Mineralogische Erdbeschreibung der Fuldischen Lande, und einiger merkwürdigen Gegenden am Main und Rhein ꝛc. Mit einer petrographischen Landkarte des Hochstifts Fuld, von C. W. Voigt. Bogenzahl und Preiß soll am Ende dieser Ankündigung festgesezt werden.

Nach

Nach Vollbringung eines gnädigſten Auftrags, die Lande des Hochſtifts Fuld mineralogiſch zu bereiſen, und die vorhandenen inſtructiven Puncte genau zu unterſuchen, wurde mir huldreichſt geſtattet, die Beſchreibung hiervon dem Publikum vorzulegen. Da ich den mehrſten Theil des Landes vulcaniſch gefunden, wie das funfzig und mehr hohe Baſalt- und andere Lavaberge von fern ankündigen; ſo wird ſchon die genauere Unterſuchung der mannigfaltigen gröſſern und kleinern Eruptionen, ihrer Laven und der damit verbundenen Erd- und Steinarten nicht beſorgen laſſen, daß dieſe Beſchreibung unintereſſant ausfallen werde.

So wird ſich z. B. unwiderſprechlich erweiſen laſſen, daß der Baſalt eine wirkliche Lava ſey; die vielartigen Kriſtalliſationen des Schörls, der ſich aus den etwas verwitterten Laven ganz herausheben lies, werden ins Licht zu ſetzen ſeyn, u. ſ. w.

Da ich gleich den Vorſatz hatte, durch eine petrographiſche Landkart mehrere Deutlichkeit zu verſchaffen, ſo legte ich bey meinen Beobachtungen die Homanniſche Specialkarte zum Grunde, an welcher ich jedoch manche Verbeſſerung vornehmen muſte. Hauptſächlich habe ich alle einzelne Berge genau aufgetragen, und durch Farben ihre verſchiedenen Steinarten anſchaulich gemacht. Die Höhen der Berge wurden mit dem Barometer genommen, auch die mineraliſchen Waſſer unterſucht, u. ſ. w. Nach Vollendung dieſes Geſchäfts konnte ich über Steinheim, Hanau, Frankfurt, Mainz, Oberweſel, St. Goar, Koblenz, Neuwied, Vionrepos, Laach, bis Andernach meine Reiſe fortſetzen, und durch Befahrung einiger Bergwerke am Hundsrück, ingleichen durch Unterſuchung der ſeitwärts von Andernach befindlichen alten Vulkane manche vorgegangene wichtige Naturbegebenheit bemerken. Inſonderheit gab die Art von

Lava,

Lava, die unter dem Namen Rheiniſcher Mühlſtein, bekannt iſt, die vulkaniſche Aſche, die man Trap nennt, und der Laacher See, ein mit Waſſer angefüllter Crater, manche Merkwürdigkeit an die Hand.

Bey der Rükkehr über Benndorf, Ems, Schwalbach, Wiesbaden, ferner über das hohe Gebürg nach Frankfurt hin, liefen inſonderheit die Eiſenberawerke zu Benndorf und die Bleywerke zu Ems, deren Gänge von ganz beſonderer Eigenſchaft ſind, es nicht an beobachtungswürdigen Gegenſtänden fehlen. Die angekündigte Beſchreibung wird ſich über das alles mit Wahrheit und Deutlichkeit ausbreiten.

J. C. W. Voigt.

55. Vom Geiſt der Ebräiſchen Poeſie. Ein Handbuch für die Liebhaber derſelben und der älteſten Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Von J. G. Herder. II. Band, ohngefähr ein Alphabet, gr. 8. Subſcriptionspr. 16 gr., Ladenpr. 20 gr.

Dasjenige, was der Hr. Verfaſſer ſelbſt in unſrer zweyten Ankündigung unter Num. 14. von dem ganzen Werke geſagt hat, und der erſte in verwichener Oſtermeſſe erſchienene Band deſſelben, können uns wohl einer weitern Anzeige dieſes Werks überheben.

56. Litteratur und Völkerkunde, gr. 8. monatlich 6 Bogen. Subſcriptionspreis für einen Jahrgang 4 Rthl. wofür den Subſcribenten die Exemplare franco Teutſchland monatlich zugeſandt werden.

Eine Geſellſchaft von Gelehrten bemüht ſich, dieſe Monatſchrift, deren 1ſtes, 2tes und 3tes Stük ſchon abgedrukt ſind, mannichfaltig und für jede Klaſſe denkender Leſer intereſſant zu machen. Einige von den Verfaſſern haben durch

viel-

vieljährige Reisen Gelegenheit gehabt, schätzbare Materialien zu sammlen, und stehen mit verschiedenen auswärtigen Gelehrten in Briefwechsel. Sie sind daher im Stande, ein Werk zu liefern, das nach dem Geschmak des Publikum kalkulirt, wegen seiner Gemeinnützigkeit und der Auswahl der Materien dessen Beyfall hoffen darf. Beyträge zur Geschichte und angenehmen Litteratur, zur Länder- und Völkerkentniß, kleine philosophisch-litterarische Abhandlungen, Fragmente aus fremden, in Teutschland wenig bekannten Werken, Briefe berühmter verstorbener Gelehrten, Briefe auswärtiger Freunde, und Anekdoten werden seinen Innhalt vorzüglich ausmachen.

Diese periodische Schrift wird in einzelnen Monatstücken brochirt geliefert. Zu sechs Stücken, die einen Band ausmachen, wird ein Titelblatt und Register kommen. Daher erscheinen in der jetzigen Messe die ersten drey Stücke für die Monate Julius, August, September d. J. zugleich, und wird nunmehr alle Monate mit den folgenden ununterbrochen fortgefahren. Hier der Innhalt der ersten drey Stücke:

Erstes Stük.

1. Auszüge aus dem unabdrukten Tagebuche eines Reisenden. 2. Beobachtungen über die Gebräuche und Alterthümer des alten Roms. 3. Ueber die vornehmsten bildenden Künstler der Griechen und ihre Werke. 4. Historische Nachricht von Ursprung, Stiftung, von den Fortschritten, Grundsätzen, und vom gerichtlichen Verfahren der Inquisition. 5. Beschreibung des berühmten Wasserfalls von Niagara in Nordamerika. 6. Fragment einer Parlamentsrede des Grafen von Chatam, beym Anfange des jetzigen amerikanischen Krieges. 7. Bemerkungen über die Religion, Gebräuche, Diät und Medizin der Negern. 8. Auszug eines Briefes aus Rom.

Zwey-

ſchon abgewonnen hat; ich lerne ſtündlich an der Lection der Unterwürfigkeit, die meine Umſtände mir vorſchreiben, und ich würde erfreut ſeyn, ihm ins Geſicht zu ſehen.

Proculejus.

Ich will es ihm melden, theurſte Königin. Beruhiget euch inzwiſchen; ich weiß, wie ſehr euer Unglük von demjenigen bedaurt wird, der es verurſacht hat.

[Hier ſteigen Gallus und einige von der Leibwache an einer Leiter durch ein Fenſter in das Grabmal.]

Gallus.

Ihr ſeht, wie leicht ſie überraſcht werden kan.

Proculejus.

Bewachet ſie, biß Cäſar kommt.

Iras.

O meine Königin!

Charmion.

O Cleopatra, du biſt gefangen, Königin --

Cleopatra.

Schnell, ſchnell, meine Hände --

[Sie zieht einen Dolch hervor.]

(Das Grabmal wird geöffnet; Proculejus dringt hinein, und entwaffnet die Königin.)

Proculejus.

Haltet ein, Königin, haltet ein; thut euch ſelbſt kein

ſo

Zweytes Stück.

1. Beſchreibung der höchſt merkwürdigen Türkiſchen Belagerung von Malta im Jahre 1565. 2 Bemerkungen über Indoſtan, und deſſen Einwohner. 3 Fortſetzung der hiſtoriſchen Nachricht über die Inquiſition. 4 Ueber das Genie der alten Römer. 5. Beſchluß der Nachricht von den vornehmſten griechiſchen Künſtlern und ihren Werken. 6. Schreiben des berühmten Lord Littletons an ſeinen Vater, aus Paris vom 13ten September 1732, aus hinterlaſſenen Mſc. 7. *Schreiben des Herrn von Montesquieu* an den engliſchen Herausgeber der Bolingbrockiſchen Werke.

Drittes Stück.

1. Auszüge aus dem ungedrukten Tagebuche eines Reiſenden, über Genua. 2. Beſchluß der Nachricht von der Belagerung von Malta. 3. Ueber die Regierung von China. 4. Fragment die Sündfluth betreffend, aus den Babyloniſchen Annalen des Beroſus. 5. Beſchluß der hiſtoriſchen Nachricht von der Inquiſition. 6. Abhandlung über den Nachtheil groſſer Bibliotheken von dem berühmten Horaz Walpole, aus hinterlaſſenen Mſcpten. 7. Bemerkungen über die Akenias ein Nordamerikaniſches Volk. 8. Auszug eines Briefes aus London vom 15ten Mai. 1782.

Innhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Anzeige an das Publicum den Teutſchen Merkur betreffend. . . . S. 3.

II. Aufmunterung zu einem neuen Verſuch die Teutſchen Buchſtaben mit den Lateiniſchen zu vertauſchen. . . . . 6.

III. Ein-

III. Einiges Mittel, die gelehrten Partheyen auseinander zu bringen, wovon die eine lieber Hebe als Hâbâ und die andre lieber Hâbâ als Hebe sagt. S. 15.

IV. Ueber ein fünf Ellen langes Horn, welches man in der Unstruth gefunden hat. 19.

V. Von der Republik Venedig. 25.

VI. Auszug aus einem Schreiben eines Künstlers. 39.

VII. Nachricht von einigen im Hessen-Darmstädtischen ausgegrabenen Elephanten und Rhinoceros-Knochen. 48.

VIII. Zweyter Brief. An einen jungen Dichter 57.

IX. Anzeige einer Veränderung, welche in der Einrichtung des Teutschen Merkurs vom Jahre 1783 an gemacht werden soll. 85.

X. Litterarische Anzeigen. 89.

November.

I. Anzeige einer Veränderung, welche in der Einrichtung des Teutschen Merkurs vom Jahre 1783 an gemacht werden soll. S. 97.

II. An J. D. d. V. H. v. W. 101.

III. Historische Nachrichten von der Toskaner Handel und Wissenschaften. 105.

IV. Eine Anekdote für Leser von Gefühl. 140.

V. Ueber die Frage: Was ist Hochteutsch? und einige damit verwandten Gegenstände. 145.

VI. Fortsetz. des Künstler-Briefs von Neapel. 171.

VII. Vermischte litterarische Anzeigen. 178.

December.

I. Beschluß des Versuchs über die Frage: Was ist Hochteutsch? S. 193.

II. Fortsetzung der Nachrichten von Handel, Künsten und Wissenschaften in Toskana. 216.

III. Eine neue verbesserte Probe von Hrn. Jani's Uebersetzung der Aeneide. 252.

IV. Litterarische Anzeigen. 267.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1783.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Jänner 1783.

I.

Clelia und Sinibald.

Eine Legende
aus dem zwölften Jahrhundert.

Erſter Theil.

Für dieſesmal, (doch ohne präjudiz)
ſoll keine Muſe ſich mit uns bemühen;
kein Hippogryf ſoll, raſcher als der blitz,
mit uns davon ins land der Elfen fliehen;
der dichter mag mit ſeinem biſſgen witz
ſo gut er ſelber kann ſich aus der ſache ziehen!
Es ſoll ein Gott, wie Flaccus lehrt, nur dann
Ex machina dem ſtück entgegen ſpringen,
wenn der poet mit rechten dingen
dem helden und ſich ſelbſt nicht weiter helfen kann.

Hier iſt demnach von feen und von zwergen,
von lilienſtab und horn und becher keine ſpur;
den Orthodoxen der Natur
zu groſem troſt! Doch können wir nicht bergen,
daß zweymal wenigſtens, wiewohl im traume nur,
und ohne ſelbſt perſönlich auf die bühne
hervorzugehn, die heilige Cathrine
mit ihrem ſchwert, und einem kranz von myrt'
und roſen um die ſtirn, ſich ſehen laſſen wird.
In einem traum, der, wie ihr wiſt, im magen
erzeugt wird, läſt ſich das zur noth noch wohl ertragen.
Das factum übrigens weicht keinem im Homer,
und Caviceo leiſtet die gewähr.

Doch käm auch allenfalls ein geiſt von jenen braunen,
die ſtets geſchäftig ſind auf unheil auszugehn
dabey ins ſpiel, (wer kann für ihre launen?)
ſo wird darob kein biedermann erſtaunen,
dergleichen pflegt ja täglich zu geſchehn!
zumal in jener zeit und jenem ſtrich der erden
wohin wir uns ſogleich verſetzen werden.
Da macht ſich nichts, wie groß, wie klein es ſey,
Beelzebub iſt immer auch dabey.

Wer weiß, iſts nicht, wenn wir's genau erfragen,
noch eben ſo in dieſen unſern tagen;
nur freylich ſehn wir oft was Satanas gethan
aus falſchem ſtolz für unſre arbeit an.

Indeſſen ſcheint, die wahrheit rund zu ſagen,
ein dichter, der mit ſolchem kalten blut,
aus eigner kraft und ohne muſen-wuth,
zu werke geht, ſehr viel dabey zu wagen.
Verbänd' er auch, mit einem ſcharfen blik'
die linie des ſchönen nie zu fehlen,
das leiſeſte gefühl im prüfen und im wählen
und, mit der kunſt durch rhythmiſche muſik
ſich in die herzen einzuſtehlen,
die leichtigkeit, der Grazien lezte gunſt;
und (wenn ſie ſpröde ſind) zum wenigſten die kunſt
den ſtrengen fleiß der feile zu verhehlen:
dies alles, ohne jenen ſtrahl
den Japets ſohn am quell des lichtes ſtahl,
was half' es ihm ſein kunſtwerk zu beſeelen?
Von dieſem feuer ſey des dichters buſen warm!
Nichts anders kann den froſt der kunſt beſiegen;
und ewig kalt wird in Pygmalions arm

zu ſeiner quaal die marmor-nymfe liegen,
wird nie den kuß, den er mit heiſſen zügen
aus ihren todten lippen ſchlürft,
erwiedern, nie an ſeine bruſt geſunken
zerſchmelzen in gefühl, wenn Amor einen funken
aus ſeiner fackel nicht in ihren buſen wirft.

O ſagt mir dann, ihr meiſter jener werke,
aus welchen, ewig ſchön und jung,
in friſcher unerſchlaffter ſtarke
der Genius der begeiſterung
uns noch entgegen weht: O ſagt mir an, wo fandet
ihr ſeinen fuß? durch welchen talisman,
durch welche zauberworte bandet
ihr ſeine flüchtigkeit? — Wer kann
im ocean der luft des windes pfade ſpähen? —
Wir hören wohl ſein brauſend wehen,
allein, wer iſt der ihn in feſſeln ſchloß?
Wer leitet ihn wie ein gebändigt roß?
Er kommt! Man fühlt in mark und adern
des Gottes gegenwart: allein er kommt und geht
ſo bald er will, und wer darf mit ihm hadern?
Vergebens ruft ihr ihm; kein ſtürmendes gebeth

hat

ſo groſſes Unrecht; dieſe Ueberraſchung raubt euch nichts als die Freyheit, euch ſelbſt zu ſchaden.

Cleopatra.

Wie, will man mir auch den Tod nicht gönnen, der doch einem ſchmachtenden Hunde gegönnt wird?

Proculejus.

Beſchimpfet meines Herrn Güte nicht ſo, euch ſelbſt das Leben zu nehmen; lebet, und laßt die Welt das ſchönſte Beyſpiel ſeiner Großmuth ſehen.

Cleopatra.

Wo biſt du, Tod? Komm hieher, komm; o komm und nimm eine Königin, die viele Wiegen-Kinder und Bettler werth iſt.

Proculejus.

O Mäßigung, Gnädige Frau!

Cleopatra.

Herr, ich will weder eſſen noch trinken, und wenn Ruhe das Leben verlängern kan, ſo will ich auch nicht ſchlafen. Ich will dieſes ſterbliche Haus zerſtören, Cäſar mag thun was er kan. Wißt, Herr, ich will nicht mit Feſſeln an den Händen in euers Herrn Hof aufwarten, noch jemals von dem ſpröden Blik der ernſthaften Octavia gezüchtiget werden. Ich ſollte mich in die Höhe heben, und dem jauchzenden Lumpengeſinde von Rom zur Verſpottung

hat jemals ſeine gunſt erſieht,
kein ſtarker hat ihn je gebunden:
Wie die gelegenheit iſt er auf einmal da,
und wer ſich ſein am wenigſten verſah
hat ihn ſchon oft im ſchlaf gefunden.

Wohlan, ſo ſey es denn gewagt!
Der dichter mache nur, wie den Pygmalionen
geziemt, ſich friſch an's werk und unverzagt;
und ſey der kunſt zu hold um ſeiner ſelbſt zu ſchonen!
Und wenn er keinen fleiß geſpart,
ſo gut in einem wenig milden
und widerſpenſt'gen ſtoff mit teutſcher kunſt und art
ihm möglich iſt, ſein gruppo auszubilden;
und wenn nun alles, bis aufs haar,
im ganzen täuſchend, treu und wahr
im einzeln iſt — mehr kann die kunſt nicht geben —
vielleicht ſetzt unvermerkt ein freundlicher Genie
ſich bey der arbeit ihm aufs knie,
und macht ſich ſelbſt die luſt — es zu beleben.

Schon hatten morgens früh, beym feſtlichen gelerm
der glocken, ſcharenweis die bürger von Palerm,
an ſanct Cathrinens tag zur mette ſich verſammelt;
die glocken hatten ausgebammelt,
vorüber war der zug mit kreuz und fahn',
und prieſter ſtimmten ſchon, der Heiligen zu ehren
mit reichen ſtolen angethan,
an wohlberäucherten altären
ihr Dominus vobiscum ſchnarrend an:
als Sinibald, ein junger pflaſtertreter
aus Tancreds edlem blut, (ſonſt nicht der größte beter)
an Guido's arm, in ſeinem ſonntagsſtaat,
von neugier angelockt, mit in die kirche trat.
Man merkte wenigſtens an ſeiner weltkinds-mine
ihn ziehe nicht die heilige Cathrine,
wie ſchön ſie auch, gemahlt von Taſſis hand, *)
in einem kranz von goldnen engelsköpfen,
am hochaltar in lebensgröße ſtand.
Wiewohl die kunſt in ihm ſonſt einen gönner fand,

iſt

*) Taſſi war ein Mahler aus dem zwölften Jahrhundert, in welchem ſich die gegenwärtige geſchichte zugetragen; doch beſchäftigte er ſich mehr mit moſaiſcher arbeit als ſtaffelei-gemählden; und der legendenſchreiber könnte ſich wohl zu der Perſon des meiſters gewirt haben.

izt ſchien er wenig troſt aus Taſſis werk zu ſchöpfen,
ſo ſehr beſchäftigte die ſchönere natur
rings um ihn ſeinen blick, der gerne ſich verwirrte,
und, wie auf einer blumenflur
ein ſchmetterling, um hundert ſchönen irrte,
die, ſitzend oder auf den knien,
ihn wechſelsweis' unwiſſend an ſich ziehn;
denn jede ſchien nur bloß die ſorge zu beſeelen
an ihrem roſenkranz ſich nicht zu überzählen.

Noch hatte, dem Narciß an ſelbſtgefallen gleich,
und unbekannt mit Amors ſüßen wunden,
der junge Sinibald in Rogers *) ſchönem reich
nichts ſchöner als ſich ſelbſt gefunden,
und knabenhaft auf ſeinen kaltſinn ſtolz,
ſich immer für ſo feſt gehalten
als ſchlüg in ſeiner bruſt ein herz von eiſenholz.
Er ſah die reitzendſte geſtalten
am hofe zu Palerm ſo kalt und unverletzt

*) Roger II. aus dem ſtamm des Normanns, Tancred von Hauteville, nahm zuerſt i. J. 1130 den titel eines Königs von Sicilien an, und erwählte Palermo zu ſeinem ſitze.

wie tulpen an, an deren bunten farben
und wohlgestalt das auge sich ergötzt;
und ihre blicke ließen nicht mehr narben
in seinem aug', als eine rose läßt,
die man mit lust an nas' und lippen preßt,
dann, weil der stock mit hundert frischern pranget,
sie wieder fallen laßt und nach der nächsten langet.

So schwärmt auch izt sein leichtsinn kühn und wild
von bank zu bank an dieser heilgen statte;
und köpfe, die für ein Madonnenbild
ein Giotto *) zum modell genommen hätte,
erhielten, hier und da, das glük
von ihm bemerkt zu seyn kaum einen augenblick,
und dies sogar nur im vorübergehen.

Von ungefähr — wiewohl von ungefähr
ist niemals, selbst im kopf der narren, was geschehen;

und

*) Auch ein florentinischer mahler dieser zeiten (doch später als diese geschichte) ein freund des großen Dante, dessen bildnis er mahlte, und noch izt allen künstlern und dilettanten bekannt durch das bewundernswürdige mosaik über der großen pforte der Peterskirche in Rom, welches nach ihm la nave del Giotto genennt wird.

und eben dann, wann wir am irrſten gehen,
führt eine wolkenhand uns, ungeſehn, einher —
Indem er alſo, nicht von ungefähr,
in einem kreuzgang irrt, fällt eine ſtarke helle
aus einer ſchimmernden capelle
ihm ins geſicht, wohin der zulauf größer war
als anderswo, weil hier, dem chriſtenvolk zur freude,
die Heilige des tags in ihrem reichſten kleide,
mit goldner kron' auf ihrem flachſnen haar,
von perlen ſchwer und funkelnd von geſchmeide,
im galaſtaat zu ſehn und heute gnädig war.

Der jüngling geht hinein, tritt nahe zum altar,
und wird, indem er nur nach bloſſer augenweide
ſich umſieht, im gedräng der andachtvollen ſchaar,
ein ſchönes kind, in einem bethſtuhl kniend,
bey eines wachsſtocks ſchein gewahr.
Den engeln Guido's gleich von lauter himmel glühend
lag ſie auf ihren knien, der ſchönen hände paar
emporgefaltet, da; die groſſen blauen augen
zu ihrer Heiligen entzückt, und angelweit
eröfnet — um, in frommer kindlichkeit,
die gnaden dieſes tags auf einmal einzuſaugen,

Wiewohl ein zarter flor ihr liebliches geſicht,
den lilienhals, und ſelbſt die ſchönen hände dekte,
ſo ſchien doch alles was er nicht
verhüllte, oder doch verräthriſch nur verſtekte,
von einer ſchönheit, die ſo wenig als das licht
ſich ſelbſt verbergen kann, und durch beſcheidnes ſchweigen
am würdigſten geprieſen wird, zu zeugen.

Aus jedem zuge ſprach das zarteſte gefühl,
von künftgen küſſen ſchien ihr kleiner mund zu ſchwellen,
und ſtets verrieth der gaſe leichtes ſpiel
des jungen buſens ſanfte wellen!
ein Amor ſchien, ihr ſelber unbewußt,
in ſüſſe träume ſich auf ihnen einzuwiegen,
und, unbekannt mit ſeinen ſiegen,
ihr auge, wo im reinſten blau die luft
als wie ein wölkchen ſchwimmt, wenn's euch nur angeſehen
zu haben glaubt, euch liebe zu geſtehen.

Gleichwohl ſah Sinibald von allem dieſem — nichts;
und wenn im glanz der reinſten feuer-ſfäre,
von tauſend engelchen des lichts
umſchwommen wie in einem flammen-meere,

den

den mond zu ihrem fuß, ums haupt den ſternenkranz,
die Mutter-Gottes ſelbſt vor ihm erſchienen wäre:
ihn hätte kaum mit allem ihrem glanz
die himmliſche erſcheinung mehr geblendet:
als, blos von eines wachsſtocks mattem licht
beleuchtet, ihm dies irrdiſche geſicht
beſonnenheit und ſelbſtgefühl entwendet.
Er ſtand, wie einer der nicht hörte und nicht ſah,
bezaubert und vergeiſtert da;
und ob er gleich aus tauſend augen ſchaute,
mit jedem blick ſie ganz in ſich hinein zu ziehn
dann wieder ganz in ſie ſich einzuſenken ſchien,
und kaum zu athmen ſich getraute:
ſo hätt er doch, und wenn's ſein leben galt,
von ihrer bildung und geſtalt
in ſeinem taumel euch nichts nähers ſagen können.
Genug, ihm war, ſobald er ſie
erblickt, nicht möglicher ſich von ſich ſelbſt zu trennen
als von dem andern ich, der lebenden kopie
die ſich von ihr in ſeine ſeele drückte,
ſeitdem er Sie, ſeitdem ſie Ihn erblickte.
Denn, o des wunderwerks der ſchönen ſympathie!
kaum glitſchte, ohne daß ſie wußte

warum,

warum, ihr warmer blick von sanct Cathrinen ab,
und tauchte, weil er doch auf etwas tauchen mußte,
auf Sinibald, — der, wie von Merlins stab
versteinert, nur durchs feuer seiner blicke
ein zeichen daß er lebe gab —
so zog sie ihn so hastig schnell zurücke,
so hastig und beschämungsvoll
als hätte sie gesehn was man nicht sehen soll:
so wie ein kind die hand zurücke ziehet,
wenn es im gras nach einem blümchen greift
und unversehns an eine nessel streift.
Ihr reitzendes gesicht, von andacht sanft durchglühet,
wird plötzlich lilienweiß, und lodert gleichgeschwind
noch röther auf. Ein stich scheint ihr durchs herz
zu fahren,
doch, ein so süsser stich! Das gute fromme kind,
dem nie in ganzen sechzehn jahren
dergleichen wiederfuhr, ist für die ursach blind,
und denkt, was kann mir das bedeuten?
Ein heimlicher instinct scheint gleichwohl sie zu leiten,
und, ungewarnt von ihrer schützerin,
blickt sie erröthend wieder hin,
und heilt den ersten stich — mit einem zweyten.

Mit

Mit jedem neuen blick verſüſſet ſich der ſchmerz,
und was ſie ſchrecken ſollte, macht ihr herz.

Bey allem taumel ſeiner ſinnen
läßt Sinibald, der ſie ſo brünſtiglich
als wär' an ihr ein ablas zu gewinnen
betrachtet, keinen blick entrinnen,
der ſich von ihr zu ihm hinüber ſchlich:
und da, zu lindrung ſeines ſchmerzens
die augenſprache hier das einz'ge mittel wat,
ſo ſtellt er ihr die triebe ſeines herzens
ſo nachdrucksvoll in dieſer ſprache dar:
daß ſie, wiewohl darinn noch gänzlich unerfahren,
doch ſchnell, kraft einer wunderbaren
geheimen deutungskunſt, ſoviel davon verſtand,
zu fühlen, daß ſie ihn nicht merken laſſen dörfe
wie angenehm ſie ſeine ſprache fand.
Ein ſtrenger blick (ihr ſchiens zum wenigſten ſie werfe
den ſtrengſten der ihr möglich war ihm zu)
ſetzt nun iht kleines herz in eine kurze ruh';
und aller ferneren zerſtreuung zu entgehen,
fängt ſie mit eifer an den roſenkranz zu drehen.
Welch eine heldin ſich das ſanfte mädchen dünkt,

da, ſeit ſie nicht mehr hingeſehen,
bereits das dritte Ave ſinkt!
Die große thräne, die in ſeinem auge blinkt
mag unbemerkt um mittleid flehen!
Getreu dem warnenden jungfräulichen inſtinct
ſchaut ſie noch immer unbeweglich
auf ihren roſenkranz, und hälts an einem ſtük'
bis an den glauben aus; doch länger wars nicht möglich!
Nur einen kleinen ſeitenblick,
beym athem ziehn, bevor ſie ihren glauben
beginnt, den kann ihr doch die andacht noch erlauben?
Nur ob der mann noch da iſt? noch ſo ſcharf
ſie anzuſchaun ſich unterſtehen darf?

Solch einer abſicht ſich zu ſchämen
war kinderey; allein, wer kann für ſein gefühl?
Der ſcheue blick, anſtatt gerad ans ziel
zu gehn, muß einen umweg nehmen,
erſt auf dem goldbelaubten fries
des pfeilers ruhn wo Sinibald geſtanden,
eh er allmählich ſich auf ihn herunterließ.
Zum glück war unterwegs ein ſanct Baptiſt vorhanden,
der ihm, bevor er noch an ort und ſtelle kam,

die

ſpottung zeigen laſſen? Eher werd' ein Miſthauffen in Aegypten mein willkommnes Grab! Eher legt mich fingernakend in den Moraſt des Nils, und laßt die Waſſerfliegen ein Scheuſal aus mir machen! Eher macht meine höchſte Pyramide zu meinem Galgen, und hängt mich in Ketten auf.

Proculejus.

Ihr macht euch grauenvolle Gedanken, wozu ihr in Cäſarn keine Urſache finden werdet.

Dritte Scene.

Dolabella zu den Vorigen.

Dolabella.

Proculejus, Cäſar dein Herr weiß was du gethan haſt, und er hat nach dir geſchikt; ich übernehme die Bewachung der Königin.

Proculejus.

Ich bin es ſehr wol zufrieden, Dolabella; begegnet ihr freundlich -- Was ſoll ich dem Cäſar ſagen, wenn ihr mir einen Auftrag an ihn machen wollt?

Cleopatra.

Sag' ihm, ich wolle ſterben.

(Proculejus geht ab.)

Dolabella.

die hälfte ſeines feuers nahm.
Und dennoch, ob ſie ſchon damit nichts eingeſtanden
zu haben glaubt', und im momente, da
ihr aug auf ſeines ſtieß, ſtracks wieder vor ſich nieder
gar züchtiglich auf ihre ſchürze ſah,
ſo ſchlug doch unter ihrem mieder
ihr kleines herz ſo ſichtbarlich empor,
und eine ſolche gluth bedeckte bis ans Ohr
ihr liebliches Geſicht, als ob ſie einer ſünde,
die nur der Pabſt vergiebt, ſich ſelber ſchuldig finde.

Gewiß, es iſt mit mir nicht wie es ſoll,
ſpricht ſie zu ſich, beſtürzt und unruhvoll,
ich werde doch nicht etwa gar erkranken?
So launich, ſo zerſtreut, von weltlichen gedanken
ſo angefochten und gepreßt,
ſo — daß ichs ſelbſt nicht weiß — war ich in meinem leben
an keinem ſanct Cathrinenfeſt.
Die Heil'ge mög es mir vergeben!

Zu ihrem großen troſt entläßt
in dieſem augenblick das *ite miſſa eſt*
für dieſesmal die ſämmtlichen verwandten

der brüderschaft, die sanct Cathrinens:tag
mit feyerlichkeit hier zu begehen pflag.
Unruhig lief nach ihrem unbekannten
Rosinens auge hin und her
und fand ihn nicht; er war auf einmal weggeschwunden.
Ihn hatte kurz zuvor ein alter bär
von einem oheim aufgefunden,
und, eh er noch mit einem abschiedsblick
der schönen sich empfehlen konnte,
ihn mit sich fortgeschleppt. Sein widriges geschick
begnügt sich nicht so hastig sie zu trennen,
es muß ihm auch sogar das glück
zu wissen **wen** er liebt mißgönnen!

Rosine, die, vielleicht der möglichkeit zu lieb
den flüchtling irgend aufzuspähen,
von allem volk beynah die lezte blieb,
(wiewohl aus bloßem rache: trieb,
wenn sie ihn fände, stracks sich von ihm wegzudrehen)
muß, da der küster schon mit seinen schlüßeln klirrt,
doch endlich, ernst und stumm, und in sich selbst verirrt,
mit ihrer magd nach Hause gehen;
wo könig Salomon, wie er das jungfern: kind

zu theilen winkt, mit einer rothen naſe,
auf holz gemahlt, und — eine alte baſe,
gichtbrüchtig, taub, an einem auge blind,
ihr zeitvertreib in langen nächten ſind.

Doch ich beſinne mich — die ahnen ungezählet,
die, um und um gewapnet und geſtählet,
in langer reyh' im vorſaal wache ſtehn,
war noch ein altes ſtück von hausrath hier zu ſehn.
Es war die magd, die ſich frau Clare nannte,
die amme erſt, hernach die gubernante,
nun, da das fräulein einem mann
entgegen reift und ſelbſt ihr halstuch ſtecken kann,
geheimer herzensrath der reitzenden Infante;
ein gutes flinkes rundes weib,
ein wenig leicht von kopf, doch etwas ſchwer von leib;
den roſenkranz zwar immer in den händen
zu drehn gewohnt, allein noch von der jugend her
für junger herzen noth an mitleid ſelten leer,
und willig ſie zu enden, und zu wenden
ſoviel in ehren möglich iſt;
der tugend hold (die geht doch über alles!)
doch ſo, daß immer, nöth'gen falles,

ihr eine kleine weiberliſt,
um einem guten zweck zu dienen,
das herz nicht ſchwerer macht; im übrigen Roſinen,
bey der ſie von der wiegen an
der mutter platz vertrat, die ihre milch geſogen
und die ſie, Gott ſey dank! ſo ſchön und groß gezogen
mit leib und ſeele zugethan.

So lieb nun auch der guten frau ihr bette
um dieſe jahrszeit war, ſo iſt gewiß, ſie hätte
um vieles gold ihr fräulein nicht allein
zur kirche laſſen gehn, zumal in eine mette.
„Sie iſt ein frommes kind; doch, ſelbſt in heil'ge ſtätte
ſchleicht der verſucher oft ſich unvermuthet ein;
man kann nicht zu behutſam ſeyn!„
Kurz, wo Roſine gieng, da watſchelte frau Clare,
mit ihrem roſenkranz am gürtel, hinter drein.

Der junge herr im langen gelben haare
und goldgewürkten wamms, der heute linker hand
am zweyten pfeiler vom altare
die ganze meſſe durch ihr gegenüber ſtand,
war ihrem ſcharfblick nicht entgangen.

Sie hatte, wie ihr däucht, sogar
verschiedne blicke aufgefangen
wobey ihr herz nicht ohne argwohn war.
Herr Sinibald, und Guido, sein begleiter,
(der neben ihm, wiewohl ein wenig weiter
zurückgelegt, ihr in die augen stach)
ein paar figuren wie gedrechselt,
bey deren anschaun oft der andachtsfaden brach,
sind beyde ihr dem nahmen nach
bekannt; nur daß sich stets, wenn sie von einem sprach,
der nahm' in ihrem kopf verwechselt,
und, ohne daß sie sich den irrthum träumen ließ,
ihr Guido Sinibald, und dieser Guido hieß.
Die ursach können wir nicht sagen;
genug, daß auch zu London und Paris
wohl ehe sich dergleichen zugetragen.

Rosinens vorgebogner hals
und unruhvoller blick, als nach gesungner messe
der junge herr auf einmal in der presse
verlohren gieng, war Claren ebenfalls
nicht unbemerkt und unglossiert geblieben,
doch that sie nicht als ob sie was gesehn;

und währendem nach hause gehn
sprach keine nicht ein wort (wiewohl sie vor verlangen
zu fragen dürsteten) weil jede anzufangen
und ihren vorwitz zu gestehn
sich schämte — „Sahst du ihn an meinen augen hangen?
Wer wars? Wie nennt er sich? Begreifst du einen grund,
warum er ohne gruß so schnell davon gegangen?„
Dies schien Resinens blick, dies schien ihr rosenmund,
der immer halb zum fragen offen stund
und immer schwieg, die amme stets zu fragen;
und, o! was hätte nicht die gute frau zu sagen,
verböt es nicht der tante gegenwart!
Der tante, die, aus mangel guter säfte
lebendig todt für alle weltgeschäfte,
indessen sie der mittagstafel harrt,
im sorgestuhl zu schonung ihrer kräfte
begraben liegt, und litanien schnarrt,
wobey, das spinnrad vor den füßen,
das fräulein und frau Clar den chorus machen müssen.

Cathrinentag, der sonst im ganzen jahr
von alters her der kürzsten einer war,
wird für ein schönes kind, das mit dem nächsten lenzen
erst

erſt ſechzehn zählt, durch einen ſolchen zwang
bey ſolchem zeitvertreib, nun freylich mächtig lang.
Zuſehends wird auch ihr geſichtchen länger,
und von erſtickter ſeufzer drang
das knappe mieder immer enger.
Es war, ich weiß nicht was, das einem ſeltſam bang
und ſchwehr macht in der luft — bey tiſche
war auch nichts wie es ſoll; der reisbrey dick und kalt,
das allerley ein ekelhaft gemiſche,
das rebhuhn zäh, und die oliven alt.
Des abends, wie dem trägen ſtundenglaſe
der ſand entſchlüpfte, nahm das übel ſichtbar zu:
Mißmuthiger als Jo, da Zevs in eine kuh
ſie eingeſperrt, und auf die rothe Naſe
des königs Salomon hinſtarrend, ſaß ſie da
und wußte nicht was neben ihr geſchah.
Was iſt dem mädchen? fragt die alte taube baſe.
Was fehlt dir, kind? — ein gräulich kopfweh, ſpricht
das fräulein. — „Armes ding! ſo nimm das kleine Licht
und geh und lege dich zu bette.
Frau Clare ſoll ſo lange bey dir ſeyn
bis du entſchläfſt. Da hat gewiß die mette
die ſchuld! Du weiſt, ich gab nicht gern den willen drein.

Frau Claré, führe ſie das liebe kind zu bette
und geb' ihr ſiebenzig von meinen tropfen ein;
und ſchwizt ſie drauf und ſchläft, ich wette
bis morgen wird ihr beſſer ſeyn.„

Dies war es juſt, die tropfen ausgenommen,
was beyden fehlt; der rath iſt ungemein.
Das fräulein iſt mit Claren kaum allein
ſo fühlt ſie ſich ſchon weniger beklommen.
Man zieht ſie aus; die amme präludiert;
der zwang wird mit dem mieder aufgeſchnürt,
das herz kriegt luft, die ſchüchternheit verſchwindet,
und, wie man erſt den rechten faden findet,
wird, ohne ſchlaf, beynah die halbe nacht
mit ſüßem plaudern hingebracht.
Von wem, als von dem herrn im langen gelben haare
und goldnen wamms, der heute linker hand
am zweyten pfeiler vom altare
die meſſe durch ihr gegenüber ſtand?
Frau Clare kennt ihn gut: er iſt ein herr von ſtand
und reich dabey, und Guido iſt ſein name;
und daß der mann für ihre junge Dame
bis an den hals in liebe ſteckt

hat

hat ſie ſogleich beym erſten blick entdeckt.
Der oheim nur, der nach dem amt ſich ſeiner
bemachtigte, und ihn im erſten ſtrom
des volkes mit ſich zog, iſt zwar ein alter, feiner
verſchmizter kauz und geizig wie ein Gnom,
und Guido, der ihn einſt zu erben
gedenkt, muß allerdings pian piano mit ihm gehn:
allein davon läßt ſich das ende ſehn;
der oheim wird zulezt wie andre menſchen ſterben,
und dann — wer weiß — dann könnte was geſchehn!
„Kurz, gnäd'ges fräulein, ich, ich hoffe mit zu erben.
Den brautkranz flecht' ich ſelbſt! er ſoll mir wunderſchön
auf dieſem holden köpfchen ſtehn,
ich hoffe rechten dank beym bräut'gam zu erwerben.
Da ſolls zum lezteumal noch an ein tanzen gehn!
Bey meiner treu! ſo alt ich bin, ich ſpringe
die ganze nacht, bis mir kein faden trocken bleibt.„
Fy! liſpelt ganz in gluth das fräulein, ſolche dinge
zu ſagen! dein geplauder treibt
mir alles blut wie feuer in die wangen.
„Ey, ey, mein ſchatz, was arges ſagt ich dann?
wer wird von einem wort auch gleich ſo feuer fangen?
Der madchen innerſtes verlangen,

wie fromm sie sind, ist doch zulezt — ein mann;
was hat sich da zu schämen und zu prangen?
Die ehen werden ja im himmel selbst gemacht;
und ist uns nur der tag erst aufgegangen,
so folgt dem tag natürlich seine nacht.
Doch eine nacht worinn wir nichts versäumen
wird billiger verschlafen als verwacht:
Drum, trautes kind, für heute gute nacht,
und laß sie sich was angenehmes träumen!

Ob diesen wunsch Rosine wahr gemacht
ist unbekannt. Von Sinibald hingegen
sagt' die Legend': er habe ihrentwegen,
sobald er seinen ohm vom halse sich geschafft,
den ganzen tag verschwendt, bey nebelduft und regen
die strassen auf und ab zu fegen,
und, wo ein haus vermuthung zu erregen
und halbweg würdig schien solch einen schatz zu hegen,
hab' er beynah sich blind und steif gegafft,
ob seiner hungernden Begierde
ein günstig Fenster nicht sich endlich öfnen würde:
und, da zulezt bey später tageszeit
der Angelus ihm laut ins ohr geschlagen,

hab'

Dolabella.

Groſſe Königin, ihr habt von mir gehört.

Cleopatra.

Das kan ich nicht ſagen.

Dolabella.

Ganz gewiß kennt ihr mich.

Cleopatra.

Was ligt daran, was ich kenne oder gehört habe; ihr lacht ja, wenn Kinder oder Weiber ihre Träume erzählen; iſt es nicht ſo?

Dolabella.

Ich verſteh' euch nicht, Königin.

Cleopatra.

Ich träumte, es ſey einmal ein Antonius geweſen. O! noch einen ſolchen Schlaf, damit ich noch einen ſolchen Mann ſehen möchte!

Dolabella.

Wenn es euch beliebte --

Cleopatra.

Sein Geſicht war wie des Himmels -- Sonn und Mond ſtanden darinn, und hielten ihren Lauf, und beleuchteten das kleine O der Erde.

Dolabella.

hab' er, erſchöpft von müdigkeit,
mit ſchwerem haupt und leerem magen,
ſich heimgeſchleppt, auf einen ſammtnen ſchragen,*)
ſich hingeſtürzt wie Dido beym Virgil,
und (auch, wie ſie, der Liebesgötter ſpiel)
nach ruh für ſeine herzenswunden
zum himmel aufgeſchaut, und ach! ſie nicht gefunden.

Doch, ſparet immer noch, ihr mädchen von gefühl,
die thräne, die bereits in euerm auge zittert,
für jemand auf, der mittleids mehr bedarf!
Der ſchlange biß iſt wahrlich nicht ſo ſcharf
die man mit luſt im buſen hegt und füttert!
Der Sinibald, der dort verzweiflungsvoll
vom ſchragen in dem ſtuhl, vom lehnſtuhl auf den ſchragen
ſich wirft, nicht ſchlafen kann, ſein ſchickſal anzuklagen
nicht müde wird, iſt zwar ein wenig — toll,
allein ſein übel macht ihm allzuviel behagen
als daß er euch im mindſten dauern ſoll.
Ihr denket, eine nacht von vierzehn langen ſtunden
worinn kein ſchlaf in ſeine augen kam,

ſey

*) Ein altes Provinzial-Wort für das franzöſiſche Grabat.

ſey eine ſchlimme nacht; er hab in ſeinem gram
ſie ganz gewiß unendlich lang gefunden?
Nichts weniger! Sie flog mit ihren vierzehn ſtunden
ihm wie die zeit in einem traum vorbey.
Ein menſch, der in der ſchwärmerey
des liebeswahnſinns einen ſtollen
an ſeinem bett umarmt, und heilig glaubt er ſey
an ſeiner Göttin liebevollen
milchweiſſen buſen, wie die ſchöne Galathee
an Acis hals, in wonne hingequollen,
begehrt wohl nicht, daß wir mit ſeinem weh
noch groſſes mitleid tragen ſollen?
Beglückte ſchwärmerey! wohlthätige magie!
Sein glück iſt zwar nur phantaſie,
allein es füllt den platz der wahrheit die ihm mangelt,
und ſeine Schöne ſteht ſo lebend vor ihm da
wie er ſie heut im bethſtuhl knien ſah,
da ſie mit Einem blick ſein herz ihm weggeangelt.
Er ſpricht mit ihr von ſeiner gluth ſo frey
als mit ſich ſelbſt, und glaubt ſogar zu ſehen
daß ſie nicht ungerührt bey ſeinem leiden ſey.
Ihr redend auge ſcheint ihm etwas zu geſtehen,
und, wenn ſie es erröthend wegzudrehen

verſuchen will, mit unſichtbarer hand
ein Amor es auf ihn zurück zu drehen.
So nährt die phantaſie den ſüßen liebesbrand;
und wenn denn auch, ſobald ihr zauberband
von ſeiner ſtirne fällt, das holde luftbild wieder
zerfließt: ſo löſt, im ſtillen mondenſchein,
die panacee für alle ſeelenpein,
die hofnung, ſich auf ſeinen buſen nieder,
und webt ihn unvermerkt in neue träume ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Die ſchöne und die häßliche Seele.

Scenen im Elyſium.

Erſter Auftritt.

(Der Schauplatz ſtellt Elyſiſche Gegenden vor.)

Perikles. Du haſt's gehört, Phidias, der Götter bote kündigte die Ankunft einer berühmten Mileſierin an.

Phidias. Der Aſpaſia.

Peri-

Perikles. Aſpaſia' — iſts möglich?

Phidias. Wie konnte dieſer Name dein Ohr vorbeygehen! Aſpaſia war der erſte Name, Glycerion der zweite. Von der erwarteten ſchönen Seele ſprach der Bothe dem Minos ins Ohr.

Perikles. Aſpaſia 'die' ſchöne Seele; Worte, die getrennt ſinnlos ſind. So deucht mir noch jetzt, Freund, da keine Leidenſchaft mehr dem Verſtande Feſſeln anlegt, und mein Auge vollkommen hell ſiehet.

Phidias. Du ſaheſt als Liebhaber, ich als Künſtler; blos als Künſtler.

Perikles. Konnteſt du das?

Phidias. Ich konnte es bey dem Original, ich konnte es nicht bey meiner marmornen Copie.

Perikles. In der Oberwelt würde man dieſes Stolz oder gar Eitelkeit nennen.

Phidias. Es iſt deſſen ungeachtet keines von beyden, ſondern Wahrheit; und dieſe Wahrheit die Wirkung eines durch Philoſophie erleuchteten und durch Moral erhöheten Gefühls.

Perikles. Dein Urtheil frappirt mich; ich bitte, erkläre dich.

Phidias. Die Anlage der Natur bey der Aſpaſia war groß und edel, aber die Kunſt verdarb ſie; ich meiſſelte ſorgfältig jeden verdorbenen Zug aus der marmornen Copie, und ſie ſtand in ihrer natürlichen Vollkommenheit vor mir.

Perikles. Kunſt verdarb Aſpaſien, Sie, die lauter Natur war?

Phidias. Natur für die Liebhaber! das Künſtlerauge ſahe gerade da raffinirte Kunſt, den höchſten Grad der Kunſt, wo das verliebte Auge ſchöne Natur zu ſehen glaubte. Perikles forſche nicht weiter.

Perikles. (lacht) Ich habe ſonderbare Verwandlungen geſehen. Der Dunſtkörper, der unſere Schatten bey ihrer Ankunft umhüllet, iſt ein ſo getreues Gemälde ihrer Seele, daß es ſchwer iſt das zahlreiche Volk der Heuchler, Scheinheiligen, Schmeichler, Betrüger wieder zu erkennen; ich denke aber, Phidias, es ſoll uns nicht ſchwer werden eine Aſpaſia zu unterſcheiden.

Phidias. Bereite dich indeſſen auf ſtarke Veränderungen.

Perikles. Verſchönerungen.

Phidias. Ich war oft um ſie, ſahe ſie in kritiſchen Lagen; mein Einfluß ſchien ihr nicht furchtbar, ich war kalt, ſah mit philoſophiſchen Augen, und mein Urtheil haſt du ſonſt, mein Freund, nicht verachtet.

Peri-

Perikles. Verachtet! ich hielt noch mehr von deinem Verſtande als von deinem Genie.

Phidias. Und doch regete ſich dieſes Genie, und ſchien von neuem aufzuleben als ich von der ſchönen Seele hörete. Welche Formen werden da erſcheinen, gegen welche die meinigen eckicht und roh ſind! Welche Wölbungen, welche Harmonie der kleinſten Nüancen, welche Sprache in den kleinen beweglichen Theilen, welche Hebungen, welche Senkungen! Seitdem ich die Nachricht gehöret, ſtellen ſich alle ſchönen Bilder vor meine Stirne, die ich jemals gedacht habe, es verweben ſich weibliche und männliche Grazien, und bringen Geſtalten und Formen hervor, die über menſchliche Ideale ſind. Allein das Auge — ſo oft ich an dieſen Theil denke, ſo bleibt ein ganz leerer Plaz in dem Bilde. Meine Phantaſie, ſo kühn ſie auch iſt, wagt es nicht einmal den kleinſten Umriß von dieſem ſeelenvollſten aller Glieder zu entwerfen.

Perikles. Das alles und noch mehr wirſt du bald in der Aſpaſia wieder zu ſehen bekommen.

Phidias. Dort gehen Schatten die mir Neulinge ſcheinen.

Perikles. Ich will ſie auffangen. Hier iſt Sokrates, Xenophon und Anaxagoras. Geh, und ſag ihnen die Neuigkeit, bitte ſie, mir zu helfen die Aſpaſia ausſindig zu machen; ich will hier dieſen Schatten in den Weg treten. (geht ab.)

Phi-

Phidias. Ich würde lachen, wenn er ſeine geliebte Aſpaſia nicht einmal mehr erkennte. O wenn ein Frauenzimmer von Fähigkeiten es darauf anlegt, ſich zu verſtellen, Perſonen, vom andern Geſchlecht zu betrügen, ſo kann ſie es weit bringen. Laßt ſehen wie es ablaufen wird. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

(Mercur bringt eine Anzahl Schatten nach der Unterwelt. Sie ſchleichen, in weiſſe Leichentücher gehüllet, langſam über die Bühne, die beyden lezten bleiben ſtehen: es iſt Aſpaſia und Glycerion.)

Aſpaſia. (Schlägt das Tuch über den Kopf. Sie iſt geſchleyert. Sie ſehen ſich mit Erſtaunen um.) Wir wollen uns ein wenig umſehen.

Xenophon. (tritt auf, betrachtet ſie genau.) „Böotiſche Dame, vergieb, (ſagt er im Weggehen) ich ſuche Aſpaſien.

Aſpaſia. (lächelt) Die Einwohner der Unterwelt ſind freundliche Leute, wie ich ſehe. (zu Glycerion) Dieſer ſchönlockichte Jüngling war Xenophon. — Er ſcherzte. — Ha, des Sophroniskus Sohn.

Sokrates. (beſiehet ſie ganz genau wie der Vorige.) im Weggehen ſpricht er: Schöne Macedonierin, ich habe mich geirrt.

Aſpaſia. (lacht laut.) Dieſer alte Schäker iſt immer der gleiche; es iſt der weiſe Sokrates.

Glycerion. Mein Herz wallte, als ich ihn kommen ſahe. Ich armes Mädchen! Mich würdigte er kaum eines Blickes.

Aſpaſia. Wie? Für den hab ich dich nicht hergebracht. Da kommt er, der attiſche Donnerer, der erhabene Perikles.

Perikles. (beſieht ſie genau wie die Vorigen.) Ausländiſche Dame, ſage mir, ich bitte, iſt Aſpaſia ſchon hier, und wo finde ich ſie?

Aſpaſia. Du ſpotteſt —

Perikles. (Zu den Zuſchauern.) Dieſe Dame iſt, wie es ſcheint, fremd, und verſteht kein Griechiſch. (Bückt ſich gegen ſie und geht weg.)

Aſpaſia. (verwirrt) Wo bin ich? Was ſoll dieſes? Wache ich oder träume ich?

Glycerion. Ich erſtaune.

Aſpaſia. Da kommt Anaxagoras der Weiſe.

Anaxagoras. Sagt mir doch, unbekannte Dame, habt ihr nicht etwa den Phidias geſehen?

Aſpaſia. Nein, Anaxagoras.

Anaxagoras. (kaltſinnig.) Du kenneſt mich, wie es ſcheinet. Ich dich nicht. (geht ab.)

Aſpaſia. Ihr guten Götter, iſt dies das Elyſium? Iſt hier der Oet, wo ſchöne Seelen, wo Verdienſte und Tugend — — ha, Phidias! (ſie ſieht den Phidias kommen und ruft laut:) Phidias!

Phidias. Wer ruft mir? Was willſt du, unbekannter Schatten?

Aſpaſia. Unbekannter Schatten! (wirft mit Ungeduld den Schleyer rükwärts.)

Phidias. (beſiehet ſie genau) Ich kenne dich nicht.

Aſpaſia. Ich verliehre die Geduld, niemand will mich kennen.

Phidias. Das laß dich nicht wundern, neuer Schatten. Dort ſah man dich, wie du ſchieneſt; hier aber wie du biſt.

Aſpaſia. Kennſt du denn das Urbild nicht mehr, deſſen Abbild ganz Griechenland in deiner Werkſtätte bewunderte.

Phidias. Du ſieheſt ob ich es kenne! Dein Name, wenn es dir gefällt.

Aſpaſia. Aſpaſia.

Phidias. (laut lachend) Du Aſpaſia?

Aſpaſia. (im Zorn) Welche Kühnheit, Künſtler, welche Unverſchämtheit, welche Grobheit!

Phidias. Sokrates, Xenophon, Perikles, Anaxagoras — hier iſt ſie, wers glauben kann! (ſie kommen alle zurük und ſtellen ſich um die Glycerion herum, die ſie für Aſpaſien halten, bewundern ſie mit Geberden; endlich tritt Perikles näher hinzu, nimmt ſie ehrerbietig bey der Hand und ſagt:) Vergieb mir, ſchöne Seele, deine Geſtalt iſt wie die Geſtalt der ätheriſchen Weſen, aber du biſt nicht Aſpaſia.

Phidias. (lacht) Hier Freunde, hier iſt das Original zu meiner marmornen Aſpaſia. (Er nimmt ihr den Schleyer ganz ab. Indem ſie alle erſtaunt um ſie herum treten, geht ſie mit frölichen Geberden auf den Perikles zu.)

Perikles. (indem er zurük tritt) Fremder Schatten, wir kennen uns nicht.

Aſpaſia. (Iſt außer ſich.)

Sokrates. Biſt du Aſpaſia, ſo wirſt du dich faſſen, wirſt gelaſſen ſeyn. (nimmt ſie bey der Hand) komm, ſetze dich hier, in der Gegend der Unterwelt hilft nichts als — Wahrheit. (ſie ſezt ſich, erhohlt ſich.)

Dolabella.

Groſſe Königin --

Cleopatra.

Seine Beine überſchritten den Ocean, ſeine emporgehobne Hand faßte die Welt beym Kamme; ſeine Stimme war harmoniſcher als alles Getön der Sphären, wenn ſie zu Freunden ſchallte -- Aber wenn er den geängſtigten Weltkreis erſchüttern wollte, war ſie raſſelnder Donner. In ſeiner Güte war kein Winter; ſie war ein Herbſt, der deſto reicher ward, je mehr er geerndtet wurde. Seine Ergözungen waren wie ſpielende Delphinen, die ihren Rüken über dem Element, worinn ſie leben, zeigen; Könige und Fürſten giengen in ſeiner Livrey, und Königreiche und Inſeln waren wie Goldſtüke, die aus ſeiner Taſche fielen.

Dolabella.

Cleopatra, --

Cleopatra.

Denkt ihr, es war, oder es werde jemals ein ſolcher Mann ſeyn, wie der von dem ich träumte?

Dolabella.

Nein, Gnädigſte Frau.

Cleopatra.

Ihr lügt zu den Ohren der Götter hinauf. Aber wenn ein ſolcher iſt, oder jemals war, ſo übertrift er alles was

Aſpaſia. Freunde, ſo nannte ich euch ehemals, ehrwürdiger Anaragoras, weiſer Sokrates, edler Xenophon, lieber Phidias, und du, Seele meiner Seele, Leben meines Lebens, groſſer Perikles! Wie? Ihr alle, ihr der Ruhm und die Zierde des mächtigen Athens, ihr — o ich kann nicht mehr — — ihr kennet mich nicht? Unmöglich! Sagt, daß es Scherz geweſen mich zu verkennen, daß es euch leid thue, dieſen Scherz ſo weit getrieben zu haben, und ich vergebe euch. — Rede Sokrates.

Sokrates. (Sieht ſie an.)

Aſpaſia. Fürchte nichts.

Sokrates. Höre gelaſſen und richte ſelbſt. Die Aſpaſia, die ich in der Oberwelt kannte, war eine Perſon von edlem Anſtand, ſanftem gefälligen Weſen, richtigem Urtheil und erhabener Denkungsart, ſchien mir ſich über die Schwachheiten ihres Geſchlechts zu erheben und oft ſogar das unſrige zu verdunkeln.

Aſpaſia. Und dieſe Aſpaſia hier?

Sokrates. (Betrachtet ſie, läßt den Blik zur Erde fallen und ſchweigt.)

Aſpaſia. Dein Schweigen beſchimpft mich.

Sokrates. (Zükt die Achſel.)

Aſpaſia. Und dein Achſelzücken noch mehr — rede du, Xenophon.

Xenophon. Noch ſchwebt Aſpaſiens bezaubernd des Bild in meiner Phantaſie, ihr gütiges Auge, ihre verſchämten Blicke, die vereinigte Macht weiblicher Reize —

Aſpaſia. Die kannſt du noch ſehen.

Xenophon. Ich bedaure dich.

Aſpaſia. (nachſpottend und zürnend) Ich bedaure dich. Du Anaxagoras.

Anaxagoras. Aſpaſia in Perikles Geſellſchaft ſchien mir Minerva zu ſeyn, ihr durchdringender Verſtand ſtrahlte aus ihrer Mine, und ſie war mehr Geiſt als Körper.

Aſpaſia. Nun?

Anaxagoras. Aber hier —

Aſpaſia. Aber hier? (macht ſich mit dem Schleyer Wind.) — Du, Phidias?

Phidias. Steh' einmal auf — (ſteht auf, geht um ſie herum.) — — Das vollkommne Gegenbild meiner marmornen Aſpaſia.

Aſpaſia. Ich dachte wohl ein Künſtler werde beſſere Augen haben. Phi-

Phidias. Verſtehe mich recht; das Gegenbild, die Carricatur. (lauft weg.)

Aſpaſia. (Ihm nach, kommt wieder) Uf! — Doch du Perikles, du wirſt endlich —

Perikles. Um nicht unhöflich zu ſeyn. — (Bückt ſich und geht ab.)

Aſpaſia. Ihr — ich werde mich zu rächen wiſſen. (Lauft weg.)

Sokrates. Freunde geht ihr nach. Ich will bey dieſer ſchönen Unbekannten bleiben. (Glycerien, mit niedergeſchlagenen Augen, weint.)

Dritter Auftritt.

Sokrates und Glycerion.

Sokrates. betrachtet ſie lange mit Ausdruck des Vergnügens. Glycerien ſteht ſchamhaft und furchtſam mit niedergeſchlagenen Augen und Händen. (Vor ſich) Welch angenehme Geſtalt, welche himmliſche Sittſamkeit! — (zur Glycerion) Warum ſo ſchüchtern, warum ſo furchtſam, fremder Schatten? Warum ſo beſcheiden bey ſo vielem Rechte ſtolz zu ſeyn? Mache mich ſo glücklich mit dir bekannt zu werden. — Deinen Namen.

Glycerion. Namen! (ſeufzt) ich habe keinen Namen, keinen für den weiſeſten Griechen, den ich verehre; keinen Vater, keine Mutter habe ich Unglückliche! Ein blinder Zufall warf mich in dieſe Welt, und beſtimmte mich zu einer Lebensart vor der ich erröthe.

Frage nicht nach meinen Namen, edler Greis, ich habe keinen Namen.

Sokrates. (mit Zuverſicht) Ich irre mich nicht, edler Schatten, du haſt kein Leben gelebt, vor dem du erröthen darfſt. Beym Eintritt in die Unterwelt bildet ſich die Geſtalt nach der Seele, iſt ihr wahres Gemälde; und himmliſch iſt das vor mir, des Elyſiums würdig. — Faſſe Muth! — (zärtlich) Deinen Namen! — Er wird mir ſüſſe klingen, und ſollte er rauher ſeyn, als der Name der Cyclopen.

Glycerion. Du ſagſt wahr, Sokrates, das Leben lebte ich nicht, darzu ich beſtimmt ſchien. Es war in Athen eine edle Greiſin. Sie wohnte in einer niedrigen Hütte, und kämpfte unverdient mit Mangel und Verachtung. In ihren glücklichen Tagen mit dem Umgang und den Schriften der Weiſen bekannt, übte ſie beym Verfall ihres Glücks was ſie vorher zu üben nie Gelegenheit hatte, nach den Vorſchriften der Weisheit zu leben. Sie war es die mich aufnahm, ſchützte, nährte, rettete; die mir der Welt Eitelkeit lebhaft vormalte; ſie bildete mein Herz zur Tugend. O wenn ich ſie wieder ſehen könnte! Wenn ich hier ſie wieder fände, die zärtlichſte der Mütter!

Sokrates. Du mußt ſie hier wieder finden. Wir wollen ſie ſuchen. Aber du weicheſt meiner Frage aus. Ein Name iſt eine Kleinigkeit, und doch — wichtig

bey dem was wir lieben. Er ſtellt uns vor Augen was abweſend iſt, und befeſtiget das Bild in dem Innerſten unſrer Seele. Laß mich ihn hören, den Namen, um ihn in den Haynen ertönen zu laſſen, deine zärtliche Pflegmutter herbey zu rufen. Je mehr ich dich betrachte, je mehr deucht mich dein Name müſſe lieblich klingen.

Glycerion. (wirft ſich ihm zu Füſſen) O glückliche Glycerion! Laß mich dir zu deinen Füſſen dancken, für die gütigen Worte, für die gütigen Blicke, die du zu mir armen Mädchen herablenkſt. Wenn du wüßteſt, wenn ichs ſagen, wenn ich's ausſprechen dürfte! — Aber ich bin nicht ſo dreiſte.

Sokrates. (will ſie aufheben) Rede, faſſe Muth, ſey dreiſte, Glycerion. Sokrates iſt ein Liebhaber alles Schönen. Stehe auf.

Glycerion. Laß mich hier zu deinen Füſſen liegen, laß mich zu deinen Augen voll Güte hinaufſehen, laß mich aus deinen Augen Troſt und Aufmunterung trinken. — Dieſe Silberlocken, dieſe heitere Mine, dieſe menſchenfreundlichen Züge, dieſe erhabene Stirne, die meine Mutter mir vormalte, dieſe ſchwebten in nächtlichen Träumen vor meinen Augen und beſeeligten mich mit ihrem himmliſchen Einfluß. — So ſehe ich ſie ſelbſt. So höre ich die ſüſſe Stimme! ich glückliche Waiſe! O, laß mich hier, laß mich das Vergnügen

genieſſen, zu den Füſſen des weiſeſten Mannes zu lie: gen. Wo du biſt, iſt mir Elyſium, und wo du nicht biſt, wäre mir finſterer Tartarus.

Sokrates. (hebt ſie auf, ſie lehnt ſich an ihn.) An: genehm, zärtlich, ſüſſe, wie dein Name, iſt deine Stimme, ſind deine Worte, iſt deine ganze Seele, die auf deinen Lippen ſchwebt. — Ich fange an zu fühlen, daß ich warm werde, daß mein Herz lebhaf: ter ſchlägt. Verlache einen Greis nicht, wenn er von Liebe ſpricht! Liebe, ächte Liebe zählt keine Jahre; die Reize der Menſchheit von der aufblühenden Ju: gend an bis zur höchſten Reiffe des Alters wärmen jede Bruſt. Sanftes, liebliches Mädchen, ich liebe dich, meine Seele ſchmiegt ſich an die deinige, und ihre Vereinigung wird himmliſche Wolluſt uns ſchmecken laſſen. (Sieht ſie an) Aber ich ſehe Spuren von Leiden in deinem Geſichte. Du wareſt dort oben nicht glück: lich, und frühe kamſt du uns. — Wie kam das?

Glycerion. (ſeufzt) Ich kann es nicht ſagen. Das Leben nahm nach und nach ab, mein Blut floß langſamer, meine Kräfte ſchwanden, und ich war nicht mehr. Mehr weiß ich nicht.

Sokrates. Gram — reizendes Mädchen — Gram verzehrte dein Leben.

Glycerion. So wars ein ſüſſer Gram.

Sokrates. Gram der Liebe — errröthe nicht.

Glycerion. Liebe, mein Vater? Liebe hat einen Gegenſtand. War ichs werth oder nicht, geliebt zu werden? — nein — ich wurde nicht geliebt mit der Liebe die du meineſt; und ich — ich liebte nicht wie du meineſt. Ich bewahrte meine Sinnen, ich verehrte mit geſchloſſenen Augen die Bilder unſrer Götter, ich bewahrte ſelbſt meine Einbildung rein von allen Bildern die der Anſtand zu nennen verbietet. Nein, Sokrates, ich ſage es mit Zuverſicht: ich kenne das nicht, was du Liebe nenneſt!

Sokrates. Und dieſe Seufzer, und der Ton mit dem du ſprachſt, und die ſchmachtenden Blicke? —

Glycerion. O dringe nicht in mich! Ich weiß es ſelbſt nicht was das war, das mich verzehrte. Es waren (ſtaunt) lehre mich Worte es zu nennen, ſanfte Träume, reizende Bilder, die da herum ſchwärmten vor meinen Augen, himmliſche Fantaſien, die mit der Morgenröthe herunter kamen und meine Schläfe umtanzten. Es war — o daß mir Worte fehlen! Wie ſie mich anlächelten, die herrlichen Bilder! Wie mein Herz ſchlug, mein Geiſt ſich freute! Wie meine ganze Seele geſchäftig war! Bald kamen ſie hier herunter (Sie weiſet in halber Bezeichnung) bald dort — Wie heißt ihr? Wie ſoll ich die herrlichen, groſen, lieblichen, ſüſſen Geſtalten nennen? Ha! Bilder der Oberwelt, Bil-

der

der des Olymps, Bilder der Unſterblichen — hier ſind ſie (legt die Hand an den Kopf) hier nähern ſie ſich meiner Stirne (ſchlägt die Augen zu) ich ſehe ſie, ich ſehe dich, herrliches Weſen, ich fühle dich in meinem innerſten! Es ſchlingt ſich um meine Gedanken, es vereiniget ſich mit jeder Empfindung — O laßt uns eins werden! Möchte ich in dir zerſchmelzen, vernichtet werden, um ganz du zu ſeyn. (ſie ſchweigt eine Zeitlang ſtill. Sokrates ſieht ſie mit Erſtaunen und Verwunderung an.)

Sokrates. (drückt ſie an ſeine Bruſt) Zärtliche Seele, du vergiſſeſt ganz deinen Freund, deinen Sokrates.

Glycerion. Verzeihe, Vater, verzeihe.

Sokrates. Wenn kamen dieſe ſchönen Bilder? Womit beſchäfftigte ſich meine Freundin vorher?

Glycerion. Erſt kamen ſie ſelten; dann oft, dann verlieſſen ſie mich nicht mehr. Alle Abend, wenn unſere Arbeit, um Brodt zu verdienen, geendigt war, laſen meine Mutter und ich in alten Schriften; wir laſen die Leben guter Menſchen die von guten Menſchen aufgezeichnet waren; darauf legten wir uns ſchlafen, nur träumte von dieſen Edlen und ich war glücklich. Allmählich arbeitete meine Seele ſelbſt, und — — ich habe keine Worte das recht zu nennen, was in mir vorgieng.

Sokrates. Und — ſezte die guten Eigenſchaften mehrerer Perſonen zuſammen um neue zu bilden, und ſchuf Ideale die vollkommner waren als die wirklichen.

Glycerion. Ideale nennſt du es? O glücklicher Name!

Sokrates. So entwarf deine begeiſterte Fantaſie immer vollkommnere Ideale, und verliebte ſich in dieſe Ideale wie Pygmalion in ſeine Eliſa. — Iſts ſo?

Glycerion. Wie du maleſt, darſtellſt, was meine Seele dachte, fühlte!

Sokrates. Und war dann keines von dieſen Idealen, das meine Freundin vorzüglich liebte?

Glycerion. Ach ja, Sokrates; ſo etwas das du Ideal nennſt ward vorzüglich geliebt, es ward mit allen Kräften der Seele geliebt. Es iſt geliebt! jezt noch wird mein Innerſtes aufgelöſet, wenn ich daran denke, das herrliche, das göttliche Ideal!

Sokrates. Und hat dieſes Ideal eine Geſtalt?

Glycerion. Die herrlichſte! eine himmliſche Geſtalt! Hier iſt ſie (auf die Stirne weiſend) mit unauslöſchlichen Farben gemalt. Daß ich kein Apelles bin, ich wollte ſie dir malen! Die erhabene, hochgewölbte Stirne. — Silberlocken, welche über die Schultern herunter rollen — das Auge — o das Auge — (hält

plözlich ein; dann fährt ſie fort mit verächtlichen Blick und mit der Hand wegweiſend). Weg mit dieſem — Tand, Kleinigkeit, Nichts gegen das was ſich nicht malen läßt, gegen den alles umfaſſenden Geiſt, die mächtig wirkende Seele, den Adel und die Innigkeit der Empfindungen! —

Sokrates. Ihr unſterblichen Götter! was ich mit voller Mannekraft ſuchte, das weſentliche Schöne, die Urform des Guten, die Idee der Ideen, was ich ſuchte und nicht fand — das fand ein Mädchen, ein Kind, ohne es zu ſuchen, vom nackten Inſtinkt geleitet. (zu Glycerion) Und dieſes herrliche Bild brachte das Blut in fieberhafte Wallung?

Glycerion. Wie du's nennen willſt. Wann ich ſo dieſes Bild vor mir hatte, hier — (weiſet auf die Stirne) wann alles was ich mein nennen kann, arbeitete es auszuſchmücken, ihm immer mehr Schönheit zu geben: dann verbreitete ſich allgemach eine angenehme Wärme durch alle meine Glieder, ſie nahm zu je mehr ſich das Bild verſchönerte. Es ſchien ſich allmählig zu erheben, ſchwamm in himmliſchen Lüften, dehnte ſich aus, glänzte in himmliſchen Strahlen, ward ein durchdringendes Feuer, und zerfloß wie reines Gold in dem unendlichen Raume. Dann wurde Wärme zu Hize, und Hize ein Feuer daß mein Innerſtes ſchmolz und darauf —

Sokrates. Folgte Ermattung, Erſchlaffung.

Träume hervorzubringen vermögen. Die Natur hat nicht Stoff genug, alle die seltsamen Formen, so die Phantasie entwirft, würklich auszubilden; aber einen Antonius zu erfinden, das konnte nur die Natur, und sie that es um der Phantasie den Preiß abzugewinnen, und alle ihre Schattenbilder auszulöschen.

Dolabella.

Höret mich, Gnädigste Frau; euer Verlust ist groß wie ihr selbst; und ihr tragt ihn so, wie es seiner Schwere gemäß ist. Mög' ich nimmer den gesuchten Erfolg meiner Unternehmungen sehen, wenn ich beym Anblik eures widrigen Schiksals nicht einen Kummer fühle, der das Innerste meines Herzens erschüttert.

Cleopatra.

Ich danke euch, mein Herr. Wißt ihr, was Cäsar mit mir anzufangen gedenkt?

Dolabella.

Ich sag' euch ungern, was ich wünschte, das ihr wissen möchtet.

Cleopatra.

Nein, ich bitte euch, mein Herr.

Dolabella

So edelmüthig er ist --

Cleopatra.

Glycerion. Ach! Sokrates, ich war es nicht werth länger zu leben. Ich bin deiner Liebe nicht werth! — Ich vergaß meine Pflicht, vergaß meine Arbeit meiner alten Mutter beyzuſtehen — — ich grämte mich darüber, ſchalt mich ſelbſt, zwang mich, ach! umſonſt — Die gütige Mutter ſah es, und vergab es dem unglücklichen Mädchen. Ich weiß es, ich bin hieher kommen dafür zu büßen; gern will ich meine Strafe ertragen; alles will ich bekennen; die Götter ſind gerecht aber auch gnädig.

Sokrates. Würdeſt du wohl das Bild wieder erkennen, wenn es ſich dir zeigen würde? Zuweilen ruft ein guter Damon zum Troſte guter Seelen die Geſtalten der Nachwelt hervor, und ſtellt ſie in himmliſchen Träumen dar. Dein Ideal ſcheint eine wahre Geſtalt zu ſeyn. Würdeſt du's erkennen?

Glycerion. Unter zehen Tauſenden.

Vierter Auftritt.

(Ein Schatten kommt, Glycerion verhüllt ſich.)

Schatten. (eilend) Merkur vermißt einen Schatten. — Hier iſt er, eile, erzürne den Götterboten nicht.

Glycerion. Ach, Sokrates, wie kann ich dich verlaſſen?

(Ein andrer Schatten kommt.)

2ter Schatten. Wie Sokrates, höret ihr nichts? Die ganze Unterwelt iſt in Aufruhr?

Sokra-

Sokrates. Wie, wer?

2ter Schatten. Ein neuer Schatten drang ſich bis zum Minos, ſtieg ſogar die Stufen ſeines Throns heran, und führte eine Klage, die auch dich betrift. Ich hörte deinen Nämen nennen.

Sokrates. Das iſt die Aſpaſia —

Glycerion. Die Unglückliche! Wo iſt ſie? — ich eile ihr beyzuſtehen — (geht ab).

1ter Schatten. Ich will dich hinführen.

Sokrates. Freund, iſt Minos noch mit der Unterſuchung beſchäftiget?

2ter Schatten. Er iſt eben vom Thron herunter geſtiegen, und will hieher kommen, die angekommenen Schatten zu beſehen.

Sokrates. So iſts noch Zeit, ihm von Glycerion Nachricht zu geben — Die ſchöne Seele — ſie iſts. — Ahnung, täuſche mich nicht. (geht ab.)

2ter Schatten. Dieſe Unterwelt iſt der Oberwelt in vielen Stücken ſo ähnlich, daß man zuweilen irre wird. Es fehlt der Aſpaſia, die ſo viel Lärm macht und ſo dreiſte thut, nur ein Kopfzeug, ſo würden zwey Eyer einander nicht gleicher ſeyn als ſie und die Frau Hofräthin

räthin — (er macht Complimente gegen die Zuſchauer) die Frau Finanzräthin —, die Frau Geheimeräthin — die Frau Oberprieſterin —, die Frau — und ſo weiter, weiter, weiter, weiter (macht ein Compliment dem ganzen Parterr und geht ab.)

M***

III.

Die Freuden des Decembers.

Wenn der Morgen in dem May mit
Der Blüthen erſtem Geruch erwacht;
So bearüſſet ihn entzückt, vom bethauten Zweige,
Des Waldes Geſang;
So empfindet, wer in Hütten an dem Walde
Wohnet, wie ſchön du biſt,
Natur! Jugendlich hellt ſich des Greiſes Blick,
Und danckt! Lauter freut
Sich der Jüngling. Er verläßt mit des Rehes
Leichterem Sprung den Buſch,
Und erſteigt bald den erhöhteren Hügel, ſtehet
Und ſchaut umher,
Wie Aurora mit dem röthlichen Fuß auf
Die Gebürge tritt,

Und den Frühling um ſich her mit dem Wehn
Der frühen Luft ſanft bewegt.

Wenn der Morgen des Decembers
In des Froſtes Düften erwacht, und glänzt;
So begrüßet ihn mit Hüpfen von
Dem Silberzweige der Sänger Volk,
Und erſinnet für den künftigen May
Neue Geſänge ſich;
So empfindet, wer in Hütten auf dem Lande
Wohnet, wie ſchön du biſt,
Natur! Munter erhellt ſich des
Geſtärkten Greiſes Blick! Mehr noch fühlt
Sich der Jüngling. Er enteilt mit des Rehes
Leichterem Sprung dem Heerd,
Und im Laufe zum beſternten Landſee, blickt
Er umher, und ſieht
Wie Aurora mit dem röthlichen Fuß halb
Im Gewölke ſteht,
Und der Winter, um ſich her, das Gefild,
Mit Schimmer bedeckt, und ſchweigt!
O ihr Freuden des Decembers! Er rufts, ſäumt
Nicht, betritt den See,
Und beflügelt ſich mit Stahle den Fuß. Ein
Städter, ſein Freund, verließ
Den Kamin früh. Er entdeckt von dem hohen Roß
In der Ferne ſchon

Den Landmann, wie er ſchwebt, und den Kriſtall
Hinter ſich tönen läßt.
O ihr Freuden des Decembers! ſo ruft
Der Städter nun auch, und ſpringt
Von dem Roſſe, das in Wolken des Dampfes
Steht, und die Mähne ſenkt.
Jezt legt auch die Beſtüglung des Stahls der
Städter ſich an, und reißt
Durch die Schilfe ſich hervor. Sie
Entſchwingen, Pfeilen im Fluge gleich,
Sich dem Ufer! Wie der ſchnellende Bogen
Hinter dem Pfeil ertönt,
So ertönt das erſtarrte Gewäſſer hinter
Den Fliegenden.
Mit Gefühle der Geſundheit durchſtrömt die
Frohe Bewegung ſie,
Da die Kühlungen der reineren Luft ihr
Eilendes Blut durchwehn,
Und die zarteſte des Nervengewebs Gleichgewicht
Halten hilft.
Unermüdet von dem flüchtigen Tanze ſchweben
Sie Tage lang,
Und mußklos gefällt er. Wenn am Abend
Rauchender Winterkohl
Sie gelezt hat, ſo verlaſſen ſie ſchnell die
Sinkende Gluth des Heerds,

Und beſeelen ſich die Ferſe, die Ruh der
Schimmernden Mitternacht
Durch die Freuden des gewagteren Laufs zu
Ehren. Sie eilen hin,
Und verlachen, wer noch izt bey dem Schmauſe
Weilet, und ſchlummernd gähnt.
Die Geſünderen und Froheren wünſcht der
Kennende Zeichner ſich,
Und vertauſchte das gelohnte Modell gern mit
Dem freyeren!

Da der Weichling Alzindor ſo geſprochen,
Gürtet er veſter noch
Sein Rauchwerk! Und die Flamme des Kamins
Schwinget noch lärmender
In dem neuen Gehölze ſich empor! Dicker
Und höher ſteigt,
Aus der vollen unermeßlichen Schaale duftend
Von weiſſem Nak
Der Punſchdampf! An des Schwätzenden Stahlen
Naget indeß der Roſt.

IV.

Ueber das in der Unstruth gefundene vermeintliche Horn.

(An den Herausgeber des T. Merkurs.)

Als ich Ew. ꝛc. meinen im verflossenen Monat October des T. Merkurs eingerückten Aufsatz, über das zu Wehra in der Unstruth gefundene Horn überschickte, ließ ich mich zugleich verlauten: daß ich mir etwas hinzuzusetzen getraute, das dieses Horn, trotz allen äusserlichen Kennzeichen, in Elfenbein umzuwandeln beytragen könnte. So sagte ich damals, und wagte dennoch nichts zur Entscheidung der Sache beyzusetzen; sondern schwieg, um zu hören, was vielleicht vollbürtigere Naturforscher als ich, in der Sache zu Tage bringen würden. Da aber diese sich bis jetzt nicht die Mühe geben wollten, etwas darüber ans Licht zu stellen: so glaube ich, daß ich nun, ohne unbescheiden zu seyn, sagen kann, was ich zu sagen habe; um diesem ungewöhnlichen Horne den Glanz des Wunderbaren so viel als möglich zu benehmen. Mit Gunst der Kunstverständigen in der Wissenschaft der Natur, hebe ich also jezt an zu reden, wie folget:

Die Hauptkennzeichen, die diese Natur-Merkwürdigkeit, von 5 Ellen und 2 ½ Zoll in der Länge, und 1

Fuß 10 ½ Zoll in der Dicke, zu einem Horne machen, ſind folgende.

1) Iſt es gewunden, wie das Horn eines Bockes; eine ungewöhnliche Erſcheinung an Elephanten Zähnen.

2) Hat es die Geſchiebe eines Hornes, die man an Elephanten-Zähnen nicht gewahr wird, welche vielmehr von feſtem Kerne ſind.

3) Gab es, unter dem Reiben mit einem metalleuen Körper, Horn-Geruch von ſich; welches Elfenbein nur erſt thut, wenn es auf der Drechſel-Bank unter dem Meiſſel heiß wird.

4) War die äußere Schale bräunlicher als Elfenbein gewöhnlich zu ſeyn pflegt, und die Schale, die noch von der Wurzel herauf ſaß, war ſogar ſchwärzlich.

5) Sahe man noch am ganzen Horne die in Hörnern gewöhnlichen Streiffen, die an den Orten, wo keine ſchwärzliche Rinde mehr ſaß, faſt wie Holz-Faſern anzuſehen waren; ſo daß der ganze Körper beynahe wie ein im Wetter gelegenes Stück Holz ausſah.

Dies wären alſo die Haupt-Kennzeichen, die unſerer Natur-Merkwürdigkeit Stand und Würde unter den Hörnern zu geben ſcheinen. Aber trotz allen dieſen Kennzeichen könnte man, mit Einem Schlage, das ganze Horn-Weſen in Elfenbein verwandeln, wenn es gegründet

gründet wäre, was **Wenzel** in seiner Schrift von der Verwandschaft der Körper behauptet, und neulich Herr **Girtanner** in seiner Dissertatio de terra calcarea cruda et calcinata (Göttingen 1782.), auf jenes Meynung gestützt, wiederum gesagt hat. Nämlich, daß Elfenbein eine spezifische Erde zur Grund-Mischung habe, die es von Hörnern und Beinen aller Art auszeichne. Da aber diese Behauptung unter der Probe eines gewissen bekannten Chemikers, der Bürge genug ist, nicht bestanden hat: so fällt die apodictische Gewißheit des Beweises weg, und man muß sich blos an Wahrscheinlichkeit halten; die dadurch ein Uebergewicht bekömmt, weil solche Wunderhörner mehr für **Schotts** und **Kirchers** Zeitalter, als für das unsrige passen mögen; weil ferner die Vier Hauptarten der Hörner, nämlich vom Rhinoceros- Hirsch- Bock- und Kuh-Geschlechte, wenig oder gar nichts Aehnliches mit diesem Horne liefern; und, kurz von der Sache zu kommen, weil man keine Thier-Art weder in der Natur selbst, noch in alten und neuen glaubwürdigen Nachrichten kennt, der man ein solches Horn zutrauen könnte.

Zwar findet man in den Naturforschern Spuren genug von ungewöhnlich großen Thier-Ueberbleibseln. Z. B. In **Gentils** Reisen (Hamb. bey Bohn 1782.) 1tr Thl. Seite 504, einen Backenzahn von 8 Pfund Schwere, und 10 Zoll Länge. Und in **Buffons** Epoken der Natur. Tom. I. pag. 70-73 einen andern,

der gar 11 Pfund 8 Loth wog. Ferner eben daſelbſt, Seite 106, einen Ochſenkopf, deſſen Stirne 2 Fuß 3 Zoll breit, der dikſte Umriß eines ſeiner Hörner 1 Fuß 9 Zoll (alſo nur 1 und einen halben Zoll dünner, als das Horn von dem die Rede iſt) und die Länge deſſelben 4 Fuß war; ſo wie man auch einen nicht viel kleinern Kopf dieſer Art, in einem Aufſatze des T. Merkur, vom verfloſſenen October finden kann. Solche, und andere ungewöhnlich groſſe Ueberbleibſel von Thieren könnte man nun in ziemlicher Menge beybringen, wenn es die Sache verlangte; aber ein Horn von 10 Fuß Länge und 22 und einen halben Zoll dicke, iſt gleichwohl, meines Wiſſens, ohne Beyſpiel; und ſo, dünkt mich, bleibt doch das Sicherſte, die wahrſcheinlichere Vermuthung, nehmlich daß das angebliche Horn ein Elephanten-Zahn ſey, ſo viel möglich ins Licht zu ſetzen und zu beſtättigen.

Was alſo den fünften der vorhergeſezten Puncte (denn ich will dieſe Puncte von unten an ins Reine zu bringen ſuchen), anbelangt, daß das angebliche Horn, die in Hörnern gewöhnlichen Streifen hat, die wie Holz-Faſern anzuſehen ſind: ſo vermag, wahrſcheinlich, die Fäulniß ſchon dem harten Theilen des Elfenbeins ein ſolches Anſehen zu geben, wie man wenigſtens etwas Aehnliches an lange in Luft und Regen gelegenen Knochen bemerkt; welche ein eben ſo faſerigtes Anſehen bekommen, wie ein im Wetter gelegenes

Cleopatra.

Wird er mich doch im Triumph führen?

Dolabella.

Das wird er, Madam, ich weiß es.

Alle.

Machet Plaz -- Cäſar --

Vierte Scene.

Cäſar, Gallus, Mecänas, Proculejus und Gefolge zu den Vorigen.

Cäſar.

Welche iſt die Königin von Aegypten?

Dolabella.

Es iſt Cäſar, Madam.

[Cleopatra kniet.]

Cäſar.

Steht auf, ihr ſollt nicht knien; ich bitt' euch, ſteht auf, ſteht auf, Königin von Aegypten.

Cleopatra.

Herr, die Götter wollen's ſo; meinem Beſieger und Herrn muß ich unterthänig ſeyn.

nes Stück Holz. Zugleich weiß ich ebenfalls aus sichern Nachrichten, daß die bey Tonna im December 1695 nebst dem Gerippe ausgegrabenen Elephanten-Zähne, *) eine ansehnliche Grösse haben sollen, wovon man sich in der Naturalien- und Kunstkammer zu Gotha, wo das ganze Gerippe mit den Zähnen aufbewahrt ist, näher wird belehren können. Ich gehe jezt zum

Vierten Punkte zurück; daß nemlich die äußere Schale schwärzlich war, wie Elfenbein nicht zu seyn pflegt. Auch dies kann nicht minder die Fäulniß bewirkt haben. Sie macht die Oberfläche rauh und locker; und die Strahlen werden alsdann verschluckt, statt daß sie vom glatten Elfenbeine zurück prallen, und eine Modification bekommen, die in unserm Auge die weisse Farbe erregt. So viel ist wenigstens bekannt, daß Steine und weisses Holz und Knochen, wenn sie lange in Nässe und Wetter gelegen haben, eine schwärzliche Farbe bekommen.

Betreffend den dritten Punkt: daß dieser natürliche Körper, unter dem Reiben mit einem Metalle,

*) Man sehe von ihnen *Tenzelii* Epistola de Sceleto elephantino, Tonnae nuper effosso. Jenae 1696. Nach welchem jeder Zahn 8 Fuß lang, 2 und eine halbe Spanne dick, und über 100 Pfund schwer war, und Streifen hatte wie dieses vermeynte Horn. Also an Größe, Gewicht und Ansehen ihm ziemlich gleicht.

einen Horn-Geruch gab, wie Elfenbein nur beym Drechſeln giebt: ſo läſt ſich dieſes zwar etwas ſchwerer erklären; da ich aber aus der Nachricht eines Naturforſchers weiß, daß die ſchon gemeldeten hin und wieder ebenfalls ſchon verkalchten Elephanten-Zähne zu Gotha, nicht minder einen Horn-Geruch von ſich gaben, wenn ſie mit Eiſen gerieben wurden: ſo kann man vielleicht zum Aufſchluſſe der Sache angeben: daß die Fäulniß die Oberfläche des Elfenbeins lockerer und alſo dem Gewebe des Hornes ähnlich mache; ſo daß die gallertartigen und phlogiſtiſchen Theile, die beym Elfenbeine ſonſt feſt verwebt ſitzen und ſich nur erſt durch Drechſeln entbinden und den brandigen Horn-Geruch geben, jezt bey dieſer mehr lockern Verfaſſung der Oberfläche, eben ſo leicht wie beym Horne, und blos durch Reiben entbunden werden, und den Geruch-Nerven reitzen.

Die Geſchiebe (die ich oben zum zweyten Kennzeichen unſers angeblichen Horns gemacht habe) befinden ſich gleichergeſtalt an denen zu Gotha noch vorhandenen Elephanten-Zähnen; wie ich ebenfalls durch den Mund des ſchon einmal angeführten Naturforſchers beſtätigen kann. Und die Erklärung davon läſt ſich ohne Sophiſterey ganz wahrſcheinlich alſo machen: Elfenbein hat zwar einen feſtern Kern als Horn, das iſt wahr. Aber es wächſt auch blätterig und mit Geſchieben wie Horn, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Geſchiebe hier ſo feſt an einander

ander liegen, daß man ſie nicht ganz deutlich erkennen kann. Kömmt aber die Feuchtigkeit im Fluſſe oder in der Erde dazu, ſo wird der natürliche Leim erweicht, die Geſchiebe trennen ſich, und laſſen ihre Lagen und Schichten ſehen, wie man auf übereinſtimmende Weiſe an den Exemplaren zu **Vehra** und und zu Gotha erkennen kann. Alſo können die Geſchiebe des Exemplares zu **Vehra** eben ſo gut beweiſen, daß es Elfenbein iſt, als daß es Horn ſeyn ſoll. Und jezt kann ich zum

Erſten und nunmehro lezten Punkte übergehen; daß nämlich das Exemplar zu **Vehra** gewunden war wie ein Bockshorn.

Dies findet man nun in der Regel nicht an Elephanten-Zähnen; aber, ob auch in der Ausnahme nicht? —

Wer kann das beweiſen? — Alle Naſen, und alle Zähne ſind in der Regel gerade; aber ich kenne dennoch eine Naſe, die ſich, um die Ausnahme zu machen, nach dem linken Ohre zu geworfen hat, und kenne mehr als einen krummen Raſſzahn. Wer kann die Abirrungen und Schleif-Wege des Zufalls auslernen! — Eben der Zufall, der weiland einen Landgrafen und einen Profeſſor G** zum Triorchus ſchuff, einem Engländer Borſten ſtatt Haaren, und den **Bilfingern** ein paar Finger mehr gab, als andern Chriſten; und eben dieſer Zufall, der, im **Arnaud** von den Zwittern

di

die ſonderbaren Auswüchſe und Verwachſungen der Zwitter Figuren bildete, Kälbern 6 Beine, und Haſen und Menſchen Hörner (*) ſchuf; eben dieſer Zufall konnte auch wohl einen Elephanten-Zahn ſchaffen, der gewunden iſt wie ein Bocks-Horn; es ſey nun daß er gleich im Keime ſo gewunden lag, oder durch äuſſerliche Urſachen ſeine ſpiralförmige Richtung bekam. Wenn nun alle übrigen Umſtände und Vergleichungen, den Ausſchlag geben, daß dieſes angebliche Horn zu Vehra ein Elephanten-Zahn ſey; wenn ferner Elfenbein-Verſtändige, z. B. der Mechanicus Rheinthaler zu Leipzig, und verſtändige Drechsler zu Erfurt und Langenſalz bekräftigen, daß die abgebrochenen Stückgen Schaale dieſes vehraiſchen Exemplars, Elfenbein waren; was bleibt da übrig, als das einzige, daß man ſagt: alle übrigen Anzeigen machen dies vermeynte Horn zu einem Elephanten-Zahne, und die Hornartige Windung war ein Zufall, den man nicht ad oculum beweiſen kann. Wenn nun noch überdies, außer dem Elephanten, in alter und neuer Zeit keine Thierart exiſtirt, der man einen ſolchen groſſen Auswuchs, entweder als Horn oder Hornartiges Weſen, oder Zahn, beymeſſen könnte: dann iſt es wohl auf alle Falle ſicher, daß man ohne Vorwitz und Diktator-Sucht, (ſonderlich, wenn man das Exemplar erſt ſelbſt geſehen hat) ſagen kann: nach allen Anzeigen bleibt

die-

*) Siehe hierron Georgii Franci Tractatus de Cornuis. Heidelberg. 1776.

dieſes anſcheinliche Horn kein Horn, ſondern iſt ein Elephanten-Zahn, der wegen ſeines Hornartigen Anſehens, wie ein jeder der ihn geſehen hat bekräftigen wird, und wegen ſeiner Größe und unbeſchädigt erhaltenen Geſtalt, (das kleine Stück verkalchte Spitze ausgenommen) immer eins der merkwürdigſten Cabinets-Stücke bleiben wird.

Und nunmehro hätte ich noch, um nichts was zur Sache gehört zu übergehen, die Meynung beyzubringen, welche der Herr Hofrath und Creis-Amtmann **Lauhn** zu Tennſtädt, ein Mann von Verdienſten und Geſchicklichkeit, neulich in der Erfurter gelehrten Zeitung geäuſſert hat: daß nämlich die oftbeſagte Merkwürdigkeit wohl ein Horn von einem wilden Ochſen aus den altthüringiſchen Wäldern ſeyn mögte. Wiewohl er nun dies nicht ohne allen Grund mag geſagt haben, da ich ſelbſt zwey Ochſen-Hörner angeführt habe, deren eins 4 Fuß lang, und 1 Fuß 9 Zoll dick war: ſo muß ich ihm dennoch dieſe Meynung, da ſie mit der meinigen nicht übereinſtimmt, zu weiterem Beweiſe überlaſſen.

Wie übrigens ein Elephanten Zahn in die Unſtruth kam, empfehle ich den Naturforſchern und geheimen Beyſitzern des Erdveränderungs-Rathes, zur Unterſuchung. Vielleicht kam er auf eben die Art in die Unſtruth, wie die vielen Elephanten-Gerippe, die Sauſſüre ſah, in die Gegend von Bologna kamen; (S. Bour-

Bourrits Reiſen 1782. am Ende;) oder wie der Schenkel-Knochen, deſſen Kopf 1 ½ Fuß dicke war, nach Mexico, *) oder wie Backenzähne von 11 Pfunden im Büffon und Pallas, nach Rußland, und die vielen Zähne aller Art, in die berühmte Zahn-Höhle kamen ꝛc. ꝛc. Vielleicht warf ihn auch ein Zufall, wider Willen des Beſitzers hinein. —

Doch dies alles überlaß ich andern zur Unterſuchung; zufrieden, wenn ich etwas zu Verminderung des Wunderbaren in der Sache beygetragen habe, und mit Bitte um Nachſicht, wenn ich in meinem Beweiſe nicht allezeit ſo ſicher geſchritten, wie die Elephanten des Kayſers von Indien, die, nach Bernier, nie den Vorderfuß weiter ſetzen, bis der hintere feſt ſteht, und daher nie ſtraucheln. Uebrigens bin ich wie ſtets

Ew.

F. K.

V.

Beytrag
zur Geſchichte der Kartenſpiele.

Unter den Erfindungen, die man dem Teutſchen wider Anſprüche des Auslands vindicirt hat, iſt die Spiel-

*) S. Gentils Reiſen am angeführten Orte.

Spielkarte keine der unwichtigſten. Ihre bekannten Folgen, in Anlaß zu Excolirung des Formſchneidens, ja ſelbſt zu Erfindung der Buchdruckerey, müſten dem Kartenſpiel die allgemeinſte Aufmerkſamkeit zuziehen, wenn auch **Pinto** *) nicht ſo ernſtlich und bündig dargethan hätte, daß der Geſchmack an demſelben groſſen Antheil habe an der Sittenänderung des menſchlichen Geſchlechts in Europa.

Noch kann man zwar den Nebel nicht ganz zertheilen, der über dem eigentlichen Zeitpunct der preißlichen Erfindung ſchwebt. Die gewöhnlichere Meinung iſt, daß vor 1392. keine Spur des Kartenſpiels vorkomme. Als in dieſem Jahre Karl der Sechſte, König in Frankreich, wahnſinnig worden war, ſuchte man zu ſeiner Beſänftigung und Zerſtreuung alle mögliche Gaukeleyen und Spielwerkchen hervor. Damals ſoll der erfinderiſche Franzoſe auch von der Spielkarte Gebrauch gemacht haben. Es würde hieraus noch nicht folgen, daß die Karte damals zuerſt Dienſte gethan; vielmehr iſt es beurkundet, daß ſie ungefähr in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Teutſchland bereits erfunden geweſen. **) Und ſo weiß ſich der Teutſche ſehr oft mit Belegen zu verantworten, wenn

*) T. M. 1777. Erſtes Viertelj. 35. S. u. f.

**) v. Heinecke Nachrichten von Kunſtſachen. 2ter Th. 89 S. v. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte, 2ter Th. 90. und 98. S.

wenn der Ausländer und seine Nachschreiber aufs Wort historischen Glauben verlangen. So will man bald wissen, daß die Spielkarten im dreyzehnten Jahrhundert schon vorhanden gewesen, bald annehmen, daß sie mit Anfang des vierzehnten in Spanien, oder, wie sich andere erklären, fünf Jahr vor Carls des fünften Tod in Frankreich, das ist, im Jahr 1375. erfunden worden — Für das alles aber hat man keinen hinlänglichen Beleg; ich wenigstens habe keinen wahrgenommen.

Daß man bey Erfindung der Spielkarte darauf ausgegangen, ein vollständiges Gemälde des friedlichen Menschenlebens, wie beym Schachspiel des kriegerischen, in Bildern aufzustellen; wobey die vier Farben den Lehr- Wehr- Bürger- und Bauernstand u. s. w. bedeuten sollen — kam nur einem Abt *Menestrier* *) leicht zu behaupten an, dessen Urtheil nach selbst die Allmacht bey Schöpfung der Welt gespielt, und dadurch alles Spielen gerechtfertigt hätte.

Daß aber das Kartenspiel zuerst aus Egypten durch die Araber nach Spanien kam, und insonderheit das Tarok ein überbliebnes Buch egyptischer Weisheit ist; daß die heilige Zahl Sieben, die Basis aller egyptischen Wissenschaft, in den zweymal sieben Karten jeder Farbe, in den dreymal sieben Taroks, in den eilfmal sieben

*) Bibliotheque curieuse, Tome 2. ch. 12.

ſieben Kartenblättern (denn der Skys iſt ja keines) ſichtbarlich herrſche; daß ein egyptiſches Compendium der politiſchen Geographie in der Tarokkarte vor Augen liege; daß man aber dieſe urſprüngliche Karte, als ein Ueberbleibſel gentiliſcher Prophetenſchaft und Magie, verworfen, zu ihrer Nachahmung die neuere erfunden, und daß dieſe zu des franzöſiſchen fünften Karls Zeiten ihren Weg nach Frankreich und Teutſchland genommen habe: — das Alles mag auf Unkoſten der hieroglyphiſchen Talente des Herrn *Court de Gebelin* *) curſiren, der den Beweiß mit den von ihm zuerſt bekannt gemachten Karten-Figuren, deren Erfinder der erſte Hiſtoriker geweſen ſeyn ſoll, zu führen weiß.

Uns andern iſt freylich die kriegeriſche Abkunft der Spielkarte in ihrer Compoſition ſichtbarer. König und Soldat oder Landsknecht, Ober- und Unter-Mann, Reiter und Panier, Piken und Degen ꝛc. ſind militariſchen Herkommens. Die gewöhnlichen Turnierquadrillen konten das Vierfache der Farben und Bilder veranlaſſen, u. ſ. w. In langweiligen Feldzügen und Belagerungen mochte die Noth des Müſſiggangs den Kriegsmann zum Spiel vorzüglich erfinderiſch machen. Was konnte ihm dabey den Verfall ſeiner Kameraden beſſer verſchaffen, als wenn er ihren Zeitvertreib auf Abſtechen und Tödten, und Triumph (Trumpf, hinleitete? Man

*) Monde primitif ou diſſertations mêlées. T. I. p. 365-410.

Man weiß daher, in ſofern man nicht phantaſiren ſondern hiſtoriſche Wahrheit geben will, von keinem ältern Kartenſpiel als Lansquenet. Eben dieſes wird auch aus Karls des Sechſten Zeit angeführt, um den Franzoſen die teutſche Erfindung zuzuwenden; die doch ſchon der Name des Spiels bekräftiget. Ein anderes urſprünglich teutſches Kartenſpiel, das dem Alter nach unter den übrigen dem **Landsknecht** am nächſten kommen mag, *) und ſeit Jahrhunderten auf teutſcher Nation Religions- und Staatsverhältniß anſpielte, vielleicht aber gar zum Theil apokalyptiſchen Urſprungs war, muß billig nicht ſo unbekannt bleiben, als es zu ſeyn ſcheint.

Eben dieß Kartenſpiel iſt noch im völligen Flor; wenigſtens in Thüringen, wo es ſich, wie mehrmals die teutſche Treue und Redlichkeit, unter das Landvolk geflüchtet hat.

Urſprünglich mochten wohl verabſchiedete Kriegsmänner in friedſamen Landhütten das ſtreitbare Kartenſpiel fortpflanzen. Wie Erzählung von Heldenthaten, nahm es da ſeinen guten Antheil an Volksunterhaltung. Im rüſtigen Teutſchland, von dem ſchon Taci-

*) In Goldaſts Scriptoribus kommt ein alemanniſches Spiel, Piken, vor, ich kann die Stelle nicht wieder finden; vielleicht war es ſchon ein Zeichenſpiel.

Cäſar.

Macht euch keine widrigen Gedanken -- Wir wollen uns der Beleidigungen, die wir von euch erlidten, ob ſie gleich in unſer Fleiſch geſchrieben ſind, nicht anders erinnern, als ob ſie uns von ungefehr begegnet wären.

Cleopatra.

Einziger Herr der Welt, ich kan meine Sache durch keine Vertheidigung gut machen; ich bekenne, daß ich mit den nemlichen Gebrechen beladen geweſen bin, die vor mir ſchon oft mein Geſchlecht beſchämt haben.

Cäſar.

Cleopatra, wiſſet, daß wir geneigter ſind, Gelindigkeit als Schärfe zu gebrauchen; wenn ihr euch unſern günſtigen Abſichten gemäß, bezeugen wollet, ſo werdet ihr Vortheile bey dieſem Wechſel euers Glükes finden; woſern ihr aber nach dem Beyſpiel des Antonius, mir die Nothwendigkeit auferlegt, die Strenge zu gebrauchen, ſo macht ihr euch ſelbſt meinen guten Abſichten verluſtig, und ſtürzet eure Kinder in das Verderben, wovor ich ſie ſicher ſtellen will, wenn ihr Vertrauen auf mich ſezt. Ich will mich beurlauben --

Cleopatra.

Und könnt' es, durch die ganze Welt; ſie iſt euer; und wir, eure Tropheen und Siegeszeichen, müſſen hangen, wo es euch beliebt. Hier, mein gebietender Herr!

[Sie giebt ihm ein Papier.]

Cäſar.

Tacitus *) meldet, daß es übermäßig gern spielte, und wo man, einer bekannten bösen Sage nach, immer gern getrunken haben soll, mochte man sich auch wohl in Bildern gern balgen, und Zechen für Siege erspielen. Ein doppelter Anlaß für teutsche Männer nach altem Schlag, sich in Cotterien zu sammeln. Ohne Zweifel nahm in der Folge geselliges Frauenzimmer das Kartenspiel unter seine Belustigungen auf, etwa um die Männer stärker zu interessiren. Pinto's Epoke der Karten Allgegenwart und Allmacht muß überhaupt auf mancher Stufe zu ihrem Gipfel herangestiegen seyn.

Doch dieses nur beyläufig. Ich muß nun auch beweisen, was ich vorhin von einer alten Kartenspielgattung gerühmt habe. Ich nehme mich aber der Sittlichkeit bey der Sache nicht an, und contestire voraus allen Respect gegen die, etwa entgegenstehenden, heilsamen Policeygesetze. Das Sächsische Recht war insonderheit immer für die Spiele nicht günstig gesinnt, sonst würde der Sachsenspiegel **) nicht Dieberey, Raub oder Spieigeld unfreundlich genug miteinander vergesellschaftet haben.

Was das gemeine Volk betrift, so darf ich, unter jener Protestation, gestehen: daß mir es, wenn

*) De moribus German. c. 24.

**) L. I. Art. VI.

ich auch eine obrigkeitliche Perſon wäre, dennoch ſehr ſchwer fallen würde, die Frölichkeit des gemeinen Mannes, in welchem Spiel ſie auch herrſche, amtshalber zu ſtören. Ich würde glauben, daß ich aus den luſtigen Stunden des Volks ignoriren dürfte, was für Sitten und Haushalt nicht von offenbar verderblichen Folgen iſt; und daß ich hieraus in andern Dingen Zutrauen gewönne, die auf allgemeinen und beſondern Wohlſtand des Volks wichtigern Einfluß haben.

So wird man alſo des altberühmten **Karniffelſpiels** doch wohl ſchonen können, wenn dabey wirklich nicht um verſchwenderiſchen Geldgewinn, nicht zu Ertödung der Arbeitſamkeit, ſondern zu Vergeßlichmachung ſeiner Frohntage und anderer Plagen — zuweilen gebratne Gänſe, große und kleine Würſte, Bier und Kartoffeln, zumal wenn der glückliche Gewinner damit nicht geizig umgehet, aufgeſetzt werden. Wer könnte ſo freudenlos, ſo menſchenfeindlich ſeyn, und die Gänſe, Würſte ꝛc. obſchon in beſter Rechtsform, wegſpekuliren wollen!

Mir behagte in dieſer Rückſicht **Friſch** *) mit ſeiner Ableitung des Worts **karniffeln** von *ecornifler*, ſchmarotzen. Er muß zugeſehen haben, dachte ich, wie der ausgekarniffelte Gänſebraten ſo frölich verzehrt wird! —

Wenn

*) Teutſch-Lateiniſches Wörterbuch, 1. Th. 501. S.

Wenn aber gleich dieſe Etymologie nur für den Standort gelten zu können ſcheinen möchte, woraus ich das Spiel beobachtet habe: ſo geht ſie doch im Grund in die Ableitung der teutſchen Gloſſarien über, die vorzüglich auf Art und Kunſt des Kartenſpiels überhaupt paßt, worinn man ſo viel mit Stechen und Niedermachen beſchäftiget iſt; denn écorner iſt ſo viel als rompre une corne, und figürlich bedeutet es hinfällig machen, verringern. *) Nun aber erklärt Adelung **), karniffeln durch derb ſtoßen, mit der Fauſt durchprügeln. Und wirklich braucht man im Heßiſchen das Wort noch in dieſer Bedeutung. ***) Wachter aber leitet es vom Gothiſchen kur, die Haut, und kniupan, zerreißen, her, ****) und unterſtützet alſo jene Erklärung, wie Ihre, *****) welcher Cernad, prügeln, zum Stammwort annimmt. Wer ſieht nun nicht, daß alle dieſe Ableitungen Eine Bedeutung geben? Wollen aber auch ſehen, wie das Karniffelſpiel dieſer Etymologie entſpreche!

Von ſeiner Spielart habe ich folgendes profitiren können; und noch kann es immer, wer will, auf dem

*) Le grand Dictionnarie de l'Academie. v. écorner.

**) Wörterbuch, 2. Th. 1505. S.

***) Eſtor teutſche Rechtsgelahrheit, 3. Th. 1413. S.

****) Gloſſar. Germ. p. 341.

*****) Gloſſar. Suiogoth. p. 1036.

Lande in Thüringen, wenigſtens an den dritten Feyertagen und Marientagen, proſtiren. Es wird mit gewöhnlichen teutſchen Karten, nicht, wie **Adelung** meldet, mit eigenen Karten, geſpielt. Rang und Namen der Blätter iſt folgender. **Die grüne Acht.** Sie heiſt der **Colle**, oder **das alte Thier**, und iſt das höchſte Blatt. **Die rothe Neun**; heißt **das rothe Thier.** Ihr folgt an Würde die **Schellen Neun**, oder das **gelbe Thier.** Dieſe drey Thiere gelten, was auch für eine Farbe Trumpf ſeyn mag. Nachbenannte Blätter haben den beſtimmten Rang und Namen, wenn ihre Farbe Trumpf iſt. **Der Obermann** heiſt **Oberkarniffel** oder auch Landsknecht. Der Untermann heiſt **Unterkarniffel** oder auch Büttel. Die **Sechs** heiſt der **Papſt.** Die Acht, (auſſer in der grünen Farbe,) und die **Neun,** (auſſer in der rothen und Schellen-Farbe,) **heiſſen Freykarte**; vermuthlich deswegen, weil ſie wenigſtens in Anſehung der ungewählten Farbe (d. i. welche nicht Trumpf iſt,) frey paſſiret und nicht geſtochen werden kann. Das **Daus**, (nach altem Stil der Kaiſer,) der **König** die **Zehen** (oder ſonſt das **Panier**, von dem darüber ſtehenden X alſo genannt,) ſind die unterſten Blätter und alſo blos ſchlechte Einwerfkarten.

Mit der Sieben hat es die beſondere Bewandniß, daß ſie gar nicht geſtochen, ſondern blos zum Ausſpiel von dem, der bereits einen Stich gemacht hat.

hat, gebraucht werden kann. Sie heißt daher die böſe Sieben, oder, nach altem Stil, der Teufel. *) — In den Farben, die nicht Trumpf ſind, gilt dieſe Rangordnung: Ober- und Untermann, Sechs, Acht, Neun, Daus, König, Zehen. Die Sieben iſt ein bloſes Einwerfblatt. Der Ober- und Untermann heißt fauler Schlingel, (ehemals fauler Fritz,) weil er nicht eher ſticht, und ſo lange unthätig iſt, biß es keinen Trumpf mehr giebt; es ſey nun, daß dieſer verſtochen worden, oder im Talon liegen geblieben.

Mit dieſen Blättern ſpielen vier, oder auch ſechs Perſonen in zwo Partien. Jede Perſon erhält fünf Blätter. Wer Karte gibt, ſchlägt, wenn er ausgegeben, beyde folgende Blätter auf, welche die in dem Spiel gewöhnlichen zwo Trumpffarben anzeigen. Wer die Zehn in einer Trumpffarbe hat, kann damit das aufgeſchlagne beſſere Trumpfblatt rauben, das iſt, es in ſeine Karte nehmen, und die Zehn daver hinlegen. Sollten beyde aufgeſchlagne Blätter Einer Farbe ſeyn, ſo ſchlägt man ein folgendes Blatt auf, bis zweyerley Farbe da liegt. Beyde Trumpffarben haben gleiche Rechte, und ſtechen in einander nach Potenz ihrer Blätter. Im Spiel muß immer das höhere Blatt bekennt oder zugeworfen werden; die, welche niedri-

*) Der Einfall iſt wohl ſehr unſchicklich, daß ſich die Urſache, warum ſchlimme Weiber böſe Sieben genennt

ger ſind, als das ausgeſpielte, kann man zurückhalten. Jede ſpielende Partie hat ihren **Director**, welcher die Karten ſeiner Mitſpieler anſehen, und, nach Befinden, das Spiel aufgeben darf, wenn nichts mit der erhaltenen Karte zu gewinnen iſt. Die mehrere Zahl der Stiche entſcheidet den Gewinn u. ſ. w.

Ich denke hiermit einige Idee vom **Karniffeln** gegeben zu haben. Die drey **Thiere** ſollten beynahe auf die Gedanken bringen können, als habe man in vorigen Zeiten, wo aus dem allgemeinen Religionsbuch warm und kalt geſchöpft wurde — die **Karniffelthiere**, (des **Teufels** und der deutungsreichen **Sieben** zu geſchweigen,) aus der Apokalypſe entlehnt. Man könnte etwa ſagen, die grüne **Acht**, als das größte Thier, habe eine klaſſiſche Stelle vor ſich, *) nicht minder das rothe oder roſinfarbne. **) Das gelbe feuerfarbne Thier würde wohl auch die Stelle ſeines Urſprungs auffinden laſſen. ***) Ob ich nun gleich dergleichen ganz neue **gelehrte** Muthmaßung nicht wagen möchte: ſo wären doch wohl, zu ihrer Entſchuldigung, ähnliche Beziehungen auf heilige

nennt werden, aus dem Karniffelſpiel herſchreibe; wie Pustorius meynt, theſaur. parocm. Cent. I. p. m. 127.

*) Apocal. XVII. 11.

**) Apoc. XVII. 3.

***) Apoc. XIII. 11. 13.

lige Bücher in Menge zu lesen, und bis auf diesen Tag wohl gar öffentlich zu hören.

Ich halte mich aber lieber an die Aufsuchung des weltlichen Spielsinns, welcher ganz teutsch und zeitpassend scheint, wenn man einmal weiß, daß das Karniffelspiel hauptsächlich zur Zeit der Reformation üblich war. Nur Landsknecht und Büttel als die nächsten nach den drey Thieren stechen den Pabst. Eine deutliche Aufforderung der weltlichen Macht wider den Römischen Stuhl! Vielleicht hatte man das frische Beyspiel vor Augen, daß 1527. ein Kriegsheer *) Rom selbst eroberte, und den Papst geschmeidiger machte. Die Sieben oder der Teufel, war stichfrey; zur Andeutung, daß ihn der Papst, seiner göttlichen Statthalterschaft unerachtet, auf Erden passiren lasse. Desto sicherer aber überwältigte die Sechs, oder die Gregorianische Hierarchie, Könige und Kaiser, und alle weltliche Häupter. Auch konnte ihr Kreuzpanier nach Belieben rauben, wie es wollte; außer daß es von den faulen Fritzen, (den geistlichen Herren,) wieder gestochen, das ist, sein geraubtes Gut unter sie getheilt werden durfte. Und vielleicht könnten die beyden auf einander hineinstechenden Trumpfarten erträglicher vom geistlichen und weltlichen Stand ausgelegt werden, als die vier Kartenfar-

*) Unter Anführung des berühmten Connetable von Bourbon.

tenfarben bey Meneſtrier von den vier Ständen des menſchlichen Lebens. Daß dieſer auf Abwerfung des Römiſchen Jochs losarbeitende Geiſt der Zeit und der Nation übern Karniffelſpiel gewaltet, läßt ſich aus Schriftſtellern jener Zeit darthun.

Es iſt bekannt, daß zu Beylegung der teutſchen Religionshändel Papſt Paul der dritte auf Kaiſerliches Andringen, ein allgemeines Concilium den 23. Mai 1537. nach Mantua zuſammenberief, welches aber in der Folge bis zum 1. November jenes Jahres verſchoben wurde, und endlich ganz ins Stecken gerieth, weil der Papſt mit dem Herzog zu Mantua darüber unter andern ſtritig ward, daß der Herzog die Exemtion der ſich verſammelnden Geiſtlichen nicht bis auf ihre Concubinen erſtrecken laſſen wollte. Die proteſtirenden teutſchen Stände waren aus ſehr handgreiflichen Urſachen übel auf das vorhabende päpſtliche Concilium zu ſprechen. Mancherley beiſſende Schriften, die damals ins Publikum ausflogen, zeugen davon; z. B. Pasquilis Quäſtionen, worüber das von Paul III. ausgeſchriebne Concilium diſputiren ſoll. *)

Ich beſitze eine dieſer Schriften, die ich, weil ſie kurz iſt, als einen Beleg zu meiner Karniffeltheorie, hierher abſchreiben kann.

„Eine

*) Corp. Bibl. Bünau. T. III. Vol. III. p. 1286.

„Eine Frage

„des ganzen heiligen Ordens der Kartenſpieler,
„an das Concilium zu Mantua. *)

„Nachdem wir erfahren, allerheiligſter Vater, daß E.
„H. alle Sachen, das Concilium belangend, allbereit
„ausgerichtet haben, den Römiſchen Hofe ſchon re-
„formirt, das ganz Rom fromm gemacht, alle Kir-
„chen überall wohl beſtallt, und alle Ketzereyen, ſon-
„derlich die Lutheriſche, ausgerottet, daß nichts mehr
„vorhanden zu thun iſt; haben wir bedacht, damit
„doch E. H. etwas im Concilio zu thun hätte, und
„nicht umſonſt zuſammen kämet, eine merkliche, für-
„treffliche und Hochwichtige Frage fürzutragen, da
„macht angelegen iſt der ganzen Welt. Denn man-
„cher großer Unrath, Mord, Blut, Gewalt und Un-
„recht, hierinn wohl zu vermeiden wäre, wo man
„ernſtlich drein ſähe, als ſehr wohl von Nöthen, und
„iſt nemlich dis die Frage:

„Warum doch der Karniffel den Kaiſer ſticht und
„den Papſt, ſo er doch, nach viel hochverſtändiger
„Leute Deutung, ein ſchlechter Landsknecht iſt, und der
„Oberman ein Reiſiger, der Kaiſer ein Kaiſer, der
„Papſt ein Papſt? Weiter: Warum doch der Papſt
„ſees

*) Das iſt der ganze Titel. Die Broſchüre hält vier Blätter in 4to.

„sees oder sechsste heisse, und steche auch den Kaiser „mit allen Reisigen und Landsknechten, ausgenom„men den Karnissel, das ist, den erwählten Lands„knecht? Weiter: Warum der Teufel Teufelsfrey ist, „daß ihn weder Kaiser, Papst noch Karnöffel stechen „kann, so doch der Papst Gottes Statthalter ein „Herr in der Hölle ist? Weiter: Warum doch das „Daus, das geringste und ärmste Stück auf der „Karte, der Kaiser heisse? Viel halten, der Pabst ha„be ihm zu viel geraubt und gestohlen, daß er ein „Bettler muß seyn, und doch der Kaiser heißt: Denn „ein erwählt Sechs hat dreymal so viel, als ein „Daus, (das nur zwey Augen hat;) darum es nicht „Wunder ist, daß die dreyfeltige Kron die einfältige „Kron des Kaisers hinwegsticht. Weiter: Und war„um doch der faule Fritz die Zehne, oder das Pa„nier, steche?„

„Darüber haben sich mancherley Ketzereyen und „Irrthum in der heiligen Kirche der Kartenspieler, „da man die Gläser spület, und die Todtenbein„über den Tisch laufen, erhoben.

„Etliche meynen, der faule Fritz seyen die faul„fräßigen Münche, die den reichen Burgern und „Bauern ihre Güter fressen. Die andern sagen, es „seyen die unnützen verdammten Tummherren, die „der Könige, Fürsten und Herren Güter schändlich „verzehren und verprassen.„

„Und

Cäſar.

Ich werde in allem was Cleopatra betrift, euer Gutachten zurath ziehen.

Cleopatra.

Diß iſt ein Verzeichniß alles Gelds, Gold- und Silber-Geſchirrs und Geſchmeides, das ich habe -- es iſt alles aufs genaueſte angegeben -- wo iſt Seleucus?

Seleucus.

Hier, Madam.

Cleopatra.

Diß iſt mein Schazmeiſter, laßt ihn reden, Gnädigſter Herr; er wird auf ſeine Gefahr verſichern können, daß ich nichts für mich zurük gehalten habe. Sag die Wahrheit, Seleucus.

Seleucus.

Madam, ich wollte lieber meinen Mund zuſiegeln, als auf meine Gefahr ſagen, was nicht iſt.

Cleopatra.

Was hab' ich zurükgehalten?

Seleucus.

Genug, um das wieder zu bekommen, was ihr angegeben habt.

„Und ſind ſolcher fährlicher Fragen in obgenann„ter heiliger Kirchen der Brüder, Kartenſpieler ge„nannt, ſehr viel, daraus mancherley Irrthum, Zwie„ſpalt und groſer Unrath kommt, bis aufs Rauffen „und Schlagen. Und iſt kein ander Mittel hie„denn daß ein heilig Concilium zu Mantua, weil „ſonſt nichts zu handeln iſt, die Sache mit Ernſt „fürnehme, und drein ſehe, damit ſolche Irrthum ge„ſchlichtet, und in gewiſſe Hauptartickel verfaßt wer„den. Gegeben zu Rom, Alla Campana, bey dem „Campflor, hinter dem Turre Denona, zwiſchen dem „andern Tabern, in die Bulle Cöná Domini, hart „für dem Eclipſi des Concilii, durch den teutſchen „Pacquil, Protheum genannt, Anno 1537. indi„ction nulla; Anno Pontificatus Pauli 4.

„Der ganze heilige Orden der
Kartenſpieler.„

Dieſe nach dem Geſchmack der Zeit zugerichtete Satyre hat inſonderheit Bezug auf die in hohem Ton angeſtimmte päbſtliche Bulle, *) wodurch das Concilium ausgeſchrieben worden. Damals fand es Beyfall, ernſtliche Dinge auf burleske Art vorzutragen; Hans Wurſt und Wieder Hans Wurſt titulirten die Schriften groſſer Männer, und Plattheiten des Volks nahmen Theil an Verfechtung der Geiſtes-

*) Sie ſteht im Hortleder, von den Urſachen des teutſchen Kriegs. 1. Band. 22. Cap.

Geiſtes- und Religionsfreyheit. Gemeinverſtändlicher und anziehender waren dieſe Diſputen freylich als die in dogmatiſcher Sprache! Von Seiten der proteſtantiſchen Schriftſteller brauchte man mehrmals retorſionsweiſe die Wehre und Waffen des Ridiculen. Selbſt jenes Schreiben der Karniffelſpieler ſcheint nur Erwiederung auf eine Schrift zu ſeyn, wo man Luthern unter Allegorie eines Kartenſpiels angegriffen. *)

Die aus dem Karniffelſpiel in jenem Schreiben nach Mantua hergenommenen Anſpielungen auf die Verderblichkeit der Hierarchie ſind aber gewiß nicht blos Einfälle des Schriftſtellers; man mag vielmehr den Kartenblättern jene Namen und Valeurs lange vorher abſichtlich beygelegt, und das Spiel wirklich darauf eingerichtet gehabt haben, um ſich damit über Roms Prieſterherrſchaft luſtig zu machen. Dieſe war

frey-

*) Bockſpiel Martini Lutheri, Mainz 1531 in 8. Auf dem Titel ſtehn zween Böcke abgebildet. S. Riederers Nachrichten 2 B. 227 S. Der Witz dieſes Bockpaſquills, den neuerlich iemand nachgeahmt haben ſoll, iſt, bey ſeiner Miſere, noch darzu ſchon abgeſchmaſcht. Von dem Spiel ſelbſt hat Hans Sachs (5 B. 3 Th. 42 S.) die Stelle:

Als ich nun gar kein Geld mehr hätt,
Ich mein Gewand aufſetzen thät,
Da fraß der unglückhafte Bock,
In einem Hui meinen Reitrock.

freylich auch über die Geſetze erhaben, und es ſchlug daher keine andre Strafe an, als die Geiſel des Spotts. Um dieſen allgemein fühlbar zu machen, mußte der Urheber jenes erdichteten Schreibens an das Concilium zu Mantua wohl wiſſen, daß das Karniffelſpiel, deſſen allegirte Blätter und deren Nahmen und Potenz, eine allenthalben bekannte Sache war.

Von ſeiner Popularität iſt auch der berühmte Hans Sachs Zeuge, der einen reiſigen Knecht auftreten läßt, welcher eine Menge teutſcher Spiele und unter ihnen auch das Karniffeln, hererzählt *); denn es heißt da unter andern:

Kann auch ein Spiel, heißt ein und dreyßig,
Das hab ich oft geſchrieben fleißig,
Desgleichen ein Spiel heißt das Karnöffeln,
Thät mich auch oft äffen und löffeln.

Noch weiter aber paarte ſich zu jener Zeit das Karniffelſpiel mit der Polemik in einem ziemlich dicken Quartband **), der ſeinen Titel daher genommen.

*) Mancherley artliche neue Stück ſchöne gebundene Reime, von Hanß Sachs, 5 Buch, 3 Theil, S. 40. (Augſp. 1616. 4.)

**) Wider die böſen Sieben ins Teufels Karnöffelſpiel, M. Erriacus Spangenberg, Eisleben 1562. 4to. Die böſen Sieben ſind Papſt Pius der Vierte und deſſen

men. Hierüber erklärt ſich in der Vorrede der Verfaſſer folgendermaſen:

„Warum ich aber dieſem Buch den Titel geben:
„Wider die böſe Sieben ins Teufels Karnöffelſpiel,
„wird der gutherzige Leſer zu vernehmen haben aus
„nachgeſetzter Frage, ſo Anno 1537 vom ganzen hei-
„ligen Orden der Kartenſpieler vom Karnöffel ge-
„ſtellt, dem Concilio zu Mantua hätt überantwortet
„werden ſollen, und weil es vielleicht dazumal nicht
„geſchehen, noch den geſchmierten Oelgötzen auf dem
„Conciliabulo zu Trient verſammelt, die mit der
„Schrift, wie mit Kartenblättern umgehen, möchte
„fürgelegt werden, und lautet dieſelbige alſo.

Hier iſt nun jene Frage von 1537 wörtlich eingerückt, und nur bey den Worten: Warum der Teufel ꝛc. hinzugeſetzt: oder die böſe Sieben. Das beweiſt wenigſtens ihre Synonymität im Spiel. Vom Eingang des letzten Abſchnitts jenes Spangenbergiſchen Buchs ſpielt noch folgende kräftige Stelle aufs Karniffelſpiel an: „Habe ich ihn, Hoſium, doch
„kürzlich alſo mit rappen wollen, daß er die böſe
„Sieben vollmache, und die Galgenzahl der Gottes-
„diebe

deſſen Verfechter Limpricius, Staphylus, Agricola, Contarenus, Gennep und Hoſius. Auf dem Titelblatt iſt ein Holzſchnitt, worauf die ſieben Gegner namentlich und in allerley lächerlicher Geſtalt und Attitüde vorgeſtellt werden.

„diebe, die den Laien die heilige Schrift, und den „Priestern die Ehe, und sonst viel mehr, stehlen, „auch compliret werde.“

In eben dieser Manier schreibt Spangenberg bey Gelegenheit seiner 1562 wider Julium Pflug erlassenen Streitschrift: *)

„Und weil ich dann zuvor in meinem Buch, wi„der die bösen Sieben ins Teufels Karniffelspiel, — „etliche weit von hier besessene Affen angegriffen — „achtet ichs auch nicht unbillig noch unrecht, daß ich „die stattliche Ermahnung des Zeitzischen Bischoffs, „hart beyneben uns in der Nachbarschaft gesessen, „angriffe; sonderlich weil die grosen, hochgelahrten „Doctores und friedsamen geschmeidigen Theologen „den Fuchs nicht beissen noch hinter den Pflug wollen, „sondern, damit sie die Gunst nicht gar versalzen, „verpfeffern oder sonst verwürzen, reinen Mund hal„ten. Wiewohl ich aber nicht zweifle, es werden „andre gottesgelahrte Leute das ihre bey dem Handel „auch

*) Wider die unchristliche Ermanung, so Julius Pflug von Religionssachen an des Naumburgischen Stifts Unterthanen und Verwandten in öffentlichen Druck dieses 1562. Jahres hat ausgehen lassen, Gegenbericht und Warnung M. Cyriaci Spangenberg. Gedruckt zu Eißleben durch Urban Gaukisch 1562. 4.

„auch, und vielleicht beſſer denn ich, thun: ſo hab „ich doch den Pflug auch ein wenig mit keilen wol„len, und hätte mögen leiden, er wäre ein wenig eher „gekommen, ſo ſollt er in den **böſen Sieben** nicht „einen böſen Geſellen geben haben, ſondern gleich „demſelben Gelak eine Zier geweſen ſeyn. Doch achte „ich, er komme auch noch wol allem Spiel zu Maa„ße u. ſ. w.

Daß nun aber, dieſer Beweiſe aus polemiſcher Litteratur ungeachtet, das Alter des Karniffelſpiels noch über die Zeiten der Reformation hinausgehe, vermag ich durch einen gründlichen, ſchätzbaren Zeugen darzuthun.

Es iſt **Geiler von Kaiſersberg**, wenn er an einem Ort über das Kartenſpiel überhaupt, beſonders aber über die damalige Spielart des Karniffelns, allegoriſche Bemerkungen macht. Ich hoffe Verzeihung zu erhalten, wenn ich ſeine eigene treuherzige nachdrückliche Worte herſetze. Er ſtellt in ſeinen Predigten **vom menſchlichen Baum** *) den Tod, als den Holz-

*) Das Buch de Arbore Humana. Von dem menſchlichen Baum. Gepredigt von dem hochgelarten D. Johannes Keyſersberg, darinn geſchicklich und in Gottes Lob zu lernen iſt, des Holzmeiers, des Tods, frölich zu warten. Einem jedem Menſchen nütz und gut. (Straßburg 1521. fol.)

Holzmeier, vor, und ſagt, bey deſſen 19ter Eigenſchaft aeſtimabilitas: „Alſo der Tod macht, wie man „ein Ding zu dem beſten erkennen ſoll, wenn er mit „ſeinen Regeln, Maas und Gewicht kommt. Dieſe „Welt und unſer Leben, was iſt es anders, denn „eine Krämerey, ein Jahrmarkt, auf dem wir ſol„len kauffen die ewige Waar und Güter der Gnade „und Glorie, und das ſolten wir thun, dieweil der „Markt währt, das iſt, vor der Sonnen Nieder„gang, und ehe man die Glocken läutet zu dem „Grab. — Der Teufel iſt auch ein Krämer, er „hat ſein Waar auch feil, er iſt ein Wannenkrämer, „er hat eine Wanne, leere unnütze Ding, da läuft er „hin und her, und rathet, daß man ihm die Ding „abkaufe. — Dieſe Ding lobt er, und leckert die „arme ſchlechten Leut in den Dörfern, daß ſie es „kauffen. Er betrügt aber ſie, wann ſie es nicht „bringen zu urteilen dem Tod darüber, als dem „Dorfmeier, weil wenn der Tod kommt mit ſeiner „Wag und wird es wiegen, ſo wirſt du ſehen, daß „wenig der Wahrheit da iſt. — Die ſiebent Waar, „die dieſer Wannenkrämer, der Schalk, feil hat, iſt „Kartenſpiel, bedeutet Gewalt, Adel, Ehr. — „Aller Gewalt dieſer Welt iſt wie ein Kartenſpiel. „Auf der Karte ſeyn viel Blätter, das ein heißet „ein König, das ander der Ober, der Unter. Alſo „in dem weltlichen Regiment iſt einer ein König, „der iſt ein Burgemeiſter, der ein Schultheiß, der

„hat einen andern Namen. Item auf der Karten,
„ſo ſticht eins das ander, der König ſticht die Frau,
„die Frau den Obern, der Ober den Untern. Alſo
„einer, in dem Gewalt — auch ein König, über-
„windet einen Fürſten, ein Fürſt einen Grafen, und
„wer baß mag, der thut baß. Item auf der Kar-
„ten ſeyn alle Blätter aus Papier gemacht, und aus
„Pappen, und wiewol eins hübſcher gemalt iſt,
„dann das ander. Alſo alle die in dem Gewalt ſeyn,
„wenn ſchon einer den andern übertrift, in der Wür-
„de, ſo ſeyn doch alle, der Herr und der Knecht, von
„einer Materie, tödlich und elend. Vor Zeiten war
„es gar ein ſchlechtes Ding zu ſpielen auf der Kar-
„ten; der König ſtach den Obern, und ie das mehe-
„rere das Untere, zwey ſtachen nie einen König.
„Aber itzt ſo hat man ein Spiel, heiſſet der Kar-
„niffelſpiel, (Karniffelius,) da ſeyn alle Dinge ver-
„kert, die drey ſtechen ein Ober, die Vier den Un-
„tern, zwey und ſechs ſtechen einen König, und ſo
„ſchlägt man um, itzt ſo iſt einerley Kaiſer, darnach
„ſo wird ein anderley Kaiſer, wie das Glück gibt.
„Alſo in dem Gewalt iſt es auch umkehrt; vor Zei-
„ten war gar ein ſchlecht Ding zu erwählen Herren
„zu dem Gewalt, wann man erwählt allwegen die
„fürſichtigen, die Guten, die Gottesfürchtigen, die
„waren König und hatten allen Gewalt zu alten Zei-
„ten; da waren Prieſter und Philoſophi, die waren
„König, denen waren die andern gehorſam, die min-

„der

„der wären in Weisheit — aber itzt so ist ein ander „Spiel funden in dem Regiment auf der Karten, „daß der Unterbub sticht den König, die zwey und „sechs ein König, die drey den Obern, und der „minder den mehrern. — Ach wie dick komt es, „daß die frommen, ehrsamen, fürsichtigen" werden „untergedruckt in Räthen, in den Erwählungen, so „man König und Bischoff erwählen soll. — Sie „haben die Kart mit Betrug und Falschheit gemischt, „also zu mischen, daß derley Sie begehrt haben, „Kaiser zu werden, sie können es also practiciren „und zurüsten, daß der erwält wird, den sie wäh„nen, es sei durch vielerlei Bullen und Bittbriefe. „Wie geht es aber zum letzten, wenn das Spiel „aus ist, so wirft man alle Blätter, König und „Kaiser, mit allem Hofgesind, in das Feuer." —

So weit der brave **Geiler von Kaisersberg.** Er hielt diesen Sermon Donnerstags nach Judica 1496. In dem lateinischen Original klingt aber die Hauptstelle folgendermaßen: *) Sed nunc ludus inventus qui appellatur (Keiserspil) ludus Caesaris, vel (Karnoeflins,) in quo haec omnia pervertuntur; ita ut tria vincant superiorem, duo regem, fitque mira vicissitudo Caesarum, ut in hoc ludo

*) Sermones — Ioannis Geiler Keisersberg — de arbore humana — Argentor. 1515. fol.

iam de hoc coetu, iam de alio fiat Caesar ad fortunam. — Hieraus erhellt, daß Karnoffeln und Kaiſerſpiel Eins war, und daß, ob man wohl die Regeln des Spiels nicht mehr weiß, doch wohl der Kaiſer eine Hauptrolle darinne haben mochte. In allen Fällen war es doch ſchon ein currentes und und daher nicht ganz neues Spiel; weil außerdem der Prediger ſeiner zahlreichen Straßburger Gemeine nicht verſtändlich geweſen ſeyn würde. Daß er des Pabſts, Paniers, Teufels, der Sieben, nicht gedenkt, daraus folgte zwar eben nicht, daß 1496. dieſe Blätter im Spiel fehlten. Denn Geiler hatte die Hauptidee des Verkehrten bey dem Spiele vor Augen, um es mit dem Verkehrten ſeiner damaligen Welt zu vergleichen. Was dieſer Idee nicht gerade entſprach, brauchte er nicht eben anzuführen. Allein es iſt wohl auch zu glauben, daß das Spiel, (wie es noch immer den Kartenſpielen geht,) nach ſeiner Zeit jener Modification ausgeſetzt geweſen. Geiler von Kaiſersberg war ein ſo gerader Zeuge der Wahrheit, ein ſo freymüthiger Widerſacher der Pfafferey, daß er gewiß mit jener Alluſion der Kartenblätter aus Schonung nicht zurückgehalten haben würde. Da aber ſeine Predigtvorträge eben ſo allgemeinen Beyfall hatten, als ſeine vielfach gedruckten Schriften überall geleſen wurden: ſo iſt es wahrſcheinlich, er habe mit ſeiner Deutung des Karniffelns, nach deſſen damaliger Spielart, auf weltliches Regiment, den

erſten

Cäsar.

Nein, erröthet nicht, Cleopatra; ich billige eure Klugheit in diesem Stüke.

Cleopatra.

Sehet, Cäsar! O sehet, was ein schimmerndes Glük für Anhänger hat: die meinen sind nun die eurigen; tauschet eure Umstände mit mir, so sind die eurigen, mein. Die Undankbarkeit dieses Seleucus treibt mich bis zur Wildheit. O Sclave, nicht getreuer als bezahlte Liebe -- Wie, weichst du zurük? Das sollst du, ich versichre dich; aber ich will deine Augen erreichen, und wenn sie Flügel hätten. Sclave, seel-loser Sclave, Hund, O Ungeheuer von Niederträchtigkeit! --

Cäsar.

Meine gute Königin, laßt euch bitten --

Cleopatra.

O Cäsar, was für eine verwundende Schmach ist das, in dem Augenblik da du mich, eine so tief erniedrigte Creatur, der hohen Ehre deines Besuchs würdigest, daß mein eigner Diener die Summe meiner Demüthigungen durch eine solche Wurkung seiner Bosheit vermehren soll! Sage, Gütiger Cäsar, wenn ich auch einige Frauenzimmer-Kleinigkeiten zurükbehalten habe, nichtsbedeutende Spielwerke, solche Dinge, womit wir neue Freunde begrüssen; und sage, wenn ich auch einige Sachen von grösserm Werth für Livia und Octavia bey Seite gelegt habe, um mir den Weg zu

erſten Anlaß gegeben, daß man auf Vermehrung und Verbeſſerung deſſelben verfallen iſt, und den Papſt, nebſt Kreuzpanier, Teufel und Thieren, dabey einge führet hat.

Zwar findet ſich von den **drey Thieren** nichts in dem Schreiben an das Concilium zu Mantua, auch nicht bey **Geiler von Kaiſersberg**: man müſte denn annehmen, daß in des letztern Beſchreibung die zwey, drey und vier die Stelle verſehen hätten. Es iſt ſehr möglich, daß erſt in der Folge ein mit geiſt- und weltlichem Regiment nicht überall zufriedener Kartenſpieler, durch Einführung der drey Thiere, welche Karniffel und Papſt, Kaiſer und König, abſtechen, ſich Satisfaction zu verſchaffen gewußt habe.

Wie dem ſey, ſo glaube ich wenigſtens von dieſem Spiel ſo viel mit Gewißheit beygebracht zu haben, daß, Urſprung und Deutung nach, die Erneuerung ſeiner Bekanntſchaft in der Epoke, worinn wir izt leben, **des Contraſts halber**, den Vorwurf eines Hors d'oeuvre in einer Zeitſchrift wie dieſe nicht befürchten darf.

* * *

VI.

Octroy

der neuen Trieſter Aſſecuranz- Handels- und Disconto-Compagnie.

(An den Herausgeber des T. Merkurs.)

R** den 5ten Jan. 1783.

Billig ſollte jede Börſe die Inſchrift führen:

„Je mehr Menſchen eſſen, und je beſſer ſie „eſſen, deſto leichter iſt's Jedem ſatt zu „werden"

eins der gröſten ſtatiſtiſchen Axiomen, und der fruchtbarſten Entwickelungen fähig. Ein frölicher Herzerhebender Anblick iſts, wenn man ſieht wie innigſt Kaiſer Joſeph der Zweyte dieſe wohlthätige Wahrheit fühlt, und zum Glücke ſeiner Länder practiſch zu machen ſucht; wenn man ſieht, wie in den kleinſten Adern des Staats Leben circulirt; wie in Wien, Oſtende, Trieſt, Fiume, alles raſtlos wirkt, treibt und fröhlich gedeyht: mit welcher Leichtigkeit die wichtigſten Handels-Operationen von ſtatten gehen, und mit welcher Achtung die Kaiſerliche Flagge bereits in allen Meeren weht. Ein neuer Beweis, wie tief und feſtgegrün-

gegründet das Vertrauen auch fremder Kaufleute, und ſo äußerſt vorſichtiger und ſichergehender als ſonſt Niederländer ſind, auf die Grundſätze des Wiener Miniſterii ſeyn müſſe: beweiſet, außer den bereits in den Kaiſerl. Staaten, meiſt durch Niederländer, errichteten Handlungs-Geſellſchaften, die erſt voriges Jahr wieder zu Trieſte neuentſtandene **Aſſecuranz- Handels- und Disconto-Compagnie.** Den Entwurf dazu machte der Rath **Ignatius Verpoorten**, auch ein Niederländer und Kaufmann zu Trieſte, und der Kaiſer ertheilte ihr die Octroy unterm 15ten Jänner 1782 auf 20 Jahre. Sie will ihren Handel hauptſächlich nach America und ſonderlich nach den Franzöſiſchen Antillen treiben, und ihre Speculationen meiſt auf Caffee und Zucker richten. Die rohen Zucker ſollen in Trieſter privilegirten Siedereyen raffinirt, und dann in den Oeſterreichiſchen und benachbarten Staaten abgeſetzt werden.

Dieſe Octroy iſt in vielen Rückſichten ein zu merkwürdiges öffentliches Document der glücklichen Epoque, welche Oeſtereich unter ſeinem jetzigen Monarchen erlebt hat, als daß es Eur. nicht in den Teutſchen Merkur aufnehmen ſollten; um deſto eher, da wenig öffentliche Blätter darauf geachtet zu haben ſcheinen. In dieſer Rückſicht ſchmeichle ich mir, wird Ihnen gegenwärtiger kleine Beytrag nicht unangenehm ſeyn.

Artickel der Kaiſerl. Octroy.

1) Der Fond dieſer Geſellſchaft beſtehet aus Vier Millionen teutſchen Gulden, und die Octroy gilt für 20 Jahre.

2) Dieſer Fond ſoll auf 4000 Actien erhoben werden, jede zu 1000 Fl. Jährlich ſollen ſelbige mit 4 pro Cent verzinſet, und der Ueberſchuß jährlich vertheilet werden.

3) Alle Fremde können Actien nehmen und ſollen ſelbige, als wenn ſie Kaiſerlichen Unterthanen zugehörten, angeſehen werden. Wenn ein Fremder 20 Actien hat und ſich in den Kaiſerlichen Staaten niederlaſſen will, ſoll ſelbiger als ein Eingebohrner angeſehen werden, und deſſen Verwandte über ſeinen Nachlaß nach Vorſchrift der Geſetze diſponiren können.

4) Die Actionairs ſind für ihren in der Geſellſchaft habenden Antheil verantwortlich; es kann aber keiner ſein Capital aus ſelbiger als durch den Verkauf der Actien ziehen, die von allen ordinairen und extraordinairen Taxen und Abgaben ſtets frey ſeyn ſollen.

5) Die Actien der Fremden ſollen auch von dem Erbrechte (Droit d'Aubaine) frey ſeyn, und weder mit Arreſt belegt noch confiſcirt werden können, es ſey aus welcher Urſache es wolle, wenn der Kaiſer auch mit den Mächten dieſer Fremden in Krieg gerathen ſollte.

6) Es

6) Es ſollen 5 Directeurs ſeyn, welche die Actionairs ſelbſt wählen, und vom Kaiſer beſtätiget werden ſollen. Jeder dieſer Directeurs muß wenigſtens 12 Actien haben.

7) Die General-Verſammlungen werden zu Trieſte gehalten und jeder Intereſſent der 12 Actien hat kann dabey erſcheinen oder für ſich erſcheinen laſſen um ſeine Stimme zu geben.

8) Alles wird durch die Mehrheit der Stimmen beſchloſſen, und 12 Actien haben eine Stimme.

9) Der Kaiſer will ſich weder directe noch indirecte in die Geſchäfte der Geſellſchaft miſchen, außer wenn es Rechtsſachen betrift, oder wenn Directeurs beſtätiget werden ſollen. Die Directeurs ſollen auch nur gehalten ſeyn vor der General-Verſammlung Rechenſchaft abzulegen, es ſey dann daß ſie Sachen unternehmen die dem Staat ſchädlich und den Geſetzen zuwider ſeyn könnten.

10) Auf Anſuchen der Geſellſchaft ſollen ihre Schiffe Kaiſerliche Flagge und Päße erhalten, ſo wie ſolches den Tractaten und Geſetzen gemäß iſt.

11) Sie kann auf allen Werften in den Kaiſerl. Staaten Schiffe bauen laſſen.

12) Zu den nöthigen Gebäuden in Trieſte ſollen derſelben für die in den Geſetzen beſtimmten Preiſe

und nach billiger Taxation, der Platz angewieſen werden. Sollte aber der dazu nöthige Grund unter anderer Herrſchaft liegen, ſo muß ſie ſich darum zu vergleichen ſuchen.

13) Alle Bau-Materialien zu ihren Schiffen und Gebäuden ſollen in den Freyhäfen zu Trieſte und Fiume von allem Zoll und Abgaben befreyet ſeyn.

14) Die Geſellſchaft mag auch Zuckerraffinaderien in und bey Trieſte oder in den teutſchen Kaiſerlichen Erbländern wo ſie es für gut findet anlegen und ſoll darauf dieſelben Privilegia genieſſen, welche die Geſellſchaft der Raffinaderien zu Fiume nach der ihr den 23 Jänner 1775 verliehenen Octroy genieſſet, beſonders was die rohen Zucker nach den 18 Artickel betrift wenn ſie Raffinaderien in den Kaiſerlichen Erbländern anlegen wollte.

15) Ueberhaupt ſollen alle Waaren die für Rechnung der Geſellſchaft aus der Fremde kommen, ohne irgend einige Abgabe frey in den Häfen Trieſte und Fiume eingeführet werden.

16) Die Geſellſchaft kann ihre Waaren durch Auction und durch ihre eigene Bediente verkaufen laſſen, ohne an die Formalitäten der Börſe gebunden zu ſeyn.

17) Alle und jede die in den Kaiſerlichen Freyhäfen, zu der Direction und den Manufacturen dieſer Geſellſchaft gehören, ſollen von allen öffentlichen perſönlichen

sönlichen Lasten befreyet seyn. Diese Ausnahme soll sich auch auf alle ihre Bediente in den andern Kaiserl. Erbländern erstrecken, die Einquartirung der Kriegs-Völcker allein ausgenommen. Auch sollen die zur Direction und den Manufacturen der Gesellschaft gehörigen Personen, Künstler und vornehmsten Arbeiter, sammt denjenigen unter den Fabrikanten und Arbeitern, deren Stelle nicht sogleich wieder besetzt werden kann, von aller Werbung befreyet seyn.

18) So wohl in Kriegs- als Friedens-Zeiten, sollen alle der Gesellschaft gehörigen Gelder, Einkünfte, Magazine, Schiffe u. s. w. ungerührt bleiben, es sey in welchem Falle es wolle, und wird derselben in Gegentheil in allen vorkommenden Fällen besonderer Kaiserlicher Schutz versprochen.

19) Sollte der Fond der Gesellschaft vergrößert werden sollen, so soll es derselben auf ihr Ansuchen und nach Beschaffenheit der Umstände erlaubet werden.

20) Da auch Kaiserlicher Seits nicht gezweifelt wird, daß die Unternehmungen und Handlungen der Gesellschaft, nicht ein allgemeines Wohl über die Kaiserlichen Staaten ausbreiten werden, so will der Kaiser ihr auch gegenwärtige Octroi erneuern und verlängern, wenn deren Frist von 20 Jahren verfloßen seyn und darum allerunterthänigst angesuchet wird.

VII.

Neujahr-Wunſch

von dem ehrſamen Choro Muſico zu ***
in der erſten Stunde des Jahres 1783
einer Damen-Aſſemblée
re vera abgeſungen.

Da das Jahr zum Ende geht,
Schönes Frauenzimmer!
Und der Hahn im Neuen kräht
Treten wir ins Zimmer.

Störten wir auch eure Luſt,
Welches wir nicht wollen,
So gedenket, unſre Bruſt
Iſt uns hoch geſchwollen.

Wünſche, mehr als Tag im Jahr, —
Dankt dafür den Muſen! —
Quellen unſrer ſchwarzen Schaar
Aus dem treuen Buſen.

Klingt auch unſer Rund-Geſang
Eben nicht zum feinſten:
So bedenkt, bey ſolchem Drang
Singt man nicht am reinſten.

Was wir wünſchen, iſt ſo viel
Daß wir kaum es wagen
Euch mit unſerm Saytenſpiel
Solches vorzutragen.

Aber einen Theil davon
Werdet ihr errathen,
Denn von ferne riecht man ſchon
Einen ſolchen Braten.

Was euch allen wohlgefällt
Wünſchen wir zum erſten;
Einen Beutel ſo voll Geld
Daß er möge berſten.

Frommen Mädchen ſüſſen Lohn
Wünſchen wir zum zweyten:
Jeder einen Seladon,
Aber nicht von weiten.

Was Sie pfleget zu erfreun
Nicht umſonſt zu bitten,
Kann es anders möglich ſeyn,
Wünſchen wir zum dritten

Wird Sie aber einſt ein Weib,
Wünſchen wir zum vierten,
Noch zum Neben-Zeitvertreib
Einen treuen Hirten.

Was den Schönen oft gebricht
Bey Zuſammenkünften,
Ein recht fröhliches Geſicht
Wünſchen wir zum fünften.

Nur aus bloſer Sympathie
Wünſchen wir zum ſechſten,
Daß noch dieſen Abend ſie
Uns damit behexten.

Und, o würden ſie ſo weich
Uns ſogar zu lieben,
So erfüllten ſie zugleich
Unſrer Wünſche ſieben.

Denen nur das Spiel gefällt,
Wünſchen wir zum achten,
Daß ſie ſich, für leichtes Geld,
Die Honores pachten.

Denen Schwätzern allzumahl
Wünſchen wir zum neunten
Eine ungeheure Zahl
Von geduldgen Freunden.

Peſtilenz und theure Zeit,
Wünſchen wir zum zehnten,
Wolle von der Chriſtenheit
Noch hinfort ſich wenden.

Was ſich jeder ſchönes träumt
Wünſchen wir zum elften
Und was endlich drauf ſich reimt
Wünſchen wir zum zwölften.

Da kein Wunſch mehr flieſſen will,
Schönes Frauenzimmer!
Eilen wir in aller Still'
Wieder aus dem Zimmer.

ihrer Fürbitte zu öffnen, muß ich deßhalb von einem verrathen werden, der mein Brodt gegeſſen hat? Götter! -- es ſchmeißt mich unter meinen Fall hinab -- Ich bitte dich, geh fort, oder ich werde nicht verhindern können, daß einige Funken meines Geiſtes aus der Aſche meines Glüks hervorglimmen. Wär'ſt du ein Mann, du würdeſt Mitleiden mit mir haben.

Cäſar.

Seyd ruhig, Seleucus.

Cleopatra.

Bedenket, daß wir, die Groſſen in der Welt, oft wegen des Böſen das andre gethan haben, angeklagt werden; und wenn wir fallen, müſſen wir für alles antworten; man ſollte billig auch um der Verdienſte derer willen, die in unſerm Namen gehandelt haben, Nachſicht gegen uns gebrauchen.

Cäſar.

Cleopatra, wir ſezen weder das was ihr zurük behalten, noch was ihr angegeben habt, in das Verzeichniß der eroberten Sachen; beydes bleibe euer; ſchaltet damit nach euerm Belieben, und glaubet, Cäſar iſt kein Kauffmann, der euch Sachen anrechnet, womit Kauffleute handeln. Seyd alſo gutes Muths; macht eure Gedanken nicht zu euern Gefängniſſen; nein, theure Königin, unſre Abſicht iſt, euch ſo zu begegnen, wie ihr ſelbſt uns Anleitung geben werdet; eſſet ruhig zu Nacht, und ſchlafet. Wir

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Jänner 1783.

Vorerinnerung.

Ich glaube mich durch die, den Anzeiger betreffende Ankündigung im October und November vom vorigen Jahr, über dieſe Verbeſſerung des Teutſchen Merkurs hinlänglich gegen alle Leſer deſſelben erklärt zu haben. Da ſie die Wünſche beyder Theile, ſo wohl derer die im Merkur nicht ſo viel, als derer die noch mehr drinn angezeigt haben wollten, befriediget, ſo hoffe ich werden auch Beyde damit zufrieden ſeyn, und dieſe Einrichtung billigen. Für diejenigen welche obgedachte Ankündigung überſehen haben ſollten, finde ich nöthig das Weſentlichſte daron hier ganz kurz zu ihrer Notiz zu wiederholen.

1) Alle literariſche und Kunſt-Nachrichten, Anzeigen, Recenſionen neuer Werke, Verlags- und Subſcriptions-Ankündigungen, Preiß-Aufgaben, Bekanntmachungen neuer Erfindungen, gelehrte und ökonomiſche Anfragen, und die Antworten darauf; kurz, was nur dem Publico in einem gelehrten Intelligenz-Blatte vorzutragen iſt, kommt in dieſen monatl. Anzeiger, und nicht mehr in die Monats-Stücke des T. Merkur; als welche blos Abhandlungen mannichfaltiger Art gewiedmet ſind.

2) Alle dieſe Bekanntmachungen geſchehen unentgeltlich: nur müſſen ſie ſo kurz als möglich ſeyn, und poſtfrey an

den Herausgeber des Teutſchen Merkurs zu Weimar eingeſandt werden. Was nicht poſtfrey einläuft, wird nicht eingerückt.

3) Der Preis eines Jahrgangs mit dieſem monatl. Anzeiger iſt hier in Weimar 2 Rthlr. und poſtfrey durch ganz Teutſchland 3 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. Ohne Anzeiger aber bleibt es bey dem alten Preiſe; nämlich 1 Thlr. 16 gr. in Weimar, und 2 Thlr. 12 gr. in Louisd'or à 5 Thlr. poſtfrey durch ganz Teutſchland.

4) Kein Leſer iſt verbunden dieſen Anzeiger wider Willen mitzuhalten, ſondern er kann den T. M. auch ohne denſelben, wie zuvor, haben; ob ich gleich zweiffle, daß, da der Anzeiger die Stelle eines immerwährenden litterariſchen Correſpondentens vertritt, und tauſend das Publikum intereſſirende Dinge enthält, dieſer Fall häufig eintreten werde. Doch geſetzt er käme, ſo muß der Leſer, der den Anzeiger nicht mithaben will, es in dieſem Falle ſeinem Buchhändler oder dem Poſtamte, das ihm den Merkur liefert, anzeigen. Sein Schweigen gilt für Genehmigung. Da es nun unmöglich iſt die Meynungen aller Leſer hierüber ſogleich zu ſammeln, ſo ſollen jetzt vom Jänner und Februar alle Stücke des T. M. mit dem Anzeiger ausgegeben werden, und wer ſich indeſſen nicht dagegen erklärt, deſſen Schweigen wird mit Genehmigung ſeyn.

5) Da der Anzeiger nie mit dem Monatsſtücke fortpagirt wird, ſo ſtehet es Jedem frey, ihn beym Binden eines Bandes wegzulaſſen oder nicht. Weimar den 1ten Jan. 1783.

Wieland.

I.) Als Inſerat für den T. M. iſt Folgendes einge-ſandt worden; und wird auf Verlangen bekannt gemacht.

Ohne Druck-Ort, bloß unter der Jahrzahl 1782, und mit dem Motto: *Si vir magnus eccidit, magnus iacuit*, iſt eine Apologie des ehemaligen Franzöſiſchen Finanz-Miniſters, Herrn Necker, unter dem Titel: Necker, in Briefen an Herrn Iſelin, in Baſel, erſchienen. Der ungenannte Verfaſſer bemühet ſich darinn, die großen Verdienſte dieſes geſchickten Finanz-Miniſters in ihrem vortheilhafteſten Lichte darzuſtellen, und man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er die Vertheidigung ſeines Helden mit vieler Wärme und Gründlichkeit geführt hat.

Da dieſe Briefe vermuthlich in mehreren gelehrten Journalen und Blättern weitläuftiger recenſirt werden dürften, ſo hat man für nöthig befunden, die Herren Recenſenten auf nachfolgende Seit. 428. auch 448 und 49. befindliche Stellen, welche zwey den Herzog Ferdinand von Braunſchweig betreffende Anekdoten enthalten, aufmerkſam zu machen, und ſie zu erſuchen, der Wahrheit der an den angeführten Stellen erzählten Begebenheiten öffentlich zu widerſprechen. Es iſt erſtlich grundfalſch, daß des Herzogs Ferdinand Durchl. ſich einer ſeine hohe Krieges-Würde entehrenden Liſt bedient haben ſollten, um einige Kundſchaften von dem gegen ihn ſtehenden Feind einzuziehen. Obgleich die bekannte Klugheit dieſes großen Feldherrn ihm jedes erlaubte Mittel benutzen hieß, wodurch er dem Feinde Abbruch thun konnte: ſo war es doch ganz ſeinem eigenthümlichen Charakter zuwider, Spionen zu dingen, durch Verſprechungen die Treue irgend eines Unterthanen auf die Probe zu ſtellen, oder das Leben eines Menſchen durch eine ſolche

unmittelbare Veranstaltung in Gefahr zu ſetzen; und es iſt daher eine offenbare Unwahrheit, wenn der Verfaſſer der Briefe dieſen Fürſten Sich verkleiden läſt, um dadurch einen armen aufgefangenen Bauer zur Sprache zu bringen.

Was ferner die zweyte Anekdote von der Unterredung des Herzogs mit dem Verfaſſer der Briefe im Jahr 1762. in dem Haupt-Quartier zu Gudensberg betrifft: ſo wird dem hier erzählten Facto gleich dem vorhergehenden ebenfalls widerſprochen. Es iſt zwar andem, daß des Herzogs Ferdinand Durchl. der Franzöſiſchen Nation auch ſelbſt zu der Zeit, da Er gegen ihre Heere fochte, in Anſehung des menſchenfreundlichen Betragens, ſo ſie in den von ihr feindlich occupirten Ländern im Ganzen beobachtete, Gerechtigkeit wiederfahren ließ: niemals aber war es des Herzogs Gewohnheit, einer Nation auf Unkoſten einer andern ein Compliment zu machen; und am allerweniaſten läſt ſich ſolches in der Lage vermuthen, in welcher der Verfaſſer der Briefe es von dem Fürſten als geſagt anführet.

Geſetzt jedoch, aber nie zugegeben, daß ein ſolcher Diſcurs auch wirklich zwiſchen Sr. Durchl. und unſerm unbekannten Schriftſteller vorgefallen ſey: ſo verräth es doch einen ſehr hohen Grad von Indiſcretion, wenn ſich jemand erlauben kann, eine Unterredung von dieſer Art, bey welcher ein gewiſſes Zutrauen vorausgeſetzet wird, dem Publico durch den Druck bekannt zu machen. Wiewohl alſo der Herr Verfaſſer der Briefe an Herrn Iſelin ſonſt allen Dank verdienet, daß er die Vertheidigung des verdienſtvollen Herrn Necker übernommen: ſo kann man doch nicht umhin, ihm freundſchaftlich anzurathen, daß er in Zukunft bey den zur Erläuterung ſeiner Sätze anzuführenden Beyſpielen, in ſo ferne ſolche ſich auf Geſchichte und Thatſachen beziehen, behutſamer ſeyn und ſich beſonders dafür in acht nehmen

mdge

möge, daß er, wenn er es nicht genau beweiſen kann, nie in ſeinen Schriften, ohne beſondere Erlaubniß, einen groſſen Herrn compromittire.

II.) *Parerga hiſtorica.* MDCCLXXXII. 612 Seiten in 4to.

Der Mann, den ſeine Forſchbegier bey Unterſuchung der Küſten des vaterländiſchen Alterthums ins große Meer der allgemeiner Weltgeſchichte hinriß, wo er kühn ſeine eigene Bahn ſteuerte, und lieber wagte zu irren, als ganz gemeine, ſchon viel beobachtete Länder und Völker mehr zu beſuchen als es die Hülfsmittel der Reiſe nothwendig verlangten — der Mann fühlte den edlen Beruf, ſeinen Lauf zum Beſten der Mitwelt nicht ganz unbeſchrieben zu laſſen. Aber, um mit Lebenszeit auszulangen, (denn ſchon hat dieſe ein halbes Jahrhundert zurückgelegt,) concentrirte er die ungeheure Nachrichtenſammlung; und ſo ſtieg, bey aller Wortſparniß, ja bey mehrerer Vorausſetzung von Geſchichtekunde, als faſt mit Billigkeit von dem gröſsern Theil gelehrter Leſer zu fodern iſt dennoch die Lieferung, die wir vor uns haben, über drey Alphabet an.

Giebt das noch keine Idee davon, was in dem Werk zuſammengedrängt worden: ſo möge ſie etwa die Vorſtellung geben von zwanzig vorübergegangenen Lebensjahren, die der reiſſte Fleis, die wärmſte Liebhaberey, in einer Sammlung hiſtoriſcher Bücher von 20000 Bänden, mit Zuſammenbringung und Verarbeitung der eben ſo emſig in den älteſten, als in den neueſten Schriften aufgeſuchten Materialien, über Urſprung und Abwandelung der Völkerſchaften, aufzehren konnte; nicht zwar um daraus ein vollkommenes hiſtoriſchchronologiſches Gebäude aufzuführen, aber doch, um ſie zu dieſem Zweck durch ſinnreiche Conjecturen

aufs nächſte zuzurichten, und in Ordnung zu legen. So nimmt ein Kunſtgriff in der Geſchichte allenthalben Zuſammenhang der Zeiten und Oerter gewahr.

Das Buch hat 3 Abtheilungen; eine kürzere mit der Aufſchrift Samme, worinnen die wichtigſten Epoken der heiligen Zeitrechnung von Erſchaffung der Welt bis zur Babyloniſchen Gefangenſchaft genauer beſtimmt werden. Die Hauptabhandlung, über Urſprung alter Völkerſchaften und Reiche, enthält die zween übrigen Abſchnitte: Zoroaſter, von der Sündfluth bis zu Kambyſes, und Odin, bis zum Jahr 397. nach C. G.

Einen Inbegriff eines aus ſo unſäglicher hiſtoriſcher Gelahrheit quinteſſenzirten ſtarken Bandes, liefern zu wollen, hieß ein eiteles Werk unternehmen. Alſo hier nur den Auszug eines einzigen Bogens, nicht eben ſtatt geſuchter Probe der Forſchungsart, die in den ſo beſcheiden titulirten Parergis herrſcht, ſondern wie ſie ſich, nach Durchlaufung des Buchs, eben wieder aufſchlägt.

Daß die Cimmerier, die wahrſcheinlichen Nachkommen von Gomer, Jafets Sohn, unter ſich die Cimbrer, Celten und Gallier begreifen, kann ſo bündig, als es dergleichen Art Unterſuchung zuzulaſſen ſcheint, wider Schöpflin, Moller, und andere Gelehrte, dargethan werden.

Noch eher, als die Cimmerier, nach Herodot, vom Pontus durch die Skythen größtentheils vertrieben wurden, welche ehedem von ihnen ſelbſt am Boryſthenes verdrängt worden waren — ſandten ſie mehrere Colonien gegen Weſten aus. Homers Zeugnis vom alten Wohnplatz der Cimmerier, im Bezirk Campaniens, iſt in ſo fern unverwerflich Plinius ſetzt die Stadt Cimmerium unweit des See Avernus; Aurelius Victor aber nennt ſie Cimbarion; zum Beweis

weis wenigſtens, daß Cimmerier und Cimbrer eins iſt. Auch die Umbrier und andere urſprünglich galliſche Bewohner des älteſten Italiens, ſtammen, nach Dionys und Plinius, von Homers Cimmeriern ab. Daß die Fabel bey dieſen den Eingang zur Hölle finden ließ, darf nicht wundern, da der Veſuv in den älteſten Zeiten brannte, und ſchon Vitruvius aus Beſchaffenheit der Puzzolane dieſes einſah. Man weiß auch, daß der Acherouſiſche Sumpf, und die brennenden (phlegräiſchen) Felder dort exiſtirten, wo noch izt Hamilton die Menge verlöſchter Vulkane wahrnahm. Immer mochten die Argonauten ſchon die Cimmerier nicht mehr an ihrem alten Wohnplatze finden; aber nur durch falſche Etymologie verführt, nahm man Zuflucht zu jener Fabel von der unaufhörlichen Finſterniß ihres Landes. *)

Eine andere alte Colonie der Cimmerier ließ ſich am öſtlichen Geſtade des Adriatiſchen Meeres in Illyrien nieder. Daher die Tradition, daß Polyphemus, wie Arrian erzählt, drey Söhne von der Galathea erhielt, Celtus, Illyrius, Gallus. Wenigſtens dienen dieſe Namen zu einigem Beweis des urſprünglichen Unterſchieds zwiſchen Celten und Galliern.

Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß die eigentlichen Gallier ihr Geſchlecht auch in die Britanniſchen Inſeln verpflanzt

 gehabt.

*) — — — Der Kimmern Volk hat die Gegend
Im Beſitz. Sie werden von nächtlichen Wolken bedecket;
Niemals blicket die Sonn' auf ſie mit labendem Lichte,
Weder wenn ſie am hohen Sternenhimmel, hinaufſteigt,
Noch da ſie ſich am Himmel zur Erde wieder herabläßt;
Nacht, voll ſchädlichen Dampfs, ſchwebt über den armen Geſchöpfen —

Odyſſee XI. Geſ. v. 12. f.

gehabt. In der gebirgiſchen Gegend, wohin ſie in der Folge getrieben worden waren, nannten ſie ſich Gaelipol, d. i. Gallier; woraus man, wie Buchanan weiß, Caledonier machte. Macpherſon hat alſo nicht Recht, wenn er dieſe von den Teutſchen ableiten will.

Aber ſchon zu Cäſars Zeiten war auf dem feſten Lande nirgends ein ächter Gallier mehr übrig, als etwa bey den Allobrogern, Helvettern und Bojern. Denn nach Ausgang jener Homeriſchen Cimmerier und eigentlichen Gallier erfolgte aus ihrem alten pontiſchen Wohnſitz, dem immer ein Stamm übrig blieben war, die Auswanderung der Celten, der die Völker des ganzen Celtiſchen Gallien, auſſer jenem Reſt von alten Galliern, ſo wie die Völker Liguriens, Aquitaniens und Belgiens, ihren Urſprung zu danken hatten.

Endlich ſtiftete die letzte Auswanderung der Gomeriten die nördlichen Cimmerier oder Cimbrer. Tacitus und Plinius behaupten keineswegs, daß ſie teutſchen Urſprungs waren, ſondern ſagen nur, daß ſie teutſche Länder bewohnten. Dieſe Cimbrer und ihre Nachbarn, die Teutonen, nöthigte eine Ueberſchwemmung des teutſchen Meers, ihr väterliches Land gröſtentheils zu verlaſſen. Das war der berühmte Einfall der Cimbern und Teutſchen, den Rom mit genauer Noth abhalten konnte. Doch hatten ſich dieſe Völker auch vorhin ſchon gen Abend in fruchtbare Gegenden ausgebreitet. Da vertrieben ſie zum Theil die Gallier, (jene andere Abkommenſchaft der Cimmerier) und ſtifteten die Belgiſche Nation. Bey mehrern Anwachs ſchifften ſie auch übers Meer, bemächtigten ſich des ſüdlichen Britannien, und drängten die innwohnenden alten Gallier nach Norden hin. Ihre Nachkommen wurden aber wieder von den Sachſen in die weſtlichen Winkel des Landes verdrückt; noch die heutigen Einwohner von Wallis ſind Cambrobrittannier.

Von

Von den aus Hibernien kommenden Scoten wurde jene nördliche Herrſchaft der Gallier umgekehrt.

Eben ſo aber wurde das Volk der Cimbrer allenthalben ſeit jener unglücklichen groſsen Niederlage von den Teutſchen verdrängt, und ſein alter Ruhm ſo verdunkelt, daſs es nach Strabo's Erzählung zu Auguſts Zeiten um die Gunſt und den Schutz der Römer flehete. Ptolemäus ſetzt zwar ſeinen Namen noch auf den Cimbriſchen Cherſoneſus, oder das heutige Jütland, aber faſt verſchwindet alle Spur der Nachkommenſchaft, und zeigt ſich kaum der Folgezeit noch in leibeigenen Däniſchen Bauern.

Doch es iſt Zeit, aufzuhören. Wer ſollte nicht dem Herrn Johann Uphagen, zu Danzig, lange Kräfte des Lebens wünſchen, um durch ihn mehrere Baarſchaft hiſtoriſchen Reichthums, und zwar, eben ſo feinen Gepräges, ausgeſpendet zu ſehen?

III.) Hiſtoriſche Abhandlungen der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, aus dem Däniſchen überſetzt und zum Theil mit Vermehrungen und Verbeſſerungen ihrer Verfaſſer, auch einigen eigenen Anmerkungen herausgegeben von **Valentin Auguſt Heinze**, der Weltweisheit Doctor und Profeſſor zu Kiel. **Erſter Band.** Ladenpreiſs 1 Rthlr. 12 gr. Conv. Geld. Kiel bey dem Herausgeber. Deſſau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. 1 A. 6 B. gr. 8.

Die günſtige Erwartung, von den Bemühungen des Hrn. Profeſſors Heinze, die hiſtoriſchen Schriften der Königlich-

Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften durch eine Uebersetzung in Teutschland bekannter zu machen, wobey er sich die Auswahl, ohne sich an die Folge der Dänischen Bände zu kehren vorbehielt, ist mit diesem ersten Band allerdings erfüllt worden, und soviel sich ohne Gegenhaltung des Originals urtheilen läßt, hat auch die teutsche Einkleidung die gewählten Abhandlungen nichts verlieren lassen. Es sind folgende: 1. Hans Gram, über die Zeit der Erfindung des Pulvers in Europa, und das Alter desselben in Dännemark. Der verstorbene Etatsrath, Gram, welchen man in Dännemark für den gelehrtesten und verständigsten Kritiker und Geschichtschreiber der Nation hält, hat mit einem erstaunlichen Aufwand von Lektüre zu erweisen gesucht, daß das Schießpulver über vierzig Jahre eher bekannt gewesen, als man gewöhnlich (nemlich das Jahr 1380) dessen Erfindung annimmt. Nur aus Wohlstand gegen die einmal obtinirende Meynung hat er den Mönch, Berthold Schwarz, wenn man ihn anders in der Zeitrechnung zurücksetzen wolle, allenfalls davor gelten lassen, daß er die in andern Ländern, und am wahrscheinlichsten bey den Mauren, bekannt gewesene Kunst, endlich auch herausgebracht und in Teutschland zuerst ausgeübt habe. (So wiederfährt also dem armen Schwarz einige Milderung, nachdem sogar seine Physiognomie, womit ihn Pantaleon noch leidlich gehalten hatte, in der Folge verteufelt worden!) — Der Herr Prof. Heinze hat in der Vorrede wohl Recht, daß man das, was in des Predigermönchs Herrmann Cornerus Chronik, (man findet die Stelle in Pecard. Corp. hist. T. II. p. 811.) vom Gebrauch des Feuers zu Ausbläsung des Rammelsbergs bey dem Jahre 1200. vorkommt, nicht vom Schiessen, sondern von dem sogenannten Feuersetzen zu verstehen sey — Daß in Dännemark i. J. 1372. der Gebrauch des Pulvers etwas ganz gewöhnliches und dasselbe schon in

Menge

werden euch durch Proben unſrer Sorgfalt und unſers Mitleidens zu überzeugen ſuchen, daß wir euer Freund ſind. Und hiemit, lebet wohl.

Cleopatra.

Mein gebietender Herr!

Cäſar.

Nicht ſo -- Lebet wohl.

[Cäſar und ſein Gefolge gehen ab.]

Fünfte Scene.

Cleopatra.

Er will mich beſchwazen, Mädchens, beſchwazen will er mich, daß ich nicht edel gegen mich ſelbſt ſeyn ſoll. Aber höre du, Charmion.

[Sie raunt ihr etwas ins Ohr.]

Iras.

Endet, Gnädigſte Frau; der ſchöne Tag iſt hin, und wir ſind im Finſtern.

Cleopatra.

Eile, ſag ich noch einmal -- Ich habe ſchon geſprochen, und es iſt beſorgt -- geh, mach' es ſo ſchleunig als du kanſt.

Charmion.

Mence zu haben gewesen, beweiſt Gram aus dem Original einer artigen Urkunde, die ein Urtheil enthält, welches Ritter Erland Lalk über einen Mann zu Ripen geſprochen, der zwey Fäſſerchen mit Pulver den Feinden der Stadt nach dem Schloſſe Gram bringen laſſen, da doch vorher bekannt gemacht worden war, daß ihnen niemand dergleichen verbotene Waaren zuführen ſollte. In einem beſondern Anhang redet Gram auch, zu Erläuterung dieſer Urkunde, umſtändlich über Erland Lalk's Abfall vom König Waldemar, welcher letztere, als Lalk ſich wieder mit ihm ausgeſöhnt, und ihm drey Schlöſſer, Ripen, Mörkeltondern und Gram zurückgebracht hatte, ſcherzweiſe geſagt haben ſoll: „Lalk iſt eine gute Kuh; im vorigen Jahre gieng er als ein Kalb weg; jetzt iſt er, wie eine Kuh, mit zwey Kälbern wiederzekommen!„ — 2. Christian Friedrich Temler, von dem Zeitpunct der Erfindung des Pulvers und Geſchützes in Europa. Die viele hiſtoriſche Kritik dieſer Abhandlung ſoll darthun, daß alle die Schriftſteller, die Gram zu Erweiß deſſen, daß das Pulver vor 1354. erfunden geweſen, beygebracht, weder glaubwürdig ſind, noch auch richtig verſtanden werden. Sie widerlegt zugleich ein ſehr ſcheinbares hiſtoriſches Zeugniß, das Gram nicht kannte, als wenn bey der Belagerung von Algezuras 1343. ſchon Canonen gebraucht worden wären. Juan Nunnez de Villaſan, Hofrichter bey K. Heinrich II. von Caſtilien, iſt der alte Spaniſche Chronikenſchreiber, den man fälſchlich ſo auslegen könnte. — Die folgenden Abhandlungen, haben die Herren Verfaſſer in der Ueberſetzung revidirt und vermehrt. 3. A. Dolph Gotthard Carſten's Erweis der ehelichen Verbindung Erichs II. Herzogs zu Schleßwig, mit Margaretha, des Fürſten von Rügen, Jaromar II. Tochter. 4. Peter Friedrich von Suhm's Unterſuchung des Todesjahres des Däniſchen Königs Sueno Troskieg. 5. A. G. Carſten's hiſtoriſcher

rischer und diplomatischer Bericht von der Person und den Begebenheiten der in den Dänischen Geschichten vorkommenden Schwester des Grafen Gerhard des Großen von Hollstein, die mit dem König Erich, Königs Christoph II. Sohne und Reichsgenossen, eine kurze Zeit vermählet gewesen. 6. P. S. von Suhm's Gedanken über die Schwierigkeiten, welche man bey Bearbeitung der alten Dänischen und Norwegischen Geschichte antrifft. — Die Gränzen dieser Anzeige verbieten, bey diesen schätzbaren historischen Arbeiten länger zu verweilen; die letzte insonderheit enthält Winke eines Kenners, die wohl darauf achtsam machen können, was in aller Geschichte von einem ächten Historiker zu fordern sey. Forderungen, bey denen wohl mancher ordentlicher Professor der Geschichte schlecht bestehen möchte.

IV.) Oster-Cantate, in Musik gesezt von E. W. Wolf, Herzogl. Sachsen-Weimarischen Capellmeister. Gr. Fol. Dessau und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir finden in dieser Composition, welche ein Beweiß ist, daß Hr. W. von Modulation, Ausdruck, Declamation u. s. w zweckmäßigen Gebrauch zu machen weiß, und daß seine Empfindung mit der Empfindung des Dichters hier zusammengeschmolzen ist, S. 23. im Tenor eine kleine Irrung, die wir anzuzeigen nicht ermangeln können: vom ersten bis zum vierten Takt, müssen die Worte statt: „der König der „Ehren einher„ Die Thore, die Thore der Welt, heißen, und im dritten Takte die lezten zwey halben Viertheils Noten in ein Viertel verwandelt werden.

V.)

V.) Anzeige, Hr. D. Dan. Schrebers Schriften betreffend.

Viele Liebhaber der Oekonom. und Phyſicaliſchen Wiſſenſchaften, haben den Wunſch geäußert, die Schriften des verſtorbenen Hrn. D. Dan. Schrebers zu beſitzen, wenn ſolche nicht ſo hoch im Preiſe zu ſtehen kämen. Die Verleger der neuen Cameral-Schriften dieſes Verfaſſers, Herrn Curts ſeel. Wittwe in Halle und der Buchhändler Siegfr. Lebr. Cruſius in Leipzig, haben ſich daher entſchloſſen, dieſe Sammlung in 12 Bänden, welche bisher 7 Thlr. 12 Gr. gekoſtet hat, zu 4 Thlr. 12 gr. den Liebhabern zu überlaſſen, bis auf Oſtern 1783. Man kann ſolche bey beyden Verlegern, bis dahin, um den angebothenen Preiß bekommen.

VI.) Anzeige einer zu verkaufenden großen Porträts Sammlung.

Es wird hiermit eine ziemlich vollſtändige Samlung von Bildniſſen großer Herrn, gelehrter Männer, und anderer merkwürdigen Perſonen, zum Verkauf angebothen. Die Anzahl derſelben belauft ſich über 7000, unter welchen wiſſentlich kein einziges zweymal, auf einerley Art, und von Einem Meiſter, vorkommt. Die Sammlung beſtehet theils aus einzelnen Blättern, theils aus ganzen Collectionen, die von Andern ans Licht gegeben worden. Zu den leztern gehören z. E. Effigies Archiducum, & Ducum Auſtriae, Bavariae & Saxoniae. Auguſt. Vindel. 1623. in 3 Tom. von Cuſtodis und Kilian. Academie des Sciences & des Arts par Bullart. Amſterdam chez Elzevir 1682. fol. 2 Tom. Hub. Goltzii icones imperatorum, ex priſcis numismatibus, Antwerp. ex officina Plantiniana 1645. fol. Papebrochii Catalogus pontific. roman. Antwerpiae 1685. fol. Boiſſardi Icones 4. Muſaei Iouiani Imagines. 4. Bruckers Ehrentempel. 4. ꝛc.

Die

Die Anzahl solcher von Andern veranstalteten Collectionen belauft sich auf 50 Bände, in allerley Format. Die vorhandenen einzelnen Blätter sind theils schon gebunden, theils noch ungebunden. Die gebundenen machen 22 Bände aus, und die darinne befindliche Bildnisse der Personen sind nach Verschiedenheit ihrer Stände und derjenigen Wissenschaften und Künste, so von ihnen getrieben worden, geordnet, und bey einem jeden Bande ist wiederum die chronologische Ordnung beobachtet. Das Format ist, wie leicht zu erachten, eben so verschieden als die Meister, welche sie verfertiget. Ein großer Theil derselben ist in folio und groß folio, die übrigen in andern Formaten. Die mehresten Blätter sind von den Händen der berühmtesten Meister, z. E. eines L'armessin, Aubry, Bernigeroth, Bonacina, Bonnonois, de Bry, Busch, Custodis, Dürr, van Dyck, Haid, den Kilianen, Sadeler, Sandrart, Sysang ꝛc. gestochen. Es müssen aber in einer solchen Sammlung freylich auch Stücke von andern, weniger berühmten Meistern vorkommen. Ausser den Kupferstichen befinden sich auch einige Holzschnitte darunter. Die sämtlichen Stücke sind durchaus sauber und unbeschädiget, bis auf eins und das andere, so man nicht besser haben können. Auch ist über die ganze Sammlung ein genauer Catalogus vorhanden, den man zur Einsicht, jedoch auf Kosten desjenigen, der ihn verlangt, überschicken wird.

Alle diese Bildnisse, mehr als 7000 Stück, ist der Besitzer dem Liebhaber für Funfzig alte Louisd'or zu überlassen erböthig.

Herr Rath Bertuch in Weimar ist erböthig auf Verlangen mehrere Nachricht zu geben; doch wird gebeten, die Briefe Postfrey einzusenden.

VII.)

VII.) Herrn Geysers Kupferstich von dem neuerrichteten Standbilde Czaar Peters des Grossen.

Ich bin entschlossen, das neuerrichtete Standbild Peters des Grossen zu Pferde, nach einer, von dem churſächsischen Theater-Maler Müller in Petersburg selbst verfertigten Zeichnung, in Kupfer zu stechen. Dies Blatt stellt das erhabene Denkmal jenes unsterblichen Monarchen so vor, wie es auf dem Platz an der Newa, zwischen dem in Prospekt sich zeigenden Palais und der neuen Jacobs-Kirche in die Augen fällt; wobey der Zeichner, nebst andern allegorischen Gruppen, die Büste der jetzt regierenden grossen Catharina, zugleich angebracht hat. — Um den Liebhabern der Kunst sowohl als den Verehrern jenes glorreichen Monarchen, den Weg zu guten Abdrücken zu erleichtern, biete ich Ihnen dieses Blatt, welches 15 Zoll in die Breite und 12 Zoll in die Höhe hält, für den Pränumerations-Preiß von Einem Thaler in Golde an; welcher bis zu Ostern 1783 angenommen wird. Das Blatt selbst wird in der darauf folgenden Jubilate-Messe abgeliefert. Leipzig den 16. Nov. 1782.

C. G. Geyser.

VIII.) Leipzig. Herrn Capellmeisters Seidelmann Porträt, hat Herr Thänert nach Berkencamp gestochen, und sind Abdrücke davon bey ihm zu haben.

IX. Zweybrücken. Ich habe im Monat August des zu Ende gehenden Jahres in den Zeitungen sowohl, als auch durch Privatschreiben meinen Herren Correspondenten zu melden die Ehre gehabt, daß, da die Erste Auflage der J. J. Rousseauischen Schriften, bis auf wenige Exemplare, vergriffen seye, die Gesellschaft eine zweyte Edition, unter der Bedin-

dinaung, machen wolle, wenn in der erſten Woche des Novembers eine hinreichende Anzahl Liebhaber ſich gemeldet haben würde.

Die Beſtellungen, welche hierauf einaelauffen, waren wider Vermuthen ſo beſchaffen, daß es ſich nicht der Mühe lohnte, dieſe zweyte Auflage zu veranſtalten. Da es aber nur insbeſondere hart ankommt, über 300 Subſcribenten, die ſich zu frat gemeldet haben, unbefriedigt zu laſſen; zumalen da die beträchtlichſte Beſtellungen von Perſonen herkommen, denen ich, wegen Ihrer freundſchaftlichen Unterſtützung, Erkenntlichkeit und Verehrung ſchuldig bin; ſo hat die Geſellſchaft, auf mein Anſtehen, ſich entſchloſſen, von dem dermalen unter der Preſſe befindlichen 12ten Theile an 5 bis 700 Abdrücke weiter machen, und die vorhergehende Theile, vom 1ten an, wieder neu auflegen zu laſſen.

Ich gebe meinen hochzuverehrenden Gönnern und Freunden Nachricht hievon, und bitte ſie, in den, in ihrer Gegend umlaufenden öffentlichen Blättern dieſes gefälligſt bekannt zu machen, und die ſich findende Liebhaber mir in der lezten Woche des Märzes künftigen Jahres, als bis wohin die Subſcription offen bleibet, namentlich anzuzeigen: ich muß aber hierbey noch bemerken, daß diejenigen, welche nach Verfließung dieſes Termins Beſtellungen machen werden, kein Exemplar mehr geringer, als um 7 Reichsthaler, den Louisd'or zu 5 Reichsthaler gerechnet, oder Zwölf und einen halben Gulden Rheiniſchen Valors, erhalten können. Zweybrücken, den 25ſten Chriſtmonat 1782.

L. P. Hahn.

Die Liebhaber, denen Weimar nahe genug liegt, können ſich, wofern es ihnen gefällig iſt, mit ihrer Subſcription, binnen der vorgeſchriebenen Zeit, poſtfrey an Herrn Hofrath Wieland daſelbſt wenden.

Der
Teutſche Merkur.

Februar 1783.

I.

Clelia und Sinibald.

Eine Legende
aus dem zwölften Jahrhundert.

Zweyter Theil.

Der Dämon, der in tauſend truggeſtalten
muthwillen treibt mit jungen und mit alten;
bald wie ein lächelnd kind um Hebe's buſen ſpielt,
bald frölich-wild, gleich einem rohen knaben,
den bogen ſpannt und gar nach Göttern zielt;
bald bloß durch tauſend art'ge gaben
den nymfen ſich zum zeitvertreib empfiehlt,
doch, eh ſie ſichs zu ihm verſehen haben,
hier einen kuß, und dort ein herzchen ſtiehlt:

mit einem wort, der schalk, den die poeten
(ein leichtes volk!) so reizend, schön und hold,
mit rosen um die stirn' und flügelchen von gold
uns vorzumahlen nicht erröthen,
wiewohl ein ehrenmann, der ihn bey lampenlicht
in puris putis einst gesehen,
aus seinem eignen mund' ein anders von ihm spricht *)
kurz — mit dem wort einmal herauszugehen —
Asmodi, der gar selten unterläßt
zur mettenzeit in kirchen und kapellen
auf gutes glück sich heimlich einzustellen,
war seinem brauch auch am Cathrinenfest,
nicht ohne vorsaz treu geblieben,
ein stückchen seiner kunst im dunkeln auszuüben.
Ob unsre Heilige, mit ihrem ehrentag
sonst schon bemüht genug, ihn, hinterm goldnen schilde
von einem Sanct-Georgen-Bilde,
wo er auf unheil lauernd lag,
nicht wahrnahm — oder ihn mit wissen
geduldet, weil die bösen doch zulezt
durch jene mittel selbst das gute fördern müssen,

wodurch

*) S. das erste Capitel von Le Sage's hinkendem Teufel.

wodurch ſie ſich's zu hindern vorgeſezt,
dies ſey dahingeſtellt! Genug, der Dämon laurte
in ſeinem hinterhalt ſo lang' die mette daurte;
und daß er dort nicht ungeſchäftig war,
macht was nun folgen wird uns deutlich offenbar.

Nah an Roſinens ſtuhl, in gleicher weite
vom hochaltar,
ſtellt' an der wand ſich noch ein bethſtuhl dar,
wo, einem alten molch der ſie bewacht, zur ſeite,
ein ander ſchönes kind, nach art der geiſter, zwar
von menſchen ungeſehn, doch gegenwärtig war.
Der bethſtuhl, vorn mit goldnem laub vergittert,
war ganz aus feſtem holz gezimmert und geſchnizt,
ſo daß der matte ſchein, der durch das laubwerk zittert,
die Schöne, die dahinter ſizt
um ihren roſenkranz mit ſchwerem muth zu käuen,
vor aller möglichkeit beſchüzt,
durch ihre augen — ſich und andre zu zerſtreuen.
Weil dieſes Fräulein (zwar ganz ohne ihre ſchuld)
zum knoten unſers ſtüks nicht wenig beygetragen,
ſo bitten wir den leſer um geduld
ihm, eh wir weiter gehn, ein wort von ihr zu ſagen.

Sie wurde Clelia von Montapert genannt,
war reich, von gutem haus, in ihren ſchönſten tagen,
und mit Roſinen nah verwandt;
und weil nur eine wand die beyden häuſer trennte,
(die ehmals zu des anherrn zeit
ein einzigs ausgemacht) und dies gelegenheit
den beyden fräulein gönnte
durch einen kammerladen ſich
im haushabit, vertraut und nachbarlich,
zu ſehn, und oft, bis ſie vor kälte ſchaudern,
die halbe nacht im mondſchein zu verplaudern;
ſo waren ſie, beynah von kindheit an,
mit aller ſympathie von leiblichen geſchwiſtern,
nach junger mädchen art, einander zugethan,
und hatten, ob ſie gleich ſich alle tage ſahn,
viel angelegnes ſtets einander zuzuflüſtern.
Was ſonſt bey mädchen pflegt die freundſchaft zu ver-
düſtern,
eroberungsſucht und nebenbulerey,
ließ ihre ſeelen noch von neid und argwohn frey;
in zweyen buſen ſchien ein einzig herz zu wallen,
und jede, unbelehrt wie ſchön ſie ſelber ſey,
in ihrer freundin nur ſich ſelber zu gefallen.

Charmion.

Madam, ich will --

(Sie geht ab.)

Dolabella zu den Vorigen.

Dolabella.

Wo iſt die Königin?

Charmion.

Sehet, mein Herr.

Cleopatra.

Dolabella.

Dolabella.

Gnädigſte Frau, auf euern Befehl, welchem zu gehorchen meine Freundſchaft mir zu Religion macht, melde ich euch: Cäſar gedenkt ſeinen Rükweg durch Syrien zu nehmen, und binnen dreyen Tagen will er euch und eure Kinder voran ſchiken. Machet hievon euern beſten Gebrauch. Ich habe euern Willen gethan, und mich meines Verſprechens entledigt.

Cleopatra.

Dolabella, ich werde eure Schuldnerin bleiben.

Dolabella.

Ich euer Diener. Adieu, Gnädigſte Königin; ich muß zu Cäſarn zurük eilen.

(Er geht ab.)

Zu dieſer ſympathie kam noch die ähnlichkeit
in ihrer äuſſerlichen lage;
denn beyde drükt der jugend gröſte plage,
gezwungne abgeſchiedenheit.
Die kirche iſt, dank ſey der wachſamkeit
und ſtrengen zucht worunter beyde ſtehen,
der einz'ge ort
wo ſie geſellſchaft ſehen;
und, wenn ihr guter engel dort
nichts zu vermitteln weiß, bleibt für die armen dinger
kein andrer troſt in ihrem wayſenſtand,
als Clelien die überkalchte hand
von einem vormund, der die langen dürren finger
ſechs jahre ſchon nach ihrem golde krümmt;
und, wenn die tante abſchied nimmt,
Roſinen der proſpect in einen jungfern-zwinger.

Das ſanfte mädchen ſchien in ſtiller zuverſicht
ihr loos dem himmel heimzuſtellen:
allein ſo leidſam war die feur'ge freundin nicht;
und ihren leib, den reiz und jugend ſchwellen,
zu einem leichnam zu geſellen
der nur noch als geſpenſt um ſeine kiſten klirrt,

iſt eine möglichkeit, wobey ihr übel wird.
Was wollte ſie nicht lieber untergehen,
als lebenslang zu podagra und gicht
und eiferſucht ſich eingeſcharrt zu ſehen?
Doch leider! zeigt ſich ihr kein ausweg nicht;
ſo wachſam weiß die anvertraute pflicht,
Pantalcon, ihr vormund, zu verwalten,
die roſe die bereits durch ihre knospe bricht
zu hüten, daß ſie im entfalten
kein böſer hauch verſengt, kein kanker ſticht,
um — für ſich ſelbſt ſie zu behalten.
Daß ganz Palerm von ihr als einem räthſel ſpricht,
iſt für den ſchadenfrohen alten,
ein täglicher triumf. Sogar, wenn ſie bey licht
zur kirche geht, verhüllt die ſchönſte der geſtalten
ein weites regentuch in Dürerſche falten,
und eine maske dekt ihr reizendes geſicht.
Allein auch dieſem traut der alte ſünder nicht.
Kein ſchleyer, pflegt er oft zu ſagen, iſt ſo dicht,
durch den nicht, troz der giftigſten tarantel,
der freche blick der pflaſtertreter ſticht.
Drum ſchleicht er ſelbſt in ſeinem rothen mantel
ihr an der ferſe nach, macht ſelbſt des bethſtuhls thür

ihr auf, guckt rings herum, und riegelt hinter ihr
ſie wieder zu; dreht dann mit knot'gen händen
ſein Paternoſter um, und murmelt, ohne doch
von Clelien ein auge zu verwenden.
Natürlich iſts, wenn unter ſolchem joch
ein mädchen müde wird mit kügelchen zu ſpielen,
und ihren Hals verlängt, um irgend durch ein loch
des gitterwerks hinauszuſchielen,
und wär es nur am heiligen Sanct Roch,
der gegenüber ſteht, ſich etwas abzukühlen.
Der alte (wie es öfters geht
wenn uns zwey leidenſchaften theilen)
juſt im begriff auf einem rechenbret
in ſeinem kopf' ein pläncben auszufeilen
womit ein ehrliches Pro Cent zu haſchen ſteht;
giebt, während ers noch um ein halb erhöht,
dem fräulein zeit am gitter zu verweilen.
Doch endlich, da ihr hals ſich gar zu merklich dreht,
wird er's gewahr, zieht ſchnell beym ermel ſie zurücke,
und winkt ihr, daß ſich das nicht ſchicke,
mit ernſten runzeln zu: allein er kam zu ſpät!
Ihr herz war weg, weg mit dem erſten blicke.
Der Teufel Amor mit der krücke,

der hinter Sanct Georgens ſchild
vor böſer luſt wie eine kröte ſchwillt,
hat zwiſchen ihr und Guido's braunen wangen
und ſchwarzem aug', wo lieb und troz ſich miſcht,
ein unſichtbares nez, gleich jenem aufgehangen
worinn Vulkan einſt ſeine frau gefiſcht,
und auf den erſten zug ihr zappelnd herz gefangen.
Den Guido, der ganz ſchuldlos, linker hand
vom haupt-altar, bey Sinibalden ſtand,
den ſchönen Guido ſehn, und plözlich ſich entzünden,
und alles das für ihn — nur feuriger empfinden
was ihre nachbarin für Sinibald empfand,
war nur das werk von einem augenblicke;
wiewohl ſein freyer blick, der hin und wieder irrt,
nur durch ein ungefähr zu ihr geleitet wird,
und, weil der ihrige ſein auge nicht erreichet,
nichts weiß von ſeinem ſieg, und arglos weiter ſchleichet.

Die liebe hat vor manchem andern gift
die ſonderbare tugend eigen,
daß, je nachdem ſie einen körper trift,
ſich ihre würkungen ganz widerſprechend zeigen.
Sie gleicht hierinn der tonkunſt und dem wein:
dem frohen gießt ſie luſt, dem traur'gen ſchwermuth ein;

ſtärkt

ſtärkt dem beherzten mark und bein,
ſchlägt den verzagten vollends nieder;
für jenen lauter ſonnenſchein
und feuerluft, die ihm durch alle glieder
die leichten geiſter tanzen macht:
für dieſen eine mitternacht,
durch deren dicken flor kein freundlich ſternchen glimmert,
wo ihm ſogar das zweifelhafte licht
des bleichen monds ein troſtlos grau verkümmert;
und, wenn noch ja ein laut die todte ſtille bricht,
der wind im laube ſeufzt, die felſenquelle wimmert.
Dem feigen wird das kleinſte hinderniß
zum berg; er ſteht beſtürzt und ungewiß
vor jedem ſelbſtgemachten zweifel;
und Amor iſt für ihn — ein wahrer teufel:
da er im gegentheil dem tapfern allezeit
ein guter Dämon iſt, ihm witz, entſchloſſenheit
und ſtärke giebt das ärgſte zu ertragen;
und wenn er in den ſchwerſten lagen,
auch überraſcht ſich ſelber nie verliert
und nimmer fertig iſt das äuſſerſte zu wagen,
am ende doch, ſo weit der ſturm ihn auch verſchlagen,
ihn glücklich in den hafen führt.

Das wort des räthſels, lieben leute
iſt — unter uns — (doch, ſagt es nicht zu laut,
damit die böſe welt es nicht zum argen deute)
der Dämon ſteckt in unſrer eignen haut.
Du ſelber biſt dein teufel oder engel,
und Oberon ſogar, mit ſeinem lilienſtengel
und ſeinem horn, das ſonſt ſehr wohl zu brauchen iſt,
hilft dir zu nichts wenn du kein Huon biſt.

Die ſchöne Clelia war eine von den ſeelen
der phosphoriſchen art, die lauter flamme ſind
wie Amor ſie berührt; die, überhaupt im wählen
und im beſchlieſſen ſehr geſchwind,
mehr durch zuviel als durch zuwenig fehlen,
und zwiſchen einem wunſch worauf ihr herz beſteht
und dem moment worinn er in erfüllung geht
minuten gern für tage zählen.
Indeß entſchuldigt ſie vielleicht
die traurige clauſur, worinn bey ihrem alten
ihr frühling unbenutzt verſtreicht,
und die gefahr als jungfer zu veralten,
die ihr das ſchrekliichſte von allen übeln deucht.
Zumal da der Suſannenbruder,

vor deſſen athem ihr nicht minder als vor peſt
und ausſatz graut, ſie täglich ſtärker preßt.
Was wunder wenn ein ſchiffchen ohne ruder
dem erſten winde ſich auf willkühr überläßt?
Allein, daß juſt am ſanct Cathrinenfeſt
ein unbekannter in der mette
ihr gegen über ſtehn, und auf den erſten ſchuß
ihr unbeſorgtes herz ſo tief verwunden muß!
„Iſts nicht, geſteh mirs frey, Laurette,
(ſpricht ſie zu ihrer magd) als ob ein Genius
die ſache recht mit fleiß ſo eingefädelt hätte?„

Laurette, die ein gutes mädchen war,
fand nichts dagegen einzuwenden.
Bey ihr war Clelia in ſehr gefäll'gen händen;
ſie glich in dieſem punct frau Claren auf ein haar.
Die ſchwierigkeit iſt bloß den junker zu erfragen,
den Clelia von kopf zu fuß ihr zwar
zum ſprechen mahlt, und wie er ſich getragen
vom abſatz bis zum ausgezakten kragen
genau beſchreibt, nur, leider! wie er heißt
und wer er iſt, ihr nicht zu ſagen weiſt.
Doch Laure iſt, zum glück, gewandt und wohl beſchlagen;

und

und was gelång' auch einem mädchen nicht,
das dienſte dieſer art als ſeine pflicht betrachtet,
ſich ſelöſt davon viel angenehm's verſpricht,
und lange ſchon zu nährung dieſer pflicht,
nach einem kleinen handel ſchmachtet,
der ihre gaben weckt und ihre Tugend übt,
wobey es immer was zu haſpeln und zu ſpinnen,
ins ohr zu flüſtern, auszuſinnen,
zu theidigen und abzureden giebt.

Erwünſchter konnte nichts dem guten mädchen kommen,
und kurz, vermittelſt ort und zeit, geſtalt
und kleidung, wird, nach vieler müh, entnommen,
der mann ſey Guido von Ripalt;
ein ritter von der fröhlichen geſtalt,
der, — ſtatt in blanken ſtahl von fuß auf ſich zu kleiden,
und ohne noth mit mohren und mit heiden
ſich zu entzweyn, auf abentheu'r zu gehn,
und rieſen zu beſtehn,
und jungfraun zu beſchirmen —
ſich in der kunſt die jungfrau'n zu beſtürmen
den ſchönen Galaor zum muſter auserſehn.
Laurette hört gefährlich von ihm ſprechen.

Ihm

Ihm, heißt es, iſts ein ſpiel ein zartes herz zu brechen;
ſein unplaton'ſcher ſinn ſucht nichts als zeitvertreib
und liebt an ſeelen blos — den ſchönen leib.
„Und keine wagt es, an dem frechen
„die lieb und ihr geſchlecht und beyder ruhm zu rächen?
Die tapfre Clelia, in unbeſorgter ruh
für eigne ſicherheit, traut dieſen ſieg ſich zu:
ſie brennt vor ungeduld ſein herz bald aufzumahnen,
und Laure ſchikt ſich an, den weg dazu zu bahnen.

Die beyden freunde, Sinibald
von Villador und Guido von Ripalt,
ſeit jener zeit, da ſie den ſtillen Muſen
als knaben zu Salern und Padua
den hof gemacht. Ein herz in zweyen buſen,
gerade wie Roſin' und Clelia,
ſie hatten, da ſie müde waren
auf glük und ohne zweck im land herumzufahren,
Palerm, wo Sinibald auf eine erbſchaft zählt,
vor kurzer zeit zum aufenthalt erwählt.
Nun war, durch eine feine kette
von fragen, zwar der forſchenden Laurette
das haus wo Guido wohnt, allein

nicht

nicht auch zugleich der umſtand kund geworden,
daß noch ein herr von ſinnem ſchlag und orden
darin zu finden ſey. — Man hatt' es aus der acht
gelaſſen — kurz, es mußte ſo ſich ſchicken.
Nun bitt' ich, ſeht, was Amor mit den trücken
aus dieſer kleinigkeit für ein ſtück arbeit macht.

Laurette kommt dem Guido nachzufragen;
das haus iſt offen, niemand zeigt
ſich bey der thür' um ihr beſcheid zu ſagen;
und da ſie eine weil' umſonſt gewartet, ſteigt
ſie allgemach die lange wendeltiege,
als ob ſie centnerſchwer an ihrer ſendung trüge,
hinauf, und, ſtets der ſtumpfen naſe nach,
geräth ſie in ein vorgemach.
Da öffnet ſich ein zimmer, und ein netter
bildſchöner junger herr, tritt, wie bey heiterm wetter
der Gott des tags aus ſeinem goldnem thor,
in vollem glanz aus dem gemach hervor,
und fragt ſie freundlich, was ſie wolle?
Das mädchen, das die hälfte ſeiner rolle
in dieſen augenblick verlohr,
ſezt in der eil voraus, der ſchöne ritter könne

kein

Cleopatra.

Lebet wohl, ich danke euch -- Nun, Iras, was denkſt du? du wirſt eben ſo wohl wie ich, als eine Aegyptiſche Puppe in Rom zur Schau herumgeführt werden; mechaniſche Sclaven mit ſchmuzigen Schurzfellen, Winkelmaſſen und Hämmern werden uns, um uns beſſer zu beſehen, in die Höhe heben. Wir werden in ihren diken nach groben Speiſen riechenden Athem eingenebelt, und genöthiget werden, ihre Ausdünſtungen zu trinken.

Iras.

Das verhüten die Götter!

Charmion.

Nein, das iſt ganz unfehlbar, Iras. Unverſchämte Lictors werden uns wie Gaſſen-Huren anpaken, und ſchäbichte Reimer werden ſich an Liedern über uns, heiſer ſingen; Comödianten werden uns aus dem Stegreif auf die Bühne bringen, und unſre Alexandriniſchen Luſtbarkeiten vorſtellen; Antonius wird betrunken herausgeführt werden, und irgend eine ſchnarrende Cleopatra wird, vor meinen Augen, meine Majeſtät in der Stellung einer Hure erzwingen wollen.

Iras.

O ihr guten Götter!

Cleopatra.

Nein, das iſt gewiß. Iras.

kein andrer seyn als just der herr vom haus
zu dem sie will, und der sich Guido nenne;
und bittet ein geneigtes ohr sich aus
um in geheim ihm etwas vorzutragen.
Die jungfer sah so gut und ehrlich aus,
daß ihr die bitte abzuschlagen
nicht möglich war. Der herr faßt ihre hand,
führt sie hinein, und heißt sie niedersitzen.
Sie, die den rücken anzustützen
so nöthig als nach luft zu schnappen fand,
schwieg immer noch, indeß der junker vor ihr stand
und ahnungsvoll bey frost und schnellen hitzen
am ganzen leib zu schaudern und zu schwitzen
begann. Der zustand beyderseits
war sonderbar genug, und hatte nun bereits,
seit dem der herr auf ihrem vortrag lauret,
zwey oder drey minuten fortgedauret:
als endlich mit erröthendem gesicht
den blick auf ihrer schürze, sich Laurette
zusammenrafft, und ihm (nach einem vorbericht,
der durch method' und klarheit eben nicht
sich sehr empfahl) von Sanct Cathrinens mette,
und einem jungen herrn und einem fräulein spricht,

die

die dieſer junge herr in ihrer andachtspflicht
durch ſeinen blick — ſchier unterbrochen hätte.

Der Herr, — der (wie der ſchlaue leſer bald
vermuthet hat) der ſchöne Sinibald
leibhaftig war, und dem ſeit jener mette
Roſinens holdes bild in einem ſteten traum
vor augen ſchwebt — vernimmt die erſten worte kaum,
ſo fängt er an ſie gleich zu unterbrechen.
Natürlich kann das mädchen ja
von niemand als von ihm und ſeinem engel ſprechen!
In dieſem wahn zerdrückt er ihr beynah
die runde hand vor frölichem entzücken,
hat athems kaum genug das feuer auszudrücken
worein der erſte blick des fräulcins ihn geſetzt,
und überfließt von dank, daß ſie ihn würdig ſchäzt,
ihn der verzweiflung zu entrücken
womit er ſich drey tage ſchon gequält,
da alle ſeine müh den weg zu ihr verfehlt.

So geht es in der welt! wenn man's aufs allerbeſte
gemacht zu haben meynt, ſo hat man ſich verzählt!
Laurette glaubt ihr Credo nicht ſo feſte,

als daß der Herr, — der ſo entzükt
von ſeiner liebe ſpricht, und ihr die hand zerdrükt,
(vermuthlich weil er, vor entzücken
ein wenig toll, des fräuleins hand zu drücken
vermeynt) der Guido iſt, zu dem man ſie geſchikt;
und Sintbald hegt nicht den kleinſten zweifel
daß die, für die ſein herz in lichter lohe brennt,
ihm dieſe botſchaft ſchikt, und Clelia ſich nennt.
So hatte denn der kleine Hinketeufel
ſein ziel erreicht, und ſieht in ſchadenfroher ruh,
die hand im ſchooße, nun dem weitern Fortgang zu.

Der Ritter ſchwört zu handen ihrer Dame
Lauretten ew'ge lieb und treu,
ſchwört, daß von nun an Clelions ſchöner nahme
das loſungswort von ſeinen trieben ſey;
und bittet ſie (indem ein regen von zechinen
auf ihren ſchoos ihm durch die finger fällt)
ſo ſchön um ihren ſchuz, daß ſie für pflicht es hält
ſo einem ſeinen herrn nach möglichkeit zu dienen.;
Das weitere ſoll morgen zwiſchen ihnen
aus einem hinterhaus, wohin ſie ihn beſtellt,
durchs fenſter abgehandelt werden.

Der ſchaz wird ohne viel beſchwerden,
zwar nicht zu heben ſeyn, da ihn bey tag und nacht
ein alter greif, der ſelten ſchläft, bewacht.
„Doch, gnäd'ger herr, kömmt zeit und ſtunde
ſo kommt auch rath; es bleibt bey unſerm bunde!
Sie finden, wie geſagt, nach zehn, bey ſternenſchein
wenn auf den gaſſen alles ſchweiget
ſich morgen nachts vor unſerm garten ein,
und wenn was weibliches ſich in einem fenſter zeiget,
ſo nahn ſie ſich getroſt, ich werd es ſelber ſeyn.„

So ſpricht Laurett', und eilt, ſo guter dingen
als eine hand voll gold und ein gelungner ſtreich
nur immer machen kann, um Clelien ſogleich
den glüklichen erfolg zu hinterbringen.
Das fräulein glaubt kaum ihrem eignen ohr
ſo wunderlich kommt ihr die ſache vor.
„Er liebt mich, ſagſt du?„ — O das hat ſich noch
zu fragen!
Er ſchwärmt vor lieb', er iſt verrükt,
iſt auſſer ſich, iſt — kurz, was kann ich ſtärkere ſagen?
Da ſehn ſie, wie er mir die hände blau gedrükt,
bloß weil ich ihre magd zu ſeyn die ehre habe!

„Un-

„Unmöglich konnt' er doch mich durch ein Gitter
sehn!„

Wer weiß? Er hat vielleicht so eine eigne gabe,
wie Christnachts:kinder geister sehn.
Es konnt auch nach der mess', auch unterwegs geschehn.
Genug, er sagt er habe sie gesehn;
er wird es doch am besten wissen können,
und nicht für langeweil' wie Monzibello brennen!
Er nahm, noch eh er recht verstund
wovon ich sprach, das wort mir aus dem mund,
und mahlte sie als ob sie vor ihm ständen!
sprach so entzükt von ihren lilienhänden,
von ihrem blauen Aug' — „Sind meine Augen blau?
Du faselst!„ — Nun, das konnt er so genau,
zumal bey licht, von ferne nicht erkennen.
Genug, er hörte mich kaum ihren nahmen nennen,
so that er wie verrükt, schwur ihnen ew'ge treu,
und sage, sprach er, deiner dame
daß nun auf ewig Cleliens schöner nahme
das losungswort von meinen trieben sey.
Und Guido ist gewiß ein mann von stand und ehre:
ich sehe nicht was hier noch zu bedenken wäre.

Man glaubt ſo gern was unſre wünſche kirrt,
daß man in Cleliens ſall leicht aberglaubig wird.
Zufrieden mit der ſeichteſten Erklärung
giebt das beſtochne herz dem erſten beſten ſchein
von einem grund die ſelbſtbeliebte währung,
und geht ſo gern in alle fallen ein
die ihm die neigung ſtellt! Was wunder,
wenn Clelia den dünnen liebeszunder
begierig haſcht, den ihr Laurette reicht,
ſich mit der möglichkeit der ſache bald vergleicht,
und dem betrug, von Guido, den ſie liebet,
verehrt zu ſeyn, mit freuden ſich ergiebet.

Wir haben ſchon von ihrer raſchen art
vorhin ein wörtchen fallen laſſen.
Sie pflegte nichts ſo ſehr wie langſamkeit zu haſſen
und rath und that war ſtets bey ihr gepaart.
Kein pulverfaß kann ſchneller feuer fangen;
und hätt' ein zauberer noch in derſelben nacht
in einem luftſchif ihr den Guido hergebracht,
ſie wäre, glaub ich, ſtraks mit ihm davon gegangen.
Zum glücke war die noth ſo dringend nicht.
Ihr ruhiges gleichgültiges geſicht

läßt ihren alten nichts von hochverrath beſorgen:
und ob er gleich ſehr viel von hochzeit ſpricht,
und anſtalt macht als wärs auf nächſten morgen,
herzſtärkungen und kräuterbäder braucht,
den kopf, der wie ein eſpenwipfel zittert,
dreymal des tags in kaltes waſſer taucht,
und weitre hoſen trägt und ſeine waden füttert,
ſo iſt er doch, hält nur ihr Guido ſtich,
mit allem dem ihr wenig fürchterlich.

Allein, wie giengs indeß der kleinen muhme
Roſine? fragt ihr mich — Nicht allzugut!
Sie hatte nun drey nächte ſchlecht geruht,
und hieng ihr ſchönes haupt wie eine mayenblume
nach einem froſt. Ihr After-Guido lag
in einem ſteten traum ſeit Sanct-Cathrinentag
ihr unverrükt im ſinn. Er hatte, ſeinen minen
und blicken nach, ſo ſehr von ihr entzükt geſchienen,
und ließ doch, ohne ſich um ſie
zu kümmern, einen, zwey, drey tage ſchon verſtreichen.
Drey tag' und nicht das kleinſte lebenszeichen!
Nun, denkt ſie, ſeh ich wohl, ich hatts mir zu früh
geſchmeichelt ihn gerührt zu haben!

(und der gedanke weckt auf einmal ihren ſtolz)
„Es zeigt ſich nun, er iſt aus keinem beſſern holz
geſchnizt als andre leichte knaben:
Ein ſchöner kopf, und keine ſeele drinn!
Wohl hat die tante recht! So ſind die ungeheuer,
die männer, insgeſammt! Ein blik ſezt ſie in feuer,
doch, aus den augen, aus dem ſinn!
Was hält mich, daß ich nicht mich ſeiner auch entſchlage,
und das verhaßte bild, wie ein geſpenſt, verjage?„
Verhaßt? — Sie irrte ſich im wort;
ſolch ein geſpenſt jagt ſich ſo ſchnell nicht fort!
Es hatte ſich an ein zu ſchönes ort *)
bey ihr verſteckt. Da half kein Ave ſagen,
und würde ſie dazu auf harten erbſen knien,
es will vor keinem kreuz, vor keinem weyhbrunn fliehn;
gern oder nicht, ſie muß es tragen!
Auch trägt ſie es in ſchweigender geduld,
und nimmts als büßung auf für ihre ſündenſchuld.

Frau

*) Ort iſt in der Oberteutſchen Mundart ein Neutrum, in der Oberſachſiſchen ein Maſculinum. Da es in dem leztern Geſchlechte für die Jambiſche Versart in vielen Fällen unbrauchbar wird, ſo wäre nicht übel gethan, den Dichtern bey dieſem Worte die Wahl des Geſchlechtes frey zu laſſen.

Frau Clare ſelbſt, und ſollt ihr herz zerſpringen,
darf nicht ein wörtchen mehr vom ſchönen Guido ſingen;
genug, daß ſie in ruh des ſchlafes nectar ſchlürft,
indeß Roſine, grambeladen,
ſich hin und her auf ihrem lager wirft,
und ihre augen ſich in ſtillen thränen baden.
Sonſt wenn nur eine kleinigkeit
ihr zuſtieß, eilte ſie an ihren kammerladen;
da fand ſie ſtets ein ſchweſterherz, bereit
den kleinen ſchmerz mit ihr zu theilen
und wenigſtens durch mitgefühl zu heilen.
Izt, ob ſie ſchon ſich zur gewohnten zeit
noch täglich ſehn, iſt doch die offenheit
der vor'gen unſchuld weg; man hat ſich viel zu ſagen
und ſagt ſich nichts; man möchte manches fragen,
und immer hält die furcht, wiewohl kein grund
zu fürchten iſt, den unentſchloßnen mund.
Man hatte ſich geſucht, und ſcheut ſich zu verweilen,
und immer findet ſich ein vorwand wegzueilen;
kurz, ſeit der ſchelm Asmodi ſie beſchlich,
hat jede Freundin nun ihr eigen herz für ſich,
und beyde ſind, wiewohl die urſach ihren ſinnen
ein räthſel iſt, ſchon nebenbuhlerinnen.

Inzwiſchen ſank auf die Palermerwelt
die nacht herab, worinn, zur ſtunde der geſpenſter,
den ſchönen Sinibald, den ſie für Guido hält,
Laurette, tags zuvor ans fenſter
im hinterhaus zur conferenz beſtellt.
Die liebe, wie ihr wißt, verzählt ſich leicht in ſtunden,
und rechnet gern minuten für ſecunden.
So giengs auch izt dem Herrn von Villador.
Er ſtellte ſich beym angewiesnen garten
zwar richtig ein, allein er kam der zeit zuvor.
Voll ungeduld ſo lang umſonſt zu warten,
trabt er, indeß die milz ihm mächtig ſchwillt,
bis an die augen eingehüllt,
mit großem ſchritt, in einer kleinen ferne
vom haus, im dunkeln auf und ab,
und hält, weil weder mond noch ſtern ihm helle gab,
von zeit zu zeit die kleine blendlaterne
aus ſeinem mantel durch die nebelvolle nacht
am hauſ' empor. Auf einmal wird ganz leiſe
ein kleines fenſter aufgemacht,
und eine weibsgeſtalt ſteckt wie verſtohlnerweiſe
den kopf heraus. Das muß Laurette ſeyn,
denkt Sinibald, und nähert ſich: allein,

Iras.

Das werd' ich nimmermehr ſehen; ich verlaſſe mich darauf, daß meine Nägel ſtärker als meine Augen ſind.

Cleopatra.

Gut, das iſt der Weg, alle ihre unverſchämten Anſchläge zu nichte zu machen -- Nun, Charmion --

(Charmion kommt zurük.)

Meine Mädchen, puzt mich wie eine Königin auf; geht, holt mir meinen ſchönſten Anzug. Ich bin wieder am Ufer des Cydnus, dem Antonius entgegen zu gehen -- hurtig, Iras, geh' -- Nun, meine edelmüthige Charmion, nun wollen wir im Ernſt abreiſen; und wenn du mir dieſen kleinen Dienſt noch gethan haſt, ſo will ich dir Erlaubniß geben bis an den jüngſten Tag zu ſpielen -- bringt uns unſre Crone und alles -- (Man hört ein Getöſe hinter der Bühne.) Was bedeutet diß Getöſe?

Ein Wächter tritt auf.

Wächter.

Es iſt ein Bauer-Kerl draußen, der es ſich nicht nehmen laſſen will, ſelbſt vor Euer Hoheit zu kommen; er bringt euch Feigen.

Cleopatra.

Laßt ihn herein kommen -- Was für ein armſeliges

Werk

wiewohl er feſt darauf geſchworen hätte
ſie ſey's, ſo irrt' er ſich, es war doch nicht Laurette.
Frau Clare war's, die vom laternenſchein
geblendet, was es ſey aus neugier ſehen wollte.
Ich weiß nicht was die frau in ihrem hinterhaus,
das hart an Clelens ſtieß, zur wirthſchaft hohlen ſollte:
Genug, der böſe feind, in eine fledermaus
verſteckt, der ſeinen ſpaß mit beyden treiben wollte,
zog auf der ſtelle vortheil draus.

Frau Clare hatte kaum, verſtohlen,
(nachdem ſie ſich dem ganzen himmelsheer
und ſeiner königin empfohlen)
das fenſter aufgemacht, hinauszuſehn woher
der ſchimmer käm'; als ihr, o wunder über wunder!
beym erſten blick der mann ins auge fällt
den ihre dame liebt und für verlohren hält.
Vor freud' und ſchrecken ſinkt die lampe ſamt dem plunder,
den ſie zu hohlen kam, ihr aus der ſchlaffen hand.
„Iſts möglich, oder hab' ich ſand
im auge? ſeh ich recht? ſind Sie es?„
— Welche fragen,
ſpricht jener: iſt die jungfer nebelblind?

Die glocke wenigſtens ſcheint nicht für ſie zu ſchlagen.
Doch, das iſt nun vorbey, mein kind!
Wir haben, uns doch wohl was wichtigers zu ſagen?
Wie iſt dein fräulein gegen uns geſinnt?
Was darf ich hoffen? — „Hoffen? iſt von hoffen
die rede ſchon? (erwiedert ihr betroffen
Frau Clar', für die er lauter räthſel ſpricht)
mein ſchöner Herr, ſo weit ſind wir noch nicht.
Bewährte treu' kann freylich alles hoffen:
allein — Was hör ich? ruft der junge herr, betrübt,
dein fräulein kann ein herz verkennen,
das ſich beym erſten blik auf ewig ihr ergiebt?
O! wie ich liebe ward kein mädchen je geliebt,
und engel können nicht von reinern flammen brennen!
„Sie ſprechen alle ſo; doch kommts zur probe„
— Gut!
ruft Sinibald; wiewohl dein zweifelmuth
mich kränkt, ſo iſt die treue doch zu loben,
die aus dir ſpricht. Gut! ſetze mich auf proben!
Ich ſelbſt verlang es — Sag was ich ihr opfern ſoll,
Ich bin bereit! Und hätt' ich kayſerkronen,
ich legte ſie„ — Nun ja, wir ſehn, ſein herz war voll.
Man ſchenkt an ſeinem platz nichts leichter weg als kronen.

Doch

Doch uns gebührt des leſers zu verſchonen.
Man kennt ja die imaginationen
Die Aetna's nachbarſchaft durchglüht?
Der junge mann geräth in ſolches feuer
daß er frau Claren bald in ſeinen wirbel zieht.
Sie war ein gutes herz; und dann geht ſo ein freyer
wie er nicht alle tag ins netz!
Gelind regieren iſt das erſte grundgeſetz
des regiments erb:loſer ſchönen,
und ſelten frommts, ſein recht ſo weit man kann zu dehnen.
Die ſchlaue amme macht zwar viele ſchwierigkeit,
doch bloß den werth des kleinods zu erheben,
und weiß, recht auf den punct der zeit
wenns noch verdienſtlich iſt, gutartig nachzugeben.
Kurz Sinibald, in den ſie ſelbſt beynah
verliebt iſt, bat ſo ſchön, daß ihr das herz zu brechen
begann; und, da er ſie gleichwohl noch wanken ſah,
zieht er den dolch und droht ſich zu erſtechen,
wenn ſie ſich länger ſträubt ihm fey'rlich zu verſprechen
daß ihn ein heilig band (geheim doch ehrenvoll)
in künft'ger nacht (er kann nicht länger warten)
in ſaal von eben dieſem garten
zum glüklichen gemahl des engels machen ſoll.

Frau

Frau Clare, die bekanntlich für Lauretten
gehalten wird, vermag ſich nicht zu retten,
und, zwiſchen freud und angſt ſich ſelber kaum bewußt,
legt ſie, wie ers verlangt, drey finger auf die bruſt,
und ſchwört ihm zu, nach äuſſerſtem vermögen,
zu dieſem ſchritt ihr fräulein zu bewegen.
Ein beutel, ſchwer von Genueſer gold,
des künft'gen dienſts voraus bezahlter ſold,
kommt ihrem äuſſerſten vermögen
zum überfluß noch etwas zuzulegen.
Der liebenswürd'ge herr! Er hat ſo eine art
daß man mit ihm das herz im leibe theilen möchte.
Gewiß, iſt nur Roſinchen erſt gepaart,
iſt ſie die glüklichſte vom weiblichen geſchlechte!
So denkt frau Clar, und eh ſie abſchied nimmt
wird ort und zeit und alles wohl beſtimmt,
und beyde gehen dann ſo fröhlich aus einander
und fröhlicher als Hero und Leander.

Gut! aber eh wir weiter gehn,
muß unſrer ſeits zuvor noch was geſchehn.
Wir ſehen ringsherum ſich manche ſtirne falten,
daß Sinibald, der doch zwey helle augen hat,

mit Claren, an Laurettens ſtatt,
ſo lange ſich am fenſter unterhalten,
und ſeinen irrthum nicht gemerkt,
da doch figur und ton und andre nebenſachen
vermuthlich ihn nicht ſehr darinn beſtärkt.
Ein naſerümpfer wird vielleicht mit ſchiefem ſchmollen *)
die wahrheit der Legende gar
aus dieſem grund verdächtig machen wollen.
allein, fürs erſte, iſt aus dem berichte klar,
daß damals juſt die nacht entſezlich dunkel war:
dazu kam noch ein nebel, dick zum greiffen,
der, (wie ein blinder weiß) die formen zu erſäuffen
und zu verſchwemmen pflegt. Das gleiche gilt
vom ton. Ihr wißt daß er im nebel ſchwillt
und dumpfer wird. Auch war beſagten nebels wegen
Frau Clarens kopf (der freylich den verſtoß
bey vollerm lichte hätt' entdecken mögen)

ſo

*) Es fehlt uns ein Wort für das franzöſiſche ricaner (Engl. sneer) und ich glaube das Wort **ſchmollen** würde ſich am beſten dazu ſchicken. Denn daß es nicht von **maulen** herkomme, ſondern mit dem Engliſchen *smile*, **lächeln**, einerley Urſprung und Bedeutung habe, ſcheint Auge und Ohr zu entſcheiden; und die Vermuthung wird dadurch zur Gewißheit, daß **ſchmollen** in noch in einigen teutſchen Provinzen nicht **maulen**, ſondern eine Art von **lächeln** bedeutet.

ſo eingepackt, daß kaum noch einer linſe groß
davon zu ſehen war; und weil ſie, klüglich, bloß
mit halber ſtimme ſprach, den horchern zu entgehen,
(denn immer lieſen, hin und her,
ſich leute, die des weges giengen, ſehen)
ſo half auch dies zur täuſchung ſo viel mehr.
Nicht minder iſt vor allen dingen,
der umſtand noch in rechnung mitzubringen,
daß Sinibalden nicht der mindeſte verdacht
an eine irrung kam, und daß Laurettens züge,
viel eindruck eben nicht auf ſeinen ſinn gemacht.
Thut alles dies dem leſer kein genüge,
ſo ſehn wir nicht, was uns zu glauben hindern mag
daß Satan, der hier in der nähe lag,
mit blauem dunſt des junkers aug umzogen:
Und weil uns, alles wohl erwogen,
unläugbar ſcheint, daß dieſe art
von ſchwierigkeiten loßzukommen
die leichtſte iſt, und viel Philoſophie erſpart,
ſo bleibts dabey! — doch jedem frommen
ſein recht, auch nichts davon zu glauben, unbenommen!

Kaum hatte Sinibald, berauſcht von ſeinem glück
ſich ſelbſt und ſein entzücken heimgetragen,
ſo hörte man vom thurm die eilfte ſtunde ſchlagen.
Nicht lange drauf, ſo fügt es das geſchick
daß Guido, der von einem hochzeithmauſe
mit einem kleinen hieb ſich ſtille heimwärts ſchlich,
von ungefähr bey Cleliens gartenhauſe
vorübergieng. Auf einmal, da er ſich
der mauer naht, bedünkt ihn eine ſtimme
zu hören, die ganz leiſ' und zephyrlich
an ſeinem ohr vorüberſchwimme,
und ihn beym namen ruf'. Er blieb verwundert ſtehn
und ſah ſich um, und glaubte nichts zu ſehn.
Sind Sie's, ruft's abermal aus einem niedern fenſter.
Nein Guido, der kein mann war der geſpenſter
in ſeinem credo führt, ſpricht ja, und ſchaut empor;
und glaubt, ſoviel als durch den flor
des nebels möglich iſt, ein mädchen zu erblicken.
Ey ey (ſo fährt ſie fort vertraut ſich auszudrücken)
nach ihrem geſtrigen entzücken
wer hätte das zu ihnen ſich verſehn.'
Ein andrer würde hier ſeit zehn uhr wache ſtehn,
und ihnen muß man einen boten ſchicken.

Es iſt ihr glück daß mirs an muße fehlt,'
ſonſt hätt' ich ſie nach würden ausgeſchmählt.
Izt hab' ich kaum die zeit das nöthigſte zu ſagen.
Mein fräulein wills auf ihre ehre wagen.
Sie finden (flüſtert ſie geheimnißvoll ihm zu)
ſich morgen mitternachts, wenn alle welt zur ruh'
gegangen, hier vor unſerm garten,
nur etwas pünctlicher als ſie gewohnt ſind, ein;
die thüre wird bloß angelehnet ſeyn,
und Clelia im ſaale ſie erwarten.
Die noth entſchuldigt uns. — Man ruft mir — ich muß fort.
Genug, mein herr, ſie wiſſen zeit und ort,
und werden, ſchmeichl' ich mir, Laurettens eyfer loben.

Mit dieſem worte wird das fenſter zugeſchoben,
und Guido hört und ſieht nichts weiter mehr.
Er denkt: mir iſt der kopf doch nicht von weindunſt ſchwer?
Bey meiner Ehr! ein drollig Abenteuer!
Ein Guido, ſeh ich wohl, iſt einmal zum befreyer
der Dame auserſehn, und was kann ich dafür
wenn jener langſame die goldne zeit verſäumte?
Ein andrer übernimmt mit freuden ſeine pflicht

und

und kurz' — wofern ich anders nicht
das alles aus dem ſtegreif wachend träumte —
ſo wag ichs auf mein unverſchämt geſicht!
Es iſt der erſte handel nicht
aus dem es mich herausgezogen.
Dem tapfern bleibt die braut! — Was meine pünctlichkeit
betrift, die hat noch nie ein ſchönes kind betrogen:
ich weiß, dank ſey der großen eiligkeit
des kammermädchens! ort und zeit,
und komm' um mitternacht unfehlbar angeflogen!

Indem er ſo ſich mit ſich ſelbſt beſpricht,
faßt er, ſogut als bey dem matten licht
das hier und da von fern durch fenſterſcheiben bricht
ihm möglich iſt, von gaſſe, haus und garten
figur und lage ins geſicht,
und wandert dann nach haus, in ruhigem erwarten
des ausgangs, der ihm ſtets, er glücke oder nicht,
für eine winternacht kurzweil genug verſpricht.

Die Fortſetzung folgt.

II.

Ueber eine Stelle aus den Annalen des Tacitus

als ein vermeyntliches Zeugniß vulkaniſcher Ausbrüche am Rhein.

Seitdem ein ſcharfſinniger Beobachter *) den ausgebrannten Feuerbergen mehr von ihrer Zeitrechnung abgewann, ſcheint es ſchwerer als jemals, ſämtliche entdeckte altvulkaniſche Perioden mit der bekannten Weltgeſchichte in Synchronismus zu bringen. Ohne eben nach Jahrtauſenden mit Brydone die Zeit zu calculiren, welche ſich die Natur nahm, auf Laven und vulkaniſchen Verwüſtungen hinreichenden Boden zum Wachsthum zu bereiten, kann der gemeinſte Verſtand durch jene Bemerkungen auf den Gedanken kommen: daß die phyſiſche Chronologie des Erdkörpers über die politiſche doch wohl etwas hinausreichen möge. So beweiſen z. B. die verlöſchten Vulkane, deren Laven über Schiefer mit Kräuterabdrücken hingehen,

*) Chronologie phyſique des eruptions des Volcans eteints — par Mr. l'Abbé Giraud-Soulavie, (Tome IV. de l'hiſtoire naturelle de la France meridionale, à Paris 1781. 8.)

Werkzeug kan manchmal eine edle That thun! -- Er bringt mir Freyheit! Mein Entschluß ist gefaßt, und ich habe nun nichts weibliches mehr in mir; ich bin vom Haupt bis zur Fußsole lauter Marmor, und der unbeständige Mond ist mein Planet nicht mehr. (*)

Der Wächter, und ein Bauer mit einem Korbe.

Wächter.

Hier ist der Mann.

Cleopatra.

Du kanst wieder gehen -- (Der Wächter geht ab.) Bringst du hier diesen artigen Nil-Wurm, der ohne Schmerzen tödtet?

Bauer.

Das ist wahr, daß ich ihn habe; aber ich wollte der nicht seyn, der euch zumuthete ihn anzurühren, denn sein Biß ist unsterblich; diejenigen, die daran sterben, kommen selten oder gar nie wieder auf.

Cleopatra.

Kanst du dich an Leute besinnen, die daran gestorben sind?

Bauer.

An sehr viele, Männer und Weiber darzu. Es ist nicht länger als gestern, daß ich von einer hörte, ein kreuz-braves

(*) Eine Anspielung auf den Gottesdienst, den die Aegypter dem Mond, unter dem Namen Isis, erzeigten.

hen, daß ſchon zu den unerforſchlichen Zeiten ihrer Ergießung in jenen Gegenden das Pflanzenreich einmal verblühet war.

Mr. de Luc, der auf Verjüngung der alten Mutter Erde denkt, zieht ſich gut aus dem Handel, wenn er die phyſiſche Geſchichte der Erde in eine ältere und neuere Periode theilt, und auf eine Beſtimmung der erſtern, zu der er auch die Wirkſamkeit der mehrſten alten Feuerberge rechnet, ſich gar nicht einläßt.

Ein Freund, der von dem Beſuch der altvulkaniſchen Ueberreſte am Rhein bey Andernach eben zurükgekehrt war, hielt die Scheidewand dieſer beyden Perioden für entbehrlich. Denn Tacitus zeuge ja z. B. von den Feuersbrünſten am Rhein, ſo wie Sidonius Apollinaris von denen bey Vienne.

Wegen der leztern ſalvirte ich mich durch ſeinen eignen Währmann. *) Aber auf die Stelle aus dem Tacitus wußte ich nicht ſogleich zu antworten. Als ich die Annalen zum lezternmale laß, intereſſirte mich die Naturgeſchichte ſehr wenig; und izt opponirte man mir mit ſo vieler Zuverläſſigkeit die Bekanntſchaft dieſes vortreflichen Geſchichtſchreibers mit den vulka-

 niſchen

*) Hiſtoire naturelle de la France Tome III. p. 121. 128 Tome IV. p. 178.

niſchen Eruptionen jener Gegend. Ich ſuſpendirte alſo mein Urtheil, und behielt mir vor, ſo viel Licht, als zu haben wäre, über die mir nicht genug klare Stelle hinzuhalten. Darf ich den Erfolg ins Publicum bringen? — Erſt die Stelle ſelbſt: *)

Aber auch die mit uns verbundene Völkerſchaft der Juhonen wurde durch ein unvermuthetes Unglück heimgeſucht. Denn Feuer, das aus der Erde ſchlug, ergriff hin und wieder Landhäuſer, Fluren und Dörfer, und drang ſogar bis in die Mauern der neuangelegten Pflanzſtadt. Auch war es nicht zu löſchen, wenn gleich Platzregen fiel, oder wenn man es mit Flußwaſſer oder anderer Feuchtigkeit tilgen wollte; bis einige Landleute, in Ermanglung aller Hülfe, und aus Zorn über ihren Ver-

*) Sed civitas Juhonum, ſocia nobis, malo improviſo afflicta eſt. Nam ignes, terra edita, villas, arua, vicos paſſim corripiebant, ferebanturque in ipſa conditae nuper coloniae moenia. Neque extingui poterant, non ſi imbres caderent, non ſi fluvialibus aquis, aut quo alio humore niterentur: donec inopia remedii, et ira cladis agreſtes quidam eminus ſaxa jacere, dein, reſidentibus flammis propius ſuggreſſi, ictu fuſtium aliisque verberibus, ut feras, abſterrebant: poſtremo tegmina corpori direpta injiciunt, quanto magis profana et uſu polluta, tanto magis oppreſſura ignes. TAC. Ann. L. XIII. C. 57.

Verluſt, von fern her Steine auf die Flammen warfen, auch, als ſich dieſe hierauf nicht weiter verbreiteten, näher hinzugiengen, und ſie mit Prügeln und Peitſchen, wie wilde Thiere, zurückſcheuchten. Zulezt riß man die Kleider vom Leibe, und warf ſie hinein, um mit ihnen, je mehr ſie verunreinigt und durch den Gebrauch beſchmuzt waren, deſto beſſer die Flammen zu dämpfen.

Vor allen Dingen wollte ich mich in der Geographie dieſer Ereigniß feſtſetzen, und das Juhonenvolk näher kennen lernen. Aber da las, ſtatt Iuhonum, dieſer Kritiker Vibonum, einen nirgends bekannten Volksnamen; jener Avionum, weil Tacitus *) einmal deren gedenkt, ob er ſie gleich für eine innotable teutſche Nation ausgiebt, wie nicht geſchehen ſeyn würde, wenn es Bundsgenoſſen der Römer waren. Einige conjecturirten Cavionum oder Chaibonum, weil ein alter Redner **) ein Volk dieſes Namens einmal genannt hatte. Ein anderer verbeſſerte Aeduorum, und hielt die neue Colonie für die Lugdunenſiſche an dem Rhodanus; weil Seneca ***) über ein groſſes Brandunglück viel moraliſirt, welches ihr ungefähr zu eben derſelben Zeit widerfuhr.

*) De moribus Germ. c. 40.

**) MAMERT. in genethl. Maxim. Aug.

***) Epiſt. 91.

fuhr. Noch ein anderer rieth Huionum, blos weil in der Gegend seiner Stadt Huy viele brennbare Fossilien gefunden würden. Manche aber wollten die Juhonen gar nach Friesland, nahe ans Meer, versetzen; eine falsche Lesart einer andern Stelle des Tacitus schien hierzu ausreichend. Aber ein klassischer Geograph, Cluver, wuste die gemeine Lesart mit bessern Gründen zu vertheidigen. Er nimmt an, was Lipsius schon vor ihm muthmaßte, nemlich daß die Juhonen nicht ins belgische Gallien, sondern über den Rhein herüber nach Germanien gehörten. Tacitus erzählt unmittelbar vor der angeführten Stelle die große Niederlage der Catten, die sie durch die Hermunduren erlitten, mit denen sie wegen einer Salzquelle Krieg führten. An diese Erzählung kettet er die von der Juhonen Unglück, und giebt hierdurch die Nachbarschaft beyder Völker sehr wahrscheinlich zu erkennen. Daß er die Juhonen unter die Bundsgenossen der Römer rechnet, darf nicht befremden, da die angränzenden Mattiaker, in deren Bezirk die warmen Bäder Wiesbadens lagen, ebenfalls in Römischer Verbündung waren. Also wohnten die Juhonen in dem Strich von Coblenz bis gegen Cölln am Rhein hin, welcher Strom sie von den Ubiern abschied. Es ist auch hieraus leicht abzunehmen, daß unter Colonia die Agrippinische oder die itzige Stadt Cölln am Rhein beym Tacitus gemeynt sey, wenn er von ihr sagt: daß sie von jener Entzündung auch

gelit-

gelitten habe. So explicirt Cluver, und richtet hiernach seine Charten ein, worinne ihm auch Cellarius gefolgt ist.

Dieser Meinung scheint auch wenig schaden zu können, daß Tacitus in seinem Buche von den Sitten der Teutschen die Juhonen unter den germanischen Völkerschaften nicht aufführt. Bekanntlich schrieb er dieses Buch geraume Zeit vor den Annalen, die sein lezтes Werk waren; aus diesen müste eher jenes ergänzt werden. Bedenklich ist es freylich, daß die allegirte Stelle die einzige ist, wo jemals der Name Juhonen vorkommt. Denn eine andere, aus der man den Wohnplaz dieses Volks fälschlich für Friesland behaupten wollte, beruhet auf einer falschen Lesart, wo mit beſiem Fug Hiona oder Juhiona mit hiberna vertauſcht worden. *)

Es ist also eben nicht zu verwundern, daß mehrere Gelehrte von Cluver abgehen; ja ich finde fast keinen, der ihm völligen Beifall gegeben hätte. Cellarius behält zwar die Juhonen auf seiner Charte, neigt sich aber doch im Text zu der andern Meinung, die ich nun auch vortragen muß, weil sie zur allgemeinen geworden, und ich weiter keine Charte finde, auf der die Juhonen noch figurirten. Ich berufe mich auf die

*) TAC. Annal. L. II. c. 24.

von Spener, Alting, Georgiſch, Weigel, Köhler ꝛc. *)

Die in einigen Manuſcripten befindliche Lesart Vibonum hat nemlich auf die Emendation, Ubiorum, geführt. Der offenbare Schreibfehler, da es nie Vibonen in der bekannten Geſchichte gegeben hat, wird nicht allein hierdurch ſehr ungezwungen verbeſſert, ſondern es fehlt auch nicht an vollgültigen kritiſchen Argumenten, welche dieſer Emendation ein ungezweifeltes Uebergewicht verſchaffen. Kein Römiſcher Schriftſteller weiß von mehrern Bundsgenoſſen in dieſer Gegend, als von den Ubiern, Batavern und Mattiakern. Die erſtern wohnten zu Cäſars Zeiten am rechten Ufer des Rheins; Agrippa führte ſie herüber, weil ſie von den Catten gedrängt wurden. Funfzig Jahre hernach legte Agrippina, Nero's Mutter, ihrem Grosvater zu Ehren und zum Gedächtniß dieſes Orts ihrer Geburt, die Pflanzſtadt am Rhein bey den Ubiern an, die nach ihr die Agrippiniſche genannt wurde. **) Das geſchah nur Acht Jahr vorher, ehe ſich die von Tacitus erzählte Entzündung zugetragen. Er konnte alſo wohl die Pflanzſtadt neu angeange-

*) ORTELIVS iſt der einzige, ſo viel mir bekannt iſt, der Iuhonum als eine Stadt auf ſeine Charten ſetzt, wo er Huy an der Maas legt.

**) TAC. Annal. L. XII. c. 27.

angelegt nennen, und keine von den obbenannten Römiſchen Bundsgenoſſen hatten weiter eine Römiſche Pflanzſtadt. Tacitus ſelbſt kann wohl mit Fug von keiner andern, als der im zwölften Buche ſeiner Annalen angeführtermaßen beſchriebenen ausgedeutet werden. Der Uebergang, den er von der Catten Niederlage aufs Unglük der Juhonen macht, paßt auch, im Geiſt des Schriftſtellers, viel beſſer auf die Ubier. Erſt erzählt er die Niederlage der Catten durch die Hermunduren, beydes Feinden der Römer, mit demjenigen Kaltſinn, der ſeinem anderwärts geäuſſerten patriotiſchen Wunſche gemäs war: „Möchten doch immerfort die Feinde der Römer ſich ſelbſt aufreiben, wenn ſie nicht Freunde von ihnen werden wollen; was kann bey der bedenklichen Lage des Römiſchen Reichs erwünſchter ſeyn, als Zwietracht unter ſeinen Feinden!„ *) Aber, fährt er fort, **auch unſre Freunde, die Juhonen** —

Die bey dieſem Uebergang zum Grund liegende Idee beruht alſo offenbar auf dem Gegenſatze von Glük aus Zwiſt der Feinde, und Unglük aus Unfall der Bundsgenoſſen, und paßt ſehr gut auf die mit Rom verbündeten Ubier. Mit beſſerm Fug wird man alſo bey ihnen die vermeintlichen Juhonen ſuchen und hiernach den Tacitus auslegen. Der Wohnplatz der

*) De mor. Germ. c. 33.

Ubier erſtrekte ſich aber vom Einfluß der **Moſel** in den Rhein bis über Cölln hinauf. *)

Wie wird es nun ausſehen, wenn man die Nachricht des **Tacitus** nach beyden vorerzählten Meynungen über die Juhonen genauer prüft?

Nimmt man an, daß es Juhonen gab, ſo muſten ſie an der rechten Seite des Rheins wohnen, und da findet man zwar wirklich in der Gegend der **Sieben Berge** bey Bonn mehrere ausgebrannte Vulkane, den **Leitberg**, **Linzerberg**, ꝛc. wogegen, nach den neueſten mineralogiſchen Beobachtungen, der ganze Strich von **Homburg** bis an die **Weed** oder **Wiedebach** in ihrem natürlichen Zuſtand und von Vulkanen frey geblieben. Allein wenn man auch glauben könte, daß der Feuerausbruch dieſer Gegend den vor ihm ſtehenden Damm des Granitgebirgs, den die ſogenannten **Bonner-Alpen**, oder die obgedachten Sieben Berge formiren, durchzubrechen, und ſich bis Cölln, fünf oder ſechs Meilen weit, ins platte Land zu ergieſſen vermocht habe: wie wäre wohl ſeine Wirkung, die das platte Land entzündet haben ſoll, über den Rhein hinüber in die Gebäude der an ſeinem

*) **Cluver** will zwar die Gränze der Ubier mit der Ahr, die bey Sinzig in Rhein fällt, anfangen. Denn davor nimmt er die Ὀφεγγίνα an, die doch bey **Ptolomäus** Ober- und Nieder-Germanien ſcheiden ſoll, wozu ſich die **Moſel** beſſer ſchicken muſte.

ſeinem linken oder weſtlichen Ufer erbauten Colonie gelangt?

Aber auch auf dieſer weſtlichen Seite, wenn man jenes Feuerunglük die Ubier treffen läßt, kommt man nicht viel beſſer weg. Denn hier giebt es zwar, wie Hamilton, Collini, de Luc, und nach ihnen mehrere beobachteten, eine ſich ſehr auszeichnende vulkaniſche Region von Andernach bis Oberwinter: *) aber nicht weit von Bonn laufen die Berge ſchon von beyden Seiten her, gegen das Ufer des Rheins zuſammen, und an ihrem Fuß fängt ſich eine Plaine an, die der Flandriſchen vollkommen ähnlich iſt, und ſich bis ans Meer hin erſtreckt. Allenthalben entfernen ſich die Gebirge; und findet man noch vulkaniſche Producte, wie die Baſalte woraus in Cölln Mauern und Pflaſter beſtehen, ſo wurden ſie erſt auf dem Rhein dahin verſchifft. Aber in der Natur des ganzen weiten Strichs bis Cölln läßt ſich auch nicht die geringſte Spur mehr wahrnehmen von Daſeyn oder Wirkung verlöſchter Vulkane: welches ganz unmöglich wäre, falls dergleichen in ſo neuer Zeit, als die, von der Tacitus erzählt, gegen das phyſiſche

*) Wollte man mit Cluver die Ahr zur Gränze der Ubier gelten laſſen, ſo findet ſich auch von Sinzig an, wo ſie in den Rhein fällt, noch vulkaniſche Wirthſchaft genug, um die Entzündungen, deren Tacitus erwähnt, wenn man ſonſt will, hier einzuquartieren.

sche Alter der mehresten ausgebrannten alten Vulkane ist, vorhanden gewesen.

Wenn nun aber links und rechts die vulkanischen Wirkungen verwiesen werden sollen: was fängt man mit der Stelle im Tacitus an? Sie soll doch Cölln gelten und muß doch einen Sinn haben? — Es ist billig eine andre Erklärung beyzubringen, wenn man jene nicht passiren lassen will.

Im ganzen genommen, war nach Tacitus das alte Teutschland noch von Wäldern wild und von Sümpfen entstellt, selbst wo der Anbau schon Vorschritte gethan hatte. Außer der zum Bier nöthigen Gerste (denn es war damals Bierland, wo izt Weinland ist,) wurde nicht sehr viel Getraide erbaut. Die Viehzucht prävalirte, und Milch- und Fleisch- vor Mehlspeisen. Unter diesen Umständen darf man wohl annehmen, daß auch in den Gegenden von denen Tacitus redet, das Heidekraut, welches in kaltgründigem, rauhem, steinigtem Boden so gut als in brennend heissem und sandichtem fortkommt, statt der seltnern Feldfrüchte wachsen mögen. Nun ist aber bekannt genug, daß in heißen Tagen dergleichen Heide, unter welcher gewöhnlich guter Torfmoor liegt, der Selbstentzündung sehr fähig ist, und solchergestallt zu Kohlen entbrennt, bis ein ordentliches Feuer entsteht und um sich frißt. Wo die Wurzeln sich tief eingezogen,

ves Weib, auſſer daß ſie den Lügen in etwas ergeben war, das ein Weib nicht thun ſollte, wenn es nicht in Ehren geſchieht. Wie ſie an ſeinem Biß ſtarb! Was für Schmerzen ſie fühlte! Meiner Treu, ſie ſagt dem Wurm nicht viel Gutes nach; aber wer den Leuten nur die Hälfte glaubt was ſie ſagen, dem wird alles was ſie thun, nichts helfen; allein ſoviel iſt einmal ganz fallibel, daß der Wurm ein wunderlicher Wurm iſt.

Cleopatra.

Geh wieder deines Wegs, leb' wohl.

Bauerkerl.

Ich wünſch euch viel Glük zum Wurm.

Cleopatra.

Leb' wohl.

Bauerkerl.

Ihr müßt halt denken, ſeht ihr, daß der Wurm nicht von Art laſſen wird.

Cleopatra.

Gut, gut, leb wohl.

Bauerkerl.

Seht ihr, es iſt dem Wurm nicht zu trauen, wenn er nicht in geſcheidter Leute Händen iſt; denn, meiner Treu, der Wurm hat ſeine Tüke.

Cleopatra.

zogen, geht das Feuer wohl einige Ellen tief ein; und ergreift es Bäume, besonders die unten faul sind, so entsteht dadurch gewaltiger Schade. Ganz kürzlich erst hörte ich, daß im Bezirk des Fuldaischen Amts **Saalmünster** zwey Berge, die große und kleine Küppe genannt, fast jährlich Gefahr erregen, durch die Entzündung der Heide ganze Waldungen zu Grunde zu richten. In den **Preussischen** Landen, vielleicht auch anderwärts, hat man eigene Gesetze zu Verhütung und Löschung dergleichen Feuerschadens in den Heiden.

Pallas *) beschreibt ein brennendes Gebirg in der Ufischen Tatarey, wo schon vor 12 Jahren durch Wetterstrahl, der in eine Fichte einschlug, ein Feuer angesteckt worden war. Die Brandstellen fanden sich voller Risse, in welchen die hineinfallenden Baumrinden und Späne in weniger als einer Minute zu Flammen zündeten; (mithin wohl auch Feuer aus der Erde schlagen ließen.) Die Damm-Erde war durch die Wurzeln des Strauchwerks so locker gebrannt, daß man bis an die Knie hineinsank, und sich kaum heraushelfen konnte, ohne den Brand zu empfinden — Aehnliche Ereignisse von einer sich entzündeten Wiese hat man, wenn ich nicht irre, erst im vorigen Jahre aus Galizien vernommen.

Was

*) **Pallas** Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs zweyter Th. S. 29. u. f.

Was kann abhalten zu glauben, daß bey dem Vorfall, den Tacitus erzählt, nicht ein gleichmäßiger Brand gewütet habe? Aus Verwahrlosung der mit der häuffigen Viehzucht sich abgebenden Landleute, oder selbst durch Feinde der Römer konnte das Feuer entzündet werden, wenn es nicht von selbst geschah. Auch im Alterthum waren daher brennende Berge und Gegenden nicht selten. Unter andern Beyspielen erzählt Plinius, *) daß hinter den Ariziſchen Fluren in Latium sich die Erde entzünde, wenn eine Kohle niederfalle. Ob er nun gleich besser that, wenn er mit dieser Nachricht nicht die von einem heiligen Stein verband, welcher sogleich eine Flamme gegeben haben soll, wenn man ein Stück Holz drauf legte; ein Mährchen, über welches schon Horaz sein Credat Judaeus Apella — ausrief **): so muß man doch immer bey den alten Geschichtschreibern die Wahrheit den Geschmak am Prodigiosen nicht entgelten lassen. Vielleicht beschrieb Tacitus die Sache gefährlicher, um sie dem Wunderbaren näher zu bringen.

Nimmt man ihn aber auch im strengsten Wortverstande, so findet man nichts, das jener Muthmaſsung widersprähe. Nach seiner Erzählung schlich das Feuer

*) Hist. natur. l. II. c. 110. 111.

**) HORAT. Serm. L. I. Sat. 5. v. 97. sqq.

Feuer an der Erde hin, und schien aus derselben herauszufahren; Landhäuser, Felder und Dörfer wurden beschädigt. Das ging bey solch einem Feuer des Heidekrauts, Genistes, Rohrs, Mooses, der Binsen, welches endlich auch Sträuche, Büsche und Bäume, vielleicht ganze Gärten und Wälder in Brand stekte, ganz natürlich zu; denn mitten innen lagen wohl Landhäuser, Felder und Dörfer. Aber wie konte dieser Brand innerhalb der Mauern der neuen Pflanzstadt eindringen? Wird dieser einzige Umstand nicht die ganze Auslegung hinfällig machen?

Ich dächte nicht. Tacitus braucht das Wort moenia, welches von muri wesentlich unterschieden ist. Lezteres bezeichnet steinerne Mauern; keineswegs aber moenia, wovon Servius *) bemerkt, daß alle öffentliche Gebäude darunter verstanden würden. Und wirklich wird auch durch deren Anbau das Wesentliche der Anlage einer neuen Stadt mehr bestimmt, als durch bloße Ringmauern. Die neuangelegte Pflanzstadt beym Tacitus konte also wohl noch offen seyn, und da waren die Gebäude eben so gut und vielleicht, wegen etwa angelegter Baumgärten und Lust-

*) Ad VIRGIL. Aen. L. II. v. 234. et 253. L. VI. v. 549. Caesar, Vitruvius, Varro, Florus, brauchen das Wort in eben derselben Bedeutung.

Lusthaine, noch mehr der Feueransteckung exponirt, als die Landhäuser.

Wer auch von der Gefährlichkeit der Wald- und Heidebrände Kenntniß hat, weiß gar wohl, wie wenig dabey mit bloßem Wasser auszurichten ist. Das Feuer bricht nach aufgegoßnem Wasser nebenher durch, und glimmt in der Erde fort. Tiefe Gräben zu ziehen, die Erde nach dem Feuer zu auszuwerfen, neben und über diesen Gräben abzuräumen, ist die gewöhnliche Gegenanstalt. Durch häuffig zugeworfne Steine mag in dem Fall, dessen Tacitus gedenkt, auf einem oder dem andern Flek das Feuer gedämpft worden seyn. Aber der angeführte Umstand, daß das Landvolk mit Prügeln und Peitschen sich darwider schützen wollte, dient zur günstigsten Erläuterung der Gewohnheit des niederländischen Landmanns, der, bey dem nicht ungewöhnlichen Brand der Heide, noch immer für nützlich ansieht, mit Reisholz und Baumästen das Laub von dem Gesträuch herunter zu schlagen, damit es langsamer Feuer fangen und sich nicht zu schnell ausbreiten möge. Er nennt das: die Heide geiseln. *)

Doch auch das Löschen mit draufgeworfnen Kleidern ist passend. Denn die altteutschen Landleute konnten damit, weil sie sich noch viel in Thierfelle und

*) ALTING Notit. Germaniae inferi. p. 85.

und Matten kleideten, (welche Matten im alten Teutſchland, nach Diodor, recht artig buntgeſtreift, wie in Otahity, aus Baumrinden gefertiget wurden,) gewiß einzelne Stellen deſto beſſer ausdämpfen, je ſchmutziger die Kleider von Fett und Feuchtigkeit geworden waren.

Wie will man hingegen das Prügeln und Peitſchen und Löſchen mit Kleidern wohl auf vulkaniſche Ausbrüche oder Ergießungen anwenden? und wie kann man glauben, daß ſo ein genauer Erzähler, wie Tacitus, alle mögliche Umſtände, mit denen dergleichen Ereigniſſe verbunden zu ſeyn pflegen, z. B. Erderſchütterungen, Getöſe, Auswurf von Aſche und Steinen, Hervordringung und Ueberſchwemmung feuriger Ströme, nahes oder entferntes Daſeyn eines Feuerſchlundes, — gänzlich übergangen haben ſollte?

Noch darf ich nicht vergeſſen, daß Cluver, um die vermeynte Exiſtenz der Juhonen zu vertheidigen, angiebt, die Gebirge im Herzogthum Bergen, woran er einen Theil den Juhonen anweiſet, wären vorzüglich fähig Feuer zu fangen. Vermuthlich meynte er damit auch Heide- oder Wald-Brände; denn zu ſeiner Zeit wurde an Vulkaniſche Conjecturen noch nicht gedacht.

Und was wird alſo das Reſultat ſeyn von allem dem Rath, deſſen ich mich bey Kritikern und Natur-

forſchern erholte, von allen den Muthmaßungen, die ich bey ihnen fand oder ſelbſt wagte? Schwerlich ein anderes, als daß Tacitus für die vulkaniſchen Ausbrüche am Rhein nichts beweißt, und daß Mr. de Luc ihn nicht wider ſich hat, wenn er die Wirkſamkeit jener alten Vulkane, die zumal mehrentheils mit ihren Baſalten unter dem Meer ausbrachen, in die Gränze des ältern unzugänglichen Zeitraums der phyſiſchen Erdgeſchichte hineinzog. Es iſt immer beſſer, den Katalog der Dinge, die man nicht weiß, zu berichtigen, als den von eingebildetem Wiſſen zu erweitern.

III.

Beytrag zur Geſchichte der Selbſt-Entzündungen, und der ſogenannten Luft-Zünder.

Die Aufklärung der Urſachen der Selbſt-Entzündungen muß immer für die Polizey einer der wichtigſten Gegenſtände ſeyn, weil durch die Entdeckung ſolcher Erſcheinungen oft der Verdacht der Mordbrennerey wegfällt, und die Unſchuld künftig dadurch vom pein-

peinlichen Tode befreyet werden kann, folglich weniger Opfer der Gerechtigkeit, aus Mißverſtand der Richter hoffentlich bluten werden.

Ich übergehe mit Fleiß die den Scheidekünſtlern bekannt gewordenen Selbſt- oder Luft-Zünder (Pyrophorus) welche aus Alaun und Kohlen, Mehl und Honig und dergleichen bereitet werden. Dieſe gehören nicht eigentlich zum Zwek, verdienen aber doch zur Erklärung der Urſachen der Selbſt-Entzündungen mit angeführt zu werden.

Die im Mineralreich vorkommenden Selbſt-Entzündungen in Steinkohlen-Bergwerken, der Alaunſchiefer, der Torfhauſſen, und dergleichen ſind ſchon hinlänglich bekannt, und deren Urſachen erörtert; weswegen ich dieſe hier nur gleichſam im Vorbeygehen berühre.

Ungleich wichtiger und weniger bekannt ſind die Selbſt-Entzündungen von Dingen aus dem Thier- und Pflanzenreiche; und dieſe ſind es eigentlich, welche ich mir vorgenommen habe hier kürzlich zuſammen zu tragen: weil, wie ich gewiß glaube, die ausgebreitetere Bekanntmachung dieſer Erſcheinungen für die Menſchheit ſowohl, als zur Abwendung der Gefahren von allgemeinen Nutzen ſeyn kann.

Nur ein Beyspiel wird das Gesagte erläutern. Der Apotheker Hr. Rüde in Bautzen machte im Leipziger Intelligenz-Blat vom 31. März 1781. bekannt, daß er verschiedenemal einen Pyrophor aus Rocken und Kleyen und Alaun bereitet habe. Nicht lange nachher entstand in den nahe gelegenen Dorfe Naußlitz ein starker Brand, von welchem es hieß, daß solcher im Kühstalle, bey Behandlung eines kranken Stück Viehes ausgekommen wäre. Herr Rüde wußte, daß die Landleute, um ihrem Vieh die dicken Hälse zu vertreiben, demselben einen Umschlag von geröfteten Rocken-Kleyen machen. Er wußte, daß Alaun und Rocken-Kleyen unter gehöriger Behandlung einen Pyrophor geben: und nun war es nöthig zu versuchen, ob geröstete Rocken-Kleyen, allein, dieses leisteten? Er röstete also etwas Rocken-Kleyen so lange bis sie die braune Farbe des gemahlnen Caffee angenommen hatten. In dieser Beschaffenheit wickelte er diese geröstete Kleyen in ein leinenes Tuch. Nach einigen Minuten stieg durch das Tuch ein starker Rauch, mit einem brenzlichten Geruch begleitet. Nicht lange hernach wurde das Tuch schwarz wie Zunder, und die durchaus glühend gewordenen Kleyen fielen in zusammen gebackenen Kugeln auf die Erde. Herr Rüde wiederhohlte diesen Versuch verschiedenemal mit dem nämlichen Erfolge: und wer zweifelt nun länger daran, daß die öftern Brände in Kuhställen, wo dem Viehe geröstete Kleyen um die dicken Hälse gebunden werden,

nicht

nicht Urſachen abgeben, daß Kuh-Ställe mit ſamt dem Viehe verbrennen können? Der Unkundige ſucht alsdenn die Urſache in muthwilliger Anlegung des Feuers, folglich in Mordbrennereyen.

Montet erzehlet in den Memoires de l'Acad. de Paris 1748. daß thieriſche Subſtanzen unter gewiſſen Umſtänden in Brand gerathen können; es bezeugten dieſes die ſich bisweilen entzündeten Dünger-Haufen. Sogar die ſogenannten wollenen **Kayſerzeuge**, welche in **Sevennes** verfertigt werden, haben ſich von ſelbſt entzündet, und ſind zu Kohle verbrannt. Dieſes ſey bey wollenen Zeugen, wenn ſie im heiſſen Sommer, in einem wenig luftigen Zimmer, auf einander liegen, eben nichts ungewöhnliches.

Im Brachmonate des 1781ſten Jahres ereignete ſich in der benachbarten Manufaktur-Stadt A * * * bey einem Strumpfverleger ein ähnlicher Wollenbrand, da ſogenante Kämmlingswolle, welche in einem verſchloſſenen und wenig luftigen Zimmer dicht über einander getreten lag, von ſich ſelbſt entbrannte. Dieſe Wolle war nach und nach in das Zimmer geſchafft, und wegen Mangel des Raums hoch über einander gelegt, und zuſammen getreten worden, um deſto mehr hinein zu bringen. Daß dieſe Kämmlings-Wolle, wozu, wie bekannt, Rübe- oder Raps-Oel mit etwas Butter vermiſcht beym Kämmen genommen wird,

in ſich ſelbſt entbrannt ſey, iſt von vielen Zeugen beſchworen worden. Einer der Zeugen ſagt noch dazu aus: daß ſchon vor zehen Jahren ein ähnlicher ſolcher Brand unter den Kämmlingen bey einem andern Strumpfverleger entſtanden, welcher ſeine Kämmlinge, um ſolche zu verſenden, in ein Faß derb eingetreten gehabt. Dieſe Wolle ſey von innen aus entbrannt und zu Kohle geworden, und es ſey gewiß, daß weder Feuer noch Licht bey dem Einpacken dazu gekommen. Alſo wäre obiger Brand aus gleichen Urſachen entſtanden.

Gleichergeſtalt haben auch glaubwürdige Wollenhändler verſichert: daß, nachdem ſie naßgewordene Wolle eingekauft und in ihre Behälter dicht auf einander gepackt hätten, dieſe Wolle in ſich ſelbſt entbrannt ſey, und leicht gefährliche Folgen hätte haben können, wenn man es nicht bey Zeiten entdeckt hätte.

Die Selbſterhitzungen und Selbſtentzündungen verſchiedener Dinge aus dem Pflanzenreiche als des naſſen Heues, Getraides, des Waids, auch bisweilen des naſſen Mehls und Malzes ſind ſchon hinlänglich bekannt. Man hat auch ſchon gewiſſe Erfahrungen über dergleichen Erſcheinungen; beſonders aber werden die Leſer in der Folge ſehen, daß Hanf, Flachs und Hanf-Oel ſehr oft Gelegenheit zu den ſchrecklichſten Bränden gegeben haben. — Montet ſagt: im

Jahr

Cleopatra.

Mach dir keine Sorge, man wird sich schon in Acht nehmen.

Bauerkerl.

So ist's recht; gebt ihm nichts, ich bitte euch, er ist des Futters nicht werth.

Cleopatra.

Meynst du, er möchte mich essen?

Bauerkerl.

Ihr müßt mich eben nicht für so einfältig ansehen, als ob ich nicht wißte, daß der Teufel selbst kein Weibsbild nicht essen würde; ich weiß, ein Weibsbild ist ein Fressen für die Götter, wenn sie der Teufel nicht zugerichtet hat. Aber, meiner Treu, dieser Huren-Sohn von einem Teufel spielt den Göttern manchen verzweifelten Possen mit ihren Weibsbildern. Denn von einem jeden Duzend, das sie machen, verhunzt der Teufel wieder sechse.

Cleopatra.

Gut, geh' deines Weges, lebe wohl.

Bauerkerl.

Ja ihr habt recht, meiner Treu; ich wünsch' euch, daß ihr viel Freud' an dem Wurm erleben möget --

(Er geht ab.)

Jahr 1757. kam zu **Breſt** im Magazin einer Art Segeltuch, ſo man **Prelart** nennt, wo die eine Seite deſſelben mit Ocher und Oel angeſtrichen wird, Feuer aus, welches allem Vermuthen nach ſich von ſelbſt entzündet hatte. Höchſt wahrſcheinlich haben die öftern **Feuersbrünſte in Seehäfen**, deren Urſachen nicht ausgemittelt werden können, ihren Urſprung in den Selbſtentzündungen; weil oft die ſtrengſten Unterſuchungen die wahre Urſache nicht zu entdecken vermögend ſind.

Vor etwa zwanzig Jahren entſtand auf einer Seilerbahn bey **St. Petersburg** und in einigen hölzernen Häuſern öfters Feuer, und bey allen dem keine Spur von Mordbrennerey; wohl aber fand ſich daß in der Fabrike, worinn die Schifs-Taue verfertigt werden, eine Menge Hanf, der aus Unvorſichtigkeit mit Oele begoſſen und deswegen für verdorben erklärt, auch daher wohlfeil gekauft und aufbewahrt worden war, die Urſach der Feuersbrunſt geweſen. Die geringen Einwohner der hölzernen Häuſer hatten auch dergleichen Hanf zum Dichtmachen oder Kalfatern ihrer Balkenhäuſer wohlfeiler als gewöhnlich an ſich gekauft. Auf dieſer Seilerbahn ſind auch Taurollen heiß befunden worden, und dieſe muſten daher zur Vorbeugung größerer Gefahr, aus einander geworfen werden.

Sehr vielen Lesern wird aus den politischen auch gelehrten Zeitungen bekannt seyn, daß im Jahr 1780. im Frühling, auf einer Fregatte auf der Rheede bey **Kronstadt**, ein unversehener Brand entstanden, der wenn er nicht bald gelöscht worden wäre, die ganze Flotte in Gefahr gesezt hätte. Die schärfste Untersuchung fand die Ursache des entstandenen Feuers nicht; daher die Sache unausgemacht und bey Vermuthungen von boshaftem Feueranlegen bleiben muste. Im August eben dieses Jahres kam bey dem Hanf-Magazin in **St. Petersburg** Feuer aus, durch welches, (wie gleichfalls aus den Zeitungen bekannt geworden) mehrere hundert tausend **Pud** *) Hanf, Flachs und Seide verbrannten. Im Magazin selbst war alles von Stein und Eisen, und es steht auf einer besondern Insel der Newa, auf welcher, so wie auf den auf der Newa liegenden Schiffen kein Feuer geduldet wird. In **St. Petersburg** kam in eben dem Jahre in dem Gewölbe eines Pelzhändlers Feuer aus. In diesen Gewölben wird weder Licht noch Feuer erlaubt, und die Thüren an dergleichen Gewölben sind durchaus von Eisen. Endlich fand man die wahrscheinliche Ursache, welche darinn bestand, daß die Pelzhändler des Abends vor dem Brande **eine Rolle neuer Wachs Tapeten** erhalten, und solche im Gewölbe gelassen hatten, welche vorzüglich angebrannt befunden worden.

Noch

*) Ein Pud hält 40 Pfunde.

Noch mehr erinnerlich wird den Lesern folgender Vorfall seyn, wovon die Zeitungen schon einige Nachricht gegeben: In der Nacht vom 20sten zum 21sten April im Jahr 1781. entstand auf der Kriegsfregatte **Maria**, die neben mehrern Schiffen auf der Rhede bey Kronstadt lag, ein Brand der jedoch bald gelöscht wurde. Durch die strengste Untersuchung konnte wenig ersprießliches für die Wahrheit herausgebracht werden. Die Besatzung wurde mit einer strengen Untersuchung bedrohet, und während dieser bangen Erwartung gab die Weisheit der großen Monarchin der Sache einen für alle beruhigenden Gang, indem Sie die Untersuchungs-Commißion durch folgenden Befehl an den Grafen **Czerniſchew** auf den rechten Weg führte.

„Da Wir aus Ihrem eingegebenen Rapport von „der Untersuchung des Vorfalles auf der Fregatte **Ma**„ria ersahen, daß in der Kajüte, in welcher das Feu„er ausbrach, etliche Bündel von einer Hangematte, „in welcher Kienruß mit Oel zum Anstreichen gemischt „gewesen, mit Stricken umbunden gefunden worden: „so erinnerten Wir Uns, daß bey der Feuersbrunst, „welche im vorigen Jahre die Hanfambarren betraf, „unter andern auch die Ursach angeführt wurde, daß „der Brand von dem mit fetten Matten umwickelten „Hanf, oder auch, weil solche Matten neben dem „Hanf gelegen haben möchten, entstanden seyn könne.

„Verſäumen Sie alſo nicht auf dieſe Anmerkung „Ihre Unterſuchung zu richten.

Da nun im Verhöre, ſowol, als in der Unterſuchung ſelbſt befunden worden, daß in des Schiffers Kajüte, in welcher ſich Rauch zeigte, ein Bündel mit Oel befeuchteter Ruſſiſcher Kienruß gelegen, an welchem beſonders beym Löſchen Funken wahrgenommen worden: ſo veranſtaltete die Ruſſiſche Admiralität, vorzüglich der Graf Czerniſchew, dieſem zu folge verſchiedene Verſuche, um zu ſehen ob eine Miſchung von Hanföl-Firniß und Ruſſiſchen Kienruß in eine Hange-Matte eingewickelt und zugebunden, ſich von ſelbſt entzünden würde?

Man ſchüttete 40 Pfund Kienruß in einen Kübel und goß ungefehr 35 Pfund Hanföl-Firniß drauf, ließ es ſo eine Stunde ſtehen und goß denn das Oel ab. Den nachgebliebenen Kienruß ließ man wieder vier Stunden ſtehen, wickelte ſolchen alsdenn in eine Hangematte und legte dieſen Bündel neben die Kajüte, in welcher die Flagmänner ihre Verſammlung hatten. Um allen Verdacht zu vermeiden, verſiegelten zwey Flagmänner die Hangematte und die Thüre mit ihren Petſchaften, und ſtellten eine Schildwache dabey. Vier Seeofficiers wurden beordert, die ganze Nacht auf das was vorgehen würde, Acht zu haben, und ſo bald ſich Rauch zeige, ſogleich

gleich den Commendanten des Hafens davon Nachricht zu geben.

Die Probe wurde den 26. April um 11 Uhr Vormittags im Beyseyn aller dazu ernannten Officiers gemacht. Schon am folgenden 27ten früh um 6 Uhr zeigte sich Rauch, wovon der Ober-Commendant durch einen Officier so gleich benachrichtigt wurde, welcher auch so geschwind als möglich kam, und durch ein kleines Loch in der Thüre die Hangematte rauchen sahe. Dieser schickte ohne die Thüre aufzumachen nach den Gliedern der Commission; da aber der Rauch stark ward, und das Feuer zu schimmern anfieng, so sah sich der Ober-Commendant genöthigt ohne die Ankunft der Glieder der Commission abzuwarten, die Siegel abzureissen, und die Thüre zu eröfnen. So bald nur die frische Luft dazu kam, fieng die Hangematte an stärker zu brennen, und flammete.

Nachdem die Russische Admiralität sich von der Selbstentzündung dieser Mischung vollkommen überzeugt hatte, übergab solche diese Versuche der Kayserlichen Akademie der Wissenschaften, welche dann dem sehr geschickten Herrn Adjunkt **Georgi** (dem wir diese Nachrichten von den Selbstentzündungen aus Kienruß und Oel vorzüglich zu danken haben) auftrug, die dahin gehörigen Versuche zu machen.

Die

Die Verſuche dieſes einſichtsvollen Scheidekünſtlers, ſind allerdings als ein ſehr ſchäzbarer Beytrag zur Erweiterung der Kenntniß von den Reactionen und der Darſtellung des Feuers für die phyſiſche Chymie, nicht minder auch in Abſicht der Feuergefahren durch nachläßige Behandlung dieſer Subſtanzen wichtig, und wegen der Veranlaßung dieſer Entdeckungen ſehr merkwürdig.

Ehe dieſe Verſuche erzählt werden, iſt nothwendig anzumerken, daß der **Ruſſiſche Rienruß** drey bis vierfach ſchwerer, gröber und fetter iſt als der **teutſche ſo genannte Rien-Rahm.** Erſterer wird in **Ochta** bey **St. Petersburg**, bey **Moskau**, auch bey **Archangel** ꝛc. in kleinen hölzernen Hütten von fettem **Rienholze und Birkenrinde**, durch einen ungemein einfachen Apparat von Bodenloſen über einander geſtellten Töpfen geſammlet, und ſehr wohlfeil verkauft. Den bekannten **feinen teutſchen Rien-Rahm** nennt man in Rußland **halländiſchen Ruß.** Wenn in der Folge von rohem Oele die Rede iſt, ſo wird theils Lein-Oel, theils Hanf-Oel, lezteres aber am gewöhnlichſten verſtanden. Der Firniß wird aus fünf Pfund Hanf-Oel mit 5 Loth Mennige gekocht. Zum Einhüllen der Miſchung bediente ſich Herr **Georgi** grober Hanf-Leinwand, und allezeit einfach, nie doppelt genommen. Die Eintränkungen und Miſchungen geſchahen in einer großen hölzernen

Schaale,

Schaale, in welcher auch dieſelben bis zum Einbinden in Leinwand offen ſtanden.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur die merkwürdigſten und gelungenen Verſuche ausheben, und hier mittheilen.

Drey Pfund Ruſſiſcher Kienruß wurden mit fünf Pfund Hanf-Oel-Firniß langſam eingetränkt, und als die Miſchung fünf Stunden offen geſtanden, in Leinwand eingebunden. Sie war hierbey klümperig, einiger Ruß aber blieb trocken. Als der Bündel 16 Stunden in einem Kaſten gelegen, merkte man einen ſehr widrigen, gleichſam faulen Geruch, eben nicht wie vom kochenden Oele, auch wurden einige Stellen warm, dann heiß, und dünſteten ſtark aus. Dieſe Dünſte waren wäßericht und auf keine Weiſe entzündlich. Nach 18 Stunden vom Einwickeln an, wurde eine Stelle braun, zeigte Rauch und gleich nachher **glühend Feuer**. Ein gleiches geſchahe mit einer zweyten und dritten Stelle; andere hingegen waren kaum warm. Das Feuer griff langſam um ſich, und gab einen dicken, grauen, ſtinkenden, rußichten Rauch. Als Herr **Georgi** den Bündel aus dem Kaſten auf den ſteinern Fußboden legte, und derſelbe freyere Luft erhielt, entſtund eine, einer Spanne hohe, mit ſtarkem Rauch träge brennende Flamme. Nicht lange hernach entſtanden hie und

da.

da, wie aus einem kleinen Feuerberge Riße, deren hervordringende Dünſte in Flammen geriethen. Als er den Klumpen etwas zerbrach, gerieth derſelbe ganz in eine wilde, bis 3 Fuß hohe Flamme, die aber bald kleiner ward und erloſch. Das rauchende glühende und flammende Feuer brannte 6 Stunden lang, und nachher glühete der Reſt noch zwey Stunden. Die kalt gewordene graue, erdigte Aſche wog fünf und eine halbe Unze.

Bey einem andern dieſem vollkommen ähnlichen Verſuche, was die Miſchung und Quantität betrift, erfolgte die Entzündung erſt 41. Stunden nach der Eintränkung — Die Wärme nahm drey Stunden zu, dann aber erfolgte die Entzündung.

Merkwürdig iſt es, daß dieſe Verſuche geſchwinder bey heitern, als regnichten Tagen, von ſtatten giengen, und die Entzündungen geſchwinder erfolgten.

Bey einem andern Verſuche wurden drey Pfund Ruſſiſcher Kienruß mit drey Pfund rohem Hanf-Oel langſam eingeträukt, und die Entzündung erfolgte nach 9. Stunden.

Dreyviertel Pfund teutſcher Rahm wurden hernach mit anderthalb Pfund Hanföl-Firniß langſam eingeträukt. Erſt nach 70 Stunden wurde die Miſchung warm

warm und riechend. Nach und nach wurde sie heiſ-ſer, dunſtete ſtark aus; dieſe Dünſte waren naß, nicht entzündlich. Die Reaction dauerte 36. Stun-den, in welcher die Wärme bald ſtarker, bald gerin-ger ward, endlich aber gar aufhörte.

Ofen- oder Schornſteinruß, welcher meiſtentheils von Birkenholz entſteht, wurde mit Hanföl-Firniß unter ſchon gedachten Umſtanden gemiſcht und einge-bunden, die Miſchung blieb kalt und ruhig.

Ruſſiſcher Kienruß, mit gleichen Theilen Terpen-tinöl gemiſcht, und eingebunden zeigte nicht die mindeſte Reaction oder Wärme.

Birkenöl mit gleichen Theilen Ruſſiſchem Kienruß gemiſcht und eingebunden, fiengen zwar an warm zu werden, und einen flüchtigen Geruch von ſich zu ge-ben, die Wärme verlohr ſich aber bald wieder.

Aus dieſen Verſuchen der Admiralität ſowol als des Herrn Georgi findet man demnach außer der entſchiedenen Gewißheit der Selbſt-Entzündung des Rußes mit Oelen, wenn beyde Subſtanzen unter ge-wiſſen Umſtänden vermiſcht werden, vorzüglich fol-gendes:

Unter den Rußarten gelingen Verſuche mit dem gröbern, fettern und ſchwerern Ruſſiſchen Mahler-

Ruß

Ruß weit öfterer und ſicherer, als mit zarten leichten teutſchen Rahm und mit groben Schornſteinruß. In Abſicht der Oele gelangen nur die mit trocknenden gepreßten, ſowohl rohen als gekochten. Das Verhältniß des Rußes zum Oele, war in den geglückten Verſuchen ſehr verſchieden, der Ruß entzündete ſich mit dem zehnten, fünften, dritten, gleichen, halben, aber auch gedoppelten Theil vom Oele. Ueberhaupt aber kommt es mehr auf die Art der Miſchung und der Manipulation, auf die Menge, und wie Herr **Georgi** vielfältig bemerkt hat, auf die Witterung, wie ſchon geſagt, an; denn bey naſſer Witterung wurden oft die ſchon warm gewordenen Bündel wieder kalt.

Sonderbar iſt es indeſſen in allem Betrachte, daß von einer Miſchung, die millionenmal, in allen Verhältniſſen und Mengen, zum Anſtreichen auf Schiffen und in hölzernen Häuſern, gemacht, und bald abſichtlich, bald zufällig, verdekt und offen, kurze oder lange Zeit, an ganz verſchiedenen Orten geſtanden, nicht eher als jetzo bemerkt worden, daß ſie ſich entzünden könne. Höchſtwahrſcheinlich wäre ſie auch dieſesmal ohne die Aufmerkſamkeit der großen Kaiſerin weder beobachtet, noch ein Gegenſtand der ſo gemeinnützigen Unterſuchung, geworden.

Sechste Scene.

Cleopatra.

Gebt mir mein Oberkleid, ſezt mir meine Crone auf -- ich kan es kaum erwarten, bis ich unſterblich bin -- Nun ſoll der Saft der Aegyptiſchen Traube nicht mehr dieſe Lippen nezen! Hurtig, hurtig, liebe Iras; munter -- mir däucht, ich höre den Antonius ruffen, ich ſeh' ihn aufwachen, um meine edle That zu preiſen. Ich hör' ihn des Glüks, des Cäſars ſpotten; eines Glüks, ſo die Götter den Menſchen nur geben, um ihren nachfolgenden Grimm zu entſchuldigen. Ich komme, mein Gemahl; nun beweiſe mein Muth, daß ich ein Recht an dieſen Titel habe! Ich bin lauter Feuer und Luft; meine übrigen Elemente ſchenk' ich einem niedrigern Leben -- So, ſeyd ihr fertig -- Kommt dann, und nehmt die lezte Wärme von meinen Lippen. Lebe wohl, gute Charmion; Iras, auf immer leb' wohl! (Sie ſezt den Aſpic an ihre Bruſt an.) (Zu Iras --) Hab' ich einen Aſpic in meinen Lippen? Du fällſt? Wenn du und die Natur ſo freundlich von einander ſcheiden können, ſo iſt der Streich des Todes wie der Zwik eines Liebhabers, der verwundet und doch gewünſcht wird. Liegſt du noch immer? Wenn du ſo verſchwindeſt, ſo ſagſt du der Welt, daß ſie des Abſchiednehmens nicht werth iſt.

(Iras ſtirbt.)

Charmion.

Zerfließt ihr diken Wolken, und regnet, damit ich die Götter ſelbſt weinen ſehe.

Cleopatra.

Noch muß ich einer Selbſt-Entzündung gedenken, welche erſt vor kurzem der Apotheker Herr Hagemann in Bremen erfahren hat. Er bereitete ein gekochtes Bilſen-Kraut-Oel auf die gewöhnliche Weiſe mit gemeinem Oele. Die Feuchtigkeit war beynahe abgeraucht, als er, anderer Geſchäfte wegen, davon gehen und das Oel auf dem Feuer laſſen muſte. Hierdurch wurde nun das Verrauchen der Feuchtigkeit des Krautes etwas zu weit getrieben, und das Kraut ſo trocken, daß es ſich leicht zu Pulver reiben ließ. Das Oel hatte ſeine grüne Farbe verlohren und fiel etwas ins bräunlichte. In dieſer Beſchaffenheit wurde es auf das Seihe-Tuch gebracht, und im Garten hinter dem Hauſe in die freye Luft geſtellet.

Nach Verlauf einer halben Stunde, kam derſelbe wieder zu dieſem Orte, und bemerkte einen ſtarken Rauch daſelbſt, da doch das Oel längſt hätte erkaltet ſeyn müſſen; — allein bey genauerer Unterſuchung fand er, daß der Rauch nicht vom Oele ſondern von dem auf dem Seihe-Tuche befindlichen Kraute aufſtieg, auch verrieth der Geruch ein verdektes Feuer.

Er rührte das Kraut um, bließ mit einem Blaſebalge hinein, worauf daſſelbe in eine helle Flamme ausbrach. Hätte dieſes Kraut im Hauſe in der

Nähe des Feuers gestanden, so konnte leicht ein Funken hinein gesprungen seyn, welcher zu dieser Entzündung Gelegenheit gegeben; allein dieses war nicht geschehen, sondern das Kraut hatte sich von selbst entzündet. Man siehet auch hieraus wie behutsam man mit dergleichen Abkochungen der gekochten Oele zu verfahren habe, um nicht Feuers-Gefahr zu verursachen, welche Verdacht auf Mordbrennereyen erwecken könnten.

B—z.

* * *

Da eine recht genaue Untersuchung über die Selbst-Entzündungen und deren mögliche Ursachen für allgemeine Sicherheit und besonders für große Handels-Städte, Waarenlager, Magazine, Schiffs-Werfte, Fabriken u. s. w. ein höchstwichtiger Gegenstand ist, so wünscht der Herausgeber des **teutschen Merkur** recht sehr, daß es Allen, die eigene und noch unbekannte Erfahrungen darüber gemacht, gefällig seyn möge, ihm dieselben **postfrey** mitzutheilen, um sie hier zum Besten der Menschheit allgemeiner bekannt machen zu können.

d. H.

IV

Der

Goldmacher zu London.

Geſpielt daſelbſt

in Dr. James Price's Laboratorio

im May 1782.

Im Sack und in der Aſche trete ich jezt vor das Publikum von Europa, und rufe allen aufgeklärten Köpfen zu: legt Trauerkleider an, und opfert den Gottheiten der wahren Weltweisheit und der Aufklärung, daß ſie noch in der Geburt das ſchwarze Unglück erſticken, das ſich gegen euch aufthürmt. Merkt auf was ich ſage. Der Erbfeind der wahren Weisheit, das alte rieſenmäſſige Geſpenſt der Goldmacherey, das lange ſchon für todt lag, bäumt ſich wie Dedgial, der ſcheusliche Antichriſt am jüngſten Gericht, und ſucht Philoſophie und Aufklärung zu Boden zu treten.

Schon lange dienten die Erzprieſter der neuen erhabenen Chemie, Spielmann und Bergmann, Scheele und Beaume, Macquer, und Wiegleb und Crell, und wie ſie alle heißen, die aufgehei-

terten Männer; schon lange dienten sie ihrer Göttin mit weisem und unbescholtenem Wandel.

Keiner opferte dem Cacodämon der Alchemie, als etwa in Frankreich Sage im Stillen, und hier und da irgend ein Verblendeter, der die reine Gottheit Chemie nicht kannte. Schon lag das Ungeheuer für Hunger fast todt, als plötzlich aufs neue in **England** die Opferfeuer auflodern, und gestärkt das Riesen-Gespenst wieder auftritt, um seine Herrschaft durch alle Länder der Welt geltend zu machen.

Doch Freunde und Leser, ich stieß nur in die Dichter-Posaune, um Aller Augen auf diese wahrhaftig nicht unwichtige Erscheinung zu ziehen. Mein Zwek scheint erreicht, und ietzo stimmt euch mit mir zum kunstlosen Tone der Wahrheit wieder herab, und hört, was ich euch nun ganz schmuklos und trocken erzähle.

In der **Gothaischen gelehrten Zeitung** 96tes St. 1782. steht folgende Nachricht von einem Freunde der Alchemie aus dem London Chronicle Nro. 4039, ausgezogen, die ich ganz kürzlich für die, welche das Blatt nicht haben, hier wiederhohlen muß. Sie beginnt folgendergestalt:

„Erzählung einiger Versuche mit Quekſilber, Gold und Silber, welche im Monat May 1782. in dem Labo-

Laboratorio von James Price (Medicinae Doctor. etc.) gemacht worden ſind, u. ſ. w.„

Wer dieſe Verſuche eigentlich gemacht habe, ob Doctor Price ſelbſt, oder ein unbekanntes Mitglied der königlichen Kunſt; über dieſen Punkt ſchweigt die Nachricht, und wo ſie ja davon laut wird, heißt es blos, der **Verfaſſer**; und alſo war der Practicus dieſes Experiments, wahrſcheinlich auch der Verfaſſer von der Beſchreibung ſeines alchemiſchen Wunders im **London Chronicle**.

Sollte ein Zweifler, eine Erzählung von ſelbſt eignen Wundern für nicht ganz beweiskräftig halten; vorzüglich da wir ſie, in Ermangelung des **London Chronicle** einem Freunde der Alchemie, aus den Gothaiſchen Zeitungen erſt nach erzählen müſſen; ſollte einem Zweifler dies auffallen, ſo ſagen wir ihm zu ſeiner Beruhigung, daß wir in Ermangelung des **London Chronicle**, das ganze **Faktum** vor der Hand für wahr annehmen, in Hoffnung, daß uns dies dennoch bey der folgenden Gegenrede nicht im geringſten hinderlich ſeyn wird.

Alſo, im Laboratorio des **James Price** fanden ſich 4 Männer ein, die in der Folge genennt erſcheinen werden. Es waren nicht etwa vier practiſche Chemiker, denen man die gehörigen Kenntniſſe und die nöthige Kunſt zu zweifeln zutrauen kann,

die nur erst oft getäuschte Practiker erlangen, wie vielleicht die etlichen bekannten englischen Chemiker, Woulfe, Keir, Robert, Dossie, und Black gewesen wären; wenn man für gut gefunden, sie dazu zu nehmen; nein, es waren vielmehr nur 4 Männer, denen man keine praktische Kenntnisse laut ihres Standes jetzt, und laut ihres Verfahrens in der Folge zutrauen wird. Sie untersuchten die Werkzeuge, wurden gebeten Acht zu haben, und der Actus begann.

„Man that eine halbe Unze Quecksilber, aus der Stadt-Apotheke geholt, in einem hessischen Schmelz-Tiegel, that einen Fluß (ein Pulver zu Beförderung des geschwinden Schmelzens) dazu, welchen Fluß Herr Kussel genau untersuchte.„ Ob man dergestalt die Untersuchung, ohne die Bestandtheile dieses Flusses (worinne allen Anschein nach der Betrug lag,) durch Feuerprobe zu prüfen, ob man auf solche Weise diese Untersuchung gehörig anstellen kann, wird in der Folge ein Kunstverständiger lehren. Kurz, die Untersuchung geschah in ihrer eignen Manier. „Man that sodann ein, dunkelrothes Pulver zur Masse, einen halben Gran schwer, und nach einer Viertelstunde, ohngeachtet der Schmelztiegel schon glühte, fand man — Wunder! — daß weder das Quecksilber seiner Natur gemäs Ausdünstungen gab, noch sogar einige Aufwallungen zeigte.„

„Nach-

„Nachdem das Feuer zur weißlichrothen Hitze gebracht war, tauchte man einen eiſernen Stab, (etwas verdächtig!) in die im Schmelztiegel befindliche Maſſe, und als man darauf die Kruſte an deſſen Spitze herunter ſchlug, und nach der Abkühlung der Geſellſchaft zeigte; wurde bemerkt, daß ſie voller weißen metallenen Kügelchen war, die, wie der Verfaſſer ihnen zu beweiſen trachtete, kein Queckſilber ſeyn konnten, welches nothwendig durch die ſo ſtarke Hitze fixirt (feſt) ſeyn müßte, ſondern ſie waren klärlich, wie er ihnen ferner vorſtellte, eine Zwiſchenart von Queckſilber und einem vollkommenen Metall.„ (Stellt ihnen der Verfaſſer vor.)

„Nun wurde ein kleiner Theil Borax, von Herrn Ruſſel in den Schmelztiegel geworfen, und die Miſchung noch eine Viertelſtunde in ſtarker röthlichweiſſer Hitze gehalten. Und kurz; nachdem der Schmelztiegel abgekühlt und zerſchlagen war, fand man auf deſſen Boden ein Kügelchen gelbes Metall, welches in einer verſiegelten Phiole vor der Hand aufbewahrt, am folgenden Tage, nach allen harten und flüßigen Proben, ächtes, ſchönes, prächtiges, herrliches Gold blieb. Auch Doctor Higgins, (vielleicht war er zu kritiſch, weil man ihn nicht auch dazu gebethen hat) kurz, auch Doctor Higgins ſagte, es ſey herrliches Gold. — Alſo, das Gold war da, und man machte noch auf ſechs Verſuche, von denen man weiter unten

ren wird, und kurz, allemal kömmt Gold zum Vorschein, und ist Gold und bleibt Gold. Aber eben weil dieses alchemistische Gold, so ganz öffentlich in einem Londner Blatte steht; so will ich doch nun auch sagen, was dadurch für Schaden angerichtet werden wird.

Da noch keine menschliche Kunst die Bestandtheile des Goldes zu erforschen vermochte; so wird auch der Unerfahrenste in der Chymie leicht einsehen, welch übernatürliches Unternehmen es sey, einen Körper machen zu wollen, ohne zu wissen woraus er bestehe. Aber laßt uns auch einmal annehmen, dieses Gold sey würklich durch alchemistisches Wunderwerk aus Quecksilber geschaffen; welchen Nutzen würde die öffentliche Bekanntmachung bringen? — Keinen, als daß der Stolz des Verfassers, und sein Kützel ein Wundermann zu heissen, befriedigt würde. Laßt nun vollends die Laboranten durch dieses Wunderwerk neuen Muth bekommen, und laßt das Geheimniß dazu Mehrere entdecken, welch Heil erwüchse der Welt alsdann daraus? —

Keines, wahrlich, als daß eine Menge niedriger goldgieriger Seelen, von der Knierimenschaft an bis zur Lordschaft, ihre Geschäfte verliessen, um Gold zu kochen; und was würde am Ende herauskommen, als Ueberladung mit Golde und Müssiggängern, und unheilbare Verwirrung! Aber nun nehmt den Fall,

wie

wie er ſich von jeher zugetragen hat, ſeitdem das Wort Alchemie erſchollen iſt, und wie er hier liegt, und ſagt mit dem größten Theile der verſtändigen Chemiſten die Scene ſey wieder ein neues alchemiſtiſches Blendwerk, wie dies weiter hin wird unleugbar erwieſen werden. Und was iſt nun der unwiederbringliche Schade? —

Die ganze Knappſchaft einfältiger Laboranten, (und ſie macht den größten Haufen) wird ſich aufs neue mit Schmelztiegeln rüſten, und ihre ſchwachen Köpfe mit **Jacob-Böhmiſchen** und **Theophraſtiſchen** Schriften verrücken: ſie werden Leiſten und Scheere und Hammer hinwerfen, Tiegel und Muffel ergreifen, und ſich mit Schwefel und Queckſilber und arſenikaliſchen Dämpfen, zu Schwärmern und Krüppeln vom erſten Range, räuchern; ſie werden ihre Handwerke verlaſſen, Weiber und Kinder in Hunger und Kummer ſtürzen, und zulezt aus Noth als Quackſalber einfaltige Bauern würgen. Und eben nicht viel beſſere Früchte wird die edelgebohrne Schaar, der Goldmacher vom Range, tragen. Aberglaube und Geſpenſter-Hiſtörchen, und Sympathie und Zauberey, werden ſich wieder in ſchwarzen Wolken über die Erde verbreiten, und die **edle Jungfrau Alchemie, das aus der Finſterniß hervorbrechende Licht, und Lullius und Fludd** und die Clavicula **Salomonis** werden das Steckenpferd der

Nation, und die Lieblings-Lectüre rascher brauchbarer Köpfe werden. Und welcher Unsinn, welch wahnwitziges Geschmiere, wird alsdann die Pressen entehren! — Doch ich ziehe keine Folgen weiter; diese sind schon genug, einem patriotischen Herzen den Seufzer abzulocken, daß diesem Unwesen so viel als möglich gesteuert werden mag. Ich danke daher öffentlich hier den beyden patriotischen Gelehrten, die mich dazu veranlaßten, einen unserer bekanntesten Chemisten zu ersuchen, daß er eine Beleuchtung dieses alchemistischen Auftrittes verfertigen mögte, die weder ich als Laye in der Chemie, noch auch vielleicht mancher anderer gewöhnlicher Chemist mit gehörigem Nachdruck würde haben verfertigen können. Ich bath also diesen bekannten Chemisten, **Herrn Wiegleb**, der schon einmal in seiner Geschichte der Goldmacherey, wider die Adepten zu Felde zog; und ob er gleich nöthige Geschäfte hatte, so that er mir dennoch den Gefallen, und gab mir folgende Puncte, mit seines Nahmens Unterschrift, damit ich sie mit einer kurzen Einleitung an den Teutschen Merkur besorgen mögte. Man höre, was dieser Mann, den ich nun schon auf 10 Jahre, hier als einen ruhigen und keinesweges streitsüchtigen Gelehrten, und als einen der nüchternsten Zweifler kenne; man höre nun was dieser wackere Mann in folgenden Puncten selbst zur Sache sagt:

Fr. Kn.

Cleopatra.

Diß beſchuldiget mich der Feigheit; wenn ſie die erſte iſt, die dem ſchönen Antonius begegnet, ſo wird er ihr dieſen Kuß geben, welchen zu empfangen mein Himmel iſt -- (Zur Schlange.) Komm, du tödtliches Ding, entſchling' auf einmal mit deinem ſcharfen Zahn, dieſen verflochtnen Knoten des Lebens; armer, giftiger Narr, werde zornig und mach' ein Ende. O könnteſt du reden, damit ich dich den groſſen Cäſarn einen dummen Eſel nennen hören möchte!

Charmion.

O fallender Morgen-Stern!

Cleopatra.

Stille, ſtille! ſiehſt du nicht den Säugling an meiner Bruſt, der ſeine Amme in'n Schlaf ſaugt?

Charmion.

O wie bricht mein Herz!

Cleopatra.

So lieblich wie Balſam, ſo ſanft, ſo erquikend wie Luft -- O Antonius -- Nein, ich will dich auch brauchen -- (Sie ſezt einen andern Aſpic an ihren Arm an --) Warum ſollt ich länger zögern --

[Sie ſtirbt.]

Charmion.

In dieſer einöden Welt? So fahre wohl: Nun, Tod, kanſt

Beleuchtung

einiger Verſuche mit Queckſilber, Gold und Silber, welche im May 1782 zu London angeſtellet, und in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung (96. St. d. 30. November 1782), aus dem London Chronicle gezogen, mit einem beträchtlichen Anſtriche der Zuverläßigkeit beſchrieben worden ſind.

Um die nöthige Kürze möglichſt zu beobachten, habe ich nur die aus bemeldeter Zeitung gezogenen Hauptſtellen, jedoch ſo viel als möglich wörtlich, nach Nummern angeführet, und mich ſogleich darüber erklärt.

1) Dieſe Verſuche ſind in dem Laboratorio von James Price gemacht worden. — Es fragt ſich hierbey: wer die Verſuche eigentlich angeſtellt habe? Denn nach dieſen Worten ſcheinet es wahrſcheinlich, daß ein gewiſſer hier Ungenannter ſie nur in des D. Price Werkſtatt vollbracht habe. Es wird auch in der Folge der Nahme Price nicht ein einzigesmahl angeführt, ſondern der verſtekte Künſtler wird nur unter dem Nahmen des Verfaſſers erwehnet. Ob im Original der wahre Nahme unterſchrieben ſteht, iſt mir nicht wiſſend. Wenn man etwas glauben ſoll, ſo iſt es ſehr billig, daß man auch

auch wisse, von wem es komme. Daß der Künstler selbst Verfasser der Schrift ist, muß in aller Betrachtung bedenklich seyn. Ein glaubwürdiges Protokoll kann nie von der handelnden Person selbst geführt werden.

2) **Die Wirkung des Steins der Weisen sey in Gegenwart verschiedener der Sache kundigen Zeugen dargethan worden.** — Beym ersten Versuche waren folgende Personen Zeugen:

Herr **Anderson**, ein Geistlicher, in der Experimental-Philosophie, und besonders ihrem chemischen Fache sehr erfahrner Mann.

Herr **Franz Grose**, ein Kapitain, der in der Alterthums-Kunde bekannt ist.

Herr **Russel**, eine Magistratsperson, welcher durch seine kunstmässigen Beschäftigungen in Untersuchung der kostbaren Metalle, und deren gewöhnlichen Behandlungen sehr geübt, und der Art völlig kundig ist, die Künstler gebrauchen, ihren innern oder kaufmännischen Werth zu bestimmen. *)

Herr **Grosie**, ein Fähndrich.

Daß

*) Viel Kolent! Höchstens ein Münzprobierer, vielleicht auch nur ein Mann, der sich auf den Strich gut verstand.

Daß dieſe Perſonen ſonſt würdige Männer geweſen ſind, will ich gerne glauben; aber für ſachkundige Zeugen bey dieſer Handlung kann ich ſie ſchlechterdings nicht halten. Die hierzu nöthige Kenntniß iſt bey ihnen nicht zu vermuthen, noch weniger erwieſen; vielmehr werde ich darthun, daß ſie wegen ermangelnder Einſicht offenbar verwerflich ſind. Warum ſtellte denn der Künſtler ſeine Verſuche nicht vielmehr in Gegenwart der beſten Londner Chemiſten an, und beſonders derer, welche die Möglichkeit der Verwandlung bezweifeln, derer es doch auch wohl, zur Ehre der daſigen aufgeklarten chemiſchen Wiſſenſchaft, verſchiedene in London geben muß? Vielleicht aber hätten dieſe ſcharfer geſehen, als es der Verf. haben wollte.

3) **Der Verf. habe ihre Aufmerkſamkeit auf die geringſte Kleinigkeit ſeines Proceſſes ſich erbeten.** — Das thut auch jeder Taſchenſpieler, der durch ſeine Vorbereitung und Geſchwindigkeit geſichert iſt, daß ihm alle Scharfſichtigkeit der Zuſchauer nicht überſehen kann, wenn er gewöhnlich ausruft: Jezt ſchauen ſie meine Herren recht auf meine Hände!

4) **Jede Zuthat und jedes Werkzeug ſo zum Verfahren nöthig geweſen, ſind durch obgedachte Herren herbeygeſchaft worden.** — Dies

ſichert

sichert nicht, weil Fälle aus der Geschichte der Alchemie bekannt sind, daß zur Veranstaltung einer solchen Komödie gewisse vorbereitete Materialien schon zuvor an verschiedene Orte zum Verkauf ausgetheilet worden sind. Von einer speciellen genauen Untersuchung derselben Stücke, die überdies von benannten Personen gar nicht angestellet werden konnte, und die doch nothwendig war, steht hier kein Wort. Dahin gehört auch die Unterlassung der Untersuchung des aus der Apotheke eingekauften Queckſilbers.

5) **Das eingekaufte Queckſilber wurde einem Fluſſe *) zugeſezt, deſſen Beſtandtheile die Geſellſchaft genau unterſuchte.** — Hier war also wahrſcheinlich ein zuſammengeſezter Fluß, weil Beſtandtheile erwehnet werden. Und deſſen Beſtandtheile, wenn ſie auch noch nicht untereinander gemiſcht geweſen ſeyn ſollten, haben obige Herren ſtehenden Fußes zu unterſuchen geglaubt! Worinn kann ihre Unterſuchung anders, als in bloßer Anſchauung beſtanden haben? Hätten ſie den Fluß chemiſch

*) Das hier vorkommende chemiſche Kunſtwort **Fluß** heißt ſo viel, als eine einzelne oder zuſammengeſezte Materie, welche die Eigenſchaft beſizt, ſtrengflüßige Erden und Steine zur Schmelzung zu befördern, oder auch zerſtreute metalliſche Theile, die ihr metalliſches Anſehn verlohren haben, wieder herzuſtellen und ihre Zuſammenſchmelzung zu bewirken.

misch untersucht, so wurde er zerstört und konnte jezt nicht gebraucht werden. Eine solche Untersuchung konnte auch unmöglich so geschwinde angestellt werden, und darzu waren auch alle diese Herren nicht fähig. Indem sie nun geglaubt, daß eine bloße oberflächliche Anschauung hiezu genug sey, so legen sie eben hierdurch selbst die klärsten Beweise ihrer mangelnden nothwendigen Kenntniß an den Tag. Höchstwahrscheinlich lag in diesem Fluß ein geheimer Kunstgrif verborgen.

6) **Sogar der Mörsel, in welchem dieser Fluß gestoßen werden sollte, wurde zuvor sorgsam von ihnen betrachtet.** — Dies war gerade das Gefäß, wodurch die geheimen Kunstgriffe am wenigsten prakticiret wurden. Die genaue Prüfung des Tiegels und aller Materialien war nöthiger, wovon doch keine Erwehnung geschehen ist, und worzu eine bloße Betrachtung nicht hinreicht. Ein wesentlicher Umstand ist auch hierbey übergangen worden; wer nemlich das Zerstoßen verrichtet habe? Vielleicht hat es der Verf. selbst gethan; und dann ist es die schönste Gelegenheit gewesen, die Zeugen bey offnen Augen und aller sonstigen Vorsicht zu berücken, die sorgfältig vorher den leeren Mörsel betrachtet haben.

7) **Wird es für den ersten bemerkenswerthen und wahrhaft wunderbaren Umstand gehal-**

halten, daß in ohngefähr einer Viertelſtunde Zeit, nach Hinzufügung eines halben Grans des Verfaſſers rothen Verwandlungspulvers, und Setzung des Schmelztiegels ins Feuer, die Geſellſchaft wahrgenommen, daß das Queckſilber, ohngeachtet der Schmelztiegel nun glühend worden war, weder Merkmahle von Ausdünſtung noch ſogar nur von Aufwallung gezeigt habe. —

Dieſer Umſtand kann nur denjenigen wunderbar vorkommen, die es nicht wiſſen, daß Queckſilber kein Glühfeuer ausſtehen kann, und daß es vor der Glühung ſchon entweichen muß. Kein Wunder alſo, daß nach einer Viertelſtunde, vielleicht kann auch die Zeit etwas länger geweſen ſeyn, da der Schmelztiegel geglühet, von einem Lothe Queckſilber keine Ausdünſtung mehr bemerket worden iſt. Offenbar iſt ja überdies, daß das, was hier für glühendſchmelzendes Queckſilber angegeben worden, nichts anders als der die Oberfläche bedeckende glühendſchmelzende Fluß geweſen ſeyn könne. Denn geſezt, es wäre noch Queckſilber vorhanden geweſen, ſo hätte ſolches ſchlechterdings wegen ſeiner gröſſern Schwere ſich auf dem Boden des Tiegels unter dem geſchmolzenen Fluſſe befinden müſſen, mithin unmöglich geſehen werden können.

8) Nachdem das Feuer noch mehr verſtärkt worden war, wurde ein eiſerner Stab in die geſchmolzene Maſſe getaucht, und in der an deſſen Spitze hangend gebliebenen Schlacke kleine zerſtreute Metallkügelgen wahrgenommen. — Hier mögte ich unmaßgeblich fragen: warum dies Einſtoſſen geſchehen wäre? ob es unumgänglich nöthig geweſen ſey? und ob die Herren Zeugen auch die Spitze dieſes eiſernen Stabes vorher genau unterſuchet, aber nicht blos betrachtet haben? Denn es ſind auch ſchon Erfahrungen da, daß durch dergleichen eiſerne Stäbchen Gold in den Tiegel practiciret worden iſt. Bey Goldmachern und Taſchenſpielern heißt es mit Recht: practica eſt multiplex. Höchſtwahrſcheinlich geſchahe aber in dieſem Falle das Einſtoſſen des eiſernen Stabes deswegen, um zu ſehen, ob die im Fluße zerſtreuete kleine Portion Metall ſchon reducirt ſey, und ſich daraus zu Boden geſenkt habe, oder nicht. Weil es ſich nun zeigte, daß lezteres noch nicht geſchehen war, ſo wurde deswegen noch etwas Borax zu dünnerem Fluße der Schlacke zugeſezt, und die Maſſe noch eine Viertelſtunde in ſtarker Hitze erhalten. Gerade dieſer Umſtand beweißt, daß das daraus erlangte Gold wahrſcheinlich in dem ſogenannten Fluße geſtekt habe.

9) In dem erkalteten Tiegel fand man auf dem Boden ein Kügelgen gelbes Metall, welches mit einigen aus der an der Spitze des eiſernen

fernen Stabes befindlichen Kruſte geklaubten Körngen 10 Grane gewogen hat, und nach allen Prüfungen von Rußeln für das reinſte Gold erkannt worden. — Daß es Gold geweſen, glaube ich gar wohl; ich hätte es auch mit Rußeln für Gold erklart, wenn es die beſchriebenen Eigenſchaften gehabt hätte. Aber das trägt nach allen vorangeführten Zweifeln zum Beweiſe der Goldmachung nichts bey. Wenn nun das Queckſilber nicht verraucht, und das ganze Loth würklich figirt worden wäre, welches doch nie wird erwieſen werden können, wie es der windige Verf. ſeinen Zeugen zu glauben zugemuthet hat: ſo hätte doch wohl daraus mehr als $9\frac{3}{4}$ bis 10 Gran überbliebenes Metall erhalten werden ſollen.

10) Die Hälfte des aus dem Goldkorn geſchlagenen Blättchens wurde dem Dr. Higgins zur Unterſuchung geſchickt, der es ebenfalls für Gold gehalten hat. — Vermuthlich müſſen ſie doch wohl den Dr. Higgins für einen ſtrengen Prüfer gehalten und ihm noch mehr zugetrauet haben, als ſich ſelbſt. Warum mag er denn nicht lieber zum Zeugen der ganzen Handlung mit aufgefordert worden ſeyn? Dazu mag wohl der Verf. ſeine Urſachen gehabt haben.

11) Bey dem 2ten und 3ten Verſuche, die gar nicht umſtändlich angeführet ſind, wobey auf das Queckſilber ein weiſſes Pulver getragen, und daraus Silber erhalten worden, kommt eben der Umſtand

wieder

wieder vor, daß die Gesellschaft, nachdem der Tiegel rothglühend worden war, das Queckſilber ruhig zu Boden liegend, ohne zu kochen oder zu rauchen, gesehen zu haben geglaubt hat. — Darüber gilt eben dasjenige, was schon N. 7 erinnert ist. Wie viel daraus an Silber erlangt worden, ist nicht angeführet worden.

12) Vom 4ten und 5ten Versuche ist nichts mehr beschrieben, als daß das Silber, worauf ein kleiner Theil von des Verf. rothem Pulver getragen worden, ein Achtheil Gold enthalten habe. — Kann gar wohl eingestanden werden, ohne daß daraus die Verwandlung des Silbers in Gold sich folgern läßt; die vorigen Kunstgriffe sind vermuthlich auch hier angewendet worden. Wie viel eins und das andere am Gewicht betragen habe, finde ich nicht angemerkt: ohnfehlbar wird der Spaß auch nur mit ganz kleinen Portionen angestellt gewesen seyn.

13) Beym 6ten Versuche waren Augenzeugen:

Sir Ph. N. Clarke,
B. Anderson,
Kapitain Grose,
Dr. Spence,
Fähndrich Grose,
Mr. Hallamby.

Drey von diesen Personen hatten schon den vorigen Versuchen beygewohnet, die andern drey erscheinen

hier zum erstenmahle. Dies mag wohl auch seinen besondern Grund gehabt haben, der vielleicht in den personellen Beschaffenheiten gelegen hat. Ihrer ganzen Würde unbeschadet sind und bleiben sie sämtlich verwerfliche Zeugen, weil sie sich wegen der ad hunc actum erforderlichen speciellen Geschicklichkeit nicht legitimiret haben.

14) **Zwey Unzen Queckſilber, von einer groſsen Menge deſſelben genommen, wurde mit 2 Tropfen Vitriolæther zerrieben, und dann mit 1 Gran des ſchon erwehnten weiſſen Pulvers vermiſcht.** — Wer verrichtete alles dies? Vielleicht war es den Zeugen gleichgültig, und ſie lieſsen es den Künſtler verrichten. Die Reibung des Queckſilbers in einem irrdenen oder töpfernen Mörſel, und der Zuſatz des Vitrioläthers iſt mir ſehr bedencklich. Warum wurde nicht ſicherer ein gläſerner, porphirner oder Serpentinſteinerner Mörſel dazu genommen?

15) **Beym Ausgieſsen des Queckſilbers aus dem Mörſel, und nachdem man es eine Weile in einem Gefäſse hatte ſtehen laſſen, fand man, daſs es einen ſolchen Grad der Verdickung angenommen hatte, daſs es nur ſehr langſam, ja faſt gar nicht mehr floſs, ſondern faſt klümprich ſchien.** — Bey dieſen Umſtänden, beſonders daſs das Queckſilber in einem andern Gefäſse eine Weile ſtehen gelaſsen wurde, war es ſehr leicht, daſs

eine

kanſt du dich rühmen, daß ein Weib, das nie ſeines gleichen hatte, in deinen Armen ligt -- Schließt euch, ihr weichen Anglieder, und nimmer wird die goldne Sonne wieder von ſo königlichen Augen angeſchaut werden -- eure Crone ſteht ſchief, ich muß ſie erſt zurechte ſezen, und dann --

Die Wache dringt herein.

1. Wache.

Wo iſt die Königin --

Charmion.

Redet leiſe, damit ihr ſie nicht aufweckt.

1. Wache.

Cäſar hat hergeſchikt --

[Charmion ſezt ſich den Aſpic an die Bruſt.]

Charmion.

Der Bote kommt zu langſam -- o komm näher, mache fort, ich fühle dich ja kaum --

1. Wache.

Komm näher, ha! es iſt nicht wie es ſeyn ſoll. Cäſar iſt betrogen.

2. Wache.

Dolabella iſt da, von Cäſar abgeſchikt; ruft ihn.

eine Portion ſchon amalgamirtes Silber in der Geſchwindigkeit hinein practizirt werden konnte. Hier wäre ein Fall geweſen, wobey die Zeugen ihre Vorſicht hätten beweiſen können, wenn ſie nach der Verdickung es nochmals aufs genaueſte gewogen hätten. Wahrſcheinlich aber hatte der Glaube und die große Erwartung ſie eingenommen; ſie dachten an keinen Zweifel und wurden betrogen.

16) **Nun ſeihte man es durch ein Tuch, und es blieb ein feſtes Amalgama *) zurück, aus welchem, da man es auf Holzkohlen gelegt hatte, das wenige noch dabey befindliche Queckſilber durch Hülfe einer mit einem Schmelzrohr verurſachten Flamme herausgetrieben wurde. Und kurz, man erhielt daraus 29. Grane Silber.** — Dies läßt ſich ganz natürlich aus der kurz vorhergehenden Anmerkung erklären. Wer gar glauben kann, daß die Verwandlung eines metalliſchen Körpers in einen andern, ſo ganz ohne alle Umſtände bey einer bloßen kalten Vermiſchung möglich ſeyn könne, wie es im gegenwärtigen Falle geſchehen ſeyn ſoll, und hiebey nicht klaren Betrug ahndet, dem fehlt die nöthige Kenntniß der metalliſchen Natur, dem iſt nicht weiter zu helfen, weil er keiner Ueberzeugung fähig iſt; wer aber dies gar behauptet, und

*) Wenn ein Metall mit Queckſilber aufgelöſet wird, ſo entſteht daraus eine teigähnliche weiche Maße, die Amalgama heißt.

Andern durch Thatſachen beweißlich machen will, der iſt ein Betrüger.

17) Die Zeugen des 7ten Verſuches waren: **Lord Onslow, Lord King, Lord Palmerſtone, Sir Robert Barker, Sir Ph. N. Clarke, Bart. G. Manning, B. Anderſon, G. Pollen, J. Robinſon**, von welchen die vier leztern lauter Geiſtliche, **Dr. Spence, Will. Mann Godſchall, Will. Smith, Will. Godſchall der jüngere, Gregory und Kußel.** — Von allen dieſen Perſonen wiſſen wir nicht, ob ein einziger darunter geweſen iſt, der die nöthigen chemiſchen Erkenntniſſe gehabt hat, der nicht ſchon von der Sache eingenommen, und zur Sicherheit für Betrug von den alchemiſtiſchen Kunſtgriffen vollkommen unterrichtet geweſen iſt. Ich nehme mir alſo mit ſattſamen Grunde die Freyheit, ſie alle als ungültige Zeugen zu verwerfen, die das in dem Verſtande nicht beweiſen können, was ſie ſollen. Daß der Verf. ſie gebeten, ſich gegen alles Blendwerk oder Täuſchung zu ſichern, iſt von keiner Bedeutung; denn alle Taſchenſpieler thun eben daſſelbe, und täuſchen dennoch alle hohe und niedere Zuſchauer.

18) **Eine von Holzkohlen und Borax zuſammengeſezte Maſſe wurde in einen kleinen engliſchen Schmelztiegel gethan, und jemand aus der Geſellſchaft ſchüttete in eine Vertiefung, die man in dieſe Maſſe drückte, eine halbe Unze reines Queckſilber; der Lord Palmerſtone füg-**

te nun eine halbe Unze von des Verf. rothem Pulver hinzu. — Bey dieſem Verſuche glaube ich den Betrüger recht offenbar jederman vor Augen zu ſtellen. Holzkohlen und Borax machen einen Reduzierfluß aus, verſteckte metalliſche Theile von andern Körpern abzuſondern; und dieſe Wirkung konnte auf das Queckſilber nicht abzielen: er muſte alſo abſolut einzig und allein auf das rothe Pulver ſeine Beziehung haben, in welchem demnach verſteckte metalliſche Theile geweſen ſeyn müſſen; womit auch der Erfolg vollkommen übereinſtimmt. Nun beliebe man ferner zu erwägen, daß beym erſten Verſuche ein halber Gran von des Verf. rothen Pulver, zu einem Lothe Queckſilber geſetzt, 10 Grane Gold hervorgebracht haben ſoll; daraus müſte nothwendig durch richtige Rechnung folgen, daß in einem Lothe deſſelben Pulvers das Vermögen 10 Unzen und 20 Grane Gold hervorzubringen befindlich ſeyn müße. Aber was geſchahe hier? Das werde ich gleich anzeigen.

19) Der Schmelz-Tiegel wurde bedeckt in glühende Kohlen geſetzt, und nachdem er völlig rothglühend war, geöfnet, da dann das Queckſilber ruhig, weder dunſtend noch ſiedend erſchien. — Das Feuer wurde darauf noch eine halbe Stunde lang bis zur weißen Hitze vermehrt. Dann wurde der Tiegel herausgenommen, abgekühlt und zerſchlagen. Man fand ein ſauber geſchmolzenes Klümpgen Metall auf

dem Boden, das durch den Schlag herausfiel, und welches vollkommen in die gemachte Vertiefung des nun verglaßten Flußes paßte. Verſchiedene andere Kügelgen waren durch die an den Seiten des Schmelztiegels angeſetzte Kruſte gedrungen. — Was hiebey zuerſt das glühende und ruhig ſchmelzende Queckſilber anbelanget, ſo gilt hier eben das, was ſchon N. 7. angemerkt worden iſt, daß das Queckſilber ſchon vorher verdampft geweſen. Ueberdies iſt hier wieder ein klarer Beweiß, daß der Verf. ſeine Augenzeugen ſchändlich hintergangen hat: wie hat er denn ſo ganz unverſchämt hier behaupten können, daß die gefloßene glühende Maße im Tiegel glühendes Queckſilber geweſen ſey? Da doch ſolches, wenn es auch wirklich noch gegenwärtig geweſen wäre, welches doch nimmermehr bewieſen und zugegeben werden kann, wegen ſeiner Schwere zu Boden geſenkt, unter dem ſchmelzenden Fluße, der die obere Fläche eingenommen haben muß, unmöglich geſehen werden konnte. Muß er alſo nicht hier nothwendig von der Unerfahrenheit ſeiner reſpektablen Zeugen den ſchändlichſten Gebrauch gemacht haben? Endlich komt nun ein **Klümpgen** Gold zum Vorſchein, wovon ich kein Gewicht angegeben finde. Gewiß iſt aber ſolches, nach dieſem Ausdruck, weder eine Drachme noch mehr geweſen. Nun vergleiche man das **Klümpgen** Gold mit der anfänglich vorgegebenen Vermögenheit des Verf. ro-

then.

then Pulvers, die ich bey voriger Nummer berechnet habe. Sollte nicht wenigstens hier das ganze Loth Queckſilber zu Gold worden ſeyn? Es iſt aber ſolches nicht geſchehen und außerdem der Betrug des Verf. hier ganz offenbar. Die andern Kügelgen, ſo in der an den Seiten des Tiegels geſeßenen Kruſte noch befindlich geweſen ſind, zeigen jedem Kunſtverſtändigen deutlich an, daß ſie ſowohl als das Klümpgen durch eine ſogenannte Reduktion zum Vorſchein gekommen, und ſehr wahrſcheinlich in dem Lothe des rothen Pulvers verſteckt geweſen ſeyn müßen; zu welchem Endzweck der Zuſatz der Kohlen und des Boraxes beförderlich geweſen iſt. Sehr wahrſcheinlich iſt es auch von Bedeutung, daß bey dieſem Verſuche, außer **Kußeln**, keiner von denen, welche beym erſten Verſuche gegenwärtig geweſen, wo eben daſſelbe rothe Pulver in der geringſten Menge gewirkt haben ſoll, zugegen geweſen ſind. Sollte etwa **Kußel** ſelbſt vom ganzen Spiele Kenntniß gehabt haben?

Da ich nun, wie ich gewiß glaube, von dieſem ganzem Vorgange das Wunderbare und Blendende weggewiſcht habe: ſo wird niemand von mir weiter verlangen, daß ich mich auf die kurze Erzählung noch zweyer ähnlichen Verſuche, davon die beſondern Umſtände nicht angegeben ſind, hätte einlaßen ſollen, in welchen durch 12 Gran des weiſſen Pulvers aus 30 Unzen Queckſilber über 10 Drachmen

Silber, und abermals durch 2 Gran des rothen Pulvers aus einer Unze Queckſilber 2 Drachmen Gold zum Vorſchein gekommen ſind. *) Ohnſtreitig beruhen ſie mit allen vorhergehenden auf einerley Grunde, auf dem Betruge des Verfaſſers; der nach freyer Willkühr, und nach den vorkommenden Umſtänden, das Gold und Silber, welches er vor den Augen leichtgläubiger Zuſchauer erſchaffen wollte, bald unter das Verwandlungspulver, bald unter die andern Körper verſtecket hat.

Damit ich endlich nichts unbeantwortet übrig laße, ſo habe ich noch die gegen alle Einwürfe vom Verf. ſelbſt ſchon gemachte Begegnung kürzlich zu entkräften. Er hat in dieſer Abſicht folgende Fragen vorgelegt:

20) **Durch welchen Kunſtgrif oder Blendwerk kann das Queckſilber in einer rothen Hitze unterlaßen zu ſieden? — oder, indem es wirklich kocht und ausdunſtet, wie kann es durch Hinzuthun einer Subſtanz von $\frac{1}{480}$ ſeines Gewichts,**

*) Welcher Unterſchied der Wirkung des rothen Pulvers auf das Queckſilber! Beym erſten Verſuche kam N. 9. von einem halben Grane dieſes Pulvers und einer halben Unze Queckſilber nur 10 Grane Gold hervor: und hier hat eine vierfache Portion des Pulvers mit dem doppelten Gewichte des Queckſilbers 12mahl ſo viel Gold als das erſtemahl hervorgebracht. Wer kann daraus nicht das Willkührliche erkennen?

wichts, ſo zu ſagen, augenblicklich figirt oder ruhig gemacht werden? — Den Erfolg, den die erſte Frage betrift, läugne ich gänzlich, nach der beym 7. u. 19. Punkte angeführten Erläuterung; das Queckſilber nemlich iſt vor der Rothglühung ſchon verraucht geweſen; und was der Verfaſſer gegen ſeine Zeugen für glühendſchmelzendes Queckſilber ausgegeben hat, iſt nichts anders, als der glühend ſchmelzende Fluß geweſen. Er hat alſo damit ſeine Zeugen, vorſetzlich oder aus Unwiſſenheit, betrogen. Die andere Frage zielt auf einen beym dritten Verſuche vorgefallenen Umſtand, der allda alſo beſchrieben worden iſt: „Das Queckſilber hatte durch einen zufälligen Verzug in dem Schmelztiegel ſchon angefangen zu kochen; jedoch hörte dieſes Aufwallen durch Beyfügung des weißen Pulvers augenblicklich auf, und erfolgte auch nicht wieder.„ Vermuthlich iſt die Eintragung des weißen Pulvers eben in dem Zeitpunkte geſchehen, da der letzte Reſt von Queckſilber verflogen; und wahrſcheinlich hat der Verf. eben dieſen hierbey erwehnten Verzug vorſetzlich gemacht, um eine ſolche vorgebliche Wirkung ſeinem Pulver zuſchreiben zu können. Dann wirft er die Frage auf:

21) **Was ſollte ihn wohl verleiten, ſich ſo einen mühſamen und ſchlüpfrigen Weg zu erwählen, falſchen Ruhm zu erlangen, da der eines guten Chemikers bereits feſtgeſezt ſey, und**

er

er das Glük einer völligen Unabhängigkeit genieße? Obgleich dieſe Frage kein Menſch außerhalb, als höchſtens nur diejenigen Einheimiſchen, die den Verf. genau nach ſeinem Charakter kennen, ganz beantworten kann, ſo will ich dennoch darauf antworten, was möglich iſt. Ueberhaupt iſt ſie von keiner Bedeutung, und dient in keinem Falle zum geringſten Beweiſe, wie er es auch ſelbſt eingeſteht. Die menſchlichen Thorheiten hören deßwegen nicht auf, Thorheiten zu ſeyn, ob man gleich ihre Bewegungsgründe nicht erforſchen kann. Der Geizige giert nach Golde, ob er es gleich ſchon im Ueberfluſſe für ſich und die Seinigen geſammlet haben kann. Der Künſtler will oft aus Stolz kein Non plus ultra erkennen, verfällt auf Thorheit, und wählt ſolche Wege, auf welchen ſeine Ehre ſcheitert. Und vielleicht iſt eben dies der Fall beym Verfaſſer der jezt beſchriebenen alchemiſtiſchen Gaukeley geweſen, deſſen eigenen ſtolzen Anſpruch auf den Ruhm eines guten Chemikers ich Andern zu beurtheilen überlaſſe, die ihn kennen.

22) Den völligen Beſchluß macht die elende Erklärung: daß aller Vorrath von Zuthaten, ſo die wunderbare Verwandlung des bearbeiteten Metalls hervorgebracht hätten, aufgegangen wäre; und daß er blos durch einen eben ſo langweiligen als mühſamen Proceß im Stande ſey, friſche Proviſion zu erlangen, welchen

chen er jedoch in Betracht seiner Gesundheit, der er sehr nachtheilig zu seyn, leider in Erfahrung gebracht hätte *) nunmehro gänzlich unterlassen müste. — Eben so macht es ein vorsichtiger Taschenspieler, wenn er die Augen seiner Zuschauer erweitert hat, und zur Wiederholung eines Kunststüks aufgefordert wird, aber nicht Lust hat, sich ausholen zu lassen. Sehr wahrscheinlich hat der Verf. durch dies verursachte alchemistische Wetterleuchten, die den Nachteulen gleich nur noch im Dunkeln umher flatternden armseligen Goldmacher und ihre leichtglaubigen Anhänger durch einen falschen Blik stärken, andere aber blenden und irre machen wollen. Eine solche Komödie läßt sich nur einmahl spielen;

*) Hört doch ihr eingebildeten Alchemisten, was hier euer Mitbruder vom philosophischen Steine befürchtet, was er schon erfahren hat!!! Er hat seine Gesundheit dabey eingebüßet, und hat keine Hoffnung, daß sie ihm der philosophische Stein wieder geben könne! Ich will nun einmahl zum Spaß alles zugeben, was ich widerlegt habe, und annehmen, der Verf. habe den Wunderstein gehabt und gemacht; sagt mir nun doch einmahl, wie sich das mit der andern Eigenschaft, die ihr ihm beygelegt, zusammenreimt — daß er, außer der Kraft unedle Metalle zu Gold zu verwandeln, auch alle Krankheiten heilen soll? Dies trift also hier eben so wenig ein, als das erste — Ihr seyd, nach allen Gründen einer gesunden Vernunft, Betrogene von eurer Einbildungskraft!

ſpielen; bey einer fernern Wiederholung konnte der Verf. mit Grunde befürchten, daß ſich Klügere unter ſeine Zuſchauer miſchen, und ſeine Blöße entdekken mögten, die er vor den jetzigen noch ſo glücklich, mit Flittergold bedeckt, hat bewahren können.

Ueber die angeführten Erläuterungen iſt es auch noch höchſt verdächtig, daß der Verf. bey allen Handlungen ſelbſt gegenwärtig geweſen iſt, und die Hand überall mit im Spiele gehabt hat. Dies iſt der allgemeine karakteriſtiſche Zug aller und jeder alchemiſtiſchen Gauckeleyen, die jemals ſeit dem Urſprunge dieſes Hirngeſpenſtes geſpielt worden ſind. Wäre der Beweis nicht ſtärker geweſen, wenn es ihm anders an der bloſſen Beweiskraft gelegen hat, und keine verborgene Kunſtgriffe nöthig geweſen wären, die niemand wiſſen und beobachten ſollte, — wenn er einem erfahrnen und glaubwürdigen Chemiſten einen halben Gran von ſeinen vorgegebnen Verwandlungs-Pulver ins Haus gegeben, und ihn den Verſuch ganz alleine hätte machen laſſen? Jeder ehrliche und gewiſſenhafte Mann würde alsdann gewiß kein Bedenken getragen haben, von dem Erfolg öffentliches Zeugniß abzulegen. Ich ſelbſt, ein declarirter Läugner der eingebildeten Metall-Verwandlungskunſt, verpflichte mich hiermit öffentlich, wenn mir jemand unter ſeinem wahren Namen und Ort des Aufenthalts, einen oder etliche Grane des vorgeblichen Verwandlungspulvers, ſo daß wenigſtens daraus 1 bis 2 Drachmen Gold gemacht

werden

1. Wache.

Was für eine Arbeit iſt das, Charmion? Iſt das wohl gethan?

Charmion.

Es iſt wohl gethan, und einer Princeßin anſtändig, die von ſo vielen groſſen Königen abſtammte -- Ach, Soldaten! --

[Charmion ſtirbt.]

Dolabella tritt auf.

Dolabella.

Was giebt's hier?

2. Wache.

Alles iſt todt.

Dolabella.

Cäſar, es iſt geſchehen, was du beſorgt haſt; du kommſt eben recht, um mit deinen eignen Augen die gefürchtete That zu ſehen, die du ſo ſehr zu hindern ſuchteſt.

Cäſar und Gefolge treten auf.

Alle.

Macht Plaz hier, Plaz für Cäſarn.

Dolabella.

O Gnädigſter Herr, ihr ſeyd ein gar zu guter Augur: was ihr beſorgtet, iſt geſchehen.

Cäſar.

werden könnte, überſenden wird, und ich mich von ſeiner vorgegebenen Würkung ſicher überzeigt haben werde, daß ich, mit oder ohne Verſchweigung ſeines Namens, wie er es mir ſelbſt angeben mag, den Erfolg getreulich und auf das gewiſſenhafteſte öffentlich bekannt machen will. Ja, ich verſpreche dabey, alsdann öffentliche Abbitte und Wiederrufung alles deſſen, was ich wider die Möglichkeit der Alchemie bereits geſchrieben habe, zu leiſten, und eine völlige Ehren-Erklärung der Alchemie willig abzulegen. So lange aber der Beweis von der Wirklichkeit der Metall-Verwandlungskunſt, unter dieſen Formalitäten die alle Zweifel aufheben, nicht geführet wird, kann von jedem unbefangenen Liebhaber der Wahrheit aller alchemiſtiſche Unfug, er ſey ſo blendend aufgeführet als es nur möglich iſt, geradezu für Betrug, vorſetzlich oder aus Unwiſſenheit geſpielt, mit mir erkläret werden.

Langenſalza, im Januar 1783.

Wiegleb.

Mit Vergnügen melden wir unſern Leſern, daß ſich ſchon ſeit vorigem Herbſt noch ein Mſcpt. unter dem Tittel: Innungs-Artickel der Goldmacher zu ***; einem Land-Städchen in **; eine launige und ſehr unterhaltende Perſifflage dieſer alten Narrenkappe der Erdenſöhne, in dem Büreau des T. Merkur befindet, und nächſtens auch geliefert werden ſoll.

d. H.

V.

Verſe

auf die Geburt des Durchlauchtigſten Erb-Prinzen Carl Friedrich

von Sachſen-Weimar und Eiſenach,

von Herrn *D' Auſſe de Villoiſon*,

Mitgliede der Königl. Akademie der Aufſchr. und Schön. Wiſſenſch. zu Paris ꝛc. ꝛc.

nebſt der Ueberſetzung.

Wir fürchten nicht uns zu betrügen, wenn wir dem gröſsern Theile unſrer Leſer durch die Mittheilung dieſes kleinen Gedichtes, welches aus mehr als Einem Grunde für eine ſeltne Erſcheinung gelten kann, Vergnügen zu machen glauben. In unſern Zeiten, wo ſo viele Gelehrte, weit entfernt ſich mit Leichtigkeit und Geſchmak in der allgemeinen Sprache der Gelehrten ausdrücken zu können, ihre wenige Bekanntſchaft mit den Alten Griechen und Römern oft bloß der Vermittlung eines Dollmerſchers zu danken haben, iſt ein Lateiniſches Gedicht, das ein Tibull oder Properz für das ſeinige zu erkennen nicht erröthen dürfte, ſchon eine ſchäzbare Seltenheit. Aber das gegenwärtige erhält noch auſſerdem durch den berühmten Nahmen des Verfaſſers, und durch den Ort und die Gelegenheit ſeiner Entſtehung einen Vorzug, der es über gemeine Gelegenheits-Verſe weit erhebt und der Erhaltung würdig macht.

Herr

Herr von Villoiſon, — dem die gelehrte Republik bereits die beſte Ausgabe der ποιμενικων des Longus, und die erſte des Lexicons von Apollonius ſchuldig iſt, und von deſſen enthuſiaſtiſcher Liebe zur Griechiſchen Litteratur ſie eine wichtige neue Ausgabe des Vaters der Dichtkunſt mit Ungeduld erwartet, — kam, nach einem mehr als vierjährigen Aufenthalt in Venedig, oder vielmehr in der St. Marcus-Bibliothek daſelbſt, im May des leztverwichnen Jahres nach Weimar: um einem Fürſten dem er ſchon im J. 1774: zu Paris die lebhafteſte Verehrung und Ergebenheit gewidmet hatte, an Seinem Hofe ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, und von den gelehrten Arbeiten, denen er mit einer Geduld und Anſtrengung die ohne die entſchiedenſte Leidenſchaft für die Muſen unbegreiflich wäre, mehrere Jahre hinter einander obgelegen war, in dem Umgange ſeiner hieſigen Freunde und unter den Schätzen des Fürſtl. Bücherſaals auszuruhen. Die Aufnahme, welche Herr von Villoiſon hier gefunden, war ſeinen Verdienſten eben ſo angemeſſen, als ſie geſchikt war die Dankbarkeit eines Herzens, das der edelſten Anhänglichkeit fähig iſt, auf den höchſten Grad zu treiben; und ſo war es ſehr natürlich, daß er, wiewohl ein Fremdling, und durch keine andre als die Bande der Verehrung und Freundſchaft an Weimar gebunden, in einem für die hieſigen Lande ſo wichtigen Zeitpunct von der allgemeinen Freude-Trunkenheit mit ergriffen wurde; und ſeine Empfindungen, in der Sprache die ihm die geläufigſte iſt, in Verſe ausſtrömte, die um ſo ſchöner ſind, da das begeiſternde Gefühl der Gegenwart und des unmittelbaren Anſchauens die Stelle der Muſe dabey vertrat.

Der Verſuch, den einer ſeiner Freunde gemacht hat, dieſes kleine Gedicht durch eine möglichſt getreue Ueberſetzung auch denjenigen lesbar zu machen, welche berechtigt

ſind das Original nicht zu verſtehen, bedarf wohl eben ſo wenig einer Entſchuldigung, als wir zu beſorgen haben, daß der Gegenſtand dieſer Verſe unſern Leſern ganz gleichgültig ſeyn werde. Keinem Teutſchen, der die National-Verfaſſung hinlänglich genug kennt, um, mit einer neuen Belebung ihres ächten Geiſtes, ihre ewige Dauer zu wünſchen, können diejenigen gleichgültig ſeyn, die an der Spitze der Nation ſtehen: und welches biedermänniſche teutſche Herz könnte ſich enthalten in die allgemeine Freude dieſes Landes mit einzuſtimmen, und den edlen Sprößling eines Fürſtenſtammes willkommen zu heißen, deſſen heldenmüthiger Aufopferung ſeiner ſelbſt Teutſchland die weſentlichſten Güther zu verdanken hat? Güther, deren glükliche Folgen ſich mit jedem Jahrhundert weiter verbreiten, und deren hoher Werth in der merkwürdigen Epoke, worinn wir leben, mehr als jemahls fühlbar wird.

* * *

IN ORTVM
SERENISSIMI PRINCIPIS,
CAROLI FRIDERICI
PRINC. HAEREDIT. SAXON. VINAR. ET ISENAC.

Omnia jam dederant LODOICAE Numina: Natus
Tantum aberat: Natum nunc Venus alma dedit.
Nulla igitur patriae aut LODOICAE vota, nec ipſis
Munera coelicolis jam ſupereſſe queunt.
Pirncipis optati felicem cernite Matrem:
Virtutis tantae praemia digna tulit,

Ffk.

Effigiemque ſuam duplicari Numina gaudent,
Numina, queis ſemper Weimara cara fuit.
Ilmiades Nymphae, laeto nunc aethera cantu
Mulcete, atque novum nunc celebrate Ducem!
Surculus accrescit, feramque nepotibus umbram
Facturus, veſtris lene fovetur aquis.
Di ſaevam venti rabiem prohibete, nocentes
Di prohibete imbres horriferumque gelu.
Innocuis, Zephyri, circum incunabula pennis
Ludite, et implicitis neſtite ſerta comis:
Serta triumphali quondam Victoria curru
Afferet, et lauros quas tulit ante Duci
BERNARDO; primis nascenti arridet in horis
Saxonicae Heroi gentis et *Haſſiacae*.
Jamque manu fingit robuſta et grandia membra,
Brunſuica immiscens fulmina luminibus.
Arminii proles quam fortis ſurgit et alta?
Quae tanti crescet corporis hospita mens?
Qui fragor inſolitus totam circumſonat urbem?
FRIDRICVM terris nunciat hic alium.
Eſt Deus in nobis, afflato credite vati:
In vitae Alcides limine talis erat,
Cum primo vagitu infans conterruit angues,
Praeludens hydrae, Tireſiasque Jovis
Agnovit ſobolem; talis Semeleia proles
Fulmineos tenera combibit aure ſonos.

Ueberſetzung.

Alles hatte der Himmel Luiſen gegeben: ein Sohn nur
Fehlte: und einen Sohn giebt ihr die Liebe nun auch!
Nichts bleibt Ihr, nichts bleibt dem Vaterlande zu wünſchen,
Da den Unſterblichen ſelbſt nichts zu verünſtigen bleibt.
Heil Dir, glückliche Mutter! Dir wird die ſchönſte Belohnung
Deiner Tugenden izt in dem erbethenen Sohn:
Mit Gefallen erblicken die Götter, die immer dein Weimar
Liebten, ihr eigenes Bild doppelt in Dir und in Ihm.
Jauchzet, Nymfen der Ilm, dem Neugebohrnen entgegen,
Unter dem ſüſſen Geſang wachſe der Sprößling empor;
Wachſe, geſtreuet von euch, an euern lieblichen Ufern
Auf, ein umſchattender Baum, künftigen Enkeln zum Schuz.
Feſſelt, o Götter, die Wuth der wilden Winde, verjaget
Ferne die Stürme von Ihm und den erſtarrenden Froſt.
Und ihr, Weſte, o ſpielet um ſeine Wiege mit ſanften
Flügeln, und windet für Ihn Kränze von Blumen und Laub.
Schönere Kränze wird einſt auf triumphirendem Wagen
Ueber des Ruhmvollen Haupt ſchwebend, die Göttin des
Siegs
Halten, unwelkbare Kränze, aus jenen Lorbern geflochten
Die mit Heldenblut einſt Bernhard, Sein Vorbild, erkauft:
Denn ſie iſts, die des Sachſen und Heſſen-Stammes erhabnen
Enkel zum Lieblinge ſich ſchon von der Wiegen an wählt;
Die mit eigener Hand die ſtarken Glieder ihm bildet,

Und

Und den Blicken voll Huld Guelfiſche Blitze vermiſcht.
Seht den Zweig von Armin, wie kräftig und hoch er emporſteigt!
Welchen Bewohner verſpricht dieſer gewaltige Bau!
O, das Donnergetös' das unſre Mauern umſchallet
Kündigt der kommenden Zeit noch einen Friederich an!
So gebildet, ſo war, glaubts dem begeiſterten Dichter,
Einſt, als Säugling, Alcid, als durch ſein erſtes Gewein
Junons Schlangen geſchreckt von ſeiner Wiege zurückflohn
(Jenes Lernäiſchen Siegs Vorſpiel!) und Thebens Prophet*)
Jupiters Stempel in ihm erkannte! So ſog einſt mit zartem
Ohre der Semele Sohn lächelnd den Donnerton ein!

*) Tireſias. W.

VI.

Nachricht

von einem vor ein und vierzig Jahren an der Saale ausgegrabenen Horne, das mit jenem in der Unſtrut gefundenen gleichartig zu ſeyn ſcheint.

Schon in den Gothaiſchen Zeitungen, in welchem Stücke weis ich nicht mehr, las ich eine kurze Nachricht von einem bey Wehra in der Unſtrut gefundnen fünf Ellen langen Horne, und bald darauf in dem Oktober des teutſchen

Merkur eine etwas ausführlichere. Ich glaube sehr wohl, daß diese Begebenheit manchen in Verwunderung mag gesetzt haben. Bey mir that sie dieß minder, weil mir der Vater einer meiner Freunde, schon vor einiger Zeit, verschiedenes von einem gleichartigen Horne erzählt hatte, bey dessen Ausgrabung er selbst gegenwärtig gewesen war. Ich habe bisher davon geschwiegen, theils, weil ich mich nicht unter die Naturforscher zählen kann, theils, weil ich die Sache für bekannt annahm. Jezt aber, da mich die Umstände auffordern, halt ich es für meine Pflicht von jenem vor ein und vierzig Jahren ausgegrabenem Horne, so viel zu sagen, als ich selber habe davon erfahren können. Wenn auch meine Nachricht weiter keinen Nutzen hat, so beweißt sie doch wenigstens, daß weder die Natur mit jenem Unkruter Horne ein Shakespearisches Schauspiel geben wollte, noch ein monströser Zufall dasselbe zuwege gebracht hat, sondern daß es wirklich einmal solche gigantische Hörnerträger muß gegeben haben, es mag übrigens mit ihrer Vertilgung hergegangen seyn wie es will. Nun zur Sache.

In einem seiner Salzwerke wegen in Sachsen bekannten Dorfe Kösen, das nicht weit von Naumburg dicht an der Saale liegt, unternahm man im Jahre 1741 einen Mühlenbau. Die Saale mußte dazu bis auf die Hälfte gedämmt werden, und um Erdreich zu diesem Damme zu bekommen, ließ der damalige Oberlandbergrath Borlach *) einen Hügel abtragen, der ungefähr funfzig Schritte von der Saale lag. Einsmals, da die Arbeitsleute schon 15 Ellen tief in den Berg hineingegraben hatten, entstand ein ungewöhnlicher Zusammenlauf unter ihnen. Der Mann, der die Aufsicht führte, und aus dessen Munde ich diese Nachricht habe, gieng hin und sahe, daß sie mit ihren Grabscheiden und Hacken etwas zerstückten und meistentheils schon zerstückt hatten, das er der Materie und äußerlichen Ansehen

*) Dieser Mann erlernte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk, zeichnete sich aber durch seine von sich selbst erworbnen, mechanischen, markscheiderischen und physischen Kenntnisse so aus, daß er mit einigen großen Leuten bekannt wurde, die ihn dem damaligen Könige von Pohlen August dem Starken vorstellten. Dieser ließ ihn reisen, und bey seiner Zurükkunft that er durch seine Aufsuchung der Salzquellen und Einrichtung der Werke denselben, seinem Vaterlande mehr Dienste, als zwanzig andere zusammen thun, welche die nämliche Wohlthat genießen.

Anſehen nach für ein Horn hielt. Er befahl mit der ganzen Arbeit inne zu halten, ſo lange bis der Oberlandberarath ſelber kàm. Dieſer kam und erſtaunte nicht wenig als er ein würkliches Horn fand, daß aber die unvorſichtigen Bauern zu ſeinem ärgſten Verdruße in mehr als funfzig kleine und große Stücken zerſchlagen hatten *). Allein zum Glücke war es noch nicht völlig ausgegraben und die Spize davon ſtak noch in der Erde, und war, als man ſie völlig herausbrachte, etwa noch ein und eine halbe Elle lang. Er ſammlete hierauf die zerbrochnen Stükken, darein ſich die Arbeiter ſchon getheilt hatten, ſezte ſie ſo gut er konnte wieder zuſammen, und ſahe alsdenn ein Horn, deſſen Länge jezt noch über vier Ellen betrug. Ich habe dieſe Erzählung vorausgeſchickt, weil ich darauf die Wahrheit meiner Nachricht gründen muß. Nun gehe ich zu der Beſchaffenheit des Horns ſelbſt fort.

Noch heute habe ich mir es von dem Manne beſchreiben laſſen, und die Beſchreibung des Unſtruter Horns dagegen gehalten, und geſehen das jenes Foſſile mit dieſem im weſentlichen gänzlich übereinkam. Das Horn war ebenfalls gewunden und gekrümmt, nur daß man, weil es meiſtentheils zerſchlagen war, die Krümmungen und Sehne ſeines Bogens nicht ordentlich ausmeſſen konnte. Auch war noch eine andre Urſach warum ſich die Länge des Horns ſelber nicht beſtimmen ließ; es war nämlich von unten nur verkalcht und die Wurzel deſſelben ganz und gar verlohren gegangen, doch aber hielt die Peripherie deſſelben am unterſten Ende immer noch 1 Fuß 6 Zoll. **) Die Spize war auch unverſehret. Dieſer Fall iſt gerade das Gegentheil von jenem in der Unſtrut gefundenen Horne, worauf aber meiner wenigen Einſicht nach nicht viel ankommen wird. Die Schaale deſſelben war eben ſchwärzlich, feſt und hart wie die Schaale eines gemeinen Bokshorns, das Horn ſelbſt aber, da wo es die Rinde verlohren, hatte bräunliche Farbe. Von unten auf hatte es auch wie jenes eine Hohlung, die aber nicht

ſo

*) Dieſes Horn hatte alſo gleiches Schikſal mit jener bekannten Quadriga, nur daß ſeine Zertrümmerung durch Bauern, und nicht durch einen vom Hofe angeſtellten **antiquariſchen** Lieutenant geſchah.

**) Die Größen ſind meiſtentheils nur nach dem Augenmaaße angegeben, doch aber deßwegen nicht ganz unzuverläßig.

so groß war, weil, wie gesagt, die Wurzel des Hornes verlohren gegangen war. Die untersten Seitenwände waren ohngefähr drey viertel Zoll stark, woraus man, wenn das Horn ganz geblieben wäre, mit Wahrscheinlichkeit hätte schliessen können, wie lange es in seinem natürlichen Zustande gewesen seyn müste. Inwendig sah es gleichfalls gelblich weiß und hatte übrigens wie jenes alle Eigenschaften eines Horns; an das Reiben aber hatte mein Biedermann nicht gedacht ob er gleich lange Zeit ein Stück von diesem Horne besessen hat. Die übrigen großen und kleinen Stücken *) nahm der Oberlandbergrath Borlach und beschenkte hie und da seine Freunde damit, die ein und eine halbe Ellen lange Spitze aber wollte er in die Kunstkammer nach Dresden schicken, und wenn er das gethan hat, so muß es auch noch daselbst zu finden seyn, und kann also wohl noch einmal meine Nachricht daher bestätigt werden.

Das ist es, was ich von dieser Sache sagen kann. Der Mann, von dem ich diese Nachricht habe, war dazumal zwanzig und etliche Jahre alt; ein Mühlbursche, der sich aber mehrentheils auf den Mühlenbau legte, und bey dem Bau in Kösen über die Arbeits Leute gesezt war, so an der Abtragung des Hügels und Zubereitung des Dammes arbeiteten. Jezt lebt er in Leipzig und nährt sich von der Mechanik, worinn er es sehr weit gebracht hat. Sein Sohn ist Kandidat der Theologie und einer meiner Freunde. Ich glaube daß niemand an der Wahrheit dieser Geschichte zweifeln wird. Zu mehrerer Beglaubigung derselben nenne ich meinen Namen, der vielleicht manchem Leser schon durch andere Arbeiten bekannt ist.

Leipzig, den 5ten Decbr. 1782. J. G. Schulz.

*) Von diesem Horne muß überhaupt mehr verkalcht gewesen seyn, als von dem Unsrigen, sonst hätte es nicht so leicht in so kleine Stückchen können zermalmet werden, denn bey der Sammlung haben sie die Arbeitsleute in Hüthen zusammengetragen. Doch hatten sie auch große Stücken, wovon die größten, eine, und andere eine halbe Elle und drunter waren.

Cäſar.

Ihre lezte That iſt die edelſte. Sie errieth unſre Abſicht, und nahm, mit königlicher Entſchloſſenheit, einen andern Weg -- Wie ſtarben ſie? Ich ſehe kein Blut.

Dolabella.

Wer war zulezt bey ihnen?

1. Wache.

Ein einfältiger Bauersmann, der ihr Feigen brachte; dieſer Korb war ſein.

Cäſar.

Vergiftet alſo!

Ein Officier.

O Cäſar, dieſe Charmion lebte nur noch vor etlichen Augenblikken, ſie ſtund noch und redte; ich fand ſie, wie ſie das Diadem ihrer todten Gebieterin zurechte ſezte; zitternd ſtand ſie, und ſank dann plözlich zu Boden.

Cäſar.

O edle Schwäche! Wenn ſie Gift genommen hätten, ſo würden ſie aufgeſchwollen ſeyn -- Aber ſie ſieht aus als ob ſie ſchlieſe, und als ob ſie einen andern Antonius in dem ſtarken Garn ihrer Reizungen fangen wollte.

1. Wache.

Hier iſt ein Schwanz von einem Aſpic, und auf dieſen

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Februar 1783.

I. Berlin. Hier erſcheint bey Unger mit Anfange dieſes Jahrs ein neues Journal unter dem Titel Berliniſche Monatsſchrift; herausgegeben von F. Gedicke und J. E. Bieſter. jährlich 13 Hefte jeden zu 6 gr. Das erſte Stük davon enthält: 1. Die neue Monatsſchrift; von Gedike; 2. Ueber den Urſprung der Fabel von der weißen Frau; von Eberhard; 3. Nachtrag zur Legende von der weißen Frau, von Gedicke. 4. An die Thätigkeit, Ode von Moritz; an Hr. J. E. ein Gedicht von Blum; 5. Der vorgeblich neue Meſſias (Roſenfeld) in Berlin, von Bieſter; 6. Nachrichten von Nürnberg von Fr. Nicolai. Vorn an ſteht ein ſaubrer Kupferſtich von dem Königl. Preußl. Staatsminiſter Freyherrn von Zedlitz. Bleibt dieſe Monats-Schrift bey dem Ton und Gehalte ihres erſten Stüks, ſo verdient ſie allerdings unſern wenigen guten Zeit-Schriften als eine würdige Schweſter an die Seite zu treten; und dann vermehrt ſie gewiß nicht die Schaar jener unnützen Ephemeren, deren Zahl leider iſt Legion.

II. Kiel. Hr. Prof. Hirſchfelds Gartenkalender aufs Jahr 1783 iſt erſchienen, und erſezt ſeine kleine Verſpätung durch den Reichthum ſeines Inhalts vollkommen. Jeder Gartenfreund wird dem Herrn Herausgeber gewiß für dieß intereſſante und unterhaltende Handbuch dieſer Schönen-Kunſt danken. Die Haupt-Rubriken ſeines heu-

rigen Innhalts sind: I. Gartenlitteratur; II. Neueste Gartenberichte aus verschiedenen Ländern; III. Beschreibungen von Gärten; IV. Kleine Abhandlungen und Aufsätze; V. Vermischte Garten-Nachrichten; Baum-Pflanzen und Saamen-Catalogen u. s. w. Eine Menge interessanter neuer und wohlgewählter Artikel! Wer lachen will, wandere nur in des Hrn. P. W. zu B. Kunst-Garten (S. 126.) Wir laden iedermann zu dieser fête ein, und empfehlen sonderlich allen Conditorn des H. R. Reichs die sauber gearbeiteten eisernen durchsichtigen Pavillons, die Säulen, 12 Fuß hohe Chinesischen Thürme, 9 Fuß hohe durchbrochne Vasen, alles von Coquilleries, ferner die ganze auf Eisenblech gemahlte Menagerie von wilden und zahmen Thieren u. s. w. als Modelle ihrer süßen Kunst, und den ganzen Garten zum Urbilde eines Dessert für einen * * Schmauß. — Schade daß in diesem Jahrgange der Künstler weit hinter dem Schriftsteller zurück blieb; dann die Platten Nro. 1. 2. 3. 4. 5. sind äußerst verzeichnet und geschmaklos, die Garten-Scenen von Herrn Schuricht und übrigen Platten zwar gut erfunden, aber zu leicht radiert und zu schlecht abgedruckt, als daß sie gefallen könnten. Doch auch für diese Verbesserung wird der Hr. V. in der Folge, der wir mit Vergnügen entgegen sehen, gewiß sorgen.

B.

III. Weimar. Da der im abgewichenem Jahre angesezte Zeitraum, binnen dessen die zehn ersten Jahrgänge des Merkurs an diejenigen, welche sich solche auf einmal anschaffen wollen, um die Hälfte des gewöhnlichen Preißes überlassen werden sollen, in Rüksicht auf die entlegensten teutschen sowohl als ausländischen Provinzen, in welchen dieses Journal Cours hat, viel zu kurz geschienen, und die Erfahrung selbst uns davon mehrmals überzeugt hat: so wird hiedurch bekannt

bekannt gemacht, daß beſagte zehn erſte Jahrgänge des teutſchen Merkurs, von 1773. bis 82. inclusive bey Endes benanntem Herausgeber deſſelben, gegen Einſendung von 2 und einer halben Piſtole oder 12 rthl. 12 ggr. Leipziger Courant, bis zu Ende des Monats May dieſes Jahres, noch zu haben ſeyn werden, und diejenigen, die ſich um dieſen Preiß damit verſehen wollen, ſich deßhalben unmittelbar wenden können an

Hofrath Wieland zu Weimar.

IV. Deſſau. Wir ſind unſern Leſern noch die Fortſetzung der fünften Ankündigung der neuen Werke, welche die Geſellſchaft des Verlages für Gelehrte und Künſtler zu Deſſau in nächſter L. Oſter-Meſſe liefern wird, und bis dahin bey allen ihren ſchon bekannten Commiſſionairen darauf Subſcription annimmt, ſchuldig. Hier iſt ſie; aber leider können wir, wegen Mangel des Raums, blos die Titel hier liefern, und müſſen wegen des Innhalts auf die 8 Blätter ſtarke ausführliche Ankündigung ſelbſt, die in jedermanns Händen iſt, verweiſen.

57. Reſultat meines mehr als funfzigjährl. Nachdenkens über die Religion Jeſu. 8vo. 16 bis 18 Bog. Subſcr. Pr. 12 gr. Lad. Pr. 15 gr.

58. Betrachtungen über die Religion von einem Weltmanne. Aus dem Franzöſiſ. überſ. von L. F. Reich. 1r Bd. gr. 8vo. ohngefähr 1 Alphab. S. Pr. 16 gr. Lad. Pr. 20 gr.

59. Proteſtantismus bey Gelegenheit der neueren Reformen in der großen Joſephs-Epoche. Amicus Plato, Amicus Ariſtoteles, ſed magis amica veritas. 8vo. L. Pr. 6 gr. (Iſt fertig.)

60. Fragment eines Verſuchs über mittelbare und unmittelbare Offenbarung. Veranlaßt durch den Verſuch über den Urſprung der Erkenntniß der Wahrheit und der Wiſſenſchaften (Berlin 1731). Incedo per ignes ſuppoſitos cineri doloſo. 8vo. 4 gr. (Iſt fertig.)

61. Geographiſches Magazin, herausgegeben von M. J. E. Fabri. Erſter Heft. 8 bis 9 Bogen in groß 8vo. Subſcriptionspr. 7 gr. wofür den Subſcribenten jeder Heft, franko Teutſchland, zugeſchikt wird. Ladenpr. 8 gr.

62. Theoretiſch-praktiſcher Verſuch über die Schlachten, aus dem Franzöſiſchen des Ritter Grimoard. Med. Quart, 18 bis 20 Bogen, nebſt 36 Kupfertafeln. Subſcriptionspr. 2 rthlr. Ladenpr. 2 rthlr. 12 gr.

63. Inamorulla, ein Trauerſpiel, nach Oſſian, in 3 Aufzügen, von dem Verfaſſer des Fingal in Lochlin. Schreibpap. in 8vo. Subſcriptionspreis 4 gr. Ladenpreis 5 gr.

64. Die Unſchuld in Ketten, oder, der willkommne Fürſt. Ein Schauſpiel in einem Akt. — Recti cultus pectora roborant. Utcunque defecere mores dedecorant bene nata culpae. *Hor.* — 3 Bogen in 8vo. Schreibpap. Preis 3 gr.

65. Lieder von Friedrich Matthiſſon. Vermehrte Auflage, 5 bis 6 Bogen, Schreibpap. nebſt einer Vignette. Subſcriptionspr. 5 gr. Ladenpr. 6 gr.

66. Biederſinn und Frauentrug, eine Geſchichte in Briefen, von dem Verfaſſer der Fragmente zur Geſchichte der Zärtlichkeit. 8vo. ohngefähr ein Alphabeth. Subſcriptionspr. 16 gr. Ladenpr. 20 gr.

67. Bey-

67. Beytrag zur Weisheit und Menschenkenntniß. Fünftes und Sechstes Bändchen. Jedes zu 7 bis 10 Bogen in 8. Subscriptionspreis 5 Gr. Ladenpreis 6 gr.

68. Fränkische Beyträge zur Arzneygelahrheit, durch Krankengeschichten und Bemerkungen, von F. L. G. Scheidemantel, Fürstl. Fuldaischen Hofmedikus, Praktikus zu Ostheim vor der Rhön. ungefähr 14 Bogen in 8. Subscriptionspr. 10 gr. Ladenpr. 12 gr.

69. Psychologie pour les Enfans, traduite de l' Allemand de Mr. Campe. 20 bis 22 Bogen nebst einigen Kupfert. in 8. Subscriptionspr. 1 rthlr. Ladenpr. 1 rthlr. 6 gr.

70. Ausführliche und auf richtige Erfahrung gegründete Abhandlung und Vorschlag, wie die meisten Feuersbrünste wohl verhütet, und die etwa doch entstandenen bald und besser, als bisher insgemein geschehen ist, gedämpfet und von ihrer weitern Ausbreitung abgehalten werden können. Von D. Joh. Fr. Glaser, Herz. Sachs. Gothaischen Bergrathe und Churfürstl. Amts- und Stadt-Physikus in Suhla ꝛc. Subscriptionspr. 16 gr. Ladenpr. 20 Gr.

71. Ohnmaßgeblicher Vorschlag, was der Jugend in den niedern Schulen für ein nützlicher Unterricht gegeben werden kann, wie mit Feuer und Licht und leicht entzündlichen Dingen behutsam umzugehen ist, daß keine Feuersbrünste davon entstehen mögen, von D. Joh. Friedr. Glaser ꝛc. 4 bis 5 Bogen, 8vo. Preiß 2 gr.

Ferner fragt diese Gesellschaft beym Publiko an, ob es folgende zwey Werke

A) Scholia graeca in priores XVI. libros Iliadis, e codice perantiquo bibliothecae Lipsiensis descripta, cum animadversionibus Stephani Bergleri nunc primum edidit Mar-

Eus Guilielmus Müller. 2 Alphab. und drüber, das Alphab. im Subscriptionspr. 16 gr.

2) Methodisches Lesebuch für Anfänger der lateinischen Sprache. 16 bis 18 Bogen in Taschenformat. 1. Bändgen. Subscriptionspr. 8 gr.

verlange. Die Unterzeichnung darauf, welche deren Herausgabe entscheidet, steht bis den 15. März a. c. offen.

Auch werden die Liebhaber der Naturgeschichte erinnert, daß von der Zeit, das Vorhaben wegen der systematischen Beschreibung der großen Mineralien-Sammlung des Hrn. Hof-Apothekers Andreä mit vielen Kupfern, durch ihre Unterzeichnung zu unterstützen, schon ein großer Theil verflossen ist, und daß nur diese ihre Unterstützung die Gesellschaft bewegen könne, die Herausgabe dieses so kostbaren Werks zu unternehmen.

Auf alle diese Artickel nimmt hier in Weimar Herr Cammer-Accessist Rudolph und die Hoffmannische Buchhandlung Subscription an.

V. Dessau. Obschon die Inquisition aufgehoben; die Gesellschaft der Jesuiten zernichtet; die Tortur und Todesstrafe in vielen Staaten abgeschaft; das alte Weib gegen den Scheiterhaufen gesichert; der Geistliche toleranter; der Krieger menschlicher worden, und manche andere Plage, unter der, sonst die Menschheit seufzte und knirschte, nicht mehr ist, so ist doch des Jammers und Elends noch sehr viel unter dem Monde. Der muß den Menschen weiter nicht, als bey Freudenmahlen, in der Oper und auf dem Tanzsaale, beobachtet haben, der dieß bezweifeln will. Wer ihn auf seinem Zimmer belauschet, wer in das Innerste sei-

ner

ner Familie geblickt hat, iſt gewiß überzeugt, daß, bey aller äuſſerlichen Ruhe und Stille, die itzo die Menſchheit genießt, noch unbeſchreiblich viel Elend in dem Innerſten der Familien der Menſchen wohne, und ſo viel Harm an dem Herzen der mehreſten nage, daß ſie mit ſich ſelbſt und ihrem ganzen Zuſtande äußerſt unzufrieden ſind, und das Leben als eine beſchwerliche Laſt betrachten. Unſere Generation gleicht einem Menſchen, der ſonſt das hitzige Fieber hatte, in dem er tobte, brüllte und raßte, nun zu Verſtande kommen iſt, ruhig, aber entnervt auf ſeinem Bette liegt, mit ſeinen welken Lippen lächelt, gegen ſeine Freunde vom Aufſtehn ſpricht, und das ſchleichende Gift, das ſeine innern Theile zerfrißt, und ihn völlig kraftlos macht, ſehr ſorgfältig zu verbergen ſucht. Alles, was ſeit der Menſchheit Daſeyn zu Tilgung ihres Elends geſchehen iſt, ſcheint nur Palliativcur geweſen zu ſeyn, die es in dem einen Theile minderte, aber in andere trieb, wo es unter neuen Geſtalten ausbrach.

Dieſe traurige Erfahrung kann leicht die Meinung veranlaſſen, als wenn das Elend des Menſchen, wegen der Schranken ſeines Verſtandes, der Einrichtung ſeines Herzens, der Bildung ſeines Körpers, und der Verbindung mit der übrigen Welt, nothwendig und unabänderlich ſey, und uns zur Minderung deſſelben nichts als Geduld, Reſignation und gegenſeitiger Troſt und Beyſtand, übrig bleibe. Und, obenhin betrachtet, hat dieſe Meynung große Wahrſcheinlichkeit. Was ſeit ſechs Jahrtauſenden, kan man fragen, unter den höchſt verſchiedenen Lebensarten, Regierungsformen, Geſetzgebungen und Gottesdienſten, in der menſchlichen Geſellſchaft geweſen iſt, was die aufgeklärteſten Köpfe in allen Jahrhunderten wegzuſchaffen ſuchten, und nicht wegſchaffen konnten, muß das nicht unabänderlich ſeyn?

Dieſe Meinung hatte ich ſonſt auch, und ſuchte mich dabey zu beruhigen. Nach und nach wurde aber doch der Wunſch in mir erzeugt, daß es anders ſeyn, daß der Menſch, der über alles Sichtbare, in Anſehung ſeiner Talente, ſehr weit erhoben iſt, es auch in Anſehung ſeiner Glückſeligkeit werden, und der Zweifel einmal aufhören möchte, ob nicht die mehreſten Thierarten glücklicher, als die Menſchenart, lebten.

Dieſer Wunſch drängte mich, den erſten Quellen des menſchlichen Elends nachzuſpüren. Ich machte mir ein eigenes Geſchäfte daraus, Leidende von allerley Art aufzuſuchen, mir ihr Zutrauen zu erwerben, und den erſten Grund ihrer Leiden anzuforſchen. Da ich ihn nun immer in gewiſſen Irrthümern und Vorurtheilen fand, die zwar nicht mit einemmale, nicht in einem Jahrhunderte, aber doch nach und nach aus dem menſchlichen Verſtande weggeſchafft werden können, ſo entſtand bey mir die Ueberzeugung, daß, wenn die menſchliche Erkenntnißmaſſe, die ſchon eine Menge von Irrthümern ausgeſtoßen hat, noch von gewiſſen andern gereiniget würde, das menſchliche Elend, einige wenige Leiden, die die Natur der Welt und des Menſchen nothwendig macht, aufhören, und für die menſchliche Geſellſchaft ein ſehr glücklicher Zeitpunkt erfolgen müſſe.

Dieſe Ueberzeugung wurde immer lebhafter, je aufmerkſamer ich das neue Teſtament las, in welchem den Menſchen Hülfe, Erlöſung und Freyheit, immer durch Erkenntniß der Wahrheit verheißen, und ihnen auf dieſe Art Hoffnung gemacht wird, daß die Erlöſung Jeſu, nicht nur in dem künftigen Leben, ſondern ſchon in dieſer Welt ſichtbar ſeyn werde. Und ob man dagegen gleich einwenden könnte, daß, wenn das menſchliche Elend damals nicht aufgehört hätte, da der Erlöſer ſelbſt auf Erden wandelte, dieſes in

dieſer

dieſer letzten betrübten Zeit noch weniger zu erwarten ſey, ſo ſchwächt dies meine Ueberzeugung doch im geringſten nicht. Es kömmt dieſer Schluß mir eben ſo fehlerhaft vor, als wenn jemand ſagen wollte: Wenn die Kern in dem Jahre nicht Frucht trägt, da ſie geſtanzt wird, wie darf ich denn nach achtzehn und mehrern Jahren von ihr Früchte hoffen? Denn ſo wie jedes Saamenkorn ſeine Zeit zur völligen Entwickelung, und immer eines längere Zeit als das andere, haben will, ſo iſt es auch mit den Wahrheiten und ihren verſchiedenen Arten. Manche müſſen Jahrhunderte im menſchlichen Gehirne liegen, eine Menge von Fermentationen und Revolutionen aushalten, ehe ſie ſich bis zur allgemeinen Glaubwürdigkeit entwickeln können.

Von dem Syſteme, das ſich durch dergleichen Betrachtungen bey mir gebildet hat, habe ich hier und da in den Schriften, die ich ausgehen ließ, beſonders in meinen Gottesverehrungen, etwas einfließen laſſen, das, zu meiner groſſen Zufriedenheit, ſehr gut aufgenommen wurde; nie war ich aber im Stande, es im Zuſammenhange vorzutragen. Itzo erſt, da mir meine Trennung vom geiſtlichen Stande, in der engern Bedeutung, mehr Freyheit verſchaft hat, iſt es mir möglich. Es ſoll dies in einem Buche geſchehen, das den Titel: über das menſchliche Elend, und die, durch Jeſum geſchehene und noch zu hoffende, Erlöſung, führen, und davon das erſte Bändchen in der Oſtermeſſe 1783, im Cruſiuſiſchen Verlage, in Leipzig die Preſſe verlaſſen wird.

Dies Buch zerfällt in zwey Haupttheile. Im erſten werde ich, durch eine treue Abbildung des gegenwärtigen Zuſtandes der Menſchen, die Leſer zu überzeugen ſuchen, daß ihr Elend wirklich noch ſehr groß ſey. Dies halte ich hier für ſehr nöthig. Denn es giebt viele Schriftſteller, die,

dem Widerſpruche unſerer Empfindung ohngeachtet, uns bereden wollen, daß wir ſehr glücklich wären; die ohne Einſchränkung behaupten, daß die Feſſel, die unſere Knöchel wund gerieben hat, und mit Blut und Eiter beſtoſſen iſt, eine große Wohlthat ſey, indem ſie die Stelle eines Haarſeils vertrete, daß böſe Feuchtigkeiten ableite, daß ohne dieſe Feſſel wir in Gefahr wären die Hälſe zu brechen, daß es im Grunde doch beſſer ſey, einen gefeſſelten Fuß, als gar keinen zu haben, und uns ſo alle Luſt zu benehmen ſuchen, an Durchfeilung dieſer läſtigen Feſſel zu denken. So, wie eine unverſtändige Amme ihren Säugling behandelt, dem die Nadeln, die in ſeiner Haut ſtecken, Thränen auspreſſen, ihm bald Spielwerk bald Näſcherey vorſetzt, bald mit der Klapper und Geſchrey ihn zu betäuben ſucht, bald ihm den Mond zeigt, bald ihn gar durch unnatürliche Mittel fühllos zu machen ſich bemüht: ſo behandelt man uns auch, und ſucht uns gegen unſer Elend unempfindlich zu machen. Einige thun es aus Menſchenliebe, andere, um von unſerer Unempfindlichkeit ihren Vortheil zu ziehen. Denn der Menſchen ſind viele, die in der Finſterniß dieſer Welt ihr Weſen haben, und durch Unterhaltung der Irrthümer und des Elends ihrer Brüder, ihre niedrigen Abſichten zu erreichen ſuchen.

Dieſe müſſen erſt widerlegt, die Schwäche ihrer Gründe aufgedeckt, und ſo dem Menſchen ſein Elend fühlbar gemacht werden, ehe er Erlöſung für nöthig und möglich halten kann.

Dieſem erſten Theile werde ich das Gewand eines Romans umhängen, theils, um ihn in dieſem Aufzuge leichtern Eingang bey verſchiedenen Claſſen von Leſern zu verſchaffen, theils, um unter dieſem Gewande manches zu verbergen, welches man nicht gerne ſogleich vor aller Welt ſehen läßt.

Im

Feigen-Blättern iſt Schleim, dergleichen der Aſpic in den Höhlen des Nils zurükläßt.

Cäſar.

Es iſt ganz wahrſcheinlich, daß ſie ſo ſtarb; denn ihr Leibarzt ſagte mir, ſie habe alle nur erſinnliche Nachforſchungen angewandt, um eine leichte Todesart zu finden. Leget ſie auf ihr Bette, und traget ihre Weibsleute aus dem Monument: Sie ſoll neben ihrem Antonius begraben werden. Kein anders Grab in der Erde ſoll ein ſo weltberühmtes Paar in ſich ſchlieſſen. So groſſe Begegniſſe wie dieſe, erſchüttern ſelbſt diejenigen, ſo die Urheber derſelben ſind; die Geſchichte dieſer Unglüklichen zieht ihnen nicht weniger Mitleid zu, als demjenigen Ruhm, der ſie dahin gebracht hat, bejammert zu werden. Unſer Kriegsheer ſoll in feyrlichem Aufzug, dieſe Leichen begleiten; alsdann nach Rom! Ihr, Dolabella, beſorget die Anordnung des Leichen-Gepränges.

[Sie gehen alle ab.]

Die

Im andern Theile werde ich die Quellen aufdecken, aus denen das menſchliche Elend entſpringt, deren Anfänge ſehr klein ſind, und eben deswegen von niemanden bemerkt werden, der nicht ausdrüklich darauf ausgeht, ſie zu entdecken. Ich werde ferner die Gründe anführen, warum eine Erlöſung der Menſchen vom Elende, ſchon in dieſem Leben, nicht nur möglich, ſondern auch zu hoffen ſey.

Da die Menge von Schriften izo ſo außerordentlich groß iſt, daß viele ganz unbemerkt bleiben, und ich doch den Wunſch habe, daß die meinige möchte geleſen und geprüft werden, ſo wird man es mir, wie ich hoffe, verzeihen, daß ich durch dieſe vorläufige Anzeige die Aufmerkſamkeit des Publikums zu erregen ſuche.

Ich empfehle dies Buch vorzüglich dir, junger Mann, der du noch auf keine Meynung geſchworen haſt, Durſt nach Wahrheit, und Kraft, deinen Zuſtand vollkommner zu machen, bey dir fühlſt; dir, edles Weib, die du die Stimme der Natur noch nicht, durch Anhänglichkeit an Mode, bey dir erſtickt haſt; dir, lieber Jüngling und Mädchen, die ihr, bey dem Antritte eurer Laufbahn wünſcht, dem Jammer zu entgehen, der eure Vorgänger betroffen hat. Ich hoffe, es ſoll euch allen verſtändlich ſeyn. Denn ich werde mich bemühen im Volkstone zu reden, und verſuchen, ob nicht einige Grundſätze, die zeither nur Privatmeynungen waren, zum Volksglauben können gemacht werden. Und wenn denn, während dem Leſen, bisweilen die Natur bey euch erwacht, und meinen Behauptungen beyſtimmt, wenn ihr überzeugt werdet, daß der ſelige Zeitpunkt, den die Menſchheit ſchon ſeit Jahrtauſenden geahndet hat, keinesweges Hirngeſpinſt ſey; wenn ihr Luſt und Kraft fühlt, die Vorurtheile eurer entnervten, winſelnden, Zeitgenoſſenſchaft unter die Füſſe zu treten; in den Kreis, in dem ihr

wirkt,

wirkt, ſo viel Licht und Freude, als möglich, zu bringen — nun wohl mir! ſo weis ich, daß ich nicht umſonſt geſchrieben habe.

Der erſte Band dieſes Werks wird in der Oſtermeſſe 1783 bey Siegfr. Lebr. Cruſius in Leipzig erſcheinen.

Deſſau, im November 1782.

Salzmann.

---

v. Frankfurt am M. Es ſind beynahe 3 Jahre, daß ich mich bemühe, unſerm teutſchen Publikum gute Ueberſetzungen der Griechen und Römer zu liefern. Jeder Litteraturkenner ſchäzt die Namen der Herrn Bergſträßer, Oſtertag und Stroth, welchem leztern ich die Aufſicht über die Ueberſetzungen der Griechen, ſo wie den beyden erſten die der Römer übergeben habe. Es kann jeder Gelehrte unter der Bedingung Mitarbeiter werden, wenn er, im Fall er ſich in dieſem Fache nicht ſchon rühmlich bekannt gemacht hat, eine Probe eines in dieſer Sammlung noch nicht überſetzten Autors an eine der Herren Directoren einſendet, mit welchem er auch wegen des Honorar ganz allein zu tractiren hat. Mehreres kann man deßhalb im Bergſträßeriſchen Muſeum, wovon nächſtens das dritte Stück erſcheinen wird, nachſehen. Beide Ueberſetzungen erſcheinen jede unter einem beſondern Sammlungs-Titel. Für jezt noch wird blos auf die proſaiſchen und unter dieſen auf die hiſtoriſchen Rückſicht genommen, doch werden die ſogenannten dogmatiſchen nicht ausgeſchloſſen, wenn gute Ueberſetzungen davon angetragen werden.

Bey diesen Bemühungen und Einrichtungen aber würde ich dem Publicum keinen vollkommenen Dienst leisten, wenn ich durch hohe Preise die Anschaffung derselben erschweren wollte, ich habe daher den möglichst geringen Preis gesezt, der nur bey diesen Original-Uebersetzungen und ungewissen Absatz gemacht werden konnte. Jedes Alphabet von 23 Bögen der Lateiner gebe ich den Subscribenten um 8 Gr. auf Druckpapier und um 10 Gr. auf Schreibpapier. Das Alphabet der Griechen aber um 10 Gr. Druckpapier und um 22 Gr. auf Schreibpapier. Der Ladenpreis ist ein Drittel höher. Unter diesen wahren Umständen wird mir hoffentlich niemand den Vorwurf einer Uebersetzungs-Fabrik ꝛc. rechtlicherweise machen können, vielmehr hoffe, daß sich viele Freunde ächter alter Litteratur finden, die aus Patriotismus für die Ausbreitung der Wissenschaften meine beyden Institute nicht nur bey den Gelehrten sondern auch dem übrigen lesenden Publikum ihrer Gegenden bestens empfehlen werden. Außer der schuldigen Erkenntlichkeit gebe ich bey 10 Exemplaren 1. und bey 25. 3. frey.

Bis jezt ist fertig

1) von den Lateinern:

Justins Weltgeschichte übersezt von Hrn. Prof. Ostertag, 2 Bände, Subscription 16 Gr.

Plinius Naturgeschichte übersezt von Hrn. Prof. Große, 1ter und 2ter Band, 15 Gr.

Kornelius Nepos Biographien übersezt von Hrn. Aßes. Bergsträßer, 16 Gr.

Ciceros Briefe übersezt und nach der Zeitfolge geordnet von Hrn. Rektor Borheck, 1ter und 2ter Band, 16 Gr.

Sallustius katilinarischer und jugurtinischer Krieg, übersezt von Hrn. Hoek, 8 Gr.

2) Von

3) Von den Griechen:

Diodors aus Sicilien Bibliothek der Geschichte, überseźt von Hrn. K. A. Stroth, 1ter und 2ter Band, 1 Rthlr. 8 Gr.

Xenophons Feldzug des jüngern Kyrus, überseźt von Hrn. Prof. Grillo 10 Gr.

Bis Ostern werden fertig: Plinius Nat. Gesch. 3ter Band, Plutarchs Schriften 1ter Band und Xenophons Geschichte.

Von den fertigen Theilen wird zwar kein einzelner Band mehr um den Subscriptionspreis erlassen welcher immer mit der Erscheinung eines Bandes sich endigt, wer aber eine oder die andre Sammlung zusammen baar kauft, der erhält sie nach dem niedrigen Preis.

Frankfurt, den 16ten Jänner 1783.

Joh. Christian Hermann,
Buchhändler.

VI. Leipzig. Es ist des Klagens, in unsern Zeiten, über die schlechten Erziehungs-Anstalten und über die daraus entstehenden übeln Folgen, unter den Menschen kein Ende. Man hat zwar schon genug Mittel dawider vorgeschlagen, allein, alle diese Mittel führen, wie viel Arzeneyen, gemeiniglich etwas unangenehmes mit sich, wodurch ihre Anwendung verhindert und ihre Kraft unnüze gemacht wird.

Ich habe ein sehr leichtes, anwendbares und probates Mittel, wider die Erziehungs-Plagen und Klagen entdekt, das ich dem Publikum, in einer Schrift mitzutheilen gesonnen bin, wenn sich eine gehörige Anzahl Subscribenten dazu findet.

findet. Zum neuen Jahre 1784. soll diese Schrift auf Schreibpapier erscheinen und sie wird enthalten: Das unfehlbare Mittel die Menschen sittlicher, christlicher und sie überhaupt so zu bilden wie man sie wünscht und verlangt. Es wird dieses Mittel gewiß willkommen seyn und angewandt werden, zumal da weder die Regenten, noch ihre vornehmsten und geringsten Unterthanen das Mindeste dazu beysteuren sollen.

Man subscribirt auf ein Exemplar von dieser Schrift einen halben Thaler Conventionsgeld. Ich ersuche daher die Herren Beförderer der Subscriptionen, besonders aber die Herren Prediger, die sich mit Collectur dabey gütigst für mich bemühen wollen, sich einer so wichtigen Sache, zum Wohl der Menschen, bestens anzunehmen, und biete ihnen, nebst meinem verbindlichsten Danke, dafür das zehnte Exemplar von dieser Schrift an.

Zur Leipziger Michaelis-Messe dieses Jahrs aber, bitte ich mir die Anzahl und Namen der Subscribenten Postfrey von ihnen aus.

Die Subscribenten werden in dieser Schrift vorgedrukt, und sie soll, wie schon gedacht, wenn sich Subscribenten dazu finden, zum neuen Jahr 1784. nach Erlegung des oben bestimmten Preises, bey mir Endesbenannten zu haben seyn.

Leipzig, den 4. Januar, 1783.

Samuel Heinicke,
Director des Churfürstl. Sächsischen
Instituts für Stumme.

Ank-

Antworten an unſere Correſpondenten.

1. Die von einem Freunde unſers Journals eingeſandte Ueberſetzung des Martin-Sherlokiſchen Briefs über Rom wird, unter anderm, auch deßwegen nicht eingerükt, weil Herrn Sherloks Briefe ſchon ins Teutſche überſezt in allen Buchläden zu haben ſind.

2. Aufſätze Polemiſchen Inhalts und Styls, können und werden niemalen einen Platz in dieſem Journal erhalten, ſobald ſie mehr auf die Perſon des Gegners losgehen, als die Sache ſelbſt, worüber man ihn angreift, gründlich auf eine das Publikum belehrende und überzeugende Art, erörtern. Blos aus dieſem Grunde, und nicht aus Kaltſinn gegen die Wahrheit, kann eine aus Sachſen den 28. Januar 1783. datirte und mit X. unterzeichnete ſo rubricirte kleine Vertheidigung meines Vaterlandes der Schweiz gegen Hrn. Hofr. Schlözer im 6ten Heft ſeiner Staats-Anzeigen, nicht eingerükt werden.

W.

Druckfehler.

Im October des T. Merkur S. 95. Z. 22. leſe man in der Ankündigung des goldnen Eſels des Apulejus, frommen Antonius ſtatt frommen Antonius.

Der
Teutſche Merkur.

März 1783.

I.

Cantate
zur Geburtsfeyer
des
Durchlauchtigſten Erbprinzen
Carl Friedrich
von Sachſen-Weimar und Eiſenach.

Willkommen, willkommen,
Du lange Gehoffter!
Zur ſeeligen Stunde
vom Schickſal gegeben,
willkommen ins Leben
willkommen an's Licht!

Umſtrömt von Entzücken,
von Freude beklommen,
verſchlingt Dich die Liebe

mit gierigen Blicken,
ſchaut wieder und wieder
und ſattigt ſich nicht.

Umkränzt mit Sternen, rief
aus einer hellen Wolke,
in tiefer Nacht, da ringsum alles ſchlief,
die frohe Bothſchaft deinem Volke,
o Vater Carl Auguſt, der Sachſen Schutzgeiſt zu.
Ihr Jubel hallt von Berg zu Berg
von Thal zu Thal durchs Land;
vor Freude bebt der raſchen Ilme Strand,
von Myriaden wird die Wonnepoſt vernommen;
und alles ruft im Taumel trunkner Luſt
aus einer Bruſt
aus Einem Munde
dem Neugebohrnen zu:

Willkommen, willkommen,
Du lange Gehoffter!
zur ſeligen Stunde
vom Schickſal gegeben!
Willkommen ins Leben
willkommen ans Licht.

Mit ofnen Armen nimmt, du holdes heil'ges Pfand
der ewigen Dauer unſres Glückes,

Dich

Dich aus der Hand
der Göttin des Geſchickes
Dein Vaterland.
Ein neues Leben ſtrömt aus Deinem jungen Leben
in ihre Bruſt, und hohes Vorgefühl
der Zukunft wallt mit ſüßem Beben
in ihren Buſen auf. Kein düſtrer Kummer drückt
den Muth des Fleißes mehr der in die Ferne blikt,
und alle Kräfte regt ein ungewohntes Streben.
Wie neugebohren blühn hinfür
die ſchönen Fluren auf mit Dir
die das Geſchick zum Erbe dir gegeben.
Dein Anblick, theures Kind, dein Wachsthum,
dein Gedeyhn
iſt Frühlingsgeiſt, iſt Sonnenſchein,
und wie ein lang erſeufzter Regen
bringſt Du uns Heil und unerſchöpflichen Segen.

So labt ein durſtig Land
der milde Thau;
in Balſamtropfen ſchmilzt
des Morgens Grau,
und Edens Jugend glänzt
aus Feld und Au.

Erwache dann, o Du der Menſchen und der Götter
unſterbliche Gebährerin!
Weg mit der düſtern Winterhülle!

Verjünge dich in Hofnungsvolles Grün.
Laß eilends alle Knospen ihre Blätter
Dem Göttersohn entfalten; laß für Ihn
in tausendfarbner üppiger Fülle
Aurorens schönste Kinder blühn.

Zephyretten, laßt mit sanftem Wallen
Blüthenschnee auf seine Wiege fallen,
athmet Ihm die reinsten Düfte zu:

Und im nahen Hayn, ihr Nachtigallen,
dämpfet eurer Kehlen helles Schallen
und mit süssen Wirbeln singet Ihn zur Ruh!

Doch, haltet ein, ihr Sänger in den Zweigen!
Ihr Weste, regt die leisen Flügel nicht!
Er schlummert. Still! Kein Laut entweyh das heil'ge Schweigen!
Der Muse nur erlaubt die fromme Pflicht
mit leichter Hand den Vorhang wegzubeugen.
O Herzerhöhendes, o seliges Gesicht!
O Anblick Engel anzuziehen!
Er schlummert auf Luisens Schoos.
Ihr Mutter-Auge ruht mit innigem Vergnügen
auf Ihrem Sohn, und sucht und ahnet, wonnevoll,
in seinen kindlich-edlen Zügen
den Helden der einst werden soll.

Mit

Die

Irrungen,

oder

die doppelten Zwillinge,

ein

Luſtſpiel.

Mit Lieb-ergieſſenden Blicken
bükt Sie Sich über Ihn, und drückt mit Einem Kuß
die Tugenden Ihm ein, die einſt ſein Volk beglücken.
Mitwiſſend um des Schickſals tiefſten Schluß
ſchwebt über Ihr Germaniens Genius;
Entziffert in der dämmernden Ferne
die hohe Götterſchrift der Sterne,
und auf **Carl Friederich** ſein ſtralend Angeſicht
geheftet, reicht er freundlich ſeinem Engel
die Hand und ſpricht:

Schüzer des neuen Sprößlings
von Sachſens ewigen Stamme,
verdopple deine Sorgen!
Sieh auf zum Pol, und lerne
im Hieroglyf der Sterne
Sein gloriewolles Loos!

Schon in des Lebens Morgen
fach' an die Heldenflamme!
Entfalt' in ſeinem Buſen
durch ſchöner Thaten Träume
der Tugend kräftge Keime,
und bild' ihn gut und groß!

Und du, der Sachſen Schuzgeiſt, mit der Kraft
des Sturmes weh ihn auf zum unverlöſchlichen Feuer
den Funken, der in dieſem Augenblick

in jedem Buſen lodert.
Ein jeder fühle ſich vom Himmel aufgefodert,
und bey dem allgemeinen Glük
entbrenne jedes Herz in allgemeiner Tugend!
Laß um den Fürſten deiner Jugend
mit Ihm, für Ihn, und ſtolz auf Ihn,
ein neues Volk empor in beſſere Zeiten blühn.
Ein neues Volk, die Erben der Treue
die Seinem Vater Ihre Väter weyhn.
Laß ſie, die mit Ihm Kinder waren,
mit Ihm geblüht, — dereinſt in reiffen Jahren
Carl Friedrichs werth und durch Ihn glücklich ſeyn!

Falle vom Himmel nieder
du allverbindend Feuer,
du beſter
aller Triebe,
durchglüh uns, heil'ge Liebe,
zum väterlichen Land!

Zwey Stimmen.

Erfülle Haupt und Glieder
und mach, in ſelgem Wechſel,
den Fürſten Seinem Volke
Sein Volk dem Fürſten theuer,

und

und Lieb und Gegenliebe
ſchling ewig immer feſter
das unauflösliche Band.

Vier Stimmen.

Falle vom Himmel nieder
du allverbindend Feuer,
du beſter
aller Triebe,
und Lieb und Gegenliebe
ſchling ewig immer feſter
das unauflösliche Band!

Zwey Stimmen.

Von dieſem ſchönen Bunde
der Lieb und Gegenliebe
ſeht hier das holde Pfand!

Chor.

O Vater dieſes Landes,
an Deines Sohnes Wiege
ſchwört Dir aus unſerm Munde
Dein Erbvolk Treu und Liebe
zum Väterlichen Land!

II.

Etwas

aus

ADELE ET THEODORE

der Frau Gräfin von Genlis.

Adele et Theodore, ou Lettres sur l'education par Madame de Genlis a Paris 1782 wurde mir, vor einiger Zeit, von einer gutherzigen Dame zugeschickt; die dafür hiermit öffentlichen Dank erhält.

Kaum hatte ich das erste der drey Bändchen, von 396 Seiten, durchlaufen, als der Wunsch bey mir aufstieg: daß es doch alle unsere Schönen auch lesen mögten!

Da dies aber der Sprache wegen nicht durchgehends zu hoffen ist; und gesteigertes Menschen- und Thierfutter dieß Jahr ökonomische Projekte, oder, mit andern Worten, fromme Wünsche, erregt; so kam mir der Gedanke, das Werklein zu übersetzen, ehe es in andere Hände kommt, und so das Jahr ökonomisch anzufangen.

Ich will also geziemend anfragen, ob eine hinlängliche Anzahl Liebhaberinnen lebt, die diese drey Büch-

Büchlein nicht in der Urſprache, welches freylich am beſten wäre, leſen können, alſo eine Ueberſetzung verlangen, und meine öconomiſche Abſicht, oder, weil es nun einmal beſſer klingt, meine frommen Wünſche, unterſtützen wollen?

Weil indeſſen der unberufene Ueberſetzer weder öffentlich bekannt iſt, noch ſeyn will und ie werden kann, ſo tritt er mit einer Probe auf, die zugleich die weitere Anfrage enthält: ob folgender, vielleicht allzugetreu überſezte Brief in der teutſchen Ausgabe nicht lieber gar unüberſezt bleiben ſolle? Da er in Teutſchland keinen Nutzen haben und nur Pariſer Sitten treffen mögte?

Leider! liebe Leſerinnen iſt der Brief deutlich gedruckt auf der 207ten Seite des 1 Th. franzöſiſch zu leſen, und zu meinem Aerger nicht aus allen Exemplaren herauszureißen. Was geht das aber uns Teutſche an? Vielleicht finden Sie, daß nicht allein der Brief ſondern auch das ganze Werklein, wenigſtens von mir, unüberſezt zu laſſen ſey; und ich wäre dann mit einem öconomiſchen Projecte mehr vergeblich ſchwänger gegangen. Ein Streich der wenigſtens meine Umſtände nicht ſo ſehr als manch vollführtes Projekt verſchlimmern und auch mir nicht Zeit zum Nägelkauen überlaſſen würde.

XXXIII. Brief.

Chevalier d'Herbain an den Baron.

Meine Reiſen, lieber Baron, ſind Gott Lob! zu Ende.

Wenn man fünf Jahre herumgekutſcht und zuſammengeſchüttelt worden, ſo behagt einem die Zurückkunft nach Paris ganz artig. Was Ihnen indeſſen wunderbar ſcheinen wird, iſt wohl die Nachricht, daß ich hier eben ſo fremd und unbekannt bin, als ich es nur immer in Stockholm oder Petersburg ſeyn könnte. Leſen Sie weiter und urtheilen dann.

Als ich verreiſte, ſpielten, jagten und vergnügten ſich die Männer in ihren Gartenhäuschen, und die Weiber dachten an nichts als an ihren Putz und an ihre Soupers. Bey meiner Rückkunft finde ich lauter gelehrte und ſchöngeiſteriſche Weiber und ſchriftſtelleriſche Männer.

Iſt dieſe Verwandlung für fünf Jahre nicht ſo ziemlich auffallend?

Ich muß ſagen, ich hätte ſie nicht erwartet. Um Ihnen indeſſen zu zeigen, was das für Eindruk auf mich machte, will ich Ihnen nur die Geſchichte des Tages nach meiner Ankunft erzählen.

Es war ein Montag. Vor Allen wollte ich die Frau von Surville, meine alte Freundin, zuerſt beſuchen, die ich, die Wahrheit zu ſagen, ſonſt immer für minder geiſtreich als tugendhaft hielt.

Sie empfieng mich aufs beſte und ſagte mir, daß ich eben recht käme, weil man heute etwas vorleſen würde. — Etwas vorleſen? erwiederte ich und worüber? — — Es iſt eine Comödie. — Und von wem? — Vom Vicomte, antwortete Sie ganz abgeſtimmt.

Zur Deutlichkeit muß ich Ihnen ſagen, lieber Baron, daß eben der Vicomte, als ich nach Italien gieng, kaum einen Brief ſchreiben konnte, und ſchon über vierzig Jahre alt war. Während ich hierüber hin und herdachte, kamen wohl dreyßig Damen und eben ſo viel Männer nach und nach an. Dies brachte mich auf den Gedanken, wenn auch der Vicomte den unglücklichen Einfall gehabt hätte, eine Comödie zu ſchreiben, ſo werde er ſie doch ganz gewiß höchſtens nur fünf oder ſechs ſeiner innigſten Freunde vorleſen, und ſich dem Naſenrümpfen einer ſo zahlreichen Geſellſchaft nicht Preis geben wollen.

Sicher iſts einmal wieder ein Streich von der luſtigen Frau von Surville, der mir gilt; dachte ich. Vermuthlich haben ſie unter einander das Stückchen

chen verabredet; denn dem Anzuge der Weiber nach, paſſirt ein Ball; aber ſtill, ich will ihnen die Freude machen und thun als wenn ichs nicht merkte.

Die Federbüſche, der exotiſche Anzug und die unendlich langen Scherpen beſtärkten mich auch würklich in meiner Meynung. — Man trug einen großen Tiſch bey, worauf ein unförmlicher grün taffetner Sak lag. — Haha, dacht ich, das giebt ein Biribi bis die Herrn Muſikanten ankommen! — Aber mit nichten! Es war der Trieſſel-Sak der Frau von Surville. Gleich darauf forderte jede Dame ihren Arbeitsbeutel. Nun flogen die Kammerdiener herbey und einige Minuten darauf trieſſelte Alles Gold.

Endlich meldet man den Vicomte von Blemont. Alles ſteht auf, lauft durch einander, iſt in Bewegung, man überſtrömt ihn mit ſchönen Sachen und Artigkeiten; man träat für ihn einen Lehnſtuhl bey, und er läßt ſich am Tiſche, worauf man eine große Waſſerflaſche ſtellt, nieder.

Nun werden Fenſter und Läden zugeriegelt, die Unruhen an den Uhren aufgehalten, und Alles ſezt ſich um den Autor her. Der herzhafte Vicomte begnadigt die Geſellſchaft mit einem lächelnden Blick, zieht mit hoher ernſter Miene ſein Manuſcript aus der Taſche und hebt die Vorleſung an.

Das

Das Ganze ſchien mir ein Traum, der indeß noch auffallender werden ſollte. Ich lauſche. Unglücklicherweiſe waren die beſten Plätze beſezt; und ich wurde vom Vorleſer durch ein halb Dutzend Weiber abgeſchnitten, deren ewiges Bewundern und halberſtickte Herzens-Seufzer mich kein armes Wort von der Vorleſung verſtehen ließen. Der unaufhörlich ſchnatternde Beyfall und die bewundernden Mienen aller Anweſenden machten mich indeſſen keinen Augenblik an der großen Würkung des Stückes zweifeln.

Die Thränen aller Zuhörer, die beſonders vom Geſichte der Damen häuffig ſtrömten, und bey meinen Nachbarinnen zur Fluth wurden, ſagten mir, daß das Stük äußerſt herzbrechend ſeyn müſſe. Mit gen Himmel gekehrten Augen und Händen wurfen ſie ſich der Länge nach in ihre Seſſel zurük, und die jüngſte davon war ſchon beym 3ten Akt ſo gerührt, daß ſie ohnmächtig wurde. Die Frau von Surville, auf die, die Vorleſung ebenfalls ſtark gewürkt hatte, kam ihr zu Hülfe, und mußte ſie endlich aufſchnüren.

Der Herr Vicomte, der dergleichen Scenen vermuthlich ſchon öfter durch ſeine Werke veranlaßt hatte, beliebte zu lächeln und fortzuleſen. — Dieſes würkte gleichmäſſig; indeſſen ich, der nichts als Lobserhebungen hörte, wie Sie leicht denken können, herzliche Langeweile hatte.

Ich

Ich litt wie Tantalus, daß ich in alle dieſe Gefühle nicht mit einſtimmen konnte. Sobald die Vorleſung zu Ende war, ſtunden unſre Zuhörerinnen auf und umringten den Vicomte. Gebehrden, Stimme, Schnelligkeit der Zunge verriethen die Spannung ihrer Seelen. Ich, der nichts ſagen konnte, weil ich nichts gehört hatte, machte eine erbärmliche Figur; und da ich dem Herrn Autor eben keinen ſteifen Bücking mit ernſter Miene und troknen Augen machen wollte, ſo ſchlich ich mich aus dem Saale in das Nebenzimmer der Frau von Surville mit dem Vorſatze, ſo lange da zu bleiben bis der Vicomte weg ſey. Mein Schikſal wollte, daß ich, wie Sie bald ſehen werden, den ganzen Tag auf lauter unerwartete und auffallende Gegenſtände ſtoßen ſollte.

Das erſte was mir beym Eintritt ins Zimmer auffiel, war ein mit Papieren und Büchern beladener ungeheurer Schreibtiſch.

Was Henkers, dacht ich, ein ſo großer Schreibtiſch in einem Damenzimmer, und noch dazu im Zimmer der Frau von Surville? Indeſſen wird mir die Zeit nicht lang werden, weils da Bücher gibt. Alſo will ich leſen. Geſchwind nehme ich ein's, mach' es auf und finde einen Chymiſchen Tractat. Da ich kein Chymiker bin, ſo greif ich nach einem andern und finde ein Lehrbuch über die Phyſik. Da

mir

Personen.

Galinus, Herzog von Epheſus.
Aegeon, ein Kauffmann von Syracus.

Antipholis von Epheſus. } Zwillings-Brüder und Söhne von Aegeon und Aemilia, aber einander unbekannt.
Antipholis von Syracus. }

Dromio von Epheſus. } Zwillings-Brüder und Sclaven der beyden Antipholis.
Dromio von Syracus. }

Balthaſar, ein Kauffmann.
Angelo, ein Goldſchmidt.
Zween andre Kauffleute.
Dr. Zwik, ein Schulmeiſter und Beſchwörer.
Aemilia, Aegeons Weib, eine Abbtißin zu Epheſus.
Adriana, des Antipholis von Epheſus Weib.
Luciana, ihre Schweſter.
Eine Courtiſane.
Kerkermeiſter, Gerichtsdiener, Trabanten, und andre ſtumme Perſonen.

Die Scene iſt zu Epheſus.

mir auch das noch zu hoch war, so ſuche ich ein drittes: und bekomme, leider lieber Baron! ein **Wörterbuch der Naturgeſchichte.**

Ich läugne nicht, ich ſtund ganz ſchamroth und gedemüthigt vom Schreibtiſche auf, und gieng mit etwas übler Laune weg, weil ich bey einer Frau und ſelbſt bey der Frau von Surville, kein Buch fand das ich verſtehen konnte.

Ich erblike ein Stükchen Bildhauer-Arbeit, ſo neben mir ſtund, und finde einen der **Wohlthätigkeit** aufgerichteten Altar mit Gedichten über Wohlthun behängt, die mir rührend ſchienen. Da ich mich umdrehe, ſehe ich eine andre Gruppe in Marmor, die noch reizender war. Ich gehe näher hin und finde einen der Freundſchaft gewidmeten Altar, worauf eine Figur in Geſtalt der Frau von Surville eine Krone opfert.

Mein Gott! dachte ich, wie wenig kannte ich bis jezt die Frau von Surville. Ich hielt ſie lange nicht für ſo gelehrt, ſo empfindungsvoll, ſo geiſtreich! Aus Beſcheidenheit verbirgt ſie alles das; denn wer ahndete nur die geringſte aller dieſer Eigenſchaften beym Umgang und Geſpräch mit ihr? Indeſſen ich ſo mit mir ſelbſt ſprach, öfnete ſich die Thür des Kabinets und ich erblikte einen dicken

Mann

Mann in ſchwarzen Samt, den ich ſchon bey der Vorleſung geſehen, und der, wie ich bemerkt hatte, der einzige nächſt mir war, der dabey weder geweint noch gelobt hatte. Ob er ſchon mürriſch und verſtimt ausſah, ſo lies ich mich doch mit ihm ein.

Dies iſt ein artig Kabinet, ſagte ich; und vorzüglich deswegen artig, weil es eine ſo gute Meynung von der Eigenthümerin einflößt. Hierauf zukte der ſchwarz bekleidete Mann die Achſeln und antwortete: wo kommen ſie denn her mein Herr? — Von Moſcau! ſagte ich. — Von Moſcau? Schön! Sie ſind mein Mann; Hören Sie mir zu, ich will Sie ein wenig bekannter mit uns machen.

Dies Kabinet was ſie aus Gutmüthigkeit für ein der Freundſchaft, dem Fleiße und Nachdenken gewidmetes Heiligthum halten, iſt blos zur Schau ausgeſtellt; alle hier aufgetiſchten Bücher ſind nichts als bloße Zierrathen, ſo wie ſie etwa auf den Kaminen ſtehen.

Molieres femmes ſavantes, die er uns ſo herrlich dramatiſirte, wiſſen, ſo lächerlich ſie auch dabey ſind, doch immer noch wenigſtens etwas, da hingegen die unſrigen bey der gröbſten **Unwiſſenheit**, doch Gelehrſamkeit mit Gewalt affektiren wollen.

Dieſer Ausfall ließ mich bald merken, daß mein Herr Geſellſchafter ein beiſſender Murrkopf ſeyn müſſe; eine Vermuthung, die ſich in der Folge beſtätigte.—

te. — Gut! verſezte ich; es iſt zwar wahr, unſere Weiber legen ſich auf Wiſſenſchaften; indeſſen kann man ihnen doch keine Schulfüchſerey Schuld geben. Sie prahlen ſo wenig mit Schulpoſſen, als mit dem, was ſie wiſſen. .... — Erlauben Sie mir aber, fiel er ein, zu wiederholen, daß ſie auch nichts wiſſen; und daß zur Schulfüchſerey, wovon ſie ſprachen, doch wenigſtens einige Kenntniſſe erfordert werden, da man hingegen nichts zu wiſſen braucht um zu einigen phyſiſchen Verſuchen zu laufen, oder allenthalben zu erzählen, daß man den ganzen Cours der Chemie höre, und daß einem dergleichen Erklärungen herrlich behagen; oder um mit vorgeblichen Künſtler-Ohren Unterredungen zuzuhören, worein man manchmal Lumpereyen ſchwazt, die immer nichts als Unwiſſenheit verrathen. Sie ſind faſt alle erbärmlich erzogen; leſen, ſobald ſie verheyrathet ſind, nichts als elende Romanen und Theater-Producte, die den Geſchmak vollends verderben; führen ein zerſtreutes Leben, und wollen doch alle Wiſſenſchaften kennen. Sie bekakeln Gemälde und Architektur, erklären ſich für Gluk oder Picini, ohne eine Idee von Compoſition zu haben; ſie machen Künſte, reiten, ſpielen Billiard, gehen auf die Jagd, fahren ſich ſelbſt, tanzen und ſpielen die ganze Nacht durch, kritzeln wenigſtens alle Tage zehn Briefe, nehmen hundert Beſuche an, ſind überall; man findet ſie innerhalb zwölf Stunden in Verſailles, Paris, in einem Waas

renlager, im Audienz-Saale, auf der Promenade; in der Werkstatt eines Bildhauers, auf der Messe, in der Akademie, im Opernhaus, bey'n Seiltänzern; Preville und Jeannot, Auberval und der Petit Diable werden gleichstark belobt und beklatscht.

Wie können sie, fuhr er fort, bey so vielerley Zerstreuungen etwas Kluges machen? Und doch sprechen sie Entscheidung über Alles. Die Frau von Surville, z. E. die weder Sylbenmaas eines Verses, noch Sprache, noch Rechtschreibung kennt, urtheilt nichts destoweniger über Werke der Musen, und glaubt daß ihre Briefe an gute Freunde der Nachwelt, eben so gut als die Briefe der Frau von Sevigné, überliefert werden müssen.

Wahr ists, daß sie ihre verfeinerten Gefühle durch Tändeleyen von Haaren, Bilder-Sammlungen, der Freundschaft geheiligte Altäre und derselben geweyhte Hymnen beweisen; daß sie nichts als verzogene Nahmens-Chiffern sticken; von nichts mehr als von Gefühl, Wohlthun, und Einsiedeleyen reden, und daß sie alle starke Geister geworden sind. Aber leben sie drum häuslicher als sonst? Beschäftigen sie sich mehr mit der Erziehung der Kinder? Sind sie zuverlässiger, empfindungsvoller, angenehmer, als eine Deshoulieres, Sevigné, Grafigni? Mindert ihre angenommene Weisheit und Wohlthätigkeit, Pracht, Liebhabereyen,

reyen, u. ſ. w? Alle dieſe Ungereimtheiten kommen mir genau ſo vor wie die Narrheiten der gewöhnlichen Betſchweſtern, deren ganze Religion ſich auf genaue Beobachtung äuſſerlicher Kirchen-Gebräuche einſchränkt; die zwar ein Erbauungs-Kämmerlein und heilige Amulete haben, und die Heiligen anſchreien, aber Gott nicht lieben; die Andern predigen, ſich ſelbſt aber nicht beſſern, und Alle die hizig und bitter läſtern, die nicht ſo ſind wie ſie.

Hier, lieber Baron, unterbrach ich meinen Schnarcher, dem ich bis jezt, theils aus Verwunderung theils aus Unmuth, ſtumm wie eine Bildſäule zugehört hatte. In der That, fieng ich ſpöttiſch an, die armen Weiber ſind ſehr zu bedauern, da Sie ihr eben ſo beredter als gefährlicher Feind ſind.

Ich, ihr Feind? — unterbrach er mich lebhaft; ach, wie wenig kennen Sie mich! Niemand ſchäzt und liebt ſie von Natur mehr als ich.

— Sie lieben ſie? verſezte ich. Wahrhaftig, das bemerkte ich bis jezt nicht. — Ja ich liebe ſie und gewiß mehr als die, die ihnen ſchmeicheln und ſchön thun, ſagte er. — Wenigſtens, antwortete ich, werden Ihnen Ihre Geliebten weder Schmeicheley noch Schönthun ſchuld geben. — Ich haſſe blos das, was ihrem Geſchlecht unreigen iſt, verſezte er. Mit Gefahr ihres Unwillens gegen mich, möchte ich ſie gerne auf ihre wahren Vortheile aufmerkſam ma-

chen. Sie sollen einnehmen und gefallen. Die Natur gab ihnen dazu gefällige und rührende Reize, sie haben von ihr, im Durchschnitte, feineres Gefühl und sanftern Verstand als wir Mannspersonen. Wenn sie nachdenken und forschen wollten, wenn sie ihre so schätzbaren natürlichen Talente nicht eiteln und lächerlichen Anmaßungen aufopfern wollten, so würde ihre Gesellschaft die reizendste seyn; sie würden über alle Werke von Geschmak richtig urtheilen, und ihr Beyfall würde Lohn der Talente seyn. —

Erlauben Sie mir, sagte ich, Ihnen eine Frage zu thun? Sie Sind, wie Sie sagen, ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, und ziehn doch gegen selbiges zu Felde. Lieben Sie vielleicht eben so die Dramen, ohnerachtet Sie im Anfang unserer Unterredung übel darauf zu sprechen waren?

Nein; hier ist ein großer Unterschied, antwortete er: denn, besonders seit 2 oder 3 Jahren bin ich unversöhnlich mit den Dramen. Vorher ertrug ich sie, weil ich mir damit half, daß ich nur die Tage in die Comödie gieng, wo bekanntlich die alten guten Stücke noch gespielt werden. Aber jezt wird man überall von den Dramen verfolgt; ich finde sie in öffentlichen Gesellschaften, in kleinern Zusammenkünften, im häuslichen Leben: kurz allenthalben.

Da faſt kein Menſch ſo ganz ungeſchikt iſt, daß er nicht eine Liebesgeſchichte, oder irgend einen nur etwas hervorſtechenden Vorfall, in ein Geſpräch bringen könnte, und da dies weder Talent noch Kenntniß des menſchlichen Herzens erfordert: ſo arbeitet Alles Dramen; und ich, der die Ehre hat Ihnen dies zu ſagen, ich ſelbſt habe zwey Schweſtern, die jezt eben ſo ſchnell ein Drama liefern als ſie noch vor zwey Jahren einen Geldbeutel ſtrikten.

Ich dachte, ſagte ich, die Dramen wären nicht mehr ſo ſehr Mode?

Mit nichten, erwiederte er. Da man ſie ziemlich lächerlich gemacht, ſo iſt zwar der Nahme, keineswegs aber die Behandlung ſelbſt, abgekommen; denn dieſe iſt gar zu bequem und erhält ſich noch. Man fabrizirt jezt mehr Dramen als jemals; giebt ihnen aber wieder den alten Nahmen **Comödie**, der beſſer klingt und mehr verſpricht.

Wie? fragte ich, das, was man uns heute vor, , war alſo ein Drama?

Glauben ſie denn ernſtlich, antwortete er, daß n Mann, der ſeinen Dienſt beſorgen, der, ohnertet er Schriftſteller iſt, weder der Hofmacherey, ch dem Ehrgeiz, noch dem Spiel, noch den Sou-

pers entsagen will, Zeit haben könne ein erträgliches Theaterstük zu machen? Warum hatten denn die Weltleute zu Lebzeiten eines Moliere diese Schriftsteller: Wuth nicht? Vermuthlich weil die Dramen noch nicht Mode waren, weil man viel Verstand und Fleiß anwenden mußte, um eine gute Comödie zu machen, und weil man keines von beyden nöthig hat, um einen Mischmasch von romanhaften Plattitüden, ohne Plan, Karakter und Wahrheit zusammen zu schmieren; endlich weil vielleicht Moliere selbst, wenn er als Obrigkeitsperson, Soldat oder als Hofmann angestellet gewesen wäre, nichts fürs Theater geschrieben, oder, wenn er ja dazu Lust gehabt hätte, seiner Geistesgaben ohnerachtet, weder den Misanthrope noch den Tartuffe gemacht haben würde. Was kommt nun aus dem allgemeinen Buhlen um Talente und Geistesgaben heraus? Die eine Hälfte der Weltleute schreibt, und liest der andern Hälfte das Geschriebene vor, die, aus Gemächlichkeit, blindlings in die Hände klatscht. Fast muß man sich überreden, daß alle diese Produkte unverbesserlich sind, weil ich wenigstens noch keins dergleichen kenne, das bey gesellschaftlicher Vorlesung nicht bis zu Ende angehört worden sey. Die Zuhörer sind immer zufrieden und der Vorleser erhält immer Beyfall.

Und doch beurtheilen unſere Weltleute die eigentlichen Schriftſteller und ſchenken ihnen nur in ſo ferne ihren Beyfall, als ſie fähig ſind und die Kräfte haben es nachzumachen; ein Umſtand, der den Geſchmak nothwendig verderben muß. Dies iſt ſo wahr, daß die meiſten herrlichen Schriften von Ludwig des großen Zeiten faſt nicht mehr geſchäzt werden, und daß, wenn ein Telemaque oder die poetiſche Schriften einer Deshoulieres gegenwärtig erſchienen, man ſie für abgeſchmakt halten würde. Wir fühlen die Schönheiten eines einfachen und tiefgedachten Plans, einer natürlichen und reinen Schreibart, gar nicht mehr; und geſchmeidige, wohllautende, empfindungsvolle Verſe, die nicht mit Seifenblaſen und metaphyſiſchen Grillen durchwebt ſind, halten wir für kraftlos und langweilig. —

Ungeduldig über alle dieſe bittern Ausfälle, unterbrach ich meinen hartherzigen Critiker, und ſagte ziemlich lebhaft: was gehn uns die Idillen und Schafe der Frau von Deshoulieres an; laſſen Sie uns lieber unſere erſte Unterhaltung fortſetzen, und ſagen Sie mir Ihre Meynung über das Stük des Vicomte.

Ich kann ihnen blos vom erſten Akt ſprechen, antwortete er; denn die vier andern haben mich glüklicher eingewiegt als ich je ſchlafen werde. Wahrhaf-

tig, verſezte ich mit ſichtbarlichen Spott, das iſt eine ganz neue und beizende Critik! — Leider! ſagte er, es iſt keine Critik ſondern die Wahrheit.

Ohnerachtet ich Ihren Einſichten viel zutraue, verſezte ich, ſo habe ich doch 60 Perſonen auſſer ſich und in Thränen, und niemanden als Sie unzufrieden geſehen: deswegen können Sie mir nicht verdenken, wenn ich Ihr Urtheil bezweifle: zudem hoffe ich, daß der Vicomte ſein Stük bald wird drucken laſſen? Drucken laſſen? fiel er ein; etwas von ſich drucken laſſen? Haben Sie den Kopf verlohren? Ein Mann von Welt etwas von ſich drucken laſſen? Pfui doch, das hieſſe ja ſich öffentlich zur Schau aufſtellen, und artig lächerlich machen!

Wenn man aber ſeine Arbeit 60 Perſonen vorlieſt, ſagte ich, ſo iſt man doch über das Vorurtheil hinaus?

Erlauben Sie mir Sie zu belehren, verſezte er, daß es Sitte iſt, eine Arbeit ſeinen Freunden und 100 Perſonen vorzuleſen, keineswegs aber ſie dem Druck zu übergeben. —

Aber warum das? fragte ich. Warum? deswegen, verſezte er lächelnd, weil wir immer etwas in uns fühlen, das, alles falſchen Urtheilens und Schmeicheins ohnerachtet, uns unſre Fehler ſagt; und dies

innere

Die

Irrungen.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

[Des Herzogs Palaſt.]

Der Herzog von Epheſus, Aegeon, ein Kerkermeiſter, und einige vom Gefolge des Herzogs treten auf.

Aegeon.

Säume dich nicht länger, Salinus, durch den Ausſpruch meines Urtheils, meinem unglüklichen Leben ein Ende zu machen.

innere Gefühl wird den Vicomte abhalten, das Vorgelesene drucken zu lassen.

Nun merkte ich daß mir die Galle stieg; und um keinen Lärmen zu machen, verließ ich ihn hastig. Ich suchte die Frau von Surville wieder auf, die ich allein, und zwar am Putztische fand, und die, weil sie mich nicht mehr im Hause vermuthete, über mein Erscheinen etwas betreten war. Ich erzählte ihr meine Unterredung, und ließ, wie Sie leicht vermuthen können, meinem Unwillen über den Kunstrichter, der mir so lästig war, freyen Lauf.

Der Kerl ist ein Misanthrop, sagte Sie, der äußerst langweilig, schwerfällig, eigensinnig und launisch ist und noch dazu nicht einmal gemeinen Menschenverstand hat.

Doch nun muß ich ausgehn, fuhr sie fort und stieg vom Stuhle auf; wenn werden sie wieder kommen? — Morgen früh, wenn Ew. Gnaden erlauben. — Morgen? Um Verzeihung! da muß ich in die Akademie, um die Eintritts-Rede meines Bruders mit anzuhören. — Was? der Marquis von So langes ist Mitglied der französischen Akademie geworden? — Allerdings, und ich versichere Sie, daß er sich um diese Stelle gar nicht beworben hat. Sie kennen seine Art; ihn wird wohl niemand für eitel halten;

er geht ſo ſchlecht und gerecht ſeines Weges — — — Ich denke, ſeine Rede wird Ihnen gefallen.

Gut; alſo morgen nachmittag, gnädige Frau! ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte. . . Auch da nicht, antwortete ſie; weil da der engliſche Sprachmeiſter zu mir kommt. Mittewochs hat mich unſer Schriftſteller zu einer zwoten Vorleſung eingeladen. Donnerſtags will ich Greuzens Danae ſehen. Freytags wehn ich einigen Verſuchen mit ſirer Luſt bey; Sonnabends aber bin ich frey. Nach dieſer Abfertigung ſezte ſich Madame de Surville in den Wagen, und ich zog mich, erſtaunt und entzükt über alles das was ich bemerkt und geſehen hatte, in mein Stübchen zurück, um da ungeſtört darüber Bemerkungen zu machen.

Um 7 Uhr gieng ich in die franzöſiſche Comödie, in die Lege der Frau von Semur. Sie wollte eben beym Anfang des 5ten Akts der Rodogune weggehen, und ſagte mir, daß ſie, nebſt drey oder vier Perſonen, die noch bey ihr waren, Les battus payent l'amende ſehen wollte. Ich fragte, obs ein Drama wäre? Da ſchrie Alles: was? Sie kennen Les battus payent l'amende nicht? Kommen Sie mit uns; kommen Sie, Sie werden ganz entzükt werden. Während des Ausrufs nahm man mich mit und führte mich in einen elenden Saal, wo wir aber die erſten

erſten Leute von Paris antrafen. Man ſpielte anfangs ein kleines ganz artiges Stük, le Caffé des Halles betitelt. Zwar fühlte ich nicht allen Wiz, weil mir die darinn herrſchende Sprache ganz neu war; doch merkte ich, daß die Schauſpielerin, die das vornehmſte Fiſcherweib vorſtellte, ſehr natürliche Zweydeutigkeiten ſagte und herrlich ſpielte; aber Les battus payent l'amende machten mich im vollen Ernſte ſchamroth. Der über Jeannot, ſo die Haupt Rolle ſpielte, ausgegoſſene Nacht-Topf würkte mächtiger auf die Zuſchauer als ich je geſehen; und der Augenblik, wo Jeannot ſeinen Aermel beriecht und ausruft: ja ja es iſt ſo was; der Augenblik läßt ſich nicht beſchreiben, und erregte ein viertelſtündiges Händeklatſchen und auſſerordentlichen Beyfall. Wie billig hat man auch dies Stük ſchon 150mal geſpielt und lauft noch eben ſo wie das erſtemal zu!

Nun ſage mir wieder Einer, daß die Franzoſen unbeſtändig ſind!

Ich hätte Ihnen zwar, lieber Baron, noch viel, recht viel zu ſchreiben, aber ich will mir lieber das Vergnügen machen es Ihnen mündlich zu ſagen, wenn Sie mir anders die Erlaubniß, Sie zu beſuchen, geben. Glauben Sie indeſſen, daß die einzelnen Züge, die ich der Poſt nicht anvertrauen will, weder die ſchlechteſten noch alltäglichſten ſind.

III.

Nachtrag
verſchiedener Bemerkungen über merkwürdige ausgegrabene Thier-Knochen u. ſ. w.

An den Herausgeber des T. M.

Sie haben neulich der wenigen Bogen, die ich über einem foſſilen Rhinoceros-Kopf und andere Reſte eben ſo foſſiler Elephanten-Knochen dem Publico vorgelegt hatte, mit Aufmerkſamkeit in dem T. M. gedacht. Erlauben Sie mir daß ich noch einige Bemerkungen nachhole die zu derſelbigen Materie gehören, und die nicht jeder, auch der geſchickteſte Naturkundiger anſtellen kann, wenn er nicht dergleichen Exemplare unter Händen hat. Es ſind mir, ſeitdem ich dieſe Bogen geſchrieben hatte, die fürtreffliche Camperiſchen Zeichnungen, und dieſes großen Mannes eben ſo einzige Abhandlung zu Händen gekommen worinn er den Kopf eines Capiſchen Rhinoceros beſchreibt, den er ſelbſt ſecirt hat. Aus dieſen, verglichen mit meinem foſſilen Exemplar, will ich hier mit wenigem der ſonderbaren Verſchiedenheiten gedenken, die ſich bey einer und eben derſelbigen

bigen Species wahrnehmen lassen, wenn man die Thiere der Vorwelt mit denen unsers Zeit-Alters vergleicht.

Der meinige ist mit denen in Petersburg aufbehaltenen fossilen Köpfen in dem Maaße fast vollkommen gleich; nehmlich er hält 31 Pariser Zoll in der Länge, von dem äussersten Ende der Nase bis da wo die Wand des Hinterkopfs mit dem Stirnbein zusammenstößt. Er ist also gegen die andern Caspischen die Gordon gemessen hat, ungeheuer groß. Der Kopf des Camperischen ist, seiner Form nach, überhaupt mehr zusammengedrückt und breiter, und giebt dadurch eine höhere Idee von der Stärke des Thiers. Die Fossilen hingegen sind alle in die Länge gezogen und schmäler. Die Orbita ist bey den neuen mehr in der Mitte, bey den Fossilen ungleich mehr nach hintenzu gelegen. Besonders aber ist die zurükgezogene Form der langen Stirne merkwürdig, die dadurch entsteht, daß von dem foramine occipitali an die Wand des Hinterkopfs sich so sehr zurüklegt, daß sie (wie ich schon in meiner Abhandlung gezeigt habe) einen Triangel bildet, dessen Basis, als die eigentliche Entfernung zwischen dem foram. occipit. und der äussersten Spitze des Stirn-Beins, würklich 4 Zoll 3 Linien beträgt. Die Condyli des Hinterkopfs stehen bey den Caspischen ungleich mehr rükwärts, die Nasenlöcher

sind

ſind nicht ſo in die Länge geſpalten wie bey den Foſſilen, aber ungleich höher. Der gröſte Unterſchied von allen liegt aber ohnſtreitig darinn, daß die Naſen-Scheide-Wand ganz knöchern bey den Thieren der Vorwelt iſt, und mit dem Vomer Eins ausmacht, da ſie hingegen bey den Neueren nur aus Knorpeln beſteht. Sie iſt, wie ich in der Abhandlung gezeigt habe, oben gegen 6 Linien, und nach unten zu nur 2 Linien ſtark.

In der Geſtalt des Oſſis Zygomatici iſt noch eine Bemerkung zu machen die nicht weniger wichtig iſt. Das Capiſche hat an ſeiner Wurzel eine ſehr ſtarke ſpizzugehende Apophyſe, womit die Condyli des Unter-Kinnbakens abgehalten werden, daß ſie nicht rükwärts fallen können. Dieſe fehlen an den Foſſilen gänzlich, und ich kann es zuverſichtlich behaupten, weil an dem Meinigen an dieſer Stelle gewiß nichts abgebrochen iſt. Der Proceſſus ſtyloideus iſt auch an dem Foſſilen ungleich ſtärker als bey dem Capiſchen.

An der Baſis des Kopfs finde ich die foramina lacera ungeheuer groß gegen die von dem Capiſchen, ſo wie ich das von Campern angegebene Par foraminum ſextum an dem Meinigen nirgends finden kann. Die übrigen Verſchiedenheiten, die ſich an jedem einzelnen Knochen ergeben, woraus das

Cra-

Cranium zuſammengeſetzt iſt, laſſen ſich um deßwillen nicht genau beſtimmen, weil an den Foſſilen Köpfen alle Suturen durchgehends verwachſen, und nicht mehr zu bemerken ſind. Das Ganze ſcheint wie aus Einem Stücke gegoſſen.

So lange wir noch keine Anatomiſche Beſchreibung des Aſiatiſchen, oder des Rhinoceros mit Einem Horn beſizen, ſo lange muß es noch unentſchieden bleiben, ob dieſe Thiere der Vorwelt zu einer eigenen Species gehören oder nicht. Soviel ſieht man aber aus allen als gewiß voraus, daß ſie an Gröſſe und Höhe die Neueren ungleich übertroffen haben. Ich beſize ſeit einiger Zeit eine Scapula, die ich der Geſtalt nach unmöglich für die von einem Elephanten annehmen kann, die aber doch der Proportion nach ihm zugehören könnte. Da ihm nun kein Thier an Gröſſe ſo nahe kommt als der Rhinoceros, ſo muß ſie wahrſcheinlich dieſem zukommen; ob man gleich nichts gewiſſes über ihre Form ſagen kann, da noch in keinem Cabinette von Europa ein vollkommnes Skelett dieſes Thieres aufzuweiſen iſt. Eben ſo iſt mir ſeit einiger Zeit ein Humerus eingeſchikt worden, welchen ich, gegen einen andern von einem Elephanten, den ich ſchon länger beſize, gehalten, ungleich kleiner finde, und ihn alſo auch dem Rhinoceros zueignen könnte.

Erlau-

Erlauben Sie mir noch die einzige Bemerkung, wie sehr es zu wünschen wäre, daß sich die Liebe zur Naturkunde, und das Studium der Archäologie und Classischen Gelehrsamkeit öfter in Einem Kopfe zusammen fände. Wir würden dadurch manche Stellen der alten Autoren besser aufklären können, viele ihnen als fabelhaft aufgebürdete Beschreibungen zurücknehmen, und uns überzeugt halten, daß bey ihren eingeschränkten Hülfsmitteln, ihre Kenntnisse, wovon wir das Repertorium beym Plinius finden, immer bewundernswürdig bleiben.

Durch die Bemühungen eines Gordon, — der mit seinem Hottentotten an der Seite, und mit seiner Flinte in der Hand, sich in das Innerste von Afrika wagte, und auf einem Wege von einigen hundert Meilen sich aus Liebe zur Naturkunde mit den Wurzeln genügte, die ihm sein Hottentott anzeigte, — wissen wir nun zuversichtlich: daß sich in Afrika kein anders Rhinoceros vorfindet, als das mit zwey Hörnern, und mit der glatten Haut, ohne große bestimmte Falten. Vor ihm wußten wirs nicht, und noch vor wenigen Jahren gab es Gelehrte, die es für eine blosse SpielArt hielten, die der Zufall zuweilen hervorbrachte; da es nunmehr erwiesen ist, daß in Indien, oder in Asien nie ein anders Rhinoceros als das mit Einem Horn vorkommt, so wie das erstere nur in Afrika lebt.

Vor

Vor einem Jahrhunderte war der Fall noch weit ſchlimmer. Die gröſten Gelehrten behaupteten noch mit der beſtimmteſten Zuverläßigkeit, das Thier mit den zwey Hörnern gehöre zu den fabelhaften und monſtroſen Thieren, wohin wir jetzo den Cephus und das Monoceros der Alten verweiſen. Vielleicht findet ſich noch mit der Zeit ein neuer teutſcher Gordon, der in das Innere von Ethiopien eindringt, und nun auch dieſe Geſtalten ans Licht bringt; die wir alsdenn da ſo gut als wahr aufnehmen und gelten laſſen müſſen, als das Geou und das Nilgaut des Profeſſor Allemand.

Plinius gedenkt zwar nie eines andern als des Rhinoceros mit Einem Horn: Pauſanias aber ſpricht von Rhinoceros mit zwey Hörnern, die aus Ethiopien gekommen waren, und die man deswegen anfangs Ethiopiſche Stiere nannte. Er ſagte ausdrücklich: das gröſsere Horn ſey vorn auf der Naſe, und das Kleinere hinter dem Gröſſern — ὁρίεον ἐπ' ἄκρῃ τῇ ῥινὶ ἐν ἐκάτω κέρας, καὶ ἄλλο ὑπὲρ ἐκεῖνο, ἐλάσσων μέγα. Martial gedenkt eines Rhinoceros mit zwey Hörnern, das im Amphiteater einen Bären damit in die Höhe gehoben habe:

Namque gravem *gemino cornu* ſic extulit urſum,
Iactat vt impoſitas taurus in aſtra pilas.

Man hatte Münzen des **Domitian**, wo dieſes Thier zum Andenken der Säculariſchen Spiele vorgeſtellet war. Es findet ſich beym Agoſtini und beym Erizzo: Allein überall ſind die Abbildungen verſchieden. Oft iſt nur Ein Horn, oft zwey zugleich abgebildet. **Camper** bringt auf ſeinen Tafeln aus engliſchen Münz-Cabinetten dieſe Münzen hier von neuen, aber ungleich deutlicher und beſſer als jemals gezeichnet, zum Vorſchein. Man kannte ſie ſchon ehedem auch aus der **Pembrokiſchen** Sammlung, und aus dem Schatze der **Königin Chriſtina**. Hier nun erſchienen die beyden Hörner ganz vollkommen, und zwar ſo, daß das hintere das kleinere, das vordere aber das Gröſſere iſt.

Demohngeachtet läugneten ihr Daſeyn die berühmteſten Gelehrten, und unter andern **Spanheim**. Er behauptete gegen **Scaliger** und **Jonſton**, daß es nie dergleichen in der Welt gegeben habe; ſondern daß die auf dieſer Münze abgebildeten Thiere **Elephanten** ſeyen, deren Stoßzähne man für zwey Hörner angeſehn habe. Er will, daß **Jonſton** von dem **Aldrovandus** und dieſer wieder von dem **Pierius** irre geführt worden ſey. Die Stelle im Martial *), die ihm höchſt anſtößig iſt, verbeſſert er daher ſo, daß man ſtatt urſum, *Verum* leſen ſolle, und daß das Gemino cornu nicht auf Urſum

*) De Spectacul. Epigr. 24.

Herzog.

Kauffmann von Syracus, ſage nichts mehr zu deiner Verantwortung; ich kan zum Nachtheil des Geſezes nicht partheylich ſeyn. Das neuliche grauſame Verfahren euers Herzogs gegen einige Kauffleute, unſre getreue Unterthanen, welche, weil ſie nicht Gold genug hatten ihr Leben loszukauffen, ſein ſtrenges Geſez mit ihrem Blute beſiegelt haben, ſchließt alles Erbarmen aus unſern dräuenden Bliken aus. Denn ſeitdem dieſe verderbliche Zwietracht zwiſchen deinen aufrühriſchen Landsleuten und uns ausgebrochen, iſt in der allgemeinen Verſammlung des Volks, ſowol von den Syracuſern als von uns, beſchloſſen worden, keine Handlung noch Gemeinſchaft zwiſchen unſern feindſeligen Städten zu erlauben; noch mehr, welcher gebohrne Epheſer ſich auf den Märkten und Jahrsmeſſen von Syracus betreten läßt, der ſtirbt; und hinwieder, welcher gebohrne Syracuſer in der Bay von Epheſus gefunden wird, der ſtirbt, und ſeine Güter werden zu Handen des Staats eingezogen; es ſey dann, daß er tauſend Mark zu ſeinem Löſegeld bezahlen könne. Nun belauft ſich alles was du haſt, nach der äuſſerſten Schazung, kaum auf hundert Mark; du biſt alſo nach dem Geſeze zum Tode verdammt.

Aegeon.

Mein Troſt iſt, daß die Vollziehung euers Worts noch vor Sonnen-Untergang auch meinen Unglüks-Fällen ein Ende machen wird.

Herzog.

Urſum ſondern auf den Urum gienge. **Bochard**, (in Hieroz.) der eben ſo wenig das Rhinoceros mit zwey Hörnern leiden kann, aber Spanheims Deutung verwirft, will hingegen, daß man gravi geminum cornu ſie exſulit Vrſum leſen, und den geminum Vrſum ſo verſtehen ſolle, daß er von dem Rhinoceros zu zwey verſchiedenen malen ſeye in die Höhe gehoben worden. **Scaliger** aber bleibt feſt dabey, und ſpricht ſeinem Pauſanias nach, es ſey ein Rhinoceros mit zwey Hörnern geweſen, und zwar habe das ſtärkſte auf der Naſe, das ſchwächere hinten nach geſeſſen. Nach dem **Plinius** kam dieſes Thier zum erſtenmal unter dem **Pompejus** in Rom zum Vorſchein; nachher war es öfters bey den gewöhnlichen Thiergefechten zu ſehen.

Was kam nicht damals an nie zuvor geſehenen und außerordentlichen Formen von Thieren ins Amphitheater von Rom, da die Koſten und Anſtalten, die man darauf verwendete, heut zu Tage in der Beſchreibung beynahe fabelhaft ſcheinen, oder wenigſtens alle Feſte unſrer heutigen großen Herrn zu Kinderſpielen herabſetzen!

Anfangs wurden dieſe Gefechte bloß im **Circus** gegeben, und man durfte nicht alle Thiere, beſonders die **ungewöhnlichen aus Afrika nicht hinein bringen.** Nach dem zweyten Puniſchen Kriege wurde dieſes Verbot zum Beſten der Circenſiſchen Feſte aufgeho-

gehoben. Nachdem aber die Amphitheater aufkamen, wurde selten ein Gefecht im Circus gegeben, ausser nach dem Tode des Caracalla, wo das hiezu gewidmete Amphitheater abgebrannt war. Schon zu den Zeiten des Sylla war die Pracht ausserordentlich. Pompejus führte auf einmal 600 Löwen auf, und unter diesen waren 315 männliche Thiere. Im Jahre nach Erbauung der Stadt Rom 472 hatte man in dem Kriege mit dem Pyrrhus die Elephanten, die man damals zum erstenmal sah, Lukanische Ochsen genannt; und 30 Jahre nachher führte man sie schon, 140 an der Zahl, im Circus auf, und erlegte sie zum Zeitvertreib mit Wurfspießen.

Plinius sagt, man hätte sich in den folgenden Zeiten damit nicht begnügt, sondern auch allerley Thiere aus den Geschlecht der Cetaceen, zum Theil lebendig, zum Theil tod, aufgestellt. Sogar brachte M. Scaurus als Aedilis das Gerippe eines grossen Wallfisches zum Vorschein, und gab es für die Reste des See-Ungeheuers aus, dem Andromeda wäre ausgesezt gewesen.

Calpurnius in seinen Eclogen, da er von den Festen des Carus und seiner Söhne redet, sagt:

Ordine quid referam, vidi genus omne ferarum,
Hic niveos lepores, et *non sine cornibus apros.*

Hier

Hier wünschte ich zu wissen, was Spanheim gesagt haben würde, wenn man ihm diese Stelle, und zugleich einen Babirussa-Kopf gezeigt hätte, den ich eben in Händen habe. Die Stoßzähne dieses Thieres, die aus dem obern Kinnbacken ausgehen, und zwar in solcher Richtung, daß sie wie vorwärts gehende Hörner aussehen, haben einen, sonst sehr grossen Naturkündiger, den Engländer Grew, verführt, sie für Hörner zu halten. Und also konnte das gemeine Auge in Rom sie auch wohl dafür ansehen, da man besonders im Unterkinnbacken andere Stoßzähne erblickt, die ohngefähr die Richtung haben, wie bey den andern wilden Schwein.

Da ich neulich unter meinen alten Kupferstichen kramte, fielen mir unter den Abbildungen von den alten Monumenten Roms drey Blätter in Queer Folio in die Hände, die vor ohngefähr 200 Jahren in dem bekannten Verlage der La Frery herausgekommen sind. Sie enthalten Abbildungen von fremden Thieren, so wie sie ehedem in den Ludis vorkamen. Die Aufschrift zeigt, daß sie nach Gemälden gezeichnet seyen, die man ao. 1527. auf den Wänden eines Hypocausti nicht weit vom Vivario entdeckt habe. Sie sind also ächt antik, und können als Beweise für das gelten, wozu ich sie hier anführen will; nämlich, daß das Rhinoceros mit zwey Hörnern bey den Alten bekannt gewesen sey. Alle

uns längst bekannte Thiere, als Löwen, Elephanten, Tyger u. d. g. sind fürtreflich, ohne alle Fehler, und mit vielem Geiste gezeichnet. Die Unbekannten, die von eben der Hand sind, können also, wenn sie anders der Künstler gesehn, und nicht aus der Einbildung gezeichnet hat, nicht schlechter ausgefallen seyn. Mit Vergnügen erblickte ich hier neben der Giraffe das Rhinoceros mit 2 Hörnern, das mit vollkommen glatter Haut abgebildet war, folglich der genauern Beschreibung entsprach, die wir in neuern Zeiten von ihm erlangt haben. Ein andres Thier aus dem Hirschgeschlecht sahe ich noch, daß ich gern seiner Gestalt nach für das Alce gehalten hätte: allein da das Stükgen Horn, oder vielleicht abgebrochenes Geweyh, das man zwischen den Ohren erblickte, nicht deutlich genug abgebildet war, so enthalte ich mich darüber zu entscheiden.

Ich überlasse andern Gelehrten aufzufinden, wo dieses Vivarium gelegen habe. Diese **Parks** oder **Menagerien** zur Aufbehaltung fremder Thiere waren, nach dem Plinius, schon vor den Zeiten des L. Lucullus Mode. Man fütterte hier nicht allein die Thiere, die man in den Ludis brauchte, sondern auch diejenigen, die man zum Vergnügen aufbehielt. **Procopius** (lib. I. Goth.) gedenket eines Vivarii, das nicht weit von der Pränestinischen Porta gewesen sey.

Ver-

Vorbesagte Kupferstiche sind also immer schätzbare Blätter, da wahrscheinlich die antiken Gemälde, von denen sie abgezeichnet sind, schon längstens, wie andere ihres gleichen, durch die Luft zu Grunde gegangen sind.

Ich bin ꝛc.

J. G. M.

IV.

Am Ende des Jahres 1782.

An Gl.

O Gl., schon sechs und zwanzig Jahre sind
Von diesem ersten Leben mir entflohn:
Und ich? — bin noch ein namenloser Mann,
Der, wie die Meereswoge steigt und fällt,
Ganz unbemerkt der Welt entschwinden darf!
Noch liebt mich keine eigne Muse, wie
Sich Tausend ihrer eignen rühmen; noch
Verzükte nie mein Lied in beßre Welten
Dies Leichenthal; noch hebt mein Marmorbild,
Hoch in den Tempeln Josephs aufgestellt,
Des Ehretrunknen Jünglings Hoffnung nicht
Zu gleichem Ruhm empor; noch sind (und dies,

Nur dies beweint mein Herz zur Mitternacht!)
Noch ſind die Edlen meines Volkes nicht
Mir hold um meines ächten Werthes willen.

Erwartungsvolle Stille ruhet ſchwer
Auf ſchwarzer See, auf ſchwarzen Wolkenhöhn;
Und izt entſteigt dem mütterlichen Schooße,
(Indeß gehäufte Donner weit umher
Dies Wunderſchauſpiel laut verkündigen,)
Ein neugeſchaffnes Eyland, Eden gleich.
So träumt' ich einſt, als Knabe freylich nur,
Auf einmal in den niegeſtörten Kreis
Von Teutſchlands Dichtern hinzutreten. Ach!
Und izt? — Der Traum war groß und ſelig doch!
Und heißt dies Erdeleben Vielen nicht
Ein bunt mit Schlaf durchwundner Träumekranz?
Ich ſah von trügeriſcher Feen-Kunſt
Auf ſchön verdekten Wogen hochgebaut
Ein Land, des Lenzen Heymath, eilte hin,
Und ach! das Zauberwerk entwich im Nu
Und ich verſank im bodenloſen Meer.

So ward. Es ſey! Zu klagen leb ich nicht:
Auch kann mein Geiſt wohl etwas beſſers noch
Als weinen. Blieb nicht des Verdienſtes viel
Noch übrig? Sagte dies nicht Er, der Erſte? — —

Wer gab der neuern Zeit, nicht uns allein,
Ein Heldenlied, das nicht in Himmeln nur
Und nur in Höllen ſtrömt, der Rhone gleich
Die ſich den Erdeſöhnen tief verbirgt;
Ein Lied, das nicht zur Sphärenharmonie
Allein geſungen werden mag; ein Lied,
Ein menſchlich großes Lied für Menſchen? Wer?
Homer und Oſſian, nur ſie ſind wahr.
Sich bauet Arioſto ſeine Welt
Und würfelt Land und Meer chaotiſch hin:
Hier hängt am ſeidnen Band ein Paradies,
Dort thürmt ein Fels auf Seifenblaſen ſich,
Und Inſeln nur, nicht feſtes Land,
Gewähret ſeine Schöpfung überall.
Schon minder kühn, und mehr nachahmend oft,
Wählt Taſſo ſich ein wunderſam Geſpann,
Und lenkt zugleich Apollos edles Roß
Und Arioſtos Hippogryphen. Glatt
Und fein gemeißelt glänzt Voltaires Werk,
Sentenzenreich, und reich an ſchönem Reim.
Doch weſſen kaum entſchwebte Seele ſinkt
Nicht faſt zur Stirnenrunzel nieder, wenn
Verleibte Tugenden und Laſter ſich
Auf wahrer Weſen Schauplaz drängen? — Nein,
Hier blieb der Held viel größer, als das Lied!

Und Milton? — ach, Gelehrsamkeit erkühlt
Oft deinen Dichtergeist! — Wie mag dein Arm,
Geleitet von der Tochter Gottes, blind
Zugleich nach Griechenlandes Fabel tappen!
Wie wein' ich, wenn dein Lied dem Christen nur
Der Mitbegeistrung Himmel offen schließt! — — —
Wo lebt der teutsche Mann, in dessen Busen
Der Sonne gleich, in ihrer Erden Mitte,
Das Bild vom ächten Heldenliede glüht?
Doch ach, wo lebt das Volk, dem, ungeschwächt
Vom Gift der Künsteley und Ueppigkeit,
Natur im Harfensange süßer dünkt
Als Wollustmahl und Opernzauberey?
O Jünger Ossians, zu spät Gebohrner,
Durchirre, mit dem Führer seines Heers
Von Sternen, öde Heyden auf und ab:
Du findest dort, so wenig als in Wien,
Berlin und Hamburg, Hörer edler Art.
Auf, nimm des Weltumseglers fliegend Schiff,
Und bilde dir Tahitis Kinder selbst,
Daß sie, Entzückens fähig, Thaten thun,
Wie du sie singst! Hier heißt du groß, wie — Gillo:
Man kömmt und gafft, und wundert sich, und ruft:
„Wer sah sein Lebelang so guten Kaufs
Ein seltnes Thier!„ — Geh, Jünger Ossians! —

Wohlan, noch immer bleibt Verdienſtes viel ...
Zurük. Das Heldenlied gedeyhe dann
Im wilden Boden nur, der Völker trägt
Noch unbekannt mit Gold und Ziererey!
Ihr ſingt Madinens enges kleines Herz,
Und ach! ihr Himmelvolles Augenpaar:
Ihr ſprecht in Sinngedichten ſtets, und ſcherzt
Religion und Tugendglauben weg, ...
Ihr Dichter! — Jede Zeit will eigne Kunſt.

O Sophokles, Homers geliebter Sohn,
Du führſt die Heldenmuſe ſchön geſchmükt
Auf unentweyhte Bühnen: ach, ſie weint,
Und ihre Thräne fällt ins ofne Herz
Des Volkes, das vor Ehrfurcht niederkniet,
Und ſtirbt es hin, zu großen Thaten hin.
O Sophokles, empfieng dein Erbe dann
Kein Teutſcher noch? Ja, Göthe, Leiſewiz
Und Leſſing, werth ſeyd ihr Melpomenen,
Wie Aeſchylus, Euripides, und Er,
Dem ſie den lezten edeln Schmuk verdankt!
Doch bleibt der Muſe ſchönſter Name nicht
Der Teutſchen — Zeitvertreib? — Was würkte Götz?
Ha, giebt es Teutſche nicht, die fühllos wie
Des Ritters Hand, dis ſelbſtgezogne Werk
Als wilden eingeimpften Sprößling höhnen?

Iſt Treue wieder teutſche Tugend worden
Bey hundert teutſchgenannten Männern nur?
Hat Götzens Muth, für Freund und Vaterland
Sein Leben zu verpfänden, ſie vielleicht
Zum Streit geweckt, (Gelehrte heißen ſie!)
Die ſich mit Schlangenwitz und Tigerwuth
Das Leben gönnen, um es tauſendfach
Mit Schande zu vergiften? Oder bließ
Des Ritters Stolz auf Freyheit gleichen Stolz
Den Jünglingen, wie neuen Odem, ein,
Die laut durch tiefgeſtimmte Harfen hin
Der Freyheit Donner wälzen? — Teutſche, nein,
Noch würkte Guelfos Wuth die Ohnmacht nicht *)
Einmal der feinen Frau: denn ſeht, der Dampf
Von Zevs zerſtoßner Donnerwolke wars!
Stirbt Gerſtenbergs verkannte Muſe nicht
Verborgen, wie ſein Ugolino, faſt? —
O wann, Melpomene, begeiſterſt du
Ein teutſches Publikum, wie zu Athen?
Im welchem goldnen Alter ſtellt dein Volk
Der Tugend Rollen, gleich bewundernswerth
Im Leben wie auf ſeiner Bühne, dar?

Wenn

*) Im Winter 1775 wurden zu Hamburg Klingers Zwillinge gespielt: der Sturm und das Gewitter des dritten Aufzugs füllte das Schauſpielhaus mit Dampf, und verurſachte in den Logen eine Ohnmacht.

Herzog.

Gut, Syracuſer, erzähl' uns kürzlich die Urſache, warum du deine väterliche Heimath verlaſſen haſt, und warum du hieher nach Epheſus gekommen biſt.

Aegeon.

Eine ſchwerere Verrichtung könnte mir nicht auferlegt werden, als daß ich von meinem unausſprechlichen Kummer reden ſoll. Jedoch, damit die Welt erkenne, daß der natürliche Lauf der menſchlichen Zufälle, und nicht irgend ein ſcheußliches, die Rache der Götter auffordernde Verbrechen, mir dieſes unglükliche Ende zuzieht; ſo will ich ſagen, was mein Schmerz mir zu ſagen Vermögen laſſen wird. Zu Syracus ward ich gebohren, und mit einem Weibe vermählt, die mich glüklich machte, und es durch mich ſelbſt geweſen wäre, wenn ein feindſeliges Schikſal die Dauer unſrer Glükſeligkeit geſtattet hätte. Mit ihr lebt' ich vergnügt; mein Vermögen nahm durch beglükte Reiſen zu die ich häuffig nach Epidamnum machte; bis der Tod meines Factors, und die Sorge für meine Güter, die dadurch ohne Aufſicht gelaſſen worden, mich aus den Umarmungen meiner Gattin riß. Ich war noch nicht volle ſechs Monat von ihr entfernt, als ſie (obgleich zu einer Zeit, da ſie unter der angenehmen Straffe ihres Geſchlechts ſchmachtete,) Anſtalten machte, mir nachzufolgen, und bald und glüklich anlangte wo ich war. Sie war nicht lange da, ſo wurde ſie eine freudenvolle Mutter von zween hübſchen Knaben, die einander ſo wunderſam gleich ſahen, daß es

Wann gäthet hier ein Sophokles den Tand
Der Opernkunſt, und pflanzt an ihre Stätte
Erhabnes Lied und wahre Handlung hin?
Wem bleibt der edle Ruhm? O Muſe, wem? —
Ja, Gl. noch blühn uns Lorbeern mancher Art:
Und keiner mir? — Wie lange harr' ich noch!
Der Nachtigall in Winterfeſſeln gleich,
Verſtumm' ich, bis auch mich ein Lenz vielleicht,
Zu neuen Liedern weckt. Wie lange thut
Der Teutſche Pindus noch, gleichwie die Trift
Trinakiaͤ, von jungen Heerden wieder,
Die ſich Apolls geweyhte Rinder-Schaar
Im Dünkel nennen! Wer verſucht den Pfad
Zum Pindus? Wem verwehret nicht die Furcht,
Von ihnen Freund und Du genannt zu werden?
O Lucian, erwache wieder; laß
Von einem Teutſchen Weibe Dich gebähren:
Die Thorheit reift am Pindus, wie im Staat,
Schon längſt der Satyrſichel ſchwer entgegen.
Komm, mähe ſie zum Pflaſter unſrer Bahn!
Iſt denn dein Ruhm nicht auch des Schweißes werth?
Wie? Oder mangelt uns ein Lucian,
Weil Nieſewurz und Thorheit nicht gedeyht? —
Wo ſchläft auch unſer Moliere noch?
Verſchont das Reich der Thorheit Er vielleicht,
Daß unſern Enkeln Stoff zu lachen nicht

Entzogen werde? Wahrlich edel genug!
So lebe dann, Moorin, Königin,
Die nicht im heilgen Teutſchen Reiche nur
Der Menge heilig dünkt die weit und breit
Vom Morgen- bis zum Abendroth regiert:
Und keine deiner hunderttauſend Schellen,
Womit der Nacht im Sternengewande Du
Dich ähnlich wähnſt, entreiße Dir ein Teutſcher!

Was irrt mein Geiſt von Feld zu Feld umher?
Am weiten Helikon? Die Frage bleibt:
Wird einſt auch mir von deinen Muſen, Gl—,
Ein kleines rundumlorbeert Eigenthum? —
Entſcheide das die Folgezeit: denn mir
Geziemt es nur, zu hoffen. Ach, wie bang,
Wie zitternd ſchlägt das Herz dem Frühling doch
Entgegen! Freund, o ſollte dieſer Wunſch,
Um deß Erfüllung ich wohl ſelbſt die Liebe,
Dies ſchönſte Blatt der Lebensliſte, mir
Entreiſſen könnte, glühn und untergehn? —
Du ſchweigſt? — Das Schickſal auch? — Und nicht mein Schmerz? —
Dem beſten Glück der Erde muſte ja
Dein jüngrer Freund ſo tauſendfältig oft
Entſagen lernen: lern' er dieſes auch,
Bey Muth und ſtiller Kraft — Unſterblichkeit

In

In ſeinem Schmerze nur zu finden! — Gl—,
Wie tief vergräbt ins Herz die Sehnſucht ſich!
O tröſte doch, mit einer Zeile nur,
Den Freund, der auch von dir ſich jezt, von die
Verlaſſen glaubt! Wie lange ſchweigſt Du ſchon!

S**r.

V.

Brief des Herrn Akademie-Directors Guibal, zu Stuttgard von der Verſchiedenheit der Urtheile über Gemählde.

Aus dem ungedrukten Franzöſ. Original überſezt.

Wie konnten Sie, mein Freund, gegen Herrn *** bey Gelegenheit des neuen Gemähldes, das er gekauft hat, ſo aufgebracht werden? Haben Sie vergeſſen, daß gewiſſe Leute, in dem Geld, das ſie haben um Gemählde anzukaufen, auch das Recht finden, darüber zu urtheilen? Die Anpreiſungen des Gemähldehändlers müſſen bey ihnen den Abgang eigener Kenntniſſe erſetzen, und wehe dem, der widerſpricht! Entſcheidet einer von unſrer Bekanntſchaft nicht eben ſo zuverſichtlich über alle mögliche

Werke

Werke des Geiſtes? Und warum? Weil er eine zahlreiche Bibliothek beſitzt, wovon er — die Romanen geleſen hat.

Die Eigenliebe iſt ſo reich an Ränken, womit ſie unſer Herz zu hintergehen ſucht; und dieſes Herz mag ſich ſo gern hintergehen laſſen! Denken ſie an die unaufhörlichen Schmeicheleyen und Bejahungen, womit die groſſen Herren umzingelt werden. Wie ſollten ſie aus allen dieſen Schlingen ſich loswinden wollen oder können?

Verſöhnen ſie ſich alſo mit Herrn * * *! Alles hätt' er Ihnen eher zugeſtanden, als daß er beym Ankauf ſeines Gemähldes ſich habe hinters Licht führen laſſen. Ihr Urtheil, mein Freund, war darum nicht weniger gegründet. Das Gemählde, wovon die Rede war, iſt nicht nur eine Copie, ſondern noch dazu eine ſehr ſchlechte Copie. Aber es wäre zu grauſam, zu demüthigend, den Käufer davon überzeugen zu wollen. Fürs erſte hat er das Gemählde ſehr theuer gekauft; ſchon ein mächtiger Beweis für die Güte und Originalität deſſelben. Ein gewiſſer Baron', der mir einen Vandyk zeigte wovon das Original zu Manheim iſt, ſagte mir einmal über das andre: Mein Herr, dieſes Gemählde koſtet mich 9000 Livres!

Indeſſen kann manches Gemählde den Kenner ſelbſt in Verlegenheit ſetzen, und über ſeine Originalität

nalität oder Nicht-Originalität unſchlüßig machen. Ich habe zu Paris einen Mahler, Sarrazin, gekannt, der die Kunſt zu copieren in einem ſo hohen Grade verſtand, daß Rigaud, bey dem er arbeitete, mehrmalen getäuſcht wurde, und die Arbeiten deſſelben für ſeine eigenen anſah. Und ſo hat es noch mehr gute Mahler gegeben, welche die Manier Anderer bis zum Täuſchen nachmachen konnten. Selbſt le Brün wurde von Peter Mignard auf dieſe Art hintergangen. Dieſer ließ durch einen Gemählde-händler eine Magdalena als ein friſch aus Italien gekommenes Werk von Guido verkaufen. Die Kenner nahmen es einſtimmig dafür an. Mignard, der einen Groll auf le Brün hatte und ihn demüthigen wollte, ließ dem Käufer des Gemähldes unter der Hand ſtecken, er ſey betrogen worden, und das Gemählde ſey nicht von Guido. Nun wurde unter andern Mahlern auch Mignard darüber befragt, der aber keinen Ausſpruch thun wollte. Fragt le Brün, ſagte er, keiner iſt im Stand wie er, darüber zu urtheilen. Der Eigenthümer des Gemähldes lud le Brün und Mignard mit einer Geſellſchaft von Liebhabern zu ſich. Le Brün, nachdem er das Gemählde unterſucht hatte, entſchied, es ſey wirklich von Guido; und alle waren ſeiner Meynung, auſſer Mignard, der es nun öffentlich als ſein Werk erklärte, und ſich einen Pinſel und Terpentinöl bringen ließ. Zum Beweiſe, daß ich nicht geprahlt habe, ſagte er,

will ich einen Theil von den Haaren dieser Magdalena wegwischen, und sie sollen sehen, daß ich eine rothe Cardinalsmütze damit übermahlt habe. Er hielt Wort, und le Brün, der gewiß ein besserer Mahler war als Mignard, mußte sich auf diese Art von ihm mitspielen lassen.

Die Geschichte der Mahlerey wimmelt von solchen Beyspielen; ohne daß die Thorheit, über Rahmen zu zanken, deswegen aufgehört hätte. Daher war auch unter den unvergeßlichen Lehren, die Mengs mir einzuprägen suchte, diese: „Hängen Sie sich nie „an den Rahmen. Urtheilen Sie über die Güte „oder Mittelmäßigkeit des Gemähldes selbst, und „gehn sie nicht davon ab. Sagen Sie: wenn auch „dieses Gemählde von dem grossen Meister ist, dem „Sie es zuschreiben, so taugt es nichts; und eben „so: wenn es auch der gröste Schmierer gemahlt „hat, so würde es einem großen Meister Ehre machen."

Der Vernünftige sieht also bey Gemählden, wie überall, auf die Sache und nicht auf ihre Benennung; es wäre denn eins von jenen Meisterstücken, die den Stempel von dem großen Genie, das sie hervorgebracht, augenscheinlich an sich tragen. Ausserdem überläßt er die Kunst, Gemälde, wenn ich so sagen darf, zu taufen, den Krämern und Mäklern derselben, die sich trefflich darauf verstehen, und unverschämt genug sind, eben demselben Gemählde, je

nach-

nachdem sie Liebhaber vor sich haben, verschiedene Nahmen zu geben. Es ist poßierlich diese Leute von den Merkmahlen sprechen zu hören, woran sie diesen oder jenen Meister erkennen wollen. Einige haben es in der That ziemlich weit in der Kunst gebracht, die verschiedenen Manieren der Künstler zu unterscheiden. Das meiste aber läuft auf einen gewissen Mechanismus hinaus; denn das wahre Verdienst eines Gemähldes zu schätzen und zu bestimmen, geht über ihre Kräfte. Lassen Sie sich eine hieher gehörige Begebenheit erzählen, die dem berühmten Mengs zustieß.

Der Markgraf und die Markgräfin von B * *, die im J. 17.. zu Rom waren, statteten bey diesem grossen Künstler öftere Besuche ab. Manglard, ein guter Seemahler, der Meister von Vernet, hatte ein Gemählde von Correggio, das dieser Mahler der Grazien für einen Wirth oder Kaufmann zu einem Aushängeschild gemahlt hatte. Dieses Gemählde stellte zwey Tugenden vor, die unter den Schild gemahlt waren. Hannibal Carraccio hatte den Schild, (der in drey Sternen bestund, die man noch sehen konnte, wenn man das Gemählde gegen das Licht hielt), ausgelöscht, und eine Landschaft darüber gemahlt. Dieses Gemählde wurde zu Mengs gebracht, der es dem Markgrafen empfahl, und ihn glücklich pries, eine große Seltenheit um wenig Geld haben zu können;

denn Manglard begehrte nicht mehr als 120 römische Scudi, (ohngefähr 300 Gulden) dafür. Die Markgräfin mahlte selbst in Pastell, und urtheilte sehr gut von Gemählden. Sie und ihr Gemahl schienen mit allem zufrieden zu seyn. Aber ein Cavalier von ihrem Gefolge sah durch die Lorgnette, und entschied mit dictatorischem Tone, das Gemählde sey nicht von Correggio. Anfangs konnte sich Mengs nicht erwehren, durch diesen Ausspruch und den Ton desselben aufgebracht zu werden; denn man weiß, daß es sein ganzes Leben hindurch seine unabläßige Bemühung war, diesen großen Meister, dessen Manier überhaupt nicht zu verkennen ist, zu studieren und nachzuahmen. Als er sich ein wenig erhohlt hatte, fragte er den Kenner, worauf er sein Urtheil gründe? Ha! antwortete der Cavalier, „was ich hier vermisse, das „sind die Winkel, welche die Werke des Correggio „caracterisiren„. Mengs und seine Schüler, die gegenwärtig waren, sahen einander an und lächelten. Ein ganz neues Kennzeichen, erwiederte Mengs hierauf, den Correggio zu unterscheiden, das ich nie vergessen werde! — „Sie werden wohl thun, ver„sezte der Kenner. Ueberhaupt sollten die Herren „Mahler von ihrem Eigensinne, allein über Gemähl„de urtheilen zu wollen, zurückkommen„.

Man brach ab, man sprach kein Wort mehr vom Gemählde, und es wurde nicht gekauft. Gegen-

wärtig

wärtig ist es im Cabinet des Königs von Preussen, der dem Herrn Harzer, welcher es zu Rom für ihn kaufte, die schmeichelhaftesten Danksagungen dafür gemacht hat.

So hatte sich dieser Cavalier, der sonst viel Verdienste hatte, von irgend einem Gemähldekrämer bethören lassen. Die Winkel des Correggio! — Fast alle grosse Herren werden auf diese Art hintergangen. Der Künstler kann dabey in eine sehr unangenehme Lage versezt werden. Widerspricht er, so hat er sich einen mächtigen Feind gemacht. Bejaht er, so entehrt er sich vor seinen eignen und aller Kenner Augen.

Zwar ist es nicht der Künstler allein, der über Werke der Kunst zu urtheilen im Stande wäre; doch muß man einigermaßen in den Geheimnissen derselben eingeweyht seyn, um ein sicheres Urtheil fällen zu können. Da der Mechanismus einen so wichtigen Theil der Kunst ausmacht, so ist diese Sicherheit des Urtheils natürlicher Weise viel weniger bey Andern als bey Künstlern selbst zu suchen. Aber unter diesen wollen auch die heillosesten Stümper sich als Richter aufwerfen, und haben oft die Vermessenheit, um ihr armseliges Selbst geltend zu machen, den grösten Künstler Lügen zu strafen. Mengs erfuhr diese Demüthigung mehr als einmahl. Ein Beyspiel davon macht dem Markgrafen von B** dessen schon gedacht worden ist, viel Ehre. Mengs, der ihn und seine Ge-

mahlin zu Rom überall begleitete, ſah mit ihnen bey Placido Coſtanza, damals einem der beſten dortigen Mahler, ein Meiſterſtück von Guido, deſſen Manier, beſonders die leztere, wie bekannt, nicht zu verkennen iſt. Auf ſein Wort wurde das Gemählde gekauft. Der Markgraf war überzeugt, ein Original mehr, und zwar von Guido, mit ſich nach Teutſchland zu bringen. — Bald hierauf ſchreibt mir Mengs, daß gewiſſe kleine Mahler und Mahlereyhändler ausgeſtreut hätten, das erwähnte Gemählde ſey nicht von Guido, ſondern von Lodovico Garzi, der ein mittelmäßiger und weit von Guido abſtehender Mahler war. „Ich ſchäme mich, ſezte er hinzu, „über ſolche Beſchuldigungen mich rechtfertigen zu „müſſen, als ob ich mich nicht ſo gut auf Gemählde „verſtünde, als dieſe Ehrenſchänder, und kein beſſerer Mahler wäre, als ſie. Indeſſen reden Sie mit „dem Markgrafen. Sagen Sie ihm, wenn er das „Gemählde nicht gerne behalte, daß Placido Coſtanza erbötig ſey, es zurück zu nehmen, und das Geld „wieder herauszugeben. — Er und ich wollten uns Anfangs ein Certificat von der ganzen Akademie geben „laſſen: aber wir fühlten bald, daß wir uns dadurch „erniedrigten, und unterlieſſen es".

Ich gab dem Markgrafen Nachricht hievon; und erhielt folgende Antwort: „Schreiben Sie Herrn „Mengs, daß, wenn ich mit dem Gemählde, wo-

„von

unmöglich war, ſie anders, als durch Namen zu unterſcheiden. In eben dieſer Stunde und an dem nemlichen Ort, ward eine arme Frau gleichfalls von zween männlichen Zwillingen entbunden, die einander eben ſo gleich ſahen; dieſe kaufte ich ihren Eltern ab, denn es waren bettelarme Leute, und zog ſie auf, daß ſie meinen Söhnen aufwarten ſollten. Mein Weib, die auf zween ſolche Knaben nicht wenig ſtolz war, drang täglich in mich, unſre Heimreiſe zu beſchleunigen; ich willigt' endlich, wiewol ungern ein, und wir giengen, ach allzubald! zu Schiffe. Wir hatten kaum eine Meile von Epidamnum fortgeſegelt, als ein plözlicher Sturm den Tag verdunkelnd, uns nur noch ſo viel düſtres Licht übrig ließ als nöthig war, unſern erſchroknen Augen die Gewißheit des unvermeidlichen Todes zu zeigen. Ich, für meinen eignen Theil, würde mich willig darein ergeben haben; aber das herzrührende Jammern eines geliebten Weibes, und das Geſchrey ihrer holdſeligen Kinder, die, ohne zu wiſſen was ſie fürchten ſollten, nur weinten, weil ſie ihre Mutter weinen ſahen, nöthigte mich auf Rettung oder wenigſtens auf einige Friſt für ſie und mich zu denken; und diß war es, denn kein anders Mittel hatt' ich nicht. Das Schiffs-Volk ſuchte ſeine Rettung in unſerm Boot, und überließ uns das Schiff, welches ſchon zum Verſinken reif war. Mein Weib, für ihren Erſtgebohrnen am meiſten beſorgt, hatte ihn an einen vorräthigen dünnen Maſtbaum gebunden, dergleichen die Seeleute zur Vorſorge mit ſich zu nehmen pflegen; zu ihm wurde einer von den andern beyden Zwillingen gebunden, indeſſen daß ich mit den übri-

„von die Rede iſt, angeführt worden bin, es mir „zu gröſſerer Ehre gereicht, mich mit Mengs geirrt „zu haben, als aus der Hand jener Schmierer, die „ſeine Reputation anſchwärzen wollen, Originale zu „empfangen.“

VI.

Was iſt wahre Muſik?
und
Wie erhält man ſie?

Vom

Herrn Kapellmeiſter Wolf.

An Herrn B . . in * * *

Weimar den 23. Febr. 1783.

Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mein Saz: „wahre Muſik kann allein durch ſchönen und wahren Geſang erhalten werden“, den ich neulich nur verlohren hinwarf, ſo aufmerkſam gemacht, und zu weiterer Unterſuchung gereizt hätte. Allerdings iſt oft eine einzige kleine Wahrheit der fruchtbareſten Entwickelungen fähig. Mein Saz befindet ſich wirklich in dieſem Falle. Glauben Sie daher ja nicht, daß mich Ihre weitere Frage: wie erhält man nun wahre Muſik durch wahren Geſang?

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20608 / 377

behellige. Nein, lieber Freund, sie freuet mich vielmehr sehr, und ich bin von Herzen bereit sie Ihnen, so viel mein Briefbogen erlaubt, zu beantworten. Ehe ich dieses aber kann, muß ich erst einen deutlichen Begriff von wahrer Musik und wahrem Gesange unter uns festsetzen, um das Uebrige daraus folgern zu können.

So gewiß es ist, daß in der Zahl Eins alle übrigen Zahlen enthalten sind, eben so wahr ist es auch, daß in einer einzigen Saite, nächst ihrem Grundtone, alle übrigen Töne verborgen liegen. Aus tausendfältiger Erfahrung kann ich Ihnen mit Gewißheit sagen, daß, wenn man an einem stillem Tage oder Abend auf irgend einem sonoren Instrumente eine, der Dicke und Länge nach, verhältnißmäßig gespannte tiefe Saite anschlägt, man diejenigen Töne, welche mit deren Grundtone die nächsten arithmetischen Verhältnisse haben, deutlich, die übrigen Töne aber dunkel und etwas verworren mitklingen höret.

Dies wird dadurch begreiflicher, wenn man weiß, daß, indem durch Anschlagung der Saite alle innere und äussere Theile derselben sich gleichmäßig schwingen, durch diese Schwingungen aber die Luft erschüttert, und der daher entstehende Ton dadurch bis zu unserm Ohre fortgepflanzet wird, auch alle darinnen ent-

enthaltenen einzelnen Theile gegen einander ertönen, und natürlicher Weise, nach Verhältniß theils stärker, theils schwächer mit gehört werden müssen. Man kann also den sichern Schluß fassen, daß 1) die Musik zwar relativ, und in Rükſicht einzelner Saiten, auch aus einzelnen Tönen, übrigens aber in allem Betracht und ohne Einschränkung immer aus harmonischen Zusammenstimmungen, die in richtigen arithmetischen Verhältnissen ihren Grund haben, bestehe, und daß 2) die Ursach, warum eine Melodie von einem einzigen Menschen, ohne Begleitung weiterer Harmonie, gesungen, dennoch gefällt, vorzüglich darinn liegen müsse, weil die harmonischen Verhältnisse, aus denen die einzelnen Töne der Melodie genommen sind, von jedem Menschen, der ein zur Musik richtig organisirtes Ohr hat, zugleich mit empfunden werden.

Das Urwesen der Musik ist also: harmonische Zusammenstimmung, Theil des Abdruks ewig nothwendiger himmlischer Harmonie, ewig nothwendiger Urschönheit. —

Wenn wir nun ferner aus Tradizionen oder aus eigener Erfahrung wissen, daß durch gewisse Folgen verschiedener zu gewisser Absicht verbundener harmonischer Zusammenstimmungen, das heist durch Musik, einzelne Menschen und ganze Völker bis zum

höchsten Grade der Leidenschaft gerührt worden sind; so ist zuverläßig zu glauben, daß die Musik den Zwek habe in dem Menschen Empfindungen zu erregen, die bis zum höchsten Grade der Leidenschaft steigen können. Da nun Leidenschaften gewisse Triebe in unserer Seele erwecken die zu verschiedenen Handlungen reizen; die Triebe zur Tugend, zu Vervollkommung des menschlichen Geschlechts, aber die schönsten sind, weil sie der Schöpfung Absicht entsprechen, und in dem Urwesen ewiger Harmonie und ewiger Urschönheit gegründet liegen; die Musik aber ein Theil des Abdruks jener ewig nothwendigen Harmonie ist: so erhellet wiederum hieraus, daß Musik zu tugendhaften Handlungen reizen, und daß **wahre Musik** nur diejenige seyn könne, welche in unserer Seele Empfindungen und Leidenschaften hervorbringt, die uns zu tugendhaften Handlungen bewegen.

Daher kann auch wohl nicht geläugnet werden, daß, insofern Ausübung tugendhafter Handlungen der Schöpfung Zwek ist, und wahre Musik zu solchen Handlungen reizet, der wahre Gebrauch und die Beförderung derselben eine Schuldigkeit der Menschen, die Musik aber nicht bloßes Spielwerk und Geklimper sey, womit man sich nur auf kindische Weise die Zeit vertreiben soll, sondern daß sie gewiß jene hohe Absicht haben müsse.

Näher zu Erreichung dieser Absicht zu gelangen, gab uns Gott eine Sprache, die wir mit den Tönen verbinden sollen; um dadurch mit den, durch dieselben in uns erregten Empfindungen und Leidenschaften deutliche und klare Begriffe vereinigen zu können, welche die Gründe, und Folgen jener schönen Ausübungen anschaulich darstellen, und den Reiz zur Ausübung guter Handlungen erhöhen.

Wenn nun durch die Sprache wahre Musik sehr erhöhet wird, und nur dadurch ihren höchsten Endzwek erreicht: so ist natürlich die menschliche Sprache zur Ausübung wahrer Musik nothwendig.

Wir nennen die Verbindung der Töne mit der Sprache Gesang. Je schöner aber der Gesang ist, je angenehmer wird bey uns das daher entstehende Gefühl; je angenehmer aber das Gefühl, je leichter vereinigen sich dadurch die in unserer Seele erregten Empfindungen mit zwekmässigen Begriffen.

Daß nun aber der Gesang auch noch besondere Eigenschaften haben müsse, wenn er den Reiz der Sprache bis zum höchsten Grad erhöhen, jene Begriffe der Seele am deutlichsten darstellen, das Herz rühren, den Verstand angenehm beschäftigen, schön und wahr seyn soll, ist wohl nicht zu bezweifeln. Es entsteht also hier die Frage: welches sind die

Haupt-

Haupt-Erfordernisse des **schönen und wahren** Gesangs? Antwort: a) eine gesunde Lunge, um beym Singen nicht eher Athem schöpfen zu dürfen, biß es die Accente, die Abschnitte der Melodie, und der Sinn des Textes erlauben; b) eine angenehme, reine und sonore Stimme; c) Festigkeit im Tragen der Töne; d) ein Organ, das die Beugungen verträgt die Töne mit der größten Leichtigkeit in einander fließen zu lassen, oder gleichsam zusammen zu schmelzen; e) so viel Kenntniß der Zusammenstimmungen, ihrer Fortschreitung, Ausweichung und Auflösung, um bey den daraus genommenen Tönen der Melodie das Bedürfnis eines Trillers, oder sonst einer Singmanier wahrnehmen zu können, und keine Manier oder Verzierung am unrechten Orte anzubringen; f) Deutlichkeit, nichts Affektirtes, nichts Gelispeltes, und nichts Gekautes in der Aussprache der Worte; g) und überhaupt guter **Vortrag der Töne und Worte.**

Diese Erfordernisse hat der **schöne Gesang. Wahr** aber wird der Gesang, h) wenn die Stimme dabey immer nach dem Inhalte der Worte modifizirt wird; dahin gehören: i) richtige Akzente; k) die Beugungen der Fröligkeit und Traurigkeit des Tons, und was dahin Bezug hat; l) die Beugungen der Stärke und Schwäche des Tons, und mehrere Nüanzen, die sich nicht beschreiben lassen, sondern beym Sänger nur durch wahres Gefühl herfürgebracht werden

den müſſen; m) und dann endlich trägt der gute Anſtand des Sängers, die Zeit und der Ort, wann und wo geſungen wird, auch etwas zu Erhöhung des ſchönen und wahren Geſanges bey.

Iſt nun wahrer Geſang ein nothwendiges Erforderniß wahrer Muſik, ſo muß, um wahre Muſik zu erhalten, auch wahrer Geſang erhalten werden. — Daß die Italiäner dieſe Wahrheit ſehr tief empfunden haben, und noch empfinden, beweiſen ihre öffentlichen Schulen, worinnen wahrer Geſang gelehret wird, und welche uns unter dem Nahmen Conſervatorii bekannt ſind.

Auch in Teutſchland giebt es öffentliche Schulen, worinnen Muſik getrieben, und Geſang gelehrt wird. Wie ſehr man aber dabey, leider! faſt durchgehends den wahren Zwek verfehlt, fällt ſo deutlich in die Ohren, daß alle übrigen Beweiſe davon entbehrlich ſind.

Nicht weniger wahr iſt es, daß in der heutigen ſo ſehr muſikaliſchen teutſchen Welt der ſonſt ätheriſch reine Dreyklang der Orpheuſiſchen Leyer durch unendliche Compoſitionen immer mehr und mehr verſtimmt wird; aber dennoch nicht zu läugnen, daß ſich nicht hin und wieder noch Componiſten finden ſollten, welche Tonſtücke, die bey genauer Ausübung jene ſchöne

Empfin

Empfindungen und Leidenschaften erregen können, zu setzen verstehen, ob sie gleich der jezt herrschende Geschmak davon abhält; eben so wie es auch noch öffentliche Schulen und Akademien in Teutschland giebt, wo der wahre Zwek, in Absicht musikalischen Unterrichts nicht ganz aus den Augen gelassen wird. Man gehe nach Leipzig, Dresden u. s. w. so wird man sich hiervon überzeugen können.

Wenn aber zur Beförderung guter Sitten, zur Verbesserung des moralischen Charakters, zu tugendhaften Handlungen, und zur Verherrlichung des Schöpfers ewiger Harmonien und ewiger Urschönheit, wahre Musik durch schönen und wahren Gesang bey uns Teutschen durchgehends erhalten werden soll: so müssen würdige Tonsetzer nicht unterdrükt, sondern aufgemuntert, öffentliche Musik-Anstalten, besonders bey Gymnasien und von da auf Akademien, dadurch verbessert werden, daß man jungen Zöglingen, oder der Musikstudirenden Jugend Tonlehrer giebt, die, nebst gutem Charakter, wenn sie nicht selbst grosse Sänger sind, doch alles was zum schönen wahren Gesange gehöret meisterlich verstehen, und die Geschicklichkeit darneben besitzen auf irgend einem dazu bequemen Instrumente das vorzuspielen, was ihnen die Natur beym Singen versagt hat. Da dieses aber ohne Kenntniß der Harmonie und ohne Gründe der Composition schlechterdings nicht seyn kann; so ist natürlich nothwendig,

daß

daß Alle, die auf öffentlichen Schulen und auf Akademien im Gesange unterrichten wollen, den Generalbaß und die Gründe der Composition verstehen müssen; und weil ohne diese Kenntnisse kein wahrer Sänger gebildet werden kann, so sind sie auch jedem, der als guter Sänger auftreten will, so wie jedem andern Virtuosen, zu wissen nöthig.

Daß zu Bestreitung dieser Verbesserungs-Anstalten aber auch, um die Bedürfnisse solcher Lehrer nothwendig zu befriedigen u. s. w. ein hinlänglicher Auswurf vom gemeinen Schatze gemacht werden müsse, versteht sich von selbst. Denn ausserdem kann weder wahre Musik durch wahren Gesang, noch wahrer Gesang durch wahre Musik erhalten werden.

So weit für diesmal, lieber Freund. In kurzer Zeit werde ich in einem **musikalischen Unterrichte**, den ich, wenn das Publikum mir seine geneigte Unterstützung nicht versagt, herauszugeben gedenke, über diesen und über mehrere wichtige Artikel der Musik mich deutlicher und gründlicher zu erklären Gelegenheit nehmen, und dann bekommen Sie das erste Exemplar.

Ich bin, bis wir jene ewige Harmonie, jene ewige Urschönheit in möglichster Stärke empfinden, immer

Ihr

L. W. Wolf.

N. S.

gen beyden das nemliche that. Nachdem wir nun die Kinder ſolchergeſtalt beſorgt hatten, banden wir uns, mein Weib und ich, die Augen auf den Gegenſtand unſrer zärtlichen Sorgen geheftet, jedes an das andere Ende des Maſtbaums, und überlieſſen uns ſo den Wellen, von denen unſer Schiff, wie uns däuchte, nach Corinth getrieben wurden. Endlich zerſtreute die Sonne das Gewölke, und die See wurde wieder ruhiger; da entdekten wir bey ihrem wohlthätigen Licht zwey Schiffe, die auf uns zuſegelten, eines von Corinth, und das andre von Epidaurus; aber eh ſie zu uns kamen -- o, zwingt mich nicht fortzufahren! Errathet das Folgende aus dem Vorhergehenden.

Herzog.

Nein, fahre fort, alter Mann, brich deine Erzählung nicht ſo ab; wenn wir dich nicht retten können, ſo können wir doch Erbarmniß mit dir haben.

Aegeon.

O hätten die Götter das gethan, ſo hätt' ich keine Urſach, ſie unbarmherzig gegen uns zu nennen. Wir waren nur wenige Meilen noch von dieſen Schiffen entfernt, als unſer hülfloſes Schiff, durch einen plözlichen Stoß an einen im Meer verborgnen Felſen mitten entzwey geſchmettert wurde. Das Glük, welches mein Weib und mich auf eine ſo ungerechte Weiſe ſchied, ließ einem jeden was uns zugleich Freude und Kummer machte. Ihr Theil, der armen Seele! Vermuthlich weil er leichter beladen war, wurde vom Wind ſchneller vorwärts getrieben, und alle

drey

N. S. Nehmen Sie mir es nicht falsch, daß ich bey Gelegenheit des wahren Gesanges nichts vom Takt erwehnt habe: ich dachte das verstünde sich von selbst.

VII.

Ueber die politische Räthlichkeit des geistlichen Cölibats.

Das gute sanfte Mittel, womit Diethelm *) den Clerus der römischen Kirche von seinen unläugbaren Gebrechen zu heilen gedachte, mag immer aufgegeben werden, wenn der bekannte Mann von entschiedenem Scharfsinn und Patriotismus Recht hat, der sich neuerlich Rom's Hierarchie und insonderheit ihrer Stütze, des Cölibats der Geistlichkeit, von der politischen Seite annahm. „Immer haben, nach seiner Meynung, große Staaten zu geschwinderer Wirksamkeit ihrer Masse einen Monarchen erfordert, und das Glük, in der Trennung beyder Mächte ein Mittel gegen den Despotismus zu erhalten, verfehlt. Aber durch den Cölibat der Geistlichen in der römischen Kirche wird diese Trennung natürlicher Weise, so

*) S. Merkur. 1782. Drittes Viertelj. S. 28.

ſo viel es Menſchen möglich iſt, befeſtiget. — Wird wohl ohne ihn, nach dem Laufe menſchlicher Handlungen zu urtheilen, die Hierarchie der römiſchen Kirche ſo beſtehen, wie ſie jezt beſteht, und ewig beſtehen muß, wenn ſie eine Stütze gegen Deſpotismus abgeben ſoll? — Alſo kömmt der Cölibat der Geiſtlichen, indem er die Trennung zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht unterhält, und da, wo er beyde vereinigen muß, den Zwitter mit der Erbloſigkeit beſtraft, der menſchlichen Freyheit ſehr zu gute. *)„

Allerdings ſezte wohl nicht des geiſtlichen Standes himmliſche Reinigkeit, denn die war wohl ſelten Folge des Cölibats, dieſen zur Stütze eines Reichs, das gar ſehr von dieſer Erdenwelt iſt; eines Reichs, das den weltlichen Arm in dem Grade ſchwächte, in welchem es ſelbſt ſich aufrichtete und empor ſtieg.

Im Concil zu Trident äußerte man daher, nach Sarpi, ganz unverholen: die Geiſtlichkeit werde ſich mehr zum Gehorſam gegen weltliche Fürſten neigen, wenn ſie Weiber und Kinder zu ernähren bekäme, die jene verſorgen könnten; Elternliebe werde den Vor-

*) Der Cölibat der Geiſtlichkeit, von ſeiner politiſchen Seite betrachtet. (Von J. M.) Oſnabrük und Leipzig, 1783. 8.

Vortheil der Kirche vergessen lassen, Priesterthum erblich seyn, und päbstliche Gewalt sich in kurzem auf die Mauern von Rom einzuschränken haben; bald genug werde die Ehe dem heiligen Stuhl seinen Dominat über die Christenwelt entwenden — Ganz neuerlich noch behauptete der bekannte Advocat des römischen Hofes, der Exjesuit Zaccarias: daß Rom die Lehre von der Ehelosigkeit der Priester von den Aposteln erhalten habe, und nie verlassen könne. Eine Nunciatur in Teutschland wagte das in öffentliche teutsche Zeitungen einrücken zu lassen.

So unverschämt wird der große Plan der römischen Hierarchie von Priestern unterstüzt. Für sie mag es weislicher Rath seyn, den geistlichen Cölibat nicht sinken zu lassen. Daß aber deßwegen seine Beybehaltung überhaupt, und insonderheit als Stütze der Hierarchie, für menschliche Freyheit noch jezt politisch räthlich und den Layen wünschenswerth sey: dieß Thema scheint von mißlicher Ausführung.

Daß eine der weltlichen entgegengesezte geistliche Macht an sich nicht nothwendig sey, weil Liebe, die Grundfeste ächter Religion, keiner äußern Gewalt oder weltlichen Politik bedarf, das trifft wohl die politische Vertheidigung der römischen Hierarchie nicht, wo die Religion nur den Deckmantel abgiebt. Man bescheide sich immer, daß an Beynamen und Titel nichts liege,

wenn

wenn von dem Subject die Rede seyn soll, das einen Theil der Gewalt, der Hypothese nach, an sich bringen muß, damit die herrschende Macht ein Gegengewicht erfahre und nicht in Despotismus ausarte.

Wenn aber dergleichen Gegengewicht, zum Besten menschlicher Freyheit im Ganzen, nothwendig ist, so muß es wohl seiner Natur nach so beschaffen seyn, daß es den verminderten Druk der herrschenden Gewalt durch sich selbst nicht der Menschheit eben so schwer, wo nicht gar lästiger, empfinden lasse. Das Wesen der römischen Hierarchie, wenn sie, wie angenommen wird, „ewig so bestehen soll, wie sie jezt besteht,„ hat an sich selbst zum Despotismus mehr Anlage, als irgend eine weltliche Gewalt. Nicht blos das zahllose Heer von Eingeweihten und Dienern, die ein unbedingter Gehorsam an Rom verbindet, nicht blos diese stehende Armee, „die keinen Heller kostet, und Millionen einträgt", sondern selbst die ganze große römische Christenwelt in Ansehung der zum geistlichen Ressort gezogenen beträchtlichen Gerechtsamen der Menschheit, wird von Rom aus willkührlich beherrscht. Ihr Oberhaupt ist, wenn es will, über allen Canon erhaben; es ist untrüglich, ein Halbgott auf Erden.

Diese einzige Eigenschaft, um nicht mehrerer hierarchischen Begabnisse zu gedenken, scheint alle Gleich-

heit der Parthie aufzuheben. Hinter ihr Palladium läßt sich alles verbergen. Die weltliche Macht muß nothwendig allzeit Unrecht haben; und wenn sie ihre eigene weltliche Unabhängigkeit erhält, so muß sie doch die geistliche Freyheit in Personen und Sachen Preis geben. So wird immer das Gegenmittel, aus römischer Hierarchie genommen, eben so schlimm als das Uebel seyn, wogegen sie dienen soll, und auf der andern Seite ganz verlohren gehen, was auf der einen allenfalls nur in Gefahr ist.

Wollte man einwenden: daß es jezt blos Ehrentitel eines alten Anspruchs und Stolz ohne Nachdruk um die römische Infallibilität sey, und daß die alte „Geheimabsicht des römischen Hofs„ izt nicht mehr in Betracht komme, da die weltlichen Fürsten Macht und Mittel gnug haben, dieses Schrekbild zu scheuchen: so ist dagegen zu bedenken, daß man nicht gut dafür seyn könne, ob dieses nicht blos für den gegenwärtigen Augenblik gelte. Unter dem Vorwande der Aufklärung ist man ja z. B. schon wieder biß zum Glauben an Wunderkraft, Prophetengabe, Goldmacherkunst ꝛc. zurükgekommen. Sollte es nur hierbey bleiben müssen? Und wenn, von Seiten des Priesterthums an sich, von Infallibilität kein Gebrauch zu Etablirung eines politischen Despotismus zu fürchten wäre: sollte es nicht irgend einmal einem schlauen weltlichen Unterdrücker einfallen können, mit der dreyfachen

fachen Krone die Untrüglichkeit aufzusetzen? Das würde eben der Fall seyn, in welchem der Zuwachs der geistlichen Macht an die weltliche der menschlichen Freyheit Gefahr brächte. Man würde einen geistlichen Despot auch in weltlichen Dingen haben, den schlimmsten von allen möglichen. Lieber also die römische Hierarchie und mit ihr den Gedanken von möglicher Infallibilität eines Erdensohns ewig verabschiedet, und den Völkern über sie völlig die Augen geöffnet! Freylich würde die Abschaffung des geistlichen Cölibats hierzu ganz artig mitwirken. Dann würden aber wohl, ich wiederhole es, die Folgen verschwinden, welche die Consolidirung der geistlichen und weltlichen Macht für die Freyheit der Menschen gefährlich machen können; und man sollte also wohl glauben, daß zu Verbannung der Furcht vor particularem oder universalem Despotismus nichts heilsamer sey, als Hierarchie und geistlichen Cölibat — auszurotten.

Die der herrschenden Gewalt eigenen Unvollkommenheiten werden zwar immer groß genug seyn, die römische Priesterschaft mag bis zur evangelischen Unabhängigkeit reducirt werden, oder nicht; aber doch sind es izt ganz andre Zeiten, als die, worin die römische Hierarchie mit dem Cölibat zufälliger weise politisch nutzen mochte. Man muß nicht verläugnen, daß dermalen die mehresten von Europa's Beherrschern, in welcher Absicht es auch sey, ihre

Stärke in Menge und Wohlstand der Bürger mehr suchen, als es der Despotismus je convenient gefunden hat. Selbst die Verhältnisse der europäischen Staaten gegen einander mildern die Besorgniß von dergleichen Unterdrückung; ja sie bekleiden wohl gar mit Schimmer des Edelmuths, was im Grunde Convenienz allein hervorbrachte. Das Beyspiel ist vor Augen, wo man ein grosses Volk frey machte, um einem Monopol, dem es unterlag, zu steuern. So soll izt die Freymachung der Nachkommen der alten Griechen die Politik der größten europäischen Mächte beschäftigen. Am wenigsten in der gegenwärtigen, von den barbarischen mönchischen Jahrhunderten sehr abstechenden, Periode braucht es der bedenklichen Vermittelung einer Hierarchie und ihres Cölibats, um Völker vor Despotismus zu wahren. Andre dem Rechte der Natur und der Freyheit des menschlichen Geistes anständige Mittel mögen den Despoten bedrohen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen zu treten wagt; nur möge man sich auch richtige Begriffe von politischer Freyheit machen.

Ich habe keinen Beruf hierüber zu commentiren, halte auch gerne zurük, was ich an Zweifelmuth wider die Allgemeinheit der Behauptung eingesogen, „daß der Cölibat, wo er geistliche und weltliche Macht vereinigen muß und den Zwitter mit der Erblosigkeit bestraft, (d. i. in den teutschen geist-

geiſtlichen Stiftslanden,) der menſchlichen Freyheit zu gute komme.„ Es ließe ſich unter andern aus weltlicher Zuneigung gegen ein Erbvolk, verglichen mit geiſtlicher Affection gegen eine Miethlingsheerde ꝛc. manches hierher beziehen. Wenigſtens ſollte der gewiſſe oder ungewiſſe Nutzen aus geiſtlichem Cölibat für menſchliche Freyheit in den teutſchen Stiftslanden die Wahrnehmung des Intereſſe der übrigen ohne Vergleich beträchtlichern römiſchen Chriſtenwelt nicht ausſchließen, wo keine Zwitter regieren; und wo, ohne den gerühmten Erſatz an menſchlicher Freyheit, durch den geiſtlichen Cölibat ein unzählbares Heer künftiger Bürger verlohren geht. Es iſt ganz fein, wenn man auch in Wünſchen und Speculationen gerecht bleiben kann.

VIII.

Gebeth eines Leidenden.

Gott, mein Gott, ich habe viel verſchuldet,
aber viel und lange ſchon geduldet,
Allerbarmer, ſchone endlich mein!
Träufle in den vollen Kelch der Leiden
Einen Tropfen nur von deinen Freuden,
Einen Tropfen nur des Troſtes ein!

Zwar ich weiß es, nur der Menſch alleine
macht ſich elend, und der Quellen keine
des Verderbens liegt in der Natur:
Aber hat er nicht ein Herz? Begierden?
die den Beſten oft ſchon irre führten
auf der Reize blumenvolle Flur?

Scheinen nicht zum Elend auserkohren
Tauſende? und iſt ein Menſch geboren
der zu Einer Stunde Pein verdammt?
Drücken Tauſend nicht des Jammers Nächte?
Und hat nicht ein Jeder gleiche Rechte
zu der Freude die vom Himmel ſtammt?

Sieh, mein Vater, dieſe welken Hände,
dieſen Blik, den ich von Menſchen wende,
ſtumm und traurig in mich ſelbſt gekehrt!
Dieſes Auge, das ſo feurig glühte,
dieſe Wange, die voll Hoffnung blühte,
dieſen Gram, der langſam mich verzehrt!

Dieſe heiße Sehnſucht nach dem Grabe;
doch die Luſt, die ich zum Leben habe,
dieſes Ringen, dieſen Widerſpruch!
Was ich denkend forſche, nicht ergründe,
was ich täglich ſuche, nirgends finde
Vater Aller, ach! es iſt genug!

Eine Sylbe deines Worts: Es werde!
und es ſteht in freundlicher Geberde
holder Anmuth meine Jugend da!
Und es troknet auf der bleichen Wange
dieſe Thräne, die im Niedergange
und im Aufgang deine Sonne ſah!

Doch allweis mein Vater iſt dein Wille!
Trokne, Thräne! Murren, werde ſtille!
Schlage ruhiger, empörtes Herz!
Der dich einſam weinen ſieht und leiden
gab barmherzig namenloſer Freuden
deiner Handvoll Tage mehr als Schmerz.

Alles iſt verwebt zum großen Plane,
und den Weg, den ich durch Wüſten bahne,
macht die Hoffnung mir bequem und leicht;
und die Kette, die ich drückend fühle,
wird zur Perlſchnur, wenn am lichten Ziele
mir Vollendung ihre Palme reicht.

Joh. Chriſt. Wucherer.

drey wurden in meinem Geſicht, von Corinthiſchen Fiſchern, wie mir dauchte, aufgefangen. Endlich bemächtigte ſich ein andres Schiff meiner auch; ich fand bekannte Freunde darinn, welche ſich freuten, daß ſie uns in einer ſolchen Noth hatten Hülfe leiſten können; ſie würden auch, mir zu lieb, die Fiſcher ihrer Beute gerne beraubt haben; allein da ihre Barke ſchlecht beſegelt war, mußten ſie es aufgeben, und richteten ihren Lauf der Heimat zu -- Und nun habt ihr gehört was mich meiner Glükſeligkeit beraubt hat, und durch was für Unfälle mein Leben nur dazu verlängert worden iſt, daß ich klägliche Geſchichten erzählen kan, von denen mein eignes Unglük der Innhalt iſt.

Herzog.

Um derer willen, um welche du traureſt, erzeige mir die Gefälligkeit, und melde noch, wie es ihnen und dir ferner ergangen iſt.

Aegeon.

Mein jüngſter Sohn bekam als er achtzehn Jahre hatte, ein heftiges Verlangen, ſeinen Bruder aufzuſuchen, und ließ nicht nach, biß ich ihm erlaubte ſich auf den Weg zu machen, und ſeinen Diener (der in dem gleichen Fall wie er, und ſeines Bruders beraubt war, aber den Namen deſſelben, wie mein Sohn den Namen ſeines ältern Bruders, behalten hatte,) zu ſeiner Geſellſchaft mitzunehmen. Ich wagte alſo einen geliebten Sohn, den ich hatte, um denje-

nigen

IX.

Anekdoten.

1.

Ein alter Köhler mit seinem Sohne beschickte seinen Meiler auf dem Thüringer Walde. Damals wurde zu Ilmenau noch schwunghafter Bergbau betrieben; die Meiler waren größer als jezt, aber leichter eines Zufalls fähig, wie dieser war, der jezt erzählt werden soll.

Der alte Köhler stieg den Baum *) am Meiler hinauf, und schmiß oben Holz nach. Der Sohn reichte ihm ämsig zu. Nicht recht gut mochte der Windschauer vorgesezt seyn; das Feuer wurde mehr gegen diese Seite des Meilers getrieben; sie brannte schneller durch als es seyn sollte; das Holz im Meiler schoß von oben ein.

Da verlohr der Alte das Gleichgewicht, stehend mit einem Fuß im Baume, mit dem andern auf dem Meiler, und stürzte mitten in die Glut hinein. Nach Holz eben gebükt, fuhr der Sohn schnell auf und — sah den Vater nicht mehr, hörte nur noch seine dumpfe Stimme aus dem Meiler; „setz nur zu; mit mir ists aus!„ So verbrannte der Alte. Er

*) In diesen Baum sind Stufen eingehauen, auf welchen die Köhler mit ihren Holz-Schuhen in die Höhe steigen.

Er hatte im Tode nicht die gelaſſene Gegenwart verlohren, auf Erhaltung des Meilers zu denken. Aller Verſuch ihn zu retten wäre doch vergeblich, und mit Zerreiſſung des Meilers verbunden geweſen, der vielleicht des Sohnes ganzes Erbtheil war.

Sollte der gute alte Köhler einem **Farmer** oder **André** unſrer Tage weichen? Magnae animae prodigis! — Ich dächte er überträfe ſie in ſo ferne, als der beſcheidene Gang des nützlichen Privatlebens ſich von den ruhmſüchtigen Auftritten des verderblichen Helden-Theaters im Herzen des Menſchen-Freundes auszeichnet.

2.

„Du kennſt ja Cäſar'n? Siehe ihn hier in Heldengröße, nach Rubens; iſt das nicht Mine des Weltbezwingers?“ Die Frau zu der das geſagt ward, ſchlug beſinnend ein Blatt weiter um. *) Heideggers entſchlafnes Haupt! Alles ſchlummert an ihm, alles ruhet aus von guten Thaten, von erduldeten Leiden! — „Der, rief ſie aus, hat die Welt überwunden!“

3.

Dieſer Scene vom heutigen Tag mag eine ältere folgen, die leider in der Hauptſache eben ſo wahr iſt.

Ein

*) Eſſai ſur la Phyſiognomonie. Premiere partie, p. 267. 268.

Ein höchſt armer Bauersmann wurde von ſeinem ſtreitſüchtigen Nachbar verklagt. Der Gerichtshalter wuſte von beyden, daß ihrer Armuth höchſtens nicht mehr als der Aufwand des Termins abzunehmen war. Er verglich die Sache ſo, daß der Kläger von ſeiner Klage abgieng; das war der Beklagte zufrieden, denn er war unſchuldig. Aber wie erſchrack er, als ihm die Hälfte der Koſten des Termins abgefordert wurde, von denen es hieß, ſie wären tacite compenſirt. Latein verſtund er nicht, wohl aber die Reſolution: er ſolite nicht eher aus dem Gerichte weggelaſſen werden, bis er den halben Gülden bezahlt habe. Ach, ſprach er zum Gerichtshalter, dieſe Groſchen wurden mir ſo ſauer zu verdienen, kein Wunder wäre es, wenn Schweiß und Blut dran klebte!. „Ich wollte es ſchon abwiſchen,“ antwortete jener, und ſtrich das Geld ein.

X.

Beſchluß der Scenen im Elyſium.

Zweiter Akt.

(S. T. M. Jänner d. J. Seite 29.)

(Minos mit vielen Bürgern der Unterwelt tritt auf; einer von dieſen trägt einen großen Spiegel. Minos winkt, und Merkur führet die neuen Schatten herein, die ſich vor ihm im Kreiſe auf die Knie niederwerfen.)

Minos.

Minos. Lernet euch kennen. Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt iſt die erſte Stufe zur Weißheit. Tretet heran und erblicket euch zum erſten male im Spiegel der Wahrheit.

(Minos berührt einen nach dem andern mit ſeinem Stabe. Sie ſtehen auf, ſehen in den Spiegel, machen Charakteriſtiſche Grimaſſen, und gehen auf Minos Wink bald rechts bald links ab, jeder von einem Bürger der Unterwelt geführet.)

Minos. Einer von euch (es blieben noch zwey) iſt der Schatten, den wir mit Sehnſucht erwarten. Tritt heran, edle Seele mit ächter Schönheit geziert!

(Aſpaſia ſpringt auf, ſchlägt Tuch und Schleyer über den Kopf)

Aſpaſia. Hier iſt ſie. (Die Schatten alle lachen.)

Minos. Ja, du biſt der beleidigte Schatten, der Gerechtigkeit fodert; du ſollſt ſie haben! (hält ihr den Spiegel vor.) Du biſt Aſpaſia.

Alle. (erſtaunend) Aſpaſia! ſieht verächtlich um ſich her.)

Minos. Aſpaſia biſt du, Aſpaſia die Buhlerin, Aſpaſia die Kupplerin. Sieh hier, erkenne dich und verſinke vor Schaam. (Sie ſiehet hinein, ſchlägt den Kopf zurücke, verſinket nach und nach in die Erde, und verſchwindet.) Verwandle dich (er ſtampft auf den Boden, wo ſie ſtund.) werde äuſſerlich, wie du innerlich

lich biſt, Ungeheuer. (zu Glycerion die noch kniet) Stehe auf, ſchöne Seele! Du biſts, die wir erwarten, wenn anders kein Schatten uns fehlet; empfange den Lohn der Unſchuld und Tugend. (Er entſchleyert ſie) Welch herrliche Geſtalt! welch himmliſches Bild! . . Stehe auf!

Glycerion. Erhabner Richter der Unterwelt, laß eine arme Waiſe Gnade finden; ſtrafe mich nicht nach meinem Verdienen, ich habe das Gute gewollt, ich habe mich gegrämt, daß mir Kräfte fehlten es zu thun. Ich will alles geſtehen, nichts verheelen. Habe Mitleid mit einer Seele voll Reue und Schaam.

Minos. Kein Sterblicher iſt fehlerlos. Du haſt oben gebüßet, was du oben verſchuldet; mit peinvoller Seele kommſt du zu uns, den Lohn zu empfangen, der den Rechtſchaffenen beſtimmt iſt. Stehe auf, genieße deiner Unſchuld! Dir wird dieſer Spiegel edle Zuverſicht einflößen, und dieſer Becher alles Unangenehme aus deiner Seele vertilgen. (Sie ſiehet in den Spiegel, und ſchlägt beſchämt Kopf und Augen nieder. Minos greift nach dem Becher der Vergeſſenheit; indem er ihr denſelben reicht, höret man eine Stimme.)

Stimme. Sie liebt, ſie ſchwärmt! (Alle erſtaunen.)

Minos. Weß iſt dieſe hämiſche Stimme? Was willſt du?

Stimme. Sie liebt, ſie ſchwärmt!

Minos.

Minos. Der Buhlerin Aſpaſia Stimme! Komm hervor, daß wir den Kläger ſehen! (Ein Ungeheuer kommt hervor. Die Schatten fliehen und Glycerion wirft ſich zur Erde.)

Glycerion Ich Unglükliche! Rettet mich, rettet mich!

Minos. Sprich, Ungeheuer, was haſt du gegen dieſen Schatten, der dir ſo unähnlich iſt, als der Olymp dem Tartarus! Sprich und verſinke!

Ungeheuer. Sie iſt verliebt, verliebt in Hirngeburten, in Undinge. Sie ſchwärmte und härmte ſich zu Tode. (verſinkt.)

Minos. (beſinnet ſich ein wenig. Zu Glycerion) Fürchte nichts, edler Schatten! faſſe Muth, dein Loos iſt glüklich, welches es auch ſeyn mag. Xenophon, begleite ſie. Verlaßt mich, Schatten. Ihr, Socrates, Anaxagoras, Pericles bleibet. (Sie bleiben und halten ſich in einiger Entfernung. Minos beſinnt ſich.) Eine himmliſche Geſtalt! Eine ſchöne Seele, und — Schwärmereyen? — Und doch — laßt ſehen ob uns kein Schatten fehle. Charon! Charon! — *)

Minos.

*) Der Hr. V. dieſes Aufſatzes wird uns vergeben, wenn er hier eine Lücke findet — und die Urſache errathen: dem Leſer aber wird es leicht ſeyn ſich einzubilden, daß hier ein Examen mit dem Charon vorgenommen worden, von dem das Reſultat iſt, daß —, kein Schatten fehlt.

Minos. (zum Sokrates, Perikles und Anaxagoras) Edle Athenienser kommt näher, ich bedarf eures Rathes. Ihr habt die Klage der Buhlerin, ihr habt das Geständnis der Verklagten selbst angehört; ich finde Schwierigkeiten, Schönheit der Seele mit einem Exceß von Liebe, Liebe zu Undingen, mit Schwärmerey, vereinigen zu können. So viel sehe ich ein, daß euer Weiser, der so vielen Lärm in der Welt gemacht, und die schöne Seele, zweyerlei sind. Es wäre ja wohl Schade, wenn die lezte wie die erste zu den Undingen gehörte, die nicht einmal innerhalb der Sphäre menschlicher Idealen liegen. Nein, Freunde, Schönheit der Seele ist kein Traum, keine unreife Hirngeburt; wir haben sie bey uns, ihr habt sie gesehen, es kann unmöglich ein andrer Schatten die schöne Seele seyn, als dieses sanfte Mädchen, die Glycerion. Wunderbar, daß ein schwaches, hülflos in die Welt hingeworfenes Geschöpf das Kleinod besitzen soll, welches man eher bey Mantel und Bart vermuthet hätte! Diesem allem ungeachtet will sich Schönheit der Seele mit Schwärmerey in meinem Kopfe nicht vereinigen lassen. Was denkst du hierüber, Perikles.

Perikles. Erhabener Richter, wir Staatsleute haben so eigene und strenge Grundsätze, daß sie sich schwerlich auf einen so zärtlichen Fall anwenden lassen. Wir schätzen die Menschen nach dem Einflusse auf das allgemeine Beste, nach ihrer Thätigkeit, nach der Anstren-

ſtrengung ihrer Kräfte zur Vollſtreckung unſerer Befehle. Rührt euch, zeugt Kinder, bereichert die Kaſſe, dieſes ſind Foderungen, nach welchen wir Tauglichkeit und Untauglichkeit abmeſſen. Das Taugliche iſt das Schöne, das Untaugliche das Gegentheil. Wir ſind vollkommen überzeugt, wenn es einem Regenten glükke, ſeine Unterthanen recht unter einander zu werfen, wozu Hunger, Armuth, Galgen, Rad, Soldaten und Finanzpächter vortrefliche Werkzeuge ſind, ſo werden ſie ſich von ſelber abſcheuern, poliren, verſchönern, vervollkommen. Dir das feine unſrer Politik mit Einem aufzudecken, muſt du wiſſen, daß es vorzüglich darauf ankommt, die Menſchenfabrik aus allen Kräften zu befördern. Iſt einmal das Land vollgepfropft, ſo iſt für das Abſcheuern genug geſorgt. Wer ſich nicht regen kann ohne ein Dutzend Ribbenſtöße zu geben und zu bekommen, wird nach den Geſetzen der Action und Reaction ziemlich rein geſeget ſeyn, ehe er ans Ende der Straße kommt. Dir, meinem Richter, thue ich dieſes Geſtändnis in den eigenſten Ausdrücken: wenn der attiſche Donnerer die gleichen Ideen dem Attiſchen Volke vortrug, ſo wirſt du leicht begreiffen, daß er ſich eines andern Stils bediente, und daß er es an ſchönen Verſen aus dem Homer und dem Phocylides nicht fehlen ließe. Nach dieſen Grundſätzen iſt es deutlich, was ſich von einem unthätigen Jüngferchen denken müſſe, die kaum beweiſen kann, daß ſie gelebet hat. Grazienvoll iſt

ihre Geſtalt, das geſtehe ich, des Meiſels eines Phidias würdig; ſanft iſt ihre Seele, auch das geſtehe ich: aber ſchön, das iſt groß, kühn, thätig. —

Minos. Freund Demagog, das heißt gerade herausgeſprochen. Du haſt deine Grundſatze ſelber practiſiret, du haſt die Athenienſer durch den ſieben und zwanzigjährigen peloponeſiſchen Krieg treflich geſeget — — Deine Meinung, Anaxagoras.

Anaxagoras. Erhabner Richter, dir ſind meine Grundſätze bekannt, ich bleibe ihnen getreu. Unſere Syſteme ſind Glaubensſymbole, von denen wir ohne Gottloſigkeit nicht abgehen dürfen. Nur unter meinen Schülern kann die ſchöne Seele zu finden ſeyn, und (mit einem ſelbſtgenugſamen Lächeln) des weiſen Anaxagoras Schule iſt generis maſculini. Nûs, Nûs Nûs! (creſcendo) iſt das höchſte, beſte, vollkommenſte Schönſte; alles Uebrige iſt Betrug, Blendwerk, Nichts, weniger als nichts. Alle weiblichen Reize, enthüllet von jedem Gewande, alles vor meinen Augen dargeſtellet, was Athens Frauen Bezauberndes haben — wie iſt es ſo wenig! Ich ſuche den Nûs, ich beſehe, behöre, beſchmecke, berieche, befühle, und finde ihn nicht. Glaubeſt du, Erhabener, eines Mädchens Seele ſey vermögend zum Einfachen, Zuſammengeſetzten, zum Untheilbaren, zum ſchwarzen Schnee hindurchzudringen? Welchen Theil meiner Homoiomerien ſoll der unerzo-

gene

gene Verſtand eines blöden Kindes begreiffen können? Und beym Styx! Was für Begriffe würde ſich ein ſolches Püppchen von den Elementen der Naſe machen, welche Näschen, und von den Elementen der Ohren, welche Oehrchen ſind; wenn ich demonſtrire, die große Zehe beſtehe aus großen Zehen, und der kleine Finger aus kleinen Fingern, der Nabel aus Näbelchen, die Schenkel aus Schenkelchen, u. ſ. w. Wirſt du, Minos, eine Seele ſchön nennen können, die dieſe ſublime Theorie nicht einmal faſſen kann?

Minos. Weiſer Anaxagoras, denke von einem Juſtizbeamten nicht nachtheilig, wenn er alles dieſes ſo wenig faſſen kann, als das blöde Kind. — Du Sokrates — —

Sokrates. Erhabener Richter, du weißt, daß ich nichts weiß. Wen der weiſe Anaxagoras und der große Perikles verdammt, den wird der Idiot Sokrates nicht retten können.

Minos. Sage immerhin deine Meynung: wenn das, was du vorbringeſt, nichts taugt, ſo machſt du deiner Demuth ein deſto größeres Compliment.

Sokrates. Wir wollen die Sache unterſuchen, Minos, wenn — —

Minos. Freund Sokrates nicht ſokratiſirt, bitte ich; ich habe nicht Zeit. Könnte man denn deine Meynung nicht ohne einen platoniſchen Dialog erfahren?

nigen zu finden, den ich nicht hatte; und verlohr dadurch beyde. Fünf Sommer hab' ich ſchon angewandt, um ſie in dem fernſten Griechenland zu ſuchen, und nachdem ich durch alle Gegenden von Aſien auf- und niedergeſchwärmt, kam ich endlich nach Epheſus, zwar ohne Hoffnung ſie da zu finden, aber doch entſchloſſen, weder dieſen noch irgend einen andern von Menſchen bewohnten Ort undurchſucht zu laſſen. Allein hier muß ich die Geſchichte meines Lebens enden, und der Tod würde mir willkommen ſeyn, wenn ich von allen meinen Reiſen nur ſoviel erhalten hätte, daß ich von ihrem Leben verſichert wäre.

Herzog.

Unglüklicher Aegeon, den die Göttinnen des Geſchikes dazu beſtimmt haben, den äuſſerſten Grad der grauſamſten Widerwärtigkeiten zu erfahren; glaube mir, wär' es nicht gegen unſre Geſeze, (welche Fürſten, wenn ſie auch wollten, nicht vernichten können,) wär' es nicht gegen meine Crone, meinen Eid, und meine Würde, mein Herz würde keinen Augenblik verziehen, der Regung Plaz zu geben, die darinn für dich ſpricht. Allein, ob dich gleich ein unwiderrufflicher Spruch zum Tode verurtheilt, ſo will ich doch ſoviel zu deiner Rettung thun, als mir Macht gelaſſen iſt; ich ſchenke dir alſo noch dieſen Tag, Kauffmann, damit du dein Leben durch andrer Beyhülfe zu erhalten ſuchen könneſt; ſtelle alle Freunde, die du in Epheſus haben magſt, auf die Probe; bettle oder borge ſoviel als du nöthig haſt, um dein Löſegeld voll zu machen, und lebe;

Sokrates. O recht gerne, Minos. Mir deucht ſo gar, als wenn ich von heute an meinen Hebammen-Beruf mit dem Beruf eines Verliebten vertauſchen werde. — Du lacheſt? — — Sie iſts, die wir ſuchen und keine andere. Das herrlichſte Geſchöpf, das unterirrdiſche Fluren je betreten hat! Heiter, rein, unſchuldvoll wie der Himmel, wie die Unſterblichen! Voll edler, guter ſchöner Bilder und Gedanken, leer von allem Gegentheil; voll harmoniſcher Gefühle und Empfindungen; würkſam mit ruhiger Leichtigkeit; pflichtliebend ohne Stolz; ihrer eigenen Größe unbewußt; lenkſam zum Guten; veſt gegen das Böſe. Sind dieſes Kennzeichen einer ſchönen Seele, denn ſtehe nicht an Minos, du haſt ſie gefunden. Schwärmereyen ſind oft beſſer als — Würklichkeiten. Daß eine Glycerion unnatürlichen, übertriebenen, unäſthetiſchen Schwärmereyen Raum gebe, iſt mir nicht denkbar — doch, machtvoller Richter, du haſt in deiner Gewalt dieſe Schwärmereyen auf die Probe zu ſetzen.

Minos. In meiner Gewalt? wie?

Sokrates. Sie ſagte mir, ein Bild habe ſich vorzüglich ihres Geiſtes bemächtiget. Dieſes ſcheint mir ein Punct zu ſeyn, worinn ſich die ganze Würkſamkeit ihrer Seelenkräfte vereiniget; es iſt die lezte, die höchſte Geburt, die ſie nach einem beſtändigen Steigen vom Vollkommnen zum Vollkommnern zur

Welt

Welt gebracht. Iſt dieſes Bild kein Wechſelbalg, keine Windfrucht, kein Ungeheuer, ſo wird es irgend einem der Sterblichen ähnlich ſeyn, die vor oder nach uns die Menſchheit zieren —

Minos. Weiter.

Sokrates. Dir hat Jupiter die Macht verliehen, das Leben zu geben und zu nehmen; dir gehorchen die vergötterten, und treten vor deinen Richterſtuhl, wenn du rufeſt; dir gehorchet die Zukunft, und wenn du winkeſt, anticipiren kommende Geſchlechter ihr Daſeyn.

Minos. Freund Sokrates, zur Sache.

Sokrates. Laß die Erhabenſten von den Vergötterten vor den neuen Schatten hintreten; erkennt er keinen, ſo ruf die Zukunft hervor, und ſtelle die großen Seelen der Nachwelt vor ſeine Stirne; erkennet er auch von dieſen keinen, verhält er ſich gegen alle gleichgültig: ſo iſt ſeine Begeiſterung Schwärmerey, und das Ideal, das er ſich geſchaffen, ein Unding, und er iſt nicht die ſchöne Seele. Erkennet er von dieſen oder jenen, welchen es ſeyn mag: ſo iſt, was er zur Welt gebracht, kein Unding; es iſt die herrlichſte Frucht, die je eine Seele gebohren, und du haſt die ſchöne Seele gefunden.

Minos. Dank, Freund! ich will ſogleich die Olympier rufen laſſen.

Perikles. (lauft voran) Soll ich den Merkur rufen?

Minos. (winkt ja. Beyde gehen ab.)

Anaxagoras. Ich will eine Schaale ſchwarzen Schnee zurechte machen, ſie werden Erfriſchungen brauchen, wenn ſie ankommen.

Sokrates. Freund Anaxagoras, ein Schüſſelchen Homoiomerien wird ſich gut dazu ſchicken. (ab.)

Anaxagoras. Vortreflich! Haben wir doch geſtern ein großes Stük Elementar-Paſtete übrig gelaſſen. (ab.)

*) Wiewohl der Herausgeber ſchon öfters erfahren hat, daß er, um ſich unkenntlich zu machen, nur ſein W. hinter einem Aufſaz, (und wenn es auch Cleia und Sinibald wäre) wegzulaſſen braucht: ſo darf er doch hoffen, daß niemand auf den Argwohn kommen werde, eine Scene im Elyſium, worin **Aſpaſia** für eine **Buhlerin** und **Kupplerin** erklärt und in ein **Ungeheuer** verwandelt wird, auf Rechnung des Verfaſſers des **Agathon** zu ſetzen, oder für eine Fortſetzung derjenigen zu halten, die er in zwey vorgehenden Jahrgängen des Merkurs geliefert hat. Die gegenwärtige Scene kann indeſſen zum Beweiſe dienen, daß ſogar die Richter im Elyſium nicht immer unfehlbar ſind; auch ſoll der Lord Oberrichter **Minos** — dem es etwas ſo ſimples ſcheint, Schönheit der Seele eher **bey Mantel und Bart** als bey einer Glycerion zu **vermuthen**, und dem es ſo ſchwehr iſt Schönheit der Seele mit **Schwärmerey** zuſam-

XI.

Eine Kämpfer-Scene.

Auszug eines Briefs. H** den 18ten Febr. 1783.

Ich kam vorgestern durch Deßau, und beſuchte da, wie gewöhnlich, mein Lieblingshaus das **Philanthropin**. Immer iſt mir's ein ſeliger herzſtärkender Anblick, dort die fröliche Schaar junger, geſund und vernünftig erzogener, aufblühender Menſchen zu ſehen; davon die Meiſten vielleicht in den Häuſern ihrer vornehmen und reichen Eltern, gerade im Aufbrechen der Knoſpe ihres Lebens, unglückſelige Opfer einer verzärtelten oder vernachläßigten Erziehung worden wären. Dießmal aber genoß ich mein Vergnügen minder rein. Schon im Ringe, wo ich abtrat, erfuhr ich eine fatale Scene, welche ebendaſelbſt den 7ten Jan. zwiſchen **Baſedow** und Magiſter **Reiche**, über einen Zwiſt von **Baſedow** und **Wolke**, vorgefallen,

zuſammenzudenken — ſoll (wenn wir unſern Nachrichten aus der Unterwelt trauen dürfen) bey einer von **Proſerpinen** veranſtalteten Reviſion dieſes Proceſſes, ſich genöthiget geſehen haben, um ſeine Entlaſſung anzuhalten. Sollten wir ſo glüklich ſeyn, durch irgend einen unſrer Geiſter die Acta dieſer Reviſion zu handen zu bekommen: ſo werden wir uns ein Vergnügen daraus machen, unſern Leſern einen Auszug derſelben mitzutheilen.

fallen, und wobey es zwiſchen erſtern Beyden ſogar zu Thätlichkeiten kommen war. **Baſedow** und **Wolcke** haben nemlich, noch von der Periode ihrer gemeinſchaftlichen Geſchäfte her, eine Streitſache mit einander, die, wie ich höre, ſich auf einen Rechnungs-Irrthum gründen ſoll, und alſo ſehr leicht durch eine gerichtliche Unterſuchung, die Beyden ihr Recht garantierte, hätte entſchieden werden können. Warum dieß nicht geſchehen, und warum beyde dieß unreine Verhältniß unter ſich, das ihnen nur immer mehr böſes Blut kochte, ſo lange litten, weiß ich nicht. Theilnehmende Freunde von Beyden, und unter dieſen der Magiſter **Reiche**, ſuchten dieſen Zwiſt zu vermitteln und abzuthun. Lezterer, hör ich, hatte einen ſchriftlichen Aufſatz gemacht, den B. und W. unterzeichnen ſollten, und eben darüber kam es zwiſchen ihm und Baſedow auf dem Caffeehauſe zu Wortwechſel und — Schlägen. Der Fürſt, der über dieſen Vorfall höchſt ungnädig worden war, hatte dem M. Reiche, als Aggreſſori, einige Tage Arreſt, und zugleich der Regierung den Befehl gegeben, B. und W. Streitſache gerichtlich zu unterſuchen und abzuthun. Gut, wenn es dabey geblieben wäre! Aber unglücklicherweiſe fällts den erhizten Partheyen ein, ihre Händel — leider! **drucken** zu laſſen, und einander alſo auch publice zu proſtituiren. **Baſedow** hat den Anfang auch würklich ſchon gemacht, und auf einem Quart-Bogen **Beytrag zur**

Baſe-

Baſedowſchen Lebensgeſchichte, von ihm ſelbſt aufgeſetzt 1783 im Januar, herausgegeben. Hier haben Sie dies ſeltne Akten-Stück ſelbſt. Wenn die andern beyden auch ſo ausfallen, ſo giebt's ein hübſches trifolium. Wie wehe mir immer wird, wenn ich teutſche Gelehrte und ſonſt verdiente Männer, aus raſcher Hitze, ſich öffentlich beſchimpfen, und das Publikum durch die leidige Hülfe der Preße mit einem Scandal amüſiren ſehe, und wie wehe mir bey dieſer Geſchichte ward, kann ich Ihnen nicht ſagen. Warum ſo was drucken laſen? Richten kann das Publikum ſolch einen Handel ſelten, denn es fehlen ihm tauſend Data, die Beweiſe pro und contra gehörig zu unterſuchen. Es ſteht alſo blos am Rauf-Platze der Kämpfer, lacht und klatſcht, trägt die Mähre davon vergrößert weiter, und am Ende bleibt immer ein Fleck im Kleide. Daß dieſer ganze fatale Vorfall auf das Philanthropin ſelbſt gar keinen Einfluß hat, noch haben kann, freuet mich ſehr. Der Gang ſeiner Geſchäfte iſt durch die weiſe Einrichtung des Fürſten ſo gut regulirt und ſolid begründet, daß ſo was nicht mehr, wie ehedem vielleicht, darauf würken kann. Indeß zeigte ſich die unermüdete Vorſorge dieſes vortreflichen Herrn für das Wohl des Inſtituts auch hierbey dadurch thätig, daß er ſogleich, wie Baſedows gedruckter Bogen erſchienen war, folgende Nachricht unter ſeinem höchſteigenen Nahmen bekannt zu machen, Befehl ertheilte:

„Da Ich öffentlich die Protektion des hier errich-
„teten Erziehungs-Instituts übernommen habe, und
„nicht anders vermuthen kann, als daß eine Streit-
„sache zwischen den Professoren Basedow und Wolcke,
„welche, nachdem sie eine Zeitlang in der Asche ge-
„glommen, nunmehr öffentlich hat ausbrechen und
„zu einer gerichtlichen Untersuchung gelangen müssen,
„zu allerley dem Institute nachtheiligen Gerüchten
„Anlaß geben werde: so halte Ich es meiner, dem
„Institute schuldigen Pflicht gemäß, dem Publiko
„hierdurch bekannt zu machen, daß diese Streit-Sa-
„che nur Privat-Angelegenheiten zwischen Basedow
„und Wolke betreffe, keineswegs aber Sache des In-
„stituts sey: daß ich zwar dem Professor Wolke auf
„sein Ansuchen erlaubt habe sich den Geschäften des
„Instituts bis zu Endigung gedachter Streit-Sache
„zu entziehen, um mehr Muße zu Betreibung der-
„selben zu haben; daß aber desselben bisherige In-
„stituts-Geschäfte einstweilen unter die übrigen Vor-
„steher des Instituts vertheilt worden, und das In-
„stitut also dadurch nicht im geringsten unterbrochen
„werde. Auch werde ich dafür sorgen, daß die dem
„Institute anvertrauten Zöglinge unter diesem Vor-
„falle nicht leiden sollen. Uebrigens wünschte Ich,
„daß das Publikum über die Streit-Sache selbst vor
„geschehener Entscheidung nicht urtheilen möchte.
„Dessau den 13. Febr. 1783.

Leopold Friedrich Franz, Fürst zu Anhalt.

Sie

Sie ſehen aus dem würklich väterlichen Tone, in welchem der Fürſt hier ſpricht, wie warm ihm das Wohl des Philanthropins am Herzen liege. Ich wünſchte, da ich mich aus Ueberzeugung für dieß vortrefliche Erziehungs-Inſtitut intereſſire, daß dieſe Nachricht ſo ſchnell als möglich bekannt würde. Seyn Sie ſo gütig, l. Fr. und tragen ſo viel Sie können dazu bey ꝛc.

XII.

Beſchreibung
eines
neu erfundenen und verfertigten
Bogen-Hammer-Claviers.

Nochmals wage ich es, auf der teutſchen Bühne aufzutreten, und ein **Inſtrument** zur Beurtheilung darauf zu ſtellen, das gewiß das einzige in ſeiner Art iſt, die gehörige Dauer und Feſtigkeit in der Stimmung hat, die denen bis anhero bekannten **Bogen-Inſtrumenten** gänzlich fehlte, und auch das ſtärkſte Fahren vertragen kann.

Von meiner erſten Erfindung ſagt Hr. Vogler in ſeiner beliebten Monathsſchrift, zweyten Jahrganges erſte Lieferung p. 52.

Man

Man kann mit gleicher Stärke geschwind hierauf spielen als anhaltend, dieselbige Wirkung entspricht den geläufigen Stössen als gewundenen Bindungen. Der Ton ist streichend, wie jener der Geigen; schneidend, wie der Hoboen; und stark wie ein Gamba-Register auf der Orgel. Wenn man sangbar hierauf spielet: so gleichet es der Menschenstimme in der Orgel, stößt man aber ab, und besonders im Basse; so glaubt man eine Gamba oder Violoncell zu hören.

Ich kann ohne mir zu schmeicheln sagen, daß dieser meiner zwoten Erfindung, alle die gerühmten Vollkommenheiten, nicht nur im äussersten Grade eigen sind; sondern jeder der es sieht und hört wird mir zugeben müssen, daß es sowohl in Ansehung der innern Mechanik und Tonart, als äußern Schönheit, Gestalt und Güte, ganz von meinem ersten Bogenclavier verschieden und völlig neu erfunden ist; auch mannigfaltigere Veränderungen darreicht.

Der Körper ist nach dem neuesten Geschmacke mit dem schönsten Holze eingeleget, und das Gestell kann in einem Augenblick ab- und in den nehmlichen Koffer gepakt werden, darin das Instrument aufbewahret wird.

Dem

Dem Wunſche nachzukommen, den Hr. Vogler noch am angeführten Orte, p. 55 thut, habe ich das Hammerclavier, oder das ſogenannte **Fortbien** mit dem **Bogenclavier** verbunden.

Dieſes Inſtrument beſteht alſo aus 2 Clavieren, wovon das obere mit Drath- und das untere mit Darm-Saiten bezogen iſt, und hat die Form eines gewöhnlichen Clavicords.

Die Länge beyder Claviere, beträgt nach **franzöſiſchem Maas 3 Schuh 8 Zoll**, die **Breite 1 Schuh 8½ Zoll**, und die Höhe 1 Schuh. Ohnerachtet dieſer Körper klein iſt; ſo hat das obere Clavier, das mit **abfallenden Hämmern** verſehen iſt, doch einen ſo durchdringenden Ton, daß es auch bey dem ſtärkſten Fortiſſimo, in jedem Orcheſter durchgehört werden wird.

Dieſe Stärke iſt ihm aber nicht allein eigen, ſondern man kann auch das feinſte Piano darauf machen, und durch ein Crescendo bis zum ſtärkſten Fortiſſimo fortſchreiten.

Koppelt man aber erſt beyde Taſtaturen zuſammen, welches durch einen einzigen Kniedruck bezwekt wird, ſo glaubt man ein vollſtimmiges Concert zu hören.

Das untere mit Darmſaiten bezogene Clavier, wird vermittelſt eines künſtlich verfertigten Bogens,

geſtri-

wo nicht, ſo biſt du verurtheilt zu ſterben. — Kerkermeiſter, nimm ihn in deine Aufſicht.

(Der Herzog und Gefolge gehen ab.)

Kerkermeiſter.

Ich will, Gnädigſter Herr.

Aegeon.

Hülf- und hoffnunglos geht Aegeon, um das Ende ſeines Lebens einen Tag ſpäter zu ſehen.

[Aegeon und Kerkermeiſter gehen ab.]

Zweyte Scene.

Antipholis von Syracus, ein Kauffmann und Dromio treten auf.

Kauffmann.

Wenn ihr nicht wollt, daß euer Geld ſogleich wieder verlohren ſey, ſo gebt aus, ihr ſeyd von Epidamnum. Erſt dieſen nemlichen Morgen iſt ein Syracuſiſcher Kauffmann hier eingezogen worden, und weil er nicht im Stande war, ſein Leben loszukauffen, ſo muß er nach unſerm Geſez noch vor Sonnen Untergang ſterben. Hier iſt euer Geld, das ihr bey mir hinterlegt hattet.

Antipholis.

Geh, Dromio, trag es in den Centaur, wo wir unſer

gestrichen, welcher durch einen einzigen Fingerdruck an der Maschine, in einem Augenblik mit Colofonium geschärft werden kann, und spricht so wie die beste Violin; auch gewährt es dem geschikten Spieler eine vortrefliche Bebung.

Man kann jedes Clavier besonders und auch zu gleicher Zeit beyde spielen. Ueberdies hat das obere Clavier noch verschiedene Veränderungen, die durch einige unten angebrachte Knöpfe mit dem Knie hervorgebracht werden.

Wird dieses Instrument von **Kennern** mit Beyfall aufgenommen, so sind meine Wünsche erfüllt, und ich habe die schmeichelhafte Genugthuung, mein Leben nicht unthätig verträumt zu haben. Wetzlar den 17. Sept. 1782.

Joh. Carl Greiner,
Mechanikus und Instrumentmacher.

Innhalt

des erſten Vierteljahres.

Jänner.

I. Clelia und Sinibald. Eine Legende aus dem zwölften Jahrhundert. ; ; ; S. 3.

II. Die ſchöne und die häßliche Seele. ; ; 29.

III. Die Freuden des Decembers. ; ; 49.

IV. Ueber das in der Unſtruth gefundene vermeintliche Horn. ; ; ; 53.

V. Beytrag zur Geſchichte der Kartenſpiele. 62.

VI. Octroy der neuen Trieſter Aſſecuranz-Handels- und Disconto-Compagnie. ; ; 88.

VII. Neujahr-Wunſch von dem ehrſamen Choro Muſico zu *** in der erſten Stunde des Jahres 1783 einer Damen-Aſſemblée re vera abgeſungen. ; ; ; 94.

Februar.

I. Clelia und Sinibald. Zweyter Theil S. 97.

II. Ueber eine Stelle aus den Annalen des Tacitus als ein vermeyntliches Zeugniß vulkaniſcher Ausbrüche am Rhein. ; ; 130.

III. Beytrag zur Geſchichte der Selbſt-Entzündungen, und der ſogenannten Luft-Zünder. 146.

IV. Der Goldmacher zu London. ; ; 163.

V. Verſe auf die Geburt des Durchlauchtigſten Erb-Prinzen Carl Friedrich von Sachſen-Weimar und Eiſenach, von Hrn. *D'Arſſe de Villoiſon.* Nebſt der Ueberſetzung. ; 192.

VI. Nach-

VI. Nachricht von einem vor 41 Jahren an der Saale ausgegrabenen Horne. ; S. 197.

März.

I. Cantate zur Geburtsfeyer des Durchlauchtigſten Erb-Prinzen Carl Friedrich von Sachſen-Weimar und Eiſenach. ; ; 177.

II. Etwas aus Adele et Theodore der Frau Gräfin von Genlis. ; ; 184.

III. Nachtrag verſchiedener Bemerkungen über merkwürdige ausgegrabene Thier-Knochen. 204.

IV. Am Ende des Jahres 1782. An Gl.. 215.

V. Brief des Herrn Akademie-Direktor Guibal, zu Stuttgard, von der Verſchiedenheit der Urtheile über Gemählde. ; 223.

VI. Was iſt wahre Muſik? und wie erhält man ſie? ; ; 231.

VII. Ueber die politiſche Räthlichkeit des geiſtlichen Cölibats. ; ; ; 240.

VIII. Gebeth eines Leidenden. ; ; 247.

IX. Anekdoten. ; ; ; 250.

X. Beſchluß der Scenen in Elyſium. Zweyter Akt. ; ; ; 252.

XI. Eine Kämpfer-Scene. ; ; 263.

XII. Beſchreibung eines neu erfundenen und verfertigten Bogen-Hammer-Claviers. ; 267.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
März 1783.

I. Folgendes wird, auf Erſuchen, und ohne einige Theilnehmung an den Innhalt, hier eingerükt.

Der Verfaſſer der Briefe über Nieker an Herren Iſelin hat aus dem Anzeiger zu No. I. des teutſchen Merkurs laufenden Jahrs mit Empfindung erſehen müßen; daß die S. 438. und 448. erzählte, des Herrn Herzogs Ferdinand von Braunſchweig Durchlaucht betreffende Anecdoten als offenbare Unwahrheiten erklärt werden.

Die erſte derſelben iſt dem Verfaſſer von einem noch lebenden, damals im Dienſt der alliirten Armee geſtandenen, berühmten Generale mit folgenden Umſtänden erzählt worden: Der Herr Herzog Ferdinand ſeye nebſt zween Officiers, deren einer der Erzählende ſelbſt war, eines Morgens ganz früh, in Ueberröcke eingehüllt, mithin unkennbar, nach einer Anhöhe geritten, um das feindliche Lager zu recognoſciren. Nicht weit von ſeinem eigenen Lager habe der Fürſt einen in einem Graben verſteckt liegenden Bauer angetroffen, den er raſch anredet: Kerl, was machſt du da? Der erſchrockne Bauer habe zitternd geantwortet: Ich bin ein Spion. Die Naivetät der Rede habe den Herzog veranlaßt, weiter zu fragen: ob er ſchon lange dieß Handwerk treibe? Bauer: Nein, es ſeye das erſtemal; die Franzoſen hätten ihn um ſo und ſo viel gedungen, die Stärke des feindlichen Lagers auszuforſchen. Der Her-

zog: Weißt du dann auch, wie du's angreifen mußt? Bauer: Ja, ich muß die Gassen zählen und wie viel Zelter in einer Gasse stehen? wann ich nur die Gassen habe, dann weiß ich alles. Der Herzog: Das ist nicht recht, sieh! ich bin auch ein Spion, will dir sagen, wie du zählen mußt; — und er habe durch eine ganz andere Berechnung der in einem Zelte liegenden Mannschaft eine weit größere Summe herausgebracht, als des Bauers Rechnung betragen haben würde; mit welchem Unterrichte der Fürst ihn dann ruhig ins französische Lager zurückgehen lassen und sich über diesen nicht ohne nützliche Folgen gebliebenen Vorgang sehr divertirt habe. So hat diese kleine Geschichte gelautet. War sie erdichtet, so hat der General die Schuld, der die Erzählung gemacht, und nicht der Verfasser der Briefe. Wo bleibt nun das Beleidigende?

Die andere Geschichte von der Unterredung des Verfassers mit des Herzogs Durchl. bedarf nur Billigkeit, um Entschuldigung zu finden. Wenn sich ein Adler mit einer Taube vor langer Weile einmal bespricht und sich dann wieder in sein Felsen-Nest schwingt, so ist leicht zu glauben, daß der Adler nach 20 Jahren die Taube und seine Rede längst vergessen habe. Nicht so mit der Taube, der es immer ein schmeichelhaftes Andenken bleiben darf, von dem Könige der Vögel einer Unterredung gewürdigt worden zu seyn. Der Verfasser der Briefe erinnert sich noch jetzo, nach so langer Zwischen-Zeit, mit lebendigem Eindruck des Anblicks des menschenfreundlichen Helden, mit unausgeheuchtem Danke der besondern Beschützung, womit Ihro Durchl. ihn durch den damaligen Obristen, jetzigen K. Russischen General Lieutenant Herrn von Baur durch die im vollen Marsch befindliche Armee durchbringen; und durch den die Hannöverische Cavallerie commandirenden Herrn General Grafen von Wallmoden eine weitere Bedeckung bis an die

Vor-

Vorpoſten auf dem Wege nach Caßel zu geben laßen. Der Verfaſſer iſt ſich nicht nur jeden Wortes, ſondern ſelbſt der Geſichtszüge, womit es geſprochen worden, allzugegenwärtig erinnerlich, um als ein Mann von Ehre die Beſchuldigung von vorſetzlicher Unwahrheit auf ſich erſitzen laſſen zu können: auch iſt er alt genug dazu, und hat in ſeinem Leben Könige und Fürſten genug geſehen und geſprochen, um zu wiſſen, was wir andere Menſchen ihnen ſchuldig ſind. Einem großen Manne, wie dieſer Fürſt, gebührt aber noch eine ganz andere Ehrfurcht, als die ihm ſeine Geburt und Stand gewähren würde. Der Verfaſſer wäre untröſtlich, ein Teutſcher zu ſeyn und dieſe verfehlt zu haben.

Beyde Stellen ſollen übrigens, da ſie dem Zwecke der Schrift ohnehin nichts nehmen oder geben, bey der nächſten zweyten Auflage der Briefe ganz wegbleiben, und deren Verfaſſer, deſſen höchſtes Ziel und einiger Wunſch nur Ruhe des Lebens iſt, wird ſich ſicher nie in den Fall des gegebnen freundſchaftlichen Rathes ſetzen: einen Fürſten, für den er Ehrfurcht haben kann, jemahls zu compromittiren, andere ſo genannte Große Herren aber erſt um Erlaubniß zu bitten, ob er ſie compromittiren dürfe?

II. Hamburg bey Bohn. Theophron, oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend von J. H. Campe. Ein Vermächtniß für ſeine geweſene Pflegeſöhne und für alle erwachſene junge Leute, welche Gebrauch davon machen wollen. 1r Th. 1783.

Gewiß ein koſtbares Erbtheil das Hr. R. Campe ſeinen Pflegeſöhnen hinterläßt! Von allen ſeinen Erziehungsſchriften, deren längſt entſchiedenen Werth jedermann kennt,

gleichsam der Ausbruch, und das beste Taschenbuch das wir jedem jungen Manne, der seine große Weltreise eben antritt, von ganzem Herzen empfehlen können. „Seht, — sagt er zu „seinen Pflegesöhnen — ich übergebe euch hier ein Buch, „worinn ich meine besten, oft theuer erkauften Erfahrungen „für euch aufgezeichnet habe. Dies ist der Nachlaß mei„nes Herzens für euch, und für alle junge Weltbürger die „dran Theil nehmen wollen." Dieser erste Theil enthält im ersten Hauptabschnitte Erfahrungen und Vorschriften zur glücklichen Einrichtung eines geschäfftigen Lebens; im andern, diejenigen Klugheits-Regeln welche uns im Umgange mit Menschen leiten müssen. Durchaus herrscht der würdige Ton eines liebevollen, oft freundschaftlichen Unterrichts, ohne jene fatale Hofmeister-Grimasse und Weisheits-Schminke.

In dem Vorberichte zeigt Hr. V. Campe die Ursachen an, warum er sein bisher so glücklich geführtes Erziehungs-Institut zu Hamburg verlasse. Traurig genug, daß geschwächter Gesundheits-Zustand, und abgenommene Munterkeit des Geistes an der Spitze derselben stehen! Wir können indessen dem Institute den besten Fortgang mit Sicherheit weissagen, da Hr. Prof. Trapp, ein würdiger Nachfolger Campens, es aus seiner Hand empfängt.

B.

III. Vom Patriotismus in der Teutschen Gelehrten-Republik. Dessau und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten, 1782. 8. 10½ Bogen.

Weder Nachbild noch Nachahmung oder weitere Ausmalung wollte der Verfasser geben von Klopstocks Gelehrten

ten-Republik, wiewohl er die treffendſten Schilderungen Teutſchen Sinnes darinnen gefunden hat. Er nannte ſich nicht, um ohne Vorurtheil geleſen zu werden. Allgemeine Schilderungen einer Republik; beſondere der Gelehrten, ihre Geſchichte, (deren Urſprung unter den Römern aufgeſucht, ſie ſelbſt aber in den neueſten ihrer angenommenen zwölf Zeiträumen von den Brandenburgiſchen Staaten vorzüglich abſtrahiret wird,) ihre Form, Regierungsart, Geſetze — werden in bündiger Kürze, praktiſch, ohne dunkle ermüdende Allegorie vorgetragen. Hierauf geht es zu den Verdienſten und alsdenn zum Patriotismus in der Gelehrten-Republik, wo die allgemeine Freyheit hauptſächlich in Erwägung kommt, ohne am Ende die Mängel dieſer Republik zu verſchweigen. — Es iſt nicht zu beſorgen, daß das Büchlein einen denkenden Litterator ohne Genuß laſſen werde.

IV. Jahrbücher des Geſchmaks und der Aufklärung. Erſtes Stück, Jänner 1783. Leipzig in der Weygandſchen Buchhandlung, gr. 8. 10 B. für 10 ggr.

Nicht leicht iſt ein Abſchreiber oder Nachdrucker in ſo ſchamloſer Mine aufgetreten, als mit Titul und Vorrede dieſes neue Journal, „welches andern Journalen, die „ohne Unterſchied und Wahl alles zuſammenraffen, Einhalt „thun, und einer (vorgeblichen) Unternehmung, die den „guten periodiſchen Schriften viel geſchadet haben würde, „ſteuern ſoll.“ Das Mittel hierzu iſt, ehe dieſe Unternehmer zugreiffen, lieber ſelbſt mit Plünderung guter Journale zuvorzukommen. Sonſt pflegt eine ſo leicht erworbene Waare wenigſtens wohlfeil zu ſeyn; aber hier ſteht ſie theurern Preiſes als die meiſten Originale ſelbſt. So gewiß ſcheint

ſich der Verleger mit gutem Erfolge von Seiten des treuherzigen Leſervolks zu ſchmeicheln. Lucri bonus odor ex re qualibet (S. 29) lokt ihn an, ſein Schifflein mit günſtigem Winde des prächtigen Titels auslaufen zu laſſen, und den Leſern, wenn ſie wollen, aus ſeiner Ladung ein Viertes Buch theurern Kaufs anzubieten, das ſie in Dren andern ſchon beſitzen. So viel iſt gewiß, daß wenn auch das ganze Schiff untergienge, die gelehrte Welt damit an Urkunden des Geſchmak: und der Aufklärung nichts verliehren würde, weil die Duplicate und Triplicate verlängſt in ſichern Häfen eingelaufen ſind.

V. Sechſte Ankündigung der Verlags-Kaſſe für Gelehrte und Künſtler zu Deſſau.

Ehe wir in der Ankündigung derjenigen Werke fortfahren, welche wir von neuem zu verlegen übernommen haben, müſſen wir anmerken: daß die in der vierten Ankündigung unter Nro. 53. angezeigten, Joh. Jacob Rouſſeaus Lieder und Romanzen; ingleichen das in der fünften Ankündigung unter Nro. 69. angezeigte Werk: Pſychologie pour les Enfans, traduite de l'Allemand de Mſr. Campe, wegen eingetretener Hinderniſſe nicht geliefert werden kann: dagegen wir nun als Nro. 53. anzeigen:

Chriſtiani Godofredi Schütz, doctrina particularum latinae linguae. Accedit ratio conſecutionis temporum ac modorum, nunc primum plene expoſita. 2 Alphabet und drüber. Subſcriptionspr. 1 rthlr. 14 gr. Ladenpr. 2 rthlr.

Dieſes Werk wird ungefähr eben ſo ſtark, als des Verfaſſers Auszug aus Hoogeveens doctrina particular. grae-

graecarum werden. Es wird zwar einerſeits den Pendant jenes Werkes ausmachen, doch aber in verſchiedenen Puncten eine andre Einrichtung erhalten. Den Raum der in jenem Auszuge, die Darſtellung des Zuſammenhangs der als Exempel gebrauchten Stellen wegnimmt, wird ſich der Verfaſſer in dieſem Buche gröſtentheils dadurch erſparen, daß bey weitem der gröſte Theil der Exempel ſolche Stellen ſind, die ſchon für ſich ein kleines Ganzes ausmachen, und daher einer ſolchen weitläuftigen Erweiterung des Zuſammenhangs nicht bedürfen.

(Das Buch wird in der Michaelismeſſe 1783 erſcheinen.)

Als Nro. 69. aber:

Auenbrugger, Edler von Auenbrugg, der Medicin Doctor, von der ſtillen Wuth oder dem Triebe zum Selbſtmorde, als einer würklichen Krankheit, mit Original-Beobachtungen und Anmerkungen. Med. 8vo. Subſcriptionspr. 5 gr. Ladenpr. 6 gr.

Wir fahren nunmehro mit der laufenden Zahl unſrer Artikel fort und zeigen ferner an:

72. Handbuch für Lehrer der Geſchichte in Schulen und Privathäuſern. Der Subſcriptionspreis für das Alphabet iſt 12 gr. Der Ladenpr. 15 gr.

Wir haben ſo viel Handbücher der Weltgeſchichte für die Jugend, aber meines Wiſſens keins für die Lehrer der Jugend, wenigſtens keins von der Art, als ich zu liefern gedenke, das ſich auf die bisher gebräuchlichen Compendien beziehe, einem derſelben (wozu ich das Schröhkiſche gewählt habe) Schritt vor Schritt folge, und auf die übrigen am Rande hinweiſe. Mir ſcheinen die Lehrer der Jugend eines ſolchen Buchs gar ſehr zu bedürfen, wenn ich anders von mir auf meine Amtsbrüder ſchließen darf. Auch werde ich in ſelbigem die Methode mittheilen, die ich bisher mit gutem Erfolge beym Unterricht in der Geſchichte gebraucht habe. Dies wird theils durch Regeln geſchehn, theils durch einige ausführliche Lektionen, theils

ſer Quartier genommen haben; warte dort bis ich komme, in einer Stunde wird es Mittageſſens-Zeit ſeyn. Ich will indeſſen die Stadt in Augenſchein nehmen, mit den Kauffleuten Bekanntſchaft machen, die Gebäude anſchauen, und dann in mein Wirthshaus zurükkommen und ſchlafen; denn ich bin von langwierigen Reiſen ganz ſteiff und müde. Geh deiner Wege.

Dromio.

Mancher würde euch beym Worte nehmen, und mit einem ſo hübſchen Reiſegeld ſeines Wegs gehen.

(Dromio geht ab.)

Antipholis.

Er iſt ein ehrlicher Schurke, mein Herr, der mich, wenn ich niedergeſchlagen und melancholiſch bin, mit ſeinen närriſchen Einfällen oft wieder aufgeräumt macht. Wie iſts, wollt ihr nicht mit mir in der Stadt herum gehen, und hernach in meinem Gaſthof mit mir zu Mittag eſſen?

Kauffmann.

Mein Herr, ich bin zu etlichen andern Kauffleuten beſtellt, von denen ich einen anſehnlichen Profit zu machen hoffe; ihr werdet mich alſo entſchuldiget halten. Sobald es fünfe geſchlagen hat, will ich euch, wenn es beliebig iſt, auf dem Markt wieder antreffen, und euch dann bis zur Schlafzeit Geſellſchaft leiſten. Dißmal ruffen mich meine Geſchäfte von euch ab.

durch den Ton des ganzen Buchs, der dem natürlichen Tone der Erzählung und Unterredung so nahe kommen soll, wie möglich. Wie stark das Werk werden dürfte, läßt sich so genau nicht bestimmen. Zu zwey Alphabeten habe ich gewiß Stoff. Ob das erste davon zur Ostermesse 1783 erscheinen wird, kann ich noch nicht mit Gewißheit sagen, aber sicher wird es doch nicht lange nachher kommen.

Trapp.

73) Der Tempel des Ruhms. Ein Gedicht von G. Hanker. Schreibpapier, mit einer Vignette. Subscriptionspr. 4 gr. Ladenpr. 5 gr.

Der Gang meines Gedichts hat mit dem Popischen keine Aehnlichkeit. Vielleicht desto schlimmer! denn es ist keine Schande Popen nachzuahmen — Aber ihn nachzuahmen, darf man vielleicht nicht viel weniger seyn, als Er war. Also vielleicht desto besser! — Doch schlimmer oder besser: ich bin eyfersüchtiger, mit den Empfindungen seines Herzens zusammen zu treffen, als von den Talenten seines Geistes zu erben. — Etwas von dem Inhalte meines Gedichts voraus zu sagen, hieße dem Leser das einzige Vergnügen rauben, das ich ihm vielleicht gewähren kann, das Vergnügen der Ueberraschung.

74) Versuche mit Quecksilber, Silber und Gold, angestellt zu Guilford, im May 1782. und beschrieben von James Price, Doctor der Arzneygelahrheit und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften. Nebst einem Auszuge aus Boyle's Erzählung von einer Degradation des Goldes. 4 Bogen. 4 gr.

(Ist bereits zu haben.)

75) Aretin, Voltaire, und Castriotto, eine Beylage zum philosophischen Almanach auf das Jahr 1783. von F. L. Epheu. 2 Bogen. 2 gr.

(Ist bereits zu haben.)

76) Betrachtungen verſchiedener chirurgiſchen Vorfälle, von Joſeph Mohrenheim, Gebutshelfer, Wund- und Augenarzt der K. K. mediciniſch- und chirurgiſch-praktiſchen Lehrſchule zu Wien. Zweyter Band. 14 Bogen. Subſcriptionspreis 10 Gr. Ladenpreis 12 Gr.

77) Skizze einer Geſchichte der Menſchenreligion, für denkende Chriſten — veranlaßt durch die von Leſſing herausgegebene Erziehung des Menſchengeſchlechts. 8vo. Subſcriptionspreis 5 gr. Ladenpreis 6 gr.

Es war des Verfaſſers Abſicht durchaus nicht, in dieſem Werkchen alles das, was Gott in Abſicht der Religion that oder geſchehen ließ, vollſtändig darzuſtellen, oder nur über irgend etwas, das zu dem Plan Gottes in Führung der Menſchen zu ſeiner Verehrung gehören mag, eine eigentliche Abhandlung zu ſchreiben, und ſeine beſondern Meynungen überall genau und ausführlich zu beweiſen. Vielmehr ſind überall das, was Gott, um ſeine Menſchen zur Glükſeligkeit ſtufenweiſe hinanzuführen, that und geſchehen ließ, nur Winke gegeben, neue Geſichtspuncte angezeigt, eigne Meynungen in Vorſchlag gebracht; und dieß einzelne ſo zuſammengericht, daß man das Ganze des Plans Gottes nach jenen Vorausſetzungen im Grundriß überſchauen kann, ſo weit dieſer Plan der Menſchenleitung für dieſe gegenwärtige Ausbildungsepoche des Menſchengeſchlechts gehört.

78) Dialogen des Helikon. Von F. L. Epheu. Erſter Theil, 20 Bogen, kl. 8vo. Subſcriptionspr. 12 gr. Ladenpr. 15 gr.

Das heißt: Todtengeſpräche zwiſchen Dichtern — und unter dieſer Einkleidung: Verſuche über den Zuſtand der Litteratur in verſchiedenen Perioden; Unterredungen über den Charakter einzelner Schriftſteller und einzelner Werke; Unterſuchungen über gewiſſe Gattungen der Dichtkunſt, und Beyträge zu ihrer Geſchichte: und alles das mit vorzügli-

cher Rükſicht auf unſre Litteratur und ihrem gegenwärtigen Zuſtand.

79) Tabellen der Primzahlen und der Faktoren der Zahlen, welche unter 100100 und durch 2, 3, oder 5 nicht theilbar ſind, herausgegeben durch Joh. Neumann, 8vo. Schreibpap. Subſcriptionspreis 10 gr. Ladenpr. 14 gr.

80) Der Hypochonder, oder: die Eheſcheidung. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen, nach Jean Baptiſte Rouſſeau. Von F. L. Ephen. 6 bis 8 Bogen kl. 8vo. Subſcriptionspr. 5 gr. Ladenpr. 6 gr.

81) Carl Renatus Hanſens, öffentlichen ordentlichen Lehrers der Geſchichte und Bibliothecarius auf der Univerſität Frankfurt, verſchiedener Akademien Mitglieds, Staatsmaterialien und hiſtoriſch-politiſche Aufklärungen für das Publikum, vorzüglich zur Kenntniß des teutſchen Vaterlandes in ältern und gegenwärtigen Zeiten. Erſtes und Zweytes Stük, gr. 8vo. Die Subſcribenten erhalten jedes Stük brochirt und franko Teutſchland für 7 gr. nachher wird zwar der Preis nicht geändert, aber weder franko noch brochirt verſendet.

Unter dieſem Titel kündige ich dem Publikum eine periodiſche Schrift an, die eine Menge ungedrukter, hiſtoriſcher und ſtatiſtiſcher Abhandlungen, die ſich vorzüglich auf die Verfaſſung der europäiſchen Staaten und auf die gegenwärtigen großen Weltbegebenheiten beziehen, enthalten wird. In den Staatsmaterialien werde ich vorzüglich ungedrukte, ſtatiſtiſche Nachrichten, bißweilen Auszüge aus koſtbaren und weitläuftigen Werken, die nicht in jedermanns Handen ſeyn können, mittheilen: Nachrichten, die ſich über alle Theile eines Staats ausbreiten ſollen. In den Aufklärungen werde ich, außer den beſondern Abhandlungen, worunter ich auch aus den Quellen der Geſchichte ausgearbeitete Biographien rechne, bißweilen hiſtoriſche Begebenheiten,

heiten, die in den öffentlichen Blättern sind erzählt worden, herausheben, im Zusammenhange darstellen, und selbige, wenn sie sich auf vorhergehende Geschichten und Staatsverträgen gründen, erläutern. Den Beschluß werden immer Anzeigen von solchen historischen und statistischen Werken machen, welche verdienen allgemein bekannt zu werden. Jährlich sollen wenigstens 6 Stücke von 8 bis 9 Bogen herauskommen.

82) Versuchs eines Entwurfs zu einem vollständigen Gesetzesplane für Verbrechen und Strafen, als ein Beytrag zur Preisaufgabe der ökonomischen Gesellschaft zu Bern. Mit dem Wahlspruch:

O! quisquis volet impias
Caedes, et rabiem tollere civicam.

Auf öffentliches Verlangen der ökonomischen Gesellschaft zu Bern zum Druk befördert, von dem Verfasser, Johann Melchior Gottlieb Beseke, D. der Philosophie und beyder Rechte, der lezteren Professor zu Mitau. 8vo. 9 bis 10 Bogen. Subscriptionspr. 8 gr. Ladenpr. 10 gr.

83) Fliegende Blätter für Freunde der Toleranz, Aufklärung und Menschenverbesserung.

Von dieser Schrift kommen jährlich (Neujahr, Ostern, Johannis und Michaelis) 4 Stük von 8 Bogen med. 8vo gedrukt heraus. Wer biß zur Erscheinung des 3ten Stüks in jedem Jahrgange abonnirt, erhält den ganzen Jahrgang, brochirt und franko Teutschland, vierteljährig für 1 rthlr. 8 gr. zugeschikt. Die Bezahlung für den Jahrgang geschieht bey der ersten Ablieferung. Nach der verflossenen Zeit des Abonnements kostet der Jahrgang unbrochirt und unfrankirt 1 rthlr. 8 gr.

84) Erfahrungen oder Beyträge zu den Geheimnissen der gesunden Vernunft. 8vo. Schreibp. 5—6 Bogen. Subscriptionspr. 4 gr. Ladenpr. 5 gr.

Diese

Diese Sammlung aphoristischer Sätze enthält die Resultate eines fortgesezten und tiefen Studiums der menschlichen Natur und wird vielleicht dem Psychologen kein ganz unangenehmes Geschenk seyn. Mehr von diesem Werke zu sagen (von dem wir übrigens noch sehr viel sagen könnten) verbietet uns für diesmahl der Raum.

85) Klaviersonatinen von **E. W. Wolf.** Pränumerationspreis 16 gr. Ladenpr. 20 gr.

Diese Sonatinen können verschiedener unvorhergesehener Hindernisse wegen, erst im Monat Julius dieses Jahres erscheinen, welches den resp. Herren Pränumeranten zur Nachricht dienet. Diejenigen, welche noch gesonnen sind darauf zu pränumeriren, können sich deßhalb an uns oder den Herrn Verfasser selbst, oder auch an Herrn Breitkopf in Leipzig wenden. Der Pränumerationspreiß ist 16 gr. den Louisd'or zu 5 rthlr. gerechnet, und der Pränumerationstermin bleibt bis zur Ostermesse 1783. offen.

86) Neueste vermischte Schriften, dramatischen, poetischen und philosophischen Inhalts. Erster Band, 8vo. Ohngefähr ein Alphabeth. Subscriptionspr. 16 gr. Ladenpr. 20 gr.

Man legt unter diesem vielumfassenden Titel dem Publikum den Anfang eines Werks dar, das auf die nächste Ostermesse hervortreten, und so lange continuiren soll, als Leser und Leserinnen bey ergiebiger Kauf- und Lese-Lust, und Schreiber dieses bey guter Laune bleiben. Auf vier Bände ist vorgearbeitet, und damit die Feder, in der Zwischenzeit, nicht aus aller Activität komme, so soll sie derweil mit Verbesserung des Vorraths in Uebung erhalten werden, welcher gute Vorsaz hoffentlich den Nutzen schaffen wird, den, dermalen so schwer zu befriedigenden, litterarischen Gaumen, durch abwechselnden immer wachsenden Hautgout, im Appetit zu erhalten. Gegenwärtiger Band liefert größtentheils dramatische Original-Produkte — zur Michaelis-Messe erscheint der zweyte, u. s. w.

87)

87) Geſchichte meiner Bienen und derſelben Behandlung in den Jahren 1781 und 1782. gr. 8vo. Ohngefehr 14 bis 15 Bogen, nebſt einer Kupfertafel. Subſcriptionspr. 10 gr. Ladenpr. 12 gr.

Der Verfaſſer dieſer Schrift hat ſich die Mühe gegeben, einige Jahre nach einander ſeine Bienen genau zu beobachten, und in dieſer Abſicht ein Tagebuch geführet, darinnen er von Tag zu Tage nicht nur die Witterung und Nahrung, ſondern auch die Ab- und Zunahme der Stöcke nach der Waage genau bemerkt hat. Er hat ferner alle nöthige Verſuche mit Ableegen, theilen, copuliren, transplantiren, austrommeln, und verpaaren der Stöcke gemacht, nicht weniger alle Arten der bisher vorgeſchlagenen Fütterungen der Bienen probieret, um ſich durch eigene Erfahrung von der Thunlichkeit oder Unthunlichkeit, von Schaden oder Vortheil der Sache überzeugend zu belehren. Beſonders hat ſich der Verfaſſer alle Mühe gegeben, den mechaniſchen Theil der Bienenpflege, ſo viel möglich auf das Einfache, Leichte und Wohlfeile zurück zu bringen, und eine ſolche Einrichtung auf ſeinen Bienenſtande zu machen, daß Ein Mann allein alles Nöthige beſorgen, und ſelten ein Fall eintreten kann, wo er eines Gehülfen benöthiget wäre.

Thatſachen blos erzählet müſſen hoffentlich mehr Aufklärung in der Sache geben, als viele Reden und Vorſchriften, die man ohne eigene Erfahrung nachſchreibet. Endlich wird der Verfaſſer noch die Beſchreibung einiger Werkzeuge oder Maſchinen beyfügen, die ihm bey der Bienenpflege ungemeinen Nutzen und Erleichterung verſchaffet haben. Z. E.

Eine Waage, mit welcher man ohne Beyhülfe eines Andern alle Stöcke, auch die ſchwerſten, auf dem Stande und mitten im Fluge der Bienen wägen kann.

Eine Maſchine oder Modell, vermöge deſſen ein jeder, der nur einiges Geſchick hat, die theilbaren Käſten auf das genaueſte verfertigen, und in einem Tage 2 und mehrmal ſo viele zu Stande bringen kann, als ein gelernter Tiſchler.

Eine Wachskelter, in welcher man auf eine viel leichtere und bequemere Art als in den gewöhnlichen Preſſen mit Schrau-

Schrauben, das Wachs auf das reinſte aus den Hülſen bringen kann.

88) Provinzial-Charakterzüge, Erzählungen und Phantaſien. Erſter Theil, 8vo. Subſcriptionspreis 8 gr. Ladenpreis 10 gr.

Der Verfaſſer hat die Abſicht, in Aufſätzen von verſchiedener Form, die Denkungsart und die Sitten in den Provinzen, die er den großen Hauptſtädten entgegen ſezt, zu ſchildern, und dadurch Menſchenkenntniß und das Studium der Praktiſchen Philoſophie zu befördern.

89) Geſchichte des Menſchen, von Herrn Prediger Villaume in Halberſtadt. 8vo. Schreibpap. ein Alphabet und drüber. Subſcriptionspr. 14 gr. Ladenpr. 18 gr.

Dieſes Werk iſt bereits in den Berichten der Buchhandlung der Gelehrten, Monat Auguſt 1782. p. 739 angezeigt, und wir haben alſo hierbey nur zu erinnern, daß wir ſolches in Verlag genommen, beziehen uns übrigens auf die dort eingerükte Ankündigung.

Noch finden wir für nöthig, das Publikum zu benachrichtigen:

1) Daß das Journal de lecture, für das Jahr 1783 fortgeſezt werde, deſſen ganze Einrichtung, Format, Subſcriptionspreis à 4 Rthl. Ladenpreis à 5 Thlr. wie im vorigem Jahrgange bleiben.

2) Daß wegen verminderter Bogenzahl, der unter No. 29. ſter Ankündigung angezeigten deutſchen Ueberſetzung von Encleria, der Subſcriptionspreis derſelben auf 20 Gr. der Ladenpreis aber auf 1 Rthlr, herabgeſezt worden.

3) Daß hingegen wegen vermehrter Bogenzahl, die unter No. 54. ſter Ankündigung angezeigte mineralogiſche Beſchreibung von Julow, im Subſcriptionspreiſe um 20 Gr. im Ladenpreiſe aber um 1 Rthlr. verkauft werde.

Auch

Auch iſt die Charte allein im Subſcriptionspreiſe für 10 Gr. und im Ladenpreiſe für 12 Gr. zu haben.

4) Daß da die weibliche Biographie ein Bändgen, ſtatt 16 bis 18 Bogen, wie in der dritten Ankündigung S. 8. angezeigt worden, ein Alphabet beträgt, können wir es im Subſcriptionspreis nicht unter 16 Gr. im Ladenpreis aber nicht unter 20 Gr. verlaſſen.

5) Da die Buchhandlung der Gelehrten ſich gegen uns erklärt hat, daß es ihr in Betrachtung der weitläuftigen Geſchäfte, welche ſie mit den Herrn Buchhändlern in den Meſſen abzuthun habe, nicht möglich ſey, denjenigen Herren Subſcribenten, welche auf einen unſerer Verlagsartikel bey ihr unterzeichnen möchten, ſo gleich und ſchnell genug die beſtellten Exemplare zuzuſenden, und da ſie dies gleichwohl wünſche: ſo hat ſie uns den Antrag gethan, öffentlich bekannt zu machen, daß ſie von nun an ſich nur ungern mit Subſcription oder Pränumeration auf unſre Verlagsartikel befaſſen werde, und wir müſſen das Publikum erſuchen, ſich damit entweder unmittelbar an uns, oder was uns noch lieber iſt, an den nächſtgelegenen von unſern ſchon bekannten Herren Commiſſionairs und Beförderern unſerer Anſtalt zu wenden. Ueberdies hat dieſe allein zur geſchwinden Verſendung an die Herren Subſcribenten getroffene Abänderung auf unſern bisher durch die Buchhandlung der Gelehrten gemachten Abſatz an die Herren Buchhändler keinen Einfluß, ſondern es ſind unſere Schriften nach wie vor in der Buchhandlung der Gelehrten zu haben.

Deſſau, am 12ten Februar 1783.

Die Adminiſtratoren der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler.

Nota. Weil wir wegen Mangel des Raums dieſe Ankündigung hier nur ſehr abgekürzt liefern können, ſo müſſen wir zugleich die Leſer auf die ausführlichere beſonders gedruckte verweiſen.

d. H.

VI. Kiel. Herr Profeſſor Heinze kündigt ein Kieliſches Magazin für die Geſchichte, Staatsklugheit und Staaten-

Staatenkunde an, davon das 1ste Stük nach der O. Messe in der Buchhandlung der Gelehrten erscheinen soll. Er nimmt Beyträge dazu von andern Gelehrten an. Drey Stücke machen einen Band, und der Preiß soll bey Lieferung des ersten bestimmt werden.

VII. **Berlin.** Herr Himburg meldet, 1. daß Herr C. V. Hermes zu Quedlinburg, auf Verlangen, die im 5ten Hauptstücke seines Handbuchs der Religion befindlichen Abendmahls-Betrachtungen, nebst den damit verbundenen Liedern, in kleinerem Formate mit grober Schrifft, als ein gutes und zweckmässiges Communion-Buch herausgeben werde. Der Preiß soll für 16 Bogen 6 gr. seyn, und wer eine Anzahl Exemplare davon unterbringt, erhält 16 P. C. Rabbat. 2. Daß von der Uebersetzung der besten Stücke des Englischen Zuschauers kommende Ostern noch ein 7ter und 8ter Band erscheinen werde; und die Pränumeranten der 6 ersten Bände, auf diese zwey noch mit 1 rthlr. 8 gr. antreten, so wie auch Liebhaber, die noch für das ganze Werk antreten wollen, alle 8 Bände bis zur Messe um 5 rthlr. 8 gr. haben sollen.

An Alle,
welche Inserate für den Anzeiger des T. Merkurs einsenden.

Wir müssen nochmals wiederholt bitten, daß 1) alle Ankündigungen, VerlagsAnzeigen, Bekanntmachungen ꝛc. so kurz als mbglich gefaßt, und nicht in extenso sie einzurücken verlangt, und 2) alle Inserate so wie auch die anzuzeigenden neuen Bücher Portofrey eingesandt werden; weil sie außerdem gewiß unangezeigt liegen bleiben.

T. H.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1783.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Antipholis.

Lebet wohl bisdahin; ich will indeß allein herumgehen, und die Stadt beſehen.

Kauffmann.

Mein Herr, ich überlaß' euch euerm eignen Vergnügen.

(Der Kauffmann geht ab.)

Dritte Scene.

Antipholis.

Wer mich meinem eignen Vergnügen überläßt, überläßt mich einem Ding, daß ich nirgends finden kan. Ich bin in der Welt wie ein Tropfen Waſſers, der im Ocean einen andern Tropfen ſuchen will, und indem er hineinfallt ſich ſelbſt verliehrt, ohne den andern zu finden. So geht es unglüklicher Weiſe auch mir; indem ich eine Mutter und einen Bruder ſuchen will, verliehr' ich mich ſelbſt.

Dromio von Epheſus tritt auf.

Hier kommt mein Kerl wieder -- Was hat das zu bedeuten? Warum kommſt du ſobald wieder zurük?

Dromio von Epheſus.

Sobald wieder zurük! Sagt vielmehr: Warum findſt du mich ſo ſpät? Der Capaun dorrt aus, das Spanferkel fällt vom Spieß ab, die Gloke hat zwölfe geſchlagen; meine

Frau

Der
Teutſche Merkur.

April 1783.

I.

Muſophili
Nachtrag zu ſeinem Verſuche über die Frage:
was iſt Hochteutſch?

An den H. des T. Merkurs.

Da Ew. ꝛc. die Gewogenheit gehabt haben, meinen Verſuch über die von Hrn Rath Adelung aufgeworfene Frage: Was iſt Hochteutſch? in Dero beliebtes Journal aufzunehmen: ſo halte ich mich gewiſſermaßen berechtigt zu hoffen, Sie werden auch dieſem kleinen Nachtrag, zu welchen ich mich durch die zwey *) gegen den Teutſchen Merkur gerichtete Abhandlungen dieſes berühmten Mannes veranlaßt ſehe, eben dieſelbe Gunſt erzeigen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Muſophilus, alias Philomuſos.

*) Im 4ten Stücke des erſten Bandes ſeines Magazins der Teutſchen Sprache.

Herr **Adelung** würde mir durch die Ehre, die er mir erwieſen ſich zu einer ziemlich ausführlichen Widerlegung meines in den beyden lezten Monaten des T. M. 1782 erſchienenen Verſuchs über die Frage: **was iſt Hochteutſch?** herabzulaſſen, eben ſoviel Vergnügen gemacht haben, als ich Ihm für ſeine Bemühung mich zu belehren Dank ſchuldig bin: wenn die Art, wie Er dabey zu Werke gegangen iſt, nicht die ſtärkſte Vermuthung erweckte, daß dieſe Arbeit ihm ſelbſt mehr Unluſt als Vergnügen gebracht haben müſſe. Wie dieß gekommen ſeyn mag, weiß ich nicht; aber die böſe Laune, die in ſeinen beyden Aufſätzen gegen mich herrſchet, iſt gewiß nicht mir allein aufgefallen; und ich beklage ſie um ſo mehr, da ich ihm keine Urſach dazu gegeben zu haben glaube, und würklich nicht ſehen kann, warum die Puncte, über welche ich ihm meine Zweifel in der unſchuldigſten Abſicht von der Welt vorgetragen habe, nicht von Seiner Seite ſo wohl als von der Meinigen, mit heitrer Stirne, ohne Empfindlichkeit, Grämlichkeit und Uebelnehmen hätten ſollen ausgemacht werden können.

Hr. A. verſichert gleich im Eingange ſeiner Abhandlung gegen mich, oder wie es ihm ſich auszudrücken beliebt, gegen den **teutſchen Merkur**: daß er bey der Ausgabe ſeines Magazins nicht die **Beluſtigung** müßiger oder **Täuſchung unkundiger Leſer**, ſondern die Beförderung gründlicher **Sprachkenntniß** zur

Abſicht

Abſicht gehabt habe. Wozu dieſe höchſt überflüſſige Proteſtation gegen erträumte Beſchuldigungen, die ihm gewiß keiner ſeiner Leſer gemacht haben würde?

Man merkt nun freylich wohl, daß dies jemand gelten ſoll: wem? läßt ſich allenfalls auch, ohne ein Oedipus zu ſeyn, errathen. Aber was man nicht erſt zu errathen braucht, ſondern mit Händen greift, iſt: daß ein Mann, der in dieſem **Ton** anfängt, beſſer thäte die Feder gleich wieder niederzulegen, und eine Stunde, wo ſeine Lebensgeiſter heitrer fließen, abzuwarten.

Hr. A. hat es in ſeinen beſagten beyden Aufſätzen durchaus immer mit einem **Gegner** zu thun, und mit **was für einem Gegner**? Mit einem Gegner, „der nicht für nothwendig gehalten, **ihn bis zum Ende anzuhören**, der ihm **willkührlich** widerſpricht, der ſein Publicum etwas **bereden will**, der ſeine (Hrn. Adelungs) **überzeugende Gründe** vor Augen liegen hat, aber ſie **nicht ſieht**, oder **wenigſtens thut, als ob er ſie nicht ſehe** — der **ſich hinter Schlupfwinkel verbirgt**, der, bey einer Gelegenheit, wo wahrlich nur ein Narr oder ein von Hypochonder und Eigendünkel geplagter Pedant in Heftigkeit gerathen kann, in **Heftigkeit geräth**„ u. ſ. w. Kurz ein Gegner, der nicht verdient, daß ein Mann wie Herr A. nur einen Augenblick mit halbem Ohr auf ſein elendes Geſchwätze achte. Und dieſer Geg-

ner — fidem vostram, Quirites! — dieſer Gegner bin — Ich, ich, Philomuſos oder Muſophilus, wie Sie wollen, unſchuldiger und nichts Böſes meynender noch ahnender Schreiber eines in den T. M. eingerückten unmaſsgeblichen Verſuchs über einen Gegenſtand, worüber jeder Deutſche oder Teutſche für erlaubt halten wird, ſeine Meynung zu ſagen — eines Verſuchs, worinn ich zwar das Unglück habe über die Frage was iſt hochteutſch? anderer Meynung zu ſeyn als Herr Adelung, aber hierinn (ſeiner eignen Verſicherung nach) unſre teutſchen Provinzen, und alſo ungefähr ganz Teutſchland zum Mitſchuldigen habe. — Wie? ich ein Gegner des Hrn. Adelungs, bloß weil ich mit der gröſsten Beſcheidenheit einige Einwürfe gegen eine ſeiner Behauptungen wagte, und dieſe Einwürfe ſelbſt bloß als Zweifel vortrug, durch deren Beantwortung er mich und einige Millionen Teutſche, mit welchen ich hierinn einerley Gedanken hege, verbunden hätte? Macht mich dies zum Gegner eines Mannes den ich öffentlich für meinen Meiſter erkenne? Aber mein Unglück will nun einmal daß Er mir alles übel nimmt, ſogar die Höflichkeiten, die ich ihm aus gutem Herzen ſage, und die gewiß kein unbefangener Leſer für Ironie genommen hat. Ich hatte, nicht um Hrn. A. ein Compliment zu machen (denn was könnte das Ihm oder mir helfen?) ſondern weil es Wahrheit iſt, und weil ich deſſen als eines Vorderſatzes zu einer

Schluß-

Schlußfolge vonnöthen hatte, Hrn. A. einen Gelehr„ten genannt, der unſre Sprache (ich meynte die „Teutſche Sprache in ihrem ganzen Umfange) „lange und gründlich ſtudiert, große Beweiſe ſeiner „darinn erlangten Einſichten gegeben, und durch un„gemeine Verdienſte (ich dachte dabey hauptſächlich an ſein Wörterbuch) „ſich ein wohlbegründetes An„ſehen in dieſem Fache erworben habe." — Und wie nimmt nun Hr. A. dies auf? — „Mein Gegner, ſagt er, „legt mir S. 145. f. einige Verdienſte um „die Sprache bey u. ſ. w. Allein, da er in ſeinem „ganzen Aufſatze zu behaupten ſucht, daß ich mich in „dem was Hochteutſch iſt, völlig geirrt habe, ſo wird „das Vorige noch weniger als ein Compliment. Ei„ne Sache lang und gründlich ſtudiert haben und „doch nicht einmal wiſſen was ſie iſt, iſt, ſoviel ich „einſehe, ein Widerſpruch; daher er ſich auch kei„nen Dank dafür von mir zu verſprechen hat." — Dies heißt, mit Erlaubniß, auch gar zu wunderlich ſeyn! Wenn ſolche Folgerungen gälten, ſo dürfte kein Gelehrter jemals etwas gegen die Behauptungen eines andern einwenden; und ich könnte mich mit eben ſo guten Grunde beſchweren, Hr. A. habe mir durch die vorhin ſchon berührten Anſchuldigungen alle Ehrlichkeit und ſogar den Menſchenverſtand abgeſprochen. Uebrigens war die Gerechtigkeit, die ich den Verdienſten deß Hrn. A. erwies, vollkommen unentbehrlich, und ſeine Dankbarkeit kann vor meinen

Anſprüchen ganz ruhig ſeyn; ein wenig mehr Billigkeit war alles, was ich von ihm erwartete und womit ich vollkommen zufrieden geweſen wäre. Was aber den vermeynten **Widerſpruch** betrift, ſo iſt es (ſo viel **ich** einſehe) eben nichts Unerhörtes, daß man eine Sache lang und gründlich ſtudiert haben kann, und doch nicht weiß was ſie iſt; wenigſtens giebt es im Himmel und auf Erden eine Menge Sachen, von denen der am wenigſten weiß, der am meiſten zu wiſſen glaubt, und wovon man immer weniger weiß, je länger und tiefer man ſie ſtudiert. Aber dies iſt **hier** nicht der Fall: auch habe ich nie zu behaupten geſucht, daß ſich Hr. A. in dem was Hochteutſch iſt, **völlig** geirrt habe: ſondern ich habe nur Zweifel und Einwürfe gegen ſeine Behauptung, „daß die gewöhnliche Geſellſchafts-Sprache des ſüdlichen Chur-Sachſens in den obern Claſſen die **einzige** Richtſchnur der „hochteutſchen Schriftſprache ſey„ vorgebracht. Hat Hr. A. dies **nicht** behauptet; ſo kann er ſagen, daß ich ihn unrecht verſtanden habe; und alsdann müßte ich mich damit zu tröſten ſuchen, daß alle mir bekannten Leſer ſeines Magazins ihn gerade ſo verſtanden haben wie ich. Hat er aber jenen Satz würklich behauptet: ſo geſtehe ich, daß ich, aller ſeiner ſubtilen Deductionen ungeachtet, noch immer der Meynung bin, daß er ſich geirrt habe. Irren iſt etwas ſehr Menſchliches; und wer von uns Beyden auch der Irrende ſeyn mag, ſo hat ſich doch keiner eines Verbrechens

brechens zu ſchämen, daß wir mit Plato und Ariſtoteles gemein haben. Newtons Theorie des Lichts wird ewig ein bewundernswürdiges Werk bleiben, wenn gleich ſeine Meynung über das was die Lichtſtralen ſind, ſo irrig ſeyn ſollte als die gröſten unſrer itzigen Naturforſcher behaupten. Dies könnte gerade hier der Fall des Hrn. A. ſeyn, (wiewohl ich mir mit der Vergleichung kein Gratial von ihm verſprochen haben will). Sein Wörterbuch, ſein Lehrgebäude der teutſchen Sprache u. ſ. w. ſind darum nicht weniger jedem der unſere Sprache gründlich erlernen will, unentbehrliche Werke, wenn ſie ſchon, wie alle Dinge unterm Monde, auch ihre Unvollkommenheiten und Gebrechen haben; zumal da dieſe leztern, meines Bedünkens, gröſtentheils bloſſe Folgen der beſondern Meinung ſind, die er über das was Hochteutſch iſt, zu faſſen beliebt hat. Die beſten Menſchen ſind nicht immer von der Schwachheit ausgenommen in irgend einer Sache zu radottieren. Ein Mann habe ſich eine Lieblings-Grille in den Kopf geſezt, ſo wird ſie ihm als die erweislichſte, erwieſenſte, ſonnenklarſte Sache in der Welt vorkommen; er wird nicht begreiffen können, wie jemand ſo verkehrt, ſo vorſetzlich blind ſeyn könne, nicht eben ſo überzeugt von ihr zu ſeyn wie er; er wird, wenn etwas wider ſie eingewendet wird, in Hitze gerathen, die Sache in einem tragiſchen Ton nehmen, Sophiſtereyen zu Behauptung ſeiner geliebten Grille vor-

bringen, die er an einem Andern unerträglich finden würde; und, was nicht zu vergeſſen iſt, in und bey allem dieſem eine ſo ehrliche Abſicht und ein ſo gutes Gewiſſen haben, als ob er würklich Recht hätte, und dieſes einzigen Nagels im Kopfe ungeachtet gleichwohl in allem Übrigen ein ſo wakrer Mann ſeyn als einer in der ganzen Stadt,

in Umgang angenehm, ein guter Nachbar,
ein guter Ehmann und ein milder Herr,
auch ſonſt um einem Wagen auszuweichen
beſonnen gnug, und neben offnen Brunnen
vorbeyzugehn — *)

Der Himmel bewahre mich, dem Hrn. A. eine ſo gemeine und ſo unfreywillige menſchliche Schwachheit übel zu nehmen; ich würde ihrer nicht einmal erwähnt haben, wenn ich mir die ſeltſame Empfindlichkeit, womit er meine Einwendungen aufgenommen hat, auf eine glimpflichere Art zu erklären wüßte. Dieſe geht ſo weit, daß er mir ſogar aus der Zurükhaltung meines Nahmens einen Vorwurf macht. „Wozu „dieſe Hülle? ſagt er: Die Sache ſelbſt betrift weder die Ehre noch die Seligkeit — War es etwa Mißtrauen in ſeine eigne Sache, welche ihn dazu bewog? beynahe ſollte ich es glauben„ — Gerechter Himmel! welch eine Art zu ſchließen! Eben darum weil die Sache weder Ehre noch Seligkeit

*) Horaz, in der 2ten Epiſtel des zweyten Buches.

keit betrift, war es mir ſehr erlaubt meinen wahren Nahmen aus dem Spiele zu laſſen. Was thut in einer Literariſchen Erörterung der Nahme der Perſon zur Sache? Und wenn ja ein jeder der anders als Hr. A. denkt, ſein Gegner, und jede Einwendung gegen ſeine Meynungen eine Herausforderung zum Zweykampf ſeyn ſoll: ſo wird er ſich doch wohl erinnern können (wenn er ſich jemals in einer Erholungsſtunde herabgelaſſen hat, Bernardo Taſſo's Amadigi oder irgend ein älteres Ritterbuch zu durchblättern) daß ſelbſt die Lancelot und Amadis es nicht unter ihrer Würde hielten, mit unbekannten Abentheurern eine Lanze zu brechen; daß öfters unter den unſcheinbaren Waffen und hinter dem herabgezognen Viſier ein Mann verborgen war, welchen aus dem Sattel zu heben ſelbſt der beſte Ritter der Tafelrunde ſich zur Ehre rechnen konnte; und daß ein ſolcher Zweykampf, anſtatt mit tödlichen Wunden, nicht ſelten, wenn das Viſier endlich aufgehoben wurde, in freundſchaftlichen Umarmungen ſich endigte.

Ich hätte, aus alter Hochachtung gegen die Verdienſte des Hrn. A. wohl wünſchen mögen, daß dies zwiſchen uns der Fall ſeyn möchte. Aber die Art wie er in ſeinem Zweykampfe zu Werke geht, läßt mir dazu keine ſonderliche Hoffnung übrig. Wie konnte er, da ich nicht ſein Gegner ſondern bloß ſein Schüler ſeyn wollte, durch meinen Widerſpruch bloß eine

genauere

Frau machte, daß es auf meinem Baken eins wurde; ſie iſt ſo heiß, weil das Eſſen kalt wird; das Eſſen wird kalt, weil ihr nicht heim kommt; ihr kommt nicht heim, weil ihr keinen Appetit habt; ihr habt keinen Appetit, weil ihr eure Faſten gebrochen habt; und wir, welche wiſſen was faſten und beten iſt, wir müſſen nun dafür büſſen, daß ihr geſündigt habt.

Antipholis.

Spare deinen Athem, junger Herr; ſage mir erſt, ich bitte dich, wo du das Geld gelaſſen haſt, das ich dir gab?

Dromio von Epheſus.

Oh -- Die drey Bazen, die ich Mittwochs kriegte, um den Sattler für den Schwanz-Riemen an meiner Frauen ihrem Pferd zu bezahlen? Der Sattler hat ſie, Herr; ich habe ſie nicht behalten.

Antipholis.

Ich bin izt in keinem ſpaßhaften Humor; ſag' mir ohne zu ſchäkern, wo iſt das Geld? Wie unterſtehſt du dich, an einem Orte wo wir fremde ſind, eine ſo groſſe Summe aus deiner eignen Verwahrung zu geben?

Dromio von Epheſus.

Ich bitte euch Herr, ſcherzet wenn ihr bey Tiſche ſizt. Meine Frau hat mich in gröſter Eile geſchikt euch zu ſuchen; wenn ihr nicht gleich kommt, wird es mein Schedel entgelten müſſen; mir däucht, euer Magen ſollte, wie der

genauere Erörterung und Beſtimmung ſeiner Meynung veranlaſſen, oder vielmehr die Auflöſung der Frage der Wahrheit näher gebracht ſehen wollte; wie konnte er mir da zum Verbrechen machen, daß ich die Gründe meiner Meynung nicht bis auf ihre erſten Elemente aufgelöſt und die ſeinigen nicht Punct für Punct vollſtändig und ſchulgerecht widerlegt habe? Es kam mir nie in den Sinn ein Buch über die Sache zu ſchreiben; und indem ich meine Einwendungen gegen einige Sätze des Hrn. A. die ich für irrig halte vortrug: glaubte ich, daß es Leſern, welche dieſe Gattung von Speculation lieben, leicht ſeyn werde zu ſehen wo die allgemeinen Grundſätze, auf welche er ſeine Meynung ſtüzt, zu Entſcheidung der Haupt-Frage unzulänglich ſind; und daß es alſo unnöthig ſey, bis auf Analyſe der Entſtehung und Ausbildung der Sprache zurückzugehen. Ob ich in dieſer Art zu verfahren bona fide gehandelt oder Hrn. A. nur habe ſchicanieren und meinen Leſern einen Dunſt vormachen wollen, ſtelle ich dem Urtheil der leztern getroſt anheim. Wie hingegen Hr. A. in ſeiner Antwort mit mir zu Werke gegangen, davon mögen einige wenige Beyſpiele zur Probe dienen.

1) In ſeinem ganzen Aufſatze ſpricht er ſo, als ob ich behauptet hätte: die Schriftſteller wären es, die eine Sprache erfänden, oder wenigſtens käme die Ausbildung derſelben ihnen allein zu. Da dieſe beyde

beyde Sätze augenscheinlich absurd sind: so ist es ihm ein Leichtes, den Strohmann den sein böser Genius ihm unvermerkt an meine Stelle gesezt hat, zu Boden zu fechten. Eben so spielt er mit dem Worte **Willkühr**; gleich als ob ich kindisch genug hätte seyn können zu behaupten, die Ausbildung einer Sprache könne der **Willkühr der Schriftsteller** Preiß gegeben werden, d. h. jeder könne schreiben, Wörter und Redensarten machen, decliniren, conjugiren, construiren, die Artickel oder Hülfswörter weglassen, Altes und Neues, Niedriges und Edles, was mit Recht verworfen worden und was bloß zufällig aus dem Gebrauche gekommen, kurz, quadrata rotundis nach seinem Eigendünkel unter einander mischen, wie es ihm beliebe. Wenn Hr. A. mich würklich so verstanden hat, so war es allerdings unglücklich für mich, daß ihm mein Aufsatz in einer so trüben Stunde zu Gesichte gekommen.

2) Er macht mir zum Vorwurfe, daß ich über seine von der Attischen, Römischen und Toscanischen Schriftsprache hergenommene Instanzen mit leichten Füßen weggeschlüpft sey. Ich habe, als ich es that, die Ursache angegeben, und diese besteht noch, Einwendens ungeachtet. Daß die Mundart der Stadt Rom die **Mundart der Stadt Rom** war, ist sehr natürlich: und daß die römischen Schriftsteller **römisch** schrieben, ists auch: Ich sehe aber nicht, was dies für Teutschland beweisen soll? — Daß

die

die Mundart der Stadt Athen die allgemeine Schriftsprache der Griechen geweſen ſey, wird Hr. A. doch wohl nicht behaupten wollen? Homerus, Anakreon, Herodotus, Hippokrates, ſchrieben, wie er weiß, im Joniſchen, Pindarus und Theokritus im Doriſchen, Alcäus, Sappho, und nicht ſelten auch Homerus und Ariſtophanes, im Aeoliſchen Dialecte. Ich habe hier lauter Griechiſche Schriftſteller von der erſten Groſſe und aus verſchiednen Zeiten genannt, die nicht in der Attiſchen Mundart geſchrieben haben. Alſo beweiſt auch dieſe nichts für ihn. Was die Toſcaniſche betrift, ſo iſt bekannt, daß die erſten und beſten Schriftſteller Italiens, im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert Toſcaner waren, und dies allein erklart auf eine ſehr natürliche Art, wie die Toſcaniſche Mundart zur herrſchenden Schriftſprache Italiens werden konnte. Ich hatte alſo wohl ſo unrecht nicht zu ſagen: das Beyſpiel der Attiſchen Römiſchen und Toſcaniſchen Sprache entſcheide hier nichts: und wenn Herr A. um dennoch Recht zu behalten, ſich auf einen Metaphyſiſchen Satz ſtellt, und mich belehrt: „wenn einerley Erſcheinung in neun„zehn Fällen eine und eben dieſelbe würkende Urſache „hat, ſo bin ich, wenn ſie im zwanzigſten wiederkommt, „doch gewiß berechtigt, ſie ſo lange ebenderſelben Ur„ſache zuzuſchreiben bis ausdrücklich das Gegentheil „dargethan wird“ — und mich nun mit dieſem Axiom mächtig beſchämt zu haben glaubt: ſo frage ich nur: wo

wo ſind dieſe neunzehn Fälle? und wo der Beweis, daß die Erſcheinung gerade die angegebene und keine andre, wenigſtens mitwürkende Urſache hat?

3) Um zu erſehen, ob Hr. A. den wahren Standpunct der Frage in ſeiner Antwort nicht verrückt habe, erſuche ich die Leſer, die Stelle von S. 161-166. (in No. II. des T. M. 1782.) mit ſeiner Antwort S. 99. f. zu vergleichen. Ich hatte gefragt: ſind es die guten Schriftſteller einer Nation, die ihre Schriftſprache (nicht erſchaffen, ſondern nur) ausbilden, reinigen, polieren und zum möglichſten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder ſind es die obern Claſſen der blühendſten Provinz, die alles dies leiſten, und die allein dazu berechtigt ſind? Herr A. hat das Lezte, ich hingegen mit der ganzen Welt (ſoviel ich weiß) das Erſte behauptet. „So lange „nicht die Möglichkeit gezeigt wird, ſagt Hr. A. wie „ohne die engeſte Verbindung (und in dieſer leben „doch Schriftſteller nicht) einförmige Analogien ſtatt „finden können (und dieſe ſind doch ſchlechterdings „nothwendig, wenn eine Sprache Sprache werden „und bleiben ſoll) ſo lange iſt auch an dieſe ganze „Ausbildung durch Schriftſteller nicht zu gedenken. „Wir haben in den leztern zwanzig Jahren ein auf„fallendes Beyſpiel, was aus der Sprache wird, wenn „Schriftſteller ſie ausbilden wollen. Der eine ſchreibt

und

„und spricht, Vatter, Gebet für Gebeth, er weißt „für er weiß; ein andrer Froff und Färd für Pfropf „und Pferd; ein dritter lehrt ich schnid, sod, schrit, „sof, conjugieren; ein vierter schreibt Knopflauch, „zweynzig, ein fünfter verbeißt die Vocale, s' ist „gut, noch ein andrer verschlingt die Artickel und „Pronomina, hab auch was Neu's ausg'„hekt, und was dergleichen Thorheiten mehr sind, „u. s. w." — Und damit glaubt mich Herr A. abgefertigt zu haben! So beweißt er a priori und a posteriori! Weil ohne die engeste Verbindung keine gleichförmige Analogien statt haben: so haben Varro, Cicero, Virgil, Horaz, Livius, Seneca, Tacitus nichts zur Ausbildung und Vervollkommung der Römischen, so haben Petrarca, Bocaz, Aretin, Bembo, u. a. nichts zur Polierung der Italiänischen, die großen Schriftsteller aus Ludwig XIV. Zeit nichts zur Reinigung und Verschönerung der Französischen, Bodmer, Haller, Leßing, nichts für die Teutsche Sprache gethan! — Und weil in diesen lezten Jahren eine Art von Orthographischer Influenza unter uns epidemisch worden ist; weil einige Laffen unweislich thun was gescheute Leute weislich thaten, oder weil izt auch Leute, die weder Sprachen noch Sachen verstehen, grosse und kleine Bücher drucken lassen — so sind es nicht die guten Schriftsteller, die bey jeder Nation das Meiste zur Ausbildung und Polierung der Sprache beytragen! Auf solche Beweise wird wohl niemand

mand eine ernſthafte Antwort verlangen? Herr A. thut als ob ich geſagt hätte: jeder Schriftſteller habe als ſolcher, das Recht mit der Sprache zu machen, was er wolle. Daher führt er auch,

4) als ob es **gegen mich** wäre, den Vorwurf an, den Boileau dem affectirten Wizling Balzac macht: „Es iſt ein unverzeyhlicher Fehler an ihm, daß er ſich zwingt, alle Dinge anders zu ſagen, als ſich alle andre Menſchen ausdrücken.„ Damit meynt Hr. A. hätte nun Boileau klar bewieſen, daß es nicht die Schriftſteller ſind, die eine Sprache ausbilden. „Denn, ſagt er, ſolte Balzac als Schriftſteller die „Sprache ausbilden, ſo mußte er ſich ja anders „ausdrücken, nicht allein als ſeine Zeitgenoſſen in der „bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern auch anders als die „übrigen Schriftſteller„ — Eine feine Art zu folgern! Alſo iſt zwiſchen — ſich beſſer, beſtimmter, ſtärker, zierlicher ausdrücken als man ſich zu Balzac Zeit in den obern Claſſen zu Paris ausdrukte, und zwiſchen der Affectation, **alles anders** zu ſagen als **alle andre** Menſchen, kein Unterſchied: und wenn jemand von den Schriftſtellern, die durch Verſtand, Talente, Gelehrſamkeit, und Geſchmak berechtigt ſind es zu ſeyn, behauptet: daß ſie es ſind die **am meiſten** zu Ausbildung und Verſchönerung einer lebenden Sprache beytragen; ſo hat er damit geſagt: jeder abgeſchmakte Wizling, jeder Kindskopf den die Finger jucken, je

der Schmierer, den Hunger und Verzweiflung zum Autor machen, habe ein Recht mit der Sprache nach seinem Dünkel umzuspringen?

An diesen Proben mags genug seyn. Unpartheyische Leser, welche Geduld genug haben, Hrn. A. beyde Aufsätze im 4ten St. seines M. mit dem meinigen zu vergleichen, werden sehen, daß beynahe alles, womit er meine Fragen oder Einwürfe beantwortet zu haben vermeynt, in diesem Geiste und Tone geschrieben ist; und ihnen überlasse ich es, dieser Art in litterarischen Erörterungen zu verfahren den rechten Nahmen zu geben.

Ich, meines Ortes, würde meine Zeit, und den Platz, der mir im T. M. gegönnet worden, und der so leicht mit etwas besserm auszufüllen gewesen wäre, über die Gebühr misbrauchen, wenn ich mich mit einem Gegner, der mit **solchen** Waffen ficht, in einen langern Wortwechsel einlassen wollte. Mag Hr. A. doch mit seinem Strohmann fechten, und Triumf über ihn singen so lange und viel ihm beliebt! Was ich hier sagen mußte, war abgedrungen. Ich wollte nicht streiten, nicht beleidigen; ich wollte freundlich und gründlich belehrt werden. Da es Hrn. A. anders beliebt hat, so trete ich ab. Ich habe meine Meynung gesagt: Herr A. hat geantwortet: das unpartheyische Publicum mag zwischen uns den Ausspruch thun!

Musophilus.

Zusatz

Zuſatz des Herausgebers.

Herr Muſophilus — dem ich die Einrückung des vorſtehenden Aufſatzes mit Billigkeit nicht verſagen konnte — hat, wie man ſieht, weislich daran gethan, daß er einen Streit abgebrochen, wobey man unvermerkt wärmer wird als man anfangs werden wollte; und wobey, weil ſich zulezt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberey ins Spiel miſcht, die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel Muſophilus mit ſeiner Apellation an das Publicum gewinnen werde, weiß ich nicht; wenigſtens beſcheide ich mich gerne, daß es mir, nachdem er dieſes Rechtsmittel auf ſeine Gefahr ergriffen hat, weniger als jemals anſtändig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in dieſem Streit aufzuwerfen zu wollen. Indeſſen mag es doch erlaubt ſeyn, einen Vorſchlag zur Güte zu thun, und zu verſuchen, ob die Partheyen nicht geneigt ſeyn möchten beyderſeits von ihren ſtrengen Foderungen ſo viel nachzulaſſen als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig iſt. Ich habe um ſo viel mehr Hofnung, dieſen Verſuch nicht vergebens zu thun: da es mich beynahe unmöglich dünkt, daß Hr. A. und mein Pſeudonymer Correſpondent, ſobald ſie ſich gelaſſen und freundlich gegen einander erklären wollten, am En-

de nicht in der Hauptsache zusammen treffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage **was ist Hochteutsch?** zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Litteratur nüzliche Folgen haben kann. Die Freyheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefehr 10 Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhandnehmende Anmaßung sich über allen Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die lächerliche und unsre ganze Nation beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur die Magnaten unsrer gelehrten Republik, (die dem Volk hierin mit keinem guten Beyspiele vorgehen) sondern beynahe jeder, der etwas drucken läßt, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrecht-Schreibung macht — sind schon lange ein Greuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist diesen Mißbräuchen entgegen zu wirken: wem stund es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformationswerk zu legen als dem Hrn. Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne daß gleichwohl der Sache abgeholfen sondern das Uebel viel,

mehr

mehr immer größer wird, lediglich von den Schrift-
ſtellern herſtamm: ſo war auch aus dieſem Grunde
ſchon nothwendig, daß Herr A. bey Beantwortung
der Frage, was iſt Hochteutſch? oder, welches iſt die
Sprache deren ſich die Schriftſteller zu bedienen ha-
ben? einen Grundſaz aufſuchte und feſtſezte, wo-
durch die Sprache von der Willkühr der Schrift-
ſteller unabhangig gemacht würde. Die Verwirrung
ſchien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders
aufhören zu können, als wenn die Schriftſteller aus
dem geſezloſen Stande, wo jeder thut was ihm be-
liebt, zu einem gemeinſchaftlichen Panier zurükge-
rufen würden. Dieſes fand er in der Oberſachſiſchen
Mundart, vornemlich wie ſie von den obern Claſſen
des ſüdlichen Churſachſens geſprochen wird. Sei-
ner Meynung nach muß für jede lebende Sprache
eine Hauptſtadt oder wenigſtens eine Provinz ſeyn
(und natürlicher weiſe iſt es die cultivierteſte und
blühendſte) welche gleichſam der Depoſitaire der
Sprache iſt; und wenn dies auch von Teutſchland
gilt, welcher andre Kreis deſſelben könnte dem Ober-
ſächſiſchen dieſen Vorzug ſtreitig machen wollen?

Gleichwohl iſt der Grundſaz des Hrn. A. ſo wie
er ihn in ſeiner Abhandlung vorgetragen und aus-
gedehnt hat, mit allen den Folgen die er daraus ge-
zogen, ſo neu und unerhört, daß er (wie er ſelbſt
vorher ſah) allen ſeinen Leſern außerhalb Churſachſen

meinige, eure Gloke ſeyn, und euch ohne einen Boten heimſchlagen.

Antipholis.

Komm, Dromio, komm, dieſe Poſſen ſind izt zur Unzeit, ſpare ſie auf eine luſtigere Stunde. Wo iſt das Gold, das ich dir aufzuheben gab?

Dromio von Epheſus.

Mir, Herr? Wie, ihr habt mir kein Gold gegeben.

Antipholis.

Hey da, Herr Spizbube, hör auf den Narren zu treiben, und ſag mir, wie haſt du deinen Auftrag beſorgt?

Dromio von Epheſus.

Mein Auftrag war, euch von dem Markt nach Hauſe zu holen, in den Phönix, Herr, zum Mittag-Eſſen, meine Frau und ihre Schweſter warten auf euch.

Antipholis.

Nun, ſo wahr ich ein Chriſt bin, antworte mir wo du mein Geld hingethan haſt, oder ich werde dir dieſen kurzweiligen Kragen umdrehen, der ſo unzeitigen Spaß treibt wenn es mir nicht gelegen iſt; wo ſind die tauſend Mark, die du von mir empfangen haſt?

Dromio von Epheſus.

Ich hab' einige Marken von euch auf meinem Kopf, und

einige

auffallen mußte. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaßungen vieler neuern und neuesten Buchmacher eben so thöricht finden als Hr. Adelung, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Secte *) noch nicht vergessen haben, glaubten, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Classen im südlichen Churſachsen könne weder als eine hinlängliche noch zuverlässige Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn, wenn man auch sagen kann, wo diese obern Classen anfangen: wer getraut sich wohl die Linie zu ziehen, wo sie aufhören? Und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nation in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Aeschylus, einem Pindar, einem Aristophanes, geworden seyn, wenn sich die obern Classen in Athen und Theba eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer größten Schriftsteller hätten anmaßen wollen.

Ohnezweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die meinen unter dem Nahmen Musophilus verborgnen

*) Man erinnere sich nur des Neologischen Wörterbuchs.

nen Correſpondenten zum Widerſpruch gegen den Grundſaz des Hrn. A. bewogen.

Allein, ſo wenig als es jenem einfallen könnte, die Sprache **der Willkühr der Schriftſteller Preis zu geben**: ſo gewiß halte ich mich, daß es Hrn. Adelungs Meynung niemals war — wie ihn Muſophilus beſchuldigt — ohne alle Einſchränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Rede-Figur, keine Verſetzung, keine Auslaſſung, keine Wendung u. ſ. w. gelten zu laſſen, die man nicht in der täglichen Geſellſchafts-Sprache der Perſonen von Erziehung und feinerer Lebensart im ſüdlichen Churſachſen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Mißbräuchen desjenigen, was, nach Horazens bekannter Regel den Schriftſtellern jederzeit erlaubt geweſen iſt, zu rügen: aber ſeine Meynung kann nicht ſeyn, ihnen auch den ſparſamen, klugen und zwekmäßigen Gebrauch dieſer Vorrechte zu unterſagen. Auch wird er ſchwerlich in Abrede ſeyn, daß unſere Litteratur, die erſt ſeit vierzig Jahren ſich zu heben anfängt, noch immer im Steigen iſt; daß der gegenſeitige Einfluß der lebendigen Sprache auf die Schriftſteller, und der Schriftſteller auf die Sprache in der Natur der Sache ſo nothwendig gegründet iſt: daß weder die obern Claſſen der blühendſten Provinz noch die

Schriftſteller nach 30 bis 40 Jahren völlig eben dieſelbe Sprache reden und ſchreiben, die ihre Vorfahren vor 30 oder 40 Jahren ſprachen und ſchrieben: daß man alſo (wie Muſophilus mir mit Recht zu behaupten ſcheint) die Hochteutſche Schriftſprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann; und daß ſo wie eine Menge **fremder** Wörter durch den Gebrauch,

quem penes arbitrium eſt et jus et norma loquendi,

einheimiſch worden: eben ſo auch manche, die ehmals Provinzial waren, durch den verſtändigen Gebrauch guter Schriftſteller Beyfall gefunden haben und aus der Schriftſprache unvermerkt in den Mund der Hochteutſchen gekommen und im Gebrauch geblieben ſind.

Ich zweifle nicht, daß wenn Hr. A. ſich über alles dieſes näher erklärt haben wird, den zeitherigen Widerſprechen gegen ſeine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unſrer Schriftſprache wieder herzuſtellen, wenig oder nichts ein zuwenden übrig bleiben werde.

Zu dieſem Ende wünſchen wir, daß es Ihm gefallen möchte ſich nach und nach über folgende Fragen ausführlicher und beſtimmter vernehmen zu laſſen:

1) Wie

1) Wie weit erſtrekt ſich das Recht, das die Schriftſteller, beſonders diejenigen, welche nach der Baconiſchen Abtheilung in die Claſſe der Einbildungskraft gehören, über die Sprache haben, in ſofern ſolche als eine geſchmeidige Maſſe betrachtet werden kann, welcher ſie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Hr. A. geſteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, ſondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerkſamkeit und Auswahl zu gebrauchen als die gewöhnliche Geſellſchaftsſprache zuläßt. Welches ſind nun die Grenzen dieſes Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieſer Pflicht? Sollte Aufmerkſamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erſchöpfen? Sollte die Sprache des Lyriſchen, Epiſchen, Tragiſchen und Komiſchen Dichters ſo ſchlechterdings in die Grenzen der gewöhnlichen Geſellſchaftsſprache Oberſachſens eingeſchränkt werden können, wie Hr. A. S. 83. ſeiner Antwort gegen Muſophilus zu behaupten ſcheint?

2) Iſt nicht, ungeachtet der beſtändigen Ebbe und Fluth, welcher die lebenden Sprachen unterworfen ſind, unſtreitig, ſowohl was die Wörter ſelbſt als die Art ihrer Zuſammenſetzung betrift, in jeder Sprache etwas Beſtändiges, etwas das wenigſtens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen, feſ-

ſten und gleichſam geheiligten **Sprachgebrauch** geworden iſt? Kann man nicht dieſes feſte und Allgemeine in jeder Sprache, worauf ſich ihre Regelmäſſigkeit einzig gründet, die **Natur der Sprache** nennen? Und muß dieſe Natur der Sprache nicht ſchlechterdings jedem Schriftſteller heilig ſeyn?

3) Iſt man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daß alle **veralteten**, d. i. in der Oberſächſiſchen Geſellſchaftsſprache außer Gebrauch gekommenen Wörter dieſes Schikſal nur darum gehabt hätten, weil man ſie **entbehrlich gefunden**? Können nicht eine Menge zufälliger Umſtände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieſer Wörter nichts beweiſen kann? Und wenn ſie auch in der gemeinen Geſellſchaftsſprache entbehrlich wären: ſind ſie es darum auch dem Schriftſteller von Geſchmak, und beſonders dem Dichter, der nicht ſelten in dem Falle iſt, ſynonyme Wörter, die aber in ſehr feinen Nüanzen von einander verſchieden ſind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unſrer eignen Sprache Beyſpiele, daß dergleichen Wörter, die von guten Schriftſtellern mit Wahl und Abſicht wieder zurükgerufen worden, Beyfall gefunden haben, und wieder in Umlauf gekommen ſind? Iſt nicht dies der Fall wovon Horaz ſpricht:

Multa renaſcentur quae jam cecidere, cadentque
quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus,

Und

Und wenn dies ſeine Richtigkeit hätte, wer wäre geſchikter als Hr. A., uns entweder ein Verzeichniß derjenigen auſſer Uebung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig ſind, zu geben: oder, was ein noch gröſſeres Verdienſt wäre, jedem derſelben das übliche hochteutſche Wort, welches völlig eben dieſelbe Bedeutung hat, entgegen zu ſtellen?

4) Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wiewohl ſie in der erhabenſten Schreibart und in der edelſten Sprechart nicht brauchbar ſind, dennoch deswegen nicht ohne allen Unterſchied für niedrig und unedel erklärt werden können, ſobald Schriftſteller von Geſchmack ſie durch die Art, wie ſie von ſelbigen Gebrauch gemacht, gleichſam geadelt und der Zulaſſung in die gute Geſellſchaft fähig gemacht haben? Und iſts nicht dies was Horaz (deſſen Brief an die Piſonen mir ſo gut für ein Geſezbuch gilt als dem Verfaſſer des **Etwas von Teutſchen Mundarten im T. Muſeum** *) im Sinne hatte, wenn er ſagt:

Ex noto fictum carmen ſequar, ut ſibi quivis
Speret idem &c — Tantum *ſeries juncturaque* pollet,
Tantum *de medio ſumtis* accedit honoris!

wel-

*) S. deſſen 2tes Stück d. J. S. 147.

welches ich richtig ſo überſezt zu haben glaube:

Aus lauter jedermann bekannten Wörtern,
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, ſo
daß jeder dächt' er könnt' es auch; allein
wenn er's verſucht, und viel geſchwizt und lange
ſich dran gemartert hätt', es doch zulezt
wohl bleiben laßen müßte. Lieben Freunde,
Soviel kommt auf die Kunſt des Farbenmiſchens an!
Soviel kann dem Gemeinſten bloß die Stellung
und Nuancierung Glanz und Würde geben!

5) Sollten die Verſuche, die von einigen unſrer neuern Schriftſteller hie und da gemacht worden, uns eine Art von launiſch-komiſchem Styl zu ſchaffen, der uns das wäre, was den Franzoſen der Stile de Marot, worinn Chaulieu, Hamilton, Voltaire, u. a. ſo vielen Beyfall erhalten haben, — ſollten dieſe Verſuche mit hinlänglichem Grunde unter die geſchmackloſen Thorheiten der nächſtverfloßnen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr A. dies (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird: müßte dem Dichter von Geiſt und Geſchmack, der in dieſer Gattung ſich hervorzuthun fähig wäre, nicht geſtattet werden, von dem ganzen Reichthum der teutſchen Sprache, und von allen ihren Dialecten zu Bildung dieſer Art von launiſch-ſcherzhafter Sprache mit Beſcheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchſt unglücklichen Verſuch

ſuch dieſer Art haben wir vor einigen Jahren an den drey hüpſchen Mährchen geſehen, welche freylich keinen Beyfall erhalten konnten, da der Verfaſſer ohne alles Gefühl des Schicklichen dabey zu Werke gieng, und die Sprech- und Schreibarten von ſechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander ſudelte, die jedem Leſer von Geſchmack ekelhaft ſeyn mußte. Unſtreitig gehört ein Schriftſteller von den vorzüglichſten Gaben, und dem auserleſenſten Gefühle dazu, um in einer Art von Poeſie glücklich zu ſeyn, wo es ſchwerer iſt das nie zu viel und nie zu wenig immer zu beobachten als in irgend einer andern, wenn man für ein Publicum arbeitet, das ſchwerer zu befriedigen iſt als das Römiſche zu Horazens oder das Unſrige in unſern Zeiten. Aber, müßte einem ſolchen Schriftſteller nicht alle die Freyheit geſtattet werden, zu welcher ihn die Natur der Sache und ſein Genie berechtigten? Und, wenn (um nur ein einziges Beyſpiel zu geben) der allgemeine Beyfall der Nation Bürgers Lenore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieſes Meiſterſtück einer ſchönen Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunſtjüngerlein, quibus cacatum pictum eſt, in Einen Keſſel werfen, und alles zuſammen als geſchmackwidrigen Unrath in den Ausguß ſchütten? Doch es iſt Zeit für diesmal abzubrechen. Unterſuchungen dieſer Art, ohne vorgefaßte Meynungen, ſcharfſinnig, und mit feiner Unterſcheidungs-

dungskraft angeſtellt, würden unſrer Litteratur ganz gewiß großen Nutzen bringen. H. A. hat in ſeinem Magazin einen Anfang gemacht, verſchiedene Sprach-Mißbräuche unſrer Zeit auf eine gründliche Art zu rügen; und inſonderheit ſcheinen mir ſeine Grundſätze über die **Rechtſchreibung** eine allgemeine Befolgung zu verdienen. Seine Aufſätze über das was Hochteutſch iſt, und über die teutſche Literatur, mögen wohl in manchen Puncten einer genauern Beſtimmung und Auseinanderſetzung benöthigt ſeyn; aber, wie er ſich auch über einige problematiſche Sätze noch erklären mag, ſo wird man ihm immer den Dank ſchuldig ſeyn, durch ſein Magazin das Publicum aus einer Gleichgültigkeit, die der Sprache und dem Geſchmack verderblich iſt, aufgewekt, und auf eine Art von Litteratur aufmerkſam gemacht zu haben, deren Vernachläſſigung noch allezeit den Verfall der übrigen Gattungen nach ſich gezogen hat.

W.

II. Fort-

II.

Forsetzung der Nachrichten von Handel, Künsten und Wissenschaften in Toscana.

(Siehe T. Merk. 1782.)

Nach dem Tode des Großherzogs Kosmus I. nahm der Handel der Florentiner, und der Italiener überhaupt, beständig zu, bis Philipp II. das Königreich Portugal eroberte. Die Kriege in den Niederlanden, in Frankreich und Teutschland hatten den Handel aus diesen Gegenden in die äußersten Theile von Europa, nach Portugal, in die Seeplätze Spaniens, und nach Italien verwiesen. Lissabon war der allgemeine Handelsplatz der Amerikanischen und Ostindischen Waaren. Von hieraus wurden sie unter die Europäischen Nationen vertheilt. Was davon in das Innere Frankreichs und nach Teutschland floß, gieng durch die Hände der Italiener. Die Stadt Lyon, welche vorher der Mittelpunkt des Geld-Wechsels, und der Korrespondenz zwischen Italien und den Niederlanden, und zwischen Teutschland und Spanien war, hatten die bürgerlichen Unruhen merklich in Verfall gebracht. Die Kaufleute, welche bald von dieser,

einige Marken von meiner Frauen auf meinen Schultern; aber von tauſend Mark auſſer dieſen weiß ich nichts. Wenn ich ſie Euer Geſtreng wieder zurükzahlen würde, ſo würdet ihr's vielleicht nicht geduldig tragen.

Antipholis.

Deiner Frauen Marken? Welcher Frauen, Schurke? Was haſt du für eine Frau?

Dromio von Epheſus.

Euer Geſtreng eigne Frau, meine Frau zum Phönix; Sie, welche faſten muß, bis ihr nach Hauſe kommt, und betet, daß ihr bald kommen möget.

Antipholis.

Wie, willt du mich ſo ins Geſicht für deinen Narren haben, und dir's nicht wehren laſſen? Da nimm das, Herr Schurke.

(Er giebt ihm Schläge.)

Dromio von Epheſus.

Was denkt ihr, Herr? Um Gottes willen, haltet eure Hände -- Nein, wenn ihr nicht wollt, Herr, ſo will ich meine Füſſe brauchen --

[Er geht ab.]

Antipholis.

So wahr ich lebe, der Bube iſt durch irgend einen ſchlimmen Streich um mein Geld gebracht worden. Man

dieſer, bald von jener herrſchenden Partey in Kontribution geſetzt wurden, zogen nach und nach davon. Im Jahr 1575 erſuchten die wenigen Florentiner, die ſich noch da befanden, den Großherzog, ſie von dem Beytrag zum Conſulat zu befreyen, und klagten über ihren ſchlechten Zuſtand. Ihrer viele zogen nach Chambery und Beſançon, wo ſie mehr Sicherheit, und eine weniger unterbrochene Communication mit Flandern und Teutſchland fanden. Ihnen folgte der Geldwechſel und der Handel. **Heinrich III.** glaubte, das Uebel durch ein Edikt vom 25 Auguſt 1576 zu vermitteln, worin er allen Kaufleuten verbot, mit Chambery und Beſançon zu wechſeln, ihre Meſſen zu beziehen, oder Capitalien dahin zu verwenden. Weil die Städte, die den Italieniſchen Kaufleuten in Teutſchland bequemer zum Handel lagen, ſich zur proteſtantiſchen Religion bekannt hatten: ſo ließ es die römiſche Inquiſition nicht zu, daß ſie daſelbſt ihre Comtoirs beybehielten, oder neue errichteten. Pabſt Gregor XIII. vermochte ſo viel, daß alle Italieniſche Kaufleute Nürnberg verließen, und nach Regensburg zogen; und da das Florentiniſche Handelshaus **Torrigiani** ſich weigerte, dem päbſtlichen Befehl zu gehorchen: ſo wurde es durch die Bedrohungen des Großherzogs, der ſich durch den römiſchen Hof hierzu verleiten ließ, dazu gezwungen. Hingegen fanden ſie in Portugal und in den Spaniſchen Seeplätzen alle Sicherheit und Bequemlichkeit.

lichkeit Handelshäuſer zu errichten. Daher zog ſich der Handel ganz dahin. Die Raſche der Florentiner, ihre ſeidene und goldene Zeuge giengen von da aus durch ganz Spanien und Portugal, und biß nach Braſilien. Der König Sebaſtian begünſtigte vor allen andern Nationen die Florentiner, und ertheilte ihnen alle Freyheiten und Vortheile ſeiner Unterthanen. Es war daher kein portugieſiſcher Handelsplaz in Aſia, Afrika und America, wo ſie nicht eigene Comtoirs errichteten, um den Handel ihrer Vaterſtadt zu vermehren. Der allgemeine Zuſammenfluß der fremden Waaren, die ſie für Italien und Teutſchland beſtimmten, war der Hafen zu Livorno, woher ſie auf dem Canal nach Piſa transportirt, und von da aus in andere Länder und Städte vertheilt wurden. Dieſes war die Urſache, welche den Groſsherzog Franciſcus I. antrieb, den von ſeinem Vater entworfenen Bau der Stadt Livorno zu vollenden, und ſie zum allgemeinen Waarenlager aller Nationen zu machen.

Es fehlte dieſem Fürſten weder an Kopf, noch an Willen, den ausgebreiteten Handel ſeines Vaters fortzuſetzen. Er übertraf ſogar ſeinen Vater an gewiſſen Kenntniſſen, z. B. der Edelgeſteine, wodurch er den oſt- und weſtindiſchen Handel weit mehr benutzen konnte. In der Abſicht Livorno zum Mittelpunkt aller handelnden Nationen zu machen, faßte er

das Vorhaben, den Alleinhandel der Specereyen, die aus Indien nach Portugal floſſen, dahin zu ziehen. Die Könige von Portugal waren gewohnt, dieſe Art Indianiſcher Producte einem einzigen auf gewiſſe Jahre in Pacht zu geben, und zwar dergeſtalt, daß ſie ſich eine gewiſſe Menge für ihr eigenes Land vorbehielten, und derſelben Preiß ſelbſt beſtimmten. Z. B. Vom Pfeffer bedungen ſie ſich gegen 30000 Centner jedrn zu 33 Cruſaden, aus, und verpflichteten ſich, keinen Fremden etwas davon zu verkaufen. Die ſpaniſchen Miniſter thaten ihrem König Philipp II. den Vorſchlag, dieſen Pacht auf ſich zu nehmen, und dieſen reichen Handelszweig in die Niederlande zu verſetzen, wodurch er dieſe Nation mehr, als durch die Waffen, gewinnen würde. Aber der König fürchtete ſich vor dem Betrug der Kaufleute, denen er dieſen Handel hätte anvertrauen müſſen, und willigte nicht ein. Der König Sebaſtian, welcher keinen unter den Fürſten kannte, der an baarem Geld reicher als der Groß-Herzog, und nöthigen Falls ſo, wie er, im Stande wäre den Pacht voraus zu bezahlen, bot ihm denſelben vermittelſt florentiniſcher Kaufleute an. Der Großherzog willigte ein, und ſandte zu dieſem Ende einen der Sache verſtändigen Kaufmann nach Liſſabon, mit der Vollmacht den Vertrag zu ſchließen. Da dieſer aber dahin kam, hatte man, wegen Verzögerung einer entſcheidenden Antwort, den Contract auf 4

Jahr

Jahre mit einem Niederländer geſchloſſen. Jedoch trug dieſer kein Bedenken, dem Großherzog für Toſcaniſche Waaren einen beträchtlichen Theil Pfeffer zu geſtatten. Dieſen Gewürz-Handel ſuchte der Großherzog 1587 aufs neue vom König Philipp II. dem Eroberer Portugals zu pachten, und wenn dieſes nicht zu Stande käme, einen großen Theil Gewürz für Schulden anzunehmen. Aber dieſesmal unterbrach der Tod des Großherzogs die völlige Beſchlieſſung des Vertrags. Es war aber der portugieſiſche und ſpaniſche Handel nach Livorno an ſich ſelbſt ſchon wichtig genug, den Großherzog zur Erweiterung dieſer Stadt und Hafens zu ermuntern. Hierzu kam noch, daß auf den weſtlichen Meeren die Seeräuber immer mehr zunahmen, und der Weg des Handels über Livorno der ſicherſte war. Er geſchah auf Mieth-Schiffen, die der Großherzog gefliſſentlich zu dieſem Ende unterhielt, und mit ſeinen Galeeren wider die häufigen Seeräuber beſchüzte. Auf dieſe Weiſe gewann er ungemein viel Geld nicht nur für die Fracht, ſondern auch für die Aſſecuration der Waaren.

Hätte er den **Levantiſchen Handel** wieder herſtellen können, ſo würde er die groſſe Abſicht mit Livorno völlig erreicht haben. Es hatten ſich aber die Florentiner durch die Galeeren ihres S. Stephans-Ordens bey den Türken ſo verhaßt gemacht, und

die Schiffahrt der Türken war durch die Verſetzung des Maltheſer-Ordens auf die Inſel Maltha ſo unſicher geworden, daß die Herſtellung des Handels mit der Aſiatiſchen und Europäiſchen Türkey nicht mehr zu hoffen war. Und wenn auch dieſe Hinderniſſe nicht geweſen wären, ſo würden es die Venezianer nicht zugelaſſen haben. Die Republik Venedig hatte damals den Grundſatz angenommen, daß es ihr einträglicher wäre, einen friedlichen Handel in der Türkey zu treiben, als mit vielen Unkoſten den Beſitz einiger Inſel wider die Türken zu behaupten. Alle Waaren, die unter den Türken beliebt waren, zogen ſich nach Venedig, und wurden auch daſelbſt verfertiget. Daher arbeitete man weniger feine Tücher zu Florenz als ehedem. Jedoch kam dieſes auch daher, weil die Spanier und Engländer angefangen hatten ihre eigene Wolle zu bearbeiten, und alle Hände ſich mit Raſchen beſchäftigten, welche in den weſtlichen Ländern mehr Abſatz fanden als die feinen Tücher.

Da i. J. 1580 König Philipp Portugal mit Krieg überzog, bekam der Handel der Toſcaner einen ſehr empfindlichen Stoß. Die Meere wurden von Franzöſiſchen, Engliſchen, Portugieſiſchen und Holländiſchen Kapern bedeckt, welche den Handel nach Portugal und Spanien unterbrachen, und viele Fallimente in Toſcana verurſachten. Die Darlehen, wo-

mit

mit die florentiniſchen Kaufleute den König Philipp II. unterſtützt hatten, verdoppelten ihren Kummer und Verluſt, weil ſie vom König auf die oſt- und weſtindiſchen Flotten angewieſen, und dieſe den Verfolgungen der Kaperſchiffe am meiſten ausgeſetzt waren. Die Wunde, die durch Schwächung des Credits dem Handel nothwendiger Weiſe verſetzt wurde, zu heilen, ließ der Großherzog den 20 April 1582 ein ſehr hartes Geſetz wider die Fallimente ergehen. Wer bankerot machte, dem wurde auferlegt, ſich in Zeit von drey Tagen in dem öffentlichen Gefängniß zu ſtellen, und von ſeinem Handel Rechenſchaft zu geben. Hier wurde ihm erlaubt ſich zu rechtfertigen. Sonſt erklärte ihn das Geſetz für einen Betrüger, wider welchen das peinliche Gericht, als wider einen öffentlichen Miſſethäter verfahren könnte. Vater, Großvater, Söhne, und Enkel muſten perſönlich und mit allen ihren Gütern für den Bankerotierer haften, wenn jene nicht ein Jahr vor dem Falliment proteſtirt hatten, daß ſie nicht darin intereſſirt wären, und dieſe noch unter der väterlichen Gewalt ſtunden. Betrügeriſche Bankerotierer wurden mit ihren Söhnen, wenn ſie auch nach dem Fallitment gebohren waren, für unehrlich erklärt. Dieſes harte Geſetz, woran vielleicht Gewinnſucht und Eigennutz den größten Antheil hatten, verurſachte unter der Toſcaniſchen Kaufmannſchaft eine große Beſtürzung. Es ſchien unerträglich zu ſeyn, daß ein

verunglückter Kaufmann sich in einem öffentlichen Kerker rechtfertigen, und daß seine unschuldigen Kinder und Enkel männlichen Geschlechts mit ewiger Schande gebrandmarkt werden sollten. Viele ließen sich hierdurch verleiten, mit ihren Kapitalien unter einen mildern Himmel zu ziehen; wodurch der Toscanische Handel sehr viel verlohr.

Zu diesem Verlust gesellten sich noch jene verderbliche Umstände, daß in allen Münzstädten Italiens die Münzsorten verschlimmert wurden, eine Folge der in Spanien geschehenen Verschlimmerung der Realen; und daß Pabst Sixtus V. den seltsamen Entschluß faßte, fünf Millionen Scudi der Circulation zu entziehn, und in die Engelsburg zu begraben.

Den sehr empfindlichen Abbruch, den nach dem Jahre 1580 der Handel der Toscaner von vielen Seiten her erlitt, suchte der Großherzog dadurch zu ersetzen, daß er durch außerordentliche Freyheiten und Vortheile fremde Nationen nach Livorno lockte. Die Engländer fiengen damals schon an, die Oberhand in der Schiffarth zu gewinnen. Man gestattete ihren Schiffen und Waaren alle nur erdenkliche Freyheit zu Livorno, wenn sie nur von Türken und Juden nicht befrachtet wären, und wider christliche Nationen keine Seeräuberey trieben. Die Königinn Elisabeth dankte in einem Schreiben dem Großherzog für die freundliche Aufnahme ihrer Nation in Toscana, und

erließ 1586. aus Dankbarkeit die ſchwere Abgabe, welcher der Alaun der Florentiner zu London unterworfen war.

Weil in verſchiedenen Gegenden, beſonders wo man aus eigener Wolle Tücher zu fabriciren angefangen hatte, die ſeidenen Zeuge der Florentiner mehr als ihre Tücher geſucht wurden, ſo gab ſich der Großherzog alle mögliche Mühe, die Seidenmanufacturen in ſeinem Staat zu vermehren und zu verbeſſern. Dieſes bezeugen die Geſetze vom 10 Junius 1575, vom 15 und 26 May 1576, vom 12 Junius 1577, worin nebſt verſchiedenen andern weiſen Verordnungen die zur Beförderung der ſeidnen Manufacturen gehörten, die Ausfuhr roher Seide mit ſchweren Abgaben belegt, und die Einfuhre fremder ſeidener Zeuge verboten wurde. Die Seide, welche man in Toſcana bauete, war zu den florentiniſchen Manufacturen bey weitem nicht hinreichend. Dieſen Mangel erſetzte der Großherzog aus Calabrien und Sicilien. Er hielt zu dieſem Ende Commiſſionäre zu Neapel und Meſſina, und alle Jahr ſchickte er die Galeeren des St. Stephanordens dahin, die nöthige Seide abzuholen, welche er ſeinen Unterthanen verkaufte. Dieſer Handel verurſachte zu Neapel einen ewigen Streit zwiſchen den Verkäufern, und den daſigen Manufacturiſten, und war oft ſehr nachtheiligen Veränderungen unterworfen. Daher faßte

der Großherzog den Entschluß, den Maulbeerbaum in seinem Lande, so viel möglich, zu vermehren. Den 16 Junius 1576 befahl er unter Geldstrafen den Eigenthümern gewisser Distrikte in Toscana, in einem jeden Podere *) vier Maulbeerbäume innerhalb zwey Jahren zu pflanzen. Er legte hierdurch den ersten Grund zu dem ausgebreiteten Seidenhandel, welcher in folgenden Zeiten die Stelle des Tuchhandels zu Florenz eingenommen hat, und noch itzt der vornehmste Nahrungszweig der Florentiner ist.

Franz I. folgte dem Beyspiel seines Vaters, durch Privathandel und Oekonomie, den einzigen Weg wodurch kleine Fürsten groß und mächtig werden können, zu bereichern. Er nahm, unter den Namen eines oder des andern seiner Unterthanen, Antheil an den vornehmsten Handelsgesellschaften in und außer Toscana, und an den gewöhnlichen Verpachtungen im römischen Staat. Aber unter seinem eigenen Namen handelte er mit Juwelen, weil er sichs zur Ehre schätzte, der beste Kenner in Europa zu seyn, und die seltensten Steine zu besitzen. Seine Schiffe, welche mit den Waaren andrer Kaufleute hin und her segelten, brachten ihm durch die Fracht keinen geringen Gewinn. Unter fremden Namen hielt er Wechselbänke zu Rom und zu Venedig, und bediente sich einer jeden Gelegenheit zu gewinnen. Er trug so gar

*) Ein Gütgen, das eine Bauernfamilie ernähren kann.

gar kein Bedenken, in verſchiedenen Toſcaniſchen Städten in ſeinem Namen Handelshäuſer zu eröfnen, und unter dem Vorwand des allgemeinen Wohls ſolche Waaren im Kleinen zu verkaufen, welche zu den gemeinen Bedürfniſſen des Lebens gehören. Sehr beträchtlich war der Gewinn, den er aus dem Getreidehandel durch ganz Italien, und ſogar in Portugal zog. Vieles kaufte er in der Sieneſiſchen Maremma *), und vieles im Neapolitaniſchen und in Sicilien auf, und ſammelte es in den Magazinen zu Piſa, um es zur Ausfuhr bereit zu haben.

So lange ſein Privathandel mit dem Handel ſeiner Unterthanen gleich fortſchritt, und zur Ausführung eigener oder anderer Unternehmungen diente, die zum Beſten des Staats gereichten, war ſeine Gewinnſucht erträglich. Da aber 1580 der auswärtige Handel in Verfall gerieth, und der Inländiſche faſt ganz auf ſeine Rechnung getrieben wurde, empfanden die Unterthanen die ganze Laſt ſeines Geizes. Er war zulezt auf nichts anders bedacht, als Schätze zu ſammeln, und wie Sixtus V. in Kiſten zu begraben. Der Bau der Stadt Livorno, den man mit ſo vieler Hitze angefangen, wurde ſo ſchläfrig betrieben, daß im Jahr 1587 nichts als die Ringmauer und der Wall S. Franceſco fertig war. Innerhalb

*) Der Strich Landes an der See vom Volterraniſchen bis gegen Orbetello.

ſagt, dieſe Stadt ſey voller Spizbuben-Geſindel (*), als, Taſchenſpieler, ſo die Augen betrügen, Zauberer, ſo durch magiſche Getränke das Gemüth zerrütten, und Hexen, ſo den Leib verunſtalten; verkleidete Beutelſchneider, geſchwäzige Marktſchreyer, und wer weiß was noch mehr für dergleichen Leute die ſich alles erlaubt halten; wenn es ſo iſt, ſo will ich deſto ſchneller heimgehen. Ich will in den Centaur, und dieſen Schurken aufſuchen, ich ſorge, mein Geld iſt nicht wol verwahrt.

(Er geht ab.)

(*) Diß war der Character, den die Alten von dieſer Stadt geben. Daher das gemeine Sprichwort: Ἔφεσιοι πλεξιφαρμακοι, ſo auch beym Menander, wie Ἔφεσιοι γραμματα in dem nemlichen Sinn vorkommt. Wardmten.

42

der Stadt fehlte es noch an Häusern für neue Bewohner. So schlummierten Handwerke und Gewerbschaft ein, und die Bevölkerung nahm augenscheinlich ab. Pisa, deren Einwohner sich unter Kosmus I. bis zu 72000 vermehrt hatten, enthielt bey dem Tode seines Sohnes Franz nicht über 8000.

Sein Geiz war auch Ursache, daß der Ackerbau im Sienesischen ins Stecken gerieth. Die Einwohner dieses eroberten Staats lebten von Ackerbau. Sie waren durch Gesetze gezwungen, ihr übriges Getreide den Florentinern zu verkaufen, und bey der Einfuhre desselben für jedes Malter einen Species-Thaler Zoll zu bezahlen. Diese Fesseln, welche ohnedem schon verderblich genug waren, machte der Großherzog Franz durch die Verdoppelung des Zolls ganz unerträglich. Man säete daher nur so viel Getreide aus, als man zu eigener Nothdurft, und dem Fürsten die Steuern zu bezahlen, brauchte. Deswegen lagen große Strecken Landes in der Maremma wüste. Man wollte die wahre Ursach hiervon nicht einsehen, und man gab es dem Eigenthum der Gemeinden Schuld, welche die Ländereyen besaßen, und an Privatleute verpachteten. Man zwang daher die Gemeinden ihre Landgüter an Privatleute entweder zu verkaufen, oder zu Erblehen zu geben. Weil diese von Natur fruchtbaren Ländereyen um einen sehr wohlfeilen Preis zu haben waren, so fehlte es nicht an fremden Kolonisten.

ken, die hier ihr Glück zu finden glaubten. Sie bauceten Bauerhöfe und Meyereyen, ſie rotteten Gehölze aus, pflanzten Weinberge und Olivenbäume, nach Art des florentiniſchen und piſaniſchen Gebiets. Aber die neuen Koloniſten wurden mit ihrem gröſsten Schaden gar bald überzeugt, daſs die Natur dieſen Strich Landes nur zum Getreidebau und zur Viehweide beſtimmt hätte. Sie erſchöpften ſich durch unnützen Aufwand, und da der Erfolg ihre Mühe, Unkoſten, Erbzinſen und Zölle nicht nach Wunſch erſetzte, verlieſsen ſie die Landgüter, und vermehrten hierdurch das Elend dieſes Theils von Toſcana. Hierzu kam noch, daſs der Sieneſiſche Adel, der ſich ehedem dem Landbau widmete, und itzt unter der Landmiliz oder bey Hofe diente, vom ritterlichen Dünkel angeſteckt, die Landwirthſchaft verwahrloſete.

Im Florentiniſchen Gebiete geſchah das Gegentheil. Der Adel, welcher hier dem Handel ergeben war, wurde durch den plötzlichen Fall des portugieſiſchen Handels, und durch eine hierauf folgende Hungersnoth gewarnet, durch den Ackerbau ſich ihrer Wohlfahrt zu verſichern. Die Landgüter der reichen Florentiner beſtanden damals faſt durchaus in Luſtſchlöſſern, die mit Wäldern und Spatziergängen umgeben waren. Unter Koſmus I. hatten ſich die Wölfe in der Nachbarſchaft von Florenz ſo ſehr eingeniſtet, daſs man allgemeine Jagd auf ſie machen mußte, um

ſie

ſie zu verfilgen. Izt fieng jedermann an, das Gehölze in Weinberge, Olivenwälder, und Aecker zu verwandeln, und den Grundſätzen des **Pietro Vettori** und des **Davanzati** zu folgen. Der Großherzog ermangelte nicht, ſeine Unterthanen durch ſein Beyſpiel zu ermuntern. Er ließ neue Pflanzen und Obſtbäume und Fechſer aus Spanien und Sicilien kommen, und gab verſchiedene ſehr nützliche Geſetze, den Ackerbau und die Landwirthſchaft zu befördern. Im Jahre 1575 verbot er unter ſchwerer Strafe, Olivenpflänzer aus dem Lande zu führen. Im nemlichen Jahr ſchränkte er die Frohndienſte der Bauern ein, und verbot alle Plackereyen derſelben. 1583 verbot er die allzufrühe Weinleſe. 1580 gab er Verordnungen, welche die Verbeſſerung der Straßen, den Abzug des Waſſers, die Erleichterung des Transports der natürlichen Produkte, die Erhaltung der Dämme ꝛc. zum Endzweck hatten. Kurz, der Ackerbau im florentiniſchen und piſaniſchen Gebiete hat dieſem Fürſten viele weſentliche Vollkommenheiten zu verdanken. Bey Campiglia verſuchte er das **Zuckerrohr** zu pflanzen, und ließ zu dieſem Ende ſachverſtändige Leute, mit dem dazu nöthigen Werkzeuge, aus Sicilien kommen; aber ſowohl das Klima als das Erdreich vereitelten alle Verſuche. Glücklicher war er im **Thunnfiſchfang**, den er zu Portoferrajo einführte. Die erſten Verſuche machte er zu Antignano und Vada. Er fuhr nicht nur fort, die von ſeinem Vater

ter eröfneten **Erztgruben** bey Pietraſanta bearbeiten zu laſſen, ſondern ließ auch durch teutſche Bergleute die alten Gruben im Volterraniſchen verſuchen, und jene bey Montecatini, welche reich an Kupfer waren, würklich bearbeiten. Ein Gleiches geſchah in den **Eiſengruben** der Inſel Giglio. Man fand, daß dieſes Eiſen ſich beſſer zur Verſtählung ſchickte als das aus der Inſel Elba. Die **Marmorbrüche** bey Pietraſanta ſowohl zu ſeinen eigenen Gebäuden und Bildhauerwerken, als zum Handel zu benuzen, unterhielt er daſelbſt einen Bildhauer, welcher die verſchiedenen Marmorarten zu wählen und zu ſortiren verpflichtet war.

Sonderbar iſt es, daß **Franz I.** aus Geiz den Bau der Stadt Livorno ſo ſchlafrig betrieb, und daß dieſe Leidenſchaft ihn nicht abhielt, andere koſtbare Gebäude, die zur Pracht gehörten, zu errichten. Es war aber damals unter den Fürſten ein allgemeiner Wetteifer, an Pracht der Gebäude ſich einander zu übertreffen; und er bildete ſich ein, es käme ihm an Geſchmack und Kenntniß der Baukunſt niemand bey. Er entwarf ſelbſt den Plan zu dem ſchönen Luſtſchloß **Pratolino**, welcher durch den vortreflichen Baumeiſter Buontalenti ausgeführt wurde. Nichts wurde hier geſpart, eine fürchterliche Wüſteney an der Seite des Appenins in einen Schauplatz des Vergnügens und der Pracht zu verwandeln. Was die Artiſten

tiſten dieſes Zeitalters zierliches und ſchönes hervorzubringen wußten, das wurde hier angebracht. So gar die benachbarten Hügel wurden mit fremden Kräutern und Pflanzen bekleidet. Der Großherzog, welcher ſich hier einige Monate des Jahrs aufzuhalten gewohnt war, pflegte die Schönheiten dieſes Paradiſes, als ſein eigen Werk, den Fremden ſelbſt zu zeigen. Unter der Direktion des **Ammanato** ſezte er die Vergrößerung und Verſchönerung ſeines Reſidenzſchloßes, und des dabey befindlichen Gartens **Boboli** fort; und alle fürſtliche Gebäude empfanden ſeine wohlthätige Neigung zum Bauen, und zu den übrigen zeichnenden Künſten. Daher blüheten unter vielen andern zu Florenz **Ammanato** und **Buontalenti** in der Baukunſt, **Alexander Allori** und **Bernardino Poccetti** in der Malerey, und **Johann Bologna** in der Bildhauerkunſt. Dieſe und ihre Schüler waren beſtandig mit den Verſchönerungen der fürſtlichen Gebäude und Gärten, und der öffentlichen Straßen zu Florenz beſchäftiget.

Der Grosherzog **Franz** iſt eigentlich der Stifter der berühmten **Gallerie zu Florenz**, in Anſehung ihres Baues. **Roſmus** I. ſein Vater, hatte zum Sitz der Stadt-Magiſtrate den Pallaſt gebauet, den man **Gli Offizi** nennt. Unter der Direction des nemlichen **Vaſari**, der dieſen Bau entwarf und ausführte, verband **Roſmus** vermittelſt eines verdeck-

ten

ten Ganges, der über dem östlichen Flügel dieses Gebäudes fortlief, das alte Rathhaus der Republik, wo er gewohnt hatte, mit seinem neu erkauften Residenzschloß Pitti. Diesen östlichen Gang widmete sein Sohn Franz zum Sitz seiner Sammlung marmorner Statüen und Büsten, und bauete das schöne Kabinet darneben, welches unter dem Namen **Tribuna** bekannt ist, und nebst vielen Miniaturmalereyen und anderen Kostbarkeiten die 6 schönsten Statüen der ganzen Gallerie enthält. **Bernardo Buontalenti** entwarf den Plan hierzu, und ordnete alles das übrige nach dem Willen des Großherzogs. Dieß war der Anfang der Großherzolichen Gallerie, welche von den folgenden Fürsten nach und nach vergrößert worden ist. Hier brachte der Großherzog ganze Tage zu, und hatte ein sonderbares Vergnügen daran, die Seltenheiten der Künste und des Alterthums fremden Herrschaften, und Kunstverständigen zu zeigen. Er vernachläßigte keine Gelegenheit, diesen Schatz, wodurch sich seine Vorfahren unsterblich gemacht haben, zu vermehren. Er war noch Erbprinz, als er allein vom Pabst **Pius V.** 26 antike Statuen von Marmor erhielt. In dem einzigen Jahr 1586. kaufte er 6 andere Statuen, und eben so viele Säulen von Marmor. Es vergieng fast kein Tag, wo er nicht durch seine Korrespondenten antike **geschnittene Steine**, oder **Münzen** erhielt. Wer ihm eine ächte Münze vom

Kaiser

Kaiser Otto schaffen würde, dem versprach er 500 Spezziesthaler.

Hieraus kann man ungefehr schliessen, daß auch die Gelehrsamkeit unter Franz I. geblühet habe. Weil man der Inquisition und Büchercensur allzuviel Gewalt in Toscana eingeräumt hatte, so verstehet es sich, daß weder in der Philosophie, noch in der Theologie kein Schritt weiter zur Wahrheit geschehen war. Nur die **schönen Wissenschaften** und **Philologie** blüheten. Die **florentinische Akademie**, hörte nicht auf, durch schöne Uebersetzungen der Classischen Schriftsteller den guten Geschmak in der Litteratur mehr und mehr zu verbeßern. Eine der besten Uebersetzungen war jene des Tacitus des **Davanzati**. Sie war die Folge eines gelehrten Streits des Uebersehers mit **Henricus Stephanus** zu Lyon, über den Werth der Italiänischen und Französischen Sprache. Der Vorzug, welchen ganz Italien der Toscanischen Mundart und den Toscanischen Uebersetzungen beylegte, verblendete einen guten Theil der Akademiker dergestalt, daß sie sich mehr an die Wahl der Wörter, als an den Verstand der klassischen Schriftsteller banden. Es entstanden unnütze Streitigkeiten über Worte und Sprache, und die Akademie trennte sich in verschiedene besondere Akademien, unter denen jene della Crusca die berühmteste ist. **Francesco Grazini**, gemeiniglich

Lasca

Laſca genannt, und berühmt durch ſeine Novelle, war der erſte Stifter derſelben; und ſie gewann 1582 ihr wahres Weſen einer Akademie. Wodurch ſie ſich ſogleich auszeichnete, das war die bittere Cenſur des befreyeten Jeruſalems des Torquato Taſſo. Sie entzweyte ganz Italien, und verbreitete den Ruhm dieſer neuen Akademie durch die ganze gelehrte Welt. Sie hatte die Rachſucht wider den großen Dichter zum Grund. Er hatte unklug gehandelt, ſich in ſeinen Schriften an dem Hauſe Medici und dem florentiniſchen Adel zu vergreiffen. An dem Hofe der Fürſten von Eſte ernährt, und von den Gründen der Ferrareſiſchen Schriftſteller eingenommen, erhob er das Haus Eſte, welches ſeit dem Anfang der Mediceiſchen Regierung mit dieſem Geſchlechte vor dem Kayſer und Pabſt um den Vorzug ſtritt, über daſſelbe, und ließ ſich durch den Geiſt der Partheylichkeit ſo weit verleiten, daß er in ſeinem Geſpräche von dem erlaubten Vergnügen *) den florentiniſchen Adel *Nobili artiſti*, (adliche Handwerker), und die florentiniſche Regierung *Giogo della nuova tirannide della caſa Medici* (das Joch der neuen Tyranney des Hauſes Medici) nannte. Der Großherzog, welcher nie eine Beleidigung verzieh, bediente ſich dieſer Gelegenheit, ſich an Taſſo zu rächen, und reizte die Akademiker, das beſagte Gedichte durch Gloſſen

*) Dialogo del piacere oneſto.

Gloſſen und Streitſchriften von dem vorzüglichen Anſehen, in welchem es damals ſtund, herabzuſetzen. Taſſo ſuchte mit Lobgedichten auf ſeine Gemahlin Bianca Capello, und mit Anerbietungen an ſeinen Hof überzugehen, ſeinen Zorn zu beſanftigen; aber der Groſsherzog verwarf jedesmal ſeine Dienſte, und war unverſöhnlich *). Der gröſte Theil Italiens ſchien der Akademie den Sieg beyzulegen; wodurch der Stolz derſelben ſo hoch ſtieg, daſs ſie ſich eine unumſchränkte Herrſchaft über die Italieniſche Sprache anmaſte, und dieſelbe in die engen Grenzen ihrer alten Klaſſiſchen Schriftſteller einſchränkte. In dieſer Abſicht hat ſie vier Herausgaben ihres Wörterbuchs veranſtaltet, und doch nicht verhindern können, daſs ſich franzöſiſche Wörter und Styl in die Sprache einſchlichen. Da 1580 der Groſsherzog die Reinigung des Decameron des Boccaccio nach dem Sinne der römiſchen Congregation des Index dem Ritter Leonardo Salviati auftrug, und ein Verlangen äuſserte, daſs dieſer Schriftſteller allgemein geleſen würde, veranlaſste er die Stiftung dieſer Akademie. Sie war die erſte in Europa, die ſich die Vervollkommnung der Sprache zum Gegenſtande wahlte. Sie hat wenigſtens ſo viel gewürkt, daſs man unter einem ächten Toſcaniſchen Styl, und einem willkührlichen Gemiſche von allerley Mundarten, welches unter den neu-

*) Iſtoria del granducato ſotto il governo della caſa medic. Tom. 2. p. 477.

neuern Schriftſtellern Italiens nur allzuſehr eingeriſſen iſt, einen Unterſchied zu machen weiß.

Die Botanik gelangte durch den Großherzog Franz zu einem beträchtlichen Wachsthum. Nebſt dem botaniſchen Garten zu Piſa, legte er einen andern zu Florenz an, und ſchickte Joſeph Caſabona einen Niederländer, und Lorenz Mazzanga von Barga nicht nur durch ganz Italien, ſondern auch nach Sicilien und auf die Inſeln des Archipelagus, Kräuter und Pflanzen zu ſammeln. Auch war dieſes der Gegenſtand eines ſehr freundſchaftlichen Briefwechſels, den er mit dem Doktor Ulyſſes Aldrovandi von Bologna unterhielt.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

III.

Schreiben an den H.
über Herrn Doctor Abels
neue Ueberſetzung des Juvenals
mit einigen Proben.

Ich weiß nicht, ob Sie es für ein Verdienſt der Bahrdtiſchen Verteutſchung Juvenals werden gelten laſſen, daß ſie Gelegenheit gegeben, einer andern ältern Ueberſetzung ans Licht zu helfen, die ſonſt gewiß im Verborgnen geblieben wäre? Der neue Ueberſetzer iſt ein beynahe ſiebenzigjähriger halberſtädtiſchen

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

[Das Haus des Antipholis von Epheſus.]

Adriana und Luciana treten auf.

Adriana.

Weder mein Mann noch mein Sclave kommt zurük, den ich doch ſo eilfertig ſeinem Herrn entgegen geſchikt habe? ganz gewiß, Luciana, es iſt ſchon zwey Uhr.

Luciana.

Vielleicht iſt er vom Markte weg, mit irgend einem Kauffmann, der ihn eingeladen hat, zum Mittag-Eſſen gegangen; meine liebe Schweſter, wir wollen eſſen, und uns nicht deßwegen grämen. Ein Mann iſt Herr über ſeine Freyheit, und hat keinen andern Herrn als ſeine Gelegenheit; ſie kommen und gehen, je nachdem es ihnen gelegen iſt; und da es nun einmal ſo iſt, ſo ſeyd geduldig, Schweſter.

Adriana.

Warum ſollen ſie mehr Freyheit haben, als wir?

Luciana.

Weil ihre meiſten Geſchäfte auſſer dem Hauſe ligen.

scher Arzt, Herr **Friedrich Gottfried Abel**, ein Sohn des bereits im Jahre 1763. zu Westorf bey Aschersleben verstorbenen Predigers, **Kaspar Abel**, der, **zu seiner Zeit** durch eine Menge historischer, geographischer und poetischer Werke sich bekannt gemacht hat. **Zu seiner Zeit**; denn zu unsrer ist er wenigstens im Reiche der schönen Litteratur so sehr vergessen, daß sein Name nicht einmal unter den 365 Dichtern und Dichterlingen, — womit Herr Prof. Schmidt im Leipziger Musen-Almanach die Heiligen verdrängt hat, genannt wird. Gleichwohl kömmt man in seinen Uebersetzungen des Ovids, Virgils, Horaz und Boileau auf Stellen, die sich sehr vortheilhaft auszeichnen, und einem guten Dichter aus unsrer Zeit Ehre machen würden. Ob des Vaters Leidenschaft für die Dichtkunst auf des Sohnes Talent Einfluß gehabt habe, kann ich mit Gewisheit nicht sagen; nur wahrscheinlich wird es mir dann, wenn ich die minder starken, zum Theil gedehnten und zur Prosa herabsinkenden Verse, auf die ich hin und wieder in Herrn Abels Uebersetzung des Juvenals stieß, aus keiner andern Quelle mir erklären kann. Gewisser ists, daß dieser nach **Opitz** und **Rachel** sich gebildet, und schon vor vierzig Jahren den ganzen Juvenal übersezt hat. Weil er aber mehr zu seinem Vergnügen arbeitete, als daß er die Absicht gehabt hätte Ruhm damit zu erwerben: so legte er, da ohnedem der Arzt immer den Dichter verdrängte, das

ganze

ganze Werk ungefeilt weg, behielt es dreymal länger, als der geſtrenge Horaz haben will, in ſeinem Pulte, und dachte nicht eher wieder daran, als im vorigen Jahr, da Bahrdts metriſche Dollmetſchung erſchien. Daß ſie auch für Herrn Abel eine angenehme Erſcheinung war, können Sie ſich vorſtellen. Es kann nicht fehlen, es muß einem alles willkommen ſeyn, in der Sphäre, worin man ſelbſt mit Vorliebe gedacht, empfunden, gelebt und gewebt hat. Der groſe Geißler Roms, der ſelbſt Kayſer und Kayſerinnen nicht geſchont haben würde, hätten ſie ihm auch, wie dem niederträchtigen Aretino, goldne Ketten geſchickt, war von jeher ſein Lieblings-Schriftſteller geweſen; und es gieng nicht leicht ein Tag hin, woran er nicht irgend einen Juvenaliſchen Gemeinſpruch mit groſem Pathos in Stimm' und Action ſeinen Geſprächen einzuweben pflegte. . . Er las die Bahrdtiſche Ueberſetzung. Ich kam eben dazu, als er damit fertig war; und es knüpfte ſich folgender Dialog unter uns an:

Ich. Nun, wie gefällt's?

Herr A. (etwas kalt) O — recht gut!

Ich. Sie ſcheinen nicht ganz damit zufrieden zuſeyn.

Herr A. Nicht ganz! Sie vermuthen recht. Bahrdt hat viel Ueberſetzer-Verdienſte. Er hatte keine Vorgänger; er hat den Sinn des Originals groſentheils gut gefaſt; er hat ſo treu gedollmetſcht, als

man Satyren voll Anſpielungen auf National-Sitten und Anecdoten dollmetſchen kann; auch die Sprache iſt mehrentheils gut teutſch! Nur will mir das nicht gefallen, daß — (Er ſchwieg eine ganze Weile.)

Ich. — daß die Sprache in ein ſo ungleiches Metrum hinein gezwängt iſt, woraus man nicht weiß, was man machen ſoll, Dichterey oder Proſe!

Hr. A. Getroffen! Mir wärs lieber, er hätte Eberts oder Geſners poetiſche Proſe genommen!

Ich. Mir auch, aber noch lieber, wenn er Hexameter, Jamben oder Alexandriner gemacht hätte!

Hr. A. (lebhafter) Meynen Sie? — — Ich erinnre mich, den Juvenal in dergleichen Sylbenmaßen einmal handſchriftlich geſehn zu haben!

Ich. Handſchriftlich? wie? wo? was? ich bitte Sie!

Die neugierige Haſt, womit ich das fragte, beſtach ihn. Er gieng zu ſeinem Pulte, und holte aus einem unermeßlichen Abgrunde von Recepten und Konſilien, ſeine Ueberſetzung hervor. Es wurde geleſen. Mir ſchiens ſehr, als ob es ihr nicht ſchadete, daß ſie ſchon vierzig Jahre auf dem Rücken hatte. Kurz, ich ermunterte ihn, die Feile wieder daran zu legen. Das hat er dann auch ſo wacker gethan, daß ichs der Mühe werth halte, Ihnen aus jeder der 16 Satyren (Sieben ſind in Alexandrinern fünf in Hexameter und vier in

Jam-

Jamben übergetragen) einige Proben abſchreiben zu laſſen. Ich wähle dazu ſolche Stellen, die ohne Kommentar und Noten verſtändlich ſind; Kleine Gemählde, die aus dem Ganzen herausgehoben werden konnten, ohne darum unkenntlich zu ſeyn; Sprüche, die zum Theil nicht unwerth wären, den Sprüchen Salomons, oder Sirachs beygedrukt zu werden.

Es giebt, ich geſteh es gern, Gemählde darinn, mit weit ſtärkern Farben aufgetragen, die in die erſte Galle des Römers getaucht ſind; auch hätte ich ſie gewählt, wenn ich nicht befürchtet hätte, ſie würden ohne Erläuterung unverſtändlich ſeyn. Sie werden alſo ſchon ſo lange warten müſſen, bis das Ganze gedrukt erſcheinet. Denn auch für einen brauchbaren Schlüſſel zu den ſchwereren Stellen hat Herr Abel geſorgt. Er begleitet jede Satyre mit Aufklärungen aus Mythologie, Geſchichte, gleichzeitigen und nicht gleichzeitigen Schriftſtellern ſo treulich, daß das Original, welches der Ueberſetzung nach der beſten Ausgabe beygedrukt werden ſoll, dadurch erſt anfängt für unkundige Leſer anziehend zu werden.

Sie werden übrigens finden, daß unſer Mann, ſo ungetreu er auch hier und da ſeyn mag, kein Alltags-Ueberſetzer iſt, ſondern, daß er ſich bemüht hat das ausländiſche Gerichte für Liebhaber teutſcher Hausmannskoſt genießbar zu machen. Vielleicht mag

auch das ſeinen Werth noch erhöhen, daß er zu einer Zeit zu überſetzen anfieng, da ſeine Sprache zwar noch nicht den höchſten Grad der Verfeinerung, aber auch noch nicht die neologiſchen Flittern hatte, die in der Dollmetſchung des alten Gift- und Galle athmenden Römers wenigſtens auffallen würden. Die antike Miene ſcheint ihn hin und wieder gut zu kleiden; und ſie werden auf mancher Seite Beläge finden, daß er mit Opitzens und Rachels Geiſt und Sylbenmeſſung ſich zu nähren geſucht habe.

Proben
aus der 1ſten Satyre.

Ein thöricht Mitleid wärs, da man auf Dichterſchaaren
In jeden Winkel ſtößt, ſein Pergament zu ſparen!
Jedoch, warum ich mich in dieſes Feld gewagt
worein Lucilius, die Roſſe ſchon gejagt,
das will ich, wenn ihr Zeit zu hören habt, erzählen.
Wenn ein Combab es wagt, ſich ſtattlich zu vermählen;
Ein Weib ſich auf der Jagd mit ofnem Buſen zeigt;
Und der Patrizier an Gütern überſteigt,
der in der Jugend mir den Bart oft abgeſchoren;
Wenn gar Canopus Knecht, Criſpin, am Nil gebohren,
Jezt einen Purpurrok aus Tyrus nur zum Staat
auf ſeine Schulter hängt, wenn einen Ring er hat,

ſo ſchwer von Gold und Stein, daß er ihn kaum mag tragen:
So hälts gewaltig ſchwer, Satyren nicht zu wagen!
Wer ſieht die freche Stadt noch ſo geduldig an?
Wer iſt ſo eiſenfeſt, daß er ſich halten kann?
— — — — — —
Wenn dich ein ſolcher Kraks aus deinem Erbe dränat,
der, ſchmeichelnd, es bey Nacht im Teſtament empfängt;
der, daß er ſich den Weg zu ſeinem Glük verkürze,
die reiche Vettel liebt? — Wem glückts nicht durch die Schürze!

Schreibtafeln möchte man mit Erott zu füllen wagen;
Auf Straßen gar, wenn der ſich läßt von Sechſen tragen,
Und, wie Mäcen, ſich zeigt und hoch zu brüſten pflegt,
Der ſonſt ein Schreiber war, und, wenn mans recht erwägt
Sich reich und froh gemacht mit falſcher Schrift und Siegel.

Willſt du was ſeyn, ſo thu was in den Kerker führt!
Die Tugend wird gelobt, geht nackend und — erfriert! —

Wems die Natur verſagt, dem macht der Zorn die Reime! —

Wann aber iſt ſoviel der Bosheit je geſchehn?
Wann lies der Geiz ſich mehr in Menſchenherzen ſehn?
Wann hat das Spiel doch wohl ſo überhand genommen,
Als jezt, da man nicht darf mit kleine Beutel kommen. *)

*) Ich geſtehe, daß ich dieſe zwey und die beyden folgenden Verſe nicht verſtehe. D. H.

Nein! große Kasten bringt, wie der Bediente thut,
der Waffenträger ist? Welch eine blinde Wuth!
Dreytausend setzt man hin, und kann dabey verlieren;
dem Kerl giebt man kein Kleid, und läßt ihn lieber frieren! —

Die Laster zeigen jetzt schon ihre größte Kraft:
Es ist unmöglich fast, daß einst die Enkelschaft
noch schlimmer werden kann! Was Schlimmres kann geschehen?
Fahr auf sie los, und laß die vollen Segel wehen! —

Aus der 2ten Satyre.

Trau ja der Stirne nicht! die Tugend wird verletzet,
ob man den Kopf auch hängt. Man straft die Laster zwar
doch selbst begeht man sie, wirds gleich nicht offenbar!
Die strenge Lebensart, die harten rauhen Glieder
versprechen starken Geist: doch komme man nur wieder,
und höre, wie der Arzt aus vollem Halse lacht,
daß so viel Arbeit ihm der saubre Schnitt gemacht!

Die Tauben schiert man baß; die Raben läßt man gehn! —

Ja, diese Seuche kan und wird wohl mehr verderben,
und reißt stets weiter ein. Denn ganze Heerden sterben,
durch Aussatz angesteckt von einer schlechten Sau!
Wenn eine Traube reift, wird auch die andre blau! —

Ach!

Ach! wenn doch unſre Welt nur Sittenrichter hätte,
die euch verbeſſerten, ihr Großen dieſer Zeit!
Ach! würdet ihr doch nur von eurer Schuld befreyt,
durch Opfer und Gebeth! Man zählt zu Wunderdingen,
wenn eine Dame kalbt, und Kühe Lämmer bringen:
Erſtaunſt du nicht noch mehr, bewunderſt du denn nicht,
daß ſo viel weibiſches von Männern jezt geſchieht,
die doch den tapfern Mars, als ihren Gott, verehren,
und, ſchützend ihre Bruſt mit Schildern hart beſchweren?
Woher, o großer Mars, o Vater dieſer Stadt,
daß ſolch ein Unkraut jezt ſich eingewurzelt hat?
Wie kömmts, daß dies Geſchlecht der Wolluſt Neſſel brennet,
das ſich ein Volk von dir und harten Schäfern nennet?
— — — — — —
O Mavors, fängſt du nicht den Helm zu ſchütteln an?
Klagſt du's dem Vater nicht? Stampfſt du nicht mit dem Spieße?
Wenn deine Gottheit doch nur ganz dein Feld verließe,
dies ſonſt ſo ernſte Feld! Du achteſt es ja nicht! —

Daß nach dem Tode noch ein Reich der Manen ſey,
Ein Fährmann und ein Styx voll dumpfem Froſchgeſchrey,
und daß in Charons Kahn ſo viele Tauſend müſſen,
das wollen jezo kaum die kleinſten Kinder wiſſen!
Du ſolſt es wiſſen du! Was aber meinſt du wohl,
was Curius, der Geiſt, dazu ſich denken ſoll?

Die

Die Manen des Kamills, die beyden Scipionen,
Und des Fabricius, die da zuſammen wohnen?
Das Heer bey Cremara, und das die Canner-Schlacht,
Noch in dem erſten Lenz des Lebens umgebracht?
Was werden dieſe nicht zu unſern Schurken ſagen,
wenn ſolche Schatten ſich in ihre Mitte wagen?
Sie hielten ſich entweiht; und, könnt es möglich ſeyn,
ſie machten ſich gewiß mit Schwefel wieder rein! —

Aus der 3ten Satyre.

— — — Sprich, was ein Griechlein ſey,
wofür du wohl ihn hältſt? Er iſt uns allerley:
Iſt ein Grammatiker, ein Redner, Erdemeſſer,
Ein Mahler, Gaukler, Arzt und Seher, ja noch beſſer
Ein Zauberer ſogar! Er wird ſich unterſtehn,
wohl hungrig, auf Befehl, zum Himmel ſelbſt zu gehn.
Der Flügelmacher war mit nichten unter Mohren,
bey Scythen, Thraziern, nein! in Athen gebohren.
Soll ich von hier nicht fliehn, wo dieſer Purpur trägt,
vor mir ſein Siegel drükt, ſich vorzudrängen pflegt
zum beſten Stul, der nur auf einem Schif gekommen
das Pflaumen hergebracht? So ſolls dann gar nicht frommen,
daß ich Oliven aus Sabin, als Kind, geſpeiſt?
Ha! dieſes feile Volk der Schmeichler lobt und preiſt
der Ungelehrten Wiz, hält Häßliche für Schöne!

Sind

Sind Leute noch ſo ſchwach, ihm ſind es Herkuls Söhne.
Den allerlängſten Hals vergleicht es ungeſchikt
mit dem, der Antäum in freyer Luft erſtikt,
und rühmt ein Stimmchen ſehr, das doch viel ärger klinget,
als jenes Hahns Geſchrey, der auf die Henne ſpringet! —

Dies Volk iſt ganz Akteur. Es lachet überlaut,
ſo oft du lachſt, und weint, ſobald es Thränen ſchaut,
obs gleich nicht traurig iſt! wenn in den Wintertagen
du nach dem Feuer frägſt, ſo wird es Pelze tragen,
wird ſchwitzen, iſt dir warm! So iſt nicht jedermann.
Gut iſt, wer Tag und Nacht das Antliz ändern kann,
wer mit den Händen grüßt, wenn Wind und Waſſer gehen,
und ſchmatzend man den Kelch heißt auf dem Kopfe ſtehen.
Wo noch was Heiliges iſt ſeinem Geiſt entflohn? -
Er ſchändet Tochter, Weib und Bräutigam und Sohn;
Großmutter ſelber wird der Bube nicht verſchmähen,
wenn er nicht jüngre hat. — — —

Bey harter Dürftigkeit iſt noch das größte Leiden,
daß Jeder, den ſie drükt, den Spott nicht kann vermeiden!

Wer nicht viel hat, der wird zu Aemtern nicht gelangen;
den größten Tugenden ſteht Armuth ſtets im Licht! —

Kurzum

Adriana.

Seht, wenn ich ihn auf dieſen Fuß bedienen will, nimmt er's übel.

Luciana.

Ob, ihr müßt wiſſen, daß er der Zaum euers Willens ꝛc. (*)

Adriana.

Nur Eſel werden ſich gutwillig ſo zäumen laſſen.

Luciana.

Es iſt nichts unter dem Himmel, das nicht in der Erde, in der See, oder in der Luft einem andern unterworfen ſey. Die Fiſche, die Thiere und die Vögel ſind ihren Männlein unterworfen, und ſtehen unter ihrem Gebott; der göttlichere Menſch, Herr über ſie alle, Beherrſcher dieſer weiten Welt und des Oceans, der ſie umſtrömt, mit einer denkenden Seele begabt, die ihn über alle andern Thiere hinaufſezt, wird nicht in dieſem einzigen Stük weniger als ſie ſeyn; er iſt Herr über ſein Weib, und ihr rechtmäßiger Gebieter; laßt euch's alſo nicht verdrieſſen, euern Willen nach dem ſeinigen zu ſtimmen.

Adriana.

Und doch iſt es bloß dieſe Dienſtbarkeit, die euch bewegt unverheurathet zu bleiben.

Luciana.

(*) Der Zuſammenhang fehlt hier in den Reimen, worinn dieſer Dialog im Original geſchrieben iſt.

Kurzum, man muß in Rom für Alles Gaben bringen.
Wenn du den Coſſus ſuchſt, ſo laß erſt Gelder ſpringen;
Auch Herrn Vejento trift man unentgeltlich nicht,
es muß geopfert ſeyn für gnädiges Geſicht. —

Sey bey der Hacke froh, und bau den Garten an;
Er giebt dir einen Schmaus für mehr als hundert Mann
vom Pythagoriſchen Chor! wie glüklich lebt verborgen,
wer ſelbſt ſein Ländchen baut, ſinds auch nur wenig Morgen! —

Aus der 4ten Satyre.

Schon wieder, da Criſpin! oft ſpielen muß Criſpin,
das Ungeheuer das! von Laſtern rettet ihn
nicht Eine Tugend! Schwach, was Gutes zu beginnen
iſt er zur Luſt nur ſtark! Er ſchont der Witwerinnen,
weil Hornaufſetzeren ihm lieblicher behagt!
Was hilfts, daß er ſein Vieh durch lange Hallen jagt?
Daß Schattenwälder ihn, wer weis wie gros! vergnügen?
Daß er der Gärten viel, die nah am Markte liegen
und Häuſer an ſich bringt? Kein Frevler iſt beglükt,
kein Frevler, der ſein Nez um jede Tuzend ſtrikt
und jeden Greul verſucht! denn nichts iſt ihm zu theuer!
Verführt er nicht noch jüngſt ein Mädchen mit dem Schleyer,
das nach dem ſtrengſten Recht, lebendig wird verſcharrt?
Was jezt ich rügen will, das drükt ihn nicht ſo hart;

Doch

Doch thäte, ein Andrer Ha! man würd' ihn Sitte lehren! —
Was Guten Schande bringt, das thut mein Held mit Ehren!
Des Scharfen Larve weicht der gröſten Laſter Graus.
Scherzien zalt' er ein halbes Dutzend aus
Für einen Barden, der ſo viele Pfund gewogen,
wofern nicht das Gerücht noch was dazu gelogen.
Ein ſchlauer Handel wärs, hätt er damit den Greis
gewogen ſich gemacht, der keinen Erben weis;
was anders, könt' er ſich ein Weib damit erjagen,
das ſich in Sänften läßt mit breiten Fenſtern tragen!
Doch ſchönen Dank! Er kauft den Fiſch für ſich allein.
Ha! ſelbſt Apicius ſcheint karg und arm zu ſeyn,
verglichen mit dem Schelm, der von dem Nil gelaufen
in Schilfgewande kam! Den Schiffer könnt' ich kaufen
für ſolch ein ſchweres Geld! auch kauft, wie jeder weis,
In der Provinz umher man Hufen für den Preis! —

Was Väter angegafft, läßt man zum Herrſcher führen.
Der aus Picen beginnt: „nimm, Kayſer, dieſen Fiſch,
zu koſtbar und zu gros für Unterthanen-Tiſch!
Der Tag ſey feſtlich dir; thu auf des Maagens Falten;
iß dieſen Rhomb, er iſt für dich allein behalten!
Mit Freuden fieng er ſich!„ Handgreiflich, Schmeicheley
war, was er ſprach; doch ſchwoll dem Herrn der Kamm dabey!
Ein groſſer Herr, der ſich den Göttern gleich erhoben,
glaubt Alles gar zu leicht, wenn ihn die Schmeichler loben! —

Doch,

Doch, was iſt zärtlicher, als eines Wüthrichs Ohren?
Wer ihm die Wahrheit ſagt, der hat den Kopf verloren,
wenn er was wichtigers als Wind und Wetter ſpricht! —

Aus der 5ten Satyre.

Der Magen mag ſich leicht behelfen. Allein, geſezt, daß Alles fehlt,
und daß dich, unaufhörlich bellend, der ewig leere Magen quält,
iſt denn kein Ort zum Betteln da? giebts in der Hauptſtadt keine Brücke!
Giebts keinen abgetragnen Rok, zerfezt in hundert tauſend Stücke?
Lohnts wohl der Müh ſich hinzudrängen an jene Tafel, wo der Gaſt
bey aller Kränkung noch muß faſten; da mehr des Ruhms du davon haſt,
zu feiern, daß der Zahn dir klappt, und grobes Hundebrod zu ſpeiſen? —

— — — — — —

Ey ſchön! wenn nach zwey Monatszeit, dein hoher Herr Patron geſehen,
daß noch ein Plaz an ſeiner Tafel, der allerlezte ledig ſey,
ſo läßt er dir auch endlich ſagen: „heut ſchmauſ' ich, und du biſt dabey!“

Das

Das iſt ja wohl der höchſte Wunſch? was kannſt du weiter noch verlangen?
Früh macht mein Trebius ſich auf, und läuft und läßt die Kleider hangen,
weil er nicht Zeit hat, ſich zu gürten: und Urſach hat er, das iſt wahr!
Er ſorgt, er komme viel zu ſpäte! Vielleicht iſt die erwünſchte Schaar
der Scharrfußmacher ſchon herum, wenn jegliches Geſtirn noch ſtehet,
noch langſam ſich das kalte Rad des zaudernden Bootes drehet! —

Ein Knabe, der viel tauſend koſtet, der iſt für arme Schlucker nicht;
Geſtalt und Jugend macht ihm Muth, die Naſe ſchrecklich hoch zu tragen.
Verſuche, und fodre Waſſer dir, kalt oder warm, dir Worte ſagen
für Schläge wird der junge Lecker! Es macht dem jungen Herrn Verdruß,
daß du, ein alter Freund, was foderſt, du liegeſt und er ſtehen muß!
O wie der Großen Häuſer jezt von überſtolzen Sclaven wimmeln! — —

Nur dies verlangen wir von dir: uns mindeſtens nicht zu verachten,
ſo oft du uns zur Tafel bitteſt, mit uns zu ſpeiſen bürgerlich:
Kurz, mach' es, wie es viele machen: ſey arm für uns und reich für dich! —

Wenn trinkt dir Virro zu? Wenn koſtet aus deinem Becher er den Wein?
Wer unter euch wird ſo verwegen, und wer wird wohl ſo frevel ſeyn,
daß er zum Junker ſagt: Trink mit! Es giebt der Dinge viel auf Erden
die der nicht thun und ſagen darf dem Rok und Mantel löchrich werden.
Geduld nur: Wenn der Götter einer, wenn nur ein Menſch, der Göttern gleicht
und beſſer iſt als wie das Schikſal, vierhunderttauſend dir gereicht,
gewiß, ſo würdeſt du aus Nichts ein groſſer Freund an Virros Tiſche!
Da hieß es; „gebt dem Trebius! legt vor; Herr Bruder, willſt du Fiſche?
Beliebſt du Rogner?„ — O ihr Thaler, ihr! ihr macht, daß man etwas gilt!
Ihr ſeyd es, die man Brüder nennet! — — —

Aus der 6ten Satyre.

Iſt heimiſch in der Welt die Keuſchheit je geweſen,
ſo war's zur Zeit Saturns, wovon wir Wunder leſen,
als eine Höle noch voll Schatten für den Lar
für Weib und Herd und Vieh ein kühler Wohnplaz war;
Als noch das treue Weib, die Bettſtatt zu bereiten,
zu Stroh und Laubwerk grif und wilder Thiere Häuten;
Ein Weib, der Cynthia nicht gleich, auch nicht wie Die
die um den todten Spaz Blut weinte ſpat und früh;
Ein Weib, das noch ihr Kind aus eignen Brüſten ſtillte,
hart, wie ihr Mann, der ſich den Wanſt mit Eicheln füllte.
Als Zevs: es werde! ſprach, und Erd' und Himmel ward,
ganz anders wandelte die erſte Menſchenart,
die einſt aus Leim begann und aus geſpaltnen Eichen,
und nicht von Eltern kam, wie wir und unſers Gleichen.
Noch manche Fährte blieb von alter Sitte zwar,
als Vater Jupiter noch jung und bartlos war,
als noch die Griechen nicht bey fremden Häuptern ſchworen;
Als noch der Gärtner nicht mit Zäunen und mit Thoren
ſein Gärtchen ſicherte vor ſchnöder Diebeshand.
Doch nach und nach hat ſich Aſträa weggewandt,
und zum Geleite ſich die Keuſchheit mitgenommen;
Und da ſind auf einmal zwo Schweſtern weggekommen.
O Freund, die ſchöne Kunſt, dem armen Nachbarsmann
Kopfſtierden anzudrehn, fieng nicht ſeit geſtern an!

Schon Hörner hat die Zeit von Silber aufzuweiſen;
Und Sechszehn-Ender voll iſt nun die Zeit von Eiſen! —

Was ſageſt du dazu? Iſt nicht Cäſennia
die allerbeſte Frau? Ihr Mann bezeugt es ja!
Zweymal fünftauſend Pfund hat er mit ihr bekommen:
Darum heißt er ſie keuſch; das hat ihn eingenommen!
Vermeynſt du, daß der Narr von Amors Fackel brennt?
Nur Gold entflammet ihn; das iſt ſein Element!

Weißt du, warum Sartor ein Meer von Zärtlichkeit
auf Bibula ergießt? Wenn man es recht betrachtet,
ſo wird die Larve nur und nicht die Frau geachtet.
Laß nur drey Runzeln erſt auf ihrer Stirne ſeyn,
ſchwarz werden ihren Zahn, die großen Augen klein!
„Pak immer ein!„ ſo wird der Freygelaßne ſagen:
„Du ſchneuzeſt dich zu oft; es iſt nicht mehr zu tragen!
Geh! es ſind Andre ſchon mit troknen Naſen da!„

— — — Wer könnt ein Weib ertragen,
die gar zu gut es weis, daß ſie das Alles ſey!
Die ärmſte Dörferin ſetz' ich, bey meiner Treu!
Der Gracchen Mutter vor, wenn die, bey ſchönen Sitten,
zu ſtolze Mienen hat, hoch kömmt daher geſchritten,
und ihrer Ahnen Ruhm für ihren Brautſchaz hält!

Nimm Syphax, Hannibal, von Ahnenhand gefällt,
Nimm ganz Karthago hin! Ich mag mit dir nicht theilen! —

Auch noch was Anders iſt den Männern unerträglich,
Obs gleich nichts auf ſich hat. Denn was iſt wohl ſo kläglich,
als daß ſich eine Frau nur dann für reizend hält,
wenn ſie ſich überall Griechinnen ähnlich ſtellt.
Die Sulmoneſerin ſcheint in Athen geboren.
Zur Schande hat dies Volk faſt das Latein verſchworen:
Auf Griechiſch wird geweint, auf Griechiſch wird gelacht,
Auf Griechiſch wird geflucht, und wer weis was gemacht.
Noch iſt es zu verzeihn, daß Junge ſo verfahren;
doch wie? wenn du es thuſt bey ſechs und achtzig Jahren?
O wie ſo ſchamlos iſt an ſolcher Vettel nicht,
wenn ſie auf Griechiſch ſo mein Herz, mein Leben, ſpricht!
Und in Geſellſchaft das? Was anders wärs im Bette!
Was regts nicht auf! Es iſt, als ob es Finger hätte! —

Meynſt du, daß Einigkeit wird in den Häuſern ſeyn,
wo Schwiegermütter ſind? Da wird der Mann beſtohlen;
Man zieht ihn nackend aus! Wenn Buhler Antwort hohlen
auf ihren Liebesbrief, ſo iſt ſie ausſtudiert! — —

Im Ehebette herrſcht ein endeloſer Streit:
Wo hätte man auch da zum ſüßen Schlaf die Zeit!

Der Tyger, kinderlos, iſt ſelten ſo gefährlich,
als eine Frau dem Mann durch Eiferſucht beſchwerlich
und durch die Thränen iſt, die zu Gebothe ſtehn,
und, wenn ſies haben will, von ihren Wangen gehn.
Du meynſt, die Liebe preßt die Thränen aus den Augen,
und ſuchſt, die ſchöne Fluth, mit Küſſen, abzuſaugen?
Doch würde dir der Schrank der Falſchen aufgethan,
was träfeſt du da nicht für Buhlerbriefchen an!

Die Männer pflegen doch wohl endlich einzuſehn,
was nüzlich iſt und gut, und Aemſen nachzugehn
die Froſt und Hunger ſcheun. Doch der Verſchwenderin
fährt, ohne, daß ſies merkt, ihr ganzes Gut dahin.
Sie meynet, ſieht ſie gleich ſich ihre Kaſten leeren,
daß ihre Gelder ſich auf Froſches Art vermehren! —

Doch die wird läſtiger, die, wenn ſie mit uns ſpeiſet,
den hohen Maro ſtets und ſeine Dido preiſet,
der ſie den Mord verzeiht, die alle Dichter wägt,
auf eine Schale den, den auf die andre legt!
Sprachlehrer weichen ihr, die Redner ſind bezwungen,
der ganze Haufen ſchweigt. Sachwalter-Herolds-Zungen,
kein andres Weib kömmt auf! Ihr Wort wird ſo geführt,
daß mächtiger es tönt als wenn man Glocken rührt

und

und die Trompete bläſt. Wer darf nun Becken ſchlagen!
Ihr Schreyen kann allein den Feind vom Monde jagen! —

— —

Ein Weib im Putze meynt es laß' ihr Alles ſchön
was ſie ſich unternimmt, wenn ſie den Hals gezieret
mit Steinen, und den Ring in langen Ohren führet.
Noch unerträglicher iſt mir ein reiches Weib!
Wie ſcheuflich ſchminkt ſie ſich mit Mehl und Fett den Leib!
Ihr ganzes Antliz ſchwillt von hochgefärbten Wangen;
Oft bleibt der Mann darin mit ſeinem Munde hangen:
Zu ihrem Buhler geht ſie mit gewaſchner Haut;
Zu Hauſe ſieht ſie aus — Ha! wer ſie ſieht, dem graut! —

— —

Dort auf der Seite ſteht ein Mädchen, das duppirt,
wobey ein altes Weib, groſsmächtig, präſidirt,
das ausgedient ſchon hat bey Nadel und bey Spindel;
Das ſtimmt zuerſt, dann folgt das jüngere Geſindel,
das nicht ſo künſtlich iſt, als hiengen Ehr' und Haut
von dieſem Kopfzeug ab. Er wird ſo hochgebaut,
man meynt, ſie wird damit des Himmels Saal erreichen! —

— —

Kaum iſt der Pfaffe weg, ſo kömmt, ſein Hengebündel
zurückgelegt, ein Weib vom jüdiſchen Geſindel;

Luciana.

Nicht dieſe Unterwürfigkeit, ſondern die Unruhen und Sorgen des Ehebetts.

Adriana.

Aber wenn ihr verheurathet wäret, ſo wolltet ihr doch auch etwas zu befehlen haben.

Luciana.

Eh ich die Liebe kennen lerne, will ich mich in der Kunſt zu gehorchen üben.

Adriana.

Aber wie, wenn euer Mann ſich gerne auſſer dem Hauſe verweilte?

Luciana.

Ich würde Geduld haben, bis er wieder heim käme.

Adriana.

Eine ungereizte Geduld kan leicht geduldig ſeyn; es iſt keine Kunſt gut zu ſeyn, wenn man keine Urſache zum Gegentheil hat; wir wollen haben, daß der Unglükliche, den ſein Kummer quält, ruhig bleiben ſoll, weil uns ſein Geſchrey beunruhiget; aber drükte uns die nemliche Bürde, wir würden eben ſo viel oder noch mehr klagen als er. Du, die du keinen unzärtlichen Ehegatten haſt, der dich kränkte, weißt mir keinen andern Troſt zu geben, als daß du mich zu hülfloſer Geduld anweiſeſt; aber wir wollen ſehen, wie

Das bettelt, zitternd, ihr was heimliches ins Ohr,
spricht von Jeruſalem und vom Geſetz ihr vor,
als Prieſterin, die ihr des Himmels Willen melde:
Der füllt ſie auch die Hand, doch nur mit kleinem Gelde!
Was du für Träume willſt, verkauft ein Jude dir!

IV.

Von der Titulatur:

Haupt der Chriſtenheit und päbſtliche Heiligkeit. *)

Auf dem Reichstage zu Speyer 1526. wurde unter andern eine Geſandſchaft an den damals in Spanien ſich aufhaltenden Kaiſer Carl den fünften beſchloſſen, und für die Abgeſandten, (damals Oratoren genannt,) eine Inſtruction projectirt. In dieſer wurde der Kaiſer Haupt der Chriſtenheit, und der Pabſt päbſtliche Heiligkeit benennet. Hierüber entſtund bey den proteſtirenden Ständen die Frage: ob man ſich ihrer Seits auch mit gutem Gewiſſen dieſer Titulatur bedienen könne?

Man

*) Aus einer handſchriftlichen zuverläßigen Nachricht.

Man ſchien es zwar mit dieſem Zweifel blos auf das Gewiſſen zu nehmen; dieſes war aber damals oft ſo ſehr in Politik verflochten, daß man nicht nur eines geiſtlichen, ſondern auch eines weltlichen Rathes Gutachten in der Sache erſtatten zu laſſen für gut fand.

Der weltliche Rath gab in ſeinem ſchriftlich ausgeſtellten Bedenken an, daß er nicht glauben könne, wie dadurch geſündiget würde, wenn man den Kaiſer das Haupt der Chriſtenheit und den Pabſt päbſtliche Heiligkeit nenne. Denn es ſey doch damit nicht alſo gemeynt, daß der Kaiſer ein anderes Haupt, als ein weltliches, und der Pabſt auf eine andere Art heilig ſey, als das ganze Römiſche Reich. Es könten auch des Gegentheils Gedanken nicht ſeyn, den Kaiſer für ein Haupt der geiſtlichen Chriſtenheit auszugeben, und dieſer werde ſich deſſen auch nicht anmaßen, weil es gegen den Pabſt nicht zu verantworten ſeyn würde. Ueberdies wären es ja bloße Titel und keine Myſterien, ſo wie man etwa den König von Frankreich den allerchriſtlichſten nenne. Alſo ſey es ein ganz unnützer Zweifel, der aber doch Kaiſerlicher Majeſtät empfindlich fallen könne, als wollte man ihr nicht die Ehre gönnen, ein weltliches Haupt der äußerlichen Chriſtenheit zu ſeyn. Auf der andern Seite würden auch die Geiſtlichen des Pabſts Titel nicht abbrechen laſſen wollen; ſo daß dieſer un-

bedeutenden Worte halber am Ende die gemeinschaftliche Abschickung ganz rükgängig werden könte, welches sehr zu bedenken sey.

Der geistliche Rathgeber, **Spalatin**, blieb hingegen dabey, daß Christus allein das Haupt der Christenheit sey, darum solle die Ehre keiner Creatur gegeben werden. Ephes. 1, 22. 5, 23. Coloss. 1, 18. Er schlug also vor, statt **Haupt der Christenheit** zu setzen: **Einiges Haupt und Oberer des Heiligen Römischen Reichs.** Die **päbstliche Heiligkeit** müsse aber ganz wegfallen.

Ob diese Zweifel der Protestirenden damals am Reichstage öffentlich zur Sprache gekommen, und wie die Instruction der Gesandten noch eingerichtet worden, läßt sich nicht sagen; gewiß aber ist es, daß die beschlossene Gesandschaft nicht vor sich gegangen.

So wenig sich übrigens in Teutschland das religiose Interesse immer von dem politischen trennen läßt: so zufrieden kann doch ein ächter Teutscher darüber seyn, wenn die politische Dogmatik und dogmatische Politik jener Zeit immer mehr außer Gebrauch kömmt.

V.

Etwas vom Abrunden der Gebirgesrücken.

Die Arbeit der Natur an den äußern Bergen, wodurch ſich alle Rücken derſelben abrunden, läßt mancherley periodiſche Veränderungen der Erdoberfläche muthmaßen, welche ſich aus genauerer Beobachtung des Innern der Erde beſtärken. Man findet an den gleichartigen Gebirgsmaſſen, daß ihre Auſſenſeite urſprünglich ſcharfeckigt zu ſeyn pflegt. Die Profilzeichnungen vom Thüringerwaldgebirge, von den Gängen zu Idria u. ſ. w. machen dieſes einem jeden anſchaulich, der ſich davon in der Natur zu überzeugen keine Gelegenheit hat. Der Raum im Stockwerke zu Geyer läßt eine ſcharfe Granitſpitze des Grundgebirges wahrnehmen. Aehnliche Erſcheinungen kommen auf mehrern Puncten des Sächſiſchen Erzgebirges vor.

Der Kern der Erde ſcheint alſo zackicht auf dem friſchen Anbruch geweſen zu ſeyn, auf welchem ſich die Berge zweyter Entſtehung anlegten. Dieſe fügten ſich nach ihm, und da konnten auch die nachfolgenden Schichten ſich auf ihnen befeſtigen, und gleichſam leichter an den Grund ſich anhalten.

Was ſo zur Haltbarkeit des Erdbaues dienen mochte, kann an der äußern uneingehüllten Oberfläche immer verloren gehen, und geht auch wirklich durch die immer geſchäftige Verwitterung bald oder ſpät verloren.

Der **Brocken** iſt einem in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzten, vormals bloß geſtandenen und urſprünglich aus ſpitzen Klippen zuſammengeſezten Felſen vollkommen gleich. Sein ganzer ſchon ziemlich abgerundeter Kopf beſteht aus großen und kleinen gegen einander geſtürzten Granit-Maſſen. Noch ſind einige nicht hohe, vielmehr niedrige, bloßſtehende, doch eingewurzelte Klippen dort vorhanden, die noch nicht hereingeſtürzt ſind. Andere, die vor kurzem noch bloß ſtunden, ſind in manche große und kleine Stücke zuſammengefallen, und ſo fährt die Zerſtörung fort.

Aus einer Reihe zum Theil ebenfalls noch bloßſtehender Felſen auf dem Harz, in der Gegend unter dem Oderteiche, längſt dem Oberthal herunter, die man den **Hahnenklee** nennt, ſtürzen täglich welche herab, und vollenden die Abrundung des Gebirgs.

Eben ſo geht es, wie Soulavie beobachtete, mit den Granitklippen der Gebirge in Vivarais.

Den **Kahlenberg**, bey Altenberg im Sächſiſchen Erzgebirge, findet man auf ſeiner höchſten Spitze als mehrere in ſich zuſammengeſtürzte vormals bloß

geſtand-

geſtandne Porphyrfelſen, nun abgerundet, vollkommen ſo wie der Brocken.

Zerſtörung und Hervorbringung gränzen in der Natur an einander. Was die immerwährenden Angriffe von Luft und Witterung den Gebirgesrücken entreißen, gedeihet endlich zu fruchtbringendem Boden. Die wildeſten Felſengegenden können dereinſt, wo es irgend das Klima zuläßt, noch grünen und blühen, wenn auf den ſich endlich ganz ins Freye verlaufenden Böſchungen, die jene Trümmern und Abgänge der Kuppen und Rücken hervorbringen, nach ihrer Decomposition nur irgend einige Cultur zu Hülfe kommen wird. Daher beſtehen oft die niedrigſten Ebenen aus den Materien, welche von zerfallenem Granit übrig blieben; z. B. die Ebene bey Torgau, und zwiſchen Leipzig, Merſeburg, Eulenburg und Halle, wo der Sand nichts anders als decomponirter Granit iſt, in welchem noch manches Geſchiebe liegt, deſſen Oberfläche ihm nicht mehr ähnlich ſieht, obwohl ſein Inneres beym Zerſchlagen den vollkommenſten Granit aufweiſet.

Sind manche Gebirge, z. B. in der Schweiz, vorizt noch weniger geſchliffen und abgerundet: ſo muß man erwägen, daß die Beſtandtheile der Gebirgesarten und deren Miſchungen, ſelbſt bey den Graniten, nicht von gleichausdaurender Feſtigkeit ſind.

Auch

Auch werden sie nicht in einerley Verhältniß decomponirt. Die Natur scheint in dergleichen Unternehmungen ohne Gesetze und System zu handeln, und die Verwandlung des Granits in Thon ꝛc. nicht nach Maaß und Gewicht vorzunehmen.

Vorzüglich dauerhaft widerstehen die Hornschieferfelsen. Ein Freund erzählte mir von der Steinwand im Fuldischen, einem Hornschieferfels, der von einer Seite wie eine eherne Mauer sich darstellt, statt daß auf der andern unzählige ihm entbrochene Stücke vom Fuß bis auf die Spitze wild sich angehäuft haben. Wenn Verwitterung diese Bruchstücke hereinwältigte, so mögen Jahrtausende dazu nöthig gewesen seyn. Denn die Stücke selbst haben noch immer ihre scharfen Ecken und rauhen Bruchflächen; Moose, Schwämme, kurzes Buschwerk wachsen darauf, ohne daß die Verwitterung so bald an ihnen haften kann.

Man weiß ja von den Basaltkuppen, daß unter zwanzigen kaum drey oder vier nicht aus den emporgestandnen Säulen zusammengebrochen, und mehr oder weniger abgerundet, oder mit Bruchstücken bedeckt sind, an denen die Verwitterung stärker oder schwächer genaget hat.

Ich führe die Basaltberge an, nicht als wenn ich glaubte, daß sie zum uranfänglichen Skelett des Erdkörpers

körpers gehörten, ſondern der Analogie wegen, und weil de Luc, welcher daraus, daß ſich nicht alle Gebirgesrücken abgerundet haben, auf die große Neuheit der Erdoberfläche ſchließen wollen, die vulkaniſchen Erdalterthümer aus dem Bezirk ſeiner Erdgeſchichte verwieſen, und nur von jener Zeit an calculirt hat, ſeit der die Berge aufs Trokne gekommen ſind. Richtig genug, aber ſo neu doch nicht ſcheint das Datum zu ſeyn, das die Abrundung der Gebirgesrücken in der Chronologie der Erde bezeichnet.

Keine der Speculationen und Hypotheſen über die vor Augen liegenden phyſiſchen Ereigniſſe zog den Schleyer noch weg, hinter dem die Schönheit der Natur ſo wenig einbüſſet, daß ſie vielmehr ihren Reizen immer neue Beobachter und Anbeter zuzuziehen fortfährt.

VI.

Ehe-Glück.

An Lina.

Linchen einſt wirſt du die Meine;
Linchen einſt werd ich der Deine;
Du mein Weib und ich dein Mann;
Kann ja doch nicht ewig währen;
und Gott wird mir Brod beſcheren,
daß ich dich ernähren kann.

Müſſen

Müſſen wir gleich ſparſam leben,
wird ſich's nach und nach wohl geben;
Sparſamkeit erhält das Haus:
arbeit' ich am frühen Morgen,
hilfſt du mir fein chriſtlich ſorgen,
langen wir gemächlich aus.

Wahre Liebe iſt zufrieden;
ſey's ihr kärglich auch beſchieden
Dennoch froh und wohlgemuth:
Unter liebevollen Küſſen
ſchmeckt ihr auch der kleinſte Biſſen
überſchwänglich ſüß und gut.

Gibt der liebe Gott uns Kinder,
werden friſcher und geſünder
ſie bey Waſſer als bey Wein
wie die jungen Roſen blühen,
und bey chriſtlichem Erziehen
unſre größte Freude ſeyn.

In der Dämmrung heilgem Grauen
füllt ihr ſchmeichelndes Vertrauen
uns mit namenloſer Luſt:
Macht die arge Welt uns Schmerzen,
ſcheucht ihr unſchuldvolles Scherzen
jeden Gram aus unſrer Bruſt.

Haben wir ſie treu gepflogen
tugendſam und groß gezogen
und wir ſehnen uns nach Ruh;
naht ſich freundlich unſer Ende
drücken, weinend, ihre Hände
uns die müden Augen zu;

Schwören ſich bey unſerm Grabe
from an ihrem Wanderſtabe
durch dies Leben hinzugehn:
Mäht der Tod auch ſie einſt nieder
ſehn wir ſie im Himmel wieder
unter Engeln Gottes ſtehn.

Lina! dann biſt du die Meine
Lina! dann bin ich der Deine
ohne Trennung! ohne Schmerz!
Gott mein Traumbild iſt zu herrlich!
Wahrheit, Wahrheit wird es ſchwerlich;
Hoffe nicht zu viel mein Herz!

J. E. w.

VII.

Ueber die

Erleichterung gelehrter Reiſen.

Durch die gegenwärtige Sucht zu reiſen und den allgemeinen Geſchmack an Reiſebeſchreibungen, wird

lange du dieſe alberne Geduld behalten wirſt, wenn du's erlebſt, mein Schikſal zu erfahren.

Luciana.

Gut, ich will mich einmal auf einen Tag verheurathen, um eine Probe zu machen. Aber hier kommt euer Sclave, ſein Herr wird alſo nicht weit weg ſeyn.

Zweyte Scene.

Dromio von Epheſus zu den Vorigen.

Adriana.

Sag', iſt dein zaudernder Herr nun bey der Hand?

Dromio von Epheſus.

Nein, er iſt mit zwo Händen bey mir, und davon ſind meine zwey Ohren Zeugen.

Adriana.

Sag', redteſt du mit ihm? Sagt' er dir ſeine Meynung?

Dromio von Epheſus.

Ja, ja, er ſagte mir ſeine Meynung auf mein Ohr; Dank ſeiner Hand; es wurde mir ſauer ſie zu begreiffen.

Luciana.

Sprach er ſo zweydeutig, daß du ſeine Meynung nicht faſſen konnteſt? Dromio

doch wirklich der Teutſche, dem ſonſt ſein Bleib' im Lande und nähre dich redlich! über alles galt, immer näher und freundlicher mit den Ausländern verbunden. Nützliche und angenehme Kenntniſſe ſind die Früchte dieſer Verbindung; gelehrte Bekanntſchaft jeder Art und litterariſches Commercium mit dem Ausland, iſt immer auch dem Kaufmänniſchen nicht zum Schaden, und verdient ſelbſt von dieſer Seite geſchäzt zu werden.

Inzwiſchen wird doch die Natur, die allenthalben reich und zugänglich iſt, immer ihre Geſchichte zu einem der würdigſten Gegenſtände gelehrter Reiſen darbieten.

Freilich iſt es ſchlimm, daß ſo mancher Gelehrte, der mit vorzüglichen Geiſtesgaben zu Anſtellung dergleichen nutzbarer Reiſe ausgeſtattet iſt, es von Seiten des dazu erforderlichen numeräen Vermögens deſto weniger zu ſeyn pflegt. Sind nicht die Profeſſioniſten zu beneiden, deren Nothwendigkeit zu wandern zugleich mit der Leichtigkeit ſolches ins Werk zu richten verbunden iſt? Das klingt ſcherzhafter als ich es meyne; denn ich halte wirklich ein kleines Project in Bereitſchaft, wie jener Vorzug der Innungsverwandten auf die Gelehrten anwendbar zu machen ſey.

Viel überflüſſiger iſt auch wohl der Gedanke eines Freundes, der davor hielt, eine oder mehrere der reich-

reichgewordnen teutſchen Buchhandlungen ſollten fähigen Gelehrten einen artigen Zuſchuß zum Reiſeaufwand leiſten, und davor ihre Tagebücher in Verlag erhalten. Freilich möchte ſolch ein Manuſcript theurer als gewöhnlich zu ſtehen kommen; aber die große Gangbarkeit des Artikels müſte wenigſtens ſchadlos halten.

Ich zweifle nun freilich ſehr, daß ein Buchhändler die Erfahrung, wie hoch zuweilen einem Gelehrten die Kenntniß zu ſtehen kam, die er zu einen elend bezahlten guten Manuſcripte nöthig hatte, ſo theuer zu erkaufen ſich in Gefahr ſetzen wird.

Bis dahin aber, daß die Gelehrten ordentliche Wander- und Muthjahre erhalten, oder die Buchhändler zum Beſten nützlicher Kenntniſſe freygebig werden, mag der Vorſchlag gelten: daß mehrere Gelehrte ſich zu gemeinſchaftlichen Reiſen vereinigen, zu dem Ende ihr Verlangen öffentlich bekannt machen, dabey den Plan ihrer Reiſe vorlegen, und andere Gelehrte zur Theilnehmung einladen. Ein würdiges Beyſpiel, das der Verfaſſer der vortreflichen Hiſtoire naturelle de la France meridionale — ganz neuerlich gegeben hat, verdient auch in Teutſchland allgemeiner bekannt zu werden. Folgenden Brief erließ er an die Herausgeber des Journals *) dem ſolcher einverleibt iſt:

*) Journal de Paris, No. 93. Jeudi 3 Avril 1783.

Mein Herr,

„Wird es Ihnen wohl gefällig seyn, meinen Wunsch, einen Liebhaber der Natur zu finden der die Beschwerlichkeit einer Reise zum Besten der Naturgeschichte mit mir theilen wollte, in Ihrem Journal öffentlich bekannt zu machen? Wir würden mit einander Rovergue, eine Landschaft die noch nicht besucht worden ist, alsdenn Bearn und die hohen Pyrenäen untersuchen. Ueber den Canal von Languedoc gingen wir in die Provence, studirten den Boden von Savoyen, (eines Landes, dessen Naturgeschichte uns ebenfalls noch unbekannt ist) ingleichen die übrigen Staaten des Königs von Sardinien, den Abhang der Alpen, ihre Verbindung mit den Appenninen, den Abhang der leztern auf der Seite von Rom, ihren Rücken, den noch kein Naturforscher, weder unter den Alten noch Neuern bestiegen hat; hiernächst Neapel, den Vesuv, die phlegräischen Felder, Messina, Calabrien, den Aetna und Sicilien. Auf der Rükreise würden wir den entgegengesezten Abhang der Appenninen, die hohen Alpen, Geneve und die benachbarten Gegenden besuchen.

„Wir könten diese Länder ganz, oder zum Theil beobachten; in jenem Falle, würden wir doch die Gebirge der ersten und zweyten Ordnung des mittäglichen Europa, die Sevennen, Pyräneen, und Alpen gesehen und beschrieben haben; wir würden

ihre

ihre Syſteme, ihr groſes Ganzes, und die Erſcheinungen diſſeits und jenſeits derſelben untereinander vergleichen können; eine Arbeit, die ich in den Commentarien zu meiner franzöſiſchen Ausgabe von den Werken des Herrn Hamilton, engliſchen Geſandten zu Neapel, die bey Moutard herausgekommen, ſchon angefangen habe.

„Bey Unterſuchung dieſer Gebirgketten, von ihrem Fuſe bis auf ihre Kuppen, würden wir das Syſtem über die Clima's der verſchiedenen einzelnen Geſchlechter des Pflanzen- und Thierreichs beſtätigen können, nach welchem jedes von ihnen ſich ſeine eigne Atmoſphäre, ſeine beſondere Temperatur erwählt. Wir würden dieſe Grundſätze bis zur Geſchichte des Menſchen erweitern, und bey Durchreiſung mehr als zwölf ſouverainer, nach ganz verſchiedenen Grundſätzen verwalteter Staaten, und eben ſo vieler verſchiedenen Atmoſphären, den gemeinſchaftlich wirkenden phyſiſch-moraliſchen Einfluß beſtimmen können, der über die Menſchheit des ſüdlichen Europa waltet. Dieſes doppelte Studium, wovon eines dem andern die Hand bieten muß, würde ſicherlich noch fruchtbarer an Entdeckungen werden, als die Unterſuchung der Structur der Gebirge.

„Ich werde mich glüklich ſchätzen, wenn ſich ein forſchbegieriger Freund der Geheimniſſe der Natur finden wird, der an dem Vergnügen ſo wie an der Beſchwerde dergleichen Reiſe theilnehmen will. Es

iſt die lezte die ich für die Wiſſenſchaften mache, die ich aber noch machen muß, ehe ich die weitern und allgemeinen Reſultate vorlegen kann, mit denen ich mein Werk über die Naturgeſchichte beſchließen werde. —

„Das Unglük, welches Calabrien und Meſſina betroffen, muß jeden Gelehrten, der ein Verlangen hat nüzliche Entdekungen zu machen, aufs zuverſichtlichſte dazu ermuntern. Es iſt allen Menſchen dran gelegen, ſich von den ſchrekklichen Umſtänden zu unterrichten, die jenes Unglük begleiteten. Die Staatsverwaltung muß bey dergleichen Umſtänden jede Art, ihren Bürgern Hülfe zu leiſten, kennen lernen. Plinius hatte den Muth, dem Ausbruch eines Vulkans Troz zu bieten, der die Menſchheit nicht ſo ſehr intereſſirte. Ein wahrer Naturforſcher weiß, ſelbſt in den Unordnungen der Natur, neue Wahrheiten aufzufinden; wenn man ſich dieſes nonſenſicaliſchen Ausdruks bedienen darf, den man ſich nur im figürlichen Verſtand erlauben kann. Denn was in unſern Augen eine phyſiſche Unordnung zu ſeyn ſcheint, iſt eine ſimple Natur-Erſcheinung, die nur eine irrige Einbildungskraft für eine Unordnung anſieht.

„Uebrigens kann man nunmehr ganz ſicher ſeyn, daß das Innere von Italien und Sicilien nicht weiter durch Erdbeben beunruhigt werden wird. Ein berühmter Gelehrter hat mich verſichert, daß Meſſina eine der älteſten in der Geſchichte bekannten Städte war,

war, und daß ſie izt zum erſtenmale auf dieſe Art verwüſtet wurde. Auch iſt es gewiß, daß ſie die Sicilianer ſeit 1364 Jahren vor Chriſti Geburt bewohnt haben. Die bekannte Ordnung der Wahrſcheinlichkeiten, die Stille, die jederzeit auf ein großes Erdbeben oder einen gewaltſamen vulkaniſchen Ausbruch erfolgt, müſſen alſo jedermann beruhigen, der nicht von Natur kleinmüthig iſt. Vielmehr ſollte dergleichen beklagenswerthes Ereigniß zum Beſuch der Gegenden anreizen, welche die Natur ſo ſehr gemißhandelt hat.

„Es wäre zu wünſchen, daß jeder Gelehrte, der im Begriff iſt, eine Reiſe anzuſtellen, dem Publico ſeinen Plan vorher mittheilte. Noch nüzlicher würde es ſeyn, wenn mehrere Männer von Kenntniſſen, und zwar von verſchiedenen Arten derſelben ſich dazu vereinigten. Keine Wiſſenſchaft iſt iſolirt, eine jede bedarf des wechſelſeitigen Beyſtandes der andern. Alsdenn würden über moraliſchen Zuſtand der Völker, über ihre Geſezgebung, über die phyſiſche Geſchichte ihres Bodens und ihres Clima, über ihre Indüſtrie, ihre freyen und mechaniſchen Künſte, mit mehrerem Vortheile Beobachtungen anzuſtellen ſeyn.„

Der Abt Soulavie.

VIII.

VIII.

Berichtigung
einer Stelle
in der Berliner Monatsschrift.

Unter den mehreren guten Aufsätzen, welche der Februar der neuen Berliner Monatsschrift enthält, befinden sich auch: Bemerkungen auf einer Reise durch die Lausitz und Obersachsen, worinne viel richtiges und freymüthiges gesagt wird. S. 137. heißt es: „In der Kirche des Doms in Meissen schlafen die „Stifter der beyden Sächsischen Hauptlinien so friedlich bey einander, wie einst in Altenburg in Einem „Bette, aus dem sie Kunz von Kaufungen stahl, um „sich durch sie bezahlt zu machen. Auch ihre Aeltern, „auch der unglückliche Johann Friedrich und mehrere „liegen da bey einander.„ Lezteres ist unrichtig: denn Johann Friedrich der Grosmüthige hat sein berühmtes Begräbniß in der Hauptkirche allhier zu Weimar, welche, (wie es wohl der Mühe lohnt, hier einzuschalten,) neuerlich durch die in Lebensgrösse von Lucas Cranach gemahlten schönen Bilder Churfürsts Friedrich des Weisen, Johann des Beständigen und Johann Friedrich des Grosmüthigen, einen schönen Zuwachs Sachsen-Ernestinischer Familien-Denkmale erhalten hat. — S. 144. ist zwar gut bemerkt, „daß dem famosen Goldmacher Klettenberg Fürsten „und Hofleute, vielleicht seiner übermaßigen Dreustigkeit wegen, glaubten;„ aber dieses trift wenigstens den fürstlichen Hof nicht, wo man sein metallurgisches Geheimniß durch Männer von Einsicht (S. Schlözers Briefwechsel, IX. Th. 90. S.) prüfen ließ und ihm die Resolution ertheilte: „es sey bedenklich, die Sache „weiter vorzunehmen.„ D. H.

Der
Teutſche Merkur.

May 1783.

I.
Nachrichten von Madagascar. *)

Madagascar hat unter allen Inſuln, nach Bornes, den gröſsten Umfang; ſie iſt ungefähr dreyhundert franzöſiſche Meilen lang und hundert breit. Ihre Lage vom ſechsundzwanzigſten bis zum zwölften Grade ſüdlicher Breite macht ihr Klima zu einem der angenehmſten. Die Fruchtbarkeit ihres Bodens, ſo weit er bis izt bekannt iſt, würde unglaublich ſcheinen, wenn ſie die Erfahrung nicht beſtätigte. Alle Reiſende ſtimmen hierinn überein, und beſonders pfle-

*) Voyages autour du monde et vers les deux poles par terre et par mer pendant les années 1767 - 1776. par M. de Pagès, Tome II. p. 76 - 110. Man hat bey dieſem Auszug nur ſolche Nachrichten geliefert, die *Raynal* hiſt. phil. et pol. Tome X. nicht ſchon hat, oder die doch mit den ſeinigen nicht ganz übereinſtimmen.

pflegen die Botaniker, dieſe genauen Beobachter, mit allem Enthuſiasmus den die Freygebigkeit der Natur inſpirirt, einzuräumen, daß ſich dieſe auf Madagascar durch eine ſtarke und mannichfaltige Vegetation mehr als irgendwo hervorthue. Die Ausdehnung der Inſul von Norden nach Süden verſpricht, wegen Abwechslung des Klima, alle Hervorbringungen der Länder von höherer Breite. Boden und Klima des nördlichen Theils gleicht den Inſuln des Archipelagus von China. Ich glaube, daß die Gewürze dort gedeihen würden; denn die Frucht Rabinſara, *) iſt in den Wäldern ſehr gemein. Sie vereint die Eigenſchaften der Würznelke, des Zimmts und der Muſcate; ja ſie würde dieſe völlig erſetzen können, wenn man ſie vor ihrer Reiffe einſammelte. Die wunderſame Anzahl von Bächen, die Menge des Viehes und Geflügels, der Ueberfluß an Getraide, Zucker und Indig, alles zeuget von dem Reichthum des Landes.

Die erſten Seefahrer, welche an dieſer Inſul anderen, hielten davor, daß ſie Gold- und Silber-Bergwerke hätte. Dieſe Idee hat ſich bey gewiſſen Leuten ohne allen Grund erhalten. Wir haben nichts da gefunden, als Bergkriſtall, wovon ich Stücken achtzehn Zoll lang und ſechs Zoll dick dort geſehen habe

*) Ravenſera, ſagt Raynal, iſt ein Gewürz, das nur allzuwenig bekannt iſt.

habe. Wir trafen auch Markasit an, den man gar wohl vor Gold- und Silber-Erz ansehen konnte.

Ich nahm meinen Aufenthalt zu Mahanleva, einem Ort von angenehmer Lage, nur einen halben Kanonenschuß weit vom Meer, an einem kleinen Bache, dessen Ufer Gehölz und Wiesen von geringem Umfang einnahmen, und angenehm miteinander abwechselten. Der Ort war ziemlich bewohnt; ein Theil der Einwohner befand sich aber auf dem Felde, wegen des Reißbaues.

Eine Begebenheit, die den Tag nach meiner Ankunft vorgieng, fieng an mich den Charakter dieses Volks kennen zu lehren.

Ein Franzose war mit der Tochter eines Oberhaupts auf der Insul einige Tage lang ziemlich vertraulich umgegangen; ich weiß aber nicht warum er sie nicht ferner mit so günstigem Auge ansah. Der Einkauf des Rindviehes wurde mit diesem Oberhaupt ordentlicher Weise nicht eher geschlossen, als bis das Fahrzeug ankam, welches das Vieh zu uns an Bord führen sollte. Als es ankam, wollte das Oberhaupt sich nicht eher auf einigen Handel einlassen, als bis seine Tochter, gleichsam statt Präliminararticuls, wieder eben die Vertraulichkeit bey dem Franzosen genösse in der sie vorher mit ihm gelebt hatte. Eine Bedingung, die in ihrer Art so neu war, wunderte mich

Dromio von Epheſus.

Nein, er ſchlug ſo gerade zu, daß ich ſeine Ohrfeigen nur gar zu gut faßte; und doch ſprach er ſo zweydeutig, daß ich kaum verſtehen konnte, was ſie bedeuten ſollten.

Adriana.

Aber ſag', ich bitte dich, wird er heim kommen? Es ſcheint, er bekümmert ſich viel darum, ſeinem Weib gefällig zu ſeyn.

Dromio.

Verſichert, Frau, mein Herr iſt nicht recht geſcheidt; das hat ſeine Richtigkeit; wie ich ihn bat, er möchte heim zum Mittag-Eſſen kommen, ſo fragt' er mich nach tauſend Mark an Gold; es iſt Eſſenszeit, ſagt' ich; mein Gold, ſagt' er; euer Eſſen verdorrt, ſagt' ich; mein Gold, ſagt' er; wollt ihr heim kommen, ſagt' ich; mein Gold, ſagt' er; wo ſind die tauſend Mark, die ich dir gab, Galgenſchwengel? Das Ferkel, ſagt' ich, iſt ganz verbraten; mein Gold, ſagt' er. Meine Frau, ſagt' ich; an den Galgen mit deiner Frau! Ich weiß nicht wer deine Frau iſt; zum Henker mit deiner Frau!

Luciana.

Sagte wer?

Dromio.

Sagte mein Herr. Ich weiß nichts, ſagt' er, von keinem Haus, und von keinem Weib und von keiner Frau,

um so mehr, als sie ganz ernsthaft in Gegenwart der angesehensten Indianer vorgebracht wurde. Ich kam aber von meiner Verwunderung zurück, als ich in der Folge wahrnahm, daß Eigennuz die vornehmste Ursache dieser Aufführung war, und dabey nur ein Vorwand, um neue Geschenke zu erhalten, zum Grunde lag.

Einige Zeit hernach warf ein Franzose mit einem Stük Holz um sich, um verschiedenen Kindern, deren Neugier ihm lästig war, ein Schrecken einzujagen. Er traf ein Kind des indischen Befehlhabers an Kopf; dieser eiferte zwar nicht darüber, schikte uns aber den Knaben zu, um ihm etwas auf die Wunde zu legen und seinen Kopf mit Leinwand zu binden. Ich bemerkte, daß er weit mißvergnügter war, als er sah daß man den Kopf seines Sohns nur mit einem Tuch von geringerm Werth verbunden hatte.

Wenn mir indeß auf einer Seite dergleichen Streiche und eigennüzige Absichten aufsielen, so sah ich doch auch, daß man wegen der Kleinigkeiten, die man von uns verlangte, nicht sehr zudringlich war. Man erzeigte sich freymüthig und wohlfeil genug im Handel, und immer hielt man das Wort aufs genaueste, das uns gegeben worden war.

Ich würde den Charakter dieser Insulaner schlecht beurtheilt haben, wenn ich blos ihr Verhalten gegen

uns

uns dabey in Erwägung ziehen wollen. Es war sehr natürlich, daß sie sich gegen Leute eigennützig bezeigten, bey denen sie die Dinge im Ueberfluß sahen, die ihnen Freude machten oder gar nothwendig waren. Aber ich bemerkte, daß unter ihnen selbst diese Denkungsart nicht herrschte. Sie lebten eines mit dem andern und leisteten sich ohne Eigennuz Beystand in ihren Arbeiten. Wer keinen Reiß hatte, holte sich welchen bey seinem Nachbar. Hauß und Fahrzeug einer abwesenden Familie wurde ohne Umstände von einer andern gebraucht, und die Leute schienen mir untereinander durchgehends gut und wohlthätig. Sie machten mir verschiedene kleine Geschenke; eine Scheere, einige Nadeln, ein wenig gebranntes Wasser stellte sie überflüßig zufrieden; und weil ich nichts mit dem Markte zu thun hatte, den man mit ihnen hielt, so mochten sie mich für sehr uneigennützig ansehen.

Einige Tage nach meiner Ankunft vereinigte sich der Chef der neuen Französischen Colonie, welche sich ungefähr fünf Meilen von Mahanlevu angebauet hatte, mit einem ziemlich angesehenen Landes-Beherrscher. Er ließ Feuer auf ihn geben, und dieser erwiederte es. Diese Feindseligkeiten verursachten im ganzen Lande Bewegung; auch das Oberhaupt zu Mahanlevu versammelte seine Völkerschaft und setzte sich in Vertheidigung. Wir waren hierbey auf un-

ſerer Hut; es waren unſerer nur vier Franzoſen an dieſem Ort, und auf allen Fall luden wir unſer Gewehr, und ein Steinſtück, das zufälligerweiſe vorhanden war. Die Tochter des erwähnten Oberhaupts nahm unſer Mißtrauen wahr, und gab ihrem Vater Nachricht davon. Er bezeigte uns ſeine Empfindlichkeit, und verſicherte, daß wir, als ſeine Gäſte, nichts bey ihm zu fürchten hätten, weder von ſeiner Seite, noch von den Feinden, der Franzoſen. Er ſezte hinzu, daß es indeſſen doch das Anſehen habe, wir möchten die Parthey der neuen Colonie nehmen, weil wir beyde aus Einem Lande bürtig wären. Auch er würde ſich vermuthlich auf die Seite ſeiner Landsleute ſchlagen; aber izt wollten wir uns beyderſeits blos vertheidigungsweiſe gegen einander verhalten; ſo lange wir ſeine Gäſte wären, ſähe er uns als Freunde und Bundsgenoſſen an.

Dieſer Ort hatte nun nicht mehr ſeine vorige Annehmlichkeit; alles darinn ward Unruhe und Getös; ausgeſtellte Wachten und unaufhörliche Patrouillen, Abſchickungen der Kundſchafter nach allen Seiten, Arbeit zu Verſtärkung der Schanze, Zurükſchaffung der Viehheerden, Weiber und Kinder, alles das unterbrach Ruhe und Commercium. Wir gingen an Bord zurük; unſer Aufenthalt hatte nur zwölf Tage gewährt.

Indeß

Indeſſen waren die Feindſeligkeiten zwiſchen dem indianiſchen Befehlshaber und dem Oberhaupte der Colonie von Folgen. Dieſer nahm ſich vor, des Indianers ſich zu bemächtigen oder ſeinen Wohnplaz abzubrennen. Er verlangte unſre bewafneten Chaloupen, um ſeinem Entwurf zu Hülfe zu kommen, und ſie wurden ihm zugeſtanden. — Ein Menſch, aus dem gemeinſten Stande, der kaum erſt einiges Commando erhalten, ſoll der allein über das Blutvergießen zweyer Völker entſcheiden? Steht es ihm frey auf ſeine Nation die ſchwarzeſten Handlungen zu häufen, wenn er ſeine und des Gegentheils Gerechtſame nicht billig genug gegen einander erwogen hat? —

Ich ſahe es gern, (das geſtehe ich ohne mich zu ſchämen) daß ich mit dieſer Expedition nichts zu thun bekam. Die Ehre, ſein Leben zu wagen, um das Vaterland vor Uebelthaten zu ſichern, die ſeine Ruhe ſtören könnten — iſt das die Ehre des Soldaten, oder beruht ſie auf ſtiller, mechaniſcher Hintanſetzung von Freyheit und Leben, oder vielleicht auf Venalität eines und des andern?

Irrthümer dieſer Art reiſſen oft junge Seelen zu Schandthaten hin. Auf jener Expedition ward ein junger von Adel hiervon ein Beyſpiel. Während unſers Aufenthalts hatte er bey dem indianiſchen Oberhaupte gewohnt, das izt gezüchtiget werden ſollte; einige Tage vorher lebte er mit ihm und ſeiner Fami-

lie in der brüderlichſten Vertraulichkeit. Man überhäufte ihn mit allen Freuden der Liebe und der Freundſchaft; erſt vor zwey Tagen war er von dieſem langen Beſuch zurükgekehrt. Und nun glaubte er Beweiſe von Heldenmuth abzulegen, wenn er ſich der Kenntniß von der Lage des Orts bediente, ſeinen vormaligen Wirth den Truppen zu verrathen. Ein falſcher wüthiger Ehrgeiz löſchte die Pflichten der Erkenntlichkeit und alles zärtliche Andenken der Liebe in ihm aus. — Wohnplaz und Schanze des Indianers ward ſo ein Raub der Flammen; die Bewohner entflohen, von ihren Kundſchaftern zeitig gewarnt, zum nächſten Wald, und beobachteten dort die Bewegungen unſrer Truppen. Man fand nur einige Weiber, die vor Alter nicht fortkommen konten, und das erhielt ihnen auch die Freyheit. Alſo zog man nur mit einigen geringen Hausrath, der uns zu nichts nuzte, in Triumph zurük. — Ich furchte, daß uns dieſe Begebenheit nicht günſtig war in den Geſinnungen der Inſulaner, die mich ſehr zu intereſſiren anfingen.

Sie ſchienen übrigens von verſchiednen Geſchlechtsarten abzuſtammen; Farbe, Haar und Statur gaben es zu erkennen. Die, welche ich nicht für Abkömmlinge der urſprünglichen Bewohner hielt, ſind klein und unterſezt, *) von ſchlichtem Haar, und olivenfarbig,

*) Raynal giebt dieſen ſogenannten Kimos nur die Länge von vier Fuß, vermuthlich nach Büffons Angabe. Es wäre zu

viel

farbig, wie die Maleyen, mit denen ſie überhaupt viel Aehnlichkeit haben. Die urſprünglichen Landesbewohner haben krauſes Haar, ſind groß und wohlgewachſen, haben große ſchöne Augen, einen leichten Gang und eine offene Bildung; von Farbe ſind ſie beynahe ſchwarz, wie die Malabaren. Ich hielt ſie für ſanft und verſtändig, aber ohne Genie; eitel und eigennützig, aber zugleich eigenſinnig und überhaupt inconſequent in ihren Handlungen. — Sie winden ſich, ſtatt Kleidung, ein Stük baumwollen Zeug um den Gürtel und über die Schultern, tragen auch eine Art Mützen, wie aus Binſen geflochten. Ihr Haar iſt in kleine Zöpfe vertheilt; den Bart laſſen ſie nur am Kinn wachſen.

Die Mannsperſonen geben ſich wenig mit dem Feldbau ab, aber das Vieh beſorgen ſie und weiden es in den Wäldern. Sie verfertigen gewöhnliche Pirogen, aber auch ſolche, deren ſie ſich im Krieg bedienen. Jene ſind klein und nur mit dem Ruder zu gebrauchen; die leztern gehören meiſtens den Befehlshabern, ſind mit Segeln verſehen, tragen über hundert Mann, und können die Fahrt um die ganze Inſel thun.

Die Weibsperſonen ſind von mittlerer und öfters kleiner Statur; ſie haben Phyſionomie; wenige von

verwundern, wenn Mr. des Pagés dieſe Zwergſchaft ſo bekannt und nicht bemerkt haben ſollte.

ihnen ſind ganz ungeſtalt, aber ſie können doch weder für ſchön noch artig paſſiren. Sie gürten ſich mit einem langen Stük baumwollen Zeug, und tragen eine Art von Kamiſol, das nur bis unter den Buſen reicht, und mit einem großen, runden ſehr wohl gearbeiteten Silberblech geziert iſt. Ihren Hals putzen ſie mit mehreren Reihen langer ſilbernen Kettchen, welche über den Buſen herabfallen. Ihr Haar fällt in unzählichen kleinen Zöpfen über die Stirn, oder ſie ſchlagen es auch kreuzweis zurük, auf griechiſche Manier, wie es für ihre Figur am vortheilhafteſten iſt. Sie bauen den Reis und das übrige Getreide, pflanzen Patatten, Maniok und andere Gewächſe; ſie präpariren die Blätter des Baumes Rafia, um Fäden herauszuziehen, denen ſie hernach verſchiedene Farben geben, und ein artiges friſchausſehendes Tuch zu ihrer Kleidung daraus weben. Doch ziehen ſie die baumwollnen Zeuge vor, die ſie von den Europäern erhalten, wenn ſie gleich geringern Werthes ſind als ihre eigenen. Von einem andern Baume, Wakua genannt, dienen ihnen die Blätter um Matten, Mützen, Säcke und andern Hausrath daraus zu fertigen.

Die Häuſer ſind klein und mit wenig Geſchmak erbaut. — Der Boden von einigen iſt über die Erde heraus erhaben, wodurch ſie vor den Schlangen und Ungeziefer mehr geſichert werden, auch viel geſunder ſind, beſonders zur Regenzeit. Wenn in

die-

dieſer die Inſul von Europäern beſucht wird, müſſen ſie drauf denken, nur in ſolche erhabne Häuſer ſich einzuquartiren, nur leichte Nahrungsmittel zu genieſſen, und wenig oder gar keinen Wein oder ſonſtige hitzige Getränke. Man muß nur wenig Fleiſch eſſen, ſich Leibesbewegung machen, leicht gekleidet gehen, die Sonne nicht ſcheuen, wenn die Luft leicht, aber ſorgfältig vermeiden, wenn das Wetter ſtill und ein Sturm nahe iſt. Man muß das reinſte Waſſer trinken, das man haben kann; das Regenwaſſer iſt ungeſund. Naß gewordene Kleider darf man nicht auf dem Leibe behalten, und wenn man auf dem Land in Regen kommt, muß man ſich lieber ganz ausziehen und die Kleider trocken erhalten, um ſie wieder trocken anziehen zu können, wenn der Regen vorüber iſt. Alle dieſe Behutſamkeiten ſind anzurathen; die Geſundheit der Seefahrer, die aus kältern Landen kommen, muß ſonſt dem heißern Klima nur allzu oft zum Opfer werden.

Förmlichen Gottesdienſt haben die Inſulaner nicht; ſie verehren aber ein gutes, gerechtes, höchſtes Weſen, das nach dem Tode Fromme und Böſe richtet. Sie beſchneiden ihre Knaben vom ſiebenten bis zum achten Jahre; zuweilen warten ſie noch länger, um die Zahl gröſſer und das Feſt herrlicher zu machen. — Auch ein ſchädliches Weſen glauben ſie; ihre Panſorets oder Zauberer bedienen ſich vielen Blendwerks, um glau-

ben zu machen, sie könten die Uebel abwenden, die jenes stiften möge. Die verständigsten Insulaner machen aber wenig aus diesen Künsten. —

An ihren Küsten treiben sie Wallfischfang. Wenn der harpunierte Wallfisch matt wird, ziehn sie ihn nach dem Ufer, wo die Weiber den, welcher den glüklichen Harpun warf, mit Loblledern empfangen, und sich wieder entfernen, wenn der Fisch ans Ufer gezogen ist. Nur das Mannsvolk umringt ihn alsdenn; der Beredteste hält ihm eine lange Rede, nach welcher sie den Wallfisch zerstücken und davon verzehren.

Der geringsten Angelegenheit wegen, die sie mit Europäern oder Innwohnern eines andern Districts der Insul haben, halten sie eine Nationalversammlung, die sie Palabra nennen. — Der kleinste scheinbare Vortheil hat mächtige Wirkung auf sie, und die unbedeutendsten Kleinigkeiten unterbrechen die Ausführung genommener Maasreguln. —

Schild und Assagay, eine Art Lanzen, deren sie sich sehr geschikt zu bedienen wissen, sind ihre gewöhnlichen Waffen. Sie haben aber auch viel Schiesgewehr von den Franzosen erkauft; einige ihrer Oberhäupter haben sich sogar Steinstücke angeschaft; ein erstaunlicher Beweis der sorglosen Gewinnsucht der

franzöſiſchen Kaufleute. Jedes Oberhaupt hat in ſeinem Wohnplaz eine Verſchanzung, wie ein Paliſſade, aus drey hinter einander eingeſchlagnen Reihen ſtarker Stämme. Die meiſten dieſer Palliſaden ſind länglichte Vierecke; manche aber haben Bollwerke, Gänge und Oefnungen, um die Belagerer zu beobachten. Wenn ein Krieg angefangen werden ſoll, müſſen die Weiber und Kinder erſt alle Habſeligkeit aufs Feld oder in die nächſten Wälder ſchaffen, wohin ſie auch ihre Heerden verbergen. Das Mannsvolk allein bleibt im Wohnort; man ſchlachtet einen Ochſen; es wird eine lange Rede dabey gehalten, und ein jeder taucht die Spitze ſeiner Lanze ins Blut des Ochſen. Sie zerſtücken ihn, ohne die Haut abzuziehen, theilen die Stücke unter ſich und zehren ſie gierig auf. Dieſe Ceremonie ſoll zum Vorbild ihrer blutigen Abſichten und des Gefechts, das ſie anfangen wollen, dienen. Die Fremden, denen man ihre Aſſagey auch ins Blut tauchen läßt und ein Stük Fleiſch von dem Ochſen giebt, werden als Bundsgenoſſen angeſehen. So iſts auch ein Zeichen der Verbindung, wenn ſie mit der eiſernen Lanzenſpitze des Fremden ſeine berühren. —

Uebrigens ſind dieſe Indianer eines unverſöhnlichen Haſſes und einer überlegten Grauſamkeit fähig. Einer ihrer Befehlshaber trug die Zähne ſeines Feindes am Halſe, den er im Krieg erlegt hatte. Ein ande-

ſagt' er; ſo daß ich alſo meine Commißion, die meiner Zunge aufgegeben werden ſollte, Dank ſey ihm! auf meinen Schultern heimtrage; denn mit einem Wort, er gab mir Schläge.

Adriana.

Geh wieder zurük du Sclave, und hol' ihn heim.

Dromio.

Geh wieder und laß dich noch einmal prügeln? Ich bitt' euch ſchönſtens Frau, ſchikt einen andern Abgeſandten.

Adriana.

Zurük, Sclave, oder ich will dir den Schädel entzweyſchlagen.

Dromio.

Und er wird den Bruch mit andern Schlägen wieder ganz machen; das wird gut gehen.

Adriana.

Pake dich, du wortreicher Schlingel, hohl deinen Herrn heim.

Dromio.

Bin ich dann ſo rund mit euch als ihr mit mir, daß ihr mich ſo wie eine Kugel vor euch her ſtoßt? Ihr ſtoßt mich fort, und er wird mich wieder zurükſtoſſen; wenn ich in einem ſolchen Dienſt ausdauren ſoll, müßt ihr ein ledernes Futteral über mich machen laſſen.

(Er geht ab.)

Dritte

ter hatte die Tochter und Verwandte ſeines Feindes zu Gefangenen gemacht, und ließ ſie einige Tage darauf vor ſich führen. Er tödete die erſtere kaltblütig mit einem Lanzenſtoß, und ſchikte die andere frey zurük, um ſeinem Feinde die Nachricht vom Tode der Tochter zu bringen, und ihn zu verſichern, daß es ihm und ſeinem ganzen Hauſe eben ſo ergehen ſollte.

Wenn dergleichen ſimples Volk erbittert wird, ſcheint die grauſamſte Rachſucht ihre Wuth zu vergrößern, ſtatt daß in natürlicher, ruhiger Lage ihre Seele voller Güte und Wohlthätigkeit iſt. Der Wilde in America nahm mich liebreich auf und theilte ſeine Jagd mit mir, wahrend daß der Hirnſchädel ſeines Feindes ihm ein Trinkgeſchirr war, woraus es ihm noch einmal ſo gut ſchmekte. Der Neuſeeländer friſt die zitternden Gliedmaßen ſeines Gaſtes, der ſo unbeſonnen oder undankbar war, ihn zu erzürnen. Der gaſtfreye Indianer auf Madagaſcar, der mit dem Freunden wie mit ſeinem Bruder umgeht, bricht mit Vergnügen dem erſchlagenen Leichnam ſeines Feindes die Zähne aus, und braucht ſie zu ſeinem Puz; Trauer und Thränen väterlicher Zärtlichkeit iſt ihm das angenehmſte Schauſpiel. —

Man übt Gaſtfreyheit aus unter dieſen Völkerſchaften; ich glaube aber, daß ſie lediglich die Folge einer natürlichen Gutmüthigkeit iſt, ohne ſo nothwendig

dig zu ſeyn und unter die Tugenden gerechnet zu werden, wie in Aſien.

Es ſcheint mir auch, als wenn die Reiſebeſchreiber allzugütig geweſen wären, wenn ſie es dieſer Gaſtfreyheit zugeſchrieben haben, daß die Töchter des Landes den Fremden ſogar angeboten würden. Sie hätten auf Sitten und Character Acht haben ſollen, und auf den Unterſchied, eine Sache anzubieten, oder ein Vergnügen daran zu finden, daß man ſich ihrer bedient, zumal wenn es eine gleichgültige Sache iſt und einige Hofnung Geſchenke zu erhalten dabey vorwaltet. Alsdenn würden ſie haben ſagen können, daß die freyen Sitten der Mädchen zu Madagaſcar, und ihr eigner oder ihrer Verwandten gewinnſüchtiger Character daran Urſache ſind, wenn ſie ſich den Fremden preißgeben. Ich habe die Wahrheit jener Erzählungen der Reiſebeſchreiber genau unterſucht, weil es mir, wenn ſie gegründet wären, nothwendig ſchien, Selbſtliebe und Schamhaftigkeit von der menſchlichen Natur auszuſchließen.

Bey dieſer Unterſuchung fand ich zuerſt, daß die jungen Leute beyderley Geſchlechts ganz frey miteinander leben dürfen, und ſogar von den Ihrigen von Jugend veranlaßt werden, von den Gaben der Natur Gebrauch zu machen. — Die Weiber waren aber treu genug, und auch gegenſeitig die

Män-

Männer, auſſer daß ſie zuweilen Concubinen hielten, die man für Weiber zweyter Ordnung gelten ließ. Ich erinnerte mich, wie eigennützig man zu Madagaſcar iſt, und wie alle Fremde, die dort anlandeten, Seeleute, mithin galant ſind, um kein ſchlimmeres Beywort zu gebrauchen. — Die Verſchwendung, welche immer die Seeleute bey Landungen in den Tagen ihrer Erholung begleitet, muß dem Eigennuz viel hoffen laſſen, und dieſe Hofnung vermindert den Abſtand zwiſchen fremd und einheimiſch.

Uebrigens habe ich mich ſehr gewundert, daß dieſer Umgang zwiſchen den Franzoſen und Inſulanern nicht einige nähere Verbindung und Zutraulichkeit ſtiftete. Natürlicherweiſe hätte man das vermuthen ſollen, aber es verhält ſich ganz anders. Man kommt von Seiten der Inſulaner den Folgen dergleichen Umgangs durch allerley Mittel zuvor, deren Gebrauch ihnen ſehr geläufig iſt. Ich habe nicht einen einzigen Meſtizen geſehen, in einem Lande, welches deren, nach dem Lauf der Natur, mehr als zehentauſend haben ſollte. *)

Man

*) **Büffon** behauptet aber, daß einzelne weiße und braune Menſchen auf Madagaſcar angetroffen würden, die urſprünglich von China abſtammen ſollen. **Allg. Natur-Geſchichte 6ter Th. S. 109.**

Man weiß es mir vielleicht einigen Dank, wenn meine Beobachtungen der Würde natürlicher Menschentugend, zu deren Erniedrigung manche Reisenachrichten Anlaß gaben, einigermaßen wieder aufhelfen. *) In dieser Absicht führe ich noch an, daß viele Personen, die auf der Insul Otahiti gewesen waren, mich versicherten, das otahitische Frauenzimmer sey sehr eigennützig und treibe Gewerbe mit seinen Gunstbezeigungen. Dergleichen Mißtrauen kam aber zu Madagascar wenig vor; dort verließ man sich auf Treu und Glauben des Acquirenten.

Diese Nachrichten aus Otahiti, so wie das Betragen des Otahiters der in Paris war, und die Treue der dortigen Weiber, machen mich glauben, daß die Gebrauche beyder Insuln in diesem Stücke sich ähnlich sind. Auch in Neuseeland und Grönland ist es so, mit einem geringen Unterschied. Immer mischt sich der Eigennutz ein, und man darf diesen für die gemeinsame Quelle annehmen.

Die

*) Ich bin der Meynung, daß man in Ansehung der Menschenfresser in gleichem Irrthum stehet. Es giebt keine, die es mit kaltem Blute wären. Kriegerwuth oder lebhafte Erinnerung erlittenen Unrechts macht einige Indianer dazu, aber nur gegen ihre Feinde, oder gegen diejenigen die sie davor anstehen. (Anm. des Originals.)

Die Sprache der Landeseinwohner zu Madagascar ist ziemlich weich und hat eben die Beugungen der Stimme wie bey den Einwohnern der philippinischen Inseln. Sie scheint aus verschiedenen andern Sprachen zusammengesezt zu seyn. Ich entdekte arabische und portugiesische Wörter darinnen; z. B. Kabar bedeutet neu zu Madagascar wie bey den Arabern. Palabra, Wort oder Rede im Spanischen und Portugiesischen; zu Madagascar Unterredung oder Berathschlagung. —

Doch genug von einer Insul, die schon so lange bekannt ist. Ich komme zu unserm Schiffe zurük — wo die Kranken nun ziemlich hergestellt waren, so daß wir, nach eingenommenen Vorräthen, den 29. März 1774. die Bay von Antongil wieder verlassen konnten.

II.

Fortsetzung der Nachrichten von Handel, Künsten und Wissenschaften in Toscana.

Seitdem Kosmus I. sich der Stadt Siena bemächtigt hatte, war sowol er, als sein Sohn Franz sehr darauf bedacht die dasige Universität mit geschikten

ſchikten Lehrern zu beſetzen. Die Teutſchen und Polen machten daſelbſt Eine Nation aus, und genoſſen beſondere Freyheiten. Oft waren ihrer mehr als hundert. Zu Piſa pflegten die Genueſer und die nächſt angrenzenden Lombarden zu ſtudiren, und obgleich der Großherzog die von ſeinem Vater angewieſenen Beſoldungen geſchmälert hatte, ſo waren doch unter den Lehrern anſehnliche Männer. In der practiſchen Arzneywiſſenſchaft blüheten **Thomas Cornacchinus**, **Andreas Camulius**, ehemaliger Leibarzt des Kaiſers Maximilian II, in der Philoſophie **Verinus** und **Quarantotto**. **Ciſalpinus** erkannte den Umlauf des Bluts, ohne die Folgen deſſelben einzuſehen. Jedes Jahr gab man eine Leiche zur **Anatomie**, und beym botaniſchen Garten errichtete man ein **Cabinet der Naturgeſchichte**, welches von Tage zu Tage mehr bereichert wurde. Der Großherzog verlieh ſelbſt die Lehrämter. Da 1581. ein Mönch um eine Profeſſur der Philoſophie zu Siena anhielt, ſchrieb er mit eigner Hand auf ſeine Bittſchrift: Mönch und Philoſophie wären zwey ſich widerſprechende Dinge; nie würde er dieſes Lehramt einem Mönch anvertrauen.

Es war damals ſehr gefährlich öffentlicher Lehrer zu Piſa oder Siena zu ſeyn. Die Minoriten, welche den hieſigen Inquiſitionsgerichten vorſtanden, hatten beyden Univerſitäten den Untergang geſchwo-

ren. Außerdem, daß sie unversöhnliche Feindschaften unter den Professoren zu Pisa stifteten, brachten sie 1582. ihrer drey in die päbstlichen Kerker nach Rom; worunter Hieronymus Borrus war, der nach einer langen Gefangenschaft für unschuldig erklärt wurde. Sein Ankläger war ein Sohn des Cesalpinus. Zu Siena nahmen sie 1586. elf teutsche Schüler, worunter zwey Grafen von Harrach, Neffen des Kaiserlichen Oberstthofmeisters, waren, aus Verdacht der Ketzerey in Verhaft, und führten sie nach Rom; welches dem Großherzog schwere Vorwürfe vom Kaiser und einigen teutschen Fürsten zuzog. Denn da die Inquisition in Toskana keine eigene Häscher hatte, und jedesmal die weltliche Obrigkeit um dieselben ersuchen mußte, so konnte der Verhaft dem Großherzog zur Schuld gelegt werden. Doch hatte diese Schlangenbrut Mittel ersonnen, die weltliche Obrigkeit zu hintergehen, und wen sie wollten hinwegzukapern. Unter dem Vorwand, die Religion vor den Ketzereyen zu schützen, welche über die Alpen in Italien einzudringen schienen, errichteten sie in allen vornehmen Städten Italiens eine eigene Confraternität von Leuten beyderley Geschlechts und aus allen Ständen, welche sich verpflichteten, der Inquisition in jedem Falle beyzustehen, und mit einem rothen Kreuze bezeichnet waren. Eine so gefährliche Brüderschaft hatte der Inquisitor zu Siena errichtet. Sie und der Inquisitor waren so unverschämt.

verſchämt, daß ſie auf gebotenen Faſttägen in Gaſſen und Häuſern herumſchniffelten, um auszuſpüren, ob die Schüler und Lehrer Fleiſch äßen. Der Großherzog unterdrükte zwar dieſe Kuppel von Spürhunden; aber ſie erneuerten immer unter andern Geſtalten die nemlichen Auftritte. Je mehrere Menſchen im XVIten Jahrhundert ein Inquiſitor in die päbſtlichen Kerker überlieferte, deſto größer war ſein Verdienſt, zur Würde eines Kardinals, und wohl gar auf den päbſtlichen Stuhl zu gelangen.

Die Grauſamkeit dieſes Richterſtuhls, und die Strenge, womit der Großherzog Franz die Abgaben ſeiner Unterthanen einfordern ließ, waren in Italien zum Sprichwort geworden. Er beſchwerte zwar das Land nicht mit neuen außerordentlichen Laſten; doch verewigte er die Auflagen ſeines Vaters, und war in der Einforderung derſelben über alle maßen ſtreng und unerbittlich. Im Jahr 1576. beliefen ſich die Einkünfte des Staats auf eine Million und 200000 Speciesthaler; wovon der Großherzog jährlich 300 tauſend in die Schatzkammer gelegt haben ſoll, ohne was er durch ſeinen Privathandel gewann. Er lieh dem Hauſe Oeſterreich über eine Million, und hinterließ ſo viel baares Geld, daß ſein Nachfolger für gut hielt, es vor ſeinem Bruder Don Pietro und vor den Spaniern unter einem tiefen Stillſchweigen zu begraben. Doch konnte er die unermeſſene Men-

ge Silber, Gold, Edelgesteine und andere Kostbarkeiten, die dem Publico gröſtentheils bekannt waren, nicht verbergen. Der Ruf seiner Schätze bewog 1587. einen ansehnlichen Theil der Polen, ihm ihre Königliche Krone anzubieten; er war aber so vernünftig, dieselbe auszuschlagen, und den Erzherzog Maximilian dazu zu empfehlen. Er regierte zehen Jahr mit seinem Vater Kosmus I., und 13 Jahr allein. Als Gesezgeber und Staatsmann giebt er keinem der mediceischen Fürsten etwas nach; aber als Kaufmann und sittlicher Mensch war er das verderblichste Mitglied seines Staats; weil er mit seiner brennenden Gewinnsucht das allgemeine Wohl nicht verband, und durch tägliche Beyspiele lasterhafter und grausamer Handlungen das Land mit Straßenräubern und Banditen anfüllte. Die Hauptquelle aller Uebel war seine Schrankenlose Liebe zur berüchtigten Bianca Capello. Ihren Launen opferte er alles auf. Daher entstanden Unterdrückung der Unschuld, partheyische Verwaltung der Gerechtigkeit, allgemeines Mißtrauen, Verachtung der Gesetze, Rachsucht, Landesverweisungen, Straßenraub, und Meuchelmord. Was man von beyder Vergiftung und tragischem Tod in den Geschichtbüchern lieset, hat nur den allgemeinen Haß der Florentiner, ihren kurz aufeinander folgenden Tod, und die zufällige Gegenwart des Kardinals Ferdinando, der sogleich nach seines Bruders Tod die Regierung antrat.

trat, zum Grunde. Sie ſtarben beyde im Luſtſchloß Poggio a Cajano am hitzigen Fieber, der Groß-herzog den 19ten und ſeine Gemahlinn Bianca den 20ten October 1587. *).

Der Großherzog Ferdinand I. brachte alle die Tugenden, die einen Fürſten zum Vater ſeines Landes machen, auf den Toskaniſchen Thron, und erhob das Großherzogthum auf die höchſte Stufe ſeiner Glükſeligkeit. Er fieng ſogleich an, die unermeſſenen Schätze, die ſein Bruder hinterlaſſen hatte, zum allgemeinen Beſten anzuwenden. Die Vergrößerung der Stadt, und des Hafens Livorno wurde 1590. mit Nachdruk und Ernſt unternommen. Der Gedanke dieſen kleinen Hafen zu vergrößern, war im Hauſe Medici gleichſam erblich. Klemens VII. und auf ſein Betreiben der Herzog Alexander hatten die hieſige alte Feſtung vergrößert, und Kosmus I. hatte nicht nur die Feſtungswerke des Hafens, ſondern auch den Ort ſelbſt mit Wohnungen vermehrt. Er ſah vor, was aus dieſem zum Handel bequemen Ort und Hafen werden könnte, und weil hierzu der Hafen zu eng war, ſo entwarf ſein groſſer Geiſt einen Plan, der den alten Römern Ehre gemacht haben würde, nemlich den Hafen nicht

*) Iſtoria del Granducato di Toſcana ſotto la caſa medici Tom. 2. p. 484.

Dritte Scene.

Luciana.

Fy, wie entſtellt dieſe Ungeduld euer Geſicht?

Adriana.

Er kan ſeinen Liebling ſeiner angenehmen Geſellſchaft nicht berauben, und ich muß indeß daheim ſizen, und zum Verhungern nach einem freundlichen Blik ſchmachten. Hat denn das Alter die anziehende Schönheit ſchon von meiner armen Wange genommen? Wenn es iſt, ſo hat Er ſie verderbt. Iſt mein Geſpräch troken, und mein Wiz ſtumpf? Seine Unfreundlichkeit iſt der harte Marmor, woran er ſeine Schärfe verlohren hat. Gefallen ihm andre beſſer, weil ſie ſchöner aufgeputzt ſind? Das iſt nicht mein Fehler; er iſt Herr über mein Vermögen. Was für Ruinen können an mir gefunden werden, die er nicht gemacht hat? Würde nicht ein einziger ſonnichter Blik von ihm, meine verwelkte Schönheit wieder herſtellen? Aber ach! er verſchmäht ein Weib, von der er ohne Maaß geliebt wird, und ſucht, auſſer ſeinem Haus, ein Vergnügen --

Luciana.

Sich ſelbſt peinigende Eiferſucht! Fy, jagt ſie fort.

Adriana.

Nur gefühlloſe alberne Tröpfe können bey ſolchen Beleidigungen gleichgültig bleiben; ich bin gewiß, ſeine Augen

nur zu erweitern, sondern auch für seine Frachtschiffe einen eigenen verschlossenen Hafen vermittelst zweyer Mauern, die von dem festen Land bis an den Kanal giengen, zu bauen. Diese Arbeit, welche sich auf 10500 Ellen belief, wurde durch seinen Tod unterbrochen, und von seinem Sohn Franz I., welcher lieber von dem Bau der Stadt anfangen wollte, und aus Geiz auch hier wenig ausrichtete, nicht berührt. Ferdinand I. grif das Werk mit einer großen Menge Arbeiter an, konnte es aber nicht zur erwünschten Vollkommenheit bringen, weil die Mauern der Gewalt des Meers nicht durchaus widerstunden, und der verschlossene Hafen mit Meergras und anderm Unrath, der die Luft ungesund machte, angefüllt wurde. Kosmus II., sein Sohn, vermittelte hernach dieses Uebel, da er das Werk in engere Dämme einschränkte. Aber die Wohnungen, womit Ferdinand den Inbegrif der von seinem Vorgänger gebauten Ringmauer anfüllte, wurden unter der Aufsicht **Alexanders Pieroni**, eines Schülers des Buontalenti bald vollendet, und fast eben so bald mit fremden Kaufleuten besezt. Diese waren neue portugiesische Christen, welche Philipp II. verfolgte, Juden, mißvergnügte Korsikaner, Banditen, die vor den Verfolgungen ihrer Regierungen sonst nirgends sicher waren, und andere unglükliche Flüchtlinge. Sie erhielten vom Großherzog Wohnungen entweder käuflich, wenn sie Vermögen hatten, oder

zur

zur Miethe, mit allen erwünſchten Freyheiten. In kurzer Zeit wurden der Einwohner ſo viel, daß die ungeſunde Lage ihnen nichts mehr ſchadete. Dieſen Zuwachs erhielt der Ort gröſtentheils aus der Provence, deren Einwohner wegen des Hugonottiſchen Kriegs, der alle Provinzen Frankreichs verwüſtete, auf den Küſten Italiens Handel trieben, und wegen der zuverläßigen Sicherheit und guten Aufnahme Livorno zum Mittelpunct ihres Handels gewählt hatten. Auch ließen ſich einige engliſche, ſpaniſche und portugieſiſche Kapitaliſten, die ſich in dem Kriege zwiſchen Spanien und England durch Seeräubereyen bereichert hatten, und von ihren Fürſten keine Vergebung hoften, weil ſie auch nach dem Krieg, in Gemeinſchaft mit holländiſchen und türkiſchen Korſaren, dieſes Handwerk fortſezten. Nie ſind weiſere Geſetze am Licht erſchienen, als die der Großherzog Ferdinand in den Jahren 1590, 1592, 1593. zur Bevölkerung der neuen Stadt Livorno und zur Beförderung des daſigen Handels bekannt machte. In dem lezten, welches den Hafen zu Livorno für einen ganz freyen Hafen aller handelnden Nationen erklärt, wird allen Religionen, beſonders der Mahumedaniſchen und Jüdiſchen, eine freye Uebung geſtattet. Die aus Portugal und Spanien vertriebenen Juden, welche zu Livorno mehr Sicherheit und Bequemlichkeit fanden, als je in einem Ort der Welt, zogen in kurzer Zeit den Handel dahin. Ei-

ne vierjährige Hungersnoth zog auch aus Danzig Schiffe nach Livorno, und ihre gute Aufnahme veranlaßte neue Handelszweige aus den nordischen Ländern.

Den **Levantischen Handel** zu erneuern, sandte der Großherzog 1598, durch ein günstiges Schreiben des Großsultans dazu eingeladen, einen florentinischen Kaufmann nach Konstantinopel. Aber das Geschäft wurde durch das Betreiben des Venezianischen und des Französischen Bothschafters vereitelt. **Neri Giraldi** (so hieß der florentinische Kaufmann) gerieth sogar in Gefahr den Kopf zu verlieren, weil er sich erkühnt hatte, vom Thurm einer Moschee ins Serrail des Großsultans herabzusehen. Er würde dem Tod nicht entgangen seyn, wenn ihn der Venezianische und Französische Bothschafter nicht gerettet hätten.

Im **Privathandel** übertraf Ferdinand I. seine Vorfahren, ob er sich gleich nicht bis zur Krämerey, wie sein Bruder Franz I. herabwürdigte. Er unterhielt eigene Kaufleute in England, und Polen, Getreide daselbst aufzukaufen, und versah in den öftern theuern Zeiten ganz Italien damit. Niemand konnte ihm diesen Handelszweig streitig machen, weil kein Privatmann eine Million Thaler darauf verwenden konnte. Auch hielt er, wie ehedem sein

Bru

Bruder, in den vornehmſten Europäiſchen Städten unter verſchiedenem Namen Wechſelbänke. Der Contrebande-Handel, den er unter dem Namen Engliſcher und Holländiſcher Kaufleute in Amerika trieb, ſeine Fracht-Schiffe, worauf er der Spanier Waaren aſſekurirte, und der Antheil, den er an ihren Kaperſchiffen wider die Spanier hatte, waren für ihn Quellen großer Reichthümer. Jedoch verband er ſeinen Privathandel mit jenem ſeiner Unterthanen, ſo viel es ſich thun ließ.

Da Maria de Medici nach Frankreich kam, fanden ſich nur noch drey florentiniſche Handelshäuſer zu Lyon, deren zwey auf dem Punct ſtanden, wegzuziehen. Die bürgerlichen Kriege Frankreichs hatten den Geldwechſel, welcher der Hauptgegenſtand des florentiniſchen Handels war, in die äußerſten Seeplätze vertrieben. Auch war der übrige Handel der Florentiner dadurch faſt gänzlich aus Frankreich verwieſen, weil Sully auf alle ausländiſche Waaren, folglich auch auf der Florentiner goldene und ſeidene Zeuge, und ihre Raſche allzuſchwere Abgaben legte. Daher nahm dieſer Handel ſeinen Weg nach Spanien, und England. Hätte Sully den Handel ſeiner und ſeines Königs Aufmerkſamkeit werth geachtet, und den Vorſchlägen des Großherzogs gefolgt, ſo würden Frankreich und Toskana den Handel des nördlichen Europa unter ſich getheilt ha-

haben. Der Großherzog erbot sich die Levantischen und Italienischen Waaren von Livorno, wo die allgemeine Niederlage derselben seyn sollte, nach Antwerpen auf seinen Frachtschiffen zu bringen. Von hier sollten sie durch Frankreich nach Calais gehen, wo sie als aus einem allgemeinen Magazin nach England, und in alle nördliche Länder vertheilt würden. Aber Sully verstand sich nicht auf den Handel, und hielt ihn für eine Beschäftigung, die seiner und des Königs Aufmerksamkeit unwürdig wäre.

Demohngeachtet blüheten die florentinischen Manufacturen nach wie vor. Man fabricirte jährlich zu Florenz für drey Millionen Scudi goldene, silberne und seidene Zeuge, und Rasche, welche theils unmittelbar nach England und Spanien, und theils durch den Schleichhandel nach Amerika übergingen; hingegen kauften die Florentiner jährlich in Sicilien und im Königreich Neapel für 300000 Scudi rohe Seide. Der Geldwechsel brachte den Florentinern keinen geringern Gewinn, als die Manufacturen. Sie bekamen aber eine harte Schlappe, da Philipp II. sich für Fallit erklärte, und die ausgestellten Assignationen widerriefen. Man streuete 1596. zu Florenz Pasquillen aus über den Betrug des Königs, und der Genueser, welche zum Theil Schuld daran seyn sollten. Doch wurde dieser Verlust, der über eine Million betrug, durch den Handel nach

Hol-

Holland und England erſezt. Von dieſen Nationen lernten ſie den Schleichhandel in Amerika; ſie flößten ihnen den Muth ein, lange Schiffahrten zu unternehmen. Das heimliche Verſtändniß des Großherzogs mit der Königin Eliſabeth, und dem Grafen Moriz von Naſſau beförderte die Freundſchaft dieſer Nationen. Viele Florentiner reiſeten in Oſt- und Weſtindien, und brachten die ſchäzbarſten und ſeltenſten Producte daſiger Gegenden nach Toskana. Franz Carletti, welcher die Welt umreiſete, brachte den Gebrauch der Ciocolata aus Mexico dahin. *) Man ſegelte gemeiniglich von Livorno nach Braſilien innerhalb 65 Tagen, und zur Rükkehr brauchte man nur 60 Tage. Die Waaren, welche man durch den Schleichhandel zurükbrächte, waren Edelgeſtein, Zuker, Saſſefraß, und Färberholz. Die günſtige Beſchreibung dieſes Landes erwekte in dem Großherzog das Verlangen, einem ſeiner jüngern Söhne auf der Küſte S. Spirito daſelbſt ein Fürſtenthum zu errichten. Auch äußerte er 1608. dem König von Spanien dieſes Vorhaben, mit dem Beding, jährlich zwey Toskaniſche Schiffe dahin ſchicken zu dürfen. Er konnte aber von dem argwöhniſchen König keine Erlaubniß dazu erhalten, obgleich einige Portugieſen, welche eine weite Strekke dieſes Landes als Königliches Lehen beſaßen, ihm daſſel-

*) Seine Reiſen ſind, ich glaube, zu Florenz gedrukt.

daſſelbe abzutreten bereit waren. Da er dieſes nicht erhalten konnte, ſuchte er auf der Küſte von Afrika in Sierra Liona, welches König Philipp II. dem **Pietro Alvarez Pereira** geſchenkt hatte, ſein Vorhaben zu erreichen. Aber auch hier wurden ihm wegen der zwey Schiffe, die er jährlich dahin abfertigen wollte, ſo viele Schwierigkeiten gemacht, daß er davon abſtund. Es fürchteten ſich nemlich die Spanier, daß, wenn eine ſo fleißige und reiche Nation, als die Toskaner ſind, einmal feſten Fuß in Oſt- oder Weſtindien ſezten, ſie leicht den Handel ihrer eroberten Länder an ſich ziehen könten; welches auch wohl die Abſicht des Großherzogs war.

Weil die Türken, durch die Venezianer und Franzoſen dazu verleitet, den Toskanern keinen freyen Handel in die Levante geſtatten wollten, ſo ſuchte Ferdinand ſich entweder mit Gewalt denſelben zu verſchaffen, oder wenigſtens ſich an jenen zu rächen. In Syrien hatte gegen das Jahr 1606. der von der Pforte abgeſezte Baſſa von Aleppo wider ſeinen Nachfolger die Waffen ergriffen. Ein großer Theil der Druſen, und der Armeniſchen Kaphtiſchen, und griechiſchen Chriſten hielten die Parthey des abgeſezten Baſſa. Selbſt der König von Perſien begünſtigte dieſe Empörung. Der Großherzog gab ſich alle Mühe den alten Geiſt der Kreuzzüge unter den Europäiſchen Fürſten zu erwecken, und erhielt den Beyfall

fall und das Verſprechen des Pabſtes, nicht nur ſelbſt mit Geld und Truppen ihm beyzuſtehen, ſondern auch den König von Spanien dazu zu bewegen. Der äußere Vorwand war, Jeruſalem den Türken zu entreißen, aber eigentlich zielte er nur darauf, einen ſichern und bequemen Handelsplaz auf der Syriſchen Küſte zu erlangen. Dieſes war der Hauptpunct unter den 30 Artikeln eines Tractats, welchen er mit Hali Schampulat, dem Haupt der Empörung, ſchloß. Auch ſchikte er ihm würklich ein mit Kriegsmunitionen und Geſchenken beladenes Schiff. Damit er den Türken, denen er ſchon im vorigem Jahre Prevesa geplündert, und im Hafen zu Algier die Galeeren ihres Korſaren Aminurat Reis verbrannt hatte, einen Schrecken einjagte und die mit ihm verbundenen Rebellen in Syrien in ihrer Treue beſtätigte, ließ er 1607 mit ſeiner Flotte die Inſel Cypern berennen, und da er wegen vorher geſchehener Trennung der Schiffe daſelbſt nichts ausrichtete, ſchikte er die Flotte wider das Räubernest Bona in Afrika, und verwüſtete es. Seine Flotte, welche aus zehn Galeeren, und einem Geſchwader von kleinern Schiffen beſtand, kreuzte hernach beſtändig in der Nachbarſchaft der Syriſchen Küſte, und ſchlug 1608. nicht weit von der Inſel Rodi eine türkiſche Karavane, wobey nebſt 9 Schiffen und 700 Gefangenen ein Schatz von zwey Millionen Thalern erbeutet wurde. Der Großherzog

Fer-

Ferdinand erlebte das lezte Ziel dieser Unternehmungen nicht. Seinem Nachfolger Kosmus II. der sie fortsezte, fruchteten sie auf einige Zeit den freyen Handel nach Saida, und andere Seeplätze des unglüklichen Emirs Fachardin Ebneman.

Indeß Ferdinand die östlichen Türken verfolgte, unterhielt er ein sehr vertrautes Verständniß mit dem Kaiser von Marocco. Die Seehäfen desselben waren eine sichere Zuflucht und Bedeckung des Contrebandehandels der Toskaner in den Amerikanischen Besitzungen der Spanier. Da Pisa noch ein freyer Staat war, stand er des Handels wegen jederzeit mit den Maroccanern in gutem Vernehmen. Das nemliche System beobachteten die Republic Florenz, und die ersten Fürsten. Ferdinand I. hatte das Vertrauen des Kaisers Muley Xeque so ganz gewonnen, daß er 1606, da er von seinem Bruder bekriegt wurde, bereit war, nöthigen Falls auf einem Schif des Großherzogs, das zu diesem Ende im Hafen Laracco segelfertig lag, sich nach Toskana zu retten.

(Die Fortsezung folget.)

III.

Clelia und Sinibald.

Dritter Theil.

Wir zählen nun ſeit Sanct Cathrinens tage
den fünften erſt, und gleichwohl ſind bereits
die ſachen unſrer vier verliebten allerſeits
für dieſe kurze zeit in einer böſen lage!
Zwey Clelien — dem ſchwindelgeiſt ſey dank
der in die zofen und die ammen
gefahren! — beyde liebeskrank
für Einen Guido; und zwey Guido, voller flammen
für Eine Clelia; und alle auf einmal
der himmel weiß in welchen gartenſaal
von zwey Lauretten, deren keine
der andern ſich verſieht, auf Eine
verdächt'ge zeit, beſtellt — wie endlich alles dies
ſich ohne wunderwerk und ohne ärgerniß
entwickeln ſoll, iſt etwas ſchwer zu faſſen.
Das ärgerniß inſonderheit

gen haben irgendwo einen andern Gegenſtand den ſie anbeten. Warum würd' er ſonſt nicht hier ſeyn? Schweſter, ihr wißt, er verſprach mir eine goldne Kette. Wollte der Himmel, es wäre nur das was er mir vorenthielte -- Ich ſehe wol, ein Kleinod, ſo ſchön es immer gefaßt ſeyn mag, verliehrt endlich ſeine Schönheit, wenn wir's immer tragen; und ſo wie das Gold ſelbſt, ungeachtet ſeiner Dauerhaftigkeit, durch beſtändiges Berühren ſich endlich abnuzt, ſo iſt kein Gemüth ſo edel, das nicht durch langwierige Untreu und Falſchheit endlich ſeinen Glanz verliehre. Wenn meine Schönheit in ſeinen Augen keinen Reiz mehr hat, ſo will ich ihren Reſt wegweinen, und weinend ſterben.

Luciana.

Was für alberne Geſchöpfe kan nicht die Eiferſucht aus dieſen verliebten Seelen machen!

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in die Straſſe.)

Antipholis von Syracus tritt auf.

Antipholis.

Das Gold, das ich dem Dromio gab, iſt im Centaur ſicher verwahrt; und der allzu ſorgfältige Tropf iſt weggegangen, um mich zu ſuchen, aus Beſorgniß, es möchte mir etwas zugeſtoſſen ſeyn. Wenn ich die Umſtände der

Zeit

(wiewohl die ſchwarze zunft der Baunys und Ga-
raſſen *)
die feigenblätter uns zu ganzen körben beut)
das ärgerniß der werthen Chriſtenheit
macht unſern dichtermuth erblaſſen.
Indeſſen, da die ſachen nun ſo weit
gekommen ſind, bleibt keine möglichkeit
als ihnen ihren gang zu laſſen.
Die Heilige (ihr ſey dafür der kiel geweyht
womit wir dieſes werk zum troſt der welt verfaſſen!)
wird hoffentlich in ſolcher fährlichkeit
uns nicht zu boden ſinken laſſen.

Bekannter maſen war in jener ritterzeit,
die, ſeit wir mit Cervantes lachen,
zu nichts mehr taugt als mährchen draus zu machen,
die heimlichkeit
in liebesſachen
ein punct woran der männer ehre lag.

Man

*) Die Ehrwürdigen Väter, **Bauny** und **Garaſſe**, ein paar zu ihrer zeit berüchtigte Mitbrüder der **Caramuel** und **Buſenbaum**, die durch ihre gewandtheit in der kunſt die Gewiſſen zu erleichtern und durch **Paſcals Provinzialbriefe** unſterblich worden ſind.

Man wurde gleich beym ritterſchlag
dazu in eid und pflicht genommen;
es war der ſchönſte zug, der einen wakern frommen
groſsherz'gen mann von adlichem gemüth
von einem Mammeluk und Heiden unterſchied:
und ſelbſt die baſtard-art vom ächten ritterbunde,
die höflinge im langen ringelhaar,
bey denen Sinibald und Guido zünftig war,
behielten vom geſez der alten Tafelrunde
dies, wenigſtens als aberglauben, bey:
daſs damengunſt ſorgfältig zu verbergen
die erſte pflicht verliebter ritter ſey.
Die noth allein gab den getreuen Zwergen
und tranten Brangiens ein privilegium. *)
Man frag uns alſo nicht, warum
zwey freunde, die ſich ſonſt wohl gröſsre opfer
brachten,
aus ihrem liebesglük ſich ein geheimniſs machten?
Auf dieſen punct war ſelbſt ein Galaor ſo ſtumm

*) Der Zwerg Ardan im Amadis aus Gallien, und freylich Brangien, die vertraute der ſchönen Yſelde (Yſeult la blonde) ſind, nebſt den übrigen hier genannten perſonen, aus den romantiſchen welten des Hrn. Grafen von Treſſan bekannt genug.

als der verſchwiegenſte von Lanzelots gefährten.
So platt auch dies in unſern aufgeklärten
von keinem vorurtheil des alterthums beſchwerten
und rein vom ſtaub der vorwelt abgekehrten
rauſchgoldnen zeiten ſcheinen wird,
in jener rohen welt in die wir uns verirrt
war die cultur noch nicht ſo hoch geſtiegen;
wer Amors farbe trug war ein Getreuer Hirt,
und jeder glückliche verſchwiegen.

Doch, ohne länger um den brey
herumzugehn, zu unſerm doppel:paare!
Was alſo zwiſchen Dame Clare
und ihrem fräulein, ſeit der kleinen meuterey
die jene mit dem herrn im langen blonden haare
im dunkeln angelegt, verhandelt worden ſey,
wiewohl der autor ſich darüber
nicht ausgebreitet hat, ermißt
ein jeder leicht von ſelbſt, dem dieſe art von fieber
woran Roſinchen litt ſchon vorgekommen iſt.
Sie will — und will auch nicht; und dennoch —
kurz, ſie wollte
wohl gerne, wenn nur nicht ſo ein ich weiß nicht was,
durch

durch ſein gepoch ihr ohne unterlaß
zu ſagen ſchien', ein armes mädchen ſollte
nicht wollen was es will. Doch (wie es immer geht
wenn mit dem feind von auſſen ein verräther
im herzen ſelbſt ſich ingeheim verſteht)
ein wenig früher oder ſpäter
erfolgt, wie friſch man auch zur wehre ſich geſezt,
die übergabe doch zulezt.
Frau Clare, die den beutel voll zechinen,
von dem ihr wißt, gewiſſenhaft verdienen
vielleicht verdoppeln will, hielt ihre hand dafür
ins feuer, daß der junge herr Roſinen
wie ſeine augen liebt; „und was für ungebühr
iſt denn am ende drinn, den lieben mann, der ihr
ſo augenſcheinlich von der heiligen Cathrinen
unmittelbar zum ehgemahl
erkohren ward, in einem gartenſaal
bey nacht, weil's doch bey tag nicht ſchiklich iſt, zu
ſprechen?
Herr Guido hat ein viel zu gut geſicht
ſich eines unfugs zu erfrechen;
und allenfalls bin ich mit einem licht

im Cabinett zur hand und ſtelle mich zur wehre
(nur ſchrey ſie laut genug!) ſobald ich ſchreyen höre.„

So kräftig unterſtüzt hielt unſrer Heldin muth
ſich immer noch, wiewohl nicht ohne ſchwanken,
bis gegen abend ziemlich gut.
Zwar ſprach ſie kaum ein wort, ſchien immer in ge-
danken,
und hörte nur wie halb im ſchlafe, was
die taube Tante ſprach, jedoch bald roth bald blas
wenn ihr getroſnes herz ein wort zum vorwurf machte
wobey vielleicht die alte gar nichts dachte:
doch rief der amme wink und blik
den muth von zeit zu zeit in ihre bruſt zurük.

Allein, als nun Frau Kunigunde,
nach einem roſenkranz der gar kein ende nahm,
zu bette kroch, und nun die zwölfte ſtunde
wie ein geſpenſt herangeſchritten kam,
entfiel dem guten kind auf einmal alle ſtärke;
ſie fühlte ſich an allen nerven lahm,
ihr ſchlug das herz als wie vor einem werke
der finſterniß. Sie war ſich ſelbſt deßwegen gram,

und

und hätte doch ſo zwiſchen gehn und bleiben
die ganze nacht geſchwebt, wenn nicht, troz ihrem ſträuben,
die amme, der davon der kopf ein wenig warm
geworden war, mit nervenvollem arm,
die widerſpenſtige auf ihrer lagerſtätte
umfaßt, und Eines zugs, zweyhundert ſchritte lang
durch manchen finſtern bogengang
bis in den gartenſaal davon getragen hätte.

Sie hatte hier auf einem ruhebette
die holde laſt kaum abgelegt,
und, unter manchem kuß, mit ſchelten und mit dräuen
ihr etwas ruh' und kühnheit eingeprägt:
als plözlich ſich die thüre regt,
und ziemlich raſch (wie Mars zu Aphroditen
erwartet eilt) ein feiner junger mann,
den man, bey ſchwachem licht durch alte florgardinen,
für Sinibalden halten kann,
herein fliegt, und voll feuers ſich Roſinen
zu füßen wirft. Die amme, ohne ſich
recht nach ihm umzuſehn, entwich
ins cabinett, indeß, vom ſchein betrogen,

der junge herr, als ein willkommner gaſt,
(wie er nicht zweifeln kann) doch etwas ungezogen
Roſinens beyde knie umfaßt,
und, um ſo ſchnell als möglich ſich der laſt
der dankbarkeit und ſehnſucht zu entladen,
in wort und werk ſich leider! ſo beträgt,
wie nur ein heiſſer Faun mit taumelnden Mänaden
im dikſten Hayn ſich kurz zufaſſen pflegt.

Der leſer wittert ſchon (wir könnten ſicher wetten)
daß Guido, geſtern von Lauretten
(durch einen irthum zwar) auf dieſe zeit beſtellt,
beym mondſchein der nur ſchwach die mitternacht erhellt,
die rechte thür, den rechten garten,
(der an Roſinens grenzt) und auch den ſaal verfehlt,
wo Clelia und Amor ihn erwarten.
Zum unglük hatt' er noch, aus einem wenig zarten
gefühl, Cupidos glut mit Bacchiſcher vermählt,
und, um das abenteur recht glorreich zu beſtehen,
auf alle fälle ſich mit cypernwein geſtählt.
Das fraulein glaubt vor ſchaam und ſchrecken zu
vergehen,
im erſten mann' für den ihr junger buſen ſchlug,

der

der ſo viel zärtlichkeit im ſchönen auge trug,
der ſich mit ihr auf ewig zu verbinden
ſo heilig ſchwur und ihres lebens glük
zu machen fähig ſchien, im erſten augenblik,
wo ihr vertraun die reinſte glut entzünden,
ihn ganz verengeln ſoll, den frechſten Faun zu finden.
Der abfall war zu ſtark, und ſchien bey einem haar
ſie in ein ſteinbild zu verwandeln;
doch Guido, der ſo leicht nicht zu erſchrecken war,
vermeynte noch gar ritterlich zu handeln
indem er alle ſchuld auf ſeine rechnung nahm.
Er hielts für einen reſt von jugendlicher ſchaam,
wo nicht für einen wink noch mehr ſich zu erlauben;
und eh ſie zu ſich ſelber kam
gelang es ihm den arm um ihren leib zu ſchrauben
und einen kuß dem ſchönſten mund zu rauben.
Die unthat facht auf einmal heldenglut
und heldenkraft in allen adern
des frommen mädchens auf; ſie windet ſich mit wuth
aus ſeinem arm, und fängt ſo gräßlich an zu ſchreyen
daß Dame Clar aus ihrem hinterhalt,
wie eine furie, mit ſchimpfen und mit dräuen
herausſtürzt, gegen den vermeynten Sinibald

dem fräulein eine faust zu leyhen,
von welcher Guido schon fünf scharfe klauen fühlt
eh er die hand entdekt, die in gesicht und locken
ihm, wie ein mayenschnee in blüth und zweigen, wühlt.

Rosine rennt davon. Herr Guido, halb erschrocken
halb lachend, läßt ein drittel seiner locken
in Clarens händen, sucht, vollkommen abgekühlt,
die thüre, ohne licht in sachen zu begehren,
und giebt der guten frau, die vor erstaunen kaum
zu athem kommt, durch sein entfliehen raum,
sich die begebenheit, wo möglich, zu erklären.

Indeß der zufall hier dem armen **Villador**
(der alles dies nun wird entgelten müssen!)
durch seinen besten freund (zwar ohne schuld und wissen)
so schlimme dienste that, gieng leider! unterm flor
der mitternacht, zwey hundert schritte weiter
mit Sinibalden selbst ein andrer irthum vor.
Auch diesem ward der mond zum ungetreuen leiter,
indem er Cleliens thür, die an Rosinens stieß,
im dunkeln ihn, statt dieser, wählen hieß.
Sein schiksal war auch izt zu spät zu kommen,
und hätte Guido im entfliehn

vor lauter eile nicht den falſchen weg genommen,
ſo traf er unterwegs auf ihn.
Mein Sinibald, voraus in wonne ſchon zerfloſſen,
kommt an den ort eilfertig angeſchoſſen
wo ihm die himmelsthür geöfnet ſtehen wird,
ſieht eine gartenthür halb offen vor ſich ſtehen,
und, ohne viel ſich umzuſehen,
dankt ers der liebe die ihn leitet, und — verirrt,
indem er bey Roſinen einzugehen
vermeynt, in Cleliens gartenſaal.

Noch regt ſich nichts, und Lunens matter ſtrahl,
der mit der nacht nur ſchwach und ſterbend kämpfet,
wird durchs bemahlte glas der fenſter ſo gedämpfet,
daß Sinibald die hand zum auge machen muß.
Wo biſt du? ruft er leis, allein er ruft vergebens,
und leere luft verſchlingt den warmen kuß,
den, ohne daß er ſie erblikte,
ſein mund auf Cleliens gehofte lippen drükte.
In unmuthsvollem wahn, ſelbſt einem Tantalus
kaum zu verzeyhn, daß ſie vielleicht verſteckens ſpiele,
durchtaſtet er vom boden bis zur diele
den ganzen ſaal mit fuß und hand und kopf:

allein

Zeit und meines Wirths Erzählung mit einander vergleiche, ſo kan ich den Dromio nicht geſprochen haben, ſeitdem ich ihn zuerſt vom Markte fortſchikte. Ha, hier kommt er eben recht.

Dromio von Syracus tritt auf.

Wie gehts, junger Herr? Seyd ihr noch ſo ſpaßhaft? Wenn ihr Liebhaber von Ohrfeigen ſeyd, ſo treibt wieder den Narren mit mir. Ihr wißt nichts vom Centaur? Ihr habt kein Gold empfangen? Eure Frau ſchikte euch, mich zum Mittag-Eſſen nach Hauſe zu ruffen? Mein Haus war zum Phönix? Warſt du toll, daß du mir ſo unſinnige Antworten gabſt?

Dromio von Syracus.

Was für Antworten, Herr? Wenn ſagt' ich dergleichen?

Antipholis.

Nur eben, nur eben, es iſt noch keine halbe Stunde.

Dromio von Syracus.

Hab ich euch doch bis izt mit keinem Auge geſehen, ſeitdem ihr mich mit dem Golde, ſo ihr mir gabt, in den Centaur ſchiktet.

Antipholis.

Galgenſchwengel, du läugneteſt ja, daß du das Gold empfangen habeſt, und redteſt mir von einer Frau, und von einem Mittag-Eſſen; doch ich hoffe, du haſt gefühlt, wie wohl es mir gefallen hat.

Dromio

allein ein bettgeſtell' mit einem ſamtnen pfühle,
ein halbzerbrochner blumentopf,
ein kleiner tiſch, und drey geflochtne ſtühle
in etwas krüppelhaftem ſtand',
war alles was ſich hier von dichten körpern fand.
Von Clelien keine ſpur! — Wo ſäumt ſie? ſeufzt be-
klommen
mein Sinibald — „Geduld! rannt ihm der Genius
der hofnung zu; ſie kommt gewiß, ſie muß
nun alle augenblicke kommen.
Erwartung, freund, verlängert den genuß,
und, auch getäuſcht, hat man doch etwas vorgenoſſen!„
Der Genius hat recht! und alſo — weil er muß,
wird vor der hand ſich zur geduld entſchloſſen.
Er wirft ſich auf den pfühl, und wartet unverdroſſen:
doch, wie er juſt ſo lang' gewartet hat,
als ein ſecundenrad gebraucht ſich umzudrehen,
wird ihm die zeit ſchon lang, däucht ihm die lagerſtatt
ein neſſelnbett'; es treibt ihn aufzuſtehen,
und durch die thür, des ew'gen wartens ſatt,
ob ſie denn noch nicht kommt zu ſehen.
Er hält den athem an und lauſcht, und nicht ein blat
kann im gebüſche ſich bewegen,

gleich

gleich flattert ihr mit zweymal ſchnellern ſchlägen
ſein taumelnd herz aus ſeiner bruſt entgegen.
„Wie? abermal getäuſcht! treibt man wohl gar nur Spiel
mit mir? und könnten ſo die frömmſten augen lügen?
Weg Satan! — athmet nicht aus allen ihren zügen
der reinſte ſinn, das zärtlichſte gefühl?
Unmöglich kann der engel mich betrügen!
Sie iſt die unſchuld ſelbſt. — Allein,
kann nicht vielleicht die magd beſtochen ſeyn
mir eine falle hier zu ſtellen?„ —
Was bilden nicht in ſolchen fällen
verliebte ſich als möglich ein?

Nachdem er dergeſtalt ſich eine gute weile
gequält, däucht ihm, daß jemand durch den gang
der um den ſaal ſich ſchneckenförmig ſchlang
mit flücht'gen ſchritten herwärts eile.
Zum deutlich ſehn gebrachs an licht,
allein ſein ohr betrog ihn diesmal nicht.
Nun iſts gewiß ſie ſelbſt! So grazienmäßig ſtreichen
am boden hin nur engel ihres gleichen,
denkt er, und ſpringt mit ofnem arm hervor,

und

und drükt an ſeine bruſt — o wonne ſonder gleichen!
wen anders als — Lauretten hoch empor,
die, ohne gar zu raſch dem irthum auszuweichen
der den verliebten herrn betrog,
die eine hand mit halbverbißnem lachen
ihm auf die lippen drükt', um keinen lerm zu machen,
und in den ſaal ihn mit der andern zog.

Halt! nicht ſo raſch, mein herr! erkennen ſie Lauretten!
ſpricht ſie, indem ſie ſich, wiewohl ein wenig ſpät,
aus ſeinen armen lachend dreht.
Wie, wenn wir mädchen nun nicht mehr Gewiſſen hätten
als junge herrn Behutſamkeit?
Ein feines unglük hätt' im ſchuz' der dunkelheit
aus allem dem entſtehen können!
„So? — ſchmeichelt dies Laurettens eitelkeit?
Zum dieb' macht freylich oft blos die gelegenheit,
und wie das öl, ſo muß die flamme brennen;
mein irthum, ſchönes kind, war deine ſicherheit!
Doch, ſage, wo, um aller Heil'gen willen!
das fräulein bleibt? mir ſpringt das herz vor ungeduld!

Was hindert ſie die hofnung zu erfüllen
die du mir gabſt? an wem, Laurette, liegt die ſchuld?

„O! ſicher nicht an Cleliens guten willen!
Ihr herzchen klopfte nicht mit minder ungeduld
als Ihres, gnäd'ger Herr, nach dieſer geiſterſtunde.
Mir iſts zu hoch, ich muß es frey geſtehn,
wenn hier nicht zauberey im ſpiel iſt; denn im grunde
ſo haben ſie ſich ja kaum ins geſicht' geſehn.
Unfehlbar würkt an ihrem liebesbunde
der himmel ſelbſt, und ſo wird alles herrlich gehn!
Indeſſen fällt auf dieſem erdenrunde
der böſe alte Greif, von dem
ich ihnen neulich ſprach, uns äuſſerſt unbequem.
Der machte ſich, kraft ſeiner vormundſtelle,
von langem her ein kleines haus:ſyſtem
das nicht in unſers paßt. Nun weiß ich nicht von wem
(wenn nicht vom Satan in der hölle)
der Alte wind bekam, es ſpinne in geheim
ſich etwas widrig's an. Er ließ ſich zwar nichts merken,
und, in der ſicherheit vermuthlich uns zu ſtärken,
war er bey tiſche noch ſo ſüß wie honigſeim,
war tändelnd, ſchmeichelhaft, und ſtekte ſeinen rüſſel,

die

die brille drauf, in jede kleine schüssel,
um mit dem besten stets das fräulein zu versehn:
Allein, wies, nun um schlafengehn
zu thun war, denken sie! so zog der molch den schlüssel
von fräuleins kammer ab und schloß sie lachend ein.
Es soll zeither bey nacht nicht gar zu sicher seyn,
sprach er, indem er noch ein schlößchen vorzulegen
beschäftigt war. — Der alte bösewicht!
Ich hätt' ihn gleich erdrosseln mögen,
ein solches schelmisches zähnfletschendes gesicht
zog er dabey! — Das beste war indessen
daß er an Meiner kammerthür
das nehmliche zu thun vergessen.
Doch trau' ich seinem schlaf' nicht viel, und sollt er hier
uns unversehens überraschen,
o jemini! das gäb' ein garstig spiel!
Eh' möchte mich ein crocodil
im bad', als Er bey Ihnen mich erhaschen!
Drum, gnädger herr, (um sie mit Einem wort'
von unsrer noth zu unterrichten)
den hochzeitplan des unholds zu vernichten
bleibt uns kein andrer rath als — von Palermo fort!
Das fräulein muß vor übermorgen flüchten!

wir

wir wiſſen einen ſichern Ort
um unſern lauf dahin zu richten.
Auf Ihren beyſtand wird gezählt: doch, wie und wann
iſt was ich ſelbſt noch nicht beſtimmen kann;
das muß ich noch vor allen dingen
mit Clelien zuvor ins reine bringen;
und ſollte morgen mich der alte Pantalon
verhindern, Ihnen in Perſon
auf Ihrem zimmer aufzuwarten:
ſo kommt ein brief von mir, und unſer plan dabey;
nur überſehen Sie die ſchlechte ſchreiberey!

Laurette ſprichts, begleitet ihn zum garten
hinaus, drükt ihm die hand, wünſcht angenehme ruh,
und ſchließt die thür ihm vor der naſe zu;
und alles dies, aus furcht daß er zu lange weile,
in ſolchem ſturm und drang von eile,
daß Sinibald, der vor bedürfnis glüht
ſein herz durch reden zu entladen,
mit einem „gute nacht, ihr' Gnaden!„
er weiß nicht wie, ſich auf der gaſſe ſieht.

Freund Guido hatt' indeß auf ſeinem pfühl, ſo gut
als wäre nichts begegnet, ausgeruht.

Der leichte riß, den amor seinem herzen
im dunkeln beygebracht, mit Morpheus zauberſaft
beträufelt, hatte, ſtatt zu brennen und zu ſchmerzen,
ihm gegentheils den ſchönſten Traum verſchaft.
Erfriſcht durch ſchlaf und traum ſprang er nun deſto freyer
vom lager auf, mit aller jugendkraft
und wohlgeſtalt, und all dem raſchen feuer
von einem den Urgande *) zum befreyer
bezauberter Infanten auserkohr.
Indeſſen ſagt ihm doch ſein Dämon nichts zuvor,
als eben da er auszugehen
begriffen iſt, ein kleiner mohr
nach Guido fragt, ihm, wie ſichs findet
er ſey es ſelbſt, ein briefchen überreicht,
und wieder unverſeh'ns aus ſeinen augen ſchwindet.
Der anfang wenigſtens, denkt Guido lächelnd, gleicht
dem erſten Act von einem abenteuer,
wenn's nicht vom geſtrigen vielleicht
der zweyte iſt. Laß ſehn! — mit einem dreyer!
geſigelt, und mit einem krähenfuß
geſchrie-

*) Urgande la Déconnue, eine Art von Feen, die Beſchützerin der ganzen Familie des Amadis de Gaule und Obervorſteherin der Maſchinen des Ritterbuches dieſes Nahmens.

geſchrieben — das verſpricht! — Und dennoch wollt'
ich wetten
die hand die dies gekrazt iſt eine ſchöne hand!
„Mein herr, wenn Elelien von einem eheband,
„das ihr verhaßter als die hölle iſt, zu retten
„nach einem wageſtük Sie ſo gelüſtig macht
„als ich, die dieſes ſchreibt, die dintenkleckſe haſſe,
„ſo finden Sie ſich dieſe nacht
„um zwey uhr, in der engen gaſſe,
„die unſer haus (das ſich durch thürmchen kenntlich macht)
„vom Chor der Peterskirche ſcheidet,
„zu einer waſſerfahrt gerüſtet und gekleidet,
„bey unſerm kammerfenſter ein.
„Herabzukommen ſoll dann unſre ſorge ſeyn;
„Ein ſchönes bettuch iſt dazu bereits zerſchnitten.
„Indeß — (verzeyhn Sie, wenn die noth
„uns unbeſcheiden macht im bitten)
„beſtellen Sie ſogleich ein wohlverſeh'nes both,
„das ungeſäumt uns nach Salerno bringe;
„denn, ſind wir dort, ſo ſind wir aus der ſchlinge.
„Wir zweifeln nicht, mein herr, den auftrag recht genau
„beſorgt zu ſehn, und unſre liebe Frau
„verleyhe nur, daß alles wohl gelinge!„

So muß, denkt Guido, Unſre Frau
wie dies zuſammenhängt ein wenig beſſer wiſſen
als ich! — was iſt zu thun? — ich werde folgen müſſen,
da, wie es ſcheint, das glük mich nun einmal beſtimmt
der mann zu ſeyn, für den mich Clelia nimmt.
Von mir ſoll keine dame ſagen
ich hätte mich bedacht den hals für ſie zu wagen.
Vielleicht iſt alles nur auf muthwill abgeſehn;
genug, ich nehms für ernſt; und iſt, wie zu vermuthen,
das fräulein hübſch genug um mit ihr durchzugehn,
ſo folg' ich ihr durch feuer und durch fluthen!

Das glük begünſtigte die unbeſonnenheit,
und alles gieng nach wunſch. Ein fahrzeug lag bereit
ſie ſtündlich nach Salerno über
zu führen. Zur beſtimmten zeit
ſtand auch mein Guido ſchon dem fenſter gegenüber,
wo eine hand wie ſchnee ihm bald ein zeichen gab.
Das fräulein, eingehüllt in mehr als Einen ſchleyer,
läßt mit Laurettens hülf' am bettuch ſich herab,
und wird (indeß den alten freyer
ſein vorlegſchloß ganz ſicher ſchnarchen macht)
von ihrem Amadis beglükt an bord gebracht.

Nun

Nun geht's als säß ein liebesgott am steuer!
Ein güngstger wind von Süd gen Osten bläht
die segel auf, und — falls er sich nicht dreht,
so sehn wir zu Salern bald eine hochzeitfeyer.

(Die Fortsezung künftig.)

IV.

Ueber die verschiedenen Erderschütterungen in Sicilien und Kalabrien in ältern und neuern Zeiten.

Die dermaligen Verwüstungen in Sicilien und Kalabrien sind zu wichtig, als daß sie nicht auf die Naturgeschichte dieser Länder ganz Europa aufmerksam machen sollten. Täglich hört man zwar sagen, es seyen diese fürchterlichen Scenen bloße Wiederhohlungen ähnlicher schon daselbst sich ereigneter Auftritte. Man bestimmt die Zeit, man nennt die Gegenden, wo sich solche zugetragen. Allein die wenigsten bekümmern sich, ihre Behauptungen gründlich darzuthun, und es ist dieses auch würklich um so

Dromio von Syracus.

Es erfreut mich, euch in ſo gutem Humor zu ſehen. Was ſoll dieſer Scherz bedeuten, ich bitte euch, Herr, ſagt mir's?

Antipholis.

Wie, du ſpotteſt mir noch ins Geſicht? denkſt du ich ſpaſſe? Halt, nimm das, und das.

[Er giebt ihm Schläge.]

Dromio von Syracus.

Haltet ein, Herr, ums Himmels willen, izt fühl' ich's, daß aus euerm Spaß Ernſt wird, aber warum gebt ihr mir dieſe Schläge, wenn man fragen darf?

Antipholis.

Weil ich zuweilen vertraulich genug mit dir umgehe, dich für meinen Luſtigmacher zu gebrauchen, und Spaß mit dir treibe, ſo treibſt du die Unverſchämtheit ſo weit, meine Gütigkeit zu mißbrauchen, und mir deine Poſſen auch in meinen ernſthaften Stunden aufzudringen. Wenn die Sonne ſcheint, mögen gaukelnde Mükken ihre Kurzweile treiben; aber ſie ſollen in Spalten kriechen, wenn ſie ihre Stralen verbirgt: Wenn du mit mir ſpaſſen willſt, ſo ſieh erſt wie ich ausſehe, und richte dein Betragen nach meinen Blicken ein; oder ich will dir dieſe Methode auf eine andre Art einpicken. (*) Dromio.

(*) Hier ſind im Original einige Wortſpiele, die man lieber weggelaſſen hat, da ſie an ſich ſelbſt ſchlecht genug ſind, und wenn ſie auch noch

schwehrer, da wir in den zuverlässigsten Nachrichten der verschiedenen Ausbrüche, sowohl des Etna als des Vesuv, wenig oder gar nichts von den dabey vorgefallenen Erderschütterungen finden. Es möchte daher verschiedenen Lesern vielleicht willkommen seyn, einen groſsen Theil wenigstens dessen, was man darüber Historisch-richtiges besizt, unter Einem Augenpuncte zusammengetragen, und die Quellen angedeutet zu sehen, die ihnen allenfalls ein näheres Licht über die Kette dieser Begebenheiten geben könnte. Ein von dem Herrn Abte S. L * * vor kurzem in dem Journal de Paris bekannt gemachter Précis historique des principaux Tremblements de Terre etc. und die von dem Königl. Bibliothekär und Archivisten Michael Torcia zu Neapel, an den dortigen Russischen Gesandten Grafen von Rosomovsky, gerichtete Beschreibung des Erdbebens enthalten beyde wichtige Bemerkungen, die mit andern Nachrichten verbunden, den Innhalt dieses Aufsatzes veranlassen.

Schon der ältere Plinius wiedmete das 69ste Kapitel des zweyten Buches seiner Naturgeschichte der Beschreibung verschiedener Ursachen und Würkungen ähnlicher Phänomene, und sein Französischer Uebersetzer ergreift diese Gelegenheit, um eine Liste aller Erdbeben, welche vom ersten Jahrhundert an, bis in das Jahr 1755. unsern Welttheil heimgesucht haben, einzurücken. Allein sie ist so unvollständig, daß

nicht

nicht allein keiner der Verwüſtungen in Sicilien und Kalabrien darinnen gedacht wird, ſondern man vermißt auch ſogar in derſelben das im Jahr 1456. im Königreich Neapel doch ſo wichtige Erdbeben, bey welchem allein gegen hunderttauſend Menſchen das Leben verlohren, und wovon Johann Chartier in ſeinem Leben Karl des Siebenten, die von Hercules von Ferrara, Augenzeugen dieſer Verheerung, entlehnte Beſchreibung mittheilt.

Eben ſo ließ auch ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, Ludwig von Thaoum, aus der Grafſchaft Nizza gebürtig, im Jahr 1616. ſich beygehen, über eben dieſen Gegenſtand, ein Buch unter dem Titel le Tremble-Terre bekannt zu machen. Allein es enthält ſolches zwar mühſame Unterſuchungen, aber deſto übelverdautere Beurtheilungen, und überhaupt wenig unterrichtendes, in Rükſicht der Geſchichte ſelbſt, da der Verfaſſer mehr die Urſachen, als die Würkungen derſelben, zum Augenmerke gehabt zu haben ſcheint.

Die einzigen Quellen, welche größern Troſt vermuthen laſſen, wären demnach die Sicilianiſchen Geſchichtſchreiber. Man ſieht aber auch hier ſich zum öftern betrogen, weil viele derſelben wenig oder gar keine Auskunft hierüber geben, und ſelbſt die beyden Verfaſſer der Partikular-Geſchichte von Meſſina,

Joseph Bonfilio und Placidus Reyna, diesen wichtigen Zweig der Naturgeschichte ganz vernachläßsigt haben. Jener spricht davon unbedeutend, und dieser begnügt sich die Meynung einiger Schriftsteller, als hätten vormahls die feurigen Ausbrüche des Etna's und die damit verbundenen Erdbeben Sicilien vom festen Lande getrennt, zu widerlegen.

Zu diesem Mangel von Nachrichten kommen noch Irrthümer, durch welche die Bemühungen des gründlichen Untersuchers nicht wenig erschwert werden. So findet man zum z. B. in dem schon gedachten Buche, *Le Tremble Terre*, die Behauptung: es habe das Erdbeben, welches im Jahr Christi 79. mit dem berühmten Ausbruche des Vesuvius verbunden gewesen, und bekanntermaßen dem ältern Plinius das Leben gekostet hat, sich bis nach Messina erstrekt. Der Verfasser gründet diese Angabe auf den 16. und 20sten Brief im VI. Buche des jüngern Plinius, und legt diesem fälschlich die Worte in den Mund: „Er, seine Mutter und sein Oheim hätten sich eben in Messina befunden, als eine dicke Wolke ihnen den Ausbruch des Vulkans verkündigt habe.„ Allein Herr Thaoum begeht hier einen ziemlich groben geographischen Fehler, den Herr von Sacy in seiner Französischen Uebersetzung verbessert hat. Es ist hier nicht von Messina in Sicilien, sondern von Misena

oder

oder Micena, einem wenige Stunden von Neapel an der Südöſtlichen Küſte gelegenem Orte, die Rede.

Etwas zuverläſſiger werden die Nachrichten vom zwölften Jahrhundert an. Eines der fürchterlichſten Erdbeben, welches, mit den ſchrecklichſten Farben zu ſchildern, alle Geſchichtſchreiber ſich vereinigen, ereignete ſich im Jahr 1169. Gegen zwanzigtauſend Menſchen verlohren in Catanea allein das Leben. Der Biſchof, ſamt 40 Prieſtern und einer zahlreichen Verſammlung, wurde durch die einſtürzende Decke des Dohms erſchlagen. Man findet von dieſem traurigen Vorfalle in Peter Carrera's hiſtoriſchen Nachrichten von Catanea ſowol, als in Herrn von Burigny's Geſchichte von Sicilien, umſtändlichen Bericht.

In den Jahren 1265. 1536. 37. 42. 53. und endlich 1563. wütheten neue Erdbeben in dieſer unglücklichen Inſul. Thomas Facellus beſchreibt ſie in ſeiner Sicilianiſchen Geſchichte, und hält ſich beſonders bey der im Jahr 1542. dadurch verurſachten Verwüſtung der Stadt Syracuſa auf. Als beſondere Umſtände merkt er an: es ſeyen die ſämtlichen Brunnen der Gegend etliche Tage lang geſalzen geblieben; und ob man gleich, des allgemein verbreiteten Schreckens wegen, erſt ſpät zur Wegräumung der Todten geſchritten ſey: ſo habe man doch noch einen Menſchen, über den die zertrümmerten Balken der Häuſer

zufälliger Weiſe ein Dach gebaut hatten, lebendig und unbeſchädigt unter dem Schutte hervorgezogen.*)

Kalabrien fand ſich im Jahr 1638. mehreren wichtigen Erſchütterungen ausgeſezt; die ſich jedesmahl durch ein ſchreckliches, der Abfeuerung einer zahlreichen Artillerie ähnliches Getöſe anmeldeten. Der berühmte Jeſuit, P. Kircher, ein Zeuge dieſer Begebenheit, berichtet in ſeinem Mundo Subterraneo, die heftigen Stöſſe hätten niemand auf den Beinen ſtehen laſſen; die Erde habe alles, was ſie in dieſer Gegend getragen, verwüſtet und verſchlungen; die Stadt Euphemia aber, von der er nur 3 Italiäniſche Meilen weit ſich damahls befand, ſey während dieſes Vorfalls, mit einem undurchdringlichen Gewölk umzogen, in den geöfneten Schlund der Erde verſunken, und Tags darauf habe man an ihrer Stelle einen ungeheuren See gefunden, in welchem keine Spur der Stadt mehr ſichtbar geweſen ſey.

Allein

*) Ein ähnliches Beyſpiel erzählt Thuanus von ſeiner Mutter Johanna Falconis, bey Gelegenheit des Erdbebens, welches im Jahr 1569. ſein Vaterland verheerte. Sie wurde unter dem Gewölbe ihrer Haustreppe, nebſt einem Kind im Arme, ebenfalls einige Tage darnach lebendig gefunden, obgleich das ganze Haus über ſie eingeſtürzt war, und alle ihre Verwandten und Bedienten dabey das Leben verlohren hatten. Unter den Ruinen der Stadt Meſſina im Jahr 1693. blieb ein Vogel unbeſchädigt in ſeinem Bauer, und bey dem Erdbeben dieſes Jahres rettete ein eben ſo glücklicher Zufall den zweyten Sohn des Prinzen Euſoletto und einer Dolter.

Allein auch dieſes Unglük wurde durch ein noch fürchterlicheres Erdbeben im Jahr 1693. übertroffen. Ganz Sicilien fand ſich dießmahl ſeiner Wuth ausgeſezt. Die davon im nehmlichen Jahr erſchienene Beſchreibung des P. Alexander Burgos, nachmahligen Biſchofs zu Catanea, meldet unter andern, es habe ſolches den 9. Jenner um 4 Uhr Nachmittags mit leichten Stößen ſeinen Anfang genommen. Bey der zweyten Tags darauf erfolgten Erſchütterung aber, wären die Städte, Palermo, Meſſina, Catanea, Lantina, Paterna, Agoſta, Siracuſa, und eine große Menge kleinerer Ortſchaften zu gleicher Zeit umgeſtürzt worden. Das öffentliche Schauſpiel-Haus zu Meſſina, der Königliche Pallaſt daſelbſt, die Wohnung des Erzbiſchofs, die geiſtliche Pflanz-Schule, und eine beträchtliche Anzahl der vornehmſten Kirchen, Paläſte und Klöſter wurden dabey zum Steinhaufen. Demohnerachtet vermißte man nur wenige Menſchen. Deſto größer aber war der Verluſt in Catanea, wo gegen 23000 Einwohner das Leben einbüßten. In Agoſta wurde das Unglück durch den Umſtand noch vermehrt, daß das unterirrdiſche Feuer ſich eines darinnliegenden Pulvermagazins bemächtigte, welches den gröſten Theil der Stadt in die Luft ſprengte, und wo 3000 der unglücklich Herumirrenden durch die wieder herabfallenden Trümmer erſchlagen wurden.

Nach dieſer fürchterlichen Verwüſtung blieb Sicilien bis 1726. verſchont. Allein den 1. October des bemeldeten Jahres kam die Reihe abermals an Palermo, wo, dem Berichte des P. Paulians zufolge, der vierte Theil der Stadt, mit einem neuen Verluſte von 1500 Todten, in Zeit von fünf Minuten, zu Grunde gieng.

Von denen, ſeit dem 5ten Februar dieſes Jahres in Sicilien und Kalabrien wüthenden Erdbeben, welche bis Ende März. eingegangenen Nachrichten zufolge, noch immer mehr oder weniger verſpürt wurden, findet ſich, in Rückſicht ihrer langen Fortdauer und Heftigkeit, in der Geſchichte vielleicht kein anderes Beyſpiel, als die Zerſtörung der zwölf Aſiatiſchen Städte unter der Regierung Kayſers Tiberii, denen Tacitus im zweyten Buche ſeiner Jahrbücher gedenket. Die Würkungen des obgedachten Erdbebens erſtrecken ſich über einen großen Theil des Joniſchen Meeres, über das ganze mittägige Kalabrien, die Liparifchen Inſuln, die mitternächtliche Spitze von Sicilien und endlich denjenigen Theil des tyrrheniſchen Meeres, der ehemals unter dem Nahmen Fretum Siculum bekannt war. Der Mittelpunct der Erſchütterungen ſcheint im mittägigen Theile des berichteten Kalabriens geweſen zu ſeyn. Was dieſem am nächſten lag, war ihrer Wuth am meiſten ausgeſezt. Die häufig daſelbſt eingeſtürzten Berge, die geöfneten

ten Abgründe, welche viele derſelben verſchlangen, die ausgebliebenen Ströme und die gänzliche Verkehrung der umliegenden Gegend, laſſen dieſe Vermuthung nicht zweifelhaft. Was manchem Naturkündiger zu tiefen Betrachtungen Anlaß geben dürfte, iſt: daß nothwendig die Urſache der Erſchütterungen tiefer, als die bisherigen Erfahrungen es zu glauben veranlaßten, ihren Sitz gehabt haben muß, weil Herrn Torria's Verſicherung zufolge, die ungeheuerſten Granitberge ſogar aus ihrer Wurzel gehoben und von manchen Orten in die See geſtürzt worden ſind. Auch die ſonſtige Bemerkung des ſtillen Wetters bey ähnlichen Vorfällen hat fehl geſchlagen, denn die ſtärkſten Erdſtöße wurden von den allerheftigſten Regengüſſen begleitet, und der Himmel hat ſich, während dieſer fürchterlichen Auftritte, nicht einmahl aufgeheitert.

Es würde überflüſſig ſeyn, ſich in eine umſtändliche Zergliederung der kaum zu beſchreibenden Verwüſtung dieſer unglücklichen Gegenden einzulaſſen, da dem Leſer ohnehin ſchon das wichtigſte davon bekannt iſt. Indeſſen empfiehlt ſich der zum Schluſſe hier noch folgende Zuſammentrag zwar nicht des Ganzen, doch aber des gröſten Theils des in beyden Ländern verurſachten neuen Schadens, durch ſeine Zuverläſſigkeit.

Sici-

Sicilien.	Anzahl der Todten.
Meſſina, eine Stadt von fünf Sicilianiſchen Meilen im Umkreiſe, deren mahleriſcher Anblick die Bewunderung aller Reiſenden auf ſich zog, ſamt ihren vier Vorſtädten, herrlichen Waſſerleitungen und koſtbaren Ueberbleibſeln des Alterthums **ganz verwüſtet.**	
Torre di Faro oder das alte Pelorus ebenfalls und ſeine beyden großen Teiche **verſchüttet.** Die meiſten Gebäude und Ortſchaften längſt der Küſte von **Meſſina** bis **Patti**, und auf dem feſten Lande, von der Hauptſtadt bis **Rometti** gröſtentheils zerſtört und umgeſtürzt. Beyläufig rechnet man den Verluſt der Menſchen in ganz Sicilien auf	4000
Kalabrien.	
Monteleone, der ganze Bezirk von **Terra vechia**, das Paulinerkloſter, das Schloß und der herrliche Palaſt D. **Mariana Fodiani**, verſchüttet — —	8

Kala-

Kalabrien.	Anzahl der Todten.
Nuovo Caſale di Monteleone desgleichen — — —	1
Calabio, zerſtört —	26
Paravati, ebenfalls jedoch ohne Verluſt eines Menſchen — —	—
St. Calogero, verſchüttet — —	35
Calmiero, halb zerſtört — —	1
S. Pietro di Mileto, ganz. — —	1
Camparni, Roſarni, Droſi, Rizzioni und S. Chriſtina verſchüttet	1079
Cuſoletto gleichfalls, die ganze Familie des Prinzen, ſeinen zweyten Sohn, und einen Doktor ausgenommen todt, ſamt — — —	200
Sitizzana verwüſtet — —	250
Lubrichi zerſtört — — —	300
La Madonna gleiches Nahmens verſchüttet — — —	600
Oppido auf dem Gipfel des Aspromonte theils zertrümmert, theils verſchlungen — — —	2400
Calanca, in den Fluß Muro (Coenis) geſtürzt und die ganze Kette der Hügel, nächſt der fruchtbaren	

Dromio.

Ich will euch dieſe Mühe gern erſparen, wenn ihr mir nur in gutem Ernſt ſagen wollt, warum ihr mich geſchlagen habt.

Antipholis.

Weiſt du's noch nicht?

Dromio.

Nichts, Herr, als daß ihr mich geſchlagen habt.

Antipholis.

Soll ich dir ſagen warum?

Dromio.

Ja, Herr, und weßwegen? Denn man pflegt zu ſagen, jedes Warum hat ſein Weßwegen.

Antipholis.

Für's erſte, Warum, weil du meiner geſpottet haſt; und dann Weßwegen, weil du es mir das zweyte mal weggeläugnet haſt.

Dromio von Syracus.

Ich begreiffe weder euer Warum noch euer Weßwegen, noch eure Ohrfeigen -- Nun gut, Herr, ich danke euch.

Antipholis.

noch das Verbrauch des Originals, den ſie nur in der Originalſprache haben, verlieren, unerträglich werden. Man hat es nach dem erſten übrigen Theil dieſer Scene eben ſo gemacht, wo Dromio aus einer unrichtigen Lesart Witz zu Zweydeutigen anbringt, der ſeinem Herrn, und vermuthlich auch der Zuhörerinn unſers Herrn eben ſo wie befremdend, als ſie unſerm verwöhnten Geſchmack allzeit und überall vorkommen.

Kalabrien.	Anzahl der Todten.
Piana, samt dieser schönen Gegend, gänzlich verwüstet. Die Anzahl der Todten fehlt. — —	
Bagnara mit allen umliegenden herrlichen Ländereyen, und alle Dorfschaften längst der Küste bis Reggio und auf den Appeninen zerstört. Auch hier fehlt die Anzahl der Todten. — —	
Die prächtige, von dem heiligen Bruno selbst eingeweyhte Carthause zu St. Hesano ebenfalls vernichtet. — — —	
Seminara, zerstört; die ganze Familie des Marchese Grimaldi, in ihrem prächtigen Pallaste, (Vincenzo Grimaldi ausgenommen, der in einem abgeschnittenen Gebäude, um in Marmontels Erzählungen zu lesen, so eben sich entfernt hatte) erschlagen, und außer ihr noch — —	3600
Palmi, ganz zerstört — — —	4000
Auch hier wurde der Philosoph Ruffiotti, ein Zögling Genovesis	

Kalabrien.

	Anzahl der Todten.
ſis unter dem Schutte noch lebendig gefunden. — — —	
S. Procopio zerſtöhrt — — —	900
Pedavoli gleichfalls — — —	300
Palezoni und Scielo } verſchüttet — —	750
S. Giorgio, Vanapoli, Tricilico und Caſellana zerſtöhrt — —	1530
Caſale nuovo verſchlungen mit Einſchluß der Fürſtin Geraci Grimaldi, ihrer ganzen Familie, und	8300
Soriana, Soriancllo, S. Eufemio, Terra nuova und Mileto zerſtöhrt — — —	200
Scilla, deſſen Felſen durch die Beſchreibungen Homers und Virgils berühmt wurde, zerſtöhrt. Das Schloß des Prinzen, ſamt dem berühmten Felſen geborſten und halb in die See geſtürzt; er ſelbſt aber, ein achtzigjähriger, längſt ſchon ſeinen Unterthanen zur Laſt lebender Geizhals, an dem Ufer des Meeres von den Wellen verſchlungen mit — —	2700

Kalabrien.	Anzahl der Todten.
Die bisher bekannte Anzahl der Todten in beyden Ländern beläuft ſich alſo auf — — —	31871.

V.

Noch ein Paar Proben einer Ueberſetzung des Juvenals in reimfreyen Verſen.

Wenn die Cultur der Sprache und des Geſchmakkes unter einem Volke von Stufe zu Stufe endlich auf diejenige geſtiegen iſt, worauf ſie ſich dermalen in Teutſchland befindet; ſo iſt man berechtiget von einer Ueberſetzung eines Claſſiſchen Werkes alles zu fodern, was man von einem vortreflichen Original fodert, und die Reinheit der Sprache, die Zierlichkeit der Diction, ein ſchöner Bau der Perioden u. ſ. w. ſind Eigenſchaften, wovon man den Ueberſetzer eines Virgil. Horaz, Juvenal, — eben ſo wenig als von den weſentlichen Pflichten der Klarheit und Treue diſpenſiren kann. Ohne dieſe leztern Eigenſchaften iſt ſeine Arbeit keine Ueberſetzung: ohne jene kein Werk

von

von Geſchmack. Legt ſich der Ueberſetzer noch gar den Zwang des Reimes und der Alexandriniſchen Versart auf — deſto ſchlimmer für ihn! Denn er macht ſich die Arbeit unendlich ſchwerer als ſie ohnedies ſchon war, ohne daß wir ihm darum das mindeſte von den Forderungen, die wir an ihn zu machen haben, nachlaſſen. Der Reim erhöht den Werth einiger Arten von Gedichten — wenn ihnen keine andre Schönheit fehlt; aber er vergütet nicht eine einzige, die man ihm aufopfert; und ein gereimtes Gedicht muß entweder ein coelatum novem mulis opus ſeyn, oder es iſt Nichts. Eine gereimte Ueberſetzung des Juvenals, welche in der That ein ſolches von allen neun Muſen ausgemeißeltes Werk wäre, würde freylich ihren Verfaſſer mit Preis und Ehre krönen: aber wenn ſie das nicht wäre; wenn im Gegentheil die ſaure Mühe, die es dem Verfaſſer gekoſtet hätte, den freyen Geiſt ſeines Originals in teutſche Reime zu zwingen, dem Leſer alle Augenblicke auf die Bruſt fiele; wenn Deutlichkeit, Richtigkeit, Rundung und Politur des Ausdrucks dem Reim alle Augenblicke geopfert würde; wenn der Reim ſchuld wäre, daß wir faſt immer bald nur die Hälfte bald kaum den dritten oder vierten Theil deſſen was uns das Original giebt, bekämen; wenn die feinſten Züge, und gerade das was die Schönheit eines Gedankens, Bildes oder Ausdrucks ausmacht, um des Reims willen verlohren

giengen.— welches alles in der nun vergessenen, aber zu Gottscheds Zeiten so berüchtigten **Schwarzischen Eneis** oder sogenannten **Schwarziade** der Fall war — wie könnte da ein Uebersetzer erwarten, daß wir ihm die **Quaal des Reimens**, die er sich als eine ganz unnöthige Selbstpeinigung freywillig auferlegt hätte, als ein opus supererogationis zum Verdienst anrechnen sollten? Seine Reime mögten ihm sauer genug geworden seyn: aber was gewönnen wir dabey um ihm Dank dafür zu wissen?

Wir überlassen es dem Geschmacke der Leser, die neulich mitgetheilten Proben einer gereimten Uebersetzung des Juvenals aus diesem Gesichtspuncte zu prüfen. Da der Herausgeber des T. M. sich noch nicht in dem glücklichen (oder unglücklichen?) Falle befindet, wo ein Dichter (wie **Horaz** sagt) **wieder seiner Sinne mächtig** und **sein eigner Herr** ist: so bleibt (wenige Fälle ausgenommen) eine gänzliche Zurückhaltung seines Urtheils über die Producte seiner poetisirenden Zeitgenossen das einzige Mittel, wie er der Gefahr entgehen kann, daß die Herren, die eine Nase haben, auch auf ihn anwenden, was Horaz an dem angeführten Orte, von der gegenseitigen Höflichkeit der damaligen Römischen Poeten sagt. Selbst das was im Grunde bloße **Billigkeit** wäre, würde in manchen Fällen für **Furchtsamkeit** aufgenom-

nommen werden; und würklich muß auch (um noch immer mit Horaz zu reden)

— ein Autor der noch ſelbſt beym Volke
um Beyfall bettelt (*) ſich ſo viel gefallen laſſen
um nicht das weſpenartige Geſchlecht
der Verſemänner gegen ſich zu reitzen,

daß es kein Wunder iſt, wenn das Publicum in problematiſchen Fällen nicht immer errathen kann, ob es bloße Höflichkeit und Furcht vor dem Weſpenſtachel — oder ob es bloß eine mit billiger Nachſicht gemilderte Gerechtigkeit ſey, was ihn zu einem günſtigen Urtheile bewegt. — Doch dies nur im Vorbeygehen. Genug, da wir kein Bedenken getragen haben, von einer gereimten Ueberſetzung Juvenals, welche ſchon über 30 Jahre in dem Schreibepulte ihres Verfaſſers verborgen lag, dem Publico einige Proben vorzulegen, dem Geſchmack eines jeden überlaſſend, ob ſie, wie gewiſſe Weine, durch dieſes Alter beſſer oder ſchlechter geworden ſey: ſo halten wir es für eine Art von Schuldigkeit, nun auch ein Paar Proben mitzutheilen, wie eben dieſem V. das

*) D. i. in dem Lichte worinn das Publicum die Schriftſteller ſieht, jeder Autor. Man vergleiche (ſi placet) zu Erläuterung dieſer Behauptung was Horazens Weimariſcher Commentator über die 19te Epiſtel an Mäcenas, die 2te an Julius Florus, und bey andern Gelegenheiten, welche Horaz häufig darbot, hieher gehöriges geſagt hat.

Ueberſetzen in reimfreyen Verſen gelungen ſey. Hier ſind einige ſowohl in Hexametern als Jamben.

Aus der 7ten Satire.

Wenn du, mein Thelefin, was Groſſes von andern erwarteſt,
das dir zu helfen vermag, und deswegen die Tafel beſchreibeſt,
o ſo fodre dir ſchnell nur Holz, und was du von Verſen,
mein Thelefinus, geſchrieben, das ſpende dem Manne der Venus,
oder verſchluß das Heft und laß es von Motten zernagen!
Armer Wicht! zerſtoß die Feder, lösch aus die Geſänge
von den Schlachten, die Schlummerberaubte Nächte dir machten!
Was denn, ſchreibſt du erhabne Gedicht' in niedriger Wohnung,
zu verdienen den Epheu, und etwan ein ſchmächtiges Bruſtbild?

Aber den herrlichen Dichter, der was gemein iſt nicht ſinget,
zehnmal geſagtes nicht nachjagt, Alles aufs edelſte darſtellt,
dieſen, den ich nicht zeigen, den ich nur denken kann, dieſen
bildet ein Herz, das lediq von Sorgen, nichts Bittres erduldet,
liebend den einſamen Wald und aus der Aoniſchen Quelle
recht zu trinken geſchickt! In pieriſcher Grotte zu ſingen,
und den Thyrſus zu greifen, vermag nicht die nüchterne Armuth,
die von Thalern entblößt, bey Tag und bey Nachte muß darben!
Satt war Horaz, wenn er ließ den hohen Jauchzer erſchallen.
Zeigt ſich der Witz, wofern nicht das Herz ſich blos mit der Dichtkunſt
nur beſchäftiget, nur dem Apoll und Bachus gehorchet?
Denn es kann das Gemüth nicht zweyerley Sorgen ertragen.
Nur dem erhabnen Geiſt, der nicht darf ſorgen, womit er
ſich bey Nachte wird decken, nur dem erſcheinen der Götter
hohe

hohe Geſtalten, und rollende Wagen, und wiehernde Roſſe,
und die Furie, welche dem Antuler-König vermierte!

— — — — Wenn es das Schickſal will haben,
Wirſt du aus einem Rhetor zum mächtigen Konſul erwählt,
oder aus einem Konſul herab zum Rhetor berufen.
Ward Ventidius nicht, ward Tullius auch nicht erhoben?
Was die Urſach davon? des wunderbaren Geſtirnes
Einfluß und die Gewalt des uns verborgenen Schickſals.
Dieſes giebt dem Sklaven ein Reich, dem Gefangnen Triumphe!

Möchten die Götter euch, Schatten der Väter die ſanfteſte Ruhe,
Safranduft in den Urnen, und Frühlingsblumen doch geben,
Die ihr geboten, die Lehrer ſo heilig, wie Väter, zu ehren!

Aus der 8ten Satire.

Die Tugend macht allein den Adel aus!
Mit Wort und That ſey du gerecht und heilig,
Dann biſt du groß, dann ein vornehmer Mann! — —

Erbärmlich iſts, auf fremden Ruhm zu fußen,
Der gleich zerfällt, ſobald die Stütze ſinkt!
Die Rebe, die am Boden kriecht, verlangt,
Mit unbeweibten Ulmen ſich zu gatten.
Sey tapfrer Krieger, treuer Vormund ſtets!
Sey unbeſcholtner Schiedsmann! Zeuge wahr,
ſo unſicher die Sach' auch immer iſt,
auch dann noch wahr, beſtöhle Phalaris
den Meineid dir, wilddrehend mit dem Stier!

Für Frevel halts, auf Leben erſt zu ſehn,
und hinterher auf Ehre! Halts für Frevel,
wenn, um des kurzen Lebens willen, deiner
Geſtimmung du ſo ſchlimm verluſtig gehſt!
Ein ſolcher ſtirbt des Todes würdig, ob
auch hundert Auſtern er vom Gaurus ſchlägt,
und ſich in Cosmus theuren Keſſel taucht! . . .

Wirſt du einſt Herr in längſt erharreter
Provinz, ſo laß der Rachſucht nicht den Zaum,
den Zügel nicht dem Geiz! Erbarme dich
der armen Brüder; denn du ſiehſt Skelette,
von Herrſchern rief bis auf das Mark durchſaugt!
Bedenke das Geſetz und den Senat;
Bedenke, was für Lohn der Biedermann
erwartet! — — — — —

Auffallender iſt jede Seelenſchwärze;
je gröſſern Rang der Miſſethäter hat! . . .

Viel beſſer, daß Therſit dein Vater ſey,
wenn dem Achilles du nur ähnlich biſt,
und ſeine Waffen brauchſt, als daß Therſiten
du gleicheſt, der ein Sohn Achilles iſt!
Doch leite deinen Namen noch ſo hoch
von Ahnen ab, du ſtammſt von ſchmählichen
Freyſtätern her! Er heiße wie er will,
dein erſter Ahn: es war ein Hirte nur,
wie oder was — das ich nicht ſagen mag!

Aus der 9ten Satire.

O Koridon, glaubst du, ein Reicher kann
Geheimnis haben! Schweigt der Knecht, so spricht
das dumme Vieh: Hund, Thür und Säule plaudert!
Verschleuß die Fenster, stopfe Ritzen zu,
verriegle Thüre, nimm die Lichter weg;
Schweigt alles gleich, schläft Niemand neben an,
so wird doch, was, beym zweyten Hahnenschrey
du thust, vor Tage schon der nächste Schenk'
erfahren, und der Zusatz obenein
von Schreiber, Leibkoch oder auch Zerleger! . . .
Welch Laster dichten die nicht auf den Herrn,
die, mit dem Riem, der Herr zur Rache reizt?
Auch kanns nicht fehlen, daß ein Trunkenbold,
von einer Straße zu der andern, dich
verfolgt, und einen Floh ins Ohr dir setzt!

Schon welkt der Jahre Blüte schnell dahin!
Fort geht des armen Lebens kleiner Rest!
Indem wir trinken, Mädchen, Salb' und Kranz
verlangen, kömmt das Alter, eh man's meint! . . .

O meine kleine Laren, die ich nur
mit wenig Weyhrauch, Mehl und Kränzen ehre,
Ach! wie erlang' ich doch so viel für mich,
daß ich, im hohen Alter, sicher nur
für Bettelstab und Strohmadratze bin!

Allein, so elend dieser Wunsch auch ist,
so wenig Hoffnung hab' ich doch dazu!

Antipholis.

Du dankſt mir? Wofür?

Dromio von Syracus.

Mein Sir, Herr, für das Etwas ſo ihr mir um Nichts gegeben habt.

Antipholis.

Ich will es mit nächſten wieder gut machen, und dir Nichts für etwas geben. Aber ſag', iſt es Mittageſſens-Zeit?

Dromio von Syracus.

Nein, Herr, ich glaub', es fehlt dem Eſſen etwas das ich habe.

Antipholis.

Mit Erlaubniß, was mag das ſeyn?

Dromio von Syracus.

Daß es nicht genug beträuft iſt. (*)

Antipholis.

Gut, Burſche, ſo wird es troken ſeyn.

Dromio von Syracus.

Wenn es ſo iſt, ſo bitt' ich euch, eſſet nichts davon.

Antipholis.

(*) Der Einfall liegt im Original in der Zweydeutigkeit des Worts baſting, welches zugleich eine Tracht Schläge, und das Betrauſen deſſen was am Spieß gebraten wird, bedeutet.

Denn bettl' ich gleich Fortunen für mich an,
ſo kerft ſie ſich die Ohren mit dem Wachs
von jenem Schiffe, das mit tauben Lotſen,
dem lieblichen Sirenſang entfloh! . . .

Aus der 11ten Satire.

Mit Recht veracht' ich jeden, der da weiß,
daß keiner von den Bergen Lybiens
des Atlas Höh' erreicht, und nicht erkennt,
wie ſehr von einem groſſen, eiſern Kaſten
verſchieden ſey ein ſchmales Beutelchen;
Vom Himmel kam der Spruch: erforſch dich ſelbſt!
Den drücke man tief dem Gedächtniß ein,
wenn man ein Weib ſucht, oder auch ein Amt
im heiligen Senat. Therſit verlangt
Achillis Panzer nicht; Ulyſſes ſelbſt
war zweifelhaft dabey! Wenn du Prozeß
in einer ſchweren Sache führen willſt,
ſo prüfe dich, und frage, wer du ſeyſt,
ob großer Redner, oder ſolch ein Schuft
wie Curtius und Matho! Wie dein Schnabel
gewachſen ſey, das mußt du wiſſen ſelbſt
in großen Dingen und in Kleinen, wär'
ein Fiſch auch nur zu kaufen; daß du nicht
nach einem Barben lüſterſt, wenn das Geld
in deinem Säckel nur zum Gründling reicht.
Wie läuft es ab, wenn ſo die Schwelgerluſt
wächſt, als der Beutel abnimmt, wenn du all
dein Vatergut in deinen Wanſt gejagt,
der Stamm und Zinſen, Land und Heerden faßt!

Den

Von solchen Herrn kriegt man zuletzt den Ring;
Und nackten Fingers bettelt Pollio!
Für Schwelgerey ist nicht der frühe Tod,
das Alter nur ist fürchterlich für sie! ...

Ein Curius schnitt selber grünen Kohl
in seinem kleinen Garten, setzt' ihn selbst
auf schmalen Herd; elenden Kohl, den jetzt
der schlechte Wicht, der an der Kette schanzt,
nicht mag, wohl wissend, daß ein Euterstock
der rauchenden Garküche besser schmeckt!

— — — Buhlerey und Spiel
ist schändlich für den Mittelstand! doch laß
es Grose thun, so heißts: man weis zu leben!

Jetzt aber weg! Geschäft' und Sorgen weg!
Und heilige der süssen Ruhe dich,
nun dir einmal das gute Schikſal gönnt,
den ganzen Tag der Arbeit quitt zu seyn!
Kein Wort von Wucher! Wär auch deine Frau
früh ausgeflogen, spät zurückgekehrt;
so trags und meide heimlichen Verdruß,
obgleich Verdacht des Kleides Falte macht,
das Haar sich streubt, und Ohr und Wange glühn!
Laß, was dich schmerzt, vor meiner Thür zurück!
Haus, Knecht, und was man Schaden dir gethan,
vergiß, mitsamt dem undankbaren Freund'!

Aus der 13ten Satire.

Böser That Erennel gefällt dem, der sie begangen
niemals selbst! Das ist der Schuldigen erste Bestrafung,
daß nicht einer wird freygesprochen von seinem Gewissen,
ob gottlose Gunst des Richters die Stimmen auch zwinget! ...

— — — die Weisheit in Büchern
Die man für heilig hält, giebt zwar vortrefliche Lehren,
wie man das Unglück besiegt, doch nennen wir diesen auch glücklich
der die drückende Last des menschlichen Lebens zu tragen
und das Joch zu ziehn, in der Schule des Lebens gelernt hat!

Gute Menschen sind selten, an Zahl kaum so viel, als in Thoben
Thore sind, oder der fruchtende Nil uns Mündungen zeiget!

Jetzt, wenn ich einen vortreflichen Biedermann sehe, glaub' ich ein Wunder zu sehn; ach! gleich zweyköpfigen Knaben oder den seltenen Fischen, die unter dem ackernden Pfluge man gefunden; oder ich gleich' es dem trächtigen Maulthier! Dann bin ich ängstlich, als obs im Gewitter Steine geregnet, oder, als ob sich die Bienen wie Trauben gehängt an den Tempel
oder ein strudelnder Bach mit Milch ins Meer sich ergossen!

Einige schreiben alles dem Schicksal zu, was geschiehet und dem Spiele des Glücks, so daß die Welt kein Regierer lenke, das blos die Natur den Wechsel der Tag und der Jahre ordnen könne! dann legen sie, ohne zu zittern, die Hände auf jedweden Altar! — — — —

Glück-

Glückliche Weisheit lehrt zuerſt die Laſter uns ausziehn,
und den täuſchenden Irrthum! Sie ſagt zuerſt uns, was recht iſt!
Denn die Rach' iſt die Luſt der ſchwachen und kleinen Gemüther!
Schlieſſe daraus, daß ein Weib daran ſich am meiſten ergötzet!
Warum meineſt du aber, daß die den Strafen entgangen,
die der grauſen That Bewußtſeyn martert und peinigt,
und ihr Herz, das ſchlimmer, als Henker, mit Geiſſeln ſie
wund ſchlägt.
Ha! die Straf iſt ſchwerer und grauſer, als alle die Strafen,
die der wilde Cädit und Rhadamantus erdacht hat:
Wider ſich Tag und Nacht, den Zeugen im Herzen zu tragen!

Welcher nur bey ſich ſelbſt bedenkt, ob er ſündigen möchte,
der hat auch die ſchändliche That ſchon würklich begangen
und iſt ſchuldig daran. Wie? wenn er ſie gar noch vollbringet?
O dann wird ihn die Angſt bey Tiſche ſelbſt nicht verlaſſen,
ſo daß bey trocknem Schlunde die leckerſte Speiſe nicht
fort will,
unter den Zähnen faſt wächſt, und der Arme die Weine ſich
ausbricht;
Selbſt der älternde Wein von Alba will nicht herunter
wenn du ihn auch noch beſſer zeigeſt, ſo zieht er doch Runzeln
an der Stirn, als wenn ſie der herbe Falerner gezogen.
Wenn ihm die Sorge des Nachts nur kurzen Schlummer
vergönnet,
und die lang' auf dem Lager umher geworfene Glieder
ruhen, ſo ſieht er beſtändig den Tempel und Altar der Gottheit
die er beleidigt und (was ihm den gröſten Angſtſchweiß auspreßt)
dich ſieht er auch! dein heiliges übermenſchliches Bildnis
ſieht er im Schlaf! das macht ihn verwirrt und bebend und
zwingt ihn,

alles

Alles heraus zu ſagen! — das ſind die, welche dann zittern, wenn es blitzet erblaſſen, und wenn es donnert faſt todt ſind, auch bey dem erſten Gemurmel des Himmels. Ein ſolcher vermeinet,
Wetter treibe kein Zufall zuſammen, kein rauſchender Sturmwind,
ſondern es ſa"e der zürnende Blitz, an ihm ſich zu rächen, Wenn ihm dieſer nichts thut, ſo befahrt er das folgende Wetter mit noch gröſſerer Angſt; ob auch der Himmel noch klar iſt, glaubt er, es ſey die Rache des Himmels nur etwas verſchoben! Wenn der Schlafloſe nur ein Fieber mit Seitenſtich merket, glaubt er, es hab' ihm der himmliſche Zorn die Krankheit geſendet,
hält ſie für tödtliche Stein' und Pfeile der ſtrafenden Götter! und doch traut er ſich nicht, ein Schaf zum Opfer zu bringen, oder den Kamm eines Hahns, der ſchützenden Gottheit des Hauſes!
Denn was iſt den kranken Verbrechern geſtattet, zu hoffen? Welch ein Opferthier iſt des Lebens nicht werther, als ſie ſind?

VI.

Morgen-Gedanken eines Mädchens.

(Von einer unbekannten Hand ohne Nahmen und Ort zum Einrücken eingeschickt *)

Was für Gedanken mich diese Nacht schlaflos machten, kann ich nicht sagen: Bey folgenden blieb ich aber heute Morgen stehen:

1. ich wünschte die alten und jungen Herrn möchten doch auf ihre teutschen Briefe teutsche Aufschriften machen: durch französische, kommen sie mannichmal in ungerechte Hände. Sehr wunderlich sind wir Teutschen hierin: Zu meinem Bruder darf ich nicht: lieber Bruder, sondern muß mon Frere sagen, und mit je suis de tout mon coeur u. s. w. schließen — Also müssen Kopf und Fuß des teutschen Briefes französisch seyn. —

2. ich wünschte sehnlich, daß der teutsche Mercur und das Musäum nicht möchten aufgehöret haben, die teutschen Monats-Namen zu brauchen. Ebe so sehr wünschte ich

3. daß

*) Wir hatten schon vor mehrern Monaten etwas dergleichen zum Einrücken erhalten, und es aus Discretion gut seyn lassen. Man schien's aber übel zu nehmen, und machte diesen zweyten Versuch. Also — imprimatur! Gegen Religion, Staat und Sitten ist wenigstens nichts darinn.

3. daß ich mich vor dem Golde, vor Hochwohlgeboren, vor meinen eigenen reichen Verwandten nicht tiefer, als vor wahrem innern Werthe neigen müßte. Was sollen wahre Verdienste für Belohnung haben, wenn Geld und Achtung bey ihnen nicht mehr Platz finden? — Es wird nun bald sich nicht mehr der Mühe lohnen brav zu werden. —

4. sähe ich gerne, daß die Wissenschaften, Haupt-Zwecke, Künste, Handwerker, Religionen u. s. w. nicht zu sehr zergliedert oder vereinzelt und in so viele Partheien mit besondern Artikeln oder Zunft-Briefen vertheilet wären. — Denn das kann nicht in Harmonie bleiben. — Z. B. Polizey müßte nicht als ein Haupt-Zweck, sondern nur als Handhabe, Mittel oder Manöver, den lezten Zweck eines Geschäfts zu erhalten, angesehen werden: So müste sie die Handhabe der allgemeinen und besondern Justiz, als der lezte Zweck des Staates seyn; denn die Pflichten nach Gesundheit, Verkehr, Bevölkerung und Nahrung der Bürger zu sehen, gehören ja zur Justiz im weitläuftigen Verstande. — Wenn den Gelehrten die Natur zu einfach, zu geschmacklos wird, geben sie sich ins Unbegreifliche, Unnatürliche, ins Unterscheiden und Zergliedern. — Uebrigens fiel mir ein zu fragen: welche Nation der Erden-Menschen am nächsten an die Thiere besonders an die Affen gränze?

Denn

mon Frere ſchreiben, und mit je ſuis de tout mon coeur ſchließen müſſen? Kann es noch eine Provinz, noch einen Winkel in Teutſchland geben, wo etwas, das einen Teutſchen in den Augen aller Franzoſen äuſſerſt lächerlich machen würde, für ſo unumgänglich gehalten wird, daß das Gegentheil für eine Unanſtändigkeit gälte? Wenn dies iſt, ſo beklagen wir die junge Dame von Herzen. Es muß hart für ſie ſeyn, mit ihrem angebohrnen teutſchen Menſchenverſtande unter Teutſch-Franzoſen zu leben, die eine leibliche Schweſter nur unter der Verkleidung in eine ma Soeur erkennen. Wahrlich, ein feiner Zug in ein Gemählde des teutſchen National-Charakters vom Jahre 1783! Daß doch ja kein Französchen, das für die Grands Danſeurs du Roi oder für das Ambigu comique auf den Boulevards zu Paris ſchreibt, etwas davon erfahre! Wir ſchneiden, Dank ſey unſrer — Weisheit! bereits eine ſo glänzende Figur in den Proverbes Dramatiques! Es brauchte nur noch ein Paar ſolche Züge, um zu machen, daß kein Teutſcher mon Frere ſich mehr zu Paris ſehen laſſen dürfte.

2) Der Herausgeber des T. M. iſt zwar nicht au deſeſpoir, wie es ein Franzöſiſcher Editeur in dieſem Falle ſeyn würde, aber ihm iſt doch ſehr leid, irgend einen ſehnlichen Wunſch eines vaterländiſchgeſinnten Teutſchen Mädchens nicht befriedigen zu kön-

können. Die Sache mit den Teutſchen Monatsnahmen ſoll, dem Verlauten nach, würklich zu Regensburg in Bewegung ſeyn, und nächſtens zur Dictatur kommen. Dort gehört ſie eigentlich hin; und wir zweifeln nicht, daß unſre junge Dame in kurzem mit einem angenehmen Beweiſe, wie wichtig der Gegenſtand Ihres Wunſches in den Augen der Fürſten und Stände des Reichs iſt, von dorther werde überraſcht werden.

3) Sie haben ganz Recht, Gnäd. Fräulein, es iſt eine offenbare Unziemlichkeit, ſich vor einem Sack voll Louisd'or, oder vor einem Stammbaum von ſechzehn Turnierfähigen Ahnen nur um das Drittel der Breite eines Spinnefadens tiefer zu bücken, als vor einem Menſchen, der keine Louisdor und keine Ahnen, aber deſto mehr Perſönliche Verdienſte hat. Allein — wer ſagte Ihnen auch, daß man das thun müſſe? In unſerm Lande wird jedem freygeſtellt, wie tief er ſich bücken will; und ich, der dieſes ſchreibt, habe die Ehre Sie zu verſichern, daß ich mich vor einem Hoch- und Wohlgebohrnen Eſel (wenn ich ja mit einem ſolchen zuſammen treffe) zwar ziemlich tief (weil es nun einmal in ganz Europa ſo bräuchlich iſt) aber doch nicht tiefer als vor einem Hochedelgebohrnen bücke — daß es ſich aber um deßwillen, weil wahre Verdienſte nicht immer mit Geld und Achtung belohnt werden, bald nicht mehr der Mühe lohnen

Antipholis.

Warum?

Dromio von Syracus.

Weil es euch choleriſch machen, und mir noch eine andre Tracht Schläge zuziehen würde.

Antipholis.

Gut, junger Herr, lernt eure Zeit wol in Acht nehmen, wenn ihr ſpaſſen wollt; ein jedes Ding hat ſeine Zeit.

Fünfte Scene.

Adriana und Luciana zu den Vorigen.

Adriana.

Ja, ja, Antipholis, ſich nur fremde und verdrieslich aus, eine andre Gebieterin hat deine zärtlichen Blike: ich bin nicht mehr Adriana, noch dein Weib. Es war eine Zeit, da du ungeheiſſen ſchwureſt, daß keine Worte Muſik in deinem Ohr ſeyen, als die ich rede; daß kein Gegenſtand dein Aug entzüke, als mein Anblik; daß keine andre Berührung deiner Hand willkommen ſey, als die meinige -- Wie kommt es dann izt, mein Gemal, o ſage wie kommt es, daß du ſo fremde gegen dich ſelbſt worden biſt -- Gegen dich ſelbſt nenn' ich es, da du es gegen mich biſt, die auf eine ſo unzertrennliche Art dir einverleibt bin, daß ich mehr bin als

werde, krank zu werden. — Ey, ey, Schönstes Fräulein, wie kamen Sie zu einem solchen Gedanken? Ich bitte Sie, sprechen sie ein Wort mit Ihrem Arzte davon. Die vorgehende schlaflose Nacht muß schuld daran haben. — Denn ich wollte wetten, daß sie sonst ein sehr braves Mädchen sind, wie ich unter andern auch aus Ihrem vierten frommen Wunsche sehe, Sie geben darinn zu erkennen daß Sie keine Freundin von Religionspartheyen, Zunftbriefen, Handwerksartickeln, und dergleichen sind, weil sie glauben, daß das alles nicht in Harmonie bleiben könne. Sie sähen also wohl gerne (und der liebe Himmel weiß daß ich und viele andre gute Leutchen es auch gar zu gerne sehen möchten!) daß alles fein in Harmonie wäre. Ich schliesse daraus daß Sie ein vortreffliches Herz haben, und daß also die Ursache des vorbemeldten leidigen Einfalls, „als ob sichs bald nicht mehr der Mühe verlohnen werde„ schlechterdings in ihrem Magen oder noch tiefer liegen müsse. Uebrigens kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung melden, daß man, es müßte dann nur etwan hier und da in den Staaten eines Hochwohlgebohrnen Mon Frere anders seyn,) von der Polizey überall ungefähr den nehmlichen Begriff hegte, wie E. Gn. Nur liegt leider! (wie Sie wissen) zwischen Theorie und Ausübung ein tiefer Graben, an dessen Ausfüllung die weisen in den verwichnen 400. Jahren mit so schlechtem Erfolge gearbeitet haben, daß sie sich endlich, wie es scheint, der Arbeit zu schämen anfangen, weil es ihnen

nen bedünken will, die Zeit ſey dabey nicht viel beſſer angewandt als wenn ſie den Danaiden helfen wollten ihr bodenloſes Faß anzufüllen, und das Waſſer dazu mit einem Siebe zu ſchöpfen.

Wenn Sie aber zu glauben ſcheinen, die Gelehrten machten ſich ans **Unterſcheiden** und **Zergliedern** weil ihnen die Natur zu einfach, zu geſchmaklos werde: ſo müſſen Eu. Gnaden über dieſen Punkt Ihren Hrn. Hofmeiſter oder Informator nicht recht verſtanden haben. Fragen Sie ihn nur wieder; er wird ſich hoffentlich beſſer erklären, und Ihnen leicht begreiflich machen können, daß es ſich juſt umgekehrt verhält, und daß überhaupt bloß das Unterſcheiden und Zergliedern Urſach iſt, daß wir etwas richtigere Begriffe von der Natur haben als — die Menſchen, die zunächſt an die Affen gränzen.

Uebrigens, mein Gn. Fräulein, weiß ich nicht genau genug welche von unſern Europäiſchen, oder von den übrigen Völkerſchaften auf unſerm Planeten, zunächſt an die Affen gränzt, um Ihnen darüber Auskunft geben zu können. Einige **Vermuthungen** hätte ich wohl; aber mit bloßen Vermuthungen würde Ihnen vielleicht nicht gedient ſeyn; und dann iſts auch nicht immer rathſam, alles drucken zu laſſen, was einem ſo des Morgens oder Abends, nach einer böſen Verdauung oder einer ſchlafloſen Nacht, zu Kopfe ſteigt. Ich

weiß nicht einmal ob es ſo ganz gewiß iſt, daß wir Menſchen die erſte höhere Stufe der Thiere ſind. Aber das weiß ich, daß Mädchen, oder Weiber die (mit Homer zu reden) an Schönheit der goldnen Venus und an Geſchicklichkeit in allen weiblichen ſchönen Künſten Minerven gleichen, — und übrigens (mit aller möglichen Liebe für Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern, Mann, Kinder, Geſinde, Freunde, Nachbarn und desgleichen) ſich um die Weltregierung, das Juſtiz und Polizeyweſen, um die Zergliederer der Natur und um die Teutſchen Monats-Nahmen nicht ein Haar mehr bekümmern als Homers Nauſicaa oder die ſchöne Yseult aux blanches mains, — wenns anders (wie ich glaube) ſolche Mädchen und Weiber giebt — nach meinem einfältigen Verſtande, unter allen mir bekannten höhern Thieren diejenigen ſind, die zunächſt — an die Engel gränzen.

VII.

Der ſtarke Rauber.

An den Herausgeber des Merkur.

Vermuthlich haben Sie ſchon hier und da, was von der Stärke des alten teutſchen Ritters Raubers geleſen. Er war mein mütterlicher Aelter-Vater, und ich finde in meinen Familien-Acten eine Beſchreibung

bung von ihm, die verſchiedene bisher nicht bekannte Anecdoten ſeines Lebens enthält, und in einem ſo drolligten Styl abgefaßt iſt, daß ſie hoffentlich Sie und Ihre Leſer amüſiren wird. Hier iſt ſie.

* * *

„Auszug aus dem Crannerischen Saalbuch.

„Weyland Andreas Eberhard von Rauber, Cran„nerischer Familie, iſt gebohren im Jahr Chriſti an„no 1503. hatte Kaiſer Maximilianus Primus von „Jugend auf gedienet, einen, ohne Zweifel ſo tu„gendſamen Lebenswandel geführet, daß Hoch-Ihro „Kayſerl. Maj. ſich jederzeit gegen ihme ſehr gnädig „gezeigt und endlich zu einem Hof-Kriegsrath allergnädigſt ernennet.

„Anzumerken, daß obbemeldter von Rauber nach „ſeiner Erwachſung nicht nur 5 Ehlenbogen, oder „jetzige 7 und einen halben Schuh in der Länge, „ſondern auch eine ſolche Stärke gehabt, daß, wenn „ein Hufeiſen noch ſo ſtark geſchmiedet war, riß ers „entzwey.

„Es hat aber der allgütige Gott den von Rau„ber nicht nur mit einer ſo Rieſenmäſigen Stärke, „ſamt deſſen geſunden Vernunft begabt, ſondern hat „ihme auch gefallen, demſelben, gleichwie den Thau „der Erden und die Faiſte dem Graß und einem „bärtigen Löwen ſeine Mehne giebet, alſo auch be-

„meldten von Rauber mit einer solchen Barts-Läng„e gezieret, daß er ihme nicht nur bis auf die Fuß„Sohlen gereichet, sondern von dar bis wiederum „zur Hand und somit erst um den Stock- oder spa„nischen Rohr wicklen und damit seine Wege ohn„gehindert gehn können. Wann nun gedachter von „Rauber nacher Hofe gegangen, hatte er seinen „Bart allezeit in einem sammeten Beutel, ansonsten „aber in zwey Zöpfe geflochtner getragen.

Anmerkung.

„Es hielte sich damals an eben diesem Hofe ein „getaufter Jude auf, welcher der Stärke nach mehr „einem Riesen, als dem Ansehen nach, mittelmäsigen „Mann ähnlich ware, welcher auch einen Bart bis „auf den halben Leibe gehabt.

„Da nun Kaiser Maximilianus ob denen zweyen „bewunderungswürdigen Personen ein sehr groses „Wohlgefallen gehabt, daß auch allerhöchst Dieselben „einsmals lüstern thäte, die zwey starke Helden mit„einander kämpfen zu sehen, welches auch geschehen; „befahlen alsdann, daß einer vom andern einen „Streich sollte aushalten, doch aber vorhero um den „Vorstreich zu spielen; da nun solches geschehen und „der getaufte Jud dem Schein nach darinne glücklich „zu seyn vermeynte (da er das Recht zum Vorstreich „erhalten) und giebet also dem ganz traurig herum„gegan-

„gegangenen v. Rauber mit der Hand eine ſolche Ohr„feigen, daß er zu Boden gefallen und noch darüber „acht ganzer Tag und Nächte zu Bette liegen mußte. „Was dieſe Ohrfeigen dem von Rauber vor Schmer„zen müſſe verurſachet haben, laß ich einem jeden „in ſeiner Gewalt, es ſelbſten zu überlegen und zu be„herzigen. Wie nunmehro oftgedachter von Rauber „endlich wiederum zu ſeinen vorigen Kräften gekom„men, und auszugehen vermögend worden, bittet er „ſich von Sr. Kaiſerl. Majeſt. die Gnade aus, daß „der (welcher ihm mit einer ſo ſtarken Force die Ohr„feigen gegeben) auch einen Streich aushalten und „ſeine Hände prüfen möchte, welches ihme auch nicht „misbilliget, ſondern alſogleich erſtattet worden, und „nimmt ſodann des getauften Juden ſeinen Barth, „wickelt ſolchen um die linke Hand, und ſchlug mit „der Rechten alſo hart darauf, daß ihme der Kinn„backen in der Hand geblieben, worüber der getaufte „Jud ſein Leben alſobald endigte.

„Nota. Iſt der Begebenheit nach, eine Frage, ob „Kaiſer Maximilianus in der Sache vernünftig gehan„delt haben, und es nach Dero allerhöchſten Verord„nung und Befehl hätte gehen ſollen, ſage ich meines „Theils Nein, und könnte ein jeder Vernünftiger „eben ſo darinnen urtheilen, und daß zwar Gott der „allerhöchſte über ſeine menſchlichen Creaturen (gleich„wie es mit Abraham und deſſen ſeinem Iſaac geſche-

„hen) zu gebiethen hat, da er doch, nachdem ihm „Abraham gehorchet, seiner verschonet und den Isaac „wiederum; Also auch ein groſser Monarch wohl zum „Herrschen in christlichen Sachen berufen, nicht „aber denen Heydnischen Begierden nach zu leben, „von Gott gestattet worden, noch künftig gestattet „werden wird, und ist ihnen in unbilligen Dingen „nicht weniger, als einem unter denen geringsten der „Zaum und Ziegel länger gelassen; also auch Kaiser „Maximilianus besser gethan hätten, wann sie sich „ein wenig darüber bedenket, und statt den so gefähr„lichen, einen leichtern Kampf angeordnet hätten.

„Gleichwie sich aber kein anderer, er sey gleich „wer er wolle, daran zu stöhren gedenket, so will noch „weiters fortfahren, und dem geneigten Leser mit Bey„fügung einer auch hiezu gehörigen wahren Begeben„heit die Zeit zu vertreiben.

„Nachdem nun Kaiser Maximilianus über solch „zum Theil traurig und zugleich lustiger Kämpfung „des Obsiegers und Ueberwundenen sich nach Genügen „haben ergötzet, waren auch Höchst denenselben nicht „ohnebewußt, daß der von Rauber und ein Grand de „Spanien, (welcher sich verschiedentlich an dem Kaiserl. „Hof aufzuhalten pflegen durfte) um eine gewisse „Fräulen von Scharfeneck (welche Kaiser Maximilia„nus in einer Bataille in der Türkei erobert und bey

„Hofe

„Hofe auferzogen hatten) herzlich verliebt waren, dar„im auch keiner dem andern den Vorrang laſſen woll„te, und doch ohne Erlaubnus Ihro Kaiſerl. Maj. „dieſelbe zu heurathen nicht geſtattet wurde, doch „wo[illegible]n endlich Ihro Kaiſerl. Majeſt. darein bewilli„gen, aber doch bey vorbehaltenen Befehl: es ſollte „zuvor ein großer Sack zubereitet werden, und nach„deme ihnen beyden anzukünden, daß, welcher den „andern in den Sack werde hineingeſchoben und ſol„chen veſt zugebunden haben, ſolle der Obſieger, „die Fräulen zur Ehe erhalten. Da nun dieſe zwey „tapfere Helden ſich eine geraume Zeit mit einander „herumgearbeitet und faſt an deme war, daß der lang„gebartete von Rauber von dem großen Spanier, „dem Anſehen nach ſollte in dem Sack geſchoben wer„den, ſo erſiehet der von Rauber einsmals ſeinen „Vortheil, und ſchiebet den Spanier glücklich in den „Sack, erhaltete die Fräule von Scharffeneck alſo auch „zur Ehe.

„Nachdeme der Spanier wiederum auf freyen Fuß „geſtellet worden, verließ er alſo balden den Hofe, wel„chem er anſonſten zu einem ewigen Gelächter und „Geſpött hätte dienen müſſen. Den von Rauber be„gnadigten Ihro Kayſerliche Maj. nebſt ſeiner Gemah„lin mit einer in Crain gelegenen Herrſchaft welche auf „teutſch Craveneck benahmet ware und lebten allda 7. „Jahre, ehe und bevor Kinder mit einander gezeuget

hatten

„hatten und auch alle Hofnung verlohren, daß ſie von „Gott ſollten geſegnet werden; in dem 8. Jahr aber „wollte Gott, der allmächtig iſt, ihnen beyden nicht „nur mit einer Leibes-Frucht, ſondern alſo ſegnen, daß „ſolche 7. Jahr nacheinander allzeit Zwilling gezeuget „und was ſie alſo in denen erſten 7. Jahren zu kurz ge„kommen, in denen andern 7. Jahren zweyfach wiede„rum eingebracht.

„Wie nun obbemeldte 14. zum Theil männliche „und weibliche Succeſſores ein wenig erwachſen wa„ren, hatten ſelbe faſt alle das Glük, daß Sie an „den Kaiſerl. Hofe kamen, und ſeynd alle nach und „nach in Ihrem Beruf zur Verſorgung gelanget. „Der von Rauber aber ſegnete das Zeitliche mit „dem Ewigen nach abgelebten 73 Jahren und iſt „würklich in ſeiner Herrſchaft Craveneck begraben „worden.„

Frhr. v. S** n.

VIII.

Anekdote.

Der Baron d' Eſpagnac, der beſte Schüler, vertrauteſte Freund, und nachherige Biograph des großen Marechal de Saxe, der mit kaltem Blut eine Schlacht kommandirte und unerſchrocken einer Batterie entgegen marſchirte, mit feyerlicher Würde den ganzen Hotel

des

des Invalides (als deſſen Gouverneur er vor kurzen ſtarb) die Moral las, wenns nöthig war; konnte nie mit eben der Faſſung einem Officier unter vier Augen einen Verweiß geben. Er ſchlug, ſo lang er mit ihm ſprach, die Augen nieder. Kein halber Blick von ihm weidete ſich an der Schamröthe im Geſichte des Schuldigen; und ſeine Delikateſſe erlaubte ihm nie einen Mann von Ehre, den er aus Pflicht beſtrafen mußte, auch noch auf dieſe Art zu demüthigen. Mit einem Grad von Entzücken hingegen theilte er Lobſprüche und Belohnungen, die meiſt in ſoliden Freygebigkeiten beſtunden, aus; die er, ſo bald er ſie nicht vom Hofe für die Dürftigen und Verdienten erhalten konnte, gleich ſelbſt übernahm. Noch einen Zug der Delikateſſe womit er ſeine Wohlthaten veredelte. Er hatte verſchiedenen verdienten und dürftigen Officieren Leibrenten von ſeinem Vermögen ausgeworfen; keinen einzigen davon aber in ſeinem Teſtamente mit Nahmen genannt; ſondern ſie ihnen nur durch ein allgemeines Leibrentenlegat, und geheime Liſte verſichert.

IX.

Eine Erſcheinung.

Auszug eines Briefs.

Den 11. May (1783) fuhr ich früh von Mühlhauſen ab. Ich war zwiſchen Mühlhauſen und Dingelſtedt, über Lengfeld, ein Mühlhauſiſches Dorf, hinaus, und

ſaß

der gröſsre Theil von dir ſelbſt. Eher könntest du einen Tropfen Waſſers in die tieffe See fallen laſſen, und unvermengt mit andern eben dieſen Tropfen wieder zurüknehmen; als dich von mir losreiſſen, ohne mich mitzunehmen. Wie ſehr würd' es dich bis in die Seele kränken, wenn du nur hören würdeſt, daß ich ausgelaſſen ſey, und daß dieſer dir allein geheiligte Leib durch unkeuſche Luſt beſudelt würde? Würdeſt du mich nicht anſpeyen, nicht mit Füſſen ſtoſſen, und mir den Namen eines Ehmanns ins Geſicht werfen, und die beſleckte Haut von meiner Huren-Stirne reiſſen, und von meiner treuloſen Hand den Trauring abhauen, und ihn mit einem auf ewig uns ſcheidenden Gelübde zerbrechen? Ich weiß du kanſt es, alſo thu es auch -- ich bin mit einem ehebrecheriſchen Flecken beſchmizt; mein Blut iſt mit dem Schmuz der Unzucht vermengt; denn wenn wir beyde eins ſind, und du untreu wirſt, ſo theilſt du mir das Giſt mit, das in deinen Adern ſchäumt, und machſt mich durch Anſtekung zur Hure. O ſo kehre dann zu deiner Pflicht zurük, und bleibe deinem keuſchen Bette getreu, damit ich unbeſtekt lebe, und du unentehrt.

Antipholis.

Klagt ihr über mich, ſchönes Frauenzimmer? Ich kenne euch ja nicht. Ich bin in Epheſus kaum zwoo Stunden alt, und mit eurer Stadt ſo unbekannt als mit euern Reden. Ich ſtrenge allen meinen Wiz vergeblich an, nur ein Wort von allem dem was ihr mir ſagtet, zu verſtehen.

Luciana.

Ey, Bruder, was für eine Veränderung iſt das bey euch?

saß auf einer offnen Postchaise. Es war halb 6 Uhr des Morgens; die Sonne war ganz heiter und der Weg gieng nach N. W. g. N. Ungefähr drehte ich mich nach Westen, und erstaunte, um meinen Schatten, so weit er über den Wagen hervorragte, eine Art von Schein zu sehen. Er war um den Kopf herum am hellsten, und immer schwächer je weiter er herunter gieng, und schmiegte sich ganz nach dem Schatten; so daß er etwa eine halbe Viertel-Elle allenthalben breit war. Er war nur blos um meinen Schatten, nicht auch um den Schatten des Wagens oder der Pferde. Er lief immer mit dem Schatten fort, war auf dem kurzen grünen Korn am hellsten, weniger hell auf dem Rübsamen, und verlor sich ganz, wenn der Schatten über bloße Erde lief. Leider konnte ich diese Erscheinung nur etwa zwey Minuten lang beobachten; denn da zogen sich Wolken vor die Sonne. Ich hatte also Zeit genug, mich von der Wirklichkeit der Erscheinung zu versichern, aber nicht genug, auch nur die geringste Vermuthung zu wagen oder durch Versuche zu bestätigen, deren ich mich daher gänzlich enthalte — Unglücklicherweise für mich war niemand geschwind da, der mich dieser Glorie wegen hätte kanonisiren können. Denn ich konnte dem Gedanken nicht wehren, daß diese Erscheinung zu andern Zeiten oder in andern Ländern manchem Wunder heidnischer und christlicher Religion an die Seite gesetzt worden seyn würde, und vielleicht mit Recht. Denn sehr viele mögen wohl keinen bessern Grund haben.

H.

X.

Epiſtel an Julien.

Am Abend des 19ten Jenners 1781.

Da ſtund ich nun vor Dir in dem Viſiten-Zimmer,
Zwey ganze Glocken-Stunden lang!
Mir war ſo wohl, mir war ſo bang,
mir ſchwindelte! — und immer
von Sehnſucht, Liebesdrang
und Wonne deines Anſchauns hingeriſſen
war mirs, als müßt' ich hin zu deinen Füßen
mich ſtürzen; ſagen was, ich litt
zwey hinkende, zwey ewig, lange Tage
dich nicht zu ſehen! wie ich immer mit
umher dein Bild in meiner Seele trage;
Wie ohne dich, mein Alles! ohne dich,
mir alles öd' ſey; Sehnſucht mich
von Ort zu Ort gleich Abels Bruder jage;
wie nur für dich dieß Herz im Buſen ſchlage,
wie ich für dich nur athme, nur für dich! —

Allmächtig drang michs, hinzuſtürzen, dich
an dieſes ſtürmſche Herz zu drücken!
Schon ſah ich — aufgelöſt in Liebe und Entzücken —
nur dich und mich
Allein, im Himmel und auf Erden; —
„Sie werden,
— ſo flüſtert' jezt mein Schuzgeiſt mir ins Ohr —
doch klug ſeyn!„ — und ich armer Thor
erwache nun und find' mich — im Viſiten-Zimmer.

Wohl dir, du seel'ges Paar, das frei von Pracht und Schimmer,
der Unschuld und Natur getreu,
dich sicher lieben darfst und frey,
in niedern aber stillen Hütten,
wo unterm Schutz der Einfalt deiner Sitten,
nicht gegen dich der Schmähsucht Natter zischt,
nicht Gift in deinen Freuden-Becher mischt!

Beym Himmel, Städter, nur Ein Blick
auf so ein Paar, das seeligste der Paare,
bringt Ueberdruß und Ekel auf zehn Jahre
für euren Tand und euer Schatten-Glück!
Fahrt immer fort, das wahre Glück zu morden.
rennt immerhin nach Moden, Schlüßeln, Orden —
ich kaufs nicht um ein leeres Ey! —

Verzeyh' mir, Julie, verzeyh
den Ausfall auf die Welt! — Den Städten
von Herzen gram, und ihrer goldnen Ketten
von Herzen satt — ists Wunder wenn mein Geist,
Freund Pappchen gleich, in seinen Käfig beißt?

Hier sitz' ich Aermster nun alleine
in meinem Kämmerchen, und weine
und seufze nur nach dir! nach dir! nach dir!

Komm holder Schlaf und bringe mich zu ihr!
Komm, alter Freund, und wiege
mein Herz zur Ruh! Mitleidig trüge
durch Träume mich! — Laß mich von Städtern unbelauscht
sie sehen, lieben, sprechen, küssen;
kurz — all' der Seeligkeit genießen,
die, wer sie fühlen kann, mit keiner Krone tauscht.

G.

Der
Teutſche Merkur.

Junius 1783.

I.

Romanze

von

Siegmund Freyherrn von Seckendorff.

An einem Sommertag, gieng ich
Einſt vor das Thor ſpazieren,
Und lies vom nahen Bache mich
Bald hin bald herwärts führen.

Ein Buchen-Wäldchen lag nicht weit;
— Im Schatten geht man lieber —
Der Weg war kurz, der Bach nicht breit,
Ich ſprang — und ſprang hinüber.

Als ich mich nun im Buſch verlohr,
Der Vögel Sang belauſchte,
Und nur von fernen mir in's Ohr
Der kleine Bach noch rauſchte;

Da ſah und hört' ich in dem Strauch
Ein Mädchen ſchlummernd hangen,

Mit offnem Mund, geſchloßnem Aug,
Und Purpurfarbnen Wangen.

Ihr Schleyer, faſt herabgerollt,
Verrieth des Buſens Blüthe,
Auf dem ein Blümchen — roth wie Gold —
In Schwanen-Federn blühte.

Wie mir's dabey zu Muthe war,
Mag ich euch nicht erzählen:
Ihr wißt, kein Dieb ſcheut die Gefahr,
Kann er nur etwas ſtehlen:

Ich ſchlich mich alſo näher — und
Gelokt von ſüßem Triebe,
Drükt' ich auf ihren holden Mund
Den wärmſten Kuß der Liebe.

Sie fuhr im Schlummer ſchüchtern auf,
Und hob die Augenlieder,
Allein, ein zweyter Kuß darauf
Schloß ſie von neuem nieder.

Ich faßt noch nie gefühlter Glut
Saß ich ihr jezt zur Seite,
Und maß mit Augen gier'ger Wuth
Die wehrlos ſchöne Beute.

Und dennoch — rathet, was mich hielt! —
Ein Blik auf ihre Jugend;
Es lag in ihrem ſanften Bild
So viele reine Tugend —

So viele Scheue vor Betrug,
In Augen, Mund und Wangen,
Daß ich mich ſchalt und ſprach: Genug!
Du darfſt nicht mehr verlangen.

Ein Kuß des Mädchens, das dich liebt,
Bringt zwar vom Himmel Segen,
Und jeder, den dein Mund ihr giebt,
Labt ſie, wie Mittags-Regen:

Doch wehe! wenn im heiſſen Bach
Den ihre Thränen füllen,
Du ſuchſt, nicht achtend Ihre Schmach,
Nur deinen Durſt zu ſtillen!

So dacht ich; drükt' ihr ſanft die Hand,
Schlich fort mich auf den Zehen,
Und blieb das Aug auf ſie gewandt,
Im nahen Buſche ſtehen.

Nicht lang darnach, kam längſt dem Pfad
Ein ſüſſer Herr ſpazieret,

Von ſchlankem Wuchs, Pariſer Staat,
Und herrlich parfumiret.

Er ſah, Par Dieu! Das ſchöne Kind,
Und glüht' von inn und auſſen;
Ha! Ha! ſprach er, wir ſind nicht blind,
Hier giebt es was zu ſchmauſſen!

Doch kaum war er der Schönen nah,
Als plötzlich ſie erwachte,
Und vor den ſchönen Herren da
Sich auf die Beine machte.

Er aber folgt', erreichte ſie,
Fiel zärtlich ihr zu Füſſen,
Ward kühner noch, je mehr ſie ſchrie,
Und wollte nun ſie küſſen.

Da ſprang ich flugs zum Buſch heraus,
Hielt feſt ihn bey dem Kragen,
Und rief, laß mir das Mädchen aus,
Wo nicht, werd ich dich jagen.

Der ſüſſe Herr ermannte ſich
Trat ein paar Schritt zurücke,
Griff nach dem Degen fürchterlich
Und ſprach mit wildem Blicke:

Charnicotton! das geht nit gut,
Und iſt kein savoir vivre,
Wenn hat mein Herr ſo groſen Muth,
So tretten geghen über!

Denn, j'en atteſte tous les Dieux
Lorsqu'il s'agit de Belle,
— je me ſouviens de mes ayeux —
Und geh nit von die Stelle!

Das Mädchen war indeß entflohn,
Ich aber zeg vom Leder,
Und forach nun mehr in gleichem Ton,
Mit meinem Petit-Maître.

Alleiner rief — Genugh vor heut!
je vous crois reſpectable,
Et ſuis content. Wozu die Streit?
Der Mädel iſt au Diable!

Vous voyez bien, nous ſerions fous
Umſohnſt und nix zu ſtreiten,
Et l'on ſe moquerait de nous —
'ſ ſind ja nur Kleinikeiten!

Verräther! ſchrie ich, und voll Muth,
Sucht ich ihn nun zu faſſen,

Allein er fand nicht weiter gut,
Sich mir mir einzulaſſen;

Und ſprang davon durch Dik und dünn,
Als ob ihn Satan jagte,
So daß ich ihm, ſo ſchnell ich bin,
Doch nicht zu folgen wagte.

Bis an den Rand des Wäldchens nur,
Wo ich ihn ſah verſchwinden,
Verfolgt ich eilig ſeine Spuhr,
Und das aus guten Gründen:

Denn da der Weg derſelbe war,
Den Sie vorhin genommen,
So war mir bang, ſie möchte gar
Ihm in die Hände kommen.

Allein ich ſah hier nochmals ihn,
Befreyt von ſeinem Schrecken,
Wie ein verliebter Kater ziehn
Durch Steine, Buſch und Hecken.

Nun kehr ich in den Wald zurük
Dem Mädchen zu begegnen,
Und — Dank dem gütigen Geſchik,
Ich will es ewig ſegnen! —

In einem ſchmahlen Schlangen-Gang,
Von dickem Laub beſchattet,
Fand ich an einem ſanften Hang
Sie ſitzend und ermattet.

Schon aus der Ferne rief ich ihr:
Bleib, ſchönes Kind! bleib ſitzen;
Wär' eine Welt von Räubern hier,
Ich würde dich beſchützen.

Der Frevler iſt mir zwar entflohn,
Allein drum nicht geborgen,
Denn ſeinen wohlverdienten Lohn
Geb' ich ihm wohl noch morgen.

Vor heute gönn' mir, ſchönes Kind!
Daß ich an deiner Seite,
Weil wir auf gleichem Pfade ſind,
Dich ehrfurchtsvoll begleite.

Sie dankte, und ich wagte ihr
Sogar den Arm zu reichen;
Sie nahm ihn an und folgte mir,
Allein mit tiefem Schweigen.

Nach einer Viertelſtunde lang
Entfuhr das Wort mir: Liebe,

euch? Wenn wart ihr gewohnt, meiner Schweſter ſo zu begegnen; Sie ſchikte den Dromio, euch zum Mittag-Eſſen heim zu holen.

Antipholis.

Den Dromio?

Dromio von Syracus.

Mich?

Adriana.

Ja dich, und du brachteſt uns zurük, daß er dir Maulſchellen gegeben, und unter den Maulſchellen mein Haus und mich als ſein Weib verläugnet habe.

Antipholis.

Habt ihr mit dieſem Frauenzimmer geſprochen? Was für ein Verſtändniß habt ihr mit ihr, und was ſoll die Abſicht davon ſeyn?

Dromio von Syracus.

Ich, Herr, ich habe ſie meine Tage nie geſehen als itzt.

Antipholis.

Du lügſt, du Galgenſchwengel; denn du brachteſt mir ihre eigenſten Worte auf den Markt.

Dromio von Syracus.

Ich habe ſie in meinem Leben nie geſprochen.

Und meiner Stimme weicher Klang
Verrieth ihr meine Triebe.

Sie ſchlug die Augen ſanft empor.
Und ſprach mit ernſtem Tone:
Sey edel! täuſche nicht mein Ohr!
Des Jünglings ſchönſte Krone —

Iſt rein und ohne Falſch zu ſeyn;
Laß mir den ſüſſen Glauben,
Es könne ihren milden Schein
Kein flücht'ger Eindruk rauben.

Nur ſeit zween Stunden kennſt du mich,
Und ſchwöhrſt mir ſchon ſo theuer,
In deiner Bruſt entzünde ſich
Ein nie verlöſchend Feuer!

Iſt dein Geſtändniß mehr als Scherz,
So wirſt du mir bekennen,
Ich habe guten Grund, dein Herz
Leichtſinnig ſchwach zu nennen.

Dein Urtheil, ſprach ich, iſt zu hart,
Und, mehr als zu beſcheiden,
Kannſt du, wie deine Gegenwart
Bezaubert, nicht entſcheiden.

Vergib demnach, wenn mir dein Bild,
Zufrüh für dich, gefallen,
Allein ich trug noch Helm, noch Schild,
Da du mich überfallen,

Und überlies mit Freuden mich
Dem tröſtlichen Empfinden,
Es würde, mit der Wunde, ſich
Auch ihre Heilung finden.

Kan dich in dieſer Denkungs-Art
Das mindeſte verdrieſen,
So laß, in deiner Gegenwart,
Es heute noch mich büſſen.

Nur aber ſtöhre nicht mein Glük,
Und gib, vor unſerm Scheiden,
Die ſüße Hofnung mir zurük,
Du billigeſt mein Leiden!

Ein ſanfter Druk der zarten Hand
Zerſtöhrte meine Sinne!
Ich fühlte was ihr Herz empfand,
Und daß mein Glük beginne.

Im Freuden-Taumel auſſer mir
Warf ich mich ihr zu Füſſen,

Und deckte ihre Hand dafür
Mit tausend heißen Küssen.

Vergebens zog Sie sie zurück,
Und bat mich sie zu lassen,
Bis sie mit einem ernsten Blick
Mir winkt mich zu fassen.

Und ist mich nicht des Scherzes satt;
Wie lange soll er dauern?
Wir sind ja, sprach sie, vor der Stadt
Und dicht schon an den Mauern.

Da sprang ich auf, wie aus dem Traum,
Und sah, zu meinem Leiden,
Den kleinen, kurzen, engen Raum,
Und unser nahes Scheiden.

Läß du mich ohne Hoffnung ziehn?
Erbittet dich mein Gram nicht nieder?
Willst du auf ewig von mir fliehn?
Sieht dich mein Arm nicht wieder?

O rede! sprach ich, meine Glut
Verzehrt mich, wenn du schweigest,
Und du dein Antlitz, hold und gut,
So finstres von mir neigest.

Sie reichte nochmals mir die Hand,
Sey, ſprach ſie, doch beſcheiden,
Wir wohnen ja auf gleichem Land,
Und wollen uns nicht meiden.

Du haſt dein Tagwerk treu vollbracht,
Und mich dir ſehr verbunden,
Hab Dank dafür, und gute Nacht! —
Sie ſprach's, und war verſchwunden.

Durch eine nahe Gartenthür,
Die ich nur jetzt erſehen,
Entkam das loſe Mädchen mir
Und ließ allein mich flehen.

Betrübt, beſchämt, beleidigt faſt,
Wußt ich mich kaum zu faſſen,
Und ſchlenderte nun mich ohne Raſt
Durch Winkelgäng und Gaſſen.

Wenn nur ein Menſch ſich blicken ließ,
Fieng ich ſchon an zu rennen,
Und wenn ich auf ein Mädchen ſtieß,
Schien mir der Kopf zu brennen.

Trab auf, trab ab, die halbe Nacht
Lief ich ſo hin und wieder.

Und trat wie eine Feuerwacht
Das Pflaſter auf und nieder.

Bis endlich in der ganzen Stadt
Kein Laut mehr war zu hören,
Und ich, des Patrouillirens ſatt,
Beſchloß nach Haus zu kehren.

Ich nahm den nächſten Weg zum Thor,
Und links vorbey den Mauern;
Da kam es mir auf einmahl vor,
Als ſah' ich Jemand lauern.

In einem Mantel eingehüllt,
Vom Kopf bis zu den Füſſen,
Schien es ſich rükwärts, wie ein Bild,
Feſt an die Wand zu ſchlieſſen.

Ob ich nun gleich nicht furchtſam bin,
Fieng mir's doch an zu grauen:
Dem ohnerachtet ſchlich ich hin,
Es näher anzuſchauen.

Allein wie fuhr ich nicht zurük,
Als aus dem Hinterhalte
Mir eine rauſchende Muſik,
Prachtvoll, entgegen ſchallte.

Ein lärmendes Prestißimo
Begann voraus zu tönen,
Und ſich — con puoco Spirito —
So ziemlich auszudehnen.

Ein molto Largho folgte drauf;
Nach vielem Drehn und Wenden,
Schloß es mit einem derben Lauf
Von allen Inſtrumenten.

Zuletzt kam noch ein Kontertanz,
Und um das Werk zu kränzen,
Verlohr er ſich in einen Schwanz
Von künſtlichen Kadenzen.

O weh! o weh! wie war mir's da!
Ich kan's euch nicht beſchreiben;
Faſt litt ich an der Kolika,
Und wollte dennoch bleiben:

Zumahl, da in dem nächſten Haus
Ein Fenſter ſich bewegte,
Und etwas langſam ſich heraus
Mit beyden Armen legte.

Noch niemahl fühlt ich mich, fürwahr!
In einem ſolchen Falle,

Allmählig ſträubte ſich mein Haar,
Und ſtieg in mir die Galle.

Ich hielt mich mit Gewalt zurük,
Daß ich nicht vorwärts prallte,
Als die verborgene Muſik
Zum zweytenmahl erſchallte.

Allein der Inſtrumenten Klang
War nur von kurzer Dauer,
Denn nun begann der Klag-Geſang
Des Schleichers an der Mauer.

In einem ſchnarrend weichen Ton,
Dünn wie ein Seidens-Faden,
Empfahl der trillernde Patron
Der Dame ſich zu Gnaden.

Und kurz und gut: Der Virtuoſ,
Der ſich zu Füſſen legte,
War niemand ſanft, als der Franzoſ,
Der meine Galle erregte.

Je ſuis perdu, ſang der Phantaſt,
Wenn Sie ſich nit bezähmen,
Und den inſupportablen Laſt
Mir von die Herzen nehmen.

Pour Vous je brûle jour et nuit,
Das kan ik Sie verſiker;
je fais un excellent parti,
Und bin kein Pfennig-Kniker.

Ik ſie loſir in ein Palais,
Mit drey, auch vier Frage,
Und halte Laufer und Laquais.
— Et meine encor un Page!

Man wird nit, wie in Deutſcherland,
Sik bey uns ennuyiren;
Ik hab verteufelt viel Verſtand,
Und weis zu diſkuriren.

Drum ſachen — Ja! — denn ſehen Sie!
Si vous goutez la choſe,
So ſchreib ik morgben nach Paris
Pour les habits de noce.

Ihr ahnt, wie wenig der Geſang
Des Prahlers mich ergözte,
Und daß ich aus dem Winkel ſprang
Und ihm zu Leibe ſezte.

Allein er kamte mich zu früh,
Und eh' ich mich beſennen

War

War er bereits, ich weiß nicht wie,
Mir aus dem Blik entronnen.

Nicht überlegend was ich that,
Gedacht' ich nachzulaufen,
Traf aber jezt an seiner statt
Den musikalschen Haufen.

Zum Unglük kam ein Musikus
Am nächsten Haus der Strafe,
So ungefähr mir in den Schuß
Mit seinem Konterbasse,

Daß er, obschon ich sehr behend
Noch meinen Schritt verkürzte,
Mit seinem diken Instrument
Mir vor die Füsse stürzte.

Potz Pappenstiel und Wetterhahn!
Schrie jezt der ganze Haufe,
Faßt ihn nicht durch, den Grobian,
Daß er uns nicht entlaufe!

Ich sprach aus Vorsicht zwar kein Wort,
Allein die wilde Menge,
Fuhr in dem groben Tone fort,
Und trieb mich in die Enge;

So daß ich würklich rathſam fand,
Mich ſtill zurükzuziehen,
Und langſam ſchleichend an der Wand
Dem Haufen zu entfliehen.

Kaum war ich bis zum nächſten Haus
Entkommen ſeinem Grimme,
So rief vom obern Stock heraus
Mir eine leiſe Stimme:

Laſt euch doch mit dem Pak nicht ein,
Die Leute ſind beſoffen,
Und rettet euch ins Haus herein,
Die Thür iſt, dünkt mich, offen.

Ich ließ die frohe Botſchaft mir
Nicht zweymal wiederhohlen,
Schlich langſam mich hinein zur Thür,
Und damit Gott befohlen!

Denn wär' auch gleich die ganze Schaar
Gefolgt mir auf dem Fuße,
Fand ich mich dennoch, wo ich war,
Gedeckt und frey vom Schuſſe.

Lang ſucht' ich, tappend hin und her,
Die Treppe zu erreichen,

Antipholis.

Woher kan ſie uns denn bey unſern Namen nennen, es wäre dann, daß ſie einen Wahrſager-Geiſt hätte?

Adriana.

Wie übel ſteht es euerm Character an, eine ſo niederträchtige Comödie mit euerm Sclaven zu ſpielen, um meiner auf eine grobe Art ins Geſicht zu ſpotten? Ich bin beleidigt genug, daß ihr ſo entfremdet von mir ſeyd; häuffet euer Unrecht nicht noch durch einen ſolchen Grad von Verachtung. Komm, laß mich um deine Schläfe mich winden; du biſt eine Ulme, mein lieber Mann, und ich eine ſchwache Rebe, die mit deinem ſtärkern Stamm vermählt, an deiner Stärke Antheil nimmt, ohne ſie zu vermindern; alles was dich von mir trennen will, iſt Unkraut, diebiſcher Epheu und unnüzes Mooß, das ſich, wenn es nicht bey Zeiten abgeſchnitten wird, bis zu deinem Mark einfrißt, und von deinem Verderben ſeine Nahrung zieht.

Antipholis (bey Seite.)

Sie ſpricht mir ſo ernſtlich zu, daß ich nicht weiß, was ich denken oder ſagen ſoll. Bin ich im Traum mit ihr vermählt worden? Oder ſchlaf ich izt, und bilde mir ein, daß ich alles diß höre? Was für ein Irrthum bethört unſre Augen und Ohren? Bis ich erfahren kan, was ich aus dieſer unbegreiflichen Sache machen ſoll, wird das ſicherſte ſeyn, den günſtigen Betrug zu unterhalten.

Luciana.

Denn niemand in dem Hauſe mehr
Gab ein lebendig's Zeichen.

Allein ich war ſo weit vom Ziel
Dem ich mich nähern wollte,
Daß ich auf einmal rükwärts fiel,
Und in den Keller rollte.

Wie ich nicht Arm' und Beine brach,
Bleibt jezt wie noch ein Wunder,
Denn was auf meinem Wege lag
Nahm ich auch mit hinunter.

So, daß wer nur im Hauſe ſchlief
Von dem Getös erwachte,
Und alles durcheinander lief,
Als ob die Erde krachte.

Nicht wiſſend, noch wie mir geſchah?
Wie ich mir helfen wollte?
Noch was ich auf ein „wer iſt da?„
Zur Antwort geben ſollte:

Verbarg ich in dem dunkeln Loch
Mich zwiſchen Furcht und Hoffen,
Und von dem harten Falle noch
Erſchrocken und betroffen;

Schärft' aber endlich neuen Muth
Entſchloſſen, mich zu zeigen,
Und wenn es übel oder gut
Aus dieſer Gruft zu ſteigen.

Mit einmal hört' ich ein Geſchrey
Als ſtünd' das Haus in Flammen,
Man rief: Hier iſt der Dieb! Herbey! —
Und alles lief zuſammen.

Ein Andrer ſchrie: je ſuis perdu!
On me tue, on m'aſſomme!
Ayez pitie d'un inconnu,
D'un pauvre Galant-homme!

Wie? was? dacht ich, in aller Welt,
Es hat ſich doch, beym Cever!
Nicht der Franzos hieher geſellt?
Das wär' ein Abentheuer!

Daß ich von dieſem Vorfall an
In Zorn und Wuth gerathen,
Und nicht mehr länger mich beſann,
Läßt ſich von ſelbſt errathen.

Ich flog iezt in den obern Stock,
Und mitten im Gedränge,

Stieß ich, mich wie ein Ziegenbock,
Durch die verwirrte Menge.

Die Minen des Geſichts verzerrt,
Erblickt' ich den Verräther,
In einem Winkel eingeſperrt,
Gleich einem Miſſethäter.

Der Zofen und Bedienten Zahl
Umgab ihn, doch verlegen,
Denn ſie erſchraken allzumahl
Vor ſeinem bloßen Degen.

Der Hausherr ſtund ihm ganz allein,
Doch ſtund er blos und ſchonte
Den Arm, gelähmt vom Zipperlein,
Den er nicht rühren konnte.

Die Alte ſchimpfte deſtomehr,
Spie Feuer aus und Flammen,
Und trieb das unentſchloßne Heer
Im ganzen Haus zuſammen:

Kam aber ihr der arme Tropf
Zuweilen gegenüber,
So nahm ſie flugs ihn bey dem Kopf
Und gab ihm Naſenfieber.

Ein Opfer allgemeiner Wuth,
Mißhandelt und beſcholten,
Hätt' ohne Zweifel ihm ihr Blut
Den bittern Schimpf vergolten;

Wenn, da er eben nach ihr lief
Sie durch und durch zu bohren,
Ich nicht ſo handfeſt ihn ergriff,
Daß er den Muth verlohren.

Den Schrecken, den er jezt empfand,
Geſchickt euch auszudrücken,
Wählt einſt ſich eines Künſtlers Hand
Vielleicht zu Meiſterſtücken.

„Um Gottes willen, meine Herrn!
„So laßt mir doch nur leben,
„Ick will die Mädel herzlick gern
„Und Geld darzu nock geben.

„Hätt' ick den Sack vorausgewußt,
„Müß mick der Teufel reiten;
„Bedien er ſick nack Herzens-Luſt
„Ick gratulier — von weiten!

Was ſchwazt der Kerl, ſprach ich im Grimm,
Davon iſt nicht die Rede!

„ — Mais mon Dieu! Welch ein Unglücksstamm.
„Noch einmahl! Bon! — je crie!

„Ruf sie der Mädel nur herbey
„Ich sagh's ihr au visage,
„Que je ne veux — sey wie ihm sey,
„Lui plaire davantage.

„Und morgen reiß ich nach Paris
„Da hab ich zu choisiren,
„Und werd', das weis ich ganz gewiß,
„Mich besser divertiren.

Die Freude die ich jezt empfand,
Zu hören, daß ich mitten
Im Hause mich der Schönen fand,
Um die wir uns gestritten,

Durchströmte mich bald kalt, bald warm,
Daß ich mich kaum mehr fühlte,
Und nur noch mit erstorbnen Arm
Den feigen Schwätzer hielte.

Fast wußt' ich ihm schon heimlich Dank,
Daß er ins Haus gekommen,
Und wie ich ihm zu Leibe drang
Den Weg hieher genommen:

Als das Gemurmel um mich her
Mich aus dem Traume weckte,
Und ich im Kreis von ohngefähr
Das ſchöne Kind entdeckte.

Sie ſchien der ungeſtümmen Wuth
Der Mutter ſich zu ſchämen,
Und bat ſie, ihre wilde Glut
Doch endlich zu bezähmen.

Auch war der Vater hier und dort
Bemüht, ihr zuzuſprechen;
Doch wenig, denn mit jedem Wort
Begann ſein Gliederſtechen.

Nun riß mir die Geduld entzwey,
Die Mutter zu begrüſſen,
Sah' ich daß hier entſcheidend ſey,
Und warf mich ihr zu Füſſen.

Deßgleichen muſte der Franzoß
Vor dießmal ſich bemühen,
So ſehr der Auftritt ihn verdroß,
Zur Seite mir zu knien.

Hier ſind wir beyde, rief ich aus,
Gewärtig unſrer Strafe,

Denn beyde ſtohn mir in dein Haus
Und weken dich vom Schlafe.

Wer unter uns der Schuldge ſey,
Ziemt mir nicht zu entſcheiden,
Am wenigſten ſprech' ich mich frey,
Was ich verdient, zu leiden;

Und rechne mir's zur Schuldigkeit
Hier, ſein und meinen Degen,
Zum Pfand der Unterwürfigkeit,
Zu Füſſen dir zu legen.

Was ſonſt in dieſer Bruſt noch ſpricht,
Muß ich Dir zwar verſchweigen,
Doch ſchmeichl' ich mir es werde nicht
Zum Nachtheil mir gereichen.

Wär ich zu ſchwach, um deinem Sinn
Erbarmen einzuflöſen,
So bitt ich deine Nachbarinn
Mich liebreich abzulöſen.

Es ſtieg mir hier ein Seufzer auf —
Er hemmte meine Stimme.
Nach einer in dem Kreis hierauf
Erfolgten Pantomime,

Bey der die Mutter her und hin
Die Augen feurig rollte,
Und jedermann zu fragen ſchien,
Was ſie entſcheiden ſollte?

Begann der kranke Vater jetzt,
Der nach des Auftritts Ende,
Und ſeinem Bette ſich zuletzt
Von ganzem Herzen ſehnte:

Iſt denn kein Mittel zum Vergleich?
Wie lange ſoll's noch währen?
Und weiß denn Keines nicht von euch
Was dieſe Herrn begehren?

Mich anbelangend, hab ich's ſatt;
Mir iſt ſchon wind und wehe:
Wer alſo was zu beichten hat,
Der ſag es — denn ich gehe.

So wart er doch, was treibt denn ihn?
Erwiederte die Alte,
Hier ſteckt, ſo wahr ich ehrlich bin,
Etwas im Hinterhalte.

Seh' er den Herrn nur ins Geſicht,
So wird er bald errathen,

Von ohngefähr ſey keiner nicht
Bey Nacht hieher gerathen.

Bequemten Mademoiſellgen ſich
Ein Wörtchen nur zu ſprechen,
So brauchten freylich, er und ich,
Den Kopf uns nicht zu brechen:

Allein Sie ſcheinen gar nicht gern
Die Wahrheit zu geſtehen,
Und hätten lieber mit den Herrn
Sich wohl allein geſehen?

Durch dieſen Vorwurf aufgebracht,
Verſetzt ich ziemlich bitter:
Solch' einen ſchändlichen Verdacht
Madam'! erträgt kein Ritter.

Zwingt gleich mich die Beſcheidenheit
Die Wahrheit zu verſchweigen,
So darf ich mich doch ungeſcheut
In ihrem Hauſe zeigen.

Die Tochter nahm hierauf das Wort,
Den Vorfall zu erzählen;
Bat aber einen ſtillern Ort
Als dieſen zu erwählen.

Recht, sprach der Vatter, kommt mit mir,
Und ruht euch aus im Zimmer,
Mit eurem ewgen Streiten hier
Wird doch das Ding nur schlimmer.

Wir folgten, der Franzos und ich,
Die Tochter sammt der Alten;
Und es begann die Sache sich
Allmählich zu entfalten.

Die Tochter hob nun würklich an
Den Vorgang zu erzählen,
Und ließ, bey dem was ich gethan,
Nicht einen Umstand fehlen.

Sie sagte, daß sie meinem Schutz
Die Rettung ihrer Ehre,
Die ich mit Wagschafft meines Bluts
Vertheidigt, schuldig wäre;

Und hoffe von den Eltern nun,
Da ihr die Mittel fehlten,
Mir diese Wohlthat gut zu thun;
Sie würden sie vergelten.

Mein Püpchen, sprach der Vater jezt,
Der sich bey dieser Rede

Luciana.

Dromio, ach, ſage den Bedienten, daß ſie anrichten.

Dromio von Syracus (bey Seite.)

Nun, bey meinem Roſenkranz! Ich will das Kreuz machen; Gott ſey bey uns! wir ſind im Feen-Land, wir reden mit lauter Kobolten, Geſpenſtern und Nacht-Frauen; wenn wir nicht thun was ſie haben wollen, ſo werden ſie uns den Athem ausſaugen, und uns braun und blau zwiken.

Luciana.

Was plauderſt du da mit dir ſelber, und antworteſt nicht? Dromio, du Hummel, du Schnecke, du träger Kerl, du Sot!

Dromio von Syracus.

Ich bin verwandelt, Herr, nicht wahr?

Antipholis.

Ich denke du biſt's am Gemüth, wie ich ſelbſt.

Dromio von Syracus.

Nein, Herr, an beydem, an Seel und Leib.

Antipholis.

Du haſt deine eigne Geſtalt.

Dromio.

Nein, ich bin ein Aſſe.

In ſeinen Bakenſtuhl geſetzt,
Und hin und her ihn drehte:

Du weiſt, ich ſchlafe gern bey Nacht,
Und hör' nicht gern von Sachen,
Die ſich in ieglichem Betracht
Bey Tage beſſer machen.

Doch wenn es deine Mutter will,
So thut ihr, meinetwegen,
Wie's euch beliebt, doch in der Still,
Den Streit zurechte legen.

Ich warf hierauf der Mutter mich
Zum zweytenmal zu Füſſen,
Und bat ſie ſehr, ſie möchte ſich
Zu meiner Gunſt entſchlieſſen.

Nicht länger, ſprach ſie, ſey der Lohn
Der dir gebührt verſchoben;
Reich ihr die Hand und ſey mein Sohn!
So iſt der Streit gehoben.

„Er wär' es langſh, rief der Franzos
„Der nicht mehr ſchweigen konnte;
„Wenn man mich hätt gelaſſen los,
„Je l'avoue à ma honte.

„Denn

„Denn wenn ick um ein ſchönes Kind
„Erſt ſoll die Hals mir bregken,
„Da würd ick lieber heut noch blind,
„Und möckt kein Wort mehr ſpregken.

„Vor jezt da ſie der Streitickeit
„Belieben ſo zu heben,
„Hof ick von dero Gütickeit
„Sie werden mir vergeben,

„Und ſchwöhr dagegben — Meiner Seel!
„— Ick will mick nit vanciren —
„Wenn aber was zur Hockzeit fehl,
„So kan ick es fourniren.„

Der Augenblik ſchien mir zu ſchön
Mich mit ihm abzugeben,
Ich ließ ihn alſo ruhig gehn,
Und wünſcht ihm wohl zu leben.

So endigte der Vorfall ſich
Durch den, in wenig Stunden,
Das Glük mit einem Engel mich
Auf Lebenslang verbunden.

II.

Fortsetzung der Historischen Nachrichten von Handel, Künsten und Wissenschaften in Toskana.

Sobald Ferdinand I. zur Regierung kam, wandte er seine Sorgfalt auf die Austrocknung des Thals der Chiana (Valdichiana). Dieses Thal erstreckt sich zwischen dem Arno und der Tiber ungefehr 60 Italienische Meilen von Norden gegen Mittag. Der Fluß Chiana, der es bewässert, erhält sein Wasser von vielen Ströhmen und Bächen, die von beyden Seiten hineinfallen. Zu den Zeiten der Römer soll sich dieses Gewässer in den Fluß Paglia, und durch diesen in die Tiber ergossen haben. Nachher verlohr allmählig das Wasser den Fall gegen die Tiber, und überschwemmte in den mittlern Zeiten das ganze Thal, wodurch die Luft vergiftet wurde. Im J. 1575 überließen die Privat-Besitzer dieser Landgüther jeder seinen Antheil dem Geschlechte Medici, weil es unmöglich war, daß so viele Köpfe zu Einem Endzweck in der Arbeit sich vereinten. Es wurde aber nie mit rechtem Nachdruck an der Austrocknung gearbeitet, als unter Ferdinand I. Man baue Dämme, man grub Kanäle, man gab den stehenden Wassern den Abfluß. Das fruchtbarste Erdreich wurde trocken; man errichtete Bauern-Häuser und Meyereyen, und diese öde

und

und ungesunde Gegend wurde bevölkert. *) Die Stadt Arezzo errichtete dem Großherzog zum Andenken dieser großen Wohlthat eine marmorne Bildsäule. Mit gleicher Wohlthätigkeit gab er der Nachbarschaft des Sees Fucecchio im Pisanischen Gebiet, und dem Nievoler-Thal (Valdinievole) durch Austrocknung der Moräste die Fruchtbarkeit und gesunde Luft wieder.

Wegen der ungesunden Luft und der allzustarken Abgaben, die der Großherzog Franz I. auf das Getreide legte, war die Sienesische Maremma fast ganz entvölkert. Es ist zum Erstaunen, wie viel es sich Ferdinand I. kosten ließ, den daselbst stehenden Gewässern den Abfall ins Meer zu verschaffen, und die Bevölkerung zu vermehren. Zu diesem Endzweck errichtete er einen eigenen Magistrat dieses Landes, welcher einzig und allein über die Verbesserung desselben wachte. Aber alle seine Sorgfalt, Mühe und Kosten waren vergeblich. Weil er das Getreide nicht von den schweren Abgaben befreyete, so fuhr man fort nur soviel anzubauen, als man zu seinem eigenen Bedürfniß brauchte. Die unbesonnene Absicht der Florentiner, die unterjochten Sienesser

*) Siehe die Geschichte der Chiana in Jagemanns Geographischen Beschreibung des Großherzogthums Toskana. Gotha 1775. Seite 126-132.

neser zu ihren Knechten zu machen, und von dem Ueberfluß ihres Ackerbaues sich zu mästen ohne auf ihren Gewinn bedacht zu seyn, vereitelte alle Hofnung zu einiger Verbesserung. Aus Furcht vor Hungersnoth konnten sie sich nicht entschließen, den Sienesern die freye Ausfuhr zu gestatten, und diese hatten keine Lust, sich einer harten Arbeit ohne gewisse Hoffnung zur Belohnung zu unterziehen.

Im Florentinischen nahm der **Ackerbau** durch das anreizende Beyspiel des Großherzogs, und durch einen wunderbaren Wetteifer ihm nachzuahmen, von Tag zu Tag zu, und gewann endlich die Oberhand über den Handel. Die oftmalige Hungersnoth überzeugte sie endlich, wie unvernünftig es wäre, das Leben vieler hundert tausend Menschen dem ungewissen Glük des Handels allein anzuvertrauen, und die Fruchtbarkeit des eigenen Erdreichs, wodurch die Natur für den Unterhalt derselben gesorgt hat, zu verschmähen. Viele der reichsten Kaufleute florentinischer Abkunft, die in den vornehmsten Handelsplätzen von Europa zerstreuet wohnten, kamen dem Großherzog zu Gefallen mit ihren Kapitalien in ihr Vaterland zurück, verwandelten sie in Landgüter, und wiedmeten sich dem Ackerbau. Die **Corsini** und **Gerini** kamen von London, die **Torrigiani** von Nürnberg, und die **Ximenes** verwechselten Portugal, ihr Vaterland, mit der Stadt Florenz. Der Großherzog

verband mit eigenem Beyſpiel die weiſeſten Geſetz über die wechſelweiſen Pflichten zwiſchen dem Eigenthümer und Bauer.

Was ſein Vorfahr in Anſehung der Fortpflanzung des Maulbeerbaums gethan hatte, das war nur ein Verſuch, im Vergleich mit dem, was Ferdinand I. hierin bewürkte. Er gab nicht nur zu verſchiedenen Zeiten, beſonders aber im Jahr 1607. ſehr weiſe Geſetze zu dieſem Endzweck, ſondern grif auch das Werk ſelbſt auf die thätigſte Weiſe an, da er die Maulbeerpflanzen, die er in ſeinen Gärten zog, unter die Beſitzer der Landgüter gratis austheilte. Eben ſo ſorgfältig wurde der Oliven- und Weinbau vermehrt; und Toskana wurde in kurzer Zeit beſſer als je ein Land in Italien angebauet.

Aus der Vollkommenheit des Ackerbaues entſtand der Geſchmack an ländlichen Ergötzlichkeiten, die Pracht der Gärten, und die Begierde nach den ſeltenſten und ſchönſten Aſiatiſchen und Amerikaniſchen Pflanzen. Die Gärten des Großherzogs waren das Muſter zu den Gärten der Unterthanen. Die vornehmſten Gärten in Toskana rühren von dieſer Zeit her. Die Geſchlechter Gaddi, Salviati, Strozzi, Acciajuoli, Riccardi, und andere verſchönerten mit den ihrigen die Stadt Florenz. Die Pflege der Blumen, der Obſtbäume und fremder Pflanzen wurde

unter die ritterlichen Uebungen gerechnet, wodurch sich der gute Geschmack des Adels auszeichnete. Joseph Casabona brachte aus der Lombardie vom Berge Baldo, und aus Candia vom Ida die seltensten und schönsten Blumen und Pflanzen. Der 1593. zu Pisa angelegte neue botanische Garten war die Pflanzschule, daraus diese neuen Gewächse durch ganz Toskana vertheilt wurden. Die Cretensischen Pflanzen, die nun in Toskana ganz gemein wurden, erweckten in den Privatleuten den Wetteifer aus den entferntesten Ländern dergleichen Seltenheiten kommen zu lassen. Unter ihnen zeichnete sich Matteo Caccini durch den Arabischen Jasmin aus, den er aus Arabien kommen ließ.

Unter einer Nation, die seit langer Zeit mit den cultivirtesten Völkern der Erde, besonders aber mit den Engländern, Holländern und Teutschen handelte und hierdurch große Reichthümer erworben hatte, musten endlich alle Künste, die zur Bequemlichkeit und Zierde des menschlichen Lebens gehören, zur Vollkommenheit gelangen. Der Großherzog Ferdinand vereinte alle die besten von ihm besoldeten Künstler, die für Pracht und Ueberfluß arbeiteten, in die Galerie, und sezte ihnen einen geschmackvollen Edelmann von Rom, Namens Emilio de Cavalieri, vor, welcher auf die Verbesserung der Künste, und ihre Ausbreitung durch ganz Toskana bedacht wäre.

Solche

Solche Künſtler waren Juvelierer, *) Steinſchneider, Drechsler, Uhrmacher, Landchartenſtecher, Goldſchmiede, Miniaturmaler, Gärtner, Diſtillirer, Porcellan- und Glasfabrikanten. Durch die Betriebſamkeit und Einſicht des Cavalieri wurden in Piſa neue Fabriken und Manufacturen errichtet, und geſchickte Artiſten aus allen Gegenden herbeygerufen. Aus einer Urkunde vom Jahr 1594. erhellet, daß man alle Arten von Majolika, und Gefäße von Glas und Kriſtall, in Toskana eben ſo gut als zu Faenza, Urbino, Toſſignano, Arbiſola, und anderwärts in Italien, verfertigte, und Handel damit trieb. Nach den bürgerlichen Kriegen verlangte Heinrich IV. vom Großherzoge Gärtner und andere Künſtler, ſeine Luſtſchlöſſer zu verſchönern. Thomas Francini, ein Florentiner, welcher die Waſſerkünſte des Großherzoglichen Luſtſchloſſes Pratolino verfertigt hatte, wurde nach Frankreich geſchickt, zu S. Germain und in andern Luſtſchlöſſern des Königs Springbrunnen zu bauen. Die neue muſaiſche Kunſt, koſtbare Steine in marmorne Tafeln einzulegen, und allerhand Figuren nach der Natur damit zu bilden (Lavori di pietre commeſſe), welche Koſmus I. einführte und Franz I

*) Unter dieſen war ein Teutſcher, Namens Jakob Billivelt, welchen Coſmus I. dahin berufte, ihm ſeine Großherzogliche Krone zu machen.

beförderte, wurde durch Ferdinand I. zu einem viel höhern Grad der Vollkommenheit gebracht. Biß dahin wußte man nur Blumen und ländliche Aussichten abzubilden; aber Ferdinand brachte durch eigenen Fleiß die Geschicklichkeit dieser Kunst so weit, daß man auch Portraits verfertigte. Im J. 1601 ließ er Klemens VIII. auf diese Weise abbilden. Was ihn zur Verfeinerung dieser Kunst am meisten verleitete, war sein Vorhaben, eine Großherzogliche Begräbniß-Kapelle zu errichten, die sowohl an der Materie als an der Arbeit ihres gleichen nicht hätte. Den 5. August 1604. wurde der erste Grundstein dazu gelegt, nach der Zeichnung des Prinzen Johann von Medici, Bruders des Großherzogs, und unter der Direction des Baumeisters Matteo Nigetti. Ihre Wände, sollten von unten bis oben mit den seltensten und feinsten Gattungen von Marmor belegt werden. Man ließ sogar in Ost- und Westindien durch Kaufleute und Jesuiten aufsuchen was diese Gegenden kostbares und schönes an Steinen haben. Allein das Werk kam unter seinem Stifter nicht zur Vollkommenheit.

Die zeichnenden Künste blüheten zu Florenz vermittelst der Lehre und Beyspiele des berühmten Johann Bologna, und des Buontalenti. Die Gärten und Pallaste, die in dieser Zeit zu Florenz und auf dem Lande gebauet wurden, und damals den

Haupt-

Hauptgegenstand des Luxus ausmachten, wurden mit den Bildhauerwerken des Johann Bologna und seiner zahlreichen Schüler ausgeschmückt. Er goß aus Erzt die schöne Bildsäule Kosmus I. zu Pferde, welche zu Florenz auf dem Platz vor dem alten Rathhause stehet. Gleiche Bildsäulen ihrer eigenen Personen verlangten von Johann Bologna die Könige Philipp III. und Heinrich IV. jener groſse Freund Ferdinands I. Die Bildsäule Heinrichs IV., die er anfieng, und **Pietro Tacca** endigte, wurde 1614. zu Paris auf der sogenannten Neuen Brücke errichtet. Kosmus II. schenkte sie der Königin Maria. Alle Fürsten und hohe Personen in Europa verlangten Werke von Johann Bologna und seinen Schülern, dergestalt, daß man die vielen Produkte ihrer Werkstätten als einen ansehnlichen Handelszweig betrachten konnte. Auch verbreiteten sich seine Schüler auf Verlangen der Fürsten durch ganz Europa.

Die Verfeinerung der **Musik**, und ihre Einführung auf das Theater hat man dem guten Geschmacke Ferdinands I. und seines Hofs zu verdanken. **Emilio de Cavalieri** war der Erste, der versuchte gesungene Arien unter den Dialog zu mischen. Der Baumeister **Buontalenti** erfand Dekorationen, die der Absicht des Dichters gemäß das Auge und die Einbildungskrafft der Zuschauer täuschten; und die Musik vereinte sich mit ihnen zu einem Endzweck. Sie schwung

Luciana.

Wenn du in etwas verwandelt biſt, ſo iſt's in einen Eſel.

Dromio.

Das iſt es; ſie reitet mich, und es hungert mich nach Gras; es iſt ſo, ich bin ein Eſel, ſonſt könnt' es unmöglich ſeyn, daß ich ſie nicht ſo gut kennte, als ſie mich.

Adriana.

Kommt, kommt, ich will nicht länger ein Narr ſeyn, und den Finger in die Augen ſtekken und weinen, indeß daß Herr und Knecht meines Kummers lachen. Kommt, mein Herr, zum Mittag-Eſſen; Dromio, hüte die Thüre. Mein lieber Mann, ich will heut oben mit euch zu Mittag eſſen, und ihr ſollt mir alle eure kleinen Schelmereyen beichten -- Kerl, wenn jemand nach deinem Herrn fragt, ſo ſag', er iſt auſſer dem Haus, und laß keinen lebendigen Menſchen herein. Kommt, Schweſter; Dromio, ſey du ein guter Thürhüter.

Antipholis.

Bin ich auf der Erde, im Himmel oder in der Hölle? Schlafend oder wachend, verrükt oder bey Sinnen? Dieſen Leuten bekannt, und mir ſelbſt verborgen? Ich will ſagen was ſie ſagen, und es darauf ankommen laſſen, was aus dieſem Abentheuer werden mag.

Dromio von Syracus.

Herr, ſoll ich hier Thürhüter ſeyn?

ſich hierdurch zu einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ganz allein auf ſich zog. Dieſes brachte eine Geſellſchaft florentiniſcher Edelleute auf den Gedanken, den ſprechenden Dialog ganz aus dem Singſpiel zu verweiſen. Man ſuchte dieſes durch das Beyſpiel der Alten zu beſtätigen. Unter dem zahlreichen Chor der Muſiker, welche der Großherzog an ſeinem Hof unterhielt, zeichneten ſich Jakob Peri, und Julius Caccini, den man gemeiniglich Giulio Romano nannte, in der Theorie der Tonkunſt vor andern aus, und lehrten ſie am Hof und unter dem Adel. Giulio Romano gab der Arie eine ganz neue Anmuth, und Jakob Peri erfand für den Dialog eine eigene Weiſe, die das Mittelding zwiſchen Geſang und Sprache iſt, deren natürlichen Beugungen und periodiſchen Abtheilungen ſie folget. So ward das Recitativ und die Italieniſche Opera erfunden. Das erſte Singſpiel dieſer Art wurde 1594. aufgeführt. Es war Dafne, ein Schäferſpiel, des Octavio Rinuccini. Die Opera erhielt aber erſt 1600. bey Gelegenheit der Vermählung der Königinn Maria de' Medici ihre Vollkommenheit, da das Drama Euridice aufgeführt wurde. Es wurde mit den Muſikaliſchen Noten, und mit einer Vorrede des Peri, worinn die ganze Geſchichte der Erfindung des Recitativs erzählt wird, zum Druck befördert. Der Ruhm dieſer neuen Art theatraliſcher Vorſtellungen

ſtellungen bewog nicht nur die übrigen Fürſten Italiens, ſondern auch die Könige von Frankreich und Spanien, Tonkünſtler vom Großherzoglichen Hofe zu verlangen; und veranlaßte den Großherzog, mehr als je auf die Vervollkommnung der Tonkunſt bedacht zu ſeyn.

Nicht nur unter der Regierung Ferdinands I. ſondern auch zur Zeit ſeines langen Aufenthalts zu Rom, wo er als Kardinal in Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften das Andenken eines Leo X. erneuerte, wurde durch ihn die Mediceiſche Galerie zu Florenz mit ſchäzbaren Alterthümern bereichert. Mit vielen ſchmückte er zwar erſt die Mediceiſchen Gärten in Monte Pincio, die ehemaligen Gärten des Lucullus und Pompejus; doch iſt der beſte Theil davon in folgenden Zeiten nach Florenz gekommen. Hätte er auch nichts dazu beygetragen, als die weltberühmte Mediceiſche Venus, ſo würde dieſes ſchon hinreichend ſeyn, ſeinen Nahmen zu verewigen. Sie ſoll in den ehemaligen Gärten des Nero gefunden worden ſeyn. Andere meynen, zu Tivoli. Faſt eben ſo ſchäzbar iſt die Gruppe der Niobe, die Ferdinand I. als Kardinal in ſein Haus brachte. *)

*) Saggio iſtorico della Galleria di Firenze. Tom. I. p. 158. 167. etc.

Das Studium der klassischen Schriftsteller, und der Alterthümer, welches der Gegenstand der florentinischen Akademie war, bahnte den Weg zu den Wissenschaften. Der Großherzog zog die gelehrtesten Männer an seinen Hof. Capo di Vacca hatte damals den Ruhm, der größte Arzt in Italien zu seyn. Der Großherzog berief ihn als ersten Leibarzt an seinen Hof, mit der Besoldung von 1500 Scudi, und einem Geschenke von 2000; aber die Venezianer entließen ihn nicht; doch erhielt er den berühmten Mercuriale, dem er eine Besoldung von 2000 Scudi verlieh. Dieser machte zu Florenz und Pisa der Arzneywissenschaft Ehre. Die Botanik erlangte durch den Großherzog einen überaus großen Zuwachs, wie schon erwehnt worden ist. Dieses Studium und sein Briefwechsel mit dem berühmten Aldovrando veranlaßten ihn, alles was er seltenes in allen Reichen der Natur ausfindig machen konnte zu sammeln, und das erste systematisch geordnete Naturalien-Kabinet zu Pisa zum allgemeinen Besten der Universität zu errichten. Aldovrando thut in seinen Werken oft Meldung davon. Die Mathematik lehrte 1588. zu Pisa Philipp Fantoni, ein Kamaldulenser Mönch, und zu Florenz bey Hofe Ostilio Ricci von Fermo, dessen sich der Großherzog bediente, die Inseln Yf und Pomegues zu befestigen. Er war der Lehrer des großen Galilei in der Geometrie, und verhalf ihm 1589. zum Lehramt der Mathematik zu Pisa, wel-

welches er aber 1591. freywillig niederlegte, dem verleumderiſchen Neide ſeiner Kollegen zu entgehen, und dem Prinzen Don Johann von Medici zu Trutz, welcher aus gelehrter Eiferſucht ſich hart gegen ihn ausgedruckt hatte. Da er hernach auf der Univerſität Padua die Mathematik lehrte, beſuchte er in jeden Sommerferien den Toskaniſchen Hof, und unterwies den Erbprinzen Koſmus in der Mathematik, beſonders in dem Gebrauch des von ihm erfundenen geometriſchen und militäriſchen Proportional-Cirkels. Der Groſsherzog Ferdinand war Willens, ihn an ſeinen Hof zu berufen, als er ſtarb, und dieſe Ehre ſeinem Sohn Koſmus II. überließ. Indeß hatte doch Galilei zu Piſa ſchon den Anfang gemacht, die peripatetiſche Philoſophie, welche damals noch in allen Schulen herrſchte, zu untergraben. Sie lehrte, die Geſchwindigkeit, mit welcher die Körper ſenkrecht herabfallen, wäre ihrer Schwere gemäß. Aber Galilei bewies die Unwahrheit dieſer Lehre handgreiflich, da er 1590 im Beyſeyn vieler Schüler und Lehrer, von dem berühmten Glockenthurn, welcher um einige Schritte auf eine ſeiner Seiten hängt, Steine von ſehr verſchiedener Schwere herabfallen ließ, welche insgeſamt in dem nemlichen Augenblick die Erde erreichten. Den alten Götzen Ariſtoteles vor einer ganzen Univerſität einer Unwahrheit überzeugt zu haben, war ein weſentlicher Schritt zur Aufklärung, und für die ſtudirende Ju-

gend ein sehr lebhafter Fingerzeig, anstatt der Scholastischen Speculationen, dem einfachen und ebenen Wege der Natur zu folgen. Auch erfand Galilei schon zu Pisa die Idee, vermittelst eines Pendels die Zeit zu messen. Er kam 1583. auf diesen Gedanken, da er im Dom zu Pisa die Schwingungen einer von dem Gewölbe herabhangenden Lampe betrachtete. Mit Hülfe dieses Instruments entdeckte er die Grundgesetze der Bewegung, und der Mechanik.

Florenz war damals reich an Männern, die in der bürgerlichen und Krieges-Baukunst treflich geübt waren und das Studium der Mathematik beförderten. Die meisten waren Schüler des Buontalenti; und viele derselben haben in fremden Ländern ihrem Vaterland Ehre gemacht. **Bonajuto Lorini** befestigte Parma, und schrieb einen Tractat von der Kriegs-Baukunst, **Alexander Pieroni** bauete das neue Livorno; **Anton Lupicini**, **Johann Altoni**, Gabriel **Ughi**, **Don Johann von Medici**, Bruder des Großherzogs, und andere baueten viele Festungen in Hungarn, und auf den Gränzen der Staaten des Hauses Oestreich.

Wie sehr dem Großherzog Ferdinand an Beförderung der Gelehrsamkeit gelegen war, das bezeugt die **Buchdruckerey Orientalischer Schriften**, die er

er gegen das Jahr 1585. als Kardinal zu Rom mit vielen Koſten errichtete, *) und die Sendung des florentiniſchen Edelmanns Johann Baptiſt Vecchietti nach Aegypten, Aethiopien und Perſien, die Orientaliſchen Schriften aufzuſuchen, welche noch heutzutage der beträchtlichſte Schatz der Mediceiſchen Bibliothec ſind.

Der Großherzog Ferdinand hinterließ nach ſeinem 1609. erfolgten Tod einen Schatz von ungefehr 20 Millionen Scudi, ohne zu rechnen, was er an Edelgeſteinen und andern Koſtbarkeiten erworben hatte. Unter den Juwelen fand ſich der berühmte Mediciſche Diamant von 139½ Karaten, den man auf 2608335 franzöſiſche Livres ſchätzte. Er kaufte ihn roh 1601, unter dem Namen des florentiniſchen Edelmanns Orazio Ruſcellai und vermittelſt des Kardinals de Monte um den Preis von 35000 Cruſaden von den Jeſuiten, die ihn im Namen Don Ludwigs de Caſtro Grafen von Monſanto, aus Portugal und ſeiner Gemahlin Maria von Noronha verkauften. **) Einen andern Diamant von 112 Karaten

*) Die Lettern wurden unter der Regierung ſeines Sohns Kosmus II. nach Florenz gebracht, wo ſie in einer Kammer an der Galerie verwahrt werden.

**) Saggio iſtorico della Galleria di Firenze. T. I. p. 215. 216.

ten kaufte er 1608.*) Da seine Nichte Maria sich mit Heinrich IV. vermählte, schenkte er ihr unter andern Juwelen von grosem Werthe einen Diamant, der auf 150000 Livres geschäzt wurde. Die Galeere, worauf sie von Livorno nach Marseille gebracht wurde, glänzte von Gold und Edelgesteinen. Nur die Wappen des Königs von Frankreich und des Großherzogs wurden auf 210000 Livres geschäzt **) Der Verfasser der Lebensgeschichte der Maria de Medici gedruckt zu Paris 1774, der dieses erzählt, fügt noch hinzu: Jamais on n'avoit vu sur la mer un spectacle si beau. On a meme peine à concevoir, comment la fortune du Grand Duc pouvoit etre assez considerable pour le mettre en etat d'equipper un batiment d'un prix aussi immense. Hätte aber der ungenannte Biograph betrachtet, was für Schätze Ferdinand durch den Schleichhandel nach Amerika, besonders mit Brasilien, durch den Getreide-Handel, womit er in Hungersnöthen mehr als einmahl ganz Italien versah, durch die vielen Wechselbänke, die er in den vornehmsten Europäischen Städten hielt, durch andere Zweige seines Privathandels, durch Theilnehmung an der Kaperey der Engländer und Holländer wider die Ost- und Westindischen Schiffe der Spanier, und durch die reichen Prisen seiner

*) Tom. II. p. 160.

**) La Vie de Marie de Medicis Tom. I. p. 18. 34.

ſeiner Galeeren, und jener des S. Stephanordens welche der Schrecken der Türken und der Afrikaniſchen Korſaren waren, gewinnen konnte, und welche Reichthümer er von ſeinem Bruder ererbt hatte: ſo würde er leicht begriffen haben, wie der Großherzog im Stande war, ein ſo reiches Schiff auszurüſten. Er war der erſte der Mediceiſchen Fürſten, deſſen Tod von ſeinen Unterthanen aufrichtig beweint wurde; denn ob er gleich nichts von den ſchweren Auflagen ſeiner Vorfahren erließ, und den Privathandel ſtärker als ſein Bruder trieb, ſo wuſte er dieſen mit dem allgemeinen Handel ſo vortheilhaft zu verbinden, und ſeine Schätze durch Freygebigkeit, und Pracht alſo in Umlauf zu bringen, daß Toskana unter ihm zum höchſten Grade ſeiner Wohlfahrt gelangte.

(Die Fortſetzung folget.)

III.

Antworten und Gegenfragen

auf einige Zweifel und Anfragen eines neugierigen Weltbürgers.

Der menſchenfreundliche Weltbürger, der dieſe Zweifel und Anfragen unter dem Titel Neugierden vor

einis

einiger Zeit auf anderthalb Bogen in die Welt fliegen ließ, hat sie zwar ausdrücklich nur den Staatsgrüblern zur Prüfung und Beantwortung gewiedmet: wir hoffen aber, es werde ihm nicht entgegen seyn, wenn auch einer seiner Mit-Weltbürger, der kein Staatsgrübler ist, den Versuch macht, ob einige der vorgeblichen Zweifel, die ihm die meisten Wehen zu machen scheinen, ohne alle staatsgrüblerische Weitläuftigkeiten blos mit Hülfe des gemeinen Menschenverstandes gehoben werden könnten.

Nichts ist wohl natürlicher, als daß in einer Zeit, wo jedermann grübelt, Sätze, welche in Jahrhunderten, wo nur Mönche grübelten, für unzweifelhafte Wahrheiten galten, zu Aufgaben gemacht und genöthigt werden die Titel herauszugeben, auf welche sich ihre so lange unangefochtne Gewißheit gründe. Der natürliche Verstand, der alle Menschen instinctmäßig erkennen lehrt was ihnen gut oder böse ist, ist zwar an sich selbst träge, und läßt sich nur gar zu leicht zufrieden stellen, auch wohl unter gewissen Umständen auf ganze Jahrhunderte einschläfern. Ist er aber einmal aufgebracht und verscheuchet: so wird sein Mißtrauen eben so groß als seine vorige Sicherheit; er verliert allen Respect, glaubt seinen besten Bekannten nichts mehr, wittert überall Betrug und Gefährde, durchleuchtet daher mit seinem Lämpchen jeden finstern Winkel, fürchtet sich aber

eben

eben ſo ſehr vor gar zu blendendem Lichte als vor heiligem Dunkel, weil ihn bedünkt, daß man in dem einem ſo gut als in dem andern Gefahr laufe um ſeinen — Geldbeutel zu kommen. Natürlicher weiſe muß dieſes Mißtrauen um ſoviel größer werden, je mehr er entdeckt daß gewiſſe Leute ſich ſein gutherziges Vertrauen und ſeinen ſorgloſen Schlummer ungebührlich zu Nutze gemacht haben. Kommt dann noch eine naſeweiſe Philoſophie dazu, die ihn unaufhörlich mit Fragen beunruhigt, auf welche er nichts anders zu antworten weiß als „frage meinen Hofmeiſter„ — die ſich aber mit dieſer Abweiſung ſo wenig befriedigen läßt, daß ſie ihm vielmehr alles, was ihm ſein Hofmeiſter von Kindheit an als heilige und keine Unterſuchung zulaſſende Wahrheit eingeflößt, eingeſungen, eingepredigt und eingeprügelt hatte, ſtreitig und zweifelhaft macht; eine Philoſophie, die kein Anſehen der Perſon und Würde, kein Privilegium des Alters, keinen Beſitzſtand der von Unterſuchung des Titels befreye, gelten läßt; eine Philoſophie, die nichts Verborgenes unaufgedekt, nichts Schimmerndes unangetaſtet, nichts Räthſelhaftes unaufgelöſt laſſen will; die man ſich nicht einmal durch unumſtößliche Beweiſe vom Halſe ſchaffen kann, weil ſie immer den Beweis des Beweiſes fodert; und iſt es endlich gar ſo weit gekommen, daß dieſe Philoſophie ihre Wirkungen, unter dem beliebten Nahmen der Aufklärung, der Befreyung vom Joche

alter

Adriana.

Ja, laß niemand herein, oder ich breche dir den Hals.

Luciana.

Kommt, kommt, Antipholis, wir werden ſpät zu Mittag eſſen.

(Sie gehen ab.)

alter Vorurtheile, u. ſ. w. mit Hülfe unzähliger Bücher-Fabriken und Drucker-Preſſen über alle Stände einer großen Nation ausgebreitet und alle Arten von Köpfe in Gährung geſezt hat: was Wunder, wenn endlich vor lauter Aufklärung, Freyheit zu denken, Eiferſucht gegen alles Menſchliche und Mißtrauen gegen alles übermenſchliche Anſehen, die Köpfe zu ſchwindeln anfangen, nichts um uns her mehr feſt zu ſtehen ſcheint, und eine epidemiſche Zweifelſucht die Welt zulezt mit einem noch ſchlimmern Zuſtande bedroht, als derjenige war, worinn ſie ſich ihrem Hofmeiſter blindlings überließ, und eher an ihren eignen Sinnen als an der Unfehlbarkeit ihrer Führer zweifelte.

Augenſcheinlich nähert ſich ein großer Theil von Europa dieſem Zuſtande mit ſtarken Schritten; und die vorbeſagte Philoſophie, nicht zufrieden ſich der höhern Claſſen allenthalben faſt gänzlich bemächtigt zu haben, macht ſich auch Wege zu demjenigen Theile des Volks, der ſich beym bloßen ruhigen Glauben immer noch am leidlichſten befunden hat. Was endlich die Folgen dieſes immer allgemeiner werdenden Empörungsgeiſtes gegen alles Anſehn, gegen alles was unſern Vätern ehrwürdig und unverletzlich war, natürlicher weiſe ſeyn werde — ſcheint eine Aufgabe zu ſeyn, deren Auflöſung eines Akademiſchen Preiſes würdiger ware, als manche andre womit man die dia-

lektiſche

kritiſche Geſchiklichkeit unſrer beſten Köpfe zeither in Wetteifer geſezt hat. Wahrſcheinlicher Weiſe wird, wenn man mit der Religion und der Prieſterſchaft fertig iſt, die Reyhe auch an Unterſuchungen kommen, die unſern weltlichen Gewalthabern in der Folge nicht behagen dürften, ſo gleichgültig auch das Gefühl ihrer Stärke ſie jezt dagegen machen mag. Denn auch ſie wird man endlich fragen: aus waſerley Macht thut ihr dies und das? Von wem habt ihr dieſe Macht empfangen, und wem habt ihr Rechenſchaft davon zu geben? Worauf gründen ſich eure Vorrechte, Beſizthümer und Anſprüche? Habt ihr die Gewalt die uns zu Boden drükt, von der Natur? Werdet ihr aus einer vollkommnern Maſſe gebildet als wir? Habt ihr mehr Sinne, mehr Hände und Füße, u. ſ. w. Oder wenn ſich alle eure Vorrechte (wie uns unſre Philoſophen von den Dächern herunterpredigen) auf einen bloßen Vertrag zwiſchen uns und euch gründen; wenn alles was ihr beſizt, blos anvertrautes Gut iſt, und euer Anſehen keinen andern rechtsbeſtändigen Grund hat noch haben kann, als eine von uns empfangene bedingte Vollmacht, die wir alle Augenblicke zurücknehmen können, ſobald wir uns auf eine vortheilhaftere Art einzurichten wiſſen; wie könnt ihr erwarten, daß ſo aufgeklärte Leute wie wir, an der wichtigſten Angelegenheit unſers zeitlichen Lebens — des einzigen, welches uns übrig bleibt, nachdem uns euere Philoſophen gelehrt

haben, daß die Seele des Menſchen in ſeinem Blute iſt — euch eine willkührliche und unbeſchränkte Gewalt über unſere Perſonen, unſer Eigenthum und unſer Leben einräumen werden? Ehe wir euren Verordnungen gehorchen, wollen wir unterſuchen, ob ſie uns glücklicher machen werden? Ehe wir euch Subſidien bewilligen, wollen wir erſt wiſſen, wie ihr ſie zu unſerm Nutzen anzuwenden gedenket. Und ehe wir uns an die Schlachtbank führen oder in Gefahr ſetzen laſſen, unſere Felder verwüſtet, unſere Wohnungen angezündet, unſre Weiber und Töchter geſchändet, und unſre Söhne in die Kriegsknechtſchaft geführt zu ſehen, wollen wir vorher unterſuchen, was uns daran gelegen iſt, ob ihr etliche Quadratmeilen mehr oder weniger zu beſteuern habt oder nicht? u. ſ. w.

Ich zweifle keinesweges, daß unſere Obern nicht im Stande ſeyn ſollten auf alle dieſe unehrbietigen Fragen — auch ohne Knittel, Zuchthaus und Feſtungsbau — ſehr gültige Antworten zu geben. Aber die Geſchichte der vergangenen Zeiten belehrt mich, daß es doch immer ſichrer iſt, die Sachen nicht auf ſolche Spitzen zu treiben; daß illuminirte Bauern und begeiſterte Knipperdollinge, Cromwellen, u. ſ. w. gefährliche Sachwalter der Menſchheits-Rechte ſind, und, mit Einem Worte, daß es beſſer iſt, die wohlthätigen Würkungen, die ein unvermerkt zunehmendes Wachsthum der Vernunft ohnfehlbar unter

den

den Völkern der Erde hervorbringen wird, ruhig abzuwarten, als dieſen Zeitpunct, der doch gewiß noch kommen wird, durch Mittel beſchleunigen zu wollen, deren unüberlegte Folgen ſchlimmer und verderblicher ſeyn würden als die Uebel, die man dadurch zu heben glaubt.

Der Himmel verhüte, daß der Gedanke, der bisherigen Aufklärung unſrer Zeiten anders als durch geſunde Vernunft und gründliche Wiſſenſchaften Schranken zu ſetzen, jemals in denjenigen erweckt werde welche Gewalt über uns haben. **Wahre Erleuchtung** über alles was den Menſchen weſentlich angeht, und wovon ſowohl der äuſſerliche Wohlſtand als die phyſiſche und ſittliche Vervollkommnung unſrer Natur abhängt, iſt unſer wichtigſtes und allgemeinſtes Intereſſe; und **Verbeſſerungen** ſind ihre natürlichen Folgen. Aber es giebt auch Irrwiſche, deren betrügliches Licht in Moräſte führt. Selbſt das wohlthätige Sonnenlicht darf nicht anders als mit großer Behutſamkeit und durch faſt unmerkliche Stufen in die ſchwachen Augen eines ſehend gewordenen Blinden eingelaſſen werden; und ein zu ſtarker Lichtſtrom blendet ſelbſt ein geübtes Geſicht. Aber die eine Hälfte der Welt in Brand ſtecken, um der andern eine ſchöne maleriſche Beleuchtung zu geben, iſt ein Project, das nur in ſo einem Kopfe ſollte entſtehen können, wie jener war, der Rom an vier Ecken anzünden

zünden ließ, um einem poetischen Gemählde vom brennenden Troja mehr Wahrheit geben zu können.

Die Herren, welche die goldnen Zeiten, auf die wir schon so manches Jahrtausend vertröstet werden, dadurch zu beschleunigen glauben, daß sie vor allen Dingen auf den Umsturz der **Religionsverfassung von Europa** antragen, mögen vielleicht ihrer eignen Meynung nach sehr kosmopolitische Absichten dabey haben: aber ihr Project selbst ist mit allem dem um kein Haar besser als jener Neronische Einfall. — Das kürzeste Mittel einem von Zahnweh zu helfen ist freylich wenn man ihm den Kopf abreißt. — Unsre Väter wußten auch, und hattens schon von ihren Vätern gelernt, daß keine menschliche Anstalt ohne Mißbräuche, und keine Religion ohne Aberglauben ist: aber, daß man alle Religion abschaffen müsse, damit niemand Gespenster glaube, oder nach Noth Gottes wallfahrte, wenn er was nöthigers zu Hause zu thun hätte: das ließen sie sich freylich eben so wenig träumen, als daß man das bürgerliche Regiment abschaffen müsse, das mit Richter, Amtleute, Advocaten u. s. w. das Recht nicht länger beugen können, und kein armes Bäuerlein in den Fall komme über Execution oder Frohndienste zu wehklagen.

Eine weitläuffige Rechtfertigung unsrer Väter über diese ihre Denkart zu unternehmen würde eine unverzeyhliche Verzweiflung an dem gemeinen Menschenverstand

ſtand verrathen. Der Grundſatz welchem ſie in Beurtheilung und Schätzung des weſentlichen und zufälligen Nutzens oder Schadens der Religion folgten, geht durch alle Zweige des menſchlichen Lebens. Wir würden auf den Zuſtand der Bewohner von Neu-Holland zurückgebracht werden, wenn man uns alles nehmen wollte was durch Zufall oder Mißbrauch Schaden thut. Eure Philoſophie ſelbſt, ihr kurzſichtigen und voreiligen Verbeſſerer, — aller Aberglaube und alle Möncherey der ganzen Welt, von dem erſten Menſchen an der an ſeine Träume glaubte oder zu einem Fetiſch ſprach: ſey mein Gott, hat nicht halb ſoviel Elend verurſacht, als eure Philoſophie in zwey Menſchenaltern ſtiften würde, wenn bey jeder polizierten Nation nur zwey Drittel an euern Unglauben glauben, und nach euern Grundſätzen handeln würden!

Die ewige Quelle aller Schimären und Trugſchlüſſe, wodurch halbaufgeklärte Köpfe und aufgeklärte Halbköpfe ſich ſelbſt und andre täuſchen, iſt die Verwechslung willkührlicher Abſtractionen mit den würklichen Dingen dieſer Welt. Man kann ſich einen Staat, eine Polizey, ein durch Fleiß und Handlung blühendes Volk ohne Religion einbilden — alſo, ſchließt man, iſt die Religion eine ganz entbehrliche Sache; und eine entbehrliche Sache, die ſo leicht mißbraucht werden kann und durch den Mißbrauch ſo ſchädlich iſt, wird am beſten gar abgeſchaft, ſagen unſre raſchen Kurzdenker. Sollten dieſe Herren, die ſich ſoviel aufgeklärter zu

seyn dünken als die Gesetzgeber und Weisen aller Völker und Zeiten, den Unterscheid zwischen einem Staat, der aus zwanzig Millionen metaphysischer Silhouetten, und einem Staat, der aus zwanzig Millionen lebendiger individueller Menschenkinder besteht, auch wohl scharf genug durchgedacht haben, um so gewiß zu seyn, daß dieser eben so gut ohne Religion bestehen könnte als jener? Oder, wenn auch ein würklicher Staat der Religion, als politisches Institut betrachtet, für sich selbst entbehren könnte: wie wird er gegen andre Staaten aushalten, welche eine Religion haben und bey denen (einen sehr möglichen Fall vorausgesetzt) diese Religion mit voller Kraft würkte? Doch, wir wollen über alle diese Fragen hinwegsehen; der Bürger als Bürger soll, wenn die Herren wollen, der Religion entbehren, soll ohne sie im Zaum gehalten werden können: kann er sie darum auch als Mensch entbehren? Ist der Mensch um des Bürgers, oder der Bürger um des Menschen willen? Ist die Sorge für Nahrung und Kleidung, die Abführung seiner bürgerlichen Schuldigkeiten, und das Bestreben nach Reichthum und üppigem Genuß desselben die einzige Angelegenheit und das non plus ultra des Menschen? Ist er nicht ein Wesen, das, sobald es sich ganz fühlt, sich einer sittlichen und geistigen Vollkommenheit fähig und zu Geschäften, die dieser Fähigkeit entsprechen, gebohren fühlt? Wollen wir diesen edlen Instinkt in ihm ersticken? ihn bloß auf die thierischen Triebe einschränken? ihn mit aller Gewalt zu einer

Art

Art von Geſchöpfen herabwürdigen, die bloß dafür gefüttert werden, daß ſie am Pfluge ziehen, Laſten tragen? u ſ. w. Ihm die Religion nehmen iſt freylich der kürzeſte Weg dazu. Aber wenn auch Philoſophen und Deſpoten ſich mit einander vereinigten, dieſe ſchändliche Entmenſchung an ihren Untergebenen vorzunehmen: werden dieſe die Operation ſo geduldig aushalten? Werden ſie, nachdem man ihnen ohnehin ſchon faſt alles genommen hat woran ſie ein natürliches Recht mit auf die Welt brachten, ſich auch noch Das abſophiſtiſieren laſſen, was jede Nation des Erdbodens immer als ihr Palladium, als ihre letzte Zuflucht, als ihr heiligſtes und liebſtes Gut, als einen Schatz, gegen welchen in Augenblicken des Enthuſiasmus das Leben ſelbſt für nichts geachtet wird, angeſehen haben? — den Glauben ihrer Väter, den Glauben an eine Vorſehung die für alles ſorgt, an einen unſichtbaren Weltbeherrſcher dem alles unterthan iſt, an unſichtbare Beſchützer von welchen Hülfe zu erlangen iſt wann ſonſt nichts helfen kann, an ein künftiges Leben wo alles in Ordnung und Gleichgewicht kömmt, alles was hier geſündigt wurde, gebüßt, alles was hier unvergolten blieb, vergolten werden wird? — Welch ein Unternehmen, dem Menſchengeſchlechte den Troſt, der aus dieſem Glauben entſpringt, rauben zu wollen? Und welch ein Wahn ſich einzubilden daß man es könne?

Man ſage nicht, daß ich hier Streiche in die Luft führe; daß die Meynung der Herren, von denen

die Rede ist, nicht sey, die Religion selbst, sondern nur den Mißbrauch der mit ihr getrieben werde, abzustellen. Wenn dies wäre, würden sie sich anders benehmen und eine andere Sprache führen. Wenn einer mitten unter eine ganze Nation hintritt und fragt:

„Stehet zu vermuthen, daß dem respectiven „Gouvernement weniger Gehorsam geleistet wer„den wird, daß es weniger gute Staatsbürger „geben wird, wenn den Völkern die Furcht vor „dem Religionsgespenste genommen wird?„,

so muß man ihm wenigstens lassen, daß er die Sache hat sich kurz und deutlich zu erklären; und ich sehe nicht, wie unser Kosmopolit, der dies gefragt hat, seine Meynung über die Religion stärker und runder hätte herausſagen können. Sie ist ihm bloße Pfaffen-Erfindung, ein Gespenst womit man Kinder schreckt, und womit sich nur Kinder schrecken lassen. Und freylich wenn sie nichts als das ist, so kann man nichts bessers thun als sie je bälder je lieber abzuschaffen; so wie nichts gerechter wäre, als die Geistlichkeit — oder, wie sich unser Weltbürger ausdrückt, die Pfaffen beyderley Geschlechts — für vogelfrey zu erklären, wenn es wahr ist; daß sie „Feinde des Staates sind, und Feinde des Staates ziehen. *)„

Reli-

*) Neugierden eines Weltb. S. 16.

Religion und Geſpenſter ſtehen alſo in dem aufgeklärten Kopfe dieſes wohlmeynenden Welt- und Staatsbürgers, der ſo beſcheidne und wohlüberlegte Fragen an ſeine Mitbürger thut, in einer Rubrik. „Und ſind es nicht immer Kinder die an Geſpenſter glauben, fährt er fort zu fragen, und groſſe Leute glauben doch nicht daran?„ — Wenn ich nicht irre, ſo war es kein Kind, ſondern ein groſſer Mann, ein Mann von ſehr groſſem alles umfaſſenden und tief eindringendem Geiſte, der geſagt hat: „Philoſophie, nur mit den äuſſerſten Lippen flüchtig gekoſtet, „berauſcht den Verſtand, macht Religionsverächter und „Unglaubige: nur mit vollen Zügen getrunken, wird „ſie Licht der Seele, und dann führt ſie zu Gott.„ — Waren Sokrates und Plato Kinder: Oder war es ein Kind, das von den Eleuſiniſchen Myſterien ſagte: „daß ſie das beſte Geſchenke ſeyen, „was Athen, die Mutter ſo vieler vortreflichen und „herrlichen Dinge, der menſchlichen Geſellſchaft ge„macht habe; weil es in dieſen Myſterien ſey, wo „man das was den Menſchen allein zum Menſchen „mache, die wahren Grundſätze um glücklich zu le„ben und mit beſſrer Hofnung zu ſterben, gelehrt „werde.„ *) Das Kind, das ſo treuherzig an das

*) Mihi, cum multa eximia divinaque videntur Athenae tuae peperiſſe, atque, in vita hominum attuliſſe, tum *nihil melius illis Myſteriis* quibus ex agreſti, immanique

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

[Die Straſſe vor Antipholis Haus.]

Antipholis von Epheſus, Dromio von Epheſus, Angelo und Balthaſar treten auf.

Antipholis von Epheſus.

Mein lieber Herr Angelo, ihr müßt uns entſchuldigen; meine Frau iſt verdrießlich, wenn ich nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hauſe komme; ſagt, ich habe mich bey euch in eurer Werkſtatt aufgehalten, um der Arbeit ihrer Kette zuzuſehen, und ihr wollet ihr ſie morgen überbringen. Aber hier iſt ein Galgenſchwengel, der mir ins Geſicht behaupten will, er habe mich auf dem Markt angetroffen; und ich hab' ihm Schläge gegeben, und tauſend Mark an Gold von ihm gefodert, und ich hab' ihm meine Frau und mein Haus abgeläugnet: Du beſeſſener Kerl, du, was meyntest du mit allem dieſem Gewäſche?

Dromio von Epheſus.

Sagt was ihr wollt, Herr, ich weiß doch was ich weiß; daß ihr mich auf dem Markt geſchlagen habt, das kan ich mit eurer Hand beweiſen; wäre mein Fell Pergament,

Geſpenſt der Eleuſiniſchen Myſterien glaubte, war einer der erſten Männer in Rom, zu einer Zeit, wo ein Römer gegen die Männer unſrer Zeit ein Gott war. Wenn unſer Weltbürger ſich die Mühe geben wollte genauere Erkundigungen einzuziehen, ſo würde er finden, daß eine erſte Urſache die alles ſchafft, nährt und zu Einem verbindet, eine alles umfaſſende Vorſehung, die Verwandtſchaft unſerer Natur mit der göttlichen, und die inſtinctähnliche Ahnung der Fortdauer unſers wahren Selbſts über die engen Grenzen dieſes Augenblicks von Leben, Geſpenſter ſind, an welche von jeher unter allen Völkern und zu allen Zeiten die gröſten und erhabenſten Geiſter geglaubt haben. *)

Doch, unſer Weltbürger ſpricht ja auch von der Allgüte eines akweiſen Schöpfers, indem er es mit dieſer

que vita *exculti ad humanitatem* et mitigati ſumus, initiaque, ut appellantur, ita re vera *principia vitae* cognovimus; neque ſolum *cum laetitia vivendi rationem* accepimus, ſed etiam *cum ſpe meliore moriendi.* Cicero de Leg. II. 14.

*) Was der eben angeführte große Römer irgendwo von dem Glauben der Unſterblichkeit ſagt: „Neſcio quomodo inhaeret in mentibus quaſi *ſaeculorum quoddam augurium futurorum, idque in maximis ingeniis altiſſimisque animis et exiſtit maxime et apparet facillime,„* läßt ſich um ſo richtiger von der Religion überhaupt ſagen, weil jener Glaube ſo wenig ohne Religion, als Religion ohne jenen Glauben beſtehen kann.

dieſer Allgüte und Allweisheit nicht verträglich findet, „daß die Vernunft nicht hinreiche den Menſchen „zu führen.„ — Es mag ſeyn, daß ſeine Begriffe noch keine ſonderliche Conſiſtenz gewonnen haben. Denn, wenn die Vernunft hinreicht den Menſchen zu führen: wie verträgt ſichs denn mit der Allgüte eines allweiſen Schöpfers, daß (wie er meynt) nur ſo wenig Menſchen vernünftig ſind? „ Vermuthlich will die Allweisheit, daß die Unvernünftigen ſich von den Vernünftigen führen laſſen; ſo thut dann Glauben bey jenen, was Vernunft bey dieſen; auch iſts meiſtens immer ſo gehalten worden — und wenn der Weltbürger die Portion von der allgemeinen Vernunft, die ihm ſelbſt zu Theil worden iſt, dazu anwenden wollte, ſich etwas tiefere Einſichten in die Beſchaffenheit und den Zuſammenhang der menſchlichen Dinge zu verſchaffen, als ſeine Fragen und Zweifel zu verrathen ſcheinen: ſo würde er finden, daß gerade die Vernunft, die dem Menſchen zum Führer gegeben iſt, die Geſezgeber und Weiſen aller Völker dahin gebracht hat, durch die Religion dem bürgerlichen Vertrage die Sanction eines höhern Geſezgebers, der Sittenlehre die ſtärkſten Beweggründe, und der Tugend die höchſte Begeiſterung zu geben; daß es gerade die Vernunft dieſer Weiſen, ihre richtige und lebendige Kentnis der menſchlichen Natur war, was ſie die Unzulänglichkeit der politiſchen Verfaſſung ohne Mitwürkung der Religion erkennen machte; und

daß,

daß, (sogar ohne Rücksicht auf die sittlichen Vortheile, welche die leztere dem Staate gewähren kann) die bloße Betrachtung „daß der Keim und die Wurzel der Re„ligion in der Natur des Menschen liegt, und ein „Volk ohne Religion sich so wenig als ein Volk ohne „Leidenschaften denken *) läßt„ hinlänglich war, die Vernunft der Gesetzgeber und Weisen von der Nothwendigkeit einer Religion des Staats, d. i. einer unter der Aufsicht und dem Schutze der bürgerlichen Obrigkeit stehenden öffentlichen Gottesverehrung zu überzeugen.

Man muß ein unmündiges Kind in der Geschichtskunde und den Verhältnissen der menschlichen Dinge seyn, um die Vortheile zu verkennen, welche die Religion, das Priesterthum, ja sogar (in bekannten Zeiten) das jezt mit Recht so verhaßte Mönchswesen, dem menschlichen Geschlechte gebracht hat. Läßt es die Beschaffenheit unsrer Natur nicht zu, daß wir diese Vortheile ganz rein genießen; ist es unmöglich, selbst die beste Volks-Religion immer von aller Mischung mit Schwärmerey und Aberglauben frey zu erhalten; sind die Priester eben darum, weil sie Menschen sind wie wir, Leidenschaften, Entwürfen und Handlungs-Weisen unterworfen, wodurch sie von ihrer wahren

*) Ich verstehe unter denken nicht, mit Abstractionen spielen; denn in dieser leztern Bedeutung des Wortes läßt sich freylich alles denken.

wahren Bestimmung abgeleitet, und nur zu oft der bürgerlichen Gesellschaft schädlich worden sind: von welchem menschlichem Institute, von welchem Stande unter den Menschen gilt nicht das Nämliche? Aber, wenn hat die Vernunft jemals gelehrt, den Gebrechen und nüzlichen und unentbehrlichen *) Sache durch Vernichtung derselben abzuhelfen?

(Der Beschluß nächstens.)

W.

IV.

Innungsartikel der Goldmacher zu ****, einem Landstädtchen in **.

Wir, der uralten Salomonischen Kunst, sonst Alchemie genannt, beflissene Adepten und Philosophen urkunden

*) Ich begreife sehr wohl, daß diese **Unentbehrlichkeit** der Religion, in so fern sie ein mit dem Staate verwebtes Institut ist, da sie selbst von Männern bestritten wird, welche die Religion, als **Angelegenheit des Menschen**, über alles ehren, und in ihrer natürlichen Vereinigung mit der Tugend für eine allgemeine und ewige Triebfeder im Reiche der Geister halten (S. Teutsch. Museum 4. St. 1783. Seite 392. f.) ein sehr verwickeltes Problem ist, und einer schärfern Untersuchung bedarf. Ich behalte mir vor, meine Gedanken über diese Sache, in einer Abhandlung über das wahre Verhältnis der Religion zur bürgerlichen Gesellschaft, so genau als mir möglich ist, in einem der nächsten Stücke dieses Journals zu entwickeln.

kunden hiermit: Nachdem in der gegenwärtigen Epoche des Zweifels und Unglaubens tadelſüchtige Menſchen aufgeſtanden, welche ſo gar den Begriff von der Möglichkeit der goldnen Kunſt bis auf die Zeiten der Unwiſſenheit in der Naturgeſchichte zurückleiten, inſonderheit aber aus den geheimen Wegen, auf denen oft die Kunſt zu wandeln genöthigt geweſen, etwas Arges folgern wollen; überdies auch ſich unſre Kunſtverwandte ſo angehäuft, daß ſie aus Mangel guter Ordnung nicht ſelten ſich und der Kunſt Schaden gethan; als ſind wir durch reifliche Ueberlegung bewogen worden, in eine genauere Verbindung zuſammen zutreten, und zu dem Ende eine förmliche Innung zu errichten, deren weſentlichſte Artikel, unter Reſervation einiger dem Papiere nicht anzuvertrauender Kunſtgeheimniſſe, folgendergeſtalt verfaßt worden ſind.

Erſter Abſchnitt.
Von dem Perſonal der Innung.

Erſter Artikel.
Die Lehrlinge.

§. 1.

Eigenſchaften der Lehrlinge.

Da bey tüchtiger Erlernung einer Kunſt viel auf die Qualitäten der Lehrlinge ankömmt, ſo erfordert die Nothdurft, auch bey der Goldkunſt hierauf ein kluges Augen-

Augenmerk zu richten. Ihre Wichtigkeit hat vor allen andern Künſten voraus, daß nur erwachſene, oft ſchon ziemlich bejahrte, mit aller Reife der Einſicht ſchon ausgeſtattete Perſonen ſich ihrer Lehre widmen; deſto gründlicher aber kann der Erfolg ihrer Admiſſion zum voraus beurtheilt werden. Die Abkömmlinge edler Geſchlechter, in ſo fern mit der Zahl der Ahnen auch ihre Glücksgüter zugenommen, ſind indeß nicht vorzüglicher zur Aufnahme qualifizirt, als wohlbemittelte Perſonen geringern Herkommens; nur müſſen ſie alle ſchlichte, nicht gar zu ſpekulative Köpfe ſeyn; denn eitle Grübeley hindert an Erreichung einer hohen Stufe in der Kunſt. Geburtsbriefe hat hier kein Lehrling nöthig; dieſe mögen ſerviliſche Profeſſionen vor ſich behalten! Was ihre übrige Qualität betrift, ſo möchten Perſonen in geiſtlichen und obrigkeitlichen Aemtern zwar zu Schutz und Nutz der Innung viel beytragen können; allein ſie ſind doch mit möglichſter Behutſamkeit zuzulaſſen. Eben das gilt von Phyſikern und Apothekern, für welchen die Innung möglichſt zu wahren iſt, da ihnen im Grunde doch das wahre philoſophiſche Scheidemeſſer fehlt, weshalber ihre Verfüſſungen nicht nach Wunſche von ſtatten gehen. Uberhaupt ſind auch Verehlichte, oder in anderer genauer Unterwürfigkeit ſtehende Perſonen weniger zur Aufnahme geſchickt; denn der Geiſt der Kunſt will frey athmen. Am beſten werden, bey ſonſtigen guten Eigenſchaften, Hageſtolze und Kinderloſe, oder auch ſolche Wittber, die ihre Kinder bereits

reits von ſich gethan und verſorgt haben, in der Lehre beſtehen.

§. 2.

Von Aufdingen und Loſſprechung, Lehrgeld und Lehrzeit.

Jeder Lehrling hat ſich ſelbſt den Lehrmeiſter zu wählen, der ihn bey dem Hauptquartal der Innung einſchreiben läßt. Vor dieſes Aufdingen werden drey Unzen Goldes zur Lade, und eine Drachme Silbers vor die Armen der Innung bezahlt. Wegen des Lehrgelds wird entweder zwiſchen Lehrmeiſter und Lehrling auf ein gewiſſes Quantum accordirt, in welchem Falle der ſiebende Theil davon zur Lade abzugeben iſt; oder es wird, aus Gemüthsbilligkeit des Meiſters, lediglich auf die Unkoſten der Operationen eingeſchränkt, die während der Lehrzeit zum Unterrichte des Lehrlings vorgenommen werden müſſen. Dieſe Lehrzeit iſt unbeſtimmt, und kann zuweilen viele Jahre lang dauern; denn der Meiſter hat oft erhebliche Bedenklichkeiten, den Lehrling bald loszugeben, oder der Lehrling hat ſich in kurzem alſo perfektionirt, daß der Lehrmeiſter ſich früher, und zwar oftmals heimlich und in der Stille von ihm zu trennen räthlich findet, worüber er aber billig dem Lehrling ein Atteſtat, ſollte es auch nur ein oſtenſibles Abſchieds-Briefchen ſeyn, zurückzulaſſen hat, auf deſſen Vorzeigung ihn die Innung losſprechen ſoll. Nach beendigter Lehrzeit wird es wegen des Losſprechens

chens wie bey den Aufdingen gehalten, dem Lehrling aber, auf Begehren, und wenn es nicht durch Nebenumstände gehindert wird, ein förmlicher Lehrbrief, unter Beydruckung des Innungs-Siegels, ausgestellt.

§. 3.

Nöthiges Verhalten während der Lehrzeit.

So lange die Lehrzeit, die in allem Betracht merkwürdigste Periode dieser Kunst, dauert, muß sich der Lehrling dergestalt appliciren, daß er den Kunstanweisungen des Meisters die pünktlichste Folge leistet, in dieselbe ein uneingeschränktes Vertrauen setzet, über die Ursachen und Erfolge nicht speculirt, sondern sich in der Gleichmüthigkeit und Einfalt des Herzens erhält, die der edelsten Kunst vorzüglich würdig ist, und die Erreichung ihres großen Ziels bey den Lehrlingen hauptsächlich befördert. Eine unbedingte Verschwiegenheit gegen Personen die nicht zur Innung gehören, ist ebenfalls nothwendig. Alles dies kann den Gemüthern der Lehrlinge nicht genug imprimirt werden; nie können sie sich ausserdem zu Söhnen der wahren Weißheit erhöhen. Mißmuthigkeit, Aufgebung der Hofnung, Unzufriedenheit, Mißtrauen gegen ihre Meister, wird ebenfalls allen guten Erfolg der Lehre hemmen; daher jeder Lehrling eifrigst davor zu verwarnen ist. Er wird auch, um seine Heiterkeit und Lauterkeit zu erhalten, sich hüten müssen, andere Per-

sonen oder Bücher in der Kunst zu consuliren, als die ihm der Meister verstattet; welcher ihm ohnehin alles was zu Forthülfe des Kunstunterrichts gereichen kann, gern anempfehlen wird.

Zweyter Artickel.

Von den Meistern.

§. 1.

Warum es bey dieser Innung keine Gesellen gebe?

Der grose Endzweck der Kunst, welche gegenwärtiger Innungsbrief beabsichtigt und ihre Meisterschaft auszeichnet, wirkt ordentlicherweise schon nach überstandner Lehre auf doppelte Art; entweder durch Fortsetzung des Kunstfleißes zu Beförderung eigener alleiniger Weisheit und Erschwingung des hohen Ziels, oder durch Unterricht und Beyhülfe, die man andern Personen leistet, um in ihrer Begleitung in dem goldnen Tempel der Unsterblichkeit einzugehen. Beyde Bestimmungen sind edel, und reifen währender Lehre heran, so daß der Mittelstand zwischen Lehre und Meisterschaft, wie bey andern irdischen Künsten gänzlich cessirt, und der Lehrling so gleich aus der Morgenröthe seiner Lehrzeit als helle Sonne über dem Horizont der Kunst aufgehet. Die Mysterien der Kunst, die in diesen Innungsbrief nicht gehören, geben noch mehrern und ganz überzeugenden Aufschluß, warum der Gesellenstand bey derselben nicht statt findet,

det, ſondern der ausgelehrte würdige Lehrling ſofort den Meiſtergrad erſteigen kann.

§. 2.

Eintheilung der Meiſter in Stadt- und Landmeiſter.

Obgleich die ganz eigene, ſeltne Glückſeligkeit hieſiger Stadt, daß ſie, gleich einem Peru, das ſeine unerſchöpflichen Goldbergwerke berühmt macht, die zu Errichtung einer zahlreichen Innung nöthigen Adepten und Philoſophen in ihren Mauern beſitzt, zu Eröfnung dieſer Innung Anlaß gegeben, mithin der Sitz derſelben Zeiten zu allenbillig allhier zu laſſen, und ohne die wichtigſten Veranlaſſungen keinesweges anderwärts hin zu verlegen iſt: ſo hat gleichwohl die Unvergleichlichkeit und die wohlverdiente weite Ausbreitung der Kunſtbemühungen billigen Anſpruch darauf zu machen, daß auch die auſſer hieſiger Stadt, es ſey übrigens wo es nur wolle, befindlichen Meiſter auf Begehren und Präſtation der Erforderniſſe, in dieſe Innung, als Landmeiſter, aufgenommen und der Zunft Gerechtſamen theilhaftig gemacht werden. Es leiſtet dieſe Combination der Stadt- und Landmeiſter zur Aufnahme der Kunſt vortrefliche Dienſte; und wer ſollte nicht der hieſigen lieben Stadt darüber Glück wünſchen, daß ſie ſolchergeſtalt die gröſsten Geiſter ſich zugeeignet und in ein Kommerzium mit entfernten Landen geſetzet, dadurch aber aus einer Landſtadt in der Folge zu einer wahren Weltſtadt gemacht werden wird.

ment, und die Ohrfeigen die ihr mir gegeben habt, Dinte, ſo würde eure eigne Handſchrift ſagen was ich denke.

Antipholis von Epheſus.

Ich denke, du biſt ein Eſel.

Dromio von Epheſus.

Mein Sir, das erhellet aus den Schlägen, die ich ohne Urſache gekriegt habe.

Antipholis von Epheſus.

Ihr ſeyd düſter, Herr Balthaſar? Der Himmel gebe, daß unſre Mahlzeit meinem guten Willen entſpreche. Wenn ihr nicht gut bewirthet werdet, ſo ſeyd wenigſtens verſichert, daß ihr nicht willkommner ſeyn könntet. (Er will die Thür aufmachen.) Sachte! die Thür iſt verriegelt; ach', Dromio, ſag' ihnen, daß ſie uns einlaſſen.

Dromio von Epheſus.

Mathilde, Brigitte, Marian, Cäcile, Cathrine, Suſanne!

Dromio von Syracus (hinter der Thür.)

Flegel, Schlingel, Bengel, Gek, Mauskopf, Frazen-Geſicht! Entweder ſcherr dich von der Thüre, oder ſiz' auf die Zaken; was für eine verzweifelte Menge Menſcher beſchwörſt du da zuſammen, da es an einer zuviel gegen einem iſt; ſcherr dich von der Thür.

§. 3.

Erforderniſſe zu Erlangung des Meiſterrechts.

Diejenigen, welche den Grad eines Meiſters bey gegenwärtiger Innung erlangen, haben, wenn nicht andere Urſachen das hieſige Bürgerrecht erfordern, nur das Weltbürgerrecht, nicht wie bey andern armſeligen Innungen eine Nationaliſirung oder Bürger-Aufnahme nöthig, und ſind alſo wahre Koſmopoliten. Die Richtigkeit der ausgeſtandenen Lehre, wird, falls kein förmlicher Lehrbrief vorhanden, aus einem kleinen vorläufigen Examen, z. B. über das wahre Aſtralpulver, die ſüſſe Milch im naſſen Weg, die Sonnentropfen, u. ſ. w. bald abzunehmen ſeyn. Da die Alchemie billig als die ächte freye Kunſt anzuſehen iſt, ſo darf niemand, dem die Gaben darzu verliehen ſind, in ſeinem Eifer für Erreichung der höchſten Stufe, durch vorzügliche Formalitäten gehemmt werden. Nur wird auf alle Fälle die gewöhnliche Muthzeit dergeſtalt billig beybehalten, daß man, nach der Anmeldung zum Meiſterrecht, noch ein halbes Jahr mit einem Meiſter auf eigne Koſten arbeitet, oder ein freywilliges Geſchenk, deſſen Ermäſſigung aber vom Obermeiſter abhängt, zur Lade erlegt.

§. 4.

Vom Meiſterſtück.

Weſentlicher iſt die Fertigung des Meiſterſtücks, ohne welches billig niemand zu einem Meiſterrecht gelan-

gelangen darf. Es ſoll vorerſt, und ſo lange die Kunſt nicht noch höher ſteigt, und ihre Proben ſich ändern bey einem Stadtmeiſter, in folgenden Arbeiten beſtehen: Es wird nehmlich bearbeitet:

1) Ein veritables Univerſal aus Wismuth, oder Galmey oder Kremnitzer Mineral-Atlaß; oder auch ſchwarzen Feuerſteinen im Kohlenflötz bey * * *, ingleichen

2) Eine aus den beyden Luminibus hervorzubringende wahre Gold- und Lebens-Univerſal-Tinctur; Sollte der widerſpenſtige Sonnenmann hierbey keine Raiſon annehmen, ſo kann ſtatt deren

3) aus Primordial-Lauge der Jungfernerde das Fundament dieſer Arbeit hergenommen werden.

Die Bearbeitung dieſer Stücke hat der Magiſtrand mit einem ihm zuzugebenden Stadtmeiſter, nach Vorſchrift des ihm vorzulegenden Proceſſes vorzunehmen, und verſtehet ſichs ohnehin, daß er die Unkoſten dazu trägt, weil er unſchätzbarer Ausbeute an Gold- und Lebensdauer in der Zukunft ſich getröſten mag. Inzwiſchen ſteht die Innung nicht vor den Erfolg der Meiſterſtücks-Proceſſe, und leiſtet keine Gewährſchaft. Denn der glückliche Ausſchlag hängt immer davon ab, ob dieſer oder jener Sterbliche des hohen Glücks ſich nicht ſelbſt unwürdig ma-

che, während daß ihm die Pforten deſſelben eröfnet werden. Nächſtdem müſſen ſieben Unzen Golds in die Innungskaſſe, und drey Drachmen Silbers vor die Armen der Innung ſofort bey Anfang der Ausarbeitung entrichtet werden. Wenn dieſe abſolvirt iſt, wird dem neuen Meiſter der geheime Gruß und Spruch gelehrt, auch ihm ein Meiſterpatent, unter gewöhnlichem Siegel ausgefertigt.

Sollte indeſſen ein Magiſtrand zu einem oder dem andern Proceſſe ein beſonderes Vertrauen äuſſern, ſo ſoll ihm, gegen Erlegung doppelter Meiſterrechtsgebühren, auch darinne gewillfahrt, und er mit Ausarbeitung dieſes Proceſſes, wenn nur ſolcher bey der Innung für zweckdienlich angeſehen wird, unter Zuordnung eines oder mehrerer Stadtmeiſter an Statt des Meiſterſtücks admittirt werden. In Anſehung der Landmeiſter wird zum Meiſterſtück hinlänglich ſeyn, beyzubringen, daß man bereits Einen Proceß durchgearbeitet habe.

§. 5.

Vorzüge der Meiſterswittwen und Meiſterkinder.

Es iſt überhaupt eine löbliche Gewohnheit, daß die Wittwen und Kinder der Meiſter gewiſſer Innungsprärogativen genieſſen. Aber die Verfaſſung dieſer Innung bringt mit ſich, daß es bey der zur Weisheit der Kunſt erforderlichen Reiſſe der Jahre,

zuweis

zuweilen verehlichte Lehrlinge gebe; mithin erfordert die Billigkeit, daß jener Faveur auch auf dieſe ausgedehnt werde. Solchemnach ſollen den Wittwen aller und jeder Innungsverwandten die Betreibung der Kunſt, mit Annahme eines arbeitsloſen Meiſters, unverwehrt ſeyn. Wenn ſich auch eine ihrer Wittwen oder Töchter wiederum in die Innung verheirathen, ſo ſollen ihre Männer gleich dem Sohne eines Genoſſen dieſer Zunft, von allen Meiſterrechtsabgaben frey ſeyn, ingleichen bey Erlangung des Stadtmeiſterrechts, nur eins der vorgeſchriebenen Meiſterſtücke zu fertigen nöthig haben. Denn was kann gerechter ſeyn, als ſolchergeſtalt die Verdienſte der Vorfahren um die edle Kunſt noch anzuerkennen, und nach Möglichkeit zu begünſtigen, zumal da in den mehrſten Fällen das ganze Erbtheil jener Wittwen, Söhne und Töchter hierauf beruhen dürfte.

§. 6.

Von den Wanderungen der Meiſter.

Die ganz eigene Bewandniß, daß es bey dieſer Kunſt wandernde Meiſter giebt, rechtfertigt ſich daraus, daß viele Meiſter nicht ſowohl wegen Aufſammlung wichtiger auswärtiger Kunſterfahrungen, als durch einen gewiſſen Geiſtes-Drang, den man faſt einen Hunger nennen möchte, zur Wanderſchaft in fremde Lande und zu der dabey fortzuſetzenden

Kunstübung angetrieben werden. Denn sie finden sich nach einiger Zeit ihrer Meisterschaft, ja oft bald nach deren Antritt so ätherisch, so entschlagen der irdischen Güter, daß sie, wenn sie ihrer specifischen Leichtigkeit wegen, von dem Strom des Lebens an die Ufer fremder Länder angespühlt werden, nirgends sich lang anhalten können, und bald hinab, dem Meer zu, schwimmen: das ist, unverblümt zu reden: die Wanderschaft und Unstätigkeit dieser Meister dauert meistens ihre Lebenszeit hindurch. Es ist aber eben deshalb nicht nöthig, die Wanderschaft zu einer Zunfterforderniß zu machen, wie bey andern Innungen. Denn die Wanderungen in unsrer Kunst erfolgen bey vielen braven Meistern von selbst; hingegen wäre es unbillig, diejenigen verehrungswürdigen Meister dazu zu nöthigen, deren Glücksgüther und Hülfsquellen so mannichfaltig sind, daß die Nothwendigkeit wegfällt, die Subsidien der Kunst aus der Fremde zusammen zu hohlen. Nichtminder werden viele Meister durch ihre öffentlichen und häuslichen Verhältnisse fixirt. Aller dieser Eingeweyhten Kunstleben ist im Grunde eine fortdaurende Zeit der Weyhe und Lehre, nur unter verdienter Gradserlangung, zu Heil und Freude der Kunst! — Inzwischen erfordert die gute Ordnung, und die Erreichung des großen Zwecks, daß die wandernden Meister gewisse Maasregeln nie aus den Augen verlieren, über die ihnen aus der Innung die in einer besondern

sondern Beylage zu dieſem Artikel enthaltene geheime Inſtruktion zugeſtellt werden kann.

Dritter Artikel.

Die Dilettanten.

§. 1.

Wer darunter verſtanden werden muß.

Die Hoheit der Kunſt und ihr unſchätzbarer Gegenſtand müſſen derſelben natürlicher Weiſe die Liebe und Protektion der Illüſtern Perſonen verſchaffen. Mit dem Glanz und Erbe ihrer Abkunft verbinden ſie nicht ſelten diejenigen erhabenen Eigenſchaften, welche zu ernſtlicher Betreibung der Kunſt vorzüglich nöthig ſind. Sie erlauben und verdienen den Namen der Dilettanten, als Ehrenperſonen der Innung, wenn gleich das Anſinnen, ſich der zünftigen Verfaſſung zu unterwerfen, ihre Würde beleidigen müſte. Darf man nicht ſorgen, ſie mit einer Vergleichung zu verkleinern, ſo wäre es die, daß ſie im Grund die beſten Verleger der edelſten Fabrik ſind, und ſolche am reellſten und mehr noch als die auf ihre Hand arbeitenden Meiſter befördern, wenn ſie ſich gleich mit den Zunftweſen der Fabrikanten nicht abgeben können.

§. 2.

Verhalten der Innungsmitglieder gegen die Dilettanten.

Es erhellet hieraus die Verdienſtlichkeit der preisvollen Dilettanten um die Kunſt, und wie ſehr ſie

würdig ſind, von den Land- oder Stadtmeiſtern, die von ihnen in Arbeit geſetzt werden, auf das klügſte und devoteſte behandelt zu werden. Die geheimniß-volle, tranſcendentale Kunſtfreundſchaft mit der ſich und ihnen Adepten Philoſophen nahen, darf ſich hier-von nie entfernen. Sie muß jedoch, bey aller Be-ſcheidenheit und Ehrfurcht, auch mit der innigſten Wärme, Hoffnung und Muth zu erhalten ſuchen, und immer jenen erhabenen Seelen etwas zu philoſophiren übrig laſſen, mithin nicht auf einmal ausſtrömen, ſondern wie ein ſanfter fruchtbarer Regen den edeln Boden netzen. Die Erndte wird gewiß ſehr reich ausfallen, zumal wenn die wandernden Meiſter ihrer geheimen Inſtruction gehörig nachkommen werden.

§. 3.

Was den Dilettanten für Prärogativen bey der Innung zuſtehen ſollen.

Daß eine Subjection unter die Innungs-Verfaſſung den verehrungswürdigen Dilettanten nicht anzuſinnen ſey, iſt ſchon oben erwähnt worden. Alſo wird aller Gradus der Innung, dreen Aemter, Zuſammenkünfte, Deliberationen ꝛc. ganz auſſer den Gränzen der Dilettantenſchaft liegen. Das diſpenſirt aber die Innung ihrer Seits nicht von der Pflicht, die ſie bey jeder Zuſammenkunft durch panegyriſche Eintragung der Beweiſe, welche die Dilettanten von ihrer Unterſtützung der Kunſt abgelegt, in das Innungs-

nungsbuch, zu Verewigung derſelben ausüben. Giebt es Schriftſteller in der Innung, ſo müſſen ſie, gegen Bezahlung aus der Lade, auf eine den Profanen unmerkbare Art, hierzu beyzutragen ſuchen. Ein feines Lob iſt auch erhabenen Dilettanten nicht gleichgültig, beſonders wenn es gedruckt iſt. Nächſt dem iſt bey Nennung ihrer Namen jedes Innungs-Mitglied aufzuſtehen verbunden, bey Strafe einer Unze Goldes zur Lade auf jeden Contraventionsfall. Auch wird, wenn ein Dilettant vor Erlangung des hohen Zwecks, mit Todt abgienge, ein Jahr lang mit dem Innungs-Signet ſchwarz geſiegelt.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Formal der Innung.

Erſter Artickel.

Beſtellung der Vorgeſetzten.

§. 1.

Der Obermeiſter.

Die Erhaltung guter Ordnug und Oekonomie, um die es überhaupt der Kunſt, mit welcher ſich dieſe Innung beſchäftiget, ſehr zu thun iſt, erfordert die Beſtellung eines Obermeiſters, der die Lade der Innung und ihr Siegel führt, auch die Innungsgelder adminiſtrirt. Er wird bey jedem Hauptquartal durch die mehreſten Stimmen der anweſenden Stadt- und

Land-

Landmeiſter erwählet. Will ein Landmeiſter zu dieſer Würde zugelaſſen ſeyn, ſo muß er, wenigſtens ſo lange ſein Amt dauert, ſich in hieſiger Stadt niederlaſſen. Aus ſehr weiſen, und tief in dem Geheimniß der Kunſt liegenden Gründen muß der Obermeiſter als ein vorzüglich religiöſer, arbeitſamer und nicht reicher Mann erſcheinen, damit ihm, dem Kosmopoliten, der groſſe Fund des Steins der Weiſen gegönnt und zugetraut werden möge. Er iſt auch befugt, mit Einſtimmung des Beyſitzers, die Zunftgenoſſen, wenn ſie ſich etwa einer profanen Uebereilung ſchuldig machten, nach Gehalt ihrer Kräfte, in Geldſtrafen zu nehmen, die zur Innungskaſſe berechnet werden, oder, wenn ſie die aus wahrer oder ſcheinbarer Armuth nicht zu erlegen vermöchten, ſie durch eine den Geheimniſſen der Kunſt, die ſich nicht beſchreiben laſſen, gemäſe Leibesbuße zu beſtrafen, welche Alternativ überhaupt bey allen Innungsſtrafen ſtatt findet.

§. 2.

Der Beyſitzer.

Ein Beyſitzer der Innung iſt zur Aßiſtenz des Obermeiſters nothwendig. Er wird aus erfahrnen wandernden Meiſtern erwählt; denn ſein Amt verbindet ihn zu Anſtellung der nöthigen Communicationen mit den Landmeiſtern, zu Ausfindung der Pfuſcher, und zur Correſpondenz mit andern abweſenden Kunſtverwandten. Auf ſeine Erfahrung und

Erkun-

Erkundigungen kommt viel an in Betreibung und Erweiterung der Kunſtkenntniſſe. Auch hält er das Innungsbuch, das er jedesmal an ſeinen Nachfolger zur Fortſetzung abliefert. Der hieraus zu nehmende merkwürdige Stoff zu künftigen Annalen der Innung wird das Amt eines treufleiſſigen Beyſitzers bey der Nachwelt verewigen.

Zweyter Artikel.

Zuſammenkünfte der Innung.

§. 1.

Wenn, wie und wo ſie geſchehen.

Die Zuſammenkünfte der Innung können zwar ſo oft, als es dem Obermeiſter räthlich ſcheint, angeſtellt werden; aber die Haupt-Zuſammenkunft, oder das ſogenannte Haupt-Quartal bleibt auf Walpurgistag feſtgeſezt. Dieſes wird an hieſigem Ort gehalten, wo ſich der Obermeiſter, es ſey vor beſtändig oder nur auf gewiſſe Zeit, befindet; nur muß in dieſer nicht eben volkreichen Stadt, wo alles mehr in die Augen fällt, unnöthiges Aufſehen vermieden, und die Beſcheidenheit der Künſtler geſchont werden.

§. 2.

Endzweck der Verſammlungen.

In dieſen Verſammlungen wird überhaupt das Beſte der Innung berathſchlagt, Correſpondenz und münd-

Dromio von Epheſus.

Was für ein Flegel iſt Thürhüter bey uns worden? Mein Herr wartet hier auf der Straſſe, mach auf.

Dromio von Syracus.

Laß ihn gehn woher er gekommen iſt, oder er möchte ſich die Füſſe hier erkälten.

Antipholis von Epheſus.

Wer redt da drinnen? holla; macht die Thür auf.

Dromio von Syracus.

Gleich, Herr, wenn ihr mir nur erſt ſagen wollt, warum?

Antipholis von Epheſus.

Warum, Schurke? Weil ich zu mittag eſſen will; ich habe heute noch nichts gegeſſen.

Dromio von Syracus.

Und werdet heute auch in dieſem Hauſe nichts zu eſſen kriegen; kommt ein ander mal wieder.

Antipholis von Epheſus.

Wer biſt du, der mich zu meinem eignen Hauſe hinausſchließt?

Dromio von Syracus.

Der zeitige Thürhüter, Herr, und mein Nam iſt Dromio, wenn's euch lieb iſt.

mündliche Nachricht ihrer Lage mitgetheilt, ihr Credit erwogen, die Verdienste der vorhandnen Dilettanten, welche einen oder mehrere Meister in Arbeit ſitzen haben, ins Innungsbuch eingetragen, und mancher neuer Plan formirt, beſonders auch eines und das andere zur Lehre oder Meiſteraufnahme qualificirte Subject, dergleichen jeder treuer Genoſſe ausfindig machen muß, vorläufig aufgezeichnet, um mit gemeinſamer Ueberlegung auf deſſen Acquiſition und Abſtellung aller Pfuſchereyen, die dadurch am Beſten erreicht wird, auszugehen. Bey dem Hauptquartale verabhandelt man inſonderheit die Formalitäten, welche die Beſtatigung des Innungs-Perſonals erfordert; auch wird vorgefallner Mißverſtand unter den Zunftgenoſſen artiſtiſch entſchieden, und die Rechnung des Innungseinkommens berichtiget. Haben Lehrlinge auf ein gewiſſes Lehrgeld accordirt, ſo iſt der Lehrmeiſter, wie oben ſchon bemerkt worden, verbunden, den ſiebenten Theil davon bey dem Hauptquartal zur Lade zu geben. Weitere ſogenannte Quartalgelder werden nicht entrichtet.

Dritter Artikel.

Caſſe und Siegel.

§. 1.

Verwaltung der Innungsgelder.

Es iſt oben erwähnt worden, daß der Obermeiſter die Einnahme und Ausgabe der Innung beſorgt.

Er

Er geht hierbey alſo zu Werk, daß er zuförderſt den wegen Correſpondenz und Verſammlung der Innung nöthigen Aufwand erſtattet, der Ueberreſt aber unter die bey dem Hauptquartal erſcheinenden Zunftgenoſſen ohne Unterſchied austheilt, die es zu guten Werken, (wiewohl ſich jeder ſelbſt der Nächſte ſeyn wird,) beſonders gegen Wittwen und Waiſen der Innungsglieder, an welche auch die Innungsallmoſengelder gelangen ſollen, anzuwenden wiſſen, und hierinn einige Belohnung ihres fleiſſigen Beſuchs der Hauptquartale finden werden.

§. 2.

Innungsſiegel.

Bey jedem Geſchäfte, wo der Gebrauch des Innungsſiegels erforderlich iſt, wird eine Unze Silbers an Siegelgebühr für den Obermeiſter entrichtet. Das Siegel ſelbſt ſoll in Jungfernkriſtall geſchnitten, und folgenden Emblems ſeyn: Ein unvollendeter Tempel, (den großen Plan der Kunſt anzeigend;) viele Meiſter tragen ſolariſch ſignirte volle Säcke herzu, viele ſind begriffen, ſie des Baumaterials, das ſie enthalten ſollen, zu entledigen. Die Säcke finden ſich aber bey der Oefnung mit einer ätheriſchen Subſtanz angefüllt, die beym Ausſchütten wie ein Rauch in die Höhe ſteigt, und über dem Tempel eine Wolke formirt; (So hat man die himmelanſteigende Geiſtigkeit der Kunſt andeuten wollen.) Einige ſammeln

meln die leeren Säcke, andere wandern zu neuer Anfüllung damit zurück; (um die nöthige Unverdroſſenheit der Kunſtgenoſſen bemerken zu laſſen.) Eine Umſchrift würde die Vielbedeutung nur ſchwächen.

Dritter Abſchnitt.

Von einigen Nebenkünſten.

Erſter Artickel.

Einrichtung einer Beylade.

§. 1

Nützlichkeit derſelben.

Es giebt verſchiedene Künſte die der Alchemie freundlich die Hand bieten, und in Rückſicht auf dieſelbe mit Recht Nebenkünſte genennt werden. Verwegene Menſchen der neuern Zeiten wollen ſie zwar zu Folge eines blinden Aberglaubens und zu fanatiſchem Blaudunſt herabwürdigen. Aber deſto nothwendiger iſt es, ſie in einer Beylade zur edeln Goldkunſt zu ſammeln, und in die wohlverdiente Gerechtſame dadurch einzuſetzen. Denn eines Theils dienen ſie darzu, den gemeinen Verſtand zu Begriffen der Alchemie in die Höhe zu ſtimmen, und zum Wunderbaren anzugewöhnen, mithin fähige Lehrlinge und wohlthätige Dilettanten zu präpariren; andern Theils gewähren ſie ein vortrefliches Surrogat bey

Fehl-

Fehlſchlagung alchemiſcher Experimente. Die Erfahrung lehrt, daß im letztern Fall ihre Hülfs-Quellen zwar minder reichhaltig, als die der Alchemie, aber viel zahlreicher zu entdecken und leichter zu benutzen ſind.

§. 2.

Einrichtung dieſer Nebenlade.

Was Planeten gegen ihre Sonne, ſind dieſe Nebenkünſte in Verhältniß mit der Alchemie. Daher bleiben ſie immer in der Analogie, und bedienen ſich aller zunftmäſigen generellen Vorſchriften der Haupt-Lade; doch nehmen ſie nur die Hälfte jener Innungs-Taxen, die aber zur eigenen Kaſſe der Nebenlade kommen, welche ſolche zu Unterſtützung der reiſenden Nebenkünſtler vorzüglich nöthig hat. Und obgleich die Adepten und Philoſophen ſelbſt das Meiſterrecht der Nebenlade unentgeltlich erlangen können: ſo ſtehet ihnen doch frey, ſich, wenn ſie das nicht wollen, einen Collegen aus der Nebenlade, der einer oder mehrerer der Nebenkünſte zugleich obliegen kann, zu Betreibung ihrer Geſchäfte zu aſſociiren, welcher aber im Rang jederzeit nachſteht, auch nur die Hälfte ſo viel als der Adept an Honorarium empfängt. Gegenwärtig wird nur noch nöthig ſeyn, die Gattungen der Nebenkünſte und ihre reſpektiven Meiſterſtücke genauer anzugeben.

Zweyter Artickel.

Künstler die zur Beylade gehören.

§. 1.

Ruthen- und Kurgänger.

Die **Ruthen-Künstler** eifern der edeln Alchemie vorzüglich nach, wenn sie gleich auf einem ganz andern Wege zum güldnen Kleinod zu gelangen bemühet sind. Denn sie spühren nur aus, wo Kostbarkeiten vorhanden und zu holen sind, statt daß die Alchemie die beste Kostbarkeit selbst fabricirt. Statt Meisterstücks fertigen sie eine haselne oder dräterne Wünschelruthe, und geben damit an, was an einem bestimmten, den verborgenen Schätzen gewöhnlichen Orte, in einem alten Thurm, oder verborgenem Kloster und Kornhaus, oder Keller, oder Marterkammer, in einem Amthause, oder Beichtstuhl in einer Kirche, für Schätze befindlich sind, wie tief sie stehen, und was sie an Gold, Silber, Perlen oder sonstigen Kostbarkeiten, betragen. Die **Kurgänger** brauchen die Ruthen auch; und finden durch ihre Hülfe, und verschiedene andere Kunst-Vortheile, die Hölen und verborgenen Gebürgs-Orte, wo oft ganz in der Nähe, ohne allen gewöhnlichen mühseligen Bergbau, die edelsten Metalle zu Tage liegen, und sofort weggetragen werden können. Der Beruf dieser Künstler ist sehr amüsant wegen der gebürgischen Promenaden,

und

und was ihnen am Range der Adepten abgeht, entſchädigt die geſunde Leibesbewegung und friſche Luft. Ein Kurgänger bringt, zum Meiſterſtücke, ſieben Unzen veritabeln Goldſandes vom Kiffhäuſerberge, Brocken oder Fichtelberge, der, nebſt genauer Beſchreibung des Orts und des Proceſſes ſeiner Entdeckung, zu weiterer Benutzung, in die Lade gelegt wird.

§. 2.

Schatzgräber.

Wenn der Ruthengang zur Schatzgräberey verarbeitet hat, (wiewohl beyde mehrentheils miteinander würdig vereinigt ſind,) ſo kommt es darauf an, daß, um die Sache kunſtmäſig auszudrücken, der ungemachte Schlüſſel zum verborgenen Schatzgewölbe aufgefunden werde, und das gehört zum alleinigen Reſſort des Schatzgräbers. Statt Meiſterſtück wird alſo ein Schatzgräber über die Mittel examinirt, die er dazu anzuwenden gewohnt iſt. Sind ſie unverwerflich, z. B. das Opfer einer ſchwarzen Henne, die er in ſeinen Kochtopf ſteckt, *) oder

*) Die Schätze ſollen mehrentheils mit einer lebendigen Creatur verſetzt ſeyn, vorzüglich mit einer ſchwarzen Henne, einem Sperberhuhn ꝛc. Heinrich der Vierte von Frankreich hat ſich daher geheimer Räthe verdächtig gemacht, als er die Hühnerzucht dergeſtalt befördert wiſſen wollte, daß jeder ſeiner Bauern im Königreiche Sonntags ein Huhn im Topf haben ſollte.

die Abschneidung eines ohnehin zerrissenen Rockärmels, *) so ertheilt man ihm das Meisterrecht. Es wäre unbillig die Schatzerhebung selbst, ohne Concurrenz des Grundherrn, mit dem der Künstler selbst tractiren mag, ja es wäre unbehutsam, solche vor mehrern Zeugen vornehmen zu lassen; folglich ist er zum Meisterstück nicht anzuverlangen.

§. 3.

Geisterbanner und Repräsentanten.

Nicht wenig thut es zur Rechtfertigung des Erwartens wunderbarer Erfolge, wenn die Kunst so hoch fliegt, daß sie mit der Geisterwelt in Verbindung kommt. Die Beschwörung der Schutzgeister ist eine so gute Sache um sich den Rücken frey zu machen, als es lehrreich ist, repräsentirte Personen über Dinge fragen zu können, worüber man Erläuterung nöthig hat. Ein Geisterbanner beschwört also zum Meisterstük den Schutzgeist eines genannten Schatzes oder einer Person dergestalt, daß er ein Zeichen seiner Ankunft geben muß, z. B. in einem Klange, dem ähnlich, wie wenn man an ein Glas schlägt. Ein Repräsentant repräsentirt statt Meisterstücks auf einem finstern mit lieblichen Rauchwol-

ken

*) Oft wird bey dem Schatzgraben das Opfer eines Glieds vom Künstler verlangt. In vielen Schatz-Processen genügt man sich aber, statt Abschneidung eines Arms, mit dem Aermel.

ken angefüllten Zimmer, einen ihm benannten Abwesenden, in einem wunderschönen Lichtkreise, worinn er sich bewegen kann, ohne daß er die Füße zu regen nöthig habe. Uebrigens bleiben von gegenwärtiger Beylade alle unreine und böse Geister, nebst ihrem Exorcismus, gänzlich ausgeschlossen, und dem großen Felde der Theologey lediglich überlassen.

§. 4.

Andere geheime Künste.

Noch verschiedner Künstler und Pneumatiker können sich die Adepten und Philosophen zu ihren großen Zwecken bedienen, wenn sie gleich namentlich zur Beylade noch nicht aufgenommen worden. Dahin gehören die Künste des **Punctirens, Festmachens, Feuerlöschens, Prophezeyhens aus Wolken und Kaffeetassen**, ingleichen viele **sympathetische** und **magnetische** Kunstarbeiten. Sie alle tolerirt und nutzt die Alchemie, und es ist zu hoffen, daß man bey Renovation der Innungsartikel auf ihre formale Reception, an die es izt noch nicht kommen konnte, Bedacht nehmen werde.

Wenn nun vorstehendermasen die Artikel der Haupt- und Beylade bestimmt, und mit Uebergehung vieler jedem unsers Mittels ohnehin geläufigen Nebendinge, in der Ordnung abgefaßt worden: so leben wir endesunterschriebene Adepten und Philoso-

phen, des zuverläſſigen Vertrauens, es werden ſich alle und jede Genoſſen dieſer uraiten, von Reglerung des hochweiſeſten Meiſters Salomo an, beſtehenden Kunſt, in der das Siegel der Verſchwiegenheit, zu ihrer unläugbarſten Empfehlung, in der Hauptſache noch kein einziges Mitglied gebrochen worden, rühmlichſt gefallen laſſen, an Feſthaltung dieſer Artikel, wenn ſie bey deren Verabredung auch Anfangs nicht concurrirt, dennoch Antheil zu nehmen, dabey aber mit uns anzugeloben: daß, wenn ihre Bemühungen wirklich ein glücklicher Erfolg belohnen, und der Stein der Weiſen nebſt der Univerſaltinctur ganz fertig gebracht werden würde, ſie zwar nicht vergeſſen, die redlichen Meiſter und Lehrlinge dieſer Innung, auch vorzüglich deren Wittwen und lieben Töchter, ingleichen die Mitglieder der Beylade, in der Stille hinlänglich zu verſorgen: jedoch auch, ihrer Weisheit gemäß, die Behutſamkeit nicht hintanſetzen, die eine ſchädliche Vervielfältigung des edeln Metalls verhindern, und eine auf zu viel Perſonen extendirte tauſendjährige Lebenszeit, wodurch nur eine Ueberfüllung dieſer Erde entſtehen könnte, nicht ſtattfinden laſſen muß. Noch haben alle die glückſeeligen Sterblichen, die das große Kleinod erjagten, davon in Gold- und Lebensquantität mäſſigen Gebrauch gemacht; und ſo behielten die Söhne der Weisheit noch immer ein belohnendes Ziel vor ſich, nach dem ihr Eifer ſtreben konnte! Wenn ſie aber,

inſon-

insonderheit durch allzugroſen Ueberfluß, den Preiß ihres Fabrikats verderben ſehen müſten: wie könnte es der Mühe lohnen, ihre Kräfte weiter davor aufzuopfern? Was könnte es helfen, tauſend Jahre zu leben, wenn man ſolchemnach wohl gar mitten im werthloſen Golde darben müſte? Wir wollen alſo zuverläſſig verhoffen, daß hierauf zu allen Zeiten Rückſicht genommen und der groſe Gegenſtand unſrer Innung, deren Artikel wir übrigens nach Befinden in der Zukunft zu mindern und zu mehren uns vorbehalten, in ſeinem bisherigen Werthe erhalten werde. Urkundlich iſt dieſer Innungsbrief durch Unterſchrift aller ſich dazu bekennenden Adepten und Philoſophen vollzogen worden. So geſchehen * * * * am Tage Walpurgis 1782.

Beylage,

die geheime Inſtruction der reiſenden Meiſter enthaltend.

1.

Die Beſtimmung und das Fortkommen der wandernden Meiſter bringt eigentlich mit ſich, hier und da Werkſtätten der Kunſt anzulegen, oder Dilettanten damit aufwarten zu dürfen.

2.

Kein wandernder Meiſter darf den andern, wo er ihn ſchon in Arbeit mit einem Lehrling oder bey einem

Dromio von Epheſus.

O du Galgenvogel, haſt du mir meinen Namen zuſammt meinem Amt geſtohlen? Biſt du Dromio? Ich wollte du wärſt es heute geweſen; es war ein Anlaß, wo ich meinen Namen wohlfeil gegeben hätte. (*)

(Weil man den Antipholis nicht einlaſſen will, fangt dieſer an ungeduldig werden, und will die Thür mit Gewalt einſtoſſen, worüber ein groſſer Lerm entſteht.)

Adriana (hinter der Scene.)

Wer iſt da vor der Thür, der einen ſolchen Lermen macht?

Dromio von Syracus.

Bey meiner Sir, es giebt böſe Buben in eurer Stadt.

Antipholis von Epheſus.

Seyd ihr da, Frau? Ihr hättet wol bälder kommen können.

Adriana.

Eure Frau, Herr Spitzbube? Geht, packt euch von der Thüre fort.

Angelo.

Mein Herr, ich ſehe wol, hier iſt weder was gutes zu

(*) Man iſt genöthiget, hier einen guten Theil von kleinen ſinnreichen Reden auszulaſſen, die zwiſchen den Bedienten und einer Magd vorfallen, und in lauter Wortſpielen beſtehen, ſo ſie einander zuwerfen.

einem Dilettanten fände, in die Arbeit greifen, oder sich nur als einen Kunstverwandten zu erkennen geben. Fand er aber daß jener ungeschickt arbeitete, und dadurch der Kunst über kurz oder lang Schaden zufügte: so soll er sich jenem Meister heimlich durch Gruß und Spruch zu erkennen geben, und ihn auf die Gefahr aufmerksam machen: jener ist hierbey verbunden, sofort die Werkstatt, etwa unter dem Vorwand eines geheimen Rufs, oder einer philosophischen Reinigung zu verlassen.

3.

Der neue Meister, der vorgedachtermasen in die Arbeit eines Andern eintritt, soll dessen angefangene Processe nicht verachten; sondern sie nur durch einen Zufall verunglücken lassen; vorher aber einen neuen, und wo möglich etwas kuriosen und frappanten anfangen, z. B. den berühmten Brennspiegel-Proceß des Bruder Augustiners ☽☉☾ wo die solarische Jungfrau sich in ihrem eigenen Feuer badet.

4.

Die wandernden Meister dürfen aber keine gar zu kurzen Processe anfangen, als welche nie etwas taugen; doch müssen die Liebhaber auch durch keine allzuweitläuftigen abgeschrekt, oder durch Schilderung trüber Tage, die in jeden Künstlers Leben vorzukommen pflegen, zweifelmüthig gemacht werden.

5.

Sie müssen hauptsächlich nie vergessen, nebst dem einen großen Kunstzwecke, nemlich der Goldfabrik, auch den andern, die Erlangung einer Universalmedicin, nach Würden anzupreisen. Denn wer auch vom Golde so sehr nicht gereizt werden sollte, wird doch gewiß ein so langes Leben nicht verschmähen, als Flamell

und

und andere wahre Adepten erreicht haben. Seine Exempelchen dieser Art, zu rechter Zeit und gut erzählt, bleiben nicht ohne guten Eindruck; noch mehr aber wird es wirken, wenn der wandernde Künstler ein oder das andere probate oder sonst nur unschuldige Arzneymittel, an guten Pillen oder Latwergen, sich bekannt gemacht und in Bereitschaft hat, um davon vorgeben zu können, daß er es bey einem Proceß, der schon sehr weit gekommen gewesen, aber durch Zufall verunglücket, herausgebracht habe. Wer wird hieraus nicht gute Folgen für Entdeckung eines Universals ahnden! Besonders wird diese Vorsicht, wenn gar das Mittel durch Zufall oder Einbildung gut wirken sollte, bey den Dilettanten erfreuliche Folgen hervorbringen.

6.

Auch befleißigen sich die wandernden Meister, weil sie sich mehr als die fixirten anderwärts produciren müssen, ausser den zur Bevlade gehörigen Nebenkünsten, die Grundsätze, oder wenigstens die Sprache der Physik und Chemie zu erlernen; damit sie sich an Orten, wo noch Intoleranz herrschen möchte, unter diesem Gewande verbergen, auch neugierigen Physikern und Apothekern das Maul stopfen können. Es wird ihnen hieraus auch der große Vortheil erwachsen, daß sie bey Dilettanten oder Lehrlingen hin und wieder einiges zum guten Fortgange so nützliches Erstaunen zu erregen, oder sie wenigstens, wenn bey langwierigen Processen die Geduld ausgehen möchte, einstweilen mit artigen physikalischen und chemischen Experimenten und Spielwerkchen zu unterhalten, und wieder in gute Laune zu setzen, im Stande sind. Ja auf den äussersten Fall, daß nirgends Kunstarbeit zu haben wäre, würden sie wenigstens im Laboratorio eines Apothekers oder Destillateurs handlangen, und bessere Zeiten abwarten können.

7.

Sollte aller angewandten Vorsicht und Mühe ohngeachtet für sie in keiner Werkstatt mehr fortzukommen seyn, so bleibt ihnen nachgelassen, an die Innung zu schreiben, und um Arbeit oder Beysteuer zu bitten. Die Innung wird vielleicht durch Empfehlung an einen der preiswürdigen Dilettanten, es dahin bringen können, daß dergleichen feiernde Meister von ihnen, wo nicht im Laboratorio, doch bey dem Festungs- und Straßenbau angestellt werden.

V.

Ueber Zweck und Nutzen eines angekündigten bergmännischen Werks.

Auszug eines Briefs.

Lesen Sie also hier selbst die Ankündigung meiner Erfahrungen vom Innern der Gebürge *) der Frucht meines nun siebzehnjährigen Dienstes beym Bergbau! Ist sie Ihnen zu kurz, zu wenig umständlich über meine Veranlassungen diese Erfahrungen zu sammeln und öffentlich bekannt werden zu lassen? Wollen sie auch über den Nutzen, den ich durch ihre Bekanntmachung zu schaffen gedenke, noch etwas mehr wissen? Gut; ich will Ihnen darüber, jedoch nur im Bezug auf das Bergmännische, (was allgemeine Naturgeschichte angehet, zur Seite diesmal liegen lassen) noch ein Paar Worte sagen.

Ich war fern vom Bergbau in meiner Jugend. Mir kam nie der Gedanke ein, ihn näher zu besehen, bis

*) T. M. May 1783. S. LXXII. des Anzeigers.

bis mich das Schikſal ganz beſonders auf ihn hinſtieß. Frey von allen Vorurtheilen, kühner als ich vielleicht geweſen wäre, wenn ich von Jugend auf Bekanntſchaft mit ihm und ſeinen tauſenderley großen Schwierigkeiten gehabt hätte, fragte ich gleich die verwegenſte Frage zuerſt: Welche Merkmale hat man denn von den Gegenden, wo ein Bergbau glücklich werden kann, wo man ihn alſo anſtellen muß? Ich horchte allenthalben mit dieſer Frage, laut erſt, bald aber leiſer hin, und bekam nicht immer befriedigende Antworten. Nützlich, ja nothwendig iſt es doch aber auf alle Fälle, ſagte ich meinen Freunden, als ich älter unterm Schachthute wurde, eine ſo erträgliche Antwort als möglich auf dieſe Frage zu ſuchen. Geſetzt auch, es hätten glückliche Ohngefähre genug, die erſten Veranlaſſungen zum Bergbau aller Länder mit Händen greifen laſſen: ſo muß er doch fortgeſetzet werden; und auch nur die bloße Fortſetzung iſt, ohne alle Regel wohin ſie mit einiger Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs geſchehen kann, in der größten Gefahr, verderblich für Geldbeutel und Zeit zu werden.

Wollen ſie ein Perſpectiv erfinden, die Berge zu durchſehen? ſagten meine Freunde. Sie können ja durch keinen Bogen Papier ſehen. — Doch das kann ich — wenn nur das kleinſte Loch durch das Papier geſtochen iſt. Viele Erfahrungen, in mehrern Bergen geſammelt, geprüft und wiedergeprüft, und vollſtändig oder unter gewiſſen Modificationen beſtätiget entweder oder umgeworfen, und beym Umwerfen ſelbſt auf was Anders zwar, aber doch etwas Wahres geſtoßen, auf alle Fälle wenigſtens Wahrſcheinlichkeit, mindeſtens ſo weit herausgepreßt, daß ich von manchen Gegenden ſagen könnte: **Hier iſt kein vortheilhafter Bergbau zu hoffen** —

Wir können aus dem Bergbau unſrer ältern Vorfahren ſchon einige Gründe zu ſeiner weitern glücklichern Anſtellung ziehen, wenigſtens die erſten, wornach wir verfahren. Aber wollten wir dieſes auch nicht, ſo laßt uns wenigſtens alles was wir beym Bergbau ausführen und ausführen müſſen, ſey es anfangs auch nach den allerungewiſſeſten, ſelbſt nach unwahrſcheinlichen Vermuthungen zum Betrieb gediehen, in Anſehung ſeiner Folgen nur ſtets unter einem genau beobachtenden Auge halten; laßt uns ohne alles Vorurtheil, blos nach dem Ausfall, das was uns zum ſo angeſtelltem Betrieb vermochte, aburtheilen, und nach dem hieraus erfolgtem Spruche laßt uns verfahren, wenn wir unter gleichen Umſtänden wieder etwas auszuführen haben. Mir deucht, ſo können wir das Geld des Staats oder unſerer Intereſſenten beym Bergbau, bey weitem gewiſſenhafter und nützlicher anwenden, als wenn wir, immer verhüllt in das gewöhnlich vorgeworfene natürliche Dunkel unſers Terreins, alles nur dem bloſen Ohngefähr, oder dem Erdſpiegel, oder den Verzückungen des betrügenden widrigen Aberglaubens überlaſſen. Auf jenem Wege der genauen Beobachtung muß ſelbſt jeder Fehler uns nützlich werden, und niemand kann ihn uns mit Billigkeit vorwerfen; denn wir ſetzten uns der Gefahr in ihn zu fallen nach vernünftigen Gründen, und in der Abſicht aus, durch Erfahrungen uns die Möglichkeit zu verſchaffen, künftig allen Fehlern auszuweichen! Wird man uns auslachen, wenn wir bey ſolcher löblichen Thätigkeit einmal den Bloßen ſchlagen? O! laßt den Unthätigen immer einmal lachen, wenn uns etwas in die Queer gehet, und den faulen Schläfer bey unſerm Erzählen von nützlichen Beobachtungen immer nur gähnen. Erſterer ſucht doch wohl durch ſein Lachen nur zu verhindern, daß man nicht bemerkt, was er aus unſern Fehlern Nützliches

für

für sich lernt, und als sein Eigenthum künftig, wenn er auch einmal anfängt zu wirken, ansehen zu lassen gedenkt. Letzterer wird doch wohl durch das Geschrey von unserer Kühnheit, von den Fehlern die wir begiengen, dazu verleitet, sich einmal umzuwenden, und gelegentlich nachzusehen, ob es denn wirklich wahr sey, daß es anfange Tag zu werden. —

Mit diesen Speculationen und Vorsätzen trat ich in den Dienst, und war verwegen genug nach ihnen zu verfahren. Dabey befand sich gleich vom Anfange herein mein Bergbau nicht übel; mein Herr, die Gewerkschaft, und ich selbst auch nicht, ob ich gleich nur Anfang machen, nur erste Schritte thun, bey weitem noch nicht volle Reisse in so wenigen Jahren erlangen konnte. Aber des bloßen und alleinigen ersten Anfangs ohngeachtet, könnten doch wohl, wenn Auszüge aus meinen Operationen und Erfahrungen bekannt würden, diese wenigen erstern schon, die Ersparung mancher großen Summe, die nützlichere Anwendung derselben, und Erlangung noch weit größern Glücks damit, dem Staat und den Interessenten des Bergbaues verschaffen, mancher groben und feinern Betrügerey steuern, und vielleicht Viele noch ausser mir aufmuntern, die glücklich geschehenen erstern Schritte weiter fortzusetzen, und das bisherige Spiel des Zufalls, den Bergbau, bis zur ziemlich sichern Wahrscheinlichkeit zu bringen. — Sehen Sie, das war die Veranlassung mit meinen Erfahrungen öffentlich zu erscheinen, und das ist zugleich der Nutzen, den ich zu verschaffen gedenke. In den Briefen gebe ich, im ersten, allgemeine Bemerkungen über das Aeussere der Gebirge, wo sie mir edel vorgekommen sind; im zweyten Vorstellungen vom Bau der Felsmassen innerhalb der Gebirge; im dritten, die Beobachtungen vom Durchdringen der Wasser, und deren Umläuf

lauf in den Gebirgen, samt was daher an Wärme, Dünsten, Auflösungen und Zusammensetzungen sich erzeugt, und dieses zusammen sind Auszüge meiner Erfahrungen. Der vierte Brief läßt die Beweise wahrnehmen, welche ich zu jenen Auszügen der Erfahrungen beybringe, und erläutert noch einiges davon, so weit nothwendige Kürze es zuließ. Der fünfte Brief enthält eine mineralogische Beschreibung der Harz-Gebirge, woraus sehr viel zum Beweise für die Erfahrungen der drey erstern Briefe genommen werden kann, das ich aber nicht besonders zu diesem Zweck angezogen, sondern dem Leser zu bemerken überlassen habe. Hierauf liefere ich eine Abhandlung, die ich, um den Betrieb eines Bergwerks zu empfehlen, entwarf, zum Beyspiel, wie man nach vernünftigen Wahrscheinlichkeiten, auf die Erfahrung der erstern 3 Briefe gegründet, vortheilhaft für Landesherrn und Interessenten Bergbau anstellen kann. Dieser endlich folgt eine haushälterische Abhandlung, nach welchen Grundsätzen Ersparung der Ausgabe und Vermehrung der Einnahme bey einem ganzen weitläuftigen Bergamtsrefier gesuchet und mit welchem Vortheil erlanget worden ist.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich schon lange mit dem Vorsatze schwanger gegangen bin, etwas von meinen Erfahrungen öffentlich bekannt werden zu lassen. Immer hielt mich die Nothwendigkeit guter, die Natur völlig treffender Zeichnungen ab, wozu ich die geschickte Hand zu finden, und die Kosten herbey zu bringen stets allzuschwer hielt. Aber ich habe nun das erstere, einen guten fleissigen Zeichner nach meinem Geschmack gefunden, der Bergmann genug ist, seiner guten Zeichnung soviel Gewalt anzuthun, daß er ihre Schönheiten entzieht, die im Original der Natur nicht sind, und der doch Lust genug behält das Wahre was

die

die Natur wirklich hat, immer nach äuſſerſten Fleiße ſchön vorzuſtellen. Um das letztere, den Aufwand, zu erlangen, verſuche ich den Antrag einer Subſcription, und bin ſo frey Sie zu bitten dieſe zu befördern, wenn Sie ſehen, daß mein Werk ſo, wie ich es Ihnen hier beſchrieben habe, nützlich ſeyn kann. Aber herzlich auch bitte ich Sie, nur dieſes und nicht die bloſe Freundſchaft für mich bey Werbung irgend eines einzigen Subſcribenten zum Grunde zu legen. Mir liegt nichts daran meine Papiere gedruckt, und den nicht ſonderlichen Spaß zu ſehen, daß man, wie nicht ausbleiben wird, darüber die Naſe rümpft, ob ich mich gleich auch daran wenig kehre, wenn ich weiß, daß ich nützlich ſeyn kann, indem ich mich öffentlicher Beurtheilung blos ſtelle. Erkennen Sie in dieſem letzterm Bekenntniſſe die Denkungsart Ihres alten Freundes. Zellerfeld, den 8ten May, 1783.

F. H. W. v. Trebra.

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Muſophili Nachtrag zu ſeinem Verſuche über die Frage: was iſt Hochteutſch? mit einem Zuſatze des Herausgebers. S. 307

II. Fortſetzung der Nachrichten von Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toſcana. 31

III. Schreiben an den H. über Hrn. D. Abels neue Ueberſetzung des Juvenals mit einigen Proben. 51

IV. Von der Titulatur: Haupt der Chriſtenheit und päbſtliche Heiligkeit. 72

V. Etwas vom Abrunden der Gebirgesrücken. 75

VI. Ehe-Glük. 79

VII. Ueber

VII. Ueber die Erleichterung gelehrter Reiſen. S. 81
VIII. Berichtigung einer Stelle in der Berliner Monatsſchrift. ſ ſ ſ ſ 88

May.

I. Nachrichten von Madagascar. ſ ſ 89
II. Fortſetzung der Nachrichten von Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toſcana. ſ 106
III. Clelia und Sinibald, dritter Theil. ſ 121
IV. Ueber die verſchiedenen Erderſchütterungen in Sicilien und Kalabrien in ältern und neuern Zeiten. ſ ſ ſ ſ 141
V. Noch ein Paar Proben einer Ueberſetzung des Juvenals in reimfreyen Verſen. ſ ſ 154
VI. Morgen-Gedanken eines Mädchens. ſ 167
VII. Der ſtarke Rauber. ſ ſ 174
VIII. Anecdote. ſ ſ ſ 180
IX. Eine Erſcheinung. ſ ſ ſ 182
X. Epiſtel an Julien. ſ ſ ſ ſ 183

Junius.

I. Romanze, von Siegmund Freyherrn von Seckendorff. ſ ſ ſ ſ 186
II. Fortſetzung der Hiſtoriſchen Nachrichten von Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toskana. ſ ſ ſ ſ 214
III. Antworten und Gegenfragen auf einige Zweifel und Anfragen eines neugierigen Weltbürgers. ſ ſ ſ 229
IV. Innungsartikel der Goldmacher zu ****, einem Landſtädtchen in **. ſ 245
V. Ueber Zweck und Nutzen eines angekündigten bergmänniſchen Werks. ſ ſ 274

zu eſſen, noch ein freundlicher Willkomm zu haben -- wir halten uns vergeblich auf.

Antipholis von Epheſus.

Geh', hole mir was, daß ich die Thür aufbrechen kan.

Dromio von Syracus.

Verſuchts, und brecht hier was, wenn ihr wollt daß ich euch den Schädel zerbrechen ſoll.

Antipholis von Epheſus.

Geh', ſag' ich, hole mir ein Stemm-Eiſen --

Balthaſar.

Habt Geduld, mein Herr; ich bitte euch, fangt nichts dergleichen an; ihr würdet einen Anfall auf euren eignen guten Namen thun, und die nie verlezte Ehre eurer Frauen in Verdacht bringen. Bedenket nur das; die lange Erfahrung, die ihr von ihrer klugen Aufführung und von ihrer Tugend habt, ihre bekannte Sittſamkeit, und ſelbſt ihr geſezles Alter rechtfertigen ſie gegen allen Verdacht; es muß irgend eine gute Urſache ſeyn, wenn ihr ſie gleich nicht wißt, warum die Thüren dißmal ſo vor euch verriegelt ſind; und zweifelt nicht, mein Herr, daß ſie ſich vollkommen deßwegen wird rechtfertigen können. Folget mir, und zieht euch in Geduld zurük, und laßt uns alle in den Tyger zum Mittag-Eſſen gehen; auf den Abend geht dann allein nach Hauſe, und erkundiget euch um die Urſache dieſer ſeltſamen Begebenheit. Wenn ihr mit Gewalt ins Haus einbrechen

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1783.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Julius 1783.

I.

Beytrag

zu den

bisher mit der Platina angeſtellten

Verſuchen.

Von Herrn Wiegleb.

1.

Nach den mit der Platina vielfältig geſchehenen Unterſuchungen der Herrn Scheffer, Lewis, Margg graf, Macquer, Baume, Bergmann und des Herrn Grafen von Sickingen, iſt es nun auſſer alle Zweifel geſetzt, daß die Platina ein ganz beſonderes von allen übrigen bekannten Metallen völlig unterſchiedenes Metall iſt; eben ſo gewiß iſt es auch, daß in aller bis auf den heutigen Tag unterſuchten Platina eine beträchtliche Portion Eiſen angetroffen worden iſt. Dagegen ſind drey andere Puncte weniger entſchieden geblieben: 1) ob das Eiſen mit der Platina natürlich verbunden, oder nur zufällig darinn

kommlen sey? 2) In welchem Verhältniße sich solches dabey befinde? und 3) wie es auf die vortheilhafteste und bequemste Art davon abgeschieden, und also die Platina in der reinsten Beschaffenheit erlangt werden könne?

2.

Ueber den ersten Punkt hat zur Zeit noch keine bestimmte Auskunft gegeben werden können, weil es noch nicht möglich gewesen ist, die Platina in ihrer ganz natürlichen Lagerstätte zu untersuchen. Mir ist wenigstens nicht bekannt, daß eine wahre natürliche Stuffe, worinn die Platina noch in ihren ursprünglichen Zustande gewesen, in dieser Absicht geprüft worden wäre. Hier ist es also erlaubt, aus wahrscheinlichen Gründen nur zu muthmaßen. Alle bisher zum Vorschein gekommene Platina ist in der Gestalt einer Eisenfeil von ziemlich gleicher Größe, deren einzelne Stüke mehr platt als rundlich sind. Ihre Oberfläche ist glatt, die Ränder und Ecken meistentheils abgerundet. Mit einem Vergrößerungsglase betrachtet, scheint ihre Oberfläche sehr uneben zu seyn, wovon die Erhöhungen hellglänzend, die Vertiefungen aber mehr dunkel und rauh, wie mit Staub bestreuet, anzusehen sind. Dabey ist auch noch der Umstand merkwürdig, daß mehrmahls eine kleine Spur von Gold und Quekſilber an ihr gefunden worden. Hieraus läßt sich sehr wahrscheinlich urtheilen, daß der klare sandigte Zustand der Platina, in welchem

sie

ſie uns bekannt iſt, vielleicht nicht ganz der natürliche ſeyn könte, und daß ſchon eine gewiſſe Bearbeitung mit ihr vorgenommen worden ſeyn müße.

3.

Dies Urtheil gründet ſich noch überdis auf folgende Nachrichten, welchen man die Glaubwürdigkeit nicht abſprechen kan, die auch vollkommen mit der Natur des Gegenſtandes übereinſtimmen. D'Ulloa, der erſte Schriftſteller, welcher der Platina namentlich Meldung gethan hat, führet in ſeiner 1735. und folgenden Jahren nach Südamerika gethanen Reiſe, bey Gelegenheit da er von den Gold- und Silberminen in Quito handelt, folgendes an: „daß in der Landſchaft Choco Minen vorkommen, in welchen das Gold unter andern mineraliſchen Subſtanzen, Pecharten und Steinen ſo ſehr verſteckt ſey, daß man ſich zu der Abſonderung deſſelben des Queckſilbers bedienen müße.“ Ferner: „daß den Arbeitern zuweilen Bergarten vorkommen, welche ſie wegen der eingemiſchten Platina lieber wegſtürzen, als zu gut zu machen ſuchen.“ Die Platina ſey ein Stein von ſolcher Härte, daß er ſich durch das Hämmern auf einem Amboße nicht leicht zerſtücken und durch die Calcination nicht bezwingen läße; und daß es auch ſchwer ſey, das darinn enthaltene Metall (nemlich das Gold) mit groſſer Mühe und Unkoſten davon auszubringen. Hiermit verdient auch noch

eine ältere Nachricht verglichen zu werden, welche in des Alonso Barba Bergbuche vorkommt, worinn ebenfalls ein Mineral unter dem Nahmen Chumpi angeführet wird, welches mit der vom D'Ulloa beschriebenen Platina sehr übereinstimmt. Es stehet allda mit unter der Reihe von Steinen, worinn Gold befindlich sey, also beschrieben: „Chumpi ist ein grauer Stein von Art des Schmergels mit Eisen vermengt; er glänzet ein wenig, und ist gar hart zu arbeiten, weil er dem Feuer sehr widerstehet. Er wird gefunden in Potosi und Chocaya und andern Orten, mit dem schwarzen Metall und Rosideres (worunter er gewisse schwärzlichte und röthlichte Silbererze verstehet.) Ist nun von diesen Nachrichten vornemlich die von D'Ulloa herrührende wahr, wie man denn keinen Grund sie zu bezweifeln hat, so muß die Platina im natürlichen Zustande sich, gleich andern Erzen, in größern festen Stücken mit eingesprengtem Golde befinden.

4.

Um das Gold daraus zu gewinnen, welches doch immer dabey der letzte Zweck ist, so bleibt kein anderes Hülfsmittel übrig, da dem Erze mit Feuer nichts abzugewinnen seyn soll, als solches durch eiserne Schlägel, Stampfen und Mahlen vorher stark zu verkleinern, die erdigten Theile alsdann davon mit Wasser abzuschlemmen, und zuletzt den klaren zurückbleibenden schweren metallischen Schlich mit Quekſilber zu behandeln, um

dadurch

dadurch das darinn ſteckende Gold auszuziehen. Mit einem bey ſolcher Bearbeitung überbleibenden, vom Queckſilber unauflöslichen, verkleinerten Metall hat auch die Platina die vollkommenſte Aehnlichkeit, und alle von derſelben vorhin beſchriebenen äuſerlichen Eigenſchaften ſtimmen damit in allen Punkten überein. Nach dieſer Beſchreibung iſt es zwar ſehr wohl möglich, daß ſchon im Erze ſelbſt mit der Platina eine Portion Eiſen natürlich verbunden ſeyn könne, womit auch um ſo mehr die beſchriebene groſſe Sprödigkeit der Platina-Erze übereinſtimmt; aber es kan auch zugleich niemand in Abrede ſeyn, daß bey der nothwendigen Verkleinerungsmethode und der ſehr groſſen Härte, durch das ohnſtreitig langdaurende Stampfen mit eiſernen Inſtrumenten, ein beträchtlicher Theil Eiſen davon abgeſtoſſen, und ſehr genau mit den Platinakörnern vereinigt und verbunden werden müſſe. Daher mag es auch wahrſcheinlich herrühren, daß einige Körner mehr als andere vom Magnet angezogen werden, nachdem mehr oder weniger Eiſen ihrer Oberfläche von auſſen einverleibet worden. Aus dieſen Umſtänden läßt ſich über den erſten Punkt ſehr wahrſcheinlich muthmaſſen, daß das bey der uns zur Zeit bekannten körnigten Platina befindliche Eiſen theils als natürlich, theils als zufällig angeſehen werden könne.

§.

Es wollen zwar einige behaupten, daß ſich die Platina auf der Oberfläche der Erden mit in dem goldhaltigen Sande befinde; allein, es ſcheint dies nicht wahrſchein-

lich zu seyn. Denn, wenn es sich damit so verhielte, so würde es gewiß nicht so schwer halten, dergleichen natürlichen Sand zu bekommen, den doch noch kein glaubwürdiger Schriftsteller gesehen haben will. Ueberdies ist derjenigen Nachricht, welche man aus Amerika erhalten hat, noch nie widersprochen worden, daß der spanische Hof, um die Betrügereyen zu verhüten, die man beym Golde mit der Platina angestellet hat, Befehl gegeben habe, diejenigen Minen, in welchen solche angetroffen wird, zu verstürzen; woraus dann folgt, daß die Platina mehr aus dem Schoos der Erde gezogen werden müsse. Dieser angegebene Bewegungsgrund, die fernere Ausförderung der Platina zu verbieten, scheint an sich nicht viel Wichtigkeit zu haben, da man jetzt solche Verfälschungen sehr geschwind zu entdecken weiß, auch dem spanischen Interesse entgegen zu seyn; aber in Rücksicht der schwierigen Ausscheidung und der vielleicht nicht verhältnißmäßigen Portion des Goldes, scheint vielmehr eben dadurch der spanische Befehl Veranlaßung bekommen zu haben.

6.

Aus dem angeführten zweydeutigen Umstande, den Eisengehalt der Platina betreffend, läßt sich nun leicht trachten, daß sich das **Verhältniß des Eisens** in der Platina, nach der äußersten Strenge genommen, wohl nicht ganz bestimmen lassen dürfte; welches auch der oben erwähnten Beobachtung sehr gemäß ist, daß die einzelnen Körner der Platina unter sich selbst so verschieden

den sind, daß einige vom Magnet angezogen werden, andere nicht, und daß manche Platina mehr dergleichen anziehbare Körner enthalte, als andere; daß mithin über diesen Punkt nicht alle Platina sich vollkommen gleich ist. Der Herr Graf von Sickingen hat solches nach eignen Versuchen auf den dritten Theil bestimmt; nach meinen Untersuchungen hingegen habe ich nicht mehr als höchstens den vierten Theil berechnen können.

7.

Der oben beschriebene dritte Punkt ist bereits vom Herrn Grafen von Sickingen zum vorzüglichsten Gegenstande genommen worden, dessen vornehmste Absicht dahin gieng, die Platina vom Eisen völlig zu reinigen, und alsdann im gereinigten Zustande nach ihren Eigenschaften genauer erforschen zu können. Durch eben Desselben gnädiges Wohlwollen bin ich aufgefordert, und durch die benöthigte Portion Platina in den Stand gesetzt worden, auf einem mir selbst beliebigem Wege zu gleicher Absicht einige Versuche damit anzustellen. Aus den Versuchen des erwehnten Herrn Grafen ist es bekannt, daß derselbe aus der mit Wasser stark verdünnten Auflösung der Platina in Königswasser gleich vom Anfange das vermuthete Eisen durch Blutlauge niederzuschlagen, und sodann die davon befreyte Platina erst aus der übrigen Flüssigkeit abzuscheiden gesucht hat. Ich erwählte deshalb eine entgegengesetzte Methode, kehrte den Versuch um, schied zuerst die Platina

brechen wollte, am hellen Tag und da alle Straſſen voller Leute ſind, ſo würde gleich ein allgemeines Stadt-Mährchen draus werden; und das könnte, ſo wie die Welt alles aufs ſchlimmſte auszudeuten pflegt, eurer Ehre einen Flecken anhängen, der euch bis ins Grab bleiben könnte.

Antipholis von Epheſus.

Ihr habt mich überzeugt; ich will in der Stille abziehen, und ich hab' im Sinn mich luſtig zu machen, ſo wenig ich auch Urſache dazu habe. Ich kenne ein Weibsbild von unvergleichlichem Umgang, hübſch und witzig, muthwillig, und doch artig. Dort wollen wir zu Mittag eſſen; meine Frau hat mir ſie ſchon oft, aber verſichert ohne Urſache, vorgerupft; wir wollen geh'n und bey ihr zu Mittag eſſen. Geht ihr heim, Angelo, und holt die Kette; ſie wird izt wol fertig ſeyn; bringt ſie, ich bitte euch, zum Stachel-Schwein, denn das iſt das Haus; ich will die Kette meiner Wirthin dort geben, und wenn es auch nur meiner Frauen zum Poſſen wäre. Säumt euch nicht, mein werther Herr. Weil meine eigne Thüre mich nicht einlaſſen will, muß ich ſehen wo ich eine andre offen finde.

Angelo.

Mein Herr, ich will euch in einer oder zwo Stunden daſelbſt anwarten.

Antipholis von Epheſus.

Gut, mein Herr; (für ſich.) Dieſer Spaß wird mich Geld koſten.

[Sie gehen ab.]

Zweyte

aus der Auflösung, und brachte das Eisen zuletzt zum Vorschein, wodurch ich dann die Richtigkeit jener Versuche um desto mehr zu bestärken glaubte. Im folgenden ist das ganze Verfahren umständlich beschrieben.

8.

Eine halbe Unze Platina wurde mit 4. Unzen von einem aus gleichen Theilen rektificirter Salpeter- und Salzsäure vermischten Königswasser übergossen, und etliche Tage lang in starker Digestion unterhalten. Das Königswasser färbte sich wie gewöhnlich ganz dunkelbraunroth, und dennoch fand sich, daß die Platina nicht gänzlich davon aufgelöset werden konnte. Es wurde deshalb die Auflösung davon abgeschüttet, und der unaufgelößte Theil noch mit 2. Unzen vom gedachten Königswasser übergossen, und abermahls in starker Hitze etliche Tage lang erhalten. Hierdurch fand sich nun die Platina bis auf eine sehr kleine Portion und einige ausgeschiedene Unreinigkeiten, zusammen 18. Grane betragend, aufgelößt, welche durch ein Filtrum davon abgesondert wurde.

9.

Die sämmtliche Auflösung wurde nunmehro vorsetzlich nur mit gleichen Theilen destillirten Wassers verdünnt, zugleich auch 3. Drachmen von einem ganz weissen sublimirten Salmiak in etlichen Unzen destillirten Wassers aufgelößt, und davon nach und nach soviel mit der Platina-Auflösung vermischt, bis keine weitere Trübung davon

davon zu bemerken war. Hierzu war die Auflösung des Salmiaks gröſtentheils bis auf einen kleinen Ueberrest aufgegangen, und davon ein orangenfarbigter Niederschlag erhalten, welcher, wie es schon bekannt ist, aus einem neu zusammengesetzten besondern metallischen Mittelsalze bestehet, und nach Absüßung mit kaltem Wasser und erfolgter Trocknung 5. Drachmen 50. Grane wog. Die darüber stehende Flüssigkeit, ohnerachtet der Salmiak nichts weiter daraus niederschlagen konnte, war dennoch ziemlich gefärbt geblieben, doch viel heller als sie Anfangs gewesen war.

Anm. Daß ich die Auflösung der Platina nur mit so wenigem Wasser verdünnte, geschahe in der Absicht, das Eisen desto leichter in der Auflösung zu erhalten. Ich konnte mir zwar dabey vorstellen, daß auch das niederfallende Platinasalz von dieser stark beladenen Flüssigkeit desto eher verunreiniget werden würde, nach dem Verhältniß, als solche mit in das Salz einachen müßte: allein ich hielt diesen Umstand nicht von solcher Beträchtlichkeit, und blieb bey meinem Vorsatz.

10.

Nachdem sich der orangenfarbigte Niederschlag zu Boden gesetzt hatte, wurde die darüber stehende noch gefärbte Flüssigkeit davon abgeschüttet. Weil sich nun daraus mit Salmiak nichts weiter niederschlagen lassen wollte, und ich vermuthete, daß eines Theils die verringerte Menge der noch aufgelößten Substanz, und andern Theils die ganze Portion des Auflösungsmittels, oder überhaupt die ganze Menge der Flüssigkeit die weitere

tere Abscheidung verhindere, so wurde die sämmtliche Flüssigkeit in einer Glasretorte bis auf ohngefehr 3. Unzen abgezogen. Als solche des andern Tages aus dem Sande genommen wurde, so bemerkte ich dabey, daß sich schon etwas dunkelrothgefärbtes Pulver abzusondern angefangen hatte. Uebrigens sahe diese concentrirte Flüssigkeit jetzt wieder sehr dunkelbraunroth aus, wie eine stark gesättigte Platina-Auflösung auszusehen pflegt. Ich schüttete sie sammt dem Pulver in ein Zuckerglas, spühlte auch die Retorte noch mit einer Unze destillirten Wasser aus, und goß es zu dem vorigen. Nachdem sich nun in dem Zuckerglase das Pulver zu Boden gesetzt hatte, so versuchte ich aufs neue, was der Salmiak wirken würde. Es geschahe hierbey nach meiner vorläufigen Vermuthung, daß gleich nach Hinzuschüttung einiger Salmiakauflösung aufs neue ein starker Niederschlag von dunkelbraunrother Farbe abgesondert wurde: ich fuhr also fort so lange Salmiakauflösung zuzusetzen, bis keine Niederschlagung mehr bemerket werden konnte. Demohngeachtet behielt auch jetzt noch die überstehende Flüßigkeit eine beträchtliche Farbe, daß sie einer halbgesättigten Platina-Auflösung ähnlich war. Der durch in Filtrum abgeschiedene Präcipitat zeigte sich bey der Aussüßung auflößlicher als der erste, durfte auch deswegen nur mit wenigem Wasser übergossen werden, und wog nach der Trocknung 40. Grane.

Anm. Es ist zwar schon von andern Chemisten angemerket worden, daß der Salmiak aus der Auflösung der Platina nur den gröbsten Theil, keinesweges aber alle aufgelöste

gelöſte Platina niederſchlagen könne; und dies erfolgte immer bey vorhergeſchehener ſtarken Verdünnung mit Waſſer. Es ließ ſich aber auch wahrſcheinlich vermuthen, daß die Wirkung des Salmiaks auf die Platina wohl dadurch geſchwächt, oder das daraus entſpringende Platina-Salz um deſto mehr aufgelöſt erhalten werden könnte. Die Entſcheidung dieſes Punktes war auch eine Veranlaſſung mit, die Platina-Auflöſung gleich Anfangs nur mit wenigen Waſſer zu verdünnen.

11.

Die im vorigen Paragraph überbliebene Flüſſigkeit wurde darauf nochmahls bis auf ohngefehr 2. Unzen abgedunſtet. Dabey hatte ſich ein dem Kohlenſtaub ähnliches ſchwarzes Pulver zu Boden geſetzt, wie denn auch auf der Oberfläche eine Portion davon ſchwam. Um ſolches abzuſondern wurde die Flüſſigkeit, welche jetzt abermahls ſtark braunroth gefärbt war, auf ein Filtrum geſchüttet. Als aber ſolche durchgelauffen war, und das Filtrum mit deſtillirtem Waſſer angefüllet wurde: ſo zeigte es ſich ſehr deutlich durch die ſtarke Farbe des wieder ablauffenden Waſſers; daß ſich das erwehnte Pulver, welches ohnedem nur wenige Grane betragen mogte, wieder auflöſte. Es wurde daher mit Aufſchüttung friſchen deſtillirten Waſſers auf das Filtrum ſo lange fortgefahren, bis es endlich ſo helle durchlief als es aufgeſchüttet worden war, dabey auch alles auf dem Filtro gelegene Pulver vollkommen aufgelöſet war. Die hierbey gleich im Anfange abfiltrirte Flüſſigkeit

wurde

wurde wieder mit Salmiakauflösung versucht, aber es zeigte sich nicht die mindeste Trübung weiter.

12.

Da nun auf diesem Wege nichts mehr zu erlangen war, so wurden alle im vorigen Paragraph erwahnte Flussigkeiten mit einander vermischt, und ohngefähr mit noch einem Pfunde destillirten Wasser verdünnt. In dieser Vermischung fieng ich nun an den Eisengehalt zu suchen. Zu diesem Endzweck erwählte ich die mit kaustischem Salmiackgeiste bereitete Extraction des Berlinerblaues, welche aus anderthalb Unzen Berlinerblau und 4. Unzen kaustischem Salmiackgeiste bereitet worden war, um dadurch das in der Auflösung noch vermuthete Eisen auszuscheiden. Die Zusetzung dieses Liquors geschahe langsam und zu wiederholten mahlen, um zu bemerken, ob in dem Niederschlage eine Verändrung der Farbe vorgehen würde. Allein, der Niederschlag fiel vom Anfange bis ans Ende ganz dunkelblau nieder. Die dabey übergebliebene Flüssigkeit behielt eine dem alten Franzwein ganz ähnliche Farbe, und es konnte auch durch fixes Alkali nicht das mindeste daraus mehr niedergeschlagen werden. Mit Beguinischem Schwefelgeist vermischt erfolgte zwar eine Trübung, gelblicht von Farbe, welche aber nicht sowohl aus dieser Flüssigkeit herrührte, als vielmehr durch solche in dem Schwefelgeiste bewirkt wurde, weil in ersterer noch freye Säure befindlich war, welche sich durch ein

mit

mit Lackmus-Tinctur gefärbtes Pappier deutlich zu erkennen gab.

Anmerckung 1. Zur Niederschlagung des Eisens erwählte ich die angeführte flüchtige Blutlauge, oder das phlogistisirte kaustische flüchtige Alkali auf Lewis Veranlaßung, der in s. Physik. Chem. Abhandlung. Ersten Theils zweytem Band, Berlin. 1767. S. 304. davon behauptet, daß diese flüchtige Tinktur von allem Eisen frey zu seyn scheine, weil die Säuren keine Veränderung in ihr verursachten„: Allein, obschon gleich auf die Beymischung der reinsten Säuern keine Veränderung erfolgte, so bekam dennoch die Vermischung nach 24. Stunden eine blaue Farbe. Ich fand also eigentlich nur so viel, daß durch das kaustische flüchtige Alkali weniger Eisen aus dem Berlinerblau aufgelöset würde, als durch das gelinde, oder auch durch fixes Alkali.

Anmerckung 2. Am Ende der Niederschlagung zeigte sich bey kleinen angestellten Prüfungen der besondere Umstand, daß die geringste Portion der überflüßig zugesetzten flüchtigen Blutlauge die schöne blaue Farbe gänzlich hinwegnahm, selbst einen Theil des Präcipitats wieder auflößte, und den andern Theil in einer dunkelbraunen Farbe zurückließ; deswegen am Ende der Niederschlagung die größte Behutsamkeit angewendet werden mußte. Dieserhalb wurde der Niederschlag zu etlichenmahlen durch filtriren abgeschieden, damit an der klaren Flüssigkeit die Veränderung desto besser bemerket werden konnte.

13.

Um von der Ursache der Farbe der vom blauen Präcipitat abfiltrirten Flüssigkeit eine nähere Kenntniß

zu bekommen, wurde ſolche zum Verdunſten an gelinde Wärme geſtellt, und nach gänzlicher Austrocknung davon ein blaß orangenfarbigtes Salz erhalten. Weil ſich nun daraus vermuthen ließ, daß noch etwas Platina darinn befindlich ſeyn möchte, ſo wurde ſolches in einen Schmelztiegel gethan, und da das Salz ammoniakaliſcher Natur war, bey gelindem Feuer unter ſehr ſtarkem Dämpfen in die Luft getrieben. In dem Tiegel blieb davon nur ein kaum merkliches metalliſches glänzendes Gewebe von Platina, an der innern Oberfläche nach dem Boden zu, hangend; am Boden aber ſelbſt war eine graue allem Anſehen nach unmetalliſche Erde zuſammengebacken befindlich, die ſich nicht leicht abſtoſſen ließ, und 13. Grane wog.

14.

Sämmtlicher nach dem 12ten Paragraph erhaltene dunkelblaue Präcipitat, worunter nicht das geringſte einer etwa zugleich mit niedergeſchlagenen Platina befindlich war, welcher nach Ausſüßung und Trocknung 89. Grane wog, wurde in einem kleinen Schmelztiegel ausgeglühet, wovon ein ſchwarzbraunes Pulver zurückblieb, welches nur noch 42. Grane wog, und vom Magnet gänzlich angezogen wurde, mithin aus Eiſen beſtund. Unter der Ausglühung brannten Flämmgen, wie bey der Bereitung des Pyrophors, und der Rückſtand entzündete ſich auch wirklich nach der Abkühlung noch an etlichen Stellen an der Luft, einem andern Pyrophor gleich.

Anm.

Anm. Durch dieſe und andere Beobachtungen mehr durfte wohl der von Herrn Pr. Bergmann behauptete Grundſatz, daß von dem Gewichte eines mit phlogiſtiſchem Alkali zu Berlinerblau niedergeſchlagenen Eiſens nur der ſechſte Theil für den eigentlichen Betrag des wahren metalliſchen Eiſengehalts angenommen werden müſſe, entkräftet werden.

Eben dies hat vor kurzem Jonathan Stockes in Diſſ. de aëre dephlogiſticato. Edinb. 1781. bey einer mit Berlinerblau angeſtellten Deſtillation an dem Rückſtande bemerket.

15.

Damit ich nun wiſſen möchte, ob der vorn (§. 9.) angeführte orangenfarbigte Niederſchlag reine Platina enthalte, oder noch mit etwas Eiſen verunreiniget ſey: ſo wurde ſolcher mit einer halben Unze von einem ganz weiſſen durch Sublimation gereinigten Salmiak vermiſchet, und in einem Kölbgen mit aufgeſetzten Helm zur Sublimation gebracht. Anfänglich wurden ſehr ſtarke trockne Salzdämpfe, die aus bloſſer Salzſäure zu beſtehen ſchienen, übergetrieben, die aber ihrer Flüchtigkeit wegen nicht aufgefangen werden konnten, ſondern ganz verrauchten. Dieſen folgte nach und nach der ſich ſublimirende Salmiak, welcher ſich in ganz weiſſer Farbe anlegte. Zuletzt wurde noch eine Stunde lang das Feuer ſoweit verſtärkt, daß der untere Theil des Glaſes glüete. Als am folgenden Tage das Gefäß unterſucht wurde, fand ſich in deſſen obern Theile vierthalb Drachmen Salmiak ſublimirt, der auf der

innern Oberfläche gelb gefärbt war. Dies ſahe ich für einen deutlichen Beweiß an, daß in dem erwähnten Niederſchlage noch etwas Eiſen befindlich geweſen ſeyn müſſe. Nach der Farbe zu urtheilen, in Vergleichung mit den bald folgenden Erfahrungen, mochte das im Sublimat ſteckende Eiſen 3 Grane betragen können. Der Rükſtand hatte eine dunkle aſchgraue Farbe, und eine wollichte unter einander ſchwach zuſammenhängende Beſchaffenheit, und wog 2 Drachmen 18 Grane. Rieb man etwas davon mit einem glatten feſten Körper, ſo bemerkte man auf der Oberfläche, daß derſelbe eine helle Silberfarbe bekam. Die ganze innere Oberfläche des Glaſes, das, wie man deutlich ſah, zu ſchmelzen angefangen hatte, war mit einem ganz dünnen ſilberfarbigten glänzenden Gewebe überzogen, das aber ſo feſt am Glaſe ſaß, daß man es nicht davon abſondern konnte.

Anm. Es iſt zwar ſchon aus Marggrafs Schriften bekannt, daß derſelbe zum Beweiß des Eiſengehalts in der Platina, den Salmiak mit roher Platina ein einzigesmahl ſublimiret, und aus der erlangten gelben Farbe des erſtern die Exiſtenz des Eiſens in lezterem erwieſen habe. Ich erwählte aber vorſäzlich hierzu die in Salz-Geſtalt niedergeſchlagene Platina, weil ſolche in dieſer Beſchaffenheit mehr zertheilt und gekfnet, mithin das Eiſen, in ſoferne einiges noch darinn befindlich wäre, um deſto leichter vom Salmiak mit aufgeführet werden müſſe. Der Erfolg zeigte, daß ich mich in der Gegenwart des Eiſens nicht geirret hatte. Vielleicht wird man geneigt ſeyn, dieſen Eiſengehalt von der Niederſchlagungsart noch herzuleiten; weil ich

nemlich

nemlich die erſte Auflöſung der Platina nur mit wenigem Waſſer verdünnt gehabt, ſo wäre das mit in das niedergefallene zarte Platinaſalz aufgenommene Kriſtalliſationswaſſer um deſto mehr mit Eiſen beladen geweſen. Allein, bey Erwägung der nachfolgenden Erfahrungen, und der noch ſehr beträchtlichen Menge des in dem Platinaſalz ſteckenden Eiſens, wird man ſich überzeugen können, daß dieſe Menge Eiſen in derjenigen Menge Wäßrigkeit unmöglich befindlich geweſen ſeyn könne, welche als Kriſtalliſationswaſſer ſich mit dem Platinaſalze verbunden gehabt: ſondern daß vielmehr wegen des natürlichen feſten Zuſammenhanges die durch Salmiak niedergeſchlagene Platina noch einen Theil Eiſen mit ſich zu Boden geriſſen habe. Es kann mithin eben ſo wenig die Platina, welche durch Salmiak aus der Auflöſung niedergeſchlagen wird, für ganz eiſenfrey gehalten werden, als das nach der Niederſchlagung der Platina in der Auflöſung noch verbleibende Eiſen für bloßes Eiſen angeſehen werden darf. (S. §. 12. 13.)

16.

Hierauf wurde der im §. 19. angeführte dunkelbraunrothe Präcipitat der Platina mit 2 Drachmen reinem Salmiak vermiſcht und zur Sublimation eingeſetzt. Dabey zeigten ſich im Anfange auch einige Dämpfe der Salzſäure, und im Erfolg ſublimirte ſich der Salmiak dem äuſerlichen Anſehen nach in einer ganz weiſſen Farbe. Es fand ſich aber hernach, da man das Gefäß zerſchlug, daß ſolcher auf der innern Oberfläche ebenfalls gelb gefärbt war. Der hierdurch ſich offenbarte martialiſche Gehalt ſchien, nach der Farbe und

Zweyte Scene.

(Das Haus des Antipholis von Ephesus.)

Luciana und Antipholis von Syracus treten auf.

Luciana.

Wie, iſt denn möglich, daß ihr ſo plözlich habt vergeſſen können, was die Pflicht eines Ehmanns iſt? Wie, Antipholis, ſollen ſchon im Frühling deiner Liebe die Quellen deiner (*) Liebe vertroknen? Fällt das Gebäude eurer Liebe ſchon zuſammen, da es kaum aufgeführt iſt? Wenn ihr meine Schweſter bloß um ihres Vermögens willen geheurathet habt, ſo begegnet ihr, wenigſtens um ihres Vermögens willen, freundlicher; oder wenn ihr irgend eine andre lieber habt, ſo thut es doch heimlich; laßt meine Schweſter eure Untreu nicht ſo deutlich in euern Augen leſen, und macht eure Zunge nicht zum Redner eurer eignen Schande; ſeht ſie freundlich an, gebt ihr gute Worte; ſeyd mit einer guten Art ungetreu, kleidet das Laſter wie einen Hausgenoſſen der Tugend; nehmt eine ſchöne Geſtalt an, wenn ſchon euer Herz beſudelt iſt; mit einem Wort, ſeyd heimlich untreu; wozu braucht Sie es zu wiſſen? Welcher Dieb iſt ſo einfältig, mit ſeinen eignen Streichen zu pralen? Beredet uns wenigſtens, uns arme Weiber, die ſo leicht zu bereden ſind, daß ihr uns liebt; wenn gleich andre den Arm haben,

(*) Ein Wortſpiel mit dem Wort Spring, welches Frühling, und Quelle heißt.

Vergleichung mit den folgenden Erfahrungen zu urtheilen, ohngefähr 2 Grane zu betragen. Am Boden des Gefäſſes fanden ſich 11 Grane zurükgebliebene Platina von aſchgrauer Farbe, locker und wolligt. Weil das Feuer bey dieſer Sublimation zwar bis zum Glüen des Gefäſſes fortgeſetzt, aber die Glüung nicht ſo lange, auch nicht in einem ſo ſtarken Grade als das erſtemahl, unterhalten worden war: ſo fand ſich auch die Platina nicht ſo feſt wie vorher an dem Glaſe hangend, und ließ ſich ohne alle Schwierigkeit rein herausnehmen.

17.

Damit ich nun gleich erfahren möchte, ob bey der rükſtändigen Platina, nach dem 15. §. noch etwas Eiſen verſteckt ſey, ſo ſtieß ich den untern Theil des Glaſes, ſoweit ſolches mit einem ſilberfarbigten Häutgen überzogen war, zu gröblichten Stücken, daß ſie in eine kleine Phiole geſchüttet werden konnten, und überſchüttete ſie mit etwas reinem Königswaſſer von der vorbeſchriebenen Art, und ließ es im Sande eine Stunde lang in ſteter Kochung erhalten. Nach Erkaltung des Gefäſſes hatte die Flüßigkeit eine ziemlich ſtarke Farbe bekommen, und ließ, nachdem ſie davon abgegoſſen worden, die Glasſtücken von aller Platina entblößt ganz rein zurük. Nach vorgängiger Verdünnung mit Waſſer ſchlug ſich auf Zuſetzung der flüchtigen Blutlauge ein blauer Präcipitat daraus zu Boden, wiewohl nur in einem geringern Verhältniß als vorher.

Dar-

Daraus erkannte ich, daß der Salmiak noch nicht alles Eiſen davon geſchieden hatte.

18.

Da ich alſo hieraus deutlich urtheilen konnte, daß bey der übrigen zurükgebliebenen Platina des 15. §. ebenfalls noch Eiſen befindlich ſeyn müſſe, und ſolches von der im 16. §. überbliebenen eben ſo gewiß vermuthet werden konnte: ſo wurden die erwähnten beyden Ueberreſte der einmal mit Salmiak ſublimirten Platina (§. 15. 16.) welche zuſammen 2 Drachmen 29 Grane wogen, mit 2 Drachmen reinem Salmiak vermiſcht und zur Sublimation eingeſetzt. Der davon aufſublimirte Salmiak ſchien durchaus eine etwas mehrere gelblichte Farbe zu haben, und die davon rükſtändige Platina, die ſich ganz ſauber aus dem gläſernen Gefäſſe in einer grauen Farbe nehmen ließ, hatte wirklich 2. Grane am Gewicht verlohren, indem ſie jetzt nicht mehr als 2 Drachmen 27 Grane wog.

19.

Die im vorigen Paragraph erwähnte überbliebene Platina wurde ſogleich aufs neue mit 2 Drachmen reinem Salmiak vermiſcht und zur Sublimation eingeſetzt. Nach deren Vollendung fand ſich, daß die am Boden des Glaſes liegende Platina abermahls 2. Grane von ihrem Gewichte verlohren hatte und jetzt nicht mehr als 2 Drachmen 25 Grane wog. An ihrem äuſerlichen Anſehen konnte gar keine Veränderung

bemerket werden. Der davon aufgestiegene Salmiak hatte auf der innern Oberfläche wieder eine gelbe Farbe.

20.

Dieser Erscheinung nach wurde die zurückgebliebene Platina nochmals mit 2 Drachmen Salmiak vermischt und sublimiret. Nach Beendigung dieser Arbeit war der Sublimat von dem vorigen nicht sonderlich unterschieden, und der Rükstand hatte abermals 2 Grane am Gewichte eingebüßt, und wog nicht mehr als 2 Drachmen 23 Grane.

21.

Es wurde daher solcher nochmals mit 2 Drachmen Salmiak mehrerwähntermassen behandelt, und abermals ein Sublimat davon erlanget, der dem vorigen in der Farbe glich, und der Rükstand wog nur noch 2 Drachmen 21 Grane; hatte also wieder 2 Grane verlohren.

22.

Von diesem leztern Gewichte der überbliebenen Platina gieng zufällig 1 Gran verlohren, so daß jezt nur noch 2. Drachmen 20 Grane aufs neue mit 2. Drachmen Salmiak vermischet werden konnten. Als diese wieder zur Sublimation eingesetzt worden waren, so befand sich jezt nach deren Vollendung ein ganz weisser Sublimat im Glase, und das angeführte Gewicht der Platina hatte auch diesmahl nicht das mindeste weiter verlohren.

23.

13.

Zur Versicherung, daß die Platina nunmehro von allem Eisengehalt vollkommen befreyet werden sey, wurden von der (§. 22.) überbliebenen Platina 10. Grane in Königswasser aufgelöst. Die Farbe dieser Auflösung war eben so dunkelbraunroth, als die vorne (§. 8.) beschriebene. Es wurde hierauf solche mit Wasser verdünnt, und mit flüchtiger Blutlauge vermischt, wobey sich aber weder ein blauer noch ein anderer Präcipitat bemerken ließ, sondern die Vermischung erfolgte ohne die mindeste Veränderung. Und hierdurch erkannte ich also, daß ich meinen Endzweck erreicht, und die Platina von ihrem festgehaltenen Antheil Eisen aufs höchste gereinigt hatte.

14.

Nach diesen Versuchen kann ich das **Verhältniß des Eisens in der Platina**, in Rücksicht, daß nach Abzug der überbliebenen 18. Grane (§. 8.) nicht mehr als 3. Drachmen 42. Grane Platina zur Bearbeitung gekommen sind, an daraus gezogenem Eisen aber, nach §. 14. 42. Grane, §. 15. 3. Grane, §. 16. 2. Grane, §. 18. 2. Grane, §. 19. 2. Grane, §. 20. 2. Grane, §. 21. 2. Grane, zusammen also 55. Grane wirklich berechnet werden können, am sichersten auf den **vierten Theil** bestimmen.

Langensalza den 6. May, 1783.

Wiegleb.

II.

Erläuterungen
der Nachrichten von Madagascar. *)

Es sind eigentlich dreyerley Reisen, die in der Reise um die Welt, von Hr. de Pagés beschrieben werden. Eine ging nach dem Südpol; auf dieser landete man zu Madagascar. Der Verfasser hat aber mit keiner Sylbe erwähnt daß es keine andere als die zweyte Entdekungsreise des Kerguelen war. Bekanntlich gereichte sie diesen Befehlshaber zum Unglük; einer der unter ihm gestandenen Officiere verklagte ihn nach der Rükkehr, ganz im Geist der französischen Manier, und Kerguelen wurde condemnirt. In der neuerlich von ihm selbst, sogar mit königlichen Privilegien, heraus gegebenen Beschreibung **) seiner beyden Entdekungsreisen wird de Pagés unter den Officires nahmhaft gemacht, die bey der zweyten Fahrt unter ihm dienten. Ein Brief des zweyten Capitains, Ligneville, der darinn vorkommt, erzählt, daß verschiedene der unzufriedenen Officiers, währenden Proceßes wieder Kerguelen,

*) Diese wurden im diesjährigen May des T. M. aus des Mr. de Pagés voyages autour du monde gegeben.

**) Relation de deux voyages dans les mers Australes et des Indes Faite en 1771. 1772. 1773. et 1774. par Mr. *de Kerguelen*, á Paris chez Knapen et Fils 1782.

len, bey de Pagés ein und ausgegangen, "welcher letztere ſich auf dem Krankenlager befinde, jedoch ſeinen ſchwächlichen Zuſtand mehr den Ländern am Südpol, als ſeinen Ausſchweiffungen auf Madagascar zuſchreibe."

Aus dieſer Bemerkung wird es ganz wahrſcheinlich, daß wohl de Pagés, obgleich die königliche Akademie in ihrer Approbation ſeines Buchs ſagt, "der Verfaſſer habe ſich auf ſeiner Reiſe Zerſtreuungen des Vergnügens erlaubt." Die Nachrichten von der Bereitwilligkeit der Inſulanerinnen aus eigenen Erfahrungen genommen, und ſich in ſo fern allen Glauben erworben habe.

Zugleich aber läßt die bittere Anmerkung jenes an Kerguelen geſchriebenen Briefs muthmaßen, daß de Pagés kein Freund von ihm geweſen; und das giebt wohl auch den Aufſchluß zu jener Verſchweigung des Kerguelen, wozu de Pagés ſchwerlich politiſche Urſachen oder höhere Befehle haben konnte, da der König dem Kerguelen es ſelbſt erlaubte, ſeine Reiſebeſchreibung drucken zu laſſen.

Kerguelen erzählt, daß in dem Kriegsgerichte, welches ihn condemnirte, acht Capitains von denjenigen achtzig ſaßen, denen er, nach zurückgelegter erſter Entdeckungsreiſe, in Erlangung des Grads als Capitain vorgezogen wurde. Er offerirt dreytauſend Livres zu den Koſten des Drucks ſeines Proceſſes,

damit die unpartheyiſche Welt in der Sache urtheilen könne.

Der gute Kerguelen! Wie wenig Richterſtühle in und auſser Frankreich werden ſich ſicher genug wiſſen, dergleichen Erbieten anzunehmen. Ehre genug für die Preſsfreyheit in einem groſsen monarchiſchen Staat, daſs wenigſtens das Erbieten gedruckt werden durfte.

In einem ſchönen Briefe von D'Eſtain an Kerguelen *) heiſst es: "Mir ſcheint es ganz ausgemacht, daſs im Dienſt diejenigen, die nichts thun, mit Vortheil gegen die ſtreiten, die etwas thun. Dieſen letztern kann der Fuſs leicht ausgleiten, und ſelten reicht man ihnen alsdann die Hand, um ſie nicht fallen zu laſſen." Tägliche Erfahrungen jedes thätigen Dieners im Staat beſtätigen auch wohl auſser Frankreich dieſe Anmerkung des berühmten Mannes.

De Pagés weiſs ſogar die auf ſeiner Reiſe gegen den Südpol gefundenen Inſeln als ganz neue Entdekkungen aufzuſtellen, da ſie doch Kerguelen ſchon auf ſeiner erſtern Reiſe fand, und bey der zweyten die Entdeckung nur mehr berichtigte. Mit Rechte tröſtet er ſich damit, daſs kein giftiger Hauch des Neides, das Land Kerguelen, welches Cook nachher als eine Inſel von zweyhundert Meilen Umfang befunden, von der Erdkugel hinwegwehen oder aus den Erdbeſchreibungen auslöſchen werde.

Man

*) Voyages de Kerguelen p. 105.

Man könnte zwar annehmen, daß de Pagés, wenn er diese Kerguelen nicht nenne, ihm doch in einer Stelle seiner Reisebeschreibung Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Er sagt nehmlich:*) "Wir verliessen nun diesen Strich oder vielmehr diesen Kreuzzug, worauf uns die ausnehmende Klugheit unsers Chefs seit 35 Tagen erhalten hatte." Allein nach dem Zusammenhange, da die Schiffe sich in einem schlimmen Zustande befanden, kann man billig zweifeln, ob das nicht als ein Sarkasm gesagt worden ist.

Kerguelen hat seinen Reisen einen eigenen Aufsatz über Madagascar beygefügt, worinn er die Wichtigkeit eines Etablissements auf dieser Insul aus politischen Gründen darthut. Man ersieht aus demselben, daß es ein Baron Beniowsky war, der dort die Anlage einer französischen Colonie unternahm. Daß er es mit den Insulanern verdorben hatte, die ihn durchgängig nur den bösen Weissen nannten, erzählt Kerguelen selbst. Beniowsky klagte ihm, daß einige kriegerische Chefs der Insulaner auf seine Leute geschossen, und in der Nähe seines Lagers eine Schanze angelegt hätten, die er seiner Sicherheit wegen abzubrennen suchen müsse. Kerguelen gab auf sein Bitten ein Commando zur Unterstützung, und das leere Fort wurde abgebrannt.

Vermuthlich war der französische Officier, der sich hierzu mit brauchen ließ, Mr. Karnel de Mery, dessen

sich

*) Tome II. p. 75.

ſich Kerguelen mit Nutzen in Erkauffung der Victualien bey den Inſulanern bedient hatte. Dieſer iſt es alſo, wider den de Pagés ſo empfindſam declamirt; denn Kerguelen ſetzte ja ein Vertrauen auf ihn, ſtatt etwa de Pagés zu gebrauchen, da doch dieſer, wie er bey dem Eingange ſeiner Reiſebeſchreibung angiebt, von den Miniſtern vorzüglich empfohlen worden war, bey den Operationen zu Lande gebraucht zu werden.

Uebrigens behauptete Kerguelen ſelbſt, daß zu Gründung einer Colonie auf Madagaſcar vorzüglich nöthig und gar nicht ſchwer ſey, der Einwohner Zutrauen zu erwerben. Er misbilligt auch die Maasregel des Beniowsky, den Handel mit Piaſtern zu unterſagen. Lieber ſolle man hindern, den Inſulanern nicht ferner Schiesgewehr und Pulver zukommen zu laſſen. Aber da ſchon ſo viele Piaſter auf der Inſul circulirten, ſo könne man, ſtatt ſie nach Moſambik gehen zu laſſen, ſie ſelbſt leicht an ſich bringen, wenn man auf allen Poſten Niederlagen mit Waaren, deren die Inſulaner bedürften, anlegte.

Viele Sentiments des de Pages ſtimmen mit Kerguelens Aeuſſerungen überein. Vielleicht rührt es daher, daß man nach des Letztern Verhaftnehmung ſeine Papiere, worunter auch das vollſtändige Reiſetagbuch war, demſelben nicht wieder zurückgegeben.

Glücklicherweiſe hatte er aus ſeinem Journal ſchon einen Auszug gemacht, den er dem Publico mittheilen konnte.

* *.

Nach-

Nachſchrift.

Noch war es zu früh, ein Werk, worinn ein unglücklicher braver Mann ſich wider Neid und Cabale freymüthig vertheidigte, durch Königliche Privilegien geſichert zu halten. Vorſtehende Blätter kamen eben aus der Preſſe, als ich im Iournal de Paris vom 13. Junius angekündigt fand: Arrêt du Conſeil d' état du Roi de 23. May 1783. qui ſupprime un Ouvrage intitule *Relation de deux voyages dans les mers Auſtrales et des Indes faits par Mr. Kerguelen* 1771. bis 1774.

Die Königliche Approbation dieſes Werks beſagte, „daß es ein intereſſantes, nützliches Buch ſey, welches ſich bey dem Publico eine günſtige Aufnahme verſprechen könne.“ Was mag nun das Publicum zu dem Arrêt ſagen?

Ohne Zweifel muß viel Wahrheit in dem Buche ſeyn, weil es unterdrückt wird. Und da es in Frankreich heißt, die Memoires ſur la Baſtille würden nicht unterdrükt, weil man ihren Verfaſſer verachte: ſo ſoll wohl Mr. de Kerguelen das Schickſal ſeines Werks ſich zur Ehre rechnen müſſen. Wenigſtens iſt es dadurch merkwürdiger geworden, und verdient wohl die nähere Anzeige des Inhalts, die ich bey dieſer Veranlaſſung kürzlich beyfügen kann. Es beſteht aus folgenden Aufſätzen: 1) Das eigentliche Journal der Seereiſen nach den Südländern, welchen verſchie-

haben, ſo zeigt uns wenigſtens ein freundliches Geſicht; wir werden nur von Euch in Bewegung geſezt, und ihr könnt aus uns machen was ihr wollt. Kommt alſo wieder mit mir hinein, mein lieber Bruder; tröſtet meine Schweſter, thut freundlich mit ihr, neunt ſie euer Weib; wenn es auch nur Schmeicheley iſt, ſo dient es doch zu ihrer Beruhigung.

Antipholis von Syracus.

Anmuthsvolle Gebieterin, (keinen andern Namen weiß ich euch nicht zu geben, noch begreiff ich, durch was für ein Wunderwerk ihr den meinigen entdekt habt,) eure Schönheit und dieſe Probe eurer Wiſſenſchaft beweiſen beyde, daß ihr eher irgend eine Gottheit als ein irdiſches Weſen ſeyd; lehre mich, ſchönſte Geſtalt, wie ich denken und wie ich reden ſoll; entfalte vor meinen zu groben, irdiſchen, in Irrthum eingehüllten Sinnen, den geheimnißvollen Inhalt deiner Reden -- Warum bemüht ihr euch ſo ſehr, mich in einem unbekannten Feld irre zu führen? Seyd ihr eine Göttin? Wollt ihr mich neu erſchaffen? So verwandelt mich dann, ich unterwerffe mich eurer Macht. Aber ſo lang ich ich ſelbſt bin, weiß ich gewiß, und es iſt umſonſt die lautre Wahrheit meiner Seele einer Falſchheit anzuklagen, daß eure weinende Schweſter mein Weib nicht iſt, und daß ich keine von dieſen Pflichten ihr ſchuldig bin, die ihr mir einſchärfet. Warum wollt ihr mich dann nöthigen ſie zu lieben, da mein Herz weit ſtärker, weit ſtärker zu euch gezogen wird? O, lokе mich nicht, holdes Meer-Mädchen, durch dein Zauberlied, um in der Thränenfluth

deiner

ſchiedene Correſpondenzen einverleibet ſind. S. 1. — 120. 2.) Bemerkungen über den Amerikaniſchen Krieg, in einem Briefe über die Unruhen zwiſchen Großbritannien und ſeine Colonien. Dieſer Brief iſt ſchon in den Annales Politiques 1776. eingerückt worden. S. 121 — 133. 3.) Betrachtungen über Einrichtung der Kriegsſchiffe. Hier werden insonderheit viele Vorzüge der engliſchen Marine zur Nachahmung empfohlen. S. 134 — 153. 4.) Nachrichten von der Insel Madagascar. S. 154 — 169. 5.) Bemerkungen über die Art und Weiſe, mit England Krieg zu führen. S. 170 — 185. Er theilt unter 100 Linienſchiffe, 100 Fregatten, und 50 kleinere Kriegsfahrzeuge ſeine Operationen aus, um England zu Grunde zu richten. 6.) **Reflexionen über die Marine.** S. 186. — 209. Dieſen während des Arreſtes zu Saumür im Februar 1776. abgefaßten und den Königlichen Miniſtern übergebenen Reflexionen, folgen einige neue Einrichtungen bey der Königl. Marine, die ſich auf jene Reflexionen zu gründen ſcheinen. Die Frau Präſidentin de **Marolle**, nahm hierauf Anlaß, bey dem See-Miniſter, Herrn von Sartine, ein Wort für ihren Bruder zu reden. Der Miniſter aber antwortete ihr am 5ten December 1776: "Daß er es freywillig bekennen wollte, wenn die Grundſätze, worauf die neuen Einrichtungen beruhten, aus den Memoires ihres Bruders genommen worden wären. Allein er, der Herr Miniſter, habe dieſe Grundſätze lange vorher,

her angenommen gehabt, ehe des Kerguelen Papiere eingereicht worden wären. — Uebrigens laſſe er deſſen Kenntniſſen gerne Gerechtigkeit widerfahren. "

7.) Gedanken über den Scorbut. S. 210 — 219.

8.) Signale zum Dienſt der Königlichen Marine. S. 220 — 244. Wenn man Reſpect vor den Seedienſt bekommen will, darf man nur dieſen Plan eines Signalſyſtems leſen. — Eine See-Charte über die von Kerguelen entdekten Inſeln im Südmeer, worauf auch verſchiedene See-Proſpecte gezeichnet ſind, beſchließt das Werk.

III.

Auszug eines Briefes

des Herrn Hofrath D. Loder's (dermalen in London) an den Herrn Berg-Rath D. Bucholz in Weimar, die Mahagony-Rinde und die rothe China-Rinde betreffend.

London den 8ten April 1783.

„Ich ſende Ihnen anbey eine kleine Quantität von rother Chinarinde (red bark) und ein darüber geſchriebenes Buch, von D. Saunders.*) Dieſe rothe Rinde iſt

*) Observations on the superior efficacy of the red peruvian bark, in the cure of agues and other fevers. Interspersed with occasional Remarks on the Treatment of other Diseases by the same remedy. *Third Edition* with

iſt eine Art von Chinarinde, deren Hiſtorie ſie in dem Buche finden werden. Sie hat hier viel Aufſehens gemacht, und wird ſtark gebraucht. Weil hier anfangs einige glaubten, daß dieſe rothe Rinde wohl nichts anders als Mahagonyrinde ſeyn möchte, wovon ſie doch ſehr verſchieden iſt, ſo ſende ich Ihnen zugleich eine kleine Quantität von der letztern mit. Dies iſt die Rinde von dem gewöhnlichen Mahagonyholz, das hier ſo häufig verarbeitet wird. Ich habe ſolche von einem meiner hieſigen Freunde, Herrn **Wilſon**, bekommen, der mir auch die von ihm und ſeinen Freunden angeſtellten Beobachtungen, die ich Ihnen beyfüge, mitgetheilt hat. Herr **Wilſon** hat ſich mit den nächſten Jamaica-Schiffen die Rinde von kleinen und dünnen Mahagony-Zweigen beſtellt; ſollte dieſe noch vor meiner Abreiſe von hier ankommen, ſo will ich ſie Ihnen nebſt etwas vom wäßerichten und geiſtigen Extract der Mahagonyrinde, womit mich Herr **Wilſon** vor einigen Tagen beſchenkt hat, ſchicken. Folgendes über die rothe Rinde iſt aus D. Simmon's London medical Iournal: "Die rothe Rinde wird jetzt in Amſterdam für 50 Sols (ungefähr ein Laubthaler) das Pfund verkauft. Herr **Brand**, einer der angeſehens

with conſiderable Additions, and an appendix containing a more particular account of its natural hiſtory. By *William Saunders* M. D. F. A. S. member of the royal college of Phyſicians in London und Phyſician to Guy's Hoſpital. London, printed for Iohnſon &c. 1783. gr. 8. 188. Seiten.

ſehenſten Spezerey-Händler zu Leiden hat kürzlich von einem engliſchen Kaufmann zwey Tauſend Pfund dieſer Rinde um denſelben Preiß eingekauft. Der berühmte Profeßor Camper, welcher den Gebrauch dieſer Rinde in Friesland eingeführet, und deren vortreffliche Würkungen in verſchiedenen Krankheiten erfahren hat, bemerkte, daß ſechs Quentgen von der rothen Rinde eben das würkten, was eine Unze von der gewöhnlichen Peruaner Rinde leiſtet. Wir haben die angenehme Hoffnung daß dieſe Rinde bald ein gewöhnlicher Handels-Artikel in Amſterdam ſeyn werde. „

Folgendes ſind die Beobachtungen des Herrn Wilſon und ſeiner Freunde über die Würkungen der Mahagony-Rinde:

"Vor ungefähr zwey Jahren war ich mit Herrn Lauder in Geſellſchaft, welcher als Wundarzt in der Armee und mit ſeinem Regiment eine lange Zeit in Jamaica geſtanden hatte. Von dieſem erfuhr ich, daß er einſtmals eine beträchtliche Strecke von Kingſton entfernt, einquartiert geweſen, und ihm ſeine Vorräthe von Arzneyen, beſonders die Chinarinde, aufgegangen, und zwar gerade zu der Zeit da ſich ein Wechſelfieber unter den Soldaten eingefunden. Dieſes Fieber war von einer hartnäckigen Art, und widerſtand den gewöhnlichen Fiebervertreibenden Mitteln, hatte deutliche Zwiſchenräume, und verlangte alſo den häufigen Gebrauch der peruvianiſchen Rinde.

In dieſer Verlegenheit dachte er auf ein Surrogat, und da er die Mahagonyrinde oft gekoſtet, und gefunden hatte, daß dieſe, was die Bitterkeit und den zuſammenziehenden Geſchmack betrift, mit der Fieberrinde am allermeiſten überein käme: ſo entſchloß er ſich die Mahagonyrinde anzuwenden. Der Verſuch wurde mit dem beſten Erfolge gekrönet. Er gab ſolche in Pulver und in eben den reichlichen Gaben, als er unter ſolchen Umſtänden die Fieberrinde zu geben gewohnt war, und hatte das Vergnügen, alle ſeine Fieber-Kranken durch dieſes Mittel wieder hergeſtellt zu ſehen. Auch bemerkte er nicht, daß dieſe Rinde irgend bey einem Kranken nachtheilige Folgen, wie z. B. Verſtopfung der Eingeweide des Unterleibes, wie man der Chinarinde (ob mit Recht oder Unrecht, getraut er ſich nicht zu beſtimmen) bisweilen Schuld gegeben hat, bewürckt hätte.

„Durch dieſe vortheilhafte Nachricht von dem Nutzen der Mahagonyrinde aufgemuntert, und zwar von einem Manne aufgemuntert deſſen Fähigkeiten ich im geringſten nicht zu bezweifeln Urſach hatte, und deſſen Wahrheitsliebe mir hinlänglich bekannt war; beſchloß ich, in meiner Praxis dieſes Mittel auch zu verſuchen, zumal da ich oft ein Mittel gewünſcht habe, welches der Chinarinde an die Seite geſetzt werden könnte. Auch aus dem Grunde war mir dieſes neue Mittel äuſerſt willkommen, weil es in unſern Colonien wächſt, und mit der Zeit einen einträglichen Handelszweig

zweig für dieſelben abgeben könnte; theils weil uns zeither oft ſo ſchlechte Sorten von der gewöhnlichen Fieber-Rinde zum Verkauf gebracht worden. Ich verſuchte die Gewißheit von der Würkung dieſes Mittels vorerſt an mir ſelbſt; ich nahm ſolches in verſchiedenen Geſtalten, bald in Subſtanz, bald als Extract, bald als einen Aufguß, und ſpührte nicht die mindeſte Unbequemlichkeit von demſelben. Ich habe ſolches ferner in drey Fällen bey dem einſeitigen Kopfweh angewendet, (von zweyen ſollen die Geſchichten unten folgen) und es entſprach vollkommen meiner Erwartung. Ich gab ferner etwas von dieſer Rinde an Herrn Thomas Sheldon, welcher die Freundſchaft gehabt, mir die Geſchichte eines Falles zu übermachen, wo er dieſes Mittel bey einem periodiſchen Kopfweh anzuwenden Gelegenheit gehabt, und welches in kurzer Zeit damit geheilet worden. Hierbey muß auch noch angemerkt werden, daß dieſes periodiſche Kopfweh ſchon vielen Fiebervertreibenden Mitteln, die vorher gebraucht worden, widerſtanden hatte. Herrn Freake hat dieſe Rinde in einem dreytägigen Fieber angewendet, da ſie eben auch ſeinen Erwartungen vollkommen entſprach.

„Dieſes ſind vor der Hand alle Verſuche ſo ich geſammlet habe, und die mich in den Stand ſetzen behaupten zu können, daß man die Mahagony-Rinde mit allem Rechte der peruvianiſchen Rinde in Betracht der Fiebervertreibenden Kräfte an die Seite ſetzen

me. Ungleich angenehmer wäre mir's freylich ge-
ſen, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, dieſes Mit-
in mehrern Fällen anwenden zu können; allein die
echſelfieber ſind dermalen im Herbſte bey uns unge-
hnlich ſelten, und dieſes hat meine Freunde und
ch verhindert, mehrere Erfahrungen damit zu ma-
n. Hierzu kommt noch, daß man in der bürgerli-
n Praxis dergleichen Verſuche mit Mitteln, deren
hm noch nicht völlig entſchieden, nur ſelten zu ma-
n im Stande iſt, wenn man nicht Gelegenheit zu
iſsdeutungen geben, und den einmal erworbenen gu-
n Nahmen eines Praktikers zu erhalten ſuchen will.

Der erſte Fall: Herr **Grumley** wurde, nachdem verwichenes Frühjahr das Catharrhalfieber, ſo unter n Nahmen der Influenza allenthalben herum ng, ausgeſtanden, mit einem periodiſchen Schmer- , welcher vom rechten Schlafe an, ſich über die nze rechte Seite des Geſichts erſtrekte, befallen. f der andern Seite fühlte er nicht das mindeſte. ieſer Schmerz befiel ihn alle Vormittage um Uhr mit groſer Heftigkeit und dauerte bey y Stunden ohne Aufhören. Hierauf blieb e dumpfe Empfindung in dieſen Theilen bis n die nehmliche Stunde des andern Tages, da nn der heftige Schmerz von neuem angieng, und ſchon beſtimmte Zeit fortdauerte. Dieſes währte rſchiedene Tage ohne die mindeſte Veränderung, d der Anfall des heftigen Schmerzens Vormittags

elf

eilf Uhr war allezeit von einem geringen Froſte begleitet, welcher ihn etwas ſchüttelte und Gänſehaut zuwege brachte. Da ihm nach dem Catharrhalfieber die erſten Wege zu verſchiedenenmalen gereinigt worden, ſo trug ich nicht das mindeſte Bedencken ihm die Mahagony-Rinde gebrauchen zu laßen. Ich ließ ihn davon ein Quentgen gepülvert alle 3 Stunden außer dem Anfalle nehmen. Nach einigen Tagen ſahe ich den Kranken wieder, und er erzählte mir mit Freuden daß ſein Uebel um ein groſſes vermindert ſey; der Anfall käme zwar um die beſtimmte Stunde wieder, aber mit ungleich weniger Heftigkeit als vorher. Ich unterſuchte die Art wie er die Rinde genommen, und fand daß er nur alle 6 Stunden die vorgeſchriebene Gabe genommen habe — ich rieth ihm hierauf ſolche alle 3 Stunden nach der erſten Verordnung zu nehmen, welches er zu thun verſprach. Nachdem er dieſes einige Tage gethan, verſchwand der Schmerz gänzlich, und er hat ſeit der Zeit nicht den mindeſten Anfall davon gehabt.

Der zweyte Fall: Miſtres Harvey, 27 Jahr alt, hatte ein ſtillend Kind. Sie wurde, ohne eine Vernachläßigung gegeben zu haben, mit einem einſeitigen Kopfſchmerze befallen, welcher die rechte Seite ihres ganzen Geſichts einnahm, und ordentlich alle Tage um 11 Uhr Vormittags wiederkam, und allezeit 3 Stunden dauerte. Nachdem die erſten Wege gereiniget worden, ſo verordnete ich derſelben, daß ſie alle 2 Stunden in den Zwiſchenzeiten ein Quent-

gen von der Mahagony-Rinde nehmen ſollte. Den andern Tag gieng ich wieder zu derſelben, und ſie hatte nur vier von den Pulvern genommen, allein der Anfall war ungleich gelinder als Tages vorher. Sie ſagte, ſie könne nicht mehr als ungefähr 2 Pulver in einem Tage nehmen. Ich war gezwungen ihr nachzugeben. Sie fuhr fort ſolche auf dieſe Weiſe zu nehmen, und ihr Uebel hörte bald gänzlich auf.

Der dritte Fall: Mſtrs. Will's, eine Frau in mittlern Jahren wurde verwichenen Freytag gegen Mitternacht mit einem heftigen Kopfweh, vorzüglich über dem linken Auge überfallen, das nach und nach den ganzen Kopf einnahm, vorzüglich war der Schmerz auf der linken Seite des Geſichts am heftigſten. Der Anfall hatte ſich mit einem ziemlichen Froſte angefangen, beſonders aber in den Füßen, doch war hiebey kein Schütteln wie beym Anfalle eines Wechſelfiebers. Der Anfang deßelben war um 11 Uhr vor Mitternacht, und hörte gegen 3 Uhr früh gänzlich auf, und hinterließ eine Trägheit und Stumpfheit, welche bis zum nächſten Anfall, der ordentlich Nachts um 11 Uhr ſich wieder einfand, fortwährte. Die Dauer deßelben war gerade wie vorher, auch klagte ſie dabey über Kälte in den Füßen ob gleich ſelbige durch eine Wärmflaſche erwärmt wurden. Sie hatte einige Tage vor dem erſten Anfalle Blut gelaßen, und ihr Puls war etwas geſchwinder während dem Anfalle, als außer demſelben, doch war derſelbe nicht voll, auch nicht hart;

hart; die Zunge feucht; die Haut etwas feuchte. Es wurde sogleich bey meinem ersten Besuche ein Blasenpflaster an das Ohr auf der kranken Seite gelegt, des Abends eine Gabe Calomel, und früh eine etwas starke Purganz zu nehmen, verordnet. Den Tag drauf als sie das Laxiermittel genommen sahe ich sie wieder, aber die Umstände waren die vorigen; das Uebel kam eben so stark wieder wie zuvor; hierauf verschrieb ich dieser Elenden einige Pulver aus Myrrhen und Baldrian in einem Campher-Julep aus Spiesglas-Wein und versüßten Salpetergeist zu nehmen. Beym Schlafengehen umwickelte sie ihren Kopf mit Rosmarinblättern. Dieses zusammengenommen gab ihr einige wenige Erleichterung des Anfalls und der Schmerzen. Derohalben verordnete ich derselben die Mahagony-Rinde in Pulver zu einem Quentgen alle 2 Stunden zu nehmen, und zwar in den Zwischenzeiten. Auch verordnete ich daß sie die Rosmarin-Blätter wieder umbinden möchte, wenn sich der Anfall nähern sollte. Das Blasenpflaster hatte gut gezogen, und viel Feuchtigkeit von sich gegeben. Die folgende Nacht stellte sich der Anfall des Kopfschmerzens zwar wieder zur bestimmten Stunde ein, aber mit ungleich weniger Wuth als vorher. Ich verordnete Tages darauf daß sie die Rinde in der vorigen Ordnung fortgebrauchen sollte, und hierauf verlohr sich der Anfall des Schmerzens zur bestimmten Stunde dergestalt, daß sie nur noch ein gelindes Ziehen auf dem Rücken der Nase spürte. Ich bat

deiner Schweſter mich zu ertränken; ſing' für dich ſelbſt, Syrene, und ich bin lauter Liebe; ſpreite deine goldnen Loken über die Silberwellen, und ich will es zu meinem Bette machen, und da ligen, und den Tod, den du mir geben wirſt, mit Entzüken annehmen.

Luciana.

Wie, ſeyd ihr wahnwizig, daß ihr ſo ſchwärmet?

Antipholis von Syracus.

Nicht wahnwizig, aber geblendet; wie, weiß ich ſelbſt nicht.

Luciana.

Der Fehler ligt in euern Augen.

Antipholis von Syracus.

Weil ich zu lang, o ſchöne Sonne, in eure Stralen ſchaute.

Luciana.

Schaut wohin ihr ſollt, das wird euer Geſicht wieder aufklären.

Antipholis von Syracus.

Das iſt ſoviel, meine ſüſſe Liebe, als ob ihr mir befählet, in die Nacht zu ſchauen.

Luciana.

Warum nennt ihr mich, Liebe? Nennt meine Schweſter ſo.

Anti-

sie möchte noch einige Tage hinter einander nur vier Pulver von der Rinde nehmen, und hernach nur zwey alle Tage, so lange bis alle schmerzhafte Empfindungen verschwunden wären, welches sie auch that. Sie befolgte diesen Rath genau, und wurde in wenig Tagen vollkommen wieder hergestellt.

Der vierte Fall: Mstrs. F—y ungefähr 22 Jahr alt, ausserdem stark und gesund, wurde im Maymonath 1782 von dem damals herrschenden epidemischen Catharr befallen, wovon sie in wenig Tagen ohne irgend eine Arzney zu nehmen befreyet wurde; doch dauerte der Husten noch fort. Die Kräfte kamen langsam wieder, und sie suchte endlich in diesem Zustande Hülfe bey mir. Es war am 23sten des Heumonaths als ich sie zum erstenmale sahe. Sie klagte mir, neben obigen Ungemächlichkeiten, daß sie in dem Vordertheile des Kopfs einen beträchtlichen Schmerz bekommen habe; sie hätte zwar geglaubt daß sich dieses nach und nach von selbst verlieren würde, allein der Schmerz nehme den ganzen hintern Theil des Kopfs ein. Das besondere hierbey wäre noch zu merken, daß dieser peinliche Schmerz sie allezeit des Nachts wieder von neuen anfiel und gegen den Tag gelinder würde. Nach einigen Tagen wurde die Remission des Kopf-Schmerzens deutlicher, so daß man nun mit Gewißheit sagen konnte, daß der Anfang desselben Abends um 7 Uhr sey, und vor Mitternacht um 11 Uhr sich mit einem gelinden Schweiße endige. Der Anfang des Anfalls wurde von einem

Froste

Froſte begleitet, der Puls wurde alsdann geſchwinder: es fand ſich Durſt und eine trokne Haut ein. Auſſerdem hätte ſie in den Zwiſchenzeiten guten Appetit und der Stulgang ſey etwas härter. Mein erſter Beſuch geſchahe Nachmittags um 5 Uhr, zu welcher Zeit der Anfall noch nicht angefangen; weswegen ich ſogleich folgende Miſchung verordnete: nimm Brechweinſtein zwey Gran, löſe ſolches in ſechs Unzen Waſſer auf, thue dazu anderthalb Quentgen von dem zuſammengeſezten Traganth-Pulver (pulvis e tragacantha compoſ.) miſche alles zuſammen. Von dieſem Arzneymittel muſte ſie ſogleich zwey Suppen-Löffel voll und alle 4 Stunden wohl umgeſchüttelt fortnehmen. — Es bewürkte dieſes zwar einen gelinden Schweiß und hob die Verſtopfung, aber es verminderte das Kopfweh um nichts, noch kürzte es deßen Dauer um etwas ab. Sie fuhr mit dem Gebrauch dieſes Mittels drey Tage fort ohne die geringſte Erleichterung ihres Uebels zu ſpühren, blieb auch ſo lange von ſelbſt zu Bette liegen, um den gelinden Schweiß abzuwarten. Den 27ten des Heumonats beſchloß ich einen Verſuch mit dem Gebrauch der Mahagonyrinde zu machen, wovon ich eine kleine Portion von meinem Freunde Herrn G. **Wilſon** in der Henriettenſtraße bekommen hatte, *) und wovon mir derſelbe verſicherte, daß dieſes Mittel beym einſeitigem Kopfweh vortrefliche Dienſte geleiſtet hätte. Am Morgen

*) Der vorhin erwähnte Herrn **Sehldon** ſcheint hier der Erzähler zu ſeyn. d. H.

dieſes Tages, als der Schweiß vollkommen nachgelaſſen hatte, nahm ſie ein Quentgen von dieſer Rinde in Pulver, und wiederholte dieſes alle drey Stunden in der Zwiſchenzeit des Anfalls. Der nächſte Anfall des Abends war hierauf ſchon minder heftig, und ſie hatte beſſern Schlaf als vorher. Den folgenden Tag wurde der Gebrauch des Mittels wieder fortgeſezt, und der Anfall war noch gelinder und verſchwand endlich gar. Da dieſe Kranke das Pulver ganz und gar nicht mit Ekel nahm, ſo rieth ich derſelben es noch einige Tage fortzunehmen, zumal da ſie mir ihre Furcht vor der Wiederkehr des Uebels geſtand, und ſie nahm anderthalb Quentgen alle 3 Stunden noch einige Tage nachher. Da dieſelbe nun vier Unzen von dieſer Rinde genommen hatte, ſo war ſie ganz geſund, und genießt noch jezt einer dauerhaften Geſundheit.

Henriettenſtraße Covent-Garden
den 5ten April 1783.

G. Wilſon.

An Herrn D. Loder. No. 231.

IV.

Fortſetzung

der hiſtoriſchen Nachrichten vom Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toskana.

Wir haben geſehen, daß das Großherzogthum Florenz unter ſeinen drey erſten Fürſten des Medi-

ceis

celschen Geschlechts durch Handel, Künste und Wissenschaften sich zu einer weit höhern Macht und Wohlfahrt erhob, als es je in den immer unruhigen Zeiten der Republik gelanget war. Spanien und Frankreich buhlten um die Freundschaft der Großherzoge, und ihre Flotte war ein Schrecken der Türken. Die Großherzoge Franziscus und Ferdinand hatten so viele Schätze gesammelt, daß sie allgemein für die reichsten Fürsten in Europa gehalten wurden. Der letzte hatte die Finanzen in eine solche Verfassung gebracht, daß nach allem Abzug 300,000 Scudi jährlich in die Schatzkammer zurückgelegt wurden.

Kosmus II. welcher 1609. seinem Vater Ferdinand I. in der Regierung folgte, hatte zwar nicht den hohen Geist, und das heldenmüthige Gefühl desselben von der Natur erhalten, war aber von der Begierde dem von seinem Vater und Großvater entworfenen Plan der Regierung und der Staatsökonomie zu folgen, so sehr eingenommen, daß er nicht im geringsten davon abwich. Das glückliche Wachsthum des Handels in dem freyen Hafen Livorno, und der unvermuthete Zufluß der Engländer und Holländer zog vor allen Dingen die Aufmerksamkeit des jungen Herzogs auf sich. Es erhub sich daselbst aus den Morästen ein Handelsplatz, welcher den Toskanern die dauerhafteste Quelle von Reichthümern öfnete, wenn man die Hindernisse der Lage, und des Klima durch Kunst und Bevölkerung überwände. Die umliegende Gegend

gend urbar zu machen, und zu bevölkern, ließ er über drey tausend Familien von jenen unglücklichen Abkömmlingen der Saracenen, die damals der Religion wegen aus Spanien vertrieben wurden, nach Toskana kommen. Er betrog sich aber in seiner Hofnung. Sie brachten einen unbändigen Geist der Unabhängigkeit mit sich, und hatten weder Lust noch Geschicklichkeit, das Land anzubauen. Der Großherzog sah sich gezwungen, das müßige und wilde Gesindel nach Afrika überführen zu lassen. Doch verlor er darum den Muth nicht seinen Plan fortzusetzen. Die von seinem Vater nicht ganz vollendete Einfassung des Hafens war nicht nur nicht hinreichend, die Schiffe vor Stürmen zu schützen, sondern hinderte auch den Abfluß des Meer-Grases und anderer Unreinigkeiten, wodurch die Luft vergiftet wurde. Auch war sie allzuweit ausgebreitet, als daß man mit schicklichen Werkzeugen den Hafen zu reinigen vermochte. Daher nahm er sich vor, den Hafen in engere Schranken zu bringen, und zwar durch eine feste Mauer, welche eine solche Richtung bekäme, daß sie die Wellen und das schwimmende Meergras ableitete. Claudius Lagorano von Parma, großherzoglicher Architekt that diesen Vorschlag, und Johann Franz Cangallina, Baumeister des nemlichen Großherzogs, führte ihn aus. Dieser gemauerte Damm, der zugleich zur Vertheidigung wider feindliche Anfälle dient, erhielt den Namen Molo Cosimo. Diese Sorgfalt des Herzogs wurde reichlich belohnt. Livorno, dessen

Bau

Pan man 1590. angefangen hatte, nahm ſo raſch an Bevölkerung zu, daß man 1623. mit dem Gedanken umgieng, wegen des Mangels an Raum für neue Wohnungen, die daſige neue Feſtung abzutragen.

Wir haben geſehen wie groß die Seemacht unter Ferdinand I. war, und wie glücklich er ſich derſelben bediente, ſeine und ſeiner Unterthanen Frachtſchiffe wider die Seeräuber zu beſchützen, und durch erbeutete türkiſche Schiffe ſeine Schatzkammer zu bereichern. **Roſmus II.** vermehrte nicht nur die Frachts und Kriegs-Schiffe, zur Beförderung des Handels nach Portugall und Spanien, und die Türken zu verfolgen, ſondern ließ auch eine Art von Galeeren bauen, Galerata genannt, welche neben den Ruderſtangen auch mit Seegeln und mit 60 Kanonen verſehen waren, und die bisher gebräuchlichen an Geſchwindigkeit weit übertraf. Der Graf **von Warwick**, der mit vielen andern Katholiſchen Engländern ſeine Zuflucht nach Toskana genommen hatte, erfand ſie. Sie waren brauchbarer auf weiten Meeren, und zu langen Schiffahrten, und würden dem Großherzoge gute Dienſte gethan haben, wenn der König von Spanien den Toskanern erlaubt hätte, des Handels wegen jährlich einige Schiffe nach Amerika zu ſchikken. Das Seeweſen nahm von Tag zu Tage mehr zu, theils wegen der vortreflichen Schif-Baumeiſter, die damals in Toskana lebten, theils auch wegen der vielfältigen Uebungen und Tapferkeit der Ritter

des Stephan Ordens, welche damals unter ihrem Admiral Jacob Inghirami von Volterra die Türken in allen Gegenden des mittländischen Meeres verfolgten, und oft mit reicher Beute in den Hafen nach Livorno zurückkehrten. Der Großherzog fühlte sich stark genug, den von seinem Vater entworfenen Plan auszuführen, in einem Seeplatz in Syrien festen Fuß zu setzen, und Trotz dem Großsultan, den Levantischen Handel nach Livorno zu ziehen. Hierzu bot sich ihm eine bequeme Gelegenheit dar, da Fakardin Ebn-Emam, Fürst von Syrien, von welchem schon Meldung geschehen ist, persönlich nach Toskana kam, ihm wider die Türken beyzustehen. Die Sachen nahmen aber durch einen dazwischen gekommenen Krieg des Sophi von Persien und der Ottomannischen Pforte eine so gute Wendung für den Emir von Syrien, daß er in den ruhigen Besitz seines Landes zurückkehrte. Zur Dankbarkeit für die gute Aufnahme, die er in Toskana genoßen hatte, gestattete er den Toskanern vorzügliche Privilegien zum Besten des Handels in seinem Lande, besonders zu Saida, wo er ihnen erlaubte einen Konsul zu halten. Nicht nur in diesem, sondern auch in andern Seeplätzen, die der Herrschaft des Emirs unterworfen waren, richteten florenzische Kaufleute Comtoirs auf, wo sie die toskanischen Waaren mit asiatischen vertauschten, und diese nach Livorno abfertigten. Der Emir selbst schloß einen Handelsvertrag mit dem Großherzog, Kraft dessen er ihm alle rohe Seide seines Landes um

einen

einen feſtgeſetzten Preis überließ. Der Großherzog ließ dieſe Seide zu Livorno in Magazine niederlegen, und verkaufen; und das daraus gelöſete Geld verwandelte er in Kapitalien, die zur Ausſtattung ſeiner Kinder auf Intreſſe gelegt wurden. Dieſes war der einzige Handel, den er ſelbſt trieb. Die übrigen Handelszweige überließ er ſeinen Unterthanen, und begnügte ſich mit dem Gewinn, den er von ſeinen Fracht-Schiffen zog. Die ſchwächlichen Geſundheitsumſtände dieſes Fürſten erlaubten ihm nicht, ſich ſo ſehr, als ſeine Vorfahren gethan hatten, mit dem Handel zu beſchäftigen.

Hingegen ließ er in den Jahren 1614. 1617. 1620. zur Verbeſſerung der ſeidenen Zeuge, beſonders des Atlas, und der wollenen Tücher ſehr gute Verordnungen ergehen; wo aber auch Erwähnung von fremden vermuthlich engliſchen und holländiſchen Tüchern und wollenenen Zeugen geſchiehet, die damals im Lande verkauft wurden.

Zu Florenz errichtete er 1618. 1620. zwey Glasfabriken, wo beſonders künſtliche Trinkgläſer verfertiget wurden, und man hat Beweiſe, daß er auch Porcellan fabriciren ließ *). Ich habe ein Verzeichniß von Künſtlern, die von ihm penſionirt wurden, vor mir liegen, worunter nicht nur eine groſſe Anzahl von Malern, Bildhauern, Baumeiſtern und Ton-

*) Notizie degli aggrandimenti delle Scienze Fisiche in Toscana T. 3. P. 62.

Tonkünſtlern, ſondern auch Gewehrfabrikanten, und Uhrmacher enthalten ſind. Unter ihnen finden ſich der berühmte Bildhauer **Pietro Tacca**, welcher die von **Johann de Bologna** angefangenen Bildſäulen **Heinrichs IV.** und **Philipp II.** zu Ende brachte; **Jakob Callot**, einer der vorzüglichſten Kupferſtecher, welcher die Thaten **Ferdinand I.** und des St. Stephans-Ordens in Kupfer ſtach; und der Baumeiſter **Cantagallina**, und die großen Tonkünſtler **Peri** und **Freſcobaldi**.

Nach dem Maaß der kurzen Zeit ſeiner Regierung gab er den zeichnenden Künſten nicht weniger Nahrung, als je unter einem ſeiner Vorfahren geſchehen war. Er ſetzte den Bau der großherzoglichen Begräbnißkapelle *) mit groſſem Eifer fort. Daher wurden die Künſtler, welche mit dem Schneiden und Poliren der feinſten Marmorarten und Edelgeſteinen ſich beſchäftigten, ſtark in Arbeit geſetzt. Ganze Maſſen von ſeltenem Marmor wurden zu dieſem Ende aus Sicilien und Korſika, und anders woher nach Piſa gebracht, daſelbſt in kleinere Stücke geſchnitten, und nach Florenz zu weiterer Verarbeitung geſchickt. Den Altar von koſtbaren Steinen, welcher für die beſagte Kapelle beſtimmt war, und, wie den Reiſenden bekannt iſt, in der großherzoglichen Gallerie verwahrt wird, ließ **Roſmus II.** verfertigen. Ueberdieß zeichnete er

ſich

*) Worin die Wände von unten bis oben mit dem feinſten und ſeltenſten Marmor bekleidet waren.

ſich auch durch die vielen Werke moſaiſcher Arbeit von Edelgeſteinen (di pietre commeſſe) beſonders aus. 1612. ſchenkte die Großherzogin **Maria Mägdalena**, Erzherzogin von Oeſtreich, dem Biſchof von Bamberg, der als kaiſerlicher Geſandter durch Florenz nach Rom gieng, ein Ellen langes und breites Bild von dieſer Arbeit, welches die Verkündigung Mariä vorſtellte. Die eingelegten Steine, woraus das Bild beſtand, waren Jaſpis, Achat, Lapislazüli und andere dergleichen; und der Meiſter war **Monicca**. 1614. ſchenkte der Großherzog dem Grafen von Arundel ein Bild von gleicher Arbeit, welches auf 300 Dukaten geſchätzt wurde, und 1620. dem Kardinal **Farneſe** ein Tiſchgen über 1000 Dukaten werth. Ueberhaupt waren und ſind noch dergleichen Werke, welche in der Gallerie des Großherzogs verfertiget werden, nur zu Geſchenken an vornehme Perſonen, oder zur Zierde der Palläſte des Großherzogs und der Gallerie beſtimmt. Hingegen beſchenkten ihn auch die fremden Fürſten mit Seltenheiten der Kunſt, womit er die Gallerie bereicherte. Dergleichen waren ein künſtlich bearbeiteter groſſer dreyfacher Kronleuchter, und ein groſſes Handfaß von gelbem Bernſtein, die er vom Churfürſten von Brandenburg zum Geſchenk erhielt.

Im Jahr 1618 fieng der Großherzog an, ſein Reſidenzſchloß, **Pallazzo Pitti**, mit zween 105. Ellen

Antipholis von Syracus.

Deiner Schweſter Schweſter.

Luciana.

Das iſt meine Schweſter.

Antipholis.

Nein, das biſt du ſelbſt, die beſſere Helfte des meinigen, das Auge meiner Augen, und meines Herzens theureres Herz; meine Nahrung, mein Glük und mein Anſpruch an den Himmel.

Luciana.

Alles diß iſt meine Schweſter, oder ſollt es doch ſeyn.

Antipholis von Syracus.

Nenne dich ſelbſt Schweſter, meine Liebe, denn ich meyne dich; dich will ich lieben, und mit dir mein Leben leben. Du haſt noch keinen Mann; ich noch kein Weib; gieb mir deine Hand.

Luciana.

O, ſachte, mein Herr, haltet noch ein wenig ein; ich will nur vorher meine Schweſter holen, damit ſie ihre Einwilligung geben kan.

[Luciana geht ab.]

langen Flügeln auf der vordern Seite zu vergrössern, und zwar nach der Zeichnung seines Baumeisters **Julius Patigi.** Man grub die festen Sandsteine (**Pietra forte**) zu diesem ungeheuergroßen Gebäude aus einem Berg des daran stossenden Gartens Boboli. Auch ließ die Großherzogin **Maria Magdalena** das auf der mittäglichen Seite vor der Stadt liegende Lustschloß, **Poggio Imperiale** genannt, zum Witwensitz der Großherzoginnen erbauen. Was **Kosmus II.** zur Verschönerung seiner Palläsie, Lustschlösser und Gärten that, wodurch die zeichnenden Künste ernährt wurden, will ich mit Stillschweigen übergehen. Zur Erfindung und Zeichnung ergötzender Wasserkünste und Springbrunnen bediente er sich des berühmten Mahlers und Architekts **Cosimo Lotti**, und zur Verfertigung derselben eines gewissen **Trito**, welcher hierin eine sonderbare Geschicklichkeit besaß. Von ihnen ist z. B. die Grotte im Garten des Lustschlosses Castello, wo sich vermittelst des Wassers das eiserne Gitter selbst zuschließt, und wer einen gewissen Stein betreten hat, eingeschlossen, und von allen Seiten her von einem Platzregen überfallen wird. Weil der Großherzog ein überaus grosser Liebhaber aller Schauspiele war welche mit Musik und mit prächtigen und schönen Dekorationen begleitet sind, so zogen die schönen Künste auch hieraus vielen Gewinn; gleichwie denn auch alle die übrigen Künste durch die Pracht seines Hofstaats, welche er ungemein liebte, einen reichen Unterhalt fanden.

Er

Er war der Erſte unter den Fürſten des mediceiſchen Hauſes, der die wahre Philoſophie in ſeinen Hof, und in die öffentlichen Schulen einführte. Das Verdienſt des mediceiſchen Geſchlechts war bisher geweſen, die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte auf die höchſte Stufe ihrer Vollkommenheit erhoben zu haben. Zur Vervollkommnung der Philoſophie war noch nichts geſchehen, auſſer was der bey Hofe ſchon längſt herrſchende Geiſt, chemiſche Verſuche anzuſtellen, eine mittelmäſſige Uebung in der Anatomie, und die Botanik zufälliger Weiſe hierzu beytragen konnten. Ich ſage zufälliger Weiſe; denn man hatte nichts weniger zur Abſicht, als die allgemeinen Geſetze der Natur und des menſchlichen Denkens aus der Erfahrung zu entwickeln. Man war mehr darauf bedacht, aus der ſo genannten Ariſtoteliſchen Philoſophie die Erfahrung, als aus dieſer jene zu berichtigen. Handgreifliche Wahrheiten wurden entweder durch peripatetiſche Speculationen verfälſcht und zur Beſtätigung der Lüge mißbraucht, oder durch das Uebergewicht der herrſchenden Schullehre unterdrückt. **Koſmus II.** berief mit **Galileo** Galilei die wahre Philoſophie an ſeinen Hof, woher ſie ſich nach und nach über ganz Europa verbreitet hat. Durch die Anwendung der Geometrie auf die Naturlehre, und durch den Grundſatz, nichts für wahr zu halten, als was ſich auf die Erfahrung gründet, ſtürzte er den fürchterlichen Koloſſ der peripatetiſchen Philoſophie; lief aber Gefahr, unter dem-

ſelben zerquetſcht zu werden. **Koſmus** hatte eine Art Academiſcher Geſellſchaft an ſeinem Hof errichtet, wo er oft die gelehrteſten Männer mit **Galileo** verſammelte, und aus der Naturlehre Fragen aufwarf, die ſie entweder ſchriftlich oder mündlich auflöſeten. Da **Galileo** und ſeine Schüler alles durch angeſtellte Verſuche und Erfahrung bewieſen, und **Koſmus** beide Hände hierzu darbot, trug er zur Beförderung der wahren Philoſophie ungemein viel bey, und pflanzte den Keim zur Experimental-Phyſik, welche unter ſeinen Söhnen **Ferdinand II.** und **Leopold** durch die Schüler des **Galilei** zu vollet Blüthe gelangte. Ihm vor allen andern ſeines wohlthätigen Geſchlechts zu Ehren gab **Galileo** den von ihm entdeckten Trabanten des Jupiters den Namen der **Mediceiſchen Sterne**, die er anfänglich die Koſmiſchen Sterne zu nennen willens war.

Im Jahr 1616 fanden ſich 427 Schüler auf der Univerſität zu Piſa, worunter 5 Teutſche, 3 Spanier, 3 Franzoſen, 11 Sardinier, 2 Sicilianer waren. Die Lehrer, welche ſich hier unter **Koſmus II.** am meiſten auszeichneten waren **Anton Santucci**, und **Matteo Neroni**, welche die Mathematik und Aſtronomie lehrten. Sie waren beide Koſmographen des Großherzogs, und Einer von ihnen, man weiß nicht welcher, verfertigte eine Erdkugel, die über 6 Fuß im Durchmeſſer hat, und in der

groß-

großherzoglichen Gallerie verwahrt wird. Pietro Strozzi, Lehrer der Philoſophie, machte ſich berühmt durch ein Buch de dogmatibus chaldaeorum. Johannes Bapt. Ruſchius, und Fabricius Bartoletus von Bologna lehrten die Anatomie mit groſſem Ruhm. Der erſte ſchrieb ein noch immer geſchätztes Werk de Viſus organo libri quatuor. Piſ. 1632. Der zweite iſt bekannt durch einige ſchätzbare Werke, z. B. Anatomica humani microcoſini deſcriptio &c. Bonon. 1619. Methodus in Dyſpnoeam, ſeu de Reſpirationibus Lib. 4. Bonon. 1633. Erſter Profeſſor der Arzneywiſſenſchaft war Gabriel a Fonſeca, ein Portugieſe, Verfaſſer eines nützlichen Buchs, Medici Oeconomia, in qua omnia quae ad perfecti medici munus attinent, breuibus explanantur. Romae 1623. Er muß mit Rodericus a Fonſeca nicht verwechſelt werden, welcher kurz vor ihm erſter Profeſſor der Arzneywiſſenſchaft zu Piſa war; und einen noch immer hochgeſchätzten Traktat de hominis excrementis Piſiſ. 1613. herausgab. Der berühmte Schottländer Thomas Dempſter erklärte von 1616 bis 1619 die Pandekten zu Piſa. Hier fieng er auf Befehl des Großherzogs Coſmus II. ſein berühmtes Werk Etruria Regalis an. Er war auch ein groſſer Kenner der Naturgeſchichte, beſonders der Zoologie, wie ſeine zu Bologna 1621 herausgegebene Geſchichte der Thiere mit geſpaltenen Klauen, bezeuget. Er ſtarb 1625 zu Bologna als öffentlicher

Lehrer. Die Botanik lehrten zu Pisa Dominico Vigna, Oberaufseher des dasigen Botanischen Gartens, welche Stelle nach ihm Pancratius Nazzanga vertrat. Unter beyden wurde der Botanische Garten mit vielen neuen Pflanzen bereichert.

In den letzten vier Jahren war Cosmus II. fast beständig krank, und überließ das Ruder der Geschäfte seinem vortreflichen Staats-Secretär Picchiena, und die minder schweren seiner Mutter Christina von Lothringen, und seiner Gemahlin Maria Magdalena von Oestreich. Der Herzog selbst suchte den Verdruß seiner schwächlichen Gesundheitsumstände durch Ergötzlichkeiten, die ihm die Schauspiele, die Musik und die schönen Künste und Wissenschaften gewähren konnten, zu versüssen. Wegen der vorzüglichen Geschicklichkeit des Staats-Secretärs war seine Regierung glücklich. Er gab sich mit dem Handel nicht ab, wie seine Vorfahren gethan hatten, wodurch derselbe seine vornehmste Stütze verlohr. Hierzu kamen noch besondere Umstände, welche den Verfall nothwendig nach sich ziehen mußten. Schon unter der Regierung Ferdinand I. hatten sich die Holländer und Engländer eines großen Theils des Portugiesischen und Spanischen Handels bemeistert. Auch zu Lyon fanden sich keine florentinische Handelshauser mehr, und von allen Seiten her kehrten die florentinischen Kaufleute, worauf sich der Handel gründete,

auf

auf die Einladung des Groſsherzogs in ihr Vaterland zurück, und verwandelten ihre Capitalien in Luſtſchlöſſer und liegende Güter. Sie ahmten dem Beyſpiel **Coſmus II.** nach, und ergaben ſich der Pracht und den Ergötzlichkeiten. Der Handel der Florentiner beruhete nun hauptſächlich auf den Capitalien des Florentiniſchen Leihhauſes, welches ſich nach und nach wegen ſeiner gewonnenen Schätze in eine Bank verwandelt hatte, wo Capitalien auf ein mäſsiges Intereſſe angenommen und verliehen wurden. Zuerſt wurde ſie ganz von der Bürgerſchaft verwaltet; aber allmählig mengten ſich die Groſsherzoge in dieſes Geſchäfte, und liehen **Philipp II.** in Spanien groſse Geldſummen. Anfänglich wurden viele Kaufleute durch die reichen Zinſen, und durch den hierdurch beförderten Spaniſchen Handel verleitet, groſse Geldſummen in dieſe Bank zu legen. Da aber der Spaniſche König endlich weder die ihm geliehenen Kapitalien noch die Intereſſen zahlte, ſahen ſich die Theilhaber, gezwungen, die Bank mit neuen Geldſummen zu unterſtützen, damit ihr Handel nicht ganz zu Grunde gienge. Hierdurch folgte zuerſt, daſs die Theilhaber, als die ſtärkſten, den Handel ganz allein an ſich zogen, und daſs diejenigen, welche nichts nachzuſetzen hatten, oder es nicht wagten und von der Bank abgiengen, den Handel verlieſsen. So war der Handel der Florentiner beſchaffen, als **Coſmus II.** 1621 im 32ſten Jahr ſeines Alters mit Tode abgieng.

giens. Die Toskaner haben nie glücklichere Zeiten genossen als unter seiner Regierung. Die Pracht des Hofes und der ehemaligen groſsen Handels-Häuſser, welche nun auf dem Lande den Ackerbau und die Gärtnerey beförderten, und in der Stadt an Glanz und Freygebigkeit dem Fürſten nacheiferten, ernährte reichlich die Künſtler und Profeſsioniſten, dergeſtalt, daſs die allmählige Abnahme des Handels hierdurch zugedeckt wurde. Wenn wir aber die Sache nahe beym Lichte betrachten, ſo war ſchon unter der Regierung **Koſmus II.** der Grund zu dem elenden Zuſtande, wohin Toskana nach ſeinem Tode gerieth, gelegt worden. Mit ſeinem Leben endigte ſich die Glückſeligkeit ſeines Landes.

Weil der Erbprinz erſt 11 Jahr alt war, ſo beſtellte Koſmus vor ſeinem Tode ſeine Mutter **Chriſtina**, und ſeine Gemahlin **Maria Magdalena**, zu Vormünderinnen, und vertraute ihnen die Regentſchaft an, mit dem Beding, ſich der Rathſchläge vier beſtimmter Räthe zu bedienen. Da die höchſte Macht unter ſo viele getheilt war, gewannen Intriguen, Rachſucht, Eigennutz und Unterdrückungsgeiſt die Oberhand. Die treueſten Staatsbedienten wurden aus ihren Aemtern verdrängt, und die wichtigſten Ehrenſtellen mit Günſtlingen der Staats-Räthe beſetzt. Die Mönche, Lieblinge der Regentinnen, miſchten ſich in die Regierung, und vermengten die

Staats-

Staats-Klugheit mit ihrer eigennützigen Theologie. Man unterließ die vom Großherzoge unternommenen Gebäude, und verwandte viele Schätze auf prächtige Andächteleyen, und auf die Unterstützung des Kaisers Ferdinand II. wodurch in kurzer Zeit die Großherzogliche Schatzkammer erschöpft wurde.

Die Engländer und Holländer bemächtigten sich immer mehr des Handels nach Portugall und Spanien, und machten die Toskanischen Manufacturen ganz entbehrlich. Die Seiden- und Wollen-Webereyen, welche in Toskana zu sinken anfiengen, zu unterstützen, thaten die Regentinnen unnütze Vorschüsse an Geld; weil sie nicht einsahen, daß es nicht in ihren Kräften war, dem Handel eine andere Wendung zu geben. Selbst dieser erzwungene Handel erschöpfte die Kräfte des Hofes und der Nation. Die Natur selbst schien sich mit dieser Revolution im Handel zum Verderben der Toskaner verschworen zu haben. Es erfolgten Mißjahre, und die erschöpfte Schatzkammer des Fürsten war nicht hinreichend, den Armen Brod zu geben, ob sie gleich alles mögliche that. Hunger, ansteckende Krankheiten, und endlich gar die Pest brachten das Elend in Toskana aufs äußerste. Weil die Fürstlichen Schätze erschöpft waren, nahm man seine Zuflucht zu den Capitalien des Leihhauses, woraus man schon 500,000 Scudi den Spaniern, als Subsidien-Gelder zugeschickt hatte. Das

Volk wurde zwar hierdurch von Hunger und Tode gerettet, es gieng aber die Stütze des Toskaniſchen Handels zu Grunde.

Selbſt die ſchrankenloſe Freyheit des Hafens zu Livorno trug zum Verfall der Toskaniſchen Manufacturen nicht wenig bey, weil dadurch die Wollen-Waaren der Engländer und Holländer in Italien, und ſelbſt in Toscana eingeführt wurden. Die Fremden, die ſich in unglaublicher Menge zu Livorno niederlaſſen, hatten den ganzen Handel der an die Mittländiſche See gränzenden Länder an ſich gezogen, und die Toskaner hatten nur in ſo fern Theil daran, als ſie ſich mit jenen in Gemeinſchaft einließen. Auch war der raſche Verfall der Stadt **Piſa** eine Wirkung des ſchleunigen Wachsthums der Stadt **Livorno**. Im Jahr 1613 zählte man noch zu Piſa 16157 Einwohner, und 1630 waren ſie um ein Drittheil vermindert. Hingegen muſte man 1683 Livorno mit dem ganzen Quartier vermehren, welches **Neu-Venedig** genannt wird.

Weil der Hof ſelbſt ſich nicht mehr mit dem Handel abgab, und doch von Tag zu Tag an Pracht zunahm, ſo ſah er ſich gezwungen, die Abgaben der natürlichen Producten mit der gröſten Strenge einzutreiben; woraus frevelhafte Plackereyen der Cammeral-Bedienten, Verſchindungen der Landleute und

der

der Verfall des Ackerbaues entſtanden. Die reichen Creditoren, mit den Landrichtern vereint, trieben die verſchuldeten Bauern aus ihren Beſitzungen, und dieſe fanden in der Stadt und in ihrer Nachbarſchaft durch die Freyheit des Fürſten, des Adels und der vielen Klöſter, eine Stütze ihrer Trägheit. Noch ein anderes Uebel beſchleunigte den Verfall des Ackerbaues. Man ſetzte dem Getraide und andern Lebensmitteln, durch deren Verkauf des Landmanns Arbeit belohnt wird, gewiſſe Preiſe; man zwang ihn, die gemeinen Korn-Magazine mit ſeinem ſchlecht bezahlten Getraide anzufüllen, und benahm ihm die Freyheit, es an Fremde zu verkaufen. Im Jahr 1620 ergrif man ein Mittel, welches das Uebel noch viel ärger machte. Man beſtellte eine Deputation, deren Mitglieder die Ländereyen beſuchten, und die Beſitzer mit Gewalt nöthigten, die öden, oder ſchlechtgebauten Aecker fleiſſiger und beſſer zu bearbeiten. Die Deputirten hatten die Erlaubniß, ihre Gewalt andern anzuvertrauen; wodurch unausſprechliche Plackereyen entſtanden. Der Erfolg war der Unſchicklichkeit dieſer Anordnungen angemeſſen. Vom Jahr 1620 bis 1630 gerieth der Ackerbau in Toskana in den äuſſerſten Verfall. Nie war dieſes Land in einem ſo kurzen Zeitraum ſo oft der Hungersnoth ausgeſetzt. Hierzu verhalfen nicht wenig die vielen und ſtrengen Jagd-Gehege, die zahlreichen Truppen, die man zur Vorſorge wegen des

Kries

Dritte Scene.

Dromio von Syracus, (über die Bühne laufend.)

Antipholis von Syracus.

He, holla, Dromio, wohin laufſt du ſo eilig?

Dromio von Syracus.

Kennt ihr mich dann, Herr? Bin ich Dromio? Bin ich euer Knecht? Bin ich ich ſelbſt?

Antipholis von Syracus.

Du biſt Dromio, mein Knecht, und du ſelbſt.

Dromio von Syracus.

Ich bin ein Eſel, eines Weibes Mann, und auſſer mir ſelbſt.

Antipholis von Syracus.

Was für eines Weibes Mann, und wie auſſer dir ſelbſt?

Dromio von Syracus.

Meiner Six, Herr, in ſo fern ich auſſer mir ſelbſt bin, gehör' ich einem Weib an; einer, die Anſprüche an mich macht, die mir allenthalben nachläuft, und mich haben will.

Antipholis von Syracus.

Was für Anſprüche macht ſie an dich?

Dromio

Krieges zwiſchen den Spaniern und Franzoſen unterhalten mußte, die vielen brodloſen Bauern, welche in ganzen Banden durch das Land ſtrichen, und von Diebſtal und Raubereyen lebten.

Im Sieneſiſchen verſchlimmerte ſich der Ackerbau mehr als anderswo, theils weil hier die Abgaben der natürlichen Producten verdoppelt waren, und theils wegen des ungeſunden Klima, ungeachtet aller Veranſtaltungen, welche bisher geſchehen waren, dieſe Gegend von den vielen Moräſten zu befreyen. Im Jahr 1640 enthielt dieſe weite Provinz nicht mehr als 112019 Seelen, wovon nur 15998 in der Hauptſtadt wohnten. So weit war die Bevölkerung und Wohlfahrt dieſes Staats zuſammengeſchmolzen, welcher zu Zeiten Roſmus I. ein ſtarkes Kriegs-Heer ins Feld zu ſtellen im Stande war, und deren Haupt-Stadt 100,000 Seelen enthielt. Man ſiehet hieraus, was die Freyheit zum Ackerbau und zur Bevölkerung beyträgt.

Nach der Hungersnoth und Peſt vom Jahr 1632 mußten die Unterthanen die von dem Leihhauſe zu ihrer Verpflegung geborgten Summen bezahlen. Zu dieſer Abſicht wurden die Manufacturen mit mehrern Abgaben beſchwert, welches ein neues Hinderniß war den Handel von ſeinem Verfall zu retten. Der Tuch-Handel war jezt nicht nur durch die

Spas

Spaniſchen, Franzöſiſchen, Holländiſchen und Engliſchen Tücher von auſſen abgeſchnitten, ſondern hatte auch ſelbſt in Italien, wo die fremden Tücher eingeführt wurden und die Kriege den Handel unterbrachen, nicht viel zu bedeuten. Und nicht glücklicher war der Handel mit ſeidenen Manufacturen, ſo berühmt auch ihre vorzügliche Güte war. Doch hatten die Seiden-Manufacturen durch die Vermehrung der Maulbeerbäume dieſen Vortheil gewonnen, daß nun um zwey Drittel weniger Seide aus fremden Ländern geholt wurde. Nur die vielen Abgaben und die Verwüſtungen des Krieges im obern Theil Italiens unterdrückte dieſen Zweig des Handels. Im Jahr 1650 erhub er ſich unvermuthet durch die Engländer, und blühete bis 1663, da das Parlement, aus Rache wider die vielen Verbote der Engliſchen Waaren in Toskana, die Florentiniſchen Seiden-Manufacturen mit allzugroßen Abgaben beſchwerten.

Da **Ferdinand II.** nach geendigter Minderjährigkeit zur Regierung kam, gab er ſich alle Mühe, durch Begünſtigung auswärtiger Fürſten den Handel in fremde Länder einigermaßen wiederherzuſtellen. Er erneuerte durch den Kaiſerlichen Hof die Communication mit den Moskowitern, und erhielt für einige ſeiner Unterthanen das ausſchließende Recht,

den

den Caviar aus Rußland zu holen. *) Dieſer Handel wurde 1656 wegen der guten Aufnahme zweyer moskowitiſchen Bothſchafter, die über Livorno und Florenz nach Venedig giengen, beſtätiget. 1660 kamen zwey andere Bothſchafter, die an den Toskaniſchen Hof ſelbſt geſandt waren. Dieſe brachten einen Freyheitsbrief, kraft deſſen die Toskaner nach Archangel und durch ganz Rußland einen freyen Handel zu treiben berechtiget wurden, mit dem Beding, daß die Ruſſen in Toskana gleicher Freyheit genöſſen. Auch wurde der Caviar-Pacht auf andere 7 Jahr verlängert.

Weil die Seeräuberey, welche die 10 Galeeren des Stephanordens wider die Türken trieben, die vornehmſte Urſache waren, warum die Türken den Toskanern keinen freyen Handel in die Levante geſtatten wollten: ſo verkaufte der Großherzog Ferdinand die Galeeren den Franzoſen bis auf zwey, welche nur dazu dienen ſollten, die Toskaniſchen Küſten wider die Afrikaniſchen Korſaren zu ſchützen.

Im Jahr 1664 erlangte er auch, was einige ſeiner Vorfahren nie erlangen konnten, nemlich unter kaiſerlicher Flagge in die Levante zu handeln. Er erhielt dieſe für den Tuch- und Seidenhandel überauswichtige Freyheit, da er ſich in den Friedenstractat zwi-

*) Ferdinand I. hatte ſeinen Unterthanen den Handel mit Moskau und Archangel geöfnet.

zwiſchen der Pforte und dem Kaiſer, als Alliirten des Letztern, mit einſchlieſſen lieſs. In einem beſondern Tractat wurde 1668 feſtgeſetzt, daſs die Toskaner für alle Waaren, die ſie in die türkiſchen Staaten und aus denſelben führten, dem Groſsſultan 3, und dem kaiſerlichen Bothſchafter am türkiſchen Hof, 2 pk. Cr. bezahlten. Der kaiſerliche Bothſchafter wurde berechtiget, alle Streitigkeiten, welche entſtehen könnten zu ſchlichten, und das Inventarium aller daſelbſt ſterbenden Toskaner zu beſorgen. Dieſes gab Gelegenheit zu neuen und groſsen Handelsprojekten, welche den Toskaniſchen Handel von ſeinem Verfall würden erhoben haben, wenn ſie zu Stande gekommen wären. Man wollte eine genaue Communication zwiſchen Trieſt und Livorno feſtſetzen, und eine Compagnie teutſcher Kaufleute war willens, ein Kapital von zwey Millionen zuſammen zu ſchieſſen, um einen Handel mit toskaniſchen Waaren in die Levante zu treiben. Weil aber dieſe Compagnie gewiſſe Privilegien in Livorno verlangte, welche der allgemeinen Freyheit dieſes Hafens widerſprachen, und in Toskana ſelbſt keine Kaufleute mehr waren, welche etwas wichtiges unternehmen konnten: ſo wurde die Freyheit in die Levante zu handeln nur ſchwach benuzt.

Indeſs Ferdinand II. dem Toskaniſchen Handel nicht nach Wunſch aufhelfen konnte, verbannte er alle die Pracht, wodurch das Geld in frem-

de

de Länder übersehen konnte, von seinem Hof, und durch sein Beyspiel aus den Häusern des Adels und der Bürger. Was von seinem Vater, und zur Zeit seiner Minderjährigkeit verschwendet worden war, das bestimmte er zur Beförderung der schönen Künste und der Wissenschaften. An seinem Hofe wurde nicht mehr auf unnütze Pracht, sondern einzig und allein auf Witz und Verstand gesehen. Der spanische Stolz, und die italienische Eifersucht wurden verbannt; und den Damen war es erlaubt, durch die Munterkeit und durch das gefällige Wesen, welches dem schönen Geschlechte eigen ist, mit Freude und Vergnügen die Gesellschaften zu beleben. Der Großherzog und sein Bruder **Leopold** wetteiferten miteinander, die Philosophie des **Galilei** weiter auszubreiten, und die zween übrigen Brüder, der Kardinal **Johann Karl** und der Prinz **Matthias**, waren hauptsächlich auf die Beförderung der schönen Künste und Wissenschaften bedacht. Sie stifteten das zweite Mediceische Jahrhundert, worin durch ihr unermüdetes Betreiben die **wahre Philosophie** in Aufnahme kam.

Das System eines Hofes, wo nur Witz und Verstand, Leutseligkeit und Freude Zutritt fanden, sezte ganz Italien in Verwunderung. Eine Menge fürstlicher und vornehmer Personen begaben sich dahin, Theil daran zu nehmen. Unter ihnen waren der Her-

Herzog und die Herzogin von Mantua, der Herzog von Modena, der Erzherzog Ferdinand Karl von Inſpruck, mit ſeiner Gemahlin Anna de Medici, und der Erzherzog Sigismund. Man führte im Garten Boboli Schauſpiele auf, dergleichen man noch nie geſehen hatte, die ſich durch künſtlich erſunbene Maſchinen, Muſik, Tänze, und Gefechte beſonders auszeichneten. Hierdurch wurde der Adel verleitet, ſich in den Ritterſpielen zu üben, und einige Akademien zu errichten. Unter dieſen iſt jene degli Immobili die merkwürdigſte. Ihr hat man die erſte Epoche einer Geſellſchaft zu verdanken, welche zum Endzweck hat, das Publikum mit Schauſpielen zu unterhalten.

Sobald Krieg und Unruhe aus Italien verbannt war, nahm ſich der Groſsherzog vor, nach den Grundſätzen des Galileo, welche durch Peſt, Krieg, Inquiſition, und Neid unterdrückt worden waren, die wahre Philoſophie zu entwickeln. 1638 erneuerte er die von ſeinem unſterblichen Ahnen, Coſimus dem ältern, und dem prachtliebenden Lorenzo geſtiftete Platoniſche Akademie, hierdurch der trockenen und magern Methode der Peripatetiker, die ſich aller Schulen bemächtiget hatte, den Krieg anzukündigen. Denn was die Lehren ſelbſt des Plato angehet, ſo zog er denſelben jene des Galileo vor, als welche ſich nur auf die Erfahrung gründeten, und die Einzigen

waren, die das Reich der Unwiſſenheit von Grund aus zerſtöhren könnten. Die Wahrheit zu entdecken, wählte er den Weg der Verſuche und Erfahrungen, und hierzu nahm er diejenigen zu Gehülfen, welche unter der Anführung des Galileo dieſe Bahn ſchon betreten hatten. Dieſe waren Evangeliſta Torricelli von Modigliana, welchen er für den würdigſten achtete, die i. J. 1642 durch den Tod des Galileo erledigte Stelle des erſten großherzoglichen Mathematikers und Philoſophen zu beſetzen. Er war der geſchickteſte, die Erfindungen ſeines großen Lehrers weiter zu entwickeln. Er flößte auch dem Großherzog den Geiſt ein, ſelbſt Verſuche anzuſtellen, Inſtrumente und Maſchinen zu erfinden, und mit eigenen Händen Vergrößerungsgläſer und Ferngläſer zu verfertigen, wurde ſeitdem ſein Lieblingsgeſchäfte. Ein gleiches thaten ſeine Brüder Leopold, Johann Karl und Matthias mit Beyhülfe des Famiano Michelini, Nicolo Aggiunti, Vincenzio Viviani, Aleſſandro Marſili, Paolo und Candido del Buono, Antonio Uliva und Franceſco Redi. Dieſe Schüler des Galileo waren die Freude und das Vergnügen des Hofes. Sie beeiferten ſich alle um den Ruhm, auf der Bahn der Natur neue Entdeckungen zu machen. 1657 ſtiftete der Prinz Leopold die berühmte Akademie del Cimento, welche die Experimental-Phyſik zu ihrem einzigen Gegenſtand hatte. Sie hatte keine beſtimmte Anzahl

von

von Mitgliedern. Ihr einziges Geſetz war, allem was in der Philoſophie Syſtem war, zu entſagen, und nichts zu behaupten, als was durch Verſuche und Erfahrung beſtättiget wurde. Die oben geſagten Gelehrten waren die vornehmſten Mitglieder derſelben. **Paolo del Buono** befand ſich damals in Teutſchland als Oberaufſeher der erzherzoglichen Münzen, und Bergwerke in Hungarn und Böhmen. Er hatte eine Maſchine erfunden, vermittelſt deren er auf eine leichte Art das Waſſer aus den Bergwerken ſchöpfte. Kaiſer **Ferdinand III** übergab ihm die Bearbeitung und Beute aller ſeiner Bergwerke in Hungarn und Böhmen mit dem Beding, daß er ihm den Zehnten des reinen Gewinns bezahlte. Aber der Tod des Kaiſers unterbrach die Ausführung dieſes Vertrags. **Aleſſandro Segni**, und nach ihm der berühmte Graf **Magalotti** waren Sekretäre der Akademie, und führten ſammt dem Prinzen **Leopold**, einen ſehr weitläuftigen Briefwechſel mit auswärtigen Gelehrten, die von ihnen ermuntert wurden, gleiche Verſuche zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten anzuſtellen. Dieſe Akademie dauerte nur 9 Jahr. Da dem Prinzen **Leopold** der Kardinalshut, womit ſich die neue Philoſophie nicht paarte, aufgeſetzt wurde, muſte er der Akademie entſagen. Es war nichts geringes, nach den traurigen Begebenheiten des Galileo Galilei, eine Akademie zu errichten, welche jene Art von Philoſophie umſtürzte, die der Unwiſſenheit und dem

Aberglauben der Mönche zum Deckmantel diente. Nach dieser Akademie bildeten sich die zu Paris und London. Ihre Akten wurden durch den Druck bekannt gemacht; sie sind aber bey weitem nicht alles, was in dieser Akademie behandelt wurde. Der florentinische Doktor **Targioni Tozzetti** hat noch einen andern großen Theil davon ans Licht gestellt*).

Die Geschichtschreiber nehmen es dem Großherzog **Ferdinand II.** sehr übel, den **Galileo Galilei**, seinen Lehrer und Unterthan, in die Hände der römischen Inquisition auf ihr Verlangen überliefert zu haben. Sie bedenken aber nicht, daß der Großherzog damals kaum 22 Jahr alt war; daß seine Hände durch vormundschaftliche Regierung seiner Mutter und Großmutter, und des Staatssekretärs **Cioli**, welche den Pfaffen, und dem römischen Hof ganz ergeben waren, gebunden wurden; daß **Urban VIII.** durch die Mönche, und Andächteley der Regentinnen so fürchterlich und mächtig in Toskana war, daß eine mehr als männliche Standhaftigkeit dazu erfordert wurde, dieses schwere Joch abzuschütteln. Auch war damals Toskana von Hunger und Pest geplagt, und man fürchtete sich, durch des drohenden Pabstes Rachsucht den elenden Zustand des Landes zu vermehren **).

Die

*) Notizie degli Aggrandimenti delle Scienze Fisiche accaduti in Toscana, Firenze 1780. Tomi IV. in 4.

**) Siehe Jagemanns Leben und Schriften des Galileo Galilei.

Die unglückliche Regierung der zwo Vormünderinnen war für die schönen Künste nicht vortheilhaft. Die Artisten verloren den von Cosmus II. ihnen verliehenen Gehalt. Der Bau der Mediceischen Begräbnißkapelle wurde unterbrochen. Die Schule der Bildhauerkunst des Johann di Bologna wurde durch Pietro und Ferdinando Tacca in einem sehr schwachen Gang erhalten, und man konnte sich die gewisse Rechnung machen, daß sie die letzten grossen Meister ihrer Kunst seyn würden. Denn obgleich damals eine Menge Bildhauer zu Florenz lebten, so war keiner unter ihnen, dessen Werke eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienten. Die einzige Kunst mit eingelegten kostbaren Steinen Bilder zu verfertigen (Lavori di pietra commessa) wurde von den Vormünderinnen begünstiget, und zu gröſserer Vollkommenheit gebracht. Die Fortsetzung des Baues der zween Flügel des groſsherzoglichen Residenzschlosses war fast die einzige Nahrungsquelle der übrigen Artisten; und wenn Cosmus II. keinen eigenen Fonds hierzu hinterlassen hätte, so würden in diesen unglücklichen Zeiten, da durch schlechte Oekonomie und Hungersnoth die Schätze des Fürsten und des Adels erschöpft wurden, die Künste verhungert seyn. Da aber der Groſsherzog selbst das Ruder seines Staats regierte; da Friede und Ueberfluß in Italien zurückkehrte, und er den unnützen Luxus von seinem Hofe verwiesen hatte: wurden Künste, und Wissenschaften

Dromio von Syracus.

Sapperment, Herr, ſo einen Anſpruch wie ihr auf euer Pferd machen könnt; einen recht beſtialiſchen Anſpruch; denn ich müßte nichts geringers als ein Stier ſeyn, wenn ihr Anſpruch gültig wäre, ſo ähnlich iſt ſie einer Kuh aus Flandern.

Antipholis von Syracus.

Wer iſt es dann?

Dromio von Syracus.

Eine ſehr reſpectable Perſon, Herr; eine Perſon, von der man nicht reden darf, ohne zu ſagen: Mit Reſpect. Ich mache nur ein ſehr mageres Glük, wenn ich den Handel eingehe, und doch iſt ſie eine erſtaunlich fette Parthey.

Antipholis von Syracus.

Was meynſt du damit?

Dromio von Syracus.

Sapperment, Herr, ſie iſt das Küchen-Menſch und lauter Schmeer; ich wüßte nicht was man aus ihr machen könnte als eine Lampe, um bey ihrem eignen Licht vor ihr davon zu lauffen. Ich ſteh' euch dafür, ihre Lumpen und das Talg darinn, würden einen Lapländiſchen Winter lang brennen.

Antipholis.

Wie heißt ſie?

durch ſeine und ſeiner Brüder Freygebigkeit belebt. Er ließ **Pietro Berettini**, von **Cortona** genannt, nach Florenz kommen, und durch ihn, durch **Cito Perri** und durch **Johann von S. Giovanni** den nördlichen neuen Flügel des Reſidenzſchloſſes bemahlen. Unter ihm blühete auch der berühmte Kupferſtecher **Stefano della Bella**, welcher die von ihm aufgeführten Schauſpiele in Kupfer ſtach, und die Mahler **Coſimo Ulivelli**, **Angiolo Gori**, **Jakob Chiaviſtelli**, **Joſeph Maſini**, und **Joſeph Tonelli**, welche die Decke des weſtlichen und öſtlichen Gangs der großherzoglichen Gallerie mit den Bildern der berühmteſten Gelehrten und Künſtler von Florenz zierten.

Die Gallerie vermehrte **Ferdinand II.** mit dem berühmten **Hermaphrodit**, welchen er 1669 vom Hauſe **Lodoviſi** zu Rom für 10000 Dukaten kaufte. Doch waren 13 marmorne Köpfe in dem Vertrag begriffen, worunter **Cicero's** Kopf der vornehmſte war. Vom Geſchlecht **Palmieri** zu Bologna kaufte er die **Venus Urania**, welche ehedem neben der Mediceiſchen in der Tribuna der Gallerie ſtand. Von Rom erhielt er gegen das Jahr 1666 eine ſchöne Gruppe des **Amors und der Pſyche**, und vom letzten Herzog von **Urbino** die ſchöne bronzene Statue, die man insgemein l' Idolo nennt, weil man glaubt, ſie ſey vor Alters zu Peſaro als das Bild des Bac-

chus

chus angebetet worden. Unter den Allodialgütern, die er ſeiner Gemahlin Victoria wegen, von dem erloſchenen Hauſe Rovere erbte, war eine beträchtliche Anzahl Gemälde von Tiziano, Barroccio, Baſſano, Palma, Zuccheri, und Raphael von Urbino. Unter den Gemälden des Tiziano war eine liegende nackete Venus mit einem Hündgen neben ſich, und einem Amor, der ſie umarmet. Sie iſt das Bild der Maitreſſe Eines der Herzoge von Urbino; und muß von einer andern Venus des Tiziano, welche ehedem unter dieſer in der ſo genannten Tribuna der großherzoglichen Gallerie hieng, und viel ſchöner iſt, nicht verwechſelt werden. Auch dieſe kam 1632. unter Ferdinand II. in die Gallerie, und zwar aus der Verlaſſenſchaft des Antonio de Medici, eines von der berühmten Bianca Capello untergeſchobenen Baſtarden des Großherzogs Franciſcus I. Unter den Urbiniſchen Allodialien war auch das Porträt Raphaels, welches er ſelbſt in ſeiner zarten Jugend gemahlt hatte, und unter der Sammlung der Porträte der geſagten Gallerie zu finden iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

V.

Auszug eines Schreibens aus Wien, an den Herausgeber.

Wien den 4ten Jul. 1783.

Unter den vielen Broschüren, die bey der gegenwärtigen interessanten Gährung in Wien zum Vorschein kommen, zeichnet sich nebst wenigen andern eine dieser Tagen erschiene kleine Schrift aus, die folgenden Titel führt:

Das Buch Joseph. Geschrieben von einem Bayer des achtzehnten Jahrhunderts. Halb Geschichte, halb Prophezeihung. Im Tone der Bibel. Herausgegeben von F. A. Zieger. Prag 1783.

Der Verfasser, der sich unter dem Nahmen Zieger verbirgt, scheint den biblischen Ton *) absichtlich gewählt zu haben, um die Wahrheiten, die er auf dem Herzen hatte, desto eher unter das Volk zu bringen. Um Sie selbst urtheilen zu lassen, will ich Ihnen einen Auszug davon mittheilen, der vielleicht einer Stelle in Ihrem Merkur nicht unwürdig wäre; denn hoffentlich werden alle seine Leser Antheil an dem glücklichen Erfolg nehmen, womit auf allen Seiten Josephs grosse Unternehmungen gekrönt werden.

„Zu derselben Zeit,„ fängt das erste Capitel an, „trat Joseph, ein Sohn Marie Theresiens, die Regie-

*) Ich weiß nicht wie es zugeht, daß ich den biblischen Ton in dieser Broschüre nicht finden kann. d. H.

gierung an in ſeinen Reichen, und reformierte viel in ſeinen Staaten.

2. Er war ein weiſer, gerechter und gütiger Regent, der Sohn ſeiner Mutter. Gott war mit ihm, und er vollendete, was ſie angefangen, und that noch mehr.

3. Und er hatte kluge Räthe, die waren einig zu einerley Zweck, und meyneten es wohl mit dem Volk, wie der Kaiſer ihr Herr.

4. Wie die Sonne den Tag, und wie ein rüſtiger Mann ſein Tagwerk, trat Joſeph ſeine Regierung an; es war ein ſchöner Morgen, und der darauf gefolgte Tag war ſchön, und dauerte lange. —

20. Wir haben geſehen, was Hunderte zu ſehen gewünſcht und nicht geſehen haben; ſie ſind hinüber gegangen zu ihren Vätern in die Gefilde jenſeits der Gräber, und haben ihre frommen Wünſche zurückgelaſſen.

21. Wir aber haben ihre Wünſche in der Erfüllung geſehen; wir ihre Kinder und Kindeskinder, der Herr Gott Zebaoth ſey gebenedeiet.

22. Wir, die wir grau geworden auf Erden, wollen mit Zufriedenheit unſer Haupt auf das Sterbekiſſen legen; denn wir können unſern Vätern, zu denen wir hinüber gehen, erzählen und ſagen: Joſeph hat eure Kinder und Kindeskinder glücklich gemacht.—

24. Und unſre Väter jenſeits den Gräbern werden ſchlocken, und ſeine Mutter wird es hören, was wir von ihm erzählen, und ſprechen: ich habe es erwartet.

25. Und es wird in vielen ein Wunſch aufſteigen, noch einmahl zu wandeln unter den Sterblichen auf Erden, zu ſehn die Erfüllung ihrer Wünſche.

26. Und in vielen: zu ſehn ihre Rechtfertigung.

II.

14. Seine Augen wurden roth von der nächtlichen Lampe, und er hörte das Krähen des Hahns. Er wachte, auf daß ſein Volk ſchlafen könnte, ruhig und ungeweckt und ſicher. Ein jeder wohnte ohne Furcht unter ſeinem Weinſtocke und unter ſeinem Apfelbaum.

15. Und ſeine Tafel war nicht wie die Tafel üppiger Fürſten, auf daß er wachen könnte; und ſein Thron war nicht mit Wächtern umgeben vor ſeinem Volk, und ſeine Burg ſtund offen jedermänniglich. —

19. Da war auch ein Land, das Joſeph erbte mit andern Ländern, ein Land berühmt in der Geſchichte der Völker, an Wiſſenſchaft und Tapferkeit.

20. Daſſelbe war aber gegeben in die Hände der Vornehmen des Landes als leibeigen, und es war in dieſer Knechtſchaft bis zu denſelben Tagen über einige hundert Jahre.

21.

21. Da ſah Joſeph das Schmachten deſſelben mit eigenem Auge, und hörte das Seufzen mit eigenem Ohr; denn viele der Vornehmen des Landes drückten es ſehr und hart.

22. Und ſein Herz wurde bewegt u. ſ. w.

III.

17. „Er ſah den Prieſtern in die Hände, und ſiehe! ſie waren unrein vor dem Angeſichte Gottes und vor den Menſchen; das Heiligthum war in unreinen Händen, und da gieng dieſer Greuel ſeinem Herzen nahe.

18. Sie liebten den Schmuz und die Finſterniß, und thaten gern Werke der Finſterniß, im Finſtern. Sie waren auch nur Miethlinge im Schaafſtalle Gottes und nicht gute Hirten, die ſich hingeben für ihre Schaafe. —

22. Sie verfolgten die Weiſen und Schriftgelehrten von einer Stadt zur andern, und viele derſelben verbrannten ſie.

24. Sie banden ſchwere und unerträgliche Bürden, und legten ſie den Menſchen auf die Achſeln, aber ſie ſelber wollten ſie auch nicht mit dem Finger fortbewegen. —

29. Da ſprach Er: Das Heiligthum iſt gegeben von Gott, und es iſt rein gegeben, und einfach, ohne irrdiſche Zierde und lauter; darum geziemt ſichs, daß es rein bleibe und aller irrdiſche Putz iſt Tand.

30.

30. O ihr Prieſter! warum habt ihr es nicht erhalten wie es euch gegeben worden, lauter und ohne Schmuz? Warum habt ihr Lappen daran gehängt und menſchlichen Tand?

31. Könnt ihr die Morgenröthe verſchönern mit dem Purpur der Meerſchnecke? Oder wer ziert das blaue Firmament mit ſeidnen Gewändern?

32. Warum habt ihr altweibiſche Fabeln einſchleichen laſſen, und ſie unter eurem Volke geduldet? Warum habt ihr euch nicht feſt gehalten an dem getreuen Wort? —

44. Da entfernte Joſeph vom Heiligthum alle die ihre Hände nicht gewaſchen hatten, und die nicht rein werden wollten noch konnten, und er reinigte die Heerden von den Miethlingen.

45. Nach der Weisheit, mit der ſein Herz erleuchtet war, unter der Krone von Gold und Edelgeſtein, und von der geſchrieben ſteht, daß ſie beſſer ſey als Gold und Edelgeſtein.

46. Und nach der Gerechtigkeit, die mit ihm auf dem Thron ſaß, und die ihm zur Seite gieng, wenn er ſein Volk beſuchte.

47. Und nach der Macht, die ihm gegeben war von Gott, der ihm den Zepter gab, und der zu ſeinen Apoſteln ſprach: Seyd der Obrigkeit unterthan.

48. Denn Joſeph ſprach: Mein Volk iſt mein; mir hat es Gott gegeben unter meinem Zepter, dafür ich ihm Rechenſchaft geben werde zu ſeiner Zeit.

IV.

1. Und Joſeph ließ ein Geſez erneuern, das ſehr veraltet war; ein Geſez nach dem Willen Gottes, daß nur jene zur Verwahrung des Heiligthums und zu Lehrern des Volks geſalbet würden, deren Haupt erleuchtet iſt, und gut.

2. Und er errichtete geiſtliche Pflanzſchulen u. ſ. w.

20. Es waren aber in denſelben Tagen einige der oberſten Prieſter, die vor andern leuchteten, und ſich hervorthaten zu den Abſichten des Kaiſers.

21. Leopold von Hey, der oberſte Prieſter von Königgrätz, aus dem Lande, dem der Kaiſer die Feſſeln der Leibeigenſchaft gelöſet hat.

22. Und Hieronymus Joſeph, der oberſte Prieſter von Salzburg, Primas des teutſchen Reichs.

23. Und Carl, der oberſte Prieſter von Laybach.

24. Und Joſeph Franz Anton der oberſte Prieſter von Gurk.

VII.

16. Vieles geſchah durch die Macht des Kaiſers, die er hat auch in geiſtlichen Dingen, in Dingen der Zucht, und was Einfluß hat auf den Staat.

17. Und vieles geſchah durch die oberſten Prieſter ſeiner Lande, nach der Gewalt, die ihnen Gott gegeben, einem jeglichem gleich, und an die der Kaiſer ſie erinnerte.

18. Denn einer aus ihnen, der ſehr mächtig geworden war, hatte allen übrigen ihre Hände gebunden, und alle Gewalt für ſich allein behalten.

19. Und er nannte ſich deshalb den Alleroberſten aller oberſten Prieſter, und da dachten ſie, ſie hätten keine Gewalt, und waren dieſem ihrem Bruder wie Knechte unterthan.

20. Seine Macht war ſo groß gewachſen auf Erden, daß ſich alle Könige derſelben vor ſeinem Angeſicht beugten, und vor ihm niederfielen und ſeine Pantoffeln küßten.

21. Er beſaß ein Land gleich einem großen Könige, und die Herrſcher empfiengen von ihm ihre Krone, und ſie zitterten vor ſeinem Bannſtrale, und er ſezte Könige ab.

22. Seine Pracht und ſein Hochmuth war groß zu den Zeiten der Finſterniß, und ſein Anſehen faſt göttlich unter den Sterblichen.

23. Aber in den Tagen Joſephs wurde ſeine unrechtmäßige Macht eingeſchränkt, und ſeine ungebührliche Reichthümer wurden klein.

24. Da reiſete der oberſte Prieſter Roms in eigener Perſon in die Kaiſersſtadt ins teutſche Reich zu Joſeph; und es iſt in der Geſchichte noch nie gehöret worden, daß ein heiliger Vater nach der Kaiſersſtadt ins teutſche Reich gekommen iſt.

25. Und er verſuchte ſeinen Stuhl zu ſchützen, und ſeine Macht zu erhalten.

26. Er aber ſah und bewunderte die Weisheit Joſephs u. ſ. w.

VIII.

23. Und Joſeph gab die Freyheit zu ſchreiben wider das was Unrecht iſt, und zu reden was wahr iſt vor allem Volk, zu ſteuern den ſchädlichen Grundſätzen, den Vorurtheilen, den Misbräuchen und der Unwiſſenheit:

24. Und auf daß die Wiſſenſchaften deſto beſſer empörwüchſen, und ſich in ſeinen Landen ausbreiteten mehr und mehr, zur Ehre des Herrn, und zur Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts.

25. Man nannte dieſe Freyheit die Preßfreyheit; doch blieben Aufſeher, die da bloß verhinderten, etwas dem Drucke zu übergeben, was der Schriftſteller auf ſeinem Sterbebette ſelbſt bereuen würde.

XI.

3. Joſeph that ein großes Werk vor vielen ſeiner großen Werke; der Nahme Gottes ſey dafür gebenedeiet.

4.

Dromio von Syracus.

Nein, Herr -- Aber ihr Name, Herr, und drey Viertel, (das iſt eine Ell und drey Viertel,) reichte noch lange nicht zu, ſie von einer Hüfte zur andern auszumeſſen.

Antipholis.

Sie iſt alſo räſonnabel breit?

Dromio von Syracus.

Nicht länger vom Kopf zum Fuß als von einer Hüfte zur andern; ſie iſt rund wie ein Globus: Ich wollte Länder auf ihr finden.

Antipholis.

Wo wollteſt du zum Exempel Irrland finden?

Dromio von Syracus.

* * * * * * (*) - - - - - - - - - -

Mit einem Wort, dieſe Unholde machte Anſpruch an mich, nannte mich Dromio, ſchwur daß ich mit ihr verheurathet ſey, ſagte mir was für geheime Merkmale ich an mir habe, als die Flecken auf meiner Schulter, das Gewächs an meinem

(*) Der Leſer wird uns vielleicht eher verzeihen, daß wir ihm die Antwort des Dromio ſchuldig bleiben, als daß wir ihn und uns bereits mit ſo vielen andern albernen Poſſen, wovon dieſes Stük wimmelt, geplagt haben. Die Idee von einem Globus hat unſerm Autor ſo kurzweilig gedäucht, daß Dromio ſeinem Herrn beynahe alle Länder des Erdbodens auf dieſer ſeltſamen Weltkugel aufſuchen muß; welches er dann auf eine ſo ekelhafte und ſchmuzige Art thut, als der Gegenſtand iſt, der ſeinem pobelhaften Wiz dieſen ſchönen Anlas giebt, ſich zu zeigen.

4. Das groſe Werk war: Duldung gegen unſre Mitbrüder, die im Glauben mit uns nicht ganz einerley Meinung ſind. —

7. Und die dummen Eiferer, die ſich für die Kinder des Lichts hielten, ſie aber waren Kinder der Finſternis; die knirſchten mit den Zähnen, und man hörte von ihnen ein Bellen, gleich den Bellen des neidiſchen Hundes.

8. Aber die Menſchenfreunde frohlockten, denn die Unduldſamkeit hatte auf Erden viel Uebel geſtiftet, und Joſeph war der erſte, der befahl: man dulde.

9. Und ſiehe! man folgte ſeinem Beyſpiel, und andre rechtgläubigen Fürſten ſagten nach, ein jeglicher in ſeinem Lande: man dulde. —

29. Die Unduldſamkeit war aber vordem groß auf Erden unter den Rechtgläubigen.*) Aber ich ſage euch, meine Söhne; was nüzt der rechte Glaube ohne die Liebe? Kann man ohne die Liebe den rechten Glauben haben? —

32. Und ſiehe! es geſchahe in denſelben Tagen der Finſterniß, daß man der Unrechtgläubigen zu tauſenden umbrachte in einer Nacht, und man nannte dieſe Begebenheit die Bluthochzeit bis auf den heutigen Tag.

33.

*) Iſt, ſich ſelbſt ausſchließend **rechtglaubig** nennen, nicht eine ſehr grobe Art von Intoleranz? d. H.

33. Und dieſes Blutbad wurde angerichtet in der Mitte des ſechzehnten chriſtlichen Jahrhunderts, in der Nacht Bartholomäi, in Frankreich, deſſen König den Titel des Allerchriſtlichſten führt.

36. Da war aber einer der Hohenprieſter zu Liſieux, der widerſetzte ſich dieſem unchriſtlichen Gebote, und rettete wider den Befehl ih ſeiner Stadt alle unrechtgläubigen Mitbrüder. Sein Nahme iſt Johann Hennuyer, meine Söhne! bewahret ſein Andenken in euerm Gedächtniſſe.

37. Wenn ihr aber die Nahmen des Königs derſelben Zeit und des hohen Prieſters von Rom in der Geſchichte leſet, ſo ſtreichet ſie aus aus dem Buche.

XIII.

1. Und es gab in unſern Tagen Mönche und Nonnen ohne Zahl, eine Plage und eine Laſt dem Lande; denn ein unnützer Bürger, der da ißt und nicht arbeitet, iſt eine Laſt dem Lande.

2. Sie ſind jene, die ſich von der Welt abſondern, und keine Gemeinſchaft haben mögen mit derſelben. Sie halten ſie für böſe, und wollen ihren Verſuchungen entgehen, und ein vollkommenes Leben führen.

3. Aber ſiehe! Ihr Leben iſt nicht nach dem ächten Geſetz, viele ihrer Regeln ſind dumm und unnütz, viele ſchädlich, und viele ſtreiten mit dem heiligen

Geſetz der Natur, und ihr Wandel iſt gar nicht vollkommen.

4. Die Verſuchungen ſteigen über ihre hohen Mauern, ſchleichen in ihre Zellen, und ſind ſtärker dann jene auſſer den Mauern, daß ſie ihnen nicht wohl widerſtehen mögen.

5. Sondern ſie ſchwächen ihren Geiſt wider dieſelbe durch Speiſe und Trank, ſo ſie häufig in ihren Bauch ſchütten, und durch Müßiggang und Trägheit.

23. Sie überredeten die Mütter und die Väter, daß Sie ihnen ihre Söhne und Töchter gaben; daher wurden ihrer viele in ihre Mauern gezwungen, und es that nicht gut.

24. In der Blüthe ihrer Jugend, und vor der Reiſe ihres Verſtandes und ihres Herzens zwang man ſie, und es that nicht gut.

25. Dieſe unſchuldigen Opfer der dummen Frömmeley lebten unzufrieden, und waren unglücklich in ihren Mauern, in einem Stande den ſie nicht ſelbſt nach ihrer Neigung gewählt hatten, und ſie fluchten den Vätern und Müttern in ihren Herzen aus Verzweiflung.

26. Aller Zwang thut nicht gut, und iſt Gott nicht angenehm und dem einmal die Bürde der Gelübde auf die Schultern gelegt war, derſelbe mußte

ſie

ſie tragen, auch wenn er ſich zu ſchwach fand, und unter der Laſt erdrückt wurde.

27. Kann der Menſch Gelübde thun, der ſeine gegenwärtige Stärke nicht kennt, viel weniger ſeine zukünftige? Der Menſch kann für ſeine Zukunft nicht gut ſprechen, und er iſt ſehr veränderlich. Soll der Schwache gehalten ſeyn zu tragen was der Starke angelobt hat?

28. Viele derſelben kannten die Bürde nicht die ſie auf ſich nahmen, oder glaubten ſie immer tragen zu können. Der Jüngling hebt einen Zentner auf, und trägt ihn zwanzig Schritte; hat er aber verſucht ob er ihn zwanzig Meilen tragen kann?

29. Warum ſoll es ihm nun nicht erlaubt ſeyn zu ſagen nach der erſten und zweyten Meile: ich bin ſchwach und kann die Laſt nicht mehr tragen, und ich habe nicht gewußt, daß ich werde ſchwach werden; Gott wird aber Mitleid haben, und mich dieſelbe niederlegen laſſen, dieweil ich ſchwach bin:

30. Es hat mir genützt, ſie ſo weit getragen zu haben: was würde mich es aber nützen, wenn ich ſie keuchend weiter trüge, und derſelben unterläge? Siehe! wenn ich wieder Kräfte bekomme, will ich umkehren und ſie wieder tragen. —

XIV.

1. Joſeph ſah und änderte es zum Guten u. ſ. w. —

XV.

1. Und Joseph bedachte: Der Geweihte iſt ein Menſch, wie wir; er iſt von Fleiſch und Blut und Gebein, wie wir; er iſt und trinkt und ſchläft wie wir, und er empfindet Schmerz und Freude wie wir.

2. Und ſein Pfad zu gehen iſt ſteil und uneben, wie der unſrige; wohlan ſo laſt uns wohlthätig ſeyn gegen ihn, und ihm eine Gefährtin und Gehülfin geben nach dem Beyſpiel unſers Gottes, der uns gemacht hat, und den wir benedeien und preiſen in allen ſeinen Werken.

3. Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey: es iſt nicht gut, nein, es iſt nicht gut.

4. Wir wollen ihm eine Gefährtin geben, die ihm unter den Arm greift, daß er nicht ſinke, und ihm den Schweiß abtrockne. Beweiſt ſein Schweiß nicht daß er ein Menſch ſey, wie wir, ein Nachkomme Adams, und einer Gehülfin bedürfe?

5. Seine Pflichten ſind ſchwer wie Bley, und viele von ihnen laſſen ſie ſtehen und tragen ſie nicht.

6. Darum wollen wir ſie leicht machen wie Federn: ſo ſprach er in ſeinem wohlthätigen Herzen, und gab den Geweihten Gefährtinnen nach dem Beyſpiel Gottes, der geſagt hat: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey.

7. Und ſiehe! die Geweihten weinten für Freuden, und dankten in ihrem Herzen Gott, und ſeinem Stattha-

halter auf Erden, dem Kaiſer. Einen hohen u unbeſchreiblichen Dank dankten ſie ihm. Nur wen Menſchen können ihn noch empfinden, den hohe unbeſchreiblichen Dank.

8. Es geſchah, was ſchon lange geſchehen ſollt und ſeine Pflichten wurden nun dem Geweihten leich wie die Feder, die ein ſanfter Abendwind hebt; ſei Herz wurde erwärmt, von der kräftigſten die ganz Natur belebenden Wärme, die von Gott ausgeht und es thaute auf, und brachte Früchte im Wein berge des Herrn, hundertfältig mehr als vor dem und die Früchte breiteten ſich aus und wurden groß und man freute ſich darüber.

9. Durch das Feuer thaute es auf, das Got ſelbſt geweiht hat, da er den Menſchen ſchuf, ein Männ lein und ein Weiblein; darum iſt es ein heiliges Feuer, und vertragt ſich mit der Salbung des Ge weihten ſehr wohl. Und nur die Ausſchweifungen ſind unheilig und wider das Geſetz.

10. Und nun lebte er mit ſeiner Gehülfin nach der Vorſchrift des groſſen Paulus, und ward nun auch den Eheleuten zum Beyſpiel, was er vor dem nicht konnte.

11. Und er zeugte Kinder in Zucht und Heiligkeit, denn der Stand der Ehe iſt von Gott dem Schöpfer und iſt heilig.

12. Er iſt ein feſtes Band, und bindet den Mann an ſein Vaterland und an ſeine Pflichten. Der Vater ſorget für ſeine Kinder, und der Gatte für ſeine Gattin; beydes hat ihm Gott zum Geſchenke gegeben und zum Lohn.

13. Und er hat ſein Herz mit einer demantenen Kette, daran gebunden, daß er thut, was ihm obliegt, auf daß es ſeinen Kindern und ſeiner Gattin wohl gehe, die er lieb hat, mehr als ſich ſelbſt.

14. Und ſein Herz, das nun voll war und erwärmt, dachte nichts arges in ſeinem Müßiggange, und gelüſtete nicht nach fremden Gut, und hatte keine Anfechtungen, die die Seele beunruhigen, und ſie unthätig machen und unzufrieden, aus Mangel angemeſſener Freuden, die dem Schwachen Kraft geben daß er alles Ungemach und alle Bürde erträgt, und ſeine Seele tröſtet.

15. Und die Kinder der Gerechten wuchſen heran unter dem Schatten ihrer reiffen und verſtändigen Väter, und wurden dem Lande ein angenehmes Geſchenke.

16. Und die erſten Hundert, ſchlank und fein, und gelehrt vor ihren Vätern in allen Kenntniſſen, und geſchickt und voll Vaterlandsliebe, kamen vor den Thron, und brachten ſich dem Kaiſer dar zum Opfer für ihr Daſeyn, das ſie ihm ſchuldig waren. „

Der besondern warmen Theilnehmung nach zu urtheilen, welche dieses letzte Capitel athmet, scheint der Verfasser selbst einer der Geweihten zu seyn, dem die Freude, seine Prophezeihung erfüllt zu sehen, wohl zu gönnen wäre.

Diese Schrift wird, wie andre ähnlichen Inhalts, frey und öffentlich in Wien verkauft. Wenn Ihnen der Auszug davon Vergnügen gemacht hat, so sollen Sie noch mehr dergleichen erhalten von Ihrem ꝛc.

* *

VI.

Beschluß der Gegenfragen an den fragenden Weltbürger.

Es giebt allerley Arten von Fragen, und allerley Weisen zu fragen. Anders fragt ein verständiger Mann, anders ein Geck. Ein Unwissender fragt um belehrt zu werden; ein Verirter fragt nach dem rechten Wege. Sokrates half seinen Freunden durch Fragen zur rechten Antwort, und trieb die Sophisten durch Fragen so weit, daß sie entweder schweigen oder gegen sich selbst antworten mußten. Aber Fragen wie diese —

„Würde nicht auch Gras und Korn wachsen wenn wir an Wistnu oder an Vizlipuzli glaubten? — „

„Wäre nicht das kürzeſte Mittel, allem Ungemach des Aberglaubens und der Pfafferey abzuhelfen, wenn man dem Volke die Furcht vor dem Religionsgeſpenſte gar benähme? „

„Wozu die Pfaffen beyderley Geſchlechts, die Feinde des Staats ſind, und Feinde des Staats ziehen? „

„Verträgt ſich Glaube mit Verſtand?„ u. ſ. w.

ſolche Fragen thut weder ein Sokrates der belehren, noch ein Unwiſſender, der belehrt ſeyn will: es ſind (um ihnen den gelindeſten Nahmen zu geben) Crudiſtäten eines Menſchen, der, im Heißhunger nach einer ſchmackhaftern Nahrung als ihm von ſeinem Pädagogaen gereicht worden ſeyn mag, auf einmal und allzuhaſtig mehr Mode-Philoſophie zu ſich genommen hat als er verdauen konnte.

Ueberhaupt hört mans unſerm Weltbürger an ſeinem Ton an, daß er zu einem Volke gehört, dem ſeit kurzer Zeit, zum Behuf bekannter großer Abſichten, eine Freyheit laut zu denken eingeräumt worden, die keine natürliche Folge der Staats- und Religions-Verfaſſung iſt, und alſo auch eben ſo ſchnell wieder zurück genommen werden kann, als ſie gegeben worden. Der gegenwärtige Zeit-Moment iſt eine Art von Saturnus Feſt*), wo jedem erlaubt iſt zu ſagen und drucken zu laſſen

*) Die Saturnalien waren zum Andenken der goldnen Zeiten eingeſetzt, deren, vermöge einer uralten Sage, die älteſten Bewohner Italiens unter der Regierung des Saturnus genoſſen hatten. Die hauptſächliche Abſicht bey dieſem Feſte war, die natür-

laſſen was ihm einfällt: und da dieſe fröhlichen Tage vielleicht nicht lange währen möchten; da ein jeder wenigſtens weiß, daß man ihm den Mund wieder zuſiegeln könnte ſobald Zeit und Umſtände es anrathen würden: ſo eilen die Leute was ſie können, einem von langem her geſammelten Groll gegen alte Mißbräuche Luft zu machen; und bey dieſer wetteifernden Eilfertigkeit iſt es dann ſehr natürlich, daß mit unter auch viel unförmliches Zeug aufs Papier gegoſſen, und jede blähende Gährung confuſer Ideen für Drang und innerlichen Beruf, auch etwas zu Förderung der guten Sache beyzutragen, angeſehen wird.

Wir ſind ſo weit entfernt, irgend einem Volke, dem es der Himmel gönnt, den Genuß dieſer glücklichen Saturnalien zu mißgönnen, daß wir uns vielmehr über alles das Gute freuen, was als eine na-

natürliche **Gleichheit** vorzuſtellen, die in dieſen Zeiten unter Menſchen ſtatt fand, die von Unterdrückung und Knechtſchaft noch keinen Begriff hatten. Daher waren an den Saturnalien die Gewalt der Herrn über ihre Knechte ſuſpendirt; ſie ſpeiſeten zuſammen an Einem Tiſche und die Sclaven hatten die Freyheit ſo viele Sottiſen zu ſagen und zu thun als ihnen beliebte. Dieſer beynahe grauſame Spaß dauerte in den Zeiten der Freyheit Roms nur einen Tag, welcher, nach dem Feſtcalender des Königs **Numa**, der 17ten December war. **Julius Cäſar** vermehrte das Saturnusfeſt um zwey Tage: **Auguſtus** fügte den vierten, und **Caligula** den fünften hinzu — die Saturnalien dehnten ſich in dem Verhältnis aus wie die Freyheit abnahm und die willkührliche Gewalt zunahm; welches (wie man ſieht) ſehr natürlich war. So gerieth vor einigen Jahrhunderten das Chriſtenthum in immer größern Verfall, je mehr Heilige canoniſirt und Feſttage angeordnet wurden.

meinem Hals, die groſſe Warze an meinem linken Arm; ſo daß ich voller Schreken davon lief, weil ich wol ſah, daß ſie eine Hexe ſeyn mußte. Ich glaube, meiner Treu, wenn ich nicht ein ſo guter Chriſt wäre, ſie hätte mich in einen Hund ohne Schwanz verwandelt, und mich gezwungen, die Braten in ihrer Küche zu wenden.

Antipholis von Syracus.

Geh', ſo ſchnell als du kanſt, lauf an die Rhede, und wenn irgend ein Wind vom Ufer wegtreibt, ſo will ich keine Nacht mehr in dieſer Stadt zubringen. Wenn du ein Schiff findeſt, das abfahren will, ſo komm auf den Markt; ich will dort auf und ab gehen, bis du wieder kommſt; wenn uns jedermann kennt, und wir kennen niemand, ſo iſt es hohe Zeit, denk' ich, ſeinen Bündel zu machen, und davon zu gehen.

[Dromio geht ab.]

Vierte Scene.

Antipholis von Syracus.

Das iſt gewiß, daß lauter Zaubervolk hier wohnt, und es iſt alſo nicht gut, ſich hier lang aufzuhalten. Es graut mir in der Seele vor dem Gedanken, daß diejenige mein Weib ſeyn ſollte, die mich als ihren Mann anſpricht. Aber ihre ſchöne Schweſter hat ein ſo unwiderſtehlich angenehmes Weſen, und einen ſo bezaubernden Umgang, daß ſie mich beynahe zum Verräther an mir ſelbſt gemacht hat. Aber wenn

türliche Folge der Freyheit des Unterſuchungs-Geiſtes, und der durch ſie bewürkten Aufklärung, ſich über daſſelbe verbreiten wird. Felices ſua ſi bona norint! Aber eben darum wünſchen wir, daß die Freyheit laut zu denken mit Beſcheidenheit gebraucht werden möchte. Man darf und ſoll zwar über alle menſchlichen Dinge philoſophiren; alſo auch über alle göttlichen, in ſo ferne dieſe durch die Vorſtellungsart, Bedürfniſſe und Leidenſchaften der Menſchen einen Zuſaz von menſchlicher Unlauterkeit erhalten oder ſonſt auf eine menſchliche Art und Weiſe zu beſondern Abſichten modifiziert worden ſind. Und wer philoſophieren ſoll, muß es mit Freyheit thun dürfen — oder es wäre gerade als wenn man einen Beobachter in Pflicht nehmen wollte, am Himmel und auf Erden weder mit bloſſen noch bewafneten Augen etwas zu ſehen, worüber Petri Canſii chriſtliche Lehre (die unſerm Weltbürger ſo anſtößig iſt) ins Gedränge kommen könnte. Aber, ehe man etwas Altes verwirft, muß man es lange, genau und ohne alle Vorurtheile und Leidenſchaften von allen Seiten erforſcht haben; denn, ſo lange bis das Gegentheil erwieſen wird, iſt die Präſumtion für das Alte: und ehe man etwas Neues anfängt, muß man ſich auf alle nur mögliche Art gewiß gemacht haben, daß das Neue, wenn es plözlich und mit Gewalt an die Stelle des Alten geſezt wird, nicht andre Uebel nach ſich ziehen werde, die vielleicht ungleich ſchlimmer ſind als diejenige

denen

denen man abhelfen will; denn, bis das Gegentheil aufs schärfste erwiesen worden, ist die Praesumtion immer gegen die Neuerung. Die weisesten Männer aller Zeiten haben mit Respekt und Zurückhaltung von Meynungen und Gebräuchen gesprochen, die entweder consensu omnium gentium oder religione majorum ehrwürdig geworden sind; und selbst Mißbräuche, die mit dem was einem Volke heilig ist und heilig seyn soll zusammenhangen, erfordern eine behutsame Hand, um ohne grösern Schaden geheilet zu werden.

Italien, Frankreich, Spanien, Teutschland, wurden vom Vierten Jahrhundert an nach und nach mit wunderthätigen Heiligen, mit Klöstern, und mit Mönchen angefüllt, die, in diesen Klöstern, sich mit den Opfern, welche die fromme Einfalt jenen nichts mehr bedürfenden Heiligen darbrachte, mästeten. Diese fromme Einfalt unserer alten Vorfahren in den Jahrhunderten, die man die dunkeln und barbarischen nennt, gieng freylich oft sehr weit. „Aber, mit allem dem (sagen wir mit den Worten eines verständigen und billigen Beurtheilers der menschlichen Angelegenheiten *) „ war diese sancta simplicitas nicht immer schädlich, und selbst für die Cultur und Bevölkerung Europens nicht ohne Nutzen. Sie hat zu vielen bürgerlichen, politischen und religiösen Stiftungen Gelegenheit gegeben. Sie hat, indem sie die Mönt

*) Melanges tirés d'une grande Bibl. Mm. p. 313.

Mönche bereicherte, zugleich das Land mit bereichert, die Industrie aufgemuntert, das Volk zur Tugend, und seine Unterdrücker zur Reue über ihre Verbrechen erweckt.„ — Dies ist historische Wahrheit; und was hier von der Devotion unsrer Verfahren überhaupt gesagt wird, getraue ich mir gewissermaßen von jedem einzelnen religiösen Gebrauch, so sehr er auch in Mißbrauch ausgeartet seyn mag, selbst das Wallfahrten nach Noth Gottes nicht ausgenommen, zu behaupten. Nach einem Umlauf von so vielen Jahrhunderten haben sich freylich die Umstände verändert. Einer der ersten Vorwürfe, die man itzt dem Mönchswesen macht, ist, daß es der Bevölkerung und Industrie nachtheilig sey. Vor tausend Jahren wars gerade umgekehrt. So ists mit allen Menschlichen Instituten. Was unter gewissen Umständen der Welt Vortheile brachte, wird ihr, bey geänderten Verhältnissen, lästig und schädlich. Die Mönche, die in einigen Zeitpuncten beynahe die einzigen Verwahrer des heiligen Feuers waren, mögen zu andern Zeiten, hier und da in Fakirn und Marabous ausgeartet seyn, die sich die Leichtgläubigkeit des Volkes ungebührlich zu Nutze machten, und, um ihr betrügerisches Gaukelspiel ungestraft fortreiben zu können, sich allem was Vernunft und Aufklärung hieß, mit Fäusten und Fersen entgegensetzten. Aber auch in diesem Stücke haben sich die Zeiten sehr geändert; und, wenn man die Mönche unsrer Zeit die Verdienste

Dienſte ihrer Vorfahren nicht genießen laſſen will: iſt es billig, ſie die Miſſethaten derſelben entgelten zu laſſen? Wozu alſo dieſe beleidigenden und ungezogenen Ausdrücke, worinn man über den ganzen Stand herfährt? Womit will man eine ſolche Verfahrungsart rechtfertigen? Und was für Würkungen glaubt man daß ſie auf die Gemüther des Volkes thun werden?

Man ſpricht und ſchreibt ſoviel von Toleranz, und verſpricht ſich ſo große Vortheile von der politiſchen Duldung diſſentirender Religionen? Iſt es Ernſt damit? Wünſchen dieſe Weltbürger, die in Römiſch-Katholiſchen Staaten (wo das Mönchsweſen mit allen ſeinen Attributen und Accidenzien nun einmal ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat, und mit der religioſen und bürgerlichen Verfaſſung ſo enge verwebt iſt) ſo heftig und ohne alle Diſcretion gegen alles, was in dieſem Punct Religion und Inſtitut der Vorfahren iſt, wüthen, wünſchen *dieſe Herren im ganzen Ernſt* ihre diſſentirenden Mitbürger in den Genuß eines gleichen Antheils an allen bürgerlichen Rechten eingeſetzt zu ſehen? Wünſchen ſie im Ernſt, daß der grauſame, die menſchliche Natur entehrende und dem Staat ſo nachtheilige **Religionshaß**, aufhören, die Namen **Ketzer** und **Ketzerey**, womit das R. Katholiſche Volk in gewiſſen Ländern noch ſo gräßliche Nebenbegriffe und ſchauderliche Gefühle verbindet, verbannt werden, und alle die ſich zu der mildeſten

und menſchlichſten aller Religionen bekennen, einander als Kinder Eines Vaters und Glieder Eines Staates lieben und behandeln ſollen? — wünſchen ſie dies aufrichtig: ſo iſt wahrlich die Erbitterung, die ſie, durch unbeſcheidene Uebertreibung gewiſſer proteſtantiſcher Grundſätze, in den Gemüthern der Römiſchen Geiſtlichkeit und des gewiß noch immer an ihr hangenden großen Hauffens, unterhalten und immer ſchärfer und giftiger machen, ein ſehr ungeſchicktes Mittel jene Abſicht zu befördern? Und endlich, (um das Wichtigſte zuletzt zu ſagen) wenn unſerm Weltbürger und allen die ihm gleichen, die Vertilgung alles deſſen was der Glükſeligkeit der Völker im Wege ſteht und die Bewürkung alles deſſen was ſie befördern würde, würklich ſo ſehr am Herzen liegt, und wenn ſie ſo überzeugt ſind, daß ohne Aufklärung keine Glükſeligkeit, und ohne Freyheit der Vernunft und des Gewiſſens keine Aufklärung möglich iſt: wie können ſie ſo kurzſichtig ſeyn, nicht vorauszuſehen, daß der Uebermuth, womit ſie ſich der erſten Augenblicke von Freyheit bedienen, der geradeſte Weg iſt, ſich derſelben wieder verluſtig zu machen? Diejenigen, welche Gewalt über uns haben, und deren Gedanken ſelten unſre Gedanken ſind, können, aus Abſichten die vielleicht die beſten von der Welt ſeyn mögen, eine Zeitlang zu dem Mißbrauche der beſagten Freyheit ein Auge zu thun: aber wenn die ſchädlichen Folgen dieſes Mißbrauchs endlich allzu auffallend

lend werden; wenn Freyheit zu philoſophiren in Freygeiſterey ausartet; wenn ſie die wahre Grundveſte der Moralität untergräbt, und die ſtärkſten Bande der Geſellſchaft auflöſet; wenn es endlich ſichtbar wird, daß dieſer Libertinismus, der das Palladium aller bürgerlichen Geſellſchaft als ein Geſpenſt, und den Stand, dem die Bewahrung deſſelben anvertraut iſt, als den verächtlichſten aller Stände tractirt — wenn es, ſage ich; ſichtbar wird, daß dieſer Libertinismus, auf einem ziemlich geraden Wege und unter ähnlichem Vorwande, auf den Umſturz aller andern Immunitäten, Gerechtſame und Vorzüge, die ebenfalls keinen feſtern Grund als Meynung, Glauben, Alterthum, fromme Einfalt, Trägheit und Geduld der Völker haben, loßgeht: dann könnten unſre Erdengötter wohl, um ihrer eignen Sicherheit willen, eben ſo plötzlich — den entgegengeſetzten Weg einſchlagen, und Maasregeln nehmen, die aller Aufklärung, Toleranz, Freyheit und Weltbürgerſchaft auf einmal ein betrübtes Ende machen dürften.

O Geiſt des gutherzigen, wohlmeynenden, aber inconſequenten Helvetius! Wenn du, wie ich glaube, noch Antheil an den Schikſalen der Menſchen nimſt die du einſt von ihren Vorurtheilen befreyen wollteſt, und wenn du, wie ich nicht zweifle, izt tiefer in die Natur und den Zuſammenhang der Menſchlichen Dinge ſiehſt; mit welchem Auge wirſt du die Unternehmungen deiner unbeſonnenen Schüler anſehen? Wer wußte beſſer als du, daß es ganz ein anderer Deſpotismus iſt als der Hierarchiſche und Mönchiſche, von welchem die Menſchheit in unſern Zeiten am meiſten zu befürchten hat? Wer hat dieſes Ungeheuer mit allen ſeinen furchtbaren Eigenſchaften und verderblichen Würkungen, wahrer, ſtärcker geſchildert als du? Aber wie konnte dir, oder wie kann irgend einem deiner Jünger verborgen ſeyn, daß es nur noch alle die ſchwachen

Faden

Faden — von alten Meynungen, Vorurtheilen und Inſtituten, womit dieſe Hyder umſchlungen iſt, — daß es nur noch dieſe im Einzelnen ſchwachen, aber zuſammengenommen unzerbrechlichen Faden ſind, welche ſie verhindern, ihre ganze Macht zur Vernichtung aller noch übrigen Reſte der Menſchlichen Freyheit anwenden zu können? Und ihr glaubt der Menſchheit einen Dienſt zu erweiſen, wenn ihr mit eurem Lämpchen herumgeht, und einen dieſer Faden nach dem andern, abſenget?

Doch, es iſt Zeit daß ich auch mein Lämpchen auslöſche. Wie oft ſagt ich ſchon zu mir ſelbſt: dies ſoll das leztemal ſeyn, daß du deine Zeit verderben willſt Mohren zu bleichen? Die Menſchen ſind nun einmal nicht gemacht weiſe zu ſeyn; immer werden ſie thun wie ihre Väter von jeher gethan haben, ihre Endzwecke durch ihre Mittel zerſtören — weder in Haß noch Liebe Maas halten, und, wie dumme Fiſche, ſich mit goldfarbenen Fliegen locken laſſen, den Angel ihres Wohlthäters, des Fiſchers, hinabzuſchlingen. Moraliſche Epidemien laſſen ſich ſo wenig durch Vernunftsgründe als leibliche Krankheiten durch Zauberworte heilen. Aber alles was iſt und geſchieht gehört zu einem Plane, von dem wir nichts verſtehen. Große und Kleine, Weiſe und Unweiſe, ſpinnen und weben wir alle an dem unendlichen Gewebe des Schikſals, ohne zu wiſſen was wir machen, und befördern unbekannte Endzweke, indem wir oft gerade das Gegentheil zu thun glauben oder ſcheinen. Und ſo bleibt es denn dabey, was Pope ſagt:

— — — in erring Reasons ſpite,
One truth is clear: *Whatever is, is right.*

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

Julius 1783.

I. Ausführliche mathematiſche Geographie. Ein Leſebuch für die Jugend. Mit Kupfern. Göttingen bey Dietrich, 1783. 8vo.

Eine nützliche, wohlgerathene Arbeit, womit ſich der Hr. Prof. und Rect. Walch zu Schleuſingen um unſere Jugend, und eine Menge Leute, die gerade nicht zur Claſſe der Gelehrten gehören, weſentlich verdient gemacht hat. Der Leſer kann ſich, auch ohne weitere gelehrte Kenntniſſe zu haben, vollkommen und ohne mündliche Erläuterung eines Lehrers, daraus unterrichten; denn ein durchaus herrſchender hoher Grad von Deutlichkeit und Klarheit des Vortrags iſt ein beſonderes Verdienſt dieſes gemeinnützigen Werks. Wir ſehen mit Vergnügen, daß der Hr. Verfaſſer Kinderſprache und Kinderſcenen vermieden, und hingegen einen leichten, gefälligen, männlichen Ton zu ſeinem Unterrichte gewählt hat; denn wir wiſſen aus Erfahrung, daß Kinderſprache und Ton gerade das nicht iſt, worinn das Kind der Wiſſenſchaften unterrichtet ſeyn will. Zur Empfehlung gereicht es auch dieſem Buche, daß Hr. Hofrath Käſtner zu Göttingen das 15te Hauptſtück von Landcharten und Erdkugeln darinn ſelbſt gearbeitet hat. Wir wünſchen unſrer

Pädagogik, die leider ſo viel elende Schmierereyen auf ihre Rechnung ſetzen laſſen muß, Glück, auch einmal wieder ein gutes Product erhalten zu haben.

II. Zwölf Märſche, vor Clarinette, zwey Oboen, zwey Hörner und zwey Fagotte, mit beziffertem Baß und einem Clavier-Auszug. Op. IV.

Was könnte dem Ehrgeiz der Teutſchen mehr ſchmeicheln, als das ruhmvolle Zeugniß eines Franzoſen, der der Stolz der ganzen Nation ſeyn muß. Der unſterbliche edle Rouſſeau ſagt in ſeinem Dictionnaire de Muſique, S. 272. unter dem Artickel *Marche*: „Les Troupes Françoiſes ayant „peu d'inſtrumens militaires pour l'infanterie, hors les Fifres „et les Tambours, ont auſſi fort peu de marches, et la plus „part tres mal faites; mais il y en a d'admirables dans les „Troupes Allemandes.„ Ein ſolch Lob iſt allerdings unſrer Aufmerkſamkeit würdig. Aber ſuchen wir es auch noch izt zu behaupten, wenn es uns vielleicht ehedem ohne Einſchränkung gebührt hat, als Grerrys herrlicher Marſch aus den zwey Geizigen noch nicht da war?

Sind nicht die heutigen Märſche unſerer Truppen größtentheils höchſt mittelmäßige und oft erbärmliche Geburten der Hautboiſten, der Thurmleute und Stadtmuſikanten, oder ſolcher Liebhaber, die von der Harmonie vielleicht nicht einmal die erſten Grundlinien kennen? Ich wünſchte daß jemand im Stande wäre, mir auſſer den vortreflichen Märſchen von Schweizer im Clavigo, Ritter Gluck in der Alceſte, Martini in Heinrich dem vierten, Hiller in verſchiedenen Operetten, Juſt aufs Jubileum in Leiden, und Kellner in den Kriegs-Sonaten, noch viele andere von Bedeutung

lung zu nennen, die zu unsern Zeiten öffentlich erschienen seyn sollten. Und selbst von diesen schicken sich ihrer Absicht nach nur die wenigsten vor Regimenter; und die sollten doch eben gute Märsche haben. Diese Betrachtung war es, welche den Gedanken in mir erweckte, die hier auf Vorschuß angekündigte zwölf Märsche zu setzen. Ich muß es gestehen, daß ich sie zu meinen glücklichsten musikalischen Arbeiten zähle. In der Michaelis Messe dieses Jahres sollen sie, so Gott will, mit typographischer Pracht und vorgedrucktem Namen der Beförderer erscheinen. Reine Harmonie und zweckmäßige Einrichtung trauen mir diejenigen schon zu, denen meine vorigen Werke bekannt sind. Wer neben Vorschüsse, jeden zu einem Rthlr. sammlet, erhält ausser einem Schein ein Exemplar, oder behält statt dessen, wenn er will, den siebenden Rthlr. zurück. Ich ersuche alle Buch- und Musikhandlungen, so wie meine Freunde, sich baldigst für mich zu interessiren, und erbiete mich dagegen zu allen möglichen Gefälligkeiten. Der Termin geht in der Mitte des Septembers d. J. zu Ende, und der Laden-Preis wird zugleich höher seyn. Warpurg den 19ten May 1783.

H. A. Fr. v. Eschstruth.

III. Musikalische Ankündigung.

Ich habe hundert Veränderungen über ein leichtes Andantino fürs Clavier nach und nach ausgearbeitet, von welchen ich siebenzig Veränderungen auf Pränumeration bei Herrn Breitkopf in Leipzig drucken zu lassen gesonnen bin. Bey dieser Auswahl wird der geübte und ungeübte Clavierspieler Befriedigung finden. Leichter und munterer Gesang, feuriges Allegro, wechseln mit Adagio und Largo in v

schie

ich mich ſelbſt nicht in Unglük ſtürzen will, muß ich meine Ohren gegen den Geſang dieſer Syrene verſtopfen.

Angelo tritt mit einer goldnen Kette auf.

Angelo.

Herr Antipholis --

Antipholis von Syracus.

Ja, ſo heiß' ich.

Angelo.

Das weiß ich wohl, mein Herr: ſeht, hier iſt die Kette; ich dachte ich wollte euch im Stachelſchwein antreffen, ich mußte ſo lange ausbleiben, weil die Kette noch nicht fertig war.

Antipholis von Syracus.

Was wollt ihr daß ich damit thun ſoll?

Angelo.

Was ihr ſelbſt wollt, mein Herr; ich habe ſie für euch gemacht.

Antipholis von Syracus.

Für mich gemacht, mein Herr? Ich beſtellte ſie ja nicht.

Angelo.

Nicht ein oder zweymal, wohl zwanzig mal habt ihr

ſie

ſchiedenen Taktarten ſo unter einander ab, daß dadurch Mannichfaltigkeit und Kontraſt im Ganzen herrſcht.

Der Pränumerationspreis iſt 20 Gr. Churſächſiſch Geld, und bleibt bis zu Ende des Novembers offen, nachher wird der Preis 1 Thlr 8 gr. ſeyn. Im Januar 1784 ſollen die Exemplare abgeliefert werden. Wer zwölf Exemplare ſammlet, erhält das dreyzehende ganz, und das ſiebente halb, frey. Auſſer mir kann man bey Herrn Breitkopf und bey der Buchhandlung der Gelehrten in Leipzig und Deſſau pränumeriren. Desgleichen erſuch' ich Muſikfreunde, auswärtige Buchhandlungen, Intelligenzcomtoire, Poſt- und Zeitungsexpeditionen, ſich hiefür zu intereſſiren und für mich gütigſt zu ſammlen. Da ſämmtliche Pränumeranten vorgedruckt werden, ſo werden die reſp. Herren Sammler und Pränumeranten ergebenſt gebeten, die Verzeichniſſe und Gelder zeitig und poſtfrey an mich einzuſchicken. Hohenſtein im Schönburgiſchen, im May, 1783.

Chriſtian Gotthilf Tag.

IV. Nachricht.

Man hat ſchon lange gewünſchet, es möchte jemand Mittel ausfündig machen, verſchiedene alte Gedichte, ſchätzbare Denkmale der mittlern Zeiten durch den Druck vom Untergange zu retten: allein alle hierüber angeſtellte Verſuche waren beynahe ganz unfruchtbar. Buchhändler wollten ſich mit einer Sache nicht abgeben, die ihnen nur wenig Gewinn zu verſprechen ſchiene. Bodmer, dieſer vortrefliche Beförderer alles Schönen und Guten, hatte ſich auch hierfür mit patriotiſchem Eifer verwendet, hatte dieſe Gedichte aller Orten zuſammengeſucht, Auszüge gemacht, ſie

ganz

ganz abſchreiben laſſen, und alles in Bewegung geſetzt, ohne vieles auszurichten.

Mir ſchien die Sache möglich, ſo bald ſich einer fände, der ohne eigenes Intereſſe dieſelbe betreiben würde. Ich erklärte im teutſchen Muſäum, daß ich mich dazu entſchlieſſen hätte; ſchrieb an Bodmer, der mir ſeine Manuſcripte zum Abdruck verſprach; erhielt Unterſtützung von Perſonen von allerley Stande; bat Se. Maieſtät den König um Erlaubniß, das erſte Gedicht ihm dediciren zu können; und ließ hierauf unterm 15ten April 1781 eine Nachricht drucken, worinn folgendes die Hauptſache iſt:

„Man habe eine jedem offenſtehende Geſellſchaft errichtet, welche ſich vorgenommen, durch beliebige Beyträge an Gelde eine Caſſe zu formiren, aus welcher die genannten alten Gedichte abgedruckt und dann unter die Theilnehmer pro rata vertheilet werden ſollten.“

Man ſchätzte die ganze Unternehmung 1500 Rthlr. vertheilte dieſe in 30 Actien, jede zu 9 Louisd'or, und hofte in dreyen Lieferungen mit dem Abdruck der Gedichte zu Stande zu kommen. Weil man aber vermuthen konnte, Vielen möchten 9 Louisd'or zu viel ſeyn, ſo beſchloß man auch 1/2 Actien anzunehmen, alſo 4 Thlr. auf das ganze oder 2 Rthlr. und 8 Gr. auf jede der drey Lieferungen.

Dieſes hatte die Würkung, daß laut beyliegender Rechnung 521 Rthlr. 4 Gr. in die Caſſe baar eingekommen; daß drey Gedichte der Niebelungen Liet, die Eneidt und Got Amur abgedruckt und geliefert worden; daß man das vierte und fünfte Parcival und Iwain unter die Preſſe gegeben, und wenn keiner von den jetzigen Beförderern abgehet, den Trojaniſchen Krieg und den Triſtand gewiß liefern wird.

Berlin, den 15ten May. 1783.

Müller.

Rechnung.

Ohne Rang-Ordnung, deren Beſtimmung mir nicht zuſteht, folget die Liſte der Beförderer, und die Summen, welche ſie der Caſſe übergeben haben. Ich unterſcheide die drey Lieferungen durch die Zahlen I. II. III. Die Erſte iſt geſchehen; die Zweyte geſchiehet jezt, und die Dritte, die ſo ſtark wird, als die beyden vorhergehenden zuſammen, ſoll ſpäteſtens auf Weihnachten folgen.

I.	II.	III.	
5. 8.	5. 8.	" " "	Ihro D. der reg. Fürſt von Anhalt Deſſau
5. 8.	5. 8.	" " "	Herr Graf zu Lyar in Lübenau.
4. "	4. "	" " "	" Prof. Oberlin in Strasburg.
4. "	4. "	" " "	" Prof. Pope in Berlin.
20. "	10. "	" " "	Die löbl. Reichsſtadt Hamburg.
16 "	16. "	" " "	Die löbl. Reichsſtadt Augsburg.
16. "	16. "	" " "	Herr Canonicus Gleim in Halberſtadt.
16. "	16. "	21. 8.	Se. Excellenz Herr Generallieut. von Schlieſſen in Caſſel.
16. "	16. "	" " "	Hr. Bodmer, Hr. Eicher in Zürich.
16. "	16. "	" " "	" Prof. Bernoulli in Berlin.
16. "	16. "	" " "	" Juſtizrath und Landvoigt Boie in Welderf.
16. "	16. "	" " "	Ihro Durchl. der reg. Landgraf von Heſſen-Caſſel.
32. "	32. "	" " "	Ihro K. H. der Prinz von Preuſſen.
16. "	16. "	" " "	Ihro K. H. die Prinzeßin Amalia v. Preuſſen.
16. "	16. "	" " "	Ihro Durchl. die verwitwete Herzogin von Weimar.
16. "	16. "	" " "	Ihro D. der reg. Herzog v. Weimar.
16. "	16. "	" " "	Hr. Graf von Schlaberndorf in Stolz.
16. "	16. "	" " "	Die Helvetiſche Geſellſchaft.
16. "	16. "	" " "	Ikr. M. in Zürich.
16. "	16. "	" " "	Anonymus in Zürich.
16. "	16. "	10. 16	Ihro D. die reg. Markgr. in Anſpach.
16. "	16. "	16. "	Der Beſorger.
316.16.	316 16	48. "	681. 8. ſoll einkommen.
316.16.	117. 8.	48. "	482 iſt eingekommen.

I.	II.	III.	
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	Herr Blumé, in Rathenau.
1. 8.*	1. 8.*	″ ″ ″	″ ″ Kirchberger D. R in Bern.
1. 8.	1. 8.	″ 8.	Anonymus in Rathenau.
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	″ ″ ″ in Schafhauſen.
1. 8.	1. 8.	″ ″ ″	Herr Rektor und Prof. Nieierotto in Berlin.
1. 8.	1. 8.	″ ″ ″	″ Inſp. Sack.
1. 8.	1. 8.	″ 8.	″ Prof. Engel.
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	″ ″ Rouyer.
1. 8.	1. 8.	″ ″ ″	″ ″ Weſenfeld.
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	″ Baron von Schlaberndorf.
1. 8.*	1. 8.*	″ ″ ″	″ Director Nierian.
1. 8.	1. 8.	″ 8.	″ ″ ″ Gedicke.
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	″ Capellmeiſter Reichard.
1. 8.	1. 8.	″ ″ ″	″ Spener.
1. 8.	1. 8.	″ ″ ″	″ Candidat Nyling.
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	″ G. K. R. von Donikau in Dreſd.
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	″ G. Kanz. Nieiener.
1. 8.	1. 8.*	″ ″ ″	″ Rathsherr Weickman in Danzig.
1. 8.*	1. 8.*	″ ″ ″	″ Rathsherr Perer in Schafhauſ.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	Die academ. Bibliothek in Göttingen.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	Herr Pitra.
28. ″	28. ″	3. 16.	59. 16. ſoll einkommen.
22. 16.	12. ″	2. 8.	37. iſt eingekommen.

Summa 741. ſoll einkommen.

Summa 519. 2. 4. Zinſe) 521. 4. iſt eingekommen.

Von dieſen fünfhundert und ein und zwanzig Reichsthalern und vier Groſchen, habe ich laut nachſtehender Quittung ausgegeben dreyhundert ſechs und vierzig Rthlr. und 12 Groſchen dem Buchdrucker Herrn Spener. Verſchiedene kleinere Auslagen beym erſten Gedicht 11 Rthlr. beym zweyten und dritten 21 Rthl. 8 Gr. zuſammen für alle dren Gedichte dreyhundert acht und ſiebenzig Rthlr. und zwanzig Gr. Es bleiben mir alſo noch einhundert und zwey und vierzig Rthlr. und acht Gr. auf das vierte Gedicht.

Quittung. Fünfhundert Exemplare des Gedichtes Lied der Niebelungen, eben ſo viel des Gedichtes Eneidt, eben ſo viel des Gedichtes Got Amur, habe ich gegen dreyhundert und ſechs und vierzig Rthlr. und zwölf Gr. für Druck und Papier dem Herrn Profeſſor Müller, Profeſſor der Philoſophie am Joachimsthalſchen Gymnaſium, abgeliefert, und bezeuge hiermit den richtigen Empfang der vorgenannten Summe. Berlin, den 25ſten April 1783.

Chriſtian Sigismund Spener.

* * *

Zinſe ſeit der letzten Rechnung ſtehen deswegen nicht in dieſer, weil die kurze Zeit von der Einnahme bis zur Ausgabe und die Verwandlung des Eingegangenen in Banco die Intereſſe unbedeutend gemacht, oder gar aufgezehret hätten.

* * *

Ich bitte folgende Anmerkung mit Aufmerkſamkeit zu leſen.

Ich nehme an, daß die Beförderer des Unternehmens ihr würkliches oder ſtillſchweigendes Verſprechen die zweyte und dritte Lieferung mit gleicher Freygebigkeit zu befördern, mit welcher Sie die erſte befördert haben, erfüllen werden. Blos in dieſer Hofnung habe ich ſchon die dritte ſehr ſtarke Lieferung der Preſſe übergeben.

Allein in Anſehung der vierten Lieferung bitte ich mir entweder eine förmliche Zuſage oder eine förmliche Abſage aus. Was mich betrift, ſo gelobe ich hiermit förmlich: die vierte und fünfte Lieferung, jede mit drey Friedrichd'or zu befördern, wenn es nöthig ſeyn ſollte. Vermehret ſich während dem Druck der dritten Lieferung die Anzahl der Beförderer in eben dem Verhältniß in welchem ſie ſich während dem Druck der Zweyten vermehret hat, ſo iſt vielleicht der

Zu-

Zuſchuß zur fünften nicht mehr nöthig. Ich muß meine Bitte um förmliche Zuſage oder Abſage des Zuſchuſſes zur vierten Lieferung angelegentlich wiederholen. Mein Reichthum hat nur zwey Quellen: viel natürliche mit etwas erworbener Enthaltſamkeit und heftige Furcht vor Schuldenmachen. Sollte man mich wegen dem zuerhaltenden Zuſchuß in Ungewißheit laſſen, ſo möchte mein Eifer mich zu weit führen, und in ökonomiſche Verwirrungen ſtürzen; ein Schickſal, welches ich nie zu verdienen hoffe.

Vermehren ſich die Beförderer, wie ich oben geſaget, ſo iſt der Vierte Zuſchuß hinreichend, alle zu meiner Diſpoſition bereiten alten Gedichte dem Untergang zu entreiſſen. Kommt noch ein fünfter Zuſchuß hinzu, ſo ſind von dieſen Werken alle jezt bekannten gerettet; denn ich ſchmeichle mir, wenn es ſo weit gehet, alle zum Abdruck erhalten zu können.

Correctur und Verſendungen ſind das Unangenehmſte bey dieſer Sache, und ſtrengen meine Geduld nicht wenig an. Deſſen ungeachtet wünſche ich, das Publikum möchte durch ſeine Generoſität dieſe Geduld auf die Probe ſetzen. Der Wettſtreit müßte, wenn Eigenliebe mich nicht blendet, nothwendig für beyde rühmlich ausfallen. Berlin d. 15. May 1783.

Chr. Heinr. Müller,
Prof. der Phil. und Geſch. am Joachim. Gymnaſium.

V. Ankündigung.

Wenn ſchöne Geiſter, wenn Künſtler klagen, daß es unſerm philoſophiſchen Jahrhundert an Gelegenheiten fehle, den Funken ihres Genies anzufachen, und in eine würkſame Flamme zu verwandeln, ſo mögen ſie zuweilen Recht haben.

Wenn man aber würdige Gelegenheiten nennen kann, die ungenutzt vorüber gegangen; so ſind dieſe Klagen doch nicht immer richtig, und es müſſen noch andere Gründe ihrer Unthätigkeit verhanden ſeyn.

Wäre nicht zum Exempel Sulzers Tod eine ſolche Gelegenheit geweſen? der Tod eines Mannes, der gewiß, ſo weit ſein Würkungskreis ſich erſtrecket hat, alle ſeine Kräfte angeſtrenget hat, um jede Art von Kunſt, von Wiſſenſchaft, ich möchte ſagen, jede Art von menſchlicher Betriebſamkeit zu befördern, um jeden jungen Mann von Talenten aufzuhelfen, für jeden brauchbaren Menſchen einen Platz zu finden. Der Tod eines Mannes, der, was man auch von den eigentlichen Grundſätzen ſeiner Theorie der ſchönen Künſte denken mag. Dieſe Künſte aus dem edelſten Geſichtspunkt betrachtet, und in einem ſehr deutlichen und faßlichen Vortrag zum allgemeinen Unterricht, ſo wohl der Künſtler, als Kenner und Liebhaber entwicket hat.

Bey allen dieſen ſeinen Verdienſten um die Künſte blieben doch eben dieſe Künſte bey ſeinem Tode in einer beynahe gänzlichen Unthätigkeit. Selbſt der ſo geſchwätzigen Dichtkunſt, die für jeden Hochgebornen und Wohlgebornen Lobſprüche und Thränen in Bereitſchaft hat, fehlte es daran, da derjenige ſtarb, deſſen Tod ihr vorzüglich Thränen hätte auspreſſen ſollen: als wenn ihr, an ſich ſelbſt kalt und gefühllos, nur denn zu weinen möglich wäre, wenn gewaltſam unterdrücktes ihr die Thränen auspreſſet.

Dieſen Vorwurf ſucher einer von Sulzers jüngern Freunden von unſerm Jahrhundert abzuwälzen, und ſein Andenken, das in dieſen Egoiſtiſchen Zeiten ſchon zu welken drohet, wieder zu erfriſchen.

Es wird nemlich der Herr B. Rode, Direktor der hieſigen Mahler- und Zeichner-Akademie, ein 8—9 Fuß hohes

hohes und verhältnißmäßig breites, an einem öffentlichen Ort aufzuſtellendes Gemählde verfertigen. Dieſes Gemählde ſtellet eine ſimple hiſtoriſche Allegorie auf Sulzern vor, bey welcher man vorzüglich auf das Mahleriſche ſiehet, um von einem der gröſſeſten Hiſtorien-Mahler, deſſen ſich Teutſchland rühmen kann, ein Gemählde zu erhalten, das ſeines Ruhmes würdig iſt. Dieſes Gemählde wird der geſchickte Herr Daniel Berger mit ſeinem veſten, reinen und mahleriſchen Grabſtichel vervielfältigen, und zwar in der Gröſſe von 1 1/2 Fuß Länge und 1 1/4 Breite, das Blatt zu Einen halben alten Louisd'or — wenn nemlich ſich ſo viel Subſcribenten dazu melden, daß man ſicher iſt, nicht vergebens gearbeitet zu haben.

Zum Behuf dieſer Unternehmung will man einen mäſigen Band Sulzerſcher theils noch ungedruckter, theils kleiner zerſtreueter Schriften mit einigen Beylagen drucken laſſen, und an diejenigen abliefern, die mit 1 Rthlr. und 12 Gr. darauf pränumeriren. Die hineinkommende Stüke werden ſehn 1. intereſſante Briefe von Sulzer an ſeinen Freund Bodmer; 2. ein Aufſatz über die Kochiſche Schaubühne; 3. verſchiedene kleine ſchon gedruckte, aber zerſtreuete Aufſätze. Dieſen wird man, wenn es der Raum geſtattet, Nachrichten anhängen von ſeiner letzten Krankheit, und Anmerkungen über ſeinen Charakter und Grundſätze der öffentlichen Erziehung.

Zu dieſem Buch wird der berühmte Herr Daniel Chodowiecki einige Kupfer, und der in Antiken vorzüglich geſchickte Herr J. W. Meil aus Lipperts Paſten einige ſchöne Antiken zeichnen und ſtechen. Das Buch ſelbſt wird auf ſchönes Schweizerpapier mit ſchönen Lettern und geſchmackvoll abgedruckt werden.

Die Nachrichten von Sulzers Grundſätzen, die öffentliche Erziehung betreffend, und die Anmerkungen über ſei-

den Charakter nöthigen mich von mir ſelbſt zu ſprechen. Auf ſeinen Vorſchlag bin ich durch eine Cabinets-Ordre vom 21ſten Dec. 1767. von Sr. Majeſtät dem Könige als Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte beym Königlichen Joachimsthalſchen Gymnaſium angeſetzet worden. Von dem zweyten Tage meines Aufenthaltes in Berlin, vom 21ſten Oct. des genannten Jahres bis an ſeinen Tod, bin ich, wöchentlich, täglich und in ſeiner Krankheit ſtündlich um ihn geweſen; er hat mich auch, vorzüglich in dieſer Krankheit eines uneingeſchränkten Zutrauens gewürdiget. Wenn mir alſo, was man Beobachtungsgeiſt nennet, nicht gänzlich fehlet, ſo muß ich dieſen in vieler Abſicht merkwürdigen Mann genauer kennen, als ihn die mehreſten kennen konnten, die mit ihm umgegangen. Ich verſpreche aber keine ausführliche Lebensbeſchreibung; eine Arbeit, die nach der vortreflichen Ausführung Hirzels an Gleim ſo wohl überflüßig als mißlich wäre. Ich will nur dasjenige erzählen, was mir bey einem zwölfjährigen Umgange vorzüglich aufgefallen, was ſein Genie, ſeine Denkungsart, ſeinen Charakter unterſcheidet und mir vor andern wichtig ſcheint.

Da ich bey dieſer Veranſtaltung nichts bin, als ein Werkzeug, durch welches das eingekommene Geld auf die oben angezeigte Weiſe verwendet, und die Exemplare der Bücher und Theilnehmern zugeſtellet werden; da ich kein eigenes Intereſſe dabey ſuche: ſo ſoll alles eingenommene Geld einzig auf die Vervollkommnung, Verſchönerung, Vermehrung der angeführten Kunſtwerke verwendet, und die Rechnung über Einnahme und Ausgabe, ſo wie ich es mit den alten Dichtern mache, jedem Exemplar gedruckt beygeleget werden. Das eingekommene Geld ſoll auch, ſo lange bis man es braucht, nicht in meinen Händen bleiben, ſondern die Königliche Bank ſoll es in Verwahrung nehmen.

Mir dieſes mühſame Geſchäfte zu erleichtern, muß ich dringend bitten: 1. in Current oder vollwichtigen Golde zu pränumeriren; 2. Briefe und Geld poſtfrey einzuſenden; 3. mich zu entſchuldigen, wenn ich nur mit Ueberſendung einer unterſchriebenen Quittung antworte; 4. mir in Anſehung der Uebermachung der Exemplaren unbeſchwerliche Anweiſung zu geben; 5. wo immer möglich mehrere Pränumerationen ſämtlich einzuſchicken, dagegen derjenige, der 10, und mehrere zugleich übermacht, auf jedes Zehend das eilfte gratis bekommen ſoll; 6. wer ſo wohl auf das Buch als auf den Kupferſtich pränumeriren will, das Geld für beyde zugleich einzuſenden. Ich habe deswegen, wie von dieſer Anzeige,

zeige, so auch an doppelten Quittungen auf Buch und Stich 2000 Exemplare abziehen lassen. Es verstehet sich, daß niemand genöthigt sey, für beyde zu pränumeriren.

Endlich bitte ich die Herren Direktoren der periodischen Blätter, sich für das Unternehmen zu interessiren, und diese Ankündigung in ihren Blättern, ganz, oder dem Inhalt nach, beliebig einzurücken. Berlin, den 14ten April 1783.

Christoph Heinrich Müller,
Professor der Philosophie und Geschichte am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium.

VI. Nachricht zum Besten des Publikums.

Ich habe mich entschlossen, ein allgemein faßliches, das des vollständiges und gründliches Rechenbuch unter dem Titel: Versuche in Sokratischen Gesprächen über die wichtigsten Gegenstände der Arithmetik, in zwey Bänden, jeden ohngefehr zu 36 Bogen, auf Pränumeration herauszugeben. Da nun eine Menge sehr guter Rechenbücher hat, so ist es ohnstreitig meine Pflicht, anzuzeigen, wodurch sich diese Anleitung zur Arithmetik von andern unterscheiden soll. Einmal also soll dieselbe nicht nur alle im Leben nöthige practische Rechnungen, sondern auch die Buchstabenrechnung enthalten. Zweytens werde ich jedesmal die kürzesten Wege der Rechnung zeigen, und zugleich die Gründe entwickeln. Drittens soll darinn eine Anweisung gegeben werden, sich die Fertigkeit, im Kopfe zu rechnen, ohne Schreiberey nöthig zu haben, zu erwerben. Viertens sollen die Exempel stets so vorgetragen werden, als sie im Leben wirklich vorkommen. Endlich fünftens soll eine jede Regel, zur Bequemlichkeit der Lehrer und zur Uebung des Lernenden, von einer beträchtlichen Anzahl ausgerechneter Exempel begleitet seyn. Ich hoffe auf diese Art Lehrern und Lernenden, dem künftigen Mathematiker und dem Kaufmanne, dem Rechner in Privat-Geschäften und in einem öffentlichem Amte ein nützliches Buch in die Hände zu liefern, zumal, da der Vortrag so faßlich seyn soll, daß man dadurch, ohne alle Beyhülfe eines Lehrers, die Arithmetik soll erlernen können. Die Pränumeration auf den ersten Band bleibt bis Ende Augusts offen, und ersuche die sämtlichen respektiven Postämter, meine Freunde, und alle Freunde der Rechenkunst, die Pränumeration gütigst zu befördern, und das Verzeichniß derselben, nebst dem Gelde, spätstens mit Anfang des Septembers an die Maurersche Buch-

ſie beſtellt, geht heim und macht eurer Frauen eine Freude damit; gleich nach dem Nachteſſen will ich zu euch kommen, und das Geld dafür abholen.

Antipholis von Syracus.

Ich bitte euch, mein Herr, nehmt das Geld lieber itzt ein, ihr möchtet ſonſt weder Geld noch Kette wieder ſehen.

Angelo.

Es beliebt euch zu ſpaſſen, mein Herr; lebet wohl.

(Er geht ab.)

Antipholis von Syracus.

Was ich hievon denken ſoll, kan ich nicht ſagen; aber das denk ich, es iſt niemand ſo albern, der eine ſo ſchöne Kette nicht annehme, wenn man ſie ihm anbietet. Ich ſehe wohl, es hat einer hier keine Kunſtgriffe nöthig, um leben zu können, da einem auf der Straſſe ſo koſtbare Geſchenke in die Hände lauffen. Ich will nun auf den Markt, und den Dromio erwarten, und wenn irgend ein Schiff abgeht, auf und davon!

Buchhandlung in Berlin postfrey zu senden. Der Pränumerationspreis eines jeden Bandes ist 16. Gr. in Louisd'or à 5 Rthlr. 8 Gr. der nachherige Ladenpreis 1 Rthlr. — Der erste Band erscheinet künftige Michaelismesse, und der 2te nach Neujahr. Die Namen der Pränumeranten werden dem ersten Bande vorgedruckt. Wer auf eine Anzahl Exemplare pränumerirt, erhält bey 8 Exemplaren das 9te, bey 12 zwey, bey 20 vier, und 30 sechs Frey-Exemplare. Berlin, den 20ten Junius, 1782.

Joh. Andr. Christ. Michaelsen,
Professor der Mathematik und Physik am vereinigten Berlinischen und Köllnischen Gymnasium.

VII. *Mémoires historiques, politiques et littéraires sur l'état présent de l'Europe. Ouvrage périodique.*

Nec tremere, nec timide.

Ces Mémoires sont la suite et la reforme de l'ouvrage periodique, publié, depuis le mois d'Avril 1781, sous le titre *Annales politiques, civiles et littéraires du dix-huitieme siecle.* *) Dès le Premier cahier de ce Journal j'ai annoncé qu'il n'étoit aucunement destiné à completter le travail de M. *Linguet*; que *je ne faisois aucun allage de ma collection avec la sienne, et qu'il restoit pleinement libre de la reprendre au point ou il l'avoit laissée.* En son absence, j'ai commencé un ouvrage du même nom et sur le même objet que le sien, sans être son continuateur; par conséquent les deux Recueils ont toujours été distincts.

Dès ce moment ils acheveront de perdre toute conformité. Je restitue aux Editeurs du Journal Helvétique **) le titre que M. Linguet avoit emprunté d'eux, ainsi que moi. Le caractère, le style et les principes des ces *Memoires* me mettront, j'espère, à l'abri du reproche de marcher sur ses traces. Il n'est même pas un gouvernement, peu de doctrines politiques, encore moins d'opinions et de jugemens littéraires, sur lesquels j'aie adopté les maximes qu'on lui connoit.

Le

*) *Les trente-six premiers numéros du Recueil portent ce titre: Les Mémoires historiques commencent par le No. 37.*

**) *Depuis plus de dix ans, ce Journal peu connu et plus digne de l'être que tant de vapfoniés periodiques, porte le titre: d'Annales politiques et littéraires de l'Europe.*

Le Recueil precédent pèche évidemment par ſon titre. Quelques faits généraux, ſans unité et noyés de réflexions, ne ſont pas des Annales du dix-huitième ſiècle; ce ſont celles des raiſonnemens de l'Auteur. Si les anciens nous avoient tranſmis leurs hiſtoires contemporaines ſous cette forme, Tacite ſeroit plus volumineux que l'Encyclopédie.

Il n'eſt pas beſoin d'une longue expérience pour ſentir le vice de ces digreſſions. On il faut renoncer à les approfondir, ou leur ſacrifier l'hiſtoire. Celleci exige de la philoſophie, qu'elle applique les principes, et non qu'elle les diſcute. D'ailleurs on eſt bientôt au terme de ces amplifications générales; à force de prêcher, le Prédicateur hiſtorien s'épuiſe bien vite.

Ces Mémoires ne ſeront donc ni une ſuite de traités à propos des événemens, ni une hiſtoire du ſiècle; mais le choix des matériaux de cette hiſtoire.

Ce Recueil ne reſſemblera point aux cartes politiques, où il n'eſt jamais queſtion que de Londres et de Paris. On donnera autant de place et d'attention aux divers gouvernemens de *l'Italie*, de *l'Allemagne*, du Nord et du Midi. On a travaillé à s'aſſurer en ce genre de notions aſſez exactes et aſſez variées, pour ſubordonner aux faits les ſpéculations et les raiſonnemens. Après avoir long tems et inutilement cherché le ſeul inſtrument d'un ouvrage pareil à celui-ci, ſavoir des communications ſures et fidèles, on eſt parvenu à les obtenir: la collection ſuivante en ſera le réſultat.

Elle embraſſera les principaux évènemens dans leur rapport avec la politique générale, avec le gouvernement intérieur des différens etats, avec la proſpérité ou la décadence et les revolutions dans la deſtinée des peuples et des empires; les traits qui caractériſent l'adminiſtration, l'économie publique, la légiſlation, ſes changemens et ſon influence journalière ſur le ſort de l'humanite; ceux qui développent l'eſprit, les coutumes et les paſſions dominantes. Enfin on appliquera la même méthode et les mêmes vues au tableau des opinions et à l'examen des productions littéraires ou philoſophiques, dignes d'être appreciées.

En retranchant de cet ouvrage les épiſodes dogmatiques, luxe ſtérile du ſiècle des verbiages, on n'en bannira point les réflexions néceſſaires au développement des cauſes ou des conſequences des évènemens. Les queſtions, qui par leur importance ou par leur rapport immédiat avec le ſujet, mériteroient quelque examen, ne ſeront pas négligees. Mais on bannira invariablement ce jargon déclamateur de la politique moderne, ces vaines et impénétrables contro-

ver-

verſes agitées depuis deux mille ans, et cette manie non moins abſurde d'aligner tous les gouvernemens ſous une meſure commune; texte intariſſable d'hypotheſes et de lieux communs.

Dans un moment où les menteurs les plus hardis ſe diſent les chevaliers de la verité; où, avec les vices les plus lâches, ils vengent la vertu; où, avec une plume de bronze et un coeur corrompu, ils invoquent l'humanité; où ces amis des droits du peuple ſont des violateurs impudens de ceux de la nature, de l'honnêteté et de la juſtice; où, ſelon leurs intérêts, aujourd'hui agénouillés devant la tyrannie, demain ils paroiſſent avec le bonnet de la liberté; où, en un mot des jongleurs cyniques s'affichent, avec des exclamations, comme les reſtaurateurs du genre-humain, il ſeroit deshonorant d'emprunter leur eloquence. l'Auteur ne promet point d'être, à leur exemple, un ſpadaſſin politique, ni le Precepteur du globe. Il ouvre un aſyle, non à la vérité auſſi inconnue que profanée, mais à ceux qui, comme lui, la chercheront ſans enthouſiaſme et ſans orgueil.

Dans cette effervescence univerſelle, effet du progrès des lumieres et de l'anarchie des opinions, il n'eſt pas inutile de ramener les eſprits à la moderation, les gouvernemens à la juſtice, et les têtes à la tranquillité. Ce but, je ne l'atteindrai pas, mais je ne le perds pas de vue. On ne trouvera ici ni le langage de la ſervitude, ni celui de la licence, limites reſpectables que je ne veux ni franchir, ni reſſerrer, jaloux de conſerver à ce Recueil et ſa force et ſon independance.

On diſtribue tous les quinze jour un cahier de ce Recueil; chaque cahier eſt de 64 pages. Le prix de la ſouſcription annuelle, payée d'avance, eſt, pour toute l'Allemagne, de *huit écus en or.* (le louis à cinq ecus.) Le No. 37. de la collection et le premier qui porte les titre des Mémoires hiſtoriques; et c'eſt par ce No. que la ſouſcription doit commencer; l'abonnement de la première année des Memoires comprendra par conſequent les 24 numéros, depuis le No. 37 juſqu'au No. 60.

On offre à ceux qui déſirent avoir la collection complette, d'ici juſqu'au mois d'Août prochain, les 36 premiers numéros, qui portent les titre d'*Annales*, pour huit écus en or.

On ſouſcrit pour ce Journal à *Berlin* chez *Frédéric Maurer* Libraire, vis-à-vis de la poſte.

Der
Teutſche Merkur.
August 1783.

I.

Beſchluß
der hiſtoriſchen Nachrichten von Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toskana.

Der Zuwachs, welchen die Galerie vom Kardinal Leopold, Bruder des Großherzogs, erhielt, würde allein hinreichend ſeyn, eine königliche Galerie zu bilden. Er beſtand aus Statuen, Gemählden, Handzeichnungen der größten Meiſter ſeit der Herſtellung der bildenden Künſte, Münzen, Gemmen, Kameen und ſeltenen Edelgeſteinen. Der Kardinal war der Stifter der in ihrer Art einzigen Sammlung der Porträits der Mahler die ſich ſelbſt gemahlt haben, und einer Sammlung von 470 Handzeichnungen der berühmteſten Mahler ſeit der Wiederherſtellung der Mahlerey, welche von Philipp Baldinucci, Verfaſſer einer berühmten Geſchichte der vornehmſten Meiſter der zeichnenden Künſte, in chronologiſche Ordnung gebracht wurden. Der Kardinal Leopold hat daher gar wohl verdient, daß ihm eine marmorne Statue in der Galerie errichtet wurde.

Diese Bildsäule ließ ihm Cosmus III. welcher 1670 seinem Vater Ferdinand II. in der Regierung folgte, durch Johann Baptist Foggini, einen Florentiner, verfertigen. Obgleich dieser Fürst durch seine schlechte Regierung dem Hause Medici nicht viel Ehre gemacht hat: so ist er dennoch in der Beförderung der zeichnenden Künste von seinen Vorfahren nicht ganz abgeartet. Im Jahr 1679 vermehrte er das Münzkabinet mit 13000, und 1681. mit 375 Stücken.

Aber so viel Geld er auf äntike Münzen verwendete, so hart hielt es bey ihm, gelehrten Männern, die zum Besten der Geschichte einen Gebrauch davon machen konnten, den Zutritt zu denselben zu vergönnen. Der berühmte Noris schrieb eines Tags an Mezzabarba: Ich befinde mich nahe bey einer Sammlung von 30000 Münzen, und kann wie ein anderer Tantalus nichts von diesen Schätzen genieſſen. Doch erlaubte er endlich diesem großen Kenner, sie in Ordnung zu bringen, und ein Verzeichniß darüber zu verfertigen. Im Jahr 1677 ließ er die berühmten Statuen, die Mediceische Venus, den Schleiffer und die zween Fechter aus der Villa Medici von Rom kommen, und bereicherte nicht nur die Galerie damit, sondern ließ auch einige Finger, die an der Venus fehlten, am Schleiffer einige kleine Stücke des Gewändes, und hier und da auch etwas an den Fechtern durch Johann Baptist

Fog-

Foggini und Carlo Marcellini, unter der Aufſicht des berühmten Bildhauers Herkules Ferrata von Meiland, ergänzen. Ein gleiches geſchah an vielen andern Statuen der Galerie durch Joſeph Piemontini, Schüler des Ferrata, und Franz Franchi von Carrara. Auch vermehrte Coſmus III. die Galerie mit der Koloſſaliſchen Büſte des Antinous, und mit den ſchätzbaren Köpfen des Hadrianus, der Fauſtina, des Otto, Pertinax, und Severus. Des Domenichino Gemählde der Suſanna im Bade, kaufte er für Tauſend Ducaten; weil es ihm aber zu nackend war, ſo ſchenkte er dieſes unſchätzbare Werk ſeinem Eidam, dem Churfürſten von der Pfalz. Die Sammlung der Portraits der Mahler erhielt durch ihn einen ſtarken Zuwachs. Durch einen Syracuſaniſchen Edelmann Namens Kajetan Julius Zummo, den er in ſeine Dienſte nahm, ließ er die Verweſung des menſchlichen Leibes nach dem Tod, die Peſt, und einen anatomiſchen Kopf aus Wachs bilden, welche Werke von Kennern der Anatomie ſehr hoch geſchäzt werden. Zummo war der Erſte, anatomiſche Stücke nach der Natur in Wachs zu bilden, nicht der Franzoſe Desnoues, wie die Journaliſten von Trevoux 1707 im Monat Julius vorgaben.

Durch ſeinen Erbprinzen Ferdinand, welcher vor ihm ſtarb, und ein groſſer Kenner von Gemählden war, wurde die Gallerie mit vortreflichen Malereyen vermeh-

ket. Was man aber dieſem Prinzen beſonders Dank wiſſen muß, iſt die ſchätzbare Mediceiſche Sammlung von Kupferſtichen, die er von dem Minoriten Johann Anton Lorenzini, von Cosmus Mogalli, Johann Dominikus Pichianti, und dem Holländer Theodor Vercruys ſtechen, und von Franciscus Petrucci größtentheils zeichnen ließ. Sie ſtellen Gemählde aus der Großherzoglichen Sammlung vor. Es ſind der Kupferſtiche eigentlich nur hundert und acht und vierzig. *) Dieſe Sammlung findet ſich in der Dresdner **) Gallerie, mit Sieben vermehrt, die nicht darzu gehören. So waren auch in der Sammlung, welche Mariette beſaß, zehen zuviel. Dieſe wurden gegen das Jahr 1776. um 400 Franken verkauft. Die Sammlung iſt jederzeit ſehr geſucht worden: ſie wurde aber nicht verkauft, ſondern von den Großherzogen nur an vornehme Perſonen verſchenkt. Im Jahr 1778 gab der izt regierende Großherzog Einigen die Erlaubniß, die Kupfer, welche in der Königlichen Garderobe verwahrt werden, abdrucken zu laſſen, und zu verkauffen. Unter dieſen Kupfern befanden ſich noch über 300 andere, welche ebenfalls abgedruckt, und mit den 148 in eine Sammlung vereint worden ſind, ſo daß die Samm-

lung

*) Saggio iſtorico della real Galleria di Firenze, T. I. p. 353.

**) Idee generale d'une collection complette d'eſtampes. p. 50.

lung auf 500 Blätter angewachsen iſt. Dieſe ſind um einen ſpottwohlfeilen Preis verkauft worden. *)

Kosmus III. war ein unglücklicher Zögling einer ſcheinheiligen Mutter, Victoria della Rovere, die mit ihrem liebenswürdigen Gemahl in beſtändiger Widerſpenſtigkeit lebte, und ſich ganz in die Arme der Mönche und Pfaffen geworfen hatte. Weil er der einzige Sohn war, und die Großherzogin ihn unendlich lieb hatte, ſo überließ ihn der Vater in ſeinen jüngern Jahren ihrer Erziehung. Er wurde aber zu ſeinem größten Herzeleid gewahr, daß ſie ihm eine der Seinen ganz widerſprechende Denkart beygebracht hatte, die mehr einem Mönch als einem Fürſten angemeſſen war. Damit er auf vernünftigere Wege gebracht würde, ſchickte ihn der Großherzog auf Reiſen. Aber der Vortheil davon war, daß er auf den einmal gelegten ſchlechten Grund Stolz und Eigenſinn bauete, und nach ſeiner Rückkehr alles verachtete, was nicht auf Spaniſchen Fuß eingerichtet war. Er fand in nichts Vergnügen als im Umgang mit Theologen, hielt die neue Philoſophie des Galileo für ein gottloſes Weſen, das der Religion zuwider wäre, und war ſo ſteif im Umgang, daß er es als eine Be-

*) Das Verzeichniß der darinn enthaltenen Stiche findet ſich in Jagemanns Magazin der Italieniſchen Litteratur und Künſte, im 3ten und 4ten Bande am Ende.

leidigung ſeiner Majeſtät anſah, ſich zu den Beluſtigungen anderer Menſchen herabzulaſſen. Anſtatt der weiſen Oeconomie, welche ſein Vater bey Hof eingeführt hatte, verband er eine ſchrankenloſe Liebe zur Pracht und eiteln Verſchwendung mit einer niederträchtigen Andächtley, wodurch er ein Sklave des Römiſchen Hofes, und ein Gegenſtand der Verachtung ſeiner eigenen Unterthanen wurde. Denn ſeinen Stolz und ſeine abergläubiſche Andacht zu ernähren, mußte er ſie mit neuen Abgaben beſchweren. Mit den Abgaben, die er von ſeinen Unterthanen erpreßte, ſtiftete er Kirchen und neue Klöſter, ſandte reiche Geſchenke an die berühmteſten wunderthätigen Bilder der Katholiſchen Chriſtenheit, und an die Miſſionare in Aſia und Africa, unterhielt an ſeinem Hofe eine Menge Convertiten, und einen Reſidenten zu Hamburg, um Proſelyten zu machen. Die Proteſtantiſchen Fürſten zum Katholiſchen Glauben zu bekehren, beſoldete er Leute, die ihnen und ihren Miniſtern den Gedanken dazu beybrächten; auch hatte er ſich ſelbſt in dieſer Abſicht mit den Fürſten von Bayreut und Hollſtein in einen Briefwechſel eingelaſſen. In England und Holland miſchte er ſich in die Angelegenheiten der Katholicken.

Weil er hierdurch und durch den unnützen Pracht ſeine Schätze verſchwendete, ſo hielt er es nicht für unſchicklich, daß die Reichern ihre Verbrechen mit

Geld

Gelde büßten, und die Ehrenſtellen dem Meiſtbietenden verkauft würden. Die Mönche hielten es für gerecht, unter dem Vorwande, daß dieſes Geld durch ihre Hände an fromme Handlungen angewendet würde. Nicht die bürgerlichen Geſetze ſeiner Vorfahren, ſondern die Kanoniſchen oder vielmehr päbſtlichen Rechte waren die Richtſchnur der weltlichen und geiſtlichen Regierung.

Obgleich der Großherzog auf die Verſchönerung ſeiner Gärten, und auf den Bau der köſtlichſten Weine in denſelben ſehr bedacht war, ſo befand ſich doch der Ackerbau unter ihm in dem ſchlechteſten Zuſtande. Daher ereignete ſich oft Hungersnoth und Entvölkerung des Landes. Die Bedürfniſſe des Lebens waren in den Händen derer, die einen Alleinhandel damit trieben, und dem armen Volk das Blut ausſaugten. Dabey ſchmachteten Künſte und Handwerke am mehrſten, weil er die Manufacturen zu ſeiner Pracht aus Frankreich, England und Holland kommen ließ. Weil auch die Kriege dem Handel eine ganz andere Wendung gegeben hatten, ſo waren die Seiden- und Wollenwebereyen ihrem gänzlichen Verfall ſehr nahe. Viele Manufacturiſten mußten aus dem öffentlichem Schatz ernährt werden, damit ſie ſich nicht empörten. Im Jahr 1694 zwang der Großherzog einen jeden der Negotianten eine gewiſſe Quantität ſeidene Zeuge fabriciren zu laſſen, und verſprach ihnen für die

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

[Die Straſſe.]

Ein Kauffmann, Angelo und ein Gerichtsdiener treten auf.

Kauffmann.

Ihr wißt, die Summe war ſchon um Pfingſten verfallen, und ich hab' euch ſeither nicht viel beunruhiget, und würd' es auch izt nicht thun, wenn ich nicht eine Reiſe nach Perſien vor mir hätte, wozu ich Geld brauche; befriediget mich alſo auf der Stelle, oder hier iſt ein Gerichtsdiener, der ſich eurer verſichern wird.

Angelo.

Die nemliche Summe, die ihr an mich zu fodern habt, iſt Antipholis mir ſchuldig, für eine goldne Kette, die ich ihm einen Augenblik eh ich euch antraf, zugeſtellt hatte; dieſen Abend um fünfe ſoll ich das Geld dafür einnehmen; ſeyd nur ſo gut mit mir zu ſeinem Hauſe zu gehen, und ich will euch mit Dank bezahlen.

Antipholis

einfachen Zeuge drey, und für die künſtlich durchwürkten ſieben Procent zur Ermunterung zu geben. Dieſe Großmuth währte aber nicht lange, und war auch an ſich ſelbſt nicht hinreichend dem Handel die einmal verlorene vortheilhafte Richtung wiederzugeben. Der ganze Handel der Toskaner war auf Livorno eingeſchränkt, und geſchah gröſtentheils durch fremde Nationen; ob man ſie gleich mit 48 verſchiedenen Abgaben beſchwerte, und auch dieſer Art von Handel alle mögliche Hinderniſſe in den Weg legte. Unter andern Hinderniſſen war auch dieſes, welches die Florentiniſchen Kaufleute 1683 aus Neid gegen die Livorneſer zu Wege brachten, daß alle Wechſel nach Venedig und Beſançon nur zu Florenz ausgeſtellt werden konnten. Dieſes Geſetz verurſachte viele Unordnungen, welche den Großherzog zwangen es bald wieder aufzuheben. Der einzige Zuwachs welcher unter ihm in Anſehung des Handels geſchehen, war: daß er durch ſein Beyſpiel den **Weinbau** verbeſſerte. Er ſchätzte ſich nemlich dieſes zu einer auſſerordentlichen Ehre, den vornehmſten Europäiſchen Fürſten Geſchenke mit köſtlichen Weinen, die auf ſeinen Landgütern gewachſen wären, zu machen. Hierdurch wurde unter der Königin Anna dem **Toskaniſchen Weine** der Eingang in England, und in andere Länder verſtattet. Hierdurch erfolgte noch ein anderer Vortheil, daß ihm die ſeltenſten Producte aus dem **Pflanzenreich** aus fremden Ländern zugeſchickt wurden, wo-

mit

mit er die Mediceiſchen Gärten bereicherte. Er hatte an der Pflege fremder Pflanzen ein groſſes Vergnügen, und flößte es durch ſein Beyſpiel auch den reichern Unterthanen ein. Auf Anſtiften des berühmten Redi, welcher ſein Leibarzt war, legte er ein Naturalien-Cabinet an. Zu dieſem Ende hatten alle Miſſionäre in allen Gegenden der Welt den Auftrag, die gröſten Seltenheiten aus allen Reichen der Natur an den Florentiniſchen Hof zu ſchicken, welches aber nur ſo lange dauerte als Redi lebte. Der Botanik war er beſonders ergeben, weil er ſeit langer Zeit ein Pythagoriſches Leben führte, und der Geſundheit halben ihm an der Kräuterkenntniß gelegen war. Den Fortgang, welchen die Botanik durch Pietro Micheli erlangte, hat man Kosmus III. zu verdanken.

Er begünſtigte die Gelehrten, ohne die Gelehrſamkeit ſelbſt zu ſchätzen. Unter ihm blüheten die groſſen Männer Viviani, der Graf Magalotti, Bellini, Redi, Filicaja, Micheli, Magliabecht, Averani, Marchetti, Salvini. Sie hatten aber ihre Bildung weder den Zeiten, noch der Beförderung des Groſsherzogs Koſmus, ſondern Ferdinand II. und dem Kard. Leopold zu verdanken. Kosmus bewies ihnen gutes, in ſo fern dieſes ſeine eitele Ehrſucht befriedigte, im Herzen aber zog er ihnen die Scheingelehrten und Theologen vor, welche ſeinem

Stolze ſchmeichelten. Die Mönche thaten ihr mögliches, die wahre Philoſophie des Galileo bey ihm immermehr verhaßt zu machen. Den Namen dieſes groſſen Mannes bey Hofe auszuſprechen, war Sünde. Man hatte ſeine Anhänger im Verdacht, und man verfolgte ſie. Die Finſterniß der peripatetiſchen Philoſophie, welche Ferdinand II. und Leopold mit ſo vieler Mühe aus den Toskaniſchen Schulen verbannt hatten, wurde aufs neue eingeführt. Unter dem Vorwande, dem Fortgang der Lehren des Gaſſendi Einhalt zu thun, ließ der Großherzog 1691 ein Dekret an die Lehrer der Philoſophie zu Piſa ergehen, daß nur die Ariſtoteliſche Philoſophie gelehrt werden ſollte, und zwar bey Strafe des Verluſts ihres Lehramtes. Koſmus III. der zum Verderben der Toskaner 53 Jahr regierte, ſtarb endlich 1723. Weil keine Hofnung vorhanden war, daß ſein Sohn Johann Gaſto einen männlichen Erben hinterlaſſen würde: ſo wurde noch bey Lebzeiten des Vaters die künftige Thronfolge von fremden Monarchen feſtgeſetzt, ohne daß der noch lebende Mediceiſche Fürſt eine entſcheidende Stimme dabey hatte.

Dieſer beleidigende Gedanke machte den Großherzog Johann Gaſto ſo verdrießlich, daß er den gröſten Theil ſeiner Regierung innerhalb den vier Mauern ſeines Wohnzimmers zubrachte, das Regi-

ment

ment ſeinen Miniſtern überließ, und auf nichts mehr bedacht zu ſeyn ſchien, als die von ſeinem Vater hinterlaſſenen Schulden zu vermehren. Doch entſtand dieſes auch aus ſeiner ungemeinen Freygebigkeit. Es vermochte die Liebe gegen ſeine Unterthanen ſo viel bey ihm, daß er alle Mönche, Heuchler und heimliche Ankläger, die ſeinen Vater zu einem ſcheinheiligen Tyrannen umgebildet hatten, vom Hofe verbannte, der großen Menge bekehrter Türken, Juden und Proteſtanten ihre Penſionen nahm, *) und vielen Häuſern große Geldſummen erließ, die ſie ſeinem Hauſe ſchuldig waren. Er haßte die Verleumder und heimlichen Ankläger, erfüllte den Hof mit frölicher Jugend, mit Menſchenfreunden, gebot dem Adel ſich franzöſiſch zu kleiden, und führte die Freyheit des Umgangs zwiſchen beyden Geſchlechtern wieder ein. Auf dieſe Weiſe wurde in Zeit von einem Jahre ganz Toskana, welches unter der funfzigjährigen Regierung eines ſcheinheiligen Tyrannen, oder vielmehr der Mönche, mit Heuchlern, und traurigen Kopfhängern angefüllt worden war, ganz zur Freude und zum freundlichen Umgang, dem natürlichen Charakter der Toskaner gemäß, umgebildet. Der Geſchmack an Schauſpielen, Galanterien, und Gaſtmälern ſtellte ſich wieder ein, und der Adel, die reichen Kapitaliſten, und Beſitzer brachten ihr Geld in

*) Man nannte dieſe Penſionen ſcherzweiſe penſioni ſul Credo.

in Umlauf. Hierdurch lebten Künſtler und Profeſſioniſten, und der Ackerbau, welcher verſchiedener Abgaben entlediget war, erhielt neue Kräfte. Die Unterthanen bereicherten ſich auf Unkoſten des Fürſten, und durch das Gold, welches die Spanier, ſo lange Don Carlos in Toskana war, mit vollen Händen verſchwendeten. Hierdurch erhob ſich der Handel der Toskaner ſo ſehr, als es die äußern Umſtände damaliger Zeiten zuließen. Der Handel mit wollenen Tüchern und Zeugen blieb immer in ſeinem Verfall in Anſehung auswärtiger Länder, weil andere Nationen die Toskaner an Güte ihrer Tücher übertrafen, und ihre Stelle eingenommen hatten. Doch waren und ſind noch immer ihre ſchwarzen Tücher, Zeuge und Strümpfe, wegen der ſchönen Schwärze, ein beträchtlicher Zweig des Handels innerhalb Italien, wo die zahlreiche Geiſtlichkeit die zu Florenz gefärbte Tücher und Zeuge, andern vorziehet. Viel wichtiger war der Handel mit ſeidenen Zeugen. Man hatte nun zu den Manufacturen keiner fremden Seide mehr nöthig, und dieſe wurden wegen ihrer innern Güte auch in auswärtigen Ländern geſucht. Die köſtlichen Weine, und das Oliven-Oel waren nach den ſeidenen Zeugen die vornehmſten Gegenſtände des auswärtigen Handels. Die übrigen Waaren, welche aus Toskana in fremde Länder giengen, waren Sardellen, Weinſtein, Wacholderbeeren, Citronen und Pomeranzen, Lämmer- und Bock-

Häute

Häute, Schifferröcke, Korallen, allerley Pomaden, Roſſogli, und Eſſenzen. Die Korallenfabrik zu Livorno erhielt unter Johann Gaſto ein gröſſeres Wachsthum. Die Korallen fanden in allen vier Welttheilen eine gute Aufnahme, die ganz runden in Amerika, die ovalen in Afrika, und die gröſten in der Türkey, wo Knöpfe daraus verfertiget werden. Die Sardellen gehörten damals ſchon unter die beträchtlichen Handelszweige. Es giengen über 8000 Tonnen jährlich aus dem Lande. Sie werden bey den Inſeln Giglio und Gorgona gefangen, und ſind die beſten des mittelländiſchen Meers.

Unter der Regierung dieſes letzten Mediceiſchen Fürſten blüheten nicht wenig Männer von vorzüglicher Gelehrſamkeit. Magliabechi, der eine lebende Bibliothek genannt zu werden verdiente, die groſſen Kenner der Alterthümer Buonarrotti, Gori und Sebaſtian Bianchi, Anton Maria Salvini, Angelo Ricci, Averani, die in der griechiſchen und lateiniſchen Literatur ſehr geübt waren. Guido Grandi, ein vortreflicher Mathematiker, Soria, ein groſſer Philoſoph, und die berühmten Dichter Menzini, Faggioli, Perfetti, Crudeli, und andere. Dempſter hatte durch ſein vortrefliches Werk: De Etruria regali das Studium der Etruſciſchen Alterthümer in Toskana auferwekt. Philipp Buonarotti, und ſein Schüler Franciſcus Gori, brachten

ten es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Der Erſte veranſtaltete die prächtige Herausgabe des *Muſaeum florentinum*. Gori ſchrieb die lateiniſche Erklärung dieſer Alterthümer, und Sebaſtian Bianchi beſorgte die Ordnung, und den Stich der Kupfer, welche von Campiglia gezeichnet, und von Gregori, Mogalli, Gabbuggiani, Franceſchini, Ruggieri, Maſini, Valle, Sintes, Pomarede, Jacoponi, Corſi, Guttierez, Lapi, Orſolini, Pitteri, Johann Preißler, Frezza, Roßi, Sorelli geſtochen wurden. Der erſte Band erſchien 1731, der zweyte 1732, der dritte 1734, der vierte und fünfte 1740, der ſechſte 1742, der ſiebende achte neunte und zehnte 1752, 1754, 1756 und 1762. Die vier letzten enthalten die in der Galerie verwahrten Portraits der Mahler ſamt ihren Lebensbeſchreibungen, gezeichnet von Campiglia, Ferretti, Joſeph Menabuoni, und geſtochen von Corſi, Campiglia, Pazzi, Preisler, Roßi, Francia, Gregori, Pomarede, Billi, Pozzi, Campana, Mogalli, Joſeph Wagner, Jacob Frey, Faldoni, Prenner, Pitteri, Jacoponi, Colombini. In den Jahren 1764 und 1765 gab der Kupferſtecher Anton Pazzi noch zween Bände von ihm gezeichneter und geſtochener Abbildungen anderer Mahler, die nicht in der Galerie befindlich ſind, heraus. Dieſe ganze Auflage kaufte der Großherzog Leopold, und vereinte ſie als einen Anhang mit dem Muſaeo Florentino.

Alſo

Alſo kamen von dieſem berühmten Werke unter dem Großherzog Johann Gaſto, welcher 1737 ſtarb, nur die drey erſten Bände heraus. Die Etruſciſchen Alterthümer, die in dem Muſäo keinen Platz fanden, gab Gori in den Jahren 1737 und 1743 in drey Folianten heraus.

Auſſer dem ſehr beträchtlichen Wachsthum, welches das Studium der Alterthümer unter Johann Gaſto erhielt, wurde auch die neue Philoſophie, die von Coſmus III. aus der Univerſität Piſa verwieſen worden war, daſelbſt feyerlich wiederum eingeführt. Paſcaſio Giannetti und Guido Grandi, Johann Albert Soria, Eduard Corſini, Claudius Fromond, waren damals die vornehmſten Lehrer zu Piſa, welchen eine vollkommene Freyheit zu philoſophiren ertheilt wurde. Zum Beſten der Sternkunde ließ Johann Gaſto zu Piſa eine Sternwarte errichten. Die Bibliothek des Weltbekannten Magliabechi, die ſeinem Teſtament gemäß in die Hände der Dominikaner des Kloſters Santa Maria Novella hätte fallen ſollen, entriß er durch einen entſcheidenden Befehl den Händen der Mönche, und öffnete ſie zu jedermanns Gebrauch. Auf ſeinen Befehl wurde 1737 in der Kirche S. Croce dem unſterblichen Galileo das Grabmal errichtet, wozu Viviani ſein würdiger Schüler ein Capital hinterlaſſen hatte. Zu Cortona beförderte er die Akademie

demie der Etruſciſchen Alterthümer, welche 1727 daſelbſt errichtet wurde; und die Groſsherzogliche Galerie vermehrte er mit 300 antiken Gemmen, die er einem florentiniſchen Edelmann, Namens Andreini, abkaufte.

Wer wollte alle die Wohlthaten erzählen, die Johann Gaſto den zeichnenden Künſten bewies? Kein Mahler oder Bildhauer verfertigte ein beträchtliches Werk, welches er nicht groſsmüthig annahm und belohnte. Daher ließ ihm 1733 die florentiniſche Akademie der zeichnenden Künſte eine Münze ſchlagen, mit der Aufſchrift: Acad. Flor. Pict. Sculpt. et Architect. Praem. aucta. Zur Beförderung der zeichnenden Künſte hatte er verordnet, daſs jährlich einmal die Mahler, Bildhauer und Baumeiſter ihre Werke im Palazzo Vecchio öffentlich ausſtellten, und die drey beſten in jeder Kunſt mit Schaumünzen, welche zu dieſem Ende geprägt wurden, beſchenkt würden. Er ſtarb aber kurz vor dem Tage der erſten Feyerlichkeit im Jahr 1737. Mit ihm ſtarb das regierende Geſchlecht Medici; es verloſch aber nicht. So lange Künſte und Wiſſenſchaften einigen Werth behalten werden, wird es unter andern fürſtlichen Geſchlechtern wie ein Stern der erſten Gröſse im Andenken der Menſchen hervorleuchten. Ihm hatten die Florentiner, welche zu Zeiten der Republik ſich durchbeſtändige Empörungen und Bürgerliche Zwietracht einander

der aufrieben, ein ruhiges und wohlthätiges Regiment, ihm hat Toskana ſeine durch den Handel erworbenen Reichthümer, ſeinen Ackerbau, ſeine Verſchönerungen, ihm hat Europa Künſte und Wiſſenſchaften zu verdanken.

II.

Auszüge aus Briefen.

1.

Paris, den 18ten Jul. 1783.

Der allgemeine Nebel der Sie ſeit dem 16. Jun. ſo ſehr in Teutſchland plagt, macht uns hier bevnahe noch ſchlimmere Streiche. Sie wiſſen wie leicht die erhitzte Imagination mit dem Kopfe eines Franzoſen durchgeht, wenn ſie einmal auf die Stange gebiſſen hat. So gehts auch jezt hier mit dem Nebel. Er iſt ſeit etlichen Wochen die Nouvelle du jour; der Alp der Alte und Junge drükt; und man denkt und ſpricht faſt von nichts anderm, als den ſchrecklichen Dingen die da kommen werden. Nach Einigen ſinds die Schornſteine unſerer kochenden Souterrains, die ſo impertinent rauchen; und unſere Badauts ſehen ſchon im Geiſte unſern Maulwurfshügel Montmartre Flammen und Lava ſpeyen. Unſre phiſikaliſchen Damen haben ſogar ſeit kurzem entdeckt,

Antipholis von Epheſus, und Dromio von Epheſus, kommen aus dem Hauſe der Courtiſane, und begegnen den Vorigen.

Gerichtsdiener.

Ihr könnt euch eine Mühe erſparen; ſeht, da kommt er ſelbſt.

Antipholis von Epheſus.

Indeſſen ich zum Goldſchmidt gehe, geh' du, und kauf mir ein hübſches Stük von einem Seil; ich will meine Frau und Compagnie damit begaben, dafür daß ſie mich heut aus dem Haus hinaus geſperrt haben -- Aber ſachte, da ſeh' ich den Goldſchmidt: Geh' du, und kaufe den Strik, und bring ihn mir nach Hauſe.

[Dromio geht ab.]

Antipholis.

Dem iſt wohl geholfen, der ſich auf euch verläßt; ihr verſprachet mir eure Gegenwart und die Kette; aber es kam weder Kette noch Goldſchmidt; ihr habt vermuthlich gedacht, unſre Freundſchaft möchte zu lange dauren, wenn ſie mit einer Kette zuſammengebunden wäre, und darum ſeyd ihr nicht gekommen.

Angelo.

Mit Erlaubniß des luſtigen Humors, worinn ihr heute ſeyd, hier iſt die Note, wie viel eure Kette auf den äuſſerſten Carath wiegt, die Feinheit des Goldes, und die

daß wir ganz unvermuthet in den Schweif eines mächtigen Cometen gerathen ſind, der uns mit dieſem Schleyer umhüllt, und unſer Weltchen entweder zu Marmelade quetſchen, oder es, vermöge ſeiner allmächtigen Attraction, auf ſeinem Schwanze vielleicht ein paar Tauſend Jährchen mit ſich in dem Univerſo ſpatziren herumführen wird. Der Himmelsbothe Mr. De la Lande trat zwar vor kurzem auf und verſicherte männiglich, daß dem nicht ſo ſey; und daß wahrſcheinlich der Mond alle 18 oder 19 Jahr dergleichen Unfug mache. Allein es hat nichts geholfen; und Sie können nicht glauben wie unendlich hier über dies ſeltene Phänomen geſchwatzt und räſonnirt wird.

Das Beſte was ich indeſſen bisher darüber gehört und geleſen habe, ſteht im vorgeſtrigen Stück des Journal de Paris. Es iſt eine ſehr intereſſante Stelle aus des Abbé *Richard* Hiſtoire de l'air et des Météores (Paris chez Nyon 1770.) Tom. V. Discours VIII. §. 4. p. 162. wo er von den verſchiedenen Höhen, zu welchen ſich Nebel erheben ſpricht. Hier iſt ſie, da ich nicht weiß, ob Sie dies Werk beſitzen oder nicht.

„Die Nebel haben immer und allenthalben einerley Urſach: und dieſe hat keine anderen Verſchiedenheiten als die Modificationen, welche ſie von den Verſchiedenheiten des Clima empfängt. Indeſſen bemerkt man daß ſie nicht immer nur die Oberfläche der Erde

Erde bedecken. Sie ſetzen ſich zuweilen in der mittlern Region der Atmoſphäre feſt, und bilden da eine Zone, die zwar minder dicht als gewöhnlicher Nebel iſt, aber doch eine merkliche Dunkelheit auf die Erde verbreitet, und nur ſoviel Tageslicht durchläßt, daß man die Sonnenſcheibe völlig ohne Strahlen dadurch erblicken, und mit bloßen Augen anſehen kann. Dies Phänomen iſt ſelten, ich habe es aber verſchiedene Tage hintereinander dauren ſehen. Während deſſen iſt die Erde ſo trocken, daß es die Würkung einer Ausdünſtung zu ſeyn ſcheinet, deren Quelle von den Orten, die dieſer Luft-Dampf bedeckt, entfernter zu ſeyn ſcheinet. Mich dünkt, man muß ſeine längere oder kürzere Dauer 1) der Kälte des obern Luftraums, welche dieſe Dünſte verdickt, 2) der Trockenheit und Bewegung der untern Region, welche ſie auf ihrem Erhebungspuncte hält, und 3) dem Gange des Windes, der unter dem von dieſem Nebel bedeckten Striche herrſcht, und die Beſtandtheilchen deſſelben zuſammendrängt, zuſchreiben. Denn ich habe vor ohngefähr vierzehn bis funfzehn Jahren bemerkt, daß immer Nordwinde aus verſchiedenen Puncten vierzehn Tage lang weheten, während dieſe Dunkelheit des Himmels zu Ende des Frühlings dauerte; welches mit der wenigen Wirkung der Sonne, eine kalte Trockenheit in der Luft verurſachte. Die Pflanzen und Bäume litten weit mehr davon, als von der größten Sonnenhitze;

denn ſie hatten des Nachts keine Erfriſchung durch Thau, und nichts milderte die allgemeine Dürre.

„Ein ähnliches Phänomen erſchien im Jahr 1721, unſrer Aera, in Perſien, dauerte zween Monate lang, und ſetzte Alles in Furcht und Schrecken. Man ſahe nemlich die Sonne durch einen Nebel, womit der obere Luftraum angefüllt war, ganz glühend roth, oder, wie man glaubte, blutig. Die Sterndeuter, deren die Morgenländer ſo viele haben, weiſſagten die ſchrecklichſten Dinge daraus, und verbreiteten Beſtürzung, Angſt und Muthloſigkeit über das ganze Land. Dieß erleichterte den Aghnanen ihre Rebellion unglaublich, und half ihnen gewiß zur Eroberung des ganzen Perſiſchen Reichs, die ſie gleich darauf, unter dem berühmten Thamas-Khulis Khan, machten. Die Stadt Tauris, welche den 10. April deſſelben Jahres (1721) durch ein Erdbeben untergegangen war, und vier und zwanzig tauſend Menſchen unter ihren Ruinen mit verſchüttet hatte, hatte ſchon einen allgemeinen Hang zu Furcht und Schrecken verbreitet, und dieſen erhöhete das ſeltene Phänomen, das gleich drauf eintrat, ſo gewaltig, daß es dem klugen Eroberer, der dieſe Diſpoſition glücklich zu benutzen wußte, leicht ward, ſeinen Plan auszuführen.„

Soweit der Herr Abbe Richard; und ich dächte, ſeine Beobachtungen über die Modificationen

der

der Nebel überhaupt, ſo wie auch des Luft-Dampfes beſonders, und der Vorfall in Perſien, erläuterten unſer jetziges Phänomen, das ſich über ganz Europa zu verbreiten ſcheint, vollkommen. Alle einzelne Umſtände treffen mit dieſem überein; ausgenommen daß bey uns (in Frankreich) im Junio eine beträchtliche Menge Regen vor dem Nebel hergieng. Hrn. A. Richard's Buch iſt übrigens ein ſehr intereſſantes, angenehmes und unterhaltendes Werk ꝛc.

2.

London den 4ten May. 1783.

„Um den Buchhandel mit **Teutſchen Büchern** ſieht's in London kläglich aus. Zuvor ſagte ich Ihnen dieß, lieber Freund, nur aus bloßer allgemeiner Ueberſicht; jezt aber, da Sie mir die auf dem rothen Mantel des T. Muſeums paradirenden Londner Commiſſionaires, die Buchhändler **Dodsley** und **Comp.** und **John Ridley**, als Inſtanz entgegenſetzten, und um gegen Sie meinen Satz zu behaupten, aus **Erfahrung**. Gleich nach Empfang Ihres Briefes gieng ich nemlich zu **Dodsley** in **Pall-Mall** und zu **Harlow** in **St. James Street**, der **Ridley's** Handlung übernommen hat. Beyde verſicherten mich, nie ein teutſches Buch gehabt zu haben, wußten auch ſchlechterdings von der Exiſtenz des **Teutſchen Muſeums, Merkurs**, oder ſonſt eines **Teutſchen Journals** nicht das mindeſte. Eben ſo

wenig konnten ſie mir darüber Beſcheid geben, wer von den hieſigen Buchhändlern, oder ob irgend einer von ihnen ſich mit teutſchen Büchercommiſſionen abgebe. Ich gieng indeſſen noch zu verſchiedenen, die mit auswärtigen und zumal auch mit lateiniſchen in Teutſchland gedruckten Büchern handeln; aber auch dieſe wußten vom Teutſchen Muſäum nichts. Ein Teutſches Buch iſt, ſo viel ich nun London kenne, hier eine unbeſchreiblich groſſe Seltenheit. Die wenigen Buchhändler, die mit Teutſchland in einiger Verbindung ſtehen, laſſen höchſtens etliche mediciniſche und theologiſche oder vielmehr litterariſche und philologiſche Sachen kommen, nemlich wenn ſie lateiniſch geſchrieben ſind; und auch der Handel mit ſolchen Büchern wird ſo äuſſerſt nachläſſig getrieben, daß ſelbſt Doct. Hunter mir noch vor Kurzem klagte, er habe die neueſten Bände der Göttingſchen Commentarien und andere dergleichen hauptſächlich fürs auswärtige Publikum beſtimmte Sachen nicht bekommen können. Eben ſo iſt's auch in Paris. Viele von unſern Gelehrten, die doch lateiniſch geſchrieben haben, kennt man entweder gar nicht, oder höchſtens nur dem Namen nach aus Journalen, und man bekümmert ſich auch um ſie nicht. Kurz mein Satz bleibt richtig, daß kein Londner Buchhändler ein teutſches Buch führt. Ich wundere mich darüber gar nicht, weil unter den Engländern wunderſelten einer ſo viel Teutſch verſtehet, um zur Noth noch

noch ein Buch leſen zu können; und die Teutſchen die hier ſind, ſind meiſtens Handwerker oder Kaufleute, die entweder gar nichts, oder Engliſche Bücher leſen. Ich kenne ſogar verſchiedene Gelehrte hier, die in Teutſchland geweſen ſind, und unſere Sachen doch nicht leſen können. Der einzige Mann, von dem ich weiß, daß er etliche unſrer Schriften, wie z. E. die allgemeine Teutſche Bibliothek, die Götting. gelehrte Zeitungen u. ſ. w. hält, iſt Sir Joſeph Banks, und dies iſt ein trait de generoſité von ihm: denn er verſteht kein Wort Teutſch, und hält dieſe Sachen nur für die Fremden, die bey ihm Zutritt haben. ꝛc.

III.

Moriz,
ein kleiner Roman.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Deutet auf das Letzte.

„Er darfs noch nicht wiſſen, Martha — ſagte mein Papa zu ſeiner Haushälterin; — Du weißt daß der Junge, ſo klein er iſt, ſchon einen gewaltigen Nagel im Kopfe hat. Er gehorcht mir jetzt ſchon

nicht mehr, wie er ſoll, was würde daraus werden, wenn er erführe, daß ich nicht ſein Vater bin. Laß Du nur noch einige Jahre vorbeyſchleichen. Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden, wo wir's ihm mit Manier beybringen können. — Er hörts doch wol nicht? — ſezt' er leiſe hinzu. Gehe hin und ſieh einmal zu, ob er noch ſchläft.„

Martha kam und ſahe zu, ob ich ſchlief. Ich hatte mich auf Papa's Bette hingeſtreckt; mein rechter Arm trug den Kopf und mein linker lag unbeweglich auf dem Dekbette, meine Augen waren feſt zu, der Mund halb offen, und mein Athem fuhr mit Geräuſch durch Naſ' und Kehle aus und ein. Ich machte den Schlafenden ſo natürlich, daß Martha ſogleich zum Papa zurückgieng und ihn verſicherte: ich ſchliefe wie eine Ratze.

„Nun, es iſt gut — ſagte mein Papa — wenn ich zurück komme, wollen wir weiter davon reden. Jezt laß mir mein Pferd ſatteln, ich will fort.

Martha gieng und Papa zog ſich an.

Mir war es ſehr unangenehm, daß dieſe Unterredung, die mir ſo unerwartet, ſo merkwürdig, ſo dunkel und geheimnißvoll ſchien, ſo plözlich abgebrochen wurde. Ich war ſo boßhaft, zu wünſchen, daß Papa's Braunet knall und fall lahm werden, und Papa gezwungen ſeyn möchte, zu Hauſe zu bleiben.

und das Geſpräch da wieder anzufangen, wo er es abgebrochen hatte. Aber mein Wünſchen war vergebens. Martha kam zurück und meldete, der Braune ſey geſattelt. Papa nahm ſeine Reitgerte, umarmte Marthen, und gab ihr einen Kuß, daß die Stube wiederhallte. „Adje! Martchen,„ rief er und gieng zur Stube hinaus.

Martha trat ans Fenſter, machte den Flügel auf, ſah meinem Papa eine Weile nach, dann ſchlug ſie das Fenſter zu, und kam langſam auf den Zehen zu meinem Bette. Ich ſchlief immer noch ſo feſt, wie vorher.

Zweytes Kapitel.

Martha — ein Monolog.

Morizchen! Morizchen! — rief ſie leiſe und tippte mit ihrem eißkalten Finger mir auf den linken Backen — ſchläfſt Du noch?

Ich ſchlief dicht und feſt.

I, du lieber Goldjunge! — Sie bückte ſich zu mir herunter, und drückte ihre Lippen ſanft auf die meinigen — Ach, wie warm des kleinen Schlingels Lippen ſind! — Nochmal! (ſie küßte mich von neuem) Noch mal! und — noch mal!

Ich ſchlief dicht und feſt.

Und, die kleinen rothen Bäckchen — rief ſie, wie in Entzückung — Die kleinen rothen Bäckchen, ſo voll! und feſt!

Sie rückte leiſe einen Stuhl vors Bette, ſetzte ſich darauf und legte ihren rechten Backen auf meinen linken. Mein Backen brannte wie Feuer und erhitzte nach und nach den ihrigen, der anfangs ſehr kalt war. So blieb ſie eine Weile liegen ohne einen Laut zu geben

Mir ward dieſe Lage in die Länge beſchwerlich, und ich war einigemal im Begriff zu erwachen; aber ich weiß nicht, was mich zurückhielt. Vielleicht war es Beſorgniß, daß ich ein plötzliches Erwachen nicht natürlich und unverdächtig genug würde machen können. Nach einer Weile richtete ſie ſich auf und krabbelte mir ſanft und leiſe um Hals und Kinn.

Alles ſo fein! ſo fleiſchigt! ſo glatt! — ſagte ſie mit leiſer zitternder Stimme — ich möchte den Jungen aufeſſen vor Liebe! — Wenn ich meinen alten Ernſt dagegen anſeh' — der hat eine Haut, wie Schweinsleder. — Was das hier für eine feine, glatte Stirn iſt, was das für pralle runde Backen ſind! Der alte Ernſt hat hundert Millionen Runzeln vor'm Kopf, und ſeine Backen ſind ſo dick, ſo aufgedunſen, und ſo roth wie der helle Zinnober. — Und das kleine Mäulchen hier — ſo friſch! ſo roth! ſo klein! — Warum kann ichs denn ſo lange anſehn?

Sie

Sie bückte ſich von neuem zu mir herunter und gab mir einen Kuß. — Dieſe kleinen Späſſe gefielen mir, und ich ſchlief mit jeder Minute feſter ein.

Der alte **Ernſt** — fuhr ſie fort — hat ein Maul wie ein Thorweg, und er riecht immer nach Taback daß mir möchte ſchlimm werden. — Weiſe mal, **Moritzchen** (ſie bückte ſich ſo weit herunter, daß ihre Lippen die meinigen berührten) — nein, du riechſt nicht nach Tabak. — Ah — (ſie ſchnupperte, als wenn man den Geruch einer Sache unterſcheiden will) Ah — Schelm, warte — ich will dich kriegen. Du biſt mir über dem Malagga geweſen! (ſie ſchnupperte wieder) Ja, es iſt der pure, klare Wein! Warte, Schelm, warte!

Ich fühlte, daß mir über und über warm ward; denn ich war wirklich über ihrem Weine geweſen.

Drum war dir auch der Kopf ſo ſchwer — fuhr ſie fort — drum warſt du ſo ſchläfrig, ſo müde! — Ha, ha, Vogel, komme ich ſo darhinter? Warte, ich will ihn ſchon beſſer verſtecken!

Es ward mir immer wärmer und wärmer. Plötzlich ſtieg mir die Hitze ins Geſicht. Ich ſchlug die Augen auf und drehete mich um. **Martha** trat hurtig ein paar Schritte zurück und ſagte ganz gleichgültig: Nun, **Moriz**, haſt du ausgeſchlafen?

mühſame Arbeit; alles beläuft ſich auf drey Ducaten mehr als ich dieſem Herrn hier ſchuldig bin; ich bitte euch, übernehmet es, ihn ſogleich zu befriedigen; er muß über Meer reiſen, und wartet nur um deſſentwillen.

Antipholis von Epheſus.

Ich habe nicht ſo viel baares Geld bey mir, und überdas hab' ich Geſchäfte in der Stadt; mein lieber Herr, führt den Fremden in mein Haus, und nehmt die Kette mit euch, und ſaget meiner Frau, daß ſie euch nach Empfang derſelben bezahlen ſoll; vielleicht bin ich ſo bald dort, als ihr.

Angelo.

Wollt ihr alſo die Kette nicht lieber ſelbſt mitbringen?

Antipholis von Epheſus.

Nein, tragt ihr ſie hin, auf den Fall, daß ich etwann nicht früh genug kommen könnte.

Angelo.

Ganz gut, mein Herr; habt ihr die Kette bey euch?

Antipholis von Epheſus.

Wenn ich ſie nicht habe, Herr, ſo hoff' ich, ihr habt ſie; oder ihr könnt ohne euer Geld wieder fortgehen.

Angelo.

Nein, mein Herr, ich bitt' euch, gebt mir die Kette; Wind und Fluth warten auf dieſen Herrn hier, ich darf ihn nicht länger aufhalten. Anti-

Ja, Mamſell! ſagte ich und ſprang aus dem Bette. Ich hatte nicht das Herz, ihr ins Geſicht zu ſehn. In drey Sprüngen war ich an der Thür, riß ſie auf und fort. Sie rief hinterdrein, aber ich fürchtete eine Unterſuchung über den Wein und kam nicht.

Drittes Kapitel.

Ernſt. Erſtes Portrait.

Als ich im Freyen war, kam mir die geheimnißvolle Unterredung zwiſchen Papa und Marthen ins Gedächtniß zurück. Aber — wie man in der Jugend iſt — ich nahms auf die leichte Achſel. Ich überredete mich, daß ihr Geſpräch nicht mir gegolten, ob ichs gleich deutlich genug gehört hatte, daß es auf keinen andern, als auf mich gehen konnte. „Wenn auch Papa nicht mein Vater iſt — dachte ich — ſchad't nichts! Ich habe Eſſen und Trinken; Papa iſt mir gut, Martha auch; und erfahren ſoll ichs ja mit der Zeit, wer mein Vater iſt — mag's ſeyn, wer's will! Heiſſa! „

Und hiermit dreht' ich mich dreimal auf dem Abſatz herum, und ſuchte meine Spiel-Cameraden.

Meinen Leſern iſts gleichgültig, ob ich Ball oder Soldatens, oder ſonſt was geſpielt habe! aber nicht

ſo

ſo gleichgültig iſts ihnen, wer Papa wol war und ſeine Wirthſchafterin Martha.

Mein Papa hieß Ernſt. Er war dem Leibe nach, ein kurzer, dicker Mann. Sein Geſicht glühete beſtändig wie ein Kohlfeuer. Er trug gewöhnlich eine Perüke von altfränkiſchen Stuz. und vom Scheitel bis auf die Schultern mit breitgedrückten Locken überſä't. Hintendran hieng ein Haarbeutel, achtzehn Zoll ins Gevierte, wenn er Gala machte; ritt er aber aus, oder ſchlich mit Martben ſpaziren, ſo wackelte ein kleines fingerlanges Zöpfchen auf dem breiten Rücken, das ſich immer einige Zoll hob wenn er ſich bückte. — Ein paar kleine, graue Augen, hatten ſich unter dicken, buſchigten Augenbrauen verkrochen, und warfen aus ihrem Verſteck ziemlich muntre Blicke über die vorſtehenden Backen herüber. Wenn ihn Martha küßte — weg waren die Augen! denn ſie hatte die Gewohnheit ihn dabey unters Kinn zu faſſen, und da alles, was bey minder genährten Leuten Knochen iſt, bey ihm aufgedunſtenes weiches Milchfleiſch war, ſo ſchob ſich dies hoch hinauf und vergrub ſeine Augen. Seine Naſe war klein, in der Mitte eingedrückt, und über und über mit kleinen, hochrothen Hügelchen beſtreut, deren Spitze, wenn er des Morgens aufſtand, ins blaue ſchattirten, ſich aber, ſobald er ſeine erſte Flaſche Malaga getrunken, in weiß und hellrothe Tippchen verwandelten. —

Ein

Ein dünner röthlicher Bart zog ſich von den Ohren über den Mund, übers Kinn und einen Theil eines kurzen Halſes hinüber. Er barbirte ſich ſelbſt, nicht aus Knauſerey, ſondern, weil er in ſeiner Jugend die Ehre gehabt, dem Kammer-Präſident von Lemberg, in aller Unterthänigkeit den Bart zu nehmen, und ſich dieſes Geſchäftes, zu höchſtdeſſelben Zufriedenheit zu entledigen. Darum bildete er ſich auch viel darauf ein, und wenn er jemanden unumſchränkt liebgewinnen ſollte, ſo mußte er das Talent beſitzen, ſich ſelbſt zu raſiren. Ich hab es oft gehört, daß er auf ſeinen dünnen, langſam wachſenden Bart ſchimpfte und den ſehnlichen Wunſch äuſſerte: wenn er doch raſcher herauskäme! Ich barbirte mich mit tauſend Vergnügen wöchentlich ſiebenmal!

Sein Hals war, wie geſagt, ungemein kurz. Wenn er zu Hauſe war, ſo ſchlung er eine ſchmale weiſſe Binde um ſelbigen; gieng er aber in die Kirche, oder ritt er nach der Stadt, ſo zierte er ihn mit einer langen, blaugefärbten Halsſchärpe, die Martha ſehr zierlich in Falten zu legen wußte. Unterm Kinn ward ſie leicht zugeſchlungen, und die beyden Enden, die mit brabanter Spitzen beſetzt waren, flatterten auf der Bruſt. — Sein Leibrock war von blauen Plüſch, unter welchem er bald hellrothe, bald ſchwarze Beinkleider und Weſte trug. Er war nach einer uralten Mode geſchnitten, hatte eine ſehr kurze, aber

erſchreck-

erſchrecklich breite Taille, ellenlange Aufſchläge und war über und über, hinten und vorne, von obenher ab bis unten aus, mit langen, blinden Knopflöchern ausſtaffirt. Die Weſte reichte ihm bis auf die Knie, und deckte mit ihren Flügeln eine kurze Hoſe auf welcher ſich Falte an Falte drängte. Die Beingürtel daran waren entſetzlich lang und ſteif. Er zog ſie durch eine ſchmale, glatte, ſilberne Schnalle, und ſtekte ſie nicht unter, ſondern ließ die Enden ſteif hinten wegſtehn. Er trug ſchwarzwollene Strümpfe und aufgeſchlagen wie Kamaſchen. Seine Schuh waren von Rauchleder, vorne abgeſtülpt, wie die Schuhe der Preußiſchen Soldaten; die Riemen überaus ſchmal und durch ein Paar Schnallen gezogen, die von eben der Faſon und nur ein wenig größer waren als die Beingürtel-Schnallen.

Seine Füſſe waren hölzern und dünn, und trugen mit Mühe einen Bauch, den zween lange Männer kaum umſpannt haben würden.

Bishieher das leibliche Konterfey meines Papa's; nun das geiſtige.

Sein erſtes und vorzügliches geiſtiges Talent war: daß er eine Hand ſchrieb wie in Kupfer geſtochen. Dieſer Fähigkeit hatte er alles was er war und beſaß zu danken. Durch ſie ward er Kammerdiener des Präſidenten von Lemberg; durch ſie in der

Folge

Folge Kammer-Concipiſt, und nicht lange darauf erſter Kammerſecretair, und als ſolcher kam er zu einem Vermögen, das hinreichte, ein Guth von 25000 Rthlr. zu kaufen. Aber er war auch nicht undankbar gegen die Feder, die ihn zum Manne gemacht hatte. Auf ſeinem Petſchaft, das gut und gern anderthalb Zoll im Durchmeſſer hatte, lag eine Hand, die eine lange buſchigte Feder hielt; darüber gieng die Sonne auf, und warf ihre Strahlen auf ſie herunter. Rund um das Petſchaft ſtanden die Worte aus Reg. V. 14. **Aus Machir ſind Regenten kommen und von Sebulon ſind Regierer worden durch die Schreibfeder.**

Leute, die nicht ſo gut ſchrieben, aber ſtudiert hatten, machten ihn zwar dieſes Wappens wegen bey jeder Gelegenheit lächerlich, blieben aber drum doch nur Concipiſten, die ſich mit höchſtens 200 Rthlr. jährlich durch die Welt ſchleppen mußten.

Der Neid bekam meinem Papa. Er ward von Tage zu Tage dicker und fetter, und ſeine Zufriedenheit nahm mit jeder Flaſche Wein, die mit Neid eingeſegnet war, wunderſam zu.

Ueberhaupt war der Wein, das Oel, welches ſeiner Verſtandes-Lampe Nahrung gab. Wenn er des Morgens aufſtund, ſo klagte er gewöhnlich, daß ihm der Kopf auſſerordentlich leer ſei, und dieſes war

für

für Marthen ein Wink in aller Eil in den Keller zu laufen, und eine Flasche Malaga zu holen. Wenn er das erste Glas in die Hand nahm, zitterte er zum Erstaunen, beym zweyten nur halb so, beym dritten fast gar nicht und das vierte zog er so fest und rasch zum Munde, daß auch nicht ein Tröpfchen davon auf die Erde fiel. Alsdann setzte Martha die Flasche weg, und brachte Kaffee und Pfeife. Nun war er auf einmal wieder der muntre, beredte, witzige, tiefdenkende und weitsehende Papa, der gestern Abend zu Bette gieng; und nun ließ er sich erzählen, was ich gelernet hatte. Wenn das geschehen war, bestellte er das Mittagsessen; wenn dies ins Reine war, so mußte ich mein Schreibebuch hernehmen und schreiben. Vor allen meine bitterste, mühseligste Stunde! Bey dem ersten falschen Strich, den ich machte, schüttelt' er den Kopf; beym zweyten legt' er seine Pfeife hin, nahm die Feder und sagte: **so mußt du's machen!** Beym dritten stieß er mich ganz sanft mit der Nase auf die Vorschrift und sagte gelassen: **Moritzchen, sieh doch nur, wie es da gemacht ist!** Beym vierten rief er: **Sudelei und kein Ende!** und bey diesem Ausruf vergrub er mich in Tobaks Dampf; beym fünften: **Junge ich bitte dich, sieh auf die Vorschrift!** und beym sechsten und letzten, sprang er hitzig auf, wieß nach der Thür und sagte: **Marsch, aus dir wird nimmermehr was!**

Das waren dann tröſtliche Worte für mich. Ich gieng und erholte mich bey meinen Spielkameraden.

Wenn ich fort war, hatte Mamſel **Martha** Audienz. Er beſprach ſich mit ihr über die vorigen Zeiten; über den Beſtand des Weinkellers und der Räucherkammer ꝛc. erſann und ſchuf neue leckerhafte Gerichte; erzählte, wie er beym Präſidenten **von Lemberg** in Gnaden geſtanden und noch ſtünde; von dieſem kam das Geſpräch auf mich; auf meinen Leichtſinn, und auf meine wenige Luſt zum Schreiben. Wenn mir dann die gute **Martha** in dieſem Punct das Wort reden wollte; ſo ſprang er hurtig auf, zog ſeine goldene Uhr heraus, zeigte ihr ſein Petſchaft und ſagte: **Lies! Lies! Lies!** — Dies war die lezte Inſtanz. Wenn ſie ihn nicht zornig machen wollte, ſo durfte ſie von der Minute an kein Wort mehr zu meiner Vertheidigung ſagen.

Alsdenn entfernte ſich **Marthe** und beſtellte die Küche; er nahm Zeitungen und alle erdenkliche politiſche Blätter, die ballenweiſe auf ſeinem Tiſch lagen, las und überdachte, und prophezeyte und warnte und ward bedenklich und ſchrieb andere Geſetze und Hülfsmittel vor, die dieſem oder jenem Staate heilſam waren. Dabey hielt er ſich ſo lange auf, bis ſeine Flaſche vollends rein geleert war; alsdann gieng er zum Paſtor Loci und unterhielt ſich mit ihm bis die Tafel ſervirt war.

Er aß wenig, aber nahrhaft und gut. Wir beteten jedesmal alle drey zugleich laut, ſelbſt wenn wir Gäſte hatten. Ein junger Acceßiſt hatte ſich einmal unterfangen über den wunderlichen Zuſammenklang unſrer Stimmen zu lächeln — er bat ihn nie wieder zu Tiſche und konnte ihn von Stund an gar nicht mehr leiden.

Nach Tiſche legte er ſich aufs Kanapee und ſchlief bis 2 Uhr. Mit dem Schlage mußte ihn Martha wecken und mit Kaffe und Pfeife zur Stelle ſeyn. Er ſchmauchte und trank. Während der Zeit ward ſein Pferd geſattelt, und ſobald er fertig war, ritt er nach der Stadt. Hier wandt er eine Stunde an, um die Arbeiten ſeines Subſtituten zu revidiren, und ſobald dieſes geſchehen war, ritt er in den goldnen Hecht, wo ſie den beſten Wein hatten. Da blieb er bis gegen Abend. Man half ihm aufs Pferd, und es ſchritt mit ihm langſam und bedächtig nach Hauſe. Die Leute die ihn tagtäglich vorbeyreiten ſahn, nannten ihn nur Silenus und ſein Pferd, Silens Eſelein. Zu Hauſe ſtieg, oder ſank, oder fiel er, je nachdem ihm der Wein geſchmekt hatte, ſeiner Martha in die Arme, die ihn auszog und zu Bette brachte.

So lebte er einen wie alle Tage, Sommer und Winter hindurch — nur mit dem kleinen Unterſchie-

de, daß er in der ſtrengen Jahrszeit in einer Kutſche nach der Stadt fuhr.

Viertes Kapitel.

Martha. Zweytes Porträt.

Martha war eine Jungfer von wenigſtens acht und vierzig Sommern. Ihren Familiennahmen hab' ich nie erfahren, denn ſo lange ich ſie kannte, hatte ich ſie nie anders, als Mamſell Martha nennen hören. Es war eine lange hagre Geſtalt, mit einer ſo dünnen geſchmeidigen Tailie, daß ſie, wenn ſie ihrer Gewohnheit nach drey Röcke über einander gezogen hatte, um, wie ſie oft ſagte, ihren ſchlanken Wuchs zu heben, einer Spinne um ein Haar ähnelte. Wenn ſie ſo neben meinem Papa hergieng, ſo gab es den ſeltſamſten, lächerlichſten Contraſt. Er, roth, gemäſtet, vierſchrötig und ſatt — Sie, blaß, wie der Todt, dürr wie eine Schindel, dünn, wie ein Windhund, ſchnurgerade, wie auf Drath gezogen. Papa hieng in ſeinen Kleidern, ſie war in die ihrigen mit Gewalt hineingezwängt.

So unähnlich ſich ihr Aeuſſeres war, ſo ähnlich war ihr Inneres. Sie ſprach eben ſo gern von vergangenen Zeiten, wie er; trank eben ſo gern Wein, war eben die harmloſe, unbeſorgte Haut; ſie aß, wenn ſie hungerte; trank, wenn ſie dürſtete; ſchlief gern und plauderte gern.

Ihr

Ihr Lieblingsthema war das Capitel vom heurathen. Dies hatte ſie, Trotz ihrer Jungferſchaft, ſo durchſtudirt, ſo überdacht, geprüft und von allen Seiten beleuchtet, daß ſie vier und zwanzig Stunden in einem Zuge davon ſchwatzen, und ſoviel ich damals davon verſtund, nicht uneben ſchwatzen konnte. Den Eingang dazu machte gewöhnlich eine richtige und genaue Schilderung aller der Freyer, die ſich um ſie beworben. Jeder hatte ſeine Capitalfehler: einer war zu arm, der andere zu reich; einer zu groß, der andere zu klein; dieſer zu dick, jener zu dünn; jener zu höflich, dieſer zu grob; ein andrer hatte ihr vor der Hochzeit Dinge zugemuthet, die ſie nicht nannte, ohne ſich vorher dreymal zu räuſpern; ein Andrer hatte ſich nicht undeutlich vermerken laſſen, er würde ihr im Ehebette nicht ſehr beſchwerlich fallen; mit Einem war es ſchon bis zur Verlobung gekommen, aber Wunder, über Wunder! ein altes Weib, das ihn gern für ſich weggekapert hätte, that ihm was an, und er ſtarb. Nie redete ſie von ihm, ohne die bitterſten Thränen zu vergieſſen, und ohne in einen Strohm von Verwünſchungen auf die alte neidiſche Hexe auszubrechen. Bey ſeinem Grabe hatte ſie gelobt, nie zu heurathen, und ſie hat dies feyerliche Gelübde unverbrüchlich gehalten, denn er war der Letzte, der ſich um ſie bewarb.

Antipholis von Epheſus.

Mein guter Herr, ihr wollt vermuthlich mit dieſer Schäkerey entſchuldigen, daß ihr euer Wort nicht gehalten, und ins Stachelſchwein gekommen ſeyd: Ich hätte euch deßwegen ausſchelten ſollen, aber ihr macht es wie die böſen Weiber; wenn ſie Keiffe verdient haben, ſo fangen ſie zuerſt an zu ſchnarren.

Kauffmann.

Die Zeit verläuft; ich bitte euch, mein Herr, beſchleunigt die Sache.

Angelo.

Ihr hört ja ſelbſt wie er mir's macht; die Kette --

Antipholis von Epheſus.

Gebt ſie meiner Frauen, ſag' ich ja, und laßt euch euer Geld geben.

Angelo.

Kommt, kommt, ihr wißt ja, daß ich ſie euch nur erſt gegeben habe. Entweder ſchikt die Kette, oder gebt mir ſonſt ein Merkzeichen mit, wodurch ich mich eurer Frauen legitimiren kan.

Antipholis von Epheſus.

Fy, Herr, ihr treibt den Spaß zu weit; kommt, wo iſt die Kette; ich bitt' euch, laßt mich ſie ſehen.

Kauffmann.

Uebrigens war's die gutherzigſte Seele unter der Sonne Was ſie meinem Papa und mir an den Augen abſehen konnte, that ſie. Wenn er unpaß war, wurden ihre Augen nicht trocken; und wenn ich zu etwas leckerhaften Appetit hatte, ruhete ſie nicht eher, bis ſie mir's verſchafft, und wenn mir's denn recht wohl ſchmeckte, ſo war ſie für ihre Mühe hundertfach belohnt.

Sie war in allen erdenklichen Wirthſchafts-Künſten vollkommen. Sie kochte gut, buk fürtreffliches Brod, machte delikaten Kaffee, noch delikatere Chocolade. Wenn mein Papa ein neues leckeres Gericht ergrübelt hatte, ſo ſtands in kurzer Zeit ſchmackhaft und appetitlich vor ihm. Niemand verſtand beſſer glühenden Wein zu machen, niemand herrlichere Torten zu backen. Kein Koch in der ganzen Chriſtenheit ſpickte einen Haſen künſtlicher, zierlicher, geſchmackvoller, und Keiner wuſte ihm ſeine ſieben Felle ſo geſchwind, ſo ſauber, ſo behutſam abzuziehen — kurz ſie war die Krone aller Köche und Köchinnen, die auf Erden lebten und je leben werden.

Ihre hauptſächlichſten Geſchäfte waren Küche und Wäſche, und nächſt dieſer lag ihr die groſſe Pflicht ob, meinem Papa täglich zweymal das Bette zu machen. Wie die Kiſſen und Pfühle unter ihren Händen aufſchwollen! wie geſchmackvoll ſie das weiſſe, glänzende, feine Bettuch in Falten, gleich breit, gleich

gleich abgemessen, zu legen wußte! — Bis über die Ohren plumpte dann mein guter Papa in die Pflaumfedern, und er pflegte sein Bette immer das irrdische Paradies zu nennen.

Auf ihr eigenes Bett wandte sie so viel Fleis nicht. Woher kam das? Sollte dies wol aus dem Umstande zu erklären seyn, daß es manchmal acht Tage daſtund, ohn eine Spur, daß jemand darinn gelegen?

Bey allen diesen belobten Gaben, hatte Mamsell Martha ein Paar ganz kleine unbedeutende Fehler, die um so eher zu entschuldigen, da sie beyde Natur-Fehler waren: sie putzte sich manchmal zu lange, und konnte das k. r. sch. und g. nicht aussprechen.

„Mohizchen — sagte sie Abends immer zu mir, wilt du noch nicht zu Bette ehn?"

Fünftes Kapitel.

Moriz. Drittes Porträt.

Ich war um die Zeit ein Junge von dreyzehn Jahren. So lange ich denken konnte, hatte ich mich unter meines Papa's und Marthens Augen befunden. Ich wußte nicht anders, als daß ich Papa's Sohn sey, und daß meine Mutter frühzeitig gestorben. Munter und lustig, wie man in diesen Jah-

ren immer iſt, war ich im höchſten Grade; vielleicht manchmal zu luſtig; denn alle Augenblick lief Klage über mich ein. Bald traf ich mit der Schleuder ſo gut und geſchickt in die Fenſter unſers Nachbars, daß ihm die Glasſcheiben um die Ohren ſprangen; bald kletterte ich in ſeinen Garten und machte mich über ſeine Blumen, Aepfel, Birnen, Kirſchen; bald hatt' ich Paſtors Wilhelmchen links und rechts maulſchellirt; bald unſern Cantor einen Sanfaus geheiſſen. Alles das brachte mir nie verſchwiegen, aber vor meinen Papa kams nicht. Niemand konnte zu ihm, wenn er ſich nicht erſt bey Madem Marthen gemeldet hatte, und dieſe war mir zu gut, als ſolche Hiobsboten vor ihn zu laſſen. Sie machte den Schaden entweder mit guten Worten, oder mit einem Gläschen Wein, oder mit Geld wieder gut, und ich trug höchſtens ein: Fi, häme dich, Mohizchen! davon. Daß dies der gerade ſte Weg war mich zum unbändigſten Jungen zu machen, ſticht in die Augen. Ich brauchte alle vier Wochen ein paar neue Schuh. Wenn neue Stiefeln an meine Füſſe kamen, ſo badete ich in allen Pfützen umher, und probierte ob ſie Waſſer hielten. Wenn ich Beinkleider kriegte, die gewöhnlich von Sammt oder Plüſch waren, und ſich aus Papa's Garderobe herſchrieben, ſo war mirs tödlich zuwider daß ſie rauch waren. Ich rutſchte und kroch ſo lange im Graſe herum, bis ſie kahl wurden und ſich

grün

grün färbten. — Ich hatte einen unauslöſchlichen Abſcheu gegen alles was weiß war. Wenn ich des Morgens ein paar weiſſe, baumwollene Strümpfe anziehen mußte, ſo konnt' ich die Zeit nicht erwarten, bis ich damit zum Hauſe hinaus kam: dann giengs ſchnurſtracks auf einen ziemlich breiten moraſtigen Graben los, an welchen ich mich im Voltigiren übte. Ich ſprang ſo lange herüber und hinüber, bis ich hinein plumpte, und dann wars um die weiſſen Strümpfe gethan.

Kein Gebüſch war mir zu dick, kein Baum zu hoch. Ich kroch und kletterte ſo lange, bis man **Moritzen** ſtückweiſe auf den Hecken und Aeſten hangen ſah. — Mit allen Jungen aus der Nachbarſchaft balgte ich mich herum, ſagte aber keiner lebendigen Seele ein Wort, wenn ſie mich braun und blau geſchlagen hatten; trug ich im Gegentheil den Sieg davon, ſo mußt' es alle Welt wiſſen. Je größer der Junge, deſto lieber ſchlug ich mich mit ihm. Die Kleinen konnten mich necken wie ſie wollten, ich war zu ſtolz ſie dafür abzubläuen.

Mein beſtändiger Gefährte war ein großer engliſcher Hund. Ich war mit ihm aufgewachſen, und hatte ſeine Freundſchaft in dem Grade, daß ſich niemand unterſtehen durfte mich anzugreifen, wenn er nicht mit zerrißnem Rocke nach Hauſe gehen wollte. Wenn ich mich mit jemand balgte und da-

u lachte ſo blieb er ruhig; entfuhr mir aber ein 'aut, der weinerlich klang, ſo nahm er meinen Begner beym Rockzipfel, oder war er groß, bey er Wade, und zerrte ihn einige Schritt von mir. Bis in mein dreyzehendes Jahr ritt ich auf ihm, ach der Zeit ward ich ihm zu ſchwer. Wenn ich ufſitzen wollte, fiel er knall und fall zu Boden, nd ſchlug mit allen Vieren um ſich. Von dieſer Zeit an gieng ich zu Fuße.

Um mein Wiſſen ſtand es damals noch nicht ſon derlich. Ich konnte ein bißchen Lateiniſch declıniren, in bißchen rechnen und ein Paar Worte franzöſiſch plappern. Mit der Feder wußte ich noch am beſten umzuſpringen, und das war nach dem, was ich oben geſagt habe, kein Wunder. Mit dem Chriſtenthum land es ſo ſo! Ich betete das Vaterunſer und die gewöhnlichen Tiſchgebete ohne Anſtoß, aber die fünf Hauptſtücke und was dazu gehört, konnte ich nicht o gut. Mamſell **Martha** nahm ſich freylich dann nd wann die Mühe, mich darinnen zu examiniren; aber was half es, da es blos auf **mich** ankam, ob ich mich wollte examiniren laſſen oder nicht.

Dicht an unſer Guth ſtieß ein andres, das einem Edelmanne gehörte. Er hatte drey Kinder, zween Töchter und einen Sohn, für die er einen Infor mator hielt. Mein Papa hatte es mit unterthäni gen Bitten und dem thätigen Verſprechen, die hal

die Beſoldung des Hofmeiſters zu bezahlen, ſo weit gebracht, daß ich mit in die Stunde gehen konnte, die jener der jungen Herrſchaft gab.

Der junge Herr war ein Pinſel; aber die beyden Fräulein deſto muntrer. Er war der ewige Gegenſtand unſres Spottes und unſrer Neckereyen, lernte aber in einer Stunde mehr, als wir andre zuſammen genommen in acht Tagen. Dafür war er der Liebling des Hofmeiſters — eine Ehre, um die wir nicht eine taube Nuß gaben.

Hier lernte ich was ich konnte und wollte. Es war mir ſo wenig Ernſt als den beyden Mädchen. Ich konnte ſie nicht ohne Lachen anſehn, und ſie mich nicht. — Der Informator muſte ſtumm und dumm ſeyn, denn die eine war das Schooßkind der Mama, die andre des gnädigen Papa's, und ich der Liebhaber der letztern. So hieng eins an dem andern wie Kletten, und der Hofmeiſter und der künftige Stammhalter der Familie durften nicht muksen.

So jung ich damals auch war, ſo viel Ehrgeiz hatte ich. Papa und Martha trugen mich auf den Händen; Fräulein Malchen nannte mich beſtändig: lieber Moritz! Fräulein Louischen: Wildfang! ihre Mama: kleiner Flachskopf! der Papa: fakkermentſcher Spring ins Feld! — Dieſes, und der Umſtand, daß die ganze junge Mann-

ſchaft

haft aus unsrer Gegend Ehrfurcht vor mir hatte, ornte meinen Ehrgeitz und machte mich ausgelassen, reist und schadenfroh.

Man hatte mich öfters, als es gut war hören ssen: ich sey ein hübscher Junge. Das schmeichelte r nicht wenig, hatte aber den Nachtheil, daß ich äher anfieng mich bemerken zu lassen als andre nder. Sonderbar genug waren zuweilen die Mit wodurch ich dies ins Werk setzte. Wenn Fremde bey meinem Papa, oder auf dem Schlosse wa n, und sie bemerkten mich nicht auf dem ersten lick: so pakte ich den ersten besten vorübergehen n Jungen oder Hund an und suchte Händel mit m; oder ich sprang über breite Gräben und fiel nein; oder kletterte auf Bäume und warf die un n weggiengen mit Aepfeln oder Birnen; — wenn an mich nur bemerkte, das war mir genug.

Es war ganz natürlich, daß ich über den Ehr itz, bemerkt zu werden, selbst bemerkte. Daher n es, daß der allgemeine, unauslöschliche und un rdringliche Trieb der Natur sich sehr früh in mir nte. Aber konnte dies ausbleiben, da ich so oft en mußte, daß Papa die Martha küßte; da mich beyden wilden Fräulein täglich hundertmal beym pfe nahmen und abherzten; und da mir ihre gnä e Mama, statt der Hand jedesmal den Mund chte, wenn ich aufs Schloß kam?

Sechſtes Kapitel.

Die Geſchichte geht zurück.

Ich war ausgelaſſen luſtig, daß ich einer Unterſuchung über den Wein glücklich entgangen, denn ich kam nicht auf die erlaubteſte Art dazu. Martha hatte in ihrer Kammer ein Schränkchen, worein ſie ihre Flaſchen verſchloß. Die Atmoſphäre um daſſelbe war unendlich ſüß, und auch einen Größern und Aeltern würde die Neubegierde geplagt haben, zu wiſſen, was darin verborgen wäre. Ich beſah' es hinten und vorn, faßte es oben und unten an, ſchob und rückte — es war und blieb zu. Meine Neugierde und Trinkluſt ward mit jedem Hinderniße größer. Ich wußte, daß Martha ein ganz kleines Schlüſſelchen dazu hatte, und daß ſie es nicht immer bey ſich trug, ſondern wohin legte, wenn ſie es gebraucht hatte. Ich rückte Stühle herzu und ſuchte auf allen Geſimſen und Schränken — fand nichts. Troſtlos, die Hände in einander geſchlagen, den Hut auf einem Ohr, ſtellte ich mich mitten in die Stube und ſah mit herzlicher Sehnſucht nach dem Schränkchen. Unter dieſen Bewegungen blickte ich einmal von der Seite, und plötzlich fällt mir einer von Martha's Unterröcken in die Augen. Ich hin, durchſuche die erſte Taſche, finde nichts; fahre in die andre, und alsbald fällt mir ein Schlüſſelchen zwiſchen die Finger. Ich nahm es, probirt's

und

und ſiehe! es ſchloß den Schrank; ohne mich zu beſinnen greif ich nach der erſten der beſten Flaſche — gluck! gluck! giengs in Ermangelung des Glaſes. Der Wein ward mit jedem Schluck ſüſſer, und ich hätte mich ſicher zu Boden genippt, wenn mir nicht noch zur rechten Zeit eingefallen wäre, daß Martha ein Paar erſchreckliche Augen machen würde, wenn ſie eine von ihren Flaſchen leer fände. Jeder Dummkopf iſt ein Genie, wenn er Wein getrunken hat; jedes Genie kann ein Dummkopf werden in eben dem Falle. Das letztre fand bey mir ſtatt: ich wär ſonſt nicht der dümmſte Junge; aber diesmal, wo der Wein mein Gehirn erſäuft hatte, betrug ich mich unbeſchreiblich albern. Sollte man glauben, daß ich von ganzen Herzen weinte, als ich die Flaſche gegen das Licht hielt und fand, daß ſie zur Hälfte leer war? eine Thräne jagte die andre. Ich machte mir ſonſt ſehr wenig aus einem Verweiſe; dieſesmal ſtand mir gewiß kein härterer bevor. In der Angſt hatte ich einen Einfall, der mir in der damaligen Beſtürzung ſehr glücklich ſchien, aber demohngeachtet nicht der glücklichſte war. Ich füllte die halbleere Flaſche aus den übrigen wieder an, ſetzte ſie an Ort und Stelle, und war nun feſt überzeugt, daß keine lebendige Seele den Abgang bemerken würde, denn ich hatte längſt vergeſſen, das ich die andern Flaſchen, um die eine anzufüllen, bis auf die Hälfte ihrer Hälſe ausgeleert hatte.

Wie glücklich ich war, daß mir dieſer Einfall gelungen! Wie ruhig ich das Schlüſſelchen wieder in Martha's Taſche ſteckte! Wie unbeſorgt ich die Kammer verließ, um friſche Luft zu ſchöpfen! Mit welcher Zuverſicht ich Marthen ins Geſicht ſah, als ſie aus der Stadt zurückkam! Unmöglich, unmöglich kann ſie was merken! rief ich aus und fiel längs gelang auf die Raſenbank, die vor unſerm Hauſe angebracht war. Martha kam dazu, und fragte mich, was mir fehle? Ich bin müde! ſagte ich. Sie nahm mich am Arm und führte mich in Papa's Bette.

Ich ſchlief bald ein, und erwachte gerade als jene dunkle Unterredung, die mich betraf, zu Ende gieng. Und nun wäre der Leſer wieder an dem Orte, wo ich ihn wegführte, um ihm die Porträts zu zeigen.

Siebentes Kapitel.

Die Geſchichte rückt fort.

In drey Sprüngen war ich auf dem Schloſſe. Ich ſuchte Fräulein Malchen und fand ſie ganz allein im Garten. Sie pflückte Blumen und flechte Kränzchen daraus. Ganz leiſe machte ich mich näher. Sie hatte ſich ins Gras geſetzt, und pflückte alles, ſo weit ſie mit der Hand reichen konnte, um ſich weg. Sie war ſo ſehr damit beſchäftigt,

daß

Kauffmann.

Meine Geſchäfte können dieſe Kurzweile nicht aushalten; mein lieber Herr, erklärt euch, ob ihr mich bezahlen wollt oder nicht; ſo will ich ihn dem Gerichtsdiener überlaſſen.

Antipholis von Epheſus.

Ich euch bezahlen? Was ſoll ich euch bezahlen?

Angelo.

Das Geld, ſo ihr mir für die Kette ſchuldig ſeyd.

Antipholis von Epheſus.

Ich bin euch kein Geld ſchuldig, bis ich die Kette habe.

Angelo.

Ihr wißt, daß ich ſie euch vor einer halben Stunde gegeben habe.

Antipholis von Epheſus.

Ihr habt mir nichts gegeben; ihr thut mir Unrecht, wenn ihr das ſagt.

Angelo.

Ihr thut mir gröſſers Unrecht, Herr, daß ihr's läugnet; bedenket, daß mir mein Credit darauf ſteht.

Kauffmann.

Wohlan, Gerichtsdiener, arretirt ihn auf mein Anſuchen.

Gerichts-

daß ich mich ihr unbemerkt, bis auf einen Schritt naherte. Ich war Willens, ihr von hinten die Augen zuzuhalten, und sie dann rathen zu lassen, wer's wäre: aber in dem Augenblicke hörte ich, daß sie halb laut für sich redete. Ich horchte und vernahm Folgendes:

„Es ist bald um drey, und er kommt nicht? Wenns Drey geschlagen hat, muß ich in die Schule, und dann können wir nicht erst ein bischen spielen. Wenn er nur wüßte, daß ich allein hier wäre, er käme gewiß. Er spielt doch lieber mit mir, als mit Louisen. Wenn er dummes Zeug macht, und ich sage: lieber Moriz, laß doch das bleiben, so läßt ers bleiben; aber wenns Luise haben will, thut ers nicht. „

Mir fieng das Herz an zu schlagen, und ich weiß nicht, wie es kam, ich wünschte weit weg zu seyn, um nichts zu hören, und doch blieb ich.

„Das große Kränzchen soll er haben — fuhr sie fort — Aber wenn ers gleich zerreißt, bin ich böse, und flechte ihm in meinem Leben keins wieder. Er wirds aber wohl nicht zerreissen. Wenn wir zum Magister müssen, kann ers so lange hinlegen, bis die Stunden aus sind, dann kann ers auf den Kopf setzen, und mit nach Hause nehmen!„

Ich

Ich fieng merklich an zu zittern, und ſetzte den Fuß zurück, um zu gehen — blieb aber doch.

„Aber — — Herr Je! — fuhr ſie fort, und legte den linken Zeigefinger an den Mund — ich muß den Kranz lieber zerreiſſen. Wenn ich ihm was gebe, will er mir immer ein Mäulchen dafür geben, und Mama ſagt: davon kriegt ich einen langen ſchwarzen Bart! Und doch iſt es ſo hübſch! Mama kriegt ja auch keinen Bart, wenn ſie der Papa küßt, und Papa hat doch einen rechten ſcharfen ſchwarzen Bart. Er reibt Luiſen immer die Backen damit wenn ſie wild iſt. Aber Moriz hat doch keinen ſcharfen Bart. Er hat mir auch ſchon oft einen Kuß gegeben, wenn Mama nicht da war, und ich habe doch keinen gekriegt!„

Es war mir, als wenn ich lachen ſollte, konnte aber vor Angſt und Zittern nicht dazu kommen. Mein ſehnlichſter Wunſch war unbemerkt fortzuſchleichen, und doch machte ich keine Anſtalten dazu.

„Eins — zwey — drey Viertel auf Drey, und er kömmt nicht! fuhr ſie fort — das iſt doch recht ſchlecht! Was wärs denn mehr, wenn er 'mal eine halbe Stunde eher von Hauſe weggienge? Heute iſt es gerade ſo hübſch. — Luiſe iſt nicht da — wir könnten recht hübſch mit einander ſpielen. —

Ach! — (ſie ſtreuete die Blumen umher und machte Miene aufzuſpringen) ich bin böſe! „

Meine Angſt ſtieg auf den höchſten Grad. Alle mein Leichtſinn, meine Dreiſtigkeit, war fort. Ich ſtand da, wie ein armer Sünder — und was hatte ich Arges zu fürchten? Jetzt weiß ich wohl, wes Geiſtes Kind dieſe Erſcheinung war, aber damals noch nicht. Wenn es Luiſe war, ſo ſprang ich hervor und lachte ſie aus; aber bey Malchen fiel mirs nicht ein. Jeden Augenblick fürchtete ich, daß ſie aufſpringen, mich ſehen und erſchrecken würde; aber es geſchah nicht. Sie nahm ihre Blumen wieder zuſammen, flocht emſig an ihrem Kranze fort und redete nicht weiter. Ich zog mich ſo behutſam zurück, als ich gekommen war, und als ich ohngefähr hundert Schritt von ihr war, fieng ich auf einmal an zu ſpringen und zu jauchzen, und lief auf ſie zu.

Achtes Kapitel.

Schon, Heuchlerin?

Sie erſchrack, ſprang auf und kam mir entgegen. Ihre kleinen Wangen wurden über und über roth.

„Kömmſt du ſchon, lieber Moriz? iſts denn ſchon drey Uhr? „

Noch

Noch nicht, aber es wird bald ſchlagen.

„Haſt du nach der Uhr geſehen, oder haſt du's ſchlagen hören?„

Nein!

„Nun woher weißt du's denn?„

J, i, i — es muß wohl noch nicht geſchlagen haben. — Wir wollen noch ein bischen ſpielen eh's drey ſchlägt. Nicht wahr, **Mialchen?**

„Wir allein?„

Warum nicht?

„Wenn **Luiſe** oder mein Bruder da wäre! — Aber ſo — was wollen wir denn beyde allein anfangen?„

Ein bischen jagen!

„Nein, ich habe heute keine rechte Luſt zu laufen.„

Klettern!

„Vollends nicht. Weißt du was, wir wollen uns hier ins Gras ſetzen und Blumen pflücken. Aber du magſt nicht gerne ſitzen, Wildfang!„

Sehn Sie? (ich ſetzte mich knall und fall nieder.)

„Au! (ich ſprang eben ſo haſtig wieder auf) O weh!„

Was denn? Was denn?

„Du haſt dich auf meinen Kranz geſetzt. Ich habe mir ſoviel Mühe damit gegeben, nun haſt du'n mir zu Schanden gedrückt! „

Liebes, liebes Malchen, ich habs nicht mit Willen gethan!

„Ja, man müßte dich nicht kennen!„ (ſie ſah böſe aus)

Wahrhaftig nicht, liebes Malchen, wahrhaftig nicht! Soll ich ſchwören? (Sie wandte ſich lächelnd um; ich nahm ſie bey der Hand.) Sind Sie noch böſe?

„Ja! „

Aber Sie lachen doch?

„Wer? Ich? (ſie ſtellte ſich ernſthaft) Das Lachen iſt mir nicht ſo nahe.„

Sie platzte auf einmal in ein groſſes Gelächter aus. Ich ſtimmte mit ein und wälzte mich im Graſe umher. Sie ſetzte ſich.

„Luiſe würde ſich recht über den Kranz gefreut haben, wenn du ihn nicht zu Schanden gemacht hätteſt. Nun darf ich ihn ihr nicht einmal anbieten. Sieh hier — hier fehlt eine Blume — da hat er eine zerknückt; die hier hängt nur noch. — Ach! ich will auch in meinen Leben nichts mehr machen, wenn ich weiß daß du nicht weit biſt! „

Liebes, liebes Malchen, nicht mehr thun!

„Ja,

„Ja, dann denkt er, damit iſts ausgemacht!„

Flechten ſie der Luiſe einen andern und geben —

Ich machte mit Augen und Händen eine Bewegung, daß ſie ihn mir geben ſollte.

„Ey; ja doch! Nein, nein!„

Bitte, bitte recht ſchön!

„Nichts!„

Ich fühlte eine kleine Regung von Unwillen in mir aufſteigen. Denn ich hatte deutlich gehört, daß der Kranz für mich geflochten war.

Wollen Sie nicht?

„Nein!„

Nu, ſo laſſen Sie's bleiben!

„Das will ich auch!„

Ich pflücke mir ſelbſt Blumen und flechte mir einen.

„Du kannſt es doch nicht ſo hübſch wie ich!„

Spaß!

„Aber ſolche hübſche Blumen wirſt du nicht für den wie ich habe!„

Um! wo die geſtanden haben, ſtehn mehr!

Ich entfernte mich einige Schritte von ihr, ſetzte mich nieder, und pflückte was mir unter die Hand kam. Sie ſah ein paarmal verſtohlen nach mir hin

und besserte dabey an dem zerdrückten Kranze. Nach einer kleinen Pause nahm sie wieder das Wort.

„Steht nicht da bey dir ein Tausendschönchen, Moritz?„

So erbittert ich war, so rasch dreht' ich mich um, und sah nach einem Tausendschönchen. Ich fand eins, pflückt' es und bracht' es ihr, ohne eine Sylbe zu sagen.

„Ich danke dir, Moritz! Siehst du, hier fehlt es!„

So?

Ich gieng stillschweigend fort und setzte mich wieder an meinen alten Platz. Sie machte sich sehr viel mit dem Kranze zu schaffen, als wenn sie ihn reparirte; im Grunde machte sie aber nichts daran, konnte auch nichts dran machen, denn er war nicht im mindesten beschädigt. Nach einer Pause von fünf Minuten fieng sie wieder an:

„Ach, Moritzchen, nur noch eins!„

Ich stand brummend auf und pflükt' es. Das Wort „Moritzchen„ that mir unendlich sanft, aber mein Verdruß ließ nicht zu daß ich mirs eingestund.

Da, Malchen!

In dem Augenblick schlugs drei. Sie sprang auf, faßte mit ihrer Linken meine Rechte, und mit ihrer Rechten setzte sie mir im vollem Laufe den

Kranz

Kranz auf den Kopf. Wir jagten völlig verſöhnt auf das Schloß zu.

Neuntes Kapitel.

Das Liebespfand.

Wir rauſchten in die Stube hinein, wo Magiſter Fink mit dem jungen Herrn und mit Fräulein Louiſen ſich ſchon befand.

„Man gehe hübſch ſachte auf ein andermal — fieng der Magiſter an, — man könnte fallen. Ueberhaupt aber ſchikt es ſich nicht, wenn man in eine Stube gleichſam hereinbrauſet, um ſo weniger da ich dieſe Stunde unſrer allerheiligſten Religion gewidmet habe. Man nehme die Catechiſmos.„

Wir ſetzten uns lachend zu den andern und thaten als wenn wir von der Strafpredigt nichts hörten.

„Monſieur Ernſt, wo hat man ſeinen Catechiſmum?“

Ich hab'n vergeſſen!

„Proh Deum, über die unausſtehliche, unerhörte Negligentiam!“

Ich kann ja mit Malchen hineinſehn.

„Man mache ſich keine Hofnung! — Aber — was erblicke ich! — einen Kranz! Man nehme hur-

tig den Kranz vom Kopf, man würde nur die andern in ihren Fleiſſe ſtören!"

Bitte, Herr Magiſter!

„Man bitte hin und bitte her — es hilft nichts! Man nehme den Kranz vom Kopfe!"

Ich will recht ſtille ſeyn, liebſter Herr Magiſter!

„Nun iſt man der liebſte Herr Magiſter! Man mache ſich keine Hoffnung, ihn mit Schmeicheleyen auf ſeine Seite zu bringen."

Liebſter, beſter Herr Magiſter!

„Nun, wird's bald? Ich ſehe wohl, man muß ſich bequemen, ihm den Kranz mit eigenen Händen herunter zu reiſſen!"

Ich ſprang auf und lief zur Thür.

O, Herr Magiſter, riefen Malchen und Louiſe zugleich, laſſen Sie ihm doch den Kranz!

„Man halte das Maul!" ſagte Fink halb zornig.

Malchen und Louiſe hielten ſich mit beyden Händen den Mund zu.

Bey dem Lärm kann man auch gar nichts lernen! brümmte der junge Herr, machte ſein Buch zu und ſchob es von ſich. Als Fink ſahe, daß ſein Zögling böſe wurde, ſtieg ſein Zorn auf den äuſſerſten Grad. Er lief auf mich zu, aber ich war mit einem Sprunge zur Thür hinaus. Malchen that einen lauten Schrey,

Schrey, als er ſeine Hand ausſtreckte um mich zu packen.

„Verſtockter Böſewicht!„ rief er hinter mich her und machte die Thür zu.

Mir war nicht am beſten zu Muthe. Ganz fort zu gehn und dem Magiſter auch heute nicht wieder zu nahe zu kommen, wagte ich nicht. Ich ſtand eine Weile auf dem Saal, nachläſſig, ob ich umkehren ſollte oder nicht. Meinen Kranz abzulegen und dadurch dem ganzen Streit ein Ende zu machen fiel mir nicht ein. Er kam von einer Hand für die ich durch Feuer und Waſſer gelaufen wäre.

Wenns die Geſchichte mit Martha's Weinſchränkchen nicht gethan hätte, ſo wäre ich zu Hauſe gegangen; aber eine Unterſuchung darüber fürchtete ich eben ſo ſehr als des Magiſters Zorn. Ich näherte mich einigemal der Thür, ſtreckte die Hand aus um ſie aufzumachen, aber der fürchterliche Gedanke: Fink könne an der Thür ſtehn und mir, ſobald ich den Kopf zwiſchen hineinſteckte, den Kranz herunter reiſſen — jagte mich immer wieder zurück. Endlich wagte ichs, doch mit Vorſicht; ich nahm den Kranz herunter, hielt ihn in der linken Hand und mit der Rechten machte ich die Thür auf. Als ich den Magiſter am Ende des Zimmers auf ſeinem Stuhl ſitzen ſah, kam ich dreiſt herein und zog mich

Gerichtsdiener.

Ich thu es, und befehl euch hiemit in des Herzogs Namen mir zu folgen.

Angelo.

Das greift meine Ehre an. Entweder bezahlt das Geld für mich, oder ich verſichre mich eurer durch dieſen Gerichtsdiener.

Antipholis von Epheſus.

Ich ſoll für etwas bezahlen, daß ich nie empfangen habe? Laß mich arretiren, du närriſcher Kerl, wenn du das Herz haſt.

Angelo.

Gerichtsdiener, hier iſt dein Tax; fez' ihn feſte; ich wollte meines eignen Bruders nicht ſchonen, wenn er mir ſo niederträchtig begegnete.

Gerichtsdiener.

Mein Herr, ich arretire euch; ihr habt gehört, daß es an mich gefordert wird.

Antipholis von Epheſus.

Ich unterwerfe mich dir, bis ich dir Bürgſchaft ſtellen werde. Aber ihr, Burſche, ſollt mir dieſen Spaß ſo theuer bezahlen, daß alles Metall in euerm Laden nicht zureichen ſoll.

Angelo.

hinten herum gerade zu **Malchen**. Der Kranz saß wie vorher auf dem Kopfe.

Des Magisters Hitze schien sich abgekühlt zu haben. Er examinirte **Louischen** im Catechismus, und that als wenn er mich nicht sähe. Aber einige gierige Blicke, die er von Zeit zu Zeit auf meinen Kranz schiessen ließ, machten mich mißtrauisch. Bey der kleinsten Bewegung die er machte fuhr ich zusammen, und dabey legte sich meine Hand jedesmal auf den Kopf, um den Kranz zu schützen, wenn er etwa einen General-Sturm auf denselben wagen möchte. Blut und Leben hätte ich in seiner Vertheidigung aufgeopfert, und **Malchen** hätte nicht einmal nöthig gehabt mir ins Ohr zu sagen: Laß dir'n nicht nehmen.

Es vergiengen zehn Minuten ohne daß von feindlicher Seite etwas unternommen wurde. Ich hielt mich am Ende schon sicher und gab deswegen nicht mehr so fleißig auf den Magister Achtung. Urplötzlich sprang er auf und fuhr mit seinem langen Arme nach meinem Kopfe; meine Hände fanden sich zur Vertheidigung ein; ich bog den Kopf weit zurück, aber doch nicht weit genug, daß er den Kranz nicht hätte erreichen können. Ich schrie aus vollen Kräften, aber er ließ sich nicht irre machen. Endlich riß ich mich los, und er behielt ein Stück des Kranzes in Händen. Mit rasendem Grimm sprang

ich

ich zur Thür, machte ſie weit auf, ſah mich erſt um ob auch jemand in der Nähe ſey der mich halten und dem Magiſter ausliefern könne; als ich aber nichts dergleichen erblickte, ſtellte ich mich, roth wie ein Truthan, in die Thür und rief mit einer fürchterlichen Anſtrengung: Alter Schlingel! und nun über Hals über Kopf die Treppe hinunter zum Hauſe hinaus!

Zehntes Kapitel.

Furcht und Unruh gebähren einen ſehr kecken Entſchluß.

Als ich im Freyen war und ſich meine Hitze ein wenig abgekühlt hatte, ſtieg eine peinvolle Beſorgniß in mir auf. Ich konnte leicht vermuthen, daß der Magiſter den alten Schlingel nicht würde auf ſich ſitzen laſſen; daß er zum gnädigen Herrn, von da zu meinem Papa gehn und mich verklagen würde. Beym Erſtern würde es die Folge haben, daß er mir von Stunde an verböthe das Schloß wieder zu betreten, unter dem Vorwand, daß ich ſeine Kinder mit meiner Gottloſigkeit anſteckte; und bey dem Letztern die, daß ich nach Befinden wohl gar die Ruthe davon trüge. Es wäre mir nicht halb ſo ängſtlich geweſen, wenn ich an Marthen eine gnädige Schutzheilige gehabt hätte: aber bey

ihr,

ihr, beſorgte ich, ſey durch die Wein-Näſcherey alles verdorben. Dieſer Gedanke ſchlug mich zu Boden. Ich warf mich in einer Deſperation, die ſo ſtark war als ſie in jenen Jahren ſeyn kann, nicht weit vom Schloſſe ins Gras, und wälzte mich voller Ingrimm, der am Ende in helle Thränentropfen ausbrach, Kopf oben Kopf unten im ſelbigem umher.

Mein erſter herſchender Gedanke dabey war, in alle Welt zu gehn. Vom Schloſſe gejagt zu werden und die Ruthe zu bekommen, waren ein Paar Umſtände, die mich in Einem Zuge bis zum Kap der guten Hoffnung würden gehezt haben, und die um ſo heftiger auf mich würkten, da es auſſer Zweifel war, daß ſie Malchen zu Ohren kommen würden. Hätte ich in meinem Leben die Augen wieder aufſchlagen können, wenn ich mich wie ein A. B. C. Schütz hätte hinlegen müſſen, um mir den Steiß mit der Ruthe mahlen zu laſſen?

Wenn die Angſt erſt den kleinen Finger hat, nimmt ſie bald die ganze Hand.

Beſorgniſſe, die mich in meinem gewöhnlichen Zuſtande nicht gerührt haben würden, waren mir jezt unbeſchreiblich quälend. Ich ſtellte mir unter allen argen Gerichten, die über mich ergehen konnten, gerade das allerärgſte vor: und wenn ſich auch mein ſonſtiger Leichtſinn von Zeit zu Zeit einmal rührte, ſo war er doch nicht fähig, die ängſtlichen

Grillen

Grillen zu verjagen. **Ruthe** und **Malchen**, waren ein Paar Gedanken, die ſich durchaus nicht vertrugen, die allein fähig geweſen wären, meinen Entſchluß, in alle Welt zu gehn, mit jeder Minute feſter zu machen; aber es kam noch ein Dritter hinzu, der mir vollends keinen andern Weg übrig ließ.

Mein Papa hatte jährlich drey- oder viermal einen Beſuch, auf welchen unſer ganzes Haus, wie auf eine frohe Erſcheinung vom Himmel, wartete. Ein Neffe des Präſidenten **von Lemberg** der als Legations-Sekretär in D** ſtand, kam jährlich einigemal zu ſeinem Onkel; und da er meinen Papa als einen alten Bekannten in der Nähe hatte, ſo fand er ſich jedesmal bey ihm zum Beſuch ein. Wenn er in die Stube ſprang, ſo war ich der erſte der in ſeine Arme lief. Er umſchloß mich dann mit allem Feuer einer väterlichen Zärtlichkeit, nannte mich ſeinen guten **Moritz**, oder auch, was mir unendlich ſüſſer klang, ſeinen lieben Sohn. Er unterhielt ſich mit meinen Papa nicht halb ſo viel als mit mir. Ich mußte ihm erzählen, was ich in ſeiner Abweſenheit gelernt, gethan und geſchwärmt hatte? ob ich artig oder unartig, folgſam oder ungehorſam geweſen war? Bey dieſem letzten Artikel, wurden auch Papa und **Martha** zu Rathe gezogen, und ſie verſchwiegen ihm nichts. Manche Dinge, die für erſtern bis daher Geheimniß geblieben waren,

ren, kamen alsdann ans Tageslicht: denn Martha schien es sich zu einer strengen Regel gemacht zu haben, meinem Papa alles, aber dem Legations-Sekretär nichts zuverbergen, was ich Böses und Gutes die Zeit über vorgenommen. Woher es kam, daß sie diesem Manne keinen einzigen meiner groben und subtilen Fehler und Vergehungen verschwieg, kann ich mir aus keinen andern Umstand erklären, als daß sie, so lange er bey uns war, (und das dauerte manchmal vier, fünf Tage,) täglich ein, manchmal zween Stunden geheime Konferenz mit ihm hielt, und wenn er abreiſete, jedesmal einen neuen Anzug, oder ein Paar Louisd'or, auch öfters beydes zugleich bekam. Durch dieſes Mittel hatte er ſie vielleicht ſo ſehr auf ſeine Seite gezogen, daß ſie ihre ſonſtige Nachſicht gegen mich, ganz vergaß, und alles haarklein beichtete, was ſie von mir wußte.

Eine Hauptregel, die er mir bey ſeiner Ankunft und Abreiſe jedesmal dringend anprieß und aus Herz legte war dieſe:

Habe Ehrfurcht und Gehorſam gegen Deine Eltern und Lehrer, und mach dir niemand, auch den Geringſten nicht, zum Feinde.

Verſtoſſungen wider dieſen Grundſatz ahndete er auf das ſchärfſte, nicht mit harten Ausdrücken, aber mit dem Ton und Worten einer zärtlichen Rührung, die lieber weinen als ſchelten möchte.

Nun

Nun denke man ſich, was ein Blick auf dieſen Mann und auf jenen Grundſatz für eine Zerſtörung in meinen Herzen anrichten mußte. Papa hatte ſchon ſeit acht Tagen geſagt: daß der Legations-Sekretair kommen würde. „Vielleicht iſt er ſchon da!„ ſagte mein beklommenes Herz. „Wenn du nach Hauſe kömmſt, läuft er mit ofnen Armen auf dich zu, drückt dich an ſeine Bruſt, nennt dich ſeinen lieben Sohn, und mitten unter dieſen Ergieſſungen der Zärtlichkeit tritt Magiſter Fink in die Stube, und erzählt ihm wie gottlos du ihn behandelt haſt!

„Nein, du kannſt nicht zu Hauſe gehn!„ war der erſte und nächſte Gedanke, der aus jenem entſtand, und ſich meiner mit ſolcher Gewalt bemächtigte, daß ich aufſprang und einige hundert Schritte in gröſter Eile fortlief. Aber, ſo rüſtig ich auch vorwärts jagte, holten mich doch zween Gedanken ein, die mich anfangs feſt, wie angenagelt, hielten, und bald nachher mich auf das Schloß und von da auf unſer Guth zurückſchoben. Der eine war: Willſt du fortlaufen ohne Malchen was davon zu ſagen? und der zweyte: Du muſt deinen guten Phylax mitnehmen, daß dir unterweges niemand was thun kann.

Ich gieng einigemal um das Schloß herum, und hoffte Malchen zu ſehn; aber vergebens. Ich ward

hundertmal ungeduldig und wieder geduldig, ehe mirs einfiel, daß ich sie vor Endigung der Lektionen nicht würde zu sehn bekommen. Also entschloß ich mich, unterdessen meinen Phylax zu holen. Nicht ohne Furcht, der Martha in die Augen zu fallen, stahl ich mich auf unsern Hof. Ich fand meinen Phylax in seiner Hütte schlafend. Ich nahm ihn bey dem Ohr', und er riß die Augen und seinen großen Rachen weit auf. Als er aber sahe daß ichs war, machte er beydes wieder zu, und warf sich herum, um wieder einzuschlafen. „Nein, nein, komm!„ sagte ich voller Ungeduld, zupfte ihn von neuem beym Ohr, und er sprang auf und folgte mir.

Ich kam wieder aus dem Hofe ohne bemerkt zu werden. Es ward mir unbeschreiblich weh und beklommen ums Herz, als ich noch einmal nach dem Hause meines Papa's zurücksah; aber diese aufsteigende Wehmuth änderte meinen Entschluß nicht. Ich gieng gerade nach dem Schlosse zu, und postirte mich in den Baumgarten, wohin wir gewöhnlich zu gehen pflegten, wenn wir der Zucht des Magisters entkommen waren.

Eilftes Kapitel.

Ein Tete-a-Tete, oder Die Gewalt des Naturtriebes.

„Der arme Moriz! ſagte Malchen, als ſie in den Garten trat — es wird ihm übel gehn! Aber ich bin an Allem ſchuld.„ Sie nahm die Schürze vor die Augen.

Er wird ſich ſchon durchbeiſſen! ſagte Luischen.

Ja, durchbeiſſen! brummte der Junker in den Bart — Er wird ſein Theil ſchon kriegen. Der Herr Magiſter wills dem Papa ſagen!

„I, der dumme Magiſter auch!„ ſagte Malchen.

Ei warte, das ſag' ich ihm wieder! — unterbrach ſie ihr Bruder.

Sags! Sags! Sags! rieſen die beyden Mädchen auf einmal, ſprangen ihm auf den Leib, eine nahm ihn bey dem rechten, die andere beym linken Arme, und ſo gallopirten ſie mit ihm zum Garten hinaus und ſchlugen ihm die Thür hinter dem Rücken zu.

Nun bekam ich Muth. Bis jezt hatte ich mich nicht hervorgewagt, weil ich beſorgte, der Junker möchte ſich davonſtehlen und den Magiſter rufen. Aber von den Mädchen hatte ich nichts zu fürchten.

Als ſie mich ſahen, kamen ſie geſprungen und nahmen mich bey der Hand.

„Du haſt wieder was Schönes gemacht!„ ſagte Luiſe.

„Du armer Moriz — ſagte Malchen ſchluchzend — wenn ſie dir was thun wollen, ſo ſchieb die Schuld auf mich!„

Auf Sie? — fiel ich hitzig ein — Warum?

„Weil ich Dir den Kranz auf den Kopf geſetzt habe.„

„Der Magiſter wirds dem Papa ſagen„ — fuhr Luiſe fort.

„Glaubs nicht Moriz — unterbrach ſie Malchen — ſie will Dir nur bange machen. Er wird wohl nicht hingehn.„

Bey dieſen Worten blinkte ſie mit den Augen auf Luiſen. Dieſe verſtand den Wink und verſchluckte die Betheurung, daß er ganz gewiß zum Papa gegangen. Ich bemerkte dies; ward aber um nichts ruhiger.

So feſt ich mir vorgenommen hatte, Malchen nur mit zwey Worten zu ſagen, ich will fort! ſo wenig fähig war ich dazu. Mein Vorſatz lag mir zentnerſchwer auf dem Herzen! Alle Augenblick wollte ich ihn herabwälzen, aber wenn es dazu kam, fehlten mir Worte und Muth.

Ich

Ich ſchlenderte ſtumm und unentſchloſſen neben den Mädchen her, machte den Mund hundertmal auf und hundertmal zu; je feſter ich mir vornahm, mein Herz auszuſchütten, deſto ſchwerer ward es mir. Zuletzt glaubte ich, meine Unentſchloſſenheit rührte von **Luischens** Gegenwart her; aber auch daran lags nicht, denn ſie entfernte ſich bald darauf, um zu horchen, ob's Papa ſchon wüßte, und doch blieb ich ſo unruhig und unentſchloſſen wie vorher, ward es ſogar mit jeder Sekunde immer mehr und mehr. Ich bekümmerte mich wenig darum, ob die Nachricht, die **Luiſe** zurückbringen würde, erfreulich oder fürchterlich ſeyn würde, und **Malchen**, ſo ſchien es, eben ſo wenig. Wir waren beyde gleich tief mit uns beſchäftigt: **Sie**, mit ihrem mitleidigen Herzen und mit ihren Augen die in Thränen ſchwammen, und **ich**, zunächſt mit dem Entſchluß ihr zu entdecken daß ich fort wollte.

Wir kamen unvermerkt aus dem Garten, und giengen Hand in Hand auf ein kleines Gebüſche zu, das an denſelben ſtieß. In der Mitte war ein Raſenplatz; hier ſetzte ſich **Malchen** nieder; ich mich zu ihr. Sie ſchlug ihre rechte Hand feſt um meinen Nacken, ich meine linke zitternd um den ihrigen.

Ich weiß nicht, was für eine wunderſeltſame Empfindung ſich meiner bemächtigte. Ich dachte we-

Angelo.

Herr, Herr, ich will wol Juſtiz in Epheſus finden, und ihr werdet wenig Ehre davon haben, das glaubt mir.

Zweyte Scene.

Dromio von Syracus zu den Vorigen.

Dromio von Syracus.

Herr, es iſt eine Barke von Epidamnum, die nur noch ſo lange wartet, bis der Schiffspatron an Bord kommt, und dann gleich abſegelt. Ich habe unſer Gepäke ſchon an Bord gebracht, und das Oel, den Balſam und den Aquavit gekauft. Das Schiff iſt wohl geladen, es bläßt ein muntrer Wind vom Land her; und man wartet nur noch auf den Patron und auf euch.

Antipholis von Epheſus.

Was, zum Henker, biſt du toll? Du dummer Schöps, was für ein Schiff von Epidamnum wartet auf mich?

Dromio von Syracus.

Ein Schiff, worauf ihr mich geſchikt habt, unſre Ueberfahrt zu miethen.

Antipholis von Epheſus.

Du beſoffner Schurke, ich ſchikte dich um ein Seil, und ſagte dir, wozu ich es brauchen wollte.

Dromio

der an Magiſter, noch an meinen Papa, noch an Marthen. Alles was vorgegangen war, kam mir wie ein Traum vor, deſſen Figuren, mit jedem Blick auf Malchens rothe Wangen, ſich weiter und weiter entfernten. Ich war meiner Zunge nicht mächtig, ſie eben ſo wenig. Ich umſchloß ſie mit jedem Augenblick inniger; ſie mich. Wir ſanken beyde in das blumigte Gras. Himmel und Erde ſchwanden vor meinen Blicken; ich ſah nicht und hörte nicht; eine Thräne nach der andern lief mir über die Backe. Die Empfindungen, die ſie mir erpreßten, waren nicht traurig, nicht bitter; ſie waren himmliſch, unausſprechlich ſüß. Mein Mund begegnete dem ihrigen: unſere Lippen kamen nicht von einander; es war ein ewiger Kuß.

Malchens Herz pochte dem meinigen durch die Schnürbruſt fühlbar entgegen. Ihre Augen fielen zu. Meine blieben halb offen, und ließen nur einen ſchwachen Schimmer herein. Vor meinen Ohren flüſterte ein leiſes Lispeln und Schwirren, wie wenn man im Begriff iſt einzuſchlummern. Manchmal war mirs, als wenn ſich ein kältlicher Schauer auf meiner Scheitel entſpönne; er floß herab bis zum Herzen; aber von da ſchoß er brennend und feurig zurück bis zum Kopf, und nun wie ein Feuerſtrom durch die innerſten meiner Nerven und Fibern. Ich zitterte, Malchen zitterte. Dann und

wann

wann machte ſie eine kleine Bewegung, ſich aufzuraffen; aber während des Entſchluſſes erſtarb die Hand, die mich ſanft von der Seite ſchieben wollte.

Ich weiß nicht wie lange wir in dieſer Lage geblieben ſeyn würden. Ich ward ihrer nicht überdrüßig; Malchen auch nicht — vielmehr ward ſie uns mit jedem Athemzug entzückender. Ewig und ewig hätte ich ſo liegen bleiben mögen, aber — —

Zwölftes Kapitel.

Die Reiſe geht fort.

— Urplötzlich rief eine bekannte Stimme: „Wollt ihr auseinander!“ — Wir erſchracken fürchterlich, fuhren aber nicht auf. „Junge — rief es von neuem, willſt du deine Hand da weg thun!“ und in dem Augenblick brannte eine kräftige Maulſchelle auf meinem Backen.

Und wenn ich ſterben ſoll, ſo weiß ich dieſe Stunde noch nicht, wo meine Hand gelegen hat. Ich war auſſer mir in jenen Augenblicken. Ich wuſte nicht, daß ich Hände hatte; ich wuſte nicht einmal daß ich lebte.

Wir ſprangen beyde, mit gleichen Füſſen auf, riehen uns die Augen, und ſiehe da! vor uns ſtand Malchens Mama. Ich wollte fort, aber ſie er-

haſchte mich beym Rockzipfel, und zog mir über den andern Backen noch ſo eine Maulſchelle.

„Gottloſer Junge — ſchrie ſie mit erſtickter Stimme — auf ein andermal ſtek die Hand da wieder hin!“

Ich ſtand mit offnem Maule da und zitterte am ganzen Leibe. — **Malchen** hatte keinen Athem und drehte an ihrer Schürze.

„Wo du dich wieder hier ſehn läßt, Junge!“ — rief Mama und wollte von neuem auf mich los, aber mein **Phylax** ſtellte ſich auf die Hinterfüſſe und wies ihr ſeine groſſen Zähne.

Sie zog ſich zurück, ergriff **Malchen** beym Arm und gab ihr einen Tritt, daß ſie vorwärts aufs Geſicht ſtürzte.

„Garſtiges Menſch! rief ſie erbittert — ich — ich„ —

Sie nahm das arme Mädchen bey der Hand und puffte ſie mit der Hand zum Wäldchen hinaus.

„Du ſollſt Deinen Lohn auch bekommen!„! rief ſie zurück und verſchwand.

Ich ſtand wie verſteinert. Das war für mich ein Tag der Angſt und des Schreckens. Was für Verbrechen ich heute eins auf das andere häufte! und da ſollte ich Muth genug gehabt haben, nach Hauſe zurückzugehn?

Komm

Komm Phylax, — ſagte ich zu meinem Gefährten und die Thränen liefen mir über die Backen — hieher kommen wir nicht wieder! — Du armes Mädchen, nun hab' ich dirs doch nicht ſagen können!

Ich drückte den Hut tief in die Augen und gieng, Phylax watſchelte hinterdrein.

Ende des erſten Buchs.

IV.

Schreiben an einem Freund zu D**.

Weimar, den 1ſten Auguſt 1783.

Sie erhalten mit der heutigen Poſt, die Reden und Gedichte zuſammengedruckt, die bey der Geburt unſers theuern Erbprinzen entſtanden ſind. Ich mache Ihnen mit dieſer Sammlung ein Geſchenk, und habe ſogar das Packet frankirt, um ſie in den rechten Geſichtspunct zu ſetzen. Sie werden nicht fordern, daß bey der Geburt dieſes lange mit Sehnſucht gehofften Kindes das von der Sybille verſprochene goldne Jahrhundert beginnen ſoll; Sie erwarten nicht, daß künftig auf unſern Triften die Schaafe von Natur gefärbt herumziehen, noch die Gewürze auf den Hecken wachſen werden; eben ſo wenig können alle Vögel gleich angenehm ſingen, und alle Dichtungen bey dieſer Gelegenheit gleich gut gerathen ſeyn.

Es sind Ihnen die Umstände bekannt welche zusammentrafen das Glück der Fürstlichen Eltern recht fühlbar zu machen; und Sie haben als ein Freund sich in unsrer Lage gesezt und keine Freudensbezeugung übertrieben gefunden. Wenn von einer Begebenheit ein jeder Vortheil hat, oder für sich und die Seinigen hofft: wie allgemein muß die Freude werden und zu welcher Höhe steigen, besonders da solche Fälle so selten sind.

Wenn nun jeder, der einigermaßen Beruf fühlt oder in einem Verhältnisse steht, dichtet oder dichten läßt: wie vielerley Stimmen müssen da ertönen? Und doch unter diesen Umständen sind sie alle angenehm; wie im Walde der mannichfaltige Frühlingsgesang der Vögel, der in der Nähe und Enge, wenn man sie in eine Stube sperrte, unerträglich fallen würde.

Hab' ich, mein Freund, nicht schon zuviel gesagt? versteht sich das nicht von selbst? Verzeihen Sie mir; ich kenne Ihre Launen, die sie manchmal mit dem Publiko gemein haben, in einer bösen Stunde die Sachen für das nehmen zu wollen was sie nicht sind. Und wir schätzen Ihre Freundschaft zu sehr und wissen wie Sie uns lieben, als daß wir nicht wünschen sollten, es möge alles was von hier zu Ihnen kömmt einen angenehmen Eindruk auf Sie machen.

Ja, mein Bester, wenn Sie diese Gedichte durchblättern und von diesen Festen und Feyerlichkeiten lesen,

ſen, ſo ſey es Ihnen immer, als wenn Sie durch eine illuminirte Stadt giengen. Vielleicht einige Gebäude mit Geſchmack geziert, die Lampen glücklich ausgetheilt, und die Inſchriften mit Verſtand erfunden; dann wieder in der Nachbarſchaft etwas Gemeines, einen Einfall, eine Grille, eine Poſſe. Und dieſe Disharmonie gehört zur Harmonie einer allgemeinen Freude.

Beſonders vergeſſen Sie nicht, daß bey einer ſolchen Gelegenheit jeder gerne ſo viel als möglich ſich und das Seinige produciert, mit ſeinem Handwerksgeräthe aufputzt, und auf ſein Gewerbe anſpielt. So wird der Becker ſeine Bretzeln, der Schuſter ſeine Stiefeln, der Poſtmeiſter den Poſtillion, und der Jäger ſeine Hunde die ihm das ganze Jahr zu ſchaffen machen, auf durchſichtigem Papier in dem Raume ſeiner Fenſter mit Entzücken verklärt ſehen, und in ſeinem eigenen Ergötzen das Vergnügen der Uebrigen empfinden.

Und ſo bleibt mir nichts übrig, als Ihnen noch zu ſagen was vielleicht, wie mein ganzer Brief, überflüßig iſt; daß in den erſten frohen Tagen ein jeder ſich eine vollſtändige Sammlung aller dieſer Gedichte und Schriften zu machen beſiferte, und ängſtig die kleinen Papiere und Bänder, die ſich bald vergriffen hatten, zu Completirung der Acten aufſuchte. Das brachte einen guten Mann auf die Gedanken, ſie uns

ſerm Publico für ein Geringes gleich vollſtändig und geheftet in die Hände zu liefern.

Wir ſehen mit Vergnügen den Jahren entgegen, da unſer geliebter Prinz, der gewiß nicht aus der Art ſchlagen wird, ſelbſt in dieſem Büchelchen blättert, und, weit entfernt die Frölichen um ſeine Wiege als knechtiſche Schmeichler anzuſehen, vielmehr empfinden lernt, daß dieſe Freuden und Hoffnungen eigentlich Forderungen ſind die an ihn geſchehen, und daß ein Fürſt ſichs muß ſauer werden laſſen die Jubelfeſte zu verdienen die bey ſeiner Geburt gefeyert wurden.

Trüge der Geiſt unſrer Zeiten nicht gleich alles was nur für wenige gehört in die weite Welt, und wäre uns nicht ſo viel, mein lieber Freund, an Ihrer guten Meinung gelegen: ſo wären Sie mit dieſem Briefe verſchont geblieben, oder er würde intereſſanter für Sie geworden ſeyn — wofür ich Sie mit der nächſten Poſt ſchadlos zu halten denke.

V.

Die Univerſal-Bibliothek.

Ein Plan, dem gelehrten und ökonomiſchen Publico zur Beherzigung vorgelegt.

Zu viel zerreißt den Sack! iſt ein goldnes Sprichwort; das aber, wie mehr ſolche Perlen practiſcher Weis-

Weisheit der Vorwelt, leider nicht sehr geachtet wird. Nirgends wird die Wahrheit desselben auffallender, als bey dem jetzigen Zustande unsers Druck- und Bücherwesens in Teutschland. So heilsam und wohlthätig einst die Erfindung der Buchdruckerey für Aufklärung und Wissenschaften war, so nachtheilig wird ihr Mißbrauch beynahe jezt beyden. Seit zehn bis zwanzig Jahren ist die Zahl der neuen Schriften in Teutschland unglaublich und über alles Verhältniß der Bedürfnisse der Wissenschaften und Leser gestiegen, und steigt noch von Messe zu Messe. Man erstaunt wenn man den Katalog der letzten Leipziger Ostermesse in die Hand nimmt, und zählt daß sie allein 2309 neue Werke und Fortsetzungen, und darunter 245 Journale, Magazine, Bibliotheken, Archive, Annalen, Jahr- Wochen- und Tage-Bücher, und andere periodische Schriften zur Welt gebracht habe. Rechnet man nun, daß jedes Werk nur achthundertmal gedrukt worden — (denn welcher Autor glaubt nicht wenigstens 800 Käufer zu interessiren? —) so kommt eine Summe von 1,847,200 Büchern heraus, die allein Teutschland in letzterer Ostermesse erhalten hat; und man erschrikt, daß die arme seufzende Creatur, der Buchdrucker — so sehr von unbarmherzigen Schriftstellern und Buchhändlern gemartert werden könne.

Und wozu nun all dies? ist das Zunehmen der Wissenschaften in unserm lieben Vaterlande so groß, und

und der Ertrag unſrer halbjährigen literariſchen Ernde te ſo wichtig, daß nur 2309 neue Werke ihn faſſen können? und ſoll das Teutſche Publikum alle halbe Jahre auf und ab anderthalb Millionen neue Bücher kaufen? Wer hat Geld genug, alles was nur in Einem Fache Neues erſcheint zu kaufen? und Zeit genug, nur das Nöthigſte zu leſen, oder den ungeheuern Berg Spreu zu ſichten, um hie und da noch ein Körnchen gute Nahrung zu finden? Die unausbleibliche Folge davon iſt: daß der ärmere Gelehrte (deren Zahl doch immer die größte iſt) kein Buch mehr kaufen kann und mag; die Schriftſtellerey Handwerk wird, das jeder Bediente und Markthelfer treibt; wahre Gelehrſamkeit ſinkt; der Geſchmack der Nation verdirbt, und Literatur und Buchhandel zugleich zu Grunde gehn.

Wir, eine Geſellſchaft patriotiſcher Literatur-Freunde, ſahen lange ſchon dies Uebel kommen, und dachten lange vergebens auf wirkſame Mittel dagegen. Endlich iſt es uns gelungen, wo nicht daſſelbe zu ſteuern, (denn dies vermag ſelbſt Kaiſer und Reich nicht,) doch dem Publico, das, ſo wie unſre Literatur und Buchhandel, darunter leidet, einen ſichern Ausweg zu zeigen. Wir haben uns nemlich vereinigt und beſchloſſen eine immerwährende

Univerſal-Bibliothek

aller Wiſſenſchaften und Künſte,

her-

herauszugeben; die, wie ihr Titel zeigt, jedem Gelehrten und Nicht-Gelehrten ſtatt aller Bücher dienen, und Alles was nur von menſchlichem Wiſſen Neues herauskommt, en esprit enthalten ſoll.

Ein großes, ſchweres, weitausſehendes Unternehmen!, wir geſtehen es gern. Aber wer hat auch unſere Kräfte gemeſſen? Und deſto größer der Sieg, und deſto ſüſſer der Dank, wenn wir ihn, wie wir gewiß hoffen, davon tragen.

Hier iſt unſer Plan. Wir legen ihn, als ein Werk das die ganze Nation nothwendig intereßirt, auch billig erſt dem Publiko beſcheiden vor, und bitten uns deſſen Meynung und Erinnerungen darüber durch den Teutſchen Merkur aus. Der Herr Herausgeber deſſelben wird, wenn er die Gütigkeit hat gegenwärtigen Entwurf aufzunehmen, auch ſicher ſo gefällig ſeyn, die Erinnerungen darüber uns durch denſelben bekannt zu machen,*) da wir gute Gründe haben noch auf einige Zeit, und ſo lange es uns gut dünkt, hinter dem Vorhange zu bleiben.

Die Univerſal-Bibliothek aller Wiſſenſchaften und Künſte ſoll,

1) keine Quartal- Monats- oder Wochen- ſondern eine Tages-Schrift werden.

2) Täg-

*) Mit Vergnügen. D. H.

Dromio von Syracus.

Ich weiß von keinem Seil, ich; ihr ſchiktet mich an die Rhede, Herr, um ein Schiff.

Antipholis von Epheſus.

Ich will dieſe Materie zu einer andern Zeit berichtigen, und deine Ohren lehren beſſer aufzumerken, wenn ich dir was ſage. Lauf izt ſtraks zu Adriana, du Galgenvogel, gieb ihr dieſen Schlüſſel, und ſag' ihr, in dem Pult, der mit Türkiſcher Tapezerey überzogen iſt, werde ſie einen Beutel mit Ducaten finden, den ſie mir ſchiken ſoll; ſag' ihr, ich ſey auf der Straſſe arretirt worden, und dieſes müſſe mich loskauffen; pake dich, Sclave, geh'; -- Nur fort, Gerichtsdiener, ins Gefängniß bis es kommt.

[Sie gehen ab.]

Dromio von Syracus. (Zu Adriana.)

Das iſt ja, wo wir zu Mittag gegeſſen haben, und wo Dowſchel mir zumuthete, daß ich ihr Mann ſeyn müſſe; ich hoffe ſie iſt zu dik, als daß wir zuſammenpaſſen könnten. Indeſſen muß ich doch gehen, weil es mein Herr ſo haben will.

(ab.)

2) Täglich ſollen drey Bogen davon richtig die Preſſe verlaſſen, und jeder mehr nicht als einen Kreutzer oder der ganze Jahrgang achtzehn Gulden Rhein. koſten. Eine höchſt geringe Summe für das ganze jährliche literariſche Bedürfniß eines Mannes, der es nun einmal nicht entbehren kann; da Mancher gewiß ebenſoviel und mehr in Schnupftabak verbraucht.

3) Die Universal-Bibliothek ſoll in drey Hauptfächer, die mit gedachten drey Bogen täglich neben einander fortlaufen, getheilt ſeyn. Ihre Rubriken ſind: a, Höhere Wiſſenſchaften; b, Schöne Wiſſenſchaften und Künſte; c, Journal-Geiſt. Nur ein Paar Worte von jedem zur Erläuterung.

a) Das Fach der höhern Wiſſenſchaften liefert alles was nur in der Gottes- Rechts- und Arzney-Gelahrheit, ſpeculativen Philoſophie, reinen und angewandten Mathematik, Phyſik und Naturgeſchichte, Statiſtik, Oekonomie und Cammeral-Wiſſenſchaften, wirklich Neues und Brauchbares erſcheint in nuce; und dazu wird hoffentlich, da in den meiſten dieſer Rubriken entweder wenig Neues zum Vorſchein kommt, oder das Neue doch ſelten brauchbar iſt, täglich ein Bogen mehr als hinreichend ſeyn.

b) das Fach der Schönen Wiſſenſchaften und Künſte ſoll ſich blos auf wahre Werke des Genies,

Genies, der Kunſt und des Geſchmacks einſchränken, nicht aber bis auf jedes Kunſtjängerleins Gekritzel und Gereimſel. Wir haben eine ganz neue Idee, wie dies Fach zu bearbeiten iſt, die alle Schwierigkeiten, die man ſich dabey noch denken könnte, auf eine ſehr leichte Art, und gewiß zu voller Zufriedenheit des Publikums, heben wird.

c) Der Journal-Geiſt — ſo weit auch das Feld von 245 periodiſchen Schriften iſt, das er vor ſich hat, und ſo ungeheuer die rohe Maſſe, aus welcher Eſſenz abgezogen werden ſoll — wird er doch ſicher an 365 Bogen zu ſeinem wahren Bedürfniſſe genug haben. Dieß wird hoffentlich das leichteſte Stück unſrer Arbeit ſeyn, weil es dabey gar nicht auf Ordnung, Folge und Verbindung ankommt, ſondern vielmehr ein weſentliches Verdienſt dieſes angenehmen Chaos iſt, recht bunt und krell gemiſcht zu ſeyn.

4) Jeder Liebhaber kann entweder die Univerſal-Bibliothek ganz für 18 Fl. Reichsgeld, oder auch nach Verhältniß ſeines Beutels, Kopfs und ſeiner Amts-Bedürfniſſe nur ein Fach derſelben für 6 Fl. nehmen. Doch muß, damit wir ſeines Entſchluſſes gewiß ſind, aufs ganze Jahr pränumerirt werden. Wo? und Wann? werden wir anzeigen, wenn wir erſt mit dem Publiko Alles über unſern wichtigen Gegenſtand verhandelt haben.

5) Al-

5) Alles was nur irgend Gutes und Brauchbares in einem neuen Buche, Journale, oder fliegenden Blatte erscheint, soll sogleich ausgehoben, und entweder auszugsweise, oder, wenn es kurz ist, ganz in der Universal-Bibliothek geliefert werden; so daß jeder Leser sicher seyn kann, den Kern und Geist der ganzen Masse der Gelehrsamkeit unserer Zeit darinn zu finden.

6) Sind wir mit einem oder dem andern Zweige unserer neuen Litteratur fertig, oder es kommen Perioden der Ebbe, wo sie zu arm an Geiste wird, die täglich für sie bestimmten drey Bogen zu füllen: so sollen auch ältere wichtige wissenschaftliche Werke, die an sich zu voluminös sind, wieder vorgenommen, in Auszug gebracht, und, so zu sagen, die Todten wieder auferweckt werden. Ein Versuch, den zwar manche unsrer neuern Schriftsteller schon gemacht haben, der aber wenigen gelungen ist.

Dies ist ohngefähr nur der leichte Umriß unsers patriotischen Plans, der, wenn ein hochverehrtes Publikum ihn, wie wir zuversichtlich hoffen, billiget und unterstützet, der fruchtbarsten Entwickelungen noch fähig ist. Wir erwarten nicht, daß Neid und Misgunst so weit gehen könne, uns mit dem verhaßten Nahmen Nachdrucker zu belegen. Wahre Lästerung wär es, wenn man unsere unendlichen Bemühungen alle Wissenschaften zu quintessenziren,

unsre

unſere Litteratur von ihren Schlacken zu reinigen, und uns ihrem Ruin muthig entgegenzuſtellen, ſo verkennen, und unſern höchſtpatriotiſchen und gemeinnützigen Plan für ein bloßes gewinnſüchtiges Buchhändler Projekt ausgeben wollte. Seyen wir was wir wollen, Buchhändler oder nicht: jetzt kommt alles darauf an, ob Jemand in ganz Teutſchland ein ſichreres, leichteres, wohlfeileres, und zugleich dem Publiko angenehmeres Mittel weiß, den Verfall unſerer Litteratur und des Buchhandels zu hemmen, als unſere **Univerſal-Bibliothek**. Wer es weiß, der trete auf und rede.

Zwar iſts wahr, die Sache hat, einſeitig betrachtet, einigen Schein gegen uns; und (wir wollens nur aufrichtig geſtehen) wir hätten vielleicht Mühe gehabt, den Vorwurf „daß wir am Ende doch nichts beſſers als **Nachdrucker** ſeyen„ von uns abzulehnen; ein Nahme, den man ſeit einiger Zeit zum Synonym von Dieb und Seeräuber hat machen wollen, wiewohl das Publikum und die Schriftſteller über dieſen Punct immer verſchieden gedacht haben. Aber ſeitdem ein gelehrter und unpartheyiſcher Ungenannter die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks, oder wenigſtens die Unbefugniß des Monopols deſſen Schriftſteller und Verleger ſich anmaßen, in einem der letzten Stücke des **D. Muſeums** ſo gründlich behauptet und auſſer allen Zweifel geſetzt hat: ſeits

dem haben wir keine Urſache mehr, uns zu ſchämen, wenn man uns auch für Innungsverwandte einer Art von Fabricanten erklären wollte, welche eine erlaubte Begierde ſich zu bereichern durch die dem Publico daher zufliessende Vortheile ſogar verdienſtlich zu machen wiſſen. Immerhin mögen uns alſo Schriftſteller, denen ein ſchnöder Gewinn mehr am Herzen liegt als die Aufklärung der Welt, mit dem Namen Nachdrucker zu beſchimpfen vermeynen: wir laſſen uns ſolchen ganz wohl gefallen, und werden wahrlich nicht ſo ſchwach ſeyn, uns durch dergleichen Schmähungen von einem Vorhaben, von deſſen Gemeinnützigkeit und Rechtmäßigkeit wir überzeugt ſind, abſchrecken zu laſſen; wie neulich der verdienſtvolle Hr. Entrepreneur der Jahrbücher des Geſchmacks und der Aufklärung gethan hat, der nun auf einmal ſeinen über die Diſſentienten gefaßten Verdruß das arme unſchuldige Publicum entgelten laſſen, und ſein ſo gemeinnütziges Werk gleichſam in der Wiege erſticken will: da doch klar iſt, daß er, genau zu reden, nicht einmal recht unter die Nachdrucker gerechnet werden konnte. Denn, im Grunde was thut er in ſeinen Jahrbüchern, und was werden auch wir in unſrer Univerſal-Bibliothek thun, das dieſes Nahmens würdig wäre? Laſſen wir nicht jedem Schriftſteller ſein würkliches oder vermeyntes Eigenthum in ſeinem Weſen, Form und Geſtalt? Wir entlehnen ja blos von ihm ſtück- oder auszugsweiſe,

weiſe, was er Gutes und Schönes geſagt hat, und ſeit wann nennt man das nachdrucken? Zu dieſem letztern gehöret weder Gelehrſamkeit noch Geſchmack; da wir hingegen zu unſerm wichtigen Unternehmen uns bereits eine namhafte Anzahl beliebter Schriftſteller und anſehnlicher Gelehrten verbindlich gemacht haben, denen wir die Bearbeitung dieſes oder jenes Faches unſeres Werkes auftragen, und die Auszüge durch ſie veranſtalten werden.

„Auftragen — veranſtalten!„ Man nehme uns dieſe Ausdrücke von Gelehrten nicht übel. Sie ſind jezt landüblich, die Sprache jeder neuen litterariſchen Ankündigung, ſo böſe nicht gemeint; und wer weiß auch übrigens nicht, daß, wenn von typographiſchen Unternehmungen die Rede iſt, der Buchhändler immer veranſtaltet und aufträgt, und der Gelehrte nur ausführt?

Weit entfernt alſo eine üble Deutung unſrer Abſichten zu befürchten, verſprechen wir uns vielmehr den Dank der Welt; denn der vielfache Nutzen, den auſſer unſerm obgedachten groſſen Zwecke die Univerſal-Bibliothek dem Gelehrten und jedem Litteratur-Liebhaber leiſtet, iſt in die Augen fallend. Nur einiges davon hier zum Beyſpiele anzuführen, ſo erſpart ſie ihm:

Erstens, eine Menge unnützer Ausgaben für Bücher; beschränkt seinen ganzen jährlichen Litteratur-Aufwand auf 18 Gulden; liefert ihm dafür Alles, was er nur zu wissen begehrt, und fixirt dadurch seinen oft schwankenden Finanz-Etat sehr heilsam.

Zweytens, erspart sie ihm eine Menge Platz zu einer zahlreichen Bibliothek, folglich auch eine theurere Hausmiethe; denn nach unserer Berechnung braucht er zur Universal-Bibliothek jährlich nicht mehr als ein Plätzchen $8\frac{1}{2}$ Rhein. Zolle hoch und 4 Fuß 4 Zolle lang, zu allen 16 Bänden, jeden 3 Alphabeth stark.

Drittens spart er viel unnützes Buchbinderlohn, und hat, wenn er das Werk blos in Pappe heften läßt, den Band zu 6 Kreuzer, jährlich nicht mehr als höchstens 1 Fl. 48 Kr. dazu nöthig.

Viertens spart er eine Menge Zeit, Lebensgeister und Dauungskräfte, alle die Bücher, die er nun äusserst concentrirt und in Saft und Kraft verwandelt bekommt, zu lesen und ihre Cruditäten zu verdauen. Diese kann er nun weit besser verbrauchen, wenn er sie sonst zu nutzen weiß.

Fünftens wird dadurch auch seiner Wittwe und Kindern, wenn er welche hat, eine sichrere Verlassenschaft als bisher Bibliotheken waren, bereitet; denn eine **Universal-Bibliothek aller Wissenschaften**

:een und Künſte, die nun ein Jeder bedarf und brauchen kann, wird ins künftige ein eben ſo kur;rantes Stück Waare ſeyn, als ein Mark fein Silber.

Sechſtens hören dadurch die unendlichen Sub;ſcriptionen und Pränumerationen, zu denen bisher ein gefälliger Gelehrter faſt einen eigenen Buchhalter haben muſte, auf einmal auf; denn wer wird noch — es müßte denn Schimpfs oder Reſpects halben geſchehen, als welche Fälle wir ausnehmen — auf etwas ſubſcribiren wollen, daß er ſogleich auch, und ſchon zur Quinteſſenz concentriret, in der Univerſal;Bibliothek zu leſen bekommt?

Und ſo ſind noch eine unendliche Menge Fälle denkbar und möglich, in welchen unſere Univerſal;Bibliothek von großen Nutzen ſeyn wird.

Wir zweifeln nicht, daß eine Menge unſerer Col;legen und Nicht;Collegen, Gelehrten und Ungelehr;ten, denen durch unſere Univ. Bibliothek der Kram verdorben wird, ſich gegen uns zuſammenrotten, und uns aus Neid und Misgunſt möglichſt zu ſchaden ſuchen werden. Ja einigen könnte wohl gar einfal;len uns mit der Ausführung unſers Plans, den wir dem Publiko ſo treu und offen hinlegen, zuvorzu;kommen, und uns mit dem beati poſſidentes zu ſchla;gen. — Gegen jene wollen wir es dann getroſt drauf ankommen laſſen, wer der Stärkſte ſeyn wird;

und dieſen ehrſamen Herren müſſen wir im Vertrauen ſagen, daß auch dafür ſchon geſorgt ſey, und an dieſer Klippe unſer Schiflein nicht ſcheitern werde. Mögen ſiees auf ihr gut Glück hin wagen! Die Art wie wir unſere Univ. Bibl. zu debitiren gedenken, welche ganz neu und nie gebraucht iſt, ſichert uns vollkommen dafür.

Wie wichtig unſere Geſellſchaft, die zwar noch unbekannt iſt, aber doch ſchon aus einer beträchtlichen Anzahl induſtriöſer Männer beſtehet, und viele Hände in Bewegung ſetzen kann, einem Staate in welchem ſie ſich etabliret ſeyn müſſe, leuchtet von ſelbſt in die Augen. Bey dem mäſſigſten Debite von ohngefehr 15000 Exemplaren der II. B. würde ſie, nach Abzuge von ohngefähr 25 Proc. Debit-Koſten, immer gewiß 202500 Fl. fremdes Geld ins Land bringen, und durch Anlegung ihrer Werkſtätte, Druckereyen, Papiermühlen, Schriftgieſſereyen u. ſ. w. die lebhafteſte Circulation deſſelben darinn befördern. Wir hoffen daher ſicher, daß jedes Gouvernement mit Freuden nach ihr greiffen, ſie ſich zuzueignen ſuchen, und ihr den vollſtändigſten Schutz, den ein ſo wohlthätiges Inſtitut mit Rechte fordern kann, angedeyhen laſſen werde.

Auſſer dieſem wichtigen Dienſte, den wir einem Staate durch unſere ſpeculative Induſtrie leiſten können, wäre noch ein anderer für unſere Litteratur und

Gelehr-

Gelehrten übrig. Unſer Comptoir nämlich könnte gar leicht zu einem General-Bureau der Künſte und Wiſſenſchaften für ganz Teutſchland, ſo wie auch durch daſſelbe eine allgemeine Gelehrten-Correſpondenz in alle vier Theile der Welt eingerichtet werden. Welch ein Nutzen für die Menſchheit! Und welch eine Ehre würde dies für unſere ganze Nation ſeyn!

Doch wir enthalten uns, bis es zur That kommt, mehr Winke davon zu geben; und erwarten beſcheiden, wie es der guten Sache geziemt, die allenfallſiae Meynung und Erinnerungen des Publikums. Geſchrieben im Aerndte-Monde 1783.

Die Geſellſchaft patriotiſcher Litteratur-Freunde.

VI.

Epiſtel

an Herrn Inſpector Tamm zu Wörlitz.

Omnia ſunt hominum tenui pendentia filo
Et ſubito caſu, quae valuere, ruunt!
Ovid.

Vergebens, Freund, ſuchſt du das Ziel
Des Glücks in einer unvollkommnen Welt,
Das nur erſt keimende Gefühl
Der Freude, ſtöhrt der zweyte Augenblick
Schon wieder — und, dein prächt'ger Pallaſt fällt

Dritte Scene.

[Verwandelt ſich in des Epheſiſchen Antipholis Haus.]

Adriana und Luciana treten auf.

Adriana.

Ah, Luciana, ſezt' er dir ſo zu? Sahest du es würklich in ſeinen Augen, daß es ihm Ernſt war? Sah' er roth oder blaß aus, verdrießlich oder aufgeräumt? Was für Beobachtungen machtest du über die Meteore ſeines Herzens, die in ſeinem Geſichte kämpften?

Luciana.

Fürs erſte, ſo läugnete er, daß ihr ein Recht an ihn habet.

Adriana.

Er meynt', er laſſe mir mein Recht nicht widerfahren.

Luciana.

Hernach ſchwur er, er ſey hier fremde.

Adriana.

Und ſchwur die Wahrheit, ob er gleich dadurch meineydig wurde.

Luciana.

Und da nahm ich eure Parthey.

Ins Nichts zurück,
Woraus ihn deine Phantaſie
Erbaute. Tugend lindert zwar den Schmerz
Hier Ruh in's leidenvolle Herz;
Doch hält auch ſelbſt die ärgſte Tugend nie
Den einmal feſt beſtimmten Lauf
Des Unglücks, das dich treffen ſollte, auf,
Und reizt nur deines Feindes Schwerdt noch mehr,
Legt tauſend Laſten groß und ſchwer,
Der auf dein Haupt,
Und eh' es noch die liebe fromme Tugend glaubt,
Fällſt du vom Gipfel doch herab —
Verfolgt, entehrt — und wünſchest dir das Grab.
Doch hohe Weisheit und Verſtand
Führt wohl zu einem ſichern Glück
Und heilt in einem Augenblick
Vielleicht den Schmerz? Ist Geiſteskraft die mächtige Hand
Womit der Sterbliche ſein Leiden ſchlägt,
Und ſeiner Feinde Luſt und Macht erlegt —?
Auch dieſe Waffen ſind nur oft die Scheere
In eines Kindes Hand die es wirs uns verlehn,
Weil wir die Kunſt, ſie zu gebrauchen, nicht verſtehn,
Uns ſelbſt verwundet. Ehre
Zwar Klugheit und Verſtand und weiſen Muth!
Doch glaube nicht, daß dieſer Wunder thut.
Gleicht er nicht einem jungen Krieger oft
Der, wenn die Feinde unverhofft
Ihn überfallen — flieht,
Und nur, wenn ſie in weiter Ferne ſtehn,
Und noch mehr, wenn ſie gar zurücke gehn,
Barbariſch um ſich tobt,
Und mit recht grimmigem Gedöhne
Dann Hohn dem Feindes-Heere ſpricht!

Miel-

Vielleicht führt Liebe dich zum Quell
Des höchſten Erdenglücks — wenn klar und hell
In deinem Auge ihre Thräne blinkt,
Und du ein liebes Mädchen in die Arme ſinkſt,
Und mit der zärtlich weint —
Auch das wär Täuſchung? — Ja mein Freund.
Sehr oft auch das. Zwar iſt es ſüß,
Wenn ſich dem Mädchen liebevoll umarmen ließ,
Und tauſend Küſſe dir auf Aug' und Lippen drückte,
Und wie der Morgenthau die Flur
Dein ſchmachtend liebekrankes Herz erquikte,
Und in Elyſium dich ſchnell hinüberrückte!
Wool durch den feyerlichſten Kuß und Schwur,
Dann ewig ſich mit ihr verband — —
Das alles klingt nun zwar ſehr prächtig und galant;
Doch wärs nicht ſchrecklich, wenn nun dir
Dein Mädchen untreu wurde — wenn bald ihr
Das Herz ein andrer ſtahl —
Und nun e nun mit tauſendfacher Qual
Sie flieht. Dann bey den ſchönſten Gaben,
Die unſre lieben Mädchen haben,
Bleibt es doch ewig wahr,
Daß ihre Treu oft leichter als ein Haar
Zerreißt! Und bleibt dein Mädchen treu und warm,
Wie lange dauert denn oft die Zeit,
Wie vielen Zank und Gram und Streit
Haſt du vorher, eh du in deinem Arm
Sie zu der Hochzeitkammer führſt! Und weißt du, Freund,
Ob Sie nicht bald als Ehefrau
Unleidlich, kalt, rachſüchtig, lau,
Und zänkiſch werden kann, auch wenn du's gut gemeint?
Drum haſt du jetzt ein liebes, braves Weib,
So halte ſie ja feſt, und bleib

Ihr freundlich zuzuthun,
Und sey des besten Weibes bester Mann!
Doch glaube nicht, daß nun der Ehestand
Drum schon das höchste Glück der Erde sey.
Auch dieses schöne blumenreiche Land
Trägt viele Disteln. Sorgenfrey
Lebt man auch bey dem besten Weibe nicht,
So viel man auch von diesem Götterleben spricht.
Hast du nicht einen kleinen Sohn,
Den einzgen Liebling deines Herzens, schon
Verlohren? Hast du nicht erst getrauert,
Wenn dir dein liebes Weib erkrankte,
Ihr Leben zwischen Tod und Hoffnung schwankte?

So, theurer, bester Freund, so lauert
Hier überall der Schmerz mit seinem giftgen Pfeil
Auf uns, und ist kaum eine Wunde heil,
So schlägt er tiefere und führt Verstand
Und jedes frohe herzliche Gefühl mit sich
An seiner blutgen Hand
Gefangen, labt sich könialich
An deiner Thrän' und hingesunknem Muth,
Und hält in seinem schnellen Lauf
Dir selbst dein Blut
Gewaltig auf —
Als wolt' er dir den Flug der Zeit
Durch seine Schneckenlangsamkeit
Tyrannisch hemmen,
Um länger nur dein krankes Herz zu quälen.
Den Flug der Zeit, den Trost der uns noch übrig bleibt,
Wenn uns an seiner Zentner Last
Das Schicksal unsre Füsse blutig treibt,
Und wie ein Teufel um uns rast.

Diſſeits des Grabes iſt der Strahl
Der Freude überall getrübt und matt;
Reizt unſre Luſt, und macht doch nimmer ſatt.
Vom Himmel ſinkt er in das dunkle Thal,
Nachdem er ſeinen Weg durch Unwetter nahm,
Und viel geſpalten erſt in unſre Seele kam.
Wohl euch! die ihr die Dämmerung für Licht,
Und Täuſchung für die Wahrheit nehmt,
Und euch des Seelenſchmerzes ſchämt!
Und, wenn nur unter euren Füßen nicht
Der feſte Grund der Erde bricht,
Hin durch das Leben hüpft
Und überall durch Roſenhaine ſchlüpft;
Und wenn ihr ihre Blumen pflükt,
Aus trunkner Luſt den Stachel ſelbſt nicht fühlt
Der ſich in eure Finger drükt.
Wohl euch ihr Immerfröhlichen! Euch ſtiehlt
Kein Gram, kein bittrer Schmerz
Den Tag, nicht Schlaf und ſüſſe Ruh;
Der Freude ſatt, drükt ihr die Augen zu,
Und träumt vom Tanz und Scherz — —
Doch ewig dauert die goldne Freude nicht,
Ihr lieben Leut'! Ich ſah ſchon manch Geſicht
Viel Jahre lang mit heiterm Lachen
Dem Unglück ſpotten — auf dem dünnen Nachen
Des Lebens fröhlich um ſich ſchaun —
Gleich Knaben, die auf einem Kahne ſchaukeln
Und auf der Fluth mit ihrem Leben gaukeln!
Sah manchen hohe Schlöſſer baun;
Doch endlich kam die Zeit
Und dacht' an ihre Pflicht
Und hauchte weg vom fröhlichen Geſicht
Die ewge Heiterkeit;

Riß unſre Schlöſſer ein,
That Gift in unſern Labewein.
Auch ich ſah manchen Jüngling dort
Mit loſen Dirnen gehn,
Und frölich ſich in wildem Tanze drehn;
Ich ſah ihn jetzt, und fort
Iſt ſeine Munterkeit. Sein Feuerblick
Glimmt kaum im Auge noch und kehrt beſchämt zurück,
Siehſt du ihn an. Ich kannte manche Braut;
Wo iſt ein Mädchen, das nicht goldne Schlöſſer baut
Wenn ſie dich liebt? die in dem Bräutigam
Das höchſte Menſchenglück zu finden glaubte;
Und gern als Frau die Schwüre wiederraubte
Die ſie ihm gab als er in ihre Arme kam.

Drum iſts ein ungewiſſes Ding
Mit Menſchenglück. Wir träumen viel
Davon. Doch wie es uns ſo oft im Traume gieng
Wir kommen nie zum rechten Ziel!
Und hätte nicht die gütige Natur
Von ihrer goldnen Zeit noch eine Spur
Für uns zurückgelaſſen,
So würden wir mit Recht ein Leben haſſen,
Das in uns tauſend Wünſche zeugt
Und ſelten nur der Freude ganzen Labtrunk reicht.
— Und jene Spur — ſie ſöhnte ſchon
So manchen unzufriednen Erdenſohn,
Mit ſich und andern Menſchen aus — heißt? Freundſchaft.
An ihrem Arm, geſtärkt durch ihre Kraft,
Laß, Freund, uns durch das trübe Leben gehn;
Sie macht noch oft das trübe Leben ſchön!

C. F. Pockels.

VI.

VI.

Ein paar Worte über die Trauerspiele.

Mein Vaterland Baiern kann ſich ſeit wenig Jahren vieler und zum Theil gut gezeichneter Trauerſpiele rühmen. Es ſind kraftvolle Arbeiten und entnervter Seelen, denen die Politur des nördlichern Teutſchlandes noch nicht die Eigenheit, und daß ich mich ſo ausdrücken darf, die Mannheit ihrer individuellen Empfindungsart abgeſchliffen hat. Aber der Frage kann ich mich bey ihrer Erſcheinung doch nicht erwehren: Frommen ſolche Stücke, und überhaupt Trauerſpiele, dem Publiko?

Das Trauerſpiel iſt ein Gemählde groſſer, geopferter Tugenden oder beſtrafter Laſter. Dies Gemählde erfordert Handlungen und Auftritte von mehr als gewöhnlicher Unempfindlichkeit, Liſt, Ungerechtigkeit, Wildheit, Bosheit. Je wahrer der Verfaſſer alles darſtellet, deſto mehr intriguirt er für die böſen, wie für die guten Scenen des Stücks. Es iſt wahr, leidende Unſchuld und Rechtſchaffenheit rührt; aber Liſt, fein angelegt und ausgeführt, Bosheit mit Gröſſe der Seele oder mit andern liebenswürdigen Seiten des Herzens vereint, zieht nicht minder an, wenn auch gleich keines davon Wohlgefallen erregt, was jedoch lauter gute Zuſchauer vorausſetzt. Daß der Verfaſſer den guten moraliſchen Zweck, den er im Trauerſpiel erreichen will, erreiche: dazu gehört, daß er Zuſchauer von edlem ausgebildeten Geiſt und nicht weniger edlem und ausgebildetem Character habe; Zuſchauer, die einen unbeſtechlichen Widerwillen gegen jede Art von Ungerechtigkeit beſitzen, Zuſchauer, die Feſtigkeit genug haben, ſich nicht durch blendende Züge ins Intereſſe des Blendenden ziehen zu laſſen,

Zuſchau-

Zuſchauer, die ihrer Empfindungen Meiſter genug ſind, um nicht ihr inniges Mitleid beym Anblick des allzuſehr Leidenden in ſchreckliche Rachluſt zu verwandeln; in welchem Jahrhunderte aber — daß ich es ſeegne — waren ſolche Menſchen die gröſſere Zahl?

Wenn ſie nun nicht im Publiko die gröſſere Zahl ausmachen, welche Wirkung muß eine Kette grauſamer Scenen auf böſe, auf weniger gute Menſchen haben? Iſt, zur Ehre der Menſchheit angenommen, der gröſſere Hauſe nicht bös im eigentlichſten Sinne des Worts: ſo haben doch die einzelnen Glieder deſſelben die eine oder andere Leidenſchaft im ſtärkern oder geringeren Grade, die auf der Bühne im gröſſten und mit den lebhafteſten Farben vorgeſtellt wird. Wie leiſe darf nur der Zufall oder der Anblick einer der Leidenſchaften berühren, die aus unſerm Temperamente, aus unſrer Erziehung, aus unſerm Schikſale hervorgeſproßt ſind, um einen nur allzulauten Gegenton zurückzuhalten: einen Gegenton, den wir ſehr oft erſt nach den ſchädlichſten Aeſſerungen zu dämpfen im Stande ſind. Liſt, Wolluſt, Rachgier u. ſ. w. finden nach der Verſchiedenheit der Intriguen des Stücks ihre Welt, und in hundert Köpfen und Herzen ihr Intereſſe. Der Tyran wird am Ende des Trauerſpiels vielleicht geſtraft, die Unſchuld gerettet; aber wie ſchnell fällt der Vorhang, wie kurz, wie vorübergehend iſt der Anblick der gerechten Strafe gegen die Dauer einer drey oder fünf Acte hindurch machinirenden Bosheit? O daß ich Unrecht hätte! Iſt die Quelle des lärmenden Beyfalls auch rein? Als man — ich weiß nicht mehr wo — Agnes Bernauerin aufführte, und die Unglückliche nun in die Donau geſtürzt ward und ſie aus dem Strome noch hervorrief „helft, helft,„ und das Volk auf dem Theater nachrief, „helft ihr, ſtürzt den Vicedom hinein„ in dieſem Augenblicke allgemeiner Empörung

rung schrie das ganze Zuschauerpublikum: „werft den Vicedom hinein.„ Mußte hier nicht Rache auch aus den besten Seelen rufen? Wenn Odoardo Galotti Emilien den Dolch ins Herz stößt, klopft da in den meisten Herzen Billigung, daß die Blume lieber gebrochen als verunreiniget werde, oder — Freude über Marinelli's zerscheiterten Plan, über die Unmöglichkeit, daß der Prinz nicht mehr zu genieſſen bekömmt was er zu genieſſen hoffte?

Immer werden, wie mich dünkt durch Trauerſpiele auf eine gewaltſame Art, Gedanken, Empfindungen und Leidenſchaften erweckt und aufgeſtürmt, die man nie durch willkührliche Vorſtellungen aufwecken und aufſtürmen ſollte; weil jede Wiederholung derſelben ihren Ausbruch verſtärkt und ihnen einen gröſsern Wirkungskreis im Herzen des Menſchen gewinnt.

Viele Menſchen beſuchen Trauerſpiele ſo gern als Kranke, um beym Einſturz der nachbarlichen Hütte recht behaglich fühlen zu können, wie feſt noch die ihrige ſtehe, und ein groſser Theil guter Alltagsherzen gewöhnt ſich dadurch an Anblicke des Unglücks und Leidens. Wenn nun dieſer gröſsere Theil dergleichen Scenen öfters zu ſehn gewohnt wird: wie können ihn dann jene traurigen aber minder eindringenden, minder glänzenden Auftritte des gemeinen Lebens rühren? Der Anblick eines Weibes in zerriſſenen Kleidern, die auf den Rücken ihren Säugling gebunden, an jeder Hand ein älteres Kind, um Gottes willen um Erbarmung und Brod flehte, weil mit dem Tode ihres Mannes nun ihr kümmerlicher Unterhalt abgeſtorben iſt, iſt freylich nicht ſo mahleriſchſchön als die ſterbende Agnes, als die blutende Emilie, aber nicht weniger wahr, nicht weniger Mitleids werth. Daher die Vielen, die in Trauerſpielen Thränenſtröme vergieſſen, und bey dem Greis, der um

kraft

roftlos zitternder Hand um eine Gabe, vielleicht die
ette — bittet ungerührt vorüber gehn.

Edle Menschen haben nach der Vorstellung eines
Trauerspiels einen bangen Abend, oft noch eine bän-
gere Nacht. Das Bild der Unglücklichen erscheint
ihnen im Traume. Sie erwachen heiß und in Thrä-
nen. Hätten sie nicht zu Rührungen traurige Anblic-
ke und Vorfälle in der wirklichen Welt genug? —
Aber auch die besten Menschen wallen oft einen Weg
mit fort, weil ihn die andern alle gehn —

Du bist so gern gerührt, sanfte weibliche Seele!
Ich weiß dir eine Rührung, süßer als in die dich
eine Kette unglücklicher Begebenheiten auf der Bühn-
ne einengt. Kauf dir um das Geld, das dich der
Besuch etlicher Trauerspiele kostete, Wolle, Flachs
u. s. w. Gieb sie einer Witwe zum Verarbeiten,
die sich gerne etwas verdienen möchte, weil ihr ihr
Stand, weil ihr ein edler Stolz gleich Bettlern von
Profeßion auf Almosensammlen auszugehn, verbietet.
Der Dank dieser Rechtschaffnen, das Bewußtseyn et-
was zu einer ruhigen Stunde für sie beygetragen zu
haben, wird dich inniger rühren als die täuschende
Theatergeschichte, und gewiß in einen süssern Schlaf
wiegen.

Aber der Geschäftsmann, der den ganzen Tag in
Arbeitch dahinbringt, die ihn austrocknen, braucht
eindringende Mittel, die sein verschloßnes Herz wie-
der öffnen, ihn wieder zum Gefühl seiner selbst brin-
gen. — Giebts nicht überall Unglückliche, die an
noch mehr als an Mangel der Beschäftigung leiden?
O! an keinem Orte der Welt wirds dem Menschen-
freunde an Gelegenheiten für sein Herz fehlen, um
einst den Rückblick auf seine Erholungsstunden zu
verschönern.

A... A. C. R.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Auguſt 1783.

I. ASMVS omnia ſua ſecum portans oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen IV. Theil. Beym Verfaſſer, und in Commiſſion bey Gottlieb Löwe in Breslau.

Quid dulci queat nutricula majus alumno, quam ſapere et *fari quae ſentiat?* Asmus, der ſchon lange durch ſeine drey erſten Theile allen guten Teutſchen das Herz abgewonnen hat, ſetzt ſich mit jedem neuen feſter darinn. Ein ſo geſunder Kopf, ein ſo geſundes Herz, ſo zartes unverfälſchtes Gefühl, mit einer ſo reichen Ader von kunſtloſen Witz und naiver Laune, findet ſich in Jahrhunderten ſelten einmal beyſammen: aber in Asmus iſt das alles noch ſo beſonders individualiſirt, oder vielmehr ſo ganz in Eins zuſammengeſchmelzt, daß man nie ſagen kann, dies iſt aus ſeinem Kopfe, dies aus ſeinem Herzen, dies iſt Witz, dies Laune u. ſ. w. ſondern es iſt immer der ganze leibhafte Asmus in allem was er ſingt und ſagt. Seine Vorſtellungsart löſet ſich immer in den reinſten Menſchenſinn (Senſus communis) auf: aber ſeine Manier (wenn man Anders das, was ihn von allen andern die auch Büchel ausgeben ſo eigenthümlich unterſcheidet, Manier nennen kann, da es bey ihm bloße kunſtloſe Natur zu ſeyn ſcheint) läßt ſich ſo wenig beſchreiben oder in Regeln brin-

Adriana.

Und was ſagt' er dazu?

Luciana.

Die Liebe, um die ich ihn für euch bat, erbat er von mir.

Adriana.

Durch was für Ueberredungen ſucht' er eure Liebe zu gewinnen?

Luciana.

Durch Worte, die bey ehrlichen Abſichten hätten bewegen können; er lobte zuerſt meine Schönheit, hernach meinen Verſtand.

Adriana.

Redteſt du freundlich mit ihm?

Luciana.

Seyd geduldig, ich bitte euch.

Adriana.

Ich kan nicht mehr ſtill halten, ich will nicht; ich will wenigſtens meiner Zunge den Lauf laſſen. Er iſt ungeſtalt, krumm-beinicht, alt und kalt, häßlich, mißgeſchaffen, laſterhaft, ungeſittet, albern, grob und unartig; eine Mißgeburt am Leib, und noch ſchlimmer am Gemüth.

, als man den herzerfreuenden Waldgesang der Grasmücke in Noten setzen kann — Und also möchten wir wünschen, daß ihn die [illegible] Kuken, Meisen, Hänflinge, s. w. besonders aber die Elstern, Kräben, Nebrdommel d Käuzlein unsers Musen-Haynes unnachgeahnt lassen chten. — Aber kaufen, lesen, und fleissig wiederlesen rd seine Büchel gewiß jedermann, der einen Saum für sunde, reine, und an den wärmsten Strahlen des wahren efühls reif gewordene Seelenreife hat — Und wär es cht Schande, ein so gutes Buch nicht lieber dem Manne dst, oder denen, die es für ihn in Commissen haben, als m Nachdrucker abzukaufen? — da ihm doch das Publim die Liebe, die er verdient, auf keine andere Art zeigen nn! —

II. Die Psalmen, übersezt von Moses Mendelssohn. Berlin bey Friedrich Maurer. 1783. 8. 354. S.

Dieses Buch trägt, ohne es zu wissen, wie ein guter Mensch, eine Recommendation auf der Stirne. Die Psalmen, auch blos als alte Morgenländische Gesänge angesehen, sind unstreitig, in jeder Betrachtung, die schätzbarste aller Lieder-Sammlungen: und wer hätte nicht wünschen sollen, (ich wenigstens habe es lange gewünscht) sie von Moses Mendelssohn übersezt zu sehen? Die Art, wie Hr. Mendelssohn diesen Wunsch erfüllt hat, ist über alles Recensenten-Lob: so wie eine genaue Vergleichung seiner Uebersezung mit dem Original und mit den ältern teutschen Uebersezungen nicht dieses Ortes ist. Dies Werk ist (wie er in der Vorrede sagt) die Frucht einer zehnjährigen Arbeit! auch sieht man's ihm an! Vorzüglich erfreut hat es den Rez. daß Hr. M. sich, was die Sprache betrift, genauer

nauer an D. Luther gehalten hat als frätere Ueberſetzer. „Wo Luther richtig überſetzt hat (ſagt Hr. M.) ſcheint „er mir auch glücklich verteutſcht zu haben; und ich habe „ſelbſt die Hebräiſchen Redensarten, die er einmal in die „Sprache aufgenommen, nicht geſcheut; ob ſie gleich nicht „ächtes Teutſch ſeyn mögen. Da ſie der Gebrauch nun „einmal der Sprache gleichſam einverleibt hat: ſo verliert „der Ueberſetzer viel, der ſie durchaus vermeiden will.„ — Hr. M. der ohne kritiſche Vorurtheile überſetzt zu haben glaubt, wünſcht auch ohne kritiſche Vorurtheile geleſen zu werden, und verſpricht ohne kritiſchen Eigenſinn, Belehrung anzunehmen; macht uns aber die angenehme Hoffnung, die äſthetiſchen und kritiſchen Gründe, die ihn überhaupt, und beſonders da wo er von ſeinen Vorgängern abgeht, geleitet haben, in einem beſondern Bändchen vielleicht nachzuholen, wenn er die Urtheile der Liebhaber und Kunſtrichter geſamlet und mit einander verglichen haben werde.

III. Anfangsgründe der Theorie der Dichtungs-Arten aus teutſchen Muſtern entwickelt. Erſter Theil. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. 1783. 8. 350. S.

Es iſt wahr, was Asmuſſens Vetter ſagt: *) „Eine Gluckhenne, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht, thut, wenn der Habicht dahergeſchnellt kommt, ohne alle Anweiſung und ohne die Abſicht ſich hören zu laſſen, allemal unfehlbar den rechten Schrey.„ Aber demungeachtet iſts eine Kunſt, Iliaden und Aeneiden, Tragödien und Komödien, Lehrgedichte und Fabeln und Erzählungen

*) Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten IV Th. S. 107.

lungen und wie die Dinge weiter heissen, zu machen; und wenn gleich die Meister in diesen Künsten immer vor den Theorien oder sich selbst Gesetz und Gesetzgeber gewesen sind, und wenn man gleich schwerlich ein Beyspiel hat, daß Theorie jemals einen Meister einer Kunst gemacht hätte: so ist es doch gut und löblich, daß unter einer Nation welche Künste und Wissenschaften treibt auch die Theorie der Musenkünste, und der hauptsächlichsten Arten von Werken dieser Künste, so gut wie andre Theorien göttlicher und menschlicher Dinge, von kunstverständigen Männern bearbeitet, und, zum Besten der Vielen die dadurch richtiger empfinden und verstehen lernen, möge ins Publicum gebracht werden. Hierzu hat, dünkt uns, Hr. Prof. Engel in diesem Werke einen sehr schätzbaren Beytrag geliefert. Die Veranlassung dazu die er in der Vorrede erzählt, und die zugleich den Zweck des Werks bestimmt, zeichnet es sogleich vor allen andern theoretischen Schriften aus diesem Fache aus. Der ersten Absicht nach sollte es nur eine Anleitung für seine Schüler zur geschmackvollen Lesung der besten teutschen Dichter seyn. Das worauf es hierbey vornehmlich ankam, war die Entwicklung des Wesentlichen der verschiedenen Gattungen der Gedichte; und die beste Methode hiezu war unstreitig die analytische, zumal wenn der Selbstdenker, wie hier der Fall war, zugleich auch Dichter und in der Kunst zu schreiben so wie Hr. E. Meister ist. Aber natürlicherweise führte ihn diese Methode auch öfters unvermerkt über die engen Gränzen seines ersten Plans, in die Tiefen und Höhen, oder (wie ers selbst nennt) in die Subtilitäten der Kunst; welches besonders in den Hauptheilen vom Lehrgedichte, von der Handlung und vom Lyrischen Gedichte geschehen ist. Sein Buch wird dadurch, ohne forschenden Jünglingen weniger brauchbar zu seyn, auch für Männer lehrreich; und wenn also diese Ungleichheit

heit des Tons, (wie Hr. E. meynt) ein Fehler iſt, wird er durch den gröſsern innern Werth und die Nützlichkeit ſeines Buches für einen gröſsern Kreis von Leſern, überflüſſig vergütet. Wir ſelbſt haben uns von ihm durch die wohlbekannten Pfade mit einem Vergnügen führen laſſen, welches er durch ſeine Unterhaltung ſo lebhaft zu machen wuſte, als ob wir ſie zum erſtenmal mit ihm gefunden hätten — eine natürliche Folge der Methode, die in unſern Augen das weſentlichſte Verdienſt dieſes ſcharfſinnigen Buches iſt, deſſen Fortſetzung alle Freunde gründlicher Literatur mit uns wünſchen werden. Uebrigens behalten wir uns vor, in künftigen Briefen an einen jungen Dichter, über die wenigen Puncte worin unſre Begriffe nicht ganz mit Hrn. Engels einſtimmen, beſonders auch über die Frage, was Muſarion eigentlich ſey und in welches Fach ſie gehöre? unſre Meynung zu ſagen.

IV. Beytrag zum Forſchen nach Licht und Recht. Veranlaſſet durch ein Schreiben an Hrn. Moſes Mendelsſohn unter dieſem Titel. Von O. J. B. Heſſe, Ober-Prediger zu Bleicherode. Berlin bey Friedrich Maurer. 1783.

So wünſchenswürdig es auch aus gewiſſen Betrachtungen ſeyn mag, daſs ein Mann wie Moſes Mendelsſohn aus voller Ueberzeugung ſich für die chriſtliche Religion erklären möchte; ſo kann doch die Zudringlichkeit, womit einige vermuthlich wohlmeinende Perſonen dieſen weiſen und rechtſchaffnen Iſraeliten nöthigen wollen hereinzukommen, jedem, der einige Billigkeit und feineres Gefühl hat, nicht anders als anſtöſsig ſeyn. Indeſſen hat doch jenes Sendſchreiben an Hrn. Mendelsſohn etwas Gutes geſchafft, indem

es dieſes kleine goldne Büchelchen veranlaßt hat welches wir hier anzeigen. Es enthält auf 72 Octav-Seiten ſoviel Wahres und Wichtiges über das was immer die wichtigſte Angelegenheit des menſchlichen Geiſtes und Herzens bleiben wird, und trägt dieſe Wahrheiten mit einer ſo einleuchtenden Klarheit, und mit ſo viel Beſcheidenheit, ſo frey von Vorurtheil, Leidenſchaft, Uebereilung und Einſeitigkeit, kurz auf eine ſo überzeugende Art vor, daß wir wünſchten ihm ſo viele Leſer unter Juden und Chriſten zu verſchaffen als es unter beyden giebt welche Deutſch leſen können. Der V. übernimmt die Apologie des vortreflichen Mendelsſohns gegen den Verfaſſer des Sendſchreibens, deſſen Abſicht am Ende dahinaus zugehen ſcheint, dem Hrn. M. zu beweiſen, daß er nothwendig ein Chriſt werden müſte, wenn es ihm mit ſeinem Forſchen nach Licht und Recht ein Ernſt wäre — Aber er führet dieſe Apologie mit ſolcher Unpartheylichkeit, daß jeder Theil das Seinige bekömmt. Indem er die Urſachen angiebt, aus welchen es ſehr begreiflich iſt, wie und warum ein aufgeklärter Iſraelit, ſeiner Redlichkeit unbeſchadet, Bedenken tragen könne ſich zu einer der Chriſtlichen Religions-Partheyen zu ſchlagen; ja, woher es komme, daß ein ſolcher nicht einmal zur völligen Ueberzeugung des Vorzugs des Chriſtenthums vor dem Judenthume gelangen könne: ſo bemüht er ſich zugleich dieſe Hinderniſſe, ſoviel an ihm iſt, aus dem Wege zu räumen, und zu zeigen, daß die reine Lehre des unverfälſchten Chriſtenthums nichts enthalte, welchem ein denkender und redlicher Iſraelit ſeinen Beyfall verſagen oder was er nicht wenigſtens ſehr wünſchenswürdig finden müſſe: und daß der Zweck des Evangeliums im Grunde kein andrer ſey als die Religion, welche Gott an Abraham ſo wohl gefiel, zu erleichtern und aufzurichten. Das Reſultat dieſer ganzen kleinen Schrift iſt (um mit den eignen Worten des V. zu reden) „daß

mehr

mehr als ein Schritt dazu erfordert werde, wenn Hr. M. M. ein Christ werden solle, und daß die Christen Ihm auch noch mit mehrern Schritten entgegen kommen, und nichts verlangen müßten was seiner Ueberzeugung widerspräche und was sein Gewissen nicht billigen kann.„

Dürfen wir über den Hauptgegenstand dieser Schrift nun auch unsre Meynung von der Brust weg sagen, so ist es diese. Wenn Abraham, Moses, Elias, mit allen andern grossen und kleinen Propheten, und Jesus Christus selbst mit allen seinen Aposteln, in unverklärten menschlichen Leibern wiederkämen: würden sie nicht, wofern sie als Glieder der bürgerlichen Gesellschaft unter uns wohnen wollten, im heil. Römischen Reiche genöthiget werden, sich entweder als Römisch-Katholische, oder Lutherische, oder Reformirte Christen anzugeben? Würden sie nicht, wofern sie (per impossibile) einer dieser Partheyen beyträten, von den beyden übrigen für heterodox erklärt, und wenn sie sich geradezu erklärten, daß sie, ihrer Ueberzeugung nach, weder die Canones der Tridentinischen Kirchen-Versammlung, noch die Formulam Concordiae, noch den Heidelberger Catechismus unterschreiben könnten, ohne weiteres, authoritate Caesarea, und in Gemäßheit des Westphälischen Friedens und der Kayserl. Wahl-Capitulation, zum Heil. Röm. Reich hinausgeschafft werden? — Was sagen die Herren dazu? Und und was läßt sich nun, rebus sic stantibus, dem Hrn. Mendelssohn, (zumal nachdem er sich über religiöse Macht und Gewissens-Zwang in einem eigenen Buche so bündig erklärt hat) billigerweise noch zumuthen?

V. Literatur und Völkerkunde. Dritter Band, No. I. Julius 1783. Auf Koſten der Verlagskaſſe in Deſſau, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.

Dieſes Journal, wovon wir hier das erſte Monatsſtück ſeines zweyten Jahrganges anzeigen, zeichnet ſich unter einer Menge ähnlicher auf eine ſehr vortheilhafte Art aus. Unſre Leſer ſind mit der Einrichtung dieſer Monatsſchrift, mit den Haupt-Rubriken der darinn vorkommenden Stücke, und mit dem was man ſich von Verfaſſern, deren einige durch vieljährige Reiſen Gelegenheit gehabt ſehr intereſſante Materialien zu ſammeln, und mit verſchiedenen auswärtigen Gelehrten in Briefwechſel ſtehen, verſprechen kann, ſchon durch eine in den September des Teut. Merk. 1782. S. 295. eingerückte Anzeige bekannt gemacht worden, auf welche wir hiemit, Kürze halber, uns wieder bezogen haben wollen. Wir können mit der Gewißheit der Ueberzeugung hinzuthun, daß die Verfaſſer das was ſie verſprochen, bisher reichlich erfüllt haben, und daß dieſes periodiſche Werk eines der unterhaltendſten, lehrreichſten und gemeinnützigſten iſt, die wir kennen. Das gegenwärtige Stück liefert I. Nachrichten von den Leben des berühmten Rabelais, nebſt Auszügen aus ſeinen Schriften. — Ein wohlgeſchriebener Artickel, der hier 27 Seiten einnimmt, und noch fortgeſetzt wird. II. über die Götter der Phönizier. III. Fragmente aus dem ungedrukten Tagebuche eines Reiſenden. Ueber Rom. Die Auszüge aus dieſem Tagebuch haben bisher einen der angenehmſten Artickel dieſes Journals ausgemacht; und alle Leſer werden mit uns die Fortſetzung deſſelben wünſchen. Es hat einen Mann zum Verfaſſer, der mit ausgebreiteten gelehrten Kenntniſſen die praktiſche Welt- und Menſchenkenntniß verbindet, welche

man

man ſich nur durch vieles Reiſen und langen Aufenthalt in den Hauptſtädten der Welt verſchaffen kann; und es iſt mit dem feinen Geiſt, der Politeſſe und der Freymüthigkeit geſchrieben, die man von einem ſolchen Reiſenden billig erwartet. Ein einziger Zug iſt uns in dem gegenwärtigem Fragment aufgefallen. Nach den Anekdoten, die der V. von der Huronenmäßigen Rohheit und Dummheit der Päbſtlichen Schweitzer-Garde anführt, zu urtheilen, mag er ihnen hierinn wohl nicht zuviel thun. Aber da er (S. 42) hinzuſetzt: „Wobey zu merken iſt, daß dieſe Leute nicht zu „der aufgeklärten Schweiz, ſondern zu den Katholiſchen „Cantons gehören, wo noch immer die dickſte Finſterniß „herrſcht„ ſo wünſchen wir, daß er dies harte Urtheil bloß auf den Pöbel, der überall (in Katholiſchen Ländern freylich vorzüglich) roh und mit Finſterniß umhüllt iſt, eingeſchränkt, und beſonders die Ariſtokratiſchen Cantons, Soluthurn, Luzern und Friburg ausgenommen hätte, weil ſie dieſe Ausnahme verdienen. Daß übrigens die Aufklärung auch noch nicht in alle Gegenden der Proteſtantiſchen Schweiz gedrungen ſey, davon liegt das Beyſpiel, das vor kurzem die zu Glaris haben ausgehen laſſen, noch in friſchem Andenken.

IV. La Vallee und Bodin. Zwey litterariſche Anekdoten. Sehr intereſſant, wie alle ähnliche Artickel in den vorhergehenden Monatsſtücken.

V. Geſpräch des Methodiſten Wesley mit Amerikaniſchen Wilden im J. 1739. Lieſt ſich nicht übel, zumal weil jeder Theil weder ſich ſelbſt noch den andern ſonderlich verſtanden zu haben ſcheint.

VI. Zur Geſchichte des bürgerl. Kriegs in Frankreich. Aus Handſchriften.

VII. Mounier. Eine Anekdote des 17ten Jahrhunderts. Aus einer Handſchrift.

Wenn vernünftige Leute über die Menge unſrer Journale, wo an jedes abfallenden Stelle zwey neue wachſen, ſich beſchweren, ſo iſt dieſes gewiß nicht mit gemeynt! Wir wenigſtens ſehen jedem neuen Stücke deſſelben immer mit Ungeduld entgegen.

VI. D. E. Mörſchels, Feldpredigers des Preuſſiſ. Infanterie-Regiments v. Pfuhl Geſchichte der Mark Brandenburg ſeit der Stiftung derſelben oder ſeit Albrecht dem Bären. Erſten Bandes Erſter Theil, welcher die politiſche Geſchichte unter den Anhaltiſchen Regenten begreift. Berlin 1783. bey Johann Friedrich Unger, 14 B. in 8.

Die Abſicht des Herrn Verf. die wichtigern Begebenheiten der Mark Brandenburg, ſeit dem Anfang ihrer Vereinigung zu einem Staatskörper, oder von Albrecht dem Bär, dem Stifter dieſer Revolution kurz und unpartheiiſch vorzutragen, hat ihn noch ſo ziemlich davor verwahrt blos eine Geſchichte der Regenten zu liefern. Aber er bittet auch das Urtheil darüber, ob er den politiſchen, ſittlichen und kirchlichen Zuſtand ſeines Landes ſo dargeſtellt habe, daß ihn der Leſer leicht überſchauen könne, bis dahin zurückzuhalten da der zweyte Theil des erſten Bandes hinzugekommen ſeyn wird. — Die vorausgeſetzte einleitende Geſchichte (S. 1—29.) iſt kurz, aber ſehr unterhaltend gefaßt, welches bey den Dunkelheiten der Vorzeit gewiß nicht immer leicht iſt. Schweven, Sachſen und Wenden werden bündig charakteriſirt. Die politiſchen und häuslichen Tugenden der Wenden können von den wider dieſes Volk ungemein gefaßten Vorurtheilen ſehr zurückbringen.

Aus-

Ausbeuten der Böhmiſchen Bergwerke, Halliſches Salz Pommeriſche Häringe, Bier und Meth, grobe wollene Tücher und Zeuge und Leinewand — waren die vorzüglichſten Artickel ihrer anſehnlichen Handlung. Treue, Keuſchheit und Gaſtfreundſchaft hatten unter ihren moraliſchen Tugenden den erſten Platz. Man ſahe keinen Bettler unter ihnen; jeder Hausvater hielt auſſer ſeinem Hauſe einen reichlich gedeckten mit Speiſen und Getränke verſehenen Tiſch beſtändig in Bereitſchaft; jedem Hausgenoſſen, jedem angekommenen Fremden war erlaubt zu allen Stunden hier frey zu zehren. Die ausgeleerten Schüſſeln wurden ſogleich durch neue erſetzt. Die Küche fand ſogar der fremden Geiſtlichen Beyfall — Nun folgt Albrechts I. Regierung (S. 30—66.) ſein Charakter und Verdienſt um die Mark, (S 67—85.) Otto I. Albrecht II. Johann I. Otto III. Regierung (86—166.) darauf die Geſchichte der Mark unter den Nachkommen Johannes I. und Ottens III. bis zum Abgang beyder Linien, und der Anhaltiſchen Regenten in daſigen Landen (S. 167—258.) Des hierunter ſich beſonders auszeichnenden Churfürſtens Waldemar Charakter und was er und ſeine Vorfahren ſeit Johannes I. und Ottens III. Zeiten zum Beſten der Mark gethan, wird hierauf beſonders noch geſchildert — Dies iſt der Innhalt eines Werks, deſſen vorläufige Bearbeitung einen Geſchichtsfreund die folgenden Theile mit Vergnügen erwarten läſt. Die Entſtehungen und Folgen der Begebenheiten ſind in einer Schreibart, der es hin und wieder nicht an Lebhaftigkeit fehlt, geſchildert worden. Oft ſchlieſt der Regenten-Enthuſiasmus des neuen Brandenburgers an die Betrachtung der ältern Geſchichte an; wem ſollte aber das verzeihlicher ſeyn können? Indeſſen geſchiehet der Unpartheiligkeit hierdurch kein Eintrag, wie z. B. darinne wahrzunehmen iſt, daß der Hr. V. bey Waldemars Streitigkeiten mit Friedrich

Luciana.

Wie mögt ihr denn über ſo einen eiferſüchtig ſeyn? Man beweint den Verluſt eines Uebels nicht, deſſen man los worden iſt.

Adriana.

Ach! ich denk' ihn doch beſſer als ich ſage; mein Herz betet für ihn, ob ihm gleich meine Zunge flucht.

Vierte Scene.

Dromio von Syracus zu den Vorigen.

Dromio von Syracus (außer Athem.)

Hier, geht; der Pult, der Beutel; ich bitt' euch, macht hurtig.

Luciana.

Wie biſt du ſo aus dem Athem gekommen?

Dromio von Syracus.

Weil ich ſtark gelaufen bin.

Adriana.

Wo iſt dein Herr, Dromio? Iſt er wohl?

Dromio von Syracus.

Nein, er iſt im Tartar-Limbo, der noch ärger als die Hölle ſelbſt iſt. Ein Teufel in einem immerwährenden

Ket

rich dem gebißnen erstern für den wahrscheinlichen Urheber derselben erklärt.

VII. Briefe des L. A. Seneka, übersetzt von Albrecht Christoph Kayser. Dessau in der Buchhandl. der Gelehrten. 1783. 8.

Seneka's 124 Briefe an seinen Freund Lucil sind bekanntlich eins der besten Stücke seiner literarischen Verlassenschaft, und so zu sagen, sein philosophisches Testament. Eine Reihe praktischer Erfahrungs-Sätze, Meynungen und moralischer Resultate auf einer höchstwichtigen Laufbahn des Lebens vom hellsten Kopfe und standhaftesten Weisen gesammlet, und in den Busen seines Vertrauten ausgeschüttet, müssen allerdings der Nachwelt ein kostbares Geschenk seyn: und dies sind wirklich Seneka's Briefe. Hr. Kayser hat von allen 124 nur die 46 interessantesten ausgehoben und hier geliefert; und wir billigen diese Auswahl sehr. Er hat viele Schwierigkeiten, die ihm Seneka's ganz eigene Kürze, gedrungener Styl, und so manche schwere Stelle machte, glücklich überwunden. Sein Zweck war, sich stets genau an den Wort-Sinn und die Stellung der Sätze des Originals zu halten; und er opferte dieser, bey einem philosophischen Werke sonderlich, unentbehrlichen Treue lieber manchmal ein wenig Wohlklang und zierlichern Bau der Perioden auf. Im Ganzen genommen ist aber diese Uebersetzung sehr gut gerathen; ein Beweis daß Hr. K. seinem Schriftsteller gewachsen war; und ein angenehmes Geschenk, für das ihm jeder Liebhaber der ältern Literatur, der den Seneka nicht in der Ursprache lesen kann, sehr danken wird.

VIII. Bibliothek für Pädagogen und Erzieher. In Verbindung mit einigen Schulmännern, herausgegeben von M. Joh. Fried. Roos, ordentl. Lehrer auf dem Academ. Pedagog. zu Gieſſen. Erſter Band. Gieſſen, bey Joh. Chriſt. Krieger, dem jüngern. 1783 in 8. 368 S.

Dies iſt der erſte Theil eines von dem gelehrten Herausgeber in der Vorrede zum neunten Bande des Archivs der ausübenden Erziehungs-Kunſt angekündigten Recenſions-Werkes, welches, bey der immer wachſenden Menge Philologiſcher Schriften aller Art, die doch jeder Freund der Claſſiſchen Literatur und beſonders jeder Pädagog gerne kennen lernen möchte, nichts weniger als überflüßige Arbeit iſt; zumal ſo wie dieſe erſte Probe zeigt, ausgeführt. Dieſes Bändchen liefert von neun und neunzig neuen Schriften aus den verſchiedenen Philologiſchen und Pädagogiſchen Fächern eben ſo viele Recenſionen, welche uns zweckmäßig, mit reiffem Urtheil, Kenntniß der Sache, Unpartheilichkeit und beſcheidener Freymüthigkeit abgefaßt ſcheinen. Wir würden mehr zum Lobe dieſes neuen Recenſions-Werks ſagen können, wenn die allzuſchmeichelhafte Art, wie die bekannte Metriſche Ueberſetzung der Horaziſchen Briefe darinnen angezeigt werden, uns nicht den Mund ſchlöſſe. Indeſſen erſtatten wir dem mit O. unterzeichneten gelehrten Beurtheiler unſerm Dank, ſowohl für die Nachſicht womit er dieſes Werk eines Dichters, der ſich unter die Philologen wie Saul unter die Propheten gewagt hat, aufgenommen, als für die beygefügten zum Theil gründlichen Erinnerungen. Das opere in longo fas eſt obrepere ſomnum, iſt das einzige was dem Ueberſetzer wegen des Wortes campeſtre zu ſtatten kommen mag. Ein einziger Blick unter den Text der Geßneriſchen Ausgabe,

deren

deren er ſich beym Ueberſetzen bediente, hätte der Sache geholfen. Der Tadel des 53. und 59ſten Verſes in der 2ten Epiſtel des erſten Buchs trift einen Druckfehler (deren wir leider nur zu viele hintennach gewahr werden) denn offenbar muß es den Neid und nicht der Neid heiſſen. Baxtern thut Hr. O. vielleicht zuviel: was W. gegen Bentley geſagt hat iſt wahr, und Barters Germwiz hat er öfters gerüget. Daß Romulus die Römer in Senatores, Equites und Plebem eingetheilt habe, hat W. wie es ſcheint, dem Vaillant nachgeſagt; er hatte die Celeres im Sinne; die Anmerkung des Hrn. O. iſt aber vollkommen gegründet. Was man in den Zeiten der Republik unter plebs verſtund, konnte W. ſchwehrlich unbekannt ſeyn: daß aber unter Auguſt der Ritterſtand vom eigentlichen plebs ſehr unterſchieden war, und daß dieſer plebs immer ſichtbarlicher zu dem was wir Pöbel nennen herabſank, iſt nicht wohl zu läugnen. Die Erinnerung beym 34ſten Vers der 2ten Epiſtel, ſi noles ſanus (nehmlich currere) curres hydropicus, verſtehen wir nicht; uns deucht der Text und die Ueberſetzung, ohne das Dan. Heinſiſche non is, ſehr deutlich. Doch genug — da hier kein Platz für dergleichen Erörterungen iſt.

IX. Geſchichte meiner Bienen und derſelben Behandlung von den Jahren 1781 und 1782, mit einer Kupfertafel. gr. 8. 1783. Deſſau und Leipzig, zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 256 Seiten, ohne Vorbericht und Regiſter.

Dieſe Geſchichte, die wir allbereits im März d. J. des Teutſchen Merkurs angekündigt haben, und worauf wir uns, was den Plan und die Einrichtung des Buchs betrift beziehen müſſen, hat nunmehro die Preſſe verlaſſen. Wir erſehen

erſehen daraus, daß der V. nicht nur dasjenige wirklich geleiſtet, wozu er ſich anheiſchig gemacht; ſondern daß ſich auch dieſe Geſchichte zu ihrem Vortheil von vielen andern Bienen-Büchern ſehr unterſcheidet. Zu geſchweigen, daß darinne dasjenige auf eine unterhaltende Art in eine Geſchichte eingekleidet iſt, was andere in trocknen Regeln vortragen; ſo iſt auch ungemein viel Neues und eigenthümliches darin anzutreffen, und der Verf. iſt auf Entdeckungen und Vortheile gekommen, die entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich bekannt geweſen, die er aber auch mit einer lobenswürdigen Offenherzigkeit ſeinen Leſern bekannt macht, und dieſes ſo deutlich, daß es Niemanden im geringſten ſchwer fallen kann, es nachzuahmen. Nur etwas von dem eigenthümlichen des Verfaſſers anzuführen, ſo ſehe man S. 7 die Einrichtung des Bienenſtandes, in welchen nach ſolchem den Winter über zwar genugſam Luft, aber kein Lichtſtrahl kommen kann. S. 9 wie er runde und eckigte Stöcke, von Holz und von Stroh zuſammen zu paſſen lehret. S. 28 die Befeſtigung der theilbaren Käſten durch Schrauben, die ſo ſchicklich und wohlfeil ſind. S. 29 die ſo gar einfachen Vorſchieber, die doch auf alle mögliche Fälle paſſen. S. 91 die Methode Schwärme abzutreiben. S. 105 die Bemerkung woher es kommt daß an manchem ſchönen und fruchtbaren Tage die Stöcke leichter werden, wenn man nach allen Umſtänden vermuthen ſollte, daß ſie ſchwerer werden würden. S. 133 die beſondern und wichtigen Bemerkungen bey dem Verdecken im Winter. S. 188 die ganz neue Erfindung, die Bienen im Winter ſich reinigen zu laſſen ohne daß ſie erſtarren oder ſonſt Schaden leiden. S. 204 warum alle Schwärme in den erſten vier Tagen leichter und geringer werden. S. 220 die Bienenwage. S. 238, die Form in welcher die theilbaren Käſten genau und mit leichter Mühe verfertiget werden können. Druck

und

und Papier empfehlen dieſe Schrift nicht weniger; und wir freuen uns allen Bienen-Freunden dies Werk als das beſte practiſche Handbuch der Bienenpflege empfehlen zu können.

X. Ich kündige hiermit dem Publiko eine Sammlung Oden und Lieder, aus unſern beſten teutſchen Dichtern, mit leichter Clavierbegleitung an. Das Werk, welches etwa 10 Bogen betragen wird, ſoll künftige Oſtermeſſe zu Deſſau, in der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler, erſcheinen, bis dahin wird darauf Pränumeration, das Exemplar zu 16 Gr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. angenommen. Gelder und Namen der Herren Pränumeranten bitte ich an mich nach Deſſau, poſtfrey, zu überſenden, damit ihre Namen dem Werke vorgedruckt werden können. Auswärtige Freunde und Liebhaber, die ſich durch Colligiren dafür intereſſiren wollen, erhalten, nebſt meinem wärmſten Dank, das 11te Exemplar unentgeldlich. Deſſau, den 29. Jul. 1783.

F. W. Aufl,
Fürſtl. Muſik-Director.

XI. Es hat dem Hrn. Joh. Thom. Edlen von Trattnern, kaiſerl. königl. Hofbuchdrucker und Buchhändler in Wien, beliebt, nicht allein meine deutſche Sprachlehre für Schulen, ſondern auch den Auszug aus derſelben, zum Nachtheil des rechtmäßigen Verlegers nachzudrucken. Ueber die Moralität eines ſolchen Verfahrens iſt bisher alles bereits ſo oft geſagt worden, daß es unnöthig iſt, noch einmal darauf zurück zu kommen. Pflicht iſt es aber doch, das Publikum vor dieſen Nachdrücken zu warnen, indem ſie nicht allein das ſchwärzeſte Papier haben, ſondern auch von groben Druckfehlern wimmeln, welche den Sinn verunſtalten, und dieſe Nachdrücke zum Gebrauch in Schulen völlig untauglich machen. Leipzig, den 21ſten Jun. 1783.

Johann Chriſtoph Adelung.

Der

Teutſche Merkur.

September 1783.

I.

Tagebuch

einer Seefahrt gegen den Nordpol *)

Meine Reiſe um die Welt, zu Land und zu Waſſer, durch ſo verſchiedene Breiten, hatte meine Bekanntſchaft mit dem Klima der heiſſeſten ſo wie der gemäßigtern Erdſtreiche ſehr erweitert. Voll Verwunderung über die Ungleichheit deſſelben in gleicher Breite gegen beyde Pole trug ich ein Verlangen, von der Richtigkeit meiner hierüber hegenden Gedanken mich ſelbſt überzeugen, und es zu dem Ende in der gröſten Entfernung gegen beyde Pole mit einander vergleichen zu können. Eine Seereiſe in den nördlichen

*) Voyages autour du monde et vers les deux Poles par terre et par mer pendant les années 1767. - 1776 par M. de Pagés. Tom. II. p. 120. - 238. Die genauern Erzählungen mancherley nautiſcher Vorrichtungen ſind bey dieſem Auszug (deſſen Verfaſſer einige Anmerkungen hinzugeſetzt hat,) ſo wie die Beſchreibungen vom Wallfiſchfang und von einigen Meer- und Land-Thieren, übergangen worden.

lichen Ocean konnte hierin Gnüge leiſten; und wenn ich ſo weit als nur möglich gegen den Nordpol a) vordrang, mußte ich zugleich Erfahrungen über die Hinderniſſe anſtellen können, welche das Eis bisher den Seefahrern, die in dieſer Gegend auf Entdeckungen ausgiengen, entgegen geſetzt hat. b) Die

a) An dem großen Verlangen, den Nordpol durch die Schiffarth erreicht zu wiſſen, hat der Glaube an das Wunderbare, wenigſtens von Seiten der Gelehrten, gewiß immer nicht geringern Antheil gehabt, als bey der Commercial-Welt die Begünſtigung des nächſten Wegs nach Indien. Luftlöcher des unterirrdiſchen Feuers, Schlünde, die das Meer einſchlucken, anziehende Magnetfelſen, die alles Eiſen von den Schiffen ablöſen würden, und was man ſonſt unter dem Nordpol ſuchte, ſpornte nur die Einbildungskraft und den Scharfſinn noch mehr an, allenfalls auf Verwahrungsmittel gegen dergleichen Abentheuer bedacht zu ſeyn. War doch ſogar die Engliſche Parlementsacte, die eine Belohnung auf die Erreichung des Pols ſetzte, ſo vorſichtig, nur die Erreichung des 89 Grads von den Seefahrern zu verlangen. Alſo wollen wir noch immer die Hofnung nach mehrern Verſuchsfahrten nicht aufgeben, wenn ſchon das Eis ſelbſt dem größten Seeman, den die Welt ſah, Capitain Cook, zwiſchen Aſien und America Gränzen ſetzten.

b) Wallfiſchfänger, die am meiſten in dieſe Gegenden kommen, ſuchen Eis, um guten Fang zu machen, und die Seefahrer, die auf Entdeckung ausgiengen, folgten ihren Strichen mehr, als ſie ihrem Zwecke nach hätten thun ſollen.

Die Nachrichten von dieſen Seefahrten lieſſen eine groſſe Leere in meiner Einbildungskraft über die Präcautionen die man zu nehmen haben möchte, um in dieſen Strichen fortzukommen.

Wenn ich gen Norden und Weſten der Inſuln von Spitzbergen eine Reiſe anſtellte, ſo muſte ich bis über den achtzigſten Grad der Breite vordringen, und die Gegend paſſiren, welche gleichſam das Magazin des Eiſes iſt, das man gegen Island oder gegen Amerika hintreiben ſieht. Dergleichen Seefahrt entſprach meinem Plan, und ſie konnte mich überdies von der Gewiſſheit oder Falſchheit des Daſeyns der Länder nordwärts von Grönland verſichern.

Ich entſchloß mich alſo dazu, ſchiffte mich von Toulon nach Breſt ein, und erhielt die gebetne Miniſterial-Erlaubniß zu meiner Reiſe. Ich gieng nach Holland ab, weil ich dort die Hülfsmittel dazu am leichteſten zu finden wuſte. Ich blieb nur zwanzig Tage dort; die Negotianten, an die ich empfohlen war, beförderten auf gefälligſte Art meine Einſchiffung c) nach Spitzbergen, und ich gieng ſchon den

c) Auf einem zum Wallfiſchfang auslaufenden Grönlandsfahrer. In England wurde lange ſchon vorgeſchlagen, alle Jahre einen erfahrnen Officier auf dieſe Art mit einzuſchiffen, um wo nicht in einem, doch wohl in dem andern Jahre den für die Entdeckung des Pols günſtigen

16. April 1776 aus dem Texel ab. Am 20ſten ſegelten wir in der Entfernung von fünf oder ſechs franzöſiſchen Meilen an den Schettländiſchen Inſuln hin; aber der neblichte Himmel ließ uns ſie nicht erblikken. Man hat hier weniger Tiefe an der Seite von Norwegen; aber bey Weſtwinden die hier gewöhnlicher ſind als Oſtwinde, offenere See. Man rechnet 45 Meilen von einer Küſte zu der andern. (Ich wollte doch auch gegen den Nord, wie ich in Süden gethan, den Salzgehalt des Meerwaſſers unterſuchen. In der Breite von 64 Grad 30 M. und 2 Gr. weſtlicher Länge fand ich alſo $4\frac{1}{2}$ Pfund Salz in 100 Pf. Waſſer. Dagegen waren unter dem 59 Grad 3 M. Breite und 55 M. Länge nur $3\frac{1}{2}$ Pf. in 100 Pfund.

Den 23ſten April befanden wir uns in 70 Gr. der nördlichen Breite und in Einem Grad 48 Minuten öſtlicher Länge vom Pariſer Meridian. Das Aufwallen der See zeigte uns die Ströme an, die nordwärts treiben. Es fieng an Flocken zu ſchneyen; der Reaumüriſche Thermometer war wenig über 4 Gr. Himmel und Kälte waren faſt eben ſo wie im Südmeer:

gen Zeitpunct zu finden; die Regierung würde ſodann nur den Eigenthümer des Schiffs für die Zeit, welche er am Wallfiſchfang verſäumte, zu entſchädigen haben. Wäre M. de Pages auf dergleichen Art autoriſirt geweſen, ſo konnte vielleicht auf ſeiner Reiſe jener günſtige Zeitpunkt erſchienen ſeyn.

meer: aber das Klima wich darin ab, daß es faſt immer windſtill und die Kälte local war, anſtatt daß ſie im Südmeer durch die ſcharfen Winde herbeygeführt wurde; überdies war es dort auch viel weiter in die Jahreszeit hinein als hier.

Am 26ſten April hatten wir keine Nacht mehr. Die Dämmerung war um Mitternacht hell genug um ohne Licht leſen und drey Meilen weit ſich umſehen zu können. Wir hatten 68 Gr. 6 Min. Breite; die Sonne war in der Entfernung von 24 Gr. 13 Min. mithin war ſie nur 8 Gr. unter dem Horizonte. Wir ließen am 30ſten April das nördliche Cap des großen feſten Landes hinter uns, dem die Reiſenden die berühmte Inſchrift gaben: Hic ſteti-mus, nobis ubi defuit orbis! Seit drey Tagen war der Thermometer unter dem Frierpunct. Von Zeit zu Zeit fiel Schnee, aber, weil er in einem ſo kalten Klima erzeugt war, nicht flockenweis, ſondern wie Pflaumfedern.

Es gab indeß auch recht heitere Intervallen, und obgleich ebendeſſelben Tags der Thermometer im Schatten über einen Grad unter den Frierpunkt fiel, ſo ſtieg er doch in der Sonne bis zum 25. Grad, wenn man ihn an ein Fenſter brachte, wo der Wind nicht herkam. Doch ſchmelzte weder Eis noch Schnee auf dem Verdeck, der Himmel war öfters ſchöner

Kel hat ihn; einer, deſſen Herz mit Stahl gepanzert iſt; ein böſer Feind, eine unbarmherzige Furie, ein Wolf, nein, noch was ärgers, ein Kerl über und über in Bäſe geſteckt; ein Rücken-Freund, ein Schulter-Klopfer, einer der die Zugänge der Straſſen, die Schiff-Länden und enge Päſſe hütet; einer der, vor Gericht, arme Seelen zur Höll führt; mit einem Wort, Frau, ein Gerichtsdiener.

Adriana.

Wie, Mann, was iſt die Sache?

Dromio von Syracus.

Das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er im Arreſt iſt. Wollt ihr ihm kein Löſegeld ſchicken, Frau? Das Geld iſt in ſeinem Pult.

Adriana.

Geht, Schweſter, holt es. (Luciana geht ab.) Das iſt wunderbar, daß er Schulden haben ſoll, wovon ich nichts weiß! Sag mir, hat man ihn wegen einer Obligation in Verhaft genommen?

Dromio von Syracus.

Wegen etwas weit ſtärkerm, wegen einer Kette; einer Kette; hört ihr ſie nicht klingeln?

Adriana.

Was, die Kette?

als am Südpol, die Witterung aber in der That kälter, nur nicht so angenehm.

Am 2ten May wehte der Wind frisch aus Südost; seit unserer Abreise hatten wir erst einmal so frischen Wind gehabt, und zwar immer von Süden. Die Kälte kam mir sehr hart vor, doch war der Thermometer nur drey Grad unter dem Frierpunct; aber das Seewasser, das die Wellen an Bord oder an das Tauwerk spritzten, fror an, und machte eine Rinde über drey Zoll stark ums Schiff. Es kam mir sehr wunderbar vor, ein so wenig windiges Klima in so hoher Breite anzutreffen; denn Tags darauf beobachteten wir 77 Gr. 14 M. der Breite; die Länge war 3 Gr. 12 M.

Der frische Wind kam uns sehr ungelegen, denn früh um fünf Uhr eben des Tages hatten wir die Eisküste d) wahrgenommen, und waren in die ersten Eisschollen hineingesegelt, welches bey frischem Wind unvorsichtig gehandelt gewesen seyn würde. Denn wenn

d) Der Anblik der Eismassen auf dem Meer ist den Prospecten der Landesküsten so ähnlich, daß viele Nachrichten der Seefahrer, besonders der ältern, daher Unrichtigkeiten empfangen haben. Man sah Länder und Inseln, die mit dem Eis vergiengen, und über deren Stelle die Nachfolger hinwegsegelten. Die westliche Eisküste hat insonderheit zu falschen Vermuthungen Anlaß gegeben.

wenn man unter Seegel bleiben muß, und keine Gelegenheit findet vor Anker zu gehen: ſo können die harten Stöße der Eisſchollen, die man oft nicht vermeiden kann, das Schiff in Gefahr ſetzen.

Zu meiner Verwunderung nahm ich wahr, daß je weiter wir in dem Eiſe vordrangen, je mehr verloren die Winde an Stärke, und der Himmel klärte ſich zum heiterſten Tag aus, während daß ich die Gegend, die wir verlaſſen hatten, am Horizonte ſchwarz ſahe, und dem Anſchein nach dort friſcher Wind wehete. Eine ſo ſchleunige Abwechſelung ſchien mir nicht von ungefähr zu kommen; ich bildete mir ein, daß das Eis daran Theil haben könnte, und in der Folge unterſuchte ich dieſen Umſtand noch weiter. Die Sonne ſchien noch ſo warm, daß der Thermometer, wenn er ihr ausgeſetzt war, auf 23 Gr. ſtieg, da er vorher zwey Grad unter dem Frierpunct geſtanden hatte.

Um drey Uhr nachmittags ſah man die mit Schnee bedeckten Berge der Cloks- und Horizonbay. Die Menge Felſenſpitzen, die es in Spitzbergen giebt, haben der Inſel dieſe Benennung zugezogen.

Die Südwinde hatten die Eisſchollen, die in der weiten See umhergeſtreuet waren, ſo zuſammengetrieben, daß das Meer, wo wir ſchifften, nur wenig frey davon war. Die weiteſte Entfernung einer

Scholle von der andern, war keine Kabelstaulänge, und dieser Raum war oft noch mit kleinern Stücken besäet. Dieses Eis war von demjenigen, welches von Westen der Küste von Nova Zembla oder von der Meerenge Massau herkommt. Die Bewegung des Meeres zerbricht solches auf seiner Ueberfahrt; die größten Stücke waren etwa hundert Klafter lang.

Noch war die Schiffarth nicht sehr beschwerlich; aber als wir weiter gegen Norden kamen, fanden wir bald Eisschollen, die, eine auf die andre durch den Schnee oder das Meerwasser, das die vorhergehenden Tage gefroren war, zusammengebacken, lange Küsten formirten. Zwischen diesen gab es nur Kanäle die gewiß nicht breiter waren als unser Schiff; an ihrem Ende sah man zuweilen kleine Bayen. Andere Eisfelder stellten förmliche Caps vor, andere schwammen frey herum.

Das wenige Geräusch, das die Aufmerksamkeit aufs Manöuver zuläßt, die Stille des von den Stücken Eises zertheilten Meeres, und der geringe Wind, den wir hatten, verursachte ein trauriges Schweigen in diesen weissen Gegenden. Nur das Geschrey einiger Vögel unterbrach es, und die wellenmäßige Bewegung des Wassers in den Krümmungen der Eisfelder. Ihre Unregelmäßigkeit brachte eine Aussicht hervor, die einer zur Winterzeit halb übers

überſchwemmten Gegend, deren über dem Waſſer geblibene Theile mit Schnee bedeckt ſind, ähnlich war.

Man mußte mit der äuſerſten Aufmerkſamkeit durch das Eis hindurchſteuern; der Capitain war auf den groſen Maſt poſtirt, und unterſuchte von ferne, welcher Canal am leichteſten zu paſiren ſeyn möchte. Zwey Piloten waren von beyden Seiten auf die Wände geſtiegen, und gaben dem Steuermann die Richtung an, nach der er ſteuern müſte. Ueber die Hauffen Eisſchollen, die uns in den Weg kamen, ſegelten wir kühnlich hinweg. Wenn der Kanal nur mit dünnem Eis bedeckt war, muſte das Schiff ſich mit Gewalt den Weg hindurchbrechen. Die Matroſen halfen ihm nach, und zerſtieſſen das Eis mit langen Eisſtangen. Zuweilen ſchmiß es heftig gegen das Schiff, und ich wunderte mich dabey über die Sicherheit meiner Holländer. Aber das Schiff war ſtark und hierzu gebauet, und hatte nur kleine Maſten. Man trug auch groſe Vorſorge, daß das Hintertheil nicht ſo hart getroffen werden möchte; denn dieſes war ſchwächer und leicht zu beſchädigen.

Am 4ten May früh um 9 Uhr war die Fahrt gegen Norden gänzlich verſchloſſen. Wir ſuchten gegen Oſt und Weſt eine andere, und da wir um 11 Uhr ein ſchwaches Fleck fanden das uns weichen muſte, öfneten wir uns den Weg dadurch; wir konnten aber nicht eher als Abends um 10 Uhr die Fahrt nach Nor-

den fortsetzen. Die Canäle waren gänzlich verstopft und die Eisfelder waren zu groß und zu aufgehäuft, um sie zum Weichen zu bringen. Wir sahen die Berge der Insul Vorland vor uns; wir liefen mit kleinem Segel so weit wir konnten um einige Oeffnung zu entdecken. Gegen Norden sahn wir kein Wasser, alles war eine weisse Oberfläche, auf welcher die grossen Eisfelder durch das junge Eis des wenige Tage vorher zugefrornen Meeres miteinander zusammenhiengen. Ich wunderte mich nun nicht mehr, daß das Meerwasser so leicht fror, als die Seefahrer erzählten. e) Der Thermometer stund zwey bis drey Grad unter

e) M. de Pagès vermehrt also die Beweise, die man neuerlich davon hat, daß das Seewasser ebenfalls frieret. Man glaubte sonst, kein Eis werde im offenen Meer gebildet: kein Seewasser verwandle sich in Eis, sondern dieses entstehe blos aus süssem Wasser, und werde nicht durch die Kälte hervorgebracht, sondern die Kälte von ihm. Immer müsse es flüsses Wasser zum Stoff, und festes Land zum Ansetzen haben. Die Strömung des Meers treibe es hernach in gelindere Breiten. Auch die Winde bringen dergleichen Treib-Eis herbey, gleich dem Treib-Holz, woran gar oft noch Beilhiebe der Bewohner ihres Ursprungs-Orts wahrzunehmen sind — Selbst Capitain Cook blieb diesen Grundsätzen treu; Büffon und andere berühmte Männer begünstigen sie — Wird nicht das Axiom, „je näher dem Pol, je weniger Eis„ durch den erwiesenen Frost des Seewassers nunmehr

unter dem Frierpunct, und wir hatten den ſchönſten Sonnenſchein, während das Meerwaſſer, der Bewegung des Schiffes ungeachtet, anfror, und von neuem einen Eisgürtel um daſſelbe herumzog. Die Stille des Waſſers zwiſchen dem Eis macht daß ſeine Oberfläche leicht gerinnt. Wir kamen ein wenig vorwärts gegen West/Nord/West und Nordwest; aber es entſtund ein Nebel, vor dem man nicht weit genug ſehen konnte um die nöthigen Manöuvers vorzunehmen; daher wir uns an ein Eisfeld ſo lange feſtlegten, bis es ſich etwa gegen Norden hin öffnen möchte.

Während der Zeit, daß man ſo ſtill liegt, muß man darauf, was mit dieſem Eisfelde und dem in der Nachbarſchaft vorgeht, fleiſſig Acht haben. In der Folge wird man wahrnehmen, wie unumgänglich nöthig das iſt. Die Ströme in dieſer Gegend führen

mehr in Abfall kommen? Was hilfts, daß ſich in den noch nicht genug bekannten kalten Ländern und Inſeln eben ſo wenig Flüſſe befinden mögen von denen das Eis ausgehen könnte, als an den Küſten der Baffins-bay und Hudſonbay, an welchen, nach den neueſten Nachrichten aus England, die Fahrt längſt dem feſten Lande von America, von Fort Churchill bis ins Eismeer, nunmehr geendigt worden, ohne einen Arm oder ſonſtige Einfahrt zu finden? Um den Pol wird's nun von ſelbſt frieren und Eis geben, ohne Mittheilung aus den Gegenden der ſüſſen Waſſer!

ren ſonſt reiſſend gegen Norden; aber da unſer Eisfeld merklich gegen Nord-Oſt trieb, wählten wir uns ein andres, das ſich Nordweſtwärts bewegte.

Wir kamen ſolchergeſtalt mehr gen Norden; die Eisfelder hatten ſich voneinander getrennt, ſo daß wir uns den 7ten May in der Breite von 69 Gr. 3 M. und 4 Gr. 10 M. der Länge befanden. Aber noch dieſen Tag fieng das Eis an ſich ſo eng um uns herum zuſammenzuſetzen, daß es nur kleine Pfühen übrig ließ, je nachdem es mit den Spitzen aneinander geſtoßen war. Wir wollten uns von hier wegmachen, und ſetzten daher die Equipage auf das Eisfeld; ein Theil bemühete ſich das Schiff mit dem Seil fortzuziehen, während der andere Theil durch Fortſtoßen des Eiſes mit den Eisſtangen uns die Fahrt eröfnen wollte. Noch andere ſchoben an dem Schiffe vorwärts; aber da uns kein Wind zu Hülfe kam, war alle dieſe Arbeit umſonſt. Der Himmel war ſehr heiter; kein Lüftchen regte ſich; die Sonne ſchien ſo warm, daß der Thermometer auf 28 Gr. ſtieg, da er vorher 2 Gr. unter dem Frierpunct ſtand.

Den 10ten May waren wir ganz vom Eis eingeſchloſſen; wir ſahen nirgends Waſſer. Wir ſchätzten uns im 81ſten Grad der Breite. In dieſem Strich führen die Ströme das Eis nach Oſten und Nordoſten, und oft bleibt es dort lange Zeit aufeinander angehäuft. Horizont und Himmel ſahen weiß aus vom

vom Widerſchein des Eiſes, und kündigten uns an daß alles um uns herum dicht damit bedeckt war. Wir ſahen nur einen kleinen ſchwarzen Fleck gen Süden am Horizont. Wir hatten Weſtwind; die groſſen Eisfelder waren zwar ſo geſchloſſen, daß ſie nicht dem kleinſten Boot die Paſſage verſtatteten, doch nicht ganz enge zuſammengedrängt: und wir befürchteten, daß wenn ſie ein ſtarker Froſt vollends aneinander verbände, ſie alsdenn ein Ganzes machen möchten, deſſen wir uns nicht entſchlagen könnten. Man unternahm es alſo ſich einen Weg zu öffnen. Ich geſtehe gern, daß ich dieſes Unternehmen für unmöglich hielt. Die vereinten Kräfte des Windes, der Spillen, der Eisſtangen brachten es dahin, daß die Eisfelder untereinander ſich mehr öffneten und immer die nächſten verdrückten. Wir gelangten an einen Ort, wo weder vor noch nach uns die kleinſte Pirogue Raum gehabt hätte. Denn wie wir von einem Eisfeld abwaten, ſo nahm es eben den Raum ein den es vorher hatte, als es nicht mehr verdruckt war. Dieſes Manöuver muſte bey jedem Eisfelde wiederholt werden. Wenn die Paſſage nur von Eisſchollen bedeckt war und die groſſen Eisfelder kleine Meerbuſen formirten, ſo brachte man ſie dorthin, oder auf die Seite an eine Stelle, wo wir wieder mit dem Vordertheil des Schiffs ankommen konnten. Man drückte mit den Eisſtangen ſtark auf eine ihrer Seiten, und wenn alsdenn die Gewalt des Schiffes

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20609 / 378

die Eisschollen zusammenschob, so tauchten sie unter, oder ihre gleiche Oberfläche stand nun senkrecht da.

Den 10. und 11ten May fuhren wir fort, dergleichen erstaunliche Manöuvres zu machen, und es glükte uns endlich das Schiff auf einen Strich zu bringen, wo es einige schiffbare Canäle gab, oder wenigstens solche die nur durch junges Eis gesperrt waren, welches der Lauf des Schiffs leicht brechen konnte.

Es ist zu bemerken, daß man das Eis in vier Sorten eintheilt; Eisschollen, Eisfelder, Eisbänke und Eisberge. Die Eisschollen sind Stücke von Eisfeldern, diese aber sind Eisflächen von hundert und 150 bis vier oder fünf hundert Klaftern lang. Die Eisbänke haben zuweilen sechs bis sieben Meilen im Umfang, und sind aus Eisfeldern erwachsen, die ihr Zusammenstoß und der Frost miteinander verband. Die Eisberge sind von geringem Umfang, aber hoch, und gehen oft zwanzig Klaftern tief im Wasser. Sie formiren sich in den Bayen von Amerika; hier gab es keine. Die höchsten Eiskuppen, die ich hier sah, waren etwa 30 bis 35 Fuß über Wasser.

Eben diesen 11ten May observirten wir 80 Gr. 38 M. Breite und 4 Gr. 25 M. Länge; Wind und Eis verstatteten itzt uns höher nach Süden zu machen, so daß wir den 14ten May das Teufelscap auf Spitzbergen vor uns sahen. Die frischen Winde, welche

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20582 / 351

welche in dieſer Gegend herrſchten, haben dem Cap, das ſolche begränzt, jene Benennung zugezogen. Wegen Stärke des Windes war das Manöuvre zwiſchen dem Eiſe ſehr beſchwerlich. Man durfte nicht mehr ſo kühnlich gegen die Eisfelder angehen; das Schiff ſegelte zu ſtreng, um nicht darauf in Stücken zu brechen. Wir wollten uns auch lieber unter Segel halten, als feſtliegen, damit wir nicht durch die Ströme mit fortgeführt würden. Indeſſen wurde das Meer gegen Abend freyer; der friſche Südwind hatte die Eisfelder gen Norden getrieben; aber die Ströme nahmen uns fort, und den 15ten May waren wir Nord-Nord-Oſt des Inſelchens Geloſder-klif. Wir ſahen auch die Berge in der Gegend der Plaine von Rennwald. Der Boden derſelben, ſo wie die Inſul Noſſen, iſt zu niedrig um auch nur in mittlerer Entfernung geſehn zu werden. —

Ungefähr in dieſem Strich war es, wo die Engliſchen Schiffe, welche 1773 Entdeckungen in Norden machen ſollten, in ihrem Lauf beſchränkt, und einige Zeit durch Eis eingeſchloſſen wurden. Die Holländer, die ſie in dieſen Meeren wahrgenommen, behaupteten, daß ſie eine zu ſpäte Jahrszeit gewählt, und daß ſie ſich nicht genug vor den Strömen gehütet hätten, die ſie gen Nord-Oſt des Teufelscaps führten. Die Eisfelder, die ſich dort zuſammenhäuffen, klemmten ihre Schiffe, und ſie beſorgten ſich nicht losma-

chen

chen zu können, weil es schon spät im Jahr war. Die Holländer versichern, daß man eins dieser Schiffe verließ, weil man die Hoffnung aufgab daß sich die Eisfelder öffnen würden. Während aber daß man auf Booten bey den Wallfischfahrzeugen Zuflucht suchte, sah man, daß das verlassene Schiff queer durch die Eisfelder trieb, die sich indeß geöffnet hätten. Man kehrte daher auf dasselbe zurück. f.)

Die Seefahrer dieser Gegend wunderten sich über die Beständigkeit der Südwinde in diesen Meeren während der Monate April und May; einer Jahreszeit wo sonst öfterer die Nord- und Nord-Ostwinde herrschen. Am 16ten May waren jene etwas ungestüm; wir fuhren fort ihnen und den Strömungen uns

f) Hier redet M. de Pagés von des Capitain Phips, itzigen Lords Mulgrave, Reise nach dem Nordpol als wenn er nie was davon gelesen hätte. Die hier erzählten Umstände, wie die Engländer damals in 80 Gr. 36 M. vier Tage lang die Hofnung aufgaben ihr Schiff aus dem Eise zu retten, und daher schon das Boot auf Kufen über das Eis hinschleppten, bis ein Wind das Schiff heraustrieb — sind dort genau genug beschrieben worden. Sie hielten zu ihrem Trost dafür, es sey da immer die Stelle gewesen wo die meisten auf Entdeckungen ausgezogenen alten Seefahrer aufgehalten worden. Aber wenn sie das wußten, hätten sie die Bahn der Alten verlassen sollen, wie bekanntlich vor Antritt der Reise so sehr anempfohlen wurde.

uns zu überlassen, so daß wir diesen Tag über den 81sten Grad der Breite hinauskamen. Das Meer war ziemlich frey von Eis.

Wir waren höchstens nur noch 180 Meilen vom Nordpol; eine so geringe Entfernung spornte meine Einbildungskraft. Wenn meine Holländer g) gleiches Verlangen getragen hätten, so würden diese Winde und diese Ströme, die gen Norden trieben, sie mit Freude erfüllt haben, in der Hoffnung an einen Ort durchzudringen, der bisher für unzugänglich gehalten wurde. Und doch glaube ich, daß diese Gegend einer solchen Unternehmung am wenigsten günstig ist; das Meer ist da nicht weit genug und den westlichen Eisbänken zu nahe.

Die Unbeständigkeit der Eisfelder, wenn sie sich anhäufen und drücken, ihre Bewegung und das Anstoßen, wodurch sie sich brechen und trennen, die Manöuvers, deren man sich zu Oefnung der Passage, oder zu Entgehung instehender Gefahren bedienen kann, bestimmen mich die Fahrt zum Pol nicht für unmög-

g) Wenn M. de Pagés seinen Holländern nur Schadens-Ersatz, wo nicht hinlänglichen Profit, hätte zusichern können, so würden sie schon ein gleiches Verlangen mit ihm getragen haben. Es ist zu verwundern, daß er sich, da er einmal die Reise unternahm, hierzu nicht besser in Stand setzen lassen.

unmöglich zu halten. Aber Geduld, Arbeitsamkeit, eine groſse Uebung in der Eisschiffarth, gehören zu dieſer Unternehmung. Die Schwierigkeiten, die wir in der Folge erfuhren, die mancherley Bewegungen der Eismaſſen, und die Hülfsmittel, deren wir uns zu bedienen wuſsten, werden vielleicht meiner Meynung noch mehr Beyfall verſchaffen.

Die Thunlichkeit der Schiffarth zwiſchen dem Eis während des Monats April und May, und ſogar zu Ende des März bey der Inſel **Jan Mayen**, wo die Flüſſe und Häfen noch ſehr dicke gefroren waren, ließ mich bemerken, daß die Ruſſen am wenigſten in der Lage ſind, lange Reiſen ins Eismeer zu thun und dort Entdeckungen zu machen. Die wenige Erfahrung, die mir meine Reiſe verſchafft hat, die Lage der Meere von Sibirien, die gegen Oſt und Weſt durch Nova Sembla und die Lande der Tſuchkſchis beſchränkt, gegen Süden aber ganz verſchloſſen ſind, bewegt mich zu glauben, daß es in dieſer Weltgegend kein ganz freyes Meer giebt, ſondern daß das Eis dort wenigſtens eben ſo gut als hier ſeinen beſtändigen Aufenthalt hat. In der That kann dort nur ſehr wenig Eis nach Süden treiben, entweder bey Nova Sembla nördlich, oder durch die Meerenge von Naſſau, oder nordwärts des Caps der Tſchukſchis. Und wenn es ſogar falſch wäre, daß ſich Amerika nordöſtlich in dieſe Meere erſtreckte,

ſo

so schien es mir doch nicht wohl möglich, daß diese Gewässer sich gegen den Pol hin des Eises so entledigen sollten, daß man aus ihnen ins Südmeer kommen könnte. Die Eisfelder, die sich an diesem äussersten Ende der Erdkugel wenigstens neun Monat lang im Jahr immer vermehren müssen, würden der Passage Hindernisse setzen. Indessen will ich glauben, daß die Eisfelder dort nicht so zahlreich sind als in dem Meere von Spitzbergen. Denn ob sie gleich hier dadurch einen Abzug erhalten, daß sie mit den abwechselnden Strömungen anfänglich nordwärts und in der Folge nach Süden treiben: so werden sie doch durch diejenigen Eisfelder, welche westwärts von Semla oder nordöstlich aus dem weissen Meere herbeykommen, wieder ersetzt oder gar noch vermehrt.

Unter 74 Gr. der Breite fand ich am 1sten d. M. in 10 Pfund Meerwasser 4¾ Pfund Salz. Als wir schon über den 81. Gr. hinaus waren, enthielt eben diese Quantität nur 4 Pfund. Also waren wir schon weiter in dem Eise vorgedrungen, das durch die Strenge des Frosts entsalzet worden. h) Seit wir

h) Sonst glaubte man wohl, der Frost entwässere das salzige Seewasser, nicht aber, daß er es entsalze. Man hat ja das Gradieren einer schwachen Sohle durch den Frost versucht, und es zwar damit auf keinen beträchtlichen Grad bringen können: aber das wenige, was der Frost in Eis verwandelte, war doch immer süsses Wasser.

über die Spitzberge heraus waren, schien das Meerwasser hin und wieder von schwärzlicher Farbe, doch fand man keinen Grund. Man versicherte mir, daß diese schwarzen Stellen nur im April und May wahrzunehmen wären, und daß man im Junius und Julius weisliches Wasser von Distanz zu Distanz zu sehen bekäm. Ich konnte die Ursachen dieser Abwechslung nicht entdecken.

Bisher habe ich auch von dem Stande des Barometers nichts angeführt. Er hat mich beynahe in der Meynung bestärkt, die ich hegte sobald wir ins Eismeer kamen, daß das Eis eine ganz andere Atmosphäre formire, als die auf andern Meeren oder zu Lande. Es giebt keine Wolken in diesen Gegenden; wenn der Himmel verdunkelt wird, ist es überall als wenn sich ein Nebel erhoben hätte; wenn es Sonnenschein ist, zeigt sich der Himmel in seinem ganzen Umfang schön. Auf Sonnenschein und schönes warmes Wetter folgt ordentlicherweise etwas

ser. Auch das Eis, was sich im Seewasser formirt, enthält keine Salztheilchen, ausgenommen wo es das Wasser berührt, welches sich in die Zwischenräume einziehet. Forsters Reise um die Welt, 2. B. 421. S. Gäbe nicht eine weiter unten vorkommende Stelle Erläuterung, so könnte man glauben, M. de P. rede von dem ungefrornen Seewasser, dessen Entsalzung er untersucht habe. Allein er meint blos das Wasser, das er aus geschmolzenem Eis erhielt.

etwas frischer Wind, der übrigens den größten Theil der Jahrszeit hindurch sehr schwach ist; ja ich glaube, daß die Seewinde wenig zum Eismeer durchdringen. Ein Barometer, an welchem in Europa Veränderlich auf 25 Zoll 9 Linien Rheinländischen Maaßes stund, schien mir es hier auf dem 29 Zoll zu haben. Ich glaube auch, daß sein Steigen mehr oder weniger Eis anzeigte als sich in unserm Strich befand; die Folge bestärkte mich in dieser Vermuthung. Seine geringste Höhe zeigte sich am 17ten May wegen der Ost- und Nordostwinde, welche nicht frisch waren; der Himmel wurde sehr trübe; den Abend vorher war es windig; die folgenden Tage fiel Schnee und die Kälte war sehr groß. Die Seefahrer versichern, daß die Ostwinde in diesen Gegenden fast immer nebelicht und regnerisch sind. Dieses und das Fallen des Barometers sollte wohl auf die Vermuthung kommen lassen, daß es in Nord-Ost und in Osten ein weiteres Meer geben möge, das weniger vom Eis eingenommen ist als dieses. Die West- und Nordwinde, besonders erstere, bringen hingegen in diesen Strichen immer heitere Witterung mit.

Diese Ost- und Nordostwinde trieben uns indessen den 17ten May wieder südwärts aus Teufelscap. Es ist auf der Insel Amsterdam, und hat eine gute aber windige Rheede. Die Insul ist von Osten nach Westen nicht über drey Meilen lang, ihre größte

Breite beträgt zwey Meilen. — Die sämtlichen Inseln von Spitzbergen erstrecken sich von Norden nach Süden vom 76 Gr. 30 M. bis zum 80 Gr. 9 M. nördlicher Breite. Die Insul **Vorland**, die westlichste unter ihnen, liegt unter dem 6. Gr. 45 M. und die östlichsten Insulchen unter den 29. Gr. 30 M. östlicher Länge. Ihren Boden formiren hohe Berge, auf welchen spitzige Klippen emporsteigen. Wo der Boden nicht so hoch ist, machen ihn ungeheure Feldmassen rauh. Der erste Anblick dieses Landes, die perpendiculären Gebirgsmassen i) die so wohl mitten auf den Bergen, oder in minderer Höhe zusammengestürzten ungeheuren Felsen, könnten zu der Muthmaßung verleiten, daß ein Erdbeben oder ein vulkanischer Ausbruch diese Unordnung gewirkt habe. Doch glaube ich, daß alles nur vom reissenden Wasser beym Schmelzen des Schnees gewirkt wird. Die vollkommene Aehnlichkeit hierin mit andern Ländern, deren Klima von gleich hoher Breite ist, läßts mich nicht anders glauben.

Diese Felsen sind sehr fest und von feinem Korn; ihre Farbe ist bestimmter als die an unsern Felsen.

Die

i) Diese Beschreibung paßt ziemlich auf die Basaltgebirge, deren perpendiculäre Säulenmassen nach und nach zusammenbrechen und dergleichen Ruinen formiren. Eben so stürzen in Grönland, wie Cranz beobachtete, die Trümmern ähnlicher Gebirge herein und häuffen sich am Fuß desselben zusammen, daß man eine zerstörte Stadt zu sehen glaubt.

Die meiſten ſind graulichſchwarz, einige graulichweiß, und andere ziemlich gelb. k) Viele haben Adern dieſer verſchiedenen Farben, und nähern ſich dem Marmor. Wenn dergleichen Felsmaſſe einſtürzt, verbreitet ſich ein Schwefelgeruch umher. Ich hielt dieſes anfänglich für einen Beweis ihrer vulkaniſchen Entſtehung, oder daß das Gebirge etwa einen Vulkan enthielt. Aber in der Folge ſchien es mir glaublicher, daß dieſer Geruch von dem Anreiben gegen andere Felſen herrühre, weil er um ſo ſtärker war, je gröſſere Hinderniſſe die ſtürzenden Maſſen zu überwinden hatten. Schiefer l) findet ſich auch häufig in dieſen Gegenden, und man glaubt, daß er Eiſen oder Steinkohlen enthalte.

Die Ufer ſind von Diſtanz zu Diſtanz mit Eisbergen beſetzt; da das Meer hier keine führt, ſo wunderte ich mich, ſie auf dem Lande zu finden. Ihre erſten Grundlagen mögen wohl aus hohen Eisfeldern beſtehen, welche längſt der Küſten geſtrandet waren, oder nicht zur Bay hinauskommen konnten. Ihre Höhe kann ſchon der Reif eines jeden Jahres, durch die Sommerwärme halb geſchmolzen und durch

k) Bis daher paßt die Farbenbeſchreibung auch auf die Baſalte. Die folgenden marmorartig beſchriebenen Felſen hat Phips ebenfalls wahrgenommen.

l) Dem Anſehen nach ſind alſo hier die Vulkane vormals durch Thonſchiefer hindurch ausgebrochen.

die Kälte verhärtet, in einer unermeßlichen Reihe von Jahrhunderten auf dem Punct, in welchem ich ſie ſahe, emporgebracht haben. Einige erhabne Landſpitzen tragen ebenfalls Eishügel, denen ich eben die Entſtehung wie jenen zuſchreibe. Ich machte oft die Erfahrung, daß wenn es auch auf dem Verdeck nicht fror und nicht ſehr kalt war, der Reif dennoch mit Schluß des Tages und noch ſchönem Sonnenſchein ziemlich große Eisſtücke auf die Spitzen unſrer Stengen anſetzte. Ganz gewiß ſind jene Landſpitzen viel höher; wenn der Schnee oder Reif, der ſie bedeckte, von der Sonne ſchmolz, konnte ein Theil nur halb geſchmolzen zurückbleiben; dieſer wurde durch den Froſt feſter, und zu Einer Eismaſſe. Die Sonne iſt hier zwar warm genug den Schnee und die Auſſenſeite des Reifs zu ſchmelzen, aber nie ſo ſehr, daß ſie in einer gewiſſen iſolirten Erhabenheit das Eis oder eine mäßig ſtarke Anhäuffung von Schloßen ganz aufthauen könnte; vielmehr muß das Schmelzen der Oberfläche dieſer letztern durch den nachfolgenden Froſt ſie miteinander verbinden.

Wenn die hohen Berge nicht mit dergleichen Eiskuppen bekrönt ſind, ſo kommt es wohl daher, weil ſie höher ſind, als daß die Sonnenwärme ihren Schnee ſchmelzen könnte, und weil ihre Rücken und Vertieffungen zu ausgedehnt dazu ſind, als daß die reflectirende Wärme ſchleunig abnehmen, und

von

Dromio von Syracus.

Nein, die Gloke; es iſt Zeit, daß ich gehe; es war zwey, da ich ihn verließ, und nun ſchlägt die Glok, eins.

Adriana.

Das hab ich nie gehört, daß die Stunden zurük gehen.

Dromio von Syracus.

O ja, wenn eine Stunde einen Gerichtsdiener antrift, ſo lauft ſie vor Schreken zurük.

Luciana kommt wieder.

Adriana.

Geh, Dromio; hier iſt das Geld, trag es hin, und bring deinen Herren unmittelbar nach Hauſe. -- Kommt, Schweſter, ich weiß nimmer, wo ich hin denken ſoll --
(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in die Straſſe.)

Antipholis von Syracus tritt auf.

Antipholis.

Es begegnet mir kein Menſch auf der Straſſe, der mich nicht grüſſe, als ob ich längſt mit ihm bekannt wäre, und jedermann nennte mich bey meinem Namen. Einige bieten mir

Geld

von dieſen ſteilen Klippen das Schneewaſſer nicht eher ablauffen ſollte, als der Froſt ſeine Gewalt wieder ausüben kann.

Die Landſtröme ſind den Sommer über ſehr ſtark; ihre Gewalt führt das Eis aus ihrer Mündung oder aus den Bayen, die durch die Seeſtröme deſſen nicht entledigt worden, mit ſich fort. Sogar die Küſte wird oft dadurch von Eis gänzlich befreyet. Der getränkte Boden wird nun durch die Sonnenſtrahlen wieder erwärmt; die Natur ſcheint aus einem Nichts hervorzugehen; aber ſie weiß, daß ſie hier nur einen Augenblick glänzen darf. Die Pflanzen ſproſſen, blühen und ſterben binnen wenig Zeit; die Rennthiere begeben ſich in die Thäler, und mäſten ſich in der Eil auf den Ebnen; das Geflügel legt Eyer, und läßt ſeine junge Brut auf den ſüdlichen Felſen aufwachſen. Sechs oder ſieben Wochen eilen ſchnell vorüber, und alles fällt in ſein voriges Nichts zurück.

Der Boden trägt weder Baum noch Strauch, aber viel Kräuter; Löffelkraut, das aber nicht piquant iſt, und Sauerrampfer. Auf einem zwey Fuß hohen Stengel blüht eine große weiſſe Blume; einige andere Blumen giebt es auch unter den Kräutern.

Die Ruſſen zu Archangel haben ſeit mehr als dreiſſig Jahren in verſchiedenen Gegenden dieſer Inſeln Jagd-Anlagen gemacht. Sie fangen Bären,

Rennthiere Füchse, Seelöwen und Seewölfe und bringen das Fett und die Bälge dieser Thiere nach Hause. Aber den Wallfischfang treiben sie nicht. Diese Jäger kommen in sechs oder sieben kleinen Fahrzeugen, um sich zuweilen alle Jahr, zuweilen alle zwey Jahr, untereinander abzulösen. Sie landen zu Ende des Julius oder im August an, und diejenigen, die das vorige Jahr hier zubrachten, kehren nach Archangel zurück. Dieses robuste Volk überwintert in diesen Eisgegenden, und erträgt dort unverzagt alle Härte des Klima. Es ist ihnen begegnet, daß sie zuweilen sechs Wochen unter freyem Himmel blieben, wenn sie auf der kleinen Insel Moffen durchs Eis eingeschlossen wurden, wo sie sich von dem Fleisch der Seelöwen nähren musten m). Die Morgenröthe, die Nordlichter, der Wiederschein vom Schnee leuchten ihnen genug, um während der langen

m) Auf diese Art brachten einmal vier russische Matrosen sechs Jahr auf der Insul Maloy Brun im Eismeer zu, unter den 17. und 78. Gr. wo nichts als Löffelkraut und Moos wuchs — Aus etwas Eisen, das ihnen das Meer von einem Schiffbruche zuwarf, schmiedeten sie sich zwey Lanzeneisen; eine Tannenwurzel auch vom Meer hergetrieben, verschaffte den Bogen, wozu sie die Saite aus den Sehnen eines weissen Bärs verfertigten. Mit diesen wenigen Waffen erlegtem sie Füchse, Rennthiere und Bären — Relation des avantures arrivées à quatre matelots Russiens jettés sur une isle deserte par P. L. le Roy —

gen Winternacht auf die Jagd zu gehen. Zu Ende des Monaths December, im Januar und zu Anfange des Februars haben ſie eine trockne und ſcharfe Kälte; die Witterung iſt ſtill, der Himmel ſehr ſchön geſtirnt und funkelnd. Februar, März und April ſind voll Reif und Schnee; auch reich an Nord- und Nord-Oſt-Winden. Der May und der Anfang des Junius iſt ſchön; die Kälte ſcheint aufhören zu wollen; die Winde gehn weniger aus Norden, und wechſeln aus Nordweſt, Weſt, Süd und ein wenig Oſt, mit einander ab. Junius und Julius ſind ziemlich warm und voll Nebel, die Winde ſchwach und veränderlich. Julius und Auguſt haben öfters Regen; die Winde werden ſtärker und wehen oft aus Oſten; der Schnee ſtellt ſich wieder ein, und dauert, mit friſchen Winden, September, October und November hindurch. Es friert und reift mit Macht — Schon ſeit zehn Jahren werden auch bewaffnete ruſſiſche Fahrzeuge hieher geſchickt, um ihre Etabliſſements zu viſitiren und Plans von dieſen Inſuln aufzunehmen — Wir hatten uns nun wieder ins Eis zurück gemacht und waren den 24. May im 68. Gr. der Breite und 1. Gr. 20. M. öſtlicher Länge. Die Winde begünſtigten uns, und kamen ſtandhaft aus Nordoſt und Nord vom 17. bis zum 28. May. Es wurde ſehr kalt; der Thermometer fiel bis 11. Grad unter den Frierpunkt. Oft ſchneyete es: ich ſah das Meer weit um uns her frieren, fünf bis ſechs Zoll dick. An der äuſſern Seite

der

der Fenster setzte sich zwey Linien stark Eis an; sogar in einem Zimmer in welches niemand kam. Bier und Wasser waren in der Tonne gefroren. Wir legten uns oft an die Eisfelder an, so wie sie uns auf unserm Strich vorkamen und wir einige Veränderung des Windes erwarteten, um sie vorüber zu segeln. Um uns desto weniger treiben zu lassen, legten wir uns zuweilen an zwey Eisfelder; man muste sich aber zeitig wieder aufzumachen wissen, wenn man nicht dem Stoß anderer Eismassen ausgesetzt seyn wollte, welche gegen uns hertrieben und ihrer Größe wegen uns beschädigen oder ganz in sich einschliessen konnten. Den 28. May befanden wir uns in dem Strich der Eisbänke; die Seefahrer dieser Meere nennen es die Westküste. Die blendende Weisse des Himmels zeigte an, daß beynahe die ganze Oberfläche mit Eis bedeckt seyn muste. Wir waren itzt im 78. Gr. der Breite, und 25. Min. östlicher Länge. Der Wind zwang uns an einer der Eisbänke uns fest zu legen. Die Bewegungen der benachbarten Eisfelder verschlossen uns bald den Ausgang — Den andern Morgen früh um 3. Uhr wurden die Eisschollen hinter uns durch große Eisfelder zusammengeschoben und fingen an sich aufzuhäussen. Der Druck war aber nicht stark; nach zwey Stunden kam ein frischer Wind aus Südost, das Meer hob sich ein wenig, und die Eisbänke zerbrachen.

Ich wollte gerne wiſſen, ob der Froſt dem Meerwaſſer-Eis das Salz entzöge. Ich nahm alſo von dem Eiſe, das ſich am 2. May in einer Kälte von 3. Gr. unter dem Frierpunkt um das Schiff herum angelegt hatte. Ich koſtete es den folgenden Tag; es hatte etwa $\frac{3}{4}$ von ſeinem Salz verloren. Den 8. May war es nur noch ſehr wenig geſalzen. Ich vermuthete, daß ein noch ſtärkerer Froſt das Salz ganz wegnehmen ſollte, und ſetzte daher das Waſſer zehn Tage hindurch einer continuirlichen Kälte von 6. bis 11. Gr. unter dem Frierpunkt aus; es ſchien mir aber, als wenn ihm hierdurch weniger Salz benommen worden, als durch jene Kälte vom 3. bis 8. May — Ich bemerkte auch, daß wenn wir Stellen paſſirten wo das Meer nur drey Zoll ſtark friſch gefroren war, das Schiff, wie etwa in ſpröder Butter, darinnen hinſegelte, ohne daß das Eis geknirſcht hätte. Aber nicht an alten Stellen war es ſo. Ich nahm auch Eis aus der Mitte dicker Eisſtücke heraus; das Waſſer von einigen war ſalziger als jenes, von einigen aber ganz ſüß; aber ich konnte nicht ſo gewiß behaupten, ob dieſes Eis, das ich koſtete, eben ſo vollkommen wie jenes aus Meerwaſſer enſtanden war. n)

Ins

n) Hier erklärt ſich deutlicher, daß M. de P. ſeine Entſalzung blos von dem Waſſer verſteht, das er aus geſchmolzenem Eis erhielt. Ganz natürlich behielt dieſes nicht mehr Ueberreſt des Salzgeſchmackes, als das von der

Indeſſen lieſſen uns die Eisfelder, welche zu ſehr aneinander gedrückt waren, vor dem 1. Jun. nicht weiter kommen. Wir fingen das vorige ungeheure Manöver wieder an, welches 36. Stunden dauerte, und mich immer von neuem in Erſtaunen ſetzte; doch iſt es nur thunlich, wenn die Eisfelder nicht zu ſehr aneinander gedruckt ſind; bey den gröſsern Eisbänken iſt es auch nicht anzubringen. Wir drangen weiter gegen Weſten vor, und kamen in eine Bay, die eine Meile im Umfang hatte. Der Nebel nöthigte uns, daß wir an eine Bank, die ſich weſtwärts angeſetzt hatte, feſt legen muſten. Der Barometer war in dieſen Strichen im trübſten Wetter auf 29. Z. 2½ L. So blieb er verſchiedene Tage, und als er fiel, gab es ſchon viel Canäle zwiſchen den Eisbänken —

Wir ſahen bald, daß wir hier nicht gut lagen, ein groſses Eisfeld kam mit Geſchwindigkeit auf uns los; wir zogen das Schiff in eine kleine Bucht hinein, und

der Auſſenſeite dem Eis inſinuirte Seewaſſer verhältniſsmäſsig hervorbringen konnte. Auch folgt noch nicht, daß der Froſt das Seewaſſer entſalzen habe, wenn er das in dem Seewaſſer befindliche ſüſse Waſſer in Eis verwandelt hat. Das zurückgebliebene dem Froſt nicht unterworfne Salz concentrirt ſich mit dem in mehrerer Tiefe des Meers, wenn er es ſchon nicht ſo verdickt wie die Hitze. Indeſſen bleibt immer, wie erwähnt worden, ein guter Theil Salzes in den äuſſern Seiten des Eiſes zurück.

und das Eisfeld setzte sich an den Spitzen fest die sie formirte.

Tags darauf, den 5. Jun. war die Bay ganz mit Eisfeldern besetzt; sie hatten dasjenige, welches uns einschloß, so gepreßt, daß es ein Cap von unsrer Bucht abgestossen hatte — Vier Stunden darauf lies uns die Aufhäufung der Eisschollen bemerken, daß die Eisfelder sehr druckten. Man sorgte, daß wenn die Pressung bis an uns reichen würde, das Schiff dadurch zertrümmert werden könnte; in eben dem Jahr erfuhren zwey Schiffe dieses Schicksal. Man hoffte daß der Mittelpunct der Eisbank, an die wir uns festgelegt hatten, dem Stoß wiederstehen würde, und entschloß sich daher, ein Bassin darinnen zu formiren, in welchem das Schiff sicher liegen könnte; und diese wunderbare Unternehmung gelang — Man bediente sich hierzu Sägen von 14. Fuß Länge, und 7. Zoll Breite. Sie waren etwa 2½ Linie dick, und die Zähne 1½ Zoll tief. Man hat aber mehrere Sägen, wie sie die Stärke des Eises erfordert. Erst zeichnete man den Umfang des neuen Bassin, drauf zersägte man ihn streifenweis, räumte die Stücken auf, und zog das Schiff in die Stelle herbey, nachdem man das Steuerruder abgenommen hatte. Die Säge drang bey jedem Zug tief genug ein; freilich aber zogen vierzehn Menschen an ihren Handhaben. Ich bewunderte die Hülfsquellen menschlichen Muthes.

Wie

Wie Schade iſt es, daß ſie nichts anderm ihren Urſprung zu danken haben, als dem Durſt nach Gold, der bis unter die Eisgegenden des Pols ſich durch Mühſeligkeiten der Bedürfniß ſtillet.

Wir waren in unſerm kleinen Baſſin ſo placirt, daß das Vordertheil nach dem Eingang zu ſtand. Wenn daher das Schiff zertrümmert werden ſollte, ſo mußte es von vorn nach hinten zu geſchehen, und in dieſer Direction hält es am meiſten aus. Einige Zeit waren wir ganz ruhig; aber den 6ten Junius preßten die Eisfelder dergeſtalt, daß dasjenige, welches uns einſchloß, in Stücken brach und verſchwand. Seine Trümmern waren genöthigt unter die großen Eisfelder unterzutauchen. Nicht lange darauf brach auch unſre Eisbank um uns herum; ihre Stücken ſchwammen eins nach dem andern hinweg; mit der Geſchwindigkeit einer halben Meile in der Stunde; das Schiff wurde am Backbord gepreßt, ſtieß mit dem Steuerbord rückwärts, und zerrieb das Eiß. Die Eisſchollen häuften ſich um uns herum; zuweilen widerſtanden die Eisſtücken, wenn ſie allzuſtark waren und krümmeten ſich. Das Schiff krachte, wie wenn die Winde eine allzugroße Laſt ziehen muß, und wir fürchteten es augenblicklich zertrümmern zu ſehen. Man hatte einige große Fäſſer Proviant aus dem Raum genommen, um ſie auf dem Eiſe mit fortzubringen, wenn das Schiff zertrümmern würde;

wir

wir rechneten auf das Hülfsmittel, uns dahin zu retiriren und uns von einem Eisfeld zum andern mit unsern Fahrzeugen zu retten. Aber was für eine unermeßliche Mühseligkeit wäre das gewesen, und was für ein Elend um einen so kalten Zufluchtsort, in einem so strengen Klima! Bald genug isolirt in dieser weiten Wüsteney, um vor Frost oder Hunger zu sterben, hielt ich mich bereit viel auszustehen. Ich dachte über die Gefahren nach in denen ich auf einigen vorigen Reisen gewesen war, vertrauete aber doch immer auf die Vorsehung, deren hülfreiche Hand auch bis zum ewigen Eis des Nordpols reichet — Es herrschte ein dumpfes Schweigen; man hörte sehr aufmerksam auf das Krachen des Schiffs, sein Vordertheil wurde von dem Eis, das unter dasselbe geschoben war, emporgehoben; keine Behutsamkeit half weiter etwas, es war ein trauriger Morgen.

Um eilf Uhr hörte die Pressung des Eises auf; abends 6 Uhr krachte das Schiff wieder vor ihr; um Ein Uhr des folgenden Morgens ließ sie abermals nach, und wir waren den ganzen 7ten Jun. ruhig, bis um 2 Uhr Morgens am 8 Jun. wo das Eis, doch nur wenig, drängte. Ein hohes Eisfeld trieb die Eisstücken aus dem Wege und setzte sich unter unserm Bugspriet fest; seine Größe ließ mich nichts Gutes ahnden — Den 9ten Jun brach eine Eisbank, die nach Westen an die unsrige anstieß;

ihre Stücken, die vermuthlich von einer vorderen Bank gepreßt wurden, zertrümmerten die unsrige in noch viel kleinere Stücken. Sechs Uhr Abends trieb das hohe Eisfeld, das wir vor uns hatten, sieben bis acht Faden von uns ab; man bemühete sich aber vergeblich das Schiff flott zu machen. Um zehn Uhr abends trieb das Eis wieder darauf an; am folgenden Tage trieb es gänzlich von uns ab, und ließ uns offnen Weg. Wir hatten viel Mühe, das Schiff aus seiner Eis-Einfassung herauszubringen. Die Figur seines ganzen Umfangs war wie von einer Form ins Eis abgedruckt; es mußte große Gewalt ausgestanden haben. Man muß solche Dinge selbst gesehen haben um sie glaublich zu finden — Wir waren im 78sten Gr. 2 M. Breite, und 3 Gr. westlicher Länge, und erreichten durchs Bugsiren eine Stelle an einer Bank, wo das Eis nicht so oft anzustoßen schien; wir nahmen uns vor, hier zu warten bis die Fahrt offen würde, um die Kanäle erreichen zu können, die wir jenseit der Bänke erblickten. Wir sägten ein neues Bassin aus — Bald trieb ein Eisfeld darauf an und nahm die eine Seite desselben mit sich fort. Unsre Arbeit war vergebens; wir liefen daher in eine Bucht ein, worin wir ruhig lagen — Die Winde waren klein und veränderlich, erst den 18ten Jun. wurden sie ganz frisch; die Eisbänke brachen, und ließen uns freyen Lauf. Wir machten des Nebels ungeachtet

emsi-

Geld an, andre laden mich ein, andre danken mir für Höflichkeiten die ich ihnen erwieſen haben ſoll; andre tragen mir Sachen zum Kauf an. Dieſen Augenblik rief mir ein Schneider in ſeine Werkſtatt, und zeigte mir einen ſeidnen Zeug den er für mich gekauft habe, und wozu er das Maaß von mir nahm. Es kan nicht anders, es beſteht hier alles in lauter Einbildungen, und es wohnen lauter lapländiſche Zauberer hier.

Dromio von Syracus tritt auf.

Dromio von Syracus.

Herr, hier iſt das Geld, warum ihr mich geſchikt habt; wie, ſeyd ihr von dem neugekleidten Ebenbilde des alten Adams los gekommen?

Antipholis von Syracus.

Was für Geld iſt das? Und was meinſt du für einen Adam?

Dromio von Syracus.

Nicht den Adam der das Paradies hütete, ſondern den Adam, der das Gefängniß hütet; den, der in des Kalbs Fell geht, das für den verlohrnen Sohn geſchlachtet wurde; der, wie ein böſer Engel hinter euch hergeſchlichen kam, und euch eure Freyheit vergeſſen hieß.

Antipholis von Syracus.

Ich verſtehe dich nicht.

emſigen Gebrauch davon, und ſegelten endlich von der gefährlichen Bank hinweg. Es war das erſte mal, daß wir einen etwas beſtändigern friſchen Wind in den Eis-Gegenden hatten — Wir ſegelten weſtwärts; aber des beſtändigen friſchen Windes und eines dicken Nebels wegen legten wir uns den 20ſten Jun. von neuem an eine Bank feſt. Wir mußten uns wegen ihrer Bewegung gegen den Wind bald wieder aufmachen — Das mußten wir nach den Umſtänden mehreremal wiederholen und uns wechbugſiren laſſen. Wir befanden uns im 77. Gr. 15 M. Breite, und 8 Gr. 30 M. Länge. — Den ganzen Ueberreſt des Monats hatten wir ſchwachen Südwind; die Witterung war ſchön, bis auf die öftern Nebel. Wir ſetzten unſre Fahrt ſüdwärts fort, und legten von Zeit zu Zeit immer an Eisfeldern an. Ueberhaupt genommen war aber das Meer ziemlich offen und die Schiffahrt bequem. Die Witterung war nicht kalt; ſelten war der Thermometer auf dem Eispunct. — Am 26ſten Jun. erwärmte die Sonne das Seewaſſer auf dem Verdeck ſo ſehr daß es rauchte, und die damit benetzte Schiffsverkleidung laulicht anzufühlen war. Der Thermometer ſtieg auf 33 Gr. als er am 3ten Jul. Abends 10 Uhr der Sonne ausgeſetzt wurde; er hatte den ganzen Tag nur 7 Gr. gehabt. Der Barometer ſtieg in dieſer Gegend, wo es weniger Eis und mehr Waſſerfläche gab, in der ſchönſten Witterung

nie auf einen ſo hohen Punct, als in den Strichen die ganz von Eis eingenommen waren während einer ſchlechtern Witterung. Dieſer Unterſchied überführte mich von der Verſchiedenheit der Atmoſphäre des Eiſes. — Den erſten Jul. befanden wir uns im 76. Gr. Breite und 11. Gr. Länge. Wir hatten itzt viel mehr Vorſicht nöthig, um nicht wider die Eisfelder zu ſtoßen, als im Monat May. Denn damals waren ſie mehr mit Schnee bedeckt, wodurch ihr Stoß weniger gefährlich wurde; ſie waren auch zerbrechlicher als itzt; die Wärme hatte ihnen eine Art von Elaſticität verſchafft. Sie waren auch von größerm Umfang als in den Gegenden von Spitzbergen. — Ueberhaupt muſte man ſich ſehr vor den Eisbänken unter dem Waſſer in Acht nehmen, woran das Schiff hätte ſcheitern können.

Die Nebel erſchwerten die Fahrt zuweilen; je weiter wir aber nach Weſten kamen, je weniger hielten ſie an. Man verſicherte mich, daß dieſes von der Nähe des Landes Gallhamsk herrühre — Den 8ten Jul. ſtieg der Thermometer in der Mittagsſonne auf 31 Gr. die Länge war 13 Gr. 6 M. Wir ſahen treibendes Fichtenholz. Die Eisfelder brachen ſich ſehr oft; ich hörte mehreremal in Einer Stunde einen davon herrührenden Knall, als wenn man einen Haufen Breter aus einer großen Höhe herabſchmiß, oder wie einen Kanonenſchuß.

Ich

Ich wunderte mich, daß ſich in dieſem Meere keine ſolche Eisberge formirten, wie man aus Davisſtraße und Hudſonbay herkommen ſieht — Ich konnte nicht begreifen, wie dieſe Amerikaniſchen Berge zu einer ſolchen Höhe anſteigen ſollten. Es ſchien mir unmöglich, daß die Kälte ſo groß ſeyn könnte, das Waſſer in ſolch einer Dicke frieren zu machen. Die Seefahrer finden in der Straße Davis kein dickes Eis und keine Eisberge. Ihre Nachrichten laſſen bemerken, daß dieſe Berge aus mehrern Stücken zuſammengeſetzt ſind. o) Wenn ſie gezwungen ſind daran anzulegen, und hierzu ein Loch mit der Axt ins Eis eingehauen wird, erſchallt der ganze Eisberg, wanket und fällt nicht ſelten zuſammen. Man ſieht oft die Stücken Eis von ihrem Gipfel ins Meer herabſtürzen. Ich dächte nicht, daß dieſes geſchähe, wenn ſie nicht aus mehrern Stücken zuſammengeſetzt wären; in dieſem Falle konnte ſie die Eispreſſung allein ſchon zuſammenhäufen. Man muß aber auch bedenken, daß dieſer Theil von America große Landſeen enthält und tiefe hin und wieder ſehr eingeeugte Flüſſe, wo ſich

o) Lomonoſſow verſichert, daß dieſe großen Berge aus dem an den Küſten nach und nach aufgethürmten Eis entſtehen, das ſich wieder ablöſt und ins Meer ſtürzt und durchs Aufeinanderſtoßen zu der Höhe gelangt. Gepreßte, untertauchende Eisfelder befördern die Emporhebung und Anhäuffung.

ie Eisfelder drücken, während das viele derselben urch die Gewalt des Stroms fortgerissen werden, nd unter die ersten untertauchen, woraus sich nach nd nach diese Eisberge formiren.

Wir segelten immer weiter westwärts, so daß ir den 11. und 12ten Jul. unter 74 Gr. 40 M. Breite und 15 und 16 Gr. westlicher Länge waren — Der hartnäckige Nebel verwehrte uns die Küste von Gallhamsk zu sehen; wir redeten mit einem Fahrzeuge, das sie gesehen hatte, und seitdem 10 Meilen ostwärts gemacht zu haben glaubte.

Dieses Land Gallhamsk oder Neugrönland wird lle Jahr durch die Wallfischfänger besucht, welche desn Küste vom 76. Gr. bis zum 70. Gr. der Breite efahren haben. Hier findet man eine Meerenge, ie sie von Grönland scheidet, und über 25 Meilen reit ist, denn man kann die beyderseitigen Küsten icht mehr erkennen. Ob man gleich diese Meerenge noch nicht durchfahren ist, so hat man doch vielen Grund zu glauben, daß es eine von denen sey, die n die Baffinsbay führet — Die Wallfische, die nan an dieser Küste findet, kommen von West-Süd-West, und sind von eben der Form und Größe wie ie in der Meerenge Davis. An der Küste von Grönland findet man hingegen keine, auch nicht am Kap Farewel; sie müssen also zu der Oefnung herauskommen, wo die Küste im 70. Gr. sich endet.

Man

Man kann um ſo weniger zweifeln, daß ſie nicht aus Baffinsbay oder der Straße Davis kommen, da man an der Küſte von Gallhamsk welche findet, die Harpuns, aus eben der Steinart gefertigt, in ſich haben, als die eingebohrnen Grönländer zu gebrauchen pflegen.

Der nördliche Theil dieſer Küſte iſt ſehr flach, und ihr Boden ziemlich regulär; man hat, 5. bis 6. Meilen weit vom Lande, Ankergrund. Aber der Theil gegen Süden hat viel hohe, ſpitzige Felſen, faſt wie die Spitzbergiſchen, und da findet man keinen Grund.

Faſt 15 Meilen vom Lande, gen Oſt-Süd-Oſt, 71½ Gr. der Breite iſt eine Bank, wo man mit 90 Faden Grund findet — Ich gab die Hofnung auf, ein Land, wovon genaue Nachrichten gänzlich ermangeln, ſelbſt kennen zu lernen, ſo nahe ich ihm auch war. Ich war zufrieden, wenigſtens von deſſen Exiſtenz mich verſichert zu haben. Seine weſtliche Länge iſt 67. Gr. 30. M. in 74. Gr. 20 M. Breite — Das feſte Land von Amerika, welches man hier auf den Charten in den Breiten von Spitzbergen angemerkt findet, und das im Jahr 1655. und 1670. geſehen worden ſeyn ſoll, iſt den Seefahrern gänzlich unbekannt. Ich ſtehe feſt in der Vermuthung, daß es nie geſehen worden ſey; denn zu jener Zeit drang man nicht ſo kühn ins Eis ein und gieng nicht weſtwärts.

wärts. Der Nahme Westküste p) den die Seefahrer der Eisküste geben, kann diesen Irrthum veranlaßt haben. Auf den alten holländischen Charten findet man auch wirklich in dieser Gegend eine Küste aufgezeichnet.

Indessen glaube ich doch, daß es gegen Norden festes Land gibt; denn ich sah in diesen Strichen einigemal Nord-Nord-Oestlich Eisfelder, die mit Sand und Erde bedeckt waren. Diese können nur von Norden kommen, weil die Strömung gegen Süden treibt. Ich sah sie auch zu weit westlich, um zu glauben, daß sie sich von den Spitzbergischen Küsten losgerissen haben könnten.

Ich errinnerte mich nun alles dessen, was ich über die Bewegungen der Eisfelder bemerkt hatte, und mein Verlangen, bis zum Pol durchzudringen erneuete sich, als wir bis über den 81. Grad der Breite vorgedrungen waren. Ich überlegte fleißig, ob diese Idee thunlich sey. Die große Gewalt der verschiedenen Bewegungen, welche ich an den Eisfeldern wahr-

p) Das ist nach vieler Meynung die unüberwindliche ewige Vormauer vor den Pol, die doch, nach Ellis Bemerkung, wenn sie schon durch so viele Jahrhunderte hindurch vorhanden gewesen wäre, durch den Schnee, der sich in Eis verwandelt, lange schon auf eine wundersame Art an Höhe zugenommen und sich höher als der Pik von Teneriffa hingestellt haben müste.

wahrgenommen, machte mir glaublich, daß selbst in dem kälteſten Winter das Meer, wenn es auch noch ſo ſtark gefroren wäre, doch bald durch die Bewegung der groſſen Eisfelder in Stücken gebrochen werden müſſe. Die Zuſammenſetzung der Eisbänke aus ſo verſchiedenen Stücken verſicherten mich deſſen. Diejenigen Parthien, die ſtärker gefroren waren und ſolche Eisfelder formirten, als ich geſehen hatte, muſten die Oberfläche der Waſſer bedecken, die zwiſchen den Eisbänken eingeſchloſſen war, welche ſich preſſten, und mit einander forttrieben. Ich glaubte alſo, daß dieſe Preſſung in allen Eismeeren ſtatt habe, und ſelbſt unter dem Pol, wenn es dort Meer giebt. Denn die Eismeere ſind alle mehr oder weniger den Strömungen ausgeſetzt. Wenn meine Vermuthung richtig wäre, müſten dieſe Eisfelder nothwendig einen Raum haben, um ſich bewegen zu können und ſich darin zu formiren. Die ganze Oberfläche der Gewäſſer wäre alſo nicht damit beſetzt, und die Schiffahrt müßte thunlich ſeyn.

Ich habe im 81. Gr. der Breite das Meer frey von den Eisſtücken geſehen, die es vorher bedeckten und gegen Norden getrieben waren q). Sie hatten alſo dort Raum gefunden; nicht die ganze Oberfläche der Gewäſſer war ſchon damit eingenommen geweſen. Ich erfuhr daß holländiſche Schiffe im J. 1773. zu

q) Man ſehe die Anmerkung bey r)

Ende des Novembers mitten aus den Eisbänken her⸗ ausſegeln konnten. Die Reiſen der Holländer Hemskerk und Barents, Nordoſtwärts von Nova Sem⸗ la, die Reiſen der Ruſſen, auf welchen man den Zwi⸗ ſchenraum der Flüſſe Lena, Jeniſea und Oby ent⸗ deckte, belehrten mich auch, daß dieſe Gewäſſer bald mit Eis bedeckt, bald frey davon ſind. Die Bewe⸗ gungen des Eiſes wirkten alſo hier und in den Sibi⸗ riſchen Meeren ſelbſt während des großen Froſts zu Ende des Novembermonats.

Indeß halte ich davor, daß dieſe beyden Meere der Ausführung einer Reiſe nach dem Pol am we⸗ nigſten günſtig ſind. Das Sibiriſche Meer, welches ſüdwärts beſchränkt iſt, und gegen Oſten und Weſten wenig Ausgänge hat, muß ſein Eis behalten; das Meer bey Spitzbergen, welches die Ströme von Oſten herauf treffen, vermehrt die Menge ſeines Ei⸗ ſes durch dasjenige, welches ihm durch jene Ströme zugeführt wird. Ich denke alſo, daß der Strich zwiſchen Spitzbergen und Nova Semla wegen ſeiner Breite und wegen Größe ſeiner Ausfahrt am practi⸗ cabelſten ſeyn möchte r). Die Begebenheiten der Reiſ⸗

r) Ein Bewohner des feſteſten Landes in Europa, der ſeine gelehrte Laufbahn mit — einem Katalog rater Bü⸗ cher — antrat, gab endlich noch der größten ſeefahren⸗ den Nation Vorſchriften, wie ſie durch den Nord einen Weg nach Indien finden könne, und erlebte es, daß ſei⸗

Reisenden, die ich angeführt habe, und die Bewegungen des Eises selbst, lehren daß man sich vom Land ab ins Weite halten müsse. Ich glaube aber doch nicht, daß es Nord-nord-westlich von Nova Semla einiges Meer gebe, das ganz frey vom Eis sey; aber doch ein Meer, welches nur mäßig damit bedeckt ist, uns die Schiffahrt eben so thunlich macht als sie in dem Strich zwanzig Meilen Nordöstlich von Spitzbergen zu finden ist.

Eben so wenig bin ich davon überzeugt, daß es in Einer Jahrzeit thunlich sey durch die Sibirischen Meere zu schiffen, um nordöstlich nach Indien zu kommen. Ich halte diese Meere, wie ich eben gesagt habe, sehr oft mit Eis bedeckt; man kann durch diese große

seine Voraussagung zutraf, als man, seinem Plan entgegen, in England eine Nördliche Entdeckungsreise veranstaltete. Aber er erlebte auch, daß der größte Seefahrer Cook, aus dem Südmeer her dem nördlichen Eis umsonst die Stirn bot, ohne eine Bahn hindurch zu finden —: Dieser Mann, nemlich Herr Landvogt Engel, gab den von M. de P. hier wiederholten Vorschlag an die Hand, dem ein Anson und Barrington Beyfall gaben, nemlich Nordöstlich zwischen Spitzbergen und Nova Semla die Durchfahrt vorzunehmen. Denn da die große Haupt-Strömung auf der Erdkugel das Eis von Osten gen Westen treibt, so muß die Nordöstliche Seite ziemlich frey davon bleiben und sich aufklären, während sie der Westseite ihren Vorrath zusendet.

groſse Eisſtrecken, welche ſo viele Krümmungen auf der Fahrt veranlaſſen, keinen beträchtlichen Weg zurücklegen, ſondern muß, ſelbſt bey dem günſtigſten Winde, nur mit wenig Segeln ſchiffen. Doch halte ich es für ſehr möglich, bey einer guten Jahrzeit fünfhundert Meilen weit durch dergleichen Eisfelder hindurch zu kommen, wenn ſie, wie ich vorausſetze, nicht allzuhäufig ſind.

Auſſer daß ſie nur einige Zeit hindurch einerley Raum beſchlieſſen, und ihr Treiben und verſchiedene andere Ereigniſſe gewöhnlicherweiſe nicht geſtatten lange Zeit im freyen Meere durch ſie eingeſchloſſen zu bleiben: kann man ſich auch durch allerhand Manövers freye Fahrt verſchaffen, wo es dran fehlt. Ein von Eisfeldern ganz eingepreſstes Schiff vermag ſich durchs Sägen den Weg zu öffnen; und wir hätten gewiß dieſes Hülfsmittel ergriffen, wenn wir gegen das Ende des Sommers eingeſchloſſen worden wären. Ich bildete mir ein, daß wenn das Eis zum Zerſägen zu dick wäre, es doch möglich ſeyn müſſe, die Eisfelder in ihren Junkturen mit Winden von einander zu zwängen.

Die Eispreſſung bleibt das einzige unüberwindliche Hinderniß s). Allein, auſſer daß ein zu dergleis

s) Aber eben die Erfahrungen und Vorſchläge des M. de P. werden vielleicht dieſem Hinderniß die unüberwindlich geachtete Gefährlichkeit benehmen können.

Dromio von Syracus.

Nicht? die Sache iſt doch ganz deutlich; der Kerl, der dahergieng, wie eine Baßgeige in einem ledernen Ueberzug -- (*) mit einem Wort, den Gerichtsdiener.

Antipholis von Syracus.

Laß einmal deine unzeitige Schäkereyen, und ſag mir, haſt du ein Schiff gefunden, das dieſe Nacht abgeht?

Dromio von Syracus.

Wie, Herr? ich brachte euch ja Nachricht, daß die Barke Expedition dieſe Nacht auslauffe, aber ihr wurdet von dem Gerichtsdiener aufgehalten, euch an Bord zu begeben; hier ſind die Engel, nach denen ihr mich ſchiktet, um euch zu befreyen.

Antipholis von Syracus.

Der Burſche weiß nicht recht wo ihm der Kopf ſteht; und ſo gehts mir auch; wir irren hier unter lauter Blendwerken herum; irgend ein guter Geiſt bring uns unbeſchädigt wieder hinweg!

(*) Hier folgen im Original noch etliche ſinnreich ſeyn ſollende Umſchreibungen, die aber in lauter Wortſpielen beſtehen, ſo ſich nicht deutſch machen laſſen.

gleichen Expedition beſtimmtes Schiff ſtark gebauet ſeyn müſte, hielte ich für ſehr nützlich, ein Ruder fahrzeug mit einem Verdeck bey ſich zu führen, deſſen Vorderſteven und Kiel mit Eiſen beſchlagen wären, und das leicht genug gebauet ſeyn müſte, um mittelſt eines Hebezeugs auf dem Eiſe fortgeſchoben werden zu können. Wenn alſo ein Schiff durchs Preſſen der Eisfelder zertrümmert werden ſollte, könnte man mit jenem Fahrzeuge die Reiſe fortſetzen. Es würde, ſo oft es nöthig wäre, auf dem Eiſe fortgezogen, und hielte dieſe Schiffahrt, in der ſich das Meer nie empört, gewiß aus. Rückwärts könnte man, längſt den Küſten von Nova Semla hin, leicht damit in das weiſſe Meer kommen.

Ein zu dergleichen Verrichtung beſtimmtes Schiff müſte gegen Ende des Februar von den Küſten des teutſchen Meeres abſegeln, um mit Ende des März im Geſicht der erſten Eisfelder zu ſeyn; dort würde es verziehen, bis ſich einige Straße eröfnete. Die Fiſcher der Seewölfe bey der Inſul Jan Mayen gehen um dieſe Zeit dorthin; die Wallfiſchfahrer von Spitzbergen ſind den 15. oder 20. April oft ſchon im 80. Gr. der Breite. Diejenigen welche in die Straße Davis bis über den 71. Gr. fahren, gehn die erſten Tage des May aus Europa ab, und die Striche die ſie paſſiren ſind oft windiger als die nördlichen. Der Monath März und Anfang des April wäre alſo

leic

keinesweges eine zu frühe Jahrszeit t). Es würde sehr nützlich seyn, von ihr Gebrauch zu machen, weil in den Monaten April, May und Junius die Witterung am heitersten ist. Das Ende des Junius, der Julius und August sind nebelicht und regnerisch: und gleichwohl ist helles Wetter sehr heilsam, um in

t) Eben diese Jahrszeit räth Herr Engel an, dessen Behauptungen M. de P. auch darin Beyfall gibt, daß über den 81. Gr. der Breite wenig oder kein Eis die Schiffahrt hindere. Ueberhaupt gewährt er viel Belegs zu Engels Theorie; Seefahrers Kenntnisse und practische Vortheile waren von diesem nicht zu verlangen. Es ist sehr zu vermuthen, daß M. de P. des Herrn Engels Nachrichten, die zuerst in französischer Sprache herauskamen, gelesen und benutzt hat, wenn er gleich nicht so billig ist, den Mann zu nennen. — Auch Cook nahm nur auf diese Jahreszeit (im Monat August) Abschied von dem Eis, als er, unter 71. Gr. Breite und 198. Gr. der Länge von Greenwich, von Eis umschlossen wurde und da auf der Seite von America, auf der Gegenseite von Asien aber unter 69. Gr. Breite und 181. Gr. Länge wieder umlegen muste. Daß eine bequeme Jahreszeit zu der Durchfahrt zwischen Asien und America bey mehreren Erfahrungen entdeckt werden könne, scheint daraus zu folgen, weil Kenner behaupten: es werde das Eis bisweilen zu ungewissen Zeiten nach den Küsten, und hernach ins Meer und andere Gegenden getrieben, ohne jemals an den Küsten ganz fest zu bleiben. Also möchte eine absolute Unmöglichkeit noch nicht anzunehmen seyn.

in dem Eiſe fortzukommen. Ich glaube aber doch und man hat mich verſichert, daß dieſe letztern Monate in dem Verhältniß weniger neblicht ſind, je weiter man gen Norden kömmt v). Die Sonne hat dort weniger Stärke, und kann daher weniger Dünſte in die Höhe ziehen.

Den 14. Jul. befanden wir uns im 73. Gr. der Breite, die Länge war 7. Gr. und hatten ein ziemlich ſchifbares Meer, — Die Holländer waren zufrieden mit ihrem Wallfiſchfang, und machten Anſtalt das Eis zu verlaſſen, und nach Europa zurückzukehren. Alſo waren wir den 18. Jul. ſchon im Geſicht der Inſul Jan-Mayen, welche wir in der Entfernung von ſechs Meilen ſüdweſtlich liegen lieſſen. Die Nordſpitze dieſer Inſul hat 72. Gr. Breite und 9. Gr. 39. M. weſtliche Länge. Sie iſt an ihrem hohen Bärenberge ſehr kenntlich, der die Form eines Zukkerhuts hat, welcher in zwey Spitzen ausgehet. Die Inſel ſelbſt iſt von Nordoſt nach Südweſt Neun Meilen lang; die gröſte Breite beträgt 2 Meilen. —

Das

v) Der Nebel zeige ſich nur nach dem Verhältniß des vorhandenen Eiſes, ſagt Cranz; denn dieſes werde nach und nach darein aufgelöſt. Herr Engel rieth daher, gegen Norden zu ſchiffen und das Eis zu meiden, um keinen Nebel, oder den Nebel, um kein Eis zu haben.

Das Meer war itzt ſehr offen; wir ſahen nur in Oſten eine Kette von Eisfeldern, und die kleinen Wellen zeigten uns an, daß das volle Meer nicht weit entfernt ſey. Der ganze Himmel war verändert; man ſah weder dunkle und helle Wolken mehr, noch Nebel, wie vorher. Er glich dem Himmel in unſern Herbſttagen. Indeß hatten wir doch etwas kleinflockichten Schnee mit dem Nordweſtwind — Wir umſegelten den 19ten Jul. die letzte Kette der am weiteſten entlegenen Eisfelder in Weſten. Die Bewegung des Waſſers, welche durch dieſe Eisküſte behindert wurde, ſchlug zurück, und das Meer ward gen Oſten ſehr hohl. Wir wurden Tags drauf durch den groſſen Wellenſtoß von Nordoſt, oder von der Seite des Nordcaps des groſſen feſten Landes, ſehr hin und her geworfen — Das Klima war gar nicht angenehm, und obgleich die Sonne abwechſelnd ſchien, ſo war doch die Luft immer ſehr feucht, weit mehr als in den Eisgegenden.

Den 24ſten befanden wir uns 70 Gr. 18 M. der Breite und 10 Gr. der Länge, der Inſel Island gegenüber — Das nördliche Klima, welches ich auf dieſer Reiſe mit dem ſüdlichen vergleichen wollte, iſt davon ſehr unterſchieden. Der Thermometer ſtand faſt auf eben dem 4. oder 5ten Grad der Hitze im 70ſten Gr. nördlicher Breite, als in dem 50. Gr. der ſüdlichen. Der Barometer, welcher

cher in eben dieſer Süderbreite, auf 26 Zoll und 10 Linien fiel, ſtand in jenem nördlichen Grad wenigſtens auf 28 Zoll 4 Linien. Was den Himmel und die Winde anlangt, glaube ich, daß dieſe bey den Breiten 70 Gr. nördlich und 50 Gr. ſüdlich mit einander übereinkommen, aber in ſehr verſchiedener Jahrszeit; nemlich erſtere zu Ende des Monats April oder Anfang des May und letztere zu Ende des Decembers und im Jannar, welches die Sommerzeit in Süden iſt, jedoch weniger Reif und Kälte hat, als jener in der mit ihr übereinkommenden nördlichen Breite.

Der geringe Wechſel der Winde ließ uns keine beträchtlichen Tagreiſen machen; die Ueberfahrt ſchien langweilig zu werden. Die Annäherung der Küſte Islands und der Schottländiſchen Inſeln ließ uns den wilden Südweſtwind von Hudſon und Davis empfinden — Den 31ſten Julius waren wir am Eingang des teutſchen Meers. Der lange Tag, den wir bisher gehabt hatten, hörte hier für uns auf. Die Nacht nöthigte uns Licht zu brennen; wir befanden uns im 62 Gr. 25 M. Breite; und endigten einen Tag, der ſechs und neunzigmal 24 Stunden gedauert hatte.

Wir ſahen nun Makreien, und wurden dadurch noch mehr überführt, daß wir im teutſchen Meere waren; denn wir hatten die ſchottländiſchen Inſeln

nicht gesehen. Das Klima war wieder feucht, und ich versicherte mich von neuem, daß die Ströme hier gen Norden treiben — Den 14ten August erblickten wir die Insel Texel, doch hatten uns die Ströme weiter als wir glaubten gen Norden geführt, so daß wir uns ostwärts des Eingangs der Rhede vom Texel befanden, und durch einen Südwind genöthigt wurden in die Zuydersee auf einer andern Passage, zwischen den Inseln Vlieland und Terschelling einzulaufen.

II.

Balders Tod.

An Ludwig Theodor Kosegarten.

Schön ist, Sohn des Gesangs, dein mütterlich Land! Es umschweben
Kunden der Vorzeit auf jeglichem Pfade die Seele des Dichters,
Wenn er auf Augias Auen und einsamen Felsengebirgen
Oder am Ufer des tosenden Meeres, im mondlichen Schimmer
Wallend, von ferne vernimmt den Flügelschlag des Gesanges!
Auch mich hat er begrüßt an dem Ufer des heiligen Meeres;
Da, wo Danias Inseln, in lieblichem Kreise vereinigt,
Blühen, wie rosige Schwestern geschmückt zur brautlichen Feyer —
Auch mich hat er begrüßt! Denn es schweben im Schatten der Haine
Ueber

Ueber den Steinen der Kraft, und im Rauſchen der einſa-
ſamen Wogen,
Die im kühlenden Bade die ſchönſte der Göttinnen ſahen,
Thaten, werth des Geſangs, und flüſtern mit leiſerer Stimme
Wie dem Geliebten die Liebende koſet, und wehn durch die
Eilend hindurch, ſie zum Seelenvollen Geſange zu wecken!

Eine winkt mir vor allen den ſchaurigen Kunden der
Vorwelt!
Ach ſie ſang mein Geliebter einſt in die nordiſche Leyer,
Ewald, den der Geſang im Angeſichte des Todes
Nicht verließ, und hinüber mit ihm zu dem Himmliſchen
ſchwebte! —
Schöner als Balder war keiner der Aſen; es ſtrahlte ſein
Antlitz
Wie die Sonne ſtrahlt in den goldnen Locken des Morgens.
Süß war ſeine Rede wie Honig und wie des Baches
Silberne Flut; drum liebten die Sterblichen ihn und die
Götter!
Denn ſein Herz war der Freude voll, und den Leidenden
wurde
Fülle des Troſtes bey ihm, und die Hülfe des nervigten
Armes!

Einſtmals ruht er an Nanna's Buſen, des lieblichen
Weibes,
Eingewiegt vom ſanften Schlummer die herbſtliche Nacht
durch.
Da umgaben Geſtalten des Schreckens ſein nächtliches Lager
Bis der Morgen erſchien, und die Traumgebilde verſcheuchte!
Aber es lachte der Held der nichtigen Schattengeſtalten

Welche des Todes Gefahren dem Sohn' der Unſterblichen dräuten!
Mächtiger wurden in jeglicher Nacht die Gebilde des Todes,
Ihn zu warnen geſendet von lebenden Geiſtern; da flog er
Tief in der Nacht einſt auf aus den Armen des Weibs! Sie erwachte
Bebend, u. forſchte den Kummer der ihren Geliebten zernagte:
Bis er vom Koſen der Göttin beſiegt ihr die warnenden Träume
Nicht mehr bergen! Sie ſchlang ſich um ihn und weinte der Liebe
Bange Thränen, bis endlich der Tag ſich am Himmel enthüllte.
Da that Nanna den Himmliſchen kund die warnenden Träume.
Und ſie erbleichten mit ihr, und ſtrebten zu wenden des Schickſals
Eiſerne Rache, dem Odin ſelbſt, der Gewaltige, zittert. —
Frigga begann: Ich wandl' umher auf der Erde Gefilden
Heiſche Gelübde von Allem was lebt; vom Feuer u. Meere
Und vom Eiſen und Gift! von jealichem Erz und Geſteine
Heiſche den heiligen Eid von der Erde, von Bäumen und Wäldern,
Daß den Geliebten der ewigen Götter keines verletze:
Alſo ſprach ſie, es jauchzten ihr Beyfall die Himmliſchen Alle.
Alles ſchwor, was auf Erden war, der lieblichen Göttin
Einen heiligen Eid, daß keins den Geliebten verletze.
Alſo kehrte ſie frölich zurück zum Saale Walhalla's.
Und es glühten vor Wonne die ſtrahlenden Augen der Göttin!
Jauchze, Balder, und lache des Traums! denn es ſchworen mir alle
Dein zu ſchonen! Sie rieſs und es jauchzten die Himmliſchen mit Ihr!

Bra-

Bragas Lieder erſchollen; es ſcholl im Geſange der Harfen
Frölicher Hörner Klang, aus welchen der duftende Meht floß!
Balder lachte des ſchreckenden Traums! Zum Ziele der Bogen
Rief er, ſtell ich mich hin; verſucht es ihr Götter ob einer
Mich mit den Todesgeſchoſſen erziele! Des ſtärkern Hammers
Spott' ich, und höhne die Felſen, die wider mich fliegend, der Sonne
Stralen verdunkeln, und lache der Stärke des zückenden Blitzes:
Alſo jauchzt er; da ſtellten um ihn ſich im Kreiſe die Götter!
Und es ſanken die ſchnellen Geſchoſſe vor ihm in den Staub hin:
Selbſt des Donnrers mächtiger Hammer verfehlte des Zieles,
Zürnend, daß unſichtbare Gewalt ſein Wüten bezwinge.
Alſo jauchzten lange die Götter; es jauchzte mit ihnen
Odins Weib, und Freya, die Holde! Da wandten ihr Antlitz
Schnell die Nornen hinweg, denn es nahte der lieblichen Göttin
Loke, der Götter-Feind, verhüllet in weibliche Schönheit,
Forſcht', als wär er von ferne gekommen, warum den Geſchoſſen
Balder zum Ziel ſich geſtellt, und keines von Allen ihn träfe.
Frigga erwiederte: hat mir nicht alles auf Erden geſchworen
Balder zu ſchonen? Was könnt' ihn verletzen! Nur eines von allen
War zu ſchwach, und des heiligen Eides nicht werth: ein junger
Kaum aufſchießender Sprößling, in jenem öſtlichen Thale.
Alſo ſprach ſie, und wandte ſich wieder, dem Spiele zu ſchauen.
Aber das tückiſche Weib verſchwand, wie der Blitz durch die Luft fliegt,

Riß aus der Erden den Sprößling, und trat in Göttergestalt hin,
Wo von der Jauchzenden Spiele gesondert, Hether der Blinde
Stand; und wirfst du nicht auch mit deinen Geschossen auf Balder
Fragte die Täuschende — „Siehst du denn nicht, daß mein Auge geblendet
Ist und unbewaffnet mein Arm? Wie würden die Götter
Meiner spotten, wenn ich in den Kreis der Zielenden träte!„
Komm mit mir, erwiederte Loke, mein Arm soll dich leiten
Daß du des mächtigen Balders mit diesem Stabe nicht fehlest!
Da nahm Hether den Stab und warf, wie Loke den Arm ihm
Schwang, auf Balder ihn hin; daß vom Todesgeschosse durchbohret
Nieder der Göttliche sank und im Blute sein Leben verströmte.
Ach Unglücklicher! mußte dich doch das Schicksal erreichen
Daß kein Flehen dir half, und keine Weisheit der Götter!
Ach Sie senkten alle hinab zur Erden die Blicke:
Keiner begann zu reden, und keiner durfte den Frevel
Rächen in Odins heiliger Burg. O Balder, es weinten
Um dich her in unendlichem Jammer die mächtigen Götter,
Aber vor Allen dein Vater! er wußt' es, ihm würde dein Arm einst
Mangeln am schrecklichen Tage der Schlacht und Dämmrung der Götter!

Endlich ermannten die Asen sich wieder; und trugen den Leichnam
Hin zum Gestade des Meers. Dort lag von den Wogen umtönet
Bal-

Sechste Scene.

Die Courtiſane zu den Vorigen.

Courtiſane.

Wir treffen einander recht gelegen an, Herr Antipholis. Ich ſeh' ihr habt endlich den Goldſchmidt gefunden; iſt das die Kette, ſo ihr mir heute verſprochen habt?

Antipholis von Syracus.

Zurük, Satan! Verſuche mich nicht, ſag' ich dir.

Dromio von Syracus.

Herr, iſt dieſes Frauenzimmer der Satan?

Antipholis von Syracus.

Es iſt der Teufel.

Dromio von Syracus.

Nein, ſie iſt noch etwas ärgers, ſie iſt des Teufels Großmutter. (*)

(*) Hier iſt man wieder genöthigt, die Einfälle des Dromio wegzulaſſen, die ſich alle um die Zweydeutigkeit des Worts light [ermundrehen, welches Licht und leicht heißt. a Light Wench [ein leichtes Mensch] iſt im Engliſchen ſo viel als eine Hure. Diß giebt dann dem Dromio Anlas zu ſagen: Dieſes Frauenzimmer ſey des Teufels Mutter in Geſtalt einer Hure (of a light Wench.) Nun [ſagt er] ſteht geſchrieben, die Teufel erſcheinen den Leuten in Geſtalt der Engel des Lichts, (Angels of Light:) Licht iſt eine Wirkung des Feuers, und Feuer brennt, ergo brennen die Huren, (light-Wenches will burn) folglich kommt ihr nicht zu nahe.

Baldurs Nachen, von allen der Größte. Vergebens versuchten
Ihn in die Fluten zu stoßen die Götter, um auf Ihm die Leiche,
Wie er auf purpurnen Wogen sich wiegte, den Flammen zu opfern!
Aber, als wäre der Nachen in Felsen gewurzelt, vermochte
Keiner ins Meer ihn zu stoßen. Da riefen die Götter aus Jötunheim die Zauberin her, Hirokken genannt; auf einem
Wolfe kam sie daher, und eine Natter ihr Zügel;
Aber Odin gebot vier Riesen, des Wolfes zu hüten.

Und die Zauberin faßte den Nachen. Sie stieß in die Fluten
ihn, daß Flammen dem Kiel entsprühten, und ringsum die Erde
Bebte. Da zürnete Thor, und ergriff, ihr Haupt zu zerschmettern
Seinen Hammer. Es flehten für sie die gewaltigen Götter,
Also legten Sie Baldurs Leichnam hinein in den Nachen.
Aber Nanna verschied vor Kummer, und ward in den Flammen
Nicht von Ihrem Gemahle geschieden. Es stand bey dem Nachen
Asa Thor, und weihte mit seinem Hammer die Flammen.

Also bestatteten Baldurs Leiche die mächtigen Götter.
Odin und Frigga, und Freya vom goldenen Eber gezogen,
Heimdal auf seinem Roß, und die Walkyrier mit Ihm.
Odin warf in die Flammen den Ring aus welchen in jeder
Neunten Mitternacht sieben und Einer wiederum triefen!
Aber Baldurs Roß ward auch den Flammen gegeben.

So flieg Baldere Geiſt hinab zu den Hallen der Schatten,
Die auf eiſernem Stule die ſchreckliche Hela beherſchet;
Lokes Brut und der Zauberin Tochter, ein ſchrecklicher Unhold.
Ihre Brüder ſind Fenris, der Wolf; der, am Tage des Götter-
Kampfes, die Himmel verſchlingen wird und der Erde
Gefilde —
Aber noch lag er gefeſſelt in Odins ſtralenden Hallen!
Und ins Meer geſchleudert lag, ein entſetzlicher Lindwurm,
Helas jüngrer Bruder, die erdumgürtende Schlange!
Da ſaß düſter und traurend in nächtlichen Hallen des Todes
Balder der Schöne, geliebt von den Göttern, geliebt von
den Menſchen!
Und es weinten um ihn die Aſen, und keiner vermochte,
In unendlichem Jammer verſenkt, den Andern zu tröſten.

Endlich begann die liebliche Freya: Iſt keiner von Allen
Aſen, welcher es wagt hinab zu den Pforten des Todes
Dort wo Hela herrſcht, zu reiten, um Balder zu ſuchen,
Und zum Löſegeld ihr unendliche Spende zu bieten?
Wer von allen es waat, beſteige mein bräutliches Lager!
Alſo ſprach ſie, und ſüſſes Verlangen erfüllte die Herzen
Freyas Gatte zu ſeyn. Doch keiner wagt' es von Allen!
Endlich ermannte ſich Hermod der ſchnelle, Wodans Erzeugter,
Balders Bruder, hinabzureiten zum Saale der Schatten.
Odin gab ihm ſein Roß, und Hermod ſchwung ſich im
Sturme
Fort auf dem eilenden Roſſe durch Nacht und ſchreckliche
Thale.
Neunmal wurde der Tag und neunmal ſank er hinunter;
Aber es ſah kein Leuchten des Tages, kein Leuchten der
Sterne
Hermod, bis er den Strom erreichte der Galle genannt wird.
Ste-

Seine Brück ist mit Golde bedeckt, es hütet der Brücke
Modunger, Helas Magd! Als Hermod im stürmenden Laufe
Ueber die goldne Brücke sich schwang, da staunte die Jungfrau.
Warlich, rief sie, du bist kein nichtiger Schatten; so tönte
Unter den Heeren der Todten, die gestern vorüber mir zogen,
Nicht die Brücke, wie jetzt sie unter dir donnert — Von wannen
Bist du, und wer? Was führt dich hinab zu den Hallen der Todten?
„Balder such ich, den Bruder, hast du ihn nirgends ersehen?„
Wol begegnet er mir. Da, unten im nördlichen Thale
Liegen die Hallen der Todten, dort wirst du ihn finden, den Schönen.

Als nun Hermod gekommen war zu den Gittern der Hölle
Sprang er nieder vom Roß und schnallte den Sattel, und schwang sich
Wieder empor und stachelte, daß in geflügelter Eile
Ueber das schreckliche Gitter das Roß der Götter hinabsprang!
Siehe da fand er den Bruder erhaben unter den Todten
Sitzend, und labte sein Herz mit ihm in trauten Gesprächen,
Bis der Morgen kam, daß er Hela die Botschaft der Götter,
Bracht und ihr eisernes Herz durch unendliche Spenden erweichte.
Aber Hela erwiederte trotzig: wenn Balder geliebt ist
Wie du rühmest von allen; so muß ihn alles beweinen
Lebend und Todtes auf Erden. Dann send ich den Göttern ihn wieder!
Doch, wenn Eins von allen nicht weint, so rettet kein Flehen,
Keine Spende, den mächtigen Balder aus meinem Pallaste!

Da gieng Hermod hinweg, ihn begleiteten Balder und Nanna
Aus den Hallen hinaus, und gaben für Odin und Frigga
Dryppner, den goldenen Ring, und viele Geſchenke der Liebe.
Alſo ritt er hinweg, und brachte den Aſen die Botſchaft.

Und ſie ſandten umher in allen Bezirken der Erde.
Daß man Balder vom Reiche der Todten wieder erweine.
Menſchen weinten, und Thier', und die Erde, und Wälder und Erze.
Jauchzend kehrten der Götter Geſandten nun heim; da erſahen
Eine Zauberin ſie in den Felſengeklüften, und baten
Sie um Trauer für Balder — Sie grinzte mit ſchrecklichem Lachen:
„Trockene Thränen vergieß ich um Balder; mag Hela behalten
Was ſie hat!„ Da erkannten die Aſen des Zauberers Loke' Kunſt, der Balder erſchlug, und weinten Trauer des Zornes
Daß er wohnen mußte bey Hela, getrennt von Walhalla!

F. M.

III.

Etwas von den Deiſten in Böhmen.

Aus einem Schreiben an den H. d. T. M.

Wien, den 18ten Aug. 1783.

Die verſprochenen Nachrichten von den Deiſten in Böhmen, welche Sie endlich einmal von mir erhalten, ſind aus einer ſo guten Quelle geſchöpft, daß ich nicht fürchten darf damit zu ſpät zu kommen.

Nach

Nach dem kundgemachten kaiſerlichen Toleranz-Patent ſtunden im Chrudimer Kreiſe, und zwar in den nebeneinander liegenden Dörfern Rockitno und Chwoynez zwey und funfzig Familien auf, und legten vor ihrem Oberamtmann ein Glaubensbekenntniß ab, worin ſie Chriſtum und ſeine Lehre verwarfen, und ſich zu der Gottes-Religion, (Bozy Wira) oder zu der Religion eines einzigen Gottes, wie ſie dieſelbe nennen, feyerlich bekannten.

Der Biſchof Hay von Königsgrätz, der ſich unter den meiſten von ſeinem Stande wie ein Stern zwiſchen Wolken auszeichnet, ließ dieſe Leute auf der Canzleyſtube zu Pardubiz verſammeln, redete viele Stunden mit ihnen, und ſtrengte ſeinen ganzen Forſchungsgeiſt, ſo wie alle ſeine Beredſamkeit an: um mit jener bis zu der erſten Quelle ihrer unter dem Landvolk ungewöhnlichen Grundſätze zu dringen, und mit dieſer ſie, wenn nicht zu dem katholiſchen, wenigſtens zu einem der im Lande geduldeten chriſtlichen Bekenntniſſe zu überreden.

Sie hörten ihn mit der gröſten Gelaſſenheit an, aber immer war ihre Antwort: ihre Vernunft könne die Geheimniſſe der chriſtlichen Religion nicht aushalten, und ſie könnten nichts, was ihrer Vernunft zuwider ſey, glauben.

Der Biſchoff fragte ſie: ob ſie wohl begriffen, wie ihr Korn wachſe? ob ſie tauſend Geheimniſſe der Natur begriffen? und ob dieſe darum weniger wahr ſeyen? — Ob ſie nach dem Beyſpiele ſo vieler Fürſten und Groſſen der Erde, ſo vieler aufgeklärten Menſchen, nach dem Beyſpiel von ganz Europa das ſich zum Kreuze Chriſti bekenne, bey den undurchdringlichen Geheimniſſen nicht ſchweigen und ſie in der Stille anbeten könnten, um ſo ihre Tage in Ruhe zuzubringen?

„Könige und Fürſten, erwiederten ſie, Große und „Regierer des Volks, tauſend und mehr tauſend „denken ſo wie wir; aber ſie ſchweigen und ſind „darum klüger; wir reden, und ſind darum ehrlicher.„

Ihr Glaubensbekenntniß beſtand ohngefähr aus folgenden Sätzen: „daß ſie an einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erden, aber an die Dreyeinigkeit als Mehrgötterey nicht glauben; daß ſie die Geſchichte von Chriſtus annehmen, ſo wie die Geſchichte eines Huß und mehrere dergleichen; daß ſie glauben, er ſey eben ſo und nicht anders Gottes Sohn geweſen, als ſie ſelbſt es ſeyen; denn alle Menſchen, vorzüglich aber die Gerechten, ſeyen Geſchöpfe und Kinder Gottes. Daß aber ein Gott Menſch geworden, könnten ſie eben ſo wenig glauben, als daß ein Menſch Gott werde. An den Geiſt Gottes glauben ſie, ſo wie ſie glauben, daß

jeder

jeder Mensch seinen eigenen Geist habe; der göttliche Geist sey für sie der Geist des guten Rathes und der Stärke, er leite und tröste sie; daß aber dieser Geist eine ganz besondere Person in der Gottheit sey, könnten sie eben so wenig glauben, als daß ihr Geist eine andere Person in ihnen ausmache. Sie glauben eine unsterbliche Seele. Die auf dieser Welt geplagten, unschuldigen und gerechten Menschen würden in der andern ihre Belohnung empfangen, ewig mit Gott seyn und ihn lieben. Die ewigen Höllenstrafen glauben sie nicht, sie seyen gerade gegen die unendliche Barmherzigkeit des besten Vaters. Die Sünder würden nach der Größe ihrer Verbrechen gezüchtiget oder vernichtet werden.„

„Ihr Gesetzbuch seyen die zehn Gebote. Gott habe sie mit seinem Finger in die steinernen Tafeln, und zu gleicher Zeit in die Herzen aller Menschen geschrieben. Ihr Gottesdienst sey, für die Gerechten, das schöne Gebet der Christen, das Vater unser, welches sie in ihrer Jugend gelernt hätten; für die Sünder die sich mit Gott aussöhnen müssen, die Psalmen Davids, welche sie in ihren Zusammenkünften sängen, und dabey Reue und Zerknirschung des Herzens empfänden.„

Auf die Einwendung des Bischoffs: sie seyen ja doch getauft worden, sie unterwürfen ihre Kinder diesem heiligen Gebrauche, sie gelobten ihre Ehen

unter

unter dem auf die christliche Religion gegründeten Schwur: es sey also Widerspruch in ihren Grundsätzen? gaben sie zur Antwort: „sie seyen getauft worden, weil sie als Kinder sich diesem Gebrauche nicht hätten widersetzen können: sie liessen ihre Kinder taufen, weil es die Vaterländischen Gesetze und die Ordnung beföhlen, und so verhielten sie sich auch bey ihren Ehen und übrigen Contracten: aber im Grunde hielten sie eben so wenig auf die Taufe als auf die Erbsünde; und sie glaubten festiglich, daß zur Seligkeit nichts anders: als der Glaube an Einen Gott und die Haltung seiner zehn Gebote nothwendig seye. Aller Ueberrest sey Menschenerfindung, die sie nie für göttlich annehmen würden.„

Dieses Glaubensbekenntniß haben drey Männer, die im Nahmen der ganzen Versammlung sprachen, dem Bischoff in ihrer rohen Muttersprache, Punct für Punct hergesagt. Die Lehre von dem alleinigen Gott belegten sie mit verschiedenen Texten des alten Testaments. Das neue verwerfen sie durchaus: nur aus der Apocalypse citiren sie einige Prophezeihungen und andere Stellen, worin vom Verfall des alten Babylons (so nennen sie das Christenthum) die Rede ist, verdrehen sie zu ihrem Vortheil, und wissen ihre Brüder damit in einer Art von Enthusiasmus zu erhalten.

Mehrere, die einzeln über ihr Glaubensbekenntniß verhört wurden, gaben mit vollkommner Gegenwart ihres Geistes zur Antwort: Unser Glaube ist nur an Einen Gott, und unser Gesetz besteht in zwey Worten: **Cyjn dobrzu, a warug se zleho**, d. i. Handle gut, und fliehe das Böse.

Nach dem Zeugniß des Pfarrers und Oberamtmanns waren diese Leute vormals Holzdiebe; aber sie waren es aus Grundsatz. Der Herr, sagten sie, läßt vor unsern Häusern Wälder und Bäume wachsen: warum sollen wir uns dieser Wohlthaten nicht bedienen, wenn wir ihrer bedürfen? Seitdem sie aber ihr Glaubensbekenntniß auf der Amtskanzley abgelegt hatten, unterließen sie auch ihre Holzdiebereyen, und zeichneten sich überhaupt durch gute Sitten aus.

Von den Obrigkeiten haben sie eben so wenig die gewöhnlichen Begriffe. Die Menschen, sagen sie, haben sich selbst ihre Fürsten gewählt. Sie müssen uns schützen, und wir sollen ihnen gehorsamen, wenn sie ihre Pflicht an uns erfüllen. Es ist Menschenerfindung, daß die Vorsteher, besonders jene die ihre Gewalt mißbrauchen, gerade von Gott eingesetzt seyen.

Diese Familien sind hierauf nach Siebenbürgen versetzt worden, weil man ihre Secte der Moralität,

tät, der Ruhe des Vaterlandes, und vorzüglich dem übrigen in der christlichen Religion lauen oder unwissenden Haufen des Landvolkes gefährlich glaubte; und weil sie dabey der Proselytenmacherey ergeben waren, und ihre Parthey bey den Ihrigen durch Verfolgung, bey andern benachbarten Gemeinden aber durch Verführung zu vergrößern suchten.

In Zizeliz, einem kleinen zur Herrschaft Chlumez gehörigen Flecken, haben sich gleichfalls 14 Familien zu dieser Secte bekannt. Aber dies war eine Sorte von Leuten, die auch die liebevollste Vorstellung nicht einmal anhören wollten. Ein wildes fanatisches Gesindel, das größtentheils aus Trunkenbolden, liederlichen Haushältern, und sonst Menschen von schlechten Sitten bestand. Das Mitleiden, das vielleicht der erste Transport nach Siebenbürgen hier und da einem Herzen eingeflößt hat, wird der Zweyte, den diese Unsinnigen ausmachten, schwerlich hervorzubringen wissen.

Für die Hauptursache dieses Abfalls vom Christenthum hält der Bischoff die alte Intoleranz der Priester und der Gesetze, und die vormahlige trokne Lehrart der Seelsorger. Er hält es, mit Recht, für unmöglich, daß gutorganisirte Menschen sich Mirakelerzählungen, und was dergleichen Mönchs-Lehre mehr ist, worunter noch überdies allerorten der Eigennutz hervorguckt, für Gottes- und Väter-Lehre tön-

Courtiſane.

Euer Diener und ihr ſeyd erſtaunlich ſpaßhaft, mein Herr. Wollt ihr mit mir gehen, wir wollen unſer Mittag-Eſſen hier verbeſſern.

Antipholis von Syracus.

Zurük, böſer Feind! Was ſagſt du mir vom Nacht-Eſſen? Du biſt eine Hexe, wie ihr alle ſeyd; ich beſchwöre dich, daß du von mir ablaſſeſt, und deines Wegs geheſt.

Courtiſane.

Gebt mir entweder meinen Diamant-Ring wieder, den ihr mir beym Eſſen abgezogen, oder die Kette, die ihr mir verſprochen habt, ſo will ich gehen und euch nicht beunruhigen.

Dromio von Syracus.

Andre Teufel verlangen nur Kleinigkeiten, einen abgeſchnittnen Nagel, einen Strohhalm, ein Haar, einen Tropfen Bluts, eine Steknadel, eine Nuß oder ein Kirſchenſtein; aber dieſe iſt ſo gierig, daß ſie eine Kette haben will. Herr, ſeyd geſcheidt; wenn ihr's thätet, wer weiß was für ein Unglük daraus entſtehen würde.

Antipholis von Epheſus.

Pake dich, du Hexe! Komm, Dromio, wir wollen gehen.

Dromio

können verkaufen laſſen. Solche Chriſten, ſagt dieſer ehrwürdige Menſchenfreund, müſſen um deſto verdächtiger werden, wenn liebloſe Hirten, denen es augenſcheinlich mehr um die Wolle als um das Wohl ihrer Schaafe zu thun iſt, jeden Argwohn mit wilden Feuer nützen, um ihre Kinder zu quälen, zu verketzern, mit dem Bannfluche zu brandmarken, und ſchaudervolle Kerker mit ihnen anzufüllen. Ein Fall, worinn ſich beſonders das Böhmiſche Landvolk eine geraume Zeit zu finden das Unglück gehabt hat.

Es haben ſich nachher noch mehr dergleichen Deiſten bey ihren Beamten angegeben, und dieſelbe Sekte, weil ſie gröſtentheils bey Unwiſſenden und Mißvergnügten Wurzel gefaßt hatte, würde wahrſcheinlicher Weiſe noch weiter um ſich gegriffen haben, wenn nicht der Monarch ein Mittel gefunden hätte, ſie und ihre Angeber zum Schweigen zu bringen.

Gegenwärtig hört man nichts mehr von ihnen, und die weiſen Vorkehrungen des Kaiſers gehen ungeſtört ihren Gang fort u. ſ. w.

Zuſatz des Herausgebers.

Die Betrachtungen, die bey dieſem glaubwürdigen, wiewohl noch zu wenig umſtändlichen Berichte ſich jedem denkenden Leſer aufdringen müſſen, haben hoffentlich keiner Geburthshülfe vonnöthen. Nur etliche Fragen ſey uns erlaubt an den Menſchenver-

ſtand unſrer Leſer, von welcher Parthey, Religion, und Völkerſchaft ſie ſeyn mögen, zu thun. Was iſt die **Toleranz** von welcher ſo viel Schreibens und Rühmens in unſern Tagen iſt? Iſt ſie blos ein willkührliches Gnadengeſchenk eines Monarchen der Alles kann was er will — oder eine **Pflicht**, die aus einem **unverlierbaren Rechte der Menſchheit**, aus dem Rechte an Gewiſſensfreyheit, entſteht? Haben diejenigen, die ſich zu der Augſpurgiſchen oder Helvetiſchen Confeſſion bekennen, ein anderes und beſſeres **Recht an Duldung**, als das allgemeine Recht eines jeden Menſchen, vermöge deſſen er nicht gezwungen werden darf, durch äuſſerliche Handlungen für **wahr** zu erklären, was er in ſeinem **Innern** für **Wahn** und **Irthum** hält? Erlaubt das **Naturgeſetz** der Gewiſſens-Freyheit **Schranken** zu ſetzen? Und, (wenn anders noch jemand dieſe Frage mit Ja beantworten zu können glaubt) worauf kann ſich dieſes Recht der Gewiſſensfreyheit **Schranken** zu ſetzen, gründen? Was iſt eine Freyheit, die ſo enge eingeſchränkt werden kann als es demjenigen beliebt in deſſen Händen die Gewalt iſt? —

Mich dünkt, alle dieſe Fragen ſind leicht zu beantworten. Entweder entſcheidet hier *Ratio ſtatus*, oder **allgemeine Vernunft**. Entſcheidet jene, und kommt es bloß auf die Willkühr eines Regenten,

oder auf ſeine Meynung von politiſcher Convenienz an, ob die Menſchen, die unter ſeiner Regierung leben, Glaubens- oder Gewiſſensfreyheit haben ſollen oder nicht: ſo iſt klar, daß es auch von ſeiner Willkühr abhängt, die ertheilte Freyheit wieder zurückzunehmen, ſobald ſich ſein Urtheil von dem was er ſeinem politiſchen Intreſſe für zuträglich hält, ändert. Jauchze über eine ſolche Freyheit wer will! — Aber, rund mit der Sprache herauszugehen, es iſt Ungereimtheit, zu ſagen „daß **Glaubensfreyheit von irgend eines Menſchen Willkühr abhange.**„ Sie iſt ein allgemeines, angebohrnes, unveräußerbares Recht der menſchlichen Natur. Wer das Recht hat Athem zu holen, aus ſeinen Augen zu ſehen, auf ſeinen Beinen zu gehen u. ſ. w. der hat auch das Recht zu glauben was er glaubt, und iſt von ſeinem Glauben niemand Rechenſchaft ſchuldig. Alle Religionen gründen ſich auf **Meynung** und **Glauben**. Gründeten ſie ſich auf mathematiſche Gewißheit, auf vollkommene anſchauliche **Evidenz**: ſo wäre von jeher nur eine einzige Religion in der Welt geweſen. Da dieſes nicht iſt: ſo hat jeder Menſch das Recht, in Religionsſachen, d. i. in allem was ſeinen Glauben an das höchſte Weſen und ſein Verhältniß gegen daſſelbige betrift, der Meynung zu ſeyn, von deren Wahrheit er ſich überzeugt fühlt, und wobey ſein Verſtand und Gewiſſen ſich beruhigt. Derjenige der andre Religionsmeynungen

hat, kann freylich nicht umhin zu glauben, daß jener sich irre; auch steht ihm frey, ihn von seiner Meynung zu unterrichten: aber er hat kein Recht ihn zu seiner Meinung zu zwingen. Auch der Gesetzgeber in einer bürgerlichen Gesellschaft darf dies nicht. Er darf keine Religion durch Zwanggesetze einführen, und keine durch Zwanggesetze hindern oder unterdrücken. Die Eingeführte Religion ist nichts weiter als die Religion der Meisten; und das Beywort herrschend mit Religion verbunden ist völliger Unsinn. Denn keine Religion kann ein Recht haben über andre zu herrschen. Der Regent ist als Oberhaupt des Staates Beschützer und Aufseher der Religion. Jenes ist er, in so fern er die allgemeine Pflicht auf sich hat, jedes Mitglied des Staats bey allen seinen Rechten zu schützen, d. i. nicht zu zugeben, daß es in ihrem Genusse gestört oder derselben gar beraubt werde. In so fern ist er also verbunden einen jeden, bey derjenigen Religion zu schützen die er hat; und wenn zweyhundert Religionen auf einmal in seinem Staate entstünden, so haben alle zweyhundert gleiches Recht an seinen Schutz. Er ist aber auch Aufseher der Religion, in so fern ihm obliegt zu verhindern daß die innre Sicherheit oder Ruhe des Staats nicht durch Bekehrungssucht, Verfolgungsgeist und andre Ausbrüche eines unverständigen oder von Priestern und Leviten mißgeleiteten Religionseifers

ſers unterbrochen werde; und vermöge dieſer Regentenpflicht kann er — nicht Meynungen als Verbrechen ſtrafen — aber wohl Handlungen verbieten, welche, durch eine natürliche Folge, die Ruhe des Staats ſtöhren würden. Wer alsdenn, mit Verachtung des Geſetzes ſolche Handlungen zu begehen fortfährt, kann ſeines Ungehorſams wegen beſtraft werden. Wären aber dieſe Handlungen von ſolcher Art, daß der Uebertreter des Geſetzes ſich in ſeinem Gewiſſen dazu verbunden hielte, d. i. (mit andern Worten) glaubte er in dem Falle zu ſeyn „wo man Gott mehr gehorchen muß als den Menſchen„: ſo fände auch keine Strafe des Ungehorſams ſtatt; und das Strengſte, was über ihn verhängt werden dürfte, wäre, daß er angehalten würde mit aller ſeiner Habe aus dem Lande wegzuziehen.

Alle dieſe Sätze ſind natürliche und meiſtens unmittelbare Folgerungen aus der unläugbaren Vernunfts-Wahrheit: **Meynung und Glauben können, ihrer Natur nach, keinem äuſſerlichen Zwang unterworfen ſeyn.** Ihre Anwendung auf die Deiſten in Böhmen macht ſich von ſelbſt. Es iſt auf keine Weiſe zu glauben, daß man dieſen Leuten die Gewiſſensfreyheit habe verſagen wollen, an welche ſie das nehmliche Recht haben, das allen andern Religionsbekennern zukommt. Der Schrei-

ber des mitgetheilten Briefes giebt zwar mehrere Urſachen an, warum dieſe Deiſten nach Siebenbürgen transportirt worden, nemlich:

1) Weil man ihre Secte der **Moralität** und
2) der **Ruhe** des Vaterlandes und
3) vorzüglich dem übrigen in der chriſtlichen Religion lauen oder unwiſſenden Hauffen **nachtheilig** geglaubt; und weil ſie
4) der **Proſelytenmacherey** ergeben geweſen, und ihre Parthey bey den ihrigen durch **Verfolgung**, bey andern benachbarten Gemeinen durch **Verführung** zu vergrößern geſucht haben ſollen:

allein, da der 2te und 4te Punct auf Eins hinauslauft, und bey dem 1ſten ſich im vorliegendem Falle gar nichts, *) bey dem 3ten aber nur etwas ſehr Schwankendes und Unbeſtimmtes denken läßt: ſo bleibt nur der vierte Punct übrig, der (die Wahrheit des Facti vorausgeſetzt) einen hinlänglichen Grund abgiebt, warum man eine Translocation dieſer

*) Denn wer die Beobachtung des **Dekalogus** für ein weſentliches Stück ſeiner Religion erklärt, macht ſich zu aller **Moralität** anheiſchig, die zu einem Bürger irgend eines Staates erforderlich iſt. Haben aber dieſe Leute noch beſondere Lehrſätze, die der Moralität entgegenſtehen, ſo hätten dieſe Sätze angezeigt werden ſollen.

dieſer Leute nöthig gefunden. **Proſelytenmacherey, Verfolgung** und **Verführung** ſind freylich Handlungen, wobey das Amt der Ober-Aufſicht über die Religion eintritt, und denen nicht gleichgültig zugeſehen werden kann. Sie ſind an **Deiſten** ſo wenig als an **Katholiken** oder **Proteſtanten** zu dulden: aber ſie ſind an Deiſten auch keine gröſſern Verbrechen als an Katholiken und Proteſtanten. Die Präſumtion der vollſtändigſten Gerechtigkeit und Billigkeit iſt allezeit für die Handlungen des großen Monarchen, der ein Verfahren, das mit ſeinen preiswürdigen Grundſätzen der Toleranz und Gewiſſensfreyheit ſo ſtark contraſtirt, nicht über dieſe Leute verhängt haben würde, wenn er nicht gerechte Urſachen dazu gehabt hätte. Indeſſen iſt eine Anzahl von 52 Familien **Böhmiſchen** Landvolkes, die ſich öffentlich und vor ihrer Obrigkeit zum **Deismus** bekennen, eine ſo ſonderbare und ſeltſame Erſcheinung in der Moraliſchen Welt, daß nichts natürlicher und billiger iſt, als der Wunſch, von allen Umſtänden deſſen was ſich mit dieſen Böhmiſchen Deiſten zugetragen genau und zuſammenhängend unterrichtet zu ſeyn. Wie kamen ſo rohe Leute als man ſich **Böhmiſche** Bauern gewöhnlich vorſtellt, und wie kamen gerade dieſe 52 Familien zu **Rockitno** und **Chwoynez** im **Chrudimer Kreiſe** zu einer ſo einfachen philoſophiſchen Religion? Die Veranlaſſung, die der vortrefliche Biſchoff von Kö-

nigsgrätz angegeben haben soll, mag wohl nur mehr als zuviel gegründet seyn: aber es scheint doch daß nähere und bestimmtere Ursachen dazu gehören eine so ungewöhnliche Würkung hervorzubringen. — Diese 52 Deistische Bauer-Familien erklärten sich, sagt man, geradezu gegen den allgemeinen Glauben der Christen, und nahmen also auch vermuthlich keinen Antheil, oder wollten wenigstens ins künftige keinen Antheil an dem öffentlichen Gottesdienst der Christen nehmen. Wollten sie aber gar keine gemeinschaftliche Religions-Uebungen an dessen Stelle setzen, oder worin sollten diese bestehen? — Ferner: was für eine Bewandtnis hat es mit der Verfolgung der ihrigen, die ihnen Schuld gegeben wird? Wie konnten Leute, welche selbst nicht anders als in Kraft des Naturgesetzes, das den menschlichen Verstand von allem Zwang befreyt, geduldet zu werden hoffen konnten, auf den unsinnigen Gedanken kommen, die Ihrigen zu ihrem Deismus zu zwingen? Man muß gestehen, daß die Beschuldigung zwar nichts unmögliches enthält, aber sehr wenig wahrscheinlich ist. Eben so wäre zu wünschen, daß die Welt genauer berichtet würde, worin die Verführung bestanden habe, deren sie sich gegen andere benachbarte Gemeinden schuldig gemacht haben sollen. Nichts ist natürlicher und erlaubter als daß Einer, welcher selbst den besten Weg zu gehen glaubt, ihn (auf gegebene Veranlassung) auch andern, die seiner

Mei-

Meinung nach irre gehen, zeigen will. Dies iſt eben ſo wenig **Verführung** als es Verführung wäre, wenn ich z. B. einen Katholiken, der mir dazu Gelegenheit gäbe, die Urſachen unverhohlen mittheilte, warum ich meiner Ueberzeugung nach kein Katholik ſeyn kann; geſetzt auch daß dies zu Erörterungen führte, die meinen Katholiken in ſeinem Glauben wanken machten. Ueber Religions-Meynungen mit einander ſprechen, einander Gründe geben, die Gegengründe des andern prüfen und zu widerlegen ſuchen u. dergl. iſt keine **Verführung**. Aber es giebt Beamte und Pfarrer in der Welt, die es mit den Worten ſo genau nicht nehmen. Ich bin weit entfernt hiemit ſagen zu wollen, daß der Pfarrer und der Ober-Amtmann, von welchen in dem Briefe die Rede iſt, ſich würklich in dieſem Falle befunden haben. Aber da dies doch immer eine **Möglichkeit** bleibt: ſo wäre gut, wenn das Publicum in den Stand geſetzt würde, dieſen Herren Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Auch die Art und Weiſe, wie die mehrbeſagten Deiſten, ſeit dem ſie ſich als ſolche erklärt, und an das allgemeine Duldungsrecht, das in Religionsſachen allen Menſchen zukommt, Anſpruch gemacht haben, von Obrigkeits wegen behandelt worden? Wie es mit ihrer Verſetzung nach Siebenbürgen zugegangen? Wie viel oder wenig Gelindigkeit oder Strenge dabey vorgewaltet? und was die wahre Urſache ſey,

warum man nichts mehr von dieſen Leuten hört? — Alles dies ſind Fragen, deren umſtändliche, unpartheyiſche und documentirte Beantwortung um ſo mehr zu wünſchen wäre, da dieſe ganze Begebenheit vor tauſend andern würdig ſcheint, in den Jahrbüchern der Menſchheit aufbehalten zu werden.

IV.

Eine Probe

der Blumauerischen travestierten Aeneis.

Es kömmt viel darauf an, wenn ein Werk des Witzes ſein Glück machen ſoll, daß man den rechten Augenblick dazu finde. Herr Blumauer, ein junger Oeſterreichiſcher Dichter, der die Mine hat in den Arten von Poeſie, wovon Witz und Laune die Haupt-Ingredienzien ſind, ſeine meiſten Vorgänger und Nebenbuler hinter ſich zu laſſen, hätte den Einfall, Virgils Aeneis von Neuem zu travestiren, in keinem Zeitpunct haben können, wo er ſich von der Ausführung deſſelben, nach dem Plan und Zweck, den er ſich dabey vorgeſetzt zu haben ſcheint, mehr Vergnügen verſprechen könnte als dermalen. Ein Werk wie die Aeneide auf den burlesken Ton umzuſtimmen, iſt ein Unternehmen das man einem Scarron nur zu gut hielt, weil er dadurch

Dromio von Syracus.

Es wird das ſicherſte ſeyn --

(Sie gehen ab.)

Siebende Scene.

Der Courtiſane bleibt zurük.

Courtiſane.

Auſſer allem Zweifel iſt Antipholis närriſch worden, ſonſt wird' er ſich nimmermehr ſo auffühven. Er hat einen Ring von mir, der vierzig Ducaten werth iſt; er verſprach mir eine Kette für den Ring, und nun ſchlägt er mir beydes ab. Noch ein andrer Umſtand, der mir's glaublich macht, daß er toll iſt, iſt ein närriſches Mährchen ſo er heute bey Tiſch erzählte, man habe ſeine eigne Hausthüre vor ihm verſchloſſen; ſeine Frau müßte es dann darum gethan haben, weil ſie ſchon weiß, wenn er ſeinen Anſtoß von Tollheit zu kriegen pflegt. Izt will ich nach ſeinem Hauſe gehen, und ſeiner Frau erzählen, er ſey heute, da er eben in ſeiner tollen Stunde geweſen, in mein Haus eingedrungen, und habe mir mit Gewalt meinen Ring genommen. Das däucht mir das ſicherſte; denn vierzig Ducaten verliehren, das wäre zuviel auf einmal.

(Sie geht ab.)

zu lachen machte, und weil einem Scarron würklich nichts übel zu nehmen war. Aber bey Hrn. Blumauer wird es, durch Zeit und Local-Umstände, und den gescheuten Einfall, seinen frommen Helden Aeneas nicht Virgils Romanam gentem, die uns wenig mehr interessirt, sondern den Vatican gründen zu lassen, sogar ein verdienstliches Werk. Wir sind versichert daß blos dieses Umstands wegen kein Volksdichter sich jemals auf einen ausgebreitetern Beyfall Rechnung machen konnte, als Hr. Blumauer. Aber, soviel wir nach den beyden ersten Gesängen, (wovon der erste bey Kurzböck in Wien auf 3 Bogen besonders gedruckt, und der zweyte den eben daselbst erschienenen Gedichten des Hrn. Bl. angehängt ist) vom Ganzen urtheilen können, wird er den Beyfall der Liebhaber der Berneskischen Manier auch durch das eigenthümliche Verdienst seines Werkes, nemlich durch die Vollkommenheit in seiner Art, verdienen. Wenigstens scheint es uns, daß man kein entschiedneres Talent für diese Dichtart, in Rücksicht auf alle Schönheiten und Grazien derselben, haben könne als er bereits in diesen ersten Gesängen gezeigt hat. Wir glauben daher demjenigen Theile der Leser des Merkurs, dem die Producte der Wienerischen Musen entweder gar nicht, oder nur spät zu Gesichte zu kommen pflegen, noch mehr als dem Dichter selbst, eine Gefälligkeit zu erweisen, wenn wir etliche Blätter zu Einrückung

einer

einer Probe dieſer neuen Verkleidung der Aeneis herleyhen, welche hinlänglich ſeyn wird, einem jeden, der die Nützlichkeit dieſer Art von Werke als Mittel gegen Spleen und Hypochonder betrachtet, ſchon aus andern Erfahrungen kennt, zu Anſchaffung deſſelben Luſt zu machen. Die Bedingungen, unter welchen es Hr. Bl. dem Publico anbietet, werden ihren Platz in unſerm Anzeiger finden.

Inhalt des erſten Buchs.

Wie der fromme Held Aeneas über Meer auf die Fahrt gieng, und von einem Sturm gar unſanft hergenommen wurde; hierauf aber von der Königinn in Lybia freundlich aufgenommen, und köſtlich bewirthet ward.

Es war einmal ein groſſer Held,
Der ſich Aeneas nannte:
Aus Troja nahm er's Ferſengeld,
Als man die Stadt verbrannte;
Und reiſte fort mit Sack und Pack,
Doch litt er manchen Schabernack
Von Jupiters Xantippe.

Was mochte wohl Frau Wunderlich
So wider ihn empören?
Man glaubt, Göttinnen ſollten ſich
Mit Menſchen gar nicht ſcheren;

Doch

Doch Göttinn her und Göttinn hin!
Genug die Himmelsköniginn
Trug's faustdick hintern Ohren.

Der Apfel war's, der sie noch sehr
Seit Paris Zeiten schmerzte,
Und Ganymedes, den ihr Herr
Auf pädagogisch herzte:
Und da begieng Aeneas gleich
Bey der Geburt den dummen Streich,
Und war — verwandt mit beyden.

Drum mußt' er, eh er Wälschland sah,
Gewaltig viel ertragen;
Bald mußt' er sich in Afrika
Mit Sturm und Liebe schlagen;
Bald droht' ihm ein Rival den Tod,
Kurzum er hatte Teufelsnoth,
Den Vatikan zu gründen. *)

Frau Juno sah ihn auf dem Meer,
Und sprach: „Viel Glück auf Reisen!
Ihr kommt mir eben recht daher,
Geduld! ich will euch weisen,
Was eine Königinn vermag,
Die ihres Mannes Hosensack
Und Donnerkeil regieret. „

Sie

*) Tantæ molis erat, Romanam condere gentem. L. I. v. 33.

Sie ließ ſich nach Aeolien
Auf ihrem goldnen Wagen
Bis hin, wo itzt Paris zu ſehn,
Von ihren Pfauen tragen.
Hier hält, wenn er nicht wehn mag
Aeol in einem groſſen Sack
Die Winde eingeſperret.

Die Göttinn war voll Freundlichkeit
Und ſprach: „Mein lieber Vetter,
Seyd doch ſo gut, und macht mir heut
Ein kleines Donnerwetter.
Ich haſſe die Trojanerbrut,
Drum, lieber Vetter, ſeyd ſo gut,
Und lehrt die Spatzen ſchwimmen.

„Zerſtreut die Flotte, macht's recht toll,
Jagt ſie nach allen Zonen;
Mein ſchönſtes Kammermädchen ſoll
Heut Nacht dafür euch lohnen;
Laßt eure Wind' ins Meer hinein,
Und orgelt hübſch mit Donnern drein,
An Blitzen ſoll's nicht fehlen.„

„Geſtrenge Frau Gebieterinn,
Ihr habt nur zu befehlen;
Doch will ich euch, wie arm ich bin
An Winden, nicht verhehlen:

Mein

Mein Auſter hat die Lungenſucht,
Mein Eurus iſt nun auf der Flucht,
Und dient den Zeitungsſchreibern.

„Mein Nordwind, den wir iht zum Weh'n
Am beſten brauchen könnten,
Iſt athemlos: ich lieh ihn den
Berlinerrecenſenten.
Die machten ihn zum Hektikus;
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eſelsmilch kuriren.

„Sogar den Zephyr haben mir
Die Dichter weggenommen;
Allein die Schifferrotte hier
Soll drum mir nicht entkommen.
Gebt nur auf euren Kopfputz Acht,
Und dann vergeßt nicht auf die Nacht
Mir auch ſein Wort zu halten.„

Aeol eröfnete den Sack;
Potz Bliz, das war ein Sauſen!
So werden bis am jüngſten Tag
Die Winde nimmer brauſen.
Die einen bliesen Wolken her,
Die andern legten an dem Meer
Sich auf den Bauch und bliesen.

Wie ſiedend Waſſer ſprudelte
Das Meer in ſeinem Keſſel,
Und in den Schiffen tummelte
Sich jeder auf vom Seſſel;
Der eine machte Reu' und Leid,
Der andre fluchte wie ein Heid,
Der dritte lief ans Ruder.

Die Schiffe flogen her und hin,
Es brachen Thau und Stangen,
Die ganze Himmelskuppel ſchien
Kohlrabenſchwarz umhangen.
Aeol vermehrte noch den Graus,
Und putzte's Licht am Himmel aus:
Da ſah kein Menſch den andern.

Der Sturm erhob ſich immer mehr
Mit jedem Augenblicke,
Die Blitze ſchnitten kreutz und queer
Das Firmament in Stücke:
Der Donner gieng ohn' Unterlaß
Bald im Diskant und bald im Baß,
Der Wind akkompagnirte.

Aeneas ſchrie und zitterte
An Händen und an Füſſen:
„O hätt' ich doch, wie andere,
Zu Haus ins Gras gebiſſen!

So aber muß ich armer Gauch
Vielleicht in einem Wallfiſchbauch
Mein Heldenleben enden!„

„O wär' ich doch, o Sarpedon!
Bey dir im Himmel oben,
So wär ich doch des Sterbens ſchon
Auf immer überhoben!„ —
Nachdem er viel ſolch Zeug geſchwätzt,
Verlobt' er noch zu guter Letzt
Sich heimlich nach Loretto.

Indeſſen gieng's im Sturmgeheul
Den Schiffern miſerabel:
Ein Schiff verlor das Hintertheil,
Das andere den Schnabel.
Und ſelbſt Aeneens Orlogſchiff
Sah man, ſo wie der Sturmwind pfiff,
Auf Wogenſpitzen tanzen.

Ein Theil der Schiffe ſcheiterte,
Und hieng geſpießt auf Klippen,
Dem anderen zerſchmetterte
Ein Wellenſchlag die Rippen;
Hier ſchwammen Hoſen, da ein Rock,
Dort hielt ein Schwimmer einen Block
Inbrünſtig in den Armen.

Indeſſen hatt' Neptun, wie wohl
Sehr ſpät, den Spuck vernommen:
Er ward darüber teufelstoll,
Und ließ die Winde kommen.
„Vermaledeytes Lumpenpack!„
Rief er, „ha! dieſen Schabernack
Soll euer Herr mir büſſen!„

„Sagt ihm, dem hundertjährigen
Windbeutel, er ſoll gehen,
Sonſt laß ich ſeinem windigen
Geſindel 's Maul vernähen.
So wahr ich Engeländer bin,
Ich halte Wort! Nun mögt ihr ziehn —
Still, Wellen, ſtill! — ihr Schurken!„

Drauf ſtieg er ins Pierutſch hinein,
Und ebnete die Wellen. *)
Bald pflegte ſich der Sonnenſchein
Auch wieder einzuſtellen.
Des ward Aeneas herzlich froh,
Und gieng in dulci jubilo
In Lybien vor Anker.

Die Helden kamen hier ans Land,
Wie die getauften Mäuſe:
Sie machten Feuer an den Strand,
Und ſahn nach Trank und Speiſe.

Sie

*) Atque rotis ſummas levibus perlabitur undas. L. I. v. 158.

Sie thaten hier als wie zu Haus:
Sie zogen ihre Hemden aus,
Und hiengen sie zum Feuer.

Aeneas gieng nun in den Wald,
Und schoß ein Duzend Hasen: *)
Und dieser Braten füllte bald
Mit Wohlgeruch die Nasen.
Kaum war nun auf dem weichen Gras
Der Tisch zum Mahl gedeckt, so fraß
Ein Hasenfuß den andern.

Als nun das Mahl ein Ende nahm,
Gieng Punsch herum im Kreise,
Und als es zur Gesundheit kam,
Sang jeder diese Weise:
„Es lebe Muth und Tapferkeit,
Es leben alle, die sich heut
Im Meere — todtgesoffen!„

Herr Zevs saß — salva venia —
So eben frisch und munter
Auf seinem Leibstuhl, und da sah
Er auf die Welt herunter;
Denn das war so der Augenblick,
An dem er mit der Menschen Glück
Sich abzugeben pflegte.

*) — — — tres littore cervos
Prospicit errantes: etc. L. I. 188. seq.

Frau Venus kam, und machte da
Dem Donnerer Viſite;
Denn da verſagte der Papa
Ihr niemals eine Bitte. —
„Ach, Herr Papa!„ ſo fieng ſie an,
Was hat Aeneas euch gethan,
Daß ihr ſo ſehr ihn hudelt?

„Mein Sohn, nicht wahr, ich merk' es wohl,
Soll Latium nicht finden?
Verſpracht ihr mir nicht ſelbſt, er ſoll
Noch Roms Triregnum gründen?
Ein Reich, das einſt von einem Pol
Zum andern ſich erſtrecken ſoll.
Sagt, heißt das Wort gehalten?„

Der Alte ſchnitt ein Bockgeſicht, *)
Und küßt' ihr ſanft die Wange:
„Mein Kind bekümmre dich nur nicht,
Mir iſt für ihn nicht bange:
Wird nicht dein Sohn der Urpapa
Der Datarie und Curia,
So heiß mich einen Schlingel!

„Und daß du ſo gerade hier
Mich trafſt, ſoll dich nicht reuen;
Ich will auf meinem Dreyfuß dir
Ein Bischen prophezeyhen:

Gieb

*) Olli ſubridens etc. l. I. v 258.

Achte Scene.

[Die Straſſe.]

Antipholis von Epheſus, mit einem Kerkermeiſter.

Antipholis von Epheſus.

Beſorge nichts, guter Freund; ich will nicht ausreiſſen; ich will dir, eh ich dich verlaſſe, ſo viel Geld zum Unterpfand geben, als die Summe beträgt um derentwillen ich in Verhaft bin. Meine Frau iſt heute nicht im guten Zeichen; ſie wird meinem Bedienten nicht getraut haben. Ich verſichre dich, es würd' ihr hart in den Ohren tönen, wenn ſie hörte, daß ich in Epheſus feſte ſizen ſoll. --

Dromio von Epheſus mit einem Strik.

-- Hier kommt mein Knecht; ich denk', er bringt das Geld. Nun, Herr Patron, habt ihr das, wornach ich euch geſchikt habe?

Dromio von Epheſus.

Hier iſt etwas, ich bin euch gut dafür, das ſie alle bezahlen ſoll.

Antipholis von Epheſus.

Aber wo iſt das Geld?

Dromio von Epheſus.

Wie, Herr, ich gab es für den Strik.

Antipholis

Gieb Acht! Fürs erſte baut dein Sohn
In Latium ſich einen Thron,
Und ſtiftet die Lateiner.

„Hierauf kömmt Romulus, und den
Wird eine Wölfinn ſäugen,
Drum wird er einen mächtigen
Inſtinct zum Rauben zeigen;
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,
Der ſchiebt die halbe Welt in Sack,
Und ſchenkt ſie ſeinen Römern.

„Nach dieſem wird ein Reich entſtehn,
Das hat nicht Weib noch Kinder;
Und dennoch wird die Welt es ſehn,
Es dauert drum nicht minder.
Ja, was noch weit unglaublicher:
Es wird ſich, wie das Sternenheer
Am Firmament, vermehren.

„Auch dies Reich faßt die Herrſchbegier
Dann mächtig bey den Ohren.
Den Römern, Kind, ich ſag' es dir,
Iſt's Herrſchen angeboren.
Und ſo von einem Weltchen ſich
Gefürchtet ſehn, iſt — hole mich
Der Teufel! — gar nicht übel.

„Der alſo dieſes Reich regiert,
Wird ſehr die Welt kuranzen.
Ein jeder fromme König wird
Nach ſeiner Pfeiffe tanzen.
Er hält von andrer Leute Geld
Ein großes Kriegsheer, und die Welt
Küßt ihm dafür den Stiefel.

„Er wird mit ſeiner rechten Hand
Die größten Wunder würken,
Erobert das gelobte Land,
Und maſſakrirt die Türken.
Wie einen Apfel theilt er dir
Die halbe Welt — ſchenkt dieſem hier,
Und jenem da die Hälfte.

„Ihn werden Völker auf den Knie'n
Wie einen Gott verehren;
Thut's einer nicht, ſo wird er ihn
Durch Feuer Mores lehren.
Auch trägt er einen größern Hut
Als ich, und blitzt ſogar — doch thut
Sein Blitzen wenig Schaden. „ u. ſ. w.

V.

Neues allgemeines Badhaus zu Paris.

Auszug eines Briefes.

Paris, den 26ſten Aug. 1783.

Noch ein Paar Worte muß ich Ihnen von einer hieſigen vortreflichen Einrichtung zum Nutzen und zur Bequemlichkeit unſers Publikums ſagen; die wohl hier und da in Teutſchland, wenigſtens in groſen und Hauptſtädten, Nachahmung verdiente. Ein gewiſſer Hr. **Albert** nemlich faßte ſchon im Jahr 1769 den Gedanken am Quai d'Orçay ein groſes öffentliches Badhaus anzulegen, und darin ſowohl ordinäre Bäder zur Reinlichkeit, als auch mineraliſche, Dampf-Bäder, Ruſſiſche Bäder, Touche-Bäder, feuchte und trockne Rauchbäder, kurz alle nur mögliche natürliche und künſtliche Bäder zu vereinigen. Er legte den Plan dieſes wichtigen Etabliſſements der Mediciniſchen Fakultät vor, und erhielt ihre vollſtändigſte Approbation und Aufmunterung dazu durch ein Dekret. Jezt hat er nun ſein Werk vollendet, und die Mediciniſche Fakultät hat durch eigene dazu ernannte Commiſſarien die Ausführung ſeines Plans unterſucht, und ſein vortreffliches und höchſt gemeinnütziges Etabliſſement mit ihren Lobſprüchen gekrönt.

In der That kann auch für Paris nicht leicht etwas bequemer seyn als dies große Bad. Mancher Kranke mußte bisher sich seiner Familie und Geschäften mit Nachtheil entziehen und oft mit großen Kosten in entfernten Ländern Hülfe suchen, die er jezt vor der Thür hat und brauchen kann so oft und lang er will; denn Hr. Albert hat alle die neuesten Entdeckungen über die Natur und Bestandtheile der Mineral-Bäder benuzt, und man macht alle durch künstliche Mischung, unter Aufsicht eines eigenen Arztes, hier so vollkommen nach, daß sie die nemliche Wirkung als an Ort und Stelle thun. Was auch diese Anlage besonders empfiehlt, ist die Wohlfeile um die man sie genießen kann. Hier haben Sie den Preiß-Courant der Bäder:

Bains ordinaires	— —	2 Liv.	8 S.
Bains fumigatoires, simples ou composés.	— — —	7.	4.
Les touches et bains preparatoires.		9.	—
Bains de propreté et depilatoires.		12.	—

Zugleich aber hat auch Herr Albert in seinem Baade zwey geräumige Bade-Säle, mit allen Nothwendigkeiten versehen, für Arme bestimmt, worin ihnen völlig frey alle medicinische Hülfe geleistet wird. Ein Institut, welches gewiß seinem Herzen viel Ehre macht. Die schöne Lage des Hauses am Quai d'Orçay,

ſay, die Decenz, Reinlichkeit, Ordnung und Bequemlichkeiten aller Art, die man darin findet, geben ihm einen allgemeinen guten Ruf und Beyfall.

VI.

Am 3ten Februar,
dem Geburtstage der Durchl. Herzogin,
Gemahlin Sr. K. H. des Herzogs Carl von Curland.

Daß im Olymp, bey allen guten Tagen,
Die Götter ſelbſt nicht ohne Plagen ſind,
Kann heut zu Tage faſt ein Kind
Aus dem Homer uns ſagen.
Da giebt es manchen Lerm! und Klagen
Von untern Weſen langen ſtündlich an.
Kurz, Vater Zevs iſt ein geplagter Mann!
Und ſollt er noch die Freuden ſich verſagen,
Die ihm der böſe Lucian
So hämiſch nacherzählt;
Er hätte längſt ein ander Amt gewählt!

Noch kürzlich fand, laut ſicheren Berichten,
Er einen neuen Streit zu ſchlichten.
Merkur, der Miniſterial
Des Himmels, trat auf einmal in den Saal,

Und ſprach mit wichtig-ernſten Mienen:
„Der Februar und May
„Erkunden ſich, ob Ihre Maieſtät von ihnen
„Wohl heut zu ſprechen ſey.„
Ich heut zu ſprechen? ja,
Erwiedert Jovs, und macht' ein Amtsgeſicht.
Und was betrift die Sache? Weiß er nicht?
„So etwas! Wie ich eben höre
„Klagt Februar es leide ſeine Ehre,
„Daß Majus überall von ihm verächtlich ſpricht.„
Schon genug! — Laß' ſie nur näher treten!
Er geht. — Es öffnet ſich das Thor.
Und Majus kam im jugendlichen Flor
Bedeckt mit Blumen, von den Beeten
Der Blumengöttin ſelbſt gepflückt;
Mit Kränzen und mit Laub geſchmückt.
Es ſchwamm, wo ſich der Jüngling zeigte,
Ein ganzes ſüſſes Meer
Von Wohlgerüchen um ihn her!
Er trat zum Thron, und neigte
Sich ehrfurchtsvoll. — Und nun der Februar
Im langen blendendweißen Kleide,
Gebrämt mit Perlen und Geſchmeide,
Bereift die Locke, und im Haar
Ein Dutzend helle Diamanten
Die ſternenklar von ſeiner Scheitel brannten.

„Be-

„Beginne, May, denn du bist der Beklagte;
„Die Klage weis ich schon!
„Es ist ein Ehrenraub, wie mir Merkur es sagte.„
Vernimm, o Vater, denn auf deinem hohen Thron, —
Begann der May; — vernimm die Stimme
Der reinen Wahrheit, und entscheide du
Ob Unrecht ich dem kalten Prahler thu.
Ob er nicht zum gerechten Grimme
Mir Stoff und Gründe giebt!
Er wagts mit seinen eisigten Gesellen
Mir an die Seite sich zu stellen!
Mir, den der Himmel und die Erde liebt!
Den diese oft, wenn er mit kaltem Todteshauche
Zu stark auf ihre Fluren webt,
Ihr bald zu schicken, zu dir flehe!
Mir, den im neubelebten Strauche,
Im fesselfreyen Bach, in frischbegraßter Flur,
Apollo selbst, mit allen Musen,
Als holden Liebling der Natur
In Liedern grüßt! — Mir, der ich jeden Busen
Zur Fröhlichkeit und Liebe neu belebe;
Der Schöpfung neuen Reiz, und liebliche Gestalt
Den Gärten, Blumen, und dem Wald
Ein Heer von bunten Sängern gebe! —
Sieh! Zevs! ich bringe dir sie dar,
In diesem duftendvollen Korbe

Der Flora Kinder die ſie mir gebahr!
Mehr ſagt dir noch von mir die göttliche Teorde
Des großen Dichters der mich pries;
Der ſchön mich und allgütig hieß.
Nur ein Verdienſt kann ich dir nicht verheelen:
Mein Einfluß wirkt ſogar auf deiner Menſchen Seelen.
Wenn ſie in meinem Arm die erſte Sonne ſehn,
Bedeckt von meines Himmels Sphäre,
Umflötet von der Nachtigallen Chöre
Den erſten Schritt ins Leben gehn;
Dann werden ſie, die Mädchen von Cythere,
Die Knaben wie Adonis anzuſehn:
So ſchön an Geiſt, voll Harmonie und Güte\
Und weiß und roth wie dieſe Pfirſichblüthe,
So groß iſt meine freundliche Gewalt! —

Doch Zevs, vom Hören müde, „Halt!
„Halt! rief er, Schwätzer, halt! nun iſt es Zeit zu ſchweigen.
„Nun, guter Februar, was ſagſt denn du dazu?„
Er lächelte Gelaſſenheit und Ruh.
Entfernt war je mein Herz von Scheelſucht und vom Neide;
Ich wünſchte nur Gerechtigkeit für Beyde!
Die Welt in glänzendes Gewand gehüllt;
Der ſtolze Strom in ſeinem Lauf geſtillt;
Die Fläche überſä't mit funkelndem Geſteine;
Und Irids Farbenſpiel auf dem bereiften Haine;

Der weite See bedeckt mit ſpiegelndem Cryſtall!
Die Scenen ſind, im Mond- und Sonnenſcheine
Nicht zu verachten, wie ich meyne! —
In einer Zwiſchenzeit zumal,
Wenn Tellus, um im neuen Lenzen
Bald jugendlicher ſich zu kränzen
In unſern Arm, ſich zu erholen, flieht!
Doch, wenn der May, als Schöpfer ſchöner Seelen,
Stolz, daß durch ihn die Menſchheit ſchöner blüht,
In ſeinem Wahn verächtlich auf mich ſieht:
O ſo vergönne mir um ſeinen Stolz zu quälen,
Der ihm auf vollen Wangen glüht,
Die Freude, daß vor dieſem Göttervolke
Sich ſchnell die kleine Nebelwolke
Von dieſem kleinen Lande zieht!
Zevs winkt; ſie floh, von Zephirs Wehen
Und lächelnd, als ſie nun verſchwand,
Wies Februar auf — Dorotheen!
Die, beyde Engel an der Hand,
An ihres Gatten Seite ſtand. *)
Er wies —, und laut erſcholl in des Olympus Hallen:
„Dein, Februar, dein iſt der Sieg!“
Auch Majus ſtaunte, ſeufzte, ſchwieg:

Nicht

*) Die Herzogin, Ihre beyden Prinzeſſinnen, und der Herzog ſind alle im Febr. gebohren.

Nicht zornig, nein, beſchämt, mit ſüſſem Wohlgefallen.
Sieh, ſprach er, Februar, daß ich verſöhnet bin!
Und ließ auf dieſe Gruppe hin
Die Blumen ſeines Korbes fallen.

Sie fallen? — ja! Doch jene Regionen
Wo Götter und Göttinnen wohnen,
Sind ja ſo übermäßig hoch!
Drum, Beſte Fürſtin, nur zwey Monde noch,
Nur dieſe laß verſchwinden!
So wirſt Du ſie zu Deinen Füßen finden.

Bernhard Becker.

VII.

Anekdote.

Der erſte Buchdrucker in Paris und ganz Franckreich war **Ulrich Gering**, ein **Teutſcher**. Jean de la Pierre, Doctor der Sorbonne, zog ihn nebſt **Martin Kranz** und **Michel Friburger** im Jahr 1469 aus Teutſchland dahin, und etablirte ihn in der Sorbonne; wo er auch 1510 ſtarb. **Gering** wurde durch ſeine Kunſt berühmt und reich. Was er ſich damit erwarb kann man ohngefähr aus Folgendem ſehen. Das Collegium von Montaigu und die Sorbonne waren ſeine Erben. Jens kaufte von

ſeiner

Antipholis von Epheſus.

Zu was Ende befahl ich dir denn nach Hauſe zu gehen?

Dromio.

Zum (*) End' eines Seils, Herr, und zu dem Ende bin ich wieder da.

Antipholis von Epheſus.

Und zu dem Ende will ich dich bewillkommen.

[Er giebt ihm Schläge.]

Gerichtsdiener.

Mein lieber Herr, habt Geduld.

Dromio von Epheſus.

Wahrhaftig, es iſt an mir, Geduld zu haben; ich bin in der Anfechtung.

Gerichtsdiener.

Halt du dein Maul, guter Freund.

Dromio von Epheſus.

Beredet ihn vielmehr, daß er ſeine Hände halte.

Antipholis

(*) Der Geiſt dieſer Scherze liegt wie durchgängig in dieſem Stück, in einem Wortſpiel. End, hat wie das deutſche Wort Ende, mehrere Bedeutungen: rope, heißt ein Seil, und a rope's-end, [ein Ende von einem Seil,] ein Strik. Antipholis befahl dem Dromio a rope's-end zu kaufen; da er nun itzt fragt, zu was End (to what end) ſchikt ich dich; ſo antwortet dieſer: to a ropes's-end.

ſeiner Erb-Portion die Herrſchaft Annet an der Marne, 3 Meilen von Paris, und in Paris ſelbſt verſchiedene benachbarte Häuſer, um ſein Gebäude zu vergrößern. Die Sorbonne aber erbte außer 8500 Livr. Renten noch ſeine ganze große Druckerey, rohen Bücher, und Buchſchulden. Kurz Gerings Legat für die Sorbonne war ſo beträchtlich, daß der Executor Teſtamenti darauf antragen mußte die Zahl der Stipendiaten, oder Bourſiers, um noch einmal ſo viel, als nach Roberts von Sorbonne Stiftung ſeyn ſollten, zu vermehren.

Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

I. Beytrag zu den bisher mit der Platina angeſtellten Verſuchen. Von Hrn. Wiegleb. S. 3
II. Erläuterungen der Nachrichten von Madagaskar. 6
III. Auszug eines Briefes des Herrn Hofrath D. Loder (dermalen in London) an den Herrn Berg-Rath D. Bucholz in Weimar, die Mahagony-Rinde und die rothe China-Rinde betreffend. 31
IV. Fortſetzung der hiſtoriſchen Nachrichten vom Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toskana. 42

V. Auszug eines Schreibens aus Wien, an den Herausgeber. S. 72
VI. Beschluß der Gegenfragen an den fragenden Weltbürger. 87

August.

I. Beschluß der historischen Nachrichten von Handel, Künsten und Wissenschaften in Toskana. S. 97
II. Auszüge aus Briefen. 113
III. Moritz, ein kleiner Roman. Erstes Buch. 119
IV. Schreiben an einen Freund zu D**. 167
V. Die Universal-Bibliothek. Ein Plan, dem gelehrten und ökonomischen Publico zur Beherzigung vorgelegt. 170
VI. Epistel an Herrn Inspector Tamm zu Wörlitz. 183
VII. Ein Paar Worte über die Trauerspiele. 189

September.

I. Tagebuch einer Seefahrt gegen den Nordpol. S. 194
II. Balders Tod. An Ludwig Theodor Kosegarten. 242
III. Etwas von den Deisten in Böhmen. Aus einem Schreiben an den H. d. T. M. 250
IV. Eine Probe der Blumauerischen travestierten Aeneis. 266
V. Neues allgemeines Badhauß zu Paris. 279
VI. Am 2ten Februar; dem Geburtstage der Durchl. Herzogin, Gemahlin Sr. K. H. des Herzogs Carl von Curland. 281
VII. Anekdote. 286

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

September 1783.

I. Siebende Ankündigung der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler zu Deſſau.

Ehe wir fortfahren können, dem Publico diejenigen Werke, deren Verlag wir ſeit der ſechſten, unterm 23ſten Febr. dieſes Jahrs herausgegebenen, Ankündigung aufs neue übernommen haben, bekannt zu machen, finden wir für nöthig, Folgendes anzumerken:

a) Daß die, Seite 12 der 5ten Ankündigung, ſub Litt. A. angezeigte Scholia graeca in priores XVI. libros Iliadis etc. edidit M. G. Müller, nicht erſcheinen werden. Wir kündigen ſolches auf ausdrückliches Verlangen des Hrn. Autors an.

b) Daß verſchiedene von uns in den vorigen Ankündigungen angezeigte Werke die Preſſe noch nicht verlaſſen haben, und alſo darauf die Subſcription noch offen iſt, und zwar auf folgende, welche in der Michaelismeſſe erſcheinen werden, bis zum 1ſten November dieſes Jahres.

E. W. Wolfs Clavierſonatinen, Pränumerationspreis 16 Gr. Ladenpr. 20 Gr.

Abhandlungen der Halliſchen naturforſchenden Geſellſchaft, erſter Band, gr. 8vo. 30 bis 34 Bogen, mit Kupfern. Subſcriptionspreis 1 Rthlr. 4 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 12 Gr.

Auf folgende, welche in der Oſtermeſſe künftigen Jahres erſcheinen werden, bis zu derſelben Meſſe.

Alteſpaniſche Romanzen, metriſch überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet von F. J. Bertuch, 2 Bände, 8vo. jeder ungefähr von 1 Alphab. Subſcriptionspr. beyder Bände 1 Rthlr. 8 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Zigeuner. Ein hiſtoriſcher Verſuch von H. M. G. Grellmann, ungefähr 28 Bogen in gr. 4to. Subſcriptionspr. 20 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr.

Chriſtiani Godofredi Schütz doctrina particularum lat. linguae. Accedit ratio conſecutionis temporum ac modorum, nunc primum plane expoſita. 2 Alphab. und drüber. Subſcriptionspr. 1 Rthlr. 14 Gr. Ladenpreis 2 Rthlr.

Handbuch für Lehrer der Geſchichte in Schulen und Privathäuſern. Subſcriptionspreis für das Alphabet 12 Gr. Ladenpr. 15 Gr.

F. L. Ephen, Dialogen des Helikon. 1ſter Theil 20 Bogen 8vo. Subſcriptionspr. 12 Gr. Ladenpr. 15 Gr.

Joh. Neumann, Tabellen der Primzahlen und der Faktoren der Zahlen, welche unter 1000100 und durch 2, 3, oder 5 nicht theilbar ſind, 8vo. Schreibpap. Subſcript. 10 Gr. Ladenpr. 14 Gr.

Provinzial-Characterzüge, Erzählungen und Phantaſien, 1ſter Theil 8vo. Subſcript. 8 Gr. Ladenpr. 10 Gr.

c) Daß der Ladenpreis der Geſchichte meiner Bienen wegen vermehrter Bogenzahl auf 16 Gr. geſetzt worden.

d) Daß Bocks Naturgeſchichte von Preußen, zweyter und dritter Theil, fertig geworden, und erſter im Ladenpreiſe 1 Rthlr. 18 Gr. letzterer aber 2 Rthlr. 12 Gr. koſtet.

Nach

Nach der Michaelismeſſe dieſes Jahres anfangen die Herren Subſcribenten zum 1ſten und 2ten Theil dieſes Werks 7 illuminirte Kupferſtiche unentgeldlich. Denjenigen, welche nicht ſubſcribirt haben, werden dieſe Kupfer zu 20 ggr. Ladenpreis verlaſſen.

Wir fahren mit Ankündigung der von uns in Verlag genommenen Schriften fort, und zeigen an unter No.

90) Traité de la Caſtramétation, dans le quel on propoſe une méthode particuliére de retrancher les Camps, ſuivis de la défence des Places fortes, avec une Ligne de Contre-Approche; 2 Edition, Tome II. par Mr. loſeph de Fallois, ci-devant Major des Ingénieurs au Service de Sa Maj. le Roi de Pruſſe. Gr. 8. Subſcriptionspreis 20 Gr. Ladenpreis 1 Rthlr. Iſt bereits fertig.

91) Betrachtungen über die Religion von einem Weltmann. Aus dem Franzöſiſchen, von L. F. Reich, 2ter Theil, 8vo. Subſcript. 8 Gr. Ladenpr. 10 Gr.

92) Die Salbung des Meſſias; von einem Verſtorbenen. Subſcriptionspr. 5 Gr. Ladenpr. 6 Gr.

93) Bedenken eines lutheriſchen Geiſtlichen über die Mängel ſeiner Kirche. 3 Gr.

94) Gemälde von Europa, aus dem Franzöſiſchen des Abts Raynal, überſetzt von C. W. v. R. Med. 8vo. 20 Gr. Subſcript. 1 Rthlr. Ladenpr.

95) Merinval, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Arnaud, neu überſetzt von S**. Subſcript. 5 Gr. Ladenpr. 6 Gr.

96) Beyträge zu den beliebteſten Monatsſchriften der ſchönen Litteratur, beſonders zum deutſchen Muſeum. Subſcriptionspr. 12 gr. Ladenpr. 15 Gr.

97) Marci Tullii Ciceronis drey Bücher von den beſten Geſetzen. Aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit nöthigen Anmerkungen herausgegeben von Joh. Michael Heinze. Subſcript. 10 Gr. Ladenpr. 12 Gr.

98) Des ſokratiſchen Philoſophen Aeſchines drey Geſpräche; von der Tugend, vom Reichthume und vom Tode; nebſt Plato's Krito aus dem Griechiſchen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen herausgegeben von Joh. Mich. Heinze. Subſcriptionspr. 10 Gr. Ladenpr. 12 Gr.

99) D. Joh. Friedrich Ludwig Cappel, Verzeichniß der um Helmſtädt wildwachſenden Pflanzen. Gr. 8vo. 12 Bogen. Subſcriptionspr. 10 Gr. Ladenpr. 12 Gr.

100) Schillings Lieder, fürs Erzgebirge. 2ter Theil. 8vo. 3 Gr.

Die Artickel von No. 90 bis 100 inclusive erſcheinen zwar in der bevorſtehenden Michaelismeſſe; wegen der ſpätern Erſcheinung dieſer Ankündigung aber bleibt die Subſcription bis Ende des Octobris offen.

101) Litteratur und Völkerkunde. Ein periodiſches Werk. Dritter Band, Deſſau 1783. Der Preis des Jahrgangs iſt 4 Rthlr. in Golde, die bey dem Empfang der erſten Stücke bezahlt werden, wofür man monatlich 6 Bogen gr. 8. franko Teutſchland liefert.

102)

102) Beschreibung des Fürstlichen Landhauses und Gartens in Wörlitz, von Friedrich Wilhelm Göhe, Mag. d. fr. K. mit 5 Kupfern. Subscriptionspr. 3 Rthlr.

103) Oden und Lieder von den besten teutschen Dichtern, mit leichter Klavierbegleitung, von F. W. Rust, Fürstl. Musicdirector. Subscriptionspr. 16 Gr. Ladenpr. 20 Gr.

104) Predigten von Johann Peter Bamberger, königl. preuß. Kirchenrath und Hofprediger. Median 8. Subscriptionspr. 16 Gr. Ladenpr. 20 Gr.

105) Beyträge zur Naturgeschichte und Oeconomie der Nassauischen Lande, von Chr. Fried. Habel, Fürstl. Nassauischen Hof-Cammerrath, der Königl. Großbritannischen, Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Celle, und der Naturforschenden Gesellschaft in Berlin Mitglied. Med. 8. Subscript. 10 Gr. Ladenpr. 12 Gr.

106) Pygmalion, eine Cantate im Klavierauszuge von Joh. Fried. Benda, königl. preußischen Kammermusicus in Potsdam. 12 Bogen. Subscriptionspr. 20 Gr. Ladenpreis 1 Rthlr.

107) Europens Producte, von A. F. W. Crome, neue vermehrte und verbesserte Auflage. Subscriptionspr. 1 Rthlr 2 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 8 gr.

108) Briefe eines alten Schauspielers an seinen Sohn: von Kund Lyhne Rahbeck. Aus dem Dänischen

ſchen überſetzt, von C. U. Dau. Med. 8. Mit dem Bildniß der Däniſchen Schauſpielerin, Mad. Walter. Subſcript. 1 Rthlr. 6 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 12 Gr.

109) Ueber die frühe Erziehung der Kinder, beſonders der Fürſten, der Reichen und Vornehmen, zur Menſchenliebe, 8vo. Subſkriptionspr. 10 Gr. Ladenpr. 12 Gr.

110) Vermiſchte Aufſätze zum Nachdenken und zur Unterhaltung, von dem Verfaſſer der Beyträge zur Beförderung einer nützlichen Lektüre, 2ter Band, gr. 8. Subſcriptionspr. 20 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr.

111) Biederſinn und Frauentrug, eine Geſchichte in Briefen, 2ter Theil, 8vo. Subſcript. 16 Gr. Ladenpr. 20 Gr.

112) Heinrich Sander, ehemaligen Profeſſors am Gymnaſio illuſtri zu Karlsruh, geſammlete kleine Schriften, nach ſeinem Tode herausgegeben, von G. F. Göz. Jeder Band zu 1 Alphab. Subſcriptionspr. 20 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr.

Auch zeigen wir hierdurch zugleich an, daß wir den Verlag des wichtigen Werks

113) Erfahrungen vom Innern der Gebirge; vom Hrn. Vice-Berghauptmann von Trebra zu Cellerfeldt. Fol. auf Holländiſch Papier mit ſauber illuminirten Kupfern

zu übernehmen bereit ſind, wenn die Anzahl der Subſcribenten uns, wegen der mit dem Verlage eines ſo anſehnlichen Werkes verbundenen Koſten einigermaßen deckt. Der Sub-

Subscriptions-Termin bleibt bis zur Ostermesse 1784 offen, und es wird nächstens deshalb auch eine ausführlichere Anzeige, welche den Preis des Werks geringer, als der Hr. Verfasser anfangs vermuthete, bestimmt, erscheinen; auch zugleich ein Probe-Bogen davon bey unsern Herrn Commissionairs zu sehen seyn.

Die Artickel von No. 102 bis 113 erscheinen erst gegen die Ostermesse 1784. und bleibt die Subscription bis dahin drauf offen.

Da wir auch in Erfahrung gebracht, daß es einem industriösen ehrlichen Manne gefallen uns den Mönch vom Libanon nachzudrucken, und denselben zu 12 Gr. zu verkaufen, so zeigen wir zugleich hierdurch an, daß wir sogleich den Preis der Original-Ausgabe von 15 auf 8 Gr. herabgesetzt haben, und er also um diesen Preis bey uns zu haben sey.

Bey den hier angesetzten Preisen ist noch zu bemerken, daß wir den Louisd'or zu 5 Rthlr. den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. und den Carolin zu 6 Rthlr. 4 Gr., nicht aber höher annehmen, und daß alle Subscriptionen nach diesem Verhältniß bestimmt sind. Die Briefe, welche Bestellungen an uns, oder unsere Herren Commissionairs enthalten, müssen frankirt seyn. Dessau, am 12ten Aug. 1783.

Die Administratoren der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler.

II. Ankündigung einer Anstalt zur Erziehung der Töchter in Berlin.

Seit ohngefähr sieben Jahren habe ich mich mit der Erziehung der Töchter abgegeben; und meine Anstalt hat das

Glück gehabt bekannt zu werden und Beyfall zu erhalten. Allein es ist ziemlich bey dem Beyfall und häufiger Anfrage geblieben. Ausser einer zahlreichen Schule von Töchtern aus den besten Häusern in der Stadt, habe ich an Kostgängerinnen in diesen sieben Jahren gehabt: ein Fräulein aus dem Churſächsischen, eine Predigertochter aus der Mark; und auf ein Jahr zwey erwachsene Frauenzimmer aus der Nachbarschaft. Was kann man dabey ausrichten? Man hatte zu einer Provinzialstadt kein Zutrauen; es fehlt darin, sagte man, an geschickten Lehrern. Wohlan, ich will diese Provinzialstadt mit der Hauptstadt Berlin vertauschen, wenn

mir bis gegen Weynachten dieses Jahres, eine hinlängliche Anzahl Eleven mit Sicherheit versprochen werden.

Ich muß aber auf die Zusage ganz zuverläßig rechnen können.

Lehre. Unterricht im Teutschen und Französischen, Schreiben, Rechtschreiben, Briefe, Rechnen, Historie, Naturgeschichte, Geographie, Mythologie, Zeichnen und Singen, Moral, Anfangsgründe der Religion, Tanzen, Instrumentspielen. Wenn es Eltern verlangen, daß ihre Töchter eine andre Sprache, als etwa Italiänisch oder Englisch lernen, so wird ein Lehrer, auf Kosten der Eltern, dazu angenommen.

Zur Confirmation sollen die Zöglinge, nach Befehl und Wahl der Eltern, von einem Geistlichen ihrer Confeßion, vorbereitet werden.

Mein Zweck bey allem Unterricht ist Klugheit, Bildung des Verstandes, Nutzbarkeit. Man hat keinen Pedantismus zu besorgen.

Ich spreche nicht von meinen Lehrmethoden, weil sie zum Theil nicht ganz unbekannt sind, und hauptsächlich, weil

Antipholis von Epheſus.

Du Hurenſohn von einem ſinnloſen Galgenſchwengel.

Dromio von Epheſus.

Ich wollt' ich wäre ſinnlos, Herr, ſo würd' ich eure Schläge nicht fühlen.

Antipholis von Epheſus.

Du biſt für nichts empfindlich als für Schläge, wie ein andrer Eſel auch.

Dromio von Epheſus.

Daß ich ein Eſel bin, daß iſt wahr; das könnt ihr mit meinen langen Ohren beweiſen. Ich hab' ihm von meiner Geburts-Stund' an gedient, und habe für alle meine Dienſte noch nichts von ihm empfangen, als Ohrfeigen. Wenn mich friert, ſo wärmt er mich mit Schlägen; wenn mir warm iſt, ſo kühlt er mich mit Schlägen ab; er wekt mich mit Schlägen, wenn ich ſchlafe; und macht mich mit Schlägen aufſtehn, wenn ich ſize; mit Schlägen treibt er mich zur Thür hinaus, wenn ich ausgehe, und bewillkommt mich wieder mit Schlägen, wenn ich zurükkomme; ich trage ſeine Schläge auf meinen Schultern, wie eine Bettlerin ihr Kind; und ich denke, wenn er mich lahm geſchlagen hat, ſo werd ich noch damit von Haus zu Haus betteln gehen müſſen.

weil ich ſtatt eines Anklindigungsblattes ein Buch ſchreiben müßte, wenn ich ſolche detailliren wollte.

Außer der Schulzeit werden Handarbeiten gelehrt.

Ich lehre alles Literariſche ſelbſt. Zum Schreiben, Zeichnen, Singen, zu den Anfangsgründen im Leſen und in der Sprache nehme ich Lehrer und Lehrerinnen auf meine Koſten, die nach meinem Plane lehren.

Bildung des Herzens! Liebe zum Guten! Die Mittel! Ordnung, ſanfte, liebreiche Behandlung, Anlaß zu Wohlthaten und edeln Gefühlen, gute Bücher, Bildung des Geſchmacks, Beſtändige Aufſicht.

Für zwölf Eleven halte ich zwo Gouvernantinnen, die mit ihnen aufſtehn und ſich niederlegen, mit ihnen ein- und ausgehn, in den Lehrſtunden die Aufſicht über ſie haben, und ſie, mit einem Worte, nie aus den Augen laſſen ſollen. Meine Frau führt die Oberaufſicht. Ich kann nur durch Einrichtung und allgemeine Aufſicht dafür ſorgen. Was mir aber mein Geſchlecht hierin erlaubt, werde ich nie verſäumen.

Aeuſſere Bildung! Gefälliges Betragen, Anſtand in den Bewegungen, Bildung der Stimme, Geſchmack in der Kleidung, Höflichkeit. ꝛc.

Sorge für die Geſundheit! Reinlichkeit der Perſon, des Anzugs, der Zimmer, der Sachen; geſunde Luft in Stuben und Schlafgemächern. Jede ihr Bette; wenige Betten in einer Kammer. Kleidung und Kopfputz überlaſſe ich der Willkühr ihrer Eltern. Ich wünſchte aber Simplicität.

Gute, wohlzubereitete Nahrung, in gehörigem Maaße; Getränk nach dem Belieben der Eltern und der Gewohnheit der Kinder. Möglichſte Vorſicht Krankheiten zu verhüten.

Bey Krankheit besondere Stube und Pflege, und einen guten Arzt.

Erholung, Bewegung, Vergnügen, Spatziergänge: frische Luft. Jugend muß heiter und frölich seyn.

Mit einem Wort: ich verspreche alles Mögliche anzuwenden, um der Hoffnung und den Wünschen der Eltern zu entsprechen. Ich bin dem Publiko nicht ganz unbekannt, habe mehr als zwanzigjährige Erfahrung im Unterricht, bey den besten Kräften der Jahre. Man klagt ja so bitterlich über den Mangel an guter Erziehung! Ich hoffe es soll keinem gereuen, mir sein Zutrauen geschenkt zu haben.

Die Pension ist dreißig Louisd'or jährlich, die vierteljährlich voraus bezahlt werden. Das für Nahrung und Unterricht.

Jedes Kind bringt sein Bette; mit Vorhängen, wenn ich bitten darf; zumal wenn die Töchter groß werden. Wäsche und Kleider, welches alles ihnen bey Abzug aus der Pension zurück gegeben wird.

Jedes giebt, nach dem Gebrauch, ein Tischgedeck und Besteck, oder wenn es den Eltern bequemer ist, fünf Louisd'or Antrittsgeld.

Tanz und Instrumentalmusik, Friseur, Arzt und Arzeney, werden besonders bezahlt. Dem Gesinde wird ein kleines Geschenk nach Belieben gegeben, und jährlich zehn Thlr. für die Reinigung der Wäsche bezahlt.

Erhalte ich Zutrauen, und hinlängliche Versicherung, so nimmt die Anstalt mit dem 1sten May 1784 ihren Anfang. Sollte es nicht geschehen, so melde ich es im Februar denen Eltern, die mir ihre Töchter zugesagt haben möchten.

Da auch bey mir ſchon mehrmals Nachfrage geſchehn iſt nach Gouvernantinnen die ich gebildet hätte, ſo erbiete ich mich ſolche zu bilden. Eine ſolche wird nur zwanzig Louis-d'or jährlich, und kein Antritsgeld bezahlen. Ich will ſie lehren und üben mit Kindern umzugehn, und ſie in Sprachen und andern Kenntniſſen unterrichten.

Auch dieſe werden mir gütigſt gegen Weynachten, aber zuverläßig, gemeldet.

Ich bitte inſtändigſt Jeden, dem dieſe Ankündigung in die Hände fällt, die Ausbreitung derſelben bey Eltern, Vormündern, und, wenns möglich iſt, bey Pupillencollegiis gütigſt zu befördern. Halberſtadt, im September 1783.

Villaume,
Prediger bey der franzöſiſchen Gemeine.

III. Der Beyfall, womit das Publikum mich beehrt hat, beſtimmt mich, der großen Menge ohnerachtet eine Pränumeration anzukündigen auf ein Werk

Von dem Urſprung und den Abſichten des Uebels.

Eine neue Theodicee. Ich habe Leibnitzen nicht abgeſchrieben, und andere eben ſo wenig. Wer mich kennt, weiß auch, daß Abſchreiben meine Sache eben nicht iſt. Ich wage es zu ſagen, daß meine Theorie im Ganzen neu, und, was mich mehr erfreut, wirklich tröſtend iſt. Sie iſt kein fantaſtiſches Hirngeſpinſt; ſondern auf ächte philoſophiſche Theologie, auf Pſychologie und tägliche Erfahrung gegründet.

Ich habe ſo zu ſchreiben geſucht, daß der Philoſoph Unterhaltung finden, und das andere Geſchlecht mich, we-

nig-

hiesiens gröstentheils, verstehn und Trost aus meiner Schrift schöpfen könne. Glücklich, wenn mirs gelungen ist! Die Lehre von dem Uebel, und Trostgründe dagegen sind ja nicht Eigenthum des Gelehrten, sondern eine Angelegenheit des ganzen menschlichen Geschlechts.

Schönes Schreibpapier, guter Druck, und so viel es mir möglich seyn wird, Korrektheit sollen mein Werk zieren.

Die Pränumeration ist ein Reichsthaler, und steht bis Ostern 84 offen. Auf zehn Exemplare das eilfte. Der Druck wird gleich nach Ostern angefangen; und sobald als es fertig ist, wird das Werk ausgeliefert. Halberstadt, im September 1783.

Villaume.

Die Hoffmannische Buchhandlung in Weimar ist erbötig, Pränumeration auf dieses Werk anzunehmen.

IV. Seit verschiedenen Jahren hab' ich Materialien zu einer einst zu schreibenden Geschichte der Hexenprocesse gesammlet, und bin endlich in den Stand gesetzt worden, sie anzufangen. Mühsam war das Zusammenbringen, ich bat lange vergebens um gerichtliche Akten! und manches dahin einschlagende alte Buch muste ich lange suchen und theuer bezahlen. Alle diese Schwierigkeiten sind überwunden: man hat mir mehr als ein Archiv großmüthig geöffnet, und nach den Materialien zu urtheilen, muß die Geschichte wahr, wichtig und anziehend werden. Nach meinem Plane soll der erste Band blos die Theorie des Hexenprocesses enthalten, und da der berüchtigte Malleus Maleficarum nebst der Bulle Innoc. VIII. dies schreckliche Unglück über Teutschland gebracht haben: so werde ich aus jenem einen Auszug liefern, und diese ganz mittheilen. Der Mal-

leus

len ist noch nie übersetzt, selten, und in einem Styl geschrieben, der jedem Liebhaber verleiden muß ihn zu lesen; und doch ist dies Buch, wegen seiner nachgehends von beynahe allen und selbst Protestantischen Criminalisten angenommenen Grundsätze und schrecklichen Folgen, so wichtig, daß ein Auszug zu einer Geschichte, wie ich zu schreiben wünsche, unumgänglich nothwendig ward. Diesem Auszuge werde ich die allgemeinen und besondern Gesetze, Observanzien und eigenmächtigen Abweichungen von beyden, deren man sich hin und wieder schuldig gemacht, anbringen, und damit den ersten Band beschließen.

Der zweyte Band wird schon wirklich praktisch werden, und aus Auszügen aus Hexenprocessakten und andern dahin einschlagenden Erzählungen bestehen. Meinem guten Willen kann man es wenigstens zutrauen, daß der Leser bey dieser Lectüre keine lange Weile haben soll, und als Beytrag zur Geschichte der Menschheit darf ich den Werth dieser Unternehmung nicht erst ausposaunen, er läßt sich fühlen. Ob ich dem zweyten Bande noch einen dritten werde folgen lassen, kann ich noch nicht sagen. Es kömmt drauf an, wie sehr sich die Materialien werden concentriren lassen, und dann, wie sehr dem Publico damit wird gedient seyn. Man kann ihm keine Bücher aufzwingen, und Niemand kann weniger Lust haben, es zu thun, als ich. Zu Weyhnachten dieses Jahres wird der Erste Theil bey J. F. Unger erscheinen. Jöllenbek, in der Grafschaft Ravensberg im Jänner 1783.

Johann Moritz Schwager, Pastor.

V. Fabris geographiſches Magazin erſter Band I. IV. Heft. 1783. S. 516. zweyter Band V. Heft. S. 150. gr. 8. Deſſau und Leipzig, auf Koſten der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler.

Der erſte Band von dieſem neuen periodiſchen Werke enthält: 35 handſchriftliche geographiſche Nachrichten; 33 Recenſionen von geographiſchen Büchern, und 29 von Landkarten, Proſpekten und Grundriſſen. Am Ende eines jeden Heftes ſind noch kürzere Nachrichten, meiſtentheils aus Briefen an den Herausgeber beygefügt. Im fünften Hefte findet man: 17 ungedruckte geographiſche Aufſätze; 7 Beurtheilungen von Büchern und 7 von Landkarten ꝛc. Zur Probe theilen wir hier nur den Inhalt des letztern Heftes mit. Dieſer enthält in der erſten Abtheilung: 1) Nachrichten vom Liegnitziſchen Kreiſe, 2) von der Stadt Wilna, 3) von Buttſtädt, 4) von Zürch, 5) von Bremen, 6) neueſte Berichte von den inkolariſchen Inſeln, nebſt einem kurzem Auszuge aus einem kürzlich eingelaufenen Schreiben aus Trankebar, 7) von der Theilung der hintern Grafſchaft Sponheim, 8) Schreiben aus Sylvaplana (im Thale Engadin) vom 1ſten Jun. 1783. 9) etwas vom Reichswalde bey Cleve, 10) Gr. Reinhold von Gelden und Graf Rudolph von Cleve, 11) Cupidos Pfeile. Eine geographiſche Anecdote, 12) Elias von Hildesheim, 13) Hochzeitfeyerlichkeiten der Teutſchen, 14) Hüttigs (eines gelehrten Leinwebers in Bunzlau in Schleſien) Reiſen nach den ſchleſiſchen Rieſengebürge, 15) ebendeſſelben Reiſe nach dem Harze, 16) etwas aus dem Tagebuche eines Reiſenden (aus welchem ſchon vorher im 4ten Hefte mancherley Scandaleuſes von der Stadt Cellerfeld eingerükt worden.) Dieſesmal von Lerbach ꝛc. Urſach warum der Verf. des Tagebuchs nicht daſelbſt will Pfarrer werden? 17) von Sondershauſen

und

und ſeinen Einwohnern. Von geographiſchen Büchern ſind hier recenſirt: Toaldo ſaggi di ſtudi Veneti; Notizie della Feltre; Weſtenrieders Beſchreibung der Stadt München, Hauſens Statsmaterialien, Büſchings neue Erdbeſchreibung, Labats Reiſe nach Weſtindien. Von Landkarten, Proſpecten und Grundriſſen: Güſſefelds Karte von der Mittelmark, Voigts petrographiſche Karte von Fulde, Brions mappemonde; Carte de la Picardie, Artois &c. Vüe de la ville de Baden, Proſpect von Ofenbach, von Wilhelmsbad. Unter den kürzern Neuigkeiten findet man in dieſem Hefte: von den Gewitterableitern in Sachſen, vom Seidenbau in Wittenberg, von einem neuen Handelswege auf der Donau, von einem Gemählde zu Szarcko Zelo u. dergl. mehr. Von dieſem Journale erſcheint alle 6. - 8 Wochen ein Heft von 8. - 9 Bogen. Der Subſcriptionspreis jedes Heftes iſt 7 ggr. Conventionsgeld; wofür er den Subſcribenten planirt und brochirt poſtfrey durch Teutſchland zugeſchickt wird. Der Ladenpreis iſt 8 ggr.

VI. Berlin, bey Arnold Wever. 1783. Marchia Brandenburgica gentilis. Verzeichniß der, von dem verſtorbenen Hofrath und Cammergerichts-Secretair Herrn Chriſtian Gottfr. Kleſter, nachgelaſſenen ſehr wichtigen Antiquitäten-Cabinets aus heydniſchen Grabmälern, vorzüglich der Mark Brandenburg, ſo in ſteinern Wehr und Waffen, auch dergleichen Opfermeſſern, Frauenzimmergeräthſchaften von Thon, Kleider- und Kopf-Schmuck von Metall, nicht weniger andern Geräthſchaften von Metall und Eiſen, desgleichen Aſchen- und Knochen-Töpfen; auch Opfergeſchirr

ſchirr mancherley Art beſtehet, und noch gut erhalten iſt. In Ordnung gebracht, und mit einigen Anmerkungen, auch einem hiſtoriſchen Vorbericht, verſehen vom D. Joh. Carl Conrad Oelrichs, Kayſerl. Hof- und Pfalzgrafen, und verſchiedener gelehrten Geſellſchaften Mitgliede.

Der öffentliche Verkaufs-Termin im ganzen, iſt der 29te December 1783 im Königl. Cammergericht Vormittags, wenn ſich nicht noch vorher ein anſehnlicher Käufer zu dieſem ganzen Cabinet finden ſollte.

VII. Von folgenden drey Werken des Hrn. Linguet werden in J. F. Ungers Verlag in Berlin bald teutſche Ueberſetzungen mit gnädigſten Privilegien verſehen, zu haben ſeyn:

1) L'Hiſtoire du Chriſt d'Abbeville, ou du procés horrible, qui a été le debut de Mr. Linguet au Barreau, ou il n'y a eu de juſtifié que les deux infortunés qu'on lui avoit empêché de défendre, ayant ſauvé les trois autres.

2) L'Hiſtoire du Monachisme. Nouvelle Edition 1783. entierement refondue, avec des circonſtances qui rendront cet ouvrage tres intéreſſant.

3) Eloge impartial et vraiment philoſophique de feu Mr. de Voltaire.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1783.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Neunte Scene.

Adriana, Luciana, die Courtiſane und Doctor Zwik, zu den Vorigen.

Antipholis von Epheſus.

Kommt weiter; ich ſehe dort meine Frau kommen.

Dromio von Epheſus.

Reſpice finem, Madam, ſchaut auf euer End; nehmt euch vor dem Strik in acht --

Antipholis von Epheſus.

Willſt du das Maul halten.

[Er ſchlägt ihn wieder.]

Courtiſane.

Was ſagt ihr izt? Iſt euer Mann nicht toll?

Adriana.

Ich kan nicht mehr daran zweifen, da er ſo wild thut. Lieber Doctor Zwik, ihr ſeyd ein Beſchwörer, gebt ihm ſeine Vernunft wieder, und fordert was ihr nur wollt dafür.

Luciana.

Au weh, wie feurig und wild er um ſich ſchaut?

Courtiſane.

Bemerkt, wie er vor Wuth zittert.

Zwik.

Der
Teutſche Merkur.

October 1783.

I.

Epiſtel an Eliſen,

bey Ueberſendung der Trauerſpiele: Sophie oder die Brüder und Calas; von dem Verfaſſer derſelbigen.

Ein Himmel, den nie ein Gewölk umzieht,
Ein Blumenkranz, der unverwelklich blüht,
Ein Becher, der von lauter Freuden ſchäumet,
Ein Schlaf auf Roſen, der von Nichts als Wonne träumet,
Kurz ein Elyſium des Lebens, ohne Quaal,
War auf der Pilgerſchaft durch dieſes Erdenthal
Nicht leicht das Theil der Guten und der Weiſen.
Der Weg zur Ewigkeit, den ſie dadurch bereiſen,
Hat manchen finſtern Hinterhalt,
Wo Laſter ſie in menſchlicher Geſtalt
Belauren, unter ſie ſich hinterliſtig mengen
Und ſie vom ebnem Pfad verdrängen.

Mit krummer Hand und einem Tagerblick
Schielt hier der Geiz nach andrer Glück,
Nimmt dort das Erbtheil der verlaſnen Waiſe,
Und hier der Wittwe Thränenbrod zur Speiſe.

Ein unſchuldsvolles Paar, das Lieb und Zärtlichkeit
In Rosenbande ſchloß, trennt Eigennutz und Neid
Und ſchmiedet ihnen Sklavenketten,
Von denen Tod und Grab ſie nur vermag zu retten.
Und ſiegt die Liebe ja, ſo tauſchet Eiferſucht,
Vergället bald des Ehſtands ſüſſe Frucht:
Zank ſtört den Frieden tags, den Schlaf nachts Gram u. Reue,
Und mit der Zärtlichkeit entweicht zuletzt die Treue.

Die Wolluſt lockt mit zauberiſchem Ton
In vollem Reiz halbnackender Syrenen
Den Jüngling und verheißt ihm wahrer Liebe Lohn:
Er aber findet in den ſanften Schönen
Oft reißende Hyänen.

Das niedrige Verdienſt, das ſittſam und verzagt
Sich auf die Bahn der Ehre wagt,
Sieht kaum der tumme Stolz beſcheiden vorwärts gehen;
Gleich glaubt er ſich beſchimpft zu ſehen,
Voll Unmuth ſchüttelt er den Pfauenfederſtrauß
Und ſtreckt die Hand nach Steinen aus.

Mit Dolchen und mit Feuerbränden
In immer blutbetrieften Händen,
Die Höll' im Aug' und auf der Stirne Nacht,
Im Herzen Gall' und wütender Verdacht,
Im Munde Gleißerey ſtürmt ohn' Erbarmen,
Der Fanatismus auf den frommen Armen,
Der nicht den grimm'gen Gott verehrt
Den er im Donner ihn und Blutvergießen lehrt,
Der nicht glaubt was Er glaubt, ob er gleich handelt
Nach allem was er glaubt; nicht auf dem Wege wandelt,

Den Er ihn wandeln heißt, ob er gleich nie den Pfad
Verläßt den Gott ins Herz ihm vorgezeichnet hat:
Der Fanatiémus, der an Tempel Räder bauet,
Dem lichten Holzſtoß mehr als reiner Wahrheit trauet,
Und mit dem Weyrauchsdampf in heuchelndem Gebet
Nur Fluch zum Himmel ſchickt, und nichts als Fluch erflehtt

So wird die Tugend hier dem Laſter oft zur Beute
Und wenn ſie ihm ja von der Seite
Durch einen ſchmalen Weg entgeht;
So iſt der oft mit Dornenhecken
Und ſteilen Klippen überſä't.
Doch, läßt ſie ſich durch nichts verführen oder ſchrecken,
So wartet ihrer ſtets am Ende dieſer Zeit
Die Krone der Unſterblichkeit.

Die Muſe, die durch ernſte Spiele
In Sterblichen die edelſten Gefühle
Von jeder groſen Tugend weckt,
Jedem ſie lehrt, ergötzt, und rührt und ſchreckt,
Führt oft den Freund, den ſie ſich zum Vertrauten nählte
Und ihn mit ihrer Glut beſeelte,
An jene Lebensſtraße hin,
Und giebt ihm hier den aufmerkſamen Sinn,
Der Menſchen Thaten anzuſehen,
Dem Räderwerk, durch das ſie gehen,
Tief in dem Herzen nachzuſpähen
Und ſchenkt — (ein groß Geſchenk!) — ihm noch dabey
Der Farben und des Pinſels Zauberey,
Aus der Geſchichte bald, bald aus der Phantaſey
Der Welt durch ein Gemählde in mancherley Geſtalten
Die Welt im kleinen vorzuhalten:

Wohl ihr dann! findet ſie bey der ein fühlend Herz,
Das ſich mit ſeiner Brüder Schmerz
In ſanfter Sympathie vereinet
Und ſtill in ihre Zähren weinet:
Denn der Triumph der Zähren ſcheint
Der Muſe höchſter Lohn, wenn ſie die Tugend weint:
Drum wählt ſie gern den großen Mann im Leiden,
Ein zärtlich Paar acht im Scheiden,
Die Unſchuld, die dem Tod entgegen lacht,
Eh, als ſie ſich des Laſters ſchuldig macht:
Denn, wie ein Alter ſagt: für Menſchen und für Götter
Kann kein erhabner Schauſpiel ſeyn,
Als Tugend — um ſie her der Leiden ſchwarze Wetter,
Und Haupt und Herz im reinſten Sonnenſchein!

Sie, dieſe Muſe nun, die liebſte Führerin
Von meiner Jugend, itzo faſt vergeſſen!
Führt' einſt mich auch auf jene Wege hin,
Wo ſie tief unter dämmernden Cypreſſen,
Ein Grab mir wies, das ein getreues Paar,
So durch die Lieb' unglücklich war,
Verſchloß. Auf Urnen, die ein Kranz vereinte,
Stand Hymen und und der Liebe Genius,
Wo jeder über die verlöſchte Fackel weinte,
Die hier mit grimmigen Verdruß
Der Geiz und Bruderhaß zertrat. — Die Muſe lockte
Durch die Geſchichte mir mitleid'ge Thränen ab.

Doch ach! — mein Blut in Adern ſtockte,
Als ſie mir weiter hin ein Grab ...
Ein Grab? nein, ein Schaffet, ein Rad zu ſchauen gab,
Auf dem ein Greis — in lächelnd heitern Blicken

Ruh,

Ruh, Unſchuld, Seligkeit, Entzücken,
Den Himmel ſelbſt — der Schwärmerey vergab,
Die drunter zähneblecknd lachte,
Ihr giftig Schlangenhaar von Banden ledig machte,
Und fluchend nach dem warf, der für die Miſſethat
Der Grauſamen den Himmel um Vergebung bat,
Indeß, daß eine Gruppe Engel ſich
Auf einer goldnen Wolke nieder
Zu dem Gerechten ließ, und voller Siegeslieder
Den Geiſt empfieng, der dem zermalmten Leib entwich,
Und nun, gleich einem ihrer Brüder,
In einem höheren Triumphgeſang
Umringt von ihnen ſich zum Himmel ſchwang. —

Ich ſtand betäubt, und weint und bebte,
Und lange — ach! wie lange ſchwebte
Dies Bild vor mir! — Doch, was die Muſe ſprach,
Das zeichnet' ich in einem Drama nach:
Hier iſts! O! wärs ein bloßes Traumgeſichte!
Doch nein, es iſt Geſchicht' und unſrer Zeit Geſchichte!
Ihr ſammle' ich itzund Thränen ein,
Die aus dem fühlendſten und reinſten Herzen fließen,
Mit Ehrfurcht jene Palmen zu begießen,
Die dieſem neuen Märtyrer die Heil'gen weihn.
Und welch empfindſam Herz kann jemals reinre Zähren,
Als deine, Eliſe, mir gewähren?

II.

Beyträge

zu den

elektrischen Erscheinungen des laufenden Jahres.

Vom Herrn Vice Berghauptmann von Trebra
zu Zellerfeld am Harz.

Den 16ten August waren hier schwere Gewitter gewesen, den 17ten auch, besonders vormittags; den 18ten ebenfalls; am letztern Tage aber schien es, als wenn der, einen grosen Theil des Sommers hindurch bemerkte Heideranch wieder eintreten wollte, und als wenn die übriggebliebene Gewitter-Materie sich zu diesem verdünnet hätte. Denn des 18ten Abends lag der Heideranch völlig in der Athmosphäre, die Sonne ging feurig roth unter, und eben so der Mond auf. Den 19ten des Morgens bemerkte ich den Heideranch wieder, so wie des Abends vorher, und ich glaubte nun gewiß zu seyn, daß an diesem Tage kein Gewitter entstehen würde. Gleichwohl zogen sich um die Mittags-Stunde, gegen Abend, und Mittag, in jeder Gegend besonders, Donnerwolken zusammen, und auf einmal blitzte und donnerte es heftig, und sehr nahe. Zwischen 11 und 12 Uhr Mittags, als schon viele heftige Donnerschläge, und besonders sehr lebhafte Blitze vorüber waren, und ich mit noch 2

Per-

Personen in meiner kleinen Stube der zweiten Etage n ich befand, wohin ich eben aus der unteren erst gekommen war, blitzte es auf einmal sehr lebhaft, und obgleich der Donnerschlag sehr bald darauf folgte, so bemerkte ich doch noch in dem kleinen Zwischenraume der Zeit zwischen dem Blitz und dem darauf folgenden Donner sehr deutlich ein Knicken, oder ein kleines Geräusch dem vollkommen ähnlich, wenn man einem nur schwach elektrisirten Körper einen Funken entlokt. Mir schien dieses Knicken kaum einen Schritt von mir, in der einen Ecke meines Zimmers gegen Abend am Fenster zu seyn, wo aber nicht das Geringste befindlich war, welches die elektrische Materie hätte auf sich ziehen können. Beyde Personen die bey mir waren, hatten das nemliche bemerkt, und die eine glaubte die Uhrfeder müßte gesprungen seyn, weil sie bemerkte, daß meine auf dem Schreibetische liegende Taschenuhr still stand. Das war aber nicht, denn ich hatte sie nicht aufgezogen. Ich ging drauf mit den bey mir sich befindenden 2 Personen aus diesem kleinen Zimmer weg, in das gleich dran stoßende gröſere, wo meine Mineralien-Sammlung stehet, ließ die Thür offen, und blieb allernächst bey derselben vor den Mineralien-Schränken stehen. Sehr bald blitzte es wieder; ich bemerkte mit beyden bey mir befindlichen Personen unmittelbar im, oder gleich nach dem Scheine des Blitzes, meinem Gehör nach in der nemlichen Ecke meines

[illegible] Zimmer das weniger Lichte wurde, bis es endlich einfinstern hieß, bis ich etwas weniger hörte und bemerkte, worauf ich sehr heftige Donner erhielt. Ich verlies dann auch dieses Zimmer, und ging in ein anderes, ganz an die andere Seite des Hauses gegen Abwegen, doch in denselben Stock. Einigemal blitzte es, und donnerte entfernt, da bemerkte ich nichts von dem vorbeschriebenen Knistern. Bald aber war eine Donnerwolke näher gekommen; Gewitter stunden nun am ganzen Horizont herum; es blitzte lebhaft und donnerte heftig, und zwar schnell auf dem Blitz. Wobey ich ebenfalls mit noch einer Person, die bey mir im Zimmer war, den vorhin in dem andern Zimmer bemerkten Schall, von einem entlokten schwachen elektrischen Funcken auch hier hörte; meinem Gehör nach, der ich herum gehend eben am Ofen war, nahe am Fenster, dem Gehör der bey mir näher am Fenster sich befindenden Personen nach, nahe bey mir am Ofen. Und so bemerkte ich auch in diesem Zimmer, noch ein paar mal dasselbe Geräusch bey jedem lebhaften Blitze, dem der Donnerschlag bald folgte, und wovon also die Donnerwolke nahe stund. Ich ging herunter auf die Diehle, hier aber konnte ich die vorige Bemerkung nicht wiederholen, weil sich die Gewitter schon entfernt hatten. Luft ging diesmal beym Gewitter gar nicht, auch war anfangs kein Regen dabey: dieser fand sich aber endlich ein, doch war er nicht über-

[illegible]

Tags darauf den 30ten, bis mit dem Morgen gleich der gewöhnliche Heideraud wieder in unſerer Athmoſphäre. Gegen Mittag ſchien es zwar, als ſtehten einige Wolken am Horizonte empor, und als verbikte ſich, wie es die Tage vorher zu geſchehen ſchien, der Heideraud in manchen Gegenden des Horizonts, beſonders gegen Mittag; die Wolken blieben aber alle zu luftig; es ſchien, als wenn nicht Materie gnug vorhanden wäre, Donnerwolken zuſammenzutreiben, wir hatten kein Gewitter, ſahen aber am Abend den Heideraud wieder um uns. Beym geſtrigen Gewitter hat, wie ich heute erfuhr, noch eine Perſon in Clauſthal gleiche Empfindung mit mir gehabt, als ich eben beſchreibe. Sie hat 2 mal denſelben Schall mit dem Gehör zwiſchen Blitz und Donnerſchlag empfunden, der ſo charakteriſtiſch bey Entlockung eines ſchwachen elektriſchen Funkens bemerkt wird, und ſie glaubt ſogar eine wiewohl geringe Empfindung am Körper gefühlt zu haben, wovon ich aber mit den bey mir geweſenen Perſonen nicht das geringſte geſpürt habe. Die Tage darauf

und

und den ganzen Tages vollends hinaus, wechselten starke widrige Winde mit dem Windstrom ab, theils kamen sich auch Gewitter zusammen, die sich dem Harz zwar ziemlich näherten, da der Entfernung auch heftig schienen, doch aber nicht völlig so nah zu uns kamen, oder nicht ganz so heftig waren, als das am 25ten August.

Der September fieng sich sehr angenehm an. Den 1sten und 2ten hatten wir erfreuliches heiteres Wetter, wiewohl immer mit Dunstluft, nur etwas dünner als den Sommer herdurch. Mittwochs den 3ten September aber trübte sich der Himmel; es wurde stürmisch, und fieng gegen Abend an zu regnen. Donnerstags den 4ten regnete es Nachmittags wieder, und unerwartet donnerte und blitzte es auch heftig; es kam aber auch dieses Gewitter, welches in Osterode in einen Birnbaum eingeschlagen hatte, nicht ganz herauf auf unsere Harzberge. Bey dieser Witterung fiel schon Donnerstags das Barometer vom Morgen bis Abends von 25 Zoll 11 Linien bis 25 Zoll 7 Linien, und war den 5ten des Morgens sogar bis auf 25 Zoll 2 Linien heruntergefallen. Eine andere Beobachtung des Barometers sagt, bis gegen 1 Uhr des Freytags Mittags, sey es vom Abend Donnerstags 11 Linien heruntergefallen, und schon um 4 Uhr Freytags nachmittag habe es wieder angefangen zu steigen. Ich

selbst

Zwik.

Gebt mir eure Hand, damit ich euern Puls befühlen kan.

Antipholis von Epheſus (giebt ihm eine Ohrfeige.)

Hier iſt meine Hand, die euer Ohr befühlen ſoll.

Zwik.

Ich beſchwöre dich, Satan, der du dieſen Mann beſeſſen haſt, bey allen Heiligen des Himmels beſchwör' ich dich, auszufahren, und in deinen Ort der Finſterniß ſtraks zurük zu kehren.

Antipholis von Epheſus.

Stille, wahnwiziger Hexenmeiſter, ich bin nicht toll.

Adriana.

O wollte Gott, du wär'ſt es nicht, arme verrükte Seele!

Antipholis von Epheſus.

Ihr Schäzgen, ihr, ſind das eure Geſellſchafter? War es dieſer Geſelle mit dem ſafranfarbenen Geſicht hier, der heut in meinem Hauſe mit euch ſchmaußte und luſtig machte, indeſſen daß die Thüre ſchändlicher Weiſe vor mir verſchloſſen, und der Eingang in mein Haus mir mit Gewalt verwehrt wurde?

Adriana.

O mein lieber Mann, Gott weiß, daß ihr bey Hauſe

zu

nicht hatte es diesmal nicht gerade heftig, und war im stärksten Niederregen kommt es mir gewöhnlich viel heftiger vor. Der Tag über, Regen hatte, gab es abwechselnden Nebel oder schlechten Regen, auch mit unter heftigen Regen; es war aber nicht weniger als warm dabey, sondern recht kalt. Abends regnete es, und gegen 9 Uhr sahe eine der seltsamsten Lufterscheinungen an, die ich jemals gesehen habe, und die viele Menschen erschreckt, ohne einem nur im geringsten zu schaden. Der Himmel war nicht ganz mit dicken Wolken überzogen; sondern es überliefen nur abgebrochene bey mäßigem Winde an ihm hin, und zwischen ihnen war ein dünner Nebel, aus dem es abwechselnd stärker und schwächer regnete. Ich hatte bey diesem Zustande der Atmosphäre, und da es noch dazu so wenig warm, sogar mehr kalt war, am allerwenigsten eine feurige Lufterscheinung erwartet, auf deren Beobachtung ich ohnedem auch nicht auszugehen gewohnt bin: als mir nahe vor 10 Uhr gemeldet wurde, es sey gegen den Bruchberg hin, gegen Mittag, am Himmel Feuer zu sehen. Als ich darnach sah, fand ich in der angezeigten Gegend das gewöhnliche Zeichen eines entfernten Feuers, den Schein einer rothen Gluth am Himmel, der bald zu mehrerm Umfang und in mehrere Helligkeit aufblickte, bald in engere Gränzen zusammengieng, blässer wurde, und so, nach einigen Minuten während welchen ich

beob-

es beobachten, ehnicht wieder aufhören. Ich glaubte nun wohl das Feuer gehöret, denn dann hielt ich es wahrlich, und zwar so sehr, daß man ein Paar Hände zu Löschung desselben hätte Bedenken haben können. Aber es kamen Leute zu mir, die von dem Feuer bedauerten, und versicherten, dieses Feuer wäre viel näher gewesen, und dem Anschein nach aus der Erde aufgeschossen; es wäre durch die ganze Stadt gegangen, sie selbst hätten dann gefunden, hätten es vom Abend her, aus der Dunkelheit plötzlich auf sich zukommen und wieder von sich weg weiter ziehen sehen. Es sey oft augenblickt zur Mittagssonnen-Helligkeit, so daß sie alle Gegenstände um sich erkennen können, sey vergangen, und sey dann wieder erschienen. Diese sonderbaren theils ängstlich vorgebrachten Erzählungen bestimmten mich noch einige Zeit acht zu haben, ob diese Erscheinung etwa wieder kommen möchte. Bald sagte man mir auch, daß es nun wieder anfange aufzublicken, und ich sah würklich, von Abend her, erst matte feurige Flammen, wie beym Nordlichte, nur weit tiefer in der Atmosphäre aufschießen, die immer lichter wurden, und näher kamen, bis augenblicklich mein ganzes Haus und alles um mich helle war, so daß ich jede Kleinigkeit auf der Straße sehen konnte. So flammte es nun wie ein stehenbleibender lebhafter Blitz um mich einige Minuten, und zog dann in eine weitere Entfernung nach einer Gegend fort, zu

der

der ich eine kurze, durch Häuser unterbrochene Linie hatte sehen können. Doch, es wichen auch diese Häuser von mir fort, und es so kurze, daß ich es mit vollkommener Bequemlichkeit hinlänglich beobachten, und einen Anblick gewinnen konnte, den ich schwerlich so schön wie er war zu beschreiben im Stande seyn werde. Auch an der Erde war das mehrerlei Licht, das sich ziemlich, wenigstens bis zum grünlichen höhete. Sein Umfang mochte etwan 20 Schritte seyn, und auf diesem war alles so äußerst helle, daß man Kleinigkeiten auch in der Entfernung schon zu können sich beredete. Von diesem Puncte aus strahlte das immer schwächere gelbe, bis endlich in noch mehr Entfernung von seinem Mittelpuncte an der Erde, ganz weisse Licht, mit bogenförmiger Erweiterung des Umfangs in die Höhe, und erleuchtete den um dieses Flammen-ähnliche scheinbar aus der Erde auflodernde Licht stehenden dünnen Nebel, zwar bis in einer ziemlichen Entfernung von der Erde, aber doch nicht ganz durch; denn oben drüber stund wieder düstre Dunkelheit. So stund dieser lichtflammende Schweif wohl ein paar Minuten lang zur Beobachtung voll vor meinen Augen, dann rückte er schwingend in Abwechselung mit Dunkel weiter gegen Mittag hin, wo mir Häuser im Wege stunden, so daß ich nichts weiter, als das weisse obere Licht beobachten konnte, aber nicht den Raum der größten Helligkeit. Es stieg auch hier das Liche nicht

hö-

[illegible]

Eraußen hatte, wo ich es zuerst das Aufsteigen eines entfernten Feuers beobachtete, einige Minuten auch hier stehen, und verschwand. Etwan eine halbe Stunde hierauf, schon um 11 Uhr blickte es mir ganz matt auf derselben Stelle wieder auf, wurde dann lebhafter, erhielt mehr Umfang, und zog sich wieder zusammen, dem Anschein nach wie dicke Wolken ihm nahe kamen, und in diesem Spiele hat das Meteor bis gegen 1 Uhr Nachts fortgedauret. Doch habe ich es nur bis halb 12 Uhr beobachtet. Gemein hatte es mit dem gewöhnlichen Nordlichte, daß es aus mattem Lichte zu hellerm, vorwärts von einer Stelle zur andern, aus dickern Wolken, und zwischen selbigen aufblickte, nur viel schneller; denn einen kaum zu bemerkenden Augenblick währte es von der ersten Spur des Lichts, so stunden die Gegenstände wohin es aufblickte, oder man stund selbst rund um im hellesten Lichte, wodurch eben mehrere Personen erschreckt worden waren, die auf der Straße sich befunden hatten. Ganz und gar gieng es von dem gewöhnlichen Nordlichte, wenigstens so weit ich dergleichen beobachtet habe, darin ab, daß es nicht aus Norden, sondern aus Abend kam, gegen Mittag sich hinzog, wo die Erscheinung auch aufhörte, und vorzüglich

mit

mit dem fürchten Tode an der Erde hin, und der eben Regierung der Vernünftigen gar nicht einmal zu bedürfen. Oder regiere es zwar nicht überwältigt stark, aber doch ziemlich, obgleich während der Erscheinung schwächer, und der Wind gieng mäßig aus Nord.

III.

Karl und Heinrich.

Auszüge aus dem Taschenbuch eines akademischen Jünglings.

Endlich, L. Karl, hab' ich meine Reise vollendet. Mit beklommenem Herzen sitz ich auf meinem neuen Zimmer, das mir nach allen Gegenden enge wie ein Gefängnis scheint. Ich weis nicht was mir so bange macht; ob die Entfernung von euch Lieben, oder die große Aussicht die vor mir liegt und die ich mit meiner feurigen Einbildung durchfliege. Mir schaudert wenn ich die weite Ferne hinaussehe, und auf ihrem Ende Wohl und Weh finde, das da oder dort mich erwartet, wenn ich diesen oder jenen Weg wähle. Gott stärke mich daß ich eure und meine Wünsche erfülle, und so gebildet und glücklich zurückkehre als ihr mit mir hoffet! Ich hab es heilig beschlossen, und die erste Stunde meines Hier-

Hauch auf den Reiz von Scenen dieß gebiete, die Wege der Wiederkehr zu wählen, die ihren Reizen gegen mich entsprechen. Aber L. L. ich weiß nicht was für dumpfe Ahndungen in meine Seele schwebten, die mir zuweilen das Herz wie einem Mörder zusammenschnürten. Die ganze lange Reise lag dir fürchterlich Stein auf mir. Es war die schönste Jahreszeit: allenthalben wo ich durchfuhr, blühten mir die herrlichsten Gefilde entgegen; die ganze Natur war festlich gekleidet als ob sie aus einer neuen Schöpfung gestiegen und zum erstenmal das lichte Gewand angethan hätte. Aber ich, den das sonst mit Allgewalt an sich zog, hatte keinen Sinn. Ich starrte in die neblichte Ferne hinaus, wollte ihren dämmernden Schleyer durchdringen, und hätte gern alle Berge geebnet um das dahinterliegende zu erforschen. Keine Höhe, keine Tiefe machte mich froh, und jede Kleinigkeit drückte mir die Augen. Schmerz über Trennung von Euch, meinen Liebsten die ich auf der Welt habe, machte es gewiß nicht allein; ich war ja schon mehrmahls von euch entfernt ohne diese Aengstlichkeit zu fühlen. Ich fürchte, ich fürchte, es zieht ein fernes Gewitter über mich herauf, und diese Stadt in die ich, als zur Schule der Weisheit und Tugend gereiset bin, speyt Verderben über mich. Denn L. die fürchterlichen Empfindungen kann ich dir nicht mahlen, die mich durchschauderten als ich sie von fern erblickte; es

graw

grauſete mir als ob mich Einer bey den Haaren faßte und rücklings zöge, und wie Eis lief mirs durch alle Glieder. Es war an einem Morgen; die Sonne kämpfte noch mit dem Nebel, durch den ſie ſich ſchon halbe Bahn gemacht hatte: als ſich ein enges Thal vor mir öffnete, aus deſſen vordern Krümmen Thürme hervorragten. Die Berge neben mir, kahl wie Arabiens Wüſten, die Tiefe unter mir Waſſerriſſe und Steine, die Weite wie Rauchhülle. Ich bebte über den Anblick; der Wagen rollte einen künſtlichen Schneckengang, der ſich den Berg hinabwand, hinunter, und von den Felſen tönte ſein Raſſeln zurück. Ich ſank in Betäubung, aus der ich erſt beym Anblick der Häuſer wieder erwachte.

Aber laß dir nicht bange ſeyn, L. Vielleicht wollen alle dieſe Ahndungen nichts ſagen. Vielleicht war es nur Abgeſchiedenheit von dir; vielleicht — ja, es wird nichts ſeyn, und ſich, wenn ich hier eingewohnt bin und Nachricht von deinem Wohl habe, wieder verliehren. Küß' alle unſere Freunde in meinen Nahmen, und ſag ihnen, daß ich ſie nie vergeſſe. Lebe wohl.

Ich ſoll dir ſchreiben, wie mir das Ganze hier gefällt? Leider hab ich mich in meinen lieblichen Erwartungen betrogen. Ich dachte in ein Land gebildeter Menſchen zu kommen, die gegen unſre Landsleute

leute das wären was ihre schönen Schriftsteller gegen die unsrigen sind. Aber L. K. es ist dir unter dem Volk eine Rohheit über die ich erstaune. Die eine Hälfte ist dumm und grob, die andre abgefeimt und niederträchtig; und die gute Treuherzigkeit, die einfältige aufrichtige Wahrheit, die die Menschen unsres Landes characterisirt, ist hier so wenig zu finden als Adams Unschuld. Daß sie sich in einem Wust von Lastern wälzen, kannst du nach diesen allgemeinen Zügen denken.

Eben so wenig gefällt mir der Character der Studenten. Rohheit und eine gewisse übertriebene Galanterie macht ein so sonderbares Geschmolzenes, daß ich mich anfangs des Lachens nicht enthalten konnte, wenn ich sie halb als Ritter und halb als Amor gekleidet umherwandeln sah. Diese Rohheit und Süßlichkeit sind auch die Grundlinien ihres Wissens. Entweder arbeiten sie wie Handwerker ihre Brodprofession durch, oder lesen lauter süsse Büchelchen. Wenige Gute habe ich gefunden, die der allgemeine Wirbel nicht mit fortreißt, und die ihre Rechte oder Theologie mit freyem Geiste treiben. Die mehresten bringen dazu auch zu wenig Bildung von der Schule mit. Es ist kläglich! unter den vielen, die ich schon kenne, hab ich bei einem einzigen den Plato gefunden. Meine Landsleute, und alle andre die mich neuen Ankömmling bestürmten, lach-

lachten mich aus daß ich den Sophocles und Pindar hundert Meilen weit mitgeſchleppt hätte; auf der Univerſität leſe keiner dieſe alten Schulklöſe. Ich verſprach ſie dem erſten Mäkler zu geben, und verſchloß ſie wie Heiligthümer vor den Augen dieſer Ungeweyhten.

Die Lehrer aber gefallen mir beſſer als die Lernenden; es ſind in jeder Wiſſenſchaft trefliche Männer hier. Doch kann ich nicht läugnen, es machte einen wunderlichen Eindruck auf mich, als ich junge Leute auftreten ſah welche Philoſophie lehrten ehe ſie weder durch Erfahrung aus dem menſchlichen Herz noch aus der Geſchichte ſich allgemeine Reſultate geſammlet hatten. Der Schade iſt ihr eigen; ſie beten ihre gelernten Diſtinctionen treu wieder her, und gewöhnen ſich durch Länge der Zeit ſo ſehr an dieſe Mechanik, daß ſelten aus einem ſolchen jungen Philoſophen was wird. Noch lächerlicher war mirs wenn ich ſie mit dem Nahmen der größten Geiſter aller Zeiten um ſich werfen hörte, als ob ſie ihre vertrauten Freunde wären. Das geht auch in die Studenten über; die ſtreiten ſich über dieſes oder jenes Mannes Irrthümer wie über die Geſtalt der Einwohner im Mond. Wie anders war das bey den Alten? ſie durchreiſten die Welt, und dann erſt wurden ſie Lehrer der Philoſophie. — Ein andermal mehr von andern ſolchen Dingen. Moritz lebe wohl

und ſchreib mir bald wie ihr euch befindet und ob alle die Meinen noch oft an mich denken wie ich an ſie.

Hab ich dich je bey mir gewünſcht, Beſter, ſo war es dieſen Abend. Den Rock vom Leibe hätte ich dem erſten Armen gegeben, wenn ich Euch zu mir hätte bringen können. Was das für ein Abend war! Das denke dir, wenn du zehn der ſchönſten die du je genoſſen in einen ſchmilzeſt. So war mir noch kein Frühlingsabend wie dieſer, ſo hat mich noch keine grüne Saat, kein Nachtigallengeſang entzückt wie heute. Nicht weit von der Stadt liegt ein Thal, das ſich vor den Augen ausbreitet, wenn man einen mäßigen Hügel erſtiegen hat. Dies Thal iſt zu jeder Jahreszeit reizend, und zieht hier alle Menſchen, die für ſolche Dinge Sinn haben, zur Erquickung an ſich. Jetzt war es auf beyden Seiten mit grüner kaum hervorgekeimter Saat bedeckt. In der Mitte zu beyden Ufern des Fluſſes, den die untergehende Sonne vergüldete, ein anderes Grün der Wieſen, ein anderes Grün der Bäume, ein anders des ſich von dem Berge herabziehenden Waldes, ein anderes — kurz unzählige Schattirungen von Grün, die alle von einem lichten Gelb der blühenden Rübſenacker umſchloſſen wurden. Ueber mir die Blaue des Himmels, in Weſten getaucht in die Flammen der ſinkenden Sonne, in Oſten verlohren

zu Mittag gegeſſen habt; wollte der Himmel ihr wäret dort geblieben, und hättet euch nicht ſo öffentlich auf der Straſſe in ein böſes Geſchrey gebracht.

Antipholis von Epheſus (zu Dromio.)

Aß ich in meinem Hauſe zu Mittag, Galgenſchwengel? Was ſagſt du?

Dromio von Epheſus.

Herr, die Wahrheit zu ſagen, ihr habt nicht bey Hauſe zu Mittag gegeſſen.

Antipholis von Epheſus.

Waren meine Thüren nicht verriegelt, und wurd' ich nicht ausgeſperrt?

Dromio von Epheſus.

Parbleu, eure Thüren waren verriegelt, und ihr ausgeſperrt.

Antipholis von Epheſus.

Und wies ſie mich nicht ſelbſt ſchimpflich ab?

Dromio von Epheſus.

Scherz à part, ſie wies euch ſchimpflich ab.

Antipholis von Epheſus.

Schimpfte und verſpottete mich nicht ihr Küchen-Menſch?

Dromio von Epheſus.

Ma foi, die Küchen-Veſtalin verſpottete euch.

Antipholis

in grauliches Dunkel. Oben ewige Stille und Ruhe der Wolken, unten Geſumſe und Gewimmel der kleinen wiederauflebenden Geſchöpfe; vorn das prächtige Rauſchen des Stroms, durchtönt von den langſamen Schlägen des nahen Eiſenhammers, und rechts und links tauſend Nachtigallen, die ſich heute zum erſtenmal nach dem langen Winter wieder freuten, lockten, ſich ſagten wozu unſere Töne zu matt und zu arm ſind, und was nur dein Herz an dem meinen würde geklopft haben.

Da ſtand ich wie meiner Sinne beraubt, und ſchaute bald auf bald nieder, und immer war mir ein Fleckchen ſchöner als das andre. Bald glühte der Strom, bald der Himmel mir lichter, bald hört' ich nur das Rauſchen des Fluſſes, bald nur der Nachtigall Girren; und wenn ich alles auf einmal hören und ſehen wollte, dann wurde mir ſchwindlicht. Es war ein weites Meer von Wolluſt und Seeligkeit, keinem menſchlichen Aug und Ohr erſchöpflich. Aber ich ſaugte, ich ſchöpfte in vollen Zügen was ich vermochte, ohne je geſättigt zu werden. Ach! Beſter wärſt du bey mir, könnteſt du mit Flügeln des Oſtwinds zu mir eilen, daß du das herrliche Thal in ſeinem jugendlichem Schmuck noch ſäheſt! Doch, dich umgeben auch die ſchönſten Gefilde; nun ſo freue dich der deinen, wie ich mich der meinen, bis die Zeit uns wieder vereinigt.

Eine halbe Stunde von hier liegt ein runder ziemlich hoher Berg faſt wie ein Ey geſtaltet, auf den ich oft klettere weil ich ſo weite Fernen auf ihm überſehen kann, und träume mir dann die Zukunft meines Lebens, oder ſporne mich durch dieſen großen Anblick des Himmels und der Erde zur Thätigkeit an. Neulich ſtand ich auch auf dieſer Warte der Schöpfung und dachte: was der Himmel ſo weit iſt! Mein Auge ſtößt ſich an Berge, und doch verliehrt ſich das Ferniſe in undeutliches Zuſammenfließen. Es ſcheint ſich in der Nähe zu runden; aber hätt' ich jene Höhe erreicht, ſo würde ein neuer gränzenloſer Bezirk vor mir da liegen. So iſts mit dem Wiſſen des Menſchen und mit ſeinem Schickſal; je mehr Höhen er erſteigt, je mehr neue unüberſehliche Flächen breiten ſich vor ihm aus. Je heller ſein Auge wird, deſto mehr Dunkles entdeckt es. Als ich Kind war, dünkte ich mich glücklich und klug; aber je größer und klüger ich wurde, deſto mehr Wünſche nach Wiſſen und Glück ſtiegen in mir auf: und ſo werd ich als Greis mich meiner Unwiſſenheit ſchämen, und in den weiten Fernen erſt Glückſeligkeit hoffen.

Heute hatt' ich ihn vor Sonnenaufgang beſtiegen und harrete nun auf die Erwachung des Lichts, ſein Wachſen und Steigen zu ſehen. Rund um mich lag alles in nächtlicher Dämmerung und Ruhe. Die

Ster-

Sterne ſtanden in ihren leuchtenden Reihen. Sie giengen und eilten ihre Wege, und die Höhen der weſtlichen Berge fiengen an von wenigen Strahlen der Sonne zu flimmern. Mit jedem Pulsſchlag färbte der Himmel ſich anders: bis die volle Morgenröthe hervorbrach, und endlich das Meer von Klarheit und Wärme wie eine Feuerkugel am Rande des Himmels und der Erde ſchwebte. Ich konnte den Anblick nicht ertragen; ich ſprang auf und ſetzte mich wieder. Mein Herz war beklemmt bis es in lauten Lobgeſang ausbrach:

Ich preiſe dich, Vater! und jauchze vor deinem Angeſicht Lieder, daß ich erwachte und deiner Herrlichkeit Aufglanz erblickte. Dein Auge ſieht nieder zur Erde auf alle Geſchöpfe und giebt ihnen Gedeihen und Leben. Es leuchtet in alle Tiefen und Höhen in denen ſie athmen, und bewacht ihre Tritte. Es ſah auch auf mich eh ich wurde, und gab mir Gedeihen als ich im Mutterleibe war und junges Leben in meinen Adern ſich regte, wachte über mein Wachſen, und ſicherte der Kindheit wankende Schritte. Ich lag in Betäubung des Thiers: da kam ein Strahl deines Lichtes, der die Dämmerung der Kräfte meiner Seele erhellte, daß ich hinaufſtieg auf die Stufe von Klarheit und dich in allen deinen Werken erkannte. Die ganze Erde jauchzet mit mir daß dein leuchtend Auge ſie bewacht. Der

Sturmwind brüllt dir Gesang, der Strom unter meinen Füßen schallt dein Lob. In ihre mächtigen Stimmen soll sich mein Loblied ergießen; so rollt sein Schall von Berg zu Berg, und steigt im Klang der ganzen Natur zu deinem Thron auf.

Wer immer so frölich seyn könnte wie ihr zufriednen Sänger der Luft! Jedesmal wenn ich mich in eure Wohnung verliere, singt ihr Lieder der Freude, und preißt den Gott der dies Leben voll Lust euch gab. Und der Mensch der so viel Kräfte zur Fröhligkeit hat, treibt sich mit Aerger herum, geht neben euch hin und fühlt nicht wie sehr ihr ihn in seinem Trübsinn beschämet. Er ist mit Gutem umringt, und doch schafft er sich Launen, die ihm und andern die Freuden verbittern. Komm ich wieder mit Trübsinn in eure Gefilde, so sey euer Gesang mir Zuruf: daß ich die Güte des Schöpfers nicht verdiene, der mit väterlicher Milde zum Glück mich gebildet und mit Fülle von Freude umgossen hat.

Was das seyn mag, das in uns mit allem Schönen außer uns sich so gern vereinigen möchte? das uns hinzieht es mit allen Sinnen zu verschlingen, Farbe, Geruch und Gesang einzutrinken und mit unserm innersten Mark zu vermischen? Oft hab ich gewünscht Sonnenstrahl zu seyn, um alle die Blumen

men und Saaten küssen zu können. Wie oft hab ich mir Mittel ergrübelt das Singen der Nachtigall näher und tiefer zu fühlen; wie oft mehrere Augen gewollt, die Gemählde des Abendroths auf einmal aus allen Wolken auffassen zu können! Es ist unerträglich vor einem Meere von Seeligkeit zu stehen und doch nur einige Tropfen davon genießen zu können. Was sind das für unerklärliche Gefühle, Lieber? Ist es Täuschung unsrer selbst? Ist es Wallung des Blutes ohne hohe Ideen der Seele? Ich könnte mich heute erwürgen, wenn es bloßer Kützel des Leibes wäre. Nein! Nein! Ein Funke von Göttlichkeit, der uns eingeschaffen ist, und der seines Ursprungs Bild in allem Vollkommnen erblickt, kämpft mit dem Nebel der ihn umgiebt. Ja! du wirst dich durchdrängen, göttlicher Geist, durch alle deine Hüllen, wirst ohne Vergehn dich ewig in dem Meere von Vollkommenheit sättigen nach deren Vereinigung du ringest, wirst Sonnenstrahl werden der alles erkennt und genießt.

Schwermüthig wär' ich, L. K.? Meine Bemerkungen und Empfindungen hätten die fröhliche Farbe nicht mehr die deine holdselige Liebe über sie ausgoß? Das mag wohl seyn; denn von außen geben mir hier wenig Dinge Zufriedenheit: und wenn du meinen Vater bewegen kannst, so mache daß ich diesen

ſen Ort bald wieder verlaſſen darf. Ich habe hier kein Bleiben und keine Ruhe. Alles ſtellt ſich mir von einer widrigen Seite dar, und meine Einbildung hat Mühe ſich aus dem Wuſt, der mich umgiebt, in reinere Gefilde zu ſchwingen. Doch vielleicht gehts künftig beſſer; der Anfang wenigſtens zur Beſſerung ſcheint gemacht zu ſeyn. Es fehlte mir bisher ein Freund, ein Herz wie das deine, an das ich mich ſchmiegen und aus dem ich nach Ermattung neues Leben ſchöpfen konnte. Ich ſchwebte nach deiner Trennung wie Noahs Taube zwiſchen Himmel und Fluthen, und mein matter Fuß fand keinen Oelbaum auf dem er hätte ausruhen können. Aber jezt hat ſich einer aus dem Waſſer erhoben und zwar blühend und grün, und ich werde dir bald einen jungen Zweig aus der verwüſteten Schöpfung bringen von einem Stamm, um den die andern alle in der Ueberſchwemmung verfault ſind. Das heißt: ich habe ſeit einigen Tagen mit einem trefflichen Menſchen Bekanntſchaft gemacht, bey dem ich nicht weiß, ob ich ſeinem Herzen oder ſeinem Wiſſen den Vorzug geben ſoll: er heißt Adelbert von Gedrow, gebürtig von den Küſten des Baltiſchen Meers. Seine Eltern müſſen ihm eine herrliche Erziehung gegeben haben; denn alle ſeine natürlichen Fähigkeiten ſind zur ſchönſten Ausbildung gediehen. Wenn du ein Bild ſeiner Geſtalt haben willſt, ſo ſtelle dir Agamemnon im Homer vor; an den Schultern

dem Apollo, an der Bruſt dem Neptun, und am Gürtel dem Mars gleich; und ſein Angeſicht, jetzt zwar noch nicht Jupiters Antliz (denn er iſt erſt zwey und zwanzig Jahr alt) aber er wird es werden wenn ſeine Blüthe vollendet iſt; denn Würde und ewiger Ernſt iſt ſein Schmuck. Was ein Mann ſeines Standes wiſſen muß, weiß er natürlich, auszeichnend; aber überdies für ſein Alter noch gewaltig viel mehr; doch hat er, wie es ſcheint, mehr altes als neues geleſen. Ich werde dir künftig viel von ihm ſchreiben; denn L. K. ich habe einen Bund mit ihm gemacht, ſein Freund zu ſeyn wie ich der deinige bin. Vorjetzt ſey mit einer kleinen Geſchichte unſerer Bekanntwerdung zufrieden.

Gehört hatte ich viel von ihm, und wahrſcheinlich hatte man ihm auch von mir erzählt; aber ohngeachtet aller meiner Mühe konnten wir nie zuſammen kommen. Denn du weiſt: hingehn und zu einem ſagen: ich will dein Freund ſeyn, das iſt meine Sache nicht. Doch das Schickſal wollte uns vereinigen, und ſo führte es uns plötzlich zuſammen. Ich wurde zu einem meiner Landsleute geladen, und er war auch da. Nun herrſcht hier aber eine wunderliche Etiquette; freymüthig zu einem gehn und mit ihm ſprechen, iſt ſo gefährlich wie es bey ſpröden Damen ſeyn ſoll; man bekommt den Korb. Wir ſaßen alſo ſtill, ſahen einander an, und wenn

ſich

ſich unſere Augen begegneten, ſahen wir nieder oder ſeitwärts. Das war peinlich; denn jeder hatte des andern Seele ſchon auf dem Angeſicht geleſen, aus kleinen hingeworfnen Reden gerathen, und unſere Herzen waren verbrüdert. Nur die beſchwerliche Hülle des Leibes hemmte noch die Vereinigung. Endlich wurden auch dieſe durch einen Zufall zuſammengeſchoben. Man ſprach von einem jungen Adelichen in meiner Vaterſtadt mit dem ich aufgezogen worden war; er faßte die Gelegenheit ſchnell bey ihrer haarigen Stirn, wendete ſich zu mir und ſagte: Verzeihen ſie, Hr. Wiedberg, iſt ſein Vater nicht da und da Miniſter geweſen? Nun ſtrömten wir zuſammen wie zwey Waldbäche, aus deren Mitte ein Gebirge verſinkt. Wir wußten nicht mehr daß Geſellſchaft um uns ſey. Eh ich es merkte, war ich mit ihm in Rom, von da mit einem Sprung in Athen, und mit einem andern in Teutſchland, und ſo durchwanderten wir alle Länder, und zogen aus dem einen eine Kette ins andre. Wir ſchieden mit dem Verſprechen von einander, uns bald wieder zu ſehen; und ſeitdem iſt zwiſchen uns kein anderer Weg, als von mir zu ihm und von ihm zu mir.

Ich ſoll dir wieder etwas von den Wiſſenſchaften ſchreiben? Dies Begehren iſt der Glut, mit der du deine Laufbahn verfolgeſt, werth. Aber L. K. viel

viel davon zu schreiben, bin ich noch nicht lange genug hier, habe die Wissenschaften noch nicht übersehen, und muß also nach meinem bloßen Menschenverstand urtheilen. Daß ich mich, so bald ich ankam, nach den Philologen erkundigte, wirst du denken; und ich wurde für mein Erkundigen belohnt wie einer der einen Achat sucht und einen Diamant findet; denn ich fand einen Mann an dem Lehrer dieses Fachs, der so wohl weitläuftige Sprachkenntniß besitzt, als auch mit wahrem philosophischen Sinn über Schönheit und Fehler spricht. Aber, wie ich dir schon ehmals schrieb, solche Sachen hört hier niemand. Der Mann hat ein Häuflein von fünfen, ich und Gedrow eingeschlossen: denen erklärt er den Pindar, und ich kann dir sagen, ich habe in dieser Stunde viel neues an meinem alten Liebling entdeckt, vorzüglich an Sprache und Alterthümern; denn das kann ohnedem kein Lehrer, einen stumpfen Schüler mit des Dichters Schwung zum Himmel zu heben. Was schadet auch das? Wer nicht fliegen kann, der bleibe an der Erde und sammle sich da Blumen; sein Zurückbleiben und Sammlen wird ihm nicht gereuen.

Von der Art, Theologie zu treiben, mag ich noch nicht urtheilen; mit den Studenten aber ists sonderbar. Sie lauffen aus einer Stunde in die andre, und nur wenige, die Hochachtung für Meli-

gion und Bibel hineinbrachten, bringen ſie mit her aus. Das, glaub' ich, liegt bey den mehreſten an der frühern Bildung, durch die ihr Sinn für gutes und ſchönes nicht geſchärft genug worden iſt. Sag' unſerm alten Stillwart in meinem Nahmen herzlichen Dank; denn ich hab ihn ſchon oft geſegnet, daß er mich früh mit dem Geiſte der Bibel bekannt gemacht, als Quelle aller menſchlichen Kenntniſſe ſie mir angeprieſen, und ihre Göttlichkeit mich fühlen gelehrt hat, ohne mein junges Gehirn mit Beweiſen für ihre Wahrheit anzufüllen; denn das ſind und bleiben dem frühen Jüngling dürre Schaale, aus denen keine Blüthe keimt die zur Frucht wird. Wie viele hieſige Beyſpiele rufen mir entgegen: Wer die Göttlichkeit der Bibel nicht fühlen lernt, wem ihr Geiſt nicht Mark und Gebein durchdringt, dem wird ſie auch durch keine Collegien werth. Auf allen Schulen werden Griechen und Lateiner auch wohl teutſche Dichter erklärt, um den Jüngling für ihr Schönes empfindlich zu machen, ihn mit großen Gedanken und Empfindungen zu nähren, ihm Gefühl für Kraft und Schönheit der Sprache zu geben; aber das königlichſte unter allen Büchern, das ſich an allen dieſen Dingen über alte und neue Bücher erhebt wie die Ceder über Buſchwerk, das läßt man in Verachtung liegen, und kein Menſch denkt daran es zum Buſenfreund des Jünglings zu machen. Bey den Alten gabs doch Helden, die Homers Bücher

Antipholis von Epheſus.

Und gieng ich nicht endlich voller Wuth fort?

Dromio von Epheſus.

En verité, das thatet ihr; meine Knochen ſind Zeugen, die ſeitdem die Stärke eurer Wuth gefühlt haben.

Adriana (zu Zwik.)

Iſt es gut, ihm in dieſen verkehrten Einfällen recht zu geben?

Zwik.

Es iſt nicht unrecht; der Kerl merkt wo es ihm fehlt, und, um ihn nicht noch mehr aufzubringen, ſagt er zu allen ſeinen phrenetiſchen Reden ja.

Antipholis von Epheſus (zu Adriana.)

Du haſt den Goldſchmidt aufgehezt, daß er mich in Verhaft nehmen laſſen ſollte.

Adriana.

Himmel! Durch dieſen Dromio hier hab ich euch Geld geſchikt, euch zu befreyen, da er in gröſter Eil dafür gelauffen kam.

Dromio von Epheſus.

Ihr ſchiktet Geld durch mich? Guten Willen mögt ihr wol geſchikt haben; aber das verſichre ich euch, nicht einen Heller Geld.

Antipholis

cher wie das gröſte Kleinod in Edelſteinen verwahrten, und ihre Verächter mit Schlägen züchtigten. Die jungen Griechen wurden aus ihnen als aus dem Hauptbuch in ihrer Mutterſprache unterrichtet, und jeder Menſch von feinen Sitten genoß es täglich wie Speis und Trank, weil ſie ſich an ſeiner Schale nicht erſt die Zähne ſtumpf zu beiſſen brauchten um ſeinen Kern zu finden. Wie viel Jünglinge aber mag es itzt geben, denen das edelſte teutſche Buch ihr Freund iſt, den ſie mit ſich führen als Bilder ihres Geſchmacks, als ſtrömende Quelle hoher und edler Empfindungen, als Kleinod der Kleinode?

Die Teutſchen ſind ſtolz auf ihre guten Ueberſetzungen; aber wie viel teutſche Jünglinge ſind wohl ſtolz auf **Luthers Ueberſetzung der Bibel** die unter ihnen obenanſtehet? Wo erreichte jemand die Höhe in allen Arten der Schreibart in ſanfter Erzählung, im lyriſchen Lied, in weichen Geſängen, im groſſen Gange der Geſchichte den Geiſt des Originals in aller Vollkommenheit beyzubehalten, die vielleicht zu erreichen möglich war, wie Luther? Seine Sprache ſchmiegt ſich an alle Affecten wie die Luft an alle Weſen; ſie rauſcht wie der Sturmwind, geht prachtvoll wie Gottes Donner auf Sinai, flieſt ſanft wie Bäche in Auen, ſeufzet und lispelt Liebe wie der Weſt in Bäumen. Lieſe ſich wohl nicht mit Wahrheit behaupten, daß dieſe Ueberſetzung je-

den guten teutſchen Schriftſteller mehr gebildet hat als irgend ein andres teutſches Buch, das er ſchon vor ſich fand? War ſie nicht jedem die ächteſte und reinſte Quelle von Richtigkeit und Reichthum ſeiner Sprache? Und dieſe Ueberſetzung iſt noch kein klaſſiſcher Auctor auf teutſchen Schulen geworden, wo Richtigkeit und Schönheit der teutſchen Sprache gelehrt wird, oder doch gelehrt werden ſollte? Widerſinnig! Die Knaben müſſen ſich an ihrer Fülle, an ihrer Ungeſchmücktheit und Stärke im Buchſtabiren und Leſen üben; aber die Menſchen die ſie verſtehn und fühlen können, die zu guten Schriftſtellern gebildet werden ſollten, läßt man ſie unter die Bank werfen, und auf ganzen Schulen weiß vielleicht kein Jüngling, der den Horaz verteutſchen kann, was Rhytmus und Prachtklang eines Lutheriſchen Pſalms iſt; lacht vielleicht über ihre Einfalt, und ſieht ſie als ein Ueberbleibſel der Barbarey an, das höchſtens noch in die Kirche tauge. An dem Jüngling liegt das nicht; denn wer will den tadeln, daß er ein Buch verachtet das er nie von einer liebenswürdigen Seite, ſondern nur durch Geiſelſchläge kennen gelernt hat? ſondern an den Lehrern die dieſes Heiligthum vor ihm verſchließen, den Weinſtock ihm wegnehmen und vielleicht einen Dornſtrauch an ſeine Stelle ſetzen.

Ja! iſt aber die Bibel wegen ihres Inhalts auch wohl geſchickt ein Schulbuch für Jünglinge zu

werden? Lieber Karl! wer ſo fragen kann, muß wenig von ihr und den klaſſiſchen Büchern geſchmeckt haben. Was wollt ihr denn den jungen Leuten aus dem Homer lehren? Vielleicht wie ſich die Götter zanken und in Laſtern wälzen, wie Gaſtfreunde Verräther ſeyn, und Knaben Reiche ins Verderben ſtürzen ſollen? Nein, ſondern Kenntniß der menſchlichen Leidenſchaften, große Gemählde, erhabne Bilder und Gedanken, um durch dieſe Nahrung die Begierden der jungen Seelen zu bezähmen, und ſie ſtark an Bezwingung ihrer ſelbſt, wie die Helden an Bezwingung andrer, zu machen. Könnt ihr das ihnen nicht auch aus der Bibel, und in vielen Stücken vorzüglicher, lehren? Nennet mir eine Leidenſchaft, einen Character, ſo groß und eigen als er will, ich ſtell euch einen gleichen oder größern aus der Bibel dar. Wolluſt, Ehrgeitz, Uebermuth, Tyranney, Feigheit, Stärke, Schwäche ragen in ihr mit ſo lichten Farben hervor als in den Helden des Homer, und hätte ich die Abſtracta aller Philoſophen in meiner Gewalt, ich wollte in dieſem kleinen Buche Beyſpiele dazu finden. Wollt ihr große Gemählde, ſchöne Bilder, erhabne Gedanken, welcher Grieche erreicht da die Ebräer? Welcher mahlt z. B. das Donnerwetter, eine in allen Ländern gleiche Naturbegebenheit, mit ſolcher Größe und Herrlichkeit? Welcher ſchöpft tiefre und umfaſſendere Bilder aus der ganzen ſichtbaren Welt? Welcher bekleidet mit ihnen abſtracte

ſtracte Begriffe nach originellerem Geiſt, und vergleicht ſeine Blumen gerade mit den würdigſten und größten Dingen die im Himmel und auf Erden zu finden ſind? Die Bibel windet alle Gewächſe in Kränze den Thron des Hochſitzenden zu ſchmücken; ſie reihet alle Geſchöpfe ſo aneinander, daß aus jedem Gliede der großen Kette der allmächtige Schaffer und Erhalter blickt. Was haben die Griechen hier gleiches? Faſt ſcheint es als ob ihre Dichter wenig von der Weisheit in der Natur gewußt hätten; denn ein Lied, nur wie der achte Pſalm, iſt bey ihnen gar nicht zu finden.

Was ſollen Jünglinge aus dem Cicero und Demoſthnes lernen? Doch nicht dem Verres, Catilina, Antonius und Philippus gleich zu werden? Nein, ſondern wie man über göttliche und menſchliche Dinge mit Würde, Stärke und fortreißender Gewalt reden kann und muß, wenn die Rede auf Thaten wirken ſoll. Wer redet nun da gewaltiger als die Propheten, die auch zu ganzen Völkern ſprachen, und gewiß über wichtigere Dinge als über Aufbauung eines Hauſes mit kriechenden Schmeicheleyen, über Rückkehr eines Menſchen in ſeinen Tummelplatz des Ehrgeizes mit aufgeblaßnem Eigendünkel? Sie reden über die Angelegenheiten aller Zeiten und Menſchen, über Verderben der Sitten, über moraliſche Regierung der Welt, über Verſinken und

Auf-

Aufſteigen groſſer Reiche, die Gott zu Boden ſtöſſt oder hebet um ſeine Wege zu vollenden die er mit dem Menſchengeſchlecht geht: und Prätoren und Conſuln verſchwinden in dieſer groſſen Weite der ganzen Menſchheit wie ein Bach im Meer. Sind es nicht gerade dieſe Dinge die wir in allen Geſchäften und Verbindungen des Lebens am nothwendigſten brauchen? Und wie armſelig ſtehn wir da, wenn wir in unſrer Jugend nur Römiſche Verfaſſung und Balgereyen lernten, und nicht auch das weite Reich Gottes zu überſchauen gewöhnt wurden?

Odenſchwung und Lyriſcher Geſang? Wo ſchallt er in höherm Donnerklang, wo wälzt er ſich durch rauſchendere Töne als in der Bibel? Was iſt Pindar mit ſeinen Mährchen gegen Jeſaias und ſeine Brüder an Schwung und kühnen Uebergängen? freylich nicht von einer Fabel, ſondern von einem hohen Gedanken zum andern! Was Horaz mit ſeinem Mäcen und Auguſt gegen David — mit Jehova, der Könige verlacht und ihr Getümmel verſpottet? Wenn edle hohe Geſänge die Seele hochſtimmen, und wenn ſie den Geiſt der Jünglinge mit ſich heben ſollen; wer wollte da nicht lieber ein Loblied Gottes aus den Wundern der Natur als ein Loblied Auguſts aus ſeinen Bürgerkriegen leſen und ſich nach ihnen bilden? Wo ſteigen alle unſere Gefühle höher, in einem Lied auf einen mittelmäſſigen Menſchen und

eine uns gleichgültige Sache, welche die Zeit ſchon längſt mit ihrem Fuß zermalmet hat: oder in Geſängen, die Gott, die Natur, uns ſelbſt und unſere Vorzüge preiſen? Ich habe ſeit einiger Zeit Homer und Moſes, Pindar und Jeſaias abwechſelnd geleſen: aber jedesmal, L. K., wenn ich die Griechen weglegte und Luther in die Hand nahm, war mir als ob ich aus dem Getümmel menſchlicher Schwäche und Thorheit auf göttliche Auen gehoben würde.

Ich kenne kein Buch, L. K., das ſich ſo gut für Jünglinge und Lehrer ſchickte als dieſes. Es wird Horaz vorgeſchrieben, und den ſoll gerade ein Mann lehren der keinen einzigen Funken lyriſchen Feuers in der Seele hat; er ſoll ihn Jünglingen lehren unter denen vielleicht die Hälfte lieber Cicero von den Pflichten u. ſ. w. hörte. Ein anderer muß Xenophons Denkwürdigkeiten Jahr aus Jahr ein erklären, und alle ſeine Wünſche ſind Dichtkunſt. Wie erquickend und unterhaltend für Lehrer und Schüler, wenn ihnen jenes Buch zum abwechſelnden Leſen mit vorgeſchrieben würde, deſſen Inhalt ſo mannichfaltig iſt als die Werke der Schöpfung; bald kindliche einfältige Geſchichte, bald Denkſprüche und Philoſophie, bald epiſche Erzählung, bald ſanfte Lieder der Freude, bald hohe Geſänge der Engel die mit dem Donner verhallen! Welche Abwechſelung und Erfriſchung! und gerade an dem Orte wo

die

die Sonne am heißeſten brennt, wo tauſend andre Dinge ermatten!

Eins der ermüdendſten Uebel in Schulen iſt, daß alles in fremden Sprachen getrieben wird, dem ſich, wenn fremde Sprachen gelernt werden ſollen, nicht abhelfen läßt. Die Anfänger müſſen ſich ganze Wochen plagen ehe ſie von dem Schriftſteller, den man ihnen vorpreißt, einige Seiten verſtehen lernen. Dieſes Zaudern und Schneckengehn macht oft den munterſten Köpfen die beſten Bücher zum Eckel, die ſie im heiſſen Durſt verſchlingen würden, wenn ihre eilende Begierde ſich von den bleiernen Feſſeln der Wörter ſich nicht müßte binden laſſen. Wie lieb würden dieſe ungeduldigen Köpfe die Bibel in Luthers Ueberſetzung gewinnen, wenn ſie, nach den Sprachübungen, mit der Erklärung eines Pſalms, eines großen Gemähldes, einer ſchönen Erzählung erquickt würden! Denn, daß die guten und nicht die ſchlechten Köpfe bey dieſem ewigen kriechenden Einerley leiden, wer weiß das nicht? Der Träge ſchleppt ſein Joch ohne Murren; aber der Muthige kämpft mit den Banden wie ein gefeſſelt Roß, und möchte ſie gern im Streben zerreiſſen. Welche Regeln, welche ſchöne Bemerkungen ließen ſich auf dieſe Art ſpielend und ohne es zu merken beybringen! Alle Lehrbücher der ſchönen Wiſſenſchaften könnte man ſo auf die anmuthigſte Weiſe ſichtbar und fühl-

bar dem Schüler, ohne viel Aufhebens anwenden, die jetzt als trockene Compendien ohne Beyspiele getrieben werden, und wo die Regel stirbt ehe sie gebohren ist. Nur recht verstandene Beyspiele werden dem Jüngling Maßstab des Schönen; und Systeme seiner Regeln kommen in ferner Späte noch früh genug. Kein ganzer Haufe hat überdies Köpfe für Regelsysteme; aber für Erzählung und Gemählde hat jeder Kopf Sinn.

Ist es nicht kläglich? Alles was nicht Theolog wird dem bleibt das Meer von Herrlichkeit auf Lebenszeit verschlossen! Als Knaben werden sie gegeißelt die Bibel zu buchstabiren, und als Jünglinge, wo man sie ihnen zur ewigen Quelle von Weisheit, Trost und den edelsten Empfindungen machen könnte, läßt man sie drüber spotten, aus Unwissenheit sie verachten, und im Horaz, im Cicero eine schöne Sentenz haschen, die in ihr zahlreich, wie die Sterne am Himmel, gesäet sind. Wer kann sich nun wundern über Verachtung der Bibel, da sie niemand zum liebgewinnen gelehrt wird? Alle Jugendeindrükke sind fester als Erz, und keiner spottet über Virgil und Horaz wenn er kein Herz von Stein und keinen Lehrer von Holz hatte. Würde jemals einer die Bibel mit Gleichgültigkeit in seinen spätesten Jahren ansehen, der sich mit ihrem Nahmen aller der seligen Stunden erinnerte, die er genossen als

ſeine junge Seele Ströme der Wolluſt aus ihren göttlichen Geſängen trank? Würde man ihm ihre Wahrheit erſt in dicken Büchern zu beweiſen brauchen, um ſie nicht zu verlachen? Ach! er würde ſie lieben wie den Geſpielen ſeiner Jugend, mit dem er ſich in himmliſche Höhen geſchwungen, aus deſſen Athem er erquickende Weisheit geſogen, und deſſen Sonnenglut alle ſeine Säfte gewärmt hätte. Auf jedem Tritte ſeines Lebens würden ihm die Harmonieen ihrer Lieder entgegenwehen, wie kühlender Abendwind der Hitze des Mittags; in unauslöſchlicher Verehrung würde er an ihr hangen wie ein Sohn an ſeiner Mutter; denn ihre Milch iſt zu ſeinem Blut und Mark geworden, und in ſeinem Herzen klopfen ihre Kräfte. — Ich kann nicht weiter, lieber Karl, mein Herz erliegt unter den Gedanken. Stünd' ich am Himmel und hätte eine Stimme von Erz, ich rufte es durch alle Ende von Teutſchland.

Der Gedrow, Karl, das iſt dir ein großer Menſch! Er hat eine Feſtigkeit, die nicht von dicken Nerven ſondern von Muth und Stärke der Seele und vom Gefühl ſeiner Bravheit kommt. Seine Entſchließungen ſind ſo ſchnell und doch ſo unübereilt, ſeine Denkart, alle ſeine Handlungen ſo gerecht, billig, nachſichtig, daß ich über ihn erſtaune. Ich will dir ein paar kleine Geſchichten erzählen, in denen ſei-

ne ganze Seele abgeprägt iſt. Ich weiß du urtheilſt nicht wie das Volk, das nur den für einen großen Menſchen hält der eine Schlacht gewonnen hat.

Wir giengen geſtern, wie oft, nach einem kleinen Wäldchen ſpatzieren und redeten von des Livius Geſchichte. Gedrow ſagte: er danke ſeinem Vater, der ein alter Teutſcher ſey, und nicht franzöſiſch, aber teutſch wie Luther und auch gut lateiniſch ſpräche, daß er von ſeinem ſechzehnten Jahre an dieſen Mann mit ihm geleſen. Seine junge Seele habe bey den Beſchreibungen der Helden des Scipio, des Hannibal, u. ſ. w. gezittert, und er glaube, ſein Character ſey dadurch frühzeitiger zur Männlichkeit gebildet worden als die Natur für ſich allein würde gethan haben. Er habe nachher auch die andern lateiniſchen Geſchichtſchreiber geleſen: aber jene Stärke große Character und Begebenheiten zum Erſchüttern zu zeichnen, habe er in keinem gefunden. Livius ſey der Einzige der mit ächtem Römergeiſte ſpräche. Cicero ſey gegen ihn Schilfrohr, er habe kein Herz, und Cäſar ſey kein Patriot. Von den Griechen kenne er nur den Xenophon, deſſen Charactere aber hätten aus ſeiner eignen Seele und aus dem Clima mehr Sanftheit. Aber Plutarch habe mit der Vertauſchung ſeines Vaterlandes die Ueberbleibſel des Römiſchen Geiſtes getrunken und habe nach dem Livius die erſchütternden Züge am mehreſten in ſeiner Gewalt.

So

Antipholis von Epheſus.

Giengeſt du nicht zu ihr, um einen Beutel mit Ducaten zu holen?

Adriana.

Er kam zu mir, und ich gab ihn ihm.

Luciana.

Und ich bin Zeuge, daß ſie es gethan hat.

Dromio von Epheſus.

Gott und der Seiler ſind Zeugen, daß ich nach nichts als nach einem Strik geſchikt worden bin.

Zwik.

Madam, der Herr und der Knecht iſt einer ſo beſeſſen als wie der andre; ich ſeh es an ihrem blaſſen und tödtlichen Ausſehen; man muß ſie binden, und in ein dunkles Gemach einſperren.

Antipholis von Epheſus.

Sag', warum verſchloſſeſt du das Haus vor mir; und du, Kerl, warum läugneſt du den Beutel mit Geld ab?

Adriana.

Ich habe euch nicht ausgeſchloſſen, mein lieber Mann.

Dromio von Epheſus.

Und ich, mein lieber Herr, ich habe kein Gold empfan-

So hatte der Edle geredet, als wir uns um eine Ecke des Gehölzes drehten und auf einmal der schimpflichſte Anblick von der Welt uns in die Augen fiel. Zwey Studenten, einer mit einem bloſſen ungeheuern Degen und der andre mit einem Knittel, ſchlugen unbarmherzig auf einen Bauerjungen hinein, der ſtill ſtand und weinte und um Erbarmung bat. Ich bedaure daß ich Gedrows Geſicht nicht beobachten konnte, denn wir liefen beyde gleich ſchnell auf die Unmenſchen zu. Wie im Blitz hatte Gedrow den Knittel und den Degen in ſeinen beyden Händen, zerknickte den einen an der Erde und ſchleuderte den andern ins Feld. Eben ſo ſchnell hatte er die beyden Kerl bey den Ohren, ſtutzte ſie mit den Naſen zuſammen daß ſie roth wurden und ſagte: nun geht nach Haus, und daß ich keinen heute auf dieſem Wege wieder finde, ſonſt möchtet ihr die Köpfe nicht ohne Wunden heimbringen. Die Buben rafften haſtig ihre gefallenen Hüte auf und giengen ohne ſich umzuſehn davon. Denn er ſagte die Drohung mit einem Ernſt und mit einer Stimme die den Feigen durchs Herz zitterte. Dem Jungen befahl er bey ihm zu bleiben, er wollte ihn eine Strecke begleiten; und nun fuhr er, als ob nichts vorgegangen ſey, in dem vorigen Geſpräch fort. Ich aber konnte die Kerl nicht aus dem Kopf bringen.

Er hatte ſich vor einigen Tagen ein ſchönes Pferd gekauft und dem Bedienten heute befohlen es auszureiten

reiten mit dem Beding es nicht zu erhitzen. Wir waren jezt eben an einen hohlen Weg gekommen der ſehr ſteil in den Grund gieng; aus dieſem kam uns der Bediente im vollen Galopp entgegen gejagt ohne uns zu ſehen bis er nahe war, denn wir giengen auf dem hohen Rand. Steig er ab, ſagte Gedrow, mit unwilligem Ernſt, ohne jedoch auf ſeinem Geſicht Zorn zu zeigen. Setz er den Jungen aufs Pferd und führe ers beym Zaum bis an jenes Dorf wo die Bauern ſtehen. Es war eben Sonntag und ſie hatten ſich zum Kegeln unter einer Linde verſammlet. Der Bediente bat und verſprach es nicht wieder zu thun. Gedrow aber hörte ihn nicht an, und gieng fort; jener gehorchte, half dem Jungen hinauf und führte das Pferd dem Dorfe zu; aber vor Scham und Schmerz rollten ihm die Thränen über die Wangen.

Denke, Karl, wie ſcharf er die Menſchen durchblikt, ihre Schwächen und ihre Stärke findet, wie ſchnell entſchlieſſend und weiſe er ſie nach ihrem Character mit Kleinigkeiten auf das empfindlichſte zu ſtrafen, aber auch bey der Strafe zu ſchonen weiß, daß ſie ſich nicht verhärten und ihn haſſen.

Jezt kam der Bediente wieder zurück ohne daß die Bauern das mindeſte von ſeiner Pönitenz gemerkt hatten. Er ſchlug die Augen zur Erde; Friedrich! ſagte Gedrow mit ſanfter geſetzter Stimme, führ er nun das Pferd in mäßigem Schritt hinein! Ja, gnä

gnädiger Herr, antwortete er freudig und es schien als hätte der bloße Nahme seine Schmach ausgelöschet. Wir folgten langsam nach, ohne daß Gedrow nur unfreundlich gewesen wäre oder die ganze Sache nur mit einer Sylbe berührt hätte. Der Bediente war mit dem Pferde längst aus unserm Gesicht und muste der Stadt fast nahe seyn als uns ein Bürger entgegen kam: hat Ihnen mein Bedienter nicht reitend begegnet? Ja, aber er führte das Pferd langsam an der Hand.

L. K. was läßt sich nicht aus Menschen machen wenn ein Weiser sie bildet? Und mit solcher Weisheit bildet Gott sie alle. Welche Seele ist der Gottheit gleicher als die frey von Leidenschaften wie die Sonne ihren festen Gang geht? Und was wird ihr Schikksal in einer andern Welt seyn? Gewiß sie wird Schutzgeist über einen ganzen Erdkreis wo Millionen unter ihrer Lenkung stehn.

Vor kurzem bin ich mit dem Professor **Billing**, einem liebenswürdigen Greis von siebenzig Jahren, bekannt worden. Ich bin viel bey ihm, er liebt mich sehr, und ich seh ihn mit Hochachtung und Ehrfurcht an wie meinen Vater; und das verdient er, denn sein Herz ist gegen mich und alle andere Menschen väterlich gesinnt, und so viel ich mit ihm von allerley Dingen gesprochen, so habe ich doch noch kein

nach-

nachschlagend Wort gegen seinen Schüler und seinen Mund gehört. Er liest nur eine einzige Stunde des Tages, und zwar Geschichte, aber wie sie noch kein Sterblicher gelesen hat: nemlich Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer aus allen Zeiten, und weil er reich ist und nur eine einzige Tochter hat, so liest er umsonst. Er ist noch so munter wie ein Jüngling, und seine Augen haben noch alles Feuer der Jugend. Die Studenten strömen haufenweis in seinem Lehrsaal zusammen; und wenn ich unter der Menge von dreyhunderten die Augen zuthue, so ist mir als ob ich allein da säße, so schweigend und still lauscht der rohe Haufe ihm zu. Ich wüßte auch nicht was man schöners hören könnte als einen Mann mit philosophischem Geiste, der das menschliche Herz ein halbes Jahrhundert in lebenden und todten Beyspielen erforscht hat, über eines einzigen Menschen Schicksal, Character, Genie, gute und böse Thaten, über Könige, Soldaten, Minister, Gelehrte, Künstler reden zu hören. Er lieset schon die Hälfte seines Lebens die Geschichte auf diese Art, und hat sich in dieser Zeit eine Menge Sachen gesammlet. Gewöhnlich hört ihn jeder so lang er hier ist; denn seine Geschichte ist höchstens alle drey Tage am Ende und wird doch nie aus. Nie findet einer das zweyte Jahr was er das erste hörte, denn seine Geschichte ist so mannichfaltig verschieden als die Menschen in der Welt und so vielseitig als ihr Herz. Es

ist

ist ein Übergehen, daß ich nicht beschreiben kann, so [illegible] wie er die Geschichte des Landes und der Zeit in welchen der Mann lebte, so umgebungen mit den Lokalumständen zu verbinden weiß, als ob alles nur Geschichte dieses einzigen Mannes wäre; wie er alle kleine Züge der Leidenschaft, des ungewöhnlichen Denkens und Handelns mit wenigen Worten zum Anschaun ausmahlt; wie er in dem Manne von dem er spricht immer den Menschen zeichnet, der in allen Zeiten, in den Gegenden sich gleich denkt und handelt, nur in andern Verbindungen. Diese Stunde täglich, L. K. ist vor der Hand alle meine Philosophie die ich treibe, und ich hoffe ihr werdet nichts dagegen haben: denn ich will jene Dinge alle einst auch treiben, aber jezt laßt mich nur meinen Gang gehn.

Ich steh am Ufer des Stroms und sehe seinem unaufhörlichen Fließen zu, und bemühe mich mir den Gedanken von ewigem Strömen, vom ewigen Ausfließen ohne Ende und ohne Erschöpfung deutlich zu machen: wie Gottes Allmacht immer würke und schaffe ohne sich zu ermüden, ohne in seiner Kraft schwächer, in seinen Entwürfen ärmer zu werden. Aber alle mein Denken und Forschen blieb immer beym Bilde des Stroms ohne den reinen Begriff auffassen zu können.

So stand ich, und zerriß in Gedanken ein Blat das ich in der Hand hielt, warf die Stücken ins

Was-

Kräfte, und erhebte mich an ihrem Unsterblichkeitsgefühle. Wie oft, dacht ich, müssen die Freuden und Wunder jener, dem die ganze Geschichte der Welt ein Traum ist, wo Meere und große Begebenheiten vor seinen Augen herumschwimmen wie mit diese Bilder; der von der Wiege der Menschheit an bis auf seine Tage das Fallen und Steigen, das Entstehen und Verschwinden der Völker sieht, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen vergleicht, und sich aus den Ursachen des Guten und Bösen allgemeine Wahrheiten zum Wohl der Menschheit entwickeln kann! Der Nahme meines ehrwürdigen Greises klang in meinen Ohren, Verehrung seines Geistes und brennender Entschluß ihm nachzueifern in allen meinen Gebeinen.

Ich weiß nicht welche geheime Reitze die Abendzeit für mich hat. Ich bin so oft des Morgens gegangen, aber nie hab' ich die süsse Behaglichkeit, das wollüstige Drängen des Herzens gefühlt das sich beym Untergang der Sonne durch mich ergießt. Vermuthlich macht meine jetzige melancholische Stimmung mir diese Tageszeit vorzüglich werth. Fast nie kann ich mich des Morgens in die angenehme Träumereyen verlieren die mir in der Dämmerung die Seele in selige Weiten wegführen.

Wenn

Wenn die Sonne vor mir emporsteigt und mir ein Abglz von jenem Thron der ewigen Macht scheinet, so ist mir als ob alle meine Gefühle mit ihrem Licht sich entfalten, als ob mich alles auf den Morgenröthe Flügeln entgegenhebe zum Vater der Kräfte Dem von Blumen und Wärme zur Erde und zum Vorspiel seiner Schöpfung herumstühen. Oefters gieß ich dann aus, die einer wilden Fluth gleichen, die alles worauf sie stößt mit Gewalt in ihren Strom fortreißt. In allen Adern fühl ich dann Spannung den Arbeiten des kommenden Tages ohne Ermüdung entgegen zu gehen. Wie anders aber ist mir des Abends, wenn alles um mich in steigende Dunkelheit fällt, Himmel und Erde entschlummert, und ich auf dem Grabe der Natur zu wandeln scheine. Alle innere Sinne schließen sich auf wenn die äussern in Ruhe gewiegt sind, kein Strahl das zusinkende Auge weckt, kein Geräusch das lauschende Ohr stöhrt. Gestalten, wie sie nur die körperfreye Seele sich bilden kann, umringen mich. Ahndungen von Zukunft verketten sich mit meinen genoßnen seligsten Gefühlen. Ich steh und träume, und vergesse, daß alles im Schlafe liegt.

Wer alle Blätter in diesem Wald zählen könnte? Wer mit einem Blicke sie alle überschaun, ihre Menge gegen die Menge noch größerer Wälder in einem

Unendlichkeit vergleichen, zusammenrechnen, abmessen kann? Wer möchte mehr oder ein stolz umgehendes Begreifen erdenken?

Und wer denkt jeden Stern einen Gedanken, seine Gegenwart, das Leben einer Geschichte, das Schicksal einer Welt auf einmal sich dächte, sie vergleicht, ordnet, voraussieht? — o! es schwindelt mir alle Einbildung vor dem Wesen das dies könnte. Und du kannst es, thust es, Ewiger! Alle Gedanken, Begriffe und Zahlen sind dir eine Hand voll Land. Vielleicht schufst du so viel Welten als Bäche auf dieser Erde, und doch fiel in allen diesen weiten Revieren kein Sandkorn an einen unrechten Ort, keine Blume wuchs ohne dein Wissen und Geheiß, kein Wurm lebte ohne dein Gebot. Wer muß vor deiner Unbegreiflichkeit nicht schaudern, die unendliche Dinge umfaßt, und doch nur Eins ist!

Ich weiß nicht, liebet Karl, wie ichs habe vergessen können wenn ich von Gedrow schrieb, daß er in Billings Hause wohnet. Ich könnte neidisch seyn, wie sie sich lieben und verehren! Wenn ich das könnte! Sie wollten mich auch zu sich haben, sie wollten mir das beste Zimmer im Hause geben, woraus man den Fluß und eine Strecke von einer halben Stunde ins Thal sehen kann. Aber, Karl, ich mag nicht. Dein letzter Kuß der Liebe flammt noch im

[illegible] auf meinem Leben, und zwischen dem Himmel [illegible] verschönern. Könnte auch meiner nicht [illegible], so würde ich meinen Freunden zu wehe thun, und dafür hüte ich mich. Als Kinder lernt ich eine große Falsche Lehre — ich weiß nicht ob aus dem Physikotheologischen oder Theognosie? und die habe ich nie wieder vergessen können. Die ist auch Dein Sprüchwort und heißt: Dein Fuß komme selten in deines Freundes Haus. Ich bin ja so oft bey ihnen als ich will und genieße sie so viel daß nichts hinzugethan werden kann.

Gestern gieng ich mit dem alten Billing spatzieren. Wir giengen neben einem Rübsenlande hin das in voller Blüthe stand und mit Bienen wie übersäet war, die summend von einem Stengel zum andern flogen. Da, dort flog eine davon, und andre kamen an. Der alte Billing stand lange in Gedanken, und sah dem Gewühl und der geschäftigen Arbeit zu. Endlich kehrte er sich zu mir und sagte: L. Fr. dieß schöne Schauspiel erinnert mich an meine Jugend. Als ich in Ihren Jahren war freuete mich nichts mehr als einsam, wie Sie jetzt thun, die Natur zu belauschen, und alles was ich hörte und las, aus ihr zu bestättigen und zu beleben. Einst kam ich in solchen Grübeleien an ein Feld wo ich den nemlichen Anblick fand, und da dacht ich: wenn du einst den Menschen ein solches

Land wenden. Manch von dem ich Dank darum erhalte? Der Gedanke wird mich zu manchem Entschlusse, und verdoppelte von diesem Tage an meinen Fleiß, den Ruf der Obrigkeit, für den ich diesen Zufall ansah, zu erfüllen. Denn ich glaube, Gott weckt die Menschen noch eben zu dem oder jenem Unternehmen wie er die Patriarchen durch sichtbare Erscheinungen rief. Nur, jene waren Kinder und wir Erwachsene. Er weckt uns also blos durch Liebe zu Begebenheiten, und wohl dem der sein Ohr vor dieser göttlichen Stimme nicht verschließt. Er schwieg, und daß ich auch schwieg kannst du denken. L. K. mir war als ob mein Schutzgeist in leiblicher Gestalt neben mir wandle.

Wir kamen in diesem Stillschweigen zu einer langen Reihe hoher Pappeln, die, glaub ich, mit ihren runden festen Blättern das lieblichste Gestüster unter allen Bäumen machen. Es wehte ein sanfter Wind und schaukelte die Gipfel zum Gesang, und weil es gegen Ende des Sommers schon welkt, so fielen einzelne Blätter herab und kreiselten sich in sanften Schwingungen zur Erde. Mich ergötzte das einzelne Fallen, und ich dachte mir die große Pappel der Welt, wo immer ein Mensch nach dem andern ins Grab sinkt, der seinen Sommer geblühet. Auch der alte Billing schien was zu denken, und weil ich ihn ansah, so sagte er: ich verglich mich eben

gen; aber das bekenn' ich, Herr, daß wir ausgeſchloſſen worden ſind.

Adriana.

Du verſtellter Galgenſtrik, du lügſt beydes.

Antipholis von Epheſus.

Du verſtellte Meze, du biſt in allem falſch, und haſt dich mit einem verdammten Geſindel zuſammen verſchworen, mich um meine Ehre zu bringen, und zum Spott und Scheuſal vor der Welt zu machen. Aber mit dieſen Nägeln will ich dir dieſe falſchen Augen ausreiſſen, welche ihre Luſt daran ſehen wollen, daß ein ſo ſchändliches Spiel mit mir getrieben wird.

Drey oder vier Kerle treten auf, und erbieten ſich, ihn zu binden; er wehrt ſich.

Adriana.

O bindet, bindet ihn, laßt ihn mir nicht nahe kommen.

Zwik.

Noch mehr Leute -- Der böſe Feind iſt mächtig in ihm.

Luciana.

O weh, der arme Mann, wie bleich und verſtellt er ausſieht!

Antipholis von Epheſus.

Wie, wollt ihr mich ermorden? Du, Gerichtsdiener, ich

ehen mit dichten Blumen, wie immer ein Blatt nach der Blüthe nach dem andern geboren, wie eine Saite der meinen Seele nach der andern verdorren ist. Wenn ich nun ein so unfruchtbarer Baum geworden wäre wie diese Pappeln, von denen man das Holz verbrennt ohne daß sie einen Hungrigen mit ihren Früchten gelabt haben? Ich könnte weinen wenn das wider mein Hoffen wahr wäre. — Ich weis nicht, ich war erschüttert, ich ergriff stürmisch seine Hand und drückte sie heftig und wollte ihm sagen: Nein! Edler, du bist ein Oelbaum, und Tausende haben mit mir von deinen Säften getrunken. Aber die Zunge war mir gelähmt und naße Wangen war alle meine Sprache. Der liebenswürdige Alte hatte sich dieses Sturms gar nicht versehen; er drückte mich brünstig an sein klopfendes Herz und sagte abgebrochen: Lieber Jüngling! wenn dich dein Schicksal einst irre führt, so denk an mich und diese Bäume.

Ich habe dir immer Geschichten geschrieben die warm machen, aber heute will ich dir eine erzählen, bey der du frieren sollst; mir wenigstens klapperten die Zähne vor Frost, als ob ich nackend im Schnee stünde, da mir der Bube sein hölliſches Gelächter ins Angesicht grunzte. Ich lief gestern nach meiner Gewohnheit im Felde umher. Müdigkeit und Durst trieben mich in eine Dorfschenke. Die Stube war

[illegible]

Sie war dunkelfuß, wie der Armuth gekleidet, und schien sehr viel und gramvolle Jahre, aber Wuche schön, und ihr Gesicht war Gemählde der Liebe und Gutheit. Sie wurde durch meine Ankunft nicht gestört, und schien mich beynahe nicht zu merken. Das spannte meine Sinne. Ich setzte mich in eine Ecke, trank meinen sauren Landwein und mein Wasser in tiefer Stille, und stärkte mich an dem erquickenden Schauspiel der mütterlichen Freude.

So saß ich, als ein Mann zur Thür hereintrat mit einem Leinwandsack auf dem Rücken. Die Frau sprang auf, ihm entgegen, und weil ich in einem hervorgezogenem Buche zu lesen schien, so sprachen sie laut. Sie haben mir allenthalben jüdisch geboten, sagte der Mann, ich habe nichts verkauft. Die Frau seufzte. Der lezte Kaufmann, der eine Bauchentfabrik haben soll, drohete mir sogar mit den Häschern, wenn ich das mindeste, ohne an ihn, verkaufen würde; und doch both mir der Kerl nur den halben Werth. Die Frau schwieg, aber ihr Gesicht redete Leiden und Schmerz. Der Mann warf seinen Sack auf die Bank, öffnete einen andern grö-

ßern,

fern, der in der Ecke ſtand, und fieng an einzupak-ken. Er war eben fertig als beym Zubinden das Band riß. Sie ſuchten und ſuchten; doch nirgends war ein andres zu finden. So muß ich dir mein Kopfband geben, ſagte die Frau, und wand es los. weil es ſich aber verſchlungen hatte, ſo reckte ſie ihm den Kopf mit dem langen ſchwarzbraunen Haar hin es auszuwickeln. Er umſchlang es mit der ei-nen Hand und zerrte was er vermochte, indem er mit der andern den Kopf hielt, und mir Beyfall ab-finzen wollte. O, je! ſchrie die Frau und das Kind zugleich mit. Sie ſtreichelte es und ſtillte ſein Schrei-en, fühlte ſich dann auf den Kopf und ſagte, indem ſie das herunterhängende Haar zuſammendrehte: dein Vater kanns fein machen. Der Kerl lachte wieder und kam, weil ich aufſprang, mich um eine Gabe zu bitten. Ich warf ihm das erſte beſte Stück Geld in den Hut, und rannte davon.

Philoſophire du ſelbſt über dieſe gräuliche Ge-ſchichte, denn mich ſchmerzt es daß es wahr ſeyn ſoll: Handel und Wandel vertilge Gefühl für menſch-liche Noth.

Die Fortſetzung künftig.

IV.

Ueber die Convulsionisten zu Paris.

An den Herausgeber des T. M.

Paris den 23sten August 1783.

Ich theile Ihnen hier eine der sonderbarsten Scenen, die ich jemals gesehen, und von der ich eben herkomme, mit. Mitten in Paris, in einer so großen und so aufgeklärten Stadt so was zu sehen, ist auffallend.

Vermuthlich haben Sie schon ehedem von der famosen Sekte der **Convulsionisten**, deren vorgebliche Wunderwerke hier zu Paris auf dem Kirchhofe von St. Medard beym Grabe des Abbe **François Paris**, eines alten Jansenisten, gegen Mitte dieses Jahrhunderts begonnen, gehört und gelesen.*) Man hielt sie lange Zeit, durch die Wachsamkeit der hiesigen vortrefflichen Policey, als welche sie aufs strengste verfolgte, für ganz ausgerottet. Allein mit nichten! Schwärmerey schlägt ihre Wurzeln gar tief. Sie sollen gleich sehen daß diese Sekte hier noch in ihrem ganzen Glanze existirt.

Hr. Professor M**** aus Kopenhagen, der mir von einem Freunde in London sehr empfohlen war, besuch-

*) Jedermann kennt sie wenigstens aus **Voltärens** Siecle de Louis XIV.

beſuchte mich dieſer Tage auf ſeiner Reiſe. Die Bekanntſchaft dieſes würdigen Gelehrten und ſo hellen Kopfs freuete mich auſſerordentlich. Wir ſprachen unter andern von den ſonderbaren Erſcheinungen am wunderthätigen Grabe des Abbé Fr. Paris. Er fragte mich ob es würklich noch dergleichen Convulſioniſten hier gebe? und wünſchte ſehr ſie ſehen zu können. Ich that mein Möglichſtes ſeinen Wunſch zu erfüllen; erfuhr nach langem Nachforſchen den Patriarchen dieſer Sekte, an den ich mich wandte, und auf mein dringendes Anhalten und vieles Bedenken endlich die Erlaubnis für meinen Freund, mich und meine Frau erhielt, ihren Myſterien mit beyzuwohnen. Die andern Perſonen, aus welchen die Verſammlung beſtund, waren, der Bruder eines Parlaments-Raths, den, ſo wie uns, Neugierde dahin brachte; zwey oder drey gemeine Leute; ein Kammerdiener; ein paar alte Närrinnen, Convulſions-Dilettanti, ein Entrepreneur der die Akteurs zu dieſer heiligen Farce in der Stadt auftreibt und miethet; ein dicker, fetter, einfältiger Prieſter, der auf Koſten der Sekte lebt und ihre Ceremonien beſorgt, und endlich der Hausherr, der Einzige vielleicht von Allen der von ganzen Herzen dran glaubte.

Die Farce begonn nachmittags um drey Uhr. Der Schauplatz war ein enges, ſchmutziges, ſchlechtmeubliertes Zimmer, in welches man Tags zuvor die nöthigen Dekorationen und Inſtrumente dazu

geſchafft hatte. Der dicke Prieſter öffnete die Scene mit einer elenden Rede, worin er uns ermahnte uns mit dem Geiſte des Glaubens, Vertrauens, der Reue und Buße zu waffnen; zugleich uns aber doch verſtattete, die Wunder, davon wir Zeugen ſeyn ſollten, mit kritiſchem Blick zu beobachten. Er ſchien uns ordentlich darauf herauszufordern. Drauf mußten wir niederknien, und eine Menge Gebethe, Pſalmen, Anrufungen des Heiligen Geiſtes, und Herzens-Seufzer an Hrn. Franz Paris mitbethen. Nun trat ein Weibsbild von ohngefähr fünf und vierzig Jahren, eine häßliche Dirne, vor, ſchnürte ihr Corſet auf, und ließ ihre Röcke, jedoch mit der größten Sittſamkeit, fallen. Zugleich warf ihr eine Andere eine lange graue Kutte, ohngefähr wie ſie die Enfants de la pitié tragen, über, die ihr vom Halſe bis auf die Füße gieng. Mit ihr trat zugleich ein anderer Akteur, dem Anſehen nach noch ein Novice in der Kunſt, auf, der die Ehre zuerſt gekreuzigt zu werden hoffte, und zog ſeine Schuhe und Strümpfe aus.

Das Mädchen ſchien ſich vor ihrer Marter zu fürchten, heulte, ſchluchzte, und verlangte immer, der junge Menſch, der übrigens dumm und fühllos genug ausſahe, ſolle ſich zuerſt kreuzigen laſſen. Der Pfaff aber ſprach ihr zu, munterte ſie auf, und flüſterte ihr, wie ich deutlich hören konnte, ins Ohr:

ſie müſſe ſagen, ſie wolle ſich in den Willen Gottes ergeben. Endlich entſchloß ſie ſich, legte ſich auf den Rücken ausgeſtreckt auf die Erde, und den Kopf auf eine große Bibel in Folio. Drauf legte ihr ihre Gehülfin unter jede Hand und unter die bloßen Füße ein Bretgen, nahm ſehr ſpitzige ohngefähr anderthalb Zoll lange Nägel, und ſchlug ſie ihr mit einem hölzernen Hammer hinein; zwar nicht ſehr tief, aber doch ſo daß das Blut darnach gieng.

So blieb ſie ohngefähr drey Stunden lang liegen, ließ ſich von Zeit zu Zeit Pſalmen vorbethen, die ſie ſelbſt angab und auf einem Papierchen aufgezeichnet hatte. Drauf ſtellte ſie ſich als müſſe ſie weiſſagen, bath Gott um Hülfe, und rufte immer: Mon Seigneur, mon Dieu, attirez les à Vous! Dieſer Stoß-Seufzer galt hauptſächlich dem Hrn. Profeſſor M****, den die Convulſioniſten zu angeln, und zu ihrem Glauben zu bekehren hofften. **Mein Herr, und mein Gott** — fuhr ſie fort — **ſchaffe daß ſie an alle Wahrheiten deiner heilgen Kirche glauben! Mein Gott, iſts möglich daß ich ſo viel leiden muß für meine Brüder? Ja, ich will alle Schande und Schmach tragen! Ich will zertreten ſeyn wie ein Wurm der Erde!**

Dies alles ſagte ſie in einem elenden Franzöſiſch, mit ſchwacher, gebrochener Stimme, Seufzen und Schluch-

Schluchzen, so daß wir uns auf die Knie niederlegen mußten um sie zu verstehen. Drauf forderte sie ihre Gehülfin auf, sie unter Hersagung eines Psalms, den sie angab, mit Füßen zu treten. Diese that es auch, stieg, indem sie sich auf eine Stuhllehne stützte, und so leicht als möglich machte, auf sie, trat sie mit Füßen, und sprung ihr auf dem Leibe, Schenkeln und Beinen, jedoch mit bloßen Füßen, tüchtig herum. Ich vermuthe sehr wahrscheinlich daß die Gekreuzigte unter ihrer langen Kutte ziemlich gut gepanzert seyn mußte, wie Sie in der Folge sehen werden.

Diese Operation dauerte ohngefähr eine Viertel-Stunde. Drauf ließ sie sich wieder andere Psalmen hersagen, wiederholte fast wörtlich obgedachte Stoßseufzer, ließ sich eine unzählige Menge Schläge mit einem starken Knüttel auf Brust, Magen, Schenkel und Beine geben, von ihrer Gehülfin wieder mit Füßen treten, und aufs neue Psalmen hersagen. Während dessen schwoll ihr der Leib sichtbarlich auf; und ich zweifele fast nicht daß man zu diesem Geschäfte hauptsächlich Weiber und Mädchen, welche hysterischen Zufällen unterworfen sind, ausucht.

Alles was bisher vorgegangen, war nur gleichsam das Vorspiel ihrer wahren oder erdichteten Martern; welche sie jedoch mit dem wahren Helden-Muthe einer Schwärmerin ertrug. Nun ließ sie sich unter

Her-

Herſagung einiger Pſalmen die Haube abnehmen, und den bloßen Kopf, auf dem ſie nur kurze Haare hatte, eine Zeitlang mit langen Nadeln durchſtechen, welches für mich ein abſcheulicher Anblick war. Meine Frau wäre beynahe darüber ohnmächtig worden und wollte durchaus nicht mehr bleiben. Wahr iſts, es war ein höchſt ekler Anblick; denn man ließ die Nadeln die man ihr in den Kopf geſtochen hatte eine lange Weile darin ſtecken, und zog ſie dann blutig heraus. Hierauf ließ ſie ſich eine ganze Viertelſtunde lang den Buſen gleichfalls mit einer langen ſehr ſpitzigen Nadel durchſtechen, welche aber beym Herausziehen nicht blutig war. Dies überzeugt mich daß es nur eine Taſchenſpielerey war, und daß man ihr die lange Nadel nur in ihre weite Kutte ſtach. Sie ſelbſt gab auch, während man das mit ihr vornahm, nicht das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich.

Als dies vorbey war brachte ihre Gehülfin eine hölzerne Roſe mit ſpitzigen Stacheln beſetzt welche ſie ihr vorgeblich in die Bruſt drückte; aber ich bin ſicher daß die Stacheln nicht tiefer als auf ihren Panzer giengen, welche überdies nicht ganz gerade ſondern ſchräge ſtunden, auch beym Herausziehn nicht blutig waren. Hierauf ließ ſie ſich die Zunge mit einem ſpitzigen Nagel durchſtechen und auf ein Bret nageln, ſo daß das Blut häufig darnach floß. Ich

habe

habe dies Kunſtſtück ganz eigentlich beobachtet, und glaube nicht daß Betrug dabey war; denn ſie ließ ſich die Zunge noch verſchiedenemal mit einer Nadel durchſtechen und immer floß deutlich das Blut darnach. Endlich ließ ſie ſich die Nägel aus Händen und Füßen wieder herausziehen, und forderte vorzüglich uns auf dies zu thun. Ich wollte nichts damit zu thun haben; Hr. Profeſſor M **** aber, den man bekehren wollte, mußte endlich ihrem wiederholten Anhalten wider Willen nachgeben; da er aber in den Handgriffen noch nicht erfahren war, ſo riß er dieſer Heiligen einen Nagel etwas ungeſchikt heraus und verurſachte ihr Schmerzen. Ihre Glaubensbrüder aber, die darinnen ſchon erfahren waren, machten es ganz ſanft und geſchickt. Sie ließ ſich hierauf alle ihre blutenden Wunden mit Waſſer, worinnen Erde von dem Grabe ihres Propheten François Paris war, auswaſchen: ſogleich hörten ſie auf zu bluten, ſchloſſen ſich, ſie ſtund wieder auf, legte ihre Kutte ab und ihre Kleider wieder an, und war ſo heiter und vergnügt, als wenn ihr gar nichts wiederfahren wäre. Um ihr eine Art von Lobſpruch über ihr gutes Verhalten während ihrer Marter, zu geben, ſagte nun der wohlbeleibte Prieſter, der ihr vorher Muth zugeſprochen hatte, zu ihr: Vous voila maintenant grande fille! Ein Ausdruck, der ein wenig ſehr frech für eine ſolche Heiligen-Scene war.

Nun

ich bin dein Gefangner; willt du leiden, daß ſie mich dir entführen?

Gerichtsdiener.

Ihr Herren, laßt ihn gehen; er iſt mein Gefangner, und ihr ſollt ihn nicht haben.

Zwik.

Geht, bindet dieſen Mann auch, er iſt ſo gut mondſüchtig als die andern.

Adriana.

Was willt du hier, du unverſtändiger Gerichtsdiener? Was für eine Freude haſt du daran, zu ſehen, daß ein armer verrükter Mann ſich ſelbſt Schaden und Leids zufügt?

Gerichtsdiener.

Er iſt mein Gefangner; wenn ich ihn gehen laſſe, muß ich die Schuld bezahlen, wegen welcher er in Verhaft gekommen iſt.

Adriana.

Ich will dich ſtehendes Fuſſes befriedigen; führe mich nur zu ſeinem Gläubiger; (Sie binden Antipholis und Dromio.) ſobald ich weiß, wie hoch ſich die Schuld beläuft, will ich ſie bezahlen. Lieber Herr Doctor, ſorget dafür, daß er unverſehrt heim in mein Haus gebracht werde. O unglükſeliger Tag!

Nun kam die Reihe an den jungen Menschen, der ohngefehr zwanzig Jahr alt war und sehr stupid aussahe. Er legte sich ebenfalls, jedoch in seinen Kleidern, auf die Erde, und ließ sich durch Hände und Füße Nägel schlagen; so, daß sie tief in das untergelegte Bret giengen, welches er auch mit einer Art von Stolz damit aufhob. Hierauf ließ er die sieben Buß-Psalmen hersagen, während dessen er sich mit einem starken Knüttel auf alle Theile des Leibes, den Kopf ausgenommen, von seinen Glaubensgenossen schlagen ließ. Der Knüttel wurde uns auch präsentirt: aber Sie können leicht glauben daß Niemand von uns große Lust hatte die Rolle eines Henkerknechts zu spielen; den Hausherrn ausgenommen, welcher von ganzer Seele an die Convulsionen glaubte, und nicht abließ uns zu diesem heiligen Werke aufzufordern; fest überzeugt, daß je stärker die Schläge wären die man dem Leidenden gäbe (sie heißen in der Sprache der Convulsionisten Secours) ein desto größeres Verdienst man sich im Himmel mache. Schon hatte sich an dem neuen Märtyrer einer seiner Glaubensbrüder so müde geprügelt daß er ganz im Schweisse stund. Der Hausherr, als er sahe daß wir durchaus nicht helfen wollten, nahm darauf den Knüttel und fieng an den werdenden Heiligen so ernstlich und kraftvoll durchzuarbeiten, daß der junge Kerl, der es vermuthlich nicht mehr aushalten konnte, ihm immer

zu

zurufte: pas ſur les genoux! ſur les jambes; ſur les cuiſſes; ſur l'eſtomac ſur la poitrine; pas ſi fort! pas ſi fort! Der Hausherr, der von des Gekreuzigten Unverwundbarkeit feſt überzeugt, und zum Unglück noch überdies etwas taub war, verſtund ſtatt, pas ſi fort, leider encore plus fort! und ſchlug nun mit verdoppelter Kraft zu, wo es nur hin traf, ſo, daß wenn er noch eine kleine Weile ſo fort prügelte, es mit dem armen Teufel und den Convulſionen ein trauriges Ende genommen hätte. Allein er hörte bald auf, und gab den Knüttel weiter an einen alten Mann, der minder ſtark und vielleicht geſchickter als er war, aber dabey doch immer derb zuſchlug. Auſſer dieſer Operation ließ ſich der Menſch noch zwanzig Kreutze mit einem ſcharfen Meſſer in die Schenkel, nemlich zehn in jeden, ſchneiden, ſo, daß häufig Blut darnach gieng.

Als die ſieben Buß-Pſalmen zu Ende waren, ließ der junge Menſch ſich die Nägel aus Händen und Füßen ziehen, wornach viel Blut floß. Ich habe aber doch bemerkt, daß man, als er ſie ſich einſchlagen ließ, lange wohlbedächtig erſt fühlte, um vielleicht die unſchädlichſte Stelle damit zu treffen. Die Ceremonie gieng nun zu Ende, und man ſchloß ſie mit einem Gebete an François Paris, franzöſiſch; denn die Convulſioniſten ſagen: es heiße Gott verſuchen, wenn man lateiniſch zu ihm bete, in einer

ner Sprache die niemand verſtehe. Der junge Menſch ſtund nun wieder auf, zog ſich an, und der Hausherr ließ Wein, Bier und Gebacknes bringen. Ich ſchenkte der gekreuzigten Convulſioniſtin ein groſſes Glas Wein zur Erholung ein; ſie wollte aber nicht pur, ſondern mit Waſſer trinken, und verſicherte ſie ſey nicht im geringſten abgemattet, noch fühle ſie was von den Schlägen die ſie bekommen. Sie behauptete ſogar, es ſey ihr während ihrer Kreuzigung ſo wohl geweſen, daß ſie einigemal eingeſchlafen ſey; und ſie ſchwatzte, lachte und ſcherzte nun mit uns, als wäre ihr durchaus nichts wiederfahren. Der junge Menſch aber betrug ſich dumpf und einfältig wie zuvor. Es iſt ein Goldſchmidts-Geſell, der behauptet, er ſehe ganz deutlich und helle, wenn er Schnallen oder andere Arbeiten von nothwendigem Gebrauch arbeite; Gott ſtrafe ihn aber augenblicklich mit Blindheit, wenn er Modewaaren oder an eben denſelben Schnallen nur überflüſſige Zieraten machen wolle. Nach dieſer Collation führte ein anderer Convulſioniſt, der ſich hauptſächlich mit Offenbahrungen, Weiſſagungen, Entdeckung des Innern der Herzen, fremden Sprachen, oder vielmehr Rothwälſch-Sprechen abgiebt, Hrn. Profeſſor M**** allein mit ſich in ein unteres Zimmer, und hielt ihm da eine lange elende Rede über Glauben und Buſſe, die er damit ſchloß, daß er ihm das Glück wünſchte bald einmal eben ſo gekreuzigt

zu werden. Dieſe ſchöne Propoſition hatte meinen armen Freund ſo wild gemacht, daß er hoch und theuer ſchwur, keinen Fuß wieder in das verwünſchte Haus zu ſetzen.

Eine ſonderbare Bemerkung, die ich nicht allein, ſondern auch meine Frau und Hr. M**** an der Convulſioniſtin machten, iſt, daß dieſe auſſerdem ziemlich häßliche Dirne, die ſowohl vor als nach ihrer Kreuzigung eine ſehr niedrige und unedle Phyſiognomie hatte, während derſelben ſich auffallend verſchönerte, und eine recht intereſſante und rührende Schönheit im Geſichte bekam. Möglich iſt's, daß unſere eigne von dieſem Anblicke gerührte Imagination mit dazu beytrug uns dieſe Illuſion zu machen.

Noch ein Paar Worte muß ich Ihnen über die Geſchichte dieſer ſonderbaren Secte ſagen. Einer der eifrigſten Anhänger und Vertheidiger der Convulſionen war ein gewiſſer Parlamentsrath Mr. de Montgeron. Er kam einmal als ein ungläubiger und lüderlicher Pariſer den 7ten Sept. 1731 auf den Kirchhof von St. Medard, um die Wunder, die da auf dem Grabe des Diaconus François Paris geſchahen, mit anzuſehen und zu perſifliren. Aber augenblicklich, ſagt er, hätte er ſich von einem Lichtſtrahle, der ihn wie ein Blitz umleuchtet, getroffen und zu Boden geworfen gefühlt. Von dieſem Augenblick an wurde er der eifrigſte Convulſioniſt

niſt von der Welt, ſammelte alle Beweiſe für die Wunder, die ſie durch Kraft und Fürbitte des Heiligen **Paris** zu thun vorgeben, in einem Werke von drey ſtarken Quart-Bänden mit vielen Figuren, und hatte die Narrheit den erſten Band davon dem Könige zuzueignen. Zum Dank dafür wurde er ſogleich in die Baſtille geſteckt. Einige Monate drauf wurde er in eine Benedictiner-Abtey der Diöces von Avignon geſchafft; von da kam er kurze Zeit drauf nach Viviers, und endlich in die Citadelle von Valence, wo er 1750 ſtarb. Der berühmte **Franzois Paris**, deſſen Apoſtel und Märtyrer **Montgeron** wurde, war gleichfalls der älteſte Sohn eines Parlamentsraths zu Paris. Eine ſonderbare Schwärmerey und Hang, den er zum Kloſter-Leben hatte, machte daß er ſeinem Bruder ſein ganzes Vermögen abtrat, ſich der Kirche wiedmete, zum Diaconus ordinirt wurde, und ſich von aller menſchlichen Geſellſchaft abzog. Er hatte ſich in ein Haus in der Vorſtadt St. Marcel eingeſchloſſen; lebte da äuſſerſt ſtreng und einſam, würkte Strümpfe für die Armen und ſtarb 1727 daſelbſt 57 Jahr alt.

Sein Bruder ließ ihn auf dem Kirchhofe von St. Medard begraben, und einen Leichenſtein auf ſein Grab legen; welches nun die Armen, die er unterſtützt, einige Reiche, die er erbaut, und Weiber, die er unterrichtet und bekehrt hatte, fleiſſig beſuchten und da ihr

Gebet verrichteten. Auf einmal erſchienen dabey Wunderkuren, Convulſionen und ſeltſame Luftſprünge, die man theils lächerlich theils gefährlich fand. Die Policey mußte endlich, da das Ding zu weit gieng, den Kirchhof, den 27ſten Januar 1732, zuſchließen laſſen, und dieſem ſeltſamen Spectakel ein Ende machen. Da nun alſo der König dem lieben Gotte verbothen hatte ferner Wunder auf dem Grabe des Heilgen **Paris** zu thun, ſo zogen ſich die Convulſioniſten zurück, und machten nun ihre Luftſprüngereyen in abgelegenen Häuſern auf dem Oberboden. **Voltaire** hat dieſe dunkle wunderthätige Secte verſchiednemal lächerlich gemacht und gebrandmarkt. Er hatte um deſto mehr Groll gegen ſie, weil ſein Bruder **Arouet** ihr mit Leib und Seele zugethan war. Ein Beweis daß beyde Brüder eine ſehr warme Imagination hatten, die aber ganz verſchiedene Wege gieng. Der **Marechal de Saxe** wohnte ſehr oft ihren Paraden bey, und beynahe wäre ſogar der Chevalier **Folard** ihr Proſelyt worden. Sonderbar gnug iſts immer, daß verſchiedene berühmte Gelehrte und Schriftſteller in der Mitte dieſes Jahrhunderts feſt an dieſe Convulſionen glaubten. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß nicht eine auſſerordentlich gereitzte Imagination einige ſonderbare Kuren kann bewürkt haben, welche die Convulſioniſten hernach für übernatürliche und Wunder-Kuren ausgaben; was aber ihre Taſchenſpielereyen und

Stay

Starken-Manns-Künſte betrift, ſo habe ich ſie von Marktſchreyern und Seiltänzern in Venedig und und ſelbſt hier in Paris, weit wunderbarer geſehen. Indeß läugne ich nicht, ſie treiben ein ſehr beſchwerliches und ſchmerzhaftes Handwerk; denn ich habe ſie bey dieſer einzigen Feyer ihrer Myſterien ganze Teller voll Blut vergießen ſehen. Verſchiedene freſſen öffentlich Menſchenkoth, glauben dadurch dem Propheten Ezechiel nachzuahmen; und treiben tauſend dergleichen Dinge mehr.

Nehmen Sie dies, liebſter Freund, von mir als einen kleinen Beytrag zur weitläuftigen Geſchichte der Thaumaturgen, deren Sie, wie ich weiß, in Teutſchland nicht minder haben.

V***.

V.

Die AEROPETOMANIE,

oder

Die Neueſten Schritte der Franzoſen zur Kunſt zu fliegen.

Die Wunder unſers Jahrhunderts ſcheinen ſich immer dichter an einander zu drängen, und immer gröſſer und ſchimmernder zu werden, je näher es zu Ende läuft. „Sagt mir nichts von Unmöglich-

keit„ ruft vom Anblick der Zeichen, die vor seinen Augen geschehen, begeistert, ein poetischer Academicien de Marseille *) aus; „dem hartnäckigen „Fleis ist nichts unmöglich. „Cook geht im „Grunde des Meers, Montgolfier fliegt gen „Himmel: öfnet mir die Hölle, und ich nehm' „es auf mich, ihr Feuer auszulöschen.„

Cook marche au fond des mers, *Montgolfier* vole aux Cieux! Ouvrez moi les Enfers, j'en éteindrai les feux.

Es ist glücklich für Monsieur Gudin de la Brenellerie, daß er die Heldenthat, die ihm in seiner ekstatischen Begeisterung nicht schwerer scheint als eine Locke in den Ocean zu tauchen, unter eine Bedingung gesezt hat, welche von seiner Behauptung daß einem unabschreckbaren Fleiß nichts unmöglich sey, wenn sie auch sonst allgemein wahr wäre, immer die einzige Ausnahme seyn würde; und daß er also eben so wenig Gefahr läuft beym Worte genommen zu werden als Archimedes, da er sich anheischig machte die Welt aus ihrer Stelle zu rücken, wenn man ihm einen festen Standort im leeren Raume anweisen wollte.

Ob nun gleich die Einbildungskraft des Akademikers von Marseille, vermuthlich mit einer Menge brennbarer Luft angefüllt, den steigenden Globus der

*) Mr. *Gudin de la Brenellerie* in einem Gedichte sur le globe ascendant.

der Hrn. v. Montgolfier weit überflogen zu haben scheint: so kann man doch nicht in Abrede seyn, die Versuche, wodurch dieser neumodische Cerf-volant die Köpfe zu Paris und Versailles seit kurzem aus dem Gleichgewicht gebracht hat, ausserordentlich genug sind, um sich mit Recht der Aufmerksamkeit eines nach Neuen Gegenständen so begierigen Volkes zu bemeistern. Hr. v. Montgolfier ist zwar selbst noch so wenig gen Himmel geflogen als der Weltumsegelnde Cook jemals (unsers Wissens) auf dem Meeresgrunde luftwandeln gegangen ist: aber wenigstens hat er doch schon einen Hammel, einen Hahn (das alte Sinnbild seiner Nation) und eine Ente, mit Hülfe eines frischen Westwindes, eine Luftreise von einer französischen Viertelmeile machen lassen; und wenn dies auch einem kaltblütigen Mitglied der Societät der Wissenschaften zu London nicht hinlänglich scheinen möchte die lustigen Hoffnungen zu rechtfertigen, die seit einigen Wochen, gleich eben so viel Aerostatischen Kügelchen, mit der Phantasie der Pariser emporflattern: so muß man doch gestehen, daß es mehr ist, als der berühmte König Strauß, der erhabene Erfinder des pappiernen Drachen (von den Franzosen der fliegende Hirsch genannt) jemals geleistet hat, so viel er sich auch auf diese Erfindung und auf den Einfall zu gute that, seinem fliegenden Hirsch auf seiner Luftreise ein paar Katzen zur Gesellschaft gegeben zu haben.

Eine Erfindung, welche die tägliche Unterhaltung und der Stolz der lebhafteſten und witzigſten Nation des ganzen Erdballs iſt, iſt wenigſtens wichtig genug, unſer teutſches Flegma eine Viertelſtunde beym Thee oder bey einer Pfeife Tabak am Camin zu unterhalten: und ſo bedarf der gegenwärtige Artickel, worinn wir alles was uns bisher davon bekannt worden kürzlich zuſammenzufaſſen gedenken, hoffentlich keine weitere Vorrede noch Entſchuldigung.

Die Herren von **Montgolfier**, Gebrüder, deren Nahme durch dieſe Erfindung ſo berühmt worden iſt, waren vorher ſchon in ihrem Vaterlande, der eine als ein Mathematicus der andere als ein geſchikter Naturforſcher und Chymiſt, vornehmlich durch den hohen Grad von Vollkommenheit, wozu ſie, vermittelſt dieſer Wiſſenſchaften, die ihnen gemeinſchaftlich zugehörige Papier-Fabrik zu Annonay erhoben hatten, zu ihrem Vortheil bekannt. Ein Verſuch des berühmten Sir Robert Boyle über die Schwere der Luft, den ſie mit einander anſtellen wollten, brachte ſie auf den Einfall, ein eben von Lyon ankommendes Stück Taft, wiewohl es zum Unterfutter für ein Paar neue Kleider beſtimmt geweſen war, zu dieſem Experiment anzuwenden. Sie nähten den Taft zuſammen, füllten ihn mit 40 Cubikfuß brennbarer Luft; und ſiehe da, das Ding entwiſchte unſern Phyſikern aus den Händen und ſtieg bis an die

Antipholis von Epheſus.

O unglükſelige Meze!

Dromio von Epheſus.

Herr, ich bin hier euertwegen in Banden.

Antipholis von Epheſus.

Geh' zum T** du Galgenſchwengel! Willſt du mich raſend machen?

Dromio von Epheſus.

Wollt ihr denn um nichts gebunden ſeyn? Raſet, mein lieber Herr; ruft, der Teufel --

Luciana.

Gott helf uns! Die armen Tröpfe, was ſie für Reden führen!

Adriana.

Geht, führt ihn weg; Schweſter, bleib du bey mir. (Zwik, Antipholis und Dromio gehen ab.) Nun, ſagt mir, auf weſſen Klag iſt er im Verhaft?

Gerichtsdiener.

Auf eines Goldſchmidts, Namens Angelo; kennt ihr ihn?

Adriana.

Ja; wie viel iſt er ihm ſchuldig?

Gerichtsdiener.

Zweyhundert Ducaten.

die Decke des Zimmers. Die Freude der Herrn Gebrüder Montgolfier über ein so unerwartetes Resultat war unbeschreiblich. Sie eilten sich ihres Luftsaks wieder zu bemächtigen, und brachten ihn, um ihm freyern Spielraum zu geben, in den Garten, wo er sich 36 Fuß erhob, aber, weil die brennbare Luft durch den porosen Taft zu bald Ausgang fand, in zwey Minuten wieder zu Boden fiel. Dieser unverhoffte Erfolg munterte die Herrn Montgolfier auf, noch mehrere Versuche zu Annonay anzustellen, und die Maschine, deren sie sich dazu bedienten, der Zweckmäßigen Vollkommenheit näher zu bringen. Die Sache wurde ruchtbar und kam dem bekannten Herrn *Faujas de St. Fond* zu Ohren, den sie plötzlich in einen so gewaltigen Enthusiasmus setzte, daß er keine Ruhe hatte bis er die Ehre dieser Erfindung mit den Gebrüdern Montgolfier theilen könnte. Weder die Luftart, noch das Werkzeug dessen sich diese Herren zu ihrem Experiment bedient hatten, war ihm bekannt: aber den Mangel der erstern ersetzte er durch die Vermuthung daß es wohl keine andre als die brennbare Luft seyn werde, die aus Eisenfeile und einem gewissen Quanto von Vitriolsäure mit gemeinen Wasser gezogen wird: zu dem andern aber verhalfen ihm die Herren Gebrüder Robert, ein paar junge Mechanici von seltner Geschicklichkeit, von welchen er hörte daß sie das Geheimniß besäßen, das sogenannte elastische Harz

ſpräche geweſen war. Der 27ſte Auguſt d. J. war der groſſe Tag, der die Herren Faujas de Saint Fone und Conſorten vor den Augen alles Volkes entweder mit unſterblichem Ruhme krönen oder in unauslöſchlichem Spotte erſäufen ſollte. Unter den Zuſchauern befanden ſich nicht wenige Unglaubige und auch einige Herren von der Phyſicaliſchen Gilde, die mit Schmerzen auf die Verunglückung des Verſuchs zu harren ſchienen, und der Maſchine von der Reaction der brennbaren Luft auf die Atmosphäriſche wenig Gutes weiſſagten. Unglücklicher Weiſe kann, wie es ſcheint, zu Paris keine Unternehmung, von welcher einiger Ruhm oder Vortheil zu ernten iſt, ohne Einmiſchung von Eyferſucht, Parteygeiſt und Cabalen zu Stande kommen. Dies war auch hier der Fall. Aber, auſſer dieſem widrigen Umſtande kamen noch verſchiedene andre zuſammen, wovon, allem Anſehen nach, die hauptſächliche Schuld an der Menge der Perſonen lag, die auch mit zur Sache ſprechen und an der Ehre des Erfolgs Theil haben wollten. Die Herren erſchwerten ſich den Proceß ohne alle Noth, und nachdem ſie ſich endlich mit unendlicher Mühe und Arbeit 17 Cubicfuß brennbarer Luft, oder ſogenannten Gaz verſchaft hatten: ſo wollte ihr böſer Genius, daß ſie zwey Tage vor dem Experiment alle 17 Cubicfuß Gaz wieder entwiſchen ließen, indem einer von ihnen den Hahn der Maſchine umdrehte, in

der

der Meynung, daß er offen ſey, da er doch verſchloſſen war. Die Beſtürzung der Unternehmer konnte nur durch die Schadenfreude ihrer Mißgünſtigen übertroffen werden. Indeſſen belebte dieſes Unglück den Eifer der Subſcribenten nur deſto mehr, und verſchiedene der letzten halfen den Unternehmern Tag und Nacht ſo fleiſſig arbeiten, daß der Verluſt wenigſtens nothdürftig erſetzt wurde, und das Experiment im Marsfelde den 27ſten Auguſt angekündigtermaßen vor ſich gehen konnte. Zwey Canonenſchüſſe verkündigten den großen Augenblick, dem ſo viele tauſend Augen weit offen entgegenſahen. Der Globus erhob ſich, zu gerechter Beſchämung der Ungläubigen und der Unglücks-Propheten, in die Luft, und verſchwand nach zwey Minuten in eine Wolke. Zwey andere Canonenſchüſſe feyerten den Augenblick der Verſchwindung. Bald darauf zerfloß die Wolke, und die Kugel wurde wieder ſichtbar; erſchien aber, wiewohl ſie 12 Fuß im Durchmeſſer hatte, ſo klein, daß man, dem Augenmaß nach, urtheilen konnte, ſie müßte zu einer beträchtlichen Höhe *) geſtiegen ſeyn. Hierauf verlohr ſie ſich unter dem Händeklatſchen der entzückten Zuſchauer zum zweytenmal, und fiel endlich nach einer Luftreiſe von drey Viertelſtunden bey Goneſſe (einem vier Stunden

*) Sie wurde in der Folge durch die Berechnungen eines Mathematikers auf 2710 Fuß angegeben.

den von Paris entlegenen Flecken) nieder. Man bemerkte eine Oefnung an ihr, wodurch die brennbare Luft, nachdem die Kugel eine Höhe erreicht wo die atmosphärische weniger Widerstand that, sich mit Gewalt in Freyheit gesetzt hatte.

Was die Zuschauer dieser Aerostatischen Lustbarkeit nicht wenig befremdete, war, daß weder Herr Faujas, wiewohl er der erste Beweger der ganzen Unternehmung gewesen, noch der eine von den Gebrüdern Montgolfier, der bey dem Versuch im Marsfelde gegenwärtig war, in den innern Kreis, wo Herr Professor Charles mit Zuziehung der Gebrüder Robert sich der alleinigen Direction anmaßte, eingelassen wurden. Dieser Umstand erregte das Mißvergnügen der Ausgeschlossenen und derjenigen unter den Subscribenten, deren Meynung von der Mehrheit der Uebrigen überstimmt worden war; und mancherley widrige Urtheile und Gerüchte im Publico waren die natürliche Folgen davon. Man sprach von der Sache als ob der Erfolg der Erwartung nicht zugesagt hätte; die Explosion der brennbaren Luft wurde als etwas das gar nicht hätte geschehen sollen und wodurch die Glorie der ganzen Unternehmung ausgelöscht würde, dem Hrn. Charles zur Last gelegt, der bey der Ladung des Ballons nicht gehörig zu Werke gegangen seyn sollte. In wenigen Tagen brach die Mißhelligkeit zwischen ihm und seinen Assistenten,

ten, den Gebrüdern Robert, an Einem und Herrn Faujas de St. Fond am andern Theil öffentlich aus, und die Herren Robert manifeſtirten ſich den 14. September in No. 257. des Iournal de Paris: „daß Herr Charles der einzige ſey, der alle ihre Operationen dirigiret habe; daß dem Hrn. Faujas kein anderer Antheil an den im Marsfelde erfochtnen Lorbern gebühre, als daß er ſich viele Mühe gegeben Subſcribenten zuſammenzubringen, die Liſte darüber zu führen und die Billets d'Entrée im Marsfelde auszutheilen; daß er hingegen an der Conſtruction des Globus, an den Berechnungen, welche derſelben vorgehen müſſen, beſonders an der erſten Idee von dem mit elaſtiſchem Harz überzognen Taft Gebrauch zu machen, nicht den geringſten Antheil gehabt, ſondern alles von Hrn. Charles und ihnen, Gebrüdern Robert, vorgeſehen, combinirt und calculirt worden ſey; und daß endlich die Exploſion des Ballons eigentlich bloß dem größern und unaufgeklärteſten Theil der Herren Subſcribenten zur Laſt falle, als welche, alles Einwendens von Seiten der Herren Charles und Robert ungeachtet, darauf beſtanden wären, daß man den Ballon (welchen Hr. Charles bloß zu intereſſanten Beobachtungen beſtimmt und zu dieſem Ende hätte befeſtigen wollen) ſich ſelbſt und den Winden überlaſſen ſollte. Da ſie nun gezwungen geweſen hierinn wider Willen nachzugeben: ſo hätten ſie auch den Ballon nothwendig ſtärker laden müſſen; aus gerech-

ter

ter Beſorgnis der damals ſehr heftige Wind möchte ſich, wenn er weniger geladen wäre, in den Cavitäten deſſelben fangen, und ihn gegen die Bäume und Häuſer werfen. Ueberdies hätten ſie noch die Nebenabſicht dabey gehabt, beſagten Ballon dem Publico unter **einer angenehmern Form** zu präſentiren ꝛc. ein Gedanke, welcher dem National-Character allzugemäß iſt, als daß er nicht, allein ſchon, hinlänglich ſeyn ſollte die volle Ladung des Ballons vollkommen zu rechtfertigen.

Herr Faujas de St. Fond konnte dieſes Manifeſt nicht unbeantwortet laſſen. Er erklärte ſich alſo den 18ten September in No. 261. des I. de P. „ſeine und ſeiner ſämtlichen Subſcribenten Abſicht bey der ganzen Unternehmung ſey nicht auf eigne Ehre, ſondern bloß darauf gegangen, **durch Wiederhohlung des glänzenden Experiments der Herren Montgolfier** die *Gloire* dieſer Herren, als der einzigen wahren Urheber deſſelben, auf eine authentiche Art vor den Augen der ganzen Hauptſtadt zu befeſtigen. Nun komme alles lediglich auf die Frage an: wie die Phyſiciens executans (d. i. Hr. Prof. Charles und Conſorten) welchen die Ausführung der Sache anvertrauet worden, dieſe Abſicht erfüllt hätten? Dieſe Frage beantworte ſich von ſelbſt, wenn man erwäge, daß Hr. Charles geradezu gegen die Abſicht ſeiner Obern und Committenten gehandelt, indem

indem er ſich alles Verdienſt dieſes Experiments allein zueignen wollen, und ſogar kein Bedenken getragen habe, dem anweſenden Hrn. v. Montgolfier den Eintritt in den innern Kreis zu verſagen. Was ihn, Hrn. Faujas, perſönlich betreffe, ſo ſey ſeine Meynung nie geweſen; ſich das Mindeſte von der Ehre die den erſten Entdeckern ganz allein gebühre, zuzueignen; indeſſen könnte er mit genugſamen Zeugen beweiſen, daß er es ſey, der die Subſcription in Gang gebracht; daß er ſelbſt, mit einem von den Subſcribenten, in Perſon den Taft zum Ueberzug des Ballons eingekauft; daß er gleich in den erſten Verſammlungen der Subſcribenten die brennbare Luft in Vorſchlag gebracht, und dieſes Mittel dem Hrn. Charlés proponiret; daß er bey eigenhändiger Ladung des Globus mehrmalen ſeine Perſon gewagt, tagtäglich über alle Operationen gewacht habe, u. ſ. w. An dem Unglük daß der Ballon ein Loch bekommen, hätten freylich die Herren Robert allein Schuld, weil ſie ſolchen mit atmoſphäriſcher Luft vollends angefüllt hätten; dies hätten ſie ihm, den folgenden Tag, da ſie ihre Bezahlung bey ihm abgeholt, in Gegenwart vieler Zeugen, ſelbſt geſtanden, nicht ohne Unruhe, daß ihnen, wegen des darüber verſpürten Misvergnügens, an ihrem Honorario etwas möchte abgezogen werden: nun aber, da ſie ihr Geld in der Taſche hätten, ſtimmten ſie einen ganz andern Ton an, und

und machten den Subscribenten einen Vorwurf daraus, daß sie den Globus dem Wind und nicht vielmehr der Discretion der Herren Physiciens assistans überlassen; gleich als ob man, um aufgeklärt zu seyn, ihnen mit dem Globus ein Geschenk hätte machen sollen, u. s. w.„

Während daß die Eitelkeit aller dieser Herren — welche von der Entdeckung der Herren Montgolfier profitiren wollten, um der Welt auch ihr eignes Daseyn mit Geräusch und Lösung der Canonen zu manifestiren, dem Publico zu Paris einige Tage lang auf ihre Kosten zu schwatzen und zu lachen gab, ließ sich die französische Industrie, die immer den Augenblick zu benutzen weiß, nicht langsam finden. Schon den 30sten August verkaufte Hr. Le Noir, Königlicher Kupferstich Lieferant, um 12 Sols einen Kupferstich, der das im Marsfeld angestellte Experiment, und bald darauf einen andern, der den Fall der Kugel zu Gonesse vorstellte. Den 3ten Sept. eröfnete Hr. Rouland, Demonstrator der Experimental-Physik auf der Universität zu Paris, eine Subscription auf eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen über die Eigenschaften der brennbaren Luft und den verschiedenen Gebrauch, der davon zu machen sey. Den 7ten Sept. kündigte Hr. Pilatre de Rosier in dem feyerlichen Ton, den die Größe des Gegenstandes zu erfordern schien, einen neuen Kupferstich an, unter dem Titel: Allegorie destinée à fixer l'epoque de la decouverte de la Machine Aërostatique, dediée á Mrs. de Montgolfier, der von den größten Künstlern gezeichnet und gestochen werden soll, und dessen Poesie zu ausserordentlich und zu charakterisch ist, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten könnten.

Die Skizze wird alſo vorſtellen:

1) „Zur linken den Neides, der dieſes ſuperbe Etabliſſement beſchauet, indem er die Freude in ſeiner Bildniß leſen will, die durch ſeine Genien, welche mit Gewalt zu entweichen ſuchen, verurſachet werden.“

2) „An den Füßen dieſes Gottes werden auf einer Rolle Papier die Virgilianiſchen Verſen, ſtatt jener Aeneas ex ore, Regina tuorum etc. zu leſen ſeyn.“

3) „Zur Rechten wird ſich auf einem von Pfauen gezogenen Wagen Juno, die Göttin des Ehebettes, präſentiren, wie ſie, aus Eyfer ihres Gemahls von einem Frauenzimmer eben ertappet zu ſeyn, den erſten der ſich erkühnen würde ihr zu nahen *) bedrohet.“

4) „Ein wenig weiter unten, wird man unter der Figur der Fama, Dedalen, die Schönſte der Nymfen, erkennen, wie ſie Junons Hof verläßt um die Herren von Montgolfier zu begleiten, welche, in Geſtalt Mercurs, maieſtätiſch auf einem Wallen ſich erheben, der ſie in die himmliſchen Gegenden trägt.“

5) „Daſelbſt entdeckt man auf einem Adler ſtehend Jupitern, der den neuen Himmelsgäſten eine helfende Hand reicht. Fama wird in der einen Hand ihre Trompete halten, und ein Papier mit der Aufſchrift: *Il a dû la poſſeder enfin rompu la chaine* **) und in der andern eine Lorbeerkrone, welche ſie den Hrn. v. Montgolfier aufſetzen wird. In der Ferne wird Neptun zu ſehen ſeyn, wie er voller Verwunderung den Waſſern befiehlt ſich in die Atmoſphäre zu ergieſſen, um den Erfolg dieſer Entdeckung zu begünſtigen.“

6) „Zwiſchen den Wolken wird man einige Genien von Jupiters Hofe anbringen, welche Lorbeerzweige und Eichenlaub auf die für die Götter bezeichnete Bahn herabſtreuen.“

Man muß geſtehen, der Künſtler der alles dies zeichnen und zuſammenſetzen ſoll, muß ein zweyter Ku-

*) Dies iſt vermuthlich auf Hrn. Charles gemünzt.

**) Aus dem eben angezogenen Gedichte des Hrn. Gudin de la Brenellerie.

Adriana.

Und wofür?

Gerichtsdiener.

Für eine Kette, die euer Mann von ihm hatte.

Adriana.

Er beſtellte eine Kette für mich, aber er hat ſie noch nicht empfangen.

Courtiſane.

Gleich darauf, nachdem euer Mann in ſeiner Tollheit in mein Haus eingefallen war, und mir meinen Ring genommen hatte, begegnet' ich ihm auf der Straſſe, und ſah' daß er eine Kette am Halſe trug.

Adriana.

Es mag ſeyn, aber ich habe ſie nie geſehen. Kommt, Gerichtsdiener, führt mich zu dem Goldſchmidt; es verlangt mich ſehr, die Umſtände von der Sache zu erfahren.

Zehnte Scene.

Antipholis von Syracus mit gezognem Degen, und Dromio von Syracus zu den Vorigen.

Luciana.

Um's Himmels willen, ſie ſind ſchon wieder los.

Indeſſen aber noch ein wenig mehr davon, wenn das Blat die Aufſchauer nicht zweifelhaft laſſen ſoll, ob es mit diſem hommage auf Ernſt oder Spaß abgefaßt ſey. Indeſſen heißt Hr. Pilatre de Rozier, qu'on voudra bien partager la gloire de cet hommage, qu'on s'efforcera de rendre digne du noble deſintereſſement de MM. de Montgolfier, und das Publicum wird ſich hoffentlich dazu deſto williger finden laſſen, da die Eſtampe die Subſcribenten nur einen Carolin Thaler koſten, und der Preiß bloß auf eine Waidbiene von einer neuen Norm verwendet werden ſoll, auf welcher ſich Herr Pilatre von Rozenſtock ſelbſt zu erheben hofft; die aber, „weil „das Mittel in der Atmoſphäre zu ſteuern noch uns „bekannt iſt„ zu mehrerer Sicherheit des neuen Aſcenſus, nicht anders als an einem tüchtigen Seile loſs gelaſſen werden ſoll.

Den 11ten Sept. machte der berühmte Baron von Beaumanoir bekannt, daß er (nach ſeinem eignen Ausdruck) ein Minimum der Aeroſtatiſchen Maſchine der H.H. v. M. zu Stande gebracht habe; nehmlich einen Ballon von anderthalb Fuß im Durchmeſſer, der nicht mehr als 5¾ Drachmen gewogen, und ein Luft-Volumen von 21 Drachmen verdrängt, folglich (die brennbare Luft, womit er geladen worden, zu 3¾ Drachmen gerechnet) ſich mit einer Kraft von 12 Drachmen erhoben habe. Der Herr Baron lud zugleich die Liebhaber ein, an beſagtem Tage auf den Schlag 11 Uhr vormittags ein neues Experiment dieſer Art in ſeiner Wohnung zu ſehen. Der Verſuch gieng in Gegenwart vieler Naturforſcher und Liebhaber glücklich von ſtatten. Der Ballon, der aus einem dazu präparirten Ochſendarm verfertigt war, nachdem er mit brennbarer Luft aus der Solution von Eiſen und Vitriolſäure gefüllt worden, erhob

daß ſich gegen 60 Fuß hoch, ſtieg ſich aber, weil die Ueberzug nicht feſt genug verſchloſſen und der Gas ſich alſo nach und nach verlohr, gar bald mit der äuſſern Luft in Gleichgewicht. Nachdem die Maſchine ausgebeſſert worden, wurde das Experiment noch ſelbigen Abends wiederholt: aber kaum war der Bindfaden, der ſie feſthielt, abgeſchnitten, ſo erhob ſie ſich bis zu einer ſehr groſſen Höhe, nahm den Weg nach Meuilly, und ward nicht mehr geſehen.

Alle dieſe Verſuche ſetzten das Publikum in den Geſchmack der neumodiſchen Luft-Kugeln; und jeder Liebhaber wünſchte, wie billig, ſeine eigne zu haben. Dieſes neue Bedürfnis zu befriedigen, machte Blanchy, Portier de la Cour au Cul-de-ſac de Rouen den 14ten Septemb. bekannt: daß kleine Aerostatiſche Kugeln, von acht Zoll im Durchmeſſer, das Stück zu 6 Livres, bey ihm vorräthig ſeyen: und da die Liebhaber ſehr bedauerten, daß ſie ſich nicht auch gleich mit brennbarer Luft bey ihm verſehen könnten: ſo aviſirte er den 17ten, daß er von nun an auch mit dieſem Bedürfnis, von extrafeiner Qualität, und zwar in Blaſen, welche man um die Ballons zu laden nur zu drücken brauche, aufwarten könne; und daß eine gefüllte Blaſe nur 2 Pfund koſten würde.

Während daß der müſſige Theil von Paris ſich ſolchergeſtalt mit achtzolligen Luftkügelchen amüſirte, machte die Gegenpartie des Herrn Charles, mit immer zunehmendem Geräuſche Anſtalt, die Ehre, die er ſich am 27ſten Auguſt im Marsfelde erworben hatte, durch ein neues Experiment auszulöſchen, welches Hr. von Montgolfier in eigner Perſon zu geben verſprach. Alles vereinigte ſich dieſem letztern einen glänzenden Sieg über ſeinen Nebenbuhler zu verſprechen. Er war der erſte Urheber der wundervollen Entdeckung, die dem dringendſten Bedürfnis der Pariſerwelt, dem Durſt nach neuem Zeitvertreib, ſo

glück-

glücklich zu flatten kam. Ein Fremder hatte sich einzugefunden, und ihm den Ruhm eines so wichtigen Verdienstes, in seiner eignen Gegenwart, gleichsam vor dem Munde wegfischen wollen. Unglücklicherweise für Herrn Charles war seine Maschine zu Boden gefallen; und dieser Umstand, wiewohl man alle Ursache darauf gefaßt zu seyn, war von den Mißvergnügten sogleich benutzt worden, im Publiko die Meynung zu erregen, als ob das Experiment der HH. v. Montgolfier unter Hrn. Charles Händen verunglückt sey. Der letztere wurde nun für einen Pfuscher ausgegeben, und man erwartete einen ganz andern Erfolg, wenn der Meister selbst auftreten und seine Kunststücke machen würde. Um das neue Experiment, welches die HH. v. Montgolfier ankündigten, noch mehr zu verherrlichen, wurde Versailles zum Schauplatz desselben auserkohren. Ihre Maschine war aus drey Stücken zusammengesetzt: aus einer Pyramide von 24 Seiten, einem ebensovielseitigen Prisma, und einer abgekürzten Pyramide. Die ganze Maschine sollte einer, vom Hrn. Faujas, Tages zuvor, gemachten Ankündigung zufolge, die Form eines Zeltes bekommen, 60 Fuß hoch und 40 breit, der Grund Azur, der Pavillon und die Auszierungen von Goldfarbe; sie sollte mit 60'000 Cubikfuß Gaz oder brennbarer Luft (welche Hr. v. Montgolfier, anstatt aus Eisen und Vitriolsäure, mit weit geringern Kosten aus verbranntem nassen Stroh gezogen hatte) geladen werden, und im Stande seyn 1200 Pfund zu heben; jedoch wollte man, zumal da sie selbst wenigstens 7 bis 800 Pfund schwer sey, sie diesmal nur mit 600 Pfund belasten.

Das war nun freylich ein ander Werk als der Globulus von 12 Fuß im Durchmesser, womit Hr. Charles vor drey Wochen im Marsfelde so vielen Spuck gemacht hatte. Die Sache wurde nun

ernsthaft; und man muß gestehen, eine Maschine von mehr als 1800 Pfund, die ohne Anwendung irgend einer schätzbaren Kraft über 300 Klaftern hoch steigt, kann allerdings für eine Erfindung gelten, womit eine Nation sich etwas zu gut thun kann. Die französische (zu ihrer Ehre sey es gesagt!) läßt es bey solchen Gelegenheiten nicht an der lebhaftesten Theilnehmung fehlen. Das Experiment gieng den 19ten Sept. im ersten Hofe des Schlosses zu Versailles, unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern von statten. Ein Stückschuß kündigte den Augenblick an, wo der Anfang mit Ladung der Maschine „unter den Befehlen des Hrn. v. Montgolfier„ gemacht wurde; ein andrer, ohngefehr 10 Minuten darauf, den Moment, wo man damit fertig war; und ein dritter denjenigen, wo die Stricke, womit sie befestigt war, abgehauen wurden. Sie erhob sich sogleich zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer, und flieg, dem Ansehn nach, ungefehr 200 Klaftern. Man hatte, pour rendre la chose plus touchante, *) unten an die Maschine einem großen Korb gehängt, worinn ein Hammel, eine Ente und ein Hahn eingesperrt waren. An dem Korbe hieng, den Physikern zu gefallen, ein Barometer. Der Westwind nöthigte diese ungeheure Maschine einen horizontalen Lauf zu nehmen, der nicht länger als 27 Secunden dauerte; nach diesem fieng sie an merklicher zu sinken, und fiel endlich im Gehölze von Vaucresson, eine halbe Stunde weit von dem Ort ihres Aufsteigens, zu Boden. Hr. Pilatre de Rosier, der die Ehre hatte, unter den Naturae Curiosis welche ihrem Laufe folgten, der erste zu seyn der an Ort und Stelle kam, fand den Ballon oder das Zelt durch einen Stoß Holz,

*) Ernsthaft zu reden hatte man hiebey vermuthlich den Zweck zu versuchen wie eine solche Maschine lebendigen Wesen bekommen dürfte.

Holz, worauf es gestützt war, von dem Korbe abgetrennt. Der Hahn und die Ente schienen sich nicht übel zu befinden, der Hammel stak in seinem Korbe; der Barometer war zwar umgeworfen, jedoch ohne Bruch; aber der Ballon hatte in seinem obern und untern Theile ziemlich grose Risse bekommen.

Zwey Herren von der Akademie der Wissenschaften, Hr. Faujas und Hr. le Genteil, hatten den Lauf dieses seltsamen Fremdlings in den ätherischen Höhen beobachtet. Der erste auf der Plate-forme des Königlichen Observatoriums, wo er fand, daß die Maschine 2052 Klaftern über das Rez-de-Chaussée der Sternwarte gegangen sey; der Andre, der sie mit einem Quadranten von drey Schuh beobachtete, brachte heraus, daß sie sich zu einer Höhe von 2350 Klaftern über den zweyten Stock der Sternwarte erhoben hatte.

So sehr auch dieses Experiment des Hrn. Montgolfier das erste im Marésolde durch die Grösse der Maschine und andre die Augen der Zuschauer bestechende Umstände verdunkelt hatte: so konnte man doch nicht umhin zu bemerken: daß der Ballon des Hrn. Charles sich zu einer weit beträchtlichern Höhe erhoben, und (wie in No. 268 des Journal de Paris versichert wird) einen Raum von 8 bis 9 Französ. Meilen durchflossen hatte. Dieses waren wesentliche Vorzüge, welche dem Letztern den Triumph zu versichern schienen. Allein die Parthey des Hrn. v. Montgolfier wandte dagegen ganz bescheidentlich ein: Seine Absicht sey bloß gewesen das Experiment von Annonay in der Hauptstadt zu wiederholen: und die Akademie der Wissenschaften habe auch nichts anders verlangt, da der Gaz, dessen sich Hr. v. M. zu Ladung seiner Maschine bediene, ein ganz und gar neues Phänomenon darstelle. Auch lasse sich von dieser sublimen Entdeckung keine nützliche Anwendung er-

werden als mit Hülfe des Gaz des Hrn v. Mongolfier, den er lediglich durch Verbrennung vielen Strohs mit einer gewissen Quantität Wolle oder einer andrer animalischer Substanz erhalte. Aus diesen Materien lasse sich für 40 Sous, binnen 10 Minuten, 42000 Cubikfuß Gaz ziehen; da hingegen eine gleichgroße Quantität von der Phlogistischen Luft des Hrn. Charles acht bis zehn Tage Arbeit und acht bis 10000 Livres Unkosten erfordern würde. Wenn die Aerostatische Maschine z. B. angewandt würde, die Schwehre großer Massen zu vermindern, so sey es unnöthig daß sie sich ganze Stunden in der Luft erhalte; wolle man sie aber zu Erfahrungen von längerer Dauer gebrauchen, so sey nichts leichter als aus verbranntem Stroh wieder neuen Gaz zur Ladung zu schaffen; da hingegen nichts schwehrer seyn würde, als sie mit Luft aus der Solution von Eisen mit der Vitriolsäure zu unterhalten; u. s. w. Endlich wurde auch Hoffnung gemacht, daß Hr. v. M. noch neue Versuche anstellen und den verschiedenen Gebrechen, die dem Interesse des Experiments vom 19. Sept nachtheilig gewesen, abzuhelfen wissen würde.

Die Herren Charles und Gebrüder Robert hatten, wie es scheint, erst den Succes des Montgolfierischen Schauspiels abwarten wollen, ehe sie sich auf das oben extrahirte zweyte Manifest des Hrn. Faujas de St. Fond öffentlich vernehmen lassen wollten. Da nun dieser Erfolg eben nicht so ausgefallen war, daß sie Ursach gehabt hätten den Muth gänzlich zu verliehren: so traten die Gebrüder Robert den 28. Sept. wieder auf, und bewiesen nicht nur durch eine Quittung des Kaufmanns Perrault, welcher den Taft zu ihrem Ballon geliefert hatte, daß er besagten Taft dem ältern Hrn. Robert ganz allein verkauft und die Ehre gar nicht habe den Hrn. Faujas de St. Fond zu kennen; sondern rechtfertigten sich auch gegen die

ver-

verſchiedenem Vorwande beſtritten mit einem anſtändigen Vertrauen ihrer gerechten Sache. Sie verſicherten: „es ſey ihnen nie eingefallen, das Experiment von Annonay zu wiederholen; und es habe alſo nie ihre Abſicht ſeyn können, den H. H. von Montgolfier etwas von ihrem Ruhme zu entwenden. Ihre aerostatiſche Maſchine habe mit der Montgolfieriſchen weder in der Theorie noch in der Ausführung das mindeſte gemein. Man habe zwar bisher affectiert, mit einer für die Künſte ſehr abſchreckenden Partheylichkeit beyde mit einander zu vermengen: allein ſie würden ſich dadurch nicht irre machen laſſen, ſondern gedächten durch Facta zu ſtreiten und das Publicum auf eine beſſere Meynung zurückzubringen. Eine neue und viel beträchtlichere Subſcription, welche ſich unter ihren Bekannten und Freunden zuſammenthun, werde ſie in den Stand ſetzen mit mehr Ruhe neue Verſuche zu machen, und ſie hofften in kurzem der Nation weit koſtbarere und intereſſantere Erfahrungen vorweiſen zu können.„ Ueberhaupt ergiebt ſich aus dieſer Erklärung der Hrn. Robert, daß Hr. Charles und Conſorten am einen, und Hr. Paujes mit ſeinen Freunden am andern Theil, vom Anfang an einander nicht recht verſtanden, und daß weder Hr. Charles ein bloſſer Phyſicien aſſiſtant noch die Brüder Robert bloſſe Handlanger und Taglöhner von einem Manne ſeyn wollten, der ein ſo groſſes Verdienſt darin ſetzte den Taft zum Ueberzug der Aeroſtatiſchen Maſchine eingekauft zu haben. Soviel iſt übrigens gewiß, daß der Globe aſcendant zwey Partheyen zu Paris hervorgebracht hat; und vermuthlich wird ſich nun, nachdem von Moliniſten und Janſeniſten nicht mehr die Rede iſt, und auch der Eifer der Gluckiſten und Picciniſten ziemlich nachgelaſſen hat, das zahlreiche Heer der Liebhaber des Experimentaliſchen Zeitvertreibs in

Montgolfiäner und Robertaner Halten. Deren ersterer Partheyer Bürgerkrieg den gleichgültig zuschauenden Bewohnern von Europa (wenigstens bis zum Ausbruch des bevorstehenden Türkenkrieges) eine sehr angenehme Unterhaltung verspricht. In der That hätte es die seltsamste Dichtungskraft kein so wunderbares Schauspiel ersinnen können, als zwey Armeen von Naturforschern, die in freyer Luft und auf den Wolken des Himmels Zelten gegen einander aufschlagen, sich mit 1200 pfündigen Luft-Kugeln herumschießen, und einander mit immer gröſsern und unerhörtern Experimenten entweder aus dem Felde zu schlagen oder (wie man in England spricht) zu Bourgoynisiren suchen.

Inzwischen, und während sich beyde Partheyen mit der gröſsten Hitze zu diesem wunderbaren Kriege rüsten, scheint die Parthey der Herren v. Montgolfier auch die minder edeln aber desto schärfer verwundenden Waffen des Lächerlichen nicht zu verschmähen, und unter der Hand aus den Theatern auf den Boulevards, als aus einem sichern Hinterhalt, Ausfälle auf die Robertische Parthey zu thun, welche der letztern ohne einen baldigen entscheidenden Sieg in den Lüften tödlich werden könnten. Schon am 1. Sept. gaben die grands Danseurs du Roi eine Pantomime mit Maschinen, genannt Le Naufrage d'Arlequin Pilote du Vaisseau volant, und seit dem 24sten Sept. ist auf eben diesem Theater Guillot Physicien, ou la chute du globe volant, schon über 14 mal, und seit dem 30 im Ambigu Comique die Comedie-Parade, *Gilles et Crispin Mecaniciens*, ou *l'Aerostalimanie*, ebenfalls mehrmalen aufgeführt worden: und wiewohl das Lächerliche gewissermasen beyde Partheyen treffe, so scheint doch offenbar genug, daß es hauptsächlich auf die Nachahmer und Nebenbuhler der Herren v. Montgolfier abgesehen ist.

Nichts

Nichts war natürlicher, als daß gleich beym erſten Lermen, den der Steigende Globus machte, die Hoffnung das Luftſchiff des Hr. Blanchard auf eine andre Manier endlich realiſirt zu ſehen, bey vielen wieder neu belebt wurde. Von Dichtern verſteht ſich das von ſelbſt. Der mehrbelobte Hr. Gudin de la Brenellerie, in der erſten Entzückung, worein ihn der Verſuch des Hrn. Charles ſetzte, ſah ſchon das ganze Element der Luft ſeiner Nation unterthan. Auſſer ſich von dieſem ſtolzen Gedanken, ruft er in ſehr ſchönen Verſen aus:

D'un nouvel Ocean Argonautes nouveaux,
De *Colomb* et de *Cook* ſurpaſſez les travaux!
Suivez ce *Montgolfier*, qui d'une main certaine
A de la peſanteur enfin briſé la chaine.
Partez, volez, cherchez dans les plaines d'Azur
Un air moins variable, un horizon plus pur.
Gliſſez d'un vol leger ſur les glaces Auſtrales,
Jouez-vous au milieu des flammes Boreales etc.

Am Schluſs ſeines (bis auf ein wenig Phöbus) ſehr ſchönen Gedichtes ruft er die Herren Charles und Robert auf, zu eilen um das groſse Werk zu vollenden, und ihr Luftſchiff mit Rudern oder Segeln auszurüſten. „Fürchtet, ſagt er, daſs irgend „ein verwegener Engländer euch die Ehre dieſer „Erfindung ſtehle — und er meynt: dieſes Volk, „das ſich den Vorzug das Meer zu beherrſchen „entriſſen ſehe, werde nun bald alles verſuchen, „um Herr von der Luft zu werden„ Wie geſagt, von der raſchen Einbildungskraft eines franzöſiſchen Dichters war nicht weniger zu erwarten. Aber auch die Proſaiſchen Köpfe flogen in Gedanken mit, und ſchon am 5ten Sept. verſicherte einer von dieſen im Journal von Paris: er ſey ſo überzeugt, daſs es nun zur völligen Erfindung der Luftſchiffarth nur noch einen Schritt brauche, daſs er ſich hiemit erbeten

boten haben wolle, die erste Maschine dieser Art, die der vereinigte Fleis der Hrn. Physiker und Mechaniker (jedoch auf ihre eignen Kosten) zu Stande gebracht haben würde, in Person zu besteigen, ohne eine andere Belohnung zu verlangen als die Ehre der erste Schiffer in der Luft gewesen zu seyn — Eine Ehre, die diesem wakern Manne gleichwohl den 19ten Septemb. von einem bloßen Hammel geraubt wurde; vermuthlich zu seinem desto größern Mißvergnügen, da der glückliche Hammel, wie verlautet, eine Art von Pension von Sr. Majestät erhalten haben soll, die er jedoch mehr durch seine Geduld und Gleichgültigkeit als durch die Größe seines Muthes verdient zu haben scheint. Das Publikum konnte das Anerbieten des ungenannten Quidams für Scherz aufnehmen. Aber Herr Blanchard, der im verwichenen Jahre so viel Aufsehens mit seinem verunglückten Luftschiffe gemacht hatte, nahm es für Ernst; und bat sich in einer Antwort vom 6ten Sept. von dem Ungenannten die Erlaubnis aus, ihm die Ehre, der erste Luftbesegler zu seyn, streitig zu machen. In wenigen Tagen werde ich, sagt Hr. Blanchard, im Stande seyn, eine Aerostatische Maschine zu zeigen, welche auf und niedersteigen und jede beliebige Horizontal-Linie halten wird. Ich selbst werde darin seyn, und ich habe Vertrauen genug zu meinem Verfahren, um mir vor dem Loos eines neuen Ikarus nicht bange seyn zu lassen.„

Das wäre doch etwas — wenn das tiefe Stillschweigen, das Hr. Blanchard seit dieser Zeit beobachtet, nicht vermuthen ließe, daß ihm diese neue Gasconnade nur von irgend einem losen Vogel angedichtet worden sey — vielleicht von eben dem, der einige Zeit darauf, unter dem Nahmen Perseus, in einem drolligten Briefe an die Herren Luftschiffer den

Vor-

Adriana.

Und kommen mit bloſſen Degen auf uns zu; wir wollen um Hülfe ruffen, daß wir ſie wieder binden können.

Gerichtsdiener.

Fort, fort, oder ſie bringen uns um.

(Sie laufen davon.)

Antipholis von Syracus.

Ich ſehe, dieſe Hexen fürchten ſich vor bloſſen Degen.

Dromio von Syracus.

Sie, die eure Frau ſeyn wollte, lief izt zuerſt davon.

Antipholis von Syracus.

Komm, zum Centaur, und hol dort unſre Sachen ab; ich kan es kaum erwarten, bis wir mit ganzer Haut von hinnen und am Bord ſind.

Dromio von Syracus.

Glaubt mir, bleibt dieſe Nacht noch hier; ſie thun uns gewiß nichts; ihr habt ja geſehen, daß ſie freundlich mit uns redten und uns Gold gaben; mich däucht, ſie ſind ein ſo leutſeliges Volk, daß, wenn der Berg von abgeſtandnem Fleiſch nicht wäre, der ehliche Anſprüche an mich macht, ich recht von Herzen gern immer hier bleiben, und ſelbſt ein Zauberer werden möchte.

Antipholis von Syracus.

Nicht um die ganze Stadt wollt' ich hier über Nacht bleiben; fort alſo, und pake unſer Zeug zuſammen.

(Sie gehen ab.)

Fünfter

Vorſchlag that, dem neuerfundenen Luftſchiff die Form des Flügelpferds der Dichter zu geben.

Die Herren v. Montgolfier ſelbſt und ihre Freunde in der Königl. Akademie ſcheinen zur Zeit noch weit entfernt zu ſeyn, ſo hochfliegende Hoffnungen erwecken zu wollen. Man ſpricht zwar von nützlicher Anwendung ihrer Maſchine: aber man ſchränkt ſie noch mit großer Beſcheidenheit auf leichtere Erhebung groſſer Maſſen, und höchſtens auf Atmoſphäriſche Beobachtungen ein;*) zu deren Behuf

*) Der *Duc de Crillon - Mahon*, in deſſen Imagination die glühenden Kugeln von Gibraltar noch immer zu ſpielen ſcheinen, hat bey Gelegenheit der prächtigen Fête, die er am 1ſten October wegen der Geburt der beyden Infanten von Spanien im Bois de Boulogne gab, noch einen andern Gebrauch der Aeroſtatiſchen Kugeln gezeigt, an welchen die erſten Erfinder nicht gedacht zu haben ſcheinen; indem er ſeinen Gäſten nach dem Souper einen Aeroſtatiſchen Ballon von 6 Fuß 4 Zoll zum Beſten gab, an welchem ein Transparent hieng, auf deſſen beyden Seiten ein Quatrain, das ſich mit vive Charles vive Louiſe anfängt, deutlich zu leſen war. Nachdem der Ingenieur, der den Globus verfertigt, ihn einige Minuten lang in einer Höhe von 2 bis 3 Klaftern erhalten, und verſchiedene beliebige Bewegungen hatte machen laſſen, ließ man ihm endlich ſeine Freyheit. Der Globus erhob ſich unter dem Schall einer prächtigen Muſik, majeſtätiſch, beynahe in gerader Linie in die Luft; welches (wie man dem Geſchichtſchreiber dieſer Fête im l. de Paris gerne glauben wird) einen unbeſchreiblich ſchönen Effect machte. — Woraus alſo zu ſehen war, daß man, Dank ſey dem Hrn. v. Montgolfier, oder vielmehr dem Hrn. Charles und dem Baron von Beaumarchais, künftig ein ſehr prächtiges Feuerwerk mit ſehr wohlfeilen

huf Hr. von Parcieux bereits den 10ten Sept. Berechnungen gemacht hatte, wovon das Reſultat war: daß ein Globus von 24 Fuß im Durchmeßer mit 75 Pfund Gaz geladen ſich 5000 Klafter hoch erheben müßte — eine Berechnung, die dem Experiment vom 19ten Sept. eben nicht ſehr günſtig zu ſeyn ſcheint.

Wie dem auch ſeyn mag, wer kann ſagen, wie weit Genie, Wiſſenſchaft und Kunſt vereinigt irgend eine Erfindung die ſich auf neuentdeckte Natur-Kräfte gründet, treiben können? Dieſe Erfindung iſt noch ein neugebohrnes Kind, ſagte Francklin; je nachdem es erzogen wird, kan viel oder wenig draus werden — das Verſtändigſte was zur Zeit noch geurtheilt werden kann!

Sehen die franzöſiſchen Phyſiker und Mechaniker ſich im Stande, wichtigere Dinge damit auszurichten als die Müſſiggänger und Badauds von Paris mit einer neuen Art von fliegenden Hirſchen zu beluſtigen, ſo werden ſie wohl thun, nicht eher mit neuen Verſuchen öffentlich hervorzurücken, bis ſie ihrer Sache recht gewiß ſind. Denn die Schwärmerey der Pariſer für Einen und denſelben Gegenſtand, wie wundervoll er auch ſeyn mag, kann es doch nicht viel über 4 oder 6 Wochen aushalten; und was die Zeit nicht thut, das thun die *Gilles* und *Criſpins* auf den Boulevards. Allbereits iſt ſchon ein ziemlicher Theil der brennbaren Luft womit dieſe ohnehin ſo leichten Köpfe ſeit dem 27ſten Auguſt geladen waren, wies

ligen Koſten geben könne. — Von den Coeffuren und übrigen Siebenſachen *à la Montgolfier* ſagen wir nichts, weil ſich das von ſelbſt verſteht. Natürlicher Weiſe muß jetzt in Frankreich alles *à la Montgolfier* ſeyn, wie noch vor kurzem alles *à la Marlborough* war. Glückliches Volk, das alles ſeines Elendes ſo leicht über jedem neuen Spielzeuge vergeſſen kann!

wieder verflogen, und ein leichtfertiger Brief, der am 3ten October im Journal de Paris erschien, scheint von böser Vorbedeutung für die Aerostatomanie zu seyn. Ein sich so nennender Sieur Borné, rue neuve St. Marcean, berichtet darin, mit einem groſsen Anschein von Bestürzung, das Unglück das seinem mit besagter Krankheit befallenen Oheim, dem Physikus, zugestoſsen sey. Der Oheim hatte, gleich allen Herrn vom Metier, seit der Erfindung der Aerostatischen Kugeln, sich, aller Vorstellungen seines Neffen und seiner Guvernante ungeachtet, mit nichts anderm beschäftigt. Freytags den 26sten Sept. war er früher als gewöhnlich aufgestanden, um einige Flaschen brennbarer Luft zu einem Ballon von seiner Erfindung zu verfertigen. Es zeigte sich aus dem Erfolg, daſs er ein Paar Clystier-Spritzen, womit das Haus versehen war, gebraucht hatte, um die brennbare Luft desto bequemer in den Ballon zu bringen. Zum Unglück muſste er, da er noch im Laden begriffen war, einen Besuch von einem Herrn Confrater bekommen, der mit ihm frühstücken wollte. Während daſs sie Caffee mit Milch zusammentranken, geriethen sie in einen wissenschaftlichen Streit, wobey es bald so hitzig zugieng, daſs der Neffe und Jeanneton Mühe hatten die Herren auseinander zu bringen. Aber das Uebel war geschehen, und der Zorn bekam dem Onkel zu seinem Milchcaffee so übel, daſs er von einer heftigen Kolik und endlich gar von einer Ohnmacht befallen wurde. Jeanneton und der Neffe, ganz auſser sich über einen so unerwarteten Zufall, tragen ihn auf sein Bette, frottiren ihn mit erwärmten Handtüchern, reiben ihm Schlagwasser in die Schläfe ein, und da ihnen von ungefähr die beyden mit brennbarer Luft angefüllten Spritzen in die Augen fallen, greiffen sie in der Angst zu, und eilen den alten Herrn in die erfoderliche Positur zu legen, um

das

das in Koliken gewöhnliche Mittel empfangen zu können. Die erste war ziemlich gut von statten gegangen, und ließ von der zweyten den besten Erfolg hoffen: aber kaum war sie halb leer, so entwischte ihnen der arme Onkel, dessen Bauch zusehends aufschwoll, unter den Händen, erhob sich bis an die Decke, machte ein paar Touren im Zimmer, und flog endlich wie ein Vogel zu einem unglücklicher weise ofnen Fenster hinaus; während daß Jeanneton vor Schrecken in Ohnmacht, und der Neffe mit dem einen Schuh des Onkels (den er beym Fuß noch hatte zurückziehen wollen) in der Hand rücklings zu Boden fiel. Sobald Jeanneton wieder zu sich selbst kam, lieffen sie beyde was sie konnten den davon fliegenden Onkel wo möglich einzuholen; aber vergebens! Seine Nachtmütze, die sie auf der Normandischen Straße gefunden, war alles, was sie, nachdem sie sich den ganzen Tag auffer Athem gelaufen, zuletzt nach Hause brachten. Doch erfuhren sie, Tages darauf, daß seine Perücke zu Rouen gefunden worden sey. Nun folgt eine Beschreibung seiner Person und seines Anzugs, mit unterdienstlicher Bitte an alle mitleidige Herzen, ihnen den Onkel, falls er etwa jemanden in die Hände fallen sollte, so wie er sey, mit der ersten Gelegenheit zurückzuschicken u. s. w.

So platt das Persifflage ist, so macht es doch zu lachen, und scheint zu beweisen, daß die obengedachten Pantomimen und Possenspiele zu würken anfangen.

Die Pariser aber könnten doch wohl nicht übel nehmen, wenn man nach allen diesen Begebenheiten versucht wäre, das Compliment bey ihnen anzubringen, das der alte Oberpriester zu Heliopolis dem Solon zu Handen seiner sämtlichen Landsleute machte? „Ihr Griechen seyd und bleibt doch ewig — Kinds-Köpfe!“ w.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
October 1783.

I. Leipzig. Bey Breitkopf. Armida. Eine tragiſche Oper von Carlo Coltellini und Antonio Salieri. Herausgegeben von C. F. Cramer. Groß Querfolio.

Wir haben im T. Merkur Monat April d. J. die vortrefliche teutſche Ueberſetzung dieſer Oper ſchon angezeigt, und wollen nun mit Vergnügen von der Herausgabe der Muſik in einem Clavier-Auszuge, ſoviel der Raum hier erlaubt, auch etwas melden.

Erſter Act. Armidens Nymphen beſchäftigen ſich mit Tanz und ſingen dazu einen gefälligen ſanftſchlieſſenden Chor: „Wie eine Purpur-Blume des jungen Maien, u. ſ. w.„ Dann im Tanz der Nymphen: — lieblich ertönt die Gavotta mit ihrem liebeliſpelnden Minore. Chor zweyer Nymphen — noch ſanfter — Irmene unterbricht ſie, indem ſie in einem ſchön declamirten Recitative durch die Ankunft eines Fremden drohende Gefahren für Armidens Sicherheit verkündet, und ihre Freundinnen zur Vertheidigung aufruft. Chor der Nymphen: „ha, bey der dichten deckenden Finſterniß ꝛc.„ Die Tonart Es, und das düſtre Murmeln der Inſtrumente erregen tiefe Ver-

wunderung. Bey der Frage am Ende dieſes Chors, die der K. K. Herr Capellmeiſter Salieri nicht ſtark genug behandelt hat, wünſchten wir bey der Ueberſetzung der Worte: — „qual Demone la via l'aprì?„ — hat ein Dämon ihm den Weg gebahnt?„ den Fragern auf das Wort Weg gelegt zu ſeyn. Jomene reizt ihre Freundinnen zur Verſtellung, der Feind naht ſich, und die Nymphen wiederholen ihren erſten gefälligen Chor. Sie fliehen erſchrocken in den Hayn. Ubaldo hereintretend — „fleuß nur trügende Quelle ꝛc.„ Ein Accompagnement von ſehr guter Erfindung und wahren Ausdruck. Jomene kömmt zurück, ſie winkt den Nymphen; die Nymphen ſingen im Tempo di Minuetto einen Chor, worin ſie den Fremden zur Freude und Wolluſt einladen ꝛc. ſüße, ſchmeichelnde Töne — gegen das Ende mit zwo und mehrern Stimmen gut ausgeführt. Ubaldo vor ſich: „Wie ſie gefahrvoll winken!„ — Hier wäre der Ausgang der Melodie, als Ausrufung, beſſer in die Terz geweſen, als in die Octave.

Recitativ — das Einfallen des Chores der Nymphen — alles ſchön, und gut.

Jomene hebt, während einer etwas Abenteuerlichen vortreflichen Cavatine, zur Beſchwörung der unterirrdiſchen Geiſter ihren Zauberſtab auf. Chor der Dämonen im Einklang — bey den Worten: „würget ihr Eumeniden ihn;„ u. ſ. w. thut der, durch die wechſelnden Septimen und Serten-Akkorde der Mittelſtimmen, verdekte Octavengang der ſympeln Oberſtimme, gegen den, in Tiraden aufſteigenden Baß, ich möchte ſagen — unangenehme grauſende Wirkung. Dieſes Chor fällt nach zweyen Fermaten in ein Recitativ. Ubaldo ſchwinget in einer angemeſſenen Cavatine ſeine Zauberruthe empor. — „Onde l'orror v'alberga, wo euch Graun behauſet.„ — Die Ausweichung von der ver-

min-

minderten Secunde b gis in den übermäßigen Sexten Accord gis b, ist zwar ein unharmonischer Querstand, den das Ohr nicht allemal dulden mag, hier aber nicht ganz ohne guten Erfolg angebracht.

Die Dämonen entfliehen unordentlich indem sie einen schaudernden Chor singen, welcher durch wenige Tacte Ritornell zum folgenden accompagnirten Recitativ führt. Ubaldo allein: „allmächtige Vorsehung„ ꝛc. das Wort Vorsehung hat hier die Accente eines Amphimacer erhalten, sollte aber wohl als Antibacchius behandelt seyn, obgleich das italienische provedere hiervon die Ursache ist. „Du, dem die Berge wanken, in ihrer innern Wurzel„ ꝛc. — kochendes Accompagnement. Nun eine herrliche Arie von zwey Theilen, ohne Wiederholung des ersten Theils. Ubaldo bittet im ersten Theile auf erhabne Art die Götter für die Befreyung des, durch den Zauber der Armida, gefesselten Rinaldo. „Wer entreißt ihn dem Schatten des Todes?„ — ein sehr schöner Uebergang zur Wiederholung des Thema's. Auch die darauf folgende Versetzung des Thema's in die Obersecunde ist interessant, so wie die rührende Modulirung auf der Dominante von h moll, über den Worten: „wenn er zur Schmach sich zum Kerker verdammet:„ ferner: „schau, Erbarmer, mit Hülfe„ ꝛc. reißender Gesang. Im zweyten Theile wird die Arie lebhafter: Ubaldo fühlt sich vom Geist des Gottes der Allmacht entflammt, seinen Zweck zu vollführen. Hohn und Verachtung athmet der Gesang und die Instrumental-Begleitung bey den Worten: „denn der Trug und die Kräfte der Hölle sind nur Spreu„ ꝛc. — Ueber den folgenden Worten: „und zaubernd lockt dann Schönheit umsonst,„ ꝛc. hätten wir, um der richtigern Scansion willen, die Sylbe zau- bis auf die Gewichts-Note hinter den Taktstrich ver-

zogen, und der folgenden Sylbe bernd nur das Viertheil
ſs gegeben.

Zweyter Act. Armida und Rinaldo auf einer Raſenbank, unter Roſengebüſch, ſich mit Blumenkränzen umwindend, ſingen ein Duett voll ſüſſer Wolluſt. Recitat. gut declamirt. Armida, Arie: „Umſonſt! dich zu verliehren beklemmet Furcht die Bruſt mir„! u. ſ. w. — ſchmelzender Geſang — Recit. worin ſich beyde ewige Treue verſichern, dann wieder eine überaus zärtliche Arie von Armiden. —. Die Taktveränderung bey den Worten: „ſie giebt der Liebe Reiz„ und bey der Wiederholung der Anfangs-Worte S. 53. Syſt. 2 iſt hier meiſterhaft angebracht. Rinaldo beginnt ein Recitativ, das in eine Cavatine ausbricht — lauter Elyſium — die Cavatine fällt wieder in Recit. und dann eine Arie: „Komm zu mir, auf goldnem Flügel, ſüſſer Schmeichler, Traum der Liebe„ ꝛc. — Wer wollte bey ſolcher himmliſchen Melodie nicht gerne mit einſchlafen! (Rinaldo ſchläft ein.) Während einer ſanften, kurzen Symphonie verſammlen ſich die Freuden, in phantaſtiſch geſchmückten Geſtalten um den Schlafenden, und halten einen ſüblichen Tanz. Ubaldo tritt herein, den Zauberzerſtörenden, mit einem Schleyer bedeckten, Schild tragend. Bey ſeiner Annäherung verſchwinden plötzlich die Freuden. Die Muſic fällt aus einem Andantino in ein Allegro, welches die Flucht ausdrückt; es wird Arie; Ubaldo ſingt: „wie ſchnell zurück zur Hölle„ ꝛc. Plötzlich fällt Recitat. ein. Er wird den ſchlafenden Rinaldo gewahr! — „armer Betrogener!„ — Eine meiſterhafte enharmoniſche Rückung aus des in cis. (Ubaldo hängt den Schild an einen Baum auf! ſchüttelt den Rinaldo, und begiebt ſich zur Seite, ihn zu beobachten.) Rinaldo erwachend: „wehe mir! Wer erweckt mich?„ — Hier tritt ein vortref-

liches

liches Accompagnement ein, das den Character der Furcht, Angſt, und des Schmerzes trägt. (Er wird den Schild gewahr.) — „Was für ein heller plötzlicher Schimmer„ — (Armida kömmt eilig) beyde ſingen in dieſer Lage ein Duett voller Beängſtigung. Es fällt in Recitativ. Rinaldo will von Armiden das bange Geheimnis wiſſen. Armida, in die Worte ausbrechend: „wir ſind verlohren!„ erzählt ihm, daß ein unbekannter Fremdling, von höhern Mächten geleitet, ferner angelandet ſey. — Ein kurzes ſchauderndes a tempo. — Recitat. Rinaldo waſnet ſich im Geiſte. Wieder ein Duett in vier Abſchnitten aus Adur, worin er die beängſtigte Armida in frohen Tönen aufmuntert ꝛc. — ſie aber fühlt die Todesangſt wachſen, den Zorn des gereizten Schikſals auf ſich ſtürzen ꝛc. — Rinaldo wird zweifelhaft; — ſieht Blize über ſeiner Scheitel mit rothen Flammen leuchten: nimmt den Schild vom Baume herab, und hält ihn, ohne ſeine zauberzerſtöhrende Kraft zu kennen, Armiden vor: „Ha! ſchaue! ꝛc.„ Sie erſchrickt. Die Muſic erhält bey jedem folgenden Abſchnitte geſchwinderes Zeitmaas, und fällt hier von der Dominante von G, mit dem dritten Abſchnitte, in Gdur, indem Armida ausbricht: „o Sterne, welch ſchrecklicher Schimmer! fliehe!„ ꝛc. — lautes Aechzen in der Begleitung — Rinaldo: „ach, höre! verweile„! Armida: „fliehe! verbirg dich„! endlich Beyde durch die Dominante von A, wieder in Adur zuſammen. Preſto: „Ach, der letzten Umarmung des Scheidens! Todesquaalen umfangen mein Herz!„ Eine glühende Stelle — Armida verläßt eilig die Scene. Nach einem kurzen Ritornell, und zwey Fermaten, die ſtille Verwunderung und tiefes Nachſinnen ausdrucken, beginnt Rinaldo das Recitativ: „ja ich ſeh's! ich verderbe!„ Er macht verſchiedene Betrachtungen über die Furcht der Armida, über die Sorge, die ihr geheim im Buſen nagt; er

erkennet ſich als ihren Retter, will ihr nach — indem Ubaldo plötzlich hervortritt, und ihn aufhält: „warte doch, Bethörter!„ Rinaldo: „Wer ruft?„ ꝛc. Ubaldo verſuchet durch triftige Vorſtellungen ihn aus den Zauberfeſſeln der Armida, und in einer Arie voll Hoheit und Ernſt, ins Feld der Ehren, ins Lager zurück zu rufen. — Dieſe majeſtätiſche Arie iſt ganz von Hayde. (Der Herr Ueberſetzer giebt hiervon und noch zwey andern Arien, in der Vorrede Nachricht.) Recit. Rinaldo iſt noch unentſchloſſen; er kämpft noch in ſeinem Herzen: kömmt endlich zu ſich — Ubaldo laut: „ich ſiege!„ Hier fällt das Recitativ in das Ritornell der folgenden Arie, wovon die Tactbewegung allegro con brio iſt; es moduliert, von der Cadenz des Recitativs in Ddur, binnen 8 Tacten nach und nach, und appassionato in Bdur, wo Rinaldo Allegro moderato anhebt. Der Gehalt dieſer Arie iſt Furcht, Zärtlichkeit und Wankelmuth. Mit Ueberlegung und Gefühl componirt. Bey den Worten: „bebe ich zurück voll Angſt„ iſt die Paſſage auf dem Worte Angſt nicht ſo ſchicklich, als im Italieniſchen auf Cor.

(Die Fortſetzung folgt.)

II. Weimar. Am 2ten Sept. als dem Geburtstage Sr. Durchl. des Herzogs ſtellte die hieſige Fürſtl. freye Zeichen-Schule die Arbeiten ihrer Eleven, wie gewöhnlich, öffentlich aus. Sieben und funfzig Schülerinnen und Hundert Schüler, beyde aus allen Claſſen und Ständen hatten heuer dazu beygetragen. Es war ein erfreulicher Anblick, zu ſehen, um wie viel die Eleven dieſes Jahr in der Kunſt unter der vortrefflichen Führung des Hrn. Rath Kraus, ihres Directors, und der andern verdienſtvollen Lehrer, fortgeſchrit-

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Eine Straſſe vor einem Frauen-Kloſter.]

Der Kauffmann und Angelo treten auf.

Angelo.

Es iſt mir ſehr leid, mein Herr, daß ich' euch habe aufhalten müſſen; ich verſichre euch aber, er hatte von mir eine Kette, ob er's gleich ſo ſchändlicher Weiſe läugnet.

Kauffmann.

Was für einen Namen hat der Mann ſonſt in der Stadt?

Angelo.

Einen ſehr ehrenvollen Namen, mein Herr; er iſt ein Mann von unendlichem Credit, ſehr beliebt, und weicht keinem einzigen in der Stadt, wer es ſey; ein Wort von ihm gilt immer ſoviel, als mein ganzes Vermögen.

Kauffmann.

Redet leiſe; mir däucht, dort ſeh ich ihn gehen.

geſchritten waren; wie allgemein dies nützliche Inſtitut des Herzogs, deſſen Unterricht der ärmſte Knabe und Handwerks-Lehrjunge ſo ſorgfältig wie der reichſte Junker, Jahre lang ohne einen Heller Unkoſten genießt, Talente und Fähigkeiten entwickelt, Geſchmack und Kultur verbreitet; und wie ſehr ſchon die Früchte davon in einigen hoffnungsvollen Künſtlern, die ſie zieht, reifen. Unter einigen guten Arbeiten, welche die 5 Lehrer derſelben mit ausgeſtellt hatten, zeichneten ſich ſonderlich aus: 1) Ein vortrefliches Tableau des Hrn. Rath Kraus aus dem Oberon: Amanda, wie ihr Titania, von einem Roſenlicht umglänzt, in einer Höhle erſcheint, und ihr das Kind reicht; meiſterhaft gemahlt; 2) ein Paar kleinere angenehme Geſellſchaftsſtücke, Familienſcenen, von ihm; 3) Seine Original-Zeichnungen von dem Wörlitzer Garten, welche die Verlags-Kaſſe zu Deſſau, zur Beſchreibung dieſes kleinen Elyſiums, jetzt in Kupfer ſtechen läßt; 4) Einige vortreflich gerathene Porträt-Büſten vom Hrn. Hofbildhauer Klauer; und 5) ein ſehr ſchöner groſſer Haxhund nach dem Leben. Bey dieſer Gelegenheit ließen Sr. Durchl. der Herzog 12 Stück Preiß-Medaillen zur Aufmunterung unter die Eleven vertheilen. Die Medaille iſt in Größe eines Laubthalers, vom jüngern Hr. Abramſon zu Berlin geſchnitten. Der Avers zeigt die Kunſt und Wiſſenſchaft oder Virtù, unter dem Bilde einer edlen griechiſchen Figur, welche neben einem geſchäftigen Bienenſtocke ſtehend, ein edles Reis auf einen wilden Stamm pfropfet, mit der Unterſchrift In Hoffnung der Zukunft; auf dem Revers ſteht, mit ſchönen antiken Buchſtaben, blos die Innſchrift: Fähigen und Fleißigen.

III. Berlin. Christian Gottlieb Selle (der Arzneywissenschaft Doctor und Professor, und Arzt des Charitéhauses zu Berlin) Medicina Clinica, oder Handbuch der medicinischen Praxis. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1783. Bey Christ. Friedr. Himburg. gros 8. 648 Seiten.

Wenn die Nützlichkeit und Brauchbarkeit eines Buches durch den geschwinden Absatz zu bestimmen ist: so gehöret gegenwärtiges in die Classe der nützlichen und brauchbaren: die erste Ausgabe vom Jahr 1781. ist 566 Seiten und die gegenwärtige 648 Seiten stark. Sehr bescheiden sagt der berühmte Hr. V. in einem kurzen Vorberichte „wenn ich „in gegenwärtigem Buche ein neues Licht über die Natur „und Heilart der Krankheiten verbreitet hätte, so würde „man keine weitere Rechtfertigung der Herausgabe desselben „verlangen. Aber das konnte ich weder zur Absicht haben, „noch leisten. Die Ursachen davon liegen sowohl in der „Natur der Wissenschaft selbst, als in dem Mangel meiner „Kräfte u. s. w.„

Eigentlich ist die Localverfassung der Kranken-Anstalt im Charité-Hause zu Berlin die Ursache, welche es dem Hrn. V. zur Pflicht gemacht dieses Buch zu schreiben, theils um dem besondern mündlichen Unterrichte, so die jungen Wundärzte daselbst genießen, einen allgemeinen schriftlichen vorauszuschicken, theils um jenen desto besser zu verstehen, und mit mehrerer Genauigkeit anzuwenden. Dasselbe zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste begreift pathologische und therapeutische Bestimmung der Krankheiten, Auswahl und nähere Bestimmung der Arznen-Mittel. Durch genaue Vergleichung der gegenwärtigen mit der ersten Ausgabe finden wir, daß die Eintheilung und Classification der Krankheiten

heiten sehr wenig verändert worden. Zu den Entzündungen wird S. 94. noch der Carbunculus gezählet, welcher unter die rosenartigen Entzündungen gehöret, und nicht selten epidemisch ist. In heißen und trocknen Ländern ist diese Krankheit sehr heftig, und heißt das persische Feuer. S. 118. 121. findet man hier anstatt des Worts Frieſel in der ersten Ausgabe febris miliaris und febris bullosa. Der Hr. V. meynt die Schärfe im Körper welche das Frieſel bewürkt, müße saurer Natur seyn, weil dabey fast immer saure Schweiße sich zeigten — Recens. hingegen ist geneigt zu glauben, daß diese Schärfe alkalischer Natur sey, und eben die hervorragende alkalische Beschaffenheit der Säfte jage alsdenn die wenigen im Körper befindlichen sauren Theile durch den Schweiß fort — und aus diesem Grunde hat Recens. so oft von dem freyen Gebrauch der Vitriolsäure bey dieser Krankheit vorzüglich gute Würkungen gesehen. Wichtige Zusätze finden wir auch in dem Abschnitte von den Skropheln — Der Hr. V. meint: es sey höchstwahrscheinlich, daß eine Schwäche der lymphatischen Gefäße in den Drüsen zum Theil den Grund der Skropheln enthalte, weil oft bloße roborantia nützlich seyen.

Gleichwichtig sind die Zusätze bey dem Abschnitte von der Waſſerscheu. Der Hr. V. zieht die Merkurialfrictionen den übrigen bekannten Mitteln vor — Recens. hat hiervon auch einige glücklichabgelaufene Erfahrungen gehabt, wenn sie zeitig genug angewendet worden — doch hat er auch einen Fall gehabt, wo die Belladonna-Würzel nach des Hrn. Superintendent Münchs Erfahrung alles das gewiesen hat, was Hr. Münch davon gesagt; und es ist sehr zu wünschen, daß die Aerzte dieses Mittel öfter anwenden, weil es auch alsdenn noch Hülfe schafft, wenn es mit den Merkurialfriktionen und den krampfstillenden Mitteln zu spät ist.

— Hr. Selle ſagt ſelbſt: die Nerven ſcheinen bey dieſer Krankheit alle Empfindlichkeit für die krampfſtillenden Mittel verlohren zu haben. Das geſagte mag genug ſeyn um die Aerzte auf dieſe neue Ausgabe aufmerkſam zu machen.

IV. Weimar. Bey Carl Ludolf Hoffmanns ſeel. Wittwe und Erben iſt kürzlich fertig worden: Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelahrtheit und zur medicinischen Polizey. Zweyter Band, von D. Wilh. Heinr. Sebaſt. Buchholz, F. S. Bergrath und Hofmedicus, der Aemter Weimar und Berka, wie auch der Reſidenz-Stadt Weimar Phyſicus ꝛc. in 8. 12 Bogen, 1783.

Unter verſchiedenen intereſſanten Aufſätzen zeichnet ſich unſers Bedünkens, dasjenige vorzüglich aus, was (S. 104) über die Lungenprobe geſagt wird: denn es verbreitet daſſelbe vieles Licht über dieſe zeither unter den gerichtlichen Aerzten noch immer angefochtene Materie. Der Hr. Verfaſſer war ſo glücklich ein unzeitiges Kind, das nach der Mutter Rechnung völlig dreyzehen Wochen zu früh gebohren wurde, und nach der Geburt noch 50 Stunden lebte, zum Zergliedern zu erhalten. Er fand, daß die Lungen von Luft größtentheils am obern Theile ausgedehnt waren, auch eine andere Farbe als die Spitzen derſelben hatten. Die Lungen ſchwammen in Geſellſchaft des Herzens auf dem Waſſer. Auch ſchwammen die obern ausgedehnten Theile der Lungen: da hingegen die Spitzen, welche leberfarbigt ausſahen, im Waſſer unterſanken, als ſie, ſo weit dieſe Farbe reichte, abgeſchnitten wurden.

V. Wei-

V. Weimar. Im Verlage der Hoffmannischen Buchhandlung: des Hrn. Antonio Turra, Arztes am Erziehungs-Hause St. Valentino zu Vicenza, Briefe über die fiebervertreibende Kräfte der Roß-Kastanien-Baumrinde. Aus dem Italienischen, mit einer Vorrede und Anmerkungen von D. Wilh. Heinr. Sebastian Bucholz, Herzogl. Sächs. Bergrath und Hofmedicus, Stadt- und Amts-Physicus ꝛc. In 8. 4 Bog. 1783.

Der Hr. Herausgeber wiederholt hier seine schon oft an die Teutschen Aerzte gethane Bitte mit aller Wärme eines Patrioten, daß sie doch bey Wechselfiebern diese Roß-Kastanien-Baumrinde, deren heilsame Würkungen in Wechselfiebern er so oft erfahren, in Gebrauch ziehen möchten! Herr Turra wiederholt auch in der Schrift selbst dasjenige was der Hr. B. R. D. Bucholz schon im 4ten Bande der Acten der Kayserl. Akademie der Naturforscher weitläuftig über diesen Gegenstand gesagt hat. Noch hat der V. die Rinde seinen Kranken mehrentheils in Substanz gegeben; glaubt aber doch daß das Extrakt, oder das Salz nach Gerraye Manier bereitet, besser sey, und den Magen weniger beschwere, als die Rinde in Substanz. Im Erziehungshause zu Vicenza gab er dieses Mittel zu 2 Unzen in 12 Theile getheilet, und das dreytägige Fieber verschwand oft bey der 7ten u. 8ten Gabe. Auch das Salz nach obbeschriebener Manier bereitet, that vortrefliche Dienste; denn drey Gaben, jede von einen Scrupel, waren hinlänglich das Fieber zu vertreiben. Bey einem andern Falle waren 3 Loth der gepülverten Rinde nöthig ehe das Fieber wich. Auch selbst in verwickelten Fällen, und ohne alle Vorbereitung half dieses Mittel bey einigen, und vertrieb das Fieber ohne den mindesten Nachtheil. Er erzählt 15 glücklich abgelaufene

Fälle

Fälle wo dieſes neue Fiebermittel würkſam geweſen. Auch in andern Gattungen von Wechſelfiebern that daſſelbe gute Wirkungen, doch widerſtund das Quarten-Fieber dem Gebrauche dieſes Mittels in einigen Fällen. Hr. Bibliothekar Jagemann hieſelbſt hat die Ueberſetzung gefertiget.

VI. Kiel. Seit einigen Jahren habe ich gewagt verſchiedene Schriften drucken zu laſſen, und ſuche in den verſchiedenen Städten Teutſchlands Beförderer des Debites.

Wer von einem oder mehreren der folgenden Werke Exemplare verdebitirt oder Subſcription ſammlet, und dem Herausgeber die Bezahlung in Golde oder ſicheren Anweiſungen auf Lübeck oder Hamburg zuſendet, erhält auf 3 Exemplare das 4te, auf 6 Exemplare 2, auf 9 Exemplare 3 frey u. ſ. w.

Der Herausgeber frankirt ſeine Paquete bis Hamburg, Leipzig, Nürnberg, oder Frankfurt am Mayn; je nachdem der Wohnort des Sammlers einem von dieſen Orten am nächſten liegt. Daſelbſt werden Sie, falls der Sammler nicht jemanden nennt an den die Exemplare an einem dieſer Orte abzuliefern wären, auf die fahrende Poſt an den Ort ihrer Beſtimmung gegeben.

Folgende Werke ſind für die beygeſetzten Verkaufspreiſe zu haben:

1) Klopſtock. Er und über ihn. Mediqnoct. auf Schreibpapier. Erſter Theil. Preis: 18 Ggr. oder 1 Mrk. 14 Sll. Hamb. Cour. Zweyter Theil. Preis: 1 Rthlr. Louisd'or, oder 2 Mark. 10 Sll. Hamb. Cour. Dritter Theil. Preis: 1 Rthl. 6 Ggr. Louisd. oder 1 Rthl. 4½ Sll. Hamb. Cour.

2) Ar-

2) **Armida.** Eine tragiſche Oper von Coltelli, mi und Salieri, in Clavierauszuge. Herausgegeben von C. F. Cramer — oder, Polyhymnia. Erſter Theil. Format und Druk, wie Rollens geiſtliche Oratorien, groß Querfolio; beynah 2 Alphabeth ſtark, bey Breitkopf gedrukt, wird brochirt geliefert. — Preis 4 Rthl. Ld. oder 10 Mrk. 6 Sll. Hamb. Cour.

3) Salz und Scherz vor Gericht. Eine Sammlung ironiſcher und unterhaltender Memoires aus dem Franzöſiſchen. Et Themis quelquefois ſe permit de ſourire. 1 Alphabet und 8 Bogen, auf franzöſiſchem Schreibpapier. Preis: 1 Rthl. Louis. oder 3 Mrk. 10 Sll. Hamb. Cour.

Auf folgende Werke wird bis zu Neujahr 1784 Subſcription angenommen. Die Subſcribenten, deren Namen ich vor dem Verlaufe dieſes Termins erhalte, haben den Vortheil, daß ſie die Exemplare um den vierten Theil wohlfeiler bekommen, als der nachherige Verkaufspreis ſeyn wird, der demohngeachtet nach Beſchaffenheit der Stärke der Schriften, und des zu erwartenden Abſatzes, nicht die gewöhnlich als billig angenommenen Buchhändlerpreiſe überſteigen wird.

1) **Klopſtock.** Er und über ihn. Vierter Theil.

2) J. J. Rouſſeaus Compoſitionen oder: Polyhymnia. Zweyter Theil.

Dieſe Sammlung von Liedern, Arieſos und Duetten, die ganz an liebenswürdiger Einfalt der Melodie das Gepräge der ſchönen Seele des Genfer Philoſophen tragen, iſt

nach

nach seinem Tode 1781 mit der gröſten typographischen Pracht in Kupfer gestochen, zu Paris erschienen und führt von der Hand ihres Verfassers die Aufschrift: Consolations des Miseres de ma vie. Dieselbe Natur, deren Kind und Vertheidiger er immer gewesen ist; hat er auch in diesen eigensten Ausflüssen seiner musikalischen Ader zur Führerin angenommen, und nicht allein die rührende, zärtliche und eigenthümliche Musik, sondern auch die gewählten Texte, die er unter den schönsten alt- und neufranzösischen, italienischen und provenzalischen Liedern ganz nach seinem Herzen und seinen individuellen liebenden Gemüthslagen ausgesucht hat, machen sie zu einer der besten Anthologien, die in irgend einer Sprache existiren; auch ohne das hinzukommende Interesse, daß — Rousseau der Verfasser ist.

Diese gewiß für unser Publikum ganz neue Sammlung, von der wegen ihres hohen Preises, (sie kostet in Paris selbst den Subscribenten, wo ich nicht irre, 30 Livres) nur sehr wenige Exemplare nach Teutschland gekommen sind, wird ohngefehr zwey Alphabete betragen.

3) Zerstreute Singcompositionen von C. P. E. Bach, oder: Polyhymnia. Dritter Theil.

Ausser den mannigfaltigen gröſsern Werken dieses fruchtbaren und einzigen Meisters für Gesang und Instrument sind allmählig gelegentlich manche Lieder und Singcompositionen in den Unterhaltungen, den Musenalmanachen und andern dergleichen Sammlungen bekannt geworden. Seine Freunde haben längst gewünscht, diese, unter denen hervorstechende Meisterstücke sind, nebst seinen übrigen Sachen sich anschaffen zu können. Ich habe sie vollständig gesammlet; die ältern Texte dazu, die zu ihrer Zeit galten, jezt aber mißfallen würden, theils geändert, theils mit bessern vertauscht,

lauſcht, alles mit ſeiner Genehmigung und unter ſeiner Aufſicht. Seine Freundſchaft übrigens, der ich mich rühme! hat dieſe Compoſitionen mit einer Anzahl noch neuer und noch niemand bekannter vermehrt. Mehr habe ich, da Bachs Nahme genug ſagt, nicht hinzu zu ſetzen.

4) F. A. L. Kunzens Compoſitionen der geiſtlichen Lieder des erſten Theils von J. A. Cramers Gedichten.

Da Herr Kunzen mein Freund iſt, der mit dieſer muſicaliſchen Arbeit zum erſtenmale auftritt, und folglich mein Lob partheyiſch ſcheinen dürfte; ſo will ich zur Empfehlung dieſer Compoſition lieber gar nichts ſagen; ſondern blos auf die Probe ſeiner in Muſik geſetzten Lieder aus dieſer Sammlung, und eines Klopſtockiſchen Geſanges verweiſen, die ich in die Blumenleſe des muſicaliſchen Magazins eingerückt habe.

Uebrigens wird der völlige Text dieſer Lieder, da meines Vaters Gedichte für ſich ungleich wohlfeiler zu haben ſind, als ſie bey einem Notenabdrucke auf dem theuern Papierformate ſeyn würden, zur Erſparung der Koſten für die Käufer, beſonders diejenigen, die beſagte Gedichte ſchon beſitzen, nicht mit abgedruckt werden.

C. F. Cramer,
Profeſſor in Kiel.

VII. Berlin. Ein Freund der Mahler- und Kupferſtecherkunſt hat Gelegenheit gefunden, einige Kupferplatten, welche nach den erſten Gemählden der Bildergallerie zu Sans-ſouci durch die Hände geſchickter Künſtler verfertiget worden, käuflich an ſich zu bringen. Dieſe Platten ſind

ſämmt-

ſämmtlich ſehr gut conſervirt, und da zur Zeit noch wenig Abdrücke davon genommen ſind; ſo haben einige Liebhaber und Beförderer der Kunſt den Eigenthümer derſelben gebeten, dieſe Platten abdrucken zu laſſen und ſelbige gemeinnüziger zu machen. Man iſt nicht abgeneigt, dieſes zu bewerkſtelligen, und macht ſolches hierdurch allen denen, die hieran Theil nehmen wollen, bekannt. So bald ſich eine hinreichende Anzahl Intereſſenten findet, ſoll mit einem der ſchönſten Bilder, welches der ſo berühmte als beliebte Künſtler Herr Daniel Berger in Berlin, nach der Mahlerey des Rembrand, ſehr ſauber radirt hat, der Anfang gemacht werden.

Die Höhe dieſer Platte beträgt netto 1 Fuß und die Breite 8¾ Zoll.

Es iſt eine hiſtoriſche Darſtellung, betitelt:

Le Prince de Gueldre menaçant ſon pere.

Der Subſcriptionspreis beträgt 1 Rthlr. 8 Gr. Preuß. Courant. Diejenigen Liebhaber, welche 10 Intereſſenten ſammlen, bekommen das 11te Exemplar gratis: zu den Abdrücken wird das ſchönſte Papier genommen, und überhaupt ſoll nichts geſpart werden, den Intereſſenten dieſes Blatt ſo ſauber und ſchön als möglich in die Hände zu liefern.

Berlin den 1ten September 1783.

Antipholis und Dromio von Syracus treten auf.

Angelo.

Es iſt ſo; und er trägt eben dieſe Kette um ſeinen Hals, die er empfangen zu haben auf eine ſo unerhörte Art wegläugnete. Mein werther Herr, kommt mit mir, ich will ihn anreden -- Herr Antipholis, ich verwundre mich nicht wenig, warum ihr mich in ſolche Schmach und Unruh habt ſezen mögen, und daß ihr nicht wenigſtens für eure eigne Ehre mehr Sorge getragen, als mit ſolchen Umſtänden und Schwüren dieſe Kette abzuläugnen, die ihr izt ſo öffentlich am Halſe tragt? Auſſer der Beſchimpfung und dem Verhaft, ſo ihr mir und euch ſelbſt zugezogen, habt ihr dieſem meinem wakern Freund einen groſſen Schaden zugefügt, indem er, durch unſern Streit aufgehalten, um die Gelegenheit, heute von hier abzufahren, gekommen iſt. Könnt ihr's läugnen, daß ihr dieſe Kette von mir hattet.

Antipholis von Syracus.

Ich denk', ich hatte ſie von euch; ich hab' es nie geläugnet.

Kauffmann.

Ja, das thatet ihr, Herr; und ſchwuret noch dazu.

Antipholis von Syracus.

Wer hörte mich's läugnen und verſchwören?

Kauffmann.

Dieſe meine Ohren, du weißt es, hörten dich; ſchämt dich,

Der

Teutsche Merkur.

November 1783.

I.

Clelia und Sinibald.

Vierter Theil.

Wir überlassen nun die Flüchtlinge dem glück,
und kehren wieder zu Rosinen
und ihrem, ohne sein verdienen,
aus ihrer günst gefallnen Freund zurück.

Der irrthum mit dem gartensaale
und wie Asmodi, nun bereits zum zweytenmale,
die Zofe Cleliens (die ihn für Guido hielt)
an Clarens statt, ihm in die hand gespielt;
und wie der brief den ihm Laurette angekündigt
den wahren Guido fand; der jüngst so frevenlich
auf seine rechnung an Rosinen sich versündigt:
dies alles ist euch noch erinnerlich.

Dem guten Sinibald, der in der ganzen sache,
ein spiel der bösen geister war,
war leider! nichts bekannt; und, statt der schwehren rache
die ihm Rosinchen und frau Clar
bereiten, bringt, als er von langer wache
ermüdet kurz vor tag entschlief,
ein falscher traum, ihm den versprochnen brief.
Und welchen brief! Der glückliche! Noch heute,
noch diese nacht, so bald der erste schlaf die leute
die nicht, wie er, auf abenteuer gehn
gefunden hat, wird am bewußten orte
Laurette bey der kleinen pforte
im garten auf der wache stehn,
durch schweigende leichtangelehnte thüren
ins brautgemach ihn heimlich einzuführen.
Denn Hymen soll und muß des Festes priester seyn!
Doch weil sich seiner fackel schein
nicht füglich zum geheimnis schickte,
wird Amor ihm sein blendlaternchen leyhn.

Nun denkt wie unsern Mann des briefchens styl
entzückte!
Wie oft und warm er's an die lippen drückte,

wie oft er's las und wieder las,
und immer nach der sonne blickte
die (däucht ihn) heute gar nicht von der stelle rückte,
und, recht ihm zum verdruß, wie angenagelt saß.
Zum glücke lieh ihm Morpheus schwingen
die zwischenzeit zu überspringen.
Der sonne lauf war noch nicht halb vollbracht,
so war's in seinem traum auf einmal mitternacht;
und, an der hand der schleichenden Laurette,
befand er sich durch eine seitenthür
auf einmal in Rosinens cabinette.
Die Schöne lag auf einem ruhebette,
und er, vor lieb' und wonne schier
entseelt, auf seinen knien, zerdrückt, und küßte ihr
die kleine lilienhand als wollt' er sie verschlingen.
Die Holde bückte sich auf ihn
mit blicken, die in Amors zartste schlingen,
ihr unbewußt, den trunknen jüngling ziehn.
Wie reitzend Lieb' und schaam auf ihren wangen ringen!
Wie mächtig lockt die stumme redekunst
der seufzer die den keuschen busen heben!
Ihr auge schwimmt in zauberischem dunst
indem noch matt die hände widerstreben:

ihr zorn verſpricht ihm alles zu vergeben,
und ſelbſt ihr widerſtand iſt eine gunſt.

War's Teufel: Amors neid, war's Sanct Cathrinens auge
und unſichtbarer ſchutz (der nicht
geſtatten will, auch nicht im traumgeſicht,
daß eine bien' an dieſer roſe ſauge)
was unſers Träumers glück auf einmal unterbrach?
Aus beyden bleibt die wahl euch unbenommen.
Daß ſo zu rechter zeit ihn eine mücke ſtach,
das war wohl nicht von ungefähr gekommen,
denn, um ein Ave ſpäter, wars zu ſpat.
Asmodi oder Sanct Cathrine,
uns gilt es gleich wer von der guten that
den tadel oder ruhm verdiene,
genug, der traum verſchwand, gerettet war Roſine!
Der arme Tantalus ſchlang die begier'ge hand
um einen leib von weichem Alabaſter,
verhoſte ſüſſen widerſtand
und griff nach luft mit ungefüllter hand.
In ſeinem leben war der tag ihm nie verhaßter!
Doch faßt er ſich den augenblick,

dankt

dankt es des Traumgotts zauberſpiegel,
der dieſen vorgenuß von ſeinem nahen glück
ihm gönnt', und nimmt als pfand und ſiegel
ihn an, daß bald, vielleicht in nächſter nacht,
Roſinens huld den traum zu wahrheit macht.

Von dieſer ſüſſen hofnung trunken
ſchlief er von neuem ein, und lag (indes der brief
in Guido's hände kam) noch tief
in weichem ſchwanenflaum verſunken
als ihm der Angelus zur mittagstafel rief.
Straks ſprang er auf, warf ſich in ſeine kleider,
und, wie natürlich, war der Brief
ſein erſtes wort. Allein von dem weiß leider!
kein menſch im hauſe was. Er ſchwört es müß' ein brief
gekommen ſeyn: ihm wird in beyde ohren
das gegentheil beherzt zurückgeſchworen.
So, denkt er, hat ein hindernis
den vormittag Lauretten weggenommen:
allein ihr wort iſt mir gewiß,
das briefchen muß noch vor der veſper kommen.
Die veſper kam, der brief blieb aus;
vergebens hütet er den ganzen tag das haus

und lag erwartungsvoll bis in die nacht im fenſter;
die glocke ſchlug acht, neun und zehn,
ſchon nahte ſich die ſtunde der geſpenſter,
und weder brief noch mädchen ließ ſich ſehn.
„Das iſt zu arg! So wär' ich gar betrogen?
„Man hätte mich nun zweymal aufgezogen?
„Zwar hieſſe das — ſich ſelber hintergehn,
„allein wer kann für mädchen-launen ſtehn? „

Er gürtet ſich, ſchleicht um die eilfte ſtunde
ſich weg, Roſinens wohnung zu,
und that wohl zwanzigmal die runde
ums ganze haus: allein da herrſcht die tiefſte ruh.
Der arme Menſch verdreht mit dehnen und mit recken
ſich hals und fuß, den ſchein von einer lampe noch
an einem fenſter zu entdecken,
drückt an die thür ſich an, legt hart vors ſchlüſſelloch
ſein lauſchend ohr, ob irgend was ſich rege,
wagt endlich gar verſchiedne leiſe ſchläge,
dem mädchen, die vielleicht im dunkeln ſeiner harrt,
ein zeichen ſeiner gegenwart
zu geben. Allumſonſt! Wenn er die glocke zöge
es hälfe nichts. Sobald frau Clare ſchlief,

ſo

ſo ſchliefen euch die heil'gen Siebenſchläfer
von Epheſus nicht halb ſo tief.
Was war zu thun? Dem armen treuen ſchäfer
(zumal er ſchon der ſchaarwach' eingetrift
im nächſten gäßchen glaubt zu hören)
bleibt nichts, als halb erſtarrt und mit
geſenkten ohren heimzukehren,
und nun, indem er ſich im bette wechſelsweiſe
in flammen bald herumwälzt, bald in eis,
ſein ſeelenfieber noch durch Denken zu vermehren.

Der nächſte tag gieng ihm nicht günſtiger auf.
Kaum hatt' er aus den federn ſich gerichtet,
ſo wirft er ſeinen mantel um und richtet
gerade nach Sanct Peter ſeinen lauf.
Er hofft Roſinen dort zu finden,
und dieſesmal lügt ihm die hoffnung nicht.
Er ſtellt ſich ihr ſo nahe vors geſicht
als möglich war, und ſtrengt bis zum erblinden
die augen an, nur einen ſeitenblick
die Meſſe durch dem engel abzulauſchen.
Allein er mag den ſtandpunct tauſchen
ſo oft er will, bald vorwärts bald zurück,

bald bey ihr ſtehn, bald ihr vorüber rauſchen,
ihr lieblicher Madonnenblick
bleibt immer niederwärts in ſtiller demuth hangen,
und wenn die gluth der ſanftgeblähten wangen
(die doch vielleicht ein bloßer wiederſchein
der andachtsflamme war die ihr im buſen brannte)
ihn hoffen ließ nicht unbemerkt zu ſeyn,
was half es ihm? Ihr blick, ihr herz bekannte
ſich nicht dazu; und, eh' die Meſſe ganz
geſungen war, gieng ſie, nach jungferlicher ſitte
die augen ſtets auf ihren roſenkranz
herabgeſenkt, mit leichtem kurzem ſchritte
ſo harmlos neben ihm vorbey
als ob herr Cimbald ein kirchenpfeiler ſey.
Beſtürzt und kummervoll, die queerhand vor der ſtirne,
folgt er von ferne nach, ſieht ſie (doch ohne ihn
zu würd'gen eines blicks) durch ihre thür entfliehn,
und bleibt mit ſtarrem aug' und ſchwindelndem gehirne,
als hätt' er einen Geiſt bey hellem tag geſehn,
dem hauſe gegenüber ſtehn.

Das wunder überſteigt den glauben!
Es iſt genug, um einem weiſern mann

als

als er iſt den verſtand zu rauben!
Was ſie ſo ganz und gar verwandelt haben kann?
Sie, die im zärtſten neh das Amor je gewoben
zugleich mit ihm ſich ſieng, ihm ſchon die ſtärkſten proben
der zärtlichkeit zu geben willig war,
nur vor zwey tagen noch bereit war, ihm ſogar
die rechte des gemahls verſtohlen einzuräumen:
Sie würdigt ihn nicht eines leiſen nick's,
nicht eines winks, nicht eines ſeitenblicks?
So arg kann's einem doch in keinem fieber träumen!
„Und doch — ſollt's etwa ſcham, ſollt's bloſſe laune ſeyn?
„will ſie vielleicht mich auf die probe ſtellen?
„Ein guter Geiſt giebt dies vielleicht mir ein:
„nun wohl! gedult! es muß ſich bald erhellen.

In dieſer hoffnung pflanzt der treue Sinibald
ſich abermahl in einen hinterhalt
Roſinens fenſter gegenüber,
und harret in gedult. Der wind blies ſcharf und kalt:
allein, dank dem verübten fieber
das ſein elektriſch blut ihm durch die adern jagt,
in ſeinen überrock bis an die naſenſpitze
gewickelt, hätt' er über hitze

sich mehr als über frost beklagt,
hätt' ihm die pein vergebens aufzupassen
für anders ungemach empfindlichkeit gelassen.
Das fensterglas, wiewohl von ihr bestrahlt,
war etwas matt, auch hier und da bemahlt.
Doch däucht ihn, da er schon zwey stunden — nichts gesehen,
er sehe sie, ihr strickzeug in der hand,
schier drey secunden lang am fenster seitwärts stehen;
ein trostgesicht, wodurch, so schnell es wieder schwand,
sein armes herz sich sehr erleichtert fand.

Zuletzt, nachdem er, bis zur Vesper, gegenüber
gestanden, unverwandt nach dem verbotnen haus
den trüben blick gekehret, geht endlich gar der schieber
des fensters auf. Rosine schaut heraus,
wird ihn gewahr — Unglücklicher elender!
so ists denn auch für diese nacht
um deinen schlaf geschehn? — und schiebt zehnmal behender
das fenster wieder zu als sie es aufgemacht.

Er rennt in wuth davon, schwört für sein ganzes leben

dich, niederträchtiger Mann; es iſt zu bedauren, daß es dir erlaubt iſt, unter ehrlichen Leuten frey herum zu gehen.

Antipholis von Syracus.

Du ſelbſt biſt ein Schurke, mir ſolche Dinge ſchuld zu geben; ich will dieſen Augenblik meine Ehre und meine Unſchuld gegen dich beweiſen, wenn du das Herz haſt, ſtand zu halten.

Kauffmann.

Das hab' ich, und fordre dich als einen Schurken heraus --

[Sie ziehen den Degen.]

Zweyte Scene.

Adriana, Luciana, Courtiſane, und andre zu den Vorigen.

Adriana.

Haltet ein, thut ihm kein Leid, um Gottes willen haltet ein; er iſt raſend; bemächtigt euch ſeiner, ihr; nehmt ihm ſeinen Degen; bindet den Dromio auch, und führt ſie in mein Haus.

Dromio von Syracus.

Lauft, Herr, lauft; um Gottes willen, flüchtet euch

der Meluſinen-brut den ſcheidebrief zu geben.
Seit Even (brummt er wie ein bär
den ganzen weg nach hauſe vor ſich her)
ſind ſie für uns die Wurzel alles Böſen!
O! wäre nie ein Weib geweſen,
wir lebten, frey vom ſündenjoch,
wie kinder alleſammt in Edens garten noch!

Die ganze lange nacht vergeht ihm unter ſchwüren
dem undankbaren ding zu lieb
nicht einen ſchritt mehr zu verlieren;
und wenn er, was der zorn, ihm eingab niederſchrieb,
es wär ein feines werk, um an die zungenſünden
von Juvenal und Pop' es hintenan zu binden.

Allein kaum ruft der frühe glockenklang
daß Chriſtenvolk Palerms im ſonntagsſtaate
aus allen ecken ins Korate,
ſo wirds ihm ſchon zu eng in ſeiner haut.
Er hielts euch länger nicht um tauſend Roſenobel
im bette aus; in einem nu
iſt er gekämmt, beſchuht, wirft ſeinen zobel
ſich um, und friſch Sanct Peters-Kirche zu!

Sie

Sie war bereits von tauſend kerzen helle
und in noch weniger als drey
minuten war nicht Eine lichte ſtelle
im ſchiff, im chor und in der ſacriſtey
von Cimbalds weit ofnen augen frey;
um jede dämmernde Capelle
ſchleicht er herum, und wo zu einem bey-altar
das volk ſich drängt. Doch, was er ſuchte, war
nicht hier — „Sie wird bey Sanct Cathrinen
zu finden ſeyn.„ Er kommt, er ſucht — auch hier
iſt leider! — wenigſtens von Ihr
nach der ſo bang ihm iſt, kein Ablaß zu verdienen!

Sie hatte, wie es ſcheint, auf dieſen Sturm gezählt,
und, unbefleckt von ſeinem blick zu bleiben,
das fernſte klöſterlein zur andacht ſich erwählt:
doch freylich wars nicht ſchwehr auch dort ſie aufzu-
treiben.
Genug, er ſucht ſo lang vergebens, bis er ſie
da findet wo ſie iſt. Auf einmal, wie
aus freyer luft herab, fällt der vermeynte Guido
in einem bethſtuhl ihr vorüber auf die knie;
und unverzüglich läßt der hinkende Cupido

aus

aus seinen augen, strahl auf strahl,
der liebe ganzes Arsenal,
wie Elliots feuerkugeln, spielen;
nur zünden sie, zum Glück, wie Elliots kugeln nicht,
und ihr wird nichts davon zu sehen noch zu fühlen.
Ein Muttergottesbild, worauf ihr schön gesicht
in frommer andacht ruht, scheint selbst für sie zu streiten
und bloß zu ihrem schutz den mantel auszubreiten.
Er mag sich noch so sehr bemühn
durch blicke, seufzer und geberden
von dem Madonnenbild ihr aug' auf ihn zu ziehn,
er scheint nur nicht von ihr bemerkt zu werden.
Erst nach dem segen, da das volk sich schnell vertheilt,
und jedermann mit rother nasenspitze
und blauen lippen heimwärts eilt,
fällt im vorübergehn, gleich einem raschen blitze,
ein stolzer augenstrahl auf ihn,
ein strahl, wie Miltons Seraphin
auf die empörten engel schiessen,
und wirft ihn schier zu böden hin.

Das wahre ist, er blieb auf seinen füssen,
so stark der schlag auch war, noch ziemlich aufrecht stehn;

ihm

ihm däucht sogar der Zorn in ihren augen schön;
kurz, diese seltsamste der launen,
wovon er nichts begreifen kann,
erweckt ihm minder schmerz als wunder und erstaunen,
und reizt nur desto mehr ihn an,
um endlich doch den grund der sache auszuspähen,
ihr auf dem fuße nachzugehen.

Sein unstern will, daß schon beym vierten schritt
ein dunkler körper, dick wie eine kleine säule,
ein wahres mittelding von kuppelerinn und eule,
auf einmal zwischen ihn und seine sonne tritt.
Es war die Amme, die seit einer guten weile
die augen nie von ihm verwandt.
Sie hatte ihn beym ersten blick erkannt
und alles wohl bemerkt was vorgegangen,
auch, als Rosine sich aus ihrem kirchenstuhl
erhob, die hälfte von dem blick
den sie auf Cinibald geschossen, aufgefangen.
Doch, wie sie ihn so übermüthig sieht
dem Fräulein dennoch nachzugehen,
da reißt ihr die geduld, und ihre nase glüht
wie eines truthahns kamm. Er, der sie nie gesehen,

kann,

kann, ob er's gleich bemerkt, doch nichts davon verſtehen.
Was, denkt er, will denn die Zigäunerin
die ihren ſchnabel ſo zum ohr des Engels rücket,
und ſtets dabey den hals, ſoviel ihr doppelt kann
verſtattet, rückwärts dreht, und funkelnd nach mir
blicket?
Das Weib hat wohl viel gutes nicht im ſinn!

Sie nahten, während er dies denkt, ſich einer ſtelle
wo eine halb verfallene Capelle,
(durch ein mit ſpinneweb umhangnes fenſter kaum
ſoviel erhellt, um — nichts darinn zu ſehen)
Frau Claren den bequemſten raum
zu bieten ſcheint, dem Herrn den kopf zurecht zu drehen.
Sie läßt vom Fräulein ab, und winkt
(geheimnißvoll, wie Sinibalden dünkt)
ihm mit der Hand, ihr nachzugehen.

„Wie leicht man ſich an jemand irren kann,
zumal bey licht! denkt unſer Biedermann:
„dies läßt uns beſſern ausgang hoffen
als vor der anſchein war„ — Er folgt getroſt ihr nach:
des ortes dunkelheit verſprach

viel

viel günſtiges. Doch denket, wie betroffen
mein Junker ſtand, da man, mit einer pantomim'
als wollte man ihm in die haare fahren,
ihn dergeſtalt begrüßt: verhaßtes Ungethüm,
ich weiß nicht was mich hält die augen dir zu ſparen?
Wie? du erfrecheſt dich, du falſche Creatur,
nach ſolcher That dem Fräulein noch dein ſchlangen-
geſicht zu zeigen, du? Nach einer that, die nur
zu nennen, mir vor ſcham die lippen und die wangen
zu aſche brennte! — „Frau, mich ſoll der Antichriſt
verſchlingen, (ungekocht, wofern er hungrig iſt)
ſpricht Sinibald, wenn ich von dieſer Reiſſe
und eurer Wuth ein einzig wort begreiſſe. „

„O unverſchämt! denkſt du durch dieſe liſt
zum zweytenmal uns in dein garn zu locken?
Eh ſpännen wir, bey trocknem brod, am rocken,
ich und mein fräulein, uns die finger wund und weh!
Da, nimm dein Gold, den ſündenlohn, und geh
an galgen, wo ich dich, wills Gott, noch hangen ſeh!„

Frau Jeſabell, erwiedert ihr der Ritter,
bey Sanct Georg, warum ihr dies gewitter
mir auf den nacken ſchikt, iſt zu errathen ſchwer.

Ich

Ich war ja ſtets mit herzlichem vergnügen
bereit, und bin es noch, und wünſche ja nichts mehr
als dieſen augenblick (holt nur den Pfarrer her!)
dem holden fräulein beyzuliegen.
Was ſchmählt ihr denn? Ich hätte beſſern grund
mich über euch recht bitter zu beklagen.
Mir einen brief ſo heilig zuzuſagen
(wiewohl durch einen kleinern mund
als eurer iſt) und bis auf dieſe ſtund'
ihn ſchuldig ſeyn, und mich, wie einen armen hund,
in ſpäter nacht, auf ofnen gaſſen
vor eurer thür vergebens wimmern laſſen,
iſt, dächt' ich doch, nicht wohl an mir gethan? —

Wie, ſchreyt ſie, ſiehſt du mich für eine Närrin an?
Was ſchwatzeſt du von briefen und von nächten
und kleinem mund? Entweder faſelſt du
im fieber, oder füllſt uns noch mit ſpott dazu?
Das fehlte noch! — Allein, was ſoll das haderechten?
A dato an laß uns der Herr in ruh',
und trage ſeine böſe waare
ſein herz ſamt zubehör und ſeine gelben haare
wohin er will; nach dem was jüngſt geſchehn

hat ſich mein fräulein hoch verſchwohren
nichts mehr von ihm zu hören noch zu ſehn.

Mit dieſem wort läßt ſie den junker ſtehn
und läuft davon als brennten ihr die ohren.
Der gute Sinibald greift an die ſeinen ſich,
und fragt ſich, ob er träume oder wache?
Es waltet, denkt er, ſicherlich
ein mißverſtand in dieſer ſache.
Nach dem was jüngſt geſchehn, ſpricht die Gevatterin,
und wirft mein geld mir vor die füße?
Zuletzt kommt gar heraus daß ich bezaubert bin
und hier für fremde ſünden büße.
Was ſoll denn jüngſt geſchehen ſeyn?
Was kann geſchehen ſeyn, um ohne mein verſchulden
dergleichen unfug zu erdulden?
Je mehr ichs überleg' je minder ſeh ich ein.
Doch, kann ich Elelien mich anzuhören zwingen,
ſo wird der knoten wohl ſich ohne ſchnitt entſchlingen.

Er läßt drey tage lang kein mittel unverſucht;
allein frau Clar hält allzu gute zucht,

und

und fenſter, thür und thor iſt alles ſo verriegelt
als wär's mit Salomons Petſchierring zugeſiegelt.
Verzweiflungsvoll, von lieb' und eiferſucht,
von rache, und begier zu ſiegen
geſpornt, auch wohl aus überdruß
mit einem leeren bild, das weder druck noch kuß
zurückgiebt, alle nacht auf kohlen dazuliegen,
folgt er zulezt dem rath des ſchwarzen Genius,
(der einfall war, wie man geſtehen muß,
Asmodis werth,) nun ſelbſt der Heiligen Cathrinen
zum mittelsmann ſich zu bedienen.

Ein ſchlauer kopf mit einer fert'gen hand,
ein künſtler, wer dafür ihn wollte gelten laſſen,
vielleicht ein Phidias, als noch, die Phidiaſſen
zu ſchätzen, dann und wann ſich ein Perikles fand,
izt freylich nur der krumme Ralf genannt,
war zu Palerm vor kurzem angekommen.
Sein handwerk war, zum ſeelenheil der Frommen
Madonnen, oder was von bildern dieſer art
ihm etwa angefertigt ward,
um ſehr civilen preis aus pappe zu erſchaffen.
Das beſte war dabey die wenige gefahr

an ſeinen lieben Frau'n ſich etwa zu vergaffen,
wie eher wohl der fall bey neuern meiſtern war;
wofür ihm Unſre-Frau im himmel lohnen wolle!
Genug, der gute krumme Ralf,
dem (wie die ſage gieng, Sanct Lucas, kraft der rolle
die er als künſtler ſpielt, zuweilen pappen half)
Ralf übernahms, um zweymal zehn ſeckinen
ein lebensgroßes bild der Heiligen Cathrinen,
mit einem wachsgeſicht, ein krönchen auf dem rand
des ſcheitelhaars, und ſchwerd und palmen in der hand
kurz, im Coſtum, — aus pappe, ſilberſchaum
und kniſtergold gar ſtattlich zu ſtaffieren.
Das bild war hohl, und hatte ſattſam raum
um einen mann, der keinen weberbaum
zum ſpeere führt, bequem darinn zu bergen.
Herr Sinibald, wiewohl an ſeinem bau ihn kaum
Sanct Lorenz übertraf, war doch nur unter zwergen
ein langer mann, und reicht der Jungfrau-Märterin
auf gleichen ſüßen kaum bis an ihr rundes kinn;
auch findet er in ihren breiten hüften,
von einem großen wulſt geſchwellt
und ringsum aufgepuft, ein ziemlich weites feld
nach nothdurft ſich zu rühren und zu lüften.

in ein Haus; hier iſt ein Kloſter, denk' ich; hinein, oder wir ſind verlohren.

[Sie lauffen in das Kloſter.]

Die Frau Abbtißin tritt nach einer Weile auf.

Abbtiſſin.

Seyd ruhig, ihr Leute; warum drängt ihr euch ſo zu?

Adriana.

Um meinen armen verrükten Mann abzuholen; laßt uns hinein, damit wir ihn binden, und heim führen, um ihn wieder zurechte zu bringen.

Angelo.

Ich merkt's, daß er nicht recht bey Vernunft ſeyn müſſe.

Kauffmann.

Wenn es ſo iſt, ſo iſt mir leid, daß ich gegen ihn gezogen habe.

Abbtiſſin.

Wie lang' iſt der Mann ſchon in dieſem Zuſtande?

Adriana.

Dieſe ganze Woche war er immer ſchwermüthig, dunkel und niedergeſchlagen, und gar nicht, gar nicht mehr der Mann, der er ehmals war; aber bis zu dieſem Nachmittag iſt ſeine Krankheit nie bis zur völligen Wuth ausgebrochen.

Abbtißin.

Er trieb die arbeit ſcharf, kam alle tag' und ſah
dem fortgang zu und half zur ſache rathen,
und in acht tagen ſtand das kunſtwerk fertig da.

Die Kenner fanden es ganz ungemein gerathen;
man hatte zu Palerm ſo etwas nie geſehn:
nur ſchade, ſagten ſie, es aus dem lande gehn
zu laſſen; denn es war, wie Meiſter Ralf berichtet,
zu Rom im Lateran ihm ſchon ein platz gemacht;
ein umſtand, der den leiſeſten verdacht
von ferne ſchon im erſten keim vernichtet.

Des bildes ruf erfüllt die ganze ſtadt,
man ſingt davon auf märkten und auf brücken;
man läuft hinzu, man gaft und wirds nicht ſatt,
die kinder trägt man hin, die alten gehn an krücken;
und weil nicht jedes zeit zu Ihm zu kommen hat,
iſt Meiſter Ralf von freyen ſtücken
erbötig, es dem Adel in der ſtadt
ſogar umſonſt ins haus zu ſchicken.

Die ſache kömmt, nachdem der erſte lärm
vorüber war, zulezt in ganz Palerm,
als eine neuigkeit Roſinen auch zu ohren.

Ihr Eifer für Sanct Thrinen iſt bekannt:
Sie war zwar nicht nach ihr genannt,
jedoch an ihrem tag gebohren,
und hatte bey der Firmung ſchon,
nächſt Unſrer: Frau, zu ihrem Schutzpatron
aus eigner wahl und neigung ſie erkohren.
Wer hatte, bey ſoviel devotion,
ein nähers recht als ſie die Heilige zu ſehen?
Doch, unter ſo viel volks, ſo weit,
und in ein haus wie Ralfs, zu gehen,
verwehrt ihr ſtand und ihre ſittſamkeit.
Denkt, wie ſie glücklich iſt, noch ſelben tags von Claren
des Meiſters dienſtgefälligkeit
aus ſeinem munde zu erfahren.
Die blinde Tante zwar erinnert viel dabey,
es fehl' an platz, es mache nur beſchwerden,
es könnte leicht was dran zerbrochen werden:
allein das goldne wort, daß nichts zu zahlen ſey,
weiß alle ſchwierigkeit zu heben;
zumal Roſine ſich recht gern verbindlich macht,
auf alle fälle, über nacht
in ihrem ſchlafgemach der Heil'gen platz zu geben.

Die ſache wird nun ohne zeitverluſt
beſtellt; die ſtunde kommt, und, ohne fremde zeugen,
hilft der beſtochne Ralf, des handels mitbewußt,
(nachdem er eidlich ſich zu einem ew'gen ſchweigen
verlobt, und Sinibald, daß ſeine abſicht rein
ja ſelbſt canoniſch ſey, hinwieder ihm geſchworen)
dem jungen liebeskranken thoren
in Sanct Cathrinens bauch hinein.
Sie ſtand in einer art von Blenden,
mit rauſchgold ausgelegt (um einen ſtralenſchein
bey kerzenlicht umher zu ſpenden)
auf einem fußgeſtell von hartem holze feſt;
und, wie die dämmerung nichts mehr vermuthen läßt,
ſo faſſen ſie mit vier herkuliſchen händen
andächtiglich zwey ſänftenträger auf,
und ſteuern nun in vollem lauf
mit ihr nach Dame Cunigunden,
wo Röschen und frau Clar ſchon an der thüre ſtunden.
Man trägt ſie friſch die wendeltrepp' hinauf,
und ſetzt ſie ab in fräuleins kleiner kammer.
Dem junker pocht das herz als wie ein hammer
da er zum erſtenmal des Engels ſtimme hört,
die wie ein ſilberglöckchen klinget.

und daß er nicht heraus ihr in die arme ſpringet,
iſt was mit mühe kaum die klugheit ihm verwehrt.

Das Fräulein labt mit kindiſch reiner freude
ihr kleines herz an dieſer Augenweide.
Frau Naſeweis begukt die Heil'ge um und an
und wundert ſich, wie Menſchenwitz aus pappe
ein ſolches werk zu ſtande bringen kann.
Die alte Tante ſelbſt in ihrer nebelkappe
kriecht allgemach aus neugier auch heran,
mit ihrem einz'gen aug' das wunder anzuſchielen,
und aus inſtinct, doch nur ganz leiſe, zu befühlen.
Ihr beyſpiel ſteckt bald auch die andern an;
doch keine von den drey Marien wittert
wie meiſter Ralf den heil'gen leib gefüttert.
Und nun, nachdem ſie noch, zu guter letz', am ſchrein
der Unſchuldskönigin drey Ave auf den knien
gebetet, winkt das alte Mütterlein
ans ſpinnrad ſich mit ihr zurückzuziehen,
und Sanct Cathrine bleibt bis ſchlafenszeit allein.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

II.

Supplement
zu den Nachrichten
von Doct. Johann Geiler von Kaisersberg.

Das Andenken eines teutschen Mannes, wie Geiler von Kaisersberg, verdiente gewiß im T. Merkur wieder aufzuleben, *) und vielleicht versuche ich es mit Beyfall, diesem würdigen Teutschen durch gegenwärtigen Nachtrag einige weitere Aufmerksamkeit zuzuziehen.

Personalien eines vortreflichen Mannes interessiren zwar, wenn sie auch nicht eben wichtig sind; nur finden sich auch dergleichen wenig von Geiler aufbehalten.

Er war langer hagerer Statur; von Mine ernstlich, doch wohlwollend; ein abgesagter Feind alles Müssiggangs; daher bis zum Eigensinn ordentlich in Eintheilung seiner Zeit. Er schlief nur wenig, lebte überhaupt mäßig, beobachtete streng seine Fasten, trank aber doch gern einen guten Wein, wie sichs immer verstehen sollte, und die Biographen anzumerken wohl überhoben seyn könnten.

*) T. M. 1776. 2. Viertelj. 111. S. u. f.

Nur wenige Freunde hatten sich seines genauern Umgangs zu rühmen; vornemlich aber zwey berühmte Männer, D. Sebastian Brand, (mit dem er schon in Basel verbunden gewesen, ehe er ihm zur Kanzlerstelle in Strasburg beförderlich worden war,) und Lic. Jacob Wimpheling. Beyde überlebten ihn, und ehrten sein Gedächtniß in poetischen Grabschriften.

Ein Schwestersohn von Geiler, Peter Wikgram, Doktor der Theologie, wurde sein Erbe, wie auch Nachfolger im Predigtamt. Dieser hat an Ausgabe verschiedener Schriften seines Oheims Antheil genommen, und mehr hierdurch als wegen eigner ausgezeichneter Verdienste seinen Namen der Nachwelt aufbehalten.

Wimphelings erwähnte Grabschrift ist lateinisch; mehrere Gelehrte führen sie an. Aber die teutsche von Sebastian Brand finde ich nur am Schluß eines seltnen Geilerischen Werks *) angedruckt, und rücke sie hier ein, weil der Verfasser nicht minder interessirt, als der Mann, dessen Charakter sie zum Gegenstande hat.

Den alles Strasburg weint billig
Johannes Geiler lobesrich
Den Doctor Kaisersberg genannt
Um den traurt warlich Doct. Brand,

Daß

*) Die Emaiß, s. unten n. 6.

Daß er gestorben ist in Zeit,
Hier unter diesem Stuhl *) leit
Den er ob dreyßig Jahre hat
Regiert wohl in Predigers Statt.
Er war ein Zier der Geistlichkeit
Ein Spiegel aller Mildigkeit
Ein Liebhaber Friedens und Tugend
Ein Unterweiser Alters und Jugend
Ein Pflanzer der Gerechtigkeit
Ein besondrer Feind der Boßheit.
Laster und böses Werk Ausreuter
Der Sünden Straser und Bedeuter
Ein Trost und Zuflucht aller Armen
Ein milder Vater und Erbarmer,
Sanft in Zugang, freundlich und gütig,
Still, aufrecht, tapfer und demüthig.
Nicht ein Ausnehmer der Personen,
Sein Lehr und Straf thät niemand schonen;
Sonder mit gleicher Wag und Maßen
Acht er den Kleinen und den Großen,
Hat mit Pfründen sich nicht beladen
Noch die gehofft zur Seelen Schaden,
Sondern hat sich vergnügen lahn
Mit dem Amt das er hat gethan.
Reichthum und Ehr und große Pracht
Hat er durch Willen Gotts veracht.
Die Pfründen-Pfennig-Prediger

Hat

*) Geiler wurde gar feyerlich unter seiner Kanzel begraben.

Hat er geſtraft durch ſeine Lehr.
Standhaft und ſteif iſt er geſtyn
In Worten und in Werken fein.
Nie hat er ſich bewegen lahn,
Als das Rohr von dem Wind iſt gewandt.
Was er mit Worten hat gelehrt
Hat er mit Werken auch bewährt,
Hat gute Werk vorhin gethan,
Damit gelehrt, ihm nachzugahn.
Zeitige Freud und üppig Ehr
Der Welt hat er geflohen ſehr,
Geleſen ſtets die heilge Schrift
Und was der Seelen Heil antrift.
Darum hat er durch viel der Tugend
Durch gute That von ſeiner Jugend
Verdient ohn Zweifel ſolchen Lohn
Der ewiglich nicht wird zergohn —

Dieſer gute Charakter, den ein gleichzeitiger durch ſeine Wahrheitsliebe berühmter Mann öffentlich ſo präconiſirte, wird bey genauerer Kenntniß ſeiner Schriften nichts verlieren.

Sie waren mehrentheils Copeyen ſeiner allgehörten Kanzelreden. Die Lichtpuncte ſeiner Einbildungskraft und Beleſenheit, ſeiner von ſcholaſtiſchen Grillen nicht unterdrückten praktiſchen Weltweisheit, ſchimmern unter der jenen Zeiten eigenen harten Farbengebung hervor. Streng und ſanft, wie ſeine Phyſiogno-

siognomie, je nachdem er Laster oder Tugend behandelte, redete er mit seinen Hörern; selten verließ ihn die kräftige Herzlichkeit des Ausdrucks die so viel Zutrauen erweckt. Allegorien über die gewöhnlichsten Dinge brauchte er nur zum Faden, worauf er die Perlen seiner Lehre anreihete, um damit die Aufmerksamkeit seiner Hörer zu kränzen. Die genaue Kenntniß des gemeinen Lebens machte jene dem Geschmack der Zeit angemessene Form noch anziehender. Denn seine Sittenlehre blieb nicht auf Gemeinplätzen stehen, sondern gieng in die Praxis der Zeitgenossen ein. Daher waren seine Censuren so treffend, und seine Sprache *) so reich an Stoff des gemeinen Lebens, und schale Tautologien so verwiesen aus den mehresten seiner Meditationen.

Seine Bücher gehören insgesamt unter die wenig vorkommenden. Vogt, Clement, Sincerus, Engel, Baumgarten, und andere Kenner der Bücherrarität, haben sie längst in die Fächer der Seltenheit aufgestellt. Indessen sind ihnen doch, so glücklich sie in Aufjagung rarer Bücher waren, manche von Geilers Schriften ganz unbekannt geblieben. Viele davon sind mehrmals aufgelegt gewesen; aber ihr Beyfall gieng bis zur Vergreiffung und Zerlesung der häufigen

*) Dem neuen Scherz-Oberlinschen Glossarium gereicht es zur Empfehlung, daß es die meisten Kaisersbergischen teutschen Schriften benutzt hat.

gen Exemplarien. Von dieſem Beyfall giebt auch die litterariſche Merkwürdigkeit einen vorzüglichen Beweis ab, daß Geilers Schriften die erſten in Teutſchland waren, die Kaiſerliche Druck-Privilegien erhielten. Gewiß, auch jene Urauherrn der Bücher-Nachdrucker, denen durch Privilegien ſchon damals entgegengearbeitet werden mußte, würden Bücher, die nicht ganz offenbar von allgemeinem Beyfall waren, für ihre gemeinnützigen Abſichten untauglich befunden haben.

Sehr bekannt iſt es übrigens, daß Geiler unter die Zeugen religiöſer Wahrheit vor der Kirchenverbeſſerung gezählt wird. In dieſer Rückſicht haben einige Theologen zu Lieferung vollſtändiger Verzeichniſſe ſeiner Schriften Hoffnung gemacht, aber bis hieher iſt ſie nicht erfüllt worden. Es könnte etwa ſeyn, daß ſobald niemand einen beträchtlichern Theil davon zur Hand bekäme, als ich gegenwärtig vor mir habe. Ich will ſie in der Zeitordnung, wie ſie der Verfaſſer ausgearbeitet hat, verzeichnen; dabey aber doch ihres Inhalts nicht ganz uneingedenk ſeyn, mit Anführung kleiner Stellen daraus; zu Beyſpielen des Ausdrucks und der Denkart ihres Urhebers; doch ohne mühſame Wahl. Die alte Orthographie werde ich aber nicht beybehalten; der Zweck meiner Nachricht erfordert dieſe Ungeſtalt nicht.

Abbtiſſin.

Hat er etwann durch einen Schiffbruch groſſes Gut verlohren? Hat er vielleicht irgend einen geliebten Freund begraben? Oder haben etwann ſeine Augen ſein Herz zu einer geſezwidrigen Liebe verleitet? Eine Sünde, die bey jungen Männern, die ihren Augen die Freyheit herumzuſchweiffen geſtatten, nur allzugewöhnlich iſt. Welches von dieſen dreyen iſt die Urſache ſeiner Zerrüttung?

Adriana.

Keine davon, es müßte dann die lezte ſeyn; nemlich, irgend eine Liebe, die ihn oft aus ſeinem Hauſe zog.

Abbtiſſin.

Ihr hättet ihn deßwegen zur Rede ſtellen ſollen.

Adriana.

Ey, das that ich auch.

Abbtiſſin.

Ja, aber nicht ſcharf genug.

Adriana.

So ſcharf, als es mir meine Schamhaftigkeit erlauben wollte.

Abbtiſſin.

Vermuthlich nur, wenn ihr allein waret.

Adriana.

Nein, auch vor andern Leuten. Abbtiſſin.

1) Predigten, teutſch, und viel gute Lehren des hochgelehrten Herrn Johann von Kaiſersberg, in der göttlichen Geſchrift Doctor, und Prediger zu dem hohen Stift unſer lieben Frauen Münſter der Stadt Strasburg. (Augſpurg durch Hanns Otmar, 1510. fol. 156 Bl.)

Man hat auch eine Ausgabe dieſer Predigten von 1508. Sie wurden 1488 bis 1501 gehalten. Eingang und Schluß des Buchs verſichern, daß ſie ganz im Sinn des großen Lehrers, Johann Gerſon, (des Muſters und Lieblings des Verfaſſers) bearbeitet worden. Ein großer Theil derſelben handelt „von dem Berg des ſchauenden Lebens.„ Die Menſchen, heißt es darinnen, „die Gott zieht zu einer mehrern und höhern Liebe, müſſen ſteigen auf den oberſten Theil des Berges über alle Bühel (Hügel.) Wenn ein Menſch ſtehet auf einem faſt hohen Berg, und ſieht ins Thal, ſo iſt es gedekt gleich als mit einem Nebel, vor welchem er nicht ſehen mag weder Laub noch Gräſ, noch Städte noch Dörfer — kehret er denn ſein Angeſicht über ſich zu ſehen den Himmel, der iſt ihm bedekt mit Wolken, daß er ihn auch nicht ſehen kann. Alſo ſtehet er zwiſchen zwey Nebeln oder Dunkelheiten.“ Drey Hügel müſſen daher erſtiegen werden, um auf dem Gipfel des Schauens zu kommen. Der erſte eine rechte Grundreue über alles Unrecht; der andre, Einfalt und Stille des Herzens; der dritte, ſtarke Beharrung.“

Vor

Vor der lezten Predigt in dieser Sammlung geht ein Schreiben voraus an die Nonnen, die Reuerinnen zu Straßburg, womit er ihnen, weil er ihnen zu predigen gehindert worden, das Concept überseindet. "Doch, sagt er, habe er die Predigt völliger gemacht als er sie gehalten; weil er in Einer Stunde das alles nicht hätte mögen sagen." Von seinem Widerwillen gegen das unvernünftige lange Predigen wird noch weiter vorkommen.

Es sind drey Blatt schöne Holzschnitte bey diesem Buch, wovon einer mit H. B. bezeichnet ist. Christ deutet dies auf Hanß Burgmaier, Mahler zu Augspurg, der von 1510. bis 1520. viele schöne Arbeiten geliefert hat.

Geiler pflegte alle seine Kanzelvorträge Wort für Wort zu concipiren. So kamen sie in die Hände seiner Freunde und Verehrer; und daher ists zu erklären, wenn am Schluß des Bandes bezeugt wird, diese Predigten wären ohne des Verfassers Vorwissen und Zuthun gedruckt worden; wiewohl auch in der Folge vieles aus mündlichen Vortrage nachgeschrieben und ins Publikum gebracht wurde.

2) Das Buch Arbore Humana. Von dem menschlichen Baum, geprediget von dem hochgelehrten Doctor Johannes Kaisersberg; darin geschicklich und in Gottes Lob zu lernen ist des Holzmeiers, des Todfrö-

frölich zu warten. Einem jeden Menschen nüß und gut. (Strasburg 1521. Durch Johann Grüninger, mit Kaiserlicher Majestät Privilegien, daß bey Pön, laut des Originals, in vier Jahren niemand nach soll drucken. Fol. 186 Blätter.)

Dieses Werk enthält Predigten, die vom 1sten Merz 1495. bis Charfreytag 1496. gehalten wurden. Das Bild eines Baums wird auf das menschliche Leben angewendet. Stand, Verpflanzung, Reinigung von Raupen, gerade Ziehung in der Jugend, Abschneidung unnützer Aeste, Frucht- und Unfruchtbarkeit, Schattengebung, Benistung durch viele Vögel u. s. w. Das alles wird in zwey Abtheilungen des Buchs, in der dritten aber der Holzmeier, der Tod, abgehandelt, der den Baum abhauet.

Geiler schildert und straft in diesem Werke die Laster seiner Zeit, vornehmlich der Unkeuschheit, aufs stärkste und nachdrücklichste. Artig muß es vorkommen, daß er einmal in einer langen Stelle sein Strasburg glücklich preßt, wie dort alles ganz anders und besser sey: am Ende aber erklärt, „daß alles dies geredt sey ironice; die Ursachen des Ehebruchs wären zu Strasburg mehr als anderwärts.„ Vorzüglich werden auch in diesem Werke die Mönche und Pfaffen mitgenommen. Die Rubrik einer ganzen Predigt heisset: „Wie man sich soll hüten vor

München und Pfaffen; Wie die Münche Teufel heißen ꝛc.

Die im T. Merk. vordem lateiniſch angeführte Stelle *) iſt aus dem menſchlichem Baum, und klingt im Teutſchen ſo: „Hüt dich vor den München; mache dir keinen heimlich; geſelle dich zu keinem; du wirſt ſonſt Breſten (Mängel) haben an der Frucht der Keuſchheit deiner Frau. Dieſe Dengerferlin (Ferkelchen) gehn nicht aus den Häuſern, ſie tragen etwas von der Frucht hinweg.„ Von den „Beginen, die ſich rühmen der Siechen zu warten„ wird unter dem Anführen gewarnt: „ ſie vollbrächten viel Ehebruchs, wenn die Frau im Hauſe krank ſey.„

Die häußliche Glückſeligkeit wird hin und wieder ſehr lieblich und treffend geſchildert. Von einem guten Eheweib heißt es: „Sie iſt eine Säule, aufzuhalten den Mann, das Hausgeſind und das ganze Haus. Iſt jemand ſiech im Hauß, ſo hat ſie große Sorge mit Arzney Tag und Nacht, arbeitet wie ihm möge geholfen werden. Iſt der Mann krank; ſie iſt viel kränker dann er, durch Mitleiden! Sie mag nicht eſſen, hat keine Ruh, ſchläft nicht. Sie weint; ihr iſt angſt und weh — Sie iſt andächtig gegen Gott — die armen Leute ſchreien zu ihr; ſie giebt Almoſen, ſelten thut es der Mann. Sie lehrt die Kinder und Geſinde in Gottesfurcht; ſie weiß

*) T. M. 1776. 2. Viertelj. S. 113.

weiß zu leben mit Guten und Bösen, ohne Aergerniß, lieblich Gott und den Menschen.„

Es sind drey feine Holzschnitte in diesem Buch; auf einem ist das Künstlerzeichen H. mit einem S. verkehrt durchschlungen. Nach Apin hat dieser Künstler Hans Scheuflein geheissen, und ist wegen seiner guten Arbeit bekannt.

Eben dieses Geilerische Werk hat man aber auch lateinisch:

Sermones praestantissimi sacrarum litterarum Doctoris Iohannis Geileri Keisersbergii, Concionatoris Argentinensis fructuosissimi de tempore, nec non de sanctis et de festivitatibus principalioribus. Cum privilegio. Argent. per Io. Grüninger, 1514. fol. 182.

Jacob Biethenus Reichenwillensis hat, nach der Zueignungs-Vorrede, dieses Werk herausgegeben. Er behauptet, daß der Verfasser bey seinem Leben gewünscht habe, daß es gedrukt werden möge. Er schrieb gedachte Zueignung ex aedibus Domini Doctoris *Petri Viegram* summae sedis celeberrimi concionatoris. Von diesem schon erwähnten D. Wikgram, Geilers Erben und Amtsfolger, wird weiter noch vorkommen.

Es war in jener Zeit nichts ungewöhnliches, teutsch gehaltene Predigten lateinisch herauszugeben; oft

wurden hieraus für den gemeinen Mann wieder teutsche Ueberſetzungen gemacht. Indeß ſcheint bey dieſen Sermonibus, wenn man das teutſche Werk, **vom menſchlichen Baum**, dagegen hält, der Fall nicht zu ſeyn, daß letzteres daraus bloß überſetzt worden. Im Lateiniſchen ſtehn auch oft die teutſchen Worte inclavirt dabey, um jenes verſtändlicher zu machen. Ein Beweis, daß ein teutſches Original dabey vor Augen lag, welches eben ſo gut bey dem teutſchen Abdruck zum Grund gelegt werden können.

Die oben ſchon erwähnte litterariſche Merkwürdigkeit des erſten teutſchen Druckprivilegium, hängt dieſem Werke inſonderheit an. Auf der Rükſeite des Titulblats lautet dieſes Privilegium vom Anfang ſo: Maximiliano Caeſare ſemper Auguſto auctore, Jacobus Oesler J. V. D. per imperium Romanum artis impreſſoriae cenſor et ſuperattendens generalis praeſentibus edicit et cauet & cet. Datum ad 14 Kal. Feb. a. C. 1514. Schon im folgenden Jahre erſchien von dieſem Werk eine neue Auflage, ich habe ſie auch vor mir; der Titel iſt folgender:

Sermones praeſtantiſſimi ſacrorum litterarum Doctoris Joannis Geileri Keiſerbergii concionatoris Argentinenſis fructuoſiſſimi de tempore et de ſanctis accommodandi de arbore humana — De XIII. conditionibus mortis, ſub typo maioris villani-

Iani, Dorfineieri, Holzmeier. Argent. per Jo. Grüninger 1515. Fol. 216.

Beyde Ausgaben ſtimmen, den Titel ausgenommen, von Wort zu Wort überein, ſo viel ich collationirt habe. Die ältere hat nach Fol. 30 einen Holzſchnitt den die zweyte nicht hat. Die übrigen vier Holzſchnitte, die in dieſem Folianten vorkommen, ſind einander gleich, und die nemlichen, bis auf einen, welche das teutſche Werk auch hat. Noch eine vorhandene lateiniſche Strasburger Ausgabe von 1519 Fol. habe ich nicht geſehen. Uebrigens iſt es immer für eines der ächteſten und merkwürdigſten Geileriſchen Bücher anzuſehen. *)

3) An dem Oſtertag hat der hochgelehrte D. Kaiſersberg geprediget von den drey Marien, wie ſie unſern Herrn wollten ſalben. Und von den Mücken, die uns die Salben verderben. Von dem Senfkörnlein und von den Früchten des Wohlſterbens. Angeſchrieben von einer ehrſamen Jungfrau, die erbeten, daß ſie ſolches in Druck gelaſſen hat, in Hoffnung zu gut allen Menſchen. Strasburg durch Johann Grüninger 15[illegible] fol. 160 Bl.

Dieſe Oſterpredigten ſind 1495 gehalten worden; man fand es merkwürdig genug, daß ſie ein Frauenzim-

*) Erſt im Jannar des L. M. von dieſem Jahre iſt S. 82. f. f. von einer merkwürdigen Stelle Gebrauch gemacht worden.

zimmer nachgeſchrieben, um es auf den Tittel zu ſetzen, der auch mit einem feinen Holzſchnitt geziert iſt. Ueber die Salbung ſind vier Predigten, über die neun und zwanzig Mücken*) aber, welche in die Salbe fallen, iſt die Abhandlung nicht nach Predigten abgetheilt. „Es iſt itzund der Mai, heißt es darinnen, die Mücken werden ſchier kommen. Um dieſe Salben fliegen große Haufen Mücken und wollen ſie gern verderben. — Die zwanzigſte Muck iſt Enge der Conſcienz, daß ein Menſch alſo eine enge Conſcienz hat, daß er weder eſſen noch trinken, weder ſchlafen noch wachen kann; er fürchtet immerdar, er erzürne Gott — Die ein und zwanzigſte Muck iſt eine weite Conſcienz — Es iſt, da ein Menſch eine Conſcienz hat, daß wohl ein Wagen mit Heu dadurch führe — und ſpottet andre Menſchen, die ſich Conſcienz um etwas machen. Sieh, ſprechen ſie, wie ſind wir alſo conſcienzerlich!“

Die Predigten von den Früchten der ſterbenden Kunſt enthalten drey Holzſchnitte, die auch in dem Werk von dem Baum des ewigen Lebens wieder vorkommen.

4) Das Buch Granatapfel, im Latein genannt Malogranatus, hält in ihm gar viel und mannich heilſam und ſüßer Unterweiſung und Lehr, den anhe-

*) Mücken haben iſt im Schwäbiſchen Dialect ſo viel als mit Grillen behaftet ſeyn. K. H.

anhebenden, aufnehmenden vollkommnen Menschen, mit samt geistlicher Bedeutung des Ausgangs der Kinder Israel von Egypten. Item eine merkliche Unterrichtung der geistlichen Spinnerin. Item etliche Predigten von dem Hasen im Pfeffer. Und von sieben Schwertern und Scheiden, nach geistlicher Auslegung. Mehrentheils gepredigt durch den hochgelehrten D. Johannem Geiler von Kaisersberg ꝛc. (Strasburg, durch Johannem Knoblauch 1511. Fol. 123 Bl.)

Das Buch **Granatapfel** ist, besage dabey befindlicher Schlußrede, 1504 geschrieben, und deswegen so genannt worden, „weil zu gleicher Weise, als die Granatäpfel schön gezieret sind auswendig mit rother Schälf, inwendig erfüllt mit viel süssen Körnlein; also dies Buch hält viel süß und heilsam Lehre.„ Auf der Rückseite des Titulblatts ist ein Holzschnitt, worauf Martha, Magdalena, Lazarus und der Welt Heiland abgebildet sind. Lazarus soll den **anhebenden**, Martha den **zunehmenden** und Magdalena den **vollkommenen Menschen** vorstellen.

Auf diese drey Abhandlungen folgt die über den **Ausgang aus Egypten**, wo man auf der Rückseite des Titels ebenfalls einen feinen Holzschnitt siehet, den Untergang der Egypter im rothen Meer abbildend. Die **geistliche Spinnerin** besteht aus acht Predigten, von der geistlichen Kunkel, (Spindel,)

Flachs, Hanf, Ynnen, (Brechannen) u. ſ. w. Eine Menge kleiner Geſchichten ſind eingeflechten. Die Rückſeite des Titels zeigt die heil. Eliſabeth ſpinnend unter ihren Geſpielen. Dieſer Holzſchnitt iſt gar ſchön; das darauf befindliche Zeichen HB. (letztern Buchſtaben an den erſten angezogen) wird vor **Hans Betelein** erklärt.

Die **ſieben Schwerter** und **ſieben Scheiden** beſchäftigen ſich mit den ſieben Hauptſünden und den ſieben Hauptugenden, und ſind 1499 gepredigt worden.

Statt Anhangs iſt der **Troſtſpiegel** beygefügt, eine aus fünf Predigten über den Text: Weine nicht! durch Geiler ſelbſt, auf Bitte des Marggrafs Karl von Baden, zuſammengezogene Abhandlung über die Troſtgründe bey dem Tod der Seinigen. Dieſer Troſtſpiegel iſt auch zu Hamburg 1591 und 1592 beſonders wieder aufgelegt worden.

Die Predigten vom **Haſen im Pfeffer**, die auf dem Titel mitſtehen, finden ſich in dem Exemplar des Buchs Granatapfel nicht, das ich vor mir habe, wiewohl es am Schluß des Werks, der deſſen Inhalt kürzlich widerholet, unter andern heiſſet: „In dem vierten (Buche) von dem Haſen, wie man den geiſtlich bereiten ſoll, nach dem Exempel der Eigenſchaften des zeitlichen Häseleins — Alſo hat der würdige

Abbtiſſin.

Aber vielleicht nicht oft genug.

Adriana.

O, es war der beſtändige Innhalt unſers Umgangs; im Bette ſchlief er nicht, ſo ſehr rükt' ich's ihm vor; bey Tiſche aß er nicht, ſo ſehr rükt ich's ihm vor; allein, war es das Thema meiner Beſchwerungen; in Geſellſchaft ſtichelt' ich immer darauf; unaufhörlich ſagt ich ihm, wie ſchlimm und unrecht es ſey.

Abbtiſſin.

Und daher kam es, daß der Mann närriſch wurde. Das giftige Geſchrey eines eiferſüchtigen Weibes verwundet tödtlicher als der Biß eines wüthenden Hunds. Du geſtehſt, daß ihn dein Schmälen nicht ſchlafen gelaſſen, daher kam es daß ihm ſein Hirn austroknete; du ſagſt, du habeſt ihm ſein Eſſen mit deinen Vorwürfen gewürzt, unruhige Mahlzeiten verurſachen üble Verdauung: Daher zulezt das tobende Feuer des Fiebers, und was iſt Fieber anders als ein Anſtoß von Raſerey? Du ſagſt, dein Gezänke hab' ihn bis in ſeine Ergözungs-Stunden verfolgt; wenn einem Mann alle angenehme Zeitkürzung verwehrt wird, was kan daraus erfolgen, als düſtre Melancholie, ein verſtörtes Temperament, ein zähes Blut, und verdorbne Feuchtigkeiten, die endlich das Leben ſelbſt untergraben? In ſeiner Nahrung, in ſeinen Ergözungen, und in ſeinem Schlaf geſtört werden; das wäre genug, einen Menſchen zu einem Thier

zu

dige Doctor ſeine Lehren gegeben in leiblichen Gleichniſſen, auf daß wir durch die Erkenntniß der ſichtbaren Dinge deſto leichter kommen möchten in die Erkenntniß der unſichtbaren Güter. „

Noch iſt zu bemerken, daß das Buch Granatapfel auch zu Augſpurg von Hanß Ottmar 1510. in folio gedruckt worden iſt.

5) Des hochwürdigen Doctors Kaiſersberg Narrenſchiff, ſo er gepredigt hat zu Straßburg, in dem hohen Stift daſelbſt Prädikant der Zeit 1498. dies geprediget. Und aus Latin in Teutſch bracht, darinn viel Weisheit iſt zu lernen, und lehrt auch die Narrenſchell hinwegwerfen. Iſt nütz und gut allen Menſchen. Cum privilegio (Straßb. durch Joh. Grüninger, 1520 in folio 124 Blätter.)

Das iſt Geilers berufenſtes Werk, wozu bekanntlich ſeines Freunds D. Sebaſtian Brands, Schiff aus Narragonien zu Predigten im Jahr 1498 ihm den Text gab. *) Die lateiniſche Urſchrift hat den Titel: Navicula ſive ſpeculum ſatuorum praeſtantiſſimi ſacrarum litterarum Doctoris Iohannis Geiler Kaiſersbergii Concionatoris Argentin. a Jacobo Othero collecta, Argent. 1510. 4. (item 1511. et 1513. 4.) Eine niederteutſche Ueberſetzung davon iſt zu Roſtock 1519 in 4to erſchienen. Eine andre oberteutſche, als

*) ſ. L. 1776. 1 Vierth. S. 74. 158. f.

die, welche ich itzt vor mir habe, führt der T. M. an; *) denn die meinige ist, wie es im Eingang heisset, „von dem Latein getewtschet durch den würdigen Vater Johannes Pauli, Leutmeistern zu Tone, 1519.„ Anfangs der Vorrede wird gesagt, „daß das Werk zu Latin gesetzt worden sey von Jacob Echer; **) zu der Zeit ein Discipul Kaisersbergs.“ Der Uebersetzer wollte aber mehr den Sinn, als die Worte ausdrücken, auch die Allegaten weglassen. Daher mag es kommen, wenn es z. B. Fol. 11 heißt: „Hie steht viel im Latin, das ganz verdrossen wäre dem Laien zu lesen; ist aber unterlassen worden; mögens die Gelehrten im Latein lesen.„

Zu einiger Vergleichung beyderley Uebersetzungen kann die im T. M. gegebene Stelle dienen, welche in der, die ich vor mir habe, so lautet: „Die dritte Schell ist, das Haar bussen, geel und krumkrauß machen, lange Haare ziehen, fremd Haar von Todten einflechten. Es gehn itzt Frauen wie Männer, lassen das Haar an dem Rücken hangen, und haben Baretlein, mit Haarfederlein auf — Und das ganz eine Schand ist, daß die Weiber itzt Baret tragen mit Ohren; die Männer tragen itzund Hauben, wie die

*) T. Merk. 1776. 1 Viertelj. S. 172. Ich habe diese Uebersetzung Nicolaus Hönigers von Königshofen (Basel, 1514. 8. 40c S.) selbst auch in Händen gehabt.

**) Ein offenbarer Druckfehler, statt Jacob Ether.

die Frauen, mit Seide und Gold geſtrickt. Siehſt du nicht, wie Weiber hinten an den Häuptern Diademe machen, wie die Heiligen in den Kirchen? — und groſſe Köpfe, wie die Ochſenköpfe? — Was mehr; an ein faul Fleiſch macht man eine geele Brüh; man macht keinen geelen Pfeffer an ein friſch Fleiſch, aber an Broſamlin, die geſtern überblieben. Die alten Weiber mit den geelen Schleiern ſehen heraus als ein geräuchert Stück Fleiſch aus einer geelen Brüh — Wilt du ſehen, wie gekleidet ſind die Ungarn, Böhmen, Sachſen, Franzoſen, die Walen, ja alle Zungen, ſo geh gen Strasburg, und ſieh es. Du ſiehſt auch da die ehrloſen kurzen Röcke, die nicht allein den Hintern nicht decken, ja die Lenden und den Nabel nicht. „ —

Bey jeder Narrenſchaar, deren 107 ſind, befindet ſich ein nicht ſchlimmer Holzſchnitt, aber ohne alles Zeichen des Meiſters. Die Erfindung derſelben iſt offenbar aus den Holzſchnitten hergenommen, die bey der Locherſchen Ueberſetzung des Brandiſchen Narrenſchiffs (Argentor. 1506. 4.) zu ſehen ſind. *)

Fol:

*) L. M. am angezogenem Orte S. 75. Ich habe zwey ältere Ausgaben dieſer Locherſchen Ueberſetzung vor mir, eine Basileae, opera et promotione Iohannis Bergmann de Olpe 1479. und die andere 1498 eben daſelbſt und bey eben demſelben, beyde in Quart, 159 Blätter. Die Bilder ſind von gröberm Holzſchnitt, als die in der Ausgabe von 1506. Noch gröber aber

Folgende Verſe, die Onoſrius Brand, ein Sohn von D. Sebaſtian Brand, dieſer Ueberſetzung des Geilerſchen Narrenſchiffs präsentiret hat, reden darüber wohl ſehr wahr, daß Brand nicht beſſer als von ſeinem vertrauten Freunde, Geiler von Kaiſersberg, erklärt und commentirt werden können.

„Mancher das Narrenſchiff veracht,
Das zu dem erſten ward gemacht,
Und meynt, es wär der Narren Orden,
Der ſeh nun, was draus ſey geworden,
Nachdem erkläret hat dies Werk
Der heilig Mann von Kaiſersberg,
Der mehr denn alle andre Hand
Des Dichters Meynung hat erkannt.

6) Die

aber ſind die in einer franzöſiſchen Ueberſetzung, welche ich auch vor mir habe, unter dem Titel: La grant nef des fols du monde avec pluſieurs Satyres et additions nouvellement adjouſtees par le translateur. Am Ende des Buchs heißt es: Cy finit la nef des fols du monde premierement compoſée en aleman par maiſtre Sebaſtien Brant docteur es droits. Conſequentement d'Aleman en latin redigée par maiſtre Jaques Locher, revue et ornée de pluſieurs belles concordances et additions par le dit Brant. Et depuis translatee de latin en rhetorique françoiſe. Et finablement translatée de rime en proſe avec aulcunes nouvelles par maiſtre Jean Drouyn, Bachelier es loix et en decrets. Imprimé a Lyon ſur le Roſne par maiſtre Guillaume Balſarin libraire demourant au dit Lyon, MCCCCXCIX. fol. 82.

6) Die Emeis, dies ist das Buch von der Omeisen, und auch: Herr der König ich diente gern. Und sagt von Eigenschaft der Omeisen. Und giebt Unterweisung von den Unholden oder Hexen und von Gespenst der Geister und von dem wütenden Heer, wunderbarlich und nützlich zu wissen, was man davon glauben und halten soll. Und ist von dem hochgelehrten Doctor Johannes von Kaisersberg, Prädicant der kaiserlichen freien Stadt Strasburg, derselben Zeit in einer Quadragesimal geprediget worden, alle Sonntag der Fasten magst du die Evangelia dazu finden in seinem Evangelibuch, und ist hier angezeigt an der ersten Predigt die Figur von dem Evangelium an dem Sonntag Seragesimä. Ist der erste Sonntag vor Herrn Fastnacht. Schrei. Lu. am 3. C. (Straeburg durch Joh. Grüninger 1517. fol. 66 Bl. mit 10 Holzschnitten.)

Ich habe diesen ganzen Titel, worauf auch ein Holzschnitt eingedruckt ist, hergesetzt, weil ich einen andern angeführt finde, der den Inhalt dieses Werks ausführlicher anzeigt: „Die Emeis, dies ist das Buch „von der Omeisen, und auch Herr der König, ich „diente gern. Und sagt von Eigenschaft der Ameisen, vom Laster des Müssiggangs. Was die Laien, „Pfaffen, Münch, sollen wirken, jeglicher nach seinem Stand. Von Demuth. Von unreformirten

„Mön-

„Klöstern. Wie die verspottet werden die recht leben „wollen. Vom dreyfachen guten und bösen Regi„ment. Von Jungfrauen. Wie ein rauhes Land „mehr Frommen hält, denn ein fettes Land. Von „Friede und Frömmigkeit und Keuschheit in der Ehe. „Wie die Thiere vernünftig seyn. Wie Gottes Kraft „in allen Thieren erkannt wird. Von gerechten Prä„laten, die zu seiner Zeit gelebt haben. Von Refor„mieren. Von dem Concilio zu Basel und Kostnitz. „Wie nicht eine allgemeine Reformation möglich ist. „Welche wider das Reformieren sind. Wie die Obern „nicht sind eine ganze Ursach des Bösen der Unter„thanen ꝛc. Und giebt Unterweisung ꝛc. „

Nächstdem wird auch eine Ausgabe dieses Buchs unter diesem Titel: „Bücher von der Omeisen — Strasb. 1516. Fol. „ angeführt. Beyde Ausgaben habe ich nicht gesehen; aber jene von 1517. die ich vor mir habe, ist ganz von dem Inhalt des längern Titels. Die Eigenschaften der Ameise werden auf den politischen und kirchlichen Zustand damaliger Zeit angewendet. Regenten und Prälaten erhalten starke Lehren. Die Ordensleute kommen am schlimmsten weg. Der geringe Erfolg der Concilien zu Basel und Kostnitz wird freymüthig geschildert, und überhaupt ist die Emeis eines der Bücher, welches am meisten beygetragen, Geilern unter die Zeugen der Wahrheit zu setzen. Es bestehet eigentlich aus 41 Predigten,

ten, welche 1508 gehalten, und vom Frater Johannes Pauli, Guardian zu den Barfüssern, nachgeschrieben worden. Peter Wikgram, Geilers Erbe, war damit sehr unzufrieden, wie noch weiter vorkommen wird.

So gut fast, als irgend ein neuer Weltweiser, redet Geiler über Kette der Schöpfung und über Vernunft der Thiere. „Auch in einer Ameise, spricht er, wird die große Weisheit erkannt, daß Gott so viele Gescheidigkeit setzte in solch ein kleines Köpflein. Eine Ameise hat größere Augen als der Kopf ist; der ist so klein, daß die Augen in ihm nicht stehen mögen. Darum so gehen zwey Gäbelein oder Zinklein vom Kopf voraushin, an denen stehen die Augen. Die natürliche Gescheidigkeit die ihr angeschöpft ist, heiß' ich ihre Vernunft — Es ist in Ameisen, wie es in andern Thieren auch ist. Ein Schaf siehet den Esel und siehet daß er lange Ohren hat, und fürchtet sich nicht: und siehet einen Wolf, und hat nie keinen mehr gesehen, und flieht den Wolf, und nicht den Esel. Wer sagt dem Lamme, daß der Wolf sein Feind ist, und nicht der Esel? Nun ist doch Feindschaft unsichtbar; man kann sie nicht hören, nicht schmecken — Der Geschöpfe sind aber, wie eine Kette ist. Ein Ring begreift den andern Ring, der andre den dritten. Also alle Geschöpf hangen aneinander. Die Bäume gont zu der Vernunft des Menschen,

ſchen, ſo viel ſie mögen; darnach die Thiere noch mehr, und ein Thier mehr als das ander kommt näher zu der Vernunft, des Menſchen Vernunft reicht an die Vernunft des Engels. — „

Bey aller dieſer Erkenntniß muß man dem guten Geiler nicht übel nehmen, wenn er den Vorurtheilen ſeines Zeitalters in Anſehung der Hexen, Geſpenſter ꝛc. etwas nachgiebt. „Warum fräulich Geſchlecht mit Hexerey mehr verwüſtet ſey, als das männliche „ — davon giebt er unter andern die Urſache an: „die Frauen mögen übel ſchweigen, darum wenn der Teufel die Frauen alſo lehrt, ſo lernt ſie es bald einer andern, und ſo für und für, und gewinnt er viel Seelen. „

Man ſieht ſogar durch einen Holzſchnitt erläutert, wie eine Hexe aus dem Stiel einer Holzaxt Milch melket. Am Ende des Werks iſt die oben angeführte Brandiſche Grabſchrift auf Geilern von Kaiſersberg angedruckt. Die Emeiß iſt übrigens eine ſeiner ſpätern Arbeiten; man kann dies aus folgender Stelle abnehmen: „Und ich Johannes Geiler von Kaiſersberg werde bald 64 Jahr alt, und ſtehe noch hier zu ſchreien und zu bellen. Aber ich gedenke, daß es ſonſt ein gar behutſamer, ſtiller Leben war, weder es itzt iſt. „

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

III.

Zimeo

von Georg Filmer.

Etwas vom Sklavenhandel der Negern zur Einleitung.

Hätte doch Raynal, der an mehr als einem Orte in seiner Histoire philos. et polit. mit der feurigsten Beredsamkeit gegen den Sklaven-Handel spricht, wahr geredet, indem er ihm seinen baldigen Untergang weissagt! Wahrscheinlich ist es aus Gründen die in dem Wesen der Sache selbst liegen: denn die Küsten von Guinea sind bereits durch die ungeheure Exportation der Negern so entvölkert, daß die kleinen Africanischen Despoten, welche diesen schändlichen Handel treiben, ihre Waare schon aus dem Innersten von Africa hohlen müssen, und ein Sklav jetzt fast viermal so viel als vor zwanzig Jahren gilt. Wahrscheinlicher aber wird es noch dadurch, daß man seit kurzem die Sklaverey der Negern in ganz Europa sehr ernsthaft betrachtet, und wirklich anfängt auf Mittel zu denken, und Versuche zu machen, diese garstige Eiterbeule der Menschheit zu heilen. „Könige der Erde, thut eure Pflicht! ruft

Raynal sie an. Ihr allein könnt diese glückseligs Revolution bewürcken. Und wahrlich! nie wars für jeden der das Publikum zu etwas auffordern kann, mehr Pflicht seine Stimme für die unterdrückten Rechte der Menschheit zu erheben, als jetzt in dieser glücklichen Crisis. Ein paar Worte über diesen abscheulichen Menschen-Handel, aus einem Englischen Blatte, sollen, denck ich, zur Einleitung folgender rührenden Geschichte, hier nicht am unrechtem Orte stehen.

Die Sklaven, welche die Negern von Guinea den Europäern verkaufen, sind meistens Kriegsgefangene, auf Streifereyen eroberte Unterthanen eines benachbarten Königs, wegen unendlicher Kleinigkeiten verdammte Verbrecher, oder in einiger Entfernung von den Dörfern geraubte Weiber und Kinder, die oft der eigne Lands-Despot im Innern des Landes durch heimlich Beorderte von der Feldarbeit wegstehlen und sogleich an die Küsten zum Verkauf schleppen läßt. Um die Zeit da man die Schiffe zu diesem Handel aus Europa erwartet, plündert solch ein König dem andern das Land aus, und verkauft dann seine Gefangene gegen die in diesem Handel meist kurranten Waaren, Brandtewein, Rum, Pulver, Schießgewehr, allerley Putzwerck, Korallen und Silber für seine Maitressen. In diesen Kriegen werden sehr wenige erschlagen, weil es hauptsächlich um

zu machen. Der Schluß iſt alſo leicht gemacht, daß es bloß deine eiferſüchtigen Grillen ſind, die deinen Mann um ſeinen Verſtand gebracht haben.

Luciana.

Sie macht' ihm niemals andre Vorſtellungen als ſehr gelinde, da er hingegen ſich mürriſch und wild aufführte -- Warum leidet ihr dieſe Vorwürfe ſo geduldig, Schweſter? Warum antwortet ihr nicht?

Adriana.

Sie hat mir das Gewiſſen ein wenig gerührt. -- Lieben Leute, geht hinein, und bemächtigt euch ſeiner.

Abbtiſſin.

Nein, kein lebender Menſch unterſteh' ſich in mein Haus einzudringen.

Adriana.

So laßt eure Bedienten meinen Mann heraus bringen.

Abbtiſſin.

Auch diß nicht; er wählte dieſen heiligen Ort zu ſeiner Freyſtatt, und er ſoll darinn vor euern Händen ſicher ſeyn; er ſoll ſo lange darinn bleiben, bis ich ihn wieder zurechte gebracht, oder alle meine Mühe im Verſuch verlohren habe.

Adriana.

Ich will meinem Mann ſchon abwarten, ich will ſeine Krankenwärterin ſeyn, es iſt meine Pflicht; ich will keine

andre

den Menſchenfang dabey zu thun iſt. Dies Syſtem iſt im Lande allgemein, und es werden Sclaven einige hundert Meilen tief aus dem Lande an die Küſten gebracht, wo dann mit beyden Geſchlechtern, wie bey uns mit Vieh, Marckt gehalten, und ihre Stärcke und Werth durch ſonderbare Proben unterſucht wird. Hat der Sklavenhändler eine Heerde gekauft, ſo brennt man ſie mit einem glühenden Eiſen auf die Bruſt, und ſchifft ſie ſchaarenweiſe in die dazu bereit liegenden Schiffe ein, ohne im geringſten für ihre Reinlichkeit und Geſundheit zu ſorgen. Hier ſind ſie nun der barbariſchen Behandlung eines tyranniſchen Schiff-Capitäns und ſeiner oft viehiſchen Mannſchaft unterworfen. Von Afrika gehen die Sklaven-Händler gerade nach den weſtindiſchen Inſeln, und landen meiſt zuerſt an Barbados. Iſt ihnen der Preiß da zu niedrig, ſo gehn ſie weiter, aber faſt immer halten ſie da guten Marckt; denn hier ſind wieder inländiſche Sklaven-Händler, die ganze Schiffsladungen kauffen und die Sklaven hernach wieder einzeln mit Profit an die Plantagen verkaufen. Der gewöhnliche Preiß der Negern iſt hier 800 bis 900 Livres Franzöſiſches Geld, nach Unterſchied ihrer Nation und Race nie aber wird auf Alter oder Geſchlecht Rückſicht genommen, ſondern der Preis geht durch die ganze Schiffs-Ladung, und man zählt blos die Köpfe. Sind ſie nun an die Plantagenbeſitzer verkauft, und zu der

mühseligsten Arbeit, unter den härtesten Züchtigungen für den kleinsten Fehler, und bey höchstelender Nahrung verdammt, so steigen ihre unsäglichen Leiden oft! zum fürchterlichsten Grade von Verzweiflung, die meistens in Selbstmorde oder blutige Rebellionen in den Colonien ausbricht.

Sir Hans Sloane giebt in seiner Geschichte von Jamaika ein schauderndes Tableau der für die Negern gewöhnlichen Strafen. Für bloße Versäumniß der Arbeit wird der Rücken des Sclaven aufs Blut gepeitscht, mit Pfeffer und Salz gerieben, auch wohl gar mit siedendem Wachs beträufelt. Vergeht er sich gegen seine Aufseher so wird er geviertheilt, und für jeden geringsten Schein des Aufruhrs verbrannt, lebendig aufgehangen um an der heißen Sonne langsam zu verschmachten, oder auf andere höchst peinliche Arten zu Todte gemartert. Dabey ist zu bemerken, daß die bloße Angabe eines Weissen hinreichend ist, den Neger aufs härtste und wohl gar mit dem Todte zu strafen. Das Urthel ist gleich vollzogen, und ein Paar Stunden sind oft völlig hinreichend zu Anklage, Proceß, Urtheil, und Execution. Kein Wunder ists also, daß bey solch einem Verfahren, unmäßiger Arbeit, und elendester Kost, die Westindischen Colonien jährlich die stärksten Rekrutirungen für ihre Plantagen aus Afrika nöthig haben, und dadurch die Cultur-Kosten ihrer Produkte im-

immer höher ſteigen; denn man rechnet gewiß daß alle 16 Jahre einmal die ganze Anzahl der Neger-Sclaven in Weſtindien ausſtirbt und aus Afrika erneuert wird!

Heil und Seegen dem Manne der etwas dazu beytragen kann, und beyträgt, dieſen beynahe 200 Jahr alten Schandfleck der Menſchheit auszulöſchen und ſie in ihre unverlierbaren Rechte wieder einzuſetzen!

Zimeo

von

Georg Filmer.

Ich war in meinen Handlungsangelegenheiten nach Jamaika gegangen. Das heiße und feuchte Clima daſelbſt ſchadete meiner Geſundheit. Ich wurde krank und ſahe mich genöthiget ein Haus auf dem Lande zu beziehen das am Abhang eines Gebürges mitten auf der Inſel lag. Die Luft war dort friſcher und der Boden trokner als in den Gegenden um die Stadt. Ueber Wieſen voll Blumen, und Ebenen die mit Pomeranzen- und Caffebäumen, Zuckerrohr, und einer Menge von Wohnungen gleichſam überſäet waren, ſchlängelten ſich um die mit dem erquickendſten Grün überdeckte Berge mehrere Bäche, die ſich in mannichfaltigen Krümmungen in die See ergoßen.

Das artige Haus, das ich bewohnte, gehörte meinem Freund Paul Wilmouth von Philadelphia. Wir waren einerley Kirche zugethan, und hatten faſt einerley Denkungsart. Seine Familie, die aus einer tugendhaften Gattin und drey kleinen Kindern beſtand, vermehrte noch das Vergnügen, welches ich ohnedies in ſeinem Umgange genoß.

Sobald mir meine Kräfte einige Anſtrengung verſtatteten, durchſtrich ich die umliegenden Gegenden, in denen ich eine ganz neue Natur und Schönheiten antraf, wovon man in England und Penſylvanien nichts weiß. Ich beſuchte verſchiedene Pflanzſtätte. Ihr reicher Ueberfluß entzückte mich. Die Eigenthümer derſelben erwieſen mir recht gefliſſentlich alle mögliche Ehre; allein ich bemerkte demohngeachtet in ihrem Geſichte und in ihren Reden eine gewiſſe Härte und Wildheit: ſie waren höflich ohne Güte. Ich ſah ſie mit Sclaven umgeben, die ſie barbariſch behandelten. Ich erkundigte mich um die Koſt und die Arbeiten dieſer Unglücklichen, und ich mußte über den Grad von Grauſamkeit knirſchen, zu dem der Geiz das Herz der Menſchen verleiten kann.

Traurig und beklemmt kehrt ich zu meinem Freunde zurück; aber bey ihm ward ich bald wieder heiterer, denn genügſame Seelenruhe und Munterkeit lächelte mir aus allen Schwarzen und weiſſen Geſichtern entgegen.

Wilmouth forderte von ſeinen Sclaven keine unmäſſige Anſtrengung ihrer Kräfte. Zween Tage in der Woche durften ſie für ſich arbeiten, wozu er jedem von ihnen ein Stück Landes abgetreten hatte, das er nach ſeinem Gefallen bebauen, und wovon er die Früchte für ſeine eigne Rechnung verkaufen konnte. Ein Neger, der ſich 10 Jahre lang gut aufgeführt hatte, durfte verſichert ſeyn, daß er ſeine Freyheit erhalten werde. Dergleichen Freygelaßne blieben nachher meinem Freunde Zeitlebens zugethan, und flößten den übrigen durch ihr Beyſpiel Hoffnung und Sitten ein. Wilmouths Sclaven waren alle in kleine Familien abgetheilt die wieder mit einander in Verbindung ſtanden. Fröhlichkeit und Eintracht herrſchte in ihren Zirkeln. Wenn ſie des Abends von ihren Arbeiten zurückkamen, hört ich ſie ſingen und auf Inſtrumenten ſpielen, und ſah ſie tanzen. Selten war einer von ihnen krank. Beſondere Trägheit, Dieberey, Selbſtmorde, Verſchwörungen, alle jene Untugenden und Verbrechen, die, von Verzweiflung ausgebreitet, öfters unſere Colonien zu Grunde richten, waren unter ihnen nie erhörte Laſter.

Als ich mich bereits 3 Monate zu Jamaica befand, reitzte ein unter dem Namen John bekannter Neger aus Benin die Sclaven von 2 reichen Pflanzungen zum Aufſtande. Nachdem ſie ihre Herren ermordet hatten, zogen ſie ſich ins Gebürg zurück, das,

wie bekannt, mitten auf der Insel liegt, beynahe unzugänglich ist, und fruchtbare Thäler in sich fasst, woselbst sich schon ehedem rebellirende Sclaven niedergelassen und unter dem Namen der Freyneger einen Staat errichtet haben. Seit langer Zeit bekriegen die Freyneger unsere Colonie nur in dem Falle, wenn einige unserer Sclaven zu ihnen entweichen. Sie thun alsdann grausame Ausfälle, um die üble Behandlung ihrer geflüchteten Brüder zu rächen. Es stand gar nicht lange an, so erfuhren wir, daß John zu ihrem Anführer erwählt worden, und daß er mit einer beträchtlichen Anzahl aus ihren Thälern auf uns losgehe. Der Kriegslärm verbreitete sich sogleich in der Colonie. Man ließ Truppen gegen den Berg anrücken, und vertheilte die Soldaten in solche Pflanzungen die sich vertheidigen ließen.

Eines Tages kam Wilmouth des Morgens vor Sonnen Aufgang in mein Zimmer. „Die Strafe der Ungerechtigkeit, sagte er, bleibt nicht aus, und vielleicht ist heute der Tag, da der Himmel die Unschuld rächt. Die Freyneger haben unsere Vorposten überfallen und die Truppen, die sie vertheidigen sollten, in Stücken gehauen. Nun schweiffen sie schon auf der Ebene herum. Man erwartet Hülfe aus der Stadt. Meine Nachbarn kuppeln und binden ihre Sclaven zusammen; ich will die meinigen bewafnen. „

Wir

Wir verſammelten ſie und gaben ihnen Degen und einiges Schießgewehr. „Seht meine Freunde, ſagte Wilmouth zu ihnen, hier habt ihr Waffen. Bin ich als euer Herr hart mit euch umgegangen, ſo tödtet mich nun, ich hab es alsdann verdient. Hab ich mich aber gegen euch nicht anders, als wie ein guter Hausvater betragen, ſo kommt und vertheidigt mit mir meine Frau und Kinder.„

Er hatte kaum ausgeredet, ſo ſtießen ſie alle ein großes Geſchrei aus. Sie ſchwuren, indem ſie ihre Hände zum Himmel aufhoben und auf die Erde niederlegten, daß ſie für uns zu ſterben bereit ſeyen. Einige von ihnen gaben ſich Meſſerſtiche um uns zu zeigen, wie wenig es ihnen koſte, ihr Blut für uns zu vergießen. Die übrigen ſtürzten auf Wilmouths Kinder zu, um ſie in ihre Arme zu nehmen und zu liebkoſen.

Da ſich John der ganzen Ebene bereits bemeiſtert hatte, ſo konnten wir uns nicht mehr in die Stadt flüchten, und mußten uns alſo ſo gut als möglich zu vertheidigen ſuchen. Ich ſchlug zu dem Ende vor, ein 400 Schritte von unſerm Hauſe entlegenes Magazin zu befeſtigen. Gegen Feinde, die keine Artillerie mit ſich führten, konnte es immer ſtatt einer kleinen Veſtung dienen. Unſere Neger arbeiteten auf der Stelle daran, und wurden, Dank ſey ihrem Eifer, binnen kurzer Zeit damit fertig.

Unter Wilmouths Sclaven befand ſich auch einer mit Namen Franz. Ich hatte ihn am Ufer einer Spaniſchen Kolonie angetroffen, wo er verlaſſen da lag. Es war ihm eine Wade ausgeſchnitten worden. Eine junge Negerin, die ein Kind von wenig Tagen neben ſich liegen hatte, ſuchte ihm das Blut zu ſtillen und weinte bitterlich, daß alle ihre Mühe nichts fruchtete. Ich befahl den Verwundeten auf mein Schiff zu bringen und Mariane, ſo hieß die ſchöne Schwarze, bat mich dringend, ſie mit ihrem Kinde gleichfalls mitzunehmen und ja nicht von ihrem Neger zu trennen. Ich bewilligte ihre Bitte und erfuhr, daß ſie beyde einem Spanier angehörten, der dem Mädchen Anträge gethan, die ſie ſchlimm beantwortet und worüber ihm Franz Vorwürfe gemacht. Der Spanier hatte ſich dagegen zu rächen geſucht. Er behauptete, daß ſie Chriſten wären, weil man ihnen nach dem Gebrauche der Colonien chriſtliche Namen beygelegt habe, und benutzte die Gelegenheit, da er Franzen auf einigen Beniniſchen Ceremonien überraſchte, um ihn unter dem Schein einer Strafe ſo grauſam verſtümmeln zu können. Ich ſuchte den Barbaren auf, der ſich noch rühmte, gnädig mit dem Neger verfahren zu ſeyn. Ich ſchlug ihm vor, mir dieſen Unglücklichen zu kaufen zu geben. Er weigerte ſich anfangs, aber die Summe, die ich ihm dafür anboth, machte ihn bald kirre. Ich nahm meine Sclaven mit mir fort und ſchenkte ſie Wil-

mouth. Mariane war seit der Zeit die Freundin sei-
ner Gattin geworden und Franz hatte sich indessen
durch seinen Verstand, seine Kenntnisse im Ackerbau
und durch seine Sitten meines Freundes Vertrauen
und die Achtung aller derer die ihn kannten, erwor-
ben. Jezt kam er mit einbrechender Nacht zu uns.
„Der Anführer der Schwarzen, sagte er, ist von Be-
nin gebürtig. Er betet den großen Orissa, den Herrn
des Lebens und den Vater der Menschen, an; er muß
gerecht und gütig seyn. Er ist nur gekommen, die
Feinde der Kinder des Orissa zu züchtigen; euch, fuhr
er fort, indem er mich und Wilmouth ansahe, euch!
die ihr sie in ihrem Elende getröstet habt, wird er
gewiß zu ehren wissen. Schickt einen von Orissa's
Anbethern, einen von unsern Brüdern aus Benin zu
ihm ab, auf daß er und seine Krieger hören, was
du uns für Nahrung giebst, Wilmouth! daß er ihm
Bothschaft thue von deiner Freundschaft für uns, von
dem Frieden, in dem wir leben, und unsern Vergnü-
gungen und Festen. Du wirst es sehen, daß sie ihre
Feuerröhre und ihre Wurfspieße zu deinen Füßen
niederlegen werden.„ Wir folgten seinem Rath, und
schickten einen jungen Neger an ihn ab. Indeß wir
auf seine Rükkunft warteten, schlummerten wir sorg-
los ein, und unsere Sclaven hielten um uns Wache.

Es war bereits Tag, als ich durch ein grosses Ge-
schrey und das Getöse eines mannichfaltigen Muske-

tens

tenfeuers aufgeweckt wurde. Der verwotrene Lärm und Tumult kam aus der Ebene her, und schien von Augenblick zu Augenblick unsrer Wohnung näher zu kommen. Ich habe bereits gesagt, daß Wilmouths Haus am Abhange des Gebürges lag, und die Aussicht über eine unermeßliche Fläche hatte, die von Bächen mannichfaltig durchschnitten wurde, und mit artigen Häusern und all den Reichthümern überdeckt war, die nur ein fruchtbarer und gutbebauter Boden hervorzubringen im Stande ist. Ich öfnete das Fenster — die meisten Häuser standen vor mir in Feuer; zwey bis drey hundert Wirbelsäulen einer rothen und nächtlichen Flamme stiegen aus der Ebene zu den Spitzen des Gebürges empor, wo sie eine lange und schwarze Wolke, die sich aus den sanften Dünsten des Morgens und dem Rauche der angezündeten Häuser gebildet hatte, schwebend zurückdrückte. Ich sah unter dieser Wolke weg, und erblickte den Spiegel des Meeres flimmernd von der Morgensonne ersten Strahlen, die die Bäume und das reitzende Grün der reichen Gegenden um mich herum erleuchteten, und die Spitzen der Berge, den Saum der Dampfwolken und die Giebel der noch vom Brande verschonten Häuser vergoldeten. An einigen Orten der Ebene weideten Heerden in unbekümmerter Sicherheit, indeß an andern Menschen und Vieh schreckenvoll über die Gefilde flohen. Wütende Neger verfolgten mit dem Schwerdt in der Hand meine unglücklichen

andre Wärterin bey ihm leiden, als mich selbst; und also gestattet, daß ich ihn mit nach Hause nehme.

Abbtissin.

Geduldet euch, ich werd' ihn ganz gewiß nicht fortlassen, bis ich meine bewährten Mittel an ihm versucht haben werde. Gesunde Säfte, Tränke und heilige Furbitten, werden ihn, wie ich hoffe, in den gehörigen Stand wieder herstellen; es ist eine Pflicht der Christlichen Milde, die mein Ordens-Gelubde mir auflegt; begeht euch also weg, und laßt ihn hier bey mir.

Adriana.

Ich will nicht fort, und meinen Mann hier lassen; es steht Euer Hochwürden sehr übel an, Mann und Weib von einander trennen zu wollen.

Abbtissin.

Sey ruhig und geh', du sollst ihn nicht haben.

Luciana.

Beschwert euch bey dem Herzog über diese Gewaltthätigkeit.

[Die Abbtissin geht ab.]

Adriana.

Kommt mit mir; ich will ihm zu Füssen fallen, und nicht aufstehen, bis meine Thränen und Bitten Se. Durchlaucht gewonnen haben, in eigner Person hieher zu kommen, und meinen Mann der Abbtißin mit Gewalt abzunehmen.

Kauffmann.

lichen Mitbürger: ich sah wie sie sie unter ihren blü
henden Pomeranzen- und Caffebäumen, unter den
Blüthen des Zuckerrohres erwürgten. Ich hörte um
unsere Pflanzung herum die Bäche murmeln und die
Vögel singen, indeß das dumpfe Getös des Musque-
nfeuers und das Geschrey der erwürgtwerdenden
Weissen und der nach Blut dürstenden Schwarzen
us der Ferne zu mir hertönte. Der Anblick — hier
it Ueberfluß gesegneter, dort zerstörter Gefilde — so
ieler reichen Gaben der Natur und so schrecklicher
Verwüstungen der Rache — die friedlich ruhigen
Schönheiten der neubelebten Schöpfung im Contrast
it Verzweiflung und Wuth: all das zog mich in ein
eites Labyrinth melancholischer Gedanken. Dank-
arkeit gegen das höchste Wesen und Mitleid mit
en Menschen rührten mich in einem gemischten Ge-
ühle zu stillen Thränen. —

Wilmouth und ich giengen zu einem Cedernwald
erab, der uns einen Theil des Anblicks jener schrek-
chen Scenen verbarg. Unsre Frauenspersonen schik-
n wir in das verschanzte Magazin. Nach wenig
Minuten wurden wir den jungen Neger gewahr, den
ir zu dem Feinde abgesendet hatten; er befand sich
n der Spitze von vier andern, die bewafnet waren.
Sein Geschrey, seine Geberden, seine Sprünge kün-
igten uns schon von ferne gute Bothschaft an. „O
ein Herr, schrie er Wilmouth entgegen, der Ans

führer

führer der Schwarzen iſt dein Freund. Sieh, er überſchickt dir hier ſeine vier liebſten Leute, und bald wird er ſelbſt kommen.„ Wir erfuhren durch unſere Ankömmlinge: daß John in allen Pflanzungen, worin die Neger ſchlimm gehalten worden, Männer, Weiber und Kinder ohne Barmherzigkeit umbringe; daß er ſich in andern begnüge, blos den Sclaven die Freyheit zu ſchenken: daß er aber alle Häuſer in Brand ſtecke, wovon ſich die Eigenthümer entfernet. Wir vernahmen zu gleicher Zeit: daß ſich der Gouverneur gefaßt mache, mit einem neuen Corps von Truppen auszumarſchiren; daß ſich auch alle Pflanzer, die noch Zeit zur Flucht gehabt, mit einigen ihnen treugebliebenen Negern bewafnet hätten, und man auf dieſe Art mit vereinten Kräften ohne Verzug über John herfallen werde. Es ſtand auch gar nicht lange an, ſo ſahen wir die Freynegern mit Beute belaſtet nach dem Gebürge zurückziehn. Sie nahmen ihren Marſch nahe bey uns vorbey, und ohngefähr 30 Mann von ihnen ſonderten ſich ab, und giengen auf uns zu. Der fürchterliche John oder Zimeo — denn die Freyneger legen ſogleich ihre Namen wieder ab, die ſie bey ihrer Ankunft in den Europäiſchen Colonien erhalten. — Zimeo war ein Mann von 22 Jahren. Die Statuen des Apollo und Antinous haben keine regelmäſigern Züge und kein ſchöneres Ebenmaas. Vor allen frappirte mich ſeine Miene voll Gröſſe. Ich habe in meinem

Leben

Leben keinen Mann gesehen, der so, wie er, Gebohren zu seyn schien, um über Andere zu befehlen. Sein Gesicht war noch von der Hitze des Blutvergiessens entflammt, aber es verrieth demungeachtet bey seiner Annäherung Wohlwollen und Güte. Die entgegengesetzten Empfindungen mahlten sich wechselsweise sichtbar und unglaublich schnell in seinen Zügen. Er war fast in Einem Augenblicke zugleich traurig und vergnügt, wüthend und zärtlich. „Ich habe, „fieng er an, mein Geschlecht und mich gerächt: „wendet eure Herzen, ihr Männer des Friedens! das „rum nicht vom unglücklichen Zimeo ab. Entsetzt euch „nicht vor dem Blute womit er überdeckt ist — es „ist nur Blut der Gottlosen: Nur um diesen Furcht „und Entsetzen einzujagen, ließ ich meiner Rache „keine Gränzen. Ha! eure Tyger mögen jetzt aus „der Stadt kommen, kommen und sehen, wie sie aufgehangen sind, die ihnen gleichen, an den Bäumen, mitten unter ihren erwürgten Weibern und „Kindern — Männer des Friedens wendet eure Herzen vom unglücklichen Zimeo nicht ab. Das Uebel, „das er euch zuzufügen kömmt, ist gerecht. — „ Hierauf wandte er sich gegen unsere Sklaven: „wählet, sagte er, ob ihr mir ins Gebürge folgen oder „bey euren Herren bleiben wollt.„ Er hatte kaum den Mund geschlossen, so umringten sie ihn alle auf einmal, und fiengen zugleich Wilmouths Güte und ihr Glück zu rühmen an. Sie wollten ihn in ihre

Hüt-

Hütten führen, damit er selbst sähe, wie gesund und mit allen Bequemlichkeiten versehen sie wohnten. Sie zeigten ihm das Geld, das sie sich erworben hatten. Die Freygelaßnen unter ihnen fielen vor uns nieder, und schienen stolz darauf zu seyn, uns in seiner Gegenwart die Füße zu küssen. Alle schwuren, daß sie lieber ihr Leben verlieren, als sich von uns trennen wollten. Die Augen stunden ihnen voll Thränen, sie sprachen mit gebrochener Stimme, und schienen recht ängstlich besorgt zu seyn, daß sie vielleicht die Empfindungen ihrer Liebe und Dankbarkeit nicht sattsam auszudrücken im Stande seyn möchten.

Zimeo wurde gerührt, bewegt, kam ausser sich. Seine Augen wurden feucht, er holte mit Mühe Odem, er sah wechselsweise den Himmel, die Sclaven und uns an: „O großer Orissa! Gott, der du die Schwarzen und die Weissen erschaffen hast, blick herab auf diese dankbaren, diese wahren Menschen, und straf die Barbaren, die uns verachten und behandeln, wie Wir nicht die Thiere behandeln, die du für die Weissen und für uns gebildet hast.„ Hierauf reichte er mir und Wilmouth die Hand. Von nun an, sagte er, werde ich zween Weisse lieben; ja, ich will von nun an zween Weisse lieben. Mein Schikksal ist in euern Händen: alle Reichthümer, die ich eben weggenommen habe, sollen euer seyn, wenn ihr mir den Dienst erweiset, den ich von euch verlange.„

Wir

Wir versicherten ihn, daß wir ohne Eigennutz bereit seyen ihm alle Dienste zu leisten die in unsern Kräften stünden. Wir bathen ihn, ein wenig auszuruhn und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen; zugleich ließ ich Franzen sagen: er möchte Geschenke und Lebensmittel unter die Neger vertheilen, die als Zimeo's Geleit mitgekommen. Dieser nahm unser Anerbiethen sehr gerne und mit sichtbarem Vergnügen an nur wollt' er nicht in unser Haus gehen. Er legte sich auf eine Matte in den Schatten unsrer Mangelbäume, die bey unsrer Wohnung eine Art grüner Laube bildeten. Die Neger blieben in einiger Entfernung von uns stehen, und betrachteten Zimeo mit Neugierde und Verwunderung.

„Meine Freunde, sagte er zu uns, der große Orissa weiß es, daß Zimeo von Natur nicht grausam ist: aber die Weissen haben mich von den Geliebten meines Herzens, vom weisen Maromba, der mich in meiner ersten Jugend erzog, und von der jungen Schönen getrennt, die ich zur Gesellschafterin meines Lebens erwählt hatte. Alle Stürme und Unglücksfälle, die ich bis hieher erlitten, sind noch nicht im Stande gewesen mich ganz zu Boden zu schlagen, mein Herz fühlt sich noch immer. Eure weissen Menschen haben nur eine halbe Seele: sie wissen weder zu lieben noch zu hassen: sie haben für nichts in der Welt als für Gold Leidenschaft; wir haben

für Alles Leidenschaft, und immer im höchſten Grade. Seelen unverdorbener Natur, wie die unſrigen, können ſich mit Bezeigungen der Ungnade nicht zur Ruhe dämpfen: ihr Haß wird Wuth. Der zur Liebe geborne Neger wird, wenn er einmal zu haſſen gezwungen iſt, zum Tyger, zum Leopard, und das bin ich auch geworden. Ich ſehe mich an als den Anführer eines Volks, bin reich, und bringe mein Leben unter Schmerzen zu. Ich beklage diejenigen die ich verlohren habe; ich erinnere mich ihrer, ich ſehe ſie vor mir, unterhalte mich mit ihnen und weine; aber dann, wenn ich eine Zeitlang geweint habe, fühl ich das Bedürfnis in mir, Blut zu vergießen und das Geſchrei der Weiſſen zu hören, die ich erwürge — Ich habe dieſem gräulichen Bedürfniſſe eben Genüge gethan, aber es verbittert meine Verzweiflung noch mehr — Männer des Friedens, entfernet eure Herzen nicht vom unglücklichen Zimeo: ihr könnt für ihn ein Fahrzeug nehmen, ihr könnt ihn führen — ſie ſind nicht fern, die meinem Herzen nothwendig ſind.

In dieſem Augenblicke warfen ſich zween von Wilmouths jüngſten Sclaven vor Zimeo nieder. Ach! rief er, ihr ſeyd gewiß von Benin, und habt mich gekannt? — Ja antwortete der jüngſte, wir ſind als Unterthanen deines Vaters des mächtigen Damels geboren. Dieſer da hat dich an ſeinem Hofe, und ich habe dich im Dorfe Onebo geſehen. Treuloſe haben uns

uns unsern Eltern entrissen, aber Wilmouth ist unser Vater. Er stand damit schnell auf, um hastig wegzugehen, aber Zimeo machte eine Bewegung, daß er bleiben sollte, und neigte sich gegen den andern der geblieben war, und welchen er mit Rührung betrachtete. Er schien nun die Luft von Jamaica mit Vergnügen einzuathmen, und mit frohern Augen seine Gefilde anzublicken, seit er wußte daß er beyde mit Landsleuten genöß. Nachdem er einen Augenblick stille geschwiegen, sagte er zu uns: höret, ihr Männer des Friedens, den unglücklichen Zimeo; er setzt alle seine Hofnung auf euch, und verdient euer Mitleiden. Höret sein grausames Schicksal.

Der große Damel, dessen Erb ich bin, hatte mich nach einem alten Gebrauche zu Benin zu den Ackersleuten von Onebo geschickt, damit sie mich noch völlig erzögen. Ich wurde zu diesem Ende dem Matomba, dem Weisesten unter ihnen und dem Weisesten unter den Menschen, anvertraut. Er war lange Zeit einer unsrer vornehmsten Kabashirs gewesen; und nachdem er verschiedene Jahre hindurch in dem Rathe meines Vaters manches Uebel verhindert und manches Gute gestiftet, hatt' er sich nach Onebo zurückbegeben, wo selbst seit Jahrhunderten die Erben des Reichs erzogen werden. Hier genoß er der Erde, des Himmels und seines Bewustseyns. Zänkereyen, Indolenz, Lügen, Wahrsager, und Härte des Herzens kommen in

das Dorf Onebo nicht. Die jungen Prinzen ſehen, daſelbſt lauter gute Beyſpiele. Der weiſe Matomba lehrte mich jene ſtolzen und indolenten Grundſätze wieder vergeſſen, welche mir meine Wärterinnen und der Hof eingeflößt hatten. Ich baute, wie ſeine Knechte, die Erde. Man unterrichtete mich in Allem was zum Ackerbau gehört, weil er unſern ganzen Reichthum ausmacht. Man bewieß mir die Nothwendigkeit gerecht zu ſeyn, weil die Menſchen ohne das weder ihre Kinder erziehen, noch ihre Felder in Frieden beſtellen könnten. Man zeigte mir, daß die Fürſten in gleichen Verhältniſſen wie die Ackersleute von Onebo gegen einander lebten, und daß ſie ſich wechſelsweiſe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müßten, wenn ihre Völker und ſie ſelbſt ruhig und zufrieden leben ſollten.

Mein Lehrer hatte eine Tochter. Sie war jung und hieß Ellavoe. Ich liebte ſie, und erfuhr bald daß ich wieder geliebt wurde. Eins ehrte des andern Unſchuld; eins bewahrte ſie dem andern vor den mindeſten Flecken. Ich ſah in der ganzen Natur nichts als ſie, ſie ſah nichts als mich, und wir waren glüklich. Ihre Eltern benuzten die Leidenſchaft, die wir für einander empfanden. Ich that alles, was mir Matomba befahl, um mich Ellavoens würdig zu machen: die Hoffnung mein Herz zu beſitzen, machte ſie gegen ſeine Lehren und Gebote folgſam, wie ein

Lamm,

Lamm. Der glückliche Fortgang meiner Bildung lag in ihr, der ihrige in mir. So selig lebt ich fünf Jahre lang, und ich hoffte von meinem Vater die Erlaubnis zu erhalten, Ellavoe heyrathen zu dürfen. Du weißt, daß nur die erste unsrer Frauen unsre eigentliche Gemahlin ist, und daß die andern ihre Bedienten und für uns Gegenstände flüchtiger Wollust sind. — Es war mein süssester Gedanke, daß ich meinen Thron und mein Leben mit Elavoen theilen würde — es war mein süssester Gedanke, sie die ganze Zeit meines Lebens hindurch zu lieben.

Ich erwartete damals Antwort, als wir zu Onebo zwey Portugiesische Kaufleute ankommen sahn. Sie gaben uns verschiedene zum Ackerbau dienliche Werkzeuge, Hausgeräth und solche Kleinigkeiten zu kaufen, die den Weibern und jungen Leuten zum Putze dienen. Wir gaben ihnen dagegen Elfenbein und Goldstaub. Sie wollten Sklaven einhandeln; aber in Benin verkauft man nur Verbrecher und in Onebo giebt es keine. Ich ließ mich von ihnen in den Europäischen Sitten und Künsten unterrichten. Ich fand in jenen viele Wiedersprüche, und in diesen manches Ueberflüßige. Ihr wißt, daß die Schwarzen Musik und Tanz über alles lieben. Die Portugiesen hatten mehrere uns unbekannte Instrumente bey sich, worauf sie uns alle Abende Arien und Melodien vorspielten, die wir ausserordentlich lieblich fanden. Da ver-

ſammlete ſich alsdenn die Jugend des Dorfes und tanzte um ſie herum und Ellavoe und ich tanzten gleichfalls mit. Bieweilen brachten ſie uns von ihren Schiffen Weine, gebrannte Waſſer und Früchte, die uns ſehr wohl ſchmeckten. Sie bewarben ſich auf alle Art und Weiſe um unſere Freundſchaft, und wir liebten ſie auch vom Herzen. Endlich kündigten ſie uns eines Tages an, daß ſie in ihr Vaterland zurückzukehren gezwungen ſeyen. Das ganze Dorf wurde über dieſe Nachricht beſtürzt, doch Ellavoe am meiſten. Den Tag vor ihrer Abreiſe ſagten ſie uns: es würde ihnen leichter ankommen ſich von uns zu trennen, wenn ſie uns noch zuvor auf ihren Schiffen ein Abſchiedsfeſt geben dürften. Sie baten uns dringend, wir mögten uns des andern Tages mit den ſchönſten Jünglingen und Mädchen des Dorfes bey ihnen einfinden. Wir verſprachen es; und da Onebo nur fünf Meilen von der See entfernt iſt, waren wir eine Stunde nach Sonnen Aufgang am Ufer, wobey uns Matomba und einige andere Alte begleiteten, um über die Anſtändigkeit unſeres Betragens zu wachen. Wir erblickten zwey Schiffe, eins nach dem andern. Sie waren mit Baumäſten überdekt, und ihre Seegel ſo wie ihr Seilwerk mit Blumen geſchmükt. Sobald man uns gewahr wurde, ließen ſich Geſänge und Inſtrumente hören. Die Muſik, der prächtige Aufzug der Schiffe, alles verſprach uns ein reizendes Feſt. Man kam uns entgegen, und ver-

Kauffmann.

Ich ſeh' an der Uhr, daß es bald fünfe ſeyn wird; ich bin verſichert, der Herzog wird nicht lange mehr verziehen, in Perſon dieſen Weg zu kommen, zu dem melancholiſchen Thal hinter den Gräben der Abbtey hier, wo die zum Tode Verurtheilten gerichtet zu werden pflegen.

Angelo.

Warum dieſes?

Kauffmann.

Um einen Syracuſiſchen Kauffmann ſterben zu ſehen, der unglüklicher Weiſe gegen die Geſeze dieſer Stadt, hier angeländet iſt, und deßwegen den Kopf verliehren muß.

Angelo.

Echt, da kommen ſie ſchon; wir wollen der Hinrichtung zuſehen.

Luciana (zu Adriana.)

Thut einen Fußfall vor dem Herzog, indem er bey der Abtey vorbeygeht.

vertheilte unſre Geſellſchaft auf die beyden Schiffe in zween gleiche Theile. Wir ſtiegen an Bord — zwey Kanonenſchüſſe — das Concert hörte auf — man lichtete die Anker — und legt' uns Feſſeln an.

Hier hielt Zimeo einige Augenblicke in, dann fuhr er fort: ja, meine Freunde, dieſe Männer, an die wir unſre Reichthümer und unſer Vertrauen verſchwendet hatten, ſtahlen uns weg, um uns mit den Verbrechern, die ſie in Benin eingehandelt, zu verkaufen. Nun fühlt ich auf einmal Ellavoens, Matomba's und mein Unglück. Ich überhäufte die Treuloſen mit Vorwürfen und Drohungen. Ich biß in meine Kette, wollte ſterben; ein Blick von Ellavoen entwafnete meinen Entſchluß. Die Ungeheuer hatten uns wenigſtens nicht getrennt, aber Matomba war auf dem andern Fahrzeuge. Drey von unſern Jünglingen und ein junges Mädchen nahmen ſich das Leben. Ich vermahnte Ellavoen ein gleiches zu thun; aber das Vergnügen zu lieben und geliebt zu werden machte ſie muthlos. Unſre Diebe machten ihr weiß daß ſie uns zu einem weit glücklicherm Schickſale, als wir bisher genoſſen, beſtimmt hätten; ſie hoffte dabey daß wir wenigſtens nicht getrennt werden und daß ihr Vater wieder zu uns kommen würde. Wir beweinten einige Tage lang den Verluſt unſrer Freyheit; endlich hemmte das Vergnügen immer beyſammen ſeyn zu können ihre Thränen, und milderte meine

Verzweiflung. In einem der seltnen Augenblicke, da wir nicht durch die Gegenwart unsrer Henker eingeschränkt waren, drükte mich Ellavoe in ihre Arme und sagte: ach mein Freund, wir wollen uns einander aus allen Kräften beystehen, und so werden wir alles überwinden. Gieb dich zufrieden. Worüber hab ich mich denn zu beklagen? Um welches Glück der Welt würdest du wohl das hingeben, das wir geniessen? Ihr Zuspruch machte mich ausserordentlich stark, und ich befürchtete nun nichts mehr weiter, als vielleicht von ihr getrennt zu werden.

Unsre Fahrt verzog sich. Wir waren nun schon einen Monath lang auf der See. Der Wind war schwach, jezt hörte er gar auf. Die Portugiesen reichten uns nur so viel Lebensmittel als wir brauchten um ihnen nicht vor Hunger zu sterben. Zwey Neger, die unter uns entschlossen waren sich ihr Leben zu nehmen, steckten mir heimlich ihre Portionen von Datteln zu. Ich verbarg sie sorgfältig in der Absicht, Ellavoens Leben benöthigten Falls damit zu fristen. Die Windstille dauerte fort, und die See, ohne Welle, ohne Wogen, ohne Fluth, stellte eine unermeßliche und lebloſe Fläche vor, auf welcher unser Schiff wie angeheftet zu seyn schien. Die Luft war so ruhig als das Wasser. Die Sonne und die Sterne störten nicht mit ihrem friedlichem und schnellem Laufe die ausgebreitete Stille, die in der Luft

und

und auf dem Meere herrſchte. Wir ſahen mahäns beruh den einförmigen und uferloſen Seeraum vor uns, der, von dem Gewölbe des Himmels begränzt, uns in ein unermeßliches Grab zu verſchlieſſen ſchien. Ein paarmal hielten wir das wellenartige Spiel des Lichts auf dem Spiegel der See für eine Bewegung des Waſſers, aber der Erfolg überführte uns unſers Irrthums. Einigemal hielten wir die Bewegung, die wir bey unſerm Auf- und Abgehn auf dem Verdeck in der Luft veranlaßten, für ein Lüftgen, das zu wehen anfange: allein, kaum waren wir ſtehn geblieben, ſo fahn wir uns wieder von der allgemeinen Unthätigkeit der Natur umfangen.

„Unſere Tyrannen fiengen nun an, ihren kleinen Ueberreſt von Lebensmitteln für ſich ſelbſt zu behalten, und befohlen, daß ein Theil der Schwarzen für den andern nach und nach geſchlachtet werden ſollte. Ich kann euch in der That nicht ſagen, ob dieſer, eurer Menſchenart ſo würdige Befehl, oder das Benehmen, womit er aufgenommen wurde, mehr Entſetzen in mir erregte. Ich las auf allen Geſichtern gierige Freude, düſteres Schaudern, barbariſche Lebenshoffnung. Ich ſah wie ſich die unglücklichen Gefährten meiner Sclaverey wechſelsweiſe mit heißhungrigem Gelüſten und Tygeraugen betrachteten. Man ſuchte zu den erſten Schlachtopfern ſolche aus, die vom Hunger bereits am meiſten gelitten hatten. Es traf

zwey junge Mädchens aus Onebo. Noch hör ich das Geschrey dieser Armen, noch seh ich die Thränen, unter denen sie unsere und ihre ausgehungerten Landsleute gierig auffraßen. Der kleine Vorrath, den ich vor den Augen unsrer Wüthriche versteckt hatte, erhielt Ellavoen und mich bey so guten Kräften daß wir sicher waren, nicht verzehrt zu werden, und die gräulichen Portionen, die man uns darreichte, unbemerkt über Bord werfen konnten. Den Tag darauf, nachdem unsre Gefährten angefangen hatten einander aufzuzehren, schöpften wir um die Zeit, da die Sonne halb am Himmel und halb im Meere stand, einige Hoffnung. Es zeigte sich ein leichter Nebel, der sich eigentlich in Wolken bilden, und uns Wind verschaffen mußte, allein er verlohr sich und der Himmel nahm seine vorige bewegungslose und tödliche Heiterkeit wieder an. Schwarze und Weisse waren durch den Nebel von neuem belebt worden, und auf dem Schiffe war einige Augenblicke lang ein Tumult der ausgelassensten Freude gewesen; jetzt, da er verschwand, breitete sich die Verzweiflung allgemein aus. Muthlosigkeit ergriff nun auch unsere Tyrannen. Sie beobachteten uns nicht mehr und waren uns wenig zur Last. In der allgemeinen Verwirrung vergaß man uns des Abends. Man ließ uns auf dem obersten Verdeck zurück.

Als Ellavoe merkte daß wir uns ganz allein überlassen wären drükte sie mich in ihre Arme: ich

ich drükte ſie in die meinigen. Ihre Augen hatten noch nie einen ſo zärtlichen und lebhaften Ausdruck gehabt als izt; ich ſelbſt hatte nie zuvor in ihrer Gegenwart das Feuer, die Unruhe, das Leben empfunden, die mich nun beſtürmten. Wir blieben Arm in Arm verſchlungen lange Zeit ſprachlos. O du, fieng ich endlich an, die ich mir zur Gefährtin meines Thrones gewählt hätte, du wirſt wenigſtens meine Gefährtin bis an den Tod ſeyn. Ach Zimeo antwortete ſie, vielleicht erhält uns der groſſe Oriſa am Leben und ich werde noch deine Gattin. Ellavoe, erwiedert' ich, hätten uns die Ungeheuer nicht weggeſtohlen, Damei würde dich zu meiner Gemahlin auserkohren haben, wie mich dein Vater zu deinem Gemahle ſchon auserſehen hatte. Das iſt wahr, ſagte ſie. O meine Ellavoe, fuhr ich fort, hängen wir izt noch von Dameis Geſetzen ab, die uns nie zu Ohren kommen können? Nein — nein von unſern Eltern entfernet, unſerm Vaterlande entriſſen, iſt es die Stimme unſerer Herzen allein, der wir zu gehorchen ſchuldig ſind. O Zimeo! rief ſie und bedekte mein Geſicht mit ihren Thränen. Du weinſt, Ellavoe? weinſt in dieſen Augenblicken? du liebſt mich nicht genug — Ach erwiederte ſie, ſiehſt du das Meer nicht das unbeweglich in der Klarheit des wolkenloſen Mondes vor uns daſteht? betrachte die Seegel des Schiffes, wie ſchlaf ſie dahängen — ſieh um uns her die Spuren des Blutes meiner zwey

Freundinnen, ſeh, wie wenig Datteln wir noch übrig haben. Wohlan, Zimeo, ſey mein Mann; ich bin es zufrieden. Bey dieſen Worten verdoppelte ſie ihre Küſſe. Wir ſchwuren, im Angeſichte des groſſen Oriſſa, den Schwur, uns nie wieder zu trennen, was auch unſer Schikſal ſeyn möchte, und überliefen uns Freuden, deren Genuß wir noch nie gekoſtet hatten. Wir vergaſſen unſere Sclaverei, den Tod vor Augen, den Verluſt eines Reichs, die Hofnung der Rache — wir vergaſſen alles und fühlten nur den Zauber der Liebe. Der Taumel verflog; die Täuſchung verſchwand. Je ruhiger unſre Sinne wieder nach und nach wurden, deſto lebhafter und deutlicher ſahen wir unſern wahrhaften Zuſtand ein. Der Kummer drükte uns zu Boden. Von allen Seiten niedergeſchlagen, verfielen wir in eine empfindungsloſe Ruhe, die ſo öd und ſo über uns ausgebreitet war, wie der Stillſtand der Natur um uns her. Auf einmal ſchrie Ellavoe. Ihr Schrei wekte mich aus meiner Beſtürzung. Ich ſah ſie an. Ihre Augen funkelten vor Freuden. Sie zeigte mir die Seegel und das Seilwerk das ſich hin und her wog. Wir fühlten die Bewegung des Meeres. Es erhob ſich ein friſcher Wind, der unſer Schiff binnen drey Tagen nach Porto Bello brachte.

Hier ſahen wir Matomba wieder. Er benezte uns mit ſeinen Thränen. Er billigte unſre Verbindung.

dung. Könnt ihr es wohl glauben, meine Freunde! Die Freude wieder bey Matomba, die Freude Ellavoens Gemahl zu seyn, der Zauber der Liebe, das Entzüken das Weib meines Herzens so grausamen Gefahren entkommen zu sehen, hielten mein Gefühl für alle Uebel zurück: es war andem, daß ich meine Sclaverei liebte. Ellavoe war glüklich: ihr Vater schien getröstet. Ja ich würde vielleicht den Ungeheuern vergeben haben daß sie uns so schändlich betrogen, wenn sie nicht meine Ellavoe mit ihrem Vater an einen Landsmann von euch, der eben Sclaven nach den Antillen führte, verkauft hätten. Das war der Augenblik, der mich ganz umgeändert, der in mir all den Durst nach Blut und Rache entzündet hat, daß ich izt oft selbst vor mir erzittere! So bald unser Schiksal entschieden war, warfen sich mein Weib und ihr Vater zu den Füssen der Ungeheuer die uns trennten: ich stürzte mich neben sie hin — fruchtlose Demüthigung! man würdigte uns keiner Aufmerksamkeit. Man wollte mich fortschleppen: das Weib meines Herzens lief auf mich zu — wild waren ihre Blike, ausgestrekt ihre Arme, entsezlich ihr Geschrei. Ach! noch schallt es in meinen Ohren! Ich entriß mich meinen Henkern. Da stürzt ich auch auf sie hin, da schloß ich sie in meine Arme, da umfieng sie mich mit den ihrigen, da verschänkten sich, ohne daß ein Laut aus unserem Munde hervorkounte, in maschinenmässiger Bewegung

unsre

unſre Finger und Hände ſo in einander, daß ſie eine ſtraſſe Kette um uns ſchloſſen. Mehrere grauſame Arme vermochten nicht uns aufzulöſen. Indeſſen ſah ich ein, daß ihre Bemühungen am Ende doch gelingen würden. Ich war entſchloſſen, mir das Leben zu nehmen: aber ſollt ich meine Ellavoe in einer ſo ſchrecklichen Welt zurücklaſſen? Ich ſtand auf dem Punkte ſie zu verliehren; ich fürchtete Alles, hofte Nichts. Meine Sinne und Gedanken verwandelten ſich in Barbarei und Wildheit. Thränen überſchwemmten mein Geſicht. Aus meinem Munde wüthete ein dumpfes Geheul, das dem Brüllen eines vom Kampf ermatteten Löwen glich. Ich ließ Ellavoen los und fuhr mit meinen Händen nach ihrem Hals — Groſſer Oriſſa! die Weiſſen entwandten mein Weib meiner Verzweiflung. Als man uns trennte, ſtieß ſie einen Schrei des Schmerzens aus. Ich ſah, wie ſie mit ihren Händen nach dem Halſe fuhr, wie ſie ausführen wollte, was ich vergebens begonnen. Man verhinderte es. Matomba ſtand verſteinert, ſie blickte mich an; ihre Augen, ihr ganzes Geſicht, ihre Stellung, die unvernehmlichen Laute ihres Mundes — alles verkündigte mir ihren Schmerz und ihre Liebe.

Man trug mich in das Schif eurer Nation und feſſelte mich in einer ſolchen Stellung, daß ich mir nichts am Leben thun konte. Aber dazu

war ich schlechterdings nicht zu bewegen, daß ich nur die geringste Nahrung zu mir genommen hätte. Vergebens versuchten meine neuen Tyrannen deswegen Drohungen: vergebens liessen sie mich Foltern leiden, die nur Weisse zu ersinnen im Stande sind: ich blieb unbeweglich. Ein Neger aus Benin, der seit zwey Jahren bey meinem neuen Herrn als Sclave war, hatte mit mir Mitleiden. Er sagte mir, daß wir nach Jamaika gingen und daß man daselbst seine Freiheit leicht wieder erlangen könne. Er erzählte mir von den Freynegern und dem Freystate, den sie im Mittelpunct der Insel errichtet hätten. Er sagte mir, das diese Freyneger bisweilen auf Englischen Schiffen eine Fahrt nach den Spanischen Colonien machten, und ließ mich dabey merken, daß man auf diese Art Ellavoen und ihren Vater befreyen könne. Das war ein Wort zu seiner Zeit. Entwürfe der Rache und Hofnungen der Liebe schossen schnell in mir auf. Ich willigte darein, fortzuleben, ihr seht warum? Gerächt hab ich mich nun, aber die Geliebten meines Herzens muß ich wiederhaben; ich muß sie wiederhaben, oder ich mag nicht länger leben. Kommt meine Freunde, nehmt alle meine Reichthümer, bemannt ein Fahrzeug —

Zimeo wurde hier durch Franzens Ankunft unterbrochen, der sich von dem jungen Neger, welcher seinen Fürsten zuerst erkant hatte, zu uns herführen.

ließ.

ließ. So bald ihn Zimeo gewahr wurde, schrie er: o mein Vater! o Matomba! dann stürzte er auf ihn los und vermochte kaum Ellävoens Namen hervorzubringen. Sie lebt und beweint dich, stammelte Matomba; Ellavoe ist hier — sieh, fuhr er fort indem er auf mich wies, sieh! hier ist unser Retter. Zimeo umarmte wechselsweise Matomba, Wilmouth und mich. Mit unglaublicher Geschwindigkeit und einer Art süssen Wahnsins schrie er: führ mich, führ mich.

Wir eilten zu unserer kleinen Festung in die wir unsere Frauenspersonen eingeschlossen hatten: aber Mariane, oder eigentlich Ellavoe flog uns schon entgegen. Eben der Neger, welcher den Matomba hergeführt, hatte sie aufgesucht. Sie kam zitternd; ihr Gesicht in Thränen gebadet, Hände und Augen gen Himmel erhoben, rief sie mit erstikter Stimme: Zimeo! Zimeo! Nachdem sie ihn umarmt, zeigte sie ihm ihr Kind, das unterdessen ein Neger aus Benin gehalten hatte: Sieh hier deinen Sohn Zimeo! Um seinetwillen haben Matomba und ich das Leben ertragen. Er nahm das Kind in seine Arme, küßte es mit Entzücken: er soll kein Sclave der Weissen seyn, rief er, der Sohn den mir Ellavoe geboren. Ohne ihn, erwiederte sie, ohne ihn würd' ich diese Welt verlassen haben, wo ich dem nicht mehr begegnete, den mein Herz suchte —

Wie

Dritte Scene.

Der Herzog, und ſein Gefolge, Aegeon mit bloſſem Haupt, der Nachrichter und andre Gerichtsdiener treten auf.

Herzog.

Noch einmal ruft es öffentlich aus; wenn irgend ein Freund die Summe für ihn bezahlen will, ſo ſoll er nicht ſterben; das iſt alles, was wir für ihn thun können.

Adriana.

Juſtiz, Gnädigſter Herr, gegen die Abbtißin.

Herzog.

Sie iſt eine tugendhafte und ehrwürdige Frau; es kan nicht ſeyn, daß ſie dir unrecht gethan haben ſollte.

Adriana.

Erlaubet mir zu reden, Gnädigſter Herr; Antipholis, mein Mann, (den ich auf euere vollgültige Empfehlung zum Herrn von meiner Perſon und meinem Vermögen machte,) bekam an dieſem unglüklichen Tag einen ſo heftigen Anſtoß von Raſerey, daß er in ſeiner Tollheit durch die Straſſen lief, und den Leuten in der Stadt Ungemach zufügte, indem er in die Häuſer einfiel, und Ringe, Juweelen, und was ihm nur in der Wuth anſtändig war, mit ſich nahm. Ich bemächtigte mich endlich ſeiner, ließ ihn binden und heimbringen; indeß daß ich den Schaden zu verguten bemüht

Wie ſanft waren die Liebkoſungen der Wiedervereinten! und wenn ſie dann inhielten um ſich den Säugling der Liebe und der Schmerzen einander wechſelsweiſe vorzuzeigen — und Matomba! —

Nach den erſten Entzückungen des Wiederſehens flogen ſie in unſre Arme. Ich habe in meinem Leben keinen Menſchen, ſelbſt keinen Neger, das liebenswürdige Gefühl der Dankbarkeit ſo lebhaft, ſo ſchön und rührend ausdrücken ſehen.

Man benachrichtigte Zimeo, daß die Engliſchen Truppen im Anmarſch wären. Er machte ſeinen Rückzug in guter Ordnung. Ellavoe und Matomba zerfloſſen faſt in Thränen als ſie uns verließen. Sie wollten Zeit Lebens unſre Sclavennamen tragen: ſie beſchwuren uns, wir möchten ihnen folgen. Wir verſprachen ſie zu beſuchen, ſo bald der Friede zwiſchen ihren Landsleuten und unſerer Colonie geſchloſſen wäre.

Ich habe bereits mein Wort gehalten, aber ich muß noch einmal Zimeos und Matombas Tugenden, erhabnen Sinn und ihre Freundſchaft genießen.

A. C. A.

IV.

Exemplare der Menſchheit

in Vorſtellungsarten, Sitten und Gebräuchen.

Iſt Popens Ausſpruch wahr:

Let us, *ſince life can little more ſupply*
than juſt to look about us and to die,
expatiate free o'er all this ſcene of man

ſo ſollte auch billig die Anmunterung wahr werden, die er mit jenem Ausſpruch verbindet. Wir ſollten etwas weiter umherſehen, als uns der enge Kreis unſrer gewohnten Vorſtellungsarten, Sitten und reſpective Dummheiten oder Klugheiten zu ſehen und zu hören giebt.

Wenn Menſchheit nur das iſt, was insgeſammt auf der Menſchen-Erde lebt: wer wird nicht ſein Brudergeſchlecht kennen wollen, von da, wo es an die Affen gränzt, bis dahin, wo es ſich, nach eben des weiſen Pope Ausſpruch, nach Affenweiſe dem Seraph nähert? Die äuſerſten Dummheiten, Thorheiten, Laſter und Sonderbarkeiten ſind oft die lehrendſten Darſtellungen; im Mittelzuſtande, ein paar Linien drüber und drunter, ſind wir uns alle ſo ziemlich gleich.

Es iſt längſt geklagt worden, daß Kunſt und Wiſſenſchaft, Cultur und Aufklärung uns eine Uniform an-

anziehn, die, hie und da ziemlich knapp geſchnitten, bunt aber einförmig ins Auge fallt, ſo daß wer eis nige geſehen hat, bald in den überdrüſſigen Wahn fällt, ſie alle geſehen zu haben. Da iſts nun gut, ſtatt daß jener Perſiſche Schach rief: „ſchaffe mir ein neues Vergnügen!„ zu rufen: „ſchafft mir neue Ex„emplare der Menſchheit!„ Und wahrlich die können wir finden. In den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnden iſt die Erde ſo durchſucht, ſind die Varietäten der Menſchheit ſo reichlich aufgenommen worden, daß wir, wie Pope ſagt, nur ausſpatzieren uns um uns herſchauen dörfen, ſo ſtehen ſie da und ſprechen und leben.

Am meiſten intereſſiren mich die Nachrichten, wie fremde Nationen uns anſehen, was ſie von unſerer Cultur und Religion, von unſern Sitten und Gebräuchen denken. Da kommen, bey den größeſten Dummheiten, Naivitäten zum Vorſchein, die nicht treffender ſeyn könnten. Der fromme Einfall eines Wilden, die Abſurditat eines Negers, die Simplicität eines Oſt- oder Weſtindiers ſagt oft mehr als groſſe Deductionen und Beweiſe.

Wenn wir in gewißen Sitten und Vorſtellungsarten alt und grau geworden, folglich mit ihnen ſo verwachſen ſind, daß wir ſie der Menſchheit weſentlich, von ihr alſo ganz unabtrennbar glauben: wie oft bin ich ſehr heilſam betroffen und beſchamt worden, wenn

ich fand, daß einige Grade weiter hinauf oder hinab ganze Völker von diesen Vorstellungsarten und Sitten nichts wissen, nichts je gewußt haben, oft die ganz entgegengesetzten eben so theuer und werth halten; und doch sich dabey leidlich wohl und so gemächlich befinden, als es der brechliche Leim, aus dem die Menschheit geformt ist, zusamt den nöthigen Expensen, die jedem von aussen angerechnet werden, nur gestatten möchte. Fremde Völcker, die uns als Wunderdinge ansehen, gaffen uns an; andere, die sich klüger dünken, verachten uns; wir wollen Sie weder blos angaffen noch trotzig verachten, sondern in Gutem und Bösen von ihnen und an ihnen lernen. Eine Albernheit, die uns bey ihnen auffällt, fällt uns bey uns selbst nicht mehr auf, weil wir sie bedeckt oder in gewohnter, beliebter Tracht sehen; und oft ist, wenn zwei Nationen und Welttheile einander verlachen, schwer zu entscheiden: wer zu lachen Recht habe oder nicht! — Doch ohne weitere Vorrede!

I.

Krempung,

König der Akemisten auf der Goldküste.

(Eine Audienz, die er dem Dänischen Buchhalter, Nikolaus Ramp, gegeben. *)

„Man meldete dem König **Krempung** des Morgens, als er sich in Gesellschaft von ein Paar hundert seiner Frauen befand, daß der **vornehme Dä-**

ne

*) Römers Nachrichten von der Küste Guinea 1769. S. 13

ne angekommen sey; er ließ bitten, daß Herr Ramp sogleich vor ihm erscheinen möchte. Frempung saß, wie alle Negern, auf einem niedrigen Stuhl, der eine Spanne hoch war. Als unser Buchhalter zu wissen bekam, daß es der König sey, so auf dem Stuhl saß, grüßete er ihn auf Europäisch, entblößte sein Haupt, neigete sich ganz tief und strich mit seinen Füßen. Frempung, so dergleichen Ehrenbezeugungen noch niemals gesehen, meynte daß sich Ramp nur bücke, um ihm, wie ein anderer wilder Affe, auf den Kopf zu springen, und legte sich in Geschwindigkeit glatt auf die Erde, damit Ramp über ihn hin springen, und ihn nicht beschädigen könnte. Frempung rief seine Frauen zu Hülfe. Diese stellten sich ein, und schlossen einen Kreis um ihren König; unser Bote Jancon rief dem Könige zu, und versicherte, daß sein Blanker nichts Böses im Sinn habe, die Ehrenbezeugungen der Europäer aber wären so beschaffen. Frempung wollte solches kaum glauben, und rief dem Jancon zu, er müsse seinem Blanken sagen, es wären solche Umstände nicht nöthig, und er könne ihn seiner Freundschaft versichern; er ließ ihn zugleich ersuchen, er möchte stehen bleiben wo er stünde, und befahl einer großen Anzahl seiner Frauen, ihren Plaz zwischen ihm und Ramp einzunehmen. Er betrachtete den obern Theil seines Körpers, und bisweilen musten die Frauen an die Seite treten, damit er Rampen auch von unten sehen

hen könnte. Krempung rief Jancon zu sich, beschuldigte ihn, daß er ihm von den Blanken eine unrichtige Abbildung gemacht, und glaubte, daß die Kleider des Ramps oder doch der gröste Theil derselben, Theile seines Körpers wären. Die Perücke des Ramps war mit einem Zopf versehen, und dieser fiel ihm als eine Seltenheit in die Augen: er meinte der Zopf wäre ein Schwanz des Blanken; und da die Schwänze der Thiere sonst an einem andern Orte sitzen, so glaubte er daß die Blanken dergleichen an ihrem Nacken trügen. Unser Jancon that alles mögliche, dem Krempung begreiflich zu machen, daß es Sachen wären womit sich sein Blanker gekleidet, die dem Körper aber nicht angewachsen seyen, und daß der Schwanz, den er an seinem Nacken sähe, nur nachgemacht worden.„

„Hiermit verliefen beynahe zwey Stunden, denn Krempung wollte sehen ob der Blanke auch speisen könnte. Er ließ Essen holen, und dieses kam Ramp recht zu gelegner Zeit. Krempung fieng an dem Ramp immer näher und näher zu kommen. Zuletzt bat er Jancon, seinen Herrn zu überreden, daß er sich auskleiden und nackend sehen ließe. Dieser gab sich alle Mühe, und bat Hrn. Ramp, dem Könige hierinn zu dienen: dieser aber schwur, er thäte solches nicht, es sey denn, daß es nur in Gegenwart des Krempungs allein geschehen könne, indem

indem er ſich vor ſeinen Weibern nicht entblöſſen wolle. Der König konnte nicht begreiffen, welche Urſachen der Blanke haben möchte, daß er ſeinen Weibern nicht erlauben wolle ihn zu ſehen, bewilligte aber doch endlich Ramps Verlangen, nachdem er ſeine alten Männer um Rath gefragt hatte. Unſer Buchhalter kleidete ſich ab; Frempung trat ganz nahe zu ihm, betaſtete ſeine Glieder, und brach mit Verwunderung in folgende Worte aus: **du biſt würklich ein Menſch, aber ſo weiß als wie der Teufel.**

Beym Scharren und Ausſtreichen, beym Schwanz am Kopf, beym Auskleiden u. ſ. wer hatte recht und wer hatte Unrecht?

Noch eine mineralogiſche Entſcheidung des Königs Frempung muß ich anführen: ſie iſt eine Reſolution ſeines geheimen Cabinets. *)

„Man erzählt als eine Gewißheit, daß Frempungs Leute einſtens in einer Mine eine ganze goldene Klippe gefunden; ſolches meldete man dem Könige und fragte, ob man ſich nicht der Haueiſen bedienen ſolle, um ſoviel als möglich davon abzuſchlagen, weil die Regenzeit nicht lange mehr ausbleiben würde? Frempung zog ſeine großen Männer zu Rathe, und die Reſolution oder Antwort war folgende: weil dieſe Klippe, Mutter oder Vater der

*) Römer S. 154.

kleinern Stücke Goldes seyn müsse, so solle sich niemand unterfangen sie anzurühren, sondern sie stehn lassen und an einem andern Orte anfangen.„ Welcher Europäer möchte nicht gern diese Goldmutter holen?

2.

Oppoccu, König der Assianten.

So lange Frempung lebte, schonete Oppoccu der Akemisten; nach seinem Todte (1741) erklärte er Bang, ihrem Könige Krieg. Was dieser Bang für ein Exemplar gewesen, zeigt folgende Nachricht: *)

„Die gemeinen Akemisten trunken keinen Brandewein, als wenn sie denselben umsonst bekamen: die Vornehmsten von ihnen kauften sich etwas davon: der gröste Liebhaber desselben war Bang und vielleicht Hundert aus seiner Gesellschaft oder große Männer. Er gönnte uns wöchentlich sein Geld für 20 Anker Flensburger Kornbrandewein, und hatte solchen Geschmack daran bekommen, daß er ihn von jedem andern Brandewein unterscheiden konnte. Und so wie Bang und seine guten Freunde trunken, so war ihm wohl auch der Kornbrandewein am dienlichsten: denn Bang setzte sich und seinen guten Freunden des Nachts ein ganzes Anker vor, ließ den Boden ausschlagen und ein kleines Trinkgeschirr darein legen, dessen sich jeder bedienen konnte. War die

*) Römer S. 141.

die Gesellschaft stark oder sie wollten recht lustig seyn: so wurden solchergestalt wohl 3 bis 4 Anker ausgetrunken.

„Als Oppocu diesem Trunkenbolde den Krieg ankündigte, hatte dieser für die Vernunft kein Ohr: dem Rathe des gescheuten und tapfern Ursue folgte er nicht: die Schlacht wurde also, Trotz des hartnäckigen Streits der Akemisten, verlohren, und Ursue mit fünf und zwanzig Wunden getödet. Als man dem Oppocu den Kopf des Ursue brachte, versammlete er seine Generale um den todten Leichnam, und hielt stehend über ihn folgende Leichenrede: *) Hier liegt der große Mann, der seines gleichen nicht hatte als Gott und mich selber: er aber war in Wahrheit der dritte. wo wolltet ihr hinlaufen? (sagte er zu seinen Generalen) wenn er noch auf seinen Füßen stehen könnte? und wie furchtsam waret ihr nicht, wenn ihr in diesem Kriege wider ihn fechten solltet! Ich alleine konnte ihn also tödten! Aber Bruder! (sagte er zu dem Todten) warum wolltest du nicht weniger seyn als ich? Du verschontest deine Leute und dachtest du würdest schon eine Gelegenheit finden mich zu tödten? Du dachtest, es müsse nur Ein grosser Mann in der ganzen Welt seyn, und deine Gedanken waren richtig genug; denn alle Großen haben diese Regel. u. s. w.„ Was Oppocu hier sagte:

*) Röver S. 160.

te: wie mancher Ehrgeitzige in Europa mag daſſelbe mit eben ſo groſſer Thorheit als er denken! —

Um dieſen Oppoceu näher kennen zu lernen, höre man zuerſt folgende Beſchreibung: *) „Unſre Boten oder Abgeſandten beſchrieben die Perſon des Oppoceu faſt wie eine Mißgeburt. An Höhe übertraf er alle ſeine Unterthanen; er war ganz roth, da doch die Neger ſonſten die ſchwarze Farbe vor die ſchönſte halten; ſein Körper war mager, und beynahe einem Schwarzen ähnlich der die Schwindſucht hat; ſeine Hände und Füße waren doppelt ſo lang als ſie nach dem Verhältniß ſeines Körpers ſeyn ſollten. Unſre Geſandten verſicherten daß ſie ihn nicht ohne Grauen anſehen könnten, und dieſes hielten die Schwarzen für eine große und vornehme Eigenſchaft, für die man Ehrerbietung haben müſſe.„

Oppoceu giebt auſſen vor ſeinem Hauſe, unter einem groſſen, von Gold verfertigtem und mit Zweigen und Blättern verſehenen Baum Audienz oder Gehör. Sein Thron beſteht aus einem Goldklumpen den acht Männer aus und ein tragen müſſen; ſie binden ein Tau um denſelben und ſtecken ihre Stangen dadurch. Er bedient ſich zugleich eines goldnen Beckens, in welches er ſeine Füſſe ſetzt. Seine Bedienten müſſen ihm täglich zweymal ſeinen ganzen

*) Römer S. 163.

müht war, den er hier und da in der Raſerey angerichtet hatte. Allein er riß, ich weiß nicht wie, ſich von denen wieder los die ihn hüten ſollten, und begegnete uns, er und ſein Knecht, der ſo raſend als ſein Herr iſt, abermal voller Wuth und mit gezognem Degen auf der Straſſen, fiel uns an, und jagte uns fort; wie wir aber in ſtärkerer Anzahl zurük kamen, um ſie zu binden, flohen ſie in dieſe Abbtey, wohin wir ihnen folgten; und hier ſchlägt die Abbtißin die Thüre vor uns zu, und will weder leiden, daß wir ihn holen, noch ihn heraus ſchiken, damit wir ihn forttragen können. Laßt alſo, Gnädigſter Herr, laßt ihn auf euern Befehl heraus gebracht, und zu ſeiner Wiederherſtellung heimgetragen werden.

Herzog.

Dein Mann hat mir vor langer Zeit ſchon in meinen Kriegen gute Dienſte gethan; und ich verſprach dir, (da du ihn zum Herrn von deinem Bette machteſt,) bey meinem fürſtlichen Wort, daß ich ihm allezeit ſo viel Gnade und Gutes beweiſen wolle, als ich könne. Geh' jemand von euch, und klopfe an der Pforte an, und heiſſe die Abbtißin zu mir heraus kommen; ich will dieſe Sache ausmachen, eh ich weiter gehe.

zen Körper beſchmieren, und denſelben, ſo wie die Haare, mit Goldſtaub pudern. Alsdenn ertheilt er Audienz. Man wird auf eine Audienz dieſer Art begierig ſeyn; hier iſt ſie: *)

„Der Geſandte der Däniſchen Handelsgeſellſchaft, Noy, hatte dem Oppoceu durch einen Akkrär (Leibſclaven) melden laſſen: er möchte gerne nach Hauſe und zu ſeinem Blanken reiſen, weil derſelbe faſt zornig auf ihn ſeyn möchte wenn er ſich länger in Aſſiante aufhielte; wenn es nun dem Könige gefällig wäre, ſo wollte er den folgenden Morgen Abſchied nehmen. Oppoceu ließ ihm antworten, er könnte ſich einfinden. Nachdem nun Noy am erwähnten Morgen um 7 Uhr in den innerſten Hof der Wohnung des Königs geführt worden, ward er den Oppoceu anſichtig, der bereits in ſeinen vollen Staate war. Er hatte nemlich ſeine mit Talg beſchmierte Haut und Haare mit einigen Pfunden feinen Staubgoldes pudern laſſen. Er redete den Noy an, und das Geſpräch war folgenden Inhalts:

Oppoceu. Herr Junge! biſt du von dem Kabuſeer, dem ich befohlen dich und deine Leute zu beherbergen, wohl aufgenommen und tractiert worden?

Noy. O ja Herr König! es hat mir und den Meinigen nichts gefehlet.

Op-

*) Römr S. 166.

Oppoccu. Herr Junge! du haſt dich nur ſechs Wochen hier aufgehalten; ich kann dich wohl leiden, und wollte wünſchen du könnteſt noch länger hier bleiben, um mehr von meiner Größe und Hoheit zu ſehen, damit du im Stande wäreſt deinen blanken Herren eine Beſchreibung davon zu machen. Haſt du meines gleichen geſehen?

Noy. Herr König! niemals, und deines gleichen iſt in der Welt nicht zu finden.

Oppoccu. Nein, du haſt recht, und Gott im Himmel iſt nur etwas weniges größer als ich.

Noy. Ich habe viele Könige in der Welt geſehen, wenn man ſie aber auch ſchon alle zuſammenſchmelzte, ſo würden ſie dennoch deines gleichen nicht werden.

Oppoccu. Herr Junge! Ich will dir einſchenken, du möchteſt ſonſt denken, daß ich nicht mit eben ſo gutem Wein und Bier verſehen wäre als deine blanken Herren.

Noy. Herr König! alles was in der Welt iſt, gehöret dir zu, und es ſteht alles in deiner Macht.

Oppoccu befiehlt ihm eine Flaſche engliſch Bier zu holen; ſie wird gebracht, der Bringer aber vergißt den ſtählernen Drath abzunehmen mit welchem die Flaſche umwunden war. Oppoccu will ſie an den Mund ſetzen, um zu trinken, wird aber vom ſtählernen Drath geſtochen; er ſieht den Ueberbringer zorn

zornig an, und giebt ihm die Flasche zurück. Dieser löset den Drath ab, und Oppoccu trinkt des Noys Gesundheit. Dem Noy wird ein Stuhl gesetzt; er setzt sich, nimmt die Flasche aus der Hand des Oppoccu, und trinkt auf sein Wohlseyn. Oppoccu nimmt sie wieder, hält sie gegen den Tag und sagt:

Oppoccu. Herr Junge! du trinkst nur wenig.

Noy. Herr König! ich darf nicht, ich merke schon daß mir das Getränke in den Kopf steigt.

Oppoccu. Herr Junge, du bist nicht vom Bier trunken worden, sondern durch das Anschauen meines Angesichts, denn solches macht alle Menschen, so es sehen, trunken.

Noy. Herr König! es ist wahr; denn wenn ich in den Packhäusern meiner Blanken gewesen und eine ganze Flasche Brandwein getrunken, so bin ich doch nicht so lustig worden, als in diesen Tagen da ich dein Angesicht gesehen habe.

Oppoccu. Herr Junge! vergiß nicht dieses und andere Merkwürdigkeiten deinen blanken Herren zu erzählen; und melde ihnen, daß ich auf Elmine und sechs kleinern Orten die Packhäuser jährlich dreymal ausleeren lassen. (Er hätte nemlich alle vorräthige Waaren gekauft) Und ich gedenke die Packhäuser deiner Blanken gleichfalls jährlich ledig zu machen. Ich will nicht haben, daß sich meine Leute wie die niederträchtigen Akemisten aufführen sollen,

welche ſich ein paar Tage aufhalten, und die Waaren bedingen ehe ſie etwas kaufen wollen. Sey ein Freund meiner Leute die ich nach der Seekante ſenden will, und zeige die Orte an, wo die Seeteufel ans Land zu ſteigen pflegen, damit ſie ſich in Acht nehmen können, und ich nicht zuviel Leute verliere. (Die Elminiſchen Neger, wie auch andre ſo an der Seekante wohnen, ſtehlen gleichfalls **Aſſianten**, und zwar unter dem Vorwand, es kämen Seeteufel ans Land ſo die Menſchen wegſchleppten.)

Und hiermit endigte ſich die Audienz dieſes groſſen Königs, den niemand, bey Lebensſtrafe, anders nennen durfte als **der Höchſte, der Feuerfarbene**, u. ſ. w.

Noy erhielt die Erlaubnis ſeine Rückreiſe anzutreten.

Oppoceus lezter Wille. *)

Oppoceu ward krank, und es wurden alle Fetiſſen um Rath gefragt; er bekam aber ſchlechten Troſt. Der Aſſiantiſche Fetis ließ ihm ſagen: er wäre oft genug vermahnet worden, daß er nicht ſo viel Menſchenblut vergieſſen ſolle! nunmehr hätte ſich das Blut ſeines Körpers in Feuer verwandelt, welches ihn ſo erhitzen würde, daß er in wenig Jahren ſterben müſſe, u. ſ. w. Die Fetiſſen aller andern

*) Rimer S. 190. 91. 96.

dern Nationen bestätigten dieses Urtheil. Oppoeeu ließ also den holländischen General ersuchen, er möchte ihm einen gläsernen Sarg und Thron verschreiben. Diese Sachen langten auch in kurzer Zeit aus Holland an, und wurden auf Emine ans Land gebracht: Oppoeeu hat sie aber nie habhaft werden können, weil die Fanteer drohten, sie wollten alle im Fanteischen Gebiet liegende Holländische Forts belagern, und alle Holländer so in ihre Hände geriethen ermorden.

Ehe Oppoeeu diese Welt verließ, mußte ihm sein bestimmter Thronfolger versprechen, sich alle Mühe zu geben, den schon erwähnten Sarg und Thron aus Emine herbey zu schaffen, seinen Körper darein zu legen, die Fanteer zu bekriegen, seinen Körper mit in Krieg zu führen, und wenn die Fanteer überwunden wurden, seine Leiche überall in den Fanteischen Landschaften herumzuführen. Wenn solches alles geschehen, so sollten sie ihn, nebst dem Thron begraben, den er in der andern Welt gebrauchen wolle.

(Die Fortsetzung künftig.)

V.

Etwas über die Beobachtung im Teutschen Merkur, May 1783, unter der Rubrik: eine Erscheinung.

Ich bin ein Landpfarrer, und es ist immer so meine Art, wenn ich Sonntags früh um 6 oder halb 7 Uhr auf mein Filial gehe, daß ich bey dieser Gelegenheit, wenn mein Winterfeld gerade an meinem Wege liegt, mich darnach umsehe ob der liebe Gott heuer unsre Feldfrüchte gesegnet hat; und da habe ich

ich denn allemal die nehmliche Erscheinung bemerke von der dort die Rede ist.

Ich habe mir nun nach meinen Einsichten die Erscheinung so erklärt: früh morgens liegt der Thau in unendlichen Tropfen auf den grünen Feldern; wenn man nun bey diesen vorüber geht, so wirft der Kopf und der Körper seinen Schatten dahin, und der Raum, den der Kopf mit seinem Schatten einnimt wird verdunkelt. Da sich nun aber die Sonnenstrahlen in den Thautropfen spiegeln und reflektirt werden: so wird das Spiegeln um den dunkeln Raum sichtbar, und durch den Schatten erhaben und merklicher sichtbar, verliehrt sich aber wenn es mit den andern Thautropfen und Reflexionen zusammenfließt. Auf dem Rübesaamen wird es aus diesem Grunde weniger merklich: weil der im May zu blühen anfängt, und dieser Nimbus wegen der gelben Blüthen und seiner ungleichen Stengel nicht sichtbar werden kann; und so wird klar warum dieser Nimbus nicht auf der blossen Erde erscheint, weil auf dieser kein Thau liegen bleibt. So lange die Sonne den Thau nicht abgetroknet hat, macht ein jeder Ackersmann in meinen Dörfern täglich diese Erfahrung. — Bloß der Kopf des Reisenden konnte einen Nimbus von sich werfen, weil er ein runder Körper war, und nur als ein solcher des Nimbus von allen Seiten fähig ist.

Dies ist die Art wie ich mir die Erscheinung erkläre. Physisch und optisch genau ist sie nicht; wir armen Dorfpfarrer können freylich wegen Nahrungssorgen nicht viel an Physik und Optik denken; sie gründet sich aber doch auf meine Erfahrung.

S.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
November 1783.

I. Armida. Eine tragiſche Oper. Fortſetzung.

Dritter Act. (Eine öde, wilde, Zauberey en gewidmete Gegend, rund um mit nakten Felſen umthürmt. Armida ſitzt, den Zauberſtab in der Hand, auf dem Dreyfuße. Ihre Nymphen, und ein Chor von Zauberern halten einen feyerlichen und langſamen Tanz um einen Altar herum, den Göttern des Erebus heilig, auf welchen Gaben gelegt ſind, in Erwartung daß der Abgrund ſich öfne, und eine Flamme das Opfer verzehre. Endlich ſtehn ſie verwundernd ſtill, und ſingen einen Chor:) „verſtummt ihr noch immer dem Zaubergeſange, ihr furchtbaren Nächte des Reichs der Klagen?„ — Gut ſcandirt, bis aufs letzte Wort: Der Componiſt ſetzte pianto? und alſo der Herr Ueberſetzer Klagen? (Armida ſteigt vom Dreyfuß herab, und wirft zornig den Zauberſtab hin.) Sie ſingt in Verwunderung ſolo, daß der Geiſter Heer noch nicht erſcheint ꝛc. — Der Chor wird wiederholt. Armida wieder ſolo. Noch einmal der Chor. Recitat. Armida. Ismene kommt eilig. Armida merkt aus der Erzählung der Ismene, daß ſie verrathen iſt. „Götter! Er flichet! verläßt mich!„ Alles ſchön, vortreflich! — Arie: „ach, mein Uebriges vom Leben, da der Falſche mich verläſſet, raub er mir aus Mitleid nur!„ — Eine ſchluchzende Arie, die in der Mitte Quartett wird: —

ſehr gut angebracht. — Wieder Arie wie vorher. (Armida geht eilend ab.) Jsmene: lauter Fragen und Verwunderung — dann ein banges, kurzes Chor der Nymphen. Es fällt wieder in Recit. Jsmene reißt die Nymphen die Königin zu retten, oder mit ihr zu ſterben. Arie, worin Jsmene den kläglichen Zuſtand Armidens beſeufzt. Bey den Worten: bang und verzagend, bis verirret um Rath, S. 102. iſt auszeichnende Modulation. — Ein entſchloſſener Chor der Nymphen: „ja, laßt zu der traurigen Fürſtin uns eilen ꝛc.„ Sie gehen eilend ab. Die Scene verwandelt ſich in eine felſigte Gegend am Meere. Ein ſegelfertiges Schiff liegt in einer Bucht am Ufer. Ubaldo und Rinaldo treten auf. Ein ſchleichendes Accompagnement macht die Vorbereitung zum Recitativ. — Ubaldo: „und bald ſind wir ſicher ꝛc.„ Rinaldo: „arme Geliebte! ꝛc.„ Ubaldo: „und du ſeufzeſt? ꝛc.„ — Rinaldo kann ſich noch nicht losreiſſen. Arie. Ubaldo: „kehre, Sclav deiner Schande!„ — voll hohen Ernſts — fällt in ein bängliches Andante con moto. Rinaldo: „ach, verlaß mich nicht!„ — Hier hat der Componiſt die Ausrufung als Punctum behandelt. Ubaldo und Rinaldo ſingen wechſelſeitig Recitativ. Accompagnement allegro in ſyncopirten Noten. Armida athemlos hereinſtürzend: „Warte noch! verweile! ꝛc.„ Wechſelnde Ausrufungen und Fragen zwiſchen Ubaldo, Rinaldo, und Armiden geben dieſem Recitativ ſtarkes Jntereſſe — man empfindet dabey, und leidet mit. Sie beginnen ein Terzet in der höchſten Leidenſchaft — vortreflich ausgeführt. Den zweyten Theil ſingt Armida allein. Am Ende, bey den Worten: „ich ſinke dahin!„ fällt ſie in verzweiflungsvoller Ohnmacht zu Boden. Rinaldo: „Elende!„ Ubaldo: „Ha, wohin geheſt du?„ Rinaldo: „ins Leben ſie zu rufen!„ Ubaldo: „fliehe der Zauberin Täuſchung!„ u. ſ. w. — Die öftere Tactveränderung trägt

trägt hier sehr viel zur Nüance bey. Adagio: „ach: nicht Bewegung, nicht Farbe hat sie mehr! Allegro: wahrlich, es tödtet sie des wilden Schmerzes Wuth ꝛc. „ — Rinaldo schwankt immer noch; wird aber endlich vom Ubaldo überredet mit ins Schiff zu steigen, und sie segeln beyde ab. (Ismene kommt, sieht Armiden in Ohnmacht.) Recitat. — „seht sie, die Unglückselige! ꝛc. „ Chor der Nymphen; „ha, Grausamer, ach, hör uns! ꝛc. „ Recit. Ismene. Arie — Erquickende Melodie — (Armida erholt sich allmählig wieder aus ihrer Ohnmacht) Recit. „weh' mir! Warum erwach ich? „ — Sie wird die Flucht des Rinaldo gewahr: — den Schmerz, der mich durchwühlet, schauet der Abgrund, und er verstummt noch immer? Sie rafft sich auf, und singt das Folgende, mit erhobenem Zauberstabe gegen das Meer gewandt, in phrenetischer Entzükkung: „erscheinet doch! kommt auf Armidens Stimme, ihr Eumeniden! aus den deckenden Klüften! „ (Sie schwingt den Zauberstab.) „Sinke in Schutt und Graus hin, Denkmal von meiner Schmach, verhaßtes Eiland! ꝛc. „ Sturm, Gewitter, das Meer fängt an zu sieden. Die Musik ist hier so sehr Abdruck der Natur, daß man bey Durchspielung derselben alles vor Augen zu sehen, und zu hören glaubt. — Arie — ganz rasende Entzückung. — Aber auch die Worte: „reißt das Herz ihm, reißt's ihm aus! „ — Nach einer kurzen Pause: „und ein warnend Beyspiel, sey allen Falschen seine Strafe, und seine Quaal! „ — Der Chor der Nymphen wiederholt diese Worte unter fürchterlicher Begleitung der Instrumente. (Ein Drachen-Wagen nimmt Armiden auf, indem sie sich entfernt. — Die kleinen Unrichtigkeiten in der Harmonie, und mehrere wider die Accentuation laufende Kleinigkeiten, die doch auf diesem glänzenden, prächtigen, großen Tableau nur unsichtbare Pünktchen sind, wollen wir nicht berühren, da dieses die

erſte Compoſition einer ernſthaften Oper des Herrn Capellmeiſters geweſen iſt. Der Preis dieſer Oper iſt 4 Rthlr. den Louisd'or zu 13 Mark Hamburger Courant gerechnet, und zu haben beym Herausgeber und Ueberſetzer, Hrn. Profeſſor C. F. Cramer in Kiel, bey dem Herrn Weſtphal und Comp. in Hamburg, und in der Gelehrten Buchhandlung zu Deſſau und Leipzig.

II. Berlin. Herrn Carl Denina, Profeſſor emer. der Beredſamkeit und der Griechiſchen Sprache auf der Königl. Univerſität zu Turin, jetzigen Mitglieds der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, Bibliopoeie, oder Anweiſung für Schriftſteller, aus dem Italieniſchen überſetzt. Berlin und Stralſund bey Gottlob Auguſt Lange 1783. in Groß Oktav.

Das Original dieſer vortreflichen Ueberſetzung, welche wir dem Herrn Hofrath und Profeſſor Ulrich zu Jena zu verdanken haben, erſchien 1776 bey den Gebrüdern Reycends zu Turin unter dem Titel: Bibliopea, o ſia l'arte di compor libri, di Carlo Denina, Profeſſore d'Eloquenza e di lingua greca nella regia Univerſità di Torino. Der Verfaſſer iſt bereits durch ſeine, auch ins Franzöſiſche, Engliſche, und Teutſche überſetzte Rivoluzioni d'Italia, durch ſeine Vicende della Litteratura, durch die Istoria politica e litteraria della Grecia, durch ſeine Biblioteca Italiana und andere Schriften zu ſeinem Vortheil bekannt.

Eine das Ganze der Schriftſtelleriſchen Kunſt umfaſſende Anweiſung iſt in unſern Tagen, wo faſt alles, was nur Finger hat, einen Beruf zum Schreiben zu haben glaubt, gewiß nicht überflüßig, um den guten Köpfen die gehörige Richtung zu geben, und den ganz Unfähigen ihre Impo-

tenz

Vierte Scene.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

O Frau, Frau, eilet und rettet euch; mein Herr und sein Diener haben sich beyde losgerissen, die Mägde im Reihen herum geprügelt, und den Doctor gebunden; sie haben ihm den Bart mit Feuerbränden angesteckt, und da er auflohderte, gossen sie ganze Kübel voll Mistpfüzen-Wasser über ihn her, um das Haar wieder zu löschen: Mein Herr predigt ihm Geduld, und unterdessen zwikt ihn sein Diener mit einer Scheere, daß er närrisch werden möchte; wenn ihm nicht augenbliklich jemand zu Hülfe geschikt wird, so bin ich gewiß, sie werden den armen Teufelsbanner ums Leben bringen.

Adriana.

Schweige, du alberner Kerl, dein Herr und sein Diener sind hier; es ist alles falsch was du uns da erzählst.

Bote.

Frau, auf mein Leben, ich sagte euch die Wahrheit; ich habe kaum Athem geholt, seitdem ich es mit meinen Augen gesehen habe; er tobt entsezlich über euch, und schwört, wenn er euer habhaft werde, so woll' er euch so zeichnen, daß ihr euch selbst nimmermehr gleich sehen sollet.

(Man

tenz fühlbar zu machen; und wenn dieser Unterricht von einen Mann kommt, der mit so vieler Erfahrung schon so lange auf der schriftstellerischen Bahn mit Ruhm wandelte, so muß es desto mehr Gewicht haben.

Der Verfasser hat oft auf Italien vorzügliche Rücksicht genommen. Allein das meiste was er sagt findet gewiß seine Anwendung allenthalben, auch für Teutsche; wie denn überhaupt aus dieser Schrift Bekanntschaft des Verfassers auch mit der auswärtigen Litteratur hervorleuchtet. Nur darf man bey einigen Stellen nicht vergessen, in welcher Lage und unter welchem Zwang er schrieb.

Die Anmerkungen, welche der Herr Uebersetzer beygefügt, und von jenen des Verfaßers durch die Buchstaben H. D. U. unterschieden hat, sind richtig und nützlich. Die Uebersetzung ist getreu und in reiner und zierlicher Schreib-Art. Weder den Anfänger, noch den geübtesten Schriftsteller wird es gereuen, sich dieses Buch angeschaft zu haben.

III. Weimar. Wir achten uns verbunden folgende interessante Nachricht, von der hier existirenden und in ihrer Art gewiß einzigen Spritzen-Fabrikations-Anstalt, dem Publico mitzutheilen.

Nachricht von den Schlangen-Spritzen, Hänfenen Schläuchen, dergleichen Feuer-Eymern und Rettungs-Leitern, welche bey mir, Endesverzeichneten, dem Fürstl. Hofmechanico, Johann Christoph Neubert, allhier zu Weimar gefertiget werden, und zu haben sind.

Nach vielen kostbaren und mehr als achtjährigen Versuchen, welche unsers regierenden Herrn Herzogs Durchl.

unter Aufſicht des Hochfürſtl. dazu verordneten Directorii zu Vervollkommnung der Feuer-Löſchungs-Anſtalten im ganzen Lande, mit Spritzen und andern Löſch-Inſtrumenten durch mich machen laſſen, hat endlich die Erfahrung gelehrt: daß alle Abſen-Spritzen, ſie ſeyen von welcher Conſtruction ſie wollen, nichts taugen, und nur Schlangen-Spritzen mit hänfenen Schläuchen, und eben dergleichen Feuer-Ermer, die beſten, dauerhafteſten und verhältnißmäſſig wohlfeilſten Löſch-Werkzeuge ſeyen. Da zu Fertigung derſelben in Menge von Ihro Durchl. Fabrikmäßige Anſtalten getroffen worden, ſo werden dieſe Stücke anitzt hier ſo vollkommen und wohlfeil, als ohne dieſe an andern Orten wohl nicht leicht möglich ſeyn möchte, gefertigt; und ich habe, nachdem ſowohl hieſiges Land, als das Fürſtenthum Eiſenach mit dem Nöthigſten verſehen worden, die gnädigſte Erlaubniß erhalten, auch dem auswärtigen Publico meine Dienſte hierinn anzubiethen. Was alſo erſtlich die Schlangen-Spritzen betrift, ſo ſind, auſſer den Zubringern und gröſten Stadt-Spritzen, (als welche immer ganz beſonders müſſen beſtellt werden) folgende Vier Sorten für die beſten befunden, als courrante angenommen, und von Hochfürſtl. Direction approbiret worden.

No. 1. gröſte Sorte zu 150 Rthlr. Hat 1) zwey kupferne Cylinder, 5 Zoll im Durchmeſſer weit; 2) eine kupferne Windblaſe 3) ein kupfernes Reſervoir, welches 10 Cubic-Fuß oder 30 Feuer-Eimer Waſſer faßt; 4) ein ganz eiſernes doppeltes Druckwerk, und 5) 50 Leipziger Ellen hänfenen Schlauch, in zwey Stücken, eins 4 und das andere 46 Ellen lang. Durch das vier-ellige Stück wirft ſie, ſo wie auch alle andre drey Sorten, ununterbrochen den Strahl, wenn das Leitrohr im 45 Grade gehalten wird, 100 Fuß weit, und ſenkrecht 50 Fuß hoch; durch beyde Schläuche zuſammengeſchraubt aber, noch 70 Fuß weit, von

der Mündung des Leitrohrs an; und giebt in einer Minute 10 Cubic-Fuß Waſſer. Sie wird mit 12 Mann bedient, woron 6 Mann jedesmal an beyden Druckſtangen, nehmlich 3 an jeder, arbeiten, und 6 Mann zum Ablöſen da ſind. Das ganze Werk ſteht auf einer Schleiſe, kann aber mit derſelben auf einen Wagen feſtgeſchraubt werden, welcher des leichtern Transports wegen hier wegbleibt, und an jedem Orte ſehr leicht, nach dem Riſſe den der Käufer mit erhält, dazu gemacht werden kann. Er iſt nemlich ſo eingerichtet, daß die 6 Männer am Druckwerk mit drauf ſtehen können: denn 1) geſchichet das Drucken dadurch weit leichter und ſchneller: 2) kann die Spritze mit ihnen fortrücken ohne daß Verwirrung entſteht; 3) trift es oft daß beym Löſchen die Spritzen in flieſſendes Waſſer oder Moraſt zu ſtehen kommen, daß alsdann die Arbeiter trocken ſtehen, und durch ſolche Zufälle nicht gehindert werden.

Dieſe Sorte Spritzen, an welche bis 300 Ellen Schlauch gebracht werden kann, ohne daß das Werk leidet, iſt für Land- auch ſelbſt Reſidenz- und Handels-Städte vollkommen brauchbar.

No. II. Land-Spritzen zu 86 Rthl. Dieſe Sorte hat 1) einen kupfernen Cylinder 5 Zoll weit; 2) eine Kupferne Windblaſe; 3) ein kupfernes Reſervoir, 6 Cubic-Fuß Waſſer haltend; 4) ein einfaches eiſernes Druckwerk; 5) ſteht auf einer Schleiſe und hat 6) 50 Ellen hänfene Schläuche in 2 Stücken, eins 3 und das andere 47 Ellen lang. Durch den 3 elligen Schlauch trägt ſie, bey Inclination des Leitrohrs auf 45 Grad, den Strahl 80 Fuß weit, 40 Fuß ſenkrecht hoch, durch beyde Schläuche zuſammengeſchraubt, aber noch 50 Fuß weit; und wirft in einer Minute 6 Cubic-Fuß Waſſer. Sie wird durch 8 Männer, nemlich 4 Mann zum Druck, und 4 Mann zum Ablöſen, bedient; und iſt ſowohl für Dörfer als auch Städte brauchbar.

No. III. Dorf-Spritzen zu 50 Rthl. - Diese Sorte hat 1) einen 4 Zoll weiten, kupfernen Cylinder; 2) Kupfernes Windblase; 3) Kupfernes Reservoir, 3 Cubicfuß oder 10 Feuer-Eymer Wasser fassend; 4) ein einfaches eisernes Druckwerk; 5) steht auf einer Schleife und hat 6) 25 Ellen hänfenen Schlauch, in zwey Stücken, eins 3 und das andere 22 Ellen lang. Sie trägt durch den kurzen Schlauch bey 45 Grad Inclination des Rohrs, den Strahl 60 Fuß weit, 30 Fuß senkrecht hoch, durch beyde Schläuche zusammen noch 45 Fuß weit; und wirft in 1 Minute 10 Feuer-Eymer Wasser. Sie wird von 4 Mann, zwey zum Druck zwey zur Ablösung, bedient; und ist die bequemste, auch für hiesige Lande angenommene, Dorf-Spritze. Nicht minder ist sie für grose Kaufmanns-Häuser und Waaren-Magazine sehr bequem zu brauchen.

No. IV. Haus-Spritzen, zu $17\frac{1}{2}$ Rthl. Diese Spritze hat 1) einen 3 zölligen kupfernen Cylinder; 2) eine kupferne Windblase; 3) ein kupfernes Reservoir, 1 Cubic-Fuß Wasser haltend; 4) ein eisernes Druckwerk; 5) hat 3 Ellen hänfenen Schlauch, durch welchen sie in einer Minute 1 Cubic-Fuß Wasser wirft, und den Strahl 30 Fuß weit trägt. Sie wird, als Hand-Spritze, durch einen einzigen Mann bedienet, und ist sehr bequem innerhalb der Gebäude, sonderlich die Dächer von Innen zu defendiren, zu gebrauchen.

Diese 4 Sorten Spritzen sind für alle gewöhnlichen Bedürfnisse in einem Lande, und zur völligen Einrichtung einer Löschungs-Anstalt in demselben, vollkommen hinreichend. Ich muß hier noch bemerken, daß die Schrauben der Schläuche an allen meinen Spritzen vollkommen einerley sind, und also zwey bey mir gefertigte Spritzen von ganz fremden Städten und Dörfern, die beym Feuer an einem dritten Orte zusammenkommen, einander mit ihren Schläu-

chen

ehen helfen, und ſie ſicher an die fremde Spritze ſchrauben können, wenn dieſer die Schläuche ſchadhaft worden ſind, oder verlängert werden müßen. Dieß iſt ein Punckt von der größten Wichtigkeit bey einer Spritzen-Einrichtung in einem Lande: ſonſt entſtehen bey Feuersbrünſten oft die allergrößten Nachtheile.

Die hänfenen Schläuche ſind rund, aus dem Ganzen gewebt, und vollkommen ohne Nath. Sie werden in hieſiger Fürſtlichen Schlauchweberey gefertigt, und ſind bereits im ganzen Lande eingeführt. Sie ſind ohne allen Vergleich beſſer als die ledernen, nemlich: 1) wohlfeiler im Ankauf und der Unterhaltung, denn ſie dürfen nicht wie jene eingeſchmiert, ſondern nur nach dem Gebrauch in der Luft getrocknet und aufgehoben werden; 2) weit dauerhafter als jene, denn man hat noch nie den Fall gehabt, daß einer währendem Gebrauch auch von der ſtärckſten Anſtrengung zerplazt wäre. Die ordinären und für alle obige 4 Sorten Spritzen brauchbaren Schläuche ſind 2 Zoll weit. Da nachläßige Weber aber oft Fehler im Dichtſchlagen machen könnten: ſo wird jedes Stück das vom Stuhle kommt erſt hier an einer Spritze probirt, und wenn es vollkommen waſſerdicht befunden iſt, mit dem Directions-Siegel ſignirt. Sie werden pfundweiſe das Pfund zu 19½ Gr. verkauft, und der Centner zu 110 Pf. hält ohngefähr uncingegangen 410 Ellen. Sollte jemand ohne Spritze bloß Schläuche verlangen, ſo kann man ſich deßhalb, auch auſſer mir, an **Madame Bucholz**, geb. **Söllner** allhier, als welcher die Aufſicht über die Schlauchweberey anvertrauet iſt, wenden, und der ſolideſten Bedienung gewiß ſeyn.

Die vorzügliche Güte und Dauerhaftigkeit der hieſigen hänfenen Schläuche, beweißt folgende heuer von Fürſtl. Direction hier damit angeſtellte Probe. Es wurde eine meiner hieſigen Spritzen mit hänfenen Schläuchen ohngefähr 30

Schritte weit von dem Thurme der Haupt-Kirche geſtellt, durch einen Zubringer aus dem nächſten Brunnen-Reſervoir mit Waſſer verſehen, und der Druck-Schlauch durch das Fang-Seil 75 1/4 Ellen hoch, ſo hoch man nemlich auf dem Thurme kommen konnte, hinaufgezogen. Auf das gegebene Zeichen fiengen die Arbeiter an zu drucken, und in Zeit von 1 1/2 Minute fieng das 8 Linien weite Leitrohr in obgedachter Höhe zu gießen an, und trug ſeinen Strahl eben ſo weit als gewöhnlich. Um auch zu wißen wie viel Waßer in einer ſolchen Höhe in verhältnißmäßiger Zeit gefördert werde, ſo wurde der Strahl 1 Minute lang in Gefäße geleitet, und man fand daß die Spritze hier eben ſo wie unten auf der Erde in 1 Minute 10 Cubic-Fuß oder 30 Feuer-Eymer Waßer gegeben hatte. Bey dieſer harten Probe haben weder Schläuche noch Spritze das Geringſte gelitten, ſobgleich 16 Mann zum Druck nöthig waren.

Der glückliche Erfolg der hänfenen Schläuche führte ganz natürlich auf den Verſuch mit hänfenen Feuer-Eymern, der auch ganz nach Erwartung gelungen iſt. Die hänfenen Feuer-Eymer, welche eben ſo wie die Schläuche gewebt werden, koſten das Stück 1 1/2 Rthlr. ſind leicht, dauerhaft, gut zu transportiren, und ohne Vergleich beſſer als lederne, hölzerne, ſtroherne, von Wurzeln geflochtene, von Huthfilz gefertigte, und aus was man ſie ſonſt noch gemacht hat.

Außer dieſen ſind noch die vor einigen Jahren in England erfundenen Rettungs-Leitern ein bey Feuersbrünſten in großen Städten und bey hohen Häuſern, in welchen ſehr oft die Treppen nur hölzern ſind, ein unentbehrliches Werckzeug. Es ſind hänfene Strickleitern, an welchen unterhalb und längs derſelben eine geräumige Hang-Matte von Zwilich befeſtigt iſt, in welcher, aus den höchſten Etagen eines Hauſes, wenn ſchon die Treppen abgebrannt ſind, oder das

Feuer

Feuer den Zugang von unten nicht mehr erlaubt, Arbeiter, Kinder, gebrechliche Krancke, zerbrechliche Meubles und dergl. ohne alle Gefahr gerettet, und den Gebäuden noch von auſſen Hülfe geleiſtet werden kann. Sie werden den Nothleidenden durch lange Feuer-Haaken ins Fenſter zugereicht, können durch einen ſtarcken daran befindlichen Knebel augenblicklich in jedes Fenſter befeſtiget und unten von ein Paar Männern ſchwebend gehalten werden, und man kann durch Hülfe derſelben, wenn ſie nur durch eine nahſtehende Sprize von Zeit zu Zeit benezt werden, ohne Gefahr mitten durch die Flamme paſſiren. Die Fürſtl. Direction hat zwey Sorten davon approbirt und angenommen; nemlich

No. I. Sechs Etagen hohe, 40 Ellen lang; für Kirchen, Schlöſſer und auſſerordentliche hohe Gebäude. Die Elle à 15 Gr. — 25 Rthlr.

No. II. Vier Etagen hohe, 24 Ellen lang, für gewöhnliche Häuſſer, 15 Rthlr.

Kürzer ſind ſie, wenigſtens nicht in allen Fällen, nicht brauchbar.

Die Preiſe aller hier erwähnten Stücke ſind in Chur-Sächſ. Courrant den alten Luisd'or zu 5 Rthlr. und hier zur Stelle. Fracht und Emballage trägt der Käufer, ſo wie ich mir auch Briefe und Gelder Franco erbitten muß. Liebhaber können der ſolideſten und beſten Bedienung von mir ſicher ſeyn; denn ich liefere weder Sprize, Schlauch, Feuer-Eymer, noch Leiter, kurz kein Stück, das nicht zuvor durch Fürſtl. Direction probiert, tüchtig gefunden und von derſelben ſignirt worden. Weimar, den 25. October 1783.

Johann Chriſtoph Neubert,
Herzogl. Sachſ. Weimar. Hof-Mechanikus.

Geleſen und approbirt. Weimar, den 27. October 1783.

(L. S.) Fürſtl. zur Feuer-Löſchungs-Anſtalt gnädigſt verordnete Direction.

IV. Zellerfeld. Nach gemachten genauen Ueberſchlage kann nunmehro dem Publicum angezeiget werden, daß der Subſcriptions-Preis meiner an der Oſtermeſſe des laufenden Jahres angekündigten

Erfahrungen vom Innern der Gebirge,

nur 2 alte Louisd'or für das teutſche Exemplar ſeyn, der Ladenpreis aber auf 2½ Louisd'or hinaufſteigen wird. In der Ankündigung vom May des laufenden Jahres wurde zu erkennen gegeben, daß der Subſcriptionspreis wohl nicht über 3 alte Louisd'or ſteigen würde; ich habe aber alles gethan, ſo weit als nur immer möglich, unter dieſem Preiſe zu bleiben, und habe meine Abſicht erreicht. Verſchiedene Vortheile kamen mir hierbey zuſtatten, die ein andrer nicht würde haben benutzen können; neben dieſen hatte ich es mit der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler zu Deſſau zu thun, welche die Preiſe ihrer Verlagsſchriften ſo billig ſetzt, und ich für mich ſuchte keinen Vortheil weiter, als den, dem Naturforſcher allgemein, und nach ihm näher noch dem Bergmanne Gelegenheit zu geben, auf dem Wege meiner Erfahrungen nützliche Beobachtungen weiter fortzuſetzen, um über eine Region der Naturkunde, die bisher noch ſehr im Dunkeln lag, nach und nach mehr Licht, und durch dieſes mehr Nützlichkeit zu verbreiten. Es iſt aber bey dieſer Einſchränkung des Preiſes weder der Nützlichkeit noch der Schönheit des Werks auch nur das allergeringſte entzogen worden. Um hierüber einen Beweis zu geben, habe ich veranſtaltet, daß einige, obgleich nur wenige, Exemplare vom Titelblat, ſammt dazu gehöriger Vignette, dieſe in der Illumination, und eine Seite Text abgedruckt worden; von dieſen wird man jedem, der ſich mit Annahme der Subſcribenten bemüht, ein Exemplar zum Vorzeigen zuſtellen. Auch diejenigen, welche etwa den Preis noch zu hoch finden ſollten, werden hoffentlich hierdurch, wenn

ſie

ſie nur einigermaßen billig denken, Befriedigung erhalten; und jeder, der ſich ſubſcribirt, wird im voraus überſehen können, was er zu erwarten habe. Alles übrigens, in Anſehung der Bogenzahl des Werks und der dazu gehörigen Kupfer, bleibt ſo, wie unterm erſten May des laufenden Jahres von der Verlags-Kaſſe zu Deſſau angekündiget worden iſt.

Denjenigen, welche ſich bemühet haben Subſcribenten anzunehmen, ſage ich den verbindlichſten Dank; und erwähne hierbey nur, daß es mir geſchienen hat, als wenn mehrere Liebhaber ſtatt Subſcription ganz irrig Pränumeration verſtanden hätten. Letztere zu verlangen bin ich nicht gemeynet geweſen, erſtere aber zu verſuchen war mir darum nothwendig, weil ich bey ſo wenig Verlangen nach Vortheilen, dafür doch etwas thun mußte, mich wenigſtens auſſer der Gefahr eigenen Schadens zu ſetzen.

Da es unmöglich iſt, mit den Kupfern, zumal ſie der Deutlichkeit wegen alle illuminiret werden müſſen, zu Oſtern 1784 völlig fertig zu werden; ſo muß ich die Zeit der Vollendung des Werks bis zur Michaelismeſſe 1784 hinausſetzen. Bey dieſer Verlängerung kann ich nun auch den Termin der Subſcription bis zur Oſtermeſſe des nächſtkommenden Jahres verlängern, welches ohnedem meiner entfernten Freunde wegen ſehr nothwendig war. Zellerfeld, den 1ſten October 1783.

Fried. Wilh. Heinr. von Trebra,
K. Großbrit. und C. Braunſchw. Lüneb. Vice-Berghauptmann.

V. Ullrich. Durch die auf einem beſondern Bogen gedruckte Ankündigung vom 8ten May, habe ich noch mehrere Gelehrte und Geſchäftsmänner mit mir zu vereinigen das

Glück

Glück gehabt, um ein teutſches Journal, nach Art des Gentleman's Magazine, zu Stande zu bringen. Aber noch immer fehlt es mir an einem zuverläſſigen Correſpondenten in Altorf, Augsburg, Bautzen, Boizenburg, Bunzlau, Bützow, Delmenhorſt, Eger, Emden, Greifswalde, Güſtrow, Hameln, Heilbronn, Inſpruck, Itzehoe, Kirchberg, Kreutznach, Landshut, Linz, Lippſtadt, Lüneburg, Meiſſen, Neubrandenburg, Paſſau, Ratzeburg, Roſtock, Salzburg, Schmiedeberg, Schwerin, Stade, Stargard, Stralſund, Strelitz, Tangermünde, Torgau, Waldenburg, Worms, Zerbſt und Zittau. Auch aus andern Orten wird mir ein Correſpondent, der Zeit, Luſt und Fähigkeit für dieſes Nebengeſchäft hat, willkommen ſeyn. Indeſſen ſehe ich mich ſchon jetzt im Stande, dem Publikum ein ſolches Werk zu verſprechen, als mein Plan erwarten läßt; vorausgeſetzt, daß die Subſcribenten mich in den Stand ſetzen, den dazu erforderlichen Koſtenaufwand beſtreiten zu können. Ich verdenke es niemanden, daß er ſich beſinnt, ob er Einen Louisd'or daran wagen wolle, wenn ich mich gleich nicht beſonnen habe, ſechzig Louisd'or auf einen Verſuch zu verwenden, der als eine merkantiliſche Speculation, ein ſolches Riſico wohl nicht rechtfertigen könnte; ich müßte Teutſchland ſonſt gar nicht kennen. Ich werde von Glück zu ſagen haben, wenn ſich ſo viele Subſcribenten finden, daß ich in Anſehung des Vorſchuſſes gedeckt bin. Aber auch hierauf darf ich mir, nach den mehreſten Briefen meiner Correſpondenten, keine Rechnung machen, weil viele von denen, welche allenfalls noch Luſt und Vermögen haben, auf das Journal zu unterzeichnen, an der Ausführung zweifeln ſollen. Vermuthlich ſoll das heiſſen: Sie fürchten, die Ausführung ſelbſt werde meinem Plane nicht entſprechen; denn übrigens könnte doch Niemand gefährdet ſeyn, da er die ſechs erſten Stücke nicht eher, als beym Empfang des 6ten, zu bezahlen nöthig hat.

Nun

(Man hört ein Geſchrey hinter der Bühne.)

Horcht, horcht, ich hör ihn, Frau; ſieht, ſieht.

Herzog.

Kommt, ſteht neben mich, fürchtet nichts; Wache, habet Acht!

Adriana.

Weh mir, es iſt mein Mann; ihr ſeyd Zeugen, daß er unſichtbar wieder heraus gekommen iſt Eben izt ſahen wir ihn in die Abbtey hier hinein flüchten, und nun iſt er hier, ohne daß ein Menſch begreiffen kan, wie es zugegangen iſt.

Fünfte Scene.

Antipholis und Dromio von Epheſus zu den Vorigen.

Antipholis von Epheſus.

Juſtiz, Gnädigſter Herr, o, laſſet mir Juſtiz angedeyhen. Um des Dienſtes willen den ich euch einſt that, da ich in der Schlacht meinen Leib zu euerm Schild machte, und die Wunden auffieng, die auf euch gezielt waren; um des Blutes willen, ſo ich damals verlohr, euer Leben zu retten; laſſet mir izt Juſtiz angedeyhen.

Aegeon.

Wenn Todesfurcht mein Auge nicht verfälſcht, ſeh' ich hier meinen Sohn Antipholis und Dromio.

Nun wohl! Jeder Subscribent, dem die drey ersten Stücke nicht gefallen, kann solche an das Postamt oder die Buchhandlung, von der er sie erhalten hat, ohne Bezahlung zurückgeben. Nur der, welcher sie behält, wird als Subscribent betrachtet, und macht sich dadurch stillschweigend verbindlich, das Jahr auszuhalten. Es haben einige bey mir selbst einzelne Exemplare bestellt; aber meine Zeit muß ich für nöthigere Dinge, als solchen Briefwechsel und Versendungen aufsparen. Ich bitte daher, daß man sich lediglich mit seinen Bestellungen an die Postämter, Zeitungs- Adreß- Intelligenz-Comtoire und Buchhandlungen wenden möge. Einige Zeitungen haben die XII. stehenden Artickel des Plans ausgezogen, ohne des übrigen Inhalts zu erwähnen, auf den es doch eigentlich ankömmt. Wer das Gentl. Magaz. nicht kennt, oder meine Ankündigung vom 8ten May nicht gelesen hat, der kann sich keinen Begriff vom Ganzen machen, und jene XII. Artickel allein möchten wohl Niemand für sein Geld entschädigen. Freilich wird keiner unter allen Lesern des Journals seyn, der nicht diesen oder jenen Aufsatz wegwünschen sollte. Die Auszüge aus Handschriften und die historische Chronik ausgenommen, werden aber auch die Subscribenten im Grunde die übrigen X. stehenden Artickel nicht mit bezahlen, sondern als eine Zugabe erhalten, die sie nach Gefallen überschlagen mögen, da ich bey ungleich engerm Druck dennoch eben die Bogenzahl liefern werde.

Es wäre Schade, wenn die Sache nun nicht zur Wirklichkeit kommen sollte, da schwerlich irgend ein Gelehrter nach mir es wagen würde, einen zweyten Versuch zu machen, der allein schon mit einer Mühe verknüpft ist, (die Kosten für nichts gerechnet!) die ich Keinem anmuthen möchte, dessen Herz nicht eben so sehr, als das meinige dabey interessirt wäre. Ich kann mich hierüber nicht deutlicher erklären.

Die

Die Herrn Herausgeber der Journale und gelehrten Zeitungen ersuche ich, diese Erklärung, in so ferne sie Platz dafür haben, ihren Blättern einzurücken; eine Gefälligkeit, die ich in Zukunft gern erwiedern werde. Ellrich den 28sten August, 1783.

Goekingk.

VI. Zweybrücken. Der Subscriptions-Termin für die sämmtlichen Werke des Montesquieu und Helvetius in 15 Bänden und mit der Auteren Portraits, die ich im May dieses Jahres angekündiget habe, geht mit dem ersten künftigen Monat Decembers zu Ende. Ich ersuche daher meine Herren Correspondenten, mir von itzt an in 8 Wochen aufs Längste, ihre Subscriptionslisten gefälligst zu übermachen.

Mit der ersten Sendung, welche die vier letzten Bände der *Oeuvres de J. J. Rousseau* enthält, und die in 3 Wochen geschieht, wird des fürtreflichen Mannes sehr schön gestochenes Bildnis geliefert. Noch sind complette Exemplare von diesem Werke für 12 Fl. 30 Kr. bey Unterzeichnetem zu haben. Die sehr interessanten Supplemente, welche 6 Bände in nämlichen Formate ausmachen, sind würklich unter der Presse. Man zweifelt nicht, daß die Hrn. Subscribenten auch für diese ihre Unterzeichnung continuiren werden; allenfalls bitte ich mir vor Ausgang dieses Jahres Nachricht aus. Zweybrücken den 30ten November 1783.

L. Ph. Hahn,
Rentkammersekretär.

Der
Teutſche Merkur.

December 1783.

I.

Supplement
zu den Nachrichten
von Doct. Johann Geiler von Kaiſersberg.
(Schluß.)

7) Doctor Kaiſersbergs Paternoſter. Des hochgelehrten, würdigen Prädicanten der löblichen Stadt Strasburg, Auslegung über das Gebet des Herrn, (Strasburg durch Matthias Hüpfuf, 1515. Fol. 125. B. die nach eilf Alphabeten, ohne Blätterzahlen, verzeichnet ſind.)

Dieſe Auslegung enthält 59 Predigten, welche 1508. gehalten und aus dem Lateiniſchen, worin man ſie zuerſt edirte, wiederum Teutſch von Johannes Adelphus, aus Strasburg, Phyſicus und Stadtarzt zu Baſel, überſetzt worden. Die Zueignungs-Vorrede zeigt, was dieſer Ueberſetzer für ein poſſirlicher Mann war. Er vergleicht das geiſtliche Amt ſo mit dem Hirtenſtande: „Darum aber, daß mancherley Hirten ſind, als Kuhhirten, Schafhirten, Säuhirten, Gais-

hirten, Gänzhirten, wär es auch nicht auſſer Wege, etwas von denen zu ſchreiben mit kurzem Begriff. Die Kuhhirten ſind die das groſse Vieh hüten und der Geiſtlichen, die Biſchöffe — Schaafhirten ſind die Pfarrer und Leutepriester, die ſollten Unterhanen haben, als die Schaafe, ſo gedultig und gehorſam, ſo verlieren ſie die drey erſten Buchſtaben, und werden Affenhirten — Darnach ſind die Säuhirten, das ſind die weltlichen Richter, die da beſitzen Gericht und Recht, und genug zu ſchaffen haben, wie ſie die wilden Schweine zähmen mögen. Gaishirten ſind die Doctoren auf hohen Schulen, die warlich bösſpringende, feige und geile Studenten ziehen, auf alle Büberey geneigt, nicht auf die Liberey — Aber Gänshirten, das ſind die armen Schulmeiſter der jungen Knaben, die erſt lehren pfeifen, wie die Gans, und den Kragen hervorſtrecken; aber ſonſt iſt es ein nützlich Thier„ —

Auf dem Titel dieſes teutſchen Paternoſter iſt ein Holzſchnitt, der unſern Geiler predigend vorſtellt, mit vielen devoten Hörern umgeben. Bey der Schlusrede findet ſich auch ein ſchöner groſser Holzſchnitt; worauf ſich der Künſtler V. G. bezeichnet hat; welches **Chriſt** von **Vogtherr** auslegt, der in Dürerischer Manier arbeitete.

In dieſem Paternoſter finden ſich keine dergleichen Ausfälle auf die Geiſtlichkeit, wie in mehrern Geileriſchen Schriften. Auch nimmt unter andern der

Ver-

Verfaſſer einen guten Tiſch in billigen Schutz. „So ſprichſt du weiter: was ſoll ſoviel Salz an dem Stockfiſch, ſoviel Zwiebeln oder Pillen; was ſollen ſo viele Trachten oder Eſſen? — Ich ſpreche, daß die Eigenſchaft und Weſen deß, der es braucht, mag den Menſchen entſchuldigen in dem Brauch der köſtlichen Speiſen; als von den Kranken, Siechen, von den Gelehrten, Weiſen, Sinnreichen, von den Prälaten und Obern. Dieſe dreyerley Geſchlechter der Menſchen bedürfen, daß ſie höflicher und beſſer köſtlicher Speiſen gebrauchen, als andere Menſchen. — Es iſt kund und öffentlich von den Gelehrten, oder denen die andre lehren und oberſte Verweſer ſind im Geiſtigen, daß ſie beſſere Speiſen haben mögen, als ſonſt ſchlecht gemein Volk. Denn die beſſere Speiſe und Trank gebäret gemeiniglich ein beſſer, edler Blut, als die grobe, darvon auch kommen viel mehr ſubtiler Geiſt des Lebens und der Sinnen, die faſt dienen zu ſchärfen die Vernunft. — So gehört es zu den Obern, Regenten, Edlen und Gewaltigen; dann ſolche Leute mögen wohl eine Herrlichkeit machen über andere Leute im Eſſen und Trinken oder Kleidern, auf daß in ihnen ihre Würdigkeit und Ehre gelobt und geehrt werde, und daß man ihnen pflichtige Reverenz erbiete, die gar oft denen entzogen wird, die die Dinge verlaſſen und nicht achten das, was zum Aeuſſerlichen gehört; welches mehr aus täglicher Erfahrung geſehen und erlernt wird, als aus Büchern. „ —

Ich habe auch die lateiniſche Ausgabe dieſes Werks in Händen:

Celeberrimi ſacrarum litterarum Doctoris Johannis Geiler Keiſersbergii, Argentinenſium Concionatoris benemeriti, de oratione Dominica ſermones, per Iohannem Otherum Nemetenſem hac forma collecti. (Argentorati, per Matth. Schurerium, 1510. 4to. 85 fol.)

Dieſer Other, ein Schüler und Freund von Geilern, hat mehrere deſſen Schriften ediret. Er ſelbſt hat in der Folge Predigten über das erſte Buch Moſe (Hagenau 1538. 4.) drucken laſſen.

8) Von dem Baum des ewigen Lebens. Nach dem Alphabet geordnet und geprediget durch den hochgelehrten Doctor Kaiſersberg. (Strasburg durch Joannes Grüninger 1518. Fol. 40 Blätter.)

Der Eingang dieſer Sammlung von 23 Predigten beſagt, daß ſolche in dem Nonnenkloſter zu St. Margaretha und St. Agneſe gehalten, und nachgeſchrieben worden. „Der Menſch ſoll ſteigen auf den Baum eines rechten ordentlichen und tugendreinen Lebens. Dieſer Baum hat 23 Aeſte, die bezeichnet ſind durch die Buchſtaben in A. B. C.„ Jede dieſer Predigten hat, nach Ordnung des Alphabets, ein lateiniſches Wort oder Denkſpruch zum Thema. Z. B. die erſte: „Attendere, Angedenk ſeyn des Endes, darum

du geſchaffen biſt. „Bey jeder Predigt iſt ein Holzſchnitt, theils geringer, theils ſehr guter Beſchaffenheit. Die beſſern ſcheinen alle von dem Künſtler zu ſeyn, der ſich auf Folio 34 H. B. G. (das G. iſt zwiſchen H. und B. eingeſchlungen) bezeichnet, welches Apinus von Hans Barthel Grun, einem berühmten Formſchneider, auslegt.

Aus dem A. führe ich eine Stelle an, wie ſie mir eben vor Augen kommt: „Thue als ob ein jeglicher Tag dein ganz Leben wäre. Alſo wenn du an dem Morgen aufgeſtanden, ſo laß dir ſeyn in deinem Herzen, als ob du erſt an demſelben Morgen gebohren wäreſt, und zuvor nie in dieſer Welt geweſen, und gewißlich nicht länger leben ſollteſt denn bis zur Nacht. Und was du wollteſt gethan haben, ſo du von hinnen ſollteſt ſcheiden, daſſelbe thue von Stund an. Denn niemand weiß die Stunde oder den Tag, daran er ſterben muß. — Wir ſterben alle, und ſchleichen dem Tod zu, als das Waſſer dem Thal.„

9) Chriſtliche Pilgerſchaft zum ewigen Vaterland — geprediget durch den hochgelehrten Herrn Johannes Geiler, genannt von Kaiſersberg, Doctor der heiligen Schrift, Prädicant löblicher Gedächtniß zu Straßburg. (Baſel, durch Adam Petri von Langendorf, 1512. Fol. 228 Bl.)

Auf dem Titel iſt ein Holzſchnitt mit untergeſetzten vier Reimen; noch einige kleine Holzſchnitte kom-

men im Buche ſelbſt vor, mit dem Zeichen V. G. Geiler ſchrieb hier eine chriſtliche Sittenlehre, unter bildlicher Einleitung der Eigenſchaften, Dürfniſſe und gewöhnlichen Schickſale eines Pilgers. Da wird Stab, Mantel, Hut, Geſellſchaft, Herberge, Erlabung, Beraubung, Heimkunft u. ſ. w. umſtändlich durchgegangen, und aufs reichlichſte mit guten Lehren begleitet. Z. B. „Die vierte Eigenſchaft eines weiſen, vernünftigen Pilgers iſt, daß er habe einen guten großen Stab, an dem er ſich möge heben, auf daß er nicht in den Dr— falle, und ob er gefallen, daß er ſich wieder aufhebe, und daß er ſich fleure auf den Stab, ſo er müde geworden — und daß er damit um ſich ſchlage und ſich damit erwehre der Gänſe, Hunde und Wölfe, die ihn im Weg anpfeifen, anbellen und anheulen.„ — Das alles wird nun weitläuftig auf die Hofnung ausgelegt.

Die Ordensgeiſtlichen werden hin und wieder ſcharf angeſehen; namentlich die Franciscaner, die eigentlich kein Geld anrühren, die Dominicaner, die nichts eigenes haben, die Bernhardiner, die ſchlechte Kleider tragen ſollen, da doch letztere Lündiſch und Mecheliſch Tuch trügen, und nicht mehr Münche, ſondern Domherren ſeyn wollten.„

Beſage einer Zuſchnungsſchrift hat Jacob Otherr, zu Freiburg (nachmals zu Steinach) dieſes Werk ſeines Lehrers, den er kurz vor ſeinem Tod noch beſucht

ſucht hatte, am 29. May 1511 deswegen herausgegeben, „weil er es nach Meinung und Unterweiſung deſſen eigner Handſchrift zu thun im Stande war, und das Buch vordem öftermal unvollkommen und ungerecht abgedruckt worden.„ Ich habe aber nirgends einige Anzeige dieſer vorherigen Ausgabe der Pilgerſchaft finden können. Dagegen habe ich die latiniſche Ausgabe vor mir:

Peregrinus doctiſſimi ſacrae theologiae Doctoris Ioannis Geiler Kaiſersbergii — a Iacobo Othero, diſcipulo ſuo congeſtus. (Argentinae per Math. Schurerium 1513. 4to. 130 fol.)

Other hat hierbey die Zueignungs-Vorrede vom 18ten Jun. 1512. datirt, und da er verſichert, das Werk mit vieler Mühe in Ordnung gebracht und von Fehlern der Abſchreiber geſäubert zu haben, ſo kann man annehmen, daß es deſſen erſte lateiniſche Ausgabe ſey. Da die teutſche viel weitläuftiger iſt, ſo ſieht jene einer abgekürzten Ueberſetzung aus dieſer ähnlich. So ſteht z. B. jene von den Bernhardinern angezogne Stelle nicht im Lateiniſchen. Ich ſuchte vergeblich nach, wie die Kündiſchen Tücher lateiniſch lauteten. Und da Other die teutſche Ausgabe eher herausgegeben, und in der Vorrede verſichert hat, daß er ſie aus eigner Handſchrift genommen, ſo ſcheint jene teutſche Ausgabe die Originalität zu behaupten. Indeſſen erhellt es nur aus der lateiniſchen, daß die

Predigten, woraus das Werk beſtehet, im Jahr 1500 gehalten worden ſind. Nur in der lateiniſchen Ausgabe, ſind auch die einzelnen Predigten abgetheilet worden.

10) Doctor Kaiſersbergs Poſtill: über die vier Evangelia durchs Jahr, ſammt dem Quadragezimal und von etlichen Heiligen neulich ausgegangen. Mit Kaiſerlicher Gnadenfreyheit auf ſechs Jahr. (Strasburg durch Johann Schott 1522. Fol.

Auf dem Titul ſieht man Geilers intereſſantes Bildniß in einem ſchönen großen Holzſchnitt. Das Werk ſelbſt beſteht aus folgenden Theilen. Der erſte enthält Predigten vom Advent bis zur Faſten, auf 35 Blättern, hierin kommen recht ſchöne große Holzſchnitte bibliſcher Geſchichten vor, ohne die kleinern ſchlechten. Darauf kommt die Paſſion, welche, in 28 nicht numerirten Blättern, Predigten über die Paſſionsgeſchichte enthält, mit 19. dieſelbe vorſtellenden großen Holzſchnitten. Alle dieſe große Holzſchnitte ſind ſo ſchön, daß man wahrſcheinlich annehmen kann, daß ſie nach Dürериſchen Zeichnungen bearbeitet worden. Denn Albrecht Dürer gab bekanntlich viele ſeiner Handriſſe andern Formſchneidern zur Ausarbeitung in Holz. Viele dieſer Meiſter verdienten wohl wegen der in der Ausführung bewieſenen Geſchicklichkeit mehr bekannt geblieben zu ſeyn. Auf gegenwärtigen Blättern findet ſich nirgends einiges Zeichen, das den Künſtler deuten könnte.

Zer-

Antipholis von Epheſus.

Juſtiz, theurer Fürſt, gegen dieſes Weibsbild hier; ſie, die ihr ſelbſt mir zum Weibe gegeben habt, und die mich auf den äuſſerſten Grad betrogen und beſchimpft hat. Sie überſteigt alles was man ſich einbilden kan, die Beleidigung, ſo ſie mir heute angethan hat.

Herzog.

Erzähle worinn, und du ſollſt mich gerecht finden.

Antipholis von Epheſus.

An dieſem heutigen Tag, groſſer Herzog, ſchloß ſie die Thüre vor mir zu, und ſchmaußte indeſſen mit Huren in meinem Hauſe.

Herzog.

Ein ſchweres Vergehen; ſag', Weibsbild, thateſt du das?

Adriana.

Nein, Gnädigſter Herr; ich ſelbſt, er und meine Schweſter haben heute mit einander zu Mittag gegeſſen; möge meine Seele verlohren ſeyn, wenn dieſes falſch iſt; er legt mir das ungebührlich zu.

Luciana.

Nimmermehr mög' ich den Tag wieder ſehen, wenn das nicht die reine Wahrheit iſt, was ſie Euer Durchlaucht geſagt hat.

Angelo.

Ferner folgt das Quadrageſimal, oder Predigten über die Faſten-Evangelien, 118 Blätter, mit unbedeutenden kleinen Holzſchnitten. Endlich kommen Predigten von Oſtern bis zum erſten Advent, 110 Blätter, und zum Schluß Predigten von den Heiligen, 41 Blätter. In dieſen letzten ſind wieder Sieben von jenen großen ſchönen Holzſchnitten mit abgedruckt.

In der kurzen Vorrede dieſes ganzen Werks wird gemeldet, daß **Heinrich Weßmer** dieſe Predigten aus Kaiſersbergs Munde nachgeſchrieben und geſammlet habe. Ich ſetze eine Stelle her, die den Urheber nicht verkennen läßt: „Einer der da Regierer iſt oder ein Oberer, derſelbe ſoll lugen, (wahrnehmen) daß er nicht blind ſey, auf daß er ſeine Unterthanen nicht mit ihm verführe. Wenn ſo ein Blinder den andern führt, ſo fallen ſie beyde in die Grube. Wie ein Vorroß, das blind iſt, und voran hingeht, wenn daſſelbe in einen Graben fällt, ſo zieht es die andern Roſſe, die an ihn gekoppelt ſind, alle miteinander hernacher, und verderben mit einander. Alſo auch wenn ein Oberer, das Vorroß, blind iſt, und giebt ein falſch Urtheil, ſo gehen die andern alle zuſammen hinnach, und folgen, und geben auch ein falſches Urtheil — Sehet, das trift die Lehrer und Prediger, mich und meines gleichen, und alle Obern, die ſtrafen ſollen die Laſter in den Unterthanen. Aber zum dickernmal geſchiehet es, daß wir feſter und mit größern Laſtern beladen ſind, als dieſelben, die wir ſtrafen.„ —

Man hat von dieſer Poſtille auch eine Ausgabe von 1512. Mir iſt ſie nicht zur Hand gekommen; der von einigen Gelehrten aber allegirte Titel ſtimmt ganz mit obbeſchriebener Edition von 1522 überein.

Ich laſſe nun auch diejenigen Geileriſchen Schriften folgen, die ich bey verſchiedenen Gelehrten angeführt gefunden, aber nicht ſelbſt geſehen habe.

11) Io. Gerſonis Cancellarii Pariſienſis opera, edidit Ioannes Geiler, Vol. III. in fol. Argent. 1488.

Geiler nennt in vielen ſeiner Schriften den berühmten Gerſon als ſein Muſter in Lehre der ausübenden Moral. Er hatte nicht gemeinen Fleiß, und ſogar eigne Reiſen auf Sammlung deſſen Schriften verwendet, deren Herausgabe ſchon 1494. zu Baſel wiederholt wurde. Erſt in dieſem 18ten Jahrhundert ſind ſolche von Dupin in Antwerpen wieder aufgelegt worden.

12) Ioannis Kaiſersbergii epiſtolae elegantiſſimae de modo praedicandi dominicam paſſionem. (Argentor. 1505. 4to.)

befinden ſich in *Wimpelingii* declaratione apologetica in libellum ſuum de integritate abgedruckt. Geiler tadelt unter andern darin das unbeſonnene lange Predigen, „es welle immer einer den andern über-

übertreffen, wie ein Kukuk den andern.„ Die eigentliche Veranlaſſung dieſer Epiſteln war dieſe. Ein gewiſſer Salaſſa hatte in der Paſſion gepredigt, unſer Herr habe ganz nackend am Kreuz gehangen. Einer von Geilers Freunden hatte ihn darüber getadelt; worauf jener ihn von der Kanzel heftig ſchimpfte. Hierüber holte er ſeines Freundes, Geilers, guten Rath ein, der ihm antwortete, und zeigte, daß Herr Salaſſa ſehr abgeſchmackt geprediget habe.

13) Fragmenta Paſſionis Domini noſtri Ieſu Chriſti, a celeberr. divini eloquii oratore D. Io. Geiler a Keiſersberg, Theologo, ſub typo placentae mellcae praedicatae, per Iac. Otherum, familiarem ejus, in hunc modum collecta. Argentor. per Math. Schaurerium 1508. 4to.

Nebſt **Othern** hat **Wimpheling** dieſe 1507 gehaltenen Paſſionspredigten herausgegeben, wie zwey am Ende des **Buchs** angedruckte Briefe beyder Männer bezeugen.

Eben der Arzt, Johann Adolphus, der das **Paternoſter** überſetzte, hat auch von dieſer Paſſion eine teutſche **Ueberſetzung** gegeben.

Doctor Kaiſersbergs Paſſion des Herrn Jeſu, fürgeben und gepredigt gar beträchtiglich, und getheilt in ſtückesweiſe einen ſüſſen Lebkuchen, auszugeben als durch die ganze Faſten, allen Tag wohl eine

Pre-

Predigt daraus zu nehmen iſt. Neulich aus dem Latein in teutſche Sprache transferirt durch Joh. Adelphum Phyſicum aus Strasburg. (Fol. mit Holzſchnitten ohne Meldung der Zeit und des Orts.)

Die Eigenſchaften, Entſtehungsart und der Genuß eines Leb- oder Honigkuchens wird zu Paſſionsbetrachtungen allegoriſch angewendet.

14) Der Seelen Paradies von wahren und vollkommenen Tugenden. Strasb. 1510. Fol.

Peter Wikgram ſchreibt, daß ſein Oheim, Geiler, dieſe Schrift aus Humberti tract. de virtutibus ins Teutſche überſetzt habe.

15) Navicula poenitentiae per excellentiſſ. ſacrae paginae Doctorem Io. Keyſersbergium praedicata a Iac. Othero collecta — Aug. Vindel. per Io. Otmar, 1511, fol. 86.

Von dieſem Werk giebt es auch Strasburgiſche Auflagen in 4. von 1512. und 1519. ingleichen noch eine Augſpurgiſche bey Math. Schürer, 1517. 4. und eine Hervagiſche zu Baſel. Im Eingang ſagt Geiler, daß er nach abgehandeltem Narrenſchiff und Pilgerſchaft, auch für die Weiſen ein Schiff predigen wolle. Dieſe Predigten ſind 1501. und 1502. gehalten worden. Auf dem Titel des Buchs iſt ein Schiff abgebildet, worauf ſich viel Menſchen befinden, vor denen ein Prediger ſtehet.

Eine

Eine teutſche Ueberſetzung giebt es unter folgendem Titul:

Das Schiff der Pönitenz und Buswirkung, gepredigt von dem würdigen hochgelehrten Herrn Doctor Johann Gailer von Kaiſersberg, in Teutſch gewandt vom Latin aus ſeiner eigenen Handſchrift. Augſpurg, durch Joh. Otmar, 1514. Fol. 133 Bl.

Der Nahme des Ueberſetzers und Herausgebers iſt nicht angezeigt. Man hat auch einen Auszug dieſes Werks:

Das Schiff des Heils. Auf das kürzeſte hin ausgelegt nach der Figur, die D. Johann von Eck gemacht hat zu Ingolſtadt. Bewegt aus den Predigten des würdigen Herrn D. Joh. Geiler Kaiſersberg — Straßb. 1512. durch Joh. Grüninger, in Fol. 24 nicht numerirte Blätter.

Dieſer Auszug iſt durch und durch mit Holzſchnitten verſehen, die ein Schiff vorſtellen, das, nach Beſchaffenheit der Predigtvorträge, abgeändert iſt. Auf dem Titel ſteht der Baum des Erkenntniſſes in einem Schiff. Am Schluß des Buchs lieſt man, „daß Joh. Grüninger der Meynung ſey, alle Bücher Doct. Kaiſersberg zu drucken in der Größe dieſes Papiers.„

16) Ein heilſam tröſtlich Predigt Doctor Johannes Geiler von Kaiſersberg, die er zu Biſchoff von Albrecht von Strasburg und andern ehrwürdigen

Prä-

Prälaten und ſeine ganze ehrwürdige Prieſterſchaft vor Zeiten gethan hat, ihre und ihres Geſinds Regiment und Reformation, antreffend — Transferirt aus dem Latin durch Jac. Wimpheling. — 4to.

Dieſe Ueberſetzung iſt nach einem zu Strasburg 1512. 4. gedrucktem lateiniſchen Exemplar gemacht worden.

17) Johann Geilers ſieben zu Strasburg gehaltene Predigten, das irrige Schaaf, der hölliſche Löwe, die chriſtliche Königin, der dreyeckigte Spiegel, der Eſchengrudel, das Klappermaul und der Troſtſpiegel. Strasburg durch Andreas Schürer. — 4.

Hiervon allegirt man auch eine Ausgabe in Fol. 1514.

18) Das Evangelibuch mit Predigten und Auslegungen D. Johann Geilers von Kaiſersberg. Strasburg, 1515. — Fol.

Dieſes wird für eines der ſeltenſten Gellériſchen Werke ausgegeben; ich weis nicht, ob das folgende nicht etwa nur eine andere Auflage davon iſt.

19) Evangelien mit Auslegung des hochgelahrten Doktor Keiſersberg; und aus dem Plenarium und ſonſt viel guter Exempel nützlich, Sommer und Wintertheil durchs ganze Jahr. Sind von

ſelt

ſeinem Munde geſchrieben und gedruckt mit Gnad und Privilegio ausweiſet wie nachſtehet. Strasb. durch Joh. Grüninger. 151. Fol. 124 Bl.

Am Ende des Buchs heißt es, daß Geiler dieſe Poſtille in den vier letzten Jahren ſeines Lebens geprediget habe. D. Jacob Geslers lateiniſch angeführtes Druckprivilegium aber iſt Teutſch beygedruckt. Er wird darinne ebenfalls **General-Superattendent der Druckereien im heiligen Römiſchen Reiche** genennt.

20) Johann Geilers Broſamlin, aufgeleſen von Frater Johann Pauli, Barfüſſer Ordens. Und ſaget von den funfzehn himmliſchen Staffeln die Maria aufgeſtiegen iſt. Von den vier Löwen Geſchrey, auch von den Wannekrämer der Kaufleute ſonderlich hübſche Materie bey 62 Predigten. Strasburg, durch Johann Grüninger 1517 Fol.

Geilers Erbe, der mehrerwähnte **Wikgram**, iſt mit dieſem Buch übel zufrieden, und nennt es Nugarum congeriem, einsdem furfuris cum Poſtilla euangeliorum. Vermuthlich ſind hierdurch jene nachgeſchriebenen **Evangelien mit Auslegung.** (N. 10) gemeint.

21) Johann Geiler Kaiſersbergs Predigten von Stuffen-Pſalmen. Strasb. 1517 Fol. mit Holzſchnitten.

22) Joh. Geilers von Kaiſersberg Buch der Sünden des Mundes. Straſb. 1518. Fol.

23) Sermones et varii tractatus Keiſersbergii, iam recens excuſi, quorum indicem verſa pagella videbis. Argent. per Jo. Grüninger 1518. Fol. 160.

Peter Wikgram, wie bey Schluß des Buchs angezeigt wird, hat dieſe Sammlung herausgegeben, die ich mir wohl einſehen zu können wünſchen mögen. In der Zueignungsſchrift klagt Wikgram über die Verfälſchung der Schriften ſeines Oheims, und will nur den Pilger, das Paternoſter, und die Paſſion, beydes in der lateiniſchen Ausgabe, das Narrenſchiff, irrende Schaaf, Seelenparadieß und die Abhandlung de diſpoſitione ad felicem mortem, für ächt gelten laſſen. Inſonderheit beſchwert er ſich, daß in den nachgeſchriebenen Erklärungen der Evangelien, unter dem Titel Poſtilla euangeliorum Keiſersbergii, viel falſches Gewäſch untergeſchoben, und gleichwohl das Buch theuer genug verkauft worden ſey. Wikgram zieht das einem getauften Juden ſchuld, deſſen Kleidung und Orden er verſchweigen wolle, damit die übrigen Fratres ſeines Ordens nichts auf ſich ziehen möchten. Daß er hiemit den Barfüßer Johann Pauli, meyne, der eine Ueberſetzung des Narrenſchiffs, auch die Emeis, herausgegeben, wird hierdurch wahrſcheinlich, weil er die

Bro-

Broſamlein, die jener auch edirt hat, gleichmäßig heruntersetzt und verwirft. Indeß beſchuldigt er auch auf verdeckte Art den Arzt, Adelphus, Ueberſetzern des Paternoſter und der Paſſion, daß er Unkraut unter Geilers Weihen gemiſcht habe. Wikgram gehet aber wohl zu weit, und ſcheint nicht ohne perſönliche Abſichten geweſen zu ſeyn. Vielleicht hätte er, als Erbe, gerne ſelbſt die Geileriſchen Werke herausgegeben, um ſie auch theuer verkaufen zu können. Es war auch Politik, daß er die der Geiſtlichkeit nachtheilige Stellen verdächtig machen, und den Nachruhm ſeines Oheims bey der Kirche ſalviren wollte. Die Reformation war ſchon angegangen; man hatte ſich wegen der von Geilern oft gerügten Religionsmißbräuche nicht ſelten auf den berühmten Mann bezogen. Wikgrams Politik war aber ſehr unnütz. Denn ſchon in dem Werk vom menſchlichen Baum, das unter ſeiner Aufſicht herausgegeben worden war, (n. 2.) hatte Geiler ſtarke Beweiſe ſeiner Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe abgelegt. Er hätte auch wohl in Anſehung der bey ſeinem Leben herausgekommenen Schriften eben ſo gut ſich verwahren mögen, als er nach Wikgrams eigenem Anführen wider eine Broſchüre that, unter dem Titel: Scommata Io. Keiſersbergii, concionatoris Argentinenſis. Dieſe war in eine Sammlung von Scherzreden: Margarita facetiarum ex variis ſcriptoribus collecta, Argent. apud Io. Grüninger, 1508. 4. ein-

gerückt worden. Geiler beklagte ſich öffentlich, daß man darinne verſchiedene Metaphern aus ſeinen Predigten aufgefangen, und denenſelben Gleichniſſe beygemiſcht, an die er nie gedacht habe. Er entſchuldigte ſich ſogar hierüber bey den Franciskanern in einem höflichen Schreiben. Es iſt freylich gar wahrſcheinlich, daß es den nachgeſchriebenen Predigten viel gegangen ſeyn mag, wie denen in Heften der Studioſen nachgeſchriebenen ſogenannten akademiſchen Diſcurſen. Indeß iſt es auch nicht unmöglich, daß dem guten Geiler, im Exceß ſeiner Wahrheitsliebe, hin und wieder nicht eine Laune übereilt haben ſollte, deren manches Product er gern deſavouirt haben würde, wenn es was helfen konnte.

24) Predigten wider die üppige Ehre, ingleichen wider die Unkeuſchheit.

Den völligen Titel hiervon finde ich ſo wenig, als von nachſtehenden Geileriſchen Schriften.

25) De amouendis concubinis.

26) Hochzeitmahl.

27) Sieben teutſche Tractat — Sind vermuthlich eine Ueberſetzung von N. 23.

28) De communicandis his, qui ultimo ſupplicio afficiuntur.

26) Quod pueri non ſint inſtigandi ad religionem.

Angelo.

O meineidige Weibsſtüke! Sie ſchwören beyde falſch; hierinn klagt ſie der tolle Mann mit Recht an.

Antipholis von Epheſus.

Gnädigſter Herr, ich weiß was ich rede; ich bin weder betrunken noch von Zorn und Wuth verrükt, ob ich gleich auf eine Art beleidiget bin, die einen geſcheidtern Mann als ich bin, raſend machen könnte. Dieſes Weibsbild rigelte mich heut, um Mittageſſens-Zeit zum Hauſe hinaus; dieſer Goldſchmidt hier, wenn er nicht mit ihr in Verſtändniß wäre, könnt' es bezeugen, denn er war damals bey mir; und hernach verließ er mich, um eine Kette zu holen, die er mir ins Stachelſchwein zu bringen verſprach, wo Balthaſar und ich mit einander zu Mittag aſſen. Wie wir gegeſſen hatten, und er nicht kam, gieng ich aus, ihn aufzuſuchen; ich traf ihn auf der Straſſe an, und dieſen Herrn hier in ſeiner Geſellſchaft. Hier ſchwur mich dieſer meineidige Goldſchmidt zu Boden, daß ich die Kette würklich ſchon von ihm empfangen hätte, die ich doch, weiß Gott, nicht geſehen habe; und um deßwillen ließ er mich durch einen Gerichtsdiener in Verhaft nehmen. Ich bequemte mich, und ſchikte meinen Kerl um eine Summe Ducaten nach Hauſe, er brachte mir aber nichts zurük. Darauf bat ich den Gerichtsdiener höflich, daß er in Perſon mit mir in mein Haus gehen möchte. Unterwegs traffen wir auf mein Weib, ihre Schweſter, und ein ganzes Pak ihrer nichtswürdigen Mitgenoſſen; ſie brachten einen gewiſſen

30) Contra ſtatutum, quo teſtamentum clvei facere prohibentur.

31) De ſeptem peccatis mortalibus.

Vielleicht ſind das die ſieben Schwerter. (No. 4.)

32) De diſpoſitione ad felicem mortem.

33) De decem praeceptis.

Hiervon und von No. 30. iſt etwa mit Zuſätzen folgendes Buch, das ich vor mir habe, überſetzungsweiſe entſtanden:

Frag und Antwort der zehen Gebote, wie man die halten ſoll, ſind ſonderlich erklärt mit nützlicher Unterrichtung, was Todſünd ſey oder nicht, und wie man beten ſoll in aller Nutzbarkeit. Cum Privilegio 3 Jahr. Strasburg durch Johannes Grüninger. 1528. Fol. 60 Bl. (Ingleichen 1516. durch ebendenſelben.)

Hans von Wildeck, genannt Warmont, ſagt in der an Bernhard, Grafen von Eberſtein, Reichskammergerichtsbeyſitzern, Montags nach Jacobi 1515. geſchriebenen Vorrede, daß er auf deſſen Empfehlung dieſes Buch drucken laſſen. Der beygefügte Brief des Grafen verſichert, daß es hochgelehrte Männer abgefaßt hätten. Bey jedem Gebot ſieht man einen gar ſaubern Holzſchnitt; einige davon kommen in Geilers Werke, von dem Baum des ewigen Lebens, vor. Des berühmten Meiſters, Hans Barthel Grun, Zeichen ſteht auf den mehreſten.

Bey dem siebenten Gebot werden alle diejenigen zu Dieben gerechnet, „die da Spielgut behalten, oder durch Gewinnes willen spielen; so man aber durch Kurzweil und zu rechter Zeit und um kleine Dinge spiele, das sey nicht Todsünd von ihm selber; was man aber gewinne, das solle man dann wiedergeben, dem man es abgenommen hat; — doch was man mit Schachzabel gewinne, ohne Falsch, das möge man behalten, wenn da ist mehr Kunst als Glücke.„

Eine in der That subtile Casuistik, die über Recht oder Unrecht der Spielgewinne in der neuesten Welt nachdenklich machen könnte.

II.

Clelia und Sinibald.

Fünfter Theil.

Schon senkte sich der schlaf aufs halbe rund der erden,
die wächter riefen zehn, und unserm jungen herrn
begannen allgemach die zähne lang zu werden.
Fünf stunden schon, gleich einem mandelkern
in seiner schal', in pappe eingescheidet
zu stecken, hätt' ihm schier das ganze spiel erleidet;

zumal,

zumal, von langer weil' erzeugt,
manch aber ihm nunmehr zu kopfe ſteigt
wovon er ſich im feuer der erfindung
nichts träumen ließ. — Es war ein närrſcher wahn —
allein, wer iſt ſtets herr der dunkelen empfindung?
Ihm kömmt ein heimlich grauen an
die Heil'ge könnte leicht den einfall übel nehmen.
Er mußte vor ſich ſelbſt ſich ſeiner ſchwäche ſchämen
und hätte gerne ſich darüber ausgelacht.
So eine kinderey ſoll ihm die nerven lähmen?
Und doch, ſobald ein bret im alten hauſe kracht,
ein fenſter klirrt, ſo fährt's ihm übern rücken
eiskalt hinab, und macht ihm magendrücken.

Allein, wie jetzt von fern aus einem ſtillen gang
Roſinens ſilberton ihm in die ſeele klang,
ihr leichter fuß mit jedem ſchritt im zimmer
hörbarer wird, und nun, ſo wie die thüre knarrt,
durchs dunkel des gemachs der erſte lampenſchimmer
auf Sanct Cathrinen fällt: wie da zu muth' ihm ward,
wie hoch ſein herz ihm ſchlug, und wie in ſüſſem ſchwindel
ſich ſein gehirn als wie um eine ſpindel
im kreiſe ſchwang, ſein blut zu ſchnee gerann

dann wieder, blitz auf blitz, der feuergeist der liebe
in raschen wirbeln ihm durch alle nerven rann:
das mahl' euch wer es mahlen kann!
Ich schwöre bey Aemiliens wundersiebe,
ich rühre keinen pinsel an,
und wenn Sanct Lucas mir dazu die farben riebe!

Es war ein glück, daß dieser drang und sturm
die Heilige nicht aus der fassung brachte;
allein, die stand so feste wie ein thurm:
und wenn auch Sinibald sie etwas schwanken machte,
so wurde doch davon, weil ein geheimer wurm
des fräuleins zartes herz benagte,
und gleich beym eintritt Dame Clar
sich über schläfrigkeit beklagte,
von beyden keine nichts gewahr.

Ob (in parenthesi zu sagen)
der Schwarze, der hier in der nähe war,
zu Clarens schlafsucht nicht ein wenig beygetragen,
davon sagt die Legende nichts.
Hingegen ist gewiß, Rosinens atmosphäre
ließ immer ihn zurück; und an der stillen zähre,

die

die von den lilien des lieblichſten geſichts
verſtohlen ſchlich, den halbgeſchloßnen blicken,
den ſeufzern die in ihrer bruſt erſticken,
kurz an dem leiſen gram der ſchweigenden gedult
hat Teufel; Amor keine ſchuld,
ſo angenehm ihm auch die ſchöne ſünde wäre.
Zwar liebe rinnt in ihrer ſtillen zähre,
und liebe ſeufzt, ſich ſelber kaum bewußt,
(ein neugebohrnes kind) aus ihrer ſanften bruſt =
doch könnte, zum beſuch auf unſern erdgefilden,
ein Engel ſelbſt ſich ſeine luftgeſtalt
aus keinem reinern ſtoff als ihre ſeufzer bilden.

Seit jener nacht, die ihr mit ſchmerzlicher gewalt
des ſchönen jünglings bild aus ofner bruſt geriſſen,
ſeit jener unglücksnacht, wo Guido (wie wir wiſſen)
unwiſſend die perſon des armen Sinibald
ſo ſchlecht geſpielt, daß ihn der Amme fauſt von dannen
zu fliehen zwang, — war das geliebte bild,
das ihr die pflicht zu haſſen, zu verbannen
befiehlt, noch nie ſo anmuthsvoll und mild
ihr vorgeſchwebt als jetzt. Denn ach! mit ihm erſchienen,
bey jedem blick auf Sanct Cathrinen

erſchienen ſie wie holde ſchatten ihr,
die lieblichen erinnerungen
der eit, des orts, des augenblicks, die ihr
ſo unvergeßlich ſind! — Das Sanctus war geſungen;
hier kniete ich — und er, am zweyten pfeiler, hier! —
Warum, o Heilge, mußten wir
vor Deinem bild, an Deinem eigenen Feſte,
recht wie in Deinem ſchutz, zum erſtenmal uns ſehn?
Warum erſchien er mir gleich erſten blicks der beſte
der jünglinge, ſo edel und ſo ſchön,
wenns bloße larve war um mich zu hintergehn?
So wars ein wink von Dir was mir das herz ſo preßte?
Verzeyh', o Schützerin, daß der verführer die
mein aug entzog! ich büße nun dafür.
Ich widerſtand nicht wie ich ſollte
mein herz verrieth mich, ach! und du warſt mir ſo nah!
Mein war die ſchuld daß ich den wink nicht ſah,
den warnungswink der mich noch retten wollte.
Allein, er ſchien mich auch ſo gut
und ja beynah mit andacht anzuſchauen!
Sein auge bat ſo ſchön! Ich hatte nicht den muth,
hielt's faſt für ſünd', ihm mißzutrauen:
und ſo betrog er mich!„ — Hier hielt ſie ein; der ſchmerz

zerriß

zerriß der traurigen gedanken zarte kette.
Die ſchönen augen niederwärts
geſenkt, die arme auf ihr herz
gefaltet, lehnte ſie im bloßen nachtcorſette
und unterrok, die haare aufgelöſt,
drey fingerbreit vom buſen ſchier entblößt,
in dumpfen gram an ihrem ſchmalen bette.
Frau Clare ſchnarchte ſchon aus einem cabinette
wovon die thür in Fräuleins ſchlafgemach
halb offen ſtand: die lampe brannte ſchwach,
und Röschen, als ſie ſich vor aller liſt des Böſen
noch mit dem Engelsgruß, nach chriſtlichen gebrauch,
verwahrt, fing eben an ihr knieband aufzulöſen:
als eine ſanfte ſtimm' aus Sanct Catharinens bauch
zu der erſtaunten und erſchrokuen
herüber tönt: „erſchrick, o Holde, nicht!
Sey gutes muths, laß deine thränen trocknen!
des herzens ſüßen hang macht dir mein ſchutz zur pflicht.
Ich komme deinen gram zu enden.
Empfange den, der mehr als ſeiner augen licht
dich liebt, aus einer freundinn händen,
die, was ſie anfieng zu vollenden,
dir durch dies wunderwerk verſpricht.„

Kaum war das letzte wort gesprochen,
so schiebt sich schnell ein blat vom silberstük,
womit die Heilige bekleistert war, zurük,
und sieh' ein junger herr kommt euch hervorgekrochen,
der einem wahren Sanct Baptist
in Röschens augen ähnlich ist.
Marie und Joseph! ruft mit schrecken,
indem sie ihn erkennt (wiewohl vor schrecken nur
mit schwachem laut) die holde creatur,
(der halbe Joseph bleibt ihr in der kehle stecken)
und blickt, wohin sich zu verstecken,
in schöner angst umher. Allein der jüngling liegt
ihr schon zu fuß, zwar flehend, doch die kecken
kraftvollen arme dicht um ihre knie geschmiegt.
Das nöthigste (so lehrt sie, trotz dem schrecken,
der engel, Schaam, der immer in gefahr
der mädchen schuzgeist ist) war, eine von den decken
des bettes her zu ziehn, und was ihr wallend haar
kaum halb verbarg eilfertig zu bedecken:
und nun erst trat der zweifel ein,
ob nicht die Amme aufzuwecken
vonnöthen sey? sogar durch lautes schreyn,
wofern der junge mensch sie länger halten wolle.

Ihr

Ihr raunte was ins ohr, ſie ſollte:
allein ich weiß nicht was in ihrer bruſt, ſprach Nein!
Der jüngling bat ſo ehrerbietig,
ſo wehmuthsvoll, nur einen augenblik
ihn anzuhören — „all ſein glück,
ſein leben hange dran„ — und ach! ihr herz war gütig!
Zwar ſie erlaubte nichts, allein ſie blieb zurük
und unterließ zu ſchreyn. Ihr däucht es edelmüthig,
und ihre ſicherheit verlohr ja nichts dabey.
Geſezt, es fände ſich daß er's nicht würdig ſey,
ſo wars noch immer zeit zum ſchreyen.
Jezt ſprach ihr herz zu laut dafür
dem was er ſagen kann ein ruhig ohr zu leyhen.
Sein blick, ſein ton reizt ihre neubegier:
Wie? ſollt es möglich ſeyn (denkt ſie) die ungebühr
im gartenſaal ihm jemals zu verzeyhen?

Asmodi, der drey ſchritte weit von ihr
(denn näher war er ihr bisher noch nie gekommen)
als Flieg' auf einem weyhbrunn-keſſel ſaß,
jedoch als Geiſt in ihren augen laß,
hofft, nach dem ſchluß den ſie genommen,
nun für gewiß bald näher ihr zu kommen.

Wie? (spricht er zu sich selbst und jauchzt beynah zu laut)
man wirft, den jungen herrn bequemer zu verhören,
den pelzrock um? — sezt sich, wo nicht vertraut
doch traulich, an den rand vom bette?
Ihm weiset man, so nah, den kleinen schemel an?
Ha, mädchen, hab ich dich? Ich wette
noch eh der hahn kräht ists — um deinen stolz gethan!
Wie sollt' auch seinem schönen flehen
(zumal er, wie du hörst, die unschuld selber ist)
ein sanftes, ofnes herz, so rein von aller list,
so ganz Natur, wie deines, widerstehen? —
Nur nicht zu hastig, Herr! Gieb ihrem köpfchen frist
die sache klärlich einzusehen!
Schon fängt sie an, daß du der mann nicht bist
auf den sie zürnt, sich selber zu gestehen —
Gut, junger herr! Auf diesem Weg wirds gehen!
Ich mercke wohl daß ihr die schliche wißt.
Sie fühlt schon daß sie euch noch schmerzgeld schuldig ist.
Nur laßt das eisen nicht verglühen!
Wie sanft ihr auge schmilzt! — Nur keck die hand geküßt,
man wagt es nicht sie weg zu ziehen.
Laßt mir das pfötchen ja nicht mehr aus eurer hand!
Sehr ehrerbietig! gut! der junge hat verstand.

Zwik mit, einen ausgehungerten dürren Spizbuben, ein pures Gerippe, einen Marktſchreyer, der den Leuten wahrſagt, einen armſeligen, hol-augichten, ſcharfblikenden Tropf, einen lebendigen Todten-Körper; dieſer verfluchte Lumpen-Kerl, den ſie als einen Beſchwörer mitgebracht hatten, gaffte mir in die Augen, fühlte mir den Puls, und ſchrie: Ich ſey beſeſſen. Sogleich fielen ſie alle über mich her, banden mich, führten mich heim, und lieſſen mich und meinen Knecht dort, beyde zuſammengebunden, in einem dunkeln und dumpfigen Gewölbe ligen; bis ich, nachdem ich meine Bande mit den Zähnen von einander gebiſſen, meine Freyheit wieder erhielt, und unmittelbar hieher zu Eu. Durchlaucht lief; welche ich erſuche, mir wegen ſolcher unerhörten Beſchimpfungen und Kränkungen die vollſtändigſte Genugthuung zu verſchaffen.

Angelo.

Gnädigſter Herr, in ſo weit kan ich ihm Zeugniß geben, daß er nicht bey Hauſe zu Mittag aß, ſondern hinaus geſchloſſen wurde.

Herzog.

Aber hatte er eine ſolche Kette von dir, oder nicht?

Angelo.

Er hatte ſie, Gnädigſter Herr, und da er hieher gelauffen kam, ſahen dieſe Leute, daß er die Kette am Halſe trug.

Kauffmann.

Wie kurz ihr athem wird! wie ihre wangen glühen!
Wie große perlen ihr in beyden augen stehn!
Nun frisch aus allen batterien!
In fünf minuten muß die weisse fahne wehn!„

Indem auf seines weyhbrunn-kessels rande,
in fliegenähnlichem gewande,
nach der belagerung, ein wenig zu entzückt,
die nase in der luft, mit schadenfrohem auge
der böse Feind hinüberblikt,
wird er, ich weiß nicht wie, dem gleichgewicht entrückt,
glischt ab, und stürzt in die geweyhte lauge,
ein element, das vöglein seiner art
verhaßter ist als Sodoms schwefelflammen.
Im nu sind flügel, haar und bart
ihm weggesengt; er krümmt erbärmlich sich zusammen,
und heult (wiewohl von Geistern nur gehört)
vor wildem schmerz so ungeheurer weise,
daß es in Dante's neuntem kreise
den teufeln in die zähne fährt.

Indeß daß alles dies im Geisterreich geschiehet,
und, in die eigne mißgestalt

zurück-

zurückgeschnellt durch mystische gewalt,
der schwarze Liebesgott, so übel abgebrühet
in grosser hast durchs schlüsselloch entfliehet:
geht bey den Liebenden, am bord
des bettes, das gespräch mit vielem eifer fort.
Doch freylich, um uns an Rosinen
nicht zu versünd'gen, darf Asmodis commentar
uns keineswegs zum texte dienen,
so scharf auch sonst sein blick in solchen sachen war:
das heist, in sachen seiner Phrynen
und Fulvien und Agrippinen,
und Messalinen und Faustinen,
und Ysabeaus und Jaquelinen.
und hundert schöner Melusinen
von diesem und modernerm schlag
die euch der Reimgeist nennen mag:
da sah' er scharf! Allein, von ihnen
und ihresgleichen auf Rosinen
so rasch zu schließen, wie er that,
gab hier ein falsches resultat.
Mit einem Wort: wie schöne seelen lieben
war immer ein geheimniß ihm geblieben,
so lang er auch den Amor schon gespielt;

der thor vermengte ſtets Gefühle mit Grimaſſen.
Roſinens ſtärke wächſt (kann dies ein Teufel faſſen?)
in gleichem grad, je ſchwächer ſie ſich fühlt;
nie konnte ſie ſich mehr auf ſich verlaſſen
als da er ſie für überwältigt hielt.

Der punct des gartenſals war nun ſoweit im klaren,
daß Sinibald und Sie am irrthum ſchuldlos waren
für den nun blos der zufall haften muß:
Ein junger geck von freyem lebenswandel,
vermuthlich dort herum in einem liebeshandel,
befangen, fremd, und noch zum überfluß
betrunken, hatte (wie es ſcheinet)
die rechte thür verfehlt, und, weil von ungefähr
ſonſt alles zutraf, da wo er
erwartet ward, zu ſeyn vermeynet.
Der zufall wurde nun vom Fräulein ſelbſt belacht,
und ihrem ſchönen freund was er in ihrer meynung
dadurch verlohr, wie billig, gut gemacht:
allein die plötzliche erſcheinung
in ihrem ſchlafgemach, und wie die Heilge Frau
Sanct Käthe ſähig war, — ſie, die gewiß nicht lau
im punct des wohlſtands iſt — dazu ſich zu bequemen

ihn unter ihren rock zu nehmen,
ſchien noch ein Umſtand, der genau
zu unterſuchen ſey. Die unverhoſte frage
warf den verliebten herrn in eine ſchlimme lage,
und würklich ſtand er bey ſich an
ob nicht mit dreiſtem ton das wunder zu behaupten
das beſte ſey? Ein wunder war ſo plan
als gute leute noch ſogerne wunder glaubten!
War's doch das erſte nicht das Sanct Cathrin' gethan!
Allein mit Einem blick in ſeines Fräuleins auge
fühlt er ſogleich daß dieſer kniff nichts tauge.
Das holde kind ſieht ihm ſo redlich ins geſicht,
daß er um eine Welt ſie nicht
zum zweytenmal betrügen könnte.
Kurz, er geſteht die liſt, wozu der liebe macht,
die noth und die verzweiflung ihn gebracht;
doch ruft er alle elemente
zu rächern auf, wofern ſein herz dabey
an etwas ſonſt gedacht als ſie zu unterrichten
wie ſchuldlos er an ihrem zorne ſey,
und ihr in gegenwart der Heil'gen ſeine treu'
mit mund und hand auf ewig zu verpflichten.
Dies alles trug der Mann ſo überzeugend vor

daß ihr das herz verſagt mit ſtrenge ihn zu richten.
Was liebe fehlt, verzeyht die liebe gern.
Und doch vermag ſie ohne beben
ihr angeſicht nicht mehr zur Heil'gen zu erheben;
ſie glaubt ſie ſeh' in ihrem augenſtern
was drohendes, wie feuerflamme, ſchweben.
Die lampe freylich warf nur einen düſtern ſchein,
auch miſchte ſich ein bischen mond darein,
und juſt ſoviel, mit täuſchenden reflexen
des fräuleins furcht noch ſtärker zu behexen.
Vielleicht zu ihrem glück! Denn unſer Seladon
begann in worten und gebehrden
eindringlicher, und nach dem minnelohn
zuſehends lüſterner zu werden;
zumal ſie unbeſorgt die hand ihm überließ
und durch den ſanftſten blick ihn kühner werden hieß:
(ſo deutet's wenigſtens der junge geck zum böſen;)
denn Sie, die lebenslang, anſtatt im Amadis
(der unſre heutigen Agneſen
gelehrter macht) im Pſalter nur geleſen,
Sie wußte freylich nicht, wieviel ein junger mann,
der ihr zu füßen lag, durch ſolchen blick gewann.
Ihr war der Mann im Mond kein unbekannter weſen;

und was bey guten oder böſen
ein frommes mädchen wagen kann,
war ſtets ein räthſel ihr geblieben;
wiewohl ſie oft darum die ſtirne ſich gerieben.
Auch dachte ſie, indem ihr blick ſo gut
und liebevoll auf Sinibalden ruht,
an keinen mann: er wird in ihrem wahn zum Engel,
(ihm fehlte nur ein hübſches flügelpaar)
ſo ähnlich däucht er ihr in ſeinem gelben haar
dem Engel Gabriel mit ſeinem lilienſtängel
der auf Sanct Peters hochaltar
in einem groſſen bild ſchon lang ihr liebling war.
So ſchön getäuſcht (zumal durch eine runde ſcheibe
das mondlicht ihm juſt auf die ſtirne fiel)
wie hätte ſie gemerkt, daß Fee Mab ihr ſpiel
mit ihren frommen augen treibe?

Der himmel weiß wie weit bey dieſem truggefühl
Roſinens phantaſie vielleicht gegangen wäre,
kam ihr Asmodi nicht zur unzeit in die quere
und brach aus ungeduld den zarten faden ab,
den die Natur, wofern er ihr nur freyheit gab,
ganz leiſe fortgeſponnen hätte.

Er lag ſchon eine weil' in Clarens cabinette
im hinterhalt, und da ſein junger freund
zu viele zeit ihm zu verzaudern ſcheint,
verwandelt er ſich ſtracks in eine kleine motte,
und ſchwebt hinzu und flüſtert ihm ins ohr:
wozu dies zaudern, junger Thor?
die nacht entſchlüpft, und du wirſt einem kind zum ſpotte.
Laß zwiſchen ja und nein ihr länger keine wahl,
und ſprich und thu als wirklicher gemahl.
Frau Sanct Cathrine iſt ſechs zeugen gleich zu ſchätzen,
und kann zur noth den pfarrer ſelbſt erſetzen.
Verlangſt du ſie um einen leichtern preis?
Schwör ihr gemahl zu ſeyn — und ſey's!

Herr Sinibald befolgt mit luſt und feuer
den wohlgemeynten rath, doch mit ſo ſchlauer kunſt
zugleich, daß jede kleine gunſt
die er allmählig raubt, vom faltenreichen ſchleyer
des wohlſtands dem gefühl der zarten ſchaam verſteckt,
ſie eher vollends noch einſchläfert als erweckt.
Allein (worin der dumme hinketeufel
ſich ſelbſt und ihn betrog) das ernſte wort Gemahl
ſchrekt plözlich, wie ein raſcher donnerſtrahl,

sie aus der sicherheit, und stöbert alle zweifel
in ihrem busen auf, die kaum das opiat
der liebesphantasie betäubte;
das bloße wort Gemahl zerstäubte
den ganzen zauberdunst. Ein Priester im ornat
mit zwey Diakonen zur seiten
erschien, wie ihr das wort aus trommelhäutchen schlug,
mit kerzen, sang und klang, und einem langen zug
von schönen trauungs-feyrlichkeiten
vor ihrer stirn, und ohne alles dies
war ihr das wort ein wahres ärgerniß.
Sie ist bereit ihr herz ihm aufzuheben
so lang er will, und gleich vom augenblick
der trauung soll ihr ganzes glück
darin bestehn für ihn zu sterben und zu leben;
allein, nur einen kuß ihm auf den kauf zu geben,
ist was kein flehn, kein schmeicheln und kein dräun
von ihr erhalten kann. Sie bleibt auf ihrem Nein!
nichts macht den kleinen trotzkopf wanken.

Gehemmte liebesgluth wird endlich raserey.
Der jüngling, wie er sieht daß sonst kein mittel sey,
(vermuthlich that der feind das seine auch dabey)
bricht

bricht in verliebter wuth zuletzt durch alle ſchranken.
Erhitzter ſchießt von einer Alpenhöh'
kein adler auf ein zitternd reh,
als er an ihren hals. Allein das unterfangen
ſchlug zu Roſinens ehre aus.
Die Heldin zog ſich unverletzt heraus,
und der beſiegte muß, nach einem ſtundenlangen
reuvollen flehn auf ſeinen knien,
mit wohlzerzaußtem haar und aufgekratzten wangen
noch große reverenzen ziehn
für ſeine miſſethat nur ablaß zu erlangen.

Ein guter theil der nacht war unterdeß vergangen.
Die Siegerin, vom ungewohnten ſtreit
entgeiſtert, kann vor müdigkeit
des ſchlafs ſich länger nicht erwehren;
auch kam ein neugefallner ſchnee
die kälte, die bisher noch leidlich war, zu mehren.
Allein, wohin indeß mit ihrem Cicisbee?
Soviel ſie urſach hat, ſo kann ſie doch ſein weh
durch grauſamkeit nicht noch erſchweren.
Ihm wird demnach ein alter kanapee,
mit dem beding den rücken ihr zu kehren,

zum lager eingeräumt: doch muß er heilig schwören
stumm wie im grab zu seyn, sich nicht herumzudrehn,
nicht laut zu seufzen, noch viel minder aufzustehn,
kurz, ihren schlaf auf keine art zu stören.
Der arme Junker schwörts, bey strafe, jede schuld
mit ihrem haß auf ewig zu entgelten.
Drauf deckt das fromme kind, aus angebohrner huld
besorgt er möchte sich verkälten,
mit ihrem langen pelz ihn eigenhändig zu,
bleibt dann, schon im begriff zu gehen,
halb abgewandt noch drey secunden stehen,
und wünscht mit leisem ton ihm eine sanfte ruh.

Mit leichter brust und fröhlichem gewissen
schmiegt sie im röckchen nun sich in ihr bett' hinein,
legt, sanft beglänzt von schwachem mondesschein,
ihr engelsköpfgen auf ihr küssen,
empfiehlt sich Unsrer: Frau, und schlummert ruhig ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kauffmann.

Ueberdiß kan ich darauf ſchwören, daß dieſe meine Ohren euch bekennen gehört haben, daß ihr die Kette von ihm empfangen, nachdem ihr vorher auf dem Markte das Gegentheil geſchworen hattet; ich zog deßwegen den Degen gegen euch, und da flohet ihr in dieſe Abtey hier, aus der ihr, denk ich, durch ein Wunderwerk wieder heraus gekommen ſeyn müßt.

Antipholis von Epheſus.

Ich bin niemals in dieſe Abtey hinein gekommen, und niemals haſt du deinen Degen gegen mich gezogen; auch hab ich, ſo wahr mir der Himmel helfe, die Kette nie geſehen; ihr beſchuldiget mich alles deſſen mit Unrecht.

Herzog.

Wie, was für ein verworrener Handel iſt das? Ich glaube, ihr habt alle aus Circe's Becher getrunken: Wenn ihr ihn in dieſes Kloſter getrieben hättet, ſo würd' er drinn ſeyn; wenn er raſend wäre, ſo würd' er ſeine Klage nicht mit ſo kaltem Blut vorbringen. Ihr ſagt er habe zu Hauſe mit euch zu Mittag gegeſſen; der Goldſchmidt hier widerſpricht euch das -- Kerl, was ſagſt du?

Dromio von Epheſus.

Gnädigſter Herr, er aß mit dieſer hier zu Mittag, im Stachelſchwein.

III.

Beyſpiele

von Nachahmung Epileptiſcher Zufälle um Andere zu betrügen;

zur Beleuchtung der neulichen Hexengeſchichte in Glaris, von einem Augenzeugen aufgeſetzt.

I.

Das Beyſpiel, welches ich hier von der künſtlichen Nachmachung Epileptiſcher Zufälle erzähle, betrift eines Schorſteinfegers Kind. Dies ſticht freylich ſehr ab gegen die Tochter eines Doctors: doch hier gilt kein Anſehen der Perſon, es kommt nur auf die Thatſache an: was jenem wiederfahren, kann eben ſo leicht dieſer wiederfahren, und die Argliſt jenes kann ſich auch bey dieſer gefunden haben. Uebrigens kann man zuverläßig glauben, daß ich nichts als Wahres und was ich mit meinen Augen geſehen habe erzähle. In einem Dorf in der Schweitz ohnweit der Stadt Zürich, jenſeit des Albisbergs, zu Affoltern ſtund ich vor bald 13 Jahren als Vicarius. J. J. 1770 ereignete ſich dort folgende Geſchichte. Des Jacob Schnebelin, Schorſteinfegers, Kind, 9 bis 10 Jahre alt, wurde von einer Art epileptiſcher Zufälle geplagt. Der dortige Schulmeiſter, ſein Nachbar, brachte mir dies

se Nachricht; er glaubte es wären innerliche Gichten, weil es so sehr dabey aufgetrieben würde. Ich muß gestehen, daß ich bey solchen Fällen hartnäckigen Unglaubens bin, und nichts dergleichen annehme, oder ich muß es selbst gesehen haben; und hierüber mag mein Unglaube wohl keine Sünde seyn. Ich bat deswegen den Schulmeister mich rufen zu lassen, wenn das Kind diese Zufälle wieder bekommen sollte; dies geschah auch, meines Erinnerns, noch an demselben Tage Abends gegen Nacht. Ich folgte gleich; ich fand das Kind auf der Bank liegen; ich rief es an, es blieb aber stumm; es hatte die Augen weit offen, ganz starr, und ohne bemerkliche Bewegung, und sie schienen ganz verdunkelt. Die übrigen Glieder und der ganze Körper waren innerlich und äusserlich in beständiger Erschütterung. Endlich erhob sich der Körper mit Höhlung des Rückens, krümmte den Kopf rücklings, zog die Beine nach sich längst dem Rücken hin, daß die Ferſen beynahe das Hinterhaupt berührten. Dabey wurde der Leib so starr, daß es unmöglich war ihn in eine andere Positur zu bringen. Nach einer kurzen Weile legte er sich von selbst wieder in seine natürliche Lage. Nach diesem richtete sich das Kind bolzgerade auf seine Füße, ohne etwas anzufassen, ohne sich irgendworan fest zu halten, auch ohne sonst absolut natürlichnothwendige Vorausbewegung des halben Körpers, und flog mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit auf den Ofen hinauf, wand

sich

ſich in einem Zirkel um die Ofenſtange, und hieng ſo feſt darum, daß man es mit Anſtrengung aller Kräfte kaum los machen konnte. Nach dieſem legte man es wieder auf die Bank auch ein Küſſen. Es blieb noch eine Weile in der erſten Lage einer beſtändigen Erſchütterung liegen. Endlich öffnete es mit einem harten Knall den Mund, fieng ſo haſtig an Athem zu ziehen, mit ſo ſchnell ſchlagender Bruſt, daß man erwartete es werde ganz ausathmen. Doch nach und nach verlohr ſich dieſe Haſtigkeit, es athmete ordentlich, war ſehr entkräftet, genoß auch einige Stunden darauf nichts. Dies ſchrieben die Eltern dem Böſen zu, von dem es beſeſſen ſeyn ſollte. Ich frug die Eltern, ob die Geberdungen, Bewegungen und Wendungen während dem Paroxysmus allezeit dieſelbigen wären und ſich nie veränderten? und erhielt zur Antwort: es ſey allemal genau das nehmliche, nicht mehr und nicht weniger als wie ich es ſelber geſehen hätte. Dies kam mir vor allem verdächtig vor. Ich ſagte darauf nichts, als: ich glaube ganz gewiß daß dieſe Krankheit vielleicht in kurzer Zeit gehoben werden könne. Ich ſchrieb alſo einen Brief an die ſogenannte Wund-Geſchau in Zürich, und ſchickte den Vater und das Kind damit nach der Stadt, wo man es in den Hoſpital aufnahm, und nichts Nothwendiges an ihm ermangeln lieſs. Auch da hatte es noch einige Zufälle hievon, die gleichen ohne einige Veränderungen. Eines

mahls trug es sich zu, daß es seine eigene Verräth
rin wurde. Zwey junge Chirurgische Gesellen, d
täglich wechselsweise das Hospital besuchten, stu
den vor dem Bette dieses Kindes, und der eine e
zählte dem andern dessen seltsame Umstände, wo
auf der andre sagte: das möchte er doch einm
gerne selbst sehen: er wollte noch was drum gebe
wenn er die Stunde treffen könnte. Wie das Ki
von geben hörte, fragte es: was er ihm dann g
ben wollte, so werde ers bald sehen können? Ein
harten Gulden, sprach er. Drauf legte es sich a
die Seite; sie konnten aber nicht bemerken was
vornahm, als dieses, daß sein Athem zurückblie
und in einer Viertelstunde war es in dem gleich
vorigen heftigen Paroxysmus. Dieser Vorfall wu
angezeigt, das Kind noch völlig gereiniget, hern
von der Krankenwärterin mit der Ruthe gezüchti
gesund nach Haus geschickt, und blieb auch imm
gesund. Die Schuld von der ganzen Sache wu
auf eine in seinem Hause wohnende Frau gelegt,
seine Eltern nachher in den Ruf einer Hexe br
ten. Die Frau beklagte sich darüber beym Pr
ger; und der Erfolg war, daß beyde Partheyen v
geladen, belehrt, verglichen, und somit der ga
Handel — ohne Inquisition, Folter und Schei
haufen — auf einmal beygelegt wurde.

2.

Ein ähnliches Beyspiel gleicher Zufälle eines ältern Mädchens von 19 bis 20 Jahren. Barbara Groß, eine Dienstmagd aus dem nemlichen Dorfe, wurde verschiedenemahl bald vor ihrem Hause, am Spinnrade, bald auf dem Felde beym Ziegenhüten, auf der Erde liegend angetroffen, schmachtend, halbausgeathmet, erstarrt, die Zähne fest aufeinander gedrückt, und den Daum sehr fest in die Hände geschlossen. Wer sie in solchen Umständen antraf, hatte warmes Mitleiden mit ihr, legte gleich Hand an, und schnürte auf was den Athem zu hemmen schien; alles wurde zu ihrer Wiedererholung angewandt, und ihr mangelte von nun an keine Art von Erquickung an Speise und Trank, welches sich das Mädchen auch wohl behagen liess. Indessen kamen die Zufälle wieder, und sie wurde sogar in der Kirche während dem Gottesdienst davon niedergeworfen: so daß ihr, wegen dadurch entstehender Stöhrung, das Kirchengehen untersagt werden mußte. Sie war von dem Alter daß sie die Privat-Unterweisungen zur Vorbereitung zum Glaubensbekenntniß mit andern besuchte. Diese Stunden wurden des Sommers in der Kirche gehalten; und auch da wurde sie beynahe jedesmal von diesem Paroxysmo überfallen. Der Prediger ließ sie einigemal in sein Haus tragen. (Schreiber dieses legte selbst Hand dabey an.) Man wandte alles an, sie wieder

zurechte

zurechte zu bringen; und das Mitleiden des Herrn Predigers erſtreckte ſich ſo weit, daß er ihr beynahe alle Mittag eine kräftige Suppe mit etwas Fleiſch aus ſeiner Küche reichen ließ; zumal da ſich dieſe Begebenheit in der noch nicht vergeßnen ſchrecklichen theuren Zeit zutrug, da Menſchen oft eſſen mußten was das Vieh kaum oder gar nicht eſſen würde, und wodurch, wie man glaubte, auch dieſes Mädchen ſich noch mehr werde verdorben haben. Dies dauerte immer fort mit der theuren Zeit. So oft ich dieſes Mädchen ſahe (und dies geſchah täglich) erſtaunte ich darüber, wie es möglich ſey, daß es ſo gut bey Leibe, ſo dick und fett bey ſo gewaltſamen Zufällen bleiben könne! Nicht mir allein, ſondern noch mehrern fieng die Sache an verdächtig vorzukommen. Endlich erzählte mir eine glaubwürdige Perſon: ſie hätte das Mädchen auf dem Felde ganz geſund angetroffen; ſobald ſie aber von demſelben erblickt worden, habe es ſich zur Erde geworfen, ſo daß ſie es bey erfolgter Annäherung in dem oben beſchriebenen Zuſtande liegen gefunden. Da dies den ſchon gefaßten Verdacht nicht wenig beſtärkte, ſo gab ich dem Hrn. Pfarrer Nachricht davon; und wir redeten mit einander ab, des folgenden tages in der gewöhnlichen Unterweiſungsſtunde auf daſſelbige genau acht zu haben, und wenn etwas bemerkt würde, ſollte er es ſogleich hart anſprechen. Dies geſchah. Auf ein von mir gegebenes Zeichen ſprach er es an, und ſchalt

es

es ſeiner Betrügerey halber ſo ſcharf, daß es ſich ſelber aufrichtete, und ſo geſund wie die andern die noch übrige Zeit ſitzen blieb; worauf es auf dem Schloſſe ſeine gebührende Anzahl Streiche empfieng, und ſeither immer von ſolchen Zufällen freygeblieben iſt.

3.

Ich füge dieſem noch ein merkwürdiges Beyſpiel von vermeyntlicher Bezauberung bey, wiewohl es von den vorigen darinn verſchieden iſt, daß es eben ſo wenig ein Werk des Betrugs als der Zauberey geweſen zu ſeyn ſcheint. Es ereignete ſich an einem Knaben, nahmens Heinrich H**. aus dem Kirchſpiel Wölflingen eine halbe Stunde von Neſtenbach, wo mein ſeliger Vater als Prediger ſtund. Es war auf einem abgelegenen Hofe genannt Hinterumſtall. Eine groſe Menge von Leuten gieng des Sonntags dahin dieſen Knaben zu ſehen; da wurde auch ich, damals, noch ſelbſt ein Knabe, mitgenommen. Der beſagte Junge war ungefähr 12 Jahre alt, ſehr wohl gebildet, von ſchönem roſenfarben Angeſichte, blonden Augen-Braunen und Haaren. Er kam in ganz beſondere Umſtände; er kriegte Zufälle, wo er anfieng ſich in allen Ecken der Stube, über Tiſch und Bäncke hin, auch an die Fenſterrahmen, und wo immer ſein Körper plaz hatte, mit der Leichtigkeit eines fliegenden Vogels hin zu heben, ohne ſich im geringſten zu verlezen. Wurde etwan ein

Fen-

Fenſter *) oder die Stubenthüre geöffnet, ſo war er mit ſolcher Schnelligkeit in gewiſſer Höhe von dem Erdboden hinausgewiſcht als ein Vogel; draußen hob er ſich immer, gleichſam ſtiegend, auf die höchſten Bäume, auf die allerzarteſten Zweige, die ſich aber davon nicht ſtarker bewegten als wenn ein Vogel ſich darauf geſetzt hätte. Auch kam er mit der gleichen Leichtigkeit eines Vogels von dem Baume wieder auf die Erde herab, ohne jemals zu fallen oder ſich wehe zu thun. Eben ſo ſchnell hob er ſich von der Erde an dem Hauſe hinauf bis auf das Dach, und lief auf der Spitze deſſelben ohne einiges Schwanken aufgerichtet herum. Auch kam er ohne alle Mühe mit gleicher Leichtigkeit wieder herunter; da man ſich dann alle Mühe gab, ihn wieder aufzufangen, und in die Stube zu bringen. Eine ganz beſondere Sache war es, daß er doch nie an einem gefährlichen Orte wieder zu ſich ſelber kam, wo er natürlicher weiſe hätte unglücklich werden müſſen. Wenn er dieſe Zufälle hatte, ſo wußte er von nichts, ſprach nichts, gab auch keinen lauten Ton von ſich, hörte, noch achtete kein rufen, und ſah ganz verſtellt im Geſichte aus. Wenn der Paroxysmus vorbey war, wurde er todtblaß, fühlte aber keine andere Schmerzen als in den Gedärmen ein heftiges Reiſ-

ſen

*) Die Rede iſt von Fenſtern in einem ſehr niedrigen Schweizeriſchen Bauerhauſe.

ſin und Treiben, und weinte immer über ſein Elend wenn man ihm daſſelbige beſchrieb. Er wurde öfters gefragt, ob er ſich keiner Anfangs-Urſachen davon zu erinnern wüßte. Er konnte aber nichts als dieſes ſagen, und darauf beſtund er auch: „daß er öfters, aus Gefälligkeit, der Frau ihres Nachbars, welche von der Secte der ſogenannten Pietiſten war, Holz im Walde aufgeleſen und nach Hauſe gebracht, wofür ſie ihm allemahl zur Belohnung ein ſchönes Stück Brodt gegeben, und auf den Genuß des letztenmals von ihr erhaltenen Brodtes ſey ihm ſogleich gar wunderlich, und oft ganz ohnmächtig geworden, bis es endlich dieſen Ausbruch genommen habe. Nicht die im Verdacht einer Hexe gehaltene Perſon, auch kein Vieharzt, ſondern ganz vernünftige Menſchen-Aertzte wendeten ihre Mittel an; und der Erfolg war: daß eine große Menge klein zerſchnittener Menſchen-Nägel von ihm getrieben wurden; worauf der Knabe völlige Erleichterung bekam, und nach fortgeſetztem Gebrauch mehrerer Arzney zu ſeiner völligen Geſundheit wiedergebracht wurde. Von der Perſon aber, welche, dieſer Begebenheit wegen bey einigen in den Verdacht der Zauberey gekommen war, wurde von Obrigkeitswegen, gar keine Notiz genommen, und ſo fiel auch der Argwohn wieder von ſelbſt. Vielleicht würde die Folter auch ſie zu einer Hexe und den Scheiterhaufen zu ihrem Grabe gemacht haben, wenn die Sache, anſtatt im Canton

Zürich,

Zürich, in einem andern, wo der Malleus Maleficarum noch ein Stück der Orthodoxie zu seyn scheint, vorgefallen wäre.

IV.

Der Eisbruch.

Da schweb' ich auf stählernen Schwingen
Auf Schwingen des Falcken hinan!
Wie tönen die Bogen! wie klingen,
Die Ringel auf leuchtender Bahn!
Sie rauschen, sie klingen,
Sie tönen, sie singen,
Wie Donner im Helliklang
Wie Orgel und Zymbelgesang.

Wie fliegen zur Rechten die Bäume
Zur Lincken die Häuser dahin!
Sie fliegen wie Schwalben, wie Träume,
Wie Sehnsucht in kindlichem Sinn.
So rollen die Himmel
In wildem Getümmel
Von Abend nach Aufgang
In Orgel und Zymbelgesang.

Die

Courtiſane.

Das that er, und da zog er mir den Ring vom Finger.

Antipholis von Epheſus.

Das iſt wahr, Gnädigſter Herr, dieſen Ring hatt' ich von ihr.

Herzog (zur Courtiſane.)

Sahſt du ihn in die Abbtey hier hinein gehen?

Courtiſane.

So gewiß, Gnädigſter Herr, als ich izt Eu. Durchlaucht ſehe.

Herzog.

Wie, das iſt wunderlich; geht, ruft die Abbtißin heraus; ich denke ihr ſeyd alle bezaubert oder toll.

(Einer geht zu der Abbtiſſin ab.)

Sechste Scene.

Aegeon.

Großmächtigſter Herzog, verſtattet mir ein Wort zu reden: Ich ſehe hier glüklicher Weiſe einen Freund, der mein Leben retten, und mein Löſegeld bezahlen wird.

Herzog.

Rede frey, Syracuſaner, was du willſt.

Wer jaget ſo ſchnell wie die Winde,
Wie hungrige Störch aus der Höh?
Die Roſſe die jagen geſchwinde,
Die Fiſch' in dem ſpiegelnden See:
Wir aber bezwingen
Die eiligſten Schwingen,
Und ſingen in Wettklang
Der Liebe beſchwingten Geſang.

Wie leuchtet der Zinne der Stérne!
Wie blinckt die cryſtallene See!
Wie ſtimmert die ſchneeige Ferne,
Wie funckelt der Mond in der Höh!
Sie leuchten, ſie glänzen
Zum ſchallenden Tänzen
Zum lieblichen Wohlklang
Vom Jüngling- und Mädgengeſang.

Die Stérne durchlauffen den Himmel
Auf luftig Gewölcke gebaut;
Sie tanzen in frohem Gewimmel
Geſchmücket wie Bräutgam und Braut:
Wir lauffen auf Schollen,
Und unter uns rollen
Die Fluthen in Sturmklang
In dumpfigem hohlem Geſang.

Wie tummelt die wühlende Menge,
Wie termet ihr ſchallend Geſchrey!
Sie flattert in lautem Gedränge
Wie reiſende Vögel vorbey:
In ewigem Leben
In Drängen und Streben
Umdrehet die Schöpfung
Die Räder in raſtloſem Schwung.

Wie jagen die Männer und Frauen;
Wie flattert das leichte Gewand!
Es jagt ſie mit nächtlichem Grauen
Des Todtes geflügelte Hand:
In Thäler, auf Höhen,
Durch Ströme, durch Seen,
Verfolgt ſie der Wehklang
Von Todten und Leichengeſang.

Wie pfeiffen die ſtählernen Wagen
Der Mädgen in ſauſiger Haſt!
Sie klirren Entzücken, ſie tragen
Den Jünglingen wonnige Laſt.
Sie fliegen, ſie ſchweben
Mit Adlerbeſtreben,
Und ſchwirren im Wohlklang
Den liebenden Hochzeitgeſang.

Horcht! Brüder, wie knacken die Schollen,
Wie praſſelt das gläſerne Dach!
Sey muthig! ſie hüpfen, ſie wollen
Den flüchtigen Tanzenden nach.
In Tiefen, in Höhen,
In Lüften, in Seen
Iſt ewige Schwingung
Nach Freyheit und frölichem Sprung.

Den Feigen verfolget mit Schwingen
Des Blitzes der hagere Tod;
Den Kühnen begünſtigt Gelingen,
Mit Siege belohnt ihn ein Gott.
Wer kämpfet erringet,
Wer waget vollbringet,
Und ewiger Nachhall
Umtönt ihn in preiſendem Schall.

O Weh! wir verſinken, wir fallen!
O Hülfe! wir ſinken hinab!
Und unſre Geſänge verhallen
Mit Leichen und Wehklang ins Grab.
Wir hören das Mummen
Der Tauben und Stummen,
Den heimlichen Unklang
Von Karpfen- und Nixengeſang.

Ei! Wohl uns! wir liegen wie Perlen
In kühlendem goldigem Sand,
Und unſre Geſpielen ſind Schmerlen
Und Fluthen das Leichengewand.
Wir mucken, wir ſtöhnen
In ſangloſen Tönen
Mit lautleerem Unklang
Zum brauſenden Wogengeſang.

Die Jahre der Ewigkeit rollen
Der Schöpfung wie Blitze vorbey;
Dann brechen die Sonnen in Schollen
Die Erden in Scherben entzwey!
In hohlem Getümmel
Zerkrachen die Himmel
Wie Donner und Eisklang
Mit brauſendem wildem Geſang.

V.

Auszug eines Briefes
des Herrn Hofrath D. Loder,
an den B. R. D. Bucholtz in Weimar.

Amſterdam. Im September 1783.

Vom Mr. *David* in Rouen haben wir ziemlich bald ein ſehr intereſſantes Werk zu erwarten, das ſeine

ſeine ſeit vielen Jahren geſammelten vorzüglichſten Beobachtungen in der Chirurgie enthalten wird. Ich habe einen Theil davon in Mſpt. geſehen, und bin dadurch nach dem übrigen ſehr lüſtern geworden. Beſonders merkwürdig ſind ſeine Beobachtungen über die ſo genannte Necroſe, über den Steinſchnitt, den er mit unglaublich glücklichem Erfolg macht, über Stichwunden mit Ergießung von Blut in die Bruſthöhle, über Schußwunden, Knochenbrüche der Hirnſchale und dergleichen. Nur in Abſicht der letztern will ich ihnen ein Paar Worte ſagen. So ſehr Hr. Pott in London auf die Trepanation bey Verletzungen des Cranii dringt, eben ſo ſehr eifert Mr. David dagegen. Seit vielen Jahren hat er weder in Fracturen noch Depreſſionen, noch bey andern Verletzungen des Cranii trepanirt: ſondern, nöthigen Falls, nur die äußere Wunde erweitert, wiederholt zur Ader gelaſſen, einige Lavements verordnet, dem Patienten die ſtrengſte Diät auferlegt, die Wunde mit Arquebuſade oder verdünntem Weingeiſt, und zuletzt mit Digeſtiv verbunden. Er hat hierüber eine Menge der wichtigſten Wahrnehmungen, die mit dem beſten Erfolg begleitet geweſen. Ich ſelbſt habe einen Jungen von etwa 6 Jahren, der von einer beträchtlichen Höhe herabgefallen war, und ſich das os frontis, gleich über dem linken Auge faſt anderthalb Zoll lang, und einen halben Zoll breit, zerſchmettert hatte, ganz nach ſeiner Methode behandelt, und ihn in Zeit von

10 Wochen beynahe völlig geheilt verlaſſen. Der Junge ward ſinnlos ins Hotel Dieu zu Rouen gebracht. Die äuſſere Wunde war mit geronnenem Blut bedeckt, und der Junge hatte, wie man ſagte, viel Blut verloren. Als die Wunde gereinigt ward, ſahe man daß ſie ſehr tief gieng; ſie ward aber nicht ſondirt, ſondern gleich mit einem in Arquebuſade getauchten Stückchen Leinwand, und darüber mit einem trocknen Plumaceau und einer ſchicklichen Bandage verbunden. Sogleich ward ein ſtarkes Aderlaß gemacht, das ein Paar Stunden nachher und den folgenden Tag noch einmal wiederholet ward. Der Leib ward in den erſten Tagen durch Clyſtiere offen erhalten, alles übrige aber der Natur überlaſſen, ohne im mindeſten irgend eine Arzney zu geben. Das Fieber nahm bald ab. Den dritten Tag nahm ich den erſten Verband ab, und fand die Eiterung ſchon etablirt. Ich verband anfangs alle Tage auf die obenangezeigte Weiſe, und hielt meinen kleinen Patienten unter ſtrenger Diät. In Zeit von etwa 14. Tagen ſonderte ſich ein beträchtliches Knochenſtück, das ich Ihnen zeigen kann, los, die Wunde bekam ein ſchönes friſches Anſehen, der Eiter ward faſt von Tage zu Tage beſſer; nach und nach erlaubte ich meinem Patienten eine etwas nahrhaftere Diät; er ſchlief gut, hatte Appetit, und verlangte aufzuſtehen; die Wunde ward nun einen Tag um den andern auf eben die nämliche Art verbunden, und es fan-

derten

derten ſich nach und nach etliche kleinere Knochen-Stückchen los. In Zeit von ohngefähr 8 Wochen war der Grund der Wunde mit Fleiſchwärzchen bedeckt, und nun verband ich nach Beſchaffenheit der Umſtände, theils mit etwas Digeſtiv, theils mit trockner Charpie, und nahm den Verband nur alle vier Tage ab. Mein Patient gieng herum, war munter, aß ſein Fleiſch und ſeine Suppe mit Appetit, verdauete, ſchlief gut, und die Wunde näherte ſich ihrer völligen Heilung, als ich ihn und das Hoſpital verlaſſen mußte. Herrn Davids Hoſpital iſt eine trefliche Schule für den, dem es um practiſche Chirurgie zu thun iſt; und da man in demſelben zu eignem Verband, zu allerley kleinen Operationen, und zu einer Menge von Leichenöfnungen und Uebung im Operiren an todten Körpern ſo reichliche Gelegenheit hat: ſo ſehe ichs als eins der wichtigſten für einen reiſenden Arzt und Wund-Arzt an.

Mr. *Vicq d'Azyr* in Paris iſt mit ſeinen anatomiſchen Tafeln übers Gehirn noch ſehr beſchäftigt, und wird nun bald den erſten Cahier herausgeben. Die Kupfer ſind illuminirt und ungemein treu. Die Charité in Paris hat, ſeitdem Mr. *Deſault* an Mr. *Sue's* Stelle Chirurgien en Chef geworden, in vielen Stücken ein beſſer Anſehen genommen; doch ſcheinen die Mönche noch immer viel Einfluß zu haben. Das Hotel-Dieu iſt noch immer wie es im Tableau

de Paris geſchildert iſt. Im Haag habe ich unter andern Mr. *Lyonet* und Hrn. Camper kennen lernen. Erſter gewinnt durch ſeinen Umgang ungemein, weil man ſich von einem Manne von ſo hohem Alter bey weitem nicht ſo viel Munterkeit und Gefälligkeit verſpricht. Daß er verſchiedene ſchöne Gemählde und ein berühmtes Inſekten- und Conchylien-Cabinet, worin der einzige bisher bekannte Cedo nulli iſt, beſitzt, wiſſen Sie; vielleicht aber nicht, daß er von allen den herrlichen Präparaten der Weidenraupe, die er in ſeiner Anatomie de la chenille ſo meiſterhaft beſchrieben und abgebildet, nur ein kleines Nerven-Präparat zu ſeiner Legitimation, wie er ſagt, aufbewahrt hat. Er arbeitet jetzt in ſeinen wenigen Nebenſtunden ſehr fleiſſig an einem Werke, wovon ich einen groſſen Theil im Manuſkript ſchon fertig geſehen, das den Titel: Eſſay anatomique ſur les inſectes führen ſoll, und wozu bereits über zwanzig Kupfertafeln, theils von ihm ſelbſt, hauptſächlich aber von einem Künſtler unter ſeiner Aufſicht geſtochen worden; letztere ſind gut, aber immer nicht wie Lyonet's eigne unübertrefbare Arbeit. Es werden in dieſem Werke anatomiſche und mikroſkopiſche Wahrnehmungen über die Zeugungswerkzeuge der Spinnen; über die Schaflaus, über die Läuſe von Vögeln, Fiſchen und ſogar von der Weidenraupe, und über andere dergleichen wenig oder gar nicht bekannte Inſekten vorkommen. Es ſoll im Format ſeiner Anatomie de la chenille gedruckt

gedruckt werden, und einen Pendant dazu abgeben. Ich brauche Ihnen wohl nicht weitläuftig zu ſagen, daß das, was ich bereits davon geſehen, vortreflich und Lyonet's würdig iſt. — Herr Legationsrath Menſchen iſt mit ſeiner Beſchreibung und Claſſification der See-Igel fertig, und wird bald damit erſcheinen. — Herr Camper wird ſeine vortrefliche Kupfertafeln über verſchiedene Arten von Brüchen ebenfalls bald herausgeben, und dadurch dieſen Theil der Chirurgie in ein neues Licht ſetzen. Ich hatte das Vergnügen einer anatomiſchen Demonſtration mit beyzuwohnen, die dieſer in der That große Wundarzt und Zergliederer einem ſeiner Freunde gab, der höchſtwahrſcheinlich in wenig Wochen die Sigaultſche Operation an einer im Haag befindlichen Perſon machen wird. Herrn Camper's Vorleſung über dieſe und über die Operation des incarcerirten Leiſten- und Schenkelbruchs wäre ſchon hinlänglich geweſen mir von ihm den gehörigen Begriff zu geben, wenn ich ihn auch aus ſeinen Schriften noch nicht gekannt hätte. — Die Hovius'ſche Sammlung von Knochen-Krankheiten auf dem anatomiſchen Theater zu Amſterdam, verbunden mit den, die der darüber geſetzte Hr. Profeſſor Bonn in ſeinem Hauſe hat, übertrift alles, was ich in der Art geſehen, an Vollſtändigkeit. Unbeſchreiblich angenehm war mir die Nachricht, die Herr Bonn mir gab, daß er dieſe Sammlung bald beſchreiben und die Kupfer dazu heftweiſe herausgeben würde, ſobald

er ſich von ſeiner eben überſtandnen gefährlichen Krankheit etwas mehr erholt haben würde. Ich habe verſchiedene ſehr ſchön geſtochene Kupfer bey ihm bereits fertig geſehen, auf welchen verſchiedene merkwürdige Hirnſchaalen-Verletzungen, Waſſer-Köpfe von Thieren, Knochenbrüche und dergleichen abgebildet waren. Noch ein anderes wichtiges Werk von dieſem vortreflichen Zergliederer, das ſeine ungemein lehrreichen und neuen Wahrnehmungen über die Entſtehung des Callus enthalten wird, iſt ebenfalls in der Arbeit, und auch dazu ſind verſchiedene Kupfer ſchon fertig. Gerne theilte ich Ihnen die Reſultate ſeiner Beobachtungen mit, wenn es nicht für einen Brief zu weitläuftig wäre, und wenn ich nicht fürchten müßte die offene Gefälligkeit eines Mannes dadurch zu misbrauchen, der viele Jahre Fleis und Beobachtung angewandt hat, um der Welt etwas neues und noch nicht bekanntes hierüber zu geben. — Doch genug von anatomiſchen Sachen!

VI.

Ueber das Studienweſen in Dänemark.

Ihre kurze Anmerkung über *** macht, daß Sie jetzt einen langen Brief über das Indigenats-Recht in Dänemark, und deſſen Folgen für die Däniſche Litteratur bekommen.

Wenn

Aegeon (zu Antipholis.)

Mein Herr, iſt euer Name nicht Antipholis? Und iſt das nicht euer Sclave, Dromio? Ich bin gewiß, ihr werdet mich beyde kennen -- Wie? Warum ſeht ihr mich ſo fremd an? Ihr kennet mich wol.

Antipholis von Epheſus.

Ich hab' euch, bis izt, in meinem Leben nicht geſehen.

Aegeon.

O! Gram und Kummer haben mein Geſicht unkenntlich gemacht, ſeitdem wir das leztemal uns ſahen; aber ſag' mir, kennſt du nicht wenigſtens meine Stimme?

Antipholis von Epheſus.

Eben ſo wenig.

Aegeon.

Du auch nicht, Dromio?

Dromio von Epheſus.

Nein, meiner Treu, Herr, ich nicht.

Aegeon.

Ich bin gewiß, du kennſt mich!

Dromio von Epheſus.

Und ich bin gewiß, daß ich euch noch nie geſehen hab' als izt!

Wenn ein Staat, vorausgeſetzt, daß er unter diejenigen gehöre wo Wiſſenſchaften geehrt werden, zum Geſetz macht, keinem ausländiſchen Gelehrten Amt und Bürgerrecht zu geben: ſo muß man glauben, er halte es entweder für Schande, ſich fremder Hülfe zu bedienen, oder für unnütz, oder vielleicht gar für ſchädlich.

Schande kann es unmöglich ſeyn, ſich das, was man nicht ſelbſt hat, vom Auslande zu verſchaffen. Macht man es doch in unzähligen andern Dingen ſo. Jedes Schiff das nach Oſtindien u. ſ. w. geht, beweißt ja, daß es anſtändig ſey, ſeine Bedürfniſſe aus fremden Ländern zu beſtreiten. Oder, um der Sache noch näher zu kommen, welcher teutſche Fürſt ſchämt ſich, ſeine Univerſität nicht durchaus mit Landeskindern beſetzt zu haben? Selbſt der Kaiſer Joſeph, da er unter ſeinen fünf und zwanzig Millionen Menſchen keinen Tiſſot fand, nahm ihn von Lauſanne um Pavia zu beglücken.

Eben dieſes Beyſpiel beweiſt auch, daß es nichts weniger als unnütz oder ſchädlich ſey, in Sachen der Aufklärung den Ausländer unmittelbar mitwürken zu laſſen. Sollte das ja ſchaden, ſo wär's in dem Falle, wenn ein Souverain die Sache übertreibt, und fremdes Gut verſchreibt, blos weil es fremd iſt, und dagegen die inländiſchen guten Köpfe ganz überſieht, oder ihnen, weil ſie Landeskinder ſind, gerin-

ger lohnt als dem Ausländer. Dadurch wird der einheimiſche gute Kopf niedergeſchlagen, und ſeine Kräfte roſten ein; verſucht er aber doch empor zu ſtreben, ſo richtet er ſeinen Geſichtspunct nach dem Auslande, wird ſeinem Vaterlande fremd. Das iſt freylich Schade für den Staat, wo es ſo hergeht; aber nicht der Ruf des Ausländers an ſich, ſondern Mißbrauch dieſes Rufs iſt Schuld daran. Ein Souverain ſchätze und ehre das Gute wo er es findet, es ſey auf fremdem oder einheimiſchem Boden gewachſen; und kein Indigenats-Recht wird nöthig ſeyn.

Bald hätte ich einen Umſtand vergeſſen, der noch unter die Rubrik von Schädlichkeit des Ausländers gehört, und hauptſächlich das Indigenats-Recht in Dänemark verurſacht hat: „Der Fremdling, ſagt man, wird leicht ſein Amt mißbrauchen, und die Wohlfahrt des Staats, weil er nicht Patriot genug iſt, ſeinen Privatabſichten aufopfern.„ Der Fall iſt möglich; ich würde auch ſogleich an Struenſee und Brand denken, wenn dieſes Leute geweſen wären, wie ich meyne, nicht ſo wohl Majores Domus als Gelehrte von Profeſſion. Und doch beweißt auch Struenſee's Beyſpiel nichts, nachdem England einheimiſche Cromwelle gehabt hat, und ausländiſche les Forts und Oſtermanne Rußlands Größe gegründet haben. Ein Souverain verſtehe ſich auf ſeinen Vortheil, und habe Acht, daß niemand zuweit greiffe, ſonſt kann der Eingebohr-

gebohrne ſo gut ein Cromwell, als der Ausländer ein Struenſee werden. Doch, wie ſchon erinnert iſt, ich rede hier nicht von Miniſtern und Staatsmännern, ſondern von Gelehrten, die als Lehrer dem Staate dienen. Dieſe wird ein Staat nicht nur ohne allen Schaden, ſondern auch zu ſeinem gröſten Vortheile oft vom Auslande rufen. Dem inländiſchen Jünglinge ſowohl als dem Manne wird er damit nutzen; jener hat nun gröſere Muſter nach denen er ſich bilden, und dieſer geſchicktere Collegen, mit denen er wetteifern kann. Eine Nation, der an Aufklärung gelegen iſt, muß es für ein wahres Glück achten, wenn ſie da, wo ſie nicht geſäet hat, doch ärnten, und das Vortrefliche jedes Landes ſich eigen machen kann.

Man ſollte alſo nicht glauben, daß es für den Gelehrten irgendwo ein Indigenat-Recht gäbe; und gleichwohl findet es in Frankreich, England und mehrern Ländern ſtatt. Frankreich indeſſen hält ſich gewiſſermaßen ſchadlos durch die Gröſe ſeiner Nation, ſo wie England durch ſeine Staatsverfaſſung. Wenn aber auch Dänemark, ohne 23 bis 24 Millionen Menſchen zu haben, unter denen Gelehrte von jeder Art aufſtehen, ohne von einem Ober- und Unter-Hauſe zu wiſſen, wo die beſten Köpfe der Nation unter Waffen ſtehen, und jeder ſtrebt nicht nur andere, ſondern ſich ſelbſt zu übertreffen; ohne endlich eine Bi-

ſchofs-

ſchoſswürde zu kennen, nach welcher hundert Genies mit überſpannten Kräften ringen, weil jeder ſich zum Primaten des Reichs, oder zum Lord im Ober-Hauſe ſtudieren will, wenn Dänemark, dem dieß alles fehlt, das Indigenat einführt, ſo ſcheint es ſeiner Litteratur einen tödtlichen Streich zu verſetzen. Laſſen Sie uns aber ſehen, ob ſichs damit wirklich ſo verhält, und was dieſer Staat für Mittel hat die Folgen des Indigenats unſchädlich zu machen.

Zuerſt kommt in Betrachtung, daß das Indigenat der Dänen bey weitem ſo ſtreng nicht iſt, als das eines Bürgers zu Frankfurt. Hat Jemand ein Vermögen von 12000 Rthlrn, und Luſt, in dieſem Reiche ſein Glück zu machen: ſo iſt er dadurch ſchon vollkommen zum Einländer qualificirt. Da ſich aber unter dieſen Bedingungen nicht leicht ein Gelehrter von Bedeutung nach Dänemark verlieren möchte: ſo ſtehts dem Könige auch frey, im Nothfall ein Subject zu rufen, welches und wohin er will, und ihm mit dem Ruf zugleich das Indigenat zu ertheilen. Die jetzt angenommene Grundſätze, und vielleicht auch Eiferſucht, die dieſen Nothfall oft vor den Augen des Königs verbergen wird, laſſen zwar nicht zu, daß es häuffig geſchehe; indeſſen iſts doch nicht ganz unmöglich. Und überdies gilt dieſe Schwierigkeit auch nur von Copenhagen. Kiel iſt ja (den Profeſſor Oliarius, und, wenn man will, auch Tetens und Fabricius, ausgenommen) ganz mit Teutſchen beſetzt.

Mit dem kleinen Nachtheil, den vielleicht doch das Indigenat der Däniſchen Litteratur bringen könnte, vergleichen Sie weiter, was der Staat ſeit zwanzig Jahren zum Vortheil derſelben gethan hat. Ich nenne hier nicht die bekannte Geſellſchaft, die **Friedrich der Fünfte** ausſandte, Arabien zu erforſchen, und dieſes bisher unbekannte Land der Europäiſchen Wißbegierde aufzuſchlieſſen. Durch dieſe gelehrte Geſandſchaft, die 23434 Thlr. gekoſtet hat, iſt nicht ſowohl der Däniſche Gelehrte insbeſondere bereichert, als den Wiſſenſchaften überhaupt ein Opfer gebracht worden. Denken Sie aber an den wichtigen Artickel **Bibliothek**, wie der von Jahr zu Jahr in Copenhagen zunimmt und vollſtändiger wird. Ueberlegen Sie ferner, was für eine Menge Jünglinge und Männer der jetzige König beſtändig reiſen läßt, oder auf teutſchen Univerſitäten unterhält, um die Schätze fremder Nationen zu ſammlen und auf Däniſchen Boden zu verpflanzen. Es ſind ſolcher Männer welche reiſen, und Jünglinge, die in Teutſchland ſtudieren, zuſammen über zwanzig, wovon jeder für die zwey Jahre, die ihnen insgemein verwilliget werden, nach Verhältnis 600 bis 1000 Rthlr. bekommt. Doch das Wichtigſte ſind die neuen Einrichtungen der Studierenden, die zwar ihrer Veranlaſſung nach die Theologie hauptſächlich angehen, aber auch andern Wiſſenſchaften zu ſtatten kommen. Der vormalige Profeſſor und nunmehrige Biſchof **Balle** hat davon vor

etlichen Monaten einige Nachrichten drucken laſſen: Danorum Norvagorumque in litteris excolendis diligentiam, in erroribus judicandis moderationem tribus orationibus explicuit D. Nicol. Edinger Balle, Theologus Havnienſis. Praemiſſa eſt epiſtola ad Walchium, Theologum Goettingenſem Primarium, *de legibus ſtudiorum in Dania latis noſtro tempore*. Havniae 1782. 8vo.

Bisher waren die Prüfungen derer, die künftig Candidaten eines geiſtlichen Amtes legitimiren ſollten, von der Art, daß ſie mehr Faulheit und Müſſiggang als Fleiß und Anſtrengung junger Leute zu befördern ſchienen. Man brachte die examinirten Candidaten, zufolge ihrer verſchiedenen Geſchicklichkeit, in drey Claſſen. Demjenigen, welcher gut beſtanden hatte, gab man ein Zeugnis mit *Laudabilis*: der Mittelmäßige hieß *Haud-illaudabilis*, und die ſehr ſchlechten paſſirten unter den Nahmen *Non-contemnendi*. Der Zweck dieſer Eintheilung war, daß derjenige, welcher ein Zeugnis mit Laudabilis bekommen hätte, ein beſſeres Glück machen ſollte, als wer mit Haud-illaudabilis abgefertigt worden wäre; Non-contemnendus aber ſollte das Decret eines künftigen Küſters ſeyn, deſſen Verrichtungen in Dänemark darinne beſtehen, daß er Orgel ſpielt, ſchulmeiſtert, und auch prediget, wenn der eigentliche Pfarrer wegen Krankheit oder andern Hinderniſſen nicht predigen kann.

Der

Bey dieſer Einrichtung mag Ihnen wohl nichts mehr als ein ſolcher Herr Non-contemnendus ſonderbar vorkommen. Aber ich muß Ihnen ſagen, daß die ganze Sache ein bloßer Hokuspokus war. Die Prädicata Laudabilis, Haud-illaudabilis ſetzten gerade ein ſo fürchterliches Examen voraus, als die Doctor- und Magiſter-Würde auf Univerſitäten. Es war bey der unglaublichen Nachſicht, die man gegen die Geſchicklichkeit eines jungen Mannes zu handhaben pflegte, ſehr leicht, jenes Prädicat vom erſten Range davon zu tragen. Und war einer wirklich ſo ſchlecht, daß ihn ſeine Examinatoren mit Non-contemnendus ſtempelten; ſo hatte das weiter nichts zu ſagen. Mit der Zeit wurde ein ſolcher Perückenſtock doch noch Prediger, und wußte ſich oft einer beſſern Pfründe zu bemeiſtern, als Bruder Laudabilis hatte.

Dieſes Unweſen iſt nun abgeſtellt, die öffentlichen Prüfungen ſind wieder in ihre alten Rechte eingeſetzt, und für jeden Jüngling zum ehrwürdigen Memento mori gemacht worden. Es ſind ausdrückliche königliche Verordnungen vorhanden, was ein jeder wiſſen ſolle, um Laudabilis oder Haud-illaudabilis zu ſeyn, und das iſt ungleich mehr als was man ſonſt foderte. Doch ſind dem armen Schelm, der es nicht weiter als bis zum Non-contemnendus hat bringen können, auch hier ſehr billige Bedingungen gemacht: kann er eine Epiſtel erklären, und ſein griechiſches

N. Teſtament wörtlich exponiren; ſo geht er vollkommen gerechtfertigt in ſein Haus, ohne von den Hebräiſchen Zickzacken etwas gewußt zu haben.

Auch mit den Schulen iſt eine Veränderung vorgegangen. Der Knabe der ſtudieren ſoll, kommt vom neunten Jahre an in eine Cathedralſchule, und bleibt bis ins ſechzehnte. Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch, natürliche und chriſtliche Religion, Geſchichte, Geographie, Matheſis, und die erſten Grundſätze der Philoſophie ſind, auſſer dem Studio ſeiner Mutterſprache, die Dinge die er lernen muß. Die Lektionen ſind für jedes Jahr beſtimmt, und zu jeder Lektion die Bücher vorgeſchrieben. In der natürlichen Religion werden ſie vom neunten bis ins dreyzehnde Jahr nach Sporons, und von der Zeit an nach des würdigen Miniſters von Guldbergs Handbuch unterrichtet, bis ſie endlich im funfzehnten Jahre aus einem Catechismus des letztern die erſten Grundſätze der geoffenbarten Religion zu lernen anfangen. Zur Anleitung in der Weltgeſchichte haben ſie das Schröckhiſche, und in der Däniſchen das Suhmiſche Handbuch. Unter den Hülfsmitteln ſich in der Mutterſprache zu üben, befinden ſich auch Gellerts Fabeln und Briefe nach der Däniſchen Ueberſetzung. Wie weit, nach des Königs Abſicht, der Däniſche Schüler im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen im funfzehenden Jahre ſeyn ſoll, können Sie daraus ſehen, daß er ſich nun

mit

mit dem Horaz und Virgil, mit Cicero's Reden und des Cornelius Lebensbeschreibungen beschäftiget; im Griechischen N. Test. einige Briefe der Apostel, und im Hebräischen Text einige Capitel des ersten Buchs Mosis lieset. Im sechzehnten Jahre bringen sie das erste Buch der Iliade und Herodots zwey ersten Bücher, wie auch das erste Buch Mosis zu Ende, und beschliessen hiermit ihre Schüler-Zeit. Nun werden Probestücke gemacht und andere Vorbereitungen zum academischen Examen. Wir wollen sie arbeiten lassen, und einstweilen noch ein Paar Sachen, die in ihre Schulzeit gehören, nachholen.

Das erste betrift die Lehrart, nach der sie sind unterrichtet worden. Bey jeder Wissenschaft ist dem Lehrer vorgeschrieben, nach welcher Methode er unterrichten müße. Bey Religions-Vorschriften z. B. muß er seine Schüler immer auf die Ursache und Folgen jedes Gebots führen, die Hauptbeweise jedes Satzes, und die Harmonie der Lehren nebst ihren Verhältnissen zu einander zeigen. Beym Vortrag der Geographie macht die neue den Anfang, und die alte den Beschluß. In der Geschichte werden die Hauptbegebenheiten jedes Reichs, ihre Ursachen und Folgen, dargelegt, Erfindungen bemerkt, und, wo möglich, immer statistisch verfahren. Aus diesen Paar Proben können Sie nun aufs Uebrige schließen. Und wenn Sie zweifeln, ob auch diese Lehrart wirklich von den

Lehrern befolgt werde, ſo komme ich auf das Zweyte, was wir noch nachholen wollten, auf das Geſchäft der Biſchöffe bey dieſen Cathedralſchulen.

Jeder Biſchof muß nicht nur über die gegebne Schulordnung überhaupt, ſondern insbeſondere auch über die vorgeſchriebene Lehrart wachen. Er macht daher den Lehrern fleiſſig Beſuche, und hört, wie ihr Vortrag ſey. Auſſerdem ſtellt er auch jährliche Prüfungen an, wo die Schüler gerade über das gefragt werdrn, was ſie, zufolge obiger Lehrart, wiſſen müſſen. Um übrigens den Fleis der Schüler recht aufzumuntern, ſo wird dieſes Examen in Gegenwart vieler vornehmen Perſonen gehalten, der Fleiſſige öffentlich gelobt, die Trägheit des Faulen hingegen auch eben ſo frey getadelt. Und, um kein Mittel unverſucht zu laſſen, hängen an den Wänden des Saals, wo das Examen gehalten wird, große Tafeln beſchrieben mit den Nahmen und Lobe derer, die große Männer geworden, und in dieſer Schule ihre Anfangsgründe gelernt haben. Eine Einrichtung, die gewiß allenthalben Nachahmung verdiente! Wie viele Schulen und Gymnaſia in Teutſchland würden über ihre Unfruchtbarkeit ſchamroth werden! Wie mancher Lehrer kahl, ohne Nahmen eines großen Schülers, am Brete ſtehen!

Nun die Specimina der Academiſten ſind fertig, kommen Sie alſo mit nach Copenhagen in das Exa-

men,

Aegeon.

Meine Stimme nicht mehr kennen! O Zeit, haſt du denn in ſieben kurzen Jahren meine arme Zunge ſo gebrochen, daß mein einziger Sohn hier ihren ſorgen-vollen Ton nicht mehr erkennt? Obgleich diß mein graues Geſicht in des ſaftverzehrenden Winters Schnee eingehüllt iſt, und alle Canäle meines Bluts zugefroren ſind; ſo hat doch die Nacht meines Lebens einiges Gedächtniß, meine ausgebrannte Lampe noch einen ſchwachen Schimmer übrig, und meine tauben Ohren noch ein wenig Gehör; alle dieſe Zeugen laſſen mich nicht irren, indem ſie mir ſagen, daß du mein Sohn Antipholis biſt.

Antipholis von Epheſus.

In meinem Leben hab' ich meinen Vater nie geſehen.

Aegeon.

Und doch weißt du, daß es erſt ſieben Jahre ſind, daß wir in der Bay von Syracus von einander Abſchied nahmen; aber vielleicht ſchämeſt du dich izt, mein Sohn, mich in meinem elenden Zuſtande zu erkennen.

Antipholis von Epheſus.

Der Herzog und alle in der Stadt die mich kennen, können meine Zeugen ſeyn, daß es nicht ſo iſt; ich habe Syracus in meinem Leben nie geſehen.

Herzog.

Ich ſage dir, Syracuſaner, zwanzig Jahre bin ich

des

men, wo die ſechzenjährigen Jünglinge aus ihrem Schul ey auskriechen und Studenten werden. Hier ſind Profeſſoren verſammelt, und Protocolle aufgeſchlagen, um die Geſchicklichkeit eines jeden, nach altem Brauch, mit Laudabilis, Haud-illaudabilis u. ſ. f. zu beurkunden. Wer unter den Guten der Beſte iſt, wird unter ſeinen Commilitonen aufgerufen, und bekommt ſeinen Sitz unter den Profeſſoren. Der Schlechteſte unter den Schlechten aber wird ganz zurückgewieſen, und muß ſein Glück noch ein Jahr in der Schule verſuchen.

Nach Vollendung dieſes Examens ſind ſie nun Studenten, aber noch nicht ſich ſelbſt überlaſſen. Nach einer anderweitigen Königlichen Verordnung muß jeder den Anfang ſeines Studierens mit Philoſophie und Matheſis machen, und ſich dann abermahls in einem ſogenannten philoſophiſchen Examen prüfen laſſen. Hierauf hört er über Philologie, und unterwirft ſich einer philologiſchen Prüfung. Wer hier die Foderungen eines Laudabilis leiſtet, bekommt die Magiſterwürde, und qualificirt ſich vorzüglich zum Mitglied der Königlichen Communität, daran keiner, der in dieſem philologiſchen Examen als Non-contemnendus beſtanden hat, Antheil nehmen kann. Nun ergreift jeder ſein Fach, und ſtudiert das wozu er Luſt hat.

Die Dänen ſind ſo glücklich, keine ausländiſche Rechte zu haben: daher wird zu Kopenhagen und Soröe nur Naturrecht nebſt Inſtitutionen und Landesrecht gelehrt; welches letztere auch Hr. Prof. Olivarius zu Kiel nach eignem Abriſſe lehrt. Auf obigen beyden Däniſchen hohen Schulen, obgleich auf der zweyten keine Doctores gemacht werden, (welches überhaupt bey Däniſchen Juriſten etwas höchſt ſeltenes iſt) lernen die meiſten Staats-Bedienten, Richter und Sachwalter das Nöthige zu ihren künftigen Aemtern; und nur die, welche zu höhern Geſchäften ſich geſchickt machen wollen, bilden ſich 5 Jahre lang in der Königlichen Communität zu Kopenhagen weiter aus. Einige reiſen auch, und theils auf Königliche Koſten.

Künftige Aerzte können ebenfalls in der Communität ſich 5 Jahre lang bilden; und dürfen das Friedrichs-Hoſpital beſuchen, um mediciniſche Praxis und Chirurgiſche Handgriffe zu lernen. Mehrere reiſen auch, theils auf Königliche Koſten. Jenes Hoſpital iſt eine neue Stiftung des milden Friedrich V. deſſen ſtätiger Fürſorge Dänemark ſein neueres Aufkommen verdanket. Sonſt ſind noch mehrere Pflege- und Armen-Häuſer, woran beſoldete Aerzte ſtehn, unter denen Studierende ſich Erfahrungen ſammeln können.

Die erwähnte Communität iſt gleichfalls ein neues Inſtitut des jetzigen Königs. Zweyhundert Jünglinge werden hier fünf Jahre lang in allem frey unterhalten. Sie ſind an zwölf Tiſche vertheilt, an denen ſie täglich zur geſetzten Stunde in einem gemeinſchaftlichen Saale zuſammenkommen. Sechs Tiſche ſind für Theologen, zwey für Juriſten, und einer für Mediciner beſtimmt, zwey für ſolche die Mathematik und Phyſik, und einer endlich für ſolche die Geſchichtskunde zu ihrem Hauptfache gewählt haben. An jedem Tiſche wird ein Mitglied ausgehoben, und zum Decan oder Senior der übrigen ernannt. Alle zuſammen aber haben einen Profeſſor zum Generalinſpector. Dieſe Einrichtung des Inſtituts iſt nicht, zum Eſſen zuſammen zu kommen: denn jeder bekommt Geld, und ißt für ſich zu Hauſe; ſondern gelehrte Uebungen zu treiben. Eine Stunde bleiben ſie täglich beyſammen, und während dieſer muß jeder ſeinem Decan Rechenſchaft geben von dem, was er ſeit geſtern geleſen hat. Kommen hierbey Zweifel vor, ſo löſt ſie letzterer ſo gut er kann. Der Fleis eines jeden wird in einem Protocoll bemerkt, das von Zeit zu Zeit unter den Profeſſoren circulirt, ja ſogar in die Hände der Miniſter kommt. Entſchädigung alſo genug fürs Indigenat-Recht! — Leben Sie wohl.

VII.

Mineralogiſche Merkwürdigkeiten vom St. Gotthard.

Das ſeiner Natur nach unwirthbare Gebirg, ſchon bey den Alten *Summae* Alpes genannt, welches ſich von **Bellenz** bis **Altorf**, im Canton Uri, und von der groſſen **Furka** in Wallis bis zum **Krispal** in Bünden erſtreckt, hat bekanntermaſſen die menſchliche Geſelligkeit und das Verlangen, Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten miteinander zu theilen, nicht abſchrecken können, eine der berühmteſten Landſtraſſen darüber hinzuführen. Denn der **St. Gotthard** verbindet das Gewerbe zwiſchen Teutſchland, der Schweiz und Italien, und wechſelt gegenſeitigen Ueberfluß und Bedürfnis gegeneinander aus.

So ſehr aber der Handel ſonſt den Wiſſenſchaften zu Hülfe kommt, ſo gewiß iſt es doch, daß die Speculation über die Natur dieſes Gebirges eben noch nicht ſehr tief eingedrungen oder von ausgebreitetem Erfolg geweſen iſt. Der berühmte **Scheuchzer** und andere ältere Naturforſcher blieben ſo ſehr bey dem Einzelnen ſtehen, daß ſie das Ganze wenig wahrnahmen. Inſonderheit ließ die Aufſuchung, Beſchreibung und Claſſification des Figürlichen, der wahren oder eingebildeten Ueberbleibſel der Sündfluth

ſtuth, den groſen, rohen Schöpfungs-Maſſen keinen Geſchmack abgewinnen. Man fertigte nur Inventarien über alten Hausrath, ohne ſich viel um den ſchönen maſſiven Pallaſt zu bekümmern, worin jener mehrentheils nur zufällig in Winkeln herumlag.

Auf der andern Seite hat man aber neuerlich hin und wieder ins Groſſe gehen und nur gern Schöpfungen anordnen wollen, ohne daß man zu Hervorbringung einer leidlichen Hypotheſe über das Ganze noch hinlänglich vorbereitet war. Die geogeniſchen Meßwaaren legen hiervon Zeugniß ab. Indeſſen wird man zwiſchen beyden Extremen ſich wohl endlich auf eine Mittelſtraße herbeyziehen.

So viel beſonders den ehrwürdigen St. Gotthard betrifft, hat neuerlich ein Italiäniſcher Naturforſcher einen guten Weg eingeſchlagen. Für die Teutſchen mochte man hierzu ſeit einigen Jahren faſt die Hoffnung aufgeben, ſeitdem der neue Prophet unter ihnen aufſtand, der, zu Folge des Gangs ſeiner Capella von Süden nach Norden, die Erdfläche mit einem erſchütternden Stoß gerade auf dieſem Gipfel des hohen Alpengebirgs niederſehen und hinabſinken laſſen wollte. *) Die prophetiſche Weisheit war nicht gering, wenn man das Ungeheure der Maſſe bedenkt,

*) Nachricht von einer bey Gelegenheit der groſſen Revolution der Erde n. Zeitſch. und Lehrb. B. 2.

die der St. Gotthard und ſeine um ihn verſammelte gigantiſche Geſellſchaft formiret. Was aber auch damit bevorſtehen möge, ſo wird es immer das Sicherſte ſeyn, unſre Mineralogie des St. Gotthard ſo bald als möglich zu inſtruiren. Vielleicht erregte in dieſer Rückſicht die Reiſe jenes italiäniſchen Mineralogen *) auf den St. Gotthard ſchon voraus ſo viele Erwartung; wenigſtens wurde ſie in verſchiedenen teutſchen politiſchen Zeitungen angekündigt. Eine Gütigkeit, mit der die Gelehrten ſelten zufrieden ſeyn können, weil das Publikum ſo gerne mehr erwartet als es erwarten ſoll. Herr Pini beſuchte im Auguſt 1781 und Julius 1782, doch nicht unter einer ſeinen Beobachtungen günſtigen Witterung, dieſen berühmten Berg, und theilt nunmehr ſeine mineralogiſchen Beobachtungen mit. Etwa kommt es von einem Exceß der Neugier, daß man unzufrieden damit iſt, ſich durch die abſtracte Hälfte einer Schrift von 128 Seiten hindurchwinden zu müſſen, ehe man den St. Gotthard ſelbſt näher kennen lernt.

Der Autor wollte nämlich den gewöhnlichen Ungewißheiten der geologiſchen Beſchreibungen vorbauen, und den Seinigen die genaueſte Beſtimmtheit verſchaf-

*) Memoria mineralogica ſulla montagna e ſui contorni di S. Gottardo, di *Ermenegildo Pini*. C. R. B. In Milano nella ſtamperia di Giuſeppe Marelli, 1783. 8.

ſchaffen. Er prämittirt daher eine Theorie, welche zu Beförderung richtiger Beobachtungen der Thäler und Berge, ſo viel ihre Oberfläche betrifft, zuverläſſigere Grundſätze aufſtellen ſoll. Begriffe von der Länge und Breite der Thäler und ihrer Richtung, ſowohl im Verhältniß gegen ihre Länge, als gegen ihre Abſchüſſigkeit, ſogar Begriffe eines Bergs und deſſen wahrer Baſis oder Wurzel, deſſen abſoluter und relativer Höhe; Begriffe von aufgeſetzten Gebirgen, von Gebirgsketten ꝛc. werden mühſam in dem Buche entwickelt. Ein Beyſpiel davon zu geben, ſo ſoll ein Abhang, wenn er den Namen eines Bergs verdienen will, mit dem Horizont wenigſtens einen Winkel von 13 Gr. ausmachen. Relative oder eigene Höhe eines Bergs ſoll die von ſeiner Wurzel bis zum Gipfel; abſolute, die vom Mittelpunct der Erde, oder, zu mehrerer Erleichterung, die von der Oberfläche des Meers zu berechnende Höhe heiſſen ꝛc. Ferner unterſucht Hr. P. wie es um die Uebereinſtimmung der Winkel auf beyden Seiten der Thäler anſehe; nach welchen Grundſätzen ſie ſich beſtimmen laſſe; wie die Fluthen unter verſchiedenen Umſtänden ihr Bette formiren; wie dieſe Grundſätze auf die Thäler unter den mancherley Hypotheſen einer fortwährenden oder auſſerordentlichen Ueberſchwemmung der Erde, anzuwenden ſind ꝛc. Alles das hat mit mathematiſchen Figuren erklärt und dargethan werden ſollen. Hr. P. wünſcht dabey, daß andre Mineralo-

gen

gen ihm folgen, oder ſeine Grundſätze verbeſſern möchten, um zu einer beſtimmteren Kunſtſprache zu gelangen. Man erkennt hieran den ſorgſamen Naturforſcher, dem vielleicht ohne Noth der bisherige Redegebrauch bey Beſchreibung der äußern Form der Berge und Thäler zu unſicher ſchien. Noch mehr ſcheint die ſchwankende Terminologie des Materials der Berge und Thäler Berichtigung zu verdienen, wozu aber nicht nur eine genaue Kenntniß der Mineralien ſelbſt, nach ihren äuſern und innern Kennzeichen, ſondern auch eine durch Umgang mit Mineralogen des Auslands am beſten zu erwerbende Bekanntſchaft der Nomenklatur gehört, die oft in verſchiedenen Ländern und Provinzen ganz verſchiedenen Subſtanzen einerley, und ebendemſelben Mineral ganz verſchiedene Benennungen giebt.

Herr P. nimmt den St. Gotthard im engern Verſtand, und begreift unter ihm die Gebirgsmaſſe von Airolo bis Hospital. Sie iſt in ein groſſes Thal eingeſchloſſen, deſſen höchſter Punct das auf dem Berge befindliche Kapucinerkloſter ſeyn ſoll, an deſſen Seiten aber die Gebirge noch viel höher anſteigen. Die abſolute Höhe des St. Gotthard berechnet er auf 1431½ Toiſen. Scheuchzer und andere, die ihn höher angeben, kannten die barometriſchen Berichtigungen des Herrn de Luc noch nicht. Der Hr. General Pfyffer fand nach trigonometriſcher Methode

1512

1512 Toiſen; Micheli *) gar 2736. letzteres aber hält Hr. P. für offenbar unrichtig. Hr. de Sauſſure fand ihn 53 Toiſen niedriger als Hr. P. **) Will man die Mittelzahl zwiſchen beyden annehmen, ſo wird die ungefähre abſolute Höhe 1405 Toiſen ſeyn. Alſo wäre der Sanct Gotthard, der angenommenen Meynung entgegen, niedriger als viele andre Europäiſche Berge. Der Irthum ſoll daher kommen, daß man die Höhe des über dem St. Gotthardekloſter emporragenden Gebirgs mit der Höhe dieſes Kloſters ſelbſt verwechſelt habe. Die relative Höhe des St. Gotthards iſt, von deſſen Wurzel auf der Seite nach Italien bey Airolo gerechnet, 781. und von der Schweitzeriſchen Seite 555$\frac{3}{4}$ Toiſen. Auch in ſo fern iſt der St. Gotthard niedriger, als mancher andrer Berg, z. B. der Buet in Savoyen; und da er hiernächſt unter dem 46$\frac{1}{2}$ Gr. nördlicher Breite liegt, ſo kann ewiges Eis an ſich nicht auf ihm ſtatt finden.

Inzwi-

*) Hr. de Sauſſure fand in den Angaben des Micheli ebenfalls eine Menge Irthümer. Des letztern Ausrechnungen ſind vermuthlich gemeynt, wenn Läſi (Erdbeſchreib. von Helvetien, 4. Th. S. 279) die Furka nach Caſſini 8376 Schuh, und nach Michaelis-Tag, 2669 Klaftern über das Meer erhöhet angiebt.

**) Coxe (Briefe über die Schweitz) behauptet, Hr. de Sauſſure gebe das Kapuzinerhauß auf St. Gotthard 1661 Toiſen über das Meer erhoben an. Das mag auch wohl ein Druckfehler ſeyn.

Inzwischen ist doch sein physisches Clima sehr kalt, weil er, so wie Hr. P. seinen Umfang nimmt, mitten zwischen höhern immer beeisten Bergen inne liegt, und fast unaufhörlich vom Nordwind bestrichen wird. Daher schon in der mäßigen absoluten Höhe von 950 Toisen das Wachsthum der Bäume und Sträuche bey ihm aufhört. In mehrerer Höhe wachsen nur noch Kräuter, die aber vortrefliche Weiden geben.

Granit ist durchgängig seine Gebirgsart. Der Quarz in demselben ist kristallinisch, zuweilen rosenfarbig; der Feldspat weiß, und öfters kristallisirt; der Glimmer ordentlicherweise silberfarbig, und nicht selten grünlich oder auch schwärzlich. Hätte sich Hr. P. nicht schon als einen Kenner bewährt, so sollte man fast auf die Gedanken kommen, er habe den Feldspat für Quarz und diesen für jenen angesehen. Unter diesen Bestandtheilen des Granits fand er zuweilen auch Speckstein und grünen Serpentin. In Ansehung der Textur beschreibt er den Granit des St. Gotthard von dreyerley Sorten. Eine von mittelmäßig grosen Körpern und starker Bindung, findet sich vornemlich unterhalb den höchsten Kuppen des Bergs; auf welchen letztern hingegen die zweyte Sorte vorkömmt, die nicht so fest ist, daher ihn Hr. P. gern secondären Granit nennen möchte, wenn diese seine Eigenschaft nicht vielmehr der Verwitterung zuzuschreiben wäre. Besser soll er sandiger Granit heis-

sen,

des Antipholis Patron geweſen, und in dieſer ganzen Zeit hat er Syracus nie geſehen. Ich ſehe, dein Alter und die Todesfurcht machen dich ſchwärmen.

Siebende Scene.

Die Abbtiſſin mit Antipholis und Dromio von Syracus zu den Vorigen.

Abbtiſſin.

Gnädigſter Herr, ſehet hier einen Mann, dem das gröſte Unrecht geſchehen iſt.

[Alle drängen ſich, ihn zu ſehen.]

Adriana.

Was ſeh ich? betrügen mich meine Augen. Ich ſeh meinen Mann gedoppelt.

Herzog.

Einer von dieſen beyden Männern iſt der Genius des andern. Und ſo iſt es auch mit dieſen. Welcher von Beyden iſt der natürliche Menſch, und welcher der Geiſt? Wer entzifert ſie?

Dromio von Syracus.

Ich, Herr, bin Dromio; heißt ihn fortgehen.

Dromio von Epheſus.

Ich bin Dromio, Herr; laßt mich da bleiben.

Antipholis von Syracus.

Biſt du nicht Aegeon, mein Vater? oder biſt du ſein Geiſt?

Dromio

ſen, wenn er aber etwas feſter iſt, ſchwacher Granit, oder mit einem Wort, Granitell. Die dritte Gattung iſt die, welche Hr. de Sauſſure geaderten oder adrichten Granit nennt. Hr. P. fand dieſen ſehr ſchön und feſt, mit grünem ſilberglänzendem Glimmer wellenförmig durchzogen. (Eigentlich iſt es doch nur eine Mittelgattung zwiſchen wahrem Granit und den blätterichten Gebirgsarten, die aber dazu beyträgt, die Identität ihres Urſprungs zu beweiſen.) Alle dieſe Granite ſind der Verwitterung unterworfen. Die härteſte Sorte nimmt dabey eine rothgelbliche Farbe an; die weniger feſte aber eine gelbliche oder ſchwärzliche. Die Verwitterung fängt ſich mit Riſſen an, durch welche erſt der Berg ſelbſt in groſſe Maſſen ſpringt, und dieſe hernach wieder in kleinere Stücke, an welchen ſodann die Witterung nachdrücklicher haften, und ſie endlich auf Sand und Thon reduciren kann. Die erſten Riſſe entſtehen wohl mehrentheils durch die Attraction, mittelſt welcher die gröſten Maſſen ſich mehr zuſammenzuziehn und zu verkleinern ſtreben, welches ſich von der Mannichfaltigkeit ihrer Beſtandtheile und deren Configuration herſchreibt. Mit dieſer allgemeinen Kraft vereinigt ſich hernach die Gewalt der Witterung, und ſo werden die Riſſe im Granit vervielfältigt. Im ſandigen und ſchwachen ſpringen die davon herabfallenden Stücke wieder in Tafeln und Blätter von mancherley Figur und Gröſſe; die Stücke aber,

die

die noch an dem Berg hangend bleiben, nehmen eine spitzige und pyramidalische Gestalt an. Die harten Granite springen in mehr oder weniger dicke Massen, und mehr in spitzige oder abgestümpfte Keile, welche sich mit der Zeit abrunden. Ueberhaupt bemerkte Hr. P. diese Abrundung in der ganzen Ausdehnung dergleichen Granitbergs. Er observirte das auch an den harten Graniten anderer Länder, besonders der österreichischen Lombardey *) und glaubte desser annehmen zu können, daß die abgerundete Figur eines Berges, in beträchtlicher Ausdehnung, ein Merkmal sey, daß er aus Granit bestehe; dagegen von Bergen mit spitzigern Gipfeln eben so gut glimmerichter Quarz oder auch Kalkstein die Gebirgsart seyn könne. Die Abrundung komme von der großen Härte des Granits her; und da weniger Berge aus einer gleich harten Gebirgsart bestehen, so werde man mit jener Conjectur nicht leicht irren können.

Aus dieser Structur des Granits auf St. Gotthard soll sich nun folgern lassen, daß der Granit auf St. Gotthard nicht stratifizirt sey. Ueberhaupt hält es Hr. P. nur für Ausnahme, wenn ein Charpentier und de Saussure Schichten im Granit wahrgenommen. Um sich besser hierbey behaupten

*) Eben dieses findet man auf dem Brocken und an den Granitbergen in Vivarais. T. Nicrkur, April 1783. S. 76.

ten und das Gegentheil, als Regel, beybehalten zu können, erfodert Hr. P. zu einer Stratification, daß ſie aus einer gewiſſen Anzahl von einander diſtinguirter Lagen beſtehen, auch daß die Zuſammenfügung der Schichten nicht ungleich ſeyn, ſondern parallel in einerley Richtung und in einer beträchtlichen Extenſion fortlaufen müſſe. (Nach des Hrn. de Sauſſure Angaben zu urtheilen, *) ſcheint es, daß Hr. P. auf etwas kleinliche Stratificationen ausgehe, und darauf nicht achte, wo die Natur damit ſo ſehr ins Groſſe operirt hat, daß nicht allenthalben Raum genug vorhanden ſeyn kann, ſie in einer beträchtlichen Ausdehnung wahrzunehmen.) Indeſſen weiß man ſolchergeſtalt doch die Grundſätze, aus welchen Hr. P. den St. Gotthard von Bellenz bis an die Teufelsbrücke beobachtete. Er hatte noch einen Naturforſcher, den Herrn Beretta, zum Begleiter. Zuweilen ſahen ſie von fern an den Gräniten gewiſſe reguläre Abſonderungen in einer ſolchen Ausdehnung, und mit ſo ſcheinbarem Parallelismus, daß ſie eine wahre Stratification zu finden glaubten. Aber in der Nähe verſchwand alle Idee davon. Das ſucht Hr. Pini durch verſchiedene Figuren anſchaulich zu machen. (Es wäre wohl zu wünſchen, daß er ſtatt der geometriſchen liniirten Figuren lieber einige dieſer Granitmaſſen nach

*) *De Sauſſure* voiages dans les Alpes: Tom. I. C. 10. 11.

nach der Natur gezeichnet hätte. Denn die willkührliche Figur richtet ſich gerne nach der einmal angenommenen Hypotheſe. Ein unbefangener Beobachter würde bey der natürlichen Darſtellung vielleicht ganz andre Folgen gezogen haben.) Hr. P. verſichert, daß die in der Kern geglaubten Schichten nichts anders geweſen als Tafeln, die aus den Ruinen der zerſprungenen Granitmaſſen übergeblieben waren, und daß durch einige Zwiſchenräume, welche von der herabfallenden Steinmaſſe zwiſchen dergleichen zwey Steinplatten oder Tafeln verurſacht wurden, von weitem der Anſchein einer Zuſammenſchichtung hervorgebracht worden ſey. Er findet daher kein Bedenken, den Schluß zu machen, daß der Granit überhaupt in der Regel nicht ſtratificirt ſey. Er verſichert in vielen Gebirgen Italiens und Teutſchlands, auch in Ungarn eben dieſelben Beobachtungen gemacht zu haben, und provocirt auf nähere Bekanntmachung der Nebenumſtände, unter welchen man das Gegentheil beobachtet haben wolle. (Solchemnach würde wohl Hr. Charpentier am erſten auftreten müſſen, der den Granit an vielen Orten in ſehr regelmäßigen Schichten fand, und die durch Flötzklüfte getrennt, nur 16 bis 24 Zoll, auch 3 bis 8 Fuß ſtark waren. *)

In

*) Mineralogiſche Geographie der Churſächſ. Lande. S. 17. 102. 164. 238. Man findet aber auch an den Pyrenäen und an

In Anſehung der ſecondairen Granite, d. i. die aus der Decompoſition des Urgranits entſtunden, würde die Schichtförmigkeit nichts beſonders an ſich haben, und hierdurch will Hr. P. das Paradoxon einer Verſteinerung im Granit auflöſen, welche Collini *) bey Habel geſehen. Freylich mag Hr. P. hier Recht haben; man weiß nunmehr ganz gut, daß jenes von Hrn. Cammrrath Habel zu Wisbaden gefundene berühmte Stück Granit mit einer Verſteinerung, welches Cartheuſer für Granit erkannte, und darüber eine Beglaubigung ausſtellte, **) auch ſchon ſehr beſorgt für die bisherige Gebirgstheorie war, kein ächter Granit iſt. Die übrigen Steinarten, die Hr. Pini in dem beobachteten Umfang des St. Gotthard fand, waren glimmrichter Quarz und eine granitartige Wacke. Er macht in einer andern Stelle dieſe Graniiartigkeit dadurch deutlich, daß dies Geſtein ein wahrer Granit ſey, nur daß man den Feldſpat

mehrern Bergen in Frankreich dergleichen fortlaufende Granitſchichten von der Mächtigkeit oder Stärke eines Fußes. Essais sur la Mineralogie des monts Pyrènées. p. 146. 155. (à Paris 1781. 4.) Eben dieſes iſt an den Granitbergen der Oberlauſitz, des Schleſiſ. Rieſen-Gebirgs, und in Böhmen beobachtet worden. Collini Betrachtungen über die vulkan. Berge, S. 16. Not. *) (Dresden 1783. 4.)

*) In den Betrachtungen über die vulkaniſchen Berge, S. 16.

**) Klipſteins mineralog. Briefwechſel. 1. Th. 4. St. 4. B. im Anhang.

ſpat nicht diſtinkt darin wahrnehmen könne. (Hr. de Sauſſure beſchreibt dieſe Abänderung des Schweizeriſchen Granits, bey welchem der Feldſpat fehlt, und wer will, kann ſie auch in der Nähe, beh Ilmenau am Ehrenberge, wahrnehmen.) An einigen Orten des Gebirgs von St. Gotthard gab es auch Kalk und Gips. Was Gruner *) von Zinnſtein ſagt, der in dieſer Gegend entdeckt worden ſey, beſtätigte ſich nicht. Die dem Hrn. P. unter dieſem Namen vorgezeigte Stücke waren kriſtalliſirter Bleyglanz und Glaskopf. Und wenn es Grund hätte, was Häſi **) von Silberbergwerken am St. Gotthard, die noch vor wenig Jahren im Gang und ſehr ergiebig geweſen, anführt, ſo würde es der Aufmerkſamkeit des Hrn. P. auch wohl nicht entwiſcht ſeyn. Gänge fand er im Granit, die mit einem ſandigt glimmerichten Geſtein ausgefüllt waren, welches er für verwitterten Granit und Granitell hielt, (ſo wie Herr Charpentier auch dergleichen Gangarten von feinem Granit entdeckte. ***) Vormals fand man auf St. Gotthards Kuppen Bergkriſtallen von zwey Fuß Länge; gegenwärtig findet man nur noch mittelmäßige

*) Beſchreibung der Eidgebirge des Schweitzerlandes, 3. Th. (Zürich, 1760. 8.)

**) Erdbeſchreibung der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft, (Zürich, 1768. 8.) 1. B. 17. S.

***) Mineralogiſche Geogr. der Churſächſ. Lande, S. 261. 262.

mäßige, die zuweilen fremde Körper enthalten, als Waſſertropfen, Schwefelkieß, grünen und weiſen Glimmer, nadelförmigen Schörl, und Amiant von verſchiedenen Farben. Hierauf reduciret Hr. P. die vegetabiliſchen und animaliſchen Subſtanzen, die man darin gefunden haben will; z. E. was man Stroh darin zu ſeyn glaubt, ſind Riſſe mit einiger ockerhaften Erde angefüllt; die angeblichen Blätter-Faſern ſind Aſbeſt- und die vermeynten Thierhaare Amiants-Fäden. Ueberdies ſollen auch die Thierhaare an ihrer Wurzel immer ſtärker als an der Spitze ſeyn, anſtatt daß die in den Kriſtallen ſichtbaren auf einer Seite ſo dünne ſind wie an der andern. Die Kriſtallen ſind übrigens theils ſehr durchſichtig, theils gleichen ſie dem Rauchtopaſen. Auch giebt es roſenfarbenen und violetblauen Fluß auf St. Gotthard; ingleichen Amethyſt, der kein amethyſtfarbener Bergkriſtall, ſondern von parallelepipediſcher Figur war, die in eine vierſeitige Pyramide ausgieng. Seine Farbe iſt dunkel und hellviolett, und erhält beym Anſchleifen einen ſehr lebhaften vortreflichen Glanz. Ferner fand Hr. P. an Mineralien von wenigerm Belang in dieſen Graniten, kleine Gänge Gips, Serpentin, geſtreiften Schörl, kubiſchen Schwefelkieß, zwölfſeitigen Granaten, und einen kriſtalliſirten ſechsſeitigen zuweilen roſenfarbigen Eiſenglimmer, der äuſſerlich mit den blaulichten Eiſenglanz von der Inſel Elba Aehnlichkeit hatte.

Unter allen den Steinarten die ſich in dem Granit fanden, war der **Feldſpat** die merkwürdigſte. Hr. P. beſchreibt ihn mit eben der Terminologie, deren er ſich bey Beſchreibung der Feldſpatkriſtallen von **Baveno** bedient hat. Statt daß letzterer in Feuer dekrepitirte, wie das bey dem Feldſpat von **Bormholm** am meiſten wahrzunehmen ſey, that es der Feldſpat vom St. Gotthard nur ſelten. Er iſt daſelbſt theils mehr oder weniger durchſcheinend, theils undurchſichtig. Der letztere iſt meiſtens milchweis, und wenn er kriſtalliſirt iſt, von vielſeitiger, irregulärer Figur. Der durchſcheinende hat in der Farbe Aehnlichkeit mit dem Bergkriſtall oder mit dem farbenloſen Flußſpat und Selenit. Seine vorzügliche Eigenſchaft aber iſt, daß er die ſchönſten und lebhafteſten Farben ſpielt, ſilber und perlfarbig und meergrün. Er nähert ſich dadurch dem Katzen-Auge, Opal, Labrador- und Mondſtein. Man könnte ihn opaliſirenden Feldſpat nennen, der Kürze halber nennt ihn Hr. P. **Adularia**, weil der St. Gotthard im Alterthum **Adula** genennt worden ſey. (An einem andern Orte aber bekennt Hr. **Pini** ſelbſt, und die Landcharten beſagen es, daß man gegenwärtig dieſen Nahmen einem ganz andern Berge in Graubünden giebt, daher der Grund zu der Benennung ſehr unhinlänglich und zweydeutig zu ſeyn ſcheint.) Hr. P. vergleicht ſeinen Adularia zu deſſen Vortheil, mit jenen genannten Steinen. Vor dem **Mondſtein**, den Hr. P. mit

mit andern Mineralogen für einen Feldſpat hält, ſoll ſein Adularia voraushaben, daß er die Farben lebhafter und augenfallender ſpiele; vor dem **Labradorſtein**, das dieſer nicht durchſcheinend ſey, auch keinen einfarbigen Grund habe, wiewohl er mehrere Farben ſpiele. Das **Katzenauge**, welches er mit Hrn. **Brückmann**, für einen Feldſpat anſiehet, ſoll dem Adularia in der Durchſichtigkeit, ſo wie in Einförmigkeit der Farben weichen, und aus gleichen Gründen ſoll ihm der **Opal** nachſtehen, wiewohl dieſer ganz anderer Natur ſey, auch ſeine Farben mit mehrerer Leichtigkeit dem Auge darſtelle. Ueberdies ſey der Adularia ſo hart wie Bergkriſtall, und laſſe ſich wegen ſeiner Farbe, wie ein Onyx, beſonders zu Cameen und Sigillen verarbeiten. Ein **Pichler**, **Marchand**, **Graſſini**, und andere große Steinſchneider, würden ſeine Farben ſchön zu nutzen wiſſen, um ihren Arbeiten eine ungewöhnliche Annehmlichkeit zu verſchaffen. Nur ſey es Schade, daß ſich nicht viel reiner und heller Adularia fände, auch wären die Stücke ſeltner, die recht ſchön ſpielen; meiſtentheils hätten ſie auch Riſſe. Hr. P. wundert ſich, daß die vielen Naturforſcher, die den St. Gotthard bereißt haben, den Werth dieſes ſonderbaren Steins nicht wahrgenommen, oder wenn ſie ihn wahrgenommen, ihn nicht bekannt gemacht. Einige Stücke deſſelben müßten ihnen doch nothwendig unter die Augen gekommen ſeyn. Denn es wären verſchiedene unter den mancherley Steinen

befindlich, welche die auf St. Gotthard wohnenden Kapuziner gesammelt hätten, um sie den Fremden, die bey ihnen einsprechen, vorzuzeigen. (Wer sollte also nicht auf die schönen Adularien neugierig seyn, und in seiner Sammlung nicht neben dem Labrador dazu ein Plätzchen in Bereitschaft halten? In der ganzen Natur, und vorzüglich in der Mineralogie, ist gewiß noch Erfund genug zu hoffen. Nicht so leicht ist dieses Meer überschifft, um zu zeigen, wie Cook vom südlichen Ozean, daß kein wichtiger Theil mehr zu entdecken sey. Also möge man, troz aller Systeme von Wallerius bis auf Bergmann, noch immer neue Bürger des Mineralreichs auffinden — Dieses richtet indessen meinen Muth wegen der schönen Adularien nicht auf, so lange ich über folgenden Zweifel nicht genugsame Beruhigung erhalte. Ein sehr zuverlässiger Freund, Hr. H. aus D., der von Hrn. P. und seinem Adularia gar nichts wußte, besuchte noch am 12. Dec. 1782. die Herren Kapuziner zu St. Gotthard. Zwar war damals nur einer von ihnen oben, weil der andere zum Sammeln nach Italien gegangen war. Aber eben der gegenwärtige war ein Mann von Kenntniß der Natur, der unter andern für die Akademie zu Mannheim Wetterbeobachtungen anstellte. Sein Name ist Carlo Onofrio da Varese, ein Mailänder, den wenige Monate vorher sein Landsmann, Hr. Pini, vermuthlich nicht ohne Kenntniß der neuen Entdeckung gelassen hatte.

Er

Dromio von Syracus.

O! mein guter alter Herr, wer hat euch so gebunden?

Abbtiſſin.

Wer ihn auch so gebunden haben mag, ich will ihn los machen, und durch seine Freyheit einen Ehemann gewinnen. Rede, alter Aegeon, wenn du der Mann bist, der einst ein Weib, Aemilia genannt, hatte, die dir auf einmal zween schöne Söhne gebahr? O wenn du eben dieser Aegeon bist so rede, und rede zu eben dieser Aemilia.

Herzog.

Wie, hier fangt die Geschichte, die er diesen Morgen erzählte, sich zu entwikeln an; diese zween Antipholis und diese zween Dromio sind diese Brüder, die nicht von einander unterschieden werden könnten; hier sind die Eltern dieser Kinder, und der Zufall hat sie heute zusammen gebracht.

Aegeon.

Wenn ich nicht träume, so bist du Aemilia, wenn du sie bist, so sage mir wo ist der Sohn, der mit dir auf dem fatalen Boote schwamm.

Abbtiſſin.

Er und ich, und der Zwilling Dromio, wurden alle von Männern von Epidamnum aufgefangen; allein bald darauf nahmen ihnen rohe Fischers-Leute von Corinth, Dromio und meinen Sohn mit Gewalt ab, und mich liessen sie bey denen von Epidamnum. Was hernach aus ihnen wurde, kan ich nicht sagen; ich bin in diesen Stand gekommen, worinn ihr mich seht.

Herzog

Er zeigte dem Hrn. H. die neuen farbespielenden Feldspatkriſtallen, und ſchenkte ihm ſogar ein Stück davon, das noch itzt alle Stunden vorgezeiget werden kann, und nichts mehr und nichts weniger, als weiſſer Schwerſpat iſt. — Wahr iſts; es ſpielt auf der Oberfläche mancherley Farben; wie manche Stücke Spat und Bergkriſtall ſpielen aber nicht auch Farben, wegen unbemerklicher innrer Riſſe und Brüche, oder aus anderer zufälligen Beſchaffenheit? Die Seltenheit der ſogenannten Adularien, die oft daran befundenen Riſſe, daß nicht ſogleich davon in die Augen fallende Farbenſpielen muß den Verdacht eines vorgegangenen Irrthums noch mehr beſtärken.) Hr. Pini ſagt ſelbſt, daß er dieſes Farbenſpielen gar nicht würde entdeckt haben, wenn ihm dergleichen nicht ſchon von dem Labrador, der auch eine Gattung von Feldſpat iſt, bekannt geweſen wäre, und ihn auf die Unterſuchung der Farben des Adularia geführt hätte. Vom Feuerſchlagen gedenkt er nichts, ob dieſes gleich ein weſentliches Kennzeichen des Feldſpats iſt. Dagegen erzählt Hr. P. ferner, daß dieſe Feldſpatkriſtallen auch artige kleine Gruppen formiren, die an ſandigem, zuweilen auch aderichtem Granit anſitzen. Alsdenn haben die Kriſtalle meiſtens einerley Größe und Kriſtalliſation, zuweilen ſind ſie aber auch hierin unterſchieden. Er fand an einer Druſe die einige Zoll groß war, geſchobene Vierecke, rhomboidaliſche, (wenn die Baſis dergleichen Figur hat,) auch fünf.

und achteckigte Prismen d. i. deren Basis soviel Winkel hat. Der grösste, den Hr. Pini von dergleichen durchsichtigen Feldspatkristallen besitzt, ist 9 Zoll lang, 5½ breit, und 4 Zoll hoch. Sie fanden sich von der Grösse einer halben Linie bis zu ½ Fuß. Dagegen sollen die undurchsichtigen Feldspatkristallen, wie schon gesagt, eine unbestimmte Figur, und im Durchschnitt höchstens nur 16 Linien haben. Ihr Aggregat formirt auch recht artige Drusen, besonders weil sie mit den schönsten Bergkristallen und einem silberfarbigem kristallisirten Glimmer vermischt sind. Die Berg- oder Gangart, woran sie sitzen, ist gemeiniglich ein glimmerichter weißer Feldspat, zuweilen mit kristallisirtem Quarz vermischt. — Schlüßlich rectificirt Hr. Pini in verschiedenen Stücken Gruners Beschreibung von St. Gotthard, insonderheit darinne, daß er auf dessen Höhen einen quarzartigen Sandstein und blaulichten Kalkstein in perpendiculären Schichten gefunden haben will.

VIII.

Anekdote

von Unsrer lieben Frau von Sales.

Die Collegial-Kirche zu Burges führt den Nahmen Notre Dame de Sales, und hatte ehedem ein wun-

wunderthätig Marienbild, zu dem der König Louis XI. viel andächtiges Vertrauen hatte. Obgleich das Bild ſelbſt von den Hugonotten verbrannt wurde, ſo zeigt man doch noch ein Paar Hand-Briefe von Louis XI. als Beweiſe jener Wunderkraft. Sie ſind an einen Pierre Cadouet, Prieur de Notre me de Sales addreßirt, und lauten alſo:

„Maitre Pierre, mon ami, je vous prie comme je puis, que priez inceſſament Dieu et Notre Dame de Sales, que leur plaiſir ſoit de m'envoyer la fiévre quarte, car j'ai une maladie, dont le phyſiciens diſent, que je ne puis guerir ſans l'avoir; et quand je l'aurai, je vous le ferai ſavoir incontinent. Fait à Tours le 6 Decembre. Louis.„

Vermuthlich hatte Unſer Liebe Frau von Saleſ den franckey König erhört, und ihn mit einem Quartan-Fieber beſchenckt, weil er ein Paar Monat darauf abermals an den Maitre Pierre ſchrieb:

„Mr. le Prieur, je vous prie que veuilliez encore prier de nouveau Notre Dame de Sales pour moi, qu'elle me donne gueriſon parfaite. Au ſurplus, ecrivez moi, combien il faut d'argent pour faire un beau treillis devant Notre Dame. Ecrit à Paris le 6 Avril.„

Ohne Anzeige des Jahrs. Der König zahlte Unſerer Lieben Frau ſein Soſtrum auch bieder und ehrlich, ließ

ließ ihr das silberne Gitter machen, welches bis zum Jahr 1562 in dieser Kirche stund, da es die Hugonoten mit fortnahmen.

IX.

Der Herausgeber
an die Abonnés und Leser des T. Merkur.

Ich kann diesen eilften Jahrgang des T. Merkur nicht schließen, ohne demjenigen Theil unsers Publici, der mich bisher durch Beyfall und Nachsicht zu Fortsetzung dieses Journals aufgemuntert hat, für beydes meine dankbarste Empfindung zu bezeugen. Immer Beyfall zu verdienen, ist freylich mein und meiner Mitarbeiter Wunsch und Ziel; aber niemals Nachsicht zu bedürfen, ist wohl mehr als Menschen von Menschen erwarten können. Das Publicum ist in beyden so billig gegen uns gewesen, daß es um so mehr auf unsern immer zunehmenden Eifer rechnen kann, dieses Journal, welches seit eilf Jahren schon so manche Mitbewerber überlebt hat, immer beyfallswürdiger und für jede Gattung von Lesern so nützlich und unterhaltend zu machen, als uns immer möglich seyn wird.

Angenehm wird es ohnezweifel einem jeden seyn, und gleich als der erste Beweis, daß es mit diesem

Wer-

Verſicherung ernſtlich gemeynt ſey, aufgenommen wer-
den, wenn ich Ihnen anzeige, daß im bevorſtehen-
den Jahre 1784. jeder Monat des T. Merk. ein von
dem hieſigen Kammerherrn, Freyherrn Siegmund
v. Seckendorff, componirtes noch ungedrucktes
Lied, in Geſchmack ſeiner vortreflichen Volks und
andern Lieder liefern wird. Wer das ſeine Ta-
lent meines edeln Freundes für dieſe Art von Compo-
ſition aus jenen reihenden Liedern kennt, in denen
die Poeſie ſo ganz zu Muſik wird, und die Muſik
ſo ganz Poeſie iſt, dem brauche ich weiter nichts zu
ſagen, als daß man die Stücke, die ich hier ver-
ſpreche, als eine Fortſetzung derſelben anſehen kann,
und ſie ihres Verfaſſers würdig finden wird.

Der Herausgeber eines Journals glaubt oft (viel-
leicht mit Unrecht, und in Augenblicken einer Gut-
herzigkeit die an Schwäche gränzt) ſich den beſcheid-
nen oder zuverſichtlichen Wünſchen angehender Dich-
ter und ihresgleichen, welche die Stimme des Publi-
cums über ihre Verſuche gerne hinter dem Vorhang
hören möchten, nicht immer entziehen zu können.
Daher ſind freylich auch (wiewohl eben nicht ſo häuf-
fig daß man ſich ſehr zu beklagen hätte) noch unreife oder
incorrecte Producte mit unter zum Vorſchein gekom-
men, womit ich, ſoviel nur immer möglich ſeyn wird,
die Leſer von zarterm Gaumen künftig zu verſchonen,
dem Gott des Geſchmacks (deſſen Unwillen ich mit

ſo

so ungern zuziehen möchte) hiemit feyerlich angelobt haben will.

Die Leser welche sich über die zu lange unterbrochene Fortsetzung der sogenannten Legende von Clelia und Sinibald auf eine für mich so schmeichelhafte Art beklagt haben, muß ich in solchen Fällen ganz besonders um Nachsicht bitten. Alles was ich versprechen kann, ist, daß der Jänner abermals eine Fortsetzung dieses Gedichts, und der April oder May ganz gewiß den Schluß desselben bringen wird. Von dem kleinen Roman, Viviz, dessen Anfang mit so vielem und verdientem Beyfall aufgenommen worden, habe ich vor Kurzem erst die Fortsetzung erhalten, und sie soll in dem nächsten Stücke erscheinen.

Auch die Briefe an einen jungen Dichter, werde ich selbst nun eifriger fortsetzen; und zu einigen besonders interessanten Beyträgen in einem allgemein beliebtem Fache kann ich gegründete Hoffnung machen.

Mit Vergnügen habe ich aus dem Erfolge gesehen, daß die Veränderung, die ich heuer durch Beyfügung des Monatlichen Anzeigers, mit dem T. Merkur gemacht, dem Publico nicht mißfällig gewesen ist. Die Meisten schienen es vielmehr gerne zu sehen daß alle litterarische Anzeigen ꝛc. auf einem besondern Bogen abgethan, und dadurch der sechste Bogen jeden Monatstücks für die Abhandlungen gewonnen wurde. Die Meisten nahmen daher auch den Anzeiger mit, und nur Wenige blieben, vielleicht

auch

auch unter dieſen Manche durch Miſsverſtand der Poſt-ämter, oder andere zufällige Urſachen, bey der alten Einrichtung. So bereitwillig ich nun bin, dieſen hierinn keinen Eingriff in ihre Freyheit zu thun: ſo ſehr wünſchte ich doch auf der andern Seite, wegen der vielen Plackerey, die durch das Verwechſeln der zweyerley Exemplare, mit und ohne Anzeiger, auf den Poſtämtern ꝛc. entſteht, daß es dem guten Genius meines Journals (wofern es einen hat) gefällig ſeyn möchte, auch die kleinere Anzahl der Abonnés der neuen Einrichtung gewogen zu machen. Ich möchte nicht gerne zudringlich ſeyn: aber es iſt doch erlaubt zu verſuchen, ob und was der beſagte Genius ausrichten möchte? — Ich werde alſo die Freyheit nehmen, und vom Anfang des kommenden Jahres an **alle Exemplare** durchaus **mit dem Anzeiger bis zum Monat Junius** inclusive ſpedieren laſſen. Wer nun ſein vorher ohne Anzeiger laufendes Exemplar ſtillſchweigend ſo annimmt, ſoll ſo betrachtet werden, als habe er ſich zu Gunſten des Anzeigers entſchloſſen: wer ſich aber binnen ſolcher Zeit nochmals durch ſein Poſtamt, ſeinen Buchhändler, oder Collecteur erklärt, daß der Anzeiger wegbleiben ſoll, der wird in den übrigen 6 Monaten ſein Exemplar **ohne Anzeiger** erhalten, ohne für die in den 6 erſten empfangene Anzeigerbogen etwas zu entrichten.

Weimar den 20ſten December 1783.

Wieland.

Inhalt des vierten Vierteljahres.

October.

I. Epiſtel an Eliſen, bey Ueberſendung der Trauerſpiele: Sophie oder die Brüder; und Calas; von dem Verfaſſer derſelbigen. S. 3
II. Beyträge zu den Elektriſchen Erſcheinungen des laufenden Jahres. 8
III. Karl und Heinrich. Auszüge aus dem Taſchenbuche eines akademiſchen Jünglings. 17
IV. Ueber die Convulſionniſten zu Paris. 56
V. Die AEROPETOMANIE, oder die neueſten Schritte der Franzoſen zur Kunſt zu fliegen. 92

November.

I. Clelia und Sinibald. Fortſetzung. S. 97
II. Supplement zu den Nachrichten von D. Johann Geiler von Kaiſersberg. 121
III. Zimeo, von Georg Jlmer. 145
IV. Exemplare der Menſchheit, in Vorſtellungsarten, Sitten und Gebräuchen. 178
V. Etwas über die Beobachtung im Teutſ. Merkur May 1783. unter der Rubrik: eine Erſcheinung. 191

December.

I. Supplement zu den Nachrichten von D. Geiler von Kaiſersberg. Schluß. S. 193
II. Clelia und Sinibald. Fortſetzung. 212
III. Beyſpiele von Nachahmung Epileptiſcher Zufälle und Andere zu betrügen; zur Beleuchtung der neulichen Hexengeſchichte in Glaris, von einem Augenzeugen aufgeſetzt. 231
IV. Der Eisbruch. 240
V. Auszug eines Briefes des Herrn Hofrath D. Loder, an den B. R. D. Bucholtz in Weimar. 244
VI. Ueber das Studienweſen in Dänemark. 250
VII. Mineralogiſche Merkwürdigkeiten vom St. Gotthard. 264
VIII. Anekdote von Unſrer lieben Frau von Sales. 283
IX. Der Herausgeber an die Abonnés und Leſer des T. Merkur. 284

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
December 1783.

I. Cicero's drey Bücher von den beſten Geſetzen, aus dem Lateiniſchen überſetzt, u. ſ. w. von Johann Michael Heinze. Deſſau und Leipzig, auf Koſten der Verlags-Caſſe, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 1783. 8. (15 Bogen, Ladenpr. 12 ggr.)

II. Deſſelben Drey Geſpräche des Sokratiſch. Philoſophen Aeſchines, nebſt Platons Krito, aus dem Griechiſchen überſetzt. In angezeigtem Verlage 1783. 8. Ladenpr. 9 ggr.

III. Von ebendemſelben Xenophons Sokratiſche Denkwürdigkeiten und Vertheidigung des Sokrates, aus dem Griechiſchen überſetzt und mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen begleitet. Neue, verbeſſerte Auflage. Weimar, bey C. L. Hoffmanns Sel. Wittwe und Erben. 1783.

Wir zeigen auf einmal drey gelehrte Arbeiten an, womit der rühmliche Fleiß unſers Hrn. Director Heinze ſeine bekannten Verdienſte um Beförderung der nützlichen Litteratur kürzlich vermehrt hat. Von dem innern Werthe der Urſchriften, welche uns hier verteutſcht geliefert werden, braucht kaum geſagt zu werden, daß — Ciceros Geſpräche

de Legibus, wenn das was wir noch davon übrig haben nicht unglücklicherweise ein bloßes, wiewohl beträchtliches Bruchstück wäre, unter seinen Philosophischen Werken eine der obersten Stellen verdienen würde; — daß die Dialogen des Sokratischen Aeschines um so merkwürdiger sind, weil ihr Verfasser einer der getreuesten und anhänglichsten Freunde des Athenienſischen Weisen war, und die Denkart und Manier desselben so treulich in seinen Schriften aufgefaßt zu haben schien, daß eben daher die von allem andern Grund entblößte Sage entstund, er habe diese Dialogen nach Sokrates Tode seiner Wittwe heimlich abgehandelt um, die Werke seines Meisters für seine eigene ausgeben zu können; und daß endlich die Sokratischen Denkwürdigkeiten, so wohl wegen ihres Inhalts als in so ferne sie die einzige reine Quelle sind, woraus wir zuverläßige Nachrichten von dem Charakter, dem Geist, und der Lehrart des weisesten und besten Mannes unter dem aufgeklärtesten Volke, der alten Welt schöpfen können, keinem andern Ueberbleibsel aus dem Jahrhundert des Perikles weichen. Ueber den Nutzen solcher Uebersetzungen welchen Hr. H. in dem Sendschreiben, das den Büchern de Legibus vorgesetzt ist, gegen einige neuerlich wieder aufgewärmte Einwürfe behauptet, sind wohl alle Vernünftigen seiner Meynung; vermuthlich auch diejenigen selbst, die das Gegentheil bloß darum behauptet haben mögen, weil in dergleichen Dingen sich doch immer mit Wahrscheinlichkeit pro und contra schreiben läßt, und weil ein Mann, der alle Jahre etliche Programma's zu schreiben hat, oft froh ist, wenn ihm die neuesten Begebenheiten in der gelehrten Republik irgend einen Stoff darbieten, der eben dadurch daß er in den jetzigen Moment eingreift, etwas mehr Interesse erhält als andere abgenützte Loci communes u. s. w. Für die Güte der gegenwärtigen Arbeiten bürget uns die bekannte Gelehrsamkeit des V. welchen

Herzog (zum Antipholis von Syracus.)

Antipholis, du kamſt ja anfangs von Corinth hieher?

Antipholis von Syracus.

Nicht ich, Gnädigſter Herr; ich kam von Syracus.

Herzog.

Stellt euch einander gegen über; ich verwechsle euch immer mit einander.

Antipholis von Epheſus.

Ich kam von Corinth, Gnädigſter Herr.

Dromio von Epheſus.

Und ich mit ihm.

Antipholis von Epheſus.

Von dem berühmten Helden, dem Herzog Menaphon, euerm ehren-vollen Oheim, in dieſe Stadt gebracht.

Adriana.

Welcher von euch beyden oß heute mit mir zu Mittag?

Antipholis von Syracus.

Ich, werthe Madam.

Adriana.

Ihr ſeyd alſo nicht mein Mann?

Antipholis von Epheſus.

Nein, dazu ſag' ich nein.

Antipholis von Syracus.

Das thu ich auch, ob ihr mich gleich ſo nennte, und dieſes ſchöne Frauenzimmer, eure Schweſter, mich Bruder hieß. Was ich euch damals ſagte, werde ich, wie ich hoffe, Gelegenheit bekommen, zu beſtätigen, wenn anders das, was ich ſehe und höre nicht ein Traum iſt.

Angelo.

den Teutschland schon lange als einen der geschicktesten Männer kennt, die aus J. M. Gesners Schule hervorgegangen und in seine Fußstapfen getreten sind. Uebrigens sind wir in Ansicht des Maasstabs der Vollkommenheit der Uebersetzungen, oder vielmehr der Unvollkommenheit derselben, völlig mit unserm berühmten Garve (in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Cicero's Pflichten, welche wir nächstens anzeigen werden) einstimmig. Jede Classe von Lesern hat ihren eigenen; und daher kommt es daß die nehmliche Uebersetzung, aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, Lob und Tadel mit gleichem Rechte verdienen kann. Die Gelehrten verlangen gröstentheils nicht mehr, als daß der Uebersetzer seinen Griechischen oder Lateinischen Autor verstanden habe, und mit Treue und Genauigkeit verdolmetsche. Diejenigen bloß teutschen Leser hingegen, die das Nachbild mit dem Urbild nicht vergleichen können, (und, es sey uns erlaubt hinzuzusetzen, auch die Leser von Geschmack die das Original verstehen und seinen ganzen Werth fühlen) erwarten (sagt Hr. Garve) von der Uebers. soviel Unterricht und Vergnügen als dem Rufe des Autors gemäß ist, und halten sich berechtigt, bey einem allgemein geschätzten Buche, es dem Uebersetzer Schuld zu geben, wenn dasselbe im Ganzen nicht gefällt. Alles was Hr. Garve theils zu Erläuterung dieses Satzes, theils über die Verschiedenheit der Uebersetzers-Pflichten in Rücksicht auf die verschiedne Beschaffenheit der Originale hinzusetzt, scheint uns eben so wahr und bestimmt zu seyn, als die Regel uns richtig däucht, wornach er selbst verfahren hat. Herr Heinze verweiset diejenigen, welche fodern daß eine gute Uebersetzung (eines Autors wie Xenophon, versteht sich) auch durchaus schön sein müsse, auf den Ausspruch des Sokrates selbst, welcher behauptet: ein Ding sey immer schön, wenn es gut, d. i. zu seinem natürlichen Zweck und Gebrauch tauglich sey: und dieser

Rechnung sind wir auch: jedoch demjenigen, der es etwa schöner machen will und kann, in allewege sein Recht unbenommen.

IV. Briefe über den Werth der Geschichte, von J. Wegelin, Professor der Geschichte bey der Königlichen Ritterakademie zu Berlin. Berlin 1783. bey Himburg, gr. 8. 345 S.

Unter diesem bescheidenen Titul empfängt der Leser philosophische Betrachtungen über die Historische Aechtheit und Kunst; einen ansehnlichen Beytrag zur Theorie der Geschichtsforschung, aus welchem insonderheit das Studium der politischen Völkergeschichte vielen Gewinn ziehen kann. Denn hierauf vornehmlich zwecken die mehresten Entwickelungen ab; wiewohl im Allgemeinen auch von historischer Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Charakteristik, Originalität ꝛc. gehandelt wird. Durch Anführung vieler Beyspiele aus älterer und neuerer Geschichte zeigt der Herr Verfasser praktisch, wie sich Wahrheitsforschung mit historischer Beurtheilungskunst vereinigen muß, und macht aufmerksam darauf, was dazu gehöre, die Geschichte des menschlichen Verstandes, der Künste, des Geschmaks ꝛc. würdig abzuhandeln. Der Werth der unbegränzten Sammlung alles desjenigen, was die Menschen Gutes und Böses, Edles und Unedles, Natürliches und Künstliches, gedacht und gethan haben, kann nur von denen verkannt werden, die keines Eindrucks aus der Geschichte fähig sind. Dem Hrn. V. wird es um so weniger fehlschlagen, seine Leser für die Würde der Geschichte einzunehmen.

V.

V. Die Zigeuner. Ein hiſtoriſcher Verſuch über die Lebensart und Verfaſſung, Sitten und Schickſale dieſes Volks in Europa, nebſt ihrem Urſprunge, von M. J. M. G. Grellmann. Deſſau und Leipzig, auf Koſten der Verlags-Kaſſe, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten, 1783. 273 S. in gr. 8.

Hiſtoriſche Arbeiten, wodurch das unvollkommen beſetzte Fach der Geſchichte einer merkwürdigen Völkerſchaft ausgefüllt wird, ſind nicht ſo gewöhnlich, daß man mit Anerkennung ihres Verdienſtes lang zu ſeyn Urſach haben ſollte. Eine ſo ſonderbare Erſcheinung das Zigeunervolk iſt, ſo ſcheint ſich doch auch die ihrer Lebensart widerfahrende Verachtung bisher unbillig genug über ihre Geſchichte ausgebreitet zu haben. Mann muß es alſo mit Dank erkennen, daß der Herr Verf. die Bruchſtücke der Zigeunergeſchichte aus einer Menge, zum Theil nur wenig vorkommender, Bücher geſammlet, ſie geſichtet und ein Ganzes daraus zuſammengeſetzt hat. Mit vielem Fleiße und guter Beurtheilung hat er ſich deſſen entledigt, was ſeiner Bemühungen halber dem gelehrten Publiko angekündigt wurde. Die Lectur der Schrift iſt aber ſo unterhaltend, daß man mit dem Inhalte nicht bloß aus Anzeigen genauer wird bekannt werden wollen. Wir führen daher nur ſoviel davon an, daß die Abſtammung der Zigeuner aus Hindoſtan, und zwar von der Caſte der Sudrä, dargethan wird. Beyder Völkerſchaften Sprache, Geſtalt, Sitten ꝛc. werden zu dem Ende mit einander verglichen. Die Hindoſtaniſchen und Zigeuneriſchen Sprachregiſter verdankt Hr. G. dem berühmten Herrn Hofrath Büttner anjetzt zu Jena. Was der vortreffliche Mann in dieſem Fache zu leiſten ſchon die Präſumtion vor ſich hat, muß gewiß dieſe hiſtoriſche Arbeit noch empfehlungswürdiger machen.

VI. Verſuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menſchen, ohne Unterſchied der Religionen, nebſt einem Anhange von den Todesſtrafen. Erſter Theil. Berlin 1783. bey Stahlbrun, 252. S. in gr. 8.

Dieſer erſte Theil einer ſehr auffallenden Sittenlehre enthält nur erſt die metaphyſiſche Einleitung zu derſelben. Was die Leſer von dem Werke zu erwarten haben, geben folgende darinnen herrſchende Hauptgrundſätze überflüßig zu erkennen. Die Seele des Menſchen iſt dem Verfaſſer ein bloßes Geſchöpf der Einbildung: Irthum und Wahrheit ſind ihm nur relative Ausdrücke; es giebt ſchlechterdings keinen abſoluten Irthum. Alle Vorſtellungen, Empfindungen, Gedanken, Urtheile ſind dem ſtrengſten, unvermeidlichſten Geſetz der Nothwendigkeit unterworfen. Keine Handlung des Menſchen iſt ganz frey. Die Redensarten, tugendhaft und laſterhaft, moraliſch gut und moraliſch böſe ſeyn, bezeichnen nichts mehr als den höhern oder niedern Grad der Vollkommenheit des vernünftigen Geſchöpfs. Es giebt keine moraliſche Imputation; alles Verdienſt, Belohnung, Tadel, iſt auch nur bloßes Gauckelſpiel. — Dieſe Lehre ſoll aber eben ſo wenig gefährlich ſeyn, daß ſie vielmehr die Quelle der größten Beruhigung, Hoffnung und Freude werde und die ſtärkſte Aufmunterung zum Streben nach Vollkommenheit. — Gleich dem Auge, oder dem feinen Theil des Saamenkorns, entwickle ſich des Menſchen feinſter Haupttheil beym Streben zu einem höhern Geſchöpf — u. ſ. w. Wie es auch um dieſe Grundſätze und ihren Erweiß ausſehe, ſo kann man doch dem Verfaſſer nicht abſprechen, daß er ein geübter Denker ſey, und vielen Scharfſinn mit einem gefälligen Vortrage zu verbinden gewußt habe, wenn er paradoxen und ſchon oft behaupteten Lehren das Anſehen von Klarheit und Neuheit verſchaffen wollte.

VII.

VII. Hannover. Aug. Ludw. Pfannenſchmids Verſuch einer Anleitung zum Miſchen aller Farben aus blau, gelb und roth, nach beyliegendem Triangel; herausgegeben von E. R. Schulz, Prediger zu Ronneberg bey Hannover.

Herrn Pfannenſchmids Farbentuſchen ſind bekannt genug, und dienen vorzüglicher dem Ingenieur, Geometer, Architeckten und Landcharteuzeichner zum Illuminiren und Laviren ſeiner Riße, als dem eigentlichen Mahler, der mehr mit körperlichen als Saft-Farben arbeitet. In dieſem Werkchen ſucht Hr. Pfannenſchmid durch Hrn. Schulz hauptſächlich Mayers, Lamberts und ſeine eigne Theorie, daß alle übrige Farben aus den reinen 3 Haupt-Farben blau, roth und gelb zu miſchen und hervorzubringen ſeyen, durch eine Farben-Pyramide von 64 Zirkeln, in deren jedem durch Zahlen angegeben iſt, wie viel Theilgen von jeder Grund-Farbe zu dieſer Miſchung kommen, ſinnlich zu machen. Seine Farben-Tuſchen ſind dazu geſchickter als andere unreine körperliche Farben, obgleich dieſe lebhafter in die Augen fallen. Eine fleißige Uebung in dieſer Art Miſchung mag jungen Mahlern von gutem Nutzen ſeyn.

VIII. Andreas Sparrmanns, D. und Profeſſor der Arzneygelahrheit zu Stockholm, Reiſe nach dem Vorgebürge der guten Hofnung, den ſüdlichen Polarländern und um die Welt, hauptſächlich aber in den Ländern der Hottentotten und Kaffern, in den Jahren 1772 bis 1776. Aus dem Schwediſchen frey überſetzt von Chriſtian Heinrich Groſkurd, Rector des Gymnaſiums zu Stralſund. Herausgegeben und mit

einer Vorrede begleitet von Georg Forſter, Prof. am Carolino zu Caſſel. Mit Kupfern und einer Landcharte. Berlin, bey Haude und Spener, 1784. gr. 8. 682 S.

Aus Liebe zur Naturgeſchichte hatte Hr. Prof. Sparrmann bereits 1766 und 1767 eine Reiſe nach China gethan. Eben ſo entſchloß er ſich zu der nach den Vorgebirge der guten Hoffnung. Als er vom April bis Ende Novemb. 1772 daſelbſt zugebracht, begleitete er von dort aus die Herren Forſter auf Cook's zweyter Fahrt um die Welt. Dies iſt die Veranlaſſung der Herausgabe und Vorrede des jüngern Herrn Profeſſors Forſter. Er zeigt dabey den Vorzug der Sparrmanniſchen Nachrichten vor den vorigen Beſchreibern des Cap. Kolbe, de la Caille, Maſſon und Hop. Er glaubt, daß Maſſons Nachrichten von den teutſchen Ueberſetzungs-Fabricken verworfen, und eben dadurch ihr Unwerth entſchieden worden. Allein er denkt hierin zu günſtig vom teutſchen Bücherweſen, und weiß nicht, daß ſchon 1779. Weygand zu Leipzig das Publikum mit jenem Fabrikat, der Ueberſetzung von des Gärtnergeſellen Maſſons Nachrichten, verſorgt hat.

Herr Sparrmann hat allerdings ein für alle Claſſen von Leſern intereſſantes Werk geliefert. Wenn gleich in Anſehung der Naturgeſchichte, als ſeines Hauptzwecks, die Thierarten der afrikaniſchen Wildniſſe ihn am meiſten beſchäftigen: ſo giebt er doch keineswegs dürre ſyſtematiſche Beſchreibungen, ſondern berichtiget auf ſehr unterhaltende Art die zoologiſchen Bemühungen andrer Schriftſteller, wozu die beygefügten verbeſſerten Abbildungen ſehr beytragen. Der Löwe verliert unter andern viel von ſeiner oftgeprieſenen Großmuth und Unerſchrockenheit.

Aber

Aber auch die Menſchenkunde erhält Bereicherungen, die Hr. S. bey ſeinen gefährlichen Excurſionen zu den wilden Hottentotten, Buſchmänner genannt, aufzuſammlen Gelegenheit und Gabe hatte. Dieſe Buſchmänner glauben an Hexen und Geſpenſter, verſtehen die Beſtechungskunſt, ſchlagen die geſchwächten Mädchens mit ihren Liebhabern in der Regel todt, diſpenſiren aber für Geldeswerth von dieſer ſtrengen Cenſur; alles ſo wie man in Europa auch wahrnimmt. Die öſtliche Küſte von Afrika erſtreckt ſich weiter nach Oſten als alle bisherige Land- und See-Charten angeben. Herr S. hat daher ſeiner Charte nach eigenen Beobachtungen und nach Original-Handzeichnungen entworfen. Auch er hat ſich überzeugt, wie ſehr das holländiſche Monopol dieſes afrikaniſche Kanaan unterdrücke, ſtatt daß es durch Eröfnung der Häfen in den blühendeſten Zuſtand kommen müßte.

Zulezt liefert er noch ein Hottentottiſches Sprachregiſter, und eine Probe Hottentottiſcher Muſik, die ſehr charakteriſch iſt.

IX. D. Carl Abraham Gerhard, Königl. Preuß. Geheimen Bergraths, Verſuch einer Geſchichte des Mineralreichs. Erſter Theil. Mit 10 Kupfertafeln. Berlin 1781. bey Himburg. 302 S. in gr. 8. Zweyter Theil 1782. 424 S.

Hoffentlich kommt die Anzeige eines Werks nicht zu ſpät, welches die Verdienſte der Teutſchen um die Naturgeſchichte des Mineralreichs anſehnlich vermehrt hat. — Der Hr. V. nahm die Unterſuchung der Lagerſtätte und des Gehalts der Mineralien in den Bezirk der Mineralogie auf, und ließ ſich nicht irren, daß man beydes bisher nur in der

phyſikaliſchen Erdbeſchreibung und in der Probirkunſt abhandelte. Der erſte Theil des Werks beſchäftigt ſich mit den allgemeinen Eigenſchaften, Entſtehungs Arten, Lagerſtätten der Mineralien und mit der Art und Weiſe, wie ſie in den Gebirgen vorkommen. Noch hat kein Lehrbuch die Gebirgsarten ſo zuſammenhängend abgehandelt, wozu ſich der Hr. Verf. beſonders durch ſeine bekanten Bemühungen über den Granit und Gneuß vorbereitet hatte. In einem eignen Capitel theilt er auch ſeine Muthmaſungen über die Entſtehung der Erde beyläufig mit. Der zweite Theil klaſſificirt und beſchreibt die Mineralien inſonderheit. Hierbey ſind nicht blos ihre äuſern, ſondern auch die innern Kennzeichen, die ſich auf ihre Beſtandtheile gründen, zu Hülfe genommen worden. Es fehlt dem Hrn. Verf. allenthalben nicht an Eigenheiten, zumal in der Nomenklatur. Er nennt z. B. die Kalkſpathkriſtallen, Waſſerſtein, und Spath iſt ihm ſo viel als Gypsſpath. Wenn man auch ſehr oft mit ihm nicht einig ſeyn möchte, ſo wird doch gewiß kein forſchender Mineralog eines Werks entrathen können, das die Beobachtungen der Vorgänger auf eine ſo ſelbſt unterſuchende Art benutzt hat. Ein dritter Theil ſoll die übrigen Mineralien abhandeln. Noch iſt anzuführen, daß die Kupferplatten zum erſten Band gröſtentheils gebirgiſche Durchſchnittsriſſe enthalten, die zu beſſerer Anſchaulichkeit mit Farben illuminirt, und für Anfänger ſehr unterrichtend ſind.

X. **Wien.** Bey den Kupferſtichhändlern, Gebrüder Artaria et Comp. iſt eben das Porträt der Herzogin von Sachſen-Teſchen erſchienen. Ein ſehr ſchönes Kunſtblatt 21 Zoll hoch 16 breit, von Bartolozzi zu London nach dem Gemälde des Chev. Roslin, in ſchwarzer Kunſt Manier gearbeitet. Es iſt Kniestück, nicht hiſtoriirt, ſondern ganz als Porträt behandelt, und hat auſſerdem, daß es ein vorzüglich ſchönes

Blatt

Blatt von Bartolozzi's Meisterhand ist, noch das Verdienst, daß es, wie Augenzeugen versichern, vorzüglich gleichet. Kostet in obgedachter Kunsthandlung zu Wien, Frankfurt und Maynz, 11 Gulden.

XI. Berlin. die Haude und Sprenerische Buchhandlung, in deren solidem Verlage nicht leicht andere als vorzüglich gute und neue gemeinnützige Kenntnisse verbreitende Werke erscheinen, hat uns wieder ein dergleichen nützliches Buch unter folgendem Titel geliefert:

Praktische Anleitung zum vortheilhaften Anbau der Futterkräuter, nach bewährten Erfahrungen teutscher Landwirthe. Eine Sammlung von Schriften welche den von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften über diesen Gegenstand ausgesetzten Preiß, und das Accessit erhalten haben. 8. 1873. 12 gr.

Der Titel sagt schon woher diese gemeinnützige Sammlung entstanden. Sie enthält aus 25 Abhandlungen, die den der Akademie über die gegebne Preißfrage einliefen, vier auserlesene, nemlich die gekrönte Preißschrift des Hrn. Hofraths Schubert, und drey Andere die das Accessit erhielten. Jede ist in ihrer Art sehr interessant, und neben den andern nichts weniger als entbehrlich. Da obgedachte Handlung den Preiß dieses beynahe ein Alphabeth starken Buches, um es dem Gemeinen Manne der nicht viel an Bücher wenden kann, nutzbar zu machen, nur auf 12 gr. gestellt hat: so hoffen wir daß jeder Guthsherr, Prediger, Pachter oder Verwalter es kaufen, und sich daraus practisch unterrichten werde, wie er seinen Viehstand vermehren und seine Winterfraft am sichersten verbessern könne; als wozu wir es ihnen mit bester Ueberzeugung empfehlen.

XII.

XII. Berlinſcher Briefſteller, für das gemeine Leben. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Berlin bey Himburg. 8. 1783.

Wir finden dieß nützliche Buch, das den beſten Unterricht in Briefſtellerey enthält, und ſchon mit allgemeinem Beyfalle vom Publico aufgenommen iſt, in dieſer neuen Auflage mit einem ſehr brauchbaren Anhange vermehrt. Er enthält: 1) Unterricht über das Poſtweſen in den Preuſſ. Staaten; 2) Verſuch einer Anweiſung über den Gang und Zuſammenhang der Geſchäfte in den Preuſſ. Staaten; 3) Auszug aus dem Stempeledikt. Alles hauptſächlich in Rückſicht auf das Bedürfniß des Briefſtellers. Wir vermiſſen ungern bey einem Handbuche ſo verſchiedenen Innhalts Columnen-Titel und Regiſter, welche es unſtreitig für den allgemeinen Gebrauch bequemer gemacht haben würden.

XIII. Leipzig und Deſſau. In der Buchhandlung der Gelehrten; und in Kiel bey dem Herausgeber. Salz und Scherz vor Gericht. Eine Sammlung ironiſcher und unterhaltender Memoiren, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von C. F. Cramer. 8. 1783. 1 Thl.

Keinem Leſer von Geſchmack wirds gereuen dieſer ſehr amüſanten Lectüre ein Paar Stunden ſeiner Zeit geſchenkt zu haben. Wir ſagen dies aus Ueberzeugung, und unterzeichnen folgende Stelle des Vorberichts, als unſer eignes Urtheil. „So geringfügig und unbedeutend auch an ſich die meiſten Fälle ſeyn mögen, mit denen ſich dieſe gerichtlichen Memoiren beſchäftigen, ſo ſind ſie doch mehrentheils ſo meiſterhaft launigt, witzig und lebha.. vorgetragen, und geben ſo ein lebendiges Gemälde menſchlicher Thorheiten und Lächerlichkeiten zum Beſten: daß man ſich ſchmeichelt, nicht nur

Angelo.

Diß iſt die Kette, mein Herr, die ihr von mir bekamet.

Antipholis von Syracus.

Ich denk' es iſt ſo; ich läugn' es nicht.

Antipholis von Epheſus.

Und ihr, Herr, ſeztet mich um dieſer Kette willen in Verhaft?

Angelo.

Ich denk', ich that es; ich läugn' es nicht.

Adriana.

Ich ſchikt' euch durch den Dromio Geld, mein Herr, um euch wieder frey zu machen; aber, ich denk, er bracht' es euch nicht.

Dromio von Epheſus.

Nicht durch mich.

Antipholis von Syracus.

Dieſen Beutel mit Ducaten erhielt ich von euch, und Dromio, mien Sclave, bracht ihn mir. Ich ſehe, wir begegneten immer einer des andern ſeinem Diener, und er wurde für mich, und ich für ihn gehalten; und daraus entſtanden alle dieſe Irrungen.

Antipholis von Epheſus.

Dieſe Ducaten verpfände ich für meinen Vater hier.

Herzog.

Es iſt nicht nöthig, dein Vater hat ſein Leben.

Courtiſane.

Mein Herr, ich muß dieſen Diamant wieder haben.

der Jurist werde Muster des Styls, sondern auch der Leser, welchen das Recht nichts weiter angeht, eine ziemlich reiche Quelle belustigender Unterhaltung drinn finden.“

XIV. Berlin. Bey Himburg sind so eben erschienen

1) Landschulbibliothek; oder Handbuch für Schullehrer auf dem Lande. Dritten Bandes, 1stes Stück. 8. und

2) Kommunionbuch von Joh. Aug. Hermes, Consist. Rath und Ober-Prediger zu Quedlinburg. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 8 gr.

Jenes ist die Fortsetzung eines schon bekannten guten Werks im Fache der Pädagogick, das bis izt noch seinen Werth vollkommen behält, und

Letzteres die zweyte wesentlich vermehrte Auflage des allgemein beliebten Communionbuchs des Hrn. C. A. Hermes. Der besonders niedrige Preis und grosse Druck machen dies gute Erbauungsbuch auch dem gemeinen Manne und alten Leuten brauchbar. Vermehrt ist diese Auflage durch den Anhang eines Gespräches zwischen einem Prediger und seinem Zuhörer über das Beicht- und Abendmahlgehn; dessen Inhalt seine ganz besondere Beziehung auf die Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit hat.

XV. Berlin. Bey Fr. Nikolai. Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, von Christian Wilh. Dohm. Zweyter Theil. 8. 376 Seiten.

Mangel des Raums verstattet uns hier nicht mehr von dem zweyten Theile dieses vortreflichen Buchs zu sagen, als — daß er da sey. Hoffentlich genug für Alle die ihm mit angenehmer Erwartung entgegen sahen.

XVI.

XVI. Kielisches Magazin vor die Geschichte, Staatsklugheit und Staatenkunde; herausgegeben von V. A. Heinze, der W. W. D. und Prof. zu Kiel. Ersten Bandes 1sstes Stück. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. Med. Oktav. 8 Bogen.

Herr Prof. Heinze liefert in diesem ersten Stück seines Magazines folgende 6 recht gute Abhandlungen und Beyträge; 1) Ueber Hrn. Prof. Schummels Aufsatz König Heinrich IV. betreffend, vom Hrn. Just. Rath Christiani; 2) Briefe aus England vom Hrn. Prof. Fabrizius; 3) Beytrag zur Verbesserung einer Stelle in der Lebens-Beschreibung Waldemar III. vom Hrn. Just. Rath Voß; 4) Beytrag zur Geschichte der Preßfreyheit in den Churbraunschweig. Ländern; 5) Beyträge zur Geschichte des Handels von Island; 6) Erste authentische Nachrichten von der neuentstandenen Insel bey Island. Der innere Werth und die Zuverläßigkeit dieser Beyträge lassen uns nicht zweifeln daß diese Sammlung dem Statistiker und Liebhabern ernster Lectüre ein angenehmes Geschenk seyn werde.

XVII. Mannheim. Die ersten 3 Hefte des Pfälzischen Museums, welche vor kurzem erschienen sind, enthalten eine reiche Fülle kleiner prosaischer und poetischer Stücke, deren Werth so wie ihr Innhalt sehr verschieden ist. Wir überlaßen es dem Gaumen des Lesers sich seine Schüssel selbst auszukosten, und begnügen uns daraus nur folgende

Anzeige (Heft 2. S. 184.) die schon im Brachmonat dieses Jahres durch einige polit. und gel. Zeitungen bekannt gemacht wurde, auf Verlangen, hier in extenso zu liefern.

Die Kurpfälzische teutsche Gesellschaft hat für das Jahr 1782 die Preisfrage ausgesetzt:

Wel-

Welches ſind die Hauptepochen und Veränderungen, die ſich ſeit dem achten Jahrhundert bis auf unſere Zeiten mit der teutſchen Sprache ereignet, und was hat die teutſche Sprache bey jeder Epoche an Stärke und Ausdruck gewonnen?

Der Preisſchriften ſind nur zwo eingelaufen, die erſte mit dem Wahlſpruche: Laudataque virtus crescit & immensum gloria calcar habet. Die andere mit dem Motto: Sey Patriot. In beyden iſt das nichtigſte, was bereits in andern Schriften über den Inhalt der Frage vorkömmt, mit vielem Fleiße geſammelt und in einen kurzen Auszug gebracht worden; ſie enthalten aber auch beyde nichts Neues, und zu viel Gemeines und Bekanntes, als daß ihre Verfaſſer hinlänglich gegründeten Anſpruch auf den Preis machen könnten. Die erſte bringt mehr hiſtoriſche Beweiſe und Belege als die andere bey, in welcher eine Menge Bemerkungen vorgetragen werden, dazu man die Gründe und Particule aus den vorzüglichſten Schriften jedes Zeitalters recht ſucht, und die über dieſes größtentheils ganz bey dem Allgemeinen ſtehen bleiben; jedoch hat auch der Verfaſſer der zuerſt eingelangten Preisſchrift ſeine nicht tief genug eingehende Beobachtungen und Sätze noch viel zu wenig mit Belegen dieſer Art verſehen, und die teutſche Geſellſchaft wünſchte ſehr, daß beyde die Beweiſe ihrer Behauptungen aus den beſten Schriften, Denkmälern und Urkunden jeder Epoche reichlicher, beſtimmter und zuverläßiger beygebracht hätten. Ungern ſtößt man bey dem nur zu reichen Stoffe, den die Aufgabe darbietet, in der erſten Schrift mit dem lateiniſchen Wahlſpruche auf mehrere Ausſchweifungen, die, ſo gut und gegründet ſie auch übrigens ſeyn mögen, den beſtimmten Punkt der Frage doch keinesweges treffen; auch dem Verfaſſer dieſer Schrift eine ſorgfältigere Wahl des

Aus-

Ausdrucks in seinen Aufsätzen, besonders aber die Vermeidung der aus dem niedrigen Leben entlehnten sogenannten Kraftwörter, die seine sonst mühsam ausgearbeitete Abhandlung nicht wenig verunstalten, sehr zu empfehlen. Die Zweyte Schrift mit dem teutschen Wahlspruche ist in einem besseren und edleren Ausdruck abgefaßt, nur muß deren Verfaßer hauptsächlich vor dem Gebrauch der Gemeinsätzen und chronologischen Unrichtigkeiten gewarnt werden. Bey diesen Umständen siehet sich die teutsche Gesellschaft genöthiget, diesmal den Preiß zurückzuhalten: dagegen giebt sie hiermit dieselbige Preißfrage nochmals und zwar bey dem erhöheten Preiße zu siebenzig fünf Dukaten auf den 1sten April künftiges Jahres auf, in der Hofnung, daß die einsehende Beantwortungen eine jede Behauptung mit Beyspielen aus mehreren Schriften unterschiedenen Inhalts, und, wo es in einer oder der andern Epoche daran mangeln sollte, aus Urkunden genugsam erläutern und bestätigen werden; wodurch die Gesellschaft das Studium der Mutterspache aus den Quellen zu befördern und also eine ihrer Hauptabsichten zu erreichen suchet.

XVIII. Nachricht die Oeuvres de Voltaire in 60 gros Oktav Bänden betreffend.

Mit Vergnügen giebt Endesunterzeichnete Buchhandlung von ihrem Unternehmen, die Oeuvres de Voltaire in 60 Octav-Bänden nach Hrn. von Beaumarchais Ausgabe zu drucken Rechenschaft, die gewiß denen welche daran Antheil genommen haben, angenehm seyn wird.

Nachdem deswegen vorlängst ausgegebenen Prospectus sollten diese Werke vom Hrn. von Beaumarchais im vorigen Jahre zusammen erscheinen und 20 Bände unsrer angekündigten Ausgabe sechs Monate nachher erfolgen.

Jene

Jene iſt noch nicht im Publico erſchienen, und wir konnten folglich die unſrige, da ſie nach jener abgedruckt wird, nicht anfangen.

Jedermann ſieht daraus, daß die Verzögerung des Drucks nicht an uns gelegen hat, und wir glauben von unſern Herren Subſcribenten um ſo weniger einen Vorwurf befürchten zu dürfen, da wir die Zeit zu ihrem Vortheil aufs Beſte benutzt, indem wir uns mit dem Buchdrucker Herrn Thurneiſen am Graben in Baſel, der wegen ſaubern Drucks bekannt iſt, verbunden haben, und nun im Stande ſind eine weit ſchönere Ausgabe zu liefern, als wir für den ſo geringen Preiß verſprochen haben. Eine Probe des neuen ſchönern Drucks und Papiers iſt bey allen denen, welche ſich für dieſes Unternehmen durch Pränumerations-Sammlung gütigſt verwendet haben, zu ſehen.

Da die reſp. Theilnehmer mit der vorher gegebenen Druckprobe zufrieden waren, ſo denken wir, daß ſie es jetzo weit mehr ſeyn werden, und wir freuen uns ungemein, ihnen eine gewiß ihrer Erwartung übertreffende Ausgabe liefern zu können, ohne den Pränumerations-Preiß von Sechs alten Louisdor zu erhöhen.

Bey dieſem unſerm Beſtreben, den ganzen Beyfall des Publikums zu erhalten, hoffen wir denn auch wohl nicht vergebens, daß ſich noch mehrere Intereſſenten finden werden, und ſind erböthig noch bis Ende Februar 1784. zwey alte Louisdor Pränumeration auf die erſte Lieferung von 20 Bänden anzunehmen, welche wir auch früher als nach den beſtimmten 6 Monaten, von Erſcheinung des Originals an gerechnet, liefern zu können, die Einrichtung getroffen haben, wenn alſo Herr von Beaumarchais ſeine Edition, die ſichern Nachrichten zufolge ganz fertig ſeyn ſoll, Ende dieſes

oder bald zu Anfang künftigen Jahres ausgiebt, so glauben wir gewiß die ersten 20 Bände unserer Ausgabe zur Oster-Messe 1784 an die Herren Pränumeranten abliefern zu können.

Nach dieser wahrscheinlich zum Vergnügen aller, die an unserer Ausgabe gedachter Wercke Antheil zu nehmen beliebt haben, gemachten Einrichtung, und weil wir von dem geringern Papier, worauf diese Wercke nach unserm Prospectus und beygelegten Probeblatt anfänglich gedruckt werden sollten, schon eine starke Parthie gekauft hatten, und nun zum Besten der Herren Interessenten eine weit bessere Sorte gewählt und angeschaft haben, so glauben wir in Rücksicht des überaus beträchtlichen Aufwands gewissermaasen berechtigt zu seyn, diejenigen Herren Subscribenten und Collecteurs, die ihre Pränumerations-Gelder noch nicht eingeschickt haben, bitten zu dürfen, daß sie uns solche noch vor Ablauf des künftigen Februarmonats 1784 gütigst übermachen. Gotha, am 10ten Nov. 1783.

Ettingerische Buchhandlung.

Ich habe eine Probe sowohl des Papiers als der verschiednen Sorten von Typen, welche zu dieser Ausgabe gebraucht werden sollen, gesehen, und kann dem Publico versichern, daß beydes weit schöner ist als Hr. Ettinger anfangs versprochen hatte. Bey so großem Format, und so schönem Papier und Druck ist der Preis so niedrig als möglich, und wirklich verhältnißmäßig fast geringer als der Preis der Zweybrückschen Ausgabe der Werke Rousseaus.

Wieland.

XIX. Nachricht an das musikalische Publikum.

Aufgemuntert durch die günstige Aufnahme meines Wechselgesangs der Mirjam und Debora, von Kennern und im Ham-

Hamburgiſchen Magazin der Muſik zu Anfange dieſes Jahrs aufgefodert, Mehreres von meiner Arbeit bekannt zu machen, bin ich geſonnen, neben meinen in Leipzig nach und nach herauskommenden neuen Pſalmen für die Kirchenmuſik auch für Conzert-Säle ein neues Werk unter dem Titel herauszugeben: Das Tongemählde der Natur, eine große Sinfonie, von 2 Violinen, Viole ſamt Baß, 2 Flöten, 2 Hoboen, 2 Fagotten, 2 Waldhörnern, 2 Trompeten und Pauken, welche ſchildert und darſtellt: 1) eine heitere und angenehme Gegend, wo die Sonnenſtrahlen ſchimmern, ſäuſelnde Weſtwinde herumgaukeln, Bäche durchs Thal ſich ſchlängeln, die Vögel im nahen Hain pfeiffen, ein Waldſtrom murmelnd ſich herabgießt, der Hirt bläßt, deſſen Heerde von Freude hüpfet, und die Schäferinn ſingt; 2) wie hierauf die Luft allmählig ſchwül und trübe wird, alles bang athmet, erſchrickt, wie ſchwarze Gewitterwolcken langſam daherziehen, Winde ſich erheben, wie es in der Ferne donnert, das Donnerwetter immer näher kömmt und dann 3) mit aller Macht ausbricht, vom Raſen der Winde und vom Praſſeln des Regens begleitet, wie die Wipfel der Bäume ſauſen, der Waldſtrom heulend herabrauſcht: 4) wie nach und nach das Gewitter aufhört und die Luft ſich wieder aufheitert: wie endlich 5) die Natur ſich theils in ſanften und empfindſamen Geſängen, theils in Jubelchören voll Danck und Entzückung zum Schöpfer erhebt. Dieß iſt die Skizze einer mahleriſchen Sinfonie, der man, wie ich hoffe, die Neuheit in Abſicht auf die Wahl des Sujets nicht ganz wird abſprechen können, und bey der nur 4 Stimmen, nemlich 2 Violinen, Viole und Baß weſentlich obligat, die Blaſinſtrumente hingegen (wiewohl ſie faſt immer eigene und mit einander abwechſelnde Geſänge haben und zur vollkommenen Darſtellung des ganzen Gemähldes ſehr vieles beytragen) an ſich ſelbſt aus der Urſache willkührlich geſetzt ſind, damit

dieſelbe auch an Orten, wo entweder ein und andere, oder gar alle Blasinſtrumente abgehen ſollten, dennoch gemacht werden könnte, die alſo für mehr oder weniger Inſtrumente, für groſe wie für kleine Städte, kurz, auf alle Fälle eingerichtet iſt.

Wegen einiger Uebernahme der Verlagskoſten ergreife ich den Weg der Pränumeration. Wer pränumerirt, ſoll den doppelten Vortheil genieſſen, nicht nur die erſten und ſchönſten Abdrücke, ſondern auch dieſes Werck, zu welchem 50 Platten und vielleicht etliche darüber erfordert werden, um den vierten Theil wohlfeiler, als ein anderer, zu erhalten, nämlich um 2 fl. 45 kr., im vier und zwanzig Guldenfuße, oder 1 Rthlr. 12 gr. 8 pf. in Louisd'ors zu 5 Rthlr. denn nachher wird der Ladenpreis auf 3 fl. 36 kr. im 24 Guldenfuße, oder 2 Rthlr. ſächſiſchen Gelds erhöhet werden.

Alle Beförderer ſolcher Unternehmungen, Herausgeber muſikaliſcher und anderer Monatſchriften, Buchhandlungen, Poſtämter, Zeitungs-Expeditionen, und überhaupt alle warmen Muſikfreunde erſuche ich höflichſt um die Gütigkeit, dieſes mein Werck bekannt zu machen, Pränumeration darauf anzunehmen und das Geld nebſt den Namen und Characktern der Herren Pränumeranten, welche dem Werke vorgedruckt werden ſollen, entweder an mich, oder, je nachdem es gelegener iſt, an Herrn Jacob Gröſer in Maynz, meinen Hauptcommiſſionair, zu ſenden. Für die Bemühung des Sammlens können von jeden 10 Gulden 1 Gulden, und von jeden 10 Thalern ſächſiſch 1 Rthlr. oder überhaupt ein Zehendtheil der Summe abgezogen werden. Die Pränumerationszeit ſtehet für nähere Gegenden bis zu Ende dieſes Jahrs; für entferntere aber ein paar Monate länger offen. Je älter ſich eine hinlängliche Anzahl Pränumeranten vorfindet, deſto ſchleuniger wird dieſe groſe Sinfonie von Hrn. Schott, Churfürſtl. Maynziſchen Hofnotenſtecher, aufs reinſte geſtochen erſcheinen. Reichsſtadt Biberach in Schwaben den 18. Auguſt 1783.

Juſtin Heinrich Knecht,
Zweyter Lehrer an der Latein. Schule und Muſikdirector U. C. daſ.

In hieſiger Gegend erbietet ſich der Hofrath Wieland, aus Freundſchaft gegen ſeinen geſchickten Landsmann, zu Annehmung beliebiger Pränumeration an.

XX. Halberſtadt. Herr Rector Fiſcher daſelbſt kündigt an: Gedichte von H. L. Chriſtiane von Hagen, Eine Sammlung welche aus Liedern, Romanzen, Erzählungen, Gelegenheitsſtücken, und andern kleinen Gedichten, davon einige ſchon in unſern Muſenalmanachen und andern periodiſchen Schriften erſchienen ſind, beſtehen, über 1 Alphabeth aufs beſte Holl. Papier gedruckt, betragen, und zu Michaelis 1784 erſcheinen wird. Die Vorausbezahlung iſt ein Thaler in Cour. à 5 Rthlr. und ſteht bis Oſtern 1784 offen. Jeder kann dafür gegen 10 pro Ct. Rabbat ſammlen, und Gelder und Briefe an Hrn Rector Fiſcher Franco einſenden. Die edle Dichterin hat den Ertrag dieſes Werks zur Stiftung eines Roſenfeſtes zu Stolker (in der Grafſchaft Hohenſtein am Harz) beſtimmt, und behält ſich vor ſeine ganze Einrichtung in der Felse ſelbſt zu beſchreiben.

XXI. Berlin. Bey dem Buchdrucker Hrn. C. F. Nikolai daſelbſt, ſoll zur Oſtermeſſe 1784, das erſte Stück einer Damen-Bibliothek, und jede Meſſe ſofort ein Stück von 16 Bogen, erſcheinen. Die innre Einrichtung zeigt eine ausführliche Nachricht davon. Der Jahrgang koſtet pränumerando 1 Rthl. nachher 1 Rthl. 8 gr. Die Namen der Leſer und Leſerinnen werden vorgedruckt: und alle Damen, theils um fleißiges Pränumeranten-Sammlen gegen gebührende Proviſion, theils um gütige Beyträge ſolcher von wahren, intereſſanten, kritiſchen Zeitpuncten und Herzensangelegenheiten aus ihren Leben deſſens erſucht. Der Herr Herausgeber verſpricht in dieſem Falle auch ihre Namen beſonders und öffentlich als Beförderinnen zu nennen.

XXII. In der Haude und Spenerſchen Buchhandl. zu Berlin erſcheint mit Anfange dieſes Jahres ein neuer Hiſtoriſch-genealogiſcher Taſchencalender, oder Jahrbuch der merkwürdigſten neuen Weltbegebenheiten für 1784, deſſen heurigen Inhalt, welcher ſich diesmal ganz allein mit der ſo wichtigen Weltbegebenheit, mit der Revolution von Nord-Amerika beſchäftigen wird, Hr. Prof. Prangel zu Halle beſorgt. Er führt alſo einen Namen an der Stirn, für den das Publicum gewiß Achtung hat, und von dem es ſich etwas Auszeichnendes über dieſe Materie verſprechen darf.

XXIII. Repertorium für denkende Bibelverehrer, von Joh. Conr. Pfenninger in Zürich. Bey Joh. K. Füßlin daſelbſt;

daſelbſt: iſt als ein ſelbſtändig Werk, und zugleich eine Fortſetzung des chriſtlichen Magazins mit etwas abgeänderterem und verkürztem Plane anzuſehen. Mit Oſtermeſſe 1784. erſcheint, ſo Gott will, das erſte, und alle Meſſen ein Stück von 10 Bogen, à 36 Kr. für die Subſcribenten; und 48. Kr. für die Nicht-Subſcribenten. Das eilfte Freyexemplar für Subſcriptions-Sammlung anerbietet Hr. Füßli, wie gewöhnlich.

XXIV. Ich bin nun willens den Zweyten Band meines muſikaliſchen Kunſtmagazins herauszumachen. So viel ich das Urtheil des Publikums über den erſten Band erfahren habe, iſt den meiſten die Rubrik: Merkwürdige Stücke großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker die intereſſanteſte geweſen, ſie wird deshalb künftig den größten Theil des Werks einnehmen; dies um deſto lieber, da ich auf einer neuerlichen Reiſe viel alte und neue italiäniſche und teutſche Muſik geſammlet habe.

Bis Ende Januar 1783 nehm' ich auf den Zweyten Band Einen holländiſchen Dukaten Pränumeration an, dafür erſcheinen die Vier geheften Stücke, jedes 10 Bogen ſtark, zu Oſtern, Johann, Michael und Weihnachten 1784. Ich erſuche alle Buchhandlungen und Muſikhandlungen Teutſchlands Pränumeration anzunehmen, und mir Geld und Namen der Pränumeranten poſtfrey einzuſchicken, wofür ſie 20 pro Cent des eingeſammleten Geldes an ſich behalten. Wer auf den zweyten Band pränumerirt, kann auch noch den erſten Band für Einen holländiſchen Dukaten haben, ſonſt koſtet er in Muſik- und Buchhandlungen vier Thlr. Berlin, am 1ſten October 1782.

Johann Friedrich Reichardt.

XXV. Nachricht an das Publikum.

Bey meinen künftigen, vorzüglich pädagogiſchen Arbeiten, die ich auf dem Landguthe Schnepfenthal, neben dem Herzoglichen Luſtſchloſſe Reinhardsbrunn, ohnweit Gotha gelegen, das ich künftiges Frühjahr beziehe, übernehmen werde, glaube ich noch Muße genug zu haben, folgende Schriften ausarbeiten, und zur Michaelismeſſe 1784 liefern zu können.

1) Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge. 1ſter Band, 16 Bogen. Subſcriptionspreis zehn ggr. Sächſiſche Währung.

Antipholis von Epheſus.

Hier nehmt ihn, und groſſen Dank für meine gute Bewirthung.

Abbtiſſin.

Gnädigſter Herzog, geruhet die Mühe zu nehmen, und mit uns in dieſe Abbtey hier zu gehen, und der umſtändlichen Erzählung aller unſrer Schikſale zuzuhören; und ihr alle hier, die durch den ſympathetiſchen Irrthum dieſes Tages Unrecht erlidten habt, kommt und leiſtet uns Geſellſchaft, und ihr ſollt vollſtändige Genugthüung erhalten. Fünf und zwanzig Jahre, meine Söhne, bin ich mit euch in Kinds-Nöthen geweſen, und erſt in dieſer glüklichen Stunde, bin ich meiner ſchweren Bürden entbunden. Der Herzog, mein Mann, meine beyden Kinder, und ihr, die Calender ihrer Geburt, ſollen alle mit mir zu einem Gevatterſchmaus kommen, und nach ſo vielem Weh über dieſe Geburt ſich mit mir freuen.

Herzog.

Von Herzen gern will ich euer frölicher Gaſt ſeyn.

[Sie gehen ab.]

Achte Scene.

Die beyden Antipholis, und die beyden Dromio bleiben.

Dromio von Syracus.

Herr, ſoll ich euere Sachen wieder von dem Schiff abholen?

Antipholis von Epheſus.

Dromio, was für Sachen von mir haſt du eingeſchifft?

Dromio

Es gehört mit zu dem Erziehungsplane, den ich ausführen gedenke, daß die mir anvertrauten Zöglinge jährlich ein bis zwey Reisen in verschiedene Gegenden Teutschlands, in meiner oder eines meiner Gehülfen Begleitung thun, damit sie Lebensklugheit lernen, und die Sachen und Handlungen mit ihren eignen Augen sehen, davon sie in verschiedenen Sprachen die Namen lernen sollen. Diese Reisen sollen in diesem Buche beschrieben werden, und ich werde es als ein Mittel brauchen, meinen kleinen Lesern in einem scherzhaften Tone eine Menge gute Lehren zu geben, und nützliche Kenntnisse beyzubringen.

Der gegenwärtige Band enthält die Beschreibung einer Reise, die ich mit den Kindern, die gegenwärtig unter meiner unmittelbaren Aufsicht stehen, durch das Magdeburgische, Halberstädtische, Mannsfeldische, Bernburgische und Köthensche gethan habe. Wie viel oder wenig man sich von dieser Arbeit zu versprechen habe, kann man aus dem sechsten Bändchen der Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde sehen, wo bereits so eine Reise beschrieben ist.

2) Ueber die Selbstbefleckung; ein Lesebuch für Eltern und Erzieher.

Zur Ausfertigung dieses Buchs bin ich, theils durch Jünglinge, theils durch Schullehrer, aufgefordert worden. Jeder, der die gegenwärtige Stimmung unsrer Jugend kennt, wird fühlen, daß dies Buch ein Bedürfnis unsrer Zeit sey. Jeder Lehrer und Erzieher wird gebeten, mir dazu Beyträge zu liefern. Wer es thut, wird nicht nur mir eine Gefälligkeit, sondern auch der im Stillen leidenden und winselnden Menschheit einen wichtigen Dienst leisten, den Gott, dessen Tempel wir sind, nicht unvergolten lassen wird.

Die Stärke des Buchs kann nicht bestimmt werden, doch soll der Subscriptionspreis nicht über funfzehn Groschen für das Alphabeth seyn.

3) Beyträge zur Verbesserung des christlichen Gottesdienstes, gesammlet und herausgegeben von Fischer, (Rector in Halberstadt,) Hermes, (Consistorialrath in Quedlinburg,) und Salzmann. 16 Bogen. Zehn Groschen Subscriptionspreis.

Dies Buch wird enthalten: Beweise von der Nothwendigkeit der Verbesserung der Liturgie, und Mittel zur Einführung

führung derſelben, nebſt Muſtern von zweckmäßigern Gebeten, Vorträgen und Formeln zur Feyer des Abendmahls und der Taufe.

Die Abſicht dieſes Buchs gehet dahin, den Predigern, die von der Nothwendigkeit der Verbeſſerung der Liturgie überzeugt ſind, und dieſelbe wünſchen, den Weg dazu zu bahnen, und die Gemüther des Publikums zur Begünſtigung deſſelben vorzubereiten.

Ich erſuche meine Freunde, und die meine Schriften für nützlich halten, auf dieſe Bücher in ihrer Gegend Subſcription anzunehmen, und gegen das Ende des Auguſts 1784, in frankirten Briefen mir die Nahmen der Subſcribenten zu überſenden. Sie werden ſich durch dieſe kleine Bemühung das Vergnügen erwerben, den erſten Grundſtein zu einer nützlichen Anſtalt mit legen zu helfen. Deſſau, im November.

Salzmann.

An unſere Correſpondenten
und Alle welche Inſerate für den Anzeiger des T. Merkurs einſenden.

Wir müſſen jezt am Schluſſe des Jahres nochmals erinnern und wiederholt bitten:

1) daß man uns von allen Ankündigungen, Verlags-Anzeigen ꝛc. allzeit nur kurze und höchſtens 15 bis 20 Zeilen Druck betragende Auszüge, neben der ausführlichen Nachricht, einſende; weil dieſe in extenſo nie eingerückt werden können, und auſſerdem liegen bleiben;

2) daß man uns alle dieſe Bekanntmachungen und Anzeigen nicht zu kurz vor Ablauf ihres Termins ſchicke;

3) daß man von neuen Büchern hier nie eine ausführliche Recenſion, ſondern nur Anzeige ihrer Exiſtenz verlange, weil jenes weder Zweck noch Raum des Anzeigers verſtattet;

4) daß uns ſowohl alle Inſerate als anzuzeigende Bücher nicht halb ſondern ganz Poſtfrey eingeſandt werden; weil ſie auſſerdem gewiß unangezeigt liegen bleiben.

Weimar, den 24. Decbr. 1783.

d. R.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1784.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

Jänner 1784.

I.

Moriz,
ein kleiner Roman.

(Fortſetzung von S. 167. Auguſt 1783.)

Zweytes Buch.
Erſtes Kapitel.

Nachwehen.

Sobald ich drey oder vierhundert Schritte vom Schloſſe entfernt wär und glauben konnte, daß mich von daher niemand mehr beobachtete, ſezte ich mich in Galopp. Dörfer und Menſchen vermied ich mit vieler Behutſamkeit. In jedem Dorfe vermuthete ich einen Spion, der mir auflauren, in jedem Menſchen ſah ich einen Nachſetzer, der mich einhohlen und zu meinem Papa zurückliefern würde. Selbſt wenn ein Hund kam, um meinen Phylax anzuſchnauzen, oder, wenn er von höflichern Manieren war, um ihm nach Art der Hunde ſein Kompliment zu machen, hatte ich Angſt. Ich hielt ihn für einen Spürer — und wenn

er ſich dann in Karriere legte, um zu ſeinem Herrn zurückzukommen, ſo war dies ein Beweggrund für mich, noch ärger zu laufen als er; denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß er nicht darum zu ſeinem Herrn eile, um ihm auf ſeine Art zu ſagen, er habe den Flüchtling aufgeſpürt.

In der Angſt und Eile vergaß ich, daß es Nacht werden, und daß eine Zeit kommen würde, wo mir Kraft, Athem und Muth ausgehn müßten. Ich dachte nicht eher an dieſe fürchterliche Hinderniſſe meiner Flucht, bis ſie hereinbrachen — und plötzlich ſtutzt' und ſtarrt' ich, und konnte vor Herzensbeklemmung und Mattigkeit keinen Schritt weiter. Es ſchien, als wenn mich nun auf einmal alle Schreckniſſe, die mir bis izt immer noch im Rücken geweſen waren, eingeholt hätten.

Leiden der Seele und des Körpers bemächtigten ſich meiner, und ich weiß nicht welche von beyden mich am grauſamſten quälten. Ich ſetzte mich vor einem Gebüſche nieder; Phylax legte ſich ſtöhnend an meine Seite und ließ ſeinen Kopf auf meinem Schenkel ruhn.

„Was wird Malchen ſagen, wenn ſie hört, daß man nicht weiß, wo ich bin? — Und ach! ihre Mama war ſo böſe, als ſie uns überraſchte! ſie wird's ihrem Papa ſagen, und der nimmt die Hetzpeitſche, und prügelt" —

Bey

– Bey dieſem Gedanken lief mir ein kalter Schauer durch alle Glieder. Ich wollte aufſpringen und fiel halbohnmächtig zurück.

„O, meine Füſſe, meine Füſſe — jammerte ich denn wieder — was in aller Welt ſoll ich anfangen? Ich muß liegen bleiben! Ich kann nicht gehn, nicht ſtehn! Wenn Papa und Martha wüßten, wie elend und abgemattet ich hier liege, ſie würden“ —

Wieder ein unerträglicher Gedanke! Ich wollte von neuem aufſpringen und fiel von neuem zurück.

„Wenn ſie's wüßten, ſie hohlten mich gewiß zurück — und ich gienge auch gern“ —

In dem Augenblicke hört' ich das Geraſſel eines Wagens. Ich ſprang auf und [illegible] drauf geſtorben, daß es [illegible]kutſche ſey. Ohngeachtet ich keinen Blick zu ihr hingewagt hatte, glaubt' ich doch Martben, den Papa und den Magiſter leibhaftig in derſelben zu erblicken.

Jetzt fühlt' ich keine Mattigkeit mehr. Ich brach über Hals über Kopf in das Gebüſch, fand einen Fußſteig, lief ihn eine gute halbe Stunde entlang, und es dauerte keine kleine Zeit, ehe die Vernunft meiner Furcht beweiſen konnte, daß eine Kutſche unmöglich den ſchmalen Fußſteig, der von beyden Seiten mit Gebüſch überwachſen war, befahren könne.

Ich gieng noch eine gute Weile auf dem Wege fort, der nach und nach geräumiger und lichter ward. Auf einmal hört' ich Trompeten und Pauken. Es war ein luſtiger Klang, und er vertrieb die Bekümmerniß zum Theil, die bis daher mein Herz ängſtigte. Unſchlüſſig, ob ich dem Schalle nachgehn, oder die Nacht im Gebüſche zubringen ſollte, ſetzte ich mich nieder. Beyde Wege ſchienen mir gefährlich. Wenn ich den Ort aufſuchte, wo die Muſik war, ſo konnte ſich zum Unglück ein Bekannter daſelbſt befinden und mich anhalten. Wenn ich im Gebüſche blieb, wer gab mir Brod, wenn mich hungerte? Waſſer, wenn mich dürſtete? Wer ein Obdach, wenn es regnete? — Mein Magen meldete ſich ungeſtüm, und meine Zunge lechzete nach einem Truncke.

Zweytes Kapitel.

Eine Erſcheinung.

Ich ſaß unter einem Eichbaume. Ein Wieſenplan, hundert Schritte lang und breit, mit Bäumen und Gebüſch umſchloſſen, breitete ſich vor mir aus. Mein Auge ſchwamm in Thränen. Es war alles ſtill. Ein kleiner, leiſer Abendwind, bewegte die äuſſerſten Spitzen der Bäume und raſchelte in den Blättern der Gebüſche. Der Mond lächelte rein und heiter herab, und ſpiegelte ſein ſanftes Antlitz in Millionen Regentropfen, die von einem Spatregen an den Grashalmen

Dromio von Syracus.

Eure Waaren, Herr, die in unſerm Gaſthof zum Centaur lagen?

Antipholis von Syracus.

Er redt mit mir; ich bin euer Herr, Dromio. Kommt, geht mit uns, wir wollen hernach für das ſorgen; umarme deinen Bruder hier, freut euch mit einander.

(Die beyden Antipholis gehen ab.)

Dromio von Syracus.

Es iſt eine gewiſſe fette Freundin in euers Herrn Haus, die mich heut beym Eſſen in der Küche für euch anſah; ſie wird nun meine Schweſter ſeyn, nicht mein Weib.

Dromio von Epheſus.

Mir däucht, ihr ſeyd mein Spiegel, nicht mein Bruder; ich ſeh' an euch, daß ich ein hübſcher junger Kerl bin; wollt ihr hinein gehen, und ſehen wie ſie ſich luſtig machen?

Dromio von Syracus.

Nicht ich; ihr ſeyd ja mein älterer Bruder.

Dromio von Epheſus.

Das iſt noch die Frage; wie wollt ihr das beweiſen?

Dromio von Syracus.

Wir wollen Halme ziehen, wer der ältere ſey; bisdahin, geht ihr zuerſt.

Dromio von Epheſus.

Nein, ſo ſoll es ſeyn. (Er ſchlingt den Arm um ihn.) Wir kamen zugleich mit einander in die Welt, und Hand in Hand wollen wir auch hier neben einander hinein gehen.

[Sie gehen ab.]

Ende des vierten Theils.

men zurückgeblieben waren und an den Spitzen derſelben flimmernd zitterten. Die ganze Wieſe war ein ſanftwallender, bebender Silberſtrom, auf welchem (ſo ſchien es meinem naſſen, zitternden Blick) ungeheure Geſtalten, bald Rieſen, bald Felſen, bald mächtige Fiſche, umherwandelten, ſo wie der Wind den Schatten der umſtehenden groſſen Eichen bewegt.

Mir ward unbeſchreiblich ängſtlich. Mein ganzes Weſen ſchmolz in eine beklemmende Wehmuth zuſammen. Eine Thräne jagte die andre. Ich legte mich endlich nieder, drückte die Augen feſt zu; mein rechter Arm diente mir zum Kopfküſſen, und der lincke ruhte auf meinem Phylax, der ſich dicht neben mich gelegt hatte.

Ich verlor mich bald. Alles, was mir begegnet war, ſchwamm ununterſcheidbar und wie in Dämmerung meiner Seele vorüber. Nur dann und wann zuckte ein fürchterlicher Gedancke, ſchnell wie ein Blitzſtrahl durch mein Inneres, und es war mir dann immer, als wenn ich einen lebhaften Stich auf der lincken Seite fühlte. Ich fuhr mit der Hand an den Ort, wo ich zu leiden wähnte, und darüber wiegte mich von neuem eine Art ſüſſer Schlummer in ruhige Vergeſſenheit ein.

Wau! Wau! — ſchallte es auf einmal und ich fuhr bebend aus meinen Träumereyen auf. Was mir

zuerſt in die Augen fiel, war die Geſtalt eines Frauenzimmers, das einige Schritte von mir ſtund und über das Gebell meines Hundes erſchrocken ſchien. Ich wußte nicht, was ich zu dieſer Erſcheinung ſagen, ob ich lauffen, oder bleiben ſollte — denn ſie hatte Marthens Gröſſe.

Sie ſah, daß ich eben ſo erſchrocken war als ſie, und da mein Pylax näher kam und wedelte (gegen Frauenzimmer, Kinder und kleine Hunde, war er äuſſerſt höflich) nahm ſie ſich Herz und kam zu mir.

Ich hatte nicht den Muth, ſie anzuſehen. Und doch hätt' es nur eines halben Blicks bedurft, um mich zu überzeugen, daß es nicht Marthe war, die mich bey der Hand faßte.

Wer biſt du, Kleiner, ſagte ſie, wie kömmſt du in der ſpäten Nacht hieher?

„Wenns Marthe wäre — ſo ſchloß ich nun erſt — würde ſie wohl nicht dieſe Frage an mich thun.“ — Nun drehete ich mich um und ſah ihr ins Geſicht. Ihre ſanfte Mine ſchloß mein ganzes Herz vor ihr auf, und ſchon ſchwebte ein pünktliches Bekenntniß auf meinen Lippen, als ſie fortfuhr und mich fragte, ob ich mich verirrt hätte? Ja! ſagt' ich, und nun war an kein Geſtändniß mehr zu dencken, da ſie mir ſelbſt den Mittelweg zwiſchen Wahrheit und Lügen gezeigt hatte. Ich betrachtete ſie aufmerkſamer — und mit eins!

glaubt'

glaubt' ich Malchens Mama vor mir zu ſehn, denn ihr Haar war auch mit einem Roſaband umwunden, gerade, ſo wie es jene trug.

Mit dem Augenblicke ward mir wieder bange und meine Blicke waren ſchüchterner als vorher.

Sie nahm mich von neuem bey der Hand und zog mich halb wieder meinen Willen mit fort. Ich faßte Muth und ſah ſie einigemal herzhaft von der Seite an. Endlich überzeugt' ich mich, es ſey nicht Malchens Mama, ſondern ein Frauenzimmer das ich nicht kannte, ſo wenig als ſie mich.

Wir kamen der Muſik, die ich vorhin gehört hatte, immer näher; und ich ward immer unſchlüſſiger, ob ich mitgehn, oder mich losreiſſen und ins Gebüſch zurückkriechen ſollte. Sie hatte an mir zu ziehen und zuzureden, daß ich mich nicht ſcheuen, ſondern nur dreiſt mitgehn ſollte. Eſſen, Trincken, Nachtlager und ein Bothe, der mich nach Hauſe brächte, würden ſich ſchon finden. Die erſtern Puncte gefielen mir auſſerordentlich, aber nicht im mindeſten der letzte.

Alsbald ſtanden wir vor einem Hauſe, deſſen erſter Stock um und um erleuchtet war. Es gab da Muſik, Tanz, und ein groſſes Getümmel von Zuſchauern. Wir hatten ſchon den Fuß auf die Treppe geſetzt, als eine ſtarcke Stimme, wie in Zorn und Unmuth herunter rief: Karline! Karline! Wo hat dich denn — —

Drittes Kapitel.

Wie Moriz empfangen wird.

Hier! Hier bin ich schon! rief meine Begleiterin ängstlich, und sprang eilig die Treppe hinauf. Kaum nahm sie sich Zeit, mir in Hast zu sagen, ich sollte nur nachkommen und mich so lange an die Thür des Saales stellen, bis sie wieder erschiene.

Nachtgespenst! rief die rauhe Stimme oben — bist du schon wieder auf dem Hofe, oder im Busche umhergespuckt?

Liebster Papa — sagte Karoline — ich wollte nur ein wenig freye Luft schöpfen.

Soviel konnte ich nur von ihrer sanften Stimme hören. Ich hatte das Mädchen itzt tausendmal mehr lieb gewonnen, da sie so hart angefahren ward.

Landjägers Sohn — fuhr der Vater fort — hat schon vor einer Stunde eins mit dir tanzen wollen — und Du — Doch, ich will dir auch das Buschkriechen abgewöhnen, oder nicht dein Vater heissen.

Dieser Ungestüm flößte mir wenig Vertrauen zu dem Vater, aber destomehr zu der Tochter ein. Ich stieg zitternd die übrigen Stufen hinan und stellte mich in die Thür des Saales.

Erst jetzt fühlt' ich, was ich vorher so deutlich nicht bemerckt hatte, daß mich wüthend hungere. Auf ei-

nem

nem Ecktiſche ſtanden Braten, Butterſchnitte, Wein und Konfituren. Gegen Einen Blick den ich auf meine ſanfte Begleiterin warf, die am äuſſerſten Ende des Saales tanzte, warf ich Zehn auf die Lebensmittel, die vor mir ſtanden, und ich war mehr als einmal willens, den erſten den beſten zu bitten, mir ein Paar Biſſen zu geben. Aber Furchtſamkeit, oder Stolz, oder beydes zuſammen, drückte den Hunger von Zeit zu Zeit nieder.

Mein Phylax war nicht ſo ſcrupulös. Kaum witterte er Braten, ſo gieng er der Spur nach. Er hatte nicht einmal nöthig, ſich auf die Hinterfüſſe zu richten, um eine Schöpſen-Keule, mit allem was drum und dran war, mit Einem Ruck vom Tiſche zu hohlen. Der Tiſch krachte, die Gläſer klirrten, und die Wein-Flaſchen ſtürzten eine über die andere und kollerten Schlag auf Schlag vom Tiſch herunter und eine Fluth von Wein lief über den Saal.

Ich hatte einen tödtlichen Schreck; aber Phylax legte ſich gelaſſen unter einen andern Tiſch nieder und ſchmauſte ſtill und dummdreiſt von ſeiner Keule.

Alles was im Saale war ſtürzte herzu und ſah die Verwüſtung.

„Hagel! wer hat das gekonnt? „rief die Stimme die ich ſchon dreymal mit Entſetzen gehört hatte.

Ein kleines Mädchen, das bey mir ſtand, wieß auf meinen Phylax. Er nahm ein Licht, beleuchtete den Hund und rief mit ſchallenden Gelächter: Ach! proſit die Mahlzeit! — Nerr : r : r : machte Phylax, ſah ihn an, und wieß ihm die Zähne. „Nu, nu — fuhr der Mann fort — nur nicht ſo böſe! Ich will dir deine Keule nicht nehmen. — Karline! Gottlieb! Friedrich! andern Braten, andern Wein her!“

Mir fiel ein ſchwerer Stein vom Herzen, aber bald drückte mich die Frage: wem in aller Welt gehört denn das Vieh? zehenmal ſchwerer.

Karoline war über den Lärm auch herzugekommen und ſtand bey mir. Ihr Vater trat näher. „Der Hund gehört mir! rief ich etwas zu vorlaut und zitterte am ganzen Leibe dabey. „So?“ ſagte der Vater, und nahm mich dabey ſchärfer ins Auge — Ich kenne dich und deinen Hund nicht!“ — Wer biſt du? Wie kommſt du hieher?“ Karoline nahm für mich das Wort und erzählte, wie ſie mich gefunden. „Ich will wiſſen, fuhr er ſie an, wie er heißt!“ und dabey nahm er mich beym Fittig und zog mich ans Licht. Ich heiſſe Ernſt. Ernſt! rief ich zitternd. — „Iſt das dein Vornahme oder heißt dein Vater ſo?“ — Mein Vater heißt ſo! — „Biſt du des dicken Ernſtens ſein Sohn?“ — Ja, ſagt' ich. — „Da! Burſche! rief er und ſchleuderte mich unfreundlich zur Thür hinaus — geh, wo du hergekommen biſt!“

Karoline that einen lauten Schrey. Ihr Vater brüllte — denn Phylax hielt ihn bey der Wade. Lezterer hatte, trotz seinem Appetit, den Braten verlassen um mir zu Hülfe zu kommen. Er schützte mich vor gewaltsamerer Behandlung und ließ den ungestümmen Mann nicht eher los, bis ich die Treppe hinunter war.

Als leztrer sah daß Phylax mich so kräftig in Schuz nahm, wagt' ers nicht mich zu verfolgen. Er stand oben an der Treppe, und als ihn einer von seinen Gästen fragte, warum er mich so behandle, fing er eine lange Geschichte an, worin er und mein Papa die Hauptpersonen waren, und worin ihm dieser ein Duzend tödliche Beleidigungen zugefügt hatte.

„Und der Bastart — so schloß er — es weiß ja kein Mensch wo der alte dicke Esel zu dem Jungen gekommen ist, er hat sich ja immer mit H** beholfen — das H** Kind kann hieher kommen, um meine Reelke zu stöhren; kann seinen Hund über meinen Braten schicken; alles um und um reissen; das Vieh mir auf den Hals hetzen — Wart' Junge, nun will ich dich hetzen!„

Auf einmal kam er die Treppe heruntergestürmt, pfiff auf dem Finger und schrie: Spitz! Sultan! Diane! faß, faß, faß! Plözlich stürzten drey Hunde herzu: aber Phylax warf einen hierhin, den andern dorthin, und deckte mir den Rücken. Ich kam glücklich vom Hofe.

Viertes Kapitel.

Findet er nun ein Obdach?

Ich wußte nicht, ob ich weinen oder mich erboſſen ſollte. Bald trocknete ich mir die Thränen ab, bald bückte ich mich mit feſtaufeinandergebißnen Zähnen, und ſuchte Steine, um dem Barbaren die Fenſter einzuwerfen. Aber bald legte ſich Wehmuth und Ungeſtüm: der Gedanke, was ich nun beginnen, wohin ich mich wenden, wo ich Nachtlager und Brod hernehmen ſollte, drückte ſie nieder.

Einen Mann, der mir begegnete, bat ich, er möchte mich mit nach ſeinem Hauſe nehmen. Aber er entſchuldigte ſich damit, daß er ſelbſt nur ein Knecht ſey und nichts Eignes beſitze; er müſſe ſelbſt im Pferdeſtall liegen. — „Ich will ja auch gern im Pferdeſtall liegen, rief ich ängſtlich und hängte mich an ſeinen Arm, um ſeinen raſchen Schritt aufzuhalten — nehm' er mich nur mit!„ — Junge! ſagte er halb unwillig, ich kann dich nicht mitnehmen, wer weiß denn was an dir iſt? Da, (indem er auf ein dabeyſtehendes Haus zeigte) da iſt die Schenke. Geh!

Langſam ließ ich ihn los und gieng in bittrer Verzweiflung auf das Haus zu. Ein Mann ſtand in der Thür; ich konnte vor Schluchzen mein Anliegen nicht herausbringen.

„Was

„Was willſt du, Kind? ſagte der Mann, während er ſich zu mir herunter bückte und mir die Hand von den Augen nahm: Wo kommſt du her? Wem gehörſt du zu?„

Ich konnte noch nicht reden; er führte mich in die Stube.

„Nu, was bringt er da 'mal wieder geſchleppt? fieng ein Weib an, daß in der Ecke am Tiſche ſaß und bey einer düſtern Lampe Strümpfe ausbeſſerte, Und das große L** von Hund — willſt du naus!„

„Frau, ſagte der gütige Mann, der Hund gehört dem kleinen Jungen hier!„

„Ey was, ich will von dem Jungen und ſeinem Hunde nichts wiſſen! Fort, aus dem Hauſe, alle beyde.„

„Sag mir nur wo das arme Kind die Nacht bleiben ſoll? Denk' doch chriſtlich!„

„Chriſtlich? chriſtlich? (Sie ſtemmte beyde Hände in die Seiten, ſprang auf und ſuchte nach einer Peitſche.) Iſt das chriſtlich, wenn ich mir ſelbſt im Lichten ſteh, und ſolch Geſindel herberge, wie der burzigte Bediente vorhin, und füttre ſie, und denn obendrein Hunde? Warte, großes L**, wenn ich nur erſt die Peitſche habe, ich will dich und dein„ —

Sie fand einen Dornknittel und gieng auf Phylax en los. Als dieſer ſah daß es ihr Ernſt war, ſprang er auf (er hatte ſichs, ſo wie er hereinkam, bequem gemacht, und mitten in der Stube alle viere von ſich geſtreckt) er ſprang auf und wies ihr mit ſchrecklichen Knurren die Zähne. Sie prallte erſchrocken und vor Zorn auſſer Athem ab.

„Du E — du E — ſel, fuhr ſie zum Mann fort — hab' ich Dich darum aus dem Stalle gezogen, gekleidet und geſchuhet, daß du groſſe Hunde auf mich hetzeſt und liederliche Bengel, die ihren Eltern entlaufen ſind „ —

Frau, ſagte der Mann gelaſſen und ſezte ſie ſanft auf einem Schemel — du biſt auſſer dir. Erhole dich. Laß uns nur erſt hören, wie das Kind hieher kömmt und wem es angehört. Er iſt nicht von ſchlechten Eltern. Sieh 'mal die weiſſe Haut. —

„Ich mag nichts ſehen!" rief ſie und drehete das Geſicht raſch nach dem Ofen.

Ich ſtand ſtumm und zitternd da und fing endlich an zu beichten. Daß ich entlaufen ſey, ſagt ich nicht, daß mich aber der Mann, deſſen Tochter Karoline hieß (ſo beſchrieb ich ihm jenen unfreundlichen Mann) zur Thür hinausgeworfen und mit Hunden vom Hofe gehezt, geſtand ich, um ſie zum Mitleid zu bewegen.

Aber

Drukfehler im vierten Theil.

Seite 35. auf der unterſten Zeile -- wozu ſtatt wo.
S. 47. Lin. 11. zu gewiß ſezet: bin.
S. 53. Lin. 11. noch ſtatt nach.
S. 55. Lin. 19. löſchet iſt, aus.
S. 153. Lin. 5. Wolken ſtatt Wolke.
S. 264. Lin. 8. leſet: Sie ſind ſeine Blumen-Scherben, und er ihr Käfer.
S. 266. Lin. 1. leſet: es iſt der Frühling der Liebe.
S. 287. Lin. 13. löſchet zwiſchen Fuß für Fuß und fechtend das (,) aus.
S. 299. Lin. 13. bis ſie erſt, ſtatt wenn ꝛc.
S. 307. Lin. 6. muß ſo geleſen werden: und der würdigſte Gehorſam zu verlangen, aufgetragen.
S. 328. Lin. 8. würdeſt ſtatt wurdeſt.
S. 404. in der Anmerk. Lin. 3. wo ſtatt wie.
S. 453. Lin. 6. zu anders ſezt noch: ſeyn,

Aber kaum hörte das böſe Weib den leztern Umſtand, als ſie wüthender wie vorher aufſprang, alles um und um warf, und ihrem Mann zu Leibe wollte.

Wie ich hörte, ſo hatte ſie die Schenke von Karolinens Vater in Pacht, und fürchtete er möchte ſie verjagen, wenn er erführe daß ſie mich beherberget. Sie rechnete ihrem Mann alles vor was Jener für ſie gethan, und drang hiermit, und mit wiederhohlten Drohungen ſich morgendes Tages von ihm ſcheiden zu laſſen, ſo lange in ihn, bis er mich bey der Hand nahm und zum Hauſe hinaus führte.

„Du ſollſt doch die Nacht hier ſchlafen, ſagt' er, halt dich nur hier in der Nähe ein bischen auf. Ich will dich hohlen, wenn ſie zu Bette iſt."

Ich gieng ums Haus herum, und ſetzte mich unter bittern Thränen an einem Zaun nieder. Nach einer halben Stunde ohngefähr kam er zurück, nahm mich bey der Hand und führte mich von hinten durch den Garten auf ſeinen Heuboden. Hier verließ er mich und brachte mir nicht lange nachher ein Butterbrod und ein Kopfküſſen, doch mit dem Beſcheid, daß ich mich mit anbrechendem Tage, wenn ſeine Frau noch ſchlieſe, auf den Weg machen müßte.

Fünftes Kapitel.

Schreck und Graus.

Unter Seufzen und Stöhnen biß ich in mein Butterbrod. Je mehr ich ihm Geſchmack abgewann, deſto weiter flohen von mir Beſorgniß und Furcht, und als ich es rein aufgezehrt hatte (es war nicht klein) wickelte ich mich feſt in mein Kiſſen um einzuſchlafen.

Auf einmal erhob ſich ein Sturm mit Regen und Schloſſen und ſtürmte und raſſelte ums Dach. Um und um dicke Finſterniß, Katzengeheul und Hundegebell! dieſe wurden in ihren Hütten naß und heulten vor Kälte, jene miau'ten Hochzeitshymnen. Mit dem Sturm von auſſen regte ſich ein innerer in meinem Herzen. Ich verhüllte mich dichter in mein Küſſen, aber das Krachen des baufälligen Stalles, der über mich einzuſchieſſen drohete, jagte mir von Zeit zu Zeit den fürchterlichſten Schreck ein. Ich fuhr in Todesängſt auf und horchte und bebte.

Plötzlich hört' ich nicht weit von mir ein ſtarckes, ziſchendes Athemhohlen. Neuer Schreck! Aber ich ſuchte mich damit herauszureiſſen, daß es eine Eule ſey, die über ihrem Raub eingeſchlafen. Eben wollte ich mich feſter in mein Küſſen vergraben, und auf nichts mehr horchen und hören, als ich eine Stimme vernahm, halb laut, halb leiſe, und ängſtlich. Ich horchte, ohngeachtet ich nicht mehr horchen wollte.

Halsabſchneiden — flüſterte die ſchreckliche Stimme — Halsumdrehen! — Pack ihn, pack ihn! fügte ſie etwas ſtärker hinzu. Meſſer her! Mein Meſſer her! rufte ſie laut und vernehmlich.

Ich fuhr auf, durch und durch in Todesſchweiß gebadet. Angſtvoll und bebend ſah ich mich nach der Thür um, und da ich ein lichteres Fleckchen bemerckte, ſprang ich auf und wollte dahin.

Indem ich forttappte, raſchelte es vor mir im Heu. Phylax ſtand neben mir und ſchnupperte. Ich wuſte nicht, ſollt' ich vorwärts gehn oder umkehren. Endlich faßt' ich Muth und wollte zur Thür. Ich ſtreckte den Fuß aus, trat behutſam zu, und fühlte, daß ich nicht auf Heu trat. Meine Angſt ließ mich nicht unterſuchen was es war, und als ich feſter auftrat um den lincken Fuß nachzuhohlen — Jeſus, was iſt das? ſchrie eine menſchliche Stimme, und in dem Augenblick ſtolpert' und fiel ich. In dem Augenblick fühlt' ich zwo Hände, die ſich wider meine Bruſt ſtemmten und mich mit Gewalt von ſich ſtieſſen.

Halsabſchneiden, Pack ihn, und Meſſer her! Dieſe drey fürchterlichen Ideen drückten mich zu Boden. Ich verlor Beſinnung und Bewußtſeyn. Aber in eben dem Augenblick rief die Stimme: Gnade, Gnade! und ich kam wieder ſoweit zu mir ſelbſt, daß ich bemerkte, Phylax balge ſich mit dem vermeynten Mör-

der herum. Alsbald fand ſich ein nothgedrungener Muth bey mir ein, (der Furchtſamſte iſt in Fällen wo er muß ein unerſchütterlicher Held) ich drückte die Augen feſt zu und rief, Wer da? — Gnade, Barmherzigkeit — rief die Stimme von neuen — der Hund zerreißt mich! Ich lockte meinen Phylax. Er kam aufs Wort zu mir, und nun beſchloß ich, den Mörder förmlich zu vernehmen, und zu ſehen, ob gütlich mit ihm auszukommen ſey; wo nicht, ſo war Phylax immer noch da.

Es kam etwas auf allen Vieren näher gekrochen und bat nur immer, den großen Hund nicht los zu laſſen. Nach und nach richtete es ſich auf. Des Mörders demüthige Stellung und klägliche Stimme machte mir Muth: auch er erholte ſich, als er hörte daß ich Phylaxen von Zeit zu Zeit verboth, wenn er murrte.

Allmählich öffneten wir uns wechſelsweiſe das Geſtändniß. Es war ein herrenloſer Bedienter, der kurz vor mir auf den Heuboden gekrochen war und ſich niedergelegt hatte. Was er von Halsabſchneiden und Meſſern geſprochen, war nicht ſein Ernſt, ſondern ein fürchterlicher Traum geweſen. Ich faßte ein großes Vertrauen zu ihm (welches er wohl meiner Freude zuzuſchreiben hatte daß er kein Mörder war) und erzählte ihm meine Geſchichte der Länge nach. Anfangs rieth er mir zu Papa umzukehren;

als er aber meinen Widerwillen sah, schlug er mir vor mit ihm zu gehen; ich sollte Brod und Unterkommen finden. Ich willigte ein, und darauf legten wir uns nieder und schliefen bald ein.

Sechstes Kapitel.

Sie wandern.

Kaum war ich recht eingeschlafen, als ich des wohlthätigen Wirthes Stimme hörte; er rüttelte mich, und als ich die Hände auseinander schlug, um mich noch einmal von ganzen Herzen zu dehnen, steckte er mir in die rechte Hand ein dickes Butterbrod und in die linke einen Kurferdreyer. „Nun komm, mein Sohn, sagte er dabey, eh meine Frau aufsteht. Sag mir aber erst wo du zu Hause bist, mein Junge soll dich hinbringen.„ „Ich gehe den Weg, unterbrach ihn der Bediente und ersparte mir ein Geständniß, das mir auf der Zunge schwebte: er hat mir gesagt wo seine Eltern wohnen; ich denke ein kleines Trinkgeld von ihnen zu erhalten.

Ich konnte es dem Wirth ansehen daß er gerne wissen wollte, wer meine Eltern wären: aber in dem Augenblick hörte er die Stimme seiner Frau, die mit Toben und Schelten die Mägde weckte. Er sagte uns, nur noch in Eil, wir sollten durch den Garten gehen, und uns nicht sehen lassen, sonst hätte

er in vierzehn Tagen keine ruhige Stunde, und stieg vom Boden hinunter.

Wir folgten ihm bald nachher und kamen unvermerkt durch den Garten ins freye Feld.

Darauf theilte ich mein Butterbrod, das ich immer noch in der Hand trug, in drey ziemlich gleiche Theile. Wir bissen alle drey mit gleichem Appetit hinein, und dies gab dem Bedienten Anlaß mich zu fragen, wovon ich denn so lange leben wollte bis ich irgendwo Unterkommen fände? Ich sah ihn mit großen Augen an, und verrieth dadurch daß ich daran noch nicht gedacht hätte. Von der Luft können wir nicht leben, fuhr er fort, und wenn du kein Geld hast, mußt du umkehren.

Das fiel mir wie ein Stein aufs Herz. Ich stand still und hätte lieber geweint. Meinen Kupferdreyer hatte ich in der flachen Hand liegen, und je öfter und länger ich ihn ansah, desto lebhafter fühlte ich meinen Muth heranwachsen. Mein Gefährt beobachtete mein Minenspiel und fieng herzlich an zu lachen.

Ich merke schon, sagte er, du verlässest dich auf deinen Kupferdreyer; aber du mußt wissen, daß wir nur noch eine halbe Meile haben, so sind wir im Sächsischen, wo ihn die Leute nicht umsonst nehmen. (Er faßte mich bey der Schulter und schüttelte mich) Was meynst du dazu, Kundmann?

Mit

Mir wards trocken im Munde, und beklemmt ums Herz. Ich reichte ihm die Münze und wollte sagen, er sollte was dafür einkaufen, damit wir im Sächsischen zu zehren hätten. Er nahm sie, lief auf ein Haus zu das am Eingange eines Dorfes stand, stellte sich, während ich herzukam, in die Thür und hielt ein Gläschen in der Hand. „Willst du?„ sagte er. Ich schauderte zusammen als ich sah daß es Brandtwein war. „Kannst du keinen trinken?„ Ich schüttelte betrübt den Kopf, und in einem Stoß warf er meinen Kupferdreyer, mit allen den festen Hoffnungen die ich auf ihn gebaut hatte, die Kehle hinunter. — Da stand ich. —

Er gab dem Wirthe das Glas zurück, nahm mich bey der Hand und fort.

Die enthusiastische Lobrede, die er hierauf dem Brandwein hielt, gefiel mir nicht im mindesten; denn mein Dreyer schwebte mir noch viel zu lebhaft im Gemüth. Doch gab ich mich endlich zufrieden, weil ich nun Anspruch auf seine Börse zu haben glaubte, da ich ihm mein Letztes zum Besten gegeben.

Es ward hoher Mittag und mich fieng gewaltig an zu hungern. Es konnte nicht fehlen, daß ich jetzt an Papa's Tafel zurückdachte, und daß mit dieser Vorstellung andre in mir rege wurden. Aber so unangenehm sie mir auch waren, hatte ich doch den Nutzen davon,

daß ich, so lange sie lebhaft blieben, Hunger und Durst drüber vergaß.

„Hier mußt du betteln!“ sagte mein Gefährt am Eingange des Dorfes und riß mich dadurch aus meinen Betrachtungen. Ich sah ihn mit Wunderaugen an; aber er versicherte es sey sein völligster Ernst.

„Dich wird so gut hungern als mich, fuhr er fort, und dir geben die Leute eher einen Zehrpfennig als mir. Faß nur Muth, mein Söhnchen, und thu mir den Gefallen, es soll dein Schade nicht seyn. Du darfst nur sagen, dein Vater sey ein alter blessirter Soldat, der vor dem Dorfe liege und nichts zu essen habe!“

Ein gutes Wort konnte mir den Rock vom Leibe ziehn.

Ich gieng in das Dorf, die kleinern Häuser ließ ich und sah mich nach den grössern um. Ich trat in eins der leztern, und bat einen Mann der mir entgegen trat um einen Zehrpfennig. Dabey erzählt' ich den Roman von meinem Vater, dem blessirten Soldaten. Er sah mich an, schüttelte den Kopf, gieng in die Stube und brachte eine Weibesperson mit heraus.

Freylich, ist ers, sagte diese halb laut, es trift alles ein, wie ihn der Mann beschrieb. Wir wollen ihn bey uns behalten.

Mir liefs kalt durch alle Glieder. Ich hatte genug gehört, um mich völlig zu überzeugen es sey ein Nachsetzer in der Nähe. Ich dachte aus davonlaufen, aber die beyden Leute ſtanden mir zu nahe. Sie examinirten mich noch immer; aber ich blieb beym vorigen.

Unterdeſſen trat mein Phylax, der mit andern Hunden vor dem Hauſe geſpielt hatte, in die Thür.

Siehſt du, ſagte die Frau, und ſtieß den Mann an, da iſt der Hund auch. Er iſt es ganz gewiß. — Willſt du nicht ein bischen in die Stube kommen, Kleiner? fuhr ſie zu mir fort. — Sollſt was zu eſſen haben. — Wenn der Mann zurückkommt, ſagte ſie leiſe zu ihrem Manne, kann er ihn mitnehmen.

Ich war in der tödlichſten Unruh und zitterte am ganzen Leibe. Als mich die Frau bey der Hand nahm, um mich in die Stube zu führen, riß ich mich halb ängſtlich halb gewaltſam loß, und machte linksum. Aber der Mann packte mich beym Rockzipfel und hielt mich. Ich that einen lauten Schrey und war auf einmal erlöſ't, denn Phylax hatte den Wirth bey der Wade.

Und nun, was haſt du! aus allen Kräften zum Dorfe hinaus. Phylax in kurzem Gallop hinterdrein.

Mein Gefährte ſtand noch vor dem Dorfe, und als er mich daherſprengen ſah, lief er mir entgegen.

Kaum hatte ich Athem genug, ihm gebrochen zu ſagen, man hätte mich aufhalten und zu Hauſe bringen wollen. Er meynte, ich hätte nicht nöthig ſo fort zu laufen; aber ich glaubte, ich hätt' es höchſt nöthig. Wollt' er alſo wohl oder übel, ſo muſt' er, trotz ſeinem Hunger, mir nachrennen, ſo lang' es meiner Angſt gefiel.

Siebentes Kapitel.

Moriz löſet Feſſeln.

Wir liefen auf lauter Abwegen. Mein Gefährte ward es am erſten überdrüſſig. Er verſicherte mich, indem er bey mir hertrabte, ich hätte nichts mehr zu fürchten, wir wären im Sächſiſchen wo uns niemand etwas zu befehlen hätte. Und wenn der Vater ſelbſt käme um ſeinen Sohn zu holen, dieſer wollte aber nicht, ſo könne und würde ihn niemand zwingen. Nachdem er mir dieſe Verſicherung einigemal wiederholt hatte, legte ſich meine Angſt und ich gieng langſamer.

Ich kann bis dieſe Stunde keinen befriedigenden Grund angeben, warum dieſer Menſch ſo viel Geduld mit mir hatte. Er konnte mich ja nur laufen laſſen, und ſich nicht weiter um mich bekümmern. Oder glaubte er deſto leichter einen Dienſt zu bekommen, wenn er mich producirte, die Aufmerkſamkeit

keit eines Herrn auf mich zog, und mich nur mit dem Beding ihm überließ, wenn er selbst in Dienst genommen würde; wenigstens sagte er immer unterwegens, „wenn wir in eine große Stadt kämen, und es fände sich eine Herrschaft für mich, so sollt' ich nicht in ihre Dienste gehen, wenn sie nicht auch ihn haben wollte.„

Sey's wie es wolle, genug, er gieng in das erste Dorf, worauf wir stießen, und bettelte Brod und andre Lebensmittel. Er muthete es mir auch in der Folge nicht wieder zu, daß ich betteln sollte. Wie es schien, so fürchtete er eben so sehr mich zu verlieren, als ich vor der Rückkehr zu meinem Papa bange war.

Wir waren vier Tage fortgewandert, als wir uns auf einem Berge befanden, von welchem wir eine Stadt, die ohngefähr eine halbe Meile von uns lag, in ihrer ganzen Größe sehen konnten. Als ich meinen Begleiter fragte, wie sie heiße, war es D**. Ich erschrack, und bat ihn nicht hinein zu gehen, und erzählte ihm, daß sich eben der Herr Legations-Sekretär, der meinen Papa immer besuchte, daselbst aufhalte, und daß er mich zurückschicken würde, wenn er mich zu sehen bekäme. Aber er benahm mir fast alle Furcht durch die Versicherung, D** sey so groß, daß sich die Leute, die auf einer Straße, ja selbst, die in Einem Hause wohnten, nicht

nicht kennten. Er verließ mich darauf, um in einem Dorfe, das an der einen Seite des Berges lag, zu betteln. Er lockte meinen Phylax, der sich während unsrer Reise an ihn gewöhnt hatte, mit sich, und sagte: wenn er seinen Umgang gehalten hätte, wollt' er mich abholen.

Ich setzte mich nicht weit vom Dorfe nieder und erwartete seine Zurückkunft; er blieb länger als gewöhnlich, und ich gerieth in Unruh. Schon war ich eine Strecke auf das Dorf zugeeilt, als er mir entgegen kam, und Hände und Taschen voll Lebensmittel hatte; aber meinen Phylax sah ich nicht.

Wo ist mein Hund? rief ich ihm von weiten zu. Er schüttelte den Kopf. Wo ist mein Hund? fragt' ich noch einmahl ängstlicher.

Er stellte sich zornig und trostlos. Ich drang in ihn, und erfuhr: mein Hund sey von einem Jäger erschossen worden, weil er keinen Knüttel am Halse getragen. Diese Hiobs-Post machte mich stumm und sprachlos. Anfangs brach mein Schmerz in Thränen, aber bald hernach in Wuth aus. Ich lief wie rasend in das Dorf, und steckte mir alle Taschen voll Steine, um sie dem Jäger vors Gehirn zu werfen, so wie ich ihn fände. Ein Glück für mich, daß mir kein grüngekleideter Mann in den Wurf kam.

Ich durchlief das ganze Dorf, fragte jeden der mir begegnete, ob er nicht einen Jäger gesehen hätte:

hätte: aber niemand konnte mir Nachricht geben. Langsam und die hellen Thränen-Tropfen auf den Backen, kehrt' ich um. Auf einmal hört ich ein Winseln, das mir bekannt vorkam. Ich gieng dem Schalle nach; trat in einen Bauerhof, und siehe da, meinen Phylax an der Kette. Ich sah und hörte nicht für Freuden. Phylax sprang, so weit es ihm die Kette erlaubte, rund umher. Ich entschloß mich kurz und versuchte nichts Geringers als die Kette entzweyzureissen. Schon dreymal hatt' ich alle meine Kräfte angestrengt, als ich erst zu bemerken anfieng, daß es geradehin unmöglich sey. Aber noch sank mein Muth nicht. Ich nahm einen von den Steinen, die ich zu Mord und Todschlag zu mir gesteckt hatte, und pochte unter Ungeduldts- und Boßheits-Thränen an der Kette – aber sie war von Eisen!

Junge, was machst du? hört ich auf einmal eine Stimme hinter mir. Ich habe den Hund gekauft!

Wie David ehedem vor Goliath mag gestanden haben, so stand ich vor dem Bauer, in jeder Hand einen Stein, ohne einen Laut hervorbringen zu können. Hitzige Blitzkröte! rief der Bauer, und schleuderte mich auf einen Haufen Dünger der hinter mir lag.

Mir sank aller Muth. Ich hatte nicht Tollkühnheit genug mich einem großen breitschultrigen Manne zu widersetzen, der mich zu Brey gedrückt

hätte.

hätte. Es war für mich kein andrer Weg als Güte. Ich weinte, und bat ihn mir meinen Hund wiederzugeben. Der Schlingel hat ihn mir gestohlen! der Hund gehört mir! rief ich eines Rufens. Wenn du mir mein Geld wiedergiebst, sagte der Bauer lächelnd, sonst nicht! „Lieber Gott! wo soll ichs denn hernehmen, erwiederte ich schluchzend, und bat von neuem, er möchte ihn mir so wiedergeben. Er ließ sich noch eine Zeitlang bitten, endlich macht er den Phylax los. Wie der sprang! Wie ich sprang! Ohne dem Bauer zu danken sprengte ich vom Hofe herunter und zum Dorfe hinaus, im bittersten Zorn auf meinen Gefährten. Dieser saß noch auf dem Fleck wo ich ihn gelassen hatte, und erwartete mich ganz ruhig. Als ich nicht weit mehr von ihm war, fieng ich an zu schimpfen und mit Steinen zu bombardiren; sie fielen hageldicht so lange in meinen Taschen Vorrath war, und er mußte alle seine Gelenkigkeit zusammennehmen um ihnen auszuweichen. Als ich mich verschossen hatte, lief er auf mich zu, und umklammerte mich daß ich mich nicht regen konnte.

Närrischer Junge, rief er, und ließ mich plötzlich los, denn Phylax fuhr schnarchend nach seinem Rockschooß: du hast ja den Hund wieder, und wir haben obendrein auf drey Tage Lebensmittel. Dabey wieß er mir, was er für das Geld alles eins

gekauft.

gekauft. Mein Hunger trug viel zur Beſänftigung bey. Wir vertrugen uns wieder und giengen einträchtig auf D** zu.

Achtes Kapitel.

Moriz in Gefahr.

Wir giengen um die Stadt herum, und traten eine Viertelſtunde von derſelben in einen Gaſthof. Für was Großes ſchien uns der Wirth nicht zu halten, denn er fragte uns mit ſolcher Zudringlichkeit aus, daß er in einigen Minuten ſo viel von mir wußte als mein Gefährte. Hierauf erkundigte er ſich nach unſern Päſſen; und gab durch den Ton, womit er dies that, deutlich zu verſtehen, daß er uns nicht behalten würde, wenn wir nicht ſchwarz auf weiß vorzuzeigen hätten, daß wir weder Diebe noch Landſtreicher wären.

Mein Reiſegefährte ſuchte ängſtlich in allen Taſchen, und als er nichts fand, fing er an auf ſeine Unachtſamkeit zu fluchen, und das Ende war daß er keinen Paß hatte. „So geht, wo ihr hergekommen ſeyd, ſagte der Wirth zu ihm, ich will mir euretwegen keine Strafe auf den Hals ziehen. Mein Gefährte bat ihn nur um eine einzige Nacht, erhielt aber nichts, als Nachricht, wo er einen Logis-Zettel bekommen könnte, wenn er ſeine Umſtände, Vorhaben und Handthierung anzeigte.

Unter-

Unterdessen erwartete ich mit Furcht und Zittern meinen Bescheid. „Du kanst hierbleiben, sagt' er zu mir, du bist weder Dieb noch Spitzbube, wenigstens siehst du nicht so aus!„

Mein Gefährte gieng, und wenn er mir nicht den boßhaften Streich mit meinem Phylax gespielt hätte, wäre ich mit ihm gegangen. Wenigstens ließ ers an Bitten und Vorstellungen nicht fehlen, und trieb es so lange, bis ihm der Wirth (der sich sehr für mich zu interessiren schien) ernstlich die Thür wieß.

Als er fort war, nahm mich der Wirth noch einmal in die Presse. Ich hatte mich schon bey der ersten Inquisition verlauten lassen, daß ich mit aus Furcht vor dem Legations-Sekretär Papa'n desertirt sey; nun erkundigt' er sich noch einmal genauer nach diesem Manne. Ich gab' ihm soviel Umstände von ihm an als ich konnte, und nicht lange darauf zog er sich an und gieng fort.

Weil ich von der Reise ermüdet war, legte ich mich auf eine Banck nieder, die am Ofen stand. Ich war im Einschlummern, als der Wirth mit einem Manne in die Thür trat, der eine Livree trug die mir mehr als zu bekannt war. Letzterer trat näher und sagte leise: Ist er das? — „Ja!„ — Nun, fuhr jener fort, mein Herr wird gleich nachkommen und ihn abholen.

Die

Die schreckliche Angst, als ich damals auf dem Heuboden meinen Gefährten von Halsabschneiden schwatzen hörte, kann nicht grösser gewesen seyn als die ich jetzt empfand. Bey jedem kleinen Geräusche fuhr ich zusammen und glaubte des Sekretärs Stimme zu hören. Ich sah und fand keinen Ausweg, der mich diesmal aus der Klemme führte. Entlaufen? war nicht möglich. Nicht mit gehen, wenn er kame um mich abzuhohlen? noch unmöglicher. Ich war um ein Haar in dem Zustande eines zum Rade verurtheilten, der im Troge daliegt, und dem Stoß, der ihm die Brust zerschmettern soll, nicht ausweichen kann, weil er an Kopf und Fuß gebunden ist. Ich drückte die Augen zu, und konnte nichts thun als den Ausgang erwarten.

Der Wirth und der Bediente sprachen noch einige Worte heimlich und giengen zur Stube hinaus. Ich sprang auf und bemerkte durch ein Fenster, das auf den Hof gieng, beyde auf demselben. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich sprang zur Thür hinaus, durchs Haus auf die Gasse, gieng erst einige Schritte langsam, und lief dann aus allen Kräften weiter. Ich verlor das Haus bald aus den Augen; kein Thor hielt mich auf. Vor mir sah ich Weinberge und ein Dickigt von Saalweiden, an welchem die Elbe hinströmte — Hier glaubte ich mich eine zeitlang verkriechen zu können. Aber die Weinberge waren zugeschlossen, der Boden des Sandhügels war naß, und in einen dicken

Tannenwald wagte ich mich nicht, weil ich von meinem Gefährten gehört hatte, daß es wilde Schweine in Sachsen gäbe. Es blieb mir also nichts übrig, als ein schmaler Weg zwischen der Elbe und den Einfassungen der Weinberge. Ich verfolgte ihn; kam an ein Dorf, lief hindurch, fand eine Fähre, die gerade nach dem andern Ufer hinüberwollte; sprang hinein; ließ mich übersetzen; sprang wieder heraus ohne mich ums Fährgeld zu bekümmern; von neuem ein Dorf; von neuem hindurch, und fiel endlich hinter denselben unter einzelnen Tannen halbohnmächtig nieder.

(Der Schluß nächstens.)

II.

Clelia und Sinibald.

Sechster Theil.

Indeß mit deckenden schneeweissen schwanenflügeln
ein goldner Engel plaz zu Röschens häupten nimmt,
liegt, in einen griechisch S gekrümmt,
Herr Sinibald (bey dem mit Canthariden-flügeln
der schwarze geist ein ander plätzchen nimmt)
auf seinem sopha wie auf igeln.

Zwar

Zwar, auſſer daß ihm dann und wann
ein ſchwerer ſeufzer unwillkührlich
entgeht, verhält er ſich im anfang ſo manierlich
daß ein gewickelt kind nicht ſtiller liegen kann:
nur ſchlafen war für einen jungen mann
in ſeiner lage nicht natürlich;
zur abſtinenz ſo wenig vorgeübt,
und ach! ſo nah bey allem was er liebt,
daß ungehört vom leiſeſten bewegen
nicht eines daumens breit ihr betttuch ſich verſchiebt:
ein todter hätte kaum ſo nahe ſtill gelegen!
Und gleichwohl hielt faſt über ſein vermögen
der arme ſchelm wohl eine ſtunde lang
die buße aus, die ihm das fräulein aufzulegen
für nöthig hielt, den peinlichſtrengen zwang
in gleicher poſitur, die naſenſpitze gegen
die rückenwand des kanapees gekehrt
mit bruſt und knie zuſammen ſich zu ſchmiegen,
und, von begierden aufgezehrt,
ſo ſtill wie eine maus zu liegen.

Asmodi, der aus neugier ſehen will
wie lang er's treiben wird, hält ebenfalls ſich ſtill.

Kaum aber hat die glocke zwey geſchlagen,
ſo reißt dem jungen herrn der faden der geduld:
und ſollt' er mehr als ihre rache wagen,
die ſtraf' iſt offenbar zu grauſam für die ſchuld.
Er windet (ängſtlicher als hielt' er ſich von glaſe)
ſich um, ſo daß er nun der wand den rücken kehrt,
rekt ſein geſpitztes ohr, und hebt die luft'ge naſe:
und wie er ſie ganz ruhig athmen hört,
ſchiebt er von ſeiner lagerſtätte
behutſam ſich herab, und ſchleicht
als ob er bley an wollnen ſüßen hätte
allmählich ſich bis an Roſinens bette.
Zu ihrer beyder glück vielleicht
knarrt eine diel', auf die er eben
um deſto ſicherer den rechten fuß zu heben
den linken angedrückt, noch eh er einen blick
auf ſie gewagt. Ein plötzlich Erderbeben
hätt' ihn kaum mehr erſchreckt. Er fährt beſtürzt zurück,
und mit zwey weitgereckten ſchritten,
eh eine hand ſich wenden mag,
liegt er euch wieder ſchnarchend mitten
auf ſeinem kanapee, juſt wie er anfangs lag.

Shakespear
Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Herrn Wieland.

Vte Band.

Mit Königl. Pohln. Churfürstl. Sächs. allergn. Privileg.

Zürich, bey Orell, Gessner und Comp. 1764.

Nach einer weile lauſcht er wieder;
und da ſie ungefähr im ſchlafe von der wand
ſich vorwärts kehrt, ſinkt ihre linke hand
vom haupt, auf dem ſie lag, am ſeitenbrete nieder.
Sogleich fängt ſeine nachtmuſik
von vornen an: doch da er nichts mehr höret,
und, wie es ſcheint, nichts ihren ſchlummer ſtöret,
zudem der mond den letzten abſchiedsblick
auf Röschens lager wirft — läßt ihn die Cantharide
Asmodi eher nicht mit friede
bis er, von blindem drang gepreßt,
den kanapee zum zweytenmal verläßt.
Er ſchleicht heran, und ſieht — ſo blieb in ſeinem leben
ihm nie der athem aus, ſo ſchlug das herz ihm nie! —
und ſieht ein ſtück von einem ſchönern knie
als einer Magdalen' ein Mahler je gegeben,
in holder rundung ſanft ſich aus der decke heben.
Roſine ſchlummert fort. Der jüngling ſteht entzückt,
und blickt, und fühlt (ſchon ſchoß Asmodi wieder neben
ſein ziel) und fühlt, indem er blickt und blickt,
ſo rein als ob er nichts als auge ſey, wie göttlich
das Schöne iſt. Ihm wird ganz wunderbar
dabey zu muth; allein, das aug' iſt unerſättlich

ſagt Salomon; und kurz, da ſie ſo ruhig war,
fühlt er zuletzt ſich ein verlangen regen,
auf dieſen reitzenden altar
nur einen leiſen kuß zum opfer hinzulegen.
Schon nähert ſich dem zauberiſchen rund
mit zitternder begier ſein zugeſpitzter mund,
als, plötzlich aufgeſchreckt, Roſine
mit einem ſchrey erwacht, und ihn (der nicht entflieht
weil er zu marmor wird) vor ihrem bette ſieht.

Hier, Freunde, eh ich euch mit weitrer nachricht diene,
wird nöthig ſeyn, daß Muſe Cöleſtine
(Uraniens kammermagd) euch aus der andern welt
ein wort ins ohr zu flüſtern ſich erkühne.
Wir ließens neulich zwar zum ſchein dahingeſtellt
wie wenig oder viel die Heilige Cathrine
ſich durch den liebesdienſt, den unſers junkers witz
von ihr erſchlich, beleidiget gefunden;
allein die wahrheit iſt, er wurde hoch empfunden;
und ihre freundinnen, die Urſeln, Rhadegunden
und Barben, die um ihren goldnen ſitz
als dieſe that erſcholl mit den Eilftauſend ſtunden,
erklärten ſämtlich ſie für wahres maleſiz

Doch

Doch halt! verwegne, halt! eh dir Sanct Ernulfs blitz
die zunge ſchlitzt! Von übirdſchen dingen
geziemt ſich's nicht zum dudelſack zu ſingen!
Laß unenthüllt, was, einem ſchleyer gleich,
die lüfte die den erdenball umweben
dem gröbern ſinn entziehn — das unſichtbare reich,
worinn (wiewohl ringsum von ihm umgeben)
mit allem blinzeln und verdrehn
kein irdiſch augenpaar je einen ſtich geſehn;
und kurz, begnüge dich hiſtoriſch uns zu ſagen
was ſich im ſchlafgemach mit Röschen zugetragen.

Nach einem ſchlaf, ſo ſanft als insgemein
bey leichter bruſt und unbeſchwertem magen
der Frommen ſchlummer iſt, weckt ſie (ich kann nicht ſagen
war's täuſchung oder nicht) wie eines blitzes ſchein;
zum weiten ſaal wird ihre kleine zelle,
und ſtufenweiſe wächſt die ungewohnte helle,
mit einem wohlgeruch, ſo unbeſchreiblich fein
und angenehm, daß roſen-öl wie ranzig
dagegen roch. Was wird hievon das ende ſeyn?
denkt ſie erſtaunt. Da treten vierundzwanzig
Jungfrauen, paar und paar, in hohem ernſt, herein.

gekleidet allesammt in schleppende talare
von feiner wolle, weiß wie schnee im sonnenschein;
das reine gold der ausgeflochtnen haare
wallt längst dem rücken dicht hinab,
und breite goldne gürtel halten
das himmelblaue kleid das ihren leib umgab
dicht an der brust in tausend engen falten.
So giengen sie jungfräulich, paar auf paar,
mit blumen um die schläf' und palmen
in ihrer hand, und sangen hohe psalmen,
so rein, so lieblich, voll und klar,
daß Röschen ausser sich vor lieb' und wonne war.
Und, gleich dem vollen mond in kleiner sternenschaar
gieng mitten in dem chor der himmlischen Vestalen
ein königliches Weib, in purpurnem gewand,
um ihre stirn ein kreis von stralen,
ein krönchen auf dem haupt, und in der rechten hand
ein bloßes schwerdt, woran, gleich funkelnden rubinen,
noch blut in tropfen glänzt. Sie ziehen längst der wand
im saale hin, und wie sie bey Rosinen
vorbeyziehn, wird der Chor der Jungfrau'n plötzlich
stumm;
sie stellen sich im kreis um ihre Frau herum,

und

und dieſe ſpricht mit huld in ton und minen:
Du, die von zarter kindheit an
nie läſſig war, was ich für dich gethan
durch frömmigkeit und unſchuld zu verdienen:
erkenn', o tochter, Catharinen
die dich beſchützt, in mir, und daß ich dir erſchienen
ſey dir ein pfand der mütterlichen huld.
Mit ſchwachheit tragen gern die Himmliſchen geduld:
nur gieb dich nie der böſen luſt gefangen,
und halte ſtets dich rein vom gifte fremder ſchuld.
Ein mann (ihn nenne dir das lodern deiner wangen!)
hat frevenlich ſich gegen uns vergangen.
Des frevels bittre frucht, verderben, harrt auf ihn!
Doch ihn verleitete die liſt der höllenſchlangen,
und für ein reuig herz iſt gnade zu erlangen:
drum laß als Büßer ſtracks ihn aus Palerm entfliehn,
denn ungebüßt wird ſünde nicht verziehn!

Sie ſprachs, und ſchnell verſchwand mit ſeinem lichte
und wohlgeruch das himmliſche geſichte.
Erwachend ſchaut durchs leere ſchlafgemach
den fliehenden Roſine ſchaudernd nach,
und ſtatt der Heil'gen ſteht, erſchrocken

und schaamvoll daß sie ihn so nah
an ihrem bett' ertappt, in seinen Cherubslocken
der schöne Frevler vor ihr da.

Unglücklicher! Was suchst du, ruft die Schöne,
was willst du? Schreckten dich vielleicht die donnertöne
der Heil'gen auch? „Laß, rief sie, stracks ihn fliehn,
„denn ungebüßt wird sünde nicht verziehn!„

Ich hörte dich im schlafe plötzlich schreyen,
spricht Sinibald, und lief, noch selbst im schlaf, herbey,
zu sehn was dir begegnet sey,
um, thät' es noth, dir meinen arm zu leyhen.

Du selbst, versetzt das fromme mädchen, du
seit Sanct Cathrinentag der würger meiner ruh,
bist einzig schuld an meinem schrecken!
Hier, setze dich, ich will dir alles rein entdecken.
Und als sie ihm hierauf, daß nicht ein Tüttel fehlt,
was ihr begegnet war erzählt,
so fährt sie fort: der noth worinn wir beyde schweben
uns zu entziehn, ist nur ein einz'ger rath.
Hier, schwöre mir, dem allen nachzuleben

was mir, zu büßung deiner that,
die Heil'ge selbst vermuthlich eingegeben.
Allein, dies sag ich dir, gleich mit dem ersten licht
geht deine buße an, so wie du dieses zimmer
verlassen hast, und nun und nimmer
als wenn du sie vollbracht, sollst du mein angesicht
in liebe wiedersehn. Schwörst und erfüllst du nicht
von wort zu wort was du mir zugeschwohren,
so hast du, glaube mir, auf ewig mich verlohren!

Rosine sprach dies wort mit solcher energie
daß er (zumal so nah an ihrem bette)
ihr tropfenweis sein blut verschworen hätte.
Er fiel auf seine beyden knie
und schwur ihr (was es sey und wer ihrs eingegeben)
dem was sie ihm befiehlt getreulich nachzuleben.

„Wohlan: (so fährt sie drauf in sanfterm tone fort)
jenseits des meers, weit weit von diesem ort,
steigt aus Arabiens wüsteneyen,
in wolcken eingehüllt die ewgen winter schneyen,
in grauser majestät der Sanct-Cathrinen-Berg.
Man sagt, der Aetna selbst sey gegen ihn ein zwerg.

Denn,

Denn, wenn ſein gipfel dir zum erſtenmal erſchienen,
ſteigſt du fünf tage lang, und wenn der ſechste graut
iſt erſt ſein fuß erreicht, auf dem die himmelsbraut
Sanct Helena der heiligen Cathrinen
vor grauer zeit ein gotteshaus erbaut.
Sobald du dein gebet an dieſem ort verrichtet,
und allem dem mit ernſt genug gethan
wozu die heil'ge Kirch' uns glaubige verpflichtet,
trittſt du, mit Gott! den ſteilen bußweg an.
Mit manchen ſchweren athemzügen
ſteigſt du in einem fort vier saurer ſtunden lang,
und haſt alsdann den Horeb erſt erſtiegen.
Ein kleines kloſter, zum empfang
der pilgrime verſehn, an dieſes berges hang,
gewähret allenfalls dir eine lagerſtelle,
und dann beginnt dein lezter ſchwerſter gang.
Nachdem du eine ſtunde lang
geſtiegen, an der Rebhuhnsquelle
ein wenig ausgeruht, dann wieder ohne raſt
von fels zu felſen dich hinauf gewunden haſt,
(Sanct Raphael ſey dein geſelle
und bringe dich geſund dahin!)
dann iſt dein ziel erreicht, die heilige Capelle

der sel'gen Jungfrau-Märterin,
worinn, sobald dein knie die schwelle
berührt, ihr heil'ger leib, dem boden eingedrückt,
des matten pilgers herz mit himmelstrost erquickt.
Hier wirst du, deine schuld zu büßen,
(so ungern fleisch und blut sich auch dazu versteht)
in fasten, wachen, und gebeth
neun tage lang verharren müßen.
So oft die sonn' erwacht, so oft sie niedergeht,
soll unter geiseln dort dein blut zum opfer fließen!
Groß war die schuld, hart muß die buße seyn.
Doch laß dich nichts von dieser wallfarth schrecken.
Dich wird die Heil'ge selbst mit ihrem mantel decken
und deinen dornenweg mit rosen oft bestreun.

Hier schwieg das schöne kind. Der jüngling aus den wolcken
herabgefallen, stumm und bleich
als hätt' ein Vampyr ihm die adern ausgemolcken,
steht ganz vernichtet von dem streich
den ihm die heilige Cathrine
durch Röschens fromme einfalt spielt.
Doch, was zu thun? Des fräuleins ton und mine

bewieß

bewies ihm wie gewiß sie ihres wahns sich hielt.
Nach ihrer ganzen denkungsweise
schien ihr, in seinem fall, nichts simpler als die reise
zum Sanct-Cathrinenberg. Es war der einz'ge rath,
der einz'ge weg von seiner missethat
sich zu entledigen; der schatten eines zweifels
war offenbar ein werk des leid'gen Teufels.
Gut! ruft er endlich aus, du bist gebieterin
und ich dein sclav; ich habe keinen willen
als deine wünsch', und selbst (verzeihe!) deine grillen
mit schweigendem gehorsam zu erfüllen.
Doch, holde herzenskönigin,
versprichst auch du, falls ich so glücklich bin
von dieser wallfarth mit dem leben
zurückzukommen, mir dich selbst zum lohn zu geben?

Mit einem süßen blick versetzt sie: mein gebeth
soll, wie dein engel, dich auf deinem weg begleiten:
Mir sagt mein herz daß alles glücklich geht;
das andre wird der liebe Himmel leiten!
Kommst du zurück, und bringst vom Erzmandrit
des klosters brief und siegel mit
daß du gebüßt, und hat die Heil'ge dir verziehen,

Ad. Bibl. Acad. Lugd.

Universiteits Bibliotheek

ſo wird — Hier hält ſie ein, und ihre wangen glühen
wie roſen glühn im abendroth.
Doch, ſetzt ſie gleich hinzu, jetzt iſt nur Eines noth!
Dich drückt Cathrinens zorn; ihr auge blitzt, es droht
ihr funckelnd ſchwerdt, ſie heißt dich elends fliehen.
So fliehe dann, gehorch dem furchtbaren geboth,
denn ungebüßt wird ſünde nicht verziehen!

War jemals wohl ein glied der werthen Chriſtenheit
mehr um geduld als Sintbald verlegen?
Er hätte raſend werden mögen!
Allein was halfs? Und welche möglichkeit
dem holden engel zu gefallen
nicht, wenn ſie will, noch ſiebenmal ſo weit
als zum Cathrinenberg zu wallen?
Zwar ſträubt er ſich wie ein gefangner aal,
häuft wenn und aber ohne zahl,
und hat (ſo kann der Böſe uns verblenden!)
ſelbſt gegen ihren traum verſchiednes einzuwenden;
es ſey ein traum, kein würckliches geſicht,
und daß ſie alles das re vera ſo geſehen
werd' ihr ſo leicht kein Doctor eingeſtehen.
Allein, Roſine, treu der ächten glaubenspflicht,

ſteckt,

ſteckt, nicht zu hören was er ſpricht,
ſich beyde daumen in die ohren,
und immer iſt ihr ſchlußwort: hältſt du nicht
buchſtäblich was du mir geſchwohren,
verſöhnſt die Heilge nicht, ſo haſt du mich verlohren.

Gehorſam und geduld war hier der einz'ge rath.
Es iſt doch hart für eine übelthat
zu leiden (murmelt er) wovon man nichts genoſſen!
Indeſſen war die nacht beynahe ganz verfloſſen.
Der augenblick des bangen abſchieds naht.
Ein einz'ger kuß, um den er ſehnlich bat,
wird ihm, zum labſal auf die lange
dornvolle pilgrimſchaft, wiewohl nur auf die wange,
mit vieler ſchwierigkeit erlaubt.
Wer hätte ſich nicht auch, von allem fernern zwange
durch ſolche ſtrenge quitt geglaubt,
und was die geizige nicht geben will — geraubt?
Und grinßten gleich, mit klappernden gerippen,
ihn zwanzig Tode an — er ſchraubt
mit beyden armen ſich, trotz ihren blancken hippen,
um Röschens leib, drückt ſie mit feſtem ſchluß
an ſeine bruſt, und ſaugt den längſten kuß

den

den ſehnſucht je geküſt aus ihren warmen lippen.
Das überraſchte kind erduldet was ſie muß,
und wird, wiewohl ihr jüngferlich gewiſſen
ſie nicht verdammen kann, den unvergeßbarn kuß
auf ihrem pfühl noch lange büſſen müſſen.
Natürlich kann, bey allem widerſtand
des Fräuleins, Sinibald, der hier ſich wohl befand,
zum Abſchied weniger als jemals ſich entſchlieſſen.
Es ſchien ſogar ihr halbverſühnter blick
für einen zweyten kuß, ja ſelbſt für ein verbrechen
von größerm tax, ihm ablas zu verſprechen.
Allein, Gottlob! — zu gutem glück
kräht dieſen augenblick frau Clar im cabinette
den tag durch huſten an. Mein Junker, gleich als hätte
ſie ihn bereits beym ſchopf, flieht von Roſinens bette,
kriecht eilends in Sanct Thrinens wulſt zurück,
und wird, ſobald die frühe mette
geläutet iſt, noch zwiſchen tag und nacht,
zu unausſprechlichem behagen
des fräuleins, eben ſo wie man ihn hergebracht,
und ohne mindeſten verdacht,
zu Meiſter Ralf zurückgetragen.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

An den Herausgeber des T. M. über den Urſprung der Foſſilien, in Teutſchland.

Sie fragten mich neulich, wie weit ich mit meinem Urkunden-Buche zur Geſchichte der Vorwelt gekommen ſey? oder auf gutes Teutſch, das allen gelehrten und ungelehrten Layen verſtändlich iſt, wie weit ſich meine Sammlung foſſiler Knochen, und Reſte der ehedem in Teutſchland exiſtirenden gröſſern Landthiere vermehrt habe? Wenn ich nur irgend hoffen könnte einen Beytrag durch Ihre Bemühungen zu erhalten, ſo würde ich Sie ſchon längſt mit meinen piis deſideriis behelligt, und auch zugleich eine kleine Geſchichte, deſſen was ich gethan, oder vielmehr deſſen was mir begegnete, beygelegt haben. Denn eigentlich müſſen einem dergleichen Dinge begegnen; aufſuchen, oder entdecken laſſen ſie ſich nicht nach gewiſſen Principien und Anzeigen, wie Erzte und andre Mineralien. Indeſſen iſt die Anzahl dieſer zerſtreuten Denkwürdigkeiten gröſſer als man glaubt, oder auch ſich nur träumen laſſen würde. Der gröſte Theil des Unicornu foſſilis, das noch bey den Materialiſten verwahret wird, iſt nichts als klein geſtoßne Reſte der ehedem

in

in der Erde gefundenen calcinirten großen Elefanten-Zähne (Dentes exerti.) Berechnet man daneben was die Bauern einzeln unter ſich bey ihren Krancken verbraucht, was ſie in den neuern Zeiten weggeworfen und nicht in den Städten verkaufen konnten weil ſich ſein officineller Gebrauch beynahe ganz verlohren hat, was in einzelnen Kabineten von Privat-Perſonen verſteckt iſt, was als Seltenheit auſſer Landes gegangen (*), und den großen Vorrath der noch in öffentlichen Sammlungen groſſer Herrn in Teutſchland verwahrt, und nie beſchrieben worden: ſo erſcheint eine ungeheure Menge von Exemplaren.

Ich beſchäftige mich nur erſt ſeit einigen Jahren mit dieſem Studio, und doch habe ich bereits mehr Beweiſe und Beyſpiele in Händen, als die Anzahl derjenigen ausmacht, die man vorher in Teutſchland aus Büchern kannte. Die Anzahl der neuen conſtatirten Oerter, die durch dergleichen Merkwürdigkeiten

 berühmt

(*) In England im Muſeo der königl. Societät befindet ſich ein Theil des Burg-Tonnaiſchen Elefanten. Der ganze bey Manheim gefundene Kopf eines Elefanten, den ehedem D. Kiſſner in Frankfurt beſaß, und den Kerſſler beſchreibet, iſt nach Petersburg verkauft worden. Die reiſenden Engländer kaufen alles auf was ſie von dergl. natürlichen Merkwürdigkeiten auftreiben können, und ſie haben bereits den Preis dieſer foſſilen Reſte bey den Fiſchern am Rheine ſehr geſteigert.

rühmt geworden ſind, wird ſich wohl über 50 belaufen, und die Menge der neuen noch nie beſchriebenen Exemplare weit über 100. Die Anzahl der in Teutſchland gefundenen Rhinoceroſſe, von denen man vorher Fünf durch die Bemühungen Holmanns und Brückmanns, und Eins aus den Schriften der Berliner Naturforſchenden Freunde kannte, wird nun bis auf Zwölf ſteigen, deren Reſte ich zum Theil beſitze und zum Theil unterſucht, manipulirt, gezeichnet und gemeſſen habe.

Indeſſen iſt mir bey dieſen Unterſuchungen die Beyhülfe andrer Naturforſcher zu ſtatten gekommen, und ich muß geſtehen, daß ich mich mit meinen Anfragen an groſſe und wahrverdiente Männer nie vergebens gewendet habe. Einige davon behaupten den Erſten Räng unter allen Gelehrten von Europa, und ich muß ihnen hier noch in der Stille dancken, bis ich die ausdrückliche Erlaubniß von ihnen habe, es öffentlich zu thun. Einige Groſſen Teutſchlandes haben mich unterſtützt, insbeſondre ein Fürſt, deſſen Eifer für die Ausbreitung dieſer Art von Kentniſſe ſchon längſt durch allgemeine Ehrfurcht und Danckbarkeit anerkannt iſt. Ich erwarte noch mehrere Literariſche Beyträge dieſer Art, von Männern die es freywillig ohne mein Bitten aus Liebe zu der Wiſſenſchaft thun werden, um ſo viel mehr, da ich verſpreche, nichts als den Compilator der Geſchichte vorzuſtellen,

und

und an jeder Entdeckung oder Beobachtung jedem das Seinige als ein heilig anvertrautes Gut zu bewahren.

Die Zeiten sind vorbey, wo man diese Monumente als Materialisten-Kram betrachtete, oder wo ein ganzes medicinisches Collegium mit Facultäts-Gewalt und Unterschrift versicherte: daß ein ganzer gesundner fossiler Elefant, von Kopf bis zu Füssen, wie der zu Burg-Tonna, eine ungefähre Configuration von Mergel-Erde seye. Wenn der ehrliche Tenzel jetzo wieder aufstünde, so hätte er nicht die Hülfe eines Scaramuzzi, Magliabecchi, und Hans Sloane nöthig, um seinen Landsleuten zu beweisen, daß ein Thier von so ungeheurer Grösse und so bekannter Gestalt, dessen Theile beynahe alle noch in natürlicher Ordnung neben einander lagen, kein Lusus Naturae sey. Man läßt sich auch gefallen, wenn ein Hamilton, Trembley, De Luc, und andere Ausländer uns belehren, daß Teutschland ehedem, in ältern Zeiten als die des Tacitus, seine längst ausgebrannte Vulkane gehabt habe. Blumenbach zählt deren über 50 von den Sieben Bergen bey Bonn bis nach Göttingen, und gewiß läßt sich ihre Anzahl noch um die Hälfte durch neuere Beobachtungen vermehren. Man zweifelt nun nicht mehr, daß die Menschen in der Luft segeln können, oder daß sie mit deflogistisirter Luft in kürzerer Zeit als mit den größten Brennspiegeln die härtesten Metalle zu schmelzen verstehen. Allein noch sehr ungern will man

glauben, daß dieſe foſſilen Reſte ungewöhnlicher Thiere in unſerm Clima. Zeugen groſſer Erd-Revolutionen abgeben können. Männer die mit Metaphyſiſcher oder Claſſiſcher Gelehrſamkeit genährt worden, und in Zeiten erzogen ſind wo man ſich noch wenig um Cosmogonie oder Entſtehung der Dinge durch Sammlung von Thatſachen bemühte, ſehen dieß als gefährliche Neuerungen an, und fürchten das Dogma möchte leiden, wenn die Phyſiſche Geſchichte der Erde einige wenige Erläuterungen mehr erhielte. Indeſſen dünket mich ſteht der Unglaube dieſer Art nur denjenigen zu, die ſich mit der Wiſſenſchaft eigens beſchäftigen; und wenn Hunter und Camper behaupten, daß dieſe oder jene Thier-Art verlohren und ausgegangen ſey, ſo iſt man nicht ſehr gefährdet, wenn man ihnen auf ihr Wort glaubt. Wenn Gordon und Sparmann noch mehr Abenthener in den Wüſten von Afrika beſtehen, ſo wird freylich das papierne Syſtem der Nomenklatoren immer mehr Löcher bekommen: aber man muß auch nicht lächeln, wenn der Letztere behauptet, er habe ſchwache Spuren von dem Daſeyn des ſo lange fabelhaft geglaubten Einhorns entdeckt.

So ſehr ich mich bisher geweigert, irgend eine Hypotheſe über die Erklärung dieſer Foſſilien-Monumente zu wagen, und nur bemüht geweſen bin, das Corpus derſelben ſo viel als möglich vollzählig zu machen: ſo hat man doch immer bey Vorzeigung der-

derſelben darauf gedrungen, eine Behauptung über ihr Daſeyn in Teutſchland feſt zu ſetzen. Allein ich ſahe auch immer voraus, daß mir ſchon das Endurtheil geſprochen ſey, ich mochte ein Syſtem ergreifen welches ich wollte. Hätte ich mit dem Grafen von Buffon alle Epochen von Erkaltung der Erde durchwandert, oder mit andern ältern Naturforſchern mehrere Ueberſchwemmungen angenommen: ſo war es doch auch bey Claſſiſchen Gelehrten ſchon beſchloſſen, daß dieſe Knochen die man in Teutſchland findet, von keinen andern Thieren herrührten, als von ſolchen welche durch die Römer nach Teutſchland wären gebracht worden. Einer meiner älteſten gelehrten Freunde, der der Welt rühmlichſt bekannt iſt, hat mir neulich ſeine Zweifel hierüber entdeckt, und mir ein angenehmes Beyſpiel gegeben, wie man die Wiſſenſchaft eines andern ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen könne, wenn ſie auch noch ſo weit von der unſrigen abſteht. Die Beweiſe ſind in dieſem Aufſatze mit mehrerer Bündigkeit vorgetragen als ich ſie je geleſen habe, und ich glaube den Leſern des T. Merk. keinen unangenehmen Dienſt zu thun, wenn ich ſie hier im Auszuge vortrage.

„Nach Italien ſind nach und nach über einige „tauſend Elefanten gekommen. Nach Spanien brach„ten ſie die Carthaginenſer eben ſo häufig durch „ihre Kriege. Durch Gallien führte ſie Hannibal

„nach Italien. In Conſtantinopel waren ſie ſehr „gemein. Man ſpannte zahmgemachte Elefanten „vor die Wagen, *) und vermuthlich brauchte man „ſie

(*) *Julius Capitolin.* in *Antonino Pio* ſagt von dieſem Kayſere Edita munera in quibus Elephantos et Crocutas et Strepſiceros et Crocodilos etiam atque Hippopotamos, et omnia ex toto orbe terrarum cum Tigridibus exhibuit, Centum etiam Leones vna miſſione edidit. — *Jd.* in *Heliogabalo*: Ferunt Elephantorum *quatuor* quadrigas agitaſſe etc. — *Jd.* in *Alexandro Severo*, wo dieſer Kayſer in Rom von einem erhaltenen Siege des nächſten: CC Elephantos cepimus, CC interfecti jacent, decem et octo perduximus. — *Idem* in *Gordiano III*: Fuerunt ſub Gordiano Romæ Elephanti XXX. quorum ipſe XII miſerat, Alexander X. Alces X. Tigres X. Leones manſueti LX. Leopardi manſueti XXX. Belbi (i. e. Hyænæ) X. Hippopotamus et Rhinoceros unus, Archelaontes X. Camelopardi X. Onagri XX. equi feri XL. *Flavius Vopiſcus* in *Firmo*: ipſe quoque dicitur habuiſſe duos dentes Elephanti, *pedum denum*, e quibus Aurelianus ipſe Sellam conſtituerat facere. — *Julius Valerius* in Vita *Alexandri*: Vna miſſi vſibus et deliciis tuis ferarum genera, quæ ſunt noſtratia, Elephantos CCCL. Pardos VI. Rhinocerotas LXXX. Panthéras vero IV. Canes etiam in homines efferatiſſimos XC. Tauros CCC. — Man ſtellte auch Elefanten zu öffentlichen Arbeiten an. *Spartianus* in *Hadriano*: wo dieſer Kayſer zu Rom einen Coloß aufrichtet, ingenti molimine ita vt operi etiam Elephantos XXIV adhiberet.

Da

Leben und Tod
Königs Richard
des zweyten.

Ein

Trauerſpiel.

„ſe zum Transport im Kriege, da denn in den un„zähligen Kriegen der Griechiſchen Kayſer mit den „Teutſchen Nationen eine große Anzahl derſelben durch „Gefangenſchaft auch unter die letztern gekommen „ſeyn kann und muß. Wer kann die Wege alle be„rechnen, wodurch dergleichen Thiere aus den Römi„ſchen Provinzen auch zu den benachbarten Barbaren „kommen konnten? Schon die einzige Erfahrung, „daß ſich die meiſten Gerippe in den Gegenden des „Rheins und Mayns finden, macht es wahrſcheinlich, „daß ſie durch die Römer dahin gekommen; und dies „nicht allein in ihren Kriegen, ſondern weil über„haupt der gröſte Theil des heutigen Frankenlandes, „ganz Schwaben, die Pfalz, und alle Lande bis an „den Mayn hin, von den Zeiten des Trajans an, „zu einer ordentlichen Römiſchen Provinz (Decuma„les agri) geworden waren. Eben dieſes gilt von „der Wetterau und den Ländern bis an die Lahn. „Jenſeits des Rheins und der Donau war ohnehin „alles den Römern unterthan. Konnten da dergleiD 5 „chen

Daß auch in der Provinz zuweilen groſſe Spiele gegeben wurden, und dadurch die ausländiſche Thiere überall herumkamen, will ich nur mit einem einzigen Beyſpiele belegen und zwar aus eben dem Spartianus in Hadriano. In omnibus pene vrbibus et aliquid aedificavit, et ludos edidit. Athenis mille ferarum venationem in ſtadio exhibuit. — Auch *Athenaeus* in Deipnoſoph. Lib. V. führt ἐλεφάντων ἅρματα, oder Elefanten-Wagen an.

„chen fremde, den Römern ſo gemeine Thiere, nicht „genug herum kommen, zumal da auch in den Pro„vinzen öfters *Ludi publici* gegeben wurden? Zu ei„ner Zeit, wo die Welt eigentlich nur Ein Reich war, „wenigſtens alles unter dem Einfluß der Römiſchen „Monarchie ſtand.

„In dem Medio Aevo waren ausländiſche Thiere „in den Europäiſchen Ländern freylich nicht ſo ge„mein als unter der Römiſchen Monarchie, aber ge„wiß auch nicht ſo unbekannt als Viele glauben. „Im Jahr 801 ſchikte der Kalif von Bagdad, Aaron „al Raſchid, Carl dem Großen einen Elefanten „zum Geſchenke *) (ſ. *Lambert Schaffnaburg.*) Der „Elefant lebte 9 Jahre in Europa; als ihn aber „der Kaiſer im J. 810 im Kriege gegen den König „Gottfried von Dänemark brauchen wollte, ſo ſtarb „er plötzlich. (ſ. *Hermann. Contract.* ad An. 810.)

„Der jüngere Eckard erzählt im Buch de Caſibus „*Monaſter. S. Galli* in Allem. ap. *Goldaſt.* t. S. *Rer.* „*Alemannic.* von einem Löwen, der plötzlich aus ſei„nem

(*) Von dieſem Elefanten des Kayſer **Carls** des Großen ſingt der Poeta Saxo ap. *Leibnitz.* Script. Rer. Brunſwic. T. I. p. 153. ad an. 802.

Hoc de longinquis Elephas regionibus anno
Primitus adductus, mira ſpectacula regno
Francorum dederat, Perſarum denique princeps
Hunc Aaron &c.

„nem Verwahrungsort' gebrochen, den Kaiser Otto I. „angegriffen, aber von dem Grafen Conrad Kurz„bold erlegt worden ſey.

„Nach dem allen darf man ſich nicht wundern, „wie von dergleichen fremden Thieren, die zu hun„derten durch die Römiſchen Provinzen getrieben „wurden, etwa ein Paar Rhinoceros, oder ein Paar „Duzend Elefanten nach dem freyen Teutſchland „gekommen? Denn von dem Römiſchen Teutſchland, „welches der gröſte Theil des heutigen war, und „von den übrigen Römiſchen Provinzen in Europa „kann ohnehin gar keine Frage ſeyn. Dieſe waren „mit ihnen ſo bekannt, daß man ſich wundern muß, „daß nicht ſchon mehrere Gerippe davon gefunden „worden ſind.„ Graf Marſigli in ſeinem Danubio Myſico-Pannonico iſt eben dieſer Meynung, und glaubt, daß die in Ungarn und Siebenbürgen entdeckte Elefanten-Gerippe deswegen in den dortigen Seeen und ſtehenden Waſſern gefunden würden, weil die Römer ſolche mit Vorſatz dahin verſenkt hätten, damit ihr Aas die Luft nicht anſtecken möchte.

Ich muß geſtehen, daß ich, in Geſellſchaft vieler andrer Naturkündiger, dieſe Meynung vom Transport der Elefanten durch die Römer unmöglich betreten kann, um ihre ſo zahlreiche feſſile Reſte in Teutſchland zu erklären. Wie vieles ließe ſich nicht

gegen

gegen dieſes Syſtem einwenden! Indeſſen will ich mich nur mit einer einzigen Bemerkung begnügen, die ſchon vor mir der berühmte Hans Sloane, und auch vor ihm andere Gelehrte gemacht haben. Rührten dieſe foſſilen Elefanten von der Zeit der Römer her, ſo würden dieſe, die den Werth des Elfenbeins ſo gut kannten, ihre Stoßzähne gewiß nicht mit begraben haben. Und doch iſt das meiſte ſogenannte Unicornu foſſile in Teutſchland nichts anders als calcinirte lange Elefanten-Zähne, und unter den in Cabinetten aufbehaltenen Stücken iſt nichts gemeiner als Dentes exerti. Und dann, wie verträgt ſich dieſe Verſcharrung von Menſchen-Händen mit den ungeheuern Tiefen von 20, 40, bis 70 und 80 Ellen, und den ſo mancherley auf einander abgeſetzten Erdſchichten, worunter dieſe Reſte gar oft gefunden werden? Daß ſie meiſtens in den Gegenden der Flüſſe entdeckt werden, iſt eine Erfahrung welche Teutſchland mit Siberien gemein hat: aber dies zeigt nicht an, daß die Flüſſe ſie hergeſchwemmt, ſondern daß die Flüſſe, dieſe großen Minirer, das nahe gelegne Land in einer beträchtlichen Tiefe durchwühlt haben. Und dann, wo kamen die in der Scharzfelſer Höhle zugleich mit Elefanten begrabenen 5 Rhinoceros her? Woher die Elefanten der Baumannshöhle, in den Marmor-Sintern, die in der Potsdammer Gegend, bey Danzig, in Pohlen u. ſ. w. Dieſes waren doch keine von den Römern bezwungenen Provinzen.

Es lieſſen ſich mit leichter Mühe noch ein Paar Dutzend Argumente gegen obgedachte Meynung anführen: allein, man erlaube mir nur noch dieſe einzige Beobachtung, die vielleicht im Stande wäre, allen andern das Gewicht zu halten, die aber nicht jeder zu machen, Beruf, Muße und Gelegenheit hat.

Die ungemein groſse Menge dieſer Knochen, die oft in einem kleinen Diſtrickt beyſammen angetroffen wird, beweißt wohl am meiſten, daß dieſe Thiere ſich nicht einzeln als Seltenheiten in einem ſolchen Lande verlohren haben, oder von Menſchen dahin gebracht, oder auch durch Fluth als einzelne Stücke ſeyn angeſchwemmt worden. In der obern Grafſchaft Catzenellenbogen, den nahgelegenen Ufern des Rheins, und des Neckars, d. i. in einem Umfang von 15 bis 20 Stunden in der Runde, treffe ich verſchiedene Reſte von Rhinoceros, an verſchiedenen Orten, und mehr als 50 Exemplare von Elefanten an. Ich beſitze Stoſszähne von Elefanten, deren Diameter ſo ſehr verſchieden ſind, daß ſie drey verſchiedenen Thieren von ſehr ungleicher Gröſſe zugehört haben; und doch ſind dieſe nicht über 4 bis 6 Stunden weit von einander ausgegraben worden. Ich übergehe die meiſten Stücke meiner Sammlung, die wegen ihrer Verſtümmelung nicht genau zu berechnen ſind, und halte mich nur an einige, wo die zum Grunde der Rechnung zu legenden Theile vollkommen erhalten ſind, um darzuthun.

zuthun, daß in meiner eignen Sammlung Elefanten-Reste von äuſſerſt verſchiedenen Dimenſionen ſich vorfinden.

Ich beſitze ein Os Iſchion wovon die ganz erhaltene Cavitas cotyloidea in ihrer obern Runde 7″ Zoll im Durchſchnitt miſt. Dieſes mit dem Diverneyiſchen Skelett verglichen das zu Paris aufgeſtellt iſt, giebt einen Elefanten von 11 Fuß 5 Zoll 5‴ hoch.

Eben ſo beſitze ich ein ganzes, in allen ſeinen Theilen wohlerhaltenes Os Innominatum, wo eben die vollkommen erhaltene Cavitas cotyloidea 6 Pariſer Zoll hat. Dieſes zeugt von einem andern Thiere zu 9 Fuß 9 Zoll 9‴.

Eine Scapula von einer Extremität zur andern 26 Zoll hoch, giebt, zu der ganzen Höhe gerechnet, ein Thier von 7 Fuß 16 Zoll 6‴.

Ein Femur das in allen ſeinen Theilen demjenigen beynahe vollkommen gleicht, das Daubenton als eins von *Mr. de L'Iſle* aus Siberien gebrachten, mit dem am Ohio gefundenen Knochen vergleicht, gehörte einem Thiere von 8 Fuß 11″ 8‴.

Eine Tibia zu 3 Fuß Länge gerechnet, giebt die Höhe eines Elephanten von 13 Fuß 6 Zoll.

Ich wünſchte daß auf dieſe Art alle andere in den Sammlungen der Groſſen aufbehaltenen Reſte ausgemeſſen und berechnet würden. Dieſes würde hinlang-

hinlänglich seyn, um zu beweisen, daß die oft neben einander gefundenen Knochen nicht immer Einem, oder einigen wenigen Thieren zugehören können.

Diese leztgenannten Thiere von fünferley verschiedenen Größen und Dimensionen sind in dem Umfang von einer Stunde ausgegraben und entdekt worden; und wie viele andre können verlohren gegangen seyn! Man würde am Ende auch Reste von jungen Thieren finden, die gewiß nicht von den Römern in unsre Gegenden sind transportiret worden, so wie sie der berühmte Camper in Holland gefunden hat. Darmstadt, den 28sten December 1783.

J. H. Merk.

IV.

Verlauf und tragisches Ende der Goldmacher-Farce des D. Price zu London.

(S. T. Merkur vom Febr. 1783. S. 163. f.)

Es würde ohnstreitig immer von großem Nuzen seyn wenn alle abentheuerliche Geschichten, die eine schädliche Verführung anderer Menschen, im Moralischen

oder Physischen, verursachen können, nach ihrem wahren Ausgange beschrieben, und dadurch ins gehörige Licht gesetzet würden, weil nicht ein Jeder, seiner Lage nach, durch den blauen Dunst die geheimen Triebfedern nebst dem ganzen Zusammenhange der Blendung erkennen kann. Gemeiniglich geschieht solches aber nicht. Es ereignet sich ein wunderbar scheinendes Abentheuer; schwache Köpfe staunen es an, machen Lerm davon, breiten es allenthalben um sich herum aus, und endlich erschallt es in einem ganzen Welttheile umher. Wenn es sich dabey nur noch wie im Physikalischen mit einem bloßen Schalle verhielte, der in der Entfernung immer schwächer wird, so möchte es noch seyn; aber der Erfolg ist in dergleichen Fällen umgekehrt: der Schall eines Abentheuers wird in der Ferne gemeiniglich stärcker als er am Orte des Ursprungs war, weil er durch die vielen hohlen Köpfe, auf die er stößt, eine solche falsche Richtung bekommt, daß er davon immer mit neuer Kraft und Zuwachs abprallet. Endlich verliert sich am Orte des Ursprungs der Geschichte nach und nach die erste Täuschung; sie wird von Vernünftigen gelassen geprüft, man findet zum Aufschluß daß sie keiner Aufmerksamkeit werth ist, und nun bleibt alles liegen.

Bey diesem Erfolge verhalten sich diejenigen, welche den erstern Lerm davon ausgebreitet, ganz anders als im Anfange. Sie schweigen jetzt wie ein Stummer,

mer, und hüten ſich ſogar ſorgfältig, dieſe Saite nur wieder zu berühren; ohne auf die Ausbeſſerung des Schadens zu denken, den ſie durch ihr Geſchrey verurſacht haben. Die entfernten Auswärtigen bleiben alſo in ihrem Zutrauen an die erhaltene Nachricht ungeſtört, und weil ſie ihre Richtigkeit nicht bezweifeln, ſo fragen ſie auch nicht weiter darnach, und erfahren mithin von der Wendung nichts, welche die Geſchichte genommen hat. Hören ſie ja in der Folge etwas davon, ſo ſind ſie gemeiniglich im Stande, ihrem ſonſtigen Leichtglauben zuwider, dies für Verläumdung zu halten. Sie geben alſo der ſpätern Nachricht keinen Glauben, bleiben hartnäckig in ihrer Täuſchung, und brauchen die Geſchichte für eine Wahrheit immerfort.

Eine ſolche Bewandtniß hat es mit allen alten grundfalſchen Erzählungen, von Ahndungen, Geſpenſtern, Hexereyen, Geiſterbeſchwörungen, Schatzgraben und Goldmachereyen, die allezuſammen in die Klaſſe von Abentheuern der menſchlichen Einbildung gehören, die noch immer als elende Beweiſe der Wahrheit ihrer Phantaſien angeführet werden. Hätte man in der vorigen Zeit bey einem jeden dergleichen beträchtlich ſcheinenden Vorfall, wie es bey einigen geſchehen iſt, die nähern Umſtände aufgezeichnet, wie man ſie damals hat wiſſen können: ſo würde wenigſtens ſehr vieler Mißbrauch dergleichen einſeitig be-

ſchriebener alter Legenden weggefallen ſeyn, und noch wegfallen, wodurch manche ſchwache leichtglaubige Perſonen noch täglich eingenommen werden.

Damit nun des D. Price alchemiſtiſche Geſchichte unter jene Reihe nicht mit aufgenommen werden könne, ſo will ich ſie nach ihrer Endſchaft hier kürzlich beſchreiben. Ihr Anfang, wie nehmlich der D. Price in England mit vielen Umſtänden öffentlich behauptet hat, in Gegenwart vieler Zeugen Gold gemacht zu haben, iſt in dem angeführten Stücke dieſes Merkurs, nebſt meiner vorläufigen Beurtheilung befindlich, nach welcher ich alles für Betrug erkläret habe. Mein Prognoſtikon iſt auch pünktlich eingetroffen.

Nachdem D. Price die Frechheit gehabt, dieſe Behauptung öffentlich vorzubringen, und ſogar die Verwegenheit ſo hoch getrieben hatte, dem Könige ſelbſt ohne Schamröthe das vorgeblicher Weiſe gemachte Gold vorzulegen: ſo mußten nothwendig die aufgeklärten Glieder der Königl. Societät der Wiſſenſchaften, wovon Price ſelbſt ein Mitglied war, bewogen werden, dieſen Vorfall, den ſie ebenfalls ſchon zum voraus ganz richtig beurtheilet hatten, in nähere Unterſuchung zu ziehen. Sie ertheilten deshalb dem Ritter Kirwan, einem ſehr aufgeklärten und geſchickten Chemiſten, und Herrn Woulf, den Auftrag, dieſe Sache genau zu unterſuchen. Der D. Price ſollte ſeine Verſuche von dieſen

dieſen Chemiſten noch einmahl anſtellen laſſen, wobey er ſelbſt, Price, zwar zugegen ſeyn könnte, er ſollte ſich aber immer in einer gewiſſen beſtimmten Weite vom Ofen entfernt halten. Weil er nun nach ſeinem Vorgeben nichts mehr von ſeinem Verwandlungspulver beſaß, ſo drang man in ihn, daß er es nochmahls machen ſollte; dagegen er aber ſehr viele und mancherley Ausflüchte zu machen ſuchte. Endlich wurde er durch die beſtändigen Vorwürfe zum Entſchluß gebracht, das Pulver ſich noch einmahl zu bereiten; es ward aber dennoch immer nichts daraus. Zuletzt gab er vor, daß er es nicht wieder machen könne, und ſuchte indeſſen durch andere Geſchichten ſeinem Vorgeben Glauben zu verſchaffen. Aber die klugen Richter wollten nichts anders glauben bis ſie die That geſehen hätten. Er wurde dadurch dergeſtalt in die Enge getrieben, daß er ſich vergiftete, wie der nachfolgende Auszug aus einem Briefe von Londen beſagt.

„Der unglückliche Price hat ſich aus Verdruß, „ſein Pulver nicht machen zu können, vergeben. Er „bat mich vor drey Monaten, ihm alle alchemiſche „Proceſſe die noch die glaubwürdigſten wären bekannt zu machen, um ſeinem Proceſſe mehr Zutrauen zu verſchaffen; und ich ſandte ihm den von „Marggraf, Silber aus dem Queckſilber durch Phoſphorſäure zu erlangen; den von Wenzel durch Bergmann beſtätigt, vom Arſenik mit flüchtigem Alkali

„behandelt; ich ſagte ihm auch von Conſtantini's „Proceß, und alles dies war ihm ſehr angenehm: „aber er ſahe mit dem äußerſten Misvergnügen, „daß man durchaus von ihm verlangte, daß er ſein „Pulver wieder machen ſollte, und daß er noth„wendig ſeine Verſuche in Gegenwart ſolcher Leute „machen müßte, die gehörige Kenntnis der Sache „hätten. Er arbeitete ununterbrochen ſechs Wochen „hindurch. Zuletzt machte er ſein Teſtament, deſtil„lirte eine Pinte (Nößel oder Pfund) Kirſchlorbeer„Waſſer, trank es, und ſtarb eine halbe Stunde „hernach. Er befand ſich in ſehr guten Umſtänden, „ließ anſehnliche Legate zurück, und war nur ſechs„undzwanzig Jahre alt. Sein Tod hat mich ſehr „erſchüttert. Er war ein Mann voll Geiſt, und fä„hig, es ſehr weit zu bringen, wenn er nur langſam „fortgeſchritten wäre, und die Zeit abgewartet hätte. „Allein er geſtand einem ſeiner Freunde, daß er ſich „ſogleich einen großen Nahmen machen, und für ei„nen der erſten Männer in Europa hätte angeſehen „werden wollen. Sein Tod hat die Hofnung un„ſerer Alchemiſten erſtickt, worunter einige ſind, die „unter die unwiſſendeſten aller Menſchen gehören.„

So fiel ein ſtolzer Jüngling, voll Einbildungskraft, aber mit falſchen Grundſätzen erfüllt! Wer ihn verführt hat, mag es verantworten. Alle noch lebende junge Leute aber, denen noch Beurtheilungskraft

Kraft fehlet, mögen darüber erſchrecken, und von allen Schwärmern zurückbeben, die ſie mit ihrem Hirngeſpinſte bekannt zu machen ſuchen. Wie die Peſt müſſen ſie dieſe Perſonen fliehen!

Wiegleb.

V.

Die Aeronauten

oder

Fortgeſetzte Nachrichten von den Verſuchen mit der Aeroſtatiſchen Kugel.

— Nil mortalibus arduum eſt.
Coelum ipſum petimus — *Horat.*

Die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles, die ſeit einigen Monaten die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigt, hat binnen der kurzen Zeit, da unſre erſten Nachrichten davon geleſen wurden *) ſo große und kühne Fortſchritte gethan, daß wir uns den Wünſchen unſrer meiſten Leſer, dieſen Artickel fortgeſetzt zu ſehen, um ſo weniger entziehen können,

*) S. die Aeropetomanie im October des T. Merk. 1783.

je mehr wir für die Nachsicht in ihrer Schuld sind, womit sie jenen Aufsatz begünstiget haben.

Der Titel Aeropetomanie, wiewohl er damals durch die Art, wie sich die Pariserwelt bey einer Erfindung von dieser Wichtigkeit benahm, veranlaßt und gewissermaßen gerechtfertigt wurde, war doch in so ferne nicht zum glücklichsten gewählt, als er eine an sich ganz ernsthafte Sache lächerlich — den Verfasser des Aufsatzes aber verdächtig zu machen schien, als ob er den ungläubigen Herren nachhinke, die ihre voreilige Behauptung, daß die ganze Sache bloßer Spaß und französische Steckenreuterey sey, jezt freylich gerne zurücknehmen möchten, und durch Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten,*) vor aller

*) Es ist gleichwohl einiger Trost für diese Herren, daß die residierenden Glieder der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London selbst, öffentlichen und nicht widersprochnen Nachrichten zufolge, dem König durch ihren Präsidenten eben so frühzeitig ihr Wort gegeben haben sollen, daß die Montgolfierische Erfindung **nicht den geringsten Nutzen haben könne.** Aber daß sich auch noch jezt, da dem Unglauben kein Ausweg mehr übrig gelassen scheint, Gelehrte mitten unter uns finden, welche steif und fest dabey beharren, die ganze Sache mit der Aerostatischen Kugel, die Versuche im **Marsfeld**, zu **Versailles** und **La Muette** die **Spazierfahrt** der Herren **Rozier** und **d'Arlandes**, und die **Lustreise** der H. H. **Charles** und **Robert**, seyen ein bloßes zur Lust erfundenes Mährchen, womit eine Gesellschaft müßiger Spaßvögel zu Pa-

ris

aller Welt mit Schamröthe überdeckt worden ſind. Er hat ſich zwar an mehr als einer Stelle gegen dieſen Verdacht ſicher zu ſtellen geſucht, und zu einer Zeit, wo berühmte Naturforſcher (vielleicht eben darum, weil Vielwiſſen zuweilen bläht, oder auch wohl irre führt) mit Verachtung von den Montgolfieriſchen Verſuchen ſprachen, im Vertrauen auf den bloßen ſchlichten Menſchenverſtand (der ſelten irre führt) und in Kraft des alten wahren Spruches:

Es giebt der Dinge viel dort oben und hienieden
wovon ſich unſer Schul-Compendium
nichts träumen ließ —

ſich nicht geſcheut, die Sache für wichtiger zu halten als das franzöſiſche Publicum ſelbſt ſie anfangs zu halten ſchien; aber eben dies macht den Gebrauch des komiſchen Salzes, womit jener Aufſatz etwas zu ſtark gewürzt war (wiewohl es vielleicht die gute Aufnahme deſſelben bey unſern meiſten Leſern ſehr

die ganz Europa zum beſten haben wolle — das iſt ein ſo unglaubliches Beyſpiel von ſkeptiſchem Starrſinn und vorſetzlicher Blindheit des Vorurtheils, daß wir zur Ehre der Nation wünſchten, es möchte nicht von Teutſchen gegeben worden ſeyn. Die Engländer ſind, bey aller ihrer National-Eiferſucht über die Franzoſen, gelehriger geweſen; wenn anders die Palinodie, welche Sir Joſeph Banks in einem Briefe an einen ſeiner Correſpondenten in Paris angeſtimmt hat, ſo authentiſch iſt als ihre Einrückung in das Journal de Paris vermuthen läßt.

befördert hat) nur deſto tadelwürdiger. Indeſſen trift dieſer Tadel den Verfaſſer nicht allein: er gilt (wenn wir es ſagen dürfen) auch den wackern teutſchen Patrioten überhaupt, denen man mit Verkleinerung und Verſpottung der Franzoſen immer willkommen iſt, wie unbillig auch oft beydes ſeyn mag. Denn, im Grunde, und wenn wir — wo nicht edelmüthig genug, unſern alten Brüdern und Landesleuten jenſeit des Rheins volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, wenigſtens nur weiſe genug wären, um uns nicht dem Verdacht auszuſetzen „als ob wir bloß die Grimaſſe der Verachtung gegen ſie machten weil es uns unangenehm ſey ihre Vorzüge zu fühlen„ — ſo müßten wir bekennen, daß das Franzöſiſche Publikum von der Lebhaftigkeit und Wärme, womit es gleich anfangs Theil an der Sache nahm, ja ſelbſt von den ſchwärmendſten Würkungen dieſer Theilnehmung, die uns von ferne ſo poſſirlich vorkamen, mehr Ehre hat, als Wir von der kalten Gleichgültigkeit, womit wir, an ihrem Platze, ſie vermuthlich aufgenommen hätten. Wohl dem Volke, das ein ſo lebhaftes Gefühl für National-Ruhm hat, und mit ſolchem Feuer ſich beeifert jedes wahre Talent zu ehren und aufzumuntern, und jede Unternehmung, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit der Sachverſtändigen erregt, auch dann ſchon zu befördern, wenn ihr Nutzen noch zweifelhaft und ſelbſt ihr Erfolg noch ungewiß iſt! Schwärmerey für alles Schöne

und

und Große iſt ein Zug von National-Charakter, der vielmehr beneidet als beſpottet zu werden verdient.

Doch, wie es auch vor drey Monaten — da man zu Paris noch ſelbſt bey der Chûte du Globe volant und andern dergleichen Albernheiten, womit die Schaubühne auf den Boulevards die Zurüſtungen zum glänzendſten Triumfe der Philoſophie bewillkommten, lachte und händeklaſchte, — wie ſchicklich oder unſchicklich es damals ſeyn mochte, von den erſten Verſuchen in der Luftſchiffarth in einem etwas jovialiſchen Tone zu ſprechen: dies iſt gewiß, daß die Sache inzwiſchen einen Fortgang gewonnen hat, der eine merkliche Veränderung der Tonart erfodert. Der Onkel, der bey den Grands Danſeurs du Roi mit einem Clyſtier von brennbarer Luft im Leibe zum Fenſter hinaus flog, war ein ſehr luſtiger Anblick für die — Badauds de Paris: aber Herr Charles, der ſich in ſeinem Aeroſtatiſchen Wagen über 1500 Klafter hoch in die Luft erhob, und nach einer zweyſtündigen Luftreiſe, neun Stunden weit von dem Orte wo er eingeſtiegen war, ſich wieder herabließ — iſt ein ſehr ernſthafter Gegenſtand für das ganze Menſchengeſchlecht. Und da dieſer Erfolg nicht das Werk eines geglükten Zufalls, ſondern ſcharfſinnig beobachteter, combinierter, und genau *) berechneter Natur-Würkungen

*) nehmlich ſo genau als noch möglich war. Denn man hat alle Urſache zu erwarten, daß die Aeroſtatiſche Kugel ſelbſt zu

ungen war: ſo kann man wohl ohne Vergröſerung behaupten, daß der Menſchliche Verſtand ſeit Jahrtauſenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieſer Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann ſich nun die weitern Erfolge und die höchſte Vervollkommenung derſelben mit einer Art von Gewißheit voraus verſprechen. Die Wunder, die uns der um ſo viel erleichterte Fortſchritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heißt, ſind eben ſo unabſehbar, als die Vortheile die ſich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; und vielleicht ſteht die Epoche dieſer Erfindung mit einer groſſen Phyſiſchen Revolution, wozu die Natur immer nähere Anſtalten zu machen ſcheint, in einer jetzt noch unbeſtimmbaren Beziehung, welche ſie unſern Nachkommen unendlich wichtig machen wird.

Unſre Erzählung (im October 1783.) blieb bey dem Schauſpiele ſtehen, welches der Hr. Montgolfier und ſeine Freunde dem Hofe und dem Publiko zu Verſailles am 19ten Septemb. vorigen Jahres mit einer 60 Fuß hohen und mit 60,000 Cubikfuß Gaz oder Gas (*) angefüllten Kugel gab, die einen Hammel, einen

neuen Beobachtungen, wovon die Vervollkommnung der **Aeronautik** das Reſultat ſeyn wird, Gelegenheit gebe werde; wie ſie zum Theil ſchon gethan hat.

*) Wie uns neulich ein Ungenannter in der Hamb. N. Zeitung ſchreiben lehrte, der uns zugleich entdekt, daß die ganzen Franzoſen

einen Hahn und eine Ente zweyhundert Klafter hoch in die Höhe führte, und, nach einem horizontalen Lauf von 27 Secunden, eine halbe Stunde weit von dem Orte des Aufſteigens, wieder etwas unſanft niederſetzte; ein Experiment, das der Erwartung nicht entſprochen hatte, die man ſich, nach den mächtigen Zurüſtungen und dem voreiligen Triumfsgeſchrey der Gegenparthey des Hrn. *Charles*, davon zu machen berechtigt war. Dieſe ſchien damals dem leztgenannten Naturforſcher — einem Manne, der ſich in der Folge in einem ſehr glänzenden Lichte gezeigt hat — beynahe ein Verbrechen daraus zu machen, daß er, auf die erſte Nachricht von dem Experimente der Herren Montgolfier zu Annonay, der Sache nachgedacht, und aus eignen Kräften eine Aerostatiſche Maſchine erfunden hatte, welche ſowohl in der Theorie als in der Ausführung, vornehmlich in der Luftart womit ſie geladen wurde, und in der Würkung welche ſie that, von der Montgolfieriſchen ganz verſchieden war. Man affectierte dieſen ſehr weſentlichen Unterſchied nicht zu ſehen, und erlaubte ſich auch unedle Mittel, den vortreflichen Mann von Verfolgung ſeines Zwecks abzuſchrecken, der damals ſchon auf dasjenige gerichtet war, was

zoſen dieſes Wort uns zu danken hätten, indem es teutſchen Urſprungs ſey; eine Entdeckung welche man ihm um ſo mehr verbunden iſt, da man dieſes Wort bisher in keiner Provinz Teutſchlandes bekannt hat, und auch Herr Adelung nichts davon zu wiſſen ſcheint.

was er am erſten December mit einem ſo rühmlichen Erfolge bewerkſtelligte. Es iſt bloße Billigkeit, in Ermanglung näherer Nachrichten, zur Ehre des Hrn. Montgolfier zu glauben, daß er an allen dieſen Bemühungen, ſeinen wackern Rivalen zu unterdrücken, keinen Antheil gehabt. Indeſſen verdient doch aus einem (entweder von ihm ſelbſt oder einem ſeiner Freunde) in No. 268. des Journal de Paris v. J. eingerückten Schreiben die künſtliche Wendung bemerkt zu werden, die man darin nimmt, um die Vorzüge der Erfindung und Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkleinern, und beſonders die ausdrückliche Behauptung: „daß dieſe ſublime Entdeckung (des Hrn. Montgolfier nehmlich) nie anders einer nützlichen Anwendung fähig ſeyn würde als vermittelſt des Montgolfieriſchen Gas (aus verbranntem naſſem Stroh oder Wolle) und daß die Verfahrungsart des Hrn. Charles, ihrer Koſtbarkeit wegen, weiter nichts als einen von den Verſuchen hervorbringen könne, die man gewiß nicht zum zweytenmal mache ꝛc.

Herr Charles beantwortete dieſe Erklärung ſeiner Gegenparthey ganz kaltblütig mit dem Verſprechen, daß er das thun würde was jene für unmöglich erklärte; und er hielt Wort.

Herr Montgolfier, der ſich indeſſen an dem Hrn. *Pilatre de Roſier* einen geſchickten und unternehmenden Bundesgenoſſen erworben und überhaupt in der Ak-

Perſonen.

König Richard der Zweyte.
Herzog von York.
Johann von Gaunt, Herzog von Lancaſter.
Volingbroke, Sohn des Johann von Gaunt,
und nachmals König Heinrich der Vierte.
Aumerle, Sohn des Herzogs von York.
Mowbray, Herzog von Norfolk.
Graf von Salisbury.
Lord Berkley.

Buſchy,
Bagot,
Green,
} Diener des Königs Richard.

Graf von Northumberland,
Lord Percy, deſſen Sohn,
Roß,
Willoughby,
} Volingbroks Freunde.

Biſchoff von Caliſle,
Sir Stephan Scroop,
} Freunde des Königs Richard.

Fizwater,
Surry,
Abbt von Weſtminſter,
Sir Pierce von Exton,
} Herren vom Parlament.

Die Königin, König Richards Gemalin.
Die Herzogin von Gloceſter.
Die Herzogin von York.
Hofdamen der Königin.

Akademie einen ſtarken Anhang hatte, blieb inzwiſchen bey den Zurüſtungen der Herren Charles und Robert nicht müßig. Der größte Theil des Octobers wurde im Hauſe und Garten des Hrn. Reveillon mit Verſuchen zugebracht, welche zur Abſicht hatten „die Theorie ſeiner Entdeckung zu befeſtigen und zu berichtigen„ und wovon man alle bloß vorwitzigen Zuſchauer ſoviel möglich ausſchloß, weil dieſe Verſuche (wie Hr. Reveillon öffentlich erklärte) nur Naturforſcher von Profeſſion intereſſiren könnten. Der Erfolg war eine neue Aerostatiſche Maſchine, 70 Fuß hoch, 46 Fuß im Durchmeſſer, welche 60,000 Cubikfuß Luft enthielt, und mit Einſchluß der Galerie 1500 Pfundt wog. Sie wurde von Hrn. Faujas de St. Fond im J. de P. den 20ſten October angekündigt, und dabey nicht vergeſſen „daß Hr. Montgolfier ſie auf eigne Koſten und zu ſeiner eignen Belehrung habe verfertigen laſſen. Dieſer ſchielende Seitenblick auf Hrn. Charles, der auch an einer neuen Maſchine, aber auf Subſcription, und um der Nation koſtbarere und wichtigere Experimente *) vorzureiſen, arbeiten ließ, veranlaßt uns, unſre Leſer noch auf ein paar Umſtände aufmerkſam zu machen, die demjenigen, der in der Geſchichte dieſer Begebenheiten etwas klärer zu ſehen wünſcht, nicht ganz gleichgültig ſeyn dürfen.

Denn

*) dies ſind die eignen Worte der Herrn Robert, in ihrem Schreiben an die Herausgeber des J. de P. am 28. Oct.

Denn der neulich erſchienene Bericht des Hrn. Faujas iſt weder unpartheyiſch, noch kann er es ſeyn. Die Gegenparthey des Hrn. Charles hat freylich ſeit dem erſten Dezember eine andre Stellung genommen und eine andre Sprache zu reden angefangen: aber vor dieſer Epoche war es mehr darum zu thun, ihn auszulöſchen, als den Ruhm der Aeroſtatiſchen Erfindung mit ihm zu theilen.

Der eine dieſer Umſtände alſo, iſt: daß um dieſe Zeit die Bildniſſe „der Herren Stephan und Joſeph Montgolfier, Gebrüder, Erfinder der Aeroſtatiſchen Kunſt„ von de Launay dem jüngern nach Houdons Modell geſtochen, mit folgender Unterſchrift erſchienen:

Montgolfier que l' Europe entiere
Ne ſauroit aſſez reverer,
A des airs franchi la carriere
Quand l' oeil de ſes rivaux cherche à le meſurer.

Dieſer abermaliger ſatyriſche Zug, (deſſen Spitze aber durch den Erfolg gegen denjenigen gekehrt wurde, der damit hatte verwunden wollen) konnte doch wohl niemand anderm gelten als dem Hrn. Charles und ſeinen Freunden, und ſcheint uns ein deſto authentiſcheres Zeugniß von den damaligen Geſinnungen der andern Parthey zu ſeyn, da man dieſe dadurch zugleich mit den Bildniſſen der Hrn. Montgolfier zu verewigen ſuchte. Der andre Umſtand iſt, daß die

die saubere Schnurre mit dem Onkel, der mit einem Clystier von brennbarer Luft durchs Fenster davonflog, in eben | diese Zwischenzeit fiel, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenfalls darauf abgesehen war, den Hrn. Charles lächerlich zu machen. Die brennbare Luft, und das davonfliegen beweisen es deutlich genug, und um somehr, da man sich von Montgolfierischer Seite öffentlich und ernsthaft gegen die brennbare Luft deren sich Hrn. Charles bediente, erklärt, und dabey hinlänglich zu verstehen gegeben hatte: daß man mit keinen so hohen Ideen als eigentliche Aeronautische Versuche schwangen gehe, sondern daß man den Nutzen der sublimen Erfindung des Hrn. Montgolfier bloß in die Möglichkeit setze, große Lasten dadurch empor zu ziehen, oder auch allenfalls sich zu Anstellung physicalischer Beobachtungen in die Luft zu erheben und eine Zeitlang darin zu erhalten. Dieses leztere war nun der hauptsächlichste Gegenstand, auf welchen die Versuche des Hrn. M. mit seiner neuen Maschine gerichtet waren; da man aber von der Absicht des Hrn. Charles mit seiner den 19ten Novemb. angekündigten Maschine so viel gewiß wußte, „daß er sich damit in die Luft erheben würde:„ so eilte man, ihm darin wenigstens zuvorzukommen; und Hr. Faujas gab zu eben der Zeit, da er versicherte daß Hr. M. seine neuen Versuche blos zu seiner eignen Instruction mache, dem Publico im J. v. P. Nachricht: daß Hr. Pila-

tre de Roſier „von edelm und großmüthigem Enthuſiasmus für dieſe Entdeckung durchdrungen„ binnen dem 15ten und 20ſten October, ſich zu ſechs verſchiedenenmalen, theils allein, theils in Geſellſchaft des Hrn. Giroud de la Villette, und des Hrn. Marquis d'Arlandes, auf einer mit Stricken befeſtigten Maſchine, erſt 80, hernach 200, hernach 250, und endlich gar 324 Schuh hoch in die Luft erhoben, und das erſtemal 4 Minuten 25 Secunden, das andremal wegen conträren Windes nicht ſo lange, das drittemal 6 Minuten — ohne Gluthpfanne, das viertemal mit der Gluthpfanne 8½ Minuten, das fünftemal 9 bis 10, und das letztemal 8½ Minuten ſich im Gleichgewicht erhalten habe. Auf den erſten Anblick ſcheint dies eben nicht viel mehr als was der Hammel nebſt ſeinen gefiederten Reiſegefährten den 19ten September ſchon geleiſtet hatten, und weiter nichts zu beweiſen als daß die mit Gas angefüllte Kugel eben ſo gut mit einem Naturforſcher und einem Major von der Infanterie als mit einem Schöps und einer Ente in die Höhe gehen könne: allein die ziemlich lange Zeit, worin Hr. Pilatre die Maſchine in einer Höhe von mehr als 200 Fuß, vermittelſt der Gluthpfanne, durch welche ſie von Zeit zu Zeit wieder friſchen Gas empfieng, im Gleichgewicht erhalten hatte, bewies doch, daß man in der Kunſt ſie zu behandeln und nach Willkühr zu regieren, ſchon merkliche Schritte vorwärts gethan habe.

Hier-

Hr. Pilatre hatte bey dieſen verſchiedenen Verſuchen eine Gegenwart des Geiſtes und eine Geſchicklichkeit in den Manoeuvres, welche die Montgolfieriſche Maſchine erfodert, gezeigt, die ihn zu der Ehre berechtigten, bey dem öffentlichen Verſuch zu präſidiren, der den 21ſten November, acht Minuten nach Mittag, auf dem Hofe des Schloſſes la Müette, wo der Dauphin erzogen wird, angeſtellt wurde. Der Himmel war um dieſe Zeit hie und da mit Wolken bedeckt, und der Wind blies von Nord-Weſt. In acht Minuten, nach dem erſten gegebenen Zeichen, war die Maſchine in reiſefertigem Stande; der Herr Marquis d'Arlandes, und Herr Pilatre de Roſier beſtiegen die für ſie zubereitete Galerie; die Maſchine erhob ſich ein wenig, wurde aber vom Winde auf eine Allee des Gartens getrieben, und, weil die Strikke woran ſie befeſtigt war bey dieſem Zufalle zu ſtark würkten, ſo bekam ſie einige groſe Riſſe, und mußte zurückgebracht und ausgebeſſert werden. Um 1 Uhr 54 Minuten war alles wieder in Ordnung. Die Maſchine erhob ſich von neuem mit den nemlichen Perſonen, und dieſesmal auf eine ſehr majeſtätiſche Art; ſie verlohr ſich bald aus den Augen der Zuſchauer die ihr mit ängſtlicher Bewunderung nachſahen, ſtieg bis zu einer Höhe von wenigſtens 3000 Fuß, gieng über die Seine, und konnte, da ſie zwiſchen der Ecole Militaire und dem Hôtel des Invalides durchgieng, von ganz Paris geſehen werden. Die beyden Luft-

ſchiffer, „vergnügt mit dieſem Verſuch und geſonnen „nicht weiter zu gehen„ machten Anſtalt zum Herabſteigen: wie ſie aber gewahr wurden, daß der Wind ſie auf die Häuſer der Rue de Seve in der Vorſtadt St. Germain treibe: entwickelten ſie mit aller möglichen Kaltblütigkeit friſchen Gas, entgiengen dadurch der Gefahr und ſtiegen wieder höher; ließen ſich aber doch bald darauf jenſeits des neuen Walles im freyen Felde nieder, „wiewohl ſie noch zwey Drittel „von ihrem Vorrathe (um Gas zu machen) in ihrer „Gallerie hatten, und alſo, wenn ſie gewollt hätten, „noch eine dreymal ſo weite Reiſe hätten machen können. Die Länge ihrer Fahrt betrug 4 bis 5000 Klafter, die Zeit, ſo ſie dazu gebrauchten, 20 bis 25 Minuten, und das Gewicht das die Maſchine, welche „60000 Cubikfuß enthielt, in die Höhe zog, war zwiſchen 1600 und 1700 Pfund. „

Dieſer vorſtehende Bericht oder Procés verbal wurde am beſagtem Tage, zu La Muette, Abends um 5 Uhr abgefaßt, und von den Herzogen von Polignac und von Guines, den Grafen von Polaſtron und von Vaudreuil, dem Hrn. von Zünaud, dem Hrn. Benjamin Franklin, und noch dreyen Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften, nehmlich den Herrn Faujas de St. Fond, Deliſle und Leroy unterſchrieben.

Acht Tage hernach trat der Hr. Marquis d'Arlandes im Journal von Paris mit einer ſehr umſtändlichen,

lichen, und wenn die Gelegenheit weniger auſſerordentlich geweſen wäre, allerdings faſt minuziöſen Reiſebeſchreibung dieſes erſten Verſuchs, mittelſt der Aeroſtatiſchen Kugel in den Lüften herumzuirren, hervor. Ohne eine ſehr genaue Kenntnis der ganzen Maſchine, und der Art wie man mit ihrer Ladung und mit Erneuerung des Gas (deren ſie, wenn ſie wieder ſteigen ſoll, von Zeit zu Zeit bedarf) verfährt, iſt ſehr vieles in dieſer Erzählung unverſtändlich: aber was jedermann verſtehen kann, iſt 1) daß der Herr Marquis dem Hrn. Pilatre de Roſier zwar ganz hübſche Complimente macht, aber vornemlich ſich ſelbſt über den Muth, die heroiſche Kaltblütigkeit, den richtigen Blick, und die Geſchicklichkeit im Manoeuvriren, ſo er bey dieſer Expedition bewieſen, die vollſtändigſte Gerechtigkeit wiederfahren läßt; 2) Daß die Montgolfieriſche Maſchine, oder vielmehr der Gaz, deſſen Hr. M. ſich bedient ſie zu erheben und in der Luft zu erhalten, Unbequemlichkeiten und ſelbſt Gefahren unterworfen iſt, mit welchem er, ſeines geringen Preiſes ungeachtet, zum Aeronautiſchen Gebrauch wenig geſchickt zu ſeyn ſcheint; und 3) daß eine längere Fortſetzung dieſer Luftfahrt bey weitem nicht ſo ſehr in der Willkühr der beyden Herren ſtund als der Procés verbal beſagt: ſondern im Gegentheil, daß ſie ſich durch den delabrierten Zuſtand der Maſchine genöthigt ſahen, ſich wieder herabſinken zu laſſen; und endlich 4) daß der Herr Marquis (wie er verſichert)

dieſes Experiment zu Müette, eigentlich nach ſeinem erſten Anerbieten, ganz allein hätte machen ſollen; daß aber die Klugheit des Hrn. Montgolfier für gut befunden, ihm einen Reiſegefährten zuzugeben; daß er ihm den Hrn. Pilatre de Roſier dazu vorgeſchlagen, welchen der Herr Marquis dann auch wegen ſeiner in den Experimenten bey Hrn. Reveillon bewieſenen Geſchicklichkeit mit *empreſſement* angenommen; und daß alſo er, der Herr Marquis, derjenige ſey, der „vom Hrn. Montgolfier auserſehen worden dieſes Experiment zu dirigiren. Il eſt permis, ſetzt er hinzu, *d'etre glorieux de ce choix*, et peu naturel d'imaginer *que je puiſſe ceder à un autre* (nemlich dem Hrn. Pilatre) *le droit acquis* de publier ſes ſuccés.

Unſre Leſer mögen ſelbſt urtheilen, ob dem guten Hrn. Marquis bey allem dieſem etwas Menſchliches begegnet ſey? und in wiefern er etwa dem Hrn. *Faujas de St. Fond*, der mit aller Gewalt den Taft zu der erſten Maſchine der Herren Charles und Robert eingekauft haben wollte, Parolt gemacht haben möchte? Wie es damit auch wär, ſo mußte es allerdings einem *Galant-homme*, der ſoviel Recht hatte über die Wahl des Hrn. Montgolfier glorios zu ſeyn, ſehr auf die Bruſt fallen, bald darauf im Journal von Paris einen Brief eben dieſes Hrn. Stephan Montgolfier an den Hrn. Marquis von G** (unterm 6ten Decemb. datirt) zu leſen, der ſich gleich damit anfängt: „Man

„könn

„könnte ganz gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit dem „Hrn. Pilatre de Roſier den Titel des erſten Luft-Ar„gonauten verſagen.„ Apollo aus dem Munde ſeiner Prieſterin auf dem heiligen Dreyfuß, zur Zeit da man noch an ſeine Gottheit glaubte, hätte wahrlich keinen gültigern Ausſpruch in dieſer Sache thun können als Hr. Montgolfier; und ſeine Erzählung ſetzt, mit der möglichſten Schonung des Hrn. M. v. A. die Vermuthung, die wir bey unſern Leſern vorausſetzten, außer allen Zweifel. Hr. Pilatre, (ſagt er) als er hörte, daß die Akademie der Wiſſenſchaften das Experiment von Annonay wiederhohlt zu ſehen wünſche, bat ſogleich daß ihm erlaubt werden möchte, mit der Maſchine in die Höhe zu gehen. Die Akademie lobte ſeinen Eyfer, hielt aber nicht für räthlich ihm ihre Einwilligung zu geben. Er faßte alſo den Entſchluß, ſich zu Ausführung ſeines Vorhabens eine eigne Maſchine machen zu laſſen, und ſtund nicht eher davon ab, bis ihm Hr. M. verſprach, daß er ihm bey den Experimenten, die bey Hrn. Reveillon gemacht werden ſollten, freye Hand laſſen wollte, Verſuche mit der angebundnen Maſchine zu machen, um die beſte Art ſie nach Gefallen ſteigen und ſincken zu laſſen ſelbſt ſtudieren zu können. Hr. Pilatre that dieſes mit dem ſchon oben aus dem Schreiben des Hrn. *Faujas* angeführten Erfolge, und der Hr. Marquis D'A** vertrat, bey dieſer Gelegenheit, einmal die ehrenvolle Stelle eines — Gegengewichts. Hr. Pilatre wurde

nun immer begieriger, es auch mit freyer Maſchine zu verſuchen; aber Hr. M. war damals anders beſchäftigt. Allem Anſehen nach hatte es auch dem Hrn. D'A** in dem Korbe, worinn er das Gegengewicht machte, ſo wohl gefallen, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, ſich dieſes Vergnügen noch einmal und auf eine glorièſere Art zu verſchaffen. Genug, Hr. Montgolfier erhält den 17ten November einen Brief von Hrn. de la Breze, Secretär der Königlichen Kinder, des Inhalts: der Hof Sr. K. H. des Dauphins wünſchte auf nächſten Donnerſtag ein Experiment zu Müette zu ſehen. Nichts war dazu in Bereitſchaft. Aber dafür war Hr. von Arlandes bey der Hand, der ſeine Dienſte zu den Zubereitungen anbot, und ſich dafür die Ehre ausbat, mit der Maſchine emporzuſteigen. Natürlicher weiſe mußte Hr. Montgolfier, (welcher Willens geweſen war, ſeinen Freund Pilatre in eigner Perſon zu begleiten) nun ſo höflich ſeyn, dieſe Ehre dem Hrn. Marquis abzutreten; er gieng aber auch ſogleich zu Hrn. von Roſier, ihm von dieſem allen Nachricht zu geben, und ihm zu ſagen: „er rechne „noch immer auf ſeine Einſicht und ſeinen Eifer in „Rückſicht auf die Direction der Maſchine.„ Sie machten noch einige Verſuche mit brennendem Oel, deſſen Gebrauch Hr. Joſeph Montgolfier vortheilhaft befunden hatte; „während daß der Herr Marquis „von Arlandes zu Müette die Oberaufſicht über die „Erbauung der Eſtrade führte, von welcher er und

„Hr.

Herolde, zween Gärtner, ein Kammerdiener, ein Hüter, ein Bote, und andre ſtumme Perſonen.

Der Schauplàz iſt in verſchiednen Theilen von England

„Hr. Pilatre als neue Argonauten (wie Hr. M. ſagt)
„ſich in die Luft erhoben.„

Ich bin nicht ohne Urſache bey dieſer an ſich ſelbſt vielleicht geringfügigen Epiſode etwas umſtändlich geweſen. Wir ſehen nur von ferne zu, und natürlicher weiſe war mir und einem jeden, der mit keinem der Herren, die wir bisher auf dem Schauplatze geſehen haben, in nähern Verhältniſſen ſteht, beym erſten Anblick einer ſo gleichgültig als der andre. Aber es iſt unmöglich lange ein ganz unpartheyiſcher Zuſchauer zu bleiben; und, wo alles übrige gleich iſt, nehmen wir, durch einen unfreywilligen Inſtinct unſrer Natur, die Parthey derjenigen die uns die edelſten ſcheinen; zumahl wenn wir ſie in Gefahr ſehen, Opfer von andrer Leute Ungerechtigkeit, Eitelkeit, und Eyferſucht zu werden. Wenn man den immer einfachen, geraden, und, ohne Seitenblicke, bloß auf die Sache ſelbſt gerichteten Gang des Hrn. Charles und ſeiner Freunde mit den mancherley Wendungen, Kunſtgriffen, Cabalen, und dem ganzen Spiele der kleingeiſtiſchen Leidenſchaften, die unter ihrer Gegenparthey zum theil in recht lächerlichen Würkungen nach und nach zum Vorſchein gekommen ſind, vergleicht: ſo wird man, dencke ich, Stoff genug zu praktiſchen Betrachtungen und genugſame Urſache finden, eine gewiſſe Vorneigung für die erſtern nicht verläugnen zu dürfen.

Indeſſen bin ich verſichert daß es unbillig wäre, Männer wie Montgolfier und Pilatre de Roſier wegen der Thorheiten ihres Anhangs zu Verantwortung ziehen zu wollen. Ein Naturforſcher, der durch Zufall und Nachdenken auf irgend eine wichtige Entdeckung geräth, denkt anfangs wohl an nichts weniger als eine Parthey zu machen. Die Parthey macht ſich von ſelbſt, und wird ohne ſein Zuthun immer größer und ungleichartiger, je mehr der Succeß des Erfinders Leute herbeylockt, denen es gar wohl behagt, ſich von ſeinen Stralen vergolden zu laſſen, und, indem ſie ſich überall an ihn anklammern, von ihm zum Tempel des Ruhms mit emporgeſchleppt zu werden. *) Je weniger dieſe Leute für die Sache ſelbſt thun können, je mehr Bewegungen geben ſie ſich, um, auf eine in die Augen fallende Art, zu Beywerken und zu dem Mechaniſchen der Ausführung etwas beyzutragen. Den Taft zu einer Aeroſtatiſchen Kugel

*) Auch ſogar der wackere Mr. Giroud de la Villette, der (als Adjunct der Königl. Fabrik, deren Vorſteher Hr. Reveillon iſt) auch einmal die Ehre hatte, dem Hrn. v. Roſier das Gegengewicht zu halten, konnte ſich die Satisfaction nicht verſagen, dem Publico im Journal von Paris von dem was er, bey dieſer Erhöhung, aus einer Oeffnung ſeines Korbes mit einem Paar geſunder friſcher Augen geſehen hatte, und von ſeinen dabey angeſtellten Reflexionen über den Nutzen, den dieſe Maſchine bey einer Armee oder Flotte ſchaffen könnte, Rechenſchaft zu geben. Sein Brief iſt würklich luſtig zu leſen.

Kugel eingekauft, den Oberbefehlshaber bey Erbauung einer Eſtrade vorgeſtellt, oder einen Armvoll Stroh auf die Gluthpfanne geworfen zu haben, iſt in den Augen ſolcher Sterblichen eine merkwürdige That. Und das iſt noch immer das unſchuldigſte was ſie thun. Denn man kann ſich darauf verlaſſen, daß alle das Tripotage, das Cabalieren und Verhetzen, und Hinundhertragen deſſen was dieſer oder jener geſagt haben ſoll, und die endlich daraus entſtehenden Miſsverſtändniſſe, Verkältungen und Irrungen unter Männern, die ſonſt Freunde oder wenigſtens edelmüthige Rivalen geweſen wären, blos dem allzudienſtfertigen Eifer ſolcher geſchäftigen Herren zuzuſchreiben iſt. Ein Mann von Verdienſten, der ſich unvermerkt und wider ſeinen Dank und Willen an der Spitze einer ſolchen Parthey ſieht, hat es in den mancherley Verhältniſſen des Lebens nicht immer in ſeiner Gewalt, die indiſcrete Thätigkeit ſeiner Freunde im Zügel zu halten; und gemeiniglich iſt Er's, der am Ende für Thorheiten an denen er keinen Theil hat bezahlen muß. Je gröſſer das Gedränge der dunkeln Körper, die etwas von ſeinen Stralen auffangen möchten, um ihn her iſt: je gewiſſer kann er ſeyn, ſelbſt von ihnen verfinſtert zu werden.

Doch ich halte mich zu lange bey einem Geſichtspunkte auf, der über die Frage: welche von beyden Partheyen in der Hauptſache bisher am meiſten ge-

leiſtet habe, nichts entſcheidet. Dieſe Frage ſcheint durch das Experiment vom 1ſten December vorigen Jahres, wodurch die Herren Charles und Robert ſich einen ſo wohl verdienten Ruhm erworben haben, auf die überzeugendſte Art entſchieden worden zu ſeyn. Die Maſchine, welche ſie dazu hatten verfertigen laſſen, beſtund aus einem beynahe eyförmigen Globus von 26 Fuß im Durchmeſſer, an welchem eine Art von Mittelding zwiſchen Wagen und Gondel, von ſehr zierlicher Form, mit Seilen befeſtigt hieng. Das Experiment wurde in den Tuilerien Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten bey einem unbeſchreiblichen Zuſammenfluß von Zuſchauern beyder Partheyen angeſtellt. Hr. Montgolfier ſelbſt war dazu eingeladen, und man erwieß ihm die Diſtinction, einen kleinen Globus von fünf Fuß acht Zoll im Durchmeſſer, der zu Erforſchung der Directien des Windes voraufſteigen ſollte, in die Höhe zu laſſen. Das Publicum (ſagt Hr. Charles in ſeinem Bericht an die Akademie der W.) verſtund dieſe ſimple Allegorie, wodurch ich zu erkennen geben wollte, daß er das Glück gehabt habe die Bahn zu brechen. Die kleine Kugel ſtieg in gerader Linie auf, und wurde nach 5 Minuten nur noch wie ein Stern geſehen. Die Herren Charles und Robert der jüngere, ungeduldig ihr zu folgen, beſtiegen nun den Wagen, der ein wahrer Triumph-Wagen für ſie werden ſollte; und erhoben ſich, nachdem ſie die Maſchine um 19 Pfund Ballaſt leichter gemacht, bey einer durch mancherley Leidenſchaften unter den Zuſchauern verurſachten Stille, mit einer Unerſchrockenheit und Gewißheit ihrer Sache, die mit dem Ausdruck des Zweifels und der Furcht auf den erblaſſenden Geſichtern der Zuſchauer einen ſonderbaren Contraſt machen mußte. Aber in wenig Augenblicken wurden alle andern Leidenſchaften von dem allgemeinen Entzücken verſchlungen, welches ein Schauſpiel

ſpiel gewähren muſte, deſſen bloſe Möglichkeit zu behaupten vor 6 Monaten noch etwas lächerliches geweſen wäre, und das man euch jetzt, da man es ſah, kaum ſeinen eignen Augen glaubte. Das Händeklatſchen, Zujauchzen und Glückwünſchen wurde nun allgemein, und man bemerkte als etwas auſſerordentliches, daß ſogar die Garde-Schweizer vor Vergnügen ihre Säbel in die Höhe warfen. — Wie dem Hrn. Charles dabey zu Muthe war, wollen wir von ihm ſelbſt hören; denn es iſt keiner ſeiner ſchlechteſten Vorzüge, daß er auch ſehr gut ſchreibt. — „Niemals (ſagte er in der Rede womit er ſeine Wintervorleſungen über die Phyſik eröfnete) wird etwas dem Augenblick „von Freudigkeit gleich ſeyn, der ſich meiner ganzen „Exiſtenz bemächtigte, als ich fühlte, daß ich der Erde entfloh; es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abſcheulichen Quaalen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, „daß ich alles beantwortete indem ich mich über alles erhob. Dieſer moraliſchen Empfindung folgte „bald eine andere noch lebhaftere; die Bewunderung „des majeſtätiſchen Schauſpiels das ſich uns darſtellte. „Auf welche Seite wir herabſchauten, war nichts als „Kopf an Kopf; über uns, ein Himmel ohne Wolke; „in der Ferne die reitzendſte Ausſicht von der Welt. „O Mein Freund, ſagte ich zu Hrn. Robert, wie „glücklich ſind wir! Ich weiß nicht, in welcher Diſpoſition wir die Erde zurücklaſſen: aber wie ſehr iſt „der Himmel auf unſrer Seite! Welche Heiterkeit! „Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich „nicht den letzten von allen unſern Verächtern *) hier „haben

*) *Detracteurs* — Ich weiß kein teutſches Wort (es wäre dann daß man das kakophoniſche **Verkleinerer** oder **Verunglimpfer** erſt ſchmieden wollte) das dem Franzöſiſchen ganz entſpräche. Die Sprachen, die immer von der **Lateiniſchen** borgen dürfen, haben freylich einen Vortheil vor der unſrigen!

„haben und ihm ſagen: da, ſieh, Unglücklicher, „was man verliert wenn man den Fortgang der Wiſ„ſenſchaften aufhält! „ —

Zufolge einer Abrede, ſo ſie mit ihren Stationenweiſe zum Beobachten vertheilten Freunden genommen hatten, hörten ſie auf zu ſteigen, da der Barometer auf 26 Zoll gefallen war, alſo in einer Höhe von ungefähr 300 Klaftern, und von dieſer Zeit an richteten ſie ihren horizontalen Lauf Südoſtwärts, (nach der Direction des Windes) ſo ein, daß ſie ſich immer in einer Höhe von 26 Zoll bis 26 Zoll 8 Linien erhielten, bis ſie Sechsundfunfzig Minuten nach ihrem erſten Aufſteigen den Canonenſchuß hörten, der das Signal war, daß ſie aus den Augen ihrer Beobachter zu Paris verſchwunden ſeyen. — „Wir freu„ten uns daß wir ihnen entwiſcht waren, ſagt Hr. „Charles. Da wir nun nicht mehr ſo genau als bis„her an unſern horizontalen Lauf gebunden waren: ſo „überließen wir uns völliger den mannichfaltigen „Schauſpielen, die ſich uns in den unabſehbaren Gefilden, über welchen wir hinſchwebten, darſtellten. „Von dieſem Augenblick an hörten wir nicht auf mit „ihren Bewohnern in Converſation zu ſeyn, die wir „von allen Enden herbeylauffen ſahen. Wir hörten „ihr Freudengeſchrey, ihre Wünſche und Beſorgniſſe „für uns, mit einem Worte, den Allarm der Bewun„derung. Wir riefen Vive le Roi, und die ganze „Gegend antwortete unſerm Ruf. Wir hörten ganz „deutlich, lieben Herren, fürchten Sie Sich denn nicht? „Sind ſie denn auch wohl? Gott! wie das ſchön iſt! „Adieu, lieben Freunde, Gott ſtehe Ihnen bey! Ich „war von dieſer wahren und herzlichen Theilnehmung „bis zu Thränen gerührt. Zu verſchiedenenmalen lieſ„ſen wir uns ziemlich weit herab, um auf die Fra„gen die man an uns that, von wannen und um „welche Zeit wir abgereiſt ſeyen, deutlicher gehört zu

„wer-

„werden; dann rieſſen wir ihnen Adieu und ſtiegen „wieder höher. u. ſ. w. „ Um drey und ein halb Uhr kamen ſie endlich in der Gegend von Neſle an; und weil Hr. Charles noch eine zweyte Reiſe zu machen gedachte, ſo wurde er mit ſeinem Gefährten eins, ihn hier abzuſetzen. Indem kamen der Herzog von Chartres, der Herzog von Fitz-James, und Hr. Farrer, ein Engländer, bey deſſen Jagdhauſe ſie ſich eben zufälligerweiſe befanden, in vollem Gallop herbey; ſie halfen den Procés verbal, den Hr. Charles in dem Aeroſtatiſchen Wagen aufſetzte, unterſchreiben; und der heldenmüthige Philoſoph erhob ſich ein Viertel nach vier Uhr nochmals, allein, aus der Wieſe von Neſle in die Luft. Da die Maſchine jezt um 125 Pfund leichter war: ſo ſtieg ſie mit einer ſolchen Geſchwindigkeit mit ihm auf, daß er in 10 Minuten in einer Höhe war, wo der Barometer, der auf der Erde auf 28 Zoll 4 Linien ſtund, auf 18 Zoll 10 Linien gefallen war; welches, nach de Lucs Regel für dergleichen Berechnungen, eine Höhe von 1524 Klafter ausmacht. Der Thermometer, der auf der Erde $\frac{1}{2}$ Grad über 0 ſtund, fiel in dieſer Zeit 5 Grade unter 0, als den Gefrierpunct; ſo daß Hr. Ch. binnen 10 Minuten aus der Witterung des Frühlings ſich mitten in den Winter verſetzt ſah. Die einbrechende Nacht, die Kälte, und ein dem Herzog von Chartres gegebenes Verſprechen bewogen ihn nach 35 Minuten bey la Tour du Lay, anderthalb Stunden weit von dem Orte, wo er abgereiſet war, wieder herabzuſteigen, und mit Hrn. Farrer, der ihn dort einholte, nach deſſelben Landhauſe zurückzukehren.

Wir behalten uns auf ein andermal vor, mehrere Umſtände von dieſer doppelten Luftfarth des Hrn. Charles, die alle vorgehende Verſuche ſo weit hinter ſich ließ, nachzuholen; und begnügen uns für diesmal, unſre Leſer nur auf den Unterſchied zwiſchen den

Wä-

Wirkungen der verſchiednen Verfahrungsart der beyden Rivalen aufmerkſam zu machen.

Die Montgolfierſche Maſchine, womit Hr. Pilatre de Roſier das Experiment vom 21. November machte, war beynahe noch einmal ſo groß als die des Herrn Charles, und that gleichwohl einen ungleich geringern Effect; ſie ſtieg kaum den dritten Theil ſo hoch; erfoderte, um nicht immer wieder zu ſinken, eine unaufhörliche Arbeit und Unterhaltung des Feuers, welches die Condenſation des Gas verhindern muß; ſie bekam ziemlich bald Löcher, und wäre (nach der eignen Erzählung des Hrn. v. Arlandes) weil ſie beym Abſteigen ganz leer und ſo zuſammengeſchrumpft war, daß die beyden Herren Mühe hatten unter dem ungeheuren Hanfen Leinwand hervorzukriechen, beynahe darüber in Brand gerathen. Die Maſchine des Herrn Charles, die nur 26 Fuß im Durchmeſſer hielt, ſobald ſie einmal mit der brennbaren Luft aus Vitriolſäure und Eiſen angefüllt war, brauchte keine andere Aufmerkſamkeit, als daß man ſie um ſoviel erleichterte als man höher ſteigen wollte, und, daß man der zu ſehr ausgedehnten brennbaren Luft von Zeit zu Zeit Ausgang verſchafte. „Während „rend unſrer ganzen delitziöſen Reiſe, (ſagt Hr. Charles in ſeinem Reiſe-Bericht) iſt uns gar nicht in den „Sinn gekommen, wegen unſrer eignen Perſonen „oder unſrer Maſchine im geringſten unruhig zu ſeyn. „Der Globus erlitt keine andre Veränderung als die „ſucceſſiven Modificationen von Ausdehnung und Zuſammendrückung, die uns dazu dienten, nach Belieben, und um wie viel wir wollten, auf oder niederzuſteigen.„ Mit ſo weniger Arbeit, legten ſie binnen zwey Stunden einen Lauf zurück, der auf der Erde neun Stunden Weges betrug, und die Maſchine befand ſich in vollkommen gutem Stande.

Die

Die Vorzüge der Verfahrungsart des Hrn. Charles ſcheinen alſo unläugbar, und ihr einziger Nachtheil gegen die Montgolfieriſche beſteht wohl nur darin, daß ſie ungleich koſtbarer iſt. Dieſer letztern Unbequemlichkeit wäre bereits ziemlichermaſen durch die Verſicherung abgeholfen, welche Hr. Bourboulon, *) in einem dem J. de P. einverleibten Schreiben an den berühmten Chemiker, Herrn Cadet de Vaux, dem Publico giebt: daß die Entrepreneurs dieſer Fabrik ſich im Stande befänden, den Cubikfuß brennender Luft, die aus Wirkung der Vitriolſäure (vulgo Vitriolöl) auf Eiſen gezogen wird, um 3 Sous 6 Den. zu geben. Auf dieſen Fuß würde die Ladung eines Globus von 26 Schuh Durchmeſſer, welche den Hrn. Charles und Robert 5000 Livres gekoſtet, nicht höher als ungefähr 1800 Livr. zu ſtehen kommen: aber auch von dieſem Preiſe würde ſie auf 200 Liv. herabſinken, wenn die neuerfundene Knall-Luft, wovon der Proceß der Akademie zu Dijon den 11. Dec. 1783 vorgelegt worden, und welche nur den 25ſten Theil der brennbaren koſten ſoll, durch die Experimente, die jezt, da ich dirſes ſchreibe, mit einer Aerostatiſchen Kugel von 27 Fuß Durchm. daſelbſt angeſtellt werden, bewährt erfunden werden ſollte. Wir ſind berichtet worden, daß auch ein Teutſcher Chemikus eine Entdeckung von ähnlicher Art gemacht, und im kleinen bereits glückliche Proben damit abgelegt habe.

Nach den ſchnellen Fortſchritten, welche durch die bisher angeſtellten Verſuche, vornemlich durch dasjenige was Hr. Charles den 1. December geleiſtet hat, gegen die Aeronautik gemacht worden ſind, hat man alle Urſache, die Erfindung der Kunſt die Aeroſtatiſche Maſchi-

*) Einer von den Eigenthümern der zu Javel, nahe bey Paris, errichten Manufactur Mineraliſcher Soda und Cörper.

Maſchine auch in horizontaler Richtung zu dirigiren, für etwas ganz nahes, ja vielleicht in dieſem Augenblick ſchon exiſtirendes zu halten. Hr. Charles faßte auf der kleinen Luftreiſe, die er allein machte, die Hofnung der Möglichkeit einer ſolchen Erfindung zum erſtenmal. Auf allen Fall (ſagt er in ſeinem ſchon angezognen Reiſeberichte) wird ſie nicht anders als „tappend und „mittelſt einer Menge vorgängiger oft wiederholter „Beobachtungen und Verſuche bewerkſtelliget werden.„ Inzwiſchen, und während die Akademie der Wiſſenſchaften zu Lyon dieſe Erfindung durch einen auf dieſelbe geſetzten Preis von 1200 Liv. zu beſchleunigen geſucht hat, ſehen wir aus den öffentlichen Nachrichten: daß die Herren Montgolfier und Pilatre, entflammt von einer rühmlichen Eiferſucht auch hierin die Bahn zu brechen, ein Luftſchiff zu Lyon haben erbauen laſſen, welches ſich, mittelſt eines Cubus von 100 Fuß Durchmeſſer und 545000 Cubikfuß Inhalt, erheben, und die Reiſe von Lyon nach Paris machen ſoll. Dieſes erſte eigentliche Luftſchiff, der Fleſſelles genannt, Capitain Pilatre de Roſier, und mit acht heldenmüthigen Freywilligen bemannt, wird (da es aus einer der größten Fabrik- und Handelsſtädte der Welt abgeht) zugleich auch das erſte Kauffarteyſchiff ſeyn, das ſich in den Ocean der Lüfte wagt; denn es ſoll (anſtatt daß es gar leicht noch 30 Perſonen mehr tragen könnte) mit 140 bis 150 Centnern Waaren befrachtet werden. Zufolge eines Schreibens von Lyon vom 11ten Jänner, iſt der 15te dieſes zur Abreiſe unwiderruflich angeſetzt. Der Erfolg iſt alſo bereits entſchieden, und wird unſern Leſern bald aus allen Zeitungen entgegenſchallen.

Die Fortſetzung nächſtens.

König Richard

der zweyte.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Hof.)

König Richard, Johann von Gaunt, Lords und Gefolge treten auf.

König Richard.

Johann von Gaunt, Herzog von Lancaſter, ehrenvoller Greis; haſt du, deinem Eid und deiner Pflicht gemäß, Heinrichen von Herford, deinen kühnen Sohn anhergebracht,

Lied der Morgenröthe.

Duo, oder auch allein.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

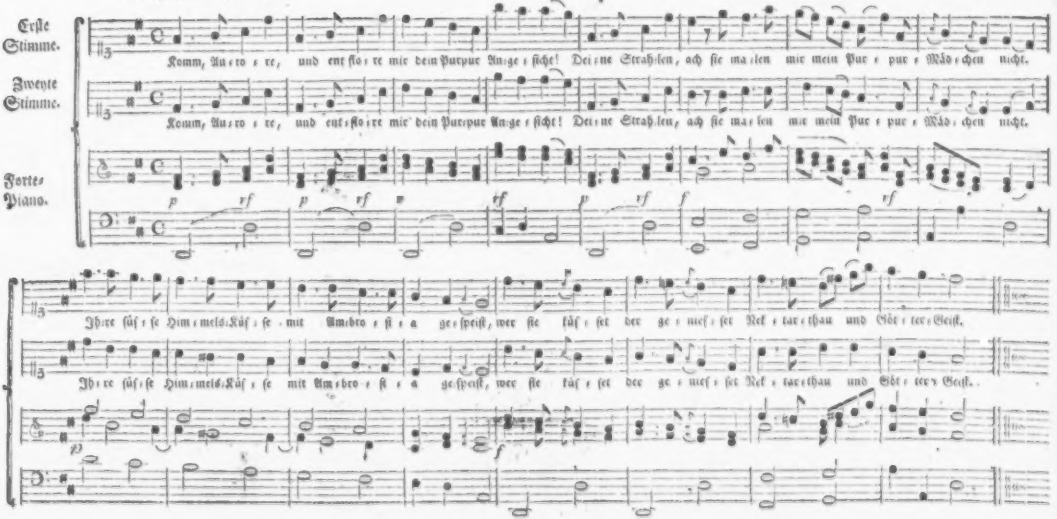

Lied der Morgenröthe.

Komm, Aurore,
Und entflore
Mir dein Purpur-Angesicht!
Deine Strahlen
Ach! sie malen
Mir mein Purpur-Mädchen nicht.

Ihre süsse
Himmels-Küsse
Mit Ambrosia gespeist,
Wer sie küsset
Der genießet
Nektarthau und Götter-Geist.

Schlank, wie Reben
Aufwärts schweben,
Schwebt ihr Schwanenwuchs hinan:
Wie die ferne
Morgensterne
Glänzet mich ihr Auge an.

Ihren schönen
Zarten Tönen
Horcht und schweigt die Nachtigall;
Hayn und Bäume
Stehn wie Träume
Am verstummten Wasserfall.

Blumen sprossen
Hingegossen
Wo ihr zarter Tritt geschwebt;
Amoretten
Winden Ketten
Wo sie spricht und liebt und lebt.

Alle leiden
Werden Freuden
Täglich ihrem Blick zu sehn:
Um sie scherzen,
In ihr herzen
Tugenden und Grazien.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Jänner 1784.

I. Neue Bücher.

Allgemeine Vorerinnerung des H.

Gegen ein vortrefliches Buch, wie z. B. Cicero über die Pflichten, von Garve, wodurch der Welt wirklich ein Geſchenk und der Nation Ehre gemacht wird, erſcheinen ſeit einiger Zeit immer etliche hundert mittelmäßige und elende, aber wenigſtens ſolche, wodurch weder für den Ruhm noch Nutzen, weder für die Aufklärung noch den Geſchmack der Nation das mindeſte gewonnen wird. Jedermann ſchreibt Bücher, Bärtige und Unbärtige, Gelehrte und Ungelehrte, Meiſter, Geſellen und Lehrjungen: wer ſonſt nichts in der Welt kann und ſeinem Leibe keinen Rath weiß, ſchreibt ein Buch. In jedem noch ſo kleinen Städtchen des Teutſchen Reichs ſitzt ein Buchhändler, oder wenigſtens ein Buchbinder, der mit Verlags-Artickeln auf die Meſſen ziehen, oder doch in ſeiner Gegend herum hauſiren will. Daher die unzählbare Menge von Buch-Fabriken; daher die taglich häufiger werdenden Litterariſchen Entrepriſen (wie's die Herren nennen) die nichts als Buchhändler-Speculationen ſind: daher die eilfertigen Ueberſetzungen jedes elenden franzöſiſchen Products, ſelbſt ſolcher, wovon zu Paris keinem Menſchen von Geſchmack nur die Exiſtenz bekannt iſt: daher, daß unſre ganze Litteratur beynahe nichts mehr als Compilation oder Sudelkocherey iſt. Unter zwanzigen, welche die

Unverſchämtheit haben mit Proſe oder Verſen vor dem Publico zu erſcheinen, ſind kaum drey, die nicht vonnöthen hätten noch in eine Trivial-Schule zu gehen; unter zwanzigen kaum fünfe, die eine Seite Teutſch ohne Sprachſchnitzer ſchreiben können. Niemand macht ſich eine Schande daraus unrecht zu declíniren und zu conjugiren; von richtiger Conſtruction, von Proprietät und Beſtimmtheit des Ausdrucks, von allem was zum Styl gehört, wenn er wenigſtens nur nicht ungekämmt und ungewaſchen ſeyn ſoll, iſt (ſelbſt bey vielen ſonſt geſchickten und in ihrem Fache gelehrten Männern) gar nicht die Rede mehr. Man eilt zu ſehr in die Druckerey, um auf ſolche vermeynte Kleinigkeiten Aufmerkſamkeit und Zeit wenden zu können. Sogar die unentbehrliche Kenntniß des Gebrauchs der Unterſcheidungszeichen verliert ſich zuſehends bey unſern Büchermachern; die meiſten kennen keine andre als Comma und Punct, wiſſen aber auch nicht einmal dieſe zu ſetzen wo ſie hingehören. So ſteht es mit unſrer Litteratur und Schriftſtellerey: und doch will alles recenſiert, angekündigt und angeprieſen ſeyn. Autoren und Verleger drängen ſich derzu: alle Poſttage erſcheinen zwey oder drey in demüthiger oder trotziger Stellung, (manche gerade in der Poſtur des Bettlers im Gilblas — S. den Gothaiſchen Hof-Calender von dieſem Jahre) und bitten um genaigte Anzeige in Lit. der Ueberen Journale. Auch ſind die Beweggründe, die von den aufrichtigern unter ihnen zuweilen angeführt werden, in der That ſo dringend, daß einem ehrlichen Herausgeber, im Gedränge zwiſchen ſeiner Unmenſchlichkeit und dem was er dem Publico und ſeiner eignen Ehre ſchuldig iſt, oft das Herz bluten möchte. Das beſte Buch iſt nicht mehr verkäuflich, ſagen ſie, wenn es nicht in Zeitungen und Journalen bekannt gemacht wird. Ich will es gerne glauben. Das leſende Publicum iſt ſo oft durch verführeriſche Titel, oder groſſe

und

und dreiſte Verſprechungen in Subſcriptions-Ankündigungen angeführt worden, daß niemand mehr trauen will. Aber dies macht es doch nicht allein aus. Wenn jedermann ſchreibt, wer ſoll leſen? Und wenn beynahe jedermann elend ſchreibt, wer kann den Journaliſten zumuthen zu loben, und dem Publico zu kauffen?

Ich geſtehe aufrichtig, daß ich das Unangenehme und Drückende der Lage, worinn ich mich in dieſer Rückſicht als Herausgeber des T. M befinde, oft auf eine ſchmerzliche Art fühle. Auf der einen Seite wird einer Menge menſchlicher Geſchöpfe unter Buchmachern und Verlegern, deren Handwerk das nun einmal iſt, ihre Nahrung und Nothdurft entzogen, wenn man die pure Wahrheit ſagt: auf der andern iſt es Pflicht, das Vertrauen womit uns ein ſo anſehnlicher Theil des leſenden Publicums ſchon ſo lange beehrt, nicht zu betrügen. Ueber dies iſt auch auf der einen Seite wahr, daß manches ſchlecht geſchriebene Buch durch ſeinen Inhalt brauchbar ſeyn kann; und auf der andern, daß manchen Verlegern größerer Schaden erſpart, und alſo ein wahrer Dienſt erwieſen würde, wenn man ſie vorſichtiger machte, indem man ihnen aufrichtig ſagte, ihr neues Buch ſey nur als Maculatur verkäuflich; ingleichen daß die Hungersnoth, die unter die elenden Scribenten kommen wird, wenn ſie ihre Pfuſcherwaare nicht mehr verkauffen können, vielleicht das Herz Sr. Römiſch Kayſerlichen Majeſtät, unſers Allergnädigſten Herrn, rühren, und Allerhöchſt dieſelben bewegen möchte, die Menge der preißwürdigen Anſtalten wodurch Sie Sich bereits den Dank der nothleidenden Menſchheit erworben haben, noch mit einem Hospital für gebrechliche und elende Scribenten aller tolerirten Religionen und mit einem gelehrten Arbeits-Hauſe für diejenigen, welche unter gehöriger Aufſicht als Literariſche Tag-

lohner und Handarbeiter brauchbar wären, zu vermehren, und Sich dadurch auch um die teutſche Litteratur unſterblich verdient zu machen.

Alles vorſtehende nun reiflich erwogen, habe ich, um zwiſchen allen beſagten Colliſionen mit der wenigſten Beſchädigung meiner Nebenmenſchen und meines eignen Leibes durchzukommen, vor der Hand keinen ſchicklichern Plan finden können als folgenden:

1) Von künftigem Februar an, ſollen unter der Rubrik: Neue Bücher, jedesmal einige in dem vorigem Jahre herausgekommene oder in dem jetzigen erſcheinende Bücher angezeigt werden; und zwar

2) Sehr vortrefliche mit einer meiſt kurzen jedoch ſoviel möglich beſtimmten Rechenſchaft, warum ich ſie vortreflich finde,

3) andre courante gelehrte Waare aber wenigſtens mit kurzer Andeutung ihrer Brauchbarkeit.

4) Ueberwiegt das Gute in einem eingeſchickten Buche die Mängel auch nur um einige Scrupel, ſo ſoll ſäuberlich mit ihm gefahren werden.

5) Iſt bey einem der Schule zu früh entlaufnen Autor noch Hofnung zur Beſſerung, ſo ſoll er zwar am Fleiſche gezüchtigt, aber ſein Geiſt erhalten und aufgemuntert werden.

6) Endlich ſoll über die im eigentlichen Verſtande elenden Schriften die man uns zuſchickt, oder die uns von ungefehr in die Hände fallen, Vierteljährlich eine Art von *Ordalia* gehalten, das Loos über ſie geworfen, und derjenige, deſſen Loos aus der fatalen Urne gezogen wird, jedoch mit Verſchweigung des Autors, und (wie die Menſchlichkeit befiehlt)

befiehlt) kurz und raſch, damit der arme Sünder nicht lange leiden muß, vom Leben zum Tode gebracht werden.

Ich hoffe, auch der mitleidigſte von unſern Leſern werde es nicht zu ſtrenge finden, daß unter mehr als Tauſend elenden Scribenten, die ſich jährlich wenigſtens zwey bis dreymal an der gelehrten Welt und an dem Ruhme der teutſchen Nation verſündigen, alle Quartale Einer für das ganze Volk umkomme, und der Litterariſchen Gerechtigkeit zum Opfer werde.

Da bey dieſem Plane gar ſehr auf die jetzigen Umſtände, und mehr auf das was wir dermalen ertragen können, als was an ſich ſelbſt das Beſte wäre, geſehen worden iſt: ſo hoffe ich, daß er wenigſtens mit einer groſſen Majorität unſrer geneigten Leſer durchgehen, und ſomit die Kraft eines Geſetzes für den T. M. erhalten werde.

II. Kunſt-Nachrichten.

Zu Paris erſchienen vor kurzen zwey neue Kunſt-Blätter, La Mort de Toiras und Le Lit de Victoire, von Couche nach Fauvel geſtochen, die ſowohl wegen ihrer angenehmen Behandlung die Achtung der Kenner, als auch wegen ihrer intereſſanten Gegenſtände eine nähere Anzeige verdienen. Jedes gründet ſich auf eine wichtige Anekdote aus dem Leben beyder Helden, deren Andencken ſie gewiedmet ſind.

La Mort de Toiras. Johann von Saint-Bonnet, Herr von Toiras und Marſchall von Franckreich, dieſer groſſe Mann war den 1ſten März 1585 gebohren, und blieb vor der Forteſſe von Fontanetto, im Mayländiſchen, den 14ten Jun. 1636. Als er todt war, drängten ſich die Soldaten um ihn her, und tauchten ihre Schnupftücher in ſein Blut,

in dem feſten Glauben, ſie würden, ſo lange ſie dieſe koſtbare Reliquie bey ſich trügen, immer unüberwindlich ſeyn.

Le Lit de la Victoire. Philipp V. König von Spanien, war nach dem Treffen bey Villa Viciosa, außerordentlich ermüdet, ſo daß er dem Duc de Vendome mitten auf dem Schlachtfelde geſtund, er könne ohne eine Stunde zu ſchlafen, nicht länger dauern. Sire, ſagte der Herzog zu ihm, Sie ſollen das beſte und ſchönſte Bette, auf dem je ein König ruhete, haben; und ſogleich ließ er die ſämtlich eroberten Fahnen unter einen Baum auf einen Haufen legen; der König warf ſich in voller Rüſtung drauf, und ſchlief vier bis fünf Stunden.

Ich *) bin vor kurzem zum Beſitze zweyer herrlicher Sammlungen von Schwefelabgüſſen gelangt, die vormals der berühmte Antiquar, der verſtorbene Baron Stoſch in Florenz beſeſſen hat, und von denen der Abt Winckelmann in ſeiner Deſcription in 4to. Florenz 1760. S. XXIX. der Vorrede ſagt:

"Jai oublié de parler en ſon lieu de la grande Collection des empreintes en ſoufre, dont il eſt ſouvent fait mention dans le cours de cet ouvrage; cette collection ſ'eſt formée pendant les voyages du feu Baron de Stoſch, pendant les quels il fit tirer les empreintes non ſeulement de toutes les pierres gravées qui compoſent les principaux Cabinets, mais encore de toutes celles qu'il trouvoit ſeparement entre les mains de particuliers; ce qu'il a continué de faire jusqu'a ſa mort. Elle ſ'eſt accrue ainſi jusq'au nombre d'environ 2800 morceaux, elle eſt rangée a peu prés dans le méme ordre, que nous avons obſervé dans cette deſcriptions, et elle a donné beaucoup de facilité pour les explications ou quo'n a pu y confronter tous les ſujets dont ont parla."

*) der Ungenannte Einſender dieſer Nachricht.

um jene Anklage zu behaupten, die er unlängst gegen Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk angebracht, und die wir damals anzuhören keine Muße hatten?

Gaunt.

Ich habe ihn hieher gebracht, Gnädigster Herr.

König Richard.

So ſage mir dann ferner: Haſt du nicht von ihm erforſcht, ob es nur ein alter eingewurzelter Groll gegen ſeine Perſon iſt, was ihn zu dieſer Klage angetrieben; oder die pflichtmäßige Treue eines guten Unterthanen, um einen geheimen Verräther in Moybray zu entlarven?

Gaunt.

So viel als ich von ihm über dieſe Sache herausbringen konnte, ſo iſt kein Privat-Groll, ſondern die vermeynte Entdekung einer über Eurer Hoheit ſchwebenden Gefahr.

König Richard.

So rufſe man ſie dann vor unſre Gegenwart; wir ſelbſt wollen, Stirne gegen Stirne, den Kläger und den Beklagten reden hören: Sie ſind beyde von ſehr feuriger Gemüths-Art, beyde voll Grimms; in ihrer Wuth beyde taub wie die See, und raſch wie Feuer.

So weit Winckelmann. Gegenwärtig beſteht dieſe Sammlung noch aus 17407 Stücken. Daß ſolche bis auf 1 Drittel der vormaligen Menge zuſammengeſchmolzen iſt, daran ſind Schiffbruch, ungeſchicktes Einpacken, und andere Unglücksfälle Schuld, wodurch dieſe Abdrücke verdorben und zerſtreuet worden ſind. — Unter denen dermalen noch vorhandenen Stücken iſt auch nicht ein einziges beſchädigt oder mangelhaft, ſondern alle ſind ſehr wohl erhalten. Dieſe Sammlung befindet ſich in 151 aufeinanderpaſſenden, mit gelbem Papier ausgeklebten Käſtchen, davon jedes 60 bis zu 120 Stück enthält.

Die zweyte Sammlung, ſo ich beſitze, iſt die herrliche Dactyliotheca *Stoſchiana*. Dieſe beſtehet aus 3444 Stücken vortreflicher durchgängig wohl erhaltener Schwefelabdrüſſe von alten geſchnittenen Steinen und Gemmen, und ſtellt in 59 aufeinanderpaſſenden Käſtchen, jedes 50 bis zu 120 Stück enthaltend, das ganze vollſtändige Kabinet antiker Steine ꝛc. dar, welches ehemals der berühmte Stoſch in Florenz zugleich nebſt dem erſtgenannten beſaß, davon Winkelmann den Eingangs erwähnten Catalog verfertigte, und das nach dem Tode des Baron Stoſch ſein Erbe an den König von Preußen verkauft hat, der es gegenwärtig in Potsdam beſitzt. Die Abdrücke ſind mit goldenen Rändchen eingefaßt, und ſind nach dem Winkelmann. Catalog ſehr ordentlich numerirt. Die Käſtchen ſind mit gelbem Papier ausgeklebt. Der vorzügliche Werth beſteht darin, daß 1) auch nicht ein einziger Stein fehlt, 2) noch im allergeringſten beſchädigt iſt, 3) daß auſſer den Originalen im Potsdam keine einzige Sammlung dieſer Abdrücke in der Welt weiter vorhanden iſt. Ein Alterthumsliebhaber kann daher darauf rechnen, dieſe Sammlung eben ſo wohl zu beſitzen und zu benutzen als der König von Preußen die Originale.

Da ich nicht gesonnen bin, diese hier beschriebenen beyden Sammlungen selbst zu behalten, so biete dieselben, entweder jede einzeln, oder auch beyde zusammen, wie beliebig, für die unten angesetzten Preise an. Auch unterwerfe ich deren Prüfung und Beurtheilung sehr gerne jedem Kenner.

Die Preise sind, in Louisd'or zu 5 Rthl.

La Grande Collection des Empreindes en soufres, in 251 Kästen, enthaltend 17407 Abdrücke, für 450 Rthlr.

Dactyliotheca Stoschiana in 59 Kästen, enthaltend 3444 Abdrücke, für 350 Rthlr.

Nähere Nachrichten hiervon geben die Herren Crayen und Compag. in Leipzig.

III. Ankündigungen.

1) Schon vor dem Schluße der Werke des Cicero wurden wir von einem grosen Theil der Liebhaber unsrer Sammlung klassischer Autoren aufgefordert, auch die Indices Latinitatis & Graecitatis in einem besondern Bande dazu zu liefern. Ob dieses Werk schon eigentlich nicht in den Plan unsrer Unternehmung gehöret, so würden wir dennoch die Wünsche des Publikums befriedigt haben, wenn wir nicht wichtigere Gründe zur Verzögerung gehabt hätten.

Wir haben uns seit dem Anfange unsers Instituts alle Mühe gegeben, unser Versprechen und unsre Verbindlichkeiten gegen das Publikum zu erfüllen, und in manchem Betrachte mehr gethan, als wozu wir uns Anfangs anheischig gemacht. Ja, wir würden, sowohl in Absicht des Aeussern, als des Innern unsrer Ausgaben, noch mehr geleistet haben, und haben leisten können, wenn — bey den vielen

fast

faſt unglaublichen Hinderniſſen und Verdrüflichkeiten, die uns in der Nähe umgeben, und die wir bisher im Stillen getragen — der Eyfer des Publicums uns zu unterſtüzen eben ſo groß geweſen wäre, als der unſrige war, unſern Plan nach der uns möglichſten Vollkommenheit auszuführen. Allein uns gieng es, wie es gemeiniglich allen denen zu gehen pflegt, welche groſſe und koſtſpielige Unternehmungen mit Zutrauen auf die nemliche Treue bey ihren Mitbürgern machen, die ſie in ſich ſelbſt fühlen. Der Eifer des Publicums erkaltet: oder jeder ihm in den Weg kommende Gaukler jagt ihm ſein zu beſſerm Gebrauch aufgeſpartes Geld, für Affentanz und Luftſprünge aus der Taſche. Viele ehemalige Liebhaber, und ſo gar viele der erſten Aufmunterer zu unſerer eben ſo koſtbaren, als gefährlichen Unternehmung, die zugleich die erſten Stüzen derſelben hätten ſeyn können, ſchienen ſich und ihrem Verſprechen genug gethan zu haben, daß ſie einige Theile der Sammlung, und wohl gar einige Theile einzelner voluminöſerer Autoren nahmen, ohne die übrigen nachzuverlangen: uneingedenck, welchem Schaden ſie uns dadurch ausſezten. Andre haben uns bloß eine Wortunterſtüzung geſchenckt, nachdem ſie anerkannt, daß wir uns ſo wohl um alle Liebhaber wahrer Wiſſenſchaft, als insbeſondere um die ſtudierende Jugend verdient machten, der wir die fürtreflichen Werke des Alterthums, die ſie bisher nur ſchwer und mit vielen Koſten ſich anſchaffen können, auf eine eben ſo wohlfeile, als bequeme Art in die Hände brachten.

Man muß es uns alſo verzeihen, wenn wir uns in Zukunft weniger der Gefahr ausſezen wollen, ein Opfer unſers Eifers zu werden, ſondern von keinem künftigen Werke eine gröſſere Zahl Exemplarien drucken laſſen, als ſich Abonnenten dazu finden. Da die Indices Ciceroniani mit kleiner Schrift müſſen gedruckt werden, welche nicht nur theurer

iſt, ſondern auch mehr Setzer- und Druckerlohn koſtet: ſo wollen wir, um allen nachherigen kleinſügern Streitigkeiten über den Preiß vorzukommen — dann auch darüber werden uns bisweilen Verdrießlichkeiten gemacht, welches doch wohl der letzte Punckt iſt, über welchen wir ſollten angegriffen werden — uns anheiſchig machen, den Bogen zu Zwey Kreutzer zu liefern. Wir erwarten zwiſchen hier und Oſtern die Zahl aller Liebhaber zu dieſem Wercke, und wenn ſie ſtarck genug iſt, werden wir alſobald den Anfang mit dem Drucke machen.

Von unſern Autoren ſind bisher erſchienen:

	Bände.
Tacitus,	4
Plautus,	4
Terenz,	2
Salluſt,	1
Velleius,	1
Cicero,	12
Cornelius Nepos,	1
Julius Caeſar,	2
Curtius,	2
M. und *L. Seneca*,	5
Sueton,	1
Valerius Maximus,	1
Lucretius,	1
Catull, *Tibull*, *Properz &c.*	1
Ovid,	3
Horaz,	1
Lucan,	1
Plinius Natur Geſchichte,	2
Platos Wercke,	4
	49.

Zweybrücken, den 30. Dec. 1781.

Exter und Lembſer.

a) Die Nachſicht, mit der das Publikum die vier Bände meiner vermiſchten Schriften aufgenommen hat, giebt mir den Muth, ein neues Werk herauszugeben, das meinen vorigen ähnlich, und dem mir neu anvertrauten Amte gemäß iſt. Dichtkunſt, Mythologie, Alterthümer, Betrachtungen über die Künſte, mit Anmerkungen die Reiſende vorbereiten können; kritiſche Abhandlungen, über den Geiſt der Griechen, und beſonders der Römer, in dem Ton meiner Verſuche; Oden, der Religion geweihte Lieder, ſyſtematiſche Vorleſungen über die wichtigſten Theile der Moral; Originalbriefe gelehrter Männer über ernſthafte Gegenſtände der Litteratur, ſollen dieſes Werk erfüllen. Da mich ein ausgebreiteter Briefwechſel in den Stand ſetzt, intereſſante Nachrichten fremder Akademien, Societäten und anderer Inſtitute dem Publiko mitzutheilen, und neu herausgekommene Schriften der Ausländer zu beſitzen: ſo werde ich mich mit Unpartheylichkeit bemühen, auch von dieſer Seite nützlich zu ſeyn.

Plutarch und Sueton haben mich gelehret, aufmerkſam auf Anekdoten großer und guter Menſchen zu ſeyn; ich werde ſuchen, nach ihrem Geſchmack beſonders diejenigen beym Schluß jedes Hefts bekannt zu machen, die den tärkſten Einfluß in die Bildung des Geiſtes und des Herzens haben, und ſie aus Quellen ſchöpfen, die das Publikum für authentiſch erklären wird. Will mich jemand in dieſer Abſicht durch Nachrichten unterſtützen, ſo werde ich ſeinen Namen mit Dankbarkeit dabey nennen. Der Geiſt will durch Beyſpiele und edle Züge ermuntert ſeyn, und gewinnt Kraft durch die Betrachtung derſelben.

Dieſes neue Werk ſoll unter der Aufſchrift Odeum periodiſch herauskommen. Das Publikum wird verſichert, daß es kein Gedicht oder Abhandlung aus meinen vorigen

Wer-

Werken enthalten wird. Jährliche Pränumeration darauf à 3 Thlr. wird bey mir, als dem Verfaſſer, und in der Churfürſtl. Zeitungs-Expedition allhier angenommen. Jeden Monat kömmt ein Heft zu 6 Bogen heraus. Aus 3 Heften beſteht ein Theil, der mit einem Medaillon und einer Schluß-Vignette von einem guten Künſtler gezieret wird. Wer nicht pränumeriren will, kann jeden Heft monatlich bey mir und in der Zeitungs-Expedition für 8 Gr. bekommen. Die Pränumeration iſt nicht länger, als von dato an bis Ende des Februar 1784 offen, da mit Ende des Monats Januars 1784 der erſte Heft ausgegeben werden ſoll. Format, Druck und Papier ſoll meinen letzten vier Bänden ähnlich ſeyn. Leipzig, den 1. Sept. 1783.

Chriſtian Auguſt Clodius,
Profeſſor der Dichtkunſt.

3) Mit dem Anfange des Jahres 1784. kömmt in Gotha ein Wochenblatt unter dem Titel: Handlungs-Zeitung, oder Wöchentliche Nachrichten von Handel, Manufactur und Oekonomie heraus. Die Haupt-Rubriken, unter welchen die Nachrichten geliefert werden, ſind folgende:

1) Neue Geld- und Wechſelkurſe der vornehmſten europäiſchen Handelsſtädte.

2) Preiſe inn- und ausländiſcher Waaren und Landes-Producte.

3) Verordnungen und Edicte, welche den Handel, die Fabriken und Oeconomie zum Gegenſtand haben.

4) Nachrichten von Handel, Fabriken und Manufacturen überhaupt und einzelner Länder insbeſondere.

5) Nachrichten, welche in die Oeconomie einſchlägen.

6) Anzeigen und Auszüge aus den neueſten Schriften und Journalen, die Gegenſtände dieſes Wochenblatts betreffend.

7)

7) Unter der Rubrik: vermiſchte Nachrichten, wird von dem Vorrath oder Mangel gewiſſer Waaren-Artikel in den Handels- oder Fabrikſtädten; von Aſſecuranz, Prämien, Land- und Schiff-Frachten, und von den Preiſen der Staats-Papiere und Actien verſchiedener Staaten, Nachricht gegeben, und überhaupt werden verſchiedene intereſſante Gegenſtände hier ihren Platz finden.

Alle Sonnabende wird ein Stück davon im Format der Gothaiſchen gelehrten Zeitung, hier in der Zeitungs-Expedition ausgegeben, und damit den 1ſten Januar der Anfang gemacht werden.

Am Schluſſe des Jahres folgt ein Titelblatt und ein genaues Namen- und Sachen-Regiſter.

Der Pränumerations-Preis dieſer wöchentlichen Nachrichten iſt in Gotha Zwey Thaler in Louisd'or zu 5 Rthlr.

Man iſt in Unterhandlung begriffen, durch welche man nächſtens hofft, anzeigen zu können, was dieſe Nachrichten portofrey durch ganz Teutſchland auf den Poſtämtern koſten werden: warſcheinlich wird es nicht über Drey Rthlr. ſeyn.

Man kann ſie auch alle Quartale brochirt bekommen. Die Buchhandlungen belieben ſich deshalb an die Ettingeriſche Buchhandlung nach Gotha, diejenigen Freunde aber, die ſolche wöchentlich leſen wollen, allein an die Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen zu wenden.

4) Schon in meiner erſten, in teutſcher Sprache abgefaßten, Ankündigung der Wercke J. J. Rouſſeaus, vom Heumonde 1781, habe ich mich bey dem Publikum verbindlich gemacht, nebſt den damals bekannten 24 Bänden dieſer Wercke, alles zu liefern, was von den Schriften dieſes auſſerordentlichen Mannes weiter würde aufzufinden ſeyn. Dieſes Verſprechen habe ich nun gröſten Theils erfüllet; jene

24 Bän-

24 Bände ſind geliefert; die 6 Bände der, in den Politiques T. I. angezeigten, Supplements, voll intereſſanter Nachrichten von dem Leben und Schickſale dieſes Mannes, ſind wircklich unter der Preſſe, und werden binnen 6 bis 8 Wochen erſcheinen. Und nun iſt von demſelben weiter nichts mehr übrig, als ſeine muſikaliſche Compoſition des Devin du Village, die ſeit 30 Jahren, bey allen den großen Revolutionen, welche die Tonkunſt ſeither erlitten, ſich immer erhalten — immer, auch von einem Glück, geſchätzt — immer mit neuem Vergnügen angehört und viele andere ähnlichen Wercke überlebt hat; wie denn auch der hohe Preiß von 9 bis 12 Livres, in dem dieſe Compoſition noch täglich in Paris verkauft wird, genugſam beſtätiget.

Herr Sanſon und Compagnie wollen dieſes Werck, um mich, ihres Orts, in den Stand zu ſetzen, jenes Verſprechen ganz zu erfüllen, in Partitur, auf 14 bis 15 Bogen, in einem etwas größern Format als das Journal de Littérature & Choix de Muſique. und auf ſchönem geglättetem (liſſé) Papier, ſauber und exackt gedruckt für 4 Livres Franz. oder 2 Fl. 50 Kr. Convention-Geld und 1 Reichsthaler Sächſ. Währung, liefern.

Ich zeige dieſes meinen verehrungswürdigen Gönnern und Korreſpondenten hiermit an, und bitte ſie, dieſe Nachricht unter ihren Subſcribenten gefälligſt in Umlauf zu bringen, und mir, auf das Späteſte, gegen Anfang des Heumonds inſtehenden Jahres, gütigſt zu melden, ob und welche derſelben etwa (ihre Anzahl wird hoffentlich nicht groß ſeyn,) auf dieſe muſikaliſche Arbeit unſers Rouſſeau ihre Subſcription nicht haben continuiren wollen, damit die Societät ihre weitere Masregeln in Zeiten darnach nehmen möge. Zweybrücken, den 20. Decbr. 1783.

L. P. Hahn.

5) Von

5) Von Hrn. Blumauers travestirten Aeneis ist der erste Band erschienen, und macht alle Liebhaber der burlesken Muse nach dem zweyten ungeduldig.

Bey Verabfolgung des ersten Theils wird auf den zweyten 50 Kr. Pränumeration angenommen.

Diejenigen, welche noch nicht pränumerirt haben, oder beym Ankaufe des ersten Theils zugleich auf den zweyten pränumeriren, erhalten auch den ersten Theil auf Postpapier noch für 50 Kr. Ausser dem kostet der erste Theil nunmehr

auf Postpapier , , , 1 Fl.
auf ordinärem Druckpapier , , , 50 Kr.

Der zweyte Theil erscheint bis Ostern 1784.

Den auswärtigen Herren Pränumeranten werden die Exemplare bis nach Leipzig zur Ostermesse franko geliefert.

Wien den 30. December 1783.

6) Von der Monatsschrift, Pomona, wodurch die Frau G. R. von La Roche, von Teutschlands Töchtern, alle Liebe erworben hat, die eine vortrefliche und zärtliche Mutter verdienen kann, erscheint nunmehr das erste Heft des zweyten Jahrgangs, und (wie wir mit Bedauren vernehmen) auch des letzten Jahrgangs dieser lehrreichen und angenehmen Schrift. Brauche ich denjenigen die sich auf den ersten Jahrgang abonnirt haben, noch mehr zu sagen?

Exemplare des zweyten und auch noch einige vom ersten Jahrgang der Pomona sind, um den bekannten Preis von einem halben Louisd'or oder 2 Rthlr. 12 Gr. sächsisch Courant bey mir in Commission zu haben.

Wieland.

7) In dem gewöhnlichen Notendruck zu Leipzig werden von mir auf Neujahr 1784. Sechs Sonaten fürs Clavier oder Pianoforte, davon drey eine Begleitung mit einer Violine haben, in dem Format der Reichardtischen Sonaten herauskommen. Ich wünsche, daß Musikfreunde durch Subscription und Pränumeration diesen Druck unterstützen. Aber noch zu unbekannt im Publikum, und mit zu viel Achtung für dasselbe, als daß ich demselben meine Arbeit ohne Prüfung anbieten sollte, fand ich sehr nothwendig, meine Sonaten dem Urtheile eines großen Mannes zu unterwerfen. Der Herr Kapellmeister Reichardt in Berlin hat die Güte gehabt, diese Prüfung zu übernehmen, und mir schriftlich die Versicherung gegeben, daß sie ihm Vergnügen gemacht haben. Darf ich nun nicht hoffen, daß die

Herren

Herren Pränumeranten künftig eben dieſes günſtige Urtheil fällen werden? Ich habe mich bemühet, dem Kenner und dem Liebhaber abwechſelnd Vergnügen zu machen. Mehr darf ich, ohne die Beſcheidenheit zu beleidigen, nicht ſagen. Das Publicum mag urtheilen. Der Pränumerationspreis iſt 1 Rthlr. in Louisd'or. Man kann auſſer bey mir, auch bey Hrn. Breitkopf in Leipzig pränumeriren. Deswegen erſuche ich alle Muſikfreunde, Buchhandlungen, Intelligenzcomptoire, Poſt- und Zeitungsexpeditionen ſich für meine Sonaten gefälligſt zu intereſſiren und für mich gütigſt zu ſammeln. Die Pränumeration ſtehet bis zu Ende des Novembers a. c. offen. Da ſämmtliche Pränumeranten den Sonaten vorgedruckt werden, ſo werden die Herrn Sammler und Pränumeranten gehorſamſt gebeten, die Nahmen und Gelder zeitig an mich zu ſchicken. Auf zehn Exemplare wird das eilfte und auf fünf ein halbes freygegeben. Aufs Neujahr werden jedem Hrn. Collecteur die gedruckten Exemplaria von mir oder von dem Hrn. Breitkopf zugeſandt werden. Perleberg, im Auguſt 1783.

S. F. Breede, Cantor und Subrector.

An das Publicum.

Da ſeit einiger Zeit von mehrern Orten Nachfrage geſchiehet, ob die zehn erſten Jahrgänge des T. Merkurs nicht noch um den halben Preis zu bekommen ſeyen? ſo zeige ich hiemit zu allgemeiner Benachrichtigung an, daß à dato bis zu Ende des Julius dieſes Jahres ein Exemplar aller Jahrgänge von 1773 bis 1783 inclusive, ungeachtet der ſehr verminderten Anzahl der vollſtändigen Exemplare, zu Gunſten derjenigen die den T. Merkur ſich noch ganz anzuſchaffen wünſchen, um Fünf Ducaten Spec. (welche man ſogleich bey der Beſtellung einzuſenden belieben wird) bey der Expedition des T. Merkurs zu Weimar zu haben ſey; als von welcher diejenigen, die ſich deshalben unmittelbar an dieſelbe addreſſieren wollen, ſich richtiger und ſchleuniger Bedienung verſehen können.

Der Herausgeber.

Zweyte Scene.

Volingbroke und Mowbray zu den Vorigen.

Volingbroke.

Möge eine lange Reyhe von Jahren, voll glüklicher Tage, meinem gnädigsten und geliebtesten Oberherrn bestimmt seyn!

Mowbray.

Und jeden Tag die Glükseligkeit des vorigen vermehren, bis der Himmel, der Erde soviel Glük mißgönnend, das Vorrecht der Unsterblichkeit zu eurer Crone hinzuthut.

König Richard.

Wir danken euch beyden; obgleich die Sache selbst, weßwegen ihr vor uns erschienen seyd, ein Beweis ist, daß uns einer von beyden schmeichelt. Vetter von Hereford, sage, was für Vorwürfe gegen den Herzog von Norfolk, Thomas Mowbray, hast du anzubringen?

Volingbroke.

So wisset dann vor allen Dingen, Gnädigster König, und der Herr sey meiner Reden Zeuge! daß ich aus Antrieb der pflichtmäßigen Liebe eines getreuen Unterthanen, aus zärtlicher Sorge für die Erhaltung meines Fürsten, frey von Groll, Rachgier oder andrer unächter Absicht, als Ankläger hieher in seine königliche Gegenwart gekommen bin. Nun, Thomas Mowbray, wend' ich mich zu dir;

Der
Teutſche Merkur.

Februar 1784.

I.

Auszug
aus
D. Sparrmanns Beſchreibung einer Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hofnung und ſeines Aufenthalts in den Ländern der Hottentotten und Kaffern, i. J. 1772 und 1776. *)

Schon im Jahre 1766 und 1767 hatte Hr. Sparrmann aus eignem Triebe zur Naturwiſſenſchaft unter Anführung ſeines Anverwandten, des berühmten Schiffs-Kapitains Eckeberg, eine Reiſe nach China gethan. Verſchiedene bis dahin noch unbekannte Thiere und Pflan-

*) Dieſes vortrefliche Werk iſt bekanntermaßen von Hrn. Grosskurd, Rector des Gymnaſii zu Stralſund, aus dem Schwediſchen überſetzt worden, und mit einer Vorrede vom Hrn. Profeſſor Georg Forſter in Spenerſchem Verlage zu Berlin vor kurzem herausgekommen.

Pflanzen waren die Früchte dieser frühen See-Reise welche er im 7ten Bande der Linnéischen *Amoenit. Academ.* beschrieben hat. Nach seiner Rükkunft studierte er in Upsal die Arzneywissenschaft, und legte sich hauptsächlich auf die Botanik. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet gieng er i. J. 1772 wieder zu Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um dort des Hrn. Unter-Gouverneurs Kerpe Kinder zu unterrichten, und zugleich die noch grosentheils unberührten Schätze der Natur jener fernen Weltgegend genauer zu erforschen. Letzteres war seine Hauptabsicht, jenes nur das Mittel sie zu erreichen. Er hatte bereits sechs Monate am Cap und in den benachbarten Pflanzungen zugebracht, einige botanische Excursionen ins Land gemacht, und sich dadurch eine ansehnliche Sammlung nie beschriebner Pflanzen verschaft: als Cooks zweyte Fahrt um die Welt die beyden Herren Forster nach dem Cap brachte. Sie suchten bald diesen einzigen Botaniker dortiger Gegenden auf dem Lande auf, gewannen ihn lieb, und beredeten ihn auf ihre Kosten die Reise nach dem Südmeer mit zu machen. Nach verfloßnen 28 Monaten setzten sie ihn wieder auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ab, und er entschloß sich noch ein Jahr da zu bleiben, um die eilf weitesten Ansiedlungen dieser Colonie zu besuchen. Diese letzte Reise ist eigentlich das merkwürdigste dieses Buches, und wir wollen einige Hauptzüge davon unsern Lesern vorlegen.

Das

Das Haupt-Capital zu Beſtreitung dieſer Koſten beſtand in ſechzig Dukaten, welche Hr. Sparrmann auf der Südſee-Reiſe durch eine Ueberſetzung der Koſenſteiniſchen Abhandlung von den Kinder-Blattern aus dem Schwediſchen ins Engliſche unter Beyhülfe der Herrn Forſter verdient hatte. So gewiß iſt es, daß einzelne Männer von den eingeſchränkteſten Glücksumſtänden oft den Wiſſenſchaften mehr Dienſte leiſten, als die reichſten Partikuliers oder die Großen der Welt. Schon das erſtemal hatte der Verfaſſer den Muth gehabt mit einem Vermögen von vier und zwanzig Rthlr. ſich nach dem Cap zu wagen.

Zum Reiſegefährten bekam er Herrn Immelmann, den Sohn eines dortigen Offiziers, der ſich auf dieſem Zuge etwas verſuchen wollte. Auſſer den Pferden worauf ſie ritten ſchafften ſich unſre Reiſende einen bedeckten Räſt-Wagen an, der von zehn Ochſen gezogen ward. Sie nahmen Arzneyen, kleine Glas-Perlen, meſſingene Zuckerbüchſen, Feuerſtahl, Meſſer und Toback mit; Waaren, die beſonders den Hottentotten ſehr willkommen ſind. Ein Tönnchen Brandwein, um Schlangen und andere Thiere darin aufzubewahren, wurde auch mitgenommen, ſo wie einige Rieß Papier, Kräuter dazwiſchen zu legen, und Nadeln und Schachteln für die Inſekten. Schieß-Pulver und ein gehöriger Vorrath von Bley und Zinn ward nicht vergeſſen, weil zur Erlegung der groſſern Thiere Bley

allein nicht hinlänglich iſt. Gaſthöfe findet man in dieſem Lande gar nicht, ſondern jeder Reiſende iſt genöthigt für ſein Reitpferd oder ſein Fuhrwerk ſelbſt zu ſorgen, und ſeinen Eſſkorb mit ſich zu nehmen. In der gröſten Hitze ließen ſie das Vieh weiden, und ſetzten Morgens, Abends, oder auch einen Theil der Nacht ihre Reiſe fort. Nachts war der Sattel das Kopfküſſen, die Erde das Bette, und ein Ueberrock die Decke gegen die Kälte der Nacht. Regnete es, ſo betteten ſich unſere Reiſenden in ihren bedeckten Wagen, wo ſie aber wegen des Gepäckes ſich noch weit unbequemer befanden. Bisweilen machten ſie das Bette unter den Wagen, wo ſie gleichſam unter Dache waren, und gegen Regen und Thau etwas Schutz hatten: ſich aber auch die Geſellſchaft ihrer Ochſen gefallen laſſen mußten, die an den Rädern und der Deichſel und den Leitern des Wagens feſtgebunden, aber ſo unbändig waren, daß ſie nur zwiſchen den zahmſten durchzukriechen wagten. Befanden ſich gar wilde Thiere in der Nähe, ſo waren dieſe Nachbarn in noch gröſerer Unruhe. Manchmal hatten ſie Gelegenheit auf Bauerhöfen ihre Nacht-Herberge zu nehmen: allein hier waren ſie oft noch ſchlimmer dran. Gewöhnlich beſtand das Haus wo ſie einkehrten nur aus zwey Zimmern mit leimern Fußboden: das Innere diente zum Schlafgemache für den Bauer ſelbſt, ſeine Frau und Kinder; das äuſſere machte die Küche aus, und hier war es wo man eine Matte für die

Rei-

Reiſenden hinbreitete. Uebrigens mußten ſie ſich begnügen ihre Sättel und Ueber-Röcke zum Bette zu gebrauchen. Die Hottentotten beyderley Geſchlechtes, alte und junge, die bey dem Bauer in Dienſten waren, wählten ihre Lagerſtädte allezeit um den Feuerheerd. Dieſer nahm ordentlicher Weiſe eine ganze Giebelſeite des Hauſes ein, und hatte keinen andern Plaz wo das Feuer brannte als den Boden, wo folglich alles unter einander lag.

Die Reiſe gieng zuerſt nach dem warmen Bade zu, deſſen ſich der Verfaſſer auf einige Zeit bedienen wollte. Er fand aber dort nicht die geringſte Sorge der Regierung für die Bequemlichkeit der Kranken, ſondern alles in den erbärmlichſten Umſtänden. Hier ſah er zuerſt eine Schaar wilder Hunde, die nicht allein ihren Hunger zu ſtillen, ſondern auch alles zu zerfleiſchen ſuchen ſollen, folglich unter die grauſamſte Art von Raubthieren gehören. Ein eben ſo ſchädliches Thier iſt der Tyger-Wolf, Canis Hyæna Linnei. Seine Raubzeit iſt nur die Nacht und Finſterniß, nach deren Anbruch er heerdenweis und einzeln umherzuſtreichen pflegt. Zum Glücke daß er ſich immer durch einen widrigen hohlen Ton zu erkennen giebt. Es iſt ein oauo oder manchmal ein ooao, das er mit einem Tone der Verzweiflung und zwar jedesmahl nach einer Zwiſchenzeit von einigen Minuten auf eine heulende Art ausſtößt Es ſcheint dies ſeinen phy-

ſikaliſchen Grund in der Leere des Magens voraus⸗zuſetzen. Hr. Sp. ſchließt, daß dies Heulen von der Natur des Thiers unzertrennlich ſey daraus: weil eine junge Hyäne, die, in ihrer zarteſten Jugend zahm gemacht, zu Cap an der Kette lag, am Tage allezeit ſtille war; des Nachts aber, vermuthlich weil ſie Hunger fühlte, ihr Geheul ſehr oft erſchallen ließ. Vom warmen Bade ſetzten unſre Reiſende ihren Weg nach Zwellendam fort. Hier machten ſie nähere Be⸗kanntſchaft mit den Hottentotten.

Dieſe Nation iſt nicht ſo groß von Statur wie die Europäer, und wenn man oft ſehr mageraufgeſchoſſene unter ihnen antrift, ſo iſt dieſes wohl der ſparſamen Nahrung zuzuſchreiben. Sie haben nach Verhältnis ihres Körpers ſehr kleine Hände und Füße. Der Theil der Naſe nach der Stirne zu iſt meiſtens ſehr platt, wodurch der Abſtand der beyden Augen größer als bey den Europäern ſcheint; der Naſenzipfel iſt gleichfalls ziemlich platt. Die Augenbogen⸗Haut und der Stern ſind kaum bey einem einzigen blond, ſondern faſt durchgehends ſo braun und dunkel, daß ihre Farbe der Schwarzen nahe kommt. Ihr Geſicht, ſo wie ih⸗re ganze Haut, hat eine gelbbraune Farbe, die der Farbe ſolcher Europäer, welche die gelbe Sucht im hohen Grade haben, ähnlich iſt; doch ohne daß ſie in dem Weiſſen des Auges im mindeſten bemerkt wird. Die Lippen ſind nicht ſo groß wie bey den

Caf-

Caffern und Negern. Der Mund iſt mittelmäßig, und mit den ſchönſten Zähnen beſetzt. Ihre ganze Geſichtsbildung und Gebehrden verrathen Geſundheit und zufriedenes ſorgefreyes Weſen. Ihr Haar iſt natürlich ſtraff und ſo dichte daß man es anfangs für Wolle anſieht. Selten haben ſie Spuren von Haaren am Kinn und an andern Stellen des Leibes; erſcheint es aber, ſo iſt es von keinem Belange, und gleicht ſeiner Natur nach dem Haupthaare. Ihre Männer ſind weder Monorchiten, noch ihre Weiber mit einer natürlichen Schürze verſehen.

Ihre Schminke beſteht darin, daß ſie ſich mit einer Art von Wolluſt den ganzen Körper mit Fett beſchmieren, und darauf etwas Ruß einreiben. Unter dieſe Schminke miſchen ſie auch Buku Pulver, von verſchiedenen Gattungen des Duft-Strauchs, wodurch der Ruß gewürzartig wird, und wie mit Specereyen vermiſchter Mohnſamen riecht. Die Geburtstheile bedecken ſie mit einem herabhangenden ledernen Beutel. Als eine andre Bedeckung, welche die Anſtändigkeit von den Männern fordert, kann man die beyden ledernen Riemen anſehen, die gewöhnlich vom Ende des Rückgrades tief auf die Lenden herabhangen, und die Geſtalt eines dreyſchenklichten Dreyecks haben, woran die Spitzen an dem Gürtel feſtgemacht ſind. Ihr einziger Endzweck ſoll ſeyn, den Hottentotten beym Niederſetzen die Vertiefung des Hintern auszufüllen:

sie werden alsdenn hervorgezogen, so daß sie auch vorwärts bedecken, und zu beyden Seiten an den obengedachten ledernen Beutel anschliessen. Denn diese Theile dürfen beym Essen auf keine Art unbedeckt seyn.

Die Weiber sind ausserordentlich schamhaft und bedecken sich mit weit größerer Sorgfalt als das Mannsvolk. Sie haben oft zwey und drey Bedekkungen. Sie sind von wohleingeschmiertem Leder und schliessen wie Schürzen. Die äussere ist die größte, und hält bis eine halbe Elle ins Gevierte. Sie geht bis auf den halben Schenkel herab. Die mittlere ist um die Hälfte kleiner, und ist eigentlich die Decke dessen was die Züchtigkeit verbergen heißt. Die lezte nur eine Hand groß soll den Weibern nur unter gewissen Umständen zur Reinlichkeit dienen. Durch diese kleinere Schürze ist wahrscheinlich der Jesuit Tachard irre geführt worden, die Fabel von dem natürlichen Vorhange zuerst in Europa zu verbreiten. Denn das Leder davon ist eben so eingeschmiert und mit Ruße geschminkt, folglich von der natürlichen Haut schwer zu unterscheiden. Oft haben sie einen kleinen Pelzmantel von Schaf-Fell, dessen rauche Seite einwärts gekehrt ist, und den sie vorn auf der Brust zusammen knüpfen. Den Kopf bedecken die Hottentotten oft mit ledernen Mützen, oder auch mit Europäischen Hüten, die entweder ganz niedergeklappt, oder nur auf einer Seite aufgeschlagen sind. Die

Wei-

Weiber tragen ihn meiſt bloß, oder bedecken ihn mit einer Mütze, die aus dem Segment des Magens eines Thiers, und zwar ohne Math, verfertigt iſt. Die Ohren und Naſe behängen ſie nicht mit Ringen wie andere Wilde. Ihre Kleidung und Mütze beſetzen ſie gerne mit Schnecken aus dem Geſchlechte der Porcellanen.

Ringe an den Armen und Beinen ſind ebenfalls Theile ihres Schmuckes bey beyden Geſchlechtern. Die meiſten von dieſen Ringen werden aus dickem Leder gemacht, und gewöhnlich rund ausgeſchnitten. Sie nehmen durch Schlagen und Feuer eine ſolche Härte an, daß ſie jede Beugung behalten. Dieſe Ringe haben die Meynung veranlaßt, als wänden die Hottentotten Därme um die Beine, um im Nothfall davon eſſen zu können. Dieſe Ringe ſind übrigens von ungleicher Dicke, einige wie ein Gänſekiel, andre zweyo oder dreymal ſo dick.

Eiſerne, kupferne, vorzüglich aber meſſingene Ringe, von der Dicke einer Gänſefeder, werden für vornehmer und koſtbarer als die ledernen gehalten. Die Mädchen dürfen keine Ringe gebrauchen ehe ſie mannbar ſind.

Eine andere Gattung Hottentotten hat den Namen Buſchmänner oder Waldmenſchen bekommen. Sie ſind geſchworne Feinde alles Hirtenlebens. Einer ihrer Hauptgrundſätze iſt, von der Jagd und vom

Plündern zu leben, und kein Thier des Nachts lebendig bey ſich zu behalten. Dadurch haben ſie ſich die Feindſchaft der Hirten-Hottentotten zugezogen, von welchen ſie (diejenige ausgenommen die man zur Sclaverey gezwungen hat) als wilde Thiere gejagt und ausgerottet werden. Die Waffen dieſer Wilden beſtehen aus vergifteten Pfeilen, die ſie mit kleinen Bogen und zwar einige 100 Schritt weit ſchieſſen können. Die meiſten von ihnen gehen ganz nackt, oder haben ein Stück Fell von einem erſchlagnen Thiere von den Schultern herabhängen. Auſſer Wurzeln, Beeren und Gewächſen ſpeiſen ſie eine Art weiſſer Ameiſen oder Holzwürmer (Termes) Heuſchrecken, Schlangen, und einige Gattungen Spinnen.

Von einen göttlichen Weſen haben die Hottentotten keinen Begriff. Allein von einen böſen Unweſen ſcheinen ſie doch überzeugt zu ſeyn; wenigſtens fluchen ſie ihm bey Gelegenheit, und ſchreiben ihm alles Uebel als Kälte, Regen, Blitz und Donner zu. Es iſt falſch, wenn man glaubt ſie trieben mit einem gewiſſen Geſchlechte von Inſecten (Manti-) Abgötterey: denn ſie haben dieſes Inſect dem Verf. oft in ſeine Sammlung gebracht, ob ſie gleich ſahen daß es mit Stecknadeln geſpießt wurde. Eine Gattung derſelben halten ſie indeſſen für Böſe, und ſehen es als gefährlich an ihnen etwas zu leide zu thun. Der Mond wird auch nicht von ihnen angebethet.

Von

und horche wol auf meinen Gruß; denn was ich reden werde, wird entweder dieser Arm auf Erden erproben, oder meine unsterbliche Seele im Himmel verantworten. So sag' ich dann: Du bist ein Verräther und Rebell, zu gut, ein solcher zu seyn, und zu schlimm, beym Leben zu bleiben; denn je schöner und crystallner der Himmel ist, desto häßlicher sehen die Wolken aus, die ihn besteken. Noch einmal, das Gewicht meiner Anklage zu verdoppeln, stopf' ich dir mit dem schändlichen Namen eines Verräthers den Rachen, und wünsche, daß mir von meinem Gnädigsten Oberherrn erlaubt werde, an eben diesem Plaz und in diesem Augenblik, was meine Zunge gesprochen hat, durch mein recht-gezogues Schwerdt zu beweisen.

Mowbray.

Laßt nicht hier die Kälte meiner Worte meinen Eifer verdächtig machen; diese unsre Sache kan nicht mit den Waffen eines Weiberkriegs, dem bittern Geschrey zwoer scharfen Zungen, unter uns entschieden werden. Das Blut ist heiß, das für diß erkalten muß. Jedoch kan ich mich keiner so zahmen Geduld rühmen, mich stossen zu lassen, und gar nichts dazu zu sagen; und würde mich nicht die Ehrfurcht vor Eu. Hoheit zurük halten, meiner freyen Rede Zügel und Sperren zu geben, sie sollte schnell genug seyn, diese Beschuldigungen von Verrätherey zweyfach in seinen Rachen zurük zu stossen. Sezet aber das hohe Vorrecht seines königlichen Geblüts bey Seite, und laßt ihn nicht den Vetter meines Königs seyn, so biet ich ihm trez, und ver-

schmähe

Von der Züchtigkeit und Keuschheit der Hottentottinnen führt der Verf. folgenden Vorfall an:

„Kurz nach unſrer Ankunft auf dieſem Hofe, „ſtellten ſich zwey in ihrer Art wohl geſchmierte und „wohlgekleidete Hottentottiſche Mädchen von 14 bis „17 Jahren ein. Wir bemerkten bald, daß ihr Be„ſuch uns galt. Aus natürlicher Achtung gegen das „andere Geſchlecht ſagten wir dieſen jungen reihenden „oder vielmehr äuſſerſt häſslichen Demoiſellen ſo viel „Schönes, als wir unter dieſen Umſtänden für das „anpaſſendſte hielten. Auf ihr Begehren gaben wir „ihnen anſehnliche Stücken Rollen Taback, wovon „ſie etwas zerſchnitten, und mit vielem Anſtande ih„re Pfeiffen ſtopften und rauchten. Unſer Wirth gab „uns zu verſtehen, daß wir durch Brandewein uns „mehr als durch Complimente empfehlen würden. „Wir ließen uns deswegen einige Gläſer davon für ei„ne Jede geben, und ſie nippten auch recht artig und „fleiſſig mittlerweile ſie ihr Pfeifchen ſchmauchten. „Wir hatten ſogar die Freude ſie bald etwas luſtig „zu ſehen, ohne daß ſie jedoch mehr zu trinken wag„ten oder uns die mindeſte Freyheit erlaubten. End„lich nahmen ſie einen beſcheidnen Abſchied von uns, „und es war mir ein Vergnügen bey Mädchen aus „einem ſo unkultivirten Volke ſo viel Schamhaftigkeit „und Anſtand entdeckt zu haben. Kaum aber waren „die loſen Dirnen weg, als ſie uns dreiſte mit ei„nem gewiſſen Trotze aufforderten ſie zu greifen. Wir

„ſtellten

„ſtellten uns als wollten wir es verſuchen; allein ſo „oft wir umkehrten, kamen ſie wieder zurück und trohten „ten uns aufs neue. Endlich fiel die älteſte auf die „Erde, und ſchien uns in dieſer Stellung zu erwar„ten. Dieſer unvermuthete Verfall machte uns ein „wenig zweifelhaft in Anſehung ihrer Tugend, bis „ſie ein groſſes Meſſer aus der Scheide zog, und „uns damit ins Herz zu ſtechen drohte, wenn wir „uns erkühnen würden, ihr zu nahe zu kommen. „

In Zwellendam ſah der Verfaſſer das Erſte Quagga. Die Quagga und Zebra ſind zwey von einander ganz verſchiedene Gattungen, und halten ſich auch in verſchiednen und oft weit von einander entlegenen Gegenden auf. Er glaubt, jene lieſen ſich vollkommen zähmen und zum Gebrauch abrichten, ſo wie vielleicht auch das Zebra. Dieſe beyden Thier-Arten wären denn alsdenn den Einwohnern zu Cap wichtige Dienſte leiſten, zumal da die Pferdeſeuche ſo oft bey ihnen wüthet. Pferde und Ochſen ſind hier zu Lande auch ungleich ſchwächer wie in Europa. Auch von den Wölfen hätten ſie nichts zu beſorgen.

Von Zwellendam gieng die Reiſe nach der Muſchelbay. Unterwegs erblickten ſie die erſten Hottentottiſchen Ochſen-Reuter, die ſcharf galeppirten. Die Reit-Ochſen müſſen wenn ſie noch kleine Kälber ſind gebändigt und zugeritten werden. Man bohrt zu dieſem Ende ein Loch durch den Knorpel zwiſchen den

Naſen-

Naſenlöchern, wodurch man einen hölzern Pflock ſteckt, an deſſen beyden Enden Schnüre befeſtiget werden, um dadurch das Thier wie mit einem Zaum und Gebiß zu regieren. Der Sattel beſteht aus einem zuſammengewickelten Schaffelle, das mit einem Strike dem Ochſen um den Vorderleib feſtgemacht iſt. Oft reiten zwey Hottentotten zugleich auf einem Ochſen. Es iſt ihnen verboten Pferde zu halten. Daher iſt ein Hottentotte einmal auf den Einfall gekommen, einen Reitochſen dergeſtalt abzurichten, daß er Einen damit gejagt hat. Ein anderes Geſetz der Regierung unterſagt den Chriſten bey Ruthen und Brandmarkung von den Hottentotten Vieh zu kaufen. Der Grund davon iſt dieſer, daß die Regierung ſelbſt, wenn ſie Vieh bedarf, aus dieſem Handel den Vortheil ziehen will.

Alle ihre Milch trinken die Hottentotten gerennen, und heben ſie in groſſen Schläuchen von unbereiteten Kalbfellen auf. Der jüngſte Sohn iſt bey den Hottentotten allezeit der vornehmſte, und beynahe einzige Erbe. Alle Felder werden von den Koloniſten in Karro in ſaure und ſüſſe getheilt. Die ſauren ſind eigentlich die dürren wo man nichts als Schafe halten kann. Des Sommers oder in der wärmern Jahrezeit fällt hier kein Tropfen Regen. Die Fluren werden ſo trocken wie eine Landſtraſe, und die Bäche, die etwa noch vorhanden ſind, ſchwinden und verdorren. Rundumher iſt alles mit hohen kahlen

eiſern

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20610 / 379

eisenhaltigen Felssteinlagen umgeben. Des Winters oder in der kalten Jahreszeit fällt in den Karro Feldern sehr viel Regen; beständig donnerts in den Gebirgen, und die Wolken stürzen in starken Regengüssen herab. Saftreiche Gewächse schiessen plötzlich aus dem Boden, als Crassula, Cotyledon, Euphorbia von verschiednen Arten, und andere mehr. Diese geben den Schafen die beste Nahrung, die davon in kurzer Zeit ganz fett werden. Des Sommers nähren sich diese Thiere auch recht gut von dürren Büschen. Für das grose Vieh ist diese Nahrung nicht hinreichend, sondern es muß in kleinen Flüssen Rohr und andere grüne Gewächse suchen. Daher ziehen auch die Einwohner der Karrogegenden im Sommer aufs Gebirge, wo sie ein gemäßigtes Sommer-Klima finden, dem es zu Zeiten auch nicht an Regen, Gras und kühler Luft gebricht. Im Winter soll es auf verschiednen dieser hohen Berge hageln und schneyen: daher verlassen sie die Kolonisten, um im Karro, oder den niedrigern Gegenden des mildern Winters, und dessen was er mit sich führt, des Regens und der grünen Gewächse, zu geniessen. Aus gleicher Ursache begeben sich die wilden Hirsche oder Gazellen in die Ebene herab, und dies veranlaßt hinwieder die wilden Thiere ihnen zu folgen. Dem Getraide ist dies Karro-Klima nicht günstig; doch hat es der Fleiß und das Nachdenken einiger aufgeklärten Colonisten bezwungen. Die Muschelbay läßt die Regierung mit

Vor-

Vorsatze den Ausländern unbekannt und falsch beschreiben. Es verirren sich oft Schiffe dahin, und stranden aus Unkunde der Gegend.

Von der Muschelbay reiseten sie nach Houtniquas Land. In diesem Lande sind alle Bayen falsch beschrieben und gezeichnet. Allgemein genommen stellen die Kolonien in diesem grossen weitläuftigen Lande nichts als einen grossen und sich auszehrenden Körper vor, in welchem der Umlauf des Handels in sehr träger und langsamer Bewegung ist. Die Regierung wills aber so: und statt andere Hafen und Bayen anzubauen, und Niederlagen da zu errichten, finden sie ihren Vortheil darin, daß der Bauer auf der Achse viele hundert Meilen weit alle seine Erzeugnisse nach der Kapstadt bringen muß. Besonders wäre für den Holzhandel nothwendig, daß man hier oder in der Muschelbay eine Colonie ansetzte, und den Handel zur See öffnete. Der V. sah unter allen Colonisten nur einen einzigen, der die Wolle von seinen Schafen selbst benuzte, und in seinem Hause spinnen ließ. Daher sind sie nicht selten mit Lumpen bedekt, und manche kleiden ihre Kinder, wie die Hottentotten, in Schaffelle.

Die Elefanten sind in diesen Gegenden meist weggeschossen, so wie die Löwen. Noch giebt es Tyger, oder vielmehr Leoparden. Wölfe, und schwarze Meerkatzen giebt es auch nicht häuffig. Dächse.

Hirsch-

Hirschthiere (Antilope Bubalis des Pallas) Waldböcke (Antilope Sylvatica) sind viele da. Hier ist auch das Gazellen ähnliche Thier von der Grösse eines Hasen, Linnés Cervus Capensis, oder Büffons Chevrotain de Guinée.

Die Büffel machen eine von allen bisher unter diesem Namen bekannten völlig unterschiedene Gattung aus, und der Vers. hat sie in einer besondern Abh. der Schwedischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1779. beschrieben. Von Vögeln ist hier eine neue Gattung des Brachvogels, Tantalus. Das Hontniquas Land ist sehr waldicht, und erst seit 12 Jahren angebauet.

Nun folget die Reise vom langen Thale nach Sizikamma, und von da nach dem Seekuhfluſſe. Hier fand der V. die Hüten der Hottentotten mit Elefantenfleische überlegt, das sie für eine angenehme Speise achten, und auf diese Art an der Sonne trocknen. Die Jäger schiessen diese Thiere mit grossen und schweren Büchsen, die sie auf ihre Ladestöcke auflegen, mit Kugeln die ohngefehr aus ein Drittheil Zinn gegen $\frac{2}{3}$ Bley bestehen. Eine bleyerne Kugel wird auch gegen das Nashorn platt. Es bedarf zu dieser Jagd nur wenige Menschen. Nur muß man sich hüten, daß man dem Thiere unterm Winde ist; denn wenn es durch den Wind die geringste Witterung bekommt, so fährt es geradeswegs auf den Jäger zu. Von der Be-

gattung

gattung des Elefanten wird hier eine ſichere Nachricht durch Augenzeugen beygebracht. Das Weibchen legt ſich nicht auf den Rücken, wie noch neulich Wolf in ſeiner Beſchreibung der Inſel Ceylon behauptete. Es fällt vielmehr vorn auf die Knie, und ſetzt mit geradeſtehenden Vorderbeinen die Hinterfüſſe ſo weit vorwärts, daß ſie neben den Vorderfüßen zu ſtehen kommen, ſo daß es gleichſam auf dem Kopfe ſieht. In dieſer gezwungnen Stellung erwartet es das Männchen.

Es wird auch hier behauptet, daß die Jungen mit dem Rüſſel ſaugen. Verſchiedene Jäger hatten auch bisweilen zwey bis drey Junge, wiewohl von verſchiedener Größe, drey bis 8 ja 9 Schuh hoch Einer Mutter nachgehen ſehen; allein ſogar das größte, folglich beynahe ganz erwachſene, wurde nichts deſto weniger zu ihrer großen Verwunderung noch geſäuget. Iſt die Mutter geſchoßen, ſo folgen die Jungen den Jägern und Pferden nach, und ſchmiegen ſich an ſie. Die Coloniſten behaupteten, daß wenn ſie milchende Kühe von den Hottentotten erhielten, und von der Regierung aufgemuntert würden, ſie dieſe verwaiſte Thiere leicht aufzuziehen gedächten. Die Elefanten haben kein ſcrotum, doch würden ſie ſich mit Vortheil verſchneiden laſſen. Ehedem ſah man hier Heerden von hunderten, ja tauſenden; jetzo aber ſind ſie ſehr vertilgt, und ſelten. Weil der Schwanz der

Elefanten aus Aberglauben beynahe ſo theuer wie Gold verkauft wird, wagen ſich die Neger zuweilen, ihn dem Thier lebendig abzuhauen. Die innere Hälfte des Landes Sizikamma beſteht aus einen undurchdringlichen Walde. Hier fand der Verf. den Wachs-Baum (Myrica Cerifera) auch den Brod-Baum der Hottentotten, den er unter den Namen Lycas Caffra in den Novis Actis Reg. Societ. Scient. Vpſal. im 2ten Bande beſchrieben und abgebildet hat.

Die Beyſpiele, daß die Buſchhottentotten ihre kränklichen Alten ausſetzen und ſich ſelbſt überlaſſen, ſind ſelten. Hingegen weiß man zuverläßig, daß ſie ihre ſäugenden Kinder, wenn die Mütter ihnen abſterben, lebendig zu begraben pflegen.

Hier fanden ſich auch die Termes, oder die in den Zucker-Inſeln ſo gefährliche weiſſe Ameiſen, von denen ſich die Buſchhottentotten in kurzer Zeit fett freſſen. Sie kochen ſie entweder wie die Heuſchrecken in ihren irdenen Geſchirren, oder eſſen ſie gar roh. Die Heuſchrecken zeigen ſich alle 8. 10. 15. oder 20 Jahre in dieſen Gegenden in unglaublicher Menge. Sie kommen alsdenn von Norden, und fliegen nach Süden, ſogar ins Meer, und erſaufen daſelbſt. Die Weibchen von derjenigen Gattung, die auf dirſe Art am meiſten auswandert, und auch am meiſten gegeſſen wird, können nicht fliegen; und dieß rührt

theils

theils von ihren kurzen Flügeln, theils daß ſie von Eyern ſtrotzen und zu ſchwer ſind. So bald ſie die Eyer ab- und in den Sand gelegt haben, ſterben ſie. Die Hottentotten kochen von dieſen Eyern braune, kaffeeähnliche Suppen, welche davon zugleich ein fettes und ſchäumendes Anſehen haben.

Bald darauf kam der Verf. zu den Gonaquas Hottentotten, die durchgehends Viehhirten ſind, ein Gemiſche von Hottentotten und Kaffern; denn ihre Sprache iſt mit den Sprachen dieſer beyden Völker verwandt. Allein da ſie ſchwärzer, und ſtärker als die gewöhnlichen Hottentotten ſind, neigen ſie ſich mehr zu den Caffern. Die Beſreundung iſt unter ihnen eingeführt. Sie gehen meiſt ganz nakt, ſind aber doch ſehr ſchamhaft. Mit ihren Kaffagarn oder Wurfſpießen ſind ſie ſo geſchikt, daß ſie Vögel damit treffen. Sie ſind wie die Caffern auch eine Art von Ackerleute. Das Getraide welches ſie bauen, iſt Holkus Sorgum. Sie zermalmen dies Korn zwiſchen Steinen, und backen in der Aſche runde flache Brode daraus. Gewöhnlich aber laſſen ſie es mit Waſſer und einer gewiſſen Wurzel gähren bis es eine Art beranſchenden Getränkes giebt.

In der Gegend des Sontagsfluſſes bemerkte unſer Reiſender friſche Spuren von Löwen, und Perlhäner, auch ein Kututhier und den Aper Aethiopicus des Pallas, der unter der Erde wohnt.

ſchmähe ihn, nenne ihn eine verläumderiſche Memme, und einen nichtswürdigen Schurken, und bin bereit, ihm zu beweiſen daß er's iſt, an welchem Ort er will mit ihm zuſammen zu kommen, und wenn ich gleich mit naktem Fuß auf die beſrornen Gipfel der Alpen rennen müßte, oder in welche andre unbewohnbare Gegend es ſeyn mag, wohin nie kein Engländer es wagte ſeinen Fuß zu ſezen. Indeß laßt diß meine Treue rechtfertigen: Bey allen meinen Hoffnungen, er hat die lügenhafteſte Unwahrheit geſagt.

Bolingbroke.

Blaſſer, zitternder Verräther, hier zieh ich meinen Handſchuh, lege die Vorrechte meines königlichen Geblüts bey Seite, und begebe mich des Vortheils, der Blutsverwandte eines Königs zu ſeyn, (worauf du aus Zagheit, nicht aus Ehrfurcht dich beruffen haſt.) Wenn das bebende Bewußtſeyn deiner Schuld dir noch ſo viel Stärke übrig gelaſſen hat, dieſes Pfand meines Ehrenworts anzunehmen, ſo büke dich. Bey dieſem, und bey allen andern Geſezen der Ritterſchaft mach' ich mich anheiſchig, das was ich geſprochen habe, Arm gegen Arm, dir zu beweiſen.

Mowbray.

Ich heb' ihn auf, und bey dieſem Schwerdt ſchwör' ich, deſſen ſanfter Schlag die Ritterſchaft auf meine Schulter legte; daß ich dir mit Speer und Schwerdt, noch ritterlichem Brauch und Sitte antworten will, und wenn ich mein Pferd beſteige, möge ich nicht geſund wieder abſteigen, wofern ich ein Verräther bin, oder für eine ungerechte Sache kämpfe!

Das Brüllen des Löwen ist ein grober unartikulirter Laut, der etwas hohles hat, wie der Schall eines Sprachrohres. Er ist ein Mittellaut zwischen U und O, und scheint aus der Erde zu kommen. Der Löwe ist ohngeachtet seiner Stärke feig, greift nie als bey Nachtzeit und aus dem Hinterhalte an, und läßt sich leicht verjagen. Ihre Stärke ist ausserordentlich. Man hat zu Cap einen Löwen ein Rind im Maul wie eine Maus wegtragen sehen, und er ist damit über einen breiten Graben gesprungen. Zwey Büffel wehren sich gegen einen Löwen. Ein Reisender hat eine Büffelkuh gesehen, die mit ihrem Kalbe einen Fluß zum Rückhalte hatte, und sich eine Zeitlang gegen fünf Löwen vertheidigte, die sie umringt und es nicht gewagt haben sie anzugreifen. Zwölf bis sechzehn Hunde sind auf offnem Felde Meister von einem Löwen.

Im Lande Quammedacka schoß der V. die schönste Gazelle, welche die Kolonisten Springbock nennen. Diese Thiere gehn in Heerden zu vielen Tausenden. Es ist die Gazelle des hohen Liedes, und der Pygargus des Plinius und Juvenalis. Hier schossen auch die Hottentotten zwey Rhinoceros mit zwey Hörnern. Die Haut hat gar keine von den grosen Falten der Asiatischen. Sie war auf dem Rücken $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, auf den Seiten aber etwas dicker, obgleich weniger fest und dicht. Die Oberfläche war rauch

rauch und ſchroff wie bey den Elefanten. Der Farbe nach war ſie aſchgrau, auſſer am Unterleibe, wo ſie weniger dick, faſt ganz eben, und von faſt gleicher Farbe wie Menſchenhaut war. Das hintere Horn war nur abgenutzt, das vordere nicht. Die Hottentotten behaupten, daß es auch das hintere nur zum Ausgraben der Wurzeln brauche, und das vordere oder groſse Horn alsdenn zur Seite beugen könne. Sie ſind ſo beweglich, daß man ſehen und hören kann, wie das Thier ſie hin und her ſchleudert und an einander ſchlägt.

Die Eingeweide gleichen am meiſten denen vom Pferde. Es gehört alſo nicht zu den wiederkäuenden, ſondern zu denen, die Schmalz oder Fett, nicht aber Talg haben. Der Magen war wie bey dem Menſchen und Schweine.

Der V. hatte Gelegenheit ein Gnu-Kalb zu ſeciren, und fand daß es mehr mit dem Eingeweide andrer Antilopen als des Ochſens, keinesweges aber mit den Eingeweiden des Pferdes übereinſtimmt.

Die Jagd nach dem Hippopotamus in Hinterbruyntjeshöhe lief nicht ſo glücklich ab. Das Einhorn, dies ſonderbare Thier mit einem Horn vor der Stirn, ſoll von einigen Hottentotten auf der ſenkrecht herabgehenden Seite eines Steinfelſens in ihren Landen eingegraben oder darauf abgezeichnet gefunden worden ſeyn, wiewohl völlig auf die unge-

geſtalte und nachläſſige Art, wie man es von einem ſo rohen und unausgebildeten Volke erwarten kann. Der V. hat dieſe Nachricht aus dem Munde des Jakob Koch, eines aufmerkſamen Landbauers am Seekuhfluſſe. Die Chineſiſchen Hottentotten haben ihm geſagt: daß jene Zeichnungen ein Thier vorſtellen, das beynahe den Pferden, worauf er mit ſeinen Leuten reite, gleich komme, zugleich aber ein gerades Horn vor der Stirn habe. Sie haben noch hinzugeſetzt: daß dieſe einhörnichte Thiere ſelten wären, übrigens aber viele Geſchwindigkeit im Laufſen und viel Bosheit zeigten; auch, daß man es der Gefahr wege ſelten wage ſie anzugreiffen, oder ſich vor ihnen auf freyem Felde ſehen zu laſſen: ſondern auf einen hohen Steinfelſen klettern, und daſelbſt Lärm und Geräuſch machen müſſe; indem man wiſſe, daß dies Thier ſehr neugierig ſey, und ſich dadurch herbeylocken laſſe, da man es dann mit vergifteten Pfeilen ohne Gefahr tödten könne. Nach der Einfalt der Hottentotten darf man wohl nicht ſchließen, daß ſie fähig wären dergleichen Geſchöpfe, die nicht vorhanden ſind, zu erdichten, und noch dazu die Art ſie zu jagen, umſtändlich anzugeben. Die Vermuthung, daß die Thiere noch in Aethiopien exiſtiren, wird durch eine Stelle aus dem Ramuſio beſtätigt, wo Barthema erzählt, daß ſie die Reiſenden in den Tempel zu Mecca in einem zugemauerten Hofe zwey lebendige Einhörner geſehen, wovon das größere ein

Horn

Horn von drey Ellen, und das kleinere eins von vier Spannen auf der Stirne gehabt hätten.

Die Kaffern beſchäftigen ſich nicht mit der Schaafzucht ſondern blos mit der Hornvieh-zucht. Ihre Häuſer ſind klein, viereckigt, von Reiſern zuſammengeflochten und mit Leimen und Kühmiſt bedeckt. Sie haben Schilde von ausgeſpanntem Sohlleder, und Haſſagain und Wurfſpieſe. Die Würde ihrer Oberhäupter iſt erblich. Sie bekriegen einander häufſig, und tödten ihre Gefangene.

Hinterbruntjeshöhe iſt der nördlichſte Theil der Colonien, die der V. beſucht hat, und auch der ſchönſte. Er hat eine mehr wieſenähnliche Grüne als man ſonſt in dieſem Lande gewohnt iſt, welche durch den Schatten der dornigten Milſine-Pflanze begünſtigt, und durch ihre viele gelben Blumen noch erhöhet wird. Die viele prächtigen Frühlingslilien und ein beſonders bluthrothes paraſitiſches Gewächs, das der V. in der Abhandlung der Stockholmer Akademie der Wiſſenſchaften 1776. beſchrieben hat, und welches auf der gräſreichern und grünern Flur hervorſticht, tragen zur Zeit ihrer Blüthe zur Verſchönerung eines ſo reitzenden Anblicks vieles bey. An den Ufern eines kleinen fiſchreichen Fluſſes ſieht man Ackerland, und hier und da angelegte und mit Waſſerleitungen verſehene Baum- und Kohlgärten, die klein ſind, aber mit der Zeit viel verſprechen.

An dem groſsen Fiſchfluſſe ſahe der V. groſse und von ſehr groſsen Steinen zuſammengelegte Steinhaufen. Sie waren 3, 4, bis 4½ Schuh hoch, und die Grundfläche hatte 6, 8, 10 Fuſs im Durchmeſſer. Sie ſtanden 10, 20, 50, 200 und mehr Schritte von einander, aber allezeit zwiſchen zwey gewiſſen Windſtrichen, folglich in geraden und unter einander allezeit parallellaufenden Linien. Man trug ſich hier mit einem unbeſtimmten Gerüchte: daſs ein Bauer irgendwo nicht weit von der Kambeboſilen Gegend alte Trümmern von gehauenen Steinen gefunden habe. Dieſes ſollte mit der Zeit von Hrn. Gordon, der jetzt Mitglied von der Capſchen Regierung iſt, unterſucht werden.

Der V. iſt nicht ſo glücklich geweſen einen alten Hippopotamus zu tödten. Ein Kalb hat er aber anatomirt, gegeſſen und beſchrieben. Dem Könige von Schweden hat er eine geräucherte Hippopotamus-Zunge mitgebracht, die köſtlich ſeyn ſoll, von 2 Schuh und 2 Zoll lag. Von hier aus traten unſre Reiſenden die Rückreiſe nach dem Cap an; und da die Beſchreibungen der Thiere nichts weiters unbekanntes oder Neues enthalten, ſchlieſsen wir hiermit dieſen Auszug.

II.

Beſchluß des kleinen Romans, Moriz.

Neuntes Capitel.

Hypochondrie.

Ich hatte kaum fünf Minuten unter den Bäumen geſeſſen, als ich ein Geräuſche neben mir hörte. Ich ſah auf, und vor mir ſtand ein Mann, der mich mit ſtierem ſtarrem Blicke unverwandt anſah. Sein Kopf hieng weit über den Rumpf heraus, und überhaupt beſchrieb ſeine ganze Figur ein S. Ein kleines dreyſpitziges Hütchen deckte die halbe Scheitel und die ganze Stirne, und ruhete auf einer Naſe, welche volle drey Linien über den Mund herüber hieng. Sein Kinn ſaß ſehr hoch und berührte die äuſſerſte Spitze der Naſe. Ein rundes Stutzperückchen ſtand eine gute Hand breit vom Nacken ab, und rund herum ſah ein dünnes greiſes Haar hervor. Dazu ein gelbblaſſes, eingefallenes Geſicht, auf welchem eine tiefe Falte über der andern lag. Ueberhaupt ſchien es, als wenn nur eine dünne Haut über ſeine Backenknochen ſtraff angeſpannt wäre. Er trug einen kahlen ſchwarzen Rock, der ihm bis an die Kniekehle reichte, und von oben herab bis unten feſt zuge-

knöpft war. Seine Knieſcheibe ſchien durch Gicht oder Abzehrung unbeweglich geworden zu ſeyn; denn Schenkel und Wade beſchrieben ſo ziemlich einen Triangel.

„Weß Landes? „ — hub er an.

Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Aus Judäa oder aus Samaria? „ fuhr er fort.

Ich ſah' ihn mit groſſen Augen an. Sein ſtarrer Blick machte mir Angſt. Auf einmal ſchien es, als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte. Seine Mine heiterte ſich etwas auf. Er nahm mich bey der Hand, und fragte mich mit einer unendlich ſanften Modulation der Stimme, die mich bis zu Thränen rührte: Kind, du fürchteſt dich vor mir — ich bin ein armer, elender Mann — ich thue dir nichts. Ach! ich kann dir nichts thun! Sieh hier, dieſe dürre verwelkte Hand, ſie kann kaum dies leichte Stöckchen heben — befürchte nichts, Kind! — Nein, du haſt nichts zu befürchten.

Bey dieſen Worten ſetzt' er ſich zu mir und nahm mich ſanft bey der Hand.

Ich bin ſehr lange krank geweſen, Kind, fuhr er fort, heute bin ich zum erſtenmal wieder ausgegangen. Ich habe an der Hypochondrie laboriert. Ein ſchreckliches Malum, mein Kind! ein ſehr ſchreckliches Malum! Kennſt du es?

Ich ſah ihn befremdend an und ſchüttelte den Kopf.

Du kennſt es nicht? (fuhr er wie in Hitze fort) Wenn du ſtill und trübſinnig, mit krummem Rücken, zur Erde geſchlagenem Blick, über Stock und Stein, Sümpfe, Moore und Bäche, durch Wälder und Sandpfützen hinſchleichſt; mit jedem alten Weibe, das dir begegnet, zuſammenläufſt; wenn ſie zur Rechten ausweicht, rechts ſpringſt; wenn ſie zur Linken ausweicht, links ſpringſt; und wieder rechts und wieder links, und dich abarbeiteſt, um ihr nicht vor den Kopf zu rennen: wenn mitten unter dieſem Beſtreben von ihr loszukommen, dem alten Weibe knall und fall ein ſpitziger Schnabel aus Maul wächſt, womit ſie dir in die Bruſt pickt, die Haut abſchählet, und endlich zwiſchen die obern Rippen durchfährt und dir am Herzen zu nagen anfängt — wenn dirs dann grün und gelb und feuerfarb und himmelblau und rabenſchwarz vor den Augen wird; wenn ſich dann alle dieſe Farben zuſammen miſchen, und in Kugeln oder Schlangengewinden, oder Meereswogen vor deinem Blick umherrollen; wenn es dicke Nacht in allen deinen Sinnen wird; Gewitterwolken ſich über dein Haupt zuſammenziehn, und Sturm tobt und tauſend Donner brüllen und Blitz auf Blitz dir zickzack durch das Gehirn fährt — Wenn mitten in dieſem ſchreklichem Gewirre eine eherne, glühende Pfanne aus dem Boden heraufſteigt, Teufelslarven, Schlangen, Löwen und Rieſen um ſie her tanzen, Feuer anlegen und es anſchüren, daß die Lohe himmelan

ſprüht;

ſprüht; wenn dich' dann eine der ſchrecklichſten Geſtalten, beym linken Fuß packt, und dich in die glühende Pfanne ſchleudert, daß das ſiedende Oel rauſchend, ziſchend und raſcheind über dich zuſammenſchlägt und aufbrauſt; wenn du in dem Augenblicke, da du glaubſt daß ſich Feuerſtröme in jede deiner innerſten Fibern hineinfreſſen werden, urplötzlich auf einer blühenden Wieſe liegſt, wo Nachtigallen dein Ohr letzen; wo Wohlgerüche und kühlende Balſamdüfte eine herzerhebende Linderung durch dein ganzes Weſen gieſſen; Mädchen in Engelsgeſtalt, in weiſſem luftigen Gewand vor deinem trunknen Blick einherſchweben; wenn du raſch aufſpringſt, voll Sehnſucht eine dieſer Huldgöttinnen zu umarmen; wenn ſie flieht, du ſie einholſt, ſie umarmſt, deinen Mund feſt auf den ihrigen drückſt; wenn dein Herz an ihrem Buſen pocht; wenn du mit mattem, in Liebe ſchwimmendem Auge aufblickſt, das Mädchen zu ſehen welches Himmel und Erde vor deinem Blicke ſchwinden machte — und plötzlich eine ungeheure, von Gift geſchwollene, ſchuppigte Schlange, ſtatt ihrer, feſt in die Arme ſchließeſt, die ihren ſchrecklichen Rachen aufreißt und Peſthauch auf dich einbläßt — wenn du ſolche Erſcheinungen haſt, dann biſt du hypochondriſch!„ — Er ſchwieg ſtill und holte Athem.

Es war eine ſchreckliche Schilderung, welche die Hitze und der bald bebende, bald rauſchende, bald ängſtliche und weinerliche Ton, und ſein lebhaftes Ge-

bähr-

bährdenspiel womit er sie hersagte, mir im äußersten Grade fürchterlich machte.

Jetzt bin ich von diesem Uebel befreyt, setzte er hinzu, und, wie ich hoffe, auf immer. Ich muß mir nur fleissig Motion machen und in Gesellschaft gehen. Das ist das beste Mittel dagegen.

Ich erholte mich nach und nach von meiner Aengstlichkeit und sprach einige Worte mit ihm. Er ließ auch am Ende sein Lieblingsthema, seine Krankheits-Geschichte, fahren; fragte nach meinen Eltern; wie ich hieher gekommen; ꝛc. und da ich Zurückhaltung bey ihm nicht nöthig zu haben glaubte, oder weil Einem Offenherzigkeit in der Jugend so sehr natürlich ist: so entdeckte ich ihm alles, und schloß mit dem Wunsche, wenn ich nur wüßte wo ich die Nacht bleiben sollte.

Du gehst mit mir! sagt' er und wollte aufstehn, fiel aber kraftlos zurück. Ich sprang auf und half ihm auf die Füsse. Wir setzten uns in Bewegung. Mir war immer, als hätt' ich etwas vergessen. Ich sah mich um, und wie ward mir! mein Phylax war nicht da. Ohne meinem Begleiter ein Wort zu sagen, ohne selbst eine lebhafte Idee zu haben von dem was ich thun oder lassen sollte; um meinen Hund zu finden, flog ich davon. Alle funfzig Schritte stand ich still, rief Phylax! und wenn er nicht erschien, so lief ich unter Geschrey der Ungeduld weiter. Endlich fiel mir ein, daß er im Gasthofe zurückgeblieben

seyn

König Richard.

Was iſt es dann, was unſer Vetter den Mowbray bezüchtiget? Es muß etwas Groſſes ſeyn, was uns vermögen kan, dem bloſſen Gedanken einer böſen Geſinnung von ſeiner Seite Plaz zu geben.

Bolingbroke.

Höret was ich ſage, mein Leben ſoll beweiſen, daß es Wahrheit iſt; dieſer Mowbray, ſage ich, hat achttauſend Nobels (*) aufgenommen, unter dem Vorwand Eu. Hoheit Kriegs-Völker damit zu unterhalten, ſolche aber wie ein Verräther und ſchelmiſcher Bube zurük behalten, und für ſich ſelbſt zu lüderlichem Gebrauch angewandt. Ueberdas ſag' ich, und will es durch einen Zweykampf beweiſen, entweder hier, oder anderswo, ſey es bis auf dem äuſerſten Stük Landes, das jemals ein Engländiſches Aug' überſehen hat, daß alle Verräthereyen, die ſeit achtzehn Jahren in dieſem Königreich angezettelt worden, von dieſem treuloſen Mowbray ihren erſten Urſprung genommen haben. Ferner ſag' ich, und will es auf ſeinen ehrloſen Kopf beweiſen, daß er Urſacher der Ermordung des Herzogs von Glocester war; daß er es war, der ſeine leichtgläubige Feinde aufſtiftete, und daß er folglich es war, der wie ein feiger ſchelmiſcher Meuchelmörder ſein unſchuldiges Blut vergoß, welches izt, gleich Abels Blut, aus den ſtummen Gewölben der Erde zu mir um gerechte und ſtrenge Rache ſchreyt.

(*) Eine alte Münze, die an Werth etwas über ſechs Engliſche Schillings betragen haben will.

seyn müsse. Ich stutzte; gieng bald vor- bald rückwärts, bis ich mich endlich, aber mit größter Mühe, entschloß, Phylaren zu lassen wo er wäre, und mich nicht der Gefahr einer Auslieferung auszusetzen. Ueberdies hatte ich das festeste Vertrauen auf seine Spürkunst, und überzeugte mich endlich (weil ich mußte und es wünschte) daß er mich ganz gewiß wieder finden würde.

Der Alte erwartete mich, und fragte nach der Ursache meines plötzlichen Entlaufens. Der ängstliche Mann hatte geglaubt, seine Physiognomie sey mir auf einmal so fürchterlich geworden, und ohngeachtet ich ihm meinen Verlust sehr deutlich erklärte, fragte er mich in der Folge noch zehnmal: ob er denn was Fürchterliches in seinem Gesichte hätte?

Wir kamen an das Ufer der Elbe. Als wir ein paar hundert Schritte an demselben hingegangen waren, ward mein Begleiter auf einmal ängstlich. Nicht wahr, Kind, hub er an und sah starr in den Strom, man hat Beyspiele, daß reißende Ströme plötzlich angeschwollen sind und Land und Leute verschlungen haben?

„Ich habe nichts davon gehört.„

Ja, Kind, fuhr er mit zunehmender Bangigkeit fort, es ist dir sehr oft geschehn. Es kommt von Wolkenbrüchen, mein Sohn, von starken Wolkenbrüchen! (Er sah starr gen Himmel) Sieh einmal die Wolke, Kind! Eine dicke schwarze Wolke! So schwer,

so

ſo langſam! zieht da herauf. Wenn nur nicht — (er beſchleunigte ſeine Schritte) Kind, ſiehſt du nicht die ſchwarze dicke Wolke da? — Sie enthält lauter Waſſer, lauter Waſſer!

Es war ein kleines unbedeutendes Wölkchen, weder ſchwarz, noch ſchwer, noch dicke.

Hörſt du nichts rauſchen? — fuhr er fort — (er ſah ſich angſtvoll nach der Elbe um) ſie tritt über — ſie bricht aus — da kommt ſie hinter uns drein! lauf, lauf!

Und mit den Worten fieng er án zu laufen, als wenn ihm der Strom ſchon auf den Ferſen brauſte. Rette dich, rette dich! rief er Eines Rufens, und lief dabey vogelſchnell feldein. Ich nahm mir mehr Zeit; denn die Elbe blieb wo ſie war. Obgleich er ſich nicht umſahe, verſicherte er mich doch zehnmal in einem Athem, der Strom wäre uns ſchon ſehr nahe. Ich appellirte aus allen Kräften dawider; aber er lief mit jeder Minute ſchneller; und als ich ſah, daß mit Vorſtellungen nichts auszurichten war, lief ich zur Geſellſchaft mit.

Ich weiß nicht wo der ſchwächliche Mann die Kräfte dazu hernahm. Er ließ nicht eher nach bis wir an die P** Vorſtadt kamen. Hier ſetzte er ſich halbohnmächtig auf den Auftritt eines Hauſes nieder, und ſagte: wenn wir nicht ſo auſſerordentlich ſchnell gelaufen wären, hätte uns der reiſſende Strom

ver,

verſchlungen. Ich konnte nicht umhin über den ſonderbaren Mann zu lächeln.

Als er ſich ein wenig erholt hatte giengen wir nach D* hinein. Er, mit der überſtandnen Gefahr beſchäftigt; und ich, mit der Beſorgnis dem Legationsſekretair in die Augen zu fallen, und mit meinem Phylax.

Zehntes Kapitel.

Troſt des Evangeliums.

Er gieng mit mir durch lauter entlegene Gaſſen, die faſt immer an der Stadtmauer fortführten, und ſchien den Anblick der Menſchen eben ſo ſehr zu fliehen als ich. Und das war mir recht. Wir kamen an ein finſtres, gewölbtes Thor das auf eine Brücke führte. Ueber dieſe giengen wir und geriethen in eine ſchmahle, finſtre Gaſſe. Am Ende derſelben ſtand ein Haus, alt, baufällig und verwittert: in dieſes führte er mich hinein. Es fuhr mir eine Art von Schauder durch alle Glieder. Doch beruhigte mich der Gedanke, daß hieher wohl ſchwerlich Nachſetzer ſich verlieren möchten. Wir ſtiegen im Hofe eine ſchmahle, verfallene Treppe hinan, und krochen durch eine niedrige Thür in eine enge, räuchrige Stube, die an Möbeln nichts als einen Pult, einen uralten Lehnſtuhl, und zwey kleine Rohrſtühle, die ſehr abgeſeſſen und wackligt waren, aufzuweiſen hatte. Er

ſetzte

ſetzte ſich nieder und fieng noch einmal von dem Wolkenbruche und der dadurch verurſachten Austretung der Elbe an. Mich ließ er wenig zu Worte kommen, als ich ihm noch einmal verſichern wollte, ſein Schrekken ſey ungegründet geweſen.

Es fieng mich ſehr an zu hungern (Schrecken und Arbeit ſollen gleich hungrig machen;) und doch ſahe ich nicht, daß er Anſtalt machte mir etwas anzubiethen. Endlich ſagt' ichs ihm dreiſt heraus, woran ich litt. Er griff in ſeine Taſche, und holte unter einer Menge Brodkrümchen zwey Dreyer heraus. „An dem Thore, wo wir hereingekommen ſind, wohnt ein Becker, ſagt er, geh und hole für das Geld!„

Ich ſprang fort, fand das Thor glücklich wieder, und den Becker an demſelben. Ich nahm für mein Geld Semmel, und war damit auf dem Wege zu meinem alten Wirth, als mich jemand von hinten bey der Schulter faßte. Ich ſah mich unter Schrecken und Zagen um, und erblickte — meinen Reiſegefährten. Er wunderte ſich ſo ſehr als ich mich, daß wir uns an dieſem entlegenen Theile der Stadt trafen. Ich erzählte ihm, daß mich der Legations-Sekretär verfolgen ließe; daß ich aber ein ſicheres Verſteck bey einem alten hypochondriſchen Manne gefunden habe. Er war begierig den Mann und ſeine Wohnung zu ſehen, und ich nahm ihn nach einigen Weigerungen mit. Unterwegs erzählte er mir, daß er beym Amtmann von der F** Stadt geweſen und ſich einen Logis,

Zettel geholt habe; damit wollt' er zu dem Wirthshause, von wo ich entlaufen, zurückgehen. Er kam nicht weiter als bis an das Haus, wo mein Alter wohnte, und nahm plötzlich Abschied. „Es sey genug, sagt' er, daß er wisse, wo ich mich befände, er würde eher wieder da seyn, als ichs vermuthete. — Ich band ihm noch meinen Phylax aufs Gewissen, und bat ihn, mir denselben am folgenden Morgen zu bringen. Er versprachs, und gieng mit einer bedenklichen Mine fort, die mir, wie ich nachher einsah, mehr hätte auffallen sollen.

Als ich zu meinem Alten in die Stube trat, reichte er mir die Bibel. „Lies mir dies Evangelium — sagte er — zu meiner Beruhigung und Trost!„ Ich sah ihn befremdend an und biß in meine Semmel, um anzudeuten, daß mich hungere. Aber er verstand es nicht; nahm mir aus der einen Hand die Semmel, und steckte mir in die andre die Bibel. Ich laß, indem ich von Zeit zu Zeit in meine Semmel biß, die bey mir lag: Lasset die Kindlein zu mir kommen ꝛc.

Alle Züge des alten Mannes wurden lebendig und heiter. Siehst du, Kind, rief er schluchsend, in dem Evangelio steckt ein Trost, auf welchen sichs besser schläft, als auf gewonnene Schlachten. Daß ich dich mitgenommen habe; daß ich dir Essen und Nachtlager gebe — diese uneigennützige Bereitwilligkeit, dir zu dienen, verschaft mir den süssen Trost, der in dem Evangelio allen denen versprochen ist, die Kinder lieb haben.

haben. Und nun ſchlaf wohl! Ich mag nicht eſſen, nicht trinken. Ich will die himmliſchen Empfindungen die mich jetzt beſeelen nicht unterbrechen. Schlaf wohl!

Mit dieſen Worten öfnete er eine Seitenthür, die in eine finſtre Kammer führte, warf ſich in vollem Zeuge aufs Bette, und ſchnarchte bald darauf von ganzem Herzen.

Nun war ich mir ſelbſt und meinen Beobachtungen überlaſſen. Die letztern peinigten mich nicht ſehr, ſo lange meine Semmel vorhielt: und ſobald dieſe gegeſſen war, fand ſich die Müdigkeit ein, welche die Verdauung ankündigt, und hielt alle traurige Vorſtellungen ſo ſehr von mir ab, daß ich in einigen Minuten auf meines Wirthes Lehnſtuhl ruhig einſchlief.

Eilftes Kapitel.

Wie man nach der Baſtille abgeholt wird.

Ein ſtarkes Gepolter ſchreckte mich auf. In meiner Schlaftrunkenheit kam es mir vor, als ob das ganze Haus über mich zuſammenſtürze. Die Finſterniß vermehrte meinen Schrecken. Ich war im Begriffe meinen alten Wirth zu rufen, als meine Angſt in Todesfurcht überging: denn es traten drey Männer in groſſen blauen Mänteln herein, deren einer eine Laterne trug. Zwey kamen ſtillſchweigend auf mich zu. Der eine nahm mich bey den Schultern, der andre bey den Füſſen. Ich wollte ſchreyen

und vermocht' es nicht. Sie trugen mich die Treppe hinunter — immer noch ohne eine Sylbe zu reden. Erſt unten im Hofe bekam ich Kräfte aus vollem Halſe einen Schrey zu thun. Sogleich hörte ich des Alten Stimme. Ich bat ihn um Gottes willen mir zu helfen, mich zu retten; man wolle mich umbringen. Aber die fürchterlichen Männer lieſen ſich durch mein Geſchrey nicht irre machen. Sie trugen mich durch das Haus, und als Wirth und Wirthin herzuſtürzten, um zu ſehen was es gäbe! ſagte ihnen der Mann mit der Laterne einige Worte, womit ſie ſich beruhigten und lächelnd in ihre Stube zurückgiengen.

Man legte mich in eine Kutſche, die um und um zugemacht war. Die beyden groſſen Männer, dicht in ihre Mäntel verhüllt, ſetzten ſich zu mir und ſagten zu dem mit der Laterne: wenn der Alte käme, ſollte er ihn zurückhalten. Und nun giengs fort.

Ich ſaß in ſtummer Betäubung zwiſchen ihnen, und wenn ich unter Zittern und Beben fragte, wohin ſie mich brächten? oder, was ich begangen hätte? riefen ſie: Halts Maul! oder: wie die Arbeit, ſo der Lohn.

Alle Schrecken, die ich von dem Augenblicke an, wo mir Malchens Mama die Schelle gab, bis zu dem fürchterlichen Vorfall auf dem Heuboden und im Wirthshauſe, empfunden, waren nichts gegen dieſen. Ich erbebte durch alle Glieder und ſchnappte ängſtlich nach Luft.

Endlich hielt der Wagen still. Man trug mich heraus, wie man mich hineingetragen hatte. Ein altes Weib öfnete eine Seitenthür. Man legte mich auf ein Bette, und einer von den Blaumänteln sagte: morgen siehst du mich wieder! Sie schlossen die Thür ab, und ließen mich in dem finstern Zimmer allein.

Bald wollte ich schreyen, daß die halbe Stadt mich hörte; bald aufspringen und mit Füßen und Händen gegen die Thür donnern. Aber zu beyden Stücken fehlte mir Muth und Kraft. Besorgnis und Angst nahmen ihren alten Platz wieder ein, und brachen sich in einem Thränenguß, der rund umher wo mein Kopf lag, das Bette benetzte. Doch erlagen sie nachher einem Schlafe, der zwar von den fürchterlichsten Träumen unterbrochen ward, aber dennoch bis gegen den Morgen dauerte; der sich durch einige Sonnenstrahlen, die durch die Ritze der Fensterladen hereinfielen, mir ankündigte.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Blaumantel, setzte Thee und Semmel hin, gieng wieder ohne ein Wort zu reden, und schloß die Thür hinter sich zu. Ich hoffte jeden Augenblick, daß man die Laden öfnen würde, aber vergebens. Ich trank meinen Thee und aß dazu. Meine Furcht gieng endlich in starre Hartherzigkeit über, die alles, sey's auch das Aergste, was man über mich verhängte, ausdauren wollte.

Nach ein Paar Stunden erschien der Blaumantel wieder und brachte noch einen Mann mit sich. Letz-

irer sollte mir das Maas nehmen zu Rock, Weste und Beinkleider; er meynte aber: bey der Finsterniß könne er nicht sehen. „Seht, wie Ihrs macht — sagte der Blaumantel — so ein Böswicht muß weder Tages- noch Talg-Licht sehn!„ Sie lachten über dieses witzige Wortspiel von ganzem Herzen. Mir wars nicht möglich. Doch weis ich nicht, wie es kam, meine Aengstlichkeit nahm dadurch um einen großen Theil ab.

Der Schneider protestirte noch einmal, daß er in Finstern nicht sehen könne, und nun lief der Blaumantel und holte Licht. Jetzt riß sich wieder ein groſses Stück Furcht von meinem Herzen loß, denn ich sah' mich in einem Zimmer, das mit Tapeten ausgeschlagen, und mit groſsen Spiegeln und prächtig eingefaßten Gemählden geziert war. Und nun that das gar keinen Effect, was sie von der neuesten Mode im Zuchthause zu W** sprachen, und von dem Willkommen der daselbst den Züchtlingen gegeben wird. Ich konnte an den Fingern abzählen, daß man einen Züchtling nicht in ein so prächtiges Zimmer sperrt und mit Thee und weisser Semmel regalirt.

Als der Schneider fertig war, gieng er mit dem Kerkermeister fort und versprach in wenig Tagen des Züchtlings Kleider zu liefern, die eine Seite grau, die andere gelb, wie sie im Zuchthause zu W** gekleidet würden. Wenn mir diese letztere Aeusserung hätte Furcht machen können, so wäre sie ganz gewiß

fünf Minuten darauf völlig erſtickt worden, denn der Blaumantel brachte mir ein Mittagseſſen von einer Schmackhaftigkeit, daß ich glaubte, es ſey aus Marthens Küche geſtohlen.

Am Abend geſchah ein gleiches. Ich ſchlief viel ruhiger als die vorige Nacht, und der Thee ſchmeckte mir den folgenden Morgen auch weit beſſer als geſtern; eben ſo das Mittag- und Abendeſſen. Ich vergaß daß ich Gefangener war und in Finſterniß leben mußte, und bemengte mich nicht mehr mit ſchrekklichen Vermuthungen über das, was da kommen würde.

Den dritten Abend öfnete ſich die Thür —

Zwölftes Kapitel.

Schluß.

Und es trat herein der Schneider im Gefolge des Blaumantels, der ein Licht trug. Jener warf ſein Bündel auf den Tiſch, nahm mich herzu und zog mich bis aufs Hemde aus. Ich zitterte in banger Erwartung. Er probirte mir Rock, Weſte und Beinkleider an, fand ſie nach ſeinem Geſchmacke, zierlich und fein geſchnitten und gearbeitet, gratulirte mir dazu, und gieng ab.

Ihm folgte ein Laquais, der mich wieder auszog, mir einen Pudermantel überhieng, friſirte und puderte, ein weiſſes Hemd, ſeidene Strümpfe, neue Schuhe (die mir ein wenig zu weit waren) anzog,

ſchreyt. Und, bey dem glorreichen Werth dieſes Bluts, das in meinen eignen Adern fließt, dieſer Arm ſoll es vollziehen, oder dieſes Leben ſoll aufgeopfert werden.

König Richard.

Was ſagſt du hiezu, Thomas von Norfolk?

Mowbray.

O möchte mein Gebietender Herr ſein Angeſicht wenden, und ſeinem Ohr einen Augenblik taub zu ſeyn befehlen, bis ich dieſem Schandfleck' ſeines Bluts geſagt habe, wie ſehr Gott und Menſchen einen ſo ſchändlichen Lügner haſſen.

König Richard.

Mowbray, unſre Augen und Ohren ſind ohne Partheylichkeit; wär' er unſer Bruder, ja wär' er der Erbe unſers Reichs, wie er nur unſers Vaters Bruders-Sohn iſt, dennoch ſollte, ich ſchwör' es bey der Majeſtät meines Scepters, eine ſo nahe Verwandtſchaft mit unſerm geheiligten Blut ihm nicht das geringſte Vorrecht geben, noch die unbiegſame Feſtigkeit unſrer aufrichtigen Seele partheyiſch machen. Er iſt unſer Unterthan, Mowbray, wie du; rede frey und ungeſcheut, ich erlaub' es dir.

Mowbray.

So ſag ich dann, Bolingbroke, in deinen verläumderiſchen Hals hinein, du lügſt! Drey Theile von der Summe, die ich für Calais erhielt, bezahlte ich an Sr. Hoheit

Kriegs-

einen Federhuth aufſetzte, und das neue Kleid wieder anhalf.

Ich ſtaunte und ſtutzte mich an. Aber er ließ mir nicht Zeit meiner Verwunderung nachzuhängen. er nahm mich bey der Hand, führte mich eine Treppe hinan, huſtete — und auf einmal flog eine Doppelthür auf, und ich ſtand in einem großen prächtig erleuchteten Saale, in deſſen Hintergrunde ich eine Gruppe von Herren und Damen ſah, die alle ihre Blicke auf mich richteten.

Ich ſtand wie verſteinert. Es war mir als ſäh ich in einen Guckkaſten. Ich wußte nicht, ob ich ſtehen bleiben, oder vorrücken, ob ich mich freuen oder erſchrecken ſollte.

„Tritt näher, gottloſer Schelm!„ rief eine Stimme, und wer konnt es anders ſeyn als Papa? Ich trat näher; er kam mir entgegen. „Beſter Papa!„ begann ich ſchluchzend und nahm ſeine Hand. „Ich bin dein Papa geweſen!„ — unterbrach er mich, nahm mich bey der Hand und führte mich zu einem Herrn der mit einer Dame auf der Seite ſtand und mir den Rücken zukehrte. Er drehete ſich um — es war der Legations-Sekretär. „Mein Sohn, rief er, mein beſter Sohn, komm an meine Bruſt!„ Er ſchloß mich zärtlich in ſeine Arme. Ich weinte laut. „Mein Moriz — rief eine Stimme von der andern Seite — mein Sohn!„ Die Dame umſchlang mich, hob mich auf und drückte mich an ihre Bruſt. Papa Ernſt

gab ſich alle Mühe zu lachen; konnte aber vor Thränen nicht dazukommen. „Ich bin nicht dein Papa geweſen, ſagte er: hier (auf den Legations-Sekretär zeigend) das iſt dein Papa, und hier (er winkte auf die Dame) das iſt deine Mama. „Und Ihr haſt du's zu danken, ſagte mein Vater, daß du drey Tage früher aus deinem Gefängnis erlöſet worden biſt! „Ich wollte ihre Hand küſſen; aber ſie zog mich ſanft zu ſich und drückte mich an ihr pochendes Herz. „Moritz, ſagte Papa Ernſt, und hob die rechte Hand in die Höhe, einem ſolchen Vater und einer ſolchen Mutter wollteſt du entlaufen! „

Ich war auſſer mir vor Angſt und Freude. Die Umſtehenden lächelten gerührt.

Erhole dich, Kind! — ſagte meine Mutter — und führte mich zu einer Seitenthür — wir wollen ein wenig abtreten, du ſollſt mir erzählen, wie dir's auf deiner Reiſe ergangen iſt.

Sie öfnete die Thür.

„Da iſt er, da iſt er! „ rief ein Mädchen, und hüpfte mir entgegen — Ich ſahe ſie an, und ſiehe da — Fräulein Louiſe! „Du reiſender Handwerksburſche! „ rief ſie, und riß mich in die Mitte des Zimmers. Ihre Eltern kamen herbey und umarmten mich. Malchen ſtand von ferne am Fenſter und mahlte an den Scheiben. „Nun, Malchen, rief ihr Vater, willſt du nicht näher? Sie kam ganz langſam herzu, und als ich ſie bey der Hand nahm, ſah

ſie nach dem Morgen, und ich nach dem Abend. „Freut Ihr euch nicht?„ Malchen weinte, und ich weinte.

„Ach, gebehrdet Euch nicht ſo närriſch, Kinder! „ ſagte Malchens Papa — und ſchob uns in den groſſen Saal zurück. Mein Vater kam mir entgegen und ſagte: Du haſt nun alle alte Bekannte geſehen, nun muß ich Dir noch zwey vorſtellen. Er führte mich in die Küche und Martha trat mir entgegen. Sie konnte vor Schluchſen kaum reden, umarmte und küßte mich, und ſtotterte die Verſicherung dabey! dies ſey der erſte und letzte Kuß, welchen ſie nach Abſterben ihres ewiggeliebten letzten Bräutigams einer Mannsperſon gegeben.

Unterdeſſen öfnete mein Vater eine Seitenthür, und herausſprang — Phylax. Ich riß mich von Marthen loß, und ihm entgegen. Er that ganz ſpröde; gieng um mich herum und beſchnupperte mich. Ich redete ihn an, und nun ſprang er und ich hüpfte.

Mein Vater verließ uns, vermuthlich, damit ich mich ein wenig erhole, oder weil es ſich für Marthen beſſer ſchickte über das was vorgieng, Auskunft zu geben. Und ſie feyerte auch nicht lange. In weniger als fünf Minuten wuſte ich: daß mein Vater und Mutter heute Hochzeit machten, nachdem mein Großvater, der ſich ihrer Verbindung bis daher widerſetzt, geſtorben, und meine Mutter als Meiſterin ihres Willens zurückgelaſſen habe. Papa Ernſt ſey nur mein

Pfleger

Pflegepapa geweſen, und ſie (wie ſie mir deutlich zu verſtehen gab) meine Pflegemama. Der gnädige Herr (Malchens Papa) ſey mit der ganzen Familie (Fink und den jungen Herrn ausgenommen, die den Tag vor der Abreiſe plötzlich krank geworden) und mit Papa und ihr in zwey Reiſewagen nach D** abgeholt worden. Man ſey mir ſchon am zweyten Tage meiner Flucht auf der Spur geweſen; habe mich aber nicht finden können, bis ein Gaſtwirth vor der Stadt meinem Vater Nachricht gegeben, daß ich mich bey ihm befände. Weil ich ihm aber wieder entlaufen, ſey man von neuem in Angſt gerathen: bis endlich mein Reiſegefährte ſelbſt gekommen und meinen Aufenthalt angezeigt habe. Zur Strafe für meinen Leichtſinn habe man mich eingeſperrt u. ſ. w. Mein alter Wirth ſey ein verrückter Kandidat der Theologie, der unter dem Nahmen Magiſter Stapps in D** bekannt ſey. Mein Vater habe ihn neu gekleidet und ihm Geld gegeben, mit dem Verſprechen einer jährlichen Penſion von 50 Rſl. Den Bedienten, meinen Reiſegefährten, habe er in ſeine Dienſte genommen, und Phylax ſey mit ihm aus dem Gaſthofe hieher gekommen.

Jetzt kam mein Vater, und führte mich in den Saal zurück. Wie glücklich ich mich fühlte! aber es dauerte lange, eh' ich mich völlig überzeugen konnte daß das Alles kein Traum ſey.

Nachschrift.

Jetzt noch, da ich als ein ausgewachsener Mann die Schilderung dieser kleinen Auftritte meines Lebens vollendet habe, fühle ich mich in jene glückliche Jugendzeit zurückgesetzt. Ich hatte nach der Zeit noch viel mehr verwickeltere Schicksale, die sich nicht so gut endigten. Vielleicht, daß ich sie einmal zum Besten gebe — Mein Mädchen sitzt hier neben mir am Pult, und meynt ich sollte es nicht thun, weil ihrer zu oft darin gedacht werden müßte. Was meynt das Publikum? *)

S.

III.

Die Aeronauten.

(Fortgesetzt v. S. 96 des vorigen Monats.)

Herr Pivan de la Foreſt, Königlicher Procurator zu Pontoiſe, der den Flug der Herren Charles und Robert

*) So viel ich Gelegenheit gehabt hatte zu bemerken, sind die meisten Stimmen dem V. günstig. Es ist nicht zu miskennen, daß er sehr viel Anlage hat, sich in diesem zeither so stark aber meistens schlecht bearbeiteten Fache vorstehende Verdienste zu erwerben. Nur wünschte ich ihm, neben dem Studio **des Menschen**, welches er bereits mit gutem Erfolge getrieben zu haben scheint, auch ein fleißigeres Studium der **Sprache**, und mehr Aufmerksamkeit auf den **Styl** empfehlen zu können.

Robert am 1. December v. J. auf dem Kirchthurme von St. Maclou daſelbſt, anderhalb Stunden lang mit einem Dollondiſchen Fernglaſe beobachtete, ſpricht davon in einem, noch am ſelbigen Abend, an die V. des Journ. v. Paris abgelaſſenen Schreiben mit einem Vergnügen, das bey einem Aſtronomen, der die Bahn des neuentdeckten Planets beobachtet, nicht lebhafter ſeyn kann. Ich geſtehe daß ich kein Augenzeuge zu ſeyn brauche, um mich ganz an ſeinen Platz zu ſetzen.

In einer Art von Luft-Fahrzeug, deſſen bloſſe Möglichkeit behaupten zu hören, nur ſechs Monate zuvor jeden großen und kleinen Naturforſcher lächeln gemacht hätte — durch ein Mittel, deſſen Anwendung zu dieſem Zwecke Herr Cavallo ſelbſt, der erſte, der im Jahr 1781 Seifenblaſen mit brennbarer Luft gefüllt ſteigen ſah, nach allerley fruchtloſen Verſuchen, gänzlich aufgegeben hatte — zwey neue Prometheen, die das Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Combinationen, bey einer Unternehmung wovor jedem in den Geheimniſſen der Natur Uneingeweyhten die Sinne vergehen, nicht einmal denken läßt daß ſie ihr Leben dabey wagen, mit der Geſchwindigkeit einer vom Winde getriebenen Wolke hoch in den Lüften daherſchwimmen zu ſehen — ein ſo großes, ſo wunderbares, ſo ſchauerliches, ſo einziges Schauſpiel, muß in ſeiner erſten Neuheit, da es alle Springfedern der Imagination

und

und des Herzens zugleich ſpielen macht, und alle Arten von Leidenſchaften, die das Gefühl des Erhabnen in der Seele entzünden kann, in Eine einzige nie zuvor gekannte Empfindung zuſammenſchmilzt, einen Grad von Entzücken hervorbringen, der nur durch das Wonnegefühl desjenigen übertroffen werden konnte, der den Muth hatte einen ſolchen Verſuch zu machen, nachdem er die Talente und Kenntniſſe gehabt hatte, die Mittel dazu zu erfinden.

Ich verlaſſe mich vielleicht zuviel auf die Meynung, daß auch der kälteſte meiner Leſer bey den Gedanken einer ſolchen Scene warm genug werden müße, um alles dies ſo gut zu fühlen als ob er — ein Dichter wäre; und daß man mir alſo nicht verdenken werde, daß ich ein Schauſpiel, das für mich, und (wie mich däucht) für jeden Menſchen der etwas mehr Seele als eine Auſter hat, ſo intereſſant iſt, noch immer nicht verlaſſen kann. Da die Sache würkliche Thatſache iſt, ſo bleibt da auch für die glücklichſte Dichter-Imagination nichts zu vergröſſern noch zu verſchönern übrig. Die Sache ſelbſt iſt das gröſte was Menſchenwitz und Menſchenkunſt jemals ſeit Erfindung der Waſſer-Schiffahrt hervorgebracht haben: ſie übertrift ſogar dieſe an Unbegreiflichkeit, für jeden wenigſtens der beyde als bloßer Naturmenſch betrachtet: und es giebt alſo kein Bild, wodurch die Darſtellung dieſer auſſerordentlichſten aller

Bege-

Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert als vergrö- gröſſert würde.

Wie aber in dem ganzen Umfang der Dinge für den Menſchen doch nichts intereſſanter iſt als — der Menſch, und an der gröſten That, die ein Menſch thun, oder dem erſtaunlichſten was ihm begegnen kann, immer das Gefühl womit er es thut, und die Art, wie er ſich dabey benimmt, für uns das wichtigſte iſt: ſo iſt auch in der Begebenheit vom 1ſten December nichts ſchöner als das wenige, ſo dem Herrn Charles von dem, was in Ihm ſelbſt dabey vorgieng, in der erſten Warme des Gefühls gleichſam entwiſcht iſt. Denn ein Mann, der ſich der Welt in einem ſolchen Lichte gezeigt hat wie er, kann kein Großſprecher ſeyn, und bedarf es auch nicht zu ſeyn. Auch iſt (für ein lauteres Auge wenigſtens) in ſeiner Erzählung kein Wort, das einen ſolchen Argwohn erwecken könnte. Er ſpricht zwar in dem Tone eines Philoſophen dem auch Pindars Grazien *) hold ſind, und dem es natürlich iſt ſich gut auszudrücken: aber zugleich mit der naiven Einfalt der unmittelbar erfahrnen Wahrheit. Ein Mann von Geiſt und Gefühl in ſeiner Lage konnte nicht weniger ſagen.

Als

*) Die Grazien, ohne welche kein Virtuoſo, (σοφὸς) kein Edler noch hervorglänzender Mann wird. Olymp. XIV. v. 9.

Als Hr. Charles nach einer beynahe zweyſtündigen Luftfahrt mit ſeinem Reiſegefährten auf der Wieſe bey Nesle anländete, ließ er ſogleich die Pfarrer und Gerichtsperſonen des Ortes herbeyrufen, um den kurzen Procés-Verbal, den er inzwiſchen aufſezte, zu unterzeichnen. Indem ſprengte eine Gruppe von Reitern in vollem Lauf daher. Es war der Herzog von Chartres, mit dem Hrn. H. von Fitz-James und dem Engländer Hrn. Farrer, die ihnen von Paris aus gefolgt waren. Von mehr als Hundert Perſonen die das nehmliche verſucht hatten, waren dieſe die einzigen die ihnen nachkamen; die andern hatten entweder ihre Pferde zu Schanden geritten, oder es in Zeiten aufgegeben. Hr. Charles erzählte dem Herzog kürzlich einige Umſtände ihrer Reiſe. Aber das iſt noch nicht Alles, Monſeigneur, ſezte er lächelnd hinzu; ich bin im Begriffe wieder abzugehen. — „Wie? wieder abzugehen?„ — Wie Eu. Hoheit ſehen werden. Was noch mehr iſt, wenn wollen Sie daß ich wieder da ſey? — „In einer halben Stunde.„ — Gut, Monſeigneur, es bleibt dabey, in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Befehlen. Hr. Robert ſtieg aus. Der Luftwagen wurde dadurch um 130 Pfund leichter, und 30 Bauern hatten ihre ganze Kraft und Schwehre nöthig ihn auf dem Boden zu erhalten. Hr. Charles, der nur noch 3 bis 4 Pfund Balaſt hatte, verlangte etwas Erde die ihm dafür dienen ſollte. Man lief nach einem Grabſcheit, es blieb aber zu lange

lange aus. Er verlangte Steine, aber es waren keine in der Wiese. Die Sonne war am Untergehen. Hr. Charles überrechnete schnell die möglichste Höhe, wohin ihn die specifische Leichtigkeit von 130 Pfund die er erhalten hatte, führen könnte, und entschloß sich ohne weiteres abzureisen. Er stieg ein; auf ein verabredetes Zeichen, liefen die Bauern alle zugleich von der Maschine ab, und sie schwang sich wie ein Vogel auf. — „In 10 Minuten (sagt Hr. Charles) war ich über 1500 Klafter hoch. Ich konnte auf der Erde nichts mehr unterscheiden, und sah die Natur nur noch in ihren grosen Massen. Gleich anfangs meiner Abfahrt hatte ich mich gegen die Gefahren der Explosion des Globus sicher gestellt, und jetzt schikte ich mich an, die Beobachtungen zu machen die ich mir vorgesetzt hatte. Zuerst, um den Barometer und Thermometer, die am Ende des Wagens befestigt waren, zu beobachten, ohne den Schwehrpunct der Maschine zu verrücken, setzte ich mich in der Mitte auf ein Knie, den einen Fuß und den Leib vorwarts; meine Uhr und ein Papier in der linken Hand, meine Feder und die Luftklappe in der Rechten. Ich versah mich dessen was geschehen würde. Der Globus, der bey meiner Abreise ziemlich schlapp war, schwoll unvermerkt wieder auf. In kurzem strömte die brennbare Luft sehr stark zu der untern Oefnung hinaus. Jezt zog ich von Zeit zu Zeit an der Luftklappe, um ihr zwey Ausgänge zu gleicher Zeit zu verschaffen, und

Kriegs-Völker; das übrige behielt ich mit Einwilligung, für eine Schuld zurük, die ich an meinen König zu fordern hatte, den Rest der beträchtlichen Auslagen die ich machte, da ich lezthin nach Frankreich reißte, die Königin abzuholen. Nun, schluke diese Lüge hinab -- Was Glocesters Tod betrift, so war ich's nicht, der ihn erschlug. Wofern jemand berechtigt seyn sollte, mit einer solchen Beschuldigung wieder mich aufzutreten, so wär' es der ehrenvolle Vater meines Gegners, ihr mein edler Lord von Lancaster; euch stellt' ich zwar hinterlistig nach dem Leben, ein Verbrechen, das noch immer meine reuvolle Seele foltert; aber ich beichtete es, eh ich lezmals das Sacrament empfieng, und ich bet euch so aufrichtig um Verzeihung, daß ich sie erhalten zu haben hoffe. Diß ist mein Vergehen; alles übrige, dessen er mich anklagt, ist der Geifer eines grollsüchtigen, lügenhaften und höchst ausgearteten Verräthers; und zum Zeichen daß ich Muth habe, dieses mit meinem Leben zu beweisen, werf' ich gleichfals mein Pfand vor dieses übermüthigen Verräthers Füße hin, in dem besten Blut, das in seinem Herzen wallt, will ich beweisen, daß ich ein rechtschaffner Edelmann bin; und damit ich nicht lange verziehen müsse, bitte ich Eu. Hoheit herzlichst, den Tag zu unserm Zweykampf anzusezen.

König Richard.

Ergrimmte Edle, laßt euch von euerm Fürsten zähmen; laßt uns diese Galle ohne blutvergiessen ausfuhren; Eure Wuth würde zu tiefe Einschnitte machen, und unsre

Aerzte

ſo fuhr ich, indem ich Luft verlohr, noch immer fort zu ſteigen. Sie drang pfeiffend heraus, und wurde ſichtbar wie ein warmer Dunſt der in einen weit kältern Luftkreis übergeht. Die Urſache dieſes Phänomens iſt ſehr ſimpel. Auf der Erde ſtand der Thermometer auf 7 Grade unter dem Gefrierpunct; in zehn Minuten Aufſteigen war er ſchon 5 Grade tiefer gefallen. Man begreift, daß die eingeſchloßne brennbare Luft nicht Zeit genug gehabt hatte in dasjenige Gleichgewicht, das die Temperatur der äußern Luft erfoderte, zu kommen. Da ſie viel weniger Zeit gebraucht um ſich mit der äuſſern Luft in das Gleichgewicht der Elaſticität als in das Gleichgewicht der Wärme zu ſetzen; ſo mußte ſie nothwendig in größerer Quantität herausdringen, als die bloße größere Subtilität der äuſſern Luft durch ihren mindern Druck zuwegegebracht hätte. Was mich betrift, ſo gieng ich binnen zehn Minuten aus der Milde des Frühlings in den Froſt des Winters über. Die Kälte war lebhaft und trocken, aber nicht unerträglich. Jezt fragte ich ganz ruhig alle meine Empfindungen; ich horchte, ſo zu ſagen, mein Daſeyn, (*je m'ecoutois vivre*) und ich kann verſichern, daß ich im erſten Augenblicke bey dieſem plötzlichen Uebergang zu einem ſo viel höhern Grade von Ausdehnung und Kälte nichts unangenehmes fühlte.„ Wie der Barometer zu fallen aufhörte, bemerkte Hr. Charles mit der größten Genauigkeit 18 Zoll 10 Linien. „Vermöge

einer

einer von dem Hrn. Meunier der Franz. Akademie der Wiſſenſchaften, deren Correſpondent er iſt, mitgetheilten Ausrechnung, befand Hr. Ch. ſich damals in einer Höhe von wenigſtens 1700 Klafter. In wenig Minuten würkte die Kälte ſo ſtark auf ſeine Finger, daß er die Feder kaum länger halten konnte: er hatte ſie auch nicht mehr nöthig; denn anſtatt höher zu ſteigen, hatte die Maſchine nur blos eine horizontale Bewegung. — „Ich richtete mich jezt mitten in dem Wagen auf (ſind ſeine eignen Worte) und überließ mich dem Schauſpiele welches mir die Unermeßlichkeit des Horizontes darſtellte. Bey meiner Abreiſe von der Wieſe war die Sonne für die Einwohner der Thäler untergegangen; aber bald gieng ſie für mich allein wieder auf, und begann noch einmal den Globus und den Wagen mit ihren Strahlen zu vergolden. Ich war nun der einzige beleuchtete Körper im ganzen Geſichtskreiſe, und ich ſahe die ganze übrige Natur in Schatten getaucht. Bald verſchwand auch die Sonne ſelber, und ich hatte das Vergnügen ſie zweymal in Einem Tage untergehn zu ſehen. Ich betrachtete etliche Augenblicke den Luftraum und die Dünſte die aus den Thälern und Flüſſen emporſtiegen. Die Wolken ſchienen aus der Erde herauszudampfen, und mit Beybehaltung ihrer gewöhnlichen Geſtalt ſich über einander her zu wälzen. Nur war ihre Farbe graulicht und einönig, wie es bey dem wenigen durch die Atmoſphäre zerſtreuten Lichte nicht

anders seyn konnte. Der Mond allein beleuchtete sie. Bey seinem Lichte bemerkte ich, daß ich zweymal umlegte, und von wahren Luftströmen wieder zurückgetrieben wurde. Zu verschiedenenmalen kam ich sehr merklich von meiner ersten Richtung ab. Eine Erscheinung, die mich sehr angenehm überraschte, war: daß die Wimpel meiner Flagge der Richtung des Windes folgten, und von diesem Augenblicke faßte ich (vielleicht zu voreilig) die Hofnung, daß es möglich seyn könnte, die Richtung der Aerostatischen Maschine in seine Gewalt zu kommen. — Mitten in dem unbeschreiblichen Entzücken der Contemplation, worin ich in diesen Augenblicken schwebte, wurde ich durch einen ganz ausserordentlichen Schmerz im Innern des rechten Ohres und in den Drüsen der Kinnbacken zu mir selbst gebracht. Ich schrieb diese Empfindung eben sowohl der Ausdehnung der in dem zellförmigen Gewebe des Organismus enthaltnen Luft als der Kälte der äussern Luft zu. Ich war nur in Weste und mit bloßem Haupte. Ich bedeckte mich mit einer wollenen Mütze die zu meinen Füßen lag; aber der Schmerz verlohr sich nicht eher, als so wie ich der Erde wieder nahe kam. Es waren ungefähr 7 bis 8 Minuten seitdem ich nicht mehr stieg; im Gegentheil machte die Verdickung der brennbaren Luft die noch im Globus war, daß ich zu sinken anfieng. Ich erinnerte mich meines dem Herzog von Chartres gegebenen Wortes, und beschleunigte mein Herabsteigen, indem

indem ich von Zeit zu Zeit die obere Luftklappe zog. In kurzem zeigte mir der beynahe halbleere Globus nur noch die Geſtalt einer Halbkugel. Ich wurde am Walde von La Tour du Lay, einer unbebauten Strecke Landes gewahr, die mir zum Anländen bequem ſchien. In einer Entfernung von zwanzig bis dreyſſig Klafter warf ich eilends noch zwey bis drey Pfund Ballaſt aus, die ich ſorgfältig aufgeſpart hatte; die Maſchine blieb einen Augenblick ſtehen, und ließ ſich ſodann ganz ſanft auf dem nemlichen Platze nieder, den ich mir auserſehen hatte. Ich war über eine Meile von dem Orte der Abreiſe entfernt; weil ich aber in meinem Laufe öfters bald wieder rückwärts bald auf die Seite getrieben wurde: ſo möchte meine ganze Luftfahrt, in gerader Linie, wohl drey Stunden betragen haben. Es waren nun 35 Minuten ſeit meiner Abreiſe; und ſo zuverläßig ſind die Combinationen unſrer Aeroſtatiſchen Maſchine: daß ich 130 Pfund ſpecifiſcher Leichtigkeit nach Belieben verlieren konnte, deren Sparung, welche ebenfalls in meiner Willkühr ſtund, mich wenigſtens noch 24 Stunden in der Luft erhalten hätte.„

Eine Darſtellung der Verfahrungsart des Herrn Charles, die für unſere Leſer und uns ſelbſt nichts dunkeles übrig laſſe, iſt wohl nicht eher zu erwarten, bis er ſelbſt uns mit ſeiner verſprochenen Abhandlung und einer genauern Beſchreibung ſeiner Aeroſtatiſchen Maſchine ins Klare ſetzen wird. Was indeſſen aus den

bisherigen Berichten deutlich erhellet, lauft auf folgende Facta hinaus.

Die ſpecifiſche Leichtigkeit der brennbaren Luft, deren ſich Herr Charles am 1. December zu Ladung ſeines Balles bediente, verhielt ſich zur Atmoſphäriſchen am Gewichte wie 1 zu $\frac{1}{5\frac{1}{2}}$ — Dieſes Verhältnis bleibt in allen Graden der Dilatation beyder Luftarten; und da vermöge deſſelben das Verfahren im Auf- und Abſteigen ſich auf Combinationen, die einer hinlänglich genauen Berechnung fähig ſind, gründet: ſo iſt nicht nur die vollkommne Sicherheit des Hrn. Charles und ſeines Reiſegefährten in einem Elemente, welches vor ihnen nur von geflügelten Weſen mit ſolcher Zuverſicht befahren wurde, begreiflich: ſondern man kann es dem erſten auch wohl glauben, daß er unter andern Umſtänden, vermittelſt gehöriger Sparung der 130 Pfund ſpecifiſcher Leichtigkeit, die er bey ſeinem zweyten Aufſteigen durch Zurückbleiben des Hrn. Robert gewonnen hatte, ſich eben ſo gut 24 Stunden als 35 Minuten lang in der Luft hätte erhalten können.

Alles dieſes findet ſich ganz anders wenn die Maſchine nach der Montgolfieriſchen Weiſe behandelt wird. Der aus brennendem feuchten Stroh und Wolle gezogene Dampf iſt, wie die Verſuche des berühmten Genfiſchen Philoſophen, Hrn. von Sauſſures, beweiſen, ſo weit entfernt ſpecifiſch leichter zu ſeyn als die atmoſphäriſche Luft, daß er vielmehr bey gleicher Temperatur um ein beträchtliches ſchwerer iſt. Das

was alſo den Montgolfieriſchen Ball ſteigen macht, iſt blos das Feuer das dieſen Rauch in die möglichſte Verdünnerung ſetzt. Da er aber, ſobald dieſes aufhörte, ſich wieder condenſiren und ſeine erhaltne ſpecifiſche Leichtigkeit verlieren würde: ſo muß er durch ein beſtändig genährtes Feuer in der Rarefaction erhalten werden, die, mit Hülfe des Stoßes der Flamme, und des Zugs der äußern Luft den die Wärme der Maſchine längs ihrer Seitenwände verurſacht, das Steigen derſelben ganz allein bewürken und ſie eine Zeitlang in der Luft erhalten kann. Wie gefährlich es aber ſeyn müſſe, dreyhundert Klafter hoch in freyer Luft, in einer aus lauter ſehr leicht feuerfangenden Materien zuſammengepappten Maſchine, ein beſtändiges Feuer zu unterhalten; wie ſchwehr oder vielleicht gar unmöglich es ſey, nie über den Grad von Hitze und Ausdehnung, den ſie ertragen kann, hinauszukommen; und wie leicht alſo die Maſchine, zumal auf einer beträchtlichen Luftreiſe, bey einer ſo unſichern Verfahrungsart beſchädiget werden, oder auch (beſonders wenn ſie ſehr groß iſt, und eine Laſt von vielen Centnern mit ſich ſchleppen ſoll, folglich deſtoſtärker geheizt werden muß) gar in Brand gerathen könne: alles dies fällt einem jeden von ſelbſt in die Augen; und es würde, ohne die Moraliſchen Urſachen welche dabey im Spiele ſind, unbegreiflich ſeyn, wie man, ſogar nach den Verſuchen vom 21. November und 1. December, noch eigenſinnig genug ſeyn könne,

die entſchiednen Vorzüge der Verfahrensart des Hrn. Charles zu verkennen, um gegen Vernunft und Erfahrung Recht behalten zu wollen.

Die Maſchine des Hrn. Charles hingegen und die Art wie er ſie behandelt, iſt eben ſo einfach als ſicher. Eine beſtimmte Quantität brennbarer Luft, womit der Ball gefüllt iſt; ein gewiſſes Quantum Ballaſt, vermittelſt deſſen man ſich, nach Erfordernis der Umſtände, in der gehörigen ſpecifiſchen Leichtigkeit erhalten kann; und ein paar Luftklappen, um dem zu ſehr dilatirten Gas den nöthigen Ausgang zu verſchaffen, iſt alles, was erfordert wird, den in ſeiner Neuheit ſo erſtaunlichen, und in ſeinen Urſachen ſo ſimpeln und unfehlbaren Effect hervorzubringen. Die Maſchine konnte nicht eher ſteigen, bis ſie leichter war als das Volumen von Luft, deſſen Platz ſie einnahm; daher mußte ſie im Momente der Abreiſe um einige Pfunde Ballaſt erleichtert werden. Sie ſtieg nun, ſo wie der Druck der atmoſphäriſchen Luft abnahm, und der im Ball eingeſchloßne Gas in Aeuſſerung ſeiner Federkraft weniger Widerſtand erfuhr; und hörte nicht eher auf zu ſteigen, bis er in einer Höhe von 324 bis 325 Klaftern (nach einer auf die barometriſchen Beobachtungen der Luftfahrer gegründeten Ausrechnung des Hrn. Meunier) mit der äuſſern Luft ſich wieder beynahe im Gleichgewichte befand. Ich ſage beynahe: weil die Kunſt in der Luft gleichſam vor Anker zu liegen und eine Zeitlang in völli-

gem

gem Gleichgewichte Station zu halten, eine Sache iſt, die nur durch oft wiederholte Verſuche und eine Menge Beobachtungen, deren Reſultate die Regeln des Verfahrens geben müſſen, gefunden werden kann. Die Maſchine erlitt inzwiſchen einen doppelten Verluſt an Gas: einmal, weil der Ueberzug von Taft, ungeachtet des elaſtiſchen Harzes, womit er gummirt iſt, nicht Dichtigkeit genug hat, das unmerkliche Verfliegen dieſes äuſſerſt flüchtigen Weſens zu verhindern; und dann, weil er durch die Sonnenſtralen, die den Ball eine Stunde lang beſchienen und erwärmten, ſo ſtark ausgedehnt wurde: daß er ſich vermuthlich mit Gewalt einen Ausgang verſchaft hätte, wenn die Einrichtung der Maſchine und die Aufmerkſamkeit des Hrn. Ch. dieſem Zufalle nicht zuvorgekommen wäre. Eine ſolche gewaltſame Exploſion des ſich zu ſehr ausdehnenden Gaſes (welche die Folge von verſchiedenen Urſachen ſeyn kann) ſcheint die einzige, oder doch die gröſte Gefahr zu ſeyn, der dieſe Art in der Luft zu reiſen ausgeſetzt iſt: aber eben deswegen hatte man ſie vorhergeſehen, und, auſſer der Oeffnung des ſogenannten appendix (wodurch der Gas in den Ball gebracht wird) die demſelbigem gleichſam zu beliebigem Ausgang überlaſſen blieb, noch oben und unten eine Luftklappe angebracht, wodurch man im Nothfalle ſo viel Gas auf einmal herauslaſſen konnte, daß keine der Maſchine ſelbſt verderbliche Exploſion zu befürchten war. Dieſer ſtarke Verluſt

an der brennbaren Luft zog unmittelbar eine Verminderung an ſpecifiſcher Leichtigkeit der Maſchine nach ſich, welche aber ſogleich wieder hergeſtellt wurde, indem man ſie, nach Befinden, wieder um ein gewiſſes Quantum Balaſt erleichterte. Oft wiederholte Verſuche und darüber gemachte Ausrechnungen werden auch hierin alles nach Maas, Zahl und Gewichte beſtimmen lehren; genug, daß Hr. Charles, ſchon bey ſeinem zweyten Experimente im Großen, durch dieſes ſo ſimple Mittel im Stande war, ſeinen Aufenthalt in der Luft nach Gutbefinden zu verlängern, und aus einer entſetzlichen Höhe ſo langſam und ſanft, als er nur wünſchen konnte, wieder auf die Erde herabzuſchweben.

Uebrigens bleibt es unläugbar, daß dieſer doppelte Verluſt an der Materie die das Primum Mobile der Aero-Nautik iſt, noch ein groſſes Gebrechen und wichtig genug iſt, daß man auf Mittel und Wege dencke, demſelben abzuhelfen. Ob der Verluſt, den die Ausſtrömungen des zu ſehr dilatierten Gaſes verurſachen, dadurch mit Erfolg verhütet werden könne, daß man ſie (wie einige vorgeſchlagen haben) im Ausſtrömen in dazu ſchickliche Gefäſſe auffaſſe, — wird die Erfahrung zeigen müſſen. Inzwiſchen hat ein gewiſſer Hr. Lapoſtolle von Amiens Hofnung gemacht, demjenigen Verluſte, den das unmerkliche Verfliegen deſſelben durch den Ueberzug verurſacht, durch Erfindung einer dem Gas ſchlechterdings undurchdringlichen,

und

und zugleich viel wohlfeilern Enveloppe, vielleicht in kurzem abhelfen zu können. Dieſer Hr. Lapoſtolle erweckt ein um ſo gröſſeres Zutrauen zu dem glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen für die Vervollkommung der Aeroſtatiſchen Maſchine: da er ſich, in Verbindung mit einigen andern Liebhabern der Naturwiſſenſchaft zu Amiens, bereits durch Bekanntmachung einer äuſſerſt wohlfeilen Art von brennbarer Luft, die aus Steinkohlen gezogen wird, um die Aeronautik verdient gemacht hat. Die Operation geſchieht mittelſt eines ſtarken Feuers, wodurch ſich der in den Steinkohlen enthaltne äuſſerſt flüchtige brennbare Gas mit ſolcher Geſchwindigkeit entwickelt, daß es vieler Vorſicht bedarf wenn man ihn in den Ball hineinbringen will. Hauptſächlich kommt es darauf an, dieſen Gas in der Zubereitung von einem andern Fluido abzuſcheiden, welches zugleich mit ihm übergeht, und in einem in Dunſt aufgelößten Steinöl beſteht. Dieſer Dunſt iſt anfänglich (ſo lange nemlich die Naphta mit ihrem auflöſenden flüchtigen Principio vereinigt bleibt) eben ſo brennbar als der eigentliche Gas: wenn er aber in den Ball hineingebracht wird und ſich darinn condenſiert: ſetzt ſich das Steinöl an den innern Wänden des Balles an, und das davon abgetrennte flüchtige Weſen verändert die brennbare Luft in Atmoſphäriſche. Damit dieſes nun nicht geſchehen könne: muß man das luftähnliche Fluidum, welches durch die Würkung des Feuers aus den Steinkohlen

Aerzte ſagen, es ſey izt nicht Zeit zum Bluten. Vergeſt, vergebt, vergleicht euch, und werdet zufrieden; mein lieber Oheim, helft mir dieſen Zwiſt in ſeiner Geburt erſtiken; wir wollen den Norfolk beſänftigen, ihr euern Sohn.

Gaunt.

Es kan meinen Jahren nicht übel anſtehen, wenn ich ein Friedensſtifter bin. Sohn, wirf des Herzogs von Norfolk Pfand wieder hin.

König Richard.

Und ihr, Norfolk, werfet ſeines hin.

Gaunt.

Wie, Harry, du zögerſt? Muß ich zweymal Gehorſam verlangen?

Mowbray.

Mich ſelbſt, mein Gnädigſter Souverain, werf ich zu deinen Füſſen; mein Leben kanſt du fordern, aber nicht meine Ehre. Jenes iſt meine Lehens-Pflicht dir ſchuldig; aber an meinen unbefleckten Namen haſt du (troz dem Tode, der auf meinem Grabe lebt (*)) kein Recht, und nimmermehr

(*) Die Reime, womit dieſes Stük hie und da verbrämt iſt, ſind nach Pope's Anmerkung, meiſt außerordentlich ſchlecht, ſo ſchlecht, daß dieſer ſcharfſinnige Critikus vermuthet, ſie seyen von einer fremden Hand. Dieſer jämmerliche Einfall, der in () eingeſchloſſen iſt, wie alle andre von dieſer Art durch dieſes ganze Stük, ſind der dekken Reime, an die der Ueberſezer ſich dann auch nicht gebunden halten muß.

kohlen gezogen wird, ehe man es in den Ball hineinbringt, durch Waſſer gehen laſſen; als welches in eben dem Augenblicke, da es das Steinöl von ſeinem Diſſolventen loſsmacht, ſich des leztern dergeſtalt bemächtiget, daß der brennbare Gas ganz rein und unvermiſcht in den Ball übergehen kann.

Solchemnach wäre das Mittel, mit ſehr geringem Aufwand von Koſten und Zeit, ſich eine ſo große Quantität brennbaren Gaſes als man jemals nöthig haben könnte, zu verſchaffen, bereits erfunden; und nach den Aeuſſerungen des Hrn. Lapoſtolle zu ſchlieſſen, wird man auch auf die Erfindung einer demſelben undurchdringbaren Leinewand zum Ueberzuge, nicht lange mehr warten müſſen.

Es bliebe alſo nur noch übrig, ein Mittel zu finden, die Aeroſtatiſche Maſchine in horizontaler Richtung nach Belieben zu dirigieren. Ohnezweifel iſt über dieſen Punct von dem Genie und der Wiſſenſchaft des Herrn Charles, deſſen Ruhm vorzüglich dabey intereſſiert iſt, das meiſte zu erwarten. Inzwiſchen hat ein gewiſſer Herr Vallet, aus der zu Javel errichteten Manufactur Mineraliſcher Säuren, ſchon zu Anfang dieſes Jahres drey Verſuche bekannt gemacht, die er, zu beſagtem Zwecke mit gewiſſen elaſtiſchen Flügeln von ſeiner Erfindung angeſtellt zu haben verſichert. Da es ihm nicht beliebt hat das Publicum in den Stand zu ſetzen ſich von der Beſchaffenheit dieſer elaſtiſchen Flügel einen deutlichen

Begriff

Begriff zu machen: so wollen wir, ohne von seinen im Kleinen angestellten viel versprechenden Versuchen hier ein Mehreres zu sagen, den Bericht erwarten, den er von dem Erfolge seines Vorhabens, eben diese Versuche an einer großen Aerostatischen Maschine zu machen, mitzutheilen versprochen hat.

Das Schicksal des ungeheuern Lyoner-Luftschiffes, welches die Herren Montgolfier, Pilatre de Rosier und einige andere im Triumf nach Paris führen sollte, ist nunmehr auf eine Art entschieden, die uns von der Philosophischen Voraussehungsgabe der Herren Unternehmer eben nicht die gröste Meynung giebt. Es ist bisher immer das Unglück dieser Parthey gewesen, große Erwartungen zu erwecken, und weniger zu leisten als man zu erwarten berechtigt war. Sie behelfen sich alsdann mit der Versicherung, sie hätten nicht mehr leisten wollen: aber dieses mal haben sie sich diese Ausflucht selbst versperrt: Sie haben das was sie leisten wollten nicht bewerkstelliget; und es wird schwehr seyn, sie von dem Vorwurfe übel combiniert zu haben frey zu sprechen.

Die neue Maschine wurde mit großem Prunke als das superbste *Luftschiff*, das jemals gesehen worden, angekündigt. Sie hatte 100 Fuß im Durchmesser, und enthielt 545000 Cubikfuß. Hundert und funfzig Werkleute arbeiteten über Hals und Kopfe daran. Es bekam, dem Königlichen Intendanten von Lyon zu Ehren, den Nahmen *le Flesselles*, und der unermüdliche

liche Pilatre de Roſier, (wie es in einem Schreiben von Lyon, vom 2ten Jänner heiſt) war von den Subſcribenten zum Capitän deſſelben ernannt. Er ſollte acht Perſonen, die ihm Vollmacht über ihre Exiſtenz gegeben hatten, und überdies noch 140 bis 150 Centner Waaren, mit einnehmen, um dieſe Luftfahrt auch zugleich zu einem Handlungs-Object zu machen. Die Abreiſe wurde zuerſt auf den 10ten Jänner feſtgeſetzt, und als dieſer kam, auf den 15ten verſchoben. Die Liſte der Liebhaber, welche das Abenteuer mit beſtehen wollten, wurde täglich gröſſer, und nichts war mit der Bewegung, worinn ganz Lyon in dieſen Tagen war, zu vergleichen, als — diejenige, in welche die große Naſe, die ſich Don Diego auf dem Vorgebirge der Naſen angeſchaft hatte, die guten Straßburger in der Fabella des berühmten Hafen Slawckenbergius ſetzte. Zu Paris war die Erwartung nicht viel geringer; aber man behielt doch kaltes Blut genug um ſich ſelbſt zu fragen: ob das, was zu Lyon verſprochen wurde, auch unter die möglichen Dinge gehöre? Man zweifelte, man verglich, man berechnete; und je mehr man die Sache überlegte, je unwahrſcheinlicher fand man die Hofnung, den Herrn Pilatre de Roſier und ſeine braven Cameraden in den Lüften von Lyon anlangen zu ſehen. Ein Ungenannter theilte den 16ten Jänner ſeine Zweifel dem Publico in dem Journale mit, aus welchem wir alle Urkunden und Belege dieſes hiſtoriſchen Verſuches ziehen. „Man ſagt uns (ſpricht

er)

er) die Maſchine werde, wenn der Wind gut ſey, auf der Höhe von Paris anlangen, welches in gerader Linie, vielleicht nicht mehr als achtzig Meilen (gemeine Franzöſiſche, nehmlich) Diſtanz beträgt. Rechnet man, daß die Maſchine in einer Stunde fünfe zurücklege: ſo brauchte ſie doch immer 16 Stunden zu der ganzen Reiſe; und juſt dies, daß ſie ſo lange in der Luft ausdauern könne, iſt was mir unmöglich ſcheint. Denn weil der Ball ſich durch Rauch in der Höhe erhalten ſoll, und der Rauch ſeine gröſte ſpezifiſche Leichtigkeit nur durch die gröſte Hitze erlangen kann — (eine Hitze, die in dem erſten Globus, der in die Luft gieng, ſo groß geweſen ſeyn ſoll, daß der daran befeſtigte Thermometer fünf Grade über den Punct des kochenden Waſſers geſtiegen) ſo kann ich nicht anders als beſorgen, daß bey dieſer Vorausſetzung die Maſchine zu Grunde gehen müße. Wollte man hingegen, um dieſes Unheil zu vermeiden, den Rauch nicht immer in dem gleichen Grade von Hitze erhalten: ſo kann ich nichts anders vorausſehen, als daß er ſich gar bald verdickern und bey Annährung an die kalte Oberfläche des Balls in Waſſer verwandeln wird.

In Gemäßheit dieſes Räſonnemens bot der Ungenannte eine Wette von 25 Louis aus welche er bey dem H. des Journals von Paris hinterlegte, „daß „die Lyoner-Maſchine, weit entfernt ſich 16 Stun„den in der Luft zu halten, nicht einmal vier Stun-

den

„den darinn ausdauren werde; vorausgesezt daß man „die Rarefaction der Luft in dem Balle durch kein „anderes Mittel als durch Rauch und Feuer bes „würcke. „

So mäßig auch die ausgebotne Wette war: so war doch (wie es scheint) seit den Einsichten, die man durch die beyden großen Epperimente des Hrn. Montgolfier bekommen hatte, der Glaube an seine Verfahrensart so schwach worden, daß sich in ganz Paris Niemand fand, der 25 Louis an eine Wette wagen wollte, gegen welche die Herren Montgolfier und Pilatre nicht weniger als Ruhm und Leben gesezt zu haben scheinen konnten.

Inzwischen kam der zur Abreise unfehlbar anberaumte 15ten Jänner: aber die Reise wurde (wir wissen nicht warum) abermals auf den 16ten aufgeschoben. Man begnügte sich, den Ball anzufüllen, und — vielleicht (denn auch hierüber drückt sich der Lyoner Correspondent nicht deutlich aus) an Stricken steigen zu lassen. Alles was er davon sagt, ist: „die ganze Maschine gab durch ihr durchaus gleiches „Aufschwellen das prächtigste Schauspiel, und es ist „schwehr sich ein so immenses und imposantes Ob„jekt vorzustellen.„ Indessen hatten die Zuschauer diesmal keine Schuld daran daß die Sache nicht vor sich gieng: denn ungeachtet ihr Zusammenlauf ebenfalls immens war, so lief doch alles in der besten Ord-

Ordnung und Ruhe ab die man nur wünſchen konnte.

Die Erwartung der Dinge die da kommen ſollten war indeſſen, zwiſchen Furcht und Hofnung, bis zur Ungeduld geſtiegen, als endlich den 23ſten Jänner folgende Hiobspoſt zu Paris anlangte.

Lyon 17ten Jänner 1784.

„Ungeachtet die vorgeſtrige Nacht ſehr regnicht und die aeroſtatiſche Maſchine ſehr durchnäßt war: ſo war man doch geſtern an dem Augenblik, eines himmliſchen Schauſpiels zu genieſſen und die Zurüſtung dazu war ſuperb: als das Feuer, weil es zu ſtark gemacht worden war, den obern Theil der Maſchine ergriff und in Flammen ſezte. Dieſer Zufall brachte eine groſſe Conſternation hervor. Man beſchäftigt ſich gegenwärtig den Schaden wieder auszubeſſern; aber es iſt wenig Hofnung da, daß man von der Aeroſtatiſchen Maſchine von Lyon andre Nachrichten zu geben haben werde. „

Das klingt nun freylich gar troſtlos! Aber ſo ſchreibt man auch nur in der Niedergeſchlagenheit des erſten Augenbliks der getäuſchten Hofnung. Die Herren Unternehmer lieſſen den Muth nicht ſo ſchnell ſincken; und die gute Contenance, die ſie hielten, richtete auch bald wieder die Subſcribenten und das Publicum auf. Man ſehe aus folgendem Schreiben, was für eine glükliche Wendung die Geſchmeidigkeit

bigkeit des Franzöſiſchen Geiſtes zu nehmen wuſte um die Sache in das mildeſte Licht zu ſtellen, und einen Vorfall, der, geſtalten Umſtänden nach, äuſſerſt niederſchlagend war, in einem Anlas — wo nicht zu einem Triumfe, doch wenigſtens zu einer Ovation zu verwandeln.

Lyon, 19. Jänner 1784.

„Die Aeroſtatiſche Maſchine von 100 Fuß Durchmeſſer, welche durch die vorgehenden Experimente, durch Froſt, Regen und Schnee, und ſelbſt durch das Feuer das einen Theil davon ergriffen hatte, ſehr fatiguirt *) war, iſt mit unbeſchreiblichem Eifer wieder hergeſtellt worden. Alles hat ſich demnach dieſen Morgen zu einem groſſen Experiment angeſchickt. Die Maſchine wurde glücklich gefüllt: aber, in dem Augenblicke, da man erwartete daß die Abreiſe vor ſich gehen ſollte, wendete Hr. Pilatre de Roſier, auf eine ſehr drin-

gende

*) très fatiguée — Welch ein erwünſchter glücklicher Ausdruck! Die gute Maſchine hätte auch von Stahl und Eiſen ſeyn müſſen, um von ſo vielen auf ſie einſtürmenden Feinden nicht fatiguirt zu werden. — Die beſte Charakteriſtik eines Volkes iſt ſeine Sprache. Die Franzöſiſche iſt beneidenswürdig reich an dergleichen verſüßenden und einwickelnden Redensarten, die der leidenden Eitelkeit zu Hülfe kommen, und einen ſanftbedeckenden Schatten auf Theile legen können ein volles Licht nicht günſtig wäre. Der Styl des ganzen Briefes iſt in dieſer Hinſicht ein Meiſterſtück.

gende Art ein: daß die Anzahl der Herren welche mitreiſen wollten viel zu beträchtlich ſey, und daß nicht mehr als drey zugleich abgehen könnten. Da aber dieſe Liebhaber, animés de la même ardeur, ſehr lebhaft auf ihrem Vorſatz beſtunden, und keiner von ſeinem Poſten weichen wollte: ſo vereinigten ſie ſich endlich, es auf den Rath oder Befehl des Hrn. Intendanten ankommen zu laſſen. Dieſer that den Ausſpruch: daß es unendlich beſſer ſey, alle die illuſtern *Voyageurs*, welche ſich angäben, zu befriedigen, indem man etwas von der vorgehabten Himmelfahrt und Reiſe aufopferte. (en faiſant quelque ſacrifice ſur l'aſcenſion et le voyage projetté.) Dieſer Entſcheidung zu Folge wurden die Stricke auf der Stelle abgehauen: die Maſchine erhob ſich 500 Klafter hoch, und ließ ſich wieder gar ſanft auf einer nicht weit von dem Orte des Aufſteigens entfernten Wieſe nieder. Alles gieng ohne den geringſten unangenehmen Zufall vorbey. *Le ſpectacle etoit ſuperbe*, et a fait l'admiration de plus de cent mille ames réunies. Die auf der Galerie befindlichen Perſonen waren: Herr Montgolfier, der Aeltere; Herr Pilatre de Roſier; der Prinz Carl, älteſter Sohn des Fürſten von Ligne; der Herr Graf von la Porte d'Anglefort, Oberſt-Lieutenant von der Infanterie und Ritter des H. Ludewigs; der Herr Graf von Laurencin, Ritter des H. Ludewigs; der Herr

Graf von Dampiere, Officier von der franzöſiſchen Garde; und Herr Fontaine aus Lyon, als treufleiſſiger Mitarbeiter. (Cooperateur trés zélé)„

Und ſo lief dann die groſſe Aeroſtatiſche Reiſe von Lyon nach Paris, in dem ungeheuren Luftſchiffe der Fleſſelles, darauf hinaus: daß ſechs illüſtre Perſonen und ein Cooperateur trés zélé ſich 500 Klaftern hoch ſchaukeln ließen, um ſo bald als möglich in einer benachbarten Wieſe wieder herabzuſteigen, und 100 000 neugierigen Seelen eine kleine Augenluſt zu machen! — Und das groſſe Experiment, wozu ſo groſſe Anſtalten gemacht, und wovon eine ſo groſſe Erwartung erweckt worden war, beſtund alſo in nicht mehr noch weniger: als daß die Herren Unternehmer den 16ten Jänner 1784. mit einer Maſchine von 100 Fuß Durchmeſſer, proportion gardée, das nemliche leiſteten was ſie den 21. November 1783. mit einer Maſchine von 60 Fuß geleiſtet hatten? — Freylich machte es ein ſuperbes Schauſpiel; und es iſt allerdings keine Kleinigkeit, 100 000 Seelen auf einmal Freude zu machen: aber, alles unpartheyiſch überlegt, kann man ſich doch kaum erwehren, den guten Herrn Montgolfier und ſeinen Freund Pilatre zu beklagen: daß ſie ſich dazu bequemen mußten, den unendlichen Ruhm, den ihnen die erſte Luftreiſe von Lyon nach Paris gebracht haben würde, der Meynung des Hrn. von Fleſſelles, „daß an der Befriedigung der vier Hochgebohrnen Herren, welche zu Hauſe

ſe

ſe hätten bleiben müſſen, unendlich mehr gelegen ſey „ auf zuopfern.

Soweit hatte ich geſchrieben als ich einen Beſuch von einem meiner Freunde erhielt, welcher, da er mich mit der Feder in der Hand überraſchte, einige Neugierde zeigte, zu wiſſen womit ich juſt beſchäftigt wäre. Ich las ihm die ganze Facti Speciem vor. Er fand die Geſchichte delizids (denn ich muß nicht vergeſſen zu ſagen, daß er wenigſtens ein eben ſo warmer Verehrer der franzöſiſchen Nation und Sprache iſt als ich,) aber, wie ich zu meinem Mitleiden mit dem Hrn. Pilatre und Montgolfier kam, ſchüttelte er den Kopf, und meynte: daß ich das auf eine andre Gelegenheit für ſie aufſparen könnte. Wenn es wahr iſt, ſagte er, daß die Herren ſich noch nicht geben, ſondern die Reiſe, die ihnen mit der Rauch-Maſchine von 100 Fuß ſo übel gelungen iſt, nun in einer neuen von 70 probieren wollen: ſo beſorge ich, wir werden nur zu bald Gelegenheit bekommen, den Eigenſinn dieſer wackern Männer zu beklagen, welche ſichs nun einmal, wie es ſcheint, in den Kopf geſetzt haben, neben ihrer Glutpfanne entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Aber dermalen, Freund, geben ſie ihr Mitleiden ganz umſonſt aus. In gutem Ernſte, lieber Herr! ſehen Sie denn nicht, daß das Alles eine prämeditierte Sache war? und daß der Herr Capitain ſich darauf verließ, daß Herr von Fleſſelles den Ausſpruch thun würde den er that? Oder konnte dieſer etwa, ſo wie

mehr werd' ich zugeben, daß er zur Schande mißbraucht werde. Ich bin hier angegriffen und beschimpft worden, bis in die Seele mit der Verläumdung vergiftetem Speer durchstochen, und diese tödtliche Wunde kan kein andrer Balsam heilen, als das Blut aus dem Herzen, welches diesen Gift ausgeathmet hat.

König Richard.

Wuth muß Widerstand finden; gieb mir sein Pfand; Löwen machen Leoparden zahm.

Mowbray.

Ja, aber sie löschen ihre Flecken nicht aus; nehmt mir meine Beschimpfung von mir, so will ich mein Pfand abtreten. Mein theurer, theurer Gebieter, der ächteste Schatz eines Mannes ist unbefleckte Ehre; ist diese verlohren, so sind Menschen nur übergüldeter Leim oder gemahlter Koth. Meine Ehre ist mein Leben, sie sind in eins verwachsen; nehmt mir meine Ehre, so habt ihr mein Leben genommen. So laßt mich dann meine Ehre bewähren, mein theurer Oberherr; in ihr leb' ich, und für sie will ich sterben.

König Richard.

Vetter, werft euer Pfand hin, macht ihr den Anfang.

Bolingbroke.

Der Himmel bewahre meine Seele vor einer so schändlichen

die Umſtände, (Dank ſey es den Herren Unternehmern!) lagen, die ihm vorgelegte Frage anders entſcheiden? — Ueberleſen Sie die Facti ſpeciem nur noch einmal — mit einiger Vorſichtigkeit gegen die feinen Sprach-Wendungen, worinn unſre lieben Weſtfranken ſo große Meiſter ſind, wenn es darauf ankommt die blinde Seite einer Begebenheit, wo ihre Gloriole mit im Spiele iſt, zu verheimlichen. Natürlicher weiſe muß man den beſagten Herren zutrauen, daß die Erfahrung vom 16ten Jänner ihnen die Augen genugſam öfnete, um die Hofnung aufzugeben, die verſprochne Luftreiſe nach Paris in ihrer ungeheuren Maſchine zu bewerkſtelligen. Aber noch natürlicher war es, daß ſie ſich gegen das Publicum nichts davon merken ließen. Sie ließen es auf dem Glauben, daß die Entzündung der Maſchine ein bloßer unglücklicher Zufall geweſen ſey, der ſie nicht abhalten könne, ihr großes Vorhaben, ſobald als die Maſchine wieder ausgebeſſert ſeyn werde, ins Werk zu ſetzen. Man braucht nur den Umſtand, daß dieſe Ausbeſſerung *avec un zéle et une promptitude inconcevable* in ſo kurzer Zeit bewürkt wurde, mit der Conſternation zu vergleichen, in welche das Publicum Tages zuvor, als das ungeheure Ding in Brand gerieth, geſetzt worden war: um zu begreiffen, daß die Herren Unternehmer es gewiß nicht an ſich fehlen ließen, den Glauben der beſtürzten Menge zu ſtärken, und den geſunkuen Muth wieder aufzurichten. Der Erfolg

folg ſetzt dies auſſer allen Zweifel. Am 19ten war die Maſchine wieder hergeſtellt, und das Publicum, vermöge der gemachten Anſtalten, wieder in allgemeiner Erwartung daß die Reiſe vor ſich gehen werde. Der Prinz von Ligne und ſeine drey edeln Freunde, welche von der Partie ſeyn ſollten, fanden ſich richtig ein, und beſtiegen die Galerie bona fide, voll frohen Muthes ein Abenteuer zu beſtehen, das für junge Militaires von einer Nation und einem Stande welche der Geiſt der alten Ritterſchaft nie verlaſſen wird, einen unſäglichen Reiz haben mußte. Herr Pilatre, als der erwählte Capitain des Luftſchiffes ließ ſie in Gegenwart von mehr als 100 000 Zuſchauern ruhig einſteigen, und erſt, nachdem ſie ihre Plätze genommen hatten, trat er auf, und declarirte *d'une maniere très preſsante*: daß ſein Schiff (das nemliche welches nach der öffentlichen Ankündigung im Journale von Paris wenigſtens 30 Perſonen ſollte tragen können) unmöglich mehr als drey einzunehmen im Stande ſey. Viere mußten alſo wieder ausſteigen. Nun war aber Hr. Pilatre, als Capitän, unentbehrlich; und dem Hrn. Montgolfier zuzumuthen, daß er einem andern Platz mache, wäre wenigſtens ſehr unhöflich geweſen. Geſetzt aber, er hätte ſich ſelbſt freywillig aufgeopfert: ſo blieben (wenn man auch den *Cooperateur zélé* zurücklaſſen wollte) immer noch zwey von den vier Herren übrig, welche wieder hätten ausſteigen müſſen. Natürlicher

Weiſe konnte keiner von ihnen ſo gefällig ſeyn, dem andern ſeinen Platz bey einer ſolchen Gelegenheit, und vor einer ſolchen Menge Zeugen, abzutreten. Wo es um eine gewagte und (wenigſtens in den Augen des größten Haufens) höchſt gefährliche Unternehmung zu thun iſt, würde eine ſolche Höflichkeit immer etwas ſchielendes haben, und den wahren Beweggrund des Nachgebens zweydeutig machen. Kurz, es war nun augenſcheinlich ein Ehrenpunct, ſeinen Poſten nicht zu verlaſſen; und ſo ſah auch der Herr von Fleſſelles die Sache an. Sie litt gar keine andere Entſcheidung als diejenige die er gab. Die Schuld, daß die Erwartung des Publicums in Anſicht der Reiſe nach Paris getäuſcht wurde, lag alſo weder an den vier illuſtres voyageurs noch an dem Hrn. Intendanten. Aber, (fuhr mein Freund fort) Sie werden ſagen: wie konnte es Hr. Pilatre anders machen? Die Erfahrung bewies ja auf der Stelle, daß es unmöglich geweſen wäre die ſieben Perſonen nur bis nach Ville-Franche, geſchweige nach Paris zu bringen. Gut! Aber warum ſagte Hr. Pilatre nicht in Zeiten was er doch nothwendig wiſſen mußte? Warum erſt, da die vornehmen Herren ſchon eingeſtiegen waren? Und (was hier ſehr weſentlich iſt) was hinderte ihn, nachdem nun die Erfahrung ſeine Behauptung hinlänglich gerechtfertigt hatte, und das Reiſen oder Zurückbleiben der vier Herren kein Ehrenpunct mehr war, was hinderte ihn nun, die Reiſe nach Paris mit den

Hrn.

Hrn. Montgolfier und Fontaine fortzuſetzen? War die Maſchine etwa durch die kleine Spatzierfahrt von wenigen Minuten auch ſchon ſo fatiguirt, daß man ihr nicht weiter trauen durfte? — Man müſte ſehr eingenommen ſeyn, um nicht zu ſehen — Ja, ja, (fiel ich meinem unbarmherzigen Freunde ins Wort) das müſte man auch ſeyn, um nicht zu ſehen, daß man einem Philoſophen eben ſo wenig zumuthen kann, ſeinem Syſtem ein Dementi zu geben, als einem Officier ſeinen Poſten zu verlaſſen. Laſſen Sie mich immer die Herren Montgolfier und Pilatre bedauern! So glänzend auch der Ruhm iſt, den ſie ſich bereits erworben haben: ſo bin ich doch gewiß, daß keiner von ihren Rivalen ſich am 17ten Jänner an ihrem Platze hätte ſehen mögen.

Während, daß alle dieſe Geſchichten das Publicum theils in mächtiger Erwartung hielten, theils die Rubrik der kleinen Begebenheiten die durch groſſe Anſtalten bewerkſtelliget worden, mit einem neuen merkwürdigen Beyſpiele vermehrten: gab Hr. Charles (der ſich von allem was wie Charlatanerie und Rodomontade ausſieht, in dieſer ganzen Sache immer rein zu halten gewuſt hat) nicht den geringſten öffentlichen Laut von ſich. Ich müſte mich ſehr irren, wenn dieſes Stillſchweigen der Maſchine von 100 Fuß Durchmeſſer viel Gutes vorbedeutete. Daß er nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben werde, kann man eben ſo zuverläſſig von

ihm erwarten, als man gewohnt iſt, daß er nichts verſpricht als was er leiſten zu können gewiß iſt.

IV.

Schreiben an den H. d. T. M.

nebſt der Antwort,

die im Jahrgange 1782 befindliche Briefe an einen jungen Dichter betreffend.

M. H.

Ich habe zwar nicht das Glück, (denn Glück iſt es doch, wie viel Beredſamkeit Sie auch angewandt haben, uns das Gegentheil glauben zu machen) weder ein junger noch ein alter Dichter zu ſeyn: aber ich bin darum nicht weniger ungeduldig, Ihre Briefe an einen jungen Dichter, nach einer Pauſe von 15 Monaten die ich Ihnen nicht recht verzeyhen kann, endlich einmal wieder fortgeſetzt zu ſehen. Ich kann gar nicht begreiffen, wie der junge Dichter, der ſolche Briefe, und die Hofnung zu einer langen Fortſetzung derſelben von Ihnen erhielt, ſo kalt und gleichgültig bey Ihrem ewigen Stillſchweigen bleiben konnte. Wäre ich an ſeinem Platze geweſen, ich würde Sie wenigſtens alle vier Wochen mit einem Mahnbriefe heimgeſucht

geſucht haben. Und gerade daß dies (wie ich aus der Länge ihres Stillſchweigens ſchließe) nicht geſchehen iſt, beſtärkt mich in der Vermuthung, die ſich mir ſchon beym Durchleſen des erſten Briefes aufdringen wollte — daß der junge Dichter M. an welchen die Briefe geſchrieben ſeyn ſollen, kein auſſer Ihnen exiſtirendes Weſen iſt: ſondern daß Sie, mittelſt einer Operation, die (wenn ich meinem Schafsteſbury glauben darf) euch andern begeiſterten Herren etwas ſehr gewöhnliches iſt, Sich ſelbſt in zwey Perſonen geſpaltet, und den ältern Dichter der Sie jetzt ſind, an den jüngern der Sie einſt waren, einen Theil deſſen was Sie uns geneigten Leſern zu ſagen hatten, haben ſchreiben laſſen. Wenn ichs errathen habe, ſo werden mir zwey ſonſt unbegreifliche Dinge ſehr begreiflich: das eine iſt, wie Sie beynahe anderthalb Jahre verſtreichen laſſen konnten, ohne einen ſo intereſſanten Briefwechſel fortzuſetzen; und das andere, warum in dieſer ganzen Zeit ſich keine poetiſche Erſcheinung weder auf noch über dem teutſchen Parnaſſe ſehen ließ, die man ihrem Hrn. M. hätte zuſchreiben können; der doch, nach der Schilderung die Sie uns von ihm machten, weder ſo lange unfruchtbar hätte bleiben können, noch mit etwas geringerm als was die Aufmerkſamkeit aller Liebhaber erregt hätte, hervorgerückt ſeyn würde. Die Erwartung des letztern trug wohl das meiſte, wenigſtens eben ſo viel als die Weglaſſung ihres W. dazu

bey.

bey, daß ich die Legende von Clelia und Sinibald, bey ihrer erſten Erſcheinung im Merkur, für ein Product Ihres jungen Dichters hielt, der, wie einſt Apelles, hinter dem Vorhange auf die Urtheile der Vorübergehenden laure; und ich läugne nicht, daß mir dieſe Einbildung mehr Freude machte als die nachher erhaltene Gewißheit daß ſie mich betrogen habe. Nicht als ob ich ſogar ſtumpf wäre, nicht gleich auf den erſten Seiten dieſes Gedichtes eine groſſe Aehnlichkeit mit Ihrer Manier, die eben nicht ſo leicht nachzuahmen ſeyn mag, und mit dem was ſich noch weniger nachpfuſchen läßt, mit ihrem Geiſte, geſehen hätte: aber Sie hatten ja ſelbſt eine auſſerordentliche Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und dem jungen Dichter eingeſtanden; und ich fand zu viel angenehmes in dem Gedanken, daß die Natur — *) Doch genug — meine Einbildung betrog mich; und, ich kann mich nun nicht beſſer dafür rächen, als daß ich Ihren jungen Dichter, da er das nicht iſt wofür ich ihn hielt, ohne weiters für eine von den Geſchöpfen Ihrer Phantaſie erkläre, für welche es Ihnen ſo leicht iſt uns ſoviel Intereſſe als Sie wollen einzuflößen. Je mehr ich die Sache überlege, je mehr überzeuge ich mich, daß Ihre Abſicht wenniger auf irgend einen gegenwärtigen oder künftigen

Sohn

*) Man vermuthet leicht, daß hier etwas kommt das ich nicht wohl drucken laſſen konnte.

Sohn des Muſengottes als auf unſre leſende Welt gerichtet geweſen ſey. So viel ich merke, iſt die Sache auch von den Meiſten ſo aufgenommen worden; und wenn gleich der junge M. (gegen alles Vermuthen) ein würkliches mit und auſſer uns lebendes Menſchenkind wäre: ſo iſt es doch genug, daß Sie Ihre Briefe in einem Journale das von ganz Teutſchland geleſen wird, an ihn haben gelangen laſſen, um ihrem Publico ein unläugbares Recht auf die Fortſetzung derſelben zu geben. Ich würde mich nicht erdreiſtet haben, Sie dazu öffentlich aufzufodern, wenn ich nicht gewiß wäre, daß ich eine groſſe Majorität von Stimmen auf meiner Seite habe. Sie ſelbſt haben die Gerechtigkeit unſrer Anſprüche anerkannt, und gleichwohl unſere Erwartung im erſten Monatsſtücke dieſes Jahres abermal getäuſchet. Rechnen Sie nicht zuviel auf unſre Teutſche Kaltblütigkeit; und, wenn Sie (wie ich hoffe) ſich ſelbſt geſtehen müſſen, daß Sie uns für eine ſo lange Verzögerung Erſatz ſchuldig ſind: ſo erlauben Sie mir Ihnen deshalben einen Vorſchlag zu thun, deſſen Erfüllung Sie unfehlbar mit allen Ihren Leſern wieder ausſöhnen würde. Man hört einen Virtuoſen immer gerne von ſeiner Kunſt ſprechen. So leſenswürdig auch das iſt was ein Dubos, ein Schaftesbury, ein Algarotti, und andere Männer von Geſchmack über die Mahlerey philoſophiert haben: ſo erweckt es doch einen ganz andern Grad von Aufmerkſamkeit, wenn ein Raſael

Menge uns in den Geheimniſſen ſeiner Kunſt ini-
ziiert, oder uns ſein Gefühl und Urtheil über die Wer-
ke andrer Meiſter mittheilt. Es iſt alſo natürlich,
daß man von Ihren Briefen an einen jungen Dich-
ter nicht nur eine Menge Aufſchlüſſe und feine Be-
merkungen über das Innerſte der Dichtkunſt (wenn
ich ſo ſagen kann) erwartet: ſondern daß man auch
Ihre Gedanken von den Werken ihrer Zeitgenoſſen
und beſonders ihr Urtheil über die neueſten Erzeug-
niſſe unſers Parnaſſes zu leſen wünſchet. Niemals
haben wir der Kritik vielleicht nöthiger gehabt als
ſeitdem beynahe alle, die am geſchikteſten wären das
Urtheil der Menge zu leiten, die Hand von ihr ab-
gezogen haben. Was könnten ſie M. H. für Grün-
de haben, ſich dieſem in ſo vieler Betrachtung ver-
dienſtlichen Werke zu entziehen? Welcher Dichter,
der nicht ſelbſt ſchon mit der Laurea Apollinari ge-
krönt am Ziele der Laufbahn ſitzt, wird ihre Befug-
niſſe zum Poetiſchen Richter-Amte bezweifeln? oder
wer könnte blödſinnig genug ſeyn, in Ihrem Lob
Beſtechung, oder in Ihrem Tadel Eyferſucht zu arg-
wöhnen? Die Fortſetzung der Briefe an den jungen
Dichter würde Ihnen zu dem einen und zu dem
andern die beſte Gelegenheit geben; und ich müßte
mich ſehr irren, wenn Sie nicht, auſſer den eigent-
lichen Leſern, (ich meyne, denjenigen die nicht ſelbſt
produciren, ſondern der gelehrten Welt blos als Con-
ſumenten dienen) auch ſogar die Dichter, (trotz der

Reiz-

Reizbarkeit, deren ſie von Ihrem Horaz beſchuldiget werden) ſich dadurch verbindlich machen würden. Wem müßte es nicht ſchmeichelhaft ſeyn, durch Ihren Beyfall belohnt, oder durch Ihre Erinnerungen gebeſſert zu werden?

Erlauben Sie alſo daß ich Ihnen, im Nahmen ſehr vieler, und (wie ich überzeugt bin) der meiſten Leſer Ihres Merkurs meine Wünſche nochmals ſo warm ich immer kann ans Herz lege, u. ſ. w.

W. den 8ten Febr. 1784. G. W. F. S.

Antwort des Herausgebers.

M. H.

Alle Erkenntlichkeit die ich Ihnen für die verbindlichen Dinge ſchuldig bin, die Sie mir zu ſagen die Güte haben, kann nicht verhindern, mir die vertrauliche Eröfnung Ihrer Meynung von meinem jungen Dichter M. ein wenig verdächtig zu machen; ſo ähnlich ſieht ſie einer unter dem Scheine der Treuherzigkeit verborgenen feinen Wendung, mir ein Geheimnis abzulocken, daß ich aus guten Urſachen in Petto zu behalten entſchloſſen bin. Iſt der junge M. eine würkliche Perſon? oder nur ein andres Ich, an welches ich, kraft eines alten Vorrechts der Philoſophen und Dichter, meine Betrachtungen richte, um Ihnen mehr Beſtimmtheit, Leben und Intereſſe zu geben? Gerade dies, M. H. iſt mein Geheimnis; und wiewohl ich, auf welcher Seite der Alternative Sie auch irren mögen.

chen Niederträchtigkeit. Wie, ich ſollte mich vor meines Vaters Augen überwunden geben, oder mit einem blaſſen Bettler-Geſicht mich ſelbſt vor dieſem ausgeſchämten Baſtard anklagen? Eh meine Zunge einen ſolchen Laut von ſich geben ſoll, eh ſollen meine Zähne das ſclaviſche Werkzeug der wiederrufenden Feigheit durchſchneiden und ſie blutend in Mowbrays ſchändliches Antliz ſpeyen.

[Gaunt geht ab.]

König Richard.

Wir ſind nicht gebohren zu bitten, ſondern zu befehlen; und da wir dieſes nicht können, um euch auszuſöhnen, ſo haltet euch, ſo gewiß als euer Leben dafür antworten ſoll, bereit, auf Sct Lamberts Tag zu Coventry zu erſcheinen. Dort ſollen eure Lanzen und Schwerdter den ſchwellenden Zwiſt eures tiefgewurzelten Haſſes entſcheiden: Lord Marſchall, ertheilt euern Herolden und Officieren Befehl, alles zu dieſer feyerlichen Handlung zuzurüſten.

[Sie gehen alle ab.]

Zweyte Scene.

(Der Schauplaz verwandelt ſich in des Herzog von Lancaſter Palaſt.)

Gaunt und Herzogin von Gloceſter treten auf.

Gaunt.

Ach · Schweſter! Denkt ihr, daß eure Ausruffungen mich ſtärker als der Bruder-Name treiben können, gegen die

gen, nicht geſonnen bin Sie aus dem Irrthume zu ziehen: ſo kann ich doch nicht umhin, Sie auf die Schwäche des Grundes, aus welchem Sie das Daſeyn meines jungen Dichters in Zweifel ziehen, einen Augenblick aufmerkſam zu machen. Wenn Hr. M. eine würkliche Perſon iſt: kann ich nicht Urſachen gehabt haben, meine erſten Briefe an ihn drucken zu laſſen, und andre Urſachen, die folgenden die zwiſchen uns gewechſelt wurden zurückzuhalten? Sie, M. H. können aus keinem andern Grunde an dem Fortgang dieſes Briefwechſels zweifeln, als weil er, ungeachtet die Fortſetzung verſprochen worden, nicht im Merkur erſchienen iſt. Allein das Verſprechen der Fortſetzung kann in einem ſolchen Periodiſchen Werke auf Seiten des Herausgebers nicht immer ſchlechterdings verbindlich ſeyn. Zuweilen ſind es die Verfaſſer, die nicht halten was ſie verſprochen hatten; zuweilen wünſcht das Publicum ſelbſt die Fortſetzung nicht.

Dies ſoll nun, wie Sie ſagen, dieſesmal der Fall nicht ſeyn. Da ich gegen das Factum nichts erhebliches einzuwenden habe: ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich mich, Falls es ſich ſo befindet wie Sie ſagen, von einer Art von Verbindlichkeit, die Fortſetzung dieſer Briefe bekannt zu machen, nicht füglich loßzuzählen weiß. Von dem gröſten Theile der Gründe, welche mich zurückhielten, habe ich in den Anmerkungen über den 3ten Brief des Horaz an Mäcenas und den zweyten an Julius Florus mein Herz erleichtert; und Sie

kön-

können daraus ſehen, daß ich ſelbſt der Meynung ſeyn mußte, ich könnte mich nicht lange vertraulich und umſtändlich über Dichtkunſt und Gedichte gegen meinen jungen Freund herauslaſſen, ohne auf die eine oder andre Art in das Gedränge zu kommen, welchem Horaz ſo gerne ausgewichen wäre, und welches er gewiß nicht mehr ſcheuen konnte als ich. Ich geſtehe Ihnen indeſſen, daß dieſe Gründe ſtärker oder ſchwächer ſind, je nach dem ſie von einer Seite angeſehen werden; und es würde ein tadelhafter Eigenſinn ſeyn, wenn ich darauf beſtehen wollte, nur immer nach der abſchreckenden Seite hinzuſehn. Ganz gewiß wäre es zwar ſchwehr aber nicht unmöglich, das Amt der Kritik mit Gerechtigkeit und doch auf eine ſolche Art zu verwalten, daß die Unpartheiſchen immer auf unſrer Seite wären, und daß ſelbſt diejenigen, die ihren Prozeß verlohren hätten, uns keiner Unbilligkeit anklagen könnten, ohne ſich neue Koſten und Schaden zuzuziehen. Aber die Befugniſſe zum Poetiſchen Richteramte, deren Sie erwähnen, können keine andre ſeyn, als eine richtige Beurtheilungskraft, die ein zartes Gefühl des Schönen, und Schiklichen, und den ganzen Umfang der Kentniſſe durch welche dieſer innre Sinn entwikelt aufgeklärt und geleitet wird, zur Grundlage hat. Niemand, und wäre er ſelbſt der erſte Meiſter einer Kunſt, kann befugt ſeyn Ausſprüche ohne Gründe zu thun, oder was dieſen an Gewichte abgeht durch das Gewicht

ſeines Nahmens erſetzen zu wollen; und nur von der Richtigkeit ſeiner Gründe kann er hoffen, ſeine Urtheile durch die Beyſtimmung des Publicums und der Nachwelt beſtättiget zu ſehen. Vielfältige Erfahrungen haben mich ſchüchtern gemacht mich durch Verſprechungen zu binden, die einem in der Folge durch tauſend Umſtände läſtig, wo nicht gar unmöglich zu halten werden können. Ich hoffe alſo, M. H. daß Sie, und diejenigen, deren Wünſche etwa mit dem Ihrigen einſtimmen, mit der Erklärung zufrieden ſeyn werden: daß ich, bey fortgeſezter Mittheilung meiner Briefe an den jungen Dichter, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu anbieten wird, auch auf merkwürdigere Producte unſrer neueſten Litteratur Rükſicht nehmen werde. Keine vollſtändige Annalen unſers Parnaſſes, keine Kritik, die alles umfaße, was er hervorbringt, und die ſich bis auf die Sümpfe deſſelben erſtrecke, werden Sie hoffentlich in dieſen Briefen nicht erwarten. Ich habe noch zuviel mit mir ſelbſt zu thun, um mich ſo viel um andere zu bekümmern; und am Ende wird durch Hervorbringung des kleinſten Werkes, das ſich in ſeiner Art der Vollkommenheit nähert, mehr für die Litteratur gethan als durch ganze Bände voll Kritik.

Aus Gelegenheit des kleinen Irthums, in welchen Sie durch die Weglaſſung des erſten Buchſtabens meines Namens bey Clelia und Sinibald gerathen ſind, erlauben Sie mir noch beyzufügen: daß dieſes

Wahr-

Wahrzeichen, wegen mancherley Mißbräuchen, die es bald durch ſein Daſeyn bald durch ſein Nichtdaſeyn zufälliger wiewohl unſchuldiger Weiſe veranlaßt hat, im gegenwärtigem Jahrgange und in allen die noch folgen könnten, unter den Aufſätzen wegbleiben wird. Doch ſoll es, den Liebhabern zu gefallen welche gerne rathen, und alſo auch gerne wiſſen möchten ob ſie es errathen haben, in dem Verzeichniſſe des Inhalts eines jeden Quartals, jedem Aufſatze, der von mir iſt, wieder beygefügt werden; um ſo mehr, da ich es für Pflicht halte, daß ein Schriftſteller (wenige auſſerordentliche Fälle vielleicht ausgenommen) ſich zu allem was er drucken läßt, öffentlich bekenne. — Ich habe die Ehre ꝛc.

V.

Nachtrag

zur Geſchichte der Selbſt-Entzündungen und der ſo genannten Luftzünder

(S. T. Merkur vom Februar 1783. S. 146.)

Daß die Aufklärung der Urſachen der Selbſt-Entzündungen für die Polizey einer der wichtigſten Gegenſtände ſeyn müße, iſt bereits in dem oben erwähn-

wehnten Aufſatze im vorigen Jahre geſagt worden. Es iſt mir ſeit der Zeit immer ein ſehr angelegentliches Geſchäft geweſen, dergleichen Data zu ſammeln, um das Publikum auf dieſen Gegenſtand immer aufmerkſamer zu machen. Ich habe mir daher vorgeſezt mit dieſen Nachforſchungen fortzufahren und wiederhole hier den Wunſch des Hrn. Herausgebers des T. M. daß es allen, die eigene und noch nicht algemein bekannte Erfahrungen über dieſen Gegenſtand gemacht, gefällig ſeyn möge, dieſelben poſtfrey mitzutheilen, um ſie zum Beſten der Menſchheit allgemeiner bekannt machen zu können. Uberdies hoffe ich durch meine Arbeit den Naturforſchern und Scheidekünſtlern Gelegenheit zu geben, die algemeinen und beſondern Geſetze nach welchen die Feuer-Erzeugungen geſchehn müßen, und höchſtwahrſcheinlich geſchehen können, oder auch wohl gar nicht ſtatt haben, aufzufinden, und Regeln zu abſtrahiren nach welchen wir dieſe Erſcheinungen nach unſerer Abſicht befördern, oder ſie verhindern, und uns wider deren Folgen ſicher ſtellen können.

Es wird den Leſern des T. M. aus meinem vorigen Aufſazze nach erinnerlich ſeyn, daß der Apotheker Hr. Hagemann in Bremen eine ſolche Selbſtentzündung erfuhr, als er das gekochte Bilſenkraut Oel fertigte, und anderer Geſchäfte wegen das Verrauchen der Feuchtigkeit des Krautes nicht gehörig beobachten konnte, wodurch denn daßelbe zu weit getrie

ziehen, und das Oel einen sehr groſsen Grad der Hitze nothwendig annehmen muſte. Das Oel hatte seine grüne Farbe verlohren und fiel etwas ins bräunlichte. In dieser Beschaffenheit wurde es auf das Seihe-Tuch gebracht und in die freye Luft gestellt. Da er denn nach einer halben Stunde bemerkte daſs von dem, auf dem Seihe-Tuche befindlichen Kraute ein beträchtlicher Rauch aufstieg, und als er mit dem Blasebalge hineinblieſs, so gerieth das rauchende Kraut in eine helle Flamme.

Eine ähnliche Erscheinung erfuhr der jezt die Arzney-Wiſsenschaft in Jena studirende Hr. J. H. Geisler, als er das Johannis-Kraut-Oel kochte. Dieser hat die Gefälligkeit gehabt mir diesen Fall, wofür ich ihm hiermit öffentlich danke, mitzutheilen, und ich werde ihn mit seinen eigenen Worten vortragen: „Vor sechs Jahren kochte ich in der Apotheke zu B. das Johannis-Kraut-Blumen-Oel, aus den Spitzen dieses blühenden Krautes und gemeinen Baumöle, auf die gewöhnliche Weise, bis die Blumen alle Feuchtigkeiten verlohren hatten, und man dieselben mit den Fingern zerreiben konnte. Es wurde alsdenn das Oel durch ein, auf dem Tenackel ausgespanntes Seihetuch gebracht, und zwischen den Tenackel und der untergesetzten metallenen Schüſsel einige Stücke Holz gelegt damit das Seihetuch nicht die Oberfläche des Oels berühren möchte, und also in den Hof hingestellt, wo die Hitze dieses Tages

Fahrenheitiſchen Wärmemeſſer auf 87 Grade brachte, und die Sonne ſehr heiß ſchien. Andere dringende Geſchäfte riſſen mich von dieſem Orte weg. Als ich nach einer halben Stunde wieder zu dieſem Orte kam, fand ich einen ſtarken Rauch und Flammenfeuer: und als ich genau nachſahe, war der Rückſtand vom Kraute, das Seihetuch, der Tenakel, alles verbrannt; noch brannten die zwey Stücke Holz ſo unter den Tenakel gelegt worden, nebſt dem Oele. — Das letztere war beynahe ganz von der Flamme aufgezehret.„

Auch dieſes Beyſpiel mag nebſt dem vorhergehenden vom Hrn. Hagemann beſchriebenen, den Apothekern zur Warnung dienen, daß ſie beym Kochen der gekochten Oele behutſam verfahren, und es nur ſo lange fortſetzen, bis die Feuchtigkeit des Krauts beynahe verzehrt iſt, damit durch die allzugroße Erhitzung des Oels nicht ähnliche unglückliche Zufälle bewürkt werden mögen.

Auch werden ſich die Leſer des T. Merk. erinnern, daß in jenem Aufſatze von einer Entzündung der geröſteten Rockenkleyen, ſo Hr. Apotheker Rüde in Bautzen erfahren, die Rede geweſen. Herr Adjunct Georgi in St. Petersburg fand dieſe merkwürdige Entdeckung zuerſt in dem Taſchenbuche für Scheidekünſtler und Apotheker für das Jahr 1782. und dieſes veranlaßte ihn, mehrere dergleichen zur Geſchichte der Selbſtentzündungen gehörige Verſuche zu unternehmen und die Reſultate in den Nordiſchen Beyträgen B. 4. S. 309.

S. 309. u. f. bekannt zu machen, welche ich hier im Auszuge in möglichſter Kürze aufzeichnen will.

Ich übergehe mit Fleiß alle diejenigen Verſuche des Hrn. Georgi, welche keine Spur von einer Selbſtentzündung gewieſen, und beſchreibe nur diejenigen wo die vegetabiliſchen oder animaliſchen Subſtanzen in würkliches Feuer ausgebrochen, oder ohne offenbare Flamme verkohlet worden ſind.

Ein Bündel Hanf ſo einige dreyßig Pfunde wog wurde mit einer zuſammengeſchmolzenen Miſchung aus ſechs Pfund Hanföl und einem Pfund Talg gleichförmig begoſſen. Des andern Tages wurde dieſer alſo geölte Hanf in einen Rußiſchen Backofen geſchoben. Nach einer Stunde wurde der Bündel wieder herausgenommen, in eine gewärmte Baſtmatte recht feſt geſchnürt, und im Laboratorio auf einige Scheite Holz (damit er auf dem ſehr kalten Fußboden nicht ſo geſchwind erkälten möchte) gelegt. Nach einer Stunde fieng der Bündel an, ſtellenweiſe wärmer zu werden, und zu rauchen. Drey Stunden nach dem Einbinden ſahe man an zwey Orten Glimmfeuer. Alle übrige Stellen des Bündels waren unterdeſſen ganz kalt geworden. Er brannte vier Stunden lang, mit Flamme und 32 Stunden glimmend, bis er endlich ganz in Aſche verwandelt war.

Bey einem andern Verſuche brannte ein Bündel Hanf wie der vorige, nachdem er mit drey Pfund Hanföl, und nach und nach mit drey Pfund Talg

begoſſen worden, und in einem Ofen der 90 Grade Farenheitiſche Wärme hatte, gelegen. Der Bündel war beym Weglegen nur lauwarm. Nach einer Stunde aber fieng er an zu rauchen, und eine Stunde darauf erfolgte die Selbſtentzündung, wobey der Herr Adjunct deutlich merkte, daß ſie nahe an der Oberfläche, und nicht tief unter der Matte erfolgte. Nebſt dem mehrern Talg ſchreibt der Hr. G. vieles auf die Rechnung der troknen Luft welche an dieſem Tage vorzüglich wehete. Der Bündel brannte 5 Stunden mit Flamme.

Nachdem ſich Herr G. auf verſchiednen Wegen von der Selbſtentzündlichkeit des Hanfs und Flachſes unter gewiſſen Umſtänden überzeugt hatte; ſo wollte er auch einige Verſuche mit thieriſchen Subſtanzen anſtellen. Er glaubte ſich zu dieſen Verſuchen um ſo mehr verbunden, da beſonders die Wolle in Fabriken beym Kämmen (man ſehe meinen Aufſatz im T. Merkur von Febr. 1783.) mit Fett und Hitze zugerichtet wird, und auch gemeine Leute ihre, oft ſehr mit Fett beſudelten, Kleider auf oder neben heiſſe Ofen werfen, wodurch in beyden Fällen, wenn die Selbſtentzündung der Wolle mit Fett durch Erhitzung ſtatt hätte bisweilen Feuersbrünſte entſtehen, ſo wie denn dieſelben auch, wenn man die Gefahr kennt, allerdings verhütet werden könnten.

Die Verſuche ſo der Hr. G. hierüber angeſtellet, ſind ſehr entſcheidend: zum Beweiſe will ich einige

davon

davon anführen. Zwanzig Pfund gemeine Schaafwolle wurden mit einer Miſchung von zwey Pfund Hanföl und einem Pfund Talg gleichförmig begoſſen, und nachdem die Wolle durchaus gezupft, und das Oel ſich gleichförmig zertheilt hatte, in einem kleinen Rußiſchen Backofen eine Stunde lang erwärmt. Nachdem die Wolle herausgenommen, und, damit ſie warm bliebe, in eine gewärmte Baſtmatte recht feſt geſchnüret. Dieſer Bündel wurde nach und nach wiederum kalt, und ſo blieb er drey Tage, da man die Wolle unverſehrt fand; das Fett war von der Wolle dergeſtalt eingeſchluckt, daß man daſſelbe kaum merkte. Auf eben dieſe Wolle wurde noch ein Pfund Hanföl gegoſſen, und abermals in einen kleinen Backofen, deſſen Wärme nach de Liele 95 Grade betrug, geſchoben. Nach einer Stunde wurde ſie in grobe Leinwand gebunden, und in das Laboratorium auf den Boden, auf einige Scheite Holz gelegt. Nach 4 Stunden wurde der Bündel an verſchiedenen Stellen warm, und zeigte einen feinen Rauch, welcher nach und nach dergeſtalt zunahm, daß in zwey Stunden die Selbſtentzündung erfolgte. Das Feuer erzeugte ſich glimmend langſam, als aber nach einigen Stunden das Fenſter eröfnet ward, brannte ſie auch eine halbe Stunde mit niedriger Flamme. Der Rauch wurde nebſt dem Geſtanke davon zuletzt dem ganzen Hauſe und der Nachbarſchaft beſchwerlich. Nach 44 Stunden erloſch das Feuer, und es blieben zwey Pfund vier Loth ſpröde Kohle, und zwey Pfund ſehr feine Aſche übrig.

Hierauf nahm Hr. G. einen alten grauen groben Rock von ſchwärzlicher ungefärbter Schaafwolle, wie ihn der gemeine Ruße trägt, und einen blauen von feinen Tuch, mit rothen Flanell gefüttert, von welchem alle Leinwand, Taſchen und dergl. abgetrennt worden. Ein jeder derſelbe wurde mit einem Pfunde Hanföl auf einer Stelle, ohne das Oel zu ver-

Mörder von Gloſter's Leben zu entbrennen? Aber da die Beſtraffung dieſer Uebelthat in den nemlichen Händen ligt, welche die Uebelthat begangen haben, ſo laßt uns unſre Sache dem Himmel anheim ſtellen, der, wenn er die Stunde dazu auf Erden ausſieht, beyde Rache auf der Verbrecher Haupt tragen wird.

Herzogin.

Iſt das alles, wozu der Name deines ermordeten Bruders dich treiben kan! Hat die Liebe nicht mehr Wärme in deinem alten Blut? Edwards ſieben Söhne, wovon du ſelbſt einer biſt, waren wie ſieben Phiolen mit ſeinem geheiligten Blut angefüllt, oder wie ſieben ſchöne Zweige, aus einem Stamm entſproſſen; einige von dieſen ſieben Phiolen ſind durch den Lauf der Natur ausgetrocknet, einige von dieſen Aeſten durch das Schikſal abgeſchnitten; aber Thomas, mein theurer Gemal, mein Gloſter, (eine Phiole voll von Edwards geheiligtem Blut, ein blühender Zweig aus ſeinem königlichen Stamm) iſt gewaltthätig zerbrochen, und all ſein koſtbarer Saft verſchüttet, iſt umgehauen und alles ſein Sommerlaub verwelkt, durch die Hand des Neids zerbrochen, durch des Meuchelmords blutige Art umgefällt -- Und du kanſt gelaſſen bleiben? O, Gaunt, ſein Blut war auch deines; eben dieſes Ehebett, eben dieſer Mutterleib, dieſer Stoff, dieſe nemliche Form, ſo dich bildeten, machten ihn zum Menſchen; in ihm, ob du gleich lebſt und athmeſt, biſt auch du erſchlagen, ja du willigſt gewiſſer Maaſſen in deines Vaters Tod ein, indem du deinen unglükſeligen Bruder, ihn, der ein Theil von deines

Vaters

theilen, begoſſen, feſt zuſammen gewickelt, und umbunden. Dieſe alſo begoſſene Röcke wurden in den Backofen gelegt, welcher kaum 90 Grade Wärme nach de Lisle hatte. Nach einer Stunde wurden ſie wieder herausgenommen, und auf die Erde im Laboratorium gelegt, wo ſie beyde bald kalt wurden und blieben, und nach einigen Tagen unverändert befunden wurden.

Beyde Röcke wurden nach einigen Tagen noch mit einem viertel Pfunde Talg begoſſen, und nicht zuſammen gebunden, in den Ofen nachläſſig geworfen. Nach einer Stunde wurden dieſe Röcke recht warm, feſt mit Bindfaden umwunden, und ins Laboratorium gelegt. Nach 3 Stunden, als ſich noch nicht alle Wärme des Bündels verlohren hatte, zeigte derſelbe einen feinen riechenden Rauch, und wurde wärmer. Rauch und Wärme nahmen langſam, der üble Geruch aber ſehr zu. Nach 24 Stunden hatten Rauch und Wärme ſehr abgenommen; als aber der Hr. Ad. mit einem Meßer in den Bündel ſtach, fand er denſelben ganz verkohlt und glimmend; das Feuer erholte ſich durch die erhaltene Oeffnung, und machte einige Stellen der Oberfläche, die vorher ganz mit einem gelben zähen Thau bedeckt, und nur wenig lauwarm waren, ſchwarz. Nach andern 24 Stunden fielen in den kugelförmigen Bündel einige Löcher, durch welche man ſahe, daß das Innere ganz ausgebrannt war. Die Rinde war ſehr ſpröde. Beym zerbrechen derſelben erholte ſich das Feuer abermals und erſt am vierdten Tage verlöſchte es völlig. Herr G. zieht hieraus folgendes Reſultat: „es iſt kein Zweifel, daß nicht ein jeder alter ſchmierichter Pelz, wenn er auf einen heißen Ofen feſt zuſammen gewickelt, oder durch etwas Schweres zuſammengedrückt wird, ein ähnlich Schikſal, ſich nemlich ſelbſt zu entzünden haben könne.„

Zwan-

Zwanzig Pfund Kuhhare, wie man ſie bey den Gerbern findet, wurden in einem Ofen von 86 Grad Wärme des de Liſliſchen Maaßes eine gute halbe Stunde wohl erwärmt, und dann, ohne mit Oel oder Talg begoſſen zu ſeyn, in einem Wattenbeutel recht feſt geſtopft, ins Laboratorium gelegt, ohne daß die geringſte Veränderung erfolgte. Dahingegen, als dieſe Haare mit drey Pfund Talg begoſſen, in einem Ofen, deſſen Hitze, nach gedachter Wärme-Maaße, 80 Grade betrug, dann in einen Sack von Baſtmatten geſteckt wurden; ſo fieng ſchon nach einer Zeit von 1 und einer viertel Stunde, der Beutel an warm zu werden — es entſtand nach und nach zunehmender ſtinkender Rauch, und noch nach einer Stunde, entzündeten ſich die Haare glühend, auch brach das Feuer auf eine viertel Stunde lang in Flammen aus. Nach 12 Stunden war der ganze Bündel in eine fettige Kohle verwandelt. Außer der Kohle blieb auch ein Pfund, dreyßig Loth feine graue Aſche übrig, an welcher der bey dem Gerber gebräuchliche Kalch wohl einigen Antheil hatte.

Hierauf unternahm der Hr. Adj. Georgi einige Verſuche über die Selbendzündlichkeit verſchiedener vegetabiliſchen Subſtanzen, wozu er, wie ſchon geſagt, die erſte Veranlaßung aus dem Taſchenbuch für Scheidekünſtler für 1782. genommen hatte. Er röſtete demnach, wie der Herr Apotheker Rude in Bautzen Zwey Pfund Rocken-Kleyen, in einem flachen kupfernen Keſſel auf Kohlen-Feuer unter beſtändigen Umrühren zur Bräune eines ſehr ſchwach gebrannten Koffe. Dieſe alſo geröſtete Kleye wurde ſo heiß auf einfache Leinewand geſchüttet, in derſelben zuſammengebunden, und im Laboratorio auf ein kleines Bret gelegt, damit die kalten Flieſen des Fußbodens die Kleye nicht zu bald kalt machen möchten, gelegt. Die Wärme verlohr ſich zwar, erwärmte ſich aber

nach

nach drey Stunden mit einem Rauche, der Bündel bekam braune, dann ſchwarze Flecke, und eine halbe Stunde nach dem erſten Rauche, ſahe man glimmend Feuer, welches ſich immer weiter ausbreitete, und in ſechs Stunden alle Kleye in 4 Loth Aſche verwandelt hatte.

Weil die Selbſtentzündung bey eben erzählten Verſuche nicht in ſo kurzer Zeit erfolgte, als Hr. Rüde ſolche erfahren, ſo glaubte der Hr. Adj. daß die Kleye bey ſeinem Verſuche nicht hinlänglich geröſtet geweſen. Es wurden daher noch zwey Pfund Rockenkleyen zur Bräune eines ſtarck gebrannten Kaffees geröſtet. Der hierbey entſtandene empyreumatiſche Rauch ließ ſich durch brennend Papier nicht entzünden. Dieſe alſo geröſtete, und wie die vorige, in Leinewand eingebundene Kleye, wurde eine Viertelſtunde nach dem Einbinden von neuen warm, rauchte und entzündete ſich nach einer andern Viertelſtunde, und brannte überhaupt ſechs Stunden. Da dieſes Röſten von andern zwey Pfunden Rockenkleyen etwas geſchwinder geſchahe, und bis zur ſchwärzlichen Farbe getrieben, auch ſolche ſogleich in grobe Leinwand eingebunden wurde; ſo fieng der Bündel bald nach dem Einbinden an zu rauchen, und entzündete ſich einige Minuten nachher. Da ſich bey einigen dieſer Verſuche zeigte, daß die magere Rockenkleye durch ein Röſten, wovon ſie empyreumatiſch wird, durch die Erhaltung der Röſthize, und den Zutritt der äußern Luft ſich von ſelbſt entzündet, ſo iſt dieſes von öligten Pflanzenſubſtanzen noch eher zu erwarten. Dieſem zufolg röſtete Hr. G. zwey Pfund Rockenmehl koffeebraun, und verfuhr mit demſelben durch Einbinden in Leinwand wie mit der Kleye. Es entzündete ſich dieſes Mehl ſieben Minuten nach dem Einbinden, und hinterließ nur zwey Loth leichte Aſche.

Zwey

Zwey Pfund Weitzenmehl ſinterte unter dem Röſten zu zähen teigähnlichen Klumpen und Maſſen zuſammen. Die Entzündung des Bündels erfolgte ebenfalls ſieben Minuten nach dem Einbinden, wie bey dem Rockenmehle.

Um zu erfahren, ob die Größe der Körner von Hülſen-Früchten bey dieſem Geſchäffte einen Unterſchied bewürckte; ſo nahm der Herr Adj. zwey Pfund Gerſten-Grütze, röſtete ſolche Koffeebraun, und band ſie warm in Leinwand ein. Dieſer Bündel entzündete ſich eine halbe Stunde nach dem Einbinden, fiel im Glimmen aus einander. Merkwürdig war es hierbey, daß das Röſten hier ungleich langſamer als bey dem Mehle und der Kleye von ſtatten gieng, denn es währte faſt eine Stunde, ehe dieſe Grütze braun wurde.

Noch wurden zwey Pfund Reißkörner, eben ſo braun wie Koffee geröſtet, und warm eingebunden; es erfolgte aber keine Entzündung. Eben dieſer Reis wurde bis zur ſchwärzlichen Farbe geröſtet und eingebunden. Erſt nach fünf Stunden verlor das Bündel alle Wärme. Als man daſſelbe nach einigen Tagen öffnete, fand ſich, daß der inwendige Theil des Bündels zu einem kohligten ſchlackenähnlichen leichten Klumpen von Größe einer Fauſt, ſo zuſammen geſloſſen war, daß man keine Körner unterſcheiden konnte, dahingegen die äuſſere der Leinwand nahe liegenden Körner keine Veränderung erlitten hatten.

Auch wurden einige Hülſenfrüchte unterſucht; da Hr. G. gefunden, daß je gröſſer die Körner ſind, je langſamer das Röſten von ſtatten gehe. Er ließ dieſerhalb zwey Pfund weiſſe Erbſen ſtark troknen, hernach gröblich zerſtoſſen, und röſtete ſolche gleichfalls koffeebraun. Eine halbe Stunde nach dem Einbinden entzündete ſich dieſes Bündel, und brannte heftiger als die vorigen.

Daß ſich geröſtet Bohnenmehl entzünden werde, glaubte Hr. B. gewiß, er verſuchte es aber mit ganzen Bohnen. Drey Pfund Türkiſche Bohnen wurden kaffeebraun geröſtet und heiß eingebunden. Nach einer halben Stunde erneuerten ſich Wärme und Rauch, beydes aber hörte nach zwey Stunden auf. Nach einigen Tagen fand man die Bohnen ganz ſchwarz, und ſie wogen nur ein Pfund 26 Loth.

Bey einem andern Verſuche wurden zwey und ein halbes Pfund Türkiſche Bohnen raſcher und brauner geröſtet, und eingebunden. Das Bündel rauchte noch beym Wegelegen von der Röſthitze, welches ungefähr eine halbe Stunde dauerte, da er denn kalt wurde und ſo blieb.

Das fette oder öhlichte Schwitzen des Koffee's beym Röſten zeigt hinlänglich daß dieſe Bohnen mehrere öhlichte Theile beſitzen als die Türkiſchen Bohnen, und weil er bisweilen ſehr heiß in Schränke oder Käſten geſetzt wird, und alſo ſeine Selbſtentzündung wenn ſie ſtatt hätte, vorzüglich leicht Unglück anrichten könnte; ſo wurden zwey Pfund Koffebohnen lederbraun geröſtet und heiß in Leinwand gebunden. Es erfolgte keine Spur einer Selbſtentzündung. Eben dieſe Bohnen wurden vom neuem zur dunkeln Bräune geröſtet und heiß eingebunden. Der Bündel rauchte länger als eine Stunde und wurde alsdenn nach und nach kalt. Bey Unterſuchung des Bündels waren alle Bohnen ganz ſchwarz, die innern zuſammengebacken, und nur die äußern waren einzeln geblieben.

Wiederum röſtete der Hr. B. zwey Pfund Koffee ſchwarzbraun, und ließ ſolche mahlen. Das Mehl wurde etwas bräuner geröſtet, und ſo warm in Leinwand gebunden. Das Bündel entzündete ſich nach drey Viertelſtunden, und verzehrete ſich ſo, daß nur ein Loth ſehr feine Aſche nachblieb.

Um verſichert zu ſeyn, daß nur die Größe der Körner bey den Bohnen, und die wenigere Berührung der einzelnen Stücke die Ineinanderwürkung der brennlichen Grundmaterie, folglich die Selbſtentzündung gehindert habe, wurden die oberwähnten Türkiſchen Bohnen auf einer Caffeemühle gemahlen, von neuem ziemlich braun geröſtet und heiß eingebunden. Eine Stunde nachher entzündete ſich das Bohnenmehl. Die zurückgebliebene Aſche zog, wegen des mehrern bey ſich habenden Laugenſalzes, häuffige Feuchtigkeit aus der Luft an ſich.

Einige getroknete Kräuter, w. z. B. Cardobenedikten und dergl. wurden auch gepülvert und braun geröſtet, und nur lauwarm eingebunden. Dieſe entzündeten ſich doch nach anderthalb Stunden.

Feine Sägeſpäne von Mahagonyholze wurden auf wenig Feuer bald bräunlich geröſtet, dieſe entzündeten ſich eine Viertelſtunde nach dem Einbinden.

Zwey Pfund grobe Fichten-Sägeſpäne vom Bretſchneiden wurden beym Röſten wegen der ungleichen Größe der Theile theils ſchwärzlich, theils blieben ſie weiß. Nach dem Einbinden verloren ſie ihre Wärme gar bald; ſie fand ſich aber nach einer Stunde mit Rauch wieder ein, worauf ſie ſich bald entzündeten.

Um zu erfahren, wie nöthig das Zuſammendrüken der vegetabiliſchen Subſtanzen, und die Modification der Luft durch das Umgeben mit Leinwand zum Selbſtentzünden ſey, und ob wol die Entzündung ohne das beobachtete Einwickeln in Leinwand erfolgen werde; röſtete der Hr. G. vier Pfund Gerſten-Grütze kaffeebraun, ſchüttete ſolche in einen flachen Topf, und bedeckte dieſen nicht völlig mit einem Deckel. Nach 14 Stunden erneuèrte ſich die Wärme des Topfs und es entſtund Rauch. Im dunkeln ſahe man kein Feuer, doch ſchien der Topf inwendig ſchwach phosphoreſcirend, und hineingeſtoßnes Papier, Holzſplitter

u. ſ. w.

u. ſ. w. entzündeten ſich bald, und ein hineingeſtoßnes Meſſer wurde glühend heiß. Erſt nach 24 Stunden erloſch es völlig.

Aeuſſerſt wichtig iſt folgende Anmerkung des Hrn. Adj.: beym Malzdörren und ähnlichen Röſtungen kann ſich Malz in einer Ecke der Darre lange nach der Operation, auch an offener und wenig abgehaltener Luft von ſelbſt entzünden, und, den geringen Rauch ausgenommen, lange unbemerkt fortbrennen und Unglück anrichten. Wie oft wird der Coffee zu ſtark gebrannt und zu heiß weggeſetzt?

Aus allem dieſen läßt ſich demnach folgern, daß kleine Körner, Mehl, Späne u. ſ. w. zertheilte, für ſich leicht brennende Subſtanzen, wenn ſie in einiger Menge bey einander ſind, und mit fetten Materien verbunden werden, von der Ueberladung der brennbaren Grundtheile, und durch eine innere Bewegung und Ineinander-Würckung ihrer Beſtandtheile, die die brennlichen entbindet, unter gewiſſen Umſtänden zur Selbſtentzündung gelangen können. Es iſt dieſes allerdings eine äuſſerſt merkwürdige, bisher nicht gehörig bemerckte Eigenſchaft vieler Dinge aus dem Pflanzenreiche, und die Kenntniſſe davon ſehr wichtig für unſre Haushaltungen und Gewerbe, nicht minder wichtig auch für Apotheker. Denn alle einzelne Entdeckungen in dieſer Sache ſind Warnungen wider Unvorſichtigkeiten, und Erinnerungen an Behutſamkeit, in den bereits bemerckten Fällen, wie z. B. beym Röſten der Rocken Kleyen, um ſolche krancken Kühen bey dicken Hälſen umzubinden, beym Malzdörren, beym Kleiderwärmen, beym Uebereinanderlegen und zuſammmndrücken der Kämmlingswolle, bey Bewahrung des Hanfes, u. ſ. w. damit das Feuer für uns nur wohlthätig, nicht zerſtörend oder verwüſtend werde.

D. Bucholz.

Das T

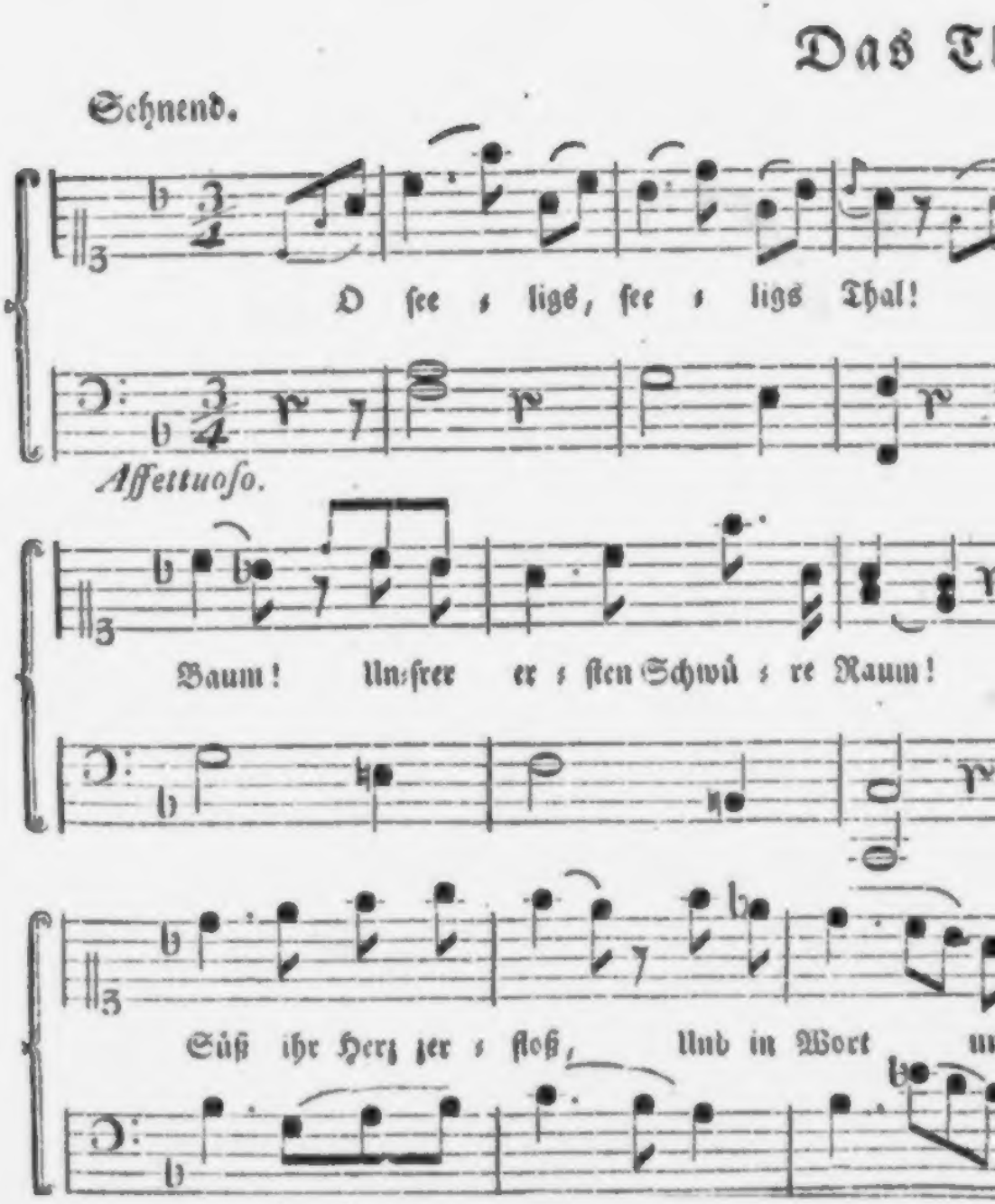

Corinnas süßer Schwur
War, ach! war ein Zephir nur!
Sie kennt nicht mehr den Baum,
Unsrer ersten Schwüre Raum!
Schmeicheleyen,
Tändeleyen
Lokten sie von mir;
Zogen, ach! das leichte Mädchen weg von mir

yal der Liebe.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

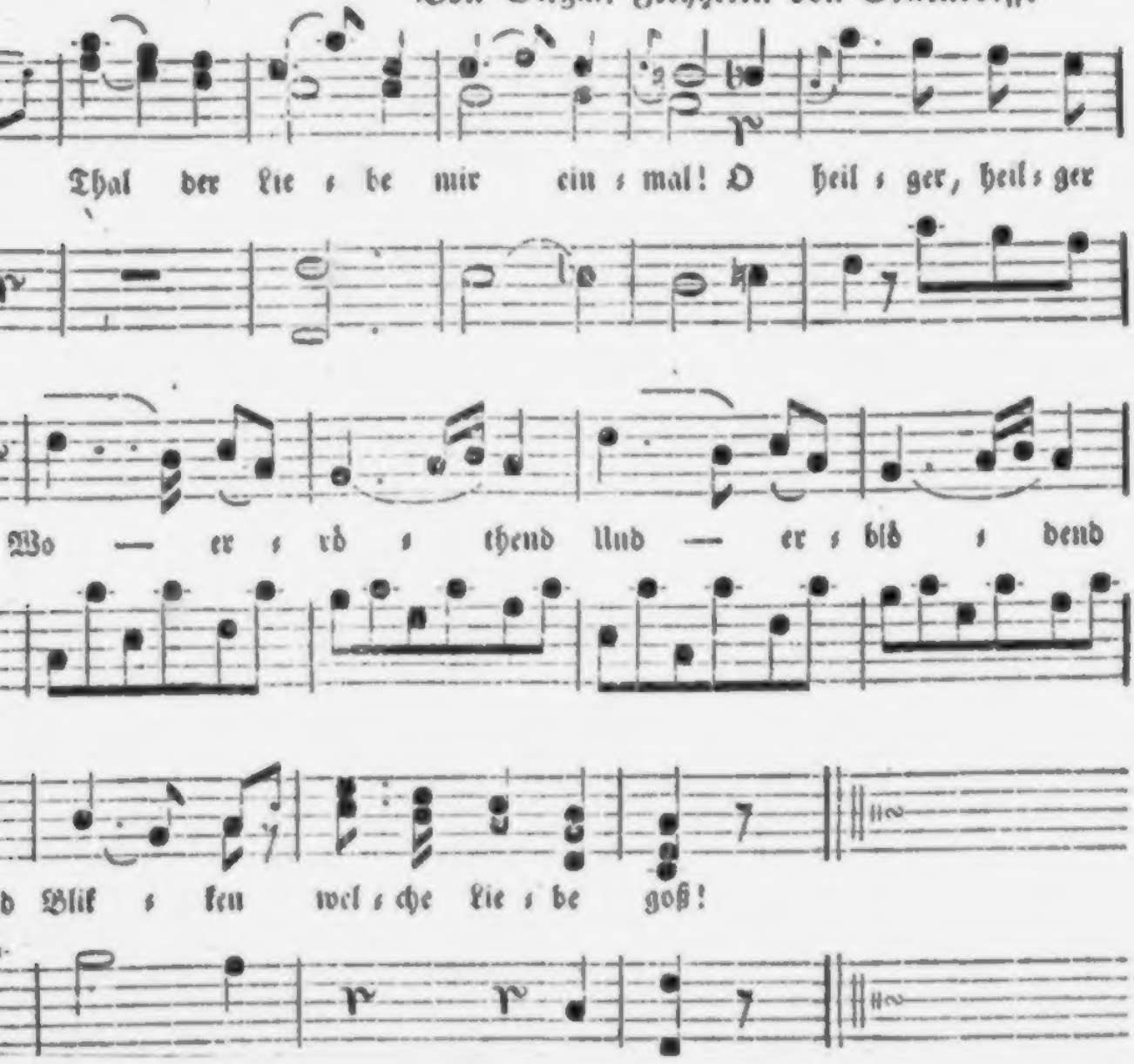

Ihr Blümchen in dem Thal,
Trauert, trauert allzumal!
Du Nachtigall im Baum!
Klage meines Lebens Traum!
Girrt, ihr treuen
Turteltäubchen!
Seufzer in mein Ach!
Daß die Falsche hier so ſüß das Herz mir brach!

Vaters Leben war, ſo gleichgültig ſterben ſiehſt. Nenn' es nicht Geduld, Gaunt, es iſt Muthloſigkeit; indem du ſo gelaſſen duldeſt, daß dein Bruder erſchlagen worden, zeigſt du den nahen Pfad zu deinem eignen Leben, und lehrſt den unerbittlichen Mord auch an mezeln. Das, was wir an gemeinen Menſchen Geduld nennen, iſt blaſſe, kalte Feigheit in einer edeln Bruſt. Was ſoll ich noch mehr ſagen? Du kannſt dein eignes Leben nicht beſſer ſicher ſtellen, als wenn du Gloſters Tod rächeſt.

Gaunt.

Dieſe Sache iſt Gottes Sache; denn Gottes Subſtitut, ſein geſalbter Statthalter, hat ſeinen Tod verurſacht; geſchah es unrechtmäßig, ſo überlaßt Gott die Rache; ich werde niemals einen feindſeligen Arm gegen ſeinen Diener aufheben.

Herzogin.

Gegen wen, ach! gegen wen mag ich dann, ich Unglükſelige, über mein Unrecht mich beklagen?

Gaunt.

Gegen den Himmel, den Beſchüzer der Wittwe.

Herzogin.

Nun dann, ſo will ich; lebe wohl, alter Gaunt, lebe wohl. Du gehſt nach Coventry, ein Zuſchauer des Kampfs zwiſchen unſerm Bruder Herford und dem laſterhaften Mowbray zu ſeyn. O, Himmel, lege meines Gemals erlöd-

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Februar 1784.

Neue Bücher.

1) M. T. Cicero's Abhandlung von den menſchlichen Pflichten in drey Büchern; aus dem Lateiniſchen überſetzt von Chriſtian Garve. Breslau bey W. G. Korn. 1783.

Wenn wir mit der Anzeige dieſes merkwürdigen Werkes etwas ſpäte kommen, ſo iſt es aus guten Gründen geſchehen, von denen wir nur dieſen einzigen anführen wollen: daß wir uns erſt genauer damit bekannt machen mußten, um etwas zuverläßigeres als allgemeine anpreiſende Formeln darüber ſagen zu können; und hierzu bedarf es bey einem, der aus dem Bücherleſen weder das einzige noch das erſte Geſchäfte ſeines Lebens macht, freylich einiger Zeit. Dafür können wir nun mit deſto gewiſſerer Ueberzeugung ſagen, daß dieſes Buch unter dem Beſten, was unſre Litteratur ſeit vielen Jahren hervorgebracht, eine der erſten Stellen einnimmt. Es würde als bloße Ueberſetzung eines der vorzüglichſten Werke des Alterthums, und als eine Ueberſetzung, die ihres Originals würdig iſt, ſchon ein wichtiges Geſchenke ſeyn: aber die Erläuterungen, Abhandlungen und freyere Betrachtungen welche den gröſten Theil des Ganzen ausmachen, erhöhen den Werth deſſelben um ein groſſes über die Urſchrift ſelbſt. Man erlaube uns ſo-

wohl von jener als von dieſen nur ſo viel zu ſagen, als die engen Grenzen unſers Anzeigers erlauben. Der groſſe König, der (wie uns die Zuſchrift ſagt) dem V. dieſe Ueberſetzung aufgetragen, und der ſchon dadurch allein, daß Er ſie veranlaßte, für die teutſche Litteratur etwas ſehr Groſſes gethan hat, hätte, wenn es darum zu thun war gleichſam die Kräfte der teutſchen Sprache, und den Grad von Cultur worauf ſie bereits gebracht iſt, auf eine Probe zu ſtellen, Seine Wahl kaum auf ein zu dieſem Zwecke geſchickteres Werck des claſſiſchen Alterthums (wenigſtens aus der gemeinnützigſten Claſſe) lencken können als auf dieſes. Bey einer Ausgabe dieſer Art iſt die möglichſte Annäherung — der höchſte Grad der Vollkommenheit: aber um zu beurtheilen was Herr Garve hierinn geleiſtet hat, muß man die Schwierigkeiten genauer kennen, welche theils der verſchiedene Genius beyder Sprachen, theils die individuelle Vorſtellungs-Art und Manier des Cicero, auch dem geübteſten teutſchen Schriftſteller, beſonders einem an genaubeſtimmte Begriffe gewöhnten Philoſophen unſrer Zeit, entgegen ſetzen. Die Sprache der groſſen Römer, und Cicero's vornehmlich, iſt reich an Bedeutungsvollen und vielumfaſſenden, aber zugleich (und eben darum) weniger deutlichen und beſtimmten Redensarten, für welche es nur zu oft unmöglich iſt in der unſrigen (und vermuthlich in jeder nicht aus der lateiniſchen ſelbſt entſtandenen Sprache) Ausdrücke von gleichem Gewicht und Umfang der Bedeutung zu finden, ohne dunckel und unteutſch zu werden. Wir müſſen es auf eine andere Gelegenheit erſparen uns, ſelbſt in Rückſicht dieſer Garviſchen Ueberſetzung, näher hierüber zu erklären; genug zu dem gegenwärtigen Zwecke, daß Hr. G. nach unſerm Urtheile ſehr viel und in dem was das Weſentliche von Ueberſetzungen vortreflicher Wercke Groſſer Meiſter ausmacht, mehr geleiſtet hat als

alle

alle, die ſich jemals in dieſe Laufbahn unter uns gewagt haben. Schulmäßige Treue iſt hier ſo wenig ein Verdienſt, daß ſie vielmehr eines der größten Hinderniße iſt, in einer ſolchen Arbeit der Vollkommenheit nahe zu kommen. Hr. G. hat mit großem Bedacht eine Verfahrungsart erwählt, die wir allen, welche ſich durch Ueberſetzung Claſſiſcher Werke ein wahres Verdienſt erwerben wollen, zur Nachfolge empfehlen möchten. Er hat ſich erſt ſeinen Autor vollkommen deutlich zu machen geſucht: und alsdann die Gedancken deſſelben ohne ſich immer an den Ausdruck, und noch viel weniger an die Conſtruction und den redneriſchen Periodenbau des Originals (der im Teutſchen oft die ſchlimmſte Wirkung thun würde) zu binden, ſo vorgetragen, daß der teutſche Leſer das gleiche dabey denken muß (vorausgeſetzt daß er überhaupt dencken kann) was der Römer bey den Worten der Urſchrift gethan hat. Wir wiederhohlen es: hier iſt ſehr oft nur Annäherung möglich: aber die Beſcheidenheit, womit Hr. G. von ſeiner eignen Arbeit ſpricht, ſoll uns nicht abhalten, ihm volle Gerechtigkeit zu erweiſen. Er ſpricht von Mängeln, deren er täglich neue entdecke; an uns wäre es undanckbar, ſie mühſam aufzuſuchen, und Kleinigkeiten, (vielleicht mit unzulänglichem Grunde, oder ohne es beſſer machen zu können) rügen zu wollen, wo das Ganze unſern wärmſten Beyfall verdient und ſelbſt unſere Bewunderung erregt hat.

Es ſollte von Rechtswegen eine Unziemlichkeit ſeyn, an dem Ueberſetzer eines Schriftſtellers wie Cicero, die Reinigkeit der Sprache und eine Schönheit der Schreibart, die zwar kunſtlos ſcheint, aber gewiß den feinſten Geſchmack und die geübteſte Fertigkeit vorausſetzt, als ein Verdienſt anzupreiſen: aber dahin iſt es ſeit einigen Jahren mit uns gekommen, daß einem Schriftſteller der un-

sere Sprache rein schreibt, beynahe öffentlich, und als für eine patriotische That, der Danck der Nation abgestattet werden sollte. Wir haben nicht zu besorgen, die Stimme irgend eines Mannes, dem über diesen Punct ein Stimmrecht gebühren mag, gegen uns zu haben, wenn wir dieses Buch unter die wenigen Classischen Werke unserer Sprache zählen.

Was die beygefügten Philosophischen Anmerkungen und Abhandlungen betrift, so dürfte wohl leicht das gröste Verdienst der Ciceronischen Bücher de officiis seyn, zu denselben Gelegenheit gegeben zu haben. Wir müssen es andern Journalen überlassen, ihnen durch eine ausführliche Schätzung Gerechtigkeit zu erweisen. Wir können hier kaum etwas mehr, als dem würdigen V. für diese kostbare Früchte seiner philosophischen Muße im Nahmen derjenigen zu dancken, die sich mit dem *philosophari paucis* des alten Ennius nicht behelfen können, sondern mit dem weisern Horaz sagen:

Quid *Verum* atque *Decens*, *curo* et *rogo* et *omnis*
in hoc sum.

Wie eine so verschiedene Sache ist es doch, ob man einen Mann angenommene Sätze, deren Wahrheit oder Falschheit ihm selbst gleichgültig ist, aus bezahlter Pflicht behaupten hört: oder ob man mit einem Manne philosophirt, der uns nicht einen Augenblick zweifelhaft darüber läßt, daß er das Studium der Menschlichen Natur bloß deswegen als das große Geschäfte seines Lebens treibt, weil er — ein Mensch ist, und der Wahrheit nur darum so ämsig nachforscht, weil er kein angelegeneres Interesse kennt als sie zu finden. Natürlicherweise theilt er dieses Interesse auch seinen Lesern mit; und wenn dann (wie hier der Fall ist) der feinste Scharfsinn die Wahrheitsliebe in ihren

Nach-

Nachforſchungen unterſtützt: ſo kann es nicht fehlen daß auch die ſubtilern Speculationen unterhaltend werden, und dem Geiſte des Leſers durch die Entwickelung, Aufklärung und Berichtigung ſeiner eignen Gefühle, Wahrnehmungen, Vermuthungen u. ſ. w. die ſüßeſte Befriedigung verſchaffen. Hr. G. ſchreibt durchaus was er ſelbſt gedacht und aus eignen Erfahrungen oder Unterſuchungen entwickelt hat. Sein Buch iſt daher voll neuer Gedancken; und auch bekannte Wahrheiten werden durch die Art, wie er ſie findet, entwickelt, beleuchtet, beweiſet oder anwendet, zu reichhaltigen Quellen des Nachdenckens und der Belehrung für den Leſer. Beynahe auf allen Seiten ſtößt man auf feine Bemerkungen oder ſinnreiche Auflöſungen moraliſcher Aufgaben, die man ſo wahr und ſimpel findet, daß man ſie ſelbſt gemacht zu haben glaubt, wiewohl man ſie nie gemacht oder ſich doch nie ſo deutlich entwickelt hat. Die wichtigſten Objecte der Moral-Philoſophie der Griechen, beſonders der Stoiſchen Secte, haben wir nirgends, in ſolcher Kürze, in ein ſo helles Licht geſetzt und ſo faßlich vorgetragen gefunden. Am meiſten aber hat uns der V. in den Meditationen intereſſiert, die den zweyten Theil ſeiner Abhandlungen ausmachen, worinn er (wie er ſelbſt ſagt) bloß ſeine Empfindungen und Erfahrungen ausgedrückt, oder (wie wir hinzuſetzen möchten) das, was von jeher die Wünſche der edelſten und beſten Menſchen geweſen ſind, ſich wahr zu machen geſucht hat. Hier iſt es ganz vorzüglich, wo er dem Römiſchen Philoſophen an Beredſamkeit und Anmuth des Vortrags ſo nahe kommt, als er ihn meiſtens an Gründlichkeit und Deutlichkeit der Begriffe übertrift. Hier iſt es, wo wir Sokratiſchen Wahrheitsſinn mit Platoniſchem Geiſte und Ariſtoteliſcher Scharfſinnigkeit vereiniget gefunden haben: wo der lichtvolle Denker ſich zugleich als gefühlvoller Menſch, der gründliche

Gelehrte als ein Mann von Geſchmacke zeigt; wo uns der philoſophiſche Eremit durch ſeinen Reichthum von Welt- und Menſchenkenntniß überraſcht, und unſer ganzes Herz gewinnt indem er uns zugleich erleuchtet und beſſer macht. Der ganz eigene und unterſcheidende Charakter unſers Philoſophen iſt das was die Sokratiſche Schule σωφροσυνη nennt, (ein Wort wofür wir kein gleichgeltendes haben) das diejenige innere Beſchaffenheit ausdrückt, welche den Verſtand vor Uebereilung, die Einbildung vor Ueberſpannung, das Herz vor Selbſtbetrug bewahrt; die uns immer zwiſchen zuviel und zu wenig in der Mitte hält, und die, mit Einem Worte, gleichſam dasjenige Temperament der Seele iſt, wodurch ſie die Eindrücke der Natur am reinſten auffaßt, die Verhältniße der Dinge am richtigſten beurtheilt, und das ganze Syſtem ihrer Ideen und Neigungen, ihrer Ein- und Auswürkungen, in Gleichgewicht und Harmonie erhält. Daher dieſe Beſcheidenheit ohne Mißtrauen in ſich ſelbſt; dieſe Freyheit des Geiſtes ohne Muthwillen und Laune; dieſer gleichweite Abſtand von Zweifelſucht und von Dogmatiſchem Steiffſinn; daher, bey der helleſten Durchſicht durch allen den blauen Dunſt, der den Verſtand des groſſen Hauffens von jeher umnebelt, und alle die Spinneweben, womit man ihn noch zum Ueberfluß umwickelt hat, dieſe Behutſamkeit nicht nur die blöden Augen anderer zu ſchonen, ſondern auch ſich ſelbſt nicht zu täuſchen; und dieſe Feſtigkeit an dem Grundſatze: in den dunkeln und ungepfadeten Gegenden der Metaphyſik, wo die Vernunft ihren Weg verliert, ſich durch das Herz, und durch eine Art von ahnendes Gefühl leiten zu laſſen, u. ſ. w. Wir müßten ſelbſt ein Buch ſchreiben, um alles Gute, was wir in dieſem vortreflichen Buche finden, anzugeben; und wir ſind für den Raum und Zweck dieſes Anz ſchon zu weitläuffig geweſen. Aber es betrift auch eine ſo außerordentli-

deutliche Erſcheinung an dem Horizont unſerer Litteratur, und die Gelegenheit, in dieſem Tone aus der Fülle unſers Gefühls zu ſprechen, wird uns ſo ſelten gegeben! Wir brechen alſo ab, und bemercken nur noch, daß der Vortrag unſers V. ſowohl in den mehr Dogmatiſchen Abhandlungen als in den Diſcurſen, wo er freyer und Sokratiſcher philoſophirt, das vollkommenſte uns bekannte Muſter des Philoſophiſchen Vortrags, und der Schreibart iſt, welche Cicero æquabile et temperatum orationis genus nennt.

Herr G. macht uns einige Hofnung zu Erläuterungen der hiſtoriſchen Sachen, die in Ciceros Wercke vorkommen und worüber er die dazu gehörigen Aufſätze gröſtentheils ſchon ausgearbeitet liegen hat. Brauchen wir erſt noch zu ſagen, wie ſehr wir wünſchen, daß er uns dieſelbe nicht lange vorenthalten möchte?

---

2) Hiſtoriſch-Genealogiſcher Calender oder Jahrbuch der merkwürdigſten neuen Weltbegebenheiten für 1784. Leipzig zur Meſſe. Berlin, bey Haude und Spener (Preis 16 ggr.)

Dieſes iſt der erſte Jahrgang eines neuen Almanachs, von deſſen Werthe der Beyfall, womit er bereits aufgenommen worden, das gültigſte Zeugnis ablegt. Was wir neulich von Buchhändler-Speculationen, womit der Litteratur und dem Publico übel gedient werde, ſagten, war durch den Zuſammenhang genugſam beſtimmt, um nicht zu beſorgen daß uns jemand falſch verſtanden haben könnte. Eine Speculation, wobey ein Gelehrter von ſo bekannten Verdienſten wie Herr Profeſſor Sprengel in Halle, und ein Verleger, der ſeiner Claſſe ſo viel Ehre macht wie Hr. Carl Spener in Berlin, ſich zu einer litterariſchen Unternehmung

wie dieſe vereinigen, die ihrem Plane nach würklich eben ſo gemeinnützlich iſt und dem Wunſche des Publici gleichſam entgegen kommt, als ſie durch ihre Ausführung augenſcheinlich beweißt, daß man ſich den möglichſten Grad von Vollkommenheit zum Endzwecke dabey geſezt habe: eine ſolche Speculation verdient den allgemeinen Beyfall und Dank der Nation: ſolcher Speculationen können nie zu viel ſeyn; und wenn der Unternehmer einen ſeinem darauf verwandten Fleiße und Aufwande proportionirten Vortheil dabey fände: ſo wäre es nur was jedermann für höchſtbillig erkennen müßte. In gegenwärtigem Falle kann, wie wir glauben, die Güte des Werkes den würdigen Unternehmer aller dieſfalſigen Sorgen überheben. Die Wahl des hiſtoriſchen Gegenſtandes für dieſen erſten Jahrgang hätte auf keinen größern und anziehendern fallen können als auf die Revolution von Amerika; und die Art wie Hr. Sprengel ſeine Geſchichte derſelben aus den beſten Quellen gezogen, angeordnet, und ausgearbeitet hat, verdient unſern ganzen Beyfall. Auch der Hr. Verleger hat es an nichts fehlen laſſen, die Befriedigung der Liebhaber vollkommen zu machen. Berlins berühmteſte Künſtler, Chodowiecky, Nieul und Berger haben an den vielen und intereſſanten Kupfern, womit dieſer Allmanach geziert iſt, mit einem ihres Ruhmes würdigen Fleiſſe gearbeitet; beſonders nehmen ſich die fünf Bildniſſe von Washington, Gates, Franklin, Laurens, und Paul Jones aus, welchen eine intereſſante Nachricht von dieſen Männern, die in den lezten 9 Jahren ſo wichtige Rollen geſpielt haben, beygefügt iſt. Auch iſt die der Hauptgeſchichte vorangeſchickte Beſchreibung der 13 vereinigten Provinzen mit einer ſehr nett geſtochenen und illuminirten Carte verſehen. Kurz, niemals iſt dem Publico etwas in ſeiner Art vollkommneres um einen ſo geringen Preis geliefert worden: denn dieſer iſt, in-

Ver-

Verhältnis mit dem Aufwande so gering, daß ein Absatz von einigen Tausenden kaum hinreichen wird den Unternehmer nur schadlos zu halten.

---

3) Gartencalender auf das Jahr 1784. herausgegeben von C. C. L. Hirschfeld, dritter Jahrgang. Kiel, bey dem Herausgeber. 344 S. ohne den Calender, in Taschenformat.

Die Stimme des Publikums hat sich bereits für die beyden vorhergehenden Jahrgänge des Gartencalenders so günstig erklärt, daß die Fortsetzung davon nicht anders als willkommen seyn kann, wenn sie auch minder reichhaltig an innerm guten Bestand wäre als sie es wirklich ist; sie verläugnet auch diesmal nicht die Absicht der Nutzbarkeit und des Vergnügens. Gleich der erste Artickel, von der Gartenlitteratur, giebt eine angenehme Uebersicht aller nur einigermaßen beträchtlichen Schriften, die Gärtnerey betreffend, von den beyden nächstverflossnen Jahren, in gedrungenen Anzeigen, darunter einige polemisch ausgefallen sind. Mit gutem Grunde unterscheidet Hr. H. irgendwo die Gärtnerey von der Gartenkunst, und den Zünftler von dem Künstler; der eine wie der andre schreibt, und mancher nimmt jezt die Feder zur Hand dem seine natürliche Bestimmung den Spaten angewiesen hat; diesem ist eine ernsthafte Zurückweisung, in einem Buche das ihm wahrscheinlicherweise noch am ersten zu Gesichte kommt, bisweilen heilsam. Die Gartenberichte liefern aus allen Weltenden Verzeichnisse oder vielmehr historische Nachrichten der daselbst einheimischen Pflanzen, Baumarten und Früchte, von denen viele in unsern Gärten das Gastrecht genießen; unterweilen mischen sich artige statistische Bemerkungen mit ein. Die einzige Stadt Messina verschiffte vor ihrer lezten Ver-

nes Unrecht auf Herfords Speer, damit er des mördriſchen Mowbrays Bruſt durchbohre; oder wenn unglüklicher Weiſe ſein Speer ihn verfehlt, o! ſo laß Mowbrays Verbrechen ſo ſchwer in ſeinem Buſen werden, daß es ſeinem ſchäumenden Roſſe den Naken breche, und der Reuter, ſo lang er iſt, in die Schranken falle, ein dem Tod verfluchtes Opfer, wiewol unwürdig von Herfords edler Hand zu ſterben. Lebe wohl, alter Gaunt; die Unglükliche, die einſt deines Bruders Weib war, hat nun keinen andern Geſpielen als einen Jammer, der nur mit ihrem Leben enden kan.

Gaunt.

Schweſter, lebet wohl; ich muß nach Coventry.

Herzogin.

Nur noch ein Wort; der Schmerz wird nie fertig; empfiehl mich meinem Bruder Edmund von York; ſieh', das iſt alles -- Nein, geh' noch nicht -- Ob diß gleich alles iſt, ſo geh' nicht ſo ſchnell, es wird mir noch mehr beyfallen. Sag' ihm -- O was? Sag' ihm, er ſolle mich, ſo bald als möglich, zu Plaſchie beſuchen. Aber, ach, was wird der gute alte York dort ſehen, als leere Gemächer und öde Wände, unbevölkerte Nebenzimmer und unbetretne Steine? Was für einen andern Willkomm wird er hören, als meine Klagen? Sag' ihm alſo -- Nein, laß ihn nicht hinkommen? Was kan ſein Mitleiden mir helfen.

heerung durch das Erdbeben, allein 30000 Kiſten von den ſo genannten glatten ſauren Zitronen welche die Seereiſe vertragen, jede Kiſte zu 440 Stück, in den drey Wintermonaten jährlich nach dem nördlichen Europa; 13 bis 14000 Fäſſer Maderawein von der beſten Sorte, das iſt beyläuffig die kleinere Hälfte des jährlichen Ertrags, tränken die vornehmere Welt, eigentlich wohl die durſtige. An die Stelle der Gartenbeſchreibungen hat diesmal der Herausgeber das Gedicht des Abbe Delile: les Jardins, ou l'art d'embellir les Payſages im Original einrücken laſſen, welches gewiß die Leſer ſo gut unterhält als das lieblichſte Gartengemählde. Der Recenſent kündiat es in der Rubrik der Gartenlitteratur S. 12 als einen würdigen Pendant zu Maſons Engliſchen Garten an, davon unlängſt eine teutſche Ueberſetzung heraus iſt. Eine ſchmeichelhafte aber verdiente Empfehlung. Die darauf folgenden kleinen Abhandlungen und Aufſätze ſind an inſtruktiven Nachrichten und Bemerkungen von allerley Art ſehr reich, daß man dieſe Artickel den praktiſchen Theil des Gartencalenders nennen möchte. Des Guten iſt ſoviel und die Beſchaffenheit davon ſo mannichfach, daß es ſchwer wird eine Wahl zu treffen um den Leſern etwas davon zu kredenzen. Neu und vielleicht bey uns noch nicht gewagt iſt der Vorſchlag: um deſto ſicherer Früchte zu gewinnen, das frühe Treiben der Obſtbäume, wenigſtens der kleinern oder Spalierbäume, durch angehäuften Schnee der durch Angießen in Eis verwandelt worden, und welches im Frühjahr ſpäter aufthauet wenn es mit Stroh überdeckt worden, zu verhindern. Die vollſtändige und deutliche Beſchreibung von der, leicht zu bewerkſtelligenden Zubereitung des Cyders verdient Beherzigung, und die Sache ſelbſt in dem nördlichen Teutſchland, bey der ſich allenthalben mehrenden Anpflanzung der Obſtbäume, Nachahmung. Die zu den diesjährigen Verzierungen des Buchs gewählten Vorſtellungen beſtehen theils aus

aus artigen und bequemen Landhäuſern von verſchiedner Form und Charakter, theils aus freyen Gartenſcenen von Herrn Brandt Erfindung.

4) *Choice* of the beſt poetical pieces of the moſt eminent Engliſh Poets, published by *Joſeph Retzer*, Vol. I. Wien, in der Sonnleithneriſchen Buchhandlung 1783. 8. 20 Bogen. (Preis 1 f. 15 Kr. roh; geheftet 1 f. 18 Kr.)

Dieſes iſt das erſte Bändchen von Vieren, in welchen uns der Herausgeber, der K. K. Hof-Konzipiſt und Bücher-Cenſor, Hr. Joſeph von Retzer, — ein Mann, der an Kentniß der Engliſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen Litteratur in Teutſchland wenige ſeines gleichen hat — eine Auswahl der ſchönſten Blumen und Gewächſe des Brittiſchen Parnaſſes, nach dem Muſter der bekannten Elite de Poeſies Fugitives zu geben entſchloſſen iſt. Eine Unternehmung, die um ſo verdienſtlicher iſt, da die flüchtigen Stücke der Brittiſchen Dichter und Liebhaber der Poeſie noch wenig, oder doch nicht im Verhältnis mit dem Reichthum ihrer Litteratur in dieſer Dichtart, unter uns bekannt ſind, und da ſie in den meiſten Gattungen von Gedichten, welche hier in die Wahl kommen, es beynahe den Franzoſen ſelbſt zuvorthun. Wenigſtens muß man geſtehen, daß ſie in der unermeßlichen Opulenz ihrer (mit der Beute aller andern bereicherten) Sprache, und in der Kürze ihrer gröſtentheils ein- und zweyſylbigen Worte große Vortheile haben, wo es darauf ankömmt, Fülle der Gedanken mit Klarheit und Leichtigkeit des Ausdruks zu verbinden, und Empfindung oder Witz und Laune, in Verſen, wo beynahe jedes Wort eine funkelnde Spitze iſt, ſpielen zu laſſen. Dieſer erſte Band enthält 178 Stücke von einer großen Menge von Dichtern, wor-

worunter die gröſsere Zahl in Teutſchland noch wenig bekannt iſt; Hr. v. Retzer hat eben darum hauptſächlich aus ſolchen gewählt, und dabey beſonders auf Stücke, die den Dichter charakteriſiren, Rückſicht genommen. Seine Auswahl macht ſeinem Geſchmacke, ſo wie die Zuſchrift an den berühmten Hr. v. Born ſeinem Geiſt und Herzen Ehre; und er hat, mit beſtem Grunde, in der Anordnung mehr auf angenehme Abwechſelung und Ueberraſchung als Aehnlichkeit geſehen. Meine Sammlung, ſagt er, ſollte nicht einem wohlſymmetriſierten Franzöſiſchen Garten, ſondern einem Engliſchen gleichen; und die hier und da eingerükten Altengliſchen Balladen mögen die Stelle der Ruinen vertreten.

Der zweyte Theil dieſer Sammlung wird längſtens bis Ende des bevorſtehenden März in der Sonnleithneriſchen Buchhandlung zu haben ſeyn.

5) Cleopatra und Antonius, ein Trauerſpiel in Verſen; und vier Aufzügen, u. ſ. w. Wien 1783.

Ein Trauerſpiel in gereimten Alexandriniſchen Verſen, veranlaßt (wie der V. der K. K. Obriſt, Herr von Ayrenhof in der Zueignungsſchrift an den Hofrath Wieland zu Weimar ſelbſt ſagt) durch einen Wunſch, den Dieſer im 2ten Briefe an einen jungen Dichter geäuſſert hatte, und der als eine Aufforderung angeſehen werden konnte, — iſt in gegenwärtiger Epoke des teutſchen Theaterweſens — in einer Zeit, wo dem Verf. der Galora von Venedig, durch das Organ eines gewiſſen K — r im Gothaiſchen Theater-Journal für die Bereicherung der Vaterländiſchen Bühne mit einem ſo herrlichen neuen Produkt, Lob und Dank geſagt wurde, *) — eine zu auſſerordentliche Erſchei-

*) S. Theater-Journal für Deutſchland XIIItes Stück. Gotha 1780. Was brauchen wir weitern Zeugniſſes? —

So

ſcheinung, als daß eine Anzeige derſelben im T. M. nicht einen Platz verdienen ſollte. Sie verdient aber noch mehr; und der H. behält ſich vor, in dem nächſten Stücke des M. ausführlicher über dieſe in mehr als einer Betrachtung merkwürdige Neuigkeit auf unſerm Parnaſſe, wo reiſſe und genießbare Früchte ſo ſelten ſind, ſich vernehmen zu laſſen.

6) Geſchichte meines Freundes, Bernhard Ambroſius Kund, von Chriſtoph Bachmann. Erſter Band. Hamburg, bey Benj. Gottlob Hofmann, 1784. (kl. 8. 172. S.)

Der Nahme Roman hat durch die unzähligen Geiſt- und geſchmackloſen Sudeleyen, womit dieſes Fach ſeit vielen Jahren angefüllt worden, einen ſo übeln Geruch angezogen, daß zu wünſchen wäre, es möchte für die Geſchichten unbekannter merkwürdiger Menſchen ein eignes Wort (und wenn man es auch aus Griechenlande hohlen müßte) erfunden werden. Der gegenwärtige Anfang einer Geſchichte dieſer letzten Art hat uns eine ſehr angenehme Unterhaltung für Geiſt und Herz verſchaft; und wenn die Fortſezzungen (wie nicht zu zweifeln iſt) dieſem erſten Theile zuſagen: ſo können wir uns von dem V. (der vermuthlich hier unter einem angenommenen Nahmen erſcheint) eines von den Büchern verſprechen, woran ſich, wiewohl ſie für Leſer aller Claſſen und Arten geſchrieben ſind, auch der Mann von Geſchmacke mit Befriedigung leſen kann. Der Verfaſſer verräth (gegen die Gewohnheit unſerer meiſten populären Schriftſteller) einen durch Philoſophie gebildeten und durch Aufmerkſamkeit auf Natur und bürgerliches Leben genährten

[1] So ſtund es mit unſerm Geſchmacke und mit unſrer Kritik i. J. 1780! Die Sachen ſcheinen ſich in den drey lezten Jahren nicht ſonderlich verändert zu haben.

ten Verſtand; er zeigt ſich als ein Menſch von unverderbtem Gefühl, geſund an Kopf und Herz, ohne Prätenſion an bel Esprit oder Empfindeley, und als Schriftſteller ſcheint er gute Muſter gewählt zu haben, ohne ein Nachahmer zu ſeyn. Sein Plan ſcheint kunſtlos, aber überlegt; ſeine Darſtellungsart iſt lebhaft und anſchaulich; ſeine Schreibart gut, gänzlich (bis auf einige Kleinigkeiten in den erſten Blättern) von allen Fehlern anderer die auf dergleichen Bahn lauffen frey, und, bey achtungen Gelegenheiten, mit einer Art Witz und gutem Humor, die ihm eigen ſcheinen, ganz leicht tingiert. Von den Charactern, die er bisher aufgeführt hat, iſt keiner aus der Luft gegriffen; ſie leben und leben wie natürliche Menſchen; und wiewohl ſie faſt alle gut ſind, ſo hat doch keiner die Miene eines Romanengeſchöpfes; einige unterſcheiden ſich durch eine Beymiſchung von etwas Wunderlichen und Anomaliſchen, das ihnen Individualität und Neuheit giebt, und zu dem Intereſſe des Ganzen nicht wenig beyträgt. Die Hauptſache des V. ſcheint in dem Motto aus dem Palingenius zu liegen: „Menſchengeſtalten ſieht man bey tauſenden überall; aber „allenthalben iſt ein wahrer Menſch eine Seltenheit.„ Uns einen ſolchen wahren Menſchen, von der Kindheit an bis ins Alter der Mannheit und Reiffe in mannichfaltigen Auftritten des Lebens darzuſtellen, und beſonders zu zeigen, wie, und durch welche Einflüße und Umſtände, er, was er war, geworden ſey: iſt, allem Anſehen nach, der Grund-Plan ſeiner Geſchichte. Dieſer erſte Theil führt ihn bis an ſein 18tes Jahr; der V. hat ſeinen Leſern eine ſo lebhafte Theilnehmung an ihm, und ſo viel Erwartungsvolles Zutrauen zu ihm einzuflößen gewußt: daß man ungeduldig wird, den Vorhang, den er hier fallen ließ, bald wieder aufgezogen zu ſehen.

8) Johann Otto Thieſſens Verſuch einer Gelehrten-Geſchichte von Hamburg, nach alphabetiſcher Ordnung mit kritiſchen und pragmatiſchen Bemerkungen. Zwey Theile. Hamburg, in der Heroldiſchen Buchhandlung 1783. zuſammen zwey Alphabet.

Der Verf. hat ſich durch dieſe mühſame Compilation um das litterariſche Hamburg unſtreitig ein Verdienſt erworben. Unter 762 Gelehrten aus Einer Stadt, von Rabbi Samuel Abatz an bis auf Albrecht Wittenberg, der die lange Reihe im Anhange beſchließt, kann es an Ausſchuß nicht fehlen, und ſonach würde ein guter Theil der hier aufgeſtellten Scribenten den ewigen Schlaf der Vergeſſenheit ſchlafen, wenn nicht der V. ihr Andenken der Nachwelt hier aufbewahret hätte. Dieſe Nebelſterne werfen zwar nur einen geringen Schimmer in die Ferne: indeſſen mögen doch wohl manche darunter in dem gelehrten Weichbild ihrer Vaterſtadt glänzen. Nach Art localer litterariſcher Sammlungen hat Hr. T. nicht nur die eigenthümlichen Hamburgiſchen Gelehrten, ſondern auch auswärtige, die in Hamburg gebohren worden, und Fremde die ſich in Hamburg aufgehalten haben, in die ſeinige aufgenommen; wodurch die Corpulenz des Buches einen beträchtlichen Zuwachs erhalten hat. Nur von wenigen Gelehrten hat der V. Biographien in extenſo geliefert; aber angenehm iſt es die Schriften aller, möglichſt vollſtändig, hier bey einander zu finden. Der Polygraphen ſind mehrere, deren Schriftenverzeichniſſe bis an die Centurie hinaufſteigen; welche große Fruchtbarkeit eben ſo wie die Ueberſchauung der nach jedesmaligem Zeitbedürfnis verarbeiteteten Materialien, zu mancher guten Betrachtung Anlaß geben kann. Der Grundton der Hamburger Vielſchreiber ſcheint zu allen Zeiten gröſtentheils auf ſtrenge Orthodoxie und die damit ſo gerne vergeſellſchaftete

Into-

Intoleranz geſtimmt geweſen zu ſeyn. Die kritiſchen und praamatiſchen Bemerkungen kommen in dieſem Buche eben nicht zu häuffig vor, manchmal bey Gelehrten die länaſt entſchlafen ſind; bey noch lebenden fehlen ſie ganz, aus leicht zu begreiffenden Rückſichten. Zuweilen hat der Verf. die Erwartung der Leſer ſchalkhaft getäuſcht, man ſehe z. B. den Artickel Götze. Er erklärt ſich über dieſes ἅπαξ λεγόμενον in einer Parentheſe am Ende des erſten Bandes, wo er ſein Unternehmen mit einer Bildergalerie vergleicht, die von ihm mit menſchlichen Gemählden ſey bekleidet worden, wovon einige hervor glänzen, andere beſtäubt da liegen, und noch andere unausgemahlt auf die Hand des Meiſters warten. Eine Bilderblinde oder ein leerer Rahmen, vertritt ja zuweilen auch wohl in einem wohlgeordneten Kabinette die Stelle einer Büſte oder eines Gemähldes.

9) Monatliche Beyträge zur Bildung und Unterhaltung des Bürgers und Landmanns, Erſten Bans des 1. und 2tes Stück. Prag. bey Wolfgang Gerle, 1783.

Eine neue Monatsſchrift, deren abgezielten Wirkungskreis und Zweck der Titel genugſam anzeigt. Die Verfaſſer wollen ſich hauptſächlich bemühen, allen Arten von Leſern aus dem Bürgerſtande, in den verſchiednen Verhältniſſen des bürgerlichen und häuslichen Lebens, durch Mittheilung praktiſcher nützlicher Kenntniſſe ihren gebührenden Antheil an der Aufklärung unſrer Zeiten zuwenden zu helfen. Sie wollen dieſes theils durch unterrichtende Abhandlungen theils durch Auszüge und Nachrichten von gemeinnützigen Büchern bewerkſtelligen, und zur angenehmen Unterhaltung auch zweckmäßige hiſtoriſche Züge, Beyſpiele, Anekdoten, und dergl. beyfügen. Nach dieſen erſten Stücken zu urtheilen, wird dieſe Monatsſchrift, wenn ſie von Dauer iſt und gehörig aufgemuntert wird, beſonders in den Oeſterreichiſchen Staaten, für welche ſie hauptſächlich beſtimmt ſcheint, nicht ohne Nutzen ſeyn.

Der
Teutſche Merkur.

März 1784.

I.

Marc-Aurel
an die Römer.

Nach dem Engliſchen der Mſs. Knight.

Als unterm majeſtätſchen Dohm
des hohen Capitols, im ſchauervollen Kreiſe
der altgn Herr'n der königlichen Rom,
vor allen Marc-Aurel, der Weiſe,
mich näher zog, und mein gerührter Blick
in jedem zug den Geiſt erſpäh'te,
der, ſo geſchäftig einſt zum Glück
der halben Welt, noch jezt um ſeine Lippen wehte:
auf einmal — (grenzlos iſt die Allmacht der Natur!)
verſchwand um ſeinen Mund des Lächelns leiſe ſpur,
aus ſeinen Augen ſchien ein blitzend Licht zu brechen,
und (wundervoll!) ſo fieng der Marmor an zu ſprechen:

„Wie lange ſoll ich noch dem ſchnöden Blick voll Hohn
von jenem Wütherich als wie zum Ziele ſtehen?
Hinweg von mir mit Agrippinens Sohn!
Laſt mich an ſeiner ſtatt den neuen Titus ſehen,
den Vater ſeines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürſten, der in ungeborgtem Glanze,
der Sonne gleich erleuchtend, ſtreng und mild,
den unermeßnen Kreis der Königspflicht erfüllt:
als Mann des Staats nur immer für das Ganze
wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
des Wahnes kniet, und heldenmüthig mitten
durch den Geſpenſterwald, von keinem Widerſtand
gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
geſchreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
die Fackel der Vernunft in ſeiner feſten Hand,
Sein großes Ziel verfolgt, von jedem Eiſenband
das Geiſt und Leiber drückt die Menſchheit zu befreyen,
und — (was Ich ſelbſt kaum einen Augenblick
dem Erdkreis einſt gezeigt) — im allgemeinen Glück
Aſträens Alter zu erneuen.“

„Wie, Pius, kannſt du noch verziehn
mit eigner Hand Sein bild hier zu erheben?
Du ſelbſt beſuchteſt ja Sein neugeſchaffnes Wien,
zu Seinem großen Werk — den Segen ihm zu geben.“

Der

Der Gedanke und die Wendung der Verſe der Mad. Knight, (geſchrieben den 18. April 1783. in dem Saale des Capitols wo die Bruſtbilder der alten Kayſer aufgeſtellt ſind) die ich aus dem 6ten Hefte der Pomona zuerſt kennen lernte, und vor kurzem in der Ketzeriſchen Sammlung wiederfand, gefiel mir ſowohl, daß ich verſuchte ſie in teutſche Verſe überzutragen. Da ich eine genaue Ueberſetzung unmöglich fand: ſo behielt ich blos die Haupt-Idee der engliſchen Dichterin bey, und überließ mich in der Ausführung mir ſelbſt. Das Original verlohr ſo viel dabey, daß ich es für eine Art von Schuldigkeit halte, die Leſer, die des Engliſchen kundig ſind, durch Mittheilung deſſelben zu entſchädigen. Hier iſt es!

Beneath the Capitols majeſtik dome,
amidſt the mighty Chiefs of ancient Rome,
at Marc-Aurelius as I chanc'd to gaze,
a ſudden change I view'd with deep amaze:
The ſmile benignant from his features broke,
And, ſtrange to tell, the living marble ſpoke:
„How long muſt I the look inſulting bear
of yon tyrannic Nero's impious air?
Remove that buſt, and if, to fill the place,
You ſeek ſome Hero, who theſe walls may grace,
Some Chief, who makes his country's good his aim,
Who treads the glorious path of honeſt fame,
Who makes Philoſophy Religions cauſe,

fen. Auf allen Seiten troſtlos, will ich geh'n und ſterben; diß lezte Lebewohl nimmt mein weinendes Auge von dir!

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

(Die Schranken zu Coventry.)

Der Lord Marſchall, und der Herzog von Aumerle treten auf.

Marſchall.

Mylord Aumerle, iſt Harry Herford bewaffnet?

Aumerle.

Ja, vom Fuß bis zum Kopf, und wartet ungeduldig hereingelaſſen zu werden.

Marſchall.

Auch der Herzog von Norfolk wartet voll ungeduldigen Feuers auf die Trompete des Appellanten.

Aumerle.

Die Kämpfer ſind alſo gerüſtet, und erwarten nur die Ankunft ſeiner Majeſtät.

Whom no deceit allures, no precept awes,
Who gives new vigour to his warlike bands
And emulates the virtue he commands,
Whoſe active mind indignant ſcorns repoſe
Whom prejudice and art in vain oppoſe
Who frees from chains the body and the mind,
in *Auſtria's Cæſar* ſuch a Chief you'll find.

II.

Epiſtel an Berghofer.

Ueber den Genuß des Lebens.

Laß immerhin, mein trauter Freund,
das blinde Volk den ſogenannten Weiſen,
der mühſam, wie ein Wurm, in Folianten wühlt,
doch nie des Menſchen Werth, und den des Lebens, fühlt,
groß, aufgeklärt und glücklich preiſen!
Er iſt es nicht, ſo ſehr er's auch dem Volke ſcheint,
das immer nur nach ihrer Auſſenſeite
die Dinge würdiget; Windmühlen in der Weite
für Rieſen hält, und Glas für Diamant.
Er iſt ein Thor, ſo wenig er's auch meynt,
wenn er, bey allem ſeinen Wiſſen,
noch nicht gelernt, was ihm kein Foliant
je lehrt — das Leben recht zu nützen und genießen.
Und weiß er dieſes nicht; ſo fehlt's ihm an Verſtand,
wenn er auch ſonſt, wie Wolf und Newton, demonſtrirt;
als Mentor, auf gelehrten Reiſen,
viel Herrn und Grafen commandirt,

und ſtets noch mit Athens und Roms profundſten Greiſen,
um Mitternacht, beym Lämpchen colloquirt.

Fern ſey's, daß ich ſein glänzend Loos beneide,
wenn ihn die ganze Stadt mit tiefem Staunen ſchaut,
und ruft: da geht der Mann der das Syſtem gebaut!
Da kommt er, der ſo tief in Hypotheſen denkt,
und mit dem Lineal — das Univerſum lenkt!
Fern ſey's von mir! Ich weis, er kennt die wahre Freude
des Lebens nicht von Anaeücht,
ob er ſchon übrigens als wie vom Dreyfuß ſpricht:
Und die zu kennen und zu fühlen, däucht mir Pflicht:
Für ſie, ich fühl es, rief Allvater uns ins Leben;
Für ſie nur hat er uns Organ und Trieb gegeben:
und o! bey dem Gefühl beneid' ich Grübler nicht.

Wenn er vom leeren Raum und Möglichkeiten träumt,
vielleicht auch noch bey ſpäter Lampe Dampf
im hochgelahrten Federkampf
entgegen Doctor Blitz, als Rieſe ficht und ſchäumet,
ob den Berechnungen der Cirkelquadratur;
dann lockt Bardale mich bey lauer Sommernacht,
hin auf die monderhellte Flur,
wo, eifernd, mir ihr unnachahmlich Lied,
das, ſo voll Sympathie und zauberiſcher Macht,
die ſanften Herzen an ſich zieht —
entgegenwirbelt aus verſchwiegenen Buchenhecken,
um tief in meiner Bruſt den Sinn für die Natur
und ihre ſüſſeſten Gefühle zu erwecken.

Dies Vorſpiel ſchlieſſet bald die innern Sinnen auf,
erweckt die Fantaſie, und macht im leichtern Lauf
ſich Blut und Lebensgeiſter regen.
Nun führt Begeiſterung auf ſtillvertrauten Wegen,

von ſüſſen Ahndungen umweht,
mich hin zu dem Geſchwätz von meiner Lieblingsquelle,
wo in kriſtallner Flut, voll ſtiller Majeſtät,
die Sternlein um den Mond ſo rein und ſilberhelle,
wie tauſend Diamanten, blinken,
und, mit ſo trauter Freundlichkeit,
des Himmels Fried und Heiterkeit
in meine Bruſt herniederwinken.

Da ſtreck' ich mich dann, hehr und feierlich im Sinn,
am Blumenrand des Quells auf weichen Raſen hin,
und lauſche, ahnungsvoll, dem leiſen Lied der Nacht.
Wenn Weſtwindsgattin, der am Roſenbuſch noch ſpielet
und meine Stirne ſanft mit Balſamduft umkühlet,
wird die verborgene Glut im Herzen angefacht.
Dies möchte ſich nun gern um jedes Weſen winden,
mittheilen ſein Gefühl, und ſo der Wahrheit Macht:
daß Gott die Menſchen liebt und treu für Alles wacht,
was je ſein Geiſt beſeelt — noch inniger empfinden.

O Freund! in ſolcher ſchönen Nacht,
wo, hinverzaubert von der Fee Fantaſey
in die Gefilde der erhabnern Schwärmerey,
mich oft ein heiliger Traum unnennbar glücklich macht:
wo, mild vom Hauch des Ewgen angefacht,
mein Geiſt, im raſchen Flug der Erde zu entſchwinden,
aus ſeinen Feſſeln drängt, und auf der Sphären Bahn,
die Schöpfungsleiter hoch hinan,
zu Ihm, aus dem der Quell der Weſen ewig fließt,
in dem ſie all' auch einſt ſich wieder finden,
zu eilen ſehnt — in ſolchem Traum vergißt
mein Herz all' ſeine Leiden, ach! und ſchließt
ſich liebevoll an jedes Weſen an.

Hier

Hier nur, nicht bey dem Buch, nicht in dem Hörsal, Freund,
wo man nie fühlt und denkt, nur immer glaubt und meynt —
hier nur in solchen Augenblicken,
wo er, berauscht von mächtigem Entzücken,
hin in die Geisterwelt kühn einen Ausflug wagt,
fühlt sich der Mensch als Mensch, groß, edel, unverzagt —
fühlt tief, und rings lehrt's ihm auf jeder Spur
das aufgeschlagne Buch der göttlichen Natur:
Des Lebens Endzweck sey Genuß und That;
des Lebens Fülle, nicht des Lebens Länge,
nein! nur der Freuden Werth und Menge,
die er darin genossen hat.

Thun soll der Mensch — soll seine Kraft,
als Glied der Kette, treu zu ihrem Wohl verwenden:
Genießen — was ihm reine Freude schaft,
und beyträgt seinen Geist zu bilden und vollenden.
„Ha, reine Freude! — giebt es deren hier?
„Und wo, mit Gunst, kann man den Phönix finden?„ —
Auf Erden freylich nicht, so lange wir
die Kunst noch missen, uns vom Körper loszuwinden,
und ins Ideenland, wie Elfen, hinzuschwinden.
Indessen scheint dies Unglück mir
just das erträglichste von allen,
die, seit das erste Weib gefallen,
unzählbar, wie der Sand am Meer,
den Erdenball begonnen zu umfluhten.
Gewiß! dies Leben ist nicht reiner Freuden leer,
wenn wir sie anders nicht bey Geistern blos vermuthen.
Doch sie entströmen ungefähr
nur dieser Art vom Schönen und vom Guten,
das, spät nach dem Genuß, uns noch im Bilde lacht,
und um uns her kein Wesen trauern macht.

Ja wollten ſich die Menſchen nur verſtehen:
was gilt's? wir wären ſchon die Hälfte Unheil los,
das weiland aus Pandorens Büchſe floß,
und brauchten gar nicht erſt, im Streit
des Geiſtes mit der Sinnlichkeit,
den Sinn des Plato zu verdrehen.

Zum Beyſpiel, rein und ſchadenfrey
war, wenn ich anders recht geſehen,
im Punct der Luſt bey ihm ſtets einerley.
Geſetzt nun auch, der leidge Körper wäre
bey dem Genuß ein wenig ſtark im Spiel;
was ſchadet's, fließt ihm einſt nur nicht der Reue Zähre
in der Erinnerung Gefühl?

Giebt's auſſerm Auge Farb und Reiz und Schöne?
und, ohne Gaum und Zunge, Süſſigkeit?
Giebt's auſſer unſerm Ohr noch ſeelenvolle Töne?
Kurz, blüht in dieſer Sterblichkeit
noch, auſſerhalb dem Sinn, ein Glück für ihre Söhne?
Noch mehr! Kann es in jenem Leben,
auch ohn' Organ und körperliches Kleid,
allſeligen Genuß für Menſchenſeelen geben? —

Hier rath' ich all' den Herrn von der gelehrten Bande,
(Für Weiſe, Freund, wie du, gilt dies ad normam! nicht)
das Wort Genuß ja nicht im kraſſen Schulverſtande
zu deuten. Sonſt gilt mir es einerley
was ihre Zunft von meiner Lehre ſpricht.
Sie wird ſie freylich allzufrey,
(als wenn die Freyheit Sünde wäre!)
wo nicht gar im Geſchmack famoſer Ketzerey,
wodurch um Reputation und Ehre
ſich einſt Profeſſor Epikur

bey

bey ihr gebracht, und folglich — heydniſch finden;
ja werth, um ihrenthalben ſchon
den Autor ſcharf in Inquiſition
zu nehmen, und — ach, gienge nur
das Ding wie ſonſt! — ihm fein den Holzſtoß anzuzünden.
Denn blos ein treuer Freund und Schüler der Natur,
und nicht des Lehrſyſtems zu ſeyn —
das iſt ein Frevel, Freund, den Zünfte nie verzeyhn.
Iſt's nun befremdend, daß der weiſe Epikur
(vielleicht zur Strafe ſeiner Jugendſünden)
das bittre Schickſal hat, von der gelehrten Zunft,
zum Theil aus Misverſtand und theils aus Unvernunft,
geſchimpft, verſchrien, verdammt, und — nie geprüft zu werden?
Zwar eben dieſes macht ehrwürdig ihn, und groß.
Denn ſtets wär es auf dieſem Rund der Erden
der Weiſen eigenthümlich Loos,
vom Vorurtheil verfolgt, von Narrn verlacht zu werden.
Wie dem nun immer ſey; gewiß iſt's, jene Lehre,
die ſinnlichen Genuß dem Menſchen nicht vergönnt
und ihn, verächtlich, blos ein Thierbedürfnis nennt,
macht, ohne daß ſie's weiß, der Menſchheit wenig Ehre.

Viel Stof zum Glücklichſeyn, ſo tauſendfach verſchieden
als die Bedürfniſſe lebend'ger Weſen ſind,
warf Gott in ſeine Welt. Warum ſollt', unzufrieden
und für mein eianes Wohlſeyn blind,
ich nicht aus dieſem Stof, den mir, voll Freundlichkeit,
die Schöpfung Gottes rings aus ihrem Schooſe beut,
das ſchönſte Feenſchloß, ſo gut ich kann, mir bauen?
Nicht, da ja immer noch der Leiden viele ſind,
die Freuden, die der Unſchuld Hand mir pflückt
und ihren edeln Saft in meinen Becher drückt,
ſo ganz mit Luſternheit genießen und — verdauen?

Des Menſchen Herz, wenn es ſoll glücklich ſeyn,
iſt nicht gemacht zum Deutlichſchauen.
Drum hüllte Gott all' unſere Gefühle
in eine ſanfte Dämmrung ein.

Durch dieſen heilgen Schleyer ſieht
das Kind mehr Reiz an ſeinem Spiele:
der Jüngling, deſſen Herz von Lieb' und Ehrgeiz glüht,
mehr Werth in ſeinen Schwärmereyen;
in ſeinem Lehrſyſtem der Weiſe — minder Schein.

Ward uns auch nicht der ſcharfe Blick gegeben,
die Gränze zwiſchen Schein und Weſen ſtets zu ſehn,
tief die Geheimniſſe der bleichen Geiſterwelt,
die ſybäriſche Magie, der Zukunft blindes Feld,
mit Einem Blick allmächtig auszuſpähn:
ſo ſey uns doch ein fantaſieenreiches Leben
ſchon durch die Fantaſieen ſchön;
wo ſich das Herz oft nur auf dunkeln Träumen wiegt,
und jeden heimlichen Gram, der unterm Buſen liegt,
in ſüſſer Schwärmerey ſchnell um ſein Daſeyn betrügt!

Des Geiſtes Vorrecht iſt's, zu forſchen und zu wiſſen:
doch lebt der Menſch als Menſch, nicht blos von Wort und Geiſt,
das Herz, das ihn auf weit ſolidre Koſt verweiſt,
ſtrebt unaufhörlich nur nach Handeln und Genieſſen:
Und thätiger Genuß heilt oft den kranken Geiſt.

Wer da, wo er ſorglos genieſſen kann,
das Was und Wie, nach Inhalt und nach Graden,
erſt unterſuchen will, der iſt, zu eignem Schaden,
zum wenigſten kein lebenskluger Mann.
Wie leicht trift er nicht beym Sondiren an,
was den Genuß ihm ganz verekeln kann!
Zumal, wenn, wie's Exempel giebet,

ein ortiſcher Betrug ſich vor ſein Auge ſchiebet,
oft auch ſein Teleſcop ſein eigner Odem trübet.

Kein Wunder dann, wenn er die beſten Freuden fade,
den ſeligſten Genuß nur ſchal,
des Menſchen Thun — Harlekinade,
das Glück des Lebens nicht einmal
der Mühe werth, die Welt — ein Hoſpital
für Narren oder Kranke findet!
Kein Wunder, wenn ſein Herz, für Alles tod und kalt,
dann nichts als ſeinen Gram empfindet,
und, mit der Luſt zu leben, bald
ihm auch die Fähigkeit verſchwindet!

In Dingen des Gefühls iſt die Zergliederung
oft delikater noch als das Anatomiren.
Der ſchönſte Körper, jetzt ſo voll, ſo friſch und jung,
ja fähig ſelbſt den Heilgen zu verführen —
wird dadurch, wie ohn' alles Kalauſiren
dies Gleichniß nur äſthetiſch ſich verſteht,
für unſre Sinnen bald ein ſcheußliches Skelet.

Und dieſe Sinnen ſind — o! daß man's doch erkennte,
was Zeno, Sanct Anton, was tauſend Afterweiſen
dagegen auch im blinden Eifer ſchreyn! —
ſind hier, wo wir noch nicht, nach Art der Geiſterlein,
Ambroſia und blos Ideen ſpeiſen,
ſo nöthig wenigſtens zum wahren Glücklichſeyn,
als reingeſtimmte Inſtrumente
zu einer ſchönen Harmonie.

Der Heilge zwar (dem Thoren nah verwandt)
verdammt, mit ſchiefem Blick und Händefalten, ſie.
Allein der Weiſe, ganz mit ihrem Werth bekannt,

als Menſchheitlehrer und als Arzt der Seelen,
wird, freyen Sinns, vom Wahrheitsgeiſt entbrannt,
die weiſe Sinnenpflege ſtets empfehlen:
vorausgeſetzt, daß die, ſo ſeine Weisheit hören,
auch reines Herzens ſind, wie es ihr Lehrer iſt,
und nicht das Honig das von ſeinen Lippen fließt
aus Misverſtand in Gift verkehren.

Dies leider! war der Fall von unſerm Epikur,
war's von Anakreon, dem Liebling von Cytheren;
ja ſelbſt vom lauterſten Verehrer der Natur
und Geiſtesſchönheit, Sokrates.
Die Schule trüber Mückenſänger
nennt ihn bald Päderaſt von Alcibiades,
weil er an ihm — Verſtand und edle Bildung ſchätzte;
bald Lüſtling, weil er bey der Morgencour,
ſich mit Aſpaſien gar auf das — Sopha ſetzte.
Und Teos edler Minneſänger
iſt ihr aufs höflichſte, der ſchnöden Weichlichkeit
Erzprieſter, Geck und Müſſiggänger.
Doch unſer Epikur wird vollends hart kaſtei't.
Der muß, weil ſolcher Spaß die Herren baß erfreut,
gleich einem feiſten Reichsprälaten,
bis an das Ohr im Schlamm der Wolluſt waden.

Sieh, Lieber, das iſt ungefähr der Lohn
der Weiſen, die es menſchenliebend wagten,
des Menſchen Werth und Glück auf ſeinen höchſten Ton
hinaufzuſtimmen, und es laut ihm ſagten:
du lebeſt nicht zur Pein — Gott ſchuf zur Freude dich!
Verzeih! mein Herz empöret ſich,
und ſchmerzlicher Unwille brennet
in meinen Adern ob der Ungerechtigkeit,

der

der Schmach, womit, auch noch zu unſrer Zeit,
der Afterweiſen Schaar die edeln Männer nennet. —

Fort, fort mit jener Weisheit, die
auf Koſten unſrer ſchönſten Freu en
uns, ſtatt genießen, lehrt leiden!
Mir wenigſtens behagt ſie nie.

Des Weiſen Schoolerphiloſophie
iſt keine Heilge, die, vom Nimbus hoch umſtralet,
nur ſelten einen Blick auf dieſe Erde lenkt;
doch eben auch kein Dirnchen von Cythere,
das ſonder alle Zucht und Ehre,
ſich frech an jeden Buben hänat,
der ihre Gunſt mit voller Hand bezahlet. —
Sie iſt das Mädchen, das, voll Jugendreiz und Geiſt,
ihn ſchon am Lebensmorgen grüſſet;
das ihm die Welt werth, daß er ſie genieſet,
und immer von der ſchönſten Seite weiſt;
das, wenn es ihm die Menſchen mahlet,
nicht, wie Sir Swift und Auguſtin,
den Pinſel taucht in Menſchenhaß und Spleen,
noch auch, wie Richardſon, ein wen'g feenhaft
aus bloßen Menſchen — Engel ſchaft.

Sie iſt die Schweſter von der ſchönen Freude
voll ſtiller Größ' und edler Einfalt. Sie,
ſelbſt leicht geſchürzt im ätherblauen Kleide,
verdammet, wie devote Thorheit pfleget,
den dünnern Roſenſchleyer nie,
den ihre jüngre Schweſter Fantaſie,
wollüſtig ladend zum re'n ſinnlichen Genuß,
leicht um den vollen Buſen traget.

(Die Trompeten erſchallen; und der König erſcheint mit ſeinen Edeln; nachdem ſie ſich geſezt haben, tritt der Herzog von Norfolk, als Appellat, in voller Rüſtung auf.)

König Richard.

Marſchall, erforſche von jenem Ritter die Urſache, warum er hier in Waffen erſcheint; frag' ihn nach ſeinem Namen, und lege ihm den geſezmäßigen Eid zu ſchwören auf.

Marſchall.

In Gottes und des Königs Namen, ſage wer biſt, und warum erſcheinſt du hier in dieſer ritterlichen Rüſtung? Gegen wen kommſt du, und was iſt deine Sache? Antworte bey deiner ritterlichen Ehre, und auf deinen Eid, und ſo beſchüze dich der Himmel und deine Tapferkeit!

Mowbray.

Mein Nam' iſt Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, und ich erſcheine hier bey meinem Wort, das einem Ritter unverlezlich heilig ſeyn ſoll, beydes meine Treue und ritterliche Ehre zu Gott, meinem König und meinen Nachkommen, wider den Herzog von Hernford, meinen Ankläger, zu behaupten, und mit Gottes Gnade und der Stärke meines Arms ihm durch meine Vertheidigung zu beweiſen, daß er ein Verräther gegen Gott, meinen König und mich iſt;

Sie iſt die Freundinn, die mit einem keuſchen Kuß,
den edlen jungen Mann begrüßet,
der, unentſchloſſen, noch am Scheidewege wankt;
die auf vor ſeinem Blick das Thal der Freuden ſchließet,
und ihm, wenn ja ſein Herz im Leidenskampf erkrankt,
liebkoſend in den Arm ſich gießet,
von ſeiner Stirn des Trübſinns Furchen küſſet,
und ſie dem Elend — lächeln lehrt.

Wenn auch einmal (und ach! im ſterblichen
Gewand der Zeit, geſchah es ſelbſt dem Heiligſten)
die Leidenſchaft die Feſſel bricht, und wild
in ihm ſich der Vernunft empört;
ein einzger Blick von ihr, ſo zauberiſch und mild,
wie der der Liebe — ſchnell macht die Rebellin Friede! —

Der Huldinn Gegenwart iſt in Gefahr ſein Heil.
Sie deckt vor ſeine Bruſt die mächtige Aegide,
wenn Buben ihm der Schmähung giftgen Pfeil
juſt mitten nach dem Herzen drücken,
und Politik, jedwedem Preiſe feil,
im Hinterhalt, ihn drohet zu berücken.
Sie hüllt, wenn Narren auf ihn ſtoßen,
ihn, gleich Ulyß, in heil'gen Nebel ein;
und ſtählt ſein Herz der Inſolenz der Großen:
Ihn zu beleidigen, ſind ſie ja viel zu klein.

Des holden Mädchens Stimme ſingt,
Wenn nun die Flur den Thau der Roſenwolke trinkt,
ihn aus dem Morgenſchlummer wach;
luſtwandelt dann mit ihm im Hain und an dem Bach;
umkränzt ihn freundlich von dem Schmuck im Thale;
ſie weht ihm, unterm Binſendach,
Zufriedenheit bey ſeinem dürftgen Mahle,

und ſchleicht, färbt nun die Nacht die Himmelswölbung grau,
umhaucht von Balſamduft der Au
am Arm des Schlafes, ihm aufs harte Lager nach;
ja drückt, winkt einſt der Tod ihn hin zur letzten Ruh,
mit liebevoller Hand ihm noch die Augen zu.

O dieſe Weisheit nur kann Irdiſche beglücken;
und jede andre, — könnte ſie,
mit Einem Wort, die Welt aus ihrem Gleiſe rücken, —
vermöchte doch dies Eine Noth'ge nie.

Wie falſch, Berghofer, ſieh! wie lächerlich erſcheinet
hier im Contraſt die Schulphiloſophie!
Die Thörin, die, im Prunk vom künſtlichen Syſtem,
hoch auf dem Lehrſtuhl, nur dogmatiſirt und meynet;
die's wagt, was ihr doch nur entſchieden ſcheinet
als ein gewohntes Lebens-Schem
dem Menſchenſinn tyranniſch aufzudringen,
und, Eigendünkels voll, die menſchliche Natur
in eine andre Form zu zwingen,
als die, worein der Herr der Creatur
aus weiſer Abſicht einſt ſie goß!

Und nun, was wirket ſie? — Macht ſie die Menſchen groß,
frey, glücklich, edel? — Nein! ſie macht ſie zu Maſchinen,
die, nur gewöhnt an fremden Druck und Stoß,
ſich ſklaviſch ſo bewegen, wie ſie ihnen
die erſte Richtung gab. Zwar weichen ſie,
Firſternen gleich, die ſtets ſich um ſich ſelber drehen,
vom angewieſnen Gleiſe nie:
allein den Kopf ohn' eigene Ideen,
das Herz ohn' eigenes Gefühl —
was iſt ihr Leben dann, als Marionettenſpiel?
Hat Tugend Werth, die wir erzwingen?

Und — iſt dies Leben ein Erziehungsſtand
zum Bürger für der Weisheit Vaterland —
Kann ſolch ein Kreislauf dann ſie der Vollendung Ziel,
um Einen Schritt nur näher bringen?

Doch einer Säule werth (und zwar im höhern Grad,
als irgend ſie das Volk und der Senat,
der meiſt nur ihr Verdienſt nach ſeinem Vortheil' ſchätzte —
gekrönten Menſchenwürgern ſetzte)
Der Säule werth däucht mir der edle Weiſe,
der ſich, wie Sokrates, aufs Menſchenherz verſteht,
und raſtlos der Natur auf dem geheimſten Gleiſe,
ſein Lehrbuch in der Hand, nachſpäht;
der Paragraphen aus der Luft zu greiffen,
und bunten Hypotheſenkram,
an ſich zerbrechlich, ſchief und lahm,
durch Demonſtration methodiſch aufzuſteiffen,
für fahle Poſſe nur, die jeder Scharlatan,
je mehr er dieſer iſt, mit gröſſerm Glücke kann,
und ſeines hohen Geiſts unendlich unwerth achtet.
Der Weiſe, der im Geiſte der Natur,
den Menſchen wieder auf der Mutter ſelge Spur,
die er, weil ihn ſein Führer irre wies,
ach! für ſein Glück nur allzufrüh verlies —
an treuer Hand zurückzuführen trachtet,
und von der Geiſtesſklaverey,
die ſeinen Werth ſo ſehr entwerthet,
ihn ſonder Menſchenfurcht befreyet;
der nicht das Herz nach ſeinem Lehrgebäu —
als wenn's ſo unfehlbar wie einſt des Pabſtes wäre,
nein! der vielmehr genau die Sätze ſeiner Lehre
nach den Bedürfniſſen des Herzens einzig nur
zu formen ſucht, und auf dem Steine der Erfahrung,

wie

wie nach der Sonn' ein Künstler seine Uhr,
sie prüfet und bestimmt. Nur solche Lehre schafft
dem Herzen Trost, und Muth und Nahrung,
und giebt dem Geiße Licht und Kraft.

Lehrt sie uns auch nicht stets der Dinge Was und Wie;
(Und Freund, wie bettelarm ist da nicht überhaupt
der Menschen Wissenschaft!) o! so ersetzet sie
doch reicher, als der Demonstrator glaubt,
uns diesen Mangel, der mir warlich! sehr geringe
für unsre Erdenwohlfarth däucht,
durch diese seltne Kunst, der jede andre weicht:
„ein Mensch zu seyn, und froh und guter Dinge;
„der Erdengüter Ueberfluß
„sich, durch wohlthätigen Genuß,
„im höchsten Grade zu versüßen;
„in Fällen, wo das Deutlichschaun
„nicht rathsam ist, und nur dem Herzen Graun
„erwecken würde, fest die Augen zuzuschließen,
„und übrigens getrost Allvaters Huld zu trau'n. „

Und nun, mein weiser Freund, entscheide!
(Denn du verstehst dich ja auf Lebenstheorie)
Wie viel gewinnt der Mensch bey dem Syßem der Freude?
Wie viel verliert er bey der Schulphiloſophie?

Fridrich.

III.

Etwas zur Litteratur der fruchtbringenden Gesellschaft.

Ein ungenanter, der seine Urtheile rechtfertigen zu können scheint, behauptete neulich, „es sey nicht genug zu sagen, welche Vortheile, deren wir jezt noch genössen, die fruchtbringende Gesellschaft der teutschen Sprache gebracht habe.„ *) Auch Hr. Adelung **) hat ganz neuerlich dieses Verdienst der Gesellschaft öffentlich anerkannt, wenn er gleich dasselbe, seiner bekannten Hypothese nach, den höhern Vorzügen der Gesellschaftssprache Chur-Sachsens nachsetzen wollen. — Ich freue mich dieser Urtheile, und bemühe mich den hier und da wahrgenommenen Eindruck eines andern auszutilgen, nach welchem das ganze Wesen dieser Gesellschaft nichts als ein wohlgemeyntes Spiel gewesen seyn soll, und selbst die guten grammatischen Schriften einiger ihrer Mitglieder, z. B. die Werke eines Gueinze, Schottel, und anderer, für geschmacklos und unlesbar erklärt werden.

Denn ohne darüber abzusprechen, wie fern in einer damals so buntscheckigten Sprache, um deren Reinigkeit erst zu kämpfen war, so bald Werke des guten

*) Deutsches Museum, August 1783. S. 173.

**) Magazin für die Deutsche Sprache, 2. B. 1. St. 15. S.

guten Geſchmacks gefordert werden mögen, bin ich doch geneigt zu glauben, der Esprit de corps, der im Palm-Orden über den edlern und aufgeklärtern Theil der Nation ausgieng, habe das Studium teutſcher Sprache damals von Schulmeiſterey zum Verdienſt der feinern Welt erhoben, und damit unbemerkt weit ſtärker, als es ſteiffe, zünftige Gelahrheit für ſich konnte, auf Teutſchland gewürkt; ſo wie etwa Lebensart und Sitte eines altväteriſchen Städtchens ſich neu bildet, wenn ein Fürſt ſeine Hofſtatt in ihm errichtet, bey der ſich viele Perſonen von guter Erziehung und Weltkenntniß ſammeln, welche ihre feinern Sitten (wie ihre Baarſchaften) bey den Inwohnern in Circulation bringen.

Gegenwärtig ſoll aus den Handſchriften zweyer Mitglieder dieſer Geſellſchaft ein Beytrag zu ihrer Litteratur gegeben werden, der, wenn er auch nur Urkunde des Geiſtes der Verfaſſer wäre, dennoch ſelbſt hierdurch der Geſellſchaft Achtung zuziehen könnte.

Juſtus Georg Schottel. *)

Daß die fruchtbringende Geſellſchaft kein bloßes Spiel und nicht ohne große Zwecke für teutſche Sprache war, davon kann beſonders dieſer teutſche Varro

*) Er war wirklicher Hof- und Conſiſtorialrath, auch Hofgerichts-Beyſitzer zu Wolfenbüttel. In der fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er **der Suchende.**

„mögen hat sich bey der Gesellschaft ziemlich hervor„gethan; es müssen aber mehr Leute, so die fleissige „Hand weiter anschlagen, hervorkommen, gleichwie „bey Emporhebung der griechischen und lateinischen „Sprache geschehen. Unermeßliche Arbeit würde das „Lexicon zwar erfordern; es möchten sich aber die Aus„arbeiter doch wohl finden, da die Beförderung und „Werthhaltung von hoher Hand herrührt.„

Freylich hat Schottel sich nicht blos mit Anerkennung und Empfehlung der Nothwendigkeit eines teutschen Wörterbuchs begnügt; er hat in einem für sein Zeitalter herrlichen Werke *) die Idee einer solchen Unternehmung entwickelt, und überhaupt in demselben vortrefliche Beyträge dazu geliefert. Ich dächte, eine zu Emporbringung der Landessprache vereinte Gesellschaft könne keine festere Grundlegung dazu unternehmen, als ein möglichst vollständiges Wörterbuch. Haben die Fruchtbringenden es nicht geliefert, so ist gewiß doch ihr Vorgang in grammatischen und prosodischen Schriften der Nachkommenschaft brauchbar und dankeswerth geblieben.

Schottel war einer der fleissigen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, die, öfters bey den überhäuftesten Berufsgeschäften, mehr nützliches schrieben als

*) Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache, in fünf Büchern, (Braunschweig, 1663. 4. 8 Alphabete) S. 159. f. f.

manches gelehrte Subject der folgenden Generationen kaum leſen mag. — Selbſt die grammatiſchen und proſodiſchen Mühſeligkeiten, in die er ſich einſpinnt, beſtricken ſeinen Geiſt nicht. Hier iſt ein Beyſpiel, wo dieſer ſich unter dem Druck der ärgſten Buchſtabenfeſſeln emporwand. Als Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar *) ihm, als einem Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, das Ableben ſeines jüngſten Prinzen, Herzogs Friedrich des ältern, bekannt gemacht hatte, ſandte er folgendes in einem langen Gedichte commentirtes Anagramm ein:

Friedrich, Herzog zu Sachſen, Jülich, Cleve und Bergen, Landgrafe in Düringen, Margrafe zu Meyſſen, Grafe zu der Mark und Ravensberg Herr zu Ravenſtein.

Durch Letternwechſel:

Dieſer Auszug reinſter Tugendluſt — in Himmelsfeuer heranleuchtender, Gott anaenehmer Rautenzweig — Ach Sein Erbkranz iſt Gnadenfreude! hat Friede zur Grabſchrift!

Joh. Rudolph, Freyherr von Schwarzenhorn.**)

Die Schickſale dieſes berühmten Staatsmannes ſind weniger unbekannt, ſeitdem er unter die Künſtler

*) Das zweyte hohe Oberhaupt des Palmordens, mit dem Beynamen: der Schmackhafte.

**) Kaiſerlicher Hofkriegsrath und Waldmeiſter in Oeſterreich unter der Ems.

ler aufgeſtellt und ſein Bildnis den Nachkommen zweyfach merkwürdiger gemacht worden iſt.*) Sein Vater, Felix Schmidt, war Stadthauptmann und Seckelmeiſter zu Stein am Rhein in der Schweiz. Von zehn Söhnen, welche dieſer ohne Vermögen verließ, (denn ein unglücklich betriebener Bergbau hatte es aufgezehrt) wurde der ſiebende, Johann Rudolph, von den Anverwandten deswegen zum Maler beſtimmt, weil er es ohne alle Anleitung zum Erſtaunen weit im Zeichnen gebracht hatte. Ein vornehmer Officier nahm ihn mit ſich nach Verona, und ließ ihn in Malerey und ſchönen Wiſſenſchaften unterrichten. Der junge Schmidt war damals erſt neun Jahr alt. „So wurde der frühe Hintritt ſeines Vaters (wie er es in der Folge ausdrückt) zu ſeinem Glück, und zu der Ehre wornach er ſtrebte, zwar ein trauriger Anfänger, aber doch ein tröſtlicher Wegweiſer.„ —

Die großen Vorſchritte, die er in Mahlerey und Dichtkunſt machte, erwarben ihm die Liebe ſeines Wohlthäters aufs vollkommenſte. Dieſe Ausſicht zu ſeinem Glücke gieng nicht nur mit dem Tode ſeines Wohlthäters bey einem Feldzug in Ungarn verlohren, ſondern Johann Rudolph gerieth auch ſogar in Türkiſche

*) Johann Caſpar Fueßlins Geſchichte der beſten Künſtler in der Schweiz. Nebſt ihren Bildniſſen. Erſter Band. (Zürich 1769. 8.) S. 82. f.

iſt; und ſo wie ich für eine gerechte Sache fechte, ſo ſchüze mich der Himmel!

Die Trompeten erſchallen; **Volingbroke**, als ein Appelant, tritt in voller Rüſtung auf.

König Richard.

Marſchall, frage jenen bewaffneten Ritter wer er iſt, warum er hier in dieſem kriegriſchen Aufzug erſcheint? Und laß ihn, unſern Geſezen gemäß, förmlich auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſchwören.

Marſchall.

Wie iſt dein Nahme, und warum kommſt du vor König Richards Gegenwart, in ſeine königliche Schranken? Gegen wen kommſt du und was haſt du für eine Sache? Rede, wie ein rechtſchaffner Ritter, und ſo beſchüze dich der Himmel?

Volingbroke.

Ich bin Heinrich von Hereford, Lancaſter und Derby, und ſtehe hier in dieſer Waffenrüſtung, durch Gottes Gnade und meine Tapferkeit gegen Thomas Mowbray Herzog von Norfolk zu beweiſen, daß er ein ſchändlicher und verderblicher Verräther an Gott im Himmel, dem König Richard und an mir iſt, und ſo wie ich für Recht und Wahrheit kämpfe, beſchüze mich der Himmel!

Marſchall.

Bey Strafe des Todes erfrechе ſich niemand, dieſe

kische Gefangenschaft. In dieser wurde er viele Jahre als Dolmetscher gebraucht, und kam hierdurch 1624. in die Bekanntschaft des Römisch-Kaiserlichen Botschafters zu Constantinopel, welcher Gelegenheit fand ihn loszumachen, um ihn zu seinen Staatsgeschäften zu gebrauchen. Nach verschiedenen Versendungen wurde er endlich ordentlicher Kaiserlicher Resident zu Constantinopel. Er hielt sich 15 Jahr auf diesem gefährlichen Posten, wurde in den Freyherrenstand erhoben, und in der Folge mehrmals als Kaiserlicher Internuntius an die Ottomannische Pforte abgesendet. Er war bey diesem nach damaliger Lage der Dinge äusserst gefährlichen Posten immer sehr glücklich, so daß man einmal bey seiner Rückkehr nach Wien ihn einen prächtigen Einzug halten ließ. Ich glaube fast, daß ihm, nächst seiner großen Fertigkeit in der Türkischen Sprache und übrigen Geschicklichkeit, die Emporhebung vom Sclaven zum Staatsbedienten in den Augen der Türken eine gewisse Homogeneität mit ihren Staatsbedienten verschaffte, die ihm ihr Vertrauen noch mehr zuzog.

So widerwärtig aber die Lebensjahre seiner Jugend, und so wichtig und gefährlich die Verrichtungen seines Geschäftsalters waren, so wenig ließ er sich in beyden von Malerey und teutscher Dichtkunst abwendig machen. Es war daher eine wohlgegründete Wahl, und nicht blos ein Standes-Ehrenzeichen,

daß

daß Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, ihn zum Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, unter dem Beynamen, der Verdienende, aufnahm. Als der Herzog ihm in dieser Qualität das Ableben Seines jüngsten Prinzen, Friedrich, im Jahr 1656 bekannt machen lassen, antwortete er mit Uebersendung eines Klinggedichts, (Sonetts) und erhielt hierauf vom Herzog Wilhelm dasjenige ehrenvolle Schreiben, welches Fueßli mit abdrucken lassen. *) Da es ohne die Zuschrift des Freyherrn von Schwarzenhorn nicht verständlich genug ist, so wird deren Mittheilung aus dem Original nicht nur den Mann selbst näher kennen lehren, sondern auch zugleich ein Supplement zu den Fueßlischen Nachrichten abgeben.

Durchlauchtig-Hochgebohrner Herzog
Gnädiger Fürst und Herr.

Vor Zeiten als dem Kaiser Tiberius ein Sohn mit Tode abgegangen, und lange hernach, wie die Klage vorüber, von den Trojanern Abgesandte zu Rom angelangt, den Todfall zu bedauren und mit einer beweglichen Rede ihr herzliches Mitleid zu bezeigen, sind dieselben zwar angehört, aber gleich wieder abgewiesen worden, mit einem spitzfündigen Bescheid dieses Inhalts: Tiberius habe der Trojaner großes Mitleiden erkennt, bedanke sich, und sey ihm hingegen

*) Im angeführten Werke 1. B. S. 148. f.

ſehr leid um ihren Hektor, den der Achilles vor Troja erwürgt. Durch dieſen verſchmählichen Vorwurf einer uralten Geſchichte gab der Kaiſer den Trojanern zu verſtehen, daß die ſo ſpät kommende Geſandſchaft auſſer Zeit, und ihm nicht mehr angenehm geweſen.

Es möchte vielleicht, da ich nicht eher meine Trauerſchrift überſendet, bey Ew. Fürſtl. Gnaden eben das Anſehen haben, als wenn aus Nachläſſigkeit dieſer Fehler geſchehen wäre. *) Weil aber Deroſelben an mich abgegangene traurige Erinnerung gar ſpät hier anlangt, und zu meinem Unglück den werthen Kunſtliebenden **) nicht mehr bey Leben, auch mich am Podagra krankliegend befunden, und ſeither ich meine Geſundheit ein wenig erholet, wegen ſoviel wichtiger Kaiſerlichen Geſchäfte, vörderſt der Türkiſchen, ich einige Zeit andere abzuwarten nicht gehabt: als werden hoffentlich Ew. Fürſtl. Gnaden mir gnädig verzeyhen, und auf mein erzeigendes herzliches Mitleiden mir einen beſſern Beſcheid ertheilen, als vom Tiberius die Trojaner empfingen.

Im Fall wider Verhoffen meine erſtere Entſchuldigung nicht gültig wäre, muß ich zu Hülfe nehmen dieſe

*) Der Prinz Friedrich ſtarb den 18. Aug. 1656.

**) Dieſer war Georg Adam, Graf und Herr von Kufſtein, Freyherr zu Greilenſtein, Kaiſerlicher Hofkriegsrath und Obriſter, des Erzherzogthums Oeſterreich Erbſilbercämmerer, Herr zu Spitz, Hainfeld, Schaumſtein, Burgſchleinitz ꝛc.

diese andere: Meine schlechte Feder hat ihr lang nicht getrauet, über Ew. Fürstl. Gnaden geliebtesten Herrn Sohns allzufrühzeitigen Hintritt viel zu melden, zumalen über die an weiten Orten geschehene Todsälle die Beantwortungen der Klagbriefe mehr die Trauerwunden eröfnen als heilen. In dergleichen kläglichen Trauerfällen müssen die väterlichen Thränen der mitleidenden Natur Zeugniß geben, und über der Söhne Leichen ihr Amt verrichten. Nunmehr wird dies geschehen seyn. Ihr großes tapferes Heldengemüth wird sich wiederum erholt auch hochvernünftig selbst getröstet haben mit dem unsterblichen Lob, welches von seinen gehabten Tugenden der in Gott ruhende junge Herzog hinterlassen.

Ausser allem Zweifel sind über diesen Todesfall von allen Orten, von den geistreichsten Musen und besten Federn Ew. Fürstl. Gnaden viel Trostschriften zugekommen, daß bey denenselben meine unwürdige spät anlangende Klingreime keinen Platz mehr finden werden. Meine nunmehr gar alte, wenig werthe Muse bittet demüthig um Verzeihung, daß sie nichts bessers vermochte. Am Ort wo sie wohnt ist vom Helikon keine quellende klarfließende Ader; nur die unreine Wien rinnt vorüber; muß also die Arme den Durst löschen mit diesem trüben Wasser; ihre Stimme wird davon so heiser, daß sie sich des Singens schämt und vielleicht bald gar aufhören möchte. Siehts

schier

ſchier zu verſtehen durch den Reim, welchen ſie jüngſt in ihren traurigen Abſchied geſungen:

Vermocht' der Tod die Uhr auf Siebenzehn zu richten
So gieb auf Sieben acht, Verdienender! Ich meyn'
Sieben und ſechzig wird ein fährlich Sieben ſeyn
Und ich für mich und dich das lezte Grablied dichten.

Es zeigt dieſe im Reim angezogne Uhr aufs Alter. Dem Durchlauchtigen Herzog Friedrich iſt ſie abgelaufen im Siebenzehnten Jahr, und mir wird gedrohet mit meinem Sieben und ſechzigſten — Geſchehe was Gott will! *)

In dem Trauerbrief, mit welchen Ew. Fürſtl. Gnaden als der höchſtgeehrte Schmackhafte und Oberhaupt der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft mich gnädig gewürdiget, habe ich beobachtet den Namen des Verdienenden, und anfangs nichts gewuſt von der mir wiederfahrenden groſſen Ehre. Wie auf weitere Nachfrage ich glaubwürdig berichtet worden, ſolle der werthe Kunſtliebende, mein im Kaiſerlichen Hofkriegsrath geweſener Mitgeſell, deswegen ſchon Vollmacht gehabt haben. Nachdem aber deſſen unverhofter Hintritt dies zu meiner Ehre reichende Werk verhindert: als gelanget an den höchſtgeehrten Schmackhaften mein, des Verdienenden, gehorſamſtes Bitten, Dieſelben geruhen

*) Der Freyherr von Schwarzenhorn hat noch zehn Jahr nach dieſem Schreiben gelebt.

ruhen ein anderes Mitglied mit Befehl und Vollmacht gnädig zu verordnen, welches in Dero Namen, mit Vorbehaltung der Geſetze der Geſellſchaft meine wenige Perſon in dieſe einverleiben möge. *) Unterdeſſen daß Ew. Fürſtl. Gnaden in Dero Trübſeligkeit mit einem Klagbrief meiner ſo gnädig gedacht, ſowohl auch wegen mir zugeeigneter Ehre thue ich mich unterthänig bedanken, mich zu beharrlichen Fürſtlichen Gnaden gehorſamſt empfehlend. Geben zu S. Margaretha an der Wien, den 26. Wintermonat, 1656.

N. S.

Weil ich nicht ſo glücklich bin, daß ich Ew. Fürſt. Gnaden perſönlich aufwarten können, als unterſtehe ich mich, Denenſelben von meiner wenigen Perſon und der letztern bey dem Türkiſchen Kaiſer abgelegten Geſandſchaft einen ſchlechten Kupferſtich **) zu ſenden; bitte unterthänig, Sie geruhen den unwürdigen Verdienenden in Dero gnädigem Gedächtniß zu erhalten ꝛc.

Johann Rudolf Schmidt, Freyherr
von Schwarzenhorn,
Der Verdienende.

IV.

*) Dieſes geſchah auch in der Folge durch den Unglückſeligen, Johann Wilhelm, Freyherrn von Stubenberg, Erbſchenken im Fürſtenthum Steyer, Herrn der Herrſchaften Schallenburg und Stichtenberg.

**) Dieſer Kupferſtich der Türkiſchen Audienz ſoll nach des Freyherrn eigner Zeichnung gefertigt worden ſeyn.

IV.

Schreiben eines praktiſchen Rechtsgelehrten, über Berichtigung einer Stelle in der Berliniſchen Monatsſchrift.

Ew. ꝛc. werden es hoffentlich, wenn ich einen Mann, der für einen der beſten teutſchen Weltweiſen bekannt iſt, und den ich, beſonders in Eigenſchaft eines alten Lehrers von mir, ſehr hochſchätze, eines Irrthums zeihen will, nicht für eine reſpective Philautie oder Tadelſucht auslegen; in mehrern Betracht, falls von Ihnen ich perſönlich gekannt zu ſeyn die Ehre hätte, dergleichen Argwohn, den übrigens die, abſonderlich bey jungen Gelehrten, wie ich in meiner Praxi täglich erfahre, zu unſern Zeiten im Schwang gehende Voreiligkeit und Hintanſetzung des Herkömmlichen gar ſehr rechtfertigen kann, bey mir ſicherlich ceſſiren würde.

Es iſt bekannter als bekannt, daß der T. Merkur ſich nichts, was Teutſch iſt, fremd zu dünken Urſache hat, und daß es bey ihm mithin nicht darauf, ob eine Sache an ſich ſelbſt teutſch ſey, ſondern ob ſie Teutſchland intereſſiren könne, ankommen müſſe. Ich werde es dermalen mit einem berühmten teutſchen Philoſophen, auf einer berühmten teutſchen Akademie, wegen einer Teutſchland ſo ſehr als das ganze Corpus juris intereſſirenden Sache zu thun haben; und

und ich werde ſelbſt, wie obſtehet, teutſch ſchreiben; ſintemal ich ſogar in meinen praktiſchen Arbeiten nicht allein was das litterariſche Material anlangt, die lateiniſchen Ausdrücke, ſo viel nur möglich, mit teutſchen Endungen und teutſchen Buchſtaben zu ſchreiben, hingegen wo der lateiniſche Caſus ſteht, den abgeſchmakten Gebrauch teutſcher Buchſtaben zu vermeiden, u. ſ. w. mich beſtrebe, ſondern ſogar auch in Betreff der Form meiner Exhibitorum, mich der gedrängteſten Schreibart zu bedienen, und die ſchleppenden, oder wie ſie ein Freund von mir nennt, in ſich hineingeſchachtelten Perioden, intuitu deren die vorgetragnen Rechtswahrheiten nicht ſelten um ſo mehr verlieren, als der Geſchmack ſämmtlicher in den hohen Landescollegien vorſitzenden Herren Räthe immer delicater wird, ſo gewiß zu umgehen befliſſen bin, als gewiß auſſerdem, zwar nicht über Angelegenheit des Styls, jedoch bey anderer Vorkommnheit, wo meine groſe Ueberhäuffung und redliche Thätigkeit mir hin und wieder Verzeihung für eine kleine Verzögerung oder ſonſtiges misfälliges Erſehen meiner hohen Vorgeſetzten verſchafft haben könnte, mir einen Verweiß zuziehen, oder, wenn ja die Gradus reprehenſionis beobachtet würden, mir wenigſtens etwas, was ſonſt mit richterlicher Geneigtheit, die bekanntlich beſſer als ein Geſetz im Codice iſt, zugedeckt worden ſeyn würde, verhoben werden dürfte. Dieſe Umſtände werden die Kühnheit, die ich begehe, indem ich eine unvorgreifliche

liche Bemerkung der von einem Philoſophen in jure Romano admittirten Unrichtigkeit, zur Warnung auf andere Fälle gern öffentlich ans Licht bringen möchte, und hierzu den Weg des T. Merk. mit ziemender Beſcheidenheit mir ausbitte, ſonder Zweifel zu exculpiren vermögen.

Ich leſe auſſer den bewährteſten Commentarien der Proceßordnung und ſonſtigen praktiſchen Werken, deren Titel herzuſchreiben ich mich wohl entſehen kann, die beſten teutſchen Journale, weil es in der Notorietät beruhet, daß der Kern teutſcher Gelahrheit darin von allen Schalen entblößt wird, geſetzt auch der in denſelben herrſchende Ton wäre wenigſtens nicht immer der in Kanzleyen und Gerichtsſtuben vorkommenden wichtigen Sachen genugſam würdig. Heute erhielt ich den November der Berlinſchen Monatsſchrift, und fand in einer mit dem berühmten Nahmen, Feder, unterzeichneten Abhandlung, betitelt: Abriß der wahrſcheinlichen Geſchichte des natürlichen Urſprungs der Sprache, (deren Inhalt übrigens zu meinem Zweck nicht gehört, wiewohl alles darin ganz gründlich geſagt zu ſeyn mich bedünken will) S. 402. zu meinem nicht geringen Befremden folgende Stelle: „Endlich aber macht die Abänderung der Worte ſelbſt „in der Ausſprache und Schreibart, daß man mit „der Zeit gar nichts mehr in ihnen gewahr werden „kann, was den Grund ihrer Bedeutung begreiflich „machte. Wie kommts, daß ſie die Pandekten und

„D.

„D. fünfhundert bezeichnet? So gehts auch den „Worten. „

Daß dieſer erösterte berühmte Philoſoph ſein ſo: genanntes Haupt: und Brodt-Studium, intuitu deſſen, ob er falcem in alienam meſſem immittirt habe, beurtheilt werden muß, nicht in der Jurisprudenz geſezt gehabt, kann in ſo fern, als Iuridica billig nur auf eingeholten Rath eines Rechtsgelehrten geſchrieben oder abgedrukt werden ſollten, nicht ganz verhindern, daß es nicht auffalle, wenn von ihm, einem anſonſt verdienſtvollen Gelehrten, publice nicht nur, wie es komme, daß ff. die Pandekten bezeichne, gefragt, ſondern ſogar, daß man in dem ff. gar nichts gewahr werden könne, was den Grund von deſſen Bedeutung begreiflich mache, nicht undeutlich behauptet werden möge. Daß man dieſes öffentlich zu thun im Stande war, kann die Statuirung eines Reciproci, nach welcher man eine ſehr bekannte Erläuterung des ff. publice zu geben ſich nicht entbrechen will, allerdings vor den Augen der rechtsgelehrten Welt juſtificiren, und die güldne Regel, ſich nicht ohne Zuziehung eines rechtlichen Beyſtandes auf rechtliche Dinge einzulaſſen, (weshalben ich jedoch wider allen Verdacht eines Eigennutzes meine wenige Perſon proteſtando verwahre) noch mehr, als ſie ohnehin nur allzuoft die Erfahrung bewährt, beſtärken.

Schranken zu berühren, als der Marſchall, und diejenigen Officiers, welche zu Anordnung des Kampfs beſtellt ſind.

Bolingbroke.

Lord Marſchall, laßt mich meines Königs Hand küſſen und meine Knie vor ſeiner Majeſtät beugen; Mowbray und ich ſind wie zween Männer, die eine lange und gefährliche Pilgrimſchaft gelobet; es ſey uns alſo vergönnt einen feyrlichen Abſchied von unſern Freunden zu nehmen.

Marſchall.

Der Kläger bittet ſich die Gnade aus, Euer Majeſtät ſeine Schuldigkeit zu bezeugen, und ſeinen Abſchied zu nehmen.

König Richard.

Wir wollen herabſteigen, und ihn in unſre Arme ſchlieſſen. Vetter von Hereford, ſo wie deine Sache gerecht iſt, ſo ſey dein Glük in dieſem königlichen Kämpfe! Fahre wohl, mein Blut; und wenn dein Verhängniß iſt, es an dieſem Tag zu vergieſſen, ſo werden wir trauren, aber keine Rache an dem Thäter nehmen.

Bolingbroke.

O laßt kein edles Aug' eine Thräne für mich entweihen, wenn ich durch Mowbrays Lanze falle! Aber ſo muthig wie ein Falke auf einen Vogel ſchießt, geh' ich mit Mowbray zu fechten. Mein theurer Herr, ich nehme meinen Abſchied von euch, und von euch, mein edler Vetter, Lord Aumerle .. nicht niedergeſchlagen, ob ich gleich eine

tödtliche

Mehrere Gelehrte des Alterthums pflegten ihre Schriften mit den Namen Pandekten zu belegen; wie Pancirol in seinen Var. lect. c. 184 hiervon mehrere Beyspiele anführt. Keiner dieser Gelehrten hatte aber so vielen Grund dazu, als der unvergleichliche Kayser Justinian, indem er das aus 300 000 Rechtssprüchen mit der klügsten Wahl zusammengetragene Werk, ohne welches kein gutes neueres Gesetzbuch existiren würde, ἀπὸ τῶν πάντα καὶ δέχομαι Pandekten nannte, anerwogen es alle Rechtsmaterien in sich faßte. Die dem Werke angemessne Würde dieser Benennung brachte die genaueste Untersuchung des Worts hervor, und daher kam es, daß man darüber, ob es generis masculini oder feminini sey, sehr gelehrte Kriege erhob, worinnen sich Anton Augustin, Peter Burmann, Anton Faber, Heinrich Stephani, Everard Otto, Theodor Gronov und andre für das weibliche, hingegen Isaac Casaubon, Obert Giphanius, Basilius Faber, Christian Beemann ꝛc. für das männliche Geschlecht interessirten. Ob nun schon ein nicht minder tief gelehrter Mann, Philipp Pareus, sich bemühete, einen Singularis zum Masculin zu erschaffen, damit der Pluralis (auf den er in so fern mehr zu halten schien) weiblich bleiben könnte; wie das alles der unsterbliche Brencmann in einem eigenen Capitel seiner Geschichte der Pandekten weitläuftiger aus und ausgeführt hat: so könnte das doch um so mehr dazu dienen, in Analogie jener Zwitterschaft

ſchaft, dem ff. Pardon zu geben, daß es, zu Bezeichnung der Pandekten, das Griechiſche π mit dem lateiniſchen ff. ſo artig vereinigt hat. Wer mit der nahrhaften Verziehung und Verzeichnung der Buchſtaben, die den Handlangern der Juſtiz zu einem einträglichen Artickel ihrer Manufactur geworden, nicht ganz unbekannt iſt, wird daher gar leicht, wie es komme, daß aus dem π ein ff geworden, einſehen, zugleich aber auch, wie ſchön alles in der Pandektiſchen Gelahrheit harmonire, und wie übel diejenigen welche aus unzeitiger Liebe zum Frieden lieber D (Digeſta) ſtatt ff ſigniren, um die Ehre der Römiſchen Rechtsgelahrheit beſorgt ſind, wahrnehmen können.

Und da ich ſolchergeſtalt, wie wohl ganz unabſichtlich, auch auf das D komme, von welchem mehrberegter Herr Feder, warum es 500 bezeichne, zu ignoriren ſich angeſtellt: ſo muß ich, da doch die Zahlen nicht auſſer dem Felde der Jurisprudenz liegen, jedoch nur beyläuffig geſtehen, daß mein Faber, wenn er lehrt, daß D Dimidiatum mille, d. i. ein halbes Tauſend bedeute, mir hinlänglich Genüge leiſte, und ſonach es bedauerlich ſey, wenn der Scepticismus der Herren Philoſophen entweder von zu wenig, oder von zu vielen Dingen den Grund wiſſen oder nicht wiſſen will.

Welches doch alles ſalva Dominorum exiſtimatione von mir um ſo mehr gemeynt iſt, als auch

in Ew. ꝛc. geſchätzten Perſon ich den Philoſophen verehre, und ohne Ausnahme jederzeit hochachtend beſtehe ꝛc.

B*, den 16. Dec. 1783. *.

V.

Briefe an einen jungen Dichter.

Dritter Brief.

Als ich Ihnen am Schluſſe meines zweyten Briefes — aus Gelegenheit der allzuhohen Meynung, die Sie mir von unſerm Fortgang in den Muſenkünſten gefaßt zu haben ſchienen, im Vorbeygehen etwas von der Meinigen über den Zuſtand unſrer Dramatiſchen Poeſie merken ließ; als ich Sie fragte: „wo ſind unſre Corneillen, unſre Racinen, unſre Molieren? wo ſind die teutſchen Trauerſpiele, die wir dem Cinna, der Phädra, der Athalia, dem Catilina, der Alzire, dem Mahommed, entgegenſetzen dürften, ohne uns vor allen Perſonen von Geſchmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — als ich Ihnen dies, vor den Augen des teutſchen Publicums, zuſchrieb: hatte ich wenig Hoffnung, daß — in dem Zuſtande worin ſich unſre dramatiſche Dichtkunſt und unſre Schaubühnen ſeit mehrern Jahren befinden — und bey der faſt allge-

allgemeinen Gleichgültigkeit womit unſre beſten Köpfe den Verfall des Geſchmackes und der Kunſt zuſehen, meine einzelne ſchwache Stimme gehört werden, und einige Würkung thun würde. Um ſo angenehmer wurde ich daher überraſcht, als ich vernahm, daß ein mit Patriotiſchem Eifer für dieſen Zweig des Nationalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Verſuch angefeuert worden ſey, ob es möglich ſeyn möchte, unſre tragiſche Muſe wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weiſſe ſchon ſo glüklich betreten hatten, zurückzuleiten, und (was die Hauptabſicht des edeldenkenden Mannes zu ſeyn ſcheint) Nachfolger zu erwecken, die ihm ſelbſt in dieſer ruhmvollen Bahn zuvorlauffen, und endlich einmal zeigen würden, daß dem teutſchen Genius, von teutſcher Unverdroſſenheit und Beharrlichkeit unterſtützt, auch dieſe hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unerſteiglich ſey.

Dieſer Verſuch, dieſe unverhoffte und ſeltſame Erſcheinung auf unſerm heutigen Parnaß, nennt ſich Cleopatra und Antonius, ein Trauerſpiel in Verſen von vier Aufzügen, gegen das Ende des leztverwichnen Jahres in K. K. National-Hoftheater zu Wien aufgeführt; und der Mann der den Muth hatte mit einem ſo kühnen Verſuche gegen den herrſchenden Geſchmack Sturm zu lauffen, iſt der K. K. Oberſt und Commendant des Graf Carl Colloredoiſchen Infanterie

rie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der ſich durch die Trauerſpiele, Hermann u. Thusnelde, und Aurelius, und vornemlich durch das auf allen unſern Schaubühnen ſo bekannte und beliebte Luſtſpiel, der Poſtzug, ſchon ſeit 15 Jahren eine Stelle unter den Schauſpieldichtern unſrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte das wir den Meiſterſtücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite ſtellen könnten, war (wie Sie Sich erinnern werden) ſehr viel; aber es war nicht mehr als was ich von mir ſelbſt fordern würde, und müßte, wenn mich jemals die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen ſolche Athleten meſſen zu wollen. Der Verfaſſer dieſer neuen Cleopatra ließ ſich durch die Größe dieſer Foderungen und die Schwierigkeiten ſie zu befriedigen, nicht abſchrecken: was kann ein Verſuch ſchaden? ſagte er zu ſich ſelbſt, und leiſtete — was Ihm, in ſeiner Lage, bey einem Beruf der mit der geſchäftloſen Ruhe der friedſamen Muſen ſo ſtark abſticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorſteht, der ſich durch keinen Scheindienſt befriedigen läßt, kurz, was einem Dilettanten, der den Muſen nur einige Erholungsſtunden opfern kann, möglich war; und gewiß mehr, als man den meiſten von den Herren, die ſich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Urſache hat. Geſetzt auch, daß

er

er mit dieſem Verſuche nichts mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerkſamkeit des litterariſchen Publikums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauſpieler ſelbſt, nach einer zu langen Pauſe wieder auf die wahre Kunſt des Trauerſpiels und die großen Muſter der Griechen und Franzoſen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefeſſelten, mit Genie und Talenten ausgerüſteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geſchmack der Nation durch Meiſterſtücke in dieſer Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben ſo weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeynen, als von der Kunſt entfernt haben: würde nicht dies allein ſchon Verdienſtes genug ſeyn, und dem Manne, der einer ſo glücklichen Veränderung den erſten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unſrer Litteratur nicht gleichgültig iſt? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nationalruhm hat, kann dieſe gleichgültig ſeyn?

Hr. v. A. hat mir, in Rückſicht auf den oben erwähnten Umſtand, die ſonſt unverdiente Ehre erwieſen, ſeiner Cleopatra eine Zueignungsſchrift an mich vorzuſetzen, die zugleich dem Werke ſelbſt zur Vorrede dient, und (auſſer einer kurzen Rechtfertigung ſeiner Verfahrungsart in Anlegung des Charakters ſeiner Heldin) ſein freymüthiges Glaubensbekenntnis

über den gegenwärtigen Zuſtand unſrer Schaubühne und den herrſchenden Geſchmack des groſſen Hauffens darlegt. Ich muß aber geſtehen, daß ich hier nicht immer ſo ganz mit Ihm einſtimmen kann als Er es vorauszuſetzen ſcheint; wenigſtens würde ich mich über verſchiedene Puncte beſtimmter und behutſamer ausgedrükt haben — und dies eben nicht aus Poltronerie, oder aus politiſchen Rückſichten, ſondern aus Furcht ungerecht zu ſeyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweyen Stükken bin ich mit dem Hrn. Oberſten gänzlich einerley Meynung: nemlich, daß wir Unrecht haben die guten Werke der Franzoſen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln ſie in ihrer Manier erreichen zu können; und, daß die unverſtändige Nachahmung Shakeſpears und der Engliſchen Schaubühne überhaupt groſſen Unfug auf der unſrigen angerichtet hat. Aber was beweiſet dies gegen Shakeſpearn ſelbſt? Wahrlich nicht ein Jota mehr als die ſchülerhaften Ueberſetzungen und Nachahmungen franzöſiſcher Muſter, die vor dreyßig bis vierzig Jahren aus der Gottſchediſchen Schule hervorgiengen, gegen Racine oder Voltaire bewieſen!

Ich bin ſo überzeugt als es jemand ſeyn kann, daß der Oedipus des Sophokles das vollkommenſte Muſter der Tragödie iſt; und daß alſo die Regeln, die von dieſem höchſten Vorbilde der tragiſchen Kunſt abge-

abgezogen worden. Regeln sind, bey deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sophokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Sujet als der Oedipus ist, aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloße Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drey Einheiten, macht darum noch kein vortreffliches Werk: und das regellose feste Stück, mit Shakespears Genie, Menschenkenntnis, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imagination, Wärme des Gefühls, und unerschöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wohl, ohne jemands Widerrede, unendliche mal mehr werth seyn als Gottscheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles. Wer wird nicht lieber das erste lesen oder vortrefflich vorstellen hören als das andre? Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäßig gebauten Aesop Umgang pflegen, als mit einem zweyten Antinous, wenn er nur eine hirnlose Puppe wäre?

Shakespears Stücke sind, größtentheils, Haupt- und Staats-Actionen, oder dramatisirte Novellen und Mährchen, bey deren Anlage er so wenig an den Plan des Oedipus dachte als an das Ceremonien-Tribunal zu Pecking. Nicht desto besser! sagt Hr. v. A, und beynahe möchte ich es auch sagen, wenn ich überzeugt

zeugt wäre, daß Shakeſpear durch Regelmäſſigkeit nicht mehr verlohren als gewonnen hätte. Aber es ſey dem ſo! Er iſt und bleibt dennoch (mit Erlaubnis meines edeln Freundes) der erſte dramatiſche Dichter aller Zeiten und Völker — nicht weil er ſich über die Regeln der Griechiſchen Tragödie wegſetzte; nicht wegen ſeiner Vermengung des erhabenſten Tragiſchen mit dem niedrigſten Komiſchen; nicht wegen gewiſſer Fehler, die ihm mit den gröſten Schriftſtellern ſeiner Nation und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem ſchlimmen Geſchmacke ſeines Publikums, von welchem er ſeinen Unterhalt ziehen mußte, wiſſentlich brachte — dies dächte ich, ſollte ſich doch endlich einmal von ſelbſt verſtehen! — ſondern weil ihn, in allem was das Weſentlichſte eines groſen Dichters überhaupt und eines Dramatiſchen inſonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Einbildungskraft, und der Gabe ſich in jeden Charakter zu verwandeln, ſich in jede Situation und Leidenſchaft zu ſetzen, weder Corneille noch Racine, weder Crebillon noch Voltäre, nicht nur nicht übertroffen, ſondern (wenn wir ohne Vorurtheile und nach hinlänglicher Unterſuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bey weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines groſen Genies ſpricht, die man oft in ſeinen Werken finde, erweckt den Verdacht, ſie nie geleſen zu haben. Nicht Spuren, ſondern immerwährende Ausſtrahlungen und

volle

volle Ergieſsungen des mächtigſten, reichſten, erhabenſten Genies, das jemals einen Dichter begeiſtert hat, ſind es, die mich, bey Leſung ſeiner Werke, überwältigen, mich für ſeine Fehler und Unregelmäſsigkeiten unempfindlich machen, und mich, unter dem Zauber ſeiner allgewaltigen Phantaſie eben ſo wenig an franzöſiſche Regeln und franzöſiſche Muſter denken laſſen, als mir in einer herrlichen Landſchaft, oder in einem majeſtätiſchen, von der wärmſten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daſs Le Notre der Natur hier nicht mit ſeiner Meſsſchnur und Baumſcheere zu Hülfe gekommen ſey. Shakespears Werke ſind, in Vergleichung mit regelmäſsigen Tragödien nur in ſofern Ungeheuer (wie ſie Hr. v. A. nennt) als die Domkirche zu Mayland oder die Abtey von Weſtminſter in Vergleichung mit Griechiſchen Tempeln, oder die Faſsade des Strasburger-Münſters in Vergleichung mit der Faſsade vom Louvre Ungeheuer ſind. Ein mittelmäſsiges Tempelchen nach Joniſcher Ordnung gebaut, wäre freylich eleganter als die majeſtätiſche Cathedral-Kirche zu York, die eines der prächtigſten Denkmäler im ſogenannten Gothiſchen Geſchmacke iſt: aber was müſste das für ein Kopf ſeyn, der, (wenn es auf ihn ankäme) dieſe niederreiſſen laſſen wollte, um jenes an ihren Platz zu ſetzen?

Shakeſpears Unregelmäſsigkeit wird, an ſich ſelbſt, nie eine Schönheit werden, wiewohl ſie bey ihm

oft

tödtliche Arbeit vor mir habe, ſondern munter, jugendlich, und frölich athmend -- O du, der irdiſche Schöpfer meines Weſens, (Zu Gaunt.) deſſen ehmaliger Jugend-Geiſt in mir wiedergebohren, mich mit zwiefacher Stärke emporhebt, den Sieg zu erreichen, der über meinem Haupte ſchwebt; ſtähle meine Rüſtung durch dein Gebet, und ſchärfe durch deinen Segen die Spize meiner Lanze, daß ſie Mowbrays gewichstes Wamms durchdringe, und dem Namen Johann von Gaunt durch das edle Betragen ſeines Sohns einen neuen Glanz gebe!

Gaunt.

Der Himmel begünſtige dich in deiner gerechten Sache! Sey behend im Streit wie der Blitz, und laß deine Streiche, zweymal verdoppelt, wie betäubende Donnerſchläge auf den Helm deines verderblichen Gegners herab ſtürzen. Feure dein jugendliches Blut an, ſey tapfer und lebe!

Bolingbroke.

So helfen mir meine Unſchuld, Gott, und St. George!

Mowbray.

Was für ein Loos auch der Himmel oder das Glük für mich ziehen mag, ſo leb' oder ſterb' ich hier, getreu an König Richards Thron, ein pflichtmäßiger, redlicher und rechtſchaffner Edelmann! Nie hat ein Gefangner mit einem frohern Herzen ſeine Ketten abgeworfen, und ſeine goldne unabgängige Befreyung umfaßt, als womit meine

oft die Veranlaſſung groſſer Schönheiten iſt; und ſeine Fehler bleiben Fehler, wiewohl ſie Fehler eines groſſen Mannes ſind. Es iſt nicht wohl gethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geiſteskräften wie die ſeinige ausgeſteurt worden zu ſeyn; und es iſt lächerlich, dieſe nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das ſervum pecus geiſtloſer Nachahmer an einem Shakeſpear ſonſt nachahmen als ſeine Fehler? Sein Genie läſſt ſich freylich nicht nachmachen. Indeſſen ſind es doch blos die Affen Shakeſpears, deren Machwerk er nun darum entgelten ſoll, weil ſie ihn von ſeiner tadelhaften Seite zum Muſter genommen haben. Immerhin eyfere man gegen ſeine unberufenen, unverſtändigen und geſchmackloſen Nachtreter! Aber was hat Shakeſpear mit dieſen zu ſchaffen? Er ſteht für ſich ſelbſt. Seine Werke, an denen die Natur ſo viel und die Kunſt ſo wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leſer von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künſtler bleiben — ſie ſind gemacht, geleſen, empfunden, ſtudiert, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als in ſo ferne die getreuen Abdrücke der Natur, die ſie uns in ſo groſſen Ueberfluſſe darſtellen, als eben ſo viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Menſch alles was er iſt, gewiſſer maſſen durch Nachahmung wird: ſo iſt doch gewiß, daſſ nur Menſchen, die mit dem Geiſte der ſchönen Künſte gebohren wurden, nur Menſchen

ſchen von wahrem entſchiedenem Talente, fähig ſind, die groſſen Meiſter, deren Lehrerin die Natur ſelbſt war, mit Diſcretion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakeſpear oder ein Corneille, ein Raphael oder ein Rembrand ſeyn, wenn derjenige, der ſich nach ihm bilden will, ein ſervum pecus oder ein Aſſe iſt, ſo kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakeſpear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht exiſtiert hätte: ſo würden wir, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortrefliches Werk mehr, und kein ſchlechtes weniger haben. Die von der lezten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier ſchlecht ſeyn: ſtatt mißgeſchafner Nachahmungen des Engländers würden wir eine gröſſere Anzahl ſchaaler, geiſtloſer, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzoſen bekommen haben: ſtatt wilder Menſchenfreſſer, Tollhäusler, Banditen, und Helden die aufs Rad oder wenigſtens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scüderyiſche und Calprenedeiſche Romanhelden oder in feine Pariſiſche Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unſern Bühnen ſehen: und was hätte dann die Kunſt oder unſere Litteratur dabey gewonnen? — Noch einmal alſo, nicht darinn daß wir ſchlechte Muſter genommen, ſondern daß wir ihnen gröſtentheils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Uebel, welchem abzuhelfen

holfen werden muß, und vermuthlich ſobald abgeholfen werden wird, als in einer teutſchen Stadt, welche groß und reich genug iſt ein gutes ſtehendes Theater zu unterhalten, die Anzahl der Leute von Geſchmack groß genug ſeyn wird, um dem übrigen Publico den Ton anzugeben; und ſobald es alſo für Männer von Genie, Wiſſenſchaft und Talent der Mühe werth, d. i. ehrenvoll und belohnend genug ſeyn wird, ſich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr v. A. indem er ſeinem Unmuth über die Nachahmer Shakeſpears und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schauſpiels Götz von Berlichingen erwähnt: ſo ſey mir erlaubt bey dieſer Gelegenheit ein paar Worte über dieſes Werk zu ſagen, welches bey ſeiner erſten Erſcheinung eine ſo große und allgemeine Senſation machte. — „Ich „bin ganz der Meynung (ſagt Hr. v. A.) daß Götz „von Berlichingen in jeder Rückſicht jedes Meiſter„ſtück des göttlichen Shakeſpears aufwiege. — und da er damit das Aergſte, was ſich von dem Werke unſers Landsmannes ſagen laſſe, geſagt zu haben vermeynt: ſo glaubt er dem Verfaſſer eine Art von Reparation ſchuldig zu ſeyn, indem er hinzuſezt: „ich „bitte Sie, dies ja nicht als Geſpötte über den Ver„faſſer Götzens anzuſehen. Seine Leiden Werthers „erheben ihn in den Rang unſrer beſten Schriftſteller: „aber ſein Theatergeſchmack, ſeine Theaterſtücke, *) „ſoviel

*) Doch wohl den ſehr regelmäßigen Clavigo aufgenommen?

„(ſoviel einzelnes Schöne man darin findet) kann „ich unmöglich gut heiſſen.„ — Ich verlange nicht zu läugnen, was Hr. v. A. zu glauben ſcheint und häuffig zu verſtehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigſtens eben ſo viel unſchuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von ſehr verſchiedener Art und durch mehr oder weniger unreiſſe, oder unſinnige Mißgeburten des Genies oder After-Genies, der Schwärmerey, der Nachahmungsſucht, der Eitelkeit ſich auch vom Boden zu erheben, u. ſ. w. ſeit zehn Jahren auf unſern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat als Shakeſpear ſelbſt. Aber ich läugne ſchlechterdings daß der Verfaſſer Götzens die Abſicht dabey gehabt habe, ein gangbares Stück für unſre meiſtens herumziehende Schauſpielertruppen zu verfertigen, oder ſolche regelmäßige Stücke, deren geringſte Tugend die Regelmäßigkeit wäre, von unſern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Abſicht war wohl hauptſächlich, ſeine Kräfte an einem großen Dramatiſchen Zeit- und Sitten-Gemählde zu verſuchen: wozu er den Stoff aus der Geſchichte unſers eignen Vaterlandes nahm, theils um ſich ſelbſt deſto lebendiger hinein denken zu können, theils es der Nation deſto intereſſanter zu machen. Vermuthlich fühlte er ſich damals ſtark verſucht, den Ruf ſeines Genius, der ihn in die dramatiſche Laufbahn zog, nachzugeben; er wollte vielleicht durch dieſen erſten Verſuch, bloß ſeine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und

er

er zeigte uns, was der in der Folge leiſten könnte, der ſo anfieng. Das Publicum erſtaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannichfaltigkeit ſo ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den Lebendigen Geiſt, der in ſo vielen, ſo ungleichartigen Perſonen von allen Ständen, vom Kayſer Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingeriſſen und überwältiget. In der erſten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von geſunden Gefühl und unbefangenem Kopfe, die an keine künſtliche und abgeredete Formen ſo gewöhnt waren, daß der Mangel derſelben ſie gegen die kleinſte Schönheit eines Werkes, das die Natur ſo ſichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: dieſe Wenigen ſahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eiferſucht, Shakeſpears Genius in einem jungen Teutſchen wieder aufleben; und verſprachen unſrer Litteratur und Schaubühne die herrlichſten Früchte von der völligen Reiffe eines Geiſtes, deſſen erſtes Product ſchon ſoviel männliche Stärcke, ſoviel überlegenden Verſtand, eine ſo kräftige und doch ſchon ſo gebändigte Einbildungskraft, ein ſo richtiges Gefühl deſſen was im Menſchen natürlich und was conventionell iſt, einen ſo fein unterſcheidenden Sinn für das was Jahrhunderte, Zeit-Epoken, Stände, Geſchlechter, und einzelne

Per-

Perſonen charakteriſiert, zu Tage legte. Das Schickſal ſcheint in Rückſicht auf die Bühne dieſen Hofnungen nicht günſtig geweſen zu ſeyn. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben dieſem Verfaſſer, eben ſo ganz im Geiſte des Sophokles als ſein Götz im Geiſte Shakeſpears geſchrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein ſo großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein franzöſiſches Trauerſpiel, — wer (ſage ich) dieſe Iphigenia geleſen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unſrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Abſicht dieſes Falles, einige bedenkliche Zweifel gegen Meiſter Pangloſſens Lieblingsſatz aufſtoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn ſein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakeſpearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geſchickter geweſen ſeyn den Gebrechen unſrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausſchweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakeſpears Werken iſt, mit der ſchönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunſt und dem Geſchmacke, worauf die Franzoſen ſich ſo viel zu gute thun, unſrer dramatiſchen Muſe einen eigenthümlichen Character und einen Vorzug zu verſchaffen, den ihr keine andre Nation ſo leicht hätte ſtreitig machen können?

Inzwiſchen bin ich doch verſichert, daß uns ſchon Götz von Berlichingen allein, — ungeachtet er zur

Aufführung weder geſchickt noch gemacht war, ungeachtet er (ſo wie alle andere guten Dinge in der Welt) durch ſein bloßes Daſeyn vielerley Mißbrauch veranlaßt, einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet hat; und daß ein Advocat des Publikums die beleidigenden Vorwürfe gewiſſer Liebhaber, die in Verehrung der Franzöſiſchen Litteratur eben ſo ſehr als andre in Verachtung derſelben auszuſchweifen ſcheinen, ganz erträgliche Dinge zu deſſen Entſchuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottſched die Reformation der Schaubühne mit ſeinem bekannten Eifer zu betreiben anfieng, behalf man ſich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit ſchlechten oder mittelmäßigen Ueberſetzungen und Nachahmungen der Franzoſen. Ein Stück in leidlich fließenden Reimen, worin die drey Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und ſeiner Schule ein gutes Stück. Schlegels Canut war, ſoviel ich weiß, das erſte das ſich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es ſey nun, daß die Umſtände nicht günſtig genug waren, oder daß die Wahl der Sujets, oder die Art der Behandlung nicht Intereſſe genug hatte, oder woran es ſonſt lag: genug, unſre dramatiſchen Muſen ſchleppten ſich in einem ſchmachtenden Zuſtande hin, und konnten noch immer keinen nationellen Character gewinnen. Faſt alles was man auf unſern Schaubüh-

nen

nen ſah war fremdes Eigenthum; und nachdem man ſich an teutſch verkleideten Stücken von Racine, Moliere, Destouches, Voltaire, La Chauſſée u. ſ. w. müde geſehen hatte, kam es ſo weit, daß man ſogar einen Goldoni zu Hülfe rufen mußte. Der Teutſche der ins Schauſpielhaus gieng, mußte auf einmal ein Pariſer oder Venetianer werden, um an dem was ihm vorgemacht wurde einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung; wie man in Luſtſpielen nicht mehr lachen wollte; fieng man an es ſehr angenehm zu finden, darin zu weinen; als man überdrüſſig war, ſich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Oroomane, und die ganze Familie der Atriden, die uns ſo wenig angiengen, in Ausgabe von Mitleiden zu ſetzen, empfieng man das bürgerliche Trauerſpiel und das ſogenannte Drama, das ſich der Terenziſchen Komödie nähert, mit offnen Armen: aber ein einziger Pere de Famille, eine einzige Eugenie oder Cenie zeugte ſo viel ungerathene teutſchfranzöſiſche Baſtarde, und unſre Schaubühne wurde mit einer ſolchen Sündfluth von dramatiſirten Romanen und dialogirten Alltagsbegebenheiten überſchwemmt: daß man endlich auch dieſer Waare herzlich überdrüßig zu werden anfieng. Während dem Laufe aller dieſer Theater-Veränderungen war ein Mann von groſſen Talenten, ächter Gelehrſamkeit und tiefer Menſchenkenntnis, wiewohl mehr

Philoſoph als Dichter, mit Einem Worte, Leſſing, aufgeſtanden, und hatte theils durch Kritik theils durch einige Stücke, die von dem was man auf unſern Bühnen gewohnt war gewaltig abſtachen, den Geſchmack zu verbeſſern, und unſre Schauſpieldichter auf den rechten Weg zu bringen verſucht. Seine Sara Samſon, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, drey mit vielem Geiſte, wiewohl in verſchiedner Manier geſchriebne Stücke, hatten eine ſehr große Senſation gemacht; aber ſie waren in zu langen Intervallen von einander erſchienen, um der Schaubühne einen weſentlichen und dauerhaften Dienſt zu thun; und ſie hatten auch, die Wahrheit zu ſagen, zuviel von der individuellen Vorſtellungsart des Verf. in ſich, um, als Muſter, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu ſehr überlegnen Kräften einherhinkten, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir alſo dadurch den Vortheil gewannen, uns dem Engliſchen Geſchmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Action, und alſo auch mehr Intereſſe in unſre Dramen zu bringen: ſo blieb doch unſer Theater im ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalſtücke verlohr ſich in der unendlichen Menge genie- und geſchmackloſer Copien und Nachahmungen, wozu alle Nationen des Erdbodens in Contribution geſetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unſers Publicums mit allem vorlieb zu nehmen was

ihm

ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück; wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten, und eine groſse Anzahl herumziehende Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwohl beynahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer teutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo jedermann sich nach Veränderung sehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung so kühn sie auch seyn möchte, willkommen zu heissen, Götz von Berlichingen im Druck erschien, und durch die ausserordentliche Würkung, die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publicums that, das in unsrer Litteratur so sonderbar hervorstechende siebente Zehend dieses Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, daſs er die Revolution bewürken würde, über welche Herr v. A. so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen ist) allerley seltsame, zum Theil mistrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Producte mit dem lebhaftesten Beyfall auf teutschen Schaubühnen

lanzende Seele an dieſem Kampf mit meinem Feind, wie an einem Freuden-Feſt ſich erluſtiget. Großmächtigſter Oberherr, und ihr meine edlen Freunde, empfangt aus meinem Munde den Wunſch glüklicher Jahre! So freudig und guten Muths wie zu einem Ritterſpiel, geh' ich zu dieſem Kampf; Redlichkeit hat ein ruhiges Herz.

König Richard.

Fahre wohl, Milord; ich ſehe Tugend und Muth ruhig in deinen Augen ligen. Ordnet den Kampf an, Marſchall, und beginnt!

Marſchall.

Heinrich von Hereford, Lancaſter und Derby, empfange dieſe Lanze, und der Himmel ſchüze dein Recht!

Bolingbroke.

Feſt in Hoffnung wie ein Thurm, ruf' ich Amen!

Marſchall.

Geh, bringe dieſe Lanze Thomas, Herzogen von Norfolk.

1. Herold.

Heinrich von Hereford, Lancaſter und Derbey, ſteht hier für Gott, ſeinen Lehnsherrn und ihn ſelbſt, bey Strafe falſch und meineidig erfunden zu werden, zu beweiſen, daß Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk ein Verräther an ſeinem Gott, ſeinem König und ihm ſey, muthig ſteht er hier und fordert ihm zum Kampf auf!

2. Herold.

gekrönt gesehen haben. Das Factum ist beym ersten Anblick wunderlich genug; aber bey weitem nicht so unnatürlich oder unserm Publico so schimpflich, als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daseyn wahrscheinlicher weise der Eyfersucht über den Succeß des Götz v. Berlichingen zu danken haben, und die beim Hrn. v. Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstößig sind, könnte ich nicht wenige nennen (wenn sie nicht ohnehin bekannt genug wären) deren auf unsern ansehnlichsten Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Teutschlandes, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Hrn. Adelungs teutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, mit dem wärmsten entschiedensten Beyfall zugeklatscht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß diese Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publikums gewesen sind; und, so wie man keinem Dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beyfall etwas zu gute thut, und den Weg, auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält: so ist es auch, auf der andern Seite, unmöglich, daß eine ganze Nation *) das lebhafteste Wohlgefallen an einem

*) Da die Anzahl der Dissentienten gegen die Majorität sich kaum wie 1 zu 100 verhält, so sieht man wohl, daß sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann.

einem Schauſpiel finde, ohne daß es einige Verdienſte habe, die dieſes Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publikum kann in Dingen, wo es auf ſeinen Vortheil, oder auf ſein Vergnügen ankömmt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachſehen, warum die Schauſpiele, wovon hier die Rede iſt, ſo großen Beyfall erhielten: ſo wird ſich finden, daß es im Grunde die ziemlichen ſind, warum Schauſpiele, bey jedem Volk in der Welt, ſeitdem es Völker und Schauſpiele giebt, eine beſondere Senſation gemacht haben. Bey den allermeiſten Trauerſpielen, Luſtſpielen, Dramen u. ſ. w. womit wir ſeit Gottſcheds Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Conſtantinopel, Babylon, Memphis oder Pecking verſetzen laſſen. Dieſe Ausländer waren, ſo zu ſagen, das einheimiſche eigenthümliche Land unſrer Tragödie. Teutſche Geſchichte, teutſche Helden, eine teutſche Scene, teutſche Charakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf teutſchen Schaubühnen. Was kann nun natürlicher ſeyn, als daß teutſche Zuſchauer das lebhafteſte Vergnügen empfinden mußten, ſich endlich einmal, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voreltern, in ihre eigene Geſchichte und Verfaſſung, kurz unter Menſchen verſezt zu ſehen, bey denen ſie zu Hauſe

waren, und an denen ſie, mehr oder weniger, die Züge, die unſre Nation charakteriſiren, erkannten? Dieſer einzige Umſtand würde ſchon hinreichend ſeyn das Phänomen zu erklären; aber es iſt noch nicht alles. Die beſagten Schauſpiele — ſo wild und unregelmäßig im Plan, ſo übertrieben in Charaktern und Leidenſchaften, ſo ſchwülſtig, bombaſtiſch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanſtändig und ſchmutzig in Sprache und Ausdruck, ſie zum Theil ſeyn mögen — haben das Verdienſt, durch ſtarkgezeichnete und abſtechende Charakter, heftige Exploſionen gewaltiger, ſtark contraſtirender Leidenſchaften, auſſerordentliche Situationen, eine große Mannichfaltigkeit von dramatiſchen Gemählden, viel Schaugepränge und Action, viel Theaterveränderungen und opernmäßige Decorationen, kurz durch alles was die Augen und das Herz ſtark einnimmt, die Zuſchauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechſelnde Erſchütterungen von Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hofnung, Schrecken und Entſetzen, Freude und Traurigkeit, kurz, in alle die Affecten zu ſetzen, worein alle oder doch die meiſten Menſchen, wenn die Sache ſie nur nicht unmittelbar angeht, ſich ſo gerne ſetzen laſſen. Welch ein Abſtand von der Langenweile oder höchſtens der ſchwachen Theilnehmung, welche die Einförmigkeit, die wenige mühſam ſich fortſchleppende Handlung, die für den gröſsern Theil der Zuſchauer unintereſſanten oder gar unverſtänd-

ſtändlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in redneriſche Declamation als wahre Action geſetzten Leidenſchaften, und die meiſtens froſtigen fünften Acte des gröſten Theils der franzöſiſchen Stücke oder ihrer Nachahmungen, hervorbrachten! Iſt es Wunder, wenn man dieſe verließ, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publikum ausgeſcholten zu werden, daß es ſich lieber ſo ſehr als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen ſetzen als ennuyieren läßt? Warum in aller Welt ſollen wir uns immer mit Schauſpielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unſerm National-Temperament, noch zu unſern Sitten und unſrer Verfaſſung paſſen? Warum ſoll die Schaubühne nie wahre lebendige Darſtellung der Natur ſeyn: und warum ſollen wir, anſtatt wahrer Copien, immer nur abſtracte Ideale, ſtatt der lebendigen Accente des Gefühls und der energiſchen Sprache der Leidenſchaften, immer nur Compendien-Moral, Sentenzen, und die Compliments- oder Repräſentations-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und ſeine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienſt hätten, als daß ſie uns durch die Erfahrung die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre National-Schaubühne erhalten können: ſo wäre es ſchon Verdienſts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur- Kunſt- und Weltkenntnis

gleichſtark entblößte Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnſinnigen Phantaſie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgeriſſen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, ſage ich, werden (wie uns das Beyſpiel des Verfaſſers von Götz und von Iphigenia ſchon gezeigt hat) auf dieſem Wege zuletzt unfehlbar ſelbſt mit einem Aeſchylus und Sophokles zuſammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausſchließen; daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verſchiedene blos angenommen, und local *) waren; und, daß die Dichtkunſt keine andere indiſpenſable Geſetze kennt, als diejenigen, ohne welche ſie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menſchen, auf diejenige Weiſe, die zu gleicher Zeit die angenehmſte und dem Zweck der menſchlichen Geſellſchaft die zuträglichſte iſt, auszuüben. Denn dieſer lezte Punct ſoll und darf freylich bey keiner Kunſt, die in der bürgerlichen Geſellſchaft getrieben wird, aus den Augen geſetzt werden.

Wenn

*) So gründet ſich z. B. die Regel der Einheit des Ortes (deren Ariſtoteles nicht einmal erwähnt hat) blos darauf, daß in der alten Tragödie der Chor, der immer auf dem Theater blieb, ein weſentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauſpiels war: wo er dieß nun nicht iſt, da iſt auch kein hinlänglicher Grund, dieſe Einheit zu einem Geſetze zu machen.

Wenn ich alſo, 'Mein lieber M.,' ein verſifizirtes und gereimtes teutſches Trauerſpiel, das neben einem von Racine oder Voltaire ſtehen könnte, zu ſehen gewünſcht habe, ſo wollte ich damit weder mehr noch weniger ſagen: als daß wir, ſo viel ich wüßte, noch kein ſolches Stück hätten; und daß es uns nicht eher anſtehe, die Franzoſen herabſetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvor thun könnten. Aber ich war weit entfernt, dieſe Manier, dieſe Form, für die einzige, oder mir für die beſte zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltäre wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künſtlichen Plans, wegen der reinern Sprache, ſchönern Verſifikation, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geſchmacks ihrer Zeit über Shakeſpearn zu erheben, dem ſie an Genie und Imagination, an tiefem Goſicht und getreuer Darſtellung der Natur ſo weit nachſtehen als die ſpruchreiche philoſophiſche Göttinde der Ilias. Ich war eben ſo weit entfernt, unſern Geſchmack von Verſichtigkeit, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten: oder die neuern Nachahmungen derſelben deswegen weil die Einheiten der Zeit und des Orteß, und andre Regeln nicht darin beobachtet ſind, für verwerflich zu halten. Wenn ich ſie tadle, ſo iſt es wegen ſolcher Fehler; Ausſchweifſamkeiten und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigſten Stücke ſeyn würden. Ich wünſche nicht, daß wir uns ſclaviſch weder nach

den

den Griechen noch nach den Franzoſen bilden: ſondern daß wir eine Schaubühne hätten, die ſich ſo gut für uns ſchickte als die Schaubühne des Sophokles und Ariſtophanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Moliere für den Hof und die Hauptſtadt Ludwigs des 14ten; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menſchenſinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauſpiele *) zuwider ſind, gereinigt, in ihrer Art vortreflich genug wäre, um Perſonen von Verſtand und Geſchmack, welches Landes und Volkes ſie auch ſeyn möchten, auch durch Schönheiten die von National- und Local-Verhältniſſen, und allen Arten conventioneller Form unabhängig ſind, zu gefallen. Ich glaube daß man gegen die Franzoſen gerecht ſeyn kann, ohne darum Parthey gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meynung nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattungen ſchätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltären hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unſrer Litteratur verbannt zu ſehen wünſche, iſt — die langweilige.

Ich

*) Dergleichen ſind die Erregung ſolcher Erſchütterungen, die, ohne einige Vermiſchung von Vergnügen, blos Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verurſachen — oder Aufſtellung ſolcher Narren, deraleichen man allenfalls nur in Tollhäuſern findet, und ſolcher Böſewichter, die man ſich nur als eingefleiſchte Teufel möglich denken kann — die Ueberladung mit Epiſoden unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. ſ. w.

Ich behalte mir auf mein nächstes Schreiben vor, Ihnen, L M. meine Gedanken über die verschiedenen Dramatischen Formen und die daher entstandnen Gattungen ausführlicher vorzulegen. Inzwischen schicke ich Ihnen das Trauerspiel des Hrn. v. A. Wenn sie es mit der Aufmerksamkeit die ein Werk von dieser Wichtigkeit verdient, gelesen haben, so schreiben Sie mir, wenn ich bitten darf, unverhohlen, was Sie davon denken. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit Vergnügen diese Gelegenheit ergreiffe, Ihre Beurtheilungsgabe auf eine nicht ganz leichte Probe zu setzen; und ich habe mich daher möglichst gehütet, Ihnen durch mein Urtheil vorzugreiffen, oder durch geheime Winke das Ihrige nach dem meinigen zu leiten. Leben Sie wohl u. s. w.

VI.

Eine höchstseltsame Naturerscheinung.

M. am 24sten Febr. 1784.

Sie mögen gerne der Natur auf ihren versteckten Wegen nachgehn, mein lieber * * und sich mit den unendlichen Gestalten, Abstuffungen und Sonderbarkeiten, die sie hervorbringt, unterhalten. Eine wahrhaft fruchtbare Beschäftigung für den denckenden

rkenden Kopf! Hier haben Sie einen Beytrag zur Naturforschung, deſſen Gegenſtand Ihnen ſehr ſeltſam und merkwürdig vorkommen wird.

In einer der hieſigen Vorſtädte, wohnt eine Familie, die aus drey Schweſtern beſteht. Das vierte Glied derſelben, iſt ein Geſchöpf, welches ſich weder unter eine der Menſchen- noch der Thier-Klaſſen ſetzen läßt. Es hat eine menſchenartige Geſtalt, und frißt und handelt wie ein Thier. Wenn ich nicht durch das Studium der Naturgeſchichte abgehärtet wäre, ſo hätte mich bey dem Anblick deſſelben ein Grauſen durchſchüttern müſſen.

Dieſes wiſſen die drey Schweſtern, und darum hält es ſchwer, dies Geſchöpf zu ſehen zu bekommen. Sie halten es in einer Hinterſtube entfernt, und haben ſchon ſeit Jahren ins Publicum zu verbreiten geſucht, es ſey tod. Ich erfuhr aber, daß es noch lebte, und gab mir die möglichſte Mühe, es mit eignen Augen zu ſehen. Der Ruf machte ein groſſes Ungeheuer daraus: aber ich fand es noch fürchterlicher, als es mir war beſchrieben worden.

Man führte mich in eine kleine Stube hinten im Hofe. Bey dem Eintritte ſchlug mir ſchon ein widerlicher Geruch entgegen, der noch ſchlimmer ward als ich näher trat, um einen ungeſtalteten Fleiſchklumpen zu ſehn, der auf einer Matraze ausgeſtrekt lag.

lag. Das Geschöpf hatte einen unnatürlich dicken Kopf, auf welchem nur hie und da einige Zöpfchen blonde Haare zu sehn waren. Die Stirne war breit und flach wie eine Ochsenstirne, aber glatt und ohne die mindeste Runzel. Augenbrauhen hatte es gar nicht. Die Nase war volle zwey Zoll breit, und schien so breit gedrückt zu seyn. Sie hatte nur Ein Loch, das andere war mit dem Scheidenknorpel zusammengewachsen. Die Oberlippe fehlte ganz: aber zu deren Ersatz sahe ich eine schöne, dichte und weisse Reihe von Oberzähnen, die aber ungewöhnlich breit waren. Die Unterlippe war rund und sehr dick, aber blau und häßlich. Gleich unter dem Kinne stand ein Fleischgewächs, grösser als ein gewöhnlicher Kropf, aber hängend und schlaff. Nahe unter demselben erhob sich eine hohe gewölbte Brust. Ein paar kleine, runde Tetons, wie eines vierzehnjährigen Mädchens, (das Geschöpf ist weiblichen Geschlechts) schwebten hier auf und ab; und dicht unter ihnen wölbte sich ein hoher Bauch, wie einer schwangeren Weibsperson. Die Füsse waren krumm, und giengen einwärts. Zehen fand ich gar nicht, sie waren zusammengewachsen. Eben so ihre Finger. Ihre Arme waren dünn und ungestaltet. Der Knochen schien nur mit einer dünnen, gelben Haut überwachsen zu seyn. Sonst war das Ganze mit einer hochgelben Farbe tingirt, die es unbeschreiblich häßlich machte.

2. Herold.

Hier ſteht Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, bey Strafſe falſch und meineidig erfunden zu werden, beydes ſich ſelbſt zu vertheidigen, und zu beweiſen, daß Heinrich von Hereford, Lancaſter und Derbey ein Verräther an Gott, ſeinem Lehnsherrn, und ihm ſey; und erwartet muthvoll und mit Verlangen auf das Zeichen zum Anfang.

(Man blaßt zum Angriff.)

Marſchall.

Blaſet Trompeten, und ihr Kämpfe, rüket aus -- Doch halt! Der König hat ſeinen Stab hingeworffen.

König Richard.

Laßt ſie ihre Helme und Lanzen bey Seite legen, und beyde zu ihren Stühlen zurük kehren; entfernt euch mit uns, und laßt die Trompeten ſchallen, bevor wir dieſen Herzogen unſern Willen kund thun.

(Trompeten.)

König Richard.

Zu den Kämpfern: Kommt näher herbey, und höret, was wir mit unſerm Rath gethan haben. Damit die Erde unſers Königreichs nicht mit dieſem koſtbaren Blute beſudelt werde, deſſen Mutter ſie iſt, und weil unſre Augen den gräßlichen Anblik bürgerlicher Wunden haſſen, die von nachbarlichen Schwerdtern gegraben werden, und weil wir denken, daß nichts anders als der Adler-beſchwingte Stolz ehrſüchtiger und himmelan-ſtrebender Gedanken euch mit

eiferſüch-

Das Geſchöpf ſchlief gerade, und ich äuſſerte gegen das Kammermädchen, meine Führerin, den Wunſch, es wachend zu ſehen. Sie ſagte: ich ſollte nicht erſchrecken, und rüttelte es. Plötzlich ſchlug es die Augen auf, mit einem Geſchrey welches mein Innerſtes durchſchnitt. Es war das natürliche Blöcken eines Kalbes, und dabey ſchlug es mit Händen und Füſſen um ſich. Um es zu beruhigen, ſetzte das Mädchen eine flache Schüſſel mit Brey, von Milch und geriebener Semmel, ihm dichte vor den Mund. Es ſchien zu riechen, und ſogleich fiel es mit zugedrückten Augen und mit dem ganzen Kopf in die Schüſſel, und ſchlappte, nach Hundesart, die Milch auf. Wenn ihm Semmel zwiſchen die Zähne kam, ſo käuete es und hob dabey den Kopf ein wenig aus der Schüſſel empor. Es war ein ſcheußlicher Anblik.

Das Geſchöpf iſt ſo gierig, daß man ihm die einmal hingeſetzte Schüſſel nicht nehmen kann, ohne daß es ein fürchterlich Geblök erhebt, und mit Händen und Füſſen um ſich arbeitet. Ich hatte einen kleinen Hund bey mir, welchen der Geruch der Milch anlockte. Ehe er ſich an die Schüſſel wagte, gieng er dreymal um das Geſchöpf herum, und als dieſes nicht wich, fieng er an zu bellen. Es ſchien zu horchen, ließ ſich aber übrigens im lecken nicht hindern, und hörte nicht eher auf, bis die ganze Schüſſel leer war; und da noch ſchnupperte und leckte es auf dem Boden.

Darauf blökte es von neuem, aber nicht ſo ſtark als vorher, ſondern ſo ſchwach und ſchwer, ohngefähr wie die Stimme eines Betrunkenen, der ſeine Zunge zu ſchwer und ſeinen Magen zu voll fühlt. Nun fieng es an ſich von einer Seite auf die andre zu werfen und zu wälzen und dabey mit Händen und Füßen auszuſchlagen. Das Mädchen ſagte: ſo mache ſie es immer wenn ſie gegeſſen hätte, ſchiene auch öfters zu lächeln, welches ich aber diesmal nicht bemerkte. Vermuthlich iſt das ein Wohlbehagen über geſtilltes thieriſches Bedürfnis.

Es ſchien darauf, als wenn es wieder einſchlafen wollte, aber dies geſchah nicht. Es wälzte ſich ſtärker als vorher, und gerieth endlich von ſeiner Matrazze auf den harten Boden. Dies ſchien es nicht zu fühlen: vielmehr ſetzte es dieſe Bewegungen lebhafter fort als vorher, und verlor am Ende den Mantel oder das Tuch, worein es eingewickelt war gänzlich, ſo daß es nackend vor mir lag; denn es leidet kein anſchließendes Kleidungsſtück am Leibe; und würklich wüßte ich nicht, was für eins ſie ihm anziehen wollten, da es ſich gewöhnlich auf dem Bauche oder auf Händen und Füßen von einem Orte zum andern wälzt und ſchleppt.

Hunger hat es beſtändig; und wenn man ihm ſtündlich eine Schüſſel voll hinſetzte, ſo würde es nicht eher ablaſſen, bevor ſie bis auf den Grund geleert

leert wäre. Gewöhnlich frißt es täglich sechsmal, und ein ungestümes Geschrey kündigt ziemlich genau die Stunde an, wo es zu essen haben muß.

Brod, Fleisch und Hülsenfrüchte mag es gar nicht. Wenn man ihm davon vorsezt, so ist es zwar eine Zeitlang, scheint aber mit einem male zu schmecken daß es nicht seine gewöhnliche Kost ist, und dann erhebt es ein großes Geschrey, welches nicht ehr nachläßt, bis es Milch und geriebene oder eingeweichte Semmel bekommt, und wenn es davon gefressen hat, so beträgt es sich jedesmal wie oben. Dieses Gericht muß deshalb immer bey der Hand seyn; denn öfters macht es mitten in der Nacht oder früh morgens mit seinem Geschrey das ganze Haus wach, und hört nicht eher auf, bis man ihm zu essen gebracht hat.

Uebrigens kann es nicht reden, nichts als blöken. Hören kann es auch nicht recht; denn ich machte den Versuch und trat neben ihm stark auf den Boden, schlug auch mit einem Röhrchen auf einen dabeystehenden mit Leder überzogenen Stuhl, aber es schien nicht zu erschrecken. Doch soll es jedesmal horchen wenn die Thür aufgeht; und das Mädchen wollte bemerkt haben, daß ihm immer ein helles Wasser aus dem Munde gienge, wenn es die Thür aufmachen hörte. Und das ist wohl natürlich, da die Thür nur dann aufgeht, wenn man ihm zu essen bringt.

Die

Die übrigen Schweſtern bekümmern ſich nicht um daſſelbe — und auch ich mag es nicht wieder ſehen.

Noch erkundigte ich mich nach vielen Umſtänden, um aus deren Zuſammenſetzung zu ſchließen, ob das Mondkalb nicht irgend etwas menſchenartiges, ob es auch andre Begierden und Triebe, als den thieriſchen Heißhunger zeige; aber ich bekam keine Auskunft; theils weil das Mädchen daſſelbe nur einige mal des Tages und zwar auf kurze Zeit ſieht, theils, weil es ihr auch ſchon zu gewöhnlich geworden iſt, um etwas auffallendes an ihm zu erblicken. Ich wünſchte es wol acht oder vierzehn Tage beobachten zu können: aber das iſt unmöglich. Ich hatte Noth genug, daß ich es einmal — nicht umſonſt — ſah, und meine Schweſter hat dem Kammermädchen verſprechen müſſen, wenn es vor ihre Herrſchaft käme, und ſie weggejagt würde, ſie in ihre Dienſte zu nehmen. Ich kann dieſes auch den drey Schweſtern nicht verdenken.

Den Sommer über haben ſie das Geſchöpf öfters in ihrem Garten, der mit einer hohen Mauer umzogen iſt. Die Nachbarn waren auf das Bücken aufmerkſam geworden und hatten über die Mauer geſehen — Die Schweſtern beſchwerten ſich bey der Obrigkeit, und es ward den Nachbarn unterſagt, zumal, da ſich mehrere Neugierige und einmal ein ganzer Zirkel von Herren und Damen auf Leitern geſtellt und über die Mauern geſehen hatten.

Darauf lieſſen die Schweſtern ein bedektes Luſthäuschen bauen, und es mit Raſen ausſetzen, um die Misgeburt im Sommer daſelbſt zu halten (denn der Geruch ihres Zimmers iſt unleidlich und ſteckt das ganze Haus an, wenn die Thür aufgeht) aber anfänglich hat ſie darin durchaus nicht bleiben wollen, bis man endlich herausbrachte, ſie liebe die Sonne. Man rückte alſo das Häuschen gegen die Sonne, und nun liegt ſie tagelang da, und wälzt ſich auf dem Raſen, wobey ſie öfters aufblökt, aber kurz und abgeriſſen, wie Freudengeſchrey. Man hat öfters vergeſſen ſie in ihr Zimmer zu tragen (ſo gewohnt kann man des Ungewöhnlichen werden), und hat ſie den andern Morgen friſch und munter, und noch dazu unbedeckt wieder gefunden.

Eines kleinen Zuges muß ich noch erwähnen, der dem Kammermädchen vielleicht nur entfuhr. Wenn das Geſchöpf an der Sonne liegt (beſonders im Frühling) ſo wälzt es ſich ſo lange bis es ganz entblößt iſt, und dann ſtöhnt und drängt es, hat kurzen Athem und ſcheint zu lächeln. * Drängt? (ſagte ich in aller Unſchuld.) Das Mädchen ward über und über roth. Ich merkte nun wohl, was ſie damit andeuten wollte. Dieſe Bewegungen, die das Thier macht, ſind nichts anders als Aeuſſerungen des Naturtriebes, die man auch bey noch ſehr jungen Mädchen beobachtet haben will.

Ich meyne, einem Naturforſcher ſey es erlaubt, über Dinge zu ſprechen die man ſonſt mit Stillſchweigen übergeht, vorzüglich wenn von irgend einer intereſſanten Entdeckung in der Natur die Rede iſt. Hat man doch über S — und Infuſionsthierchen große Bücher.

Während das Geſchöpf im Garten iſt, räuchert man ſein Zimmer aus. Doch kann man dies nicht oft thun. Denn es hat gewöhnlich die ganze Nacht keine Ruhe, wenn den Tag über iſt geräuchert worden. Sobald man es denn hineinbringt, fängt es vier bis ſechs mal raſch hintereinander an zu nieſſen, und darauf bläkt es ſtark, und ſetzt dies fort ſo oft es in der Nacht wach wird. Es muß alſo doch reizbare Nerven haben. Im Winter haben es die Schweſtern in dieſer Abſicht ſehr ſchlimm, weil kein Zug gemacht werden kann, und das Geſchöpf ſo froſtig iſt, daß ſein Zimmer ſchon im Anfang des Septembers des Morgens geheizt werden muß.

Was das ſonderbarſte iſt — dieſes unglückliche Geſchöpf iſt ſchon 32 Jahr alt. Sonſt pflegen Seinesgleichen kurz nach der Geburt zu ſterben; aber dieſes macht eine Ausnahme. Doch ſoll es vor einigen Jahren noch weit muntrer und fleiſchiger geweſen ſeyn, auch ſoll es öfters gelacht und noch mehr gegeſſen haben als jezt. Nur einigemal ſoll es unpäßlich geweſen ſeyn, und öfters in zwey Tagen nichts

zu ſich genommen, aber dafür deſto ſtärker gegeſſen haben, wenn ihm wieder wohl geworden. Trinken mag es gar nicht. Dafür wird aber über ſeinen Brey Milch gegoſſen, die es jedesmal zuerſt ableckt. Füttern läßt es ſich auch nicht. Es iſt nur in den erſten zwölf Jahren gewachſen, und von da nicht gröſſer geworden. Jezt iſt es etwa drey und einen halben Fuß lang. Ich wünſchte nun noch eine Zeichnung davon beyſchließen zu können: aber ich kann nicht zeichnen, und einen andern der es gekonnt hätte, durfte ich nicht mitbringen.

Uebrigens iſt dieſes Geſchöpf ſeiner Mutter zur Strafe gebohren — ſagt die Legende. Eine Frau, mit einem Kinde auf dem Arme, kam zu ihr und bettelte. Das Kind hatte einen unförmlichen Kopf und dabey eine Haſenſcharte. Als es den wimmernden, bettelnden Ton ſeiner Mutter hörte, fängt es an zu ſchreyen. Geht — ſagte die Mutter des Geſchöpfes — Geht mit eurem häßlichen Kinde! Es blökt wie ein Kalb! O, gnädige Frau, erwiederte das Bettelweib, ſpotten Sie nicht meines elenden Kindes! Der liebe Gott kann Sie dafür ſtrafen. Und ſiehe da! nach einiger Zeit kömmt dieſe Mißgeburt blökend auf die Welt.

Ich halte dieſe Geſchichte für ſo wahr, wie jene einer franzöſiſchen Gräfin. Dieſe ſpottet über eine Zigeunerin, die fünf Kinder um und an ſich hat, und ſagt:

ſagt: Ihr habt ja ſo viel Bälge wie Tage im Jahre. Kaum ausgeſagt! plötzlich fühlt ſie Wehen, ſie kreiſet, und gebiert ein Kind; den folgenden Tag wieder eins, den dritten Tag wieder, und das ſo fort, bis übers Jahr volle drey hundert und fünf und ſechzig Kinder da ſind, deren jedem ſie, nach franzöſiſcher Sitte, eine Amme gab und ſie in Gottesfurcht erziehen ließ. Aber ihr Gemahl, der dem kommenden Jahre mit Zittern entgegen ſah, ließ ſich zur Strafe ihrer Fruchtbarkeit von ihr ſcheiden.

S — z.

VII.

Ueber die in No. 5. des T. Merkurs von 1783 erzählte Erſcheinung.

An den Hrn. H. des T. M.

Unter der neunten Nummer des Maymonats 1783 im teutſchen Merkur, ſteht ein Auszug eines Briefes deſſen Verfaſſer zum erſtenmale, und alſo nicht ohne Verwunderung, im May, einen von den erſten Strahlen der Morgenſonne um ſeinen Schatten gebildeten Heiligenſchein, oder ſogenannte Glorie, wahrgenommen hat.

Die Erklärung dieses Phänomenons, die der Briefsteller nicht unternimmt, versucht ein andrer Ungenannter, bey der Beschreibung einer ihm öfters begegneten gleichen Erscheinung, im November des Merkurs 1783. S. 191, zu geben.

Er ist so bescheiden, daß er diese Erklärung bloß die Seinige nennt, und daran zweifelt, ob sie physikalisch richtig sey.

Weil beyde Aufsätze in ihrem Journale eingerükt sind: so werde ich auch leicht Verzeihung erhalten, wenn ich für meine physikalische Erklärung gleichen Anspruch auf ihre Gültigkeit mache.

Diese Art von Erscheinungen ist uns Physikern so unbekannt nicht, als sie dem ersten Schriftsteller war: aber wir erklären sie dagegen anders als Ihr zweyter Correspondent. Gemeiniglich werden sie öfter von dem Mondlichte als durch die Sonnenstrahlen hervorgebracht; und das aus ganz natürlichen Ursachen, die in der mehrern oder mindern Durchdringlichkeit, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, der größern Schärfe der letztern gegen die erstern liegen.

Die Naturkündiger nehmen an, daß sich um jeden Körper eine Atmosphäre befinde, die ihn allenthalben begleite, und so zu sagen zu ihm gehöre. Will man diese Atmosphäre auch mit dem Dunstkreise für einerley halten, so habe ich in vorliegendem Falle nichts dagegen, und will mich sogar dieser

ſer Benennung hier ſelbſt bedienen. Dieſer Dunſtkreis iſt nun entweder enge, das heißt, er entfernt ſich nicht weit vom Körper ſelbſt; oder er nimmt einen weiten Raum ein, und ſeine Entfernung vom Körper wird dadurch deſto größer. Da derſelbe, in ſo fern er Dunſtkreis iſt, durch die unmerkliche Transpiration entſteht, und nichts anders iſt, als diejenigen Dünſte die aus dem Körper als ſchädlich oder überflüſſig, durch mancherley Organen, am meiſten aber durch die Schweislöcher der Haut, ausgeſondert werden, und ſolches rund um den ausdünſtenden Körper geſchieht: ſo folgt nach den Geſetzen der Meßkunſt, daß ſie ſich wie divergirende Strahlen verhalten, und, je weiter ſie ſich vom Körper entfernen, deſto größern Zwiſchenraum zwiſchen ſich laſſen müſſen. Dieſe Ausdehnung des Körpers wird aber um ſo viel größer, je ſtärker die Urſache iſt die ſie hervorbringt, d. i. je ſchneller und häuffiger die Feuertheile aus dem Körper in die kältere Luft überſtrömen, und je heftiger die Gewalt iſt, die ſie ausſtößt. Denn dieſe nehmen die feuchten Dämpfe mit weg, und führen ſie in die Weite; wie ſolches an denen inwendig in den Stuben ſchwitzenden Fenſterſcheiben, bey äußerer Kälte, jedem ſichtbar wird; als an welchem Orte die Feuer-Elemente, die das Glas penetriren, die Dämpfe abſetzen müſſen; weil dieſe zu grob ſind als daß ſie die Poros des Glaſes durchdringen könnten.

eiferſüchtigem Haß erfüllt und aufgereizt hat, den Frieden, der gleich einem ſanftſchlummernden neugebohrnen Kind, in der Wiege unſers mütterlichen Landes zu ſchlafen angefangen, wieder aufzuwecken. Aus dieſen Urſachen verbannen wir euch, Vetter von Hereford, bey Strafſe des Todes aus unſern Gebieten; bis zehen Sommer unſre Felder bereichert haben, ſollt ihr unſre blühenden Herrſchaften nicht wieder grüſſen, ſondern die fremden Pfade der Verbannung betreten.

Bolingbroke.

Euer Wille geſchehe! Mein Troſt muß ſeyn, daß die nemliche Sonne, die euch hier erwärmt, mich beſcheinen wird, und daß eben dieſe goldnen Stralen, die ſie euch hier leiht, meine Verbannung vergülden werden.

König Richard.

Norfolk, auf dich wartet ein ſtrengeres Urtheil, wiewol ich es nicht ohne Widerwillen ausſpreche. Die ſchnellgeflügelten Stunden werden deiner Verbannung kein Ziel beſtimmen; das hoffnungloſe Wort, nicht wiederzukehren, athme ich gegen dich bey Strafſe des Todes.

Mowbray.

Ein hartes Urtheil, mein gebietender Oberherr, und aus Eurer Hoheit Mund gar zu unerwartet! Ich habe eine beſſere Belohnung von Eurer Hand verdient, als ſo verſtümmelt an die freye Luft hingeworfen zu werden. Die Sprache, die ich nun vierzig Jahre gelernt habe, mein angebohr-

Dicht am Körper iſt dieſe Atmoſphäre, wegen der Nähe der ſie conſtituirenden Waſſerelemente an einander viel dichter als weit von ihm. Fallen nun Mond- oder Sonnenſtralen auf den Körper ſelbſt, ſo machen ſie einen dunkeln Schatten: hingegen aber, die auf dieſe Atmoſphäre treffen, finden einen Gegenſtand, der zwar eine Menge von einfallenden Lichtſtralen reflectirt, aber doch noch eine hinlängliche Anzahl derſelben durchgehen läßt. Daraus entſteht ein zweyter Schatten um den erſtern, der aber mehr erleuchtet iſt, und immer heller wird, je weiter er ſich von jenem dunkeln Schatten des feſten Körpers entfernt. Ueberhaupt aber wird er durch die den Körper zu ſolcher Zeit umgebende kältere Luft, welche die Dünſte zuſammenhält, ſichtbar; weswegen man ihn denn am hellen Mittag nicht wahrnehmen kann, weil die Dünſte alsdann zu ſchnell zerſtreut werden, und das Sonnenlicht zu penetrant iſt. Ja es iſt vom letztern, aus eben der Urſache, wohl nicht einmal zu einer andern Zeit zu vermuthen, als wenn die Sonne ſelbſt noch unter dem Horizont iſt, und nur erſt ihr Bild durch die Strahlenbrechung über demſelben erhoben worden iſt. Nicht alſo der noch nicht verdunſtete Thau, ſondern vielmehr die noch nicht hervorgeſtiegene Sonne iſt an der Erzeugung des Phänomenons ſchuld; und es verſchwindet nicht ſowohl wegen des abgetrokneten Thaues, als weil die nun wirklich über den Horizonte befindliche Sonne,

die

die ihn zerſtreut, durch ihr ſtarkes Licht die Erſcheinung aufhebt.

Hieraus werden nun die Data jener Erzählung erklärbar. Es ergiebt ſich alſo zuerſt daraus, warum der Wagen keinen Schein gegeben habe; denn der dünſtete nicht aus, und die ihn eigentlich umgebende Atmoſphäre war zu dünn, und lag zu dicht am Umfange deſſelben, als daß ſie einen Schatten machen, oder derſelbe bemerkt werden konnte. Die Pferde hatten eine ſolche Glorie nicht, weil ſie vermuthlich nicht ſo ſtark ausdünſteten; oder auch, weil der Schein derſelben vom Auge des Beobachters vorwärts zu weit entfernt war, und deswegen nicht wahrgenommen werden konnte. Den erſten Grund muß ich bey einer an mir ſelbſt gemachten Erfahrung gelten laſſen; da zwar ich ſelbſt des Nachts um 12 Uhr vom Mondlichte zum Heiligen gemacht, mein Pferd aber derſelbigen Ehre nicht theilhaftig wurde. Zum zweyten, ſo wird daraus der Umſtand deutlich, daß der Schatten am Kopfe jenes erſten Beobachters ſichtbar geweſen und immer ſchwächer geworden, je weiter er herunter gegangen iſt. Zwar iſt dieſer Ausdruck nicht ganz beſtimmt, und ich weiß nicht ob es heiſſen ſoll, je weiter er ſich vom Kopfe entfernt, oder je mehr er ſich dem Schatten des übrigen Körpers genähert habe. Das ſoll aber einerley ſeyn; denn die Entfernung des Schattens vom Kopfe macht

ihn

ihn dünner und ſchwächer, weil hier ſchon mehr Licht ſelbſt mit durchfiel; und der übrige Körper war bekleidet, und konnte alſo überhaupt keine ſo ſtarke und ſo dichte Ausdünſtung zulaſſen. Kam der Schatten drittens auf die dunkle Erde, ſo verlohr ſich der Schatten ſelbſt, weil hier Schatten auf Schatten traf, und einer vor dem andern nicht ſichtbar werden konnte, und der gelbe Schein zerfloß in der überall erhellten Luft. Auf dem kurzen grünen Korne, als auf einer dunkeln Farbe, mußte viertens der immer ins Gelbe fallende Schein mehr abſtechen, als auf den gelben Blüthen des Rübſaamens.

Da nun alſo bey anſcheinlich kleinen Begebenheiten oft wichtige phyſikaliſche Regeln zum Grunde liegen, ſo wäre es freylich zu wünſchen, daß die Naturlehre mehr excolirt würde. Zwar nicht mehr wenn der Mann im Amte iſt — denn wer kann öfters ſeiner Zeit und ſeinem Beutel das zumuthen? — Aber auf Univerſitäten, wo der Student ſich über beydes ſo ziemlich die Herrſchaft anzumaßen weiß, und wo es an Gelegenheit, ſich dieſe Kenntniſſe zu erwerben, heut zu Tage nicht fehlt.

W... l. B.

VIII.

Nachricht
von einer neuen Rechen-Maſchine,

welche Herr Ingenieur-Hauptmann Müller zu Darmſtadt in abgewichnem Jahre erfunden hat.

So ſchmeichelhaft es iſt, der Urheber einer neuen, der menſchlichen Geſellſchaft auf irgend eine Weiſe nützlichen Erfindung zu ſeyn; zumal wenn ſie mit Schwierigkeiten umgeben war, deren Ueberwindung einen nicht gemeinen Grad von Scharfſinn, Kunſtgeſchicklichkeit und Unverdroſſenheit vorausſetzte: ſo unangenehm muß es natürlicherweiſe dem erſten Erfinder ſeyn, einen Zweyten auftreten ſehen, der gewiſſermaßen gleichen Anſpruch an die Ehre ſeiner Erfindung machen kann; und ſo verzeyhlich iſt es vielleicht, wenn er — in dem Unmuth, das Bißchen Ruhm das vielleicht alles iſt was er von ſeiner aufgewandten Mühe hat, unvermuthet mit einem Andern theilen zu müſſen — auf argwöhniſche Gedanken kommt, und geneigter iſt, den glücklichen Erfolg ſeines Nebenbuhlers einer gelungenen Liſt als ſeinem würklichen Verdienſte zuzuſchreiben.

Wie verzeyhlich indeſſen auch ein ſolcher Argwohn demjenigen ſeyn möchte, deſſen liebes Selbſt unmittelbar in der Sache befangen iſt: ſo kann doch nicht

geläug-

geläugnet werden, daß der Fall, wo mehr als Einer gerechte Anſprüche auf eine Erfindung machen kann, ſich ſchon öfters zugetragen hat, und natürlicherweiſe ſo leicht möglich iſt: daß es dem Publico, als unbefangenem Zuſchauer bey der Sache, nichts weniger als befremdlich ſeyn darf, zu hören daß ein ſolcher Fall ſich wieder ereignet habe.

Man kann vornemlich auf zweyerley Art der Zweyte Erfinder einer ſchon erfundenen Sache ſeyn: entweder ohne, oder mit Beyhülfe des erſten Erfinders. Der erſte Fall tritt ein, wenn jemand, ohne von des Andern Erfindung zu wiſſen, *) auf verſchiedenem, ja wohl auch auf dem nemlichen Wege, zu einerley geſuchtem Reſultate gelanget. Im zweytem Falle iſt einer, ohne zu wiſſen daß die Sache, die er ſucht, ſchon von einem andern erfunden worden, durch eignes Nachdenken auf die Spur dieſer Erfindung gekommen; hat aber Schwierigkeiten dabey gefunden, woraus er ſich vielleicht aus eignen Kräften nie, oder nicht anders als mit vielem Zeitverluſt und Aufwand hätte wickeln können: in dieſer Verlegenheit erhält er Nachricht von dem was der erſte Erfinder bereits geleiſtet hat, und vermittelſt deſſen, was er davon erfährt, bringt er das von ſelbſt angefangene Werk erſt zu Stande. Man ſiehet leicht, daß in jenem Falle beyde gleiches Recht an die Ehre der Erfindung haben,

*) Dies iſt eigentlich der Punct, der in dieſem Falle erwieſen werden muß; die Zeit allein kann nichts dabey entſcheiden.

ben, und daß der erste, aus dem Umstande allein, daß er dem andern zuvorgekommen, nicht den geringsten Vorzug vor demselben behaupten kann; wohl aber Diesem, falls dessen Erfindung, es sey nun in Ersparung von Zeit oder Kraft, oder an vollkommnerer Würkung, wahre Vorzüge vor der ersten hätte, das größere Verdienst nicht abgesprochen werden könnte: im Zweyten Falle hingegen es theils darauf ankommt, wie viel oder wenig der zweyte Erfinder von der Verfahrungsart des ersten und den Resultaten derselben gewußt; theils wie viel oder wenig er von dem seinigen hinzugethan, und ob er die Sache wovon die Rede ist zu einer beträchtlich größrer Vollkommenheit gebracht habe. Je mehr eigenen Scharfsinn der zweyte Erfinder in diesem Falle nöthig gehabt hat, und um wie viel größer oder vollkommner die Wirkung ist, die er hervorbringt: je mehr compensirt sich dadurch dasjenige, was ihm durch den Umstand abgeht, etwas von der ersten Erfindung gewußt zu haben. Und Dies ist die Ursache, warum die Herren Charles und Robert billig die Ehre der Erfindung der Aerostatischen Maschine mit den Gebrüdern Montgolfier theilen. In vielen Fällen (welche vornehmlich bey Werken des Genies und der schönen Künste *) statt finden) steht das Verdienst

des

*) So wäre es z. B. lächerlich, wenn man dem ersten Zimmermann, der einen Klotz von fünf oder sechs Fuß unten stolz

des erſten Erfinders dem Verdienſte deſſen der die Sache auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat, weit nach: in andern hingegen, beſonders bey mechaniſchen Erfindungen, gebührt allerdings demjenigen, der den Gedanken zuerſt gehabt und die erſten Schwierigkeiten glücklich überwunden hat, ein Vorzug vor demjenigen, der jenem blos nacharbeitet, und, von fremder Erfahrung belehrt, auf einem ſchon gebahnten Wege vielleicht mit wenigern Kräften jenem zuvorkommen kann. In allen Fällen aber kommt es, wie man ſieht, auf die beſondern Umſtände an, welche dem mehrern oder mindern Verdienſt den Ausſchlag geben, und das unpartheyiſche Publicum in den Stand ſetzen, einem jeden das Seine zuzuſprechen.

Wir haben es nicht für unnöthig gehalten dieſe kleine Vorrede voraus zu ſchicken, da wir im Begrif ſind, unſern Leſern von einer neuen Rechnungsmaſchine Nachricht zu geben, welche einen Streit von

tete, und oben etwas einem Menſchenkopf ähnliches darauf ſetzte, als dem erſten Erfinder der Bildhauerkunſt, den Vorzug vor einem Phidias und Lyſippus geben, oder den Homer eines Diebſtals beſchuldigen wollte, weil die Hauptbegebenheiten ſeiner Gedichte auch ſchon von Bänkelſängern vor ihm wohl oder übel beſungen worden. In beyden Fällen iſt es die Schönheit der Zuſammenſetzung und die Vollkommenheit der Ausführung, die den wahren Erfinder macht.

von der erwähnten Art veranlaßt hat, der aber, wie uns däucht, nach den angegebenen Grundsätzen leicht beyzulegen seyn sollte.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß wir im May des T. Merk. 1779. die Beschreibung der Rechnungsmaschinen mitgetheilt haben, welche von dem berühmten Hrn. Hahn, Pfarrer zu Echterdingen, ohnweit Stuttgardt, erfunden und im Jahr 1778. zu Stande gebracht worden. Man braucht diese Beschreibung nur flüchtig anzusehen, nur sich zu überzeugen, daß sie nichts weniger als hinreichend sey, (wie denn dies auch gewiß nicht die Absicht des V. war) Jemanden Anweisung zu geben, wie er eine gleichmäßige Maschine verfertigen könnte. Indessen hat doch die Bekanntmachung derselben einen eben so erfinderischen Kopf erweckt, ein ähnliches Werk zu versuchen; und es scheint der zweyte Prometheus hat mit seinem Feuer mehr gewirkt, ohne es dem ersten entwendet zu haben.

Der geschickte Mann von welchem die Rede ist, ist Herr Johann Helfrich Müller, Fürstl. Hessen-Darmstädtischer Ingenieur-Hauptmann und Landbaumeister, welcher in sehr kurzer Zeit eine Rechenmaschine zu Stande gebracht hat, die in der Unfehlbarkeit des Werkzeuges, und der eben so leichten als geschwinden Operation desselben seinen Vorgänger weit hinter sich läßt. Hr. Müller gesteht in seiner ersten

Bekanntmachung dieſer Erfindung freymüthig, daß ihm die Beſchreibung der äußern Geſtalt und Behandlung der Hahniſchen Maſchine im Teutſchen Merk. in ſo ferne dabey nüzlich geweſen ſey, als er dadurch bewogen worden, unter mehrern Entwürfen, welche ihm durch den Kopf gegangen, denjenigen zu erwählen, der mit dem Hahniſchen am meiſten übereinſtimte, und den er hernach ſelbſt am einfachſten befunden. „Dieſes alſo (ſind Hrn. M. eigne Worte) habe ich der Erfindung des Hrn. Hahns zu dancken, da ich ohne deſſen Beſchreibung vielleicht manchen andern Plan vergebens ausgearbeitet, und alſo weit längere Zeit zugebracht hätte, ehe ich auf den bequemſten Weg gekommen wäre.„ — Indeſſen iſt notoriſch und leicht zu erweiſen, daß er die Hahniſche Maſchine weder von innen noch auſſen je geſehen, noch mit irgend Jemand Bekanntſchaft gepflogen, der ihm von der innern Einrichtung derſelben eine Idee hätte geben können. Das Verdienſt der Erfindung bleibt ihm alſo eben ſo gut als dem Hrn. Pfarrer Hahn, und als es einem dritten oder vierten bleiben würde, der nunmehr, nach Bekanntmachung dieſer zweyten Erfindung im Teutſchen Merkur, eine ähnliche neue wagen, und damit glüklich zu Stande kommen würde.

Einer unſerer Freunde, für deſſen Wahrhaftigkeit wir bürgen, iſt ein Augenzeuge geweſen, daß die Maſchine auf die zuverläſſigſte Weiſe alle ihr aufgegebe-

gebenen Rechnungen durch die Addition, Multiplicati-on, Subtraction und Diviſion, und zwar in vielen Fällen geſchwinder als der geſchikteſte Rechner, verrichtet hat; beſonders bey großen Zahlen in der Multipilcation und Diviſion. Dieſe Zuverläßigkeit iſt der Hauptcharakter der Müllerſchen Erfindung; indem ſelbſt derjenige der falſch rechnen und der Maſchine etwas Unmögliches zumuthen wollte, durch ihre innere Einrichtung daran gehindert wird. Denn wenn man z. B. eine größere Zahl von einer kleinern abziehen oder mit einer zu großen Zahl dividiren wollte: ſo erſcheint kein Reſultat auf der Scheibe, ſondern man wird durch die Stimme eines Glökchens erinnert, daß ein Fehler vorgegangen ſey. Eben dies geſchieht, wenn man die Kurbe öfter umdreht, als nöthig iſt.

Wir müßen, aus Mangel an Raum, die nähere Nachricht von dieſer Erfindung mit des Verfaſſers eignen Worten, auf den künftigen Monat aufbehalten. Die Sache iſt (däucht uns) wichtig genug, um allgemeine Aufmerkſamkeit zu verdienen. Wie ſtolz würde Frankreich darauf ſeyn, zwey Männer von ſo erfinderiſchem Genie wie Hahn u. Müller zu gleicher Zeit zu beſitzen? Wie würde man ſich beeyfern, ſie aus der Dunkelheit hervorzuziehen, ſie zu ehren, zu belohnen, zur möglichſten Anwendung ihrer Talente aufzumuntern! — Und Teutſchland? —

angebohrnes Engliſch, muß ich nun vergeſſen, und meine Zunge wird mir künftig nicht mehr nüzen, als eine unbeſaitete Harfe, oder als ein feines Inſtrument in der Hand deſſen, der es nicht zu ſpielen weiß. Ihr habt meine Zunge in meinen Mund eingekerkert, und ſtumme, gefühlloſe, unfruchtbare Unwiſſenheit iſt der Kerkermeiſter, der mich bewachen ſoll. Ich bin zu alt, mich an den Buſen einer neuen Säugamme zu ſchmiegen, oder wieder ein Lehrknabe zu werden. Was iſt alſo Euer Urtheil, als die Verdammung zu einem ſprachloſen Tod, der meiner Zunge das Leben nimmt?

König Richard.

Vergebens bemühſt du dich unſer Mitleiden zu erweken; Nachdem unſer Urtheil ausgeſprochen iſt, kommen Klagen zu ſpät.

Mowbray.

So entweich ich dann aus dem Tag meines Vaterlands, um mein Leben in den traurigen Schatten einer hoffnungloſen Nacht zu enden.

König Richard.

Kommt wieder zurük und nehmt einen Eid mit euch. Legt eure verbannten Hände auf eure königlichen Schwerdter, und ſchweert bey eurer Pflicht zum Himmel, [den Antheil, den wir daran haben, verbannen wir mit euch ſelbſt (*) [

daß

(*) Es iſt eine Frage, worüber unter den Lehrern des Völker-Rechts viel geſtritten worden, ob ein Verwieſener dem Staat, der ihn verbannt hat, dem ungeachtet mit der Pflicht der Treue zugethan ſey. Cicero und der Lord Kanzler Clarendon bejahen ſie; Hobbes und Pufendorf behaupten das Gegentheil. Unſer Autor ſcheint in dieſer Zeit der letztern Meynung zu ſeyn. Wadurten.

IX.

Beyſpiel einer neuen Brand-Aſſekurazion.

Eine der löblichſten Abſichten der Finanzſpeculation und politiſchen Rechenkunſt findet man in den vielerley Planen zu Verſorgungsanſtalten. Beſſer wäre es zwar, man ſähe ſich weniger genöthiget, die Fonds hierzu mit Anſtrengung des Verſtandes künſtlich anzupflanzen. Wenn allgemeine Aufklärung dem kraftloſen Herzen ſo aufhülfe, als ſie dem Kopfe zu ſtatten kommen ſoll: ſo griffe der Menſchenfreund für alle Spekulation lieber in ſeinen Beutel, oder führte ſofort die Hungrigen in ſein Haus.

Aber woher nehmen? Wo hat man das Vermögen dazu? Freylich fehlts oft hieran, wenn wohlthätige Handreichung nur weniger Edeln Geſchäft bleibt, und kein freundlicher Quell mit dem unſrigen ſich vereint, falls dieſer ſelbſt erſchöpft wird. — Gleichwohl vervielfältigen ſich, bey immer zunehmender Aufklärung und Verfeinerung, alle Bedürfniſſe des Lebens!

Der Zirkel iſt offenbar. Aber wer ſteuert dem Taumel des allgemeinen Selbſtbetrugs? Viel Predigen macht den Leib müde; nur gutes Beyſpiel erfriſcht den matten Willen.

Alſo

Alſo mag eines ſelbſt reden, aus einem Orte, von wannen man bereits gute Menſchen kennen gelernt hat. *) Man denkt itzt ſo viel über möglichſte Vollkommenheit der Brand-Aſſekuranzion. Möge es davor viel gute Herzen geben, die zu Uebernehmung einer ſolchen Garantie fähig ſind, als in dieſem Beyſpiele ausgeübt wurde! Hier iſt die verſprochene Geſchichte:

Gerofeld, (bey Fuld) den 23ſten Nov. 1783.

Zu Obernhauſen, einem hieher gehörigen kleinen Dorfe, wohnt Johann Georg Stumpf, ein Vater von fünf Kindern, davon das älteſte 15 Jahr alt iſt.

Eine kleine Hütte, und ein wenig Acker- und Heufeld, iſt ſein ganzer Reichthum.

Sehr ermüdet legte er ſich Abends den 23. Jul. d. J. mit den Seinigen zur Ruhe. Er wollte den folgenden Tag vor Sonnen-Aufgang wieder an ſeine Arbeit gehen.

Als er erwachte, grämte er ſich, zu lange geſchlafen zu haben. Es war ſchon heller Tag. Indem er aber haſtig ſeine Frau weckt, wird er gewahr, daß nicht Tageslicht ſeine Wohnung erhelle, ſondern daß dieſe völlig in Flammen ſtehe.

Die Stubenthür brannte ſchon; alſo blieb das Fenſter der einzige Weg zur Flucht. Zuerſt half er ſeiner Frau hinaus, reichte ihr hernach die Kinder zu; verſäumte ſich aber darüber, obgleich er nicht lang-

*) S. Teutſches Muſeum, Oct. 1781. S. 377. f.

ſam dabey zu Werke gieng, dergeſtalt, daß die ſchnell ſich verbreitende Flamme ihm dieſen einzigen Weg beynahe verſperrt hätte. Er entkam mit Mühe, aber nicht unbeſchädigt.

Die Wohnung dieſes Mannes lag einzeln und von dem Dorfe entfernt. Es war Mitternacht, und jedermann, ermüdet von Arbeit und ungewöhnlicher Tages-Hitze, lag im tiefſten Schlafe. Niemand war das Feuer gewahr worden, welches um ſo wilder um ſich griff, da die heiſſe Witterung alles ausgetrocknet hatte, und das einſtöckige Haus mit Stroh bedeckt war.

Die nackende Mutter nahm ihr jüngſtes Kind in ihre Arme, die übrigen ſammelten ſich um ſie her, und ſo wanderte ſie, noch froh, ihr liebſtes, ihres Kinder, gerettet zu haben, dem Dorfe zu, und ihr Klaggeſchrey weckte die Nachbarn.

Indeſſen ſtand der Vater, unbeweglich, allein, nackend, und ſtarrte ſinnlos das Feuer an, das ſeine Hütte mit allem was darin war verzehrte. Das ängſtliche Brüllen ſeiner zwey Kühe, die mit ihm unter einem Dache wohnten, weckte ihn zuerſt aus ſeiner ſchrecklichen Betäubung. Du muſt ſie retten, dachte er, und drang, ſo nackend wie er war, durch die lodernde Flamme. Er mußte ſeine ganze Kraft anwenden, um die ihm zunächſt ſtehende lebendig, obgleich ſehr angeſengt, herauszuſchleppen.

Die

Die andere war ſchon, nebſt der bey derſelben ſtehenden Ziege, erſtickt, als er zu ihrer Rettung wieder kam.

Die Hütte ſtürzte einige Augenblicke hernach völlig zuſammen.

Nun kamen die Nachbarn, aber zu ſpät, zur Hülfe. Das Feuer fand nichts mehr zu verzehren, und hörte von ſelbſt auf.

Bey ſolchen Umſtänden wurde ihm Glück gewünſcht, daß er nebſt Frau und Kindern mit dem Leben davon gekommen.

Meine Frau und Kinder will ich ſehen, ſagte Stumpf; hier hab' ich nun nichts mehr zu verlieren.

Er fand die Seinigen und ſeine Nachbarn ſchon beſchäftigt, ſeine nackende Frau und Kinder wohlthätig zu bekleiden und mitleidig zu tröſten.

„Gottlob daß ich euch noch habe„ ſagte er, und ſetzte ſich äuſſerſt entkräftet auf die nächſte Bank. Man gab ihm Kleider, daß er ſich nothdürftig bedecken konnte.

Wo bleibt denn unſer Hännschen? fragte ſeine Frau.

Hännschen? — Er durchlief mit ängſtlichem Blick ſeine Kinder — Hännschen? war bey mir nicht. Hännschen muß mit dir hieher gegangen ſeyn!

Ach Gott! nein, bey dir muß er geblieben ſeyn. Ich habe den Jungen nicht geſehen.

Die schrecklichste Ahndung erfüllte des Vaters Seele. Alle seine Gebeine bebten.

„Der Junge wird doch nicht „ —

Die Mutter sank ohnmächtig hin. Der Kinder Wehklagen war durchdringend.

Man eilte der Mutter zu Hülfe: man tröstete sie; ihr Sohn würde von irgend einem Nachbar aufgenommen worden seyn. —

Der Vater eilte seinen Sohn zu finden. Da das Dorf klein ist, so war es bald entschieden, daß niemand ihn gesehen, niemand aufgenommen.

Man eilte nach der Brandstätte, und fand von dem siebenjährigen Knaben nichts, als einen Theil der Brust und eines Schenkels. Das übrige war verbrannt.

Den Jammer — aber ich wage ihn nicht zu beschreiben.

Dieser unglücklichen Familie, dachte ich, muß geholfen werden. Aber wie? woher?

Die Gemeinde ist durch den Kirchenbau, der noch mit Eifer fortgesezt und kaum im folgenden Jahre vollendet werden wird, zu sehr beschäftigt. Sie muß alle Kosten aus eignen Mitteln bestreiten; ist von außen her beynahe gar nicht unterstüzet worden; muß alle Fuhren und Handarbeit allein verrichten; das Bauholz zehn Stunden weit, über die hohen Rhönberge herschaffen; andrer nicht minder wichtigen und beschwerlichen Arbeiten und Ausgaben nicht zu gedencken. Sie wird sich nicht so thätig, als es das Unglück dieser Familie fordert, zu derselben Besten verwenden können. Ueber das alles hat das etwas rauhe äußerliche Betragen des Stumpfs ihm wenig Zuneigung verschafft.

Mit

Mit Furchtſamkeit empfahl der Prediger dieſe Unglücklichen den nächſten Sonntag der thätigen Liebe ſeiner Gemeinde.

Als er von der Kanzel gieng, hörte er, daß jemand außen vor der Kirche — Sie wiſſen daß man zur gemeinſchaftlichen Erbauung gegenwärtig in einem bretternen Verſchlag zuſammenkommt, der kaum den dritten Theil der Leute faßt, daß alſo die meiſten ſich unter freyem Himmel behelfen müßen — ſagte: „ich bin ein armer Mann, und muß mein Brod mit der Hand verdienen; wärs ein andrer als der Stumpf, ich gäb' ihm gleich einen Thaler; aber ſo — — der Mann war auch hartherzig und gab den armen Geraer Kindern nichts — das kann ich ihm mein Lebtag nicht vergeſſen „ — Das übrige konnt er nicht hören. Er hatte aber genug gehört, um faſt völlig muthlos zu werden.

Hören Sie aber, was die Mitglieder der Gemeinde gethan haben! Sie haben dieſe unglückliche Familie hinlänglich und reinlich gekleidet; allen nöthigen Hausrath, Kleinigkeiten nicht ausgenommen, für ſie zuſammen getragen; mit Fuhren und Handdienſten ſich ſo hülfreich erwieſen, daß Stumpf gegenwärtig eine weit ſchönere geräumigere Wohnung, als ſeine vorige war, daſtehen hat. Ueber das haben ſie für dieſe Unglücklichen

152 Fl. 51 Kr. baares Geld,
21 Ctr. Heu,
81 Gebund Stroh,
36½ Maas Korn. Ein Maas gilt gegenwärtig 50 Kr.
5¼ Maas Waizen
2 Maas Gerſte, und
37 Ellen leinen Tuch.

mit dem willigſten Herzen zuſammengelegt, und ſie damit freundlich beſchenckt. Sogar die hieſigen armen Juden, haben, gewiß über Vermögen, das Ihrige, das Unglück dieſer Familie zu mildern, beygetragen.

Kurz alles, was dieſe Familie durchs Feuer verlohren, hat die wohlthätige Menſchenliebe reichlich erſezt. Nichts fehlt den Eltern, als ihr verbranntes Kind, welches aber Menſchen nicht wieder herſtellen können.

O wie gut kann der Menſch ſeyn, wenn er will! —

Heute danckte der Prediger der Gemeinde, im Namen der nun nicht mehr ganz unglücklichen Familie, für ihre Liebe. Stumpf hatte ſich unter die Kanzel geſtellt, und ſeine Thränen bezeugten ſeinen herzlichſten Danck. Die ganze Gemeinde weinte mit ihm.

X.

König Minos
und
Pabſt Clemens der Sechſte.

Mehreres Nachdencken über den Theil der Geſezgebung, welcher hauptſächlich die Leiden der Menſchheit zum Gegenſtande nimmt, hat die groſen Schwierigkeiten der moraliſchen Zurechnung, ſelbſt bey den unverwickelſten individuellſten Handlungen, erſt in ganz neuer Zeit recht fühlbar gemacht. Ehedem war man darüber weniger zweifelmüthig. Man fand ſogar kein Bedenken, aus Verbrechen einzelner Perſonen mit der religiöſeſten Ueberzeugung ganzen Ländern und Völkerſchaf-

ſchaften allgemeine Blutſchulden und ihren Strafgefolg aufzubürden. Wenn ſich Völker das willig gefallen ließen, ſo war es etwa Nationalſtolz: um das Anſehen zu haben, es ſey nur Ein Verbrecher unter ihnen, weil ſich die Gottheit um eines Einzelnen willen mit ihnen zu zürnen bewogen finde. Das Schmeichelhafte einer Ausſöhnung ergab ſich hieraus von ſelbſt. Die Staatskunſt wuſte aber zu allen Zeiten ſich ſcheinbare Vortheile zu Nutze zu machen.

Androgeos, Sohn des Königs Minos zu Kreta, kam im Gebiet von Athen ums Leben. Er hatte bey einem Wettkampf den Preiß davon getragen, und dadurch einen ſtolzen Athenienſer wider ſich aufgebracht. Sein Vater (er opferte eben den Grazien zu Paros, als er die traurige Nachricht erhielt,) überzog Athen mit einem rächenden Kriege. Zu gleicher Zeit fielen dürre, unfruchtbare Zeiten und anſteckende Krankheiten ein. Alles glaubte, der Zorn der Götter würke hierdurch auf Athen um jenes Mordes willen. Die Diener des Staats nutzten den Umſtand, und ließen ſich vom Apollo berathen, daß man zu Verſöhnung der Götter, mit Minos Friede machen müſſe. Nun konnte Athen ohne Verletzung ſeiner Eigenliebe in Kreta um Frieden bitten laſſen. Minos ließ ſich dadurch beſänftigen, unter der Bedingung, daß man alle Neun Jahre aus Athen Sieben Jünglinge und Sieben Mädchen zum Tribut nach Kreta ſenden ſolle. So bauete der kluge König, indem er von ſeinen Feinden Sicherheitsgeiſſeln erlangte, zugleich ſein Land nach und nach mit einer ſchönen Menſchengattung an. Die griechiſchen Dichter, die, Amtshalber, in ihre Poeſie Staatskunſt verwebten, waren darauf bedacht, dem Unternehmen des Königs aus guten Urſachen den Anſtrich von treuloſer Grauſamkeit zu geben. Es iſt bekannt, was ſie vom Minotaurus und vom Labyrinth erſannen. Sie giengen hierin ſo weit, daß Plato

Anlaß

Anlaß zu der Warnung daraus hernahm: „man ſolle es mit keinem Dichter verderben, wenn man irgend noch einen guten Namen werth achte.„

Der Friede zwiſchen Athen und Kreta wurde mehr als tauſend Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung geſchloſſen. In dieſer aber ereignete ſich 1348 folgende Geſchichte. Die Bewohner des Thals von Aspe in Gascogne unternahmen Einfälle ins Thal Lavedan. Als nun zu eben dieſer Zeit durch anſteckende Seuchen viele Menſchen im Thal von Aspe weggerafft wurden, gerieth ein vermeynter Schwarzkünſtler, der Abt zu St. Sevin, in den Verdacht, er habe jene Leute durch Zauberey gemordet. Nun wurde das Thal von Aspe ſechs Jahr hindurch mit Unfruchtbarkeit geſtraft. Was das ſchlimmſte war, ſo erſtrekte ſich dieſe nicht nur auf die Früchte des Erdbodens, ſondern ſogar auf den Segen der Ehen und der Viehzucht. Wie es damit ſeyn mochte — ſo hielt man doch die Blutſchuld des Ländchens, um jenes Zauberers willen, für ausgemacht. Zwey Männer von Einſicht wurden an den heiligen Vater abgeſandt um Hülfe zu erlangen. Clemens der ſechſte, der ſchon das Jubeljahr weislich auf das funfzigſte reducirt hatte, wuſte auch recht gut wozu die fromme Anfrage zu gebrauchen war. Er abſolvirte Felder, Menſchen und Thiere des Thals Lavedan, ordnete aber zugleich an, daß alle Jahr zehn Männer aus demſelben zum heiligen Jacob nach Compoſtell wallfahrten ſollten, um dort 114 Meſſen leſen zu laſſen. —

Die auffallende Aehnlichkeit beyder Geſchichten wird dadurch nicht geſchwächt, das Minos und Clemens, Seelenmeſſen und ſchöne Mädchen ꝛc. ſo ſtark contraſtiren, als es römiſcher Möncherey gegen altgriechiſches Heldenthum gebühret. Der Geiſt der Zeiten änderte an der Form, aber nicht am Innern der Menſchheit.

XI.

Auszug aus einem Briefe.

Turin, den 26ſten Jänner 1784.

— — Wundern Sie ſich nicht, daß unſre Litteratur in Italien ſo unbekannt iſt; iſt ſie es doch ſchon leider! diſſeits der Alpen. In Lauſanne und Genf hat man nicht ein einziges unſrer Journale; und wenn ich Buchhändler fragte, warum ſie ſie nicht hielten? ſo war die Antwort: weil es ſo wenig Perſonen giebt, die Teutſch verſtehen. Der Abbé Raynal, den ich in Lauſanne ſprach, machte unſerm Vaterlande große Lobſprüche, und bedauerte es unendlich, daß er kein Teutſch verſtünde. *) — — Ihre Fragen über Genf bin ich nunmehr im Stande zu beantworten. Johannes Müller iſt noch daſelbſt, und will einige Jahre da bleiben, wenn ihn nicht ein andrer vortheilhafter Ruf wegzieht. Ich gieng ohne alle Empfehlung gerades weges zu ihm; hoffte, er würde einen halben Landsmann nicht ungütig aufnehmen, und fand mich nicht betrogen; er hat mir ein Paar ſehr vergnügte Stunden verſchafft. Der zweyte Theil ſeiner Schweitzergeſchichte wird nächſtens erſcheinen; übrigens beſchäftigt er ſich mit einem Collegium über die Geſchichte, das er in Genf ließt.

*) Unſer reiſender Landsmann iſt auch gar zu biedertentſch, um ſo ein Compliment von einem Franzoſen, der Schriftſteller und ein ſo weltberühmter Schriftſteller iſt, wie Raynal, für baaren Ernſt zu nehmen. Es iſt ein Compliment das jeder franzöſiſche Gelehrte einem jeden teutſchen Gelehrten macht; eine Höflichkeit wobey er nicht das geringſte denkt, und womit er nichts mehr ſagen will, als mit: jai l'honneur d'etre votre très humble et trés obeiſſant Serviteur.

daß ihr den Eid halten wollet, den wir euch auferlegen. Nimmer ſollt ihr während eurer Verbannung euch mit einander ausſöhnen, keiner ſoll des andern Angeſicht ſehen, keiner auf welche Art es ſey, einige Gemeinſchaft mit dem andern unterhalten, vielweniger durch verabredete Entwürfe irgend etwas böſes gegen uns, unſern Staat, unſre Unterthanen, und unſer Land anzuſpinnen oder auszuführen ſuchen; ſchwört diß, ſo wahr euch der Himmel helfe!

Bolingbroke.

Ich ſchwöre.

Mowbray.

Und ich; alles diß zu halten.

Bolingbroke.

Norfolk, hätte der König es uns zugelaſſen, ſo wanderte izt die Seele von einem unter uns beyden in der Luft, verbannt aus unſerm Leibe, wie izt unſer Leib aus dieſem Lande verbannt iſt. Bekenne deine Verrätherey, eh du aus dieſem Reiche fliehſt; ſchleppe nicht auf eine ſo weite Reiſe die hemmende Bürde einer ſchuldigen Seele mit dir.

Mowbray.

Nein, Bolingbroke; wann ich jemals ein Verräther war, ſo werde mein Nam' aus dem Buch des Lebens ausgelöſcht, und ich vom Himmel wie von hinnen verbannt! Aber was du biſt, das iſt dem Himmel, dir und mir bekannt, und nur allzu bald, beſorg' ich, wird es der König mit Reue erfahren. Lebet wohl, mein gebietender

Herr;

ließt. Er beſucht Bonnet alle Wochen einmal *) — Sauſſüre habe ich nicht geſprochen, weil er nach Lyon verreiſet war, um den Ballon aufſteigen zu ſehen, der nicht aufgeflogen iſt. Sein Cabinet konnte ich daher auch nicht ſehen; denn es hieß, er habe die Schlüſſel mitgenommen. De Luc's Cabinet iſt noch in Genf in den Händen ſeines Bruders, dem es gemeinſchaftlich mit ihm gehört; aber auch das zu ſehen ward mir unter allerley Vorwand verſagt, ohngeachtet ich ſelbſt zu de Luc deswegen ſchickte. Es ſoll hauptſächlich an Foſſilien ſtark ſeyn. Ueberhaupt war es nachtheilig für mich, daß ich zur kalten Jahreszeit in Genf war. Bey verſchiednen Gelegenheiten bemerkte ich, daß die Genfer die Kälte ſehr lebhaft empfinden, und alles aufbieten müſſen, wenn ſie nicht durch dieſelbe in Unthätigkeit geſetzt werden ſollen. **)

Hier in Turin ſieht es nicht ſonderlich mit den Wiſſenſchaften aus. Der König iſt bigott und kein Beförderer derſelben. — Ich bin nunmehr fünf Tage hier, habe aber noch keinen einzigen Gelehrten geſprochen; denn die hieſigen Gelehrten ſind meiſtens nur Facultiſten, und die kann ich unmöglich beſuchen. Beccaria iſt ſchon vor zwey Jahren geſtorben.

Die Cenſur wirthſchaftet hier gewaltig. Einer meiner Bekannten ließ ſich vor einigen Jahren aus Lyon zwanzig bis dreyßig Schauſpiele kommen, die ſehr bekannt waren. Man überlieferte ſie der Cenſur,

*) Bonnet wohnt bekanntlich auf einem Landgute bey Genf.

**) Die Kälte iſt aber dort nicht geringe, und die Winde die über den See von den Savoyiſchen Eisbergen herkommen, ſind äuſſerſt kalt, ſchneidend und unangenehm, das denn auf Leute, die an einen ſehr milden Sommer gewohnt ſind, deſto mehr würkt.

ſtir, und aus der ſind ſie noch nicht wieder ans Tageslicht gekommen. So oft er darnach fragt, heißt es: man habe noch nicht Zeit gehabt, ſie durchzuleſen. Keine einzige periodiſche Schrift, nicht einmal ein Blatt wöchentlicher Nachrichten kömmt hier heraus. Am Sonnabend ſahe ich eine große Oper aufführen: allein ich wurde nicht befriediget. In der hieſigen Muſik herrſcht noch nicht der große italiäniſche Geſchmack. Die Sänger waren bis auf einen ſehr mittelmäßig, und uns Teutſchen, die wir an lebendige Schauſpieler gewohnt ſind, kann der gänzliche Mangel an Actien der hieſigen unmöglich gefallen. Ueberdies iſt der beſtändige Lerm im Hauſe unausſtehlich, und verdirbt die beſten Rollen. Am hieſigen Hofe iſt keine Liebhaberey für die Muſik; man hat daher auch keine öffentlichen Concerte. —

Inhalt des erſten Vierteljahres.

Jänner.

I. Moritz, ein kleiner Roman, Fortſetzung. / S. 3.

II. Clelia und Sinibald. Sechster Theil. / / 34.

III. An den Herausgeber des T. M. über den Urſprung der Foſſilien in Teutſchland. / / 50.

VI. Verlauf und tragiſches Ende der Geldmacher-Farce des D. Price zu London. / / / 63.

V. Die Aeronauten, oder fortgeſetzte Nachrichten von den Verſuchen mit der Aeroſtatiſchen Kugel. / 69

VI. Lied der Morgenröthe, mit Melodie von Frey. herrn von Seckendorff.

Febru-

Februar.

I. Auszug aus D. Sparrmann's Beſchreibung einer Reiſe nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung ꝛc. im Jahr 1772 und 1776. S. 97.

II. Beſchluß des kleinen Romans, Moritz. 121.

III. Die Aeronauten. (Fortſetzung) 140.

IV. Schreiben an den H. d. T. M. nebſt der Antwort, die im Jahrgange 1782 befindliche Briefe an einen jungen Dichter betreffend. 170.

V. Nachtrag zur Geſchichte der Selbſt-Entzündungen und der ſogenannten Luftzünder. 179.

VI. Das Thal der Liebe, mit Melodie von Freyherrn von Seckendorff.

März.

I. Marc-Aurel an die Römer. Nach dem Engliſchen der Miſs. Knight. S. 193.

II. Epiſtel an Berghofer. Ueber den Genuß des Lebens. 196.

III. Etwas zur Litteratur der Fruchtbringenden Geſellſchaft. 210.

IV. Schreiben eines Praktiſchen Rechtsgelehrten, über Berichtigung einer Stelle in der Berliniſchen Monatsſchrift. 222.

V. Briefe an einen jungen Dichter. 228.

VI Eine höchſtſeltſame Naturerſcheinung. 253.

VII. Ueber die in No. 5. des T. Merkurs von 1783 erzählte Erſcheinung. 263.

VIII Nachricht von einer neuen Rechen-Maſchine, welche Herr Ingenieur-Hauptmann Müller zu Darmſtadt in abgewichnem Jahre erfunden hat. 269.

IX. Beyſpiel einer neuen Brand-Aſſekuration. 278.

X. König Minos und Pabſt Clemens der ſechste. 282.

XI. Auszug aus einem Briefe von Turin. 285.

XII. Aliſe, mit Melodie von Freyherrn von Seckendorff.

Alise.

Mit sanfter Bewegung.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

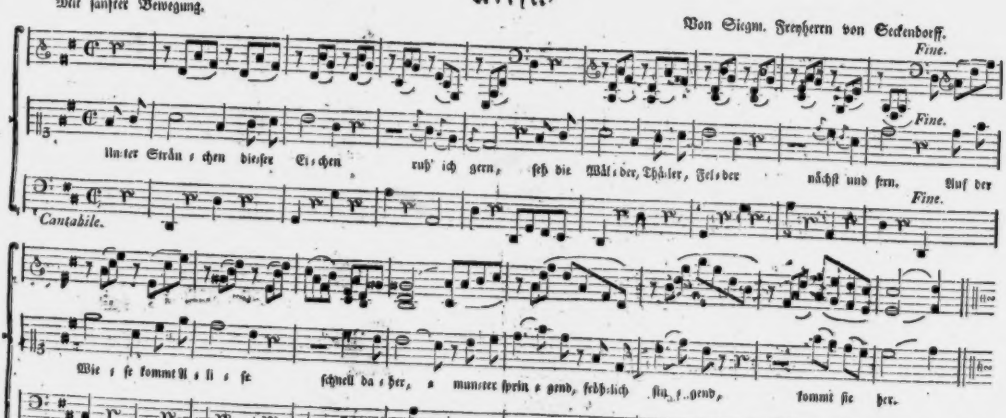

2.

Schlanke Schöne!
O! ich sehne
Mich nach dir!
Welche Blicke!
Komm, entzücke,
Lächle mir!

Blumen = Düfte
Frühlings = Lüfte
Wehen hier,
Hold erschallen
Nachtigallen,
Singen dir!

3.

Sanfte Triebe
Erster Liebe,
Süße Lust!
Neue Freude,
Herzens = Weide
Füllt die Brust.

Voll Verlangen
Glühn die Wangen,
Pocht dies Herz:
Ach, Alise
Ach! versüße
Diesen Schmerz.

4.

Liebe schmachtend,
Dich nur achtend,
Bin ich dein!
Gieb, o Liebe!
Lieb um Liebe,
Werde mein!

Nota. Die letzten sechs Zeilen des Liedes werden vom Anfang der Melodie bis zum Fine gesungen.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

März. 1784.

I. Nachricht an das Publikum eine vorgebliche Räthſel-Aufgabe betreffend.

Schon ſeit einiger Zeit hat ſich eine räthſelhafte Aufgabe in verſchiedenen Städten Niederſachſens verbreitet. Das Publikum iſt entweder durch Zufall oder Muthwillen in den Irrthum geführt worden, als habe man von Weimar aus demjenigen, dem die Auflöſung derſelben gelingen würde, einen anſehnlichen Preis verſprochen: und es haben ſich verſchiedene Perſonen bewegen laſſen hieher zu ſchreiben und Auflöſungen einzuſchicken, ja es ſollen ſogar öffentliche Blätter dieſes Räthſels erwähnen. Man ſieht ſich deswegen genöthiget hiermit zu erklären: daß es von keiner hier bekannten Perſon erfunden, es ſonſt hier nicht geſehen, auf deſſen Auflöſung kein Preis geſetzt, noch irgend eine Veranlaſſung zu einem ſolchen Irrthum gegeben worden. Man entſchuldigt ſich zugleich, daß man nicht allen Perſonen welche ſich mit Schreiben deswegen bemüht beſonders antworten kann, und verſichert ſie, daß man die eingelaufene Pariete nicht misbrauchen werde. Die Aufgabe ſelbſt fügt man hier bey, wie ſie aus Berlin, Magdeburg und andern Orten hierher gekommen.

„Es wird gebohren einen Fuß lang, und iſt zwölf Zentner ſchwer. Wenn es ſechs Monat alt iſt, wird

es gegessen und schmeckt vortreflich. Wenn es viel Jahr alt ist, beschlägts der Schmidt. Wenn es achtzig Jahr alt ist, frißt es sich selbst. Es schreyt wie eine Katze, bellt wie ein Hund, und singt vortreflich. Es geht oder fährt alle Sonntag in die Kirche, hat keine Religion, stirbt allezeit durch Hexenhand, und wird in die Kirche begraben.„

II. Bücher-Anzeigen.

1. Vermischte Gedichte von Hrn. Ludwig Heinrich von Nicolai, Cabinets-Secretär und Bibliothekar Sr. K. H. des Grosfürsten aller Reussen. Siebender Theil: oder zweyter Theil des Rittergedichts Reinhold und Angelica. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. 1783.

Da ein Theil dieses Anzeigers vornehmlich auch dazu bestimmt ist, solche neue Producte des teutschen Parnasses anzuzeigen, die, unserm Urtheile nach, einen vorzüglichen Platz in Büchersammlungen, über welche der Geschmack die Aufsicht führt, verdienen: so sey uns erlaubt bey Gelegenheit dieses 7ten Theils der Gedichte des Hrn. von Nicolai von der ganzen Sammlung zu reden, die unter allen ähnlichen, welche wir aufzuweisen haben, die reichhaltigste ist, so wohl an Mannichfaltigkeit als an Anzahl solcher Gedichte, zu welchen etwas mehr Athem gehört als zu den kleinen Producten von der lyrischen Gattung (wahrlich oft lerermäßig genug!) welche seit der Existenz der Musenalmanache fast alle andre Gattungen verdrängt haben. Diese Sammlung besteht bis jezt aus sieben mäßigen Bänd-

chen

chen in klein Octav, woron der erſte Fabeln und Erzählungen, Epiſteln, Elegien, und die Rittergeſchichte Richard und Melisſe enthält. Unter den Epiſteln zeichnet ſich beſonders die an den Großfürſten Paul Petrowitſch aus. Die Elegien ſind, unſers Wiſſens, in ihrer Art die einzigen in unſrer Sprache, und verdienen dem V. einen Platz zwiſchen Tibull und Johannes Secundus. Das Rittergedicht iſt dem Arioſt mit einer hinreiſſenden Wärme und Lebhaftigkeit (ehr an einigen Stellen zu warm!) nacherzählt. Der zweyte Theil enthält Galwine, ein Gedicht in ſechs kleinen Geſängen, Alcmens Inſel, und Gryphon und Grille, jedes in zwey Büchern; ſämtlich nach Arioſt. Alle dieſe Gedichte unterſcheiden ſich durch eine meiſtens angenehme und das Ohr ſelten beleidigende Verſification von den folgenden, in welche der V. (wir wiſſen nicht warum, aber gewiß nicht aus Eingebung ſeines guten Genius) den Alexandriniſchen Vers ohne Cäſur aufgenommen hat. Zerbin und Bella, ein ſehr ſchönes Gedicht in ſechs Geſängen woron der dritte Theil funfe liefert, iſt das erſte, worinn uns dieſer faſt immer kakophoniſche Vers aufgefallen iſt, welchen Rammler zwar in ſeinen Lyriſchen Gedichten hier und da glücklich gebraucht hat, der aber in erzählenden entweder gar nicht, oder nur bey Gelegenheiten wo er den Ausdruck einer ſchnellen und heftigen Bewegung befördern helfen kann, zugelaſſen ſeyn dürfte. Wir finden ihn jedoch in beſagtem Gedichte noch frayam genug, aber deſto häufiger in den folgenden, beſonders in Reinhold und Angelica gebraucht, wo er dieſem ſonſt ſo anmuthigen Gedichte in jedem an Wohlklang gewöhntem Ohre um ſo gewiſſer Schaden thun muß, da es dadurch gerade diejenige Schönheit verliert ohne welche nicht einmal die Proſe gefallen kann. Doch das hier nur im Vorbeygehen! — Auf Anſelm und Lilla, ein Mährchen, welches auch La Fon-

taine unter dem Tittel: Le petit Chien qui secoue de l'argent etc. d m Arioſt nacherzählt hat, und womit ſich der dritte Theil dieſer Gedichte ſchließet, folgt im vierten Morgauens Grotte in vier Büchern, nach Bojardo, eines der ſchönſten Stücke der ganzen Sammlung, und im fünften, auſſer einer moraenländiſchen Erzählung in Proſa, der Zauberbecher nach Arioſt, und der ſechste Geſang von Zerbin und Bella, nebſt drey artigen kleinen Erzählungen, einer ſehr geiſtvollen und eleganten Epiſtel an die Gräfin Schuwaleff, und 25 Sinngedichten, worunter uns nur ein einziges platt geſchienen, wiewohl es dem witzigen Grafen von Rocheſter abgeborgt iſt. Endlich liefert der 6te und 7te Theil die acht erſten Geſänge eines großen Gedichtes, Reinhold und Angelica, deſſen Inhalt aus Bojardos *Orlando innamorato* geſchöpft iſt, und deſſen Fortſetzung gewiß jeder mit uns wünſchen wird, der die erſten Geſänge geleſen hat. Hr. v. M. hat im Eingange des fünften Geſanges den M. des Oberon mit einer Anrede beehrt, welche, wie ehrenvoll und ſchmeichelhaft ſie auch für den Letztern iſt, uns, wegen deſſen allzunaher Verwandtſchaft mit dem Herausgeber des T. Merkurs, des Vergnügens beraubt, ſo viel Gutes von dieſen Gedichten zu ſagen als wir könnten. Das wenigſte indeſſen, was wir, um nicht vor lauter Beſcheidenheit ungerecht zu werden, thun können, iſt: diejenigen, denen die Gedichte des Hrn. von M. noch nicht bekannter ſind als ſie es vor wenigen Monaten uns ſelbſt waren, mit Ueberzeugung zu verſichern: daß er mit der reichſten und lebendigſten Einbildungskraft, und einem Witze womit die Natur gegen Teutſche ſelten ſo freygebig iſt, einen philoſophiſchen Kopf, eine Weltkenntniß, einen guten Ton, und eine Bekanntſchaft mit allen Theilen der Gelehrſamkeit worinn ein Mann von Erziehung kein Fremdling ſeyn darf, verbindet, die man bey unſern Dichtern und Schönengeiſtern eben ſo ſelten antrift als ſie

um-

Herr; da ich England den Rüken kehren muß, iſt ieder Weg mir gleich.

(Er geht ab.)

Fünfte Scene.

König Richard (zu Gaunt.)

Oheim, ich ſehe den Gram deines Herzens in den Spiegeln deiner Augen; dein kummervolles Ausſehen hat von der Zahl ſeiner verbannten Jahre viere abgeriſſen; wenn ſechs Winter verfloſſen ſind, Bolingbrok, ſo kehre, mir willkommen, von deiner Verbannung heim.

Bolingbroke.

Welch eine lange Zeit ligt in einem einzigen kleinen Wort! Vier langſame Winter und vier muntre Frühlinge verliehren ſich in einem Wort, ſo mächtig iſt der Athem der Könige.

Gaunt.

Ich danke meinem gebietenden Herrn, daß er, in Anſehung meiner, meines Sohnes Verbannung um vier Jahre abkürzt; aber was wird dieſe Mildigkeit mir helfen, da ey die ſechs, die er verliehren muß, verfloſſen ſind, meine vom Alter aufgezehrte Lampe verloſchen ſeyn kan?

König Richard.

Wie, Oheim, du haſt noch viele Jahre zu leben.

Gaunt.

unſrer demüthigen Meynung nach unentbehrliche Beſtandtheile eines jeden Schriftſtellers ſind, der nicht für die Bedienten-Zimmer und Exerzeren-Buden arbeitet. Daß Hr. v. M. ſeine meiſten Stücke aus dem Arioſt gezogen, erhöhet ihren Werth in unſern Augen aus einem doppelten Grunde: erſtlich, weil er ſie durch die Lebhaftigkeit der Darſtellung, und durch alles was ſie beym Durchgang durch ſeinen Kopf gewonnen haben, gewiſſer maßen zu neuen Stücken gemacht hat: und zweytens, weil uns, in ſo ferne man ſie als freye Ueberſetzungen betrachten kann, dieſe Art den Arioſt in Teutſchland zu naturaliſiren, die einzige däucht, wobey der welſche Dichter am wenigſten verliert, und der teutſche Leſer am meiſten gewinnt: dieſer, weil ihm durch den glücklichen Gedanken die intereſſanteſten Stücke und Epiſoden Arioſts einzeln und in einer ununterbrochener Erzählung vorzutragen, die Mühe erſpart wird, ſie aus einem planloſen Chaos von 46 großen Geſängen herauszuſuchen; jener, weil Hr. v. M. mit dem Geiſte ſeines Originals auch ſeine eigenſte Manier im Vortrag, im Styl, in der angenehmen Nachläßigkeit, und in dem launenhaften Capriccio, den Ausdruck, ja wohl auch den Gedanken ſelbſt, öfters, aber faſt immer auf eine glückliche und überraſchende Art, nach dem Reime zu bilden, ſich gänzlich bemächtigt zu haben ſcheint. Mit größtem Rechte können wir alſo das Compliment, welches er dem Dichter Oberons zu machen glaubt, wenn er ſagt:

Schon reicht ihm Arioſt, zur Zierde für ſein Haar,
Ein Zweiglein ſeines eignen dichten Kranzes dar,

dem Hrn. v. M. zurückzugeben; und es wird wahrlich nicht zuviel ſeyn, wenn Arioſt, deſſen Kranz dicht genug dazu iſt, wenigſtens zwey Zweiglein herausnimmt, um daraus einen Kranz für den Dichter an der Newa zu flechten, als in welchem er ſich, mit allen Vortheilen der drey Jahrhunderte, die

zwiſchen ihnen liegen, ſo verſchönert und doch ſo ähnlich, wieder hervorgebracht, oder vielmehr verdoppelt ſieht.

2. *Tableau de l'Angleterre pour l'Année* 1780. *continué par l'Editeur juſqu' à l'Année* 1783.

Der abſichtliche Zweck dieſes Buchs ſoll ſeyn, eine complete Schilderung dieſer berühmten Inſel zu liefern; daher auch die großen Gegenſtände, der Engliſchen Regierungsverfaſſung, der Finanzen, der See- und Landmacht, der Handlung, des Kunſtfleiſſes u. ſ. w. hier alle nach der Reihe durchgegangen werden. Der berühmte Swift ſagt: daß ein Schriftſteller der einen Gegenſtand behandelt, von dem er einige Kenntniß hat, mehr Wahrſcheinlichkeit zu reüſſiren habe, als wenn er ganz und gar nichts davon verſtände. Wenn eine ſo ausgemachte Wahrheit noch einer Beſtätigung bedürfte, ſo würde ſie gegenwärtiges Buch liefern. Nie iſt über ein großes Reich ſo deraiſonirt worden. Den Anfang machen die Charakterzeichnungen des Königs und der ganzen königlichen Familie, ingleichen aller vorigen Miniſter. In dieſen Gemählden iſt viel Wahrheit: allein ſie ſind in einem geſchmackloſen oft comiſchen Styl entworfen, und bisweilen durch pöbelhafte Anekdoten verbrämt, die in den Londner Bierſchenken erfunden ſind. Hierunter gehört (S. 3.) die von der Königin ausgetheilte Ohrfeige; (S. 10.) die ungeheuren Summen, die durch ihre Kammerfrau Schwellenberg nach Teutſchland geſchickt worden ſeyen, weshalb dieſe Perſon eine Geſundheitsreiſe habe vorwenden müſſen u. a. m. Derjenige, der durch die Artickel von der Handlung, von den Manufacturen und Fabricken, vom Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte, und vom ſittlichen Leben der Engländer, belehrt zu werden hofft, findet ſich ſehr betrogen; denn nicht allein zeigt ſich hier die Schwäche des Verfaſſers in ihrer ganzen Blöße, ſondern man lieſet auch die ſonderbar-

ſten

ken Berechnungen. Z. B. (S. 224.) wird die Anzahl der Fabrikanten in den drey brittiſchen Inſeln, auf 5,100 707. angeſetzt; da doch jedem Statiſtiker bekannt iſt, daß ſie kaum Ein Drittel dieſer unermeßlichen Summe beträgt, die noch dazu durch eine Art von Tabelle herausgebracht iſt. Man rechnet ſonſt, in England allein, 1600 000 Menſchen die ſich mit Fabrick- und Manufactur-Arbeiten beſchäftigen, eine Anzahl die in Vergleich der 5 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner dieſes Königreichs ſchon ungeheuer iſt. Mit eben dieſer Freygebigkeit werden S. 173. der Stadt London 1,110 000 Bewohner gegeben, zu einer Zeit wo der Abbé D'Expilly beweißt, daß die Stadt Paris nur 600 000 habe. Der unphiloſophiſche Geiſt des Verfaſſers zeigt ſich überall, unter andern wo er S. 283. von dem Hang der Engländer zum Selbſtmorde redet. Er giebt ſich hier die Mine eine neue ihm eigne Meinung vorzutragen, und tritt endlich mit dem alten Gemeinſpruch auf, daß ſolche Handlungen aus Zaghaftigkeit entſtehen, dem Unglück die Stirne zu bieten. Das Brauchbarſte des ganzen Buchs ſind die Finanz-Tabellen, die richtig zu ſeyn ſcheinen und auch leicht zu erhalten ſind, da der Ertrag der Taxen, der Acciſe und überhaupt der Einkünfte des Königreichs dem Parlament oft vorgelegt werden. Der unfranzöſiſche Styl und die barbariſche Sprache beweiſen hinreichend daß der Verfaſſer kein Franzos iſt; indeſſen wird das Buch doch häufig geleſen werden, da es ganz dem jetzigen Geſchmack des Publikums gemäß iſt, dem viel Anekdoten, wahr oder falſch, dreiſte Behauptungen, und eine zügelloſe Schreibart vorzüglich zu behagen ſcheinen.

3. Jakob Jonas Björnſtählz Briefe auf ſeinen ausländiſchen Reiſen an den königl. Bibliothekar C. C. Gjörwell in Stockholm. Aus dem Schwediſchen überſetzt von C. H. Groskurd. Des ſechſten

Bandes zweytes Heft, welches Professor Norbergs Briefe aus Italien und Konstantinopel enthält. Leipzig und Rostock bey J. C. Koppe 1783.

Die Norbergischen Briefe haben zwar auf die Björnstählischen, in welche sie hier sind aufgenommen worden, keinen eigentlichen Bezug; sie sind aber in Ansehung ihres Inhalts als ein Supplement derselben anzusehen, und also an ihrem Platze. Da hiernächst Hr. Ritter Michaelis verschiedentlich den Wunsch geäussert hat, daß sie möchten bekannt gemacht werden: so dient ihnen dieser Geleitsbrief bey dem Eintritt in die gelehrte Welt zu einer Empfehlung. Der Verf. wurde Hrn. Björnstähl zum Reisegefährten nach dem Oriente zugeordnet, traf aber zu spät in Konstantinopel ein da jener bereits verstorben war, verweilte einige Zeit daselbst und ging über Wien und Göttingen nach Schweden zurück. Bey seinem vormaligen Aufenthalt in Paris entdeckte er in der königl. Bibliothek verschiedene Handschriften, welche in der alten Sprache der Sabäer oder eigentlich Zabier, insgemein Johannischristen genannt, ihre Religion und bürgerliche Verfassung betreffend, aufgezeichnet waren. Dieses bewog ihn in Konstantinopel von dieser Sekte nähere Nachrichten einzuziehen, welche sich zwar größtentheils auf Hörensagen, doch immer auf glaubwürdige Zeugen gründen. Die gemachten Entdeckungen nebst verschiedenen übersetzten Fragmenten aus den heil. Büchern der Sabäer machen den wesentlichen Inhalt dieser Briefe aus, und haben die Materialien zu der in den Commentarien der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften befindlichen Abhandlung des Verf. geliefert, de religione et lingua Sabaeorum. Ausserdem enthalten sie noch mancherley flüchtige Bemerkungen über die von ihm bereisten Länder, die aber dadurch einigen Werth erhalten, daß sie gleich an Ort und Stelle wie sie dem

dem Verfaſſer vorgekommen, niedergeſchrieben worden, ohne daß ſie wichtig ſcheinen wollen, und der Klaſſe von Leſern eine angenehme Unterhaltung gewähren denen die oft aufgetiſchten Heuſchrecken und das wilde Honig der Johannisjünger nicht ſchmackhaft genug ſcheinen möchte. Oefters und immer mit dankbarer Zurückerinnerung rühmt Hr. Norberg die litterariſchen und freundſchaftlichen Gefälligkeiten des Herrn D'Anſe de Villoiſon, in deſſen Geſellſchaft er im Jahr 1778 von Paris nach Italien gereiſet iſt. Es iſt nun noch ein Theil rückſtändig, welcher die Bidrnſtählſchen Reiſenachrichten beſchlieſſen und hauptſächlich Hrn. Blombergs Anmerkungen in ſich faſſen wird, welche dieſer Gelehrte während ſeines vieljährigen Aufenthalts zu Konſtantinopel über die Türken, deren Einwohner, ihre Religion und Lebensart gemacht hat.

4) Neujahrsgeſchenk aus Weſtphalen für einen teutſchen Knaben. Erſtes Stück. Geſchichte des Schneider- und Schwärmer-Königs, Jan van Leiden in Münſter, v. J. 1535. Göttingen, bey Vandenhoeks. 1784. 6½ Bogen in 12.

Man erkennt hier ſogleich wieder die Hand, die unſrer kleinen Welt ſchon mit dem Neujahrsgeſchenk aus Jamaica eine unvermuthete Freude gemacht hat, wenn auch kein am Ende des Buchs unterzeichnetes S. auf den berühmten Verfaſſer rathen ließe. Es iſt ein beſonderes Vergnügen zu ſehen, daß ein Mann wie Schlözer ſich herablaſſen kann mit Kindern eine ſo natürliche und ihrem Alter ſo angemeſſene Sprache zu reden; und wir würden ihm ein großes Compliment darüber machen, wenn es nicht eine ausgemachte Sache wäre, daß für Kinder gut zu ſchreiben eine Arbeit iſt, wozu die aufgeklärteſten Männer nicht zu groß, und wo-

mit in der That nur Gelehrte vom erſten Range Ehre einzulegen im Stande ſind. Zu Beyſpielen wie geſchickte Wendungen der V. zu nehmen weiß, wenn er ſeinem Knaben einen abſtrakten Begriff beyzubringen, oder von ſcabröſen Dingen zu reden hat, kann der Begriff Reformation S. 2. 3. und der Gebrauch den Jan van Leyden von ſeinen dreyzehn Webern macht, S. 88-90. dienen. Die Zuſchrift die der Hr. V. an ſeinen teutſchen Knaben gerichtet hat, iſt intereſſant. Sie ſagt ihm, wie er ſein teutſches Vaterland anzuſehen habe: als ein Kayſerthum, zuſammengeſetzt aus zehen Königreichen. Eine ſehr reſpectable Idee; die aber vielleicht nicht blos zehnjährigen, ſondern manchen vierzig- und funfzigjährigen Knaben noch neu ſeyn mag. Weiter giebt ſodann der Hr. V. einen Plan, nach dem ſein kleiner Jünger Teutſchland kennen lernen möchte. Er wünſcht über die zehn Königreiche oder teutſchen Kreiſe, zu Büchelchen drey über einen jeden; Eins geographiſchen, das zweyte politiſchen, das dritte hiſtoriſchen Inhalts. Das hiſtoriſche ſollte, ſo wie das, womit er über Weſtfahlen eine Probe giebt, blos einige Hauptbegebenheiten erzählen, die auſſer dem Nutzen auch die Empfehlung hätten, daß ſie vorzüglich unterhaltend wären. Dann gedenkt er der Ordnung, in welcher dieſe Büchelchen auf einander folgen ſollten, und des Zwecks, warum ſo? auch endlich der Zeit, binnen welcher der Knabe mit allen dreyſſigen zu Ende ſeyn würde, und wie er ſodann noch Büſchings Geographie, Pütters Reichshiſtorie und andern ſtarken Kreiſen ſeine Hand ausſtrecken könnte — Wäre Recenſent der Mann dazu, er legte ſogleich Hand ans Werk, und lieferte ſein Contingent zu der kleinen teutſchen Bibliothek von 30 Büchelchen, ob er gleich unter den hierzu aufgerufenen Herren Vettern keine Stelle hat!

5) Briefe über die izigen Streitigkeiten des Königs von Preuſſen und der Stadt Danzig. 1784. k. 8. 5 Bogen.

Der Verfaſſer hat ſich Mühe gegeben einen vor einiger Zeit in den politiſchen Zeitungen wider die Stadt Danzig herausgekommenen Aufſatz zu widerlegen. Vornemlich will er darthun, daß zu Beurtheilung der Streitigkeiten nicht die Doctrin des Staperlrechts und juris emporii, ſondern der Geiſt des Privilegii v. J. 1457. und des Theilungstractats v. J. 1773 verwalten müſſe. — Ohne ſich einer Beurtheilung anzumaſſen oder Partheÿ zu nehmen, kann man wohl ſagen, daß ſich die kleine Schrift gut leſen läßt, und denenjenigen welche neuere Staatsgeſchichten ſammeln, oder inſonderheit von Danziger Händeln vollſtändig unterrichtet ſeyn wollen, nicht wohl entbehrlich ſeyn möchte.

III. Ankündigungen.

1. Eine Gartenreiſe, die ich im vorigen Sommer durch Teutſchland machte, führte mich zugleich in die Schweitz. Ich hatte hier das Vergnügen, die vornehmſten Cantons und die ganze Länge eines Landes wieder durchzureiſen, das ſo reich an intereſſanten Merkwürdigkeiten der Natur, der Sitten, Geſetze und Staatsverfaſſung, das von dieſer Seite ſo ganz das Einzige iſt, eines Landes, das täglich von Reiſenden aus allen Nationen beſucht wird und worin ich ehmals ſelbſt durch einen zweÿjährigen glücklichen Aufenthalt faſt einheimiſch ward. Da ich hier weniger für die Sache der Garten zu beobachten fand, ſo hatte ich mehr Anlockung auf andre nicht minder erhebliche Gegenſtände, die ſich mir eröffneten, meine Aufmerkſamkeit zu richten.

Dieſe Bemerkungen werde ich, durch einige Verträge meiner Schweitzer Freunde bereichert, in einer kleinen Sammlung her-

herausgeben, unter der Aufschrift: Neue *) Briefe über die Schweitz. Sie werden das Interessanteste, was ich in diesem Lande zu sehen oder aus guten Quellen zu erfahren Gelegenheit gehabt, und was mir jetzt davon bekannt ist, in kleinen Gemälden aufstellen; so wohl eine Anleitung für den Reisenden, als auch eine Unterhaltung für den Freund der Natur und des Menschen zu geben suchen; und zugleich hin und wieder Bemerkungen über die bisherigen Reisebeschreiber der Schweitz einstreuen. Um von einigen Gegenständen die Wirkung ihrer Beschreibung etwas mehr zu heben, sollen die Briefe mit verschiedenen Kupferstichen bereichert werden, die bald ausgesuchte Landschaften und Scenen der Natur, bald Trachten und Beschäftigungen des Einwohners verstellen. Sie werden nach den Zeichnungen berühmter Künstler des Landes gestochen.

Diese Briefe werden auf feinem Papier abgedruckt und mit den Kupfervorstellungen verschönert, Einen mäßigen Octavband ausmachen, der bald nach der Ostermesse 1784. erscheinen soll. Ich kündige hiedurch die Ausgabe auf Pränumeration (keine bloße Subscription) von Einem Reichsthaler an. Die Pränumeranten belieben die Gelder gerade an mich, jedoch postfrey, einzusenden. Ihre Namen werden nach der Zeit, so wie sie sich melden, angezeichnet, und darnach auch die Auswahl der Kupferabdrücke bey der Versendung der Exemplare geordnet. Wer auf sieben Exemplare die Pränumeration baar einsendet, erhält das achte frey; und wer auf zwölf voraus bezahlt, bekommt ausser diesen, zwey umsonst.

Die Zeit der Pränumeration steht bis zur Ostermesse 1784 offen. Nachher wird diese Schrift zuverläßig nicht unter anderthalb Rthlr. also um den dritten Theil theurer, verkauft.

Ich überlasse es meinen Freunden, wie weit sie zur Beförderung dieses kleinen Verhabens beytragen wollen. Kiel, den 1sten Jänner 1784.

C. C. L. Hirschfeld.

a)

*) Im Gegensatz der Briefe, die, durch meinen ersten Aufenthalt veranlaßt, vormals in zwey Ausgaben 1769 und 1776 in Leipzig in 8. erschienen, ausser einem unrechtmäßigen Nachdruck, der davon in diesem Jahre zu Frankfurt am Mayn herausgekommen.

2) Der Almanach, oder das Handbuch für Kaufleute, welches ich dem Publicum auf das Jahr 1784 ankündigte, wird unter beyderley Titel, erſt im Ausgang des Monats März a. c. ausgegeben werden, da unüberwindliche Schwierigkeiten die Beendigung des Drucks bisher verhinderten.

Eben die patriotiſche Unterſtützung, für welche ich den aufgeklärten und edelmüthigen Beförderern dieſes Werks im Nahmen der Verfaſſer und des ganzen Publicums überhaupt, den verbindlichſten Dank ſage; — eben dieſe gemeinnützige teutſche Publicität, der wir ſo treffliche Beyträge zu dieſer Arbeit verdanken, eben dieſe iſt die Urſache, daß wir diesmal ſo ſpät erſcheinen. Gleichwohl ſchmeichle ich mir mit der Hofnung, daß die Verfaſſer für ihre auſſerordentliche Vorſicht und zaudernde Pünctlichkeit im Gebrauch der mitgetheilten Nachrichten, den Dank des Publikums verdienen werden. — Das Werk erhält dadurch eine Brauchbarkeit für viele Jahre: und wird nicht nur allen Perſonen die ſich mit dem Fabrik- und Handelsweſen abgeben, ſondern auch allen Kennern und Liebhabern der Geographie unſers Vaterlandes überhaupt unentbehrlich ſeyn.

Auſſer dem gewöhnlichen Kalender, der auch wegbleiben kann, enthält dieſer Kaufmanns-Almanach eine detaillirte Beſchreibung der wichtigſten Fabrik- und Handels-Städte Deutſchlands, nebſt den jedesmaligen Firmen aller Fabrikanten und Negocianten; ihre verſchiedenen Nahrungs- und Handelszweige, Niederlagen und Verkehr auf den Meſſen.

Der zweyte Abſchnitt des Buchs iſt den neueſten Nachrichten aus dem Handlungsgebieth von ganz Europa gewidmet; und wird den Leſer von dem gegenwärtigen Zuſtand des Commerzweſens in manchem Staate Europens, von den neueſten Handlungsedikten, Zolleinrichtungen, Transportweſen u. ſ. w. umſtändlich unterrichten.

Beſonders iſt der Transport der Waaren zu Lande, und die Art wie er könnte verbeſſert werden, vollſtändig ins Licht geſetzt. Die Verfaſſer haben dieſer Abhandlung ein paar treflich geſtochene Reise-Karten beygefügt, welche ihrer Neuheit und Gemeinnützigkeit wegen, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich ziehen werden. — Eben dies darf ich von den hinzugefügten Reductionstabellen der verſchiedenen Europäiſchen Münzen erwarten.

Unter

Unter den hiſtoriſchen Abhandlungen werden der Aufſatz über den Handel auf der Donau und dem ſchwarzen Meer, ſo wie die Nachrichten von dem Fabrik- und Handelsweſen und Poſtreinrichtungen in den K. K. Staaten, ihres wichtigen und glänzenden Gegenſtandes wegen, eben ſo willkommen ſeyn, als der vollſtändige Auszug aus dem neuen Zolltarif des Ruſſiſchen Reichs.

Da an Schönheit des Papiers und Drucks an Vignetten u. ſ. w. keine Koſten geſpart ſind, ſo wird ſich das Werk, welches zwey Alphabeth ſtark iſt, und zwey illuminirte Karten enthält, auch äuſſerlich empfehlen; und der Preis von zwey Thalern wird dem Publikum für ein ſo reichhaltiges Buch gewiß ſehr mäßig ſcheinen.

Die Herren Subſcribenten erhalten indeß ihre Exemplare broſchirt, nebſt den erſten und beſten Abdrücken der Karten, im Ausgang dieſes Monats für 1 Rthlr. 16 gr. Die übrigen Liebhaber werden eben dieſen Vorzug und Preis, nach dem Datum wie ſie ſich zwiſchen hier und Oſtern anmelden, ohne Unterſchied genießen. Nach der Zeit aber gilt der Ladenpreis 2 Rthlr. Leipzig den 1ſten März 1784.

Siegfried Lebrecht Cruſius.

3. Von dem groſſen Verfalle, mit welchem die in hieſ. Waiſenhaus-Buchdruckerey vor drey Jahren gedruckte Nachricht von dem pommerſchen Geſchlechte der von Slawin oder Schlieſſen aufgenommen worden, giebt inſonderheit die häufige Nachfrage der Kaufluſtigen den ſicherſten Beweis. Da aber dieſes Werk auf Koſten ſeines Verfaſſers gedruckt, und die geringe Anzahl Exemplare nur an diejenigen unentgeldlich ausgetheilt worden, welche die Freygebigkeit des Verf. damit begünſtigen wollte: ſo hat man aus hieſ. Buchdruckerey Niemanden damit dienen können. Gleichwohl würde es, nach dem Urtheil aller Kenner, ein wahrer Verluſt für die Erweiterung der Geſchichtkunde des teutſchen Adels ſeyn, wenn dieſes Werk in ſo wenigen Händen bliebe. Dieſes gab alſo die nächſte Veranlaſſung, den Verf. um die Erlaubniß zu erſuchen, daß eine zweyte Auflage davon gemacht werden dürfte, welche daſſelbe in allgemeinen Umlauf brächte. Es hat derſelbe auch dieſe Bitte nicht nur ſtatt finden laſſen, ſondern überdem noch allen aus dem Verkaufe zu erwartenden Vortheil auf die edelmüthigſte Art dem hieſ. Waiſenhauſe geſchenkt. Das Exemplar, welches er demſelben einhändigen laſſen, findet ſich durch die bisher noch ungedruck-

ten

Gaunt.

Aber keine Minute, König, die du geben kanſt; du kanſt meine Tage durch Gram abkürzen, du kanſt Nächte von meinem Leben abreiſſen, aber du kanſt mir keinen Morgen leihen; du, du kanſt der Zeit helfen mich früher alt zu machen, aber keine einzige Falte von meiner Stirne nehmen; du kanſt durch ein Wort meinen Tod gebieten, aber wenn ich todt bin, iſt dem Königreich zu wenig, mir nur einen Athemzug zu kaufen.

König Richard.

Dein Sohn iſt auf Einrathen unſers Staats-Rathes verbannt, und du ſelbſt haſt deine Stimme dazu gegeben; warum rümpfeſt du itzt die Stirne über unſre Gerechtigkeit?

Gaunt.

Dinge, die im Munde ſüß ſind, werden in der Verdamung ſauer; ihr dranget in mich, daß ich als ein Richter reden ſollte; aber ich wollte lieber ihr hättet mir befohlen als ein Vater zu reden. O! wär' es ein Fremder geweſen, und nicht mein Sohn, ich würde ein gelinderes Urtheil ausgeſprochen haben. Weh mir! ich beſorgte, man möchte mir eine übertriebne Rachſucht gegen die meinigen Schuld geben, und den Vorwurf der Partheylichkeit zu vermeiden, hab' ich durch meine Stimme mir ſelbſt das Leben abgeſprochen.

König Richard.

Vetter, lebe wohl; und ihr, Oheim, nehmt euern Abſchied;

ten Nachrichten von der Schliebenſchen Familie nebſt den dazu gehörigen Urkunden beträchtlich vermehret; und die allgemeine Einleitung vor dem ehemaligen Zuſtande des teutſchen Adels iſt ebenfalls ſo ſtark erweitert, daß der Inhalt dieſes Werks nunmehro faſt dorrelt ſo ſtark ausfallen dürfte, als zuvor. An auſſerer Schönheit ſoll diese zweyte Auflage der erſteren nichts nachgeben: denn es kommen noch etliche Kupferſtiche mehr hinzu, und wird übrigens eben ſo feines Papier dazu genommen, als zu der erſtern. Nur hat man etwas kleinere Lettern zu gebrauchen dienlich gefunden, damit die Bogenzahl nicht zu ſtark, und das Werk in Beybehaltung des Quartformats nicht zu dick werde.

Weil man nun in Beſtimmung der Briefe dieſer Auflage ſich gern nach der wahrſcheinlichen Anzahl der Liebhaber dieſes Werks richten und zugleich in Stand geſezt werden möchte, daſſelbe um den möglichſtbilligſten Preiß zu liefern, hat man hiermit Pränumeration an ſelbiges eröffnen wollen. Dieſe bleibt bis zu Ende der bevorſtehenden Jubilate-Meſſe offen. Diejenigen, welche bis dahin vorausbezahlen, bekommen daſſelbe für 3 Rthlr. 12 Gr., in Louisd'or zu 5 Rthlr. 1 und da über die Anzahl der Pränumeranten nur wenige Exemplare werden abgedruckt werden, ſo kan nachher keines derſelben unter 5 Rthlr. verkauft werden.

Die Beſtellungen hierauf geſchehen am ſicherſten unmittelbar bey dem Unterzeichneten. Man kan ſolche aber auch in allen teutſchen Buchhandlungen machen; jedoch muß das Namenverzeichniß der Liebhaber, ſammt den vorausbezahlten Geldern, mit dem Ende des geſezten Termins an Unterzeichneten abgeliefert werden.

Diejenigen Freunde, welche die Einſammlung der Vorausbezahlungen übernehmen, bekommen das zehende Exemplar unentgeltlich, oder ſie können auch von dem erhobenen Gelde 10 p.c. Cent zurück behalten.

Man bittet übrigens die Herausgeber gelehrter Zeitungen und Journale um gefällige und baldige Bekanntmachung dieſer Ankündigung.

Caſſel den 23ſten Febr. 1784.

J. A. Barmeier,
Fürſtl. Heſſ. Oberkommiſſarius der Waiſenhauſ-Buchdruckerey.

4. Von der auf Pränumeration von uns angekündigten Ueberſetzung von des durch verſchiedene gründliche geographiſche und hiſtoriſche Werke rühmlich bekannten Hrn. Wilh. Coxe Reiſe durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark, mit Kupfern und Karten, zwey Bände in 4. iſt der erſte Band bereits unter der Preſſe, und ſchon ſehr weit gediehen. Da aber das engliſche Original, von welchem wir durch Beförderung des Hrn. Verfaſſers die Probebogen zu unſrer Ueberſetzung erhalten, ſpäter herauskömmt, als der Verleger, Hr. Cadell in London, anfänglich verſprochen hatte; ſo müſſen wir das Publikum, das wir durch die zur beſtimmten Zeit acteiſete Ausgabe von Sonnerats Reiſen von unſerer Pünktlichkeit im Wortbalten, zu unſerm Vortheil überzeugt zu haben glauben, noch um einige Nachſicht bitten. Wir verſichern daher, daß der erſte Band zu Oſtern 1784 gewiß erſcheinen wird, und verlängern auch noch bis dahin den Pränumerationstermin für beyde Bände. Format, Druck und Papier wird wie bey Sonnerats Reiſen ſeyn. Um jedoch das Werk in dem billigſten Preiſe zu liefern, wollen wir uns nach dem Verhältniß der Bogen und Kupfer bezahlen laſſen, jeden Bogen mit 3 Krzr. oder 9 Pfenninge Sächſ. alſo das Alphabet von 22 Bogen mit 17 Gr. 3 Pf. in Gelde; und jedes Kupfer, deren zwanzig ſind, die wir von geſchickten Künſtlern den Originalen in allen Theilen gleich kopiren laſſen, mit 10 Krzr. oder 2 Gr 6 Pf. Würde nun unſre Ueberſetzung dem engliſchen Original, welches 140 Bogen betragen wird, und 2 Guineen Vorſchuß koſtet, gleich kommen; ſo wäre unſer ganzer Preiß mit den Kupfern nicht höher, als etwa 5 Rthlr. 22 Gr. 6 Pf. Nach dieſer Berechnung fordern wir einen und einen halben Dukaten Vorſchuß für beyde Bände, und nach Beendigung des ganzen Werks, wenn die Bogenzahl bekannt iſt, den Reſt des Preißes bey Ablieferung des 2ten Bandes, zur Michaelismeſſe 1784. Nach Verlauf des Pränumerationstermins erhöhen wir den Preiß um ein Viertheil. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt, daher wir dieſelben beſtimmt anzuzeigen bitten. Man kann in allen Buchhandlungen Teutſchlands pränumeriren, und eine ausführlichere Anzeige hierron erhalten.

Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürich.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1784.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

April 1784.

I.

Briefe des Herrn Michael Torcia an den Herrn Profeſſor Toaldo zu Padua von dem Höhenrauch des vergangenen Jahres zu Neapel und in Calabrien.

Neapel, den 9. Septemb. 1783.

Der Nebel dieſes Jahres iſt keiner von den gewöhnlichen. Man muß ihm einen eigenen Namen geben, weil er von ganz verſchiedener Natur iſt. Das lateiniſche Wort Caligo drükt ſeine eigentliche Beſchaffenheit, die er von Vulkaniſchen Gährungen erhält, däucht mich, am beſten aus. Die Eigenſchaften, wodurch er ſich von allen andern Arten des Nebels unterſcheidet, ſind folgende:

I. Er war ſchon im Monat Februar, da ſich die erſten Erderſchütterungen verſpühren ließen. Aber wegen der ſtürmiſchen und regneriſchen Witterung, und wegen anderer trüben Ausdünſtungen, die dem Frühling eigen ſind, wurde er in dieſer Jahrszeit nicht

ſonderbar bemerkt. Sobald im Anfang des Junius die Sommerhitze eintrat, wurde die gewöhnliche Heiterkeit des Luftkreiſes allmählich finſterer, dergeſtalt, daß man den 15. Junius den Berg Veſuv nicht mehr von Largo del Caſtello, und einige Tage hernach auch die Gebäude von Ponte della Madalena nicht mehr unterſcheiden konnte. Die Fahrzeuge welche ohne Compaß von Sorrento, Gaeta, Capri nach Neapel ſegelten, verfehlten ihr Ziel, kamen auf Sandbänke und ſtieſſen auf Vorgebürge. Die Finſterniß war noch ſtärker auf der Südlichen Küſte des mittelländiſchen Meeres. Unſere Korallenfiſcher *) haben dieſes Jahr bey der Inſel Galeata, und bey Tabarca an der Küſte von Tunis nichts ausrichten können. Eine ihrer Barken gieng durch den Stoß einer andern zu Grunde. Briefe aus allen Provinzen des Königreichs bezeugten, daß das Wachsthum dieſes Nebels, überall ſtufenweis, und gleich war, nur mit dem Unterſchied, daß es in den ſüdlichen Gegenden früher, und mit mehrerer Kraft geſchah. Kurz, er war in der Mitte des Sommers, wo man ſonſten von keinem Nebel weiß, am ſtärkſten. Er iſt weder mit jenem vom 1. Junius des Jahres 1721, wovon der Herr von Formey in der Encyclopedie beym Artikel Brouillard ſagt, er habe ſich von Auvergne bis nach

*) Von **Torre del Greco** allein ſind ungefehr 370 Boote ausgelaufen, welche 3000 Matroſen ernähren, und über eine halbe Million Thaler Vorſchuß erfordern.

nach Paris und Meiland erſtreckt, noch mit jenem vom Jahr 1764, worauf ſich La Lande in ſeinem über dieſes Phänomen herausgegebenen Gutdünken beziehet, an Dauer und Erſtreckung zu vergleichen. Unſer Nebel hat von der Mitte des Junius bis in die Mitte des folgenden Monats nicht die geringſte Veränderung geäuſſert. Da hernach Ungewitter und Regengüſſe dazwiſchen kamen, erſchien er den ganzen Sommer hindurch allemal wieder, wenn die unterirdiſche Wärme die Feuchtigkeit des Dunſtkreiſes zerſtreut hatte. Der 6te und 7te September ſind die heiterſten Tage geweſen. Heute verfinſtert ſich alles wieder, und zwar, wie jederzeit, von Calabrien her.

II. Der Nebel iſt ſowohl um Mitternacht als zu Mittag, bey Sonnen Auf- und Untergang gleich ſtark und unaufhörlich. Er verdunkelt ſogar die Stralen der Sonne.

III. Unter den ſchrecklichſten Stürmen, bey den ſtärkſten Winden und den feurigſten Sonnenſtralen iſt er unveränderlich. Andere Nebel finden nur bey ſtillem Wetter ſtatt; Wind und Sonne zerſtreuen ſie. Bey dieſem ſteigt ſogar das Barometer, und das Hygrometer zeigt Trockenheit.

Alſo iſt dieſes Phänomen in allen ſeinen Eigenſchaften auſſerordentlich: erſtlich in Anſehung der Jahrszeit, zweytens wegen der Finſterniß womit es den heiterſten Himmelsſtrich in Europa bedekt, drittens

wegen ſeiner langen Dauer, viertens wegen ſeiner Gleichförmigkeit in allen Gegenden des Geſichtskreiſes und zu jeder Stunde des Tages, und fünftens wegen ſeiner Wirkungen, beſonders in Anſehung der Feldfrüchte und der Thiere.

Der Sitz dieſer ſonderbaren Erſcheinung ſcheint bey dem Urſprung des Erdbebens in Calabrien anzufangen, und ſich nach Morea durch die daſigen Meere und die Gegenden des Thraziſchen Bosporus, und längſt der Africaniſchen Küſte bis an die Meerenge von Gibraltar, und von hieraus bis an die Seine und die Donau, und wie man aus den Zeitungen erſiehet, an die Themſe und Weichſel, und noch weiter gegen Norden erſtrekt zu haben. Auch bezeugen alle Zeitungen, daß die Erderſchütterungen dieſes Jahres ſich weiter als je erſtrekt haben, nemlich von Siberien bis nach Sanct Jacob zu Compoſtella, und von Island bis nach Conſtantinopel in Europa, in die Antilliſchen Inſeln in Amerika, auf die Chineſiſchen Küſten, auf die Inſel Formoſa, wo ſie eine Ueberſchwemmung verurſachten, die derjenigen gleich iſt welche einige Monate hernach das unglükliche Scilla im Kanal von Meßina bedekte. Aber der Mittelpunct aller dieſer Erſchütterungen und des finſtern Nebels ſcheint in dem ſüdlichen Calabrien zu ſeyn. Ich beweiſe dieſes mit folgenden Gründen.

1. In Calabrien war er dichter als anderswo, und jemehr man ſich von dieſem Mittelpuncte entfernte, deſto mehr nahm ſeine Dichtigkeit ab. Die Schiffe, welche im Mittländiſchen Meere von Oſten gegen Weſten, oder von Norden gegen Mittag ſegelten, wurden in eine immer ſchwärzere Finſterniß verſenkt, je mehr ſie ſich dem Kanal von Meßina, oder den Küſten von Calabrien näherten. Im Mittelpuncte derſelben war die Finſterniß am größten. Hier mußte man in einigen Tagen Lichter anzünden, weil es ſo dunkel als bey Nacht war. Der Herr Vori, welcher vom Herrn Zannoni den Auftrag hatte, zum Behuf der Geographie, trigonometriſche Beobachtungen zu machen, konnte hier wegen der Dunkelheit nichts ausrichten: ſo wie die nehmliche Urſache auch dem Herrn Zannoni dieſes in der Salernitaniſchen Provinz und in der Nachbarſchaft von Campania nicht erlaubte.

2. Auch war der locale Zufluß in Calabrien unerſchöpflicher als anderwärts. Die ſtärkſten und dauerhafteſten Winde waren nicht vermögend ihn auch nur einen Augenblick zu zerſtreuen. Der Zufluß aus der Erde, er mag Vulkaniſcher oder anderer Natur ſeyn, überwand jeden ſtarken Strohm der Luft. Er wurde alle Augenblicke durch die Poren der Erde erſetzt, aus welchen er wie der Rauch aus naſſem Holze das man auf das Feuer legt, in immer gleicher Menge hervordrang.

3. Der Geruch des Erdharzes, des Schwefels und anderer Mineralien, woran Calabrien einen Ueberfluß hat, iſt in einigen Tagen, in der Nachbarſchaft der Gruben, unerträglich geweſen. Das Vieh, welches das Erdbeben früher empfindet als die Menſchen, z. B. die Vögel, das Federvieh, die Hunde und Katzen, haben vor deſſelben Ausbruch geſchrien und geheult, und eine auſſerordentliche Mattigkeit geäuſſert.

4. Die Feld- und Baumfrüchte wurden an dem untern Theil der Pflanzen, wo ſie der Erde näher waren, beſchädiget, hingegen an den höhern Zweigen nicht nur unverletzt erhalten, ſondern auch nach dem Maas ihrer Höhe vermehrt.

5. Dieſes herrſchende Feuer, welches die Nahrungsſäfte der Früchte verſchlang, hat zugleich die überausgroße Näſſe dieſes Jahres gemäßiget, und an der Geſundheit der Menſchen erſetzt, was es im Pflanzenreiche geſchadet hat. Die Einwohner Calabriens, deren Lebensbedürfniſſe und Bequemlichkeiten unter den Schutt ihrer Häuſer begraben wurden, haben, Trotz der übeln Witterung und der fortdauernden Geißel des Erdbebens, der vollkommenſten Geſundheit genoſſen, und mehr als je den Trieb zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts empfunden. In wenigen Wochen ließen ſich von den übriggebliebenen Menſchen ſo viel trauen, als es die Geſetze und Umſtände erlaubten. Zu Scilla wurde der Mangel an

Wei-

ſchied von ihm; wir verbannen ihn auf ſechs Jahre, und er ſoll gehen.

(Geht ab.)

Sechste Scene.

Aumerle.

Vetter, leb wohl! Was wir uns gegenwärtig nicht ſagen können, das laßt aus dem Ort eures Aufenthalts, eure Briefe ſagen.

Marſchall.

Milord, ich beurlaube mich nicht von euch; denn ich will an eurer Seite reiten, ſo weit mich das Land tragen wird.

Gaunt.

Warum biſt du ſo ſparſam mit deinen Worten, daß du die verbindliche Reden deiner Freunde nicht beantworteſt?

Bolingbroke.

Ich habe ihrer zu wenige, zum Abſchied nehmen, da meine Zunge verſchwendriſch ſeyn ſollte, den überſtrömenden Schmerz meines Herzens auszuathmen.

Gaunt.

Du haſt keinen andern Schmerz als deine Abweſenheit; was ſind ſechs Winter? ſie ſind ſchnell vorüber.

Weibern durch Fremde ersetzt, welche die dasigen Schiffer aus den Häfen des Adriatischen Meeres, und anderswoher mitbrachten. Augenwehe, Husten und Schnupfen, Folgen der Dunkelheit und des Wechsels der nassen und kalten Witterung, waren hier die einzigen Krankheiten. Jezt, da sich in den niedrigen Gegenden, wo sich wegen versetzter Berge und gehemmter Flüsse tiefe Sümpfe gesammlet haben, welche die Luft vergiften, ist Gefahr, daß die Menschen welche das Erdbeben verschont hat, durch Krankheiten vertilgt werden; denn einigen hat man nicht zu rechter Zeit den Abfluß verschaffen können.

6. Noch ein anderes Uebel hat den finstern Dampf überall hin begleitet. Dies waren Donnerschläge und Ungewitter. Viele hundert Personen sind davon beschädiget und getödet worden. Der kleine Flecken S. Marco verlohr an einem Tage eilf Personen, und die schmale Küste von Amalfi zwanzig an einem andern Tage.. Ein solcher elektrischer Ueberfluß ist bey Menschen Gedenken nie gewesen. Ihm war die Ernde an Reichthum gleich. In der Gegend von Brienza in der Salernitanischen Provinz hat das Getraide 40 für eins gefruchtet, und in einigen Gegenden noch mehr. Der Preis des türkischen Korns ist in Campanien von achtzehn und zwanzig Carlini bis auf fünfe (der tumolo) gefallen. Heute haben wir an der Tafel des Herrn Marquis Frlatti, den Sie und ganz

Venedig wohl kennen, eine Feige von der zweyten Blüthe gewogen, und 4 Unzen ſchwer befunden. Der Baum, der ſie hervorgebracht hat, hängt äuſſerſt voll, und viele ſind noch gröſſer als dieſe.

Dieſen Erſcheinungen will ich noch einige andere vom Meere beyfügen, welche keine genaue Beziehung auf den allgemeinen Erdrauch haben. Sie haben, lieber Freund, im Journal von Vicenza des vergangenen Julius bekannt gemacht: im Venezianiſchen Gewäſſer habe man im Anfang des Maymonats ganz ungewöhnliche, ſeltene und unbekannte Fiſche, z. B. den Saufiſch, Katzenfiſch, Schwertfiſch ꝛc. gefangen, welche vermuthlich durch das Erdbeben aus dem Grunde des Joniſchen Meeres hieher getrieben worden wären. Dieſem kann ich noch folgendes beyfügen. Der Schwertfiſch, der ſonſt in dem Neapolitaniſchen Meere ſehr ſelten war, iſt in dieſem Jahre etwas ganz gemeines geweſen. Der Fiſch Cicerello, eine Art von Hornfiſch, von der Länge einer halben Spanne; rund und ohne Schuppen, welcher ſonſt nur im Februar und März, welches ſeine Leichzeit iſt, aus dem Grunde des Meeres hervorkommt, dieſer ſehr delikate Fiſch iſt dieſes Jahr ein ſehr wohlfeiler Leckerbiſſen geweſen. Seine Erſcheinung war jederzeit ein gewiſſer Vorbote der Erderſchütterungen, beſonders derjenigen vom 29. Julius und 31. Auguſt.

Was ſoll man aus dieſen Thatſachen ſchlieſſen? Welches Syſtem von den Urſachen des Erdbebens beſtätigen

ſtätigen, ſie? Jenes, welches ſie von der ſuperficiellen Elektricität herleitet? Oder das andere, welches ſie in unterirrdiſchen Klüften ſuchet, und ihnen die Kraft zuſchreibt, auch unter dem Meere die äuſſere Decke der Erde aufzuheben? Welche Progreſſen wird nicht in einem Paar Jahrhunderten die Geologie machen?

Das Siſmometer zu Neapel hat ſeit dem 31ſten Auguſt bis zum 5ten September nicht aufgehört Erderſchütterungen anzuzeigen. Hierauf ruhete es bis zum Siebenden; und dieſe zwey Tage waren die heiterſten des ganzen Sommers. Geſtern fieng die Dunkelheit wieder an, und heute nimmt ſie, ihrer Gewohnheit gemäß, zu.

Neapel, den 16ten September 1783.

In meinem Schreiben vom 9ten dieſes Monats ſchickte ich ihnen ein ſchlecht entworfenes Bild von dem allgemeinen finſtern Rauch. Jezt muß ich noch einen Umſtand hinzufügen der ſich nach Mitternacht des 12ten, oder am frühen Morgen des 13ten, ereignet hat. Vorher muß ich wiederholen, daß nach dem Ungewitter und häufigen Regen des 5ten dieſes Monats die Dunkelheit, wie gewöhnlich, aufhörte, und die Heiterkeit 48 Stunden dauerte. Nach dem Maas, als ſich hernach die Feuchtigkeit des Luftkreiſes verminderte, und die vulkaniſchen Theilchen weniger Widerſtand daſelbſt fanden, nahm die Dunkelheit des Rauchs wieder täglich zu; dergeſtalt, daß man den

9ten

9ten und 10ten die Irpiniſchen Berge und das Athenäiſche Vorgebürge ganz und gar nicht, und den Veſuv kaum noch ſah. Man beobachtete auch, wie ſonſt, den Unterſchied zwiſchen der Trockenheit dieſes finſtern Rauchs, und dem dunſtigen Nebel, der aus feuchten Gründen, beſonders aus den Moräſten welche der Sebeto bewäſſert, emporſteiget. Dieſer iſt weißlich und wälzt ſich längſt dem geſagten Bach fort. Jener aber ſteigt höher als der Veſuv, iſt in allen ſeinen Theilen ſchwarz, und hat weder die innere Bewegung noch die ungleiche Dichtheit der Theile, welche die Luft in jenem verurſacht.

So war unſer Horizont bis zum Ende des 12ten beſchaffen. In der dritten Stunde der Nacht verbreitete ſich ein ſchwarzer Schatten über dieſen Hafen und das benachbarte Largo del Caſtello, wo ich wohne. Eine Stunde nach Mitternacht ſah ich zum Fenſter hinaus, und empfand einen Geruch von Erdharz, jenem gleich, den ich im Junius und Julius gerochen hatte, da der Rauch am ſtärkſten war. Die Sterne am Himmel hatten ihren Glanz, der Mond ſein weiſſes, und Mars ſein röthliches Licht verlohren. Die Sterne welche aufgiengen oder ihrem Untergange ſich näherten, waren ganz unſichtbar. Ich gieng ſchlafen; und als ich des Morgens wieder aufwachte, konnte man keinen Gegenſtand, ſo wenig er auch entfernt war, unterſcheiden. Die Sonne ſah

einer

einer rothen Scheibe ähnlich. Ein gleiches berichteten die Schiffer und Landleute. Der Rauch des Vesurs wälzte sich in dem obern Theile der Atmosphäre in Wirbeln herum, und die untere Gegend bedeckte, wie es den ganzen Sommer geschehen ist, ein nasser Nebel, dessen Farbe weißlich war. Die Rauch-Kugeln des Vesuvs sind mit fürchterlichem Krachen und Getöse begleitet. Ich bin nun begierig zu wissen, ob dieses Phänomen von neuen Erderschütterungen verursacht worden, und ob es am ganzen Mittelländischen Meere allgemein gewesen sey.

Zu der Beobachtung von den Fischen kann ich dieses noch hinzusetzen, daß nebst den Fischen von allen Gattungen, besonders Schwertfischen, wovon ein Kottolo von 48 Unzen in Calabrien und Messina um vier Grani verkauft worden ist, und Thunnfischen, welche auf den Marktplätzen unsrer Hauptstadt in ungewöhnlicher Menge erscheinen, auch, seit dem Erdbeben des Augustmonats, die Sarebllen mit andern kleinen Fischen, im Tarentinischen Meerbusen und bey Capo Salentino in zahlreichen Zügen sich gezeigt haben.

Den 14ten dieses Monats gegen Abend löfete sich der finstere Rauch nach Gewohnheit in ein entsetzliches Ungewitter, Wetterschläge und Regen auf. Daher ließen sich den folgenden Morgen die Irpinischen Berge, die Bäume mit ihrem grünen Kleide, und

der

der blaue Himmel wieder ſehen. Jezt aber, am dritten Tage, fängt alles wieder an ſich zu verdunkeln.

Da ich dieſen Morgen die Inſel Miſida beſuchte, frägte ich die Bauern, woher es komme daß die Oliven auf der ſüdlichen und ſüdweſtlichen Seite dünner und magrer wären als auf der nördlichen Seite der Bäume? und ſie antworteten, der finſtere Nebeldunſt wäre Schuld daran. Das nemliche ſoll in der ganzen Gegend des Craters geſchehen ſeyn; und alles was ich Ihnen geſchrieben habe, finde ich von allen vernünftigen Leuten, die es eben ſo gut als ich beobachten konnten, von Schiffern und Landleuten, auf deren Zeugniß bey ſinnlichen Gegenſtänden ich das größte Vertrauen habe, einſtimmig beſtätiget.

Neapel, den 23. September 1783.

Lieber Freund! Briefe aus den Provinzen haben uns die Urſach des auſſerordentlichen Rauchs entdekt, wovon ich Ihnen in meinem lezten Schreiben Nachricht gab. In Calabrien hat man den 12ten dieſes Monats gegen 10 Uhr Vormittags eine der ſtärkſten Erderſchütterungen, und am nemlichen und folgenden Tage andere minder ſtarke empfunden. Um 6 Uhr des Abends bebte die Erde auch zu Benevento und in dieſem ganzen Gebiete, wie auch in dem Gebürge bey Vitulano, wo die Einwohner aus ihren Häuſern flohen. Da dieſe Erderſchütterungen den vulkaniſchen

Aus-

Ausdünstungen aufs neue den Weg geöffnet hatten, fiengen sie wieder an die Atmosphäre zu verdunkeln, dergestalt, daß der Rauch dichter als sonst war.

Wäre dieser Rauch eine Wirkung nasser Ausdünstungen, so müßte er nach dem Regen, wenn die Sonnenstralen die Dämpfe an sich ziehen, am stärksten seyn. Hingegen haben wir nie heiterer Wetter gehabt, nie hat man die Gegenstände in gröſserer Entfernung unterschieden, nie die Sterne mehr glänzen gesehn, als nach dem Regen. Noch heute lehrt uns dieſes die Erfahrung, nachdem es gestern Abend und diese Nacht geregnet hat. Die Irpinischen Berge erscheinen wieder, und der Himmel hat sich mit azurblauer Farbe bekleidet.

Ich will Ihnen endlich noch ein Stück aus einem Briefe mittheilen den der Herr Graf *de la Tour du Pin* den 26. August von Allez aus Dauphiné an meinen Freund Karl Salvador nach Weiland geschrieben hat. Le Brouillard, schreibt er, dont vous me parlez (ich hatte ihm Nachricht davon gegeben) n' a point été particulier à l' Italie, et à plus forte raison au Royaume de Naples; toute l' Europe, et on peut meme dire une partie du Monde l' a eprouvé. Un Officier de merite de mes amis, qui revenoit à cette epoque de nos Antilles, l' a observé dès les Azorres; d' autres marins, qui navigoient plus au Nord, assurent, de n' avoir pas cessé d' etre dans un brouillard epais depuis Terre-neuve.

ve. Un effet auſſi etendu doit avoir une cauſe, qui lui ſoit proportionelle; et j' avouerai, que juſqu' à preſent je ne ſuis guere plus ſatisfait de mes premieres conjectures, que de tout ce, que j' ai lû concernant ce phenomene. Ici ni les chiens ni les poules n'ont point eprouvé des effets auſſi extraordinaires, que celuy, dont vous me parlez. L' eſpece animale, ſans en excepter l' homme, a conſervé ſes habitudes ordinaires. „

Sie ſehen hier, wie viel der Schauplatz unſeres Nebeldunſtes größer iſt als ich ihn anfänglich gezeigt habe. Er ſcheint ſich in unſerer Halbkugel eben ſo weit als die Erderſchütterungen erſtrekt zu haben. Die Erde hört hier nicht auf zu beben, und das Siemometer verkündiget es jedesmal. Der Veſuv ſpeyet von Tag zu Tag mehr Feuer aus.

J***

II.

Auszug

aus Hrn. J. R. Forſters Bemerkungen über Gegenſtände der Phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte ꝛc. auf ſeiner Reiſe um die Welt geſammlet.

Dieſes in abgewichnem Jahre bey Haude und Spener in Berlin herausgekommene vortrefliche Buch enthält

hält das Resultat allet von dem Verfasser auf seinen großen Reisen gemachten Bemerkungen, lichtvoll und rein abgesondert von Schiffs-Nachrichten, und dem Wunder neuer Begebenheiten und ungewöhnlicher Dinge. Es ist also natürlich, daß der Werth desselben hier ruhiger erwogen, geprüft und geschätzt werden kann. Der Scharfsinn im Beobachten, und der weite Umfang der seltensten Kenntnisse in dem geordnetsten Kopfe vereinbaret, sind schon längst allgemein anerkannte Eigenschaften des Verfassers: allein vielleicht erscheint hier eine noch seltnere Tugend in ihrem Lichte: ich meyne die Bescheidenheit, womit große und wichtige neue Beobachtungen vorgetragen, und anderer berühmten Männer Irrthümer und Fehlschlüsse gerügt und berichtigt werden. — Die meisten unsrer Leser, welche auch die Urschrift gelesen haben, kennen wohl eine Beurtheilung derselben aus den Göttinger Anzeigen vom Jahr 1778. Indessen dürfte doch nicht allen bekannt seyn, daß diese Uebersetzung beträchtliche Vorzüge vor dem Original voraus hat; indem sie als eine zweyte verbesserte Ausgabe selbst anzusehen ist. Die hinzugekommnen Anmerkungen des Jüngern Hrn. Forsters (des Uebersezzers und Herausgebers) sind die Frucht eines reifern und ungestörtern Urtheils, wenigstens in einer Lage abgefaßt, die weit ruhiger ist, als jene, worin der erste Aufsatz entstand.

Das fünfte Capitel von Organiſchen Körpern iſt ganz umgearbeitet, und hat ſehr weſentliche Vorzüge vor der erſtern Ausgabe.

Der Verf. nimmt drey große Continente auf unſrer Erdkugel an: 1) die alte Welt, 2) Amerika, 3) Neuholland, welches wirklich an Größe Europa wenig nachgiebt. Alles übrige rechnet er zu den Inſeln. Dieſe drey genannte Continente haben einige der auffallendſten Uebereinſtimmungen unter einander. Alle ſüdwärtsgerichtete beträchtliche Landſpitzen ſind ſich einander ähnlich. Erhaben und aus Felſen gebildet ſcheint jede das äuſſerſte Glied einer nordwärts laufenden Gebirgs-Kette zu ſeyn; oſtwärts von jeder erblickt man eine oder mehrere Inſeln, und an den Weſtlichen Küſten eines jeden Continents macht das Meer nach Norden zu, einen groſſen Buſen. So viele zuſammenſtimmende Bezeichnungen ſcheinen nicht blos zufällig, ſondern vielmehr Folgen einer allgemein würkenden Urſache zu ſeyn. Dieſe Urſache, ſagt d. V., getraue ich mir nicht mit Gewißheit anzugeben; nur muthmaßen möchte ich, daß jene Aehnlichkeit in der Geſtalt der Länder einer gewaltigen Ueberſchwemmung von Südweſten her ihr Daſeyn zu verdanken habe.

Die Inſeln die er auf ſeiner Reiſe geſehen hat, theilt er in hohe und niedere. Die hohen ſind entweder in Riefen eingeſchloßen oder bloß mit Ebnen begränzt.

Bolingbroke.

Für die Glüklichen; der Kummer macht aus einer Stunde zehen.

Gaunt.

Nenn es eine Reiſe, die du für dein Vergnügen machſt.

Bolingbroke.

Mein ſeufzendes Herz würde mich lügen heiſſen, wenn ich eine Luſtreiſe nennen wollte, was ihm eine gezwungne Pilgrimſchaft iſt.

Gaunt.

Alle Oerter die des Himmels Auge beſucht, ſind für den weiſen Mann ſichre Porte, und Himmel voll Wonne. Lehre die Nothwendigkeit ſo denken, es iſt keine Tugend über die Nothwendigkeit. Denke nicht; der König habe dich verbannt, ſondern du den König. Ein Ungemach drükt uns nur heftig, wenn wir es unmännlich tragen. Geh, ſage, ich habe dich weggeſchikt, Ruhm zu erwerben; nicht, der König habe dich verbannt. Oder bilde dir ein, es hange freſſende Peſtilenz in unſrer Luft, und du ſieheſt unter einen reinen Himmel. Sieh, alles was deiner Seele theuer iſt, davon bilde dir ein, es lig' in dem Weg den du gehſt, nicht in dem, ſo du verläſſeſt; bilde dir ein, die Vögel ſeyen Muſicanten; das Gras worauf du trittſt, der Fußboden eines groſſen Saals; die Blumen, ſchöne Damen; und deine Schritte, ein frölicher Tanz. Der Kummer beißt nur ſchwach, ſobald man einen Scherz daraus macht.

Boling-

gränzt. Die niedern Eilande ſind ſchmale, ganz flache Korallen-Klippen, welche einen Kreis bilden, und innerhalb deſſelben eine Lagune, oder eine Art von kleinen See einſchließen. Auf Süd-Georgien und dem Feuer-Lande fand man nicht die geringſte Spur von Erdreich, ſondern nakten Felſen mit ſchwerem Eiſenſchiefer. In Neu-Seeland hingegen war die Oberfläche aus einer Schicht der ſchönſten leichten Garten-Erde zuſammengeſezt. Nieren- und Kalkſteine fanden ſich unter dem Schiefer. Doch waren nur ſchwache Spuren von Vulkaniſchen Producten da, und es iſt ungewiß, ob dieſe nicht von einem fremden Vulkan dorthin geſchleudert worden. Allein Oſter-Eiland, die Marqueſas, Otahiti, die freundſchaftlichen Eilande, die Neuen Hebriden zeigten deutliche und häuffige Spuren von alten und neuen Vulkanen. Auf Oſter-Eiland waren die Rieſenbilder aus der ſchwammigen Lava gehauen, die man aus Italien, Island und Teutſchland kannte, und deren leichte Verwitterung deutlich bezeugt, daß ihr Urſprung nicht alt ſeyn kann. In Neukaledonien fand ſich ſecondärer Granit, und ſchwarzgrüner Hornſtein, mit kleinen Granaten eingeſprengt, wie auf dem Gothardsberg; auch Asbeſt- und Seiffenſtein (Smektites.)

Keine einzige Verſteinerung war auf allen dieſen Inſeln zu finden.

Reiche Erzgänge ruhen wahrſcheinlich in den Gebirgen von Neu-Kaledonien und Neu-Seeland, weil

ihre Gebirgsarten zu den Urſprünglichen gehören. Auf den Inſeln ſcheinen ſie hingegen durch die Vulkane zerſtört zu ſeyn.

Alle Inſeln in den verſchiedenen Meeren, welche auf dieſer Reiſe beſucht worden, können füglich als unter Waſſer liegende Gebirgs-Ketten angeſehen werden, deren Gipfel hervorragen. Die größte Tiefe des Meers iſt die Fläche auf welcher dieſe Erhöhungen theils einzeln, theils aneinander gereihet, und oft in einerley Richtung liegen.

Als die erſten betrachtet man diejenigen Inſeln, welche Kerguelen, Crozet, und Marion im 48ſten Gr. ſüdl. Breite, in dem ſüdlichen indianiſchen Weltmeere, ohngefähr auf dem Meridian von Isle de France entdeckt haben. Sie bilden alle eine von Weſt nach Oſten ſtreichende Gebirgskette unter dem Waſſer. Faſt in der nämlichen Richtung erſtrekt ſich eine andere Reihe von Gebirgen im Süd-Atlantiſchen Meere, welche aus Sandwichland, Süd-Georgien, den Falklands-Inſeln, Staatenland und dem Feuerland beſteht. — Eine dritte Reihe bilden die niedrigen Inſeln oſtwärts von Tahiti, die Societäts-Inſeln, die freundſchaftlichen, die neuen Hebriden, Neu-Kaledonien ꝛc. Als ein Zweig dieſer großen Bergkette ſcheint Norfolk-Eiland und Neu-Seeland von Norden nach Süden auszugehen; und ſo gereicht die verſchiedne Richtung der Gebirge unter dem Ocean,

wie

wie der Knochenbau im Körper, vielleicht zur mehrern Festigkeit und Stärke unsrer Erdkugel.

Der einzelne höchste Berg ist der Egmont auf Neuseeland, dessen höchster Gipfel 14720 Engl. Fuß gemessen wird; er ist also um ein geringes niedriger als der Pik auf Teneriffa. Nach ihm ist der höchste Berg auf Otahiti, den man zu 9595 Engl. Fuße schätzte. Auf allen übrigen Inseln des Südmeers sind die Berge von mäßiger Höhe, und streichen tief unter der Schneelinie weg, die bekanntlich in Peru unter dem Aequator in der Höhe von 16920 Engl. Fuß anfängt, und nach und nach bis zu den Polen mit der Meeresfläche zusammentrift. Mit Schaudern folgt man dem V. bey der Schilderung über die stufenmäßige Folge der Entstehung des Erdreichs. Todesstille, Unfruchtbarkeit, und Schrecken der Verwüstung herrschen bey den nakten und unbekleideten Mineralien auf Feuerland, Staatenland, Süd-Georgien und Sandwichland. Eine unermeßliche Last bleibenden Schnees drückt die öde Scheeren gleichsam mit dem Fluche der Natur, und alles ist von immerwährenden Nebeln in Finsterniß gehüllt. An solchen Stellen, wo etwas Feuchtigkeit, und ein ganz feiner Sand oder Staub von dem beständigen Rollen kleiner Bruchstücke, die an den steilen Felsenwänden herabgewaschen oder vom Sturme fortgewälzt werden, liegen bleibt; da entstehen allmählig einige wenige Pflänzchen, die den Algis verwandt sind, und

deren Saamen etwa an den Füßen, Schnäbeln, oder Federn der Vögel zufälliger weise dorthin geführt wurde. Bald verweset dieser kleine organische Anfang am Schluße des kurzen Sommers, und wird zu Erde, welche solchergestalt ihren kleinen Zuwachs erhält. Wind oder Welle, Vogel oder Insekt trägt denn die Saamen moosartiger Gewächse auf diesen geringen Vorrath, worin sie Wurzel schlagen und wuchern, sobald es die Jahreszeit mit sich bringt. Ohne würkliche Mooſe zu seyn, haben einige hier befindliche Pflänzchen in der That eine äussere Aehnlichkeit im Wachsthum mit dem Mooſe, wie die Ixia pumila, ein kleines Melanthium, eine Zwerg-Art der Oxalis, eine kleine Calendula, u. s. w. Die mehresten dieser Gewächsarten haben eine ihrer Heymath besonders angemessene Structur, wodurch die Vermehrung des Erdreichs vorzüglich befördert wird. Ihre vielen Stengel und Zweige liegen so dicht als möglich an einander gepreßt; und so wie nach und nach die ältesten Fasern, Wurzeln, Stengel und Blätter vermodern, zu Torf und zulezt zu guter Garten-Erde sich verwandeln: wächst oben die Pflanze wieder, schießt frische Stengel und neue Blätter, und streut ihre Saamen um sich her, bis ein beträchtliches Plätzchen ganz mit ihrem Waasen bedeckt ist. Unter den dichtgeflochtenen Fasern dieser Pflanzen versiegt die Feuchtigkeit des Erdreichs nicht so leicht, sondern versiehet jederzeit die oberste Spitze mit hinreichender Nahrung, bis endlich

ein

ein immerwährend Grün ganze Hügel und Eilande kleidet. Sodann keimt unter dieſen Zwergen des Pflanzenreichs, jedoch ohne ihr Wachsthum zu ſchmälern, bald ein und anderes anſehnlicheres Kraut hervor. Dahin gehören unter andern neuern ſpeciebus die Pinguicula alpina Linn., Viola paluſtris, Statice Armeria, Ranunculus Lapponicus, Holcus odoratus ꝛc. Auf dieſe folgen noch in dem nemlichen moosartigen Bette eine Binſen Art, eine ſchöne Amelle, eine noch ſchönere Chelone, und ſelbſt einige Stauden-Gewächſe, wie Berberis ilicifolia, Arbutus mucronata, und Drimys Winteri. Das abgefallene Laub dieſer Pflanzen, die ſtets von unten auf modernde Moosgewächſe, und ähnliche Umſtände vermehren und erhöhen alſo immerfort die fruchtbare Erdſchichte, bis ſie fähig wird größere organiſche Körper zu nähren; das Reich der Pflanzen greift immer weiter um ſich, und entwickelt in dem leidenden, unförmlichen Theile der Schöpfung ein neues Leben.

Auf den Societäts-Inſeln ſtrömen viele reiche Quellen des reinſten hellen kühlen Waſſers. In Tanna entdeckte man einige heiſſe Quellen. Auf den Neuhebriden giebt es viele anſehnliche Bäche; aber die Freundſchaftlichen Eilande ſcheinen keine Quellen zu haben. Auf Norfolk-Eiland gab es eine kleine Quelle; hingegen auf der Oſter-Inſel war nichts als faules und ſalziges Waſſer. Die Marqueſas-Inſeln ſind

reich an ſchönen Quellen, Waſſerfällen und Bächen, eben ſo Neu-Seeland und das Feuerland.

Auf Süd-Georgien und Sandwichland fanden dieſe Seefahrer gar keine Quelle, hingegen benahm ihnen das häufige Eis alle Beſorgnis um friſches Waſſer.

In der Ducky-bay in Neu-Seeland giebt es Waſſerfälle, die des Pinſels eines Salvator Roſa würdig wären. In den Societäts-Inſeln wiſſen die Einwohner die Bäche zur Wäſſerung zu nutzen. Sie machen nämlich, wo ſich das Thal zwiſchen den ſteilen Bergen öfnet, einen Damm von Steinen queer über den Bach, vermittelſt deſſen das Waſſer denn ſo hoch, und noch höher als die Fläche des Thals ſteigt. Das anliegende Feld wird mit kleinen Erdwällen umgeben, und mit Arons-Wurzeln, welche unter Waſſer am beſten fortkommen, gepflanzt. Sobald der Bach, vermittelſt des Dammes die erforderliche Höhe erreicht hat, wird er in die Felder gelaſſen; und wenn dieſe lange genug überſchwemmt geſtanden haben, wird das Waſſer wieder abgezapft. Die Steindämme dienen zu gleicher Zeit als Brükken, indem die Einwohner mit beſonderer Geſchicklichkeit, und oft ſchwer beladen, von einem Stein zum andern hüpfen.

Unſre Seefahrer machten verſchiedentliche Verſuche um die Tiefe des Weltmeers zu erforſchen. Nahe

an

an dem Aequator fanden sie mit 250 Klaftern Bleyschnure keinen Grund, und eben so im 48. Grad Südl. Breite mit 210 Klaftern. Im großen Südmeer ward ein eben so vergeblicher Versuch mit 150 Klaftern angestellt. Allein diese Versuche waren ganz unzulänglich; ohne Bewilligung des Kapitains konnten sie aber nicht anders gemacht werden, weil etwas mehr als ein Wurfbley und eine lange Schnur dazu gehört, um die Tiefe des Oceans zu messen. Das Schiff selbst muß in seinem Lauf aufgehalten, und wie der Seemann sagt, in den Wind gelegt werden, und die halbe Mannschaft muß bey solchen Gelegenheiten auf dem Verdeck seyn, um theils die Seile in ihre rechte Lage zu bringen, theils das Bley wieder herauf zu ziehen, das doch immer 40 bis 50 Pfund schwer ist.

Büffon glaubt: daß die Tiefe des Meeres längst den Küsten gemeiniglich um so viel beträchtlicher ist, je höher diese Küsten sind; und im Gegentheil, daß an flachen niedrigen Küsten Untiefen am häufigsten sind: so daß die Ungleichheiten des Meergrundes mit dem auf den angränzenden Küsten übereinstimmen. Dieser Satz ist wahr von großen Ländern; allein er leidet auch im Südmeer und einigen andern Orten allerley Ausnahmen. Bey Neu-Seeland, Neu-Kaledonien, den Neuen Hebriden und dem Feuerland ist die Tiefe des Meeres bis dicht an die steile Küste

ſehr beträchtlich. Doch aber an andern Orten mindert ſie ſich wieder ſehr zuſehends, ſo wie man dem Lande näher kommt, und wird nachher im Hafen wieder anſehnlich. Nach dem Buffonſchen Satze müßten alle niedrige Eilande und Lagunen-Inſeln im Südmeere einen Untiefen-Strand haben; und doch iſt dicht an den Korallen-Riefen der Societäts-Inſeln die Tiefe des Meeres unergründlich. Eben ſo ſteht das Rief, welches in einiger Entfernung von den Ufern der Tahitiſchen Ebne die Inſel einſchließt, wie eine Felſenmauer im unermeßlichen Meere.

Der Verfaſſer entſchuldigt ſich, daß ihm die plötzliche Ankündigung ſeiner Abreiſe nicht Zeit gelaſſen habe, alle zu Beobachtungen dienende Inſtrumente mitzunehmen, und alſo könne er auch keine Wahrnehmungen über die Salzigkeit des See-Waſſers in verſchiednen Tieffen, und verſchiedener Breite, dem Leſer vorlegen. Vorzeiten glaubte man das Seewaſſer ſey zum Trinken ohnmöglich zu bereiten: allein Lind's und Irwings Vorſchriften haben uns eines beſſern belehrt. Nach der Irwingſchen Methode wurden ohne alle Koſten täglich 120 Quart Seewaſſer trinkbar gemacht. Vier Tage in der Woche bekommen die Matroſen kein Fleiſch, ſondern blos Mehlſpeiſe und Erbſen-Suppe, oder etwas ähnliches. Da nun an dieſen Tagen einer von den großen eingemauerten Schiffs-Keſſeln nicht gebraucht wird, pflegt man

man ihn, während daß im andern gekocht wird, mit Seewaſſer zu füllen, damit er nicht zu viel von dem Feuer leiden möge. Hr. Irwing brachte folglich nur eine kupferne Röhre oben in dem Deckel dieſes Keſſels an, ſo ſammleten ſich die Dünſte in derſelben, und wurden in die Vorlage abgeleitet. Damit aber die Verdickung der Dünſte deſto ſchneller von ſtatten gehen möchte, wurde jene Röhre durch eine noch geräumigere, die ebenfalls von Kupfer war, durchgeſteckt, und ein Matroſe mußte beſtändig friſches Seewaſſer hineinpumpen und durchlaufen laſſen, um die innere Röhre ſchneller abzukühlen. Man deſtillirte alſo viermal in der Woche ohngefähr 120 Quart, ohne einen größern Aufwand von Feurung, als ſonſt zu Bereitung der Speiſen erfodert war. Allein hiermit ward dem Bedürfnis noch nicht abgeholfen; denn da die Mannſchaft 120 ſtark war, ſo kam auf den Mann nur 1 Quart Waſſer auf zwey Tage, welches bey weitem nicht genug iſt. Will man zum Trinken hinlängliche Portionen Waſſer deſtilliren, ſo muß die Arbeit den ganzen Tag, und bisweilen auch die Nacht hindurch fortgeſetzt werden, wozu kein Schiffer auf langen Reiſen Brennholz oder andere Feurung in hinreichender Menge mitführen kann. Im Nothfalle würde man freylich nicht anſtehen, Boote, Breter und alles was nicht zur Sicherheit des Schiffes unumgänglich nöthig iſt, aufzuopfern, um einem ſo ſchrecklichem Uebel, als der

Man-

Mangel an Waſſer iſt, abzuhelfen. Allein auch nur im Nothfalle kann die Irwingiſche Maſchine von wirklichem Nutzen ſeyn.

Der Verf. erklärt das Phosphoriſche Leuchten des Waſſers aus mehr als einer Urſache, und das mit gutem Grunde. Bey friſchem Winde giebt es eine gewiſſe Art des Leuchtens im Meere, das ſich aber nie fern von dem Schiffe erſtreckt. Blos das Waſſer, welches zunächſt das Schiff berührt, wird erleuchtet, und höchſtens theilt ſich dieſes Licht den nächſten Wellen mit.

Die zwote Art ward entweder während einer langen Windſtille und bey heiſſem Wetter bemerket, oder ſie folgte unmittelbar darauf. Das Leuchten dieſer Art war mehr über die ganze See verbreitet, und ſchien gleichſam ſich in der Tiefe damit zu miſchen. Füllte man eine Tonne mit dieſem Waſſer, ſo ward es ganz dunkel, ſobald das Schwanken aufgehört hatte. Bey jeder heftigen Erſchütterung aber leuchtete es: wenn man es mit dem Finger bewegte, ſchien das Licht ſogar auf einige Augenblicke an demſelben zu haften, und verſchwand ſodann gänzlich.

Die dritte Art des Phosphoriſchen Lichtes im Meere wird unſtreitig von gallertartigen Gewürmen (Mollusca) verurſacht, deren Geſtalt man im Waſſer vermittelſt ihres eignen Glanzes erkennen kann. Die erſte Erſcheinung hält der V. für blos elektriſch. Die

zwey-

Bolingbroke.

O, wer kan Feuer in ſeiner Hand tragen, und an den befrornen Caucaſus denken? Wer kan den nagenden Hunger durch die bloſſe Erinnrung an ein Gaſtmahl ſtillen; oder, wenn er nakend im December-Schnee gienge, ſich durch die Vorſtellung eines phantaſtiſchen Sommers erwärmen? O nein, die Vorſtellungen des Guten ſchärfen nur das ſchmerzhafte Gefühl des Böſen, und der Zahn des giftigen Kummers --

Gaunt.

Komm, komm, mein Sohn, ich will dich ein Stük Weges begleiten; hätt' ich deine Jugend und deine Sache, ich wollte keinen Augenblik zögern.

Bolingbroke.

So gehabe dich dann wohl, Engländiſcher Boden! Gehabe dich wohl, mein mütterliches Land, meine Säugerin, die noch dieſe kurzen Augenblike mich trägt. Wohin ich auch wandre, kan ich doch, obgleich verbannt, mich rühmen, daß ich ein echter Engländer bin.

[Sie gehen ab.]

zweyte iſt ein phosphoriſches Licht, das aus den vielen mineraliſchen aufgelößten Theilchen entſteht, wo die entwickelte Phosphorſäure einen Zuſatz von Phlogiſton bekommen hat. Die dritte Art entſteht ohnſtreitig von lebendigen Thieren die im Meere ſchwimmen, und muß ihren Grund in ihrer beſondern Organiſation haben.

Büffon behauptete, das Eis das man gegen die Pole entdecke, könne nicht anders als aus friſchem Waſſer entſtehen, und ſey allezeit eine ſichre Anzeige des nahen Landes. Daher müſſe um den Pol eine freye See und kein Eis vorhanden ſeyn. Der V. läugnet nicht, daß das Eis allezeit friſches Waſſer gebe; allein dieſen Satz behauptet er nicht, daß es nur aus friſchem Waſſer entſtehen könne, und daß es eine Anzeige von Land abgebe. Unſre Seefahrer verweilten ſich viele Monate lang von 60. bis 70 Gr. ſüdlicher Breite, und entdeckten nirgends Land, ob ſie gleich überall aus dem Triebeis reines friſches Waſſer erhielten, das keine Salztheile enthielt.

Buffon ſagt, daß das ſchwarze Meer oft gefriere. Dies iſt wahr; allein auch andre Meere gefrieren, wie das Baltiſche, die Nordſee und das Mittelländiſche Meer, wovon ſich ungezweifelte Beyſpiele in der Geſchichte erhalten haben. Die Nordſee gefriert, und Wilkens haloſtatiſche Verſuche beweiſen doch, daß ſie ſelbſt im Haven von Lands-Krone dicht am Lande

ſehr

ſehr ſalzig iſt. Der Satz, daß die See ferne von der Küſte nicht gefriere, bedarf einer nähern Beſtimmung. Markofs Reiſe, der ſich mit ſeinen Schlitten 6 bis 7 Grade der Breite vom Lande entfernte und einen Eisberg erſtieg, wo er etwa noch 60 Meilen weiter ſehen konnte, machen es höchſt wahrſcheinlich, daß das Nordiſche Meer im Winter bis an den Pol gefriert. Alſo ſchließt wohl die Breite des Meers deſſen Gefrierung nicht aus.

Büffon will die ungeheuren Eismaſſen, welche die Polar-Meere erfüllen, blos auf Flüſſen hinabtreiben laſſen. Alle Sibiriſche Hauptflüſſe, welche ſich ins Nordiſche Meer ergieſſen, entſpringen alle in 48. und 50. Gr. Br. unter einem gemäßigten Himmelsſtrich, wo allerley Erdfrüchte gezogen werden. Ihr Lauf bleibt in der Richtung von Süden nach dem Pole hin, ſo wie die Küſte von Sibirien von Oſten nach Weſten liegt.

Giebt es ein Südland, ſo müſſen deſſen Küſten ſich ebenfalls von Oſten nach Weſten, jedoch noch ſüdlicher als Cooks Fahrt, folglich allenthalben jenſeits des 60ſten, und an einigen Stellen über den 71ſten Gr. hinaus erſtrecken. Die wenigen Flüſſe müſſen aus deſſen Innern, mithin von Süden Nordwärts laufſen, um das Meer zu erreichen. Fanden nun unſre Seefahrer bereits im 54. Gr. auf der Inſel Süd-Georgien mitten im Sommer eine Kälte, wo-

bey

bey das Thermometer 30. 32. oder höchstens 34 Gr. anzeigte, das ganze Land mit tiefem Schnee bedeckt, alle Haven mit festen Eisklumpen, welche 60 bis 80 Fuß aus dem Wasser hervorragten, gesperrt, und keine Spur von Fluß oder Quell; wie viel Hofnung darf man sich machen, Flüsse jenseits des 71. Grads, oder gar um den Pol herum anzutreffen, woselbst sie doch entstehen müßten, wenn es möglich wäre, daß sie auf den vorgeblichen Südlanden existiren könnten. Hiermit fällt die Behauptung von selbst hin, daß auf den Flüssen des Südlandes Eis herabgeschwemmt würde.

Alle Nordische Meere werfen eine so beträchtliche Menge Holz an die Gestade von Nova Zembla, Spitzbergen, Grönland ꝛc. In allen südlichen Meeren hingegen sieht man kein Triebholz.

In den wärmsten Gegenden zwischen dem Wendekreise, fiel am Borde des Schiffes reichlich Thau, auch im Atlantischen Meere vorn vor den Küsten. In höhern Breiten sind die Fälle seltener.

Aus den zwey kurzen Besuchen, die unsre Seefahrer auf den Inseln des heissen Erdstriches ablegten, läßt sich der Wechsel der Jahrszeiten nicht genau bestimmen. Regen kann es nur auf den hohen Inseln geben; hingegen die flachen Eilande, die keine hohen Berge haben um die Dünste an sich zu ziehen, ermangeln desselben und auch der Quellen gänzlich.

Wie

Wie das Klima in höherer Breite der nördlichen Halbkugel feucht und mit vielen Nebeln vergesellschaftet ist, so fand man es auch in den Meeren welche an den Süd-Pol gränzen. Schnee und Schloßen begrüßten sie allezeit beym Eintritt in den südlichen Polkreis. Wasserhosen erblickten sie zu verschiednenmalen, und der Verf. glaubt, der Zusammenstoß zweyer streitender Winde, Elektrische Wolken und die Nähe des Landes erkläre ihre Entstehung hinlänglich, ohne daß man mit dem Hrn. v. Buffon ein unterirrdisches Feuer zu Hülfe zu nehmen nöthig habe. Gewitter sind im Südmeer nicht selten, auch zeigen sich zuweilen hellglänzende Feuer-Kugeln. Statt des Nordlichts in den höhern Breiten unsrer Erdkugel erblickten unsre Seefahrer einmal ein Südlicht, aurora australis, das dem Nordlicht vollkommen gleich war. Säulen oder Ströme eines blassen Lichtes stiegen aus einem dunkeln Abschnitt am Horizont bis zum Zenith hinan.

Der Beschluß nächstens.

III.

Ein Roman
in fünf Liedern.

Die Idee, einen ganzen Roman ohne Erzählung, blos durch eine Reyhe Lieder zweyer Liebenden zu liefern,

fern, und den Scenen deſſelben dadurch mehr Darſtellung, Ausdruck und Energie zu geben, iſt neu, und, ſoviel ich weiß, bis jetzt nur noch von Göcking bearbeitet worden. Folgende 5 Lieder, die ich unter den Papieren eines meiner Freunde fand, ſind höchſtwahrſcheinlich treue Ausflüſſe ſeines Herzens bey wahren Scenen des Lebens, und nichts weniger als planmäßige Producte ſeiner Muſe am Schreibepulte. Ich las ſie zuſammen, ſtellte ſie ſo, und da gaben ſie ungeſucht die ziemlich vollſtändige und ſich immer ähnliche Geſchichte eines liebenden Herzens.

V.

1.

Alles anders.

Sonſt war ich glücklich, war ſo frey,
Wie's Lämmlein auf der Weide;
Nun macht ein ewig Einerley
Mich tod für Luſt und Freude!

Sonſt jauchzt ich, wenn die Sonne kam,
Und ſah den Tag mit Freuden;
Nun ſeh' ich ſie mit ſtarren Gram,
Beym Kommen und beym Scheiden!

Sonſt ſtahl des Mondes blaſſer Schein
Mir niemals Wehmuthsthränen;
Nun blick' ich trüb und traurig drein,
Mit Namenloſen Sehnen!

Sonſt war mir Arbeit Ruhm und Luſt,
Und Nützen mein Verlangen;
Nun macht ſie Schmerz mir in der Bruſt,
Und bleichet meine Wangen!

Sonſt gieng ich fröhlich Berg und Thal,
Bey Sturm und Sonnenſcheine;
Nun ſchlepp' ich mühſam mich zur Quaal,
In düſtre ſchwarze Haine!

Sonſt dacht' ich nicht an Tod und Grab,
Und wünſchte mir zu leben;
Nun brächt' ich gern den Wanderſtab,
Und ruht' und ſchlief darneben!

Und langſam ſchlägt dies Herz und ſchwer
Kann nirgends hin ſich wenden,
Ach, Gott im Himmel! ach, woher?
Wie ſoll das all' noch enden?

2.

Gefunden.

Wenn verklärt in deinen Feuerblicken,
All' mein Weſen ſich unendlich fühlt,
Deiner Thränen thauendes Entzücken
Meiner Sehnſucht heiſſe Flamme kühlt;
Wenn im Taumel hoch emporgetragen,
Meine Seele ſelber ſich vergißt,
Immer, Theure! möcht' ich dann dich fragen:
Ob Dir's auch ſo unausſprechlich iſt?

Wenn ſich täglich träge Stunden treiben,
Bis der Augenblick des Himmels ſchlägt,
Wo zu dir, mit liebevollem Sträuben,
Furcht und Hofnung mich vereinet trägt;
Wenn ich dann mit Zittern und mit Zagen
In das Zimmer trete, wo du biſt,
Immer, Theure! möcht ich dann dich fragen,
Ob Dir's auch ſo unausſprechlich iſt?

Wenn in dieſem namenloſem Schweigen
Sanft Dein Haupt an meinem Herzen ruht,
Und ich, unbelauſcht und ohne Zeugen,
Vor Dir ſteh in hochentflammter Gluth,

Wenn mein Mund, im loderuden Beginnen,
Dann ſich ſatt an Deinen Lippen küßt;
O dann flüſterts mir in allen Sinnen;
Unſchuld, Unſchuld, wie du göttlich biſt!

Wenn des Nachts im monderhellten Grauen,
Alles um mich, wie in Gräbern, ſchweigt,
Und mein Geiſt, im kindlichen Vertrauen
Des Gebetes, auf gen Himmel ſteigt,
Wenn ich dann nur Gott zu ſehen wähne,
Steht vor meinen Blicken, ſüß und mild,
Schwimmend da in meiner heiſſen Thräne,
Neben Ihm, dein liebevolles Bild! —

Minna, Minna! wie ſo allumfangen
Hat zu Dir die mächtge Liebe mich!
Denk' ich mir das glühendſte Verlangen
Meines Lebens, — Minna! denk ich dich.
Leiteſt mich, wie jene lichte Wolke,
Durch des Lebens Nächte wunderbar;
So wie ſie dem auserwählten Volke
Führerin durch öde Wüſten war.

3.

Veredlung.

Minna! Minna! wie ich an Dir hange!
Wie Du Alles, Alles meinem Herzen biſt!
Wie ich auſſer Dir nichts wünſche, nichts verlange,
Was noch ſchön, Natur, in deinen Gränzen iſt!

Wie ich allentzückt an Deiner Seite
Näher fühle die Unſterblichkeit,
Hoch emporgetragen über Gram und Freude
Dieſer Thränenzeit.

Wie ich anders denk und anders handle
Anders auf zum nähern Himmel ſeh',
Wie verklärt in Eden wandle,
Lauter Engel mich umſchweben ſeh'!

So, wie Gottes Geiſt mit ſchöpferiſcher Rechte,
Allbewegung in die Stille ſchlug —
So, in meines Grames Mitternächte,
Hellen Tag Dein holdes Lächeln trug.

Seit dem erſten liebenden Gedanken,
Ach, mit dem mein Weſen erſt zu ſeyn begann!
Seit ich Minna ohne Schranken
Tag für Tag bewundern kann;

Seit in ihrem liebevollen Herzen
Ich der Gottheit lichten Abglanz laß,
Und den Grad von Seligkeit und Schmerzen
Dieſer Welt nach ihren Blicken maß —

Unſchuld, Tugend, Ehre! — hohe Namen
Sonſt im Schatten nur von mir gekannt,
Wie entſproßt in uns'r zu euch der gute Saamen,
Seit mir näher Minnas Herz verwandt!

Wie entkeimt mir nie der Wünſche einer,
Der in ihr die Heiligkeit betrübt!
Gott vergieb, wie lieb ich feſter, reiner,
Dich, ſelbſt Dich, ſeit Minnas Herz mich liebt!

Siebende Scene.

(Der Hof.)

König Richard, Bagott, Green, u. ſ. w. treten zu einer, und Lord Aumerle zu der andern Thür herein.

König Richard (zu Bagott.)

In der That, wir bemerkten es auch -- Vetter Aumerle, wie weit habt ihr den hohen Hereford begleitet?

Aumerle.

Ich begleitete den hohen Hereford, wenn ihr ihn ſo nennen wollt, nicht weiter als bis an die nächſte Landſtraſſe, und dort verließ ich ihn.

König Richard.

Und ſaget, ſind viele Thränen beym Abſchied vergoſſen worden?

Aumerle.

Meiner Treue, von mir keine, auſſer daß der Nord-Oſtwind, der uns ſehr ſcharf ins Geſicht blies, mir ein wenig Waſſer aus den Augen preßte, und dadurch von ungefehr unſern kalten Abſchied mit einer Thräne zierte.

König Richard.

Was ſagte euer Vetter, wie ihr Abſchied nahmt?

Aumerle.

Dornen.

Monden, Wochen, Tage, Nächte, Stunden,
Hingewirbelt, ſchnell und wunderbar,
Und doch iſts, ſeitdem ich Dich gefunden,
Schon ein ganzes liebefrohes Jahr!

Und doch liegt in trüben Dämmerungen
Noch das Luftſchloß unſrer Seligkeit!
Und doch hat mein Streben kaum errungen
Streklein vorwärts — einer Elle breit!

Dennoch muthig klimm' ich an dem Stabe
Der Beſtimmung, meinen ſtillen Lauf
Nach dem Ziele das ich vor mir habe,
Immer leichter, immer höher auf.

Bahne mir in Lebens Finſterniſſen
Sonnenwege, lichterhellt und hehr!
Leuchten nicht von hundert tauſend Küſſen
Hundert tauſend Geiſter um mich her?

5.

Minna mein!

Heil mir armen! darf ich es wohl wagen,
Noch zu denken: Minna wäre mein?
Wer hilft mir der Wonne Fülle tragen?
Denn zu groß iſt ſie für mich allein.

Minna mein! wie ſchweben hoher Freuden
Himmliſche Geſtalten um mich her?
Wie entquillt dem Kelche meiner Leiden
Nun der Thränen kaum die Hälfte mehr.

Minna mein! durch dieſes ganze Leben,
Meine liebende Begleiterin!
Guter Gott, du haſt mir mehr gegeben,
Als die Welt mir zu umfaſſen ſchien.

Herz an Herz und Arm in Arm geſchlungen,
Führe, Tugend, uns den kurzen Pfad,
Bis des Lebens trübe Dämmerungen
Ewges Morgenlicht verſchlungen hat.

Dann, o dann! — Nun, Liebe! laß mich ſchweigen!
Schwinden wird die Nacht dem großen Tag,
Den ich im Geſange zu erreichen,
Auch in deinen Armen, Minna! nicht vermag.

W — r.

IV.

Clelia und Sinibald.

Siebenter Theil.

Der launenvolle Gott (wenn anders nicht der titel
für ihn zu vornehm iſt) der, ohne zweck und mittel,
von vorbedacht und regeln ungezwängt,
ſich unterm mond ſo gern in alles mengt;
der den Montgolfiers erfinden,
den Zeuxes mahlen hilft, den Cäſarn überwinden;
ein Kobolt, der zu eurer weisheit lacht,
und, eh' ihr ſeine hand im ſpiel erblicket,
euch bald den feinſten plan verrücket,
bald einen dummen ſtreich zum Wurf der Venus macht:
mit einem wort, der Zufall, liebe Leſer,

(uns reimern oft Apollo's amtsverweſen),
hat neuerdings euch einen dienſt gethan
wofür ihr euch bey ihm bedanken werdet.
Denn, daß ihr gähnt und übel euch geberdet,
iſt billig. ich geſteh's. Es fieng ſo artig an,
da habt ihr recht, allein es nimmt kein ende.
Von einer albernen Legende
ſechs bücher, ohne daß der knotenvolle plan
um einen daumen rückt! warum nicht gar ſechs bände!
Ich muß es ſelbſt geſtehn, der wackre Sacriſtan
zu Sanct Cathrinen in Palermo, deſſen hände
ein ſpannendickes buch in rothem corduan
damit gefüllt, wofern er nichts als ſpreu drin
und im gehorſam that, ja war er wohl bey muße
und rechnete auf leſer von geduld,
denn, kurz, wofern das werk ſich nicht in eine länge
von vier Centurien Pojardiſcher geſänge
vor euern augen dehnt, ſo iſts nicht ſeine ſchuld.

Zu euerm troſte, lieben leute,
ward unſer manuſcript, in einem magern jahr
wo andre nahrung ſelten war,
bedrängter kloſterratten beute.

Zwey

Zwey volle drittel sind davon
verzehrt, und selbst der rest (den wir mit anderm alten
verschimmeltem papier aus einer auktion
um wenig Paolis erhalten)
ist größtentheils von motten so benagt,
daß nur ein Oedipus sich an die räthsel wagt,
die ihre zähne übrig ließen.
Ein glück, daß nebst dem theil womit das werk beginnt,
vier ganze blätter, die es schließen,
von seinem Genius uns noch erhalten sind;
so daß mit einem sprung von sechs bis sieben jahren,
(dem leser zweifelsfrey ein sehr willkommner sprung!)
wir gleichwohl die entknotigung
des frommen Mönch-Romans erfahren.
Wir alle sind vermuthlich im besitz
von soviel dichtungskraft und witz
als nöthig ist die lücke auszufüllen.
Indeß, um unsern guten willen
dem leser, der die müh sich gern erleichtern läßt,
zu zeigen, wollen wir, was aus dem überrest
des mottenmahls noch sich wird enträtheln lassen,
zu seinem dienst hier kurz zusammenfassen.

Wie Clelia, in einer düſtern nacht
aus ihres vormunds haus mit Guido, ihrem Helden,
ſich nach Salern zu ſchiffe fortgemacht,
ließ unſer autor euch im dritten theile melden.
Erſt da der tag in die cajüte fiel
entdeckte ſich ſein glück (des zufalls ſpiel)
dem jungen herrn in ſeiner ganzen ſchöne;
und da er ſich in ſeinem leben nie
für tiſch und bett' in ſeiner phantaſie
was reitzenders geträumt als dieſe Dulcimene
die Amor unverhoft ihm in die arme ſpielt:
wer zweifelt noch ob er ſich glücklich hielt?

Er war's; und Sie, wofern ich richtig wähne,
Sie war es wenigſtens ſo ſehr
vielleicht auch noch weit mehr als Er.
Zwar muß ſie wohl an dem was andre herzensdiebe
ihr übrig ließen ſich begnügen wenn ſie kann;
hingegen er war ihre erſte liebe:
wer nun dabey im grunde mehr gewann
das mag ein Liebeshof entſcheiden!
Genug, es fehlt zum lezten wunſche beyden
nichts als ein heilger mann, der bey geweyhtem licht

die

die treuen hände fügt und benedicat ſpricht:
und dieſer wird, bey ſtets gewognen winden,
noch bald genug ſich zu Salerno finden.

Doch eitel iſt der menſchen beſtes glück!
Ein nordwind kam auf ſchnell empörten wogen
dem wind vom ſüd zum gegner angeflogen;
ſie faßten grimmig ſich einander beym genick,
und hätte man nicht ſtraks die ſegel eingezogen,
ſo war's mit einem paar von unſern helden aus;
ſo ſank das ſchiff mit mann und maus.
Drey tage, die ſechs langen nächten glichen,
trieb, trotz der angeſtrengten müh'
des rudervolks, der ſturm in ungewiſſen ſtrichen
ſie hin und her, und warf am vierten früh
von näſſe, froſt- und angſt ſchon halb verblichen,
ſie an den ſtrand von Tripoli.
Sie ſcheiterten; allein man fiſchte ſie
noch glüklich auf und brachte ſie zum leben.

Was weiter drauf mit ihnen ſich begeben
iſt aus der handſchrift, weil ſie hier
faſt ganz zerfreſſen iſt, nicht möglich zu erheben:

und unſers thuns iſts nicht euch lügenwerk daſür,
nach andrer dichter art, zu geben.
Doch ſoviel läſſet ſich aus manchem einzeln wort,
dergleichen hier und da, wie inſeln, einſam ſtehen,
errathen: daß getrennt an vorbeſtimmtem ort
die armen liebenden hinfort
mit keinem auge ſich ſechs jahre lang geſehen.
Sie mußten, ſcheint's, bald da bald dort
in dieſer zwiſchenzeit, mit ſchweren herzenswehen,
manch abenteuer überſtehen,
und gaben endlich ganz die ſüſſe hoffnung auf,
das ſchönſte noch dereinſt zuſammen zu beſtehen.

Inzwiſchen trug ein ungehemmter lauf
den ſchönen Sindbad, die buße zu vollenden
die ſeines Liebchens traum und frommer ritus ſinn
ihm auferlegt, nach Horebs gipfeln hin.
Die Heilige, die ihn mit unſichtbaren händen
zu leiten würdigt, ließ, nach einer langen fahrt,
friſch und geſund ihn zu Cairo landen.
Hier ruht er aus, kauft ſich nach landesart
ein hökricht thier, und gürtet nun die lenden
um nach der wüſte Sin von Sues ſich zu wenden.

Er

Er zog mit groſſem ungemach
wohl neunzehn tage lang gelangt' erſchöpft und ſchwach
am zwanzigſten zu ort und ſtelle,
ruht bey den mönchen aus erſteigt die Rebhuhnquelle,
klimmt immer höher auf, von ſchroffer luft gezwickt,
und rutſcht auf ſeinen knien noch vollends zur capelle;
umarmt mit einem ſtrom von thränen, an der ſchwelle,
des heil'gen Leibes bild, in hohlen ſtein gedrückt,
verharret, wie ihm von Roſinen
geboten war, neun tag' und nächte hier,
in faſten und gebeth und geiſſelt, Sanct Catharinen
zu ehren, ordentlich ſich alle tage zwier;
je mehr er peitſcht, je heiſſer vor begier
den vollen ablaß sich an Röschen zu verdienen.

Vollendet war das ſtrenge bußwerk nun
doch Einhald hat luſt ein übrigs zu thun
und macht ſich auf, Roſinen zu gefallen,
noch nach Jeruſalem zum heilgen grab zu wallen.
Das ungemach der ſtrengen reiſe neue
gehäuft mit aller noth den neuen pilgrims-reiſe,
wird ſeinen zärtlichen natur
zuletzt zu ſtark; und kaum zu Salem angekommen,
wirft

wirft ihn ein fieber hin. Er wird ins Hoſpital
von Sanct Johann als pilger aufgenommen,
und bringt daſelbſt, bey ſchlechter pfleg' und ruh,
ein halbes jahr bis zur geneſung zu.
Nachdem er wieder aufgeſtanden
treibt ihn ins kreuz und in die queer
ſein ſchickſal in den morgenlanden
gleich einen luftball hin und her.
Drey jahre ſchmachtet er in banden
als eines Emirs ſclav, der ihn gefangen nahm.
Ein Tempelherr ward ſein befreyer.
Mit dieſem ritt er nun, zum dank, auf abenteuer,
bis im gefecht ſein freund ums leben kam.
Es war im fünften jahr, ſeit St. Cathrinens rache
ihn von Palermo weggebannt;
und, daß ichs kurz mit ſeinen thaten mache,
das übrige — iſt unbekannt.

Wie aber giengs indeß Roſinen, unſrer Lieben?
Der frommen unſchuld kann's nie gar zu übel gehn.
Sie pflegt ſich nie im glück zu ſehr zu blähn
und über nichts unmäßig zu betrüben.
Doch blieb des jünglings bild ihr tief ins herz geſchrieben,

und

Aumerle.

Leb wohl! -- und weil ſich mein Herz nicht überwinden konnte, meine Zunge dieſes Wort ſo entheiligen zu laſſen, ſo ſtellte ich mich, als ob ich ſo betrübt ſey, daß ich vor Schmerz nicht reden könne. Auf meine Ehre, wenn das Wort Lebwohl die Stunden hätte verlängern und Jahre zu ſeiner Verbannungs-Zeit hinzu thun können, er ſollte eine ganze Laſt Lebewohl bekommen haben; aber weil das nicht war, ſo kriegte er keines von mir.

König Richard.

Er iſt unſer Anverwandter, Vetter, aber es iſt zweifelhaft, ob er, wenn ihn die Zeit aus ſeiner Verbannung einſt zurük beruft, als unſer Freund wieder kommen wird. Wir ſelbſt, und Bagot hier, und Buſchy, und Green, haben beobachtet, wie er dem gemeinen Volke den Hof machte; wie er mit demüthiger und vertraulicher Höflichkeit ſich in ihren Herzen unterzutauchen ſchien; was für Reverenze er auf der Straſſe vor Sclaven hinwarf; wie er das Mitleiden der ärmſten Handwerksleute durch die Zauberey ſeines Lächelns und die ſcheinbare Geduld, womit er ſich ſeinem Unglük unterzog, zu erſchleichen ſuchte? Als ob er verlangte, daß ſie ihre Liebe und ihre Wünſche mit ihm verbannen ſollten. Er zog ſeinen Hut vor einem Auſtern-Menſch ab, und ein paar Karrenzieher, die ihm zurieſſen: Gott geleit ihn! empfiengen den Tribut ſeiner biegſamen Knie mit -- groſſen Dank, meine Landsleute, meine lieben

und kaum — ſie konnt's aus ihrem fenſter ſehn —
ſah' ſie von ſeinem ſchiff die bunten wimpel wehn,
ſo pocht ihr kleines herz: ach wär' er da geblieben!
In einfalt fromm, verdoppelt ſie nunmehr
die andacht zu Cathrin' und Unſrer Lieben Frauen,
und lebt in gänzlichem vertrauen
für des Geliebten wiederkehr
in jahres friſt den Heiligen zu danken.
Sie bringt indeß die lange zwiſchenzeit
in ſtiller abgeſchiedenheit
bey ihrer nadel zu; pflegt liebreich ihrer kranken
betagten baſe tag und nacht,
hilft Claren für die wirthſchaft ſorgen,
und, auſſer daß ſie alle morgen
zur meſſe geht, lebt kaum im tiefſten ſchacht
ein bergmann mehr der welt verborgen.
Ihr ſüſſeſtes geſchäft iſt eine ſtickerey,
ein weiſſer, bunt und reich beblümter ſchleyer,
der Heil'gen angelobt, wofern ſie ihren Freyer
geſund, entſündigt, und getreu
ihr wiederbringt. Die ſchönſten morgenſtunden
ſind dieſem frommen werk geweyht.
Kein vogel wird des ſchlafs ſo früh entbunden

und wacht mit gröſrer munterkeit
zu liebesſpielen auf, als ſie zu ihrem rahmen;
ſie ſchonet ihrer beſten perlen nicht,
und ſelbſt ein goldnes herz, mit ihrer mutter namen
in ſchmelz — ſo lieb ihrs war — muß, weil's an gold
gebricht,
zum juden gehn mit andern ſiebenſachen,
um das verſprochne nur recht ſchön und reich zu machen.

Ein langes jahr war nun vorbey,
der ſchöne goldne ſchleyer fertig,
Roſinchen jeden tag in ſtiller träumerey
des Wiederkommenden gewärtig,
und ach! kein Guido kam! — (Denn daß es Guido ſey
dem ſich ihr herz verlobt, war ihr noch unbenommen.)
Jezt wankt ihr muth, und ihrer nächte ruh'
ſtört mancher bange traum; doch ſpricht ſie troſt ſich zu.
Er muß nun ganz gewiß im nächſten monat kommen!
Ihn hielt ein gegenwind vielleicht im hafen auf;
er fand nicht gleich ein ſchiff das in geradem lauf
Palermo ſucht'; auf einer ſolchen reiſe
hemmt einen dies und das im vorgeſeztem gleiſe.
So hält ſie ſich, mit ziemlich feſtem ſinn,

sich selber ihrer zagheit wegen
bescheltend, immer noch mit leisem hoffen hin;
und jedem schiffe klopft ihr herzchen laut entgegen.

Zum drittenmal, seit sie den jüngling fliehen sah,
ist nun Cathrinens festtag nah;
ist schon vorbey, und ach! noch ist kein Guido da.
Dies ist zu lang! noch länger muth zu hegen,
wird ihr zuviel, geht über ihr vermögen.
Bey tage drückt sie zwar, so fern ihr trüber blick
sie nicht verräth, den gram in ihre brust zurück
die nur durch seufzer sich der schweren last entladet:
allein bey nacht, wenn alles um sie ruht,
nur sie allein, wie zwischen schnee und gluth,
sich schlaflos wälzt, auf ihrem lager, badet
ein unverhaltner thränenguß
die kummervolle brust, die abgebleichten wangen.
Zwar ohne murren beugt das fromme lamm dem schluß
des Himmels seinen hals: doch gräbt der schmerz im
bangen
gepreßten busen nur sich desto tiefer ein;
und, scheint dem harrenden verlangen
auf einen augenblick der schlummer hold zu seyn,

so wird der schlummer nur zur quelle größrer pein.
In grauenvollen wüsteney'n
sieht sie den jüngling, bald gejagt von feur'gen schlangen,
bald in den heissen sand verschmachtend hingestreckt,
bald eines tygers raub, von räubern bald gefangen,
bald im empörten meer an wogenspitzen hangen.
Mit kaltem angstschweiß überdeckt
fährt sie empor aus ihrem traum, und weckt
durch ängstliches schreyn die Amm' im cabinette.
Was ists? was fehlt dir, liebes kind?
ruft Clar' und springt erschrocken aus dem bette;
doch jene (wie die jungen mädchen sind)
aus schaam, ihr zu gestehn was sie ihr, aus besorgen
vor ihrem tadel, nun drey jahre schon verborgen,
glitscht, wie ein aal aus nasser hand entschlüpft,
den fragen aus, womit die schlaue amme
ihr herz, wie mit der fingerspitze tüpft.

Indessen leckt die eingeschloßne flamme
ihr zartes mark; der jugend rosenglanz
erlischt; mit wolken ist ihr auge stets umhangen,
und ihre lippen, ihre wangen
sind wie ein abgewelkter kranz.

Der Tante tod, der jezt erfolgt, befeuert
den ältern schmerz indem er ihn umschleyert,
wiewohl es Claren nicht so ganz natürlich scheint
daß man um eine alte, blinde,
gichtbrücht'ge frau so lang untröstbar weint.
Die wunden dieser art verheilen sonst geschwinde.
Indeß arbeitet (wie sie meynt)
in ihres Fräuleins brust ein mächtiges geheimnis
und drückt und preßt sie sichtbarlich.
Es zu verheimlichen ist bloße zeitversäumnis,
denkt Clare bey sich selbst; denn mich
wird sie dabey doch nicht entbehren können.
Wir wollen uns die lippen nicht verbrennen.
Sie kommt, es sey nun was es sey,
noch wohl von selbst, und öfnet mir die pforte,
und giebt um rath und that mir noch die besten worte.

Die amme war ganz nah' dabey;
denn würklich brütete die fromme schwärmerey,
von liebesgluth erhizt, das wunderbarste Ey
in Röschens busen aus, das schwärmerey und liebe
je ausgeheckt; wiewohl uns erste Jubeljahr
ein mondkalb dieser art nicht unnatürlich war.

Kurz, ſie erlag, nach langem kampf, dem triebe
ſich in perſon nach dem geliebten mann
auf Sinai bey Sanct Cathrinen zu erfragen.
Was ihr Frau Clar dagegen ſagen kann
iſt juſt ſoviel als es dem winde vorzuſagen.
Sobald ihr herz, aufs äuſſerſte gebracht,
vom kopfe meiſter ſich gemacht,
ſtund ihr entſchluß unwankbar wie ein pfeiler.
Und wär' es ſiebenmal ſo weit
bis zum Cathrinenberg, und ſtieg' er zehnmal ſteiler
bis in die wolken auf, ſie fühlet tapferkeit
in ihrer bruſt das ärgſte zu beſtehen.
Und müßte ſie auf dornen baarfuß gehen,
beſchloſſen iſt's, ſie muß den jüngling, deſſen bild
ihr ganzes herz, ihr ganzes weſen füllt,
noch einmal, eh' ſie ſtirbt, tod oder lebend ſehen.

Von ſtund' an kehrt mit dieſem ſchluß
der augen ſchöner glanz, der lippen purpur wieder.
Frau Clare, die ſich endlich geben muß,
ſchwört ihr, ſo lang als etwas auf und nieder
in ihrem mieder geht, ihr hold und treu zu ſeyn,
und überall durch alle fährlichkeiten

bis

bis an den Rand der Welt ſie herzhaft zu begleiten.
Sie packen nun eilfertig alles ein
was man auf einer ſolchen weiten
jahrlangen fahrt zu waſſer und zu land
gebrauchen kann, an kleidung, bettgewand
und tauſend kleinen nothdurftswaaren
wovon wir euch die note hier erſparen.
Die erbſchaft geht beynahe ganz darauf;
für jeden tag, ſo lang ihr reiſelauf
berechnet iſt, ſind eben ſo viel Meſſen
vorausbezahlt; auch wird (wie viel man ſonſt vergißt)
der ſchleyer für die Heil'ge nicht vergeſſen.
Ein ſchiff, das nach Alepp verdungen iſt,
nimmt unſre beyden Pilgerinnen
an bord; ein wind vom lande her
ſchwellt ihre ſegel auf, und ſie gewinnen
in kurzer zeit beglückt das hohe meer.

Allein den Sanct Cathrinenberg zu ſehen,
der troſt, du holdes kind, war dir nicht zugedacht.
Umſonſt ließ eine günſt'ge Macht
auf deiner langen fahrt erwünſchte winde wehen!
In einer ſchwarzen unglücksnacht

bemächtigt ſich ein raubſchiff ihrer pinke,
nach einem widerſtand, wie wenn ein armer finke
mit klau und ſchnabel, angſtbetäubt,
ſich in des habichts griffen ſträubt.
Vergebens ſchreyen um erbarmen
und beyſtand, mit gerungnen armen
die Pilgerinnen himmelwärts,
und bieten, in der angſt, den rauhen waſſerſchlangen
mehr als ſie haben an, um freyheit zu erlangen:
die räuber ſind von ſtein, der himmel iſt von erz.
Im ganzen ſchiffe wird was chriſtlich heißt gefangen,
und Röschen, nebſt frau Clar (die lieber jeden tod;
ſich anzuthun, als ſie zu laſſen, droht)
vertauſchen zu Damask, im Saracenenlande,
die freyheit mit dem ſclavenſtande.

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

V.

Kinderſtreiche meiner Phantaſie. *)

Ich hatte bis in mein vierzehntes Jahr eine Erziehung erhalten, die mich zu jedem Stande geſchickt machte. Aber meine Hauptneigung gieng um dieſe Zeit aufs Studieren. Ich konnte mir nichts reizenders denken, als in einem weiten ſchwarzen Talar auf der Kanzel zu ſtehn und die Gemüther meiner Zuhörer nach Belieben zu rühren oder zuſammenzuſchütteln. Mein großes Vorbild war der Pfarrer unſers Dorfes, ein Mann von unerſchütterlicher Redlichkeit, Sanftmuth, väterlicher Güte, den ſeine Gemeinde auf den Händen trug, und ihn als leiblichen und geiſtlichen Arzt, als Vater, Erzieher und Friedensſtifter liebte und ſchätzte. In ſeine Fußtapfen mit der Zeit zu treten, ſchien mir das höchſte Glück auf Erden.

Mein Vater brachte mich alſo auf eine öffentliche Schule. Auf einmal ſtrebten ganz neue Ideen und

*) Dies ſind Geſtändniſſe eines alten Biedermannes, der ſich wundern würde, wenn er ſie gedruckt ſehen ſollte. Aber er wünſchte einmal ſelbſt, daß er den Roman ſeines Lebens ſchreiben könnte, und glaubte, daß er für jung und alt nicht ohne Nutzen ſeyn würde. Ich war eben der Meynung, und ſkizzirte nach und nach die Hauptſprünge ſeiner Seele, wie er ſie zu nennen pflegt.

Bilder in meiner Phantaſie: die alten erloſchen nach und nach, und drängten ſich in eine neue Form zuſammen. Auf unſrer Schule wurden die klaſſiſchen Autoren mit Enthuſiasmus getrieben. Unſer Rector ſetzte das Nonplusultra aller Gelehrſamkeit in Commentare über alte Schriftſteller. Dabey war er ein freundlicher Mann; ich hatte die Erlaubnis ſo oft zu ihm zu kommen wie ich wollte, und jedesmal traf ich ihn bey einem alten Schriftſteller an; jedesmal war er ein warmer Lobredner der Philologie, und ließ nicht ab mich zu ermahnen, in dieſem Fache vorzüglichen Fleis anzuwenden. Sein Beyſpiel hatte ſchon mehr als zu viel Autorität über mich. Ich arbeitete Tag und Nacht um Lateiniſch und Griechiſch zu lernen, und hätte bald die Befriedigung, meinen Fleis öffentlich rühmen zu hören. Nun hielt mich nichts mehr! Wenigſtens ein Grävius und Burmann mußt du werden, dachte ich, und machte nun alle Anſtalten dazu! Ich nahm einen Bogen Papier; ſchrieb ein Capitel aus dem Cornelius Nepos ab, und ließ unten Plaz zu Noten und Commentar. Mit unſäglicher Mühe und eiſernem Fleis brütete ich über dieſem Küchlein; aber als es entwickelt war, ſagte mein Rektor: es würde nicht lange leben, es wäre zu früh ausgekrochen! Man denke ſich mein Staunen. Mit ſoviel Fleis und Mühe nichts Geſundes producirt zu haben — das war bitter! Meine Ideen von der Commentatorſchaft erlitten einen großen Stoß!

Dazu

Freunde; gleich als wäre England sein künftiges Erbtheil, und er die nächste Hoffnung unsrer Unterthanen.

Green.

Gut, er ist nun fort, und diese Gedanken mögen mit ihm gehen; eine wichtigere Sorge ist izt, Gnädigster Herr, wie den Aufrührern in Irland zu begegnen sey, eh ein längerer Aufschub ihnen mehr Mittel zu ihrem Vortheil und Eurer Majestät Schaden darbietet.

König Richard.

Wir wollen diesem Krieg in Person beywohnen; und weil unsre Kisten durch den Aufwand eines zu grossen Hofes, und durch unsparsame Freygebigkeit in etwas leicht worden sind, so sehen wir uns genöthiget, unsre Cron-Einkünfte zu verpachten; die Summen die uns dadurch eingehen, werden für die gegenwärtigen Angelegenheiten zureichen; und wenn sie auch ausgehen, so wollen wir unsern Substituten in England Vollmachten geben, alle reichen Leute, die ihnen bekannt werden, nach Proportion um beträchtliche Summen Gelds zu taxieren, und uns selbige nachzuschiken; denn wir wollen uns ungesäumt nach Irland erheben.

Buschy zu den Vorigen.

König Richard.

Buschy, was giebt's?

Buschy.

Dazu kam, daß mich mein Vater in den Oſterferien zu ſich aufs Land holte. Ich war wie von neuem erwacht. Die ſchöne, unangeſteckte, heitre Landluft, das Wandern zwiſchen grünen Saaten, unter blühenden friſchen Bäumen, das junge Vieh — kurz die ganze neubelebte Natur hatte für mich einen Reiz, den ich nicht beſchreiben kann. Es kam mir kein Gedanke ans Commentieren ein. Mein Wunſch, mit der Zeit die Herzen meiner Zuhörer zu rühren, war auch nicht lebhaft mehr: das Commentieren hatte ihn niedergedrückt, und der Tod des alten Predigers, der mein groſſes Vorbild war, kam dazu. Ein jüngerer trat an ſeine Stelle: er gefiel der Gemeinde nicht, meinem Vater nicht — mithin auch mir nicht. Kurz, meine Neigung zum Prediger gieng gänzlich verloren.

Die Ferien neigten ſich zum Ende. Mir ward bange. Predigen und Commentieren — beydes hatte keinen Reiz mehr für mich. Ich ward mit jedem Tage niedergeſchlagener, und mein Vater erkundigte ſich endlich nach der Urſache. Es war an einem ſchönen, heitern Frühlingsmorgen, der Himmel, das Feld, die Fluren — alles bemächtigte ſich meiner Phantaſie ſo ſtark, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Zuerſt klagte ich über das alte finſtre Schulgebäude in der Stadt, über den engen Zuſtand worin ich da ſelbſt lebte, und endlich geſtand ich rund heraus: ich hätte nicht Luſt zum Studieren.

Mein Vater wunderte ſich; ließ mir aber meinen Willen, denn er ſahe es im Grunde lieber, wenn ich bey der Wirthſchaft blieb. Von dem Tage an ward ich Oekonom. Ich ritt, ſahe ſäen, pflügen, Holz fällen, und war bey allen ländlichen Arbeiten mit Luſt und Liebe. Aber die ſchöne Jahreszeit dauerte nicht immer. Es traten ſchwüle, unerträglich heiße Tage ein; der junge Oekonom mußte dennoch aufs Feld, mußte ſich ausbraten laſſen und durfte nicht mucksen, wenn man ihm nicht alle Talente zum Landwirthe abſprechen ſollte. Nun wünſchte er ſich in den finſtern, aber kühlen Kreuzgang der alten räuchrigen Schule zurück, und hätte alles hingegeben, wenn er in ſeiner Kühlung hätte ſtudieren können. Dieſe und dergleichen Wünſche und Empfindungen waren ein übles Vorzeichen für die Oekonomie. Plötzlich gefiel es einem Gewitter-Sturm, zwey meiner Lieblinge, ſchlanke, ſchöne Eichbäume, zu zerreiſſen: ich ſchwieg und war mißmüthig. Nach vier Wochen kam ein Hagelſchlag, und verderbte die Saat, die ich mit ſo vieler Sorgfalt pflegen und jäten half, an deren ſproſſenden Aehren ich mich ſo innig ergötzt hatte. Sie ward bis auf die Wurzel zerſchlagen, und ich mußte ſie umpflügen laſſen. Mein Vater wimmerte; ich weinte bald; darauf kam groß Waſſer, überſchwemmte meine blühenden Wieſen; und als es wegtrocknete, war mein fetter Klee verſchlemmt, und einige meiner Schafe, die davon gefreſſen hatten, krepirten. „Das

iſt nicht auszuhalten!„ ſagte ich zu meinem Vater. „Ja, es iſt auszuhalten — erwiederte er — oder rechneſt du die Hoffnung, daß uns Gott dieſen Schaden übers Jahr zehnfach erſetzen wird, für nichts? Ich ſchüttelte den Kopf. Meine Neigung zur Oekonomie war verſchwunden. Ich that alles was noch im Felde zu thun war mit Unmuth und Widerwillen. Mein Vater bemerkte es, und ſtellte mich zur Rede. Ich wollte nicht Oekonom bleiben. „Was willſt du denn?„ — Das wußt' ich noch nicht.

Aber ich erklärte mich bald. Wir hatten einmal Beſuch von einem benachbarten Amtmann, der ſich eine ſchöne goldene Repetiruhr aus Leipzig mitgebracht hatte. Er zeigte ſie uns, und keinem gefiel ſie ſo als mir. Solch ein Werk zu fertigen, ſchien mir die Gränze aller Wiſſenſchaft, und dieſe Gränze wollte ich erreichen. Ich ſagte zu meinem Vater, ich hätte Luſt ein Uhrmacher zu werden, und ſchwindelte ihm in einer Art von Begeiſterung Worte vor, die mein Glück nur halb ausdrückten, wenn er mich dieſe Kunſt wollte lernen laſſen! Auch diesmal war mir mein Vater zu Willen.

Ich kam zum Künſtler. Alles was ich bey ihm ſahe ſetzte mich in Erſtaunen: alles fachte meine Begierde an, mit ihm zu arbeiten. Das Künſtlichſte gefiel mir am beſten, und ſchon am erſten Tage bat ich ihn dringend, mich ein Kammrädchen machen

zu laſſen. Mein Lehrherr lächelte und meynte, damit hätt's noch Zeit. Ich ſollte erſt gröbere Arbeit verſuchen, und ich wollte gerade feinere machen. Das war mir ſchon zuwider. Halbe Tage lang mußt' ich ihm oder ſeinem Geſellen zuſehen. — Das war mir zuwieder. Wenn gegeſſen wurde, ſtand ich mit den andern Lehrpurſchen, und der Herr und Geſell ſammt der Familie ſaſſen — Das war mir zuwieder. Ich hatte Arbeit, die mein Herr grob nannte, noch zu grob gemacht: er gab mir Verweiſe — das war mir zuwider. Ich würde nicht fertig, wenn ich alles herſtellen wollte, was mir ſchon in den erſten acht Tagen zuwider war. Und um mir die Kunſt vollends zu verleiden, kamen von Zeit zu Zeit blinde Uhrmacher zu meinem Herrn und bettelten. O, wie oft wünſchte ich zwiſchen meinen Saaten zu ſeyn, auf meinem Pferde zu reiten, mein Vieh zu füttern! Ich härmte mich ab und verblühete; meine Farbe ſchwand mit meiner Munterkeit. Je höher mein Widerwille gegen die Kunſt ſtieg, deſto derber wurden die Verweiſe meines Herrn. Was ſollte ich machen? In gewiſſen Stunden ſchämte ich mich vor mir ſelbſt und ſtellte ganz vernünftige Betrachtungen an; aber der Schluß war immer: in jedem andern Stande würde ich aushalten, nur nicht in meinem jetzigen. Und doch wagte ich es nicht mich meinem Vater zu entdecken, weil Der meiner veränderlichen Gemüthsart ſatt und überdrüßig ſeyn mußte.

In den langen Winterabenden vertrieb ich mir die Zeit mit Büchern, Ich gerieth auch über den Robinson Cruſoe. Sein Charakter hätte auſſerordentlich viel Aehnliches mit dem meinigen. Ich gewann ihn bald lieb, und wünſchte nichts ſehnlicher als ſeine Fata zu haben. Seine gefährlichſten Begebenheiten hätte ich gerade am liebſten gehabt. Meerſturm zu erleben, vor Menſchenfreſſern in beſtändiger Angſt zu ſeyn, als Sclav zu entwiſchen, auf einer wüſten Inſel, in einer Hütte von lebendigen Gebüſchen, mit einem Papagey zu leben, ſchien mir das vergnügteſte Loos eines Sterblichen. Und die Folge dieſer Einbildung war, daß ich mit einem Bündel unter den Arm plötzlich verſchwand.

Man mußte gerade ſo wenig Welt- und Menſchenkenntniß haben, als ich, um mit ſo unausſprechlichem Vergnügen die Ketten zu zerbrechen, und getroſten Muthes immer nach einer Seeſtadt zuzuwandern. In den erſten acht Tagen war niemand glücklicher als ich. Noch bis dieſe Stunde erinnere ich mich an die unermeßliche Wolluſt, die ich empfand wenn ich nach einer unruhvollen, beſchwerlichen Tagereiſe ein Nachtlager fand, mich ſatt aß, und dann ruhig einſchlief, um die Träume ſchlafend fortzuſetzen die mich wachend ſo angenehm beſchäftigt hatten. Aber in der zweyten Woche traten ſchon Wehen ein. Ich hatte meinen Marſch zu ſehr forciert um meinen Füſ-

ſen

ſen nicht Ueberlaſt zu thun. Sie wurden mit jedem Tage verdroſſner, und was noch das ſchlimmſte war; mein Geld fieng an auf die Neige zu gehn. Nun ſparte ich. Je matter ich ward, deſto weniger hatte ich dran zu wenden um mich an Eſſen und Trinken zu erholen. Indeſſen ward mir auch dieſe Lage noch intreſſant, wozu wohl eine Doſis Eigenliebe, daß ich, Trotz allen dieſen Hinderniſſen, doch Muth genug hatte meinen Stab weiter fortzuſetzen, nicht das wenigſte beytrug.

Es kam endlich ſo weit, daß ich förmlich betteln mußte. „Nichts iſt ſüſſer als Bettelbrod!„ ſagt man, und ich habe dieſen Spruch bewährt gefunden. Ohne Geld in einer Welt fortzukommen, die keine Hand rührt wenn ſie nicht Münze ſieht — das war für meine Eigenliebe ſehr ſchmeichelhaft, und ich fordre tauſend andre im Triumph auf, ob ſie mir das nachmachen könnten! Ich kam endlich abgeriſſen und hungrig in Hamburg an, und machte nun das erſtemal die Bemerkung, daß die Leute in den Städten nicht ſo gutherzig ſeyen als auf dem Lande. Ich kam in drey Gaſthöfe; in keinem wollte man mich beherbergen. Ich klopfte an zehn Thüren, und bekam erſt an der eilften einen Zehrpfennig. Jedem andern hätte dieſes niederſchlagen können, aber mein Muth wuchs mit jeder Hinderniß. Die wüſten Inſeln mit ihren unermeßlichen Schätzen kamen vor

mein

meinen Augen nicht weg. Je trüber und abſcheulender mir der Horizont in Hamburg war, deſto lebendiger, friſcher und heller ward er mir auf den lachenden Fluren der Inſel auf welche ich verſchlagen zu werden hoffte.

Den zweyten Tag meines Aufenthalts in Hamburg wandte ich mich an einen Mann, den ich für einen Schiffer anſah, und erklärte ihm mein Verlangen nach Oſtindien zu gehen. Ich unterließ nicht ihm zu ſchildern, was für große Hofnung ich auf ſolch eine Reiſe ſetzte. „Kann er ſich Proviant paſſen?„ ſagte der Mann. Ich ſtutzte. „Nu, Er muß doch erſt nach Amſterdam, eh' er nach Oſtindien kann, (fuhr der Schiffer fort) Von hier ſind jetzo alle Schiffe fort: wenn Er ſich auf vierzehn Tage verproviantiren kann, will ich ihn für ein Paar Mark mitnehmen!„ — Ich erſtaunte, daß man ſich verproviantiren mußte! und hatte es Urſach, denn mit zwey Schillingen konnte ich das nicht; das war meine ganze Habe: und nun noch ein Paar Mark Fracht!

Der Schiffer nahm ſich nicht die Zeit auf meine Erholung zu warten. Ich lief hinter ihm drein, bat und flehete, er ſollte mich nur mitnehmen, ich wollte alle Arbeit thun die er von mir verlangte. „Menſch — ſagte er — er muß noch nicht wiſſen, was Waſſerarbeit iſt: ſeine Händchens da — die bleiben mit Haut und Knochen am Tau kleben: geh er wieder hin, wo

er hergekommen iſt: es iſt beſſer für ihn!„ — Ich ſtellte mich erſtaunlich ſtark, und erzählte ihm Heldenthaten die meine Arme verrichtet hätten. Er gerieth darüber ins Lächeln; und mein anhaltendes Bitten vermochte ihn endlich, mich, wie er ſagte, aus Gnade und Barmherzigkeit, mitzunehmen.

Den folgenden Tag giengen wir unter Segel. Denken kann ich mir mein damaliges Entzücken noch wohl; aber es zu beſchreiben iſt mir unmöglich. Den erſten Tag gieng alles unvergleichlich; aber um Mitternacht erhob ſich ein raſcher conträrer Wind, der eine Welle nach der andern über unſer Schiff ſpühlte. Wenn ſo eine Woge im Anmarſch war, ermangelte ich nicht jedesmal hurtig ins Schiff zurückzukriechen. Mein Schiffer bemerkte das: „o, ſagt' er, umſonſt iſt Tod! Raus und arbeite!„ Ich mußte aufs Verdeck. Himmel und Erde, wie ward mir! Jeden Augenblick glaubt' ich in die See zu ſtürzen: meine Hände erklommen an den Tauen, und meine Füße ſtanden bis über die Schenkel im Waſſer. Nun ſah' ich alſo einen Sturm, den ich ſo ſehnlich gewünſcht hatte. Und das wäre nur eine Taſche voll Wind! ſagten die Matroſen. Wie wird das werden in der offenbaren See! dachte ich, wo die Orkane wüthen? Kurz, dieſe erſte Nacht war ich ſchon des Sturmes ſatt und müde, und ich konnte nicht umhin, meine Phantaſie nach meines Vaters Guthe zurückfliegen,

und

und ſie auf den dortigen ſchönen Wieſen und Auen promenieren zu laſſen. Es ſchien mir auf dem traurigen Verdeck, von Wind und Regen bis in mein Innerſtes durchdrungen, hungrig, durſtig, abgemattet, nichts in der Welt angenehmer, als auf dem feſten Lande, bey irgend einer ſtillen ſitzenden Handthierung mein Leben hinzubringen, und ich wünſchte nichts ſehnlicher, als in Amſterdam zu ſeyn, um mich zu einem Uhrmacher zu begeben, ihm meine ganze Lage zu entdecken und ihn zu bitten, daß er mich in die Lehre nehmen möchte.

Dieſe Ideen ſetzten ſich während unſrer Reiſe immer mehr bey mir feſt, und mußten es wol, da mir der Schiffer in meiner Arbeit nichts nachſah. Dazu kam Seekrankheit. Ich glaubte meinen Magen ausſchütten zu müſſen — und meine Kameraden lachten deſto herzlicher, je troſtloſer mein Zuſtand wurde. Niemand ſah ſich nach mir um; mein Schiffer begnügte ſich mir zu ſagen: ich ſollte mir nur nicht einbilden daß ich krank wäre, dann würd' ich von ſelbſt beſſer werden!

Alles dies verleidete mir die Seefahrten bis zum Ekel. Mein erſter Schritt ans Land deutete auf Flucht. Ich hatte mein Bündel geſchnürt, und entfernte mich aus allen Kräften vom Schiffe. Mein erſter Wunſch war nun, einen Uhrmacher zu finden. Ich war ſo glücklich gerade an einen teutſchen zu

kommen. Nachdem ich ihm eine Generalbeichte abgelegt hatte, ſagte er: ich halte nichts von Leuten, die aus der Lehre laufen! Man muß mein reizbares Herz haben, um ſich den Zuſtand zu malen, worin ich mich izt befand. Zum Glück war ein junger Herr bey dem Uhrmacher, der ſich Uhren ausſuchte. Er hatte meinen Antrag und den darauf erhaltenen Beſcheid angehöret, und trat näher. Mein Geſicht ſchien ihm zu gefallen. Er fragte mich, ob ich leſen, ſchreiben und rechnen könne? Ja, erwiedekte ich freudig, (denn auf dieſe bloße Frage bauete meine Einbildungskraft ſchon wieder Luftſchlöſſer) Er nahm mich mit, und ſtellte mich ſeinem Vater vor. „Ein Landſtreicher?„ ſagte dieſer; und ich dachte vor Schreck zu Boden zu ſinken. Ich ſahe ihn mit Thränen in den Augen an, und erzählte ihm nach und nach meine ganze Geſchichte mit der ſtrengſten Wahrheit. Mein ganzes Weſen mochte ihn wohl überzeugen, daß ich keiner der bösartigen Vagabunden ſey: er verſprach, mich als den Bedienten ſeines Sohnes bey ſich zu behalten, wenn ich mich gut aufführte. Ich ward von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, und meine jetzige Lage ſchien mir die glücklichſte die es auf der Welt geben könnte. Man ſetze ſich in meinen damaligen Zuſtand — wo ich vom Uhrmacher ſo kurz abgewieſen, und dadurch aller meiner Hoffnungen ſo auf einmal beraubt ward — und ſehe ſich nun plötzlich in Wollen, auf feſtem Lande, bey gutem Eſſen und Trinken, gu-

ter

Buſchy.

Der alte Johann von Gaunt iſt krank, Gnädigſter Herr, hat einen plözlichen Anſtoß bekommen, und ſendet einen Boten in gröſter Eil hieher, Euer Majeſtät zu bitten, ihn mit einem Beſuch zu begnadigen.

König Richard.

Wo ligt er?

Buſchy.

Zu Ely-Houſe.

König Richard.

Nun gieb doch, gütiger Himmel, ſeinen Aerzten in den Sinn, ihm ungeſäumt in ſein Grab zu helfen; das Futter von ſeinen Kiſten ſchikt ſich vortreflich, unſern Soldaten für dieſen Irländiſchen Krieg Röke daraus zu machen. Kommt, meine Herren, wir wollen ihn beſuchen; Gott gebe, daß wir eilen und zu ſpäte kommen!

(Sie gehen ab.)

ter Kleidung, und in der Liebe ſeines Herrn; — ob dies nicht ein Glück war, welches ich mit aller meiner Phantaſie nicht umſpannen konnte?

Es iſt ſonderbar, daß in trüben, düſtern Tagen die Farben der Phantaſie um ſo heller und lebendiger ſind. An einem ſolchen Tage ſtellte ich mir das Vergnügen noch einmal recht lebhaft vor, welches ich auf meiner Reiſe nach Hamburg unter Hunger, Mangel und Betteley empfunden hatte — und (ſollte man es denken?) mein jetziger Zuſtand gefiel mir nicht einen Augenblick mehr. „Was es für ein Vergnügen ſeyn müßte — dacht ich — alle die Bäume wieder zu ſehn, wo ich ein erbettelтes Stück Brod mit ſo großem Appetit verzehrte; die Hecken wieder zu finden, wo ich vor den Sonnenſtrahlen geſchützt, zu halben Tagen ſo ſüß ſchlummerte, und mit neuem Muth wieder erwachte! Auf dieſe Art ſchwebte alles was mir begegnet wär, im himmliſchen Sonnenlicht, meiner Seele vorüber; und ſelbſt die glücklich überſtandne beſchwerliche Seefahrt hatte einen Reiz für mich, deſſen Weſen ſich nur Leute von meiner Gemüthsart denken können.

Darf ich es geſtehen? — Ich foderte meinen Abſchied. Mein junger Herr gab ihn mir in bitterm Unmuth: aber ſein Vater nahm mich in die Preſſe. Er kannte meine ſonderbare Denkungsart; und ermangelte nicht mir eine ſo lebhafte Schilderung da-

von zu machen, daß ich ſelbſt über die Planloſigkeit, mit welcher ich zu handeln gewohnt war, erſchrak. Ich verſprach ihm, zu bleiben; und mein Herr nahm mit Vergnügen den Abſchied zurück, den er mir in der erſten Anwandlung ſeiner Heftigkeit zugeworfen hatte.

Mein junger Herr war der einzige Erbe ſeines Vaters, eines ſehr reichen Kaufmanns. Es ward nichts geſpart, ſeinen Geiſt und Verſtand auszubilden. In jeder Wiſſenſchaft und Kunſt hatte er Maitres. Er erlaubte mir bey ihren Lectionen zugegen zu ſeyn, und nach und nach fand ſich bey mir ein ſtarker Geſchmack an Büchern, beſonders aus dem Fache der ſchönen Wiſſenſchaften bey mir ein. Wir wetteiferten in Proſe und Verſen; und der Unterſchied zwiſchen meinem und ſeinem Stande verlor ſich beynahe völlig. Ich war thörigt über meine jetzige Lage zu klagen; und doch ließ ichs daran nicht fehlen. Meine Einbildungskraft ſchweifte über Seen und Länder hinaus; und es war Zeit, daß ſich der Vater entſchloß, meinen jungen Herrn nach Teutſchland zu ſchicken, um einige Jahre auf einer dortigen Univerſität zuzubringen; ſie wäre ſonſt mit mir heimlich davon gegangen.

Die Zeit unſrer Abreiſe rückte herbey. Der Vater erklärte mir, daß ich ſeinen Sohn nach Göttingen begleiten ſollte: aber nicht als Bedienter ſondern als Geſellſchafter, und mit meinem freyen Willen, daſelbſt

daſelbſt in irgend einer Facultät zu ſtudieren. Alle dazu erfoderliche Koſten würde er tragen. Ich dankte ihm mit dem gerührteſten Herzen, um unter dem feſten Vorſatz ſein gutes Vertrauen nicht lügen zu ſtrafen. Und nun konnt ich die Zeit nicht erwarten, eh' wir nach Göttingen kamen. Wir giengen in einem ſehr bequemen Reiſewagen mit Extrapoſt ab; aber weit gefehlt, daß mir dieſe bequeme Reiſe, wo es mir an nichts mangelte, hätte gefallen ſollen! Jene nach Hamburg war mir unendlich angenehmer. Wenn mein Freund mir den Willen gelaſſen hätte, ſo wäre ich auf der vierten Station vom Wagen geſtiegen, und hätte den übrigen Weg zu Fuße gemacht.

Wir kamen in Göttingen an, und ſuchten uns Collegia aus. Wir wählten beſonders hiſtoriſche, geographiſche und philoſophiſche. Nichts gieng über den Fleiß mit welchem ich beſuchte und repetirte; aber er hatte ſeine gegründeten Urſachen: denn mein Plan war nichts geringers als binnen ein Paar Jahren ſelbſt auf das Katheder zu treten und zu dociren. Gleich der erſte Anblick eines Profeſſors, wie er auf dem Lehrſtuhl ſteht und das Orakel eines zahlreichen und wißbegierigen Auditoriums iſt, machte auf mich den kräftigſten Eindruck; und beſonders intereſſant war mir der Gedanke, wie ſich mein Vater freuen würde, wenn er auf einmal von einem Profeſſor einen Brief bekäme, und dieſer Profeſſor wäre ſein Sohn!

Aber vergebens! Meine kindiſche Einbildung ſpielte mir von neuem einen Streich, und ich Geck ließ es mir gefallen. Es kam eine Geſellſchaft Schauſpieler nach Göttingen: ich flog in ihre erſte Vorſtellung, (denn ich hatte noch kein Schauſpiel geſehen) und kam berauſcht und verzückt nach Hauſe. Was das für ein Leben ſeyn muß! dachte ich — So da zu ſtehen auf dem Theater, und dem Zuſchauer Thränen und Lächeln wechſelsweiſe abzulocken! Gute Nacht Profeſſorſchaft! Gute Nacht Kathederglanz! Ich kannte einen andern Stand! Einen himmliſchen Stand; worin man durchaus unabhängig lebt, und geſchätzt, gefeyert und bewundert wird!

Mein Freund ſagte mir alles was Liebe und Freundſchaft ſagen können, um mich von meinem Entſchluß abzubringen: aber meine Phantaſie war einmal im Schwung, und nun war kein halten mehr. Indeſſen erhielt er doch ſo viel von mir, daß ich mein Vorhaben noch ſo lange ausſetzte, bis ſich die Geſellſchaft von Göttingen entfernte. Vielleicht glaubte er dadurch mehr Zeit zu wiederholten Vorſtellungen zu gewinnen, und mir am Ende meine Schauſpielergrillen auszureden. Aber weit gefehlt! Es kam ein andrer Umſtand hinzu, der mich gänzlich unheilbar machte.

Die Schauſpielerin, welche die erſten Liebhaberinnen ſpielte, war ein friſches roſiges Mädchen, und ſchien mir gerade ſo tugendhaft und unſchuldig, wie

die

die Rollen die sie spielte. Bedurfte es mehr, um mir ihren Besitz als das höchste Erdenglück vorzuphantasiren? Der erste Trieb der Liebe erwachte in mir mit aller seiner Gluth! Nur Sie sah' ich in dem ganzen Getümmel, was mich umgab; und nur für Sie hatte ich Sinn und Gedanke.

Gab es einen glücklichern Menschen als mich, da ich ihr unter Zagen und Zittern erklärte, was ich für sie fühlte, und sie mir gestand, daß sie eben das für mich fühle? Dies Geständnis kostete mich freylich einen ganzen neuen prächtigen Anzug, den sie so gütig war mit der unschuldigsten Offenherzigkeit von mir zu fordern: aber ich hätte tausend Leben hingegeben, wenn ich ihr einen Dienst damit hätte erweisen können.

In Hannover betrat ich des erstemal die Bühne in einer Bedientenrolle. Das machte freylich einen starken Absatz gegen meine Einbildungskraft, die mich als den ersten Helden im Trauer- und Lustspiele hatte agiren sehn. Aber ich fügte mich darein, weil meine Liebe sagte: es gienge einmal nicht an, daß man gleich mit hohen Rollen debütirte. Ich ertrug es, so demüthigend es mir auch vorkam: denn sie erklärte sich zugleich, daß morgen, wenn ich wollte, unsre Verbindung durch Priestershand geschlossen werden könnte. Kein Glück gieng über das meinige! Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo der Priester kommen

ſollte. Er kam, verband uns; und ich gieng in die Brautkammer mit einer — Schwangern! Ich glaubte zu ſterben, als ſie mir mit der unerhörteſten Kaltblütigkeit dieſe Entdeckung machte, und ſich fürs erſte allen nähern Umgang verbath. Und das beſte war noch, daß ſie mir die Verheurathung mit ihr als ein übergroßes Glück vorſtellte! — „Welche Perſon, die in meiner Gage ſteht und meine Rollen ſpielt — ſagte ſie — wird ſich mit einem Akteur verbinden der nur noch Anfänger iſt, und lange Jahre arbeiten muß, eh' er zu größern Rollen gelangt?„ — Wie mir da eigentlich zu Muthe ward, das denke man ſich ſelbſt! — Und als das Kind kam, mußte ich noch obendrein meinen Namen hergeben!

So war denn alſo die Erfüllung aller meiner heiſſeſten Wünſche da! Ich war Schauſpieler, und hatte die liebenswürdigſte Aktrice zur Frau, hatte noch zum Uebermaas meines Glücks, ein junges Söhnlein, das, wie die Mutter ſagte, ſeinem Vater wie aus den Augen geſchnitten war; und der Vater war bald Baron, bald Reichsgraf, bald Reichsfürſt! Konnte es eine größere Ehre auf der Welt geben?

Ich gieng und hieng den Kopf. Meine Einbildungskraft hatte nun Zeit ſich mit den ſüſſen Scenen der Vergangenheit zu beſchäftigen; denn meine Bedientenrollen machten mir wenig Mühe, ſo wenig wie meine Frau, die ſo billig war von mir keinen Zeitvertreib

vertreib zu verlangen. Es wimmelte immerfort an ihrer Toilette von jungen Herren — die mir alle ſehr wohl gefielen.

Dieſer ganze Zeitraum meines Lebens war ein immerwährendes Ach! Ich kam meiner Frau ſehr abſurd vor. Wie ſie mir vorkam — das verſchloß ich in mein Innres. Mein ganzes Weſen nahm eine Bitterkeit an die mir alle Lebenskräfte ausſog. Ich hielt die Ketten, die mich an meinen gegenwärtigen Zuſtand feſſelten, für unzerbrechlich und — ſonderbar! — beſchäftigte mich mit Ausſichten und Träumen über ein künftiges, ewiges Leben!

Aber ich kam bald wieder zur wirklichen Welt herab. Es gefiel meiner Frau mit einem Edelmanne auf ſeine Güter zu ziehen und ſeine Beyſchläferin zu werden. Ich härmte mich nicht darüber, ſo wenig als ſie ſich mag gehärmt haben. Auf einmal ſchien mir eine neue Sonne; ich war wieder frey wie vorher. Sogleich verließ ich Hannover, und ſetzte meinen Stab weiter. Anfangs hatte ich gar keinen Plan was ich von nun an für einen Stand ergreifen wollte. Ich wollte nur blos eine ſo angenehme Wanderung antreten, wie die vor einigen Jahren nach Hamburg: und dieſes Glück wurde mir in vollem Maße zu Theil. Ich mußte mehr hungern als damals, und meine Einbildung machte mich jezt ſchon nicht mehr ſo ſatt als in meinen frühern Jahren.

Man

Man iſt gegen einen geſunden, ausgewachſenen Mann nicht ſo mitleidig, als gegen einen Knaben.

Ich wande mich nach Berlin. Hier fühlte ich bald daß ich irgend eine Handthierung würde ergreifen müſſen, denn das Feuer brannte mir auf den Nägeln. Ich meldete mich bey dem daſigen Theater, man wollte mich nicht. Ich ſchlug an alle öffentliche Oerter Zettel an und erbot mich, Information in Sprachen, Geſchichte und Geographie zu geben: niemand verlangte mich! Ich both mich in einigen groſſen Häuſern zum Laquaien an: aber ich konnte nicht friſiren und raſiren. Eine Collekte, die man unter den Schauſpielern für mich geſammmlet hatte, war bis auf einige Groſchen aufgezehrt. Welch ein Zuſtand, wenn ich meine wohlthätige Phantaſie nicht gehabt hätte!

Einmal gieng ich in Gedanken verloren vors Thor. Es war in der Exercierzeit. Auf einmal kam das Regiment Ziethen angeſprengt. Da leibte und lebte alles! Die Huſaren waren ſo ſchön gepuzt, die Pferdchens ſo munter, ſo luſtig! Meine Einbildungskraft that ihre Pflicht. „Wenn's Krieg giebt — raunte ſie mir ins Ohr — iſt unter den Huſaren ſtarkes Avancement!„ Die ſchönen gepuzten Officiers gefielen mir. Ich gieng und meldete mich als Rekrut. Man nahm mich mit beyden Händen auf, und in wenig Minuten hatte ich das Glück, in ſolch einem glatten

Jäck-

Jäckchen zu ſtecken, die mir vorhin ſo ſehr gefallen hatten. Aber — ich mußte Pferde füttern, ſtriegeln und bürſten; mein Korporal war ein ſehr unſanfter Mann, der mich nicht mit Güte im Reiten und Exerciren unterrichtete. Mein neuer Stand ward mir bald zur Laſt: und Krieg wollte auch nicht einbrechen; mithin hinkte es mit dem Avancement. Nun wünſcht' ich wieder in Amſterdam, oder in Göttingen und Hannover zu ſeyn. Nun wünſchte ich zu wiſſen, was meine Frau mache? Was hatte ich nicht alles zu wünſchen!

Ich war jezt in einem Kefige von dickem Drath geflochten. Hindurch ſehen konnte ich, aber nicht herausgehn. Indeſſen ward es noch ſchlimmer: man ſagte mir ins Geſicht, ich ſey ein ſchlechter Huſar, und verkaufte mich unter das Regiment Anhalt nach Halle. Jezt komme ich auf den Zuſtand meines Lebens, der mich endlich meiner Phantaſie Meiſter machte. Ich blieb vierzehn Jahr in Halle eingeſperrt, und darf ſagen, daß ich nicht weiß wie die Gegend um dieſe Stadt ausſieht. Ich war in ihre Ringmauern verſchloſſen, und durfte keinen Schritt aus dem Thore, auſſer wenn ich mit dem Regiment ausmarſchirte, um zu exerciren. Ein trauriges unglückliches Leben, und um ſo bittrer, da ich es mir ſelbſt zu danken hatte! Von hier aus ſchrieb ich an meinen Vater. Die Antwort, die ich von ihm erhielt, habe ich zum ewi-

gen

gen Andenken aufbewahrt. Ich kann ſie jezt noch nicht ohne Thränen leſen. Er ſchloß einiges Geld bey; und von nun an ward meine Lage um ein Großes erträglicher; aber es konnte auch nicht fehlen, daß meine Einbildungskraft von neuem einen Schwung bekam. Dieſes mal that ſie mir die beſten Dienſte, denn ſie half mir auf Mittel ſinnen, aus meinem Gefängnis zu entlaufen. Mein Hauptmann kannte mich gegen vierzehn Jahr als einen guten Soldaten, und gab mir immer mehr Vertrauen. Er nahm mich zu ſeinen Kindern, um ihnen Information zu geben. Ich gieng mit ihnen in der Stadt umher, aber aus dem Thore durfte ich nicht. Die Kinder waren ſehr an mich gewöhnt, und wünſchten mich auch bey ſich zu haben, wenn ſie aus der Stadt gefahrt wurden. Sie baten einmal ihren Vater ſo lange, daß er mir einen Thorpaß gab, und mir erlaubte, ſie aus der Stadt zu führen. „Nun, Kamerad, — ſagt' er zu mir, als wir giengen — ſieh' zu, daß meine Kinder nicht zu Schaden kommen: um fünf Uhr erwarte ich euch zurück!„ Wir giengen. Eine halbe Stunde von Halle geht der Sächſiſche Boden an: konnt' ich der Verſuchung widerſtehen? Wie wird ſich mein Vater freuen — dachte ich — wenn du ihn ſo auf einmal überraſcheſt. In dieſen Gedanken verdoppelte ich meine Schritte, und ſobald ich in dem erſten ſächſiſchen Dorfe war, ſagte ich zu meinen Kleinen: lebt wohl, Kinderchen, kommt gut nach Hauſe. Auf

einmal

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Elo-Hauſe.)

Gaunt, der krank herein getragen wird; mit dem Herzog von York.

Gaunt.

Will der König kommen, daß ich meinen letzten Athem in heilſamem Rath für ſeine noch verbeſſerliche Jugend aushauchen kan?

York.

Plaget euch ſelbſt nicht, und verſchwendet nicht ſo die wenige Kräfte, die ihr noch übrig habt; ſein Ohr iſt vor allem guten Rath verſchloſſen.

Gaunt.

Aber man ſagt doch, daß die Zungen ſterbender Menſchen, gleich der zauberiſchen Harmonie zur Aufmerkſamkeit nöthigen; ſparſame Worte werden ſelten vergebens aufgewandt, denn diejenigen ſagen die Wahrheit, die ihre Worte mit Schmerzen athmen müſſen. Einer, der bald aufhören wird zu reden, wird eher gehört, als diejenigen, denen Jugend und Wohlauſeyn erlauben, ſich in Worte zu ergieſſen.

Man

einmal verſchwand ich, und ließ ſie allein. Bey dem letzten Bayeriſchen Kriege habe ich einen von ihnen als Fähndrich geſprochen.

So war ich denn wieder auf dem Boden meines Vaterlandes. Ich marſchierte Tag und Nacht, und kam noch grade zur rechten Zeit, um meinem Vater die Augen zuzudrücken. Er ſahe mich an und verſchied. Sein Gütchen fiel mir zu, und nun halte ich Raſttag. Ich bin nun 60 Jahr alt, und denke hier zu ſterben. Ich ſehe ſehr klar ein, daß ich meiner Einbildungskraft alle meine Unfälle zu dancken habe, und daß ich, ſo lange ich ſie herrſchen ließ, nicht die beſten Wege zur Ruhe betrat: und doch, lieber Freund, hab' ich ſie noch nicht ſo ganz am Zügel. Da mich das närriſche Ding, nicht mehr auf der Erde umher jagen kann, hebt ſie mich zum Himmel, und berauſcht mich mit dem Anblik von Freuden, die kein menſchliches Auge geſehn hat — und das iſt doch wohl der beſte Dienſt den ſie mir thun konnte?

S—z.

VI.

Das Narren- und Eſelsfeſt.

Ein Beytrag zur Geſchichte der Sitten und Gebräuche.

Das Narrenfeſt war vor Zeiten eins der größten Feſte in Frankreich, welches in allen Haupt- und klei-

kleinern Kirchen, mit der ärgerlichsten Ausgelassenheit gefeyert wurde. Es fiel gerade auf das Fest der Beschneidung, welches damals noch nicht der Neujahrs-Tag war; man fieng aber schon vom Stephans-Tage die löblichen Verbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas Sitten und Geist der damaligen Zeiten in ein helleres Licht setzen, als das Rituale dieser Saturnalien. Hier ist es.

Zuerst wählten die Priester Einen unter sich zum Narren-Bischoffe, dem sie den völligen Bischoffs-Staat anlegten, und ihn dann mit großem Pomp in die Kirche führten, wo er mit der Insel auf dem Haupte und dem Bischoffs-Stabe in der Hand, Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm, in der Kirche selbst, ein groſses Gastmahl aufgetragen, wobey es dann bügelhoch unter den geistlichen Herren hergieng. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief.

In der Vesper gabs den zweyten, nicht minder saubern, Act der Farce. Die niedere Clerisey nemlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chor. Wenn es nun in dem Magnificat an den Versickel kam: *depoſuit potentes de ſede &c.* er hat die Mächtigen vom Sitze gestürzt und die Niedern darauf erhoben: da gieng der Lerm aufs neue an. Man wiederholte den Versickel wohl funfzehn bis

zwan-

zwanzigmal mit so unsinnigem Geschrey und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein wahres Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper masquirte sich alles. Der Herr Narren-Bischoff wurde nun auf einen Wagen gesetzt und im Triumf durch alle Gassen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabey die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer, und trieben tausend Stocknarren-Streiche den Pöbel zu amüsiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Carls des VII. Regierung in vollem Gange; so viel sich auch der Römische Stuhl und rechtschaffene Prälaten Mühe gaben sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das dem Geiste jenes Jahrhunderts der Brutalität nicht minder Ehre macht. Es wurde folgendergestalt gefeyert. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig an, setzte eine junge Dirne drauf, und führte sie und ihn in diesem Aufzuge mit großer Ceremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fieng der Priester, wenn er sich zum Volke umkehrete, statt seinem gewöhnlichen Dominus vobiscum, aus vollem Halse an zu yänen, ya! ya! ya! und der ganze Chor äntwortete drauf aus vollem Halse: ya! ya! ya!

Ainsi s'amusoient nos bons ayeux! sagt der ehrliche Franzose, dem ich diese Kirchenanekdote nacherzähle.

VII.

Ueber den Werth der Anekdoten.

Ich definire mir Anekdote so, daß sie eine charakterisirende Herzens- oder Geistesäusserung einer Person enthalte. Es giebt also zweyerley Arten von Anekdoten: eine sucht den sittlichen Charakter, die andere den Geist und Verstand einer Person zu schildern.

Zu was mögen wohl Anekdoten gut seyn? Zur Unterhaltung? Nachdem unser, ewige Veränderungen liebender, Geschmack beynahe alle litterarischen Vergnügungsarten durchgekostet hat, so mußte freylich auch die Reihe an die Anekdoten kommen. Wenn sie nur immer amüsirten, wie ein Feenmährchen, ohne weiter zu schaden, so verdienten sie noch wohl einen Plaz im Gebiethe der schönen Wissenschaften. Allein sie zeichnen uns keine Gegenstände der idealischen Welt, erzählen von wirklichen, und wenn sie öffentlich gedruckt werden, von wichtigen Personen, und in dieser Rücksicht verdienen sie wohl, daß man über ihre Natur und ihren Werth etwas sage.

Temperament, Stimmung des gegenwärtigen Augenblickes, und Ausbildung oder Verdorbenheit erzeugen, wie bekannt, alle unsere Handlungen, sie seyen nun gut oder böse.

Die liebenswürdigsten Temperamentstugenden können mit einer lasterhaften Seele in Einem Körper zugleich wohnen. Ein Mann, beurtheilt nach einer jene Eigenschaften schildernden Anekdote, erscheint gut und edel, ohne es wahrhaft zu seyn. Auch der Wüthrich kann nach einem Freudenmahle am wallenden Busen einer reitzenden Buhlerin gütig und gerecht seyn. Ist er darum tugendhaft? Wir werden ihn dafür halten, wenn wir ihn nach einer solchen oder mehrern unter ähnlichen Umständen entlockten Handlungen beurtheilen. Sein ganzer Edelsinn ist Behaglichkeit.

Der Regent eilt einem Menschen, den er vor seinen Augen verunglücken sieht, zu Hülfe. Was beweißt seine Eile? Anlagen zur Herzensgüte — noch nicht sicheres, unzerstörbares Menschlichkeitsgefühl. Der aus ehrgeitzigen Absichten Tausende seiner Unterthanen dem Tod' entgegenführt, und mit ihrem strömenden Blute tausend Wittwen und Waisen machen kann, der ist noch nicht edel, und wenn er auch hundert Bedrängten aufhilft. Er bleibt immer — viel zugegeben — halb Vater seines Volks und halb Tyran.

Hingegen geschiehts nicht oft, daß Laune und Unmuth, die sich aus tausend Umständen im Rechtschaffenen erzeugen können, ohne daß sie ihm anzurechnen sind; geschieht's nicht oft, frag ich Jeden,

daß dieſe menſchenfeindlichen Empfindungen ihn zu einer That überraſchen, die er bereits in der folgenden Viertelſtunde, manchmal ein Paar Minuten gleich hernach, wieder bereut. Beſchämt und gerührt ſagt er alsdann zu ſich ſelbſt: was hab ich gethan? wie war mir? Und — dieſe That oder Rede der Ueberraſchung ergriffen und als Anekdote ausposaunt, wie kann ſie ein Leben voll thätiger Tugend brandmarken und kränkende Thränen dem Verſchrieenen erpreſſen!

Unter die unzähligen Widerſprüche im Menſchen gehört auch dies, daß er Wahrheiten in ihrer Evidenz anerkennt, ohne darnach ſich zu richten, zu denken, zu handeln. Alles was ich geſagt habe enthält allgemein bekannte und alltägliche Wahrheiten. Die daraus zu ziehende Schlußfolge, daß Anekdoten ſehr unſichere Kennzeichen eines Charakters ſind, wird nicht leicht jemand widerſprechen: indeſſen wird doch alle Tage nach Anekdoten geurtheilt, und noch nie als jezt wurde ſo gefliſſentlich darauf Jagd gemacht. Nur der unzertrennliche Gefährte und Vertraute einer Perſon kann ſie in einzelnen Zügen wahrhaft darſtellen: und wie ſelten legitimirt ſich der Anekdotenſchreiber in dieſer Qualität? Drum wehe dem Manne, der wichtig genug iſt, Stof zu öffentlichen Erzählungen und Schilderungen abgeben zu können! Er darf in unſern Tagen jeden ſeiner Schritte doppelt vorſichtig meſſen und ſeine Worte ängſtlich wägen. Und euch

ihr

ihr wahrhaft guten Fürſten bedaure ich, daß ihr euch um jede menſchliche That zu Göttern erhoben ſehen müßt. Wie müſſen euch die blasphemiſchen Lobeserhebungen gunſtbuhlender Schmeichler niederſchlagen, wie müſſen ſie euch über ſie und den größern Haufen dieſer ſublunariſchen Erdbewohner erröthen machen!

Anekdoten die den Verſtand und Witz einer Perſon erproben ſollen, ſind zuverläſſiger, obwohl nicht allezeit entſcheidend. Der Einfältige ſagt manchmal, wie Kinder, einen guten Einfall heraus; und der Mann voll Verſtand und Geiſt hat, leider! auch ſeine dumpfen Augenblicke. Zu Bonmots und guten Repliken gehört Witz; aber auch Gegenwart des Geiſtes und Bekanntſchaft mit der Welt, oder wenigſtens eine gute Doſis Präſumtion von ſich ſelbſt. Der geſcheideſte Kopf, eben darum beſcheidner als andre, weil er weiter ſieht, zeigt ſich, wenn er iſolirt zu leben gewohnt iſt, in einem ungewohnten-Geſellſchaftskreiſe, in einer für ihn ganz neuen Situation, öft wo nicht albern, doch ſchwach.

Mehrere geiſtvolle Anekdoten von einem Manne verrathen immer eine gute Partie Wiz; und geſetzt man würde im erſtern Falle getäuſcht, es wäre mehr hinter dem Manne, als ſich nach mancherley Erzählungen von ihm erwarten ließe: Täuſchung am Verſtande eines Menſchen iſt nicht ſo ſchädlich als die

an ſeinem Herzen. Tauſend ſollen mich lieber für einen Dummkopf als einer von ihnen für einen böſen Menſchen halten.

A. C. K.

VIII.

Litterariſche Fabeln.

Aus dem Spaniſchen des Don Tomas de Yriarte.

Dieſe Fabeln welche zuerſt 1782. zu Madrid erſchienen, ſind in doppelter Rückſicht merkwürdig; erſtlich weil ſie die erſten Spaniſchen eigentlichen Fabeln oder Apologen ſind; zweytens, weil ſie einen ganz beſtimmten Zweck haben, und zuſammen ein Ganzes, einen Catechiſmus für Schriftſteller und Leſer, ausmachen. Ueberdies ſind ſie auch ohnſtreitig eins der beſten, wo nicht das beſte poetiſche Product, was die Steppen der neuern Spaniſchen Litteratur ſeit langer Zeit lieferten.

Ihr Verfaſſer, Don Tomas de Yriarte, ein junger Mann und vortreflicher Kopf, iſt in der Staatskanzley bey den auswärtigen Geſchäften zu Madrid angeſtellt. Er war ein Neffe und Zögling des vor kurzem verſtorbenen gelehrten Königl. Bibliothekars,

Don

Don Juan de Yriarte, deſſen litterariſche Arbeiten auch bey uns bekannt genug ſind.

Unſer Dichter hat ſich die große Mühe gegeben, dieſe ſieben und ſechzig litterariſche Fabeln in vierzig verſchiedenen ächt-ſpaniſchen Metris zu verſifiziren, um auch dadurch jungen Dichtern proſodiſche Modelle zu liefern; obgleich ich bekennen muß, daß dies gerade nicht der glücklichſte Einfall war den er hatte; denn er legte ſeiner Muſe dadurch ſo höchſtbeſchwerliche Feſſeln an, daß, ſo leicht und Sylphidenhaft ſie auch oft in manchem glücklichen Versbaue dahin tanzt, ſie doch unter manchem wie ein Laſtträger keucht.

Auſſer dieſen Fabeln hat Tomas Yriarte, ſo viel ich weiß, noch ein Gedicht über die Muſik, das vielen Beyfall erhalten, und eine Ueberſetzung von Horazens Dichtkunſt mit Anmerkungen, geliefert. Ich kenne kein ausländiſches Journal das der Litterariſchen Fabeln gedacht hätte, auſſer das Londner Univerſal-Magazine, welches im April und May 1783. einige davon überſetzt lieferte; und bringe hierdurch einem meiner Freunde zu Wien, von dem ich dies angenehme litterariſche Geſchenk erhielt, öffentlich meinen Dank.

Erſte Fabel.

Der Elephant und die andern Thiere.

Als Prolog.

Vorzeiten, da die Thiere noch ihr eignes Rothwälſch ſprachen, bemerkte einmal der weiſe Elephant, daß gewaltige Mißbräuche und Sittenloſigkeit unter ihnen herrſchten. Er nahm ſich vor die große Reform zu machen, alle Fehler ihnen vorzuhalten, und berief ſie deshalb zuſammen. Die Thiere erſchienen. Er machte der Verſammlung ein höfliches Compliment mit dem Rüſſel, und begonn eine ſehr gelehrte Rede, die er mit Fleiß dazu auswendig gelernt hatte. Ueber eine Viertel Stunde lang nahm er tauſend Laſter und lächerliche Thorheiten durch. Schädliche Faulheit, windige Prahlerey, ſtolze Unwiſſenheit, boshaften Neid, und tauſend Fehler mehr traf ſein ſtrenger Tadel.

Das ſchuldloſe Lamm, die reine Taube, der treue Hund, die kunſtreiche Biene, das gehorſame Roß, die thätige Ameiſe, der liederreiche Stieglitz, der unſchädliche Schmetterling, hörten mit Vergnügen ſeine Vermahnungen, und lauſchten mit offnem Munde auf ſeinen guten Rath.

Aber kein geringer Theil der Verſammlung konnte ſo viel Wahrheit nicht ertragen. Der Tyger und der

raub-

Man giebt mehr auf der Menſchen Ende acht, als auf ihr Leben; wie die Sonne nie mit mehr Vergnügen beſchaut wird, als wenn ſie untergeht, und an einer Muſik nichts aufmerkſamer macht als der Schluß. Ob Richard gleich die Räthe nicht hören wollte, die ich ihm in meinem Leben gab, ſo mag vielleicht der ernſte Ton des Todes ſein taubes Ohr durchdringen.

York.

Sein Ohr wird noch von andern Zaubertönen verſtopft, als von dem ſchmeichelnden Lobe ſeiner Regierung; überdas giebt es ausſchweiffende Geſellſchafter, deren vergiftete Reden das ungewahrſame Ohr der Jugend immer offen finden; Erzahlungen von Moden in dem ſtolzen Italien, deſſen Sitten unſre blöde, affenmäßige Nation, beſtändig auf eine plumpe Art nachahmet. Wo treibt die Welt irgend eine Eitelkeit hervor, (wenn ſie nur neu iſt, ſie mag ſo nichtswürdig ſeyn als ſie will,) die nicht augenblicklich in ſeine Ohren geſummſet wird? Wo der Wille, vom Wiz unterſtüzt, ſich wider die Vernunft empört, da kommt guter Rath allezeit zu ſpät; verſuch' es nicht, denenigen leiten zu wollen, der ſein eigner Wegweiſer ſeyn will; du würdeſt deinen Athem verliehren, und das iſt gerade was dir mangelt.

Gaunt.

Mich däucht, ich bin ein neubegeiſterter Prophet, und ſterbend weiſſage ich ſo von ihm. Seine raſche, ausgelaſſene, unbezähmte Jugendhize, kan nicht von langer Dauer ſeyn; ein heftiges Feuer brennt ſich bald ſelbſt aus. Sanfte

raubgierige Wolf fuhren hitzig gegen den Cenſor auf; die giftige Schlange ziſchte Verläumdungen; die Hummel, Weſpe, Bremſe und Fliege murrten heimlich, und ſumſten mistönend ihren Unwillen; die ſchädliche Heuſchrecke, die Raupe und die müſſige Grille machten ſich davon, um ihren Lobſpruch nicht mit anzuhören; die Wieſel verkroch ſich; der Fuchs machte ein ſcheinheilig Geſicht; und der unverſchämte Affe lachte laut und hämiſch über alles.

Der Elephant ſtund bey allen dieſen Ausbrüchen gelaſſen da, und beſchloß ſeine Rede alſo: „mein Tadel, Freunde, iſt für Alle; für keinen allein. Wer ihn fühlt, gebe ſich ſelbſt die Schuld; wer nicht, höre ihn ruhig an.

* * *

Leſet! meine Fabeln ſprechen mit tauſend Nationen, nicht mit Spanien allein. Fehler, nicht von heute, ſondern die es von je her in der Welt gab, ſind ihr Gegenſtand, nicht Männer von Werth. Wer Anwendungen macht, mag ſie auch verantworten.

Zweyte Fabel.

Der Seidenwurm und die Spinne.

Langſam ſpann ein Seidenwurm ſeine köſtliche Hülle, indeß eilfertig neben ihm die Spinne ihr Gewebe anzettelte. „Nu! ſprach ſie mit ſtolzem Hohnlachen zu ihm: was ſagt der Herr College zu mei-

nem Werke? Erſt heute morgen bey guter Zeit begann ichs, und ſicher wirds auch noch vor Mittag fertig. Seh er einmal; iſt's nicht ſo fein? ſo ſubtil? und ſo ſchön?„ — „Ja, ja! verſetzte der Seidenwurm nachläßig: Ew. Lbd. haben ganz recht; es wird auch darnach!

Dritte Fabel.

Der Bär, der Affe und das Schwein.

Ein ziemlich täppiſcher Tanzbär, mit dem ein armer Piemonteſer ſein täglich Brod verdiente, machte einmal ſeine Künſte und wollte damit groß thun. Nu? Wie gefällt's dem Herrn? fragte er den Affen, der zuſahe. Schlecht genug! ſprach der Affe; denn er war Kenner.

Sey nicht ungerecht! verſetzte der Bär. Sieh nur; hab ich nicht einen edlen Anſtand? und wie leicht und zierlich ſind nicht meine Schritte?

Ey bravo! braviſſimo! ſprach das Schwein das eben dazu kam; das geht herrlich, Herr Bruder! Keinen vortreflichern Tänzer hab' ich in meinem Leben geſehn als dich!

Beſchämt ſank der Bär nieder, und begann ganz demüthig: da der Affe mich tadelte, zweifelte ich noch: aber nun, da mich gar das Schwein lobt, ſeh' ich wohl daß ich elend tanzen muß.

* * * Mer-

Merken Sie doch den goldnen Spruch, Herr Autor!

„Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt
„So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
„Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält
„So iſt es Zeit ſie auszuſtreichen. *)

Vierte Fabel.

Die Biene und die Hummeln.

Einer wichtigen Sache wegen hielten die Hummeln einmal allgemeine Verſammlung und hohen Rath. Jede davon that verſchiedene Vorſchläge, ihren ewigen Müßigang zu bemänteln, und die ehrſame Zunft von dem ſchändenden Vorwurfe anderer Thiere zu befreyen. Die faulſte und dummſte von allen ſchlug ſogar vor, ſie wollten Honigwaben machen, ſo gut es nur gienge. Da aber Arbeiten ein ſaures Ding, und der ganze Schwarm noch unerfahren darin war, ſo wurde beſchloſſen, den mißlichen Verſuch vor der Hand zu unterlaſſen, und lieber ihre Ehre durch eine andere That zu retten. Sie flogen daher alle zu einem alten Bienenſtocke, holten da

*) Wer hat den Andern abgeſchrieben? Yriarte in dieſen zwey Zeilen

Si el ſabio no aprueba, malo!
Si el necio aplaude, peor!

unſern Gellert? oder Gellert den Yriarte?

da die Leiche einer in ihrem Leben sehr geschickten und fleißigen Arbeitsbiene ab, bestatteten sie mit ehrenvollsten Pompe zur Erde, und sumßten ihr unsterbliche Lobreden, wie fleissig und geschickt sie gewesen wäre, und was für süsses Honig und treffliches Wachs sie gemacht hätte!

Mit dieser That machten sie sich nun so breit und groß, daß eine Biene dem Unwesen nicht länger zusehen konnte. „Und das ist euer Machwerk alles? fieng sie verächtlich an. All' euer Sumsen ist nicht einen halben Tropfen Honig werth, das ich in der Stille mache.„

* * *

Wie mancher spielt den Gelehrten dadurch, daß er Andere die es waren sehr prunkhaft citirt! Aber macht er's auch wie sie?

Fünfte Fabel.

Die drey Papageyen.

Eine Dame bekam von San Domingo zwey Papageyen; und weil die Insel, wie bekannt, halb Französisch halb Spanisch ist, so sprach auch der eine schön und deutlich Französisch, und der andere Spanisch. Das Fräulein setzte beyde zusammen auf ihren Balcon. Nun gieng eine ärgere Sprachmengerey als weyland zu Babylon an, der Franzos nahm

vom

vom Spanier Worte, obgleich nicht viel, der Spanier deſto mehr vom Franzoſen; und ſie machten ſolch ein Fricaſſee von Franzöſiſch und Spaniſchen Fetzen zuſammen, daß am Ende keiner mehr weder eins noch das andere ſprechen konnte. Da das Ding zu arg wurde, that ſie die Gouvernante von einander. Der Franzos erholte ſich bald wieder, und vergaß die gelernten fremden Worte; der Spanier aber konnte ſein Rothwälſch nicht laſſen, und meynte wie ſchön er ſeine Mutterſprache damit aufſtutzte, wenn er ſein Futter halbfranzöſiſch forderte.

Auf dem Balcon gegenüber ſaß ein andrer grundgelehrter Papagey. Als der die Thorheiten hörte, fieng er aus vollem Halſe zu lachen an, und hielt ſich laut über unſern Sprachverderber auf. Schweig ſtill! fieng dieſer darauf an, als hätt' er jenem einen höchſtſchimpflichen Vorwurf zu machen — ſchweig ſtill! du biſt ja doch nur ein elender Puriſt!*) Jener verſetzte blos: es thäte mir leid, wenn ich dieſe Ehre nicht hätte!

* * *

Menſchen und Papageyen! Papageyen und Menſchen!

IX.

*) Die modernen Sprachmenger in Spanien brauchen Puriſta als ein Schimpfwort gegen rein ſprechende Caſtilianer.

IX.

Mittel

gegen die übeln Folgen der heurigen groſſen Ueberſchwemmungen in Rückſicht auf Geſundheit.

Auszug eines Briefs.

Paris, den 10ten April 1784.

Alle Zeitungen und Nachrichten die ich erhalte, ſagen mir, daß unſer Vaterland (Teutſchland) von den ungeheuren Ueberſchwemmungen nicht weniger, ja vielleicht noch mehr gelitten hat, als Frankreich. Die Geiſel iſt doppelt; denn die Fluthen riſſen weg und zertrümmerten was ihnen nicht wiederſtehen konnte, und in den Häuſern die ſtehen blieben, hinterlieſſen ſie durch die ſtockende Näſſe Saamen zu Krankheiten für Menſchen und Vieh. Hier iſt die ſtets wachſame Landes-Polizey wegen dieſer Folgen ſehr beſorgt, und ſucht ihnen durch Mittel und Anſtalten zuvorzukommen. Ein Beweis davon iſt folgende wichtige Schrift, die auf Befehl der Adminiſtration ſo eben erſcheint, und ich ihnen ſogleich bekannt mache, weil ſie in Teutſchland gewiß nicht minder Nuzzen ſtiften kann als hier. Sie hat den Titel:

Avis ſur les moyens de diminuer l'inſalubrité des habitations, qui ont eté expoſées aux inonda-

ondations, par Mr. *Cadet de Vaux*, Inſpecteur general des objets de ſalubrité &c. Imprimé et publié par ordre du Gouvernement; a Paris chez *Pierres*, imprimeur du Roi, 1784.

Der Controleur General hat den ſämmtlichen Intendanten in den Provinzen eine gewiſſe Anzahl von dieſem Avis auf Königl. Befehl zufertigen laſſen um ſie in den Orten, die durch die Ueberſchwemmungen gelitten hatten, auszutheilen.

Die darin nicht allein vorgeſchlagnen ſondern auch befohlnen — denn das Volk iſt immer ſorglos für die Erhaltung ſeiner Geſundheit — Mittel, die durchnäßten Gebäude ſo ſchleunig als nur möglich auszutrocknen, Menſchen und Vieh darinen geſund, und die Vorräthe an Lebensmitteln und Futter unverdorben zu erhalten, ſind überaus ſimpel und gut gewählt. Nur über eins davon — denn die andern übergehe ich als ſchon bekannt — muß ich Ihnen ein Paar Worte ſagen, weil es mir ganz neu und wichtig ſcheint; und das iſt das ſorgfältige Abwaſchen aller unter Waſſer geſtandnen Mauern und Theile eines Hauſes, worauf Hr. C. de Vaux vornemlich dringt. Leider! ſagt er, hat die Kunſt ihre Gränzen, und kann das was freye Luft und Zeit in ſolchen Fällen am beſten thut, nur ſehr ſchwer erſezzen; aber jenen zu Hülfe kommen kann ſie doch, und durch Beſchleunigung ihrer Wirkungen Unglück verhüten.

hüten. Die Beſchaffenheit des Grund und Bodens, der Baumaterialien, und ſelbſt der Lage der Häuſer tragen unglaublich viel dazu bey die Feuchtigkeit lange darin zu erhalten und ſie höchſt ungeſund zu machen. Das Waſſer läßt in den Gebäuden, wo es geſtanden, nach dem Ablaufen, eine ſchleimichte Feuchtigkeit zurück, die gar bald eine Art von Schimmel erzeugt, und die in den Mauern ſteckende Feuchtigkeit immer auf ihre Oberfläche herauszieht, mephitiſche Dämpfe entweder ſelbſt macht, oder ihnen doch, da ſie im Frühlinge ohnedies gern aus der Erde hervorbrechen, zum Leiter dienet. Einen ohnedies feuchten Ort abwaſchen zu laſſen, um ihn auszutrocknen, klingt, ich geſteh es gerne, ſonderbar; und doch beſtätigt die Erfahrung, daß Abwaſchen mit reinem klaren Waſſer das einzige Mittel iſt, wodurch man ſolche Orte austrocknen kann; denn reines Waſſer verdunſtet, allein dieſe ſchleimige Feuchtigkeit verdunſtet nicht, und muß daher mit Waſſer aufgelößt und weggeſchafft werden. Dies Abwaſchen iſt in den Parterre-Etagen oder Rez-de-chauſſées ſelbſt nöthiger als in den Souſterrains und Kellern; denn dieſe Feuchtigkeit iſt dort weit ſchädlicher als in letztern. Sie hat nemlich die beſondere Eigenſchaft, daß ſie da vorzüglich die Füße und untern Theile des Leibes angreift, und darin eine kranke Trägheit, Erſtarren und ein Gefühl von Kälte verurſacht; und dieſe Kälte iſt durch den Thermometer faſt gar nicht merkbar ꝛc.

Kurz es iſt für alle Orte, die durch die letzten Ueberſchwemmungen litten, eine höchſtwichtige Schrift, auf die ich Sie aufmerkſam machen muß ꝛc.

Erden-Schlummer.

Erhaben und still. Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

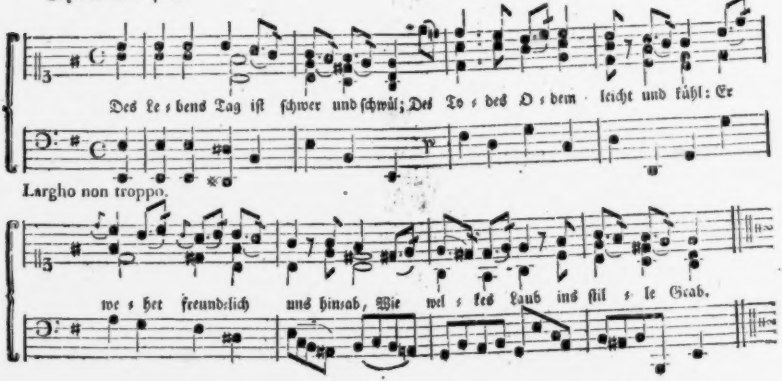

Es scheint der Mond, es fällt der Thau,
Aufs Grab, wie auf die Blumen-Au;
Auch fällt der Freunde Thrän' hinein,
Erhellt von sanftem Hofnungs-Schein.

Uns sammlet alle, Klein und Groß,
Die Mutter Erd' in ihren Schoos.
O! sähn wir ihr ins Angesicht;
Wir scheuten ihren Busen nicht.

Regen dauren lange, plözliche Stürme gehen bald vorüber; der wird bald müde, der anfangs die Sporren zu ſtark gebraucht; und wer allzugierig ißt, hat am bäldeſten genug. Leichtſinnige Eitelkeit, nachdem ſie wie ein nacrſättlicher Vielfraß alle ihre Mittel verzehrt hat, wird bald gezwungen, ſich ſelbſt aufzuzehren. Dieſer glorreiche Königs-Thron, dieſe bezepterte Inſel, dieſes majeſtätiſche Land, dieſer Siz des Kriegs-Gottes, dieſes andre Eden, dieſes feſte Caſtell, das die Natur für ſich ſelbſt aufgeworfen hat, um ſich vor fremder Anſteckung und feindſeligem Anfall zu ſichern, dieſer edle Stamm von Menſchen, dieſer in die Silber-See eingefaßte Edelſtein, dieſer kleine Inbegriff der Welt, dem der umgebende Ocean für eine Mauer, oder für einen beſchuzenden Graben gegen den Neid nicht ſo glükſeliger Länder dient; dieſe Mutter und Säugerin königlicher Helden, welche ihr Vaterland furchtbar, ihre Geburt erlaucht, und ihre Thaten ruhmwürdig machen, wegen ihres chriſtlichen Eifers und ihrer ritterlichen Tapferkeit ſo weit berühmt, als das Grab des Welt-Erlöſers, in dem verſtokten Judenlande von uns entfernt iſt; dieſes edle, würdige, theure Land, von dem glänzenden Ruhm ſeiner Söhne uber alle andre emporgehoben, iſt nun ausgemiethet, (ich ſterbe, da ich es ausſpreche) wie ein Pachthof oder Baurengut ausgepachtet! England, von der triumphierenden See umwunden, deren felſichtes Ufer den neidiſchen Siz des wäßrichten Neptuns zurükſchlägt, iſt auf eine ſchändliche Art in Feſſeln von Pergament geworfen, und die Beſiegerin andrer Völker hat eine ſchaamvolle Eroberung von ſich

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
April 1784.

I. Neue Bücher.

1) Journal von und für Teutſchland. Erſtes Stück. 410. 88 Seiten.

Hiermit beginnt Hr. Kanzley-Director Böcking ſeine Journaliſtiſche Laufbahn, zu welcher wir ihm immer gleichen Muth, Kräfte und thätige Unterſtützung unſers Publikums wünſchen. Sein Vorrath iſt reich und mannichfaltig, und wir glauben dieſem Journale die beſte Empfehlung durch die bloſe Anzeige des Innhalts dieſes 1ſten Stücks mitgeben zu können. Hier iſt er. Vorbericht. I. Briefwechſel zwiſchen dem Fürſten von H— B— und dem Freyherrn von M— B— II. Handſchriften; a) Des Hrn. von Lengefelds hinterlaſſene Forſtſchriften; b) von Drachenfteins Gedichte; c) Polyd. Nemeſii Carmina latina et graeca. III. Nachricht von den Heßiſchen Sammt Hoſpitalien, beſonders dem Kloſter Marxhauſen. IV. Vermählung des Kurfürſten Gebhards von Cölln; V. Concubinat eines katholiſchen Geiſtlichen. VI. Danzigs Handel. VII. Fragment zur Geſchichte der veneriſchen Krankheit. VIII. Litterariſches Surplement. IX. Ablaß und Andacht der Erz-Bruderſchaft des Hochwürdigſten Sakrament des Altars, am heil. Grün-Donnerſtag (zu Maynz.) X. Anfragen. XI. Homers Ilias, überſetzt von Bürger; Vorbericht und 1ſter Geſang. XII. Charakteriſti-

ſche Ideen. XIII. Auszüge aus Briefen. XIV. Ankündigungen. XV. Edickte, Waaren-Verbothe, und Preiß-Courranten. XVI. Preiß-Aufgaben. XVII. Heyrathen, Geburten, Todesfälle, Beförderungen. XVIII. Concurſe. XIX. Theater. XX. Getraide-Preiſe. XXI. Hiſtoriſche Chronick; nebſt einem Kupfer, den Eingang der Baumannshöhle vorſtellend, und einer Sing-Compoſition.

2) Freymüthige Betrachtungen über das Chriſtenthum. Zweyte ſehr vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Berlin 1782, bey C. F. Himburg. 432. S. 8.

Unſtreitig gehört dieſes Buch in die Klaſſe derer, die verdienen von dem großen Haufſen geſchieden und mit Aufmerkſamkeit, aber auch mit einem von Vorurtheilen freyem, Geiſte geprüft zu werden. Die Vieldeutigkeit kirchlicher Lehrmeynungen, welche bey der Freyheit im Denken und Schreiben nothwendig immer mehr überhandnehmen und unaufhörlich neue Verwirrung hervorbringen muß, wobey alle Gewißheit und Ueberzeugung endlich verſchwindet und die Religion ſelbſt verdrungen wird, kann nicht anders ihrer ſchädlichen Wirkungen beraubt werden als dadurch, daß dieſe Dogmen nach ihrem innern Gehalt gerüft, gleichſam durch eine chemiſche Operation in ihre urſprünglichen Beſtandtheile zerlegt und von den Schlacken menſchlichen Wahns befreyet werden, damit der reine Silberblick der Wahrheit, wenn er darin verborgen liegt, hervorſcheine. Der Verf. hat dieſen Verſuch unternommen, nicht eben als der erſte Anführer und Herold, aber mit einem Erfolge der beweiſet, daß er aus einem richtigen Geſichtspunkte die bearbeiteten Religionsgegenſtände überſchauet habe, und mit allen dazu erforderlichen Hülfsmitteln wohl verſehen geweſen ſey. Die unverkennbar lautere Abſicht nichts einzureiſſen was

Grund und Boden-feſte iſt, ſondern vielmehr aufzubauen, und treulich anzuzeigen, was ihm an den kirchlichen Lehrgebäuden ſchadhaft zu ſeyn dünkt; auch der freymüthige und kalte Ton des Vortrags, der ſich immer in den Schranken einer vernünftigen Unterſuchung erhält, ohne Nachhall von Zelotiſmus oder Sybtterey, gegen irgend einen Lehrſatz, laſſen vermuthen, daß die ſtrengſten Eiferer für das Ritual ihrer Meinungen, wenn ſie auch dem Verfaſſer nicht beyſtimmen, dieſen Betrachtungen dennoch werden Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nach einem vorläufigen Dialog ſtatt der Vorrede, der für den Leſer doch nicht ganz das iſt was er ſeyn könnte, folgen in funfzehn Abſchnitten die Betrachtungen ſelbſt, über die wichtigſten Gegenſtände des Chriſtenthums, z. B. über den Endzweck der Chriſtus Religion, über den Urſprung der Partheyen, Sekten und Kirchen, über die Lehre von Gott, Chriſto und dem heiligen Geiſt, über kirchliche Autorität, Proteſtantiſmus u. ſ. w. Am Schluſſe dieſer Hiſtoriſch-Kritiſchen Unterſuchungen iſt jedesmal das Reſultat derſelben beygefügt, welches zu adoptiren auch ein ängſtliches Gewiſſen kein Bedenken finden kann: ſo wie die Orthodoxie vermuthlich nichts dagegen einzuwenden haben wird, daß der Verf. bey den ſo ſehr von einander abweichenden Lehrformen, unter welchen dennoch jedem Vernünftig-denkenden die Wahl derjenigen unbenommen bleibt, bey welchen er die meiſte Beruhigung zu finden glaubt, die Hauptſumma des Gebotes, Liebe von reinem Herzen, für den weſentlichſten Beſtandtheil des Chriſtenthums erkläret.

3) Abriß der Gelehrſamkeit, für encyklopädiſche Vorleſungen, von Chriſtian Heinrich Schmid, Profeſſor zu Gießen. Berlin 1783. bey C. F. Himburg. 484 S. 8.

In zweyhundert und zehn Artickeln liefert der Verf. den Innbegriff aller Wiſſenſchaften, ſo viel ihrer gegenwärtig im Reiche der Gelehrſamkeit anzubar ſind. Bey der erſten Ueberſicht möchte es wunderbar ſcheinen, daß der encyklopädiſche Baum ſeit fünf und zwanzig Jahren, da Sulzer die letzte Hand an ſeinen kurzen Begriff der Wiſſenſchaften legte, einen ſo anſehnlichen Ueberwuchs getrieben, und ſich in ſo viel neue Zweige ausgebreitet habe; doch wenn man alle Knoſpen und Blüthen, und auch zuweilen einen dürren Aſt mitzählt, ſo ergiebt ſich nicht nur obige Zahl, ſondern ließe ſich durch pfropfen und einimpfen noch vermehren, wie ſich denn der Verf. dieſer Inokulationsmethode ſelbſt mit unter bedienet hat. Er bereichert die Wiſſenſchaften hier und da mit neuen Diſciplinen, die bisher nur als einzele beynahe unbemerckte Theile andern ſind untergeordnet worden, und denen vielleicht das Bürgerrecht in der gelehrten Republik noch nicht durfte zuerkannt werden: da ſie entweder nur einzelnen Gelehrten zum Studium gedienet haben, oder überhaupt noch nicht genugſam angebaut und in formam artis ſind gebracht worden. Wir nehmen dahin zum Beyſpiel Phoſſeanomik, Mimik, Dikaſtik, Heuriſtik, Ironik, u. a. m. Der beſtändige Fortſchritt der Wiſſenſchaften und die weitere Ausdehnung ihrer Gränzen machen es gleichwohl nothwendig, daß endlich dieſe unbehülfliche Maſſen zu bequemerer Ueberſicht in mehrere Theile zerfället, und nach dem Beyſpiel großer Dynaſtien in kleinere Sprengel getheilt, auch wohl in einer fruchtbaren Aue neue Pflanzſtädte angelegt werden. Die ſorgfältige Aufzählung wiſſenſchaftlicher Keime leiſtet wenigſtens Litterariſchen Initiaten den Vortheil, daß ſie auf dieſem neuen Zuwachs der Diſciplinen aufmerkſam gemacht werden, das Nützliche und Brauchbare daraus bedürfenden Falls mit erleichterter Mühe aufzuſuchen. Obgleich das Buch eigentlich zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmt iſt, und daher

der die Skizzen der ſo mannichfaltigen Disciplinen nur nach den Hauptzügen entworfen ſind: ſo ſind ſie doch charakteriſtiſch genug gezeichnet um mißbegierigen Leſern auch ohne weitere Beyhülfe eine richtige Idee davon beyzubringen; und überdies geben die bey iedem Artickel angeführten behufigen Schriften zureichende Nachweiſung zur weitern Belehrung. Kurz, es iſt ein guter litterariſcher Wegweiſer.

4) ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ. Platons Gaſtmahl. Ein Dialog, hin und wieder verbeſſert und mit kritiſchen Anmerkungen herausgegeben, von Fr. Aug. Wolf. Leipzig im Schwickertſchen Verlage. 1782. 14. B. 8.

Herr Rektor Wolf zu Oſterode, giebt hier den Freunden der griechiſchen Litteratur, Platons Gaſtmahl, mit empfehlender Autorbeſcheidenheit in die Hände, und hat durch ſeine ſorgfältige Bearbeitung dieſes glänzende Product des attiſchen Witzes ſo genau nach ihren Bedürfniſſen berechnet, daß ſie, bey einer ganz mäßigen Vorerkenntniß der Sprache, genugſamen Aufſchluß aller Feinheiten und mitunterlaufenden Schwierigkeiten dieſes berühmten Dialogs in den erläuternden Anmerkungen unter dem Texte vorfinden. Aus ſtatthaften Gründen, die in der Vorrede angeführet werden, rechtfertiget der Herausgeber die Wahl der teutſchen Sprache, deren er ſich in den Anmerkungen bedienet hat. Dem Texte ſind zwo Einleitungsſchriften vorgeſetzt, davon die erſte verſchiedene hiſtoriſche Umſtände dieſes platoniſchen Dialogs, die andere die Ueberſicht des Innhalts, beareift. Der Herausgeber macht Hoffnung, wenn die Aufnahme dieſer Arbeit nicht ganz ungünſtig ausfallen ſollte, und andere Umſtände ſein Vorhaben unterſtützen, nach eben dieſem Plan mehrere von den kleinern Dialogen, und in Zukunft vielleicht

die gröſsere Schrift über die Geſetze, die wahrſcheinlich das lezte Opfer war, das Plato im höhern Alter den philoſophiſchen Muſen brachte, heraus zu geben. Es iſt kein Zweifel, daſs das Publikum der erſten Bedingung Gnüge leiſten, und der Herausgeber dadurch eine Aufmunterung finden werde, Wort zu halten.

5) Ueber Staatsverfaſſung und Geſetzgebung. Berlin, bey Friedrich Maurer, 1782. 8. 236 S.

Meditationen, die mit hiſtoriſchen Bemerkungen durchwebt ſind, und zwar nicht eben neue hervorſtechende Gedanken enthalten, aber doch die angenommenen Grundſätze hin und wieder gut auf das accommodiren was in Teutſchland zu beſſern ſeyn möchte! Der beſcheidene ruhige Ton welchen Hr. Joachim Friedrich Weiſſenborn (der ſich unter der Zueignungsſchrift als Verfaſſer bekannt gemacht) durchgehends beybehalten, ſteht ihm und dem Gegenſtande ſeiner Abhandlungen recht gut an; wiewohl eine etwas ſtarke Schmeicheley S. 116. auffallen könnte. — Staatsverfaſſung, Regierungsform, Regenten, Deſpotie, Geſchäfte, Staatsbediente, Einkünfte, Kriegsſtand, Adel, Geiſtliche, Juden — ſind die Gegenſtände einzelner Abhandlungen; hernach wird über Geſetze, über die gegenwärtigen Rechte, ihre Erlernung, über Gerechtigkeitspflege und Schikane commentirt, und zum Schluſs Moſes, Drako, Solon, Lykurg und Juſtinian geſchildert. Einige Gedanken zeichnen wir noch aus. Nur ein Eremit ſoll ſicher entſcheiden können, welche Regierungsform die beſte ſey. Von der Tortur heiſst es: „Vor ihr ſchaudert die menſchliche Natur, und der Gedanke einen Unſchuldigen gepeinigt zu haben, kann weder dem Geſetzgeber, noch dem Richter die Ruhe zurücklaſſen.„ Die juriſtiſche Schikane wird mit der mediciniſchen verglichen, zum Nachtheil der leztern. Juſtinian wird unter den Geſetzgebern ſehr bey Ehren

ren gelaſſen. Der Codex und die Novellen ſollen die Folge ſeiner Einſicht und landesväterlichen Vorſorge und die geſetzgebende Klugheit dabey Leiterin geweſen ſeyn ꝛc.

6) Wichtige Entdeckungen und Beyträge zur Seelenlehre, und zur menſchlichen Sprache von Samuel Heinike, Director des Churfürſtl. Sächſiſchen Inſtituts für Stumme, in Leipzig. Leipzig, 1784. 8. 152 Seiten.

In der Wiener Realzeitung hatte man behauptet, Herr H. leiſte in ſeiner bekannten Anſtalt mehr als De l'Epee, der ſich mit der Zeichenſprache begnüge, ſtatt daß Herr H. ſeine Stummen reden, und die Redenden verſtehen lehre. Hierwider lehnte ſich Herr Storck, K. K. Lehrer der Taubſtummen zu Wien in einer Nachricht ans Publikum auf, und wollte verſichern, daß die Ausſprache, die Herr H. die Taubſtummen lehre, ihren Verſtand nur ſehr wenig aufzuklären pflege. Herr H. zeigt in gegenwärtiger Briefförmigen Schrift, mit einem Nachdruck der nicht immer ohne Bitterkeit iſt, wie inconſequent, falſch und ſogar widerſprechend die Storkiſchen Behauptungen ſind. Dieſe Fehde giebt Anlaß, daß er durch viele aus der innerſten menſchlichen Natur geſchöpfte Gründe den Vorzug der Tonſprache vor der Schriftſprache, deren Zeichen doch nur Zeichen der Articulation ſind, bey Entſtummung der Taubſtummen umſtändlich darthut. Es folgen hierauf über die taſtende Denkart der Blinden zwey intereſſante Geſpräche mit Blindgebohrnen. Ferner hat Hr. H. über die Sprachtöne, ihre Verbindung und Mitwirkung im Sprechen ſich näher herausgelaſſen, und die von zwey Geiſtlichen zu Leipzig mit zwey Entſtummten vorgenommenen Examina hinzugeſetzt. Ueber ſein zu Eppendorf bey Hamburg ehedem betriebenes Inſtitut zu Unterricht der Taub-

und Stummgebohrnen haben die Herren Heneler, Reimarus, Büsch und Unger, zu seinem Vortheil ein visum reperrum ausgestellt, dessen Abdruck den Beschluß macht.

7) Leipzig, im Schwickertschen Verlage ohne Jahrzahl: Neue Kirchenmusik, bestehend in dem Drey und Zwanzigsten Psalm, mit vier Singstimmen, Orgel und einer willkührlichen Begleitung von verschiedenen Instrumenten, gesetzt von Justin Heinrich Knecht, Musik-Director in Biberach.

Der Herr Verfasser hat uns durch seine Komposition des Wechselgesanges der Mirjam und Debora, von seiner Stärke und gründlichen Kenntniß des harmonischen Satzes sowohl, als von dem Scharfsinn und der tiefen Empfindung, durch welche wahrer Ausdruck und Declamation hervorgebracht werden, schon Beweis genug gegeben; daß wir sein zweytes Werck als ein schätzbares musikalisches Product empfehlen können. Die Einleitung, worauf wir das Publikum hauptsächlich weisen, enthält viel wahres und Gründliches von der Nothwendigkeit der Verbesserung, und dem wahren Wesen der Kirchenmusik. Die Komposition dieses Psalms, nach Kramers Uebersetzung, ist in vier Stücke eingekleidet, wovon das erste, wie H. K. in der Einleitung sagt, dem in den ersten Strophen herrschenden angenehmen poetischen Bilde gemäß, im ländlichen Geschmacke gesetzt ist. Das zweyte Stück, dem strengen und gebundenen Kirchenstyl mehr entsprechend, ist im tempo fugato geschrieben, oder eine Art von einer Fuge der Nachahmung.

Das dritte ist nach dem Plane eines Rondo angelegt — So sanft und erquickend hier, Seite 37. Takt 4., bey den Worten: „Hier ruh ich gern, u. s. w.„ wegen der Verwandschaft der Töne, der Uebergang von g dur in a moll,

und

und alsdann in die Dominante von b iſt; ſo viel die ſchnelle Zurückführung S. 38. T. 2, 3, von dieſer Dominante mittelſt des verminderten Septimenaccords mit der verminderten Terz auf dem Subſemitonio Modi von e, in die Dominante von a, Einſicht in die Kunſt der Modulirung verräth; und ſo richtig dieſe Modulation an und für ſich iſt: ſo kömt ſie dem Recenſenten auf dieſer Stelle, wo der Gehalt der Worte hohe innigſte Entzückung gebiert, dennoch ein wenig hart vor. Recenſent würde, (ohne die geringſte Maaßgabe) von beſagter Dominante von b, durch den $\frac{6}{4}_{3}$ Accord von e, als der zwoten Verwechſelung der Töne des weſentlichen Septimenaccords auf der Dominante von d, erſtlich in d moll, von da in die Dominante von a, und nun, gleich dem Hrn. Verfaſſer, in a moll zurück modulirt, und dadurch jene Härte mit Vortheil vermieden haben.

Das Amen als das vierte, und lezte Stück, iſt eine Fuge im ſtrengen Verſtande, und gut durchgeführt. Es iſt aber, ohne dem H. K. im geringſten zu nahe treten zu wollen, noch anzumerken, daß der Abſchnitt S. 3. im 2ten Takte in der Baßſtimme, über den Worten: „weil mir nichts mangeln wird,„ wegen der harmoniſchen Folge, und weil man, um einer künſtlichen Imitation Willen, nicht vollkommenere natürliche Schönheiten bey Seite ſetzen darf, gegen die übrigen Stimmen ſchöner läuten würde, wenn ſtatt den zween lezten Achttheilénoten a, h, ein Viertel d ſtünde, oder, beſſer, die Sylbe man- bis auf die hier im Grunde liegende Dominante von G gezogen, und dann der folgenden Sylbe gein, und dem Worte wird, dieſer nehmliche Ton gegeben worden wäre.

Andere Verſehungen, die wider den Gang der reinen Harmonie laufen, und den übrigen Meiſterzügen dieſes Werks ganz widerſprechen, als S. 23, T. 5, 6, 7, 8, im

ſelbſt gemacht. (*) O! möchte dieſe Schmach mit meinem Leben ſich enden, wie glüklich wäre mein Tod!

Zweyte Scene.

König Richard, die Königin, Aumerle, Buſchy, Green, Bagot, Roß und Willoughby zu den Vorigen.

York.

Der König iſt gekommen; gehet ſanft mit ſeiner Jugend zu Werke; junge feurige Füllen, wenn ſie aufgebracht werden, raſen nur deſto mehr.

Königin.

Wie ſteht es um unſern edeln Oheim Lancaſter?

König Richard.

Wie ſteht's Mann? Was macht der alte Gaunt?

Gaunt.

O dieſer Name ſchikt ſich für meinen Zuſtand! (†) Ja wohl

(*) Was für eine Rede in dem Mund eines alten ſterbenden Prinzen, der ſich über Engbrüſtigkeit und kurzen Athem beklagt! Indeſſen war dieſes ſchulerhafte rhetoriſche Gewäſche, dieſe auf einander gehäuften, übel zuſammenpaßenden Metaphern, und dieſe abgemattenden Tautologien, der allgemeine Mode in unſers Autors Zeit.

(†) Alle dieſe Wortſpiele, die in dem Mund eines Testaments kindiſch waren, und in dem Mund eines Sterbenden unerträglich ſind, ſtammen ſich auf die Bedeutung des Namens Gaunt, der im Engliſchen ſo viel heißt als mager, abgezehrt, der nur noch Haut und Knochen hat.

Discant und Tenor, schreiben wie billig einem falsch geschriebenen Manuscript zu. Die Begleitung ist durchgehends schön; und die Wirkung im Ganzen genommen, kann nicht anders, als dem Endzwek gemäß seyn. Demnach wird ein Jeder, der Gefühl für Religion und für Herz-erhebende Musik hat, einer Fortsetzung dieser rühmlichen Arbeit mit Vergnügen entgegen sehen.

8) Dessau, in der Gelehrten Buchhandlung 1784. Sechs Sonaten, für das Clavier oder Forteplano, gesetzt von Markus Christfried Grosse, Organist zu Klosterbergen.

So sehr man auch in verschiedenen Journalen und Monatsschriften, die stärkere Anzahl der Subscribenten, als einen Beweis des Beifalls des Publikums, das die Producte doch allemal erst nach der Subscription erhalten kann, erklärt, so wenig können wir dem Herrn Grosse, bey seiner geringen Anzahl von Subscribenten, die Kenntniß des reinen Satzes, die Fähigkeit zur Entwerfung und Ausführung eines Plans, und die Kunst, dem Character des Claviers angemessene Sonaten im guten Geschmack zu setzen, absprechen. Wir wollen ihn daher vielmehr aufmuntern, und mit Vergnügen eine baldige Fortsetzung davon erwarten.

9) Lebensbeschreibungen der drey Schwedischen Reformatoren, des Kanzlers Lorenz Anderson, des Olaf Peterson, und des Lorenz Peterson, als ein Beytrag zur Schwedischen Reformations- und Bibelüberse tzungs-Geschichte, von D. Johann Adolph Schimmeier. Lübeck, 1783. bey Christian Gottfried Donatius, 188 S. in 4to.

Das

Das Leben dieſer Männer wird hauptſächlich nur in ſo fern beſchrieben, als es Beziehung und Einfluß auf die Kirchenverbeſſerung hatte. Lorenz Anderſon, oder Laurentius Andrä, wurde von Luthern ſelbſt dem König Guſtav empfohlen. Er überſetzte das N. T. gleich nachdem Luthers Ueberſetzung erſchienen war, die er, nach Herr S. Urtheil, übertroffen haben ſoll. Einer Staatsverſchwörung halber wurde er und Olof Peterſon, oder Olaus Petri, 1540. zum Tode verurtheilt. Sie kauften ſich mit Geld los. Olof Peterſon hatte Melanchthons und Luthers Unterricht und Vertrauen genoſſen. Sein jüngerer Bruder, Lorenz Peterſon oder Laurentius Andrä, war der erſte Evangeliſche Erzbiſchoff in Schweden. Die Guſtavianiſche Bibelüberſetzung hatte ihm viel zu danken, und bis auf ſeinen 1574. erfolgten Tod, ſetzte er ſeine Bemühungen fort, die Ueberſetzung vollkommener zu machen. Auch während der unruhigen Regierung der Könige Erich und Johann arbeitete er unermüdet an der Reformation, und verdiente ſich dadurch den Namen des Nordiſchen Apoſtels. Seine ſchönen Handſchriften und hinterlaſſenen Urkunden geriethen in die Hände der Jeſuiten. — Das Leben ſolcher Männer iſt ſo ſehr in die Geſchichte des Staats verwebt, als die Kirchenverbeſſerung ſelbſt es immer zu ſeyn pflegt; deſto merkwürdiger ſind dergleichen Lebensbeſchreibungen, geſetzt auch, ein Politiker ſähe dabey hin und wieder die Ereigniſſe in einem andern Lichte als der Theolog ſie vorſtellt. Der Herr D. S. hat ſeine Verdienſte um die Reformations- und Bibel-Ueberſetzungs Geſchichte durch dieſes Werk ſehr vermehrt.

10) Handbuch für Kaufleute. Leipzig, bey Cruſius 1784., 8vo. Mit 2 Charten.

Wir wünschten recht sehr, daß unser enger Raum hier uns etwas mehr als eine blose Anzeige von diesem wichtigen Buche, das so eben erscheint, verstattete. Nicht blos Kaufleuten, sondern auch Allen die nur irgend etwas mit Gewerbe und Staatsökonomie zu thun haben, ist es ein interessantes Geschenck. Die Idee davon ist, wie der Hr. Herausgeber selbst sagt, wenigstens noch in Teutschland neu, und noch nicht ausgeführt. Sein Zweck ist, alles was der Fabrikant und Kaufmann von seinen Geschäften, Anstalten, Nahmen, Firmen, Wohnort und Niederlagen, Absatz und Verkehr auf den Messen u. s. w. bekannt zu sehen wünscht, nichts mehr und nichts weniger, auf eine gemeinnützige Art bekannt zu machen. Daß ihn die Verfaßer auch schon in diesem ersten Versuche vollkommen erreichten, bezeugen wir ihnen, von Rechtswegen. Schon aus der Uebersicht des Innhalts, können die Leser sehen, was sie in diesem reichhaltigen Wercke zu hoffen haben. Hier ist er.

1) Beschreibung aller Fabrik- und Handelsstädte in Teutschland, in alphabetischer Ordnung. Ein Aufsatz der allein 26 Bogen stark, und gewiß ein Product des unermüdetsten Fleißes und der mühseligsten Correspondenz, aber auch für den Kaufmann höchst wichtig ist.

2) Vom teutschen Fuhrwesen. Einige Vorschläge, dasselbe zu Beförderung des Handels beßer einzurichten; nebst Beschreibung einiger großen Heerstraßen in Teutschland. Eine sehr gemeinnützige, und so noch nie behandelte Materie. Die zwey dazu gehörigen Charten sind nach einer neuen Manier, in Streifen, mit vieler Genauigkeit und mühsamer Anwendung vieler bisher noch unbenutzter Quellen, verzeichnet; und wir fordern die Verfaßer zu Erfüllung ihres Versprechens dergleichen von ganz Teutschland zu liefern, mit Vergnügen auf.

3)

3) Ueber den ehemaligen und jetzigen Zuſtand des Fabrick- und Handlungsweſens in den Kurf. Königl. Staaten.

4) Allgemeiner Zolltarif des Europäiſchen Rußlands, vom Jahr 1783.

5) Ueber den jetzigen Zuſtand und künftigem Flor des Handels auf der Donau und dem Schwarzen Meere; nebſt dem bisherigen Commerz der öſterreichiſchen Seeplätze an den Adriatiſchen Küſten.

6) Handelsnachrichten, Edicte und Verordnungen aus allen Ländern.

7) Reductionstabellen über den Holländiſchen, Pariſer und Hamburger Wechſel-Cours: 15 Bogen.

Keinen Leſer wird es gereuen, ſich dieß nützliche und wichtige Buch gekauft zu haben. Wir glauben ihm am ſicherſten das Siegel ſeines Werthes auch dadurch aufzudrücken, wenn wir Hrn. Crome zu Deſſau, den verdienſtvollen Verfaßer der Producten-Charte von Europa, als den Herau-geber nennen.

11) Der goldene Eſel; aus dem Lateiniſchen des Apulejus von Madaura; von Auguſt Rode, auf Koſten des Verfaſſers. 1783. 8.

Wir holen hier die Anzeige einer guten Ueberſetzung dieſes famoſen Romans des berühmten Carthagiſchen Oberprieſters nach. Das Original iſt, bekanntermaßen, in verſchiedenen Rückſichten, intereſſant; und wir würden dieſer mit großem Fleiße gearbeiteten Copie unſern ganzen Beyfall, bis auf wenige Kleinigkeiten, ertheilen können, wenn Hr. R. Achtung genug für das Publikum gehabt hätte einige Gemählde wegzulaſſen, deren Unſittlichkeit und Nudität nur in den Zeiten des Apulejus erträglich ſeyn konnte.

II. Anzeigen.

1) Allgemeine Theater-Zeitung.

Das Theater iſt in unſern Tagen in Teutſchland ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Es iſt das Lieblings-Vergnügen aller Stände; und die Nachrichten von den Schickſalen und Zuſtande der Schauſpiel-Kunſt in und auſſer Teutſchland ſind jezt dem teutſchen Publico eben ſo intereſſant, als ſie je einem Volke geweſen ſind. Bey dieſer allgemeinen Begierde nach theatraliſchen Neuigkeiten aus allen Europäiſchen Staaten iſt es indeſſen höchſt ſonderbar, daß man in Teutſchland, wo man oft ſo viel über Dinge von weit geringerm Werthe ſchreibt, noch nicht daran dachte, eine allgemeine Ueberſicht über den Zuſtand des Theaters bey allen Europäiſchen Nationen zu geben, die der Kunſt ſelbſt ſo nüzlich, der Bildung des Geſchmacks ſo beförderlich, und der Neugierde der Schauſpiel-Liebhaber ſo befriedigend ſeyn könnte.

Einige in verſchiedenen Gegenden von Teutſchland lebende Männer, die den Werth dieſer liebenswürdigen Kunſt mit Sulzers Augen betrachten, und die vornehmſten Theater in allen Ländern von Europa geſehen haben, fühlten ſchon länaſt den Mangel eines zweckmäßigen Werks dieſer Art, und haben ſich daher entſchloſſen, denſelben dadurch abzuhelfen, daß ſie ihre gemachten Bemerkungen zuſammentragen, und ihre litterariſchen Bekanntſchaften und ausgedehnten auswärtigen Briefwechſel zur Herausgabe einer allgemeinen Theater-Zeitung nutzen wollen: ſie kündigen demnach dieſe Zeitung hiermit öffentlich an, und melden, daß den 1. May 1784. das erſte Stück derſelben erſcheinen, und damit alle 14 Tage fortgefahren werden wird, und zwar ſo, daß regelmäßig den 1. und 15. eines jeden Monats ein auf gut Papier in Octav gedrukter Bogen in Leipzig herauskommen ſoll; der Jahrgang wird alſo aus 24 Bogen beſtehen.

Der

Der Inhalt dieſer Zeitung wird gröſtentheils hiſtoriſch ſeyn, und die neueſten Begebenheiten der Theater in ganz Europa enthalten, die oft gar nicht, oder doch erſt nach langer Zeit in Teutſchland bekannt werden.

Alles was von dem Fortgang der Kunſt ſelbſt, von beſondern Vorfällen, von neuen merkwürdigen Theaterſtücken, von Geſellſchaften, von Schauſpielern und ihren Rollen, von dramatiſchen Dichtern und Componiſten, Theater-Mahlern, Mäſchiniſten, Tänzern, Sängern, ihren Werken und Verdienſten auszeichnend iſt, wird hier nach Beſchaffenheit entweder umſtändlich, oder ganz kurz angezeiget werden. Großmüthige Unterſtützungen des Theaters von Fürſten oder Privatperſonen, und edle Züge aus dem moraliſchen Leben der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſollen hier zur Ehre der Kunſt aufgezeichnet und aufbehalten werden.

Hiernächſt wird dieſe Zeitung nicht detaillirte, ſondern ſummariſche Tabellen von allen auf den vornehmſten Theatern Teutſchlands aufgeführten Trauer- Luſt- und Singſpielen liefern, wodurch der theatraliſche Geſchmack einer jeden Provinz anſchauend gemacht werden wird; ferner intereſſante Theater-Anecdoten, die beſten Prologen und Epilogen, und wann die hiſtoriſchen Anzeigen den Raum vergönnen, kleine dramatiſche Aufſätze zur Veredlung der Kunſt; ingleichen wird ſie aufnehmen: alle das Theater betreffende und das Publikum intereſſirende Avertiſſements, Anfragen, Beantwortungen und Vorſchläge zu Verbeſſerungen und Verfeinerung der Kunſt; jedoch alle Recenſionen von Stücken, und die ſo unintereſſanten und den Leſern oft eckelhaften Rollen-Zergliederungen und Beurtheilungen gänzlich ausſchlieſſen.

Das teutſche Publikum ſieht aus gegenwärtiger Anzeige, was es von dieſen Blättern zu erwarten hat, und die

Her-

Herausgeber hoffen zu leisten, was das Publikum nicht erwartet, und sie auch demselben jezt noch nicht versprechen mögen.

Schauspieler und Dichter werden zu zweckmäßigen Beyträgen eingeladen; besonders werden denen Herausgebern die Ideen eines Schröder und Reinecke über die Verbesserungen der Vaterländischen Bühnen vorzüglich willkommen seyn.

Der Subscriptions-Preiß dieser Zeitung ist jährlich zwey Reichsthaler, und wird bey Ablieferung des ersten Stücks halbjährig voraus bezahlt. Alle 6 Monate wird dazu ein Titelblat und Register geliefert, damit die Uebersicht desto leichter geschehen könne. Alle Postämter in Teutschland werden hiermit gebührend ersucht, gegen die gewöhnliche Vergütung, die Subscriptionsgelder auf diese Zeitung anzunehmen, und sie, nebst den Namen der Subscribenten, an die Leipziger Zeitungs Expedition unter der Aufschrift einzusenden: An die Herausgeber der allgemeinen Theater-Zeitung. wohin auch alle Briefe, Beyträge, Anfragen u. s. w. postfrey zu adressiren sind. Geschrieben den 22sten Merz 1784.

2) Auch eine Nachricht an die Liebhaber der Werke des Herrn von Voltaire.

Wer sich eine vollständige, schöne und dabey sehr wohlfeile Ausgabe der Oeuvres de Voltaire in 80 Bänden, die der Zweybrücker Edition der J. J. Rousseauischen Werke, in allen äußern Stücken und typographischer Güte, gleich seyn wird, anschaffen will, kann sich bey dem Rentkammersekretär Hahn in Zweybrücken melden und die weitern Bedingungen vernehmen. Die Gothaische Ausgabe scheint vielen zu theuer; und die Sechs verschiedene, von Strasburg aus, neuerlich auf einmal angekündigten Editionen wird wohl niemand erleben. Diese, ohne alle Arroganz, dem Publicum anempfohlene kostet 36 Fl. 10 Kr. Conventionsgeld im 24 Fl.-Fuße, oder 7 1/3 Dukaten in Golde; praenumerando aber auf das ganze Werk nur 33 Fl. oder 6 2/3 Dukaten, und wird sicher geliefert, wenn sich auch nur 4 — 500 sichere Pränumeranten und Subscribenten finden werden. Wer für 7 Exemplare das Geld franko einsendet, erhält das achte unentgeltlich geliefert.

3) Die Kurpfälzische Deutsche gelehrte Gesellschaft hat die zur Einsendung der Preisschriften bis den 1sten Ostermonats gesetzte Frist, auf Begehren bis den 15ten Wonnemonats verlängert. Mannheim, den 2ten Ostermonats 1784.

Der
Teutſche Merkur.

May 1784.

I.
Clelia und Sinibald.
Achter Theil.

Roſinen alſo, nebſt der Amme, hätten wir
in ſicherheit gebracht; indeß die andern vier
auf einem Ocean von widerwärtigkeiten
ſechs jahre durch mit ihrem ſchickſal ſtreiten;
bis ſie, nach Ormus von Cair,
von Ormus bis ins land der Bramen
herumgejagt, zuletzt, unwiſſend wie,
in einem unſichtbaren hamen
gefangen, zu Damask erſtaunt zuſammenkamen.

Die handſchrift fängt, wie ſchon geſagt,
nach einer ziemlich großen lücke
hier wieder an, und eilt nunmehr, in Einem ſtücke,

ſo ziemlich leſerlich und wenig angenagt,
zum ausgang fort auf den wir alle warten.
Die ſcene liegt in einem roſengarten
der Mutter Saladins, die (wie die handſchrift ſagt)
nachdem ſie den gemahl in einer ſchlacht verlohren,
dies paradies der welt zum wittwenſitz erlohren.
Es iſt um mitternacht; der mond hat ſeinen lauf
beynah vollbracht, und — Simbald tritt auf.

Doch, eh wir weiter gehn, iſt nöthig zu berichten
daß, wie die handſchrift ſagt (denn freylich zu erdichten
was man kaum einen mönch auf ſein gelübde glaubt,
iſt, nach Horaz *de Arte*, unerlaubt)
daß nicht Roſine nur, mit einer ſclavenkette
die ihr der Fürſtin gunſt aus ſeidnen blumen wand,
daß auch, ſeit kurzem, nebſt Roſette
ſich Clelia als Sclavin hier befand.
Ein zufall, wir geſtehn's, auf den man keine wette
zu bieten pflegt! Genug, es war nun in der kette
der dinge ſo gefügt, und machte der Natur
nicht einen dreyer mehr factur
als wenn ſichs nicht gefüget hätte:
und nahm ſich, wie man glaubt, Cathrine deſſen an,

ſo

ſo war nun vollends gar nichts wunderbares dran.
Denn, daß die Heil'ge ſie nie gänzlich aus den augen
verlohren, ſcheint gewiß. Sie legte ihren plan
vermuthlich in geheim drauf an,
ſie, bis ſie recht zu ihrer abſicht taugen,
durch trübſal aller art erſt tüchtig auszulaugen.

Unfehlbar nimmt die werthe Leſerſchaar,
auch ohne uns, viel antheil an der freude
von einem ſchweſterlichen paar,
das immer ſich ſo lieb, ſo nah geweſen wär,
und, nach ſoviel erlittnem leide,
ſo langer trennung, nun, vom väterlichen land'
entfremdet und in ſclavenbanden,
am fuß des Libans ſich auf einmal wiederfand.
Sie hatten nun von dem was jede ausgeſtanden
ſeitdem ſie ſich zum letztenmal geſehn,
einander vieles zu erzählen:
Roſinen Clelia, wie ſie dem ewgen quälen
des alten vormunds zu entgehn,
und da der geck bereits die hochzeit zugerichtet,
in gröſter eil und angſt ſich nach Salern geflüchtet;
wie, nahe ſchon bey dem erwünſchten port,

wohl der alte Gaunt, und nichts als Haut und Knochen (Gaunt) vor Alter! Der Kummer in mir, hat eine verdrießliche Faſten gehalten, und wer wird nicht mager, der ſich des Fleiſches enthalten muß? Lange hab' ich für das ſchlafende England gewacht, und Wachen zehrt ab und macht mager. Das Vergnügen wovon einige Väter ſich nähren, der Anblik meiner Kinder iſt mir gänzlich unterſagt; und die Faſten, die du mir hierinn auferlegt haſt, hat mich ganz mager gemacht, mager für das Grab, mager wie ein Grab, deſſen holer Leib nichts als Knochen enthält.

König Richard.

Können kranke Leute ſo ſpizfündig mit Worten ſpielen?

Gaunt.

Nein, aber Elend hat keine andre Kurzweile, als über ſich ſelbſt zu ſpotten. [Weil du meinen Namen in mir zu tödten ſuchſt, ſo ſpotte ich meines Namens, Groſſer König, um dir zu ſchmeicheln. (*)

König Richard.

Sollen ſterbende Leute den lebenden ſchmeicheln?

Gaunt.

Nein, nein, die lebenden Leute ſchmeicheln den Sterbenden.

König Richard.

Du, ein Sterbender, ſagſt ja, du ſchmeicheſt mir.

Gaunt.

(*) Die Zeilen, die hier und in der Folge in [ ] eingeſchloſſen ſind, ſind im Original in Reimen.

ein ſturmwind ſie nach Tripoli geſchmiſſen,
wie ſie in ſclaverey gerathen, und ſo fort —
kurz ſie erzählten ſich, mit untermiſchten küſſen,
einander alles was wir wiſſen,
und vieles noch darum die ratten uns gebracht.
Allein der quelle aller ihrer ſchmerzen
(ſoviel vermag die ſcham in jungferlichen herzen!)
des armen Guido ward mit keinem Wort gedacht;
Von Guido, dem vermeynten und dem wahren,
ließ keine, bis der drang ſie endlich reden macht,
nicht eine ſylbe ſich entfahren.

Nun wieder in der gärten grüne nacht
zurük, wo Simbald, alb ſchwärmend vor verlangen
ſein holdes liebchen zu umfangen,
das hier von ihm erwartet wird,
beym ſilbermond in büſchen irrt
die voller Muſkusroſen hangen.
Noch zögert ſie, nach der ſein herz ſich ſehnt,
und o! mit welchen lauten ſchlägen,
die ſeine ungeduld in ſo viel ſtunden dehnt,
klopft ihr dies herz aus ofner bruſt entgegen!

Jezt hört er endlich was ſich im gebüſche regen.
Er lauſcht, er bricht hervor, vermeynt
ſie iſts, und ſieht — da juſt der mond die ſtelle
mit ungehemmtem licht beſcheint, —
wofern kein geiſt aus himmel oder hölle
ſein auge täuſcht — wen ſonſt als Guido, ſeinen freund.

Wie? Guido? — Sinibald? — von dem in ſie-
ben jahren
ich nichts geſehen, nichts erfahren?
ſo rufen im uniſono
zu gleicher zeit, beſtürzter ſchier als froh,
die beyden freunde aus: nach ſieben langen jahren
von trennung, uns auf einmal hier
zu finden, hier! — „wo du, geſteh es mir,
mich auf der ganzen Welt am wenigſten erwartet,
ſpricht Guido. — In der that, erwiedert Sinibald,
das ſchikſal hat dies wunderlich gekartet!
Denn was in dieſem roſenwald
dich mir entgegenführt — iſt dir nicht wunderbarer
als mir, was dich? fällt Guido ein. — S. doch hier,
juſt hier! um dieſe zeit! Dies, ich bekenn' es dir,
verwirrt mich. G. Freund, Ein Wort macht alles klarer:

was führte dich hieher? S. die Liebe. G. dacht ichs doch!
die führt auch mich. S. allein, was nennst du lieben?
Nie, Guido, trug ein mann ein edler joch,
nie schlug ein herz von reinern trieben!
Auch freylich häufte die Natur,
die ihre gaben sonst mit geitze
zu theilen pflegt, noch nie in einer creatur
so vielen zauber auf. Und doch, beym wahren kreuze!
es ist ihr kleinster werth! ihr geist, ihr herz hat reitze
wobey man selbst wie schön sie ist vergißt.
G. mir ist — doch ohne unterbrechen —
ich höre dich von meiner Dame sprechen.
S. — und, was das sonderbarste ist,
sechs lenze sind bereits verblichen
seit unsre zärtlichkeit sich zu Palerm entspann.
G. Just so viel zeit ist seit dem tag verstrichen
da ich das schönste kind Siciliens gewann.
S. Ists möglich? G. Denkst du denn, daß seit die Welt begann
noch nie zwey fälle sich geglichen?
S. So höre nur, fällt jener hastig ein,
die ähnlichkeit wird bald am ende seyn.
Ich sah sie beym altar am Sanct Cathrinen-Tage
zum

zum erstenmal, und auf den ersten blik
ergab sich ihr mein herz.

G. Von eben diesem tage
datiert sich auch mein liebesglück.
Die Schöne, deren bild ich tief im busen trage,
sah in der kirche mich, und (wenn ich nicht zuviel
aus ihrem eignen munde sage)
war mein beym ersten blick. — Ein seltsam würfelspiel
des zufalls, spricht ein wenig trocken
Herr Sinibald, nach einem kurzen stocken,
wiewohl der handel ihm noch unverdächtig scheint.
Doch basta! höre weiter, freund!
Ich ließ beynahe schon mir allen muth vergehen
ihr wohnhaus, ihren stand und nahmen auszuspähen:
als unverhofft, ein günst'ger zufall kam
und alles — kurz zu seyn — die schönste wendung nahm.
Die Zofe kam den puls mir zu befühlen,
und da sie mich entschlossen fand
so hoch als möglich war um Amors gunst zu spielen,
kurz, da ich schwur nach ihres Fräuleins hand
auf ehrenvolle art zu streben,
ward mir ein rendez-vous im gartensaal gegeben.

Im gartenſaal? ruft Guido; auf mein wort,
erſtaunlich! — Doch, verzeyh und fahre fort
ich bitte dich! S. Nein, Guido, erſt erkläre
dich deutlicher; was iſt an dieſem gartenſaal
denn ſo erſtaunliches? — G. Nichts, freund, bey
meiner ehre,
ſonſt nichts als — daß der zufall abermal
mit dir und mir ſich gleichen ſpaß zu machen
belieben trug. S. Ich ſehe nichts zu lachen;
ſprich ernſthaft! G. Gut! ich ward in einen gartenſaal
um mitternacht beſtellt; ich fand das pförtchen offen,
ich ſchlich hinein, lag vor der Göttin ſchon
auf meinen knien, — als, wider alles hoffen,
uns etwas unterbrach: ſie lief beſtürzt davon
und mir blieb nichts als mich zurückzuziehen.

Ein gräßlich licht geht Sinibalden auf;
ein fieber ſchüttelt ihn, die trüben augen glühen:
doch hemmt er noch mit müh' den lauf
der leidenſchaft — Nur weiter, ruft er, weiter!

Ein kleiner brief, fährt Guido fort,
ein alter Pantalon, und eine feidne leiter,

bracht'

bracht' alles zwiſchen uns gar bald
ins reine. — Halt! ein brief? ruft haſtig Sinibald,
der nun die wuth der eiferſücht'gen flammen
in ſeiner bruſt nicht länger zähmen kann;
ein jeder umſtand trift zuſammen,
nur ihren namen noch — nenn' ihren namen, mann!
G. Sprich leiſer, freund! mir däucht, ich höre
ein rauſchen im gebüſch — Ich bin von Clelien
hieher beſtellt — S. Beſtellt? von Clelien?
Dies iſt ihr name? G. Ja — So ſetze dich zur wehre,
verräther! ſchreyt der andre wutherhitzt
indem ſein degen ſchon um Guidos ſtirne blitzt.
Was Guido ſeinen grimm zu ſtillen
ihm ſagen kann, iſt in den wind geſagt.
Der hat kein ohr den dieſer teufel plagt!
Er ſchreyt ſo laut, daß man bis im Serai ſein brüllen
vernehmen muß: ſtirb, feiger, oder zieh!
und Guido, der ſich ſonſt zu ſolchem ſpiele nie
ſo lange bitten ließ, zieht endlich wider willen.

Sein degen und ſein kaltes blut
iſt, während wir vom kampfplatz wegzueilen
genöthigt ſind, trotz ſeines gegners wuth,

uns hoffentlich für alles unglück gut.
Denn nun ist's höchste zeit dem leser mitzutheilen
was unterdeß sich im Serai begab.

Schon lief vor mitternacht das lezte viertel ab,
als aus dem schlafgemach der hohen Zoraide
die Basen in ihr kämmerlein
zurück sich zogen, herzlich müde
von Ihrer Hoheit mehr begünstiget zu seyn
als zwanzig andre, die sich alle mühe gaben
auch langeweil' um diesen preis zu haben.

Die alte Dame war vielleicht
das beste aller Sultansherzen
im ganzen Orient, und wenig war so leicht
als ihre gunst gewinnen und verscherzen.
Die reyhe, aus der ganzen zahl
der zofen, traf die basen diesesmal,
in gunst zu seyn; und weil die Fürstin viel beliebten
an Cleliens gesang und Röschens cither fand,
so mußten sie an ihres sofa's rand'
in beydem sich seit manchen nächten üben.

Sie waren übrigens, zumal um mitternacht
wenn alles ſchlafen ſoll, nicht eben ſcharf bewacht:
denn die verhaßte brut der Schwarzen war, wie billig,
aus einem ſchloß verbannt wo alles weiblich war,
hingegen die Combabenſchaar
von mildrer farb und art zu allen dienſten willig.
Kurz, unſerm ſchweſterlichen paar
war, aus beſondrer gunſt im garten
bey nacht ſich zu ergehn erlaubt.
Sie hatten dieſer luſt zwar ſelten ſich beraubt,
doch diesmal konnten ſie die ſtunde kaum erwarten.

Kaum war der dienſt im ſchlafgemach vollbracht,
und beyde kaum ins ihrige getreten,
ſo ſpricht zu Lielien Roſine: gute nacht,
mein ſchweſterchen, du haſt des ſchlafs vonnöthen.

Nicht ſonderlich, mein engel; aber du
(ſpricht jene) ſehneſt dich vermuthlich ſehr nach ruh,
ſo ſchläfrig ſah ich dich nie bey der Fürſtin ſpielen;
du daurteſt mich, mein ſchaz; die augendeckel fielen
dir ja bey jedem griffe zu!
R. Nun würklich, wenn du dies geſehen,

so gabst du besser als ich selber auf mich acht.
Vielleicht hat's auch die hitze nur gemacht;
denn, würklich, Clelia, zum schlafengehen
ist's heute mächtig warm —
Im Park wird's kühler seyn:
willst du? — versetzt mit einer mine
als wünschte sie ein rundes Nein
die schlaue Clelia. Du zauderst? — gut, Rosine,
schenire ja dich nicht, ich gehe gern allein.

Sie geht, und Röschen, halb verdrossen, halb mit lächeln,
hängt sich an ihren arm. Sie irren dichtend, stumm,
und schneckenhaft im garten lang herum.
Rosine, die kaum lust genug sich zuzufächeln
vermag, denkt bey sich selbst: in aller welt, warum
seufzt Clelia so oft? und diese denkt von jener
das nämliche. — Ich hielt die nacht für schöner
fängt endlich Clelie an: ich auch, tönt Röschen nach;
und mit dem tone, wie sie's sprach,
schien jede mehr, als was sie sagte, sagen
zu wollen, aber selbst dies wollen kaum zu wagen.
Sie blicken sich verstohlen an,

und

und gleich, aus furcht ertappt zu werden,
ſinkt der verſchämte blick zur erden,
und immer wird der mund zum — ſchweigen auf-
gethan.

Auf einmal bleiben ſie im gehen
an einer ſtelle, wo des mondes blaſſes licht
ein hoher baum verſchlingt, wie unfreywillig, ſtehen,
und wie ſie beyde ins geſicht
ſich ſchauen, öfnen ſich die arme, beyde fallen
einander um den hals, ein ſtrom von thränen bricht,
indem mit vollem überwallen
ihr buſen ſich an Cleliens buſen drängt,
aus Röschens aug hervor, und herz und lippen ſprengt
die allmacht des gefühls. Sie läßt die arme fallen,
blickt Clelien ins aug', und — „Kannſt du mir verzeyhn?
zu lange hat die furcht vor deinen ſpötterey'n,
der freundſchaft recht in meiner bruſt beſtritten!
vergieb mir, Clelia!„ — Ich, engel, dir verzeyhn?
ruft jene: hab' ich nicht das nämliche zu bitten?
Vergieb du mir! Mein kind, ich ſeh uns beyde preßt
was länger ſich nicht mehr verbergen läßt.

Gaunt.

O neim, du ſtirbſt, ob ich gleich kränker bin.

König Richard.

Ich bin geſund, ich athme, und ſehe daß du übel biſt.

Gaunt.

O! der, der mich erſchuf, weiß es, daß ich Dich übel ſehe.] Mir iſt für mich ſelbſt übel, aber gar zu übel, indem ich dich anſehe. Dein Todbette iſt nichts geringers als dein Land, worinn du an deinem Ruhm krank ligſt; und du, allzunachläßiger Patient, übergiebſt deine geſalbte Perſon den nemlichen Aerzten zu heilen, die dich krank gemacht haben. Tauſend Schmeichler ſizen um den Cirkel deiner Crone herum, und ob dieſer Cirkel gleich nicht gröſſer iſt als dein Haupt, ſo verliehrſt du doch mit ihm dein ganzes Land, welches er umſpannt. O hätte dein Großvater mit dem Aug' eines Propheten vorherſehen können, daß ſeines Sohns Sohn ſeine Söhne zu Grund richten würde, er würde dir's unmöglich gemacht haben, dich ſelbſt ſo zu entehren, indem er dich vor deiner Einſezung entſezt hätte, dich, der izt eingeſezt iſt, um ſich ſelbſt zu entſezen. Wie? Vetter! wäreſt du Herr der ganzen Welt, ſo wär' es dir doch ſchimpflich dein Land zu verpachten; aber da deine ganze Welt in dieſem einzigen Lande beſteht, iſt es nicht mehr als Schande, es ſo zu entehren: Landſaß von England biſt du, nicht König. Deine geſezmäßige Oberherrlichkeit iſt eine Leibeigne des Geſezes, und du --

König

A. Ja, freundin! ſchweſter! — ſchilt mich, nur verachte
dein Röschen nicht! warum verbarg ich's dir! —
Der theure Mann für den ich ſchmachte,
der auch um mich, nun ſieben jahre ſchier
im elend irrend, fern von mir
geſchmachtet hat, der — (liſpelt ſie ihr ſachte
und feuerroth ins ohr) o Clelie! er iſt hier,
und wartet mein nicht weit von dieſer ſtätte.

Cl. Ein ähnliches geſtändnis hätt ich ſchier
in lezter nacht, auf unſerm ruhebette,
wenn falſche ſchaam mir nicht den mund verſchloſſen hätte,
mein beſtes Röschen, dir gethan.
Es ſchwebte mir beſtändig auf den lippen.
Nun, da ich's los bin, iſt's als wög' es keinen gran
was kaum zuvor mir centnerſchwer die rippen
zuſammenbog. Komm, ſetz' dich und hör' an!
Sechs jahre waren's jüngſt am Sanct Cathrinentage
ſeit deine Clelia ihr herz, ich weiß nicht wie,
an einen Mann verlohr, — von dem ich dir nichts ſage;
du wirſt ihn ſehn! — Gewiß wars ſympathie,
was ihn und mich frühmorgens in die mette

zu Sanct Cathrinen zog; und nach ſo manchem jahr
iſt mirs als ob ich ihn, ſo wie er beym altar,
ſchön wie ein Gabriel im langgelockten haar,
am zweyten pfeiler ſtand, ganz in den augen hätte.

Bey dieſem anfang fährt's Roſinen kalt wie ſchnee
durchs rückenmark; doch raft ſie ſich zuſammen,
und Clelia, die nichts von ihrem weh
bemerkt, fährt fort: der anfang unſrer flammen
verſprach uns reines wechſelglück:
allein auf kurzen ſonnenblick
erfolgte langer ſturm. Er ward von meiner ſeite
geriſſen; ich, ſechs jahre lang die beute
des feindlichſten geſtirns, blieb ohne ſchutz und ſtab,
und jede hofnung ſtarb allmählich in mir ab.
Nun denke dir was ich empfunden,
als Laura geſtern mir die erſte botſchaft gab,
er lebe noch, er ſey geſunden,
ſey in Damask, ſey wieder frey,
ſey meinem angedenken treu.
Du weiſt ich bin im wünſchen und im lieben
ein wenig warm, und eine Welt
hätt ich dafür getauſcht, das glück nicht aufzuſchieben

das

das mich erwartet. Komm! Mein Guido iſt beſteßt.
Auch dein Geliebter, ſagſt du, harret
an dieſem ort auf dich — komm, laß uns nicht verziehn!

Dein Guido? ſchreyt erſtaunt und halberſtarret
Roſine aus — und du erblickteſt ihn
zum erſtenmal in Sanct Cathrinens mette? —
ſahſt ihn am zweyten pfeiler ſtehn?
und Guido nennt er ſich, Er deſſen wiederſehn
dich wonnetrunken macht? O laß mich, laß mich gehn!
O daß ich nicht bis jezt geathmet hätte!
Was brauch ich mehr zu hören und zu ſehn?
Wir ſind getäuſcht, betrogen, alle beyde!

Was iſt dir, kind? ruft Clelia beſtürzt,
Was that, in aller welt, ſein nahme dir zu leide?
R. Wir ſind betrogen alle beyde!
Er hat ſich blos die zeit mit uns gekürzt,
hat blos ſein Spiel mit dir und mir getrieben:
mit einem wort — es iſt — o würd' ich gleich zum ſtein!
o ſänk ich in den grund hinein!
es iſt — Ein Guido, den wir lieben!

Cl.

Cl. Weg mit dem zweifel, kind! Triſt gleich der namen ein,
wie könntens drum nicht zwey verſchiedne Guido ſeyn?
Iſt je was alberners, ſich ſelber zu betrügen,
in eines mädchens kopf geſtiegen?
Komm — faſſe dich — ſey klug!

X. Ach! könnt' ich mich betrügen!
Wär's nur der name bloß! doch, zeit und ort, ſogar
der pfeiler wo er ſtand, macht alles nur zu klar:

Der augenſchein ſoll uns gewißheit geben,
ſpricht Jene — Komm! — Und aus dem park hervor
triſt, mit dem letzten wort, des zweykampfs lärm, der eben
im ausbruch war, auf ihr erſchrocknes ohr,
und heißt ſie ſchnell die ferſen heben.
Sie unterſcheiden bald zwey ſtimmen im geſchrey
des wilden Sinibalds, und glauben ſie zu kennen.
Ihr Heil'gen Alle ſteht uns bey,
ſchreyt Röschen auf — und beyde rennen
wie ſinnlos durchs gebüſch, die kämpfenden zu trennen.

Der mond ſchien eben hell genug,
auf dreyſſig ſchritte ſchon in ihrem raſchen flug

die holden nymfen zu erkennen.
Erſtaunt, verwirrt, fährt Sinibald zurück,
aus Guido's hand entfällt der blanke degen,
noch ungefärbt zu gutem glück;
und alle vier, durch einen einz'gen blick
verſtändigt, fliegen ſich mit offnem arm entgegen,
dem Guido Clelia, Roſinen Sinibald.
Ihr jubel füllt den ganzen roſenwald,
und wird bis im Serai vernommen;
und da nun auch Laurette und Frau Clar
ſchier athemlos herbey geſprungen kommen:
ſo löſet ſich der völlige verlauf
der ſachen ganz natürlich auf.
Ihr wißt, es pflegt gewöhnlich ſo zu gehen,
wenn wir dem wunder nur recht in die augen ſehen.

In dieſer allgemeinen luſt
des wiederſehns, zerſchmelzend in entzücken,
und unermüdlich bruſt an bruſt
und arm in armen ſich zu herzen und zu drücken,
wird von dem guten Doppelpaar
der einzge umſtand nicht ermeſſen,
daß von dem wonneſeſt worin ſie ſich vergeſſen

die

die ſcene zu Damask, nicht zu Palermo, war.
Ein heer von Hämlingen mit ſchwertern und mit ſtangen,
wovon ſie ringsum ſich umfangen
und plötzlich überwältigt ſahn,
erinnert ſie nur gar zu bald daran.
Es fiel den Rittern hart ſich wehrlos zu ergeben;
doch unbewehrt und übermannt
ergab ſich wol ein Sacripant:
kurz, ſie entſchloſſen ſich, wie billig iſt, zu leben.
Das gute herz der Fürſtin war bekannt;
ſie wird des mitgefühls ſich nicht enthalten können,
und, wenn ſie alles ihr geſtehn,
gerührt von ihrer noth, erweicht von ihrem flehn,
ſie nicht zum zweytenmale trennen!

Es läge nur an uns, wie jeder Leſer ſieht,
ſo möchten ſie ſich ſehr betrogen haben können.
Allein wir haben ſelbſt ein zärtliches gemüth,
und mögen gern (wer will, kann unſrer ſchwachheit lachen!)
die leute wenigſtens in verſen glücklich machen.
In proſa, freylich, geht's nicht immer an!

Die Fürſtin alſo that was die verliebten ſeelen
zu ihrer güte ſich verſahn,

und that noch mehr. Sie ließ, was jedes zum roman
von anfang beygesteurt, gelitten und gethan,
sich alles haarklein vorerzählen,
und hatte grose freude dran.
Sie will sogar, es soll bis auf die nachwelt bleiben,
und ließ es in ein buch mit goldnen lettern schreiben,
das man auf diesen tag im schatz zu Ispahan
(setzt unser Mönch hinzu) vielleicht noch sehen kann.
Das schiksal, spricht die Frau, indem es Zoraiden
zu euerm Richter macht, hat euer glück entschieden.
Das wie? soll Meine sorge seyn.
Von stund an, bis zum abschiedsfeste,
betrachtet euch als meine gäste.

Ein jedes bildet leicht sich ein
welch eine freudentrunkne scene
auf dieses wort erfolgt — wie alles glücklich ist,
sich ihr zu süßen wirft, ihr rock und hand zerküßt;
und statt des danks nur abgebrochne töne
ihr stammeln kann. Es war in wahrheit schön!
und selbst der guten Frau trat eine freudenthräne
dabey ins aug, und macht' es doppelt schön.

Nun, um euch nicht mit warmen oder kalten
abſchildrungen von dingen aufzuhalten
die immer ſich von ſelbſt verſtehn,
nehmt, wenn ihr wollt, das alles ſey geſchehn.
Denkt euch die Glücklichen, zur reiſe wohl verſehn,
und mehr als königlich beſchenkt von Zoraiden,
wie im triumf zu ſchiffe gehn.
Schon fliegen ſie im reich der Nereiden
Lepanto zu, wohin vorerſt ihr lauf
gerichtet iſt. Ihr ſezt die ſtängen auf,
und, ungeduldiger als ſie es ſelber waren
ſie angelangt zu ſehn, laßt ihr mit gutem wind
bey Negrepont ſie ſchon vorüber fahren.
Doch, wenn ihr glaubt daß wir darum am ende ſind,
ſo habt ihr falſch gerechnet, lieben leute.
Ihr ſeht die ſchwarze wolke nicht
die leider! dort ſich an der nordweſt ſeite
des horizontes zeigt, und wenig troſt verſpricht.

Der wackre Sacriſtan, dem wir, bekanntermingen,
verpflichtet ſind dies alles nachzuſingen,
iſt überzeugt, der ſturm, der uns bedräut,
ſey, ohne widerſpruch, Asmodi's werk geweſen.

Er hatte, ſpricht er, ſchon ſo manche fährlichkeit
auf unſre Liebenden gehäuft, und ſie zum böſen
ſo vielmal ſchon verſucht: daß beydes, wie er nun
beſorgen muß, umſonſt gethan zu haben
ihn wüthend macht. Er will nicht eher ruhn,
(und ſchwört's beym großen feur'gen raben,
auf dem Beelzebub an Sanct Walpurgis nacht
zum Blocksberg fliegt) bis er's dahin gebracht,
ſie alle, ſamt dem ſchiff, im abgrund zu begraben.

Der ſturm der jezt auf einmal ſich erhob
war ſeines meiſters werth, ſagt unſer mönch. Der teufel
(Gott ſchirm uns!) konnt' allein ſo grob
zu werke gehn, daran iſt gar kein zweifel.
Die heiden ſelbſt entſatzten ſich darob,
die doch ſo manchen ſturm geſehen.
Er wüthete als ſey die ganze hölle los,
und alles glaubt im ſchiff die welt wird untergehen.
Zerſplittert waren ſchon die maſten klein und groß,
die anker alle abgeriſſen,
der boden leck, der bug vom blitz geſchliſſen.
Die Heiden ſchrien laut zu ihrem Baſſomet,
das Chriſtenvolk zu Gott und ſeiner lieben Mutter:

doch

doch alle ſahn bereits ihr bett'
im Ocean, und ſich der ſtachelrochen futter.
Roſine nur, in einem winkel, liegt
auf ihren knien, von kleinmuth unbeſiegt,
und betet ſtill zu Sanct Cathrinen:
und Sanct Cathrine hört Roſinen,
ſchaut aus der himmelsburg mit mildem blick herab,
und ſendet flugs, des ſturmes wuth zu ſtillen,
zu Röschens und (um ihrentwillen)
der andern Chriſten ſchutz, ſechs ſtarke engel ab.
Zu trümmern geht das ſchiff, zu grunde gehn die helden,
und ſelbſt die unſrigen bereiten ſich zum ſcheiden:
doch Sie, zu deren ſchutz Cathrine ſich geſchürzt,
zu tödten wird Aëmodis arm verkürzt;
ſchnell, wie der feurigſte gedanke,
wird er gefaßt und in den pfuhl geſtürzt.
Die unſrigen, auf einer eignen planke
ein jedes, lebend zwar, doch kalt und ohne ſinn,
treibt ſanft die ſchnellbezähmte welle
an eine niedre uferſtelle
von einem nahen eyland hin.

Das eyland war ein fels, rings um, doch ziemlich dünn,
mit lockerm grund verbrämt. Im felſen eine zelle,

König Richard.

Und du, ein mondſüchtiger aberwiziger Narr, der auf das Privilegium eines Fiebers hin, ſich erfrecht, mit deinen kalten Erinnerungen unſre Wange blaß zu machen, und das königliche Blut mit Ungeſtüm von ſeinem natürlichen Siz zu treiben. Nun, bey der Majeſtät meines angeſtammten Throns, wärſt du nicht ein Bruder von dem Sohne des groſſen Eduard, die Zunge, die ſo frey in deinem Kopf herum rennt, ſollte deinen Kopf von deinen unehrwürdigen Schultern herunter rennen.

Gaunt.

O ſchone meiner nicht, meines Bruder Edward's Sohn, weil ich ſeines Vater Edwards Sohn war. Das Blut das ich von ihm habe, haſt du längſt wie ein Pelican, ausgezapft, und in trunknem Muth verſchmauſt. Mein Bruder Glocester, eine aufrichtige, wohlgeſinnte Seele, (glüklich möge ſie unter des Himmels ſeligen Geiſtern ſeyn!) hat ſchon zum Beyſpiel dienen müſſen, wie wenig du Bedenken trägſt, Edwards Blut zu vergieſſen. Vereinige dich immerhin mit meiner Krankheit, und brich durch deine Hartherzigkeit eine vorhin ſchon welke Blume ab! Leb' in deiner Schande, aber deine Schande ſterbe nicht mit dir! Und mögen dieſe meine lezten Worte künftig deine Peiniger ſeyn! Tragt mich in mein Bette, und dann in mein Grab. Die mögen leben, die Liebe und Ehre haben!

(Er wird hinweg getragen.)

König

wo Bruder Paul, ein guter Eremit,
wohl in der winzigſten capelle
der ganzen chriſtenheit, der heiligen Petronelle
gewiedmet, wie er kann den gottesdienſt verſieht.
Zu ſeinem eignen dienſt ſpringt eine friſche quelle
nicht weit davon; und um die zelle blühet
ein kleiner ſelbſtgebauter garten,
der, wenn des tages fleiß die eßluſt aufgeweckt,
mit ſchoten, kohl und wurzeln aller arten
der Genügſamkeit wollüſt'ge tafel deckt.
Zuweilen ſchießt auch wohl, im ſtillen buſch verſteckt,
ſein Neffe, der die wirthſchaft hilft berathen,
mit ſeinem bloſerohr ihm einen ſonntagsbraten.

Wie alles dies mit Sanct-Cathrinens plan
zuſammenhieng, und wie die beyden Eremiten
für unſrer Liebenden erhaltung ſich bemühten,
das reyhet nun von ſelbſt ſich eins ans andre an.
Wir hätten wenig in der Seherkunſt gethan,
wenn wir es nicht auf einen blick erriethen.
Natürlich mußten hier das beſte
die Engel thun, ſagt unſer Sacriſtan.
Die Klausner, die in ihrem felſenneſte

ſo eines funds ſich wahrlich nicht verſahn,
ſind über ihre ſchönen gäſte
vor freuden auſſer ſich. Die gäſte haben zwar
ihr reichbeladnes ſchiff verlohren,
allein was giebt der menſch nicht gern für haut und haar?
Aus ſolcher noth, ſo wunderbar
erhalten, ſehen ſie ſich nun wie neugebohren
und, gleich dem erſten menſchenpaar,
in dieſem paradies (für ihr Palerm verlohren)
zu pflanzern einer neuen ſchaar
von dienern Gottes auserkohren.
Von ungefähr iſt's nicht geſchehn,
ſpricht Paul der Eremit, ihr Lieben,
daß auf dies eyland euch der ſturm uns zugetrieben;
und daß wir an der zahl uns juſt vier paare ſehn
ſteht ganz gewiß im lebensbuch geſchrieben!
von ungefähr iſt's nicht geſchehn.
Mein wakrer Meſſe und Laurette
erkennen, wie ihr ſeht, gehorſam den beruf
wozu der liebe Gott die menſchen zweyfach ſchuf.
Was kann man beſſers thun in ihren grünen jahren?
Ich ſelbſt erkläre mich, wofern zu einem mann
mit langem bart und halbbereiften haaren

Frau Clare ſich entſchließen kann,
daß ich ins ſiebente der heil'gen Sacramente
ganz willig mit ihr treten könnte.
Ich bin ein Prieſter zwar, doch hindert das die kron'
auf meiner ſcheitel nicht; und, ſtatt nach Rom zu lauffen
und die erlaubnis dort Sanct Petern abzukauffen,
giebt mir Gott Vater ſelbſt die Diſpenſation.
Non bonum eſt, ſagt Er mit dürren worten,
„es iſt dem Mann nicht gut allein zu ſeyn
und ſein geſchlecht im keime zu ermorden;
um nicht zu brennen, ſollt ihr frey'n!„
Und ſagten gleich die ſancti Patres Nein:
der liebe Gott, der uns, troz ihren ſchlüſſen,
ſo wie wir ſind gemacht, muß das am beſten wiſſen!

So ſprach der alte Paul, und, ſchweigend oder laut,
erkläret ſich die duldſamſte Gemeine
der Chriſtenheit, daß ſie es auch ſo meyne.
Das ganze volk, das nun dies neue Eden baut,
wird, vierfach, noch in dieſer nacht getraut,
damit der nächſte tag, wenn er herunter ſchaut,
auf lauter Glückliche in dieſer inſel ſcheine.

Die, groſse meiſterin der tugend und der kunſt,
die Noth, ergieſſet nun die früchte ihrer gunſt
auf unſre edlen müſſiggänger.
Dem älteſten naturgebot
gehorſam, eſſen ſie mit ſchweis errungnes brod;
allein dafür macht auch ein reicher fliegenfänger
bey ſeiner ſultanskoſt nicht halb ſo friſches blut.
Die Lieb' entflammt im Manne heldengluth
das möglichſte zu thun, das äuſſerſte zu wagen;
die Liebe giebt dem ſanften Weibe muth
was männer ſchauern macht mit lächeln zu ertragen.

Vollkommnes glück iſt nicht der Menſchheit Loos.
Du gäbſt es uns, Natur, wenn wirs zu tragen wüßten!
Dein weiſeſtes geſetz iſt „laß dich nicht gelüſten!„
Zufrieden liegt in deinem mutterſchoos
der gute menſch, vergnügt mit ſeinem loos;
ſtets glücklicher durch mitgetheilte freude,
getroſter ſtets bey mitgefühltem leide.
Nach dieſem maaße war vielleicht von einem Pol
zum andern keinem volk in ſeiner haut ſo wohl
als unſerm — (nenne doch, o Muſe,
den ſitz der kleinen Colonie

die hier ſo glücklich war, und ſelbſt nicht wußte wie?)
als unſerm volk — auf Lampeduſe.

Roſinen, der die ſchuld an ihre Schützerin
ſtets ſchwerer auf dem herzen lieget
ſeit ſie auf ihrem ſchoos ein klein Cathrinchen wieget,
der frommen ſeele fällt's auf einmal in den ſinn,
zur guten Heil'gen Petronellen,
die, ziemlich ſchlecht aus weichem holz geſchnizt
auf dem altar des kleinen kirchleins ſizt,
die Heilige Cathrine zu geſellen.
Was wird ein mann nicht ſeiner frau zu lieb?
Herr Simbald, der ſchon den tiſchler und den ſchlöſſer
zu machen lernte, greift, von angebohrnem trieb
zur ſchnizkunſt unterſtüzt, ſogleich mit art und meſſer
das kunſtwerk an; er zimmert, ſchnizt und bohrt
treufleiſſig, tag und nacht, mit manchem kuß belohnt;
in kurzem ſteht es da, vollendet, und — Roſinen
wie aus dem aug' herausgeſchnizt;
doch mit dem krönchen, das ihr auf der ſcheitel ſizt,
und mit dem ſchwerte, Sanct Cathrinen
(ſo rufen alle aus) ſo gleich, als hätte ſie
ihm in perſon dazu geſeſſen.

Der

Der Heil'gen Feſt erſchien indeſſen.
Der alte Paulus ſtimmt die groſſe litanie
aus voller kehle an, indeß, Sanct Petronellen
zur rechten, Sinibald und Guido erfurchtsvoll
auf den altar die neue Heil'ge ſtellen:
wo ſie, zum wenigſten ſo lang' als aus den wellen
die erde ſich erhebt, wohl ſtehen bleiben ſoll!

W.

II.

Auszug aus
della Torre Geſchichte des Veſuvs.

Die Vulkane haben uns voriges Jahr zu aufmerkſam auf ihre Geſchichte und Würkungen gemacht, als daß nicht folgendes intereſſante Buch

D. Johann Maria della Torre, Clerici regularis zu Neapel, Geſchichte und Naturbegebenheiten des Veſuvs, von den älteſten Zeiten bis zum Jahr 1779. aus dem Italiäniſchen. Nebſt einer Vorrede und mit vielen Anmerkungen von L**. Mit Kupfern. Altenburg in der Richteriſchen Buchhandlung 1783. gr. 8. 220 Seiten ſtark, nebſt noch einer Zugabe zur Geſchichte des Veſuvs, 60 Seiten ſtark,

die Neugierde der forſchenden Leſer erregen, und fol-

gen-

gender kurze Auszug daraus, den ich hier liefere, angenehm seyn sollte.

Das Original dieses wichtigen Buches erschien schon 1755. unter dem Titel: Storia e Fenomeni del Vesuvio, esposti dal P. D. *Giovanni Maria della Torre*, Cher. reg. Somasco. Die Vorrede des Uebersezzers ist nicht von der Art, daß sie, wie manche andere füglich überschlagen werden kann. Lehrreich für den, der mit den Vulkanen gründlich bekannt werden will; und andere Leser, die etwa nur eine blosse Geschichte von diesen zu ihren Meynungen suchen, werden unter vielem Lesenswürdigen auch durch die 1779. vom Ritter Hamilton beschriebene Entzündung in einem angenehmen Schauder erhalten, und zu Begebenheiten vorbereitet, die auch die lebhafteste Einbildungs-Kraft so poetisch nicht mahlen kann, als sie die Natur bey den Vulkanen wahr vorstellt — Hiervon einiges zur Probe: „das Majestätische, das Schreckliche, das unerwartet Große und Riesenmäßige, das Mannichfaltige auf einmal, die Wirkung auf andere Gegenstände, kann durch die Feder auch eines Plinius, nur etwas über Menschengröße und einzeln beschrieben, das große erschütternde Ganze aber dem Leser nicht auf einmal vorgestellt werden. Hiervon überzeugt, ließ der Ritter Hamilton alles was er beschrieben hatte, oder sich nicht beschreiben ließ, nicht allein durch die geschickte Hand eines Fabris zeichnen, sondern auch diese Meisterstücke nach der Natur mit durchscheinenden Far-

ben

ben ausmalen, wodurch er, nach meinem Gefühl, alles völlig erreicht hat. Das Ohr ſcheint das aus der Beſchreibung vernommene Getöſe, das Brüllen des Schlundes, das Sauſen der Flammen, und das Geprasſel herabfallender Steine und erkalteter Lavaſtücken auf alte Lavaſchollen, dann wieder zu hören, indem das Auge den in ſchwärzeſter Nacht brennenden Verwüſter den Veſuv ſieht. Auf andern Blättern hingegen wuſte der Ritter das Auge ſeines Zeichners ſo zu ſtellen, daß jeder der die Schilderung geſehen hat, unterrichtet wird, und mit dem Wunſche das Blat umſchlägt, Selbſtſeher jener paradieſiſchen Gegenden des glücklichen Campaniens werden zu können „ u. ſ. w.

Das Buch ſelbſt hat ſechs Capitel, und in dem erſten wird von der jetzigen Beſchaffenheit des Veſurs gehandelt. Drey Wege führen auf den Veſuv. Der erſte geht nach dem Somma; der zweyte nach Reſina, und der dritte nach dem Ottajano. Der erſte iſt unter denen die von Neapel aus und über St. Sebaſtian führen, der bequemſte; des zweyten bedienen ſich gemeiniglich Fremde. Alle drey führen zu der vom Thal ausgehenden Ebne, die den Fuß des Veſuvs von der Seeſeite umgiebt, in die Gegend, die von Alters her Atrio di Cavallo heißt, weil man damals, wie noch jezt, bis hierher zu Pferde reiſen, und ehedem die Pferde hier weiden laſſen konnte. Denn bis 1631. war das ganze Thal

mit

mit Kräutern und Bäumen reichlich beſetzt; nach dem Feuerſtrom des gedachten Jahres aber iſt es wüſte, mit Lavaſteinen, kleinen Bimsſteinen und Veſuviſchem Sande überſchüttet. Um den ganzen Abhang des Berges ſieht man Mündungen von der Lava, die hier durchgefloſſen. Solcher Mündungen fand der V. noch fünfe. Drey davon hatten ſich den 2ten December 1754. geöfnet, und zwey davon bis den 22ſten Januar Lava flieſſen laſſen, worauf der Hauptſchlund des Veſuvs, wieder entſetzlich zu toben anfieng, bis endlich 1755. den 31ſten Jänner zwey neue Mündungen dem Ottajan gegen über entſtanden, aus denen ein Strom Lava nach Boſco d'Ottajano zufloß. Der Schlackenauswurf des Hauptſchlundes minderte ſich nun zwar merklich, doch warf er noch etwas bis den 21ſten Hornung in die Luft. Unter den fünf Oefnungen von 1751. hatte die lezte die Geſtalt einer Grotte erhalten, mit einem Bogen, in deſſen groſer Wölbung angeſchoßne weiſſe Cryſtallen von verſchiedener Dicke hiengen, die ſalzigſchweflicht und mittelmäßig hart waren. Am 22ſten May 1752. fand der V. dieſe Oefnungen noch ſo warm, daß er nicht lange darin bleiben konnte. Jene Waſſerſtürzungen (Waſſerlava) die ſich vornemlich nach der Entzündung von 1631. von der Pläne des Atrio, oder, wie andere wollen, vom Gipfel des Veſuvs durch die Gewalt des Feuers hinausgetrieben, ſo häufig ergoſſen, leitet der V. von dem im Thale und in

der

der innern Fläche des Vesuvs angeschwollenen Regenwasser her, und unterstützt seine Meynung durch eine Berechnung, vermöge der, auf beyde Flächen, ein Jahr ins andere 10856592 Cubikfuß Regenwasser fallen.

Hat man die Spitze des Vesuvs erstiegen, so findet man einen Rand 3. 4. 5. Palmen breit, und 5624. Pariser Fuß im Umfange. Auf diesem Rande kann man bequem gehen, er ist nicht überall gleich hoch, sondern nach Resina zu so niedrig, daß man wenig mehr als 100 Fuß senkrechte Höhe hat, um in den Berg zu steigen, und ganz gemächlich bis zum Schlunde, aus dem unaufhörlich Feuer aufsteiget, zu kommen; über diesen Rand raget noch die Spitze zur linken des Wegs nach Resina hervor. Sie ist unersteiglich jähe, fast senkrecht, und gegen den Gipfel in zwey Spitzen gespalten.

Die Untersuchungen der natürlichen Schichten des Vesuvs in den Jahren 1751. 1752. und 1753. die der V. in natürlicher Ordnung antraf, und von denen einige aus röthlicher Erde, andere aus dunkelfarbigen Felsen, noch andere aus weissem festem Gestein, bestanden, und endlich Lagen, die mit Bruchstücken, kleinen Steinen oder Sand abwechselten, (es ist zu bedauren, daß dieses nicht genauer bestimmt ist) setzen es bey dem V. ausser allem Zweifel, daß dieser Berg, nicht durch angehäufte Auswürfe desselben,

König Richard.

Und laßt die ſterben, die Alter und Launen haben; du haſt beydes, und beydes gehört in ein Grab.

York.

Ich bitte euer Majeſtät, ſeine Reden der verdrießlichmachenden Krankheit und dem hohen Alter zu gut zu halten; er liebt euch, bey meinem Leben, ſo ſehr als Heinrich von Hereford, wenn er hier wäre.

König Richard.

Recht, ihr ſagt die Wahrheit, wie Herefords Liebe, ſo iſt ſeine, und wie die ihrige ſo iſt meine; und alles mag ſeyn wie es iſt.

Dritte Scene.

Northumberland zu den Vorigen.

Northumberland.

Gnädigſter Herr, der alte Gaunt, empfiehlt ſich Eurer Majeſtät.

König Richard.

Was ſagt der alte Gaunt?

Northumberland.

Nichts mehr; er hat alles geſagt, was er zu ſagen hatte;

ben, ſondern wie alle andre Gebirge entſtanden ſey, und gleiches Alter mit ihnen habe; und wenn dieſes mit der natürlichen Ordnung und Lage der Schichten ſeine Richtigkeit hat: ſo dürfte der V. für ſeine Meynung mehr Beweiſe haben, als andre, (worunter ſich auch der vortrefliche Ritter Hamilton befindet) die ſich zur gegenſeitigen Meynung neigen.

Die innere Fläche des Berges verändert ſich nach der verſchiednen Zu- oder Abnahme der innern Entzündung, welches der V. für ſich allein in verſchiednen Jahren, und beſonders 1749. mit dem berühmten Abt Nollet, da ſich zugleich ein neuer Schlund öfnete und mit einemmale Felſen, und Rauch in die Luft getrieben wurde, beobachtete. Im Jahr 1751. ſahe er in Geſellſchaft des Fürſten di St. Gervaſio, dem Marcheſe di Genſano, und 1752. in Geſellſchaft des Hrn. Random de Boſſe, an vielen Stellen des abſchüſſigen Theils des Berges, die ſogenannten fumerre oder fumarole, welche ſo naß in die Höhe ſtiegen, daß davon ein hineingeſteckter Stock ganz naß ward. Das Jahr drauf ſahe der V. in einer Oefnung, doch, entfernt vom Schlunde, das lebhafteſte Feuer ohne ſonderlichen Rauch. Er entdeckte auch eine andere, die faſt ſenkrecht nach dem Grunde zu gieng, und in dieſe ließ er einige ſchwere Steine fallen, die in 12 Secunden, doch unter beſtändigem Anſtoßen, den Grund erreichten, woraus er die Tiefe dieſes

dieſes Schlundes auf 967 Fuß berechnete. Bey einer andern Gelegenheit konnte er von einem Auswurf gerade in das im Abgrunde brennende Feuer ſehen. Der Anblick war dem auf einem großen Heerde ſchmelzenden Glaſe ſehr ähnlich. Er ließ einen Stein hinein fallen, aus deſſen Fall er die Tiefe vom Schlunde an bis ins Feuer auf 543 Pariſer Fuß berechnen konnte. Dieſe Beobachtung aber wäre ihm bald ſehr übel bekommen; indem ihn der Rauch von allen Seiten auf einmal ſo dick umgab, daß er, wenn er ſich nicht von dem Auswurf ſchnell in die Ebene geworfen, hätte erſticken müſſen.

Die Barometer-Meſſung gab dem V. für die ganze Höhe des Veſuvs bis zur Oberfläche des Meers 1677 Pariſer Fuß, weit von der des Ritter Hamilton's (3700 Fuß) auch der des Abt Mollet (3558.) verſchieden; eine trigonometriſche Meſſung von der Spitze des Veſuvs bis zum Atrio gab 797 Fuß, und eben dieſe Höhe gab durchs Barometer 743. alſo nur um 54 Fuß weniger, und dieſerwegen ſcheint die Angabe des V. viel voraus zu haben.

Das zweyte Capitel, ſo von dem Zuſtande des Veſuvs in ältern Zeiten handelt, beſchreibt die Lage aller, um den ganzen Golfo von Neapel, und um die Puzzolaniſche und Bajaniſche Seeküſte liegender Oerter, die mit den alten Oertern und ihren Benennungen verglichen werden. Der Verfaſſer ſetzt das

wahrſcheinlich von Herkules angelegte Herkulanum, dahin, wo jetzo Portici, Reſina, und die Straße nach Torre del Greco liegt. Nach ihm folgte Pompeji, nicht weit von dem jetzigen Torre della Annunciata, das in demſelben Ausbruch des Veſuvs, der im Jahr 79. chriſtl. Zeitrechnung unter der Regierung des Titus Herkulanum begrub, mit ihm einerley Schickſal hatte.

In alten Zeiten war der Veſuv mit den fruchtbarſten Gefilden umgeben, und bis an die Spitze mit Kräutern und Geſträuchen beſetzt; er war viel höher, und machte mit dem Somma und Ottajano einen Berg aus, und veränderte ſich ſehr merklich durch den Brand von 1631.; da er, nach dem Dio Caſſius, im Jahre 228. äuſſerlich noch unbeſchädigt geweſen.

Im dritten Capitel findet man ausgeſuchte Auszüge die den Veſuv betreffen, aus den Schriften der Alten, die eben ſo angenehm als merkwürdig ſind, und vom 150ſten Jahr vor bis zum 1570ſten Jahr nach Chriſti Geburt reichen.

Das vierte Capitel erzählt die Entzündungen des Veſuvs in chronologiſcher Ordnung, und führt auch die Schriftſteller an, die nach 1631 davon geſchrieben haben. Seine erſten Ausbrüche verlieren ſich im grauen Alterthum. L. Annäus Seneca beſchreibt eines der ſchrecklichſten Erdbeben, das ſich im Jahr

63.

63. unſrer Zeitrechnung zutrug, dadurch Pompeji einſank, Herkulanum einſtürzte, und deſſen Würkungen ſich auch über Neapel und Nocera erſtreckten: ein Vorbote von der ſchreklichen Entzündung, die im Jahre 79. darauf erfolgte, und Herkulanum unter unaufhörlichem Auswurf von Aſche, Erde und Sand, ganz doch ſo allmählig bedeckte, daß die Einwohner Zeit gehabt haben müſſen, ſich mit der Flucht zu retten, weil man bey allen bisherigen Unterſuchungen kaum 12 Körper gefunden hat. Die Materien ſelbſt müſſen nicht in dem größten Grade der Hitze auf den Ort gefallen ſeyn, weil leicht verbrennliche Materien, als Holz, Korn, Reiß, Bohnen, Brod, Feigen, Kleider, u. ſ. w. nur verkohlt nicht ganz verbrannt ſind. Auſſer dieſer Entzündung hat der Veſuv, bis zum Jahr 1754. nach Chr. Geb. alſo in 1675 Jahren, in 24 Bränden, bald mehr bald weniger gewüthet. Nach dem Brande von 79. hat der dreyzehende 1631. die größte Zerſtörung angerichtet. (Bey dem Brande 1538. entſtand ein neuer Berg.) Die Steinlava kommt erſt in neuern Auswürfen vor. Schriftſteller aus den ältern Zeiten gedenken nichts davon, ſondern reden von Feuerſtrömen, von Strömen glühenden Sandes, welche nach dem Erkalten Maſſen hinterließen die der Aſche verbrannter Körper ähnlich war. Erſt in der ſiebenten Entzündung 1036. und der achten 1049 gedenken Scote und Leo Marſicano, die ſie beſchrieben, eines bituminöſen

Stroms, der zu Stein erhärtete, und das Meer erreichte. Wer kein Augenzeuge davon geweſen, dem muß es über allen Begriff gehen, wie eine Materie, die zu ihrem Fluß ſo viel Feuer braucht als die Steinlava, ſich ſo viele Meilen weit von ihrem Feuerheerde, in ſo beträchtlicher Breite und Höhe, im Fluß erhalten kann: wenn man gleich dazu rechnet, daß ſie die auf ihrem Wege angetroffenen brennlichen Körper anſteckt, und dadurch der Unterhaltung ihres Fluſſes einigermaßen zu ſtatten kommt. Nach dem Berichte des V. erhärtet ſie ſobald ſie gegen einen Stein oder Baum flieſt, bis die hinterwärts eindringende Maſſe ſich darüber hinwälzt, brennliche Körper anſteckt, und fortflieſt. Ueber allen Begriff! wenn Felsſtücke über 1000 Zentner ſchwer, äuſſerlich ſchon verglaſet, über 1000 Schritte weit vom Schlunde weggeſchleudert, andere nicht ſo rieſenmäßig große 13500 Fuß in die Luft getrieben, und Stücke von ſechs Unzen 21 italiäniſche Meilen weit, umher geworfen werden; und das fürchterliche Brüllen, unaufhörliche Knallen, weit ſchrecklicher als der heftigſte Donner, wovon die umliegende Gegend erbebt, die Luft zittert, die Fenſter klirren, begleitet mit Blitzen, aus denen Flammen fahren die ſich an die Häuſer hängen.

Die beträchtlichſten Lavaſtröme verſchiedner Jahre ſind auf der zweyten Kupfertafel angezeigt. Den Schluß dieſes Capitels macht der Maſcoliſche Bericht

von

von dem Brande des Aetna im Merzmonat 1755. Unſer V. verwirft bey dieſer Gelegenheit alle Gemeinſchaft und wechſelſeitigen Zufluß zwiſchen dem Veſuv und Aetna.

Das fünfte Capitel von den Materien, die der Veſuv ausgeworfen. Der ganze Erdſtrich der von Caſtel a Mare anfängt, unter dem Veſuv fort, durch Neapel durch, und nach Puzzuolo, Baja, Miſeno geht, und die ganze Inſel Iſchia iſt ganz mit Schwefel und entzündbaren Mineralien erfüllt. Dieſes beweißt der V. durch die kalten Mineralwaſſer, die warmen Bäder am Veſuv, durch die Solfatara, den heiſſen Sand, und durch die Feuer auf Iſchia. Sonſt beſtehen die Materien die der Veſuv auszuwerfen pflegt, und die der V., um deſto ſicherer zu ſeyn daß es wirklich Veſuviſche Produkte ſind, von ſeiner innern oder äuſſern Fläche genommen hat, in folgenden. Der Rauch aus dem Schlunde enthält Schwefel und deſſen Säure, und ſoll auch nach Salmiak ſchmecken. Der Rauch andrer Oefnungen oder der Lava auf dem Felde verräth mehr Salmiak als Schwefel, und von der erkälteten Lava geht oft ein unſichtbarer erſtickender Dunſt, den man Moſetta nennt, und deſſen wunderbare Wirkungen merkwürdig ſind. Sand, dunkler, feiner, verbrennter. Lapilli (grobkörnigter Sand.) Bimsſteine, denen aus der Levante, und am Ufer bey Baja ähnliche calci-

nirte Steine. Schwammigte harte salzigte Materie, wie Stein. Natürliche Felsstücke, etwas verglaset. Schlacken. Ganz leichter Schaum. Achteckigte Pyriten, oder säulenförmige Pyriten mit acht Flächen, von Farbe wie Serpentinstein, und glatt. Schwefel, Salz, Talk, Marcasit. In den Laven findet sich in der untern Schicht harter Fels, oben her Schlacke, auf derselben calcinirte oder natürliche Felsstücke. Pflastersteine von rother Farbe, rothe und aschgraue Erde. Wahrer Schwefel auf der Oberfläche. Salz in erkalteten Lavaschlünden. Tropfstein und Corallenmoos. Der Bergmann sowohl als der Scheidekünstler vermißt hier Genauigkeit in der Beschreibung, und in den Versuchen, die zu entscheidender Beurtheilung dieser Materien nöthig wäre.

Im sechsten Capitel sind Erklärungen der Erscheinungen die bey Entzündungen des Vesuvs bemerkt worden.

Endlich beschließt eine Zugabe zur Geschichte des Vesuvs das ganze Werk, in einem Tagebuche über die Entzündungen des Vesuvs in den Jahren 1760. 1766. und 1767. die der V. selbst mit angesehen. Im ersten dieser Jahre sahe er mit dem de Bottis wie sich bey dieser Entzündung unter dem heftigsten Knallen fünfzehen Schlünde öfneten, von denen die meisten wieder zufielen, doch nicht eher als bis sie glasigte Lava in verschiedenen Armen über die Felder

geströmt,

geſtrömt, Häuſer eingeworfen; und kurz ſich als tüchtige Söhne des alten Vulkans bewieſen hatten. An einigen Orten war der Lavaſtrom 350 Schritte breit und 59 Palmen hoch. Ueberhaupt war dieſes ein fürchterlicher Ausbruch, der durch ſeinen Aſchen-Regen, welcher die Erde mit Aſche Zoll hoch bedeckte, häufige Augen-Entzündungen, convulſiviſche Huſten und Lungen-Entzündungen veranlaßte. Ein Theil der Aſche ward bis nach Lucaro 50 Meilen in gerader Linie vom Veſuv durch den Nordoſtwind fortgeführt, und dieſes iſt der erſte Ausbruch, bey dem ſich nicht allein die niedrigſten Schlünde des Veſuvs öfneten, ſondern ſich auch ihm ähnliche kleinere Berge aufwarfen. Die 26ſte Entzündung, deren Beſchreibung der V. ſo mittheilt, wie er ſie vom Ritter Hamilton und dem D. Andr. Pigonati bekommen, geſchahe den 28ſten Merz 1766. Die Lava floß in 53 Stunden 820 Fuß; ihre gröſte Breite betrug 80 und die gröſte Höhe 20 Fuß. In der 27ſten Entzündung 1767 warf der Veſuv im Auguſt und September eine große Menge Steine, bis 1200 Fuß hoch. Bey dieſer Entzündung unterſcheidet derſelbe viererley Lava. Eine rauh, ſchwer, hart, dichte, den Erdſchollen gleich; die andere den Eiſenſchlacken ähnlich, löchericht; die dritte leicht wie Schaum, knirrt zwiſchen den Fingern, dem Zuckerſchaum ähnlich (dieſe ſcheint mit der Art Bimsſtein oder Schaum, der bey den hohen Ofen vorkommt, ſehr überein zu kommen)

men) die vierte auf der Oberfläche des Lavaſtromes, wie calcinirte Steine von unregelmäſſiger Geſtalt. Unter dem ausgeworfenen Sande und Aſche fand der Ritter Hamilton gleich nach der Entzündung eine Menge kleiner glatter Kügelchen, ſo groß und gefärbt, wie Perlen mittlerer Gröſſe. Sie zerſpringen unter dem Hammer, ſchmelzten zum Theil auf Kohlen, plazzerten bisweilen, gaben aber keinen Geruch.

Die genaue Bekanntſchaft des V. mit dem Veſuv, und ſeine fleiſſigen Unterſuchungen, die oft mit Gefahr ſeines Lebens verknüpft waren, ſetzen ſein Buch immer unter die vorzüglichſten von dieſer Materie. Die wenigſten hatten das Glück des della Torre, in die Eingeweide dieſes ſchrecklichen Berges bis auf den Feuerheerd hineinſchauen zu können.

B.

III.

Ein Familiengemälde aus D—n.

O matre pulchra filia pulchrior!

Herr G.
Madam G.
Karoline } ihre erwachſene Töchter.
Rachel }
Malchen, von ohngefehr zehn Jahren.

Fritz.

Fritz, ein Knabe gleichen Alters.
v. May, Kornet.
Selm, Kaufmanns-Diener.
Wahl, Barbier.
Doctor Below.
Ein Bedienter.

I.

Herr G. Es iſt ſehr warm. Ich will noch ein wenig zu Hauſe bleiben.

Madam G. Wie viel Uhr iſt es?

Hr. G. Es geht auf drey.

Mad. G. (bedenklich) So?

Hr. G. Was? Kömmt jemand zu unſern Mädchens?

Mad. G. Ja, lieber Mann.

Hr. G. Nun, warum nicht gerade herausgeſagt? Ich dächte wir wären es ſchon gewohnt!

Mad. G. (will gerührt ſcheinen) Ach!

Hr. G. (unfreundlich) Frau! ich dächte unſre Pflicht wäre zu ſehen daß wir nicht verhungerten. (nimmt Hut und Stock.)

Mad. G. Laß mir doch ein Paar Groſchen Geld hier!

Hr. G. Ich? Geld? Sieh hier! Drey Groſchen, ſechs Pfennige — dafür will ich dieſen Nachmittag trinken. Ich glaube es iſt wenig genug —

te; ſeine Zunge iſt nun ein Inſtrument ohne Saiten; Sprache, Leben und alles hat den alten Lancaſter verlaſſen.

York.

Möge York der nächſte ſeyn, den dieſes Schikſal triſt. So arm der Tod iſt, ſo endet er doch alles ſterbliche Weh.

König Richard.

Die reifſeſte Frucht fällt zuerſt; ſeine Zeit iſt abgelaufſen, und die unſrige lauft noch; ſo viel hievon! -- Nun müſſen wir unſre Aufmerkſamkeit auf die Irländiſchen Unruhen richten; wir müſſen dieſe rohen zottel-köpfichten Kernen (*) unterdrüken, eh die anſtekende Empörung weiter um ſich frißt; und da dieſe groſſen Geſchäfte einen ziemlichen Aufwand erfordern, ſo bemächtigen wir uns hiemit, zu unſrer Unterſtüzung alles baaren Gelds, Gold- und Silbergeſchirrs, aller Einkünfte, und aller beweglichen und unbeweglichen Güter, die der alte Gaunt verlaſſen hat.

York.

Wie lange werd' ich noch Geduld behalten? O wie lange wird noch eine, vielleicht zu ſchüchterne Empfindung meiner Pflicht, mich jede Ungerechtigkeit geduldig leiden machen? Nicht Gloſters Tod, noch Hereſords Verbannung, nicht Gaunts erlidtne Kränkungen, noch Englands einheimiſche Wunden, noch meine eigne Verachtung, haben mich jemals meine geduldige Stirne gegen meinen König

rümpfen

(*) Nahme einer Art von leichtbewaffnetem Irländiſchem Fußvolk.

oder — ich will dirs geben und hier bleiben? Nicht wahr? und denn verhungern? Deine Mädchen, werden wol noch Geld haben. Sieh zu! (geht.)

II.

Madam G. und Malchen.

Madam. G. Malchen, geh doch einmal zu Nacheln, und frag, ob ſie nicht ſo gut ſeyn, und mir einige Groſchen Geld geben will.

Malchen. Sie ſchlägt mich, Mama.

Mad. G. Nun, ſo ſags Karolinen.

III.

Karoline, (kömmt.) War nicht von mir die Rede?

Mad. G. Ja, Kind, — Gieb mir einige Groſchen Geld!

Karoline. Ich habe nichts!

Malchen. Ja, Mama, ſie hat was in ihrer Börſe, heute früh hat ſie den Friſeur bezahlt. Da hab' ichs geſehn!

Karoline, (giebt Malchen einen Stoß) Da! für die gute Nachricht.

Mad. G. Ich bitte dich um Gottes willen, Karoline —

Karoline, (beſchäft, indem ſie in die Kammer geht) Kömmt etwa der Barbier Wahl, Mama?

IV.

IV.

Malchen. Was weinen Sie denn, Mama? Soll ich hurtig zu Racheln laufen und Geld holen?

Mad. G. Rachel iſt ein eben ſo ungezogenes Weibſtück wie Karoline.

Karoline, (in der Kammer zu Racheln) Rachel, du biſt ein eben ſo ungezogenes Weibſtück wie ich —

Rachel. Sagt das unſre liebe Mama? (kömmt aus der Kammer geſprungen) Hier, Mamachen, haben Sie zwey Groſchen. (ſpöttiſch) Thun ſie ſich dafür gütlich mit Herrn Wahl. (geht zurück.)

V.

(**Mad. G.** ſteckt das Geld ein.)

Malchen. Geben Sie mir doch ein Dreyerchen ab, Mama!

(**Mad. G.** nachdenkend.)

Malchen. Liebe Mama —

Mad. G. (verdrüßlich) Nun, was willſt du?

Malchen. Ein Dreyerchen!

Mad. G. (giebt ihr einen Puff.) Unverſchämtes Naſchmaul!

Malchen dreht ſich kurz um, ſtellt ſich von der Seite, und nickt aufgebracht mit dem Kopfe.

VI.

Kornet von May.

Bon jour, liebe Mama! So allein?

Mad. G. Sie iſt in der Kammer.

Kornet. Vermuthlich bey der Toilette?

Mad. G. Ja!

Kornet. (an der Kammerthür) Darf ich kommen?

Karoline. Gut Freund?

Kornet. Ich denke. (geht hinein.)

Madam. G. (für ſich) Weniger freundlich ſollten Sie ſeyn, Herr Kornet, und mehr Geld haben!

Malchen. (ſpringt auf) Ach warten Sie, das ſag' ich dem Herrn Kornet wieder! (will in die Kammer.)

Mad. G. (hält ſie) Male!

Malchen. Ja, ich thu's doch, ich thu's doch!

Mad. G. Malchen, ſey nicht albern! — Siehſt du, dieſe ſchöne Haube hier will ich für dich zurecht machen laſſen.

Malchen. Ne, die mag ich nicht!

Mad. G. Du ſollſt eine funkelneue haben!

Malchen. Ne! — Ich ſags dem Hrn. Kornet.

Mad. G. Ungezognes Ding! — ſey ruhig. Da haſt Du einen Sechſer. Geh, wechſle, und bring mir einen Dreyer wieder!

Malchen. (läuft davon) Sie kriegen nichts wieder!

VII.

VII.

(Selm, der Kaufmannsdiener, kömmt.)

Mad. G. (auf ihn zu) Ach, ſiehe da, Herr Selm, willkommen!

Selm. Ihr Diener, Madam G.!

Karoline und Rachel. (kommen aus der Kammer geſprungen) Willkommen, willkommen, Herr Selm!

Kornet. (kömmt aus der Kammer) Meine ſchöne Dame, ich empfehle mich Ihnen.

Karoline. May, wo wollen Sie hin?

Kornet. (in der Thür) Mich in ein Incognito werfen. Wir gehn doch ein bischen ſpaziren zuſammen? (für ſich) Der Ladenjunge hat immer Geld, und ich nichts.

Selm. Der Herr Kornet ſind doch wol nicht böſe?

Rachel. Er wird wohl Geld holen wollen! ha, ha, ha: — Kommen Sie, Selm, wir wollen gehn! Du warteſt doch auf deinen lieben Incognito, Karlinchen? — Er wird jezt die Juden in Athem ſezzen! Uhr, Weſte, Beinkleider — wie wird das fliegen, Karlinchen, wie wird das fliegen! Und wie wird Er fliegen, wenn er einen Gulden zuſammengepreßt hat! Adieu, liebe Schweſter! Kommen Sie, Selm!

Selm. Ich empfehle mich Ihnen, Mamſel und Madam.

Rachel.

Rachel. (kommt zurück) Ein guter Junge, der Selm! Er ſagt, Du ſollteſt nur den Kornet holen laſſen, er wolle für ihn bezahlen.

Karoline. (mit bitterm Verdruß) Geh nur!

Rachel. Siehſt Du, Schweſterchen, Selm hat keine Achſelbänder, hat kein Gold auf dem Rock — aber in der Taſche, Kind, in der Taſche. (geht.)

Mad. G. Ihr ſeyd wie die Katzen unter einander.

Rachel. (kömmt noch einmal zurück) Wenn Euch an unſrer Geſellſchaft was gelegen iſt, ſo kommt in den X. Garten. Selm hält Wort. — Mama, um 11 Uhr komm' ich wieder, halten Sie den Hausſchlüſſel parat!

Mad. G. (zu Karolinen) Das hat ſie ſich von vorgeſtern gemerkt! Warum erhebſt du auch einen armen Kornet über einen reichen Kaufmannsdiener. Aber gieb' dich nur zufrieden —

Karoline. (erboßt) Denken Sie denn, daß ich mich ärgre? (reißt ſich die Haube herunter) Ich geh nun nicht aus, Mama.

Mad. G. (erſchrocken) O, Kind, der Kornet wird gewiß wiederkommen.

VIII.

Ein Bedienter. Ein Billet von meinem Herrn an Mamſel Karoline G. Er läßt ſich Antwort ausbitten.

Ra-

Karoline. (freudig) Holen Sie Tinte, Papier, Feder, Mama!

Madam. G. (eilt und holt) Hier Karlinchen!

Karoline. (ſchreibt ein Paar Zeilen und giebt ſie dem Bedienten) Meine Empfehlung!

Mad. G. Von wem, Karlinchen?

Karoline. Vom Doktor Below, Mamachen, vom Doctor Below! (läuft hurtig zum Spiegel) Er wird gleich kommen!

Mad. G. Karlinchen, kannſt du mir nicht ein Paar Groſchen geben?

Karoline. (zieht die Börſe) Da, Mamachen, da! Kömmt Wahl?

Mad. G. Ja, Kind!

IX.

Doctor Below. Ah, Karlinchen, ſo muß man Sie überraſchen! (Küſſt ihn und her) Sie gehn doch ein bischen ſpatzieren mit mir?

Karoline. Gehn? — Liebſter Herr Doctor, ich habe Fußſchmerzen. Ich habe geſtern eine zu ſtarke Promenade gemacht. — Wenn's nicht weit ſeyn ſoll?

D. Below. O, da ſind Gegenmittel — Johann! (er kömmt) beſtelle gleich einen Fiaker hierher!

Mad. G. (am Fenſter) Da fährt gerade einer vorbey!

D. Below. Ihren Arm, Karlinchen! Wir konnten es ja nicht bequemer haben.

Karoline. Wir fahren doch in den K. — Garten?

D. Below. Hm! — es ſind da immer ſo viel Leute!

Karoline. Bitte, bitte, lieber Herr Doctor!

D. Below. Ich kann Ihnen nichts abſchlagen. Adieu, Mamachen!

X.

(Auf der Gaſſe.)

D. Below. Fahre vor, Kutſcher! (hilft Karolinen in den Wagen) Nach dem K — Garten!

Kornet von May. (kömmt geſprungen) Karlinchen!

Karoline. Ich fahre mit dem Herrn Doctor aus. Fahr zu Kutſcher!

Kornet. (ſtarr) Himmel und Hagel! (geht) den Kerl ſoll die —

Mad. G. (aus dem Fenſter) Herr Kornet, Herr Kornet!

Kornet. (ungezogen) Ba! Madam.

XI.

Wahl, der Barbier. Guten Tag, liebes Kind!

Mad. G. Willkommen, lieber Wahl! Ein bischen ausgehn?

Wahl. (troſtlos) Ach — Herzenskind!

Mad.

Mad. G. Ich verſteh ſchon kleiner Narre. Sieh hier! (ſie zeigt ihm Geld.)

Wahl. (freudig) Wohin damit?

Mad. G. Wir wollen ſchon ſehen, wenn wir unterwegs ſind. Wir müſſen aber noch ſo lange warten, bis Malchen kömmt. (Malchen erſcheint) Da iſt ſie ſchon!

Malchen. Mitgehn, Mama?

Mad. G. Nein, bleib nur zu Hauſe, Kind.

Malchen. Ach ne!

Mad. G. Soll ich dir Fritzen rufen? Da könnt ihr hübſch mit einander ſpielen.

Malchen. Ach ja, Mama!

Mad. G. (macht die Thür auf) Sieh, da iſt er ſchon!

Malchen. Nu, gehn Sie nur, Mama!

Mad. G. Wollen wir Herr Wahl? (ſie gehn.)

Malchen. (zum kleinen Fritz) Komm, Fritzchen, wir wollen Braut und Bräutigam ſpielen.

S — z.

IV.

Beſchluß des Auszugs

aus

Herrn D. Forſters Bemerkungen ꝛc

(Fortgeſetzt von S. 32. No. 4. d. J.)

Zwiſchen den Wendekreiſen fanden unſre Seefahrer die dort gewöhnliche beſtimmte Winde. Wir übergehen die kurzgefaßte Geſchichte der Winde, welche der M. hier angiebt, und wenden uns nur zu ſeinen lehrreichen Folgerungen.

1) Erſtrecken ſich die Paſſatwinde zuweilen auch äuſſerhalb der Wendekreiſe bis in die gemäßigte Erdſtriche. Dies geſchicht aber hauptſächlich in derſelben Halbkugel wo die Sonne ſteht. Ja, die Gränzen der Paſſatwinde ſcheinen ſogar, nach der Entfernung oder Annäherung der Sonne ſich allmählig auf einer Seite zu erweitern und auf der andern einzuſchränken.

2) Werden die Paſſatwinde im Südmeere zuweilen von Windſtillen oder entgegengeſetzten Weſtwinden unterbrochen, wobey Regen und Gewitter nicht ſelten ſind.

3) Aendert oder hemmt ein nahes Land zuweilen den Paſſat, zumal wenn es von beträchtlicher Höhe iſt.

4) Fallen Windſtillen nicht ſelten, mit Regen begleitet, auf den Gränzen vor, wo das Gebiet oder Revier eines Windes aufhört und ein anderes anfängt.

Die Sonne, welche um Mittag im heiſſen Erdſtriche faſt beſtändig über der Scheitel ſteht und die Luft erſtaunlich verdünnet, wird für die Urſache der öſtlichen Winde gehalten, welche in den großen Meeren zwiſchen den Wendekreiſen herrſchen. Durch das Fortrücken auf der Bahn der Ekliptik kommt ſie jeden Augenblick über einen andern Punct des Erdbodens zu ſtehen; die verdünnte Gegend des Luftkreiſes rückt folglich ebenfalls weiter von Oſten nach Weſten, und ſo wie die Urſache jener Rarefaction (die Sonne) fortrückt und an einem Orte aufhört, ſo ſtürzt die nächſtangränzende dickere Luft in die verdünnte Räume, um das Gleichgewicht zu erſetzen. Durch dieſe Strömung der Luft entſteht alſo der Paſſatwind, und erhält ſich beſtändig in und bey den Wendekreiſen. Die Nähe eines Landes, oder die Gegenwart elektriſcher Wolken, ſind gleichwohl vermögend, dieſen ſteten Zufluß auf eine Zeitlang zu hemmen.

Das Wetter war während der ganzen Reiſe ſo leidlich, daß ſie in den vier Jahren nur zweymal eigentlichen Sturm hatten.

Es giebt im Südmeere, wie wir bereits oben bemerkt haben, dreyerley Inſeln; flache Sandholmen

kümpfen gemacht. Ich bin der lezte von des groſſen Edwards' Söhnen, von denen der Prinz von Wales, dein Vater der erſte war. Im Krieg war kein Löwe kühner, im Frieden kein Lamm ſanftmüthiger, als dieſer edle junge Prinz. Du haſt ſeine Geſichtsbildung, ſo ſah er aus; aber wenn er die Stirne runzelte, ſo war es gegen die Franzoſen, nicht gegen ſeine Freunde: Seine edle Hand gewann erſt das was ſie ausgab, und verthat nicht, was ſein ſiegreicher Vater gewonnen hatte. Seine Hand wurde oft mit dem Blut der Feinde ſeines Hauſes, niemals mit dem Blut der Seinigen beſudelt. O Richard! York muß noch mehr ſagen, oder er hat ſchon zu viel geſagt.

König Richard.

Wie, mein Oheim, was wollt ihr dann ſagen?

York.

O mein Gnädigſter Herr, vergebet mir, wenn es euch gefällt; wo nicht, ſo laß ich mir auch gefallen, daß ihr mir nicht vergebt. Ihr ſucht euch der Ländereyen, Güter und Rechte des verbannten Hereford zu bemächtigen? Wenn Gaunt todt iſt, lebt nicht Hereford? War Gaunt nicht redlich, und iſt Heinrich nicht getreu? Verdiente jener nicht, einen Erben zu haben? Iſt nicht ſein Erbe ein verdienſtvoller Sohn? Kanſt du Herefords Rechte, kanſt du ſeine Titel, Urkunden und wohlhergebrachte Gerechtſame aufheben, und gewiß ſeyn, ob du morgen noch ſeyn wirſt, was du biſt? Denn woher biſt du ein König, als durch das Recht der Erbfolge? Wenn ihr gewaltthätiger Weiſe die Erbſchaft

die durch Riefen von Korallenklippen verbunden ſind; bergichte Inſeln mit, und eben ſolche, ohne Riefen.

Alle niedrige Eilande der erſten Claſſe ſind ein Seeproduct, oder eigentlich das Werk der polypenähnlichen Thiere, welche die Litophyten vom Boden des Meeres bis zur Oberfläche allmählig breiter aufbauen. Die Beſtandtheile ſind kalkartig, mit einer animaliſchen Subſtanz gemiſcht. Im Südmeere erblickt man dieſe Polypengebäude in ihren verſchiednen Altern und von allerley Größe. Iſt der Erſte Entſtehungspunct von der Oberfläche des Meers durch dieſe Lithophyten-Würmer auferbaut: ſo ſpülen die Wellen nach und nach allerhand Muſcheln, Tang, Korallenſtücke, Sand und dergleichen auf dieſe neuerbaute Mauer, welche, durch alle dieſe Zuſätze erhöht, zulezt aus dem Waſſer hervorſteigt. Noch fährt die See fort neue feſte Theilchen aufzuwerfen, und führt, wenn es nicht ein Vogel thut, die Saamen der Strandkräuter dahin. Das Wachsthum, die Fortpflanzung, das Abſterben dieſer organiſchen Körper giebt endlich einen Vorrath von Pflanzenerde, und nun fehlt es nur noch an einem glüklichen Zufall, der eine Kokosnuß herſchwemme, welche bekanntlich ihre vegetirende Kraft ſehr lange behält, und in jeder Art des Bodens Wurzel ſchlägt. Auf dieſe Art, können wir uns die allmählige Entſtehung der ſchönſten Palmwälder auf allen niedrigen Eilanden denken.

Unter

Unter den höhern Inſeln wird kaum eine ſeyn, welche nicht deutliche Spuren einer vormals von Feuer, oder eigentlich von Vulkanen erlittenen gewaltſamen Veränderung ihrer Oberfläche aufzeigen könnte. Viele ſind unſtreitig lediglich durch die Kraft des unterirrdiſchen Feuers entſtanden. Erdbeben ſind den Einwohnern nicht unbekannt, und an verſchiedenen Orten hatten unſre Seefahrer die Vulkane in ihrer vollkommenen Arbeit geſehen.

Nachdem uns unſre Leſer bisher durch die ödern Pfade der unbelebten Natur gefolgt ſind, wo dennoch die Aufmerkſamkeit durch die wichtigſten Gegenſtände gereizt und unterhalten ward: ſo öffnet ſich jetzo eine lachendere Scene, indem wir uns der Betrachtung der organiſchen Körper aus beyden Naturreichen nähern.

Die Ernte der Beobachtungen würde bey dem Eifer unſrer fürtrefflichen Naturforſcher ungleich reicher ausgefallen ſeyn, wenn die Erweiterung der Naturkunde bey dieſer Entdeckungs-Reiſe nicht ein bloß untergeordneter Endzweck geweſen wäre. Alle wiſſenſchaftliche Unterſuchungen muſten der Geographie und Navigation nachſtehen, und die bequemſte Jahreszeit zu botaniſchen Excurſionen muſten unſre Philoſophen zwiſchen den ſchwimmenden Eismaſſen des Südpols verbringen. Ihre Entdeckungen ſind alſo im Verhältniſſe deſſen was geleiſtet hätte wer-

den können, nur kleinlich, da ſie die größern Inſeln des Südmeeres oft auf zu kurze Zeit, und zu ungelegenen Jahreszeiten beſucht, und das Continent von Neuholland wo eigentlich die reichſte Pflanzen-Sammlung zu erwarten war, nie berührt haben.

Die niedrigen im ſtillen Meere verſtreuten Lande können nur einigen Cocus-Bäumen, und wenigen antiſcorbutiſchen Kräutern Nahrung geben.

Herrliche Ausſichten, reitzende Geſtalten und Farbenmiſchungen welche alle Begriffe des Schönen erregen, ſind auf den Societäts-Inſeln das gemeinſchaftliche Werk der Natur und der Kunſt. Dort findet man in den Ebenen, auf den Anhöhen, und auf den hohen Gebirgen überall andere Gattungen von Pflanzen. Die Ebenen welche den Rand jeder Inſel ausmachen ſind zum Anbau vorzüglich bequem. In mäßiger Entfernung überſchatten Frucht-Bäume den Raſen, der, wider die brennende Sonne geſchützt, ſein lebhaftes Grün unverſehrt behält. Die erſten Anhöhen welche die Ebene begränzen ſind oft gänzlich von Blumen entblößt. Die Sonne würkt daſelbſt ungehindert fort, und läßt keinen Grashalm, und keine zarte Pflanze Nahrung finden. Ein äuſſerſt dürrer Farrn (Polipodium furcatum) und ein Paar eben ſo abgehärtete Stauden bedecken dieſen ſonſt öden Hügel, und ſcheinen der Gewalt der Sonne im Zenith zu trotzen. Etwas höher hinauf

findet

findet man am Abhange der Berge Waldungen welche ſtets zunehmen, bis endlich die höchſten Gipfel überall mit Blumen bewachſen ſind. Auf dieſer oft umwölkten Höhe iſt die Witterung ſchon ſehr gemäßiget, ſo daß allerley Pflanzen mit ſtarken Wachsthum hervorſproſſen. Mooſe, Farrne, paraſitiſche Blumen (Epidendrum) und ähnliche Geſchlechter, die gerne im Naſſen wachſen, ſind hier die häufigſten, und bedecken ſowol das Erdreich als auch die Stämme und Aeſte der mehreſten Bäume.

Vielleicht wird es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, hier ein Verzeichniß der vornehmſten Pflanzen, welche von den Einwohnern der Societäts-Inſeln auf den Ebenen gebaut werden, anzutreffen. Von unmittelbarem Nutzen ſind: 1) der Kokos-Palmen-Baum. 2) Der Piſang oder Bananenſtamm. 3) Der Brodfruchtbaum. 4) Der Tahitiſche Mirobalanen- oder unrichtig ſogenannte Apfelbaum. 5) Der Papier-Maulbeerbaum, deſſen innre Rinde oder Splint zur Kleidung verarbeitet wird. 6) Der Jambuſen-Baum. 7) Die ſammetblättrige und 8) die gewöhnliche eßbare Arons-Wurzel. 9) Die Igname oder Yams-Wurzel. 10) Die ſüße Batatten. 11) Das Zucker-Rohr. 12) Die Klebwurz. 13) Die vielblättrige Zehrwurz. 14) Der Taumel-Pfeffer, und 15) der ſogenannte Tahitiſche Kaſtanien-Baum, eigentlich ein neues Geſchlecht. Zur Zierde wird gepflanzt 16)

der ſchineſiſche Eibiſch. 17) Wegen der wohlriechenden Blumen, die fälſchlich ſogenannte Capiſche Jasminen-Staude oder Gardenia, und 18) der ſchöne Guettarden-Baum. Auch werden gewiſſe Pflanzen, vielleicht nach religiöſen Vorſchriften, um die Grabſtätten gepflanzt: z. B. 19) der indianiſche Drachen-Baum, deſſen Blätter die Einwohner auch als Friedens-Zeichen in den Händen zu tragen pflegen. 20) Das Schönblatt, deſſen Holz dem Kokosöhl einen angenehmen Geruch mittheilen ſoll. 21) Eine Cratäven Art. 22) Der Pappelblättrige Eibiſch, deſſen Blumenknoſpe den tahitiſchen Zeugen eine ſtrohgelbe Farbe mittheilet. 23) Das Keulenholz, welches mehrentheils zu Waffen und Hausgeräthe verarbeitet wird, und 24) der wilde Palmnußbaum, deſſen Früchte geopfert werden.

Auf den Marqueſas iſt die Mannichfaltigkeit der Kräutergattungen weit weniger beträchtlich: doch haben hier unſre Botaniker die Schirm-Palme (Corypha umbraculifera Linn.) ausſchließlich angetroffen, die ihnen nachher auf keiner andern Inſel des Südmeeres vorgekommen iſt.

Die Freundſchaftlichen Inſeln ragen zu hoch über dem Meere hervor, um zu den niedrigen Eilanden gezählt zu werden; ſind aber doch nicht bergicht genug, um mit den übrigen hohen Inſeln der Südſee in einer Claſſe zu ſtehen. Auf ihrer mehrentheils

ebenen

ebenen Fläche ſieht man überall gebahnte Pfade, und unzählige Pflanzungen mit artigen Hecken umzäunet. Dem ohngeachtet iſt die Zahl der einheimiſchen ohne Kultur wachſenden Pflanzen, welche neben den gebauten, in der unregelmäßigen Schönheit eines engliſchen Gartens, fortkommen, ziemlich anſehnlich. Die cultivirten Pflanzen ſind mehrentheils alle diejenigen, welche auch auf den Societäts-Inſeln gepflanzt werden. Auſſerdem findet man hier noch Pumpelmuſen in Menge. Wegen der ſchönen oder wohlriechenden Blüthe wird auch eine Art der Fieberrinde (Cinchona corimbifera Forſt.) ein Jasmin (Jasminum ſimplici folium Forſt.) die Pracht-Lilie Crinum aſiaticum Linn.) und um der gelben Wurzel willen, die Gilbwurz (Curcuma longa Linn.) um die Häuſer gepflanzt.

Mit einem ſehr verſchiedenen Vorrathe von Pflanzungen prangen die mehr weſtlich gelegenen Neuen Hebriden. Zwar haben ſie nicht wie die Societäts-Inſeln Ebenen und Rieſen, dagegen aber große Thäler, ſanfte Anhöhen und hohe Berge. Ueberall ſieht man faſt nichts als Wälder, in denen die Pflanzungen der Einwohner, wie Inſeln im Meere, zerſtreut und abgeſondert liegen. Auch iſt ihre Bevölkerung noch ſehr gering, die Zahl der wilden Pflanzen-Arten hingegen beträchtlich. Die Lage dieſer Inſeln bringt gleichwol auch in der Zahl und Beſchaffenheit

der

der gebauten Pflanzen eine Abweichung von den vorerwähnten, oſtwärts gelegenen hervor; daher fehlen hier bereits die Mirobolane, die Klebwurz und Zehrwurz, der ſchineſiſche Eibiſch, die Guettarde, das Schönblatt, die Cratäve, und einige a. m. Hingegen wird ihre Stelle durch andere Gewächſe erſetzt: z. B. die Pommeranze, die Kohl-Palme, die Sterculia fœtida und St. Balangas Linn.; den Keuſchheits-Baum (Vitex trifolia Linn.) den Katapnuß-Baum, ein Paar neue Geſchlechter, nehmlich, Lucodia hortenſis und Pometia pinnata, und endlich fünferley Feigenbäume mit eßbaren Blättern und Früchten.

In dem dürren Erdreich von Neukaledonien kommt eine Menge von Pflanzen zum Vorſchein, die aber gröſtentheils zu neuen und zwar auszeichnete neuen Geſchlechten gehören.

Das Eigenthümliche im Anblick heiſſer Länder geht auſſerhalb der Wendekreiſe ganz verlohren. In Neu-Seeland vermiſt man es ſchon. Die Witterung auf dieſer Inſel iſt ſo gelinde, daß allerley europäiſches Geſäme, welches man in der Gegend von Charlotstenſund ausgeſtreuet hatte, ſogar mitten im Winter kräftig hervorſproßte. Die einheimiſche Gattungen ſind zahlreich und in hohem Grade fruchtbar. Allein ſeit Entſtehung der Wildniſſe dieſer Inſel hat der menſchliche Fleis noch gar nichts daran gethan:

der Wald iſt daher zum unzugänglichen Labyrinth geworden, und nur blos am Strande, längs dem äuſſern Rande der Waldung iſt den zarten Kräutern eine Stelle übrig gelaſſen. Unter dieſen ſind die mehreſten als Mittel wider den Scharbock, oder als Gemüſe zu gebrauchen. In der nördlichen Inſel von Neu-Seeland werden, nach dem Berichte voriger Reiſenden, die ſüſſen Batatten und der Papier-Maulbeerbaum gepflanzt. Die antiſcorbutiſchen Pflanzen hingegen, die auch als Gemüſe zu genieſſen ſind, beſtehen aus folgenden Sorten: 1) Eine Art Sellery, (Apium lapidum Banks.) eine Kreſſen Art, welche bey den Seefahrern unrichtig Löffelkraut hieß (Lepidium obtracum Forſt.) die gewöhnliche Sauditiel, eine Art des Vierecks, und ein Zahnkraut; die friſche Blätter eines myrtenartigen Baums lieſſen ſich ſtatt Thee gebrauchen, und die junge Schoſſen eines Nadelholzes, welches viel ähnliches mit dem Eibengeſchlecht hat, (Dacrydium cupreſſinum Banks.) mit etwas Hefen und Zucker-Syrup gemiſcht, gaben ein geſundes Bier. Die Seeleute nannten dieſen Baum den Spreß-Baum. Die ſchöne Pflanze, welche den Neuſeeländiſchen Flachs giebt, Phormium tenax, gehört unter die lilienartigen Gewächſe.

Auf den nakten Käſten des Feuerlandes iſt nichts als eine Art Sellerey (Apium decumbens Banks.) Welche von der Vorſehung faſt über den ganzen Erdbo-

den, als ein bewährtes Mittel wider den Scharbock, ausgeſtreuet worden iſt.

Die Inſel Neugeorgien iſt noch weit öder, und hier fand man nur zwey Pflanzenarten: nämlich das Haberkraut (Anciſtrum decumbens Forſt.) und eine Art des Knaulgraſes (Dactylis cæſpitoſa) aber ſehr klein und abgezehrt.

Sandwichland, welches noch vier Grade ſüdlicher liegt, iſt vermuthlich ganz unfähig irgend einer Pflanze Nahrung zu verſchaffen.

In Neu-Seeland entdeckte unſer Naturforſcher etwas über 150 neue, und nur zehen bekannte Linnäiſche Gattungen. Allein dies iſt wahrſcheinlich noch lange nicht die vollſtändige Flora dieſes Landes.

Das Verhältniß zwiſchen den bekannten und unbekannten Gattungen iſt auf den Inſeln des heiſſen Erdſtriches von den Neu-Seeländiſchen ganz verſchieden. Die dort entdeckten und vorhin unbekannten Pflanzenarten belaufſen ſich auf 240; die von dem großen Linne bereits beſchriebene aber auf 140; ſie machen alſo mehr als ein Drittheil der ganzen Sammlung aus. Der Anbau trägt wohl das meiſte hiezu bey; indem die gepflanzten Gattungen wahrſcheinlicherweiſe durch die Einwohner aus ihren ehemaligen Oſtindiſchen Wohnſitzen hierhergebracht ſeyn mögen. Dieſe waren alſo den Kräuterforſchern bereits auf andern Wegen bekannt geworden. Es könnten aber

auch

auch mit dieſen die Sämereyen von allerley Oſtindiſchen Wilden Pflanzen hiehergeführt worden, und daher die übrige bekannten Gattungen auf den Inſeln des ſtillen Meers entſproſſen ſeyn. Die neuen, oder bis jezt unbekannten dortige Pflanzen würden in ſolchem Falle entweder die wahren einheimiſchen, oder ſolche ſeyn müſſen, die der Aufmerkſamkeit unſrer Botaniker in Indien bisher entgangen wären.

Aus den bebaueten Gegenden, welche auf den Neu-Hebriden ſo häuffig ſind, läßt ſich noch viel Neues erwarten, weil dieſe Inſeln von anſehnlicher Größe ſind und einen überaus fruchtbaren Boden haben. Oft hatten unſre Naturkündiger Spuren von Pflanzen ohne dieſelbe ſelbſt antreffen zu können. So fanden ſie z. E. auf der Inſel Tanna im Kropf einer Taube eine wilde Muſcatnuß, welche noch in der ſogenannten Blume (Macis) oder eigentlich einer hochrothen Haut eingewickelt lag.

Amerika und Aſien ſchließen das Südmeer von zwey Seiten ein, und je näher die Inſeln dieſes Oceans dem einen oder andern der genannten feſten Länder liegen, deſto mehr findet man daſelbſt ähnliche oder gemeinſchaftliche Pflanzen-Arten. Auf den öſtlichern Inſeln giebt es daher eine größere Anzahl amerikaniſcher, auf den weſtlichen hingegen eine größere Anzahl oſtindiſcher Pflanzen. Indeſſen leidet dieſe allgemeine Regel auch beſondere Ausnahmen.

Einige

Herefords an euch reiſſen, die Vollmacht ſeines General-Procurators, in ſeinem Namen davon Beſitz zu nehmen, vernichten, und ihm die angebotne Huldigung verſagen wollt; ſo häuft ihr tauſend Gefahren über euer Haupt, verlichrt tauſend wohlgeſinnte Herzen, und reizet ſelbſt meine ſanftmüthige Geduld zu Gedanken, welche Pflicht und Ehre nicht denken können.

König Richard.

Denkt was ihr wollt; wir nehmen alle ſeine Güter, Mobilien, Baarſchaften und Ländereyen, zu unſern Händen.

York.

Wenigſtens will ich kein Augenzeuge davon ſeyn; lebet wohl, mein gebietender Herr; was hieraus entſtehen wird, kan niemand ſagen. Aber aus ſchlimmen Handlungen läßt ſich ohne Mühe weiſſagen, daß ihre Folgen nicht gut ſeyn können.

[Er geht ab.]

König Richard.

Geh, Buſchy, ungeſäumt zu dem Grafen von Wiltſhire, und erſuch ihn zu uns nach Ely-Houſe zu kommen, und der Vollziehung dieſes Geſchäftes vorzuſtehen. Morgen wollen wir nach Irland, es iſt Zeit. Indeſſen ernennen wir, während unſrer Abweſenheit, unſern Oheim York zum Lord-Statthalter von England, denn er iſt rechtſchaffen, und war uns jederzeit zugethan. Kommet, meine Königin;

morgen

Einige Pflanzen ſind beynahe in allen Gegenden des Südmeers und unter jedem Himmelsſtriche anzutreffen. Andere Gattungen wählen in verſchiedenen Himmelsſtrichen, hier einen höhern, dort einen niedrigern Standort.

Mannichfaltigkeit des Erdſtrichs und der Lufttemperatur verurſacht auf den Inſeln des ſtillen Meers, nirgends mehr Spielarten an den Pflanzen als innerhalb der Wendekreiſe. Auch davon geben ſie viele Beyſpiele, daß Cultur die Spielarten vermehre. Jene alte Bemerkung daß vermittelſt der Cultur die Fähigkeit ſich durch Saamen fortzupflanzen verlohren gehe, beſtätigt ſich auf den Inſeln des ſtillen Meers ebenfalls. Dieſer Verluſt iſt an der Brodfrucht vornehmlich ſichtbar; ihre Saamen ſind vertrocknet, und in der mehlichten Frucht gleichſam verſchwunden. Eben ſo geſchicht es mit der Piſang-Frucht, und vielen andern.

Unter den Linneiſchen Claſſen ſind hier die Monöcia, Diöcia und Polygamia am häufigſten.

Betrachtet man die Flora nach der gewöhnlichſten natürlichen Pflanzenordnung, ſo iſt hier der größte Reichthum in den bey uns unbekannten Ordnungen als: Piperitä, Scitamineä, Heſperideä, Luridä, Contortä, Columniferä, und Tricoceä. Die Orchideä, und unter dieſen vorzüglich eine große Menge Epidendra ſind in allen unbebauten Wäldern häufig.

Die

Die Linnäiſchen Beſchreibungen ſüdländiſcher Pflanzen die zu den Amerikaniſchen gehören, ſind meiſt alle richtig, die aber, welche zu den Aſiatiſchen gehören, öfters unrichtig. Die Urſache davon iſt leicht einzuſehen. Nach Amerika ſind Löfling, Jaquin, Browne, Juſſieu ſelbſt gekommen, und haben alſo nach der Natur beſchrieben. Die Indianiſchen Gattungen hingegen ſind theils aus troknen Kräuterſammlungen theils aus den fehlerhaften, unbeſtimmten und unregelmäſſigen Beſchreibungen der Botaniker des vorigen Jahrhunderts entlehnt.

Noch ein Irrthum iſt durch dieſe Reiſe widerlegt worden, daß der Fucus natans eine Anzeige von feſtem Lande abgebe. Er iſt auf der Oberfläche des Meers viele hundert Meilen vom Lande ſchwimmend gefunden worden.

Schweine und Hunde trift man als Maſtvieh auf den höhern Inſeln im Südmeer in groſer Menge; auf dem Raſen umher, oder auf den Bäumen ſiehet man das ſchönſte Federvieh. Den ganzen Tag hindurch erſchallt das Lied der kleinen Sänger, und die Taube girrt dazwiſchen wie in unſern Wäldern. Die See liefert die ſchönſten eſsbaren Fiſche. Schädliche Inſecten, Weſpen oder Schaben, Raubthiere und giftiges Gewürm ſieht man nirgends. Nur wird die gemeine Fliege zuweilen läſtig. Das widrigſte Thier in Otahiti iſt die gemeine ſchwarze Ratte.

welche ſehr zahlreich iſt, und durch ihre Gefräßigkeit groſſen Schaden thut. Auſſer ihr findet man kein ander Säugthier wild, als den Vampyr (Veſpertilio Vampyrus Linn.)

In dem gemäßigten Erdſtriche, wie in Neu-Seeland, hingegen iſt noch alles roh, und Zwietracht und Feindſchaft erſtrecken ſich bis auf die Thiere. Falken und Eulen, Habichte und Geyer zerfleiſchen ungeſtört die ſchwächern harmloſen Vögel.

Auſſer dem Hunde giebt es in Neu-Seeland noch vier andere Säugthiere. Das erſte iſt die bereits erwähnte Ratte. Das zweyte iſt eine ganz kleine Fledermaus, das dritte der Seebär (Phoca Urſina Linn.) und das vierte der von Lord Anſon ſo genannte Seelöwe (Phoca Leonina Linn.)

Auf dem Feuerlande, Staatenlande und Südgeorgien findet man auſſer dieſen beyden Robben-Arten noch eine dritte, nämlich den Robben mit der Mähne (Phoca jubata.) Von Wallfiſchen ſind auf dem Südmeer, der Eimfiſch (Balæna Phyſalus) der langgeſchnauzte Wallfiſch, der Nordkaper, (Orca Linn.) das Meerſchwein (Phocæna) und der Delphin der Alten.

Vögel giebt es im Südmeere und auf dem Feuerlande in groſſer Menge, und ſie machen eine beträchtliche Anzahl neuer Gattungen aus; neue Geſchlech-

ſchlechter aber haben unſre Naturkündiger nur zwey errichtet, und ein Drittes von andern Gattungen mit denen es bisher verwechſelt ward, abgeſondert.

Aus Neu-Seeland haben ſie acht und dreyſſig und aus den Inſeln im ſtillen Meere 48 neue Gattungen von Vögeln erhalten. Die auf dem Ocean, auf den ſüdamerikaniſchen Felſen, und auf den noch ſüdlichern Küſten eingeſammleten Arten belaufen ſich auf acht und zwanzig. So erſtreckt ſich die ganze Zahl auf hundert und vierzehn, von welchen die Hälfte Waſſervögel ſind.

Von Amphibien haben ſie 1) die Teſtudo imbricata Linn. 2) Teſtudo midas, 3) Lacerta agilis, 4) Lacerta Gecko. 5) und 6) die beyden Waſſerſchlangen Coluber laticaudatus und Anguis platura angetroffen.

Von Fiſchen haben unſre Verf. eine Anzahl von 74 neuen, und ohngefähr 40 Linneiſche Gattungen zuſammengebracht. Ein einziges neues Geſchlecht, das bisher unter dem Geſchlechte des Chätodon begriffen war, haben ſie davon getrennt, und ihm den Namen Xurus purus (Sichelſchwanz) gegeben, ſo wie ihn ſchon Forskäl Acanturus genannt hatte. Sie geben größtentheils eine ſehr geſunde und wohlſchmeckende Speiſe. Nur wenige unter den Branchieſtegis ſind giftig.

Weniger Inſekten als die Südländer hervorbringen wird man ſchwerlich anderwärts finden. Die In-

ſecten mit harten Schaalen waren noch die zahlreichſten. Auch ſind die Muſcheln und Schnecken lange nicht ſo mannichfaltig, als man von einem ſo beträchtlichen Ocean erwarten ſollte.

Der Menſch.

Unſere Naturkündiger haben bey ihrer Ankunft auf Otahiti den Ausbruch eines Kriegs angeſehen, es ſind daher alle ſtreitbare Männer in den Waffen erſchienen. Dies iſt die Baſis von der Berechnung der Bevölkerung dieſer glücklichen Inſel. Sie zählten auf

Otahiti und Zimeo,	150,000.
Societäts-Inſeln,	200,000.
Marquiſen Eilanden,	100,000.
Freundſchaftl. Inſeln,	200,000.
Neuen Hebriden,	200,000.
Neukaledonien,	50,000.
Neu-Seeland,	100,000.
	1000,000

Man wird von dieſer Angabe nicht jene Präciſion verlangen, die auf zuverläſſigern Datis nur allein beruhen kann. Die Bevölkerung der Länder ſteigt nur überhaupt im Verhältnis mit der höhern Geſittung und dem künſtlichen Anbau.

Die auf den Inſeln des Südmeers vorhandene Menſchengattung kann unter zwey Haupt-Abtheilungen gebracht

gebracht werden. Die eine iſt von hellerer Farbe, wohl gebildet, von ſtarkem Muſkelbau, anſehnlicher Größe, und ſanftem gutherzigem Charakter; die andre ſchwärzer, mit kraus und wollicht werdendem Haar, dürrer, kleiner, faſt noch lebhafter als jene, aber zugleich mißtrauiſcher. Die erſte Claſſe bewohnt Otahiti, die Societäts-Inſeln, die Marqueſas und die freundſchaftlichen Inſeln, Oſter-Eiland und Neu-Seeland. Die andere trift man auf Neukaledonien, Tanna und den übrigen Neuen Hebriden, vorzüglich aber in Malikolo an. Die Peſcherähs oder die Bewohner des Feuerlandes können nicht füglich unter eine von dieſen Claſſen gebracht, oder überhaupt zu den Einwohnern der Südſee-Inſeln gerechnet werden, indem ſie zweifelsohne von dem Amerikaniſchen feſten Lande hinübergezogen ſind.

Der allgemeine und urſprüngliche Geſichts-Charakter aller Völker der erſten Race in den Inſeln des Südmeers beſtehet in ſtark gezeichneten Zügen und großen aber breiten Naſen. Bey den Einwohnern der weſtlichern Inſeln ſteht die Naſe weniger hervor, der Mund iſt größer und die Lippen ſind dikker; auch dieſe Züge ſind ihnen wahrſcheinlich von ihren Voreltern angeſtammt.

In Oſter-Eiland, in Neukaledonien, und zum Theil auch in Tanna wird das Ohrläppchen nicht nur eingeſchnitten, ſondern auch vermittelſt eines durchgeſteckten Zuckerblattes beſtändig erweitert.

In Otahiti und den Societäts-Inseln findet eine Art der Beschneidung statt. Es wird nämlich ein glattes rundes Holz unter die Vorhaut gesteckt, und diese oben mit einen scharfen Bambusmesser zerschnitten.

Die Weiber auf Otahiti, den Marquesas und freundschaftlichen Eilanden haben keine so schlaffe herabhangende Brüste als die Negerinnen. Neu-Seeländerinnen und die Weiber auf den westlichen Inseln des Südmeers.

Lange jedoch sehr reinliche Nägel sind auf Otahiti der Stolz der Oberhäupter. Auf Neu-Seeland, wo sich die Männer so stark punctiren, verhindern die Narben, welche von dieser Operation entstehen, den Haarwuchs; und daher kommt es daß sie fast gar keinen Bart haben.

In den Südländern sprechen alle zur Ersten Rasse gehörige Menschen dieselbe Sprache. Der Unterschied der Mundarten war sehr geringfügig. Es ist also wahrscheinlich, daß alle diese Insulaner aus einem gemeinschaftlichen Stamme entsprossen sind, und daß der kleine Unterschied, den man bemerkte, größtentheils von den eigenthümlichen Vögeln, Fischen und Pflanzen eines jeden Landes, ihren verschiednen Eigenschaften, ihrer Bereitung zu Speise und Kleidung und von andern ähnlichen Ursachen herrühre.

Nicht

Nicht nur gänzlich verſchieden von dieſer Sprache ſondern auch untereinander völlig fremd und unähnlich ſind die Sprachen der Inſulaner von der zweyten Raſſe: ſo daß man mit gutem Fug behaupten könnte, die Mallikoleſen, Tanneſen, Neukaledonier u. ſ. f. wären urſprünglich verſchiedener Herkunft, wenn nicht einige Aehnlichkeit der Farbe und Bildung und einige, wiewohl wenige, übereinſtimmende Gebräuche dieſer Behauptung entgegenſtünden.

Wenn man die Südſee oſtwärts von Amerika begränzt ſieht, und die herrſchenden Oſtpaſſatwinde betrachtet: ſo ſollte man glauben, daß die erſte Anſiedelung dieſer Inſeln aus Amerika geſchehen ſeye. Allein bedenket man, daß die Bevölkerung von Amerika wegen ihrer geringen Volksmenge ſelbſt nur einige Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier geſchehen ſeyn kann; und daß dieſe kurz nach der Eroberung dieſes Landes über das Südmeer hinſchifften, und die dortige Inſeln bereits ſo volkreich fanden, wie ſie heut zu Tage noch ſind: ſo wird es höchſt unwahrſcheinlich. Ueberdies erblickt man auch nicht die allerentfernteſte Aehnlichkeit zwiſchen den Mexicaniſchen, Peruaniſchen und andern Amerikaniſchen Sprachen, und den Südländiſchen. Auch ſind Farbe, Geſichtszüge, die Beſchaffenheit des Körpers überhaupt, und die Sitten der Amerikaner von denen dieſer Inſulaner ganz verſchieden. Auch aus Neuholland kann ſie nicht geſche-

hen ſeyn. Denn die Völker dieſes Continents haben eine ganz andere Statur, Farbe, Sitten, Sprache und Cultur. Wir ſehen uns alſo genöthigt, etwas mehr nordwärts zu gehen, wo die Inſeln des Südmeers mit den öſtlichen aſiatiſchen gleichſam zuſammenhangen. Dieſe leztere werden eben ſo wie die Inſeln des Südmeers von zwo verſchiedenen Menſchengattungen bewohnt: die an der Küſte wohnen, ſind von ſchöner Bildung, hellerer Farbe, langem und lokkigtem Haar, und in der Sprache verſchieden; die im Gebirge haben wolligtes krauſes Haar und eine plumpere Geſichtsbildung.

Aus allen Beobachtungen erhellet, daß die Regierungsform auf den Inſeln des Südmeers feodaliſch iſt; daß aber die urſprünglichen patriarchaliſchen Sitten noch vielen Einfluß darauf haben, und den Fehlern dieſes ſonſt ſo kriegeriſchen Syſtems großentheils abhelfen. Merkwürdig iſt, es daß die Ehrerbietung der Südländer gegen ihre Könige in dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem man ſich den freundſchaftlichen Inſeln nähert. In der Oſter-Inſel und den Marquesas bemerkt man zwiſchen dem Unterthan und ſeinem Oberhaupte kaum einen andern Unterſchied als den in der Kleidung und dem Titel. Auf Otahiti und den Societäts-Inſeln legt man ſchon in ſeiner Gegenwart zum Zeichen der Ehrfurcht das Oberkleid ab. In Tongataba und Horn-Eiland werfen ſich ihm die Einwohner

wohner zur Erde, und ſetzen ſich ſeinen Fuß auf den Hals. In den Diebs-Inſeln ſind die Tamolas oder die Edlen ſo geehrt, daß ſich der gemeine Mann ihnen nicht nähern darf, aus Furcht ſie zu verunreinigen. Dieſe Verſchiedenheit ſcheint anzuzeigen, daß die jetzige Beherrſcher der Inſeln im Südmeer von ihren ehemaligen Gebräuchen manches abgeändert, und je weiter ſie von ihrem urſprünglichen (malayiſchen) Vaterlande oſtwärts vorgedrungen ſind, deſto mehr die ſklaviſchen Ehrenbezeigungen verworfen haben, an denen ihre Voreltern hiengen.

Die Inſeln des Südmeers kennen einigen Luxus und Handel, indem ſie Cocos-Oel, Kleidungs-Stücke, Papageyenfedern und dergleichen zum Umtauſche von einer Inſel zur andern führen.

Durchgehends iſt die Monogamie eingeführt, und die Ehen werden ziemlich rein gehalten, auſſer bey den vornehmern Ständen. Vor der Ehe ſind die Mädchen eben nicht ſehr gewiſſenhaft im Umgange mit ihren Liebhabern. Es iſt eine Art von Unehre für die Mädchen noch nicht mannbar zu ſeyn. Daher werden ſie, ſobald ſich eine Anzeige davon ergiebt, ſogleich an den Lenden mit breiten bogenförmigen Streiffen tättowirt.

Ihre Aerzte ſcheinen einige Kenntnis der innern Theile des menſchlichen Körpers zu haben, indem ſie alle einzelne Theile mit eignen Namen belegen. In

morgen müſſen wir uns ſcheiden; beruhigt euch, wir werden nicht lange abweſend ſeyn.

(König Richard, Königin und Gefolge gehen ab.)

Vierte Scene.

Northumberland, Willonghby und Roß bleiben.

Northumberland.

Nun, Milords, der Herzog von Lancaſter iſt todt.

Roß.

Und lebt wieder in ſeinem Sohn, der nun Herzog von Lancaſter iſt.

Willonghby.

Dem Namen, nicht den Einkünften nach.

Northumberland.

Beyden nach, wenn Gerechtigkeit ihr Recht erhält.

Roß.

Mein Herz iſt voll; aber es muß von Schweigen brechen, eh ihm eine freymüthige Zunge leichter machen kan.

Northumberland.

Bezieht ſich das, was ihr reden möchtet, auf den Herzog von Hereford, ſo ſagt es kühnlich heraus, Mann;

der Kräuterkunde unterſcheiden ſie durch eigne Benennungen die Blumenſcheide und die Blumenblätter, auch die männliche und weibliche Blüthe der Kokos-Palme.

Sie beſitzen auch einige in die Sternkunde, Geographie und Schifffkunde einſchlagende Kenntniſſe.

Ihre Begriffe von Gott und Gottesdienſt ſind bloſſe Ueberlieferungen die ihr Verſtand noch nicht zu prüfen weis. Ihr gegenwärtiges Religions-Syſtem iſt ein Polytheismus, jedoch einer der leidlichſten die bisher bekannt geworden ſind. Sie nähern ſich ihren Göttern nicht allein durch Gebete, ſondern auch durch Opfer. Der V. ſagt, daß er an den Marais, oder Begräbnis-Orten gebratene Schweine, Hunde und Häner mit feinem Zeuge bedeckt gefunden habe. Capitän Cook will ſogar Menſchenopfer bemerkt haben.

Die Marais werden zugleich als Orakel angeſehen, wo Gottes Antwort, dem Prieſter nur hörbar, denenjenigen mitgetheilt wird, die dadurch belehrt und geleitet ſeyn wollen.

Die Einwohner des Südmeers glauben, ihrer eignen Auſſage nach ein künftiges Leben; allein der V. geſteht, daß er alle Hoffnung aufgebe, ihre Begriffe über dieſen Gegenſtand zuſammenzureimen. Bey der Geburt der Kinder iſt weiter nichts gewöhnlich, als daß man ihnen die Naſe etwas platt drückt, und ei-

nen

nen Namen giebt. Die wichtigſte Cerimonie iſt eine Art von Beſchneidung bey den Knaben, die aber nur die Reinlichkeit zum Endzweck zu haben ſcheint, und nicht eher vorgenommen wird, bis der Knabe etwas erwachſen iſt. Eine andre Operation iſt das Tattowiren.

Bey ihren Heyrathen ſcheint keine andere Cerimonie zu ſeyn, als daß man eine Art von Geſang vornimmt, das neue Ehepaar eines dem andern unter Herſagung gewiſſer Worte aus der Hand iſſet, und ſich zum Beſchluß mit einander badet. Bey ihren Begräbniſſen hingegen ſind ſchon mehrere Feyerlichkeiten.

Wir ſind bey dem lezten Abſchnitte über die Sitten und den Grad der Cultur der Südländer etwas ſparſamer in unſern Auszügen geweſen als bey den erſten Abſchnitten, weil das meiſte davon ſchon ſowohl aus der Hawkesworthiſchen als Forſteriſchen und Cookiſchen Reiſe unſern Leſern hinlänglich bekannt iſt.

V.

Schreiben an den H. d. T. M.

die Montgolfieriſchen Verſuche mit dem Luftball betreffend.

Der Eifer, den Ew. W. bey der Bekanntmachung der Nachrichten von den Verſuchen mit den aeroſtatiſchen

ſchen Kugeln in Dero ſo ſehr beliebten Monatsſchrift zeigen, läßt mich hoffen, daß Sie meine Freyheit entſchuldigen werden, Ihnen in gegenwärtigem Schreiben dasjenige zu melden, was mir bey dergleichen angeſtellten Verſuchen merkwürdiges aufſtieß; und womit ich zum Theil dasjenige zu widerlegen hoffe, was gegen die Montgolfieriſche Art, die Ballons zu füllen, eingewendet wird.

Der Montgolfieriſche Gas wird nicht aus naſſem Stroh oder Wolle,*) ſondern aus recht wohl getrocknetem Stroh mit eben ſo trokner Wolle vermiſcht, entwickelt; denn feuchtes Stroh verurſacht beym Verbrennen ſoviel Rauch, daß man dadurch gewiß keinen Ballon zum Steigen wird bringen können.

Das Aubrennen des Ballons, das als ein Hauptshindernis, den Montgolfieriſchen Gas zu Luft-Reiſen gebrauchen zu können, angegeben wird, entſteht theils daraus, daß die kleinen Theile des angezündeten Strohes von dem beym Feuermachen entſtehenden auſſerordentlich ſtarken Windzug in den Ballon geführt werden; theils aber daraus, daß die Flamme des Strohes in den Ballon hinaufſchlägt. Die Wirkung des erſtern kann leicht dadurch gehemmt werden, daß man an der Oefnung, wodurch der Gas in den Ballon kommt, ein aus feinem Drate geflochtenes Git-

ter

*) wie doch im Journal von Paris verſichert wurde.

ter anbringt; dieſes läßt wohl den Gas aber nicht die Strohkohlen durch. Damit aber die Flamme den Ballon nicht anzünde, ſo muß man das Camin, wodurch der Gas in den Ballon geleitet wird, ſehr hoch und weit machen, hauptſächlich aber auf das lezte ſehen: denn wenn es auch noch ſo hoch, dabey aber enge wäre, ſo würde die Flamme dennoch durchſchlagen; deſſen nicht zu gedenken, daß ſich der Ballon durch eine enge Oefnung natürlich weit langſamer anfüllt. Wird der Ballon mit Bernſtein-Firniß überſtrichen, ſo wird auch dieſer die Wirkung des Feuers hemmen.

Als einen andern Fehler des Montgolfieriſchen Gas führen E. W. dies an, daß man das Feuer beſtändig unterhalten, und alſo viel Stroh mit ſich nehmen müſſe; allein daß ſich Ballons auch ohne fortgeſetztes Feuer eine ziemliche Zeit in der Luft erhielten, zeigen die angeſtellten Verſuche; und wenn auch ein anhaltendes Feuer nöthig wäre: ſo glaube ich nicht ohne Grund zu ſchließen, daß zur Unterhaltung des Feuers bey einem Ballon, zu deſſen Füllung man 50 Pfund Stroh in 10 Minuten brauchte, 1 Pfund Stroh in jeder Minute hinlänglich wäre. Geſetzt nun, es wollte einer 12 Stunden in der Luft bleiben, ſo hätte er alſo an 720 Pfund Stroh genug, das keinen großen Raum einnehmen würde. Zur Erſparung des Raumes in der Gondel könnte man ja eine leichte

Ein-

Einrichtung treffen, dies auſſen anzuhängen, da dann auch weniger Feuersgefahr zu befürchten wäre, der man überhaupt durch nöthige Vorſicht leicht vorbeugen kann.

Sollte Ihnen eine kurze Geſchichte meiner angeſtellten Verſuche angenehm ſeyn, *) ſo wird mit vielem Vergnügen damit aufwarten Dero ꝛc.

T***. den 19ten April, 1784.

J. F. C**.

VI.

Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du ſo bang den Abendgruß
Auf mich herunter weheſt,
Zur Wolke ſchwebſt und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln ſteheſt,
O Linde, manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menſchen-Jammer, blaß und matt,
Auf ihn ſein Creutz geſetzet.

Die

*) Wenn ſie einige neue Reſultate giebt, und zur Beförderung der Aerоſtatiſchen Kunſt etwas beytragen kann, werden unſre Leſer dem Hrn. C. für die Mittheilung derſelben ohnezweifel vielen Dank wiſſen.

Die auf dem einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir,
Und wenig ſind geblieben.
Sie ſchlafen: ach um ihr Gebein
Verhallte ſchon die Trauer!
Du, Linde, rauſcheſt ganz allein
In ihrer Ruhe Schauer!

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen!
Sie ſchlummern fort! — Du aber ſchlägſt
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, ſchmückeſt dich, und trägſt
Empor die Blüthen-Düfte!

Auf Erden ſieht man immer ſo
Den Tod ans Leben gränzen;
Doch ewig kannſt du, ſtolz und froh,
Die Aeſte nicht bekränzen!
Es troknet ſchon der Jugend-Saft

In dir, Verweſung winket,
Bis endlich deine lezte Kraft
Dahin auf Gräber ſinket!

Wenn aber dein Geflüſter auch
Verſtummt an dieſen Hügeln;
So bringet neuen Frühlingshauch
Der Weſt auf Roſenflügeln;
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg und Gründe,
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebens-Quell
Verſiegt dem Geiſte nimmer!
Das Kreuz auf Gräbern, wie ſo hell
In dieſer Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feyerlicher Abendgruß,
Verkündigt Auferſtehen!

VII.

Schreiben an Herrn Rath B** in W**.

von dem Verfaſſer des Werks über die Europäiſchen Producte ꝛc.

Sie wünſchen von mir zu erfahren, was ich aus meinem Werke, über die Producte Europens, machen wolle; — welchen Plan ich bey der neuen Ausgabe dieſes Buchs zum Grunde lege; — ob die Gränzen deſſelben eingeſchränkt oder erweitert werden; und welchen Zweck ich dabey vor Augen habe? — Ich bin Ihnen zuviel Dank ſchuldig für die gütige Unterſtützung, welche Sie mir bey meiner Arbeit wiederfahren ließen, und für die freundſchaftliche Sorgfalt mit der Sie meinen erſten Verſuch aufnahmen und hegten, als daß ich dieſe Fragen, welche eine ſo ſchmeichelhafte Theilnehmung an meinen Bemühungen verrathen, nicht gerne beantworten, und von dem fernern Wachsthum einer Pflanze Rechenſchaft ablegen ſollte, an deren Pflege ſie keinen geringen Antheil haben.

Erlauben Sie mir alſo, zuerſt einige allgemeine Bemerkungen über meine Arbeit vorauszuſchicken, ehe ich von den Verbeſſerungen derſelben rede. — Ich glaube es hauptſächlich der Neuheit der Idee und der Gemeinnützigkeit des Gegenſtandes verdanken zu

müſſen, daß mein Verſuch über die Europäiſchen Produkte, welche ich für einen ſehr eingeſchränkten Kreis von Leſern beſtimmte, ſo gut aufgenommen und ſo allgemein verbreitet worden. Ich ſchrieb dies Werk zunächſt für die Jugend, und nebenher für den Kaufmann und Kameraliſten, dem es vielleicht behagen könnte, eine kurze Ueberſicht von mancherley Kenntniſſen hier beyſammen zu finden, die er ſelbſt zum Theil weit genauer beſitzt.

Da ich dieſe Aeuſſerung ſchon in der Vorrede zu meinem Buche gab, ſo wunderts mich, daß der einſichtsvolle Recenſent meines Werkes in der allgemeinen deutſchen Bibliothek — bey dem ich mich übrigens über keine Partheylichkeit zu beklagen habe — es mir zum Vorwurf machte, mein Augenmerk vorzüglich auf ſolche Gegenſtände gerichtet zu haben, welche den Kaufmann intereſſiren. Man müſſe, ſetzt er hinzu, nie kaufmänniſch denken in der Gelehrſamkeit, ſelbſt wenn man für Kaufleute ſchreibt: das heißt — dünkt mich — eben ſo viel, als wenn man von einem Volkslehrer verlangen wollte, daß er ſich genau an die Ordnung und Sprache des Syſtems binde, ſelbſt wenn er zum großen und vermiſchten Haufen redet!

Gewiß konnte ich bey der Herausgabe eines ſolchen Werkes auf die Befriedigung des eigentlichen Mineralogen, des Botanikers, oder des gelehrten Naturforſchers überhaupt, auf keine Weiſe bedacht ſeyn;

und

und ſo oft auch bey öffentlichen und Privaturtheilen meiner Arbeit, der Gemeinplatz wiederholet worden, „daß es ſchwer ſey in einem Buche von anderthalb „Alphabeth, alle und jede Erzeugniſſe unſers Erdtheils vollſtändig abzuhandeln;„ ſo wenig kam es je in meinen Plan, mehr als die erſten Linien dieſes unüberſehbaren Feldes vorzeichnen zu wollen.

Welch ein ungeheures Werk, gröſſer als Frankreichs Encyclopädie, müßte eine vollſtändige Beſchreibung aller Producte Europens werden? da blos über die Pflanzen (Flora) einzelner Länder ganze Bände geſchrieben werden; — da Sicilien, ein Ländchen kleiner als Churſachſen, allein 79 Producte zählt; da endlich die Cultur und Verarbeitung, der Gebrauch und Werth der Erzeugniſſe, in einem jeden Lande verſchieden und veränderlich iſt.

Eben ſo unmöglich ſcheint es mir, daß ein Mann alle dieſe Gegenſtände ſo erſchöpfen könne als wenn er bey einer jeden Gattung derſelben alt geworden wäre; daß ich, als ein junger Schriftſteller, (nach dem Wunſche der gedachten Bibliothek) mit der Gelehrſamkeit eines Ferber über die Mineralogie; mit dem Genie eines Büffon über einzelne Zweige der Naturgeſchichte; oder mit den Kenntniſſen eines Savary über das Handelsweſen mich verbreiten ſollte. Wie viel Zeit, oder wie viel Mitarbeiter hätte ich haben müſſen, um ſolchen Forderungen nur einiger,

mein Ohr horcht mit Freuden allem Guten entgegen, was von ihm gesagt wird.

Roß.

Alles Gute, was ich für ihn thun kan, ist, Mitleiden mit ihm zu haben, daß er seines Erbguts so beraubt worden ist.

Northumberland.

Nun, beym Himmel, Schande ist es, daß solche Kränkungen, solche Ungerechtigkeiten gegen ihn, einen königlichen Prinzen, und manche andre von edlem Blut, in diesem dem Umsturz näherenden Lande niederträchtig ertragen werden sollen! Der König ist nicht er selbst, unkönniglich läßt er von Schmeichlern sich leiten; und was sie aus Raubsucht oder aus Haß, gegen irgend einen aus uns anzetteln möchten, das wird der König nach der Schärfe gegen uns, unser Leben, unsre Kinder und Erben ausführen.

Roß.

Die Gemeinen hat er durch übermäßige Auflagen ausgesogen, und dadurch ihre Herzen verlohren; die Edeln hat er wegen abgestorbner Händel gebüßt, und ihre Herzen verlohren.

Willoughby.

Nichts destoweniger werden unter allerley Namen täglich neue Erpressungen ausgesonnen; aber, was um Gottes willen! soll endlich daraus werden?

Northum-

maßen Genüge zu leiſten; da ich gleichwol in Anſehung der Zeit ſehr eingeſchränkt war, und in Deſſau allein arbeitete.

Endlich ſcheint es mir hart — erlauben ſie mir noch dieſen Zuſatz — wenn der Göttinger Recenſent, dem ich gleichwohl nicht weniger Dank und Hochachtung ſchuldig bin als dem Berliner, verlangt: alle Quellen, aus welchen je etwas für dies Erkenntniß-Fach in den entlegendſten Enden Europens floß, bey einem ſolchen Buche zu benutzen und anzuführen. — In Göttingen, wo ſeit Jahr und Tag, bey einer ungeheuren Menge von Hülfsmitteln, auſſer des Herrn Hofrath Schlözers Journale, faſt gar nichts für die Statiſtik geſchrieben wird; — in Göttingen wäre ſo etwas noch einigermaßen möglich. — Wie könnte ich aber in Deſſau, wo, auſſer meiner Bücherſammlung, keine einzige ſtatiſtiſche Bibliothek exiſtirt, bey meinem Werke alle Bücher benutzen, welche je über dieſe Materie in Europa herausgekommen ſind?

Ich mußte alſo eine Auswahl treffen bey meiner Arbeit, ſowohl in Anſehung der Materie als des Vortrags ſelbſt; eine Auswahl im Betref der Quellen, die freylich nicht immer von meiner Willkühr abhieng. — Ob dieſe aber überhaupt glücklich ausgefallen iſt; — ob im ganzen der Zweck, junge Leute und Liebhaber auf die Cultur ſo wie auf den Werth der Schätze unſers Erdtheils aufmerkſam zu machen, erreicht worden;

den; — ob Ordnung und Einkleidung einigermaßen behagt; darüber hat das nachſichtigere Publikum, bereits bey der erſten Erſcheinung meines Verſuchs, zur ſchmeichelhafteſten Aufmunterung des Verfaſſers entſchieden.

Indeß habe ich alle öffentliche und Privaturtheile deren es unzählige gab; — alle Erinnerungen und Berichtigungen, Wünſche und Beyträge, die mir einigermaßen wichtig ſchienen, dankbar benuzt; und ich geſtehe, m. v. F. daß ich innigſt gerührt bin über das unerwartete und fortdauernde Theilnehmen des Publikums an meinem erſten Verſuche. Die Natur deſſelben erlaubt es aber nicht anders, als daß er erſt nach und nach zu einiger Vollkommenheit gelange.

Da das Werk jezt zum drittenmale gedruckt wird, ſo habe ich meinen Plan in ſo fern erweitert, daß ich alle hinzugekommene Hülfsmittel ſorgfältigſt zu benutzen ſuche, und ſolchergeſtalt ein ganz neues Werk zu liefern gedenke; wiewohl die erſte unvollſtändigere Auflage noch immer Brauchbarkeit genug für die Jugend behalten wird.

Die ſüdlichen Länder Europens hatten eine ſolche Umarbeitung um ſo mehr nöthig, da ſie, aus Mangel an Quellen, weit unvollſtändiger abgehandelt waren als die nordiſchen Staaten.

Ueberdem laſſe ich mich jezt mehr auf die Naturgeſchichte eines jeden Products ein, die allerdings zu der erſten Auflage zu kurz berühret war. Daher man nun auch die ſyſtematiſchen Namen der ſämtlichen Producte, nach dem Linnee nicht vermiſſen, und manches, was bey der Beſchreibung auswärtiger Erzeugniſſe nicht bekannt genug ſchien, kurz erläutert finden wird.

Auf der andern Seite ſuche ich ebenfals mehr Licht über die Cultur und Verarbeitung der Producte; ſo wie über die Geſchichte derſelben in einem jeden Lande, zu verbreiten; — mehr als in der erſten Ausgabe möglich war: obgleich dies ein unermeßliches Feld iſt, wozu ich mehr Zeit und Raum wünſchte.

Bey den Seeſtaaten wird das weſentlichſte von den Colonien des Mutterlandes mitgenommen, in ſo fern es nämlich zur Kenntniß der Oekonomie und Handlung des Hauptſtaats, unentbehrlich iſt. — Alle vorkommende Münzen, Maße und Gewichte ſind auf einen einzigen, allgemein bekannten Maßſtab reducirt, und ein vollſtändiges Regiſter erhöhet die Brauchbarkeit des Werks.

Unzählige neue Quellen ſind mir bey dieſer Arbeit zu ſtatten gekommen, theils durch viele in dies Fach einſchlagende, litterariſche Producte, welche ſeit Jahr und Tag meine Bücher- und Kartenſammlung ver-

vermehret haben; theils durch die groſsen und patriotiſchen Unterſtützungen, die ich meinen auswärtigen Freunden verdanke.

Herr Doktor Forſter in Halle hat die Güte gehabt, die durchſchoſſenen Hefte meines Buchs mit den wichtigſten Anmerkungen und Zuſätzen zu bereichern; und es iſt leicht zu erachten, daſs dieſer gelehrte und berühmte Mann aus der groſsen Menge von Kenntniſſen, die er in allen Fächern der Litteratur, ſo wie in allen Theilen der Welt, ſich erwarb, für mein Werk viel wichtiges liefern konnte.

Eben dieſe freundſchaftliche Unterſtützung verdanke ich dem berühmten und gelehrten Herausgeber der Litteratur und Völkerkunde, dem Hrn. Hauptmann von Archenholz, einem Manne, welcher auf ſeinen vielfältigen Reiſen durch Europa die ausgebreitetſten Kenntniſſe zu ſammeln, und mit dem feinſten Geſchmack zu verbinden wuſste.

Von unſerm groſsen Erdbeſchreiber, dem Herrn Doctor Büſching, von dem berühmten Herrn Geheimenrath Dohm in Berlin, und von vielen andern groſsen Statiſtikern Teutſchlands und Europens, ſo weit meine ausgebreitete Correſpondenz reicht, kann ich eben dieſe Güte rühmen.

Rechnet man hiezu noch die mannichfaltigen Recenſionen über mein Werk, die ich benutzte, unter welchen

chen auſſer der im T. Merkur, der Göttinger und Berliner Anzeige, auch die Gothaiſche, die Kieler, die Hamburger und die Fabriſche in dem geographiſchen Magazine, lehrreich waren; ſo iſt leicht abzuſehen, daß es mir weder an Hülfsmitteln noch an Aufmunterung gefehlt habe, und nur der Mangel an Zeit und Raum mich bey dem Publikum entſchuldigen können, wenn meine Arbeit der hiernach geſtimmten Erwartung nicht entſprechen ſollte.

Indeß hat die hieſige Verlagskaſſe, welche mein neues Werk verlegt, ſich entſchloſſen, meinem anfänglichen Plane eine gröſſere Ausdehnung zu verſtatten; ſo daß nunmehro das Werk auf zwey bis drey mäſſige Bände anwachſen wird.

Sollte aber das Publikum wohl mit dieſer Ausdehnung zufrieden ſeyn? — Sollten die zahlreichen Theilnehmer, welche aufs neue auf mein Buch ſubſcribirt haben, wohl gerne noch ein Billiges zulegen, um von dem jetzigen Zuſtande der Cultur und des Handlungsweſens in Europa vollſtändiger unterrichtet zu ſeyn, und ſtatt einem Theile zwey oder drey zu erhalten? — Sie wiſſen m. F. daß dies allerdings wichtige Fragen für die verlegende Handlung ſind! —

Auch werde ich jezt mein Buch ſo früh nicht liefern können, als ich anfangs willens war. Ein Werk, welches eine ſo große Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden

ſtänden umfaßt, und wobey ſo unzählige Quellen zu Rathe gezogen werden müſſen, läßt ſich doch in der That nicht nach dem gewöhnlichen Buchhändlerfuß, meßweiſe, liefern. Wenigſtens verdient es in aller Abſicht Entſchuldigung, wenn in einem ſolchen Falle einmal eine Ausnahme gemacht wird.

Von unſerer Verlagskaſſe wiſſen Sie ſchon, daß ſchöner Druck und mäßiger Preis keine geringen Verdienſte ihrer Verlagsartickel ſind.

Was die Productenkarte betrift, ſo wird auch dieſe einige Verbeſſerungen erhalten; wenigſtens in Anſehung der neuen Gränzen, welche Rußlands Beſitznehmung des Krimmiſchen Staats nöthig macht.

Das wäre nun alles, was ich zu Beantwortung Ihrer an mich gerichteten Fragen gegenwärtig zu ſagen im Stande bin. Vielleicht bin ich ſchon zu weitläuftig geworden; denn es iſt in der That ſchwer, kurz genug zu ſeyn, wenn man von ſeinen eigenen Arbeiten und Unternehmungen ſpricht.

Inzwiſchen u. ſ. w.

Deſſau, den 10ten April. 1784.

A. F. W. Crome.

VIII.

Anekdoten
vom Heiligen Martin.

Schwerlich hat unter allen Heiligen jemals einer in Frankreich mehr Verehrung genoſſen als St. Martin, Biſchoff von Tours. Ihm allein zu Ehren befreyten die Könige der erſten Linie die Stadt Tours von allen möglichen Abgaben. Seine Kirche war die allerheiligſte und und unverletzlichſte Freyſtatt. König Chilperich wagte es nicht ſeinen rebellirenden Sohn, der ſich dahin flüchtete, herauszuholen, aus der feſten Ueberzeugung, daß ſolch eine Art von Kirchenraube immer durch ein Wunder aufs härteſte beſtraft werde. Indeſſen wollte er doch auch nicht das Opfer ſeiner Wuth entwiſchen laſſen, und griff alſo zu einem ſonderbaren Mittel. Er ſchrieb eigenhändig an den Heiligen, und bat ihn geziemend um die Auslieferung des Verbrechers. Der Brief wurde auf ſein Grab gelegt, und darneben ein reiner Bogen Papier, auf welchem der Heilige ſeine Antwort liefern ſollte. Die Antwort blieb aber auſſen; und Meroveus genoß den Schutz des Heiligen, ſo lange er in der Kirche blieb, und kam nicht eher um, als bis er ſich einmal herausgewagt hatte.

Die Könige und Fürſten jener Zeit wetteiferten ordentlich miteinander, wer dieſem großen Heiligen ſeinen

ſeinen Schutz und ſeine Patronſchaft am theuerſten abkaufen könne. Sie bereicherten ſeine Kirche mit Schätzen, und verehrten ſeinem Grabe und ſeinen Reliquien Koſtbarkeiten vom höchſten Werthe. Wahr iſts wohl, daß auch die nachherigen Vormünder des Heiligen das Ihrige auf eine eben nicht ſehr feine Art dazu beytrugen, die großen Herren in dieſe freygebige Stimmung zu ſetzen. „Wenn du Gott das Seinige nehmen willſt, ſo wird auch Gott dir Reich und Krone nehmen!„ ſagte einmal Injurioſus Turonenſis Clothar dem erſten gerade ins Geſicht. Clothar war durch dieſe Aeuſſerung wie vom Donner getroffen, fühlte St. Martins Rache ſchon über ſeiner Scheitel brennen, und brachte dem ſchlauen Injurioſus die reichſten Präſente, um nur den aufgebrachten Heiligen wieder zu begütigen und zu verſöhnen.

Clovis verboth auf ſeinem Zuge gegen Alarich, König der Weſt-Gothen, ſeinen Soldaten bey Todes-Strafe, in der Touraine das Geringſte zu nehmen auſſer Waſſer und Gras Ein Soldat nahm nur ein Bündel Heu. Der König erfuhr es. Rief in vollem Zorne: „aber wie können wir nun Sieg hoffen, wenn wir den Heiligen Martin ſo beleidigen?„ und ließ den Soldaten hinrichten.

Die Reliquien des Heiligen Martin machten ſeine Kirche zu einem ordentlichen Orakel, wohin man zog um den ſo genannten Spruch der Heiligen zu holen. Der Glaube an dieſe Art von Weiſſagung bey wichtigen und zweifelhaften Unternehmungen war auſſerordentlich ſtark. Man entſchloß ſich nemlich nach der erſten Antiphone oder Verſickel die man beym Eintritt in die Kirche im Chor ſingen hörte; oder nach dem erſten Spruch den man aufs Ohngefähr in der Bibel aufſchlug. So ſang z. E., als die Geſandten von Clovis in die Kirche traten, der Chor: „Herr, du

haſt

haſt mich angethan mit Stärke zum Krieg, und haſt unter meine Füße gegeben, die da aufſtunden wider mich.„ Clovis bekam Muth durch dieſe vermeynte Weiſſagung, und ſiegte auch in der That.

Die Furcht vor den Normannen bewog die Einwohner von Tours die Reliquien des Heiligen Martins einsmals, erſt ins Kloſter Cormeti, dann nach Orleans, dann nach Chablis und endlich nach Auxerre zu ſchaffen. Die Wunder die ſie auf dieſer Reiſe allenthalben thaten, brachten den Prieſtern von Tours, die als ihre Hüther mitzogen, eine ſo reiche Leſe von Almoſen und Geſchenken, daß endlich die Cleriſey von Auxerre darüber neidiſch wurde, und halben Antheil daran verlangte; weil, wie ſie behaupteten, St. Martin die groſſen Wunder nicht allein, ſondern in Compagnie mit ihrem St. Germain thue, und folglich den Profit mit ihm theilen müſſe. Der Streit fieng an hitzig zu werden, und man provocirte endlich auf eine Probe der Wunderkraft beyder Heiligen. Man legte nemlich einen Ausſätzigen zwiſchen die Reliquien-Kaſten Beyder; und ſiehe da, die Seite des Kranken, welche nach St. Martin zu gelegen hatte, war geheilt, die andere nicht. Nun kehrte man den Kranken um, und legte ihn mit der noch unkurirten Seite auch nach St. Martin zu, und der Heilige vollendete ſeine Kur, und trug alſo den Sieg in Betreff der Kurkoſten davon. Als dieſe wunderthätigen Reſte von Auxere wieder nach Tours zurückgebracht wurden, gab man ihnen ein Corps von 6000 Mann zur Bedeckung mit. Wo ſie nur durch eine Stadt, Flekken oder Dorf zogen, wurden alle Kranken gleich geſund. Manche aber waren mit dieſer Wohlthat nicht ganz zufrieden. Unter andern ein Paar Gichtbrüchige, die ſich ihre Gicht zu einer ganz einträglichen Leib-Rente gemacht hatten, und nun hätten wieder arbei-

arbeiten müſſen, giengen den kommenden Reliquien viele Meilen aus dem Wege, um nur nicht kurirt zu werden. Aber es half nichts, ſie mußten ſich doch kuriren laſſen.

IX.

Erniedrigt oder erhöht der Nachdruck die Bücherpreiſe?

Sicher iſt noch nie die Streitfrage: ob Nachdruck erlaubt oder unerlaubt ſey? die bisher immer Sophiſterey oder Mißverſtand auf Schrauben zu ſtellen wußte, ſo gründlich, klar und unwiderſprechlich entſchieden worden, als von Hrn. Sr. im diesjährigen Februar des D. Muſeums. Die Materie ſcheint mir dadurch völlig erſchöpft, und der Proceß von dem geſunden Menſchenverſtande abgeurtheilt zu ſeyn. Ich habe dieſe vortrefliche Abhandlung mit auſſerordentlichem Vergnügen geleſen, danke dem Verfaſſer hier öffentlich dafür, und glaube ihm meinen theilnehmenden Beyfall nicht beſſer, als durch ein Paar praktiſche Bemerkungen über dieſelbe Materie, die ich hier hinſtreue, bezeigen zu können.

Der Vertheidiger des Nachdrucks im D. Muſeum (May und Jun. 1783.) mit dem es Hr. Sr. eigentlich zu thun hat, behauptet S. 494. das offenbare Paradoxon: „der Nachdruck verſchaft mäßige Bücherpreiſe.„ Hr. Sr. hat zwar (S. 150.) gut darauf geantwortet, aber die vollſtändige Unwahrheit dieſes Satzes noch nicht in ſo ganz helles Licht geſetzt,

in

Northumberland.

Kriege haben alle dieſe Summen nicht verzehrt; denn er hatte nie keinen Krieg, ſondern gab vielmehr durch einen ſchimpflichen Verglich hin, was ſeine Vorältern durch Siege gewonnen hatten; er hat mehr Aufwand im Frieden gemacht, als ſie in allen ihren Kriegen.

Roß.

Der Graf von Wiltſchire hat das Königreich im Pacht.

Willonghby.

Der König iſt Bankrutt worden.

Roß.

Und ungeachtet aller ſeiner ſchweren Auflagen, muß er den vertriebnen Herzog berauben; um Geld für dieſe Irländiſchen Unruhen zu haben.

Northumberland.

Seiner edeln Blutsverwandten! -- Höchſt ausgearteter König! Aber, Milords, wir hören dieſes fürchterliche Gewitter ſingen, und ſuchen doch keinen Schirm gegen den Sturm; wir ſehen den Wind unſern Segeln zuſezen, und doch ziehen wir ſie nicht ein, ſondern gehen unbeſorgt unter.

Roß.

Wir ſehen den Schiffbruch vorher, und es iſt noch keine

in welchem ſie eigentlich jeder Leſer und Bücherkauſer ſehen ſollte, um ſich zu überzeugen, daß er ſich mächtig täuſcht und geradezu gegen ſeinen Vortheil handelt, wenn er Nachdruck begünſtigt.

Es iſt falſch, daß der Nachdruck die Bücherpreiſe erniedrige; er erhöht ſie vielmehr. Dies beſtätigt die tägliche Erfahrung beym Buchhandel, und die Gründe davon liegen zu Tage. Der Gelehrte, oder rechtsmäßige Verleger, der bey nicht zu befürchtendem Nachdrucke ein intereſſantes Buch vielleicht zu 2000 Auflage drucken, in 4. 5. bis 6 Jahren gemächlich vertreiben, und auf den ganzen Gewinn davon rechnen kann, macht und muß natürlicherweiſe einen weit mäſſigern Preis ſeines Buchs machen, als wenn der lauernde Nachdrucker ſeinen ganzen Gewinn oft auf den ſehr ſchwachen Debit der erſten Meſſe beſchränkt. Auf dieſen allein kann er nun, und vielleicht nicht einmal ſicher, rechnen; darf ſtatt 2000 wohl nur 500 Exemplarien zu drucken wagen; und ſollen ihm dieſe nun nur die Hälfte des ſonſt rechtmäßig erworbenen Ertrags von 2000. geben, ſo iſts klar daß er den Preis des Buchs beträchtlich erhöhen muß, um nur nicht alles zu verlieren. Gerade dies lehrt auch die Erfahrung ſeit einigen Jahren. Nichts müßte jezt ſo ſpottwohlfeil ſeyn als gute Bücher, auf die der Nachdrucker kreuzt; aber gerade das Gegentheil zeigt ſich, und jeder Käufer klagt, daß ihr Preis ſteigt. Das Publikum erhöht ſich alſo die Bücherpreiſe unausbleiblich ſelbſt, wenn es den Nachdruck unterſtüzt.

Noch ein andrer Schade aber erwächſt für daſſelbe aus dem Nachdrucke; nemlich die zu oft veränderten, vermehrten und verbeſſerten Ausgaben eines Buchs, welche die vorhergehenden unbrauchbar machen. Leider iſts oft eine Art von Nothwehr wozu ſich ein Schriftſteller gezwungen fühlt, der ſein gutes

Buch

Buch gleich beym Erscheinen nachgedrukt, und sich vor den Augen der gesetzgebenden Macht, die es hindern könnte, und des Publici, das nicht allein die Hände dabey in den Schoos legt, sondern wohl gar noch dazu hilft, öffentlich plündern sehen muß. Leider schadet er dadurch auch dem unschuldigen Käufer und Leser, und oft selbst seinem Werke, das vielleicht schon undique perfectum, schön und vollendet war, und nun durch die Nothwendigkeit einer neuen veränderten Ausgabe, die ohne Nachdruck nicht nothwendig war, einen Höcker oder mißgestalten Auswuchs bekommt. Dies wäre nicht geschehen, der unschuldige Leser, der das Buch aber doch gerne haben will, dürfte es nicht zweymal bezahlen, wenn der Autor nicht durch die Nothwehr einer zweyten, veränderten und vermehrten Ausgabe, die ihm nachgedruckte und geraubte erste seines Werks hätte vernichten müssen. Daß dies Thatsache sey, kann ich mit einem auffallenden Beyspiele beweisen. Dem Hrn. Rath Campe zu Hamburg wurde sein jüngerer Robinson, da er kaum erschienen war, nachgedrukt. Er sahe sich gezwungen zu gedachtem Vertheidigungsmittel zu greifen. Hier ist seine eigne Anzeige deshalb, so wie sie in No. 58. der Hamb. Neuen Zeitungen 1782. wörtlich stund.

„Um dem Publicum für die gute Aufnahme der „ersten Ausgabe des jüngern Robinsons meine Dankbarkeit zu bezeigen, und um zugleich durch die Rechnung raubgieriger Nachdrucker, die auch nach diesem „meinem Eigenthume ihre Hände ausgestrekt haben, „einen nicht vorgesehenen Strich zu ziehen, kündige „ich hiermit eine wirklich verbesserte, von vielen im „Nachdrucke treulich beybehaltenen auch gelegentlich noch „vermehrten Fehlern gereinigte, auch hie und da wirklich vermehrte und schon vollendete zweyte Auflage „dieses Buchs mit einem neuen und einem andern,

„schon

„schon bey der ersten Auflage gebrauchten Kupfer von „Chodowiecky, an, und zwar beyde Theile zusammen „zu dem geringen Preiße eines Thalers. Da von der „ersten 200 Exemplar starken Auflage noch 50 kompleti „te Exemplare vorräthig sind, so sollen diese um „den halben Preiß verkauft werden. Schließlich ver„sichre ich alle privilegirte und unprivilegirte Bücher„räuber des heil. R. Reichs, daß ich in jedem ähn„lichen Falle Mittel zu ähnlichen Züchtigungen in Hän„den haben werde. „

Campe.

Unangenehm freylich für die Besitzer der ersten Ausgabe! Denn was haben diese gethan daß sie darunter leiden müssen? — Aber ists nicht eine traurige Folge des abscheulichsten Unfugs und der brennendsten Ungerechtigkeit, die das teutsche Publicum nicht blos aus Indolenz duldet, sondern aus ganz mißverstandenem Interesse selbst hegt und fördert? Und was ist nun der reine Ertrag davon, den es sich dadurch erwirbt?

1) Es steigert sich selbst die Bücherpreise;

2) Zwingt den Autor zu dem unangenehmen Schritte öftere veränderte Auflagen zu machen;

3) Ruinirt selbst seine National-Literatur und seinen Buchhandel völlig; und

4) öffnet der leidigen Büchermacherey der Subelscribenten Thür und Thor.

Ein trefflicher Ertrag! und welch eine herrliche Aussicht für Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften in Teutschland!

B.

In Erwartung der Geliebten.

Mit großem Ausdruck.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

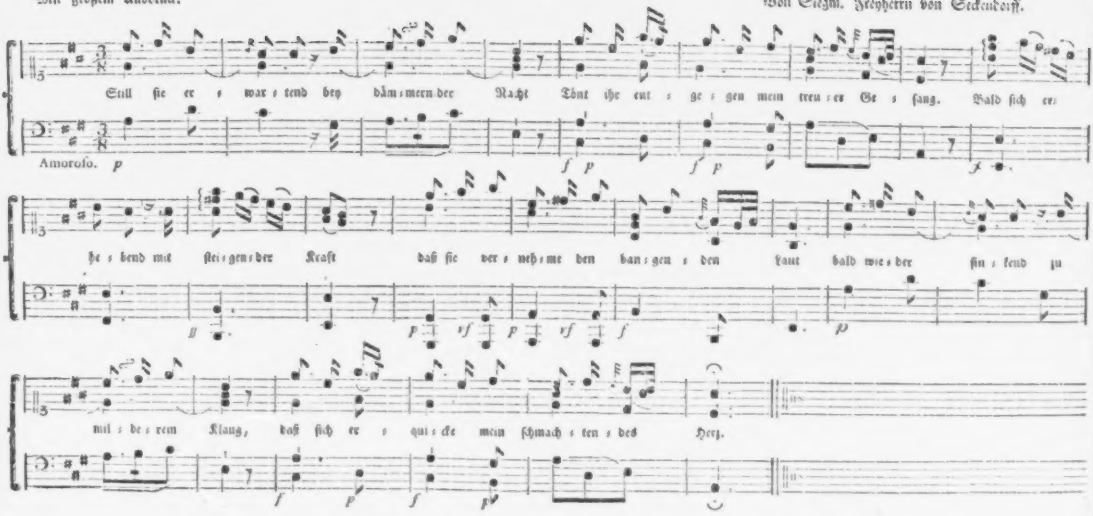

Kommt ihr schon, Sterne?
Gefährten der Nacht!
Seyd ihr mir Boten
Des nahen Besuchs?

Oder verkündigt ihr
Grausame! nur
Abschied des Tag's
Und der Hoffnung zugleich:

O! so verweilet,
Und raubet mir nicht
Süßer Erwartung
Erquickenden Trost!

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

May 1784.

I. Neue Bücher.

1) Wielands auserlesene Gedichte. Erſter Band (enthaltend) *Muſarion. Olympia. Die erſte Liebe. Die Gedanken über einen ſchlafenden Endymion. Den verklagten Amor*, und *den Mönch und die Nonne.* 15½ Bogen, in kleinen Taſchenformat, auf Schreibpapier, mit neugegoßnen Lateiniſchen Lettern; gedrukt und in Commiſſion zu haben bey Johann Michael Mancke zu Jena. Neue, durchaus verbeſſerte Ausgabe. Preis 12 gute Groſchen.

Dieſe neue Ausgabe meiner vorbenannten Gedichte, iſt, wiewohl es die Nachdrucker an ihrer Seite nicht haben fehlen laſſen, keine von denen, welche ein Autor bloß aus Nothwehr gegen die Nachdrucker veranſtaltet; und wo dasjenige, was ſie zu einer vermehrten und verbeſſerten Ausgabe macht, im Grunde ein bloßer Vorwand iſt um eine neue machen zu können. Sie würde auch ſtatt gefunden haben wenn es weder Nachdrucker noch andre privilegirte oder tolerirte Diebe in der Welt gäbe. Auf der einen Seite iſt es ſchon lange der einſtimmige Wunſch meiner Freunde, (zu welchen ich auch diejenigen rechne, die mir bloß die Muſe gegeben hat) geweſen, daß ich mich entſchlieſſen

möchte,

mdchte, eine allgemeine Ausgabe aller meiner Schriften zu besorgen; auf der andern ist wohl nichts natürlicher, als daß ein Dichter, als ein Schriftsteller von derjenigen Classe, deren Werke nur in der Mäße einen wahren Werth haben in welcher sie sich der Vollkommenheit in ihrer Art nähern, die seinigen so fehlerlos als mdglich nachzulassen wünscht; und daß ich also jenen Wünschen meiner Freunde nicht eher ein Genüge thun kann, bis ich mir selbst sagen kann, daß ich ihnen meine Schriften in einem Stande übergebe, worinn sie so gut sind als ich sie zu machen fähig war. Ich habe mich, über das was ich die letzte Feile in Werken dieser Art nenne, in der Vorrede zu der gegenwärtigen Ausgabe so erklärt, daß ich hoffen kann, hierinn mit allen wahren Liebhabern der Musenkünste gleicher Meynung zu seyn.

Verschiedene meiner Prosaischen Schriften sind bereits in diesem Stande; denn natürlicher Weise muß ein Autor endlich einmal die Hand von seinem Werke abziehen, und es, wenn es nun das ist wozu er es machen konnte, so wie es ist seinem Schicksal überlassen. Es wird immer noch genug Merkmale der menschlichen Unvollkommenheit überhaupt, und der individuellen seines Meisters an sich tragen. Aber von meinen Gedichten ist bisher noch keines in diesem Stande gewesen: und wiewohl Musarion, in der letzten Ausgabe welche Hr. Buchhändler Reich in Leipzig im Jahre 1770 verlegte, vielleicht für eines der correctesten gelten konnte: so müßte sich entweder mein eigner Geschmack seit 14 Jahren sehr verschlimmert haben, oder eine genaue Vergleichung jener Ausgabe mit der gegenwärtigen wird jeden Leser von Geschmack einen beträchtlichen Vorzug der letztern wahrnehmen lassen. Seit mehr als drey Jahren beschäftigte ich mich mit dieser letzten Ausfeilung, und ich sage nicht zuviel, wenn ich versichere daß ich mehr Zeit darauf verwandt

habe als ehemals auf die Verfertigung des Gedichtes ſelbſt. Mit eben dieſer äuſſerſten Aufmerkſamkeit ſind auch die übrigen Gedichte, ſo wohl dieſes erſten als der folgenden Bände der gegenwärtigen Sammlung, überarbeitet worden; und ich übergebe ſie alſo den Freunden meiner Muſe in ſo ferne als eine Ausgabe von der letzten Hand, als ich feſt bey mir beſchloſſen habe, und hiermit öffentlich verſpreche, künftig keine Sylbe weiter an dieſen Gedichten zu ändern.

Der Titel dieſer Sammlung verſpricht bloß meine auserleſenen Gedichte; und ich verſtehe darunter diejenigen, die entweder den meiſten Beyfall gefunden haben, oder mit denen ich ſelbſt am wenigſten unzufrieden bin. Ich glaubte daß den Liebhabern mit einer von mir ſelbſt beſorgten und äuſſerſt correcten kleinen Taſchen-Ausgabe einer ſolchen Auswahl meiner Gedichte gedient ſeyn könnte; und, wenn ich finde, daß mein Gedanke gut geheißen wird, ſo werde ich auch eine gleichmäßige Auswahl meiner kleinen proſaiſchen Schriften, in eben dieſem Formate und auf gleiche Art gedruckt veranſtalten.

Ein anſehnlicher Theil des Publicums erwartet eine allgemeine Ausgabe aller meiner Schriften von mir, welche ſich, in Anſicht des Papiers, Formats, und andrer zur äuſſerlichen Schönheit gehörigen Stücke, vor den Ausgaben, welche Arioſt, Taſſo und Metaſtaſio in England und Frankreich erhalten haben wenigſtens nicht verkriechen dürfe. Eine ſolche Ausgabe würde, auch nach Ausmärzung alles deſſen was keinen Platz darinn verdient, noch immer ſehr voluminos, und der Verlag derſelben, bey der ungebundenen und von unſern Geſetzgebern zum Theil ſelbſt begünſtigten Freyheit des Nachdrucks, ein zu großes Wageſtück ſeyn, wenn der Herausgeber nicht durch eine hinlängliche Subſcription vor Schaden geſichert wäre. Ich behalte mir alſo

ser, sobald es zur Ausführung Zeit seyn wird, dem Publico meinen Plan hierüber vorzulegen. Was die gegenwärtige Ausgabe meiner auserlesenen Gedichte betrift, so ist sie, wie gesagt, nur für solche Liebhaber bestimmt, welchen mit einem bequemen Taschenformat gedient seyn möchte. Sollte sich aber zeigen, daß diese Liebhaber meine sämtlichen Schriften in eben diesem kleinen Format und auf gleichmäßige Art gedruckt zu haben wünschten: so verbinde ich mich hiermit, ihrem Verlangen eine Genüge zu thun; und es wird sodann in eines Jeden Willkühr stehen, ob er sich die freylich um ein beträchtliches theuere Ausgabe, die ich dem Publico auf Subscription abzutragen mir vorbehalte, oder diese kleine Ausgabe anschaffen will, wovon gegenwärtiges der Anfang und gleichsam die Probe ist, und welche man bereits auf einen so billigen Preis gesetzt hat, daß ein Subscriptionspreis selbst es nicht mehr seyn könnte.

Wieland.

2) Frankfurt a. M. in der Anderäischen Buchhandlung, J. H. L. Bergius Sammlung auserlesener teutscher Landes-Gesetze welche das Polizey- und Cameralwesen zum Gegenstande haben; fortgesetzt von Joh. Beckmann. 1 — 6tes Alphab. 4to. 1781 - 1784.

Der selige Herr Cammerrath Bergius ärndete schon bey seinen Lebzeiten den allgemeinen Beyfall und Dank des Publikums für dies vortrefliche Repertorium, das er im Jahr 1780. anfieng, ein. Wir sahen mit Vergnügen, daß nach seinem Tode Hr. Professor Beckmann zu Göttingen die Fortsetzung davon übernahm, und mit dem 4ten Bande 1783. unter doppeltem Titel und Namen lieferte. Gewiß hätte diese gemeinnützige Arbeit in keine würdigere Hände fallen können; denn sammeln und zusammendrucken lassen konnte

ein

Anſtalt gegen die Gefahr gemacht, weil wir ſo geduldig die Urſachen unſers Schiffbruchs leiden.

Northumberland.

Nicht ſo; ſelbſt durch die hohlen Augen des Todes, ſehe ich Leben hervorſchauen; aber ich darf es nicht ſagen, wie nah' uns unſre Hülfe iſt.

Willonghby.

Wir haben unſre Gedanken nicht vor dir verborgen; laß uns auch die deinigen theilen.

Roß.

Rede zuverſichtlich, Northumberland; wir drey ſind nur du ſelbſt, und wenn du mit uns ſprichſt, ſind deine Worte nur wie Gedanken; alſo rede kühnlich!

Northumberland.

So höret dann, meine Freunde, was für geheime Nachrichten ich von Port le blanc, einem Hafen in Bretagne, habe. Heinrich von Hereford, Rainald, Lord Cobham, der unlängſt mit dem Herzog von Exeter gebrochen hat; ſein Bruder, der neue Erzbiſchoff von Canterbury, Sir Thomas Erpingham, Sir John Rainſton, Sir John Norbrew - -, Sir Robert Waterton, und Franz Coines; alle dieſe, von dem Herzog von Bretagne mit allen Nothwendigkeiten verſehen, ſind würklich im Begriff, mit acht langen Schiffen und dreytauſend ſtreitbaren Männern,

eine

ein ieder; allein mit Sachkenntniß ſichten und wählen, und aus den groſſen und koſtbaren Sammlungen Teutſcher Landesgebiete und Verordnungen nur das Beſte und dem praktiſchen Cameraliſten und Polizey-Beamten wirklich brauchbare auszuheben und unter intereſſanten Rubriken zuſammenzuſtellen, wie hier geſchehen, dazu gehörte eine Meiſterhand. Unſre Empfehlung eines ſolchen Werks, das ohnedies kein Mann, der etwas mit Staatsverwaltung zu thun hat, entbehren kann, würde ſehr überflüſſig ſeyn; aber anzeigen werden wir jeden neuen Band daren mit Vergnügen.

3) Stettin, bey Effenbart. L. W. Brüggemanns, ausführliche Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtans des des Königl. Preuß. Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern. Zweyter Theil, 1ſter und 2ter Band, 4to. 1784. (1090 Seiten ohne das Regiſter.)

Hierwit liefert der Hr. Conſiſt. Rath B. die 2 letzten Bände ſeiner vortreflichen und wirklich ausführlichen Beſchreibung von Pommern; über welche wir das günſtige Urtheil, welches wir vom 1ſten Theile ſchon vor einiger Zeit hier fälleten, nicht anders als mit gutem Gewiſſen beſtättigen können. Das Publikum wird mit uns dem Hrn. Verf. für die ſo glückliche Beendigung eines ſo mühſamen, ſehr intereſſanten und brauchbaren Werks danken.

4) Verſuch einer zahlreichen Folge Leidenſchaftlicher Entwürfe, für empfindſame Kunſt- und Schauſpielfreunde; erfunden, gezeichnet, geezt und mit Anmerkungen begleitet von *J. F. v. Coz.* Augsburg in der akademiſchen Handlung. und

Lenardo und Blandine, ein Melodram nach Bürger in 160 leidenſchaftlichen Entwürfen; erfunden und auf Kupfer gezeichnet von *J. F. v. Gd.*, 1783.

Wir bewundern beydes ſowohl das Talent als den Muth und die eiserne Geduld mit welchen zuſammen Hr. v. Gd: das ſchwere Unternehmen waate, die meiſten leidenſchaftlichen Situationen, Attitüden und Gruppen dieſes kleinen Schauſpiels, ſo wie ſeine Imagination ſie ihm vorzeichnete, auf 160 Kupfertafeln nachzubilden. Wer weis nicht wie weit immer Radiernadel und Grabſtichel hinter dem Ideal, das der Dichter ſich vom Ausdrucke einer Leidenſchaft ſchuf, zurückbleiben; und wie oft ſchon unſere beſten Schriftſteller einmüthig darüber klagten, daß die bildende Kunſt ſie gerade da verlaſſen habe, wo ſie auf ihre Mitwürkung am meiſten rechneten. Herr v. G. ſcheint ſelbſt im Feuer der Ausarbeitung dies nicht minder gefühlt zu haben; und was er S. 16. und 17. über die große Schwierigkeit ſagt einen leidenſchaftlichen Ausdruck in einer ſchnell vorübergehenden Handlung richtig aufzufaſſen und auch nur roh zu entwerfen, iſt ganz wahr und aus der Erfahrung geſchöpft. Indeſſen nennt er ſein Unternehmen auch ſehr beſcheiden nur einen Verſuch: und in der That, wir bewundern, daß der Hr. Verf bey dem Gefühle ſo vieler, vielleicht unüberſteiglicher Schwierigkeiten, dennoch Muth und Ausharren genug zu dieſem großen Verſuche hätte.

II. Anzeigen.

1) Magazin der Muſik 1784.

Das von mir in Herrn J. C. Weſtphal und Comp. in Hamburg Verlage herausgegebene Magazin der Muſik, hat nun-

nunmehro beinahe ein Jahr ſchon gedauret, und was, um das gethane Verſprechen zu erfüllen, noch hinzukommen ſoll, wird nicht lange mehr zu erſcheinen, zögern. Für den Beifall, den es, wie ich mir ſchmeicheln darf, wenn ich öffentlichen Beurtheilungen und einer großen Menge Privat-Briefen glauben ſoll, unter den Künſtlern ſowohl als den Freunden der Kunſt gefunden, bin ich eben ſo ſehr als für die vielen Beiträge, dankbar, womit wir beiderſeits, von ſo verſchiedenen Orten her, dazu, mit ſo vieler Bereitwilligkeit uns zu dienen, unterſtüzt worden bin. Es kommt nun auf jene ſowohl als auf dieſe an, ob das Magazin auch in dieſem neuen Jahre fortgeſetzt werden, und ſo viel als möglich, ſich einer immer gröſſeren Reichhaltigkeit und Vollkommenheit nähern ſolle. Eine Anfrage hierüber an das Publicum zu thun, iſt gegenwärtiges Blatt beſtimmt; in dem man kürzlich noch aus dem zur Ankündigung voriges Jahres gedrukten Plane, der in allem weſentlichen derſelbe bleibt, die Rubriken des Inhalts wiederholen will. Es ſollen dieſes nämlich folgende ſeyn:

I. Muſicaliſch-dramatiſche und lyriſche Gedichte.

II. Längere und kürzere Anzeigen und Recenſionen der neueſten in allen Ländern herauskommenden muſicaliſchen theoretiſchen Schriften und Compoſitionen für alle Gattungen des Geſangs und der Inſtrumentalmuſik.

III. Ankündigungen, Subſcriptions- und Pränumerationsplane herauszugebender muſicaliſcher Werke. — Man erſucht daher die Verfaſſer ſolcher Schriften, ihre Ankündigungen immer ſo bald als möglich an die Herrn Weſtphal u. Comp. poſtfrey nach Hamburg einzuſenden.

IV. Beiträge zur Geſchichte der Muſik. Das heißt, Erzählungen merkwürdiger Vorfälle im muſicaliſchen Fache; Biographie verſtorbener und lebender Tonkünſtler, woben zu-

gleich mit Urtheil begleitete Verzeichniſſe ihrer Werke vorkommen werden; intereſſante Züge und Anekdoten; Ueberſichten der herausgekommenen Werke einzelner Jahre, und andre verſchiedte Nachrichten.

V. Abhandlungen über muſicaliſche Gegenſtände. Es ſind deren ſo viele in theils gröſſeren, theils ſeltenen und ſchwer zu bekommenden in- und ausländiſchen Werken zerſtreut, daß man den Liebhabern einen Gefallen zu erzeigen hoft, wenn man ihnen, wie auch Herr Forkel ſchon gethan hat, ſolche auf eine wohlfeilere und gemeinnützigere Art in einer Monatsſchrift in die Hände giebt.

VI. Endlich ſoll dieſes Magazin von einem auf die verſchiedenen 12 Stücke vertheilten Alphabete von Muſicalien begleitet werden, welches theils Proben aus den beſten und reizenden, in den Recenſionen angezeigten Werken, theils auch ganz neue noch nicht bekannte Compoſitionen, und unter dieſen einige von unſern beſten Meiſtern enthalten wird.

Bis zu Ende des nächſten Mays nehmen Herr J. C. Weſtphal und Comp. in Hamburg auf dieſes Magazin Ein und einen halben vollwichtigen ſpecies Ducaten Pränumeration an. Der Ladenpreis wird hernach, ſo wie vorhin, zwey Ducaten ſeyn. es werden alſo hiermit alle, wie auch die vornehmſten Buchhandlungen, Intelligenz-Comtoire und Poſtämter in Teutſchland, erſuchet, dieſe Sammlung gefälligſt zu übernehmen, und erhalten ſelbige für ihre Bemühung, auf 10 Exemplare eines und auf 20, 3 Exemplare frey.

Hamburg,
den 2ten Jänner 1784.

C. F. Cramer,
Prof. zu Kiel.

2) Ich glaube dem Gelehrten, dem Geſchichtforſcher keinen unwichtigen Dienſt zu leiſten, wenn ich eine neue Ausgabe von

ven *Natalis Alexandri* Hiſtoria eccleſiaſtica veranſtalte, und hiezu den Weg der Subſcription vorſchlage.

Daß dieſes in der That klaſſiſche Werk in Privatbibliotheken ſo wenig vorkömmt, iſt blos allein die Höhe des Preiſes Schuld, indem es mit den Supplementbänden niemals unter 50, meiſtentheils aber zwiſchen 50. und 60 Fl. zu erhalten iſt.

Ich verſpreche es in 20 Quartbänden und den Band um 1 Fl. 12 Kr. zu liefern; und gedenke, ſobald ich die hinlängliche Anzahl von Subſcribenten habe, mit dem Abdrucke anzufangen, und alsdann alle Jahre vier Bände zu liefern. Bey der Lieferung eines jeden Bandes, welche bis Mainz frey geſchiehet, verſpreche ich mir auch die Zahlung, und erſuche einen jeden, der die Mühe Subſcribenten zu ſammeln auf ſich nehmen will, von den Subſcriptionsgeldern 10 per 100 abzuziehen: einen jeden Verleger von gelehrten Zeitungen und periodiſchen Schriften aber, dieſer Anzeige in ſeinen Blättern einen Platz zu vergönnen.

Nun auch etwas von dem Werke ſelbſt. Ich werde keinen bloßen Nachdruck irgend einer mir in die Hände fallenden Auflage liefern, ſondern die neue Venediſche, mit Anmerkungen und Zuſätzen des Roncaglia und Jo. Dom. Manſi abdrucken. Da dieſe Ausgabe aber mehrere Druckfehler hat; ſo werde ich dieſelbe nach der Pariſer und Luccaer Ausgabe verbeſſern, und folgendes Werk hinzuſetzen.

Ad R. P. NATALIS ALEXANDRI, Ord. Praed. Hiſtoriam Eccleſiaſticam Supplementum, duas in partes diſtributum, in quarum prima opem ferentibus viris eruditiſſimis aliquot Tridentini Concilii decreta illuſtrantur et vindicantur; in altera diſſertationibus hiſtoricis res Eccleſiae et imperii ſae-

culorum XVII. XVIII. quae in ea historia desiderantur, re-censentur, et ad nostra usque tempora perducuntur. Bassani 1778. und alſo auf eine gewiſſe Art ein neues und äuſſerſt brauchbares Werk liefern, und da ich mein Werk mit der Unterſtützung gelehrter Männer unternehme: ſo hoffe ich mein Verſprechen halten zu können. Da ich mit dem Werke aufs höchſte innerhalb zwey Monaten anzufangen gedenke, ſo bitte mir die Namen der Herren Subſcribenten, welche dem Werke vorgedruckt werden ſollen, bis dahin zuzuſchicken. Bingen am 26ſten März 1784.

Georg Chriſtian Voigt.

Man kann in hieſiger Gegend Weimar bey dem Hrn. Stiftsprediger Weber ſubſcribiren. Die 4 Bände ſo jährlich von dem Werke geliefert werden ſollen, betragen 2 Rthlr. 21 Gr. hieſiges Geldes. Auch ſoll zum Werke weiſſeres Papier genommen werden, als das Quart worauf die Nachricht abgedruckt worden iſt.

3) Zweyte Sammlung neuer Klavierſtücke mit Geſang, für das deutſche Frauenzimmer, aufs Jahr 1784.

Wenn das geehrte Publikum, und fürnemlich der ſchöne Theil deſſelben, mit meiner Sammlung neuer Klavierſtücke mit Geſang, für das deutſche Frauenzimmer (Kaſſel 1783.) zufrieden iſt, welches ich nicht ungegründet hoffen darf; ſo werde ich mit meiner zweyten Sammlung, die in der Leipziger Oſtermeſſe d. J. erſcheinen wird, den Beyfall gefühl- und einſichtvoller Freunde der Tonkunſt noch mehr verdienen, weil dieſe ungleich beſſer, als die erſte, ausfallen wird. Die Zahl derer Freunde, welche meine Unternehmung mit ihren Beyträgen unterſtützen, hat ſich vermehrt; mir iſt alſo eine zweckmäſſige Auswahl um ſo leichter. Zu dem, daß unſre Kräfte noch im Zuſtande des

Wachs-

Wachsthums ſind, haben ſich mehrere Männer mit mir vereinigt, welche ſchon bekannt ſind. Von einigen werde ich ſchon in der gegenwärtigen zweyten Sammlung einige Stücke aufſtellen. Aus den Werken beliebter Dichter habe ich nebſt den kleinern, ſowohl ſcherz- als ernſthaften Gegenſtänden des Geſanges, noch gröſsere und wichtigere Stücke gewählt. „Ein Muſter wird Klopſtoks Frühlingsfeyer ſeyn, die aber nicht für den Geſang, ſondern für die Rede, (wie Benda's Ariadne oder Medea,) geſetzt iſt. Auch werden verſchiedene neue, noch nie gedruckte Gedichte nicht mißfallen. — Die meiſten Verfaſſer unſrer Sammlungen werden ſich nennen.

Ich ſchlage wiederum den Weg der Pränumeration ein. Der Preis iſt Ein Gulden, (im vier und zwanzig Gulden Fuſs) worüber ſich niemand beſchweren wird, da das Werk viel gröſser als der erſte Theil iſt. Das Exemplar wird 10 Bogen ſtark, und vielleicht drüber. Das Format iſt gröſser und das Papier beſſer. Die Zeit der Vorausbezahlung dauert bis Oſtern. Gleich nachher wird der Preis auf 1 Fl. 30 Kr. erhöht. Die Namen der Pränumeranten und was dazu gehöret, bitte ich mir frühzeitig, längſtens bis auf die Mitte des Aprils aus. Briefe und Gelder müſſen poſtfrey eingeſandt werden.

Wer ſich mit Sammlung der Pränumerationsgelder bemühen will, erhält von 10 Exemplaren Eins, und von 20. Exemplaren Drey umſonſt, oder kann den Werth derſelben für ſich von dem einzuſendenden Gelde baar abziehen. Joh. Jacob Thurneyſen auf dem Leonhardsgraben in Baſel, die Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau und Leipzig, das Kaiſerl. Reichspoſtamt in Kehl, überhaupt die Beförderer meiner erſten Sammlung in und auſſer Teutſchland, nehmen Pränumeration auf die zweyte an. Ueberdies werden

alle

alle gewöhnliche Begünstiger solcher Werke, Buchhandlungen, Postämter, Zeitungsexpeditionen ꝛc. wohin ich die Liebhaber meines Werks empfehle, ersucht, dasselbe bekannter zu machen, und eine Hauptsammlung der Pränumerationen zu übernehmen, wofür ich ihnen die gewöhnlichen Procente anbiete.

Von der ersten Sammlung sind noch Exemplare da, und in den Buchhandlungen ꝛc. hauptsächlich in der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau zu erfragen.

Ich wiederhole hier meinen Versprech, daß ich mit meinen Freunden vereinigt darauf arbeite, ein deutsches Werk zu liefern, das, wenn es eine günstige Aufnahme findet, der Vollkommenheit sich zusehends nähern, und dem edlen Zwecke, der sich nur durch ächte Werke der Tonkunst erreichen läßt, so genau als möglich entsprechen wird. Frankfurt und Leipzig.

Der Herausgeber.

4) Lexikon der vorzüglichsten Maler und Kupferstecher, enthaltend kurze Nachrichten von ihren Leben, ihren Manieren und ihren Werken. Eine Ankündigung für Künstler und Kunstliebhaber.

Bey der immer mehr und mehr wachsenden Liebe für Künste und Kunstkenntniß in unsern Tagen, vermißte ich gleich im Anfange meines Studiums der Kunst, und viele hundert andre vermissen es mit mir, ein Werk, ein Compendium, ein Lexicon, in dem man auszugsweise aber vollständig sich von dem Leben, den Werken und dem Geiste der vorzüglichsten Maler und Kupferstecher unterrichten könnte.

Wir haben zwar mehrere Werke der Art, aber keins zielt auf den Zweck, den ich zu erreichen suche. Wir haben

auſſer den Theorien, Geſchichten und einzeln Abhandlungen der Kunſt auſſer einem Junius, Winkelmann, de Piles, du Bos, Hagedorn, Lamotte, Richardſon, Caylus, Rainold, Sulzer und vielen andern auch noch vollkommene Werke über das Leben der Künſtler, die uns dem Anſcheine nach ein neues unnöthig machen: aber man erlaube mir nur etliche der bekannteſten und beliebteſten, die auch wirklich von großem Werthe ſind, durchzugehen, um zu zeigen, daß mein Vorhaben von denſelben abweicht:

1) D'Argenville Leben der Maler, ſchränkt ſich, wie ſchon der Titel zeigt, nur auf Maler ein, er beſchreibt dabey ihr Leben mit einer Weitläuftigkeit, die zwar dem Kenner ſehr angenehm, dem Anfänger aber ermüdend ſind. Dabey findet man keine Nachrichten von noch lebenden Mälern.

2) Rudolph Füeßlis großes Künſtlerlexicon iſt das, das meiner Abſicht am nächſten kommt. Iſt dies treſliche Werk Lexikon für den fortgeſchrittenen Kenner, ſo ſey das meinige blos Handbuch und Anleitung für den Anfänger, um ihn mit den verdienſtvollſten Künſtlern bekannt zu machen. Füeßlis Lexikon breitet ſich auf Künſte jeder Art aus, das meinige geht blos auf Maler und Kupferſtecher.

3) Caſpar Füeßlis raiſonnirendes Verzeichnis der vernehmſten Kupferſtecher enthält (meiner Abſicht gemäs) keine Maler, und nennt dabey der noch lebenden Kupferſtecher ſehr wenige.

4) Meuſels Künſtlerlexicon geht blos auf Teutſchland, iſt, als erſter Verſuch unvollſtändig, beurtheilt, ſeiner Abſicht gemäs, nie den Werth eines Künſtlers, und iſt zugleich mit einer Legion Schauſpielernamen überſchwemmt. Von Sandrarts Akademie, dem Felibien u. a. habe ich nicht nöthig zu reden, um zu zeigen, daß ſie von meinem Zweck abweichen.

In meinem Lexikon ſoll man finden:

1) Alle Maler und Kupferſtecher, vom Anfange der wieder aufgelebten Kunſt in Europa, bis auf den heutigen Tag, die ſich über das Mittelmäßige erhoben haben, nach ihrem Namen, ihrem Geburts- und Sterbe-Jahr, Geburtsort, Aufenthalt (wo dieſe Umſtände zu wiſſen ſind) und nach ihrer Schule,

2) Eine kurze und gedrängte Nachricht von ihrem Geiſte und der Manier die in ihren Werken herrſcht.

3) Eine Nachricht von ihrem wichtigſten oder etlichen ihrer wichtigſten Werke, z. B. von des Künſtlers beſtem Gemälde und wo es ſich befindet, oder von ſeinem beſten Kupferſtiche. Jeder Kenner ſieht aber ein, daß ſich dies oft nicht beſtimmen läßt und alſo nicht immer Platz finden kann.

4) Die bequemſte Ordnung hierzu iſt nach dem Alphabeth und nicht nach den Schulen, weil das letztere bey dem Nachſchlagen, beſonders für den Anfänger große Unbequemlichkeiten hat.

5) Als Einleitung werde ich eine kurze Erklärung der in dem Buche vorkommenden Kunſtwörter geben.

Ein großer Theil dieſer Arbeit iſt mit Hülfe eines Künſtlers vollendet, und zur Geſchichte der neuern Meiſter habe ich auf verſchiednen Reiſen durch Frankreich, Helvetien und Teutſchland Stoff geſammelt. Finden ſich bis nach der Leipziger Oſtermeſſe 1784. eine hinlängliche Anzahl Subſcribenten, ſo wird das Werk in der nächſten Herbſtmeſſe gedruckt erſcheinen, ein Alphabeth enthalten und 1 Fl. 12 Kr. oder 16 Gr. koſten.

Druck und Format iſt etwas größer als dieſe Anzeige. Ich erſuche alle Buchhandlungen Teutſchlands Subſcription anzunehmen und ihre Subſcribenten gleich nach Johannis franko an mich zu ſenden. Das neunte Exemplar iſt frey.

Ich erſuche die Herren Herausgeber von Journalen und Zeitungen dieſe Anzeige ganz oder auszugsweiſe aufzunehmen.
Dornberg bey Darmſtadt, den 10. März 1784.

Anſelm Elwert.

5) Achte Ankündigung der Verlags-Kaſſe zu Deſſau.

Wir fahren in der Anzeige der von uns aufs neue übernommenen Schriften nach der laufenden Nummer fort, und kündigen an.

114) Sieben illuminirte Kupfer zu Bocks Naturgeſchichte von Preußen. Der Ladenpreiß iſt 20 Gr.

eine Landung an unſern Nordiſchen Küſten zu wagen; vielleicht haben ſie ſchon gelandet, und warten nur bis der König nach Irland abgegangen iſt. Wann wir nun entſchloſſen ſind, unſer ſclaviſches Joch abzuſchütteln, die gebrochnen Schwingen unſers ſinkenden Vaterlandes wieder neu zu befiedern, die entehrte Crone von einem ſchimpflichen Verſaz wieder einzulöſen; den Staub abzuwiſchen, der unſers Scepters reines Gold verbirgt, und der Majeſtät ihre eigne Geſtalt wieder zu geben: So folget mir ſchleunig nach Ravenſpurg. Zaudert ihr aber, oder fürchtet ihr euch, ſo zu thun, ſo bleibet zurük, und ſeyd verſchwiegen; ſo will ich allein gehen.

Roß.

Zu Pferd, zu Pferd! Laßt die zaudern die ſich fürchten.

Willoughby.

Wenn anders mein Pferd aushält, ſo will ich der erſte dort ſeyn.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

[Der Hof.]

Die Königin, Buſchy und Bagot treten auf.

Buſchy.

Gnädigſte Frau, Eure Majeſtät iſt viel zu niedergeſchla-

Gr. Sind fertig. Die Subſcribenten erhalten ſolche unentgeldlich.

115) Achtzehn Ausſichten des Landhauſes und Gartens zu Wörlitz, gezeichnet vom Herrn Rath Kraus zu Weimar, und geſtochen von Herrn Clemens, Kohl, Zoller und Conti zu Wien.

116) Methode jungen Leuten zu der Fertigkeit zu verhelfen, ihre Gedanken ſchriftlich auszudrücken. 8. Subſcriptionspreis 8 Gr. Ladenpr. 10 Gr.

117) Preisſchrift über die Erziehung zur Menſchenliebe, von Villaume; aus dem Franzöſiſchen überſezt. Non ignara mali miseris succurrere disco. 8. Subſcriptionspreis 8 Gr. Ladenpr. 10 Gr.

118) Entwurf einer auserleſenen mediciniſchen Bibliothek für angehende Aerzte, von D. Carl Martin Weber. 8. Subſcriptionspr. 1 Rthlr. 8 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 16 Gr.

119) Algar und Ylly oder der Sieg ächter Liebe, ein Originalſchauſpiel in 3 Aufzügen, von Heinrich Keller, 8. neun Bogen, 6 Gr.

120) Supplement zu der Salpeter Abhandlung und näherer Beweiß, daß der Salpeter und deſſen Säure nirgends denn aus dem Pflanzenreich und animaliſchen Ausleerungen zu erwarten ſey, durch Verſuche bewieſen von Johann Philipp Becker. Nebſt einem Anhang von deſſelben chymiſcher Unterſuchung des ſogenannten ſächſiſchen rothen Arſeniks. 8. Subſcriptionspr. 8 Gr. Ladenpr. 10 Gr.

121) Vermiſchte Aufſätze, I. Aus der Philoſophie; II. Aus der Politik; III. Aus der Kritik; IV. Aus der Moral; V. Aus der dramatiſchen Literatur.

122) Neueſte vermiſchte Schriften, 2ter Band. 8. Subſcriptionspreis 16 Gr. Ladenpr. 20 Gr.

123) Poetiſche Werke vom Hrn. geheimen Rath Joh. Wilh. Bernh. Hymmen. 1 Alphabet und ungefehr 16 Bogen auf ſchönes Schreibpapier in gr. 8. Subſcriptionspr. 1 Rthlr. 12 Gr. Ladenpr. 1 Rthlr. 20 Gr.

124) Freymaurer-Bibliothek. Drittes Stück. gr. 8. Subſcriptionspr. 14 Gr. Ladenpr. 16 Gr.

125) Beyträge zu der juriſtiſchen Literatur in den preußiſchen Staaten. Eine Periodiſche Schrift. Achte Sammlung, nebſt einem Kupfer Bildniß des Staatsminiſters von Jlgen. Subſcriptionspreis auf Schreibpapier 1 Rthlr. auf Druckpapier 20 Gr. Ladenpr. auf Schreibpapier 1 Rthlr. 8 Gr. auf Druckpapier 1 Rthlr.

126) Hrn. Geh. Raths Hymmen Lieder mit Melodieen für das Clavier. Dritte Sammlung.

127) Geſchichte der Eicheln, nebſt Erfahrung über den diätetiſchen und mediciniſchen Gebrauch derſelben, von D. M. J. Marx, Churfürſtl. Cölniſchen Hofmedicus. 8. Subſcriptionspr. 8 Gr. Ladenpr. 10 Gr.

Die Adminiſtrateren der Verlagskaſſe
für Gelehrte und Künſtler.

Der Ungenannte, der uns unterm 8ten May eine poetiſche Ueberſetzung des Stabat mater gütigſt einſandte, wird eine Ueberſetzung davon im Februar 1781. des T. Merkurs finden, die er, nach Belieben, mit der ſeinigen vergleichen und vielleicht dadurch entdecken kann, warum wir es bey jener bewenden laſſen.

Der Teutſche Merkur.

Junius 1784.

I.

Moriz

ein kleiner Roman.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Moriz wird Page.

Ich hatte nicht lange das Glück unter den Augen meiner Eltern erzogen zu werden. Mein Vater gieng nach drey Jahren als Geſandter nach Frankreich, und nahm meine Mutter mit. Ich ward zurückgelaſſen.

Acht Tage vor ihrer Abreiſe kündigten ſie mir an, wozu ſie mich beſtimmt hätten. „Du ſollſt ein Paar Jahr Page bleiben, ſagte mein Vater, und dann Soldat werden. Erſteres iſt deiner Gemüthsart nicht ganz angemeſſen, das weiß ich, aber ich wünſchte eben deinen Hitzkopf dadurch zu bändigen. Nur bitte ich dich, lieber Sohn, (bey dieſen Worten

umarmte er mich innig) vertauſche dein Feuer nicht mit Sclavenſinn! Du wirſt bald ſehen was ich damit ſagen will, und dein eignes Gefühl, hoffe ich, ſoll dich davor bewahren. Mache mir die große Freude, dich als Mann wieder zu finden, wenn ich zurück komme.

Was hätte ich nicht alles verſprochen an dem klopfenden Herzen eines Vaters, und unter den zärtlichen Liebkoſungen einer Mutter! Sie reiſeten ab, und ich ſah der Kutſche mit herzlicher Wehmuth nach. Man gab mir Pagen-Uniform; ich zog ſie an; aber mit dem feſten Entſchluß, mein Feuer nicht mit Sclavenſinn zu vertauſchen. Ich hatte jezt freylich noch keine deutliche Vorſtellung von dem Verſtande dieſes Wortes: aber mein Vater hatte mich ja verſichert, mein eignes Gefühl würde es mir ſagen; und dieſen Zeitpunct erwartete ich mit brennendem Verlangen.

Zweytes Capitel.

Sclavenſinn.

Ich kam nun unter eine Geſellſchaft von jungen Leuten funfzehn an der Zahl. Wenn unſer Inſtructor nicht zugegen war, ſprangen ſie auf Tiſch und Bänke. Jeder hatte, ſo lange die Lection dauerte, ſeinen kleinen Plan zu irgend einem Schelmſtück ausgebrütet, und ſobald ſie den Nacken frey hatten, giengs Kopf oben Kopf unten. Aus allen ihren Minen

Minen und Gebährden ſprach Verachtung unſrer Aufſeher, und doch zitterten ſie am ganzen Leibe wenn einer von ihnen erſchien, und die, welche vorher die meiſte Geringſchätzigkeit geäuſſert hatten, waren dann die geſchmeidigſten und höflichſten.

Dies Betragen gefiel mir nicht. Ich machte manchen kleinen Schwärmer mit, fühlte aber nicht, daß ich meine Vorgeſetzten, aus Furcht entdeckt und beſtraft zu werden, verachtete. Dies hatte für mich die Folge: daß ich faſt immer der Letzte war der ſich zurückzog, wenn wir einen unbeſonnenen Streich gemacht hatten; und daß man ſich in ſolchem Fall jedesmal an mich hielt und mich für das Volk büſſen ließ.

„Auf meine Ehre! ſagten dann immer die Junggen wenn ich hatte Strafe leiden müſſen, auf meine Ehre! ich erſchöſſe den Kerl wenn er mirs ſo machte.“

Für dieſen Vorſchlag hatte ich ganz keinen Sinn, und ich begriff nicht, wie ich gegen einen Mann Tücke nähren könnte, der mich mit Fug und Recht beſtraft hatte.

Es war natürlich, daß ich bey dieſer Geſinnung der ganzen Geſellſchaft junger, heimlicher Teufel furchtbar werden mußte. Wenn mich einer beleidigte, ſo brannte im Moment die Strafe auf ſeinem Backen; ſtatt daß die übrigen die Beleidigung in ſich verſchloſſen und auf heimliche Rache dachten.

Wenn ſie ſich auf der Stelle rächten, ſo mußten ſie befürchten, daß der Geſchlagene unſern Aufſehern ſeine Klagen vorbrächte, und dann hatten ſie das große Unglück Vorwürfe oder Strafe leiden zu müſſen, oder wohl gar als unruhige Köpfe öffentlich entdeckt zu werden, da ſie es doch heimlich ſeyn wollten. Lieber unterdrückten ſie ihren Verdruß und bezahlten den Beleidiger bey einer andern Gelegenheit durch die dritte Hand mit zehnfachem Intereſſe, und hätten Wochen und Monathe drüber hingehen ſollen.

Von dem allen that ich gerade das Gegentheil. Aber dies hatte für mich den Nachtheil, daß ich bey unſern Aufſehern in den Ruf des unbändigſten, ſtarrſinnigſten und ſtreitſüchtigſten aller Pagen kam.

Dieſe Leute waren wenig beſſer als ihre Untergebene. Sie ſchienen gar nicht zu wiſſen, daß es Charakter giebt, oder geben müſſe, die offen und geradezu handeln, und ſie hielten das an mir für ſtörrige Bosheit, was helle, unverſtekte Gutherzigkeit war.

Hatte z. B. einer von meinen Mitpagen einen boshaften Streich gemacht, der die ſchärfſte Züchtigung verdiente: ſo hiengen die übrigen an einander wie Kletten wenn es zur Unterſuchung kam. Fragte man mich aber, und ich wußte es, ſo geſtand ich die Wahrheit; ward aber auch der Märtyrer derſelben. Der, welcher von mir angegeben wurde, war unſchuldig wie die Sonne, denn ich hatte ihn aus

Bosheit angegeben, um mich der verdienten Strafe zu entziehn.

An meinen Lehrern lag es also nicht, wenn ich nicht in kurzer Zeit eben so verdorben ward als die übrigen. Sie bothen mir, wie man sieht, hülfreiche Hände zu dieser Metamorphose.

Mein Vater hatte mir gesagt, ich würde fühlen was er unter dem Worte Sclavensinn verstanden hätte. Jezt glaubte ich ihm auf der Fährte zu seyn, und dies hielt mich ab, die Gesinnung meiner Mitpagen anzunehmen.

Die tiefen Verbeugungen die sie zu machen pflegten, gefielen mir eben so wenig. Der Tanzmeister hatte seine Noth mit mir. Er predigte und predigte, und rekte und dehnte mich, aber meine Verbeugungen hielten das Mittel, und er war in Verzweiflung, daß er keine Grace hineinbringen konnte. Einmal äusserte er die Vermuthung, mein Rücken müsse wol von Eisen seyn. Sogleich rückte ich einen Lehnstuhl mitten in den Saal, legte mich rücklings über denselben hin, und nahm in dieser Stellung ein Stück Geld mit dem Munde von der Erde auf. Als dies geschehen war, setzte ich den Stuhl stillschweigend weg, und sah den bestürzten Tanzmeister an. Er zuckte die Achseln und sagte zu einem unsrer Aufseher: er hat unerhörte Geschmeidigkeit, aber er will mir nicht den Gefallen thun und sie anwenden. Dies

zog mir von neuem Vorwürfe und Drohungen zu; aber ich achtete ſie nicht, weil ich meinem Vater die Freude machen wollte, mich als Mann wiederzufinden. Ich glaubte ihn nun völlig verſtanden zu haben.

Drittes Capitel.

Moriz wird mepriſirt.

Als ich ungefähr ein halbes Jahr Page war, ward eine neue Hofdame vorgeſtellt. Ich ſah' ſie im Vorzimmer, und ſie würdigte mich einiger Blicke, welche eine Wirkung auf mich thaten die mir ganz fremd war, und deren Weſen ich mit allen meinen Sinnen bey der ſtärkſten Anſtrengung nicht ergrübeln konnte. Sie ſtarrte einigemal auf mich hin, daß meine Blicke unwillkührlich zu Boden ſanken. Ich fühlte eine Art von beklemmendem Zittern, und zugleich ſtieg es wie ein Feuerſtrom von meinem Herzen bis zur Scheitel hinauf, und meine Haare kriſpelten auf derſelben gerade ſo, als wenn man zu Winterszeiten den bloſſen Kopf der Luft ausſetzt.

Dieſe Empfindung war mir unerträglich. Ich wandte der Dame den Rücken zu, und fühlte Verachtung gegen ſie, ohne mir einen Grund davon angeben zu können.

So oft ich mich umſah, begegneten mir ihre Blicke, und ich hatte jedesmal dieſelbe Empfindung.

Ein

Ein Paar andre Damen bemerkten die Aufmerkſamkeit mit welcher ſie mich anſah, und ſagten ihr lachend etwas ins Ohr: „O — erwiederte ſie ganz laut — mir fällt nur ſein bäuriſcher blutrother Teint auf, und ſeine ausgeſtopfte Figur! Wie lange iſt er Page?„

Hu! wie mir das ans Herz griff! Es konnte niemand gelten als mir, denn ich war gerade der einzige Page im Vorzimmer. Aber hier könnte meine Wuth nicht ausbrechen. Nie erinnere ich mich in ſolch einem fürchterlichen und ſo völlig unerträglichen Zuſtande geweſen zu ſeyn.

Verachtung war mir von jeher die tödlichſte Beleidigung geweſen: und jezt ward ich von einer Dame verachtet die ich verachtete. Dabey ſah' ich keinen Weg vor mir mich an ihr zu rächen, und mußte des Troſtes entbehren der den übrigen Pagen bey ſolch einer Gelegenheit nicht entgangen wäre. Dieſe hätten ſich in Geduld gefaßt und ihren Verdruß mit den ſüſſen Ausſichten einer ſchleichenden ſtillen Rache niedergekämpft. Es fehlte wenig, ſo hätte ich ihnen dieſe Gemüthsart beneidet.

Man wollte die Dame gern ehren, und gab ihr einen Pagen zum Dienſt. Wie froh war ich, daß es nicht mich traf!

Viertes Capitel.

Das Zucken in den Muskeln des rechten Arms.

Aber man denke ſich meinen Unmuth, als mir der Hausmarſchall den folgenden Tag ankündigte: ich ſey zum Dienſte der neuen Hofdame beſtimmt, und müſſe ſogleich den Pagen von Neuberg ablöſen. Ich wäre lieber durchs Feuer gelaufen; — aber hier galt keine Widerrede. „Seyn Sie hübſch gelehrig!„ ſagte der Marſchall zu mir, als er ſich entfernte.

Ich verſtand nicht was er damit ſagen wollte, und gieng murrend auf meinen Poſten. Der Page Neuberg kam mir entgegen, und ſchien etwas gegen mich auf den Herzen zu haben.

„Sie dreymal glücklicher Menſch! — hub er endlich mit ſichtbarer Bosheit an — Gräfin Waller hat Sie ausdrücklich für ſich verlangt.

Ich ſah ihn ernſthaft an, und ſogleich ſprang er auf einen andern Ton über.

„Ich habe den Korb, lieber Freund! fuhr er fort, Sie haben mich ausgeſtochen! Sie ſagte zum Marſchall: ſchicken ſie mir doch den Pagen mit den runden — ja, ich glaube ſie ſagte, mit den — runden Backen, und dabey beſchrieb ſie ihre Perſon ſehr genau — ha, hum! — Der Marſchall hatte Einwendungen und meynte — — Aber ich konnte nicht recht hören was er ſagte. O, erwiederte ſie, das

habe

gen. Ihr verſprachet dem König beym Abſchied, alle ſich ſelbſthärmende Gedanken zu entfernen, und eine frohe Gemüthsfaſſung zu unterhalten.

Königin.

Dem Könige zu gefallen, that ich's; mir ſelbſt zu gefallen kan ich's nicht thun; und doch weiß ich keine Urſache, warum ich einen ſolchen Gaſt, wie der Kummer iſt, willkommen heiſſen ſollte, als dieſe, weil ich einem ſo werthen Gaſt, wie mein Richard iſt, leb' wohl ſagen mußte; und doch iſt mir, als ob irgend ein noch ungebohrner Kummer, im Schooß des Schikſals reiffend, mir bevorſtehe; meine innerſte Seele zittert über etwas, ohne zu wiſſen was es iſt; ausgenommen, daß es nicht die Trennung von dem König meinem Gemal iſt.

Buſchy.

Ein jeder würklicher Schmerz hat zwanzig Schatten die ihm gleich ſehen, und es doch nicht ſind; durch den Cryſtall blendender Thränen, ſieht das Auge der Traurigkeit einen einzigen Gegenſtand in viele geſpalten. Gleich gewiſſen perſpectiviſchen Figuren, die, wenn man ſie geradezu anſchaut, nichts als verworrene Striche zeigen, aber aus einem gewiſſen ſchiefen Sehpunct eine regelmäßige Geſtalt darſtellen; zeigen ſich euch, indem ihr euers Gemals Abweſenheit ſeitwärts anſeht, Geſtalten von Kummer, welche, wenn ſie angeſehen werden, wie ſie ſind, nichts als bloſſe Schatten von dem was nicht iſt, ſind. Trauret alſo über nichts mehr als die Abreiſe euers Gemals; mehr

iſt

habe ich bemerkt. Er iſt noch ſehr — hier entfiel mir wieder das Wort welches ſie brauchte — aber eben darum will ich mir ein eignes Verdienſt daraus machen — ihn — ab — ja, ja, — ihn abzuhobeln — Seine Mutter iſt meine Freundin.

Als er das Wort abhobeln ausſprach, that er einen Satz der ihn drey Schritte von mir entfernte. Es war der furchtſamſte, aber boshafteſte Gauch unter allen Pagen. Nun verſtand ich was der Marſchall hatte ſagen wollen, fühlte aber nicht, daß ſich Empfindungen der Dankbarkeit gegen meine großmüthige Lehrerin in meinem Herzen regten.

„Iſt der Page da?„ rief die Gräfin zur Thür heraus, und ich war mit einem kurzen Was befehlen Sie? im Zimmer.

„Ah; der kleine runde!„

das Wort rund war mir unbeſchreiblich verhaßt geworden von dem Augenblick an wo es Neuberg mit einem bedeutenden Accent von meinen Backen brauchte.

„Sind ſie nicht ein Lemberg?"

Zu Befehl, gnädige Gräfin!

„Lange keine Briefe aus Frankreich?"

Vorgeſtern!

„O ihre Mama iſt meine Herzensfreundin! Wie gefällts ihr, wie lebt ſie in Paris?„

Davon hat mein Vater nicht geſchrieben.

In dem Moment ſprang ſie auf mich zu, nahm mich bey der Hand, zog mich raſch und ängſtlich ans Fenſter und rief: Lemberg, Sie ſind ein Schläger, das werde ich ihrer Mama ſchreiben!

Ich ſah ſie mit großen Augen an.

„Hier (ſie fuhr mit zwey Fingern ſanft über meinen linken Backen) hier iſt eine große Narbe! Mit wem haben ſie ſich geſchlagen?“

Narbe? Geſchlagen?

„Ja, ja! Nur näher, junger Herr!“

Sie zog mich näher ans Fenſter, blinzelte, ſtrich mir noch einmal mit der Hand über die Backen, brach in ein forcirtes Lachen aus und ſagte am Ende: ſie hätte einen Schatten auf meinem Backen für eine Narbe angeſehen und mich für einen Schläger; beydes ſey nicht wahr.

Wenn man ſich erinnern will, was ihre Anmerkung im Vorzimmer von meinen blutrothen, bäuriſchen Backen damals für eine Wirkung auf mich that, und wie ſehr mein Verdruß durch die Aeuſſerung des Paaen Neuberg von runden Backen, vermehrt worden war: ſo wird man ſchließen können, mit was für einer Mine ich ihre jetzige Bemerkung über meinen Backen aufnahm. Ich hielt das alles für klaren, bittern Spott, und mehr als einmal fühlte

ich

ich ein Zucken in den Muskeln des rechten Arms, welches meine Hand unwillkührlich zu ballen pflegte wenn ich meinen Beleidiger ansah. Sobald meine Mitpagen das Zucken bemerkten, hütheten sie sich mir zu nahe zu kommen, denn es folgte gewöhnlich ein kräftiger Faustschlag darauf.

Die Gräfin wußte dies nicht, und ein Glück für sie, daß in eben dem Augenblicke, wo ich Fassung und Bewußtseyn verlohr, der Hausmarschall ins Zimmer trat.

Fünftes Capitel.

Ich will Ihr Kammermädchen rufen!

Ich entfernte mich, und kaum war die Thür hinter mir zu, so hörte ich ein starkes Gelächter. Dies konnte vielleicht gar keinen Bezug auf mich haben, aber ich glaubte mit Händen zu greiffen daß es mir gälte. Es fuhr mir kalt durch alle Adern, das Athmen ward mir unendlich schwer, und meine Brust schien mit starken Ketten zusammengeschnürt zu seyn.

Nach einer halben Stunde entfernte sich der Marschall, und die Gräfin rief. Ich trat ein und fand sie nachläßig auf eine Ottomanne hingegossen. Ihre damalige Figur und Stellung werde ich nie vergessen, und ich glaube daß mir der Anblick eines

Todes-Engels in den letzten Secunden meines Lebens nicht so widrig seyn wird.

Man denke sich eine Frau von vierzig oder fünf und vierzig Jahren, von Thee, Punsch, Wein, Chocolade, von Liebe und Neid und langer Weile zusammen gedörrt. Dazu eine kurze Taille und einen schmalen Körper, der in einen Reifrock eingerammelt schien, mit dünnen Armen und knöchernen Händen, die sich wie ausgesprützte Skelets ausnahmen; über Gesicht und Arme eine dünne, gelbe Haut gezogen, unter welcher sich hie und da blaue, matt-schlaffe Adern hervordrängten. Dazu ein Gesicht, so spitzig, so eingefallen, daß man den leibhaften Tod vor sich zu sehen glaubte. Das einzige was noch einige Funken Leben verrieth, war ihr Auge. Ein Feuer brannte darinn, welches ihre ganze Lebenskraft auszusaugen und in ein Paar kleine graue Sterne zu concentriren schien.

Diese Figur lag auf der Ottomanne als ich hereintrat. Ich erschrack und stand wie verstürzt, als sie einen von jenen Blicken, die mir damals im Vorzimmer ein Grausen durch alle Glieder gejagt hatten, starr auf mich hestete.

Befehlen die gnädige Gräfin — stotterte ich, und sah auf den Boden.

„Muß man denn immer befehlen? Kommen Sie näher, Lemberg, erzählen Sie mir von ihrer Mutter!„

Ich

Ich weis nichts!

„Nun, ſo erzählen Sie was anders. Setzen Sie ſich hieher. Ihr jungen Herrn habt doch ſonſt immer den Kopf voll Schwänke. Wieviel Mädchen haben Sie in Ihrer Schreibtafel? (ſie nahm mich beym Rockſchooß) ich will ſie ſehn!„

Ich führe keine Schreibtafel!

„Ihre kurzen Antworten ſind mir unausſtehlich, Lemberg. Ich will längere.„

Befehlen Sie ſonſt etwas, gnädige —

„Nichts, nichts befehl' ich! Sie ſollen mir erzählen: — ich habe Langeweile!„

So will ich ihr Kammermädchen rufen.

Mit dieſen Worten drehte ich mich raſch um, und zum Zimmer hinaus. Sie rief; aber ich hörte nicht, und ſandte ihr das Kammermädchen. Es ward mir unendlich wohl ums Herz als ich ſie im Rücken hatte: aber was half die unbedeutende Friſt? Wenn es ihr einfiel, mußte ich doch wiederkommen.

Sechſtes Capitel.

Drey ſonderbare Maulſchellen.

Es war natürlich, daß mir mein Verdruß über dieſe unerträgliche Lage hundert Plans vorlegte, wie ich mich aus derſelben ziehen ſollte. Wäre ich dem erſten

erſten Ausbruch meines wilden Zorns gefolgt, ſo hätte ich die Gräfin erſchoſſen und mich zur Geſellſchaft mit; oder ich hätte meinem rechten Arm den Willen gelaſſen, der armen Dame den Kopf eingeſchlagen, und mich auf flüchtigen Fuß geſetzt; oder ich hätte öffentlich erklärt: ich wolle nicht länger Page bleiben, wenn man mir nicht einen andern Poſten gäbe.

Aber alle dieſe Wege hatten ihre Unbequemlichkeiten, und ich ſah keinen andern vor mir, als mich krank zu ſtellen, um dadurch zu bewirken, daß man der Gräfin einen andern Pagen geben ſollte. Aber das Bettliegen war mir läſtig. Langeweile und beſonders Schaam vor mir ſelbſt machten mich nach drey Tagen wieder geſund. Die Gräfin hatte zwar einen andern Pagen bekommen, aber ſobald es hieß ich ſey wieder hergeſtellt, forderte ſie mich zurück.

Ich gieng im bitterſten Unmuth zu ihr, und fühlte, daß mein Abſcheu die letzten drey Tage mehr zu- als abgenommen hatte.

Es war des Morgens gegen eilf Uhr, als ſie mich rufen ließ. Sie lag in eben der Stellung auf der Ottomanne, wie vor drey Tagen, und dies that eben die widrige Wirkung auf mich als damals. Ihr platter Buſen zeigte ſich in ſeinem ganzen Licht, und auf ihren Backenbeinen lag ein heller Carmin, der mit ihrem natürlichen Teint häßlich contraſtirte.

„Sie

„Sie können nicht ſehr krank geweſen ſeyn, Lemberg; oder Sie haben einen recht guten Doctor gehabt!„

Beydes!

„Was wars denn eigentlich, hatten Sie Kopfſchmerzen, Beklemmung, Unverdaulichkeit?„

Nichts von allem!

„Oder Herzbeklemmung?„

Nein!

„Hatten Sie debauſchirt? viel Wein oder Punſch getrunken?„

Meines Wiſſens nicht!

Meine kurze Antworten ſchienen ſie aus der Faſſung zu bringen. Um ſich dafür zu rächen, ſchob ſie mit einem gleichgültigen Manövre und ganz von ungefähr den Buſenflor noch um zwey Finger weit zurück. Das machte mir wirklich Todesangſt.

„Sie ſcheinen mir immer ſo mürriſch, Lemberg. Oder iſt es Melancholie, Unzufriedenheit mit ihrer Lage?„

Das Leztere!

„O, ſagen Sie mir — entdecken Sie ſich mir! Was ich thun kann — ich bin es ihrer Mutter ſchuldig, daß ich mich Ihrer annehme. Stehn Sie nicht ſo mißtrauiſch von der Seite, kommen Sie her,

ſetzen

ſetzen Sie ſich, entdecken Sie ſich mir, ich verſpreche Ihnen allen meinen Einfluß ꝛc. —

Ich nahm ihr Anerbieten nicht an, und blieb verſtockt ſtehen. Wenn ich minder wider ſie eingenommen geweſen wäre, ſo hätte ich wohl ſehen können, daß ihr Betragen nicht Spott war: aber ſie hatte es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß mir ihre geringſchätzige Aeuſſerung im Vorzimmer ſo gegenwärtig blieb. Genug, ihr ganzes Benehmen deuchte mir boshaftes Perſiflage, und in meinem Herzen kochte eine Wuth, die ich nicht länger zurückhalten konnte. Ich zitterte an allen Gliedern, und in meinem Geſicht brannte ein Feuer das mir die Adern zu zerſprengen drohte.

Sie erklärte dies Phänomen zu ihrem Vortheil, und jezt ſehe ich wohl, daß ſie ſich ſchwerlich ſoviel an ihrem Buſen zu ſchaffen gemacht haben würde, wenn ſie mir ins Herz geſehen hätte.

Plözlich ſprang ſie mit einem Angſtgeſchrey auf, und rief: eine Spinne, eine Spinne, Lemberg, um Himmels willen, hier, hier! Ich beſchwöre Sie —

Eine ſchöne Ausſicht!

Ich will ihr Kammermädchen rufen! ſagte ich mit Verdruß und Kälte, und wollte aus dem Zimmer, aber ſie hielt mich.

„Nicht

„Nicht doch, Lambery, nicht doch! Es war wol nur Einbildung, bleiben Sie! Aber ſehn Sie nichts? Kriecht hier nichts?„

Ein halber Blick auf die erſchreckliche Ausſicht ſetzte mich in unbeſchreibliche Verwirrung. Ich ſah ſie nicht an, verſicherte aber doch: es kröche keine Spinne an ihrem Buſen.

„Aber, hier — hier — krübbelts doch!„

Ich ſehe nichts!

„Das iſt kein Wunder, Sie ſehn auf die Dielen. Gefühlloſer Menſch, wie können Sie beym Schreck einer Dame ſo gleichgültig ſeyn? Kommen Sie her, und bitten! mirs ab — oder ich kneipe Sie in ihre kleinen, runden, vollen Backen„ —

Kaum hatte ſie „Backen„ ausgeſagt, ſo ſtürzte meine ganze kochende, ſo lange zurückgehaltene, Wuth in meinen rechten Arm, und der that ſeine Pflicht. Ich zog der Dame eine Maulſchelle, daß ſie mit offnem Munde wie ſtand, und ſtumm und ſtarr wie eine Pagode nickte. Aber ſie hatte Geiſtesgegenwart — ſie gab mir zwo Schellen ſo raſch und hizig zurück, daß ich die erſte noch nicht fühlte, als mir die andere ſchon auf dem Backen brannte.

Da ſtanden wir und ſtuhten uns an, wie ein paar Hähne, die einander gewachſen ſind!

Siebentes Capitel.

Weltklugheit und Menſchenkenntniß.

So ſtanden wir gegen einander über fünf Minuten. Alle ihre Glieder zitterten vor Bosheit und ihr Mund lachte.

„Wir ſind quitt — ſagte ſie endlich — und ich bin noch mit einer Schelle in Avantage. Aber dafür bin auch nur ein armes ſchwaches Weib, und Sie — ein Halbgott!„

Auf einmal war mein Erſtaunen ſo groß als vor hin meine Wuth. Ich hatte vermuthet, daß ſie Himmel und Hölle bewegen, die Beleidigung höhern Orts anzeigen, und nicht eher ruhen würde, bis ſie mir ewiges Gefängnis ausgewirkt hätte. Unerklärbar und überraſchend war mir alſo ihr Benehmen.

„Wenn Sie zu dem erſten Schritte Mann genug waren, fuhr ſie fort, ſo ſind Sie's auch zum zweyten — kein Menſch darf erfahren was unter uns vorgegangen iſt! Verſprechen Sie mir das?„

Ich ſtand von der Seite und hatte kurzen Athem. Sie nahm mit Ungeduld meine Rechte, und drückte ſie mit beyden Händen.

„Verſprechen Sie mir das?„

Ich machte immer noch die nämliche Pantomime. Sie ſchüttelte mich.

„Ob

iſt nicht ſichtbar, oder iſt es doch nur aus dem falſchen Geſichtspunct der Traurigkeit, die oft über eingebildete Uebel, wie über wahre, weint.

Königin.

Es mag ſo ſeyn; und doch ſagt meine innerſte Seele mir etwas anders; dem ſey wie ihm wolle, ich kan mich nicht erwehren traurig zu ſeyn, auf eine ſo bange Art traurig, daß wenn die Ueberlegung mir gleich ſagt, es ſey nichts, dieſes ängſtigende Nichts mich doch nichts deſto minder ſchmachten und welken macht.

Buſchy.

Es iſt bloſſe Einbildung, meine gnädigſte Königin.

Königin.

Nichts weniger als Einbildung; Einbildung entſpringt allemal aus irgend einem vorhergegangenen Schmerz; ſo iſt der meinige nicht. Denn Nichts hat das Etwas gebohren das mich ängſtiget; aber was es iſt, das iſt noch unbekannt. (*)

(*) Im Original iſt dieſes viel ſpitzfindiger geſagt:

For nothing hath begot my something-grief,
Or something hath the nothing that I grieve.
But what it is, that is not yet Known, what
I cannot name, 'tis nameleſs Woe, I wot

„Ob Sie mir das verſprechen, Lemberg?„

Ich ſah an die Decke. Meine Hitze war merklich verflogen.

Sie ſchlug beyde Hände vor die Bruſt, als wenn ſie auſſer Athem wäre, und ſank wie ohnmächtig auf den nächſten Stuhl. Ich machte Mine aus dem Zimmer zu gehen — plötzlich waren alle ihre Kräfte wieder da, und ſie hielt mich mit einer Stärke, die ich einer Frau von ihrer Conſtitution nicht zugetrauet hätte.

„Lemberg — rief ſie mit ſchwacher Stimme, die ihr aber große Anſtrengung koſtete — Lemberg, ſeyn Sie nur halb ſo großmüthig als ich!„

Dies Wort hielt mich und ſchlug mich beynahe zu Boden. Nur halb ſo großmüthig, wie dies — Weib?

„Was wollen Sie von mir, gnädige Frau?„

Dieſe Frage heiterte alle ihre Blicke und Minen auf, und ſie ſchien alles Verdruſſes, aller Unruh zu vergeſſen. Freylich muß mein Blick, nach den Bewegungen zu ſchlieſſen, die ich bey den Worten „nur halb ſo großmüthig„ empfand, von jenem ganz verſchieden geweſen ſeyn, mit welchem ich die rechte Hand wider ſie aufhob. So weit ich mich kenne, mußte ſie Beſchämung und tiefe Demüthigung unverkennbar in demſelben bemerkt haben.

Sie konnte auch von nun an mit mir machen was ſie wollte. Sie zog mich zu ſich auf die Ottomanne, und ich blieb ruhig ſitzen; ſie drückte mir die Hand, ich ließ es geſchehen ohne ſie wegzuziehen; und als ſie mich ſoweit hatte, glaubte ſie mich auch nach der Urſache meines wüthenden Betragens fragen zu können. Ich geſtand, daß ſie mich zuerſt im Vorzimmer beleidigt habe; erzählte, was ich von dem Pagen Neuberg hätte hören müſſen, und beſchrieb ihr Zug vor Zug alle die Grade welche mein innrer Verdruß durchſtiegen hätte, um endlich zum Ausbruch zu ſtürzen — und das alles mit einer feurigen Beredſamkeit.

Sie ſchien mir aus einem Traume zu erwachen. Aber im Momente ſprang ſie auf, führte mich zur Thür; ſtieß mich ziemlich unſanft hinaus, und ſagte: „Merken Sie ſichs, Lemberg, ich habe nur Eine Maulſchelle — Sie — Zwey!„ Knall flog die Thür hinter mir zu.

Ich verſtand was ſie damit ſagen wollte, und mein Blut ward von neuem rührig. Aber die Thür war hinter mir abgeſchnappt.

Achtes Capitel.

Malchen und — Gräfin Waller!

Gewiß iſts, daß ſie mich nun durch und durch kannte. Bey minderm Scharfſinn hätte ſie mich höf-

lichſt

lichſt zur Thür geführt, und mich vielleicht mit Thränen gebeten, niemand zu ſagen was unter uns vorgefallen ſey: aber ſie ſtieß mich zur Thür hinaus, und erreichte eben dieſen Zweck.

Man hätte mich mit Pferden zerreiſſen können, und das Geheimnis wäre nicht über meine Zunge gekommen.

Ich konnte, in der Nacht die auf dieſen Tag folgte nicht ſchlafen. Zwey Bilder beſchäftigten meine Phantaſie, die man ſich nicht diſparater denken kann — Malchen, und Gräfin Waller.

Es war mir unerklärbar, wie mir in der jetzigen Stimmung meines Geiſtes und Herzens Malchen ſo auf einmal vor Augen treten konnte. Ich hatte ſie in drey Jahren nicht geſehn; das Andenken an ſie machte mir nicht die mindeſte Unruh, und ihr Bild ſchien von Zeit zu Zeit völlig aus meinem Gedächtniß verſchwunden zu ſeyn. Aber dieſe Nacht kam es zurück, mit hellen, kräftigen, lebendigen Farben ausgemalt, in einem Glanze, der mein geiſtiges Auge blendete. Ich umarmte dies ſüſſe Kind meiner Phantaſie, drückte es, in Entzücken verloren, an mein klopfendes Herz, und wenn ich dann recht zuſah, ſo hielt ich die Gräfin Waller in meine Arme geſchloſſen.

Meine eigne und meiner Leſer Delicateſſe erlaubt es mir nicht, noch ein Phänomen zu ſchildern welches mich dieſe Nacht überraſchte. Alles was ich da-

von sagen kann, ist, daß es viele Aehnlichkeit mit der Scene im Gebüsche hatte, wo uns Malchens Mama überraschte, und daß es, wie ich jezt einsehe, der Schlüssel zu den Phantasien ist, welche mich diese ganze Nacht beschäftigten.

Einem Beobachter, der mit festem Tritt und mit unverrücktem Blicke der Natur folgt, der den unendlichen Verkettungen, dem fast unsichtbaren Gewebe, den allerfeinsten Fäden, welche nur eine allmächtige Hand zwischen Geist und Fleisch ziehen konnte — nachzuspüren Beruf und Geduld hat, dem wird diese Erscheinung kein Problem seyn, und der wird mich verstanden haben.

Ich überließ mich dem Entzücken, mein Malchen in so verklärter Gestalt wiederzusehen, ob sie mir gleich noch lieber gewesen wäre wenn die verhaßte Waller nicht neben ihr gestanden hätte. Ich wußte nicht, daß der Wunsch, das Bild dieser Frau von meinen Blicken zu entfernen, nicht erfüllt werden konnte, ohne zugleich mein süsses Malchen aus dem Gesichte zu verlieren. So fest hatte die Zauberin Natur diese Antipoden zusammengekettet!

Als ich erwachte war mein erster Gedanke — Malchen. Wenn ich ein Buch aufschlug war der Anfangsbuchstabe jedes Worts ein M. Jedes Mädchen das mir begegnete hatte Aehnlichkeit mit ihr. Einigemal glaubte ich sie von ferne zu sehn, flog ihr entgegen,

gegen, war getäuſcht. Wenn ich hätte nachdenken wollen, ſo würde mir eingefallen ſeyn, daß ſie ſich ſchwerlich in einem Anzuge würde ſehen laſſen, den ſie vor drey Jahren trug, als ich ſie nach meiner Wanderung bey meinen Eltern wiederſah. Wirklich lief ich jeder Mädchenfigur nach, die ſo gekleidet war wie Malchen damals, und konnte mich dann wundern, daß es nicht Malchen war, da ſie doch dieſelbe Farbe trug.

Neuntes Capitel.

Liebe, und einige ihrer Wirkungen.

Mein Dienſt bey der Gräfin war mir nicht mehr ſo läſtig als ein Paar Tage vorher. Ich muß geſtehen, daß ich ſogar mit einer Art von Ungeduld den Augenblick erwartete, wo ſie mich würde rufen laſſen. Ich fühlte ein unwiderſtehliches, inneres Sehnen, und immer war es mir, als wenn ich durch ſie einige Nachrichten von Malchen erhalten würde. Sonderbar! — Sie rief mich endlich.

Verdruß und Unwillen lagen ſichtbar auf ihrer Stirne. Ich machte ihr eine Verbeugung die ich ſchwerlich noch vor jemand ſo tief gemacht hatte. Sie gab mir mit weggewandtem Geſicht und in einem herriſchen Ton einige Aufträge, und ſetzte kein Wort mehr hinzu, als ſie ſagen mußte um mir ihren Willen zu erklären. Die Reihe war nun an ihr

böse zu seyn, bis jezt hatte ich das Vorrecht gehabt.

Dies Betragen hatte genau die Wirkung, die sie damit abzweckte. Ich entledigte mich ihrer Aufträge mit grosem Eifer, und war dabey so dienstfertig, so gefällig, daß ich ihr heute ein ganz andrer Mensch scheinen mußte. Sie sah mich einigemal, mit forschendem Blick an, und schien meine Veränderung mit innerer Selbstzufriedenheit zu bemerken. Aus einigen ihrer Mienen zu schließen, mußte ihr mein Betragen gar nicht unerwartet seyn: sie mußte es vielmehr als eine unausbleibliche Folge ihrer Maasregeln ansehn.

Als ich zurückkam, um ihr zu melden daß ich ihre Aufträge genau ausgerichtet hätte, saate sie: Ihre Dienstfertigkeit erfordert meinen Dank, und ich weiß, daß ich Ihnen keinen größern geben kann, als wenn ich Ihnen hiermit erkläre, das ich den Marschal um einen andern Pagen gebeten habe.

Ich sah sie an und gieng stillschweigend zum Zimmer hinaus. Wie lächerlich! Ich hätte es nun lieber gesehen, wenn ich ihr Page hätte bleiben können.

Der jetzige Zustand meines Herzens schien keiner feindseligen Empfindung Raum zu lassen. In gewissen Augenblicken schämte ich mich sogar die Gräfin so bäurisch behandelt zu haben, und einigemal war ich wirklich im Begriff zu ihr zu gehen und um

Ver-

Verzeihung zu bitten. Je öfter ich mir Malchens Bild vors Auge zurückholte, desto gefälliger war das Licht in welchem ich die Gräfin erblickte. Immer noch konnte ich an keine von beyden denken, ohne zu gleich die andre vor mir zu sehen. Es schien, als wenn die himmlische Glorie, in welcher ich Malchen die vorige Nacht erblickte, auch der Gräfin einen Glanz mitgetheilt hätte, der mir Auge und Herz für sie aufschloß.

Endlich verschwand auch jeder Schatten von der Beleidigung, die ich so bitter erwiedert hatte; und ich fieng an ihre Großmuth zu bewundern, und zu bedauren, daß mir keine Gelegenheit blieb das Geschehene wieder gut zu machen.

Zehntes Capitel.

Wahnsinn der Liebe.

„Wenn ich sie nur sehen könnte, mir sehen, nur sehen!“ Dies war mein erster und eifrigster Wunsch, wenn ich an Malchen dachte. Alles was mir auf der Welt das liebste war, würde ich um die Erfüllung desselben gegeben haben.

Anfangs blieb es nur beym Wünschen, und ich hielt die Hände im Schooße; denn ich hatte die Grille, sie müßte nicht weit seyn, sie müßte mir nächstens einmal begegnen. Acht Tage hielt ich mich mit

dieſen Einbildungen hin: endlich ward ich thätig, beſchloß an Papa Ernſten zu ſchreiben und Nachricht von ihr einzuholen. Ich that es, und zwar — im Poſtſcript des Briefes, welchen ich ausdrücklich, ihrentwegen ſchrieb. Ich hängte dieſe Worte an: auch möchte ich wol wiſſen, wie ſich Herr und Frau von Lehmnitz befinden.

Das nenne ich doch eine Erkundigung! Aber es war mir nicht möglich, das Wort Malchen unter vier Augen zu nennen; vielweniger ihren Namen mit allen ſeinen Buchſtaben ſchwarz auf weiß zu ſchreiben. Wie glücklich mußte Papa im Rathen ſeyn, wenn er mir auf dieſe Frage eine befriedigende Antwort hätte ertheilen ſollen? Und doch hoffte ich mit ſo großer Unruhe auf ſeinen Brief, als wenn er durchaus keinen andern Inhalt als Nachrichten von Malchen haben könnte.

Was für ein Unterſchied! Meine ältern Mit-Pagen ſagten öffentlich: ich bin in dieſes oder jenes Mädchen zum Sterben verliebt; ſie heißt ſo und ſo, wohnt da und da, heute habe ich eine Zuſammenkunft — und ich — ich wagte es nicht, mich nur entfernt nach einen Mädchen zu erkundigen welches mir Ruhe und Verſtand geraubt hatte — ich frage nach ihren Eltern, und erwarte feſt, daß die Antwort auf dieſe Frage ſie betreffen ſoll und muß.

Deshalb erſtaunte ich auch gar nicht, als Papas Brief ankam und von Anfang bis zu Ende von — Malchen handelte. Ich erfuhr, daß ſie nach L** in Penſion gethan ſey, und zwar erſt vor einigen Tagen, und dabey beſchrieb mir Papa alles, ſelbſt die Gaſſe wo die Franzöſin wohnte, die ſie in Koſt genommen hatte.

Ein Glück für mich, daß in dieſen Tagen keine andre merkwürdige Begebenheit in Papa's Gegend vorgefallen war; er würde mir ſonſt eben ſo gut dieſe beſchrieben haben, und ich wäre in Verzweiflung geweſen, wenn ich nichts von Malchen in ſeiner Antwort gefunden hätte.

Uebrigens war Papa immer noch der alte. Er ſchrieb mir alle Debatten, die vorher zwiſchen Hrn. und Fr. von Lehmnitz vorgefallen waren, eh ſie ſich entſchloſſen hatten, Malchen nach L** zu ſchicken; gab mir einen Auszug des ganzen Briefwechſels zwiſchen ihnen und der Franzöſinn zu L**; wuſte wieviel jährlich für Malchen bezahlt wurde; was ſie für Wäſche und Kleidung mitgenommen; in welcher Stunde und in welcher Kutſche ſie abgefahren; wie die Franzöſin hieß und in welcher Gaſſe ſie wohnte. Der Geiſt der Kleinigkeit und Geſchäftloſigkeit lebte und webte in dieſem Briefe.

Aber wie angenehm war mir dieſe Umſtändlichkeit! Ich las den Brief zehn, zwanzigmal mit vorchendem

chendem Herzen, aber nicht ohne ein Gefühl der Besorgniß, Papa möchte aus dem Postscripte geschlossen haben, ich sey in Malchen verliebt. Der scharfsichtige, feine Papa! Wie konnte er sonst einen ganzen Brief mit lauter Nachrichten von Malchen füllen?

Ich verschloß den Brief sorgfältig in meinen Koffer, und kaufte mir ausdrücklich ein Vorlegeschloß, damit mir ihn niemand nehmen und daraus sehen könnte, daß ein gewisses Malchen nach L** in Pension gethan sey.

Nun hatte ich also Nachricht von Malchen, aber gab mir das meine Ruhe wieder? „Sehen, sehen muß ich sie!“ rief es nun ungestümmer in meinem Herzen und je größer die Unmöglichkeit vor meinen Augen heranwuchs, desto brennender ward mein Verlangen, sie zu übersteigen. Die Vernunft erlag endlich der Schwärmerey.

L** war zwar volle dreyzehn Meilen entfernt: es fehlte mir freylich an einem Vorwande der mir auf einige Tage Urlaub verschaffen konnte; auch wußte ich weder Weg noch Steg, noch fühlte ich Muth genug mich bey der Französin zu introduciren; aber das waren kleine Berge, die mir nur den kleinsten Phantasiesprung kosteten. Genug, ich wollte sie sehen, das war fest entschlossen, und mit eins! waren alle Hindernisse aus dem Wege.

Ich

Sechste Scene.

Green zu den Vorigen.

Green.

Der Himmel erhalte Euer Majestät! — Ich erfreue mich, euch zu sehen, meine Herren — Ich hoffe, der König hat sich noch nicht nach Irland eingeschift.

Königin.

Warum hoffst du das; es ist mehr Ursache zu hoffen, daß er's gethan habe; denn seine Absichten erfordern Behendigkeit, und seine Behendigkeit giebt gute Hoffnung; warum sagst du also, du hoffest er sey noch nicht zu Schiffe?

Green.

Damit Er, auf welchem alle unsre Hoffnung beruht, seine Macht zurük behalten hätte, um die Hoffnung eines Feindes zur Verzweiflung zu bringen, der trozig seinen Fuß in dieses Land gesezt hat. Der verbannte Bolingbroke hat sich selbst zurük berufen, und ist mit emporgestrekten Waffen glüklich zu Ravenspurg angelangt.

Königin.

Das verhüte der Himmel!

Green.

O Gnädigste Frau, es ist nur allzuwahr; und was noch schlimmer ist, der Lord Northumberland, der junge Percy,

Ich rannte zu einem Pferdeverleiher, borgte mir ein Pferd, ſetzte mich auf, und nun, ohne Urlaub zum Thor hinaus. Es war Abends gegen fünf Uhr als mich dieſe Raſerey ergriff, und um Mitternacht hatte ich ſchon die Hälfte des Weges zurückgelegt. In M** miethete ich einen Kerl der des Weges kundig war, und auch die Gaſſe in L** wußte wo die Franzöſin wohnte. Dreymal ſtürzte ich; dreymal fiel mein Gaul kraftlos unter mir zu Boden; Ich hatte fünf Beulen vor dem Kopfe, und mein Geſicht war von Hecken und Geſträuchen zerfleiſcht. Mein Begleiter bat mich flehendlich, Tages Anbruch zu erwarten, aber ich machte ihm Muth, bald mit Geld, bald mit der Hetzpeitſche. Letzteres fand ich nicht ſo wirkſam als das erſtre.

Morgens um ſechs Uhr hatte ich nur noch eine Stunde von L**. Jezt kam mein Verſtand etwas zurück; denn ich hatte doch ſo viel Ueberlegung, daß Malchen noch nicht aufgeſtanden ſeyn würde, wenn ich ſo früh unter ihrem Fenſter durchgalopirte. Ich ließ den Pferden Futter geben und zählte mit heiſſer Ungeduld jede Minute bis es ſieben ſchlug. Kaum ausgebrummt, auf und davon. Mein Begleiter verſicherte zwar, die Pferde hätten noch nicht halb abgefreſſen; aber was kümmerte mich das!

Wir kamen nach L**. „Nur den nächſten Weg nach der H** Straße„ ſagte ich zu meinem Gefähr-

ten.

ten, aber ohne ſo lange zu warten, bis er mir denſelben zeigte. In wenig Minuten ſah ich mich an dem entgegengeſetzten Thore. Mein Begleiter verſicherte, wir müßten umkehren, ſonſt ritten wir in ein Thor hinein und zum andern wieder hinaus. Ich fuhr ihn für dieſe Nachricht an, aber er entſchuldigte ſich mit dem Compliment: er habe geglaubt, ich könne nicht wol hören. Er habe immer gerufen, aber ich ſey meines Weges fortgeritten.

Ich mußte alſo umkehren; aber nun achtete ich beſſer auf ſeine Anweiſung. „Hier iſt die H* Straße!“ rief er endlich, und mein Herz pochte hoch auf. Ich gab meinem Pferde die Sporen und ließ es ſpringen, um die Leute an die Fenſter zu locken. Als ich die Gaſſe beynah zu Ende war, ſah ich ein Frauenzimmer in einem Erker. „Sie iſts, ſie iſts!“ ſagte mir mein Herz. Ich war freylich noch volle achtzig Schritte von ihr; aber ſie war es leibhaftig! Meine Blicke waren aus der Ferne ſtarr auf ſie geheftet; ſobald ich ihr aber auf zwanzig Schritte näher war, ſchlug ich die Augen nieder, gab meinem Pferde die Sporen, und ſprengte davon.

Nun war alſo mein heiſſeſter Wunſch erfüllt! Nun hatte ich Malchen geſehen!

Ich kann mich jezt noch des Lächelns nicht erwehren, wenn ich an mein damaliges Benehmen denke. Beynahe den Hals gebrochen; beynah ein Pferd

tod geſagt, um Malchen zu ſehen, ich erblicke ſie von weitem im Erker; und als ich näher komme, ſehe ich nicht hin! Lächerlich, ſehr lächerlich!

Und doch, wer war glücklicher als ich? Was mein körperliches Auge nicht geſehen hatte, erſetzte mein geiſtiges. Nicht der kleinſte Zug an Malchen war mir entgangen. Ich hatte ſogar bemerkt, daß ſie mir zulächelte, daß ſie mir winkte, daß ſie über die Kurbetten meines Pferdes ängſtlich ſchien — was hatte ich nicht alles — o Wunder, Wunder! — mit zur Erde geſenkten Augen geſehen!

Wenn ich hätte nachdenken können oder wollen, ſo würde dieſer optiſche Betrug bald in ſein Nichts verfloſſen. Denn das Bild von Malchen, welches mir meine Phantaſie vorführte, war immer noch gerade ſo gekleidet, als damals da ich ſie nach meiner Wanderung wiederſah.

Aber ich hatte Malchen geſehen, darauf wäre ich geſtorben, und das machte mich zum glücklichſten Sterblichen!

Eilftes Capitel.

Zwey Verhöre.

Als ich nach D** zurückkam, war alles in Aufruhr. Man hätte geglaubt, ich ſey durchgegangen; hatte ſchon Concepte zu Briefen an meine Eltern

aus

ausgearbeitet, und dem Pferdeverleiher sein Geld bezahlt — plötzlich erschien ich. Mein erster Gang war in den Pagen-Hof, mein zweyter in Arrest. Man sagte mir: Gräfin Waller habe sich am ängstlichsten nach mir erkundiget.

Ich hatte das alles vorhergesehen, und war darauf gefaßt. Man hätte mir keinen gröſsern Gefallen thun können, als wenn man mich zu ewigem Gefängnis verurtheilt hätte; denn an Rialchen hatte ich eine angenehme Gesellschaft.

Die drey Tage, welche ich in Arrest zubrachte, verflogen wie drey Stunden, und ich wäre lieber nicht herausgegangen. Ich ward verhört, und wußte nicht was ich sagen sollte. Man hielt dies für einen neuen Beweis, daß ich der allerverstockteste, hartsinnigste Page sey, ließ mich gehen und drohete.

Aber ich hatte noch ein zweytes Verhör auszustehen, das mir mehr ans Herz griff. Die Gräfin Waller ließ mich zu sich kommen: aber sie wußte schon mehr als ich sagen konnte.

Man hatte, sobald man mich vermißte, meinen Koffer erbrochen, um zu sehen ob man nicht einen Beleg zu meiner Entweichung finden könnte. Man fand aber nichts als Wäsche und den Brief an Papa Ernsten. Dieser ward zwar gelesen, aber man blieb so klug als vorher.

Die Gräfin ſprach mit dem Pagen Nebberg von mir, und dieſer erzählte, daß man meinen Koffer erbrochen, aber nichts gefunden habe als Wäſche und einen gleichgültigen Brief: genug, niemand wiſſe, was mich zu dem Schritte bewogen. Er habe zwar bemerkt, daß ich einige Tage öfters vor dem Koffer geweſen, auch einen Brief geleſen und ihn jedesmal ſorgfältig verſchloſſen habe; aber das könne unmöglich der gedachte Brief ſeyn.

Die Gräfin ward aber doch neugierig den Brief zu ſehen; der Marſchall gab ihr denſelben; ſie laß ihn und ſchöpfte Verdacht. Aber das konnte ſie nur, die einzige unter Millionen, weil ſie mit ganz andern Augen ſah als gewöhnlich kalte Zuſchauer. Sie erkundigte ſich näher, erfuhr, daß ich, ſo lange die Vermählung meiner Eltern geheim geblieben, auf dem Guthe des alten Ernſt ſey erzogen worden, und daß ein Herr von Lehmniz in der Gegend wohne, von deſſen Tochter eben die Rede im Briefe ſey. Auf einmal ſchien ihr ein helles Licht aufzugehen; ſie ſpeculirte glücklich weiter; gerieth aber doch in ſofern auf einen Abweg, daß ſie glaubte, Papa Ernſt ſey der Vertraute meiner Liebe, ſonſt würde er nicht ſo viel von Fräulein Malchen geſchrieben haben. Sie ſetzte voraus, er ſey ein alter erfahrner Praktikus, und wiſſe, wie angenehm auch die unbedeutendſten Umſtände dem Liebhaber ſind, wenn ſie die Dame ſeines Herzens betreffen.

„Wie gefällts Ihnen in L**? war ihre erſte Frage als ich zu ihr ins Zimmer trat.

Ich ſtutzte und ſtaunte, und ſagte endlich beſtemmet, in L**?

„Ja, ja, in L**! Sind ſie denn anderswo geweſen?„

Ich war in der peinlichſten Verwirrung. Mein hervorſtechendſtes Gefühl war eine Art von verſchämter Beſorgnis.

Ich bin nicht in L** geweſen!

„Armer Menſch! Ihre eigne Augen ſtrafen Sie Lügen! Genug Sie ſind in L** geweſen, das weis ich, wenn Sie es auch niemand geſtanden haben — und ſoll ich rathen, bey wem?„

Bey dieſen Worten war mir, als wenn man mir einen Eimer ſiedendes Waſſer über den Leib ſtürzte.

„Was macht Malchen Lehmniz? Freuete ſie ſich nicht über ihren Ritter? Hier (ſie wies auf meine Stirn) die Stöße und Riſſe müſſen ihr unendlich angenehm geweſen ſey — nicht, Lemberg?

Ich glaubte in den Boden zu ſinken.

„Wie ſcheu, wie ſchüchtern der Menſch iſt! Warum reden Sie nicht? Sie ſehen ja, daß ich alles weiß. Oder ſoll ich Ihnen ein förmliches Geſtändnis erſparen? Gut! hören Sie alſo was Sie ſelbſt nicht zu wiſſen

wiſſen ſcheinen, oder nicht wiſſen wollen: Sie ſind in die Lehmnitz verliebt, und ſind nach L** geritten, um ſie zu ſehen. Getroffen?

Ich machte eine Bewegung, als wenn ich mit dem Kopfe ſchüttlen wollte und doch nicht könnte.

„Nun — ich ſehe wohl, Lemberg, Sie ſind noch nicht völlig mit mir ausgeſöhnt, ſonſt würden Sie mir wohl eine Sylbe gönnen. Ich muß alſo meinen hohen Begriff von Ihnen ein wenig herunterſtimmen. Indeſſen thut es mir nicht leid, daß ich mich als Freundin ihrer Mutter für Sie verwandt habe. Daß Sie der Caſſation entgangen ſind, danken Sie mir. Hier iſt ihr Brief; ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen, als daß ich es weiß, daß Sie nach L** ge weſen ſind, und ſonſt niemand!„

Ohne eine Sylbe, ſelbſt ohne einen Laut von mir zu geben, folgte ich ihrem Rath und entfernte mich.

Zwölftes Capitel.

Ein Seelengemählde.

Ich wußte nicht eigentlich, wie ich mich bey dem Betragen der Gräfin nehmen ſollte. Weil ich es aber ſchon gewohnt war, ſie nicht mehr für ſo boshaft zu halten als vorher, ſo fieng ich nach und nach an, alles was ſie ſagte und that, ſo gut ich konnte, von der beſten Seite anzuſehen. Jene Nacht, wo

ſie mir mit Malchen Hand in Hand erſchien, und das Gefühl mich für ihre Verachtung hinlänglich gerächet zu haben, hatten ganz unmerklich in meinem Herzen zu ihrem Vortheil gearbeitet. Daß ich eine Maulſchelle mehr bekommen hatte als ſie, fiel mir gar nicht mehr ein; und wenn ich ja einmal daran dachte, ſo erzeugten die Umſtände und die Art mit welcher ſie mir das Capital verzinſet zurückgab, ich weis ſelbſt nicht was für eine ſonderbare Empfindung in mir, die mehr lächerlich als kränkend war. Aber mehr als alles andre zog mich nun das Geheimnis von Malchen an ſie: theils weil ich fürchtete, ſie möchte es verrathen: theils weil ich mich der ſeltſamen Grille nicht erwehren konnte, ſie ſey eine Freundin von Malchen, und habe von ihr Nachricht erhalten, daß ſie mich in L** geſehen!

Ich weis nicht, wo man in gewiſſen Stunden Wahrſcheinlichkeiten hernimmt, die einem unmögliche Dinge als möglich, ſo klar und deutlich vorſtellen können, daß man auf Hirngeſpinſte Schlöſſer bauet. Ein ſolcher unbegreiflicher Spuck war wohl die vorhin erwähnte Grille, die ich nach und nach ſo künſtlich ausſpann und erweiterte, daß ich mich endlich feſt überzeugte, die Gräfin könne es wohl bey Malchen ſo weit bringen, daß —

Ja, nun ſtand ich wieder. Was ſollte ſie mir denn bey Malchen auswirken? Das wußte ich nicht, hatte

hatte auch keine deutliche Idee davon. Nichts als Wünsche, ewige Wünsche, und wenn ich mich dann fragte, was wünschest du dir denn? so stutzte ich wohl eine Weile: aber die wohlthätige Einbildungskraft nahm sich meiner an, und versetzte Berge.

Wenn ich mir einen Begriff von dem Zustande eines Menschen machen will, der seinen ganzen Verstand verloren hat, so denke ich mir einen Liebhaber als ich damals war. So ganz Kind, so ganz aller edlern Kräfte beraubt, so ganz unthätig in mich selbst verschlossen, ohne Plan, ohne Kraft und Muth mir einen vorzuzeichnen, so aller Gewalt über mich selbst beraubt, so lebendig tod — mag ich nie wieder seyn! Wenn ich die Liebe auf den Fuß betrieben hätte wie meine größern Mit-Pagen, so wäre ich vor diesen Zufällen sehr sicher gewesen.

Uebrigens war es gar keine Frage, ob mich Malchen liebe? Wie war es möglich, daß es mir einfallen konnte, sie hat mich vergessen? Freilich hatte sie mich in drey Jahren nicht gesehen, aber was hinderte das? Sie war in andre Verbindungen und Verhältnisse gekommen; sie hatte gewiß andre Mannspersonen kennen gelernt die ihr in der Nähe waren, und die sie sehr leicht einem Menschen vorziehen konnte, mit dem sie zwar als Kind gespielt, aber von dessen jetzigen Aufenthalt sie vielleicht nicht einmal Nachricht hatte. So natürlich diese Betrachtungen

waren, beunruhigten ſie mich doch keinen Augenblick, oder genauer geſagt, ich hatte nicht einmal die entfernteſte Ahndung davon. Und wie konnte ich auch, da ſie mich in L** geſehen, und mir zugewinkt und zugelächelt hatte!

Es fehlte mir ſchon an ſich ſehr an Kenntniß des Weltlaufs (das mußte die Gräfin auf den erſten Blick geſehen haben, denn ſonſt hätte ſich eine Dame von ihrer Feinheit wol ſchwerlich ſolch eine platte Liebeserklärung zu ſchulden kommen laſſen) aber jezt war auch das wenige was ich mir noch abſtrahirt hatte, völlig aus meinem Gedächtnis verſchwunden. Ich ſchob phantaſierte Bilder und Ausſichten den wirklichen unter, lebte und webte in einer Welt die ich mir ſelbſt erſchaffen hatte, und verlor diejenige aus den Augen, auf welcher ich mit meinen leiblichen Füſſen gieng und ſtund.

Dreyzehntes Capitel.

Moriz wird Soldat.

Alles was ich in dieſem Zeitpunkte der Vergeſſenheit meiner ſelbſt ſagte und that, war handgreiflicher Unſinn, womit ich mich und meine Leſer verſchonen muß. Ich war mürriſch, in mich ſelbſt verloren, that und ſagte alles verkehrt, war nachläſſig und verdroſſen in meinen Geſchäften und wünſchte ihrer ganz entledigt zu ſeyn, aber ohne zu wiſſen was ich

für

Percy ſein Sohn, die Lords von Roß; Beaumond und Willonghby mit allen ihren mächtigen Freunden ſind zu ihm übergegangen.

Buſchy.

Wie? Habt ihr denn den Northumberland und alle von dieſer rebelliſchen Rotte nicht für Verräther erklärt?

Green.

Das haben wir, und darauf hat der Graf von Worceſter ſeinen Stab zerbrochen, ſeine Oberhofmeiſter-Stelle niedergelegt, und ſich mit allen königlichen Hans Bedienten zum Bolingbroke geflüchtet.

Königin.

O Green, du biſt die Wehmutter meines Kummers. Nun hat meine Seele ihr Ungeheuer zur Welt gebracht. Bolingbroke iſt die unglükliche Geburt meines ahnenden Weh's, und ich eine keuchende neu-entbundne Mutter, ſinke aus einer Angſt, einem Schmerz, in den andern.

Buſchy.

Laſſet den Muth noch nicht ſinken, Gnädigſte Frau

Königin.

Und warum ſoll ich nicht? Ich will verzweifeln, ich will mit der betrügeriſchen Hoffnung in Feindſchaft ſtehen; ſie iſt eine Schmeichlerin, die den Tod nur zurük hält, um durch ihre täuſchenden Eingebungen das Gefühl ſeiner Streiche zu übertäuben.

Siebende

für einen andern Stand ergreiſſen ſollte. Meine Vorgeſetzten bemerkten dies, und da ſie mich ſchon lange aus einem falſchen Geſichtspunkte anſahen, ſo war es natürlich, daß ich immer tiefer und tiefer in ihrer Gunſt und Achtung fallen mußte. Es kam endlich ſo weit, daß ſie höhern Orts erklärten: ich ſey zum Pagen gänzlich untauglich. Man würde mich auf der Stelle fortgeſchikt haben, wenn man mich nicht aus Achtung gegen meinen Vater geduldet hatte. Indeſſen ward in der Stille daran gearbeitet mir eine andre Stelle anzuweiſen.

Nach einigen Tagen ließ mich die Gräfin rufen, und ich flog zu ihr, weil mir träumte, ſie würde mir eine angenehme Nachricht von Malchen mitzutheilen haben.

„Wie leben Sie, Lemberg? Immer noch mißmuthig? Wenn ſie ſich nur entdeckten, vielleicht gäbe es Mittel darwider?„

Ich zuckte die Achſeln und hatte viel auf dem Herzen.

„Iſt es Mißvergnügen über Ihre Lage, oder verliebte Beſorgniß?“

Das erſtre, gnädige Gräfin!

„Wünſchen ſie ſich einen andern Stand? Iſt Ihnen das Pagenleben zuwider? Entdecken Sie ſich. Ich weiß Mittel Sie zu beruhigen!“

Dieſe Letzten Worte ſetzten mein Blut in Bewegung. Denn ich glaubte aus denſelben ganz ſicher ſchließen zu können, daß ſie Nachrichten von Malchen hätte, die ſie im Begriff ſtände mir mitzutheilen. So ſchief dieſe Vorſtellung war, ſo ſchief fiel auch meine Antwort aus.

„Ihr Betragen iſt unleidlich, Lemberg! Sie ſcheinen ſelbſt nicht zu wiſſen was Sie wollen, und es iſt nöthig daß andre für Sie denken und handeln.“

Bey dieſen Worten fuhr ſie ganz von ohngefehr in ihre Poſche und ich hörte Papier rauſchen. Was konnte dies anders ſeyn als ein Brief von Malchen? Ich erwartete unter Zittern und Ungeduld den Augenblick wo ſie die Hand herausziehen würde. Es geſchah, aber da war kein Brief von Malchen, und wie bitter war ich getäuſcht! Meine ganze Faſſung gieng mit mir durch.

„Wollen Sie Soldat werden?“

Sehr gern!

„Kavalleriſt oder Infantriſt?“

Plötzlich blieb ich ſtumm, und kann man rathen weshalb? Wie ein Blitzſtrahl ſchoß mir der Gedanke durch die Seele, daß ein Infanterie-Regiment in den Vorſtädten zu L** ſtünde. Was auf dieſen für ein andrer folgte, wird man auf den erſten Blick ſehen. Stumm war ich und blieb ich. Die Baſin ſah mich mit ſpähendem Blicke an.

„Infan-

„Infantrist? Nicht, Lemberg?"

Wenn die gnädige Gräfin befehlen.

Sie lachte hoch auf.

„Also Infantrist? Ich dächte aber Sie schickten sich besser zum Kavalleristen. Was meinen Sie?"

Nein — ich — würde —

„Sie haben sich aber schon als ein wahrer Ritter gezeigt, wissen Sie wohl noch, auf der Reise nach L**!"

Ich war wie verstürzt, und die scharfen Blicke der Gräfin machten mir Höllenpein.

„Doch, Sie wollen. Unter welches Regiment möchten Sie wohl?"

Gleichviel unter welches, stotterte ich.

Ich mußte bey dieser Antwort eine schreckliche Blösse geben, denn sie ward mit großem Gelächter aufgenommen.

„Unter das zu L**, meynten Sie doch? Nicht, Lemberg?"

Nein — gnä — gnädige Gräfin —

„Also nicht nach L**. Ich glaube selbst, daß Ihnen der Ort fatal seyn muß, weil er Sie in Arrest gebracht hat."

Sie sagte dies mit einer studierten Ernsthaftigkeit die mir abscheulich vorkam.

„Aber Sie wären doch der erſchrecklichen Ritte überhoben wenn Sie unter das L** Regiment giengen?“

Jedes Wort war ein zweyſchneidig Schwerd. Ich ſiedete und kochte, fühlte aber nicht das mindeſte Zucken in den Muſkeln des rechten Arms. Wie theuer mußte ich die Maulſchelle bezahlen!

„Ich habe ſchon geſagt, Lemberg, daß Sie ſelbſt nicht wiſſen was Sie wollen; ich muß mich ſchon Ihrer annehmen, kommen Sie morgen wieder und und holen Sie ſich Beſcheid!“

Ich drehte mich ſtillſchweigend um und gieng. Sie rief mich zurück.

„Noch eins muß ich Ihnen ſagen: Sie gelten bey Hofe für einen Anverwanden von mir, merken Sie ſich das! Es hat gute Gründe, die Ihnen in die Augen fallen werden. Nun gehen Sie!“

Das Betragen der Gräfin blieb mir von Anfang bis zu Ende unbegreiflich; und das war ſehr natürlich, da ich ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspuncte anſah, den Umſtand ungerechnet, daß mein Kopf und Herz in einer Lage waren, die mir durchaus nicht erlaubte, das zu erforſchen was um mich vorgieng; ich wuſte ja nicht einmal wie mir eigentlich war.

Den folgenden Tag bekam ich das Fähnrichs-Patent zu einer Stelle unter dem Infanterie-Regiment zu L** und ich war wie vom Himmel gefallen.

Zugleich rannte ich zur Gräfin, um ihr zu danken; denn es war gewiß, daß ſie alles bewirkt hatte. Aber weßhalb intereſſierte ſie ſich für mich? Um ihrer Freundin Mialchen einen Gefallen zu erweiſen.

Dieſe ſeltſame Grille verließ mich nicht. Wie würde die Gräfin gelacht haben, wenn ſie dieſelbe hätte ausſpühren können!

„Ich konnte es nicht anders machen, hub ſie mit verbißnem Lachen an, Sie mußten nach L**. Es fehlte gerade ein Fähnrich. Wenn es Ihnen aber da nicht gefällt, ſo ſchreiben Sie's mir, ich will ſorgen daß Sie mit der Zeit an ein andres Regiment vertauſcht werden.“

Es ſchien als wenn ich dazu verdammt geweſen wäre unter ihren Augen den Stummen zu ſpielen. Ich hatte mir vorgeſetzt ihr ſoviel zu ſagen; aber konnte ichs? Drey Worte und ein Blick von ihr machten mich zum Kinde.

Beym Abſchiede ſagte ſie mir: es bleibt dabey, Sie ſind mein Vetter. Oder mögen Sie nicht aus meiner Verwandſchaft ſeyn?

„Welch ein Glück für mich wenn ichs wäre!“ ſagte ich, und man bewundere meinen erſtaunlichen Muth.

Endlich einmal ein Wort das ſich hören läßt! erwiederte ſie: Schade, daß es ſo ſehr ſpäte kömmt! Augenblicklich machte ſie die Thür hinter mir zu.

Den

Den folgenden Tag gieng ich zum Regimente ab. Habe ich wohl nöthig die Bewegungen zu ſchildern die mich ergriffen, als ich die Thürme von L** erblickte?

Vierzehntes Capitel.

Furchtſamkeit wahrer Liebe.

Man wird es mir aufs Wort glauben, daß ich die H* Straße ſehr gut zufinden wußte. Drey bis viermal ſtahl ich mich täglich unter dem Erker weg, in welchem ich Malchen damals geſehen hatte; aber es dauerte gegen drey Wochen, eh ich das Glück hatte, ſie von neuem zu ſehen. Und als ich ſie endlich ſah — man denke ſich mein Staunen! — war es in dem Fenſter eines Hauſes das ich bis jezt keines Blickes gewürdiget hatte. Es war an dem andern Ende und auf der andern Seite der Straße. Dieſe ſeltſame Erſcheinung erklärte ich mir am natürlichſten dadurch, daß die Franzöſin eine andre Wohnung bezogen habe. Denn es war unumſtößlich gewiß, daß ich Malchen damals an dem andern Ende und auf der entgegengeſetzten Seite der Gaſſe, im Erker geſehen hatte —

Soviel ich auf zwanzig Schritte unterſcheiden konnte, war Malchen, ſeitdem ich ſie nicht geſehen hätte, ein volles, friſches, ausgewachſenes Mädchen geworden. Das war ſonderbar! Als ich ſie damals im Erker erblickte, war ſie noch genau ſo groß, als ſie immer

immer geweſen war da ich noch mit ihr ſpielte. Aber in den vier Wochen war ſie erſtaunlich gewachſen.

Auch diesmal betrug ich mich ſehr albern. So lange ich weit genug von ihr entfernt war, ſah ich ſtarren Blicks nach ihr hin: als ich mich aber nahe unter ihrem Fenſter befand, ſahe ich vor mich auf die Erde und beſchleunigte meine Schritte. Ein anderer hätte ihr wenigſtens ein Compliment gemacht.

Ich weiß nicht, wie lange ich dies Spiel würde getrieben haben, wenn nicht mein Muth durch einen Zufall gewachſen wäre. Einmal kam ich die Gaſſe herunter und ſah Malchen wieder im Fenſter. Sie hatte ihr Geſicht nach der andern Seite gewandt, und ſahe mich nicht. Ich hatte alſo das ſüſſe Vergnügen ihren Haarputz von hinten zu ſehen. Meine Blicke waren feſt darauf geheftet, und lieſſen nicht eher ab, bis ich dicht unter ihrem Fenſter war. — plötzlich drehte ſie den Kopf, ſah mich an, fuhr zurück und machte das Fenſter zu.

Ihr Blick fuhr wie ein elektriſcher Schlag durch mein ganzes Weſen. Alles tanzte vor meinen Augen; meine Füſſe waren mir zu leicht, und mit jedem Schritte glaubte ich in eine Grube zu treten.

Es dauerte eine gute halbe Stunde ehe ich zu mir ſelbſt kam, und nun war mein erſter Gedanke durch die H.* Straße zurückzugehn. Am Eingange

der

derſelben ward ich plötzlich unſchlüſſig, und ich hätte gewiß einen andern Weg genommen, wenn ſich nicht gerade einer meiner Kameraden zu mir gefunden hätte.

„Aha, Lemberg, ſagte er, haben Sie das Terrain von Leipzig ſo ſtudiert?“

Wie ſo?

„Sie gehn doch durch die H** Straße um die Krone von L** zu ſehn?“

Mir fieng ganz unwillkührlich das Herz an zu pochen und ich muß roth geworden ſeyn.

„Habe ichs getroffen? Armer Lemberg! Sie ſind nicht der einzige dem's unterm Küraß ſchlägt wenn er das Haus da (er zeigte mit dem Stocke auf das Haus wo ich Malchen geſehen hatte) anſieht. Es war eine Zeit wo ich ſelbſt ſo ein Narr war. Kommen Sie! Sehen können Sie den Engel, aber das iſt auch alles.“

Ich fühlte eine höchſt unangenehme Bewegung in meinem Innern, jener ähnlich, welche der groſſe Blumiſt in Holland hatte, als ihm ein Fremder verſicherte, er habe eben die Blume, welche er nur auf dem ganzen Erdboden allein zu beſitzen glaubte, ſchon bey einem teutſchen Gärtner geſehen.

Mein Begleiter zog mich, halb wider meinen Willen, fort, und ein Glück für mich, daß Malchen

nicht

nicht gerade aus dem Fenſter ſahe! ich wäre ſonſt unter ihren Augen umgekehrt, und hätte dem Officier die lächerlichſte Blöſſe gegeben. Wir kamen näher; ich wagte einen Blick; ſie ſtand am Fenſter; begegnete mir mit ihren Augen, und, ſollte man es denken! ich war bäuriſch genug, einige Schritte vorbeyzugehen eh es mir einfiel den Hut zu ziehen. Ich that es endlich, aber ohne hinter mich zu ſehen, und ſie war ſo tolerant daß ſie das Fenſter aufriß; und mir dankte. Mein Begleiter verſicherte mich, ſie habe gerufen: wie kommen Sie hieher, Herr von Lemberg? Ich hatte nichts gehört, glaubte es ihm auch nicht.

Mein Gefährte erkundigte ſich, woher unſre Bekanntſchaft rührte? und ich erzählte ihm in einer Art von Verzückung, daß ich ſie ſchon lange kenne und mit ihr erzogen worden ſey.

„Sie ſind zu beneiden, Lemberg, ſagte er; aber warum beſuchen Sie das himmliſche Mädchen nicht? oder iſt es ſchon geſchehen?„

Ich verſetzte ganz gleichgültig, daß ich ihr bey Gelegenheit meine Aufwartung machen würde.

„Bey Gelegenheit? Auf der Stelle ſollten Sie es thun. Sie hat, auf meine Ehre, gerufen!„

Mit dieſen Worten verließ er mich.

Von dieſem Tage an beſuchte ich die H* Straſſe mit leichterm Herzen, und hatte ſogar den Muth,

Malchen anzusehen wenn ich sie grüßte. Aber hinauf zu gehen und mit ihr zu sprechen, dazu hätte es eines Riesenarms bedurft, um mich ins Haus zu schieben.

Funfzehntes Capitel.

Eine Hiobspost.

Dies Unwesen trieb ich gegen vier Wochen, ohne mich nur einen Schritt näher an sie zu wagen. Und doch war ich so unbeschreiblich glücklich!

„Wissen Sie wohl, Lemberg — sagte der im vorigen Kapitel erwähnte Officier auf der Wachparade zu mir — aber was sollten Sie's nicht wissen? Das Fräulein Lehmnitz ist Braut.“

Jedes Wort ein Donnerschlag! Ich versicherte ihn mit zitternder Stimme; das wisse ich nicht.

„Freylich muß ihr ein reicher Graf lieber seyn, als ein Fähnrich, fuhr er fort, aber lassen Sie sich kein graues Haar drüber wachsen. Sie sind nicht der erste dem es so geht.“

Ich stieß mit meinem Rohre große Löcher in den Sand.

„Kennen Sie den Bräutigam?“

Ich schüttelte mit auseinandergebissenen Zähnen den Kopf.

„Graf

Siebende Scene.

York zu den Vorigen.

Green.

Hier kommt der Herzog von York.

Königin.

Mit Zeichen des Kriegs um ſeinen bejahrten Raken. O, ſeine Blike ſind von ſorgenvollen Geſchäften verdüſtert! Guter Oheim, um des Himmels willen, eine tröſtliche Zeitung!

York.

So müßte ich meine Gedanken belügen; der Troſt iſt im Himmel, und wir ſind auf einer Welt, wo nichts als Kreuz, Sorge und Kummer lebt. Euer Gemal iſt gegangen, um in der Ferne zu retten, was ihm andre indeß daheim entreiſſen. Ich ward hier zurük gelaſſen, um dieſes Land zu unterſtüzen; ich, der vom Alter gedrükt, kaum mich ſelbſt tragen kan. Nun kommen die kranken Tage, die ſeine Ausſchweiffungen nach ſich gezogen haben; nun wird er ſeine Freunde, die ihm ſchmeichelten, kennen lernen.

Ein Bedienter kommt herein.

Bedienter.

Milord, euer Sohn war ſchon abgereiſt, wie ich ankam.

York.

„Graf Waller!„

Wild und wüthend fuhr ich auf.

„Sehn Sie, da ſteht er! der dünne, ausgetrocknete, ſüſſe Narr! Nur ein Paar Schritte näher, ſo können ſie ihn riechen.„

Mag ihn nicht riechen! ſchrie ich mit erſtickter Wuth, und mit einer Bewegung die meinem Geſellſchafter äuſſerſt lächerlich ſeyn mußte.

„So ſehn Sie ihn nur wenigſtens an. Sie müſſen ſich doch an ſeinen Anblick gewöhnen; er bleibt mit ſeiner Braut in L**.

Ich war wie auf der Folter; faßte aber doch Muth, und ſah' den Grafen an. Er ſtand mit einem Officier Hand in Hand.

„Wie kann man ſich aber mit ſolch einem elenden Kerl abgeben — ſagte ich mit der ganzen Bitterkeit die ſich mir aufs Herz geworfen hatte — Ein Soldat, und ſolch ein Windbeutel! Dem Lieutenant Rahm kann ich nie wieder gut werden, weil er ein vertrauter Freund von dem luſtigen Menſchen iſt!„

Bravo! bravo! rief mein Geſellſchafter lachend, Sie werden beredt. Immer geben Sie von ſich was Sie auf dem Herzen haben, das wird Ihnen gute Dienſte thun! — Wiſſen Sie wie man die beyden Leute nennt? Damon und Pythias. Solch eine innige Freundſchaft iſt unerhört. Sie wohnen auf Ei-

ner Stube, ſchlafen in einem Bette, halten ſich Ein Mädchen — kurz einer iſt des andern Schatten. Das iſt bekannt, und Sie haben ſie gewiß ſelbſt mehr als hundertmal geſehn.

„Kann ſeyn, aber es iſt mir nicht aufgefallen.„

Und nun fällts Ihnen ſo ſtark auf, daß ſie kochen? Ich ſehe wo es ihnen fehlt, lieber Lemberg, aber ich ſage Ihnen, die Leibnitz ſtraft ſich ſelbſt. Vielleicht iſt ſie auch von ihren Eltern dazu gezwungen — Aber mein Gott, das müſſen Sie ja alles wiſſen?

„Ich weis nichts!„

Nun, ſo begreiffe ich Sie nicht. Sie müſſen mir ſagen wie Sie mit ihr ſtehen, gleich auf der Stelle, ich laſſe nicht nach!

Ich ſah mich alſo gezwungen zu brichten; erzählte ihm, daß ich zwar mit ihr erzogen ſey; daß ich ſie aber in drey Jahren nicht geſehen; kurz, geſtand ihm alles was man weiß.

„Nun dann — nahm er das Wort — dann haben Sie auch keine Anſprüche auf ſie, und es iſt ihre eigene Schuld, wenn ſie einem andern ihre Hand giebt. Sonderbarer Menſch! wie können Sie vermuthen, daß es einem Mädchen genug ſeyn könne, wenn Sie ſich täglich ein, oder zweymal unter ihrem Fenſter wegſtehlen und ſie höchſtens grüſſen? Wie kann ſie glauben, daß Sie etwas für ſie empfinden,

wenn

wenn Sie nicht zu ihr kommen, da ihnen der Zutritt unverwehrt iſt? Lieber, lieber Lemberg, ſich ſelöſt haben Sie es zuzuſchreiben, wenn Sie unglücklich ſind. Nun iſt's zu ſpät. In acht Tagen iſt Hochzeit. Muth gefaßt und vergeſſen — weiter iſt für Sie kein Weg übrig!

Sechzehntes Capitel.

Ein Quiproquo.

Es wäre vergeblich, den damaligen Zuſtand meiner Seele zu ſchildern. Ich erinnere mich, acht Tage hindurch keinen einzigen hellen und dauernden Gedanken gehabt zu haben. Eine Menge Bilder ſchwebten meiner Phantaſie vorüber, alle mit Blut und Mord gezeichnet; aber meine Raſerey kam nicht zum Ausbruch, ſo gewaltſam auch der Stoß war, welchen ſie die letzten Tage vor Malchens Hochzeit erhielt. Gräfin Waller kam aus D** und ließ mich freundlichſt zur Hochzeit bitten. Herr und Frau von Lehmniz kamen und verkündigten mir die Vermählung ihrer Tochter unter Jubel und Freude. Fräulein Louiſe wollte mich zu ihrem Tänzer engagiren. Graf von Waller erſchien mit ſeinem Buſenfreunde Rahm und freuete ſich meine Bekanntſchaft zu machen — Unerträglich! unerträglich! Ich wußte nicht wo ich war. Ich kannte mich ſelbſt nicht.

Die ganze Stadt war voll von dieſer Vermählung. Ja, hies es, er iſt freylich Graf, reich, galant, aber — den Nachſatz ſagte ſich der Bürger ins Ohr, und das Militaire lachte und ſagte öffentlich: „Armer Graf, wie wirds in der erſten Brautnacht ausſehen?„

Indeſſen gieng die Hochzeit vor ſich. Ich blieb im Bette und mußte das Fieber haben. Je dichter ich mich in mein Kopfkiſſen verhüllte, deſto lebhafter wurden mir die Bilder von Malchen und dem Grafen Waller. Ich nahm mir feſt vor, in vier Wochen nicht aus dem Bette aufzuſtehen, aber wie ſehr fiel mir ſchon ein halber Tag zur Laſt. Gegen Abend vermehrte ſich meine Unruh. Ich wollte dies thun, wollte das thun, und that nichts. Endlich beſchloß ich mich zu verkleiden und mich unter die Zuſchauer bey der Hochzeit zu miſchen, um — — ja, wenn ich auch gewußt hätte was ich da thun wollte! Ich nahm die Uniform meines Kalfakters, zog ſie an, und hin. Alles war um und um erleuchtet, alles zeigte Glanz und Freude! Das Souper war in einem Gartenhauſe auſſerhalb der Stadt, welches der Graf ſeiner neuen Gemahlin gemiethet hatte; und der Garten der dazu gehörte, war aufs prächtigſte erleuchtet. Aber eben der Glanz und die Fröhlichkeit ſagten mir nicht zu. Ich gieng zurück wie ich gekommen war, und beſchloß mich tief ins Bette zu vergraben. Ich

zog mich auf — plötzlich ward ich wieder anderes Sinnes. So kämpfte ich zwiſchen Wollen und Nichtwollen bis gegen zwey Uhr in der Nacht. Endlich widerſtand ich nicht länger. Ich warf einen großen weiſſen Mantel, wie ſie damals allgemein getragen wurden, über den Schlafrock, und gieng nach dem Gartenhauſe zurück.

Alles war ſtill; die Geſellſchaft ſchien auseinander gegangen zu ſeyn, und die Lampen im Garten waren meiſt erloſchen. Die ſchauerliche Dunkelheit hielt mich. Ich gieng dreymal um das Haus, die Augen in bitterer Verzweifelung auf ein Zimmer geheftet, wo ein dürftiges Licht zu brennen ſchien. Plötzlich erloſch auch dieſes, und die Ideen, welche mir dieſer Umſtand erweckte, raubten mir Verſtand und Bewuſtſeyn.

Indem ich ſo dicht im Mantel verhüllt zum viertenmal ums Haus ſchlich, öfnete ſich die Thür. Es kam eine Mannsperſon im Schlafrocke hinter mir drein geſprungen und hielt mich. „Nun iſts Zeit, Rahm, — flüſterte ſie — mach alles wie wirs verabredet haben.„

Ich ſtutzte und ſtarrte. Der Mann führte mich mit zitternder Hand zum Hauſe, und ich folgte ohne einen Laut von mir zu geben. „Wo — wo will das hinaus?„ dachte ich und fühlte einen erſchütternden Froſt in allen Gliedern. Denn es war Graf Waller ſelbſt, der mich führte.

Wir ſtiegen mit äuſſerſter Behutſamkeit die Hälfte einer Treppe hinan. Hier nahm mir der Graf den Mantel ab, und ſagte: „die erſte Thür rechts, Du kannſt nicht fehlen!„ Er ſchien eben ſo ſehr aus aller Faſſung zu ſeyn als ich, und ſchob mich die Treppe hinauf. Ich verhielt mich ganz leidend; auch nicht der kleinſte Laut kam über meine Lippen.

Aber wie ward mir als ich die Treppe vollends hinantappte, da plötzlich eine Thür aufgieng, ein ſanfter warmer Hauch mich anwehete, eine weiche glühende Hand meine Rechte ergriff und mich nach ſich zog! Ich wäre mitgegangen und wenn ſich die Hölle mit allen ihren Schreckniſſen vor mir aufgethan hätte.

(Ende des dritten Buchs.)

II.

An einen Freund,

aus Veranlaſſung

der Briefe über die Bibel im Völkerton.

In gewiſſem Sinne, mein Beſter, bin ich völlig Ihrer Meynung: glücklich waren unſre Väter, die ihrem Nachforſchen über Religionsſachen Grenzen ſezzen lieſſen, über welche ſie ihrer Vernunft nicht erlaubten hinauszuſchweiffen! Allerdings waren ſie es —

nur laſſen Sie uns nicht vergeſſen hinzuzuſetzen: nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände, in Rückſicht auf den herrſchenden Geiſt ihrer Zeit, auf den Zuſtand der Wiſſenſchaften, der Erziehung, der Art zu ſtudieren, kurz, auf den Punct der Aufklärung, den die Nation damals erreicht hatte. Nichts haben iſt eine ruhige Sache, ſagt ein altes Sprüchwort bey unſern guten Schwaben; dies kann, dünkt mich, im nehmlichen Sinne auch vom Nichtswiſſen gelten. Mit Glauben ohne Unterſuchung kömmt man freylich am kürzeſten und leichteſten weg.

„Ohne Unterſuchung? Das iſt meine Meynung „nicht, rufen Sie. Man ſoll unterſuchen — ſo weit es „möglich iſt, und nur mit Glauben nachhelfen wo „man mit Unterſuchen nicht weiter fortkommen kann.„

Gut, mein Freund! und wo iſt dies Non Plus Ultra der Unterſuchung? Wer hat dieſe Linie, über welche der forſchende Geiſt ſich nicht wagen darf, gezogen? oder vielmehr, wer darf ſie ziehen? wer kann ſie ziehen? Wo iſt der Menſchenſohn, oder die Verſammlung von Menſchenſöhnen, und wenn ſie aus den aufgehellteſten, weiſeſten und beſten aller Menſchen beſtünde, (welches noch bey keiner Religioſen noch Politiſchen Verſammlung der Fall geweſen iſt) die ſich das Recht anmaſſen dürften, Ihren Verſtand zum allgemeinen Maas des menſchlichen Verſtandes zu machen? die uns verbieten dürften, da weiter fort

zu denken, wo ihre Gedanken stille stehen? — Und wenn in Zeiten einer barbarischen Verfinsterung irgend einem Sterblichen ein so widersinniges Recht ausdrücklich oder stillschweigend zugestanden worden: welche Verbindlichkeit kann diese Concession für eine Nachwelt haben, die zu so vieler Einsicht gekommen ist, um zu wissen, daß die Rechte der Vernunft unverjährbar sind: daß die feyerlichste Verzicht, die ein einzelner Mensch, oder ein ganzes Volk auf den freyen Gebrauch seiner Vernunft thun kann, ipso facto null und nichtig ist: daß unsre Vorfahren, die kein Recht hatten auf ihre eigene Vernunft Verzicht zu thun, es noch viel weniger auf die unsrige thun konnten; und kurz, daß die menschliche Vernunft ihrer Natur nach keine andre Grenzen kennt als die ihr von der Beschaffenheit ihrer Organe, d. i. von der Nothwendigkeit, welcher Götter und Menschen gehorchen, gesetzt worden sind. Wo unsre Sinne nicht hinreichen, da hört freylich auch die Untersuchung auf: aber sobald die Rede von Dingen ist, die ein Mensch gesehen oder gehört haben will, oder die jemand, wer er auch sey, gesagt oder gethan haben soll: so sind wir ohne Ausnahme berechtigt, so lange zu forschen ob sich die Sache wirklich so befinde oder nicht, bis wir darüber zu einem Grade von Gewißheit kommen der uns eine Genüge thut.

Allein, was geht, auch alsdann, meine Gewißheit, mein Glaube einen andern an, der vielleicht mehr

Kennt-

Kenntniſſe, mehr Scharfſinn, mehr Forſchungsgaben, mehr Zeit und Geduld zum Forſchen beſitzt als ich? Mit welchem Rechte kann ich fodern, daß ein Grad von Wahrſcheinlichkeit oder Glaublichkeit, der mir hinlänglich iſt, es auch ihm ſeyn ſoll? Und wie kann ich ihm alſo übelnehmen, wenn für ihn noch eine Frage iſt, was ich für eine ausgemachte Sache halte?

Sie werden alſo vermuthlich mit mir darin einſtimmig ſeyn, daß Forſchen und Glauben relative Begriffe ſind; daß es eine ſehr unangenehme und (was noch mehr) eine ſehr nachtheilige Sache iſt, ſeine Vernunft nicht frey gebrauchen dürfen ſobald man fühlt daß man eine Vernunft hat, d. i. ſobald ihr freyer Gebrauch ein natürliches Bedürfnis für uns geworden iſt; und daß alſo das, was ein Stück der Glükſeligkeit unſrer lieben Voreltern war, unter ſo ſehr veränderten Umſtänden gar wohl für uns unerträgliches Leiden ſeyn könnte.

Warum alſo, l. Fr. ſollten wir es uns verdrieſſen laſſen, daß nicht nur eine Menge dogmatiſcher Sätze, ſondern ſelbſt hiſtoriſche Puncte oder quaeſtiones facti über eine uns ſo nahe betreffende und mit unſerm Glück oder Elend in dieſem Leben ſo enge verwebte Sache als die Religion iſt, nachdem ſie eine lange Reyhe von Jahrhunderten für alle unter dem Nahmen der Chriſtlichen Kirche begriffene Völker bloße Gegenſtände des mehr oder weniger blinden

Glaubens geweſen, nunmehr für alle diejenigen, die ſich zum aufgeklärtern Theile unſrer Zeitgenoſſen rechnen, ein Gegenſtand des Zweifels, der Unterſuchung, der Prüfung an dem allgemeinen Maßſtabe aller hiſtoriſchen und moraliſchen Wahrheit, geworden ſind? Iſt es nicht Natur der Sache, daß alles was einſt von Menſchen geglaubt wurde, ſobald der Glaube aufhört, zum Problem wird, deſſen Auflöſung für ſpeculative Köpfe einen um ſoviel größern Reitz hat, je wunderbarer die facta ſind, worauf ſich jener Glaube ſtützte? In den zwölf finſterſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, da es von Heiligen und Wunderwerken wimmelte, ſchienen dieſe an die Stelle der Natur getreten zu ſeyn; und das Wunderbarſte war nun, wenn irgend etwas, wobey die Kleriſey zu gewinnen hatte, natürlich zugieng. Man nahm es für ausgemacht an, daß ein verſtorbner Heiliger durch ſeine hinterlaſſne Kleider, Knochen, u. ſ. w, Wunder thun müſſe: und ſo thaten ſie denn auch Wunder, oft ohne einen andern Zweck als bloß das *Decorum* ihres Standes zu beobachten. In ſolchen Zeiten wird der Glaube an Wunder etwas ſo gemeines und mechaniſches als die Wunder ſelbſt; niemand wundert ſich mehr über das Unglaublichſte und Abgeſchmackteſte, ſobald es irgend ein wunderthätiges Gnadenbild, oder der Reliquienkaſten irgend eines Heiligen gethan haben ſoll; und die Sache bleibt ununterſucht, weil ſich niemand einfallen läßt (noch einfallen laſſen darf)

daran

York.

Schon abgerißt; Nun, ſo geh alles, welchen Weg es will. Die Edeln ſind übergegangen, die Gemeinen kalt, und wanken ſchon wie ich beſorge, auf Herefords Seite -- Geh du noch Plaſhie, zu meiner Schweſter von Gloceſter; bitte ſie, daß ſie mir unverzüglich tauſend Pfund ſchike; halt, hier iſt mein Ring.

Bedienter.

Milord, ich habe vergeſſen zu ſagen, daß an dem nemlichen Tag da ich hinkam, und anfragte -- Aber ich werde euch betruben, wenn ich es ſage.

York.

Was iſt es dann?

Bedienter.

Eine Stunde eh ich kam, ſtarb die Herzogin.

York.

Gerechter Himmel! Was für eine Fluth von Plagen ſtürzt ſich auf einmal über dieſes unglükſelige Land! Ich weiß nicht, was ich thun ſoll; wollte Gott! der König hätte (ohne daß eine Untreue von mir ihn dazu aufgefodert hätte) meinen Kopf mit meines Bruders Gloſter's ſeinem abſchlagen laſſen. Wie, ſind ſchon Jacht-Schiffe nach Irland abgegangen? Wo ſollen wir Geld zu dieſem Krieg hernehmen? Kommt, Schweſter; (Baſe, wollt' ich ſagen,) ich bitte euch um Vergebung -- (Zum Bedienten.) Geh' du heim,

Burſche,

daran zu zweifeln. Erſt alsdann, wenn die Wunder bey einem Volke entweder gänzlich aufgehört haben, oder doch wenig Glauben mehr finden, d. i. in Zeiten, wo ſich die Natur des Scepters wieder bemächtigt hat und ihre Rechte ohne Anſehen der Perſon wieder geltend macht, fängt man an ſich zu verwundern daß es jemals anders in der Welt geweſen ſeyn ſollte. Man unterſucht, man forſcht nach; und findet man es unmöglich die berühmteſten Wunderthäter der Vorwelt gänzlich aus der Geſchichte auszumerzen, und in die Welt der Ovidiſchen Verwandlungen zu verbannen: ſo bietet man deſto eifriger alle ſeine Natur- und Menſchenkunde auf, um ſich ſelbſt und andern begreiflich zu machen, wie alles an Ihnen und ihren Wundern natürlich zugegangen ſey. Dies, l. Fr., iſt der ordentliche Lauf der Dinge, und ich ſehe nicht was da zu klagen und zu wimmern wäre?

Das Wunderbare iſt das was es iſt bloß dadurch daß es Verwunderung erregt; die Verwunderung aber iſt je nach Beſchaffenheit des Subjects entweder ein ſehr kindiſcher oder ſehr philoſophiſcher Affect.

Das Kind am Verſtande ſperrt die Augen auf, erſtaunt, und begreift immer weniger je mehr es ſieht und erſtaunt. Das Unvermögen eine Sache zu begreiffen und die daher entſtehende Hemmung der denkenden Kraft ſetzt die Seele in einen ſehr unbehaglichen Zuſtand. Um ſich deſſen baldmöglichſt zu

entle-

entledigen, erklärt sie sich die unbegreifliche Wirkung durch eine noch unbegreiflichere Ursache. Das dringendste Bedürfnis des Vernunft-Instincts ist alsdann befriediget oder wenigstens erleichtert; die Erde liegt ganz gemächlich auf ihrem Elefanten; und ist dann etwa noch für eine große zusammengeringelte Schlange gesorgt worden, auf welcher der Elefant stehen kann: was könnte das Kind mehr verlangen?

Der aufgeklärte und im Nachdenken geübte Mensch verwundert sich auch über das Ungewöhnliche und beym ersten Anblik Unbegreifliche: aber diese Verwunderung ist ihm ein angenehmer Reiz zum Nachforschen. Er sucht das Wahre das unter der täuschenden Erscheinung verborgen seyn muß, und ruhet nicht eher bis er entweder die würkliche Ursache gefunden, oder wenigstens ein mögliches Schema ersonnen hat, wie sich die Sache zugetragen haben könnte, und woraus er sich alle Umstände derselben deutlich erklären kann.

Mich wundert es also nicht, zumal bey den Vortheilen welche die Philosophie in unsern Tagen nach und nach über ihre ehmalige Dominam gewonnen hat, und besonders seitdem einige bekannte Schriften der Unglaubigen und Zweifler unsers Jahrhunderts, mit theils eben so bekannten theils im dunkeln schleichenden Wirkungen der Schwärmerey, und vielleicht auch des absichtlichen und planmäßigen Betrugs,

gar

gar mächtig zu gähren angefangen haben — mich wundert es nicht, ſage ich, wenn wir, nach ſo mannichfaltigen Zurüſtungen, und bey einer Gährung in Köpfen und Herzen die nur dem ganz unaufmerkſamen Theile unſrer Zeitgenoſſen unerwartet ſeyn kann, endlich ſolche Efflorescenzen, wie Pfenningers Jüdiſche Briefe, das Aſtrognoſtiſche Endurtheil und die Briefe über die Bibel im Volkston, ans Tageslicht kommen ſehen — drey neue proſaiſche Meſſiaden, wovon die erſte den beyden andern, und ſelbſt die zweyte der dritten ſo ungleichartig iſt, daß man ſie kaum für Geburten Einer Generation halten ſollte. Und dieſe drey Meſſiaden oder Anti-Meſſiaden erſchienen in Einem Jahre. Freylich eine ſeltſame Erſcheinung beym erſten Anblick! Aber das Jahr, worinn die Luftſchiffart erfunden wurde, mag wohl von Ewigkeit her zu auſſerordentlichen Dingen beſtimmt geweſen ſeyn; und wenn nur der Weltliche Arm dabey aus dem Spiele bleibt, und die Policey überall weiſe oder ſchläfrig genug iſt, die Dinge ihren natürlichen Gang gehen zu laſſen: ſo können wir mit vieler Wahrſcheinlichkeit hoffen, daß die gute Sache bey dem allen mehr gewinnen als verlieren wird.

Gönnen Sie mir immer, und theilen Sie vielmehr ſelbſt mit mir die herzerhöhende Hoffnung, daß der Zeitpunct nahe ſey, der dem Menſchlichen Geiſte, nach einer nur zu langwierigen Knechtſchaft und Er-

nie-

niedrigung, den freyen Gebrauch jener mächtigen Flügel verſchaffen wird, die ihm dazu gegeben ſind, ſich über die Sümpfe des Irrthums und der Vorurtheile in ſein eignes natürliches Element, zu jenem reinen Lichte der Wahrheit aufzuſchwingen, worin er Götter und Menſchen unterſcheiden lernen, in ſeinem Verhältniſſe zum Ganzen ſein Verhältnis zu ſeinem Urheber erkennen, und in dieſem zum Genuß einer Glückſeligkeit gelangen wird, welche das Ziel ſeiner innigſten Triebe iſt, aber ihm ſo lange unerreichbar bleiben wird, bis er erkennt, daß ſie nicht der Zweck ſeines Daſeyns, ſondern die natürliche Frucht der Erfüllung ſeines Zweckes iſt!

Wenn

*) Imperium und Sacerdotium mögten denn nur, vom Taumelkelch des Despotismus berauſcht, in eine unnatürliche und ſacrilegiſche Verſchwörung gegen die Rechte der Menſchheit zuſammentreten, und ſich dem Fortgang des Lichtes als eines Elementes, in welchem Betrug und Unterdrückung nicht gedeyhen können, mit vereinigten Kräften widerſetzen wollen. Aber dazu kann es, dünkt mich, bey der Stufe von Aufklärung die wir ſchon erreicht haben, auch bey aller Verderbnis unſrer Zeiten, nicht kommen; und ſelbſt diejenigen, die (dem Anſchein nach) ſoviel böſes thun könnten als ſie wollten, werden ſo klug ſeyn nicht zu wollen; weil ſie verſtändig genug ſind, um zu wiſſen, daß die ſchalkartigſten Menſchen, aufs äuſſerſte getrieben, zu Tyrannen werden; und daß es nur einer einzigen elektriſchen Commotion bedarf, um zehn oder zwanzig Millionen, die nichts mehr als das nackte Leben zu verlieren haben, dahin zu bringen, auch dieſs, gegen alles, aufs Spiel zu ſetzen.

Wenn (wie ſich mit Grunde nicht bezweifeln läßt) die möglichſte Aufklärung eben ſo gewiß das natürliche Ziel der Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes als eine unmittelbare Folge der (hoffentlich) nun nun unterbrochen fortſchreitenden Cultur der Wiſſenſchaften iſt: ſo ſcheint jene Hofnung, die uns für das anbrechende Neunzehnte Jahrhundert ſoviel Gutes ahnen läßt, etwas mehr als ſüſſe Träumerey zu ſeyn. Immer zunehmende, ungehemmte Aufklärung des Verſtandes kann nicht ohne heilſame Einflüſſe auf die Veredlung des Herzens und auf die Verbeſſerung des allgemeinen Zuſtandes der menſchlichen Gattung bleiben. Laſſen Sie es ſeyn, daß ſie, wie alles gute unterm Monde, hier und da auch die Veranlaſſung oder der Vorwand zu manchem iſt was uns ſchädlich dünkt, oder was für den Moment und im beſondern wirklich Schaden thut! Im Ganzen hat doch der Nutzen ein ſehr merkliches Uebergewicht. Wenn Sie noch zweifeln könnten, ſo ſchlagen Sie die Jahrbücher der Geſchichte auf, und vergleichen den Zuſtand der Völker in den Jahrhunderten wo man alles glaubte, mit ihrem Zuſtande in dem Jahrhundert wo man alles unterſucht, und glauben Sie dann — Ihren Augen.

Wir haben alſo, da wir den Weg der Duldung, und den noch ebnern und geradern der freyen Unterſuchung und öffentlichen Mittheilung, auf welchen jener führt, eingeſchlagen haben, endlich den rechten Weg

gefun-

gefunden. Nicht als ob alles was man uns zeither auf diesem Wege zugeführt hat und noch ferner zuführen wird, eben von großem Werth und Nutzen sey. Freylich werden auf diesem Wege auch solche Waaren wie das Buch über Irrthum und Wahrheit, wie der Horus, wie die Briefe im Volkston, wie die Jüdischen Briefe, zu Markte gebracht. — Uns warum nicht? da man uns ja, sogar in einem Fache wo es unendlichmal weniger auf individuelle Vorstellungsart und geheime Einflüsse zufälliger Ursachen ankommt, Beweise daß der Himmel ein Eisgewölbe, und die Sonne nur dreytausend Geographische Meilen von uns entfernt sey, auf Subscription anbietet? Ich behaupte nur, daß dem allen ungeachtet die Straße offen und der Markt frey bleiben muß. Allerdings ist es nöthig, und es liegt einem jeden selbst daran, die Beschaffenheit und Güte der Waaren zu prüfen: nur soll diese Prüfung nicht von Obrigkeits wegen vorgenommen werden! — welches in Sachen wo es auf glauben, forschen und speculiren ankommt zu allen Zeiten nichts getaugt hat — sondern so wohl Gebrauch als Untersuchung bleibe jedem frey gelassen, und nur denen, die gegen die Andersdenkenden, wie Saulus, mit Schnauben und Drohen verfahren, sie verunglimpfen, verketzern, mit dem Fluche des Ernulfus belegen, u. s. w. werde ein obrigkeitlicher Knebel in den Mund gestekt! Denn nur diese, nicht jene, machen das Volk irre, stören den Frieden und das

häus-

häusliche Glück der Familien, und legen Feuer in der bürgerlichen Gesellschaft an. Nicht die ehrlichen und wohlmeynenden Leute, die der Welt ihre Gesichte und Träume, nicht die Weisen und Forscher, die ihr die Resultate ihrer Erfahrungen, Beobachtungen und Combinationen mittheilten, noch die Sophisten, denen es nur um Coquetterie mit ihrem Witz zu thun war; nicht diejenigen, welche Systeme von Ideen bauten, noch diejenigen die in drey Tagen wieder einrissen, was jene oft mit großer Mühe und Kunst in dreyssig Jahren gebauet hatten: nicht diese unschuldigen Weisen, Narren oder Kinder, sondern die Leute die sich eines Gerichtszwanges über den menschlichen Verstand anmaßten, die Formeln-Schmiede, die Ketzermacher, die Inquisitores hæreticae pravitatis waren es, die den Erdboden mit Greueln der Verwüstung und die Geschichte in einem Zeitraum von mehr als 1500 Jahren mit Schandmälern von Unsinn und Unmenschlichkeiten angefüllt haben! Haben wir Lust wieder Waldenser-Kriege, Bartholomäus-Nächte, Pulververschwörungen und Dragonnaden zu erleben? Wollen wir wieder einen Huß oder Savonarola in Flammen gemartert, oder einen Galilei im Inquisitions-Kerker schmachten, und nur durch Abschwörung dessen was er mit Augen gesehen hatte, ihrem schrecklichen Schicksal entrinnen sehen? Jeder Schritt, mit dem wir uns von der Freyheit zu denken, und öffentlich zu sagen was wir denken, entfernen müßten,

näherte uns wieder diesen abscheulichen Auftritten abscheulicher Zeiten. Die Mönchskappe, lieber Freund, über die es jezt so strenge hergeht, die Mönchskappe ist nur lächerlich: aber der Mönchsgeist, der eben so bequem in einem weiten Priesterrocke als in einer Kutte wohnen kann, der Geist des Aberglaubens, des blinden Glaubens, der Formulare, der Intoleranz, der Andächteley, der Proselyten-Macherey, des Müssiggangs hereinzukommen, dieser Geist ist der gefährlichste, grausamste und hassenswürdigste aller bösen Geister; ist der natürlichste Feind alles Lichtes, weil es seine Häslichkeit und Gräuel sichtbar macht, und der Verderber alles Guten, weil er, wie Miltons Satan, das Böse zu seinem Gut gemacht hat.

Ferne also, Mein Freund, sey es von Ihnen und mir und allen die es mit dem menschlichen Geschlechte redlich meynen, den Vorzug, den einige teutsche Staaten durch jene Freyheit vor so manchen Europäischen Völkern genießen, jemals zu miskennen, und aus übertriebenen kurzsichtig-wohlmeynenden Bedenklichkeiten zu wünschen, daß sie in engere Grenzen eingeschlossen werden möchte. Ganz gewiß ist es nicht nur die Freyheit selbst zu denken, und alles was seiner Natur nach ein Gegenstand des Forschens ist, insonderheit alles was uns von Menschen, es sey in Gottes oder ihrem eignen Nahmen als Wahrheit angekündigt wird, zu untersuchen — sondern auch die

Frey-

Freyheit alles was, unſrer Ueberzeugung nach, gemein-nützliche Wahrheit iſt, durch den Druck bekannt zu machen, was wir als das groſſe Palladium der Menſchheit, und als das Einzige worauf ſich eine wahrſcheinliche Hofnung beſſrer Zeiten gründen kann, zu betrachten haben. Aller Schaden, welcher aus dieſer Freyheit entſtehen kann, wird am gewiſſeſten und leichteſten durch die Fortdauer derſelben geheilt werden, und iſt überhaupt gegen das unermeßliche Gute, wovon ſie die Quelle iſt, eine unbedeutende Kleinigkeit. Es iſt Natur der Sache, daß ſie immer weniger ſchaden und dagegen immer mehr Gutes wirken wird, je ungeſtörter man ſie ihren eignen Lauf nehmen läßt. O ihr, deren eigenes Vorrecht ſich nur darauf gründet, daß ihr zu Beſchützern der heiligen Rechte der Menſchheit erkohren ſeyd, ſcheuet euch vor jedem Eingriff in dieſes ihr gröſſtes und weſentlichſtes Recht! Laſſet Glauben mit Unglauben, Sinn mit Unſinn, Witz mit Aberwitz, Empfindung mit Empfindeley, Philoſophie mit Theologie, und den reinen Menſchenverſtand mit ihnen allen kämpfen und arbeiten, ſo lang' es die Natur der Sache erfodert, ohne euch jemals in dieſen Streit einzumiſchen. Das geheime Werk, das die Vorſehung dadurch befördert, kann nur durch dieſes unaufhaltſame treiben, arbeiten, gähren und ringen aller Kräfte zu Stande kommen. Welch ein Chaos würde uns dieſe ſchöne Natur ſcheinen, wenn wir mit Einem Blick in ihr Inneres ſchauen

könnten? Und welch ein wahres Chaos würde unsre Kurzsichtigkeit aus ihr machen, wenn es uns erlaubt wäre, sie nach unsern Einbildungen und Leidenschaften umzubilden!

Dies, mein theurer Freund, sind die Betrachtungen die sich mir aufdrangen, als ich Ihr vielleicht zu strenges Urtheil über die Briefe im Volkston laß, und Sie, in einem Augenblicke von wohlmeynender Ueberwallung, in den Wunsch ausbrechen sah, daß der Freyheit, wovon Ihnen Schriften dieser Art ein gefährlicher Mißbrauch scheinen, endlich einmal ein gesetzgeberischer Zügel angelegt werden möchte.

Uebrigens, und wiewohl ich keine Lust noch Ueberzeugung habe, mich zum Apologisten, geschweige zum Apostel dieses Buches aufzuwerfen, gestehe ich Ihnen offenherzig, daß ich es weder für so gefährlich noch so böse gemeynt halte, als es Ihnen beym ersten Anblick vorkommen mochte. Die Idee, bey einer Geschichte, die soviel wunderbares und auffallendes hat, dem kaltblütigen Denker mit einer Hypothese zu Hülfe zu kommen, die ihm wenigstens die Möglichkeit zeige, wie Alles natürlich habe zugehen können, bedarf doch wohl keiner weitern Rechtfertigung? Wahr ists, diese Hypothese ist weder ganz neu, noch dürfte sie, meinem Urtheil nach, eine scharfe Prüfung aushalten können: indessen hat sie doch noch niemand so genau durchgedacht und so lebendig dar-

zustel-

Burſche, beſtelle einige Wagen, und belade ſie mit den Waffen, die du finden wirſt -- Meine Herren, wollt ihr gehen, und die Truppen muſtern? Ich verſichre euch, daß ich nicht weiß, wie ich die Sachen, in der Unordnung, worinn ſie mir in die Hände gegeben worden, ordnen ſoll. -- Beyde ſind meine Bruders-Söhne; der eine iſt mein Souverain, beydes mein Eid und meine Pflicht befiehlt mir, ihn zu ſchüzen; der andre, gleichfalls mein Neffe, hat Unrecht vom König erlidten; Gewiſſen und Natur befehlen mir ſeinem Recht beyzuſtehen. Nun, etwas muß gethan ſeyn: Kommt, Baſe, ich will für eure Sicherheit ſorgen. Geht, muſtert eure Leute, und erwartet mich zu Berkley-Caſtle; ich will auch nach Plaſchie -- Aber die Zeit wird es nicht zulaſſen. Alles iſt uneben, alles in der äuſſerſten Unordnung.

[York und die Königin gehen ab.]

Achte Scene.

Buſchy.

Der Wind iſt günſtig, neue Zeitungen nach Irland zu ſchiken, aber bringt keine zurük. Wir werden nimmermehr eine hinlängliche Macht, um dem Feind Widerſtand zu thun, aufbringen können.

Green.

Auſſerdem ſind wir dem Haß derer, die den König haſſen, deſto näher, je näher wir der Liebe des Königs ſind.

Bagot.

zuſtellen geſucht als dieſer Verfaſſer. Auch giebt er ſie für keine Himmliſche Offenbarung; und wiewohl er für ſeine Perſon ſo völlig von ihr eingenommen ſcheint, daß ſie für ihn vielleicht Wahrheit iſt, und er daher auch allen ſeinen Geiſteskräften (welche wahrlich nicht gemein ſind!) aufbietet, um ſeine Leſer eben ſo ſtark für ſie einzunehmen: ſo bleibt er doch dem gelaßnen Ton der unpartheyiſchen Unterſuchung ſo getreu, und es ſcheint dem unbefangnen Leſer ſo viel Liebe zur Wahrheit, und eine ſo warme Zuneigung für den Helden ſeiner Philoſophiſch-Hiſtoriſchen Epopöe daraus entgegen zu wehen: daß es lieblos wäre, ihm blos darum, weil ſeine Hypotheſe auf die Trümmer des alten Lehrbegriffs aufgeführt iſt, Gleißnerey und übelwollende Geſinnungen Schuld zu geben. Er mag in manchen und ſelbſt in weſentlichen Puncten ſeiner Hypotheſe unrecht haben, (wiewohl wir dies, wenn wir ehrlich verfahren wollen, nicht vorausſetzen müſſen) aber wenn er irrt, ſo irrt ſein Verſtand, nicht ſein Wille; und er ſelbſt hat die Brüder, an welche ſeine Briefe gerichtet ſind, gleich anfangs ernſtlich genug gewarnet, nichts ohne Prüfung anzunehmen und nur das Gute zu behalten, daß es ja wohl nicht ſeine Schuld wäre, wenn jemand durch ihn zu Schaden käme.

Sie werden mir vielleicht einwenden: dieſe Warnung von einem Autor wie dieſer ſey nicht viel beſ-

ſer, als wenn ein geſchickter Taſchenſpieler ſeine Zuſchauer ſcharf acht geben heißt: wohl wiſſend, daß die Unſichtbarkeit ſeiner Veranſtaltungen und die Behendigkeit ſeiner Hand ihnen Trotz allem Achtgeben unmöglich machen werde, ihm hinter die Schliche zu kommen. Aber geſetzt auch (wie man in der That ſich öfters kaum enthalten kann zu vermuthen) daß unſer Autor ein wenig Taſchenſpieler wäre: ſo hätte er doch darin einen groſſen Nachtheil, daß ſein Buch gedruckt vor uns liegt, und jeder aufmerkſame Leſer ſich ſoviel Zeit nehmen kann als er ſelbſt will, ſein Verfahren, und den Zuſammenhang ſeiner Sätze Schlüſſe. Vorausſetzungen und Erfindungen kaltblütig zu beobachten und zu prüfen. In der That dünkt mich, man brauche nur die Geſchichte Jeſu in den Evangeliſten ohne alles Vorurtheil, und ſo uneingenommen wie man irgend ein andres altes Geſchichtbuch lieſt, geleſen zu haben, um ſich zu überzeugen: daß der Jeſus, den die Evangeliſten ſo kunſtlos und einfältig darſtellen, und derjenige, den uns der Verf. der Briefe ſchildert, zwey ganz verſchiedene Perſonen ſind. Mir wenigſtens iſt es unmöglich, an jenem den mindeſten Zug zu finden, der mich auf den Gedanken bringen könnte, einen moderniſierten Schüler des Sokrates und Plato, ein Werkzeug hermetiſcher Adepten, und einen in den Myſterien der Iſis eingeweyhten Theurgen in ihm zu argwöhnen; und eben ſo wenig kann ich in allem

was wir von ſeiner Lebensgeſchichte wiſſen, den von langem her überdachten, künſtlichen, ſyſtematiſchen, von einer ganzen Cabale weiter, guter, und reicher — Betrüger abgeredeten und mit einer Menge verborgner Maſchinen und abſichtlicher Blendwerke unterſtützten Plan — die Menſchen ins Reich Gottes hineinzutäuſchen — wiederfinden, auf deſſen Erfindung und Entwicklung der Autor ſoviel Scharfſinn, Gewandtheit, Philoſophie und Sophiſterey verſchwendet hat.

Doch ich vergeſſe, daß ich mich in keine Aeuſſerung noch Rechtfertigung meiner Meynung von dem Werth oder Unwerth dieſes ſonderbaren Buches einlaſſen wollte. Ich wünſche blos, da es einmal da iſt, daß man dem Verfaſſer Freyheit laſſen möge es zu vollenden; indem ich nicht zweifle, daß alsdann eine ruhige Prüfung ſeiner Hypotheſe von allen ihren Seiten und in jeder Art von Beleuchtung deren ſie fähig iſt, uns der Wahrheit, die vermuthlich auch hier zwiſchen der Hyperbole und Ellipſe in der Mitte liegt, näher bringen werde.

III.

Antiquäriſche Miſcellanien.

Unbeſtimmte Figuren, oder auch beſtimmte Götter und Göttinnen die eine Patera in der Hand halten.

Es giebt unter den alten Monumenten ſehr viele Figuren männlichen und weiblichen Geſchlechtes, die eine Patera in der Hand halten. Vorzeiten war man mit der Erklärung leicht fertig, und auch leicht zufrieden. Man ſagte, es iſt ein Opfernder: ſo wie man ſagte, Pompa funebris oder Epithalamium u. ſ. w. Mit unter waren doch zuweilen beſtimmte Figuren von Göttern und Göttinnen, welche eben auch eine ſolche Pateram hielten, und alsdenn war die Erläuterung nicht ſobald gegeben. Man half ſich endlich mit dem ſublimen Gedanken: daß alle Götter und Göttinnen immer dem großen Gott Schickſal unterworfen blieben, und daß die Patera das Zeichen der Unterthänigkeit ſeye, womit ſie ſeine Herrſchaft anerkennten. Bekanntlich zeigen ſich dieſe Vorſtellungen nicht anders als in kleinern Bronzen und auf Basreliefs. Die erſtern ſind gewiß nicht anders als zum Hausgebrauch, und wie die Penates oder Lares, aufgeſtellt worden. Und alsdenn konnte gar wohl

dieſer

dieſer beſondere Schutz-Gott, es mochte nun eine Diana oder eine Pallas ſeyn, zum Andenken dieſer oder jener häuslichen wichtigen Begebenheit eine Libation oder ein andres Opfer zum Beſten ſeines Clienten verrichten. Eben derſelbe Fall iſt es mit den Basreliefs, deren die meiſten auf Sarkophagen, Hausaltären und dergl. gefunden werden; und die, wenn auch ſchon nach Winkelmanns Meynung das Sujet aus der ältern Heldengeſchichte genommen iſt, doch ſehr wohl eine Anſpielung auf eine beſondere, zur Zeit ihrer Verfertigung vorgefallene, Begebenheit enthalten können.

Dii Cabiri.

Es giebt ohngefähr ſechs oder ſieben Münzen, worauf dieſer Götter gedacht wird. Wenn man alle Stellen der alten Scribenten zuſammennimmt, ſo iſt ihre Genealogie immer verſchieden. Allein im Ganzen erhellt doch ſoviel, daß das Wort Dii Cabiri nichts anders als ein appellativum ſey, und in Phönizien eben ſo die groſſen Götter bedeutet habe, wie ſie in ältern Zeiten Dioskuren bey den Griechen

 genennt

*) Die ältern Dioskuren, (Söhne Jupiters und Proſerpinens) waren anfangs von den Cabiren verſchieden; in der Folge wurden dieſe Nahmen vermengt, die Cabiren wurden auch Dioskuren, und beyde zu den Groſſen Göttern gerechnet. Erſt lange nach Homer wurde der Nahme der Dioſkuren den Söh-

genennt werden. Mit dieſer Umſchrift Dii Cabiri ſieht man wirklich das Bild der letztern auf einem ſilbernen Medaillon bey Montfaucon T. 1. Aus Schmelzcheley auf den Kaiſer M. Aurel, den Lucius Verus, die Fauſtina u. ſ. w. findet ſich immer dieſe Legende, ohne daß je das Bild einer beſondern Gottheit damit begleitet wäre. Die Fragmente der Schriftſteller reden aber von keinen andern Diis Cabiris als dem **Pluto**, der **Proſerpina**, der **Ceres**, dem **Caſmillus** oder **Mercurius**, und den **Dioſcuren**. Die **Phönizier**, in deren Land die Wiege aller Künſte und Wiſſenſchaften geſetzt werden darf, bezeichneten alſo mit dieſer Benennung wichtige Götter, die Stifter und Schöpfer der nützlichen Künſte, **Ceres**, als die Erfinderin des Brods und Getränkes, **Pluto** und **Proſerpina** als Beſchützer der Schmelzkunſt, den **Caſmillus** oder **Thot**, als den Erfinder aller Wiſſenſchaften überhaupt, und die **Dioſcuren** als Vorſteher der Schifffunde u. ſ. w.

Auf Münzen von Theſſalonice erſcheint eine männliche Figur mit der Umſchrift ΚΑΒΕΙΡΟΣ, und hält in der

Ehren der Leda, Kaſtor und Pollux zugeeignet. Zu Homers Zeiten waren ſie nur **Heroen**. Zu **Pindars** Zeiten hatten ſie ſchon Tempel und Altäre. Aber in **Theokrits** Zeiten ſtanden ſie in vollem Beſitz aller Göttlichen Vorrechte und Ehren, wurden nicht mehr von den alten Dioſkuren unterſchieden, und erhielten zu ihrem beſondern Amte die Beſchützung der Seefahrer.

der einen Hand den Capricornus und in der andern einen Hammer. Nach dem Dichter Manilius glaubten die Alten, Syrien ſey unter dieſem Zeichen gelegen, und hierauf ſowohl als daß die Erfindung der Schmelzkunſt unter dieſem Zeichen geſchehen ſey, bezieht ſich folgende Stelle deſſelben Dichters vortreflich:

Veſta tuos, Capricorne, fovet penetralibus ignes.
Hinc artes ſtudiumque trahit; nam quicquid in uſu
Ignes alit, poſcitque novas ad munera flammas,
Sub Te cenſendum eſt.

Tiara.

Ariſtophanes in den Vögeln v. 487 ſagt von dem Hahn: dieſer trägt allein ſeinen Kamm gerade in die Höhe wie ein Perſiſcher König. Bey dieſer Gelegenheit erklärt uns der Scholiaſte: „Daß alle Perſer die Tiara tragen, aber keiner auf die Weiſe wie der König. Bey dieſer geht nehmlich ihre Spitze gerade in die Höhe, und bey allen andern fällt die Spitze herunter ins Geſicht.“ Deswegen ſagt auch beym Lucian Philipp der Vater zu ſeinem Sohne, er habe das Reich uſurpirt, oder vielmehr er habe die gerade Mütze aufgeſezt. In eben derſelben Form erſcheint dieſe Königliche Mütze auf den Münzen der Parthiſchen Könige, und auf verſchiedenen derer von Pontus. Zuweilen iſt ſie oben platt, zuweilen ſpitz,

wie

wie ein Zuckerhut; allein allezeit geht ſie gerade in die Höhe. zuweilen bedekt ſie die Ohren und den Nacken bis weit herunter. Wahrſcheinlich ein Gebrauch der in dem Clima ſeine Urſachen hat. Denn in Perſien bedekt man ſich noch heut zu Tage den Kopf und den Nacken mit großer Sorgfalt; ſo daß auch Chardin ſagt, er habe im Anfang dieſe ſchwere Bekleidung des Kopfes ſehr ungern getragen, und ſeinen zehn bis zwölf Pfund ſchweren Turban ſo oft abgelegt, als es der Wohlſtand erlaubt habe.

Διθυρσος.

Der **Thyrſus** mit zwey Fichten-Aepfeln an beyden Enden iſt eine ſeltnere Vorſtellung auf den alten Monumenten. Die Anthologie gedenkt ſeiner auch, oder vielmehr der Scholiaſt L. VI. c. V. Wahrſcheinlich hatte dieſe Vorſtellung eine Beziehung auf die Dionyſiſchen Geheimniſſe, und war eine religiöſe Idee wie der Phallus mit zwey Köpfen.

Von der Kunſt zu prägen bey den Alten.

Beym **Agoſtino** Dial. II. p. 72 findet man auf einer Münze alle Inſtrumente abgebildet die zum prägen erforderlich waren: nämlich den Ambos, die Zange, den Hammer, und den kegelförmigen Körper worin der Stempel, der auch von kegelförmiger Art

war um beſſer zu halten, eingeſchloſſen ward. Die Stempel waren in den ältern Zeiten von Bronze, in den ſpätern von Eiſen. Die unſrigen werden bekanntlich nicht eher gehärtet als bis ſie geſtochen ſind. Und daher ſcheint immer die Politur matt. Bey den Medaillons der Alten aber iſt die Arbeit ſo ſcharf und die Politur ſo vortrefflich, daß es beynahe ſcheint, als ob ihr Stahl vor der Arbeit gehärtet worden ſey, und ſich die Künſtler nachher ſtatt der gewöhnlichen Inſtrumente, des Rades und des Diamantſchmergels zur Arbeit bedienet haben.

Viele Antike Münzen ſind offenbar gegoſſen, ohne daß man ihnen deswegen die Aechtheit ſtreitig machen, oder ſie auch oft von den geſchlagenen jetzo unterſcheiden könnte. Die Inſchriften geben es deutlich zu erkennen, durch flando, feriundo. Die Urſache warum der letztere Weg eingeſchlagen wurde, war wohl die Begierde der neuen Kayſer womit ſie ihr Recht ausüben, und ihr Bildniß ſogleich in Metall austheilen wollten. Die Stempel konnten von den Künſtlern in weniger Zeit in eine weichere metalliſche Materie eingeſchnitten, von dieſer die Form genommen, und ſo die Münzen, ſo ſchnell als man verlangte, gegoſſen werden. Graf Caylus hat in ſeinem erſten Theile der Antiquit. p. 286 eine ſolche Form beſchrieben und abgebildet.

Göt-

Götter mit Flügeln.

Dieſe Idee muß bey den Alten nicht ſo allgemein geweſen ſeyn, wie Winkelmann behauptet, weil Pauſanias bey der Beſchreibung des Kaſtens des Cypſelus von einer geflügelten Diana redet, die er nicht zu erklären vermag.

Mänade.

So nennt man auf geſchnittenen Steinen jede Figur, die mit einem Thyrſus in der Hand, oder auch ohne denſelben, in einer etwas lebhaften Bewegung abgebildet wird. Der Laye denket ſich hierunter eine von Bachiſcher Wuth trunkene und gleichſam beſeſſene Figur; und dieſe widrige Idee verträgt ſich ſchlecht mit der Leichtigkeit und Schönheit des Conturs, und der lieblichen Wallung der Muſkeln in allen Theilen des Körpers. Warum nennen wir dieſe Figuren nicht vielmehr Tanzende. Athenäus lehret uns im XIV. B. daß die Alten einen Tanz hatten, den ſie Satyren-Tanz nennten, oder Sicinnis, ἀπὸ τῶ σείεσθαι. Dieſer mag alſo der heftigere geweſen ſeyn. Eine andre Art war ruhiger und ward Pyrrhyche genennt. Er war pantomimiſch; die Tanzenden trugen Ruthen, Thyrſos, Fackeln u. ſ. w. und ſtellten durch dieſe Umgänge die Thaten des Bachus, ſeine Figur u. ſ. w. vor. Sie hatten noch einen andern

Bagot.

Und das ſind die unbeſtändigen Gemeinen; ihre Liebe ligt in ihrem Beutel; wer ihren Beutel ausleert, füllt ihre Herzen mit tödtlichem Haß.

Buſchy.

Wenn dieſes iſt, ſo iſt der König mit allen Stimmen verurtheilt.

Bagot.

Und ſo iſt uns unſer Urtheil auch geſprochen.

Green.

Gut; ich will zu meiner Sicherheit nach Briſtol, der Graf von Wiltſchire iſt ſchon da.

Buſchy.

Ich will mit euch; denn von den erbitterten Gemeinen haben wir nicht viel beſſere Dienſte zu erwarten, als daß ſie uns in Stüken zerreiſſen werden. Wollt ihr mit uns, Bagot?

Bagot.

Nein; ich will zu Sr. Majeſtät nach Irland. Lebet wohl; wenn mir mein Herz die Wahrheit ſagt, ſo werden wir Drey nimmer wieder zuſammen kommen.

Buſchy.

Das kommt darauf an, ob York den Bolingbroke zurükſchlagen wird. Green.

dern Tanz Gymnopaedice genannt, wo die Jünglinge nakend tanzten, einen gewiſſen Takt und Menſur hielten, zierliche Bewegungen mit Händen und Füſſen machten, und dadurch Proben ablegten, was ſie in der Paläſtra und der Pankratiaſten-Uebung erlernet hatten.

Giebt es drey oder vier Grazien?

Dieſe Frage ſcheint den gemeinen Glauben nach überflüſſig. Indeſſen finden ſich Monumente, mit der Inſchrift Ad Sorores IIII. und in der Antologie die bekannten Epigrammen L. VII.

Τεσσαρες αι Χαριτες, Παφιη δε, και δεκατη Μουσα

Αρχιλοις εν πασαις Μουσαις, Χαριτες, Παφιη.

und Συ σοι δ' αι Χαριτες τεσσαρες αιε, Φιλη.

Bey den Epigrammen ſieht man deutlich, daß es auf nichts weiter als auf ein auch noch unſerm Styl ganz gewöhnliches Compliment angeſehen iſt, wo man ſeine Geliebte, die zweyte Venus, die zehnte Muſe, und die vierte Grazie nennt. Bey der Inſchrift wäre noch zu erinnern, ob das Gelübde an die vier Schweſtern nicht ſo wohl den Grazien, als den Horen gelte, die als diejenigen Gottheiten verehrt wurden die alles Glück den Sterblichen austheilten, das menſchliche Leben leiteten und regierten, für alle Bedürfniſſe ſorgten, und beſonders Obſicht auf die Kin-

der

der hätten. Bey dem Homer iſt ihre Anzahl nicht beſtimmt. In den älteſten Zeiten waren ihrer nur zwey. So hatte Batycles, einer der erſten Bildhauer, nur zwey Horen und zwey Grazien an dem Throne des Apollo zu Amycla angebracht. Nachher wurden drey Horen verehrt, Eunomia, Irene und Dice, ſo wie man drey Jahrszeiten hatte, Frühling, Herbſt und Winter. Phidias bildete drey Horen an dem Throne des Jupiter Olympius. Die Pythagoräer, die nachher in der Zahl 4 eine wunderbare Kraft und Natur zu finden glaubten, mögen dazu beygetragen haben, daß man die Zahl auf viere ſetzte. Die Römer hatten nur eine Hora, die Herſilia, die Gemahlin des Romulus.

Schwierigkeiten in Erklärung der Münzen wo die Städte den Titel Neocori führen.

Die Städte Aſiens geizten ſehr nach der Ehre ſich des Titels Neocori zu bedienen. Hauptſächlich wünſchten ſie Neocori των Σεβαστων genennt zu werden, d. i. die Erlaubnis zu haben, den Kaiſern Tempel zu errichten, und bey dieſer Gelegenheit Feſte und Feyerlichkeiten anzuordnen. Hierzu mußten ſie eine beſondere Erlaubnis des Senats haben, wie man wirklich auf einem Medaillon des Caracalla lieſt. Denn ohne dieſe durften ſie die Auflagen nicht ins Land ausſchreiben, die zur Beſtreitung dieſer Feſte erfor-

erforderlich waren. Hierüber ſind alle Antiquarier einig. Allein die Schwierigkeit der Erklärung liegt darin: wenn man findet, daß eine Stadt ſich unter einem frühern Kaiſer Νεωκορος bis, oder ter genennt, und nachher unter einem weit ſpätern ſich des einfachen Titels Neocoros bediente, oder auch alsdann erſt B. ſetzte, nachdem ſie lange vorher auf ihren Münzen r. oder ter geſetzt hatte. Dieſe Sonderbarkeit findet ſich unter andern auf den Münzen der Stadt Nicomedia. Dieſe bezeichneten auf Münzen des Caracalla ihr zweytes und drittes Neocorat. Bey den Münzen der folgenden Kaiſer bis auf den Valerian gedenket ſie nur des zweyten Neocorats, und auf ihren dieſem letzten zu Ehren geſchlagenen Münzen iſt das dritte Neocorat bezeichnet. Noch ſonderbarer aber iſts, wenn die Stadt Sardes ihr zweytes und drittes Neocorat auf Münzen des Caracalla angiebt, die in einem und ebendemſelben Jahre geprägt ſind. Vaillant ſchneidet den Knoten kurz entzwey, und nachdem er es nicht zu erklären vermag, ſo ſagt er: man habe falſch geleſen, und er habe dergleichen Münzen nie geſehen. Indeſſen exiſtiren ſie an vielen Orten, und das Factum ſteht richtig. Hardouin, Beyer und andre ſagen, alle dieſe Bezeichnungen vom zweyten und dritten Neocorat gehen nur auf Einen und ebendenſelben Kaiſer. Es konnte eine Stadt unter einem frühern Kaiſer die Erlaubnis zu zwey und drey Neocoraten erhalten

haben, und unter einem spätern nur zu Einem oder Zwey. Sie datirten also nicht davon als von einem besondern Vorzug oder neuerhaltner Würde, und es war kein Titel, wie ihn unsre großen Herren führen, die was sie einmal gewonnen haben, ewig beyzubehalten suchen. Noch läßt sich vielleicht eine nähere Erklärung angeben. In den alten Schriftstellern findet sich nichts zu Aufklärung dieser Schwierigkeiten verzeichnet. Man weis nicht ob die Städte die sich schlechtweg Neocori nannten, die Spiele und Feyerlichkeiten wiederholten, wozu ihnen das Neocorat das Recht gab. Allein bey den Münzen derjenigen Städte, die ein zweytes und drittes Neocorat erhalten haben, scheint es wahrscheinlich, daß sie zu Ehren unterschiedner Kaiser alle Jahre Feste angeordnet haben, ja daß einige zweyerley Arten derselben in Einem Jahre zu verschiednen Zeiten gefeyert haben. Andre Städte die kein Neocorat hatten, bezeichneten die Zeit wo ihre Münzen geschlagen wurden, oft mit einer andern Feyerlichkeit, die eben damals vorgieng, als mit Ολυμπια, Πυθια, Δημητρια, u. s. w. Eben so konnten die Städte, welche Neocori waren, blos nur dasjenige Neocorat auf ihren Münzen seyn, dessen Feyerlichkeiten eben damals da die Münze geprägt ward gehalten wurde.

Es heißt also nach dieser Erklärung nicht, so wohl: diese Stadt bezeichnet hierdurch ihr Recht das zweyte

oder

oder dritte Neocorat auszuüben; sondern: diese Münze wärd zu der Zeit geschlagen, da die besondre Feyer und Feste vorgiengen, welche diese Stadt vermöge des zweyten und dritten Neocorats oder Decrets zu begehen Befugnis hat.

III.

IV.

Etwas vom Hause Savoyen.

Da man das zu Modena regierende Geschlecht von Este für erloschen ansehen kann, so ist Savoyen unter den erblichen Fürstenthümern Italiens das Einzige welches von einem wahren italienischen Fürsten beherrscht wird. Auch ist dieser der einzige, der Italiens kriegerischen Ruhm aufrecht erhält, und einem jeden Feinde die Spitze bieten kann.

Die Fürsten dieses Hauses haben die Kunst verstanden, durch Allianzen mit Mächtigern, und auf Unkosten derselben, groß und furchtbar zu werden. Schon ehe sie zum Königreiche Sardinien gelangten, schrieben sie sich den Titel Königliche Hoheit zu, und weigerten sich dem Hause Medici denselben beyzulegen. Im Jahr 1700. gab sich der Piemontesische Minister am Römischen Hofe alle Mühe, ein dem Großherzog Cosimo III. gewidmetes Buch aus dem Wege

zu räumen, weil er Königliche Hoheit darin betitelt wurde; es gelang ihm aber nicht. Der Kaiser Leopold machte hernach dem Streit dieser zwey Häuser ein Ende, da er den besagten Titel den Großherzogen von Toskana bestätigte.

Im vergangenen Jahrhundert erneuerte der Herzog Karl Emanuel II. seine Ansprüche auf das Königreich Cypern, so sehr auch die Venezianer, welche mehr Recht zu dieser Insel zu haben glauben, widersprachen. Der Piemontesische Minister zu Venedig ließ den Wappenschild seines Herrn mit jenem des Königreichs Cypern über die Thüre seines Pallastes aufrichten. Aber der eifersüchtige Senat ließ dem Minister sagen, man würde den Schild mit Gewalt herabwerfen und vor seinen Augen zertrümmern, wofern er ihn nicht schleunig herabnähme. Er fügte hinzu, die Republik würde Cypern lieber in den Händen des Herzogs von Savoyen als in Türkischen Händen sehen; weil es ihr alsdann nur ein Paar Monate Zeit kosten würde, sich derselben zu bemeistern. Indeß besaß der Groß-Sultan die Insel, und lachte vielleicht herzlich über den eiteln Stolz der Italiener, die um den leeren Titel haderten.

Die Republik gründet ihre Ansprüche 1) darauf, daß Catharina Cornara, Gemahlin Jacobs, Königs in Cypern, und Erbe ihres einzigen Sohns Jacob, ihr diese Insel feyerlich geschenkt hat; 2) auf die Investi-

Inveſtitur, die ſie 1510., da die geſagte Königin ſtarb, vom Aegyptiſchen Sultan empfieng, und 3) auf den Beſiz von 1510. bis 1570., da die Türken ſie eroberten.

Hingegen beruft ſich das Haus Savoyen auf eine Schenkung, welche Charlotte, einzige Tochter des Cypriſchen Königs Johannes, zu Gunſten ihres Neffen, Karls I, Herzogs von Savoyen, machte. Wozu noch dieſes kommt, daß Ludwig von Savoyen, Gemahl der Charlotte, von den Vornehmſten der Inſel als zukünftiger Erbe erkannt worden war, und von ihnen, bey Gelegenheit ſeiner Vermählung den Eid der Treue empfangen hatte. Es konnte daher die gewaltthätige Beſitznehmung Jacobs, unehlichen Sohns des Königs Johannes, welcher auſſer dem noch ſeinen Vater mit Gift hingerichtet hatte, dem wahren Erben das Recht weder benehmen, noch auf ſeinen Sohn bringen. Man ſiehet hieraus, auf welchen ſchlechten Gründen der Anſpruch der Venezianer gegründet iſt.

Da Victor Amadäus, der Thronfolger ſeines Vaters, Emanuel I. ſeine Anſprüche durch ein Manifeſt an allen Höfen bekannt machte, ſollen es die Venezianer mit folgendem Vers aus der heiligen Schrift ſehr lakoniſch beantwortet haben: Coelum coeli domino, terram autem dedit filiis hominum *). Wenn die

*) Sicut coelum Diis, ita terras generi mortalium datas. Tacit. Annal. 13.

die Venezianer hiermit ſagen wollten, Gott habe die Erde den Menſchen preis gegeben, und wer ſich ihrer bemächtigte, der ſey ihr rechtmäßiger Herr: ſo dörfen ſie die Türken, die ihnen die Inſel mit Gewalt entriſſen haben, und einen Mächtigern der ſich ihrer Lagunen bemeiſterte, keines Unrechts beſchuldigen.

Die Art wie die Venezianer zu dieſem Königreiche kamen iſt ganz ſonderbar. Der Senat nahm Jakob, den Sohn der Katharina Cornaro, an Kindes ſtatt an, da er ihn zu einem Venezianiſchen Edelmann machte; und da derſelbe ſtarb, ließ er ſich ſelbſt von der Königin an Kindes ſtatt annehmen, damit die Republik als Mutter des Sohnes, und als Tochter der Mutter Erbe wäre. In Wahrheit eine ganz beſondre Art Länder zu erwerben!

Damit ich nun auf das Haus Savoyen zurückkehre, ſo iſt unter allen in Europa regierenden Geſchlechtern keines, welches ſich wie daſſelbe rühmen könnte, daß ſeit acht hundert Jahren ſich in ihm die Regierung in gerader Linie von Vater zu Sohn ohne einige Unterbrechung fortgewälzt habe. In dieſem Zeitraume haben 32 Fürſten, Väter und Söhne, regieret, ohne daß je Einer der ältern Nebenzweige von Nemours, Aumale, und Soiſſone, oder der jüngere von Carignano zur Regierung gekommen iſt.

Das

Das Königliche Haus iſt von Seiten Frankreichs ſchweren Verfolgungen ausgeſetzt geweſen. Einer derſelben, Namens Philipp II. vermählte ſich 1471. mit Margaretha, einer Tochter Karls von Bourbon, und ſetzte feſt, daß ſowohl die Töchter als Söhne, die aus dieſer Ehe entſtehen würden, in der Regierung folgten. Er zeugte einen Sohn, Namens Philibert II., und eine Tochter, Namens Luiſe, nachmals Gemahlin des Grafen von Angoulême, und Mutter des berühmten Königs Franz I. Da Margaretha geſtorben war, vermählte ſich Philipp zum zweytenmal mit Klaudia von Broſſe, einer Tochter des Grafen Johann von Penthievre, und zeugte mit ihr zwey Söhne, Karl III. und Philipp, Herzog von Nemours.

Nach Philipps Tod folgte ihm ſein Sohn Philibert 1497. in der Regierung, ſtarb aber 1504. ohne Erben. Daher nahm Karl III., Philipps erſter Sohn von zweyter Ehe, mit Bewilligung der Stände das Land in Beſitz, obgleich Luiſe, die leibliche Schweſter Philiberts, Gemahlin des Grafen von Angoulême, Kraft der oben beſagten Verordnung, als nähere Erbin, Anſpruch darauf machte. Er blieb auch in ruhigem Beſitz, bis Franz I. die Eroberung des Herzogthums Mailand unternahm, und, den Anſprüchen ſeiner Mutter gemäß, ſich des ganzen Herzogthums Savoyen und eines Theils von Piemont bemächtigte.

Da Kaiſer Karl V. wohl einſah, wohin der König von Frankreich zielte, nahm er ſich des Herzogs an, und griff die Franzoſen in der Provence und in den Niederlanden an; wodurch der König gezwungen wurde, zu Nizza einen Waffenſtillſtand zu ſchlieſſen. Kraft deſſelben blieben zwar die Franzoſen im Beſitz des Herzogthums; aber 1559. erfolgte der Friede, und dem Herzog Emanuel Philibert wurde, auſſer Turin, Chierasco, Aſti, Pignerolo, Carmagnola, Savigliano und der Feſtung Saluzzo, welche der König zum Unterpfand zurückbehielt, bis durch erwählte Schiedsrichter die Sache entſchieden wäre, das Herzogthum zurückgeſtellt. Hierauf wurde 1561. zu Lion ein Congreß zur Entſcheidung der Sache gehalten, und obgleich nichts gewiſſes entſchieden wurde, ſo ſtellte doch der junge König Karl IX. dem Herzog alle die oben geſagten Plätze, auſſer Pignerolo und Savigliano, zurück. Endlich ließ Heinrich III., da er auf ſeiner Rückkehr aus Pohlen durch Savoyen reiſete, auch die geſagten zwey Plätze fahren, jedoch mit Vorbehaltung ſeiner Rechte; welchen endlich Ludwig XIV. in dem 1696. mit dem Herzog Victor Amadäus geſchloſſenen Frieden gänzlich entſagte.

Es iſt ſonderbar, daß dieſes Haus das Glück gehabt, auf der Seite des Mächtigern unter ſeinen Nachbarn ſich zu erweitern, hingegen von Seiten der einzigen Stadt Genf jederzeit einen unüberwindlichen Wider-

Green.

Der arme York! Das Geschäfte, das er übernommen hat, ist nicht leichter, als wenn er den Sand zählen, und das Meer austrinken wollte. Wenn einer an seiner Seite ficht, so werden tausend fliehen.

Buschy.

Lebet wohl für ein und allemal.

Green.

Wir können einander wol wieder sehen.

Bagot.

Ich besorge, nimmer.

[Sie gehen ab.]

Neunte Scene.

(Verwandelt sich in eine wilde Gegend, in Glocester-Schire.)

Bolingbroke und Northumberland treten auf.

Bolingbroke.

Wie weit ist es noch, Milord, von hier nach Berkley?

Northumberland.

Ich bin hier fremde in Glocester-Schire; diese hohen wilden Hügel, und diese rauhen unebnen Wege, machen unsern

Widerſtand gefunden hat. Verſchiedene Herzoge haben alle ihre Kräfte angewandt dieſe Stadt unter ihre Herrſchaft zu bringen; aber die Verbindung derſelben mit den Schweitzern und Frankreichs Schutz haben alle ihre Verſuche vereitelt.

Als dieſe reiche Republik die reformirte Religion annahm, vertrieb ſie ihren Biſchoff aus der Stadt, und entzog ſich der Herrſchaft des teutſchen Kaiſers und der Herzoge von Savoyen. Der Biſchof, welcher ſeinen Stuhl nach Annecy verſetzte, begab ſich aller ſeiner Anſprüche, die ihm ohnedem ein reformirtes Volk nicht gewehren konnte. Die Teutſchen Kaiſer, welchen eine dergleichen Oberherrſchaft wenig oder nichts einträgt, haben ſich nie darum bekümmert, ihre Rechte geltend zu machen; und die Herzoge von Savoyen haben dieſes zwar bald mit Liſt, und bald mit offenbarer Gewalt geſucht; aber Genf hat bis auf den heutigen Tag ſeine goldene Freyheit behauptet.

Die Verträge von Turin 1703, von Wien 1735, von Worms 1743, wodurch die Herzoge von Savoyen die Mailändiſchen Landſchaften Alexandria und Valenza, Lumellina, Val di Seſia, Novareſe, Vigevanaſco, den gröſten Theil der Grafſchaft Anghiera, einen Theil der Gebiete von Pavia und Bobbio vom Erzhauſe Oeſterreich erhielten, gereichen noch immer den Unterthanen, welche an den Grenzen wohnen,

zum größten Schaden. Viele ehedem Mailändische Familien, welche nun zu Piemont gehören, besitzen reiche Landgüter jenseits der neuen Gränzen im Mailändischen, und viele Mailändische Unterthanen dergleichen Güter im Piemontesischen Gebiete. Wenn sie die Produkte ihrer Landgüter heimführen wollen, so sind sie auf beiden Seiten schweren Abgaben unterworfen.

Der Seidenbau ist die vornehmste Quelle der Nahrung und der vortreflichen Einkünfte in Piemont. Der Engländer Josue Gee sagt in seinen Betrachtungen über den Handel und die Schiffahrt Großbritanniens: „die Seide die wir aus Italien empfangen, kommt fast gänzlich aus Piemont. Man „glaubt, der König von Sardinien ziehe jährlich „200,000 Pfund Sterling in baarem Gelde von uns Engländern." Rechnet man nun noch dazu, was Holland und andern Ländern, wo Piemontische Seide verarbeitet wird, zukommt: so beläuft sich diese Summe auf mehrere Millionen Thaler. Diesen Reichthum haben die Piemontesser den weisen Anstalten des Königs Victor Amadäus II. zu verdanken. Im ersten Jahre seiner Regierung verbot er die heimliche Ausfuhr unabgewundener Cocons, ermunterte und reizte auf alle mögliche Weise die Unterthanen zur Vermehrung des Seidenbaues, und zwang sie zur Vervielfältigung der Maulbeerbäume. Er selbst studierte auf den Seidenbau, machte Beobachtungen

und

und Verſuche über denſelben, und brachte es ſo weit in dieſer Kenntniß, daß ihn kein Menſch je darin übertreffen hat. Er ſchrieb ſeinen Unterthanen Regeln vor, die Seide von den Cocons abzuwinden und zu ſpinnen, erfand und gab ihnen die bequemſten Werkzeuge dazu in die Hände, und errichtete einen Commercien-Rath, deſſen Mitglieder zum Theil aus Kaufleuten beſtehen, um den Seidenbau mit allen Kräften und mit allen möglichen Mitteln zu befördern. Seit der Zeit iſt er ſo hoch geſtiegen, daß der Ertrag der Seide, welche jährlich aus allen Landern des Königs von Sardinien, dieſe Inſel nicht mit gerechnet, ausgeführet wird, ſich weit über fünf Millionen Thaler beläuft.

Piemont iſt reich an den meiſten natürlichen Producten die zum Unterhalt des Menſchen nöthig ſind. Das meiſte Rindvieh, welches in Genueſiſchen geſchlachtet wird, kommt aus Piemont. Die Piemonteſer verſtehen ſich ſehr gut auf den Weinbau. Sie laſſen die zerquetſchten Weintrauben in großen Kübeln wohl vierzehn Tage gähren, ehe ſie den Moſt in Fäſſer abzapfen; wodurch er leicht, hell und geſund wird. Sie gewinnen hierdurch auch den Vortheil, daß, da anderwärts der Wein nicht über ein Jahr dauert, ſie zwey- bis dreyjährigen Wein trinken, und einen einträglichen Handel damit treiben. Der Oelbaum gedeihet in allen Staaten des Königs

von

von Sardinien; aber nirgends iſt das Oel ſo gut als zu Nizza und Oneglia in Piemont. Es wird unter die beſten Gattungen in Europa gerechnet. Dieſes rühret nicht etwa von einer vorzüglichen Güte der Oliven, ſondern von einer beſſern Kenntniß ſie auszupreſſen her. Der Vortheil beſtehet darin, daß die Oliven ohne weitern Verzug von den Bäumen in die Kelter gebracht werden. Wenn ſie einige Zeit in Haufen gelegen ſind, ſo verliert das Oel den angenehmen Geſchmack, ob man gleich hernach allen möglichen Fleiß anwendete. Geiz und Vorurtheile verhindern die Beſitzer in andern Ländern und Gegenden, dem Beyſpiel der Nizzaner und Oneglianer nachzufolgen. Sie glauben das Oel vermehre ſich, wenn die Oliven einige Tage in Haufen liegen, und hierdurch in eine kleine Gährung gerathen. Schon Cato hat dieſes Vorurtheil eingeſehen und verworfen. *) Der Marcheſe Grimaldi **) hat ſogar auf ſeinen Gütern zu Seminara in Kalabrien durch angeſtellte Verſuche gefunden, daß in Haufen gelegene Oliven weniger Oel geben, als die friſch gekelterten.

Nizza und Villafranca ſind zwey bequeme und ſichere Freyhäfen, welche von allen Nationen beſucht werden. Auch fehlt es in Sardinien nicht an guten

See-

*) De Re ruſt. 64.

**) Nuova maniſattura dell' olio introdotta nella Calabria.

Seehäfen. Demungeachtet bekümmert ſich die Regierung wenig ums Seeweſen, und überläßt fremden Nationen den Gewinn des Transports ihrer Landes-Produkte.

J...

V.

Verſe

an

Fräulein M*** von B*

in Ein Exemplar des erſten Bandes der travestirten Aeneis geſchrieben.

Ein Autor, Theure, der mit Ehren
Und als ein ächtkatholſcher Chriſt
Sein Kindlein will zur Welt gebären,
Hat vorderſamſt, wie es gebräuchlich iſt,
Nach einem guten Freund ſich umzuſehen,
Der bey der Taufe zu Gevattern ihm zu ſtehen
Und für das Kindlein gut zu ſagen ſich entſchließt.
Ich hätte gern in meinen Kindesnöthen
Um dieſes gute Werk, o Theure, dich gebeten,
Wüßt ich nicht, daß mein Kind ſo voller Schelmerey
Und ein ſo ungezogner Junge ſey,
Für den, nach chriſtlichen Gebräuchen,
Kein Mann, geſchweige denn ein Mädchen deines gleichen,
Mit Ehre ſich verbürgen kann.
Denn ach, geſetzt ich ſpräche dich drum an,

Wie

Wie könnteſt du zu all den Schelmereyen,
Mit denen ich, ſein Herr Papa,
Mir ſelbſt zum Skandalum, ſo reichlich ihn verſah,
Vor aller Welt ihm deinen Namen leihen?
Wie für den aufgeklärten
Leichtfertchen Juden Blasius ſtehn,
Der bis an's Ohr in lauter Schalkheit ſtecket,
Und ſchon ſo früh die armen Mönche necket:
Der über Bilderchen und Amulete lacht,
Und ſelbſt dem Pabſt ein Fäuſtchen macht:
Dem, wenn er böſe wird, zu einem Naſenſtüber
Er. Chriſtoph ſelbſt zu groß nicht iſt,
Und der ſich manchmal ſo vergißt,
Daß er, obſchon ein Kind, doch ſeine Amme lieber
Als ein Marienbildchen küßt:
Der, wenn er auf dem Steckenpferdchen reitet,
Mit ſeiner Peitſche links und rechts
Zuhaut, und ohne Schonung des Geſchlechts
Den Narrn und Närrinnen auf ihre Schellen deutet:
Der ſelbſt mit deinen Schweſterchen
In Eva, und ſie auch ſo ſchön
(Nur nicht ſo gut) wie du, als wie mit Bäuerinnen,
Ja gar mit überirdiſchen Göttinnen
Als wie mit Hyſterweibern ſpricht.
Nein — ſicher müßteſt du dich ſchämen,
Den kleinen Wechſelbalg, im Anaeſicht
Der Welt, in deinen Schutz zu nehmen!

Allein bey alldem prätendirt
Der Knabe doch, daß er dir angehöre,
Ja daß er dir zum Theil ſein Daſeyn ſchuldig wäre;
Weil du, als man ihn akkouchirt,
So gütig warſt, mit eignen Händen

(In

(In allen Zuchten zwar) für ihn dich zu verwenden.
So kek auch die Behauptung ſcheint,
So muß ich doch, damit der Junge mir nicht weint,
Ihm ſchon willfahren, und dir ihn
Als meiner Frau Gevatterin
— doch ganz im Stillen — dediciren,
Und ihn, ſo ſchlimm er iſt, dir, anckommandiren.

So nimm dich denn des kleinen Wildfangs an:
Der Himmel wird für das, was du in deinem Leben
Für einen böſen Jungen einſt gethan,
Dir künftig bunter gute geben:
Und ich will dann ſie auch dir aus der Taufe heben.

Klumaver.

Inhalt des zweyten Vierteljahres.

April.

I. Briefe des Herrn Michael Torcia an den Profeſſor Toaldo zu Padua, von dem Höhenrauch des vergangnen Jahres zu Neapel und Calabrien. S. 3
II. Auszug aus Hrn. J. R. Forſters Bemerkungen über Gegenſtände der Phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte ꝛc. auf ſeiner Reiſe um die Welt geſammlet. 16.
III. Ein Roman in fünf Liedern. 33
IV. Clelia und Sinibald. (Fortſetzung.) 41
V. Kinderſtreiche meiner Phantaſie. 57
VI. Das Narren- und Eſelsfeſt. 79
VII. Ueber den Werth der Anekdoten. 82
VIII. Litterariſche Fabeln. Aus dem Spaniſchen des Don Tomas de Yriarte. 86

IX. Mittel gegen die übeln Folgen der heurigen großen Ueberſchwemmungen in Rückſicht auf Geſundheit. ; ; ; ; ; 94
X. Erden-Schlummer, mit Melodie von Freyherrn von Seckendorff.

May.

I. Clelia und Sinibald. (Beſchluß.) S. 97
II. Auszug aus della Torre Geſchichte des Veſuvs. 125
III. Ein Familiengemählde aus D**n. ; 138
IV. Beſchluß des Auszugs aus Hrn. D. Forſters Bemerkungen ꝛc. ; ; ; 147
V. Schreiben an den H. d. T. M. die Montgolfieriſchen Verſuche mit dem Luftball betreffend. 171
VI. Die Linde auf dem Kirchhofe. ; ; 174
VII. Schreiben an Hrn. R. B**. von dem Verfaſſer des Werks über die Europäiſchen Producte ꝛc. ; ; ; ; 177
VIII. Anekdoten vom Heiligen Martin. ; 186
IX. Erniedriget oder erhöhet der Nachdruck die Bücherpreiſe? ; ; ; ; 189
X. Erwartung der Geliebten, mit Melodie von Freyherrn von Seckendorff.

Junius.

I. Moriz, ein kleiner Roman. ; S. 194
II. An einen Freund, aus Veranlaſſung der Briefe über die Bibel im Volkston. ; 246
III. Antiquariſche Miſcellanien. ; ; 264
IV. Etwas vom Hauſe Savoyen. ; ; 275
V. Verſe an Fräulein M*** von B*. ; 285
VI. Azors Denkmal, mit Melodie von Freyherrn von Seckendorff.

Azor's Denkmal.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

Innerlich und still.

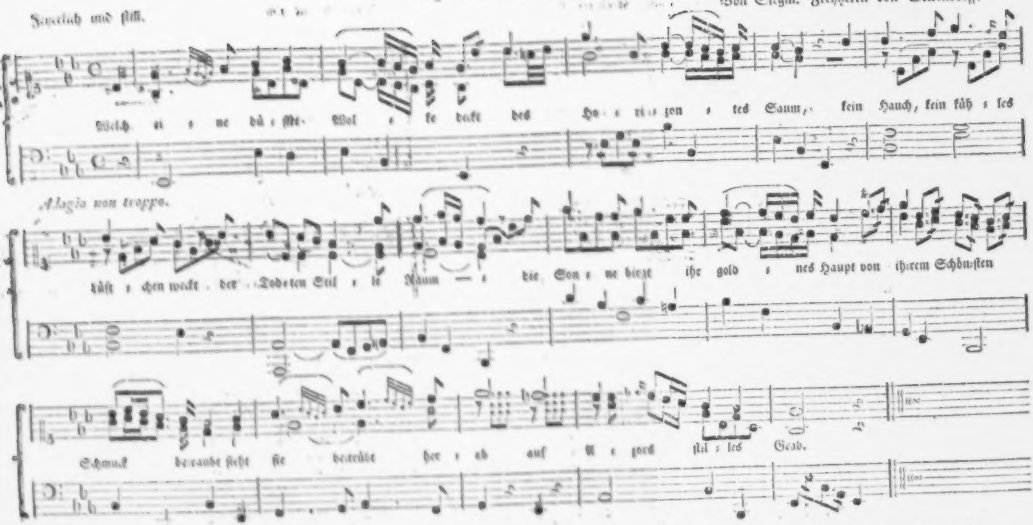

Aus seiner Asche bricht hervor
Ein Strauch Vergissmeinnicht,
So oft durch ihren Wolkenflor
Ihr Auge freudig blickt;
Doch wird dies Denkmal ächter Treu'
Auch dann auf seinem Grabe neu,
Wenn eine Thräne fließt
Die seiner würdig ist.

Denn kommt und lasst uns durchs das Thal
Zum stillen Hügel hin,
Wir, seiner alten Freunde Zahl,
In steter Eintracht ziehn,
Und dort gelagert, Hand in Hand,
Den Blick auf seinen Stein gewandt,
Geweiht zum Gesang
Sey unser lauter Klang.

War ihm der Ruhe goldnes Loos
So lieb auf Erden schon,
So bleib' auch jetzt in ihrem Schoos
Sie noch hinfort sein Lohn;
Nie werde freventlich entehret
Die Stätte die ihm zugehört;
Nie seine Redlichkeit
Durch kühnen Spott entweiht.

Und auf dem rohen Leichenstein
Der zwar sein Blut versprützt, *)
Nun aber liebreich sein Gebein
Vor frühem Moder schützt,
Sey jedem, der, nach Azors Bild,
Sich nur für den erschossen fühlt
Der seine Treue schätzt,
Ein Denkmal aufgesetzt.

*) Azor wurde von dem Steine, der sein Gratmal deckt, erschlagen.

unſern Marſch langſam und ſehr beſchwerlich; und doch hat eure angenehmſte Geſellſchaft mich beydes vergeſſen gemacht. Ich bedaure nur Roſ und Willonghby, die auf ihrem Weg von Ravenſpurg nach Cotſchold das Glük ermangeln müſſen, ſo ich izt genieſſe; doch die Hoffnung erleichtert ihnen den ihrigen, und die Hoffnung des Genuſſes genießt beynahe ſchon ſo viel, als der Genuß ſelbſt.

Bolingbroke.

Eure Freundſchaft treibt den Werth meiner Geſellſchaft viel zu hoch; aber wer kommt hier?

Percy zu den Vorigen.

Northumberland.

Es iſt mein Sohn, der junge Heinrich Percy, von meinem Bruder Worceſter abgeſchikt: Woher, Harry, was macht dein Oheim?

Percy.

Ich hoffte, Milord, bey euch Nachricht von ihm zu holen.

Northumberland.

Wie, iſt er nicht bey der Königin?

Percy.

Nein, Milord, er hat den Hof verlaſſen, ſeinen Stab zerbrochen, und die Königliche Hofſtatt zerſtreut.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Junius 1784.

I. Neue Bücher.

1) Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, von J. G. Herder, Erſter Theil, Riga und Leipzig bey J. F. Hartknoch, 1784. 4. 318 S.

Bey allem dem, was uns unſere Moraliſten, und, beſſer als ſie, unſre Naturforſcher, Anatomiker, und Pſychologen in ihren einzelnen Unterſuchungen über den Menſchen Vortreffliches geſagt haben, dürfte man eben nicht ſeinen Scepticismus zu weit treiben, um auch das Beſte unſrer Syſteme über die Beſtimmung des Menſchen immer noch einſeitig, unbeſtimmt, und ſolchen Schwierigkeiten unterworfen zu finden, die ſich kaum anders, als nach der Verfahrungsart Alexanders mit dem gordiſchen Knoten, behandeln ließen. Man hat die wichtigen Fragen: was der Menſch ſey, und was er werden ſolle, immer nur dem Menſchen ſelbſt vorgelegt; anſtatt daß man ſie der ganzen Natur hätte vorlegen ſollen: und man beſchäftigte ſich mehr mit Beobachtungen und Schlüſſen über den Menſchen an ſich ſelbſt betrachtet, als mit der Aufſuchung der großen Anſtalten, welche die Natur in ihrer geſammten Haushaltung für ihren Liebling getroffen hat, und die allein den Grund und folglich auch den Aufſchluß über das was der Menſch würklich geworden iſt, und was er noch werden ſoll, vollſtändig enthalten

können; kurz, wir hatten bisher wohl philoſophiſche Geſchichte der Menſchheit, aber keine eigene Philoſophie dieſer Geſchichte. Allein es gehörte auch nichts geringeres dazu, als der beträchtliche Grad von Vollkommenheit, den die Phyſik, Naturgeſchichte, Pſychologie, Phyſiologie u. ſ. w. beſonders in den leztern Zeiten erreicht haben, und dann eine Gelehrſamkeit, die alle dieſe einzelnen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften beynahe erſchöpfen mußte, verbunden mit einem Forſcherblicke, der ſcharf genug war, um die Werkſtätte der Natur im Weltall zu durchſchauen, und das was ſie für den Menſchen gethan hat, vom Winkel der Erdachſe mit dem Sonnen-Aequator — bis zum Winkel der in den Thierköpfen den Grad der Vernunftfähigkeit beſtimmt, auszuſpähen, um in dieſer eben ſo wichtigen als ſchweren Wiſſenſchaft ſo einen Verſuch hervorzubringen, wie ihn Herder unter dem beſcheidenen Titel: Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, geliefert hat.

Wir könnten uns begnügen unſern Leſern den Geſichtspunct angegeben zu haben, aus welchem ſich dieſe auſſerordentliche Erſcheinung an unſerm litterariſchen Horizonte unſern Augen darſtellte; weil es aber hier um eine neue Wiſſenſchaft zu thun iſt, glauben wir ihnen keinen unangenehmen Dienſt zu thun, wenn wir die Hauptlinie des vortreflichen Planes ausheben.

Dieſer erſte Theil enthält, nach des Verfaſſers eigenen Worten, nur die Grundlage des Werkes, theils im allgemeinen Ueberblicke unſerer Wohnſtätte, theils im Durchgange der Organiſationen, die unter uns und mit uns das Licht dieſer Sonne genieſſen. Aber ſchon in dieſer Grundlage erſcheint der Menſch, als der Sohn, der Zögling, das Werk der ganzen Natur, oder vielmehr jener allmächtigen Kraft, Güte und Weisheit, die ſich der Verf. bey dem

dem Namen Natur denkt, im Zuſammenhange mit den übrigen Werken der Schöpfung, theils in ſeiner Abhängigkeit von ſeinen Mitgeſchöpfen, theils in ſeiner Verwandtſchaft mit den übrigen Erdorganiſationen, und endlich in ſeinen mannichfaltigen Vorzügen, als Reſultaten ſowohl der Zuſammenwirkung ſeiner Mitgeſchöpfe für ihn und auf ihn, als auch des Platzes, den er in der Reihe aller Erdorganiſationen einnimmt.

Das erſte Buch entwickelt die Verhältniſſe in welchen der Menſch mit dem Weltgebäude überhaupt, und insbeſondere mit ſeinem Wohnorte, der Erde, ſteht; zeiget was der Menſch der Stellung der Erde unter den übrigen Sternen, ihrem mittelſten Orte unter den übrigen Planeten, den mannichfaltigen Revolutionen, durch die ſie werden mußte was ſie iezt iſt, ihrer kugelförmigen Geſtalt, ihrer ſchiefen Richtung gegen die Sonne, der Beſchaffenheit des Dunſtkreiſes von dem ſie umhüllet, und der Einwirkung mehrerer himmliſcher Sterne, von denen ſie afficiret wird, der allmähligen Bildung des feſten Landes, und den verſchiedenen Formen deſſelben in den beyden Hemisphären, ſchuldig iſt.

Im zweyten Buche werden, nach einer kurzen Betrachtung über die Tüchtigkeit unſrer Erde zur Hervorbringung der verſchiedenſten Organiſationen, die zwo Organiſchen Hauptgattungen, nämlich das Pflanzen- und Thierreich in Beziehung auf die Menſchengeſchichte unterſuchet; insbeſondere die Aehnlichkeit des Schickſals der Pflanze mit jenem der Menſchen in den verſchiedenen Arten der Entſtehung, der Nahrung, des Wachsthumes, der Fortpflanzung, der Verbreitung und Ausartung unter verſchiedenen Himmelsſtrichen; die Einwirkung der Pflanzen aufs Thierreich und auf den Menſchen, der Einfluß der Thiere auf die menſchliche Kultur, und die Analogie der Abartung und

Vervollkommnung von Menſchen und Thieren in verſchiedenen Gegenden der Erde. Der letzte Abſchnitt dieſes Buches zieht aus einer allgemeinen Ueberſicht des geſammten Thierreiches folgende merkwürdige Reſultate: Die Claſſen der Geſchöpfe erweitern ſich (nehmen an der Zahl ihrer Gattungen zu) je mehr ſie ſich von dem Menſchen entfernen (je unähnlicher ſie dem Menſchen werden) je näher ihm, deſto weniger werden die Gattungen der ſogenannten vollkommenen Thiere. Die Natur ſcheint bey der unendlichen Varietät, die ſie liebet, alle Lebendigen unſrer Erde nach einem Hauptplaema der Organiſation gebildet zu haben; je näher dem Menſchen, deſto mehr Aehnlichkeit haben alle Geſchöpfe in der Hauptform mit ihm. Der Menſch iſt ein Mittelgeſchöpf unter den Thieren, das iſt, er iſt die ausgebreitete Form, in der ſich die Züge aller Gattungen um ihn herum im feinſten Inbegriffe ſammeln.

Das dritte Buch beginnt mit der Vergleichung des Baues der Pflanzen und Thiere in Rückſicht auf die Organiſation des Menſchen; giebt ſodann eine raiſonnirte Geſchichte der ſtufenweiſen Veredlung der Thierarten nach der fortſchreitenden Vollkommenheit der Organiſationen, und ſchließt mit der Beſtimmung des organiſchen Unterſchiedes der Thiere und Menſchen.

Im vierten Buche werden die Vorzüge des Menſchen vor den Thieren aus der höhern Vollkommenheit der menſchlichen Organiſation hergeleitet, und zwar ſeine Vernunftfähigkeit, ſeine feineren Sinne, und mit ihnen die Fähigkeit zur Kunſt und Sprache; ſeine feinern Triebe, und mit ihnen ſeine Freyheit; ſeine zärtere Geſundheit und ſtärkere Dauer, und mit ihr die Fähigkeit ſich allenthalben über die Erde auszubreiten; und endlich durch alle dieſe höhern Ga-

den ſeine Humanität, Religion, Hofnung der Unſterblichkeit. Letztere iſt der eigentliche Gegenſtand

des fünften Buches, in welchem die Wahrſcheinlichkeit der ewigen Fortdauer und der immer fortſchreitenden Vervollkommnung unſers Geiſtes nach dem Tode aus der Analogie der Schöpfung, und den Eigenſchaften der menſchlichen Natur gezeiget wird. Es iſt Thatſache, daß in der Schöpfung unſrer Erde eine Reihe aufſteigender Formen und Kräfte herrſchet, die bis zum Menſchen fortgeht, deſſen Form die künſtlichſte, und deſſen Kraft die vollkommenſte iſt. Er iſt das letzte Glied der großen Kette der Organiſation; aber nur das letzte Sichtbare. Jede Organiſation hat ihre eigene inwohnende Kraft; folglich giebt es ein unſichtbares Reich von Kräften. Es herrſcht alſo auch eine aufſteigende Reihe im unſichtbaren Reiche der Schöpfung. Der Untergang was immer für einer Kraft enthält einen offenbaren Gedankenwiderſpruch, und dieſer ſollte eben bey der reinſten und thätigſten aller organiſchen Kräfte ſtatt finden? Das Organ iſt nicht ſelbſt die Kraft; es iſt alſo nicht nothwendig daß die Kraft mit dem Organe zu Grunde gehe; ſie kann in einem Medium forterhalten werden. Auch über dies Medium finden wir Winke in der Natur, in dem durch die ganze Schöpfung ausgegoſſenen äuſſerſt wirkſamen Elemente, das wir Licht, Aether, Lebenswärme nennen. Der Zuſtand unſrer Humanität ſelbſt läßt kaum einen Zweifel übrig, daß ſie hienieden nicht eigentlich nur Vorübung und Vorbereitung zu einem höhern Leben ſeyn ſoll; und folglich iſt unſer jetziger Zuſtand wahrſcheinlich das verbindende Mittelglied zwoer Welten.

Dieſe höchſt unvollkommene Skize giebt nun freylich von dem Werke ſelbſt keinen vollſtändigern Begriff als die Knochen eines Skelets vom Gebilde des ganzen herrlichen Menſchen-

ſtehendautes geben würden. Sie ſoll aber auch nichts weiters ſeyn, als Anzeige der wichtigen Gegenſtände, über die wohl noch nie in wenigern Blättern ſo viel Neues und Vortreffliches geſagt wurde. Nie war Herders Philoſophie kalte, trockene, wortkramende Scholaſterey, die alles gethan zu haben glaubet, wenn ſie Definitionen drechſelt, Conſequenzen ſpinnt, u. ſ. w. und damit ihre alten Gemeinplätze ausſchmükket; aber nie war ſie es weniger als bey dieſem Werke. Alles erſcheint hier aus der wirklichen Welt herausgenommen, und wie von der Natur ſelbſt in ihrem Einzelnen ausgeſonnen da ſteht; Thatſache, in ihrem Heiligthume mit Augen geſehen. Allenthalben unmittelbare anſchauende Erkenntnis der Schöpfung, von ihren größten Erſcheinungen bis auf ihre kaum bemerkbare Spuren, ihren leiſeſten Gang, ihren feinſten Zuſammenhang, ihre entfernteſten Aehnlichkeiten; ein Beobachtungsgeiſt der Alles in Einem und Eines in Allem ſieht; eine unumſchränkte Gewalt über eine ganze Ideenwelt, in der kein iſolirter Begriff ſtatt findet, und alles jeden Augenblick dem Gebothe des Geiſtes zu Dienſten ſteht. Daher die überfliſſende Gedankenfülle durch das ganze Buch; daher die feinen, oft ganz unerwarteten, aber eben ſo natürlich aus der Sache ſelbſt entſtandenen Bemerkungen, die weit ausſehenden vielſagenden Winke, die unzähligen neue öffneten, lichtvollen Ausſichten; und dies alles in einen Ausdruck gekleidet, der durch ſeine männliche Würde, blühende Schönheit und lebendige Darſtellung mit jedem andern Vorzuge dieſes Meiſterwerkes wetteifert.

Nicht ſo wohl um unſer Urtheil zu rechtfertigen, als um den Leſer ſelbſt urtheilen zu laſſen, ſetzen wir einige vorzügliche, jedoch ohne vieles Nachſuchen gewählte, Stellen her. Von der Schöpfung des Menſchen heißt es S. 180: „Als die bildende Mutter (die Natur) ihre Werke „voll-

„vollbracht, und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser „Erde möglich waren, stand sie still, und übersann ihre Wer„ke; und als sie sah, daß den ihnen allen der Erde noch ih„re vornehmste Zierde, ihr Regent, und zweyter Schöpfer „fehlte: siehe, da gieng sie mit sich zu Rathe, drängte die „Gestalten zusammen, und formte aus allen ihr Hauptge„bilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem „letzten künstlichsten Geschöpfe die Hand, und sprach: steh „auf von der Erde!“ Vom Tode S. 299: „Und so bleibt „uns, wenn uns der Todesschlaf aus Krankheit oder Mattigkeit „befällt, Hoffnung, daß auch er, wie der Schlaf, nur das „Fieber des Lebens kühle, die zu einförmig und zu lange „fortgesetzte Bewegung sanft umlenke, manche für dies „Leben unheilbare Wunde heile, und die Seele zu einem „frohen Erwachen, zum Genuß eines neuen Jugendmorgens „bereite. Wie im Traume meine Gedanken in die Jugend „zurückkehren, wie ich in ihm, nur halb entfesselt von eini„gen Organen, aber zurückgedrängter in mich selbst, mich „freyer und thätiger fühle: so wirst auch du, erquickender „Todestraum, die Jugend meines Lebens die schönsten und „kräftigsten Augenblicke meines Daseyns mir schmeichelnd zu„rückführen, bis ich erwache in ihrem, — oder vielmehr im „schönern Bilde einer himmlischen Jugend.“ Von der Beschaffenheit unsrer Erde in Rücksicht auf die übrigen Planeten S. 15: „Wäre es mir erlaubt die allgemeine Beschaf„fenheit der mancherley Planeten auch in der Organisation, „und im Leben ihrer Bewohner mit den verschiedenen Fa„ben eines Sonnenstrahls, oder mit den verschiedenen Tö„nen einer Tonleiter zu vergleichen: so würde ich sagen: daß „sich vielleicht das Licht der einen Sonne des Wahren und „Guten auch auf jedem Planeten verschieden breche, so daß „sich noch keiner derselben ihres ganzen Genusses rühmen „könnte. Nur weil eine Sonne sie alle erleuchtet, und sie

„alle auf einem Plane der Bildung ſchweben: ſo iſt zu hof-
„fen, ſie kommen alle, jeder auf ſeinem Wege, der Voll-
„kommenheit näher, und vereinigen ſich einſt vielleicht nach
„mancherley Wandelgängen, in einer Schule des Guten und
„Schönen. Jezt wollen wir nur Menſchen ſeyn, d. i. ein
„Ton, eine Farbe in der Harmonie unſrer Sterne. Wenn
„das Licht, das wir genießen, auch der milden grünen Farbe
„zu vergleichen wäre (NB. weiter oben wurde angemerkt,
daß unſrer Erde der mittelſte Ort unter den Planeten zu
Theil ward; das gilt auch von dem Grünen unter den ſieben
Hauptfarben des Lichts: alles) „ſo laſſet ſie uns nicht für
„das reine Sonnenlicht, unſern Verſtand und Willen nicht
„für die Handhaben des Univerſums halten; denn wir ſind
„offenbar mit unſrer ganzen Erde nur ein kleiner Bruch des
„Ganzen." Von der Unvollkommenheit des menſchlichen Zu-
ſtandes diſſeits des Grabes S. 309. "Die Geſchichte unſers
„Geſchlechts mit ihren Verſuchen, Schickſalen, Unterneh-
„mungen und Revolutionen beweiſet dieſes ſattſam. Hie
„und da kam ein Weiſer, ein Guter, und ſtreuete Gedan-
„ken, Rathſchläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; ei-
„nige Wellen kreiſeten ſich umher, aber der Strom riß ſie hin
„und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edeln Ab-
„ſicht ſank zu Grunde. Narren herrſchten über die Rath-
„ſchläge der Weiſen, und Verſchwender erbten die Schätze
„des Geiſtes ihrer ſammlenden Eltern. So wenig das Le-
„ben des Menſchen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet iſt,
„ſo wenig iſt die runde, ſich immer bewegende Erde eine
„Werkſtätte bleibender Kunſtwerke, ein Garten ewiger Pflan-
„zen, ein Luſtſchloß ewiger Wohnung. Wir kommen und
„gehen, jeder Augenblick bringt Tauſende her, und nimmt
„Tauſende hinweg von der Erde: ſie iſt eine Herberge für
„Wanderer, ein Irrſtern, wo Zugvögel ankommen, und
„Zugvögel weggehen. Das Thier lebt ſich aus; und wenn

„es

„es auch, höhern Zwecken zu folge, sich den Jahren nach „nicht aus lebet: so ist doch sein innerer Zweck erreicht, „seine Geschicklichkeiten sind da, und es ist was es seyn soll. „Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und der „Erde: denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren „Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner „eigenen neuen Anlage, auch wenn es lebenslang aus der „Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zu„stand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein „andres Daseyn ist, gegen das er wie ein Kind in den er„sten Uebungen hier erscheint. Er stellet also zwo Welten „auf einmal dar, und das macht die erscheinende Duplicis„tät seines Wesens.“ Doch wir müßten beynahe das ganze Buch abschreiben, wenn wir alle die Schönheiten die sich bey einer nur flüchtigen Durchblätterung schaarenweise hervordrängen, und deren jede für sich ihren vollgiltigen Anspruch auf eine ihr eigenthümliche Vorzüglichkeit behauptet, der Länge nach anführen wollten.

Der H. Verfasser versprach in der Vorrede eine künftige weitere Erörterung über die organischen Kräfte, die er für besondere, selbstständige, und jeder Organisation (wie er sich ausdrückt) inwohnende annimmt, und in den Pflanzen so gut als in den Menschen gefunden zu haben glaubt. Recensent ist der Meynung, er werde nicht der einzige Leser seyn der dieser Erörterung mit Sehnsucht entgegen sieht, manches Zweifels wegen, den er sich, auch nach der aufmerksamsten Durchlesung und genauesten Zergliederung dessen was im dritten und fünften Buche über diese organischen Kräfte vorkömmt, nicht so ganz beruhigend zu beantworten vermochte.

2) Sammlung der Schriften schöner Geister aus dem funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhun-

Northumberland.

Wie? Aus was Urſache? Er war nicht ſo geſinnt, da ich ihn das leztemal ſprach.

Percy.

Weil Euer Gnaden als ein Verräther ausgeruffen worden iſt. Er iſt nach Ravenſpurg abgegangen, um dem Herzog von Hereford ſeine Dienſte anzubieten; und mich hat er nach Berkley geſchikt, um die Stärke der Kriegs-Volker zu erkundigen, die der Herzog von York daſelbſt zuſammengebracht hat, mit dem Befehl von da gerade nach Ravenſpurg zu eilen.

Northumberland.

Haſt du den Herzog von Hereford vergeſſen?

Percy.

Nein, Milord, man kan nicht vergeſſen, weſſen man ſich nie erinnert hat; meines Wiſſens hab' ich ihn in meinem Leben nie geſehen.

Northumberland.

So lern' ihn dann izt kennen; diß iſt der Herzog.

Percy.

Gnädigſter Herr, ich erbiete euch meine Dienſte, ſo wie ſie ſind, ſchwach, roh und jugendlich; zunehmende Jahre werden ſie reiſſer, und eures Beyfalls würdiger machen.

Boling-

berte. Erſter Band, welcher enthält: Lord Franz Bacon über die Würde und den Fortgang der Wiſſenſchaften, verteutſcht und mit dem Leben des Verfaſſers und einigen hiſtoriſchen Anmerkungen, herausgegeben von D. Johann Hermann Pfingſten. Peſt, bey Weingand und Köpf, 1783. 812 S. 8.

Schon die Ueberſicht des Titels führt auf die Vermuthung, daß der Plan dieſer Sammlung mehr umfaßt als man mit dem Begriffe: ſchönegeiſteriſcher Schriftſteller zu verbinden pflegt. Der geſchickte Herausgeber dehnt ſolchen weiter aus als auf die Werke des Witzes, und begreift darunter alle kernhaften Schriftſteller aus jedem Fache der Gelehrſamkeit. Hauptſächlich zählt er ſolche darunter, die gemeinſinnigen philoſophiſchen Geiſt in ihren Schriften verrathen; denn auſſerdem würde ſich Thomaſius, deſſen Schriften Hr. P. geſonnen iſt dem vaterländiſchen Publicum in geſundem Teutſch als gute Nahrung gleichfalls vorzulegen, das wundern, wie er zu der Ehre gelangt ſey, unter den ſchönen Geiſtern Teutſchlandes nach ſeinem Tode zu prangen, worauf er im Leben wohl nicht Anſpruch gemacht hat. Die drey fruchtbaren Jahrhunderte, aus deren Produkten der Herausgeber dieſes große Magazin zu füllen gedenket, liefern manche reiche Garbe dazu. Dieſe Sammlung dürfte alſo in der Folge als eine auserleſene Bibliothek gemeinnütziger Schriften aus allerley Volk und Zungen anzuſehen ſeyn, die zur Bequemlichkeit teutſcher Leſer angelegt iſt, welche der Gelehrten und neuen ausländiſchen Sprache nicht kundig genug, oder zu läſſig ſind den erſten Quellen ſelbſt nachzuſpüren, und hieraus einen breiten Fluß, in welchen ſich alle dieſe Brünnlein ergieſſen und der in ihr Territorium geleitet iſt, ohne Mühe ſchöpfen können. Nebenher ſcheint die Unternehmung des Herausgebers noch den Nutzen zu ver-

verſprechen, daß mancher gute Schriftſteller, der bey dem allgemeinen Ringen und Streben nach moderner Lektüre beynahe vergeſſen iſt, oder nur noch dem Namen nach als ein leichter unkörperlicher Schatten dem Gedächtniß vorſchwebt, wieder in gutes Andenken kommt und gleichſam ins Leben zurückgerufen wird. Die hinzugefügten Anmerkungen betreffen theils Erläuterungen des Textes, theils Parallelen aus neuern Schriften, und dienen zum Beweiſe, daß der Herausgeber ſeinen Autor nicht bloß überſetzt ſondern ſtudiert habe. Der nächſtfolgende Band ſoll Barclays Leben und Bildniß, deßen Icon animorum oder Schilderung der Seelen, wie es hier nicht zum glücklichſten überſetzt iſt, und einige Aufſätze von St. Evremont enthalten.

3) Georg Forſter ꝛc. vom Brodbaum, 1784. 47 S. 8.

Dies ſchätzbare Programma des ihnaern Hrn. Prof. Forſters verdient allerdings eine beſondere Anzeige. Beyden, dem Kenner ſowohl als dem unkundigen Liebhaber der Natur, iſt dieſe Beſchreibung eines der wohlthätigſten ihrer Produkte gewiß ein ſehr angenehmes Geſchenk. Unter der Feder des Verfaſſers, der durch die herrlichen Eigenſchaften dieſes nutzbaren Baumes beynahe zu einer poetiſchen Begeiſterung erwärmt wird, gewinnt die Schilderung deſſelben ſo viel Annehmlichkeit, daß es dem genügſamſten Nordländer ſchwerfallen muß, die ſo reich dotirte ſüdliche Hemiſphäre nicht darum zu beneiden, da die Mutter Natur recht mit Vorliebe einer partheyiichen Mutter, die Brodfrucht als einen guten Mundbiſſen ihrem Lieblinge, dem trägen verzärtelten Südländer, gleichſam hinter dem Rücken zugeſteckt hat: denn nach Hrn. F. richtiger Bemerkung empfehlen ſich dem europäiſchen Späher die ſchimmernden Naturgeſchenke jenſeit der Linie immer eher, als der minderglänzende Brodbaum, deſſen Werth ſich dem erſten Anblick

ver-

verbirgt, und wie eine ſittſame Schöne ſeiner weſentlichen Vorzüge ungeachtet lange unbekannt geblieben iſt. Erſt innerhalb der beyden letztern Jahrzehende wurde er durch die neuern Entdeckungsreiſen den Europäern eigentlich verkundſchaftet. Gleichwohl iſt der Baum ſo incommunikabel, daß er das europäiſche Klima nicht verträgt, und ſelbſt in den ſüdlichen Gegenden unſers Welttheils keinen Anbau geſtattet. Nach einer vorgängigen ſehr unterhaltenden Geſchichte des Brodbaums, ſeiner Kultur, der Zubereitung der Brodfrucht und deren Verwandelung in ein geſundes Nahrungsmittel nach der Regel der Tahitiſchen Kochkunſt, folgt von der 30. S. an die Botaniſche Beſchreibung deſſelben nebſt ſeinen Spielarten. Es gehören zu dieſer Beſchreibung noch zwey Kupfertafeln, auf welchen die Brodfrucht von ihrem erſten Wachsthum an bis zur völligen Reife abgebildet iſt.

4) *Iohannis Phyſiophili* Specimen *Monachologiae*, Methodo Linnæana, Tabulis tribus aeneis illuſtratum, cum adnexis theſibus e Panſophia P. P. P. (Patris Patritii Præputii) *Faſt*, A. A. L. L. et Philos. Doctoris, Curati primarii, Magiſtri Chori et Rectoris Eccleſiae Metropolitanae Viennenſis, quas Præſide *A. R. P. Capiſtrano a Mulo Antonii*, Lectore Theologiæ ordinario, 26. Maji poſt prandium in Veſtibulo Refectorii defendent *P. Tiburtius a Vulnere Thereſiae*, et *Theodatus a ſtigmatibus Franciſci*, Fratres Conventualium Minorum. *Auguſtae Vindelicorum*, ſumtibus *P. Aloyſii Merz*, Concionatoris Eccleſiae Cathedralis.

Eine ſehr glückliche Idee, eben ſo glücklich ausgeführt. Mit der ernſthafteſten Mine von der Welt kündiget der Verfaſſer in ſeinem Vorberichte an die Leſer ſeine für die Natur-

Naturgeſchichte fehr wichtige Entdeckung einer neuen Thiergattung an, welche die Lücke, die er bisher in der ſonſt ununterbrochenen Kette der fortſchreitenden Organiſationen zwiſchen dem Affen und dem Menſchen bemerket zu haben glaubet, ausfüllen ſoll, nämlich den Mönchen. Die Fürſten, die ſich vorzeiten mehr mit Ausrottung der Raubthiere, allen Abſichten der Natur zuwider, beſchäftiget hätten, ſcheinen (ſagt er) nun ernſtlich damit umzugehen, die Mönchsarten nach und nach aus der Welt zu ſchaffen. Wahrſcheinlicherweiſe dürfte ihnen dies Vorhaben beſſer gelingen, weil es doch mit allen Abſichten der Natur, welcher dieſe Thiergattung leider wider ihren Willen aufgedrungen wurde, ſo gut zuſammenpaſſe. Es wäre alſo die höchſte Zeit geweſen, an eine genaue Beſchreibung des Mönchthieres in ſeinen verſchiedenen Arten, zu denken; damit die Nachwelt nicht etwa mit jenen der wahren Naturgeſchichte ſo widerſprechenden Beſchreibungen, die von den Mönchen ſelbſt hinterlaſſen worden, ſich zu begnügen gezwungen wäre, u. ſ. w. In den Beſchreibungen ſelbſt iſt die Linneiſche Methode von der Eintheilungsart bis auf die Terminologie mit ungemeiner Geſchicklichkeit angewendet. Das ganze Werkchen durchläuft eine reiche Ader des ſchärfſten, manchmal beiſſenden Witzes. Daß der Mann, an den die Zueignungsſchrift gerichtet iſt, auf die Eigenſchaft eines Mäcens der Monachologie wenigſtens eben ſo viele Anſprüche habe, als auf ſeine übrigen hohen Titel und Würden, laſſen die Sätze nicht zweifeln, die aus ſeinen (wie es von Wien aus verlautet) unglaublich zahlreichen Broſchüren ausgehoben, mit genaueſter Bemerkung des Titels, der Blattſeite und ſelbſt der Zeile, am Ende vorkommen. Der Herr Rector Eccleſiae Metropolitanae ſchrieb, es iſt noch kein Jahr, mitten in Wien, und machte durch öffentlichen Druck der ganzen Welt bekannt, unter andern wie folgt: §. 3. Feſtum circumciſionis ex alio fine ab Eccleſia inſtitutum non

eſt, quam in illius mutilati membri venerationem, in quo prima ſanguinis effuſio contigit. § 5. In caſu collisionis ſanam rationem inter et revelationem, rationi renunciandum eſt; quod et tunc obſervandum erit, quando divinae ordinationes juribus hominum naturalibus opponuntur. §. 12. Sancti, qui miraculis ſuis ipſum Deum excellunt, majori quoque candelarum accenſarum numero quam ipſe Deus iure optimo honorantur. Wahrhaftig ein Beweis, wie weit ſich die Preßfreyheit zu Wien in den Tagen ſeiner Aufklärung erſtreckte!

5) Vierzig Freymäurer-Lieder, in Muſik geſetzt von Hrn. Kapellmeiſter Naumann zu Dresden, zum Gebrauch der Teutſchen und Franzöſiſchen Tafel-Logen, zweyte Auflage. Berlin, bey C. F. Himburg. 1784.

Dieſe Lieder, worunter es manchem auch nicht an dichteriſchem Verdienſte fehlet, werden hauptſächlich durch die Neumanniſchen Melodien empfohlen, bey dem man alles geſagt hat, wenn man ſagt, daß ſie Naumanniſche ſind.

6) Gedanken über die Beförderung des Privatfleiſſes auf öffentlichen Schulen, von Friedrich Gedike, Königl. Oberconſiſtorialrath, und Director des Friedrichswerderiſchen Gymnaſiums, Berlin, 1784. bey J. F. Unger.

Eine kurze aber ſehr würdige Beylage zu der kleinen Sammlung die von dem Schwarme unſrer zahlloſen pädagogiſchen Schriften der neueſten Zeit auf die Nachwelt kom-

II. Ankündigungen.

Die Administration der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler zu Dessau kündiget folgende Schriften des Herrn geheimen Raths Hymmen zu Berlin an:

1) Poetische Werke: (1 Alphabeth und 12 bis 16 Bogen, auf schönes Schreibpapier in gr. 8. Subscriptionspreis 1 Rthlr: 12 Gr. Ladenpreis 1 Rthlr. 20 Gr.)

Sie werden in der Leipziger Michaelismesse 1784. fertig, und nach ihrer innern Einrichtung aus sechs Abtheilungen oder drey Haupttheilen bestehen. Im ersten Theile kommen vor: I. Oden. II. Erzählungen und Fabeln Im zweyten Theile: I. Anakreontische und zärtliche Lieder. II. Satyrische, epigrammatische und scherzhafte Poesien. Im dritten Theile: I. Uebersetzungen — aus dem Griechischen — als von Sappho, Solon, Bion, Anakreon, Theokrit, u. s. w.; aus dem Lateinischen besonders achtzehn Oden des Horaz in seinem Sylbenmaaß; aus französischen (vielleicht auch italiänischen) Dichtern. II. Freymäurer-Gedichte, nicht etwa die schon bekannten Singelieder, sondern Oden und Lieder im höhern Geschmack.

Auf die Schönheit des Drucks wird die äusserste Sorgfalt gewandt, ganz neue lateinische Schrift dazu genommen, und ein sehr bequemes Format gewählt werden. Ein Kupfer vor und eine Vignette auf dem Titel, nebst 12 andern Vignetten vor und am Ende jeder Abtheilung, von geschickten Künstlern verfertiget, wird die typographische Schönheit vermehren. Es ist bereits theils ausserhalb Teutschland, als in Basel, Curland, Haag, Kopenhagen, Moskau, Paris, Petersburg, Stockholm, theils in preußischen und andern teutschen

ſchen Staaten auf 1102 Exemplare ſubſcribirt worden, worunter ſich 43 Subſcribenten Fürſtlichen Standes befinden. Denjenigen Herrn Collecteurs, welche ſich deshalb aus Gefälligkeit und Freundſchaft für den Verfaſſer bemühet haben, und noch ferner bemühen werden, dafür aber keine Proviſion verlangen, verſpricht man für den Subſcriptionspreis ein Exemplar auf ſehr feinem Papier. Die übrigen erhalten für ihre Bemühung 10 Procent Rabat.

In der Buchhandlung der Gelehrten wird eine weitläuftigere von ihren Mitgliedern abgefaßte Anzeige über dieſes Werk unentgeldlich ausgegeben, und zugleich ihren monatlichen Berichten eingerückt werden.

(Den Beſchluß dieſes Artikels künftig.)

Nachricht.

Endesbenannter, als Verleger von Rapin-Thoyras Allgemeiner Geſchichte von England, in eilf Quartbänden, mit Dindals und St. Marcs Anmerkungen, und Durands, La Martiniere und St. Marcs Fortſetzungen, nebſt Kupfern und Charten, zeigt dem Publiko hiemit an, daß er, um den Liebhabern die Erkauffung dieſes berühmten Werkes, deſſen längſt entſchiedener Werth keiner weitern Anpreiſung bedarf, ſoviel möglich zu erleichtern, das Exemplar, welches bisher ſechs Louisdor gekoſtet, von jetzt an um den halben Preis, oder 15 Rthlr. in Louisdor zu 3 Rthlr. zu erlaſſen geſonnen ſey. Halle den 22. Jun. 1784.

Chriſtoph Peter Franke,
Univerſitäts-Buchdrucker und Buchhändler daſelbſt.

N. S. In Weimar und hieſiger Gegend beliebe man ſich deshalb an den Hrn. Hofbuchdrucker Glüſing in Weimar zu addreſſiren.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1784.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Volingbroke.

Ich danke dir, edler Percy; ſey verſichert, daß ich mich in nichts anderm ſo glüklich ſchäze, als in einem Herzen, das ſeiner guten Freunde nicht vergeſſen kan; und ſo, wie mein Gluk mit deiner Liebe reiſſen wird, ſoll es jederzeit die Belohnung deiner treuen Liebe ſeyn. Mein Herz macht dieſen Vertrag, und hier ſiegelt ihn meine Hand.

Northumberland.

Wie weit iſt es von hier nach Berkley? und was für Bewegungen macht der gute alte York mit ſeinen Truppen dort?

Percy.

Das Schloß ſteht dort hinter jenem Gebüſche, und iſt, wie ich hörte, mit dreyhundert Mann beſezt; die Lords, York, Berkley und Seymour ſind darinn, ſonſt niemand von Namen und Anſehn.

Roß und Willonghby zu den Vorigen.

Northumberland.

Hier kommen die Lords von Roß und Willonghby, blutig vom Spornen, und feuerroth von Eile.

Volingbroke.

Willkommen, Milords; ich weiß, eure Liebe verfolgt einen verbannten Verräther; alle meine Schäze beſtehen

Der

Teutſche Merkur.

Julius 1784.

I.

Gedanken über Aufklärung.

Wer kennt die Zeiten nicht, da man für die Richtigkeit unſrer Begriffe keinen andern Maasſtab als Schullogik, und für die Sittlichkeit unſrer Handlungen keinen andern als Religion hatte? Man ſchloß damals von jedem Irrthume auf Mangel an geſunder Logik, und von jedem Verbrechen auf Mangel wahrer Religion, ohne es gewahr zu werden, wie er man ſich eben durch dieſe Art zu ſchließen an den verſündigte. Was hätten indeſſen die Schulte nicht für Dank verdienet, da ſie den Irrenden ch Logik zurechtezuweiſen, und die Prediger, da den Sünder durch Religion zu beſſern ſuchten, n ſie nicht vergeſſen, oder vielmehr wenn ſie gezt hätten, daß mit Logik und Religion noch nicht s gethan wäre? Allein man erfuhr nur erſt ſehr , und hat es noch nicht allenthalben erfahren,

daß es eine Vernunft gäbe, die aus keinem Schulkompendium, und eine Rechtschaffenheit, die aus keiner Glaubensformel hergeholet zu werden nöthig hätte. Es mußten erst die Gränzen der Logik und Methaphyſik, der Religion und der Moral auseinandergeſetzet werden, bevor man darauf kommen konnte, daß die logiſchen Regeln ohne genauere Beſtimmung unſrer wiſſenſchaftlichen Begriffe keinen Nuzzen hätten, und daß Berichtigung unſrer ſittlichen Begriffe eigentlich der Moral zukäme, die von der Religion weiter nichts als eine höhere Sanction erhalten könne. Dieſe wichtigen Entdeckungen wurden immer mehr und mehr beſtätiget, je fleiſſiger Methaphyſik und Moral in der Folge bearbeitet wurden. Man hatte es endlich in dieſen beyden Wiſſenſchaften ſehr weit gebracht. Es wurden für die Ontologie und das Naturrecht Grundbegriffe feſtgeſetzet, die nur vorgetragen werden durften, um allgemein anerkannt zu werden; die Merkmale der allgemeinſten Begriffe mit einer Genauigkeit angegeben, die jeden dieſer Begriffe erſchöpfte, und aus ihrer Vergleichung unter einander Grundſätze hergeleitet, die ſich eben ſo ſehr durch Fruchtbarkeit empfahlen, als ſie ſich durch Evidenz aufdrangen. Wir erhielten wohlgeordnete vollſtändige Lehrgebäude. Allein es zeigte ſich nur zu bald wie wenig damit unſern Bedürfniſſen abgeholfen war. Die gelehrten Baumeiſter konnten gar nicht begreiffen, wie ſo mancher Ein-

woh-

wohner ihrer Gebäude durch den Fußboden, den sie mit allem Fleiße gezimmert hatten, durchfallen; wie sich so mancher über die Ungemächlichkeiten der Witterung beklagen konnte, der er von allen Seiten ausgesetzet blieb. Man kann diese Herren, die sich ihrer Mühe und Geschicklichkeit bewußt waren, auch nicht verdenken, daß sie das höchlich Wunder nahm; denn sie hätten sich ehe alles in der Welt einfallen lassen, als daß sie von dem Gebäude, welches die Menschen gegen Aberglauben und Despotismus in Schutz nehmen sollte, weiter nichts als das Gerüste fertig hätten. Dieser Misverstand hatte unter andern schlimmen Folgen auch die, daß man fortfuhr an dem vollendeten Gerüste zu arbeiten, und daß man auf diese Weise die Vollendung des Gebäudes selbst um so viel weiter hinauszögerte. Der Gelehrte der seine Analyse wissenschaftlicher Begriffe immer weiter hinauf verfolgte, verlohr in eben dem Verhältnisse jeden andern der noch nicht wissenschaftlich war aus dem Gesichte. Er fand die Ideen, die er mit dem gemeinen Manne gemein hatte, zu unbedeutend, um sie seiner Bearbeitung zu würdigen. Indessen wurden selbst die allgemeinen Notionen fürs menschliche Leben in eben dem Grade unbrauchbar, als sie sich von den individuellen Empfindungen, den Triebfedern aller Thätigkeit des Menschen, entfernten, und mit der ganzen übrigen Ideenmasse ungleichartig wurden. Sie blieben daher auch selbst in den Köp-

pfen jener Gelehrten isolirt, und diese waren, all ihrer Schulweisheit unbeschadet, im Grunde so roh und unwissend als der Pöbel.

Unter solchen Umständen würden nun unsre Metaphysik und Moral unsrer Vernunft und unsern Sitten nicht viel bessere Dienste geleistet haben, als vor kurzen die Religion des Glaubens und die Logik der Schule leisteten. Allein es hatten sich zum Glücke auch Männer gefunden, die vom Gerüste gerade zum Gebäude selbst übergiengen. Sie brachten den Geist der Untersuchung aus den transcendentalen Begriffen der letztern metaphysischen und moralischen Elemente in die Atmosphäre des wirklichen Lebens herunter. Man stieg nun vom Allgemeinen immer mehr aufs Besondere herab, und berichtigte nun auch Begriffe, die von kleinerem Umfange, aber desto größerer Wichtigkeit waren, denn sie wurden die Brücke zwischen Speculation und Handlung. Diese neuere wissenschaftliche Begriffe paßten nun den wirklichen Gegenständen in der Welt viel besser an, näherten sich den gemeinern Fähigkeiten, leuchteten den Wirkungskreisen aller Stände, und wirkten jene Revolution, die, als sie anfieng merklicher zu werden, mit dem Namen Aufklärung bezeichnet wurde.

In jenen Tagen, da die Moral noch ganz von der Glaubensreligion verschlungen, und die Vernunft von der Schullogik gefesselt war, konnte von Aufklärung

klärung gar keine Rede ſeyn. Die Religion kündigte der Vernunft ein Verderbniß an, das der Menſch eben darum für unheilbar anſehen mußte, weil es ein unwiderrufliches Urtheil der göttlichen Gerechtigkeit ſeyn ſollte; ſie nöthigte der Vernunft faſt nichts als unbegreifliche Sätze auf, deren Anzahl ſich beynahe ins unendliche vervielfältigte, und gewöhnte ſie nicht nur durch die unaufhörlichen Verwerfungen an ein ſklaviſches Stillſchweigen, ſondern erhob die Unterdrückung aller ihrer Wirkſamkeit unter dem Namen des Glaubens zum erſten und beynahe einzigem Bedingniſſe des Seelenheils. Die damalige Schullogik both ihrer Freundin getreulich die Hände, ſorgte daß die Vernunft nicht weiter konnte, als es jene für gut fand, und bannte die Rebellin in die bekannten dialektiſchen Gemeinplätzchen ein, die ſie von allen Seiten mit Formeln und Regeln verwahret hielt.

Allein kaum war unſre Metaphyſik und Moral auf den Beinen, ſo nahm die Vernunftbildung in der Reihe der Wiſſenſchaften jene ehrwürdige Stelle ein, welche bisher von der Schullogik uſurpiret wurde. Noch mehr! ſie trat in allen Lehrbüchern der Moral unter den übrigen ſittlichen Pflichten als eine der Vorzüglichſten auf. Damit war nun etwas zum Beſten der Aufklärung gethan. Da man einmal über die Hauptregeln und über die Verbindlich-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20611 / 380

keit der Vernunftbildung einig war, so waren eigentlich zur Aufklärung selbst nicht mehrere Schritte, als zur Anwendung jener vorgezeichneten Regeln, und zur Ausübung jener bewiesenen Pflicht zu thun übrig. Aber eben bey diesen Schritten hatte es die größten Schwierigkeiten. Man wußte wie man zu Werke gehen sollte, um die Vernunft von ihren Krankheiten zu heilen; aber man wußte es nur überhaupt, und sie blieb gerade mit ihren schädlichsten und schimpflichsten Irrthümern und Vorurtheilen behaftet. Man hielt sich allgemein verpflichtet seine Vernunft zu bearbeiten, und machte sich ein Gewissen daraus gerade da, wo es am nöthigsten war, Hand anzulegen. Man wußte sich der Vernunft nur bey allgemeinen Notionen zu bedienen. Der Gebrauch der Vernunft blieb also auf den engen Kreis der Gelehrten, und den noch engern ihrer Wissenschaft eingeschränket. Es herrschte Licht in den höchsten Regionen der Ideenwelt; in der Mittelsten Dämmerung, und gerade da, wo man lebte und webte, dichte Finsterniß.

Mit den ersten Stralen, die bis in die unteren Regionen herabkamen, erschien die Morgenröthe der Aufklärung. Die metaphysischen und moralischen Lehrsätze über Vernunftbildung wurden nun zu Problemen umgeschaffen, die von Zeit zu Zeit glücklicher aufgelöset wurden, nachdem man die Data dazu in der wirklichen Welt, im täglichen Leben aufgefunden

hatte. Indem man nächst den allgemeinen Notionen die gewöhnlichen, herrschenden, und auf den Wandel der Menschen zunächst wirkenden Begriffe untersuchte und berichtigte, äußerten die längst gefundenen Regeln der Vernunftbildung ihre wohlthätige Wirkung, und indem die Ausnahmen, die man bey der Pflicht des Vernunftgebrauches machen zu müssen glaubte, nach und nach wegfielen, trat die Vernunft in dem Besiz ihrer so lange verkannten Rechte ein. Es ergab sich nun ziemlich augenscheinlich, daß die Menschen im Ganzen genommen bisher mehr unwissend als böse gewesen wären, und daß man keinen sichern Weg einschlagen könne, sie besser zu machen, als wenn man Mittel fände, sie klüger zu machen. Man fand in den Irrthümern, und in der Unwissenheit die Quellen der gröſten moralischen und physischen Uebel, unter deren Drucke die Menschheit bisher ohne Rettung seufzen mußte, und erwartete die Erlösung von allen diesen Uebeln von der Aufklärung.

Man sieht gleich beym ersten Anblicke, daß diese Aufklärung keine Sache sey, die sich so leicht in ein wissenschaftliches System zwingen ließe, als Ontologie und Naturrecht, und daß es folglich kein Wunder seyn könne, wenn wir über das, was wir von der Natur, den Ursachen, den Wirkungen, den Mitteln, den Hindernissen, dem Gange u. s. w. der

Aufklärung zu danken haben, viel ſpäter einig werden, als wir es über die Pflicht der Vernunftbildung und ihre Regeln überhaupt werden mußten. Die Verſchiedenheit der Meynungen in Abſicht der Aufklärung mußte unter uns um ſo viel gröſſer werden, da die Geſchlechter der myſtiſchen Moraliſten und der Schulphiloſophen noch bey weitem nicht ausgegangen ſind. Von Zeit zu Zeit erhebt ſich hier eine Stimme, die den Gebrauch der Vernunft als einen Eingriff in die unerforſchlichen Urtheile Gottes, und dort eine andere, die ihn als ein Vorrecht der Gelehrten in Anſpruch nimmt. Man würde aber ſehr einſeitig urtheilen, wenn man aus der wirklich ſehr groſſen Verſchiedenheit der heutigen Begriffe von Aufklärung für den Zuſtand der Aufklärung ſelbſt nichts als nachtheilige Folgen ziehen wollte. Nicht alle Begriffe, die von einander verſchieden ſind, widerſprechen ſich darum einander, und die Natur hat immer für Köpfe geſorgt, welche ſie zu vereinigen, und mit ihnen die Schätze der allgemein erkannten Wahrheiten zu bereichern wiſſen. Eben ſo wenig iſt der wirkliche Widerſpruch der unter den übrigen ſtatt finden mag, ohne Nutzen. Er ſpannt die Kräfte der entgegengeſetzten Partheyen ſo lange und ſo viel, daß beyde ihr Aeuſſerſtes thun, und Wahrheit auf der einen, ſo wie Ungereimtheit auf der andern Seite bis zur erwünſchten Evidenz getrieben wird.

Allein

noch in leerem Dank, der, wenn er reicher geworden iſt, die Vergeltung eurer Liebe und eurer Dienſte ſeyn ſoll.

Roß.

Eure Gegenwart macht uns reich genug, Milord;

Willoughby.

Und erſezt uns die Arbeit überflüßig, wodurch wir ſie erhalten haben.

Bylingbroke.

Immer mehr Dank! -- (die Wiedervergeltung der Armen,) bis mein noch unmündiges Glük zu Jahren kommt, müſſen Worte für mein erkenntliches Herz Bürge ſeyn. Aber wer kommt hier?

Berkley zu den Vorigen.

Northumberland.

Es iſt Milord von Berkley, däucht mich.

Berkley.

Milord von Hereford, mein Auftrag geht an euch.

Bolingbroke.

Milord, meine Antwort iſt zu Lancaſter; ich bin gekommen, dieſen Namen in England zu ſuchen, und ich muß dieſen Titel in eurer Zunge finden, eh ich auf etwas antworten kan, das ihr ſagt.

Berkley.

Allein so viel Gutes man sich auch von dieser Verschiedenheit der unter uns gewöhnlichen Begriffe von der Aufklärung für die Zukunft versprechen mag, so wenig kann man sichs bey einer genaueren Musterung dieser Begriffe verbergen, daß sie Anzeigen, und mit unter auch Ursachen sind, daß wir gegenwärtig noch nicht über die Morgenröthe der Aufklärung hinaus sind. Wer die Verbreitung der Aufklärung in unsern Vaterlande messen wollte, dürfte der wohl alle die elenden Schwätzer in Rechnung bringen, denen das Wort Aufklärung so geläufig geworden, ohne daß sie dabey je etwas anders als ihren eigenen Unsinn gedacht hätten? Dürfte er wohl die Leutchen alle, deren Name Legion ist, und die sich, so oft ein großer Mann mit der Fackel der Aufklärung vor seiner Nation hergeht, mit ihrem dumpfen Laternchen zwischen den Mann und die Nation eindringen, unter die Aufklärer unsers Jahrhundertes zählen? Wer stimmt zum Beyspiele seine Meynungen von der gegenwärtigen Wienerischen Aufklärung nicht etwas tiefer unter den Ton herab, den die Trompeten gewisser Zeitungsschreiber von Zeit zu Zeit angeben, wenn er das Unwesen bedenket, das unter dem Losungsworte Aufklärung in Wien getrieben wird, seitdem daselbst Hunger und Eitelkeit in eine allgemeine Autorwuth ausbrachen, und diese Seuche fast jeden Schuljungen ergreift der seinen Namen nur schreiben konnte? In einem Zeitraume von

nicht

nicht vollen drey Jahren traten dort einige tausend Schriftsteller auf, jeder ein Apostel der Aufklärung, und belehrten ihre Landesleute (denn über die Gränzen reichte ihre Stimme nicht) von seiner Päpstlichen Heiligkeit an bis zum Stubenmädchen herunter, nach allen Ständen, Altern und Geschlechtern. Umsonst schmeicheleten sich diese Herren, daß sie ihr Publikum billig behandelten, da sie ihm ihre Arbeiten nicht höher als zehn Kreutzer das Stück hingaben; jeder Preis ist unbillig den man sich für den Schaden bezahlen läßt, den man seinen harmlosen Mitmenschen zugefüget hat, und das Herz des Schriftstellers der dem gemeinen Manne den Kopf für dessen eigen Geld verwirret, läßt sich nur auf Unkosten seines Verstandes rechtfertigen. Uns ist indessen selbst die dumme arglose Mine, mit der die Broschürenarbeiter vor ihrem Publikum auftraten, Bürge, daß sie ihren Beruf zum Geschäfte der Aufklärung für die entschiedenste Sache in der Welt hielten. Sie glaubten sammt und sonders in ihren respectiven Köpfen Licht gefunden zu haben, und eilten gutherzig es der Welt mitzutheilen. Es war ihre Schuld nicht, daß es, so bald es ausserhalb ihrer Köpfe war, Rauch wurde; und der ganze Fehler lag eigentlich daran, daß das nicht Aufklärung war, was sie für Aufklärung ansahen.

Wenn man bedenket, daß die Einkleidung, unter welcher jene schreibseligen Knaben ihre Irrthümer

und

und Vorurtheile in die Welt hinausschickten, unter ihren Händen eben nicht verführerisch ausfallen konnte, so sollte man den Schaden, den sie damit der wahren Aufklärung ihres Vaterlandes zufügten, kaum für beträchtlich halten. Allein diese litt deswegen nicht weniger darunter. Sie erfuhr nun einerley Schicksal mit der Religion; sie wurde durch ihre unberufenen Priester verhaßt. Der gemeine Mann war nicht dumm genug, um nicht so manche gedruckte Ungereimtheit für Ungereimtheit anzusehen, und nicht weise genug, um sie nicht auf die Rechnung der Aufklärung zu setzen, von der er so viel Wesens machen hörte. Sein Unwille gegen die Aufklärer stieg mit der Summe der Zeit und des Geldes, um die er sich betrogen sah. Wie hätte er aus der ungeheuern Anzahl elender Broschüren die ihm von Zeit zu Zeit angekündiget wurden, die wenigen guten herausfinden sollen; er, der sich eigentlich nur durch Zufall, Titel und Preis in seiner Wahl mußte leiten lassen? Was er zu Gesichte bekam war höchst elend; wer wird ihms verargen, wenn er die Aufklärung seines Vaterlandes nach dem beurtheilet, was ihm unter diesem Namen aufgedrungen wird? Man denke sich einen Pöbel, der in einer Religion gebohren und erzogen wurde, die, wenigstens wie sie von dem großen Hauffen ihrer Lehrer vorgetragen wurde, ihre Anhänger alles Fleisses an die dichtesten Finsternisse des Geistes gewöhnte, Unwissenheit zum Verdienste,

dienſte, und prüfende Vernunft zum Laſter machte, einer Religion, welche Unbegreiflichkeit zum Merkmale der Wahrſcheinlichkeit jeder Behauptung ihrer unfehlbaren Prediger erhob — man denke ſich, ſage ich, einen Pöbel, in deſſen Augen das wohlthätige Licht der Wahrheit ſelbſt einen widrigen Eindruck hervorbringen mußte, und man wird beyläuffig die Wirkung einer Aufklärung berechnen können, die ihm wahrhaft ehrwürdige Gegenſtände neben Afanzereyen in einem und eben demſelben Lichte darſtellte, und Irrthümer, die ihm und ſeinen Vätern für die heiligſten Wahrheiten gelten, nur durch neue Irrthümer bekämpfte, die ihm eben darum um ſo viel abſcheulicher vorkommen mußten. Iſt es demnach wohl ein Wunder, daß die Anhänglichkeit dieſes Pöbels an ſeinen alten Lehrern mit dem Haſſe und der Verachtung gegen die unbärtigen Prediger der Aufklärung in gleichem Verhältniſſe zunahm? Von nun an ſah er die reformirenden Verordnungen der Regierung in Abſicht auf die Kirchenzucht, und die ſchaalen Neckereyen der Broſchürenarbeiter mit den Mönchen mit einerley Augen an, hielt ſie für gleichartige Früchte einer und eben derſelben Aufklärung, die ihm bis auf den Klang des Wortes ſelbſt zuwider wurde. Das Mönchthum müßte ſeinen Vortheil auf einmal verlernet haben, wenn es einen Augenblick geſäumet hätte, ſich dieſer Vorbgreitzung der Gemüther zu bedienen, um den Widerwillen

ſeiner

ſeiner Zöglinge gegen die Aufklärung aufs höchſte zu treiben.

Dem Anſcheine nach ſollte man vermuthen Niemand habe richtigere Begriffe von Aufklärung, als die Mönche und ihre Geiſtesverwandten unter allen Altardienern aller Religionen.*) Dieſe Art von Menſchen ſetzte wenigſtens der Aufklärung zu allen Zeiten und unter allen Völkern Anſtalten entgegen, die kaum einen Zweifel übrig ließen, daß man ſeine Feindin kennen müßte. Sie erſtickten den Saamen der Aufklärung im Keime, oder hinderten doch das Wachsthum deſſelben dergeſtalt, daß er nur erſt ſehr ſpät zum Baume der Erkenntniß gedeihen, und jene Früchte hervorbringen kann, deren Genuß die Wunderkraft haben wird, die Augen der Nationen über die wahre Beſchaffenheit der ſogenannten Orthodoxie zu eröfnen. Thatſache iſt es, daß dieſer Baum auf dem Grunde und Boden der zugleich Mönche nährt, nie fortkommen kann. Allein hiezu brauchen dieſe ſo wenig einen richtigen Begriff von der Aufklärung, als das Unkraut von dem Waitzen, den es die nöthigen Nahrungsſäfte entzieht. Der Mönch empfindet die Aufklärung, wie die Eule das Sonnenlicht

durch

*) Die Reformation konnte zwar die Mönche, aber nicht ſo ganz den Mönchsgeiſt aus den proteſtantiſchen Kirchen austreiben. Wir hoffen nächſtens Gelegenheit uns hierüber ausführlicher zu erklären.

durch eine ſchmerzliche Senſation. Er müßte den Anblick der Aufklärung auszuhalten vermögen, wenn er ſich von ihr einen beſtimmten Begriff machen ſollte. Der Geiſt der Unwiſſenheit iſt die Seele des Mönchthums, und der Mönch arbeitet eben ſo inſtinktartig für die Unwiſſenheit, als jedes Thier für die Erhaltung ſeines Lebens und ſeiner Gattung.

Es iſt ein Zug, den man bey einer Schilderung des Zuſtandes der gegenwärtigen Aufklärung nicht ſo ganz vernachläſſigen dürfte, daß die letztere Behauptung heut zu Tage noch nicht ohne Beweis bleiben darf, wenn ſie nicht hin und wieder für Verläumdung gelten ſoll. Man überdenke alſo folgende Gründe, die nur ſehr im Vorbeygehen angegeben werden.

Die für das Mönchthum und die vom Mönchsgeiſte beſeſſenen Altardiener aller Glaubensbekenntniſſe ſo glückliche als für die Menſchheit fatale Vereinigung der Sache Gottes mit dem zeitlichen Intereſſe der beſagten geiſtlichen Herren kann nur in dem dichten Nebel der Unwiſſenheit und des Aberglaubens fortwähren, unter deſſen günſtigen Einflüſſen ſie zuerſt zu Stande kam. Jeder Lichtſtrahl der Vernunft, der durch dieſen Nebel bricht, muß ganz natürlich die guten Leute empören, und indem er zugleich ihren aris et focis droht, Aberglauben, Ehrgeiz und Habſucht mit einemmale in Bewegung ſezzen. Die an ſich ſchon ſehr mächtigen Leidenſchaften

des

des Ehrgeizes und der Habsucht müssen nun beyna-
he allmächtig werden, wenn der Reitz ihrer Gegen-
stände durch die Religion geheiliget, und gleichsam
durch das Unendliche der Gottheit vergöttert wird.
Nun sieht der Altardiener an seinem Ansehen und sei-
nen Reichthümern nicht nur das was alle übrige
Menschen an den ihrigen sehen. Er betrachtet noch
darüber seine Reichthümer als gottgeweihte Güter,
und sein Ansehen, als die Ehre des Allerhöchsten selbst.
Er arbeitet für Gott, wenn er beydes zu erhalten
und zu vermehren sucht, und der profanen Aufklä-
rung, von der er für die Sache Gottes so vieles zu
fürchten hat, mit heiligem Eifer entgegen arbeitet.
Daher der entsetzliche Lärm, den die Mönche mit und
ohne Kapuze, von des Hauptpastor Götzens Magni-
fizenz in Hamburg, bis auf des Dompredigers Mer-
zens Hochwürden in Augsburg, und von dem bis zu
des Rektors der Metropolitankirche Faste Hochwür-
den und Gnaden in Wien, bey jedem Phänomenon
der Aufklärung anhuben, und der noch so lange fort-
dauern muß, als es Mönche mit und ohne Kapuze
geben wird.

Ich lenke wieder ein, um noch einige der falschen
Begriffe von Aufklärung die am meisten gang und
gebe sind zu durchsichten. Der Frömmling und der
Böswicht haben gemeiniglich einerley Begriffe von
der Aufklärung: Sie denken sich bey dem Worte die

Mittel, Religion und Moral vom Angesichte der Erde zu vertilgen. Beyde haben wohl öfters in ihrem Leben gehört, daß der Aufklärung die Zerstreuung der Vorurtheile zukäme. Nun hält der Frömmling seine Vorurtheile für Tugend, und der Böſewicht die ihm fremde Tugend für Vorurtheil, und da der eine seine Vorurtheile unter dem ehrwürdigen Namen der Tugend liebet, und der andere die Tugend unter dem schimpflichen Namen des Vorurtheiles haſſet, so geht es ganz natürlich zu, wenn der eine die Aufklärung als die Feindin seiner Tugend fürchtet, und der andere als die Feindin der Vorurtheile wünschet. Der Frömmling sieht den Böſewicht unter dem Vorwande der Aufklärung gegen die Tugend losziehn, und hält alle Aufklärung für Freygeisterey; der Böſewicht sieht den Frömmling unter dem Feldgeschrey der Tugend gegen die Aufklärung kämpfen, und hält alle Tugend für Bigotterie, und indeſſen jener der Aufklärung, und dieſer der Tugend entgegen arbeitet, verfehlt der erſte die wahre Tugend eben so sehr als der andere die wahre Aufklärung.

Allein so wenig alle Freunde der Aufklärung Papiere und Sittenverderber sind, eben so wenig sind alle ihre Gegner Mönche, Orthodoxen und Frömmlinge. Die Aufklärung hat sich durch ihre eigenen Wohlthaten eine Art von Gegnern auferzogen; ich verſtehe jene Männer die einen beträchtlichen Grad

von

von Aufklärung erreichen mußten, bevor sie sich der scheinbaren Waffen bemächtigen konnten, mit denen sie nun die Aufklärung bestreiten. Man muß doch immer ein Religionssystem, eine Staatsverfassung, eine Gerechtigkeitspflege u. s. w. mit philosophischem Auge durchschaut haben, bevor man mit einiger Zuverlässigkeit bestimmen kann, ob ein Religionssystem u. s. w. Beleuchtung aushalten könne oder nicht. Die Gegner der Aufklärung, von denen hier die Rede ist, sind über die Beschaffenheit gewisser Religionssysteme u. s. w. so vollständig aufgekläret, daß sie sich nicht enthalten können zu besorgen, eben jene Sonne der Aufklärung, welche die Köpfe des Pöbels über die Ungereimtheit gewisser Religionssysteme u. s. w. erleuchtete, müßte auch die Herzen desselben zur Unzeit erhitzen und jene Fackel des Aufruhrs entzünden, die selten anders als in dem Blute einer Nation gelöschet werden könnte.

Andere hingegen, welche die heutigen Menschen und den Gang der Aufklärung nicht ohne Grund besser zu kennen glauben, fürchten von der Aufklärung zwar nicht so gewaltsame, aber doch im Grunde nicht viel bessere Folgen. Sie raisonniren freylich nach Gemeinplätzen beyläufig so: Einreissen wäre noch einmal so leicht als aufbauen. Man sähe aus den vielen fruchtlosen Versuchen, die heut zu Tage in unserm Vaterlande gegen mancherley religiösen und politischen

Unſinn gemacht, und zur Beſchämung ihrer Urheber von ſo manchem armſeligen Phantaſten und Speichellecker vereitelt wurden, wie viele Zeit und Mühe erfodert würden, auch nur die gröbſten Irrthümer aus den Köpfen des Pöbels aller Stände auszureuten. Man müſte daher an der Möglichkeit, Wahrheit dafür einzupflanzen, beynahe verzweifeln. Die Menſchen wären durch ihren Schaden gelehret worden, die Irrthümer, die einmal unter ihnen im Beſitze wären, nicht nur ſo unſchädlich zu machen als es möglich wäre, ſondern auch manchen wahren Vortheil daraus zu ziehen. In dieſer Vorausſetzung wäre das ganze Verdienſt der Aufklärung, dem Volke einige theils unſchädliche, theils nützliche Irrthümer genommen zu haben, ohne ihm dafür etwas beſſeres geben zu können. Uebrigens ſind dieſe Männer vollkommen überzeugt, daß die ſchlimmſten Plagen, mit denen die Menſchen je heimgeſuchet wurden, Aberglauben und Deſpotismus, die Bruten der Unwiſſenheit und des Irrthums ſind, daß hingegen wahre Glückſeligkeit, Weisheit und Tugend mit der Summe richtiger Begriffe im genaueſten Verhältniſſe ſtehen. So fand noch vor einigen Jahren eine berühmte Akademie die Schädlichkeit der Volkstäuſchung problematiſch, und krönte die Bejahung ſowohl als die Verneinung einer Frage, die ſie durch ihr eigenes Verhalten von jeher beantwortet hat, indem ſie durch die Bemühungen ihrer vortreflichen Mitglieder ſo

Berkley.

Meine Abſicht, Milord, iſt gar nicht, einen Titel von euern Würden wegzunehmen; ich komme zu euch, Milord, (Lord wovon ihr nur wollt) von demjenigen der izt der Erſte in dieſem Land iſt, von dem Herzog von York, um zu erfahren, was euch antreibt, den Vortheil der Abweſenheit des Königs zu nehmen, und unſern angebohrnen Frieden durch einheimiſche Waffen zu ſchreken?

Zehnte Scene.

York zu den Vorigen.

Bolingbroke.

Ich werde nicht nöthig haben, meine Antwort durch euch zu verſenden; hier kommt Se. Gnaden ſelbſt. Mein edler Oheim!

(Er kniet vor ihm nieder.)

York.

Zeige mir, ſtatt dieſer betrüglich demüthigen Knien ein aufrichtig unterwürfiges Herz..

Bolingbroke.

Mein gnädigſter Oheim!

York.

Stille, ſtille; ich will nichts von deinen Titeln; ich

vieles beytrug, die Summe der Irrthümer zu vermindern, und jene der erkannten Wahrheiten zu vermehren.

Aus dieser Uebersicht der heutigen Meynungen über die Aufklärung ergiebt sichs nun ziemlich augenscheinlich, daß eine genauere Bestimmung des Begriffes von Aufklärung kein überflüssiges Unternehmen seyn würde. Der Versuch hierüber könnte und dürfte aber keine Theorie der Aufklärung werden. Wer darauf antragen wollte, würde beyläufig die Rolle des Nabobs von Matches spielen, der frühmorgens mit gravitätischer Geschäftigkeit aus seiner Hütte hervorgeht, um der Sonne mit dem Finger die Bahn vorzuzeichnen, die sie den Tag über am Horizont zu nehmen hat. Der Begriff von Aufklärung gehört unstreitig unter diejenigen, deren Zergliederung sich beynahe ins Unendliche verlieret, und deren Vollständigkeit eine Sache ist, mit der sich unsre Enkel mit glücklicherem Erfolge beschäftigen werden. Wenn ich den Begriff der, meiner Meynung nach, dem Worte Aufklärung entspricht, auseinanderzusetzen versuchte, so würde ich mich begnügen die Wahrheit zwischen den Meynungen derjenigen, welche die Aufklärung für eine sehr leichte, für eine unmögliche, für eine gefährliche, u. s. w. Sache halten, mitten inne gefunden zu haben. Ich würde zufrieden seyn, wenn die Züge, die ich zum Bilde der Aufklärung

lieferte, der Wahrheit ſo nahe kämen, daß mancher ehrliche Gegner derſelben ihr wahrer Freund, und mancher ihrer falſchen Freunde — ſey es! — ihr Feind würde. Immer müßte die wahre Aufklärung meines Vaterlandes dadurch gewinnen, wenn der Eine ſie zu verhindern, der andere ſie zu befördern aufhörte.

II.

Poetiſche Epiſteln.

I.

An Kero.

Nullus argento color eſt,
niſi temperato ſplendeat uſu. — *Horat.*

Entflohen dem Geräuſch der Städte, lebſt
Du glücklich, Kero. Wie beneid' ich dich!
Doch nein! der blaſſe, fürchterliche Neid
komm' nie in deines Freundes Seele; nur
der Wunſch, der liebe Wunſch ſey ihm erlaubt,
ſo glücklich, Kero, auch zu ſeyn, wie du.
Bey wenigem zufrieden, an der Hand
der Liebe, iſt dir jeder junge Tag

ein Schöpfer neuer Wonne. Morgenroth
und Abendroth, und Blumenflur und Hain,
und Glanz der Mittagssonne — alles ist
dir Quelle tausendfacher Seeligkeit.
Indeß ich, eingesperrt in Thor und Wall,
ein traurig Leben führe; dann und wann
der Freude Blumen eilig pflücken darf,
und nie des großen Glücks mich freuen kann,
mir selbst zu leben; selbst auf meiner Stirn
des Schweisses Tropfen zu versammeln, wie
mein Kero, du sie sammelst, wenn den Pflug,
ein zweyter Cincinnatus, du für dich,
für deine Kinder, für dein liebes Weib,
auf eignem Acker, und mit Rossen führst,
die du erzogst. Denn mag um dich der Sturm
im nahen Eichenforste sausen; mag
die regenschwangre Wolken sammeln um
dein ruhig Haupt; du achtests nicht, und bist
dir immer gleich, und führst dein Tagwerk fort.
Und wenn du dann ermüdet wiederkehrst,
ermüdet von des Tages süsser Last;
dein zärtlich Weib, der muntre Knabe dich
im sichern Schirm der Lind' erwarten, die

vor deiner Schwelle ihre Aeste weit
umher verbreitet; deines Weibes Kuß
dir neue Kräfte giebt, und frische Milch
und frisches Brod dich laben, das vergnügt
dir deine schöne Tochter darreicht! oh!
wie groß, wie glücklich fühlst du dich! und dann,
daß alles, was du siehst, dein eigen sey;
durch dich allein erworben; und ein sanft
Gefühl der ersten Einfalt in die Seele
dir schleicht, und du dich doppelt glücklich fühlst,
bey wenigem so unermeßlich reich
zu seyn! O Xero, welch ein Mann bist du!

Ein Sclav, ein Bettler, der Verachtung werth
ist gegen dich der Reiche! — jede Lust
die ungerufen dich besucht, muß er
mit Pfunden Goldes kaufen, und sie kömmt
ihm dennoch nicht. Kaum daß ein Schatten ihm
von ihr erscheint. O! eine größre Kunst,
zufrieden seyn im Schoos des Reichthums, als
im Mittelstande glücklich. Reichthum hat
im Aug' des Philosophen keinen Werth —
mein Xero, der du, wie Salust, im Bauch

der

der ganzen Erde aufgehäuftes Gold
mit ſtolzem Blick verachteſt! — wenn ihm nicht
ein weiſer Nutzen Werth und Würde giebt.
War Clive darum glücklicher als du,
weil Millionen er in Indien
zuſammenhäufte, und der ſchnelle Ruf
Die Zahlen ſeiner Millionen durch
Europa trug? War Fugger glücklicher,
weil arme Kaiſer von ihm borgten, und
er dem Caſtilier ein Sprüchwort ward?

Zwar, wer mit Weisheit ſeine Schätze braucht,
wer Großmuth, Edelmuth, Mitleidigkeit,
und jeder ſchönen Tugend Glanz in ſich
vereinigt; wer des Armen Thräne fühlt,
von ſeinem Tiſch ihn ſpeiſet, ſeinen Leib
bekleidet; vor des Winters Kälte ihm
ein Obdach baut, und immer an der Hand
des Wohlthuns ſeine Wege wandelt; wer
wie einſt Helvetius, bey Tauſenden
ein Weiſer, mäßig lebt, und Tauſende
den Armen giebt, der kann auch glücklich ſeyn.
Er fühlt der Tugend ganzen Werth; ihm iſt

ſein kurzes Leben angenehm, und iſt
ihm eine Quelle großer Seeligkeit.
Obgleich die Fama ſeinen Namen nicht
wie Proculejus *) Namen, ferner Zeit
und ſpäten, kommenden Jahrhunderten
verkünden wird! denn leider! achten wir
auf Tugend und auf Menſchenliebe nicht
wie ehemals; und bey uns trägt der Ruf
auf ſeinen raſchen Schwingen in die Welt
den Namen des, der neue Moden fand,
und neue Wohlgeräch' entdeckte; darf
ſich nicht bekümmern um der Tugend That,
und glaubt, ihm ſey ihr eigner Lohn genug.

Und dennoch iſt der reicher, glücklicher,
und eines unverlierbarn Gutes Herr,
der früh den Trieb nach Gold in ſich erſtickt,
und die Begierde dämpft, ſein geitzig Aug'
an Schätzen mancher Art zu weiden; er
beneidet nicht den Belgier, daß ihm
halb Indien der Arbeit Früchte zollt,
und iſt in ſeinem kleinen Eigenthum

ein

*) S. Hor. Lib. II. Od. 2.

ein größrer Fürſt, als wenn des Spaniers
mit Angſt erharrte Silberflotte, nur
für ihn mit wilden Wellen kämpfte, nur
zu ſeinem Nutzen arme Sclaven Gold
im Plata ſuchten, und Sibirien
für ihn ſein ſeltnes Pelzwerk nährete.

Der Weiſe, der nicht, wie des Pöbels Geiſt,
das wahre Glück nur neben Schätzen ſieht,
der Weiſe zält nicht zu den Glücklichen
den Fürſten Rußlands *) der mit ſtolzer Pracht
Europens Könige beſuchet, den
bewundernd ferne Nationen ſehn,
für den ſich Kriegesheere ſammeln, um
ihn zu vergnügen, und der Tauſende
verſchwendet und verſchwenden macht. — Er reicht
den unverwelklichen Lorbeer nur dem,
er giebt das ſichre Diadem nur dem,
der aufgehäufte Schätze einer Welt
mit ſtillem ungerührtem Auge ſieht.

Werthing.

2.

*) Als dieſe Epiſtel geſchrieben ward, reiſte der Ruſſiſche Großfürſt noch in Europa herum.

2.

An Landuf.

Mag immerhin, mein Landuf, Regen ſich,
und Sturm und Ungewitter immerhin
um deines Werthings Hütte ſammeln;
mag immerhin die hohe Eiche ſich
dem Sturme beugen, und im niedern Buſch,
wie in des Waldes Gipfel, immerhin
den Wandrer ſeine ſtolze Stimm' erſchrecken; —
mir iſt das alles lieblicher Geſang!
Geheime Ahndungen erfüllen mich
von Tod und Grab, und künftger beſſern Welt.
Wer die Natur nicht überall verſteht,
wem Nachtigallen Ton und Schilfgeſäuſel
und Stille einer ſchönen Mitternacht
nur des Vergnügens und der Freude Pflichten,
und keine höhern, keine beſſern lehrt; —
wenn nicht der ernſteren Empfindung voll
die Seele aufwallt, wenn im ſpäten Herbſt
er Fluren ſterben, Blätter ſinken ſieht;
und überall um ihn des Todes Bild
in mancherley Geſtalt erſcheinet; — wer
des Sturmes Flug vernimmt, und nicht verſteht

der Gottheit Stimme, die laut zu ihm spricht:
„Ich schuf dich, Mensch, für eines Lebens Sommer;
„wie diese Blätter sinkest einst auch du;
„wie diese Blätter brichst du einst hervor
„aus enger Gräber Nacht!„ — O Landuf! der
verdienet nicht den hohen Namen, Mensch,
ist eines Menschen Schatten nur, ist nicht
der Seeligkeiten dieses Lebens werth.

O wohl dem! der im Buche der Natur,
das nicht dem Weisen blos sich öfnet, das
dem Fürsten, wie dem Bettler lesbar ist,
den besten Trost für jeden bittern Kummer
Gewißheit schöner Zukunft ließt! Ihm ist
des Leidens Stunde eine Regenwolke,
die schnell der Wind vorüberweht, und die
für wenig Augenblicke nur, den Glanz
des schönsten Tags verdunkelt; — Thränen sind
ihm Samenkörner, die er hier verstreut,
und die einst nach des Todesschlummers Nacht
in bessern Welten ihm zum Palmenhain
erwachsen werden, dessen Schatten er
von Leiden ungestört, genießen wird.

Werthing.

III.

Etwas über die Sineſer.

Aus einem Aufſaz des Hrn. Hofrath B**.

Wie ſehr das Vorurtheil des Alterthums, und die Abneigung von dem Ausländiſchen, der zu vermehrenden Bequemlichkeit der menſchlichen Geſellſchaft entgegen ſtehet, erweiſet der Zuſtand der zahlreichen und auf ihre Art ziemlich geſitteten Völker jenſeit des Ganges; wiewohl dadurch ihre innere Verfaſſung geſichert iſt, und ſie, zum Glück der weſtlichen aſiatiſchen Staaten, von der Eroberungsſucht frey bleiben. Daß es ihren älteſten Vorfahren weder am Verſtande noch Witze gefehlt habe, zeigen ihre bürgerlichen Einrichtungen und die unter ihnen blühenden Künſte. Sie können auch noch jezt alles ſehr leicht begreifen und glücklich nachahmen: allein es muß bey ihnen im Ganzen beym Alten bleiben, und ihre Eroberer ſelbſt müſſen ſich hiezu bequemen; von neuen Moden und Erfindungen wollen ſie nichts wiſſen. Ihre Arzneykunſt iſt ohne anatomiſche Kenntniß, ihr Schiespulver ungekörnet, bey ihren Armeen vielerley unnüzes Holz, der Gebrauch der Magnetnadel fehlerhaft, das Papier ohne Feſtigkeit, die Druckerey ohne Typen (denn ihre Typen auf Speckſtein ſind nichts weniger als mit den unſrigen einerley.)

bin keines Verräthers Oheim, und das Wort Gnade wird in einem verbrecherischen Mund entweiht. Warum haben deine geächteten, verbannten Füsse sich erfrecht, den Staub von Englands Boden zu betreten? Und, was noch ärger ist, wie haben sie sich erfrecht, so viele Meilen über ihren friedsamen Busen einher zu ziehen, und ihre erblassenden Einwohner mit dem Gepränge einer kriegrischen Schlacht-Ordnung zu schreken? Kommst du, weil der gesalbte König abwesend ist? Wie, unbesonnener Jüngling, der König ist noch da, seine Gewalt ligt in einem treuvollen Busen. Wär' ich nur noch Herr von jener jugendlichen Stärke wie damals, da der brave Gaunt, dein Vater, und ich, den schwarzen Prinzen, diesen jungen Kriegsgott, mitten aus den Linien von zehntausend Franzosen erledigten; o! wie schnell sollte dieser izt entnervte Arm, deinen Uebermuth züchtigen!

Bolingbroke.

Mein gnädigster Oheim, laßt mich nur erst wissen, von was für einer Art mein Verbrechen ist.

York.

Von der schlimmsten Art, Aufruhr und fluchwürdiger Hochverrath. Du bist ein Landsverwiesener, und kommst hier, bevor deine Zeit verflossen ist, in herausfordernden Waffen deinem Oberherrn Troz zu bieten.

Bolingbroke.

Wie ich verwiesen wurde, war ich Hereford; nun,

da

ley.) Das mechanische Uhrwerk haben sie gar nicht; daher dem Hofe zu Peking europäische Uhrmacher unentbehrlich sind.

Der dem großen peter I. ähnliche große Cang hi konnte in seinem Reiche jenen nicht nachahmen, ob er gleich die europäischen Vorzüge kannte, und sie gern bey sich eingeführt hätte. Er ließ zwey Glas-Hütten zu Peking von Europäern anlegen; es findet sich aber nicht, daß selbige nach seinem Tode fortgesetzt worden sind, oder der Gebrauch des Glases sich in seinem Reiche ausgebreitet habe. Wenigstens sind die Fenster bey ihnen noch mit Papier oder Austerschalen verwahrt, und ihre Spiegel von weißem Kupfer. Sie achten von unsern Glaswaaren nur allein dasjenige, was zum dioptrischen Gebrauche verfertiget worden. Da nun das Glas schon frühe von den Phöniziern erfunden worden, und bey ihnen doch nicht eingeführt ist; so scheinet es, daß sie auch ihre übrigen mit den unsrigen gemeinschaftlichen Künste nicht von aussen her erhalten, sondern solche selbst ausgefunden haben. Dergestalt sind die Künste bey ihnen fast nur so, wie sie bey ihrem Anfange waren; und die bildenden derselben, um 300 Jahre gegen die unsrigen zurückgeblieben. Bücher, die von der Sprachkunst, der Natur und ihrer bürgerlichen Geschichte, Landesbeschreibung, Haushaltungskunst, mechanischen Künsten, Sittenlehre und Staatskunst

handeln, haben ſie in groſſer Anzahl; auch fehlt es ihnen nicht an Dichtern. Aber ſpeculative Wiſſenſchaften fehlen ihnen: ihre Philoſophen ſind nur Erklärer der Bücher des Cong-fu-zu, und ihre Prieſter nur Lehrer der Träumereyen des Budda oder Sommona Coddom.

Die Sprachen dieſer Völker beſtehen aus einſylbigen Wörtern, und ſind Uebergang der thieriſchen Stimme zur menſchlichen Rede. In den älteſten Zeiten hatten ſie, als pur ſinnliche Menſchen, wie die Aegyptier und unſere Stammväter, nur wenige Bedürfniſſe, welche ſich aber in der Folge, mit dem Gebrauche der Vernunft, vermehrten. Erſtere konnten ſie durch die Veränderungen der einfachen Laute hinlänglich anzeigen; hernach wurden ſie zwar mehrerer Wörter benöthiget, fielen aber nicht darauf, ſolche, wie die unſrigen, durch die Zuſammenſetzung der einzelnen Laute zu formiren, ſondern meynten dieſe, durch die ihnen beygelegten vielerley, einem Europäiſchen Ohre zum Theil kaum unterſcheidbaren Töne zu erhalten. Alſo entſtund für eine jede ihrer einzelnen Ideen ein einfaches Wort.

Unter dieſen Sprachen iſt die Sineſiſche die ärmſte geblieben, weil ſie nur ohngefähr aus 800 Sylben beſtehet, deren jede mit einem Conſonanten anfängt, und einige von ihnen nur mit n und ng ſchlieſſen; ihnen auch überdies b, d, g und r fehlen. Die übrigen

gen Völker, als Coreaner, Tunkiner, Siamer, Peguaner und Tibetaner, fangen ihre einsylbigen Wörter nicht allein mit allen unsern, so wohl Vocalen als Consonanten, an; sondern schließen sie auch mit denselben. und die Maleyer haben eine zweysylbige Sprache. Dergleichen scheinen auch die Sprachen der Insulaner des Süd-Meers zu seyn.

Da nun die Wörter der Sineser aus keinen zusammengesetzten Sylben bestunden, verfielen sie nicht auf die Zergliederung derselben und ein dadurch entstehendes Alphabeth; sondern suchten ihre Ideen durch Abbildung der gedachten Gegenstände, mit groben Umrissen vorzustellen. In der Folge zertrennten sie auch diese Figuren, und behielten davon nur einige Grundzüge, deren krumme Linien sie in gerade, zur Bequemlichkeit der Pinselschrift, veränderten. Also entstunden ihre jetzigen Charaktere, welche, in Absicht auf Leichtigkeit, Deutlichkeit und leichtes Verständnis, mit unsrer Art zu schreiben schlechterdings in keine Vergleichung kommen. Mit diesen Zeichen verfuhren sie ferner, um damit abstrakte Begriffe anzudeuten, wie wir es mit den Sylben unsrer Wörter zuweilen thun: sie machten eine Auswahl von 214 dieser aus mehreren Strichen bestehenden Zeichen, und sahen ein jedes derselben als ein einfaches an, welches für sich seinen Nahmen hatte, und eine einzelne mehrere Gegenstände in sich fassende Sache vorstellte.

ſtellte. Alſo entſtund ein aus eben ſo viel Hauptabtheilungen beſtehendes Realverzeichnis, in welches ſie die Zeichen aller ihrer Ideen ſchicklich verſetzen zu können glaubten. Und, um vermittelſt derſelben einen Vorrath von Zeichen für alle mögliche Begriffe zu erhalten; ſetzten ſie zwey, drey und noch mehrere dieſer einzelnen Charaktere zuſammen. Dieſe verloren alsdann in dieſer Verbindung ihre gewöhnlichen Namen und Hauptbedeutungen; lagen aber doch zum Grunde in den zuſammengeſetzten Charakteren, nach welchen ſie in die 214 Claſſen, entweder wegen des natürlichen Verhältniſſes ihrer Bedeutungen, oder wegen Aehnlichkeit der Metaphorn, unter der ſich der Sineſer die Sache denkt, verſetzt wurden. Auf dieſe Weiſe iſt ein unter dem Kaiſer Cang-hi verfertigtes Lexicon abgefaßt, das aus vierzig Theilen beſteht. —

Eine Schrift von dieſer Art kann übrigens den Nutzen haben, daß ſie von Völkern ganz verſchiedener Sprachen verſtanden wird: nur müßte ſie aus leichtern Zeichen beſtehen, ohngefähr aus ſolchen, mit welchen der Biſchoff Wilkins einen Verſuch gemacht hat.

Die das Reich beherrſchenden Manſchuren bedienen ſich in ihrer vielſylbigen Sprache einer aus der altſyriſchen formirten Sylbenſchrift, mit welcher ſich das Sineſiſche auch wohl ſchreiben ließe, wenn die Zeichen der Töne hinzugefügt würden. In beyder-

ley

ley Schreibart würde Constantinus Dux Saxoniae lauten: Ko-no-so-tan-ti-nu-su Du-ku-su Sa-ko-so-ni-je u. s. w.

IV.

Die Wissenschaften

vor und nach ihrer Sekularisation.

Ein historisches Gemählde.

Wenn die Scholastiker sich selbst unter einander verstanden hätten, so würde man zu denken versucht werden, sie hätten sich eine eigene künstliche Sprache erfunden, damit die Wahrheit unter ihnen allein bliebe. Die Sanskritte der Braminen kann einem Layen nicht unverständlicher seyn, als es die Sprache des mönchischen Peripatus der ganzen übrigen Welt war, und ewig bleiben muß. Wer dazu Lust hat kann sich durch Augenschein überzeugen. Er wähle das nächste beste aus den bekanntesten Produkten des wissenschaftlichen Monopoliums der Mönche, die Schriften eines subtilen, irrefragabeln, honigfliessenden, englischen, seraphischen, marianischen, Doctors.

Man höret sie zwar noch heut zu tage von manchem Gelehrten damit entschuldigen, daß sie für die Schule geschrieben: aber desto schlimmer, wenn sie über

die Schule die Welt vergaſſen. Was ſollte die Schule, die nicht für die Welt da iſt, überhaupt in der Welt? Wir werden ſehen.

Jede ſcholaſtiſche Univerſität war eigentlich eine Gränzveſtung zwiſchen der ſogenannten gelehrten und ungelehrten Welt, und machte zwiſchen dieſen beyden alles gegenſeitige Verkehr unmöglich. Wollte irgend ein gutherziger Gelehrter ſeinem in der finſtern Layenwelt herumtappenden Mitmenſchen mit ſeinem Lämpchen zu Hülfe eilen; wollte irgend ein Laye ſich ſelbſt auf dem Markte der Wiſſenſchaften Unterricht einholen, ſo blieb der eine ſowohl als der andere elendiglich an den fürchterlichen Schulwörtern hängen, dieſen unüberſteiglichen Pfählen, mit welchen das Mönchthum die Ueberbleibſel des menſchlichen Witzes umzäunet hielt.

Alle Kanäle des menſchlichen Wiſſens verlohren ſich in den Abgründen einer übernatürlichen Theologie. In der Logik, oder, wie man ſie damals lieber nannte, Dialektik, verlernte man ſeinen natürlichen Menſchenverſtand, erwarb die Geſchicklichkeit ſich mit geſchloſſenen Augen des Geiſtes auf den theologiſchen Gemeinplätzen herumzutummeln, und verſah ſich mit jener polemiſchen Waffenrüſtung, die ſo geſchickt war die rebelliſche Vernunft in die Enge zu treiben, und mit den Gränzen des Glaubens das Jagdrevier auf Ketzereyen zu erweitern, daß es dem orthodoxen Scheiterhaus

terhausen nie an Brandopfern fehlen konnte zum lieblichen Geruch für den römischen Vicegott und sein Mönchenheer. Die Methaphysik bewies und erklärte übernatürliche Geheimnisse; die Physik — Wunderwerke; beyde Wissenschaften waren weiter nichts als Vorübungen zur mystischen Dogmatik. Die kasuistische Theorie der Todsünden und der läßlichen Sünden verdrängte alle philosophische Moral der Sokraten und Epikteten, und die Rechte der Bürger der Staaten und der Völker entlehnten ihre Grundsätze aus dem Kirchenrechte das an die Stelle des Naturrechts eintrat. So giengen die Wissenschaften nach und nach ins Eigenthum der Klerisey über, verlohren alle Brauchbarkeit fürs menschliche Leben, und wurden dem Layen eben so unnütz als unzugänglich. Das Studiren wurde sowohl von dem Adel als vom gemeinen Manne für ein ausschließendes Privilegium des geistlichen Standes angesehen, für den der eine fechten, der andere arbeiten mußte. Ein Laye und ein Unwissender waren gleichviel bedeutende Benennungen. Die Klerisey wußte nun etwas, oder war wenigstens dafür angesehen; die Layen wußten nichts, und mußten sich immer bey jenen befragen, wenn es darauf ankam zu wissen was sie thun sollten. Da hieng denn das Schicksal der Layenwelt an der Willkühr der Hierarchie. Die Fürsten unterwarfen ihre Streitigkeiten den Aussprüchen der Päbste und Bischöffe, und die Unterthanen denen der Mönche. Rom wur-

de nun durch ſeine Mönche weit mehr als es einſt durch ſeine Soldaten ward, Deſpote der moraliſchen ſowohl als der politiſchen Welt. Es genügte ihm nicht den Völkern Regierungsformen und Geſetze zu geben, Könige ein- und abzuſetzen, Länder wegzunehmen und zu verſchenken, eine Nation durch die andere erwürgen zu laſſen u. ſ. w. ſondern es drang der Menſchheit ſogar neue Tugenden und Laſter auf, nahm ihr die Gedankenfreyheit weg, zwang ſie durch Feuer und Schwerd Widerſprüche für erwieſene Wahrheiten anzunehmen, verbot einem beträchtlichen Theile der Menſchen die Fortpflanzung der Gattung, ſchte unter den übrigen Verwandſchaften ein, von denen weder der Naturmenſch noch der Bürger wußte, ſchrieb ihnen die Speiſen vor die ſie an gewiſſen Tagen genieſſen durften, nöthigte ihnen zum Gottesdienſte eine Sprache auf die ſie nicht verſtunden, befreyete jeden der den Mönchskittel annahm von der Pflicht ſeines Beytrags zum Beſten des Staates, und entzog ihn der Gerichtsbarkeit der Magiſtrate, erklärte die Tempel Gottes zu Freyſtätten des Laſters gegen die ſtrafende Gerechtigkeit, legte auf die Gewiſſen Steuer, verkaufte die Vergebung der Sünden für bares Geld, und dehnte ſeine Gerichtsbarkeit über den menſchlichen Geiſt bis jenſeits des Grabes aus!

Das alte Rom war manchem ſeiner unterjochten Völker nur an phyſiſcher Kraft überlegen. Das aufgeklär-

geklärtere Griechenland leitete ſelbſt in ſeinen Ketten die Vernunft und den Geſchmack ſeiner Ueberwinder. Das neue Rom hingegen raubte den Völkern Vernunft und Wiſſenſchaften, bemächtigte ſich des menſchlichen Geiſtes, und ließ alſo der Menſchheit kein Mittel übrig dem Muthwillen ihrer Tyrannin Schranken zu ſetzen. Die Fürſten der chriſtlichen Welt waren, bald mit bald ohne ihr Wiſſen, ſie mochtens wollen oder nicht, weiter nichts als Ausführer der Befehle des Dieners aller Diener Gottes, für den alle Köpfe der Pfaffen *), und alle Hände der Layen unaufhörlich geſchäftig waren.

Die geiſtliche Weltbeherrſcherin mußte ſich, wie ehmals die weltliche, ihren Fall ſelbſt vorbereiten. Sie mußte es der Welt ſelbſt zu eng machen. Sie ſteigerte ihre Forderungen, und ſetzte Anſprüche durch, deren Unſinn jedem der nicht ſelbſt Mönch war in die Augen ſpringen mußte. Der Druck des Elendes zwang endlich die Layen mit Gewalt zum Selbſtdenken, und ſo ergriffen ſie nach und nach dies einzige Mittel ihrer Rettung. Die Mönchsgelehrſamkeit wurde manchem von der Natur freygebiger bedachtem Kopfe verdächtig, dann ekelhaft, zuletzt abſcheulich. Man fieng an die Ueberbleibſel der griechiſchen Wiſ-

 ſenſchaf-

*) So oft hier Pfaffe vorkommt wollen wirs in dem Sinne der Zeiten von denen die Rede iſt, genommen haben. P. F. A. F. Paſtor Fidelis Animarum Fidelium.

senschaften hervorzusuchen. Nichts schlimmeres hätte sich für Pabst- und Mönchthum zutragen können. Der Laye hatte nun nicht mehr nöthig Mönch zu werden, wenn er etwas lernen wollte. Er kam an die lautern unverdorbenen Quellen, und fand daß auch für ihn Gelehrsamkeit da wäre. Nun mußten die Mönche die profanen Alten als Lehrer der Welt neben sich dulden, Lehrer, die nicht etwa blinden Glauben forderten, sondern es sogar ihren Schülern überliessen, wahr zu finden was sich ihnen als wahr darstellen würde; Lehrer, die nichts als begreifliche Dinge vortrugen, den Menschen überredeten daß auch diesseits des Grabes für ihn Glückseligkeit bestimmt wäre, und sogar die Mittel dazu angaben, Mittel die allen Absichten der Klerisey schnurgerade zuwider liefen,

Die Schüler der Alten vermehrten sich, und es traten unter ihnen Männer auf, die sich mit ihren Meistern messen durften. Mit jedem Geisteswerke jedes vortreflichen Kopfes wurden alte, vergessene, unterdrückte, verstümmelte, verdrehte Wahrheiten hervorgezogen, ergänzet, entwickelt, ausgebreitet; philosophische Begriffe der Alten den gemeinen Begriffen der damaligen Zeitgenossen näher gerücket, Grundsätze entdecket, erläutert, und für die Empfänglichkeit des gemeinen Mannes bearbeitet. So bildeten sich nach und nach Wissenschaften, die nichts weiter als gesunden Menschenverstand, und Worte, die jeder mit sei-

ner

da ich komme, komme ich für Lancaſter. Ich bitte Euer Gnaden, betrachtet das Unrecht, das mir zugefügt worden, mit einem unpartheyiſchen Auge. Ihr ſeyd mein Vater, denn mich däucht, in euch ſehe ich den bejahrten Gaunt wieder lebend. O! denn, mein Vater! Könnt ihr geſtatten, daß ich verurtheilt ſeyn ſoll, ein herumſchweifender Flüchtling zu ſeyn, und aller meiner Rechte und Regalien beraubt, gleichgültig zuſehen, wie ſie unter lumpichte Taugenichts ausgetheilt werden, die geſtern noch Bettler waren? Wozu war ich gebohren? Wenn der König mein Vetter, König von England iſt, ſo muß es unſtreitig ſeyn, daß ich Herzog von Lancaſter bin. Ihr habt einen Sohn, den Aumerle, mein edler Vetter; wäret ihr zuerſt geſtorben, und er wäre ſo niedergetreten worden, er würde in ſeinem Oheim Gaunt einen Vater, einen eifrigen Verfechter ſeines Rechts, gefunden haben. Man verſagt mir die Beſitznehmung von meinen angeerbten Titeln und Gütern, wozu mir doch meine Patenten die Befugniß geben. Meines Vaters Güter werden zerſtreut und verkauft, und wie alles übrige unnüzer Weiſe durchgebracht. Was wollt ihr, daß ich in ſolchen Umſtänden thun ſoll? Ich bin ein Unterthan, und reclamire das Geſez; man verſagt mir Anwalde, ich bin alſo genöthigt, in eigner Perſon die Anſprüche an mein angeſtammtes Erbgut gelten zu machen.

Northumberland.

Der edle Herzog iſt zu ſehr gekränkt worden.

ner Mutterſprache gelernt hatte, vorausſetzten. Nun hatten auch die Layen ihre Philoſophie. Die Mönche gaben freylich dabey keine müſſigen Zuſchauer ab. Sie erklärten feyerlich die neuen Methaphyſiker für Gotteslängner, die Moraliſten für Sittenverderber, und die Phyſiker für Zauberer; und ſparten weder Bannflüche, noch Scheiterhaufen gegen Schriften und Schriftſteller. Allein es war zu ſpät. Die neuerfundene Buchdruckerkunſt, und die in die Wiſſenſchaften aufgenommene Volksſprachen machten alle ihre Vorkehrungen wenigſtens groſſentheils fruchtlos. Das Uebel war ſchon zu tief eingewurzelt, hatte ſchon zu weit um ſich herum gegriffen. Es war in der Layenwelt bekannt geworden, wovon man ſich vor kurzen nichts träumen ließ, daß es Rechte gebe die älter wären als Pabſt- und Mönchthum, Rechte die der Menſchheit ſo eigenthümlich zukämen, daß es ganz überflüſſig wäre ſich darüber von der Kirche belehnen zu laſſen. Es fanden ſich ſogar Monarchen, die mit der vollkommenſten Gewiſſensruhe von der Welt ihre Kronen trugen, ohne daß ſie ihnen der Pabſt aufgeſetzet hätte, und Unterthanen die den Eid der Treue gegen ihre Monarchen für vollgültig hielten, auch nachdem der Statthalter Chriſti das Gegentheil ex Cathedra erkläret hatte. Der Staat trennte ſich nach und nach von der Kirche. Es gab nun eine weltliche Macht die von der geiſtlichen unabhängig war; und wie es in den Layenköpfen ſtufenweiſe heller wurde,

so wurde auch die Gränzlinie zwischen beyden Mächten sichtbarer.

Es konnte und durfte nicht dabey bleiben. Die durch so glückliche Vorschritte kühner gewordene Vernunft gieng immer weiter. Mit der Fackel der Philosophie in der Hand drang sie bis dahin durch, wohin sich bisher kein Layenverstand wagen durfte — bis ins Allerheiligste selbst. Hier sonderte sie Religion von Aberglauben, Christenthum von Mönchswesen, Gottesoffenbarungen von Pfaffenlügen. — Dinge die in der Nacht des heiligen Dunkels, das so viele Jahrhunderte darüber ausgebreitet lag, für einerley Sachen galten. Es kam nun allgemach eine Theologie zum Vorscheine, die keine andern Quellen als Schrift und Vernunft erkannte. So wurden denn endlich auch in Religionssachen die Mönche entbehrlich. In den Ländern wo es der Vernunft zuerst gelang das Joch der Mönche abzuschütteln, erhielten auch die wiederhergestellten Wissenschaften zuerst ihre vollkommene Freyheit. Mönchsgelehrsamkeit wurde zugleich mit den Mönchen von den hohen Schulen verbannt. Die Philosophie die man dafür einführte war der mönchischen gerade entgegengesetzet. Ihr Endzweck war allgemeine Glückseligkeit, und ihre Mittel alle jene Kenntnisse, durch welche die Vernunft verfeinert, erhöhet und veredelt wird. Die Wissenschaften erstreckten nun ihren wohlthätigen Einfluß

auf

auf alle Classen der Menschen, und wurden von Zeit zu Zeit immer mehr durch gröſsere Deutlichkeit und Brauchbarkeit ein gesellschaftliches Gut der Menschheit.

Ich lege hier die Feder nieder, und überlasse es meinen Lesern, den Zustand zweyer Länder gegen einander zu halten, in deren Einem menschliche, und in dem Andern mönchische Wissenschaften den Geist der Nation leiten. England und Spanien — doch warum eben so weit? Das protestantische und katholische Teutschland werden jedem so viele Data liefern als er zu dieser Vergleichung brauchen mag.

D.

V.

Auszüge aus Briefen.

1.

(S. den Brief aus Turin v. 26 Jänner 1784. im T. M. Mon.)

Florenz, den 4ten Jun. 1784.

— — — Ich komme jetzt zu Ihren Fragen, die ich, so wie sie aufeinander folgen, beantworten will. — Tissot habe ich in Lausanne gesprochen, wohin er damals schon seit 6 Monaten von Pavia zurückgekommen war. Er ist ein merkwürdiger Mann, dem man seine Studien ansieht; aber sehr finster und mür-

mürrisch; obgleich er seine Lebensart hat. — Mercier lebt noch immer in Welschneuburg; und in Lausanne hält man nicht viel von ihm. — Den D. Struve habe ich sehr oft gesehn, und sogar seinen Sohn, einen großen aber sonderbaren Chemiker, in Cressier, einem Dorfe bey Lausanne, aufgesucht, wo er sich beständig aufhält. — Ist Herr ** noch immer da, und hat er seine Furcht in Italien zu reisen noch nicht abgelegt? Schreiben sie ihm doch, daß dieses Land gegenwärtig beynahe so sicher ist als alle andre, und daß ich darin überall hin und her Tag und Nacht reise, ohne daß mir noch das geringste, ja nicht einmal eine Gelegenheit zur Furcht aufgestoßen ist.

Die Prinzessin von Piemont ist allerdings sehr dick, und verdient den Namen la grosse Madame, den sie in Frankreich getragen hat. Die Königinn von Sardinien aber könnte eher la petite Madame heissen.

Der Beccaria, von dem ich ihnen schrieb, daß er todt sey, ist der Physiker, der so viel über Elektricität geschrieben hat, und in Turin lebte. Der Marchese, Verfasser des Buches dei delitti e delle pene, ist allerdings ein Mailänder, lebt auch noch da, und ist jetzt im dasigen Senat, hat aber gänzlich aufgehört zu schreiben. — —

Das Theater der Italiener ist ihrem Nationalcharakter und vorzüglich auch ihren sittlichen Gebräuchen

vollkom-

vollkommen angemessen. In Italien findet man keine Gesellschaften wie bey uns, in denen man sich eigentlich unterhält, und wo ernsthafte Gespräche mit muntern Scherzen abwechseln. Ihre sogenannten berühmten Conversationen sind nichts als eine Versammlung von einer Menge Leuten, unter denen sich oft viele einander gar nicht kennen, die sich auf Stühlen längst den Wänden der Zimmer hin niederlassen, und von denen dann jeder nur mit seinem Nachbar spricht. Hat das eine Zeitlang gewährt, so endigt sich alles mit Spiel. Es ist wohl wahr, daß unsre großen Gesellschaften nach und nach anfangen den nämlichen Ton anzunehmen; allein wir ersetzen das wieder durch kleinere, die dann desto mehr Abwechselung gewähren. In Italien aber ist das gar nicht der Fall; unter Mannspersonen mag er wohl noch existiren, unter Frauenzimmern aber nie. Diese nehmen zwar von Zeit zu Zeit Besuche von Männern an; andere Frauenzimmer aber sehen sie nur in Gesellschaften und an öffentlichen Orten, und ich glaube, daß es in ganz Italien kein einziges Weib von einigem Stande giebt, die eine wirkliche Freundinn hätte. Ich bin daher auch überzeugt; eine Scene besuchender Frauenzimmer von unserm Theater würde den Italienern unbegreiflich seyn. Das Theater also muß den Italienern die Veränderung geben die ihnen sonst fehlt. Hier gehen sie hinein, um in kleinerer Gesellschaft zu seyn, einzelne Besuche anzunehmen, und unbemerkbare Unterhaltun-

haltungen haben zu können; denn man weis in diesem Lande solchen Orten das öffentliche durch große Logen zu benehmen. Ein ganzes Schauspiel ununterbrochen anzuhören ist ihre Absicht gar nicht. Sie geben auf den Zusammenhang des Stücks gar nicht Achtung, plaudern immer fort, und unterbrechen sich nur bisweilen um eine schöne Arie zu hören, oder einen schönen Acteur in einer schönen Stellung zu sehen. Männer zieht nur noch zuweilen der besondere Reitz schöner Sängerinnen oder Tänzerinnen ins Theater. Wenn Sie zu diesen allen noch die Liebe der Italiener zur Veränderung und Pracht setzen, so werden Sie leicht schließen können, wie der gegenwärtige Zustand der Opern in Italien seyn muß. Die Gegenstände der Opern sind elend; drum darauf darf der Dichter nicht sehen; er darf nur Arien liefern, die in Musik gesetzt werden können. Und da nie eine alte Oper, wenigstens nie mit alter Musik, wieder aufgeführet werden darf, und in jeder der vier Jahrszeiten eine oder auch wohl zwey aufs Theater gebracht werden sollen: so muß die Musik nothwendig oft mittelmäßig, wo nicht gar schlecht, seyn. Die Decorationen hingegen wechseln häufig, und sind prächtig; nur für die Illusion wird nichts gethan. Man findet auf den italienischen Theatern von Maschinerien nur das nothwendigste; alles was auf das Theater hinkommen soll, wird bey jeder Scene vor den Augen aller Zuschauer ganz langsam hingeschleppt. Die

Acteurs,

Acteurs, die gerade nicht zu singen haben, stehen da als wenn sie nicht dazu gehörten, oder schwatzen wohl gar mit den Zuschauern; und wirft man ihnen den Mangel an Action vor, so antworten sie: wir sind nur Sänger, aber keine Schauspieler. — Die Decorationen an sich sind vortreflich und verdienen alles Lob; die Italiener sind so sehr daran gewöhnt gute Mahlerey zu sehen, daß man auch auf den schlechtesten kleinsten Theatern doch keine schlechte leidet. Nur in Neapel, wo überhaupt die Künste in Verfall sind, habe ich auch schlechte Theatermalerey gefunden; doch kann ich nicht von dem dasigen großen Opernhause urtheilen, denn dieses war bey meiner Anwesenheit daselbst geschlossen.

Von Balletten sind die Italiäner große Freunde; sie geben nach jedem Acte eins, so daß man gewöhnlich bey einer Oper drey sieht. Sie haben auch wirklich artige Tänzer und Tänzerinnen, viel Mannichfaltigkeit, und meistens sehr gute Musik. Allein sie excelliren eigentlich nur im Grotesken. So bald es darauf ankömmt Empfindungen auszudrücken, bleiben sie zurück. Was ich von der großen Oper gesagt habe, gilt auch meistens von der opera buffa. Nur daß zu dieser blos solche Sänger treten, die bescheiden genug sind sich selbst nicht für sehr vorzüglich zu halten.

Ausser den Operntheatern sind in den größten Städten Italiens noch Theater für Comödien und

Trau

Tragödien und für Marionetten — Die ersten führen entweder würkliche Dramen, Comödien oder Tragödien auf; und dann sind sie gemeiniglich aus dem Französischen, oder auch wohl aus dem Teutschen übersetzt; oder sie geben Stücke mit den bekannten fünf Masken.

Der Sänger, der mir in Turin gefiel, war Sign. Giacomo David, ein Tenorist. Ich habe aber nachher in Mailand zwey der besten italiänischen Sänger gehört, den Sr. Rubinelli und die Sgra. Carrara, Beyde sind für diesen Sommer in Neapel angestellt.

Noch ist eine Frage, über die Meynung von der Schönheit der Italienerinnen zurück. Ich will nur sehr wenig sagen, da vieles schon in Büchern steht. Einen schönen Gang, herrliche Augen, einen großen vollen Busen haben sie fast alle. Ueberhaupt aber habe ich die schönsten reizendsten und im Umgang angenehmsten in Mayland gefunden. Blonde, sanfte Schönheiten sucht man in Italien vergebens; sanft sind die Frauenzimmer hier weder in Mine noch im Charakter; dagegen sieht man ihnen das Feuer und den muntern Witz, der ihnen fast durchgängig eigen ist, auf den ersten Blick an. — — —

Ich kann diesen Brief unmöglich schliessen, ohne Ihnen noch mit einigen physikalischen Nachrichten wohlzuthun; aber freylich nur mit wenigen; denn Italien

lien ist nicht mehr für diese Wissenschaft, was es ehemals war, kann es aber wieder werden. Man fängt jetzt an sie liebzugewinnen und sich stark darauf zu legen; und Neapel und Florenz haben überaus beträchtliche Cabinette.

Daß ich in Turin nichts in diesem Fache fand, wissen sie nicht. In Mailand habe ich Landriani und Moscati kennen lernen, und besonders den erstern oft gesehen: der letztere nahm mich zwar auch sehr gütig auf, und ich hätte noch mehr gewünscht seine als Landriani's Bekanntschaft zu benutzen: der Mann ist aber so erstaunlich beschäftigt, daß man sich fürchten muß ihm nur eine Viertelstunde zu rauben. Er ist eigentlich Arzt, besorgt ein großes Hospital, und hat noch für sich eine starke Praxis. Nichts desto weniger arbeitet er unermüdet zum Besten der Naturlehre. Er hat verschiedene meteorographische Instrumente erfunden, vermittelst deren er alle Veränderungen beobachten kann, ohne selbst dabey zu seyn. Sie sind von einer sinnreichen Einrichtung und von großen Nutzen. Wir haben auch ein meteorologisches Werk von ihm zu erwarten, worin er sie beschreiben wird. Er besitzt einen schönen Vorrath von Instrumenten. Die vielen Geschäfte die er auf sich liegen hat machen ihn sehr ernsthaft und beynahe etwas mürrisch; sein Empfang ist daher ein wenig abschreckend: lernt man ihn aber etwas näher kennen, so findet man

einen vortreflichen Mann an ihm. Landriani ist ein vollkommener Hofmann, und eben deswegen steht er bey den dasigen Gelehrten in keinem sonderlichen Rufe. Ich bin auch in der That ein wenig mistrauisch gegen ihn geworden, und würde seine Versuche nicht annehmen ohne sie nachgemacht zu haben. Er schreibt gegenwärtig auf Befehl der Regierung ein Werk über die Gewitterableiter, um den Mailändern diese nützlichen Vorrichtungen zu empfehlen. In demselben wird ein Verzeichniß aller in der Welt existirenden Ableiter Platz finden, zu dem ich schon die einzelnen Verzeichnisse gesehen habe, die ihm von verschiedenen Orten her eingeschickt worden sind. Er wird ausserdem noch eine Abhandlung über das Berlinerblau herausgeben.

In Pavia habe ich, wie sie leicht denken können, Volta und Spallanzani besucht, und auch einer Lection von beyden beygewohnt. Sie sind ein Paar würdige vortrefliche Leute, die mir den Aufenthalt in Pavia sehr angenehm gemacht haben. Volta ist sehr geschickt und sehr genau im Experimentiren. Er hat zu einer ganz neuen Uebersetzung des Macquerschen chemischen Wörterbuchs von Professor Scopoli, mit der man aber nicht zufrieden ist, verschiedene Artickel ausgearbeitet, vorzüglich den, Calore. Spallanzani stellte im vorigen Jahr Versuche übers mittelländische Meer an, von den er in Form von Briefen an Sauf-

sure

Roß.

Es ligt nur bey euer Gnaden, ihm Recht wiederfahren zu laſſen.

Willonghby.

Schlechte Leute ſind durch ſeine Erbgüter groß gemacht worden.

York.

Milords von England, laßt mich euch ſagen, daß ich gegen die Kränkungen meines Neffen nicht unempfindlich geweſen bin, und mich ſo ſehr ich konnte bemühet habe, ihm ſein Recht zu verſchaffen. Aber auf eine ſolche Art zu kommen, in trozigen Waffen zu kommen, und ſein Recht durch unerlaubte Gewalt zu ſuchen, das geht nicht an; und ihr, die ihr ihm hierinn beyſteht, begünſtiget die Empörung, und ſeyd alle Rebellen.

Northumberland.

Der Herzog hat geſchworen, daß er nur gekommen ſey, ſein Recht zu ſuchen; und ihm zu dieſem zu verhelfen, haben wir alle durch einen theuren Eid uns anheiſchig gemacht; und mög' auf ewig den die Freude meiden, der ſeinen Eid bricht!

York.

Gut, gut, ich ſehe den Ausgang dieſer Waffen; ich muß es bekennen, es iſt nicht in meiner Macht, ihn zu verhindern; aber könnte ich's, bey dem der mich erſchaffen hat!

ſure, wenn ich nicht irre, eine kurze Anzeige heraus-gegeben wird. Eine ausführliche Beſchreibung davon ſpart er bis mehrere dazu kommen, die er auf einer Reiſe nach Conſtantinopel und der barbariſchen Küſte künftiges Jahr anzuſtellen gedenkt.

In Pavia iſt ein artiges phyſikaliſches und chemiſches Kabinet, und beyde werden beſtändig vermehrt. Die Profeſſoren daſelbſt haben einen ſehr ſchlechten Gehalt, und in Mailand einen noch ſchlechtern, worüber ſie ſehr klagen; denn ſie können gewiß davon nicht leben. Vielleicht erfolgt auf die letzte Reiſe des Kaiſers eine Vermehrung.

Von hier aus folgt auf meiner Reiſe in Anſehung dieſer Wiſſenſchaft eine groſſe Lücke. Das phyſikaliſche Cabinet in Bologna kann gar nicht mehr in Betrachtung kommen; und bis nach Neapel fand ich auch weiter nichts. Dort iſt ein gewiſſer Poli, Profeſſor der Phyſik, ein junger Mann, der viel gereiſt iſt, und ſich beſonders in England lange aufgehalten hat, und der ein ſehr wohleingerichtetes Naturaliencabinet beſitzt. Er giebt jetzt ein italieniſches Compendium über die Phyſik in zwey Bänden heraus. Ein ſchönes phyſikaliſches Cabinet beſitzt daſelbſt noch der Cavalier Vivenzio, Leibarzt des Königs. Ihn aber habe ich nicht kennen lernen, weil der Hof, bey dem er beſtändig ſeyn muß, ſich in Portici aufhält. Er hat ganz kürzlich ein Buch über die Erdbeben geſchrieben.

Von Fontana kann ich Ihnen noch nichts melden; denn ich bin nur erſt ſeit wenig Tagen hier und habe ihn noch nicht geſehen. Ich verſpreche mir aber eine gute Aufnahme, weil ſein Bruder in Pavia, ein vortreflicher Mann, der viel Teutſch verſteht, mich ihm empfohlen hat. — In Bologna habe ich den vor einiger Zeit ſchon in Teutſchland tod geſagten Pater Martini noch am Leben, aber freylich höchſt ſchwach und kränklich angetroffen.

2.

Lauſanne, den 9ten Jun. 1784.

— — Mercier iſt noch nicht hier; es heißt aber, daß er ſich hier etabliren wird. — Neker hat Copet gekauft; er hält ſich hier ſeit einigen Wochen auf, und logirt mit dem Abbé Raynal in Beaulieu, einer Campagne nicht weit von Lauſanne. Weil Raynal den Winter über auf dieſer Campagne logirte, ſo kam er wenig in die Stadt; jetzt ſieht man ihn öfter auf den Promenaden. Er hat zweymal an einen Lauſanner Prediger zwölf Louisd'or für drey arme verdiente Greiſe und für eben ſo viel alte Frauen geſchickt: und ungeachtet man dazu die verdienteſten Leute ausgeſucht hat: ſo haben doch zwey pietiſtiſche Prediger den hieſigen Geiſtlichen Vorſtellung gethan, daß es nicht erlaubt wäre von einem Katholiken und einem Manne wie Raynal, der wider die Religion geſchrieben,

ben, Geld zu nehmen u. ſ. w. allein man hat ſie ausgelacht. Indeſſen hat man es doch einem hieſigen Prediger verdacht, daß er ihn einmal zu ſich invitirt hat; auch darf er in der Stadt nicht Menage halten, weil er Katholik iſt. Dieſen Zug von Intoleranz und den faſt allgemeinen Hang zum Nichtsthun ausgenommen, bin ich mit Lauſanne ſehr zufrieden. Man weiß hier ſeines Lebens zu genießen. Die Einwohner ſind im ganzen nicht reich, aber auch nicht arm: ſie haben meiſtentheils ſo viel als ſie brauchen um à leur aiſe zu leben, und ſind damit zufrieden, weil ſie nicht den Hang zum Aufwande haben der in groſſen Städten herrſcht. Doch haben die Fremden, beſonders die Engländer, viel Luxus eingeführt. Allein das findet ſich nur in dem Theile der Stadt, den man rue de bourg nennt; man ſpielt da viel höher und macht viel mehr Aufwand als à la cité. Nur der zu groſſe Aufwand in Kleidern iſt dem Lauſanner Bürger durch die Berner Prachtgeſetze verboten. Ich ziehe die Geſellſchaften à la cité denen à la rue de bourg vor: in dieſen findet ſich die ſogenannte Nobleſſe und alles was in Lauſanne den Ton angeben will; allein in jenem herrſcht weit mehr Vergnügen und aiſance. — —

3.

Gersfeld, den 6ten Jun. 1784.

Sie haben als ein Menſchenfreund ſo herzlichen Antheil an den rechtſchaffenen Geſinnungen und wohlthätigen Handlungen meiner guten Gemeinde genommen, daß ich mir die Freude nicht verſagen kann, noch einige Beweiſe davon mitzutheilen.

Die thätige Liebe gegen den abgebrannten Stumpf *) hat mit dem 23ſten Nov. v. J. noch nicht aufgehört. Er übergab mir vor wenig Tagen ein Verzeichniß von Wohlthaten, die er ſeitdem von den Mitgliedern hieſiger Gemeinde erhalten. Sie überſteigen faſt die Ihnen ſchon angezeigte Summe und ich werde auf ſein Verlangen der Gemeinde öffentlich dafür Danck abſtatten. Ueber das alles hat der Kaiſerliche Kammerherr von Weyhers und Leyen, der in der Stille viel Gutes thut, dieſen Stumpf mit 66 fl. beſchenckt. Und was werden Sie zu folgendem ſagen?

Als meiner Gemeinde das traurige Schickſal, das den Herr Pfarrer Burgmann zu Mühlheim am Rhein bey der großen Ueberſchwemmung betraf, bekannt wurde, übergab ſie mir 39 fl. aus völlig freyer eigener

*) T. M. März 1784. 276. u. f. f. S.

gener Bewegung, um solches dem Herrn Pfarrer zu übersenden. Auf der Ueberbringer ausdrückliches Begehren faßte ich ihre Gedancken in folgendes Schreiben, mit welchen ich das Geld am 31sten May d. J. nach Mühlheim abschickte.

„Ihr Unglück, lieber Mann, hat Sie uns zuerst bekannt gemacht. Kaum erfuhr es meine Gemeinde, als ihre Mitglieder mir durch die Kirchenältesten auftrugen, Ihnen zu schreiben, ihr Unglück schmerze sie; aber eben so sehr ihr Unvermögen, Ihnen diesen Unfall völlig vergeßen zu machen. Sie hätten 39 fl. unter sich zusammengemacht; diese solle ich Ihnen mit ihrem herzlichen Gruß überschicken, und mit der Bitte, dieses wenige unter Ihre fünf Kinder zu vertheilen. Wenn Kinder so früh solch Unglück empfänden, würden sie leicht auf ihr ganzes Leben blöde und ängstlich. Vertrauen auf Gott und trostvolles Bewustseyn seiner gewissen und weisen Regierung würde ihnen dann so schwehr wie Glaube an Menschheit. Das hielten sie aber für ein grösser Unglück als ihnen alle Flüsse auf Erden anrichten könnten. Es sey ihre Absicht, diesen traurigen Erfolg an den lieben Kindern, nach ihrem Vermögen, hindern zu helfen, damit sie das sich so schön belohnende Vertrauen auf Gott nicht wegwerfen, vielmehr bey redlicher standhafter Ausübung ihrer Pflicht, alles Gute, bey noch so widrigem Anschein ruhig und getrost erwarten möchten.„

Und diese Gemeinde — sie hat keinen Heller gemeiner Einkünfte; besteht, obgleich nicht aus ganz armen, doch auch gewiß nicht aus reichen Mitglieder; baut gegenwärtig nun schon ins vierte Jahr an einer ganz neuen Kirche, weil die alte nicht ohne Lebensgefahr ferner gebraucht werden konnte, hat dazu schlechterdings keinen Fond. Zu jeder Ausgabe trägt, jedes Mitglied, jedesmal das Seinige bey. Sie wagte es, sich bey diesem für sie so äusserst schweren Werck, ihrer Nebenmenschen Beyhülfe, die sie in ähnlichen Fällen unzäligemal geleistet hatte und während ihres Baues immer noch leistet, zu erbitten. Aber ihre Ausgeschickte fanden meist verschlossene Herzen, und — offene Zuchthäußer. Und doch! —

O daß die 24 Millionen teutscher Menschen so gesinnet wären! Dann würde nur das Segnende grosser Naturbegebenheiten zurückbleiben, und das Unglückliche verschwinden.

Amelung.

VI.

Englands Theekessel.

Keine Nation trinkt so viel Thee, und liebt dies der Gesundheit nichts weniger als zuträgliche Getränk mit solcher Wuth, als die Engländer. Es sind ohngefähr

gefähr 110 Jahre her, da ihn die Lords Arlington und Offory von Holland mit zurückbrachten, und ihrem Vaterland mit dieſer ihm auf ſo mancherley Art fatalen Waare ein Geſchenk machten. Die Damen fanden Geſchmack an dem Zauber-Tranke, die Teatable wurde ihr liebſter Sammelplatz, und ſeit der Zeit dampfen unaufhörlich die Theekeſſel in England. Es iſt unglaublich was die Holländer ehedem für Summen auf dem Thee gewonnen, ehe ihn England unmittelbar aus China holte. Bis zum Jahre 1715. ohngefähr, wo der Gebrauch davon allgemein wurde, koſtete das Pfund Thee in England 3 Pfund Sterling, und den Holländern in Batavia höchſtens 3 Schilling, oder ohngefähr 21 Gr. unſers Geldes. Noch bis jetzt iſt er ein Artickel worauf immer 400 bis 500 Procent gewonnen wird; da in Oſtindien das Pfund ohngefähr 1 Schilling und in England, mit Innbegriff der Abgaben davon, 6 Schilling gewöhnlich koſtet. Der Abbé Raynal rechnet gerade $\frac{2}{3}$ der jährlichen Thee-Conſumtion von ganz Europa auf England allein, nach einem Ueberſchlage vom Jahre 1778. In dieſem ſagt er, wurde Thee nach Europa eingeführt

von Engliſchen Schiffen	6000,000	Pfund,
— Holländiſchen —	4500,000	—
— Schwediſchen —	2400,000	—
— Däniſchen —	2400,000	—

von Franzöſiſchen Schiffen 2100,000 Pfund,
— Portugieſiſchen — 2000,000 —

Summa 19400,000 Pfund.

Da Rußland ſich gröſtentheils durch ſeinen Handel zu Lande aus China mit Thee verſorgt, und die andern Nationen die Chocolade, den Caffee und andere Getränke dem Thee vorziehen, ſo rechnet er höchſtens 7 Millionen zur Conſumtion des übrigen Europa, folglich blieben 12 Millionen 400000 Pfund für England allein übrig. Daß Raynals Berechnung nicht allein ziemlich richtig zutreffe, ſondern auch ſogar noch unter der wahren Conſumtions-Summe bleibe, zeigt ſich bey genauerer Unterſuchung, die das Parlament wegen Verhinderung des Schleichhandels in Betreff des Thees im vorigen Junio anſtellte. Die dazu geordnete Comittee meldete, daß der jährlich in England eingeführte Thee über 13 Millionen Pfund betrage, davon höchſtens nur 5 Millionen verzollt würden, und 8 Millionen durch Schleichhandel eingiengen. Der Premierminiſter Hr. Pitt behauptete ſogar, daß dies nicht einmal zulangen könne, da gewiß jede Perſon im Königreiche jährlich 3 Pfund Sterling für Thee brauche, jede Herrſchaft ihrer Magd ſogar jährlich 1 Guinee zum Thee accordire, und in London allein 35000 Theehändler und Theeſchenken ſeyen. Welch eine ungeheure Summe, die England allein jährlich für das Vergnügen, ſich Magen und Blut

mit

mit warmen Theewaſſer zu verderben, an China zahlt, das ihm noch dazu nichts dafür wieder giebt!

Daß der bekannte Holländiſche Arzt Bontekoe den Gebrauch des Thees ſo hoch erhob, daß er zu Erhaltung der Geſundheit täglich jedem guten Chriſten 40 bis 50 Taſſen zu trinken empfahl, begreift man leicht, wenn man weis, daß ihn die Oſtindiſche Compagnie reichlich genug für ſeine Thee-Recommendation bezahlte. Ich bin ſicher er hätte auf dieſe Art eben ſo gut Ratzenpulver als eine Univerſal-Medicin empfohlen, wenn die Oſtindiſche Companie damit gehandelt, und keinen andern Abſatz davon als in die Magen der Kranken und Geſunden gewußt hätte.

VII.

Literariſche Fabeln,

aus dem Spaniſchen des D. Tomas de Yriarte.

(Fortgeſetzt von S. 93. des April.)

Sechſte Fabel.

Der Affe und der Puppenſpieler.

Der glaubwürdige Pater Valdecebro, der alle Thiere kennt, ſie mit Haut und Haar nach dem Leben mahlt, und vom Einhorne und dem Vogel Phönix

ſo

so mächtige Wunder weis, erzählt unter andern auch folgende Geschichte von einem berühmten Affen:

Ein wohlbekannter Puppenspieler hatte einen überaus geschickten Affen. Eines Tages, da er eben abwesend war, lud der Affe seine sämmtlichen guten Freunde und Kameraden unter den andern Thieren zusammen, um sich einmal vor ihnen mit seinen Affenkünsten sehen zu lassen. Die Zuschauer erschienen, und nun machte er zuerst den todten Juden; dann tanzte er ein a la harlequina auf dem Seile, mit dem Todes-Sprunge und der Glocke; dann überschlug er sich in der Luft, machte den Degensprung, den Hammelsprung, und endlich das Preußische Exercitium.

Mit diesen und andern Herrlichkeiten belustigte er seine Zuschauer bis auf den Abend. Nun fehlte aber noch das Beste; und um seinen Herrn recht treu nachzuahmen, nahm er sich vor, wenn es ganz dunkel wäre, seinen guten Freunden noch eine Scene mit der Laterna magica zu geben, und damit das Fest zu beschließen.

Gesagt, gethan! Nachdem er sein Auditorium, wie gewöhnlich, um gütige Aufmerksamkeit gebeten, trat er hinter die Maschine, und fieng an die gemahlten Glasscheiben hin und her zu schieben, und mit der geschwätzigsten Unverschämtheit die Bilder darauf zu erklären.

Das

hat! ihr ſolltet mir alle gebunden und in den Staub gebükt, euer verwürktes Leben von der Königlichen Gnade erflehen! Nun, da ich ohne Kräfte bin, ſo wiſſet, daß ich ſoviel als neutral bleiben werde. Und hiemit gehabt euch wohl; es wäre denn, daß es euch beliebte, in dieſes Schloß zu kommen, und die Nacht da auszuruhen.

Bolingbroke.

Ein Anerbieten, mein Oheim, das wir annehmen wollen; aber wir müſſen Euer Gnaden erbitten, mit uns nach Briſtol-Caſtle zu gehen', worinn, wie man ſagt, Buſchy, Bagot, und ihre Mitſchuldigen ſich halten, dieſe Raupen des gemeinen Weſens, die ich auszureuten geſchworen habe.

York.

Es mag ſeyn, ich will gehen -- Doch nein, laßt mich ruhig bleiben; ich will nicht von denen ſeyn, die die Geſetze meines Vaterlands brechen. Weder Feinde noch Freunde, ſeyd ihr mir willkommen; und Dinge, denen nicht mehr zu helfen iſt, ſollen mich auch nicht mehr bekümmern.

(Sie gehen ab.)

Das Zimmer war, wie gewöhnlich, dunkel; aber obgleich alle Zuschauer gewaltig genau an die Wand guckten, so konnten sie doch kein Härchen von all' den Ungeheuern und Wunderdingen sehen, die ihnen der hochweise Affe mit solchem Propheten-Tone verkündigte. Sie wurden endlich ungeduldig, murrten und sagtens laut, er wolle sie zum besten haben. Der Affe fieng an bestürzt zu werden, und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen, als Meister Peter, der Puppenspieler, hereintrat, und den Spectakel sahe und hörte. „Dummkopf, sprach er halb böse halb lachend, zum Affen; was hilft dein ewiges hochtönendes Gewäsche, wenn du kein Licht in der Laterne hast?

* * *

Verzeiht mir hoch- und tiefgelehrte Männer, die ihr stolz auf eure Dunkelheit seyd! Kann ich euch's bescheidner sagen, daß ohne Licht euch Alles fehlt?

Siebente Fabel.

Die Glocke und das Glöckchen.

In einer gewissen Cathedral-Kirche hieng eine berühmte Glocke, die nur an Festtagen gebraucht wurde. Man schlug mehr nicht als drey bis viermal in feyerlichen Pausen daran, und sie tönte stark und prächtig vom Thurme herab; deshalb, und weil sie

größer als alle gewöhnliche Glocken war, wurde sie auch im ganzen Kirchspiel in hohen Ehren gehalten.

Im Gebiete der Stadt lag ein elendes Dörfgen von wenigen Häusern. Sein Gotteshaus war eine armselige Kapelle mit einem kleinen Thürmchen, darin ein schnarrendes Clausner-Glöckchen die Hauptrolle spielte.

Um es nun der großen Cathedral-Kirche nachzuthun, beschloß die Dorfgemeine, daß fortan nur bey hohen Festtagen an ihr Clausner-Glöckchen geschlagen werden solle; und dies würkte so vielen Respekt bey der guten Dorfgemeine, daß die Klingel von Stund an für eine große Glocke passirte.

* * *

Dem gleicht die Fratze der Gravität, die bey Vielen Fahigkeit und Kenntniße ersetzt. Sie öffnen selten und mit hoher Würde die Lippen, und denken sie spielen den Weisen.

Achte Fabel.

Der Esel, ein Flötenspieler. *)

Sey die kleine Fabel
Gut od'r schlecht; gleichviel!

Sie

*) Ich muß diese Fabel, die in sechssylbigen Endechas, oder sogenannten Versos de Redondilla menor geschrieben ist, metrisch

Sie lief in die Hände
Mir von ohngefähr.

Ueber eine Wieſe
Nah' bey meinem Dorf,
Gieng ein wakrer Eſel
Ganz von ohngefähr.

Eine Flöte fand er
Die ein Schäfer dort
Hatte liegen laſſen
Ganz von ohngefähr.

Wohl beſah, beroch ſie
Lang das Eſelein,
Und hinein er ſchnaufte
Ganz von ohngefähr.

Und ſein Wind verfeinte
In der Flöte ſich;
Und die Flöte tönte
Ganz von ohngefähr.

Ey!

triſch überſetzen, um das artige Wortſpiel mit por caſualidad, ganz von ohngefähr, das faſt alle Strophen ſchließt, und worauf der ganze Sinn der Fabel ruht, beyzubehalten.

Ey! begann der Eſel,
Ey, wie ſpiel ich ſchön!
Sag' eins noch die Eſel
Muſiciren ſchlecht!

* * *

So giebts wohl noch Eſel
Die auch ohne Kunſt,
Es zuweilen treffen
Ganz von ohngefähr.

Neunte Fabel.

Die Ameiſe und der Floh.

Es giebt Leute die thun als wüßten ſie Alles. Sie mögen auch noch ſo was Neues und Vortreffliches ſehen oder hören, ſo haben ſie's lange ſchon als was ganz Gemeines und höchſt Leichtes gekannt, und ſie wundern ſich daß nur Eins ſo was loben könne. Dies feine Völkchen ſoll mir, bey Gott! nicht entwiſchen, ohne daß ich ihm ſeine Fabel über den Kopf gieße; und ſollte ſie mich auch einen ganzen Tag koſten.

* * *

Dem Floh erzählte einmal die Ameiſe alles was ſie thäte, und mit wie viel Fleiß und Mühe ſie ihren Unterhalt gewönne; wie ihr Hauſen gebaut, Wohnun-

gen

gen und Kornkammern darin abgetheilt; das Korn herbeygeschaft, und die Arbeiten unter alle gleich vertheilt würden. Dies und andere wundernswürdige Kleinigkeiten mehr, die fabelhaft schienen, wenn nicht tägliche Erfahrung sie bestättigte, erzählte sie ihm.

Der Floh hörte mit einer Kennermine zu, und sagte nur dann und wann ganz nachlaßig: „Nu ja! „Allerdings! Das versteht sich! Bravo! Ja das wußt' „ich wohl! Ich sagte dir's ja! Natürlich! Das ist ja „klar! Da ist ja gar nichts besonderes dran; u. s. w. „

Die Ameise verlohr endlich die Geduld über das abgeschmackte Gewäsch des Flohes. Guter Freund, sprach sie zu ihm, sey so gut und komm mit hin zu meinem Haufen. Da dir nach deinem Meistertone das Alles so leicht ist, so gieb uns ein Pröbchen davon, und hilf uns einmal was Nützliches machen.

Der Floh schnellte in einem leichten Sprunge hoch auf, und versetzte mit der unverschämtesten Dreistigkeit: „seht mir einmal die närrische Zumuthung an! „Und denkst du denn daß mir so was schwer fallen „sollte? Man darf's ja nur angreifen. — Aber — „jetzt hab' ich zu thun. Ein andermal, Schwesterchen! „ —

Zehnte Fabel.

Die Mauerraute und der Thymian.

Ich las, ich weis nicht mehr wo, daß die Mauerraute in der Kräutersprache einmal spöttelnd zum Thymian, der unter ihr wuchs, sprach: Grüß dich Gott, lieber Thymian! Es thut mir leid daß du so niedrig da stehst. Du bist wohlriechender als alle Pflanzen umher, und kannst dich doch kaum einer halben Spanne hoch von der Erde erheben! —

Liebe Freundinn! versetzte der Thymian; wahr ists, ich bin klein, doch wachse ich ohne fremde Hülfe. Aber dich bemitleide ich noch mehr; denn so stolz du auch da oben sprichst, könntest du dich doch nicht einmal einer halben Spanne hoch heben, wenn du nicht an der Wand hinaufkröchest.

* * *

Wenn ich Leutchen sehe die sich an andere Gelehrten anlehnen, ein Paar Noten oder ein Vorredchen machen, und sich dann schon für Schriftsteller halten. so möcht ich ihnen immer die Fabel von Thymian erzählen.

Eilfte Fabel.

Die zwey Caninchen.

Durch ein lichtes Vorholz floh ein Caninchen, von zween Hunden verfolgt. Einer seiner Kameraden,

den, der ihm aus der Höhle entgegen kam, schrie ihm zu: halt, halt Bruder! was giebt's?

Ey was soll's geben? versetzte das erste: da verfolgen mich zween verdammte Windhunde, und hätten mich beynahe erwischt.

Richtig! sprach das andere; dort seh' ich sie laufen. Aber das sind keine Windhunde! — Nu was denn sonst? — Ey, Budel sind's!

Was? Budel wären's? Nu, mein Treu! du mußt sie recht kennen! Windhunde, Windhunde waren's! Ich werde sie doch wohl gesehen haben?

Ach, schweig doch, das verstehst du ja nicht. Budel waren's, sag ich dir —

Windhunde waren's, sag' ich dir, und wenns tausendmal —

Budel sind's, und Budel bleiben's, du magst reden was du willst. —

Während diesem Streite wurden meine beyden Caninchen von den Hunden überfallen und gefangen.

* * *

Gelehrte! die ihr euch oft um Lappereyen zankt, und darüber das Wichtigste vergeßt, denkt doch an die zwey Caninchen!

Zwölfte Fabel.

Die Eyer.

Jenſeit der Philippinſchen Inſeln liegt eine — wie ſie heißt, weis ich nicht — wo man nie Hühner hatte, bis endlich einmal von ohngefähr ein Reiſender welche hinbrachte, und das erſte Hühnerhaus dort anlegte. Nun gabs bald Hühner und Eyer die Menge, ſo daß friſche Eyer faſt immer die gewöhnlichſte Schüſſel auf jedem Tiſche waren. Man aß ſie aber immer nur weich oder hart geſotten, weil's der Fremde nicht anders gelehrt hatte. Bald darauf führte ein Inſulaner die Mode ein ſie ausgeſchlagen zu eſſen; und wurde wegen ſeines erfinderiſchen Genies mächtig gelobt. Ein andrer lieferte gebackne Eyer — glücklicher Einfall! — noch ein andrer gefüllte. Wie treflich fand nun jedermann die Eyer! Bis endlich einer noch die Eyerpaſtetchen erfand; und da ſchrie alles Wunder über Wunder!

Es verlief nicht ganz ein Jahr, da kam ein neuer Koch, und ſagte: ihr ſeyd Narren wenn ihr die Eyer ſo eſſet: ich will euch einen Haut-gout mit Liebesäpfeln daraus machen; und er verkappte die Eyer ſo ſeltſam, daß die ganze Inſel darob erſtaunte. Dies würde auch länger Mode geblieben ſeyn; wenn nicht ein famoſer Fremder gekommen wäre, und ſie à la Huguenotte umgeſchaffen hätte.

So giengs den Eyern unter den Köchen. Aber was für Leckerbissen machten hernach nicht noch die Conditors daraus! In hunderterley Formen und Gestalten lieferten sie sie: verzuckert, duplirt, gefroren, gesponnen, in Gelee, in Creme, in Scherbet, in Compot, und marinirt.

Alle waren Erfinder, und die neueste Form der Eyer immer die beste. Endlich trat ein kluger Alter auf, und sprach: umsonst rühmt ihr euch eurer fremden Saucen und Formen, meine Freunde! dankt dem der uns die Hüner brachte!

* * *

Wie viel neue Autoren könnten nicht jenseits der Philippinen Eyer holen?

Dreyzehnte Fabel.

Die Gans und die Schlange.

Am Rande eines Teichs stund, selbstzufrieden, eine Gans. „Welchem andern Thiere, fieng sie an, gab wohl der gütige Himmel so viel Gaben als mir? Mich schuf er für Wasser, Land und Luft zugleich. Bin ich müde zu gehen so fliege ich, und steht mir das Fliegen nicht mehr an so schwimme ich.„

Eine witzige Schlange, die sie behorchte, kroch näher. „Frau Gevatterin! zischte sie ihr zu, so lange

du noch nicht wie der Hirsch laufen, wie der Falke fliegen, und wie die Barbe schwimmen kannst, hast du nicht nöthig stolz auf deine Gaben zu seyn.

* * *

Und so, meyne ich, nutzt es nichts von Allem etwas zu verstehen, wenn man nicht wenigstens etwas recht kann.

Vierzehnte Fabel.

Der Muff, der Fächer und der Sonnenschirm.

Alles verstehen zu wollen ist lächerlich; aber nur zu Einem Dinge in der Welt taugen, ist oft nicht minder schlimm.

* * *

Auf einem Tische lagen einmal ein Muff, ein Fächer, und ein Sonnenschirm zusammen. Brüder fieng der Sonnenschirm, in der Sprache die weyland Topf und Kessel beym Esop redeten, zu seinen Cameraden an, ihr seyd beyde elende Geräthe; du, Herr Muff, dienst nur im Winter, und im Sommer steckt man dich in eine Ecke; und du, Bruder Fächer, liegst im Winter unnütz im Kasten. Lernt doch von mir gemeinnütziger seyn; denn, seht, schütze ich nicht im Winter vor dem Regen und im Sommer vor der Sonne?

Funf-

Eilfte Scene.

[In Wales.]

Salisbury und ein Officier treten auf.

Officier.

Milord von Salisbury, wir haben zehen Tage gewartet, und die gröſte Mühe gehabt, unſre Landleute bey einander zu behalten; da wir aber noch immer keine Nachrichten von dem König erhalten, ſo wollen wir wieder auseinander gehen. Lebet wohl!

Salisbury.

Gedulde dich nur noch einen einzigen Tag, du rechtſchaffner Welſchmann; der König ſezt all ſein Vertrauen in dich.

Officier.

Man glaubt, der König ſey todt; wir warten nicht länger. Die Lorbeer-Bäume in unſerm Lande ſind alle verdorben, Wunderzeichen ſchreken die Fix-Sterne vom Himmel; der bleiche Mond ſchaut blutig auf die Erde herab, und hagre Propheten liſpeln furchtbare Veränderung. Reiche Leute ſehen traurig aus, und Bettler und Spizbuben tanzen und ſpringen; die eine, aus Furcht zu verliehren was ſie gewonnen haben, die andre, in Hoffnung durch Krieg und Zerrüttung zu gewinnen. Alles dieſes ſind Zeichen, die den Tod der Könige ankündigen -- Lebet wohl; unſre

Funfzehnte Fabel.

Der Frosch und der Röhrling.

Am Ufer des Tajo sprach einmal der Röhrling mit einem Froſche, und lobte die ſchönen dicken und glatten Stängel eines Rohrſtrauchs und ihr lebhaftes Grün. Von ohngefähr brach ein heftiger Wind einen Halm davon ab, und warf ihn in den Fluß. „Siehe, mein Sohn, fieng der Froſch im Lehrtone an, ſo ſchön glatt und grün von auſſen, und innwendig doch ſo ſchwammig und hohl!„

* * *

Hätte der Froſch Poeſie verſtanden, ſo dächt' ich, er hätte dies von einer Menge Verſen geſagt.

Sechzehnte Fabel.

Der Trappe.

Der Trappe ſah' mit Miſsfallen wie ſchwerfällig ſeine Jungen flogen; und wollte ſich durchaus eine andere leichterfliegende Brut ſchaffen, wenns auch Baſtarde wären. Zu dem Ende raubte er eine Menge Eyer vom Sperber, Stiegliz, der Taube, dem Rebhun, der Turteltaube und andern Vögeln zuſammen, trug ſie durcheinander in ſein Neſt, und brütete lang drüber. Ob nun gleich manche taube drunter waren, ſo kamen doch am Ende noch allerley Vögel aus den übrigen hervor.

Froh bath er eine Menge Vögel zuſammen, um ihnen ſeine neue Brut zu zeigen; aber kaum erblickten ſie ſie, ſo nahm jeder Vogel ſeine eignen Jungen zu ſich, und der prahlende Trappe ſtund verlaſſen und ſchamvoll da.

* * *

Schriftſteller, die ihr ſo gern fremde Eyer brütet, laßt einmal eure Jungen ausfliegen, und wir wollen ſehen wie viele davon euch wohl übrig bleiben.

Siebzehnte Fabel.

Der Stieglitz und der Schwan.

Schweig, unverſchämter Schreyer! ſprach der Schwan zum Stieglitz. Du forderſt mich zum Singen auf, da du doch weiſt, daß meine ſüſſe Melodie unter allen Vogelſtimmen ihres gleichen nicht hat?

Der Stieglitz wiederholte ſeine Lieder. — Welche Frechheit! ſchrie der Schwan. Seht einmal, wie mich der Bettelmuſikant inſultirt! Er ſollte mir noch ſehr danken, daß ich aus Mitleiden gegen ihn meinen Geſang nicht hören laſſe und ihn demüthige.

O ſinge doch nur, ich bitte dich! verſetzte muthwillig der Stieglitz. Wie wird man nicht deine göttlichen Lieder bewundern, die noch niemand gehöret hat, ob ſie gleich weit berühmter ſind als die meinigen!

Nun wollte der Schwan ſingen und — kreiſchte.

* * *

Ruhm, den man ſich ohne Wiſſenſchaft erſchlich, verſchwindet immer wenn es zur That kommt.

Achtzehnte Fabel.

Der Reiſende und der Mieth-Eſel.

Sattgefüttert kam ein Mieth-Eſel aus dem Wirthshauſe und fieng dergeſtalt zu laufen an, daß der Reiſende ihn kaum halten konnte, und glaubte ſeine halbe Tagreiſe in weniger als ein Paar Stunden zu machen. Es währte aber nicht lange, da fieng der Eſel an langſam zu gehen.

Ob er das wohl aus Unart thut? ſprach der Reiter. Fort! Marſch! — Du ſtehſt gar ſtill? — Warte, vielleicht helfen dir die Sporen? — Nichts? Wenn ich nur kein Unglück mit dem Thiere habe! — Er probirte Spitzruthe und Stachel, aber ſie halfen noch weniger. Der Eſel ſchlägt aus, beißt, macht Bocksſprünge, und wirft endlich ſeinen Reiter, ſo feſt er auch im Sattel ſchließt, doch ab.

„Daß dich die Raben auf dem nächſten Anger freſſen, du Luder! flucht ihm der Reiſende, da er auf der Erde liegt. Und aus dem Stalle thatſt du als wollteſt du über Berg und Thal weglaufen? In mei-

nem Leben will ich keinem Mauleſel wieder trauen, der aus dem Stalle weg ſo mächtig läuft!„

* * *

Wenn mir ein Autor ſo hitzig oder mit ſo vollhackigtem Poſaunen-Tone beginnt, ſo ſprech ich immer zu mir ſelbſt: Halt! nur Geduld! Der hört ſicher auf wie jener Mieth-Eſel.

Neunzehnte Fabel.

Die Ziege und das Pferd.

Eine Ziege hörte lange den ſüſſen Tönen einer Geige aufmerkſam zu, und fieng endlich an vor Freuden zu hüpfen. Hörſt du, ſprach ſie zu einem Roſſe, das auch über dem Zuhören faſt ſein Futter vergaß; hörſt du die herrliche Harmonie dieſer Saiten? das ſind Därme von einer Ziege, mußt du wiſſen, die ehedem meine Geſpielin war; und ich hoffe, wills Gott! daß auch meine wohlklingende Därme einmal nicht ſchlechter tönen werden.

Freylich klingen die Saiten ſchön, verſetzte das Roß; aber ſie tönen blos weil ſie mit Haaren geſtrichen werden die ich mir habe aus dem Schweife ziehen laſſen. Es that mir weh, aber nun iſts vorbey, und ich habe doch auch das Vergnügen zu ſehen, welche Vollkommenheit die Geige durch meine Hülfe erhielt. Aber was haſt du für Freude davon zu erwarten,

warten, da du ſie erſt genieſſen könnteſt wenn du tod biſt?

* * *

So machts ein elender Schriftſteller, wenn ſein Werk bey ſeinem Leben keinen Beyfall erhält; er appellirt an die Nachwelt, und tröſtet ſich. *)

Zwanzigſte Fabel.

Die Biene und der Kukuk.

Eine Biene, die eben aus ihrem Stocke kam, ſprach zum Kukuk: ſchweig! dein läſtiges Schreyen läßt mich nicht arbeiten. Kein einziger Vogel hat einen langweiligern und eklern Geſang als Du. Kukuk! Kukuk! und nochmals Kukuk! und immer und ewig einerley. —

Mein gleichförmiger Geſang mißfällt dir alſo? verſetzte der Kukuk. Ich finde doch, meiner Treu! auch

*) Mit Erlaubniß meines Hrn. Fabuliſten muß ich ſagen, daß dies Gleichniß ein wenig hinkt. Die Ziege nutzt der Geige mit ihren Därmen ſo viel und ſo **gewiß**, als das Pferd mit ſeinem Schweife, nur dies bey **ſeinem Leben** und jene erſt **nach ihrem Tode**; der elende Schriftſteller aber nutzt **nie**. Die Fabel konnte alſo leichter und richtiger auf den **Geitzigen** und **Wohlthätigen**, oder wenn das Subjekt literariſch ſeyn ſoll, auf den Gelehrten der bey ſeinen Arbeiten auf gegenwärtigen Nutzen ſieht, und auf einen der, auch ohne Genuß, der Nachwelt erſt nach ſeinem Tode nutzt, angewendet werden.

auch keine Mannichfaltigkeit in deinen Honigwaben? Du baueſt hundert Zellen wie eine; und wenn ich nichts Neues liefere, ſo bleibſt du wahrhaftig auch bey deinem alten Einerley!

Nicht gleich viel; erwiederte die Biene. In gemeinnützigen Dingen iſt Mangel an Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit kein Fehler; aber wenn es Werken des Geſchmacks und der Unterhaltung daran fehlt, ſo fehlt ihnen Alles.

Einundzwanzigſte Fabel.

Die Maus und die Katze.

Wahrhaftig! ſprach ein Mäuschen in ſeinem Loche, es giebt doch keine vortreflichere und liebenswürdigere Tugend auf der Welt als die Treue! Eben deswegen habe ich auch den Hünerhund ſo lieb.

Ey, gerade die habe ich auch! ſagte eine Katze die nicht weit davon ſaß. Mein armes Mäuschen erſchrack und zog ſich geſchwind in ihr Loch zurück. — Wie? die hätteſt du auch? verſetzte ſie mit einem kleinen Naſenrümpfen; ich mag keinen Beweis davon.

* * *

Man maßt ſich nie lieber ein Lob an, als wenn man es am wenigſten verdient.

Zweyundzwanzigſte Fabel.

Die Nachteule.

und

Dreyundzwanzigſte Fabel.

Die Hunde und der Gaſſenfeger.

Es giebt feige, elende Kritiker, die niedrig genug ſind, zu warten bis ein Autor tod iſt, um ihn anzufallen; weil er lebend antworten könnte.

Hierüber erzählte mir einmal meine Großmutter folgendes Hiſtörchen.

Es kam einmal eine Nachteule in ein Kloſter, und fand die groſſe Kirchenlampe brennen! Nachdem ſie lange drum her geflogen, kehrte ſie ihr endlich den Hintern zu, und ſprach: Lampe! wie gern ſöff' ich dein Oel aus, wenn ich dein Licht nicht ſcheuete. Aber was heute nicht iſt, kann morgen wohl geſchehen. Ich werde dich ſchon einmal ausgelöſcht finden, und dann — freue dich! — will ich mir den Bauch aus dir recht voll ſauffen. —

* * *

Mögen auch die elenden Krittler immer über mich fluchen, daß ich ſie in übeln Ruf bringe; ich muß ihr theures Ebenbild in noch einer Fabel aufſtellen.

Ein Gaſſenfeger fuhr mit einer Kehricht-Karre durch die Gaſſe, und ein Paar Hunde bellten, wie gewöhn-

gewöhnlich, ihm nach. Ein Windſpiel hörte es und rief ihnen zu: Brüder, laßt den Schuft gehen, er iſt nicht werth daß ihr euch mit ihm abgebt: wenn er einen Hund tod findet, ſo ziehet er ihm die Haut ab, aber vor einem lebenden läuft er davon.

Vierundzwanzigſte Fabel.

Der Papagey, der Staar und die Elſter.

Ein Staar hörte einen Papagey ſprechen, und entſchloß ſich von ihm, und nicht vom Menſchen das Reden zu lernen. Nach etlichen leichten Verſuchen hielt er ſich ſchon für ſo fertig in der Ausſprache, daß er wieder einer Elſter Lectionen im Sprechen gab; und die Elſter wurde dadurch auch gerade ſo gelehrt, als einer der nicht aus Quellen ſondern nur aus Kopien und elenden Ueberſetzungen ſtudirt.

Fünfundzwanzigſte Fabel.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Wolf begegnete einmal einem Schäfer. Freund, ſprach er zu ihm, ich weis nicht warum du mich immer ſo verabſcheueſt und haſſeſt? Du hältſt mich für ſchädlich, und ich kann dir beweiſen, daß ich's nicht, ja ſogar daß ich nützlich bin. Sieh' einmal, was für eine warme Hülle giebt nicht mein Pelz im Winter? Kurire ich nicht am Menſchen hundert Krankheiten und

Gebres

Gebrechen? Ich habe etwas dafür, daß einen kein Floh noch ſonſt ein Ungeziefer ſticht. Meine Klauen vertauſche ich nicht mit dem Dachſe, die ſo gut für die Augen ſeyn ſollen. Meine Zähne ſind ein weltberühmtes Mittel, und wie vielen helfe ich nicht durch mein Schmalz wieder zu ihrer Geſundheit?

Geh' zum Teufel! verruchte Beſtie! ſagte der Schäfer. Wenn du ſo allgemeinen groſſen Schaden thueſt, was hilft's daß hie oder da noch eine Kleinigkeit an dir zu was nütze iſt?

* * *

Eben ſo möchte ich manche wolfsähnliche Bücher die jetzt umgehen, zum Teufel ſchicken.

Sechsundzwanzigſte Fabel.

Der Löwe und der Adler.

Der Adler und Löwe hielten eine Conferenz zuſammen um ſich über verſchiedene ſtrittige Puncte ihrer Reiche zu vergleichen.

Unter andern beklagte ſich der Adler ſehr über die Fledermaus. Wie lange, ſprach er, ſoll dies fliegende Ungeziefer noch unter uns Unfug treiben? Es miſcht ſich unter meine Vögel, und giebt ſich, aus mancherley Gründen, und ſonderlich weil es fliegen kann, für einen Vogel aus. Bald ſteht es ihm nicht mehr bey uns an; und da ſpricht es: wie? Ihr

wollt mich als Vogel behandeln, da ich doch keinen Schnabel sondern eine Schnautze habe? Ich bin ein vierfüßig Thier, so gut als andere. — Mit meinen Unterthanen läßiert es über die deinigen, und mit deinen über die meinigen.

Das ist wahr, sprach der Löwe; und ich schwöre dir es, daß mir die Fledermaus nie wieder in mein Reich kommen soll! Und in das meinige noch weniger; das gelobe ich dir gleichfalls, versetzte der Adler.

Von der Zeit an sehn wir die Fledermaus einsam und nur bey Nacht herumflattern; weil weder Vögel noch Thiere solch einen Gesellen haben wollen.

* * *

Ihr litterarischen Fledermäuse, die ihr bald mit Federn bald mit Haaren erscheinet, seht euch einmal in diesem Spiegel, wenn ihr alles seyn wollt.

Siebenundzwanzigste Fabel.

Die Aeffin.

Der Affe stets ein Affe bleibt, wenn er sich auch in Seide kleid't: sagt das Sprüchwort, und mit ihm meine Fabel.

Eine Aeffin kleidete sich, oder vielmehr ihr Herr kleidete sie einmal in einen sehr schönen bunten Habit. So schön geputzt sprang sie aus dem Fenster

auf

unſre Landleute ſind alle wieder auseinander gegangen, und laſſen ſich nicht benehmen, daß König Richard todt ſey.

(Er geht ab.)

Salisbury.

Ach! Richard! ach! mit thränenbeladnen Augen ſeh' ich deinen Glanz, gleich einem fallenden Stern, vom Firmament zur Erde ſinken. Die Sonne ſizt weinend im niedrigen Weſt, und propheceyt Stürme, Unruhen und Unglük. Deine Freunde ſind zu deinen Feinden übergegangen, und alle Umſtände vereinigen ſich zu deinem Verderben.

(Er geht ab.)

ihr Beyspiel, daß auch Doctor-Huth und Mantel einem Affen kein Wissen giebt.

Achtundzwanzigste Fabel.

Der Esel und sein Herr.

„Das Volk hält gut und schlecht immer für gleich. „Ich gebe ihm das Schlechtere, weil es gerade dies „will und lobt." —

So entschuldigte ein elender Farcen-Schreiber seine Sudeleyen. Ein witziger Dichter erzählte ihm darauf folgende Fabel.

Einen demüthigen Esel fütterte sein Herr gewöhnlich mit Stroh. Da! sagte er, friß; ich weiß du frißt es gern, und bist damit zufrieden. „ — Dies sagte er so oft und viel zum Esel, daß dieser es endlich auch satt wurde und ihm antwortete: „ich nehme freylich was du mir giebst; aber, unbilliger Mann, glaubst du denn, daß ich nichts anderes fresse als Stroh? Gieb mir Körner, und sieh ob ich sie nicht lieber fresse und besser gedeyhe.

* * *

Ihr Volks-Scribenten! entschuldigt eure Sudelarbeiten nicht mehr mit dem schlechten Geschmacke des Volks. Gebt ihm Stroh, so frißt es freylich Stroh; aber gebt ihm Korn so ißt es gewiß auch Korn.

Neun-

Neunundzwanzigste Fabel.

Der Haushund und der Esel im Wasserrade.

In einem Kloster hatte man einen künstlichen Bratenwender, den ein Hund, in ein hölzernes Trets Rad eingesperrt, umtrieb. Der Haushund der diese Maschine in Bewegung setzte, fieng endlich einmal an seines Amts müde zu werden. Da arbeite ich nun und zerarbeite mich! sprach er. Wie ich schwitze und lechze! Und was hab' ich endlich zum Lohne? Höchstens werfen sie mir einmal ein abgenagtes Bratenbein hin! Ich Unglücklicher! Aber ich will mich auch nicht länger hier plagen und martern, sondern so wie ich loskomme, will ich aus dem Hause und der Stadt fortlaufen! —

Gesagt, gethan! Er war kaum aus seinem Rade heraus, so lief er fort, und kam hinaus aufs Feld, wo ein Maulthier in einem großen Tretrade, das eine Wasserkunst trieb, umgieng.

Was machst du denn da? fieng er zum Maulthiere an. Ich glaube du trinst auch einen Bratenwender, wie's scheint? —

Es ist kein Bratenwender, versetzte der Esel; ich treibe eine Wasserkunst. — O, das kann ich auch, ob ich gleich kleiner bin wie du; sprach der Hund, und sprang in das Rad hinein. Das Rad ist zwar etwas größer, und es wird mir also nur ein bißchen

chen saurer werden. — Ist denn das Ding so schwer? Nu? was ist denn das? — Das geht ja gar nicht wie mein Bratenwender? — Thut nichts, da hab' ich auch mehr Ehre und reichlichere Nahrung davon.

Kamerad! fieng das Maulthier an, nimm guten Rath von mir und geh zurück an deinen Bratspieß. Was du hier thun willst geht über deine Hundes Kräfte!

* * *

Horaz spricht: es ist lächerlich wenn ein Autor mehr unternimmt als er hernach ausführen kann; und mein Maulthier: ein Hund treibt keine Wasserkunst.

Dreyßigste Fabel.

Der Schriftsteller und die Maus.

Im Zimmer eines berühmten Gelehrten hatte sich eine Maus eingenistet; eine verdammte Maus, die nichts fraß als seine Manuscripte, Prose und Verse. Weder der wachsamste Kater noch die künstlichsten Mäusefallen konnten sie vertreiben; und sie ließ sich auch durch die besten Leckerbissen und Süssigkeiten nicht von ihrer Wuth, die gelehrten Papiere zu fressen, abbringen.

Der arme verfolgte Autor, der seine Werke der Beredsamkeit und Dichtkunst nicht mehr zu retten wußte, gab sie endlich in Druck. Aber es half nichts.

Hatte

Hatte das gierige Raubthier vorher nicht Manuſcript gefreſſen, ſo fraß es nun erſt Druck.

Wie unglücklich bin ich nicht! ſagte der Gelehrte. Ich bin es warlich müde für lauter ſolch nagend Ungeziefer zu ſchreiben. Von nun an ſoll es mit dem Unfuge anders werden; und ich will keinen Bogen anders als weiſſes Papier in meiner Wohnung haben. Aber was wirds helfen? Die Teufels-Maus wird mir das weiſſe Papier ſo gut freſſen als das andere. —

Endlich konnt' es der arme Autor nicht mehr aushalten; warf einen ziemlichen Theil gepülverten Sublimat in ſeine Tinte und ſchrieb damit, ich weiß nicht, ob Verſe oder Proſe. Die Maus kam, fraß wieder, und — platzte endlich. Aha! ſprach der Dichter nun voll Freude; ein glückliches Recept! Ein andermal nimmt ſich ſolch ein nagendes Ungeziefer in Acht, daß man nicht mit giftiger Tinte ſchreibt.

* * *

Seyd mäßig und beſcheiden in 'eurer Kritick, Schriftſteller; ſtrenger und ſcharf aber gegen ungerechte und beleidigende Angriffe; denn, wagt ihr nicht eure Werke kühn und ſtandhaft zu vertheidigen, ſo glaubt man entweder ihr habt Unrecht oder ihr fürchtet euch.

Einunddreyßigſte Fabel.

Das Eichhörnchen und das Reitpferd.

Ein Eichhörnchen ſah einem ſchönen Fuchſe zu, der, Zaume und Sporen gehorſam, überaus geſchickt galoppirte. Nachdem es nun die ſchönen Bewegungen ſchnellen Sprünge und Paſſaden des edlen Roſſes eine Weile geſchauet hatte, fieng es ſehr naſeweis an: „Señor! Ihre Geſchicklichkeit und Leichtigkeit ſetzt mich eben nicht in Erſtaunen, da ich eben das und vielleicht noch mehr kann. Ich bin lebhaft, thätig, hüpfe, ſpringe auf und nieder, laufe hin und her, kurz ich habe nimmer Raſt.

Das Roß ſtand ſtill und antwortete dem Eichhörnchen ganz ernſthaft; ſag mir einmal, kleines Ding, ob alle dein Hin- und Herhüpfen, dein Auf- und Niederlaufen und alle deine Sprünge nur von dem geringſten Nutzen ſind? Ich übe mich, und gebe mir Mühe; aber nicht umſonſt. Ich kenne meine Pflicht, und mache mirs zur Freude, meine Geſchicklichkeit im Dienſte meines Herrn zu zeigen.

* * *

Wie manche Schriftſteller gleichen nicht dem Eichhörnchen, da ſie Talente und Kräfte an unnütze Werke verſchwenden.

Zweyunddreyßigſte Fabel.

Der Petitmaitre und die Dame.

Ein junger Herr den ganz Paris einſtimmig für den geſchmackvollſten Petitmaitre erklärte, der jährlich vierzig neue Mode-Kleider trug und Geld wie Waſſer hingoß, trug einsmals am Geburtstage ſeiner Dame ein Paar zinnerne Schnallen, blos um durch dieſe Täuſchung zu zeigen, wie ſicher er ſeines Ruhmes ſey.

Er tritt bey ſeiner Göttin auf. Ha! Wie hells lant! Das nenn ich ein Silber! Es hat ganz einen beſondern Glanz; ſprach die Dame. Es lebe das Genie unſers Geſetzgebers des Geſchmacks!

* * *

Ein berühmter Autor kann ſicher ein Buch voll tollſtes Zeug liefern, und wenn man es ihm nicht lobt, will ich meine Wette verlohren haben.

VIII.

Apoll und die Muſen

bey der Wiege eines neugebohrnen Dichters.

Apoll.

Eilt, ihr Muſen, herbey! Uns iſt
Ein holder Knabe gebohren.

Umtanzet in ſchlängelnden Reihen mit Luſt
Dies Werk der ſeligſten Horen.
Von hunderttauſend Umarmungen hat
Oft keine das himmliſche Feuer,
Zu ſchaffen ein Knäblein voll geiſtiger That,
Gebohren zur tönenden Leyer.

Eilt! — der Vater iſt nicht daheim:
Die Mutter ſchaltet am Heerde. —
Auf, eilet zu taufen im fließenden Reim
Dies Ding voll ſüſſer Geberde!
Sie laſſen es ſorglos! drum ſchleichet herbey
Mit euren gefürchteten Gaben,
Und eignet dem Pindus durch förmliche Weyh
Den lieben ſüßlächelnden Knaben.

Willkommen, holder Knabe, Du;
Willkommen unſrer Erde!
Du gehſt hervor aus ew'ger Ruh,
Zu ewiger Beſchwerde.
Nein, weine nicht! die Thränen ſind
Dir einſt noch nöthiger, mein Kind.

Chor der Muſen.

Ja, ſpare, Du Lieber, die lindernden Thränen:
Du wirſt Dich in Wüſten nach Labungen ſehnen.

Apoll.

Steh auf, und geh' in alle Welt,
Erforſche Dich, und lehre!
Bleib ewig arm an Gut und Geld,
Und reich an Ruhm und Ehre!
Wenn ſich der Krämer köſtlich ſpeiſt,
So fühlt er doch nicht deinen Geiſt.

Chor der Muſen.

Dir raubet die Leyer das tägliche Brod:
Doch nimmt Dir den Hunger ein baldiger Tod.

Apoll.

Sey deinem Vaterlande gut:
Es iſt auf Dich gar eitel,
Und decket gern mit kahlem Huth
Den Lorbeer deiner Scheitel!
Wie kann ein Staat für Sang und Klang
Beſolden Dich mit Speis und Trank?

Chor der Muſen.

Wie könntet ihr Dichter, dies wiſſen die Fürſten,
Am Borne des Helikons ſitzen — und dürſten?

Apoll.

Geh hin, und ſinge Zevs, den Herrn,
In allen ſeinen Landen;
Beſinge ſeine Weisheit gern,
Und werde nicht verſtanden,
Hier ſey Unmündigen ein Thor:
Dort höret Dich ein Götterchor.

Chor der Muſen.

Ein Spott der gemäſteten Dummheit, mein Sohn!
Doch ſchmerzet den Klugen einfältiger Hohn?

Apoll.

Empfinde Lears erſchöpfte Kraft
Tief im zerriſſnen Hirne! —
Die Dornen jeder Leidenſchaft
Umkränzen Deine Stirne;
Und ihre Roſen duften dann.
Für wenig Groſchen jedermann.

Chor

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

[Bolingbroks Lager zu Briſtoll.]

Bolingbroke, York, Northumberland, Roß, Percy, Willonghby, mit Buſchy, und Green, als Gefangnen treten auf.

Bolingbroke.

Bringt dieſe Männer näher herbey -- Buſchy, und Green, ich will eure Seelen da es nun an dem iſt, daß ſie von ihren Leibern ſcheiden müſſen, nicht mit ſo harten Vorwürfen ängſtigen, als euer verderbliches Leben verdient hat, denn das wäre Unbarmherzigkeit; aber um euer Blut von meinen Händen zu waſchen, will ich hier, vor dieſer Verſammlung, einige Urſachen eures Todes entfalten. Ihr habt einen Fürſten, den ſeine Geburt und ſein angebohrner Edelmuth zu einem groſſen und glüklichen Könige beſtimmte, mißgeleitet, verderbt und unglüklich gemacht. Ihr habt ihn durch die Ausſchweiffungen, wozu ihr ihn reiztet, in gewiſſem Sinn von ſeiner Königin geſchieden, die geheiligten Rechte eines königlichen Ehbettes geſchmälert, und die ſchönen Wangen einer liebenswürdigen Fürſtin durch die Thränen befleckt, die eure Beleidigungen aus ihren Augen erpreßten.

Ich

Chor der Muſen.

Erkaufe der Logen hinſchmelzende Zähren
Mit blutigem Schweiße: wer wird Dir es wehren?

Apoll.

Und lachſt Du lieber? Lache dann!
Das Lachen macht ſchon fetter.
Parterr und Loge, Weib und Mann,
Beklatſchen, wie ein Wetter,
Das feine Stücklein Komödie,
Doch an den Autor denkt man nie.

Chor der Muſen.

Sich ſelber verliert der bezauberte Blick;
Wie mag er denn kehren zum Autor zurück?

Apoll.

Mit Satyrmaske ſcheuche ſie,
Der Narrheit Sperrlingsſchaaren,
Den Reſt von Edens Früchten hie
Auf Erden noch zu wahren:
Beut der gekrönten Narrheit Trutz,
Ein Kerker nimmt dich ſchon in Schutz.

Chor der Muſen.

Nein! weide die Wahrheit: ſie ſchlich zu den Eulen.
Du kömmſt unter Wölfe: ſo lerne dann heulen.

Apoll.

Sieh dieſe Harfe! — Heldenruhm
Ruht ſchlummernd in den Saiten.
Einſt Oſſians liebſtes Eigenthum,
Nun Dein auf ew'ge Zeiten!
Sing edle That im edlen Ton:
Schon lauſchet Fingals großer Sohn.

Chor der Muſen.

Auf, reiche vollendeten Helden den Kranz,
Und kleide die Namen in ſonnichten Glanz.

Apoll.

Doch, eure Helden werden klein,
Die Ohren deſto länger.
Den giftgen Witz laſt ihr herein,
Und jagt Meſſiasſänger.
Was ſoll der Welt ein Oſſian?
Schreib einen ſchläfrigen Roman!

Chor der Muſen.

Weh, Wehe der Dichtkunſt! Sie gaukelt nur Poſſen
Mit Veſtris, Bajazzo, und ſeinen Genoſſen.

Apoll.

Und fehlt zur Unabhängigkeit,
Begeiſterung zu haſchen
In jedem Punkte Deiner Zeit,
Dir Silber in den Taſchen:
So kämpfe wider Dich, und ſey
Im Käfig eines Handwerks frey!

Chor der Muſen.

Wohl trillern die Vögelein himmliſchen Sang,
Ein goldener Käfig iſt köſtlicher Dank.

Apoll.

Ja, werde, wie es jeder kann,
Wie Zehn es beſſer können,
Ein tief- und hochgelahrter Mann
Um nicht nach Brod zu rennen:
Und regt zuweilen ſich dein Geiſt,
So fühls, wie ihn Zwang zerreiſt!

Chor der Muſen.

Verblute Dich, Armer, die Triebe zu ſäten,
Die eben mit ſegnenden Händen wir ſä'ten.

Apoll.

Und ziehſt du doch mit langer Müh'
Die Frucht durchwachter Nächte,
So quetſche ſtracks ein Kritler ſie
Mit unbeſtochner Rechte!
Der Beyfall deiner Zeit, mein Kind,
Weht hin und her, gleichwie der Wind.

Chor der Muſen.

Es fallen die Eiſtern wohl über den Wein,
Die Bäuche ſich füllend, und ſchelten, und ſchreyn.

Apoll.

Haſt Du auch daran nicht genug,
So ſchreibt auf ſeiner Inſel
Der Kaiſer Japans Dir ein Buch,
Und ſchilt Dich einen Pinſel,
Und ſpricht: die teutſche Verſekunſt
Iſt, war, und wird ſeyn — lauter Dunſt.

Chor der Muſen.

Wenn Kaiſer kritiken, das Schwerd in der Hand,
So ſchnüre den Bündel, und zieh über Land!

Apoll.

Nein, weine nicht, mein Knabe, Du!
Nimm hin für alle Leiden
Ein reines Herz voll innrer Ruh,
Stark, duldend und beſcheiden.
Oft wieget Andrer Lebenslauf
Ein Stündlein der Begeiſtrung auf.

Chor der Muſen.

Ja, lächle! Du wandelſt in eigenen Himmeln:
Laß bunt durch einander die Sterblichen wimmeln!

Sander.

IX.

Rede

eines Amerikaniſchen Wilden an Lord Dunmore, Gouverneur von Virginien.

Ich finde in einem neuen Werke, welches unter dem Titel Le Voyageur Américain vor kurzen erſchienen, und vortreffliche Nachrichten von den Engliſchen Colonien in Amerika, ſonderlich vor ihrer Trennung vom Mutterlande, enthält, unter dem Titel, Virginien, eine kurze Rede eines Haupts der Wilden, Namens Logan, an den damaligen Gouverneur

verneur von Virginien, Lord Dunmore, die ein wahres Meisterstück der höchsten Beredsamkeit ist. Ihr Inhalt zeigt gleich selbst in welcher Lage der Redner war, und hat also keinen Commentar nöthig.

Logans Rede an Lord Dunmore.

„Ich frage jezt jeden Weissen, ob er hungernd „in Logans Hütte kam, und Logan ihm nicht zu essen gab? Wenn er nackend kam und fror, ob Logan „ihm nicht eine Decke reichte, die ihn umhüllen und „warmen konnte? Während des lezten langen und „blutigen Krieges blieb Logan ruhig auf seiner Matte, und wollte gern Friedensstifter seyn. Ja ich „war den Weissen so zugethan, daß meine Landsleute, wenn sie vor mir vorüber giengen, mit Fingern „auf mich zeigten und sagten: Logan ist Freund der „Weissen. Ja ich wollte selbst bey euch wohnen und „mit euch leben; aber ehe mir einer von den Eurigen so viel Uebels that. Im lezten Frühlinge „erschlug der Oberste Cressop, mit kaltem Blute, „und ohne daß ihn jemand beleidigte, Logans Blutsverwandten alle, und darunter auch seine Frau und „Kinder. Nun fließt kein Tropfen meines Bluts „mehr in den Adern irgend eines menschlichen Wesens. Dies hat meine Rache erweckt. Ich habe sie gehört, und habe viel der Eurigen erschlagen. Meine Wuth ist nun gestillt. Ich freue mich „daß die Stralen des Friedens wieder über meinem „Volke glänzen. Aber glaube nicht daß Furcht die „Mutter meiner Freude sey. Logan hat nie Furcht „gefühlt. Er wird nie fliehen um sein Leben zu „retten; denn wer ist noch übrig Logan zu bewei„nen wenn er stirbt? Niemand.„ —

An die Liebe.

Klagend. Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

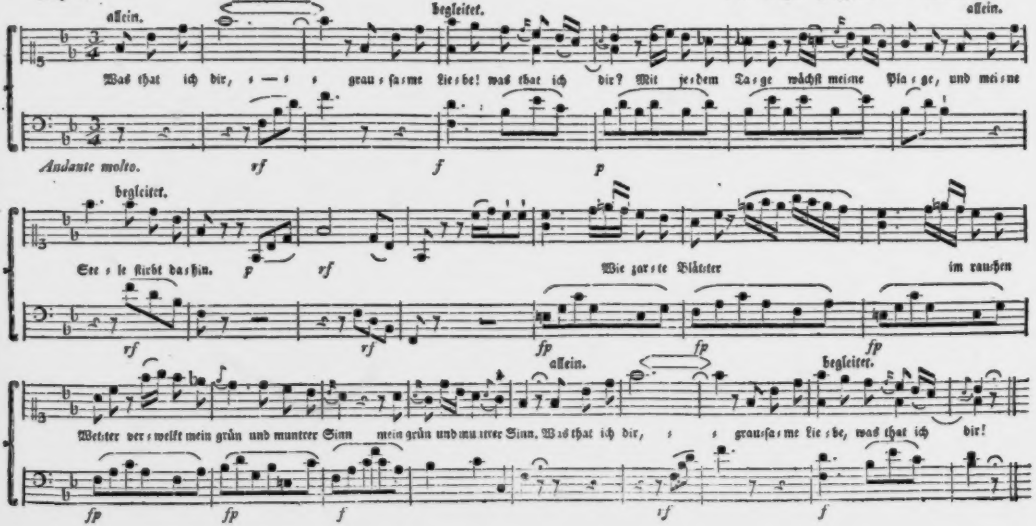

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

Julius 1784.

I. Neue Bücher.

1) Jehova. Erſter Geſang. Deſſau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1784.

Inhalt.

Der Entſchluß des Selbſtſtändigen. Jehova fähret hienieder in die endloſen Urgeräume des alten Undings — entfernt ſich aus der unbegränzten Ewigkeit. Jenſeits entfaltet die Inſichheit Gottes ihr Heilig! Heilig! Heilig! — Unten im Chaos glänzt der Hereinſchritt des Unerſchaffnen wieder durch die Ewigkeit: und der Herr wandelt herauf; erkieſt dort den Wohnſitz ſeiner wundervollen Gottheit. Die Enthüllungsfeyer des Dreyeinigen. Die groſſe Erwählung der Menſchen in dem Sohn des Ewigen, vor der Welt Anfang. Die Grundlegung der Schöpfung. Der Allgewaltige bereitet die Engel durch Geſichte zu ſeinem unermeßlichen Werke vor; führet dann die Heerſchaaren aus allen himmliſchen Urwelten zum Anſchaun der Dreyeinigkeit hernieder. Des ewigen Sohns Uebernehmung der Herrlichkeit des ganzen Reichs Jehova's: und ſein feyerlicher Allmachtsſchwur. Die Huldigung des anbetenden Engelheers. Das Schöpfungswerk beginnt. Der erſte Tag. Der Herr offenbart die Tiefen ſeiner Allmacht durch ein erhabnes Geſicht. Elthemas hohes Thronenlied. Der zweyte Tag. Das Opfer des lobfeyernden Engelheers. Der dritte Tag. Der Geiſt des Herrn heiligt die Schöpfungsnacht. Der vierte Tag. Ein

Ich ſelbſt, durch das Glük meiner Geburt, ein Prinz vom königlichen Geblüte, und von dem König, meinem Blutsverwandten, werth gehalten, bis ihr durch giftige Eingebungen mich ihm verdächtig gemacht; ich ſelbſt habe meinen Naken unter euern Verfolgungen beugen müſſen, und, das bittre Brodt der Verbannung eſſend, meinen Engländiſchen Athem in ausländiſche Wolken verſenzt; indeß, daß ihr meine Herrſchaften aufgezehrt, meine Waldungen und Luſthayne ausgehauen, mein Wappen von meinen Thoren abgeriſſen, und mir kein andres Zeichen übrig gelaſſen habt, wodurch ich der Welt zeigen kan, daß ich ein Edelmann bin, als die Meynung der Leute und das Blut in meinen Adern: Dieſes und viel mehr, viel mehr als zweymal ſo viel, verurtheilt euch zum Tode. Sehet, daß ihr Urtheil an ihnen vollzogen werde.

Buſchy.

Willkommner iſt mir der Streich des Todes, als Bolingbroke England iſt -- Milords, gehabt euch wohl.

Green.

Mein Troſt iſt, daß der Himmel unſre Seelen aufnehmen, und die Ungerechtigkeit mit den Qualen der Hölle ſtraffen wird.

Bolingbroke.

Milord von Northumberland, ſehet, daß ſie abgethan werden - Mein Oheim, ihr ſagtet, die Königin befinde ſich in ihrem Hauſe; um des Himmels willen, ſorget dafür,

Geſicht der künftigen Herrlichkeit Gottes. Eliabaots Anbetung. Der fünfte Tag. Elihemas Gedanken und Abaels Jubel. Feyerhalle eines Seraphs. Schilderung der Nacht. Die unendliche Entwickelung der Natur, ein Geſicht. !!!

2) Predigt über die falſche Lehre von ewigen Höllenſtrafen, von dem Verfaſſer des Verſuchs einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menſchen ohne Unterſchied der Religionen. Berlin 1784.

Erſcheinungen dieſer Art können nur in den glücklicheren Gegenden aufkommen, wo die Zahl der Geiſtlichen, die dem Bunde der Religion mit der Vernunft beygetreten ſind, beträchtlich genug iſt. Dieſer Bund, was immer auch gutdenkende Layen für ihn unternehmen mögen, wird von den unterſten Klaſſen, die den gröſten Theil jeder Nation ausmachen, nie anerkannt werden, ſo lange es Leute giebt die ſich vom Staate dafür bezahlt und von Amts und Pflicht wegen verbunden glauben, den Nebel zu unterhalten, der jeden Lichtſtrahl der Vernunft vom Heiligthume ausſchließt. Der Verfaſſer der gegenwärtigen Predigt, (die nach zuverläſſigen Nachrichten wirklich einer Gemeine im Brandenburgiſchen vorgetragen wurde) beſitzt die ſeltene, und für die Volksaufklärung ſo wichtige Gabe, Wahrheiten die noch heut zu Tage ſo vielen ſeiner Amtsbrüder nicht einleuchten wollen, auf eine Art zu behandeln, daß ſie dem gemeinen Manne einleuchten müſſen.

3) Les Nuits champetres, par Mr. *de la Veaux*, Profeſſeur Royal. Nouvelle Edition, avec Figures en taille-douce. A Berlin chez C. F. Himbourg 1784. 12. 271 S.

Die Abſicht des Verf. bey dieſen kleinen niedlichen Aufſätzen war weder Poeſie noch philoſophiſche Abhandlungen

zu liefern. „Er wollte die verſchiedenen Eindrücke malen, „die ſich ſeiner Seele in jenen glücklichen Augenblicken bemächtigten, welche die Einſamkeit einem Manne gewährt, „der die Welt gerade von ſo vielen Seiten kennen lernte, „als er brauchte ihrer ſatt zu werden.„ In dieſen Augenblicken überläßt man ſich gewöhnlich dem natürlichen Gange ſeiner Ideen, die weder ſo ſchnell dahinſtrömen, daß ſie die Seele im Taumel der Empfindung mit ſich fortriſſen, noch auch ſo langſam auf einander folgen, daß ſie kalte bedächtliche Unterſuchung zuließen. Ein lichter Kopf, verbunden mit warmem Herzen, iſt dann weder Dichter noch Philoſoph; er iſt ein Mittelding von beyden. Er läßt das was er ſanft gedacht und empfunden hat vor dem Blicke des Geiſtes vorüberziehen und ſtellt es dar, ſo wie es ſich ihm darſtellte. Aus dieſem Geſichtspuncte muß nun alles beurtheilet werden, was in gegenwärtiger Schrift über das Landleben, Gott, den Menſchen, die Wiſſenſchaften, die Geſellſchaft, die Wohlthätigkeit, die Freundſchaft, die Liebe, die Glückſeligkeit und den Tod geſagt wird. Man weiß, daß Empfindung nur immer eine Seite ihres Gegenſtandes, und zwar die äuſſerſte angiebt. Die Seele hat in dem geſchilderten Zuſtande nicht Thätigkeit genug den Gegenſtand auf andere Seiten zu wenden, und verweilt alſo bey der welche ihr die Empfindung angab. Hieraus laſſen ſich nun die zu ſtrengen Urtheile erklären, die der Verf. über den Unterſchied der Stände, das Eigenthum, die Wiſſenſchaften, die Sprache und andere unſchuldige Gelegenheitsurſachen der Uebel in der Welt fället. Weiters verhält ſich die Seele in der vorausgeſetzten Lage mehr leidend als wirkend; ſie bemerket daher nur das auffallendere in den Ideenreihen, folglich meiſtens nur das, was ſchon viele andere vor und neben ihr bemerkt haben, und erinnert ſich am leichteſten deſſen, was ihr vormals am öfteſten vorkam, und ſieht und ſagt daher wenig

Neues. Indeſſen iſt gerade das, was ſich im menſchlichen Leben am wenigſten entbehren läßt, zugleich das was am öfteſten vorkommen muß; und eben darum, weil es durch öftere Widerholung und die gewöhnliche Behandlung ſo viel von der Stärke des Eindruckes auf die Gemüther verlieren muß, kan man ſich um die moraliſche Welt kaum verdienter machen, als wenn man, wie Herr de la Veaux, bekannte aber wichtige Wahrheiten in einem ſo neuen, reitzenden und liebenswürdigen Anzuge auftreten läßt. Nur ſelten wird man ſchönere Blumen des Ausdruckes in reicherer Maſſe und auf eine ungezwungenere Art in einem ähnlichen Werke antreffen; nur ſelten ſo eine Sprache, die unſrer Meynung nach unter die wenigen Muſter der grammatikaliſchen ſowohl als äſthetiſchen Schönheit gehört.

Wir wollen nur noch dieſes anmerken, daß die vielen Paradoxen im Geiſte Rouſſeaus, die dem Verfaſſer mit ſo vieler Lebhaftigkeit vor der Seele ſchweben, faſt durchgehends durch eine darauffolgende Milderung und Berichtigung das Anſtößige verlieren, was ſie vielleicht für manchen Moraliſten von Profeſſion haben könnten.

II. Ankündigungen.

1) Der evangeliſche Gemeindenbote, von Geburt ein Sachſe.

Man hat ſchon längſt gewünſcht, von den geiſtlichen Beſchaffenheiten evangeliſcher Gemeinden, ſowohl in als auſſer Sachſen, von Zeit zu Zeit gewiſſe und wahre Nachrichten zu leſen. Man wollte ſolche Nachrichten für noch wichtiger halten, als die Erzählungen der Romane. Man wollte ſie ſo werth halten als kirchliche Nachrichten überhaupt werth gehalten worden ſind. Es iſt auch nicht zu läug-

läugnen, daß dieſelben, einzeln genommen, immer einen groſſen Beytrag zur Beurtheilung des Ganzen im Religions-Zuſtande eines Landes zu jedesmaliger Zeit ausmachen. Wären ſolche Gemeinde-Zuſtände vom Anfang der erſten chriſtlichen Gemeinden bis auf unſere Zeiten aufbehalten worden, ſo könnten wir daraus die beſte Kirchenhiſtorie bilden. — Obſchon eine ſolche Arbeit bisher unterlaſſen worden, — ob ſie ſowohl um ihrer Beſchaffenheit, als um der groſſen Correſpondenz willen, in der wir ſtehen müſſen, viele Beſchwerden verurſacht: ſo ſind wir doch entſchloſſen, dieſelben willig zu übernehmen und dieſe Arbeit auszufertigen. Wir kündigen ſie unter dem Titel: der evangeliſche Gemeindenbote, von Geburt ein Sachſe, dem Publiko auf Subſcription an. — Um aber dieſen Boten ſo amüſant und angenehm zu machen als wir nur können: ſo werden wir nicht blos dabey ſtehen bleiben; ſondern unſer Vorhaben erweitern, und unſere Leſer in einen Garten führen, darin zwar Mannichfaltigkeit herrſcht, aber wo man doch nur das findet, was zur Bepflanzung eines Luſtgartens gehört. Dieſer Bote nimmt ſeinen Marſch vor allen andern durch Sachſen, weil er von Geburt ein Sachſe iſt, und Sachſen die Ehre hat, die Mutter und gröſte Bekennerin der evangeliſchen Kirche zu ſeyn. Der Paquete, die der Gemeindenbote alljährlich bringt, ſind viere; er müßte denn in den Stand geſetzt werden, allwöchentlich zu erſcheinen, welches aber vor Anfang des kommenden Jahres wohl nicht geſchehen dürfte. Ueberall will er gern aufgenommen ſeyn, denn ſein gelbes Schild, das er auf der Bruſt führet, hat in der Umſchrift: Redlichkeit und Wahrheit. Wer ihm daher Quartier zu geben zu geizig oder zu ſtolz iſt, dem wird er auch die Ehre ſeines Beſuchs niemals gönnen, noch ihn mit allerley Nachrichten erfreuen.

Seine Nachrichten betreffen:

1) Geiſtliche oder moraliſche Beſchaffenheiten dieſer und jener Gemeinde Jeſu. (Ein Titel, unter welchen mancherley hübſche Sächelchen vorkommen.)

2) Glück oder Unglück derſelben. (Auch hier erſcheinen wichtige Bemerkungen, denn die Erfahrung iſt eine gute Lehrerin.)

3) Kurze Auszüge und Deutlichmachungen gnädigſter ſächſiſcher Mandate, zum Beſten ſächſiſcher Gemeinen und des gemeinen Mannes, ihren Inhalt leichter zu faſſen, — nebſt Bemerkungen ihrer gehorſamſten Befolgung; daher man bittet, dieſen Gemeindenboten in allen Gemeinden, wo möglich, gleich wie eine Leſezeitung anzunehmen und zu befördern. Wenn ein Richter 12 Leſeperſonen zuſammen bringen kann, ſo kommts ja einer Perſon jährlich nur 3 Gr. 4 Pf. —

Ueberhaupt aber bringt er: Charakteriſtiſche Beſchreibungen der Gemeinden und ihrer guten Lehrer; der böſen denkt er gar nicht, und wenn er ihrer denkt, ſo nennt er weder Ort noch Namen, beſchließt ſeine Erzählung mit der großen Warnung ſeines Herrn: darum ſehet euch vor vor den falſchen Propheten ꝛc. (Das Amt des Herrn wird er aber dabey nie verächtlich machen noch herunter ſetzen;) Nachrichten von dem Wachsthum der Gemeinen im Guten; von guten chriſtlichen Thaten ihrer gräflichen, adelichen oder bürgerlichen Obrigkeiten unter ihnen; von guten Seelenthaten ihrer Lehrer und auch einzelner Perſonen in der Gemeinde; — von überhandnehmender oder ſinkender Gottloſigkeit und Verwilderung, nebſt Bemerkung der jedesmaligen Quellen; von beſondern Kuren durch das heilende Evangelium an beunruhigten und troſtloſen Seelen; — von guter Kindererziehung; von rührenden Confirmationsreden oder ſonſt gut gehaltener Predigten, nebſt kurzer Anzeige ihres Inhalts;

von

von Beyſpielen guter Kinder; — von ſegnenden Nachrufungen evangeliſcher Gemeinden an ihre von ihnen abſchiednehmenden Lehrer, in Abſchieds- und letzten Dankſchreiben an dieſelben; von ihrem Abſchied; von guten Geſinnungen und Zeugniſſen der Gemeinde gegen ihre zur Ruhe Gottes eingegangenen Lehrer; von beſondern Begnadigungen Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht an einzelne Gemeinden und Unterthanen. Nachrichten aus Berggemeinden, den Bergbau, der ſeit einigen Jahren ſo ausſichtsvoll geworden, betreffend; von verunglückten Bergleuten, nebſt der Beſchreibung ihrer Verunglückung; von Gemeinde-Proceſſen; von Unterſtützung der Armen; von neuen gemachten Verſuchen; — von fallender oder ſteigender Nahrung einer Gemeinde; — von erledigten und beſetzten geiſtlichen Aemtern in Sachſen, (dabey wir bitten, uns die Todesfälle ſo früh als möglich bekannt zu machen, und jedesmal mit zu melden, wer die Pfarre zu vergeben habe,) von — — — doch wer kann alles erzählen, was alles auszuposaunen der Gemeindenbote mitbringt.

Er erklärt ſich aber auch, daß er weder den Kirchenboten der Buchhandlung der Gelehrten, noch andere öffentliche Blätter, von denen er ſich unterſcheiden wird, unterwegs anfallen und berauben werde. Und wiewohl er eigentlich nur für die Gemeinden in Sachſen ſchreibt, ſo wird er ſich doch nicht bis zum Bauer in ſeiner Sprache herablaſſen, ſondern den Mittelgang wählen, und geſetzt erſcheinen.

Ehre der Religion, Ehre des Vaterlandes, Liebe gegen den Landesherren, gegen die Obern, gegen den Nächſten, gegen das Vaterland und gegen die Religion ſucht er auf allen ſeinen Wegen zu befördern. Niemandes Ehre (wer nemlich noch Ehre hat) wird er angreiffen, das Staatsrecht nicht beleidigen und die Religion nicht ſchmälern. Ohnerachtet

achtet er grose Ränzel voll Neuigkeiten hat, ſo werden doch vorzüglich die Herren Prediger und andere, die es verrichten können, erſucht, dergleichen Nachrichten aus ihren Gemeinden an uns franco einzuſenden. Wir werden einem ſolchen, im Fall des Gebrauchs ſeiner gegebenen Nachrichten, zu ſeiner Zeit, ein beliebiges Honorarium zu ſenden. Wir bitten aber, Ort, Namen und Ephorie des Einſenders zu nennen. Dergleichen gehen an uns unter folgender Aufſchrift:

An den Correſpondenten des evangeliſchen Gemeindenboten, durch die Verlagscaſſe für Gelehrte und Künſtler zu Deſſau.

Jede Perſon oder Gemeinde, die ſolchen Boten mitzuhalten geſonnen iſt, zahlt für jedes Quartal 10 Gr. alſo für jeden Jahrgang 1 Rthlr. 16 Gr. — welches Geld die Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler zu Deſſau, und deren Commiſſionairs, darunter die Buchhandlung der Gelehrten eine der vorzüglichſten iſt, an ſich nimmt. Bis zu Michaelis d. J. dauert der Subſcriptionstermin. — Subſcribenten werden gebeten, die Gelder mit deutlich geſchriebenen Namen und Orten, wobey allemal das nächſte Poſtamt mit anzumerken iſt, an die Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler oder deren Commiſſionairs franco zu überſenden. Unſrer Seits hoffen wir den Gemeindenboten in ſauberer und guter Kleidung ausſenden zu können, als woran es nicht ermangeln laſſen werden

Die Correſpondenten des evangel. Gemeindenboten.

Leipziger Jubilate-Meſſe 1784.

2) Seit vielen Jahren war es meine Lieblingsbeſchäftigung, Verſuche zu machen, in verſchiednen Manieren zu radiren, und auf dieſe Art Handzeichnungen guter Meiſter nachzuahmen. — Kunſtliebhabern gefielen meine Spielereyen,

und

und ein gütiger Freund theilte ſchon im Teutſchen Merkur vom Julio 1781. ein kleines Verzeichniß dem Publikr mit. — Verſchiedene Freunde der Kunſt verlangten ſeitdem Abdrücke davon, und, aufgemuntert von dieſer Aufforderung, will ich vor der Hand 12 Blätter aus meinem Vorrath wählen, ſie in Einem Hefte, unter dem Titel:

Verſuche in geäzten Blättern, nach verſchiedenen Manieren,

Kunſtliebhabern liefern. Der Subſcriptionspreis iſt Ein Spec. Dukaten.

Sollten Kunſtliebhabern, wie ich hoffe, dieſe Verſuche gefallen, ſo wird mich ihr Beyfall aufmuntern, weiter zu gehen, und aus einer groſſen Sammlung Handzeichnungen berühmter Meiſter, die ich beſize, die beſten Blätter nach und nach zu liefern. Caſſel, den 12. Julii 1784.

Joh. Heinr. Tiſchbein, jun.
Fürſtl. Heſſen-Caſſeliſcher Galerie-Inſpektor.

In Weimar kann man bey Hrn. Rath Kraus oder Hrn. Rath Bertuch darauf ſubſcribiren.

3) Herr von Meding, Domherr und Scholaſtikus zu Naumburg, der ſich ſchon ſeit langer Zeit zum Geſchäfte gemacht hat Nachrichten von adelichen Wappen und Siegeln zu ſammeln, iſt jezo entſchloſſen dieſe Sammlung unter dem Titel: Nachrichten von adelichen Wappen, mit einer Vorrede des Hrn. Prof. Gebhardi, auf Pränumeration herauszugeben. — Der Verf. hat allen Gewinn dem Waiſenhauſe zu Naumburg gewidmet. — Pränumerirt wird bis zu Ende des Monats Auguſt auf dieſes Werk 1 Rthlr. in Golde. Wird es mehr betragen als 1 1/2 Alphabeth ſo zahlen die Pränumeranten eben ſo, vor jeden Bogen 8 Pf. nach. Wer ſein Exemplar auf weiſſerm Papier verlangt,

lanat, zahlt 1 Rthlr. 4 1/2 Gr. und wenn das Werk über 1/2 Alphabeth beträgt, vor jeden Bogen 9 Pf. Nachschuß, alles in Golde gerechnet. — Bis Leipzig, Lüneburg und Hamburg liefert der Verf. die Exemplare frey. — Die Pränumeranten werden mit Namen und Charakter vorgedruckt.

Beyträge zu diesem Werke und Pränumeranten nimmt auf Ersuchen für die hiesige Gegend an: Hr. Vulpius, der Rechte Kandidat zu Weimar, und zeigt Proben des Werks.

4) Der Buchhändler Guillot, zu Paris, kündigt auf Subscription an: *Dictionaire des Jardiniers*, traduit de l'Anglois, de la huitieme Edition de *Philippe Miller*; augmenté de la Description d'un grand nombre de plantes inconnues à *Miller*, et de Notes relatives à la Physique et a la matiere médicale, par *une Société de Gens des Lettres*. Es soll in 5 bis 6 Quart Bänden, jeder zu 700 Seiten, und der erste Band mit Kupfern erscheinen. Der Subscriptions-Preis ist 12 Livres für jeden Band, und der Termin dauert bis zum 1sten October d. J.

5) *Hiſtoire D'Angleterre*, Repréſentée par Figures accompagnées d'un Précis hiſtorique de chaque ſujet. Les Figures gravées par F. A. *David*, d'aprés les Deſſins des plus célébres Artiſtes de l'Académie Royale de Peinture, Sculpture, &c.

Wir extrahieren aus dem sehr anlockend geschriebenen Proſpectus, der dieſes Werk ankündigt, aus Mangel des Raums nur das unentbehrlichſte mit den eignen Worten der Herausgeber.

Les collections de ce genre qui ont paru, ont donné lieu à des réflexions qui doivent nous ſervir à perfectionner la nôtre. Le deſſin ne peut ſaiſir & rendre qu'une action,

action, & même que l'inſtant le plus frappant & le plus decide de cette action. Il reſte neceſſairement des vuides à remplir, des idées intermediaires à ſuppléer, pour recompoſer en quelque ſorte le fait total. Un titre, une citation tronquée d'un Hiſtorien, une explication ſéche ne préparent point aſſez l'eſprit à l'intelligence de la ſcène entiere, ou ne diſpoſent pas aſſez l'ame à entrer dans les ſentimens ou les paſſions des perſonnages. On ne peut manquer de preférer à ces ſommaires arides & froids, un Precis hiſtorique, un recit plus animé de l'evénement, renfermant ſes principaux détails, propre à éclaircir tous les objets, & à ouvrir l'ame aux impreſſions du tableau.

Cette partie ſera ſoignée par *M. le Tourneur* qui s'en eſt chargé, et qui fera un choix de ce que les Hiſtoriens de l'Angleterre offriront de plus frappant ſur chaque trait. Cette ſuite d'analyſes en une ou pluſieurs pages de diſcours, ſuivant l'étendue & l'importance des ſujets, compoſera un Abrége hiſtorique qui pourroit ſe lire avec un intérêt indépendant des figures; & ce ſera un double moyen d'imprimer dans la mémoire de la jeuneſſe l'hiſtoire intéreſſante nos voiſins.

Pluſieurs Membres de l'Académie Royale de Peinture, Sculpture, &c. diſtingués dans le genre de l'Hiſtoire, ont bien voulu conſentir à nous prêter leurs crayons: cette annonce doit rendre le Public certain de la beauté & de la correction des tableaux que l'on mettra ſous ſes yeux.

Tous les ſujets ſeront exécutés en hauteur; il n'y aura que le titre gravé au bas, ce qui ne détruira pas l'effet de la gravure.

Cette Hiſtoire ſera imprimée in 4to, au nombre de 425 Exemplaires, ſur papier fin double, des plus belles fabriques.

vor, daß ihr geziemend begegnet werde; ſagt ihr, daß ich ſie meiner Ehrfurcht und Ergebenheit verſichre; traget ja Sorge dafür, daß ihr mein Gruß überbracht werde.

York.

Ich habe einen von meinen Edelleuten mit Briefen abgeſchikt, worinn eure freundſchaftliche Geſinnungen ausführlich erklärt ſind.

Volingbroke.

Ich danke euch, mein gütiger Oheim, kommt, Milords, kommt, zum Gefecht mit Glendower und ſeinen Anhängern; noch eine Weile Arbeit, und dann Feyer-Abend.

[Sie gehen ab.]

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in eine Küſte von Wales.)

Trummeln und Trompeten.

König Richard, Aumerle, der Biſchoff von Cariſle, und Soldaten treten auf.

König Richard.

Barklonghly-Caſtle nennt ihr jenes dort?

Aumerle.

Ja, Gnädigſter Herr; wie findet Eure Majeſtät die Landluft, nach den Beſchwerlichkeiten der See?

König

ques. Ces Exemplaires ſeront numérotés depuis 1 juſqu'à 400, & ſeront diſtribués ſuivant leur numéro correſpondant à celui auquel ſe ſeront fait inſcrire les perſonnes jalouſes d'avoir cet Ouvrage. Les 25 autres Exemplaires ſeront auſſi numérotés depuis 1 juſqu'à 25, & porteront ces mots, *Exemplaires de préſent*; ils ſeront deſtinés à remplir les obligations des Réglemens, & à ſatisfaire aux uſages.

Les 425 Exemplaires tirés, les Planches ſeront remiſes en pur don au Cabinet des Eſtampes de la Bibliothéque du Roi, entre les mains de M. Joly, dont on connoît le zèle & l'amour pour les Arts, ainſi que la bonne-foi.

Le nombre des ſujets ſera environ de 150 divités en dix-neuf livraiſons, & il paroîtra tous les deux mois avec exactitude un Cahier compoſé de 8 planches & diſcours. Prix 12 livres, que l'on paiera en recevant chaque Cahier.

On ne ſouſcrira point pour cet Ouvrage; il ſuffit de ſe faire inſcrire chez *David*, Graveur à Paris, rue des Noyers, No. 17.; & chez les principaux de l'Europe.

6) Fortſetzung der Ankündigung der Schriften des Hrn. Geh. Raths Hymmen zu Berlin. (S. Junius Anzeiger XCVI.)

11) Beyträge zu der juriſtiſchen Litteratur in den Preußiſchen Staaten. Eine periodiſche Schrift. Achte Sammlung, nebſt einem Kupferbildniß des Staatsminiſters von Ilgen. Subſcriptionspreis auf Schreibpapier 1 Rthlr., auf Druck-Papier 20 Gr. Ladenpreis auf Schreibpapier 1 Rthlr. 8 Gr., auf Druckpapier 1 Rthlr.

Der Plan von dieſem Werke iſt aus der gedruckten Nachricht vom 21ſten April 1774 bekannt, wovon der abgekürzte

gekürzte Innhalt in dem 55ſten Stück der Schottiſchen Kritik S. 477. ſtehet. Seit April 1775 bis Julii 1782 ſind ſieben Bände, nebſt einer beſondern Zugabe, (zum VI. Abſchnitt von ſtatutariſchen Rechten) herausgekommen. Ueber den Werth dieſes Werks kann und darf ich nicht entſcheiden. Nur ſey es mir vergönnet, das aufmunternde Urtheil ausländiſcher Rechts-Gelehrten anzuführen, in

Schotts unp. Critik 62. St. Nr. 8. S. 123.

v. Selchow jur. Bibl. IV. B. 4. 6. St. S. 641.

Waldecks Teutſchlands litter. Annalen der Rechtsgelehrten 1. B. S. 356.

Erlanger neueſte jur. Litteratur von 1776. 1. B. S. 279.

Die achte Sammlung iſt mit möglichſter Vollſtändigkeit ausgearbeitet, und ich hoffe, daß ſie in Anſehung ihrer Brauchbarkeit des Beyfalls, welcher den vorigen Sammlungen gewidmet worden, nicht unwürdig ſeyn werde. Ich war zwar entſchloſſen, mit ihr das Werk zu beſchlieſſen; und allenfalls ein neues zu liefern. Allein, bey näherer Erwegung, daß in den bereits vorgetragenen Materien ſelbſt, und in der weitern Ausführung des Plans ein gewiſſer untrennbarer Zuſammenhang herrſcht, und daß bey der Fortſetzung noch öftere Beziehungen auf Stellen in den vorhergehenden Bänden unvermeidlich ſind, will ich mein Vorhaben vor der Hand noch ausſetzen, und von der Zeitfolge deſſen Abänderung erwarten. Uebrigens iſt zwiſchen mir und dem vorigen Verleger der erſte Verlags-Contract aufgehoben, und die Subſcribenten können ſich entweder unmittelbar an die Verlags-Caſſe in Deſſau auf der Oſter-Meſſe 1784, oder an derſelben Commiſſionairs, ſobald die achte Sammlung die Preſſe verlaſſen haben, und ſolches öffentlich bekant ſeyn wird, wenden. Die vorigen 7 Bände aber, nebſt der Zugabe, können ſie in der Voſſiſchen Buchhandlung in Berlin

und

und Potsdam für den Subscriptionspreis, nemlich der Band auf Druckpapier zu 20 Gr. und auf Schreib-Papier zu 1 Rthlr. 4 Gr. erhalten. Das Register über die Rechts-Entscheidungen im ersten Abschnitt soll diesem achten Bande angehänget, und bey jedem folgenden zu deßo bequemerem Nachschlagen fortgesetzt werden. Das Real-Register von den übrigen Abschnitten muß ich noch aufschieben.

Hymnen.

Diese achte Sammlung hat der Herr Herausgeber uns in Verlag gegeben. Da verschiedene der ersten Subscribenten theils durch Versetzungen, theils durch Absterben, abgegangen sind; so erhalten wir uns von den vorigen Herren Collecteurs Nachricht aus, sowohl von der Anzahl der ihres Orts noch vorhandenen Subscribenten, als auch der Exemplare auf Schreib- oder Druckpapier.

Hierauf unterzeichnet man bey den sämmtlichen Commissionärs der Verlagskasse welche in der 8ten Ankündigung derselben angegeben sind.

Administration der Verlagskasse.

III) Freymaurer-Bibliothek. Drittes Stück. gr. 8. Subscriptionspreis 14 Gr. Ladenpr. 16 Gr.

Der Plan dieses Werks wurde in einer gedruckten Nachricht vom 8. Febr. 1776. angekündiget, und vielen teutschen Logen durch ein Circularschreiben der Berliner Mutterloge bekannt gemacht. Das erste Stück erschien im J. 1778, und die zweyte Auflage 1782; das zweyte Stück in eben dem Jahre. Ich habe gegründete Ursachen, die Fortsetzung dieses Werks einem andern Verlag zu überliefern, und versichere zugleich, daß ich von der Ankündigung des dritten Stücks beym ersten Bande der Berlinischen Korrespondenz nichts weiß, noch solche bewilliget, vielmehr noch

bis

bis jetzt allein die Handschrift in Händen habe. Die Einrichtung des dritten Stücks ist gleich den vorigen dem ersten Plan angemessen, sowohl in Ansehung der besonders für den Freymäurer-Orden interessanten Materien, als auch ihrer Abwechselung. Diejenigen, welche bereits subscribirt haben, oder noch subscribiren wollen, können sich entweder unmittelbar an die Verlagskasse in Dessau oder an die Freunde und Commissionärs derselben wenden, und empfangen die bestellten Exempl. franco Teutschland zugesendet.

Hymnen,
als Herausgeber.

Hierauf unterzeichnet man bey den sämmtlichen Kommissionärs der Verlagskasse, welche in der Achten Ankündigung derselben angegeben sind.

Administration der Verlagskasse.

7) Zu Zweybrücken, bey den bekannten Herausgebern der besten französischen Autoren, erscheinet auf Subscription unmittelbar nach den Werken des Montesquieu und Helvetius, wovon die 4 ersten Bände zum versenden bereit sind, eine neue Ausgabe der

Oeuvres complettes de Mr. le Comte de Buffon.

mit vielen, von neuem nach der Natur, fürtreflich gezeichneten und eben so meisterhaft gestochenen Figuren, in 43 Octavbänden zu 300 bis 350 Seiten. Mit illuminirten Blacken wird dieses schöne Werk 70 Fl 57 Kr., oder 13 1/5 Dukaten in Golde, mit unilluminirten Kupfern 39 Fl. 25 Kr. oder 7 11/12 Dukaten, ohne Kupfer aber nur 19 Fl. 42 1/2 Kr. oder beynahe 4 Dukaten kosten.

Der Subscriptionstermin endiget sich mit dem May des künftigen 1785. Jahres. Die Abdrücke der Kupfertafeln werden nach ihrer Güte klassificirt, und nach der Folge der

geste-

geſchehenen Unterzeichnung geliefert, dergeſtalt, daß wer zuerſt ſubſcribirt auch die beſten Abdrücke erhält, und umgekehrt. Die diſtribuirte Subſcriptionsplane, die man nebſt den Probefiguren, bey den, in allen Städten Teutſchlands befindlichen, Gönnern und Freunden dieſes Inſtituts, einſehen und haben kan, enthalten die weitern Bedingungen und Nachrichten. Wer keine nähere Addreſſe hat, oder in Städten, wo man bis daher Collecturen zu etabliren keine Gelegenheit gefunden, dieſes Geſchäfte übernehmen will, wendet ſich unmittelbar an Endesgenannten geſellſchaftlichen Generalcorreſpondenten, an den auch alle Subſcriptionen, Beſtellungen und Anfragen eingeſendet werden. Uebrigens wird nachrichtlich hier noch bemerkt, daß die im Februar d. J. angekündigte Ausgabe der Oeuvres de Voltaire mit der gegenwärtigen keine Gemeinſchaft habe. Zweybrücken, den 15. Heumond 1784.

Hahn,
Herzogl. Renkammerſekretär.

Hieſige oder benachbarte Liebhaber können bey Endesbenanntem auf dieſes Werk unterzeichnen, und, nach Belieben, den beſondern Subſcriptions-Plan ſowohl als einen Probe-Abdruck der illuminirten Kupfer zur Einſicht erhalten.

Wieland,
H. S. Hofrath.

Weimar,
den 24 Julii, 1784.

Der

Teutſche Merkur.

August 1784.

I.

Briefe über Amerika.

1.

Sie wundern ſich, lieber Freund, daß es noch keiner unſrer zurückgekommenen Teutſchen verſucht habe, ſeinen Landesleuten eine etwas ausführlichere Schilderung des Landes, in dem ſie ſich ſo lange aufgehalten haben, und den ſittlichen Charakter ſeiner Einwohner, vorzulegen. Ich geſtehe, daß ich beynahe ſelbſt nicht weiß woher dieſes gänzliche Stillſchweigen komme. Mancher von ihnen hat nützliche und bisher noch wenig bekannte Bemerkungen mitgebracht, die den Leſer gewiß, er mag auf Vergnügen oder auf Nutzen ſehen, für ſeine Mühe ſchadlos halten würden. Unvermögen iſts alſo, wie Sie ſehen, nicht; vielleicht aber etwas Eigenſinn.

Wäre ich im Stande etwas bedeutendes zu liefern, ich bliebe gewiß nicht damit zurück. Genau genommen könnte ich freylich ſchon längſt mit meinen

sieben Sachen herausgerückt seyn; was brauchts der Bedenklichkeiten, ob sie wichtig sind oder nicht? Da jetzt Hans und Grethe schreibt, ohne irgend einen andern Beruf als ihre gesunden Finger zu haben; so hätte ja ich, ein Amerikaner, weit näheres Recht meinen Namen, als Schriftsteller, schwarz auf weiß zu lesen. Und in der That, beynahe komme ich in Versuchung mir ein Paar Dutzend Federn zu schneiden, ein halbes Ries Papier anzuschaffen und Hand ans Werk zu legen. Wenigstens ist's der Mühe werth die Sache auf Bedenkzeit zu nehmen!

Sollten sich aber meine Scrupel nicht geben, und ich schlechterdings dabey bleiben, daß zum Schreiben fürs Publikum Kopf und gute Sachen gehören; so erlauben Sie mir, daß ich wenigstens Ihnen, statt ganz leeren Briefen, zuweilen etwas von Amerika und meinen Reisen vorplaudere. Ich will hinschreiben was mir vorkommt — Gutes und Böses, Süßes und Saures durcheinander. Lesen Sie es in den Stunden der Verdauung, damit, wenn sie nichts Interessantes lesen, Sie doch keine Zeit darüber verlohren haben.

Canada mag den Anfang machen, und von da wandern wir nach Süden.

Canada ist das wunderlichste Land auf der Welt: im Sommer herrscht darin die unerträglichste Hitze, und des Winters eine Kälte die noch unbeschreiblicher ist.

ist. Der Frühling und Herbst haben keine der Annehmlichkeiten, die uns Europäern so behaglich sind; und man kann mit Recht sagen, daß Canada nicht mehr als zwey Jahrszeiten hat. Schon im September fühlt man beträchtlich kalte Nächte, ohnerachtet die Tage noch sehr angenehm und warm sind. Das Ende des Septembers führt gemeiniglich Regen und heftige Stürme aus Nordost mit sich, und auf diese Regen-Zeit folgt unmittelbar Schnee und Winter. Vor ohngefähr drey Jahren hatten wir arme im Lager stehende Hessen fast einen Fuß hoch Schnee in unsern gefrornen Zelten. Sie müssen wissen, ohnerachtet kein Feind weit und breit zu sehen war, mußten wir doch bis in den späten Herbst Quebec gegenüber im Lager stehen, und uns, damit wir der Kriegszucht nicht entwöhnt würden, gar manches rauhe Lüftchen um die Ohren wehen lassen. Bey solchen rauhen Lüftchen hörte ich manchmal etwas sehr heldenmüthiges: „kalt ist es, das ist wahr — sehr kalt, „aber — doch keine Gefahr weiter!„ — Gewöhnlich marschirten wir zu Anfange des Novembers in unsre erst den Tag vorher bekannt gemachten Winter-Quartiere, und genossen alsdann einer sechsmonatlichen Ruhe.

Wenn nun gegen die Hälfte des Novembers der Winter mit Macht heranstürmt und es herzhaft anfängt zu frieren und zu schneyen: so sucht der Cana-

dier seinen zerbrochenen Schlitten hervor, um sich desselben bey Kirchen- und Spatzier-Fahrten zu bedienen. Man trift keinen angesessenen Einwohner an, der nicht einen besitzt, wofern er im mindesten im Stande ist sein mageres Pferd den Winter über durchzubringen.

Oft ist das Wetter ausserordentlich gelind, und Teutschland kann sich keiner so angenehmen Wintertage rühmen wie wir sie manchmal hatten. Man wird dadurch gereitzt die verdrüßliche Stube zu verlassen, und bisweilen einen ziemlich entfernten Spaziergang zu wagen; allein sehr oft wird diese Freude verbittert. Oft wenn man sich am besten seiner Fröhlichkeit überläßt und mitten auf dem Wege ist, verdunkelt sich der Himmel, ein plötzlicher Sturm rauscht durch die Luft, der mit aller Heftigkeit wütet und eine unsägliche Menge Schnee mit sich führt. Auf einmal herrscht die schneidendste Kälte, und wer gegen den Wind gehen muß, lauft Gefahr Nase, Ohren und Finger u. s. w. zu erfrieren. Die Menge Schnee die alsdann den Himmel überdüstert läßt oft so wenig Tag herab, daß man kaum vier Schritte vorwärts sehen kann. Daß bey solchem Wetter niemand der unter sicherm Obdach ist leicht aus dem Loche kriecht, läßt sich von selbst denken; nur Ordonanz-Soldaten sind die armen Menschen die eine Ausnahme machen mußten. Ich habe sie oft mit meinen Freunden bedauert, wenn sie, nicht sowohl einer wichtigen Angelegen-

legenheit wegen (denn dieſe kamen ſo häufig eben nicht vor) als vielmehr blos Ingredienzen zum Punſch oder für die Küche zu holen abgeſchickt waren, und beym entſetzlichſten Ungeſtüm, wo ein Thier wieder zu ſeiner Höhle würde umgekehrt ſeyn, bis über die Knie im Schnee badeten, und ſich umſonſt bemüheten von der Stelle zu kommen; indeſſen ſichs der Verſchicker beym Wein und warmen Ofen wohl ſeyn ließ, und von ſeinen Thaten prahlte, deren keine den Mühſeligkeiten des armen Kerls, der jetzt unterwegs war, beykam. Ein ſolches Wetter tritt ſehr oft ein, und dauert mehrmals ganze Wochen. Kaum aber hat es nachgelaſſen, ſo ſchleichen allenthalben Schlitten einher und ſind die herrlichſten Bahnen gemacht.

Ueberhaupt iſt Schlittenfahren die vorzüglichſte Winterbeluſtigung in Canada. Für ein ſehr geringes Geld kann man den ganzen Tag herumfahren. Will man weite Reiſen thun, ſo nimmt man einen Poſtſchlitten, den der Capitain de milice aus den Habitants beſtellt, und wofür man einen Schilling Sterling auf die Franzöſiſche Meile bezahlt. Dieſe ſo genannte Poſtes Royales ſind oberhalb Quebec auf beyden Seiten des Lorenzfluſſes und unterhalb der Südſeite bis Camouraska, ohngefähr funfzehn teutſche Meilen, angelegt, und man wird auſſerordentlich ſchnell damit befördert.

Gleich zu Anfange des Winters werden die kleinen Flüſſe, deren es in Canada eine große Menge

König Richard.

Sie muß mir wol angenehm seyn -- Freuden-Thränen erfüllen meine Augen, da ich noch einmal wieder den Boden meines Königreichs betrete. Theure Erde, ich umarme dich, obgleich Aufrührer dich mit den Hufen ihrer Pferde verwunden. Wie eine lang von ihrem Kinde getrennte Mutter, beym Wiedersehn lächelnd in zärtliche Thränen zerfließt, so grüß' ich dich, zugleich weinend und lächelnd, meine Erde, und drüke dich an meine Königliche Brust. O, nähre nicht deines Königs Feind, holde Erde, und labe nicht mit deinen Erquikungen seinen raubgierigen Muth: Sende die Schlangen, die deinen Gift in sich saugen, und schwellende Kröten in ihren Weg, ihre verrätherischen Füsse zu verwunden, die mit gewaltthätigen Tritten dich stampfen; und wenn sie eine Blume von deinem Busen pflüken wollen, so bewaffne sie, ich bitte dich, mit einer lauernden Natter, deren zweygespizte Zunge den Tod in die Adern der Feinde deines Herrn sprize. Spottet nicht, Milords, daß ich leblose Dinge beschwöre; diese Erde wird ein Gefühl haben, und diese Steine werden zu bewaffneten Kriegern werden, eh ihr gebohrner König unter den Waffen schändlicher Empörer fallen soll.

Bischoff.

Fürchtet euch nicht, Gnädigster Herr; diese Gewalt, die euch zum Könige schuf, hat Macht genug, euch troz aller Welt als König zu erhalten. Aber wir müssen die Mittel ergreifen, die uns der Himmel anbietet.

Aumerle.

giebt, und die alle in den Lorenzo ſich ergieſſen, mit Eis bedeckt; der Lorenzo ſelbſt aber friert nicht eher als gegen Weyhnachten, und unterhalb Quebec, wo er breiter wird, gar nicht mehr, zu. Die Bewohner der Stadt ſehen wegen der gewöhnlichen Zufuhr der Lebensmittel ſehr gerne, wenn es frühzeitig geſchieht. Jedoch leiden ſie auch auſſerdem nie Mangel: denn der Canadier wagt ſich mit unglaublicher Mühe in ſeinem Canoe über den mit Treibeis bedeckten Strom, um ſeine Waaren zu Markte zu bringen.

Ein ſolches Canoe iſt aus einer Eiche gehauen, und ohngefähr achtzehn bis zwanzig Schuhe lang. Sechs bis acht Habitants begeben ſich hinein, und rudern damit getroſt fort, ſoweit ſie nur des Eiſes wegen können. Kommen ſie an ein großes Stück, ſo ſpringen ſie mit der flinkſten Geſchwindigkeit darauf und ziehen ihr Canoe über daſſelbe hin, und laſſen es am andern Ende wieder ins Waſſer. Haben ſie Vieh bey ſich, ſo binden ſie ihm die Beine zuſammen, damit es ſtille liegt; im Sommer aber befeſtigen ſie es am Ende des Canoe's mit einem lang gelaſſenen Strick, und laſſen es nachſchwimmen. Wenn viel Eis im Strohm oder ſchlecht Wetter iſt, ſo bringen ſie wohl oft zwey bis drey Stunden zu, ehe ſie darüber kommen. Zu verwundern iſts übrigens, daß dieſe Waghälſe vom Eiſe nicht zerquetſcht, oder ihre Fahrzeuge durch die heftigen Stöße nicht zertrümmert werden. Und doch wußte

man mir noch kein Beyſpiel zu ſagen, daß jemand auf einer ſolchen Ueberfahrt dieſes Fluſſes verunglückt ſey. Iſt einmal das Eis feſt, ſo ſteht es bis zu Ende des Aprils, bricht dann auf einmal und treibt ſehr ſchnell fort. Vor ungefähr vier Jahren hatten die Habitants eine Tanne auf dem Eiſe den 1ſten März errichtet, und wollten den Eintrit des Frühlings darauf feyern; allein den Nachmittag brach plötzlich alles los, ihre Tanne ſank um, und kaum, daß ſich die fröhlichen Eistänzer retten konnten.

Man will bemerkt haben, daß nach einem ſtrengen Winter der Schnee viel eher ſchmilzt, als nach einem gelinden und weniger kalten. Doch wird der Unterſchied mehr als acht oder vierzehn Tage nicht austragen. Im März hat man ſchon ſchöne herrliche Tage, auſſerordentlich warm und angenehm: allein der Schnee mindert ſich darum nicht weil des Nachts oft mehr fällt als die Sonne den Tag über verzehren kann. Doch iſt dieſer Monat eigentlich der letzte des Winters: denn mit dem April eilt die Natur mit Macht dem Sommer entgegen.

Sobald der Winter Abſchied nimmt, und die Erde durch ihre bisherige Schneedecke hindurchſticht, erſcheinen die Raben, die dort die Boten des Frühlings ſind, wie bey uns die Schwalben. Dann finden ſich die kleinen niedlichen Schneevögel ein, die der Canadier mit Schlingen in ungeheurer Menge fängt, und

bey Hunderten verkauft. Sie ſind auſſerordentlich ſchmackhaft und fett.

Mit dem May bricht der Frühling ſchleunig ein; er iſt aber nie ſo ſanft und angenehm als bey uns in Teutſchland. Die Chöre der Vögel erſchallen freylich hier und da: aber Lerchen und Nachtigallen fehlen, und ſtatt ihrer kreiſchen dort Spechte und Amſeln.

2.

Die Häuſer der Canadier ſind klein, aber doch ſehr bequem; wegen der heftigen und häufigen Winde, auf dem Lande durchgängig von einem Stockwerk, und meiſtentheils, wenigſtens bey den ärmern, von Holz. Sie enthalten blos Küche und Stube, worin die ganze Familie ſchläft, wenn ſie auch noch ſo zahlreich iſt. Alle vier Ecken ſind mit groſſen ungeſtalteten Betten bepflanzt, die gewöhnlich ohne Vorhang, jedoch ſehr reinlich, und bey Reichern mit Decken von Cattun überlegt ſind. Jeder Hausvater verrichtet des Morgens, ſobald er mit den Seinigen aus dem Bette iſt, in Geſellſchaft der ganzen Familie, ſein Gebet auf den Knien.

Mitten in der Stube ſteht der Ofen, der den ganzen Winter hindurch glüht, und um den die Familie in der Runde ſitzt und ihre Arbeit fröhlich und ſingend verrichtet. Im Winter dient er zugleich zum

Heerde,

Heerde, worauf jede Familie ihre tägliche Koſt zurichtet. Das giebt dann, beſonders wenn an Faſttagen Fiſche zubereitet werden, öfters den unerträglichſten Geruch.

Ihre Koſt iſt äuſſerſt einfach, meiſtentheils eine ſteife Suppe, deren Ingredienzen Fleiſch von jeder Art durcheinander und eine ſehr große Menge Brod iſt. Ihre ſogenannte soupe maigre an Faſttagen beſteht entweder aus Erbſen, oder auch nur aus Brod und Waſſer. Ihr gewöhnlicher Trank iſt Waſſer; ſie trachten aber auch auſſerordentlich nach ſtarkem Getränke.

Die Kleidung der Canadier iſt im Winter und Sommer einerley, und beſteht in einem braunen bis an die Knie reichenden, häufig aus Seehundsfellen gemachten Kamiſol, welches oben ein Capuchon hat, das ſie bey ſchlechten Wetter über den Kopf ziehen; ferner aus einer wollenen rothen Mütze, die ſie beſtändig, auch zur gröſten Galla, tragen. Ihre Strümpfe ſind eine Art Kamaſchen, die in die Schuhe gehen und an den Seiten zugemacht werden. Die Form ihrer Schuhe haben ſie von den Wilden entlehnt: ſie ſind aus einem runden Stücke Kalbleder gemacht, haben keine Sohlen, und werden oben zugebunden. Verſchiedene Teutſche ahmten ſie nach, und wollten ihren Fuß damit ſehr gut, beſſer als mit den unſrigen, gegen den Froſt bewahrt haben; nur klagten ſie, daß ihnen wegen Mangel der Sohlen das

Gehen ſehr ſauer würde und eine unangenehme Empfindung das ganze Bein herauf verurſache.

3.

Wenn der Canadier ſehr abergläubig und unwiſſend iſt, ſo darf man ſich darüber gar nicht wundern. Die Curés oder Pfaffen, welche im Seminario zu Quebec (das aus fünf bis ſechs Jeſuiten beſteht, die ihre Schüler im Latein und in der ſcholaſtiſchen Philoſophie unterrichten) gebildet werden, ſind meiſtentheils ſelbſt ſehr unwiſſend, und glauben alles, wie ein Evangelium, was ihnen ihre Lehrer vorgeſagt haben. Und was die Klügern betrift, ſo erhalten dieſe den armen Habitant in ſeiner Dumpfheit, um ihn deſto leichter nach ihren Abſichten leiten und mehr Caſual-Gefälle ziehen zu können.

Um ſich aber von der Aufklärung der Canadier deſto genauer zu belehren, werden einige Beyſpiele und Anekdoten nicht undienlich ſeyn.

Kein Canadier bezieht ſein neuerbauetes Haus, ohne es vorher durch einen Prieſter weyhen zu laſſen; oder wenigſtens muß dies in der erſten Woche nach dem Einzuge geſchehen. Es wird ein groſſes Gaſtmahl angeſtellt, nach deſſen Endigung der Pfaffe die Ceremonie mit vollem Bauche verrichtet. In der einen Hand ein Gebetbuch nebſt dem Weyhkeſſel und in der andern eine Bürſte, wandert er von Stube

zu

zu Stube, und besprengt die Wände unter beständigem Gemurmel von der Heiligen Jungfrau und dem Schutzheiligen seiner Kirche, läst sich sodann wakker bezahlen, und kehrt, völlig überzeugt, das Haus gegen Gewitter, Feuer oder andere Zufälle durch seinen heiligen Actus sicher gestellt zu haben, nach Hause.

Eben so gehet es auch mit der Saat. Ehe der Canadier seinen Saamen auswirft, nimmt er eine Hand voll Körner, läuft damit zum Pater, der denn seinen Weyhkessel abermals zur Hand nimmt, das Korn besprengt, und sich dafür einen Schilling bezahlen läßt. Solch geweyhtes Korn mischt jener hierauf unter den übrigen Saamen, damit alles besser geweyhe, und dereinst der Seegen der Erndte desto reicher ausfalle.

Im Jahre 1781 verwüsteten die Heuschrecken und Raupen, die wegen ausserordentlicher Hitze zum Erstaunen häufig waren, die Felder weit und breit. Um diesem Uebel nun zu steuern, wurden überall Processionen und Umgänge angestellt. Man zog von Feld zu Feld, und der Pfaffe, mit dem Gebetbuche und dem Weyhkessel in der Hand, besprengte jeden Acker gegen baare Bezahlung der armen Besitzer, die barfuß hinter der Procession drein liefen, um für ihre Sünden zu büßen. Allein die Heuschrecken hatten ein viel zu verstocktes Herz, als daß sie vor geweyheten

Fel-

Feldern hätten Respect haben sollen. Sie blieben und ließen sichs wohl seyn bis in den spätesten Herbst.

Einer meiner Wirthe, bey denen ich des Winters einquartiert war, und der den Feldzug unter G. Montcolm mitgemacht hatte, erzählte mit aller Zuversicht: daß man bey einer gewissen Affaire, bey welcher die Franzosen über eine ungleich stärkere Anzahl Engländer den Sieg davon getragen, das Bildniß der Heil. Jungfrau über den Französischen Truppen hätte schweben sehen. Er schwur sich bald Herz, Lunge und Leber aus dem Leibe, daß er selbst Zeuge davon gewesen sey, und berief sich auf andre rechtliche Leute, die ich auch aus Neugierde nachher befragte, und von diesem Abenteuer eben so fest überzeugt fand.

Ich habe auch viele wackere Canadier gekannt, die sich die ganze Woche hindurch nicht wuschen, um nicht das Weyhwasser wegzuwaschen, womit sie sich am Sonntage in der Kirche besprengt hatten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Ueber den Dalay Lama, Pabst und Götzen in Tibet.

In Tonker, der Hauptstadt von Lassa, welches der südöstliche Theil von Tibet ist, lebt ein Mann, der,

so

ſo weit die Geſchichte reicht, nirgend ſeines gleichen gehabt hat: nur Rom etwa beſitzt in der Perſon des heiligen Vaters ſein Ebenbild. Dieſer Mann heißt Dalay Lama, (oberſter oder allgemeiner Prieſter) er wird für einen Vice-Gott gehalten, und iſt zugleich weltlicher Herr.

Seine Anhänger glauben daß er unſterblich ſey und alle Dinge wiſſe; wenn er etwas frage, ſo thue ers nicht um für ſich Unterricht einzuziehen, ſondern bloß die Zweifel der Ungläubigen und Uebelgeſinnten zu heben.

Er kann von Niemanden als von Prieſtern bedient werden: und deren iſt eine ſo große Menge, daß ihrer über zwanzig tauſend in verſchiedenen Bezirken um ihn herum wohnen, je nachdem ſie ihr Rang berechtiget der Perſon dieſes eingefleiſchten Gottes näher zu ſeyn.

Sein Pallaſt oder Tempel zu Tanker, in dem er wohnet, iſt ſieben Stockwerke hoch. In dem oberſten iſt ein großes dunkles Zimmer, das mit hängenden Lampen erleuchtet und ſehr prächtig gezieret iſt: hier hält er ſich gewöhnlich auf, und ſitzt, wenn er den Abgott macht und ſeine Anbeter vor ſich läßt, mit kreutzweis über einander geſchlagenen Beinen auf einer Art von Altar, der mit prächtigen Küſſen belegt und mit köſtlichen Stoffen behängt iſt. Wenn er nun auf dieſe Weiſe Gehör ertheilt, ſo halten alle die ſich

ihm nähern ihre Hände über die Stirne zusammen, und werfen sich in einiger Entfernung von seinem Thron zu Boden. Haben sie in dieser demüthigen Stellung ihr Anliegen und Gebet angebracht, so weichen sie rücklings wieder zurück, bis sie sich ganz seinem Gesichtskreise entzogen haben. Nicht nur eine zahlreiche Menge Tibetaner aus der Nähe von Tonker, sondern auch Kalmucken und Tataren aus den entferntesten Gegenden, liegen täglich auf besagte Art vor ihm; und solche aus fernem Lande gekommene Pilger machen sichs dann zu einer Hauptangelegenheit, nach verrichtetem Gebete dieser Gottheit recht viel von den Beschwerlichkeiten ihrer Pilgerschaft vorzusagen, die sie, aus Andacht und Verlangen das Antlitz ihres Altvaters zu schauen, bereits ausgestanden, und auf der Rückkehr abermals auszustehen hätten. Dies ist eine Bestechung, damit der heilige Mann desto geneigter sey ihre Sünden zu vergeben und recht erquickende Segnungen über sie auszuschütten.

Es geschieht oft daß ihm die größten Chane und Fürsten auf gedachte demüthige Art ihre Ehrerbietung bezeugen. Aber im Gefühle seines Gottes, den er im Bauche trägt, empfängt er die Besuche solcher Chane mit eben so steifer Gleichgültigkeit als wenn sich der gemeinste Kalmucke ihm näherte. Und will er ja einen besonders auszeichnen, so berührt er seinen Kopf mit einer Perlenschnur, die an dem Scepter, das er in der rechten Hand hält, herabhängt.

Beym

Beym Eingange seines Pallasts ist er durch eine Statue vorgestellt, die von dem großen Haufen mit eben der Ehrerbietung angebetet wird, als wenn er es in eigener Person wäre. Auch werden ihm auf den Anhöhen der Berge Ehrenzeichen errichtet, um Menschen und Vieh seinem Schutze desto angelegentlicher zu empfehlen.

Laut des Berichts verschiedener Reisebeschreiber geht die Verehrung dieses Aftergottes so weit, daß sogar sein natürlicher Abgang von den ihn bedienenden Lamas oder Priestern, gegen ansehnliche Geschenke, an Chane, Kaufleute oder andere reiche Privatpersonen übermacht wird. Was diese von der Art bekommen, tragen sie gedörrt, in kleinen Säckchen, als ein Heiligthum um den Hals, und wähnen alsdenn gegen alles Unglück gesichert zu seyn: seinen Harn aber mischen sie in ihre Speisen, um allen Krankheiten vorzubeugen.

Das Seltsamste ist die vorgegebene Unsterblichkeit des Dalay Lama, und der Glaube daß er sich mit dem Monde verändere. Der Grund, warum er für unsterblich gehalten wird, beruht auf der Lehre von Wanderung der Seele aus einem Körper in den andern.

Wenn also der alte Lama krank wird und sein Tod erfolgt, oder er auch ganz unvermuthet und plötzlich stirbt, so treten die Priester, die um ihn sind, zusammen, und wählen aus ihrem Mittel denjenigen,

Aumerle.

Seine Meynung iſt, daß wir zu ſchläfrig ſind, Gnädigſter Herr, und dem Bolingbroke Zeit laſſen, durch unſre Sicherheit immer ſtärker zu werden.

König Richard.

Untröſtlicher Vetter, weißt du nicht, daß wenn das forſchende Auge des Himmels hinter unſrer Halbkugel verborgen iſt und der Unterwelt leuchtet, daß dann Diebe und Mörder ungeſehn herumſchleichen, und Räubereyen und blutige Gewalt verüben; aber ſobald die wiederkehrende Sonne die ſtolzen Gipfel der öſtlichen Hügel glühen macht, und ihr Licht durch jede verbrecheriſche Gruft blizt, daß dann Mord und Verrath und jede ſchändliche Sünde, aus der Finſterniß ſchwarzem Mantel hervorgezogen, bloß und nakend da ſtehn, und über ſich ſelbſt erzittern. So, wenn dieſer Räuber, dieſer verräthriſche Bolingbroke, der während dieſer ganzen Nacht, da wir unſern Lauf bey den Antipoden vollbrachten, ungeſtört herumſchwärmte, uns unſern Thron im Oſten beſteigen ſehen wird, werden ſeine Verräthereyen, in ſeinem ſchaamglühenden Angeſicht enthüllt, den Tag nicht ertragen können, der ſie vor ihrer eignen grauenvollen Geſtalt erzittern machen wird. Alle Waſſer der ungeſtümen See ſind nicht fähig, das geheiligte Oel von einem geſalbten Könige wegzuwaſchen; und der Athem ſterblicher Menſchen kan denjenigen nicht entſezen, den der Herr zu ſeinem Statthalter ernannt hat. Für einen jeden Mann, den Bolingbroke aufgetrieben hat, ſein Schwerdt gegen unſre

Crone

der dem Verstorbenen an Statur, Gesichte und dem Barte nach am ähnlichsten ist, an seine Stelle. Der alte wird nun begraben, und zwar nicht heimlich, sondern öffentlich und mit ausnehmenden Feyerlichkeiten. Mittlerweile wird der neuerwählte mit einem Schlaftrunke betäubt, während des Schlummers seines bisherigen Habits entkleidet, mit dem des vorigen Dalay Lama angethan, und sodann auf den Thron gesetzt. Bey seinem Erwachen sieht er sich auf einmal von mehrern Hundert Priestern umringt, die ihn verehren und seine Befehle erwarten. Hierauf wird männiglich kund gethan, daß des Dalay Lama's Geist in diesen neuen gefahren sey. Und beynahe sollte dieser wohl der erste seyn der dieses glaubte, da seine Verwandlung während seines Schlummers vorgegangen ist. Jedoch, was er selbst von sich denkt, ist gleichgültig; genug daß er sich von Stund an zu einem Abgott erhoben sieht. Er wirft sich also in die Brust, verbirgt seine vorige Unwissenheit, und giebt sogleich seinen Dalay-Lama's Verstand durch ein Paar hochtönende Fragen, z. B. wie viel so eben Menschen auf der Erde leben, oder, wie viel ihrer in derselben Minute, als er rede, gebohren werden? u. s. w. zu erkennen. Es wird hierauf weiter ein Tag angesetzt an welchem der neue Dalay Lama Proben davon ablegen muß, daß er wirklich die Seele des vorigen besitze. Unter freyem Himmel wird ein grosses hohes Gerüste aufgerichtet, um welches herum sich Tausende

von

von Menschen versammeln. Auf der Bühne steht ein groſser Tisch, und auf demselben eine Menge kleiner Glocken. Der Dalay Lama wird nun so fort hinaufs geführt, und setzt sich unter einen prächtigen Thronhimmel an den Tisch, und besieht eine dieser Glöckchen nach der andern, um diejenige darunter zu entdecken deren sich der vorige Dalay Lama bedient hat. Wenn er sie denn aber auch nicht trift, so nimmt er nach Gutbefinden eine, welche es auch sey, und fragt mit hastiger Stimme und zorniger Miene die herumstehenden Priester: „ob dieses nicht die verlangte Glocke sey?„ Die Priester fangen zum Schein einen kurzen Wortwechsel an, wobey der Groß-Lama aber zuletzt völlig Recht behält, und jene mit öffentlichen Freudenbezeugungen gestehen, daß er seine Probe gut gemacht habe. Und so ist denn der völlige Dalay Lama fertig. Das ganze Volk wirft sich hierauf etliche mal aufs Angesicht mit Ausrufungen der Freude.

So oft Neumond eintritt läßt er sich in der Folge den Bart abnehmen und verändert seine Kleider; damit, wie seine Anhänger glauben, es wirklich scheine als ob er mit dem Monde alt und wieder neu werde.

Die Religion des Groß-Lama ist sehr weit verbreitet; ausser Tibet, ihrem eigentlichen Sitze, erstreckt sie sich auch, obgleich unter etwas veränderter Gestalt, über ganz Indien, China und die westliche Tartarey von einem Ende zum andern. Und eben so weit wür-

de ſich auch die geiſtliche Gerichtsbarkeit des Dalay Lama ausdehnen, wenn ſich nicht die Provinzen von Indien und China ſeit langer Zeit ſeiner Hoheit entzogen, und andere Prieſter gewählet hätten, durch welche zugleich auch die Religion dieſer verſchiedenen Länder ein verſchiedenes äuſſeres Anſehen erhalten hat. Tibet aber und der gröſte Theil der Tartarey ſind ihm noch unterworfen.

Um ſeinen weitläuftigen Sprengel deſto beſſer zu beherrſchen, ſetzt er einen Vicarius der den Titel Khutuktu führt, und von einem andern Statthalter, Tipa oder Deva genannt, der in weltlichen Sachen des Groß-Lama Perſon, wenigſtens ehedem, vertrat, zu unterſcheiden iſt. Ein ſolcher Khutuktu iſt an keinen Tempel ausdrücklich und für immer gebunden, braucht ſich auch nicht auf Tibet blos einzuſchränken, ſondern läßt ſich nieder wo er will: allenthalben wird er verehrt mit eben den Ceremonien als der Groß-Lama ſelbſt, und gelangt gewöhnlich durch die Opfer ſeiner Anbeter zu unermeßlichen Schätzen. Er wird aus den ſogenannten Schülern des Dalay Lama erwählt.

Dieſer Schüler ſind zwey hundert. Sie machen das höchſte geiſtliche Gericht im Tibet aus, und ſind die Kardinäle ihrer Kirche. Verſchiedene darunter haben ihre beſondern Sprengel und Diſtrikte in denen ſie Obergeiſtliche ſind, und den übrigen verhältnißmäßig niedrigern Lama's befehlen.

Die

Die Kleidungsfarbe des Groß-Lama iſt roth, und ſeine Mütze iſt mit Perlen und Edelgeſteinen beſetzt. Die Farbe der übrigen Lama's war vordem gleichfalls roth: nachdem aber der Chineſiſche Kaiſer zu Anfange dieſes Jahrhunderts Fuß in Tibet gefaßt, und unter den Lama's zwey Partheyen veranlaßt hat, tragen ſich diejenigen die es mit der Chineſiſchen Regierung halten gelb. Ihre langen Röcke mit großen Aermeln, in die ſie gekleidet ſind, binden ſie mit einem zwey Finger breiten Gürtel von eben der Farbe um den Leib zuſammen. Haare und Bart laſſen ſie ſich glatt abſcheeren, und tragen Hüte, deren verſchiedene Form den höhern oder niedern Rang eines jeden anzeigt.

Alle Lama's ſind übrigens Mönche und haben an ſich alle einerley Gelübden. Weil aber dieſer Regeln zu viele ſind, als daß jeder einzelne Lama die ganze Summe derſelben in Erfüllung zu bringen Luſt haben ſollte: ſo haben ſie zur Verminderung ihrer Verbindlichkeiten die Auskunft getroffen, daß ſie davon gleichſam verſchiedene Portionen gemacht, deren der eine dieſe, der andere jene zu ſeiner Nachahmung ins beſondere übernimmt. Der Ehe aber zu entſagen, keine weltlichen Aemter und Vorzüge anzunehmen, iſt jedem ohne Ausnahme ein unerlaßliches Geſetz.

Lama zu ſeyn wird für eine ſehr große Ehre gehalten: verſchiedene vornehme Weltliche in Tibet, die ſonſt gar nichts mit Gelübden und Prieſterpflichten

zu thun haben, tragen dennoch die Lama-Kleidung, um an der Ehre eines Lama wenigstens einigen Antheil zu nehmen. Auch in China ist diese Würde sehr geschätzt; und da sie nur in Lassa kann ertheilt werden, so reisen viele Chineser ihrenthalben dahin.

Gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts schränkte sich die weltliche Herrschaft des Dalay Lama blos auf die Landschaft Lassa ein; das übrige Tibet hatte seinen eigenen ganz unabhängenen König. Um das Jahr 1660 aber hörte die bisherige Verfassung auf, und die Veranlassung war folgende. Tsanzu, der damalige König von Tibet, bewies nicht Ehrerbietung und erniedrigende Demuth genug gegen das Oberhaupt der Religion, den Dalay Lama. Dieser also, entrüstet über die vermeynte Irreligion des Tsanzu, forderte die benachbarten Eluther und Kokonor zu Rächern seiner Schmach auf. Beyde dieser Tatarischen Völkerschaften waren auch sogleich willfährig, und fielen unter ihrem gemeinschaftlichen Anführer Kutschi desto hitziger über den Tibetanischen König her, weil ihre Unternehmung die Ehre ihres Abgottes und Religion zum Vorwande hatte. Das Ende der Sache war, daß ganz Tibet eine Beute ihrer Waffen und Tsanzu selbst ihr Gefangener wurde. Der gefangene König wurde umgebracht; aber statt seine Länder für sich zu behalten, machte Kutschi, um dem guten Werke vollends die Krone aufzusetzen, dem heiligen Vater

mit

mit der ganzen Eroberung ein Geschenk, und bat sich bloß die Ehre aus sein Vasall zu heißen, ohne jedoch einmal Regent der eroberten Länder zu seyn.

So ward der Dalay Lama Monarch. So lange Lassa noch allein seinen Kirchenstaat ausmachte, regierte er selbst; nachdem aber ganz Tibet ihm zugefallen war, hielt er sich für zu groß um seine weltlichen Sorgen ferner fortzusetzen. Er entschlug sich also aller bisherigen Regierungssachen, und ordnete einen Statthalter unter dem Titel Tipa oder Deva, der in seinem Nahmen und Kraft seines Ansehens herrschen sollte. Bald aber kam es dahin, daß diese Statthalter ihrer Abhängigkeit vergaßen und unumschränkt regierten. Sie führten Krieg, und schlossen Frieden, ohne im geringsten den Groß-Lama zu fragen. Appellationen fanden zwar zuweilen noch statt; aber auch diese wußten sie dadurch zu vereiteln daß der Dalay Lama auf sehr elende Diät gesetzt wurde, und kein anderes Getränke als Essig bekam, bis er nach ihrem Willen gesprochen hatte. Bey dem Antritt seiner Regierung that ein neuer Deva ebenfalls nichts mehr als was jeder andere Chan oder Fürst von der Religion des Dalay Lama zu thun pflegte: er schickte Gesandte an ihn mit sehr reichen Geschenken, um seinen Segen zu erhalten, damit die neue Regierung glücklich werden möchte.

Im Jahr 1730. wurde Tibet von dem Chineſiſchen Kaiſer Kang-hi erobert, und ob es gleich ſchien als würde der Groß-Lama nun ſeine Rechte wieder erhalten, ſo war es doch bloßer Schein. Im Grunde bekümmerte ſich Kang-hi weder um den Dalay Lama noch um einen von ihm geſetzten Deva mehr, ſondern redete und befahl als Oberherr. Die weltliche Macht des Dalay Lama ſteht alſo im geringſten nicht im Verhältniſſe mit ſeinem geiſtlichen Anſehen.

Der Chineſiſche Kaiſer ſchickt übrigens einen Geſandten an den Hof des Dalay Lama nach Tonker, ſo wie der Dalay Lama einen nach Peking. Jeder dieſer Geſandten muß wechſelſeitig mit Pferden für ſich und ſeine Begleitung von dem Landvolke wo er hinkommt verſorgt werden. Er bekommt auch Kameele, um ſeine Nothwendigkeiten fortzubringen, und alle fünf Tage ſechs Schafe und einen Ochſen.

* *.

III.

Anekdote von Boiſſy.

Ich glaube, daß es in unſern Zeiten nicht unbienlich ſeyn kann folgende Geſchichte einmal wieder zu erzählen und ins Gedächtnis wieder zurückzubringen. Unſre jungen Leute haben in allen ernſten Studien

ein

ein Haar gefunden, und laufen den Musen in die Arme um — mit Wonnegefühl zu verhungern.

Boissy, der Verfasser verschiedener Theaterstücke die mit Beyfall aufgenommen wurden, hatte das Schicksal aller welche sich den Musenkünsten ausschliessend ergeben. Er arbeitete und arbeitete unermüdet — dafür hatte er Ruhm, aber kein Brod. Er schmachtete mit Frau und Kind in der drückendsten Armuth.

Aber so niederschlagend auch seine Lage war, verlor er doch nichts von jenem Stolz, der dem großen und kleinen Genie so eigen ist; er konnte nicht wimmern und sich zu den Füßen eines Mäcens winden. Er hatte Freunde, die ihn wohl unterstützt hätten; aber sie erfuhren seine wahre Lage nie, oder hatten nicht freundschaftlichen Ungestüm genug, ihm Hülfe aufzudringen.

Boissy erlag seinem Elend und seiner Verzweiflung. Der nächste Weg sich auf einmal allen Drangsalen zu entreissen schien ihm der Tod. Er malte sich ihn als Freund, als Befreyer und Erretter, und gewann ihn lieb. Seine zärtliche Gattin, die des Lebens eben so müde war, hörte theilnehmend zu, wenn er von Befreyung aus diesem Kerker, und von lachenden Aussichten in die Zukunft mit allem dichterischem Feuer schwärmte, und beschloß endlich seine Gefährtin im Tode zu werden. Aber unmöglich konnten sie ihren fünfjährigen geliebten Sohn in der Welt

des Elends und Jammers zurücklassen; er sollte die Reise in eine andre und bessere mit ihnen und an ihrer Hand thun.

Sie waren nun fest entschlossen zu sterben. Aber welche Todesart sollten sie wählen? Sie griffen zur schrecklichsten — zum Verhungern: und so erwarteten sie in ihrem einsamen verlaßnen Zimmer ihren lieben Befreyer, den Tod, in seiner fürchterlichsten Gestalt. Ihr Entschluß, ihre Standhaftigkeit waren unerschütterlich.

Sie verschlossen ihr Zimmer und fingen an zu fasten. Wenn jemand kam und pochte, so flohen sie zitternd in die Kammer, und waren immerfort in Besorgnis, daß ihr Vorhaben entdeckt werden möchte. Ihr kleiner Sohn, der noch nicht gelernt hatte seine Eßlust mit erkünstelten Gründen zu stillen, wimmerte zuweilen, und verlangte weinend nach Brod; aber sie fanden immer Mittel ihn zu beruhigen.

Einem von Boissy's Freunden kam es sonderbar vor, daß er ihn nie zu Hause fand. Anfangs glaubte er, die Familie wäre ausgezogen; da man ihm aber das Gegentheil versicherte, ward er unruhiger. Er fand sich in einem Tage mehreremal ein: immer niemand zu Hause! Endlich ließ er die Thür sprengen — o! welch ein Anblick!

Er ſahe ſeinen Freund mit Gattin und Sohn auf einem Bette liegen, bleich und entſtellt, kaum fähig eine Laut von ſich zu geben. Der Knabe lag in der Mitte, und Gatte und Gattin hielten ſich innig umſchlungen. Der Knabe ſtreckte ſeine Aermchen ſchmachtend dem Retter entgegen, und ſein erſtes Wort war — Brod! Es war ſchon der dritte Tag daß nichts über ſeine Zunge gegangen war.

Gatte und Gattin lagen in einem betäubten Hinſterben; ſie hörten nicht mehr, daß ihr Zimmer aufgeſprengt ward, fühlten die Umarmungen ihres gerührten Freundes nicht mehr. Ihr gebrochnes Auge war auf den Knaben geheftet, und ihr ganzes von Mittleid durchdrungenes Herz lag in dem Blick, womit ſie ihn zuletzt angeſehen hatten und ſterbend immer noch anſahen.

Ihr Freund machte ſchleunige Anſtalt zur Rettung; aber es gelang ihm nicht ohne große Mühe. Sie glaubten ſchon alle Mühſeligkeiten der Welt im Rücken zu haben, und wurden plötzlich aufgeſchreckt und gezwungen in dieſelbe zurückzutreten! Sie überlieſſen ſich Empfindungs- und Gedankenlos allen Verſuchen, die man machte, um ſie ins Leben zurückzurufen. Endlich wählte ihr Freund das wirkſamſte Mittel. Er nahm den Knaben aus ihren Armen, und weckte dadurch den letzten Funken väterlicher und mütterlicher Zärtlichkeit. Man gab dem Kinde zu eſſen: in der einen

Crone zu ziehen, hat der Himmel für seinen Richard einen glorreichen Engel in himmlischem Sold, und wo Engel fechten, da müssen schwache Menschen fallen. --

Dritte Scene.

Salisbury zu den Vorigen.

-- Willkommen, Milord, wie weit ist eure Macht entfernt?

Salisbury.

Weder näher noch ferner als dieser schwache Arm, mein Gnädigster Herr. Ich habe trostlose Zeitungen zu bringen. Ein einziger Tag zu spät, hat alle deine glüklichen Tage auf Erden umwölkt. O rufe den gestrigen Tag zurük, befiehl der Zeit zurük zu kehren, und du wirst zwölftausend streitbare Männer haben. Dieser Tag, dieser einzige unglükselige Tag zu spät, vernichtet deine Freuden, deine Freunde, dein Glük und deinen Stand. Alle Welschen, haben, auf die Zeitung von deinem Tode, sich zerstreut, oder sind zu Bolingbroke übergegangen.

Aumerle.

Fasset Muth, Gnädigster Herr, warum seht ihr so blaß aus?

König Richard.

Nur noch vor einem Augenblik triumphierte das Blut von zwanzigtausend Mann in meinem Gesicht, und nun sind sie verschwunden: und bis wieder so viel Blut dahin

Hand hielt es sein Brod, mit der andern schüttelte es Vater und Mutter wechselsweise; nur sein Angstgeschrey weckte sie endlich wie aus einem langen Schlummer. Es schien auf einmal neue Liebe zum Leben in ihrem Herzen zu erwachen, da sie sahen daß ihr Kind das Lager und ihre Umarmungen verlassen hatte.

Die Natur that ihre Pflicht. Ihr Freund verschafte ihnen stärkende Brühen, die er ihnen mit möglichster Behutsamkeit einflößte, und verließ sie nicht eher bis alle Spuren des wiederkehrenden Lebens da waren. So wurden sie gerettet.

Diese Begebenheit machte Aufsehen in Paris, und kam auch vor die Marquise von Pompadour. Boissy's traurige Lage rührte sie. Vorläufig sandte sie ihm hundert Louisd'or, und bald darauf verschafte sie ihm die einträgliche Stelle eines Controlleur du Mercure de France nebst einer Pension für Gattin und Kind, wenn sie ihn überlebten.

S—t.

IV.

Gedanken über Aufklärung.

(Fortsetzung.)

Ich versuche die nähere Bestimmung des Begriffes Aufklärung.

Mich

Mich dünckt, aufklären heißt überhaupt aus vernunftfähigen vernünftige Menſchen machen. Die Zuſammenfaſſung aller Anſtalten und Mittel, die zu dieſem groſſen Zwecke führen, giebt dem Worte Aufklärung den weiteſten Umfang ſeiner Bedeutung.

Der Menſch bringt eine in ſeiner phyſiſchen Anlage gegründete Möglichkeit einſt vernünftig zu werden mit ſich auf die Welt. Dies iſt ſeine Vernunftfähigkeit im weiteſten Verſtande. Jeder ſinnliche Eindruck, jede angenehme und ſchmerzhafte Empfindung, und überhaupt alles was in der Seele eine Idee hervorbringt, ſie mit dem Stoffe der Vernunft verſieht, ihre Anlage der Entwickelung näher bringt, gehört zur Aufklärung im weiteſten Sinne.

Jener Zuſtand der Seele, bey welchem die Anlage zur Vernunft ſchon alle die Beſtimmungen erhalten hat, welche ſie zunächſt zu deutlichen Begriffen fähig machen, iſt die Vernunftfähigkeit im engeren Verſtande. Die Vernunft ſelbſt tritt zuerſt mit den deutlichen Begriffen ein. Aufklärung im engeren Verſtande iſt alſo die Anwendung der Mittel welche in der Natur liegen, die verworrenen Begriffe in deutliche aufzuhellen.

Hat einmal die Vorſtellungskraft auch nur einen einzigen verworrenen Begriff in ſeine Merkmale aufgelöſet, ſo waren die Anſtalten zu dieſem Erfolge, ſo war Aufklärung, und mit ihr wirkliche Vernunft da. Allein ſo wenig es einen Menſchen giebt der wirklich

nur

nur einen einzigen deutlichen Begriff hätte, so wenig würde einem solchen der Name eines Vernünftigen gebühren. Man muß eine gewisse Menge deutlicher Begriffe, und bis auf einen gewissen Grad von Deutlichkeit beysammen haben, wenn man unter den Menschen für vernünftig gelten will. Die Anstalten welche dieser Grad von Vernunftbildung voraussetzet, bestimmen zwar den Begriff von Aufklärung näher; allein die Vernunftbildung muß besonders in die Augen fallen, wenn ihr der Sprachgebrauch den Namen Aufklärung eingestehen soll. Ein Aufgeklärter heißt nur ein Mensch dessen Vernunft sich merklich über die gewöhnliche erhebt.

Alle Begriffe welche in der menschlichen Vorstellungsart Deutlichkeit zulassen sind Gegenstände der Vernunft, und folglich auch der Aufklärung. Allein sowohl die Schranken unsrer Kräfte, als auch die kurze Dauer unsers Lebens, machen den Besitz aller der deutlichen Begriffe, die der Menschheit überhaupt erreichbar sind, für jeden einzelnen Menschen unmöglich. Die Vernunftbildung jedes Einzelnen muß sich also auf eine gewisse Summe von Begriffen einschränken. Wie nun diese Begriffe unter einander an Wichtigkeit verschieden sind, so ist es auch die Aufklärung. Im Grunde ist auch der Schuster, der den Bau seines Schuhes deutlich anzugeben weiß, über sein Handwerk aufgeklärt. Allein der Sprachgebrauch leget

diese

dieſe Benennung wieder nur Menſchen bey, die es in der Deutlichkeit jener Begriffe, die auf menſchliche Glückſeligkeit einen beträchtlichen Einfluß haben, weit genug gebracht haben. Die Beſtimmung, welche der Begriff von Aufklärung hierdurch erhält, ſchränket ihn auf die Entwickelung wichtiger Begriffe ein.

Eine Nation, die nur wenige in dieſem Sinne Aufgeklärte aufzuweiſen hat, verdient den Namen einer aufgeklärten Nation nicht. So lange die Anſtalten der Vernunftbildung ſo gering und unwirkſam ſind, daß ſich ihr Einfluß nur auf einige erſtrecken kann, ſo lange ſind ſie dem Sprachgebrauche viel zu unbeträchtlich, als daß er ſie mit dem Namen der Aufklärung beehren ſollte. Der Aufklärer muß ſich wenigſtens um einen großen Theil ſeiner Nation verdient gemacht haben, wenn er ſeine Anſprüche auf dieſen ehrenvollen Namen behaupten ſoll.

Die Nation mit welcher ſich die Vernunftbildung beſchäftiget iſt entweder noch wild oder ſchon geſittet. Im erſten Falle iſt ihre Vernunftfähigkeit noch zu wenig beſtimmt, ſind ihre Anlagen noch zu wenig ausgebildet, iſt der Fortſchritt ihres Geiſtes noch zu unmerklich, als daß ſich ihre Vernunftbildung, würde ſie auch noch ſo eifrig betrieben, den Namen Aufklärung in dem bisher beſtimmten Sinne verdienen könnte. Er kann alſo nur der höhern Vernunftbildung geſitteter Nationen zukommen. Peter der Große machte

te seine Unterthanen zu Menschen; Joseph klähret die Seinigen auf. Nur bey einer gesitteten Nation kann der Gang der Aufklärung schnell genug fortgetrieben werden, daß er von ihren Nachbarn bemerkt würde. Eben dies Forttreiben und dieser schnellere Gang ist es, den die Beobachter mit dem Namen Aufklärung ausrufen. Auch in Portugall würket der menschliche Geist immer vorwärts. War aber wohl deswegen je die Rede von einer Aufklärung in Portugall?

Die Anstalten, durch welche die Vernunftbildung einer gesitteten Nation bewirkt werden kann, sind unzählig. Alles, was das Nachdenken zum Bedürfniß machet und erleichtert, ist eine Anstalt dieser Art, und gehöret unter die bisher angezeigten Bestimmungen unsers Begriffes. Der gemeine Gebrauch aber hebt aus allen diesen Anstalten nur diejenigen heraus, die von Menschen mit Absicht getroffen werden können, und die sich, so mannichfaltig sie auch immer seyn mögen, meist auf Gesetzgebung und Unterricht zurückführen lassen. Er beehret sie vorzugsweise mit dem Namen Aufklärung, so bald sie ihre wohlthätige Wirkungen in einem vorzüglich auffallenden Grade äussern. Nie ist das Wort Aufklärung in dieser Bedeutung so oft gebraucht worden, als seitdem Joseph den Thron seiner Väter bestiegen hat. Dies ist auch wirklich die edelste Bedeutung die dem Worte zukommen kann. Aufklärung in diesem Verstande ist eine

moraliſche Handlung, und zwar von der edelſten Art; vielleicht die Einzige durch welche der Menſch ſeine ſtolzen Anſprüche auf Aehnlichkeit mit dem Urheber der Natur noch am erträglichſten rechtfertigen kann.

Mancher Leſer wird vielleicht an der beträchtlichen Deutlichkeit wichtiger Begriffe, die ich ganzen Nationen zumuthe, hängen bleiben. Ich höre ihn einwenden: deutliche Begriffe wären die Früchte langer und mühevoller Betrachtungen eines Weiſen, der, in der Entfernung von den zerſtreuenden Beſchäftigungen und Ergötzlichkeiten der Welt, im Umgange mit Büchern und ſich ſelbſt, die Erforſchung der Wahrheit zum Hauptgeſchäfte ſeines Lebens macht. Deutliche Begriffe wären das ausſchließende Vorrecht des Philoſophen. Der Pöbel *) der immer den größern Theil jeder Nation ausmacht, müßte aufhören Pöbel zu ſeyn, ſobald ers bis zum Deutlichdenken gebracht hätte. — Ich antworte hierauf: wie es eine natürliche und eine künſtliche Logik giebt, ſo giebt es auch eine natürliche und eine künſtliche Deutlichkeit der Begriffe. Dieſe mag immer das Vorrecht der Philoſophen bleiben; jene kann man dem Pöbel nur in dem Falle abſprechen, wenn man nur Philoſophen für Menſchen gelten laſſen will. Man bemerke den Unterſchied zwiſchen den deutlichen Begriffen des Pöbels und

*) Pöbel ſoll hier nicht weniger als den gemeinen Mann bedeuten,

und jenen des Philoſophen, wie ich ihn gefunden zu haben glaube. Die Fähigkeit des Pöbels zu deutlichen Begriffen iſt mehr leidend als wirkend; die des Philoſophen mehr wirkend als leidend; der Philoſoph lehrt; der Pöbel lernt; der Philoſoph zergliedert den Begriff; der Pöbel faſſet den zergliederten auf; der eine überwindet alle Schwierigkeiten die ein deutlicher Begriff koſtet; der andere hat nichts dabey zu thun, als ſich der Bequemlichkeiten zu bedienen, die der deutliche Begriff für ihn hat; jener muß immer ſo viele Vorräthige beyſammen haben, als ihm nöthig ſind, um neue Wahrheiten zu finden: dieſem genügen die wenigen, die man braucht um eine ſchon gefundene Wahrheit einzuſehen. Der Erſte muß jeden Begriff, der ſich in ſeine Merkmale auflöſen läßt, deutlich denken können: der Zweyte aber nur diejenigen, die ihm ein anderer aufgelöſet, und ſo zu ſagen in die Hände gearbeitet hat. Der Philoſoph endlich verſteht die Kunſt deutliche Begriffe zu bilden, er kann alſo ſeine Ideen ſo weit zergliedern als es ſeine Abſicht erfordert, kann ſich über die Zulänglichkeit der gefundenen Merkmale Rechenſchaft geben, und ſie ſo oft hervorrufen, als er für gut findet: der Pöbel hingegen verſteht nichts von dieſer Kunſt; er hat nur ſo viele Merkmale von jedem Begriffe in ſeiner Gewalt, als ihm die Geſchicklichkeit ſeiner Lehrer beyzubringen wußte; er kann ſie auch nur in gewiſſen Fällen hervorrufen, wenn er dazu veranlaſſet

wird

wird, und ſieht überhaupt nicht leicht weiter als man ihn ſehen laſſen will; kurz, der Volksbegriff iſt nur in ſo weit deutlich als er richtig iſt, da hingegen der Philoſophiſche nur in ſo weit richtig iſt, als er deutlich iſt.

Die deutlichen Volksbegriffe ſind alſo keine logiſchen und metaphyſiſchen Definitionen, und dürfen es auch nicht ſeyn. Sie verdienen aber den Namen deutlicher Begriffe, weil ſie meiſtens durch deutliches Denken auſſer den Köpfen des Pöbels entſtehen müſſen; weil ſie ihm durch deutliche Erklärungen beygebracht werden; weil ſie auch in den Köpfen des Pöbels ſelbſt noch immer getrennte Merkmale eines einzigen Begriffes ſind, wirkliche Beſchaffenheit des Gegenſtandes in ſeinen beſondern Eigenſchaften, durchdachte Wahrheiten der Vernunft darſtellen, und troß ihrer Unvollſtändigkeit von den ſinnlichen Begriffen der unmittelbaren Erfahrung ganz verſchieden ſind. Deutliche Begriffe in dieſem Verſtande genommen ſind ſelbſt bey den unterſten Claſſen des Pöbels einer geſitteten Nation nichts ſeltenes. Ein geſchickter Katechet bringt ſie ſogar bey Kindern hervor. Allein ſie müſſen hervorgebracht werden. Dies iſt das allgemeinſte Bedingniß, unter welchem der Pöbel ihrer fähig iſt. Allein läßt ſich nie reiner philoſophiſcher Begriff für die Empfänglichkeit des Pöbels bearbeiten, ohne nicht zugleich mit ſeiner Form, alle ſeine Evidenz und

Brauchbarkeit zu verlieren? Allerdings! und ich denke es geht damit auf folgende Art zu.

Es giebt gewisse Begriffe, die, ich möchte gerne sagen, die Communications-Brücke zwischen Wissenschaft und Unwissenheit ausmachen; Begriffe, die weder dem Pöbel zu hoch, noch dem Philosophen zu niedrig liegen; Begriffe, die der Philosoph und der Pöbel, welche bey allem ihrem Abstand aus einerley Leimen gebildet sind, mit einander gemein haben, und welche, weil doch alles, es mag noch so verschieden seyn, in einander eingreift, sowohl mit den geistigsten und feinsten Notionen des Philosophen, als mit den sinnlichsten Ideen des gemeinen Mannes zusammenhängen. In diesen Begriffen liegt der Talisman der Volksaufklärung. Der Zufall, oder der Weise der die Kunst versteht sowohl seine deutliche Notion als die verworrene Idee des Pöbels nahe genug an jenen Mittelbegriff zu rücken, hat den ganzen Zauber bestanden. Sobald diese Begriffe einander berühren, fängt die Volksidee Licht, und wird so deutlich als es eine Volksidee werden kann und soll. Ich will ein Beyspiel herseßen. Der deutliche Begriff, den sich der Philosoph von der Gerechtigkeit Gottes machet, zeigt ihm, daß diese Gerechtigkeit weise ausgetheilte Güte sey, und daß Gott folglich nur aus Güte strafen könne; und er liebt Gott eben um dieser Gerechtigkeit willen. Der verworrene Begriff hingegen, den

der

des Pöbel von eben dieser Gerechtigkeit hat, und den er seinem mönchischchristlichen Lehrer danken muß, stellt ihm an dieser Gerechtigkeit nichts anders als unerbittliche Strenge, Wohlgefallen an Leiden gebrechlicher Geschöpfe und ewige Unversöhnlichkeit dar, und ich weiß nicht ob er Gott trotz dieser Gerechtigkeit lieben könne. Welcher Abstand zwischen diesen zwey Begriffen! Sollte es wohl möglich seyn, den falschen, finstern, abscheulichen Mönchsbegriff in jenen des Weisen umzubilden? Und wie sollte es dabey zugehen? Sehr natürlich. Nur nach einem Begriff umgesehen den Weise und Pöbel mit einander gemein haben, und der mit ihren beyderseitigen Begriffen von Gott verwandt ist; z. B. dem eines Vaters. Gott ist ein weiser Vater, wird der Philosoph anfangen; und der Pöbel wird es ihm sogleich einräumen; der Philosoph wird fortfahren: ein weiser Vater strafet nur aus Güte; und der Pöbel wird ihm mit dem Schlusse zuvorkommen: Gott strafet nur aus Güte. Es wird ihm nun sehr begreiflich seyn, wenn ihm sein Lehrer die Gerechtigkeit als eine Eigenschaft Gottes vorstellt, die eben so liebenswürdig ist als die Güte selbst.

Bey jeder gesitteten Nation, die aus Gelehrten und Pöbel besteht, sind also die Mittel der Volksaufklärung unaufhörlich da. Sie liegen in den bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, durch welche

zurük kommt, hab' ich nicht Urſach bleich und todtenhaft auszuſehen? Die Zeit hat meinen Stolz zuſchanden gemacht, und wer ſeine Seele retten will, flieht von meiner Seite.

Aumerle.

Beruhiget euch, Gnädigſter Herr, erinnert euch, wer ihr ſeyd.

König Richard.

Ich hatte mich ſelbſt vergeſſen: Bin ich nicht ein König? Erwache, du ſchüchterne Majeſtät, du ſchläfſt! Iſt nicht des Königs Name ſoviel als vierzigtauſend Namen? Rüſte, rüſte dich, mein Name; ein elender Unterthan dräuet deiner glänzenden Majeſtät. Seht nicht ſo auf den Boden, ihr Günſtlinge eines Königs? Sind wir nicht hoch? Laßt es uns wenigſtens in Gedanken ſeyn. Ich weiß, mein Oheim York hat ein anſehnliches Heer zu unſerm Dienſt aufgebracht. Aber wer kommt hier?

Vierte Scene.

Scroop zu den Vorigen.

Scroop.

Ein beſſeres Glük falle meinem Könige zu, als meine kummerbeladne Zunge ihm ankündigen muß.

König Richard.

Mein Ohr iſt offen, und mein Herz gerüſtet; das ſchlimmſte

alle Glieder eines Staates aneinander hängen, oder, welches eben so viel ist, in den Begriffen, über welche sich alle vereinigen, weil sie einander verstehen müssen. Die Entdeckung einer Wahrheit, die auf Menschenwohl Einfluß hat, mag also noch so weit aus den entlegensten Gegenden des menschlichen Wissens heraeholet, und der Verstand eines Pöbels mag durch Mönchsnebel noch so gut gegen alle Zugänge des Lichtes verwahret seyn, so wird doch immer die Mittheilung dieser Entdeckung für diesen Pöbel möglich bleiben. Immer sind in dem Gehirne des Philosophen und des Pöbels die mittheilenden Kanäle für jede Wahrheit da. Es kann geschehen, daß sie der Philosoph nie findet, oder nie benutzen will, und daß folglich gewisse Wahrheiten für den Pöbel ewig Geheimnisse bleiben müssen: aber die Schuld liegt doch wenigstens nicht an der Vernunftfähigkeit des Pöbels.

Die Dunkelheit einer Wahrheit sie mag noch so sehr über die gewöhnliche erhaben seyn, ist keine Eigenschaft der Wahrheit selbst, sondern der Hülle derselben. Kleidet sie in ein Gewand, das weder für den Weisen zu schmutzig, noch für den gemeinen Mann zu blendend ist, und ihr habt ihr damit überall freyen Zutritt verschaffet. Manche Erfindung, die nur ein ausserordentliches Genie mit eben so ausserordentlicher Anstrengung auf die Welt bringen konnte, be-

findet

findet ſich nun in den Händen des gemeinſten Handwerkers, der ſich wundern würde, wenn man ihm ſagte, daß eine ihm ſo gewöhnliche Sache ſo viel Kopf und Fleis gekoſtet habe. Ein Schulknabe demonſtrirt nun die herrlichſten Theoreme des Archimedes, und der unwiſſendſte Mönch begreift nun, wie Galilei, der die Sonne ſtehen, und die Bibel, die ſie laufen läßt, zugleich recht haben können, und löſet hiermit ein Problem auf, das den guten Galilei beynahe um ſein Leben und die heilige Congregation der gepurpurten Kirchenfürſten wirklich um ihre Ehre gebracht hat. Für jede Wahrheit liegt in der Zeitfolge ein Augenblick, welcher ſie jedem, der ſie haben kann und will, preis giebt. Sobald dieſer Augenblick und der Mann der ihn zu nutzen weiß da iſt, ſteigt die Wahrheit aus der intellektuellen Welt in die wirkliche herunter, und wird ein gemeinſchaftlich Gut der Menſchen. Dieſen Augenblick aber ſchneller herbeyzuführen iſt vielleicht nicht weniger das Werk des Aufklärers als des Zufalls.

V.

Von der natürlichen Beſchaffenheit des Großherzogthums Toſkana.

In meiner Geographiſchen Beſchreibung des Großherzogthums Toſkana, die mein Bruder, der Doktor

tor Johann Michael Jagemann, Landphysikus auf dem Eichsfelde, aus dem Italienischen übersetzt, und die Ettingerische Buchhandlung zu Gotha ans Licht gestellt hat, ist die natürliche Beschaffenheit dieses Landes ziemlich vollständig beschrieben worden. Die Nachrichten sind aber daselbst in den verschiedenen Provinzen, Distrikten und Oertern zerstreuet, und lassen sich noch um vieles vermehren, besonders wenn man die Absicht hat, die Wißbegierde eines Fremden, die sich weit über die Grenzen eines Geographischen Traktats erstreckt, zu befriedigen. Ich will, lieber Freund, alles was mir von dem natürlichen Zustande eines von mir so lang bewohnten glücklichen Landes einfällt, in ein Bild zusammenfassen, theils Ihnen zu gefallen, theils meinen eigenen Geist an einem mir so lieben Gegenstande zu weiden. Ich werde mich nicht so sehr einschränken, daß ich nicht manchesmal in andere Fächer ausschweife, oder die Sachen nicht niederschreibe, wie sie mir einfallen. Um mich dieses vorbehaltenen Rechts gleich von Anfang zu bedienen, fange ich von der neuen Landstraße an, die nach Toskana führt.

Die ordentliche Poststraße von Modena nach Florenz gehet nun nicht mehr über Bologna, sondern rechter Hand über Pistoja. Seitdem die Modenesische Erbprinzessin mit dem Erzherzog Ferdinand vermahlt ist, sind Modena und Florenz vermittelst einer

ner ganz neuen Landſtraße, auf beyder Höfe Unkoſten, mit einander verbunden worden. So weit ſie in Toſkana reicht, hat der Abt Ximenes, Großherzoglicher Mathematikus, und im Modeneſiſchen der berühmte Boſcowich, öffentlicher Lehrer der Mathematik zu Pavia, die Aufſicht darüber gehabt. In Anſehung der neuen Einrichtung der Poſten fängt ſie eigentlich ſchon zu Mantua an; und an vielen Orten, wo ſonſt weder Poſten noch Herbergen waren, ſind ſolche errichtet, und bequem angeordnet worden. Im Toſkaniſchen Theil ſind 3 3/4 Poſten, die erſte von Piſtoja bis Piaſtre, die zweyte von Piaſtre nach St. Marcello, die dritte von S. Marcello nach Piano Aſinatico, und die letzte, welche nur drey viertel einer Station ausmacht, von Piano Aſinatico bis Boſco Lungo. Im Modeniſchen ſind 9 1/4 Poſten, das iſt von Boſco Lungo nach Pieve a Pelago 1, Biriggazzo 1, Montecenere 1, Paullo 3/4, Serra de Mazzoni 3/4, S. Venanzio 1, Formigine 3/4, Modena 3/4, Carpi 1 1/4, Novi 1. Im Mantuaniſchen ſind 2 3/4 Poſten: S. Benedetto 1 1/4, Mantua 1 1/2. In dieſen drey intereſſirten Staaten iſt feſtgeſetzt worden, daß ein Courier bey jeder Poſt für ein Geſpann Pferde 6, und ein jeder anderer Reiſender 8 Paoli, deren 19 1/2 einen Holländiſchen Dukaten ausmachen, für ein Pferd zum Vorreiten 3, und für ein Pferd, das keinen Wagen begleitet, 4 bezahle. Das Trinkgeld für den Poſtillon (la Benan-

dara) beträgt für jedes Paar Pferde 2 Paoli, bey jeder Station, wenn ſie auch keine ganze Poſt ausmacht. Wenn man die Poſten von Piſtoja bis zu Piaſtre, und von Piano Aſinatico nach Boſco Lungo ausnimt, wo man auch mit einer zweyräderigen Fuhre 3 Pferde nehmen muß, ſo iſt man nicht verbunden, mehr Pferde zu bezahlen, als Räder an der Fuhre ſind. Zwey oder eine Perſon mit 200 Pfund Bagage, nehmen 2 Pferde, vier Perſonen, mit 400 Pfund, oder mit 2 Bedienten und 300 Pfund, nehmen 4 Pferde; haben ſie aber mehr Bagage, ſo müſſen im erſten Falle 3, und im zweyten 6 Pferde genommen, und nach Proportion der Pferde auch das Trinkgeld bezahlt werden. Jedoch ſoll es den Fuhrleuten (Vetturini) welche einen Fremden wohin gefahren haben, wie vorher erlaubt ſeyn, auf ihrer Rükkehr andere Fremden mitzunehmen. Es iſt nicht zu läugnen, daß Bologna durch dieſe neue Straße keinen geringen Verluſt leidet; denn die befrachteten Fuhren, und ſolche Reiſende, denen nicht ſonderlich daran gelegen iſt, dieſe Stadt zu ſehen, bedienen ſich vortheilhafter der neuen Landſtraße. Doch wird dieſe Stadt jederzeit von fremden Nationen beſucht werden.

Ich habe die Wahrheit, daß die Sprache der Landleute ſich nach dem Dialekt der Oerter, wo der Sitz ihrer Gerichtsbarkeit iſt, bildet, nirgends auffallen-

fallender bestätiget gesehen, als zwischen Bologna und Florenz. In einem Walde ist die Grenzscheidung. Bis dahin sprechen die Menschen auf einer Seite Bolognesisch, welches einem Toskaner fast ganz unverständlich ist, und auf der andern rein Toskanisch. Auf dieser Seite bemerkt man an dem Bauer eine feinere Denkart, und ein besser ausgeschliffenes Wesen. Er hat einen edlen Blick, bewillkommt und grüßt den Fremden auf eine frevere und höflichere Art. Weil der Toskanische Adel und die Bürgerschaft sich viel um die Landwirthschaft bekümmern, und sich mit ihren Bauern sowohl in der Stadt als auf dem Lande sehr viel abgeben, so werden diese hierdurch mehr gesittet, und mehr aufgeklärt.

Toskana halte ich für das schönste und glücklichste Land in Italien; denn ob es gleich daselbst noch andere schöne und fruchtbare Länder giebt, so ist doch keins, wo sich mit der Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur der Fleiß und gute Geschmack der Einwohner so sehr paare, als in Toskana. Wenn wellenförmige Gestalten in der Natur die schönsten sind, so ist der Grund und Boden gewiß der schönste. Runde Hügel und sanft eingebogene Thäler wechseln beständig miteinander ab. Wo sich jene etwas höher erheben, und dem Apennin nähern, da sind sie mit Kastanien-Wäldern und andern nützlichem Gehölze bedeckt; wo sie sich aber als Zweige

von dem urſprünglichen Apennin mehr entfernen, und ſanftere Anhöhen bilden, da ſind ſie mit Weinſtöcken, Oliven- Citronen- und Pomeranzen- und allerhand Obſt-Bäumen bekleidet. Was dieſen Anblick noch unendlich verſchönert, das ſind die unzähligen Luſtſchlöſſer, womit dieſe fruchtbaren Hügel gleichſam beſäet ſind. Dieſes herrlichen Anblicks genießet man nirgends beſſer, als wenn man von Bologna herkommt, und den letzten Gipfel des Apennins erreicht hat, wo man die darunter gelegene Stadt Florenz überſchauen, und in das Thal des Arno einen freyen Blick werfen kann. Man könnte hier die vielen Luſtſchlöſſer, vor eine viele Meilen weit fortgeſetzte Stadt, und die mit ſchöner Ordnung bepflanzten Anhöhen, vor Gärten anſehen. Auch iſt wirklich der ganze Erdboden in Toſkana eine Art von Garten, beſonders im Florentiniſchen Gebiete. Denn die Land-Güter ſind überall mit Mauern oder Zäunen eingeſchloſſen, und auf dem Saatlande ſtehen auch lange Reihen von Obſtbäumen, Weinſtöcken, und Oliven-Bäumen, welche mit ſchönen Spatzier-Gängen, die zu den Luſtſchlöſſern und Bauern-Häuſern führen, durchſchnitten ſind.

Der Apennin und die vielen Berge und Hügel, welche von jenem, wie die Ribbe vom Rückgrad, ihren Urſprung haben, und ſich durch Toſkana in verſchiedenen Richtungen erſtrecken, bringen den Einwohnern

wohnern allerhand wichtige Vortheile. Neben den ſchönen Ausſichten, die ſie bilden, und der geſunden Luft, die man auf denſelben athmet, beſchützen ſie das Land vor der verderblichen Kälte des Nordwinds, und verſehen es mit den reinſten Waſſerquellen, mit mineraliſchen Geſundbrunnen und Bädern, mit Flüſſen und Bächen, welche die Ebenen und Thäler bewäſſern, mit allerhand Gattungen von Marmor und andern nützlichen Steinen, und Mineralien. Von den höchſten Spitzen der Berge Falterona, Morello, Calvana, welche an das Mugellanerthal grenzen, kann man bey hellem Wetter das Tyrrheniſche und Adriatiſche Meer auf das deutlichſte erblicken. Obgleich dieſe hohen Berge vom ſpäten Herbſt bis in die Mitte des Frühlings mit Schnee bedeckt ſind, ſo beſchützen ſie doch das eingeſchloſſene Thal Mugello, und den an ihre weſtliche und ſüdliche Seite grenzenden Theil von Toſkana vor dem Froſt. Man ſollte beym erſten Anblick denken, das geſagte Thal und ſeine kleinen Hügel lägen dem Froſt ſelbſt im Rachen. Aber das nördliche Gebirg Falterona bewirkt ſo viel wider die Kälte, daß es an Oliven, Wein, Gartengewächſen, Orangerien und Getreide ſehr fruchtbar iſt. Es hat ſogar die Erfahrung gelehrt, daß, wenn das edlere Obſt in vielen niedrigern Theilen des Großherzogthums durch kalte Nächte zu grund gerichtet worden iſt, es ſich dennoch in dieſem Thale erhalten hat. Ob man's gleich von einem

nem Ende zum andern überſehen kann, ſo enthält es doch neben einigen Städtchen, und vielen Flecken, über 200 Landhäuſer und Luſtſchlöſſer, und über 25 tauſend Einwohner, welche das beſte Hornvieh, und die ſchmackhafteſten Käſe und Butter nach Florenz liefern.

Was von den Mugellaner Bergen noch beſonders angemerkt zu werden verdient, iſt ihr Reichthum an Eichen, Buchen, Fichten, und Kaſtanien-Wäldern. Hätte La Lande dieſe Gegend beſucht, ſo würde er nicht geſchrieben haben, es fehle Toſkana an beträchtlichen Waldungen. Ohne dieſe Wälder würde das Mugellaner Thal ſchon längſt in einen wüſten und öden Grund verwandelt worden ſeyn. Die Regenflüſſe und der geſchmolzene Schnee würden die kahle Reihe der Berge in die Tiefe hinabgewaſchen haben; die Bette der Bäche und wilden Ströhme würden hierdurch erhöhet, und das ganze Thal durch öftere Ueberſchwemmungen zu einen Sand- und Steinhaufen geworden ſeyn, noch viel ärger, als es in dem ſogenannten Piſtojeſiſchen Gebirg (Montagna di Piſtoja) geſchehen iſt. Auch dieſes Thal, welches ſich 30 Italieniſche Meilen in die Länge, und 8 in die Breite erſtreckt, iſt Nord-Oſt- und Südwärts vom Apenniniſchen Gebirg umgeben. Vor 200 Jahren, da die Berge, die es umgeben, noch ganz mit Waldungen bedeckt waren, wurde es wegen ſeiner auſſerordentlichen Fruchtbar-

barkeit das goldene Gebirg genannt, und war ſehr reich an Bevölkerung. Itzt, da die Berge nördlicher Gegend ihrer Holzungen entblößt ſind, und das Thal nicht nur der Nordluft ausgeſetzt, ſondern auch durch herabgeſchwemmte Steine und Kies verſchlimmert worden iſt, muß die kleine Anzahl von 9000 armen Einwohnern ſich von Kaſtanien-Brod ernähren.

Die Gebirge dienen nicht nur, Toskana vor den kalten Winden zu ſchützen; ſie geben dirſem Lande auch einen ſolchen Reichthum an Flüſſen und Bächen, an Geſundbrunnen und mineraliſchen Quellen, daß kein Land hierin mit demſelben zu vergleichen iſt. Neben dem Hauptfluß Arno bewäſſern das Florentiniſche, Piſaniſche und Sineſiſche Gebiete über 200 Flüſſe. Die vornehmſten geben den fruchtbarſten Ebenen oder Thälern ihre Namen. Dergleichen ſind Valdarno, Valdichiana, Valdinievole, Valdevola, Valdelſa, *) Valdicecina. Wo iſt irgendwo ein Raum von 240 Quadratmeilen, der von ſo vielen nahmhaften Flüſſen bewäſſert werde? Man kann nicht läugnen, daß dieſe Flüſſe oft großen Schaden anrichten; ſie haben aber den Toskanern bey Zeiten Gelegenheit gegeben, die Hydraulik zu ſtudieren, und durch vorſichtige Schutzwehren ſich wider ſie zu verwahren. Sie haben Urſach die Menge Flüſſe als ein gütiges

Ge-

*) heißt Valle d'arno, Valle di chiana &c. das Thal des Fluſſes Arno, das Chianer Thal, u. ſ. w.

ſchlimmſte was du ſagen kanſt, iſt nur zeitlicher Verluſt. Sagſt du, mein Königreich ſey verlohren? Nun dann, es war meine Sorge; was für ein Verluſt iſt es, ſeiner Sorgen entlediget zu werden? Strebt Bolingbroke ſo groß zu werden als wir? Gröſſer kan er nicht werden; und wenn er doch immer ein Unterthan des Himmels bleibt, ſo bin ich das auch, und ſo bleibt er meines gleichen. Empören ſich unſre Unterthanen? Das können wir nicht ändern; ſie brechen ihre Treue gegen Gott eben ſowol als gegen uns. Ruffe immerhin Weh, Jammer, Verwüſtung, Fall, Untergang; das ſchlimmſte iſt der Tod, und der Tod hat ſeinen unvermeidlichen Tag.

Scroop.

Es erfreut mich, daß Eure Majeſtät ſo gerüſtet iſt, unglükliche Nachrichten zu ertragen. Wie ein ungeſtumer ſtürmiſcher Tag, der die Silberſtröme ſo hoch über ihre Ufer ſchwellen macht, als ob die ganze Welt in Thränen zerfloſſen wäre: So hoch über alle Schranken ſchwellt Bolingbroks Wuth, und bedekt euer geſchrektes Land mit hartem ſchimmerndem Stahl, und mehr als ſtählernen Herzen. Weiſſe Bärte haben ihre nakten dünnbehaarten Schädel gegen deine Majeſtät bewaffnet; Knaben mit Weiber-Stimmen bemühen ſich grob zu reden, und ſchmiegen ihre weiblichen Gelenke in unbiegſame Waffen gegen deine Crone; ja ſelbſt Kunkel-Weiber ſchwingen roſtige Hellebarden. Alte und Junge ſtehen gegen deinen Thron auf, und alles geht ſchlimmer, als ich es auszuſprechen vermag.

Geſchenk der göttlichen Vorſehung zu betrachten; denn da der obnere Theil des Landes, welcher ans Meer grenzt, allzuniedrig iſt, als daß er dem Regenwaſſer und den ſtehenden Sümpfen einen Abfluß ins Meer geben könne, ſo würde dieſer Theil ganz unwohnbar ſeyn, wenn er nicht vermittelſt der Flüſſe von dem unreinen Gewäſſer geſäubert würde. Es führen ſogar auch viele dieſer Flüſſe eine fruchtbare Erde mit ſich, wodurch ein großer Theil der ehedem moräſtigen Gegenden ausgefüllt und urbar gemacht worden iſt.

Die mineraliſchen Quellen, welche Toskana dem Gebirge zu verdanken hat, ſind unzählig. Eine jede Provinz, und ich möchte faſt ſagen ein jeder kleiner Diſtrikt iſt damit verſehen. Die vornehmſten Geſundbrunnen ſind jene bey der Stadt Piſa unter Monte S. Giuliano, Aſciano, Vicaſcio, Noce, Parlaſcio, Bagno a Reſtone, Bagno di S. Michele, Montzcervoli, bey S. Caſciano, della Galleria, Madonna del Fraſſino, Bagno del Rè genannt, und bey Montecatini im Nievoler Thale. Die Erſten bey Piſa ſind die berühmteſten, und werden am meiſten beſucht, weil ſie nicht nur ſehr heilſam, ſondern auch ſehr bequem eingerichtet ſind. Sie beſtehen in 13 Quellen, deren höchſte Wärme im Reaumürſchen Thermometer auf 34, und die geringſte auf 24 Grade ſteigt. In den Quellen hat das Waſſer einen ſchwefeligen fetten Geruch; in einem Glaſe aber riecht es nicht ſonderbar; doch

doch ſchmeckt es, ſo lang es warm iſt, etwas herb, und hat etwas geiſtiges. Der berühmte Arzt Anton Cocchi hat in einem eigenen, 1750. zu Florenz herausgegebenen Werke ſehr ausführliche Nachrichten von dieſem Bade gegeben. Das Waſſer des Geſundbrunnens bey Aſciano im Piſaniſchen wird in wohl verwahrten gläſernen Krügen nach Florenz gebracht, und als ein heilſames Mittel wider verſchiedene Krankheiten pur und mit Milch vermiſcht getrunken. Es iſt vom Hrn. Hofmedikus Meſny in ſeiner 1757. zu Florenz gedruckten Analiſi dell' acque acidule d'Aſciano beſchrieben worden. Die warmen Quellen bey dem Dorfe Noce im Piſaniſchen ſprudeln mitten im Fluß Arno hervor. Wenn ſich die Krätzigen darin baden, ſo werden ſie unfehlbar geheilt. Ein Ueberreſt von einem alten Gemäuer, das hier im Arno noch unter Waſſer ſtehet, und eine dabey liegende Kirche, welche den Namen S. Martino al Bagno antico führt, beweiſen, daß vor Alters hier Bäder waren. Im Bagno S. Michele ſteigt die Wärme auf 37 Grade, und bey Montecervoli (beyde im Volterraniſchen) auf 33 Grade im Reaumürſchen Thermometer. Das letzte wurde von den Römern Aquae Volterranae, und das ſo genannte Bad des Königs Porſenna bey Madonna del Fraſſino im Sieneſiſchen Gebiete, aquae populoniae genannt. Des Plinius aquæ calidæ ad Vetulonios non procul a mari ſind die heiſſen Moräſte unter Campiglia im Sieneſiſchen am Meer, welche

che Caldane genannt werden. Dergleichen Lagoni von heiſſem mineraliſchem Waſſer giebt es noch mehrere im niedern Theil der Sien-ſiſchen Provinz, welche durchaus ſehr reich an Salz, Schwefel und Alaun iſt. Aus dem Waſſer eines ſolchen Lagone bey Monte rotondo verfertigte 1775. der gelehrte Hubert Franz Höfer, Groſsherzoglicher Apotheker, ein wahres Sedativſalz, und verwandelte daſſelbe durch den Zuſatz des mineraliſchen Alkali in Borax, welcher von zwey Juwelierern zu Florenz, Peintinger und Scortmann, als ächt und brauchbar befunden worden iſt. *)

In vielen Bergen findet man Spuren ehemaliger Erzgruben. 1270. wurden zu Ponſaco im Piſtojeſiſchen Silber- und Goldgruben eröfnet, und die Piſtojeſer ſchlugen Münzen, auf deren einer Seite das Bild des H. Jakobs, und auf der andern das Wort Libertas ſtehen. Noch in den Jahren 1731. und 1757. hat man in dieſer Gegend bey Saſſo Colombino, und im Berg Giumeglio nützliche Verſuche gemacht, Kupfer-, Silber- und Bleyerz ausgegraben. Wegen des reichen Vorraths an Holz hat man in dieſer Gegend eine beträchtliche Anzahl Schmelzofen angelegt, welche hauptſächlich dienen, das Eiſenerz welches von der Inſel Elba hieher gebracht wird, darin zu ſchmelzen. Im Diſtrikt von Pietra Santa finden ſich bey Terrinca, Levigliani, Cerreta, Caſtello, Selvano, Pogs

gio

*) Magaz. der Ital. litterat. 1. Band, Seite 252.

gio della Prada verlaßene Silber- Kupfer- Eiſen- Bley- und Zinnober-Gruben, welche meiſtens unter den Großherzogen des Hauſes Medici bearbeitet worden ſind. Man verließ die Silbergruben, weil man nicht recht wußte den Zink und Arſenik vom Silber zu ſcheiden. Cosmus I. und Ferdinand I. ließen die Silbergruben bey Carreta oder Gallena von Breſcianiſchen Knappen bearbeiten. Von dieſen ſtammen die Einwohner des Dorfs Baſati unweit Pietraſanta her, welche unter ſich eine beſondere Bergknappen Sprache reden, die ſonſt niemand verſtehet. Im Vikariat S. Miniato findet man bey Montajone ganze Stücke gediegenen Kupfers von der vollkommenſten Art. So wurde auch im Piſaniſchen bey S. Giovanni della Vena Kupfer, bey Montevaſo Gold und Silber, bey Nera im Volterraniſchen Gold und Kupfer, und im Sieneſiſchen bey Montieri Silber, welches ehedem den mächtigen Biſchöffen von Volterra zugehörte, bey Boccheggiano Eiſen, bey Prata di Maremma Gold und Silber, wovon die Biſchöffe von Roſelle den Zehnden erhielten, ausgegraben. Es iſt nicht zu zweifeln, daß einige dieſer Erzgruben Mühe und Koſten reichlich erſetzen würden, wenn man ſie bearbeitete. Ich habe ſelbſt mit den Ungariſchen Bergverſtändigen geſprochen, welche der Großherzog im Anfange ſeiner Regierung kommen ließ, die Erzgruben zu beſichtigen, und allenfalls auch zu bearbeiten. Dieſe verſicherten mich, daß einige der Kupfergruben eine reiche Beute

abwerfen würden; es würde aber hierzu nöthig seyn, daß Seine Königliche Hoheit diese Arbeit ganz durch fremde Bergleute verrichten ließen, und den verleumderischen Zungen des Neides und Eigennutzes, welche die ersten Versuche dieser Fremden vereitelten und herabsetzten, kein Gehör gäben.

Ein Liebhaber des Steinreichs sollte folgende Gegenden in Toskana besuchen. In der Nachbarschaft von Prato, ungefähr zwey teutsche Meilen von Florenz, findet sich ein Berg, Monte ferrato genannt, aus welchem mit unsäglicher Mühe Mühlsteine gehauen werden. Der ganze Berg ist eine Masse von Eisen, das mit schwarzem Sandstein von der härtesten Art durch und durch vermischt ist. Die Tiefe der Gruben, die Beschwerlichkeit der Arbeit, und die Jahrszahlen die man hier und da eingehauen findet, beweisen, daß man hier wenigstens 300 Jahr Mühlsteine ausgehauen hat. Die meisten gehen nach England und sind sehr theuer, weil man an einem einzigen ganze Monate arbeiten muß. Bey Barga wird auf Unkosten des Großherzogs schöner Jaspis (Diaspro di Barga) gegraben. Er liegt in Schichten, die oft eine halbe Elle dick sind. In der Gegend von Pietrasanta sind die Berge sogar in ihren höchsten Gipfeln marmorhaltig. In denselben trift man ungeheure Massen des schönsten Marmors an. Daselbst im Thal Rimagno am Abhange des Gebirges wird

der

der weiße Marmor von Seravezza gebrochen, welcher viel härter als der von Massa Carrara ist, und sich auch feiner poliren läßt. Lapislazuli findet sich in den Bergen bey dem Flecken Vasari. Vielfärbigen Marmor von der besten Art gräbt man in dem nämlichen Distrikt bey Levigliani, den man Marmo mistio, und Persichino di Levigliani nennt, und bey Stazzema den bunten Marmor, der die Benennungen Viperino, Persichino, Africano, und überhaupt Marmo mistio die Seravezza hat, weil die Leute die mit diesem Marmor Handel treiben, von dem unweit entfernten Ort Seravezza sind. Bey Stazzema wird auch eine ungemein schöne Art Marmor, Breccia genannt, gebrochen. Er ist von kleinern Theilen zusammengesetzt, die mit den schönsten Farben prangen, und vermittelst einer versteinerten Kitte zusammenhangen, welche von rother, oft grüner, auch mit Silber und Gold gestreifter Farbe ist. Der Großherzog hat hier einen Bruch von Marmo mistio, der sich 6 Ellen hoch weit unter der Erde weg erstreckt. Im Jahr 1572. ward ein großer Obelisk in einem ganzen Stücke hier ausgehauen und nach Florenz gebracht, wo er auf dem St. Markusplatze unter der Erde begraben liegt. Beym Dorf Ximagno ist eine reiche Niederlage von allerhand Marmorarten, mit vielen Hütten der Steinhauer, welche den aus den benachbarten Brüchen herbeygebrachten Marmor sägen und poliren. Hier ist ein Berg, Monte altissi-

mo genannt, welcher ganz von weißem Marmor zuſammengeſetzt iſt, und darum das Anſehen hat, als wenn er beſtändig mit Schnee bedeckt wäre. Auf dem benachbarten Berge della Capella findet ſich eine Art Alabaſter, welcher wegen ſeiner Härte und groſſen criſtallenähnlichen Stücken dem Morgenländiſchen gleichkommt. Zu Seravezza ſind einige Paläſte ganz von ſchönem Marmor aufgeführt, worunter auch Einer iſt, der dem Großherzog gehört, und jenſeits des Fluſſes Seravezza liegt. Dieſer ganze Diſtrikt von Pietra Santa (Vicariato di Pietraſanta) enthält ungefähr 11000 Einwohner, welche größtentheils von der Bearbeitung und vom Handel des Marmors leben. Janſon hat eine Charte geliefert, worin Seravezza und die Marmorbrüche dieſer Gegend abgebildet ſind, mit dem fehlerhaften Titel, Lunenſium Lapidicinae nobiliſſimo et vario marmore refertae, hodie montagna di Carrara dictæ delineatio. Ein Reiſender kann auch hier bey dem Dorfe Roſina die Werkſtätte ſehen, worin man das Eiſen, welches von der Inſel Elba hergebracht wird, in Stangen und andere Formen gießt, und eine Gewehrfabrik, wo die Flintenläufe durch ein Mühlwerk ausgebohrt werden. Von Stazzema aus erblickt der Reiſende mit Vergnügen den Berg Forato, auf deſſen Gipfel ein ungeheuer großer Marmorfels liegt, welcher in der Geſtalt eines Fenſters durchlöchert iſt. Mit ihm hat das S. Martinsloch auf dem Flimſerberg in der

Schweiz,

Schweiß, und ein anderes auf dem Berg Pertuſato in Corſica eine Aehnlichkeit.

Die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden verdient auch eine ſehr groſe Höhle im Piſaniſchen Gebiete bey Noce in einem hohen Berg, die mit einer ſolchen Ordnung ausgebildet iſt, daß man ſie für ein Werk menſchlicher Hände halten ſollte. Ihre Oeffnung gleicht dem Eingange eines königlichen Pallaſtes. Sie führt in einen ſehr großen eyförmigen Saal, deſſen runde Decke ſich in einer Kupel endiget. Auf den zwo Seiten des Saals öffnen ſich noch zween andere dem Erſten gleiche Eingänge, durch welche man die benachbarten Berge und Hügel überſiehet; und durch die Seite, welche dem vordern Eingang gegenüberſtehet, gehet man durch zwey Oeffnungen in zwey andere Grotten, von welchen die auf linker Seite zwiefach iſt, und in einem Theile eine Waſſerquelle enthält. Der Fußboden iſt eben. Die Wände ſind mit Tropfſtein, rother Erde und weiſſem Marmor tapezirt. Sie hat viele Jahre einem Eremiten zur Wohnung gedient. Noch viel angenehmer iſt die Ausſicht auf den nicht weit von der beſagten Höhle entfernten und viel höhern Felſen Verrucola, wo man nicht nur alle umherliegende Berge und Ebenen und eine weite Strecke des Toskaniſchen Meers, ſondern auch die Gebürge der Provence, und das Genueſat überſehen kann. Auf der Spitze liegt eine

alte Festung, die man nur auf einer in den Felsen eingehauenen Treppe besteiget, und deren Eingang so verdeckt ist, daß ihn niemand, als wer des Ortes kundig ist, finden kann. In der Festung, die in zwey großen Thürmen und zwey Basteyen bestehet, ist ein mittelmäßiger Platz, mit zerfallenen Casernen und einer im eilften Jahrhundert gebaueten Kirche, deren Dach verfallen ist. Unter dem Platz sind die Cisternen und Magazine. Ich kann nicht genug sagen wie angenehm diese Aussicht ist. Man entdeckt sogar die Schiffe, die nach Livorno, Genua und in die Provence segeln. Ein Fremder lasse sich die Mühe nicht verdrießen, hinan zu klettern.

Bey Livorno verdient der Berg Montenero besucht zu werden. Er bildet verschiedene mit Waldung bedeckte Vorgebürge, auf welchem Wachthürme mit Besatzungen stehen, die Afrikanischen Corsaren abzuhalten. Der Berg hat einen Ueberfluß an seltnen Kräutern. Die berühmten Beförderer der Kräuterkunde Lucas Ghini und Ludwig Anguillara sammelten hier ihre besten Schätze. Auf der Seite des Meers bestehet der Berg aus schwarzem Marmor und aus Amiant; und an seinem Fuße im Meer werden Korallen gefischt, die aber nicht so groß als die Afrikanischen sind, und zu Livorno zu kleinen runden Kugeln verarbeitet werden. Von hieraus sollten die Liebhaber der Mineralogie ihre Reise ins Volterranische richten. Im Thal des Flusses Cine werden sie Ueberbleibsel der Aemilischen

Seen

Heerstraße und einer alten Stadt ad Fines, und in den Volterranischen Gebirgen einen großen Reichthum von schönem Alabaster, von Marmor, Schwefel, Vitriol, Kupfer, Steinkohlen, Salzquellen, mineralischen Bädern, Alaun, nebst vielen Ruinen von alten Schlössern, Kirchen und Dörfern antreffen. An dem Abhange dreyer Berge in der Nachbarschaft von Campiglia, wo die Grafen della Gherardesca ihre Güter haben, werden die berühmten Marmorarten Brocatello della Gherardesca und Mistio della Gherardesca, und an den dasigen Ströhmen, die sich von den Bergen herabstürzen, Marmorsteine, die dem Verde antico und africano gleichen, auch Jaspis und Calcedonier ausgegraben. Bey Ulignano und Spicchiajuola bricht man quittengelben und Achatähnlichen und andern schönen Alabaster (Alabastro cotognino, agatato) bey dem Dorfe Nera im Monte nero di Volterra schönen schwarzen Marmor, bey Sassa und Monte Ruffoli viel Jaspis und Calcedonier. Die berühmte Scaglinola, welche calcinirt und in Platten gegossen, zu schwarzen Abdrücken oder auch zu einer Art von Malerey dient, die nur zu Florenz bekannt ist, wird bey Spicchiajuola gebrochen. Bey Querceto sind viele Steinkohlengruben, und bey Libbiano Schwefelhütten. Hier tropft ein säuerliches theils schwärzliches theils röthliches Schwefelwasser in eine morastige Grube, auf dessen Oberfläche der Schwefel anschießt, und in grossen Scheiben gesammelt wird.

König Richard.

O nur zu gut, zu gut erzählst du eine so böse Geschichte. Wo ist der Graf von Wiltschire? Was ist aus Buschy worden? Wo ist Green? Daß sie den Feind so ruhig sich über unsre Grenzen haben ausbreiten lassen? Wenn wir die Oberhand erhalten, so sollen ihre Köpfe davor bezahlen. Ich zweifle nicht, sie haben ihren Frieden mit Bolingbroke gemacht.

Scroop.

Sie haben Frieden mit ihm gemacht, in der That, Gnädigster Herr.

König Richard.

O Bösewichter, Vipern, verdammte Verräther! Hunde, die sich leicht gewinnen lassen, einem jeden liebzukosen! Schlangen, die ich in meinem Busen erwärmte, und die nun mein Herz durchstechen! Drey Judasse, jeder dreymal ärger als Judas! Haben sie Frieden gemacht? Die flammende Hölle bekriege ihre besoldeten Seelen für diese Schandthat!

Scroop.

Die süsseste Liebe wird, wie ich sehe, wenn sie ihre Natur ändert, zu bittersiem und tödtlichstem Haß. Entlasset ihre Seelen wieder eures Fluchs; sie haben ihren Frieden mit Köpfen gemacht, nicht mit Händen; diejenigen, denen ihr fluchet, haben des Todes gewaltthätige Hand gefühlt, und ligen tief in geweihtem Grund.

Anmerk.

Aber der beste Schwefel wird bey Fonte a Bagni gegraben. Es finden sich hier funfzig gegen 8 Ellen tiefe Schwefelgruben. Die Stufe ist bleyfarbig, gelbstreifig, hart wie Pech, und sehr schwer. Der hieraus geschmolzene und gereinigte Schwefel ist blaß, ob er gleich den Namen Zolfo nero führet. Zu Livorno werden 100 Pfund um 2 Pezze (2½ Rthlr.) verkauft.

Nicht weit von den Schwefelhütten bey Libbiano findet sich nebst einigen in Abgang gekommenen Vitriolminen, eine Sauerwasserquelle, und ein giftdünstender Platz, welcher mit Zäunen verwahrt ist, damit das Vieh nicht hinzu komme. Gleich giftige Plätze trift man auch in Toskana an, z. B. im Pisanischen unweit Noce, bey der Kirche S. Martino al Bagno antico, wo unter einem Felsen eine schwefeldünstige Höhle ist, in welcher Hühner und andere dergleichen Thiere sterben, sobald sie hinein kommen. Damit wir aber ins Volterranische zurückkehren, so sind hier noch bey Monte Cerboli gewisse Schwefelsümpfe (Lagoni di Monte Cerboli) welche eine solche Hitze haben, daß sie siedendem Oel gleichkommen, sehenswürdig. Die flüchtige Mineralsäure, Schwefel, Alaun, Vitriol und Salz verursachen durch ihre Gährung einen solchen Grad der Hitze, daß das Wasser siedend, und mit einem prasselnden Getöse, mit einem warmen und feuchten Dampf gleich einem dicken Nebel, und mit einem empfindlichen Gestank, den man von der

Ferne

Ferne ſchon ſpührt, aus der Erde hervorſprudelt. Das Waſſer iſt aſchfärbig, ſchmierig und ſo ſcharf, daß es auf die Zunge brennt, wenn man es verſucht. Doch macht der Dampf die Luft nicht ungeſund. Er hat die Eigenſchaft das Silber kupfergrün, und das Kupfer ſchwarzlich wie Eiſen zu färben. Gleiche Schwefelſümpfe finden ſich im Sieneſiſchen Gebiete unweit Maſſa bey Monterotondo, wo auch viel Alaun gegraben und zubereitet wird. Die Alaunſteine werden im Ofen calcinirt, hernach mit Waſſer übergoſſen, und 40 Tage der Wirkung derſelben überlaſſen. Darauf wird die durchs Waſſer aufgelöſete Alaunerde in kupfernen Keſſeln geſotten; woraus eine Lauge entſtehet, welche in eichenen Kübeln zu Alaun zuſammenrinnt. In der Gegend, wo bey Monterotondo Alaun gegraben wird, iſt in einem Wald eine tiefe Höhle, aus welcher zu gewiſſen Zeiten ein ſo gewaltiger Wind bläſet, daß er die Aeſte der nahen Bäume abreißt.

Zwiſchen Volterra und Ripomorance liefern die Berge viele reiche Salzquellen. Die vornehmſten ſind auf der ſüdlichen und weſtlichen Anhöhe eines Bergs, worauf Scornello, ein dem Volterraniſchen adelichen Geſchlechte Inghirami zugehöriges Luſtſchloß, liegt. Es ſind ihrer dreyzehn; es werden ihrer aber nur vier benutzt. Dieſe ſind ſo ſalzig, daß ſie auf die Zunge brennen, wenn man ſie verſucht, und beſtehen

in vier verſchiedenen Schöpfbrunnen (Pozzi) deren jeder einen beſondern Namen hat. Der Pozzo S. Giuſto giebt auf jeden Centner Waſſer 36 Pfund Salz; die übrigen aber geben 32, 30 und noch weniger. Man läßt dieſe vier verſchiedene Quellen in ein allgemeines Behältnis zuſammenlaufen, und ſo vermiſcht geben 100 Pfund Waſſer 32 Pfund ſehr feines und weiſſes Salz. Die Salzpfannen ſind von Bley, eine jede 3 Zoll dick, 6 Zoll tief, 6½ Ellen lang, und 3 Ellen breit, und müſſen alle 14 Wochen mit einem Zuſatz von neuem Bley umgeſchmolzen werden. Es ſind ihrer acht, und enthalten insgeſammt 3000 Pfund Waſſer. Man rechnet, daß in Zeit von 24 Stunden ungefähr 25800 Pfund Salz darin zubereitet werden. Zwey Pfannen haben einen Ofen, und drey Perſonen zur Arbeit, und erfordern in Zeit von 24 Stunden, wenn Tag und Nacht geſotten wird, ungefähr 114 Centner Holz. Von dieſen Salzwerken wird ſchon im Jahr 1015. Meldung gethan. Die ehemalige Republik Volterra hatte ſie durch Kauf an ſich gebracht, ſie wurden ihr aber im 15ten Jahrhundert durch den prachtliebenden Lorenzo de Medici mit Gewalt entriſſen. Die Florentiner gaben ſie 1479. den Volterranern auf ewig in Pacht, mit dem Beding, daß ſie jährlich 511192 Centner Salz, welches 18 Monat lang ausgetrocknet wäre, oder noch mehr, wenn es die Noth erfoderte, in das Salzamt nach Florenz lieferten. Das Pfund wird ihnen mit 3 5/6 Da-

nari

nari (ungefähr einen Heller) bezahlt. Das Salzamt zu Florenz verkaufte es den Bürgern um einen weit höhern Preis. Itzt gehört es unter die Regalien des Fürsten, welcher das Pfund um 3 Sold oder drey Dreyer verkauft. Noch ein viel größerer Vorrath von Salz wird im Sieneſiſchen Gebiete bey Caſtiglion della Peſcaja, und auf der Inſel Elba bey Portoferrajo aus dem Meerwaſſer zubereitet. Die Salzwerke bey Caſtiglione liefern zwar viel Salz, ſind aber nicht ſo einträglich als die letztern, weil die Zubereitung, die durch das Feuer geſchiehet, und die Erhaltung der Maſchinen ſehr koſtbar ſind; aber bey Portoferrajo bewürkt die Sonne, was dort durchs Feuer geſchiehet. Die Werke ſind hier auf zweyerley Art angelegt, alla Paeſana und alla Trapäniſe. Auf die erſte Art ſind die Gruben, worin das Meerwaſſer durch die Ausdünſtung in Salz verwandelt wird, tiefer und größer, und liefern das Salz in gröbern und größern Stücken. Die zwote Art Gruben ſind flächer und mit Steinen bekleidet, und das Salz ſammelt ſich hier in dünnen Scheiben, iſt feiner und reiner.

Die Flüſſe und Seen ſind in Toſkana nicht ſonderbar fiſchreich. Dieſer Mangel wird aber durch die Seefiſche reichlich erſetzt. Der Sardellenfang iſt von groſſer Wichtigkeit. Die Sardellen werden hauptſächlich bey den Inſeln Giglio, Gorgona, und Caprara gefangen. Dieſe ſind nicht nur beſſer, als jene, welche

che an der Toſkaniſchen Küſte bey Torra S. Vinzenzio gefangen worden (dieſe haben von einer dort befindlichen übeln Nahrung die Theile um den Hals angefreſſen), ſondern übertreffen auch alle die übrigen des Mittelländiſchen Meers. Die Spaniſchen Sardellen, welche ſtark nach Neapel geführt werden, ſind zu klein, und gefallen nicht einem jeden. Die Provenzalen wären beſſer, wenn man beym Einſalzen keine gewiſſe rothe Farbe (Zanobita) hinzuſetzte, wodurch ſich die Sardellen länger erhalten. Die Sicilianiſchen Sardellen werden mit der Zeit gelb, nehmen einen verdorbenen Oelgeſchmack an, und ſind nicht gut, Saucen daraus zu bereiten. Bey den Toſkaniſchen Inſeln nimmt dieſe Fiſcherey den erſten Julius ihren Anfang, und dauert bis zur Hälfte des Auguſtmonats. Außer dieſer Zeit hält ſich der Fiſch auf dem Grund des Meers auf. Der Fang geſchiehet des Nachts entweder bey angezündeten Fackeln, oder bey hellem Mondſchein, auch bey der Abenddämmerung, oder beym anbrechenden Tag. Das Licht lockt den Fiſch hervor. Die Fiſcher bemercken beſonders jene Oerter, wo ſie Seemeven (Gabbiani) fliegen ſehen; denn dieſe Art Vögel fliegen den Sardellen nach.

Das Einſalzen der Sardellen geſchiehet auf folgende Weiſe. Sobald ſie gefangen ſind, werden ſie ſogleich im Boot ſchichtweiſe in kleine Fäßgen eingeſalzen; weil ſie bey freyer Luft bald in Fäulniß übergehen. Die Lauge beſtehet aus ihrer natürlichen Feuchtigkeit,

tigkeit, aus ihrem beygemiſchten Blut, und aus Salzwaſſer. Vor dem Einſalzen werden ihnen die Köpfe abgeſchnitten. Auf der Inſel Capraja, in der Provence, und in Sicilien wird auch das Eingeweide herausgenommen. Der Fang iſt nicht allezeit ergiebig. In Sicilien iſt er weit reicher als bey Toſkana; jedoch ſind bey der Inſel Gorgona nie weniger, als tauſend Tonnen gefangen worden. Mehrentheils belief ſich hier ehedem der Fang auf 51000 Tonnen. In England gehen jährlich 7 bis 10000 Tonnen. Ehedem hielt eine Tonne Sardellen 60 Pfund, itzt hält ſie nur die Hälfte, und wird um 4 1/2 Lire (1 Thlr.), und wenn der Fang ſehr ſchlecht geweſen, um 18 Lire verkauft. Friſcher Sardellen gehen 20 bis 22, geſalzener 23 bis 26 auf ein Pfund.

J***.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Proben einer neuen Ueberſetzung der Ovidiſchen Verwandlungen.

Neunte Erzählung des erſten Buchs.

Daphnens Verwandlung in einen Lorberbaum.

Phöbus erſte Geliebte war Daphne, Peneus Erzeugte,
Nicht vom Schickſal für ihn beſtimmt — vom zürnenden Amor!

Delos

Delos Beherscher, voll Stolz auf die neuerrungnen Trophäen,
blickte spottend herab auf Amors Bogen, und sagte:

Kind, laß Waffen doch liegen die nicht zum Spielen gemacht sind!
Meine Schulter allein träat Köcher und Bogen mit Ehren,
da mit sicherm Flug mein Pfeil der eilenden Gemse
und dem schrecklichen giftgeschwollnen Pythen, der hundert
Morgen Landes bedeckte, den Tod zu geben vermocht hat! —
Bleibe du ruhig, vertreib dir die Zeit, wollüstige Liebe
anzufachen! — Er schwieg: mit zürnendem Blick rief Amor:
Mag dein Bogen auch alles erreisen, Dich treffe der meine!
Meine Ehre soll so die deine verdunkeln, als Wunden,
Göttern gesandt, den ruhmlosen Pfeil, der Thiere erlegt hat. —

Jetzo schwang er den leichten Fittig, durchirrte die Wolken
und erklimmte die Zinne des schattenreichen Parnaßus.
Hier ergriff er zwey Pfeile, den einen, der Liebe ins Herz gießt,
und den andern voll Haß. Der erste strahlet von Golde,
und ist gespitzt: der andere ist stumpf, von Bleye gegossen.
Diesen lenckte der Gott auf Veneus Tochter. Der goldne
traf Apoll in den Busen, dem glühende Liebe durchbebte.
Aber sie flohe vor ihm, durchirrte die Wälder und spähte
in den Hölen das Wild, bekleidet mit Fellen von Tigern,
gleich

gleich der jungfräulichen Phöbe, die ungekünſtelten Locken
nur mit Bande geknüpft. Ihr klopften der Jünglinge Herzen:
Doch ſie verſchmähte, jungfräulich und ſcheu, der Leidenden
Wünſche,
unbekant mit den Freuden der Ehe, und deinen, o Amor!
Oft ſchon wünſchte ihr Vater, der blühenden Tochter Ge-
liebten
zu umarmen. Doch dann umfloß jungfräuliche Röthe
ihre Wange. Sie hieng am Halſe des älternden Vaters
mit dem ſchneeweiſſen Arm, und flehte mit lieblichen Worten:
Laß mir, Geliebter, den Stand der Jungfrauſchaft, wie ihn
Dianen
einſt ihr Vater erkohr! — Er gewährt ihr lächelnd die Bitte:
Dazu biſt du zu ſchön, dein Gelübde ewig zu halten.

Phöbus wünſchte ſchon lang die Umarmung der göttli-
lichen Daphne,
und, vom Orakel getäuſcht, hofft' er gewiſſe Erhörung.
Wie nach der Erndte die Stoppeln die lodernde Flamme
durchirret,
oder den Zaun am dämmernden Morgen die ſinckende Fackel
eines Wandrers ergreift: ſo brennt im Herzen des Gottes
fruchtloſe Liebe. Ihn reizt der Anblick der ländlichen Schöne,
ihre fliegende Locke, das Spiel der ſcherzenden Weſte,
und das ſtrahlende Aug', der Mund zu Küſſen geſchaffen,
Wuchs und blendende Schönheit, der Fuß zur Hälfte nur
ſichtbar,

gröſsere Reize verrathend. Sie aber weilte nicht lange
ſeinem trunckenen Blick und hörte des Bittenden Flehn nicht:
Bleibe reizendes Mädchen, ſey nicht dem ſchüchternen Reh
gleich,
das dem Löwen enteilt, denn Liebe brennt mir im Buſen.
Ritze den zarten Fuſs dir nicht in Dornen und eile
minder im flüchtigen Lauf: auch ich will rufen! — Geliebte
wüſstest Du, wer Dich verfolgt. Kein Bewohner dieſer Ge-
filde,
nein! der Erzeugte von Zevs, dem Klaros und Tenedos
und die
Fluren Patarens und Delphos gehorchen! Flöhest du länger
vor dem Verkünder der Zukunft, der ſüſsen Leyer Erfinder,
deſſen Pfeil dem mörderiſchen Bogen Amors nur weichet,
der die heilende Kraft der Kräuter erforſchte? — ach keine
können Liebe verſcheuchen! unheilbar ſchmerzet die Wunde —
Länger weilte die Tochter Penens nicht. Doppelt ihn reizend
kehrte ſie ihm den Rücken, daſs Kleid und Locken im Winde
flatterten. Aber nun kann der erhitzte Jüngling nicht länger
ſeine Wünſche bekämpfen, und folgt mit fliegender Eile
auf der Liebe Geheiſs der Schöne. Gleich dem verfolgten
Wild, das auf freyem Gefilde, der Wuth des Jägers ent-
rinnet,
(Noch hofft dieſer es zu ereilen: zitternd erwartets
ſchon den kommenden Tod, als ihm noch Rettung erſcheinet.)
floh ſo Daphne vor ihrem Verfolger, welchem die Liebe
Flügel

Flucht gab. Schon nahte er ihr. Schon hauchte sein Athem an die bebende Locke, und kraftlos glaubt sie zu sinken: als sie Peneus Wogen erblickt und um Rettung ihn anfleht: Erde, verberg mich, oder nimm die verderbliche Schönheit!

Kaum schwieg sie, als zitternd ein Schauer die Glieder durchirrte,
Rinde den schwellenden Busen umschloß, in Zweige die Locken
und der flüchtige Fuß in träge Wurzeln sich kehrte.
Nichts bleibt ihr als die glänzende Schönheit. Phöbus, voll Liebe,
fliegt auf sie zu, und drückt an den Busen den duftenden Lorber,
küßt die Zweige die noch dem Kuß zu entweichen bestrebt sind,
und ruft schwermuthsvoll: Verschmähst du gleich meine Umarmung,
will ich dich doch stets lieben. Mein sollst du bleiben. Ich kränze
meine Locken und Leyer mit deinen schattigen Zweigen.
Spät sollst du noch beym stolzen Triumf die Siegenden schmücken,
wenn den festlichen Zug das Kapitolium aufnimmt;
sollst den stolzen Palast der Herscher schützen, mit Eichen
friedlich vereint, und, wie mich, soll ewige Jugend dich zieren!

Seufzend schwieg er; die holde Daphne nikte ihm Beyfall.

Aumerle.

Iſt Buſchy, Green, und der Graf von Wiltſchire todt?

Scroop.

Ja, alle drey verlohren zu Briſtol ihre Köpfe.

Aumerle.

Wo iſt denn der Herzog, mein Vater, mit ſeinen Völkern?

König Richard.

O! Frage nicht wo er iſt; und niemand rede mehr von Troſt! Von Gräbern laßt uns reden, von Würmern und Grabſchriften; laßt uns den Staub zu unſerm Papier machen, und mit regnenden Augen unſern Jammer auf den Buſen der Erde ſchreiben. Laßt uns von Teſtamenten reden, und unſre Ausrichter erwählen -- doch nein -- Was können wir vermachen, als unſre abgelegte Leiber der Erde? Unſre Länder, unſer Leben, alles iſt Bolingbroks, und wir können nichts unſer nennen als den Tod, und dieſes Bißchen Erde, das unſre Gebeine deken wird. Ums Himmels willen! laßt uns hier auf den Boden niederſizen, und einander melancholiſche Geſchichten vom Tod der Könige erzählen; wie einige entſezt, andre im Krieg erſchlagen worden; andre von den Geiſtern derjenigen verfolgt, ſo ſie aus dem Wege geräumt hatten; andre von ihren Weibern vergiftet, andre im Schlaf umgebracht, alle ermordet! -- denn in der holen Crone, die eines Königs ſterbliche Schläfe umfaßt, hält der Tod ſeinen Hof; da ſizt das groteske Ungeheuer und ſpottet mit grinſendem Lächeln ſeines Pomps, erlaubt ihm einen Athem-Zug.

Zweytes Buch.

Erste Erzählung.

Phäeton.

Hoch auf ſtrahlenden Säulen von Gold und Elektrum erhebt ſich,
rundumgoſſen mit blitzendem Licht, der Sonne Behauſung.
Elfenbein deckt die Kuppel, und ſilberne Pforten eröffnen
ſtolz ſich wölbend, den Eingang, ein Werk von Mulcibers Händen.
Hier war die Erde gebildet, rundum von Meeren umkränzet
mit den blaulichen Göttern der Wogen, Triton und Proteus,
und Aegaeon, geſtützt auf den ungeheuren Wallfiſch.
Doris und die Najaden, an Schönheit ähnliche Schweſtern,
ſpielten hier in den Fluten, umſcherzt von Delphinen, und drückten
aus den Locken den Thau! — dort wandelten Menſchen und Nymphen,
Götter der Flüſſe und Haine zuſammen in friedlicher Eintracht,
und der geſtirnte Himmel hing über der ſchweigenden Erde. —

Phaeton hatte die Burg des mächtigen Gottes erreichet.
Jetzo trat er von Zweifeln gefoltert, zu ſeinem Erzeuger:
aber wie ſollt' er den flammenden Blick des Gottes ertragen.
Fern nur ſtaunt' er ihn an. — In Purpur gekleidet ſaß Phöbus
auf dem Thron von Smaragden und Gold, von Tagen und Jahren,

von Aeonen und Horen umringt. Der ewige Frühling
lächelte hier mit Blüten bekränzt. Der bräunliche Sommer
trug die reifende Garbe, der Herbſt die Schätze der Kelter,
und der bereifte Winter ſtand fern vom leuchtenden Throne.
Kaum erblickte der Gott den Jüngling, welchem das Staunen
ſelbſt die Sprache entriß, mit dem allerforſchenden Auge,
als er gütig ihm winkte: „Warum, Erzeugter von Phöbus,
nahſt du dich ſeinem Gebiet? Was flehſt du? Es ſoll dir
gewährt ſeyn! „ —

Höre mich, Du, deſſen Strahl wohlthätig die Erde erleuchtet,
Phöbus, mein Vater, wenn anders ich würdig bin ſo dich
zu nennen
und mich Klymene nicht täuſchte, beweiſe, daß ich aus deinem
Saamen entſproß, durch ein Wunder, und tilge den ſchän-
denden Zweifel! —

Schon nahm Phöbus vom Haupt die Stralenkrone und küßte,
den ihm Klymene gebahr. Du biſt es, den ich erzeugte!
Beſter, verlange von mir, bey den Fluten Acherons ſchwör' ichs,
was du nur willſt! dein Vater gewährt dirs. — Er ſchwieg
voll Erwartung,

Und der Thor erbat ſich das Glück die Roſſe des ſtolzen
Sonnenwagens zu lenken. Schon reu'te den Gott ſein Ver-
ſprechen.
Ernſthaft ſchüttelt' er ſein erlauchtes Haupt und ſeufzte:

Sohn, ein thörigter Wunſch! doch darf ich ihn wohl dir verſagen!
Laß dir rathen! verderblich iſts was du bitteſt. Dein Alter,
Deine Kräfte ſind nicht dem kühnen Wunſche gewachſen.
Sterblich biſt du und wünſcheſt das Loos der Himmelsbewohner? —
mehr noch! denn mächtig ſind zwar die andern Götter.
Doch keiner,
keiner von allen vermags, den Flammenwagen zu lenken!
Nicht der Gott, der den Blitz auf die Erde ſchleudert, kann meine
Roſſe beherrſchen, und wer vermöcht' es eher von allen!
Steil iſt die Bahn, die du ſchon am frühen Morgen beginneſt,
ſteiler im Mittag. Ich ſelbſt darf dann nicht wagen vom Himmel
auf die Erde zu blicken, und ſchwindelnd wälzt ſich mein Auge:
aber jähe ſenkt ſich am Abend, wenn Thetis mich aufnimmt,
nieder zum Meere der Weg, und langſam muß ich dem Wagen
nur zu rollen verſtatten. Auch dreht in eilenden Kreiſen
ſich der wölbende Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen!
Ich nur vermags, dem Flug zu widerſtreben, und mächtig
ihm entgegenzueilen. Und du? wie willſt du dem Pole,
der ſich mit furchtbarer Kraft emporhebt, widerſtehen; —
Hofſt du lachende Fluren und Haine und Götterpaläſte
dort zu erblicken, wo dein nur Ungeheuer erwarten?
Wo des Aemoniers Bogen, der offne Rachen des Löwen,
Scorpion

Scorpion und Krebs und des Stieres Hörner dir drohen? — Auch iſt dein Arm unmächtig und ſchwach. Wie hoffſt du, die Roſſe, die nur Flammen athmen, zu lenken? Wenn einmal ihr Feuer unaufhaltſam entbrennt, iſts ſchwer den Zügel zu führen. Drum nimm die Bitte zurück die dein Verderben beſchleunigt! Willſt du Beweis, daß ich dich erzeugte, ſo ſiehe wie zärtlich ich für dich fürchte. O könnteſt du hier die Sorgen des Vaters alle erblicken, um dich! — Noch eins, von allen den Schätzen, die die Erde und Meer und Himmel umſchließen, ſey alles das du nur wünſchen wirſt, dein. — Nur dies, verderblich, nicht ruhmvoll für dich ſelber, verſage ich dir. Was fällſt du, du Schmeichler, mir um den Hals? — Beym Styx! ich beſchwör's: du ſollſt nicht vergeblich bitten, doch bitte nicht thörigt um Strafe, ſtatt um Geſchenke.

Phöbus ſchwieg. Doch doppelt erhitzt fleht Phaeton, ſeinen ſtrahlenden Wagen ihm nur auf einen Tag zu verſtatten. und nach langen Verweigern führt ihn der Vater zu Vulkans edlem Geſchenk, dem prachtvollen Wagen. Strahlend von Golde war die Deichſel, von Gold der Zirkel der flammenden Räder, und die Speichen von Silber; von Chryſolithen und tauſend edlen Steinen ſtrahlt alles Geräth. In farbigem Lichte flammet das Bild des Gottes in jedem funkelnden Steine.

Phaeton ſtand in Bewundrung verſenkt, als röthlich Aurora an dem dämmernden Morgen die Roſenpforten des Himmels öffnete und die Sterne entflohn, vom Lucifer alle weggeſcheucht. Jetzt gebot der Gott mit der ſtrahlenden Krone, als er die Erde in duftigem Licht ſich röthend erblickte, und Diana verſchwand, den Horen die Roſſe zu zäumen. Jede löſet das Band der feuerſchnaubenden Roſſe, die Ambroſia ſchon zu neuer Arbeit geſtärkt hat, führet ſie vor, und kettet den Zaum ans goldne Gebiß an; dann berührt der Gott des Jünglings Wange, damit er nicht der verzehrenden Glut erliege, ſetzt ihm die Strahlen-Krone ſeufzend aufs Haupt, und giebt ihm die letzte Ermahnung:

Folge mir! brauche den Zaum. Die Roſſe eilen von ſelber, blos zurück ſie zu halten iſt Arbeit. Meide den Bogen, welcher ſenkrecht die Axe und ihre Zonen durchſchneidet. Sicher iſt nur die Bahn die, gleichentfernet von beyden Polen, drey Zonen durchirret. Hier wirſt du die Spuren der Räder vor dir erblicken. Zu hoch und zu niedrig lenke der Sonne Wagen nicht, daß nicht die Welt in Flammen und Kälte vergehe.

Nur die Mittelſtraße iſt ſicher. Weder zur Rechten darfſt du die Schlange, noch den Altar zur Linken berühren. Günſtig ſey dein Geſchick: die Götter müßen dich ſchützen, mehr, als du ſelbſt! — Schon wetzet die Nacht an Heſperus Gränzen,

ſchon

ſchon ſtrahlt Aurora. Nicht länger iſt uns zu weilen ver-
gönnet!
Nimm den Zügel! Ach, oder wenn mein Rath was vermöchte,
laß mir den Wagen, verweile du hier! — Doch fruchtlos,
er ſchwingt ſich
in den leichten Wagen, ergreift mit Wonne den Zügel,
und umarmt den trauernden Vater. Eous und Aethon,
und Pyroïs und Phlegon erfüllen wiehernd mit Flammen
rundumher den Aether, und bäumen ſich hinter den Schranken.

Endlich öffnet ſie Thethys, und ſchnell entſtürzen die Roſſe
ſich dem Geſtade, und klimmen, vom mächtigen Zittig getragen,
auf zum Himmel. Ihr ſtrebender Fuß erſteiget die Wolken.
Aber jezt fühlten ſie's erſt, daß Kinderhände ſie lenken,
und mit gewohnter Kraft den Zügel Phöbus nicht führet.
Gleich dem Fahrzeug, das ohne Ballaſt den Wellen ein Spiel
wird,
ſchwankt der Wagen, und fliegt empor. Kaum merken die Roſſe
was ſie vermögen, als ſie die vorigen Bahnen verlaſſen.
Phäeton zittert, und weiß nicht den Zügel ſicher zu führen,
nicht den Weg zu verfolgen. Da glühten die kalten Trionen,
an dem Pol und ſtrebten umſonſt ins Meer ſich zu tauchen;
und die Schlange, im Norden ſonſt nur unſchädlich, erhob ſich
giftgeſchwollen. Bootes entfloh mit dem langſamen Wagen.
Aber als Phäeton erſt die ferne Erde erblickte,
die ihm unter den Füßen entfloh: da faßte ein Schauder

ihn mit furchtbarer Macht. Er erblaßte. Dunkel bedeckte
ſchon ſein Aug. Er verwünſcht ſein Geſchick, den Wagen
der Sonne,
und die Bitte voll Verwitz. Er ſchwankt, dem Schiffe nicht
ungleich,
das in ſtummer Verzweiflung der Schiffer dem Willen der
Götter
überließ. — Schon lange durchirrt er die Himmel, doch
war ihm
noch der größere Theil des Tages übrig. Er blickte
bald nach Weſten, und bald nach Oſten zurück, und erbebte
bey dem ſchrecklichen Anblick der Wunderzeichen des Himmels.
Aber da, wo der Skorpion die Arme im Bogen
ſchlingt, auf drohendem Stachel in ſchwarzem Gifte den
Tod trägt,
bebte vom tödtlichem Schrecken gefaßt, der unſelige Jüngling
und ihm entſank der Zügel. Kaum fühlten die tobenden
Roße,
ganz ſich von Feßeln befreyt: als unaufhaltſam ihr Fuß ſich
ſelbſt dem Himmel entriß, Fixſterne durchirrte, und wieder
nieder zur Erde ſich ſenkte. Es ſtaunte Luna, den Wagen
ihres Bruders herab zur Erde eilen zu ſehen.
Glühend dampften die Wolcken. Die Gipfel der Berge ent-
brannten,
und die Fluren verſengten. Jetzt fraß die wütende Flamme
Völcker und Städte, und waldige Berge, Taurus und Athos

Emelus

Tmolus, und Oete und Ida, nicht mehr von Quellen gewäßert,
Helikon und Oemus. In doppelte Flammen ergoß ſich Aetna, es glühte des hohen Parnaſſus doppelter Gipfel. Auch Olympus und Pindus, die luftigen Alpen, und ſelber rund mit Wolcken umkränzt die Apenninen entbrannten.

Phaeton ſah die Erde in Flammen: auch konnt er nicht länger
die verderbliche Glut erdulden, die zu ihm aufſtieg. Glühender Dampf war die Luft, und Aſche und Flammen umſtrömten
ſeinen Wagen. In Nebel gehüllt, erwartet er zitternd, wo die Roſſe ihn niederzuſtürzen drohten, ſein Schikſal. — Alle Nymphen beklaagten die längſtverſchmachtende Quellen. Und die Ströme empörten ſich, Tanais, Euphrat und Xanthus
einſt zu neuer Entzündung beſtimmt. Die Fluten des Tagus trugen ſchmelzendes Gold. Der Nil entflohe zur lezten ſeiner Quellen, ſein Haupt zu verhüllen, das keiner von allen Sterblichen wieder erblickte. — Noch ſind nur ſtaubige Quellen ſichtbar, ſieden im ſandigen Thal. — Es ſpaltet der Boden, und in der Unterwelt bebt beym Strahl des Tages der Herrſcher
und die furchtbare Göttin des Tartarus. — Seine Geſtade und die Klippen umfloß das Meer nicht länger. Sie ragten

gleich Cykladen empor. Der Delphin wagte im frohen Sprunge die Fluten nicht mehr zu verlaßen. Alle Naiaden drückte verzehrende Glut. Dreymahl hob drohend Neptunus seine Rechte empor, und das Haupt, doch erlag er der Flammen.

Endlich erhob von Meeren umschloßen, die Erde zum Himmel ihre Stirn, erbebte, sank nieder, und flehte die Götter also ihr Elend zu enden: Erbarmen, Vater des Himmels! Hab ich Strafe verdient, so müße dein Bliz mich vernichten, daß ich durch dich nur, der du mich schufst, den Untergang finde.

Aber blicke herab. Kaum mag' ichs zu dir zu flehen, so versengt mir glühender Dampf die Stirn, und das Auge blendet Asche und Rauch. O Zevs, belohnst du die Opfer und die Arbeit des Stiers mir also? Also die Nahrung, die ich dem Menschen verleihe? also den duftenden Weihrauch? Aber wär' ichs auch würdig, mein Grab in den Flammen zu finden,

was verschuldete dann dein Bruder? — Erbarmst du dich unser

nicht; so schüze den Himmel, schon dampfen die Pole, und Atlas

trägt nicht länger die glühende Last. Das Chaos wird wieder herrschen. Entreiß uns den Flammen — Hier hemmten feurige Dämpfe

ihre Rede. Sie schwieg und verbarg ihr glühendes Antliz.

Zevs

Zevs und die ewigen Götter beſchloſſen die Erde zu retten, und der Lencker des Blitzes erſtieg die Feſte des Himmels, wo er den furchtbaren Donner aus ſchweren Wolcken zur Erde niederſchleudert. Doch jetzt ſind alle Wolcken verſchwunden, nur der Donner blieb ihm. Er trifft den thörichten Jüngling, ſtürzt ihn entſeelt vom Wagen herab. Die bebenden Roſſe werfen das Joch von der Schulter. Den Wagen zerſchmettert der Donner.

Phaeton ſtürzte vom Himmel, das Haar vom Strahle entzündet,

gleich den Geſtirnen, die oft vom Himmel zu ſtürzen uns ſcheinen.

Endlich löſchte Eridans Fluth die verzehrenden Flammen.

F. S.

VII.

Ueber

die neueſten patriotiſchen Lieblingsträume in Teutſchland.

Aus Veranlaſſung

des 3. und 4ten Bandes von Hrn. Nicolai's Reiſebeſchreibung.

Wenn die Meynung die wir von unſer Aufklärung haben um etwas größer iſt als unſere Aufklärung ſelbſt,

ſo

eine kleine Scene lang zu herrſchen, gefürchtet zu werden, und mit Bliken zu tödten, liſpelt ihm eitle ſchwülſtige Gedanken ein, als ob das Fleiſch, worinn ſein Leben eingeſchloſſen iſt, unzerſtörbares Metall ſey; und wann er ihn ſo bethört hat, kommt er zulezt, durchbort mit einer kleinen Steknadel ſeine Schläfe, und gute Nacht König! -- Bedekt eure Häupter, und verſpottet nicht Fleiſch und Blut mit feyrlicher Ehrerbietung; werfet Ehrfurcht, Titel, Ceremoniel, und alle dieſe Zeichen der Unterwürfigkeit weg; ihr habt mich dieſe ganze Zeit her mißkannt. Ich lebe von Athem wie ihr, ich habe Bedurfniſſe wie ihr, fuhle Schmerzen, habe Freunde vonnöthen, wie ihr; ſo abhängig, wie ich alſo bin, wie könnt ihr mir ſagen: ich ſey ein König?

Biſchoff.

Gnädigſter Herr, weiſe Männer bejammern niemals ihre gegenwärtigen Uebel, ſondern kommen gegenwärtig den Uebeln zuvor, die ſie künftig bejammern müßten. Den Feind fürchten, giebt, da die Furcht die Stärke ſchwächt, dem Feind einen Zuwachs von Stärke in unſrer Schwäche, und ſo haben wir an unſrer eignen Thorheit einen Feind mehr. Fürchtet euch, ſo ſeyd ihr geſchlagen; kan es euch ſchlimmer gehen, wenn ihr euch wehret? Fechtet ihr und kommt um, ſo ſterbt ihr doch edler, als wenn ihr aus Zagheit umkommt.

Kumerle.

Mein Vater hat Truppen; ſibilet nach ihm, und lernet aus einem Gliedmaß einen Leib machen.

König

ſo geht es wenigſtens dabey ſehr natürlich zu. Unſer Jahrhundert und unſer Jahrzehend haben vor allen übrigen unter anderm auch die Empfehlung für ſich, daß ſie die Unſrigen ſind; eine Empfehlung, die unſtreitig an Nachdruck erſetzet was ihr an Zuverläſſigkeit abgehen möchte. Teutſchland beſitzt beynahe alle bisher gefundenen und bearbeiteten Schätze des menſchlichen Wiſſens. Mögen dieſe auch noch ſo ungleich vertheilet ſeyn, ſo iſt doch Armuth des Geiſtes eine Sache, die niemand weder ſich ſelbſt noch andern gern eingeſteht, und es giebt doch Anſprüche, die jeder Eingebohrne an den Vorzügen ſeines Vaterlandes zu haben glaubt, und die ihn für den Beſitz eines wirklichen Antheils ſchadlos halten.

Keine Nation hat ihren eigenen wiſſenſchaftlichen Reichthum durch ausländiſche Produkte ſo ſehr zu vermehren gewußt wie die Unſrige. Die vortreflichſten Geiſteswerke der Franzoſen, Engländer und Italiener haben entweder mit unſrer Sprache unſer Vaterland angenommen, oder ſind durch unſre ſprachkundigen Gelehrten unmittelbar in die Maſſe unſers Wiſſens übergegangen. Eine groſe Verſuchung für unſre Nation, zu wähnen, daß ſie allein ſo viel als alle übrigen, und folglich mehr als jede einzeln, wiſſe. Es kann und muß oft den beſten Köpfen geſchehen, daß ſie dieſer Verſuchung unterliegen. So bald wir die Gedanken eines andern verſtanden haben, ſind ſie auf

eine

eine gewiſſe Art unſre eigenen geworden; und wir können den großen Erfindungen unſrer Nachbarn unmöglich volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ohne nicht eben damit unſrer Scharfſichtigkeit ein Kompliment zu machen. Der Geiſt des Leſers und des Ueberſetzers, der dem Geiſte ſeines Schriftſtellers Schritt vor Schritt folget, mit ihm jeden neuen, feinen, reichen, großen Gedanken denkt, und folglich Antheil an der Arbeit des letztern hat, eignet ſich auch billig von der Belohnung ſeinen Antheil zu. Er ſollte ſich freylich mit dem begnügen laſſen, was ihm nach der abgerechneten Differenz zwiſchen Finden und Erfinden übrig bleibt; allein nur ſehr wenigen kann man dieſe Genauigkeit des Kalkuls zumuthen, zumal da ſo manchem arbeitſamen teutſchen Gelehrten im unermeßlichem Felde ſeiner Lektüre das Finden viel ſaurer werden muß, als dem bequemen Genie ſein Erfinden.

Ueber alles dieſes hält unſer Vaterland ein viel zahlreicheres Heer von Schriftſtellern auf den Beinen, als vielleicht jedes andere benachbarte Land. Warum ſollte es ſich nicht vieles von einer Anſtalt verſprechen die ihm ſoviel Geld und Zeit koſtet? Unſre meiſten und rüſtigſten, das heißt die mittelmäßigen und elenden Autoren, ſind ſich der Fähigkeiten und des Fleißes, die ſie auf die Aufklärung ihres Vaterlandes verwendet haben, viel zu ſehr bewußt, als daß ſie ſich könnten bereden laſſen, ſie hätten umſonſt gearbeitet; und

indem

indem sie sich für wahre Aufklärer ihrer Nation halten, sind sie von der Aufklärung der Nation eben so sehr als von ihrem eigenem Daseyn überzeugt. Die Meynung, die sie ihren Zeitgenossen beyzubringen suchen, ist daher gerade so unbescheiden als die, so sie von ihrem eigenen Verdienste hegen.

Das Resultat der Zusammenwirkung dieser und noch mehrerer Ursachen, deren Anführung uns zu weit von unserm Zwecke entfernen würde, sind nun die überspannten Begriffe von unsrer gegenwärtigen Nationalaufklärung, die immer weiter um sich greiffen, und eine Weile her zu laut werden, als daß sie der Aufmerksamkeit eines unpartheyischen Beobachters entgehen könnten. Ich bin von der Meynung einiger hypochondrischer Gelehrten weit entfernt, die an dem Geiste der letztern Hälfte unsers Jahrhundertes Symptomen jenes Schwindels bemerkt haben wollen, der das Ende des Fortschreitens, oder, welches eines ist, das Zurücksinken unfehlbar weissaget. Allein so gewiß ich dafür halte, daß sich der Geist unsrer Nation, im ganzen genommen, nie besser befand, und daß unser Vaterland schon unendlich viel gewonnen hätte, wenn es auch in seiner Erleuchtung noch nicht viel weiter als bis zu der — heut zu Tage ziemlich allgemeinen — Erkenntniß gekommen wäre, daß wenn den größten und allgemeinsten Uebeln der Menschheit abgeholfen werden könne, es durch Aufklärung geschehen müsse:

so

ſo ſehr bin ich auf der andern Seite überzeugt, daß alles wieder verlohren wäre, wenn wir uns einbilden die Stufe von Aufklärung ſchon erreicht zu haben, von welcher wir uns jene Hülfe verſprechen könnten. Mit den übertriebenen Forderungen und unzeitigen Erwartungen, die durch eine ſolche Einbildung veranlaſſet und gerechtfertiget würden, müßte ſowohl das Maaß des Elendes als die Zahl der Elenden immer zunehmen; indeſſen die Väter der Nation, von Triumphliedern betäubt, die Klagen der leidenden Menſchheit überhören müßten: Man hört auf, Feinde zu bekämpfen die man für überwunden hält, und iſt nie weiter vom Ziel entfernt, als wenn man von dem Wahn es erreicht zu haben mitten im Laufe aufgehalten wird. Wir wollen ſehen in wie ferne dieſes gegenwärtig bey unſerm Vaterlande der Fall ſeyn könnte.

Die Begriffe von unſrer Nationalaufklärung hatten bereits eine beträchtliche Höhe jenſeits der Grenzlinie der Wahrheit erreicht: als ſie von einer Seite her, von der man's am allerwenigſten vermuthet hätte, einen neuen Schwung erhielten. Nichts hätte unſre ſüſſen Träume von geſtürztem Aberglauben, von entfeſſelter Vernunft, vom Siege der Menſchheit, zu einer täuſchendern Wahrſcheinlichkeit erheben können, als der falſche Geſichtspunkt, aus welchem wir uns die angehende Reformation in den Oeſterreichiſchen Staaten vorſtellten und vorſtellen ließen. Wir waren die

Finſtere

Finſterniſſe, unter welchen gewiſſe Gegenden Teutſchlandes begraben lagen, zu ſehr gewohnt, als daß es uns nicht zu verzeihen wäre, wenn wir die Morgenröthe, die wir ſo plötzlich an der Stelle der alten Nacht fanden, für hellen Mittag hielten. Die Rieſenſchritte, die Kaiſer Joſeph in der kurzen Zeit ſeiner Regierung gethan hatte, waren ſo groß und viel, daß wir über den weiten Weg, den er ſo ſchnell zurückgelegt hatte, den viel weitern, der noch vor ihm daliegt, aus dem Geſichte verlohren. Das Geſchrey der Mönche und ihres Anhangs über die aufklärenden Vorkehrungen, welches dann und wann bis zu uns herübertönte, war ſo dumpf und ſo unſinnig, daß wir uns nicht enthalten konnten daſſelbe für die letzten Ausbrüche des wüthenden mit dem Tode ringenden Aberglaubens gelten zu laſſen. Kurz, wir wurden durch die weiſeſten Geſetze, die wir von Zeit zu Zeit zu leſen bekamen, ſo ſehr überraſcht, fanden durch dieſelben unſre frömmſten Wünſche ſo ganz erfüllet, und ſelbſt unſre kühnſten Hofnungen ſo weit übertroffen, daß wir darüber zum Theil vergaſſen, daß Menſchengeſetze nicht mehr und nicht weniger als vorläufige Anſtalten wären.

Wir fingen an für uns ſelbſt zu hoffen. Der Eid des Gehorſams, den ſonſt die katholiſchen Biſchöffe dem zu Rom ſchwören müſſen, wurde für alle künftigen Biſchöffe der öſterreichiſchen Erbländer aufgehoben;

ben; es wurde allen auf das nachdrücklichſte verboten die ihrem Amte eigenthümliche Rechte, wie bis dahin, von dem Römiſchen Biſchoffe ausüben zu laſſen, der geiſtliche Klerus wurde von ſeinen Generalen in Rom getrennet, und der Hof daſelbſt verlohr auf dieſe Art mit einemmale die ganze zahlreiche Armee von Mönchen, die er für ſeinen Vortheil und auf fremde Unkoſten bisher durch die ganze Oeſterreichiſche Monarchie unterhielt. Der Nachfolger der geiſtlichen Univerſalmonarchen, von denen unſre alten Kaiſer ihre Kronen erhalten mußten, erſchien in eigener Perſon vor dem Throne unſres Joſephs, zufrieden, wenn er einen Theil der Einkünfte ſeiner Kurie und den Schatten ſeiner Oberherrlichkeit retten konnte. *) Nun ſchien die Scheidewand die uns von unſern katholiſchen Brüdern trennte eingeſtürzt. Die Proteſtantiſchen Unterthanen Oeſterreichs waren bereits für Unterthanen anerkannt, man gab ihnen die Rechte des Menſchen und des Bürgers zurücke, und erlaubte allen die ſich zu einer der dreyen im Römiſchen Reiche privilegirten Religionen bekennen würden, wahr zu finden was ſie wahr gefunden hätten. Nur wenige bemerkten, daß dieſe auf Proteſtanten und Griechen eingeſchränkte Zurückgabe unverlierbarer Menſchenrechte weiter nichts als Duldung ſeyn ſollte, welche nach den eignen Wor-

ten

*) Man muß es uns teutſchen Leuten vergeben, wenn wir hier die römiſche Politik für erſchöpft halten.

ten des Dekretes die alleinſeligmachende Kirche irren den Brüdern angedeihen lieſſe. Indeſſen gieng die kirchliche Reformation im Oeſterreichiſchen raſchen Gang fort. Eine Verordnung löſete die andre ab; mit jeder wurde ein religiöſer Mißbrauch abgeſchaffet, eine Mönchslappalie auf die Seite geräumet, eine Mauer des Aberglaubens niedergeriſſen. Teutſchland jauchzte dieſen Verordnungen entgegen, und mancher ehrliche Proteſtant hätte alles verwettet, der Mönchsgeiſt müſſe auf ſo nachdrückliche Beſchwörungen lange ſchon aus dem Körper des Oeſterreichiſchen Katholicismus ausgefahren ſeyn. Die erweiterte Preßfreyheit löſete auf einmal einigen tauſend Schriftſtellern die Zunge. Es erſchien manche gute Schrift, welche die älteſten und heiligſten Vorurtheile der Nation mit Muth und Geſchicklichkeit zu Boden zu werfen ſchien; gerade jene Vorurtheile, die uns von unſern katholiſchen Brüdern bisher entfernt hielten. Geſchickte und ungeſchickte Hände bearbeiteten ſich um die Wette der Mönchsreligion ihre gleiſſende Maſke abzureiſſen, und ſelbſt der bleyerne Witz der Broſchürenarbeiter diente der Wahrheit zum Kanale, durch welchen ſie bis zu den unterſten Klaſſen drang. So oft und ſo laut geſagte Wahrheiten, die man vor kurzen kaum einem Ketzer vergeben haben würde, und die über alles dieſes den Stempel der Bewilligung von Seiten der Cenſurcommiſſion trugen, ſchienen allerdings vorauszuſetzen, daß ſie einerſeits entweder Grundſätze der Regierung ſelbſt

wären;

wären; oder wenigſtens nichts denſelben widerſprechendes enthielten: andererſeits aber, daß der katholiſche Pöbel, für den ſolche Wahrheiten ihr Empörendes verlohren hätten, von ſeinem alten Aberglauben um ein beträchtliches zurückegekommen ſeyn müſſe.

Aus dieſen und ähnlichen Materialien erneuerte ſich in manchen proteſtantiſchen Köpfen der Traum von Religionsvereinigung wieder, den man in Teutſchland oft wohl bey ungleich geringeren Veranlaſſungen geträumet hatte. Man richtete ſein Augenmerk wechſelsweiſe bald nach Berlin bald nach Wien. In dem Einen ſollte das Proteſtantiſche, in dem andern das Katholiſche Religionsſyſtem von allen ſeinen Schlakken gereiniget werden. Frey von allen ungleichartigen und einander ausſchließenden Ingredienzen ſollten nun beyde Quellen in eine einzige zuſammenflieſſen, aus welcher die Völker Teutſchlandes Heil und Glückſeligkeit ſchöpfen würden. Nur mit dieſem gutgemeynten Traume laſſen ſich noch zur Noth die Handlungen gewiſſer Proteſtanten entſchuldigen, die es mit allem Ernſte darauf anzutragen ſcheinen den Katholicismus nicht etwa zu dulden, ſondern unter ſich mit aller Feyerlichkeit einzuführen, zu befördern, und auf dieſe Art dem Urtheile ihrer zeitlichen und ewigen Verdammung ſelbſt beyzutreten, das im Katholicismus ſo lange Glaubensartickel bleiben muß, als ſeine Kirche unfehlbar ſeyn wird. Nur hieraus läßt ſich die beynahe

nun nicht mehr seltsame Erscheinung erklären, daß Protestanten jene abgedankte, aber deswegen nicht auseinander getretene Legion der Hierarchie in Schutz nehmen, die von dem ersten Augenblick ihrer Entstehung an der protestantischen Kirche mehr Schaden zugefüget hat als alle übrigen, selbst die des Heiligen Dominikus mit ihren Scheiterhaufen nicht ausgenommen; jenen Orden der seinem Geiste und seiner Verfassung nach gerade der Antipode des Protestantismus ist und ewig seyn wird, und den selbst die katholische Kirche als eine Schlange von ihrem Busen wegzuschleudern sich genöthiget fand. Nur diesen Grund endlich kann ein Protestant ohne erröthen zu müssen angeben, wenn er Anstalten trifft seine Glaubensgenossen wieder in eine Hierarchie einzuflechten, die, wer immer auch an ihrer Spitze stehen mag, ihrer Natur nach das Organ des verderblichsten Despotismus ist, und die den Aberglauben — diesen Zaum, an dem sie ihre Sklaven nach sich schleppet, und den sie vormals zu ihren Vortheil so straff anzog — gegenwärtig auch nur zu ihrem Vortheil, etwas nachzulassen die Klugheit hat.

Es wäre zu wünschen, alle jene Zeitungsschreiber, Journalisten und Correspondenten, welche die erhitzte Einbildungskraft unsrer gutherzigen Träumer von Zeit zu Zeit mit falschen, verschönerten, kolossalischen Nachrichten nähren, wären nicht etwas schlimmeres als Betrogene.

trogene. Allein es giebt einen gewiſſen Ton, welcher zu offenbar den Mann verräth, der ein Hofdekret, welches Unterthanen den unentgeltlichen Gebrauch der Luft und die freye Ausübung des Einathmens bewilligte, als ein Wunder der allerhöchſten Gnade und landesväterlichen Milde ausrufen würde. Wir ſind dieſen Ton von gewiſſen Orten her ſo gewohnt, daß er nur noch den wenigſten auffällt. Man beſchenkt uns von Zeit zu Zeit mit politiſchecclesiaſtiſchen Gemählden, an welchen geübteren Augen die Kunſtgriffe des Malers ſichtbar genug ſind. Man liefert uns ordentliche Tagebücher des gegenwärtigen Feldzuges der geſunden Vernunft gegen Möncherey und Aberglauben, die einem franzöſiſchen Gazettier während eines Krieges ſeiner Nation Ehre machen würden. Die Grundregel, alles was in Wien vorgehen mag zu vergöttern, iſt gerade an jenen Blättern am wenigſten verkennbar, die von den übrigen am meiſten ausgeſchrieben werden, und wer die Reſultate einer aufmerkſamen Ueberſicht unſrer meiſten heutigen Journale genau angeben wollte, der müßte frey heraus ſagen, daß die Proteſtanten, die ſich nun bald drey Jahrhunderte hindurch mit ſo vielem Eifer der eccleſiaſtiſchen Unfehlbarkeit widerſetzten, gegenwärtig auf dem Punkte wären, eine Politiſche anerkennen zu wollen.

Nachdem was bisher geſagt worden, kann es keine Frage ſeyn, daß eine genau detaillirte Schilderung

König Richard.

Du beſchiltſt mich mit Recht. Stolzer Bolingbrote, ich komme, um durch Streiche deinen oder meinen lezten Tag zu entſcheiden. Dieſer fiebriſche Schauer von Furcht iſt vorüber; es iſt eine leichte Arbeit zu gewinnen was unſer eigen iſt. Saac, Scroop, wo ligt unſer Oheim mit ſeiner Macht? Antworte etwas beſſeres, als deine düſtern Blike verſprechen.

Scroop.

Wol mögt ihr aus meinen düſtern und kummerbeladnen Augen urtheilen, daß meine Zunge noch eine böſere Zeitung zu erzählen hat, wie man aus der Beſchaffenheit des Himmels auf das heitre oder ungeſtüme Ende eines Tages zu ſchlieſſen pflegt. Ich mache den Peiniger, indem ich das ärgſte was ich ſagen muß, in die Länge ziehe. Euer Oheim York hat ſich mit Bolingbrote vereiniget, alle eure Nordiſchen Schlöſſer ſind übergeben, und aller euer ſüdlicher Adel iſt in Waffen auf ſeiner Parthey.

König Richard.

Du haſt genug geſagt. Wehe dir, Vetter, daß du mich von dieſem guten Weg, worauf ich war, in Verzweiflung geführt haſt. Was ſagt ihr izt? Was für Hoffnung haben wir nun? Beym Himmel! ich haſſe den auf ewig, der mir zumuthen will, noch etwas zu hoffen. Geht nach Flint-Caſtle, dort will ich mich ungeſtört dem Gefühl meines Jammers überlaſſen. Entlaſſet die Mannſchaft die ich noch

des gegenwärtigen Zuſtandes von Wien ein dem ganzen und insbeſondere dem proteſtantiſchen Teutſchlande höchſt wichtiges Geſchenk ſeyn müſſe; und daß alſo Herr Nicolai in Berlin, der ihm in dem 3. und 4ten Bande ſeiner auch in mancher andern Rückſicht vortreflichen Reiſebeſchreibung dies Geſchenk vor kurzen gemacht hat, ſeine bekannten Verdienſte um die wahre Aufklärung Teutſchlandes merklich damit vermehret habe.

Seine Nachrichten von Wien tragen das Gepräge aller hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit, die man bey einem Werke dieſer Art nur immer erwarten kann. Sie ſind die Ausſagen eines Augenzeugens, der auf den Schauplatz ſeiner Betrachtungen jene Unbefangenheit des Geiſtes mit ſich brachte, die man einem Manne zutrauen kann, der, von proteſtantiſchen und katholiſchen Fanatismus gleich entfernt, ſo viele Beweiſe abgelegt hat, wie wenig er gegen die Mängel ſeiner eigenen Religionsparthey blind ſey. So wenig es ſeine Abſicht ſeyn konnte eine Geſchichte, viel weniger eine Kritik der Oeſterreichiſchen Reformation zu ſchreiben; ſo paſſend und reichhaltig ſind die Data die er in ſeinen Nachrichten von den politiſchen, ökonomiſchen, pädagogiſchen, gelehrten und kirchlichen Anſtalten in Wien angiebt, und die eigentlich nur an einander gereihet und mit einigen andern vermehret werden dürften, um eine ſolche Geſchichte abgeben zu können. Der Zuſtand in welchem ſich die Polizey des Erzie-

hungs-

hungswesens, die Gelehrsamkeit, der Gottesdienst u. s. w. in Wien befinden, ist (wie es denn nicht anders seyn kann) aus dem was er vormals war, und was er während der neuen Reformation geworden ist, zusammengesetzet. Hr. Nikolai unterscheidet das neue von dem andern mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, und indem er beydes umständlich darstellt, ergiebt sich nicht nur was die Reformation bisher gewirket, sondern auch sogar, was sie bisher wirken konnte, und noch wirken soll; und wir erhalten einen Begriff von der gegenwärtigen Aufklärung Oesterreichs der sich auf Thatsachen gründet und der Wirklichkeit anpaßt.

Allerdings würde man in Wien Ursache haben sich über Unbilligkeit zu beklagen, wenn Hr. Nicolai den gegenwärtigen Zustand der Aufklärung in Oesterreich mit dem in den protestantischen Gegenden Teutschlandes verglichen, und den Unterschied zwischen beyden zum Grunde mancher hämischen Urtheile geleget hätte. Denn wer wird von einer Nation, die den harten Kampf um die Freyheit ihrer Vernunft mit ihren alten Geistestyrannen noch lange nicht ausgekämpfet hat, das fordern was man von einer andern, die Jahrhunderte schon freyen Nacken hat, Jahrhunderte an ihrer Vernunftbildung zu arbeiten Muße hatte, zu erwarten berechtiget ist? — Allein indem H. N. Oesterreich nun mit sich selbst vergleicht, den vorigen Grad seiner Vernunftbildung mit dem gegenwärtigen contras

ſtiren läſſt, und das was ſeine Reformation bisher geleiſtet hat, durch die Menge, die Größe und die Schwierigkeiten deſſen was zu leiſten war in das helleſte Licht ſetzet, ſo hat er unſtreitig der Aufklärung Oeſterreichs und ihren großen Stiftern alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die auch ſein partheyiſcher Gegner nur immer fordern konnte. Kein teutſcher Patriot wird dieſe Nachrichten von Wien leſen, ohne nicht den auſſerordentlichen Mann zu bewundern, der aus allen ſeinen Vorfahren der Erſte nicht aus Privathaß, nicht durch Intereſſen ſeines Hauſes aufgefordert, nicht durch eine Abſetzungsbulle nothgedrungen, ſondern im Namen ſeines Volkes Menſchenrechte zurückefordert, die er ſeinem Volke als Vater nicht vergeben kann, und die ein einziger Prieſter ſo viele Jahre hindurch der ganzen katholiſchen Welt vorenthalten hatte.

Aber eben ſo wenig wird man ſich beym Leſen der Nicolaiſchen Nachrichten des Gedankens erwehren können, daß gerade ſo ein Mann erfodert wurde, nicht nur wenn das was noch zu thun übrig iſt, gethan, ſondern, wenn das was bisher geſchehen iſt nicht wieder ganz vereitelt werden ſoll. Man wird beynahe bey jedem Abſchnitte des Werkes auf die feinen Bande aufmerkſam gemacht, mit welchen die Hierarchie einen katholiſchen Staat an allen ſeinen Gliedern gebunden hält, und ſieht nicht ohne Befremdung, daß die Arſenal, die Oeſterreich bisher zerriſſen hat, nur

jene

jene waren, die am meiſten in die Augen fielen, die Frankreich zum Theil lange ſchon abgeworfen hatte, und welche die Römiſche Politik den ehrlichen Teutſchen vielleicht nur deswegen bisher noch nicht ſelbſt abnahm und unſern Freyheitsſinne, von dem es vielleicht für jetzt zu vortheilhafte Begriffe unterhält, durch ein Phantom ſelbſt errungener Unabhängigkeit eine Diverſion zu machen. Man erfährt, wie der Mönchsgeiſt — dies Opiat, wodurch die Hierarchie die ihr ungelegene Thätigkeit ihrer zinsbaren Nation ſo geſchickt von jeher einzuſchläfern wußte — allenthalben in den Geiſt der öffentlichen Anſtalten in Oeſterreich eindringt, wo bis auf den heutigen Tag immer noch Mönche mit und ohne Kapuzen auf Kirchen- und Schul-Kanzeln dort wohnen, hier raiſonnirten Unſinn vorkäuen, wie beynahe alle Geſchäfte, die ſich auf Bildung des Geiſtes und Herzens beziehen, entweder unmittelbar von Prieſtern oder von Layen, die theils mit, theils ohne ihr Wiſſen nach den Planen arbeiten müſſen, verwaltet werden. Man wird endlich im Durchgange des Werkes oft genug auf die Unfehlbarkeit der Kirche, oder vielmehr der Hierarchie zurückgeführt. Sie erſcheint allenthalben als der ſtarke eiſerne Ring, an den alle Feſſeln der ganzen katholiſchen Welt geſchmiedet ſind; und man ſieht nicht ohne innigſte Theilnehmung wie weit man in Oeſterreich noch entfernt iſt denſelben gewahr zu werden, viel weniger ihn zertrümmern zu wollen oder zu können.

Dieſe Bemerkungen, die jedem Leſer des Nicolaiſchen Werkes ſich ſelbſt darſtellen müſſen, ſind nach unſerm Gefühle zwar mehr als hinreichend, uns von dem ſüſſen, aber vielleicht mehr als man insgemein denket, gefährlichen Wahnen von naher Religionsvereinigung, Sturz des Aberglaubens, Sieg der Menſchheit u. ſ. w. zu heilen. Allein wir beſitzen Nachrichten aus Wien die in dem erwähnten Werke nicht Platz finden konnten, unſers Wiſſens durch Teutſchland zum Theil ganz unbekannt, und über alles dieſes von einer Beſchaffenheit ſind, daß wir ſicher hoffen dürfen durch die Mittheilung derſelben zu jenem guten Zwecke beyzutragen.

(Die Fortſetzung folgt im künftigen Stück.)

VIII.

Ein Pröbchen von Official-Arbeit Teutſcher Juſtiz.

Ich reißte neulich in Geſchäften nach *** und kehrte zu Mittag in St* J* ein. Unvermuthet entſtand Lärm auf der Straße, und das gemeine Volk lief häufig nach dem einen Thore zu. Ich erfuhr bey Erkundigung daß man in Ober J*, einem Dörfchen nahe an dem Thore, einen Dieb eingefangen, der ganz

ſchwarz

ſchwarz ſey, und ſich beym Einfangen den Leib aufgeſchnitten habe. Das Ding klung mir ein wenig ſeltſam, und ich ſchickte meinen Bedienten hin um nähere Nachricht einzuholen. Mein gutherziger Wirth aber, den die Natur mit nicht minder edler Neugierde als ſeine Brüder im ganzen Heil. Röm. Reich ausgeſteuert hatte, und der auf den erſten Ruf der Neuigkeit gleich bis an die Quelle nachgegangen war, kam mit ihm zurück und erzählte mir: daß der eingefangene Dieb ein unbekannter Landſtreicher ſey, nicht ſpreche, und ſich mit Ruß im Geſichte geſchwärzt habe. Er ſey nemlich früh unter der Kirche (es war ein Sonntag) mit ſo geſchwärztem Geſichte, hereingekämmten Haaren, und einem Meſſer in der Hand, in eines Zimmermanns Haus gekommen, in welchem er niemand als eine kranke Magd angetroffen. Dieſe habe er zu erſtechen gedroht, wenn ſie ihm nicht ruhig nehmen ließe was er wolle. Als der Dieb einiges zuſammengeraft, und ſich wieder davon gemacht, habe die Magd Lärmen gerufen. Ihr Herr, der Zimmermann, der eben aus der Kirche gekommen, habe ſich gleich auf eines Nachbars Pferd geſetzt, ſey dem Diebe nachgeritten, und habe ihn auch ohnweit des Dorfes zwiſchen zwey Kornfeldern an der Landſtraße eingeholt. Als er wegen eines dazu kommenden Fuhrmanns keine Möglichkeit mehr zu entwiſchen geſehen, habe er das Geſtohlne hin in die Straße geworfen, ſey ins Korn geſprungen, und habe ſich mit dem Meſ-

ſer

ſer einige Stiche in den Leib gegeben. Mit Hülfe des Fuhrmanns habe ihn der Zimmermann überwältigt und wieder ins Dorf zurückgebracht, und da liege er nun im Hirtenhauſe, wo ihn ein Feldſcheer verbunden habe, und er thue als ob er nicht reden könne u. ſ. w.

Das Sonderbare verſchwand, und es war eine ganz alltägliche platte Diebshiſtorie, um die ich mich nun nicht weiter bekümmerte, ſondern fortreiſte. Sie wurde mir aber eines dabey vorfallenden Nebenumſtandes halber in der Folge wichtig. Ich kam nämlich 14 Tage darauf zurück, und kehrte wieder in demſelben Gaſthofe ein. „Nun; was iſt indeß aus eurem ſchwarzen Diebe geworden?„ fragte ich den Wirth. Ey, ſie haben ihn eben geſtern nach S** ins Zuchthaus geſchaft; antwortete er. Die Preuß. Werber wollten ihn erſt haben, aber der Kerl war zu klein. Es iſt ein fremder Hirte; es kann aber kein Menſch aus ihm klug werden, wo er eigentlich her iſt. — Nu, fragte ich weiter, der Zimmrrmann hat doch ſein Geſtohlnes alles wieder bekommen? — Ja mit nichten! verſetzte der Wirth mit einer Art von bittern Lächeln, das aus dem Gefühl eines publiken Unrechts entſteht, das man als Schwächerer leiden muß, weil mans nicht ändern kann — ja mitnichten! ſagte er, das hat der Hr. Amtmann behalten. Wie ſo das? fragte ich etwas auffahrend. — Mei!

er konnt's ja brauchen, gnädiger Herr! — fiel ein Bamberger Handelsjud hohnlächelnd ein, der eben mit im Vorhause stund. — Was will der arme Mann machen? fuhr der Wirth fort; Kosten kann er weiter nicht dran wenden; da hat ers denn eben lieber dem Amte gelassen, was ihm der Kerl gestohlen hatte. Es war sein Sonntagröckchen, und 1 Ldr. und 2 harte Thaler an Gelde; es war von seinem Mahlschatz-Gelde; aber es hätte ihm wenigstens noch ein paarmal so viel im Amte gekostet, wenn er die Sachen hätte wiederhaben wollen. — Also bleibt euer Zimmermann auf alle Fälle bestohlen, es habe es nun der Landstreicher oder der Amtmann gethan? fragte ich weiter. Und aus den Händen der Justiz hätte er das Seinige sogar um doppelten Werth wieder einlösen, und dem Diebe auf seine Kosten den Proceß machen müssen? — Anders nicht, versetzte der Wirth; und der Zimmermann kann froh seyn, daß er noch so gut davonkommen ist; denn wäre der Fuhrmann nicht gleich dazukommen wie der Dieb die Sachen in den Weg warf und sich die Stiche mit dem Messer gab, daß er's im Amte bezeugen konnte, sie hätten mein Treu den armen Mann, der doch nur sein Bißchen Armuth wiederhaben wollte, noch darzu hingesetzt, und ihm die Last Untersuchungskosten gemacht; aber so war die Sache mit Kurzen abgethan. — Ist denn das so gewöhnlich bey euch, daß der Amtmann behält was euch der Dieb stiehlt? fragte ich

weiter.

weiter. — Freylich, verſetzte der Wirth; was will man aber machen? Will man drüber klagen, ſo behält unſer Einer am Ende doch Unrecht, und dann wiſſen ſie einem immer da oder dort noch eine Schlappe anzuhängen, die Herren, daß man dran denkt daß man's mit ihnen zu thun gehabt hat. — Und wie heiſt denn der Wolf der ſo unter euch wüthet, ihr armen Schaafe? — Herr *. — Weiß denn eure Landesregierung, euer Fürſt, nichts davon? — Ich glaube nicht, ſagte der Wirth, denn wir haben einen gar guten Herrn von Fürſten. Aber wenns auch wäre, was hilfts denn? Es wird dem Amtmanne doch mehr geglaubt, als uns; und da ſchweigt unſer Eins lieber ſtille. —

Ich ritt fort, grimmvoll auf den Buben von Amtmann, und ſchwor ihm ein Monument zu ſetzen. Wie wär es Menſchenfreunde in Teutſchland, wenn jeder von euch ſolche Facta öffentlichen und heimlichen Unrechts, wo Unſchuld gedruckt und Richtergewalt gemißbraucht wird, an ſeinem Orte ſammlete, und mit Nahmen den Verbrecher zur Schau aufſtellte? Aber auch Euer Nahme müßte, wenn's nöthig, für die Wahrheit des Facti bürgen! denn der Himmel bewahre uns für Fehmgerichten.

IX.

Auszug eines Briefes.

Als ich ohnlängſt in C** war, fielen mir in der Bibliothek eines Freundes von ohngefehr Salmaſii Exercitationes Plinianae in die Hände. Es war die erſte Pariſer Ausgabe, und ein Exemplar, das der Verfaſſer ſelbſt den bekannten Matthias Bernegger verehrt hatte. Auf die Rückſeite des Titels zum zweyten Bande war folgender ſeltſame Vorbericht des Druckers an den Leſer geklebt.

Typographus Lectori S.

In immenſum prope creviſſet hoc opus, *Lector*, niſi precibus etiam importunis ejus autorem, doctiſſimum *Salmaſium*, ſupplicaſſem, ut ſtilum alio vertens finem quomodocunque faceret. Tantae molis et difficultatis viſa eſt, vel invidia teſte, ſuſcepta hujus laboris provincia, ut nullus hactenus, quantusquisque foret, ſine periculo temeritatis illud aggredi auſus ſit, qui ſaltem non duxerit, infatigabilis eſſe ſtudii. Solinum e ſitu et veterno revocaſſe laudabile eſt; nitori priſtino reſtituiſſe, ſtudioſum; conceptam de eo bonam apud omnes literatos opinionem infamaſſe, profecum ſi inauditum; verſipellem Plinii ſimiam atque infelicem plagiarium oſtendiſſe, facetum juxta atque deplorandum. Sed Plinium *ipſum* autorem, ceteroquin tam variis erroribus et difficultatibus intricatum, ſcriptores item alios, quorum index peculiaris in calce libri appoſitus eſt, ſingulis quibusque paginis (eſto penes experimentum fides) emendaſſe, explicaſſe, in ſolidum reſtituiſſe, hoc eſt quod nonſolum laudo ſed ſtupeo. Tanta igitur rerum omnium varietas, tam exquiſitus doctrinarum

thesau-

noch habe, laßt ſie zu demjenigen gehen, der Hoffnung hat zu ſteigen. Ich habe keine mehr. Wende mir niemand etwas gegen diß ein; aller Rath iſt umſonſt.

Aumerle.

Nur ein Wort, Gnädigſter Herr --

König Richard.

Schmeicheleyen in ſolchen Umſtänden worinn ich bin, machen meine Wunden nur tiefer. Entlaßt meine Leute; laßt ſie gehen, laßt ſie aus Richards Nacht in Bolingbroks aufgehenden Tag.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

[Bolingbroks Lager bey Flint.]

Ein Aufzug mit Trummeln und Fahnen, Bolingbroke, York, Northumberland und Gefolge treten auf.

Bolingbroke.

Dieſe Nachricht belehrt uns alſo, daß die Welſchen zerſtreut ſind, und daß Salisbury dem König entgegengegangen iſt, der mit einer kleinen Anzahl von Freunden kürzlich an dieſer Küſte angeländet iſt.

Northumberland.

Die Zeitung iſt ſchön und gut, Milord; Richard hat ſein Haupt nicht weit von hier verborgen. York.

thesaurus, quia brevibus spatiis comprehendi non potuit, idcirco totum corpus dissectum est, ut facilius seorsim possit compingi, et studioso cuivibet accommodari. Ita fruere, Lector, et vale.

Was halten Sie von diesem Litterarischen Räthsel, Lieber Freund? Ist das Ding vom Verfasser selbst, wie ich nicht anders vermuthen kann, so ists eine mächtige Charlatanerie vom ehrlichen Saumaise, sich selbst durch den Mund seines Druckers eine so ungeheure Lobrede zu halten; und Sottise zugleich, von sich zu sagen, daß ihm sein Drucker befohlen habe aufzuhören. Ists vom Drucker, wie der Titel vorgiebt, so wäre es die unverschämteste Impertinenz die ich in meinem Leben gesehen, daß ein Drukker oder Verleger, in der Vorrede eines Werkes öffentlich aufträt (in Geheim mags wohl noch hie und da zuweilen der Fall seyn) und dem Publico sagte: der Hr. Autor den ich euch hier producire ist zwar ein stupend gelehrter Mann, aber er machte mir in dem Werke da des Senfs ein bißchen zu viel, und ich habe ihm befohlen aufzuhören. Und Sottise ists abermals von Saumaise, so was zu dulten, und sogar zu billigen; wie das seinem Freund Bernegger geschenkte Exemplar beweißt. Kurz, Saumaise hat sich auf beyde Fälle damit prostituiret. Ich möchte Ihnen von diesem Falle noch manche fruchtbare Parallelen über Dependenz der Schriftsteller ziehen, wenn Sie das nicht selbst könnten, Freund. ꝛc.

lieblich.

An Laura, früh.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

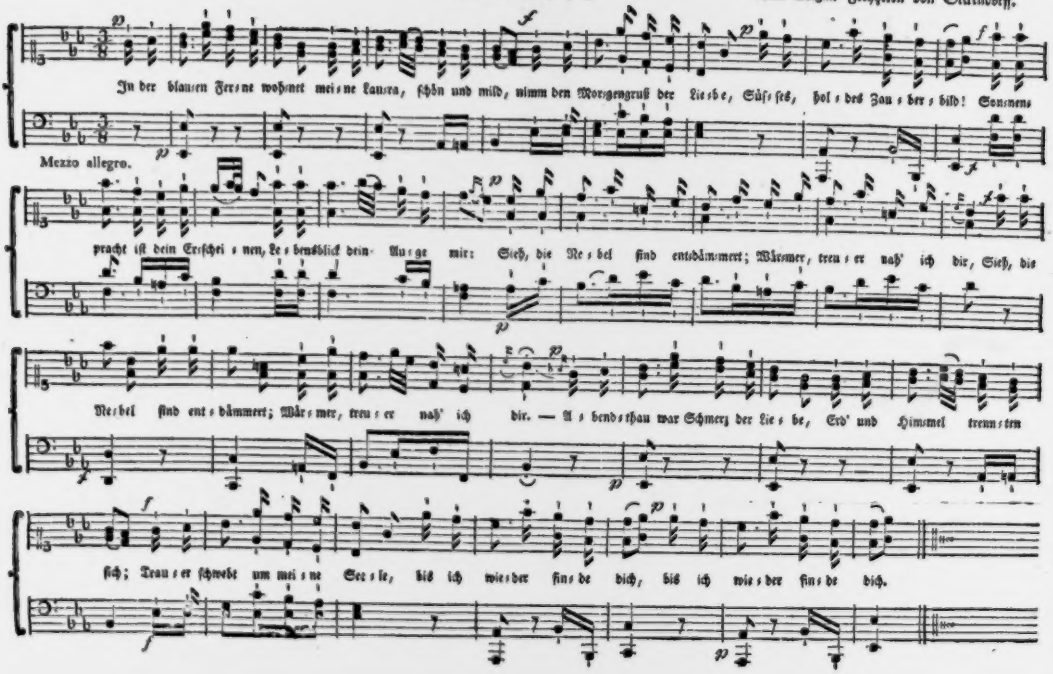

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

August 1784.

I. Neue Bücher.

1) Ueber die Einſamkeit, von J. G. Zimmermann, Königl. Großbrittaniſchen Hofrath und Leibarzt in Hannover, 1. und 2ter Theil. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. Gr. 8.

Unſre heutige auf Erfahrung gegründete Pſychologie würde von der vormaligen aus Definitionen geſponnenen Pneumatologie eben nichts beträchtliches voraus haben, wenn wir uns noch immer mit den Theorien begnügen müßten, die uns den Gang des menſchlichen Geiſtes, die Natur unſrer Empfindungen, die Beſchaffenheit unſrer Ideen u ſ. w. aus den eingeſchränkten Beobachtungen erklären, welche der Philoſoph auf ſeiner Studierſtube über ſich ſelbſt anſtellen kann, und welche ſich, wenn auch wirklich der ganze Vorrath von Erfahrungen aus dem engen Kreiſe ſeines Umganges hinzukömmt, gemeiniglich nur mit allgemeinen Bemerkungen beſaſſen, nur das angeben, was allen Menſchen unter allen möglichen Situationen eigen iſt, und uns über das Abſtrakt um Menſchheit ſo manches Entbehrliche zu leſen geben, ohne uns in der Kenntnis der wirklichen Menſchen um einen Schritt weiter zu führen. Dies letztere, worauf doch eigentlich beym Studium der Menſchheit alles ankömmt, war nicht eher zu erwarten als bis unſre Philoſophen anfiengen aus den unzähligen Situationen, die der Menſch in der Welt durchlaufen muß, und die ihn zu dem machen was er iſt,

die wichtigsten und reichhaltigsten aufzuheben, sie unter der Einwirkung ihrer merkwürdigsten Modificationen zu betrachten, und nicht nur aus den angenommenen psychologischen Grundsätzen zu bestimmen, was der Mensch unter solchen Bedingungen seyn müßte, sondern aus Thatsachen darzuthun, was er wirklich war.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet halten wir das oben angezeigte Werk für einen schätzbaren Beytrag zur Geschichte des menschlichen Geistes und Herzens. Der Psycholog wird in demselben eine beträchtliche Menge theils einfacher theils raisonnirter Beobachtungen über den Menschen in der Einsamkeit nach ihren mannichfaltigen Ursachen, Wirkungen, Veranlassungen und Folgen, Vortheilen und Schaden, bey verschiedenen Temperamenten, Regierungsformen, Glaubenssekten, Himmelsgegenden und Zeitaltern — antreffen, und bey dem Meisten derselben seine Rechnung finden. Herr Hofrath Zimmermann ist von jeher als einer unsrer verdienstvollen philosophischen Aerzte bekannt, die von den weitläuftigen Kenntnissen ihres Faches und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, den edelsten und bisher immer noch zu seltenen Gebrauch machen, da sie die elben zur Bearbeitung einer Wissenschaft anwenden, die dem Menschen um so wichtiger seyn muß, weil er selbst der unmittelbare Gegenstand davon ist. Auch in dem gegenwärtigem Werke wird ein nicht gemeiner Schatz von Kenntnissen aus mancherley Feldern des menschlichen Wissens, aus eigenen und fremden Erfahrungen, und besonders aus der Geschichte der Möncherey und des Mysticismus unter allen Nationen und Glaubenssekten auf das vortheilhafteste benutzet.

Um dem Hrn. Verfasser in Rücksicht auf die innere Anordnung und die äussere Einkleidung dieses Werkes Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß man die Zueignungsschrift

ſchrift vor dem 1. B. die zugleich die Stelle der Vorrede vertritt, ja nicht überſchlagen. Er ſagt uns daſelbſt S. VII. „Der wüthige u. ſ. w. hatte eben einen Roman gegen mich geſchrieben. Er hatte mich in demſelben von der erſten bis zur letzten Seite mißverſtanden, geſchmäht, verflucht, der Hölle übergeben und dem Teufel, und niemand hatte in Teutſchland ein Wort dagegen zu erinnern. Sie erſtaunten als ſie mich damals auf einen Augenblick böſe ſahen gegen einen Gelehrten, der mich ſchmähte. (S. XI.) Halbtod nahm ich die weggeworfene Feder (die dem Hrn Verf nach ſeinem ſo eben angeführten Geſtändniſſe der Unwille in die Hand gab) wieder in die Hand. Da ich itzt nichts mehr in mir und um mich her ſah, als tiefe Traurigkeit und ſchwarze Nacht da blaſſe Todesgeſtalten mir winkten u. ſ. w. und dann S. XIII. So wie ich daſſelbe (ſein Buch) in ſolcher Gemüthsverfaſſung unter dieſem beſtändigen Kampfe mit mir ſelbſt, in meiner für Schriftſtellerey ſo unglücklichen Lage, bey beſtändiger Abhaltung, oft erſt nach einer Unterbrechung von vielen Monathen, und nur in Krankheit, oder geſtohlner und erpreßter Zeit ſchreiben konnte. — Hieraus läßt ſich nun ohne Zweifel erklären, warum wir den Plan zu dieſem Buche, der unter der Rubrik zum erſten Kapitel angekündigt wird, ſowohl in dieſem Kapitel als in den übrigen nur mit Mühe errathen können, warum die letztern Kapitel unter verſchiedenen Aufſchriften einerley Inhalt haben, warum die ſo vielen Digreſſionen zu wenig vorbereitet und mit dem Hauptfaden des Werkes verbunden ſcheinen, und überhaupt Ordnung und Zuſammenhang, von denen man ſich bey einem philoſophiſchen Werke am allerwenigſten diſpenſiren kann, vielleicht zu ſehr vermißt werden, als daß man ſich ſelbſt durch die vielen andern Vorzüge und Schönheiten des Werkes dafür entſchädiget halten könnte.

Eine eben ſo unläugbare Folge der Gemüthsverfaſſung, in welcher dieſes Buch zum Theil geſchrieben wurde, iſt der leidenſchaftliche heftige Ton, der ſonſt der Wahrheit ſehr gefährlich iſt, und auch dieſesmal eine weit ſchlimmere Wirkung thun müßte, wenn es hier mehr darauf angekommen wäre die Wahrheit zu finden, oder von der nun gefundenen zu überzeugen, als längſt gefundene und heutzutag ziemlich allgemein bekannte Wahrheiten mit jenem Nachdrucke vorzutragen, der mehr als gleichgültige Ueberzeugung wirken ſoll. Indeſſen läßt ſich dieſer Ton in der Sprache die der Hr. Verf. faſt durchaus mit ſeinem Gegner führt, ſchwerlich entſchuldigen. Auch verrathen die Farben, die bey den meiſten Gemälden dieſ. Verf. etwas dick aufgetragen ſind, hin und wieder gar zu deutlich, wohin der Verfaſſer ſeinen Pinſel getaucht hat. Zu einer Probe mag folgendes Portrait dienen, das er S. 83. 1. Th. von einem ſeiner Landesleute und Zeitgenoſſen liefert. „Mich ſchauert itzt noch, ſo oft ich mich eines Ungeheuers aus dieſer Klaſſe (der Menſchenfeinde) erinnere, das ich in der Schweitz zuweilen ſehen mußte. Dieſer fürchterliche Menſchenfeind kochte zu Hauſe immer Pandektengift. Mir war beſtändig als wenn ich Schlangen aus ſeiner wilden ungekämmten Perücke wirbeln ſähe. Rother und blauer Ausſatz deckte ſein Geſicht. Der liebreichſte Blick aus ſeinen buſchichten Augenbraunen war ein Blick aus der Hölle. Bey jedem Worte hieng er euch einen Proceß an den Hals. Er weidete ſich an allem Böſen, wie ein Eſel am Feigenbaum, oder ein Herbſtdieb am Weinſtock. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Poltergeiſter im Lande, und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle Biedern, liebkoſete jeden Böſewicht, bewirthete jeden Verleumder, regiſtrirte alle Verleumdungen, protokollirte alle Lügen,

advo-

advocatisirte für den Teufel, und war der Vater einer Furie. „

Uebrigens zweifeln wir ob gewisse Bilder und Ausdrücke die sehr oft im Werke vorkommen, über die sich der Verf. in seiner Zueignungsschrift zu rechtfertigen suchet, bey denen ein Arzt, wie es daselbst heißt, nichts Arges denkt, die aber nichts desto weniger der Herr Hofrath seinem eigenem Geständnisse nach, ganz unfähig wäre im Umgange vor das Anschauen irgend einer Dame zu bringen; wir zweifeln, sage ich, ob diese Bilder nicht manchmal zu getreue Copien natürlicher Dinge sind, die eine Dame in einem Buche so wenig als im Umgange gerne vor ihr Anschaun bringen läßt.

2) Ueber die Unzulässigkeit des Büchernachdrucks nach dem natürlichen Zwangsrecht, von M. Ehlers, Prof. d. Phil. zu Kiel. Dessau und Leipzig, in der Buchhandl. d. Gelehrten. 8vo. 1784. 194. S.

Für das gemeine Beste ist es immer sehr gut, wenn eine wichtige und gemeinnützige Wahrheit von mehr als einer Seite dargestellt, bewießen und ihr gleichsam der Stempel des Common sense und der Publicität aufgedruckt wird. Sie kommt dadurch, wie die Münze durch den Stempel des Landesherrn, im praktischen Leben in Cours, und auch der Unerfahrenste, der sie weder wägen noch probiren kann, zweifelt nicht mehr an ihrer Gültigkeit. Eben so verdienstlich dünkt uns diese überaus gut geschriebene Abhandlung des Hrn. Professor Ehlers, welche er dem nicht minder vortreflichen Aufsatze des Hrn. Kammer-Secret. Schneiders zu Merseburg (im D. Museum Febr. 1784.) gegen den Bücher-Nachdruck, an die Seite stellt. Dieser legt den Satz zum Grunde:

„Alle Arbeit, mithin auch die des Schriftstellers, hat Recht „auf Lohn: also kann keine Handlung rechtmäßig seyn, „durch welche der Arbeiter um den Genuß seines Lohns „kommt. Sobald nachgedruckt wird, hat ein Andrer die „Arbeit, und ein Andrer den Lohn: also darf nicht nach„gedruckt werden.„

und beweist daraus schön, klar, und immer nach reinen schlichten Menschenverstande, daß Nachdruck so strafbar als Straßenraub ist.

Hr. Prof. Ehlers hingegen geht vom Zwangsrechte der Natur aus, und beweist aus dem Begriffe vom Eigenthum und besonders aus dem Eigenthume der Gedanken, ausführlich, scharf, und mit der ihm eigenen Präcision, nicht minder daß der Nachdrucker ein nicht zu duldender Dieb ist, der mir mein Eigenthum stiehlt. Jedem dem es darum zu thun ist etwas Vollständiges und Gründliches über diese materie, und leider! zum Hohne des Menschenverstandes so lange disputirte gewesene Materie zu lesen, wird die Arbeit dieses würdigen Gelehrten viel Vergnügen gewähren; der wir auch, in Rücksicht ihrer Zuschrift an S. M. den Kaiser, den besten Erfolg für unser teutsches Büchermesen wünschen.

3) Leben und Tod des Dichters Firlefimini. O fames quid non mortalia pectora cogis! Leipzig, in der Buchhandl. der Gelehrt. 8vo. 1784. 222 S.

Wir haben dies kleine Werk, das mit lachender Laune und bittrem Spotte das ganze Unwesen unsrer modernen Belletristen Büchermacher, Recenzenten und Verleger züchtiget und ein geübte Hand verräth, nicht wegelegen können bis wir es ganz durchlesen hatten, so unterhaltend ist es. „Der Schauplatz — sagt der Verf. auf der Rückseite des

Titels

York.

Es würde dem Lord Northumberland nicht übel anſtehen, zu ſagen, König Richard. O! des unglüklichen Tags, da ein geheiligter König ſein Haupt verbergen muß!

Northumberland.

Euer Gnaden nimmt mir's anders auf als es gemeynt war; ich ließ ſeinen Titel nur aus, um kürzer zu ſeyn.

York.

Es war eine Zeit, wo ich es euch nicht gerathen haben wollte, ſo kurz mit ihm zu ſeyn, wenn es euch nicht gleichgültig geweſen, daß er es ſo ſehr mit euch ſey, um euch eure ganze Kopfslänge kürzer zu machen.

Bolingbroke.

Nehmet ſeinen Ausdruk nicht übler auf als recht iſt, mein Oheim.

York.

Und nehmet ihr nicht mehr als recht iſt, mein guter Neffe; oder ihr vergeßt zulezt, daß der Himmel über eurem Haupt iſt.

Bolingbroke.

Ich weiß es, mein Oheim, und widerſeze mich ſeinem Willen nicht. Wer kommt hier?

Titels — ist im Morgenlande in den Städten Gizviel und Nilreb (Leipzig und Berlin.) Das Kostume ist nicht beobachtet. Der Autor hat große Autoritäten in diesem Puncte vor sich.„ Des Dichters Furiosum schriftstellerische Laufbahn fängt sich in Gizviel an, und wälzt sich durch eine Menge komischer, ernsthafter, sentimentaler, edler und possenhafter, malerischer und raisonnirender Scenen, Tableaux und Lagen fort bis nach Nilreb, wo eigentlich die interessantesten Akte des Stücks spielen, und Furiosini, vom Zorne des Buchhändlers Jalocin verfolgt, endlich des schrecklichsten Hungertodes stirbt. Das Tableaux der Mysterien, wo Jalocin einen seiner ungehorsamen Recensenten degradirt und ausstößt, und Furiosini die Werbe erhält, ist, so sehr es auch wie viele noch vorkommende andere Portraits en Caricature gehalten ist, meisterhaft gezeichnet, Wir enthalten uns viele darin vorkommende Namen, so leicht es auch wäre, zu entziffern, und überlassen diese Entdeckung dem Leser selbst. Unstreitig trägt dies Kind des Witzes und der Laune, wer auch sein Vater seyn mag, das Wahrzeichen des Genies, im guten Sinne, an der Stirne; und hat auch sogar dessen eigne kleine Nachlässigkeiten und Unkorrektheiten an sich.

II. Anzeigen.

1) Im verflossenen Jahre setzte die Churfürstliche teutsche Gesellschaft in Mannheim eine goldene Denkmünze von 75 Dukaten auf die beste Abhandlung über folgende Frage: „Welches sind die Veränderungen und Epochen der teutschen „Hauptsprache seit Karl dem Grosen, und was hat sie in „jeder derselben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder „verloren? „

Dieser Preis wurde dem Herrn Leonard Meister, Professor der Geschichte und Sittenlehre in Zürch, zuerkannt.

Unter den übrigen eingesandten Abhandlungen war die von Herrn Joh. Wilhelm Petersen, Herzogl. Wirtenberg. Unterbibliothekar in Stuttgard, mit der gekrönten fast von gleicher Vortreflichkeit, und fast durchaus von gleichem Werthe. Die Teutsche Gesellschaft könnte auch diese mit einer besondern goldnen Denkmünze von 25 Dukaten. Das gesellschaftliche Urtheil über beyde Abhandlungen ist in das 3te Heft des Pfälzischen Museums eingerückt.

Für das künftige Jahr setzet die teutsche Gesellschaft einen Preis von 50 Dukaten auf das beste Lustspiel, von der Theaterintendanz wird dem Sieger die Einnahme bey der zweyten Vorstellung seines Stücks verstattet. Man erinnert, daß Lustspiel hier im eigentlichsten Verstande genommen sey, und die Absicht der Gesellschaft eben so wenig auf die ernsthafte, zärtliche und ins traurige übergehende Comedie, als auf das Possenspiel (Farce) gehe, ein mehreres hievon, wie auch die Art der feyerlichen Bekrönung ist in dem 3ten Hefte des Pfälz. Museums angezeigt. Die Preisschriften müssen den 1sten April 1785. an Hrn. Klein, churfürstlichen geheimen Secretär, der Philosophie und schönen Wissenschaften Professor, und der churfürstl. Teutschen Gesellschaft beständigen Geschäftverweser, eingesendet seyn. Die Namen werden in einem verschlossenen Zettel mit einem Denkspruch beygelegt.

2) Die Preisaussetzung von 30 Dukaten auf die beste Lebensbeschreibung des D. Luthers ist von Herrn Professor Klein, Herausgeber des Werkes: Leben und Bildnisse der grossen Teutschen erneuert. Die Preisschriften werden mit verschlossenem Namen und einem Denkspruche vor dem 1sten Hornung an denselben gesendet. Das Weitere hievon wie auch ein Auszug vom Urtheile dreyer Gelehrten der drey verschiedenen christlichen Religionen über ein im vorigen

Jahre

Jahre eingeſchickte, beſonders ſich auszeichnende Lebensbeſchreibung des D. Luthers findet ſich im 3ten Hefte des Pfälz. Muſeums.

3) Der Herr Prof. Müller zu Berlin, welcher eben die 3te Lieferung der Sammlung Deutſcher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert geleiſtet hat, legt darüber dem Publico folgende Rechnung ab.

Rechnung.

Lieferungen. I.	II.	III.	IV.	Die Namen in alphabetiſcher Ordnung.
5. 8.	5. 8.	5. 8.	5. 8.	Ihro Durchl. der reg. F. von Anhalt Deſſau.
16. —	16. —	10. 16.	- - -	Ihro Durchl. der reg. Markgraf v. Anſpach.
16. —	16. —	16. — *	16. — *	Ihro Durchl. der reg. Markgr. von Baaden.
16. —	16. —	16. —	16. —	Ihro Durchl. der Erbſtatthalter d. Niederl.
16. —	16. —	16. —	16. — *	Ihro Durchl. der reg. Landgr. v. Heſſen-Caſſel.
16. —	32. —	32. —	32. — *	Ihro Königl. Hoheit der Prinz von Preuſſen.
32. —	16. —	- - -	- - -	Ihro K. Hoh. die Prinzeſſ. Amalia v. Preuſſ.
16. —	16. —	16. —	9. —	Ihro Durchl. der reg. Churf. v. Pfalz-Baiern.
16. —	15. —	16. —	16. — *	Ihro Durchl. der reg. Churf. v. Sachſen.
16. —	16. — *	16. — *	16. — *	Ihro Durchl. die verwitt. Herzogin v. Weimar.
16. —	16. — *	16. — *	16. — *	Ihro Durchl. der reg. Herzog von Weimar.
				der ſchweizeriſche Freyſtaat Bern.
5. 8.	5. 8.	5. 8.	3. —	der ſchweizeriſche Freyſtaat Schafhauſen.
				der ſchw. Freyſt. Zürich.
136. 16.	136. 16.	165. 8.	145. 8.	684. ſoll einkommen.
136. 16.	134. 16.	117. 8.	33. 8.	492. 16. iſt eingekommen.

Lieferungen. I.	II.	III.	IV.	Die Namen in alphabetischer Ordnung.
136 16.	186. 16.	165. 8.	145. 8.	684. soll eink. Ueber-
186. 16	154. 16.	117. 8.	33. 8.	492. 16. ist eingek. trag.
16. —	16. — *	16. — *	16. — *	die Reichsst. Augsburg.
				die Reichsstadt Bremen.
				die Reichsst. Frankfurt.
10. 16.	10. 16.	10. 16.*	10. 16.*	die Reichsst. Hamburg.
2. 16.	2. 16.	2. 16.	2. 16.*	die Reichsst. Nürnberg.
				die Reichsst. Ulm.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.	die Universität Duisburg.
				die Universität Erfurt.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	die Univ. Fft. a. d. Oder.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.	die Universi. Göttingen.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	— 4.	die Univ. Greifswalde.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	— 5. 6.	die Universi. Helmstädt.
				die Universi. Heidelberg.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	die Universi. Halle.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	die Universi. Jena.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	die Universi. Leipzig.
1. 8.	1. 8	1. 8.	1. 8.*	die Universi. Rinteln.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	die Universi. Tübingen.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	— 6.	die Universi. Wittenberg.
16. —	16. —.*	16. —*	16. —*	die Helvetische Gesellsch.
16. —	16. —	16. —	16. —*	der Hr. Prof. Bernoulli in Berlin.
16. —	16. —	16. —*	— *	der Hr. Justiz-Rath und Landv. Boie i. Meldorf.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.	d. H. Prof. Büsch i. Hamb.
1. 8.	1. 8.	1. 8.*	1. 8.*	d. H. Blumei. Rathenau.
8. —*	8. —*	8. —*	8. —*	der Hr. Statthalter von Dahlberg in Erfurt.
16. —	16. —*	16. —*	16. —*	d. H. Sal. Escher i. Zürich.
1. 8.	1. 8.	1. 8.*	1. 8.*	d. H. Prof. Engel i. Berl.
				d. Hr. Vice-Kanzler und würkl. geh. R. Freyherr von Gebler in Wien.
16. —	16. —	16. —	16. —*	d. H. Can. Gleim i. Halberst.
1. 8.	1. — 8.	1. 8.	1. 8.	d. H. Ober-Consist. Rath Gedicke in Berlin.
324. —	324. —	302. 16.	269. 7. 6.	1219. 23. 6 soll einkom.
309. 8.	230. 8.	164. 8.	39. 7. 7.	743. 7. 6. ist eingekom.

Liefe-

Lieferungen. I.	II.	III.	IV	Die Namen in alphabetischer Ordnung.
324. —	324. —	302. 16.	269. 7. 6	1219. 23. 6 f. einf. Ueber-
309. 8.	230. 8.	164. 8.	30. 7. 6.	743. 7. 6 f. einz trag.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Amtsadv. Heß in Gotha.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	der Hr. Kirchberger in des Gr. Raths Bern.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.	d. Hr. Klopstock in Hamb.
5. 8.	5. 8.	5. 8.	— — —	der Hr Graf zu Lynar in Lübenau.
16. —	16 — *	16. — *	16. — *	Hr. M. in Zürich.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Rector u. Prof. Meierotto in Berlin.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.	d. H. Dir. Merian z. Berl.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Candidat Mollus in Berlin.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	— 6	der Hr. ach. Cantley-R. Meißner in Dresden.
4. —	4. —	4. —	4. —	der Hr Prof. Oberlin in Strasburg.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.	die Herren Orel Gesner u. s. w. in Zürich.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Patra in Berlin.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	— 6.	der Hr. v. Pinkau, ch. Kriegsr. in Dresden.
4. —	4. —	4. —	4. — *	d. H. Prof. Poppe i. Berl.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.	d. Hr. Biblioth. Reinhart in Gotha.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Capellmeister Reichart in Berlin
1. 8.	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	der Hr. Prof. Rouyer in Berlin * *
16. —	16. —	16. —	5. 8.	d. Hr. General Lieut. von Schlieffen in Cassel.
16. —	16. —	16. — *	16. — *	der Hr. Graf von Salderndorf in Kiel.
5. 8.	5. 8.	5. 8.*	5. 8.*	d. Hr. Landdrost von Stechow in Berlin.
408. —	408. —	386. —	334. 7. 6	1537. 19. 6. f. einkommen.
392. —	295. 16.	208. 8.	154. 11. 6.	1050. 11. 6. f. eingekommen.

Liefer

Lieferungen. I.	II.	III.	IV.	Die Namen in alphabetiſcher Ordnung.
408. —	408. —	386. —	334. 3.6	1537.19.6. ſ. eink. } Ueber-
392. —	295. 16.	208. 8.	54.11.6.	950.11.6. i. eing. } trag.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	— 6.	der Hr. D. Schmidt in Wittenberg.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	d. H. Inſpect. Sack i. Berl.
1. 8.	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	der H. Domherr v. Schlaberndorf i. Magdeburg.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	1. 8.*	d. Hr. Spener in Berlin.
1. 8.*	1. 8.*	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Rathsherr Stokar in Schafhauſen.
4. —	4. —	4. —	4. —*	der Hr. Voß in Berlin.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Prof. Weſenfeld in Berlin.
1. 8.	1. 8.	1. 8.	1. 8.*	der Hr. Rathsherr Waickmann in Danzig.
1. 8.	1. 8	1. 8.*	1. 8.*	Anonymus i. Rathenau. **
1. 8.	1. 8.	1. 8.*	1. 8.*	Anonymus i. Schafhauſen.
16. —	16. —	16. —	16. —	der Beſorger.
440. —	440. —	418. 16.	366.1.6.	Sa. 1664.17.6. ſoll einkom.
421. —	323. 16.	234. —	60.17.6	Sa. 1039. 9. 6.
				5. 23. — Zinſen
				1045.8.6. iſt eingekommen.

Von dieſen 1045. 8. 6. habe ich laut nachſtehender Quittung dem Buchdrucker Herrn Spener gegeben für den Druck und Papier 598. 12. An Nebenunkoſten, 60. 15. 6. Zuſammen 659. 3. 6. Es bleiben mir alſo in Caſſa übrig, 386. 5.

Müller.

* * *

Fünfhundert und acht und neunzig Reichsthaler und zwölf Groſchen habe ich für den Druck der drey erſten Lieferungen alt teutſcher Gedichte, welche der Herr Prof. Müller am Joachimsthalſchen Gymnaſium von mir erhalten, richtig empfangen, welches ich hiermit bezeuge. Berlin den 20ten Februar 1784.

Spener.

* * *

Anmer-

Anmerkungen.

Die an die Caſſe noch nicht abgegebenen Vorſchüſſe habe ich mit einem Sternchen bezeichnet.

Die vier Columnen ſind die vier Lieferungen; von denen natürlicher Weiſe die vierte am ſtärkſten mit Sternchen bezeichnet iſt. Da aber nur zwey oder drey von den Contribuenten den fernern Zuſchuß abgeſagt, ſo darf ich erwarten, daß die übrigen ihre förmliche oder ſtillſchweigende Zuſage erfüllen werden.

Bey einigen Namen habe ich keine Summe beygeſetzet: bey dem einen; weil bey der Zuſage die Summe die man dazu verwenden will noch nicht beſtimmet war: bey andern aber; weil ich bis jetzt nicht mehr als Hoffnung, aber gegründete Hoffnung habe. Sowohl aus Bern als auch aus Zürich, meiner Geburtsſtadt, iſt dieſe Hoffnung nicht wenig durch Privataufmunterung verſtärkt worden. Die Regierungen dieſer beyden Freyſtaaten ſind zu erleuchtet und denken zu edel und zu gründlich, als daß ich an der Erfüllung dieſer Hoffnung zweifeln ſollte.

Da ich nur auf das wirklich Eingegangene ſehen kann, ſo iſt offenbar, daß der vierte Zuſchuß zur Erreichung unſerer Abſicht unumgänglich nothwendig ſey. Es werden noch an die hundert Bogen zu drucken ſeyn, wenn nur die vorräthigen Manuſcripte ſollen gerettet werden; alſo erfodert es noch 900 Thaler, zu welchen der Ueberſchuß noch nicht die Hälfte ausmachet. Während dem Druck der vierten Lieferung will ich mich genau nach der Zahl und Stärke der übrigen Handſchriften erkundigen, und eine genaue Berechnung des noch erforderlichen vorlegen. Wenn meine Wünſche mich nicht täuſchen, ſo wird der fünfte Zuſchuß unnöthig ſeyn.

Viel-

Vielfleiß fragt man nach dem Wörterbuche, und klagt über den Mangel an Subsidien die Gedichte zu verstehen. So unangebauet diese Klasse ist, da die vortreflichen Wörterbücher des Hrn. Prof Oberlin, eines Beförderers dieser Unternehmung, aus den vortheilhaften Recensionen in vielen Journalen bekannt genug sind, welche jeder sich anschaffen kann; so ist es doch, wenn auch keine solche Subsidien existirten, der Vernunft gemäß, daß man die dem Unternehmen nahen Autoren erst lese, ehe man an den Commentar denkt. Es würde außerdem einen nicht kleinen Aufwand verursachen, wenn man über jedes einzelne Gedicht ein besonderes Lexicon verfertigen wollte. Weit besser, nützlicher, wohlfeiler ist es, ein solches am Ende über alle zu verfertigen, und ein solches soll auch ihr folgen, wenn mein Leben so weit reichet. Bis dahin wird man sich mit dem Gedanken ohne alles Interesse ein Werk befördert zu haben.

Eine Ausgabe die mich ärgert, wünschte ich vermindert zu sehen, nemlich die steten Versendungs- und andere Unkosten meine nun sich an die Summe von 60. 15. 6. steigen. Wenn ich bedenke, daß sechs Bogen hätten können daraus abgedruckt werden, so geht es mir nahe. Ich bitte deswegen recht sehr, wenn es immer möglich ist, mir eine wohlfeile Gelegenheit zu zeigen, durch welche ich die vierte Lieferung übermachen kann. Berlin, den 4ten Febr. 1784.

Muller.

4) Luftreisen, Luftkugeln, Luftbaumeistereien sind itzt die Modebeschäftigungen der geschmackvollen Welt. Ich habe zwar nicht die Ehre gehabt mit Monsieur Montgolfier und seinen Consorten in die Luft zu reisen, und um dieses Verdienstes willen an einer königlichen Tafel zu essen: allein ein Adept, der die tiefsten Geheimnisse der Natur, die für den Unwissenden für Zaubereyen gehalten werden, durchforscht hat, und in dem alle französische Luft concentrirt ist, der hat mich das Geheimniß gelehrt, die Luft auf eine weit geschwindere und wohlfeilere Art zu durchreisen. Ich darf zwar mein Geheimniß so wenig mittheilen, als Schwedenburg seine Kunst Geister zu citiren: allein die Entdeckungen die ich auf meinen Luftreisen gemacht habe, will ich doch dem Publikum mittheilen, besonders in Ansehung der Luftbaukunst, die so viele Menschen im Stillen schon so glücklich und glücklicher noch gemacht hat als die Goldmacherey. So ungefähr monatlich, vielleicht auch wöchentlich, werde ich eine solche Luftreise thun, und da so viele Urkunden aus

den

den geheimen Archiven der galanten und vernünftigen Damen, der gelehrten und ungelehrten Herren ſtehlen, damit ich meine Leſer auch dann unterhalten kann, wenn zu große Hitze, oder Kälte, Schnee, oder Sturm mich von meiner Reiſe abhalten ſollten. Wir haben ja ſo viel wäßrige Reiſen, die von heißhungrigen Leſern verſchlungen werden: warum ſollten nicht auch in einem ſo luſtigen Zeitalter luſtige Reiſen Verlag finden? Ich werde mich bemühen den Gaumen meiner Leſer nach ihrem verſchiedenen Geſchmack zu veranügen, und ihnen wechſelsweiſe bald ganz einfache, bald ſtärker gewürzte bald nach dem heut gout zugerichtete, bald herbe oder ſcharfſalzigne Gerichte vorzuſetzen. Es wird alſo eine Wochenſchrift werden, unter dem Titel: Der Luſtbaumeiſter, worin der Buchdrucker Gradelmüller an die Einheimiſchen und Benachbarten wöchentlich einen Bogen auf ſeinem Schreibepappier für 1 Groſchen ausgeben wird. Entfernte können ſich an das hieſige kaiſerliche Oberpoſtamt verwenden, von welchem ſie es poſtirey, nach Belieben in einzelnen Stücken, oder Monat, oder quartalweiſe erhalten werden. Da ich aber nach dem gewöhnlichen Schickſal der Autoren nicht viel an eine ſolche Unternehmung zu wagen habe: ſo muß ich mich vorher von der Unterſtützung des Publikums überzeugen. Ich verlange keine Pränumeration, ſondern nur Subſcription, um zu ſehen ob ich die Unternehmung wagen kann. Subſcribenten melden ſich bey dem Buchdrucker Gradelmüller. Wer neun Exemplare nimmt, erhält das zehende frey. Im Auguſt wird das erſte Stück ausgegeben. Erfurt, den 20ſten Jul. 1734.

Timme.

5) Délaſſemens de l'homme Senſible.

L'Indulgence avec laquelle le Public veut bien accueillir les Ouvrages dictés par la ſenſibilité, engage M. *d'Arnaud* à lui preſenter une Collection de *nouvelles Anecdotes* independantes des *Epreuves du Sentiment* et des *Nouvelles Hiſtoriques*.

Cette Collection, intitulée: *Délaſſemens de l'Homme Senſible*, formera douze Parties de la groſſeur de celles des *Epreuves du Sentiment*, in 12mo.: elles compoſeront de même 6 volumes.

L'Auteur, toujours fidele à ſon objet, ſe propoſe, dans ce Recueil, de mettre en quelque ſorte, ſous les yeux de la Jeuneſſe, un *Cours de Moral en action*. Il a eu ſoin de raſſembler les Anecdotes les plus propres à entretenir l'amour des vertus, des devoirs, &c.

Les

Les 6 volumes des *Délaſſemens de l'Homme Senſible* ſe diſtribueront par douzieme Partie, de mois en mois, à commencer du premier Avril prochain.

On ſouſcrit, en tout temps chez l'Auteur, rue de Poſtes près l'Eſtrapade, maiſon de *M. de Fouchy*, et chez la Veuve *Ballard* et Fils, Imprimeurs du Roi, rue de Mathurins, vis-à-vis celle des Macons.

Le prix de la Souſcription eſt de 18 livres pour Paris, et de 21 livres franc de port, pour la Province.

On aura la compiaiſance d'affranchir la remiſe du montant des Souſcriptions, ainſi que les Lettres.

Les Délaſſemens de l'Homme Senſible n'empêcheront point le continuation des Epreves du Sentiment et des Nouvelles hiſtoriques. Deux Ouvrages dans ce dernier genre vont ſe publier ſucceſſivement.

6) Avis de la Société Littéraire-typographique, pour les *Oeuvres de Voltaire, avec les caractères de Baskerville.*

Le Public eſt averti qu'on peut voir chez *M. Frank*, banquier à Straſburg, les 48 volumes des *Oeuvres de Voltaire*, de l'Edition originale à 360 livres; et ſix volumes des nouvelles Editions, à 450 liv. papier Anglais, 240 liv. beau papier de France, 180 liv. papier ordinaire, 120 liv. papier commun.

Les ſix volumes de chacune de ces nouvelles Editions, ſont partie des dix volumes qui paraitront au mois de Septembre prochain, et qui ſeront délivrés avec les 48 volumes de l'Edition originale, et 6 Volumes in 12. des mêmes Oeuvres.

7) Den Herrn Buchhändlern welche mit der Buchhandlung der Gelehrten zu Leipzig nicht handeln, und den Debit des 6. und 7ten Bandes meines Magazins der Italieniſchen Literatur nicht befördert haben, wird hiermit angezeigt, daß dieſes periodiſche Werk hinführo nur bey Herrn Böhm zu Leipzig in Commiſſion zu haben iſt, und zwar alle ſieben Bände zuſammengenommen für 6 Thaler Leipziger Münze. Der achte Band wird noch vor der Oſtermeſſe erſcheinen, wenn auf nächſter Michaelismeſſe von den zween letzten Bänden wenigſtens ſo viele abgenommen werden, daß die Druckkoſten herauskommen. Weimar den 25. Aug. 1784.

Jagemann.

Percy zu den Vorigen.

Willkommen, Harry! Wie? Will ſich dieſes Schloß noch nicht ergeben?

Percy.

Das Schloß iſt gegen euern Einzug königlich bemannt, Milord.

Bolingbroke.

Königlich? Wie, enthält es denn einen König?

Percy.

Ja, Milord, es enthält einen König; König Richard ligt innert dem Bezirk von jenem Leim und Stein, und bey ihm Lord Aumerle, Lord Salisbury, Sir Stephan Scroop, und noch ein Geiſtlicher von heiligem und ehrfurchtwürdigem Anſehn, deſſen Name ich nicht erfahren konnte.

Northumberland.

Vermuthlich der Biſchoff von Carliſle.

Bolingbroke (zu Northumberland.)

Mein edler Lord, geht vor die Mauren dieſes alten Schloſſes, fordert durch die eherne Stimme der Trompete eine Unterredung, und ſprecht ſo: Heinrich von Bolingbroke küſſt auf ſeinen Knien König Richards Hand, und ſende ihm die Verſicherung ſeiner Unterthänigkeit und aufrichtigen Treue gegen ſeine Königliche Perſon; ſagt ihm,

ich

Der
Teutſche Merkur.

September 1784.

I.

Des
Herrn Michael Torcia Beſchreibung des Erdbebens,
welches den 5ten Februar 1783 die Stadt Meſſina und die halbe Provinz Calabrien verwüſtet hat.

Unter den vielen Beſchreibungen der erſchrecklichen Verwüſtungen, welche das Erdbeben in Meſſina und Calabrien angerichtet hat, iſt keine mit jener des Herrn Torcia, königlichen Archivars zu Neapel, und Mitglieds der königlichen Akademie, zu vergleichen. Wir kennen ihn ſchon als einen vortrefflichen Naturforſcher durch ſeine Briefe über den allgemeinen Höhenrauch des vergangenen Jahres. Seine Beſchreibung iſt lebhaft und lehrreich. Sie empfielt ſich durch eine tiefe Einſicht in alle Reiche der Natur, auf welche ſich die Wirkungen der ſchaudervollen Begebenheit erſtrekt haben, und durch gelehrte

Anmerkungen, die sie unterhaltend und angenehm machen. Ich glaube durch ihre Bekanntmachung dem teutschen Publico einen Gefallen zu thun.

„Die Würkungen dieses Erdbebens haben vielleicht in den Jahrbüchern Europens ihres gleichen nicht. Nur die Verwüstung der zwölf Städte in Asien, unter der Regierung des Tiberius, welche Tacitus im eilften Buche seiner Annalen mit wenigen Worten so meisterhaft beschrieben hat, gleichen ihnen in allen Puncten. Man kann sich aus ihnen ohngefehr das noch viel schrecklichere Bild des Untergangs der Insel Atlantis, und der Spaltungen des ehedem festen Landes zwischen Gibraltar und Afrika, zwischen Sicilien und Italien, zwischen den Britannischen Inseln und den Niederlanden, wovon uns die Länge der Zeit alle Nachrichten geraubt hat, entwerfen. Ehe ich mich in die Beschreibung derselben einlasse, muß ich den weiten Schauplatz, über welchen sie sich erstrekt haben, so genau als möglich bestimmen. Er verbreitet sich in Elliptischer Figur von Osten nach Westen über einen Theil des Jonischen Meeres, über das ganze südliche Calabrien, über die Liparischen Inseln, die nördliche Spitze Siciliens, und den Theil des Tyrrhenischen Meeres, wo es sich in dem Kanal von Messina mit dem Jonischen vereint. Calabrien, welches das Unglück am meisten getroffen hat, wird durch eine Erdenge, die

auf

auf ihren zwey Seiten die Meerbuſen S. Eufemia und Squilace (Sinus Lameticus und Scyllaceus) bildet, und von den zwey Flüſſen Lamato und Corace (Lamerus und Crotalus) nach entgegen geſetzter Richtung durchſtrömt wird, in zwey Theile getheilt. An der Mündung des Erſten dieſer Flüſſe lag das alte Lametia, welches dem Meerbuſen den Namen gab, der auch von den Städten Hipponium und Terrina, die in ſeiner Nachbarſchaft lagen, benannt wurde. Wir werden die Erdenge die Lametiſche nennen. Der nördliche Theil ſtößt an den durch ſein vortrefliches Bauholz berühmten bergigen Wald Sila (Sylva), der vor Alters viel größer war, und zu dem berühmten Schiffe des Hiero das Holz lieferte.

Der ſüdliche Theil bildet eine kleine Halbinſel, die ſich mehr in die Breite als in die Länge ſtreckt, und die Spitze des Stiefels ausmacht, dem man Italien an Geſtalt vergleicht. Er wird wie das übrige Italien von einer Kette Bergen durchſchnitten, und genießt der nemlichen Vortheile, welche dieſe Berge andern Provinzen Italiens gewähren. Einige, z. B. Aſpromonte, ſind auf ihren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt. Einige, wie der Caulone, ſind in ihrem Eingeweide voll Adern und Lagen von allerley Mineralien und Metallen. Auf ihrem Rücken tragen ſie großes Bauholz, heilſame Kräuter, und nützliche Pflanzen aller Art. Aus ihrem Schooſe entſpringen

unzählige Waſſerquellen, welche Pflanzen und Thiere beleben, und die brennende Sonnenhitze in einem Clima, das jenem von Andaluſien und Morea gleicht, und ſich mit den feurigen Ausdünſtungen der umſtehenden Vulkane Etna, Stromboli, Vulcania, und Veſuv vereint, erträglich machen. Die Ebenen auf beyden Seiten des Gebürges ſind mit Hügeln beſäet, welche nach dem Maaß als die bürgerliche Freyheit der Bewohner des Landes durch die noch herrſchende Scytiſche Lehenbarkeit weniger eingeſchränkt wird, mehr angebauet ſind. Unter andern findet ſich eine ſolche Ebene am Tyrrheniſchen Meer, Piana genannt, die ſich 40 bis 50 (italieniſche) Meilen in die Breite, und 18 bis 20 Meilen in die Länge erſtreckt. Sie iſt die größte dieſer Provinz, und an Fruchtbarkeit ſtreitet ſie mit jenen bey Foggia in Apulien, in Terra di Lavoro in Campanien, und bey Catania um den Vorzug. Die weſtliche Küſte dieſer Halbinſel hat nicht nur alle Vortheile eines fruchtbaren Erdreichs und Himmelſtrichs, ſondern auch den der Schifffahrt in den Meerbuſen von Pizzo, Parghilia, Bagnara, Scilla. Sowohl Fremde, als Inländiſche beſuchen die Handelsplätze Bivona, Pietrenere unter Palmi, Gioja, und Foſſa bey Scilla. Es lebt auch auf der weſtlichen Küſte eine Menge Menſchen vom Fiſchfang, beſonders des Thunfiſches, und des Schwerdtfiſches, und anderer ſchmackhaften Fiſche, woran dieſes Meer einen Ueberfluß hat. Aber auf der joniſchen Seite

iſt

iſt weder ein Thunfiſchfang, noch ein Fiſcherkahn zu finden. Die Lehnherrliche Gewalt und die Geiſtlichkeit, die ſich hier alles zueignen, haben den Ueberreſt des Fleiſſes, den die Korſaren der Barbarey nicht haben vertilgen können, ganz erſtickt. Sie haben dieſe Gegend ſeit zweyhundert Jahren ärmer an Seeleuten gemacht als es die Küſten von Labrador und von Neuſeeland ſind, welche wenigſtens von den Canoes und Pirogen der Wilden befahren werden. In der Faſten hat man hier keinen andern Fiſch, als der drey bis vierhundert Meilen von Molopiccolo, S. Lucia, und der Amalfiſchen Küſte herkommt. Und das iſt doch das Land der alten Locrier und Cauloniaten, denen es nicht an Kriegs- und Handels-Schiffen fehlte, und ſo vieler braven Seeleute, die auf den Neapolitaniſchen Galeren bey Lepanto wider die Türken fochten! Wenn die Regierung die Schifffahrt auf dieſer Küſte wieder herſtellen wollte, ſo müßte ſie die Leute anders woher kommen laſſen. Der Levantiſche Handel ſcheint es zu erfordern, daß hier eine Pflanzſtätte der Schifffahrt angelegt werde.

Das Erdreich dieſer Halbinſel iſt eines der fruchtbarſten in ganz Europa. Ob es gleich nur der zwanzigſte Theil des Königreichs iſt, ſo ſoll es doch den Zehnten Theil ſeiner Einkünfte ausmachen. Seine Bevölkerung, die nicht über eine halbe Million gehet, könnte viel größer ſeyn. Calabrien, welches ſonſt

Großgriechenland hieß, und zu Zeiten des Pythagoras und seiner Schüler der Hauptsitz der Künste und Wissenschaften war, unterhielt allein mehr Flotten und Kriegsheere, als itzt die ganze Monarchie zu thun im Stande ist.

Der Mittelpunkt des Erdbebens, welches wir beschreiben wollen, scheint unter itzt erwehnter Halbinsel gewesen zu seyn, und die Verwüstungen haben sich bis an die Flüsse Lamato und Corace erstreckt. Alle Erscheinungen bestätigen diese Muthmaßung. Je mehr sich die Oerter dem Mittelpunkte der Halbinsel nähern, desto stärker sind sie erschüttert worden. Hier haben sich plötzliche Erdschlünde aufgethan, und alles in ihren Abgrund verschlungen. Die Bäume sind mit ihren Wurzeln ausgerissen, die Städte samt ihren Grundfesten umgestürzt worden; die Flüsse sind hier theils ausgetrocknet, und theils verschlungen worden. Der sonst tiefe Fluß Petraci oder Metauro ist in einen Graben ohne Wasser verwandelt, und die Flüsse, die ihm aus den Bergen von Terranova, Oppido und Sitizzano das Wasser zuführten, haben zwischen den Bergen tiefe Seen gebildet. Der Metramo hat sich mit einem schwarzen und stinkenden Schlamm über das benachbarte Feld ergossen.

Die Vulkanische Ursache aller dieser Würkungen muß über alle maßen tief in der Erde, und von unbegreiflicher Gewalt gewesen seyn. Dieses beweiset die

die Größe der Oberfläche des Erdſtrichs, den ſie erſchüttert, der Laſt der Gebürge von Granit, den ſie zugleich aufgehoben, und das unausgeſetzte Zittern der Erde, welches bis auf dieſen Tag noch nicht aufgehöret hat. Die Erſchütterungen haben ſowohl das Waſſer als das Erdreich in Bewegung geſetzt. Denn da die Gebäude auf der Erde zuſammenfielen, wurden auch die Schiffe auf dem Meere durch gewaltige Stöſſe beängſtiget. Die Kanonen ſprangen von ihren Lagern auf die Verdecke der Schiffe, die vor Meſſina ankerten. Die königliche Fregatte S. Dorothea empfand dieſe Würkungen. Die Wellen des Meeres wurden nicht weniger als die Berge der Erde erſchüttert. Ebbe und Fluth wurden in dem kleinen Tarentiniſchen Meerbuſen und am Salentiniſchen Vorgebürge in ihrer Ordnung geſtört. Eine Barke wurde bey Bitiſco aufs Land geworfen. Ein dumpfes Getöſe aus dem Grunde des Meers ſetzte die Schiffer in der Bay bey Gallipoli in Furcht und Schrecken. Die Bewegung des Meeres war an der ganzen jonischen Küſte des Königreichs und an jener, die Sicilien gegenüber ſtehet, gleich ſtark. Man ſah hier alle die Veränderungen, die das Erdbeben im Jahr 1746 zu Callao, und im J. 1755. in den Mündungen des Tago und in der Bay von Cadix hervorbrachte. Das Meer brauſete im Kanal von Meſſina über die Ufer empor, riß die unglücklichen Bewohner deſſelben mit ſich fort, und bedeckte ihre Wohnplätze mit Fiſchen,

Das Erdbeben nahm den 5ten Febr. seinen Anfang, ohne vorhergegangenes Zeichen. Die erste Erschütterung, welche die schrecklichste unter allen war und drey Minuten währte, geschah drey viertel Stunden nach Mittage; die zwote, die fast eben so stark war, sieben Stunden nach Sonnen Untergang; die dritte, welche die Städte und Dörfer vollends zu Grund richtete, folgenden Freytag um 19 Uhr (eine Stunde nach Mittag). Bis zum 28sten März zählte man der Erderschütterungen so viele, daß man in den letzten Zeitungen gar von einem ununterbrochenen Erdbeben sprach. Wahr ist es, daß eine Kugel, die auf eine Horizontalfläche gestellt war, bis den 28sten März in beständiger Bewegung gewesen, und daß dieser Versuch in mehrern Gegenden angestellt worden ist. Die Bewegung der Erde war nicht von einer Art. Bald gieng sie aufwärts, bald wellenförmig, bald war sie zitternd. Die Oberfläche der Erde wurde gänzlich umgekehrt. Alle Elemente und Geschöpfe fühlten ihre Würckungen. Die Widerstöße hat man gegen Norden bis nach Neapel, und gegen Süden in ganz Sicilien, und zwar zugleich mit den ursprünglichen Stößen in Calabrien, empfunden; wodurch noch immer mehr bewiesen wird, daß der ursprüngliche Sitz von unermeßlicher Tiefe ist. Ein Platzregen mit Wind und Nebel vermischt, war das Zeichen der vollen Wuth des Feuers. Die Hirten, und wer aufs freye Feld floh, oder auf Schiffen die Küste vorbey-

fuhr,

fuhr, empfanden einen Geruch von Erdharz und Schwefel. Durch die vielen Oefnungen und Erschütterungen der Erde wurde der Luftkreis mit Ausdünstungen angefüllt.

Nun zur Beschreibung selbst. Wir wollen von Messina anfangen, weil wir von daher die ersten Nachrichten von dieser schrecklichen Geißel erhalten haben. Seit mehr als hundert Jahren ist diese berühmte und so glücklich gelegene Stadt vielen Drangsalen ausgesetzt gewesen. Am Ende des vergangenen Jahrhunderts wurde sie vom Admiral Ruyter, der hier sein Leben verlohr, hart belagert. Im Jahr 1743. richtete die Pest ihre Bevölkerung fast ganz zu Grunde. Das jetzige Erdbeben hat sie in einen Steinhaufen verwandelt. Sogar die schöne Reihe von Palästen am Hafen, welche Philipp III. zu errichten anfieng, und Viktor Amadäus der Große, zu einer regelmäßigen Vollkommenheit brachte, ist von Grund aus umgestürzt worden. Die Fischerey sammt den schönen Springbrunnen steht unter Wasser, und drey tausend Einwohner liegen unter dem Schutt ihrer Häuser begraben. Das Dorf Torre di Faro, oder das alte Pelorus, ist von seinen Ruinen bedeckt. Die zwey nahen Seen stehen unter dem Meere, so weit auch dieses entfernt war. Das übrige Sicilien hat nach Maaß der Entfernung von dem obenbesagten Hauptsitze des Vul-

kanischen Feuers mehr oder weniger gelitten. Bis nach Paris und Rometta gegen Westen von Messina um bis nach Limina gegen Mittag sind Häuser eingestürzt.

Aber diese Verwüstungen sind mit denen, die Calabrien erlitten hat, nicht zu vergleichen; denn die oben gesagte Halbinsel, liegt unmittelbar über dem Vulkanischen Heerde, und dem Appenninischen Gebürge, mehr zur rechten als zur linken. Ich will einige der vornehmsten Städte und Flecken, die in der ersten Wuth zerstört worden sind, nennen: Pizzo, Briatico, Bivona, Montleone, Filogaso, Vallelonga, welche insgesamt in dem fruchtbaren Gebiete der alten Hipponiaten liegen; Tropea am Meer mit seinen Dörfern, worunter sich Parghilia durch seine Schiffarth auszeichnet; Mileto mit seiner Nachbarschaft, Soreto und Arena gegen das Gebürge, Calimera, Filocastro, Nicotera gegen das Meer, Rosarno und Calatro, wo der Ackerbau blühet, Gioja, Palmi und Seminara, wo die Einwohner sowohl vom Meer als von den Landesproducten die meiste Nahrung ziehen, besonders Palma, wo seit 30 Jahren die Pracht der Gebäude, und der Handel dergestalt zugenommen haben, daß man es für ein anderes Livorno in Calabrien hielt, jetzt aber über 3000 seiner fleißigen Einwohner verloren gegangen sind; auf der Seite des Gebürges Acquaro,

ich sey in dem nemlichen Augenblik bereit, meine Waffen und Völker zu seinen Füssen niederzulegen, in welchem er mir die Widerrufung meiner Landes-Verweisung und die Wieder-Einsezung in meine Güter freywillig garantiren wolle; wo nicht, so werde ich mich des Vortheils meiner Macht bedienen, und den Sommer-Staub mit Regen von Blut legen, die aus den Wunden erschlagner Engländer sich ergiessen sollen. Wie entfernt aber von Bolingbroks Herzen der Gedanke sey, daß ein solch blutiges Ungewitter den frischen grünen Schooß von König Richards Land überschwemmen solle, davon könne ihn meine Mäßigung und Entfernung von allem pflichtwidrigen Gebrauch meiner Obermacht überzeugen. Geht, erklärt ihm dieses, indessen daß wir ohne das Getöse drohender Trummeln über diese Ebne fortziehen, damit unser Betragen, von den zerfallnen Zinnen dieses Schlosses beobachtet, die Wahrheit unsrer Erklärung bekräftige. Mich däucht, König Richard und ich sollten uns mit nicht mindern Schrekniſſen begegnen, als die Elemente des Feuers und des Wassers, wenn ihr donnernder Zusammenstoß die bewölkten Wangen des Himmels mit Thränen badet. Ist er das Feuer, so will ich das nachgiebige Wasser seyn; er mag rasen, indeß daß ich meine Wasser auf die Erde regne; auf die Erde, nicht auf ihn. Nähert euch den Mauren — Milord, und beobachtet die Fassung des Königs genau.

Sechste

Cinguefrondi, Laureana, Polistina, S. Giorgio, Terrannova, Casalnuovo, Castellaccio, S. Christina, Sitizziano, Stilopoli, S. Procopio, S. Eufemia, lauter fruchtbare Oerter um Oppido herum, das man für das alte Mamertum hält.

Auf der Seite des Meeres hat das Unglück auch die Stadt Bagnara getroffen. Sie lag auf einem abhängigen Felsen, einsam, und ohne Gebiete. Diesen Mangel ersetzten der Handel, den sie mit den Produkten ihrer Nachbarn führte, und die bürgerlichen Künste, die daselbst von Tag zu Tage mehr zunahmen. Gold und Silber wurden hier reiner bearbeitet als in der Hauptstadt. Sowohl eigene als fremde Schiffe, führten die Waaren, die den Gegenstand ihres Handels ausmachten, aus und ein. Sie war einer der wenigen Oerter des Königreichs, wo die schändliche Betteley nicht statt findet. Die Lebensmittel, das Klima, der Ueberfluß an schmakhaften Fischen, griechische Bildung der Menschen, das schöne Geschlecht mit rosenrothen Wangen, machten den Aufenthalt in dieser Stadt reizender, als er, Palma ausgenommen, in dieser ganzen Gegend ist. Sie hat 4800 ihrer fleißigen Einwohner, die Hälfte ihrer Bevölkerung, verloren. Nur bey dieser traurigen Gelegenheit hat man sie gezählt; denn da ihre Abgaben nicht nach Grundstücken, sondern in Zöllen und Accisen entrichtet wurden, war ihre wahre Anzahl unbekannt.

In allen den genannten Oertern hat eine groſse Menge Menſchen das Leben verloren. Der wohlhabende und reichere Theil der Einwohner, die Geiſtlichkeit und der Adel, die noch beym Mittageſſen waren, die Artiſten mit ihren Weibern und Kindern, und der gröſte Theil des Geſindes, die zu ihrer Arbeit zurückgekehret waren, und überhaupt die Manufakturiſten, ſind faſt alle ſammt ihren Handwerckszeugen unter die Ruinen ihrer Häuſer begraben worden. Die aber dem Ackerbau und dem Hirtenleben ergeben ſind, hat das Unglück nicht getroffen. Ihre niedrigen Hütten und Strohhäuſer waren die Zufluchtsörter der elenden Ueberbleibſel der Städtiſchen Niederlage. Man ſah hier offenbar, daß groſse Unglücksfälle die Menſchen zur Quelle der bürgerlichen Geſellſchaft zurückführen. So iſt es den Bewohnern der fruchtbaren und reichen Ebene Piana, die mit volckreichen und nahrhaften Städten bedeckt iſt, und von vielen Flüſſen und Bächen bewäſſert wird, ergangen. Viele der bewohnten Oerter und Flüſſe haben ihre alten griechiſche Namen noch, z. B. Metauro, Metramo, Jeropotamo, Calopotamo, Gallico, Calopinace, Penimele.

Indeß daß der Tod unter den Menſchen ſchrecklich wüthete, geſchahen groſse Veränderungen auf der Oberfläche des Erdbodens. Die von Menſchenblute getränckte Ebene Piana hat faſt alle Flüſſe

und

und Bäche verloren, denen ſie ihre Fruchtbarkeit zu verdancken hatte. Die Thäler bey Filareſe und Nunciata auf der groſſen Feldflur Seminara, ſind ganz umgebildet worden, und bey Machiera iſt der Erdboden ſammt einer Oel-Mühle über 30 Spannen tief niedergeſuncken. Der benachbarte Berg S. Elia iſt gröſtentheils ins Meer geſtürzt. Die Bay von Pietrenere, der ehemalige portus Oreſtis, iſt nicht mehr kennbar. Der Berg Kombola zur linken der Stadt Bagnara, iſt ganz verſchwunden. Die Gebäude dieſer Stadt ſammt ihren Mauern, ſind alle von Oſten gegen Weſten niedergeworfen, und der Berg Piſtorino, Sicilien zur rechten, iſt ins Meer verſuncken.

Einige glauben der Fall dieſes Berges ſey die einzige Urſache der oben gemeldten Aufſchwellung des Meeres im Kanal von Meſſina geweſen. Allein wenn dieſes wahr wäre, ſo würde ſchwer zu erklären ſeyn, wie dieſes Phönomen ſich auf beyde Seiten der Halbinſel, und in die Meerbuſen von Squillace und St. Eufemia erſtreckt habe, und wie der daraus erfolgte Schaden nur in ſolchen Gegenden am ſtärkſten geweſen ſey, wo das Meer enger eingeſchränkt war, und die Berge dem Aufwallen derſelben ſich widerſetzten; gleichwie dieſes zwiſchen der bergigen Seite von Scilla, und dem entgegengeſetzten Ufer von Torre di Faro augenſcheinlich iſt. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo

hat

hat der Berg Pistorino die schönen Landgüter von Campola, Tirppo und Serro bey Focomeni; welche insgesamt fruchtbar an köstlichem Weine waren, mit sich ins Meer gerissen; wohin auch das Vorgebürge Pasci, welches nach dem Homer einen der sechs Köpfe der Scilla bildete, versuncken ist. Der P. Minasi hat es auf einer seiner Charten sehr richtig abgezeichnet, und glaubt auf demselben unter den durchbrochenen Klippen und Wasserströhmen des Felsen Scilla eine Aehnlichkeit mit dem erdichteten Ungeheuer entdeckt zu haben. Bey Fossa, einem Orte des Herrn Doktors Franz Caraccioli, Sachwalters der Teutschen und Russen zu Neapel, wo ein köstlicher Wein wächst der mit dem Burgundischen viele Aehnlichkeit hat, ist das Ufer des Meers ganz umgebildet worden. Das angebauete Erdreich ist bis zu einer Tiefe von 30 Fuß hier und da überall durchlöchert, und gleicht einer unzählichen Menge Ofenlöcher, welche Meersand ausgeworfen haben. Die nemlichen Veränderungen erstrecken sich über die ganze Küste von Reggio, und auch ins Land, in einige Entfernung vom Meere, wie zu Calanna, welches zum Theil in seinen nahen Fluß hinabgesuncken ist, und über die ganze östliche Küste, auch die Erdenge nicht ausgenommen, in einigen Gegenden mehr als in den andern, nach Maaß des grössern oder geringern Widerstands des Erdreichs, und der Gewalt der Stöße.

Von

Von der Ebene und der Erdenge wollen wir uns auf die Berge begeben, auf deren Rücken sich viel wichtigere Veränderungen ereignet haben. Hier seufzt die Religion über den Verlust ihrer Heiligthümer, und die gesellschaftliche Liebe über den Untergang ihrer Städte und Bürger. Die Philosophie zerbricht sich hier den Kopf, die Ursache so großer Verwüstungen zu entdecken. Sie möchte in das Eingeweide der Erde dringen, aus ihrem innern Bau dieselben zu erklären; aber alle ihre Bestrebungen sind unnütz. Die tiefsten Einschnitte durchdringen nur die äußere Schale; und wenn es ihr auch gelänge, eine italienische Meile einzudringen, wohin die menschlichen Kräfte noch nicht gelanget sind, so würde er nur 1/4000 Theil vom halben Durchmesser der Erde, und fast nur das äußerste so dünne Häutgen der Erdkugel durchdrungen haben. Die Verwüstungen zu Soriano und in dieser Grafschaft, welche Sorianello, S. Angelo, S. Barbara, Pizioni und Vazzano begreift, und zu Sezza samt dasiger Gegend, zeigen an, wo der Kegelschnitt des vulkanischen Würkungskreises angefangen habe. Weil die Gewalt nicht hinreichte, die ungeheuere Last der Berge zu überwinden, hat sie die Oberfläche der Erde, worauf sie ruhen, ganz umgeworfen. Auf diese Weise verloren die Berge ihre Grundfeste, und versancken entweder ganz in die Tiefe, oder ihre Gipfel stürzten herab. Unter ihrem Eingeweide haben sich Abgründe eröfnet, und ihren innern Bau zu

Grund

Grund gerichtet. Die angebaueten niedern Ebenen ſind mit Thon oder ſchwarzem Sand oder Steinen bedeckt worden. Der benachbarte, ſonſt ſchnelle Fluß wurde in einen ſtehenden See verwandelt. Andere Quellen verlohren ihren gewöhnlichen Lauf, und machten ſich einen neuen Weg in andere Gegenden. Bäume, Geſträuche! und Steine, die von den Bergen herabgeſtürzt ſind, haben ſich vereint, die Communication zwiſchen einem Ort und dem andern abzuſchneiden, obgleich ohne dem ſchon die Wege durch tiefe Erdfälle, und Auswürfe geſperrt genug ſind. Eben ſo traurig ſiehet es in dem volkreichen Gebiete von Arena, und in jenen von Caridà und Borello, welche niedriger liegen, aus. In der Nachbarſchaft von Laureana, welches in dem Gebiete von Borello liegt, nahm das Erdbeben mit folgender Erſcheinung ſeinen Anfang. Auf den Seiten eines Hügels waren zwey Ebenen, deren eine ſich Macuini nannte, und mit dicken Oelbäumen bepflanzt war, die in fruchtbaren Jahren 12 bis 15 Tumoli Oliven gaben, die andere aber mit vielen einträglichen Maulbeerbäumen beſetzt war. Die Oberfläche beyder Ebenen löſete ſich ab, fuhr ſtückweiſe auf den niederen Boden, und ſchleppte die wohlthätigen Bäume, welche zerbrachen, ſo weit fort, daß man einen derſelben, der ein dicker Nußbaum war, in der Entfernung einer Meile wiedergefunden hat. Melitello, ein Prieſter, und Antonino di Marco, ein Pächter, nebſt andern, die ſich in dieſer

Gegend befanden, waren Zuschauer dieses fürchterlichen Auftritts. Einer der Ochsen des Pächters, die vom Pfluge abgespannt waren, und viele Schafe einer daselbst weidenden Heerde wurden von der Erde verschlungen. Wo die zwo Ebenen waren, liegt jetzt dicker Sand, und es entsprungen daselbst Wasserquellen, die vorher nicht da waren. Längst den Ufern des Metramo sind die Veränderungen nicht so auffallend. Es sind hier weder Berge noch abhängige Ebenen, die herabstürzen konnten. Jedoch ist das Erdreich hier durchlöchert, wie das Ufer des Meeres bey Reggio, und mit weißem, rothem, schwarzem Sande bedeckt, je nachdem die untern Lagen entweder mit Feuersteinen, Zinck, Wismut, oder andern Mineralien vermischt waren.

Je mehr man sich aber den Anhöhen des metallreichen Caulone nähert, desto wichtiger und schrecklicher werden die Verwüstungen. Im Gebiete von Terranova *) borste der Rücken des Berges, auf welchem dieser Ort lag, und stürzte theils in den Fluß Marro, theils in den Bach, der auf der andern Seite fließt. Jedermann weiß das traurige Schicksal des benachbarten Casalnuovo, wovon wir noch anderswo sprechen werden; und wer hat nicht von dem Unglück der Stadt Oppido gehört, welche auf einem

*) Man muß diesen Ort von einem andern dieses Namens unterscheiden, welcher in dem nördlichen Calabrien liegt.

nem noch ſpitzern Rücken des Aſpromonte lag? Die Grundfeſte wurde zerriſſen, und die zertrümmerten Häuſer ſtürzten von der ſteilen Anhöhe herab.

Noch viel trauriger iſt das Bild der benachbarten Gegenden von Sitizzano, Caſoleto, Sinopoli Vecchio, die unter den ſchneereichen Gipfeln des Aſpromonte liegen, welche Plinius und Solinus Saltus Rheginorum und Pontanus Nemus extremis Calabrum inviolabile terris nennen. Karl V. beſuchte dieſes Gebürge nach ſeiner Rückkehr von Tunis, und bereicherte es mit dem Anbau des teutſchen Roggen-Korns. Daher nennt man es hier *grano germano*. In dem Umfang dieſer gebürgigen Gegend ſcheint der Mittelpunckt des Vulkaniſchen Würkungskreiſes geweſen zu ſeyn. Wir wollen ihn ſoviel es ſich thun läßt, mit den Worten der Nachricht, die Herr Domenico-Antonio Principato, Arzt von Sitizzano, in einem Schreiben vom 20ſten März 1783. davon gegeben hat, beſchreiben.

„Die gröſte Gewalt der Geiſel fiel auf die Gebiete von Oppido, St. Chriſtina, Sitizzano, Caſoletto, Sinopoli Vecchio, und Caſtellace. Auſſer der großen Niederlage, welche das Erdbeben unter den Einwohnern dieſer Oerter angerichtet hat, iſt auch der Erdboden derſelben und ihrer Gebiete ganz umgeworfen worden. Beym erſten Stoß ſind ganze Strecken ebener Gegenden von ihrer Lage abgeriſſen, und mit einer

zer-

zerſtörenden Gewalt fortgeſchleudert worden. Sie ſind nicht mehr die fruchtbaren Felder, welche jedes Aug ergötzten. Sie haben ſich in entſetzliche Abgründe, in Schlünde, in Höhlen, und tiefe Sümpfe verwandelt. Sitizzano grenzt gegen Mittag an das Gebiete von Pedavoli, gegen Oſten an das von Lubrichi, welche beyde nach S. Criſtina gehören gegen Norden an das von Caſtellace, und gegen Weſten an das von Caſoleto. Sitizzano wurde vom Fluß Caſtellace und von einem andern, Namens Valone di Caſoleto bewäſſert. Beyde Flüſſe vereinten ſich zu S. Catarina, im Gebiete von Sitizzano, und nachdem ſie ſich durch andere Ströme vergrößert hatten, fielen ſie in den ſchnellen Metauro, der wegen der vielen Steine, die er mit ſich fortwälzt, in den mittlern Zeiten den Namen Petrace erhalten hat. Dieſer Fluß iſt ſammt ſeinen Quellen verſiegt. Die angenehme Ebene des herrſchaftlichen Gartens nahe am Pallaſt Spinetto iſt einem großen Theil nach fortgerißen worden, und hat die weſtliche Hälfte dieſes Gebietes nach ſich gezogen. Eine Menge Erde hat das ganze weite Thal, welches das Gebiete der Stadt Sitizzano von jenem der Stadt Caſoletto ſchied, angefüllt, und den Lauf des obengenannten Fluſſes gehemmt. Das angehäufte Erdreich iſt ſo hoch, daß wenn dem dadurch aufgehaltenen Gewäſſer nicht bey Zeiten ein Abfluß verſchaft wird, nicht nur ein zwey Meilen langer, und eine

Meile breiter See, sondern auch aus den giftigen Ausdünstungen des stehenden Wassers, und der verfaulten Körper, da der Sommer so nahe ist, der gänzliche Untergang der übergebliebenen Bevölkerung entstehen wird. *) Durch gleiche Ursachen sind gleich große und gefährliche Seen entstanden. Einer gegen Osten in einem großen Thale, welches das Gebiete Sirizzano von den Landgütern Lubriche und Castellace scheidet, und vom Fluß Castellace durchströmt wurde; ein anderer, in einem andern Thale, welches den Gebieten von Sinopoli und Casoleto zur Grenze dient, und vom Fluß Trubulo bewässert wurde; der dritte bey Oppido, durch den eingeschlossenen Fluß Birba, welcher 78 Spannen tief ist, und noch verschiedene andere durch gehemmte Bergströme. Außer dem sind noch die fruchtbaren Felder von Buzzano, S. Christina, Oppido, Terranova in tiefe Schlünde, und in Schauplätze von Ruinen verwandelt worden. Ein Häusgen welches am Fuß eines Hügels stand, stehet nun auf einer Höhe zweyer Büchsenschüße. Was Plinius von einem Erdbeben zu Modena unter den Consulen L. Marcus und S. Julius, und Bertrand, und der Neapolitanische Ritter Marcello von andern Erdbeben des jetzigen und vorigen Jahrhunderts, besonders in der Schweiz und zu Neapel erzählen, hat sich

*) Man hat zu rechter Zeit einen Abfluß verschaft. Das nemliche ist in allen übrigen neuentstandenen Seen geschehen.

Sechste Scene.

Aufforderung von aussen, Antwort von innen; Trompeten-Klang, König Richard, Bischoff von Carlisle, Aumerle, Scroop und Salisbury kommen auf die Mauren.

York.

Seht, seht, der König tritt selbst hervor, gleich dem von Unmuth erröthenden Phöbus, wenn er, aus der glühenden Pforte des Morgens hervorgehend, neidische Wolken gewahr wird, die sich vereiniget haben, seinen Glanz zu verhüllen, und die Pracht seines schimmernden Zugs nach Westen zu verdunkeln. Und doch sieht er wie ein König; seht, wie sein Auge, glänzend wie eines Adlers, herrschende Majestät um sich her blizt. O beweinenswürdig, daß eine so schöne Gestalt durch irgend einen Unfall entstellt werden soll!

König Richard (zu Northumberland.)

Wir befremden uns, und stehen schon lange hier, auf die ehrfurchtvolle Beugung deiner Knie zu warten, indem wir uns selbst für deinen gesezmäßigen König hielten; und sind wir's, wie dürfen sich deine Gelenke vergessen, den schuldigen Tribut der Unterthänigkeit unserer Gegenwart zu bezahlen? Sind wir's aber nicht, so zeige uns die Hand Gottes, die uns unsrer Statthalterschaft entlassen hat. Denn das wissen wir, daß keine Hand von Blut und Knochen, ohne Entweihung, Diebstal und Verrath, nach unserm geheiligten

ſich auch hier zugetragen. Einige Berge ſind in ihren Schwingungen wider einander geſtoßen, und haben viele Menſchen, die zwiſchen ihnen auf dem Wege begriffen waren, oder ſich mit dem Ackerbau beſchäftigten, in ihrem zerborſtenen Eingeweide begraben. Dieſes Unglück hatten Franz Anton Principato, Bruder des obengenannten Arztes, Niklas Sorgi, der zu Pferde zu entfliehen ſuchte, und 47 Ackerleute von Stizzano, und noch mehrere Menſchen auf den Landgütern von Boscaino und Casnavaria. Bey dieſen Unglüklichen iſt wahr geworden, was Tacitus von einem gleichen Zufall erzählt, es habe den Menſchen an der gewöhnlichen Zuflucht in aperta prorumpendi gefehlt, quia deductis terris hauriebantur.

Wer von den höchſten Bergen herabſah, dem kam die Zerrüttung der niedern Berge und Thäler nicht anders vor, als ein plötzlicher Aufbruch des Eiſes in kalten Ländern. Aus den bewohnten Oertern erhuben ſich nach einigen Erſchütterungen hohe Säulen von Staub aus den zertrümmerten Gebäuden.*) Es giebt Oerter, wo kein Stein auf dem andern geblieben, und kein Einwohner mit dem Leben davon gekommen iſt, die ausgenommen, welche ſich zufälliger Weiſe auſſer den Mauern ihrer Häuſer be-

*) Anton Pedatella, ein Zollbedienter von Bagnara, der auf dem Berge Aſpromonte auf der Jagd war, ſah dergleichen traurige Auftritte.

fanden, und vielen hat auch dieſes nichts geholfen. Zu Soriano ſtürzte eine Mauer nieder, und zerquetſchte den größten Theil derer, die einen Prieſter begleiteten, der einem Krancken das H. Abendmal brachte. Das Unglück wollte, daß bey dem erſten Stoſe die Einwohner noch bey Tiſche, oder kaum davon aufgeſtanden waren. Paſquale Jaſſioti, einer der beſten Schüler des Philoſophen Genoveſi, rettete ſich durch die Flucht, und wurde in einem Garten niedergeworfen, wo er eine Weile ſinnlos lag. Vinzenzio Grimaldi, Bruder der Marquis Grimaldi, die zu Neapel wohnen, entgieng dem Einſturz ſeines Hauſes, der ſeine übrigen Hausgenoſſen tödtete, weil er gleich nach Tiſche ſich in ein abgelegenes Zimmer begab, Marmontels Erzählungen zu leſen. Zu Oppido iſt von der Familie des königlichen Bibliothekars Malarbi, die in 12 Perſonen beſtand, niemand gerettet worden, als ſein junger Neffe, den er bey ſich zu Neapel hatte; und von dem Hauſe des Advokaten Migliorino, welches 20 Köpfe begriff, ſind nur ein Bruder, der ſich zu Palma befand, und zwey Bruders-Kinder, die aus den Ruinen hervorgezogen wurden, mit dem Leben davon gekommen. Der Fürſt von Caſoleto wurde mit ſeiner ganzen Familie unter ſeinem Hauſe begraben; nur ſein Zweitgebohrner wurde mit einem Doktor unter dem Schutte hervorgezogen, nachdem ſie 24 Stunden darunter gelegen hatten. Der Baron

ron von Sitizzano verlor ſeine ganze Familie auſſer zween Neffen, die bey ihm zu Neapel waren, und der Baron Franco kam zu Seminara um ſeinen Bruder und alle ſeine Angehörigen, welche theils unter dem Schutte, theils in den Flammen eines entzündeten Oel-Magazins ihren Tod fanden. Das nemliche Schickſal hatten die reichen Baronen Paparratti zu Roſarno, und die reichen Baghala zu Palma, von welchen doch drey, Einer zu Neapel, ein anderer zu Livorno, und der dritte zu Palma übergeblieben ſind. Zu Palma ſind auſſer den Abweſenden, alle Aquini, Candelori, und der Chemicker Triſiletti mit andern ins Reich der Todten übergegangen. Unter denſelben war der Hauptmann Ruggieri von Kapua mit ſeiner ganzen Familie, der erſt vor kurzem angelangt war. Zu Oppido liegen die Geſchlechter Sartiani, und Grilli, und zu Caſalnuovo die Verga, Fazzari, und Piromalli, gänzlich unter den Ruinen begraben. Zu Bagnara fiel der neunzigjährige Vater des Herrn Naſtari, Direktors der Apothek zu S. Chiara in Neapel, ſamt ſeinem Bette, worin er lag, unbeſchädiget von zwey Stockwercken herab, indeß ſeine Kinder, auſſer einem reichen Oel-Negocianten, von den Trümmern des Hauſes erdrückt wurden.

Ueberhaupt iſt das weibliche Geſchlecht mehr als das männliche vom Unglück getroffen worden, wo-

durch die Bevölkerung und der Seidenbau einen tödtlichen Stoß erhalten haben. Grazia Polisina ein Mädgen von Sitizzano rettete ſich von dem aufgeſperrten Rachen daſiger Berge, da ſie zwey Meilen weit hin und her irrte, und nur ſolches Erdreich betrat, das von den Erſchütterungen nicht umgeworfen wurde. Hingegen wurden dreiſſig Knaben mit ihrem Schulmeiſter in der nemlichen Gegend von der Erde verſchlungen. Die Anzahl der verlornen Kinder iſt nach ihrem Verhältniß größer als die der Weiber.

Das ſonderbarſte iſt, daß die geiſtlichen Gebäude mehr als die weltlichen, und unter jenen die Klöſter mehr als die Pfarr- und Dom-Kirchen gelitten haben. Ich beweiſe es. Die erzbiſchöfliche Kirche zu Meſſina hat nur ihre zween Flügel, den Glockenthurm und einige neuere Zuſätze verlohren. Die andern Stadt-Kirchen ſind wenig und in geringerer Anzahl beſchädiget worden. Hingegen hat das Erdbeben folgende Klöſter von Grund aus verwüſtet. Das ehemalige Kollegium der Exjeſuiten S. Niccola, das große Karmeliter Kloſter, und die andern Klöſter dieſes Ordens, Pilarello, Monteſanto, S. Antonio der Minoriten; jenes der Kreutzbrüder, (Crociferi); das Kloſter der Piariſten, eines der Theatiner; S. Hieronymus der Dominikaner, und das Kloſter della Mercede, welche insgeſammt mit ih-

ren Kirchen auf die Köpfe der unglücklichen Mönche eingestürzt sind. Die übrigen Klöster und Kirchen der Mönche, und die Nonnenklöster blieben zwar unverletzt bis zum 28sten März: es wurden aber durch die vielen Erdstöße von dem besagten Tage an bis zum 18ten Julius 55 Klöster so übel zugerichtet, daß nur Einige davon, und zwar von jenen, die in der höhern Gegend der Stadt liegen, bewohnbar geblieben sind. Eine gleiche Verwüstung haben die Klöster der Halbinsel in Calabrien erlitten. Zu Nicotera z. B. und zu Terranova sind die Klöster der Cölestiner der Erde gleich, und im Zweyten alle Mönche erschlagen worden, und in Casalnuovo liegt der Abt der Cölestiner unter dem Hause der Fürstin von Gerace begraben. Ihr Leben unter den Ruinen ihrer Klöster verloren auch die Minoriten zu Seminara, Polistina, Nicotera und Borsello; die Kapuziner zu Oppido, Cosoleto, Fiumara di Muro, Melicocca, Bagnara, Terranova, Seminara, Galatro, Tropea, in den Quartieren von Messina; die Zoccolanten, zu Palma, Seminara, Melicocca, Cinquefrondi, Arena, Sinopoli, S. Elia, Carida, Drosi, und in andern Oertern; die Franziscaner Observanten zu Scilla, Oppido, Casalnovo, Vallelonga, Fotrinoli; die Karmeliter zu Ferocarne, Tropea; die Augustiner zu Varapodi und Francavilla; die barmherzigen Brüder in Madonna di Sinopoli und zu Pizzo; die Kreuzbrüder

zu Scilla; das Noviziat der Baſilianer zu S. Euſemia, die Abtey ihres Generals zu Roſarno, und ihre übrigen Klöſter zu Crano, Doja, Meliocca, Seminara, und St. Bartolomeo. In dem letzten iſt der einzige Pater Bartolomeo Piſani mit einem zerbrochenem Arm aus den Ruinen hervorgezogen worden. Dieſer griechiſche Orden, der älteſte unter den Cönobiten, welcher die alte griechiſche Liturgie und Muſik noch beybehält, und in dem übrigen Italien ſo ſelten iſt, als es die Benediktiner in Calabrien ſind, iſt hier in ſeinem alten Neſte faſt ganz vertilget worden. Das nemliche Unglück haben die Paulloren zu Oppido, Bagnara, Borello, zu Madonna di Sinopoli, Seminara, und Anoria gehabt. Von 22 Klöſtern, die dieſer hier urſprüngliche Orden in Calabrien hatte, waren bey dem erſten Erdbeben 5 ſtehen geblieben, die aber durch die folgenden Erſchütterungen ebenfalls zu grunde gegangen ſind. Die Dominikaner verlohren bey den erſten Erſchütterungen 36 Klöſter, und durch die folgenden wurden noch 62, theils von Grund aus umgeworfen, theils beſchädiget. Zu Reggio allein ſind 11 Mönchs- und 5 Nonnen-Klöſter zu Grund gerichtet worden. Die überaus reichen Heiligthümer der Karthäuſer zu Serra, und der Dominikaner zu Soriano liegen unter dem Schutte dieſer Klöſter begraben.

Ein

Ein gleiches Schickſal haben durch die ganze Provinz die Nonnen ſammt ihren Klöſtern und Kirchen gehabt. Zehn Nonnen zu Terranova, die dem Tode entgangen waren, lebten unter einer elenden Hütte von Bretern, indeß daß die Gouverneurs der Städte ſich um die Art und Weiſe zanckten, ihnen ein anſtändiges Obdach zu verſchaffen. Die Verwahrung der geretteten Nonnen hat der hieſigen Regierung überhaupt viel Sorgen und Schwierigkeiten verurſacht.

Auf dem Eingang des Faro ragt der zweyſpitzige Fels Scilla, der in der gemeinen Sprache Scoglio genannt wird, ins Meer hervor. Die Natur hat ihn zur Vertheidigung des Eingangs dieſer Meerenge befeſtiget, und den Schiffern gefährlich gemacht. Der Staat hat ehedem ſelbſt dieſen Schlüſſel zu Italien in Verwahrung gehabt; jetzt aber überläßt er ihn Privatleuten, die daſelbſt ein Recht ausüben, welches die Vernunft und Menſchenliebe verabſcheuen. Die Vulkaniſchen Stöße haben dieſen berühmten Felſen, welcher ſo manchem Erdbeben widerſtanden hatte, aus ſeiner unerforſchlichen Grundveſte gehoben und zertrümmert. Der Fürſt aus dem alten Hauſe Ruffo hatte in ſeinem Leben ſchon oft dem Erdbeben Trotz geboten, wenn er zu einer Kammer, die auf dem feſtern Theil des Felſen lag, ſeine Zuflucht nahm. Dieſesmal verleiteten ihn die allzuſtarken Stöße, und

viel

vielleicht auch die Schwäche ſeines hohen Alters, ſeinen Zufluchtsort, der wirklich ſtehen geblieben iſt, zu verlaſſen, und auf der linken Seite des Felſen am Ufer, wo nach Art der Holländer eine Reihe Bäume den Häuſern zur Zierde dienten, einen andern zu ſuchen der ihm ſicherer zu ſeyn ſchien. Es lagen hier verſchiedene Fahrzeuge die den Einwohnern der daran liegenden Häuſer, ſehr beherzten und geſchickten Schiffleuten, zugehörten. Er ließ ein ihm zugehöriges Jagdſchiff hierherkommen, und beſtieg es, den Stößen der Erde zu entgehen. Unglücklicher weiſe folgten viele Bürger ſeinem Beyſpiel, und ſuchten ſich in die Fahrzeuge ihrer Anverwandten und Freunde zu retten. Die übrigen lagerten ſich auf das nächſte Feld, daſelbſt zu übernachten. Bey dem erſten Stoße hatten nur ungefähr 120 Perſonen das Leben verlohren; aber der zweyte, welcher in der folgenden Nacht geſchah, tödete ihrer 2475. Die Erderſchütterungen hatten ſich dem Waſſer des Meeres mitgetheilt. Dieſes war gegen Abend auſſerordentlich gefallen. Bey dem wiederholten Stoße wurde es durch einen Kampf der Ströme zu der nie geſehenen Höhe von 60 Fuß auf beyden Seiten der Meerenge erhoben. In dem tiefen Hafen von Meſſina beängſtigte es die Fregatte des Königs und andere vor Anker liegende Schiffe, überſtieg auf beyden Seiten das Ufer gegen 200 Schritte weit, verſchlug und raſte alles weg was beweglich war, und bedeckte den Erd-

boden

Boden mit todten Fiſchen. Auf der langen Küſte von Reggio riß es alle Seidenpreſſen und alle Werkzeuge des Ackerbaues und des Kunſtfleißes mit ſich fort. Je mehr die Enge des Canals die aufſchwellenden Fluthen einſchränkte, deſto gewaltiger warfen ſie ſich auf beyde Ufer, und führten die beängſtigten Menſchen ſamt ihren Fahrzeugen in den Abgrund. Ihnen zur Beute wurden die braven Seeleute von Torre di Faro und Scilla, welche mit den Ihrigen und andern Familien auf den Fahrzeugen ſchliefen. Den alten Fürſten Ruffo traf das nämliche Unglück. Er empfand die Wahrheit des alten Sprichworts: „incidit in Scyllam cupiens vitare Charybdim.

Drey Tage vor der erſten Erderſchütterung ließ er das Haupt der Parthey der Patrioten (der Mars vi331) zu ſich kommen, und bat durch ihn die ganze Gemeinde um Vergebung aller der Unruhen, die er ihnen durch Proceſſe und Unterdrückungen verurſacht hatte. Nebſt einiger Cultur des Geiſtes beſaß er eine ſolche Unbiegſamkeit, daß er ſowohl in böſen als guten Vorſätzen unveränderlich war. Die Vorurtheile der Lehnherrlichen Gewalt, die er im vergangenen Jahrhundert mit der Muttermilch eingeſogen hatte, von unſer Jurisprudenz begünſtiget, hatten ihn oft verleitet, der Menſchheit zu ſchaden. Die durch den Druck herausgegebenen Schriften verdammen ihn vor Europens Richterſtuhl; hingegen entſchuldiget ihn eine

ne

ne lange Reihe von Begebenheiten vor den Augen der Nation. Seine Reue hat ihm auch bey seinen Vasalien Vergebung zuwegegebracht. Mit einer andern Denkart würde er seiner Nation große Ehre gemacht haben. *)

Ungefähr tausend Leichen wurden vom Meer wieder ans Land geworfen. Unter diesen war der natürliche Bruder des Fürsten von Scilla, den man den Abatino Ruffo nannte. An den Spitzen der Klippen war ihm der Kopf abgeschlagen worden. Unter ihnen fand sich auch der in Sicilien und in dasigem Lande sehr bekannte und geschickte Arzt Bovi. Sein Neffe Antonio, ein Weltverbesserer, rettete sich mit vielen andern durch das Schwimmen. Der Arzt Bovi war Onkel des Rocco Bovi, Königlichen Mathematikers, und Gehülfen des Königlichen Geographen Rizzi-Zanoni, und des Mariano Bovi, eines Schülers des berühmten Toskanischen Kupferstechers Bartolozzi, der sich zu London aufhält.

Durch eine ganz sonderbare Combination wurde die Frau eines Schiffers, namens Joseph Messina, vom Tode

(*) Seine Anverwandten und Nachbarn der Herzog und die Herzogin von Bagnara wollten sich an dem Fels Pezzo ebenfalls auf ein Fahrzeug retten. Zum Glück konnte die Herzogin den Geruch des Harzes, womit das Schiff verpicht war, nicht ausstehen, und flüchtete sich unter eine Hütte von Brettern aufs Feld. Hier retteten sie ihr Leben.

heiligten Scepter greiffen kan. Und ob ihr gleich denkt daß alle von uns abgefallen, und wir allein und von Freunden entblößt gelaſſen ſeyen, ſo ſollt ihr doch wiſſen, der Allmächtige, mein Herr, muſtert um euertwillen Heere von Plagen in ſeinen Wolken, die euch treffen werden, euch, die ihre Vaſallen-Hände gegen mich aufgehaben und der Maieſtät meiner Crone gedräuet haben, euch, und eure noch ungebohrnen Kinder. Sagt dem Bolingbroke, (denn dort, däucht mich, iſt er,) daß ein jeder Schritt den er in meinem Lande macht, Hochverrath iſt -- Er iſt gekommen, das purpurne Teſtament des blutigen Kriegs zu öffnen; aber eh die Crone, nach der er ſtrebt, ruhig auf ſein Haupt herabſteigen wird, ſollen zehentauſend blutige Cronen von Mutter-Söhnen die Blume von Englands Antliz entſtellen, die Farbe ihres jungfräulich-blaſſen Friedens in feurigen Grimm verwandeln, und ihre fetten Weiden mit getreuem Engliſchem Blut bethauen.

Northumberland.

Der König des Himmels verwehre, daß unſer Herr, der König, ſo mit bürgerlichen und unbürgerlichen Waffen angefallen werden ſolle! Nein, dein edler Vetter, Heinrich von Bolingbroke, küßt voll Ehrfurcht deine Hand, und ſchwört, bey dem ehrenvollen Grabmal, das auf euers beydſeitigen Ahnherrn königlichen Gebeinen ruht, bey der geheiligten Quelle euers gemeinſchaftlichen Bluts, und bey der Helden-Hand ſeines verſtorbnen Vaters, und bey ſeiner eignen Würde und Ehre ſchwört er, daß ſeine Ankunft kei-

nen

Tode errettet. Sie hatte ſich mit allen ihren Kindern auf ihre eigene Barke gerettet. Die Fluthen verſchlungen das Fahrzeug, wie alle die übrigen, die ſich mit demſelben an der Küſte bey Oliveto befanden. Die unglückliche Mutter ſtand ſinnlos an der Seite der Barke angelehnt. Sie ſtieß ſich mit der Stirne an einen durch die Wellen von ungefehr niedergedrückten Terebint. Durch eine pur maſchinenmäßige Bewegung ergriff ſie mit beyden Händen den Baum, und hielt ſich an demſelben ſo feſt, daß die Fluthen ſie nicht loszureiſſen vermochten. Eine Tochter die neben ihr ſtand ergriff ihren Rock und hielt ſich eben ſo feſt. Die Fluthen verſchlangen die Barke mit den übrigen Kindern. Der Terebint erhub ſich und ſchleuderte beyde Weiber auf das Ufer. Auf dem entgegengeſetzten Geſtade, wo das Erdreich niedriger war, als bey Tor: di: Faro, richteten die Fluthen des Meeres weniger Schaden an. Sie riſſen etwa hundert Perſonen und einige zwanzig brave Schiffer mit ſich fort. Mr. de Tean-Caſtellan des daſigen Ports, rettete ſich durch die Flucht auf die benachbarten Hügel.

Unter der Regierung Wilhelms II. im Jahr 1169. verurſachte das Erdbeben in Sicilien gleiche Drangſale, und zwar im nämlichen Monat Februar, und nur um einen Tag früher. *) Dieſer Fürſt nahm ſich

(*) De Vita et rebus geſtis Gulielmi II. Monregali 1769. Pag. 177. Die groſſe Entzündung des Veſuvs vom Jahr 1779

ſich das allgemeine Unglück eben ſo ſehr zu Herzen als itzt unſer König. Sowohl zu Scilla als zu Bagnara, und nach dieſem Beyſpiel in andern Oertern Calabriens, hat man die Vorſicht gebraucht, die Leichen zu verbrennen. Zu Meſſina und anderswo hat Unwiſſenheit und Aberglauben nicht zugelaſſen, einem ſo heilſamen Beyſpiel zu folgen. Der Verluſt ſo vieler wackerer Schiffer iſt nicht nur wegen ihrer ſelbſt, ſondern auch wegen ihrer hülfloſen Angehörigen bewei-nenswürdig.

Nach dem unglücklichen Schickſal des Fürſten von Scilla und ſeiner Vaſallen, verdient auch jenes der Fürſtin von Gerace Grimaldi erzählt zu werden. Dieſe edelmüthige Frau, die von ihren Unterthanen angebetet und von ganz Neapel geliebt wurde, bediente ſich ihrer reichen Einkünfte, der Armuth beyzuſtehen, die Künſtler zu unterſtützen, und ſich auf eine unſchuldige Weiſe mit ihren Freunden zu beluſtigen. Der lehnherrliche Stolz hatte ſie nie zu dem geringſten Unrecht gegen ihre Vaſallen verleitet. Ihr Unglück hat allen

1779 geſchah, wie jene unter der Regierung des Titus im Jahr Chriſti 79, im Monat Auguſt. Das itzige Erdbeben geſchah am 5ten Februar, wie jenes vom Jahr Chriſti 63, wodurch Pompeji unterging. Siehe *Seneca* Quæſt. nat. Lib. 6. c. 1. Nonis Februarii fuit motus hic Regulo et Virginio Conſulibus. Und dieſes Aufbrauſen des Meeres iſt jenem gleich, das ſich im Jahr 1746 bey der Inſel Callao und bey Lima, und 1755 bey Liſſabon und Kadix zutrug.

allem Volk zu Neapel Thränen ausgepreßt, und ihr Andenken wird sowohl von Fremden als Inländischen jederzeit verehrt werden. Im vergangenen Frühling entschloß sie sich, ihre Lehengüter in Calabrien zu besuchen. Ihren Aufenthalt wählte sie in Casalnovo, einem regelmäßig angelegten Städtgen von 10 bis 12,000 Einwohnern, in einer mit Oelbäumen und Weinreben reich besetzten Gegend am Fuße des Gebirges, in diesem Jahrhundert erbauet. Die Häuser waren alle von einem Stockwerke, den Pallast Piromalli, wo die Fürstin wohnte, nicht ausgenommen, und dieses zwar um der Gefahr eines Erdbebens vorzukommen. Was hilft aber ein so schwaches Gegenmittel, wenn die Natur zu einem gänzlichen Umsturz des Erdbodens aufgelegt ist? Wozu würden die elektrischen Stangen des Herrn Bartholon dienen, wenn sie nicht einmal die Haut der Erde durchdrängen?

Die Fürstin war willens, um der Fische Willen, die Fasten in einem anderen ihr zugehörigen Handelsstädtgen, Namens Gioja, am Meere, zuzubringen. Nur noch wenige Tage des Carnevals hielten sie zurück, dahin zu reisen. Ihr Haus zu Gioja blieb stehen, aber der Boden von Casal novo sank 150 Palmi tief, und verschlang die ganze Stadt mit mehr als 8300 Einwohner. Nur diejenigen kamen davon, die sich auf dem freyen Felde befanden. Zween ihrer Stallknechte gelang es, sie nach einer Arbeit von 24

Stunden aus den Ruinen hervorzuziehen. Sie hatte ſich eben im Bette angekleidet, und ſogar auch ihre Strümpfe angezogen. Ihre Leiche, welche wie in Blut eingetauchet war, lag unter den Vorhängen des Bettes, unbeſchädiget, auſſer daß der Leib etwas geſchwollen war. Weil aber ihre Lippen mit Schaum bedeckt waren, ſo ſchloß man daraus, daß ſie erſtickt wäre. Man hat aber nachher aus authentiſchen Nachrichten erfahren, daß ein ſtarker Nagel eines herabgefallenen Balkens ihr den Kopf durchdrungen, und das rechte Auge herausgetrieben habe. Der Abt Amendola, aus dem Cöleſtinerkloſter von Terranova, welcher ſelbigen Tag bey ihr zu Mittag geſpeiſet hatte, lag noch unter dem Schutte begraben. Der Ring, die Uhr, und 20 Unzen Spielgeld, die man bey ihr fand, ſind unter die ganze Maſſe der verlorenen Güter nie dergelegt worden. Don Pasquale Coſoleto iſt unter den Todten. Don Domenico Rago rettete ſich unter dem Bogen der Hausthüre. Der Sekretär wurde verbrannt. Zween Stallknechte, und eine Nichte der fürſtlichen Kammerfrau wurden ſogleich aus dem Schutte, worinn ſie nicht tief begraben waren, hervorgezogen. Mr. Martin, der Koch der Fürſtin, ein Teutſcher, ſtand mit einem andern Bedienten auf einem an der Mauer der Küche befeſtigten hölzernen Gange, der ſamt der Mauer und den zween darauf ſtehenden zu Boden fiel, ohne daß dieſe im geringſten beſchädiget wurden. Der Kutſcher rettete auf eine

noch

noch viel seltsamere Weise sein Leben. Er hatte für denselben Nachmittag mit einigen seiner Freunde eine Jagd verabredet. Es fiel ihm ein, noch vor dem Mittagessen sein Glück zu versuchen. Er hatte gewisse Hügel kaum bestiegen, als er bald vor- bald rückwärts gestossen wurde, und der Erdboden unter seinen Füssen hin und her fuhr. Voll Schrecken umfaßte er taumelend einen Baum, vor welchem sich ein unabsehlicher Abgrund öfnete, der ihn samt seiner Stütze jeden Augenblick zu verschlingen drohete. Wo er immer seine Augen hinwandte, sah er das Eingeweide der Erde in Bewegung. Berge sanken vor seinen Augen nieder, auf der Ebene erhuben sich Hügel, und öfneten sich Abgründe. Aus den versunkenen Städten sah er Wirbel von Staub hoch emporsteigen. Der Ueberrest des zahlreichen Hofes hatte das Schicksal der unglücklichen Fürstin. Von 30 Pferden retteten sich sieben durch die gespaltene Mauer des Stalles. Ein Mico, (eine Art kleiner amerikanischen Affen mit einem langen Schwanz) welchen der König von Spanien seiner Tochter, der Großherzogin von Toskana geschenkt, und die Fürstin von dem florentinischen Marquis Piatti, in dessen Hände er durch eine Kammerfrau der Großherzogin gekommen war, zum Geschenck erhalten hatte, fand seinen Tod unter den Ruinen. Aber ihr Schooshund, dessen Treue es mehr verdiente, als der unsaubere und unverschämte Mico, lag lebend an der Seite seiner Wohlthäterin.

Einen andern Hund des Herrn Marchetti zu Meſſina fand man nach drey Tagen noch bey Leben. Dieſe Hunde hatten ihren gefräßigen Appetit verloren, und erhielten ihn auch nicht wieder, als nachdem ſie drey Tage der freyen Luft und einer ſparſamen Diät genoßen hatten. Es fehlte noch, daß wir von den Hunden, die uns die Brechmittel gelehrt haben, auch lerneten, wie wir von gleichem Unglück getroffen, Menſchen behandeln ſollen.

Dieß iſt das traurige Schauſpiel eines augenblicklichen Erdbebens in der reichen und fruchtbaren Piana. Auf der öſtlichen Seite des Gebürges, welche Dietro Marina genannt wird, und auf der ſüdlichen Seite der Stadt Reggio hat das Erdbeben keine ſo große Niederlage unter den Menſchen angerichtet. Die Häuſer ſtürzten größtentheils bey dem zweyten Stoß ein, und die Einwohner hatten ſich aus Furcht vor weitern Erſchütterungen aufs Feld gerettet. Doch ſind zu Reggio ungefähr 200 Perſonen ums Leben gekommen. Die ganze Küſte von Reggio bis Capo Sparivento, Capo Stilo und Squillace, ſammt den Oertern zwiſchen dem Gebürge Jeſſrio, Serra oder Tejo, haben nach ihrer verſchiedenen Lage mehr oder weniger ihre Wohnungen verloren. Auch die Erdenge von Squillace bis Pizzo und Bivona waren nicht davon ausgenommen. Caſva, und Vena, von Albaneſiſchen Griechen bewohnt,

wohnt, Borgia, S. Floro, Girofalco, Maida, und andere Oerter in den Gebürgen haben mehr oder weniger gelitten, je nachdem sie sich dem Herde des Vulkaniſchen Brands mehr oder weniger nähern.

Ehe ich die Halbinſel verlaſſe, muß ich wiederholen was ich oben angemerckt habe, daß auf der weſtlichen Seite des Appennins die Erſchütterungen und der Schaden, den ſie verurſacht haben, ſtärker und größer geweſen ſind, als auf der öſtlichen Seite. Hieraus folgt, daß der Hauptſiz der Vulkaniſchen Entzündung mehr auf jener als auf dieſer Seite geweſen ſey; daher auch dort mehr Menſchen von der Erde verſchlungen worden ſind. Es iſt ſonderbar daß das Erdbeben in dieſem Königreich im gegenwärtigen Jahrhunderte viel öfter gewüthet hat, als in den vorigen Jahrhunderten, und faſt jedesmal erſchrecklich, z. B, in den Jahren 1702. 1703. 1706. 1717. 1732. 1740. 1743. 1756. 1780. 1783. So haben auch unſere Vulkanen, die das Königreich umgeben, in dieſem Jahrhundert mehr als ſonſt getobet. Der Veſuv hat ſich ſeit 1730. zehn bis zwölfmal entzündet. So viel mal iſt es in zehn Jahrhunderten nicht geſchehen. Das Erdbeben und die Ausbrüche der Vulkane wechſeln mit einander ab. Wenn dieſe ruhen, nehmen jene an Stärcke zu. Der Veſuv, der Aetna und Stromboli regen ſich jezt nicht; dagegen wüthet das Erdbeben. Der Baron Franco, der Marquis von Ippolito, der Dok-

ter Pastoleo, und andere Calabresische Beobachter, haben die gegenwärtige Geisel ihres Vaterlandes dem häufigen Regenwasser, welches nach der langen Trockenheit des vorigen Jahres in die mit brennbaren Materien und Metallen schwangere Gebürge gedrungen ist, zugeschrieben. Zum Beweis ihrer Meinung, welche auch von andern bey dergleichen Begebenheiten behauptet worden ist, führen sie dieses an: daß der Regen weder, wie sonst gewöhnlich, die Strassen der bewohnten Oerter kothig gemacht, noch die Flüsse über ihre Schranken erhöhet hat. Das Wasser sey in die Erde gedrungen, und habe die unterirrdischen Mineralien in Gährung gebracht. Sollte aber wohl diese Ursache im Stande seyn, in eine solche Tiefe und Entfernung zu wirken? Hätte sie mit einem solchen Getöse und mit einem so allgemeinen Schrecken des Thierreichs ausbrechen können? Würde sie nicht etwa einen Funken ihrer superficiellen Entzündung, und schwefelichten Gährung, wie es täglich in dem See von Ansanto, und in den Schwefelhölen geschieht, voraus geschickt haben? Es ist ja sonst gewöhnlich, daß die ausserordentlichen Dämpfe und Bewegungen der warmen Bäder und giftige Ausdünstungen Vorbothen des Erdbebens sind.

Die Oerter, welche der Halbinsel gegen Nord liegen, haben von den ersten Stößen keinen andern Schaden erlitten, als etwa Risse in den Mauern ihrer Wohnungen, und den Fall einiger Dächer. Kein

Mensch

Mensch hat sein Leben dabey verloren. Dennoch trieb sie die Gewalt und Dauer der Erschütterungen aus ihren Häusern. Sie lebten auf freyem Felde unter Zelten, oder in Hütten, oder in Barracken, welche die reichern Einwohner errichten ließen, als den 28sten März das Erdbeben auch ihre Häuser zu Grunde richtete. Man hörte ein unterirrdisches Geheul, das dem Gebrülle eines Löwen glich, welcher allen Thieren der benachbarten Wälder den Tod androhet. Dieser Stoß war stärker und entsezlicher, als jener vom 5ten Februar, fieng anderthalb Stunden nach Sonnen-Untergang an, und dauerte 5 Minuten. In der Hauptstadt wurde derselbe um eine viertelstunde später empfunden, das ist zur nemlichen Zeit, als in Calabrien, wenn man den Unterschied von zwey Graden der Länge betrachtet; und es ist merkwürdig, daß nach dem Unterschiede der Entfernung von Calabrien die Erschütternng stärcker oder schwächer gewesen ist, z. B. zu Solerno und Cava stärker als zu Neapel und Pozzuoli; aber bey Torre del Greco, zu Portici und S. Jovio, und wo am Vesuv Wohnungen sind, schwächer als zu Neapel. Sollte wohl dieser lezte Unterschied daher kommen, daß die ersten Oerter auf einem ursprünglichen Erdreich, die lezten aber auf Vulkanischen Auswürfen gegründet sind? Es kann seyn, daß die unter den lezten befindlichen Hölungen die Stöße des Erdbebens entkräftet haben.

II.

Gedancken über Aufklärung.

(Fortsetzung.)

Die Behauptung, die Natur habe den grösseren Theil der Menschen oder auch nur eines Volckes unter ihren eigenen Händen verwahrloset, ist eine offenbare Verläumdung der Natur. Konnte sie gleich keine vollkommene Gleichheit bey der Vertheilung ihrer Gaben beobachten, so war sie doch eben so selten besonders karg, als besonders freygebig. Aeuſserst verdorbene Organisationen sind eben so rar, als äusserst vollkommene. Ueber dieſes schränckt zwar eine mehr oder weniger vollkommene Organisation die menschliche Vernunftfähigkeit weniger oder mehr, aber nie über oder unter jenen Grad ein, in welchem sie keiner Ausbildung fähig wäre. Die Natur müßte es sonst darauf angetragen haben, den gröſsten Theil der Menschen elend zu machen. Der gröſste Theil der Menschen äussert im Gegentheile wirklich die Fähigkeiten, die zu einer beträchtlichen, wenigstens seiner Bestimmung angemessenen Anzahl deutlicher Begriffe erfodert werden. Er hat genug Aufmerksamkeit in seiner Gewalt, um nicht nur seine eigene Mutterſprache, sondern noch darneben eine oder mehrere fremde zu erlernen. Wer die

Schwie-

nen andern Zwek hat, als die Beſitznehmung von ſeinen eignen Gerechtſamen und Gütern, deren Zurükgab er auf ſeinen Knien erbittet. Wird bey euerm Königlichen Wort ihm nur dieſes zugeſtanden, ſo will er ſeine blinkenden Waffen dem Roſt überlaſſen, ſeine langmähnichten Roſſe den Ställen, und ſein Herz dem getreuen Dienſt Eurer Majeſtät. Diß ſchwört er, ſo wahr er ein Prinz iſt, und ſo wahr ich ein Edelmann bin, glaub' ich ſeinem Schwur.

König Richard.

Northumberland, ſag' ihm, ſo antwortet der König: Sein edler Vetter iſt ſehr willkommen, und alle ſeine Forderungen, ſo viel ihrer ſeyn mögen, ſollen ohne Widerſpruch zugeſtanden ſeyn. Sag' ihm in unſerm Namen ſo viel verbindliches und freundſchaftliches, als du nur immer kanſt. -- (Zu Aumerle.) Wir erniedrigen uns, Vetter, nicht wahr, da wir ſo armſelig ausſehen, und ſo gute Worte geben? Sollen wir Northumberland zurük rufen, den Verräther herausfordern laſſen, und ſo ſterben?

Aumerle.

Nein, Gnädigſter Herr, bis die Zeit uns Freunde leiht, und unſre Freunde ihre Schwerdter, bleibt uns nichts übrig als mit Worten zu fechten.

König Richard.

O Gott! o Gott! daß dieſe meine Zunge, die das Urtheil der Verbannung über jenen ſtolzen Mann ausgeſprochen, dahingebracht ſeyn ſoll, es mit liebkoſenden Worten zurükzunehmen!

Schwierigkeiten, die auch der fähigste Kopf beym Lernen fremder Sprachen zu überwinden hat, beyläufig kennt, dem muß es sehr begreiflich vorkommen, daß der Pöbel, der ausländische Sprachen zu lernen im Stande ist, eben so leicht eine Menge deutlicher Begriffe, die ihm ein geschickter Lehrer in lichtvoller Ordnung, und mit allen Kunstgriffen der Methode beyzubringen weiß, würde fassen können.

Durch nichts kann die Natur besser gerechtfertiget werden, als durch die Geschichte der Unwissenheit, und der Irrthümer die man ihrer Kargheit gegen den größten Theil der Menschen aufbürden will. Die Anlage zu allem dem, was der Mensch auf der Welt werden kann, ist das unmittelbare Werk der Natur. Das, was der Mensch wirklich geworden ist, ist das Resultat aller Situationen, die er von seiner Wiege an zu durchlaufen hatte. Die Dummheit steht wenigstens gewöhnlicher massen mit dem bürgerlichen Range in umgekehrtem Verhältnisse; und obwohl es eigentlich in allen Ständen Pöbel giebt, so hat doch der Sprachgebrauch diesen Namen eigentlich nur für die unterste Klasse jeder Nation bestimmt. Aber warum ist ein so grosser Theil jeder Nation Pöbel? Weil die Glücksgüter und Ehrenstellen, die aus den Klassen des Pöbels empor heben, nur für einen kleinen Theil der Menschen zureichen. Je tiefer man zu den untersten Klassen herabsteigt, desto augenscheinlicher

licher wird die Urſache der Unwiſſenheit und der Irrthümer, deſto mehr fällt der Mangel an Gelegenheit und Mitteln, die Menge und die Macht der Hinderniſſe in Abſicht auf Vernunftbildung, in die Augen. Man nehme Dummköpfe aus höheren Klaſſen, zum Beyſpiel den Mönch, der ſich unter dem Schutze der Finſterniſſen, in welchen die Vernunft ſeiner Mitbürger begraben lag, bis auf die Lehrſtühle der Kirchen und Schulen ſeiner Nation hindurchdrang; oder den Adelichen, dem der einzige Umſtand, daß ſeine Mutter einen gnädigen Herren zum Manne hatte, das Recht verſchafte, im Senate ſeines Vaterlandes Unſinn zu ſchwatzen; man durchgehe ihre Lebensgeſchichte, und rechne von der ungeheuren Maſſe ihrer Dumheit alles das ab, was der eine dem Novizenmeiſter, Lektor, Guardian, und dem ganzen löblichen Conventе, der andere ſeinen hochadelichen Eltern, Hof- Sprach- Tanz- und Fechtmeiſtern ſchuldig iſt, und ſehe dann zu, wie viel noch übrig bleibe, das ſich auf Rechnung der urſprünglichen Naturanlage mit Recht und Billigkeit ſetzen laſſe. Eben derſelbe Junge, der von ſeiner Mutter dem heil. Antonius geſchenkt, unter den Kapuzinern mit Leib und Seele Mönch wurde, würde, von ſeinem Vater dem Vaterlande gewidmet, in einer Militärſchule ein guter Soldat geworden ſeyn, und Se. Excellenz, von andern Händen gebildet, würde ſeinem Vaterlande die Dienſte ſelbſt thun können, für die Hochdieſelbe nun ihren Sekretär bezahlen

zahlen muß. Der gewöhnliche Dummkopf wird also nicht gebohren, sondern erzogen, und würde unter besseren Umständen wirklich das geworden seyn, was die wenigen Glücklichen sind, denen diese Umstände zu Theil wurden. Der grössere Theil der Menschen bringt also wirklich so viele Fähigkeiten mit sich auf die Welt, als er nöthig hat um weise zu werden, das heißt, um sich über die Gegenstände, die auf seine Glückseligkeit einen beträchtlichen Einfluß haben, eine verhältnißmäßige Menge deutlicher Begriffe zu erwerben; wenn anders, nachdem er einmal den Schooß seiner Mutter verlassen hat, das nöthige vorgekehret wird.

Indessen ists immer Thatsache, daß der grössere Theil jeder Nation Pöbel ist, er mag es nun auf was immer für eine Art geworden seyn. Sollten nicht jene Umstände, durch welche dieser grössere Theil in eine so verächtliche Classe heruntergesetzet wird, seine von der Natur erhaltenen Geisteskräfte bis auf den Grad zerstöret haben, in welchem alle Aufklärung nichts mehr wirken kann? Sollte die Erziehung und die Lage des großen Haufens kein unübersteigliches Hinderniß seiner Vernunftbildung seyn? Jeder Irrthum entfernt von Wahrheit, schränkt die nähere Vernunftfähigkeit ein, und dient der Unwissenheit zur Vormauer. Sollte nun diese Vormauer durch die Arbeiten aller Feinde der Vernunft alle

Jahr-

Jahrhunderte herunter nicht endlich ſtark genug geworden ſeyn, um aller Macht der Wahrheit Troz zu bieten? Sollten z. B. die Mönche mit dem Verſtande ihrer katholiſchen Zeitgenoſſen noch nicht ſo weit fertig geworden ſeyn, daß es wenigſtens von Seiten dieſes Verſtandes unmöglich wäre, daß ihm Joſeph und ſeine Weiſen wieder aufhülfen? Einige aufmerkſame Blicke auf die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes werden uns dieſe Frage beantworten. Man vergeſſe nur nicht, daß hier von geſitteten Nationen die Rede iſt.

Wenn man einerſeits über die Menge und die Schädlichkeit der Irrthümer, mit denen das Menſchengeſchlecht, ſo weit wir zurückdenken können, heimgeſuchet wurde, erſtaunen muß: ſind doch auch andererſeits die Siege, welche die Wahrheit zu allen Zeiten über ihre Gegner davon trug, nicht weniger bewunderungswürdig. Wie unendlich vieles mußte nicht in den Begriffen der Menſchen berichtiget werden, bevor ſo manches Laſter, dem ganze Nationen Altäre bauten, in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt erſchien; bevor das eine Volk den Diebſtahl, das andere die Gemeinſchaft der Weiber, dieſes den Selbſtmord, jenes das Menſchenopfer für das erkannten was ſie wirklich ſind! Würden wohl die Eingeweyhten mancher alten Myſterien ſich je eingebildet haben, daß der Pöbel, der profane Pöbel ihrer Nachkommen

kommen in mancher Rückſicht über die Gottheit, Sittlichkeit u. ſ. w. richtiger denken würde, als ſeine Apologogen? Würde Sokrates gedacht haben, daß eben das Volk, welches die angebliche Verachtung ſeiner Götter mit dem Tode rächen zu müſſen glaubte, über eben dieſe Götter ſo bald lachen würde? Würde Cicero ſich vorgeſtellt haben, daß ſein Ruhm bey der Nachwelt länger dauren würde, als die Dii immortales ſeiner Zeitgenoſſen? Und haben dieſe Männer, als große Menſchenkenner, auch wirklich dieſe ſchnellen und wichtigen Veränderungen in den Begriffen ihrer Nationen vorhergeſehen, ſo mußten ſie allerdings dem Volke die Fähigkeiten, von denen hier die Frage iſt, zugetrauet haben.

Sokrates, der die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herunterbrachte, war freylich zu ſehr Sokrates, als daß er es im Ernſte darauf anlegen konnte, den abergläubiſchen, kindiſchen, wetterlaunigten Pöbel von Athen in eine Nation von Philoſophen umzuſchaffen. Indeſſen hatte er bey ſeiner Methode nichts geringeres zum Endzwecke, als Entwickelung der Begriffe des gemeinen Mannes — Aufklärung des Pöbels. Er hielt alſo den Pöbel ſeiner Landesleute nicht für verdorben genug, um an ſeiner Beſſerung zu verzweifeln. Die geiſtlichen und weltlichen Herren Sykophanten waren hierin vollkommen der Meynung des Sokrates. Sie fürchteten, was dieſer

hoffte,

hoffte. Unſtreitig war ſchon manche Wahrheit durch den Mann und ſeine Methode unter dem Volke gäng und gebe geworden. Man beſorgte alſo nicht ohne Grund, die Summe dieſer Wahrheiten müßte nach und nach gröſſer werden, als es beſagte geiſtlichen und weltlichen Herrn von Amts wegen zugeben konnten; und der Mann und ſeine Methode mußten aus der Welt fort.

Die Menge deutlicher Begriffe, welche hinreichen ſollte, athenienſiſche Sykophanten in ihrer wahren Beſchaffenheit dem Pöbel darzuſtellen, hätte immer ſehr beträchtlich ſeyn müſſen. Sokrates und ſeine Gegner hatten alſo eine ziemlich hohe Meynung von der Vernunftfähigkeit des Pöbels. Alle Stifter der Nationen, alle Geſetzgeber und Weiſe, welche bisher mit und ohne Erfolg an der Glückſeligkeit der Menſchen gearbeitet, alle Despoten, Baalspfaffen und Bonzen, die den Erſtern entgegen gearbeitet haben, hatten von der Vernunftfähigkeit ihres reſpektiven Pöbels nicht ſchlimmer geurtheilt. Sonſt würden es die Einen für überflüſſig gehalten haben, ihre Ruhe, ihr Vermögen, ihre Geſundheit und ihr Leben für die Aufklärung ihres Vaterlandes zu wagen, und die Andern — für ihre Gemächlichkeit, ihre Reichthümer, ihr Anſehen gegen dieſe Aufklärung zu kämpfen. Die erſtaunlichen Revolutionen, die oft nur ein einziger Mann in den Köpfen einer ganzen Nation veranlaſſet,

vorbereitet, ausgeführet hat, zeigen endlich genug, wie wenig sich sowohl Aufklärer als Verfinsterer in ihrer guten Meynung von dem Fähigkeiten des Pöbels geirret haben.

Was hier zum Vortheile dieser Fähigkeiten gesagt worden, wird durch eine Menge Bullen der heiligsten Väter in Rom, Statuten der heiligen Congregationen der Kardinäle, und Dekrete der heiligen Inquisition aufs unwidersprechlichste bestätiget. Durch die vereinigten Anstalten dieser allerhöchsten, höchsten, und hohen Tribunale kam jenes berühmte Bücherverzeichniß zu Stande, welches so manchen Werken der größten Köpfe aller Nationen den Stempel ihrer Brauchbarkeit zur Aufklärung aufdrückte. Nur graduirte Geistliche, Lektoren und Prediger, Männer, welche durch ihre theologischen Panzer und ihre dichten Helme des Glaubens gegen alle Gefahren, die ihre heilige Unwissenheit bey so einer Lektüre laufen müßte, genugsam vermahret sind, erhalten Erlaubniß, jene Werke sogar vorher zu lesen als sie dieselben widerlegen. Alle übrigen Christenleute schleudert der Vatikanische Blitz davon zurück. Man befürchtete also der Layenpöbel möchte besagte Bücher verstehen: eine Sache, die freylich von dem Theologischen nie zu besorgen war. Der römische Katalog der verlohrnen Bücher, ist ein ehrenvolles Denkmal der Empfänglichkeit des Volckes für Wahrheit.

Ueber

Ueberhaupt sind alle Vorkehrungen, welche gegen die Möglichkeit der Volksaufklärung gemacht werden können, am Ende unnütze, und dienen zuletzt zu nichts weiter als das Daseyn dieser Möglichkeit zu erweisen. Aller Nebel, den die Mönchspfützen aller Zeiten und Erdgegenden ausgedünstet haben, konnte nie so dicht werden, daß er gegen die Stralen der Wahrheit, die ihn über kurz oder lang zerstreuen müssen, bestehen könnte. Er kann die Augen unserer Vernunft lange Zeit am wirklichen Sehen verhindern; aber er kann ihnen ihre Sehkraft selbst nie rauben. Gerade der tiefste Grad der Unwissenheit und des Irrthums ist bey einem gesitteten Volcke Vorbereitung und Verbothe der nahen Aufklärung desselben. Die Bonzen hätten selbst zu viel dabey zu verlieren, als daß ihnen die Lust ankommen sollte, eine gesittete Nation in den Zustand einer Hurontschen oder einer Irokesischen Wildheit herabzusetzen; und doch müßten sie es so weit gebracht haben, bevor sie es verhindern könnten, daß eine Nation selbst im tiefsten Grade der Unwissenheit und des Irrthums nicht endlich anfangen sollte das Bedürfniß der Aufklärung wenigstens zu empfinden. Mancher Tyrann dessen Name man nie ohne Abscheu nennen hört, hat im Grunde zur nachmaligen Freyheit seines Volckes mehr beygetragen, als der grosse und gute Mann den das Volk als seinen Retter verehrt. Das Joch mußte vorher unerträglich gemacht werden, wenn man sich entschliessen sollte dasselbe

abzu

abzuwerfen. So müssen oft die Geistesfinsternisse eines Volckes so dicht werden, daß der Pöbel mit seinen Köpfen daran stößt, wenn sich dieser beygehen lassen soll, nach Licht umzusehen. Je stärcker und unmittelbarer der Einfluß ist, den Wahrheiten, die uns Unwissenheit nicht kennen, Irrthum verkennen macht, auf unser Wohl haben, desto weniger kann unsre Unwissenheit und unser Irrthum auf die Länge aushalten. Je weiter wir uns von der Wahrheit entfernen, desto empfindlicher wird unser Elend. Es muß endlich so empfindlich werden, daß wirs nicht aushalten können, auf die Ursachen aufmerksam werden, nach Rettung seufzen, und jeden der uns zurechte weisen kann und will für unsren Retter ansehen. Aufklärung ist dann Bedürfniß das befriediget werden muß, und nie sind wir gelehriger, als wenn es auf ein Bedürfniß ankömmt das uns unüberwindlich geworden ist. Kaum kann es ein dümmeres Volck geben als die Kamtschadalen, und kaum hat es ein Volck in der Geschicklichkeit Kleider zu verfertigen weiter gebracht. Allein der Unterricht, den ihm dießfalls die Kälte seines Winters giebt, ist auch Handgreiflich genug. Die Mönche mußten ganze Länder beträchtlich entvölkert, Stammhäuser ausgerottet, und beynahe so viele Besitzungen an sich gebracht haben, daß man besorgen mußte, sie würden nächstens auch die zeitliche Oberherrlichkeit über die Layen davon tragen, bevor man es in gewissen katholischen Staaten wagen

durfte, ſie durch Zwanggeſetze dahin zu bringen, daß ſie ihre Neulinge erſt volljährig werden lieſſen bevor ſie der Menſchheit entſagten; und ehe man es wagen durfte, den Layen zu verbiethen, das Erbe ihrer Kinder an Leute zu verſchenken, die es verſchworen haben jemals Väter zu werden. Eben dieſe Mönche mußten vorher durch ihr ungeſtümmes Betteln, und ihren Wucher mit heiligen Quinquallerien, das Fleiſch das ſich der Bauer für ſeinen Feſttagstiſch aufbehielt für ihren leckerhaften Alletagstiſch, und den Wein, den er nicht zu trinken wagte, weil er ihn wider künftigen Brodmangel aufbewahren mußte, — für ihre täglichen Trinkgelage, herauspreſſen; das Geſchrey der Hungrigen, die auf dieſe Weiſe um das Allmoſen kamen das ihnen durch Alter und Krankheiten zur einzigen Aushülfe übrig gelaſſen, und nun durch müßige Schlemmer vom Munde weggenommen wurde, mußte laut genug werden: wenn das arme gutherzige Völklein mit der wohlthätigen Verordnung Joſephs, wodurch es mit einemmale von dieſer unaufhörlichen Brandſchatzung befreyt wurde, zufrieden ſeyn ſollte. Die heilige Inquiſition mußte eine Anzahl von Menſchenopfern dem Intereſſe des römiſchen Hofes und ſeines Mönchenheeres geſchlachtet, ſie mußte den Staaten ihre brauchbarſten Bürger verbrannt und verbannt haben; die Menge der verwaiſeten Kinder, Verwandten und Freunde, und die Angſt des für ſeine Güter und ſein Leben zitternden

Volkes

nehmen! o daß ich ſo groß wäre als mein Schmerz, oder kleiner als mein Name; O daß ich vergeſſen könnte was ich geweſen bin, oder nicht fühlte was ich izt bin! Schwillſt du auf, ſtolzes Herz? Ich gebe dir alle Freyheit, ſchlage wie du willt, da meine Feinde die Freyheit haben, dich und mich zu ſchlagen.

Aumerle.

Northumberland kommt von Bolingbroke zurük.

König Richard.

Was muß der König noch mehr thun? Muß er ſich unterwerfen? Der König ſoll es thun. Muß er abgeſezt werden? Der König ſoll ſich's gefallen laſſen. Muß er auch dem Namen eines Königs entſagen? In Gottes Namen, es ſey ſo. Ich will meine Juweelen für einen Roſenkranz geben, meinen Palaſt für eine Einſiedeley, meine ſchimmernden Kleider für einen Bettlers-Mantel, mein goldnes Geſchirr für einen hölzernen Teller; meinen Scepter für einen Pilgrims-Stab, meine Unterthanen für ein Paar geſchnizte Heilige, und mein groſſes Königreich für ein kleines Grab; ein kleines, kleines Grab -- ein dunkles Grab! -- Oder ich will auf des Königs Landſtraſſe begraben werden, auf einem ungangbaren Weg, wo meiner Unterthanen Füſſe ſtündlich auf ihres Königs Haupt trapven mögen; denn auf mein Herz treten ſie, da ich noch lebe; warum nicht auf mein Haupt, wenn ich begraben bin? -- Aumerle, du weinſt? Mein weichherziger Vetter! Wir wollen böſes Wetter mit unſern verachteten Thränen machen; unſre Seufzer

und

Volkes mußten beträchtlich genug geworden seyn, bevor Spanien jener rührenden Freude fähig wurde, die bis zu uns herübertönte, als endlich auch daselbst die Menschlichkeit über jenes feuerspeyende, blutdürstige Ungeheuer auf kurze Zeit triumphierte. Kurz! die Bonzen aller Nationen mußten genau so viel für die Verfinsterung des menschlichen Verstandes thun als sie wirklich gethan haben, ehe die schlimmen Folgen davon auffallend genug werden konnten um die Menschen mit Gewalt zum Nachdenken zu zwingen. Die religiösen Phantome, mit denen sie den Pöbel in Contribution zu setzen und zu erhalten wußten, mußten abscheulich genug werden, bevor sie ihn in die Arme der Wahrheit zurück schrecken konnten. Man erlaube uns nur noch ein Beyspiel aus der heutigen Aufklärungsgeschichte Wiens. Die bündigsten Widerlegungen aller Weisen der ganzen Welt würden es kaum vermocht haben den Pöbel zu Wien über die wahre Beschaffenheit des katholischen Unterrichtes, den er von seinem Hauptpastor, dem berüchtigten Pater Fast erhielt, so schnell und so vollkommen aufzuklären, als es durch den Mann selbst mit einer einzigen Blattseite geschah. So lange sich dieser rüstige Verfechter des Aberglaubens begnügte, aus Sendung und mit Genehmhaltung seines Oberhirtens jene Irrthümer und Misbräuche zu vertheidigen, die durch Herkommen und Gewohnheit für gewöhnliche Augen ihre empörende Abscheulichkeit ver-

lohren haben; blieb er immer der Lieblingsautor seines Pöbels. Er durfte demselben weiß machen: „die „wienerische Kirche sey bis auf die kleinsten und un„bedeutendsten Ceremonien sich selbst vollkommen ähn„lich geblieben, so, daß jede Reforme nicht nur über„flüssig, sondern schlechterdings unmöglich wäre; be„haupten: die Heiligen wirkten viel grössere Mira„kel als Gott, und müßten daher an ihren Fest„tagen mit einer viel grössern Anzahl von Wachs„lichtern verehret werden; das hölzerne, elend gezin„felte Frauenbild von Pötsch habe häufige Thränen „geweint, und wenn es nicht geweinet hätte, so „wäre Kaiser Leopold ein falscher Münzer gewesen; „die Rechte der Menschheit wären nur in jenen Fäl„len unverletzbar, wenn sie nicht den Anordnungen „Gottes zuwiderliefen; die Philosophie und die Ver„nunft könne nicht anders als Ketzereyen und Eben„teuer ans Licht bringen u. s. w.*)" Diesen und noch mehr diesem ähnlichen Unsinn durfte er in den Tag hinein schreiben, ohne daß er es darum mit seinen Lesern verdorben hätte. Hierzu war nun eine Sot„tise vonnöthen, welche nicht nur vernunftwidrig, son„dern auch abscheulich genug war, um sogar die gro„be Art von sittlichen Gefühle, die auch dem niedrig„sten

*) Da Schriften dieser Art zur Ehre Wiens nie über die Grän„ze kommen, so haben wir obige Sätze aus der Wiener-Zei„tung, in welcher alle Zaftischen Produkte unter der Ru„brik Erzmakulatur vorkommen, getreulich ausgehoben.

sten Pöbel einer gesit[illegible] Nation beywohnet und ihn von Hottentotten unterrscheidet, zu empören. So bald Fast das bewußte Glied zur öffentlichen Anbethung vorschlug, und der Kirche aufhürdete, „sie „habe dieses Gliedes wegen das Fest der Beschneidung angeordnet.„ — so wurde der Pöbel Wiens von der Hof- und Stadt-Dame bis zur Höckerin herunter erschüttert; die Aeltern verbargen die Jesuitisch-katholischen Unterrichte vor den Augen ihrer Kinder, und der Name Fast wirkte allgemein Ekel, Unwillen und Gelächter. Umsonst erhob ihn sein Erzbischoff zur Belohnung für seine Arbeiten, und zur Bestätigung seiner Lehre zum Rektor der hohen Metropolitan-Kirche und ersten Pfarrer in Wien; die Gassenhauer, in denen sich der Pöbel über Fasten lustig machte, wurden darum nur noch lauter ausgerufen, und begieriger aufgekauft.

Die Natur hat es zum Besten der Menschheit also veranstaltet, daß sich das Reich der Dummheit selbst zerstören, und der Verfinsterer der menschlichen Vernunft endlich wider seinen Willen Beförderer der Aufklärung seyn muß.

D.

III.

Ueber die neusten patriotischen Lieblingsträume in Teutschland.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet der Gesichtspunkt, aus welchem wir die Mittheilung der folgenden Nachrichten betrachtet wünschen, durch alles, was bisher gesagt worden, genugsam bestimmt scheinen mag, so halten wir uns doch nicht für allerdings gesichert, daß nicht hie und da ein Leser, der besagten Gesichtspunkt durchaus nicht annehmen will, oder ihn in der Folge aus den Augen verliert, auf Misdeutungen gerathe, die uns nichts weniger als gleichgültig seyn dürften. Wir erklären also ein für allemal, daß wir bey allem, was wir von der österreichischen Reformation noch zu sagen haben, folgende Wahrheiten nie vergessen werden, auch keinen Theil daran nehmen wollen wenn sie unsere Leser vergässen; nemlich: ein Monarch könne seine Unterthanen, so wie die Gottheit ihre Geschöpfe, genau nur so viel und um nichts mehr glücklich machen, als es die Empfänglichkeit dieser Unterthanen und Geschöpfe zuläßt; vielmehr habe die Gottheit vor ihrem Bilde, dem Monarchen, unter andern, auch dieses voraus: daß sie nicht nur die Form, sondern auch den Stoff, zu ihren Werken erschaffen konnte: dahingegen der Monarch

nach den Stoff, den er zu seinen Schöpfungen braucht, nehmen muß wie er ihn findet, und demselben keine andere Form geben kann, als die er — annimmt; daher denn auch gewisse Uebel, die ein Monarch mit gutem Vorbedacht in seinen Staaten zuläßt, nicht nur nichts gegen die Weisheit seiner Regierung, sondern oft gerade für dieselbe beweisen können. — Wir wollen auch unsre Leser erinnert haben, daß wir hier keinesweges das Bild der österreichischen Aufklärung, sondern nur einige Züge, und eigentlich nur den Schatten dazu liefern wollen, den wir, da andere Mahler immer und ewig nur Lichtfarben anbringen wollten, nachzutragen für nöthig fanden. Nach diesen Erklärungen haben wir nur Leute, bey denen sich nichts von selbst versteht, zu versichern: daß wir keinesweges weder die erwähnte Aufklärung, noch ihre erhabenen Stifter und Beförderer tadeln, oder behaupten wollen, sie könnte oder sollte schneller, oder langsamer, oder auf irgend eine andere Weise betrieben werden, als sie es wirklich wird; und daß wir durch unsre Erzählung gewisser Thatsachen, und die wenigen Reflexionen die wir uns darüber erlauben, nichts mehr und nichts weniger abzwecken, als unvollständige Nachrichten zu ergänzen, falsche Begriffe zu berichtigen, unzeitigen Erwartungen zuvorzukommen, übertriebene Forderungen herabzustimmen, und den schlimmen Folgen derselben, so viel an uns läge, vorbeugen zu helfen.

Unſre patriotiſchen Träumer, mit denen wir es eigentlich zu thun haben, ſind der feſten Meynung, daß nun kein Payſt mehr der Religionsvereinigung mit unſren katholiſchen Brüdern in den öſterreichiſchen Staaten entgegenſtünde. Wir geſtehen es, nichts war leichter und verzeihlicher, als das gegenwärtige wahre Verhältniß der Oeſterreichiſchen Kirche mit der Römiſchen zu verkennen. Auf den Univerſitäten öffentlich lehren und vertheidigen laſſen, daß jeder Biſchof mit dem Römiſchen gleiche Rechte und Gewalt habe, den Huldigungseid aufheben den die Erſteren dem Letztern ſchwören mußten, und ihnen aufs nachdrücklichſte befehlen, daß ſie die Pflichten ihres Amtes ſelbſt ausüben, und die ihrer Würde eigenthümlichen Rechte in jedem Falle handhaben ſollten: dieß war, unſrer eigenen Meynung nach, eben ſo viel, als den berufnen Primat des römiſchen Biſchofs von dem Range und der Gewalt eines geiſtlichen Univerſalmonarchen zum erſten Platze unter gleichen Amtsgenoſſen in der Seelſorge herabſetzen, und der öſterreichiſchen Kirche, mit dem wenigſt möglichen Aufſehen und Aergerniß der Schwachen, in der Sache ſelbſt jene Freyheit zurückgeben, die Heinrich der achte der engliſchen Kirche — aufdringen mußte. Allein nach allen dieſen Vorkehrungen auch nur einmal zuzulaſſen, daß ein öſterreichiſcher Biſchof zur Ausübung irgend einer ſeiner Amtspflichten den Römiſchen ungeſtraft einlade, ſich von demſelben über irgend ein Vorrecht ſeiner Würde belehr

lehnen laſſe, oder eines ſeiner Pfarrkinder an den Seelenhirten der Römer anweiſe: dieß zuzulaſſen, muß ſelbſt in den Augen unſern patriotiſchen Träumern eben ſo viel ſeyn, als dem Hofe zu Rom die Gewalt einräumen, die man kurz zuvor in Beſchlag nahm, und mit der That ſelbſt Rechte anerkennen, die man mit worten für Anmaßungen erklärt hat. Nun aber iſts Thatſache, die ſich durch unzählige Fälle beſtätiget, daß man ſeit den oben angeführten Vorkehrungen gegen Rom ſchon wieder Decrete, Indulte, Conceſſionen und d. m. von Rom, ſelbſt nach Wien, verſchreibt, und daß ſich die Regierung daſelbſt genöthiget ſieht, nicht nur etwa dazu zu ſchweigen, ſondern ſogar ihre ausdrückliche Bewilligung zu ertheilen. Dieſe Bewilligung, in ſo ferne ſie durch ein Geſetz als die Bedingung feſtgeſetzet iſt, unter welcher allein es erlaubt ſeyn ſoll, um Recht oder Gnade nach Rom zu ſchreiben, ſcheint zwar das Verkehr der öſterreichiſchen Unterthanen mit Rom einſchränken zu ſollen; allein kann dieſe Bewilligung wohl je verſagt werden, wenn man den römiſchen Biſchof als den Hirten der öſterreichiſchen Kirche erkennt; und kann ſie wohl je ertheilt werden, wenn man ihn nicht dafür erkennt? Das Hofdekret, welches ſchon im Jahre 1782 erſchien, und alle Mönche, die von ihren Gelübden losgeſaget werden wollten, an ihre Ordinarios, das heißt, an die Biſchöffe ihres Sprengels anwieß, ſchien allerdings der geiſtlichen Machtvollkommenheit des Papſtes

eine Sache zu entziehen, die ihr von der katholischen Welt bis dorthin allgemein als ein ausschliessendes Vorrecht zugestanden wurde. Wir wissen nicht, daß ein einziger nach Freyheit seufzender Mönch, in Gemäßheit des allerhöchsten Befehls, von seinem Bischoffe wäre erhöret worden; aber dieß wissen wir mit aller Gewisheit, daß Graf Korinsky Bischoff von Brünn, der die aufgehobenen Kartheuser von ihren Gelübden dispensiren wollte, von seiner päpstlichen Heiligkeit einen scharfen Verweis bekam; daß die Erklärung des Kaisers: jeder Bischof habe das Recht ungültige Gelübde für ungültig zu erkennen — und die Erklärung des Papstes: dieß Recht gebühre dem Römischen allein, — beyde in Wien und in einem Jahre ausgefertiget wurden; und daß der Mönch, der es wagen würde bey dem Erzbischoffe von Wien um seine Befreyung anzusuchen, zufrieden seyn dürfte, wenn er mit bloßer Zurückeweisung davon käme.

Indessen würde man von der Staatsklugheit Sr. Heiligkeit in Rom und Sr. Eminenz in Wien eben so ungerecht als unrichtig urtheilen, wenn man glaubte, diese Herren hätten die gewöhnliche Nachgiebigkeit vergessen, mit welcher die Kirche von jeher jeden Angrif auf ihr Interesse, den sie nicht mit Macht aufhalten konnte, so geschickt zu vereiteln wußte. Man meynet gegenwärtig in Wien nicht wenig gewonnen zu haben, daß man nun in so manchem Falle, dessen

Ent-

Entſcheidung vormals bey der Curia zu Rom ſo viel Zeit und Geld koſtete, zu Hauſe beym Conſiſtorium ſo geſchwind und ſo wohlfeil wegkömmt; daß man ſein Mühmchen, wenn es anders keines vom zweyten Grade iſt, beynahe umſonſt heyrathen kann, u. ſ. w. Allein man ſollte doch auch bedenken, daß es eigentlich der Pabſt iſt, der in der Perſon ſeiner Stellvertreter alle dieſe Gnaden ertheilet. Wenigſtens ermangelt die erzbiſchöfliche Canzley niemals, die Bittſteller zu erinnern, wem ſie die Gewährung zu verdanken haben, und die Formeln der Urtheile und Diſpenſationen, auctoritate *apoſtolica*, vigore facultatum *pontificarum*, poteſtate *delegata*, ſichern den Papſt nicht nur gegen alle Eingriffe, ſondern auch gegen alle Zweifel in ſeine Machtvollkommenheit.

Man wußte ſich in mancher Wiener-Broſchüre viel damit, daß Pius der ſechſte über die reformirenden Anſtalten in Oeſterreich ſeinen Segen geſprochen habe, und bedachte nicht, daß ein Bannſtrahl dieſen Anſtalten vielleicht gedeihlicher geweſen wäre als dieſer Segen. Man hat in Oeſterreich die Einwilligung Roms zu den neuen Kirchenverbeſſerungen nicht angeſuchet. Aber hat man ſie nicht angenommen, wenn ſie aufgedrungen wurde? Und ſollte der apoſtoliſche Stuhl ſeinen Vortheil nicht beſſer kennen, als daß er nicht wüßte, wie viel er dabey zu gewinnen habe wenn man ſeine Gnaden in Oeſterreich auch nur annimmt;

Soll

Soll ein Staat, in welchem man ſich über römiſche Gnadenbezeugungen freuet, ſchon über die Möglichkeit hinaus ſeyn, über kurz oder lang die römiſche Ungnade zu fürchten!

Wie ſehr man noch gegenwärtig in Rom ſeine Kräfte fühlt, zeigt ſich in dem Betragen eines der erſten römiſchen Satrapen, des Cardinalerzbiſchofs von Wien, auf eine ſehr auffallende Weiſe. Dieſer ſetzt mitten in der Hauptſtadt ſeine Befehle den Befehlen des Kaiſers entgegen, und erklärt den Gebrauch der Bewilligungen ſeines Monarchen für — Todſünde. Wir führen hier eine auſſer Wien, unſres Wiſſens, noch ziemlich unbekannte Thatſache an, die wir im Nothfalle durch Urkunden erhärten können. Joſeph erlaubte in ſeinem neuen Ehepatente nicht nur die Ehen zwiſchen ſeinen katholiſchen und proteſtantiſchen Unterthanen; eine Sache die ſchon unter den vorigen Regierungen ohne viele Schwierigkeit erlaubt wurde; ſondern er ließ auch dem proteſtantiſchen Theile den, ſonſt in Oeſterreich gewöhnlichen Revers nach, mit welchem ſich dieſer verbinden mußte, ſeine Kinder, wenigſtens die von dem Geſchlechte des katholiſchen Gatten, in der katholiſchen Religion erziehen zu laſſen. Migazzi hingegen läßt bald darauf dem geſammten ſekularen und regularen Klerus ſeines Sprengels ein Edikt zufertigen, in welchem er erklärt: „die Kirche „habe von jeher die Ehen zwiſchen Katholiſchen und

„Unka-

und Thränen ſollen das Sommer-Korn legen, und eine Theurung in dieſes rebelliſche Land bringen. Oder wollen wir uns aus unſerm Jammer eine Kurzweile machen? Irgend ein artiges Spiel aus unſern fließenden Thränen? Als etwann, ſie ſo lange an den nemlichen Ort tropfen zu laſſen, bis ſie uns ein paar Gräber in die Erde eingefreſſen haben; und wenn wir da ligen -- Hier ligen zween Freunde, die ſich ihr Grab mit ihren Thränen gegraben haben? Würde uns das unſer Elend nicht verſüſſen? Wohl, wohl, ich ſehe, ich rede phantaſtiſch, und ihr lachet über mich. Großmächtigſter Prinz, Milord Northumberland, was ſagt der König Bolingbroke? Will ſeine Majeſtät dem Richard erlauben zu leben, bis Richard ſtirbt? Ihr macht einen Scharr-Fuß, und Bolingbroke ſagt, ja.

Northumberland.

Gnädigſter Herr, er wartet in dem Hofe, mit euch zu reden; gefällt es euch herunter zu kommen?

König Richard.

Herunter, herunter komm ich, wie der ſchimmernde Phaeton, da er die unbändigen Sonnen-Pferde nicht zu regieren wußte. In den Hof herunter, ein König in den Hof herunter, auf den Ruf eines Verräthers, um ihm ſeine Begnadigung zu geben. Herunter dann, König, herunter!

Bolingbroke.

Was ſagt ſeine Majeſtät?

Northum-

„Unkatholiſchen mit äuſſerſtem Misfallen angeſehen; er „wolle alſo allen Beichtvätern und Seelſorgern aufs „nachdrücklichſte anbefohlen haben, alles, was ſie nur „vermöchten, anzuwenden, um dergleichen Ehen zu „verhindern; und wenn denn doch der katholiſche „Theil, von fleiſchlicher Liebe geblendet, von ſeinem „Anſinnen nicht abzubringen wäre: zwar die Trau„ung (weil es doch die Geſetze des Staates ſo ver„fügten) zu vollziehen, aber demſelben zugleich in der „Beichte einzuſchärfen, daß ihm ſeine ſchwere Todſün„de nicht ehe nachgelaſſen werden könne, als bis er „ſich verpflichtet und feyerlich verſprochen habe, nicht „nur alle Kinder in der katholiſchen Religion erziehen „zu laſſen, ſondern auch den unkatholiſchen Gatten „zu vermögen zu der allein ſeligmachenden Kirche übers „zutreten.„ Wahrſcheinlicher Weiſe waren es noch andere ähnliche Attentate, die den Monarchen endlich bewogen, die ziemlich allgemein bekannt gewordene Verfügung zu treffen, daß Migazzi ſeiner untergeordneten Geiſtlichkeit keinen ſchriftlichen Befehl mehr zuſchicken darf, ohne ihn vorher der Cenſur der kaiſerlichen Commiſſion unterworfen zu haben.

So lange der römiſche Hof ſolche Sachwalter in den öſterreichiſchen Staaten aufzuweiſen hat: ſo lange darf er nicht beſorgen, daß ihm ſein Mönchenheer daſelbſt durch die Trennung deſſelben von den römiſchen Ordensgeneralen unbrauchbar werde. Es kann gar

keine

keine Frage ſeyn, ob er es durch die abweſenden Generale, oder durch den gegenwärtigen Kardinal beſſer zu ſeinem Vortheile kommandiren könne. Migazzi dürfte eben nicht ſo manche andere Privatursache haben, als er wirklich zu haben ſcheint, um ſich das Intereſſe eines Hofes, von welchem die höchſte ſeiner Würden allen ihren Glanz entlehnt, äuſſerſt angelegen ſeyn zu laſſen. Ein Kardinal, der die Gleichheit ſeines Ranges mit dem Königlichen behaupten will, muß den Vorrang des Papſtes vor den Königen durchſetzen, und, wenn er ſich anders nicht mit leeren Titeln begnügen will, dieſen Vorrang auf wahre Oberherrſchaft zu gründen ſuchen. Migazzi war kaum durch das kaiſerliche Edikt, welches allen Zuſammenhang der öſterreichiſchen Mönche mit den Römiſchen aufhob, in die Gerichtsbarkeit aller Generale eingetreten: ſo zeigte ſichs, daß er mit dem Amte derſelben auch ihre Verhaltungsbefehle, ihre Plane, ihre ganze Taktik übernommen habe.

Die Mönche hatten immer geheime Privatſchulen für ihre Zöglinge. Beſtimmt einſt die Hierarchie gegen den Freyheitsſinn der Layen zu verfechten, durften die künftigen Soldaten des Papſtes mit den Layen am allerwenigſten Menſchenverſtand, und Unterricht der den Menſchenſtand bilden konnte, gemein haben. Ihre Studien waren Erblehren, die von den Zeiten Gregors des VII. ein P. Lektor von dem andern abſchrieb,

ſchrieb, und ſeinen Zuhörern dictirte. Hier wurde den jungen Mönchen Mistrauen und Haß gegen die irdiſche Vernunft und ihr angeerbtes Verderbnis eingeflößet, und was dieſer Feindin der heiligen Kirche an Kraft noch übrig ſeyn mochte, durch die Arbeit des Glaubens aufgerieben; das Chriſtenthum in eine myſtiſche Dogmatik umgeſchaffen; alles Begreifliche in eben dem Verhältnis daraus verbannt als man alles Unbegreifliche aufnahm; und die unfehlbare Kirche in eben dem Verhältniſſe unentbehrlich gemacht, als die fehlbare Vernunft entbehrlicher wurde. Hier wurde alles, was die Kirche von göttlichen und menſchlichen Rechte noch gelten zu laſſen für gut fand, aus den Canonen hergeleitet, und alle geſetzgebende Gewalt dem Statthalter Gottes in Rom andemonſtriret, — wenn anders der Name Statthalter Gottes nicht noch zu wenig für den Mann iſt, von dem ſich, nach mönchiſcher Exegeſe, Gott im Himmel alles gefallen laſſen muß, was dieſem auf Erden zu binden oder zu löſen belieben mag. — Kurz hier wurden die Köpfe der Mönche nach den Bedürfniſſen der Hierarchie zubereitet. Der Kaiſer geboth, daß dieſe Winkelſchulen der Kloſterleute in ſeinen Staaten ſamt und ſonders aufhören, und die jungen Geiſtlichen mit andern Bürgern auf die Univerſitäten geſchickt werden ſollten. Unſtreitig war dieſer Streich für Roms Intereſſe weit empfindlicher als die Trennung der Mönche von ihren Generalen. Es hatte ſich ohnehin ſchon mancher

Funken gesunder Vernunft hie und da durch den Klosternebel gedrungen, und auf manche Mönchsköpfe mehr gewürkt, als es dem Hrn. Kardinal-Erzbischof lieb seyn konnte. Daß die Verlegenheit, in welche dieser eifrige Verfechter der kirchlichen Vorrechte durch diese neue Verordnung des Kaisers gerieth, sehr groß seyn mußte; daß er keine Gegenanstalt den Endzweck derselben zu vereiteln unversucht ließ; und daß er endlich sogar seine Staatsklugheit darüber erschöpft haben müsse: daran läßt sein folgender Schritt kaum einen Zweifel übrig. Er verfügte sich den Tag vorher als die Vorlesungen auf der Universität angiengen, in eigener Person zu gewissen Mönchen, von denen er vermuthlich das meiste besorgen zu müssen glaubte; ließ ihre Studenten vor sich versammeln, und stellte ihnen in einer nachdrücklichen Anrede vor: „er sähe „sich nunmehr gezwungen, sie die Schulen der Uni„versität besuchen zu lassen. Daselbst würden Grund„sätze gelehret, die den Rechten, Freyheiten, und über„haupt dem wahren Besten der heiligen Kirche zuwi„der wären, und folglich von einem Geistlichen, ohne „Verletzung der Treue die er der Kirche schuldig wäre, „unmöglich angenommen werden könnten. Er ermah„ne, bitte, beschwöre sie daher, sich in Rücksicht auf „diese Grundsätze an dasjenige zu halten was ihnen „ihre Klosteroberen darüber sagen würden u. s. w.“ Man bedenke, daß der junge Mönch die Stimme seiner Obern für die Stimme Gottes, und die Aussprüche

derſelben für ewige Wahrheiten zu halten gewohnt wird; daß er das Brod der heiligen Kirche und nicht des Staats zu eſſen glaubt; daß er durch die heutige Geringſchätzung, mit welcher er die Welt ihm und ſeinem Stande begegnen ſieht, gegen die Welt und ihre Grundſätze aufgebracht, und folglich gegen ihre Lehren von mehr als frommen Vorurtheilen eingenommen iſt; daß ihm endlich die Schickſale eines P. Kaltner, Güntherode, Blaxer, und ſo vieler anderer ſeiner gleichzeitigen Amtsbrüder, denen ihre Febroniſchen Grundſätze ſo theuer zu ſtehen kamen, in friſchem Andenken ſeyn müſſen: und man wird leicht begreifen, daß Migazzi und ſeine Getreuen nicht umſonſt arbeiten müſſen; und welcher aus den beyden, entgegen geſetzten Planen, — der des Kaiſers, nach welchem die jungen Mönche fürs Vaterland, oder der des Kardinals, nach welchem ſie für Rom auferzogen werden ſollen, — zur Zeit nochin der Ausführung weiter kommen könnte.

Das Mönchsweſen war von jeher in den Augen der Proteſtanten nicht blos als Vormauer der Hierarchie gegen die Freyheit der chriſtlichen Gemeinen, ſondern auch als bleibendes Denkmal, und Verjährungsmittel des höchſten Verderbniſſes der chriſtlichen Moral, angeſehen. Wir verabſcheuten von jeher den Grundſatz auf den die Möncherey aller Zeiten und Völker gebauet wurde: daß Nichtgebrauch der Güter dieſes

Lebens an ſich ſelbſt beſſer, und folglich dem Urheber der Natur angenehmer wäre als vernünftiger Gebrauch. Die Wahrheiten: daß Entäuſſerung von allem Genuſſe eben ſo vernunftwidrig iſt als Uebermaß im Genuſſe; und daß man auf die Freyheit, welche die bürgerliche Verfaſſung übrig läßt, auf das Eigenthum, und auf das Recht ſeine Gattung fortzupflanzen, keine Verzicht thun kann, ohne ſich einerſeits von einem Theile ſeiner erſten und heiligſten Pflichten gegen die Menſchheit loszuſagen, andererſeits aber ſich das Vermögen zu rauben alle übrigen zu erfüllen — dieſe Wahrheiten und ihre unmittelbare Folgen: daß die Mönchsgelübde eben ſo ungültig als unzuläſſig ſind, ſchienen uns ſo einleuchtend, daß wir ſie unmöglich für Geheimniſſe halten könnten, auf deren ausſchlieſſenden Beſitz wir ſtolz ſeyn dürften. Wir glauben, man dürfe heut zu Tage weder Proteſtant, noch Philoſoph, noch Staatsmann; man dürfe nur Gottesverehrer, Bürger, Menſch ſeyn, um die religioſe, politiſche, moraliſche Ungereimtheit und Schädlichkeit des Mönchthums einzuſehen: und da dieſer Gräuel nur mit den dichteſten Geiſtesfinſterniſſen, unter deren Einfluß er zuerſt entſtand, unſrer Meynung nach fortdauren konnte: ſo dachten wir, er müſſe das Erſte ſeyn, was bey der Annäherung des wohlthätigen Lichtes, das Joſeph über ſeine Staaten heraufrief, jedem, deſſen Augen anders für Licht gemacht wären, in die Augen fallen müßte. Wie viele Urſache hatten wir nicht unſre Erwartung

für

für erfüllt zu halten, als uns alle öffentlichen Blätter berichteten: eine beträchtliche Anzahl Mönchsklöster, und alle Nonnenklöster, die nicht mit Unterricht junger Mädchen und Verpflegung der Kranken dem Staate brauchbare Dienste leisteten, wären bereits aufgehoben; allen übrigen Ordensgemeinden, denen ein gleiches Schicksal bevorstünde, sey einstweilen alles Aufnehmen neuer Zöglinge untersagt! Mönchsklöster aufheben, war nach unsren Begriffe eben so viel, als das Elend so mancher Unglücklichen aufheben, die, als sie der Menschheit absagten, nicht wußten was sie thaten, und endlich, als sie fühlten, was sie gethan hatten, vom geistlichen und weltlichen Arme zurüke gehalten wurden die Folgen ihres Irrthums gut zu machen; es schien uns eben so viel, als dem Staate eine beträchtliche Menge Bürger zurükgeben, die nicht nur bisher für seinen Vortheil ganz verlohren waren, sondern die er noch zu seinem größten Nachtheile ernähren mußte. Wir konnten uns freylich vorstellen, daß es unter der grosen Anzahl männlicher und weiblicher Mönche nicht wenige geben würde, bey denen der ihnen von Jugend auf als Gottes Wort eingeprägte Grundsatz, daß sie auf dieser Welt elend seyn müßten, weder von Seiten ihrer Vernunft noch ihres Gefühls einige Widersprüche mehr finden könne; nicht weniger andere, die es durch Gewohnheit und mehrley Arten von Schadloshaltung so weit gebracht hätten, daß sie sich bey ihrem widernatürlichen Zustan-

de wohl befänden, und folglich keine Luſt fühlten, von ihren zurükerhaltenen Menſchenrechten Gebrauch zu machen. Aber wir wuſten, daß der Irrthum und das Verderbniß Dieſer, den gegründeten Forderungen Anderer, die zur Erkenntniß ihrer Rechte gelangt ſind und unter dem Gefühle ihrer Unterdrükung ſeufzen, nichts vergeben könnten; daß der Staat, der uns unſere Menſchenrechte zuſichern muß, keinen Irrthum, der uns dieſe Rechte verkennen macht, privilegiren, und daß er uns wenigſtens nicht hindern dürfe, Menſchen zu ſeyn, wenn er fordert, daß wir ihm als Bürger dienen ſollen.

Unſere proteſtantiſchen Leſer werden nun wohl Mühe haben uns zu glauben, indem wir ſie verſichern müßen, daß durch alle Oeſterreichiſche Vorkehrungen gegen das Mönchsweſen eigentlich nur — Gebäude entmönchet wurden; und daß durch die Aufhebung ganzer Orden, die Sekulariſationen ſo vieler Klöſter, Exſecrationen ihrer Kirchen u. ſ. w. weder der Staat ſeine verlohrnen Bürger, noch dieſe ihre Menſchenrechte zurük erhalten haben. Nicht nur die Mönche — die als Prieſter, oder, welches bey den Katholiken bis izt noch eines iſt, als Glieder der Hierarchie, nie Ehemänner und Väter werden dürfen, damit ſie nicht etwa Bürger ihres Vaterlandes würden, — ſondern ſogar die Nonnen, verlohren durch die Aufhebung ihrer freyen Quartiere, ihr reichli-

cheres

ceres Auskommen, und alle die Bequemlichkeiten, um welche, wenn sie nicht so theuer erkauft werden müßten, man das Mönchsleben so gerne beneidet hätte: alle diese Vortheile verlohren sie, ohne daß man ihnen die hohen Preise, die sie dafür hingegeben hatten, wieder zurük gestellet hätte; ohne daß sie von dem Zwange der Gelübde, diesem einzigen Uebel, das ihren Stand ihnen selbst und der Welt zur Last machte, befreyet worden wären.

So wenig es auch hieher gehören mag, so kann sich doch die Menschlichkeit nicht entbrechen, zu bemerken, wie sehr hierdurch der schlimme Zustand dieser Unglüklichen verschlimmert wurde. Wer vermag ohne ein Mitleiden, das nicht beynahe quälend wird, ein schwaches Mädchen zu denken, das die schweren, unerträglichen Fesseln, die es vormals, in einer engen Zelle angeschmiedet, um so viel weniger fühlte, nun durch die weite Welt nach sich schleppen muß? Das die süssen Früchte der Freyheit an den Freuden der Mütter, Gattinnen, und Bräute, unter denen es nunmehr leben muß, immer vor Augen hat; und nur aus dem peinlichen Ungestüm gereizter und unbefriedigter Triebe, und aus der gefühlten Grösse seines Verlustes die Glükseligkeit kennen lernt, die ihm der Urheber der Natur bestimmt hat, und von der man es im Namen des Urhebers der Natur auf ewig ausschließt!

Indeſſen iſt es nicht etwa nur die Kirche welche dieſe aufgelöſeten *) Mönche und Nonnen zur Eheloſigkeit zwingt. In dieſem Falle würden die Aufgeklärteren, oder vielmehr die, welche unter dem Zwange am meiſten zu leiden haben, den unſchädlichen Vatikaniſchen und Tridentiſchen Blitz ruhig ihre Ohren vorbeyſauſen laſſen, und der Stimme der Natur folgen. Allein der Staat leiht der Kirche ſeine mächtigern Arme, die ſie bisher ſo geſchickt zu regieren wußte, und ohne welche alle ihre Blitze immer unſchädlich geweſen wären, bis auf den heutigen Tag. Das oben erwähnte Oeſterreichiſche Ehepatent vom Jahr 1783 beſtättiget die bürgerliche Ungültigkeit jener Ehen, die von Perſonen die durch Mönchsgelübde gebunden wären geſchloſſen würden. Man muß einem katholiſchen Staate allerdings die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und annehmen, daß er gegen die bürgerliche Gültigkeit jener Ehen nichts einwenden würde, wenn es dem Pabſte oder auch nur dem Erzbiſchoffe belieben wollte, beſagte Gültigkeit vorher anzuerkennen. Man würde in Oeſterreich die aufgelöſete Nonne, die ſich in der Nothwendigkeit befände, entweder zu heurathen oder ihre Schande laut werden zu laſſen, bey der Hofſtelle, wo ſie Hülfe ſuchen würde, nicht gerade zu abſondern an den Erzbiſchoff verweiſen: aber dann müßte auch einer

*) So werden in den Wieneriſchen Edikten die Mönche und Nonnen genennet, die ihre Klöſter verlohren haben.

Northumberland.

Kummer und Sorgen machen ihn wunderlich, und wie ein Mann der nicht recht bey ſich ſelbſt iſt, reden. Izt iſt er da.

Volingbroke (kniend.)

Tretet alle zurük, und bezeuget Sr. Majeſtät eure ſchuldige Ehrfurcht. Mein Gnädigſter Herr --

König Richard.

Mein edler Vetter, ihr demüthiget eure fürſtlichen Knie zu tief, indem ihr die niedrige Erde ſtolz macht ſie zu berühren. Mir wäre lieber, wenn mein Herz eure Liebe fühlte, als daß mein unbefriedigtes Aug' eure Höflichkeit ſieht. Auf, Vetter, auf; euer Herz iſt zum wenigſten ſo hoch, (er deutet mit der Hand auf ſeine Crone) wenn eure Knie ſchon ſo niedrig ſind.

Volingbroke.

Mein Gnädigſter Herr, ich komme nur für das, was mein eigen iſt.

König Richard.

Euer Eigenthum iſt euer, ich bin euer, alles iſt euer.

Volingbroke.

In ſo fern möge Eure Majeſtät mein ſeyn, mein Gnädigſter Souverain, als meine getreuen Dienſte eure Liebe verdienen werden.

ner jener schlimmen Fälle eintreten, bey welchen der Staat die traurige Erfahrung macht, wie übel er daran ist, wenn er die Entscheidung über die Rechte und Glückseligkeit seiner Unterthanen, den Kurialen eines fremden Hofes überlassen muß — denn die flehende Unglückliche würde unerhört zurüke gewiesen werden.

Es thut uns herzlich leid, daß wir unsern gutherzigen Träumern auch sogar die Hoffnung benehmen müssen, daß die itzt lebenden auf- und unaufgelösten Mönche beyderley Geschlechtes die lezten Opfer seyen, die man in Oesterreich dem Interesse des römischen Hofes zu bringen sich genöthiget findet; eine Hoffnung, die ganz natürlich durch das oben angeführte und unter uns allgemein bekannt gewordene Gesez, welches allen Ordensgemeinden die fernere Aufnahme frischer Zöglinge untersagt veranlasset werden mußte. In einem spätern Gesetze, welches wir mit unsern Augen (denen wir damals kaum glauben konnten) gesehen haben, wird sowohl die Anzahl der Klöster, als auch der Klosterleute, welche in Zukunft fortzudauren haben sollen, bestimt, und allen Ordensgemeinden, die Kapuziner nicht ausgenommen, die vollkommene Erlaubniß ertheilt, so viele neue Mönche wieder aufzunehmen, als von der festgesetzten Zahl jedesmal abgehen würden. — Was wohl unsere Träumer von naher Religionsvereinigung,

Sturz des Aberglaubens, Siege der Vernunft, Triumph der Menschheit u. s. w. auch nur zu dieser letzten Nachricht sagen werden?

IV.

Gedanken

eines Liebhabers der Naturforschung

über

des F. Hessen-Darmstädt. Ober-Land-Commissärs

Hrn. Siegm. Heinr. Güldenfalk

Sammlung von mehr als Hundert wahrhaften Transmutations-Geschichten.

Der berühmte Herr D. Wieglеb hat in seiner Historisch-Kritischen Untersuchung der eingebildeten Goldmacher-Kunst, welche bereits im Jahr 1777. zu Weimar ans Licht getreten, die hauptsächlichsten Transmutations-Geschichten aus den neuern Zeiten, womit Hr. Güldenfalk die vermeynte gute Sache der Alchymie ausser Zweifel zu setzen vermeynt, mit so starken historisch-kritischen und philosophischen Gründen bestritten, daß, wenn diese Gründe nicht eben so kritisch und philosophisch widerlegt werden können, die edle Goldmacherey ihren Prozeß mit Kosten und Scha-

den

den unwiederbringlich verlohren haben dürfte. Hr. Güldenfalk ſcheint dieſe Niederlage ſeiner geliebten als chymiſchen Dulcinea ſehr zu Herzen genommen zu haben; und, um ihr wieder auf die Beine zu helfen, was hat er zu thun, als die erſchlagnen Leichname, mit aller Zuverſicht eines Todtenerweckers, der Reihe nach wieder an eine Mauer zu lehnen, als ob es eben ſo viele friſche Kämpfer wären, die er dem Herrn Wieglieb (gegen welchen die Attaque hauptſächlich gerichtet iſt) entgegen zu ſtellen hätte. Aber, nicht damit zufrieden, und um wenigſtens durch die Menge zu erſetzen was er von der Stärke ſeiner Heeresmacht nicht wohl erwarten konnte, ruft er noch ſogar die Geſpenſter längſt ermordeter Transmutations-Mährchen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert aus ihren Grabeshöhlen hervor; und glaubt nun (wie aus ſeinem zuverſichtlichen Ton abzunehmen iſt) mit dieſen mehr als hundert, ohne Wahl, Unterſuchung und Kritik zuſammengetragenen Hiſtörchen, wovon die meiſten nicht um einen Tüttel glaubwürdiger ſind als das ſchalaſte Ammen-Mährchen, ſeinen Gegner gar mächtig in die Enge getrieben zu haben. Leider kommen alle dieſe Anſtalten des Hrn. G. in unſern Tagen um ein Jahrhundert zu ſpät.

Non defensoribus istis
tempus eget —

Wehe den Adepten, wenn ſie keinen ſtärkern und weiſern Verfechter, und keine probefeſtern Waffen zu

Vertheidigung ihrer Sache haben, als die womit Hr. G. für ihre Sache in die Schranken geritten ist.

Indessen ist, nach dem weisen Ausspruch eines so grossen Bücherkenners als Leibnitz, kein Buch so schlecht, woraus man nicht etwas lernen könnte. Wenigstens hat nun der von Hrn. Güldenfalck aufgerufene Herr Doktor Wiegleb eine Anweisung von No. 83. S. 242. bis 245. selbst einen tingirenden Schwefel in seine Hände zu bekommen, und zwar 6 bis 8 Loth für 25 Reichsthaler, wiewohl auch dies nur aus Gnaden, wie vom Herrn Verfertiger (dem Verfasser der Königl. hermetischen Specials Concordanz) gemeldet wird; weil dieser solchen selbst höher benutzen könnte, ad viam universalem vel cum mercurio philosophico vel duplicato. Den Weg hab hab ich Ihnen nun gezeigt, spricht Herr Güldenfalck zum Herrn Wiegleb, um ein tingirendes Pulver erlangen zu können; es liegt also dermalen blos an Ihnen selbst, ob sie solchen Weg zu ihrer Befriedigung einschlagen und betreten wollen, oder nicht. So wird auch S. 124. bis 127. eine neue Transmutation in Schafhausen, von 2 Loth Bley in das feinste probefeste Gold, angeführt, wobey der dort noch im Jahre 1783. lebende Herr Apothecker Horter, nebst vielen andern dato noch vorhandenen Personen als Zeugen gegenwärtig gewesen seyn sollen.

Ueber

Ueber alles aber wird wohl die Verwandlungs-Historie, die bey dem Herrn Ober-Land-Commissär Güldenfalck selbst 1755. zu Homburg vor der Höhe vorgefallen, und S. 120. bis 122. erzählt wird, den meisten Antrieb zu dem Buchverfassen gegeben haben, um als Augenzeuge vor den Riß treten zu können; da durch Hrn. Wieglebs Abfertigung des Dr. Price (im teutschen Merkur 1783. No. 2.) der sogenannten Goldmacherey der Garaus gespielt, oder, wo noch ein Rettungs-Mittel übrig, das äusserste Cartell zugeschickt wurde. Nur Schade, daß die Probe bey Hrn. Güldenfalck nicht eben sehr glänzend ausfiel, indem aus 2 Loth Bley durch ein Hirsekorn grosses röthliches Pulver, nur sprödes Silber heraus kam; und noch mehr Schade, daß nicht mehr Vorrath von Pulver zurückgelassen war, um beträchtlichere Untersuchungen damit zu machen. Etwas sprödes Silber giebt es sonst leicht, auch ohne Tinctur-Pulver, aus Bley in Arsenik Arbeiten, besonders wenn Zinn durchaus bis zum Ueberfluß arsenicirt wird, da Bley im Fluß mit ganzen Stükken Arsenik endlich phosphoreſcirt, und Zinn ohnedem mit Bley im Schmelzen ein verpuffend Wetters Geräusch macht, wie bey Hrn. Güldenfalck anfänglich das Hirsekorn von Pulver. Das Kupfer, wenn ihm seine Farbe gänzlich ausgezogen ist, bleibt zurücke wie ein sprödes weisses Silber, am Striche 12 löthig. Englisch Zinn mit halb so viel Zink im

Fluß,

Fluß, wird im Kalten faſt ſo hart und geſchmeidig wie Silber. Dergleichen laſſen ſich ſchon ohne Tinctur machen. — Schade, daß noch kein Alchymiſte die ſpröde Platina in Menge gemacht hat; die heutigen Phyſiker könnten ſie gar wohl und noch beſſer als Gold gebrauchen.

Eine ſehr philoſophiſche Ausſicht giebt Dippel, nach ſeiner Beobachtung einer beſonders behutſamen Projection in Amſterdam, S. 91:96. wo er den Wahn abfertigt, in welchem viele ſtehen, als ob in der ganzen Natur nur ein einiges Ding zu Verfertigung des Lapidis bequem ſey. „Alle die Tincturen, ſpricht „Dippel, deren wir, außer unſrer eignen Erfahrung, „fünf in den Händen ſowohl als vor Augen gehabt „haben, war keine wie die andre, ſowohl an Farbe, „Gewicht, Conſiſtenz und Geſchmack, als auch an „Kraft und Tugend; ſie waren alle aus verſchiedenen „Subjekten verfertigt, und ihre Solventia, womit „Gold und Silber aufgeſchloſſen worden, waren bald „aus dem regno minerali, bald aus dem vegetabili, „bald animali, bald aus zweyen, bald aus dreyen „zugleich; nichts deſtoweniger thaten ſie alle ihren Ef„fect, auch in der Medizin.„ So weit Dippel. Damit ſtimmt Jugel, der auch verſchiedene Tincturen in Händen gehabt, überein, S. 152 bis 159. — Geſetzt nun, dieß alles habe ſeine Richtigkeit, ſo erhellet eben daraus, daß die meiſten ſchreibenden Ar-

tiſten

tiſten der Alchymie — Ignoranten, oder nur Individual-Theoriſten in ihrer eigenſinnig angemaßten Kunſt wären, da ſie keine andre Materie und keine andre Handlungs-Bahn darzu für recht und tauglich hielten, als die ſie ſelbſt gebraucht hatten, alle andre verwarfen und verdammten, und eben ſo wechſelsweiſe wieder verdammt wurden, wie die Controvers-Prediger aller ſtreitenden Partheien des Erdbodens. Daher kam aus unzählichem Partikular-Widerſpruch das gröſte Babel, das endlich über den Unverſtand und Misverſtand zuſammen fällt.

Was iſt nun übrig? Was kann der gemein vernünftige und unpartheyiſche Naturforſcher von ſogenannten Hermetikern und Anti-Hermetikern in ihrer Zuſammenhaltung vor Nuzen ziehen? Wollen wir mit einigen die ganze Alchymie für blos geiſtige Hieroglyphe halten? Daran hat unſre Welt keinen Geſchmack, obwohl die ganze Natur eine ſolche Hieroglyphe geben mag. Oder wollen wir mit dem ſcharfſinnigen Hrn. Wiegleb, am Ende ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung 1777 ſchlechthin die Unmöglichkeit der ſogenannten Alchymie feſtſetzen? Wollen wir, nach ſeiner eben dort aufgeſtellten Regiſtratur aller Materialien und mechaniſcher Gründe, nun für einmal und ewig als Naturgeſetz annehmen, daß einfach gemiſchte Körper weder durch Kunſt in natürliche Beſtandtheile zu zerlegen, noch in andre Arten zu verwandeln ſind?

Eini-

Einige Zweifelsknoten möchten doch wohl noch, ehe wir uns ein solches Non plus ultra gefallen lassen könnten, aufzulösen seyn. Zum Beyspiel: Unter die durch alle Kunst unzerlegbaren Körper rechnet Hr. Wiegleb, nach den edlen und unedlen Metallen, Halbmetallen und Edelgesteinen, auch die einfachern Salze, mineralischen Säuren, Phosphorsäure und Essigsäure, fixes und flüchtiges Laugensalz. Nun aber sind doch unsre neueste Luft- Feuer- und Licht-Chymisten schon darzu gekommen, die Salpetersäure in Feuer-Luft und Salpeter-Luft zu zerlegen, und daraus wieder zusammenzusetzen; sogar die Luftsäure selbst oder die fixe Luft zu zerlösen und wieder zu machen; die gemeine Salzsäure in dephlogistisirte und phlogistische zu zertreiben. Ich will nun nichts von der Vogelischen Analyse der Phosphorsäure sagen; nichts von angefangener Zerlegung der Vetriolsäure durch Kunckel und Baumé; nichts von Hrn. Wenzels Zusammensetzung des fixen Laugensalzes, noch von der alten Austreibung der fixen alkalischen und kalischen Erden zu flüchtigem Alkali: weil diese Sachen noch nicht vollkommen, jedoch gleichwohl ziemlich auf dem Wege darzu seyn mögen; zumal da Herr Wiegleb, selbst in Säuren flüchtiges Alkali als Bestandtheil will gefunden haben, wie in seinen treflichen chemischen Versuchen über die alkalischen Salze vom 120. Versuch an bis nahe zum Ende S. 227-252 zu lesen ist.

Iſt demnach auch nur einer aus den Naturkörpern, die ſeiner Behauptung nach durch alle Kunſt unzerlegbar ſind, öffentlich kundbar zerlegt und wieder zuſammengeſezt worden: ſo hätte das obbemeldete Naturgeſez bereits einen unheilbaren Riß, der denn wohl mit der Zeit immer weiter, und zulezt weit genug werden könnte, daß die neuvorgeſchobenen Natur- und Kunſt-Riegel von ſelbſt aufſpringen müßten. Wie einige dieſer Riegel auch in Metallen, und ſogar bey offenbaren Gegnern der Alchymie, ſchon aufgeſchloſſen ſeyen, mag ſich ſogleich zeigen. Daß unter den neuern Chymiſten, die der Alchymie ſo abgeneigt ſind als möglich, ein berühmter Marggraf ſey, iſt ſo bekannt als deſſen muſterhafte Reinlichkeit und Genauigkeit in Verſuchen. Nun aber hat eben dieſer Herr Marggraf unverſehener Weiſe, in ordentlich fortgehenden Verſuchen, von dem aus Salpeterſäure durch Phosphorſäure niedergeſchlagenen Queckſilber einen Theil in reinem Bley als Silber beſtehend richtig gefunden. Eben dieſer vorzügliche Chymiſt hat mit dem trocknen phosphoriſchen Urin-Salze in verdecktem Schmelzen Zinn und Bley, jedes beſonders, in völlig Zinkiſche Art eines leicht entzündlichen Metalles verwandelt. Andrer wichtigen, ſeltenen, ungemein bequemen Veränderungen zu geſchweigen, die nicht geringe Striche durch Hrn. W. neue Geſetztafeln machen, ja ſchon gemacht hatten, bevor er ſie herausgab. Wenn wir nun erſt noch eine intereſſan-

te Menge feiner, scharfer, tiefgehender Bemerkungen aus den größten neuern Chymisten zu Hülfe rufen wollten, seyen sie auch lauter Neutralisten oder Feinde der Hermetiker, wie viel möchte da zur Gewißheit jenes angeblichen, auf bloß mechanische Theorie gebauten Naturgesetzes schon jezt gebrechen, geschweige denn am Ende unsers Jahrhunderts? Denn nun ist mit der Luft- Feuer- und Licht-Chymie eine mehr als mechanische Bahn eröffnet, wo durch Beobachtung der Geistigen Elemente die lautre Physik der Central-Kräfte immer mehr ans Licht kommen und auf Erden wie am Himmel, Newtonisch-Franklinisch, durchdringen kann.

Das Philosophische Jahrhundert wird sich in seinem Laufe nicht aufhalten lassen immer weiter in geistige Elemente zu dringen, und durch sie in die Kräfte und Inbegriffe der Körper, die eben aus Kraftwesen bestehen und Kräfte ins Unendliche fortdauernd. Daran ist nicht nur die Natur unerschöpflich, sondern auch des Menschen Geist durch die Kunst; denn Weisheit und Tugend soll nach des allguten Schöpfers Bestimmung, und des immer hervorleuchtenden Vaters Verulams ewig offenen Erweiterungs-Bahnen, für das menschliche Reich immer anwachsen. Wie wenig ist noch das Feld der innigsten Mischung in Mineral-Arbeiten betreten? Und was ist doch inniger und einfacher, selbst durch Menschenkunst, gemischt als das Glas?

König Richard.

Ihr verdienet alles; wer verdient mehr zu haben, als wer den sichersten und kürzesten Weg kennt, zu gewinnen. Oheim, gebt mir eure Hand; nein, trocknet eure Augen; Thränen sind nur hülflose Zeichen der Liebe. Vetter, ich bin zu jung euer Vater zu seyn, ob ihr gleich alt genug seyd, mein Erbe zu seyn. Ich will euch geben was ihr haben wollt, und noch dazu mit Willen. Denn warum sollen wir nicht wollen, was wir müssen? Ziehet fort nach London. Ist das nicht eure Absicht, Vetter?

Bolingbroke.

Ja, Gnädigster Herr.

König Richard.

So darf ich nicht, nein sagen.

(Trompeten. Sie gehen ab.)

Siebende Scene.

[Ein Garten im Hofe der Königin.]

Die Königin tritt mit zween Damen auf.

Königin.

Was für eine Kurzweil wollen wir uns in diesem Garten machen, um unsre kummervolle Gedanken zu vertreiben?

Lady.

Glas? Die Metall-Kalke und Halbmetall-Kalke ſchmelzen meiſtentheils leichtlich zu Glaſe. In der Glasform nun, wie viel können ſie nicht noch in ſich nehmen und ſich einverleiben durch den Schmelzfluß von trocknen Materialien, was in metalliſcher Form nicht eingehen mag? Die gemeinen Gläſer ſind wie erdige ſimple Mittel-Salze, und die viel zäheren Metall-Gläſer wie erdige Schwefel-Leber anzuſehen; was können die nicht noch unter angemeſſener Schmelzung in ſich auflöſen? Welch ein tiefes Feld innigſter Miſchungen in Unverbrennlichkeit giebts da noch, das Becher und Potz nur zu eröfnen anfiengen? Auf wie viel Seiten läßt ſich nicht die Natur angreifen, je mehr ihre feinen Verhältniſſe und Kräfte entdeckt werden? Wo iſt je das Ende davon zu erſehen? Und wenn wir auch nur bey Betrachtungen ganz handgreiflicher Sachen bleiben: ſo haben alle völlige Metalle, und ſolche Halbmetalle die ſich zur Hämmerung bringen laſſen, die Dehnbarkeit mit einander in mehr und minderm Grade gemein; ſie haben vorzügliche Schwere gegen alle andere Körper, und auch Feuerbeſtändigkeit im Fluſſe mehr und minder unter einander gemein. Wenn ſie demnach insgeſammt höchſt feuerfeſt, höchſt ſchwer, höchſt ausdehnbar würden: ſo würden ſie nur im Grad ihrer gemeinen Eigenſchaften erhöht, und das wäre alles. Das wäre keine Verwandlung der Arten, nur Veredlung, gleichere Temparatur, Zeitigung.

Vielmehr Verwandlung geht wirklich vor in täglicher Nahrung aller Menschen, Thiere und Pflanzen, aus allem was sie sich einverleiben und sich gleichartig machen, selbst aus dem Mineral- und Elementar-Reiche. Auch die gemeine Chymie macht täglich Minerale und Metalle dem Menschen- Thier- und Pflanzen-Leibe natürlich auflösbar und vereinbar; also gleichartig und zur Einverleibung angemessen. Im ersten Stücke von Crells Chymischen Annalen verwandelt Priestley gar das Wasser in lauter Luft. Lavosier, Landriani, Cavendish, bringen aus Feuer-Luft und brennbarer Luft zusammen Wasser hervor. Wo ist nun die Unmöglichkeit der Art-Verwandlung? Ein Uebergang von einem Element und Natur-Reich in das andere ist ja Verwandlung mehr als genug, ist die gröste mögliche; denn alles, was nur in Dünsten vom Mineral-Reich aufsteigen kann, das geht ins Pflanzen- Thier- und Elementar-Reich über; hingegen das Pflanzen- und Thierreich verfällt durch Verwesung wiederum theils in das Mineral-Reich, theils ins Elementar-Chaos der irdischen Atmosphäre. So geht dann die Ueberformung der Bestandtheile eines jeden Natur-Reichs ins andere täglich vor, theils natürlich, theils künstlich; denn sowohl Mischung als Zerstörung formet alles um in der Welt; und es wäre nicht einmal der Mühe werth, viel Aufhebens zu machen von etwan einer Metall-Verwandlung, im Angesicht einer viel grössern Stoffs-

Verwandlung, die immer vorkommt, nur gewöhnlich nicht geachtet wird; wie wenn z. B. die trägeste Zähigkeit des Brennbaren zu lauter Feuer und Luft wird, die schwärzeste Finsterniß desselben zu lauter Licht, die schwerste Feuchtigkeit zur leichtesten. Die Natur schafft also noch vielmehr Erscheinungen als Arten zu verwandeln, sie löset sogar ein Gegentheil ins andere auf, wie Finsterniß in Licht, Erde in Wasser, Wasser in Flamme durch brennendes Oel; verdichtet auch wiederum das flüssigste und wichtigste durch Kälte und alle Verbindungskräfte. So verschieden und gegenseitig wirksam übersetzt sie ein Natur-Reich ins andere, nemlich theilweise und wechselsweise, wie in den Jahreszeiten vor Augen ist, alle Jahre und Tage. Darzu hilft die Kunst, alle Arbeit der Menschen, im Anbauen und Zerstören alles Vergänglichen, die immer fruchtbar an tausend Wechseln fortgeht, bis ins Chaos aller Elemente. Man sollte sich wundern, wie die Natur aus dem Chaos sich doch immer wieder zurechte findet, wie sie doch immer frisch unabsehliche Mittel sich schaffet, die immer neue Gewande, wie eine ewige Penelope, wieder aufzulösen und umzuwenden. So haben wir Menschenkinder die merkwürdigsten Sachen gewöhnlich vor Augen, und achten nicht eher darauf, bis was ungewöhnliches kömt, das uns mit der Nase darauf stößt; und auch dann wissen wir oft mit allem unsern Verstand uns nicht darein zu finden, und wollen doch alles richten, über

alles definitiv entſcheiden. Gleichwohl gehört oft in der That unabſehliche Geduld bey aller genauen Aufmerkſamkeit darzu, nur zum Verſtand einer Sache zu gelangen; geſchweige dann mit ſchwerer Erfahrung zu mehr Realität. Die äuſſerſte Seltenheit der tiefſten Grund- und Sach-Kenntnis iſt alſo gar kein Wunder; die Natur aber iſt uns ein ſtetes.

Freund! unſre Wiſſenſchaft iſt noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Knaben-Stab der Blindheit.

Und alles Volck der Gelehrten und Ungelehrten ſpreche Amen!

Theoros.

P. S. Es ſcheint, als wäre uns am Ende dieſes Schreibens die Verbeſſerungs- und Verwandlungs-Sache der Alchymie allzuleicht zu begreiffen oder als möglich anzunehmen vorgeſtellt worden; allein was am leichteſten zu begreiffen iſt oder ſcheint, iſt deswegen doch oft am allerſchwerſten zu machen, oft gar nicht einmal thunlich. Wir Alten halten immer wenig von den Leuten, die eine vielleicht nit vorkommende Sache gar zu leicht thunlich angeben; die vermeinte Leichtigkeit war eben unzähliger Luft- und Feuer-Köpfe Verderben. Unbarmherzig-edel, und rechtſchaffen-grauſam wahrſagen, in barbariſchen Hieroglyp-

roglyphen der ſtrengſten Ordnung, iſt ungleich heilſamer. Der Chymiſche Geiſt muß erſt in den Mittelpunkt der Erde, der Sonne, des Meeres dringen, die Räthſel Hiobs, Agurs, Zorobabels auflöſen, ehe man nur zum Grundanfang kommen kann. Præcipitantia duræ cervicis eſt *Diabolus* in *Alchymia*, ſagt ein altes Sprüchwort, das bey allen tiefs liegenden Sachen ehrwürdig iſt. Fliehe das Feuer, das nie ſpricht: es iſt genug! Das iſt die Hölle auf Erden, ſpricht die Weisheit der Uralten. Doch genug von Sprichwörtern, damit wir nicht ſcheinen, es mit dem größten ehrlichen Krämer von Sprichwörtern, Sancho Panſa, aufnehmen zu wollen.

V.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Mercier an den Herausgeber des T. M. einen Artickel in No. 4. des Grauen Ungeheuers betreffend.

Ich bin von dem berühmten Verfaſſer der Année 2440. und des Tableau de Paris, (der ſich ſeit einiger Zeit in Genf aufhält) erſucht worden, eine Provocation an das teutſche Publikum, wozu er durch die dem Hrn. Wekhrlin beliebte Ein-

rückung eines Briefes von einem gewissen Mr. le Tellier in No. 4. des Grauen Ungeheuers genöthiget zu seyn glaubt, im T. Merkur Platz zu geben. Hr. Mercier, der sich von seinem besagten Landsmanne in einer durch ganz Teutschland gangbaren Periodischen Schrift, vor den Augen einer respectabeln Nation, auf eine sehr unglimpfliche Art öffentlich angegriffen sieht, glaubt mit einigem Rechte fodern zu können, seine Verantwortung eben so öffentlich in einer nicht minder bekannten Zeitschrift an das teutsche Publikum gelangen zu lassen. Wiewohl ich nun zwar des Vorzuges, welchen Hr. Mercier der Meinigen vor so vielen andern diesfalls zu geben beliebt hat, lieber überhoben gewesen wäre: so hätte es doch weder mit der Gefälligkeit, die ein Gelehrter in solchen Fällen dem andern schuldig ist, noch mit meiner Achtung für die Verdienste des Hrn. Mercier bestehen können, ihm ein so billiges Begehren abzuschlagen. Ich lege also hiermit, auf sein dringendes Ansuchen, den Lesern dieses Journals, als einem ansehnlichen Theile des Teutschen Publikums, einen Auszug seines am 16ten August aus Genf an mich erlaßnen Schreibens, in einer getreuen Uebersetzung vor; jedoch mit der zwiefachen Verwahrung: daß ich an dem Inhalte derselben, in so fern er den (mir ganz unbekannten) Hrn. le Tellier und nebenher auch den Wärter und Führer des Grauen Ungeheuers betrift, nicht den mindesten Antheil nehme; und daß dies das erste und letz-

letztemal iſt, wo die Leſer des T. M: mit dieſen Privathandeln zwiſchen Hrn. Mercier und ſeinem Landsmanne behelliget werden ſollen; wiewohl ich vermuthen darf, daß ihnen das, was ein franzöſiſcher Schriftſteller, der auch in Teutſchland mit Vergnügen geleſen worden iſt, zu ſeiner abgenöthigten Rechtfertigung anzubringen hat, eben ſo wenig als die Art und Weiſe, wie er dabey zu Werke geht, ganz unerheblich ſeyn werde.

Der erſte Gegner, mit welchem es Hr. Mercier zu thun hat, iſt das Graue Ungeheuer ſelbſt. „Warum (ſagt er) erlaubt ſich ein graues Ungeheuer anſtößige Perſonalitäten dem Drucke zu übergeben, ohne die mindeſte Information von der Sache zu haben? Warum nennt es dabey den Nahmen eines bekannten Schriftſtellers auf einen bloßen Brief eines ſehr unbekannten Menſchen? Wie war es ihm möglich, in den betrugvollen Zeilen des Hrn. le Telſlier die ſichtbaren Merkmale der Unwahrheit nicht zu ſehen? Warum erlaubt es ſich jemanden in einer Sprache zu beleidigen, die dem Beleidigten fremd iſt? Es war ein bloßer Zufall, daß ich erfuhr, es exiſtire ein graues Ungeheuer worin ich mishandelt worden ſey.„

Die übrigen Streiche werden auf Hrn. le T. ſelbſt geführet. „Was will Hr. le Tellier von mir? fährt Hr. M. fort: was haben Er und Ich mit einander gemein? Hr. le Tellier iſt kein Gelehrter; er iſt nicht

einmal ein Abbé: er iſt ein Mäurer, der die Kelle wegwarf um den Buchhändler zu machen; der aber ein ſo untauglicher Buchhändler iſt, daß ich mich ſeiner nicht zur Ausgabe der unbedeutendſten Broſchüren bedienen möchte. Ich habe mir nie beygehen laſſen Briefe nach Frankfurt gegen ſeine Entreprise zu ſchreiben; ich habe mehr als genug an dem bereits gedruckten Voltaire, und beklage, daß ſchon ſoviel Schlamm und Unrath mit darunter iſt. Ich habe im Tableau de Paris geſagt, die Ausgabe der Voltairiſchen nachgelaßnen Werke ſey eine ſehr langſame Operation; und in der That ſind es ſchon vier Jahre, ſeit das Publikum ſein Geld gegeben hat ohne etwas dafür empfangen zu haben. Ich habe hinzugeſetzt: die geheime Correſpondenz des Hrn. v. Voltaire werde aus verſchiedenen Urſachen niemals vollſtändig, und dies werde für ſeinen Ruhm nur deſto beſſer ſeyn. Das iſt alles was ich geſagt habe. Was will denn der Ex-Mäurer an mich? Ich bin kein Buchhändler und bin nie einer geweſen; niemals hat meine Unterſchrift in einer Buchhändlerrechnung figurirt; ich ſelbſt bin das erſte Opfer der Nachdrukker geweſen, womit die Schweitz angefüllt iſt, und ich habe mich im Courier de l'Europe darüber beſchwert; ich bin ein Gelehrter (Homme de Lettres) und weiter nichts. Hr. le Tellier, der ein Buchhändler iſt, ſieht überall Buchhändler. Wenn meine Drukker, nachdem ſie 8 bis 9000 Exemplare vom Tableau

de

de Paris abgezogen; den Reſt der Ausgabe um einen niedrigern Preis gegeben haben, deſto beſſer für das Publikum; dergleichen mercantiliſche Details ſind unter mir, und ich nehme davon keine Notiz. Immerhin mag Hr. Le Tellier ſich mit dem Materiellen abgeben; er iſt dazu gebohren; aber er ſcheint mir ein eben ſo untauglicher Entrepreneur in Buchhandlungs-Sachen zu ſeyn, als er es in Bauſachen war; denn er beſitzt nicht einmal das Talent mit großen Mitteln kleine Dinge zu Stande zu bringen. „

„Bitten Sie (fährt Hr. Mercier fort) die teutſchen Journaliſten an meiner Stelle, meinen Nahmen nicht mit Hrn. Le Telliers Nahmen in eine Linie zu ſtellen. Er iſt kein Gelehrter, und das graue Ungeheuer betrügt ſich mächtig wenn es ihn für einen hält. Der Ex-Mäurer begnüge ſich ſeine Ballen Maculatur zu verkauffen, aber er lüge nicht; dies iſt die Hauptſache. — Ich hätte das Stillſchweigen der Verachtung beobachten können, und auch das wäre noch immer Antwort genug geweſen; aber ich habe es für ſchicklich gehalten der Teutſchen Nation zu ſagen, daß alles was der Vir obſcurus, Hr. Le Tellier, auf meine Rechnung geſchrieben hat, ein Gewebe von Lügen iſt. „

Soweit Herr Mercier. Das teutſche Publicum, vor welchem ihn Hr. Le Tellier angegriffen, und Er dagegen ſeine rechtliche Nothdurft hiermit vorgebracht

hat, mag nun beyden, secundum Acta et probata, ihr Recht anthun.

d. H.

VI.

Bestrafung der Ehemänner, die sich von ihren Weibern schlagen lassen.

Für das Studium teutscher Sitten ist es allerdings lehrreich, auch auf den Gebrauch acht zu haben, den der Teutsche von seiner Autokratie macht. Denn in der That leuchtet aus ihr der Nationalcharacter viel sichtbarer hervor, als aus den allgemeinen Gesetzen für eine ganze große Monarchie, welche oft ein Mann entwirft, der wenig oder nichts mehr von der Denkungsart seines Volks an sich hat, oder der wohl gar, als ein aus Ruder berufener Fremder, noch nicht mit den Nationalangelegenheiten des Landes, dem er Gesetze geben soll, vertraut ist.

In dieser Rücksicht wird vielen Lesern des Göckingischen Journals von und für Teutschland, die Nachricht von einer sonderbaren Gewohnheit im Fuldischen auffallend gewesen seyn, welche im zweyten Stücke, S. 136. mitgetheilt ist. „Wenn ein Mann überwie-

„sen

Lady.

Gnädigſte Frau, wir wollen mit Kugeln ſpielen.

Königin.

Das würde mich denken machen, daß die Welt voller Raubigkeit und Zaken iſt, und daß mein Glük, wie eine Kugel, die ihre Kraft verlohren hat, ſeitwärts rennt.

Lady.

Madam, ſo wollen wir tanzen.

Königin.

Meine Füſſe können kein Maaß (*) im Vergnügen halten, wenn mein armes Herz kein Maaß in ſeinem Kummer hält. Alſo nichts vom Tanzen, Mädchen; irgend ein andres Spiel.

Lady.

So wollen wir Mährchen erzählen, Gnädigſte Frau.

Königin.

Traurige oder luſtige?

Lady.

Von beyderley Gattung, Madam.

Königin.

Von keiner von beyden, Mädchen. Die Frölichen würden

(*) Wortſpiel mit dem Wort measure, welches Cadenz, und Maaß heißt.

„ſen wird, heiſt es daſelbſt, von ſeiner Frau Schläge „empfangen zu haben, ſo hat das fürſtliche Hofmar„ſchalkamt das Recht, die Sache zu unterſuchen, und „wenn die That gegründet iſt, eine ganz auſſerordent„liche Strafe zu erkennen, welche darinn beſteht, „daß das eigentliche Wohnhaus des Ehepaares durch „ſämmtliche in fürſtl. Livrey ſtehende Bediente abge„deckt wird.“

Daß das Fürſtenthum Fulda nicht, wie man vermuthet hat, die einzige teutſche Provinz ſey, wo dieſe ſonderbare Ahndung ehemännlicher Feigheit und des ordnungswidrig gebrauchten Pantoffels, ſtatt findet, kann ich hier gleich noch durch ein anderes Beyſpiel erweiſen; welches überdem nicht bloßes Gewohnheitsrecht, ſondern ein geſchriebenes Geſetz iſt. In den Statuten des Schwarzburgiſchen Städtgens Blankenburg, vom Jahr 1594, welche Herr Walch im fünften Theile der vermiſchten Beyträge zu dem teutſchen Rechte hat abdrucken laſſen, ſteht folgende Anordnung:

„Welch Weib ihren Ehemann räuft oder ſchlägt, „die ſoll nach Befindung und Umſtänden der Sachen „mit Geld oder Gefängniß geſtraft werden, oder da „ſie des Vermögens, ſoll ſie des Raths Diener einem „zum Kleide Wüllengewandt geben. §. 15. Da aber „ein Exempel gefunden werden ſollte, daß ein Mann „ſo weibiſch, daß er ſich von ſeinem Weibe raufen,

„ſchla-

„ſchlagen und ſchelten lieſſe, und ſolches gebührlicher „Weiſe nicht eifert oder klagt, der ſoll des Raths „beyde Stadtknechte mit Wüllengewandt kleiden, oder „da ers nicht vermag, mit Gefängniß oder ſonſt willkührlich geſtraft, und ihme hierüber das Dach auf „ſeinem Hauſe abgehoben werden.„

Dieſe geſchriebene Verordnung beſtimmt einige Punkte der ſonderbaren Strafe genauer, als die Erzählung von der Gewohnheit im Fuldſchen. Das Dachabnehmen wird darin ausdrücklich für eine Beſtrafung des Mannes angegeben. Die Frau, welche Hand an den Ehemann legt, wird auf Anklagen des Mannes anders beſtraft. Nur wenn der Mann dieſe Anklage unterläßt — es nicht eifert — wird er erſtlich doppelt ſo ſtark geſtraft, als die gewaltthätige Frau; denn er muß beyde Stadtknechte kleiden; dagegen die Frau nur einen zu kleiden verurtheilt wird. Ueberdem aber ſoll ihm noch das Dach ſeines Hauſes abgehoben werden. Dieſe Beſchimpfung folgt alſo nicht auf jeden Fall, da der Mann Schläge von der Frau bekömmt; ſondern nur alsdann, wenn er ſie ohne Klage erträgt. Die Geſetzgeber ſcheinen damit den Ehemann, welchen die Natur, gegen das gewöhnliche körperliche Verhältniß der Ehegatten, mit weniger Stärke begabt hat, als die Frau, ſchonen zu wollen. Nur an Muth, ſeine Männliche Oberherrſchaft durch richterliche Hülfe zu behaupten, ſoll er keinen Mangel

zei-

zeigen; — er soll nicht weibisch seyn, wenn er gleich minder stark ist, als die Frau.

Die Anordnung dieser Strafen selbst mag übrigens wohl, unter die Seltenheiten in der teutschen Gesetzgebung gehören; denn ich habe sie noch in keinen andern Statuten oder Landrechten gefunden. Ob die Gesetzgeber in anderen Gegenden weniger Veranlassung dazu gehabt haben; ob die Männer sich selbst zu schützen wusten, oder die Weiber ihrer Pflicht so wohl eingedenk waren, daß es keines richterlichen Beystandes bedurfte; oder, welches mir wahrscheinlicher ist, ob die Gesetzgeber Bedenken trugen sich in den häuslichen Zwist zu mischen? das will ich weder untersuchen noch entscheiden.

Die Strafe des Dachabnehmens selbst ist übrigens symbolisch. Vermuthlich glaubte man damit eine öffentliche Anzeige zu geben, daß der Einwohner des Hauses nicht fähig ware, seines Weibes Haupt zu seyn; oder wollten etwa die Urheber dieser Art Strafen einen Mann, der sich dem häuslichen Ungewitter so geduldig unterzieht, auch dem physischen Preis gegeben wissen?

Cassel.

Kunde.

Jun-

Inhalt des dritten Vierteljahres.

Julius.

I. Gedanken über Aufklärung. S. 3

II. Poetiſche Epiſteln. 22

III. Etwas über die Sineſer. Aus einem Aufſatze des Hrn. Hofr. B**. 30

IV. Die Wiſſenſchaften vor und nach ihrer Seculariſation. Ein Hiſtoriſches Gemählde. 35

V. Auszüge aus Briefen. 43

VI. Englands Theekeſſel. 56

VII. Litterariſche Fabeln, aus dem Spaniſchen des D. Tomas de Yriarte. Fortgeſezt von S. 93 des April. 59

VIII. Apoll und die Muſen, bey der Wiege eines neugebohrnen Dichters. 87

IX. Rede eines Amerikaniſchen Wilden, an Lord Dunmore, Gouverneur von Virginien. 95

X. An die Liebe, mit Melodie von Freyherrn von E kendorff.

Auguſt.

I. Briefe über Amerika. S. 97

II. Ueber den Dalay Lama, Pabſt und Göhen in Tibet. 108

III. Anekdote von Boissy. S. 118
IV. Gedanken über Aufklärung. Fortsetzung § 122
V. Von der natürlichen Beschaffenheit des Großherzogthums Toskana. § 133
VI. Proben einer neuen Uebersetzung der Ovidischen Verwandlungen. § 157
VII. Ueber die neuesten patriotischen Lieblingsträume in Teutschland. § 171
VIII. Ein Pröbchen von Officital-Arbeit Teutscher Justiz. § 186
IX. Auszug eines Briefes. § 191
X. An Laura, mit Melodie von Freyh. von Seckendorff.

September.

I. Des Hrn. Michael Torcia Beschreibung des Erdbebens zu Messina und in der halben Provinz Calabrien. § 193
II. Gedanken über Aufklärung. Fortsetzung. § 232
III. Ueber die neuesten patriotischen Lieblingsträume in Teutschland. Fortsetzung. § 246
IV. Gedanken eines Liebhabers der Naturforschung über des F. Hessen-Darmstädtl. Ober-Land-Commissärs Herrn Siegm. Heinr. Güldenfalk Sammlung von mehr

als hundert wahrhaften Transmutations-Geſchichten, ſ. S. 264

V. Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Mercier an den Herausgeber des T. M. einen Artickel in No. 4 des grauen Ungeheuers betreffend. ſ. ſ. ſ. 277

VI. Beſtrafung der Ehemänner, die ſich von ihren Weibern ſchlagen laſſen. ſ. ſ. 282

Druckfehler im Monat Auguſt.

S. 178. Z. 3 von oben herab lies ihren raſchen Gang für raſchen Gang.

S. 182 Z. 1 von unten das Erziehungsweſen für des Erziehungsweſens.

S. 183 Z. 5 von oben das Eine für das neue.

S. 184 Z. 13 von unten Jahrhunderte für Jahre.

S. 185. Z. 5 von oben um für und

S. — Z. 10 — — Nationen für Nation.

S. — Z. 13 — — wie für wo.

S. — Z. 15 — — roben für wohnen.

S — Z. 19 — — Plane der Prieſter für Planen.

S. 186 Z. 5 von oben Wahne für Wahnen.

An Laura.

Abends. Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

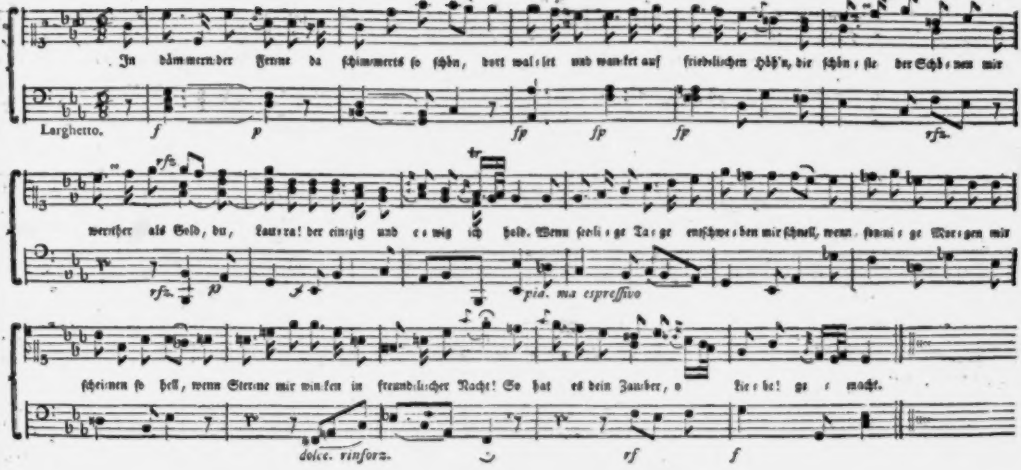

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

September 1784.

I. Neue Bücher.

Leipzig, bey Breitkopf. Compoſitionen der im erſten Theile der Gedichte meines Vaters enthaltenen Oden und Lieder, von Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen. Herausgegeben von C. F. Cramer.

Symplicität, Mannichfaltigkeit, kräftige Harmonie, Wahrheit im Ausdruck, und was ſonſt Lied und Ode ſchmücken und zieren darf, findet man in den Melodieen dieſer ſchätzbaren Sammlung, die hier voll teutſcher Stärke und eigener Lebenskraft zum Lichte emporſtrebt, und der Ewigkeit entgegenglänzt. Wir können daher uns nicht entbrechen Hrn. Kunzen ein Wort des Lobes und Dankes zu ſagen, daß er dieſe Oden und Liedern eines Cramer ſo würdig in Musik geſetzt hat, und daß wir uns auf eine Fortſetzung derſelben freuen.

Uebrigens ſtimmen wir mit dem überein, was der Hr. Herausgeber in der Vorrede, die als eine ſchöne Abhandlung, wie Oden und Lieder muſikaliſch zu behandeln ſind, anzuſehen iſt, geſagt hat. Wir glauben aber dennoch, ohne Hrn. K. oder Hrn. Cr. zu nahe zu treten, erinnern zu dürfen, daß die öftere Vernachläſſigung der Regel von verbotenen Quinten und Oktaven den vollkommenen Wohlklang hemmet, und der edlen Schreibart ſchadet; und daß, ob ſie

den nur die Erinnerung meiner Schmerzen deſto lebhafter machen, weil ſie mir die Freude zeigten, die mir fehlt; und die Traurigen würden noch mehr Bekümmerniß zu derjenigen hinzuthun, die ich ſchon habe.

Lady.

So wollen wir ſingen, Gnädigſte Frau.

Königin.

Es iſt gut, wenn du Urſache dazu haſt; aber du würdeſt mir beſſer gefallen, wenn du weinen würdeſt.

Lady.

Ich könnte wol weinen, Gnädigſte Frau, wenn es euch beſſer machte.

Königin.

Und ich könnte weinen, wenn mir weinen beſſer machte, ohne daß ich eine Thräne von dir entlehnen müßte. Aber warte, hier kommen die Gärtner. Wir wollen uns in den Schatten dieſer Bäume verbergen -- Sie werden vom Staat reden, wie alle Welt, wenn eine Veränderung im Werk iſt.

Ein Gärtner mit zween Garten-Jungen tritt auf; die Königin und ihre Damen treten bey Seite.

Gärtner.

Geh, binde du iene hangenden Apricoſen auf, die,

wie

gleich hier blos als Folge eines feurigen Genies betrachtet werden muß, das ſich über alle Kunſtregel hinaufſchwinget, die größten Meiſter doch von jeher dieſem harmoniſchen Geſetz obgelegen, und mit Fleis nie eine Ausnahme davon gemacht haben, als da, wo es auch des Kenners Ohr gebilliget hat, das heißt da, wo von zwo auf einander folgenden Quinten eine als Vorſchlag anzuſehen iſt, und wovon Bach in ſeinen Clavierſonaten, die ohngefähr vor 28-29 Jahren in Nürnberg bey Schmid geſtochen, herauskamen, im letzten Satze der erſten Sonate vom 26ſten Takte bis zum 29ten im erſten Theile, und vom 34ſten Takte bis zum 37ſten im zweyten Theile, ein dergleichen Beyſpiel mit Fleis angebracht hat.

Wir geſtehen, daß uns von den Accenten bey dieſen Compoſitionen nur eine zu hart aufgefallen iſt. Es iſt der im 19ten choralmäßig geſetztem Liede im 7ten Takte auf der letzten Sylbe des Worts umſchattet. Erſtlich leidet hier, durch die Verſetzung des Tones as in a, und durch den darauf folgenden Sekundenfall in g, der natürliche Gang der Melodie; zweytens liegt da gar keine Urſache zum Grunde, warum das Wort und, und die Sylbe ter durch den verminderten Septimen-Accord über dem Unterhalbenton der Dominante g ſo empfindlich hervorſtechen ſoll. Wir würden demnach wegen des natürlichern Falles in der Melodie, bey dem Worte und die Note as, und im Baſſe f. behalten, den Qvintſexten-Accord darüber geſetzt, und ſo dieſe halbe Cadenz auf der Dominante geſchloſſen, auch wegen des grammatiſchen Accents der Note as über dem Worte Weg noch einem Punkt beygefügt, die folgende Note in ein Viertheil verwandelt, und dadurch jenen unnatürlichen Accent vermieden haben, ob wir gleich bekennen, daß dieſer Satz, als Modulation betrachtet, nichts unangenehmes hat, und bey einem andern Fall Schönheit ſeyn kann.

Im

Im folgenden noten Lied hätten wir doch lieber ſtandirt: „Gott gränzenlos, undenkbar groß„ und dann weiter: „ſchon ſehn wir hier ſo viel von ihr„ u. ſ. w. ſtatt „Gott gränzenlos ꝛc. Ueberhaupt ſcheint uns dieſe Melodie nicht erhaben genug; ſo wie S. 13. die Sinfonien-Clauſel am Ende, u. m. zu ſpaßhaft und des Inhalts unwürdig. S. 38. finden wir hingegen bey 42. und 43. die Stelle vom 9ten Takte bis zum 20ſten vorzüglich gut getroffen, und das ganze Lied dem Inhalte des Textes gemäß u. ſ. w.

II. Ankündigungen.

Wir beſchleunigen, auf beſonderes Erſuchen, die Einrückung folgender Ankündigung einer allgemeinen Literatur-Zeitung, die bey Joh. Mich. Maucke in Jena auf einem halben Median-Quart-Bogen beſonders abgedruckt worden, und auf allen Poſtämtern Teutſchlandes zu haben iſt. Allerdings ſehen wir auch, was jeder beym erſten Anblick ſehen und ſagen wird, daß dieſe Unternehmung ſehr groß iſt; aber ſie iſt nicht zu groß für die vereinigten Kräfte der Unternehmer, unter welchen ſich, (wie wir zuverläßig wiſſen) die gelehrteſten Männer und beſten Köpfe der Nation befinden, und der berühmte Nahme des Redacteur, Hrn Prof. Schütz in Jena, flößet uns das Zutrauen ein, daß die Ausführung unſere Erwartung nicht betrügen werde. Immer verdient dieſe Unternehmung um ſo mehr Aufmunterung, da ſie, in Rükſicht auf den gegenwärtigen Zuſtand der ſchreibenden und leſenden Welt, beynahe unentbehrlich iſt, und, wenn ſie das leiſtet was wir davon zu erwarten Urſach haben, der Nation Ehre bringen, und für Aufklärung, und Geſchmack die heilſamſten und ausgebreitetſten Folgen haben wird.

* * *

Ankündigung einer allgemeinen Literatur-Zeitung.

„Wie weit auch unser teutsches Vaterland von dem höchsten Grade der Aufklärung, dessen eine Nation durch die möglichste Cultur der Sprachen, Wissenschaften und Künste theilhaftig wird, dermalen noch entfernt seyn mag; so sind doch noch niemals alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes lebhafter unter uns beschäftigt, und alle Theile des menschlichen Wissens fleissiger angebaut worden, als in unsern Tagen. Es wird daher niemand, dem der gegenwärtige Zustand der Nation bekannt ist, folgende Sätze zu läugnen begehren:

1) Die Begierde nach Aufklärung und die Lust zum Lesen, aus welcher Art von Bedürfniß sie auch entstehen, und mit welcherley literarischer Nahrung sie sich befriedigen mag, hat sich unvermerkt beynahe über alle Stände und Classen, und

2) selbst über diejenigen Provinzen ausgebreitet, welche in Absicht der Aufklärung noch ziemlich weit, und zum Theil noch ganze Jahrhunderte hinter einigen andern zurückgeblieben waren.

Beydes sind allgemein bekannte Thatsachen; und so gewiß sie auf einer Seite als Wirkungen der in diesem Jahrhundert immer höher gestiegenen Cultur der Wissenschaften und National-Literatur anzusehen sind, so unausbleiblich sind und werden sie auch auf der andern die wirksamsten Ursachen derselben. Und es kann, vermöge der Natur der Sache, nicht anders seyn, als daß auch im Reiche der Wissenschaften unermüdeter Fleiß eine Quelle des Reichthums, Reichthum die Mutter des Luxus, und dieser hinwiederum der Erzeugung neuer, immer zunehmender Bedürfnisse, und eben daher auch neuer Anstrengungen der Erfindsamkeit und Industrie auf Seiten derjenigen wird, welche sich entweder mit Erweiterung und Vervollkommnung der Wissenschaften, oder mit ihrer mehrern Ausbreitung

und Anwendung auf die Bedürfnisse des gemeinen Lebens beschäftigen, und kurz, es sey in welchem Fache der Literatur es wolle, für den Verstand, die Einbildungskraft und das Herz der Leser arbeiten.

In diesem Lichte betrachtet muß uns nichts natürlicher vorkommen, als die Menge von Büchern und Schriftstellern, besonders aus der populären Classe, über deren täglichen Anwachs so viele vergebliche Klagen geführt werden. Die geistigen oder wenigstens die literarischen Bedürfnisse der Nation vermehren und vermannichfaltigen sich mit den Graden ihrer Cultur. Je mehr die Producte des Witzes und der Gelehrsamkeit in jedem Fache geschätzt und gesucht werden, je häufiger werden sie zu Markte gebracht; und je grösser die Concurrenz wird, desto grösser ist natürlicher Weise die Beeiferung, wo nicht an Güte, doch wenigstens an Scheinbarkeit, Leichtigkeit, Neuheit und Modehaftigkeit der Waare es einander zuvor zu thun.

Bey solcher Bewandniß fängt freylich unser literarischer Reichthum an drückend und unübersehlich zu werden; und da die gelehrten Fabrikanten (nichts von den ungelehrten zu sagen) es an Kunstgriffen nicht fehlen lassen, dem Geschmacke der Käufer nachzustellen, und sich ihre Lüsternheit oder Leichtgläubigkeit *per fas et nefas* zu Nutze machen: so wird freylich das Publikum auf vielfältige Art in Verlegenheit und Schaden gesetzt, ja endlich entweder abgeschreckt von diesem Reichthume Gebrauch zu machen, oder doch wenigstens gehindert den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen.

Damit jenes verhütet werde, und das letztere möglich sey, ist, wie jeder sieht, unumgänglich nöthig, daß das lesende Publikum, welches dermahlen einen so ansehnlichen Theil der Nation in allen höhern Classen ausmacht, von der Beschaffenheit der sämtlichen literarischen Waaren-Arti-

kel, welche ihm jährlich zweymal in ſo überſchwenglicher Menge zugeführt werden, vollſtändigen, zuverläßigen und frühzeitigen Bericht erhalte.

Bekanntermaſſen mangelt es uns an kritiſchen Journalen, gelehrten Zeitungen und Recenſions-Fabriken, unter allen Namen und Formen ſo wenig, daß vielmehr der Ueberfluß auch in dieſem Stücke eine von den Beſchwerden iſt, über welche man am allgemeinſten klagen hört: aber, wie groß oder klein auch ſonſten der reſpektive Werth eines jeden dieſer kritiſchen Werke ſeyn mag, ſo iſt uns doch keines bekannt, das in Rückſicht auf Allgemeinheit, Vollſtändigkeit und Schleunigkeit der Anzeige ſowohl, als Zuverläſſigkeit der Urtheile dem Bedürfniß und den Wünſchen des Publikums völliges Gnüge leiſtete. Selbſt unter den wenigen, die in dem wohlverdienten Ruhme der Gründlichkeit und wohl überdachten Anlage ſtehn, ſchränken ſich einige bloß auf teutſche Bücher, oder auf beſondre Fächer der Gelehrſamkeit ein, andern fehlt es an Vollſtändigkeit, andre bleiben an der Zeit ſo weit zurück, daß viele Bücher, ehe die Reihe an ſie kömmt, beynahe ſchon wieder vergeſſen ſind.

Wir halten uns daher verſichert, daß die allgemeine Literatur-Zeitung, welche wir hiermit ankündigen, und von deren Zweck, Einrichtung und Bedingungen dieſe Ankündigung die nöthige vorläufige Nachricht giebt, von Niemanden, der an dem Zuſtande der Wiſſenſchaften in Teutſchland einigen Antheil nimmt, für eine überflüßige Unternehmung werde angeſehen werden.

Die Geſellſchaft von Gelehrten, welche ſich zu Ausführung derſelben vereiniget hat, iſt zahlreich genug, um vor dem großen Umfang einer ſolchen Arbeit nicht erſchrecken zu dürfen. Sie hat der Plan, nach welchem ſie zu Werke gehen muß, aufs genaueſte durchdacht; und da ein jedes

Glied

Glied dieſer Geſellſchaft ſowohl die Wichtigkeit der Pflichten fühlt, die es ſich dadurch auflegt, als ſich des entſchloſſenſten Willens und zulänglicher Kräfte ſie in dem übernommenen Fache zu erfüllen, bewußt iſt; ſo getrauen wir uns zu hoffen, daß die Ausführung der anſcheinenden Kühnheit des Unternehmens das Wort reden, und die Nation überzeugen werde, daß ihr Ruhm und das Verlangen, uns ein nicht unbeträchtliches Verdienſt um ſie und unſre Literatur zu machen, mit der gehörigen Stärke auf uns wirke.

Der Zweck der allgemeinen Literatur-Zeitung iſt demnach das Publikum theils durch Recenſionen der neuen wiſſenſchaftlichen und literariſchen Produkte, die ſich, was die aus Teutſchland betrift, über alle in den beyden Leipziger Meß-Catalogen verzeichneten Bücher und Schriften, ohne Ausnahme, in Abſicht ausländiſcher Werke aber, über alles was davon einen Teutſchen intereſſiren kann, ausbreiten werden, theils durch kurze Nachrichten von dem neuſten Zuſtande der geſamten Literatur aufs vollſtändigſte und zuverläßigſte zu unterrichten.

Die Recenſionen werden zu bequemerer Ueberſicht unter ſechßzehn Rubriken geſtellt; deren Folge, ob ſie gleich von der gewöhnlichen Ordnung wenig abweicht, ſich doch auf folgende ganz ſyſtematiſche Tafel der menſchlichen Kenntniſſe gründet.

I. Realwiſſenſchaften
  (1) Blos nützliche
    A. Poſitive
      a. poſitive Gottesgelahrtheit.
      b. poſitive Rechtsgelahrtheit.
II. Auf natürlichen Erkenntnißgründen beruhende
  a) Räſonnirende

aa. Wiſſenſchaften der Beſchaffenheiten, oder philoſophiſche Wiſſenſchaften

α. der menſchlichen Natur, Anthropologiſche Wiſſenſchaften

αα. des menſchlichen Körpers, Arzneygelahrtheit

ββ. der menſchlichen Seele, und der analogiſch gebildeten Begriffe von Geiſt und Gottheit, eigentliche Philoſophie

β. der bürgerlichen Verbindungen, politiſche Wiſſenſchaften

αα. von Erziehung der Bürger, Pädagogik

ββ. von Regierung der Bürgers, Staatswiſſenſchaften.

γγ. von Ernährung und Wohlſtand der Bürger, folglich von Hervorbringung, Verarbeitung, Vertrieb und Umſatz der Produkte, ökonomiſche Wiſſenſchaften.

γ. der Erſcheinungen der Körper, phyſicaliſche Wiſſenſchaften.

bb. Wiſſenſchaft der gröſſern Mathematik.

b. Hiſtoriſche

aa. Beſchreibende

1. Naturgeſchichte.

2. Erdbeſchreibung mit Inbegriff der Statiſtik.

bb. Erzählende, eigentliche hiſtoriſ. Wiſſenſchaften.

1. Geſchichte ſelbſt nach ihren Theilen

2. Hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften.

(2) Schöne Wiſſenſchaften.

II. Sprachgelehrſamkeit.

III. Allgemeine Literar-Hiſtorie, mit Inbegriff der

allge-

allgemeinen Bücherkenntniß und allgemeiner Journale.

IV. Vermiſchte Werke aus allen Theilen der Gelehrſamkeit, und allgemeine, oder Encyclopädien.

Die Sechszehn Rubriken unter welchen die Recenſionen geordnet werden ſollen, werden demnach folgende ſeyn.

I. Gottesgelahrtheit; nach folgender Unterordnung: Ausgaben und Ueberſetzungen der Bibel. Bibliſche Kritik und Exegeſe. Dogmatik und Polemik. Theologiſche Moral. Kirchen-Geſchichte. Patriſtik. Symbolik. Liturgik. Paſtoral-Theologie. Homiletik. Predigten und andre aſcetiſche Schriften. Vermiſchte theolog. Schriften und Samlungen, Literärhiſtorie der Theologie, Bücherkenntniß und Journale.

II. Rechtsgelahrtheit; folglich: Allgemeines bürgerliches, Römiſches und teutſches Privatrecht. Lehnrecht. Beſondere Privatrechte. Peinliches Recht. Staatsrecht. Kirchenrecht. Praktiſche Rechtsgelehrſamkeit. Vermiſchte juriſtiſche Schriften u. ſ. w. wie vorher.

III. Arzneywiſſenſchaft. Anatomie. Phyſiologie. Diätetik. Pathologie und Semiotik. Therapeutik. Chirurgie und andre praktiſche Wiſſenſchaften. Mediciniſche vermiſchte Schriften u. ſ. w.

IV. Philoſophie. Speculative. Praktiſche. vermiſchte Schriften u ſ. w.

V. Pädagogik. Theoretiſche Schriften. Lehrbücher für Kinder. Pädagogiſche vermiſchte Schriften. Literärhiſtorie. Journale.

VI. Staatswiſſenſchaften. Politik. Kriegswiſſenſchaft. Regierungskunſt. Polizeywiſſenſchaft. Finanz- und Cameralwiſſenſchaft. vermiſchte ſtaatswiſſenſchaftliche u. ſ. w.

VII. Oeconomiſche Wiſſenſchaften. a) Eigentliche Oeconomie. Land und Gartenbau. Forſtwiſſenſchaft. Bergbau, Vieh und Bienenzucht. Seidenbau. Jagd und Fiſcherey. b) Technologie. c) Handlungswiſſenſchaft. Vermiſchte Schriften ꝛc.

VIII. Phyſik. Allgemeine Naturlehre. Theorie der unorganiſirten Körper. Chymie. Allgemeine Phyſiologie der organiſirten Körper, der Pflanzen, der thieriſchen Körper. Vermiſchte ꝛc.

IX. Mathematiſche Wiſſenſchaften nach der allgemein beliebten Ordnung.

X. Naturgeſchichte. Allgemeine. Beſondere der: drey Naturreiche.

XI. Erdbeſchreibung, blos die politiſche: (denn die mathematiſche kömmt bey der Mathematik, und die phyſikaliſche bey der Naturgeſchichte vor) alſo: allgemeine und beſondere geographiſche und ſtatiſtiſche Werke. Reiſebeſchreibungen.

XII. Geſchichte (mit Ausſchluß der Kirchen- Natur- und Gelehrtengeſchichte, die unter No. I. X. und XV. vorkommen.) Allgemeine Welt- und Staaten-Geſchichte. Lebensbeſchreibungen. Hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften. Chronologie. Numiſmatik. Diplomatik. Heraldik. Alterthümer. Vermiſchte.

XIII. Schöne Wiſſenſchaften Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte. Rhetorik. Poetik. Muſik. Zeichnende Künſte. Tanzkunſt. Baukunſt. Gartenkunſt. Kunſtgeſchichte. Vermiſchte Schriften u. ſ. w.

XIV. Sprachgelehrſamkeit. Klaſſiſche oder Griechiſch-Römiſche. Orientaliſche. Neuere Sprachkunde. Vermiſchte Schr. ꝛc.

XV. Allgemeine Literarhiſtorie.

XVI. Vermiſchte Schriften aus mehrern Haupttheilen der Gelehrſamkeit, allgemeine Encyklopädien u. d. m.

Nach dieſer Ordnung werden die Recenſionen in allen Blättern auf einander folgen, ſo daß wenn eine Nummer mit der Rubrik Philoſophie anfängt, man ſicher ſeyn kann

in dieſem Blatte kein in die drey vorhergehenden Fächer einſchlagendes Buch recenſirt zu finden.

Bey jeder der erſten vierzehen Claſſen werden die dazu gehörigen vermiſchten Schriften, die Literärgeſchichte und die Journale derſelben mitgenommen.

Die kurzen Anzeigen haben ebenfalls ſechszehn Artikel.

I. Anzeigen öffentlicher Anſtalten und Verordnungen die Gelehrſamkeit betreffend.
II. Preisaufgaben und Preisaustheilungen.
III. Belohnungen und Ehrenbezeugungen die Gelehrten wiederfahren.
IV. Amtsveränderungen.
V. Todesfälle.
VI. Anzeigen kleiner akademiſchen Schriften.
VII. Anzeigen kleiner Schulſchriften.
VIII. — — andrer fliegenden Blätter.
IX. Neue Erfindungen.
X. Neue Entdeckungen und Beobachtungen.
XI. Neue Muſikalien.
XII. Neue Gemälde, Kupferſtiche und andere Kunſtwerke.
XIII. Merkwürdige Bücherauctionen oder einzelne Bücher die zum Verkauf ausgeboten werden.
XIV. Vermiſchte Nachrichten, Auszüge aus Briefen.
XV. Berichtigungen.
XVI. Subſcriptions- und Pränumerationsanzeigen.

Bey den Recenſionen hat es die Geſellſchaft ſich zum unverbrüchlichen Geſetz gemacht, kein einziges Buch vom Verfaſſer ſelbſt, oder, wie bisher auch in vielen Zeitungen geſchehen, blos aus fremden Journalen recenſiren zu laſſen; den kurzen Nachrichten aber wird ſie theils durch eine ausgebreitete inn- und ausländiſche Correſpondenz, theils durch Benutzung fremder Journale die größte Mannigfaltigkeit und Vollſtändigkeit zu verſchaffen ſuchen.

wie ungerathene Kinder, ihren Vater durch ihr verſchwendriſches Gewicht zu Boden ziehen; unterſtüze ein wenig die neigenden Zweige. Geh du, und haue, gleich einem Nachrichter, die Köpfe der zu hochaufſchieſſenden Stauden-Gewächſe ab, die zu übermüthig in unſerm gemeinen Weſen ausſehen. In unſrer Regierung muß alles eben ſeyn. Unterdeſſen daß ihr ſo beſchäftiget ſeyd, will ich gehen, und das unnüze Unkraut ausjäten, das den geſunden Pflanzen die Nahrung entzieht.

Junge.

Wie verlangt ihr von uns, daß wir in dem Bezirk eines Zauns, Geſeze, Form, und gehöriges Ebenmaaß beobachten, und wie in einem Model einen wolgeordneten Staat zeigen? Indeß daß unſer vom Meer eingeſchloßner Garten, das ganze Land voller Unkraut iſt, ſeine ſchönſten Blumen zerknikt, ſeine fruchtbaren Bäume alle ungepuzt, ſeine Zäune eingeriſſen, ſeine Knoten alle verwirrt ſind, und ſeine heilſamen Gewächſe von Raupen wimmeln?

Gärtner.

Schweige du; derjenige, deſſen Frühling ſo wild und zügellos war, hat nun den Fall ſeiner Blätter erfahren. Der Epheu, der unter dem Schirm ſeiner weitverbreiteten Zweige emporwuchs, und ihn zu unterſtüzen ſchien, indem er ihn ausſog, iſt aller bis auf die Wurzeln, von Bolingbroke ausgereutet worden; ich meyne den Grafen von Wiltſhire, Buſchy, und Green.

Wie man aber bey den lextern die Mannichfaltigkeit nicht auf Unkoſten der Wahrheit zu erhalten bemühet ſeyn wird, ſo wird man auch in den Recenſionen ſich aller Perſönlichkeiten, in Lob und Tadel gleich beſcheiden ſeyn, von den vortreflichſten Büchern die ausführlichſten, von ſchlechtern aber kurze, doch immer charakteriſtiſche Nachrichten geben, und ſich überhaupt dahin beeifern, daß dieſes kritiſche Journal ſo wie es an Vereinigung der Allgemeinheit und Vollſtändigkeit mit der möglichſten Frühzeitigkeit der Anzeige allen andern vorgehen wird, auch an Gründlichkeit, Unpartheylichkeit und gutem Ton wenigſtens keinem andern nachſtehe.

Was nun die äußere Einrichtung der allgemeinen Literatur-Zeitung betrift, ſo werden

1) von derſelben wöchentlich ſechs halbe Median Quart-Bogen, oder täglich Ein Stück in ſolchem Format, und mit lateiniſchen Lettern, auf feinem Schreibpapier herauskommen. Die Correctur wird aufs fleißigſte und ſorgfältigſte von drey verſchiednen dazu beſtellten Correctoren beſorget, auch überall eine Gleichförmigkeit der Rechtſchreibung nach den Adelungiſchen Grundſätzen beobachtet.

2) Auſſerdem werden wir noch eine unbeſtimmte Anzahl Supplementbogen oder Beylagen, je nachdem es zu gänzlicher Erfüllung des vorbeſagten Plans nöthig ſeyn wird, unentgeldlich beyfügen.

3) Am Schluſſe jedes Jahrgangs wird eine literariſche Bilanz geliefert, in welcher die Fortſchritte, oder das Neue und Gute in jedem Theile der Literatur kurz recapitulirt werden.

4) Jeder Jahrgang bekömmt die nöthigen Regiſter der angezeigten Schriften und Merkwürdigkeiten.

5) Alle

5) Alle fünf Jahre wird in einem besondern Bande a) ein nach vorstehender Tafel der Wissenschaften geordnetes systematisches, b) ein allgemeines alphabetisches Register der recensirten Bücher, c) ein Realregister der Materien über das verflossene Quinquennium gegen besondere Zahlung geliefert, welches auch ausser Verbindung mit der A. L. Z. ein nützliches Repertorium seyn wird.

6) Mit dem ersten Januar 1785. wird auch die erste Nummer dieser Allg. Literatur-Zeitung ausgegeben, und in diesem Jahrgange von den in Teutschland herausgekommenen Büchern alles recensirt, was in der Michaelismesse 1784. und in der Ostermesse 1785. zum Vorschein gekommen; eine Einrichtung die noch dadurch eine Bequemlichkeit mehr erhält, weil nach der Gewohnheit unsrer Buchhändler die meisten Werke die in der Michaelismesse erscheinen die folgende Jahrzahl führen, und folglich auch die in der M. M. 1784. herausgekommenen Bücher dem Titel nach für Bücher von 1785. zu halten sind.

Die Bedingungen unter welchen man sich die allgemeine Literatur-Zeitung verschaffen kann, sind folgende.

1. Der Preis eines jeden Jahrgangs von 312. stehenden Numern (mit Inbegriff aller Beylagen, die sich oft über 50. belaufen werden) ist in Jena (wohin man die Expedition derselben zu verlegen für gut befunden hat) Sechs Reichsthaler Leipziger Courant, folglich den alten Louisd'or zu 5 Rthlr., den wichtigen Dukaten zu 2 1/6 Rthlr., den Carolin zu 6 1/6 Rthlr. gerechnet. Laubthaler werden nicht anders als zu 1 Rthlr. 12 ggr. angenommen. Besagte sechs Thaler werden entweder auf Einmal zu Anfange des Decembers, oder in zweyen Ratis à 3 Rthlr. den 1sten December und den ersten Junius vorausbezahlt.

II. Man kann ſich bey allen Poſtämtern, Buchhandlungen und Addreß-Comptoiren abonniren, und es ſteht in der Intereſſenten Belieben, ob ſie ſolche Poſttäglich, wöchentlich oder monatlich verlangen. Monatlich wird ſie in allen Buchhandlungen zu acht Rthlrn. für den Jahrgang zu haben ſeyn. Wer ſie aber lieber Poſttäglich oder wöchentlich verlangt, wird mit dem nächſten Poſtamte, welches ihm die Beſtellung beſorgt, wie bey andern auch politiſchen Zeitungen gewöhnlich iſt, wegen des Preiſes übereinkommen.

III. Wer ſich abonniret, kann zu jeder Zeit im Jahre antreten, macht ſich aber allemal auf einen ganzen Jahrgang verbindlich.

IV. Alle Beſtellungen von Poſtämtern, Buchhandlungen und andern Commiſſionären müſſen

in Jena, bey Herrn Profeſſor Schütz

gemacht werden, als welchen die Unternehmer der A. L. Z. zum Redacteur derſelben beſtellt haben, und der über die mit hinlänglichen Gehülfen beſetzte Expedition derſelben, auch alle dabey vorkommenden Geſchäfte der Spedition und Correſpondenz genaue Aufſicht zu führen übernommen hat. An beſagten Hrn. Prof. Schütz werden auch die Pränumerationsgelder zu weiterer Beſorgung abgeliefert oder eingeſendet, und Nahmens der Unternehmer von demſelben quittiret. Auswärtige Poſtämter können ſich auch mit ihren Beſtellungen an die beyden daſigen Poſtämter entweder das Kaiſerl. Reichs-Poſt-Amt oder das herzogl. Sächſ. Poſt-Amt zu Jena, welches von beyden ihnen bequemer iſt, wenden.

V. Sollte irgend jemand der auf die A. L. Z. pränumerirt hätte, ſolche entweder (welches ſich doch nicht leicht zutragen kann) in der Folge nicht richtig erhalten, oder fände er, das an ſeinem Orte der Preis nach Proportion

der Entfernung von Jena, (welches wir in keinem Falle hoffen wollen) zu sehr übersetzt würde, so wird derselben ersucht, sofort an Hrn. Prof. Schütz deswegen zu schreiben, und versichert zu seyn, daß man dergleichen Beschwerden (wenn sie gegründet) unverzüglich abhelfen, und im letzten Falle solchen Interessenten die A. L. Z. auf einem wohlfeilern Wege zu senden bemühet seyn werden. Denn, an und vor sich betrachtet, wenn man die Anzahl unserer Blätter, die Einrichtung des Druckes und Formats, und die Beschaffenheit des Papiers erwägen will, ohne noch auf innere Vorzüge der Einrichtung zu sehn, ist der Preis von sechs Thalern für einen Jahrgang dieser Zeitung so billig, daß wir ihn nach dem Fuße, wie andere gelehrte Zeitungen oder Journale bezahlt werden, auf acht, zehn bis zwölf Thaler zur Stelle hätten setzen können; welches wir im Fall eines Widerspruchs mit arithmetischer Evidenz darzuthun allezeit erböthig sind.

Schließlich und VI. erinnern wir noch, daß die Allgemeine Litteratur-Zeitung, wiewohl sie dermalen zu Jena, wo der Redacteur wohnhaft ist, in der Mauckischen Officin gedruckt und von da aus versendet wird, auf keine Weise mit den bisherigen und noch, so viel wir wissen, künftig fortgehenden Jenaischen gelehrten Zeitungen in der geringsten Verbindung oder Beziehung stehe; daher alle und jede Correspondenten, um Verwirrung zu vermeiden, ersucht werden, sich keiner andern Addresse als

an Herrn Prof. Schütz in Jena

allenfalls mit dem Beysatze: für die Allg. Lit. Zeitung; zu bedienen. Geschrieben im August 1784.

Die Societät der Unternehmer
der allgemeinen Literatur-Zeitung.

Dem

* * *

Dem wiederholten gegen mich geäußerten Verlangen verschiedener Freunde, meine hier und da zerstreuten Schriften von mir gesammelt zu sehen, bin ich endlich durch einen Umstand nachzugeben veranlaßt worden, ohne den es wohl beym bloßen Versprechen, ihm irgend einmal Folge zu leisten, beständig geblieben seyn mögte. Ich höre nemlich, daß ein Buchhändler im Reich eine solche Sammlung veranstalten zu lassen willens sey. Das Verlangen von Freunden ist oft ein Compliment, und war es im gegenwärtigen Fall wohl gewiß; aber die Unternehmung des Buchhändlers ist, wie ich selbst am besten wissen kann, schwerlich eines, wenigstens keines, das ich, wie dieses, mit einem andern zu erwiedern gedenke. Ich bin also, bloß, um etwas, was doch geschehen würde, so viel als möglich erträglich geschehen zu machen, willens, meine zerstreuten Aufsätze selbst zu sammeln und in Hrn. Dieterich- Verlag herauszugeben. Die erste Sammlung, welche auf Ostern 1785 erscheinen soll, wird Briefe und andere Aufsätze, auch einige Gedichte enthalten, theils ungedruckte, theils sonst schon bekannt gemachte, mit sorgfältiger Hinweglassung aller Streitschriften, oder doch alles dessen daraus, was beleidigen könnte. Die Briefe über Garrick und das damalige englische Theater werden nicht unbeträchtliche Zusätze erhalten, und zwar alles, was in denselben Raisonnement ist, nach meinen jetzigen Einsichten geändert oder was man sonst gemeiniglich verbessert zu nennen pflegt. Der Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche sollen die vorzüglichsten Köpfe, so wie den Briefen über das Theater die vorzüglichsten Stellungen als Vignetten beygefügt werden. Ich mache dieses auf des Herrn Verlegers Verlangen bekannt, um zu erfahren, ob dieses Unternehmen so viel Unterstützung erhält, als wenigstens, um es anfangen zu können, erfordert wird. Was der Preiß der ersten Sammlung seyn wird, läßt sich nicht voraus bestimmen, er wird aber gewiß in aller Rücksicht sehr billig seyn. Die Postämter, Buchhandlungen, Freunde und Bekannten, die sich die Mühe nehmen wollen, Subscription für mich anzunehmen, erhalten die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Vortheile; in frankirten Briefen kann man sich auch an die Dieterichsche Buchhandlung oder an mich selbst wenden. Vor Ablauf dieses Jahres wünschte ich gern die Anzahl der Subscribenten zu wissen; die Namen derselben werden vorgedruckt.

Göttingen, den 20sten August 1784.

G. C. Lichtenberg, Professor der Philosophie.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1784.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg-
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

October 1784.

I.

Leben des berühmten Geſchichtſchreibers Pietro Giannone,

aus

des Herrn Franceſco Antonio Soria Memorie ſtorico-critiche degli Storici Napolitani, Tom. I. Napoli 1781.

Pietro Giannone kam im Jahr 1676 zu Iſchitella, in einem Flecken der Neapolitaniſchen Provinz Capitanata, zur Welt. In ſeinem 18ten Jahr begab er ſich nach Neapel, den Lauf ſeiner Studien zu endigen. Der Fortgang, den er daſelbſt unter Domenico Aulisio in der Rechtswiſſenſchaft machte, und der Adlerblick, den er auch in andern wichtigen Gegenſtänden äußerte, öfnete ihm den Zutritt bey Gaetano Argento, nachmaligem Präſidenten des Königlichen Raths, in deſſen Hauſe, wie in einer Akademie, ſich damals die geſchickteſten Männer des Königreichs verſammelten. Hier faßte er das Vorhaben eine Geſchichte des Königreichs Neapel zu ſchreiben, worin

auch von ſeinen Geſetzen und ſeiner Polizey gehandelt würde. Weil er nur daran arbeitete, wann es ihm die Geſchäfte eines Sachwalters erlaubten, ſo dauerte es zwanzig Jahr bis er damit fertig wurde. Der Cenſur der Geiſtlichkeit zu entgehen, welche ihm das Werk in der Wiege unterdrückt haben würde, ließ er es in der Buchdruckerey des Advokaten Octavio Ignazio Vitagliani, die dieſer auf ſeinem Landgut Dueporte, ohnweit Neapel, errichtet hatte, heimlich drucken. Es erſchien im Anfang des Jahres 1723. unter dem Titel Iſtoria civile del Regno di Napoli in vier Quartbänden, mit Erlaubnis des Collateral-Raths, der die Cenſur deſſelben einem einſichtsvollen Manne, Namens Niccolo Capaſſo, anvertrauet hatte. Hierdurch wurde er aber vor den Verfolgungen der Geiſtlichkeit, deren vorgebliche Rechte er in dieſem Werke angefochten, nicht ſicher geſtellt. Sie verfolgte ihn bis ins Grab. Die Mönche predigten öffentlich wider ihn, und ſuchten auf alle Weiſe ihn bey dem Volke als den ärgſten Böſewicht zu verſchwärzen. Vergeblich brauchte der Vicekönig und Kardinal von Althan alle ſein Anſehen die Mönche zu beruhigen; und vergeblich erwählte ihn der Neapolitaniſche Stadtrath zum Sachwalter der Stadt, und gab ihm wegen ſeiner Geſchichte 135 Dukaten zur Belohnung. Das von den Mönchen wider ihn aufgehezte Volk beſchimpfte ihn auf öffentlicher Straſe, der Erzbiſchof verbannte ihn aus der Kirche, und

zu Rom wurde ſein Werk feyerlich verboten. Er mußte ſeiner Sicherheit wegen noch in dem nämlichen Jahre als ſeine Geſchichte ans Licht getreten, Neapel verlaſſen und ſeine Zuflucht nach Wien nehmen. Kaiſer Karl VI. ſah ihn anfänglich mit finſtern Augen an, heiterte ſich aber gegen ihn auf, nachdem er in ſeinem Aufenthalt zu Prag die Geſchichte ſelbſt geleſen, und durch die Empfehlungen des Prinzen Eugenius, des Großkanzlers von Zinzendorf, des berühmten Grafen von Bonneval und anderer hohen Perſonen umgeſtimmt worden war, und wies ihm auf die Einkünfte der Sekretäreric von Sicilien eine jährliche Penſion von — 100 baaren Gulden an. Er konnte aber nie dazu bewogen werden, ihn auch nur zu dem geringſten Amte zu befördern.

Giannone ſchrieb zu Wien zwey beiſſende Aufſätze wider den Kirchenbann des Erzbiſchofs von Neapel, ob er gleich vom Kardinal und damaligen Erzbiſchof Pignatelli ſchon davon losgeſprochen worden war, und wider das päbſtliche Verbot ſeiner Bücher; ließ ſie aber auf das Anrathen ſeiner Freunde nur ſchriftlich herumgehen. Er ſchrieb zu Wien, von den Großen des Hofes und von vielen Gelehrten begünſtiget, noch verſchiedene andere Werke, unter welchen ſich ſein Triregno (ſo wird die päbſtliche Krone genannt) am meiſten auszeichnete. Er arbeitete faſt 12 Jahr zu Wien daran, und brachte es erſt zu Genf zu Ende. Es wimmelt von proteſtantiſchen Grundſätzen.

Junge.

Was, ſind ſie todt?

Gärtner.

Das ſind ſie, und Bolingbroke hat ſich des verunglükten Königs bemächtiget. Wie beklagenswerth iſt es, daß er ſein Land nicht ſo gehalten hat, wie wir unſern Garten. Wir verwunden die Rinde unſrer Frucht-Bäume, weil der zu groſſe Ueberfluß von Saft ſie geil und üppig machen, und durch zuviel Reichthum zu grund richten würde. Hätte er es mit den Menſchen ſo gemacht, die zu groß und üppig wuchſen, ſie möchten die Zeit erlebt haben daß ſie ihm nüzliche Früchte getragen, und er, daß er ſie gekoſtet hätte. Wir ſchneiden alle überflüßigen Aeſte weg, damit die tragenden Zweige leben mögen; hätt' er's auch ſo gemacht, ſo würd' er ſelbſt die Crone getragen haben, die ihm Verſchwendung und Müßiggang ſo bald vom Haupte geriſſen.

Junge.

Was? denkt ihr dann, der König werde abgeſezt werden?

Gärtner.

Unterdrükt iſt er ſchon, und abgeſezt wird er ohne Zweifel werden. Es ſind in verwichner Nacht Briefe von einem Freund des Herzogs von York angekommen, welche ſchlimme Zeitungen erzählen.

Königin.

O, ich werde zu todt gepreßt, wenn ich länger ſchweige --

Im Jahr 1734, da die Königreiche Neapel und Sicilien unter die Herrschaft des Don Carlos geriethen, hatte er das Unglück seine Pension und alle Hofnung zur Rückkehr in sein Vaterland zu verlieren. Er verließ Wien, um sein Glück zu Venedig zu suchen. Hier fand er bey den Großen der Republik und bey den Gelehrten eine günstige Aufnahme; besonders bey dem Senator Angiolo Pisani, der ihm ausser andern Gunstbezeugungen eins seiner Häuser zur Wohnung gab. Er bewarb sich sogleich um den Schutz der Botschafter von Frankreich und Spanien, um durch derzeiben Vermittelung in sein Vaterland zurückzukehren aber sowohl diese als seine Gönner am Neapolitanischen Hofe fanden alle Wege hierzu abgeschnitten. Die Venetianer erboten sich ihn zur Ehrenstelle eines Consultore onorario der Republik zu befördern, mit der Versicherung, daß er den Besitz dieses Amts erhalten würde, so bald es vacant wäre; indessen möchte er sich als Professor der Pandekten zu Padua aufhalten. Er bekannte aber aufrichtig, daß er nicht im Stande wäre, nach dem Gebrauch dieser Universität, die Pandekten in lateinischer Sprache zu erklären, und lehnte diese Professur von sich ab. Unterdessen versuchten seine Feinde, die ihn nie aus den Augen verloren, alle Wege, ihn bey der Regierung zu Venedig verdächtig zu machen und völlig zu Grunde zu richten. Da es ihnen nicht gelang, ihm wegen der in seiner Geschichte bestrittenen Herrschaft der Republik

publik über das Adriatiſche Meer zu ſchaden, weil er ihnen mit einer Apologie zuvorgekommen war: ſo erregten ſie bey den Staats-Inquiſitoren den Verdacht wider ihn, als brütete er mit den Bothſchaftern von Frankreich und Spanien, die er oft und lange beſuchte, etwas Uebels wider den Staat aus. Man beſchloß ihn aus der Republik zu verweiſen. Die Häſcher ergriffen ihn in der Nacht vom 23ſten Sept. 1735. und führten ihn in einem Boot bis auf die Gränzen von Ferrara. Hier gab er ſich aus Furcht vor päbſtlicher Nachſtellung den Namen Antonio Rinaldo, und begab ſich nach Modena, wo er ſich gegen ſechs Wochen aufhielt, bis ihm ſein Sohn Johann ſeine Papiere und einige Beyſteuer von ſeinen Venetianiſchen Freunden brachte. Hierauf reiſeten ſie mit vieler Behutſamkeit durch die Lombardie nach Meiland und Turin. Da ſie in keiner dieſer Städte Brod fanden, richteten ſie ihren Weg nach Genf, wo ſie den 5ten Decemb. 1735. ankamen. Sein Ruhm hatte ihm hier viele Freunde verſchaft; unter welchen der Doctor Turretin, der Prediger Vernet, und der Buchhändler Bousquet ſich durch Wohlthätigkeit gegen ihn am meiſten auszeichneten. Sie gaben ſich alle mögliche Mühe ihm einen anſtändigen Unterhalt zu verſchaffen. In den wenigen Monaten ſeines dortigen Aufenthalts ſchrieb er beträchtliche Zuſätze zu ſeiner Geſchichte, welche mit den Verbeſſerungen, die er zu Wien ausgearbeitet hatte, einen fünften Band

ausmachen konnten. Es wurde aber weder dieſer Theil noch Ludwigs Bochat von Lauſanne franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Geſchichte zum Druck befördert. Bousquet wollte ſich den Unkoſten des Drucks nicht allein unterziehen; und ein Zufall ereignete ſich, der alle gute Abſichten, die zum Vortheil des Verfaſſers abzielten, auf einmal vereitelte. Pietro Giannone blieb mitten unter den Proteſtanten dem Römiſchen Gottesdienſt getreu. Eben dieſes war das Mittel, deſſen ſich ſeine Feinde bedienten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Ein verſtellter Freund führte ihn i. J. 1736. in ein katholiſches Dorf, Namens Viſna, welches dem Könige von Sardinien zugehört, um zur öſterlichen Communion zu gehen. Hier ließ ihn der König, dem Römiſchen Hofe zu Gefallen, in Verhaft nehmen, und ins Kaſtell Miolans einſchließen. Von da wurde er in die Citadelle nach Turin gebracht, und auf immer von ſeinem Sohne getrennt. Im Jahre 1738. widerrufte er im Gefängniß, durch das Zuſprechen und in Gegenwart des P. Johann Baptiſt Prever aus dem Orden der Väter des Oratorii, alles was er der Römiſchen Kirche zuwider geſchrieben hatte. Aber ſeine Freyheit erlangte er dadurch nicht wieder. Im Jahre 1741. führte man ihn in die Feſtung zu Ceva, und 1745. in die vorige Cittadelle, wo er i. J. 1748., durch Betrübnis und langwierige Krankheiten aufgezehrt, den 7ten März im 72ſten Jahre ſeines Alters den Geiſt aufgab.

Der

Der itzt regierende König von Neapel hat nicht nur seinem Sohne ein Gnadengeld von 300 Neapolitanischen Dukaten (200 Thaler) verliehen, sondern auch nach desselben Tode auf seine Frau, Sohn und Tochter verlängert. „Es würde (sagt der Gnadenbrief) mit der glücklichen Regierung seiner Majestät und mit dem Wohlstande der höchsten Gewalt nicht wohl zusammenstimmen, die Nachkommen eines so berühmten Mannes, desgleichen dieses Jahrhundert noch nicht hervorgebracht, der mit so vielem Muth, Aufrichtigkeit und Gelehrsamkeit die Rechte des Königreichs vertheidiget hat und deswegen hart verfolget worden ist, ohne Merkmal einer fortdauernden Belohnung zu lassen.„

II.

Glaubensbekenntnis des Geschichtschreibers Pietro Giannone.

An den Jesuiten Joseph Sanfelice *)

aus den

Opere postume di Pietro Giannone, in Lausanna 1760.

Hauptartickel.

I.

Erstlich glaube ich, daß der Römische Pabst Herr der ganzen Welt sey, nicht nur in geistlichen sondern

*) Verfasser der Riflessioni morali e teologiche wider die Schriften des Giannone.

auch in weltlichen Dingen, daß er mittelbar und unmittelbar über die Erde und alles was ſich auf derſelben bewegt und Verſtand hat zu befehlen habe, und, das ewige Heil des menſchlichen Geſchlechts zu befördern, ſich aller geiſtlichen und weltlichen Mittel bedienen könne, als da ſind, Geldſtrafen, Kerker, Landesverweiſungen, Flammen und Feuer.

II.

Daher ſind ihm alle Fürſten und Republiken auch in weltlichen Dingen unterworfen. Er allein kann ſich rühmen ſeine Gewalt unmittelbar von Gott erhalten zu haben. Er, als Statthalter deſſen der da ſagte durch mich herrſchen die Könige, iſt die Quelle woher die Fürſten ihre Gewalt erlangen. Er ſegnet in der Chriſtnacht einen Degen, womit er die Fürſten beſchenkt, zum Zeichen der unendlichen Gewalt, die er kraft der Worte, es iſt mir Gewalt über Himmel und Erde gegeben, von Gott erhalten hat. *)

III.

Daher, glaube ich, hat der römiſche Pabſt das Recht, Königreiche nach ſeiner Willkühr umzuſtürzen und wieder aufzurichten, den Worten der heiligen Schrift gemäß, evellet et plantet, die er ſich mit Recht

*) Das Pontificale lib. I. tit. 9. ſagt bey dieſen Ceremonien: Quem poſtea donat alicui principi, in ſignum infinitae potentiae Pontifici collatae juxta illud: *Data mihi eſt poteſtas in coelo & in terra.*

Recht anmaſſen kann. Darum kann er Kaiſer, Könige und Fürſten abſetzen, ihre Unterthanen von dem Eide der Treue losſprechen, von den Abgaben befreyen, und ihnen erlauben, ſich neuen Auflagen der Fürſten, wenn ſie ohne ſeine Bewilligung geſchehen, zu widerſetzen. Daher kann er auch Kaiſerthümer und Königreiche von einem Geſchlecht auf das andere und ſogar auf fremde Nationen verſetzen. Neuentdeckte Länder und Inſeln, und die noch entdeckt werden können, kann er verleihen wem er will, und ſie ſich ſelbſt zinsbar machen. Das Römiſche teutſche Reich iſt ſeine Gabe. Daher iſt der Kaiſer verpflichtet, ihm Treue und Gehorſam zu ſchwören, und zwar nach einer vorgeſchriebenen Formel. *)

Seine Herrſchaft erſtreckt ſich nicht nur über die Erde, ſondern auch über das Meer und alle Inſeln deſſelben, gleichwie Bonifaz VIII. im Mittelländiſchen, und Alexander VI. im weſtlichen Weltmeer durch ihr Beyſpiel bewieſen haben. Der letztere zog eine Linie von einem Pol zum andern, und ſchenkte den Königen von Caſtilien die neuentdeckte Welt — Ich weine vor Zärtlichkeit, wenn ich in einer Lection des zweyten Nocturns der Tagezeiten des Heiligen Gregors VII. leſe: dieſer habe eines Tages, als Sohn eines Zimmermanns, mit andern Kindern ſeines gleichen mit

*) Decret grat. can. 133. dist. 64. welche anfängt: *Tibi Domino &c.*

mit den Spänen geſpielt, die von einem Zimmerholz abfielen, und ob er gleich noch nicht leſen konnte, zufälliger Weiſe die Worte des königlichen Propheten, dominabitur a mari uſque ad mare damit gebildet, manu pueri, (ſagt das Brevier) dictante numine, quo ſignificaretur ejus fore ampliſſimam in mundo auctoritatem. Mit Recht ließ Julius III. eine im kaiſerlichen Cabinet zu Wien verwahrte Denkmünze ſchlagen, mit der Umſchrift: D. Julius III. Reipubl. Chriſtianae Rex ac Pater.

IV.

Ich bekenne, daß des Römiſchen Pabſtes Gewalt ſich nicht nur über die Oberfläche der Erde und des Meers, ſondern auch in die zwey unterirrdiſchen Welten, ins Fegfeuer und in die Hölle, erſtrecke. Hierin folge ich dem Heiligen Antoninus, Erzbiſchoffe von Florenz, welcher ſagt: der Pabſt habe eine ſolche Gewalt über das Fegfeuer, daß er von den Seelen, die daſelbſt gepeiniget werden, ſo viele als ihm beliebt durch ſeine Ablässe erlöſen, und ſogleich in den Himmel und in den Aufenthalt der Seligen verſetzen kann.*) Jene Streitfragen eurer Scholaſtiſchen Theologen, ob der

*) Papam tantam habere tum in Purgatorio tum in Inferis poteſtatem, ut quantum velit animarum, quae in illis locis cruciantur, per ſuas indulgentias liberare et confeſtim in coelis et Beatorum ſedibus collocare poſſit. Art. 3. Tit. 22.

der Pabſt das ganze Fegfeuer auf einmal aufheben könne? *) und jene andere: ob ein Römiſcher Pabſt nicht gnädiger ſey als Chriſtus ſelbſt war, weil man von dieſem nirgends leſe, daß er je eine Seele aus dem Fegfeuer errettet habe? **) — dieſe Fragen löſe ich mit einem einzigen Ja auf. Die Erfahrung lehret uns, daß die Päbſte weit gnädiger, ja über alle Maßen gnädig ſind, weil ſie ſeit vielen Jahrhunderten, und noch heut zu Tage, unzählige Seelen durch ihre Ablaße von den Quaalen des Fegfeuers befreyet haben. Ich habe daher nicht die geringſte Schwierigkeit zu glauben, was man von der Seele der Falconilla und andern, beſonders aber von der Seele des Kaiſers Trajanus erzählet, welche Pabſt Gregorius der Große durch ſein Gebet von der Hölle befreyet haben ſoll, ob ſie gleich heidniſche Seelen waren. Ich halte diejenigen für verwegene und vermeſſene Leute, die ſich in unſern Zeiten unterſtanden haben, eine ſo wahre, getreue und bewährte Geſchichte in Zweifel zu ziehen — Nichts iſt wahrhafter, als was der vortreflicſe Dekretiſt Felinus lehrt: der Pabſt könne eben ſo wohl die Seelen zu Tauſenden in die Hölle hinabſtürzen, als er ſie davon befreyen kann. Wenn es, ſagt er, dem Pabſte beliebte ganze Haufen von Seelen

*) An Papa poſſit univerſum purgatorium tollere?

**) An clementior ſit papa, quam fuerit Chriſtus, cum is non legatur quenquam a purgatorii poenis revocaſſe?

Seelen in die Hölle hinab zu werfen, ſo dürfte ihn doch niemand fragen: warum thuſt du das? *)

V.

Des Pabſtes Gewalt iſt nicht etwa nur an dieſen Erdball gebunden; ſie erhebt ſich bis in den Himmel über die Engel. Die Frage, die ihr in der Theologie aufwerft, ob der Pabſt über die Engel zu befehlen habe, bejahe ich ohne alles Bedenken; denn es iſt ihm die Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden. Auf dieſe Gewalt beziehet ſich die bekannte Bulle Klemens VI. welche ich mit den beſten Kritikern für ächt halte. Derſelben gemäß kann der Pabſt in den Himmel und auf eine ihm beliebige Stufe erheben wen er will; und wem er hierzu ein Patent ausgefertiget hat, dem kann der Eintritt in das himmliſche Paradies nicht verſagt werden, wenn auch alle Biſchöffe und Kardinäle und die ganze Welt dawider wären. Ich halte es daher mit Troilus Malvet, der mich belehrt: der Pabſt vermöge ſo viel im Himmel, daß er einen jeden verſtorbenen Menſchen kanoniſiren und unter die Zahl der Heiligen verſetzen könne, auch ohne den Beyfall der Biſchöffe und Kardinäle. **) Darum verabſcheue ich den verwegenen und

*) Si Papa catervas animarum in inferos detruderet, non tamen cuiquam liceret ex illo quaerere: cur ita facis? C. Si Papa. dist. 40.

**) Papam habere tantam in coelo potestatem, ut quem velit hominem defunctum canonizare, et in divorum nume-

und aufrühreriſchen Lärm, den man in ganz Europa machte, als der jetzt regierende Pabſt*) Gregor den ſiebenten, der in vielen Ländern unter dem Namen Hildebrand bekannt iſt, der ganzen katholiſchen Welt als einen Heiligen zu verehren aufdrang. Die Lectionen ſeiner Tagezeiten, in welcher ihm zu einer heroiſchen von Gott eingegebenen Tugend angerechnet wird, Kaiſer Heinrich den 4ten ſeines Throns entſetzt, und deſſelben Unterthanen vom Eide der Treue losgeſprochen zu haben, halte ich jetzt nicht mehr für ein Signal, die Völker wider ihre Fürſten zu empören: ſondern billige es, daß man dieſe Legende dem Brevier einverleibt hat, damit man ſie dem Volke unter den öffentlichen Gebeten vorleſe, und demſelben ſo heilſame Maximen tief ins Herz einprage.

VI.

Weil des Römiſchen Pabſts Gewalt ſo groß und ganz ohne Schranken iſt, ſo verdient er ſehr wohl ein Statthalter Gottes genannt zu werden. Ich leſe dieſen Titel alle Tage auf allen öffentlichen Diſputationen, und in Büchern, die hier und anderswo gedruckt und ſeiner päbſtlichen Heiligkeit dedicirt ſind. Daher glaube ich, daß die längſt aufgeworfene Frage: ob der Pabſt ein purer Menſch, oder wie ein Gott beide

numerum referre poſſit, etiam invitis Epiſcopis et Cardinalibus. Tract. de Canoniz. Sanctorum 3 dubio.

*) Benedict XIII.

ge -- Du Ebenbild Adams, in dieſen Garten geſezt, ſeiner zu pflegen, wie unterſteht ſich deine Zunge ſo leidige Zeitungen anzukündigen. Was für eine Eva, was für eine Schlange hat dir eingegeben, einen zweyten Fall des verfluchten Menſchen zu machen? Wie, ſagſt du, König Richard iſt entſezt? Darfſt du, kaum ein beſſers Ding als die Erde die du gräbſt, ſeinen Fall weiſſagen? Sprich, wo, wenn und wie kam'ſt du zu dieſer böſen Zeitung? Sprich, du Unglükſeliger!

Gärtner.

Verzeihet mir, Madam. Ich habe wenig Freude davon, dieſe Neuigkeiten zu ſagen, aber man verſichert, daß ſie wahr ſeyen. König Richard iſt in Bolingbroks mächtiger Gewalt. Ihr Glük wird gegen einander abgewogen. In euers Herrn Waagſchale iſt nichts als er ſelbſt, und etliche wenige Eitelkeiten, die ihn leicht machen; aber in der Schaale des groſſen Bolingbroks ligen, auſſer ihm ſelbſt, alle, ſelbſt alle Pairs von England, und mit dieſen wiegt er den König Richard zu Boden. Eilet nur nach London, und ihr werdet es ſo finden; ich ſage nichts, als was jedermann weiß.

Königin.

Du behendes Unglük, das ſo leicht auf den Füſſen iſt, geht deine Geſandtſchaft nicht mich an? Warum bin ich dann die lezte, die ſie erfährt? O du denkſt mich auf die Lezte zu ſparen, damit ich deine Schmerzen deſto länger

beide Naturen mit Chriſto gemein habe, *) nun vollkommen entſchieden ſey. Die alten Gloſſatoren der Dekretalen zerbrachen ſich hierüber den Kopf, und verfielen endlich auf den Gedanken, er wäre weder Menſch noch Gott, ſondern ein Mittelding zwiſchen Beiden. **) Andere hielten ihn für einen Vice-Gott, und glaubten, daß dieſe Würde ſeine Menſchheit verſchlinge. ***) Wenn ich mich nicht fürchtete eine Gotteslaſterung zu begehen, ſo würde ich ihn, mit Auguſtinus Steuchus Eugubinus, Bibliothekar des Pabſtes, auch einen Gott nennen: denn, hat, der Erzählung dieſes Schriftſtellers gemäß, der groſſe Conſtantin den Pabſt als einen Gott angebetet, warum ſoll ich armer Erdwurm dieſes nicht auch thun? Hörſt du, ſagt der Bibliothekar, daß Conſtantin den Pabſt einen Gott genannt, und ihn für einen Gott gehalten hat? Dieſes geſchah nemlich, da er ihn mit jener herrlichen Verordnung (er ſpricht von der vorgeblichen Schenkung) beehrte; damals betete er ihn als einen Gott, als einen Nachfolger Chriſti und Petri, an. Als Solchem bezeugt

*) Utrum Papa ſimplex homo ſit, an quaſi Deus participet utramque naturam cum Chriſto?

**) Papa nec Deus eſt, nec homo, ſed neuter eſt inter utrumque. Gloſſ. in Praef. Clem.

***) Et in hac parte non eſt homo, ſed Dei Vicarius, Gloſſ. in C. Fundamenta de Elect. in 6.

bezeugte er ihm, ſo viel er konnte, göttliche Ehre; er verehrte ihn als das lebendige Bild Chriſti. *)

VII.

Daher trage ich nicht das geringſte Bedenken mehr, mit Baldus zu ſagen, **) daß der Pabſt ein Gott auf Erden iſt, mit Decius, und Felinus, ***) daß der Pabſt und Chriſtus ein Conſiſtorium miteinander ausmachen, dergeſtalt, daß, die Sünde ausgenommen, der Pabſt alles thun kann was Gott vermag, und von Niemanden gerichtet werden kann; mit dem Abt: daß der Pabſt als Gott thut was er thut, nicht als Menſch; ****) mit dem Kardinal Pariſius, daß der Pabſt

*) Audis, ſummum Pontificem a Conſtantino Deum appellatum et habitum pro Deo, hoc videlicet factum eſt, cum eum praeclaro illo edicto decoravit; adoravit uti Deum, uti Chriſti ac Petri ſucceſſorem, divinos honores ei, quoad potuit, contulit, velut vivam Chriſti imaginem veneratus eſt. De Donat. Conſtant. p. 141. edit. Lugd. anno 1547.

**) Papa eſt Deus in terris. Bald. Leg. ult. C. de Sent. reſcind.

***) Papa et Chriſtus faciunt unum conſiſtorium, ita quod, excepto peccato, poteſt Papa quaſi omnia facere, quae poteſt Deus, et a nemine poteſt judicari. *Decius* in c. 1. de Conſtit. Felinus in C. ego N. de Jurejur.

****) *Abbas* in Cap. Licet de elect. Quod Papa facit, facit ut Deus, non ut homo.

Pabſt ein göttliches Weſen iſt, unter einer ſichtbaren Geſtalt; *) mit Baldus, daß der Pabſt die Urſache aller Urſachen iſt, weshalben man ſeine Gewalt nicht unterſuchen darf; denn von der erſten Urſache läßt ſich keine weitere Urſache angeben; **) endlich mit allen Dekretiſten, daß es ein Gotteraub iſt, an der Gewalt des Pabſtes zu zweifeln.

VIII.

Darum habe ich keine Urſache mehr daran zu zweifeln, daß er das Böſe in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laſter in Tugend, das Viereck in einen Cirkel, und den Cirkel in ein Viereck verwandeln könne; kurz, daß er über alle Geſetze, über alle Natürliche und Apoſtoliſche Rechte hinausgeſetzt ſey. Ich bekenne mit der Gloſſa des Gratianus, daß der Pabſt wider das natürliche und apoſtoliſche Recht diſpenſiren kann; ***) mit Ludwig Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; ****) mit Baldus, daß

*) Papa eſt quoddam numen, et quaſi viſibilem quendam Deum prae ſe ferens. Card. *Paris.* conſil. 63. n. 192. vol. 4.

**) Papa eſt cauſa cauſarum, unde non eſt de ejus poteſtate inquirendum, quum primae cauſae nulla ſit cauſa. *Bald.* in C. Eccleſ. ut lite pend.

***) Papa poteſt diſpenſare contra jus naturale et apoſtolicum. *Gloſſa Grat.* c. 15. Q. 6 Auctoritatem.

****) Papa poteſt de injuſtitia facere juſtitiam. Gomez in Reg. cancell.

daß der Pabſt alles und über alles iſt, und wider aller Recht alles vermag *) mit dem von Oſtia (Oſtiensis) daß er Vierecke und Cirkel mit einander verwechſeln kann. **) Darum iſt es keine Läſterung, was der Cardinal Lorenz Pucci, wie Varchi in ſeiner Geſchichte von Florenz erzählt, beſtandig im Munde zu haben pflegte: daß dem Pabſte alles wohl anſtehe und alles erlaubt ſey, ſo ungerecht es auch ſeyn möchte. Jetzt kann ich auch ohne Schwierigkeit die alten Schulfragen entſcheiden: ob der Pabſt aufheben könne, was in den Schriften der Apoſtel vorgeſchrieben iſt? ob er dem Symboliſchen Glauben einen neuen Glaubensartickel beyfügen könne? ob er die Macht habe, etwas für Wahrheit auszugeben, was der evangeliſchen Lehre widerſpricht? ob er eine gröſsere Gewalt als Petrus, oder eine gleiche Gewalt habe? ob er der einzige unter allen Menſchen ſey der nicht fehlen könne? und tauſend andere dergleichen Fragen, womit die Mönche eine ungeheure Menge Bücher angefüllt haben. Ich beantworte alle dieſe Fragen mit Ja; nehme auch die Dikata Gregors VII. ſamt den Bullen Unam Sanctam von Bonifaz VIII. und in Coena domini, und ſo viel

*) Papa eſt omnia et ſuper omnia — Papa ſupra jus et extra jus omnia poteſt. *Bald.* in Leg. Barbarius de offic. Praet. et in cap. cum ſuper de cauſ. propriet. et poſſeſſ.

**) Papa poteſt mutare quadrata rotundis. *Oſienſ.* in C. cum venissent de judic.

ihrer von dieſem Schlag im Bullario romano ſtehen, beſonders in jenem, welches Clemens XI. neulich pro regimine urbis et orbis herausgegeben hat, an. Kurz, ich bekenne, was der groſe Bellarmin lehrt: daß, wenn auch der Pabſt durch einen Irrthum Laſter verordnete und Tugenden verböte, die Kirche verbunden ſeyn würde zu glauben, daß die Laſter gut und die Tugenden böſe wären, wenn ſie nicht wider ihr Gewiſſen ſündigen wollte; denn ſie iſt verbunden, in zweifelhaften Dingen ſich an das Urtheil des Pabſtes zu halten, und zu thun was er befiehlt, zu unterlaſſen was er verbietet. Damit ſie ſich aber nicht in Gefahr ſetze wider ihr Gewiſſen zu handeln, ſo muß ſie das für gut halten was er befiehlt, und das für böſe was er verbietet. *)

IX.

Ich erkenne gefehlt zu haben, da ich glaubte, der Römiſche Pabſt wäre der Hirte einer Heerde, die Chriſto

*) Si Papa erraſſet praecipiendo vitia vel prohibendo virtutes, teneretur eccleſia credere vitia eſſe bona et virtutes malas, niſi vellet contra conſcientiam peccare. Tenetur enim in rebus dubiis eccleſia acquieſcere judicio ſummi pontificis, et facere quod ille praecipit, non facere quod ille prohibet, ac ne forte contra conſcientiam agat, tenetur credere bonum eſſe quod ille praecipit, malum quod ille prohibet. T. 1. l. 4. de Rom. Pont. c. 5.

ſto zugehörte, und dieſer wäre der einzige Bräutigam und Herr ſeiner Kirche; und wenn dieſes Paulus und die alten Kirchenväter gelehrt haben, ſo ſage ich es beſſer, und behaupte nicht nur, daß der Pabſt der Bräutigam der Kirche iſt, worin ich mit Bonifaz dem 8ten einſtimme *) ſondern auch, daß die Kirche ſeine Magd iſt. Bellarmin, deſſen Orakelſpruch ich angeführt habe, und das Dekretum des Gratianus beweiſen dieſes. Der Pabſt, ſagt es, iſt derjenige, welchem die ganze Kirche gehorchen muß, **) weil er ein Gott der Erde iſt; denn, wenn er ein Eheband auflöſet, ſo ſcheint es Gott allein aufzulöſen, da ein rechtmäßig erwählter Pabſt Gott auf Erden iſt; ***) und Felinus ſagt: der Pabſt vertritt auf der Erde nicht die Stelle eines puren Menſchen, ſondern des wahren Gottes. ****) Da ich einmal auf dem Wege der Wahrheit bin, der mich geradesweges zum ewigen Leben führt: ſo diſputire ich nun nicht mehr darüber, ob der Pabſt ſich irren könne oder nicht? ob er der in einer allgemeinen Verſammlung vorgeſtellten Kirche zu befehlen habe? ob ihm das ausſchließende Recht zukomme ein allgemeines Concilium zu verſammeln? ob er eine unumſchränkte Gewalt über alle Biſchöffe, Erzbiſchöffe

*) Cap. Quoniam de Immunit. in 6.

**) C. I. diſtinct. 93.

***) Cap. inter corporalia de Transl. Epiſc.

****) Cap. de Jurejur.

und Patriarchen habe, so daß diese nichts anders als seine Beamten und Diener seyen, denen er allein die Gewalt mittheile, die sie in ihren Kirchsprengeln ausüben? und ob die Erzbischöffe, ohne das päbstliche Pallium und ohne den Eidschwur der Treue den sie dem Pabst thun müssen, ihr Amt verrichten könnten? Ich halte nicht nur alles dieses für ungezweifelt, sondern gebe auch gerne zu, daß der Pabst so viele Bischöffe, als es ihm beliebt, auf dem ganzen Erdboden ordiniren könne, sie nach seiner Willkühr erhöhen oder erniedrigen, der alten Rechte berauben, und sie zu der niedrigsten Dienstbarkeit nicht nur gegen seine heiligste Person, sondern auch gegen die Kardinale, welche heut zu Tage die ersten Senatoren des allgemeinen Hofes der Welt sind, wie sich der Kard. Palavicini ausdrückt, herabwürdigen könne.

X.

Ich verwundere mich jetzt nicht mehr über die Feyerlichkeit der Ceremonien, die das Pontificale bey der Wahl und Krönung eines so großen Monarchen, des Herrn aller Herren, des Königs aller Könige, vorschreibt. Sie gebühren ihm allerdings. Sobald er erwählt ist, begiebt er sich in die Peterskirche, und die Kardinäle Diakonen, die ihm zur Seite gehen, tragen den Saum seines Mantels. Und wer hat die Ehre ihm die Schleppe dieses Mantels (Pluvials) nachzutragen? Der Kaiser, wenn er zugegen ist, oder,

in ſeiner Abweſenheit, ein König, wenn er ſich ungefähr zu Rom befände, ſonſt aber der vornehmſte Laye von Adel; und acht andere Edelleute oder Bothſchafter der Fürſten tragen die acht Stäbe des Baldachins, worunter der Pabſt gehet. *) Das Zurufen des Volks iſt alsdann jenem gleich, womit es ehedem Karl den Großen als Kaiſer begrüßte. *Carolo Auguſto*, rufte es damals, *a Deo coronato magno, et pacifico Romanorum Imperatori vita;* dem Pabſt aber ruft es, dem vorgeſchriebenen Ceremonial gemäß, zu: *Domino noſtro Innocentio, a Deo decreto ſummo pontifici et univerſali Papae, vita!* Nach der ſogenannten Conſecration wird der Pabſt auf einen Stuhl erhoben und mit einer dreyfachen Krone geſchmückt, welche, wie Angelus Rocca lehrt, die Kaiſerliche, Königliche und Prieſterliche Gewalt, oder die volle und allgemeine Macht über die ganze Welt vorſtellt. **) Hierauf geſchiehet ein feyerlicher Zug, worin der Pabſt auf einem ſchön gerüſteten weiſſen Pferde unter einem

*) Caudam autem pluvialis portabit nobilior Laicus, qui erit in curia, etiamſi erit Imperator vel rex; ſupra eum octo nobiles ſive Oratores portant umbrellam haſtalibus octo ſuſtentatam, quam hodie baldacchinum appellant. Ceremon. Pontific.

**) Tres poteſtates, hoc eſt, imperatoriam, regiam et ſacerdotalem, plenariam ſcilicet et univerſalem totius orbis auctoritatem repraeſentantes. Bibliotheca vaticana P. 5. Roma 1591.

Baldachin reitet, welcher von acht Edelleuten, oder fürſtlichen Bothſchaftern getragen wird. Wenn er auf das Pferd ſteigt, ſo hat der Kaiſer oder ein König die Ehre ihm den Steigbügel zu halten und das Pferd einige Zeit am Zaum zu leiten; und ſollte ſichs fügen, daß der Kaiſer und ein König oder ein andrer groſſer Fürſt ſich zugleich zu Rom befänden, ſo würde jener zur rechten und dieſer auf der linken Seite des Pferdes ſein vom Ceremonial angewieſenes Amt verrichten, in welchem ſie nach einer kurzen Zeit von zwey vornehmen Layen abgewechſelt werden. *) Sollte aber der Pabſt entweder wegen ſeines hohen Alters, oder wegen kränklicher Umſtände nicht reiten können, und ſich auf einem Stuhle tragen laſſen: ſo ſind vier groſſe Fürſten, oder Kaiſer und Könige, wenn ſie zugegen ſind, Jeſu Chriſto zu Ehren [illegible]
wenigſtens auf eine [illegible]
dienten des Pabſtes [illegible]

*) Cum Papa aſcendit equum, [illegible]
ſens adeſt, etiamſi rex eſſet aut imperator, Papam equi papalis tenet, et deinde ducit equum per frenum aliquantulum. Si Imperator aut Rex ſoli eſſent, id eſt non eſſet alius Rex, ſoli equum ducerent cum dextera manu; ſin vero eſſet alius rex, dignior a dextera, alius a ſiniſtra frenum tenerent. Si non ſint Reges, digniores ducant equum etc. Ceremoniale Rom.

**) Si vero pontifex [illegible]
[illegible] majores [illegible]

ſem Zug wird der Pabſt, wie auf allen Reiſen die er thut, von einer conſecrirten Hoſtie begleitet, die in einem Felleiſen auf einem weiſſen Pferde getragen wird. Wenn es ſich fügte, daß der Käiſer der Päbſtlichen Tafel beywohnte, ſo würde er zur rechten Hand des Pabſtes an einem beſondern Tiſche auf einer kleinen Bank, Könige aber unter den Kardinälen ſitzen, dergeſtalt, daß ein Kardinal den erſten Plaz einnähme, und hernach die Könige und Kardinäle wechſelsweiſe folgten. *) Der Kaiſer oder ein König würde dem Pabſte das Waſſer bringen ſeine Hände zu waſchen, und hernach auch die Ehre haben die erſte Schüſſel auf die Tafel deſſelben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaiſers und der Könige ſind zur Bedienung der Päbſtlichen Tafel bis ans Ende bes[illegible] **) Wenn ich in meiner Geſchichte dieſe gro-

[illegible] maximus princeps adeſſet, in honorem ſal[illegible] noſtri Jeſu Chriſti, ſellam ipſam cum Pontifice [illegible] ſuis portare aliquantulum debent. ibid.

*) Rex — ſedet in menſa poſt primum epiſcopum Cardinalem — Si plures adeſſent Reges, mixti erunt cum primis Cardinalibus, primo Cardinalis, deinde Rex ſucceſſive.

**) Nobilior Laicus, etiam Imperator aut Rex, aquam ad lavandas pontificis manus primo ferat. — Primum ferculum portabit nobilior princeps, ſive Imperator ſive [illegible] — Pontifici ſervire ſolent nobiliores qui ſunt [illegible], Laici, etiamſi ſint fratres aut filii regum, [illegible] in illorum praeſentia.

fühle. [(*) Kommt, Ladies, wir wollen gehen, um in London Londons König im Jammer aufzusuchen. Wie, ward ich hiezu gebohren, daß mein gedemüthigter Blik den Triumph des stolzen Bolingbroks vermehren soll? Gärtner, für diese Zeitung, die du mir erzählt hast, wünsch' ich, daß die Pflanzen, die du pflanzest, nimmer wachsen mögen.

[Sie geht ab.]

Gärtner.

Arme Königin, möchte, wenn es dir helfen könnte, dein Fluch an meinem Fleisse wahr werden! -- Hier ließ sie eine Thräne fallen; -- hier, an diesem Ort will ich einen Rautenstok sezen, zum Andenken, daß eine Königin hier geweint hat.]

[Geht ab.]

(*) Was in [ ] eingeschlossen ist, sind Worte im Original.

ſe Idee vom Pabſte nicht geäußert habe, ſo bitte ich um Vergebung.

(Der Beſchluß im nächſten Monat.)

III.

Sanct Amor.

Sie werden ſich vielleicht wundern, wie Amor unter die Heiligen kommt, und werden in Ihrem Calender nachſuchen, und ihn nicht finden; ſo wie ich ihn auch in dem Dictionnaire hiſtorique des ſaints perſonnages und in einigen Leben der Heiligen vergebens geſucht habe. Aber ſeiner Glorie geht dadurch nichts ab, daß er bey der Beſetzung des 8ten Octobers, welcher ſein Jahrstag iſt, der heiligen Brigitte ausweichen müſſen, die vom königlich-Schwediſchen Geblüte abſtammt. Man ſiehet wohl, daß Verdienſte an Heiligen nicht immer erkannt werden. Sie können aber ſchon daraus ſchließen, daß mein St. Amor nicht der loſe Bube iſt, der ſo viel ſtumme Seufzer und laute Wehklagen in Proſe und Verſen auf ſeinem Gewiſſen hat; ſondern ein Amor von ganz anderm Schrot und Korn, wie Sie gleich hören werden; obgleich beyde einander zulezt auf einem Seitenwege begegnen, wo ſie ſich nicht vermuthen geweſen waren.

„Der

„Der Sanct Amor war nehmlich, wie seine Legende besagt, kein Götterkind, sondern ein Gascogner von Geburt. Sein Vater hieß Patricus, aus herzoglichem, und seine Mutter Novisse, aus fürstlichem Geschlechte. Von Kindheit an floh er die Ansprache der Menschen, liebte einsame Oerter, lachte nie, kasteyte seinen Leib durch langes Wachen und Fasten, damit er das muthwillige Fleisch zähmte, und trug allezeit ein härnes Bußkleid. Diese seine große Heiligkeit wurde bald im ganzen Lande ausgebreitet; deswegen stund er in Sorgen, er möchte durch das Lob der Menschen in eitle Ehre gerathen: aber ein Engel rieth ihm des Nachts im Traume, er solle als Pilger nach Rom zu St. Peter und Pauls Kirche wallfahrten. Da gieng er heimlicher Weise davon, verließ seine lieben Eltern und Verfreundeten, samt seiner Erbschaft und Reichthum, bekleidete sich mit schlechten Kleidern als ein Pilger, und trat mit großer Bußfertigkeit seine Wallfahrt an. Damit ihm die Reise desto beschwerlicher fiele, schnitt er sogar die Sohlen von den Schuhen ab, und behielt nur das Oberleder. So gieng er den ganzen Weg barfuß von Thür zu Thür betteln, bis nach Rom, und wenn er ein größer Stück Brod bekam, als er bezwingen konnte, theilte ers mit andern Armen.„

Sie kennen nun meinen Mann, und sehen, daß er, so gut als Benedict Labrü, auch im Jahr 1784

würde selig gesprochen werden. Also das übrige so kurz als möglich. „In Rom lebte er eben so fromm, und sah endlich, weil ihn der Kirchner einmal zur Petrerkirche hinaus geworfen hatte, den H. Peter selbst im Traume, der ihm befahl, sich nach Mastricht zu wenden. Das that er: gieng ohne Sohlen über die Schweizergebürge; heilte unter Weges den Grafen Angboldus; machte zu Mastricht einen Blinden sehend; hatte verschiedene Erscheinungen; betete ganze Tage und Nächte, und gieng auch im Winter barfuß:„ denn er brannte in der Liebe Gottes also, daß er die Kälte wenig achtete.„ Als er auch einmal des Nachts mit einer Laterne nach der Kirche zu gieng, blies ihm der Teufel das Licht aus: aber ein Engel zündete es ihm wieder an, so, daß es nun siebenmal heller leuchtete, als zuvor. In diesem gottseligen Leben verharrte er bis an sein Ende, welches im Jahr 690 den 5ten Octbr. erfolgte.„

Daß er nun erst recht anfieng Wunder zu thun, läßt sich leicht denken. Der Zulauf zu seinem Grabe wurde so stark, daß die Aebtissin des Klosters Bilsen, für dienlich fand, seinen Leichnam in ihre Kirche aufzunehmen; und da fand man ihn beym Ausgraben so frisch wie eine blühende Rose. Allein der Schatz war zu reich für Ein Kloster, und es fanden sich mehr Liebhaber, welche wußten wozu Amors Wunderkräfte dienten. Er war unter andern auf seiner Reise von Rom

nach

nach Maſtricht durch den Odenwald gekommen, und hatte vor Durſt aus einer Quelle getrunken, die damals Mariabronn geheiſſen haben ſoll. Die Mönche des Benedictiner Kloſters, das nachher daſelbſt erbaut wurde, fanden, „daß dadurch dieſer Brunnen eine „große Wunderkraft erhalten haben, ſo daß er ſowohl „katholiſche als unkatholiſche Menſchen geſund mache,“ und bauten ein Kapellchen dabey. Doch hier müſſen ſie die Legende ſelbſt hören. „Woher aber dieſer „Bronn, heißt es, dieſe ſeine übernatürliche Kraft ha„be, weiß man zwar eigentlich nicht: weil man in al„len Schriften nichts davon findet. Gleichwohl iſt „nicht zu zweifeln, daß er durch die Verdienſte des „H. Amor ſeine heilſame Wirkung habe. Weil die „gemeine Sage iſt: St. Amor habe auf ſeiner Rük„reiſe von Rom ſelbſt aus dieſen Bronnen getrunken, „und denſelben mit eigenen Händen geſegnet. Ande„re aber halten dafür: St. Amor habe durch ſein „Gebet dieſen Bronnen von Gott erbeten, und ihm „ſeine übernatürliche Kraft erworben. Dem ſey wie „ihm wolle, ſo giebts die Erfahrung, daß dieſer „Amorsbrunn nicht natürlicher, ſondern übernatürli„cher Weiß würke, und vielen Kranken die gewünſch„te Geſundheit ertheile. Damit nun dies obgemeld„te Kirchlein deſto fleißiger beſucht, und in deſto gröſ„ſern Ehren gehalten würde, als hat der ehrwürdige „Prieſter Hr. Johannes Kek im Jahr 1546 ſich auf „die Reiſe gemacht, von Amorbach bis Bilſen ins

„Nieder-

„Niederland gezogen, von der Aebtiſſin des gemeldten „Jungfrauen Kloſters etwas Heiligthum von Sanct „Amors Leichnam begehrt, und von ihr, neben St. „Amoris Legende, aus welcher dieſe Beſchreibung ge„zogen, den hinterſten Zahn aus dem obern Kinnbacken „der rechten Seite empfangen. Welchen er zurükge„bracht in St. Amors-Kirch, in einer herrlichen Pro„ceſſion getragen, allem Volck öffentlich gezeigt, und „fürgeſtellet, und dadurch die Andacht zu dieſem lie„ben Heiligen vermehret. Welche Andacht auch Gott „vom Himmel bekräftiget, und durch ſcheinbare Wun„derwerk, ſo gemeldter Prieſter beſchrieben, gutgeheiſ„ſen. Welche Mirakul ſich von Jahr zu Jahr ver„mehren, und durch glaubhafte noch lebende Zeugen „bekräftiget werden. Denn man ſiehet alle Freytage „nicht allein Katholiſche ſondern auch Unkatholiſche „Leute mit ihren Kindern, ſo beſchrien ſeyn, Walls„farths-Weiß dahin kommen, ihr Gebet und Opfer „verrichten, die Kinder in St. Amorsbronn dreymal „im Nahmen Gottes des Vaters u. ſ. w. eintunken „oder mit dem Waſſer über den Leib waſchen, und „die verlangte Geſundheit ihrer Kinder erwerben.„

So weit die Legende! Für uns iſt das intereſſanteſte, daß das erwähnte Kirchlein eine halbe Stunde von der Churmaynziſchen Stadt Amorbach, welche, ſo wie die daſelbſt befindliche Benedictiner Abtey, den Namen von St. Amor haben ſoll, noch jetzt ſteht, und

und ſich bey den häuffigen Wallfahrten, welche noch jetzt 1784. dahin geſchehen, nicht übel befindet. Alles was Sie hier davon geleſen haben, iſt ein trockener Auszug aus einem Büchlein von 64 Seiten, welches im Wirthshauſe bey der Amorskapelle noch jetzt verkauft, und zu Michelsſtadt in der Grafſchaft Erbach von einem evangeliſchen Buchdrucker gedruckt wird, der wegen der ungeheuren Menge von Druckfehlern, wovon es wimmelt, ſehr wohl thut, ſeinen Nahmen nicht darauf zu ſetzen. Es führt den Titel: Sanct Amoris Legend, oder kurze und klärliche Beſchreibung des Lebens und Wunderthaten des Heiligen Amoris. Wie auch des heilmachenden Bronnens, ſo in der Kirch bey Amorsbronn bey Amorbach im Mayntzer Erzbiſthum gelegen, und wieder allerhand Krankheiten erſprießlich iſt. Mit Zuſetzung einiger Gebettlein zu St. Amoris gemeldter Kirch in allerhand Anliegen zu gebrauchen. Gedruckt zu Prag.„ Der Wunderthaten ſind dreyzehn angehängt, eine immer wunderbarer als die andre. Vorzüglich aber nimmt ſich die zweyte aus, da der Heilige Amor des Faßbinders Peter Litzels Eheweibe, welche ein ganzes Jahr ſchwanger gegangen, gegen ein wächſernes Bild, zwey ſchöne Knäbiein zur Welt bringen hilft, welche Amor und Nikolaus genennet werden. Von den Gebeten und Liedern mag folgendes zur Probe dienen:

Die

„Die in der Höh gefallen seyn
Von Bäumen und von Pferden,
Mit Brechung ihrer Arm und Bein,
Bald gehen ohn Beschwerden.

Wer sinnlos, kommet zum Verstand,
Die Wunden, G'schwär und Beulen
Samt Zähn und Hauptweh, ohne Band,
Vergehen auch und heilen.

Die Kinder welche ausgedorrt,
Beschrien und auszehren,
Werden gesund an diesen Ort,
Die Zauberey aufhören.

— — — — — —

Viel Opfer seynd allhie zu sehn,
Auch viel Danks und Denkzeichen,
Die bey St. Amoris Bildnus stehn,
So dieß und mehr bezeugen.

Dem Vater, Sohn und Heil. Geist,
Hie groß in Wunderthaten,
Sey drum Lob, Ehr und Dank geleist,
Für Sanct Amoris Gnaden.

Heilig

„Heiliger Amor, edler Pilger und Beichtiger, bitt für uns, daß wir würdig werden der Verheißung Christi. „

Am merkwürdigsten und glaubhaftesten scheint mir folgende Strophe:

„Den Unfruchtbaren St. Amor hie,
„Erlangt auch erwünschte Erben: „

denn gleich neben der Kirche steht eine Bauerhütte, woselbst ein Eremit wohnt, der Wein zapft. Der gegenwärtige war sonst seiner Profession ein Grenadier; sein Vorfahrer ein Dragoner: und ausser dieser Hütte, wo der Eremit wohnt der Grenadier gewesen ist und Wein zapft, ist um die Amorskapelle weit und breit kein Haus, und wohnt niemand: aber Gesträuche und Gebüsche genug, wo Amor Wunder thun kann.

IV.

Horazens
Dritte Satyre des Ersten Buches.

Es ist ein eignes Laster aller Sänger,
daß sie, ersucht, sich unter Freunden hören
zu lassen, immer keine Stimme haben:

hingegen wenn kein Menſch ſie hören will,
des Singens gar nicht müde werden können.
In dieſem Stücke war Tigellius,
der Sarder, (1) ſtark. Wenn Cäſar (a) der ihn doch
im Nothfall zwingen konnte, bey des Vaters (b)
Freundſchaft,
bey ſeiner eignen, ihn beſchworen hätte,
er richtete nichts aus: hingegen, kam der Keller
von ſelbſt ihn an, ſo ließ er euch, vom Ey
bis zu den Aepfeln, (c) alle Töne durch
ſein Jo Bacche! (d) um die Ohren hallen.

Nichts war ſich ſelbſt an dieſem Menſchen gleich.
Bald lief er auf der Straſſe wie vorm Feinde.
Bald gieng er wie die Körbe-Trägerinnen
an Junons Feſte. Heute wimmelte
ſein ganzes Haus von Knechten, morgen ließ
er ſich an zehn begnügen; ſprach euch bald
von lauter Potentaten und Tetrarchen,
nichts

(a) Auguſtus. (b) Julius Cäſars, bey welchem dieſer Tigellius viel gegolten. (c) d. i. das ganze Caſtmal über; weil eine Römiſche Mahlzeit mit Eyern pflegte angefangen zu werden. (d) Vermuthlich die erſten Worte eines damals bekannten Trinkliedes.

nichts war ihm groß genug; bald wieder: laßt mir nur
ein kleines Tischgen auf drey schlechten Füßen,
mit einer Muschel reinen Salzes drauf,
und einen Rock, so grobgewebt er sey,
der mich vor Kälte schützt, was brauch ich mehr?
Nun hattst du diesem mit so wenigem
Zufriednen eine halbe Million
gegeben, in fünf Tagen war davon
kein Heller übrig. Wenn die ganze Welt
sich niederlegte, ward es Tag bey ihm;
hingegen wie der Morgen anbrach gieng er schlafen,
und schnarchte bis zu Sonnenuntergang. (e)
Mehr mit sich selbst und allen andern Wesen
im Widerspruch war nie ein Mensch als dieser!

Nun wird mir jemand sagen: aber du,
der andrer spottet, hast du keine Fehler?
Gewiß! Nur andre, und nicht kleinere vielleicht.
Als einsmals Maximus, der Taugenichts,
von Novius, dem Wechsler, hinter seinem Rücken
unglimpflich sprach, (2) fiel jemand ihm ins Wort:

(e) Dies war schnurgerade gegen die alte Sitte in Rom, wo jedermann mit der ersten Morgendämmerung das Bette verließ.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

[Der Parlament-Saal in London.]

Volingbroke, Aumerle, Northumberland, Percy, Fitzwater, Surrey, der Biſchoff von Carliſle, der Abbt von Weſtmünſter, Herolde, Officianten, Gerichtsdiener, und Bagot, treten auf.

Volingbroke.

Ruft den Bagot hervor -- Sage nun ohne Scheu, was du von Gloſters Tode weißt; wer half dem Könige dazu, und wer vollbrachte dieſe unglükſelige That?

Bagot.

Wenn ihr das wiſſen wollt, ſo ſtellt mir den Lord Aumerle vor die Augen.

Volingbroke.

Vetter, tritt hervor, und ſieh' dieſem Mann in die Augen.

Bagot.

Milord Aumerle, ich weiß eure edelmüthige Zunge verſchmäht es, zu läugnen was ſie einmal geſagt hat. In

und du, seit wenn bist du dir selbst so fremde
geworden? oder glaubst du etwan uns
als unbekannt zu täuschen? — O! das ist was anders,
versetzte Manius; mir nehm' ich nichts für übel.
So eine unverschämte Art sich selbst zu lieben,
ist freylich ahndungswürdig. Wie? Du hast
für deine Fehler immer trübe Augen,
und nur für Andrer ihre siehst du schärfer
als Falk und Schlange? Nun, so rechne drauf
daß wir auch dir nichts übersehen werden!
Was ists nun mehr, wenn einer deiner Freunde
leicht über Kleinigkeiten aufbraußt, oder für
die feinen Nasen unsrer heut'gen Welt
nicht schmuck genug ist? Wenn sein Haar zu bäurisch
ihm um die Ohren hängt, sein Rock nicht zierlich
gefaltet ist, sein Schuh nicht knapp genug
am Fuße schließt? Dafür ist er ein Biedermann,
hat er das beste Herz, ist er dein Freund,
steckt hinter dieser schlichten Aussenseite
ein großer Geist! — Und endlich, schüttle doch
sich jeder selber aus; er wird wohl manches
zu bessern finden, was entweder die Natur
an ihm verabsäumt, oder er sich selbst

durch

durch böſe Angewohnheit zugezogen.
Denn ungebautes Land wird, wenn die Flamme nicht
dem Unkraut wehrt, gar bald von Heide ſtrotzen.

Der Hauptpunct iſt: die Freundſchaft ſollte ſtets
der Liebe Augen borgen; denn, wer liebt
hat keine für die Mängel des Geliebten:
und wird er ſie gewahr, ſo wandelt ſie
der Liebe ſüſſer Wahn in neue Reize,
und ihn ergötzt was andern Eckel macht,
wie Hagna's Polypus (f) den zärtlichen Valbin.
Wie glücklich, wenn wir in der Freundſchaft uns
auf gleiche Weiſe täuſchten, und die Tugend
mit einem ſchönen Namen dieſen Irthum deckte!
Wir ſollten es hierin mit unſern Freunden
wie Väter es mit ihren Kindern halten.
Der Knabe ſey ſo ſchielend, zwergenhaft,
krumbeinig oder höckricht als er will,
ſtets wird die Vaterlieb' ein mildernd Wort
für ſein Gebrechen finden. (g) Lebt dir einer

(f) ein Gewächs in der Naſe (g) Es fehlt unſrer Sprache, wenigſtens ſoviel ich weis, an ſolchen mildernden Worten, deren im Original einige angeführet werden, als z. B. pactus varus, ſcru-

zu kärglich? — nenn ihn einen guten Wirth!
Macht jener ſich zu wichtig, drängt ſich auf:
nenn's Uebermaaß von Eifer ſich um ſeine Freunde
verdient zu machen. — Iſt der Mann hingegen
ein Polterer, und nimmt ſich mehr heraus
als Höflichkeit und guter Ton verſtatten:
nenn' es Geradheit, Stärke, Biederſinn!
Iſt er zu raſch, zu warm zum Zorne: ſchreib's
dem Feuer ſeines Geiſtes zu! — Dies denk' ich, iſt's
was Freunde knüpft und feſt zuſammenhält.

Wir machens umgekehrt! Wir ſetzen ſelbſt
den guten Eigenſchaften unſrer Freunde
Lesirung zu, und überziehn ein rein
Gefaß mit einem Lak, der es verfälſcht.
Aufrichtig heißt uns ſchwach, bedächtlich — ſtumpf.
Iſt einer, eingedenk in einer Welt
wo Misgunſt und Verläumdung herrſcht zu leben,
ſtets wohl auf ſeiner Huth, damit er nie
der Bosheit eine nakte Seite zeige,
und thut damit nichts mehr als einem klugen

vor

rus; es war daher nicht wohl möglich von dieſer Stelle mehr als den Sinn zu geben.

vorſicht'gen Manne ziemt: uns heißt er falſch,
verdekt und ränkevoll. Ein andrer, der
in ſeiner Bonhommie (was dir, Mäcenas, öfters
mit mir begegnet iſt) wofern er dich
bey einem Buche oder in Gedanken antrift,
ohn' allen Argwohn daß er dir
beſchwerlich falle, mit dem erſten beſten
was in den Mund ihm kömmt, dich unterbricht:
dem, ſagt man, fehlts ſogar am Menſchenſinne.
So raſch ſind wir zu unſerm eignen Nachtheil
ein wenigbilliges Geſetz zu geben!
Denn wer von uns wird fehlerlos gebohren?
Der iſt der Beſte den die kleinſten drücken.
Ein wahrer Freund wägt meine Mängel gegen
mein Gutes ab; wofern dies überzieht
lenkt ſeine Liebe ſich auf dieſe Seite,
und ſchwankt nicht mehr zurück. Gefällt es einem
auf dieſe Art ſich mir beliebt zu machen,
ſo werd ich ihn auf gleicher Wage wägen.
Was Einem recht iſt, iſt dem Andern billig.
Verzeyhe ſelbſt wenn du Verzeyhung brauchſt,
und ſoll ich deinen Höcker überſehen
ſo halte meine Warzen mir zu gut.

Wofern indeſſen, wie die ſämtlichen Gebrechen
der menſchlichen Natur, ſo auch der Zorn
darüber, in uns Thoren (h) allzutief
gewurzelt iſt, um ganz ihn auszureuten:
warum verfahren wir nicht wenigſtens im Strafen
mit Ziel und Maas, und wägen nicht die Ahndung
genau der Schwere des Verbrechens gleich?
Wenn jemand ſeinen Knecht, der aus der Schüſſel,
die abzutragen ihm befohlen war,
die halbgegeßnen Fiſche ſammt der Brühe
verſchlungen hätte, gleich dafür ans Kreuz zu ſchlagen
beföhle, würde wer bey Sinnen iſt
ihn nicht für toller als den Labienus 3) halten?
Und du, um wie viel biſt du toller, einen Freund,
weil ers in einer Kleinigkeit verſah
die nur ein Menſch mit dem gar nicht zu leben iſt
ihm nicht verziehen hätte, gleich dafür
zu haſſen und zu fliehen, wie den Wuchrer Ruſo (4)
ſein Schuldner flieht; der, wenn die traurigen Calenden
gekommen ſind, entweder Capital

und

(h) Mit den **Stoikern** zu reden, gegen welche alles folgende gerichtet iſt.

und Zins (es komme nun woher es wolle)
herbeyzuquälen, oder ſeinen Hals,
wie ein Gefangner, den bitterböſen
Geſchichten, die er vorließt, darzurecken
genöthigt iſt. Ein Freund hat trunknerweiſe
ich weis nicht was begangen, (i) hat vielleicht
ein Näpfchen von Evanders (5) Hand gedreht
vom Tiſch herabgeſtoßen: ſoll er mir
deswegen, oder weil er etwan allzugierig
ein Hühnchen aus der Schüſſel ſich geholt,
das mir vorüberlag, (k) — ſoll er darum
mir minder lieb ſeyn? Nun, was könnt ich thun
wenn er geſtohlen, oder vor Gerichte
mir ſeine Handſchrift abgeläugnet hätte?
Die Herr'n, die an der Gleichheit aller Sünden
Belieben tragen, (l) finden wenns um Wahrheit gilt
viel Schwierigkeit. Gefühl und Sitten ſind dagegen,
ja ſelbſt das Nützliche, das für die Mutter

(i) Horaz ſagt es gerade heraus: minxerit in lectum. (k) Es war bey den Römern nicht gebräuchlich vorzulegen, ſondern jeder nahm aus der Schüſſel was vor ihm lag. (l) Die Stoiker, bey denen der Satz, Alle Sünden ſind gleich groß, ein Hauptgrundſatz (κυριαι δοξαι) war.

von Recht und Billigkeit beynahe gelten kann.
Als aus dem Erdenſchlamm, von Sonneglut
geſchwängert und erhizt, die erſten Menſchenthiere,
ein ſtummes ungeſtaltes Vieh, hervor
gekrochen kamen, (m) kämpften ſie um Eichelmaſt
und um ein Lager, erſt mit Fauſt und Klauen,
mit Knitteln dann, und drauf mit andern Waffen
wie Noth und Zufall ſie damit verſah;
bis ſie zulezt, die Dinge um ſich her
und ihre eigenen Gefühle zu bezeichnen,
die Sprach' erfanden. Nun begannen ſie
vom Kriegen abzulaſſen und in friedlicher
Gemeinſchaft Städte zu befeſten und Geſezze
zu geben die dem Diebſtal und dem Ehbruch wehrten.
Denn lange vor Heleven war — ein Weibchen
der Gegenſtand und Zunder wilder Fehden;
(nur daß, ſie zu beſingen, kein Homer (n)
ſich damals fand) ſie fielen nahmenlos,
Die, wenn (nach andrer wilder Thiere Art)
erhizte Brunſt ſie wiehernd auf die erſte
die beſte Sie, die in den Wurf kam, ſprengte,

der

(m) Horaz ſpricht in dieſer ganzen Diſputation gegen die Stoiker im Charakter eines Schülers Epikurs und Lukrezens. (n) Was hier eingeſchaltet iſt, ſcheint Horaz im Sinne gehabt zu haben.

der Stärkſte, gleich dem Stier in einer Heerde,
zu Boden ſchlug. Zieht die Annalen nur
der erſten Welt zu Rath', ihr werdet mir
geſtehen müſſen, daß die Furcht vor Unrecht
das Recht erfand. Wenn alſo die Natur allein
uns nicht, wie gut und böſe, was zu meiden
was zu begehren iſt, ſo auch in jedem Falle
das Recht vom Unrecht unterſcheiden lehrt,
und die ſubtilſte Dialektik nie
uns überzeugen kann, daß einen Kohlſtrunk
in eines Andern Garten abzubrechen
und einen Tempel nächtlich auszurauben
gleich große Sünden ſind: ſo braucht es doch
wohl einer Vorſchrift, die auf jede Sünde
nach Billigkeit gemeßne Strafen ſetze;
damit du nicht mit ſcharfer Geiſel ſtrafeſt
was kaum der mildern Peitſche würdig war. (6)
Denn daß du je die Ruthe für das Beil
ergreiffeſt, iſt von dir nicht zu beſorgen,
Du, welcher Diebery und Straßenmord
in Eine Linie ſtellt, und klein und groß
mit gleicher Senſe niederhiebe, wenn die Menſchen
die Weltregierung nur dir überlaſſen wollten.

Wiewohl, was haſt du nöthig erſt zu wünſchen
was dir bereits aus eignem Rechte zukommt?
Denn, wenn der Weiſe, eben drum, auch ſchön,
ein guter Schuſter und ein Crösus iſt (o)
warum nicht auch ein König? — „Erſt verſteh uns recht!
(verſezt mein Mann) wie? weiſt du nicht was Vater
Chryſippus (7) ſagt: wenn gleich der Weiſe nie
in ſeinem Leben Stiefeln machte noch
die Schuhe ſich beſohlte, iſt der Weiſe doch
ein Schuſter.„ — Und wie das? — „Gerade wie
Hermogenes (p) ein großer Sänger war
auch wenn er ſchwieg, und wie Alfen, der Schlaukopf, (8)
nachdem er Scheer und Bartzeug weggeworfen
und ſeine Bude zugeſchloſſen, doch
Barbier war: gleichermaßen iſt der Weiſe
allein in jeder Kunſt der beſte Meiſter, folglich
auch König.„ — O gewiß! auch wenn die Gaſſenjungen
den Bart dir rauffen, (q) dir den Paß verrennen,
und,

(o) Bekanntermaßen waren dieß die die ſogenannten Paradoxa, die man in den Schulen der Stoiker behaupten hörte. (p) Tigellius, von welchem eben die Rede war. (q) Der übelgekämmte, ſchmuzige und armſelige Aufzug der Stoiker von Profeſſion ſcheint ſie dergleichen Unannehmlichkeiten öfters ausgeſezt zu haben.

und, wie du auch dich ſträubſt und um dich beiſſt, (r)
dich ſo ins Enge treiben und ſo arg dirs machen,
daß ihrer los zu werden, Deine Majeſtät
zulezt den Knotenſtock erheben muß.
Doch, laß zum Schluß uns Friede machen! Du,
Herr König, ohne Hof, und von dem albernen
Crispin (9) allein begleitet, geh, und laß
im nächſten Bade dich um einen Quadrans (s) ſcheuern.
Ich, meines Theils, ich werde fernerhin
auf meiner Freunde Nachſicht gegen meine Fehler,
wie ſie hinwieder auf die meine, zählen,
und hoffe beſſer mich, als ein gemeiner Mann,
dabey zu ſtehn, als Du bey deinem Königreiche.

Erläu-

(r) Eine muthwillige Anſpielung auf die nahe Verwandſchaft der Stoiſchen Secte und der Cyniſchen oder Hündiſchen, die ſich zu jener ungefähr verhielt wie die Kapuziner zu den Minoriten.
(s) Eine kleine Kupfermünze, deren zehn etwa neun Pfennige unſers Geldes machten. Die öffentlichen Bäder wurden ordentlicher weiſe nur vom gemeinen Volke beſucht; Erwachſene bezahlten dafür einen Quadrans, Kinder gar nichts.

jener Zeit, da Glosters Tod angezettelt wurde, hörte ich euch sagen: Ist mein Arm nicht lang genug, da er von dem ruhigen Englischen Hof bis nach Calais an meines Oheims Kopf reicht? Unter vielen andern Reden, hört ich euch damals auch dieses sagen: Ihr wolltet eher hunderttausend angebotne Cronen ausschlagen, als daß Bolingbroke nach England zurük komme; und ihr setztet hinzu, wie glüklich dieses euers Vetters Tod dieses Land machen würde.

Aumerle.

Prinzen und Milords, was für eine Antwort soll ich diesem niederträchtigen Mann geben? Soll ich meine schönen Sterne so sehr entehren, und ihm wie einem der meines gleichen ist, antworten. Und doch muß ich, oder ich muß es leiden, meine Ehre von dem Geifer seiner verläumderischen Zunge befleckt zu sehen. Hier ist mein Pfand, (er wirft seinen Handschuh hin,) das Siegel des Todes, daß dich für die Hölle auszeichnet. Du liegst, und ich will, daß es falsch ist was du sagst, mit deinem Herzens-Blut beweisen, so unwürdig es auch ist, den Stahl meines ritterlichen Schwerdts zu besudeln.

Bolingbroke.

Bagot, nim dich in Acht; du sollt es nicht aufheben.

Aumerle.

Einen einzigen ausgenommen, wollt' ich, der Beste in dieser Versammlung hätte mich so herausgefordert.

Fizwater.

Erläuterungen.

(1) Der Virtuose, von welchem hier die Rede iſt nannte ſich Marcus Tigellius Hermogenes, und iſt eben der, „deſſen Tod (wie unſer Dichter im Anfang der 2ten Satyre des 1ſten Buches ſagt) alle herumziehende Flötenſpielerinnen und Tanzerinnen, Marktſchreyer, Gaukler, Schmarotzer und andres Geſindel dieſer Art, welches gleichſam unter ſeinem Schutze ſtund, vor kurzem in tiefe Trauer geſezt hatte. Die Schönheit ſeiner Stimme und die höfiſche Geſchmeidigkeit ſeines Charakters hatten ihn ſchon bey dem Dictator Julius Cäſar in ſolche Gunſt und Vertraulichkeit geſezt, daß ihn Cicero in einem Briefe an Fabius Gallus unter den Familiariſſimis deſſelben nennt. Cicero hatte ſich damals zufälliger Weiſe die Ungnade dieſes Günſtlings zugezogen, und der ganze erwähnte Brief handelt von nichts anderm als dieſer Sache, die dem großen Conſularen ſo gleichgültig nicht war als er das Anſehen haben wollte. „Selbſt in jenen Zeiten (ſchreibt er) da unſer Anſehen und Einfluß allvermögend ſchien, (cum regnare existimabamur) wurde uns von niemanden ſo der Hof gemacht wie jetzt von allen Günſtlingen und Vertrauten Cäſars, dieſen einzigen (Tigellius) ausgenommen: „aber ich halte es für Gewinn mit einem Menſchen „übel zu ſtehen, der noch verpeſteter iſt als die Luft „ſeines Vaterlandes„ (Sardinien.) Vermuthlich machte

te der Mensch sein Glück bey Cäsarn und seinem Erben, dem nachmaligen Augustus, durch eben die sittlichen Eigenschaften, wodurch er einem Manne wie Cicero verächtlich werden mußte. Genug, er war einer von den vielen Glücks-Bastarden, die in den Zeiten der Triumvirate durch angenehme Talente, und das große Talent, sich alles gefallen zu lassen, und zu Diensten wozu sich kein ehrlicher Mann brauchen läßt brauchbar zu seyn, Mittel fanden, sich bey den Großen in Gunst zu setzen, eine Figur zu machen, in den besten Gesellschaften willkommen zu seyn, oder doch geduldet zu werden, und Reichthümer zu erwerben, die sie eben so leicht verschwendeten als erworben hatten. Es bedurfte wohl nichts anders als dieser Charakter des Sängers Tigellius, um ihn unserm Dichter eben so verächtlich zu machen, als er es dem Cicero gewesen war; und wenn der alte Scholiast die wahre Ursache, warum Horaz dem Tigellius, einer Person von nicht gemeinem Genie, wie er ihn nennt, so aufsäßig gewesen, darein sezen will, daß der Virtuose die Oden des Dichters für unsingbar erklärt habe: so scheint dies eine von den Anekdoten zu seyn, die von diesen Leuten, nach Art aller Anekdotensänger, vom Hörensagen aufgelesen wurden, und keine Aufmerksamkeit verdienen; wiewohl es sehr möglich ist, daß Horazens Lieder das Glück nicht hatten dem Tigellius zu gefallen. Das Beywort *Sardus* ille, welches hier so viel sagt als der berüchtigte Sardinier, ist hier nichts

weni-

weniger als müßig. Die Sardinier ſtunden ſchon von alten Zeiten her, bey den Römern in böſem Rufe. Als Sempronius Gracchus im Jahre der Stadt 514. dieſe Inſel eroberte, wurden beynahe alle Einwohner derſelben nach Rom geſchleppt und als Leibeigene verkauft. Dieſe Waare war in ſo großer Menge vorhanden und dabey ſo ſchlecht, daß daher das Sprüchwort entſtand: Sardi venales, alius alio nequior — Feilgebotene Sardinier, immer einer ein größrer Schelm als der andere!

(2) Dieſer Mänius iſt vermuthlich der nehmliche Bruder Lüderlich, deſſen Charakter Horaz in der Epiſtel an Numonius Vala ſchildert. Er eilte was er konnte ſein Väterliches Erbgut durch die Gurgel zu jagen. Einsmal hörte ihn jemand am erſten Tage des Jahrs im Capitolio mit lauter Stimme wünſchen, daß er vierzig tauſend ſchuldig ſeyn möchte. Jener bezeugte ihm ſeine Verwunderung über einen ſo ſeltſamen Wunſch. Da iſt nichts zu verwundern, ſagte Mänius; ich würde noch immer vierzig tauſend dabey gewinnen, denn ich bin achtzig Tauſend ſchuldig. Der Novius, über welchen Mänius loßzog, war vielleicht einer von den Gebrüdern Noviern, wovon der jüngere der Wechsler war, deſſen im 123ſten Verſe der 6ten Satyre erwähnt wird.

(3) Alle Handſchriften ſtimmen darinn ein, daß man hier *Labeone* leſen müſſe, und alle alten Scholiaſten,

liaſten, daß es keinem geringern, als dem Römiſchen Prätor, M. Antiſtius Labeo, einem unter den Rechtsgelehrten berühmten Namen, gelte; einem Manne, der nicht nur in den Zeiten da Roms Freyheit noch die lezten Zuckungen that, ein eifriger Anhänger der Republik und der Cäſarsmörder geweſen war: ſondern, nach dem Zeugnis des Tacitus (Annal. III. 75.) ſelbſt unter Auguſts Oberherrſchaft eine freye und unverdorbene Seele erhielt; und, wie ſein mehr geſchmeidiger Nebenbuler, Arejus Capito (im Gellius N. A. XIII. 12.) ſagt, nichts für rechtsbeſtändig gelten laſſen wollte, als was er in den alten Römiſchen Geſetzen vorgeſchrieben fand. Der Grammatiker Porphyrio merkt bey dieſer Stelle an: Da Labeo in dieſer ſeiner Sinnesart vieles geſagt und gethan habe, das dem Auguſtus ſehr misfällig habe ſeyn müſſen: ſo habe ihn Horaz aus Schmeicheley gegen Auguſtus unſinnig geſcholten: und der Verfaſſer der Memoires de la Cour d'Auguſte ermangelt nicht, unſerm Dichter eine ſo niedrige Gefälligkeit gegen den Uſurpator zu einem deſto größern Verbrechen zu machen, da er ehemals für eben die Grundſätze gefochten, welchen Labeo, auch nach der gänzlichen Vernichtung der republikaniſchen Partey, ſein ganzes Leben durch getreu blieb. Zum Glücke für Horazens Ehre hat der Fürſt der Kunſtrichter, Bentley, der dieſe Schmach unmöglich auf ſeinem Lieblingsautor erſitzen laſſen konnte, aller ſeiner Scharfſinnigkeit und Beleſenheit

aufgeboten, um zu beweiſen, daß es moraliſch unmöglich ſey, daß Horaz, auch nur als ein Menſch von Welt und Lebensart, fähig geweſen ſeyn ſollte, die Achtung, die jeder Römer einer Magiſtratsperſon von Labeons Stande, Anſehen und Verdienſten ſchuldig war, ſo gröblich aus den Augen zu ſetzen. Es wäre nicht nur unedel und unanſtändig, ſondern auch unklug geweſen, meynt er, dem Auguſt auf eine ſo ſchändliche Art den Hof machen zu wollen — kurz, Horaz müßte ſelbſt toller als toll geweſen ſeyn, einen Mann wie Labeo, einen geweſenen Römiſchen Prätor, der ſowohl ſeiner großen Rechtswiſſenſchaft und Beredſamkeit als ſeines Charakters wegen in gröſtem Anſehen ſtund, und dem Volke eben ſo beliebt als ehrwürdig war, einen Tollkopf zu ſchelten. Und warum? Um dem Auguſt zu ſchmeicheln, der ſich doch durch die edeln und keinesweges unanſtändigen Freyheiten, welche Labeo ſich bey Gelegenheit gegen ihn herausnahm, ſo wenig beleidigt hielt, daß er ihm, auſſer der Prätur und dem Proconſulat des Narbonenſiſchen Galliens, ſogar eine Stelle unter den dreyſſig Senatoren gab, denen er die Reinigung und neue Beſetzung des Römiſchen Senats überließ? — Glücklicher weiſe findet Bentley einen andern Pompejaner, Namens Labienus, den uns eine ausführliche Stelle in Seneca's Einleitung zum 5ten Buche ſeiner Streitfragen als einen Mann von großer Beredſamkeit, aber auch von ſo ungezähmter Freyheit oder vielmehr Frechheit ſchildert,

dert, daß er, weil er wie ein wüthender Hund so wohl einzelne Personen als ganze Stände anfiel, den Uebernamen *Rabienus* bekam, und seine Feinde es endlich dahin brachten, daß alle seine Schriften öffentlich verbrannt wurden; welches, wie Seneca bemerkt, eine ganz neue und unerhörte Art von Strafe war. Dieser Labienus also war gerade der Mann, den Horaz, bey einer solchen Gelegenheit, als einen Unsinnigen citiren konnte; und dies um so mehr, da er eben so dürftig als verhaßt und verschreyt, und überdies ein vertrauter Freund von dem bissigen Cassius Severus war, der in der 6ten Epode unsers Dichters so scharf gegeißelt wird. Bentley glaubt also (wenn es erlaubt wäre eine andre Lesart vorzuschlagen) es würde immer unendlich wahrscheinlicher seyn, daß Horaz anstatt *Labeone* insanior, *Labieno* geschrieben habe; wollte man aber dies nicht (wie es dann, so passend auch die Verbesserung wäre, gegen die Autorität aller Handschriften und Scholiasten etwas sehr hartes scheint) so bleibe nichts anders übrig als anzunehmen, daß der Dichter einen andern Labeo, unter den Vielen dieses Namens die in den Alten Schriftstellern vorkommen, gemeynt habe. — Unter allen glücklichen Verbesserungen, welche Bentley in seinem Horaz gewagt hat, ist kaum eine, welcher man seinen Beyfall weniger versagen kann, als diese. Gleichwohl meynt J. M. Geßner, da die alten Scholiasten so geradezu behaupteten, daß Horaz hier

dem Antiſtius Labeo einen Stich habe geben wollen, von welchem ein ſo viel bedeutender Mann wie Ateius Capito mit dürren Worten ſage: agitabat hominem libertas quaedam nimia atque *vecors* (er ſey von einer übertriebenen und widerſinnigen Freyheits Liebe beſeſſen geweſen) ſo laſſe ſich noch ganz wohl begreiffen, wie ein Satyrendichter, bey einer Gelegenheit wo er kein Bedenken trägt den ganzen ehrwürdigen Orden der Stoa ein wenig lächerlich zu machen, einen Virum Praetorium dieſes Schlages, zumal einen der ſelbſt ein Stoiker war, der Unſinnigkeit habe beſchuldigen können. Man könnte noch hinzuſetzen: daß Labeo vielleicht gerade damals irgend ein Stückchen von einer mit dem Geiſte der Zeiten Auguſts gar zu ſtark abſtechenden Freyheitslaune habe ausgehen laſſen, woran ſich jedermann geärgert und worauf Horaz hier gezielt habe. Da aber dies nur ein vielleicht wäre, und die Stelle des Capito, auf welche ſich Geßner bezieht, aus zwey Urſachen ſehr wenig beweiſet; einmal, weil ſie von einem erklärten Gegner und Nebenbuhler des Labeo herkommt; und dann, weil das vom Capito angeführte Beyſpiel für nichts weniger als eine Probe der ihm ſchuldgegebenen widerſinnigen Freyheit gelten kann; und da überdies die Autorität des Phorphyrion und der andern Scholiaſten bey den Gelehrten ſchon lange aus guten Urſachen von ſehr kleinem Gewichte iſt: ſo ſcheint mir die Wage ſich noch immer ſtark auf Bentleys Seite zu neigen.

neigen. Es iſt wahr, wenn ich nicht ſo viele Gründe hätte von Horazens Charakter gut zu denken, ſo ſollte mich das nur wenig rühren was der Engliſche Kunſtrichter von Auguſts Geſinnungen für den rechtſchaffnen und freymüthigen Labeo ſagt. Man müßte dieſen eben ſo ſchlauen als furchtſamen Tyrannen gar nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß er einem Manne wie Labeo im Ernſte habe gut ſeyn können: wiewohl er, zumal ſeitdem ihm Mäcenas ſeinen fein ausgedachten Regierungsplan beyzubringen gewußt hatte, viel zu politiſch war, um einem Senator — der ſo viel beym Volke galt, und als die ſtärkſte Stütze der Republikaniſchen Freyheit, welche Auguſt den Römern zu laſſen das Anſehen haben wollte, betrachtet wurde — nicht alles zu überſehen was am Ende doch nur bloße unſchädliche Laune war. Im Gegentheil, es war dem Geiſte der Regierung Auguſts gemäß, gerade einem ſolchen Manne, bey jeder Gelegenheit wo ſein Intereſſe nichts dadurch verlohr, eine Achtung zu zeigen, die ihm von den Römern zum Verdienſte angerechnet wurde; aber dies hinderte nicht, daß er es nicht ganz gerne ſollte geſehen haben, wenn der republikaniſche Starrkopf bey Gelegenheit einen Schlag mit der Satyriſchen Peitſche bekam. Beyſpiele von dieſer Art kommen im Leben der Großen und an Höfen täglich vor, und können niemand der die Welt kennt befremden. Aber, wie geſagt, ich finde keine Urſache mit den alten Commentatoren

und dem übrigen gelehrten Troß, welchen auch noch kürzlich Fr. Riccier in seinem Bonnet de Nuit vermehrt hat, Chorus zu machen, von denen es immer einer dem andern auf das Wort eines albernen Schulmeisters nachhallt, daß Horaz ein Schmeichler und Hofschranze Augusts gewesen sey; und, in dieser Rücksicht scheinen mir die Gründe für die vorgeschlagene Bedeutliche Veränderung des Textes eine so überwiegende Last zu haben: daß ich kein Bedenken trage sie für die wahre Lesart zu halten, unbekümmert durch was für einen Zufall in den Handschriften, deren sich die Scholiasten lange nach Horazens Zeiten bedienten, und nach welchen vermuthlich alle noch übriggebliebenen copiert sind, daß bekanntere Labeone dem unbekanntern Labieno untergeschoben worden seyn mag.

(4) Octavius Ruso, ein berüchtigter Wechsler und Wucherer zu Horazens Zeiten, war zum Unglück seiner Schuldner auch noch Schriftsteller. Er schrieb Geschichten, die er, nach damaliger Mode, öffentlich vorlas, und zu deren Anhörung wenigstens seine Schuldleute sich einfinden mußten, wenn sie es nicht auf Executen ankommen lassen wollten. Wenn also der Zahltag kam, so war für die armen Leute kein andrer Weg, als entweder zu zahlen, oder — sich seine Geschichten verlesen zu lassen.

(5) Die Ausleger sind uneins, ob hier von dem alten Könige in Latium dieses Namens, den wir aus

Virs

Virgils Aeneis kennen, oder von Evander dem Künſtler die Rede ſey, der, nach dem Tode des Triumvirs M. Antonius, unter andern Gefangenen von Alexandria nach Rom gebracht wurde, und dieſe Hauptſtadt der Welt mit einer Menge treflicher Werke ſeines Meiſſels und Grabſtichels bereicherte. Ein alter Scholiaſt, Bentley und Winkelmann ſind der letztern Meynung. Wem die erſte beſſer anſteht (wie es denn damals an reichen Narren, die ſich für ſchwehres Geld dergleichen verdächtige Antiquitäten aufbinden ließen, nicht fehlte) der leſe in der Ueberſetzung:

ein Näpfchen, von Evanders Händen abgenutzt.

Es brauchte, um vor alten Zeiten dem Könige Evander gedient zu haben, weder aus einer koſtbaren Materie noch künſtlich gearbeitet zu ſeyn. Es konnte aus bloſſem harten Holze geſchnizt ſeyn, und da ließe ſich der Ausdruck Evandri manibus tritum ſehr wohl im gewöhnlichern Sinne des Wortes tritum erklären. Auch beſtund, in dieſem Falle, ſein Werth weder im Stoffe noch in der Form, ſondern blos im Alterthume; ſo daß Bentleys Einwendungen hier von keiner Erheblichkeit zu ſeyn ſcheinen.

(6) Horaz berührt hier eine ſpeculative Frage, die ſich freylich in einem Dutzend Verſen nicht ausmachen läßt; und Gründlichkeit iſt ohnehin das nicht was man von einem Dichter erwartet. Seine Abſicht iſt die ſubtilen Begriffe der Stoiker über die Gleichheit

Fizwater.

Wenn du es zufrieden biſt, daß ein andrer ſeinen Platz nehme, ſo iſt hier mein Pfand gegen das Deinige. Bey dieſer ſchönen Sonne, die mir zeigt, wo du ſtehſt, ich hörte dich ſagen, und ſprachſt es mit einem praleriſchen Ton, du ſeyeſt die Urſach von des edlen Gloſters Tod geweſen. Wenn du das läugneſt, ſo lügſt du eine zwanzigfache Lüge, und mit dieſem meinem Schwerdt will ich ſie in dein Herz zurük ſtoſſen, worinn ſie ausgebrütet wurde.

Aumerle.

Feige Memme, du haſt das Herz nicht, ſo lange zu leben, daß du dieſen Tag ſeheſt.

Fizwater.

Bey meiner Seele, ich wollt' es wäre in dieſer Stunde.

Aumerle.

Fizwater, diß verdammt dich zur Hölle.

Percy.

Aumerle, du lügſt; o ſeine Ehre iſt in dieſer Anklage ſo rein, als du ein Böſewicht biſt. Und daß du es biſt, das will ich, hier iſt mein Pfand dafür, bis zum lezten Lebens-Athem an dir beweiſen. Heb' es auf, wenn du Muth haſt.

Aumerle.

Und wenn ich es nicht thue, o dann verdorre meine

Hand,

der Sünden, auf die populärste und kürzeste Art als ungereimt darzustellen. Ob es ihm damit gelungen sey, wollen wir hier nicht untersuchen. Die Moral Epikurs ist freylich populärer als die Stoische: aber, ob auch richtiger, ist eine andre Frage. Cicero wenigstens war nicht der Meynung unsers Dichters. Ihm scheint das Stoische Paradoxon: Alle Handlungen in so ferne sie recht oder unrecht sind, sind gleich recht und gleich unrecht — [illegible] als die gemeine Meynung [illegible] menschlichen Gesellschaft [illegible] Menschen [illegible] des Lebens [illegible] Tugend [illegible] positive [illegible], und es bey [illegible] der Anwendung vom Tugend- oder Lasterhaften [illegible], noch auf eine Menge besonderer Umstände ankommt, welche die Schuld derer, der [illegible] hat, vergrößern oder vermindern, und die man ohne offenbare Verletzung der Humanität nicht übersehen kann: so gewinnt die Sache in der Anwendung auf das Menschliche Leben eine ganz andre Gestalt. — Doch hier ist es bloß um den etwas versteckten Zusammenhang der Begriffe unsers Dichters zu thun, welcher, däucht mich, folgender ist. Der allgemeine Menschensinn, (Sensus) das was bey allen Völkern Sitte ist (mores) und das allgemeine Interesse (utilitas) stehen dem Stoischen

Grund-

Grundſatze, der hier beſtritten wird, gleichſtark entgegen. Am Ende iſt es doch blos das was der ganzen Menſchlichen Gattung nützlich iſt, worauf es bey Entſcheidung deſſen was recht und billig iſt ankommt. Als die Menſchen noch in ihrer erſten natürlichen Rohheit in den Wäldern herumlieſen, hatten ſie noch keine Begriffe von Geſetzen und Pflichten. Sie ſuchten bloß ihre Naturtriebe zu befriedigen, und wenn Colliſionen entſtanden, entſchied die Stärke. Die natürlichſte Folge davon war ein allgemeiner Krieg, der ſich mit der Deſtruction der ganzen Gattung hätte enden müſſen, wenn nicht etwas in dem Menſchen wäre, deſſen Entwiklung ihm eben ſo natürlich iſt, als das Wachsthum ſeines Körpers und die Entwiklung ſeiner thieriſchen Kräfte. Dieſes Etwas entwickelt ſich in dem Menſchen, ſo wie ſie, durch einen ebenfalls natürlichen Trieb, eine Sprache erfunden haben, wodurch ſie ihre eigene Begriffe fixieren, ihre Gefühle zu Gedanken erheben, und ihre Gedanken einander mittheilen können. Von dieſem Augenblick an gewinnt das menſchliche Leben eine andre Geſtalt; die thieriſche Wildheit verſchwindet; das Gefühl des unendlichen Ungemachs das ſie in jenem Zuſtande erlitten, leitet ſie auf den Begriff einer geſellſchaftlichen Ordnung; ſie ſehen, daß ſie, um ihres eigenen Beſtens willen, ihren Trieben und Leidenſchaften Schranken ſetzen müſſen; und ſo wird die Furcht vor dem Unrecht, d. i. das Verlangen von den verderblichen

Folgen einer gesetzlosen Freyheit befreyt zu werden, die Mutter des Rechts, oder der ersten positiven Gesetze welche die Vernunft den Menschen giebt, und wodurch alle gewaltthätigen Handlungen, d. i. alle Handlungen, die mit der Ruhe und dem gemeinschaftlichen Wohlstande der Gesellschaft geradezu unverträglich sind, für unrecht oder für Beleidigungen erklärt, und der gemeinschaftlichen Rache unterworfen werden. Diese Rache welche die Gesellschaft an ihren Beleidigern nimmt, konnte, ohne in das alte Ungemach zu verfallen, nicht der Willkühr der einzelnen beleidigten Personen überlassen werden: denn die Natur allein lehrt den Menschen das was in jedem Falle Recht und Unrecht ist, nicht eben so sicher unterscheiden als sie jeden durch das bloße Gefühl lehrt was ein Uebel oder ein Gut für ihn ist; im Gegentheil der Zorn, der uns bey einer erlittenen Beleidigung erhizt, würde in der Rache immer die Gränzen der Billigkeit überspringen. Die Gesetze müssen es also seyn, die das Strafamt in der Gesellschaft verwalten; und, da es bey Bestimmung der Strafen hauptsächlich auf den Schaden, welcher der Gesellschaft durch eine gewisse Beleidigung zugefügt wird ankommt, und sich also mit Vernunft unmöglich behaupten läßt, daß es gleichviel sey, ob einer eine Rübe aus des andern Garten gezogen, oder ob er einen Tempel beraubt, ob er jemanden eine Beule in den Kopf geschlagen, oder ob er seinen eignen Vater erdrosselt

habe:

habe: so ist offenbar, daß Strafgesetze nöthig sind welchen die Billigkeit zur Grundlage dient, und vermöge welcher die Verbrechen nach dem Verhältnisse, wie sie der ganzen Gesellschaft mehr oder weniger Schaden thut, bestraft werden.

(7) Chrysippus, der unmittelbar nach dem Cleanthes den philosophischen Lehrstuhl des Zeno behauptete, heißt hier Vater Chrysippus, weil er bey den Stoikern in so hohem Ansehen stand, daß man von ihm zu sagen pflegte: ohne Chrysippus würde keine Stoa seyn. Er war im eigentlichsten Verstande ein Doctor subtilissimus, und einer der schärfsten Gegner der Epicurischen Secte; allein, mit allem Ruhm und Ansehen worin er bey der seinigen stand, ist doch von den 705 Tractaten, die er geschrieben haben soll, nicht einer bis auf uns gekommen; und es scheint nicht, daß die Welt viel dabey verlohren habe.

(8) Ob hier von dem Römischen Rechtsgelehrten Publ. Alfenus oder Alfinus Varus, aus Cremona, der in seiner Jugend den Barbier gemacht haben soll, in der Folge aber nach Rom gezogen, sich unter dem M. Sulpicius auf das Römische Recht gelegt und bis zum Consulat emporgestiegen — wie Torrentius und andere nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen; oder von einem andern uns unbekannten Alfenus die Rede sey, mag dahingestellt bleiben. Anstatt des gewöhn-

wöhnlichen Sutor erat, leſe ich mit Cruquius und Bentley, tonſor.

(9) Dieſer Criſpinus kommt unſerm Dichter in ſeinen Sermonen öfters in den Weg. Er war, ſo viel man abnehmen kann, ein armer Schuſter von einem Mittelding zwiſchen [illegible] einem der Natur [illegible] auf ſeine Geſchicklichkeit [illegible] that, und, wie ein [illegible] in Verſen über die [illegible] ſoll. Er machte [illegible] Stoiker, und [illegible] mer ſoviel von der Tu[illegible] weiſe der Uebername [illegible] fertiger Verſemann [illegible] in der vierten Satire [illegible]

V.

Meſmer und ſein Magnetismus.

Iſt je eine Zeit geweſen, wo ſich jene merkwürdige Wahrheit ſo auffallend beſtatigte, daß Aufklärung und Liebe zum Wunderbaren immer in gleichem Verhältnis zunehmen, ſo iſt es gewiß die unſrige. In eben dem Jahrzehend, wo Große und Kleine mit unglaublicher Kühnheit und Thätigkeit arbeiten, die Tempel

des

des Aberglaubens zu zerstören, und die menschliche Vernunft von allen drückenden Banden zu befreyen; ist man äußerst geneigt, an allem was das Gepräge des Wunderbaren trägt, Geschmack zu finden, und [illegible] eine Quelle von Irthümern zu nähren, die [illegible]äer ist als aller mönchische Unsinn. Die [illegible]drückte Alchemie hebt ihr Haupt wieder [illegible]penster, die seit Thomasius Zeiten immer [illegible]den, finden wieder ihre Seher; es treten [illegible]auf, und man glaubt ihren Weissagungen. [illegible]unten Namen, Schröpfer, Geßner, St. Ger[illegible] [illegible]agliostro, Price, welche alle eine Zeitlang mit [illegible] Beyfall agirten, sind hinlängliche Belege das[illegible] [illegible]Aber das glänzendste Meteor dieser Art ist ohne [illegible]der Magnetist Mesmer. Dieser Mann vereint [illegible]was der Menschheit am Herzen liegt, Weisheit, [illegible] und Gesundheit unter dem seltsamen Namen [illegible]thierischer Magnetismus, in seiner Person, hat die [illegible]Kräften der Natur erforscht, ihre Urkräfte entdeckt, und weis dieselben nach Gefallen zu gebrauchen. Er heilt alle Krankheiten durch ein Mittel, durch unsichtbare Einflüsse; denn sein Heilmittel ist die Lebenskraft selbst, und ein Blick von ihm, das Ausstrecken seines Fingers, ist schon im Stande dieselbe mitzutheilen; ja er versichert im ganzen Ernst, ihn habe die Vorsehung zu dem großen Erneuerungsgeschäft der so sichtlich hinwelkenden Menschheit erkoren. Man lese, was er durch einen seiner ersten Apostel den Menschen zurufen läßt: „Seher

„Sehet eine Entdeckung, die dem menſchlichen Ge„ſchlecht unſchätzbare Vortheile und ihrem Urheber „ewigen Ruhm bringt! Sehet eine allgemeine Re„volution! Andre Menſchen werden die Erde bewoh„nen und ſie durch ihre Tugend und Arbeit verſchö„nern; ſie werden durch keine Schwachheiten in ihrer „Laufbahn aufgehalten werden, und unſre Uebel nur „aus der Geſchichte kennen. Ihre verlängerten Ta„ge werden ihre Unternehmungen erweitern und vol„lenden. Sie werden die Süßigkeiten jenes Zeital„ters genießen, wo man ohne Mühe arbeitete, ohne „Kummer lebte, und ohne Schaudern ſtarb. — Die „Mütter werden weniger die Gefahren der Schwan„gerſchaft und die Schmerzen der Geburt zu fürch„ten haben, werden ſtärkere und muthigere Kinder „zur Welt bringen, ſie ohne Mühe erziehen, und „die Gebrechen verhüten, womit unſre Gewohnheiten „die Kindheit überhäuffen. Sie werden ihnen die „Thätigkeit, Energie und Anmuth der Urwelt geben. — „Die Väter, erfreuet durch ihre vierte und fünfte „Generation, werden nur am äuſerſten Ziel des Al„ters fallen. — Thiere und Pflanzen, gleich empfäng„lich für die magnetiſche Kraft, werden frey von „Krankheiten ſeyn; die Heerden werden ſich leichter „vermehren; die Gewächſe in unſern Gärten werden „mehr Kräfte haben, und die Bäume ſchönere Früchte „geben. Der menſchliche Geiſt, im Beſiz dieſes We„ſens, wird vielleicht der Natur noch wunderbarere

„Wir-

„Wirkungen gebieten; wer kann wissen, wie weit „sich sein Einfluß erstrecken wird? „ *)

Man kann sich nichts göttlicheres, nichts tröstlicheres denken als eine solche Aussicht. Der Traum, der uns schon so lange unter dem Nahmen des tausendjährigen Reichs erquickte, wird hier realisirt, das Menschengeschlecht um Jahrtausende verjüngt, und dies gerade zu einer Zeit, wo das Bedürfniß einer solchen Auffrischung sehr dringend ist; wo wir nur gar zu sehr fühlen, daß mit zunehmender Feinheit unsrer Organe Kraft und Dauer derselben abgenommen, und aus dem kräftigen Urmenschen ein geistiges Nervengewebe geworden ist. Kein Wunder also, daß Alt und Jung hinzulief, und den Magnetismus, diesen neuen Baum des Lebens, anbetete; daß nicht nur Paris seine Luftballons darüber vergaß, sondern auch schon entfernte Länder aufmerksam wurden, und mit Wohlgefallen diese Neuigkeiten aus den Händen der Franzosen annehmen; oft ohne zu wissen, was Mesmer und Magnetismus sey. Zwar fehlte es auch nicht an Leuten, die in den Mesmerschen Behauptungen so viel ungegründetes und in dem ganzen Zuschnitt der Sache so viel verdächtiges fanden, daß sie sie schon längst mit Unwillen als eine neue Verführung

des

(*) S. *Hervier* Lettre sur la decouverte du Magnetisme animal. Jekin. 1784. p. 6.

des Volkes anfahen. Aber was konnten Vernunftgründe gegen ein allgemeines Volksgeschrey ausrichten? Was wollte man den sprechenden Beweisen so vieler Tausende entgegen setzen, die ihr Leben und Gesundheit dem Magnetismus verdankten? was den Zauberstücken, die Mesmer vor den Augen von ganz Paris gewirkt hatte? Der Weise also schwieg, und erwartete still den Tag, wo die Wahrheit öffentlich den Nebel zerstreuen wird. Und dieser Tag ist gekommen. Wir wissen nun, Dank sey es der aufgeklärten Regierung die die Sache einer gerichtlichen Untersuchung werth fand, daß Mesmer höchstwahrscheinlich ein sich selbst betrügender Schwärmer, sein Magnetismus ein Hirngespinst, und seine Wunder Wirkungen kranker Einbildungskraft sind. Das wissen wir nun, und beklagen das Loos der Menschheit, die im Jahrhundert des Lichts, im Schoos einer aufgeklärten Nation, eine Mesmeriade erleben konnte. Ewig wird sie ein wichtiger Beytrag zur Geschichte des Menschenverstandes im achtzehenden Jahrhundert bleiben, und uns kann sie ein warnendes Beyspiel für die Zukunft seyn, wo uns noch mehr dergleichen Auftritte erwarten. In der Hofnung also, etwas nützliches und unterhaltendes zu liefern, werde ich hier die Geschichte des Mannes und seiner Gaukeleyen, die man bisher nur aus Bruchstücken kannte, im Zusammenhange darstellen, so wie ich sie aus öffentlichen und sichern Privat-Nachrichten weiß.

Mesmer, von Geburt ein Schwabe, und von niedriger Herkunft, kam in sehr dürftigen Umständen nach Wien, um Medicin zu studieren. Er hörte einige Jahre Swietens und Haens Vorlesungen, und hatte am Ende das Glück, der Wittwe des kaiserlichen Raths von Bosch, einer Frau von 30,000 Fl., bekannt zu werden, und ihr so zu gefallen, daß sie ihn, nachdem er auf ihre Kosten Doctor geworden war, heyrathete. Nun fieng sich eine neue glänzende Epoque seines Lebens an, in der er gar bald zeigte, daß seine Hauptleidenschaft war, Aufsehen zu erregen. Er bewohnte ein Haus, das aufs geschmackvollste und prächtigste eingerichtet war, gab Assembleen, Conzerte, Illuminationen, legte schon Cabinete zur Physik und Naturgeschichte an, ließ mit vielen Kosten die erste Harmonica aus England kommen, und hatte dabey beständig geheime Geschäfte in seinem chemischen Laboratorium, so daß ihm jedermann schuld gab, er suche den Stein der Weisen. Durch das alles erreichte er seine Absicht vollkommen; er machte großen Eindruck, und bereitete die Gemüther unvermerkt auf die Comödie vor, die nun bald ihren Anfang nehmen sollte. Im Jahr 1776. erklärte er öffentlich, daß er im Magnet das größte Heilmittel gegen eine Menge Krankheiten gefunden zu haben glaube, und daß er damit beschäftigt sey, dieses durch weitere Versuche zu bestätigen. Er legte daher in seinem Hause ein Hospital an, wo er eine Menge Kranken aufnahm.

Hand, und ſchwinge niemals wieder den rächenden Stahl über den Helm meiner Feinde! Wer beſchuldigt mich noch mehr? Beym Himmel, ich nehm' es mit allen auf. Ich habe tauſend Geiſter in meiner Bruſt, um zwanzigtauſend ſolchen wie ihr ſeyd, zu antworten.

Surrey.

Milord Fizwater, ich erinnre mich der Zeit ſehr wol, da Aumerle und ihr euch mit einander ſprachet.

Fizwater.

Milord, es iſt wahr; ihr waret dabey, und ihr könnt mir Zeugniß geben, daß es wahr iſt.

Surrey.

So falſch, beym Himmel, als der Himmel ſelbſt wahrhaft iſt.

Fizwater.

Surry, du lügſt.

Surrey.

Ehrloſer Bube, dieſe Lüge ſoll ſo ſchwer auf meinem Schwerdte ligen, daß es Rache über Rache nehmen ſoll, bis du, der mich lügen hieß, und deine Lüge, ſo ruhig in der Erde ligen als deines Vaters Schädel. Zu deſſen Beweiß, iſt hier das Pfand meiner Ehre; verbinde dich zum Kampf, wenn du das Herz haſt.

Fizwater.

sie ohne Entgeld verpflegte und fleissig magnetisirte. Die Theorie bestätigte sich in der Ausübung, und man bekam nun von Zeit zu Zeit die glücklichsten Kuren und die ausserordentlichsten Wirkungen des Magnets zu hören. Der erste und eifrigste Beförderer der Mesmerschen Kuren war P. Hell, und zwar war er nicht blos Nachbeter, sondern behauptete, zu gleicher Zeit und vielleicht noch eher auf die Erfindung gekommen zu seyn als Mesmer. Sehr merkwürdig war es daher, daß dieser so ganz von der Wahrheit des Magnetismus überzeugte Mann und Freund des Hrn. Mesmer sich blos dadurch, daß ihn dieser als Augenzeugen bey einer Kur anführte, die er nicht gesehen hatte, verleiten ließ mit ihm zu zerfallen, und die wichtigsten Wirkungen des Magnetismus für Einbildungen nervenkranker Personen zu erklären. Doch ward die Fehde, nach einigen darüber gewechselten Schriften, wieder beygelegt, und P. Hell fuhr fort die neue Lehre aufs lebhafteste zu unterstützen, ohne sich jedoch selbst mit dem Practischen abzugeben. Der Ruf von der Mesmerschen Kurart drang nun immer weiter; man machte seine Versuche in Ober- und Niederteutschland mit sehr verschiedenem Erfolge nach, und ließ sich dazu immer ganze Sortiments Magneten von ihm schicken. Man schrieb dafür und dawider, und es erschienen wirklich Heilungsgeschichten, die dem Magnet nun auf eine auffallende Art das Wort redeten. Professor Bauer in Wien machte bekannt,

er

er ſey von einer alten und ſehr heftigen Nervenkrankheit binnen ſechs Wochen völlig dadurch hergeſtellt worden. Der Bayeriſche Geheimerath von Oſterwald verdankte ſeine Geneſung von einer anfangenden Blindheit, Hypochondrie und Schwäche der Füße öffentlich der Mesmerſchen Kur; D. Zeinſius in Sorau und D. Weber in Walsroda verſicherten von Anlegung der Magneten wichtige Wirkungen in Lähmungen, Krämpfen und Augenfehlern geſehen zu haben. Auch heilete der jüngere D. Unzer eine Perſon, die in dem elendeſten Zuſtand von Lähmung, Nervenzufällen und Schmerzen lag, in vier Wochen völlig, blos durch das Aufbinden künſtlicher Magneten auf die am mehreſten leidenden Theile. Solche Beweiſe muſten nothwendig die gröſte Aufmerkſamkeit und Zutrauen zu der neuen Heilart erregen, und das verdiente ſie auch in ihrer damaligen Geſtalt vollkommen. Es war die Heilkraft des Magneten, die ſie anzuwenden und zu beſtimmen ſuchte, und dieſe iſt und bleibt ein würdiger Gegenſtand der Unterſuchung. Aber nun glaubte Mesmer ſein Anſehen hinlänglich befeſtiget zu haben, um der Sache eine andre ihm vortheilhaftere Geſtalt zu geben; nun fieng er an täglich geheimnißvoller zu werden, ſeine Behauptungen und Wirkungen in heiliges Dunkel einzuhüllen, und ſich das Zauberkleid zuzubereiten, in dem es ihm nachher ſo gut glückte. Statt daß er bisher blos durch Anlegung der künſtlichen Magnete, magnetiſche Bäder und an-

dre magnetiſirte Subſtanzen gewirkt, auch zugegeben hatte, daß andre Aerzte auf eben die Weiſe Magnetkuren machen könnten; fieng er nun an immer mehr vom thieriſchen Magnetismus zu reden, dieſen an die Stelle des mineraliſchen zu ſetzen, und ſeine Perſon zum Eigenthümer jener unbegreiflichen Kraft zu machen; er gab ſchon durch zwey verſchloßne Thüren, durch Mauern hindurch, mittelſt Ausſtreckung des Fingers ſeinen Kranken die heftigſten Erſchütterungen und Schläge, die einem Hiebe mit einem ſtumpfen Eiſen glichen; er erregte durch bloßes Anſchauen Krämpfe und Schmerzen, theilte dieſe magnetiſche Kraft faſt allen Subſtanzen, Papier, Wolle, Seide, Brod, Leder, Steinen, Glas, Waſſer, Holz, Menſchen und Thieren mit, doch mit der Reſervation, daß ein Menſch derſelben mehr oder weniger, und mancher nicht empfänglich ſey; er ladete Flaſchen mit' Magnetismus wie mit Elektricität, ohne die Art und Weiſe, wie er es mache, anzugeben; und eine Menge andrer Dinge mehr, die er auf Ehre verſicherte, aber nie erwies. Dies war hinlänglich um alle wahrheitliebende Naturforſcher gegen ihn zu empören. Profeſſor Klinkoſch in Prag, einer der größten Phyſiologen, ließ ein Experiment drucken, das mit Mesmern ſelbſt angeſtellt worden, und für dieſen ſehr unglücklich ausgefallen war. Es war folgendes: Mesmer hatte einen der Ungläubigen, in der Abſicht ihn zu überzeugen, zu einer an Nervenkrämpfen viel leidenden Perſon geführt;

geführt; daselbst durch einen in die Tasche gesteckten Magnet seinen thierischen Magnetismus rege gemacht, und nun brauchte er nur acht bis zehn Schritt weit auf die Kranke mit dem Finger zu zeigen, so verfiel sie in allerley Gattungen von Zuckungen und Schmerzen. Nun mußte der Fremde, der heimlich einen starken Magnet in der Tasche mitgebracht hatte, die nämlichen Manöuvres machen; er war aber als unmagnetisirt ausgerufen, und die Kranke fühlte nichts. Kaum stekte er aber Mesmers viel schwächern Magneten ein, so erfolgten gleich die vorigen Krämpfe. *) — Ingenhouß erklärte seinen Unglauben ganz laut. „Ich weis keine sichere Thatsache, sagt dieser große „Mann, die bewiese, daß die magnetische Kraft auf „die thierische Oeconomie einigen Einfluß habe. Das, „was ich selbst zu sehen Gelegenheit hatte und das „meiste Geschrey machte, ja gewissen übrigens einsichtsvollen Personen das größte Vertrauen einflößete, hat „mich dergestalt entfernt je den mindesten Glauben „beyzumessen, daß es sogar die Möglichkeit in Zukunft „ähnliche Fälle, von welchem Ansehen sie auch unterstützt werden möchten, zu glauben in mir vertilgt „hat. „ **) Auch die Berliner Akademie der Wissenschaften entdeckte öffentlich ihre Zweifel, und legte

*) S. Klinkosch Schreiben den thierischen Magnetismus betreffend. Prag, 1776.

**) S. Ingenhouß vermischte Schriften. S. 271.

Mesmern einige wichtige Fragen vor, die er aber nicht beantwortet hat.

Ungeachtet aller dieser Gegner bekam doch Mesmer immer mehr Anhänger, die sich über die neuentdeckte Kraft des menschlichen Körpers innigst freueten. Doch ist mir keiner bekannt der sich derselben öffentlich rühmte, als ein sonst sehr verdienter Mann, Hr. Superint. Schäffer in Regensburg, welcher dadurch, daß eine an seidnen Faden aufgehängte Glocke, wenn er die Hand auf ihr Gestell legte, sich nach einem Elektrophor zu bewegte, und dadurch, daß er durch das Anfassen in hysterischen Personen Schmerzen und Krämpfe hervorbrachte, sich und dem Publikum seinen angebohrnen Magnetismus hinlänglich bewiesen zu haben glaubte, und öffentlich Complimente darüber annahm. *) Mehr konnte doch wohl Mesmer nicht verlangen, als daß man nicht nur seine Wunder glaubte, sondern schon die Gegenwart der Wunderkraft, die nie existirt hat, in sich fühlete. Wir standen wirklich im Begriffe die nämlichen Auftritte zu erleben, die nachher den Franzosen die Köpfe verrückten, wenn nicht einige zusammentreffende Fatalitäten dem Unwesen auf einmal ein Ende gemacht hätten. Mesmer hatte seine Ehre verpfändet, der im

zweyten

*) Wer das neueste von diesen Schäfferschen Experimenten wissen will, der lese Nicolais Reise 2. B. 393. wo die Unzuverlässigkeit derselben sehr deutlich dargethan wird.

zweyten Jahre ihres Lebens blind gewordenen Tochter *) des geheimen Regierungssekretär Pgradis wieder zum Gesichte zu verhelfen. Sie ward lange in seinem Hause mit dem stärksten Magnetismus gequält, und der besorgte Vater indeß mit allerley Vorspiegelungen hingehalten. Am Ende kam sie nach Hauß, blind wie vorher und noch überdies elend und abgezehrt. Der Vater foderte Genugthuung, und Mesmers Ehre und das Vertrauen des Publikums gieng durch diese Geschichte größtentheils verloren. Zu eben der Zeit sagte man in Wien für ganz gewiß, seine ökonomischen Umstände wären nicht die besten, und das Vermögen seiner Frau sey meist verthan. Dem sey nun wie ihm wolle, genug Mesmer fand für rathsam vom Schauplatz abzutreten, und verschwand von Wien im Jahr 1776.

Nachdem man einige Zeit nichts gewisses von ihm gehört hatte, trat er im Jahr 1777. in Paris auf, und er hatte nicht Ursach diesen Schritt zu bereuen. Das Volk, das jetzt noch eben so gut wie zu Cäsars Zeiten, alles Neue auffaßt und werth hält, das nach nichts so ämsig strebt als immer interessante Materien zum Gespräch und zum Spiel seiner Einbildungskraft zu haben, und das jetzt vorzüglich an der

*) Es ist dieselbe, die ungeachtet ihrer noch dauernden Blindheit jetzt ganz Paris durch ihre musikalischen Talente in Erstaunen setzt.

der leidigen Mysteriomanie krank liegt; fand die Wismerschen Ideen äusserst unterhaltend und seinem Geschmak angemessen. Der lauteste Theil der Nation die viel schwazenden und wenig wissenden Köpfe, fand sie höchst wahrscheinlich, und das ganze Heer der entnervten Weichlinge höchsterwünscht. Es eilete also alles, was Neugierde, Modesucht oder Bedürfnis hatte, den Wundermann kennen zu lernen, und seine Thaten zu sehen und zu versuchen. Und nun hatte er gewonnen. Denn war der moralische Zustand der Nation für die Lehre des thierischen Magnetismus empfänglich, so war es der physikalische noch weit mehr für seine Würkungen. Ihre Nerven, voll kränklicher Reizbarkeit, gewohnt jedem sinnlichen Eindrucke den höchsten Grad von Lebhaftigkeit und Würksamkeit zu geben, und bey der unbedeutendsten Veranlassung in gewaltsame Erschütterungen zu gerathen, gehorchten den Befehlen des Magnetismus aufs pünktlichste, und brachten die auffallendsten Erscheinungen an den Tag. Man sah, staunete, schrie Wunder, man fand in Mesmer den gröſten Philosophen, einen Freund der Menschheit, einen Heiland, man warf sich in seine Arme um Hilfe und Trost zu erhalten, und drängte sich zu ihm um höhere Weisheit zu schöpfen; die angesehensten Personen interessirten sich für ihn, und seine Richter waren, wie sich einer von den eifrigsten Mesmerianern ausdrückt: des Chevaliers de Saint Louis, des Commandeurs de Malthe, des Colonels

de

Le maisons diſtinguées, perſonnes qui ne ſont faites ni pour ſe laiſſer ſeduire par un fol enthouſiasme, ni pour tromper.

Doch ehe ich weiter gehe, iſt es nöthig den Leſern einen vollſtändigen Begriff von der nunmehrigen Geſtalt des Mesmerſchen Syſtems zu geben. Folgendes ſind die Hauptgrundſätze deſſelben mit Mesmers eigenen Worten.

1) „Es exiſtirt ein gegenſeitiger Einfluß zwiſchen den Himmelskörpern, der Erde und den belebten Weſen.

2) Eine Flüßigkeit, welche allenthalben und verbreitet und ſo ausgedehnt iſt, daß ſie nirgends eine Leere läſt, deren Feinheit ſich mit nichts vergleichen läſt, und die ihrer Natur nach fähig iſt, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen, iſt das Mittel dieſes Einfluſſes.

3) Dieſe gegenſeitige Würkung iſt mechaniſchen, bis jetzt unbekannten Geſetzen unterworfen.

4) Es entſpringen aus dieſer Würkung abwechſelnde Folgen, die wie Ebbe und Fluth betrachtet werden können.

5) Dieſe Ebbe und Fluth iſt mehr oder weniger allgemein, mehr oder weniger beſonders, nach Beſchaffenheit der Urſachen, welche ſie beſtimmen.

6) Durch dieſe Operation (die allgemeinſte in der ganzen Natur) werden die Verhältniße der Würkſamkeit unter den Himmelskörpern, der Erde, und ihr Beſtandtheilen beſtimmt.

7) Von ihr hängen die Eigenſchaften der Materie und der organiſirten Körper ab.

8) Der thieriſche Körper erfährt die wechſelsweiſen Würkungen dieſes würkenden Weſens, und, indem es ſich der Subſtanz der Nerven einverleibt, wird er davon unmittelbar afficirt.

9) Es offenbaren ſich vorzüglich in dem menſchlichen Körper Eigenſchaften, die denen des Magnets gleichen; man unterſcheidet da ebenfalls verſchiedene und entgegen geſetzte Pole, welche mitgetheilt, verändert, vernichtet und verſtärkt werden können. Selbſt das Phänomen der Inclination ereignet ſich.

10) Die Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, welche ihn des Einfluſſes der Himmelskörper und derer, die ihn umgeben, empfänglich macht, und die ſich durch ſeine Analogie mit dem Magnet offenbaret, hat mich bewogen, ſie: Thieriſcher Magnetismus, zu nennen.

11) Die Würkung und Kraft des thieriſchen Magnetismus unter dieſer Beſtimmung, kann andern belebten und unbelebten Körper mitgetheilt werden. Doch ſind beyde derſelben mehr oder weniger empfänglich.

12)

12) Diese Wirkung und Kraft kann durch eben die Körper verstärkt und fortgepflanzt werden.

13) Man bemerkt in der Erfahrung den Ausfluß einer Materie, deren Feinheit alle Körper durchdringt, ohne merklich an ihrer Wirksamkeit zu verlieren.

14) Ihre Wirkung äussert sich auf eine weite Entfernung, ohne Beyhülfe eines Zwischenkörpers.

15) Sie wird von den Spiegeln vermehrt und zurückgeworfen, wie das Licht.

16) Sie wird durch den Schall mitgetheilt, fortgepflanzt, und vermehrt.

17) Diese magnetische Kraft kann angehäuft, concentrirt und fortgetragen werden.

18) Ich habe gesagt, daß die belebten Körper nicht gleiche Empfänglichkeit für sie hätten; ja es sind sogar welche, wiewohl sehr selten, die eine so entgegengesetzte Eigenschaft haben, daß ihre bloße Gegenwart alle Wirkungen des Magnetismus in andern Körpern aufhebt.

19) Diese entgegengesetzte Kraft durchdringt auch alle Körper: sie kann ebenfalls mitgetheilt, fortgepflanzt, angehäuft, concentrirt, fortgetragen, durch die Spiegel reflectirt und durch den Schall fortgepflanzt werden; und sie besteht nicht allein in einer Beraubung, sondern in einer positiven entgegengesetzten Kraft.

Fizwater.

Wie unnöthig ſpornſt du ein feuriges Roß! Wenn ich das Herz habe zu eſſen, zu trinken, Athem zu holen, ſo hab' ich auch das Herz, Surrey in einer Wildniß aufzuſuchen, und ihn anzuſpeyen, indem ich ihm ſage, daß er lügt, und lügt, und lügt: Hier iſt mein Pfand, daß ich dich zur Straffe ziehen will. So wahr ich in dieſer neuen Welt zu gedeyhen wünſche, Aumerle iſt meiner wahrhaften Anklage ſchuldig. Ueberdem hörte ich den verbannten Norfolk ſagen, du Aumerle, habeſt zween von deinen Leuten abgeſchikt, den Herzog zu Calais zu ermorden.

Aumerle.

Iſt kein ehrlicher Chriſt hier, der mir einen Handſchuh leiht, damit ich ſagen kan, daß Norfolk lügt; hier zieh ich dieſen ab, daß ich es auf ihn beweiſen will, wenn er zurükberuffen werden mag.

Votingbroke.

Alle dieſe Händel ſollen zur Entſcheidung ausgeſezt bleiben, bis Norfolk zurükberuffen iſt; und das ſoll er werden, und, ob er gleich mein Feind iſt, in alle ſeine Herrſchaften wieder eingeſezt; wenn er wieder da iſt, ſoll er gegen Aumerle ſeinen Beweis machen.

Carlile.

Dieſer ehrenvolle Tag wird nie geſehen werden. Eine lange Zeit hat der verwieſne Norfolk für Jeſum Chriſtum, in glorreichen blutigen Kämpfen für die Ehre des heiligen

Creuzes,

20) Der Magnet, sowohl der natürliche als künstliche, ist so wie andre Körper, des thierischen Magnetismus und selbst der entgegengesetzten Kraft fähig, ohne daß in keinem von beyden Fällen seine Wirkung auf das Eisen oder die Nadel die mindeste Veränderung leidet; welches beweiset, daß das Principium des thierischen Magnetismus wesentlich von dem des mineralischen verschieden ist.

21) Dieses System wird neue Aufschlüsse über die Natur des Feuers und Lichts, so wie über die Theorie der Attraction, der Ebbe und Fluth, des Magneten, und der Elektricität geben.

22) Es wird zu erkennen geben, daß der Magnet und die künstliche Elektricität, in Rücksicht auf Krankheiten nur Eigenschaften besitze, welche vielen andern Naturkräften gemein sind, und daß, wenn durch Anwendung derselben einiger Nutzen bewürkt worden, dieser lediglich dem thierischen Magnetismus zuzuschreiben sey.

23) Man wird sich durch Thatsachen überzeugen, nach den praktischen Regeln, die ich festsetzen werde, daß dieses Principium die Krankheiten der Nerven unmittelbar, und mittelbar die andern heilen kann.

24) Daß durch seinen Beystand der Arzt über den Gebrauch der Arzneymittel aufgeklärt wird, daß er ihre Wirkungen vervollkommet, und die heilsamen Krisen dadurch hervorbringt und leitet, ja sie beherrscht.

25)

25) In der Mittheilung meiner Methode werde ich durch eine neue Theorie der Krankheiten den allgemeinen Nutzen des Principium beweisen, das ich ihnen entgegen stelle.

26) Mit dieser Kenntniß wird der Arzt mit Gewißheit den Ursprung, die Natur und den Fortgang aller, auch der verwickeltesten Krankheiten beurtheilen; ihre Zunahme verhindern, und ihre Heilung bewürken, ohne je den Kranken gefährlichen Würkungen oder traurigen Folgen auszusetzen, ohne Rüksicht auf das Alter, Temperament und Geschlecht; Die Weiber sogar in der Schwangerschaft und im Wochenbett werden gleiche Vortheile geniessen.

27) Diese Lehre wird endlich den Arzt in Stand setzen, den Grad der Gesundheit jedes Individuums richtig zu beurtheilen, und die Krankheiten zu verhüten, denen es ausgesetzt seyn könnte. Die Heilkunde wird also zu ihrer äussersten Vollkommenheit gelangen. „

Noch nie hat wohl ein Mensch ein solches abentheuerliches Gewebe von leeren Worten, Träumereyen und Widersprüchen in formam artis gebracht, und unter dem Nahmen eines Systems publicirt. Dem ungeachtet ward es mit großen Beyfall aufgenommen, und selbst aufgeklärte Leute überredeten sich, darin neue wichtige Wahrheiten, und den Schlüssel zu den erhabensten Kenntnissen zu finden, und in

dieſer Ueberzeugung nahmen ſie alles unverſtändliche und ungereimte deſſelben für das Siegel einer höhern nicht jedem Auge erreichbaren Weisheit. Aber man braucht nur unbefangen und mit dem Tone der Wahrheit einigermaſſen bekannt zu ſeyn, und man wird gewiß in dieſem Lehrgebäude alles vermiſſen, was uns von dem Daſeyn des thieriſchen Magnetiſmus überzeugen und von ſeinem Weſen deutliche Begriffe geben könnte; man wird bewogen werden, die ganze Sache für eine Chimäre zu halten, der ihr Urheber für gut fand in dieſen Sätzen alle Qualitäten zu geben, mit denen ſie wichtig und ſcheinbar, ſeinen Abſichten entſprechend, und für allen Einwürfen der Widerſacher gedeckt, erſcheinen konnte. Man beherzige nur einige Punkte. Die erſten Säze ſind offenbar von Newton entlehnt, und Mesmers thieriſcher Magnetismus iſt mit wenigen Abänderungen Newtons Attraktionskraft. Nun dieſe Kraft, die allen Körpern ihre Bindung Geſtalt und Eigenſchaften giebt, die nach Mesmers Zuſaz zugleich die Lebenskraft iſt, ſollen manche Subjecte in ſehr geringen Grade, einige gar nicht beſizen; dieſe unglüklichen müſten folglich in unſichtbaren Monaden zerſtieben! Ja noch mehr, es exiſtiret eine poſitive entgegengeſezte Kraft, die alles zerſtört, was jene bewürkt, die eben ſo gut alles durchdringt und alſo jener völlig gewachſen iſt, und nun denke man ſich den ewigen Kampf, der unter zwey ſolchen Kräften

ſeyn

seyn müste, und wie wir uns wohl dabey befinden möchten. Man kann sich keinen andern Grund denken, der Mesmern auf die seltsame Behauptung dieser entgegengesetzten Kraft bringen konnte, als den, die Unwürksamkeit seines Magnetismus auf manche Ungläubige zu entschuldigen. Ferner ein alles durchdringendes und erfüllendes Wesen kann angehäuft, concentrirt, vernichtet werden; welche Widersprüche! Es wird von den Spiegeln zurükgeworfen, und diese also kann es nicht durchdringen; es wird durch den Schall fortgepflanzt, also physikalisch zu reden, durch eine zitternde Luft. Wie viel stärker müste dieß nicht der Wind thun? Man sieht, wie viel ihm daran gelegen war, die Zauberkraft der Musik und den Glanz der Spiegel in seine Methode miteinzuflechten. Es wird ferner der schon längst als absurd verworfene Satz, daß eine Würkung auf eine weite Entfernung ohne Hülfe eines Zwischenkörpers möglich sey, behauptet, und nun zweifle man länger an Zauberey, Sympathie und dergleichen. Es wird von Würkungen des thierischen Magnetismus auf leblose Körper gesprochen, aber noch nie hat Mesmer einen Beweis davon geben können. Es ist endlich nur eine Gesundheit, nur eine Krankheit und auch nur ein Mittel, nehmlich der thierische Magnetismus, und wenn ja die Arzneykunst, wie leider nicht zu läugnen ist, manchen hergestellt, so geschieht es blos dadurch, daß die Aerzte glüklicherweise auf Mittel gefallen sind,

die

die viel thierischen Magnetismus enthalten; also stärkende und schwächende, stopfende und ausführende Mittel würken alle durch eine Kraft, und es wäre unnüze Weitläuftigkeit, das durch Arzneyen würken zu wollen, was man auf einem viel kürzern Wege durch die reine concentrirte Kraft derselben unmittelbar erhalten kann; und doch giebt Mesmer seinen Patienten starke Gaben Cremor Tartari, Oxymel und andere Apothekermittel.

Doch genug von der Theorie. Die Hauptsache wäre nun zu zeigen, wie Mesmer diese große geheime Kraft beherrschte, wie er sie concentrirte, leitete, mittheilte, mit einem Wort die magnetische Methode. Aber hier ist leider Finsterniß und Dunkel. Nie hat er für gut gefunden, sich darüber ausführlich zu erklären, sondern er begnügt sich damit, uns das Allgemeine der Theorie mitzutheilen, und dann sogleich das ganze Heer Blinde, Taube und Stumme zu präsentiren, die durch seine Hülfe sehen, hören und reden, und uns nun *selbst urtheilen zu lassen*, daß er die Anwendung jener Kraft vollkommen inne haben muß. Dies ist eigentlich sein großes Geheimniß, zu dem für jezt noch kein Schlüssel existirt als das Geld. Das einzige, was ich thun kann, um den Lesern alles, was ungeweihete Augen von der Methode sehen und fassen können, auf einen Blick zu zeigen, ist, daß ich sie in den öffentlichen Kurort führe, wo der ganze magnetische Apparat

mit

mit vereinten Kraft würkte. Hier ſaßen Menſchen beyderley Geſchlechts, von allen Ständen und Krankheiten, um einen großen hölzernen Kaſten herum, der der Behälter der magnetiſchen Kraft war, und den Nahmen Bacquet hatte. Sein Obertheil war mit einer Menge Löcher durchboret, aus welchen eiſerne Stangen ausgingen, die die geheime Kraft auf die Kranken leiteten. Jeder hielt eine ſolche Stange, die mit Hülfe eines Gelenkes gerade auf den leidenden Theil gerichtet werden konnte; und ein um den Leib geſchlungnes Seil verband ſie alle mit einander, um die magnetiſche Kraft durch die Vereinigung zu verſtärken. In eben dieſer Abſicht machten ſie von Zeit zu Zeit die magnetiſche Kette mit den Händen, indem ein jeder ſeinen Daumen zwiſchen den Daumen und Zeigefinger ſeines Nachbars legte, und den Daumen den er ſo hielt, drückte. Um ſie herum giengen die Prieſter des Magnetismus, mit eiſernen Stäben in der Hand, und magnetiſirten ſie durch folgende Manöuvres. Bald richteten ſie den Finger oder den eiſernen Stab auf das Geſicht, über oder hinter dem Kopf und auf die kranken Theile; bald ſahen ſie die Kranken mit ſtarren Blicken an; bald berührten ſie die magnetiſchen Pole des menſchlichen Körpers, das heißt, ſie kützelten die empfindlichſten Stellen des Leibes, die Herzgrube, die Gegend der kurzen Rippen und den Unterleib, und dieſes Manoeuvre war das gewöhnlichſte, und wurde oft ganze Stunden fortge-

ſetzt. Eine Menge Spiegel ſchmückten den Saal und vervielfältigten die Scenen. Ein ausgeſuchtes Orcheſter führte während der Behandlung die ſchönſten Symphonien auf, begleitet von dem himmliſchen Tone der Harmonica, welche Mesmer ſelbſt meiſterhaft ſpielete. Auſſer dieſer Methode gab es noch eine andre, die Mesmer in der Folge noch vorzuziehen ſchien, wo die Kranken durch Hülfe eines Baumes magnetiſirt wurden. Sie war von jener in nichts verſchieden, als daß die Scene unter freyem Himmel in einer ſchönen Gegend war, und daß die Stelle des Baquets ein alter ehrwürdiger Baum vertrat, den ein Geweyheter mit dem Magnetismus begabt hatte, und von dem, auf oben beſchriebene Weiſe, magnetiſche Ausflüſſe auf die um ihn herum ſitzenden Kranken geleitet wurden.

Man kann ſich keinen Begriff von den wunderbaren Erſcheinungen machen, die dies Verfahren hervorbrachte. Eine begeiſterte Quaker-Innung iſt nichts dagegen, und kaum kann man Gaßners Beſeſſene den magnetiſirten Franzoſen an die Seite ſtellen. Einige empfanden Schmerzen und Erhitzung; andre fielen in die auſſerordentlichſten und heftigſten Convulſionen die oft drey Stunden anhielten; andere geriethen in einen Zuſtand von Betäubung und Ohnmacht; nur wenige blieben unbewegt. Man ſah die gewaltſamſten unwillkührlichen Verdrehungen der Glieder, hal-

be Erſtickungen, Auftreibung des Leibes, verwirrte Blicke; hier ſtößt einer das durchdringendſte Geſchrey aus; dort will einer für Lachen berſten; da zerfließt ein andrer in Thränen. Unter manchen entſtehen geheime Sympathien; ſie ſuchen ſich auf, werfen ſich einander in die Arme, bezeugen ſich die lebhafteſte Zuneigung, und ſuchen ſich gegenſeitig ihren Zuſtand zu verſüßen. Das geringſte Geräuſch verurſacht neue Erſchütterungen, und jede Veränderung des Tones oder Tactes der Muſik zeigt die ſichtbarſten Einflüſſe auf die Modification oder Verſtärkung der Zufälle. Nichts kann dieſe Bezauberung aufheben als der Befehl des Magnetiſten: und die Kranken mögen ſich nun in der heftigſten Raſerey oder in der tiefſten Betäubung befinden, ſo iſt ein Wort, ein Blick, ein Wink des Meiſters hinreichend ſie zu ſich zu bringen. Dieſer gewaltſame Zuſtand hieß in der Kunſtſprache Criſis, und beraubte die Kranken alles Bewuſtſeyns, ſo daß ſich keiner nachhero auch nur das mindeſte von dem erinnern konnte was er während deſſelben gehört, gefühlt oder gethan hatte. Und doch hatten ſie darin eine ſolche Empfindlichkeit, daß man ſie nicht berühren, ja ſelbſt den Stuhl worauf ſie ſaßen nicht anfaſſen durfte, ohne ihnen Angſt und Convulſionen zu verurſachen, die nur der Meiſter beruhigen konnte. Die Macht deſſelben auf dieſe Sinnestrunkenen war ſo groß, daß er nur den Finger von weitem auf einen auszuſtrecken brauchte, und dieſer, un-

geachtet ſeiner Betäubung und verſchloſſenen Augen, folgte ihm wohin er wollte, oder gieng wohin er ihn wies. Und was das ſonderbarſte war, die Kranken hatten während der Criſis die Gabe, jedem den ſie berührten aufs pünktlichſte zu ſagen was er für Krankheiten habe, und welcher Theil, welches Eingeweide in ihm ungeſund ſey.

Man ſollte denken, eine ſo gewaltſame Kurart müſſe mehr abgeſchreckt als angezogen haben. Aber ſo groß war die Kraft des Magnetismus, daß, wer einmal dieſen Rauſch geſchmeckt hatte, kaum die Zeit erwarten konnte wo er ihn wieder genießen würde; und zwey Damen, die, ungeachtet aller Convulſionen die ſie in der Criſis litten, ſich doch eifrig bey dem Bacquet einfanden, ſagten: „wenn ein gewöhnlicher „Arzt uns nur den hundertſten Theil von dem ausſtehen ließe was wir da leiden, ſo würden wir ihn „auf immer fliehen, oder vielmehr er würde uns „bald zerſtört haben; aber hier ſteht der Troſt dem „Leidenden zur Seite, und am Ende jeder Criſis haben wir einen Schritt mehr zur Geſundheit gethan.„ Genug die darauf folgenden Empfindungen hielten für alles Leiden vollkommen ſchadlos. Man fühlte ſich leichter, neubelebt, man empfand eine wohlthätige Wärme in allen Adern; Munterkeit und Thätigkeit verbreiteten ſich über Leib und Seele; man dachte heller, fühlte feiner, freuete ſich mehr des Lebens,

bens, und hatte dabey den herrlichſten Appetit, den auch Mesmers Lehre möglichſt zu ſättigen gebot. Man bekam eine lebhafte Zuneigung, einen unwiderſtehlichen Zug zu der Magnetcur, und durch wiederholten Gebrauch wurden Wunderkuren möglich. Hier ſind einige von denen, die durch die Wichtigkeit der Perſon oder der Krankheit das mehreſte Aufſehen machten.

Eine der erſten war die des Grafen C** P***, welcher an einer krampfhaften Engbrüſtigkeit litt, gleich nach der erſten Mesmerſchen Berührung eine Stunde lang alles Bewuſtſeyn verlohr, aber beym Erwachen ſich ſo friſch und munter fühlete, als käm er aus dem Bade, und nach fortgeſetzter Behandlung völlig hergeſtellt wurde. Aus Dankbarkeit ließ er die ganze Kur im Jahr 1780. drucken, mit der kräftigſten Aufforderung ans Publikum ihm nachzufolgen.

Noch erſtaunlicher war die Geneſung der Mlle. de Berlencourt, welche im Jahre 1771. ſtumm, blind und lahm nach Paris kam, und völlig geheilt abreiſete, bey welcher Gelegenheit Mesmers Name in folgendem Diſtichon verherrlichet wurde:

Infans, caeca, trahens greſſum, te, Mesmer, posco
Verba, pedes, oculos; Ambulo, cerno, loquor.

Aber den gröſten Lärm machte die Kur des Hrn. Court de Gebelin, Verfaſſers des Monde primitif.

Creuzes, mit ſchwarzen Heiden, Türken und Saracenen gefochten; hernach, von der kriegriſchen Arbeit abgemattet, nach Italien ſich zurükgezogen, und endlich zu Venedig ſeinen Leib dieſer anmuthsvollen Erde, ſeine reine Seele aber Chriſto, ſeinem Feldherrn, gegeben, unter deſſen Fahne er ſo lange geſtritten hatte.

Bolingbroke.

Wie, Biſchoff, iſt Norfolk todt?

Carlile.

So gewiß ich lebe, Milord.

Bolingbroke.

Seliger Friede führe ſeine Seele in Abrahams Schooß! — Milords Appellanten, eure Händel ſollen alle auf den gewechſelten Pfändern beruhen, bis wir euch den Tag zu eurer Probe angeſezt haben.

Zweyte Scene.

York zu den Vorigen.

York.

Groſſer Herzog von Lancaſter, ich komme zu dir von dem berufften Richard abgeſchikt, der mit williger Seele dich zu ſeinem Erben annimmt, und ſeinen hohen Scepter in deine königliche Hand übergiebt. Beſteige alſo ſeinen Thron,

Dieſer Gelehrte hatte ſich durch übertriebene Arbeiten und Geiſtesanſtrengung endlich eine allgemeine Ermattung, Hämorhoiden, ſchlechte Verdauung und ſchmerzhaften Geſchwulſt mit Lähmung des Fuſſes zugezogen, und litt nun ſchon ſeit 5 Monathen aufs elendeſte. Mesmer beſucht ihn im März 1783. und verſpricht ihm Nutzen von ſeiner Methode. Sie wird alſo gebraucht, und die Zufälle verſchwinden mit unglaublicher Schnelligkeit; nach 2 Tagen der Durſt, und binnen 8 Tagen Geſchwulſt und Schmerz am Fuße ſamt der Magenſchwäche. Doch iſt wohl zu merken, daß auch hier Mesmer als eine Nebenſache die ſtärkende Binde um den Fuß und häufiges Trinken von Cremor Tartari anwendete, Mittel, die ſchon oft allein dergleichen Zufälle geheilt haben. Genug Court de Gebelin war nach ſeiner Meynung von Grund aus geheilt; und da er zugleich fand, daß Mesmer voll alter egyptiſcher Weisheit und ein Mann ganz im Geſchmack des monde primitif ſey: ſo ward er deſſen eifrigſter Anhänger, und ſchrieb ſeine Apologie mit blinden Enthuſiasmus. Er geht darin ſo weit, daß er blos aus dem thieriſchen Magnetismus die Gewißheit der Sterndeuterey beweiſet, daß er die Kraft mancher Könige durch das Anrühren zu heilen, und die Einflüſſe mancher Blicke auf die Ruhe und das Wohl der Menſchen als Würkungen deſſelben erklärt.

In

In eben dem Tone posaunte eine gewisser Pater Servier seine Heilung aus; er versicherte, er sey noch viel kränker gewesen als Court de Gebelin, und machte bey dieser Gelegenheit der Teutschen Nation folgendes Compliment, das sie sich nun gewiß verbitten wird: „Drey Entdeckungen sind in diesem Jahrhundert des Lichts gemacht worden, und jede trägt „den Charakter der Nation, wo sie entstand. Der „Engländer erfand die Kunst im Wasser zu leben; „der Franzose die Luft zu beschiffen; der Teutsche „zieht aus der Natur selbst das erhaltende Wesen hervor, und fixirt es auf der Erde.„ Am Ende seiner Lobrede auf den Magnetismus giebt er den Rath, die nun so sehr simplificirte Arzneykunst so wie vor Alters mit dem Priesterthum zu vereinigen, und den Magnetismus zum Eigenthum der Klerisey zu machen: ein Rath, aus dem man sehr deutlich sieht, wie ängstlich sich das hinsterbende Mönchthum nach neuen Mitteln zu seiner Wiederbelebung und zur Verdüsterung der gesunden Vernunft umthut, und wie viel Beystand sich also der Magnetismus von dieser Seite versprechen kann.

Colinet, Küchenjunge des Prinzen von Condé, verfiel nach einer heftigen Erhitzung in Raserey mit kaltem Schweiße und Erstickung; der Magnetismus heilte ihn in einer Viertelstunde.

Ein Gärtner, Nahmens Thevenin, litt seit einem Jahr an der Wassersucht, die nun mit allen Zeichen

einer allgemeinen Verderbniß der Säfte verbunden war und jeden Augenblik ihn zu erſticken drohete. Dieſem trieb die Magnetkur in Zeit von 14 Tagen alles Waſſer ab, doch ohne das würklich große Mittel in der Waſſerſucht, den Cremor Tartari, zu vergeſſen.

Auch Kinder brauchten dieſe Kur mit Nutzen. So ward der Sohn des Hrn. Kormann, ein Kind von 2 Jahren, von einer ſtarken Augenentzündung mit Flecken glüklich befreyt.

Doch ich würde die Geduld der Leſer ermüden, wenn ich ihnen mehr ſolche Krankengeſchichten zu hören geben wollte. Zuverläſſig beläuft ſich ihre Anzahl ſchon in die Tauſende, und es würde manchem angſt und bange werden, nur ein ausführliches Nahmenregiſter aller darunter begriffenen Krankheiten zu hören. Nervenkrankheiten aller Art, Fieber, Flüße, Waſſerſuchten, Augenfehler, Ausſchläge, unterdrükte Blutflüſſe, Geſchwüre, Entzündungen, ſind die am öfterſten vorkommenden, und es gehört bekanntlich zum Weſen des Magnetismus, daß ſich ſeine Allgewalt auf alle Krankheiten ausbreitet. Nur eine iſt, von der ich nirgends eine Spur finde, und die Mesmer ſelbſt von der Zahl der Krankheiten ausſchloß, an denen die öffentliche Probe des Magnetismus angeſtellt werden ſollte, und ſie iſt — die v.... Krankheit. Jeder Arzt weiß, was dieſe Reſervation in unſern Zeiten ſagen will; und da Mesmer keinen

Grund

Grund derſelben angiebt, und noch weniger in der Natur der Sache einer zu finden iſt: ſo wird es wahrſcheinlich, daß er dadurch ſeiner Kur einen neuen Werth, den Werth einer Unſchuldeprobe, geben, und ſich durch dieſen Kunſtgriff eben ſo von dem glüklichen Succeß ſeiner Kuren verſichern wollte, wie weyland Till Eulenſpiegel von der guten Aufnahme ſeines nicht gemahlten Bildes dadurch, daß er ſeine Sichtbarkeit nur auf die ehelich erzeugte Kinder, mit Ausſchlieſſung aller Baſtarde, einſchränkte.

Schon hat man in der Vieharzneyſchule zu Clarenton angefangen Pferde zu magnetiſiren, und zwar, wie es heiſt, mit dem Erfolge, daß viele ebenfalls die ſtärkſten Convulſionen bekamen, und einige ſogar vom Roz geheilet wurden.

Aber nicht auf Kuren allein ſchränkte ſich Meesmers Wunderkraft ein; ſie äuſſerte ſich noch auf manche andere den Franzoſen ſehr plaiſante Weiſe. Einſtgieng er auf einem Landguthe bey Orleans im Walde ſpaziren. Zwey loſe Mädgen verlieſſen ihre Geſellſchaft, und liefen ihm nach. Er fieng an zu flieſhen, aber bald kehrte er um, und hielt ihnen ſeinen Stok vor, mit der Warnung ihm nicht näher zu kommen. In dem Augenblicke knikten ihnen die Knie zuſammen, und es war ihnen unmöglich weiter zu gehen. — Ein andermal begab er ſich mit 6 Perſonen in den Garten des Prinzen von Soubis

ſt, präparirte einen Baum, und es dauerte nicht lange, ſo fiel die Marquiſin D.*** und die Fräuleins von Pr.*** und Poulet in Ohnmacht. Die Herzogin von Chaulnes, hielt ſich an dem Baum feſt, ohne ihn verlaſſen zu können. Der Graf von Mons... mußte ſich auf eine Bank ſetzen, weil er ſich nicht auf den Beinen halten konnte. Nun rufte Mesmer ſeinen Bedienten, um die Körper wegzunehmen; aber auch dieſer, ungeachtet er ſolcher Scenen ſehr gewohnt war, war nicht im Stande etwas zu thun; und es dauerte ziemlich lange, ehe ſich dieſe feſtgezauberten Perſonen wegbegeben konnten. — Als er einſt mit Hrn. Deslon und Champ... bey dem Baſſin von Meudon war, ſo ſtekte er ſeinen Stock in das Waſſer, und ließ ſie auf der andern Seite daſſelbe thun, und in dieſer Entfernung empfand Hr. Champ... einen Anfall von Engbrüſtigkeit, und Hr. Deslon einen Schmerz in der Leber, den er oft hatte. Manche konnten dies Experiment nicht aushalten, ohne in Ohnmacht zu fallen. — Von den Bäumen die Mesmer magnetiſirt hatte, bemerkte man, daß ſie weit länger ihr Laub behielten, und es weit eher wieder bekamen als andre.

(Die Fortſezung folgt im nächſten Stücke.)

VI.

VI.

Ueber Herrn von Kempelens Schach-Spieler und Sprach-Maschine.

Erſter Brief.

Leipzig, den 15ten Octob. 1784.

Eine der vornehmſten Urſachen die mich dießmal nach Leipzig zog, war Hrn. von Kempelens berühmter Schachſpieler, mit welchem er eben von Paris und London kam und nach Wien zurückging. Sie wiſſen, l. Freund, ich gehöre nicht unter die Leichtgläubigen die über jeden Taſchenſpieler-Hokuspokus Mirakel ſchreyen; und alſo wollt' ich ſelbſt und mit unbefangnen Augen ſehen, und, ſo weit ſichs ohne Unbeſcheidenheit thun lieſſe, unterſuchen, wenn ich alles glauben ſollte was ich bisher von dieſem wundernswürdigen Automate gehört und in teutſchen und franzöſiſchen Zeitungen geleſen hatte. Ich habe es nun geſehen, und, was ich nicht erwartet hatte, auſſer dieſer Maſchine noch eine andre, ein Sprach-Organ, an deſſen Vervollkommung Hr. v. Kempelen noch arbeitet, und das mich nicht minder in Erſtaunen geſetzt hat. Was ich kann will ich ihnen davon wiedererzählen, und ſo gut ich kann; ich proteſtire aber feyerlich gegen alles Murren, wenn Ihnen meine Beſchrei-

ſchreibung nicht genug thut. Warum reiſeten Sie nicht mit und ſahen ſelbſt?

Erſt ein Paar Worte von Hrn. v. Kempelen ſelbſt, den ich perſönlich kennen zu lernen und zu ſprechen das Vergnügen hatte. Er iſt Kaiſerl. Hofkammerrath, und, wenn ich nicht irre, bey dem Salinen-Direktorio in Preßburg angeſtellt, ein Mann von ohngefähr 60 Jahren und einer anſehnlichen Figur. Er hat ein geiſtreiches Geſicht, einen ſcharfen lebhaften Blick, ſpricht ſehr gut über das wovon er ſpricht, und beſonders auſſerordentlich beſcheiden über ſeine eigene Virtú. Auffallend deutlich ſchimmert durch alles was er ſagt und thut der Stempel der Originalität hindurch; und, ohne ihn weiter als nur aus dieſem Paar Stunden zu kennen, wollte ich ziemlich hoch drauf wetten, daß dieſer Kopf in nichts was er macht, nachahmen kann, ſondern ſich immer eine eigene Bahn bricht. Dies iſt der Mann mit dem ich Sie erſt bekannt machen wollte. Nun zu ſeinen Maſchinen.

Die Schachmaſchine iſt eine ohngefähr vier Fuß lange, drey Fuß hohe und eben ſo breite Commode, an der Vorder- und Hinter-Seite mit drey Thüren. Sie ſteht auf beweglichen Rollen, damit ſie leicht im Zimmer auch während der Demonſtration fortgeſchoben werden kann, und ſteht alſo mit dem Fußboden in keiner Verbindung. Obendrauf liegt ein

gewöhn-

gewöhnliches ganz plattes Schachbret, und hinter ihr sitzt ein wohl angekleideter Türke, in gewöhnlicher Lebens-Größe, dessen rechter Arm gerad und unbeweglich, der linke aber, der beweglich ist und mit welchem er spielt, gebogen neben dem Schachbrete ruht.

Gewöhnlich steht die Maschine in einem Nebenzimmer, und Hr. v. Kempelens Demonstrateur, Hr. Anthon, bringt sie auf ihren Rollen heraus in den Saal, in welchem er sie innerhalb der Schranken der Versammlung zeigt. Er schließt nämlich alle drey Thüren der Commode vorn und hinten auf, und leuchtet, wenn es dunkel, von hintenher hinein, so daß man den ganzen innern Raum der Commode und den Bau der Maschine vollkommen durchschauen kann, und also aller Verdacht einer versteckten Person ganz wegfallt. In dem Raume rechts und links, so wie auch im Kasten, der unter dem Pelze den Leib des Türkens ausmacht, und welchen der Demonstrateur gleichfalls öfnet und zeigt, sieht man nichts als eiserne und meßingene Räder, Hebel, Federn, Züge, Cylinder und dergleichen. Im mittelsten Raume der Commode steht ein kleines Schränkchen, welches Hr. Anthon herausnimmt, und auf einen nahen Tisch setzt. Es enthält, wie ich sahe, die Schachsteine, Alphabettafel und andre Bedürfnisse.

Wenn das Innere gezeigt ist, schließt der Demonstrateur die Thüren wieder zu, zieht die Maschine von beyden Seiten der Commode wie eine Uhr auf, schiebt sie hart an die Schranken, setzt das Spiel, und bittet einen Fremden aus der Gesellschaft Gegenspieler zu seyn. Die Maschine thut den ersten Zug. Sie hebt nämlich den linken Arm, der während des Spiels auf einem kleinen Polster liegt, erst perpendicular in die Höhe, führt ihn sodann horizontal über das Schachbret, ergreift von oben herab mit allen fünf Fingern den Stein, thut den Zug, und

geht

geht mit eben dieſer ſehr natürlichen Bewegung wieder zurück aufs Polſter. So lange der Arm in Bewegung iſt, hört man innerhalb der Maſchine das Schnurren eines Rads, wie in einer ſchlagenden Pendul-Uhr; welches aufhöret ſobald der Arm wieder ruhet. Sobald der Gegenſpieler ſeinen Zug, den er willkührlich lange überdenken kann, gethan hat, fängt das innere Rad wieder an zu ſchnurren, der Türke überſieht mit einer leichten Kopfbewegung ſein Spiel, hebt den Arm und thut ſeinen Gegenzug. Das Schach dem Könige zeigt er durch ein dreymaliges, und der Königin durch zweymaliges Kopfnicken an. Thut der Gegenſpieler, mit Willen oder aus Verſehen, einen falſchen und nicht conventionellen Zug, ſo ſchüttelt der Türke den Kopf, ſetzt den falſchgezognen Stein auf ſein Feld zurück, und thut ſogleich ſeinen folgenden Zug, wodurch alſo des Gegners Zug verlohren geht. Iſt von einem oder dem andern Theile Schachmatt gegeben, die Parthie zu Ende, und der Gegenſpieler will noch einen Zug thun, ſo ſchüttelt der Türke den Kopf und ſpielt nicht weiter. Während des Spiels muß die Maſchine ein paarmal aufgezogen werden.

Wenn die Parthie Schach vorbey iſt, nimmt der Demonſtrateur die Steine alle weg, giebt dem Gegenſpieler einen Springer, und dieſer ſetzt ihn auf ein ſelbſt beliebiges Feld des leeren Schachbrets. Mit dieſem macht nun die Maſchine den ſogenannten Euleriſchen Röſſelſprung. Der Türcke faßt nemlich dieſen Stein, ſetzt ihn richtig, nach dem eignen Gange des Springers auf jedem Felde nieder, läuft damit alle 64 Felder des Schachbrets durch, ohne eins doppelt zu berühren, läßt ihn endlich auf dem erſten Felde, von dem er ausgieng, ſtehen, und zieht den Arm zurück. Um die Richtigkeit des Ganges zu beweiſen, legt Hr. Anthon auf jedes Feld, das der Springer

berührt

berührt hat, eine Spielmarque, und am Ende ſind alle Felder richtig belegt.

Der Türke beantwortet auch Fragen, die man an ihn thut. Der Demonſtrateur legt nemlich auf das Schachbret eine Alphabettafel, in deren 24 Feldern die Buchſtaben des Alphabets ſtehen, und bittet jemanden aus der Geſellſchaft eine Frage an ihn zu thun. So bald die Frage geſchehen, hebt der Türke den Arm, und zeigt mit dem Finger die Buchſtaben auf der Tafel an, die der Demonſtrateur laut ausſpricht, und woraus ſeine immer ſchickliche Antwort zuſammengeſetzt wird. In der Vorſtellung da ich ihn ſahe, fragte eine Dame den Türken, wo er her ſey? und er antwortete: aus türkiſchen Wäldern; weil er aus türkiſchem Holze gemacht war. Ein Anderer fragte ihn, wie ſein Gegenſpieler geſpielt habe? und der höfliche Türke antwortete: wie Philidor.

Dieß alles thut die Maſchine, ohne daß nur irgend jemand ſichtbar ſie dirigire oder auf ſie Einfluß habe. Wahr iſt, der Demonſtrateur, Hr. Anthon, ſteht während des Spiels dem Türken rechter Hand zur Seite, und hat faſt immer ſeine lincke Hand in der Rocktaſche, aus welcher er ſehr oft die Doſe herausbringt und Taback nimmt; allein er ſteht immer in einer Entfernung von wenigſtens einer Elle frey von der Maſchine ab, beobachtet das Spiel, geht auch oft, während der Gegenſpieler ſeinen Zug meditirt, hinweg; und ich habe auch, da ich ihm doch ſehr nahe ſtund, mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit nicht entdecken können, daß er die Maſchine — auſſer wenn er ſie friſch aufzog — nur ein einzigesmal berührte, oder durch irgend ſonſt etwas unmittelbar auf ſie würkte. Zwar that der Türke nie einen Zug, wenn Hr. Anthon nicht neben ihm ſtund; und Sie werden freylich ſo leicht wie ich auf die Vermuthung kommen, l. Fr. daß Hr. Anthon dac in ſo unzähligen Fällen des Spiels eintretende

als nunmehr von ihm abſtammend, und lang lebe König Heinrich der vierte!

Bolingbroke.

In Gottes Namen, will ich den königlichen Thron beſteigen.

Biſchoff von Carliſe.

Das verhüte der Himmel! So ſchlimm das ſcheinen oder aufgenommen werden mag, was ich in dieſer königlichen Gegenwart reden werde, ſo anſtändig iſt es mir, die Wahrheit zu ſagen. Wollte Gott, daß einer in dieſer edeln Verſammlung edel genug wäre ein aufrichtiger Richter des edeln Richards zu ſeyn; denn ein wahrer Edelmuth würde ihn eine ſo ungerechte That verabſcheuen lehren. Welcher Unterthan kan ein Urtheil über ſeinen König ſprechen? Und wer ſizt hier, der nicht Richards Unterthan iſt? Diebe, ſo ſehr auch die Umſtände wider ſie zeugen, werden nicht gerichtet, ohne daß man ſie gehört hat. Und ſoll das Bild der Göttlichen Majeſtät, ſein Hauptmann, und ſelbſterwählter Statthalter, geſalbt, gekrönt, und eingethront, von ſeinen Unterthanen verurtheilt werden, und er ſelbſt nicht dabey zugegen ſeyn? O verhüt' es, gerechter Himmel! daß in einem Chriſtlichen Lande, unter einem geſitteten Volk eine ſo ſcheußliche, ſchwarze, unſtätige That geſehen werde! Ich rede zu Unterthanen, und als ein Unterthan; vom Himmel angetrieben red' ich ſo kühn, denn ich rede für meinen König. Milord von Hereford hier, den ihr König nennt, iſt ein ſchändlicher Verräther an Herefords

König.

tende Willkührliche, was nur Menſchenverſtand behandeln und keiner Maſchine in der Welt gegeben werden kann, z. E. die Wahl der Züge nach dem Spiel, und das längere oder kürzere Warten im Ziehen nach der Meditation des Gegners, dirigire, und er eigentlich, und nicht die Maſchine, die Parthie ſpiele; allein wie dirigirt er dieß Alles ſo unſichtbar? wie würkt er auf die Maſchine, daß er ſie jede willkührliche intellektuelle Operation verrichten läßt? Dieß iſt mir, und jedem der ſie ſahe, ſo lange wir noch keine Actionem in diſtans zugeben können, unbegreiflich; und meine Bewunderung der außerordentlichen Kunſt des Hrn. von Kempelen würde ſich um kein Haar breit verringern, wenn er ſelbſt hinträte und zur Verſammlung ſagte: geben Sie Achtung meine Herren, meine Maſchine ſpielt nicht ſelbſt die Parthie, ſondern der Demonſtrateur. — Eine Vermuthung die ich mit Mehreren Zuſchauern gemein habe, iſt: daß der Demonſtrateur durch einen Magnet in ſeiner lincken Rocktaſche auf die Maſchine würke; aber ſie iſt noch ſo dunckel und noch ſo vielen Einwürfen, die ich ihr ſelbſt machen kann, ausgeſetzt, daß ich ſie lieber gar nicht wagen will. Ich hörte ſo manchen jungen und alten Laffen, in der kurzen Zeit da ich ſie ſahe, ſo jämmerlich darüber deraiſonniren, und ſo frech darüber aburtheln, daß ich lieber vielleicht als Laye ein bißgen zu viel bewundern als an jener Klippe ſcheitern will.

Mein heutiger Brief wird, wie ich ſehe, zu lang, lieber Freund. Ich hebe Ihnen alſo die Sprachmaſchine für meinen nächſten auf.

An die

Sanft-Melancolisch.

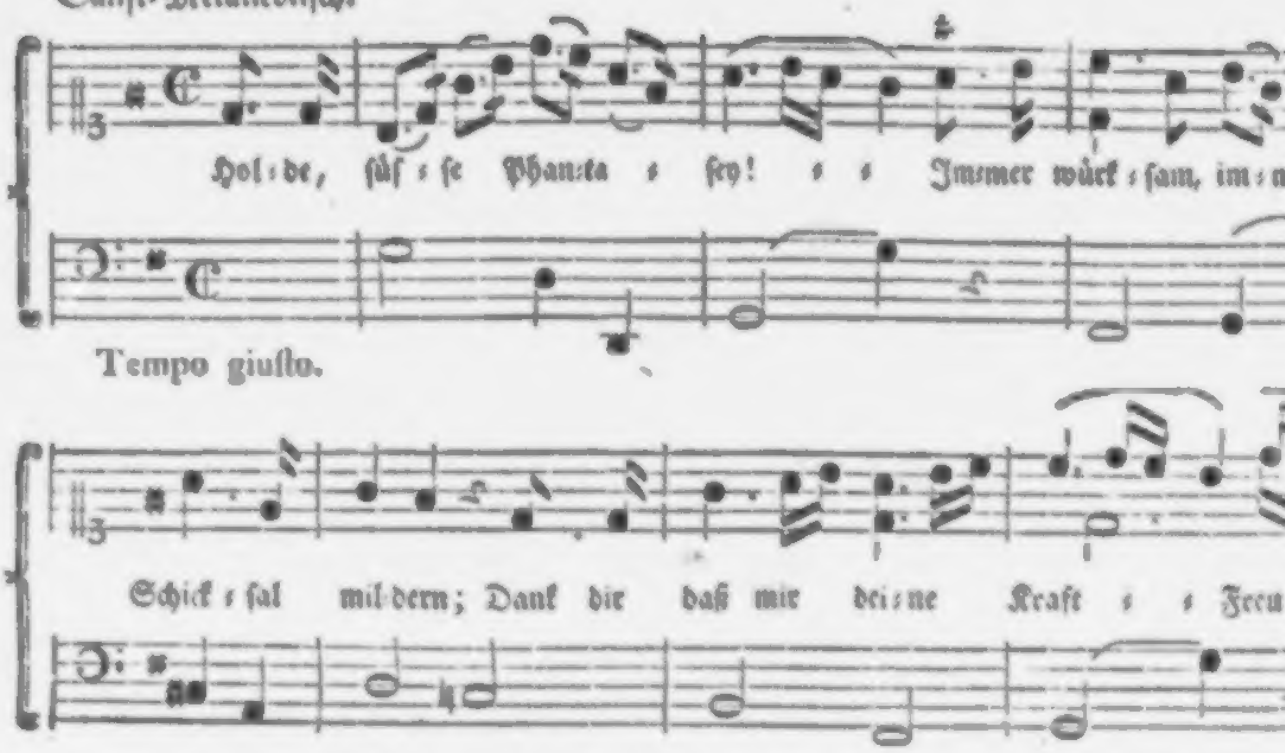

O! wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach!
Im Vergangenen verlohren,
In der Zukunft neugebohren,
Wachend, träumend, dort und hier,
Folg ich immer freudig dir.

Ein Gesicht ver
Winkt mir schon ein
Sink ich kraftlos un
Reichst du mir den
Der mein traurendes
Sanft zu dir hinüb

Phantaſie.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

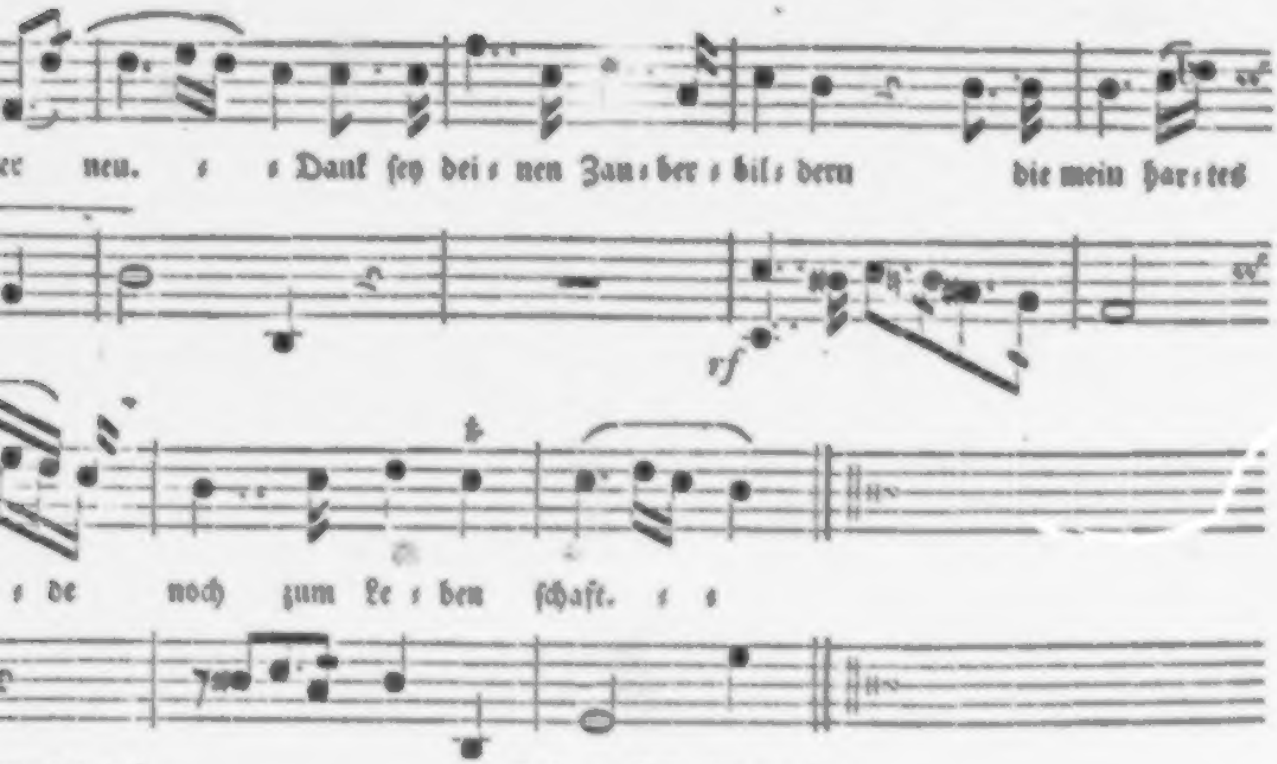

ſchwindet kaum
neuer Traum,
beladen,
oldnen Faden,
Gemüth
zieht.

Holde, ſüſſe Phantaſie!
Täuſcherinn! verlaß mich nie!
Nur im Kreiſe deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geſchwinder,
Weiche nimmermehr von mir! —
Auch im Tode folg ich dir.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
October 1784.

I. Neue Bücher.

1) Patriotiſches Archiv für Teutſchland. Erſter Band, mit zwo Kupfertafeln. Frankf. und Leipzig, und in der Schwaniſchen Hofbuchhandlung zu Mannheim in Commiſſion. 1784. gr. 8.

Der Gedanke, aus Erfahrungen und Reſultaten von faſt vierzig Dienſtjahren noch ein Capital zum Nutzen der Nachwelt anzulegen, war eines J. C. v. Moſer würdig. Die Ankündigung des Werks, das hierzu dienen ſollte, gab ſchon vor einiger Zeit die Rubriken davon an. Pragmatiſche Lebensläufe guter Regenten, Miniſter, Räthe, Patrioten, allenfalls auch nur Bruchſtücke bemerkenswürdiger Scenen und Handlungen, ſtiller und öffentlicher Amtstugenden — Nachrichten von glücklichen und verunglückten Anſtalten, und letztenfalls Entwickelung der Fehler, Hinderniſſe oder andrer Urſachen, worüber ſie geſcheitert ſind — Bekenntniſſe redlicher Männer über ihr Welt- und Dienſtleben — Intereſſante Vorſtellungen von Landſtänden, Collegien, einzelnen Miniſtern, Räthen und Dienern gegen ſchädliche Menſchen und Rathſchläge — Kabinetsſtücke einzelner Gedanken, Beobachtungen und Urtheile erfahrner Männer, aus ihren Reden, Schriften und Briefen ausgehoben — Dies ſind Rubriken aus vielen andern, die allerdings ein patriotiſches Archiv zu bezeichnen berechtigt ſind.

Die Einleitung in das ganze Werk iſt ſehr leſenswerth. — Wir merken aus derſelben nur an, daß ſolches ſo viel als möglich ein Heiligthum, und ſo wenig als möglich ein patriotiſches Zuchthaus werden ſoll, und daß die Abſicht dahin auf Belehrung und Beſſerung, nicht aber etwa auf unanſtändliche Sammlung ſolcher Anekdoten und Perſonalien ausgehet, die nur in die Schandchronik des Jahrhunderts gehören.

Jeder Band wird mit dem Bildniſſe eines verdienten teutſchen Staatsmannes und Patrioten geziert, wobey Verſtorbene und Lebende abwechſeln. Veit Ludwig von Seckendorf führt den glänzenden Reihen an.

Um die Ausführung des Plans einigermaßen überſehen zu laſſen, (ſo viel es aus einem einzelnen Theile geſchehen kann) ſetzen wir von dem erſten kürzlich den Innhalt her. I. Regentenleben des Herzogs Ernſt des Frommen zu Sachſen-Gotha. S. 1 — 104. II. Leben und Ende Herzogs Karl Alexander von Würtemberg, mit ſechs Beylagen. S. 105 — 220. III. Schreiben Königs Friedrich II. in Preußen an den Freyherrn von Riedeſel bey Ueberſendung der zu dem Grabmahl der ſel. Landgräfin Karoline zu Heſſen-Darmſtadt geſchickten Urne, vom 12ten Apr. 1775. Nebſt dem Kupferſtich dieſer Urne. IV. Herz und Glaube teutſcher Fürſten nach eigenen auf Leben und Tod von ihnen abgelegten Bekenntniſſen, aus dem 15. 16. und 17ten Jahrhundert. (Churfürſt Friedrich II. zu Brandenburg, Herz. Joh. Albrecht zu Meklenburg, Fürſt. Joh. Ernſt zu Anhalt und Herz. Friedrich Wilhelm, der Churſachſen Adminiſtrator — ſind dieſe Fürſten.) S. 225 — 264. V. Beytrag zur Toleranzgeſchichte der evangeliſchen Religion in Böhmen und Mähren unter Kaiſer Maximilian II. insbeſondere den Kirchengeſang betreffend. S. 265 — 300. (Die erſte Ausgabe des

Geſang-

Gesangbuchs der evangelischen Gemeinden in Böhmen und Mähren vom Jahre 1566. wegen des der Verfasser so viele Nachforschung vergebens angestellt, hat Recensent vor sich liegen. Der Titel ist: „Geistliche Lieder, derer etliche von altersher in der Kirchen eintrechtialich gebraucht vnd etliche zu unserzeit von erleuchteten frommen Christen und gottseligen Lerein neu zugericht sind, nach Ordnung der Jarzeit — „ Vor dem Titelblat steht Johann Huß in Holzschnitt. Das Buch enthält in zwey Theilen 291 Blätter in kl. Fol. ohne Vorrede und Register. Die Melodieen sind eingedruckt. Noch ist, vielleicht zufällig, ein Anhang von 77 Bl. dabey, der Luthers Lieder mit Melodieen enthält. Am Schluß stehet Luthers Bildniß in Holzschnitt. VI. Schrot und Korn Fürstlicher Gewissen vor dritthalbhundert Jahren im Puncte von Hurerey und Ehebruch, verglichen mit dem Conventionsfuß des 18ten Jahrhunderts, S. 301 - 326. VII. Der Landstände zu Wittenberg Beschwerungspunkte an Herzog Friedrich, samt dessen Resolution, v. J. 1605. S. 321 - 342. VIII. Lebens- und Charakterszüge des K. Preußis. Staatsministers von Prinzen, S. 343 — 382. IX. Leben und Amt des Darmstädtischen Geheimenraths und Kanzlers von Maskowsky, S. 383 — 408. X. Kriminal-Urthel des gewesenen K. Preuß. Staatsministers von Görne, vom 25sten April 1782. S. 409 - 482. XI. Klagen eines teutschen Jeremias über den Geist unsrer Zeit 1784. Eine Vorlesung des Pfalz-Zweybrückischen Consist Raths Krollius. S. 483 - 494. XII. Kabinetsstücke — S. 495 — 532. Hierunter zeichnet sich das Alphabeth der Hofleute vorzüglich aus.

2) Sechs Sonaten für das Clavier oder Pianoforte, davon drey mit Begleitung einer Violin, von Samuel Friedrich Brede, Subrector und Cantor in

Perleberg. Offenbach am Mayn, in Commiſſion bey Weis und Brede.

Unter denen die den ernſten Ton eines Ph. E. Bach nachgeahmt haben, iſt es Herrn Brede gelungen eine glückliche Verbindung lächelnder Grazie mit einfließen zu laſſen. Uebrigens fallen dieſe Sonaten leicht in die Fauſt, ſind brillant, ſchön ausgeführt und vollendet. Einige Septimen-Gänge klingen uns aber zu altfränkiſch, beſonders der, Seite 94. Syſt. 5. Takt 1 — 7. als die erſte Verwechſelung dieſes Accords; und von der Unrichtigkeit der Harmonie oder des Satzes, als Seite 47. Syſt. 3. Takt 3.; S. 45. Syſt. 4. Takt 3. u. dergl. m. wollen wir ſchweigen, weil ſie hier nur das Ohr des Kenners trift. Der Preiß dieſer Sonaten iſt 1 Rthlr. 16 gr. preuß. Münze.

II. Ankündigungen.

1) Anderweitige Nachricht, die mit dem Jahre 1785. angehende Allgemeine Litteratur-Zeitung betreffend. *)

Die Societät der Unternehmer der Allgemeinen Litteratur-Zeitung macht zu Erläuterung ihrer in Auguſt d. J. herausgegebenen Ankündigung hiedurch bekannt:

1)

*) Bey dieſer Gelegenheit zeigen wir einige den Sinn verſtellende Druckfehler in unſrer Anzeige dieſes Inſtituts im Anzeiger des September d. J. M. an.

S. CXXXI. Z. 16. ſollte es heiſen: aber ſie iſt nicht zu groß für die vereinigten Kräfte der Unternehmer; und die anſehnliche Geſellſchaft von Mitarbeitern, unter welchen ſich ꝛc.

1) daß das Königl. Preuß. Gränz-Post-Amt zu Halle in Sachsen die Spedition der Allgemeinen Litteratur-Zeitung für alle Königl. Preuß. Länder in und auſſer Teutſchland dergeſtalt übernommen, daß der Jahrgang derſelben den Abonnenten wöchentlich frey zugeſendet nirgends mehr als Acht Reichsthaler in Ldr. à 5 Rthlr. koſten ſolle. Wer alſo, es ſey zu Weſel, Berlin, Breslau, Königsberg in Preuſſen, Memel ꝛc. ein Exemplar bey daſigen Poſtämtern beſtellet, erhält ſolches für die halbjährige Pränumeration von Vier Reichsthalern in Gold, wöchentl. Poſtfrey, ohne weiter etwas für Spedition, Couvertirungsgebühren, oder unter welchen Namen es ſey, zu bezahlen. Es werden demnach alle löbl. Preußiſche Poſtämter erſucht, ihre Beſtellungen in Halle bey dem daſigen K. Gränz-Poſt-Amte zu machen, und ſich mit demſelben wegen der ihnen dabey zu accordirenden Proviſion zu vergleichen.

2) Für alle Churſächſiſchen Länder hat die Churfürſtl. Sächſ. Zeitungs-Expedition zu Leipzig die Spedition auf die nämlichen Bedingungen übernommen, ſo daß alle Abonnenten in Churf. Landen, die Lauſitz mit einbegriffen, die Zeitung wöchentlich poſtfrey für den jährlichen Preis von acht Thalern erhalten.

3) Die Poſtämter in andern Teutſchen Ländern, welche ſich an das Kaiſerl. Reichs-Poſtamt in Jena oder an das Fürſtl. Sächſ. Poſtamt daſelbſt wenden wollen, zahlen an dieſelben incl. der Gebühren für die wöchentl. Spedition und Couvertirung jährlich Sieben Reichsthaler, und wer-

S. CXXXVI. lit. bb. iſt zu leſen: Wiſſenſchaft der Geiſten, Mathematik.

S. CXL. Z. 4. nach Perſönlichkeiten iſt hinzuzuſetzen enthalten.

König. Und wenn ihr ihn krönt, ſo laßt mich prophecyen, Engliſches Blut wird den Boden düngen, und künftige Zeitalter um dieſer Schandthat willen ächzen. Der Friede wird zu den Türken und Ungläubigen ſchlafen gehen, und in dieſem Siz des Friedens, aufrühriſcher Krieg, Brüder gegen Brüder, und Bürger gegen Bürger erhizen. Unordnung, ruchloſe Gewalt, Mißtrauen und Aufruhr wird hier wohnen, und dieſes mit Menſchen-Schädeln bedekte Land Golgatha genennt werden. O wenn ihr das königliche Haus gegen das königliche Haus empört, ſo wird die jammervolleſte Zwietracht daraus entſtehen, die jemals auf dieſem verfluchten Erdboden gewüthet hat. O! vermeidet ſie, widerſtehet, laßt es nicht ſo ſeyn, oder die Kinder eurer Kinder werden Weh über euch ſchreyen.

Northumberland.

Ihr habt vortrefflich geſprochen, Herr, und für eure Mühe nehmen wir euch hier wegen Hochverraths in Verhaft. Milord von Weſtmünſter, laßt es eure Sorge ſeyn, ihn bis zum Tag ſeines Verhörs wol zu verwahren. Gefällt es euch, Milords, die Bitte der Gemeinen zu bewilligen?

Boolingbroke.

Bringet Richarden hieher, damit er vor allen Augen das Reich übergebe: auf dieſe Art wird aller Verdacht gehoben.

York.

Ich will ſein Führer ſeyn.

[Er geht ab.]

Bolingb.

den alſo hoffentlich ebenfals im Stande ſeyn ihren Abonnenten den Jahrgang bey wöchentlicher poſtfreyer Ablieferung für acht Thaler jährlich zu liefern.

4) Monatlich und vierteljährig iſt dies Journal in allen Buchhandlungen für Acht Thaler zu haben, wie bereits in der Ankündigung gemeldet worden.

5) Es bleibt zwar dabey, daß man zu jeder Zeit im Jahre antreten kann, wenn man ſich zu einem ganzen Jahrgange verbindlich macht; jedoch macht ſich zu den Abdrükken auf Schreibpapier die Societät der Unternehmer nur gegen diejenigen Abonnenten anheiſchig, welche im December jeden Jahres für den folgenden Jahrgang Beſtellung machen. Diejenigen alſo die nach dem erſten Januar antreten, werden ſich, wenn die beſtimmte Anzahl Exemplare auf Schreibpapier, über welche die Societät ohne vorhergegangene Beſtellung nicht hinausgeht, vergriffen iſt, Exemplare auf weiſes Druckpapier gefallen laſſen. Man findet dies zu erinnern um ſo nöthiger, da bey den bereits eingelaufenen Beſtellungen der Fall ſehr bald vorkommen dürfte, daß die nach Neu Jahr antretenden Pränumeranten nur mit Exemplaren auf Druckpapier verſorgt werden könnten.

6) Alle engliſche, franzöſiſche und italiäniſche Bücher welche in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung recenſiret werden, erbietet ſich die Expedition der Allgem. Litterat. Zeitung zu Jena um die billigſten Preiſe zu verſchaffen, und dürfen die Liebhaber, wenn ſie an beſagte Expedition oder dem Herrn Prof. Schütz, als Redacteur der Allg. Lit. Zeitung, ſchreiben wollen, ſich der promteſten Beſorgung gewärtigen. Geſchrieben den 26ſten October 1784.

Die Societät der Unternehmer der Allgemeinen Litteratur-Zeitung.

2) Kein Gegenstand verdient wohl mehr eine alles umfassende getreue Beschreibung, als der Brocke, und seine mitalpinische Nebenberge. Inzwischen fehlt es an einer solchen noch gänzlich, denn alles, was davon geschrieben, ist bey weitem weder hinlänglich noch zuverläßig, und mehrentheils ganz unrichtig. Wer den Brocken mit Nutzen besteigen will, muß nothwendig dazu vorbereitet seyn, sonst ist der Erfolg seiner Reise blos ein überhingehendes Staunen. Der allgemeine Versuch um solch eine Beschreibung, und mehrere wiederholte Aufforderungen an mich, brachten mich endlich zu dem Entschlusse, meine durch viele mühsame Reisen gesammleten Kenntnisse und Beobachtungen in die Form einer Abhandlung zu bringen, und sie den künftigen Brocken-Pilgrimmen unter dem Namen:

Abhandlung vom Brocken und dem übrigen alpinischen Gebürge des Harzes, mit Kupfern und einer Charte,

in die Hände zu geben.

Der erste Theil, der hiedurch angekündiget wird, hat hauptsächlich die Form und Materie des Brocken zum Gegenstande, und ist solchem eine Karte vom Brockengebürge, die auch einen Theil des Harzes und Vorharzes darstellt, das Profil des Brockengebürges von der Morgenseite, und das Profil desselben von der Mittagsseite in 3 Kupfertafeln beygefügt.

Den Plan, wornach ich meinen weit umfangenen Gegenstand bearbeitet habe, kann ich, ohne ins Weitläuftige zu gerathen, hier nicht ganz darstellen; doch will ich, damit meine künftigen Leser einen Fingerzeig darauf bekommen, einige der wichtigsten Materien aus diesem ersten Theile berühren. Die Vorrede enthält die Litterar-Geschichte des Brocken, und die Veranlassung zu diesem Werke. Das

Werk ſelbſt. Von Geſtaltgebung der Erde. Entſtehen der Ungleichheiten derſelben. Theorie der Gebürge. Verſchiedene Arten der Berge. Anwendung auf den Harz. Beſchreibung des Vorharzes. Der Harz. Eintheilung deſſelben. Kurze Beſchreibung des Ober- und Unter-Harzes nach der Natur- und Civil-Geſchichte, als Grenzen, Bevölkerung, Sprachen, Lebensart, Bergwerke, Forſten, Landesherrn u. ſ. w. Litterär-Geſchichte des Harzes. Vom Brocken-Gebürge. Generelle Beſchreibung und Vorkenntniſſe von ſolchem. Iſt ein Haupt- und urſprünglich Gebürge, Materie deſſelben? Vom Granit. Deſſen genaue Beſchreibung. Form des Brocken-Gebürges nach ſeinem ehemaligen Zuſtande und nachmaligen Veränderungen (ganz ohne Hypotheſen.) Vom Torf, dem zweyten Beſtandtheile der Brockenoberfläche. Name des Brocken. Geographiſche Lage. Oberherr. Alte Brockenkarte. Einige Vorkenntniß vom Brocken ſelbſt, beſonders für einen Reiſenden. Teleologie des Brocken. Brockenwege. Jetzige Reiſewege dahin, beſonders die beyden Fahrſtraſſen nach ſelbigem. Von Wernigerode. Reiſe von hier aus mit den nöthigen Vorkenntniſſen. Fünf Stufen des Erſteigens. Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt auf dieſem Wege. Des Brocken Bette. Ilſenberg, der Ilſenſtein. Zweyte Fahrſtraſſe. Die Heinrichshöhe. Die Erſteigung des groſſen Brocken von hier aus, mit deren genauen Abmeſſung, wird für alle Leſer ſehr unterhaltend ſeyn Groſſe Brocken Kopffläche — mußte etwas weitläuftig beſchrieben werden. Auf ſolcher lernen meine Leſer zuletzt das Wolkenhäuſgen kennen. Bey dem Herenbrunnen mußte ich eine Theorie vom Entſtehen der Quellen überhaupt, inſonderheit auf dem Harze noch genauer am Brocken, und endlich von dieſem Quell ſelbſt ausführen, ganz ohne Hypotheſen. Von den übrigen beſchriebenen Beſonderheiten des groſſen Brocken will ich hier nur des Brockenglet-

gletſchers, des Hexenaltars, der Hexenkanzel, und einer Sammlung von Brocken-Ruinen gedenken. Die Form des Brocken ganz ſpeciel. Der eigentliche Brocke in ſeinen Theilen, dem groſſen Brocken, dem Königsberge, Heinrichshöhe und kleinem Brocken, nach ſeinen Grenzen und Thälern. Formgebung und Veränderung der übrigen Brockenberge. Ich gehe ſie nach den vier Weltgegenden, wie ſie ſich um den eigentlichen Brocken herlagern, durch, und beſchreibe ſie in ihrer Gröſſe, Lage, Gränzen, Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, wobey meine Leſer mehr finden werden, als ſie erwarten konnten. Hinter dieſer langen Beſchreibung kommt ein Grenzzug um das ganze Brockengebürge. Den Beſchluß dieſes Theils macht eine generelle und hernach ſpecielle Beſchreibung der vielen Brockenflüſſe, nach ihrem Urſprung, Lauf, Nutzen u. ſ. w. wobey meine Beſchreibung von einer Sommer- und Winter-Reiſe nach dem Roſtrap beygefügt iſt.

Der zweyte Theil wird hauptſächlich die Natur- und Civil-Geſchichte des Brockengebürges abhandeln, und mit den Höhenmeſſungen anfangen. Der dritte Theil hingegen ſoll eine Beſchreibung der Vegetabilien und Animalien enthalten. Dieſe beyden Theile werden von der guten Aufnahme des erſtern abhangen, die im beſten Fall noch nicht Erſatz meiner Vorſchüſſe und angewandten Koſten ſeyn wird. Wernigerode, im Aug. 1784.

Chriſtoph Friedrich Schröder.

Der erſte Band wird ungefähr 1 Alphabet und 16 Bogen in gr. 8. nebſt 3 Kupfertafeln ſtark. Wir liefern ſolches den Subſcribenten zu 1 Rthlr. 16 Gr. in Louisd'or à 5 Rthlr. poſtfrey. Man kann darauf bey dem Herrn Verfaſſer, bey unſern Herren Commißionnären, bey dem Wirthe auf dem Brocken, und bey uns ſelbſt ſubſcribiren. Die Her-

ren Collekteurs erhalten für ihre Bemühung 10 pro Cent Rabbat. Diejenigen, welche die Charten illuminirt zu haben wünschen, belieben solches bis Weyhnachten dieses Jahres zu melden. Wir werden den Preis für die illuminirten Exemplare so billig als möglich stellen. Sollte das Werk in der Bogenanzahl nicht so stark werden, als wir vermuthen; so werden wir den Subscriptionspreis auch geringer stellen, und demjenigen, welcher 1 Rthlr. 16 Gr. im voraus bezahlt hat, das, was er zu viel bezahlt hat, wieder herausgeben.

Dessau, im August, 1784.

Verlags Kasse für Gelehrte und Künstler.

3) Beyträge zur Mathematik und Physik und deren Lehrmethode, von F. G. Busse, Prof. am Dessauis. Erziehungs-Institut, Erster Band, 9 bis 12 Bogen, mit einer Kupfertafel. Subscript. Preis auf Druckpap. 8 Gr. Schreibpap. 10 Gr.

I. Mathematische: 1) ein System von kurzen und deutlichen Beweisen für die Lehren der endlichen Differenzen, worauf der seel. Euler die Erläuterungen der Differential-Rechnung in dem ersten Bande seines Calculi differentialis gegründet hat; 2) des Herrn Prof. Basedow neuer mechanischer Hauptsatz und dessen Vergleichung mit dem Maupertuisischen Grundsatze von der kleinsten Wirkung; 3) einige neue Lehrsätze von den höhern Gleichungen, durch Differentialien entwickelt; 4) ein kurzer elementarischer und allgemeiner Erweis der Newtonischen Binomialformel.

II. Physikalische: ein paar neue elektrische Versuche; über eine paradoxe ertische Erscheinung; ein nicht bemerkter deutlicher Beweis für die anziehende Kraft genäherter Körper; Bedenken über einen gewöhnlichen Schluß in der Lehre vom Schall, u. d.

III.

III. Anzeige einiger Uebereilungen in sehr empfehlungswürdigen Lehrbüchern, deren Berichtigung den Anfängern oder ungeübten Lehrern zu schwer fallen möchte, und einige den mathematischen oder physikalischen Lehrvortrag betreffende Vorschläge und Anfragen.

* * *

Von demselben Verfasser kömmt auf Michaelis heraus:

Erste Geometrie für Kinder und Jünglinge und fürs gemeine Leben. 8 bis 10 Bogen mit 2 Kupfertafeln. Unveränderter Subscriptions-Preiß Druckpapier 6 Gr. Schreibpapier 8 Gr.

Ein kleines System von den ersten Erklärungen, Lehrsätzen und praktischen Aufgaben der Geometrie, wie sie ein gewöhnlicher Lehrer bey gewöhnlichen und doch muntern Köpfen voranschicken muß, wenn der geometrische Unterricht von Anfang an gefallen soll. Das Publikum scheint neben den empfehlungswürdigen Arbeiten eines Schütz und Michelsen immer noch dergleichen kurze und wohlfeile Vorbereitung zur demonstrativen Geometrie zu verlangen, und in Rücksicht auf einige der bekannten Büchelchen in dieser Art können wir von dem gegenwärtigen wenigstens so viel versprechen, daß es keine grobe oder minder beträchtliche Unwahrheit enthalten und keine Sätze zu lehren oder zu demonstriren versuchen soll, zu deren Erläuterung oder Erweise ein so kleines System keine hinreichenden Gründe darbietet.

Die ersten geometrischen Nahmen werden täglich von Tausenden ausgesprochen und kaum von Hunderten richtig verstanden. Mancher Oekonom und Kameralist hat noch keinen richtigen Begriff vom Flächenmaße; da ihn doch die ersten praktischen Aufgaben eines solchen kleinen Lehrbuches in den Stand setzen können, die gewöhnlichsten leichten Ausmessungen der Felder selbst zu besorgen und zu versuchen.

Der-

Dergleichen Betrachtungen mögen den ausgebreiteten Titel dieſer wenigen Bogen vorläufig rechtfertigen.

Beide Schriften erſcheinen im Verlage der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler in Deſſau, und man kann unmittelbar bey ihr ſelbſt oder bey den ſämtlichen Freunden und Commiſſionären derſelben unterzeichnen. Die Subſcribenten erhalten die Exemplare poſtfrey und die Herrn Commiſſionäre und Collecteurs 10 Procent Rabbat für ihre Bemühung. Deſſau, im Auguſt 1784.

4) On reconnoit généralement l'utilitè de *l'hiſtoire naturelle*; cette ſcience qui nous apprend à connoitre plus particulièrement les ouvrages du Créateur, & qui jette tant de lumières ſur la ſcience de l'economie, eſt devenue l'objet des recherches des ſavans & une occupation agréable pour la plupart des gens du monde. Toutes les Parties de cette ſcience utile ont èté traitées dans des ouvrages excellens. Celle qui traite des poiſſons eſt la ſeule que l'on ait preſque négligée entiérement. Cet oubli eſt d'autant plus étonnant, que les poiſſons font une grande partie de notre nourriture, & forment dans pluſieurs contrées une branche de commerce conſidérable.

Ce qui paroit avoir retardé les progrés de *l'hiſtoire naturelle des poiſſons*, c'eſt ſans doute, la difficulté d'obſerver ces animaux dans l'elèment qui leur ſert de retraite, & de ſe procurer ceux des contrées éloignées.

L'ètude particuliére que j'ai faite des Poiſſons depuis pluſieurs années, les ſoins & les dépenſes que j'ai employés, pour défricher ce champ encore inculte, me font eſpérer que le public pourra retirer quelqu'utilite des connoiſſances que j'ai acquiſes & des découverts que j'ai faites dans cette partie. Comme une ſimple deſcription ne ſuffit pas dans cette ſcience, pour donner une idée des objets,

j'ai

j'ai joint aux miennes des figures enluminées en format *in folio*.

Les dépenſes conſidérables qu'entrainent néceſſairement un ouvrage de cette nature, m'obligent de le propoſer par ſouſcription. L'ouvrage entier comprendra neuf parties; chaque partie ſera de ſix cahiers, & chaque cahier de ſix eſtampes. Il en paroitra tous les mois un cahier, a commencer du moins de Janvier 1785. Chaque cahier avec le texte, en grand *in-folio*, coûte 12 livres, ou 5 écus, & 10 livres, ou 21/2 ecus en *in-folio* ordinaire. On prendra tant pour le texte que pour les eſtampes, le plus beau papier royal d'Hollande! & on aura la plus grande attention à la beauté de l'exécution typographique.

Le public ne doit point craindre de voir interrompre les livraiſons de cet ouvrage, vû qu'il y a déjà des blanches gravées & finies pour vingt-deux cahiers. On peut non ſeulement les montrer aux ſouſcripteurs, mais meme les leur livrer ſur le champ, en leur promettant le texte à meſure qu'il ſinprimera. Les deſſins & le manuſcript de l'ouvrage ſont entièrement finis. Chaque deſſin eſt fait avec le plus grand ſoin d'aprés l'original. Comme je poſſède un manuſcript avec les deſſins des poiſſons d'Amérique par le père Plumier, je les inſérerai dans mon ouvrage. La deſcription des poiſſons ſe fera dans l'ordre ſuivant: D'abord j'indique le caractère de la claſſe; enſuite du genre, & enfin de l'eſpèce. Après cela je rapporte les deſcriptions de Linné, d'Artédi, de Gronov, de Kleim & des autres ichtyologues avec leurs propres termes; & à cette occaſion j'indique les autres auteurs anciens ou modernes qui ont traité des mêmes objets. Enſuite vient une deſcription du poiſſon ſelon ſes parties extérieures, ſon ſéjour, ſa nourriture, ſa groſſeur, le tems du frai, la

maniére

manière de le prendre, de le tranſporter & d'en tirer avantage.

On y trouvera auſſi une ſynonymie complette des noms du poiſſon dans pluſieurs langues de l'Europe, & la critique des auteurs qui en ont traité; & enfin pluſieurs eſpéces inconnues juſqu'à préſent.

Je recevrai avec reconnoiſſance tous les avis, corrections, ou nouvelles découvertes que les ſavans voudront bien me procurer dans cette partie: je me ferai même un plaiſir de dédommager de leurs peines ceux qui me rendront quelques ſervices à cet égard.

Ceux qui ſouſcrivent pour neuf exemplaires auront le dixiéme *gratis*. On fait auſſi un rabais raiſonnable aux libraires qui payent comptant.

Le nom des ſouſcripteurs ſera imprimé au commencement des volumes.

Berlin, le 12 Août 1784.

BLOCH.

5) Da ich nicht nur von verſchiedenen Gelehrten, deren Vermögens Umſtände es nicht verſtatten, ſich die Quartausgabe meiner ökonomiſchen Naturgeſchichte der Fiſche Teutſchlands anzuſchaffen: ſondern auch von einigen Beſitzern der Octavausgabe der Büffonſchen Naturgeſchichte erſucht worden bin, eine Octavedition von dieſem Werke zu veranſtalten; ſo trage ich kein Bedenken, dieſer Aufforderung Gehör zu geben, um ſo viel mehr, da ich hoffen kann, daß auch Landwirthe, die zum Verſetzen der Fiſche Gelegenheit haben, ſie nicht ohne Nutzen leſen werden. Ich kündige demnach eine Ausgabe dieſes meinen Ichthyologiſchen Werks in dieſem Formate hiermit an, die ich ſo wie jene heftweiſe herausgeben und ohne Verzug damit den Anfang machen, auch nachher alle zwey Mona-

the

the damit fortfahren werde. Jeder Heft, welcher aus 6 Kupfertafeln beſtehen wird, koſtet mit dem dazu gehörigen Text, zu welchem eben ſolches Pappier und Format, worauf meine Nachricht gedrukt iſt, genommen werden ſoll, ausgemalt 16 Gr. und ſchwarz 8 Gr. Zu den Abdrücken wird holländiſches groß Median-Papier genommen werden. Einzelne Abdrücke koſten 3 Gr. Sollte jemand zum Texte in Octav die ausgemahlten Kupfer in Folio zu haben wünſchen, ſo zahlt derſelbe für den Heft Kupfer 1 Rthlr. 12 Gr. und für jeden Bogen Text 1 Gr. Das ganze Werk ſoll aus 3 Theilen beſtehen, und am Ende mit einem ſyſtematiſchen Regiſter verſehen werden.

Wer 10 Exemplare nimmt, erhält das 11te frey, und wenn die Herren Buchhändler welche verlangen ſollten, ſo bin ich erböthig, ihnen einen billigen Rabat zu akkordiren. Die Hefte werde ich zur Leipziger Meſſe frey ſchikken: auſſer dieſem aber bitte ich die Briefe und Gelder poſtfrey an mich einzuſenden.

Berlin den 12ten Auguſt 1784.

Bloch.

6) Dem muſikaliſcher Publiko wird hierdurch die Herausgabe von Zwölf Liedern angekündiget, die von der nämlichen — Dilettantin — von welcher die Canzonette con Variazioni ſchon herausgekommen iſt, in Muſik geſetzt worden. Sowohl die Worte, welche von den berühmteſten Dichtern unſrer Zeit herrühren, als die ſo gefällige Miſchung des Gefälligen und Erhabenen, welche die Erfinderin ſo glücklich zu treffen gewußt, verſpricht allgemeinen Beyfall. Der Subſcriptionspreis wird nur auf Sechszehen Groſchen geſetzt, den Louisd'or zu Fünf Thaler. Die Herren Subſcribenten werden gebeten, ihre Namen mit einzuſenden.

Der

Volingbroke.

Diejenigen von euch, Milords, die hier unter unſerm Arreſt ſind, mögen für ihre Sicherheit auf den Tag ihrer Antwort beſorgt ſeyn. Wir ſind ihrer Liebe wenig ſchuldig, und haben uns wenig Beyſtand von ihnen zu verſehen gehabt.

Dritte Scene.

König Richard und York zu den Vorigen.

König Richard.

Himmel, warum werde ich vor einen König vorgefordert, eh ich die königlichen Gedanken abgeſchüttelt habe, womit ich regierte? Ich habe noch nicht lernen können, mich einzuſchwazen, zu ſchmeicheln, zu büken und die Knie zu beugen. Laſſet meinem Kummer noch Zeit mich zu dieſer Unterwürfigkeit anzugewöhnen. Und doch will ich mich der Zeit erinnern, da mir dieſe Männer günſtiger waren. Waren ſie nicht einmal mein? Rieffen ſie mir nicht einmal lauter Heil und Leben zu? Das that Judas auch gegen Chriſtum: Aber Chriſtus fand unter zwölfen Treue bey allen bis auf einen, ich unter zwölftauſend gar keine. Gott erhalte den König! -- Will niemand ſagen, Amen? Bin ich Prieſter und Küſter zugleich? Wol dann, Amen! Gott erhalte den König, ob ich's gleich nicht bin, und auch Amen! Wenn der Himmel mich dafür erkennt. Was für Dienſte fordert man von mir, daß man nach mir geſchikt hat?

Der Herausgeber verſpricht den beſten Stich auf ſchön weiß Papier zu liefern. Die Abdrücke können noch vor Oſtern ausgegeben werden. Wer Zehn Exemplare unterſchreibt, bekömmt, wie gewöhnlich, das Eilfte unentgeltlich. Briefe und Geld erbittet man ſich Poſtfrey. Gotha, am 28ſten Sept. 1784.

Strockmar,
Münzwardein und Graveur.

7) Der überaus groſe Beyfall, welchen des berühmten Gellerts Fabeln und Erzählungen jederzeit auch bis itzt erhalten, hat mich veranlaſſet, zwölf der intereſſanteſten Gegenſtände und Erzählungen nach Art des Herrn Aberli ausgeruſchte und illuminirte Kupfer in groß Octav herauszugeben. Zur Erleichterung ſowohl als auch zur Sicherheit, gehe ich den Weg der Praenumeration, welche bis zur Neujahrs-Meſſe 1785 offen iſt, der ganze Preiß der 12 Blatt beſteht in einem Louisd'or (zu fünf Thaler und der Ducaten zu 2 Thlr. 20 Gr. gerechnet,) und wird die Hälfte als 2 Thlr. 12 Gr. voraus, und bey Ablieferung der erſten ſechs Blatt die zweyte Hälfte bezahlt. Sollten ſich Herren Collecteurs finden Praenumeration gütigſt zu beſorgen; ſo erhalten dieſelben bey jede neun Exemplaria das zehende gratis. In künftiger Oſtermeſſe 1785 werden die erſten 6 Blatt, und in der darauf folgenden Michaelismeſſe die letzten 6 Blat abgeliefert. Die Herren Intereſſenten werden gebethen Briefe und Gelder baldmöglichſt an mich zu überſenden, daß ich mich darnach wegen der Anzahl der Exemplaria richten kan. Meißen, den 30ſten Julii 1784.

J. D. Schubert,
Mahler bey der Churfürſtl. Sächſ. Porcelain-Manufactur.

Der
Teutſche Merkur.

November 1784.

I.

Luiſe.

An Schulz.

Wer den redlichen Pfarrer von Grünau kürzlich beſucht hat,
Kennt die geräumige Stube, wo ſonſt ein thönernes Eſtrich
Schreckte, der luftige große Kamin, kleinſcheibigte Fenſter,
Blind vor Alter und Rauch, voll farbiger Wapen der Vorzeit,
Und altfränkiſche Thüren, und mancher beſchimmelte Wandſchrank.

Aber des frommen Greiſes Ermahnungen rührten das Kirchſpiel.
Endlich: da ward ſie gebaut zu edlerer Gäſte Bewirthung,
Rings mit Tapeten geſchirmt, mit wärmenden Bohlen gepflaſtert,
Einem zierlichen Ofen geſchmückt, und engliſchen Fenſtern
Nach dem Garten hinaus und des Sees hochwaldichter Krümmung.

Wer ihn jetzo beſucht, dem zeigt er gerne die Ausſicht,
Jede Bequemlichkeit und Verſchönerung, ſchätzet des Baues Koſten, und rühmt die Häupter des Kirchſpiels. Rings an den Wänden

Hangen die Bilder umher der Familie, jedes nach alter
Sitte geſchmückt; die Männer mit aufgeſchlagener Bibel,
Und in der Weiber Hand ein Röſelein oder ein Pfirſich.

17. Von der herbſtlichen Flur, die mit ſchimmernden Metten *) bedeckt war,
Heimgekehrt, umringten allhier die gnädige Gräfin,
Ihre blühende Tochter Amalia, Karl und der Jüngling,
Welcher an Walters Statt ihn lehrete: horchend umringten
Dieſe das helle Klavier; denn der Bräutigam ſang in der Saiten
Bebendem Ton, o Schulz, die Begeiſterung deines Geſanges.
Oft auch miſchten Luiſ' und Amalia fröhlich die Stimmen
In den Geſang, und den Baß, wo es nöthig war, brummte der Vater.
Jetzo kam aus der Küche die alte verſtändige Hausfrau,
Nahte ſich, klopfte ſanft auf Amaliens Schulter, und ſagte:

17. Buch zu! Weis nicht die Jugend, man guckt ſich blind in der Dämmrung?
Und noch lange braucht man die Aeugelein! Reiche den Fruchtkorb,
Liebes Kind. Ich denke, die Bergamott' iſt nicht übel,
Auch die Franzöſiſche Birne, die weiſe ſowohl wie die graue.
Schön

*) Metten, die fliegenden Spinnenweben im Herbſte.

Schön ſind dies Jahr die Trauben und Pfirſche, groß und balſamiſch!
Aber wiſchen Sie, Karl, den blauen Duft von den Pflaumen;
Fühlen Sie ſolche heraus, die vom Steine los und am Stengel
Runzelich ſind: mein Hans hat ſie friſch vom Baume geſchüttelt.
Töchterchen, ſchaff uns auch Licht, und den grünen Schirm für die Gräfin.
Denn ich hoffe, ſie gönnen uns ihre werthe Geſellſchaft
Heute beym Butterbrod; wir gebens ſo gut wir es haben.

Freundlich erwiederte drauf die gnädige Gräfin, und ſagte:
Wenn wir nicht läſtig ſind, ſo bleiben wir. Aber kein Aufwand!

Drauf antwortete'ſt du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Mutter, man täuſcht ſich leicht mit Erwartungen: rede die Wahrheit.
Butterbrod bedeutet ein Paar Kramsvögel und Droſſeln;
Etwan auch Aepfelmus: nach dem Sprichwort muß es dazu bey ſeyn.
Ferner klatſcht' im Zuber ein ſchwärzliches Ding wie ein Sandart,
Oder auch zween, wie mir däuchte; doch das iſt bloße Vermuthung.
Aber für Karl erſcheint ein irdener Napf mit Kartoffeln,
Klar wie Kriſtall, in der Hülſe. Zuletzt noch der purpurne Kohlkopf,
Unſer Freund! zur Ehre des Prieſterthumes mit Biſchof

Anacfüllt. Wie kömmts? mir iſt heute ſo wohl und behaglich,
Als wenn man irgend was gutes vollendet hat, oder auch vorher!

Aber nachdem Luiſe die Früchte gereicht und genöthigt,
Eilte ſie hin, und ſchloß in der täglichen Stube den Schrank auf,
Nahm die ſilbernen Leuchter, und ſteckt' auf jeden ein Wachs-
licht:
Welches die häusliche Frau vornehmern Gäſten nur anbot,
Etwa dem Probſte beym Kirchenbeſuch, und der gnädigen
Gräfin,
Und wenn ihr Hochzeitfeſt ſie erfreuete, und ein Geburtstag:
Eilte dann in die Küch' und ſprach zu der treuen Suſanna:

Zünde die Lichter an, und trage ſie, liebe Suſanna,
In der Geſellſchaft hinein, und den grünen Schirm für die
Gräfin.
Ich will indeß in den Keller hinuntergehn, und zum Biſchof
Rothen Wein, Pomeranzen und unſern purpurnen Kohlkopf
Holen, auch Zucker dabey. Du weiſt ſchon was du zu thun haſt.

Ihr antwortete drauf die gefällige treue Suſanna:
Gleich, mein Jüngferchen, gleich! ich binde mir nur die
gedruckte
Schürze vor, daß mich die gnädige Herrſchaft nicht auslacht.

Als nun Luiſ' aus dem Keller belaſtet wieder emporſtieg,
Kam die fröhliche Gräfin Amalia hinter Suſanna
Schnell

Schnell aus der Thür, und ſprach zu des Pfarrers blühender Tochter:

Komm ein wenig hinauf in dein Kämmerlein. Siehe des Mondes
Sichel, die, blank wie Silber, durch hellere Wolken dahinſchwebt,
Blinkt dir grad' in die Fenſter; es plaudert ſich lieblich im Mondſchein.
Drinnen halten ſie Rath, den verödeten Garten in Seldorf
Anzubaun. Tritt leiſe; der Bräutigam möchte dir nachgehn.

Alſo ſprach ſie; da reichte die Braut der treuen Suſanna,
Was ſie trug, in die Hand, und ermahnte ſie; folgte der Freundin
Leiſe die Treppe hinauf, und ſchalt die knarrenden Stufen.
Jetzo traten ſie beyd' in die monderleuchtete Kammer,
Und Luiſe begann, und ſprach zu der trauten Geſpielin:

Setze dich hier in den Seſſel, Amalia, wo ich ſo manchmal
Neben dir ſaß. Bald trennt uns die bittere Stunde des Abſchieds.

Aber Amalia ſtand am Fenſter, blickte den Mond an,
Und das Gewölk, das flüchtig mit wechſelndem Glanz ihm vorüber
Wallete, jetzt ihn enthüllt', und düſterer jetzo dahinzog;
Und wie der Wind auf dem Hofe das gelbe Laub von den Bäumen

Wirbelt' und wogt' und zerſtreute, mit ſchauerlichem Geraſſel:
Sinnend ſtand ſie und ſchwieg; und der Mond beglänzte die Thräne,
Welche die roſige Wange hinabrann. Aber ſie hielt ſich,
Wandt' ihr Geſicht ins Dunkel, und ſprach mit erzwungenem Leichtſinn:

Rede, wie Bräuten geziemt, was fröhliches, nicht von dem Abſchied,
Liebes Kind! und zumal am heiligen Polterabend,
Da ſchon Kammer und Bette zur Hochzeitsfeier geſchmückt iſt:
Schad' um die kleine Luiſe, das jugendlich hüpfende Mädlein,
Daß es ſo bald Hausmütterchen wird, und dem Manne gehorſam!
Männer küſſen nicht mehr mit Beſcheidenheit, oder erröthend;
Herriſch umarmt die Gattin der Herr Gemahl, und zerküßt ihr,
Oft mit ſtechendem Kuße die Wängelein, wenn es ihm einfällt:
Alles nach Pflicht und Recht! und endlich muß ſie noch wiegen.
Aber wie bogſt du den Nacken ſo willig ins Joch, da du ſchön biſt?

Drohend gab ihr darauf die ſchöne Luiſe zur Antwort:
Spötterin, nicht ſo getrotzt! Dir glühn die ſchelmiſchen Aeuglein
Nicht umſonſt; und ich fühle, wie mächtig es hier in dem warmen
Wallenden Buſen Dir pocht. Ein Jüngferchen ſträubet ſich minder,

Und

Und ein anderes mehr; doch folgen ſie alle nicht ungern.
Warum hülfe man ſonſt ſo ämſiglich, wenn der Geſpielin
Ihr hochzeitlicher Schmuck bereitet wird, oder ihr Brautkranz,
Unter leiſem Geſang und Seufzerchen? Aber Du mußt doch
Sehn, wie unſre Beſetzung von rothen und weißen Roſen
Und natürlichem Moos auf dem ſchimmernden Atlas ſich
ausnimmt.

Alſo ſprach ſie, und nahm das milchweiß ſchimmernde
Brautkleid
Aus der Kommod' und zeigt es der trauten Freundin im
Mondſchein.
Lange beſah es rührend Amalia, jetzo begann ſie:

Zieh es doch an, Luiſe, damit wir ſehn, wie es ausſieht,
Wenn dich morgen dein Vater bey uns dem Bräutigam antraut.
Dort an dem Fenſter ſteht ja ein Myrtenbäumchen zum Braut-
kranz.

Lächelnd erwiederte drauf des Pfarrers blühende Tochter:
Krampe die Thüre nur zu; der Bräutigam möchte mir nachgehn.

Alſo ſprach ſie, und legte den ſchongeränderten Filzhut
Nieder, und löſte ihr Haar, das in braunen glänzenden
Ringeln,
Unentſtellt vom Staube des Meels, ihr die Schulter hinabfloß.
Aber Amalia ſtand, und ſchlichtete ſanft ihr die Locken
Mit weitzahnigem Kamm', und freute ſich ihres Geringels;

Ordnete dann und flocht, nach der Sitte der griechiſchen Jungfraun,
So wie des Bildners Form und Angelika's Pinſel ſie ausſchmükt,
Hinten das lockere ſchöne Geflecht, das, in Wellen ſich blähend,
Mit nachläſſiger Schwingung zurück auf die Scheitel gerollt war.
Aber den weißen Nacken umflatterte zartes Gekräuſel,
Gleichſam entflohn; und vorn, um Hals und Schulter ſich windend,
Schlängelten ihr zwey Locken hinab auf den wallenden Buſen.
Jetzo pflückte ſie Zweige des Myrtenbaums an dem Fenſter,
Band mit Seide den Kranz, und krönte Dich, Edle der Jungfraun,
Selber würdig des Kranzes, die Würdige: traulich umſchlang ihn
Rings ihr wellichtes Haar, und hinten verbarg ihn die Flechte.
Und Amalia neigte ſich hold, und ſprach zu der Jungfrau:

Bräutchen, dein Haupt iſt geſchmückt; nun kleide dich. Aber zum Brautſchmuck
Stünden ein feineres Hemd und ſeidene Strümpfe nicht übel.

Nickend gab ihr darauf die ſchöne Luiſe zur Antwort:
Großen Dank! Ich trage mein Hemd, wie es wackeren Jungfraun
Ziemt, beſtändig von feiner und feſtgeſponnener Leinwand.
Schaue nur hier am Buſen! Der Scherz mit den ſeidenen Strümpfen
Gienge noch wohl, wenn dirs, Brautjüngferchen, alſo gelüſtet.
Sprachs,

Sprachs, und holte die Strümpf und die feſtlichen Schuhe von Atlas,
Wandte ſich weg, und ſchmückte die zartgegründeten Füßchen
Sittſam, nahte ſich dann; und die ſilbernen Schnallen im Mondſchein
Funkelten. Aber nun warf ſie behend' ihr Gewand von der Schulter,
Fein und olivenarün, umglänzt von ſtählernen Knöpfen;
Nahm aus der Freundin Hand ihr roſenumblühetes Brautkleid,
Welches den lieblichen Wuchs nachahmend umſchloß, und die Hüften
Nicht mit mediſchem Höcker belaſtete; zog es ſich eilend
An, von der Freundin bedient, und ſchnürt' es feſt um den Buſen,
Welcher, des Zwangs unduldend, in wallender Schönheit empor ſtieg;
Und wie ein fließender Duft umhüllt' ihn der florene Schleyer:
Alſo ſchwebt in Nächten des May's um die Scheibe des Mondes
Oft ein dünnes Gewölk, den äußerſten Rand nur enthüllend.
Aber Amalia küßte die Braut, und ſagte mit Inbrunſt:

Du holdſeliges Mädchen! Wie ſchlank von Wuchs! und wie lieblich
Dieſes Engelgeſicht, die Roſenwange voll Unſchuld,
Und das glänzende Blau der Aeugelein! Willſt du mich anſehn?
Komm und ſchau in den Spiegel, und ſchäme dich, daß du ſo ſchön biſt!

York.

Eine Handlung deines eignen freyen Willens, wozu du, der Majeſtät überdrüßig, dich ſelbſt erboten haſt, die Uebergabe deines Staats und deiner Crone.

König Richard.

Gebt mir die Crone -- hier, Vetter, nimm die Crone, hier auf dieſer Seite, meine Hand; und auf dieſer deine. Izt iſt dieſe goldne Crone wie ein tiefer Brunnen mit zween Kübeln, wovon einer den andern füllt; der leere tanzt immer in der Luft, indem der andre in der Tiefe, ungeſehn und voll Waſſers iſt; dieſer erniedrigte und mit Thränen angefüllte Kübel bin ich, der nun ſeinen Kummer wie Waſſer in ſich ſchluken muß, indeß daß ihr in die Höhe ſteigt.

Bolingbroke.

Ich dachte, ihr wäret willig, die Crone niederzulegen?

König Richard.

Die Crone, ja; aber doch bleibt mein Schmerz mein, ihr könnt mich meiner Majeſtät und meines Staats entſezen, aber nicht meiner Schmerzen; darüber bleib ich immer König.

Bolingbroke.

Seyd ihr's zufrieden, die Crone zu übergeben?

König Richard.

Ja, nein -- Nein, ja -- Denn ich muß nichts ſeyn -- alſo

159. Nimm dies Buſengehenk, noch warm vom Buſen der Freundin,
Zum Andenken von mir; es iſt mein Name, von meinem
Eigenen Haare geſchränkt, und eine geflochtene Locke:

Sprachs, und hieng der Freundin das ſchöne Gehenk um den Nacken,
Das erſtermiß, den goldenen Rand mit Perlen umringet,
Unter geſchliffnem Kriſtall die blonden Haare beſchirmte;
Und ſie umarmten einander mit Heftigkeit. Aber mit einmal
Klopfte der Bräutigam an, und verſuchte die Thüre zu öffnen.
Lachend ſprang mit Entzücken Amalia ſchnell nach der Thüre,
Krampfte ſie ungeſtüm auf; und der Bräutigam trat in die Kammer;
Und ſie faßte die Braut, wie ſie bebend ſtand und erröthend,
Schnell bey der Hand, und führte ſie hin zu dem ſtaunenden Jüngling.

171. Wie ein ländlicher Mann, dem das Herz mit ſüßer Entzückung
Säugte die ſchöne Natur, den Apfelbaum, den er ſelber
Pflanzte, zum erſtenmal in voller Blüte betrachtet;
Lange freut er ſich ſchon der ſchwellenden Knoſpen; da rief ihn
Fern in die Stadt ein Geſchäft; doch jetzt, da er fröhlich zurückkehrt,
Führt ihn ſein Weib in den Garten, und zeigt ihm den blühenden Fruchtbaum,
Der voll röthlicher Sträuße, beglänzt vom Golde des Abends,
Daſteht, ſchauernd im Weſt, und mit lieblichem Duft ihn umwehet:

Alſo

Alſo ſtaunte der Jüngling beym Anblick ſeiner geſchmückten
Blühenden Braut; ihm pochte durchs Herz hangathmende
Wohluſt.
Aber die Jungfrau ſank ihm mit ausgebreiteten Armen
Schnell an die Bruſt; und die Seelen der Liebenden floſſen, von Himmels-
Wonne berauſcht, im langen und bebenden Kuß in einander.
Endlich begann die ſchöne Luiſ', und ſprach zu dem Jüngling:

Aber du haſt mich doch lieb, mein Bräutigam? Steht mir der Anzug
Gut? und bin ich auch hübſch? Amalia hat mich verleitet!

Und mit herzlicher Stimme begann der liebende Jüngling:
Schön iſt meine Luiſ', und hold, wie ein Engel des Himmels!
Wende den ſchmachtenden Blick, Du herliche! oder ich küſſe
Dir die Aeugelein zu, die meine Seele bezaubern!
Aber komm doch hinunter, du ſüße Braut! Dein liebes
Väterchen muß ſich ja freun, und Mütterchen, daß du ſo ſchön biſt.

Rieſs, und nahm ſie beym Arm, und führte ſie, welche vergebens
Schutz von Amalia flehte, mit ſanfter Gewalt aus der Kammer.
Als nun ſcherzend der fröliche Zug die Treppe hinunter
Polterte, eilt aus der Küche die Mutter zu ſehn, was da wäre;
Voll Verwunderung rief die alte verſtändige Hausfrau:

Echt

Seht doch in aller Welt, was mir das für muthwillige Kinder
Sind! Juchheien ſie nicht, wie die Vögelein, wenn ſie im Frühling
Neſter baun? Nur Geduld! du kömmſt noch früh aus dem Brautkranz
Unter die Haube, mein Kind; dann ſitzt man ruhig und brütet!
Aber geht doch hinein, daß der Vater ſich über ſein liebes
Schmuckes Töchterchen freue; der Bräutigam führe ſie ehrbar.

Alſo ſprach ſie, und drehte den Griff von blinkendem Meſſing,
Ließ vor ſich die Kinder hineingehn, und folgte dann ſelber.
Plötzlich enteilte des Bräutigams Hand die blühende Jungfrau,
Hürfte dahin, und ſchlang ſich mit beyden Armen dem Vater
Feſt um den Hals, und küßt' ihm den Mund, und ruhte mit heißer
Wange, von Thränen benetzt, an der Wange des ſtaunenden Greiſes.
Sprachlos drückte der Greis an ſein klopfendes Herz ſein geliebtes
Töchterchen; endlich rief er im ſtammelnden Laut der Entzückung:

Gottes Segen mit dir, holdſeliges, allerliebſtes
Töchterchen! Gottes Segen auf dieſer Erd' und im Himmel!
Ich bin jung geweſen, und alt geworden, und habe
Freud' und Kummer geſchmeckt! nun will ich gerne mein graues Haupt

Haupt in die Gruft hinlegen: denn meine Tochter iſt glücklich!
Glücklich, weil ſie es weiß, daß unſer Gott, wie ein Vater
Seiner Kindlein pflegt, durch Freud' und Kummer uns ſegnet!
Wunderbar regt ſich mein Herz beym Anblick einer geſchmückten
Jungen Braut, wie ſie hüpfend, in holder kindlicher Einfalt,
An des Bräutigams Hand den Pfad durchs Leben beginnt.
Eben ſo waliete mirs von Ahndungen, als nach der Hochzeit
Ich mein jugendlich Weib heimführete; freudig und ernſtvoll
Zeigt ich ihr am Moore die Grän,ſtein' unſeres Feldes,
Jetzo den Kirchenthurm und die Wohnungen, jetzo das Pfarr-
haus,
Wo uns beyden ſo manches bevorſtand, gutes und böſes.
Du, mein einziges Kind! denn trauernd denk' ich der andern,
Wenn mein Gang zur Kirch' an der blumigen Gruft mich
vorbeyführt!
Bald, du Einzige! wirſt du auf jenem Wege dahinziehn,
Welchen ich kam; bald ſteht das Töchterchens Kammer verödet,
Und des Töchterchens Stelle bey Tiſch; ich horche vergebens
Ihrer Stimm' in der Fern', und ihrem kommenden Fußtritt.
Wenn Du mit deinem Mann' auf jenem Wege dahinziehſt,
Schluchzend werd' ich und lange mit heißen Thränen dir
nachſehn!
Denn ich bin Menſch und Vater, und habe mein Töchter-
chen herzlich,
Herzlich lieb! und mich liebt mein Töchterchen eben ſo herzlich!
Aber ich werde getroſt mein Haupt zum Himmel erheben,

Troſt-

Troknen mein Angeſicht, und, feſt die Hände gefaltet,
Mich im Gebete vor Gott demüthigen, der, wie ein Vater
Seine Kindlein pflegt, durch Freud und Kummer uns ſegnet!
Sein iſt auch jenes Gebot, des Liebenden: Vater und Mutter
Soll verlaſſen der Menſch, daß Mann und Weib ſich vereinen.
Geh' dann in Frieden, mein Kind, vergiß dein Geſchlecht und des Vaters
Wohnungen; geh an der Hand des Jünglinges, welcher von nun an
Vater und Mutter dir iſt. Sey ihm ein fruchtbarer Weinſtock
Um ſein Haus; die Kinder um euren Tiſch, wie des Oelbaums
Sprößlinge! So wird geſegnet ein Mann, der dem Herrn vertrauet!
Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts, ein gottesfürchtiges Ehweib
Bringet Lob und Segen! denn wo der Herr nicht das Haus baut,
So arbeiten umſonſt die Bauenden!.... Mutter, was ſagſt du?
Soll ich die Kinderchen traun? Der morgende Tag iſt nicht beſſer.

Schluchzend rief mit Thränen die alte verſtändige Hausfrau:
Traue ſie, Mann, im Namen des lieben himmliſchen Vaters!

Jetzo erhob ſich vom Sitze der gottesfürchtige Pfarrer Feyerlich; hieß die Braut, wie ſie bebend ſtand und erröthend,
Ihm zur Rechten ſich ſtellen, zu ſeiner Linken den Jüngling;
Wandte ſich drauf zu dem Jüngling, und ſprach mit erhobener Stimme:

Lieber

Lieber Sohn, ich frag ihn vor Gott und dieſer Verſammlung, 15
Wählt er zu ſeiner Gattin die gegenwärtige Jungfrau
Anna Luiſe Blum? Verſpricht er, als chriſtlicher Ehmann,
Freud' und Kummer mit ihr, wie Gott es fügt, zu ertragen
Und ſie nicht zu verlaſſen, bis Gott durch den Tod euch ſcheidet?

Sprachs; und ein freudiges Ja erſcholl aus dem Munde des Jünglings.
Drauf zu der blühenden Tochter ſich wendend, fragte der Pfarrer:

Tochter, ich frage dich auch vor Gott und dieſer Verſammlung,
Wählſt du zu deinem Gatten den würdigen Pfarrer von Seldorf,
Arnold Ludewig Walter? Verſprichſt du, als chriſtliches Ehweib,
Freud und Kummer mit ihm, wie Gott es fügt, zu ertragen,
Und ihn nicht zu verlaſſen, bis Gott durch den Tod euch ſcheidet?

Sprachs; und ein ſchüchternes Ja erſcholl aus dem Munde der Jungfrau.
Weiter redeteſt du ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:

Kinder, gebt euch die Hand; die Treuring' habt ihr gewechſelt.

Sprachs,

Sprachs, und legt' auf die Hände des Bräutigams und der Jungfrau

Seine bebende Hand, und sprach mit erhobener Stimme:

Kinder, ich segne hiermit als Diener des göttlichen Wortes,
Segne mit allem Segen des allbarmherzigen Gottes,
Euren ehlichen Bund! Euch hat der Vater im Himmel
Beyde zusammengefügt; kein Mensch vermag euch zu scheiden!
Segn' und behüt' euch der Herr! der Herr erleuchte sein Antlitz
Gnadig euch! es erhebe der Herr sein Antlitz, und geb' euch
Seinen Frieden allhier, und dort in Ewigkeit! Amen.

Also rief er, und schloß die erschrockene Braut und den Jüngling

Beyde zugleich in die Arme, sein Herz voll stürmischer Wehmuth,
Hielt sie lange verstummt, und herzte sie. Aber die Mutter
Nahte sich jetzt, und sprach mit dem Laut der innigsten Rührung:

Vater, du hast genug! die Kinderchen hören mir auch zu:
Sprachs, und umarmte sie beyde mit Heftigkeit, küßte den Kindern

Stirn' und Wangen und Mund, und begann den herrlichen Glückwunsch:

Kinder, euch segne Gott, der Stifter des heiligen Ehstands!
Wachset und grünt, wie die Bäum' an Wasserbächen, und bringet

Früchte zu seiner Zeit! Der gute Geber bescher' euch

Was

Was euch frommet: im Glücke genügſame Herzen und Demuth,
Troſt und Geduld in der Noth; und Einigkeit, Fried' und Geſundheit!
Nehm' er ſie hin, mein Sohn! das Kind iſt ſanfter Gemüthsart,
Mein Augapfel! mein Herz! Mit Vorſatz kränke ſie niemand!
Liebt euch mit herrlicher Treue, bis ſpät im ruhigen Alter
Einer nach Gottes Rathe dem andern die Augen zudrückt!

Sprach's, und both die Tochter, im roſigen Glanze der Unſchuld
Jugendlich ſchön, zum Kuſſe dem überſeligen Jüngling.
Auch die gnädige Gräfin erſchien jetzt, wünſchte dem Brautpaar
Herzlich Glück, und umarmte die hold liebkoſende Pathin;
Fröhlich kam auch ihr Karl, es kam ſein liebender Lehrer.

Aber noch ſtand am Fenſter Amalia, trocknete ſchüchtern
Ihre Thrän', und blickt in die mondumdämmerte Gegend,
Starr und gedankenlos; da hüpfte die Braut zu der Freundin,
Faßte ſie wild bey der Hand, und ſprach mit drohendem Lächeln:

Komm doch, und wünſche mir Glück, Amalia! Schämſt du dich, Loſe,
Daß du mich alſo beliſtet? Geduld, wir ſprechen uns weiter!

Sprach's; und Amalia lacht' ein unaufhaltſam Gelächter,
Thränen im Aug'; es lächte das Mägdlein unter dem Brautkranz.

Jetzo begannſt du und ſprachſt, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:

Seht, wie die Kinder da lachen! Die Trauung ſcheint euch wohl etwas
Wunderlich! Arme Luiſ', das hat dir ſchwerlich geahndet,
Als du den Schmuck anlegteſt. Ein andermal ſcherzt mit dem Brautkranz!
Richtig biſt du getraut, mein Töchterchen! Suchte dich jetzo
Selbſt der Herr Generalſuperintendent aus den Formeln,
Die dich verſtrickt zu befreyen; ſo gäb' ich ihm dieſes zur Antwort:
Würdigſter Herr Generalſuperintendent, ich verharre
Voll Ergebenheit ſtets Ihr ganz gehorſamer Diener;
Aber ich nehme mir doch die Freyheit, Sie zu verſichern,
Daß nach meinem Erachten die Kinderchen richtig getraut ſind.

322 Aber der Jüngling nahm die ſchöne, vor Freud' und Beſtürzung
Schwindelnde Braut bey der Hand, und ſprach, zum Vater ſie führend:

Alter lieber Papa, die Kinderchen kommen noch einmal!
Wir unartigen Leute vergaßen den Dank für die Trauung!
Alles ſchwankt noch unter, wie dem Träumenden, wenn er gen Himmel
Aufſliegt, oder den langen und ſehnlichen Wunſch nun vollendet
Sieht,

Sieht, voll banger Begierde, mit dunkler Furcht des Erreichens!

Sprachs; und ſie ſchlangen ſich beyd' um den edlen Greis, und erfüllten
Seine Seele mit Freud' und Wehmuth. Aber die Jungfrau
Klopfte die Wangen ihm ſanft, und ſprach mit kindlichem Schmeicheln:

Vater, du böſer Vater! Dein Töchterchen ſo zu erſchrecken;
Iſt das recht? Ich komme ſo ganz unſchuldig und arglos,
Und vermuth' in der Welt nichts weniger, als die Hochzeit!
Und da mit einmal geräth er in Zorn, und eh' ich mich umſeh',
Bin ich getraut! Du ſollteſt doch Scherz verſtehen, mein Vater!

Jetzo gieng aus der Stube die alte verſtändige Hausfrau,
Holt' aus dem Schrank ein feines Gedeck, und ſah' nach der Wanduhr,
Eilte dann in die Küch' und ſprach zu der treuen Suſanna:

Decke den Tiſch, Suſanna; ich will den Heerd wohl beſorgen.
Doch erſt lange den Tiegel vom Bord', und gieb mir die Butter,
Daß ich zum Senf ſie ſchmelze. Der Tandaret konnte wohl gar ſeyn!
Spiel' auch die zierlichen Gläſer von hellem Klang' und des Vaters
Großen Pokal, der laut wie die große Glocke darunter

alſo nein, nein; denn ich übergebe ſie dir. Nun, gebt acht wie ich mich ſelbſt vernichte; ich gebe dieſe ſchwere Bürde von meinem Haupte weg, dieſen unbehülflichen Scepter aus meiner Hand, und den Stolz der Königs-Würde aus meinem Herzen; mit meinen eignen Thränen waſch ich meine Salbung weg; mit meinen eignen Händen geb ich meine Crone von mir; mit meiner eignen Zunge verläugne ich meinen geheiligten Stand, und mit meinem eignen Athem entlaſſe ich alle ihrer mir geſchwornen Pflichten. Ich verſchwöre alle Majeſtät und Hoheit, ich vergeſſe alle meine Domainen, Renten und Einkünfte, ich vernichte alle meine Handlungen, Edicte und Verordnungen. Gott verzeihe alle die Eidſchwüre, die an mir gebrochen werden! Gott erhalte alle diejenigen ungebrochen, die dir gethan werden. Mögeſt du lange leben, um auf Richards Stuhl zu ſizen, und Richard bald im Grabe Ruhe finden. Gott erhalte den König Heinrich, ſagt der entkönigte Richard, und ſende ihm viele Jahre von glüklichen Tagen! -- Was iſt noch mehr zu thun?

Northumberland.

Nichts mehr, als daß ihr dieſe Anklagen und dieſes Verzeichniß von abſcheulichen Verbrechen leſet, die von euch ſelbſt und euern Anhängern gegen den Staat und das Beſte dieſes Landes begangen worden; damit durch euer Geſtändniß alle Welt überzeugt werde, daß ihr mit Recht entſezt worden ſeyd.

König Richard.

Muß ich das thun? muß ich das Gewebe meiner Thor-

Gnumt. Dann geh in die Kammer, und füll ein Schäl-
chen mit Sülzmilch,
Welche die Gräfin ſo rühmt; du mußt auch Zucker darauf
ſtreun!
Gut, daß der Haaſ im Keller noch hieng! Es wäre ja ſchimpflich,
Wenn wir allein mit Fiſchen und Vögelchen dieſen Abend
Feyerten, und, ich ſchäme mich faſt, mit gedrühten Kartoffeln!
Hans, den Braten nur tüchtig gedreht; heut Abend iſt Hochzeit.

Wie ein Mann, der am Abend vom Feld' in Gedanken
zurückkehrt,
Freudig erſchrikt, wenn hinter dem Haſelgebüſch an dem Fußſteig
Plözlich ſein freundliches Weib mit den jauchzenden Kindern
hervorſpringt:
Alſo erſchrack auch Hans, da er plözlich das Wort von
der Hochzeit
Hörte der lieben Mamſell, die er oft auf den Armen ge-
ſchaukelt;
Haſtiger drehte' er den Wender, und ſprach mit freudigem
Ausruf:

Herzensfrau, was ſagt ſie! Iſt unſer Jüngferchen wirklich
Schon getraut? Das hätt' ich in aller Welt nicht vermuthet!
Als ſie vorher mit der Braut hinſchäkerten, dacht' ich in meiner
Dummheit, ich alter Narr: die Jugend kälbert ein wenig.
Aber wie ſteht der Jungfer das Hochzeitkleid und der Braut-
kranz?
Sprach:

Sprachs; da wandte ſich lächelnd Mama zu der treuen Suſanna:

Seht, wie ſie gafft, und die Augen vor groſſer Verwunderung aufſperrt:

Laß die Gläſer nur warten, und trag' in die Stube den Tiſchkorb;

Frage dann heimlich die Braut, ob ſie nicht ein wenig herauskommt.

Alſo befahl die Mutter; nicht ungern hört' es Suſanna,
Eilt' und trug in die Stube den Tiſchkorb, winkte die Jungfrau
Heimlich beyſeit', und ſagt' ihr ins Ohr mit leiſem Geflüſter:

Jungfer, mich ſchickt Mama, ob ſie nicht ein wenig hinauskommt.

Sprachs; und willig folgte die Braut der treuen Suſanna,
Gieng in die Küch', und ließ im flatternden Scheine des Feuers
Ihre ſchöne Geſtalt vom Haupt zu Fuße bewundern,
Mit handſchlagendem Lob', und lächelte Dank bey Suſannens
Und des ehrlichen Hans wohlmeynendem kräftigem Glückwunſch.
Drauf zu der lieben Mama ſich wendend, ſagte die Jungfrau:

Mütterchen, denke dran; der gute Hans und Suſanna
Freuen ſich auch des Schmauſes, und klingen dabey, wie natürlich,
Auf der wackeren Braut und des Bräutigams werthe Geſundheit.

Freundlich erwiederte drauf die alte verſtändige Hausfrau:
Kümmre dich nicht um Eyer, mein Töchterchen, eh' ſie gelegt ſind,

Heftig wandte ſich jetzo der ehrliche Hans zu der Jungfrau:
Ja, wir wollen uns freun, und klingen ſollen die Gläſer
Auf der wackern Braut und des Bräutigams werthe Geſundheit!
Meinen Pferden ſogar will ich heute die Krippe voll Haber
Schütten, und unſern Packan mit reichlichen Biſſen verſorgen:
Daß wir uns alle freun am Ehrentage der Jungfer!

Freundlich ſagte darauf die ſchöne Luiſe zur Antwort:
Hänſelchen, gieb mir die Hand; du biſt mein ehrlicher Alter!

Sprachs, und der ehrliche Hans ſchlug ein, daß der kräftige Handſchlag
Laut erſcholl; dann rief er, das zarte Händchen ihr drückend:

Jungfer, ich bin nur ein ſchlechter gemeiner Kerl; doch mit Freuden
Wollt' ich durch Feuer und Waſſer für ſie ans Ende der Welt hin
Laufen! Nun Gott im Himmel vergelt' ihrs, daß ſie ſo gut iſt!

Als er noch redete, trat der Bräutigam, welcher ſein Mädchen
Sucht', in die Küchenthür', und begann mit zürnendem Lächeln:

Was

Was zum Kukuk hat Hans mit der Jungfer zu thun!
Ist es artig,
Guter Hans, liebkosend und händedrückend und äugelnd
Meine Braut zu verführen, da wir nur eben getraut sind?

Ihm antwortete drauf die alte verständige Hausfrau:
Hat er nimmer gehört, Herr Bräutigam, daß man die Männer,
Welche dem Heerde sich nahn, mit der Küchenschürze bekleidet?
Hurtig hinein mit der Dirne! Sie bringt mir den Hans so
in Aufruhr,
Daß der Has' am Wender nicht immer geht, wie er sollte.
Aber du decke den Tisch, und spute dich, liebe Susanna!

Also befahl die Mutter; und willig gehorchte der Eidam,
Nahm die Braut beym Arm', und küßte sie, eh' er hineingieng.
Ihnen folgte Susanna, und trug die Geräthe des Mahles,
Deckte den Tisch, und versah ihn mit lieblichen Speisen
und Gläsern.
Und nachdem sie alles beschleuniget, kam auch die Mutter,
Roth im Gesicht von der Glut, und nöthigte: Ist es gefällig?
Stehend betete dann mit lauter Stimme der Vater;
Und die Gesellschaft kam und setzte sich. Unter dem Spiegel
Saß der Braut zur Linken der Bräutigam; neben dem
Jüngling
Saß die gnädige Gräfin, und ihr zur Linken der Vater,
Aber der Braut zur Rechten Amalia, welche der Freundin
Nicht von der Seite wich: denn bald ach drohte die Trennung!

417. Drauf an die rechte Hand Amaliens ſetzte die Mutter!
Karls treuherzigen Lehrer; und neben ihm wählte ſie klüglich
Ihren Platz, wie des Mahls Vorlegerin, neben dem Schenktiſch,
Prangend mit lieblicher Frucht und der purpurnen Kumme voll Biſchof;
Und der fröhlige Karl ſaß zwiſchen Vater und Mutter.
Alſo ſchmaußten ſie dort, in behaglicher Ruhe vereinigt,
Um den ſchimmernden Tiſch, und tranken des köſtlichen Biſchofs,
Plauderten viel, und lachten des Bräutigams und der Jungfrau.

Jetzo ſaßen auch jene, der gute Hans und Suſanna,
Fröhlich am Tiſch', und feyerten des lieben Jüngferchens Hochzeit.
Ihnen hat' in der Eile Mama den Braten vom Mittag
Aufgewärmt in der Pfann', und gewürzt mit kräftigen Zwiebeln;
Auch die übrigen Speiſen beſtätiget, welche Suſanna
Trüge vom bräutlichen Tiſch, und eine Flaſche voll Biſchof.
Zitternd ſtärkte ſich Hans mit Speiſ' und Trank; denn es wallt' ihm
Von unruhiger Freude das Herz, und er konnte nicht eſſen!
Haſtig verließ er den Tiſch, bedeckte das Haupt mit der warmen
Streifigten Mütz', und nahm aus ihrem Winkel die Leuchte
Von durchſichtigem Horn, bey deren Schein er des Abends
Droſch, und Häckerling ſchnitt, und den Pferden die Raufe voll hintrug.

Dieſe

Dieſe hob er vom Nagel herab, und ſteckt' in die Tülle
Einen brennenden Stumpf, und verſchloß die Thüre des
Hornes.
Gegen ihn wandte ſich jetzt die gefällige treue Suſanna:

Warum eilſt du ſo, Hans? Du ſiehſt ja ſo wild aus
den Augen.
Komm doch her, und trinke des Brautpaars werthe Geſundheit.

Sprachs, und reicht' ihm das Glas; und trinkend wünſch-
ten ſie beyde
Tauſend und tauſendmal Glück dem neuvermählten Brautpaar.
Und der ehrliche Hans antwortete ſeiner Geneſſin:

Iß dich ſatt, Suſanna; mich hungert nicht. Aber den
Biſchof
Hebe doch auf; es iſt ein geſundes und liebliches Tränckchen!
Jetzo ach' ich zum Schmiede, dem Zauberer! ob er nicht endlich
An die zerbrochene Lünſe den neuen Nagel geſchweißt hat.
Aber der Weg iſt weit und holpericht, daß man im Dunkeln
Wohl der Leuchte bedarf: denn die Pflaſterer haben ihn garſtig
Aufgewühlt, von der Schenke bis gegen den Hof des Verwalters;
Und der Mond hat ſich eben beurlaubt. Nach dem Kalender,
Glaub' ich, haben wir heute das erſte Viertel des Mondes.

Alſo redete Hans; doch anderes dacht' er im Herzen:
Hinzugehn, und zu ordnen, daß ſchöne Muſik bey der Hochzeit

Tönte der lieben Mamsell, die er oft' auf den Armen geſchaukelt;
Und er gieng aus der Thüre, geſtützt von dem knotigen Dornſtab.
Als ihm fern aus dem Hauſe des Organiſten der Schimmer
Leuchtete, hört' er den muthigen Hall der Trompeten und Hörner,
Und hellklingender Geigen, durchdönt von dem polternden Brummbaß.
Jener übte bey ſich die ſchwereren Tänz' und Sonaten
Für das morgende Feſt der lieben Tochter des Pfarrers:
Er und ſein treflicher Sohn, der jüngſt aus der Fremde gekehrt war;
Und der ſtumme Schäfer des Dorfs, den er vorigen Winter
Selbſt gelehrt, ſein Gehülf bey Kirchenmuſik und Gelagen;
Auch der Jäger mit drey tonkundigen Söhnen, gedrungen
Aus dem Thüringerlande, wo jeglicher Bauer Muſik treibt;
Endlich ſein alter Freund, der ſiebzigjährige Weber.
Fröhlich polterte Hans an die Thür'; ihm wurde geöffnet;
Und er eilt' in die Stub' und ermahnte ſie deutend und nickend:
Schweigt doch und hört, ihr Pfeifer, ihr Fiedler und ihr Trompeter!
Packt nur ein! Die Jungfer iſt eben getraut, und die Herrſchaft
Speiſt heut Abend bey uns mit dem Brautpaar. Aber was dünkt euch,
Liebe Herren, wenn ihr ihnen ein luſtiges Stück bey der Mahlzeit
Dudeltet? Schmaus ohne Klang iſt gerade wie Glock' ohne Klöppel!
Sprach;

Sprachs; da nahmen ſie jeder ſein Inſtrument auf die Schulter,
Und begleiteten Hans, der dem wankenden Greiſe den Brummbaß
Gern abnahm, und führend mit trüber Leuchte vorangieng.

Jene ſchmauſsen derweil, in behaglicher Ruhe vereinigt,
Um den ſchimmernden Tiſch, und tranken des köſtlichen Biſchofs,
Plauderten viel, und lachten des Bräutigams und der Jungfrau.
Jetzo begann in der fröhligen Schaar die gnädige Gräfin:

Seht, wie mir da ſchon wieder die kleine Luiſe in Gedanken
Sitzt! Du ſcheinſt mir traurig, mein Töchterchen, daß du ſo plötzlich
Durch den böſen Papa den Kranz vom Haupte verliereſt.
Oder ſtarren von Schlaf die niedergeſchlagenen Äuglein?
Schäme dich, Kind! ein Bräutchen, das nachdenkt, hält ſich beſtändig
Munter und wach, wenn gleich bis zum hellen Morgen getanzt wird,
Und die Muſik ihr die Seel' in ſanftberäubenden Schlummer
Einwiegt! Böſer Papa, daß keine Muſik bey der Hochzeit
Unſers Töchterchens tönt! Doch tröſte dich, arme Luiſe!
Morgen im prunkenden Zug der Beladenen kommſt du zum Nachſchmaus
Statlich als junge Frau, obgleich das Kränzchen verwelkt iſt;
Dann ſoll luſtig die Fiedel mit Zink' und Trompete vorangehn!

Drauf

Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer zu Grünau:
Freylich arg, wenn heute Gesang und Klang bey der Hochzeit
Unsers Töchterchens fehlte! Musik ist die Krone des Gastmahls!
Auf denn! die Gläser gefüllt, und laut in den silbernen Klingklang
Angestimmt den Gesang, den unser Voß in Eutin uns
Dichtete! Rasch ans Klavier, Amalia! wenn er im Frühling
Kommt, so gieb ihm, mein Kind, den bedungenen Kuß, und noch einen.

Sprach's! und sie füllten die Gläser, und huben froh den Gesang an,
Unter dem Schall des Claviers; doch am jauchzenden Schlusse des Liedes
Schwieg sein Gebn, und es klingt Amalia mit in den Glückwunsch.

4. Wohl, wohl dem Manne für und für,
Der bald sein Liebchen findet!
Er findet gleiches Glück in ihr,
Wie Salomon verkündet.
Sie rüstet ihn mit Rath und That,
Und streut ihm Rosen auf den Pfad,

7. Sie sucht des Mannes, wie sie kann,
Zu pflegen und zu warten;
Sie spinnt und näht für ihren Mann,
Bestellt ihm Haus und Garten;

Das

Das Liebchen iſt auch gar zu gut,
Und immer flink und wohlgemuth.

Sie ſinnt und weiß, was Männchen liebt,
Und macht es ihm noch lieber;
Kommt auch einmal, was ihn betrübt,
Sie ſchwazt es bald vorüber:
Nicht lange bleibt die Stirn ihm kraus,
Das Liebchen ſieht ſo freundlich aus.

Auch ungeſchmückt iſt Liebchen ſchön,
Des Mannes Augenweide;
Doch läßt ſich Liebchen gerne ſehn
Im wohlgewählten Kleide,
Und naht ſich dann mit holdem Gruß,
Und bringt ihm einen warmen Kuß.

Er dehnt ſich nach des Tages Müh'n
In Liebchens weichem Bette,
Und Liebchen kommt, und ſchmiegt an ihn
Sich feſt wie eine Kette,
Und wünſcht ihm küſſend gute Nacht,
Und frägt oft leiſ', ob Männchen wacht.

Wenn noch ſo wild der Sturmwind ſauſt,
Vom Dach der Regen praſſelt,
Der Schornſtein heult, die Woge brauſt,
Und Schnee und Hagel raſſelt:

heiten Faden vor Faden ausfäseln? Lieber Northumberland, wenn deine Sünden alle aufgeschrieben wären, würdest du nicht beschämt' seyn, sie in einer so schönen Gesellschaft abzulesen? Thätest du es, du würdest einen scheuslichen Artikel, die Absezung eines Königs, darinn finden, den gewaltthätigen Bruch eines geheiligten Eides, mit einem Strich der Verdammniß im Buch des Himmels bezeichnet. O, ihr alle die ihr hier steht und mich ansieht, wie mein Unglük mich nöthigt, mich selbst aufzureiben, wenn gleich einige von euch wie Pilatus ihre Hände mit heuchlerischen Thränen waschen; so seyd ihr's dennoch, ihr Pilatusse, die mich hier zu meinem bittern Creuz ausliefern, und Wasser kan eure Sünde nicht abwaschen.

Northumberland.

Milord, beschleuniget euch, überlest diese Artikel.

König Richard.

Meine Augen sind voll Thränen; ich kan nicht sehen, und doch blendet ihr Salz-Wasser sie nicht so sehr daß ich nicht einen Pak Verräther hier beysammen sehe. Doch was sag ich? ich bin selbst ein Verräther wie die übrigen; denn ich habe die Einwilligung meiner Seele zur Entsezung eines Königs gegeben; ich habe die Majestät entweiht, und einen Monarchen zu einem Sclaven gemacht; ich bin ein Verräther!

Northumberland.

Milord --

König

An Liebchens Buſen ruht er warm,
Und lauſcht dem Sturm in Liebchens Arm.

Auch ſtöhnt das Liebchen wohl zur Zeit,
Und nichts will ihr behagen;
Doch lacht ſie ſeiner Aengſtlichkeit,
Und ſchämt ſich es zu ſagen;
Sie wanket, ach! ſo müd' und ſchwer
Auf ihren Mann geſtützt, einher!

Bald legt ſich Liebchen ganz vergnügt,
Und läßt ihr Kindlein ſaugen;
Der Vater ehrbar ſingt und wiegt,
Beguckt ihm Naſ' und Augen,
Und freut ſich, daß der kleine Chriſt
Mama und ihm ſo ähnlich iſt,

Wohl dir, o Mann! Wohl, Liebchen, dir!
Ihr ſeyd euch ſchon begegnet!
Euch ſegne Gott vom Himmel hier,
Bis er euch droben ſegnet!
Klingt an, ihr Freund' und ſinget laut:
Es lebe Bräutigam und Braut!

Als nun hell im Geſange der Gläſer Gekling' an einander Klingelte; ſiehe da ſcholl mit ſchmetterndem Hall vor dem Fenſter Geig' und Horn und Trompete, durchtönt von dem polternden Brummbaß:

Gellend

Gellend dröhnte die Stub', und es summt' im Claviere der Nachklang.

Wild frohlockten sie alle vor Lust, und klingten noch einmal
Jauchzend vor allen der Vater, und sein lautdrummendes Kelchglas.

Jetzt riefst du entzückt, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:

Ja, Gott segn' euch, Kinder in Ewigkeit! Das war ein lauter
Kräftiger Wunsch, der ins Dorf bis zum äußersten Ende hinabschallt!
Sicher ein Stückchen von Hans! mein Töchterchen, klopf' an das Fenster,
Daß sie doch näher kommen; sie sind uns liebe Gesellschaft.

Sprach's; da klopft' an das Fenster die schöne Braut; und sie hielten
Mitten im Takt, und lauschten, da freundlich jene sie einlud.

Dank für die schöne Musik! Allein ihr sieht in der kalten
Abendluft; der Wind ist dem alten Manne nicht heilsam.
Kommt doch herein, ihr Herren; ihr seyd uns liebe Gesellschaft.

Also rief das Mägdlein; und willig folgten die andern,
Eilten hinein, und grüßten mit mancherley scharrendem Bücking,
Segen und Heil anwünschend dem neuvermähleten Brautpaar.
Ernsthaft sagte der Vater zu Hans, der die Noten hereintrug

Hans,

Hans, du giebſt den Leuten ein Aergerniß! Voller Verwundrung
Werden ſie, Alt und Jung, aus den Wohnungen rennen, und fragen:
Horch! was bedeutet der Lärm? Iſt unſer Pfarrer ſo weltlich,
Daß er die Jungfer Braut den Abend ſogar vor der Hochzeit
Fiedelnd zu Bette trompetet? Wie werden ſie morgen erſt jubeln!
Aber du meynteſt es gut; ich danke dir. Schaffe nur hurtig
Gläſer und Wein auf den Tiſch; und Mütterchen machts es im Winkel
Dort ein wenig bequem für unſre liebe Geſellſchaft.

Sprachs; doch Hans antwortete nicht, und lachte ſo ſchämig,
Gieng hinaus zu beſtellen; und eilend bracht' es Suſanna.
Mütterchen füllte die Gläſer umher, und nöthigte freundlich:

Nehmt heut Abend vorlieb, als gute Freund' und Gevattern.
Morgen wird erſt hochzeitlich geſchmauſt bey der gnädigen Gräfin.

Aber die gnädige Gräfin begann zu den ſpielenden Männern:
Kinder, ihr handelt brav, daß ihr herkommt, unſerer Jungfrau
Hochzeitfeſt durch Muſik zu erfreun. Es wäre doch unrecht,
Hätten wir ſolchen Kran; nicht einmal zu Grabe geläutet!
Meine Pathin, die Braut, iſt, wie wenige, züchtig und ehrbar;
Auch, ſo weit ich ihn kenne, der Bräutigam. Kinder ich ſag' euch,
Spielt,

Spielt, wenn ihr morgen ſie bringt, den auserwähltesten
Brautmarſch!

Aber der Pfarrer ſprach zu dem ſiebzigjährigen Weber:
Vater, ihr hattet doch nicht Einwendungen wider die Hochzeit?
Jetzo kämt ihr zu ſpät. Ich hab' euch ein paarmal betrachtet,
Wenn ich meine Luiſ' abkündigte; wie ihr an eurem
Pfeiler die Mütz' abnahmt, und die zitternden Hände mit
Innbrunſt
Faltetet. Schien es doch faſt, ihr nähmt an dem Töchterchen
Antheil!

Ihm antwortete drauf der Alte mit blühendem Haupthaar:
Herr, ich trüge mit Ehren kein graues Haar auf der Scheitel,
Wäre mein Herz ſo verſtockt, und nähm' an der Jungfer
nicht Antheil,
Welche ſo tugendhaft iſt, ſo gottesfürchtig und liebreich!
Fragt nur jeden Menſchen im Dorf; ihr ſollt euch verwundern,
Was man euch alles erzählt von dem Jüngferchen! wie ſie
gefällig
Ueberall mit den Frohen ſich freut, mit den Trauernden trauert;
Dürftige ſpeiſt und tränkt, den Nackenden wärmt und bekleidet,
Und das Lager der Kranken beſucht mit Troſt und Erquickung!
Herr, und den heimlichen Armen, den kläglichſten, wie ſie
ihn ausforſcht,
Und Barmherzigkeit übt, daß einer nicht weis, wo es herkommt!

Kaum daß ſie ſelber es weiß! Wenn ſie eben ein Stückchen vollbracht hat,
Daß die Engel ſich freun; dann gehet ſie, mir nichts und dir nichts!
Ihren Gang, und ſcheint nur ein hübſches und luſtiges Mägdlein!
Nun, der alles vergilt, vergelt' es ihr immer und ewig!
Ihr herzlieber Gemahl iſt ein braver Mann, der gewiß ihr
Stets mit Vernunft beywohnt. Man wird es auch morgen ſchon kundthun,
Ob wir die Heyrath im Dorf misbilligen. Nehmt es nicht übel,
Herr: wir lieben euch herzlich, doch eure Tochter nicht minder!

Alſo redete jener voll Innigkeit. Aber die Jungfrau
That, als hörte ſie nicht; und, gewandt ihr errbthendes Antlitz,
Sprach ſie ein albernes Wort zu Amalia, lachte dem laut auf.

Als ſich der Organiſt mit den Seinigen jetzo gelabet,
Theilt' er die Stimmen umher; und mit einmal floſſen harmoniſch
Liebliche Saitentöne zu wolluſtathmender Flöten
Süßem Geſang', und dem Laute des ſanfteinhallenden Waldhorns.
Wie im blumigen May, wenn die Abende heiter und ſchwül ſind,
Spät in die Nacht auf den Bänken am Eingang Männer und Weiber

Lau-

Lauſchen den Zwillingstönen des Waldhorns, welche vom Buchwald
Mit dem Gerdchel des Sumpfs und der Nachtigall Liede daherweht:
So voll Anmuth klangen auch dort die Töne des Waldhorns,
Lieblich gedäumft von zween tonkündigen Söhnen des Jägers.
Jetzo gellt' auch Hoboergetön, gleich Stimmen der Sänger,
Samt dem erſten Fagott, von rauſchenden Saiten umjubelt.
Einzeln entlockte darauf des Organiſten berühmter
Vielgewanderter Sohn der Kremonergeige melodiſch-
Rieſelndes Silbergetön, von Karls treuherzigem Lehrer
Mit dem Klaviere begleitet; und horchend ſchwieg die Verſammlung.
Alle Weiſen des Klangs wetteiferten, andre mit andern;
Vielgewandt, tiefſtrömend entfloß der lebende Wohllaut! 53
Donnerte bald, wie, geſtimmt vom Orkan, an Geſtade die Brandung
Hochaufbraukt, wenn das Krachen zertrümmerter Schiff' und der Männer
Jammerndes Angſtgeſchrey in den lauten Tumult fern hinſtirbt;
Wallete dann, wie ein Bach, der über geglättete Kieſel
Rinnt durch Blumen und Gras und Umſchattungen, wo ſich die Hirtin
Gerne zum Schlummer legt, und träumend horcht dem Gemurmel.
Aber, zum Meiſter des Chors ſich wendend, ſagte der Pfarrer:

Bravo, mein Herr Gevatter! wir hangen noch ſteif an der alten
Kernmuſik, und glauben: Muſik ſey Sprache des Herzens:
So wie ein edelempfindender Geiſt, der Worte nicht kundig,
Etwa in hellem Geſang' und geſangnachahmenden Tönen
Gott anſtaunt, und die ſchöne Natur, in Lieb' und Entzückung
Hinſchmilzt, klagt und erſchrickt, in Verzweifelung ſinkt, und ſich aufhebt.
Auch iſt jedem, der fühlt, des Herzens Sprache verſtändlich:
Gottes Stimme, wie Donner und Sturm, und des ſchlummernden Frühlings
Leiſes Wehn, das den Bach ſchneeweis mit Blüten beſtreuet;
Und wie Gottes Stimmen unwandelbar: nicht wie des Pöbels
Eigenſinn, den wir geſtern bewunderten, heute verabſcheun;
Oder die Aftermuſik, die, der üppigen Laune gehorſam,
Sinnlos prunkt und gaukelt, im Kälberton und im Bocksſprung.
Aber ſo laut das Gefühl in Stimm' und Tönen uns zuruft,
Hallt es doch lauter ins Herz und erſchütternder, wenn des Geſanges
Wort einſtimmt, die eigne vertrauliche Sprache der Menſchen.
Spielt mir denn jetzo ein Lied zur Veränderung, etwa von Hendel,
Oder von Gluck und Bach, und unſerm treflichen Meiſter
Schulz, dem Luther noch ſelbſt nachſingen würd' an der Orgel.
Singt mir: Ich danke Gott! von Claudius, oder das Tiſchlied.

Alſo gebot der Vater, und willig folgten die andern.
Aber zuvor erhub ſich die alte verſtändige Hausfrau,
Gieng, und das Haupt geneigt an die blühende Wange der Tochter,
Sagte ſie leiſ' ihr ins Ohr, doch ſo daß die andern es hörten:

Singe dich nicht zu heiß, mein Töchterchen! Siehe dein liebes
Antlitz glühet dir ſchon; es möcht' am Schlafe dich hindern.
Jetzo geh' ich, und ſchmücke dir ſauber und weich das Brautbett.

Schüchtern gab ihr die Tochter mit leiſerer Stimme zur Antwort:
Mütterchen! — ſenkte den Blick, und wandt' ihr liebliches Antlitz
Feuerroth; und ſie lachten des holderröthenden Mägdleins,
Alle, das Mütterchen auch; und der Bräutigam neckte ſie heimlich.
Jetzo gieng die Mutter, und rief der treuen Suſanna:

Waſche die Teller hernach, und leuchte mir, liebe Suſanna.
Haſt du den Kater auch reichlich verſorgt, und Packen, der in ſeinem
Schauer ſo kauert und heult? Ihm gefällt wohl unſre Muſik nicht.
Komm, wir wollen den Kindern ihr Brautbett jetzo bereiten.

Sprachs; und ihr folgte Suſanna, und trug den eiſernen Leuchter.

Jetzo nahm aus dem Schrank die alte verſtändige Hausfrau
Feine Laken und Bühren, die glatt von der Mandel und ſchneeweiß
Schimmerten, wählte mit ernſtem Bedacht, und ſprach vor ſich ſelber:
Stieg dann die Treppe hinauf in die düſtere Kammer voll Hausrath,
Die dort unter dem Namen der Polterkammer berühmt iſt;
Trat vor die eichene Lade, mit alterthümlichem Schnitzwerk
Prangend, groß und geräumig: am Schloſſe war Jakob gebildet,
Seine Rahel umarmend, die Schäferin; neben dem Brunnen
Stand ein Lamm auf dem Stein, und es drängte ſich trinkend die Heerde:
Dieſe ſchloß ſie nun auf, und nahm das köſtliche Bettzeug,
Aufgeſpart für die Braut, die leichte Deck' und die Küſſen,
Welche von Eiderdunen ſich blähten. Aber Suſanna
Gab ihr das Licht, und trug die ſchwellenden Betten geſchäftig
Hin zur Kammer der Braut; und leuchtend folgte die Mutter.
Als nun weich und ſauber das Hochzeitbette geſchmückt war,
Und zwey trauliche Küſſen ſich ſchöngepaart an einander
Dehnten; brachte Manna den ſattlichen Bräutigamsſchlafrock,
Von kleeartlichem feinem Kattun, mit Blumen geſprenkelt;
Brachte für jeden ein Paar hochzeitliche grüne Pantoffeln,
Prunkend von Saffian, und ſtellte ſie neben einander;

Brachte

Brachte die weiße Haub' und das Leibchen mit roſigen Bändern;
Brachte denn auch die Mütze von feinem Batiſt, die, mit rothem
Flammig gekräuſelten Band', und dem Quaſt von Kanten gezieret,
Urgroßväterlich ſtrotzt'; und das Mütterchen lachte behaglich.
Als ſie dieſes vollbracht, enteilten ſie: Jungfer Suſanna
Kehrte zurück an ihr Werk, und Mama zu der lieben Geſellſchaft.
Lächelnd gieng ſie alsbald zum Bräutigam, der am Klavier
Horchend ſtand mit der Braut und Amalia, legt' auf die Achſel
Ihm ſanftklopfend die Hand, und ſprach mit leiſem Geflüſter:

Jetzo, mein Sohn, nach Belieben; das Brautbett haben wir fertig.

Sprachs, und mit nichten verdroß es den Bräutigam: beebend und ſprachlos
Drückt' er die Hand der lieben Mama; und ſie küßten ſich herzhaft.
Aber die gnädige Gräfin begann zu dem Pfarrer von Grünau:

Vater, ſie halten da Rath um das Töchterchen. Wo du mir durchgehſt,
Kleine Luiſ'! Erſt knixt man herum, und wünſcht der Geſellſchaft
Gute Nacht! freymüthig und nicht ſo bang' und errdthend.

König Richard.

-- Kein Lord von dir, du hohnſprechender Mann, niemands Lord; ich habe keinen Namen, keinen Titel mehr; nein, ſogar der Name der mir über dem Taufſtein gegeben wurde, iſt uſurpirt. O! des unglüklichen Tags! daß ich ſo manche Winter überlebt haben, und meinen eignen Namen nicht mehr wiſſen ſoll! O! daß ich ein zum Scherz aus Schnee zuſammengeballter König wäre, und hier, vor Bolingbroks Sonne ſtehend, in Waſſertropfen wegſchmelzen möchte! -- Guter König, -- Groſſer König -- wenn anders mein Wort noch gangbare Münze in England iſt, ſo laßt es dieſen Augenblik einen Spiegel hieher befehlen, damit ich ſehe, wie mein Geſicht ausſieht, ſeitdem es ſeine Majeſtät verlohren hat.

Bolingbroke.

Gehe jemand, und hole einen Spiegel.

Northumberland.

Ueberleſet indeſſen dieſes Papier, bis der Spiegel kommt.

König Richard.

Teufel, du peinigſt mich, eh ich noch in der Hölle bin.

Bolingbroke.

Sezt ihm nicht weiter zu, Milord von Northumberland.

Northumberland.

Die Gemeinen werden ſo nicht zufrieden ſeyn.

Halte ſie ja beym Ermel, Amalia: morgen gehört ſie
Schon zu uns, die Gemahlin des würdigen Pfarrers von Seldorf!
Seht, wie das ſchelmiſche Bräutchen da hohnlacht: Trotzeſt du, Bübin,
Daß der Wächter im Dorf zwölf ruft, und der Wagen ſchon wartet?

Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Hurtig noch Eins auf der Braut und des Bräutigams werthe Geſundheit
Angeklingt mit voller Muſik: daß nicht etwa im Brautbett
Hämiſch ein Nachtgeſpenſt ſie beleidige, oder Aſmodi!

Sprachs, und winkte zur Seite dem Bräutigam; dieſer verſtand ihn.
Aber da rings die Gläſer mit hellem Gekling' an einander
Klingelten, rings in den Klang wie Triumpf der jauchzende Glückwunſch
Tönte, da Geig- und Trompet' und Horn und der polternde Brummbaß
Wild mit betäubendem Hall einſchmetterten: ſchnell in dem Aufruhr
Flog mit der Braut aus der Thüre der Bräutigam; lautes Gelächter
Schallte den Fliehenden nach, und Händeklatſchen und Jubeln.

Voß.

II.

Beſchluß des

Glaubensbekenntniſſes des Geſchichtſchreibers

Pietro Giannone.

An den Jeſuiten Sanjelice.

Neben-Artickel.

Aus Ihren Reflessioni morali e teologiche begreife ich gar wohl, daß uns an den Biſchöffen, Prieſtern und Diakonen, und andern Stufen der Kleriſey, worin ſonſt die Hierarchie der Kirche beſtand, wenig gelegen ſeyn müſſe. Bey dem Blick eines ſo großen Monarchen und ſo glänzender Senatoren verſchwinden ſie wie die Sterne beym Licht der Sonne, und ſind nichts als ihre Officiere und Bedienten. Unter der jetzigen Hierarchie, merke ich wohl, verſtehen ſie nichts anders als die Mönchsorden, die ſie mit Recht die Lichter und Stützen des Chriſtenthums nennen. Ich kann es nicht läugnen; ſie ſind die fürchterlichen Legionen, worauf ſich die Römiſche Monarchie noch immer gründet. Wer hat die päbſtliche Gewalt mit gröſſerm Eifer ausposaunt, als ſie? Mit ihren ſelbſterfundenen Andächteleyen haben ſie die ganze katholiſche Welt bezaubert. Da die Vergröſſerung des päbſtlichen Anſehens und der Glanz des allgemeinen Hof-

ſtatts des Chriſtenthums ihr löbliches Ziel iſt, ſo gereuet es mich, auch nur ein Wort dawider geſchrieben zu haben. — Ich habe daher nichts wider den Roſenkranz der Dominikaner, wider den Strick der Franciſkaner, wider den Gürtel der Auguſtiner, wider das Scapulier der Karmeliter; und lache auch nicht über die wunderlichen Namen Collverſae, Tertiariae, Biguinae, Corrigiatae, Mantellatae, Pinzocheriae, Canoniſſae, Jeſuitiſſae. Nur kann ich nicht begreiffen, wie ein Orden dem andern ſeine Andachten und Brüderſchaften dergeſtallt misgönnt, daß oft Proceſſe daraus entſtanden ſind, wenn Einer dem Andern ins Gehege gegangen iſt. Sollte wohl nicht der Eigennutz daran Schuld ſeyn? Wenigſtens iſt gewiß, daß im Königreich Neapel dieſes geiſtliche Gewerbe öffentliche Kramladen in den Städten, und ſogar in den Kirchen, hat, und von den Verbrüderten monatlich eine Abgabe eingefordert wird. Man übergiebt in den Klöſtern den meiſtbietenden Mönchen das Recht den frommen Handel zu treiben; und kein Bubenſtück iſt ſo ſchändlich, das ſie nicht begehen, nicht nur die gebotene Summe zuſammenzubringen, ſondern auch noch auſſerdem einen Ueberſchuß zur Befriedigung ihrer zügelloſen Leidenſchaften zu gewinnen. Sie bedrohen die Einfältigen mit dem ewigen Tod, und treiben das Spiel mit den furchtſamen Weibern ſo weit, daß ſie entweder ihren Männern oder Brüdern das Geld ſtehlen, oder dem ungeſtümmen Zöllner ihre Ehre verkauffen. Alle

dieſe Dinge, die ich mit eigenen Augen geſehen und mit eigenen Ohren gehört habe, brachten mich ehedem wider die heiligen Brüderſchaften auf; jetzt aber, da ich ihren höhern Endzweck weiß, und Sie, heiliger Vater, bewieſen haben, daß die heiligen Ordensſtifter ſelbſt dergleichen Andachten geſtiftet haben, bereue ich meinen Fehler, und bekenne:

I.

Nicht nur den unendlichen Werth des Stricks des Heiligen Franciſcus, ſondern auch die unausſprechlichen Wunder dieſes Heiligen, woran ich ſonſt mit großer Gefahr meiner armen Seele zweifelte. Hieher gehören hauptſächlich die fünf Wunden, welche der Heilige Franciſcus nach dem Beyſpiel des Heilandes empfangen hat. Seit dem ſie mir, Seite 148. des 2. Bandes, dieſe Wahrheit bewieſen haben, und dieſelbe in dem von mehrern Päbſten bewährten Buche der Conformitäten beſtätigt wird, könnte ich ohne ketzeriſche Hartnäckigkeit nicht daran zweifeln. Quare hoc eſt firmiſſime tanquam verum tenendum, et oppoſitum tenentem ut hæreticum ab omnibus deſpiciendum, ſo ſpricht das unfehlbare Orakel des geſagten Buchs. Ich glaube daher was es Seite 228. ſagt, erſtlich, daß die Hände und Füße des ſogenannten typiſchen Jeſus nicht nur von Nägeln durchdrungen, ſed conclavati, ita quod clavi in eis apparerent; 2) daß die Köpfe der Nägel ſchwarz waren,

cum

cum tamen carni vel nervis ſimiles eſſe deberent, ex quibus facti erant; 3) daß die Köpfe der Nägel länglich und eingeſchlagen waren, cum tamen martellus nec ictus affuerit; 4) in loco oſſoſo et non molli ſtigmata ſunt impreſſa; 5) licet clavi eſſent carnei vel nervei, adinſtar tamen ferri erant duri et fortes et ſolidi; 6) ipſi clavi non erant breves, ſolum acumina habentes et capita, ſed erant longi ad partem aliam reſultantes; 7) recurvati, ſic ut digitus intra recurvationem arcualem iſtorum immitti voleret; 8) cum clavi eſſent facti ex carne vel nervis et ex utraque parte pedum et manuum reſultarent et excederent, profecto non erant nec pedes, nec manus deformatae vel contractae; 9) clavi erant circumquaque a carne alia reparati, ut peciae circumcirca ponerentur propter ſanguinis reſtrictionem; 10) die Nägel waren beweglich, und doch konnten ſie nicht herausgezogen werden, ſo viel es auch die heilige Klara und andere verſuchten; 11) die Nägelmahle ſind in einer Zeit von mehr als zwey Jahren nicht in Fäulnis übergegangen; 12) die Wunde der Seite war jener der Seite Chriſti gleich. Das gröſte Wunder war, daß der Heilige Franciscus von dem Schmerz, den er bey der Oeſnung der Wunden empfieng, und von dem beſtändigen Blutfluſſe aus denſelben, welcher über zwey Jahr dauerte, ſeinen Geiſt nicht aufgab.„ So wird dieſes Wunder in dem Buche der Conformitäten des H. Franciſcus beſchrieben. Zur Beſtäti-

ſtätigung führt es das unfehlbare Zeugniß eines zu Ravenna beſchworenen Teufels an. Durch den Exorcismus eines Prieſters gezwungen ſagte er durch den Mund eines Weibes, welches Zandeſe hieß: Im Himmel ſind zwey mit Nägelmahlen bezeichnet, Chriſtus und der zornige Franciſcus. Weil Chriſtus wußte, daß er dieſem zornigen Manne die Bulle ſeiner Wundmale geben würde, ſo wollte er nicht, daß er eine von Menſchen-Händen fabricirte Bulle vom Pabſt empfangen. Eben ſo untrüglich ſind die Zeugniſſe der Päbſte, deren einige, als Augenzeugen, es mit Bullen beſtätiget haben. Von Gregor IX. ſagt das gemeldete Buch der Conformitäten Seite 234: De ſanctitate B. Franciſci, et de ejus ſtigmatibus plures bullas fecit, in quibus aſſerit B. Franciſcum ſtigmata domini Ieſu veraciter in ſuo corpore impreſſa a Chriſto habuiſſe, et hoc tenendum mandat fidelibus et credendum, et sub nota hæreſis puniendum oppoſitum ſapientem. Vom Pabſt Alexander ſagt es: Dominus Alexander IV. qui ſtigmata vidit propriis oculis B. Franciſci, ipſo B. Franciſco adhuc vivente, qui in Bulla ſic loquitur: ſtigmata in ejusdem Sancti corpore, dum adhuc vitali ſpiritu ſovereturr, viderunt oculi fideliter intuentes et certiſſimi contrectantes digiti palpaverunt.

II.

Ich zweifele nicht im geringſten mehr an Wundern, die der Franciſcaner-Strick bey denen gewirkt hat,

hat, die ihn um ihre Lenden getragen haben. Denn was kann nicht durch die Fürbitte eines Heiligen geſchehen, der im Himmel nicht unter den Chören der Engel und anderer Heiligen, ſondern in der Bruſt des Heilandes ſelbſt ſeine Wohnung hat? Das Buch der Conformitäten erzählt Seite 66.: Einer ihrer Devoten habe in einer Verzückung Jeſum Chriſtum mit der Jungfrau Maria und andern Heiligen geſehen, welche ſich in Proceſſion Chriſto näherten um ihn zu verehren. Da er den H. Franciſcus mit ſeinen Ordensſöhnen nicht darunter ſahe, habe er ſeinen himmliſchen Führer gefragt, wo er wäre. Dieſer habe geantwortet: expecta et videbis. Und ſiehe, Chriſtus hub den rechten Arm auf, und der H. Franciſcus trat aus der Wunde ſeiner Seite hervor, mit einer fliegenden Kreuzfahne in der Hand, und nach ihm kam eine überaus groſſe Menge Mönche. Hierauf gab der gute Bürger alle ſeine Güter den Franciſcanern, und wurde auch Einer.

III.

Wenn die Vergleiche die dieſes von vielen Päbſten, beſonders von Sixtus IV. und V. bewährte Buch zwiſchen dem H. Franciſcus und Johann dem Täufer anſtellt, keine Läſterungen ſind, ſo will ich euch dieſe gelten laſſen, um ihnen zu zeigen wie gelehrig ich bin. Auf der 18ten Seite ſagt es: Franciſcus war mehr als Johann der Täufer: denn dieſer war nur

der

der Prediger der Buße; aber Franciſcus war nicht nur Prediger, ſondern auch Stifter der Buße. Jener war der Vorläufer Chriſti, dieſer aber der Prediger und Fähndrich Chriſti, worin er ihn nicht weniger, als darin übertrift, weil er mehrere Menſchen und in mehrern Oertern, nemlich in der ganzen Welt zu Gott bekehrt hat. Johannes hat etwas über zwey Jahr, Franciſcus 18 Jahr geprediget. Johannes hat ſeinen Ruf vom Herrn allein, Franciſcus vom Herrn und vom Pabſt, was mehr iſt, empfangen. Was aus Johanne dem Täufer werden würde, haben ein Engel, der heilige Geiſt und die Propheten ſeinem Vater vorausgeſagt, aber Franciſcus iſt von den Propheten, von dem Herrn Jeſu Chriſto, durch einen Engel der Mutter, und in Geſtalt eines Pilgers den Hausbedienten verkündiget worden. Johannes hat in Mutterleibe und hernach geweiſſaget; Franciſcus hat es im Mutterleibe, das iſt im Kerker zu Perugia, gethan, da er vorausſagte, daß er groß werden würde. Johannes war ein Freund des Bräutigams; Franciſcus war dem Herrn Jeſu Chriſto gleich. Johannes zeichnete ſich vor allen Menſchen der Welt durch ſeine Heiligkeit aus; Franciſcus durch ſeine Conformität mit Chriſto wegen der Nägelmahle. Johannes iſt zum Seraphiſchen Orden; Franciſcus nicht nur zu dieſem, ſondern auch bis zum Sitz des Luciſers erhöhet worden. — Wenn dieſes noch nicht hinreicht, ſo will ich noch hinzuſetzen, was auf der 39. Seite ſtehet:

Fran-

Franziscus ist besser als die Apostel; weil diese nur ihr Schiff verlassen haben, Franciscus aber nicht nur allen weltlichen Gütern entsagte, sondern auch seine Kleider und sein Hemde von sich geworfen, und, an Leib und Seele gereiniget, sich in die Arme des Gekreutzigten geschloßen hat, welches wir von keinem andern Heiligen lesen. Daher konnte er mit Recht zu Christo sagen: ich habe alles verlassen, und bin dir nachgefolget.

IV.

Ich darf die Dominicaner hier nicht übergehen; denn auch diese finde ich in einem ganz besondern Sitze des Himmels. Der Heilige Antoninus, Erzbischof von Florenz, der allen Glauben verdient, erzählt im dritten Theile seiner Geschichte: der H. Dominicus sey in einer Nacht in den Himmel versetzt worden, und habe Jesum, und zu seiner Rechten seine Mutter Maria gesehen, welche mit einem saphyrfärbigen Mantel bedeckt war. Er sah sich um, und erblickte eine unzählige Menge Mönche aller Orden und Nationen, fand aber nicht Einen seines Ordens. Er wurde hierüber so betrübt, daß er sich zur Erde niederwarf und bitterlich weinte. Da Christus das Weinen hörte, ließ er ihn aufstehen, rufte ihn zu sich, und fragte ihn: warum weineſt du so bitterlich? Dominicus antwortete: Warum sollte ich nicht weinen, da ich Männer aus allen Orden in deiner Glorie sehe, aus meinem

nem Orden aber keinen erblicke? Der Herr ſprach: Willſt du deinen Orden ſehen? Ja Herr! das verlange ich, antwortete Dominicus. Alsdenn ſtreckte Chriſtus ſeinen Arm aus, legte die Hand unter das Skapulier ſeiner Mutter, und ſprach: Deinen Orden habe ich meiner Mutter übergeben. Aber Dominikus war hiermit noch nicht zufrieden: er wollte ſeine Ordens-Söhne ſehen. Da ſprach der Herr: So willſt du ſie denn durchaus ſehen? Ja Herr! das will ich, antwortete Dominicus. Und ſiehe, die Mutter des Herrn that ihrem Sohne die Gefälligkeit, und öfnete den prächtigen Mantel vor ihrem weinenden Diener Dominicus. Er war ſo weit, daß er das ganze himmliſche Vaterland umfaßte. Unter dieſem Schutzmantel, in dieſem Schoos der Liebe ſah der Seher hoher Dinge und der Geheimniſſe Chriſti eine unzählige Menge ſeiner Ordensbrüder; und ſeine Traurigkeit wurde in Freude, ſein Wehklagen in Frohlocken verwandelt.

V.

Wie kann ich nun noch in Zweifel ziehen was Sie, mein lieber Vater, im erſten Bande ſagen: der H. Dominicus habe den Roſenkranz von den Händen der Mutter Gottes ſelbſt erhalten, die Soldaten des Grafen von Montfort damit bewafnet, und über hundert tauſend Albigenſer getödtet? Kein Beweis von der Wirkſamkeit des Roſenkranzes kann überzeugender ſeyn. Wer wird dem Orden eines ſo groſſen und mächtigen Stifters ſein Seelenheil nicht anvertrauen? Ihm hat

König Richard.

Sie ſollen es werden; ich will genug leſen, wenn ich das Buch ſehe, worinn, in der That, alle meine Sünden geſchrieben ſind, und das bin ich ſelbſt.

Man bringt einen Spiegel.

Gieb mir den Spiegel, hierinn will ich leſen -- Noch keine tiefere Runzeln! Hat der Kummer ſo manche Streiche auf dieſes mein Geſicht geführt, und keine tiefere Wunden gemacht? O! ſchmeichelndes Glas! Du betrügſt mich wie die Freunde meines glüklichen Zuſtands -- War dieſes das Geſicht, das täglich zehntauſend Menſchen unter ſeinem Haus-Dach hielt? War diß das Geſicht, das gleich der Sonne, diejenigen die es anſahen, blinzen machte? und nun von Bolingbrok überglänzt wird? Eine zerbrechliche Majeſtät leuchtet in dieſem Geſicht, (er ſchmeißt den Spiegel auf den Boden,) und ſo zerbrechlich wie die Majeſtät, iſt auch das Geſicht; denn hier ligt es, in hundert Scherben zerbrochen. Gieb Acht, ſtillſchweigender König, auf die Moral dieſes Kinderſpiels; wie ſchnell mein Kummer mein Geſicht zerſtört hat.

Bolingbroke.

Der Schatten euers Kummers hat den Schatten euers Geſichts zerſtört.

König Richard.

Sagt das noch einmal. Der Schatten meines Kummers! Ha, laßt einmal ſehen -- es iſt in der That ſo, mein

Gott die Gewalt ſeines Sohns Jeſu Chriſti verliehen. Der Heilige Antonius verſichert dieſes im oben angeführten Buche auf der 187. Seite: „Der Herr ſagt, es iſt mir Gewalt gegeben im Himmel und auf Erde. Dieſe Gewalt über Himmel, Erde und Hölle iſt dem Heiligen Dominicus in keinem geringern Grade mit getheilt worden. Denn er hatte Engel zu ſeinem und ſeiner Brüder Dienſt. Sie brachten ihnen Brod in menſchlicher Geſtalt. Was die Elemente betrift, ſo hat das Feuer ſeine Gewalt vergeſſen. Flüſſe, Erde und Regen der Luft haben ihm bey dem Zeichen des heiligen Kreutzes gehorcht. Was ſoll ich von der Hölle ſagen? Auf ſeinen Wink zitterten die Teufel, und mußten ſeinem Befehl gehorchen. Dieſes ſah man damals, als er den Teufel in Geſtalt eines Mönchs mit ſich in die Klöſter durch die Kreutzgänge, Chöre, Refectorien, Sprachzimmer, Kapitelſäle führte, und ihn um alles fragte, was er da bey den Mönchen gewönne, und ihn zwang ihm alles zu geſtehen. — Der Weg, den er ſeinen Ordensſöhnen angewieſen, führt ſicherer zum Himmel als jener des Apoſtels Paulus. Der H. Antonius erzählt: ehe der H. Dominicus geboren wurde, habe man in der Canct-Markus-Kirche zu Venedig ſein Bild, mit einer Lilie in der Hand, nebſt dem Bilde des H. Paulus abgemahlt geſehen. Unter dieſem ſtänden die Worte, durch dieſen geht man zu Chriſtus: unter jenem aber war geſchrieben, durch dieſen kommt man leichter zu Chriſtus.

VI.

VI.

Was Sie, frommer Vater, von der Wunderkraft des Scapuliers der Karmeliter erzählen, dem pflichte ich nicht weniger bey. Simon Stocius erhielt das Scapulier sichtbarlich aus den Händen der Mutter Gottes. Sie hieng es ihm um den Hals, und sprach: Liebster Sohn, empfange das Scapulier deines Ordens zum Zeichen meiner Brüderschaft, dir und allen Karmelitern zum Vorzug, daß, wer damit bekleidet stirbt, vor dem ewigen Feuer sicher ist. Es ist das Zeichen des Heils, der Rettung in Gefahren, ein Band des Friedens und eines ewigen Vertrags. — Da ich mich auf das Wort der Jungfrau Maria vollkommen verlassen kann, so will ich mich an das Scapulier halten, und, so sehr mich auch der Sünden Last drücken mag, keine Hölle fürchten. Vielleicht kann es mich auch vor dem Fegfeuer schützen. Wenigstens sagen unsre Rechtsgelehrten: wer das Größere verspricht, giebt auch was geringer ist; weil die geringere Summe in der größern begriffen ist. Was kann mich mehr in meiner Hoffnung bestätigen, als die Wunder die Sie mit von dem Scapulier erzählen, besonders von dem Soldaten in der Armee Ludwigs XIII. Ich verwundere mich nur über die Dummheit dieses Königs, daß er nicht sogleich alle seine Soldaten mit Scapulieren versah: in kurzer Zeit würde er sich der ganzen Welt bemeistert haben. Ich lasse mich auch den Widerspruch des Hrn. Launoi und eures Pabrochius

brochius, welche die Erscheinung der Mutter Gottes und die Verleihung des Scapuliers in Zweifel ziehen, nicht stören; denn Pabst Johann XXII. und nach ihm sieben andere Päbste haben diese Wahrheit mit unerläglichen Bullen bestätiget, wie Sie mich in ihren Moralischen und Theologischen Reflexionen belehren. Dem ersten erschien sogar die Mutter Gottes selbst, und empfahl ihm die Scapulier-Brüderschaft. Ich glaube dem Pabste mehr als tausend Zeugnissen und Erfahrungen, wenn sie auch sonnenklar das Gegentheil bewiesen. Ich bin hierin wie jener, dem man handgreiflich bewies, das die Nerven nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Gehirne ihren Ursprung hätten. Er schloß die Augen zu, und sagte, er könnte es nicht glauben, weil Aristoteles das Gegentheil lehre.

VII.

Gleichwie Sie, lieber Mann, die Verdienste der übrigen Mönchorden nur leicht berühren, also folge ich ihrem Beyspiel, und bewundere vor allen andern die Theatiner (Kajetaner) deren Institut ist, ihre Hände in den Schoos zu legen, und ohne Allmosen zu suchen, oder Güter zu besitzen, auf die Vorsehung Gottes zu warten. Wie gut waren nicht unsere Neapolitaner, die den ersten Stiftern dieses Ordens nachliefen, sie mit Gewalt zu bereichern!

VIII.

VIII.

Sie folgten hierin euerm Beyspiel. Der General machte es bey euch Jesuiten zum Gesetze, ausser Professhäusern keine Stiftung neuer Collegien anzunehmen. Doch ist durch ein unbegreifliches Wunder die Anzahl eurer Collegien so sehr gewachsen, daß man sie nicht zählen kann. Gott bewahre mich, daß ich dieses euerer Bestrebung, euch des Gewissens und der Häuser der Adelichen und Bürger zu bemächtigen, euern für alle Stände eingerichteten Confraternitäten, euerer den Leidenschaften der Beichtkinder angemessenen Sittenlehre, euerm Handel (denn ihr handelt zu Neapel sogar mit Schweinen, fremden Tüchern, Käse, Wein, und haltet Wechselbänke zu Rom und Neapel) zuschreibe; euere Reichthümer regneten durch übernatürliche und wunderbare Wege vom Himmel. Dieses war unter den Wunderwerken, die der H. Ignatius nach seinem Tode gethan hat (denn in seinem Leben that er keins) das allergrößeste, eine Gesellschaft zu bereichern, deren Oberhäupter sich alle Mühe gaben den Reichthum abzuweisen.

IX.

Ihr öffnet zwar nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, euch zu bereichern. Euere Moral überhebt euch dieser Mühe. Doch unterlasset auch ihr nicht gewisse Andächteleyen als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammnis auszuposaunen. Hierzu gehören

gewiſſe Gebete zur Mutter Gottes, und unſere Lehre, es ſey unmöglich, daß ein Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn (ſo ſagt mir P. Franz Mendoza) ob er gleich der Sünde unterworfen iſt, ſo wird ſie ihm dennoch ſo viele Gnade bey ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre.*) Ich armer Sünder unterſchreibe gern dieſe Meynung. Meine Leidenſchaften mögen mich ſo weit vom Wege der Tugend ableiten als ſie wollen; ich bin ſicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde.

Dieſes und alles was Sie, lieber Pater, und die päbſtliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit, und ſchließe mein Glaubensbekenntnis mit der Betheuerung, daß ich nichts anderes verlange, als daß uns alle Ein Geiſt und Ein Herz belebe.

III.

*) Viridarium ſacrae et profanae eruditionis ad libr. 2. de Florib. ſacris. Problema, IX. N. 40.

III.

An den Hrn. Herausgeber des T. M.

Ueber das Reiſen,

und jemand der nach Amerika reiſen ſollte.

In keinem Zeitalter der Welt wurde ſo viel gereiſt, als in dem unſrigen, wo das Reiſen zu einer Art von Epidemie geworden iſt. Könige und Fürſten verlaſſen ihre Thronen um als Privatleute auswärtige Länder kennen zu lernen. In England gehört das Reiſen durchaus zur Erziehung junger Leute von Stande, die damit gewöhnlich nach geendigten Univerſitäts-Studien ihren Eintritt in die Welt anfangen. Nie bereiſten Kaufleute aller Nationen ſo ſehr fremde Staaten als jetzt; ja ſelbſt der unbemittelte Gelehrte entfernt ſich von ſeinem Pult, und macht zwar nicht lange Reiſen, doch wenigſtens Excurſionen, oft in der Abſicht ſeine zuſammengeraffſten Bemerkungen der Welt mitzutheilen, und ſich dadurch für die aufgewandten Koſten ſchadlos zu halten. Ob dieſes häuffige Reiſen mehr Vortheile oder mehr Nachtheile erzeugt, ob der Patriotismus dadurch mehr geſtärkt oder geſchwächt wird, die wahren Kenntniſſe mehr verbreitet oder verringert werden, wage ich nicht zu entſcheiden. Indeſſen iſt es gewiß daß ein groſer Theil der Reformations-Anſtalten Joſephs den Reiſen dieſes Monar-

chen zuzuſchreiben iſt, der ſehr zweckmäßig dabey verfuhr, und hierin allen Reiſenden Fürſten das beſte Muſter gegeben hat.

Es iſt alſo wohl kein Wunder, daß bey ſo häufigen Reiſen in unſern bücherreichen Zeiten der Reiſebeſchreibungen ſo viele verfertigt werden. Man ſchreibt einander aus, wiederholt tauſend bis zum Ekel geſagte Dinge, und, was das ſonderſte dabey iſt, das Buch wird geleſen, weil es — neu iſt. Dieſe Sucht nach dem Neuen, wenn es gleich ſchlecht iſt, und geſchwinde Hintanſetzung guter Reiſebeſchreibungen, die bereits einige Jahre alt ſind, verurſachen daß wenig Männer von großen Fähigkeiten ſich in dieſes undankbare Feld wagen. Vielleicht iſt auch der Mann von Genie und großem Geiſte nirgends mehr beſchränkt als eben hier, wo groſſe Kenntniſſe und philoſophiſcher Scharfſinn weniger erfoderlich ſind, als geſunder Menſchenverſtand, Erfahrung und kaltblütige Beobachtungen. Unzählige Dinge leiten und regieren ſelbſt den behutſamſten Reiſenden, und beſtimmen nicht allein den Ton ſeiner Erzählung, ſondern geben auch gleichſam den Anklang zu ſeinen Urtheilen und Bemerkungen. Stand, Charakter, Denkungsart, Leidenſchaften, Art zu leben, gröſſere oder geringere Kenntniſſe, mehr oder weniger Vorurtheile, Temperament, Geſundheit oder Krankheit, Jahreszeiten, Witterung, Glücksumſtände und Verhältniſſe ſehr verſchiedener Arten, alles

hat

hat Einfluß auf den Reiſenden. Daher der überaus groſſe Unterſchied und die unzähligen Widerſprüche, ſelbſt bey vortreflichen Beobachtern. Will man ein Beyſpiel unter hunderten, ſo nehme man Riedeſels und Brydone's Reiſen nach Sicilien; beyde Männer von vielen Fähigkeiten und, dem Augenſcheine nach, freymüthige und unbefangene Beobachter, die faſt zu gleicher Zeit das nämliche Land bereiſeten, und dennoch von einander ſo verſchieden ſind, ja ſo oft ganz entgegengeſetzte Bemerkungen über Dinge machen, wozu nichts als gute Augen gehören, wie in Anſehung des Aetna u. ſ. w. geſchehen iſt. Wie ſoll hier der Nichtreiſende entſcheiden? Dieſe Schwierigkeit ſchreckt aber den Kunſtrichter nicht ab: er nimmt Parthie mit Büſching und Volkmann in der Hand, und ſo wird der Stab gebrochen. Hat ein einſichtsvoller Reiſender die höchſtſeltene Gelegenheit Bekanntſchaften zu machen, die oft weder Rang noch Geld verſchaffen können; erwirbt er ſich Zugänge zu verſchloſſnen Thüren, und iſt unermüdet ſeinen Fund zu bearbeiten und ſeine Kenntniſſe zu erweitern, damit er unbekannte Sachen der Welt mittheilen könne: ſo muß er beſorgen, wenn er damit auftritt, daß ein unwiſſender Kunſtrichter von ſeinem Dreyfuß herunterkräht: Woher weiß der Mann das? Der Maaßſtab womit ein ſolcher Ehrenmann die Genauigkeit eines Reiſenden dieſer Klaſſe beurtheilt, ſind die Reiſen anderer, die bey ihm für Autorität gelten. Was nicht

mit diesen übereinkommt wird als falsch ganz kurz abgefertiget; obgleich solchen Kritikern der billige Zweifel einfallen sollte, daß der unbekannte Verfasser vielleicht mehr Gelegenheit zu Bemerkungen gehabt, und aus bessern Quellen geschöpft habe, als selbst berühmte Männer, deren grosser Name und anderweitige Verdienste in diesem Reise-Fache von gar keinem Gewicht sind. Im Gegentheil, die Höflichkeiten die man solchen Männern erzeigt, bringen sie gewöhnlich in Verhältnisse, wo keine Beobachtungen möglich sind. Z. B. der berühmte Le Lande, der acht Bände Italienischer Reisen herausgegeben, wobey er freylich auch andre Papiere zum Grunde legte, hielt sich drey Wochen in Rom auf, in welcher Zeit er den größten Theil des Tages im Pallaste des Cardinals Bernis zubrachte. Wer wird denn wohl wünschen von einem solchen Manne Rom kennen zu lernen? Andre glauben daß die Anzahl mitgebrachter Akten-Stücke allein den Werth gethaner Reisen bestimmen. Wäre dieses, so könnte man ja zu Hause bleiben, und weit wohlfeiler und bequemer seinen Zweck erreichen. Ich glaube behaupten zu können, daß Gelehrte von Profession, so groß ihre Kenntnisse und ihr Ruhm auch sonst immer seyn mögen, die untauglichsten Männer sind Beobachtungen auf Reisen zu machen. Fast durchaus mehr mit Büchern als mit der Welt bekannt, verstoßen sie alle Augenblicke wider ganz gemeine Regeln, und begehen die lächerlichsten Fehler wider Sitten und gute Lebensart.

art. Dieſes muß ſodann das Land entzelten, das mit den ſchwärzeſten Farben abgemahlt wird. Ich könnte hier ſehr bekannte Nahmen anführen, die bey dem Leſe-Pöbel auch hierin von großem Gewichte ſind. Nichts macht einen ſtärkern Eindruck auf einen gelehrten aber unerfahrnen Reiſenden, als der entſcheidende Ton eines vornehmen Mannes, wenn er von Sachen ſpricht, die zu ſeinem Fache gehören und er billig wiſſen muß. Man hört ihn wie ein Orakel an, und nun iſt ſein Ausſpruch die gröſte Autorität. Man denkt nicht daran, daß jede Sache in der Welt beſchönigt werden kann, und keine Maasregel, kein Gebrauch, kein Geſetz, kurz, nichts anzuführen ſey, das nicht durch Scheingründe vertheidiget werden könne. Wir haben nächſtens hievon einen auffallenden Beweis zu erwarten, da ein achtungswürdiger teutſcher Gelehrter, der kürzlich aus Spanien zurückgekommen, ſeine in dieſem Lande gemachten Beobachtungen herausgeben wird. Er behauptet daß viel Aufklärung unter dieſem allgemein für roh anerkannten Volke herrſche; daß die Inquiſition ein ehrwürdiges Tribunal, und der jetzige Groß-Inquiſitor einer der klügſten und rechtſchaffenſten Männer in Europa ſey u. ſ. w. zu welchen neuen und wahrhaft groſſen Entdeckungen ich ihm recht viel Glaubige wünſche *)

Alle

*) Mit aller Achtung für unſern ſchätzbaren Correſpondenten möchte ich wohl für den Gelehrten, auf welchen hier gezielt

mein Schmerz ligt ganz in meinem Innern, und alle dieſe äuſſerlichen Zeichen von Jammer ſind bloſſe Schatten des unſichtbaren Grams, der in geheim in der gepeinigten Seele ſchwellt. Ich danke dir, König, daß du mir nicht nur Urſache zum Wehklagen giebſt, ſondern mich auch noch lehrſt, wie ich die Urſache bejammern ſoll. Ich will nur noch um eine einzige Gefälligkeit gebeten haben, und dann gehen und euch nicht mehr beunruhigen. Werd' ich ſie erhalten?

Bolingbroke.

Nennet ſie, geliebter Vetter.

König Richard.

Geliebter Vetter! Ah! ich bin gröſſer als ein König; denn wie ich ein König war, waren meine Schmeichler meine Unterthanen; nun da ich ein Unterthan bin, hab ich einen König zum Schmeichler. Da ich ein ſo groſſer Mann bin, ſo hab ich nicht nöthig zu bitten.

Bolingbroke.

So fordert.

König Richard.

Und ſoll ich's haben?

Bolingbroke.

Ihr ſollt.

Alle dieſe Umſtände machen die vortreflichen Reiſebeſchreibungen äuſerſt ſelten, und Männer von Fähigkeit

ziehe wird, und für die ganze Spaniſche Nation eine kla-
ne Fürbitte um Milderung ſeines allzuſtrengen Urtheils ein-
legen. Es iſt doch wohl nicht zu läugnen, daß das Innere
dieſes groſſen Reiches, das unter den drey letzten **Philip-
pen** vom Oeſterreichiſchen Stamme nach und nach ſo tief
herabgeſunken, in neuern Zeiten, beſonders unter den Ein-
flüſſen eines **Aranda, Campomanes** und **Florida-Blan-
ca** wieder neues Leben und eine ganz andre Geſtalt zu ge-
winnen anfängt: -- daß man von dem Detail und Erfolge
der Bemühungen jener groſſen Männer auſſerhalb Spanien
noch zu wenig unterrichtet iſt; und daß, wenn man ſelbſt
im Lande geweſen, und hinlängliche Gelegenheit gehabt hat
ſich genauer von dem **wie** und **warum** der Dinge zu un-
terrichten, man manches in einem ganz andern Lichte ſieht
als man es von ferne geſehen hat. Wären dem Hrn. v. N.
die vor kurzem erſchienene Observations de M. L'Abbé
Carcmilles ſur l'Article *Eſpagne* de la Nouvelle Ency-
clopedie bereits zu Gesichte gekommen, welche zwar nicht
ganz ohne Partenlichkeit für ſeine Nation geſchrieben, aber
doch mit hinlänglichen Thatſachen belegt ſind um alle Auf-
merkſamkeit zu verdienen: ſo würde er vielleicht die **Ent-
deckungen** des in der That achtungswürdigen teutſchen Ge-
lehrten nicht in einem ſo ironiſchen Tone vorher verkündiget
haben. Was den Herausgeber des Grauen Ungeheuers be-
trift, ſo mag der weiſere Theil des Publikums urtheilen, ob
ihm in dieſem Aufſatze zuviel geſchieht, oder ob er nicht viel-
mehr dieſe kleine Rüge auf vielfaltige Weiſe wohl verdient
hat. Bey der unbegränzten Nachſicht der Leſerwelt und bey
dem groſſen Verfall der litterariſchen Juſtiz-Pflege (welcher

hoffent-

higkeiten, die für ihren Ruhm und ihre Ruhe besorgt sind, werden sich ungern damit befassen. Da indessen das Publicum aller Länder und vorzüglich unser Teutsches gerne Reisebeschreibungen liesst, so fehlt es nicht an Schriftstellern in unsern Tagen, die solche Speisen unter allerhand Gestalten auftischen. Unverschämtheit, dummdreiste Urtheile, Satyre, abgeschmackter Witz, Schmähungen verdienter Männer sind solche Dinge, die vereinigt gewiß das Glück eines Buches machen. Nicht allein der Lesepöbel denkt so, sondern auch sogenannte Gelehrte und seynwollende Kunstrichter.

Zu diesen und andern Betrachtungen wurde ich durch das lächerlich betitelte Graue Ungeheuer veranlasset, das in No. 3. seines Auswurfs die respectabelsten Reisenden angrünzt. Die ganze Europäische Litteratur hat ohnstreitig kein besser Reisebuch aufzuweisen als das vortrefliche Werk des Moore. Man ist hierin so ziemlich einstimmig. Nur der Wärter des grauen

hoffentlich durch die mit bevorstehendem Jänner 1785. sich anfangende Allgemeine Literatur-Zeitung wieder aufgehoben werden wird) leidet das Gemeine Beste und die Ehre der Nation mehr als manche Leute sich vorstellen; und man kann es einem Manne von Einsicht und Welterfahrenheit nicht verdenken, wenn ihm bey allem dem Bavardage das man sich in einigen Gegenden Teutschlandes für Philosophie und Kritik aufschwatzen läßt, die Geduld zuweilen ausgeht. D. H.

grauen Ungeheuers, der es wahrscheinlich nie gelesen, nennt es schaal, und weis freylich nicht, was für ein schlechtes Compliment er seiner Beurtheilung damit macht. Dieser Schriftsteller, der vor einigen Jahren bey Gelegenheit der Regensburger Hatze seine tiefe Unterwürfigkeit gegen alles was einen fürstlichen Namen führt feyerlich erklärt hat, erdreistet sich jetzt aus seinem Dorfe bey allen Gelegenheiten die widersinnigsten Dinge diktatorisch zu behaupten, und den Einsichten der ganzen Nation gleichsam Hohn zu sprechen. So sagt er in eben diesem Stücke: „Die Französische „Regierung ist sanft und wohlthätig.„ — Marmontel sagt: so oft ein Franzos artig ist, so ist er adorabel. Wekhrlin aber sagt: „Wenn der Franzos „weise ist, so ist er der König unter den Philosophen. „— In Vergleich mit einem Cerbier und Target „sind die Teutschen Advocaten nichts als Sancho Pan„sas. — Die Weisen in Paris, die im Stillen le„ben, sind der aufgeklärteste, der Vorurtheilfreyeste „und edelste Theil der Menschheit auf der Erde. Die„se würde man zu Rom, Wien, Berlin, ja selbst in „London vergebens suchen.„ Sollte man nicht denken, der Mann kenne die Weisen aller dieser Städte, um in diesem Delphischen Ton über ihren Werth oder Unwerth zu entscheiden? — „Die Polizey in Paris ist ein Meisterstück des menschlichen Geistes.„ Hiervon verspricht Wekhrlin nächstens eine Beschreibung zu liefern: und ich verspreche in einem Beytrag zum

T. M.

T. M., falls Sie, M. H. ihn aufnehmen wollen, zu beweisen, daß nach den wahren Begriffen von Polizey die Pariser die schlechteste in ganz Europa sey. — Er sagt ferner: „der Londener scheint mir in Ansehung dessen was ausser dem Hause der Gemeinen „und der Börse vorgeht, eben so unwissend und gleichgültig zu seyn, wie ein Kamtschadale.“ — Eine harte Rede, die nur aus den Kramladen eines grauen oder blauen Ungeheuers erträglich tönen kann! — Ferner: „Fox versucht die Verbrechen einer Gesellschaft „von Krämern der Welt vor Augen zu stellen.“ — Wer in der Statistik Englands nicht ganz unwissend ist, weiß, daß fast alle Großen des Reichs zu dieser Gesellschaft gehören. — „Die Ost-Indische Bill dieses „Ministers ist ein Meisterzug des Genies und der „Menschheit.“ Daß in Londen einige Anhänger dieses unruhigen Mannes so dachten, ist begreiflich. Da aber die Portlandschen Guineen nicht bis zu uns nach Teutschland kommen, und wir auch keine Küße von der schönen Herzogin von Devonshire zu erwarten haben, so muß man so unverschämt wie W. seyn um so etwas im Ernste zu behaupten; wie Er, der sich nicht scheut in eben diesem Stücke zu sagen: „Die „Krönung des Kaisers zu Frankfurt am Mayn geschieht „zum Besten der Höker und Faßbinder.“ — Da Journale selten recensirt aber häufig gelesen werden, so haben solche Daemagogen mit ihrer crassen Unwissenheit freyes Spiel, und hindern die sogenannte

Aus-

Aufklärung, die ſie ſich die Mine geben verbreiten zu wollen. In eben dieſen Gegenden, wo W. jetzt ſeinen Unfug treibt, predigte vor einigen Jahren der ehrliche Schubart den Patriotismus mit groſem Erfolg, den nun dieſer Teutſch-Franzoſe ſich bemüht wieder zu vertilgen; eine Rolle die er wahrſcheinlich nicht ſpielen würde, wenn der unglückliche Schubart, mit den ſeltenſten Talenten geziert, nicht ein Opfer der oft ſo lächerlich geprieſenen Teutſchen Freyheit geworden wäre.

Die Art wie W. ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn anfieng iſt merkwürdig. Linguets Annalen, die damals erſchienen, wurden in Teutſchland wenig geleſen, und blieben auch unüberſetzt. Dieſes machte ſich Hr. W. zu Nutze, und füllte die erſtern Bände ſeiner Chronologen ganz mit den Aufſätzen dieſes berühmten Annaliſten an, ohne ſeine Quelle anzuzeigen, wovon die Beweiſe am Tage liegen. Hiedurch erwarb er ſich einen gewiſſen litterariſchen Ruhm; man hielt ihn für einen ſehr witzigen Kopf, weil alles auf ſeine Rechnung geſchrieben wurde. Höchſt ſonderbar aber iſt es, daß dieſe Plünderung eines Werkes, wovon vierzehn Nachdrücke exiſtiren, von niemand gerügt wurde, und der Chronologiſt im ungeſtörten Beſitz eines uſurpirten Rufs blieb, deſſen er ſich jetzt bedient dem Publico ſeine Cruditäten aufzutrotzen.

v. A.

IV.

Mesmer und sein Magnetismus.

(Fortsetzung von S. 90. Octob.)

Die Sache des Magnetismus ward endlich so wichtig, daß die Regierung Mesmern für die Entdeckung seines Geheimnißes 30000 Livres anbot; aber er schlug sie aus, unter dem Vorwand, seine Kunst sey von zu großem Einfluß, und ihr Misbrauch zu gefährlich, als daß er nicht die Art ihrer Gemeinmachung ganz allein sich selbst vorbehalten müsse; noch gehöre Vorbereitung und Zeit dazu, ehe die Menschheit dies Heil mit Nutzen empfahen könnte, und alsdann wolle er schon dafür sorgen, daß es sich allmählig und mit gehöriger Vorsicht ausbreiten solle.

Und dieser uneigennützige bedenkliche Mesmer verkaufte zu eben der Zeit das Geheimniß, das er den Händen einer weisen Obrigkeit nicht sicher anzuvertrauen glaubte, jedem, der ihm 100 Louisd'or davor zahlete, welches freylich gar bald mehr als dreissig tausend Livres einbrachte. Er errichtete nehmlich eine geheime Gesellschaft, wo er alle, die obige Summe anwenden wollten, unter den heiligsten Angelobungen ewiger Verschwiegenheit in seinen Geheimnissen unterwieß.

Die Zahl dieſer Eleven belief ſich ſchon in der Mitte dieſes Jahrs auf Dreyhundert, und alſo Mesmers Einnahme blos an Lehrgeld auf 150000 Thaler. Nach überſtandenem Noviziat übten nun dieſe Schüler ihre Kunſt auch aus: ſo entſtanden mehrere Bacquets, und der Magnetismus wurde allgemeiner. Am meiſten zeichnete ſich unter ihnen Hr. Deslon aus, der mit Mesmer 4 Jahre lang in der engſten Verbindung gelebt, und ſich deſſen Lehren ganz eigen gemacht hatte. Er wurde der andere Mesmer, und ſein Bacquet hatte faſt eben den Zulauf, wie das Mesmeriſche, ohnerachtet er in der Folge mit ſeinem Lehrer zerfiel. Außer ihm finde ich nachfolgende, als vorzügliche Magnetiſten erwähnt: Chevalier de Barberin, D. Jumelin, D. Girault, die beyden Chirurgen Ters und Bailhauet, die beyden Grafen und der Marquis von Puyſegur, die auf ihrem Landguthe Buranzy ſchon mehr als zweyhundert Kranke magnetiſirt haben; Pater Ecard, deſſen Wunderkuren ganz Rochelle in Erſtaunen ſetzen; Herr Orelict und die Herrn Dutreich und Le Noir, von denen wir ſchon einen ganzen Band in Lyon bewürkter Kuren haben; D. Brazier, der in St. Etienne en Foret ein Bacquet errichtet hat. So breitete ſich nach und nach die Mesmerſche Kurart in ganz Frankreich aus, und ſchon haben ſich Magnetiſten auf den Weg gemacht, um auch andere Länder damit zu beglücken. Sogar die See hat ein Bacquet geſehen;

hen; der Graf Chaſtenet Püyſegür, Commendant des königlichen Fahrzeugs, Friedrich Wilhelm, hat ſein Schiffsvolck fleiſſig magnetiſirt, und binnen 3 Monathen und 20 Tagen keinen Mann verlohren.

Aber nicht alle Mesmerſche Schüler blieben auf dem rechten Wege. Das ſchwankende ſeiner Lehre, das räthſelhafte ſeines Vortrags muſte nothwendig zu manchem Misverſtändniſſe und Varianten Anlaß geben, und es kam dabey auf die Fähigkeit oder Vorſtellungsart des Schülers an, was für eine Geſtalt alsdann der Magnetismus erhalten ſollte. Auch fiel es manchem Layen ein, der nicht eben 100 Louis'dor anwenden wollte oder konnte, auf eigenem Wege hinter das Geheimniß zu kommen, und durch mancherley Amulete, Reiben des Körpers. ja, durch ſehr abergläubiſche Proceduren ſich in Beſitz dieſer Kraft zu ſetzen, die er denn oft mit großem Succeß ausübte, wenn er Charlatan genug war, und das Glück hatte auf ein reizbares Subject zu würken. Es entſtand daher die ſeltſamſte Sprachenverwirrung und Sectirerey: es kamen zum Vorſchein Magnetiſten mit Magnet, Magnetiſten mit Electricität, Magnetiſten mit Schwefel, Magnetiſten mit ſchwarzem Pulver, und ſogar Magnetiſten auf gut Glück, welche alle den ächten Mesmerianern ein Greuel waren.

Dieſer Schritt alſo, durch den Mesmer ſein Anſehen auszubreiten und zu befeſtigen glaubte, hatte

würklich für ihn sehr nachtheilige Folgen. Er machte die Geldschneiderey des großen Philosophen zu einleuchtend, benahm dem Magnetismus zum Theil das undurchdringliche mysterieuse Ansehen, das ihn bisher gegen viele Angriffe geschützt hatte, und gab ihn nun in den Händen eines eingebildeten Stuzers oft mancher ungereimten und lächerlichen Anwendung Preis. Die Feinde des Magnetismus mehrten sich, und an ihrer Spitze stand der große Franklin. Sie wendeten alles an um ihn zu stürzen, sie machten ihn bald lächerlich, bald gefährlich, bald zum Unding. Man bewies, wie schädlich ein so zahlreiches Heer Magnetisten für alle bürgerliche Ordnung, für die öffentliche Ruhe werden könnte; wie viel besonders das schöne Geschlecht davon zu fürchten habe, wenn junge Leute diese bezaubernde Kraft zu ihren Absichten anwenden könnten, und wie nöthig es also sey, sie nur alten gesetzten Männern anzuvertrauen. Man suchte alles lächerliche in seiner Methode auf, und nutzte es zu Zeichnungen und komischen Gedichten. Man bewies dem P. Hervier ganz evident und aus Zeugnissen seiner Mitbrüder, daß er gar nicht krank gewesen, und also zur Genesung keinen Magnetismus nöthig gehabt habe. Es erschienen aber auch gründliche Widerlegungen der Mesmerschen Theorie, unter welchen sich die Schrift des Hrn. Thouret sehr vortheilhaft auszeichnet. — Selbst das Glück schien zur antimesmerschen Parthey überzugehen.

hen. Court de Gebelin, der ſo gewiß noch die fünfte Generation zu erleben glaubte, ſtarb in Mesmers Hauſe den 12ten May dieſes Jahrs. Der Marquis de Bourgades verlohr in den magnetiſchen Convulſionen ſein Leben. Die Herzogin von Chaulnes ſtarb am Schlagfluſſe, troz aller magnetiſchen Behandlung. Hr. de Rüz... gab ſeinen Geiſt auf, nachdem ihn Mesmer nicht nur lange magnetiſirt, ſondern ihm auch noch gegen alle mediciniſche Regeln zweymal Ader gelaſſen hatte.

Billig muß man ſich wundern, daß dieſes Unweſen ganzer ſechs Jahre beſtehen konnte, ohne daß weder die mediciniſche Societät, die es doch zunächſt anging, noch die Regierung ernſtlichen Antheil nahmen; ſo wenig letzterer eine Sache gleichgültig ſeyn konnte, wodurch entweder die ganze Nation auf das ſchändlichſte betrogen und zum Geſpötte der Welt wurde, oder, wenn der Magnetismus würklich das war was man vorgab, ein Heer Zauberer ausgerüſtet wurde, die ein wohleingerichteter Staat nicht ohne Aufſicht operiren laſſen kann. Zwar pflegte Mesmer unter ſeinen gewöhnlichen Klagen über Unterdrückung auch die zu führen, daß er die mediciniſche Societät zu wiederholten mahlen um eine förmliche Unterſuchung ſeiner Methode gebeten, aber nie ſeinen Wunſch erreicht habe, und daß man ihn alſo nicht beſchuldigen könne die Geſetze des Königreichs vernachläſſiget zu haben, die ſeine Lehre dem Urtheil der Societät unter-

König Richard.

So erlaubt mir wegzugehen.

Volingbroke.

Wohin?

König Richard.

Wohin ihr wollt, wenn es nur aus euerm Geſicht iſt.

Volingbroke.

Einige von euch ſollen ihn nach dem Tower begleiten — Auf nächſten Mitwoch ſezen wir unſre Krönung feſt: Milords, haltet euch dazu gefaßt.

(Alle gehen ab, bis auf den Abbt von Weſtmünſter, den Biſchoff, und Aumerle.)

Vierte Scene.

Abbt.

Welch ein jammervolles Schauſpiel, das wir hier geſehen haben!

Biſchoff.

Der Jammer wird erſt kommen; die noch ungebohrne Nachwelt wird dieſen Tag ſo ſcharf wie einen Dorn in ihrem Fleiſche fühlen.

Aumerle.

Ihr heiligen Prieſter, iſt denn kein Mittel, das Reich vor dieſem verderblichen Unweſen zu retten?

Abbt.

terwerfen. Aber es iſt nun aus den Protocollen der Societät erwieſen, daß er nie ein ſolches Anſuchen gethan: ſondern als es 1778. durch einen ſeiner Freunde, Hrn. Roux geſchehen war, und ſich die von der Societät ernannten Commiſſarien eben zu ihm verfügen wollten, er ſich den Zuſpruch ſehr verbeten, und ſie erſt drey Monate hernach zu ſich eingeladen habe, um die nun völlig hergeſtellten Kranken in Augenſchein zu nehmen; welches ſie aber mit gutem Grunde abſchlugen, weil ſie weder von dem vorigen Zuſtande der Kranken noch von ihrer Behandlung Zeuge geweſen, und daher kein entſcheidendes Urtheil zu fällen im Stande wären. Zu Anfang dieſes Jahrs trug ſie auch zween von ihren Mitgliedern, Hrn. Andry und Thouret auf, die mediciniſche Kraft des Magneten zu unterſuchen, und eine Menge Erfahrungen ſetzten dieſe auſſer Zweifel, aber den Mesmerſchen Magnetismus lies ſie ungeſtört, wahrſcheinlich weil ſie nicht glaubt ohne höhern Beyſtand ſtark genug auf die Verblendeten würken zu können, denen Mesmer ſchon längſt eine blos mediciniſche Commiſſion als höchſtverdächtig verſchrieen hatte. Endlich erſchien den 12. März 1784. ein Befehl vom Könige an die mediciniſche Facultät, Commiſſarien zu Unterſuchung des thieriſchen Magnetismus zu ernennen; und ſie erwählte dazu die Herren Majault, Sallin, d'Arcet und Guillotin, welche ſich noch, um ihrem Ausſpruch den höchſten Grad von Gewißheit zu geben, die berühmten

ten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, die Herren Franklin, le Roi, Bailly, de Bory und Lavoisier zu Schülsen ausbaten. Diese respectable Commission hat nun auch ganz die Erwartungen erfüllt, die man von ihr haben mußte; sie hat gezeigt, was die vereinte Kraft hellsehender, denkender und durch gesunde Physik geleiteter Köpfe vermag; sie hat in der dunkeln Lehre des Magnetismus, wo keine gewöhnliche physische Analyse anwendbar war, der Wahrheit einen neuen Weg gebahnt, auf dem ihr Licht durchbrechen konnte, und, indem sie den mächtigsten Alliirten des Magnetismus, die Einbildungskraft, auf ihre Seite zu bringen wußte, hat sie ihn unter seiner eignen Vormauer gestürzt. — Zu eben der Zeit beschäftigte sich eine andre auch vom Könige aus der mediciniſchen Societät ernannte Commission, aus den Herren Poisonnier, Caille, Mauduyt und Andry bestehend, mit demselben Gegenstand, und ihre Resultate stimmen vollkommen mit denen der erstern überein. Beyde statten dem Publikum einen Bericht von ihrer Expedition ab, der nicht allein die Sache des Magnetismus ins rechte Licht stellt, sondern auch für den Psychologen manche vortrefliche Bemerkung enthält, für den überhaupt das Magnetwesen sehr wichtig werden kann. Ich glaube den Lesern eine nähere Nachricht davon schuldig zu seyn, und theile ihnen also den Bericht der aus Aerzten und Physikern bestehenden Commission in einem vollständigen Auszuge mit.

Herr Deslon, der ganz die Mesmerschen Grundsätze annimmt, hatte sich erboten, den Commissarien die Existenz und den Nutzen des thierischen Magnetismus zu beweisen, und ihnen alle seine Kenntnisse davon mitzutheilen. Er führte sie also in seinen öffentlichen Kurort, wo sie alle die Anstalten sahen die die Leser schon aus dem vorigen kennen. Den Baquet untersuchten sie mit dem Elektrometer und einer nicht magnetisirten eisernen Nadel, und fanden nicht die mindeste Spur von Elektricität oder mineralischen Magnetismus; auch konnten sie in der innern Einrichtung, die ihnen Deslon entdeckte, keine physische Kraft erkennen, der man die beobachteten Wirkungen hätte beymessen können. — Sie beobachteten ferner alle wundervaren Erscheinungen der Crisis, und bemerkten dabey, daß viel mehr Weiber als Manner in diesen Zustand geriethen, und daß er nur in einem Subjecte auszubrechen brauchte um bald die ganze Gesellschaft anzustecken. „Man kann sich nicht enthalten, setzen sie hinzu, in diesen beständigen Wirkungen eine grose Kraft zu erkennen die die Kranken bewegt und beherrscht, und deren Eigenthümer der Magnetist zu seyn scheint.„ Aber was ist diese Kraft? Die Commissarien sahen gar bald, daß die öffentliche Krankenversammlung der Ort nicht sey um dies zu erörtern. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die Achtung die sie den hier magnetisirten Standespersonen schuldig waren, erlaubten ihnen keine

ne genaue und freye Unterſuchung. Sie ſetzten alſo hier nur von Zeit zu Zeit ihre Beobachtungen fort, beſchloſſen aber die Hauptverſuche für ſich zu machen.

Das erſte war, ſich von der Exiſtenz des Magnetismus zu überzeugen. Das ſicherſte Mittel dazu war, ſeine Gegenwart ſinnlich darzuſtellen, aber es ergab ſich bald, daß dieß Weſen weder geſehen, noch gehört, noch gerochen, gefühlt oder geſchmeckt werden könne, und Hr. Deslon geſtand ſelbſt, er könne ihnen die Exiſtenz deſſelben durch nichts anders, als durch ſeine Wirkungen auf belebte Körper beweiſen. Dieſe Wirkung konnte nun auf zweyerley Art unterſucht werden, entweder durch lange fortgeſetzte Anwendung deſſelben auf Krankheiten, oder durch die unmittelbaren Veränderungen, die es in der thieriſchen Oekonomie hervorbrachte. Hr. Deslon beſtand auf der erſtern Methode, die Commiſſion aber zog die letztere vor, denn ſie wußte, wie viel ungewiſſes die Wirkung eines Mittels in Krankheiten hat, und wie wenig ſie alſo zum Beweis der Exiſtenz einer ſuppourten Kraft gebraucht werden kann, da ſie nicht einmal den Nutzen einer wirklich exiſtirenden außer Zweifel ſetzt. Sie nahmen ſich alſo vor, Verſuche an einzelnen Subjecten zu machen, die theils durch ihre Einſicht, theils durch ihre Einfalt fähig waren, eine getreue und genaue Schilderung ihrer Gefühle zu geben. Sie ſtellten die erſten Verſuche an ſich ſelbſt an, und beobachteten dabey alle erſinn-

liche Vorsicht um Illusionen zu vermeiden, besonders die, ihre Aufmerksamkeit nie zu sehr auf das innere zu fixiren, weil dadurch wirklich der gesündeste Mensch eine unendliche Menge von scheinbaren Empfindungen in sich erregen kann, die keineswegs dem Magnetismus zuzuschreiben sind. So vorbereitet stellten sie sich regelmäßig jede Woche einmal und sogar 3 Tage nach einander bey dem Bacquet ein, das ihnen Hr. Deslon allein gewidmet hatte. Da wurden sie 2 bis 3 Stunden lang von ihm oder einem seiner Schüler magnetisirt, aber ohne etwas zu empfinden, das man dem thierischen Magnetismus hatte beymessen können. Und doch waren einige von ihnen nicht die gesundesten und von äusserst empfindlichen und beweglichen Nerven. Hieraus ließ sich also schließen, daß der Magnetismus auf Gesunde und auch auf Halbkranke keine Wirkung habe.

Nun wählten sie sieben Krancke aus dem Volck, und diese wurden zu Passy bey Herrn Franklin magnetisirt; vier davon und unter diesen zwey Kinder empfanden gar nichts, die drey andern hatten einige Empfindungen, die aber eben so gut von moralischen Ursachen herrühren konnten. Eben dieß Experiment ward an sieben Krancken von Stande wiederholet, die ganz uninteressirt und einsichtsvoll genug waren, um ihre Empfindungen richtig beurtheilen und genau beschreiben zu können. Von diesen empfanden fünf gar

nichts,

nichts, und was die zwey andern äuſerten, war unbeträchtlich, und ließ ſich ſehr natürlich erklären.

Dieſe Verſuche erregten den Verdacht, daß die Einbildungskraft großen Antheil an den hervorgebrachten Wirkungen habe, und man bemühete ſich alſo nun vorzüglich, hierüber Aufſchlüſſe zu erhalten. D. Jümelin, deſſen Theorie und Methode von der Mesmerſchen abgieng, erbot ſich die Experimente zu machen. Zehn magnetiſirte Perſonen empfanden gar nichts. Eine Frau, welche den Magnetismus nicht einmal dem Nahmen nach kannte, fühlte Hitze und Schmerz im Magen, Rücken und Kopf, ſo wie man einen Theil nach dem andern magnetiſirte, und hieraus ſchloßen die Commiſſarien, daß die Methode gleichgültig, und die verſchiedene Wirkung der Pole, von Mesmern gelehrt und von Jümelin verworfen, ungegründet war. — Da man die Empfindlichkeit dieſer Frau ſah, ſo verband man ihr die Augen, um zu ſehen, was ſie fühlen würde, wenn man ohne ihr Wiſſen operirte; und nun entſprachen die Empfindungen nicht mehr der Richtung des Magnetismus, denn wenn man ihren Magen oder Rücken magnetiſirte, ſo klagte ſie über Kopfweh. Und, was die Wirkung der Einbildungskraft noch mehr beweißt, als man dieſer Frau nach einiger Erholung die Augen von neuen verband, ſo glaubte ſie wieder magnetiſirt zu werden, und obwohl ſie es nicht war, empfand ſie doch

die

die nemlichen Wirkungen wie zuvor, Erhitzung und Schmerzen. Nach einer Viertelſtunde fieng man an ſie wirklich zu magnetiſiren; aber man überredete ſie vom Gegentheil, und nun legten ſich auch die bisherigen Zufälle. Hier alſo zeigte es ſich deutlich, daß die Einbildungskraft Senſationen erregen konnte, wo kein Magnetismus wirkte, und daß eben dieſe ſie ſtillet, wenn man magnetiſirte.

Eine Menge ähnlicher Experimente an verſchiedenen Subjekten, gaben die nemlichen Reſultate, und bewieſen, daß die Einbildungskraft mancherley Senſationen, Hitze und Schmerz, in allen Theilen des Leibes hervorbringen kann. (*) Andere Experimente zeigt

(*) Folgende Verſuche des Herrn **Sigault** verdienen hier auch angemerkt zu werden. Er hatte ſich in einem großen Hauſe für einen Meſmeriſchen Schüler ausgegeben, und brachte durch dieſe Einbildung verſchiedene Würkungen in einer Dame hervor. Der Ton, die ernſthafte Miene, die er annahm, nebſt einigen Geſticulationen, machten einen großen Eindruck auf ſie, den ſie anfangs verhehlen wollte, der ſich aber bald durch Herzklopfen, Beklemmung, endlich durch Ohnmachten, Erbrechen und äußerſte Entkräftung äußerte. Dieſen Verſuch wiederholete er an mehrern Subjecten, und der Erfolg richtete ſich immer nach dem Grad des Glaubens und der Empfindlichkeit der Perſon.

Durch eben dieſe Operation heilete er einen, der ſchon einige Tage an der heftigſten Migraine litt, in wenig Minuten, und als ſie bey einem andern, der von dieſer Krankheit gepei-

zeigten ſogar, daß die Einbildungskraft allein vollſtändige Kriſen bewirken könne. Ein äuſſerſt empfindlicher von Deslon ſelbſt ausgeſuchter junger Menſch, wurde zu einem Baume geführt, den er für magnetiſirt hielt, ungeacht er es nicht war, und fiel in Kriſis. — Zwey Weibsperſonen, welche von Deslon magnetiſirt zu werden glaubten, ohne daß man nur die mindeſte Bewegung machte, fielen binnen 3 Minuten in eine ſo gewaltſame Kriſis, daß ſie nach heftigen Froſt die ſtärkſten Zuckungen bekamen, wobey die eine ſich in die Hand biß, und ſo ſtark mit den Zähnen klapperte, daß man es vor dem Zimmer hören konnte.

Eine andre fiel ſchon im Vorzimmer in Criſis, weil ſie wußte, daß Deslon in der Nähe wäre. — Eine nicht magnetiſirte Taſſe erregte in einer dritten eine wirkliche Criſis, und eine magnetiſirte, die man dieſer Perſon ohne ihr Wiſſen vorhielt, that nichts.

Dieſe Verſuche zeigten hinlänglich, was Einbildungskraft ohne Magnetismus thun kann. Um nun auch zu ſehen was dieſer ohne Beyhülfe jener ausrichtete, ward folgendes Experiment veranſtaltet. Eine von den empfindlichſten Weibsperſonen, die bey obigen Verſuchen gebraucht worden war, wurde unter dem

nigt wurde, nichts helfen wollte, ſo nahm er ihn bey dem Daumen, drückte denſelben ſtark, und verſicherte ihn, der Schmerz werde ſich da heraus ziehen. Der Kranke glaubte es, und der Kopfſchmerz hörte auf.

dem Vorwande, daß eine Dame ihr Arbeit geben wollte, in ein Zimmer geführt, das an ein anderes ſtieß, wo die Commiſſarien verſammlet waren. Die Thür, die Beyde verband, war ausgehoben, und an ihrer Statt eine Papiertapete vorgezogen. Die Perſon ſezte ſich, weil ſonſt kein Stuhl da war, gleich daran, und ward von der Dame über ihre Arbeit unterhalten, indeß ſie ein ſehr geſchickter Magnetiſt in einer Entfernung von anderthalb Fuß, eine halbe Stunde lang durch das Papier hindurch magnetiſirte, welches nach der Mesmerſchen Theorie die magnetiſche Materie durchlaßt. Aber ſie blieb luſtig und guter Dinge. Um dem Einwurf zuvor zu kommen, daß ſie vielleicht damals nicht empfänglich für Magnetismus geweſen wäre, wurde ihr nun der Vorſchlag gethan, ſich magnetiſiren zu laſſen, und, da ſie es zufrieden war, wurde ſie von demſelben Magnetiſten, in der nehmlichen Entfernung wie vorher magnetiſirt, und zwar nach gleichen Polen, welches nach der Theorie nichts bewürken ſollte, und es dauerte keine drey Minuten, ſo fiel ſie in Criſis. Die Einbildungskraft war die einzige Urſach derſelben, und eben dieſe war auch im Stande, ſie zu endigen. Der Magnetiſt nähmlich ſagte, es ſey nun Zeit aufzuhören; er hielt ihr ſeine zwey Zeigefinger kreuzweis vor, wodurch er ſie ebenfalls nach gleichen Polen magnetiſirte. Es war alſo in der Methode nichts verändert, und gleiche Eindrücke hätten gleiche Wirkungen hervorbringen ſollen.

ſollen, aber die Meynung war hinlänglich, die Criſis zu endigen; Hitze und Kopfſchmerz legten ſich. Man verfolgte das Uebel von Stelle zu Stelle, und indem man jedesmal ankündigte, daß es verſchwinden würde, ſo war nach drey Minuten nirgends eine Spur davon zu bemerken. — Durch dieſe und mehrere Experimente wurde alſo zugleich die Wirkſamkeit die Einbildungskraft und die Richtigkeit des Magnetismus erwieſen.

In dem öffentlichen Kurort kommen noch mehr Urſachen zuſammen, um die Würkungen der Einbildungskraft gewaltſamer und auffallender zu machen. Man fängt an ſich durch den Blick der Gemüther zu bemeiſtern; bald darauf folgt die Berührung und das Auflegen der Hände. Dieſes Manöuvre trifft die reizbarſten Stellen und Eingeweide des Unterleibs, und ſezt dadurch das groſſe Nervengewebe in Erſchütterung, welches die Gegend unter dem Zwergfell zum Mittelpunkt der Sympathie des Körpers macht. Hierzu kommt, daß auch die Einbildungskraft und Gemüthsbewegungen vorzüglich auf dieſe Gegend würken, wie die tägliche Erfahrung beweiſt. Daher iſt es ganz natürlich, daß die vornehmſten Zufälle der Criſis Reizungen und Erſchütterungen des Zwerchfells ſind, als: Lachen, Weinen, Seufzen, Huſten, Beklemmung. Bey dem geſellſchaftlichen Magnetiſiren muß nothwendig die Mittheilung und Nachahmung ſehr

viel

Abbt.

Eh ich euch hierüber mein Innerſtes entdeke, ſollt ihr das Sacrament darauf empfangen, daß ihr nicht nur mein Vorhaben verſchwiegen halten, ſondern auch alles vollziehen wollet, was ich euch nur immer auftragen werde. Ich ſehe eure Stirne voll Mißvergnügen, euer Herz voll Gram, und eure Augen voll Thränen. Kommt mit mir heim zum Nacht-Eſſen, und da wollen wir den Grund zu einem Entwurf legen, der uns einen glüklichen Tag ſehen laſſen ſoll.

[Sie gehen ab.]

viel zur Verstärkung der Zufälle beytragen; man weiß ja, wie groß die Macht derselben bey andern zahlreichen Versammlungen ist, wie sich z. E. ein Enthusiasmus von Muth oder ein panisches Schrecken von einem Individuum über eine ganze Armee verbreiten kann, wie sogar Nervenkrankheiten dadurch ansteckend werden.

Also Berührung, Einbildungskraft, Nachahmung, sind die wahren Ursachen der Erscheinungen, die man diesem chimerischen magnetischen Wesen zuschreibt. Die Einbildungskraft ist die mächtigste, der Druck und die Berührung dient die Nerven vorzubereiten und für ihre Eindrücke empfänglicher zu machen, und die Nachahmung verbreitet sie. Die hieraus entstehenden Erscheinungen sind allerdings erstaunlich und in die Augen fallend, und man braucht sich um so weniger zu verwundern, daß sie jezt so viele aufgeklärte Personen täuschen, da sie schon vor Zeiten Männer von großem Genie, einen Paracelsus, Helmont, Kircher u. s. w. verblendet haben. Man muß die Würkungen der Einbildungskraft isoliren, um über ihre vereinte Kraft richtig urtheilen zu können. Mesmer selbst nähert sich dieser Meynung, indem er öffentlich erklärt hat; er glaube ausgemacht zu haben, daß die Einbildungskraft den größten Antheil an den Würkungen des Magnetismus habe, daß vielleicht diese neue Kraft nichts als die Einbildungskraft selbst sey, deren

deren Gewalt noch zu wenig bekannt iſt; daß eben dieſe Anwendung der Einbildungskraft zur Erleichterung der leidenden Menſchheit eine große Wohlthat für die praktiſche Arzneykunſt ſey, und verdiene auf alle Weiſe beſtimmt und weiter getrieben zu werden.

Aber iſt dieſe Methode, Krankheiten durch Einbildungskraft zu heilen, ſicher und brauchbar? Sie iſt es zuverläßig in ihren ſanften wohlthätigen Wirkungen; aber zerſtöhrend iſt ihre Kraft, wenn ſie gewaltſam durch Convulſionen wirkt, und dieſer Gebrauch kann nur in ſehr wenigen und verzweifelten Fällen Nutzen ſchaffen. Nur da, wo man alles in Unordnung bringen muß, um es von neuen zu ordnen, findet er Statt, aber in den Händen eines klugen Arztes, in denen auch Gifte Heilmittel werden. Eine tägliche gewaltſame Criſis hingegen muß die nachtheiligſten Folgen haben. Wie kann eine ſchwache Bruſt ſo heftige Bruſtkrämpfe in die Länge aushalten, ohne Gefahr zu laufen, die Lunge noch mehr zu ſchwächen, oder gar zu verletzen? Ja was noch mehr iſt, dieſer krampfhafte Zuſtand kann nach und nach habituell werden, und die ohnedieß ſchon ſo zahlreichen Nervenkrankheiten verſtärken und fortpflanzen.

Aus dieſem allen ziehen die Commiſſarien den Schluß: daß nichts die Exiſtenz des magnetiſch-thieriſchen Weſens überzeugend darthue; daß dieſes Weſen

ohne Exiſtenz auch ſolglich ohne Mittel ſey, daß die Gehalſamkeit in der öffentlichen Krankenverſammlung beobachteten Wirkungen, der Berührung, der Einbildungskraft, und jener mechaniſchen Nachahmung zugeſchrieben, die uns ohne unſer Wiſſen zu Wiederholung ſinnlicher Eindrücke treibt; daß die Erſchütterung der Criſis ſchädlich werden könne; daß ihr Anblick ſogar, weil er zur Nachahmung reizt, gefährlich ſey, und daß alſo jede öffentliche magnetiſche Behandlung in die Länge traurige Folgen haben müſſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Herrn von Kempelens Schach-Spieler und Sprach-Maſchine.

Zweeter Brief.

Leipzig, den 14ten Oct. 1784.

Ich bin Ihnen noch die Beſchreibung von Herrn von Kempelens Sprach-Maſchine ſchuldig, L. Freund, von der, wie Sie wiſſen, bisher noch nichts in den Zeitungen, wo ſeiner Schach-Maſchine gedacht wurde, ſtund. Dieß iſt auch kein Wunder, da Herr von Kempelen, wie er ſelbſt ſagt, noch nicht damit fertig

iſt,

iſt, und ſie alſo auch nicht gewöhnlich, außer, auf beſonderes Bitten, zeigt. Dieß wußte ich, und verband mich daher mit fünf andern intereſſanten Männern, die zugegen waren, ihn um dieſe Gefälligkeit zu bitten. Er verſprach ſie uns zu zeigen, wenn die Verſammlung weggegangen wäre, und hielt Wort.

Die Form des Sprach-Organs überraſchte mich. Ich erwartete gewiß ein menſchenähnliches Automate oder ſonſt eine dergleichen Figur zu ſehen, die Worte und Reden ausſpräche; aber nichts von dem Allen erſchien. Herr Anthon brachte eine kleine Maſchine, die ich Ihnen ſogleich beſchreiben will, getragen, und ſetzte ſie vor uns auf den Tiſch. Sie beſtund aus einem Grundbrete ohngefähr drey Fuß lang und ein Fuß breit. Auf dieſem ſtund rechter Hand feſt, ein Käſtchen ohngefähr einen Fuß breit, lang und hoch; auf dem übrigen Raume des Brets lag ein saubergearbeiteter Blaſebalg, und hinter demſelben ſtund ein kleiner Bügel, an welchem das Gegengewicht des Blaſebalges in einer Rolle hieng. Im Deckel des Käſtchens waren verſchiedene Löcher, wenn ich recht geſehen, mit elfenbeinernen Ringen eingefaßt, und an der Seite nach dem Blaſebalge zu, deſſen Röhre unten in das Käſtchen ging, ein Loch, ſo groß daß man bequem die Hand hineinſtecken konnte. Dieß war das äußere der Sprach-Maſchine, Sprach-Organs, Sprach-Klaviers, oder wie Sie es nennen wollen; denn das Man Laute,

Buchſtaben, Sylben und Worte mit den Fingern darauf, wie auf einem Klaviere, ſpielt, ſollen Sie gleich ſehen.

„Dieß iſt die kleine Maſchine, ſagte Herr von K., „die mir viele Mühe und Arbeit gekoſtet hat. Ich „ſchäme mich es zu geſtehen, daß ich neun Jahre daran gearbeitet habe, und doch noch nicht damit fertig „bin. Sie hat noch manche Unvollkommenheit, und „den Ton eines drey bis vierjährigen Kindes; allein „einem Kinde verzeiht man ja wenn es noch ſtammlet „und radotiert. Da das Sprechen darauf allein „auf Uebung der Hand und Finger ankommt, ſo kann „ich nur Franzöſiſch, Italieniſch und Lateiniſch, Teutſch „aber noch nicht darauf vortragen. Ich will z. E. „ein Kind zu ſeiner Mutter kommen und klagen „laſſen."

Hierauf ſteckte er die rechte Hand durch das groſſe Loch ins Käſtgen, drückte mit dem Arme und Ellenbogen den Blaſebalg nieder, und ſprach völlig mit der Stimme eines drey bis vierjährigen Kindes, ſehr deutlich und vollkommen gut artikuliret in das Käſtgen aus: Oh Maman, Mamanzon m'a fait mal! antwortete darauf ſelbſt im Charakter der Mutter, und führte ſo dieſen kleinen Dialog zwiſchen ſich und ſeiner Hand ein Weilchen fort.

Sie können nicht glauben, L. Freund, was für eine ſonderbare Senſation, das erſte Hören einer Menſchenſtimme und Menſchenſprache, die augen-

ſcheinlich nicht aus einem Menſchenmunde kam, auf uns alle machte. Wir ſahen einander ſtumm und betroffen an, und geſtunden es uns hernach offenherzig, daß uns im erſten Momente ein kleiner heimlicher Schauer überlaufen hätte.

Herr von Kempelen ſagte, daß das R. U. und das franzöſiſche j noch zur Zeit ſchwere Buchſtaben für die Maſchine wären, und nicht immer im Ausſprechen gelängen. Er machte den Verſuch mit der Phraſe: je viens de Paris; und das j und r gelungen ihm erſt zum drittenmale; hingegen andere große Worte, die wir ihm aufgaben, z. E. Miſſiſippi, Conſtantinople u. ſ. w. machten ihm gar keine Schwierigkeit.

Herr von Kempelen ſagte, daß ihn ſcharfe Beobachtung und Unterſuchung der menſchlichen und thieriſchen Sprachwerkzeuge auf dieſe Erfindung geleitet hätte, und ſeine Maſchine eine genaue Nachahmung des Baues derſelben ſey. Zum Beweiſe deſſen, fuhr er fort, daß meine Maſchine aus keinen Pfeifen beſtehe, und mich die Stimme modulirem, auch ſogar heimlich und leiſe reden, und dennoch deutlich articuliren könne, ſetzte Sie einmal äußerſt fix, und legen das Ohr an die Maſchine. Wir thaten es, und hörten abermals ſehr deutlich, aber ganz leiſe, die obige Klage des Kindes: Oh Maman, Maman, on m'a fait mal. Was ſagen Sie dazu Freund? Fällt Ihnen

nicht etwan ein, Herrn von Kempelen zu einem Ventriloque oder Bauchsprecher zu machen?

So viel kann ich Ihnen einstweilen von dieser wundernswürdigen Erfindung, die noch vor 100 Jahren vielleicht Herrn von Kempelen auf den Scheiterhaufen geliefert hatte, vorläufig sagen, lieber Freund, bis er selbst, wenn er fertig ist, uns mit seinen Beobachtungen über die thierischen Sprachorgane, Entdeckungen, und Erfindung dieser höchst wichtigen Maschine in einem eignen Werke, das er darüber herausgeben will, näher bekannt macht. Dieß hat er wenigstens versprochen. Könnten es doch meine Wünsche beschleunigen!

VI.

Die Gesellschaft

der Patriotischen zur Herausgabe der Universalbibliothek aller Wissenschaften und Künste vereinigten Literaturfreunde,

an das Publikum.

Die möglichst allgemeine und schnelle Verbreitung der sämtlichen von allen Feldern des menschlichen Wissens durch unsre vaterländische Arbeiter jährlich eingebrachten Früchte war der Hauptendzweck unsers Planes zu einer Universalbibliothek aller W. und K. den wir dem Publiko im T. Merkur, Aug. 1783. vorlegten.

legten. Wir hielten uns überzeugt, dieser Endzweck könne nicht kürzer und gewisser erreicht werden, als wenn wir ein Mittel ausfindig machten die Preise unsrer litterarischen Producte so weit herabzusetzen, daß sich ein großer Theil des lesenden Publikums im Stande befände die ganze Erndte eines jeden Jahres käuflich an sich zu bringen; ein Mittel, welches zugleich den Vortheil haben müßte, den literarischen Bedürfnissen der zahlreichen Klasse von Lesern abzuhelfen, bey denen Wißbegierde mit Geldmangel in gleichem Verhältniß steht. Wir glaubten dieses Mittel in einem jährlich zu liefernden Auszuge aus allen durch ganz Teutschland erschienenen Schriften gefunden zu haben, den wir unter dem Namen einer Universalbibliothek aller Wissenschaften und Künste ankündigten, und der es uns möglich machen sollte, jeden Liebhaber mit allem binnen einer Jahresfrist aus den teutschen Pressen gekommenen Wahren, Schönen und Guten für 18 Gulden Rhein. zu bedienen.

Von Eigendünkel und Eigennutz gleich weit entfernet, konnten wir uns nie beygehen lassen ein Mittel, das uns das beste schien, für das beste aus allen möglichen ausgeben zu wollen. Wir beschlossen also schon damals, als wir unsern Plan bekannt machten, uns die Erinnerungen jedes Patrioten von Einsicht bestens zu Nutzen zu machen, das Schicksal unsers Projectes von der Zeit zu erwarten, und jedes

andre Mittel zu ergreifen, bey welchem das Publikum ſeine Rechnung beſſer als bey der Unſrigen finden würde.

Gleichwie wir alſo auch gegenwärtig keinen Anſtand nehmen dem Publiko zu geſtehen, daß wir wirklich eines Beſſern belehret wurden; ſo hoffen wir um ſo gewiſſer Glauben zu finden, wenn wir verſichern: daß keinesweges die Schwierigkeit des Unternehmens ſondern einzig der gröſsere Vortheil des Publikums unſer Beweggrund war, die Idee der oben erwähnten Auszüge fahren zu laſſen, ohne deswegen die vorgeſchlagene Univerſalbibliothek ſelbſt aufzugeben. Wir denken vor den Augen eines aufgeklärten und ökonomiſchen Publikums keine Apologie über die Veränderung unſers Planes zu bedürfen, da wir hiemit erklären, daß wir an der Stelle jener Sammlung von Auszügen eine wirkliche Univerſalbibliothek der Werke ſelbſt, in extenſo, und zwar ohne merklichen Unterſchied des vorigen Preiſes im Ganzen, herauszugeben entſchloſſen ſind. Der Weg, auf welchem wir unentgeltlich, das heiſt, ohne uns gegen irgend einen Schriftſteller in Unkoſten zu ſetzen, zum Verlage der ſämtlichen literariſchen Jahresprodukte gelangen können, iſt an ſich ſelbſt zu einleuchtend, als daß man an der Möglichkeit unſer Verſprechen zu halten einen Augenblick zweifeln könnte. Die Bedenklichkeiten, die uns bey dem vorjährigen Entwurfe unſres Projektes abhielten

ſogleich

sogleich diesen Weg einzuschlagen, sind nunmehr, Dank sey es den schnellen Fortschritten unsrer vokwaltenden Aufklärung! glücklich gehoben; und wir freuen uns den Gönnern unsers Instituts folgende das Nachdrukken betreffende Wahrheiten vorlegen zu können, die durch den diesjährigen Umschwung unsrer Nationaldenkungsart die Evidenz der Axiomen erreicht haben.

1) Durch die eben belobte in unsern Zeiten immer weiter um sich greiffende Aufklärung ist die Lektüre für unser teutsches Publikum ein Bedürfnis geworden, das man ohne Bedenken mit den Lebensmitteln in eine Klasse setzen kann. Es ist also Pflicht nicht nur der Väter des Vaterlandes, sondern jedes andern wahren Patrioten, kein Mittel unversucht zu lassen, um die Bücher auf den niedrigsten Preis, und wo möglich noch unter die Fleisch- und Brodtaxe herunterzubringen, und dieses in dem nämlichen Verhältnisse, in welchem die Bedürfnisse des Geistes jenen des Körpers vorzuziehen sind.

2) Wer immer ein Exemplar irgend eines Buches rechtmäßiger Weise an sich gebracht hat, dem muß das Recht damit zu machen was er für gut findet, unbenommen bleiben. Der Einwurf, daß es sich von selbst verstehe, kein Buchhändler könne oder wolle jedem Käufer eines Exemplares sein Verlagsrecht obendrein in den Kauf geben — möchte vielleicht nach

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Eine Straſſe in London.]

Die Königin mit ihren Damen tritt auf.

Königin.

Dieſen Weg wird der König kommen: Diß iſt der Weg zu jenem fatalen Thurm, den Julius Cäſar aufführte, und worein der ſtolze Bolingbroke meinen Herrn zur Gefangenſchaft verurtheilt hat. Hier wollen wir ausruhen; wenn dieſe aufrühriſche Erde anders noch eine Ruhe für ihres rechtmäßigen Königs Gemalin hat. --

König Richard tritt mit ſeiner Wache auf.

-- Aber ſtille! aber ſeht, doch ſeht lieber nicht, wie verwelkt meine ſchöne Roſe iſt -- Nein, ſeht auf, ſchaut und zerflieſt aus Mitleiden in Thau, um ihn mit den Thränen einer getreuen Liebe wieder friſch zu waſchen.

O du, der Trümmer, wo das alte Troja ſtand, du Ruin der Maieſtät, du Grabmal von König Richard, und nicht König Richard ſelbſt! Du ſchöner Gaſthof, ſoll Gram

gewiſſen Grundſätzen des Naturrechtes einiges Gewicht haben, wenn nicht andrerſeits ſo mancher Rechtsgelehrte aus dem das Nutzrecht verletzenden poſitiven Rechte demonſtriret hätte, daß die Vorbehaltung des Verlagsrechtes ein Unſinn wäre, der beym Verkauf eines jeden Exemplares ausdrücklich ausbedungen werden müßte, wenn derjenige Eigenthümer des Exemplares, verpflichtet ſeyn ſollte auf den Schaden des Eigenthümers der Urſchrift Rückſicht zu nehmen. Allein ſelbſt nach den Grundſätzen des Naturrechtes kann von keinem Verlagsrechte je die Rede ſeyn; denn

3) in eben dem Augenblikke als ein Buch öffentlich erſcheint, iſt es ein gemeinſchaftliches Gut des Publikums, auf welches jedes Mitglied deſſelben gleiche Rechte und Anſprüche hat. Der Endzweck der möglichſten Gemeinnützigkeit, den man jedem rechtſchaffenen Schriftſteller zutrauen muß, würde ihn ſchon genug verpflichten, ſo viel an ihm liegt, kein einziges Individuum von den Vortheilen ſeiner gelehrten Arbeiten auszuſchlieſſen; wenn auch wirklich die Wahrheit, die jeder Schriftſteller geſchrieben zu haben glaubt, kein Gut wäre, das ſich ſeiner Natur nach ſo wenig als Luft und Sonnenlicht von einzelnen Menſchen in Anſpruch nehmen läßt. Der Schriftſteller kann alſo nur ſo lange Eigenthümer ſeines Buches ſeyn, als er es in ſeinem Pulte verſchloſſen hält, der Buchhändler aber nur ſo lange, bis er ſein erſtes Exemplar verkauft hat.

4) Man

4) Man verſieht ſich von den kosmopolitiſchen Geſinnungen unſrer heutigen Gelehrten, daß es ihnen nie einfallen wird, die Zeit, die ſie zur Aufklärung ihrer Zeitgenoſſen verwendet haben, für verlohren noch ihre Arbeiten mit dem inneren Bewußtſeyn nicht genug belohnt zu halten; unter welchen Vorausſetzungen aller Zeiterſatz und Arbeitslohn in Geld von ſelbſt wegfällt. In dieſer Rückſicht iſt das Nachdrucken der kürzeſte Weg, das Verkehr der Buchhandler mit den Gelehrten auf einmal abzuſchneiden, ein Verkehr, bey welchem bisher, zur Herabwürdigung des erlauchten Standes der Gelehrten, Wahrheit für Geld umgeſetzt, und mit den Gaben des Geiſtes die offenbarſte Simonie getrieben wurde. Was aber

5) den künftigen Unterhalt der Schriftſteller betrift, ſo iſt und bleibt es ausgemacht, daß der Mann, der nicht Philoſoph genug iſt, um ſich über die Annehmlichkeiten eines guten Tiſches, anſtändiger Kleidung, und bequemer Wohnung, auch allenfalls über die Freuden des Eheſtandes hinwegzuſetzen, zum Aufklärer ſeines Jahrhunderts, und folglich zum Schriftſteller gar nicht berufen ſeyn könne: da ihn hingegen das Nachdrucken in die heilſame Nothwendigkeit verſetzen müßte, ſeine Kartoffeln, ſein Dachſtübchen, und ſeinen Biberrock der Welt durch ſolidere Handarbeiten, als ſeine bisherigen mit der Feder waren, abzuverdienen. Eine Spekulation, durch welche auf einmal eine

beträchtliche Menge bisher müſſiger Hände zum Vortheile der Manufakturen in Thätigkeit geſetzt würde. So würde auch

6) ein groſſer Theil unſerer Schriftſteller, vorzüglich aber diejenigen, welche auf meiſten auf die Nation wirken, und folglich zu ihren Arbeiten Luſt und Muſe nöthig haben, allmählich zum Schweigen gebracht; eine Sache, die einem Staate, der den höchſten Grad moraliſcher und politiſcher Vollkommenheit, wie der Unſrige, bereits erreichet hat, nicht nur unſchädlich, ſondern auch, nach der Meynung vieler geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten, die aus den zu gewaltigen Fortſchritten unſrer Aufklärung nicht viel gutes weiſſagen wollen, höchſterwünſchlich ſeyn müßte.

7) Endlich geſchieht das Nachdrucken nicht mehr mit ſtillſchweigender, ſondern, wie es allgemein verlautet, mit ausdrücklicher Bewilligung der Landesherren, denen, in Gemäſheit des von allen patriotiſchen Rechtsfreunden anerkannten Dominii eminentis, das unumſchränkteſte Recht auf alle Eigenthümer ihrer Unterthanen, und folglich auch auf die Geiſtesprodukte derſelben, zukömmt. Es kann alſo ohne Beeinträchtigung der höchſten Gerechtſame hier ein Zweifel ſtatt finden? ob der Landesherr befugt ſey ſein Recht in gegenwärtigen Falle an die Nachdrucker zu übertragen.

Dieſe

Dieſe und noch andere eben ſo unumſtößliche Wahrheiten ſind es, die wir bey unſerm gemeinnützigen Vorhaben zum Grunde gelegt haben, und die wir in einer beſonderen Abhandlung über das Nachdrucken weitläufiger auszuführen gedencken. Wir hielten es indeſſen für rathſam die Vorzüglichſten davon neben einander herzuſetzen: um das Publikum gegen die falſchen Vorſpiegelungen, und den betäubenden Lärmen beſtens zu verwahren, den eigennützige Schriftſteller und Buchhändler gegen ein Inſtitut erheben werden, das ihnen fernerhin unmöglich machen wird ſich auf Unkoſten des Publikums und der vaterländiſchen Litteratur zu bereichern.

So ſehr wir uns übrigens auf die inneren Vorzüge unſres Unternehmens, und beſonders auf den Umſtand verlaſſen können, daß unſre Nachdrücke alle vorige, gegenwärtige, und künftige an Niedrigkeit des Preiſes übertreffen werden: ſo ſehen wir uns doch genöthiget, die teutſche Leſerwelt vorläufig gegen eine gewiſſe Gattung verkappter Schleichhändler zu warnen, die unter der gleiſſenden Maske patriotiſcher Nachdrucker ihre gewinnſüchtigen Abſichten verbergen, und durch ihre Eilfertigkeit dem Publikum Nachdrücke aufdringen, welche in kurzem aus unſerer Fabrick um ungleich geringere Preiſe zu haben ſeyn werden. So hat ſich vor nicht langer Zeit ein gewiſſer Gerle zu Prag nicht entblödet, ſich der etwas geräumigen Zwiſchenzeit,

während

während welcher wir unser, im Merkur bekannt gemachtes, Projekt reifen lieſſen, zu ſeinem Vortheile zu bedienen; ſich ſo wohl unſrer Idee einer Univerſalbibliothek, als auch ſo gar des Namens einer Geſellſchaft patriotiſcher Litteratur-Freunde zu bemächtigen, und eine Sammlung von Nachdrücken um den gewiß nicht wohlfeilen Preis des Bogens à 1 Kreutzer Rhein. anzukündigen. Damit wir nun der Gefahr des Publikums, ſich durch Subſcription bey gedachtem Pſeudo-Nachdrucker in unnöthen Aufwand zu ſetzen, bey Zeiten zuvorkommen, erklären wir hiermit: daß wir bereits einen Nachdruck jener Nachdrücke veranſtaltet haben, und den Bogen davon für einen halben Kreutzer oder 1 ½ Pfennig in Louisd'or zu 5 Rthlr. geben werden, ohne das Publikum durch Zumuthung irgend einer Pränumeration, oder Subſcription zu beſchwehren.

Die näheren Umſtände ſowohl von unſrer Univerſal-Bibliothek, als auch der kurz angeregten Sammlung von Nachdrücken, ſollen in einem beſondern ineinsgeltlichen Avertiſſement bekannt gemacht werden.

Den 31ſten October 1784.

Die Geſellſchaft patriotiſcher Litteratur-Freunde.

VII.

Anekdote von Garrik.

Folgende sonderbare Anekdote von Garrik ist nicht allgemein bekannt, ob sie schon ein auffallender Beweiß der Macht seiner Talente ist.

Als Garrik das leztemal in Paris war, lud ihn Preville auf sein Landhaus ein. Preville war allgemein als der vollkommenste Schauspieler des Französischen Theaters anerkannt. Der englische Roscius war bey guter Laune, und schlug vor in einer Miethkutsche zu fahren, die gewöhnlich nach Versailles geht, auf welchem Wege Previlles Landhaus lag. Als man eingestiegen war, befahl er dem Kutscher stark zu fahren; und dieser versicherte er wolle seine Passagiers befriedigen. Plözlich ergrif unsern Garrik die Laune seinem Bruder-Schauspieler eine Probe seiner Kunst zu zeigen. — Indeß der Kutscher sich bestrebte seine Passagiers zu befriedigen, schlich er sich zum Schlag hinaus, um die Kutsche herum; mit Hülfe der bewundernswürdigen Gewalt über seine Gesichtszüge und einer Kunst die er so glücklich in dem Adel Druggor entwickelte, hielt ihn der Kutscher für einen fremden Passagier. Das that er zweymahl; und eben so oft nahm er ihn zu Previlles Erstaunen als einen neuen Passagier auf. Er kam zum drittenmal, und wendete sich wieder an den Kutscher, dieser aber antwortete ihm trozig: die Kutsche sey nun voll. — Er würde ihn zurückgestoßen haben, wenn nicht Preville ihm zugerufen hätte: „der „Fremde schiene ein sehr kleiner Mensch zu seyn, und „sie wollten ihm schon Plaz zu machen suchen.„

VIII.

Berichtigung

der Erzählung, unter dem Titel: ein Pröbchen vom Officialarbeit teutſcher Juſtiz: im T. Merkur, Monat Auguſt dieſes Jahres.

Erſt vor kurzem haben wir in Erfahrung gebracht daß der, in jenem uns namenlos eingeſandten Aufſatze, erzählte Vorfall, ſich zwar wirklich in dem Gerichtsſprengel des Fürſtl. Schwarzb. Rudolſtadt. Amts, Ilm zugetragen habe, allein in Betreff der Behauptung, daß der von dem eingezogenem Landſtreicher beſtohlne Zimmermann, die ihm geſtohlnen Sachen von Fürſtl. Amte nicht wieder zurück erhalten habe, grundfalſch ſey. Die uns deshalb in beglaubigter Abſchrift zugeſchickten Aktenſtücke beweiſen die völlige Unwahrheit des ganzen Vorgebens, und daß ſich daſiges Fürſtliches Juſtizamt in dieſem Falle nichts habe zu Schulden kommen laſſen. Wir erklären dieß hiermit öffentlich, und verbitten zugleich in Zukunft die namenloſe Einſendung von dergleichen Aufſätzen; oder verlangen wenigſtens ſo viel, daß in einer dem Aufſatze beyzufügenden ſeparaten Beylage, der Ort des Facti namentlich angegeben werde, damit man ſich vor der Bekanntmachung wo möglich noch erkundigen könne, in wie weit eine dergleichen Sache Grund habe oder nicht.

D. R.

Ermunterung zur Frölichkeit.

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

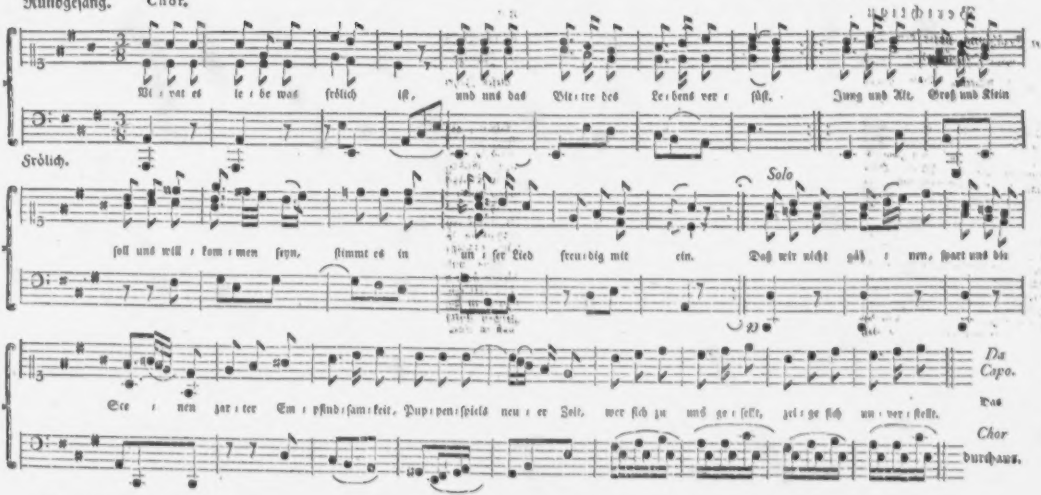

Solo. Mag sich doch plagen,
Seufzen und klagen
Wer sich nicht freuen kann:
Hohl ihn der schwarze Mann.
Uns macht sein Ach und O!
Keine Minute froh.

Chor. Vivat es lebe was frölich ist.
Und uns das Bittre des Lebens versüßt.
Jung und Alt Groß und Klein,
Soll uns willkommen seyn,
Stimmt es in unser Lied freudig
mit ein.

Solo. Heilige Flammen!
Schmelzt uns zusammen!
Wer nicht der Liebe zollt
Bleibe der Freundschaft hold;
Bey dem, zu jeder Zeit
Sey unser Herz geweiht.

Chor. Vivat es lebe was frölich ist.
Und uns das Bittre des Lebens versüßt.
Jung und Alt, Groß und Klein,
Soll uns willkommen seyn.
Stimmt es in unser Lied freudig
mit ein.

und Jammer in dir herbergen, indeß daß Triumph der Gaſt in einer Bierſchenke worden iſt?

König Richard.

Vereinige dich nicht mit meinem Kummer, ſchönes Weib, mein Ende zu ſehr zu beſchleunigen. Lerne, gute Seele! unſern vorigen Zuſtand als einen glüklichen Traum anſehen, von dem wir nun erwacht ſind, und uns in der That in keinen beſſern Umſtänden finden, als worinn wir ſind. Meine Liebe, ich bin ein geſchworner Bruder der unerbittlichen Nothwendigkeit, und wir beyde werden im Bündniß ſtehen bis zum Tode. Eile du nach Frankreich, und verbirg dich in irgend eine andächtige Freyſtätte. Es iſt uns nichts übrig, als durch ein heiliges Leben die Crone in einer beſſern Welt wieder zu gewinnen, die wir durch unheilige Stunden verlohren haben.

Königin.

Wie? Iſt mein Richard an Geſtalt und Gemüth verwandelt? Hat Bolingbroke auch deinen Geiſt abgeſezt? Iſt er bis in dein Herz eingedrungen? Ein ſterbender Löwe ſträubt ſich, und verwundet, aus Wuth überwältigt zu ſeyn, wenigſtens die Erde, wo er fiel; und du, willt wie ein unmündiger Knabe deine Züchtigung mit Sanftmuth empfangen, die Ruthe küſſen, und deinem Feind mit ſchaamwürdiger Demuth die Füſſe lenken, du, der ein Löwe, ein König der Thiere war?

König

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

November 1784.

I. Neue Bücher.

1) Neue Charte von Europa, welche die merkwürdigſten Produkte und vornehmſten Handelsplätze, nebſt dem Flächen-Inhalt aller Europäiſchen Länder in teutſchen Quadrat-Meilen enthält, von A. F. W. Crome; und

Europens Produkte. Zweyter Verſuch. Zum Gebrauch der neu verbeſſerten Produkten-Charte von Europa. Erſter Theil, welcher Portugal und Spanien, nebſt ihren ſämtlichen Oſt- und Weſtindiſchen Colonien enthält. Von A. F. W. Crome. Hamburg 1784.

Herr Crome, der durch die neue Idee einer Produkten-Charte von Europa nebſt dem dazugehörigen Werke bereits vor einigen Jahren ſo viel verdienten Beyfall erworben hat, fährt mit unermüdetem Fleiß fort, dieſes ſo gemeinnützige Fach zu bearbeiten. Er liefert hier eine neue ſehr verbeſſerte Charte, und den erſten Theil des neuen Produkten-Werks, das, im Vergleich mit dem alten, nicht ſowohl umgeändert und verbeſſert, als vielmehr ganz umſchaffen iſt. Wenn die folgenden Theile dieſem erſten entſprechen, ſo werden wir ein ſtatiſtiſches Werk erhalten, deſſen ſich keine Nation rühmen kann. Der Verfaſſer, der den ungeheuren Umfang ſeines Gegenſtandes wohl kennt, geht dieſen mit

einer thätigen Langſamkeit zu Werke, die allen jungen Schriftſtellern zum Muſter dienen kann. Ohne ſich durch das gröſſe Lob irre machen zu laſſen, womit man ſein erſtes Werk aufnahm, arbeitete er an der Vervollkommung deſſelben, zog Sachkundige Männer zu Rath, (wie er in der Vorrede ſagt) erhielt von ihnen Beyträge, und benutzte jede gründliche Erinnerung. So entſtund dieſes neue Werk. Die Verbeſſerungen in der Charte ſind: die von Rußland neu acquirirten Länder am ſchwarzen Meere nach dem jetzigen Grenzen. Georgien mit allen dazugehörigen Städten am Caſpiſchen und ſchwarzen Meer. Der neue holſteiniſche Canal, der die Oſtſee mit der Nordſee verbindet. Die neuen Canäle in Pohlen wodurch das baltiſche mit dem ſchwarzen Meer verbunden wird. Alle wichtigen und wohlgelegenen Plätze die zum künftigen Handel zwiſchen Rußland und den türkiſchen und perſiſchen Ländern, desgleichen zwiſchen dieſen und den öſterreichiſchen Staaten dienen können; wodurch die Nutzbarkeit der Charte ungemein erhöhet wird. Der erſte Theil des Produkten-Buchs handelt ganz allein von Portugal und Spanien nebſt den groſſen Colonieen dieſer Staaten in Oſt- und Weſt-Indien. Dieſe jenſeit des Oceans gelegene Länder ſind uns in Teutſchland noch ſehr unbekannt. Nie iſt in unſrer Sprache etwas Gründliches über die Cultur dieſer ſo reichen Provinzen, ihre Bevölkerung und ihren Handel geſchrieben worden, daher uns eine Ueberſicht dieſer intereſſanten Gegenſtände, höchſtwichtig ſeyn muß. Der Abhandlung eines jeden Staats iſt eine Einleitung vorgeſetzt, die den Zuſtand deſſelben in Anſehung des Clima, der Cultur u. ſ. w. darſtellt. Hiezu kommt die Naturgeſchichte der Länder nebſt den Namen der Produkten nach dem Linneiſchen Syſtem geordnet; desgleichen der Zuſtand des jetzigen Fabrick- und Handlungsweſens dieſer Staaten u. ſ. w. Auch ſind dieſem Bande

Sechs

Sechs Tabellen angehängt, über die Flächen-Größe von Europa, und über den Spanischen Handel mit Süd-Amerika, dessen Ein- und Ausfuhr, Zölle, Abgaben u. dergl. Man darf kühn voraus setzen, daß das Publikum mit Begierde die Fortsetzung dieses so lehrreichen Werks erwarten wird, das überdem in einem muntern und freyen Tone geschrieben ist, und einen neuen Beweis liefert, wie viel statistische Bücher gewinnen, wenn sie vom Pedantismus befreyt, in einer guten Sprache abgefaßt sind.

---

2) Dessau, auf Kosten der Verlags-Kasse. Litteratur und Völkerkunde; ein periodisches Werck, Fünfter Band, 1stes Stück. Julius 1784.

Dieß Journal, welches mit diesem Stücke seinen dritten Jahrgang beginnt, hat die bey unsern zahlreichen Zeitschriften so seltene gute Eigenschaft, daß die Auswahl seiner Aufsätze immer vollkommner wird, und sein Interesse für die Leser steigt. Ein deutlicher Beweiß davon ist dieß neuerschienene Stück, welches neun Aufsätze enthält, die alle durchaus für das Lese-Publikum Interesse, und in sich selbst mehren Werth haben. Folgende sind es. I. Der junge Crassus, ein Dialog von Meisner; II. Fragmente aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden über England; III. Beytrag zur Geschichte der arabischen Litteratur; IV. Auszug eines Briefes vom Rhein; besonders merkwürdig; V. Stephan Jodelle und Robert Garnier; die beyden ersten regelmäßigen Theaterdichter der Franzosen. VI. Wiesbaden, ein historisches Fragment; von Habel. VII. Beytrag zur neuesten Geschichte des teutschen Hof-Ceremoniels. VIII. Heldentugend und Kindesliebe am Oronoo Flusse; von Meisner. IX. Schreiben über Lessings verlohrne Handschriften, von Hr. von Blankenburg.

Wir glauben keine Indiscretion zu begehen, wenn wir den Hr. Hauptmann von Archenholz, als Herausgeber nennen, da ihn schon ein Theil des Publikums als Sammler dieses mit so vielen Beyfalle aufgenommenen Journals kennt, und alle seine Leser gewiß die Fortsezung desselben mit Verlangen erwarten.

II. Preisaufgabe.

Was ich bei der Bekanntmachung des Plans zu einer allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens zu hoffen wagte, das ist zum Theil schon eingetroffen. Ein edler Menschenfreund, der nicht genannt sein will, sezt auf eine von den in jenem Plane enthaltenen Preisfragen einen Preis von sechzig holländischen Dukaten, und überläßt die Wahl und genauere Bestimmung der Frage mir. Mir aber, und ich darf wol sagen, auch jedem andern Erzieher, der die Kinder und jungen Leute unserer Zeit etwas aufmerksam beobachtet hat, liegt keine pädagogische Frage so schwer auf dem Herzen, als die, welche ich hiemit, im Namen meines Ungenannten, wirklich ausstelle: Wie man Kinder und junge Leute vor dem Leib und Seele verwüstenden Laster der Unzucht überhaupt und der Onanie insonderheit verwahren, oder, wofern sie schon davon angesteckt waren, wie man sie davon heilen könne? Zwar hatte ich selbst schon angefangen, über diese in unsern Zeiten so überaus wichtige Frage meine eigenen Erfahrungen niederzuschreiben; aber da nunmehr zu erwarten steht, daß mehrere beobachtende Pädagogen die Resultate ihres Nachdenkens und ihrer Beobachtungen darüber mittheilen werden, so trage ich gern die Feder wieder, um mich selbst unter die Forschenden zu mischen. Ich sage daher, ohne auf die Wegzahl der Petitschrift zu sehen, doch unter der Bedingung,

Bedingung, daß ſie bey Verlage des Reviſionswerks zufalle, zu obigen ſechzig Dukaten noch vierzig andere hinzu, ſo daß der ganze Preis nunmehr in hundert holländiſchen Dukaten beſtehen wird. Die Beurtheilung der einlaufenden Abhandlungen, die, wie gewöhnlich, mit dem verſiegelten Nahmen des Verfaſſers begleitet ſeyn müſſen, und die Zuerkennung des Preiſes bleibt meinen ſämmtlichen würdigen Mitarbeitern vom engern Ausſchuſſe überlaſſen. Man erwartet aber, daß derjenige, der die Beantwortung dieſer Frage übernimmt, ſeinen Unterricht zuförderſt in zwey Hälften theile, und die eine für Eltern, Lehrer und Aufſeher, die andere hingegen für Kinder und junge Leute ſelbſt beſtimme. Der Hauptinhalt der erſtern müßte dann folgender ſeyn:

1) Darlegung der ſchrecklichen Folgen der genannten Laſter theils durch theoretiſche Gründe, theils durch frappante Beiſpiele, um Eltern und Aufſeher von der groſſen Wichtigkeit der Sache zu überzeugen.

2) Vollſtändige Auseinanderſetzung aller Urſachen wodurch Kinder und junge Leute zu Ausſchweifungen dieſer Art, oft ohne alle Verführung, hingeriſſen werden.

3) Umſtändlicher und auf Erfahrung gegründeter Unterricht, wie man dieſe veranlaſſenden Urſachen bey der Erziehung aus dem Wege raumen könne.

4) Ueberwiegende Gründe, daß es gut und nothwendig ſey, Kinder ſowol über die Art der Erzeugung des Menſchen, als auch über das Laſter der Unkeuſchheit überhaupt und der Selbſtbefleckung inſonderheit zu belehren.

Ich bitte hiebei auf eine kürzlich erſchienene kleine Abhandlung Rückſicht zu nehmen, welche den Titel führt: Soll man junge Leute über die eigentliche Art der Erzeugung des Menſchen belehren? Stendal bey Franzen und Groſſe

1784. Dieſe vortrefliche kleine Schrift ſoll derjenigen Abhandlung, welche den Preis erhalten wird, ganz einverleibt werden. Die Herrn Mitwerber dürfen alſo dasjenige, was in dieſer Schrift ſchon ſo gründlich erörtert worden iſt, vorausſezen, und den Faden der Unterſuchung nur da wieder anknüpfen, wo dieſer Verfaſſer ihn abriß.

5) Genaue Belehrung, wie weit man in dieſer Bekanntmachung gehen müſſe; welche Vorbereitungen dazu gehören; auf welche Art und Weiſe und in welchen Ausdrücken ſie angeſtellt werden müſſen?

6) Wie man Kinder, welche ſchon das Unglück gehabt haben in das Laſter der Selbſtbefleckung zu fallen, zum Geſtändniß dieſes Unglücks bringen könne, und wie man ſich dabey gegen ſie zu verhalten habe?

7) Was man thun müſſe, um ſie davon zu heilen? — Hier wird nun vorzüglich erwartet, daß die Mittel, die man vorſchlagen wird, ſchon wirklich in der Erfahrung bewährt gefunden worden ſind; ſo wie ich auch um eine genaue Anzeige der Gründe bitte, wodurch man ſich überzeugte, daß ſie die gehofte Wirkung wirklich gehabt haben.

So viel für Eltern, Erzieher und Aufſeher! Die andere Hälfte der Preisſchrift ſoll, meinem Wunſche nach, einen ſolchen Inhalt und einen ſolchen Vortrag haben, daß ſie Kindern und jungen Leuten in die Hände gegeben werden kann. Es muß alſo darin

1) der obgedachte Unterricht über die Erzeugung des Menſchen, über das Laſter der Unkeuſchheit überhaupt und über das Laſter der Selbſtbefleckung insonderheit, in ſo behutſamen und doch verſtändlichen und zugleich rührenden Ausdrücken gegeben werden, daß das Kind dadurch belehrt und erſchüttert wird, ohne daß dabey auf eine Einbildungskraft auch nur der kleinſte entzündende Funke fällt.

2) Müſ-

2) Müſſen die Folgen der gedachten Laſter hier gleichfalls durch ſolche Beyſpiele dargeſtellt werden, bey deren Leſung die junge Einbildungskraft auf keine Weiſe gereizt werden kann.

3) Müſſen die Kinder belehrt werden, was ſie zu thun und zu vermeiden haben, um der Gefahr, jemahls in dieſe Laſter zu verfallen, auszuweichen; oder, wofern das Unglück ſchon geſchehen wäre, was ſie zu thun haben, um ſich wieder empor zu helfen.

4) Muß dieſer für Kinder und junge Leute beſtimmte Aufſaz zweymahl ausgefertiget werden, ſo daß in dem einen Exemplar nur auf das männliche, in dem andern nur auf das weibliche Geſchlecht Rückſicht genommen, und der Ausdruck, wo es nöthig iſt, darnach abgeändert wird.

Uebrigens müſſen die Preisſchriften, die an den Unterſchriebenen und zwar mit der Aufſchrift: abzugeben auf dem meklenburgiſchen Poſtkomtoir in Hamburg, geſandt werden, vor dem iſten Jenner 1786 eingelaufen ſeyn, weil diejenigen, welche ſpäter ankommen werden, nicht konkuriren können.

Trittow, den 27ſten October 1784.

Kampe,
Anhalt Deſſauiſcher Rath.

III. Ankündigungen.

1) Neuer hiſtoriſch-genealogiſcher Taſchenkalender für 1785.

Der Plan dieſer neuen Gattung eines wirklich nuzbaren und allgemein intereſſanten Calenders iſt aus dem vierjährigen, in welchem die Revolution von Nordamerika abgehandelt worden, bekannt genug, und überall mit Beyfall aufgenommen

nehmen werden. Diesen letztern haben sich die Merkure dazu dienen lassen, wozu er von Seiten des Publikums eine gnädige ertheilt wird, nemlich zur Aufmunterung, um mit gleichem oder noch mehrerem Eifer sich ferner um denselben zu bewerben, und daß es ihnen damit ein Ernst gewesen sey, das werden sowohl die Wahl des Gegenstandes, als die Ausführung des neuen Calenders für 1785. zum Beweise beweisen.

Es beschäftigt sich mit Gründen, diesem so merkwürdigen und im Ganzen doch immer noch so wenig bekannten Lande, das bey aller seiner Entfernung, dennoch jedem Europäer, in unzähligen Verhältnissen, so nahe ist, da uns Thee und Kleider, dessen Hülfsquellen Produkte uns in Frankreich, als so wohlthätige Hülfe leisten, dessen früherer Aufklärung wir die unsrige zu verdanken haben, das, als Mutterland der Seestädtchen, uns schon in den Knaben-Jahren so reich an Lust, dessen Reichthümer die Ursache unserer Seekriege gewesen sind, welche auf die jetzige Verfassung und Politik der Europäischen Staaten einen so wichtigen Einfluß gehabt haben, das jetzt in der neuesten Weltgeschichte fast aller Augen auf sich gezogen hat, und um welches, nach dem Verlust von Nordamerika, Englands Wohlfahrt, als um eine Axe, sich zu drehen scheint.

Diese nur flüchtig hingeworfene Wichtigkeit entscheiden, ob es der Mühe werth sey, schon einem in so vielem Betracht merkwürdigen Lande genauere Kenntniß zu verschaffen; und, ob es nicht an dieser bis jetzt fehle, wird jeder Leser für sich selbst beantworten. Daß aber unser neuer Kalender diese Kenntniß gerade in der Maasse verschaffen werde, wie sie dem Bedürfniß unserer Landsleute im Allgemeinen am angemessensten ist, das wird man uns im voraus glauben, wenn wir sagen, daß der Verfasser

Syren-

Spiegel in Hände mit der Ausarbeitung desſelben unterzogen hat. Er, der im vierjährigen Kalender die Geſchichte der Revolution von Nordamerika in einem ſo kleinen Raume mit ſo vieler Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und Deutlichkeit darſtellte, daß für die große Klaſſe von Leſern, denen ſie beſtimmt war, nichts weſentliches zurückblieb — Dieſer Gelehrte, der in ſeinen hiſtoriſchen Ausarbeitungen mit kritiſcher Genauigkeit philoſophiſchen Scharfſinn, und mit zweckmäßiger Kürze eigenthümliche Darſtellungskunſt verbindet, wird, in ſeiner diesmaligen Behandlung Oſtindiens, ſeinen literariſchen Charakter nicht verläugnen, ſondern dem hiſtoriſchen Theil dieſes neuen Kalenders gewiß zu einem Pendant machen, der des vorjährigen würdig ſey.

Alſo nicht langweilige Unterſuchungen über Oſtindiens ältere Geſchichte, nicht Erzählungen der Uſurpationen und inneren Zwiſtigkeiten ſeiner Beherrſcher, die es mit allen Reichen Aſiens gemein hat, ſondern ein intereſſantes Gemählde, in welchem die merkwürdigſten Schickſale Oſtindiens, nur in ſo fern ſie Bezug und Verbindung mit Europa haben, nach ihren Urſachen und Folgen faßlich und intereſſant geſchildert ſind — das iſt es, was der Leſer davon zu erwarten hoffen darf. Eine nähere Anzeige des Inhalts mag dies beweiſen:

Zuerſt eine kurze Ueberſicht von der geographiſchen Eintheilung Oſtindiens und von dem gegenwärtigen Zuſtande der dortigen Beſitzungen der Europäer; dann eine Schilderung der Landesbeſchaffenheit und Verfaſſung der Regierungsform, Religion, Sitten, Gebräuche und Handel der Einwohner; (z. B. über ihre Eintheilung in Kaſten, Geiſt ihrer Geſetzgebung, Anbau verſchiedener Produkte, als des Pfeffers ꝛc.) damit der Leſer hier einigermaßen zu Hauſe ſey, und durch die vorausgeſchickte Erläuterung an der folgenden

Geſchichte deſto mehr Intereſſe nehmen können. Die Geſchichte ſelbſt berührt nur ganz kürzlich die Einfälle der Mahomedaner in Oſtindien, — zeigt wie der mächtigſte unter den dortigen Herrſchern, deſſen Reichthum und Anſehen bey uns zum Sprichwort geworden, der Großmogul entſtund, — beſchreibt das damalige Verkehr dieſes Landes mit Europa über das rothe und ſchwarze Meer, — Ankunft der Portugieſen in Oſtindien, ihre Eroberungen und Handel, Stiftung der holländiſch-indiſchen Compagnie, welche die Portugieſen vertreibt, Schiffahrt der Engländer nach Oſtindien, Wachsthum derſelben und Verdrängung der andern europäiſchen Nationen. Ihre dortige Regierung bis zu den jetzigen Zeiten.

So viel vom hiſtoriſchen Inhalt. Die Verzierung deſſelben durch Kupfer war großen Schwierigkeiten unterworfen, welche wir aber durch den gütigen Beyſtand unſrer auswärtigen Gönner und Freunde glücklich überwunden haben. Sollten nämlich die Kupfer nicht, wie ſonſt gewöhnlich, bloße Ideale ſeyn, ſo mußten wir uns, über das Coſtume und die Gebräuche Oſtindiens ächte im Lande ſelbſt verfertigte Zeichnungen verſchaffen, und das war in der That nicht leicht. Der Güte des königl. franzöſiſchen Oberſten Herrn le Gentil, der ſich 26 Jahre lang in Oſtindien aufgehalten, und eine in ihrer Art einzige Sammlung von dort gemachten originellen Zeichnungen nach Europa mitgebracht hat, ſind wir die Mittheilung folgender Stücke ſchuldig, welche Herr Chodowiecky Stoff zu ſeiner Compoſition gegeben haben. Sie ſtellen vor: Ein oſtindiſches Bad, einen oſtindiſchen Nabob, der ſich in ſeinem Garten an der Muſik ſeiner Weiber belustigt; feyerlicher Zug des Mogul auf ſeinem Elephanten; ein Nabob in ſeinem mit Ochſen beſpannten Wagen; der Mogul, wie er ſich tragen läßt, und wie ein europäiſcher Offizier ihm vorgeſtellt wird; Verkaufung eines

König Richard.

Ein König von Thieren, in der That; und wenn es nichts als Thiere gewesen wären, so wär' ich noch ein glüklicher König von Menschen. Meine gute ehmalige Königin, mache dich reisefertig nach Frankreich. Denk, ich sey todt, und daß du eben hier, als bey meinem Todbette, den letzten Abschied von mir nimmst. In verdrieslichen Winternächten size mit guten alten Leuten zum Feuer, und laß dir Geschichten von Jammer und Unglük erzählen, die längst begegnet sind; und ehe du ihnen gute Nacht giebst, erzähl ihnen hinwieder meinen kläglichen Fall, und schike die hörenden weinend zu Bette --

Zweyte Scene.

Northumberland und Gefolge zu den Vorigen.

Northumberland.

Milord, Bolingbrok hat seine Gedanken geändert, ihr sollt nach Pomfret, nicht nach dem Tower -- Madam, es sind schon Anstalten euertwegen gemacht; ihr müßt in möglichster Eile nach Frankreich.

König Richard.

Northumberland, du Leiter, auf welcher Bolingbrok an meinen Thron hinaufgestiegen ist; die Zeit wird nicht lange ausbleiben, da dein schwährendes Verbrechen von faulem

Indianerin beym Tode ihres Mannes; darauf folgen einige Scenen aus der neueſten Geſchichte Oſtindiens, und aus dem Leben Hyder Aly's. Auf allen dieſen Blättern iſt das Eigenthümliche der Landesart ſorgfältig mit angebracht, dergeſtalt, daß dieſe Kupfer durch genaue Beobachtung des Koſtume eine pittoresque Gallerie von den Sitten und Gebräuchen Oſtindiens ausmachen, dergleichen man bisher bey keinem Reiſebeſchreiber beyſammen fand. Sie vereinigen das Verdienſt der Neuheit mit der erforderlichen Treue, und füllen die Lücke aus, die in dieſem Zweige der Kunſt bisher wirklich vorhanden war. Zu Erläuterung der Geographie iſt des Major Rennels neueſte, zum Theil auf Beobachtungen und Vermeſſungen gegründete, in Teutſchland noch faſt gar nicht bekannte Charte, (die im Jahr 1782. zu London heraus kam) von Herrn Sotzmann meiſterhaft ins Kleine gezeichnet und in Kupfer geſtochen worden. Sie ſtellt Oſtindien, von deſſen ſüdweſtlicher Spitze, Cap Comorin, bis zum 31. Grad nördlicher Breite vor, enthält, der Deutlichkeit unbeſchadet, in einem kleinen Raume mehr als dreyhundert Oerter, und giebt überhaupt einen anſchauenden Begrif von dieſem Lande, unendlich beſſer, als wir ihn bisher in Teutſchland hatten. Strich und Illumination theilen ihr faſt die Schönheit einer Handzeichnung mit. Hierauf folgen die Portraits zweyer in der neueſten Geſchichte Oſtindiens ſehr merkwürdiger Männer, nemlich des bekannten Lord Clive, und des Gouverneurs von Bengalen, Hrn. Haſtings, beyde von Hrn. L. Berger nach Gemälden des königl. engliſchen Hofmalers Herrn West geſtochen; dieſem letztern großen Künſtler verdancken wir ferner die Zugabe von Kupfern, welche in folgenden vier Abbildungen oſtindiſcher Trachten beſteht, nemlich: eines Tſchubdars oder Ceremonienmeiſters Hyder Aly's am Hofe; eines hindoſtaniſchen Edelmanns in ſeinem Anzuge bey Hofe; eines Soldaten von der Leibwache

wacht des Moguls, und eines Seapoys oder oſtindiſchen Soldaten im Dienſt der engliſch-oſtindiſchen Kompaanie, ſämmtlich aus oſtindiſchen Gemählden, nach Hrn. Weſts veredelten Zeichnungen kopirt, und nach der Natur illuminirt.

Das Titelkupfer iſt von Hrn. Meil, und die Charte iſt durch eine allegoriſche Vignette von Hrn. Roſenberg gezierk.

Nach dieſer Anzeige wird man, ohne unſer Erinnern, einſehen, daß es den eigenthümlichen Charakter dieſes Kalenders ausmacht, einen möglichſt allgemein intereſſanten Gegenſtand auf eine im Allgemeinen möglichſt unterhaltende Art zu behandeln, und daß er um deſto brauchbarer, und von deſto dauerhafterem Nutzen iſt, weil er in der würklichen Welt bleibt, nicht in eine idealiſche ſich verliehrt. Von der Güte der wirklichen Ausführung hat das Publikum an dem dieſjährigen bereits eine Probe in Händen, wir können aber hinzuſetzen, daß, ſelbſt in Vergleichung mit dieſem, der Kalender des bevorſtehenden Jahres noch gewinnen wird.

Die Menge und Güte der hier angezeigten Materialien, die Schwierigkeit, ſolche aus fernen Landen zu erhalten, die Sorgfalt, welche auf die Bearbeitung derſelben verwendet wird; und namentlich die Zeit, welche das ſaubere Illuminiren erfordert, erlauben nicht, daß der Kalender früher, als mit Ausgang dieſes Jahres, erſcheine; alsdann aber wird er, in zureichender Anzahl, in den vornehmſten Buchhandlungen, auf den Poſtämtern, und andern Kalender-Diſtributionen zu haben ſeyn.

Diejenigen, denen es der Mühe werth dünkt, unter den gewöhnlichen Taſchenkalendern ſich einen zu wählen, der nicht für das laufende Jahr allein nützt, ſondern, als ein ſtets brauchbares Handbuch, einen bleibenden Werth hat, dieſe erſuchen wir, Ihre Wahl bis zu Erſcheinung des unſerigen

rigen gefälligſt anſtehen zu laſſen. Sie können dabey auf keinen Fall verlieren; ob ſie aber daran gewinnen, das bleibt alsdann ihrem eignen Urtheile überlaſſen.

Alle diejenigen, welche ſich der Diſtribution dieſes Kalenders unterziehen wollen, belieben ihre Beſtellungen in Zeiten bey uns, oder bey unſern Commiſſionär in Leipzig, Herrn Buchhändler Rummer, einzuſenden. Berlin, den 1ſten Oktober 1784.

Die Verleger des neuen hiſtoriſch-geneal. Kalenders,
Haude und Spener, Buchhändler.

---

a) Sowohl der Antheil, den das Publikum an der von uns im Jahr 1781. angekündigten Ausgabe der ſämmtlichen Oeuvres de Mr. de Voltaire in 60 groſſen Octavbänden genommen hat, als der Wunſch und das Beſtreben, uns in Anſehung der damals von uns geleiſteten Verſprechungen in der guten Meinung zu erhalten, die uns eine zahlreiche Menge von Subſcribenten zu erkennen gegeben hat, verbindet uns, ſowohl dem Publikum überhaupt, als den Subſcribenten insbeſondere, von dem Fortgange dieſes Unternehmens Nachricht zu ertheilen.

Es iſt aus unſerer erſten Ankündigung bekannt, daß wir die erſten 20 Bände unſrer Ausgabe, erſt ſechs Monate nach Erſcheinung der Ausgabe des Herrn von Beaumarchais zu liefern verſprochen haben. Wenn alſo unſere erſte Lieferung ſpäter kömmt; ſo ſind nicht wir, ſondern die verſpätete Ausgabe des Herrn von Beaumarchais an dieſer Verzögerung ſchuld. Die Subſcribenten werden aber ihre Ungeduld gern verſchmerzen, ſo wie auch unſere durch dieſen Verzug erlittenen vielen Unannehmlichkeiten und Schaden gern verſchmerzen wollen, wenn wir ihnen die zuverläßige Nachricht geben, daß Herr von Beaumarchais nunmehr 70 Bände,

als

als die Hälfte seiner Ausgabe der sämmtlichen von Voltairischen Werke wirklich geliefert habe, welche 5 bis 6 Bände bisher noch ungedruckte Aufsätze des Herrn von Voltaire enthalten, die alle nach den Materien und der Zeitordnung geordnet und eingeschaltet werden sind. Noch mehr: Ohngeachtet wir uns unserer uns selbst aufgelegten Verbindlichkeit den Druck unserer Ausgabe erst jetzt, nach der gänzlichen Erscheinung der 30 ersten Bände der Originalausgabe anzufangen schuldig wären, so benachrichtigen wir jedoch das Publikum daß schon gegenwärtig sechs Bände unserer Ausgabe ganz vollendet sind, und erbieten uns auch dieselben denjenigen Pränumeranten, welche solche einstweilen zu erhalten wünschten, auszuliefern. Diejenigen aber, welche die Bände nicht einzeln, sondern die ganze erste Lieferung von 20 Bänden zusammen auf einmal verlangen, können auf den Empfang derselben im Monat März oder April des künftigen Jahres sicher rechnen. Die andern zwey Lieferungen erfolgen nachhero von 6 zu 6 Monaten.

Die Zufriedenheit und der Beyfall den wir uns schon von dieser Seite beym Publikum und unsern Subscribenten zu erhalten, schmeicheln, wird aber, wir hoffen es zuversichtlich, noch weit mehr erhöhet werden, wenn sie sich durch den Augenschein von der angenehmenden Schönheit des Drucks, sowohl in Ansehung der Schriftarten, als auch des Papiers selbst überzeugen. Vor der Hand dürfen wir sie, ohne die geringste Ruhmredigkeit und Uebertreibung versichern, daß Kenner, die diese sechs fertigen Bände bey uns gesehen, das Werk auch in dieser Rücksicht für ein Meisterstück erkläret haben, und wir dürfen hinzu setzen, daß wohl bis jetzt noch kein Werk von solcher Art erschienen sey, das mit so vielen typographischen Vollkommenheiten einen so ganz ungleich geringen Preiß vereiniget hätte. Denn so

ganz

gänzlich auch in Ansehung des Typographischen unſere Ausgabe, nach ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit wor den iſt, die wir in unſerer erſten Ankündigung verſprochen, und wovon wir derſelben ein Probeblatt beylegten; ſo viel ſich auch dadurch unſer Aufwand durch dieſe ganz augenſcheinliche Verbeſſerung und Verſchönerung vermehret hat, ſo wollen wir jedoch, um dem Publikum von unſerer ganz uneigennützigen Denkungsart, und daß es uns jezt blos um die Ehre zu thun ſey, dieſes Unternehmen auf eine für Freunde franzöſiſcher Lektüre befriedigende und des aufgeklärteſten franzöſiſchen Schriftſtellers würdige Weiſe auszuführen, einen einleuchtenden Beweis zu geben, es bey dem alten von uns einmal feſtgeſezten Pränumerations-Preiſe von 20 Rthlr. in Louisd'or à 5 Rthlr. für die 60. Alphabetbände in gr. 8. und zwar zu 10 Rthlr. Vorausbezahlung auf jede der drey Lieferungen von 20 Bänden, bewenden laſſen.

Da nun auf dieſe Weiſe niemanden mehr ein Zweifel beygehen kann, daß dieſe unſere Unternehmung zu Stande kommen werde, ſo wollen wir auch denen, die etwa durch dergleichen Zweifel von dem Beytritt abgehalten worden, und einigen Herrn Sammlern zu Gefallen, die noch um eine Verlängerung der Pränumerationszeit gebeten haben, dieſelbe noch bis zu Ende des Januars des künftigen Jahres hinausſetzen, und ſo lange noch 20 Rthlr. in Louisd'or à 5 Rthlr. Vorausbezahlung auf die erſte Lieferung von 20 Bänden annehmen, binnen welcher Zeit man auch die Namen der Subſcribenten, deren Verzeichnis mit dem 20ſten Bande der erſten Lieferung ausgegeben werden ſoll, unfehlbar einſenden bittet. Nach Ablauf dieſer Zeit wird ſodann ein für allemal die Pränumeration geſchloſſen, und jede Lieferung von 20 Bänden nicht anders als für 20 Rthlr. und

alſo alle 60 Bände für 60 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. verlaſſen werden.

Schlieſslich müſſen wir noch wiederholen, was wir in unſerm vorigen Avertiſſement bekannt gemacht haben, daß wir dieſe unſere Ausgabe der Werke des Herrn von Voltaire bey Herrn Thurneiſen dem jüngern in Baſel drucken laſſen, und demſelben die Befugnis gegeben haben, über das Quantum unſerer Auflage noch eine Anzahl Exemplarien für ſeine Rechnung auf das nemliche Papier mit abdrucken zu laſſen; wogen ſich jedoch Herr Thurneiſen verbindlich gemacht hat, aus Teutſchland, Oeſterreich, Schwaben und Pfalz ausgenommen, keine Subſcription anzunehmen, ſondern an uns zu weiſen. Wenn alſo Herr Thurneiſen bekannt macht, daß er die Voltairiſchen Werke drucke, ſo iſt unter dieſer Ausgabe keine andere als die unſrige zu verſtehen. Wir finden dieſe Wiederholung nothwendig, um vielleicht manchen Liebhaber teutſcher Länder und Provinzen, in welchen wir uns allein Subſcriptionen zu ſammlen vorbehalten haben, der vergeblichen Mühe zu überheben, im Fall ſie ſich mit ihren Beſtallungen an Herrn Thurneiſen ſollten wenden wollen.

Gotha, den 20ten Novemb. 1784.

Ettingerſche Buchhandlung.

Der Teutſche Merkur.

December 1784.

I.

Kleine Wanderungen durch Teutſchland in Briefen an den Doctor K*.

Erſter Brief.

Magdeburg.

Für die ſtrenge Befolgung Ihres Rathes, l. K. werden ſie ſichs auch nun gefallen laſſen müſſen, von mir zuweilen einen langweiligen Brief zu leſen. Sie treiben mich mit Todesdrohungen durch unſer werthes teutſches Vaterland umher, dafür will ich Sie mit Briefträgern ängſtigen. Wollte Gott! daß Ihnen meine Briefe das ſeyn möchten, was den erlauchten Pfuſchern aus ihrem Metier, das Waſſer des kranken Bauers iſt — möchten ſie doch daraus ſehn, wie die ſchwarze Klaue der böſen Göttin Hypochondrie, mit jedem immer mehr und mehr ſich zurückzöge, um mich endlich ganz fahren zu laſſen. Ach! liebſter K* tauſend Meilen Wanderung könnten Sie mir noch verſchreiben, mit Vergnügen ſollten meine Füße ſich

dem Recipe unterwerfen; nur Heilung meines Uebels, mir Geneſung verſprechen Sie mir!

Ich bitte Sie, beſter K. — wenn Sie ſehen, daß bey der Schilderung von Städten und Menſchen auf die ich während meiner Pilgerſchaft ſtoßen werde, mein ſchwarzer Plaggeiſt um meine Feder geflattert hat — geben Sie mir ſogleich Nachricht und Lehre, wie ich mich vor ihm verwahre. Muß ich nicht, wenn ich ſo etwas ſelbſt fühle, die Stadt, das Dorf, die Gegend verlaſſen, wo ich mich in ſolchen Stunden befinde? Denn es iſt wol eine Anzeige von dicker, feuchter, ungeſunder Luft, von unverdaulichen Nahrungsmitteln, oder vom Stilleſitzen; wenn ſich meinen Augen alles das, was meinen andern glücklichern Nebenbrüdern behaglich iſt, trüb und ſchwarz zeigt? Dienge mirs alſo zuweilen, wie dem armen hypochondriſchen Smollet, daß ich Sie von dem entzückenden H — n der mediceiſchen Venus unterhielte, und nichts an ihr ſchön fände, als dieſes — ſo verzeihen Sie mir: denn es iſt eine Anzeige, daß die Hand meines Peinigers ſchwer auf mir lag.

Eine Station wäre alſo zurück gelegt. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſauer mir die erſte Meile wurde. Immer wollt' ich wieder umkehren, um Sie zu bitten, daß Sie mich auf eine andere Art heilten — ja, ich wollte Ihnen verſprechen, täglich ein halbes Schock Holz zu ſägen, nur zwo Stunden täglich ſtill

zu ſitzen, nichts als dünne Suppen zu eſſen — aber das Andenken an Ihre Hartherzigkeit trieb mich, wie mit Sporren weiter, und die kleine Weile, die ich an den Ufern der Elbe ſitzend zugebracht hatte, ſchien mir ſchon ein groſſer Verſtoß. Ich wanderte alſo traurig fort, und ſuchte mich ſoviel als möglich mit Gegenſtänden auſſer mir zu beſchäftigen, und es gelang mir. Wie ſollt' es auch nicht, da mein Weg durch wallende Saaten führte, die der Senſe entgegen reiften, und deren äuſſerſte Spitze der Strahl der neuerwachten Sonne vergoldete, während das rege Chor der Lerchen, Wachteln und Sperlinge, die Geburt des jungen Tages feyerte. Das hatte ich auf meinem einſamen Zimmer nie ſo gefühlt, als heute, und der Eindruck, den es auf mich machte, iſt jezt noch meiner Seele ſo gegenwärtig, ſo lebendig, daß ſie nur ungern in die Arme des Schlafes ſinken wird, der meinen ermüdeten Körper ſchon auf ſeine Seite gezogen, und mit ihm Parthie wider ſie gemacht hat. Aber ſie ſoll kämpfen, und der verdroſſnen Hand noch einige Federſtriche abzwingen, um die Thaten dieſes Tages zu meiner ewigen Erinnerung zu verzeichnen.

Sobald ich Sie dieſen Morgen aus dem Geſichte verloren hatte, ſezte ich mich nieder; denn es war mir als wenn ich Schmerzen in der Bruſt fühlte. Der Schritt, unbarmherziger K. welchen ich mit Ihnen zu halten hatte, war mir zu raſch und angreifend, und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20612 / 381

faulem Eyter aufbrechen wird. Du wirſt denken, wenn er gleich das Reich theilt, und dir die Hälfte giebt, es ſey zu wenig, weil du ihm alles gegeben habeſt; und er wird denken, du, der den Weg kennt unrechtmäßige Könige zu ſezen, werdeſt, auf die kleinſte Veranlaſſung, auch wiſſen, ihn wieder, ſo lang er iſt, von ſeinem angemaßten Thron herab zu ſtürzen. Die liebe laſterhafter Freunde verwandelt ſich in Mißtrauen, und diß Mißtrauen in Haß; und der Haß wird einen oder beyde dem verdienten Untergang überliefern.

Northumberland.

Mein Verbrechen ſey über meinem Haupt, und ſoviel hievon! Nehmt Abſchied von einander, ihr müßt ſcheiden.

König Richard.

Doppelt geſchieden? Gottloſe Leute, ihr entheiligt eine zweyfache Ehe; zwiſchen mir und meiner Crone, und zwiſchen mir und meinem vermählten Weib. Laß mich den Eid hinwegkuſſen, der dich und mich vereinigt; und doch, nicht ſo, denn mit einem Kuß ward er gemacht. Scheid' uns, Northumberland; ich, nach Norden, wo ſchauernde Kälte das kranke Clima verzehrt; meine Königin nach Frankreich, von wannen ſie im Pomp herübergeſandt wurde, geſchmükt wie der holde May, nun zurük geſchikt, verdüſtert und traurig wie der kürzeſte Tag.

Königin.

Und müſſen wir denn getrennt ſeyn? Müſſen wir denn ſcheiden?

doch wagt' ichs nicht, einen langſamern, anzunehmen, eh ich Sie und mit Ihnen alle Furcht vor Ihren Vorwürfen aus den Augen verloren hatte. Ich blieb aber nicht lange ſitzen, weil ich fürchtete, es könnte Ihnen doch wohl eingefallen ſeyn mir nachzulauern. So wie mich dieſer Gedanke ergriff, ſprang ich auf, und lief würklich einige Schritte heftiger als ich vorhin mit Ihnen hatte gehen müſſen. Nachdem ich mich aber ein paarmal umgeſehen hatte, verlor ſich dieſe Furcht.

Der Weg von S. nach Magdeburg iſt überaus angenehm, man mag ihn an der Elbe hin, oder mitten durch die Saaten nehmen. Der Boden iſt ſchwarz, fett, und einige Stücke habe ich leimenartig gefunden. Die Bauern, die mir begegneten, hatten alle ſo ein volles, friſches, genährtes Anſehen, und manchem, l. K. — ich geſteh' ihnen meine Schwachheit — habe ich mit wahrem Neide nachgeſehen. Ich verwieß mir dieſe unartige Empfindung, und ſahe ein wie ungerecht es ſeyn würde, wenn der geſunde Bauerjunge ſeinen feſten Gliederbau gegen meinen Leichnam vertauſchen ſollte: aber kaum hatte ich dies ausgedacht, ſo ſah ich mich ſtraks noch einmal um, und beneidete ihm ſeine breite Schultern. Warum können wir doch nicht zugleich ſtudieren und pflügen? und warum kann ſich doch die Seele nur auf den Trümmern des Körpers erheben?

Die Fruchtbarkeit des Bodens scheint immer gröſſer zu werden, je näher man nach Magdeburg kömmt. Die Landleute werden immer frischer, ihre Pferde immer stärker, und die Häuser der Dörfer immer ansehnlicher. Alles verkündigt Wohlstand, welcher sich schon, wie mir däucht, in den Namen der Dörfer spiegelt: denn die meisten endigen sich mit Leben — als Felsleben, Barleben, Warsleben — kurz, lauter Leben! Kommen Sie einmal in das A**** Gebieth, und suchen Sie da Leben, in beyderley Verstande!

Nach und nach erhob sich Magdeburg vor mir. Die Dohm-Thürme fielen mir, als ich aus einem Gebüsche hervortrat, zuerst in die Augen. Bald folgten andre und das Gebäude des Dohmes selbst. Ueberhaupt giebt Magdeburg eine Ansicht, die man nicht leicht bey einer andern Stadt wiederfindet: das Mehreste tragen wohl die schönen Doppel-Thürme, die fast jede Kirche hat, dazu bey.

Ich war ganz unmerklich in einen stärkern Schritt gekommen als ich sonst zu gehen gewohnt bin. Aber es war wohl nicht anders möglich, da ich mir Magdeburg als den Ruheplatz für meine heutigen Strapazen dachte, und fest überzeugt war, daß ich in seine Thore um zwey Meilen gesünder eintreten würde als ich aus S. gegangen war. Sie sehen, l. K., ich messe das Wachsthum meiner Gesundheit nach

Meilen; aber ich finde auch auf ihrem ganzen Recept nichts als Meilen verordnet.

Ehe ich ans Thor kam, zog Kloster-Bergen meine Aufmerksamkeit an, theils als Schule, theils als die Verpflegerin des Mannes, der aus Dänemark herberufen ward, um mit Wort und That seine hellen Einsichten in unserm Vaterlande zu verbreiten. Ich gieng vorbey: aber damit soll es noch nicht genug seyn. Kloster Bergen und sein Reskewiz verdienen wohl einen ausdrücklichen Besuch; mit dem Vorbeygehen ist ihnen beyden nicht gedient.

Als ich ans Thor kam sahe mich die Schildwacht von oben bis unten mit groſsen Augen an, und schien mich nach Zollen zu messen. Aber der Kerl ließ bald ab, und machte dabey eine Bewegung als wenn er seine Flinte wöge — Freylich hätte die eiserne Last mich Armen in Grund und Boden gedrückt!

Durch eine lange Vorstadt, die mit schlechten Häusern besetzt ist, und, wenn ich nicht irre, die Judenburg oder Judenburg heiſst, gelangte ich endlich über ein Paar Zugbrücken unter ein finsteres Thor, welches in groſsen Kreuzgewölben unter dem Hauptwall hindurchgeführt ist. Es kam mir gerade ein schwerbeladner Wagen entgegen, der durch sein Gewicht den Boden unter mir erschütterte. — Sie können denken wie ich lief, als mich der fürchterliche Gedanke

pak-

pakte: das Gewölbe könnte mir über den Kopf zusammenschießen.

Desto froher war ich als ich aus dem Gewölbe in eine schöne breite Straße trat, welche auf beyden Seiten mit ganz stattlichen Häusern besetzt war. Ich erkundigte mich nach dem König von Preußen *) und ward hingewiesen. Aber, K., ich bitte Sie, wie konnten Sie mir diese Auberge empfehlen? Sie liegt in einer engen düstern Gasse, und ihre Zimmer gehn auf den Hof, wo man nichts sieht als den Hausknecht, ein Paar Mägde und ein Paar Pfauen die einen mit ihrem Geschrey ermorden. Wenn ich auf der Stelle einen andern Gasthof gewußt hätte, so wär' ich hier nicht eingekehrt; aber morgen suche ich mir einen andern, daß Sie's wissen.

Doch scheint mir das Bette, welches man mir angewiesen hat, weich und gut, und ich will seiner Lockung nicht länger widerstehen. Schlafen Sie wohl, guter Doctor, für heute sind Sie mich los.

Zweyter Brief.

Lieber K*.

Magdeburg.

Schreiben Sie mir doch hurtig Antwort auf diese Frage: Darf ich mich wohl vier oder fünf Tage

*) ein Gasthof.

hier aufhalten, ohne meine Kur zu unterbrechen? O sagen Sie Ja! lieber Freund, denn es gefallt mir ausserordentlich in Magdeburg, besonders seit heute früh um acht Uhr, wo ich meine Equipage in die Tasche steckte und mich nach einem andern Gasthofe bringen liess.

Dieser heisst der Schwan, und liegt auf dem so genannten breiten Wege, einer Straße, die wenigstens eine halbe Stunde lang und gewiß vierzig gestreckte Schritte breit ist. Wer auf dieser Straße wohnt, lieber K., kann unmöglich hypochondrisch werden: solch ein Gewimmel von Menschen aus allen Ständen drängt sich hier, besonders in den Morgenstunden; und ich kann mich herzlich freuen, wenn ich dem Gedräusche so aus meinem Fenster zusehe. Doch ist nicht die ganze Straße so lebhaft. Das eine Drittel, von dem Sudenburger Thore an, wo ich gestern hereinkam, bis zur Teutsch-Reformirten Kirche ist still: weil da auf beyden Seiten fast lauter Kapitalisten oder Leute die von ihren Pfründen leben, dicht verschlossen in ihren Häusern, Gottes reinen Himmel nur aus dem Fenster, und seine Geschöpfe nur durch die Lorgnette ansehen. Das zweyte Drittel ist das lebhafteste. Hier wohnen Kaufleute, Kornhandler, Brauer, Brandeweinbrenner, Becker, dicht auf einander, und die Gasthöfe, die dazwischen liegen, tragen auch zur Lebhaftigkeit das ihrige in vollem Maaße bey.

Weiter

Weiter heranter, von der Raths-Waage, sinkt die Lebhaftigkeit, und die Menschen werden wieder ziemlich einzeln.

Ist es nicht ein gutes Zeichen, l. K., daß ich anfange gerne Menschen zu sehen? Oder ist es einem so natürlich, wenn man an einen fremden Ort kömmt? Wie verhaßt war mir jedes menschliche Gesicht in S. und hier würde ich ganze Tage am Fenster stehen um sie zu beobachten, wenn ich nicht bedächte, daß Sie die ganze Last meiner Heilung auf meine Fußsohlen gelegt hatten. Ich bitte Sie, l. K., überzeugen Sie mich, ob dieses ganz fremde Vergnügen, das mir der Anblick geschäftiger Menschen gewährt, wirklich ein Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit ist?

Ich erkundigte mich beym Hausknecht, ob es nicht öffentliche Spatziergange hier gäbe. Er drehete seine Mütze in der Hand herum und sah mich groß an. Daraus schloß ich, daß er nicht wüßte, was ich mit öffentlichen Spatziergängen sagen wollte. In dem Augenblick trat mein freundlicher Wirth herzu und beantwortete meine Frage. „Es wären hier wohl Spaziergänge, sagte er, aber sie wären mit der Allee um Leipzig nicht zu vergleichen!„ Daraus schloß ich erstlich, daß er entweder aus Leipzig gebürtig, oder dort gewesen seyn müsse; und zweytens, daß er auch an der gewöhnlichen Krankheit der Menschenkinder laborire, die kein Vergnügen ohne Vergleichung genießen

können, wiewohl sie ihm dadurch die Hälfte seines Reitzes rauben.

Er wies mich nach dem neuen Markt oder Roms Platz, und nach dem Fürstenwall. Weil ich mir keine Alleen um Leipzig zu finden eingebildet hatte, so gefiel mir der Dohmplatz recht sehr. Es ist ein reguläres Viereck, welches mit stattlichen Gebäuden besetzt ist. Der Dohm, das Zeughaus, die Kammer, und das Haus des Dohmherrn v. Busch sind die ansehnlichsten darunter. Der Dohm ist vielleicht eines der schönsten Gebäude, die aus den Zeiten der Gothischen Bauart übriggeblieben sind. Die feinen glatten Quadern, aus welchen die Thürme und die Kirche selbst aufgeführt sind, scheinen dem Zahne der Zeit auch die kleinste Lücke, wo er sein langsames Nagen anheben könnte, zu versagen. Ich weiß nicht ob ich auf meinen Wanderungen viel solcher ungeheuern Steinmassen antreffen werde. Aber es war die Art unsrer Voräl tern, daß sie sich gern himmelan schwungen; das zeigen ihre Thürme und spitzhinanlaufende Dächer: wir hingegen — wir kriechen gern in die Erde; das beweisen die Souterains, die unter den modernen Häusern angebracht sind. Unsre Alten brauchten ihre Keller zu Wein- und Todten Niederlagen: aber wir vergraben uns lebendig mit Weib und Kind darin, um uns von den unterirdischen feuchten Dünsten bleich und lungensüchtig machen zu lassen. Mit dem hohen

unerz

unerschütterlichen Geist unsrer teutschen Vorfahren sind auch unsre Thürme und Dächer gesunken.

Das Zeughaus ist das treue Bild des Krieges. Rundherum sind Kanonen- und Bomben-Kugeln aufgethürmt; über dem Eingange sind Helme, Trommeln, Fahnen, Kanonen, kurz, alle Aushänge, daß in diesem schrecklichen Gebäude das Verderben der Menschheit Hof hält — in Stein gehauen; und oben drüber steht die Inschrift: Rege prospiciente tutelæ civium, Principe efficiente terrori hostium — von Friedrichs Hand. Sie ist wahrlich nicht schlecht, und bis auf die Sylbe wahr.

Die Kammer ist ein großes schloßähnliches Gebäude, fällt aber nicht gut in die Augen. Es schien mir so abgestumpft, so auf einen Haufen zusammengedrängt, und das Dach für das Ganze viel zu kurz. Desto geschmackvoller ist das kleine Palais des Domherrn von Busch.

Der eigentliche Spatziergang ist eine Allee, die um ein Viereck, das nicht gepflastert ist, herumläuft. Sie ist mit einem Geländer und einer lebendigen Hecke eingeschlossen. Die Bäume sind noch nicht hoch und geben wenig Schatten; und das ist kein Wunder, da man die liebe Natur treufleissigst unter der Scheere hält, und die jungen Aestchen, die sie als sorgsame Mutter, um ihre Kinder vor dem stechenden

Strah-

Strahl der Sonne zu schützen, alljahrlich hervortreibt, dem elendesten Geschmacke zu Gefallen verstümmelt.

Nicht so der Fürstenwall, zu welchem man durch eine abhängige, sehr stille und menschenleere Gasse gelangt. Hier stehen alte bejahrte Kastanienbäume und Linden, deren Blüthen Balsamdüfte auf meine reizbaren Nerven weheten, aber mir eben dadurch eine Beängstigung verursachten, die mir nicht fremd ist, und mich auch bey Vocal- und Instrumental-Musik befällt; es ist mir so enge in der Brust, sie scheint mir wie in Ketten geklemmt, und Puls und Herzschlag hämmern um drey Grade stärker. Diese Empfindung ist mir nicht ganz unangenehm; aber ich kann sie nicht lange aushalten. Sonst kann sie noch beweisen, wie genau Geruch- und Gehör-Nerven zusammenhangen, da Duft und Musik eine ganz gleiche Würkung auf mich thun. Vielleicht, daß der tief erleuchtete Herr Heinicke zu Leipzig diese Bemerkung brauchen kann, um seinen taubstummen Schülern die Vocale und Consonanten zu riechen zu geben, statt daß er sie jetzt, wie es heißt, damit füttert.

Uebrigens ist die Aussicht vom Fürstenwall herunter vorzüglich schön. An seinem Fuße strömt die Elbe hin; rechts hinunter breitet sich vor dem Auge eine angenehme Fläche aus, deren Grün immer grauer und grauer wird, und sich endlich in einen Nebel verliert. Gerade aus liegt die Zitadelle; hinter ihr

in

in der Entfernung verſchiedene Dörfer, Ackerland, Wieſen, und das alles iſt mit einem ſchwarzen Walde umſchloſſen; links die Brücke über die Elbe, und hinter derſelben eine Menge von Waſſermühlen, die in einer ſchrägen Linie queer über den Strom hinlaufen. Ich wäre unter einer Stunde nicht hinweggekommen, wenn mich nicht die Lindenblüthe fortgetrieben hätte.

Da ich heute noch keine ganze Meile gegangen zu ſeyn glaubte, ſo ſah ich mich noch ein wenig in der Stadt um. Die Straßen, welche ich paſſirt bin, waren alle unregelmäſſig und krumm, und einige, beſonders die welche nach der Elbe führen, ſehr kothig, ungeacht es in acht Tagen nicht geregnet hat. Aber es iſt wohl kein Wunder, da ſie alle abſchüſſig laufen, und alle Rinnen aus der ganzen Stadt hindurch müſſen, wenn ſie zur Elbe wollen.

Sonſt iſt die Stadt für eine Landſtadt nicht ſchlecht gebaut. Die meiſten Häuſer haben zwey Stock, und ſchienen gut bewohnt. Die Kirchen ſind, bis auf ein Paar uralte Gothen, die aber auch nicht mehr zum Gottesdienſt gebraucht werden, groß, feſt und geräumig, und haben vorzüglich ſchöne Thürme.

Die Häuſer der kleinern und engern Gaſſen, welche ich durchwanderte, beſonders in dem Viertel wo die Jacobs-Kirche liegt, ſind faſt alle mit der Art

ſchnar

König Richard.

Ja, Hand von Hand, meine Liebe, und Herz von Herz.

Königin.

Verbannet uns beyde, und schikt den König mit mir.

Northumberland.

Das wäre gütig, aber sehr unpolitisch.

Königin.

So laßt mich mit ihm gehen.

König Richard.

Weine du in Frankreich für mich, und ich will hier für dich weinen; es ist besser entfernt, als näher geschieden zu seyn. Geh, zähle deinen Weg mit Seufzern ab, ich mit Aechzen den meinigen.

Königin.

So wird der längste Weg die meisten Seufzer haben.

König Richard.

Ich will bey jedem Schritt zweymal ächzen, weil mein Weg der kürzere ist. Komm, komm, ein Kuß soll uns den Mund schliessen, und dann fahr' wohl; so geb' ich dir mein Herz, und so nehm' ich deines. (Sie küssen sich.)

Königin.

Nein, gieb mir das meinige zurük: es wäre kein schö-

ner

schnarrender Professionisten besetzt, die man hier Strumpfwürker nennt. In manchen Stuben sah ich sechs bis acht solche Stühle, woraus ich schloß, daß in Magdeburg große Quantitäten Wolle zu diesem Behuf verarbeitet werden müssen. In eben diesem Viertel bemerkte ich auch viel Tuch- und Leinwebers Stühle, die viele fleissige Arbeiter beschäftigten.

Müde und hungrig kam ich gegen Mittag von meinen Spatziergängen zurück. Es ist doch ein ganz andres Ding, Müdigkeit, welche Arbeit und Bewegung verursacht, und Müdigkeit, die aus körperlicher Schwäche entsteht. Letztre schlägt den Geist nieder, aber erstre, l. K., kann ihm nichts anhaben. Sie sollten sehen, theuerster Freund, wie vergnügt ich mich in diesem Augenblicke in meinen Großvater lehnen will, um mit gerührter Seele an Sie zu denken. Guter, guter K., ein guter Genius schwebte über das ⅔ das sie mir verschrieben; und diesen Genius will ich in Sold nehmen, daß er Ihnen die Thränen vorzähle, die Ihr armer Freund beym Andenken an Sie im Auge zerdrückt. Aber ich muß abbrechen und ein wenig aus dem Fenster sehen. Nur bitte ich Sie, finden Sie kein Recidiv in meinen letzten Worten: es ist nur eine kleine vorübergehende traurige Geistesstimmung, die wohl nur ein entferntes Symptom meines Uebels ist, welches durch die Ermüdung ein wenig aufgeregt worden. Leben Sie wohl!

Drit-

Dritter Brief.

Magdeburg.

Sie haben mir freylich verbothen meine hiesigen Freunde zu besuchen, und ihre Gründe waren gerecht. Sie wollen, daß ich überall ganz frey seyn und mich nicht in Gesellschaften wagen soll; aber, lieber K., eine kleine Milderung Ihres strengen Verbothes fände doch wohl statt, wenn ich Ihnen versprach jede Einladung zu einem Mittag- oder Abendessen abzuschlagen, höchstens nur eine Caffee-Visite zu geben, nur Eine Schaale dünnen Caffee zu trinken, oder einen Morgenbesuch zu machen, und dabey allen Wein und alles Confect zu verbitten?

Es ist doch wirklich zu hart, seinen Freunden so nahe zu seyn, und sie nicht besuchen zu dürfen; und mir doppelt hart, da ich glaube, mich einigen unter Ihnen zehnfach gesunder zeigen zu können als sie mich vor einigen Wochen gesehen haben. Diesem letztern Umstand schreiben Sie es besonders zu, daß ich Ihr Gesetz ein wenig auf die Seite geschoben habe, um zu einem kleinem Besuch bey meinem Z** Platz zu bekommen.

Er versicherte mich, daß ich jetzt, gegen sonst, rund und voll geworden, und Sie können glauben, daß Ihrer dabey in allen Ehren Erwähnung gethan wurde. Z. hatte große Lust mich für den ganzen Nachmittag in Beschlag zu nehmen: aber ich drohete ihm

mit

mit Ihrem ſchweren Zorne, wenn er ſichs unterſtuge; er gab nach, und nahm mich mit auf die Reſſource.

Dies iſt ein Inſtitut, das meinen ganzen Beyfall hat. Einige der Vornehmern ſind zuſammen getreten, und haben einen Fonds von einigen tauſend Thalern etablirt, wofür ſie ein ſchöne Haus am breiten Wege erkauft und zu zahlreichen Zuſammenkünften eingerichtet haben. Es ſind da Spiel- Tanz- Eß- und Billardſale, alle hell und geräumig, die von den Gliedern der Reſource ſelten leer werden. Jedes Glied zahlt, wenn ich recht gehört habe, monatlich etwas Gewiſſes, hat aber dafür weiter nichts frey als die Entree. Eſſen, Trinken, und was man ſonſt haben will, wird bezahlt. Wer eingeſchrieben iſt, kann auch einen Fremden mitbringen; jedem andern iſt der Zutritt verſagt, weil die Geſellſchaft eine geſchloßne iſt. Man unterhält ſich mit Geſprächen, hauptſächlich aber mit dem Spiel, und das gefällt mir an dieſem übrigens nützlichen Inſtitute nicht. Es ſind hier ſchon große Summen verlohren worden! Auch die Damen haben freyen Zutritt.

Wenn Diners und Soupers gegeben werden, trägt ſie nicht etwa ein Glied allein, ſondern jeder bezahlt ſein Couvert, und dadurch ſind die Haustractemente unter den Vornehmern ſeltener geworden, und gewiß nicht zu ihrem Schaden. Sie können da ihre Freunde an der Tafel gegen ſich über ſehen, ohne die Umgemächs

gemächlichkeiten eines förmlichen Gastmahls zu Hause zu haben, welches vor Errichtung der Ressource fast nicht zu vermeiden war, da es an Gasthäusern fehlte, die geräumig und wohl eingerichtet genug gewesen wären um große Gesellschaften zu fassen.

Uebrigens würde der Ton, der hier herrscht, einer Haupt- und Residenz-Stadt Ehre machen. Man geniert und complimentirt sich nicht; geht und kommt wenn man will; und bey der Erscheinung eines Fremden fahren nicht gleich zehn oder zwölf Gänseköpfe zusammen, um über ihn zu schnattern. Wenn ein Fremder unbefriedigt von hier weggeht, so sag' ichs ihm auf den Kopf zu, daß die Schuld an ihm liegt, nicht an der Ressource.

Ich brachte die zwey Stunden, die ich da war, mit Conversation und an einem hellen Fenster zu, das auf den breiten Weg gieng. Es war diesen Abend Tafel von 25 Couverts, und Z. wollte mich mit an selbige schmieden. Aber ich nahm alle meine Kräfte zusammen, um es ihm abzuschlagen, und ich drang durch. Ich gieng nach Hause, aß meine Milchsuppe und sahe nachher in der Billardstube einigen Kaufmannsdienern zu, die mit dem Gelde ihrer Herren Bank machten und pointirten.

Vierter Brief.

Magdeburg.

Die Magdeburger lieben die bonne chère. Daß ſie einen Fremden auf einen ſimpeln Kaffee laden ſollten! Z. hatte geplaudert, und den andern Tag drängten ſich Billets auf meinem Tiſche? Beym erſten war ich engagirt, und beym zweyten hatte ich mir ein dickes Tuch um den Kopf gebunden und ächzte, und ſo bey allen übrigen. Wie würde man gelacht haben, wenn ich zur Entſchuldigung hätte, zurückſagen laſſen: Eſſen ſey mir ungeſund! Man iſt es ſchon gewohnt, die Hypochondriſten durchgängig für eingebildete Kranke zu halten, und man beeifert ſich, um die Weyle, ſie zu bereden, daß ſie nicht krank ſind. Iſt man nun ſo gutherzig und glaubt es, ſo iſt und trinkt man neuen Stoff zur Krankheit hinter, und ſchadet ſich; und wenn man dann klagt, ſo trommelt man ſich auf ſein kleines Embonpoint oder pflanzt es, als ſtrenge Widerlegung, einem vors Auge. Und will man noch nicht glauben, ſo drehen ſie ſich um und lachen!

Wohl mir! meine Schlafmütze und mein Tuch um die Stirn, haben mich vor dem allen bewahrt; Sie werden ſich doch über dieſe ſtrenge Selbſtverläugnung ein wenig ſtreuen, lieber K.?

Indeſſen hat doch die Gaſtfreyheit meiner Bekannten die ſchlimme Folge, daß ich heute nicht eher aus-

gehen kann, bis es finſter iſt. Man würde ſich über meine plötzliche Geneſung ſehr wundern, wenn man mich mit ſchnellen Schritten über den breiten Weg ſtreichen ſähe.

Z. iſt erſt vor einer halben Stunde fort; wir haben uns vergnügt unterhalten, und das Reſultat davon will ich Ihnen hieher ſetzen.

Gelehrſamkeit und Gelehrte werden in Magdeburg geehrt und geſchätzt; aber nicht mehr und nicht weniger als in jeder andern Stadt, wo die Kaufleute die Hauptklaſſe der Mitteleinwohner ausmachen. Sie mögen z. B. gern einen guten Prediger hören, und ſehen dabey nicht ſo ſehr auf das was er ſagt, als auf die Aktion womit ers ſagt, auf die Figur die es ſagt, aufs auf den Ton worin ſie es ſagt. Kommen Sie her und ſehen Sie ſelbſt: Sie werden unter der Menge der hieſigen Prediger nicht Einen finden, der klein von Statur oder gar verwachſen wäre. Sie können ein Wunder der Gelehrſamkeit, ein Cicero auf der Canzel ſeyn; jede Ihrer Hände, jede Ihrer Bewegungen mag ſo beredt ſeyn, wie ihre Zunge — aber Sie können eine etwas feinere Stimme haben, könnten etwas kleiner ſeyn als andre — „Der iſt nicht für uns!“ — „Den mögen wir nicht!“ — „Wie kann aber ſolch Ding auf die Canzel treten?“ — Solche Floskelchen werden Ihnen aus den Betſtühlen der Vornehmern und von den harten Sitzen

gen der Tagelöhner und Karrenſchieber um die Ohren ſummen. Kanzel Gaben mißt man nach Ellen, Gelehrſamkeit ſchätzt man nach Pfunden. Aber es iſt gewiß, daß die Einwohner von Magdeburg nicht allein ſo denken.

Weil ich einmal auf das Predigerweſen gekommen bin, ſo hören Sie noch ein Paar Worte davon:

Unter den hieſigen Predigern ſind einige vorzüglich gute Kanzelredner. Vor allen andern zeichnet ſich der Verf. des Greiſes aus. Feuer und Leben ſeiner Declamation, das ausdruckvolle Spiel ſeiner Arme ſind bewundrungswürdig. Zehnfach verſtärkt ſich dies alles, wenn er auf feyerliche Veranlaſſungen und über ſelbſtgewählte Texte predigt. Die Reden, die er in ſolchen Fällen hält, ſind ſchöner und unendlich nachdrücklicher, als jene, die er über die von der chriſtlichen Kirche unveränderlich vorgeſchriebenen Texte halten muß. Man ſieht, wie der Mann an der Kette arbeitet die ſie ihm anlegen, und wie es ihm dann doch zuweilen gelingt, einen Arm oder einen Fuß loszuwinden, um ſelbſt mit drey oder vier freyen Athemzügen in den Herzen der Zuhörer Wunder zu thun.

Dafür hat er aber auch bey dem größten Theil der Bürger unumſchränkten Beyfall, und die kleine Heiligen-Geiſt-Kirche iſt bey ſeinen Predigten ſo gedrängt

drängt voll, daß es Mühe kostet einen Platz zu finden. Aber sehr selten verirren sich Kinder vom Häuflein Zion hieher, weil Panke — seidene Weste und Beinkleider und eine etwas neumodische Perücke zu tragen pflegt.

Nach ihm hat der Ober-Prediger an der **-Kirche den meisten Beyfall, aber bey einer ganz andern Klasse von Zuhörern. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen in meinem vorletzten Briefe den größten Theil der Einwohner des Jacobs-Viertels als Woll-Arbeiter, und andre dergleichen Professionisten bezeichnete. Diese Leute pflegen bey ihrer sitzenden Handthierung viel zu beten und zu singen, und sich dadurch wunderbare Ideen vom Christenthume in den Kopf zu setzen. Diese und dergleichen Leute sind die Zuhörer des Herrn K**. Aber er besitzt auch alles was diese Klasse fesseln kann: eine offne, freundliche Gesichtsbildung, sanfte Augen, eine hübsche Figur, und nicht die unheilige bluthrothe Gesichtsfarbe, die einem wahren Diener Christi nicht ansteht. Seine Stimme ist rein, geschmeidig, sanft, und besonders geschickt die unnennbaren Leiden Christi am Oelberge und am Kreutze angemessen auszudrücken; und so vertrocknet der Thränenquell seiner Zuhörer während der ganzen Predigt gewiß nicht. Deshalb ist er auch beym Häuflein Zion sehr wohl gelitten. Er hat sich auch in der theologischen Litteratur durch ein Buch bekannt gemacht,

macht, dessen Titel schon zum Theil zeigen kann, was man in seinen Predigten hauptsächlich zu suchen habe. Es heißt: das Verhalten eines Christen, wenn sich die Engel im Himmel darüber freuen sollen. 1783.

Aber im Ganzen genommen ist K. beym erwähnten Häuflein noch nicht ganz ein Mann nach dem Herzen Gottes, weil er nicht das fromme Spiel der Augen versteht. Er kehrt sie nicht oft genug gen Himmel, dreht sie nicht oft genug um ihre Angel, er läßt seinen frömmern Zuhörern noch den Augapfel sehn, und sie mögen lieber das Weiße, und den Apfel in die Stirn tief hineingeschoben, erblicken. Ganz anders sind in diesem Puncte die beyden Nachmittags-Prediger an der ***, und an der ** Kirche! In den Wochen-Predigten dieser Männer, besonders in denen, welche der an der ** Kirche hält, starrt die Kirche von Handwerksburschen, die in zerrißnen Haaren, in Nachtjacken und Schurzfell hieher kommen, um sich für die Debauchen des Sonntags das Gewissen zusammenschütteln zu lassen. Die alten Mütterchen, die einzeln in den Stühlen herumsitzen, haben denn bey der Frömmigkeit dieser rohen Jugend die erbaulichsten Gedanken, und preisen die Sünder-Bekehrer hoch und seelig.

Das Häuflein Zion, so nennt man die hiesige Gemeinde der Pietisten, hält seine Konventikel in dem Hause einer alten Wittwe, welche man die Zionsmut-

ter nennt. Der Patriarch der Gemeinde iſt ein Dorfprediger, welcher alle Montage zu Pferde nach der Stadt kömmt, um die Brüder und Schweſtern zu ſtärken. Die Gemeinde hält ihm das Pferd, und zahlt ihm für jeden Beſuch etwas Gewiſſes. Bey ſeinen Reden iſt die Gemeinde ſo zahlreich, daß die Glieder, welche etwas zu ſpät kommen, auf dem Saale und auf der Treppe umher knieen. Den weiblichen Mitgliedern, beſonders den jüngern unter ihnen, ſagt man nach, daß ſie gern auf den Treppen knieten, weil ſie dadurch Gelegenheit fänden, die Andacht der jüngern Brüder mit dem unverhofften Anblick einer vollen Wade zuweilen zu beflügeln. Aber ich halte dies für Verläumdung.

Und nun genug für heute, lieber K.! Der Abend naht herzu; und ich bin heute noch nicht zwey Meilen gelaufen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Fortſetzung.

Von der natürlichen Beſchaffenheit des Großherzogthums Toskana.

S. Auguſt. S. 157.

Unter die Vortheile, welche die Nachbarſchaft des Meers den Toskanern verſchafft, iſt nicht nur der bil-

ner Abſchied, wenn ich dein Herz mit mir nehmen wollte, um es zu tödten. (Sie küſſen ſich wieder.) So, nun hab' ich das Meinige wieder, damit ich mich beſtreben kan, es mit einem Seufzer zu tödten.

König Richard.

Wir vermehren nur unſern Schmerz mit dieſen zärtlichen Verzögerungen; noch einmal, leb' wohl; das übrige laß unſre Thränen ſagen. --

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

(Des Herzogs von York Palaſt.)

York und ſeine Herzogin treten auf.

Herzogin.

Milord, ihr wolltet fortfahren, mir den Einzug unſrer beyden Vettern in London zu erzählen, als ihr durch Thränen genöthigt wurdet, eure Geſchichte zu unterbrechen.

York.

Wo blieb ich ſtehen?

Herzogin.

Bey dem kläglichen Abſaz, Milord, da ruchloſe unmenſchliche Hände aus einem Fenſter Staub und Auskehricht auf König Richard herunter ſchütteten.

York.

ſchriebene Sardellenfang, ſondern auch überhaupt der Ueberfluß an ſchmackhaften Seefiſchen zu rechnen. Daher lebt der größte Theil der Einwohner der Toskaniſchen Inſeln Giglio, Gianuti, Monte Criſto, Pianeſa, die zehn Formiche, Elba, Gorgona, Miloria und Troja, und die Livorner Seeküſte vom Fiſchfang. Der berühmte Abentheurer d'Hancarville, welchem wir die Vorrede und Abhandlungen der Hamiltonſchen Samalung Etruskiſcher, Griechiſcher und Römiſcher Alterthümer, die Eintheilung dieſes wichtigen Werks, und die Direction der Kupferſtiche zu verdanken haben, machte ein Project, durch Dörrung der überflüſſigen Fiſche einen neuen Zweig des Handels in Toskana zu ſtiften. Er täuſchte aber nicht nur die Erwartung des Hofes, der ſeinen Plan gebilliget hatte, ſondern auch die Hoffnung ſeiner Gläubiger, und entfloh in Geſellſchaft des Herrn Beudar, der ſich durch ſeine heißende Schriften über die Venetianiſche Republik und andere italieniſche Staaten bekannt gemacht hat. Unter allen Fiſchen des Toskaniſchen Meers iſt der Thunfiſch der vornehmſte. Er wird bey Porto Lungone an der Inſel Elba, und bey Piombino in gröſſerer Menge als bey Portoferrajo gefangen, in einer Lauge eingeſalzen, und in ganz Toskana um einen wohlfeilen Preis auf den Marktplätzen pfundweiſe verkauft. Er iſt ſehr groß und dick, und hat auſſer denen die aus dem Rückgrate gehen keine andre Gräte. In Toskaniſchen Weineſſig und Jungfernöl getaucht,

iſt

iſt er eine köſtliche Speiſe. Wenn das Meer einige Tage ſtürmiſch iſt, leidet man zu Florenz Mangel an Meerfiſchen. Man begnügt ſich alsdenn mit dem, was der Fluß Arno liefert. Die beſten Fiſche dieſes Fluſſes ſind Karpfen, Schleien, Neunaugen, Aale und eine Art Schmerlen, die ſehr klein und ſchmackhaft ſind. In der untern Provinz von Siena und im Piſaniſchen giebt es Seen: z. B. Lago di Caſtiglione, della Peſcaja, und Lago di Bientina, worin köſtliche Aale gefangen werden. Der erſte, welcher ungefähr einundzwanzig teutſche Meilen im Umfange hat, vergiftete ehedem durch ſeine faulen Ausdünſtungen die ganze benachbarte Gegend. Seitdem aber der Großherzog den Kanal von S. Giovanni, der aus dem Fluß Ombrone Waſſer hineinführt, erweitert, und dem See durch einen neuen Kanal (nuovo Canal reale) einen Abfluß ins Meer verſchaft hat, ſo iſt nicht nur das oben geſagte Uebel um vieles vermindert, ſondern auch die Fiſcherey bequemer und einträglicher geworden. Der See Bientina (auch Lago di Seſto) im Piſaniſchen, ungefähr dreyſſig Meilen im Umfang, hat nebſt der Fiſcherey, beſonders der Aale, auch eine beträchtliche Jagd verſchiedener Waſſervögel. Der gemeldete Kanal S. Giovanni im Sieneſiſchen hat auch den Vortheil, daß er ſchiffbar iſt, die natürlichen Producte aus der niedern Provinz von Siena durch den Caſtiglioner See und den neuen königlichen Kanal bis ins Meer, und ſogar bis nach Livorno auf Boſ-

ten zu transportiren. Gleiche schiffbare Kanäle sind der sogenannte Fosso di Navicelli, welcher von Pisa aus dem Arno bis nach Livorno gehet, und den Booten von Florenz bis in den gesagten Hafen eine freye Durchfahrt gewährt. Eine gleiche Bequemlichkeit verschafft die Chiana. Vermittelst dieses Flusses und der zwey Seen, Chiaro di Montepulciano und Chiaro di Chiusi, die mit denselben verbunden sind, können aus verschiedenen fruchtbaren Gegenden Toskanens die Produkte bis an den Fluß Arno gebracht werden, und, wenn das Wasser hoch ist, können die Boote aus der Tiber bis in den Fluß Arno gelangen. Schade, daß dieser Fluß nur von Florenz bis ins Meer schiffbar ist: man würde sonst die natürlichen Produkte aus den innersten und fruchtbarsten Gegenden Toskänens bis ins Meer zu Schiffe bringen können.

Die Gegenden, welche sich durch Fruchtbarkeit an Getraide am meisten auszeichnen, sind die Ebenen, welche an den Fluß Chiana stoßen, das Migellaner Thal, die Ebene von Prato und Pistoja, die man von Florenz aus übersiehet, das Thal des Arno, das Pisanische, die Ebene von Livorno, die niedere Provinz von Siena, und das Thal welches von dem Fluß Nievoli durchströhmt wird. Der Hauptgegenstand des Ackerbaues ist der Weitzen. Die Aussaat desselben beträgt 8 bis 900000 Scheffel (Staia) und der Ertrag beläuft sich auf vier, fünf bis sechs Millio-

lionen. *) Die übrigen Gattungen von Getraide, welche in Toskana gebauet werden, sind Türkisch Korn, Roggen, ein schwarzes ähnliches Korn, Panico genannt, welches dem Federvieh zum Futter dient, Haser, Gerste und Hirsen. Der Ertrag aller dieser Gattungen von Getraide beläuft sich gegen fünf Millionen Scheffel. Weil die Bergbewohner und Bauern in Toskana kein Waitzen-Brod essen, so können gegen 400000 Scheffel Waitzen jährlich ausser Landes verkauft werden. Am Ende des sechszehenden Jahrhunderts waren noch drey Viertel von Toskana mit Waldungen bedeckt. Man vertieß sich auf die Schätze, die man durch den Handel, durch die Seiden- und Wollen-Manufacturen und durch den Geldwechsel gewann, und auf die Nachbarschaft des Meers, wo aus allen Gegenden von Europa das Getraide herbeygeführt wurde. Die öftere Hungersnoth und der Verfall des Handels zwang endlich die Toskaner den Ackerbau zu vermehren. Jetzt ist mehr als die Hälfte des Landes angebauet, und die zwey Drittel von Bergen, woraus Toskana besteht, werden von Tag zu Tage mehr zum Ackerbau benutzt, seitdem der Großherzog die freye Ausfuhr der Getraides verstattet hat. In der Sienesser Maremma und im Volterranischen verbrennen die

Bau-

*) Ein Stajo enthält 1163 französische Cubikzoll, und wiegt 52 bis 54 Florentinische Pfunde. Ein Pfund zu Florenz wiegt 12 Unzen, 9 Q

Bauern ganze Strecken von überflüßigem Holze, ak-kern den Erdboden samt der Asche um, und besäen ihn mit Weitzen, welches sie addebbiare nennen. In andern bergigen Gegenden hauet man das kleine Gebüsche und Gehölze von der Erde ab, ohne die Bäume zu beschädigen, bindet es in Wellen, läßt es trokuen, bedeckt es mit Erde in Gruben, zündet es an, und nimmt dabey Vorsicht, daß sich die Erde recht auskoche. Dieses nennen sie fare i fornelli, und säen Rüben drauf. Zur Vermehrung und Verbesserung des Ackerbaues hat die Florentinische Akademie des Ackerbaues viel beygetragen. Die Mitglieder derselben sind grösstentheils wohlhabende Besitzer ländlicher Güter, und beschäftigen sich weder mit eiteln Grillen, noch forschen sie der Wahrheit nützlicher Vorschläge am Schreibetische nach: sondern legen auf ihren Gütern selbst die Hand ans Werk, und machen die Erfahrung zur Schiedsrichterin. Weil der Bauer kein eigenthümlicher Besitzer ist, so sind seine Vorurtheile durch Beyspiel und Belehrung seines Herrn leichter zu überwinden, als anderswo, wo er sein Eigenthum bearbeitet. In Toskana ist der Weitzen oft mit einer Krankheit behaftet, die man in der Landessprache la Volpe (den Fuchs) oder grano morto (todtes Korn) nennt. Der Weitzen füllt sich, ehe er zur Reife kommt, mit einem schwarzen Saft an, welcher seine Hülle auftreibt und zerreißt, und nachher als ausgedörrter Staub verfliegt. Der Ritter Orlandini, ein würdiges Mitglied

der

jetzt iſt ſie abgeartet, und man weiß die ächte Art nicht wieder herzuſtellen. Im Piſtojeſiſchen und bey Cortona wurde im funfzehenden und ſechszehenden Jahrhundert ſo viele Färberröthe gebauet, als man in den inländiſchen Färbereyen nöthig hatte. Seit langer Zeit finden ſich die Toskaner genöthigt dieſes Product von den Holländern zu kaufen. Der Groſsherzog iſt jetzt auf die wirkſamſten Mittel bedacht den Bau derſelben wieder einzuführen. Auf ſeine Unkoſten iſt im Jahr 1776. ein von dem berühmten Johann Targioni geſchriebenes Buch, vom Baue und Gebrauche der Färberröthe, zu Florenz, gedruckt, und unter die Landleute ſolcher Gegenden, wo der Bau derſelben ſich am beſten ſchickt, ausgetheilt worden; und wie ich höre, ſo hat man hier und da angefangen die Vorſchriften des weiſen Fürſten zu befolgen.

Auf der naſſen Ebene von Vicenza, welche von dem Fluß Serchia bewäſſert wird, findet ſich jenſeits der Brücke dieſes Fluſſes eine lange Strecke von Wieſen, welche Risaja genannt wird, weil der Groſsherzog Franz I. hier Reis bauen ließ. Man ſiehet aber von dieſem damals einträglichen Bau nichts mehr als die waſſerigen Wieſen, und auf einer nahen Anhöhe die achteckigen Mauern eines groſsen Gebäudes, welches den Reis zu dreſchen und zu reinigen beſtimmt war. Dieſe Ueberbleibſel fallen ſo prächtig in die Augen, daß ſie einer Römiſchen Ruine gleichen, und

den

den bekannten Nürnberger Mahler Marx Tuscher bewogen, sie abzuzeichnen und in Kupfer zu stechen. Jedoch hat der Reisebau in Toskana nicht ganzlich aufgehört. Bey Poggio a Cajano wird er nicht nur mit Vortheil gebauet, sondern auch in verschiedenen daselbst errichteten Gebäuden gedroschen und gereiniget.

Es fehlt in Toskana an hinreichendem Wiesewachse. Die Landgüter sind mehr zum Unterhalt und Vergnügen der Menschen als zur Viehzucht angelegt. Sie liegen meistens auf Hügeln und Bergen, und alles ist zum Getraide, Wein- und Oehlbau geordnet, und zwar dergestalt, daß der nämliche Acker alles dieses zu gleicher Zeit trägt. Was dem Viehe zum Futter dienen kann, wird hier nur soviel gebauet, als zum Unterhalt des zum Ackerbau nöthigen Viehes unentbehrlich ist. Reichliche Viehweide findet sich nur auf dem waldigten und ungebaueten Rücken der Pistojesischen, Mugellanischen, Casentinischen, Pisanischen, Volterranischen und Sieneſischen Berge. Es fehlt jedoch überall an Winterfutter, ausser in der niedern Provinz von Siena, wo das Vieh Winter und Sommer unter freyem Himmel bleibt, und seine Nahrung findet. Hier ist die wahre Heimath der Büffelochsen. Ihre gröste Lust ist, sich in den graßreichen Moräſten am Meer abzukühlen. Sie werden von hier aus zum Pflügen und zur Schlachtbank in das Innere von Toskana verkauft. Sie

sind

ſind wild und fürchterlich, wenn ſie von Bremſen geſtochen werden. Pflug und Karren ſamt dem Bauer ſchleppen ſie alsdann über Steine und Graben in vollem Rennen mit ſich fort. Die hier gezogenen Pferde ſind bauerhaft, ſchnell im Laufen, und von leichtem Gange. Man ſucht vornehmlich diejenigen, welche den Anfällen der Wölfe widerſtanden, und von den Biſſen derſelben Merkmale an ſich haben. Es iſt Schade, daß die Weiden der Maremma nicht von den Toskanern allein, ſoviel möglich, benutzt werden; denn im Winter treiben auch die Päbſtlichen, Modeneſer und Parmeſaner, deren Gebürge alsdenn mit Schnee bedeckt ſind, vieles Vieh hieher auf die Weyde. Wahrſcheinlich iſt der Nutzen von ungefähr 12000 Thalern, den die Großherzogliche Kammer jährlich hiervon ziehet, Schuld daran; gleichwie ſie auch dadurch dem Viehhandel groſen Schaden thut, daß ſie von einem jeden Stück Vieh, welches in die Städt zur Fleiſchbank geführet wird, den dritten Theil des Werths ſich verzollen läßt. Indeſſen fehlt es doch nirgends an gutem Fleiſche, wovon, der ſtarken Abgabe ungeachtet, das Pfund Rindfleiſch, nach unſerm Gewicht und in hieſiger Münze, 20 Pfennige, und das Kalbfleiſch zwey Groſchen gilt. Man muß ſich aber hier keine ſo elende Kälber einbilden, wie man ſie in den meiſten Gegenden von Teutſchland ſchlachtet. Aus dem Caſentiniſchen erhält man die beſten Schinken, welche den Weſtphäliſchen nichts nachgeben,

aus dem Piſtojeſiſchen die beſten Hämmel; von Certaldo und Lucardo die beſten Lämmer und den ſchmakhafteſten friſchen Käſe, Marzolino und Ricotta genannt, aus dem Migello ebenfalls vortreflichen Käſe. Die Schaafwolle aus der niedern Provinz von Siena iſt die beſte, und iſt um zehn Procent theurer als die übrige, wovon der Zentner gegen 15 Thaler koſtet.

An Roth- und Schwarz-Wildpret hat Toskana keinen Ueberfluß. Das letztere findet ſich nur in den dicken Waldungen längſt dem Meere, und das erſte nur in entfernteſten Gebürgen. An Haſen iſt Mangel. Wildes Geflügel giebt es im Ueberfluß, beſonders Rebhühner, wovon ſie eine Gattung, von grauen Federn, haben, Starne genannt, und Feigen-Schnepfen, welche beyde von ſehr delikatem Geſchmack ſind; auch allerhand Waſſervögel auf Seen und ſumpfigen Gegenden. Der Ortolan, den ſie in dunkeln Käfigen mit Hirſen fett machen, iſt, gebraten, unſtreitig der ſchmackhafteſte Leckerbiſſen; und die Lerche giebt der von Leipzig wenig oder gar nichts nach. Die Krammetsvögel ſind hier ſo fett, als ich ſie nirgends gefunden habe. Der Ueberfluß an zahmem Federvieh iſt groß. Auf den Markkplätzen ſiehet man nur große und fette Hüner und Kapaunen, welche ſchon gerupft ſind, und auch viertelweiſe wie die welſchen Hühner, verkauft werden. Dieſe ſind ſehr groß, fett und zart, und wie alles zahme Geflügel, nicht

York.

Der Herzog, der groſſe Bolingbroke, von einem heiſſen feurigen Hengſt getragen, der, als ob er ſeinen emporſtrebenden Reuter kenne, mit langſamem aber ſtolzem Schritt dahergieng, ſezte alſo, wie ich ſagte, ſeinen Zug fort, indem alle Zungen ihm entgegenrieſen: Gott erhalte dich, Bolingbroke! Unzählige weitoffne Augen ſchoſſen ihre verlangende Blike nach ihm, und das Zujauchzen war ſo groß, daß ihr gedacht hättet, die Mauren ſelbſt mit den Bildern womit ſie übermahlt ſind, hätten auf einmal zu ruffen angefangen: Gott erhalte dich, willkommen, Bolingbroke! Indeß daß er, ſich immer von einer Seite zur andern drehend, mit entblößtem Haupt, und alle Augenblike bis unter ſeines ſtolzen Roſſes Kopf ſich bükend, ihnen antwortete: Ich danke euch, meine Mitbürger; und ſo zog er langſam die Straſſe durch.

Herzog.

O Jammer! Armer Richard! Wie gieng es ihm indeſſen?

York.

Wie in einem Schauſpiel die Augen der Leute, wenn ein beliebter Schauſpieler die Scene verläßt, ſich unachtſam von demjenigen wegwenden, der zunächſt auftritt, in der Einbildung, daß ſie nichts als ein langweiliges Gewäſche von ihm zu erwarten haben; eben ſo, oder noch verächtlicher

theilen. Reginn groſſa iſt eine Art Tauben, die ich von ſolcher Gröſſe, und von ſo köſtlichem Geſchmacke wenn ſie gebraten ſind, nirgends angetroffen habe. Man iſſet nur die jungen, und man muß einen groſſen Hunger haben, wenn man Eins aufzehren will. Gänſebraten wird nicht geachtet.

Wein und Oehl ſind die wichtigſten Produkte der Toskaner. Bis ins 17te Jahrhundert hatten ſie einen ſchlechten Weinbau. Ihre Weine lieſſen ſie aus Cypern, aus den griechiſchen Inſeln, aus der Provence, und aus Spanien kommen, wo ſie ihres Handels wegen, dem ſie alle ihr Wohlfahrt zu verdanken haben, mehr als in Toskana ſelbſt zu Hauſe waren. Da ſie am Ende des 16ten Jahrhunderts ihre Kapitalien auf Landgüter zu verwenden anfiengen, bedienten ſie ſich ihrer weitläuftigen Correſpondenz, die beſten Weine aus den oben geſagten fremden Ländern auf ihre Güter zu verpflanzen. Sie folgten hierin dem Beyſpiel ihrer mediceiſchen Fürſten, welche nicht nur aus landesväterlicher Sorgfalt, ſondern auch aus einem ihnen ganz eigenen Hang zur Trunkenheit, aus allen Gegenden, beſonders aus Griechenland und Spanien, Weinſtöcke kommen lieſſen. Cosmus III. ſo ſtockdumm er auch die Regierungskunſt verſtand, hat doch hierin das meiſte gethan. Aus Eitelkeit beſchenkte er jährlich die vornehmſten Fürſten in Europa, und aus Begierde als ein groſſer Mäcen ausposaunt zu

 werden,

werden, die berühmteſten Gelehrten und Künſtler mit den köſtlichen Weinen, die er mit eigener Hand gepflanzt hatte, und öffnete hierdurch den Weg zu einem wichtigen Handel nach England, und in andere nördliche Länder. Weil faſt ein jeder reicher Beſitzer nach ſeinem Geſchmacke Weinfachſer kommen und auf die Anhöhen ſeiner Güter pflanzen ließ: ſo iſt theils dieſerwegen, theils auch wegen der verſchiedenen Lage der Hügel, und der Natur des Erdreichs, eine ſeltene Verſchiedenheit der Weine hieraus entſtanden. Wer die unzähligen Namen toskaniſcher Weine zu wiſſen verlangt, der leſe den Dityrambo des Franceſco Redi. Die beſten, die mir jezt ſogleich einfallen, ſind die von Montepulciano, wo die ehemaligen Jeſuiten den beſten Wein erfaßen, Vernaccio bey Geminiano des florentiniſchen Gebirtes, deſſen erſter Fächſer aus Griechenland kam, Camugliano, auf einem Landgut des Marquis Nicolini im Piſaniſchen, der ſich am beſten verſchiffen läßt, und unter den Toskaner Weinen ſich am längſten hält, Chianti, welcher am ſtärkſten nach England geht, Pomino, welcher zwar wie die vorigen roth, aber etwas leichter und angenehmer iſt, Artimino, Caſtaglio, Verdea. Dieſe drey lezten ſind ſüß, und, den erſten ausgenommen, die einzigen, die nicht roth ſind. Die Obigen ſind alle roth, und faſt wie Pontak von etwas ſtrengem und angenehmem Geſchmack. Sie haben noch einen ſüßen und überaus delikaten Wein, den ſie von dem beſondern Fleiß, womit ſie ihn bereiten,

Vine Scelto (ausgesuchten Wein) nennen. Denn sie wählen hierzu die besten Weintrauben, lassen an der Luft die wässerigen Theile ausdünsten, pflücken hierauf die Weinbeeren ab, und drücken einen wahren Nektar heraus, den man wie die Liqueurs aus kleinen Gläsern trinkt. Diese Weine werden insgesammt in Kisten und mit Stroh umwundenen Bouteillen verschickt. Der schlechteste Wein der Toskaner, welcher aber noch immer besser und ächter als der Pontak ist den wir in Teutschland trinken, wächst auf den Ebenen, und eine Flasche davon, welche über 2 Maaß hält, kostet ungefehr 2 Gr. Er ist etwas schwacher und strenger als die obengenannten Weine, und hält sich nicht über ein Jahr. Die Akademie des Ackerbaues hat verschiedene Vorschläge gethan, wie man den toskanischen Weinen eine längere Dauer verschaffen könnte. Das beste wäre, daß man die Trauben nicht zum höchsten Grad der Reife kommen ließe, wie es in Toskana gewöhnlich ist, damit der Wein erst in den Fässern reif würde; man bleibt aber bey der alten Gewohnheit, und begnügt sich damit, daß man einen reinen natürlichen Rebensaft habe, wie ihn die gütige Natur gegeben hat. Der einzige Kunstgrif, welchen einige brauchen, schwachen Weinen Stärke und Corpo zu geben, ist dieser, daß sie ihn durch Vermischung eines stärkern Mosts, oder durch einen abgekochten starken Rebensaft zu verstärken suchen. So unschuldig diese Vermischung an sich selbst ist, so giebt sie doch dem Wein die nicht gute Eigenschaft

zu berauſchen, oder Kopfweh zu verurſachen. Dieſes hat man aber von den von Natur guten und ſtarken Weinen nicht zu beſorgen. Sie würden ihnen die längere Dauer dadurch benehmen, und den Kredit verlieren. Im Jahr 1767 wurden 1885 Kiſten Wein aus Livorno über Meer ausgeführt. Wenn man den übrigen, welcher zu Land ausgeführt wird, dazu rechnet, ſo kann man den Betrag der Ausfuhre auf 200000 Rthlr. rechnen. Eine jede Flaſche, welche in die Städte gebracht wird, bringt dem Groſsherzog einen Soldo oder einen Dreyer Abgabe. Er wird in Flaſchen, Barilen und Somen verkauft. Eine Flaſche enthält 7 florentiner Pfund (1 Pfund wiegt 12 Unzen) Eine Barile hält 20 Flaſchen, eine Soma zwey Barili. Die Flaſche wird in halbe Flaſchen, Terzinen, und Quartinen eingetheilt. Köſtliche Weine werden in Terzinen und Quartinen verkauft, und verſchickt.

Ein eben ſo wichtiger Gegenſtand iſt in Toskana das Oliven-Oel. Die Gegenden, wo das meiſte Oel gebauet wird, ſind die Thäler von Butri, Calci, Montemagno, und das Piſaniſche. La valle di Butri trägt ein Jahr ins andere gerechnet 12000 Tonnen, le valle di Calci und Montemagno eben ſo viel, und das Piſaniſche 6000. Im Jahr 1771, da keine reiche Erndte war, zählte man in ganz Toskana 129333 Tonnen Oel, welche, die Tonne zu 85 florentiner Pfund gerechnet, 109934 Centner ausmachen. Die

Thaler Calci und Butti liefern das beste Oel. Es ist sonderbar, daß diese Thaler auch die schmackhafteste Milch, und für die Lungensüchtigen die gesundeste Luft haben; weswegen sich die Pisaner im Sommer hier in grosser Menge aufhalten, und diese Gegend mit Lustschlössern gleichsam bedeckt ist. In einigen Gegenden, z. B. im Vikariat S. Geminiano haben sie die übele Gewohnheit, den Kern der Oliven in der Kelter zu zerbrechen, wodurch das sonst vortrefliche Oel einen etwas herben Geschmack erhält. Die vorzügliche Güte und Ergiebigkeit des Oels in dem Pisanischen besonders in den Thalern Butti und Calci schreibt man der dasigen besonderen Art es zu bauen zu. Man pflanzt daselbst die Oelbäume nicht auf den gepflügten Aeckern zwischen die Weinstöcke, wie im Florentinischen, sondern nur auf Anhöhen nach Art eines Waldes, ohne das Land dazwischen zum Wein- oder Getraidebau zu benutzen, und zwar dergestalt, daß zwischen einen Baum und dem Andern ein Raum von fünf Ellen sey. Auch pflegt man den Oelbaum oft zu erneuern, indem man die dicksten und ältesten Zweige abschneidet, um jungen Zweigen Platz zu machen welche fruchtbarer sind als die Alten. Man erndtet auch daselbst die Oliven nicht auf einmal ein, wie es in andern Gegenden Toskanens üblich ist. Man läßt sie von sich selbst herabfallen, und sammelt sie von Ende des Octobers bis zum Monat May. Die gesammelten Oliven werden nach und nach gekeltert.

Der

Der vollkommenen Reife, wozu sie auf die beschriebene Weise gelangen, schreibt man hauptsächlich die Güte des Oels dieser Gegenden zu. Für das allerbeste wird jenes von Poggio del Castellare über S. Giovanni alla Vena im Thal Butti angegeben; es soll dem besten Provenzer Oel an Güte gleich kommen. Es ist Schade, daß sich eine gewisse Krankheit der Oelbäume, welche auf den Hügeln in Montemorello, unweit Florenz, ihren Anfang genommen, sich auch ins Pisanische ausgebreitet hat. Es entstehen an dem Stamm und an den Zweigen gewisse Knoten, die von Würmern, welche sich in dem innern des Holzes aufhalten, ihren Ursprung haben. Diese zernagen die Kanäle der nährenden Säfte, hindern die Circulation derselben, und verderben den Baum. Selbst in der Frucht nistet ein Wurm, der sie aufzehrt und dem Oel einen üblen Geschmack giebt. Dem Uebel Einhalt zu thun, schneiden die Florentiner die ungesunden Zweige ab, und verbrennen sie. Doch kann es nicht ausgerottet werden. Man nennt diese Krankheit la Rogna dell' ulivo die Krätze des Oelbaums.

Ausser den Borsdorfer Aepfeln und Zwetschen haben die Toskaner alle in Teutschland bekannte Arten von Obst. Der Herr Graf Alberti ließ Zwetschen-Reiser von Wien kommen, und in seine Gärten pflanzen; sie arteten aber in Pflaumen aus. Von Borsdorfer Aepfeln weis ich nicht, ob man gleiche Ver-

ſuche damit gemacht habe. Das Winterobſt erhält in Toskana ſeine völlige Reife auf den Bäumen, und hält ſich nicht lange, wenn man es nicht etwas vor der Zeit abnimmt. Mich däucht, daß Birnen und Aepfel in Teutſchland wäſſeriger als in Italien ſind. Was das edlere Obſt, z. B. Feigen, Pferſiche, Aprikoſen, Apfelſinen, Pomeranzen und Citronen betrift, ſo gelangt es hier zur größten Vollkommenheit. Wäldchen von Orangenbäumen giebt es in Toskana nicht, wohl aber Hecken von wilden Orangen, welche grüne Früchte tragen, die zu ſauern Saucen gebraucht werden. Die edlern Orangen werden in großen Aeſchen gezogen, und des Winters in dazu beſtimmten Gebäuden aufbewahrt, oder, wenn man ihrer einige Reihen in einem Gartenbeete ſtehen hat, mit Stroh und Bretern überbauet. Sonderbar iſt es, daß die Pomeranzen und Apfelſinen im Piſaniſchen beſſer gerathen als im Florentiniſchen; da hingegen die Citronen und alles übrige Obſt beſſer ſind, obgleich hier alles ſpäter reif wird als dort. Zum Obſt iſt der Boden im Piſaniſchen, und in allen den übrigen Gegenden die ſich dem Meere nähern, zu feucht: hingegen iſt die Luft ſanfter als im Florentiniſchen. Diejenigen, welche mit Citronen und Pomeranzen handeln, kaufen im Großen ganze Gärten voll, und gewinnen viel Geld damit.

Unter das edlere Obſt will ich auch die Mandeln rechnen. Der Mandelbaum iſt einer der Erſten, die

im

im Frühjahre blühen. Er ergötzt mit ſeinen röthlichen Blüthen das Auge. Wenn die Schaale ſamt dem Kerne noch weich und zart iſt, iſt man ſie als eine angenehme Speiſe mit etwas Salz. Sie und die Kirſchen ſind die Erſtlinge unter allen Obſtfrüchten, wie die Primula veris und das Veilchen unter den Blumen.

Der Kaſtanienbaum iſt der Brodbaum der Toskaner. Mehr als der dritte Theil von ihnen, nämlich die Bewohner der Gebürge, lebt von Kaſtanien. Ein Theil davon wird geſotten und geröſtet gegeſſen. Ein Theil wird in Backöfen getrocknet, um ſie für den Winter aufzubehalten, in Mehl zu verwandeln, und Kuchen davon zu backen, die ſie Pattona nennen, und anſtatt des Brodes eſſen. Die niedern Gegenden von Bergen ſind mit Kaſtanienwäldern bedeckt. Die größten von ſolchen Wäldern ſind im Caſentiniſchen, im Piſtojeſiſchen, wo blos in der Flur von S. Marcello über 60000 Scheffel jährlich eingeerndet werden, in den Vicariaten von Barga und Pietra Santa, auf den Piſaniſchen Bergen, beſonders jenen die das Thal Butri umſchließen. Hier ſind in den Wäldern eigene zur Austrocknung der Kaſtanien beſtimmte Gebäude, welche Metati genannt werden. Es giebt in Toskana zwey Gattungen von Kaſtanien: die wilden, welche kleiner und weniger ſchmackhaft ſind, aber in größerer Menge, und faſt alle ſehr gerathen; und die Marronen, wel-

che größer und von einem angenehmern Geſchmacke ſind. Dieſe Art von Kaſtanien kann man nur von eingeimpften Bäumen erwarten; denn wenn man auch Marronen ſäet, ſo entſtehen doch wilde Kaſtanien daraus. Sowohl die wilden Kaſtanien als die Marronen werden im October eingeerndet. Im ſpäten Herbſte kommen Leute aus der italieniſchen Schweiz, und aus der Nachbarſchaft des Comer Sees nach Florenz, Marronen auf öffentlichem Markte zu röſten und zu verkaufen. Man hat daſelbſt den Wahn, ſie verſtehen ſich beſſer auf dieſes Handwerk, als die Einheimiſchen. Wahr iſt es, daß es nicht einem jeden gelingt, die Maronen ſo zu röſten, wie ſie dem Munde am beſten ſchmecken. Man ſiedet ſie auch in Waſſer, mit etwas Roſeneſſenz vermiſcht, und nachdem ſie geſotten, abgeſchält und kalt ſind, drückt man ſie breit, ſtreuet Zucker drauf, und ißt ſie als Leckerbiſſen.

Die Vervielfältigung des Maulbeerbaums hat Toskana den Mediceiſchen Großherzogen Franz I. und Ferdinand I. zu verdanken. Jener verpflichtete die Landbeſitzer in einem jeden Podere eine große Anzahl Maulbeerbäume zu pflanzen. Dieſer that noch mehr. Er ließ eine unzählige Menge in ſeinen eigenen Gärten ſäen und pflanzen, und theilte ſie hernach unentgeldlich unter die Beſitzer der Landgüter aus. Dieſe Freygebigkeit erlangte ihren Endzweck. Ohne dieſelbe würde ſeines Vorgängers Geſetz wenig, oder nichts gefruchtet

fruchtet haben. Alſo iſt der Maulbeerbaum erſt im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Toskana vervielfältiget worden. Bis in die Mitte des geſagten Jahrhunderts ſah es mit dem Seidenbau in Toskana ſchlecht aus. Demungeachtet wurden die Florentiniſchen Seidenmanufakturen ſchon ſeit einigen Jahrhunderten in ganz Europa geſucht, und waren ein ſehr wichtiger Gegenſtand des Handels. Die Florentiner erhielten die rohe Seide aus der Levante, und gröſtentheils aus Neapel und Sicilien. Jetzt verarbeiten ſie ihre eigene Seide, haben aber den Vorzug ihrer Seiden-Manufakturen verloren, wenn man ihren Atlas ausnimmt. Denn obgleich ihre ſeidenen Zeuge ihrer innern Güte nach den Franzöſiſchen vorzuziehen ſind, ſo werden ſie doch des Glanzes und der Geſchmeidigkeit wegen denſelben nachgeſetzt. Man fühlt in Toskana dieſen Mangel des Abſatzes; und wie ich in italieniſchen Zeitungen geleſen habe, hat ſich der Großherzog bewegen laſſen, die Abgabe, welche auf die Ausfuhre der rohen Seide gelegt war, um vieles zu vermindern, und, wo ich mich nicht irre, für die Oeſterreichiſchen Länder ganz aufzuheben. Gleichwie die Furcht vor eigenem Mangel die Urſach war, daß man unter den vorigen Großherzogen die freye Ausfuhr des Getraides nie hat erlauben wollen, und dadurch die Vermehrung des Ackerbaues gehindert hat: ſo hat man ſich bisher noch immer gefürchtet, die freye Ausfuhr der Seide würde den Mangel an eigener

ächtlicher, runzelte ſich jede Stirne, da Richard kam; niemand rief: Gott erhalte ihn! Keine erfreute Zunge hieß ihn in ſeiner Hauptſtadt willkommen; ſondern Staub wurde auf ſein geheiligtes Haupt geſchüttet, den er mit einem ſo ſanftmüthigen Schmerz und mit einem Geſicht, worinn Thränen und Lächeln, auf eine ſo herzrührende Art kämpften, von ſich abſchüttelte, daß, hätte nicht Gott, aus irgend einer furchtbaren Urſache, die Herzen der Menſchen verhärtet, ſie nothwendig hätten ſchmelzen, und Barbarey ſelbſt ihn hätte beweinen müſſen. (Aber der Himmel hat ſeine Hand in dieſen Begebenheiten, und in ſeinen hohen Willen müſſen wir den unſrigen ergeben. Wir ſind nun Bolingbroks Unterthanen, und ihm hab' ich nun auf ewig meine Treue angelobt.)

Vierte Scene.

Aumerle zu den Vorigen.

Herzogin.

Hier kommt mein Sohn, Aumerle.

York.

Der Aumerle war, und es nicht mehr iſt, weil er Richards Freund war. Ihr müßt ihn immehr Rutland nennen, Madam; ich bin Bürge im Parlament für ſeine Treue gegen den neuen König worden.

gener Seide und das Verderben der Manufakturen nach ſich ziehen Es hat aber der Herr Doctor Sarchiani in ſeinem Ragionamento ſul commercio, arti, e manifatture della Toscana, 1781. auf eine überzeugende Art den Unarund dieſer Furcht bewieſen, wofern man die freye Einfuhre fremder Seide zu gleicher Zeit erlaubte. Denn, ſagt er, geſetzt auch daß alle Seide der Florentiner, welche ſehr geſucht wird, aus dem Lande gienge, ſo würde es demſelben doch mehr Nutzen bringen, wenn die gröſsere Anzahl von Menſchen, die dieſes natürliche Product durch ihren Fleis vermehrten, durch den gröſsern und gewiſſern Gewinn belehnt würden, als wenn der Gewinn, welcher an ſich ſelbſt ſehr ungewiß iſt, auf die wenigern Fabrikanten allein fiele. Da in Toskana noch nicht ganz ſo viel Seide gebauet wird als man daſelbſt verarbeitet, ſo würde die Freyheit der Ausfuhre das einzige und ſicherſte Mittel ſeyn, ſie weit über das eigene Bedürfnis zu vermehren. Man ſagt, dieſe Schrift habe bey der Toskaniſchen Regierung einen groſsen Eindruck gemacht. Die vorzügliche Güte der Florentiniſchen Seide iſt eine Würkung der guten Behandlung des Maulbeerbaums. Wenn ihm durch den erſten Seidenbau die Blätter benommen ſind, ſo ſproſſen aus ihm neue Blätter hervor, welche ihm in andern Ländern zum zweyten und wohl auch zum drittenmal zu wiederholten Seidenzeugungen geraubet werden. Hierdurch wird nicht nur der Maulbeerbaum

an Kräften erſchöpft, ſondern die Seide wird auch bey der zweyten und dritten Erzeugung ſchlechter, weil die zweyten und dritten Blätter für die Seidenwürmer nicht ſo nahrhaft ſind als die erſten. Daher iſt es in Toskana durch die Landesgeſetze verboten, die Seidenzeugung mehr als einmal im Jahr vorzunehmen, es ſey denn, daß durch einen Zufall die erſte Pflege der Seidenwürmer fehlgeſchlagen wäre. Von 1750. bis 1770. hat man in Toskana manches Jahr 194000 Pfund reiner Seide erhalten, welche über eine Million Thaler werth ſind. Die Menge der daraus verfertigten Zeuge beläuft ſich in dieſen zwanzig Jahren jährlich im Durchſchnitt auf 118888 Pfunde; woraus erhellet, daß ſeit 1750. bis 1770. jährlich 7000 Pfund Zeuge mehr ſind auswärts verkauft worden, als in den vorhergehenden 20 Jahren. Dieſes habe ich aus den Büchern der Florentiniſchen Dogana ſelbſt ausgezogen, und es iſt gewiß, daß bis 1770. der Seidenbau und die Manufakturen an Wachsthume zunahmen. Es hat mich aber neulich einer der größten Leipziger Kaufleute verſichert, daß der Handel Florentiniſcher Seidenzeuge von Tag zu Tage abnehme, und von den Lyoner Zeugen verſchlungen werde. Darum iſt es hohe Zeit, daß die Florentiner durch den freyen Handel ihrer rohen Seide dieſen Abgang erſetzen.

Der Kaſtanien- und Maulbeerbaum, deren Produkte den Toskanern ſo viel Nutzen ſchaffen, erinnern mich

mich an den Reichthum von Waldungen, den ſie beſitzen. Ich will die vielen Kaſtanienwälder, womit die niedern Gegenden der toskaniſchen Berge bekleidet ſind nicht rechnen. Ich will auch die Ulmen- und andere holzreiche Bäume, welche durch ganz Toskana einem jeden Weinſtock zur Stütze dienen, und mehr als einen Wald ausmachen könnten, nicht in die Rechnung bringen. Nur will ich die Wälder von Eichen, Fichten, Lerchenbäumen, Pantoffelholz, wilden Oelbäumen, Buchen, Erlen, und Tannen erwähnen, welche die obere Anhöhe der Berge und lange Strecken des Meerufers bedecken. Dergleichen Waldungen ſind auf den Bergen, die das Mugellaner Thal einſchließen, im Caſentiniſchen, woher das Holz in Flößen auf dem Arno ins Florentiniſche gebracht wird; auf dem Piſtojiſchen Gebürge, wo man wegen des Ueberfluſſes an Holze Schmelzöfen unterhält, worin Eiſenerze von der Inſel Elba geſchmolzen werden; in dem Vikariat von Pietra Santa, wo zwey Drittel des Erdbodens mit Bergen, und dieſe auf ihren mittlern Anhöhen mit ſchönen Eichen, in den höhern Gegenden aber mit dicken Buchwäldern, bedeckt ſind, indeß ihr Haupt entweder ganz kahl, oder mit ſchönen Graß bewachſen iſt; auf den Piſaniſchen Bergen, und auf der Ebene längſt dem toskaniſchen Meer die Wälder von Migliarino, S. Roſſore, Caſtagnuolo, und Tombolo, reich an dem ſchönſten Eichen- und Erlenholz; auf den Volterraniſchen Bergen, und im Sieneſiſchen Gebiethe,

nicht

nicht nur in der obern Provinz bey Bacheggiano, und im Capitanato von Radicofani, wo der italie- und Großherzogliche Tannenwald Pigelento iſt, welcher ſolche Tannen zeugt, die ſich zu Maſtbäumen ſchicken, ſondern auch in der niedern Provinz, wo zwar wie im Volterraniſchen die Berge und Hügel mit niederen Gehölze bekleidet ſind, aber längſt dem Meer ein Wald von hohen Eichen und Büchen, namens Tombolo, iſt, der ſich zehn ital. Meilen in die Länge, und vier in die Breite erſtreckt, und noch ein anderer von Eichen, Büchen, und Fichten zwiſchen Albareſe und Cotone, der auch einige Meilen groß iſt.

Ehedem war unweit Poggibonſi, wo die Straße nach Rom gehet, bey der Riccardiſchen Villa Strozzavolpe ein Wald von Piſtacien oder Pimpernußbäumen, deren Frucht der Morgenländiſchen an Güte gleich war. Gleiche Wälder waren bey Settignano und Caſtello. Dieſes beweiſet, daß der Piſtacienbaum in den wärmern Gegenden Toskanens eben ſo gut, als in der Levante gerath, und daß ein fleißiger Anbau deſſelben einen vortheilhaften Zweig des Handels abgeben könnte. Franz der I. machte einen Verſuch den Bau des Zuckerrohrs bey Campigito einzuführen, fand aber, daß das toskaniſche Klima hierzu nicht ſanft genug wär.

In einigen Gründen unweit Livorno findet man unter dem Gebüſche den Hügel Kermesbeeren, welche

eine

eine schwärzliche Farbe geben, deren sich die Färber bedienen. Es ist sonderbar, daß an der Küste von Livorno die Bäume auf der Seite des Meers keine grüne Aeste haben, und sich dem Gebürge entgegen beugen. Sollte dieses wohl von dem Südwinde, welchem die Küste stark ausgesezt ist, und dem nassen Nebel, Spolverino genannt, entstehen, den er herbeyführt? Wenigstens ist gewiß, daß die Olivenbäume vom allzunassen Nebel beschädiget werden.

Ehe ich von den Waldungen Toskanens zu sprechen aufhöre, muß ich noch von einem wichtigen Produkte derselben Meldung thun, nemlich vom Manna. Es ist nichts anders, als ein durch die Kälte der Nacht zusammengeronnener Saft des Maßholderbaums, der durch einen Einschnitt der Rinde hervorquillt. Der meiste wird aus den Anhöhen von Tirli gesammelt. Dieses muß geschehen, ehe er durch die Sonnenhitze aufs neue fliessend wird. Der mediciniſche Gebrauch desselben ist bekannt. In Frankreich braucht man es auch, dem Tuch einen Glanz zu geben. Vieles tragen die Bienen hinweg, und eine große Menge wird in fremde Länder verschickt. Einen noch viel größern Gewinn könnte der Honig- und Wachsbau in der niedern Provinz von Siena abwerfen; er ist aber in schlechten Zustande, so groß auch das Bedürfniß des Wachses in Toskana ist, und so bequem auch hier die Gelegenheit dazu vorhanden wäre.

Ich

Ich kenne kein Gartengewächs, welches in Toskana nicht gebauet werde. Man hat hier mehrere Arten von Sallat als in Teutschland; ich habe aber ihre Benennungen vergessen. Die Küchenkräuter schmecken aromatischer, und sind weniger wasserig als in Teutschland. Sie haben mehrere Sorten von Bohnen, besonders eine kleine weiße, sehr schmackhafte, die einen schwarzen Keim hat. Die Saubohnen sind delikater, und werden wie Leckerbissen unter dem Obst aufgetragen, wenn sie noch grün sind. Es giebt eine dicke und runde Art Erbsen, welche getrocknet dunkelgrüner Farbe sind, und in Wasser abgesotten und mit Oliven-Oehl geschmelzt, einen überaus angenehmen Geschmack haben. Gesotten scheinen sie noch hart zu seyn, wenn man sie aber mit der Zunge zusammendrückt, so ist das Mark weich und süß. Der Fenchel, wenn er noch grün ist, wird unter die Delikatessen gerechnet, und ist auch würklich fetter und angenehmer als der Teutsche. Die Artischocken sind viel schmackhafter. Wenn sie ganz jung sind, ißt man sie ungekocht, in etwas Pfeffer und Oehl eingetaucht. Der Blumenkohl ist kernhafter; aber der Kopfkohl wird nicht so groß, derb und zart als in Teutschland. Er schickt sich, zum größten Verdruß der Teutschen in Toskana, nicht wohl zum Sauerkraut. Die Zwiebeln sind nicht so beißend, und, als Zugemüß oder Ingredienz der Suppe gekocht, sind sie süß und sehr angenehm; und noch angenehmer und kräftiger ist die Brühe, die daraus

entſtehet. Die Pfifferlinge ſind ſchmackhafter, beſonders wenn ſie in Olivenöhl geröſtet werden. Nichts ſchmeckt ſo gut als ein Kürbisbrey, wenn er, mit ſüſſem Rahm vermiſcht, kalt gegeſſen wird, und die Melonen von Piſtoja. Sie ſind inwendig roſenroth, faſt vollkommen rund, und haben oft über zwey Spannen im Durchmeſſer.

Botaniſche Gärten haben unter der Regierung der Mediceiſchen Fürſten in Toskana ihren Anfang geh habt. Kosmus I. legte zu Pija zu Beförderung der Kräuterkunde einen Garten an, und ließ die Kräuter und Pflanzen aus Sicilien, Aſien und Aegypten kommen. Sein Sohn Franz I. vermehrte nicht nur den Piſaniſchen Garten, ſondern legte auch noch einen andern zu Florenz an. Unter den folgenden Großherzogen wurden beyde Gärten ſo ſtark vermehrt, daß ſie in Europa ihres gleichen nicht hatten. Sie ſind ſogar das Muſter vieler anderer geweſen. Unter Ferdinänd I., Cosmus II. und ſeinem Nachfolger Ferdinand II. wurde der Gartenbau überhaupt, die Pflege der Blumen, Obſtbäume und ausländiſcher Gewächſe unter die Beſchäftigungen des Adels gerechnet, und als ein entſcheidendes Merkmal eines feinen Geſchmacks angeſehen. Auf dieſe Weiſe wurde die Gärtnerey in Toskana allgemein. Unter Kosmus II. fiengen die Gärten an, durch Orangerien ſich auszuzeichnen, und der Blumenbau, beſonders der Hyacinthen, kam zu

großer Vollkommenheit. Ferdinand II. war so begierig nach fremden Gewächsen, daß er einen Arzt samt einem Apotheker und Mahler nach Indien sandte, sie zu sammeln, und in ihrem blühenden Zustande mit natürlichen Farben zu entwerfen. Die Küchen-Gärten sind in Toskana etwas neues. Die Teutschen und Lothringer haben sie daselbst eingeführt. Man baute sie sonst alles auf den Aeckern die den Villen am nächsten liegen. In allen Toskanischen Gärten liegt noch die Anlage, die unter den Mediceischen Großherzogen, besonders Ferdinand II. gemacht wurde, zum Grunde. Buschwerk und Hecken von Lorberbäumen und andern fremden und inländischen Pflanzen, Lauben von köstlichen Weinreben, Orangerien, Obstbäume, Wiesen, Teiche, Statuen und Springbrunnen sind das Hauptwerk der Toskanischen Gärten.

Was von den Seltenheiten der Natur in Toskana die Aufmerksamkeit eines Reisenden am meisten verdient, will ich noch kürzlich erwähnen. Im Thal des Arno sind oft Elephanten-Gerippe von verschiedener Größe ausgegraben worden, welche zum Theil versteinert waren. Viele schließen hieraus, daß zu den Zeiten, da Hannibal die Römer bey dem Trasimenischen See schlug; das Thal des Arno ein morastiger See gewesen, durch welchen er jenen Zug genommen, und viele seiner Elephanten daselbst verloren habe; er selbst sey auch hier wegen der nassen

und kalten Witterung um ein Auge gekommen. Sie führen nicht nur die hier ausgegrabenen Elephantenbeine, sondern auch die Gestalt und Lage der Ebene, welche vom Arno durchströmt wird, zum Beweis an. Denn bey Incisa (Ad incisa saxa) scheint das Bette des Arno entweder durch die Gewalt des Wassers oder durch die Kunst eingeschnitten zu seyn, weil die schiefslaufenden Steinlagen in den zwey entgegengesetzten Bergen von Incisa bis Rignano auf beyden Seiten auf einander passen. Hierzu kommt noch, daß Livius den Morast, durch welchen Hannibal sezte, eine Ergießung des Arnus, und paludes nennt. Allein weil Hannibal vier Täge und zwey Nächte brauchte, um durch die sumpfige Gegend zu setzen: so war dieselbe viel zu breit, als daß sie jene des Arno seyn könnte; und weil Livius sagt, die Gefilde zwischen Pisole und Arezzo (welche eben die sumpfige Gegend seyn mußten) seyen sehr fruchtbar gewesen, *) so kann er unmöglich von den Sümpfen des Arno gesprochen haben. Auch scheint Hannibal, da er den Sumpf durchgesetzt hatte, nicht so nahe bey Arezzo gewesen zu seyn als es die Lage des Arno mit sich bringt; denn nach durchsetztem Sumpfe zog er Kundschaft von Toskana ein, und erfuhr, daß die Römer sich bey Arezzo gelagert hätten. Daher ist es sehr wahrscheinlich, daß im 2ten Cap. des 22sten Buchs des Livius anstatt Arnus, *Ric-*

mis

*) Lib. 22. C. 1.

nus (der Reno im Bologneſiſchen) geleſen werden müſſe. Die Inciſa ſaxa konnten lange vor Hannibals Zeiten dem Arno einen freyen Lauf, und dem Sumpfe einen Abfluß verſtattet haben. Wie aber die Elephanten in ältern Zeiten nach Toskana gekommen ſeyen, iſt ſchwer zu beantworten.

Eine andre leichter zu erklärende Seltenheit der Natur ſind die Menge Muſchelverſteinerungen und verſteinerte Meerpflanzen in dem Hügel, worauf Certaldo, der Geburtsort des berühmten Boccaccio, liegt. Sie ſind auf einigen Plätzen ſo häuffig, daß ſie die Erde unfruchtbar machen. Sie ſind ein Beweis, daß dieſe Gegend, welche gegen vierzig italieniſche Meilen vom Meer entfernt iſt, vor undenklichen Zeiten unter Meer war. Bey Villamagna im Thal des Arno (Valdarno) liegt ein ganzer Wald unter der Erde begraben. Man gräbt hier viel verſteinertes Holz. In den Bächen findet man ganze Stämme von Bäumen die nach und nach aus der Erde hervorgewaſchen werden; und wenn man über dieſe Gegend zu Pferde galoppirt, ſo poltert es unter dem Erdboden nicht anders, als wenn man über eine Brücke ritte — Unweit Pietramala an der Straße nach Bologna lodern Tag und Nacht Feuerflammen aus der Erde hervor — In dem Sieneſiſchen Gebiete liegt ein Berg, Montagna di S. Piora genannt, an welchem man in den Jahren 1777. und 1778. ſehr oft die fürchterlichen

Herzogin.

Willkommen, Sohn; wo ſind nun die Veilchen, die den grünen Schooß des jungen Frühlings beſtreuen?

Aumerle.

Madam, ich weiß es nicht, und bekümmre mich wenig darum. Gott weiß, daß es mir gleichgültig iſt, ob ich bin, oder ob ich nicht bin.

York.

Gut, betragt euch wohl in dieſem Frühling einer neuen Zeit, ſonſt möchtet ihr abgeſchnitten werden, eh ihr geblüht habt. Was giebts neues von Orfort? Dauren dieſe Luſtbarkeiten und Ritterſpiele noch immer fort?

Aumerle.

So viel ich weiß, noch immer.

York.

Geht ihr auch dahin?

Aumerle.

Wenn Gott es nicht verhindert, ſo iſt es mein Vorſatz.

York.

Was für ein Siegel iſt das, ſo aus deinem Buſen herausbängt -- Wie, du erblaſſeſt? Laß mich die Schrift ſehen.

Aumerle.

Es iſt nichts, Milord.

York.

Erdbebungen wahrnahm, welche einen nahen Ausbruch eines Vulkans verkündigen. Man hörte in ihm bald ein tiefes und dumpfes Getöse, bald ein rasselndes Knallen, welches oft mit erschrecklichen Erschütterungen begleitet war. Im Monat October 1777. zählte man ihrer 122. und im Februar nahmen sie sowohl an Stärke als an der Zahl zu. Oft hörte man ein abgebrochenes Knallen ohne alle Erschütterung, wie wenn eine der Felsensaulen, welche die Rinde der Erde tragen, vom Feuer untergraben, in den Abgrund niederstürzte. Bey jeden neuen Erdstoß erhuben sich blasse Wolken von Staub erst auf dem Berge von S. Fiora, wovon hier die Rede ist, und gleich drauf über dem fünf Meilen entfernten Gebürge von Radicofani, welches, wie bekannt, ein uralter ausgebrannter Vulkan ist; woraus zu schließen ist, daß der brennende Feuerheerd unter dem Berge S. Fiora seinen Hauptsitz hat, und mit jenem von Radicofani in unterirdischer Verbindung stehe.

Da die schon überschrittenen Schranken eines Briefes mich nöthigen meiner Beschreibung ein Ende zu machen, erinnere ich mich, von dem Kupferbergwerke bey Montieri im Sienesischen, welches noch jetzt bearbeitet wird, und von andern mineralischen Seltenheiten dieser Berge kein Wort gesagt zu haben. Im zweyten Bande der Akten der Akademie von Siena finde ich eine Beschreibung davon, die ich Ihnen, lie-

ber

ber Freund, ein andermal in einem Auszuge mittheilen werde. Ich werde alsdenn nicht vergessen, auch von den warmen Bädern S. Filippo, am Fuße des Berges Santa Fiora, deren heißes Wasser einen gipsigen Tuff bey sich führt, dessen man sich bedient, erhabene Abdrücke von Medaillen und die schönsten Basreliefs zu bilden, und von andern Seltenheiten der Natur aus zuverlässigen Quellen Nachricht zu ertheilen.

III.

Moriz
ein kleiner Roman.

Viertes Buch.*)

Erstes Kapitel.

Extasen.

Sie drückte mich an ihren wallenden Busen und sprach mit dem ganzen Zauber der weiblichen Lippe,

*) Meinen gütigen Lesern und Leserinnen, die auf eine für mich so schmeichelhafte Art ungeduldig geworden sind, daß Moriz nur immer so sparsam, so abgebrochen und nach so langen Intervallen erschien, melde ich hiermit, daß er in wenig Wochen ganz und beisammen abgedruckt erscheinen wird, so daß sie

wenn ſie von Mitleid überfließt, zu mir: iſt Ihnen wieder wohl, lieber Graf?

Der ſüſſe Ton ihrer Stimme durchdrang mein Innerſtes, und ein merkliches Zittern, welches mich wie Fieberſchauer erſchütterte, war die Folge dieſer Anrede.

Ich wollte auch ein Wort hätte ſagen wollen, ich konnte keines. Alle meine Empfindungen blieben nur halb [illegible] auf Schlag durchkreuzte eine die andere, unterdrückte ſie, und ward von einer andern unterdrückt. Es war ein Zuſtand der Betäubung, wo ich vor lauter Empfindungen nichts empfand, wo keine derſelben dauernd genug war und Gewalt genug hatte, das eiſerne Band meiner Zunge zu löſen.

„Sie antworten mir nicht? ſagte ſie im Tone der Aengſtlichkeit — Ich will — ach! — ich muß rufen!“

Das Wort rufen erweckte mich wie aus einen tiefen Schlafe — plötzlich flog das Bewuſtſeyn meiner ganzen jetzigen Lage meiner Seele vorüber und ſchnell folgte die That dem Gedanken: ich umſchloß ſie mit dem ganzen gewaltigen Feuer der Liebe.

Kind indem ich ſie an mein lautpochendes Herz drückte, fühlte ich, wie ihr rechter Arm, der um meinen

ſie thun, wenn ſie wollen, da in Lebensgröſſe und hie und da ein wenig aufgeputzt, noch einmal leben können. Uebrigens mag es nun mit dieſen vier Büchern vorerſt genug ſeyn. S.

nen Nacken lag, drey- viermal zuckte, als wenn man plötzlich erschrickt, und daß dieser Arm in der nächsten Sekunde drauf, sanft auf meine Schulter liegen blieb.

Sie sagte noch ein Paar Worte, die ich nicht verstand, ließ mich rasch los und that einen kurzen Schritt zurück. Nur ihre Linke hatte ich noch, und diese drückte ich an mein Herz, als wenn ich sie in meine Brust hätte hineindrücken wollen.

„Ums Himmelswillen, sind Sie's, oder" —

Die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Das „oder" war der Hauch eines sanften Flüsterns, welches die Stelle des Lautes einnimt, in dem Momente, wo die Seele fühlt, daß die Zunge im Begrif ist entweder unschickliche oder beleidigende Dinge zu sagen: sie verwandelt mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahls den Hauch der einen lauten Ton geben sollte, in jenes Flüstern, das kaum hörbar über die Lippen säuselt.

In dem Augenblicke, wo ihre Seele den ersten Gedanken mit dem zweyten verdrang, trat sie mir auch wieder näher, drückte sie auch meine Hand wieder feuriger. Ich umschloß sie von neuem, sie mich — und so in Eins, so innig verschlungen, brennende Wange an brennende Wange fest geheftet, beyde nur einen Herzschlag fühlend, beyde fast eins — sanken wir, aufgelöst in unnennbare Wonne. Ohne Bewußtseyn, lebendigtod, und doch voll Kraft, fühllos, und doch bis aufs innerste Mark bewegt, brannte und fror ich,

ſtark und erwacht' ich wechſelsweiſe, bis endlich meine ganze Lebenskraft in Einen Hauch zuſammen ſchoß, und ſich in einen Seufzer auflöſte, der kaum ſtark genug war, den ſüſſen Namen Malchen über meine bebende Lippe zu drängen. Mein Haupt glitt langſam von ihrem Buſen herab, und ihre Rechte ſchob mich mit einem ſanften Druck auf die Seite.

Zweytes Kapitel.

Muth und Stärke.

Plötzlich ſprang die Thür auf und Rahm ſtürzte mit Wallern herein. Malchen drückte das halbgeſchloſſene Auge ganz zu, und blieb ohne Bewegung auf dem Bette liegen. Aber ich ſtand vor ihr, beyde Arme feſt an den Leib gedrückt, alle ihre Muskeln ſo ſtraff angeſpannt, als wollt' ich Eichbäume entwurzeln. Mein ſtarrer Blick ſchoß von Waller auf Rahm, von Rahm auf Waller, und nur zuweilen von der Seite auf Malchen, die ich hülflos liegen ließ, mit dem wilden Gedanken, der Kampf zwiſchen uns dreyen werde ſie zeitig genug aufſchrecken.

Rahm trat ein Paar Schritte näher, hob das Licht auf, das er in der Hand hielt, und ſah mir ins Geſicht. Stumm und ſprachlos vor Staunen und Wuth ſezte er das Licht auf den Tiſch und hielt ſich mit beyden Händen feſt an denſelben. Der Tiſch zit-

terte

terte und krachte bald stärker, bald schwächer, so wie ein innerer gewaltiger Sturm Rahmen ergriff und erschütterte.

Waller ging todtenblaß und auf den Zehen um ihn herum. Bey jedem Schritte, den er that, knickten die Gelenke des Fußes, worauf er trat, hörbar. „O, mein armes Weib!“ sagte er endlich, indem er den Kopf furchtsam nach dem Bette hinstreckte und sich mit beyden Handen fest am Rahm hielt. Je näher sein Kopf auf mich zu kam, desto weiter rückte ihm meine festgeballte Rechte entgegen. „Eher soll sie ewig schlafen, als durch dich erweckt werden!“ dies war der einzige helle Gedanke, dessen ich mich während dieser wechselseitigen Pantomime erinnere.

Mit dem einen Auge hüthete ich den Grafen, mit dem andern seinen Freund. Bey der kleinsten Bewegung, die letzterer machte, spannten sich meine Muskeln unwillkührlich straffer an, und auf meine Füsse trat ich so fest, als wollt' ich mich in den Boden tief hineinpflanzen, um unerschütterlich zu stehen, wenn man mich angriffe.

Ich weiß nicht, wie lange wir in dieser stummen Stellung blieben. Malchen regte sich endlich wieder, hüllte sich aber in eben dem Augenblicke mit einem Gütiger Gott, was ist das? in das Kopfkissen. Ich konnte nur einen kleinen, flüchtigen Seitenblick auf sie, von Rahmen abmüssigen; aber durch alle meine Glie-

der

der schoß eine betäubende Hitze, die aus der Besorgniß entstand, sie möchte noch einmal sich regen und rufen; ich fühlte, daß mich der sanfte klagende Ton ihrer Stimme rührte, und auf einige Momente muthlos machte, darum wünschte ich, sie nicht mehr zu hören.

„O, helfen Sie doch!" rief der Graf, und sein Zittern erschütterte Rahmen, an dem er sich immer noch fest hielt, und der Tisch, auf welchen sich dieser mit beyden flachen Händen gestützt hatte, zitterte und krachte noch. Rahm sah eine Zeitlang stumm vor sich hin, dann schlug er die fixieren Augen auf und sah sich im Zimmer um, als wenn er etwas suchte. Meine Blicke folgten den Seinigen überall hin; wo sie ruheten, ruheten die meinigen; wandte er sie aber auf Malchen, so stellte ich mich ihnen entgegen, — auch sehn sollt' er mein Malchen nicht, auch nicht sehn! — Und angreifen? darauf stand Tod und Verderben?

Endlich stand sein Blick in der einen Ecke des Zimmers ein Paar Augenblicke still, und ich bemerkte, daß dort ein Degen stand. Sollte ich ihm zuvorkommen, und den Degen für mich nehmen? — Nein; durchaus nein! Denn unterdessen hätte sich der Graf dem Bette nähern können. Ich stand, wie in den Boden gewurzelt. Rahm riß sich von Wallern los, sprang nach dem Degen und faßte ihn, und plötzlich sah ich um mich und über mich, wie wenn der Boden unter

mir

mir einstürzte, und ich nun noch, um nicht zu versinken, mit verzweifelnder Aengstlichkeit nach etwas suchte, woran ich mich halten könnte. Die Schnelligkeit, womit ich dies that, leidet keine Vergleichung, und eben so wenig die gewaltsame Bewegung, die mich während diesen unsäglich kurzen Momenten ergriff. Aber indem ich so nach Rettung um mich blickte, bemerkt' ich ein Pistol neben mir über dem Bette. Sehn, fassen und spannen war eins!

„Sie ist geladen, um Gottes willen!„ rief der Graf, indem er von weiten seine Hände nach mir ausstreckte, und dann schnell auf Rahmen zusprang, um ihm den Degen zu entwinden.

Er ist geschliffen, ich beschwöre dich, Rahm! sagte er zu diesem, und ward von ihm ungestüm zurückgestoßen. Aber er stellte sich von neuem zwischen uns, den Rücken nach mir gekehrt, und beyde Hände gegen Rahmen ausgebreitet. Dieser sah mit blitzendem Auge und zuckender Lippe über Wallers rechte Schulter, und über die linke schoß die Spitze seines Degens auf mich her; aber ich streckte ihm mein Pistol über die rechte Schulter des Grafen entgegen.

Da standen wir! Er stach nicht zu, und konnte nicht zustechen; ich schoß nicht, obgleich ich schießen konnte. Hatten sie doch mein Mädchen noch nicht berührt! Nur darauf stand Tod und Verderben.

Von

Von beyden Seiten kein Wort, kein Laut — nur das Geräusch des Athems, der aus drey gefesselten Busen gewaltsam herausbrach; nur das Zittern der Diele auf welcher wir standen!

In dem Augenblicke regte sich Malchen von neuem, und es erfolgte der vorige Ausruf. Ihre Stimme schien uns alle Drey gleichstark zu erschüttern: mir däuchte trein die Sehnen des rechten Armes zu erschlaffen: ich fühlte daß ich schwächer ward, und bekämpfte, um meinen Muth zu erhalten, Muth mit Muth — unmännlich war hier Ohnmacht oder Raserey! Es ward letztere; und nun drang ich in wilder Wuth, mit der Linken alles vor mir her wegstoßend, und die drohende Rechte aufgehoben, auf meine Gegner, packte den Grafen im Nacken am Schlafrock, und hob und stürzt ihn über Rahmen hin. Beyde fielen. Rahm ließ den Degen fallen; ich mein Pistol; und nun ergriff ich mit der Linken den Grafen, und mit der Rechten seinen Freund, und zerrte und schleppte sie nach der Thür, stieß mit dem Fuße wider dieselbe, sie sprang auf, und nun legte ich mich, mit Löwenstärke im Arme, und mit Tigerwuth im Herzen, wider beyde, und schob sie zur Thür hinaus. Der Graf kollerte ein Paar Stufen die Treppe hinab; Rahm blieb wie ausser sich vor der Thür liegen, die ich im Triumph zuschlug und verriegelte.

Und

Und nun gieng ich so kalt, als wäre nichts geschehen, putzte das Licht, setzte mich zu Malchen auf's Bette, und dabey war mir immer, als wenn ich lachen sollte.

So wird allerhöchste Gluth zur Kälte, und allerhöchste Kälte zur Gluth!

Aber dieser Zustand dauerte nicht zwey Minuten. Meine Glieder waren wie vom Rade zerschmettert; ich fühlte sie nicht, und konnte sie nicht regen, und meine Augen sanken zu, während ein kalter Schauer durch alle meine Adern fuhr, meine Sinnen betäubte und gleichsam vernichtete.

Drittes Capitel.

Geständnisse ohne Worte.

Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande blieb. Als ich meine Augen aufschlug, erblickte ich Malchen vor mir, das Licht in der Hand.

„Gott! er lebt wieder!„ rief sie mit einer Stimme, deren unendlich sanfte Modulation ich noch zu hören glaube. Sie sank halbohnmächtig in einen Lehnstuhl, und ich sprang auf und flog zu Ihr. Ich nahm ihre Hand, und drückte meine Lippen fest auf die ihrigen. Sie kam wieder zu sich.

O, der erste Blick, der aus ihrem halbgeöffneten Auge schlich — nie und nimmer werd' ich ihn vergessen!

York.

So iſt auch nichts daran gelegen, daß ichs ſehe. Ich will beſriedigt ſeyn, laß mich die Schrift ſehen.

Aumerle.

Ich bitte euer Gnaden um Vergebung; es iſt eine Kleinigkeit, die ich aus gewiſſen Urſachen nicht gerne ſehen laſſen möchte.

York.

Die ich aus gewiſſen Urſachen ſehen will, Herr. Ich fürchte, ich furchte --

Herzogin.

Was könnt ihr fürchten, Milord? Es wird nichts als irgend eine Handſchrift ſeyn, die er wegen ſeiner Equipage zum Einzug ausgeſtellt haben wird.

York.

Ich glaube du biſt nicht klug, Weib -- Junge, laß mich die Schrift ſehen.

Aumerle.

Ich bitte euch, haltet mir's zu Gnaden; ich kan es nicht ſehen laſſen.

York.

Ich will es aber ſehen, ſag ich -- (Er reißt ihm's weg und lieſt es:) Verrath! Schändlicher Hochverrath! Nichtswürdiger! Verräther! Sclave!

J 2 Herzogin.

gessen! Ein Meer von Wonne strömte aus ihm in mein erwärmtes Herz; unwillkührlich sank ich vor ihr auf die Kniee; und noch jetzt schäme ich mich dieser Stellung nicht, denn das weibliche Auge, welchem die himmlische Güte entströmen konnte, verdiente Anbetung vom Manne. Sie legte ihre rechte Hand sanft auf meine Schulter, und mit der linken hob sie mich auf. „O, ziehn Sie mich aus dieser Unruh, Lemberg, sagte sie, indem sie meine Hand ergriff und sie langsam an ihr Herz drückte — oder ich sterbe unter Ihren Händen!

Ich fühlte mich wie verjüngt und verklärt. Der Nebel, der alle meine Geisteskräfte bis daher verhüllt hatte, schwand in einem Nu, und ich sah mit geläutertem Auge in Vergangenheit und Zukunft. Ich zitterte nicht mehr, wenn ich Malchen ansah, sondern eine bescheidene Vertraulichkeit trat an die Stelle der Furcht, die mich sonst bey ihrem Andenken oder ihrem Anblick befiel. Und sie selbst schien mich nicht zu fürchten; ihre Blicke verriethen nichts als diejenige Unruhe, die aus hochgespannter Neubegierde entsteht, und zwey oder drey derselben sagten mir noch einmal das Verlangen, das sie mir vorhin schon mit Worten zu erkennen gegeben hatte.

Und nun stand ich nicht länger an, sie zu befriedigen. Ich erzählte ihr mit einer feurigen Beredsamkeit die Geschichte dieses Abends: wie ich voll

Ver-

Verzweiflung ums Haus gelaufen wie auch der Graf gerufen und geheimnißvoll in ihr Zimmer geführt habe; wie ich empfindungs- und gedankenlos in ihre Arme gesunken sey. —

„O, ich wußte, daß es der Graf nicht war!“ sagte sie und schien in eben dem Augenblicke über dies Geständniß herzlich zu erschrecken. Sie wandte ihren Blick von mir, legte die linke Hand vors Auge, und der helle Inkarnat der Unschuld glühete auf ihren Wangen.

„Sie wußten — Sie wußten es?“ rief ich — „O, wie konnten Sie das wissen?“ Ich drang in sie, aber sie schwieg. Es entstand eine lange Pause, die aber nicht ängstlich war, denn ich hielt Malchen fest umschlossen. Ihr rechter Arm ruhete auf meiner linken Schulter, so, daß ihre Finger dicht über meiner Herzgrube lagen, und ihr linker Arm, drückte meinen rechten; den ich um sie geschlungen hatte, fest an ihr Herz. Ihr Haupt ließ sie, um ihre Lippen vor den Meinigen zu schützen, lächelnd auf die linke Schulter zurücksinken.

Ach! in dieser süssen Stellung hätte ich sterben wollen! Ein sanftes Feuer durchfloß meine Adern, brannte auf meinen Wangen, glühete auf meinen Lippen, und o! in meinem Herzen lebte die sanftere Freude, die auf den ersten wilden Erguß des Entzückens zu folgen pflegt, und Bilder, unendlich süsser als Alles,

was je eine feurige Einbildungskraft, die in Aether und Sonnenstrahl lebt und webt, gesehn und erfunden hat, wälzten im Gewande der sanftern Morgenröthe meinem geistigen Auge vorüber. Himmel und Erde entschwanden meinem verklärten Blicke, und nichts als mich, und mein Malchen, sah ich in dem gränzenlosen All, das sich mir zu Liebe, in sein glänzendstes Feyergewand gekleidet hatte.

In Malchens Auge glänzte ein ganzer Himmel voll Wonne, in einen einzigen, reinen Kristalltropfen aufgelöst, der sich sanft bebend und flimmernd über die glühende Wange ergoß.

Viertes Kapitel.

Erläuterungen.

Unter diesen himmlischen Träumen würden wir noch Stunden zugebracht haben, wenn uns nicht ein Geräusch aufgeschreckt hätte. Ich sprang auf und lehnte mich wider die Thür, mit einer Kraft, als wenn ich dem Stoße eines Riesen zu widerstehn gehabt hätte. Aber das Geräusch ließ nach, und ich hörte, daß man in halblauten Wortwechsel die Treppe hinunter ging. Es waren die beyden Freunde, die sich wieder aufgerafft hatten. „Morgen früh, soll sich alles aufklären, sagte der Graf — Ich beschwöre dich; warte so lange, sonst ziehn wir das ganze Haus herbey!“

„O, wir ſind ſicher bis morgen früh — rief ich und hüpfte zu Mialchen — Luſtig, gutes Mialchen, luſtig!“

Ich that drey hohe Sprünge und ſie lächelte dazu.

„Wie wir uns ſo vergaſſen können! ſagte ſie ernſthaft — Ich glaube, wenn wir beyde morgen ſterben ſollten, wir dächten nicht daran! Aber, lieber Lemberg, wenn Sie ſich entfernten, es wäre wol beſſer!“

„Ich erinnere mich in meinem Leben nicht, ſo erſchrocken zu ſeyn, als bey dieſen Worten. Der helle Angſtſchweiß ſtand mir vor der Stirn, und wenn ihr Dolchgenſpitzen plötzlich auf mich eingedrungen wären, um mich aus dem Zimmer zu vertreiben, ſo hätten ſie mich nicht ſo unbeſchreiblich niederſchlagen können.

Vielleicht las ſie in meinen Blicken, wie tödtlich ſie mich erſchreckt hatte, denn ſie drang nicht weiter in mich und ſagte nicht nein, als ich ſie verſicherte: „ewig, ewig, würde ich ſie nicht aus meinen Augen laſſen. Mit Tagesanbruch ſollte ihr Vater die ganze Geſchichte erfahren, und dann über uns alle Recht ſprechen: dann ſollte er entſcheiden, ob ſeine Tochter die Gemahlin eines Menſchen bleiben könnte, der ſo wenig Gefühl für Ehre und Schande beſäße, und dann“ — Aber ich hatte nicht Herz genug, ihr zu ſagen, was dann geſchehen ſollte. Aber ſie errieth es ohne meine Worte, das zeigte ihr heiteres Auge, welches ſie langſam von meiner Hand auf die Erde gleiten ließ.

Wir gingen Arm in Arm in herzlicher Vertraulichkeit im Zimmer auf und ab, und ihre Zunge schien sich auf einmal zu lösen:

„O, wenn Sie wüßten, lieber Moritz — ach! ich muß Sie so nennen, denn dieser Name setzt mich in die glücklichsten Zeiten meines Lebens zurück — wenn Sie wüßten, wie man mich überrascht hat! — Vor drey Wochen erfuhr ich zuerst, daß ich an den Grafen verheirathet werden sollte, und seit gestern bin ich's schon" —

Gewesen! Gewesen! unterbrach ich sie hitzig — Sie sollen sehn, Sie sollen sehn!

„Die erste Nachricht von dem Unglücke, das mir bevorstand, bekam ich von meiner Mutter. Es war ein Brief von der Gräfin Waller an meinen Vater überschrieben, worin sie anfangs die Verdienste und das Alter seiner Familie gehörig anerkannt, und gleich darauf mit dem Verlangen ihres Sohnes hinterdrein kam. Er sollte mich in L** ansehn, und vom ersten Anblick an nichts sehnlicher gewünscht haben, als sich mit mir zu verbinden. Er sey Graf, reich, und einziger Erbe einer Tante, die einen Abgott aus ihm machte."

„Sie wissen, wie offen das gute Herz meines Vaters gegen Schmeicheleyen ist, besonders wenn sie von seiner Familie und seinen Kindern hergenommen sind. Ohne sich lange zu bedenken, ohne mich zu fragen,

schreibt

ſchreibt er mit der nächſten Poſt zurück, er wäre nicht abgeneigt; nur wünſchte er ſeinen Schwiegerſohn zu ſehen. Dieſer kömmt in wenig Tagen an, und vollendet den Eindruck, den der Brief der Gräfin gemacht hatte. „

„Eh ichs mir verſehe, kömmt mein Vater mit dem Grafen hieher, und ſtellt mir ihn gleich bey der erſten Anrede als meinen künftigen Gemahl vor. Ich glaubte in den Boden zu ſinken! Ach! mein Herz war ſchon zu voll, um noch eine gröſsere Laſt zu tragen! Ich hatte Sie öfters unter unſerm Fenſter hingehen ſehen; Ihr Anblick nach ſo langer Zeit weckte alle die Freuden von neuem in meinem Herzen auf. —„

„O, Lemberg (ſie ſenkte ihr Haupt zärtlich auf meine Schulter) und Sie ſahen nicht einmal zu mir herauf! Ach! und ich hätte Sie ſo gern geſprochen! hätte mich mit Ihnen ſo gern unſrer frohen kleinen Spiele erinnert! „

„Anfangs glaubte ich, Sie wüſsten es nicht, daſs ich mich in L** befände. Unwiderſtehlich ward am Ende mein Trieb Ihnen dies zu erkennen zu geben. Als Sie einmal wieder vorbergiengen (es war noch ein Officier bey Ihnen) riſs ich, wie auſſer mir, das Fenſter auf, und rief Ihnen nach: Wie kommen Sie hieher, Herr von Lemberg? Und kaum ſahen Sie ſich um, kaum grüſsten Sie mich aus der Entfernung, und umſonſt hatte ich die Augen der Vorübergehenden auf mich gezogen! „

nur; Adelchen zerdrückte ihre Thränen im Auge; aber mir liefen sie hell über die Backen. Ich suchte Worte, und fand keine, die mich hätten entschuldigen können.

„Von der Zeit an fühlte ich eine Art von Verbitterung auf Sie: aber sie machte mich unruhiger als vorher meine Neugierde. Bald war ich stündlich am Fenster, um Ihnen zu zeigen, wie nahe ich Ihnen sey — jetzt eben so oft, um Ihnen zu zeigen, daß ich — böse auf Sie sey. Aber Beydes machten Sie mir unmöglich, denn Sie gönnten mir nicht einen einzigen vollen Blick, und schielten von der Seite, als wenn Sie sich vor mir fürchteten.

„In dieser Stimmung meines Herzens überraschte mich mein Vater. Alles redete und drang in mich, und zeigte mir das Glück, das ich mit dem Grafen machen würde. Alles, von der Gouvernante an bis zur jüngsten Pensionaire, pries mich glücklich! die eine, daß ich einen Grafen heyrathen; die andre, daß ich nun bald ein recht prächtiges Brautkleid anziehn würde. So von allen Seiten bestürmt und überrascht; so ganz vergessen von dem, den ich unter allen meinen Jugendfreunden gerade zuletzt vergessen hätte.

O, ich hatte Sie nicht vergessen! rief ich, und eine Thräne nach der andern träufelte auf ihre Hand, die ich fest an meine Brust drückte. —

„Ihm, diesem (sie zeigte Wilhelm auf) noch zum Trotz, gab ich dem Grafen das Jawort und bin unglücklich!„

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung.

Glücklich, glücklich! rief ich, und mein entzücktes Herz, aus welchem dieser Ausruf hervordrang, pochte vor Freude, Ihr dies versichern zu können. Denn sie gab mir ja deutlich genug zu verstehen daß sie mich liebte, und daß ihr ganzes Glück davon abhienge, des Grafen los zu werden, und dafür mich — — und mich konnte sie ja haben!

Ich muß lächeln, wenn ich mich dieser kleinen Züge der unerkünstelten Unschuld erinnere. Man muß uns unsre damalige Unerfahrenheit zu Gute halten, denn, genau gerechnet, waren wir ja beyde noch Kinder. Aber gewiß ists, daß uns diese Treuherzigkeit in jenen Augenblicken unbeschreiblich glücklich machte.

„Wenn ich nur auf der Stelle einen Vothen gehabt hätte, (fuhr Malchen fort) so hätte ich Ihnen in Triumph verkündigen lassen, daß ich nun einen Grafen heyrathen würde. Wären Sie gerade durch unsre Straße gegangen, so hätte ich alles angewandt es Ihnen zu verstehen zu geben: so eifrig war ich darauf bedacht, Ihnen zu zeigen, wie wenig ich mir

nun aus Ihnen mache. Aber es gelang mir nicht. Doch gab ich noch nicht alle Hofnung auf, weil mir der Hochzeittag noch bevorstand, wo Sie mir gewiß nicht ausweichen konnten. Daß Sie so oft, und durch so mancherley Bekannte und Unbekannte zur Hochzeit gebeten wurden, haben Sie mir zu danken; denn ich wollte Sie durchaus sehen, um Ihnen zu zeigen, daß ich nun mit einem Grafen vermählt würde, da Sie „ —

Malchen sah von der Seite, und nickte drey oder viermal mit dem Kopfe, wie Kinder nicken die sich entzweyt haben, um einander zu sagen: Ich kann doch spielen, ohne dich!

„Aber es hieß, Sie wären krank und würden nicht kommen. Auf einmal verschwand alle meine Heiterkeit, und eine tödliche Unruhe trat an ihre Stelle. Zuweilen war es mir ganz dunkel zu Muthe, als wenn die ganze heutige Feyerlichkeit nur angestellt sey, um Sie zu kränken: und als Sie wirklich nicht kamen, hatte ich ein sehr sonderbares Gefühl, das mich überredete, nun würde auch aus der ganzen Heirath nichts werden. Aber welch ein unbeschreiblicher Schreck, als der Priester ins Zimmer trat! Noch zwey bis dreymal sahe ich mich ängstlich nach Ihnen um, und, als ich Sie nicht bemerkte — o, Moritz, ich hätte laut aufschreyen und aus dem Zimmer laufen mögen! Gesicht und Gehör verliessen

mich; vor meinen Augen ward alles schwarz; und, sobald ich das unglückliche Ja ausgesprochen hatte, ward ich ohnmächtig!„

„Man ermunterte mich zwar, aber ich kam den ganzen Tag nicht zu mir selbst. Hundertmal war ich im Begriff meinen Bräutigam „lieber Moriz„ zu nennen — hundertmal erstarb das Wort auf meiner Zunge. Noch nie hatte ich so oft und so lebhaft an Sie gedacht, als heute, wo es Verbrechen war an Sie zu denken. Aber ich konnte — ich konnte mein Herz nicht bändigen; das Sie ungestüm von mir forderte. Sie schwebten mir vor Augen, und meine Blicke hiengen an Ihrem Bilde. Meine Mutter machte mir Vorwürfe, daß ich an dem glücklichsten Tage meines Lebens so still und traurig sey, und meinen Bräutigam ängstigte. Aber — der zeigte eben so wenig aufrichtige Freude, als ich; und die Gesellschaft machte sich auf seine Kosten lustig.„

„O, wie oft suchte Sie mein nasses Auge unter den Zuschauern und Gästen! Verschwunden war jede unfreundliche Empfindung gegen Sie. Nun wünschte ich Sie zu sehen, um — Ihnen mein Unglück zu klagen, nicht, um über Sie zu triumphiren. Und wenn ich mich denn so ganz in mich und meinen Kummer verlor, so war mirs immer, als wenn mir jemand ins Ohr raunte: Du sollst ihn sehen! Sehnsuchtsvoll irrte dann mein Auge von neuem umher, um Sie

Herzogin.

Was iſt es dann, Milord?

York.

He! wer iſt da drinn? Sattlet mein Pferd. Hummel, was für eine Verrätherey iſt das!

Herzogin.

Wie, was iſt es, Milord?

York.

Meine Stiefel her, ſag ich: ſattlet mein Pferd. Nun bey meiner Ehre, bey meinem Leben, ich will dein Ankläger ſeyn, Böſewicht.

Herzogin.

Was iſt es dann?

York.

Still, närriſches Weibsbild.

Herzogin.

Ich will nicht ſtill ſeyn; was iſt es, Sohn?

Aumerle.

Meine gute Mutter, gebt euch zufrieden, es iſt nichts mehr, als wovor mein armes Leben gut ſtehen muß.

Herzogin.

Dein Leben' Fünfte

unter der Menge zu entdecken; aber vergebens, und immer vergebens!„

„Das Andenken an die kommende Nacht schlug mich vollends zu Boden. Mein Vater eilte fast ungelegentlicher als es der Wohlstand erlaubte, die Gesellschaft zum Aufbruch zu bewegen. Ich bat ihn, so oft es sich unvermerkt thun ließ, nicht so zu eilen; aber er lachte über meine Aengstlichkeit. Alles verlor sich nach und nach, und endlich sah ich mich nur noch mit meiner Mutter und der Gräfin in dem weiten Zimmer allein. O, das Herz hätte mir springen mögen, als sie mich bey der Hand nahmen und hieher führten. Ich weinte und schluchzte laut; und alle ihre Tröstungen, so wenig als ihre Scherze, vermochten etwas über mich. Ich bat nur um einen einzigen Tag Aufschub, aber sie waren unerbittlich, und ließen mich endlich allein.„

„Mein voriger Zustand war nichts gegen den, in welchem ich nun gerieth. Nun war alle Hoffnung verschwunden! Mögliche Umstände konnten mich nicht retten; mein armes Herz hieng sich also an unmögliche, um doch nicht ganz dem Harme zu erliegen. Ich phantasirte wie im hitzigen Fieber, und — o, lieber, lieber Moritz, was gesteh ich Ihnen nicht alles! — Sie hatten großen Antheil an diesen Phantasieen. Ich vergaß über Ihnen den Grafen!„

„Aber

„Aber ich kann diesen letzten Auftritt nicht lange. Er erschien selbst, und kam auf mich zu. Er war in der sichtbarsten Verlegenheit, und die Hand, womit er mich angrif, zitterte gewaltsamer als die Meinige. Auf seiner Stirn lag finsterer Mißmuth (so kam es mir vor) und seine Lippen, die er auf meine Hand drückte, waren eiskalt. Er klagte über Hitze und wüthendes Kopfweh, schwieg eine Zeitlang ganz, stammelte wieder ein Paar Worte, und that endlich die Lichter bis auf ein Nachtlämpchen aus. Mit jedem erloschenen Lichtstrahl, erstarb ein Strahl meiner Hoffnung, und sie erlosch am Ende fast ganz, und flackerte nur noch zuweilen matt und bebend auf, wie das Lämpchen, das neben mir auf dem Tische stand. Und o! als auch dieses erlosch, und um und um dicke Finsterniß im Zimmer lag — hin war meine Hoffnung, hin Gefühl und Bewußtseyn!

„Ich erinnere mich nur noch ganz dunkel, daß der Graf immer angelegentlicher über Kopfschmerzen klagte, und daß er endlich aus dem Zimmer ging, unter dem Vorwande: ein Flakon zu holen. Da war ich allein, in dem finstern, einsamen, todten Zimmer! ich hörte keinen menschlichen Laut, als das ängstliche Pochen meines eigenen Herzens. Irre wünscht ich deßhalb, daß der Graf zurückkommen möchte. Ich tappte nach der Thüre und horchte; mich ängstlich auf; ich hörte jemand auf der Treppe; er kam näher; ich

reichte

reichte ihm meine Hand — o, welch ein Unterſchied! Aber ich hatte nicht Muth mir denſelben zu geſtehn."

„Statt der vorigen kalten, erwärmte jezt eine feurige Hand die Meinige; ein anderer Athemzug; ein feſterer Tritt; ein Druck, der feuriger war, als des Grafen raſcheſte Umarmung — alles das hörte, fühlte ich — aber meine Bruſt war wie in Ketten geklemmt — ich hatte nicht Athem genug zu rufen — nicht Muth genug, zu zweifeln — nicht Kraft genug, mich loszuwinden. Ein dunkles, ahndendes Gefühl beſchäftigte und erfüllte mein Herz, arbeitete und pochte in denſelben; meine Augen ſahen nichts, aber meine Hand leiſtete mir ihre Dienſte — es war der Graf nicht, der mich in ſeine Arme ſchloß; er konnte es nicht ſeyn — „Und wer wäre es ſonſt?" liſpelte es leiſe in meiner Seele; aber ich bekämpfte dieſen Einwurf mit einen unüberzeugbaren, thörichten „er iſt es nicht!" — Ah! und er war es auch nicht! Moriz — Moriz — war es! das wußt' ich, das wußt' ich! Aber ich weiß nicht, woher ichs wußte!"

Mit dieſen Worten warf ſich Malchen in meine Arme, und weg! über Erd' und Himmel hinweg ſchwebten wir Beyde!

Sechstes Kapitel.

Gräfin Waller erscheint, um — zu verschwinden.

Unter diesen Ergiessungen wechselseitiger Zärtlichkeit brach der Tag an, und mit demselben ging ein neues Licht in meiner Seele auf. Denn bis daher hatte ich nur wenig, und gleichsam wider Willen an Vergangenheit und Zukunft gedacht. Jezt machte ich mich auf grosse Begebenheiten gefaßt, und bestrebte mich, ihnen mit Unerschrockenheit zu begegnen. Aber Malchen war ausser sich vor ängstlicher Erwartung, und mein Muth schien ihre Angst zu vermehren, weil sie nicht Kräfte genug hatte, sich an denselben anzuschliessen.

Es pochte an der Thür und eine Stimme rief: Machen Sie auf Herr von Lemberg! Malchen fuhr zusammen aber ich sprang, den Degen in der Hand, nach der Thür, machte sie auf, und Gräfin Waller trat herein.

Sie machte die Miene eines Kaufmanns, der seinen Freunden lachend ankündigt, daß ihm eine lumpigte Spekulation, mit einem simpeln Verlust von funfzig tausend Thalern verunglückt sey. — „Guten Morgen, Frau mit dreyen Männern rief sie, indem sie auf Malchen zu hüpfte und vor Lachen ersticken wollte — hierdurch werden Sie (sie gab ihr ein zusammengelegtes Papier) hierdurch werden Sie zwey davon los: einen Grafen und einen Premier-Lieutenant:

name, und stun wich [illegible] zufallen (indem sie nach der Thür deutete, das Gesicht von mir abgewandt und die rechte Hand in der Lage, womit man Schellen auffängt) der Fähnrich!" — Husch! war sie zur Thür hinaus und mit schallendem Gelächter die Treppe hinunter. Nach einigen Minuten rollte ihre Carosse unter unserm Fenster weg und wir verloren sie bald aus den Augen.

Siebentes Kapitel.

Es ist ja richtig!

Die Schrift war an den Obersten Lehmnitz, Malchens Vater, adressirt. Ich erboth mich, ihm dieselbe auf der Stelle auszuhändigen, denn ihr Inhalt gieng mich (wie ich aus den Worten der Gräfin schloß) viel zu nahe an, als daß ich hätte ruhig dabey bleiben können. Aber Malchen wollte lieber, daß ich seine Ankunft erwarten sollte, denn sie fürchtete immer noch von dem Grafen überrascht zu werden. Der Oberst kam endlich mit seiner Gemahlin.

„Nein, sagte er als er in die Thür trat, so ganz richtig ist es diese Nacht nicht zugegangen. Ich bin ein paarmal über dem Rumor aufgewacht. Nu, wir wollen jetzt sehn!"

Er erstarrte [illegible] ihm so auf einmal in die Augen fiel! „Wie Henker und Hagel!" rief er, indem

dem er mich wild bey dem Arme, nahm und ans Fenster zog — Fähnrich Springinsfeld in einer Nachtjacke bey meiner Tochter? Ich bitt' euch um Gottes willen, sprecht, sprecht! „

Frau von Lehmnitz stand ohne Bewegung von der Seite, und sah uns mit starren Augen an. Malchen konnte eben so wenig sprechen als ich. Stillschweigend reichte ich dem Alten die Schrift von der Gräfin. Er riß sie ungestüm auf, und einige Stücke Papier fielen ihm entgegen. Ich hob sie auf, setzte sie zusammen, und sahe, daß es ein zerrißner Ehecontract war.

„Infame Pfote, (rief der Alte) infame Pfote! „ und alle seine Glieder zitterten. „ Ließ, Jettchen, ließ! „ Er gab seiner Gemahlin die Schrift, und sie las:

„Es sind diese Nacht in der Brautkammer Dinge
„vorgefallen, die sich mit Menschenzungen nicht
„ausspreichen lassen „ —

„Ha, Fähnrich! „ rief Malchens Vater, und packte mich vor der Brust. Malchen that einen lauten Schrey, und Frau von Lehmnitz suchte mich von ihm loszumachen. Ich hätte mich nicht gewehrt, und wenn er mich erdrosselt hätte!

Mein Gott! sagte Frau von Lehmnitz — laß ihn doch nur los, bis ich alles gelesen habe!

„Nein

„Nein, rief er, nein!„ und dabey packte er mich noch grimmiger an, und ſchüttelte mich, daß mir die Zähne klapperten. Frau von Lehmniz laß weiter:

„Mein Neveu hat zuweilen Anfälle von Unſinn „und Verrückung; das hat er dieſe Nacht gezeigt. „Ihre Tochter und der Fähnrich werden Ihnen „erzählen.„

In dem Augenblicke nahm er Malchen bey der Hand und ſchüttelte ſie eben ſo als mich: „erzählt, erzählt!„ rief er dabey, wie auſſer Athem. Hätte er Malchen noch einmal ſo geſchüttelt, ſo wär' ich dazwiſchen geſprungen: aber er ſchien ſich etwas zu mäſſigen, und ich fieng an zu erzählen. Während meiner Erzählung ward die Hand, womit er mich feſt hielt, immer lockerer, und endlich ließ er mich ganz los, und hielt nur noch Malchens Hand, die er hitzig hin und herſchleuderte. Zuweilen fragte er: iſt das alles wahr, meine Tochter? Malchen nickte dann jedesmal mit dem Kopfe, und blickte dabey ihre Mutter ängſtlich von der Seite an.

„Während meiner Erzählung trat Fräulein Louiſe ins Zimmer. „Was will ſie hier?„ fuhr er ſie an, und Louiſe machte die Thür unter allen Merkmalen des höchſtens Erſtaunens langſam wieder zu.

Als ich meine Erzählung geendigt hatte, ſprang er auf, gieng nachdenkend im Zimmer auf und ab — plötzlich ergriff er das Piſtol und fuhr zur Thür hin-

aus.

aus. Ich stürzte hinter drein. Er rannte die Treppen hinunter und rief einen Husens: Wo ist er? Wo ist er? der —

Aber kein Graf zu hören und zu sehn! Fräulein Louise sprang herzu, und sagte: er ist fort! „Warum — schrie der Alte und griff nach ihrem Arm — warum hast du ihn fort gelassen?“ Das arme Mädchen zitterte und bebte und fiel mir halbohnmächtig entgegen. Ihr Vater ließ sie los, und blieb einige Augenblicke unbeweglich auf einem Flecke stehn. Auf einmal nahm er mich bey der Hand, schüttelte sie und sagte: bey den Haaren, hast du sie aus der Kammer geschleppt? — Ja, sagte ich, und die Treppe hinunter geworfen! Es schien, als wenn er sich nach dieser Frage und Antwort ein wenig beruhigte. Er sah Louischen, die sich mit dem Kopfe gegen einen Pfeiler gelehnt hatte, an, und nahm sie bey der Hand. „Komm nur mit herauf Louischen, sagte er sanft zu ihr, daß du selbst siehst, daß du selbst hörst“ — Er ward von neuem hitzig, aber nicht in dem Grade als vorher.

Wir gingen hinauf und fanden Malchen und ihre Mutter in Thränen. „Lies weiter!“ sagte der Oberste und warf sich in einen Lehnstuhl, daß er laut krachte, „alles erzählen!“

„Mein Gott, das hast du ja schon gelesen! sagte er zu Frau von Lehmnitz und sie las weiter:

„Ihre Tochter wird mit einem Fähnrich, der seine „gesunde fünf Sinne hat, besser fahren, als mit „einem Grafen, der nicht richtig im Kopf ist; des„wegen erfolgt hierbey der Ehekontrakt zerrissen zu„rück und die Ehescheidung soll binnen hier und vier „Wochen auf Ihrem Guthe seyn. Uebrigens wür„den Sie wol thun, wenn Sie die ganze Sache „schlafen ließen, und nicht durch einen unüberleg„ten Schritt uns alle, besonders aber Ihre arme „Tochter, zum Gelächter machten. Ich habe mich „deshalb entfernt, und Sie thun wol, wenn Sie „meinem Beyspiele folgen und sich nicht den Fin„gerzeigen der Welt aussetzen. Von meinem Neveu „sage ich mich hiermit ein für allemal los, und Sie „würden sehr ungerecht seyn, wenn Sie mich wolls„ten büßen lassen, was er verbrochen hat. Wenn „er Ihnen einmal in die Hände fallen sollte (wo„ran ich aber zweifle, denn er ist vor einer Stunde „fort geritten und ich weiß selbst nicht wohin) so „werden Sie schon so mit ihm verfahren (das traue „ich Ihrem bekannten Gefühl für Ehre zu) daß er „sich in Zukunft hüten wird, sich eine Gemahlin „für einen Andern zu nehmen. Leben Sie wol, „und halten Sie die ganze Sache so geheim als „möglich — das verlangt Ihre eigne Renom„mee!“

„Den Kopf spalt' ich ihm! rief der Oberste — darauf kann er rechnen! Und wäre das Weib nicht ein Weib — seht,

ſeht, Kinder! — Aber was meynſt du, Jettchen — fuhr er zu ſeiner Gemahlin fort — der Blitzjunge hat die beyden Kerls bey den Haaren zur Thür rausgeſchleppt? Hätteſt du ihm das wol angeſehn?„

Ja, das hat er gethan! rief Malchen und ihre Augen funkelten vor Freude. Frau von Lehmniz und Louischen ſahen mich verwundert an. In den Mienen und Bewegungen der letztern ſpiegelte ſich eine aufs höchſte geſpannte Neubegierde; aber zum Unglück waren wir alle zu ſehr vertieft, als daß wir auch die kleinſte ihrer Fragen hätten beantworten können.

Aber, was ſoll nun werden? ſagte Frau von Lehmniz!

„O, ich wollte, daß du mit deinen Fragen — ſagte der Alte — der Kopf iſt mir ja ſo verrückt, daß ich noch nicht mal weiß, was geſchehn iſt, vielweniger, was geſchehn ſoll. — Beym T** du kannſt mir ja doch eine Viertelſtunde Bedenkzeit gönnen!„

Wir wollen den Papa allein laſſen! ſagte Fräulein Louiſe — komm Malchen, du ſollſt mir erz —

„Durchaus nicht! Ihr ſollt alle hier bleiben!„ rief der Oberſte, Louischen trat troſtlos zurück.

„Noch eins, Jettchen — ſagte er zu Frau von Lehmniz — examinire mal die da (auf Malchen zeigend) ob nicht — Henker! Du verſtehſt mich ja! Geh doch! du weißt, als es noch kleine Krabben waren —

Fünfte Scene.

Ein Bedienter kommt mit Stiefeln herein.

York.

Gieb mir die Stiefel her; ich will zum Könige.

Herzogin.

Schlag ihn zu Boden, Aumerle -- (Armer Junge, du bist betäubt.) Weg, Schurke, und komm mir nicht mehr vor die Augen. (Zum Bedienten.)

York.

Meine Stiefel!

Herzogin.

Wie, York, was willt du thun? Du willt den Tod deines eignen Kinds befördern? Haben wir noch mehr Söhne? Oder können wir noch mehr bekommen? Willt du meinen einzigen Sohn in meinem Alter von mir reissen, und mich des glükseligen Namens einer Mutter berauben? Ist er nicht dein eigen?

York.

Du zärtliche Thörin! Wolltest du diese schwarze Zusammenverschwörung verheelen? Ihrer Zwölfe haben das Sacrament empfangen, und sich die Hände darauf gegeben, den König zu Orford zu ermorden.

Frau von Lehmnitz nahm Malchen bey der Hand und führte sie zum Zimmer hinaus. Louischen wollte hinterdrein, aber die Thür ward ihr vor der Nase zugedrückt. — Sie ging ans Fenster und die hellen Thränen schossen ihr über die Backen.

Mich nahm der Alte beyseite und sagte halblaut, halbleise: „Springinsfeld, hat der Teufel sein Spiel gehabt?„

Mir schoß mein ganzes Blut ins Gesicht und ich bebte ärger als ein Missethäter.

„Ja, Junge? Nicke nur, oder schüttle, wenn du's nicht sagen kannst!" Ich konnte weder nicken noch schütteln. Nicken wollt' ich nicht, und schütteln konnt' ich nicht, mithin stand mein Kopf wie eingerammelt.

Du sollst es ja nicht sagen! Nicke, oder schüttle doch nur! Du schüttelst nicht? Mithin ist es richtig! Nicht? — Du schüttelst nicht? — Es ist richtig! es ist richtig! rief er auf einmal und ließ mich los — Jettchen, komm' rein, es ist richtig!

Frau von Lehmnitz erschien mit Malchen. Er nahm die Hand der leztern und legte sie in die Meinige. „Sieh, Jettchen, sagte er zu Frau von Lehmnitz und ein Paar große Thränen stiegen ihm aus den Augenwinkeln — Sieh nur — diese Kinder sollen sich heyrathen!

„Heyrathen?" schrie Fräulein Louise und sprang mitten unter uns.

„Es

„Es iſt ja richtig!“ rief ihr Vater — „Kinder es iſt ja richtig! Was kann es anders werden? (er wandte ſich zu ſeiner Gemahlin) haſt du's nicht auch richtig gefunden?“

Malchen zerdrehete die Zipfel ihres Halstuches, ich ſah an die Decke, und Fräulein Louiſe guckte andächtiglich durchs Fenſter.

Achtes Kapitel.

Ausſichten zu Mord und Todſchlage.

„Nach einigen Minuten trat ein Officier ins Zimmer, und foderte mich im Namen des Premier-Lieutenants Rahm auf Schuß oder Stich. Die drey Frauenzimmer erſchracken von ganzem Herzen, aber der alte Huſar hatte eine innerliche Freude. „Ich ſekundire ihm, rief er — Aber ſagen Sie dem Herrn von Rahm zurück: brave Kerls ſchlügen ſich auf den Hieb! Um Neun Uhr kann er ins *** kommen, da ſoll er uns finden! und wenn ihm der (er zeigte auf mich) nicht genug giebt, ſo kriegt ers von mir — denn ſehn Sie (auf Malchen zeigend) das Mädchen iſt meine Tochter! Sagen Sie ihm das wieder!“

Bey den lehtern Worten fiengen die drey Weiber laut an zu ſchreyen.

„Haſt Du's vergeſſen? ſagte er zur Frau von Lehmniz — daß ich mich mit drey Oeſtreichern rumgehauen habe?

habe? — Und du (zu Malchen) daß der dieſe Nacht die beyden Kerls bey den Haaren zur Stube rausgeſchleppt hat? — Alſo! — Und nun gebt mir keinen Laut von euch, daß ichs höre?„

Darauf ſchickte er ſeinen Jäger fort, der meine Uniform und Degen holen mußte. Während der Zeit nahm er mich am Arm, und gieng mit mir im Zimmer auf und ab. Zugleich horchte er, ob eine von den Damen wimmerte, und hörte er einen Seufzer, ſo drückte er jedesmal meinen Arm feſt an ſich, um mich aufmerkſam darauf zu machen.

Als meine Uniform ankam, half er mich ſelbſt anziehn. Seine Uhr legte er auf den Tiſch, und wenn eine Viertelſtunde vorbey war, ſagte er es jedesmal. Endlich ſchlugs drey Viertel auf Neun, und es wurden zwey Pferde vorgeführt. Nun konnten die ernſtlichſten Drohungen die Damen nicht mehr zurückhalten. Sie hiengen ſich wechſelsweiſe an mich und an den Vater; aber er ſagte ihnen ſtatt alles Troſtes: Die Ehre ruft! Habt euch nicht ſo närriſch, Kinder! — Für Malchen behielt er ſeinen kräftigſten Troſtſpruch bis zuletzt auf; denn erſt unten an der Treppe ſagte er zu ihr: „er ſoll dir ein Paar Finger mitbringen zum Brautgeſchenk? Freueſt du dich nicht drauf, Töchterchen?„ — Aber Töchterchen wurde ohnmächtig! Ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern,

nahm

nahm er mich bey der Hand und ſagte: Närrchen, es war ja nicht mein Ernſt!

Neuntes Kapitel.

Nur zwey Finger! und die ganze Geſchichte iſt aus.

„Springinsfeld — ſagte er unterwegs zu mir — es wäre doch ſo übel nicht, wenn du ihm ein Paar Finger kürzer machteſt! Warum ſtreckt er ſie nach verbothener Frucht aus. Sieh (er zeigte mir mit ſeinem Hirſchfänger ein Manoeuvre) wenn du, eh er ſichs verſieht, mit dem Degen von der Seite herumfährſt, ſo ſind die Finger die am Griffe liegen blos, und du kannſt ſie ihm mit einem Hiebe abnehmen. Dann iſt die ganze Geſchichte aus, und ihr ſeyd wieder gute Freunde!„

Ich muſte dem alten wunderlichen Manne verſprechen mein Möglichſtes zu thun, um ihm zwey Finger abzunehmen, und wir kamen in ** an. Rahm erſchien mit ſeinem Secundanten kurz nach uns.

Rahms Anblick brachte mich aus aller Faſſung. Alle Ideen der vorigen Nacht wurden in meinem Kopfe von neuem rege, und ich griff eben ſo raſch zu meinem Degen, als ich vor einigen Stunden nach dem Piſtol griff. Ich zog und legte mich in Poſitur.

Rahm ließ mich nicht lange warten. Sein Degen pfiff auf mich ein, und Schlag auf Schlag fiel hie und da!

„Was ich dir gesagt habe, Fähndrich! sagte der alte Husar, der mir zur Seite stand — das Brautgeschenk!„

Aber ich hatte es mit keinem Neuling zu thun! Rahms Streiche fielen so rasch, so hagelpicht, so gewaltig, daß solch ein frischer Arm dazu gehörte als der meinige war, wenn er nicht am Degengriffe erstarren sollte.

Keiner von uns gab einen Laut; aber der Alte machte bey jedem Ausfalle ein Feldgeschrey mit seinem „Was ich dir gesagt habe, Fähndrich!„

Wir thaten drey Gänge, und von beyden Seiten kein Tropfen Blut. „Brave Jungen, brave Jungen!„ sagte der Alte während der Pause — „Aber was ich dir gesagt habe!„

Zum viertenmal stürzten wir auf einander, und Rahm hieng seine ganze Wuth und Stärke zusammen zuzunehmen. Hitziger als vorher drang er auf mich ein, und mit jedem Hiebe stieg seine Wuth. Seine Hiebe wurden immer gewaltiger; aber seine Paraden immer sorgloser und unordentlicher: und als er endlich einen wüthenden Kopfhieb auf mich führte, that ich einen Seitenschritt, und hieb ihn über den Arm, daß sein Degen sank, und ein Strom von Blut an demselben herunterfloß.

„Viele-

„Victoria!„ ſchrie der alte Huſar, und ſprang zwiſchen uns — „Alles gut, alles vergeſſen! Nun vertragt euch!„

Rahm reichte mir mit weggewandten Geſicht ſeine linke Hand; und als mich der Alte zum Verſöhnungskuß ſchob, drehete er den Kopf, und ließ mich ſein Ohr küſſen.

„Pfui — ſagte der Oberſte, indem er ſein Schnupftuch herauszog, und es Rahmen feſt um ſeine Hande wickelte — Blut macht gut! Ihr ſollt und müßt euch vertragen!„ Darauf drehete er mir Rahms Mund entgegen. Rahm lächelte, und umſchloß mich mit ſeiner Linken recht herzlich. Der alte Lehmnitz that einen Luftſprung. Wir holfen dem Lieutenant auf ſein Pferd, und er wär im Begriff mit ſeinem Secundanten, ohne uns, davon zu reiten; aber der Oberſte ſprengte hinterdrein, und ſagte: Rahm, Ihr hättet Eure Schuldigkeit nur halbgethan, wenn Ihr nicht mit mir ritet, und Euch nicht noch mit meiner Tochter vertrüget. Denn ſeht nur, das arme Mädchen habt Ihr am meiſten beleidigt!„

Mir ward warm bey dieſen Worten.

„O, erſpahren Sie mir dieſe Demüthigung, erwiederte Rahm — zu allen andern ſteh ich zu Befehl!„

„Nun gut, bey einer andern Gelegenheit! Aber ſagt mir nur, warum hat der Windbeutel nicht zu mei-

ner Tochter ins Bette gewollt? Sie iſt doch, beym T**! nicht häßlich!„

Schön wie ein Engel! ſagte Rahm; und bey mir ſtieg eine Art von Verdruß auf, daß er ſich unterfieng dies zu ſagen — Aber heute verlangen Sie keine weitläuftige Erzählung von mir: Waller heyrathete nicht Ihre Tochter, ſondern Ihr Geld. Sein Vermögen war durch die Lüſte — das hätten Sie bey der geringſten Nachforſchung erfahren können. Seine Tante ſpührte Sie, bey einer Geſchichte, die Lembergen betraf, auf; und ſie konnte nicht beſſer wählen, denn Sie ſind der gutherzigſte Mann von der Welt. Aber Waller hatte auf ſeiner Reiſe nach Paris mit ſeinem Vermögen — Alles verloren. Ich ſollte das erſetzen; und er wollte das Geld nehmen! Dies ſey Ihnen für heute genug. Wenn ich curirt bin, erlauben Sie mir wohl einen Beſuch auf ihrem Guth?

„O, Du kömmſt mit zur Hochzeit! — erwiederte der Oberſte — Aber, das ſag' ich dir: Hand von der Braut! Nun reit' in Gottes Nahmen, und laß dich verbinden!„

Er gab ſeinem Ungar die Sporn, und wir ſprengten davon. Zu Hauſe empfiengen ſie uns mit lautem Jubel. Malchen muſterte mich von oben bis unten, und eine ſanfte Freude leuchtete aus ihren Augen, als ſie mich ſo ganz unverſehrt wiederſah. Unterdeſſen ließ ihr Vater einſpannen; die Kutſche fuhr vor, und

und die ganze Familie ſtieg ein. Ich begleitete ſie bis vor das **Thor, wo mich der Oberſte umkehren hieß. Malchen ſtreckte mir ihr weiſſes Händchen aus der Kutſche her; und ihr Vater rief: „In vier Wochen, Springinsfeld! Sobald die alte Schlange in D** die Scheidung ſchickt, ſchreibe ichs dir: dann ſitz' auf und komm!„

Und nach vier Wochen ſaß ich auf und kam!

IIII.

Etwas über die Wahlſprüche.

Man iſt bekanntlich von dem altgelehrten Gebrauch ſehr zurückgekommen, ſich eines Denkſpruchs zu bemächtigen, der unſern Namen immer wie ein Schatten begleite. Freylich fiel es damit oft ganz ins Spielwerk und man erlebte wohl gar Combinationen von Spruch und Name, wo eins Satire aufs andere zu ſeyn ſchien. Vielleicht ſchränkten ſich neuerlich ſelbſt die Lotterien nicht blos aus Wirthſchaftlichkeit in den Liſten auf die Nummern der Looſe ein. Kaum daß man noch bey Aufgaben gelehrter Preisfragen Wahlſprüche dazu gebrauchen läßt, wozu die Rechtsgelehrten nicht übel die Zeichen der Irrſterne anwenden. —

Daß der Mißbrauch den Gebrauch zurückbringt, iſt die gewöhnlichere Nutzanwendung menſchlicher Erfahrun-

fähigen selbst in den Fällen, wo ein richtiger Gebrauch mehr frommet, als tausendfacher Misbrauch schaden kann.

Als ich in meiner Jugend die Ritterbücher so gern las, wurde meine Aufmerksamkeit nie gespornter, als wenn die noch unbekannten Champignons mit ihren Wahlsprüchen heranzogen. Nun hatte ich ein Resultat ihres bisherigen Verhaltens oder ein Pfand wegen des künftigen. Noch als Mann wünsche ich bey mancher neuen Physiognomie ihren Spruch vorausgetragen zu sehn.

In diesen pädagogischen Zeiten, wo man bald auch Polemiken, Lehnrechte, Pathologien und Metaphysiken für Kinder haben wird, ist man doch, so viel ich weiß, noch nicht darauf gefallen, die Wahlsprüche mehr für Jugend zu benutzen. Nemlich also, daß man ihr durch Zueignung eines ihrer Handlungs- und Vorstellungsart angemessenen Denkspruchs gleichsam einen Knoten knüpfte, der hin und wieder ein Erinnerungs- oder Aufmunterungswort sey, was in dem glücklichen Jugendgedächtniß auf die Wacht gestellt, den wankenden Willen zum Guten hüten helfen, oder ihm doch zeitig nachrufen könnte, er habe sich verirrt. Lehrer und Freunde der Jugend würden es nicht sehr schwer finden, das was hierbey Pedanterie scheinen kann, in Uebungen und Proben der Tugend umzuwandeln.

Noch

Noch erfreut mich ein Knaben-Irrthum, nach welchem ich mir einbilden ließ, die spielenden Knaben in Rom müßten bey ihrem

— Rex eris —
Si recte facies —

sich, nach Horaz, *) des schönen Sentiments

— hic murus aheneus esto
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa!

— Dies sey die wahre Mauer
von Erzt, nichts Böses sich bewußt seyn, und
von keiner Schuld erblassen!

als Wahlspruch zu Nutze gemacht haben, und hierinne liege etwa der Zusammenhang mit dem vorhergehenden Rex eris si recte facies —

Der hieraus empfangene jugendliche Eindruck ließ sich ungern durch die gründlichere Kritik überwiegen, „daß der pompöse Ton dieses Sentiments mit dem Ton des vorhergehenden merklich dissonire — und neben dem Knabenspielwerk einen widrigen Effekt mache." **)

Der Eindruck aus noch zarten Alter ist so bleibend, daß er öfters noch auf den Mann wirkt. Wenn dieser durch Festhaltung eines solchen Wahlspruchs sich zu einem gewissen Charakter bekennte, so würde er sich zuweilen wohl in Acht nehmen, die schöne Uniform nicht zu

*) Epist. L. I. ep. I. v. 59 - 61.

**) Horazens Briefe — von Wieland, 1 Th. 11. S.

Herzogin.

Das ſoll er nicht; wir wollen ihn hier behalten.

York.

Weg, närriſches Weib. Wär' er zwanzigmal mein Sohn, ſo wollt' ich ihn angeben.

Herzogin.

Hätteſt du ſeinetwegen ächzen müſſen wie ich, du würdeſt mitleidiger ſeyn. Aber nun merke ich deine Gedanken; du argwöhneſt, daß ich deinem Bette ungetreu geweſen ſey, und daß er ein Baſtard ſey, nicht dein Sohn; liebſter York, liebſter Gemal, denke nicht ſo; er iſt dir ſo gleich als man ſeyn kan; er iſt weder mir noch irgend jemand aus meiner Verwandtſchaft ähnlich, und doch lieb ich ihn.

York.

Aus dem Weg, widerſpenſtiges Weibsbild.

(Er geht ab.)

Herzogin.

Geh ihm nach, Aumerle; beſteig' ſein Pferd, ſporn' es ſo gut, daß du vor ihm zum König kommſt, und bitt' um Gnade, eh er dich anklagen kan. Ich will nicht lange dahinten bleiben; wenn ich ſchon alt bin, ſo will ich doch noch wol ſo ſchnell reiten als York; und nimmer will ich vom Boden aufſtehen, bis Bolingbroke dich begnadigt hat. Hinweg.

[Sie gehen ab.]

Sechste

zu beſchimpfen. Vielleicht hat die Furcht dafür mehr als ſonſt etwas Anlaß gegeben, daß die Namen der Fürſten und Gelehrten nicht ſo wie ſonſt ihren Wahlſpruch vor ſich herſenden.

*

V.

Anekdote.

In Favarts Parodie der Oper Theſeus, auf dem Italieniſchen Theater zu Paris, ſpielte einmal Dlle. Villiers die Rolle der Medea, und vergaß, während ſie hinter der Couliſſe den Zärtlichkeiten eines alten Finanziers Audienz gab, den Augenblick wo ſie herauskommen mußte. Eben fiel ihr ſechzigjähriger Adonis ihr zu Füßen, und küßte ihr mit Inbrunſt die Hand, als ſie ihr Stichwort hörte. Sie ſpringt haſtig auf, macht ſich von ihm los, aber zum Unglück bleibt ſeine Perruque in den Pailletten ihres geſtickten Rockes hängen. Mit dieſer ſtolzen Trophee, die majeſtätiſch vor ihr her ſchwebte, rauſcht ſie hinaus auf das Theater, und beginnt ihre Rolle, während der arme kahle Liebhaber noch beſtürzt in der Couliſſe kniet, und nicht weiß wie ihm geſchehen iſt. Das Parterre empfängt ſie, ſo wie ſie auftritt, mit einem allgemeinen Applaudiſſement, das beynahe convulſiviſch wird, da hinter einer Couliſſe hervor ein kahler Kopf erſcheint, der ſeinen

nen Lockenraub zurückfodert. Mlle. Villiers, ſchon ſtolz auf den auſſerordentlichen Beyfall, mit dem ſie vom Publiko aufgenommen zu ſeyn glaubt, dankt ihm mit vielen Verbeugungen voll Würde und Anſtand; wird aber mitten unter denſelben die unglückliche Peruque gewahr. Jede Andre würde über ſo etwas alle Faſſung verlohren haben, aber ſie — als eine weit über Zufälle des Glücks erhabene Prinzeſſin — machte ganz gelaſſen die Peruque von ihrem Rocke los, gab ſie zurück, und ſpielte kaltblütig ihre Rolle fort. Dieſe Gegenwart des Geiſtes gefiel dem Publiko auſſerordentlich, und bewürkte ihr den glänzendſten Succeß. Tant il eſt vrai, qu'il faut ſe poſſeder dans les grands événemens, pour en ſortir avec honneur! ſchließt der Sammler der Petite bibliotheque des Theaters, dem ich dieſe Anekdote nacherzähle.

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Leben des berühmten Geſchichtſchreibers Pietro Giannone, aus des Herrn Franceſco Antonio Soria Memorie ſtorico-critiche degli Storici Napolitani. ſ ſ ſ S. 3.
II. Glaubensbekenntnis des Geſchichtſchreibers Pietro Giannone. An den Jeſuiten Joſeph Sanſelice. ſ ſ ſ 9.
III. Sanct Amor. ſ ſ ſ 26.
IV. Horazens dritte Satyre des Erſten Buches. 33.
V. Mesmer und ſein Magnetismus. ſ ſ 60.

VI. Ueber

VI. Ueber Hrn. von Kempelens Schach-Spieler und Sprach-Maschine. Zweyter Brief. S. 91.
VII. [illegible] m. Mel. v. Frh. v. Seckendorff.

November.

I. Brief an Schulz. S. 98.
II. Beschluß des Glaubensbekenntnisses des Gesichtschreibers Pierre Grangone. 137.
III. Ueber das Reisen, und jemand der nach Antiyra reisen sollte. 151.
IV. Mesmer und sein Magnetismus. Fortsetzung. 161.
V. Ueber Herrn von Kempelens Schach-Spieler und Sprach-Maschine. Zweyter Brief. 178.
VI. Die Gesellschaft der Patriotischen zur Herausgabe der Universalbibliothek aller Wissenschaften und Künste vereinigten Literaturfreunde, an das Publikum. 182.
VII. Anekdote von Garrik. 191.
VIII. Berichtigung der Erzählung, unter dem Titel: ein Pröbchen vom Officialarbeit teutscher Justiz: 192.
IX. Ermunterung zur Fröhlichkeit, mit Melodie von Freyh. von Seckendorff.

December.

I. Kleine Wanderungen durch Teutschland in Briefen an den Doctor K*. S. 93.
II. Fortsetzung. Von der natürlichen Beschaffenheit des Grosherzogthums Toskana. 215.
III. Moriz, ein kleiner Roman. Viertes Buch. 247.
IIII. Etwas über die Wahlsprüche. 283.
V. Anekdote. 286.
VI. Zum Abschiede, mit Melodie v. Frh. v. Seckendorff.

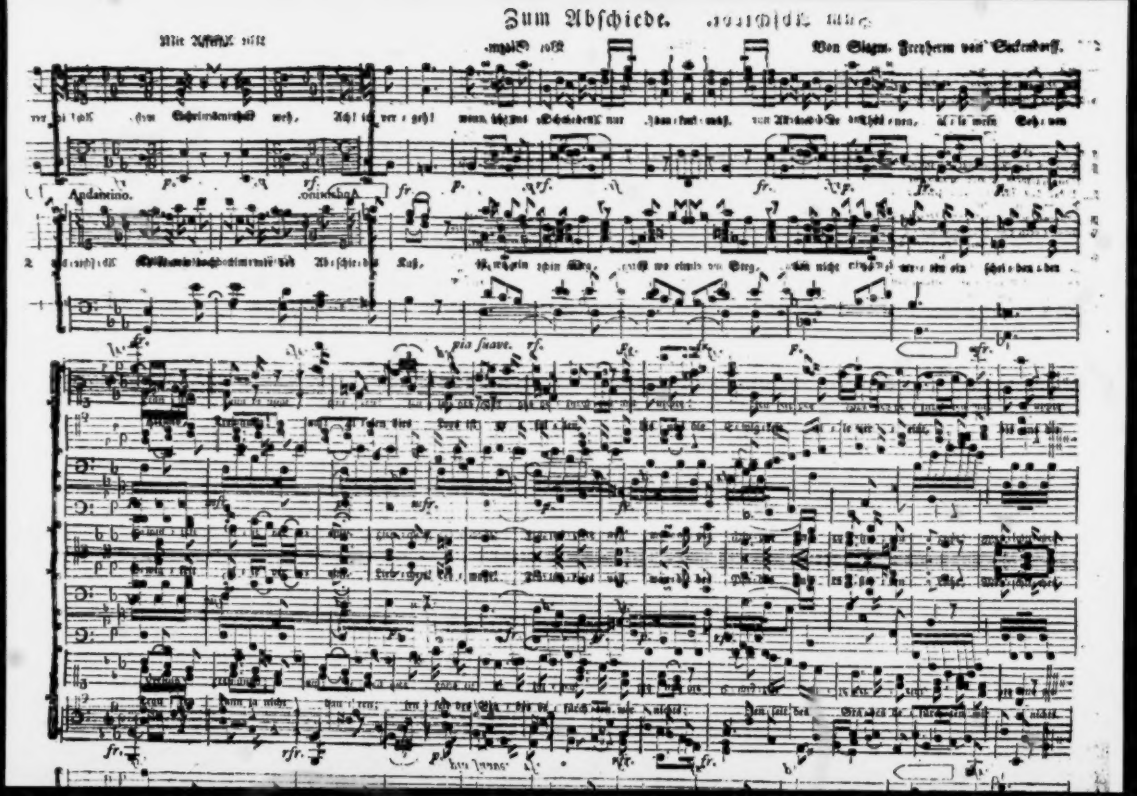
Zum Abschiede.
Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.
Andantino.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

December 1784.

I. Neue Bücher.

1) Briefe über die Schweitz, 1. und 2. Theil, von C. Meiners. Profeſſor der Weltweisheit auf der Univerſität Göttingen. Berlin bey Carl Spener 1784.

Dieſes aus mehr als einer Rückſicht intereſſante Werk zeichnet ſich unter den meiſten bisherigen Nachrichten von der Schweitz eben ſo ſehr aus, als unter der Anzahl unſrer heutigen Reiſebeſchreibungen, oder Spekulationen auf Unkoſten des Publikums zu reiſen. Die Schweitz und die Schweitzer im ganzen genommen erſcheinen hier in einer welt andern Geſtalt, als ſie von manchem unſrer Statiſten auf ſeiner Studierſtube gefunden, und von ſeinen Nachberern unter dem leſenden Publikum ausgerufen werden. Man wird des Tons überdrüßig den ſo viele unſrer Schriftſteller eine Weile her annahmen, ſo oft von der Schweitz, und überhaupt von Republiken die Rede iſt; ein Ton der unſerm Nationalgeiſte nicht viel Ehre machen müßte, wenn er allgemeiner würde, und der um ſo viel armſeliger klingt, da wir uns noch lange nicht in der traurigen Nothwendigkeit befinden, Deſpoten zu ſchmeicheln, oder uns über Deſpotismus zu tröſten. Wenn wir nach dem Reſultate der Wirkung, welche die gegenwärtige Briefe über die Schweitz auf uns thaten, urtheilen dürfen, ſo hat Herr Meiners ſeinen Hauptendzweck: ſo viel in ſeinen Kräften war zur Ausrottung und Beſtreitung der Vorurtheile beyzutragen, welche einige nicht genug un,

entdeckte Schriftſteller weder die Schweitz zu verbreiten noch zu unterhalten, ſachen vollkommen erreicht. Die Nachrichten ſelbſt enthalten gröſtentheils Schilderungen von beſonderen Regierungsformen, intereſſanten Menſchen, und großen Naturſcenen, an denen die Schweitz ſo reich iſt als Herr Meiners an philoſophiſchen Beobachtungsgeiſt, und warmen Naturgefühl.

---

2) *Oeuvres de Valentin Jamerai Duval*, precédés des *Memoires ſur ſa Vie*. Avec Figures Tom. I. & II. gr. 8. 1784. St. Petersburg und zu Strasburg bey Treuttel.

Unter den vielen Verdienſten dieſes Buches iſt unſers Erachtens das Vorzüglichſte, daß es Zeitgenoſſen und Nachwelt mit einem Manne näher bekannt macht, bey dem ſich Natur, und Schickſal vereinigten, um ihn auf dem Hayfen gewöhnlicher Menſchen herauszuheben, und als ein auffallendes Denkmal des Einfluſſes aufzuſtellen, den ſie ſowohl wechſelſeitig auf einander, als auch gemeinſchaftlich auf die Bildung der Menſchen haben. Selten hat die Natur einen ihrer Lieblinge mit mehr Geiſteskraft gegen ein härteres Schickſal ausgerüſtet; ſelten das Schickſal ſchlimmere Streiche durch einen reichlicheren Erſatz gut gemacht; aber vielleicht nie iſt ein Mann von Genie bey einem ſonderbareren Glückwechſel, und im Durchgange durch die abſchreckendſten und beſchwerlichſten Pfade des Lebens ein beſſerer Menſch geworden als Valentin Jamerai Duval, Kaiſers Franz I. Bibliothekar und Director des Kaiſerlichen Münzkabinets zu Wien. (Gebohren im Dorfe im Arsenal in Champagne 1695 und geſtorben in Wien 1775.) Allerdings muß der Uebergang vom Viehhirten zum Profeſſor, Bibliothekar u. ſ. w. vom Einſiedler zum Hofmanne, vom Knechte der Klauſner von

Et-

St. Ama zum Freunde und Gesellschafter des Kaisers einen Menschen merkwürdig, und seine Geschichte zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit machen; allein wenn der Hirtenjunge Durch seinen Adel der Seele, bey der niedrigsten Herkunft seiner Person, unerschütterten Muth unter dem Drucke des höchsten Elendes und bey Scenen des Jammers, die man ohne Schauder nicht lesen kann, unersättliche immer gleich lebhafte Wißbegierde bey dem trostlosesten Mangel an Gelegenheit, Aufmunterung und Unterstützung die feinsten und anstrengendsten Beschäftigungen des Geistes mit den schwersten, erschöpfendsten Arbeiten des Körpers andererseits aber Duval am Hofe des Kaisers die Unschuld und Frömmigkeit eines Einsiedlers mit der freyesten Denkungsart und dem entschiedensten Hasse gegen Aberglauben und Fanatismus, einen niederlegen Freiheitssinn mit einem Herzen von mehr als einen halben Jahrhunderte, die vollkommenste auf die edelste Art behauptete Unabhängigkeit mit der herzlichsten Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter und Monarchen, Empfindungen die an sein Ende thätige Dankbarkeit, die ihn über seinen gegenwärtigen Herrn den Kaiser seine Vorigen die Einsiedler nie vergessen ließ, unermüdeten Fleiß und treue Liebe zu den Wissenschaften mitten unter den Zerstreuungen des Hofes und ohne die geringste Affektation des Sonderlings und des Pedanten, die strengste Mäßigkeit und die einfachste Lebensart mit der edelsten Freygebigkeit, die höchste Einfalt der Sitten mit der feinsten Delikatesse, philosophischen Witz, mit der gefälligsten Laune u. s. w. für seine Person mit Eigenschaften des Geistes und des Herzens vereinigt, die ausser der Romanenwelt in einem einzigen Menschen beysammen eben so selten sind, als seine Schicksale; so ist Duval eine Erscheinung, bey der nicht blos unsre Neugierde interessirt ward; so gehören die Dokumente über das Leben und den Charakter dieses Mannes in die Archive der Menschheit; zu-

mal wenn ſie, wie die gegenwärtige Sammlung, jeden Menſchenforſcher ſo vollkommen in Stand ſetzen, den Gang dieſes auſſerordentlichen Geiſtes auf ſeinen eben ſo auſſerordentlichen Irrwegen zu verfolgen. Man muß ſo einen Menſchen über ſich ſelbſt ſprechen hören. Die Art wie ſich Duval in einigen Briefen über einzelne Auftritte ſeines Lebens, und in mehreren ſeiner Briefe daben benimt, macht ihn nur noch intereſſanter, und ſeine Geſchichte intereſſanter. Der Herausgeber Herr von Koch hat daher auch nur eine Skizze ſeiner Umſtände, Leben und Character vorausgeſetzt, die aus den angeführten Briefen und Briefen ziemlich vollſtändig ausgefüllet und ergänzet wird.

Uebrigens beſtehen die gegenwärtigen zween Bände, welchen nach dem Verſprechen des Herausgebers noch andere folgen werden, hauptſächlich aus Duvals Briefwechſel mit Lucile Anaſtaſia Sokoloff einer Favorite, und damaligen Kammerfräulein der Kaiſerin von Rußland. Dieſe junge reizenden Extraſinne wurde auf einer Durchreiſe von Paris nach Petersburg in Wien mit Duval bekannt. Ihre zufällige Bekanntſchaft ging durch ihren darauffolgenden Briefwechſel, der ſich dreyzehn Jahre und bis an Duvals Tod erſtreckt, und durch den ſich ihre ſchönen Seelen gegen einander entfalteten, in die zärtlichſte Freundſchaft über, die je zwiſchen einem neunzehnjährigen Mädchen und einem ſiebzigjährigen Greiſen statt finden konnte. Wir glauben ihrer beyderſeitigen Briefwechſel nicht kürzer und beſtimmter charakteriſiren zu können, als wenn wir verſichern, der Inhalt, die Wärme und der Ton dieſer Briefe müßten nach unſerm Gefühle einem Sokrates und einer Aspaſia unſrer Zeiten Ehre machen.

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in den Hof zu Windſor.)

Bolingbroke, Percy, und andre Lords treten auf.

Bolingbroke.

Kan mir niemand Nachricht von meinem ungerathnen Sohne geben? Es ſind volle drey Monate, ſeitdem ich ihn das leztemal ſah. Wenn ja eine Plage über uns hängt, ſo iſt es er; ich wollte zu Gott, Milords, daß er gefunden würde. Fragt zu London in den Weinſchenken nach ihm, denn dort ſagt man, hält er ſich täglich in Geſellſchaft zügelloſer lüderlicher Leute auf, ſogar mit ſolchen, die in holen Wegen lauren und die Reiſenden berauben, indeß daß der junge ausgelaſſene Bube eine Ehre darinn ſucht, eine ſo ſchändliche Rotte zu beſchuzen.

Percy.

Gnädigſter Herr, es ſind etwann zween Tage, daß ich den Prinzen ſah, und ihm von den Ritterſpielen zu Orford erzählte.

Bolingbroke.

Und was antwortete der Buſch-Klöpfer?

Percy.

Er ſagte, er wolle in ein Bordel, und der gemeinſten Meze einen Handſchuh abziehen, ihn ihr zu Ehren auf den

II. Ankündigungen.

1) An das teutsche Publikum.

Ich habe in der Michaelismeſſe 1791 den erſten Theil der Schriften Ulrichs von Hutten herausgegeben, mit der feſten Ueberzeugung, daß dies Unternehmen dem Publiko nicht anders als angenehm ſeyn könne. Mit wie manchfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, bis ich die Hutteniſchen Schriften zuſammen brachte, die man oft vergebens ſuchte, wie lang ich umſonſt nach einem Verleger ſtrebte, wie ſauer mich die unleidliche Arbeit des Abſchreibens ankam, — davon will ich nichts reden. Aber es iſt Zeit, zu ſagen, daß ich für Teutſchlands Ehre drey Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe. (Denn die 4 Thlr. Buchhändler-Bezahlung, die ich beym erſten Theil erhielt, verdienen doch wohl nicht Belohnung zu heiſſen?) — Man leſe Göthe's „Denkmal Ulrichs von Hutten,“ und man hat alles, was ich thun kan, um die Erhaltung ſeiner Werke zu empfehlen, oder zur Nationalangelegenheit machte. Ich hoffte, man werde auf Warum die Früchte ſeines treflichen Geiſtes aufheben, werde mirs danken, daß ich ſie geſammelt habe: aber wie ſehr hab ich mich betrogen! — Es fällt ſo mühſam hat man den fabelten Roman mit einſtimmig, aber den edeln, teutſchen Hutten. Ich ſollte denken, wer nur ſeine Briefe geleſen hätte, müßte begierig ſeyn, auch die übrigen Schriften zu beſitzen, die vielleicht in ganz Teutſchland niemand vollſtändig hat. Eine Neuauflage würde nicht der Mühe werth, meine Ausgabe anzuzeigen, denn in den kritiſchen Journalen, die ich leſe, fand in der einzigen Hutteniſchen Hiſtoriſchen Litteratur eine kurze Rechenſchaft. Die Urſache dieſes Stillſchweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

Da der Verleger zur Fortsetzung nicht Lust bezeugt, so bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mit dem Publikum selbst über diese Angelegenheit zu sprechen. — Luthers Schriften treten zur Erscheinung beynahe ganz kritik, und sollten auch erscheinen, wofern entweder ein biederer Buchhändler sich zum Verlag der drey rückständigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art in den Buchhandel [illegible] unterstützen Willens ist. Zur Ehrenrettung will ich meine Manuscripte — nicht verbrennen, sondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, oder Freunden, wie patriotischen Zeitgenossen für die ehrlichen Männer des Vaterlandes sonsten. Vielleicht, wenn ich lange erblasset bin, findet's einer, und ändert, wo ich gefehlt habe, läßt sich die Arbeit bezahlen, die ich umsonst vollendete, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches andere Verzicht that.

Luther starb Lebens unsicher, vertrieben, in Arbeiten fürs Vaterland, schrieb für Teutschlands Freyheit, Religion und Aufklärung mit Demosthenischen Geiste, litt und starb für sie. Die edelsten seiner Zeitgenossen, Luther, Melanchthon, Oecolampadius, Pirkheimer und andere liebten ihn und schätzten seine Schriften: aber drittehalb hundert Jahre nach seinem Tode muß der Herausgeber derselben beynahe vor dem Publikum betteln, daß es dem Mann nicht einer unverdienten Vergessenheit überlassen soll. Es ist wahr, wie es in dem oben angeführten Denkmal heißt; „Vermuthlich [illegible] „Franzose oder ein Italiener kommen, und „[illegible] Werke, wie die Schriften unsers unsterblichen „[illegible] Dann werden sie, Gott, schon gesucht werden.“

Es ist dies eine Anfrage, an die Weisen und Guten der Nation! Hätten sie's der Mühe nicht werth, meinen Wunsch, Luthers Werke ganz herauszugeben, zu begünsti-

gen;

gen; — nun, so mag es unterbleiben, und der Himmel verleih es mir, daß ich nicht, indeß ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan habe, wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt, und mich vielleicht mit grossem Beyfall gerühmt hätte. Sollte ich aber auf irgend eine Art zur Fortsetzung unterstützt werden; so ersuch ich den Biedermann, der sich für mich und meinen Hutten interessiren will, sich schriftlich deshalb an mich zu wenden. Ein Vorschlag könnte leicht in einem Journal stehen, daß ich nicht zu sehen bekäme. Sollte sich bis zu Ende des jetzigen Jahres niemand finden, so will ich es schann in den Zeitungen anzeigen.

Ungerne wähl ich endlich den Weg der Subscription, und doch — auch diesen will ich eingehen, wenn es nicht anders seyn kan. Man bezahlt für den 1ten Band 20 Gr. oder ¾ Gulden 20 Xr. Reichsgeld, bey dessen Empfang eben so viel auf den dritten, und dann auf den letzten. Wer Subscribenten sammeln will, schickt ihre Namen vor der Ostermesse 1785 Postfrey an mich ein, und ich versichere jeden meiner lebhaftesten Dankbarkeit. Bis dahin wird sichs also entscheiden, ob mein Hutten wieder aufleben, oder ungetrieben soll.

Im Weinmonat 1784.

Wagenseil, Gelehrter zu Kanstatt.

---

a) Die Oeuvres complettes de Montesquieu, mit dem Bildnis des Verfassers, sind wirklich ferrig, und zum Theil auch schon geliefert. Da die Subscription für diese berühmten Werke nicht so günstig ausgefallen, als man wohl hätte erwarten können; so habe ich, weil die Ursache des geringen Absatzes nicht in der Gleichgültigkeit des Publikums gegen die Verdienste dieses wahrhaftig grossen Mannes zu suchen seyn dürfte, zu Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Berlin,

[illegible] Breslau, Prag, Augsburg, Wien und Graz, [illegible] einige Exemplare hinterlegt, werden diese sich noch [illegible] damit auf die leichteste Weise in die Hände setzen zu können. Der Subscriptionspreis wird zwar acht Livres tournois oder 3 fl. 45 Kr. rheinisch betragen, aber weiter kein Exemplar, ausgenommen der verhältnißmäßigen Fracht von 20 bis 24 Kr., unter 12 Livres tourn. oder 5 fl. 30 Kr. nicht erlassen.

Die Liebhaber haben die Güte sich an mich zu wenden, damit ich sogleich wegen Auslieferung der Werke aus einer der vorgemeldten, ihnen am nächsten gelegenen, Städte, die nöthige Ordre stelle. Die Oeuvres complets de Helvetius in 7 Bänden, werden ebenfalls in 4 bis 6 Wochen geliefert, und kosten, nach bereits expiriertem Subscriptionstermin, anstatt 7 Livres nunmehr 10 Kr. 20 Sols fränk. oder 4 fl. 30 Kr. rheinischen Valors.

Frankfurt den [illegible] 1784.

L. Ph. Hahn.

Die Feyer der Christen auf Golgatha, ein von mir in Musik gesetztes Passions-Oratorium, nach der Poesie des Herrn C. C. H. Weiß, allhier, welches zum Besten der Armen in hiesiger öffentlichen Concerte mit Beyfall aufgeführt worden, soll nunmehr auf Subscription in einem vollständigen Klavierauszuge öffentlich bekannt gemacht werden, zu dessen Unterstützung ich hiermit sowohl ein geehrtes Publikum, als auch alle Freunde eines religiösen und edlen Gesanges ergebenst einlade.

Das Werk im Format der Traumannischen Cora, [illegible] so ist der Subscriptionspreis 1 Rthlr. 8 Gr. in Louisd'or zu 5 Rthlr.; nachher aber der Ladenpreis 2 Rthlr. Die Subscription dauert bis zur Zahl-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Rheinische Thalia. Unter diesem Titel kündigt Hr. Doctor Schiller zu Mannheim ein neues Journal mit folgendem Inhalte an. Die Rheinische Thalia wird jeden Gegenstand treffen suchen, der den Menschen im allgemeinen interessirt, und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also alles, was fähig ist den geselligen Sinn zu verfeinern, was im Gebiete des Schönen liegt, alles was Herz und Geschmack veredelt, Seelenkräften reizen und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen. Ihre Hauptartikel sind:

I. Gemählde merkwürdiger Menschen und Handlungen.
II. Philosophie für das handelnde Leben.
III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz.
IV. Teutsches Theater, und vorzüglich Nachrichten von der Mannheimer Bühne.
V. Gedichte und Rapsodieen, Fragmente von dramatischen Stücken.
VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften.
VII. Ehrenbekenntnisse vom Herausgeber selbst.
VIII. Correspondenzen — Anzeigen — Miscellanien.

Jeden zweyten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in groß Octav, broschiert und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beym Verfasser zu Mannheim, ein halber Reichsthaler. Auf allen löbl. Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Jenners. Die Exemplare empfängt man, so weit das Kayserliche Reichspost geht, frey. — Im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Collectenr wird gebeten die Namen und Charaktere der Subscribenten, denn sie sollen dem Journal vorgedruckt

werden) auf dasjenige Theatre zu gehen, welches dem nächsten zur Hand iſt, und dieſes wird ſo gefällig ſeyn, jede Nachricht ſogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen zu laſſen. — Privatverſendungen übernimmt der Verfaſſer nicht. Die kaiſerliche Poſt beſorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geſchieht die Bezahlung.

6) J. P. A. Schulz, Chors und Geſänge aus Racinens Dramen. (Franzöſiſch und Deutſch.)

Racinens Athalie, dasjenige Trauerſpiel, dem faſt alle Kritiker einmüthig unter den Trauerſpielen dieſes berühmten Dichters und vielleicht der franzöſiſchen Bühne den erſten Rang zuerkennen, wird von ihm bekanntlich darinnen nach dem griechiſchen Muſter bearbeitet, daß er am Ende der Akte Chöre heiliger Sänger auftreten ließ, die bald in einſtimmigen, bald in gemeinſchaftlichen Hymnen das Lob des Höchſten in Beziehung auf die vorhergehende Handlung ſangen, und ihre Empfindungen dabey in Geſänge der Freude, Hoffnung, Furcht, Klagen, Aufforderungen zur Rache, kühner Verwünſchungen der Feinde Gottes, und noch viel mehrerer Leidenſchaften ausſtrömen laſſen, zu denen die Situationen des Drama Gelegenheit geben. Bey der Aufführung dieſer Athalie in Paris, wird gemeiniglich dieſer lyriſche Theil der ſie zu einer geiſtlichen Oper nach ihrem wahren Begriffe, und, wenn man will, Oratorium macht, bey Seite geſetzt, weil die blos choralmäßige und pſalmodiſche Compoſition Voltaire und Moreau davon, niemals dem Publiko gefallen haben. Dieſem Mangel aber iſt nunmehro dadurch abgeholfen worden, daß der Herr Capellmeiſter Schulz ihn für das Privattheater des Prinzen Heinrich von Preuſſen, wo ſie ſchon oft mit größten Pomp aufgeführet worden iſt, in ſehr mannigfaltiger Geſtalt von Chören, ariemäßigen Geſängen, Duetten, begleiteten Recitativen und melodramatiſcher Muſik, componiret hat.

Dieſe

Dieſe Compoſition vertraut mit der Herr E. M., auf deſſen Freundſchaft ich ſtolz wie auf wenig Menſchen ihre bin, zur Herausgabe für den fünften Theil meiner Poly-hymnia *) an. Aber — da ſie, wie er ſich (zu beſcheiden!) gegen mich ausdrückt, dasjenige Werk von ihm iſt, durch das er verſuchen möchte, eigentlich zu zeigen, ob er ſich der Liebe und Gunſt, die das Publikum gegen kleinere Arbeiten von ihm bezeigt hat, werth machen könne; auf das er ſeinen ganzen Fleiß, und Anſtrengung ſeiner Kräfte verwandt hat: ſo kann er ſich nicht entſchlieſſen, ſie anders als in Partitur erſcheinen zu laſſen; weil, was auch die Genügſamkeit des Liebhabers darüber entſcheide, doch erſt durch Anſchauen der Partitur ein Künſtler ſeinem Lob oder Tadel ſicht. Allein zur Befriedigung eben dieſer Liebhaber wird er ſie von einem ſelbſtgemachten Clavierauszuge begleiten, durch den ſie, ſo wie z. E. Reichards Ariadne und Bacchus neulich herausgekommener Klopſtockiſcher Morgengeſang auch für dieſe völlig brauchbar werden ſoll.

Weil Er ſelber ſie mit mir gemeinſchaftlich herausgiebt, ſo enthalte ich mich (ob er gleich an dieſer meiner Ankündigung nicht den geringſten Antheil genommen, ſie auch vor dem Drucke nicht geſehn hat,) etwas weiters davon zu ſagen; als daß ſie mir zu einem der idealiſch vollkommenſten Werke gehört, die eine reizvolle Melodie, mit tiefer Kenntnis behandelte Harmonie, und ein ganz neuer eigenthümlicher Geſchmack in Wahl und Compoſition der äuſſern Form hervorbringen kann.

Dieſe Compoſitionen zur Athalie, die ich mit einer deutſchen Ueberſetzung des ganzen Stücks in Jamben, und einem,

*) Der fünfte und letzte Theil dieſes Werkes bleibt noch, bis die Subſcribenten vollſtändig geworden ſind, für die angekündigten Konſtantiniſchen und Sachſiſchen offen.

einem, wie bey der Armida, unterlegten Texte des lyrischen Theils verschen will, so daß man sie sowohl auf deutschen Theatern, als auch in Concerten als ein geistliches Oratorium wird aufführen können, kündige ich hiermit dem Publiko auf Subscription (Druck, Papier, Format, wie die bisherigen Theile der Polyhymnia) an. Das Werk dürfte etwas über 2 Alphabet stark werden. Die Subscribenten sollen den Bogen des Werkes für 2 ggr. erhalten. Hernach wird der Preis auf 5 ggr. à Bogen gesetzt. Bis auf Ostern 1785 wird von mir und dem Herrn Capellmeister Subscription angenommen. Die Collecteurs ziehen den ersten Theil von den einzusendenden Geldern ab; und die Exemplare werden bis Hamburg, Leipzig, Nürnberg und Frankfurt am Mayn franco geliefert.

Ich ersuche nunmehro inständig die Compatrioten unsers Vaterlandes, denen die Erscheinung dieses Werkes eines ihrer würdigen Mitbrüder Freude machen dürfte, die Herren Theaterdirectoren, die Beförderer der Bachischen, Rollischen und Bendaischen Compositionen, jeden Liebhaber der ächten Tonkunst, so wie auch meine und des Hr. C. M. specielle Freunde, um ihre kräftige Mitwirkung zur Beförderung dieses Werkes. Denn — ohne eine vorläufige sichernde Subscription kann diesmal der Druck eines Werkes von so beträchtlichen Kosten nicht unternommen werden; und eine kalte oder laue Unterstützung würde diese musikalische Frucht in ihrer Blüthe ersticken. Ich suche bey der Herausgabe der Polyhymnia nicht Gewinn, (wenigstens ist er sehr entfernt

abzielt;)

*) würde jedoch die Subscription auf eine Zeit eingeschränken beträchtlich entfernt, so könnte ich den Subscriptionspreis noch herunter zu setzen. Bey dem Preise der Armida habe ich mir zu grosen Schaden gerechnet, ich lerne aus Erfahrung, daß kein Buchhändler bey so niedrigen Preisen bestehen kann, wenn ihm nicht eine beträchtliche Unterstützung Dritter kommt.

lobsucht, sondern das ernstige Verlangen, Werke von Gehalt, die unbekannten geblieben wären, dem Publiko mitzutheilen. Die Ankündigungen werden erscheinen; selbst bey völlig mangelnder Aussicht auf merkantilischen Vortheil, und mir gewährt das Vergnügen dieser Arbeit Allem merkantilischen Verlust wird kein Billigdenkender, den diese Werke erfreuen, mir dabey zumuthen wollen.

Kiel, den 30 October 1784.

C. F. Cramer,
Professor in Kiel.

---

7) *Bibliotheca graeca puerilis.* Erster Theil, Fabulæ Aesopiæ, in 8vo. bey Harwath in Potsdam.

Noch fehlen uns griechische Schulbücher, in welchen unsern Anfängern auf hinlängliche Art vorgearbeitet werden wäre. Der geringste Anfang einer Bekanntschaft dieser vortrefflichen Sprache, artet schon in Knoll's vielleicht auch bald in Minellische Methode aus: und nimmt dieser Mißbrauch zu, so werden wir im Griechischen denselben Weg gehn, den wir seit zweyhundert Jahren im Lateinischen gegangen sind, wir werden uns auf eine widernatürliche Art quälen, Wörter sammeln, Redensarten zusammenkorpeln, und endlich das Ganze als einen unnützen Plunder auf die Seite werfen. Gründliche Kenntniß der Sprache und ihrer Bauart werden wir nicht erlangen.

Und doch wäre es möglich, von dieser herrlichen Sprache, eben so viel ja noch mehr Nutzen zu ziehn, als von der Lateinischen, wofern man ein Mittel erfände; dem Faulen es nicht zu leicht, dem Schwachen es nicht zu schwer, dem Lehrer selbst es nicht zu ermüdend zu machen.

Etwas dieser Art glaube ich erfunden zu haben, und ich bedenke mich keinen Augenblick es kund zu machen: denn da es für den Erfinder mühsam ist, wird man nicht so leicht

Dieß

Hut ſteken, und damit den herzhafteſten Ritter aus dem Sattel heben.

Bolingbroke.

So lüderlich als wild; und doch ſeh' ich durch beydes einige Funken von Hoffnung ſchimmern, welche mit zunehmenden Jahren glüklich ausſchlagen, mögen. Aber wer kommt hier?

Aumerle zu den Vorigen.

Aumerle.

Wo iſt der König?

Bolingbroke.

Was hat unſer Vetter, daß er ſo ſtarr und wild ausſieht?

Aumerle.

Gott erhalte Euer Maieſtät. Ich bitte euch, etliche Augenblike mit Euer Maieſtät allein ſprechen zu dürfen.

Bolingbroke.

Entfernet euch, und laßt uns hier allein; was iſt dann nun die Sache, Vetter?

Aumerle (kniend.)

Auf ewig mögen meine Knie in die Erde wachſen, und meine Zunge an meinen Gaumen, oder Euer Maieſtät ertheile mir Gnade, eh ich rede!

Boling-

Drang fühlen es nachzuahmen; und tadeln wird man es schwerlich, weil gewiß nur auf wenig Schulen und Gymnasien nur wenig so fleißige Schüler seyn werden, als ich, zu meiner Freude an zwey jungen Menschen gehabt habe, welche fast ohne mündlichen Unterricht, blos durch schriftliche Anweisung und durch einen eisernen Fleis so weit gekommen sind, daß sie sich ganz allein im Homer und Herodian forthelfen können.

Ich werde, wenn es das griechische Publikum begünstigen will, ein griechische Schulbibliothek herausgeben; nicht so wohlfeil wie die Giessener wollten, und nicht konnten; aber doch in Betrachtung dessen, was in der That geleistet werden soll, so wohlfeil, daß man es billig finden wird. Nur muß man nicht hohe Gelehrsamkeit oder Philologie und Critik, wie sie für Männer erforderlich ist, sondern blos Brauchbarkeit für die ersten Anfänger und fortwachsenden Liebhaber der Sprache erwarten.

Aesop, Aelians beyde Werke, Herodian, Apollodors Bibliothek, ohngefähr zwölf Reden des Demosthenes, Lisias, Isokrates und Aeschines, werden das Ganze ausmachen; und jeder Theil wird zweckmäßig bearbeitet werden, ob ich mich gleich jetzt noch nicht darüber erklären kann. Zur Probe sollen Aesopische Fabeln dienen. Nur die hundert und neunundvierzig aus Heusingers Ausgabe.

Ich werde sie im Texte, so wie Herr O. C. R. Gedicke im Lesebuche gethan hat, durch untergesetzte Erleichterung des Aufsuchens zu empfehlen bedacht seyn: nur dies werde ich als Originell hinzuthun, daß ich unter jeder Fabel, so wie auch im Verzeichniß der Wörter, welches griechisch und teutsch seyn soll, auf die schwerern Wortfügungen, und besonders im Index auf jede Kleinigkeit der Sprachlehre Rücksicht nehmen werde.

Weil aber die Hällische, Märkische kleinere und größere und die Wellerische Sprachlehren am meisten gebraucht werden; so werde ich dafür sorgen, daß wer nur eine von diesen Sprachlehren nach Landes-Sitte gebrauchen muß, vermittelst jeder derselben sich zu helfen im Stande sey.

Uebersetzungen werde ich nicht beifügen, weil der Geldwechsler zuwerfen hat, wird sie ohne mein Zuthun bekommen können. Ich will nicht für Damen, sondern für Leser des Textes arbeiten. Kommt die Sache in Stand, so läßt sich vielleicht

leicht eine nachfolgende poetiſche Bibliothek, und nächſt dieſer auch ein Magazin von Hülfsmitteln zur Erklärung für die Lehrer ſelbſt erwarten.

Jeder Theil ſoll eine Vorrede haben, worin ich mich über den Gebrauch deſſelben erkläre, was ich vorausſetze anzeige, und für den erwünſchten Erfolg verbürge.

Vorausbezahlung verlangt man nicht: ſondern wegen des „Graeca ſunt, non leguntur„ wahrhafte und zuverläſſige Subſcription auf die Aeſopiſchen Fabeln, in Octav auf Druckpapier, 16 Gr. in Golde: denn der Ladenpreis wird ein Thaler ſeyn.

Wir erwarten die Liſte der geneigten Beförderer dieſes gemeinnützigen Vorhabens zwiſchen hier und Neujahr 1785., ſo wie alle Briefe und Gelder poſtfrey, unter der Addreſſe an Buchhändler Horvath, oder an mich Unterſchriebnen.

Auf zehn Exemplare wird das 11te, auf funfzehn zwey, auf zwanzig drey freygegeben. Alle Exemplare werden, wenn nicht unvermeidliche Abhaltungen dazwiſchen kommen, auf Michaelis 1785. frey nach Berlin und Leipzig abgeliefert.

Alle reſpectiven Buchhandlungen, und, wo dieſe nicht ſind, die löblichen Poſtämter und alle Lehrer und Liebhaber griechiſcher Litteratur werden ergebenſt erſucht, dieſe Unternehmung zu befördern. Potsdam, den 28ſten Sept. 1784.

C. G. L. Seeliger,
Lehrer an der großen Schule zu Potsdam.

Der mit allgemeinem Beyfall aufgenommene hiſtoriſch-genealogiſche Kalender iſt mit Weglaſſung des hiſtoriſchen und genealogiſchen Theils bey Haude und Spener in Berlin neu aufgeleget worden, unter dem Titel: Allgemeines hiſtoriſches Taſchenbuch, oder Abriß der merkwürdigſten neuen Weltbegebenheiten, enthaltend für 1784. die Geſchichte der Revolutionen von Nordamerika von Ni. C. Sprengel Profeſſor der Geſchichte zu Halle. Sowohl das Intereſſe, die Gründlichkeit und Vollſtändigkeit des Inhalts, als auch der Reichthum und die Schönheit der Verzierungen ſind zu bekannt, und der Preis von 12 gar. zu billig, als daß ſich das Werckchen nicht jedermann ſelbſt empfehlen ſollte.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1785.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Jänner 1785.

I.

Einige Briefe
des Herrn Abts Domenico Seſtini,
auf ſeinen Reiſen in der Levante an ſeine Freunde nach Florenz geſchrieben.

Aus Begierde fremde Länder zu kennen, verließ der Herr Abt i. J. 1774. ſeine Vaterſtadt Florenz, und begab ſich nach Sicilien, wo er ſich einige Zeit zu Catania bey dem berühmten Fürſten von Biſcari aufhielt, der ihn mit Wohlthaten überhäufte. Von hier gieng er über Malta in die Levante, wo Smirna die erſte Stadt war, die er beſuchte. Weil er begierig war die Regierung und Sitten der Türken in ihrem Hauptſitze kennen zu lernen, ſo richtete er ſeine Reiſe nach Conſtantinopel, und befand ſich hier im Jahr 1778., da die Peſt daſelbſt auſſerordentlich wüthete. Er beſchrieb ſie; und ſeine Beſchreibung wurde im folgenden Jahre zu Werdun, ohne Namen des Verfaſſers, zum Druck befördert. Von Conſtantinopel gieng er durch die Wallachey, wo er ſich ein Jahr aufhielt,

und durch Hungarn nach Wien; kehrte aber nach einem kurzen Aufenthalte durch Hungarn, Servien und Bulgarien nach Conſtantinopel zurück, ſeine Reiſe in die Levante fortzuſetzen. Erſt im vorigen Jahre iſt er von ſeinen Reiſen zurückgekommen, und hat große Schätze aufgezeichneter Nachrichten von den natürlichen Produkten der von ihm beſuchten Länder, vom Ackerbau derſelben, und von den daſelbſt vorhandenen Alterthümern geſammelt. Von denſelben iſt, auſſer vier kleinen Bänden über die Produkte Siciliens, wovon eine teutſche Ueberſetzung erſchienen iſt, und einigen an ſeine Freunde zu Florenz geſchriebenen Briefen, noch nichts im Druck erſchienen. Die letztern finden ſich zerſtreut in den Novelle Letterarie von Florenz. Ich will ſie hier mittheilen.

Boli, den 8. May 1781.

Ich bin noch vierzig Stunden von Nicomedia entfernt. Boli iſt eine türkiſche Stadt, und ſoll das alte Polis ſeyn. Das vorigemal ſchrieb ich Ihnen, daß ich nach Nicomedia reiſete; und jetzt thue ich Ihnen zu wiſſen, daß ich meine Reiſe bis nach Tokat fortzuſetzen willens bin. Von da werde ich mich nach Trapezunt, und von dort nach der Krimm wenden. Dieſes habe ich dem Herrn Sulivan zu verdanken, der mich von Tag zu Tage immer weiter auf Abwege führt, und es kann ſeyn, daß ich bey dieſer Gelegenheit auch nach Diarberkir komme. Doch kann dieſes

ſes ſchwerlich geſchehen, weil es mir an nothwendiger Geräthſchaft und Papieren fehlt, und ich nur bis nach Nicomedia gerüſtet bin. Hätte ich mehr bey mir gehabt, ſo hätte ich auch mehr eingebüßet. Durch ein Unglück habe ich auf der See alle meine geſammelten Schätze verloren. Ich muß Geduld haben; denn eine Gelegenheit in guter Geſellſchaft mit vier Bezelten und zwey Portechaiſen, mit ſo vielen Leuten, und ſo gemächlich zu reiſen, findet ſich nicht leicht. Ich reiſe überall mit Nutzen, und die Kräuterkunde gewinnt viel durch mich. Ich weis nicht, wann ich Briefe von Ihnen erhalten werde. Doch fahren Sie fort ihre Briefe nach Conſtantinopel zu richten. In Zeit eines Monats hoffe ich da zu ſeyn und alle meine Sachen in Ordnung zu bringen. Wir ſind zehn Tagereiſen von Tokat, und drey von Trapezunt entfernt. Von da kann ich in wenig Stunden in die Krim überfahren, wenn der Wind gut iſt. Wir werden durch Amaſia und andere alte Städte kommen; und ich werde Gelegenheit finden Ihnen zu ſchreiben. Jetzt habe ich keine Zeit es zu thun; denn ich bin im Begriff einige alte mineraliſche Bäder, eine Stunde von Boli, zu beſuchen, von welchen noch kein Reiſender Meldung gethan hat. Tavernier und Otter ſagen nichts davon, weil ſie nur die Geographie zur Abſicht haben. Auf den Bergen haben wir vulkaniſche Auswürfe angetroffen. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden.

Tokat, den 22ſten May 1781.

Ich bin unvermerkt weit in Aſien eingedrungen. Ich war willens von hier nach Conſtantinopel zurückzukehren; aber der Herr Sulivan, der gern in Geſellſchaft iſt, und keine Unkoſten achtet, will mich bis nach Bagdad führen, wovon wir noch ungefähr 37 Konak entfernt ſind. Dergleichen Gelegenheiten ſind mir ſehr willkommen. In einem ſolchen Gefolge läßt ſichs mit Vergnügen reiſen. Dies wird eine der größten Reiſen ſeyn. Ich werde hernach die Wüſte durchwandern, Palmira und Aleppo ſehen, und durch die andere Seite von Natolien nach Conſtantinopel zurückkehren, daſelbſt ausruhen und den folgenden Winter Alexandria beſuchen. In jedem Falle addreſſiren Sie ihre Briefe nach Conſtantinopel, wo ich ſie ſicher finden werde. Gern möchte ich Ihnen Nachrichten von meiner zurückgelegten Reiſe geben; ich habe aber keine Zeit. Ich bin durch Amaſia, die Vaterſtadt des Strabo, gekommen, habe viele antike Inſchriften beobachtet, die Botanik vermehrt, und meine Theorie von den Vulkanen beſtätigt. Ich habe viele erloſchene Vulkane angetroffen, und ſchöne Laven geſammelt; weis aber nicht, ob ich ſie glücklich nach Hauſe bringen werde. Von dem alten Sebaſte bin ich zwey Tagereiſen, und fünf von den Türkiſchen Erzgruben entfernt, die wir im Vorbeygehen beſuchen werden. Ich ſehe wohl, daß mir Tavernier, Tournefort und andere ein ſchönes Feld in Aſien übrig gelaſſen

Bolingbroke.

Was iſt dein Fehler, vorgeſezt, oder würklich begangen? Wenn nur das erſte, ſo groß er ſeyn mag, ſo vergeb' ich ihn dir, um deine künftige Liebe zu gewinnen.

Aumerle.

So erlaubet mir, Gnädigſter Herr, daß ich den Schlüſſel umdrehen darf, damit niemand herein komme, bis meine Erzählung zu ende iſt.

Bolingbroke.

Das magſt du.

York (hinter der Scene.)

Gnädigſter Herr, nehmt euch in Acht, ſeht euch vor, ihr habt einen Verräther bey euch.

Bolingbroke (zu Aumerle.)

Nichtswürdiger, ich will bald mit dir fertig ſeyn --

Aumerle.

Halt deine rächende Hand zurük, du haſt keine Urſache zu fürchten.

York.

Mach die Thür auf, ſichrer, unbeſonnener König; öffne die Thür, oder ich werde ſie einſtoſſen.

gelaſſen haben, der Botanik und Naturgeſchichte Nuzzen zu ſchaffen. Was die Alterthümer betrift, ſo habe ich nichts entdeckt was der Mühe werth iſt, auſſer einer Münze von Amiſus, welche Stadt, wenn ich mich recht entſinne, in Paphlagonien lag. In meinem Pflanzen-Sammlen hat mich der Regen beſtändig verfolgt. Auf den Feldern habe ich bemerkt, daß man in Ermangelung des Regens die Aecker durch Kanäle und Graben mit dem Waſſer der Flüſſe bewäſſert, damit das Getraide nicht zu Grunde gehe. Ich werde Ihnen zu Diarberkir oder anderswo in dieſer Gegend ſchreiben, wenn ſich eine Gelegenheit dazu findet. Jezt bin ich nicht aufgelegt ans Vergangene zu denken. Jenſeits Sebaſte ſollen die Wege voll Kiurden ſeyn, welches eine gefährliche Sache iſt. Gott gebe, daß wir glücklich durchkommen! Von den Kiurden, welches Wort in türkiſcher Sprache Wölfe bedeutet, läßt ſich nichts gutes erwarten. Leben Sie wohl.

Am Ufer des Euphrats, den 6ten Junii 1781.

In meinem lezten Briefe von Sivas ſchrieb ich Ihnen, daß wir wegen der Kiurden, welche die Straſſen unſicher machten, unſern Weg nach Erzerum nehmen würden, da wir aber reiſefertig waren, erhielten wir vom Muſſelim Ordre, nicht abzureiſen, weil auch dieſer Weg unſicher wäre. Wir mußten daher noch einen Tag warten, bis wir ein bewafnetes

Geleite, und einen Brief an das Haupt der Kiurden von ihm erhielten. Den erſten Tag machten wir einen Weg von 12 Stunden durch wüſte Gegenden, wo wir zwar die Ueberbleibſel verheerter Dörfer, aber keine Seele antrafen. Des Abends erreichten wir einen Ort, Namens Dibrel-Kan, wo wir in einem Hauſe übernachteten, welches wir mit Wachen umzingeln mußten, um nicht ausgeplündert zu werden. Obgleich die Thüren verſchloſſen waren, ſo war doch Gefahr, daß die Räuber zum Schornſtein hineinſtiegen; daher mußten wir ſogar das Dach mit Wachen beſetzen. Wir ſchickten noch vor Nachts eine Wache zum Oberhaupt der Kiurden, welcher 4 bis 5 Stunden von uns entfernt ſeyn ſollte; aber die Wache betrog uns, aus Furcht vor den Kiurden. Wir ſahen uns daher gezwungen noch einen Tag uns da aufzuhalten, die Rückkehr eines Kiurden, den uns der Muſſelim zur Wache mitgegeben hatte, zu erwarten. Er kam nach zwölf Stunden mit dem Hauptmann der Kiurden, und zehn andern ſeines Gefolges, zurück. Dieſer ſchien keine Furcht zu kennen. Den dritten Tag brachen wir mit unſerer Karavane auf, welche die vierfüßigen Thiere, als Kameele, Pferde, Maulthiere und Eſel mitgerechnet, ungefehr aus 302 Köpfen von allerley Nationen beſtand, und nur wenige Menſchen enthielt, die einem feindlichen Angrif zu widerſtehen im Stande waren. Mich deuchte unter den Iſraeliten in der Wüſte zu marſchiren. Da wir in Begleitung

tung des Haupts der Kiurden einen Weg von vier Stunden zurückgelegt hatten, verlangte derſelbe Halt zu machen, unter dem Vorwand zu frühſtücken, aber in Wahrheit von den Leuten der Karavane Geld zu erpreſſen. Sie wollten auch von uns zum voraus wiſſen, wie viel wir ihnen für ihr Geleite zu geben geſinnt wären, und befriedigten ſich nicht eher bis wir ihnen ungefehr die Geldſumme ſagten, die wir ihnen zu ſchencken verſprachen, wenn ſie uns ſicher leiteten. Hierauf ſetzten ſie mit uns ihren Weg fort, ohne weitere Schwierigkeit zu machen. Nach einer Stunde Weges ſtießen wir auf die Gezelte der Kiurden, die mit ihrem Vieh eine weite Strecke einnahmen. Bey einer Heerde Schaafe ließ ſich der Hauptmann ein Lamm geben, welches er dem Herrn Sulivan ſchenkte. Hierauf gieng er unter ſein Gezelt, und ſchickte ſeinen Bruder mit zehn andern Kiurden mit uns. Vor dieſen mußten wir alles was in die Augen ſtechen konnte, verbergen; denn der Blick, den ſie auf jede Kleinigkeit warfen, ſchien allein hinreichend zu ſeyn, es uns zu rauben. Wir machten eine Tagereiſe von 14 Stunden, und lagerten uns gegen Abend ungefähr zwey Stunden von Alagra-Kan; mußten aber noch in der Nacht den Weg fortſetzen. Die Kiurden begleiteten uns bis in die Nachbarſchaft von Haſne-Celebi, wo ſie den Lohn ihres Geleites von einem jeden forderten. Sie leerten vielen mit Gewalt die Geldbeutel aus, nachdem ſie ihre Gebete zu gewiſſen Stunden verrich-

tet hatten. Hierauf erhielten ſie auch von uns die verſprochenen 40 Türkiſche Dukaten. Endlich kamen ſie in unſer Gezelt, und zählten ihr Geld, und ich bemerkte, daß ſie gegen 500 Piaſter den Leuten der Karavane geraubt hatten. Folgenden Abend kamen wir nach Echim-Kan, und jetzt haben wir es 12 Stunden hinter uns, und die Straßen ſind ſicher. Morgen werden wir die türkiſchen Silbergruben ſehen. Zu Diarberkir werde ich Ihnen ſchreiben. Leben ſie wohl.

Diarberkir, den 15. Jun. 1781.

Den 12ten dieſes Monats kamen wir hierher, alle bey vollkommener Geſundheit, nach einer Reiſe von 43 Tagen, ſeitdem wir Konſtantinopel verlaſſen haben. Ich habe Ihnen in dieſer Zeit einige Briefe geſchrieben, deren letzter vom Ufer des Euphrats datirt war. Der gegenwärtige kommt vom Tigerfluß. Sehen Sie, welche Rieſenſchritte ich mache. Ich hoffe, Sie werden alle meine Briefe erhalten haben, wo nicht, ſo müſſen Sie Geduld haben, wie ich, der ich erſt zu Aleppo die ihrigen zu erhalten hoffe. Fahren Sie unterdeſſen fort, ihre Briefe nach Konſtantinopel zu addreſſiren; denn entweder finde ich ſie da, oder an dem Orte, wo ich ſie hinzuſchicken Ordre gebe. Ich werde Sie mit meinen Reiſen nicht unterhalten, weil ſie dieſelben zu ſeiner Zeit ausgearbeitet leſen werden. Doch muß ich Ihnen ſagen, daß ich verſchiedene Silbergruben beſucht, und einige Stufen daſelbſt für mich aus-

ausgesucht habe. Sie sind zu Kirkau und Argana. Es stand mir frey mich mit einer Menge zu beschweren; allein die Länge der Reise erlaubte mir es nicht. Bis jetzt habe ich starke Beweisgründe zur Bestätigung der Theorie des Herrn Condamine über die Berge gesammelt. Alle die Berge, die wir bisher gesehen haben, sind ehedem feuerspeyende Berge gewesen. Ich habe eine Menge Lava gefunden; es ist aber nicht möglich sie alle fortzubringen. Diese ganze Ebene von Diarberkir ist ein Auswurf von Vulkanen, deren Lava durch die Zeit verwittert ist. Selbst Diarberkir stehet auf einem erloschnen Vulkan, und seine Mauern und Häuser sind von Lava gebauet. Man kann hier mit Wahrheit sagen, daß die Vulkane, die anderswo Städte zu Grunde gerichtet, hier zur Errichtung derselben gedient haben. Die Vulkanische Natur dieser Provinz ist wenigen bekannt; und noch niemand, glaube ich, hat angemerkt, daß Diarberkir ganz aus Lava bestehe. Dies ist eine der Ursachen, warum hier die Sonnenhitze so sehr empfindlich ist; die Steine, die von der Sonne beschienen werden, verlieren nie ihre Wärme. Morgen werden wir nach Mossul zu Lande reisen, obgleich Kurden in dieser Gegend sind. Hernach werden wir auf den Tigerfluß zu Wasser gehen, weil er jetzt schiffbar, und weniger gefährlich ist als zu Lande. Wir werden nach Bagdad kommen, und ich habe keine Lust weiter in Asien vorzudringen; denn die Hitze ist hier erschreck-

ſchrecklich, und doch bey weiten noch nicht ſo groß als ſie weiter hin ſeyn wird. Von Muſſul will ich Ihnen ſchreiben.

Bagdad, den 16ten Julii 1781.

Ich habe Ihnen ſchon oft geſchrieben, ſeitdem ich Conſtantinopel verlaſſen habe, und mein letzter Brief war von Diarberkir; aber Gott weiß, ob einer davon zu Ihren Händen gekommen iſt. Vielleicht erwarten Sie Briefe von Muſſul oder Ninive, oder von dem Berge, auf welchem der Kaſten Noah ſitzen blieb. Aber wie ſoll ich es anfangen, daß ich Ihnen ſchreibe, und daß Sie meine Briefe richtig erhalten! Die brennende Hitze, die Araber, die Kurden und hunderttauſend andre Hinderniſſe benehmen mir Gedanken und Gelegenheit zum Schreiben. Jetzt, da Herr Sulivan einen Bothen nach Aleppo ſchickt, benutze ich die Gelegenheit. Er braucht vierzehn Tage dahin zu gehen. Von da aus läuft der Brief noch zehn Tage bis nach Conſtantinopel; folglich können Sie dieſen Brief nicht vor dem Ende des Septembers erhalten. Von meinen Reiſen kann ich Ihnen für jetzt nichts melden, als von großen Ebenen und Wüſten ohne Bäume, von Sonnenhitze, Staub und Leuten, denen nach der Habſchaft der Franken die Zähne wäſſern. Ich habe viele Nachrichten von Kurdiſtan geſammelt, die Ihnen in meiner Reiſebeſchreibung nicht misfallen werden. Q. Curtius ſpricht von die-

dieſem Lande, und alles, was er ſagt, iſt wahr. Die Jezidan (Anbeter des Teufels) bewohnen den Gibal-Sengiar, und ſind böſe Leute. Sie plündern die Cadi und Mollah, die nach Conſtantinopel zurückkehren. Sie ſind das letzte Volk, das man auf dem Wege nach Muſſul antrift. Ich bin den letzten Junius zu Muſſul angekommen, und zwar einen Tag früher als die Caravane, weil ich mit meinem Pferde voraus geritten bin. Ich verirrte mich um eine ganze Stunde in der Wüſte, und war in Gefahr in die Hände der Jezidiſchen Teufel zu fallen. Den 3ten Jul. verlieſſen wir Muſſul, und ſchifften in einem Killet auf dem Tiger nach Bagdad in ſechs Tagen. In Tavernier werden Sie finden, was ein Killet iſt. Der Tiger iſt ein ſchöner Fluß; er ſchlängelt ſich aber ſehr bis nach Tigrit, (das alte Seleucia) und Dor, wo er regelmäßiger fließt. Lava und Vulkane habe ich ohne Ende gefunden, bis nach Geſirat, welche Stadt ganz von Lava gebauet iſt. Dieſe Stadt war, glaube ich, ein römiſcher Pflanzort, weil ich daſelbſt in der Feſtung einen ſchönen antiken Tempel angetroffen habe. Wir haben Mierdino beſucht, eine von den Merden gebauete Stadt, welches Volk ſich mit den Medern vereinte und die Stadt Cara bauete, die wir auch, nicht ohne Gefahr vor den Arabern, geſehen haben. Der Schriftſteller Gregorius Caracenus war hier gebohren. Auch haben wir Niſibini, eine ehemalige Pflanzſtadt der Römer, iezt aber ein Haufen

elen:

elender Hütten, besucht. Jetzt sind wir zu Bagdad, wo man das alte Babel vergeblich sucht. Q. Curtius hat Recht. Es lag am Euphrat, in der Nachbarschaft von Kella, einer Gegend, die wegen der Araber sehr unsicher ist. In der Nacht des 9ten Jul. kamen wir zu Bagdad an; und ich glaube, daß wir vor dem 20sten nicht nach Bassora abreisen werden, und zwar zu Wasser auf dem Tiger. Diese Fahrt wird beynahe zwey Wochen dauern. Die Hitze ist erschrecklich, und vom Mittag bis Abend unerträglich. Man schläft auf den Dächern, wie die Alten predicabant super tectum. Hier zu Bagdad lehrt man die Tauben Briefe zu tragen. Den Weg von Bassora bis hieher machen sie in vier Stunden. Die Schiff-Capitains bedienen sich derselben, von ihrer Ankunft Nachricht zu geben. Die Barken sind hier sehr groß, besegelt, und breiter als unsre Polacche. Dieses Jahr sind viele Gesellschaften von Engländern, die in Indien reisen, hier angekommen. Eine, die von Aleppo kam, bestand aus neun Personen. Ich weis nicht, wie lange ich mich zu Bassora aufhalten werde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herr Sulivan eine Barke nach Muscat und Surat miethen wird; ich weis aber nicht, ob ich ihn dahin begleiten werde. Die Zeit wird mir Rath geben. Man muß so gesund als Herr Sulivan seyn; denn eine so lange Reise würde manchen entkräftet haben. Die Botanik gewinnt durch mich nichts bey so großer Hitze. Eine

Vier-

Viertelſtunde iſt hinreichend, einen jeden zu Boden zu werfen. Doch habe ich einige ſonderbare Pflanzen und Sämereyen von dieſer Gegend. Zu Elgeſiret ſahen wir beym Bey des Orts einen Löwen, zwey wilde Eſel, Strauße und andere wilde Thiere. Die wilden Eſel hat man in der Wüſte gefangen. Von Baſſora wegzureiſen, muß man eine friſchere Jahreszeit, nämlich den September, erwarten. Ich werde über Bagdad zurückkehren müſſen; und ich weis alsdenn nicht, ob ich meine Reiſe über Ezerum nach Aleppo nehmen werde, die Wüſte zu vermeiden. Die Umſtände werden mich beſtimmen. Wenn es ſo fort gehet, werde ich vor dem December nicht nach Conſtantinopel zurückkommen. Hier hört man von nichts als von Ausplünderungen der Franken. Die Araber ſind ſehr lüſtern nach ihrer Habſchaft. Was ſollte ich anfangen, wenn mir dieſes widerführe? Ich müßte Ihnen überlaſſen was ich habe, und in dem Zuſtande der Mutter Natur zurückkehren. Viele Miſſionäre ſind dieſem Unglück ausgeſetzt worden. Vielleicht bin ich eine Ausnahme von der Regel. Letzthin beſuchte Herr Sulivan den Paſcha. Ich war im Gefolge. Man machte Ceremonien, wie wenn ein Europäiſcher Bothſchafter den GroßVezir beſucht. Er erhielt einen reichen Pelz von Samur, ich einen andern von Hermelin. Leben Sie wohl.

Baſſora, den 6ten Auguſt 1781.

Mein letzter Brief an Sie war von Bagdad. Sie werden ihn hoffentlich empfangen haben. Um Sie nicht ganz ohne Nachrichten zu laſſen, ſchreibe ich Ihnen, daß wir uns den 20ſten Julii in Bagdad auf dem Tiger eingeſchifft, und eine ſchreckliche Schiffahrt gehabt haben. Bald blieben wir auf dem Sande ſitzen, und waren einer unerträglichen Hitze ausgeſetzt; bald wurden wir vom Südwinde geſengt; bald hatten wir mit den Arabern zu kämpfen. Kurz, dieſe Reiſe iſt uns äuſſerſt beſchwerlich geweſen. Den 4ten kamen wir des Abends nach Guorna, wo der Tiger ſich mit dem Euphrat vereint, und mit ihm den ſchönſten Strom bildet, auf beyden Ufern mit Palmbäumen geſchmückt. Den 5ten gelangten wir gegen Mittag nach Baſſora, und fanden hier die Hitze in einem ſolchen Grade, als ſie nur in der Hölle ſeyn kann. Fahrenheits Wärmemeſſer ſtieg in unſerm Zimmer auf 100 bis 110 Grade. Das iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit! Ich denke nach Aleppo zurückzukehren; ob ich gleich wegen der allzugroßen Hitze die Zeit meiner Abreiſe nicht beſtimmen kann. Im Perſiſchen Meerbuſen gegen Moskat kreutzen zwey Franzöſiſche Kaper. Wir haben hier ein Packet-Boot, welches von Bombay hierher kommt. Verſchiedene Engliſche Herren werden zu Moskat von den Franzöſiſchen Kapern blokirt. Leben Sie wohl.

Alep-

Siebende Scene.

York zu den Vorigen.

Bolingbroke.

Was giebt es, mein Oheim? Sprich, komm erſt zu Athem; ſag uns, wie nah iſt die Gefahr, damit wir uns waffnen können, ihr entgegen zu gehen?

York.

Ueberlies dieſe Schrift, ſo wirſt du die Verrätherey kennen, von der ich, athemloß wie ich bin, noch nicht reden kan.

Aumerle.

Erinnre dich, indem du lieſeſt, deines gegebnen Verſprechens. Es reuet mich, lies meinen Namen nicht, mein Herz iſt kein Bundsgenoſſe meiner Hand.

York.

Nichtswürdiger, dein Herz war ein Verräther, eh deine Hand es war -- ich riß es aus des Verräthers Buſen, König. Furcht, nicht Liebe zeugt ſeine Reue; habe kein Mitleiden mit ihm, oder dein Mitleiden möchte eine Schlange werden, und dein Herz durchſtechen.

Bolingbroke.

O gräuliche, verwegne und mächtige Verſchwörung! O rechtſchaffner Vater eines verrätheriſchen Sohns, du reine, unbefleckte Silberquelle, aus welcher dieſer Strom

durch

Aleppo, den 27ſten Decemb. 1781.

Da ich das Gebürge Argana verließ, und auf die Ebene von Diarbekir kam, ſchrieb ich Ihnen, daß ich daſelbſt viele Tepè oder einſame Hügel antraf, welche nichts anderes ſind als erloſchene Vulkane. Um ſie her liegen groſſe Steine und ganze Maſſen von Lava, die zum Theil durchlöchert ſind, und von den Einwohnern zu Diarbekir Weiber genannt werden. Dieſe Stadt iſt nicht nur ganz von Lava, ſondern auch auf einen erloſchenen Vulkan gebauet. Die Citadelle ſtehet auf dem Crater. Die Stadtmauer beſtehet aus Quadratſteinen von Lava, die ihr ein eben ſo ſchönes Anſehen geben, als die Lava des Aetna ehedem der Ringmauer der Stadt Catania gab, wie der Ueberreſt von Quadratſteinen bezeuget. Da ich nachher von Baſra oder Baſſora zurückkehrte, und meinen Weg von Oſt gegen Weſt nahm, beobachtete ich in einiger Entfernung von der Stadt, daß dieſe Ebene rund, und von dem obengeſagten Gebürge umringt, ehedem der Keſſel eines ungeheuer groſſen Vulkans war, der nach ſeinem Einſturze ſich in viele kleinere verwandelt hat. Bald findet man ausgeworfene Lava, bald andre, die aus der Mündung ihres Keſſels auf das benachbarte Erdreich gefloſſen iſt. Nachdem wir einen Weg von zwölf Stunden zurückgelegt hatten, entdeckten wir des Abends einen andern groſſen Vulkan, den Berg Beſſerek, welcher einſam liegt, und ſich ſehr weit in die Runde erſtreckt. Er

ſcheint den vielen kleinen Vulkanen zum Zunder gedient zu haben, und das Haupt derſelben gewesen zu ſeyn. Der Weg gehet mitten über dieſen Berg durch einen Schlund, der von einer Höhle zugenannt wird. Zur Rechten dieſes Berges liegt das hohe Gebürge von Turcomannia, und zur Linken jenes von Karacian. Kurz, bis in das große Dorf Severek, welches 20 Stunden von Diarberkir liegt, iſt der Weg mit Lava bedeckt, die von entfernten Vulkanen hierher geworfen worden iſt. Dieſe macht den Weg ſowohl zu Pferde als zu Fuße ſehr beſchwerlich; weil man in einem engen Pfade zwiſchen den aufgeworfenen Steinen paſſiren muß. Die Laven bey Severek haben einigen Anſchein von calcinirtem Granit; ſie ſind aber nichts anders als Kalkſteine, die durch einen gewaltigen Auswurf eines Vulkans hierher geſchleudert worden ſind, ohne von dem Feuer eine beträchtliche Veränderung erlitten zu haben. In andern Laven oder vielmehr Steinen beobachtet man viele kleine Löcher voll quarzartiger Materie, und auch ohne dieſelbe. Ich glaube, daß der Beſſerek ehedem der Patriarch aller der Vulkane dieſer Gegend geweſen iſt. Die Menge der Vulkane kann Urſach an ihrer Erlöſchung geweſen ſeyn. Daß dieſe zu verſchiedenen Zeiten geſchehen, und zwar nicht ſehr lange vor dem erſchrecklichem Erdbeben, wodurch die Stadt Antiochien, die ehemalige Hauptſtadt von Syrien, an dem Fluß Orontes, unter dem Kaiſer Trajan verwüſtet, und in dem

vierten und fünften Jahrhundert ganz zu Grunde gerichtet wurde, dieses beweiset die noch nicht sehr veränderte Natur der ausgeworfenen Lava. Ich habe Antiochien noch nicht besucht; so viel ich aber aus der Natur des Erdreichs von Aleppo schließen kann, so müssen auch da erloschene Vulkane seyn, und in dem Bau der Häuser dieser so oft verwüsteten Stadt muß sich Lava finden. Von Severek aus haben die Vulkane ihren Fortgang. Man siehet in dieser weiten Strecke eine Menge einsam liegender Berge, welche insgesamt erloschene Vulkane, und theils mit Ströhmen, theils mit Auswürfen von Lava umgeben sind. Von Severek kamen wir nach einem Marsch von zwölf Stunden in ein Dorf, Aghis-Khan genannt, welches rings um einen erloschenen Vulkan liegt; woher es seinen türkischen Namen Aghis, der eine Mündung oder Crater bedeutet, erhalten zu haben scheint. Wer weis, ob dieses kein Beweis ist, daß dieser Vulkan in den Zeiten der türkischen Eroberungen erloschen sey. In dieser Strecke Landes beobachtet man, daß der Erdboden in einigen Gegenden aus vermischtem Sandstein und Tophstein bestehet. Man findet auch Ketten von Sandhügeln, die sich in der großen Revolution gebildet haben, der Ebene von Leutini in Sicilien gleich, die der Aetna mit Auswürfen von Sand und Kies bedeckt hat.

Es scheint, hierauf könne man folgende Theorie gründen, welche der heiligen Schrift nicht widerspricht.

Da das Waſſer von der Erde wegzog, und im Schooſe derſelben eine Menge organiſirter Körper hinterließ, die einer Gährung fähig waren, vereinte ſich ihre von andern Elementen abgeſonderte phlogiſtiſche Materie mit den Kalktheilen des ſandigten Erdreichs, und bildete eine Art Hepar ſulphuris, folglich einen ewigen Stoff zu Vulkanen. Ueberhaupt beweiſet der Augenſchein der vulkaniſchen Auswürfe, daß das ſandigte Erdreich die wahre Zeugemutter der Vulkane ſey. Auch wenn man ſich von den Vulkanen entfernt, trift man kreidenartiges Erdreich an, mit calcinirter Erde, die, ohne die Geſtalt der Lava erlangt zu haben, durch eine ſchwächere Gewalt ausgeworfen worden iſt. Betrachtet man die zween rothen Berge (Monti roſſi) zehen italieniſche Meilen von Catania, zwey erloſchene Vulkane, Söhne des daſigen großen Patriarchen, welche die Stadt Catania faſt gänzlich zu Grunde gerichtet haben, ſo findet man, daß ſie rings um ſich her einen ſchwarzen Sand, wie einen Regen, ausgeſtreuet haben, und durchaus aus Kreide, calcinirtem Stoff und zuſammengebackenem mit Glas-Theilchen vermiſchtem Sande beſtehen.

Bey Kara-Unipri (ſchwarze Brücke) trift man ein Dorf an, eine Stunde Weges von Urſa, welches ebenfalls auf dem Rücken eines erloſchenen Vulkans gebauet iſt; und die benachbarten Berge ſind nichts anders als ausgeworfene Lava, die ſich durch die ganze

Wüſte

Wüſte bis nach Urfa erſtreckt, welche Stadt zum Theil aus Lava gebauet iſt. Urfa liegt mit ſeinem alten Kaſtel auf zwey Bergen, die, wie dieſe ganze Gegend, ſowohl Berge als Ebene, aus weißem Kalkſtein mit Feuerſteinen vermiſcht beſtehen; und wenn man auf der Ebene in die Erde gräbt, entdeckt man das Bette ehemaliger Flüſſe. Wenn man von Urfa weiter fortgehet, findet man eine Kette von Bergen, die von der nämlichen Beſchaffenheit als die obigen ſind, und nachher ausgeworfene Lava auf einem Grunde von Kalkſtein, wodurch ich noch mehr in meiner Meynung beſtätiget wurde, daß ein ſolcher Grund die Mutter der Vulkane ſey. So iſt der Erdboden bis an das Syriſche Meer beſchaffen. Er gehet immer fort durch ungleiche Hügel und Berge, und überall nimmt man einſam liegende kleine Berge wahr, lauter Wirkungen von Vulkanen.

Arab-Daghi (Berg der Araber) zwey Stunden von Bir (das alte Berona) iſt ebenfalls ein erloſchener Vulkan von kalkartigem Urſprung. Die Auswürfe ſind hier von unterſchiedener Art. Der Kalkſtein iſt hier calcinirt und durch das Feuer aufgelöſet. Der Hornſtein, der ſich in den Kalk-Maſſen gebildet hat, findet ſich hier theils ausgeſchleudert und einzeln, theils in Klumpen von Kalk. Um Sie davon zu überzeugen, werde ich Ihnen verſchiedene Proben davon überſenden. Ein Auswurf dieſer Art von einem jetzt iſo-

lirten Berge bildet hier einen Schlund, wodurch man hinabsteiget und zu tiefern und ungleichen Hügeln kommt, die auf einem kreideartigen Boden liegen. Die Stadt Bir iſt auf mehrere Hügel gebauet, welche aus Steinen beſtehen, die dem Malteſiſchen an Weichheit gleichen. Häuſer und bewohnte Grotten ſind in dieſen Stein eingehauen. Dieſſeits Bir geht man über den Euphrat, und findet einen kreideartigen Boden und Hügel von gleicher Größe. Nach einem Wege von vierzehn Stunden kömmt man in ein Dorf, Namens El-Beg, wo die Häuſer aus Lava gebauet ſind. Eine Stunde, bevor man dahin kommt, fängt man an auf einem erloſchenen Vulkan auf- und abzuſteigen. Wenn man El-Beg zurückgelegt hat, trift man bald Begräbnis-Stellen, bald an den Pfeilern der Springbrunnen und in den Mauern verarbeitete Lava an. Bis zum Dorfe Bab, welches ſechs Stunden von Aleppo liegt, habe ich immer den nämlichen Kreide- und Kalkſtein gefunden. In dieſer Strecke, die ich des Nachts durchreiſete, däuchte mich, Lava und andere erloſchene Vulkane wahrzunehmen. Der Erdboden um Aleppo beſtehet aus weißem Kreide- oder Kalkſtein. In einigen Gegenden finden ſich hier zuſammengehäufte Schalthiere, in andern eine Menge Madreporen. In den Gebäuden dieſer Stadt findet ſich Lava; zerbrochene Kapitäle und ganze Säulen Korinthiſcher Ordnung von Lava liegen hier und da in den Winkeln der Stadt zerſtreuet. Ich glau-

glaube, man hat die Ueberbleibſel der alten Stadt Antiochien, welche nur vierundzwanzig Stunden von hier entfernt iſt, hieher gebracht, die Stadt zu verſchönern, die aber auch hier durch die Zeit verwüſtet worden ſind. Weil hier der Boden kalkartig zu ſeyn fortfährt, ſo müſſen ſich auch hier erloſchene Vulkane finden, gleichwie der Berg Arſiz-Dagbi, neun Stunden dieſſeits Aleſſandretta, bey Beilan, ein noch würklich brennender Vulkan iſt. Dies iſt der einzige noch lebende Zunder in einer zurückgelegten Strecke von mehr als 120 Stunden, ohne den großen Raum zu rechnen, welchen die erloſchenen Vulkane von Diarberkir bis zum alten Ninive, die ſich unter den lieſigten Gebürgen von Kurdiſtan verlieren, und deren ſich auch welche in Perſien und am Kaſpiſchen Meere finden müſſen, einnehmen. Zur Beſtätigung dieſer Vermuthung kann dieſes dienen, daß auf dem Markte zu Bagdad gewiſſe Steine, Namens Ajak-Taſei zum Gebrauch der Bäder verkauft werden, die aus den Perſiſchen Gebürgen kommen, und nichts anders ſind, als poröſe Bimſteine. Von den erloſchenen Vulkanen, die ich auf der Reiſe von Conſtantinopel bis in die geſagten Gegenden angetroffen habe, will ich nichts ſagen. Von denſelben und von meiner Theorie werden Sie in meinem großen Tagebuche, welches ich Ihnen überſenden werde, Nachrichten finden. Sie können es durch den Druck bekannt machen, wenn Sie es der Mühe werth finden.

Unterdessen habe ich Sie nicht ganz ohne Beweisgründe zur Bestätigung der Theorie des Herrn de la Condamine lassen wollen. Er behauptet, unsre Erdkugel habe sehr große Revolutionen, deren viele uns ganz unbekannt sind, erlitten, und die Berge der Erde seyen eine Wirkung ehedem brennender Vulkane. Dergleichen Theorien lassen sich besser auf offenem Felde und auf langen Reisen, als in den Studierstuben beurtheilen. Auch die berühmtesten Männer haben von der Natur der Vulkane schief geurtheilt. Was mich betrift, so habe ich die lange Reise nach Asien einzig und allein zur Befriedigung meiner und meiner Freunde Wißbegierde unternommen ꝛc.

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

Auszüge

aus einer wenig bekannten Camperischen Schrift,

An den Herausgeber des T. Merk.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hier einen reichhaltigen Auszug aus einer Schrift mittheile, die deswegen einen vorzüglichen Platz in Ihrem Journale verdiente, weil sie bisher so zu sagen als Manuscript unter den Freunden des Verf. circulirt hat, und nie

in

in Buchladen gekommen iſt. Ihr Inhalt erwägt eine der wichtigſten Gegenſtände für die Menſchheit, und iſt von einem Manne bearbeitet worden, der unter Tauſenden auch ſeines Amtes und ſeines Gleichen vielleicht der geſchickteſte dazu war. Sie betrift eine Preisfrage, welche die Botaniſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Rotterdam zur Beantwortung auf den 1ſten März 1783. ausgeſetzt hatte, und die von den berühmten Camper zu Klein Lunkum in Friesland beantwortet, aber von der Geſellſchaft nicht gekrönt worden iſt. Ihr Verf. fand indeſſen für gut, ſie drukken zu laſſen und ſie ſeinen Freunden und Correſpondenten mitzutheilen. Die Frage war dieſe:

> Da die vergleichende Anatomie ſo viele Uebereinkunft zwiſchen dem mechaniſchen Baue des Menſchen und der vollkommenſten Thiere entdeckt, ſo iſt die Frage: ob es natürliche Urſachen giebt, warum der Menſch mehr denn irgend ein anderes Thier mit Gebrechen und Schwachheiten zu kämpfen hat; und, wenn ſich dieſes ſo befindet, wie ferne die Aufſuchung derſelben Mittel und Anleitung geben können, die bisherige Kenntniſſe der Heilkunde zu erweitern?

Der Verf. iſt in dem Vorderſatz der Frage vollkommen der Meynung der Geſellſchaft, und findet zwiſchen Menſchen und Thieren eine groſſe Aehnlichkeit. Von dem Menſchen herab bis zum Meerſchwein fin-

det überall eine Kette von Modificationen statt, welche eine Reihe von Gliedern ausmachen, die ungeachtet ihrer groſsen Menge doch sehr wenig von einander abweichen, so ineinander geschmolzen sind, und einander so nahe erreichen, daſs es mühsam, ja zuweilen unmöglich ist genau zu bestimmen, wo sie sich in der That von einander unterscheiden.

Ausgenommen die Zirbeldrüse, die bey vielen Thieren nicht da ist, wie bey Hunden, Katzen, Haasen ꝛc. hat das Gehirn von allen Thieren unter sich und auch mit dem Gehirn des Menschen eine groſse Uebereinstimmung. Selbst in den Fischen mit Schuppen hat ein ähnlicher Bau statt: auch ist der Ursprung und Ausgang der Nerven, ihr Lauf und Verbreitung in dem Menschen, den vierfüſsigen Thieren, den athmenden und geschuppten Fischen überall gleichförmig. „Ich „glaube, sagt der Verf., selbst in den Köpfen von „Wallfischen, Cuchelotten, Meerschweinen, Delphinen, „Narwals, das Sieb-Bein, auch die Löcher, die zum „Ausgange der Geruchsnerven bestimmt sind, sehr „deutlich entdeckt zu haben.„

In der Zusammensetzung der Organe hat die gröſste und wunderbarste Verschiedenheit statt. Die Vögel haben alle, und zwar mit Ausschlieſsung der übrigen Thiere, den schwarzen Fächer (marsupium nigrum) der aus der Einpflanzung des Gesichts-Nerven mit einer breiten und platten Basis abstammt. Die Vögel

durch ſumpfige Oerter geſtoſſen, und ſo ſich ſelbſt verunreinigt hat. Der Ueberfluß deiner Verdienſte ſoll dieſen tödtlichen Fleken von deinem verbrecheriſchen Sohn abwaſchen.

York.

So würde meine Tugend die Kupplerin meines Laſters ſeyn; und wie verſchwendriſche Söhne ihrer kargen Väter Gold, ſo würde er durch ſeine ſchändliche Thaten meine Ehre verpraſſen. [(*) Meine Ehre lebt nur, wenn ſeine Schande ſtirbt; du tödteſt mich, du tödteſt den rechtſchaffnen Mann, wenn du den Verräther leben läſſeſt.

Die Herzogin (hinter der Scene.)

O! Gnädigſter Herr, um Gottes willen, laßt mich ein!

Bolingbroke.

Was für ein hellſtimmiger Supplicant macht dieſes ängſtliche Geſchrey?

Herzogin.

Ein Weib, und deine Tante, groſſer König, ich bin's. O laſſet mich vor, habet Mitleiden mit mir, laßt die Thür öffnen. Eine Bettlerin bettelt, die zuvor noch nie gebettelt hat.

Bolingbroke.

Unſre Scene hat ihre ernſthafte Geſtalt verlohren, und hat ſich in den Bettler und den König verwandelt; mein

gefähr-

(*) Von hier bis an's Ende der Scene lauter Reime im Original.

gel haben hingegen keinen Incus oder Amboß und kein Schneckenhaus in ihrem Gehörwerkzeug.

Die Augäpfel der knorpelichten Fiſche, wie bey Hayn, Rochen und andern, drehen ſich auf einem Stiele. Die Geſichts-Nerven von verſchiedenen kreuzen ſich ſehr ſichtbar, wie man unter andern an dem Hechte ſehen kann.

Alle geſchuppte Fiſche haben halbrunde Canäle, ſelbſt der Aal, allein die athmende Fiſche haben keine, und einen unbeweglichen Hammer. Demungeachtet hören die lezten alle ſo gut wie die Menſchen, vermittelſt der Luft: und die Vögel ſo ausnehmend wohl, daß verſchiedne davon die angenehmſten Melodieen lernen und nachſingen.

Die Amphibien vom Crocodil bis zur Schildkröte und dem Froſch haben alle nur einen Steigbügel, deſſen langer Stiel das Trommelhäutchen einnimmt: ſelbſt das Chamäleon hat ein groß Trommelhäutchen, ſehr lange Steigbügel und ſichtbare Euſtachiſche Canäle, obgleich Perrault das Gehör an dieſen ſonderbaren Thieren gänzlich verkennt, und Linneus dem Anſehen dieſes franzöſiſchen Zergliederers hierin folgt, da doch Swammerdam längſt das Gegentheil davon behauptet hatte. Der Verf. kann mit dem Präparate von dem Kopfe eines Chamaleons dieſes Gehör-Organ aufs deutlichſte erweiſen.

Das zum Geruch beſtimmte Organ kommt in Menſchen und Thieren, die geſchuppten Fiſche nicht ausgenommen, vollkommen überein. Die Oberfläche von den Geruchhäutchen iſt nur größer oder kleiner, mehr oder weniger ineinander gebogen: die Luft führt die Geruchtheile in die Naſe der athmenden Landthiere, und das Waſſer in die Naſe der Fiſche. Die Rana piſcatrix ſelbſt hat ſehr merkwürdige Geruchnerven und ſehr ſichtbare Naſenlöcher, ob ſie gleich weder Artedi noch Linné erkannt haben. Das ganze Geſchlecht der Haven, Hunerfiſche und Rochen hat indeſſen unter den ſchwimmenden Thieren das anſehnlichſte Geruch-Organ. Auch iſt es in dem Springwallfiſche und in dem Meerſchweine ſehr merkwürdig, aber dabey ſo abgeſondert von den Luft-Röhren, daß ich nicht zweifle, ſagt der V., ſie riechen durch das Waſſer und keinesweges durch die Luft, ob ſie gleich in der That Luft athmen.

Obgleich der Löwe, die Tygerkatze und der Hund an den Hinter-Pfoten nur vier Finger haben: obgleich der Agouti drey, und die zweyte Sorte von Faulenzer an der vordern Pfote zwey, und drey an der hintern Pfote haben, und das Pferd nur einen einzigen Finger hat: ſo bleibt die Analogie in Anſehung der Muskeln doch immer dieſelbe, weil doch wenigſtens allezeit ein Finger vollkommen iſt, indeſſen zwey als abgeſchnitten, oder lieber als unvollkommen, unter der

Haut

Haut verborgen liegen, wie bereits Galenus angemerket hat, der den abgekürzten Finger in den Hunden, Katzen u. dergl. Apographe oder das Ebenbild der andern Finger nennt.

Die Flügel der Vögel endigen sich in einer unvollkommenen Hand mit zwey Fingern und einem Daumen, die oft einen Nagel haben, wie bey dem Strauß, dem Casuar und dem Parra. Zuweilen ist der vorderste Finger mit einem Nagel versehen, gleichwie bey dem Strauß und der zweyten Art vom Parra, welche bey dem Grafen v. Buffon sehr schön abgebildet ist. Der Metacarpus und Metatarsus bey den Rindern, Schaafen, Hirschen und Cameelen besteht in der That anfangs aus zwey Beinen, wie es Mr. Fougeroy de Vandarcy in den ungebohrnen und jungen Kälbern, Hirschen, Damhirschen und Lämmern gefunden hat. Doch neun oder zehn Wochen nach der Geburt, wenn das Thier vollkommen geworden ist, sieht man nur ein einziges Bein, das nur eine Höhle hat, obgleich vorher zwey dergleichen deutlich da gewesen sind. Man solte dieselben Proben mit ungebohrnen Fohlen anstellen, um dadurch die Meynung des D'Aubenton zu bestättigen oder zu widerlegen, der den Metatarsus oder Metacarpus, was die Franzosen bey den Pferden le Canon, und die Italiäner Gambu nennen, für drey ineinander geschmolzene Beine ansieht.

Im

Im Allgemeinen genommen ſind die vordere Pfo-
te der vierfüßigen Thiere und die Hände der Men-
ſchen ſehr gleichförmig mit einander; ſelbſt ſieht man
dies an den Flügeln der Vögel. Der Schöpfer hat
allen dieſen Thieren jederzeit einen Daumen und klei-
nen Finger geformt, um die Muskeln zu befeſtigen
und dadurch die Bewegung der Vorhand zu begün-
ſtigen; nur allein die drey andern Finger ſind nicht
allezeit zugleich alle da. Denn wenn auch Daumen
und Finger, wie bey den Pferden, Eſeln und den mei-
ſten wiederkäuenden Thieren, auswendig fehlten, ſo
findet man doch die Anfange dieſer Beine an der Vor-
derhand um die Sehnen der Radiales und Ulnares;
und eben ſo an dem Fuſe, um die von den Peronæi
und Tibiales aufzunehmen.

Man trift unter andern noch einen großen Unter-
ſchied in der Bildung und Stellung des Zungenbeins,
der Rippen und Beckens an. In dem Igel ſind die
Schaambeine weit von einander, und blos mit einem
Bande geſchloſſen; in der Fledermaus desgleichen. In
dem Maulwurf lauft die Scheide der Gebärmutter
oben über dem Schaambein, und alſo ganz auſſer dem
Becken, wodurch die Geburt ganz verſchieden ſeyn
muß, und weit leichter gemacht wird.

Die Achſe von der Bärmutter liegt bey den
vierfüßigen Thieren in der Achſe des Beckens, ihr
Steißbein liegt parallel an, ſo daß das Junge in

Einer

Einer geraden Linie, und um ſo viel bequemer zur Welt kommt, als bey unſern Frauen, wo die beyde Achſen einen merklichen Winkel machen, und die Krummheit des Heiligen-Beins die Geburt ſehr erſchweret.

Was die Fibula betrift, ſo iſt hierin groſſe Verſchiedenheit. An den meiſten wiederkäuenden Thieren wird dieſer Knochen nicht gefunden, blos an dem Aſiatiſchen Moſchus, der darum ſich ſehr von dem Afrikaniſchen unterſcheidet, obgleich Linné, Buffon und Seba dieſelben unter einander mengen, und bloß den letzten ſcheinen gekannt zu haben. Dieſe letzte, nämlich die Afrikaniſche, haben keine fibula und keine vier Finger, ſondern nur bloß zwey, und ſind von einer ganz verſchiedenen Gattung.

In dem männlichen Gliede der Hunde, Füchſe, Affen, Seehunde, und Wallroſſe wird ein Bein gefunden, auch in der Clitoris der Otter und von einigen andern Thieren, indeſſen die übrigen nichts davon haben.

Alle natürliche Verrichtungen, ſo wie die Blutgefäße, Nerven und die lymphatiſchen Gefäße ſind vollkommen bey Thieren und Menſchen von einer ähnlichen Bauart. Ruck und Hewſon haben es aufs deutlichſte erwieſen, und dieſe Beobachtungen kann man bey den Pferden und dem Rindvieh am bequemſten verfolgen.

Bey dem zweyten Theile der Frage, ob die Menschen mehr Krankheiten hätten als die Thiere, behauptet der Verf. daß die Menschen, so lange sie nicht in Gesellschaft zusammen leben, nicht mehr noch minder Krankheiten und Gebrechen als die Thiere unterworfen sind. Zugleich zeigt er, daß, sobald sie das abgesonderte und wilde Leben verlassen, eine Menge Krankheiten unmittelbare Folgen dieses veränderten Zustandes seyn müssen. Gegen diese letztere sind keine Arzneyen vorhanden, um sie ihnen abzunehmen, noch viel weniger zuvorzukommen.

Er theilt die Menschen in vier Classen und Rangordnungen, die bey allen cultivirten Völkern, selbst bey den Nomaden Platz haben.

Die erste davon ist die Classe der Armen, die, so zu sagen, von der Geburt an, schwerer Arbeit und den daraus folgenden Ungemächlichkeiten ausgesetzt sind: und zwar so, daß die Volksvermehrung bloß wegen Mangel an Nahrung einen merklichen Nachtheil dadurch leidet. Franklin hat uns bewiesen, daß die Europäischen Einwohner in Amerika wegen des gehörigen Wohlstandes sich vollkommen in 25 Jahren verdoppeln. Im Jahr 1751. waren mehr denn Eine Million Seelen in Amerika, obgleich nur achtzig tausend davon über die See gegangen waren. Zu Otaheiti verhält sich die Volks-Vermehrung wegen der grosen Fruchtbarkeit dieser Insel, gegen die von Frankreich wie 17 zu 1.

Die

Die zweyte Classe sind die Reichen, die dritte die Gelehrten und Künstler, die vierte die Klosterleute von beyderley Geschlechtern, welche ungeheurathet von einander abgesondert, und zuweilen eingeschlossen, leben müssen.

In dem ersten Kapitel handelt der Verfasser von den Krankheiten die sowohl Menschen als Thieren gemein sind. Man kann die Thiere sowohl in dem Stande der Natur als in dem Stande der Sclaverey betrachten. In beyden Verhältnissen haben sie viele Krankheiten gemein, viele sind aber auch bloß der Sclaverey eigen. In dem freyen Zustande sind die Thiere sowol als die Menschen folgenden Krankheiten unterworfen, als: 1) Oertlichen und allgemeinen Entzündungen, Schwären, Kaltenbrand, Sphacelus, ꝛc. 2) Allerley Geschwülsten, als Meliceriden, Atheromata, und Lupiae an den Knien, Ellenbögen, eben so wie bey den Menschen; Brüchen von allerley Art, der Paraphymosi, dem Vorfall der Scheide der Bärmutter, doch selten und beynahe niemals von dem Mastdarm. Carlo Ruini gedenket zwar dieses leztern Gebrechens bey den Pferden, und will die Heilung durch Abschneiden befördern. Die Thiere sind damit weniger behaftet, weil sie ihren Körper mit den Boden paralell tragen, und ihren Unrath frey ablaufen lassen, und auf diese Art die ganze Kraft des Mastdarms erhalten. 3) Allen Verrenkungen, Verstockungen, Ausdrehungen, Beinbruch,

Beinſchaden allerley Art, der Ozoena oder dem ſchlimmen Rez, dem Bucklicht werden, den beinichten Auswüchſen, dem Hydrarthros und Melicerta, dem Hinken, dem doch die Menſchen, wegen ihres aufrechten Ganges, mehr ausgeſezt ſind. 4) Allerley Fiebern und Nervenkrankheiten, Gelbſucht, Windſucht, Waſſerſucht, Schwindſucht von allerley Art, anſteckenden Krankheiten, der Waſſerſcheu, den Pocken, und der Peſt. Die Fiſche ſelbſt ſcheinen nicht frey von der Peſtkrankheit zu ſeyn. 5) Krankheiten der Augen, der Ohren, der Würmer von allerley Art, Steinen in der Lunge, in den Gallleitern, in der Gallblaſe, im Gedärme und im Gehirn, in den Nieren und in der Harnblaſe. Baron Sind hat den Stein von einem lebendigen Hengſte durch den Seitenſchnitt auf die glücklichſte Weiſe genommen. Der Verfaſſer fragt warum man dieſe Operation nicht lieber über dem Schaambein vornehme, da die Thiere, wenn ſie auf den Füſſen ſtehen, keine Gefahr laufen, Fiſteln daraus zu bekommen? 6) Verſtopfungen des Stuhlgangs, des Harns, der am Hornvieh gewöhnliche Blutharn, Thränen-Verſtopfung und Fiſteln am Thränenſacke, wovon die Elephanten, Seekühe und Walroſſe befreyt ſind, weil ſie keine Thränen-Kanäle haben; verhinderte Ausdünſtungen u. d. gl. 7) Krankheiten die dem verſchiedenen Clima eigen ſind, als Verkehrung der Haare am Schwanz, der Hörner, des Geläutes oder der Stimme, wie an den Hunden in

Ame-

Amerika. Die Vermehrung der Haare der Wolle, die Veränderung der Farbe, wie in Norden. 8) Schwere Geburten, monströse, wozu auch die Wasserköpfe zu rechnen sind, Hasenscharten, u. d. gl. die bey den Geburten der Thiere, wie bey den Menschen Statt haben. Obgleich Aristoteles glaubt, es habe nur der Mensch Steine, oder Calculos in seinem Körper, so hat der Verfasser nebst andern Naturforschern doch derselben viele an mancherley Thieren entdeckt.

„Pferde, Schweine, Affen, Haasen, Häner, „auch Fische, sagt er, habe ich oft auf mancherley „Weise bucklicht gefunden. Brüche von allerley Art „am Gedärme, dem Nez, der Harnblase, habe ich selbst „in Hunden angetroffen und untersucht. Ein voll„kommener Vorfall der Mutter in einer Stute, nach„dem sie ein Fohlen geworfen hatte, einen Anfang der „Austretung der Scheide habe ich noch ohnlängst an „einer jungen Stute gesehen, die nach einem langwü„rigen Husten gefolgt war.“ Kühe sind diesem Gebrechen oft unterworfen, nachdem sie gekalbt haben; doch weniger als die Menschen, weil sie auf vier Füssen gehen, und ihren Körper parallel mit dem Boden tragen, wodurch das Pressen der Bauchmuskeln weniger auf das Becken würkt.

Die Geburten, wie man an Kühen, Pferden, Schweinen, Schaafen, Katzen und Hunden sehen kann,

ſind zuweilen ſo ſchwer, daß ſie unſerer Hülfe nöthig haben. Nicht ſelten ſterben ſie plötzlich, zuweilen vergeht das Junge in der Bärmutter.

Die grasfreſſende Thiere haben vor allen andern eine gemäſſigte Lebensart; ihre Speiſe iſt allezeit gleichförmig; ihre thieriſche Triebe werden meiſt alle ſehr zeitig befriedigt: ihre Seelen beunruhigen ſich nicht mit der traurigen Erwartung von künftigen Unglücksfällen. Es beſchäftigt ſie nichts als das Gefühl von dem Gegenwärtigen, und ſie ſcheinen von dem Vergangenen kein Denkbild aufzubehalten, als in ſo fern es durch ihr thieriſch Gefühl verurſacht worden iſt. Wegen dieſer Eigenſchaft ſind ſie ungeſchickt, Gefahren vorher zu ſehen, und die Gelehrigkeit zu haben, die man in verſchiedenen Thieren, wie Elephanten, Pferden, Hunden, Falken, ſelbſt an Kanarienvögeln bewundert.

Ob nun gleich im Ganzen die Einbildungskraft auf dieſe Thiere nicht zu wirken ſcheint, ſo bringen ſie doch täglich allerley Mißgeſchöpfe, ſo wie die Menſchen zur Welt; die vierfüſſigen Thiere nicht allein, ſondern auch die Vögel, ſelbſt die kriechenden Thiere. Am allermeiſten iſt die Schildkröte und die Schlange mit zwey Köpfen beym Edwards zu bewundern, ſo wie die Eydexe mit den bloſſen beyden Hinterfüſſen, die Klein abgebildet hat, weil dieſe Thiere ſich durch Eyer fortpflanzen, und ſo zuſagen ſich ſelbſt überlaſſen, mit der

Mutter

gefährlicher Vetter, laßt eure Mutter herein, sie kommt ohne Zweifel für euch zu bitten.

York.

Wenn du vergiebst, wer es auch sey, der dich um Gnade bittet, so wird deine Gnade die Aufmunterung zu neuen Verbrechen seyn. Schneide dieses eyternde Gelenk ab, so bleibt das übrige gesund; wo nicht, so wird der ganze Leib angesteckt werden.

Achte Scene.

Die Herzogin von York zu den Vorigen.

Herzogin.

O König, glaube nicht diesem hartherzigen Mann; wer kan jemand andern lieben, der sich selbst nicht liebt?

York.

Du aberwitziges Weibsbild, was machst du hier? --

Herzogin.

Geduld, lieber York; höret mich, Gnädigster Herr.
(Sie kniet.)

Bolingbroke.

Steht auf, meine Tante.

Herzogin.

Mutter keine Gemeinschaft haben. Vogeleyer mit zwey Dottern geben nach den Beobachtungen des Aristoteles allezeit Monstra: ein Beweis, daß diese Geburten von der ursprünglichen Frucht, und nicht von der Einbildungskraft abhängen.

Wir lernen überdieß aus den mißgestalteten Blättern, Zweigen, Blumen und Früchten, daß ein zufälliger uns im Ganzen vollkommen unbekannter Umstand solches verursacht, und keinesweges eine irrige Vorstellung der Mutter.

Alle diese obgenannte Krankheiten überfallen die Thiere in dem Stande der Natur. Hierzu kommen noch andere, welche natürliche Folgen der Dienstbarkeit sind. Die Elephanten sind unter allen Lastthieren die einzigen, welche sich nicht wider ihren Willen zu schädlichen Verrichtungen gebrauchen lassen. Allein wie werden nicht die Pferde, Ochsen, Cameele, Maulthiere, Dromedare und Rennthiere gemishandelt?. Am meisten sind wohl die Hunde zu bedauern, die in Norden Post laufen, und in den Niederlanden schwere Karren ziehen müssen, wozu sie die Natur nicht geschaffen hat. Die Ochsen sind noch mehr als die Pferde großen Spaaten unterworfen. In England leiden sie ungemein, weil sie wegen der vielen Feuersteine beschlagen werden müssen. Wie sehr werden nicht in allen Ländern die Pferde durch die Unwissenheit der Schmiede gemißhandelt!

An Pferden, Hunden und Bären, findet man zuweilen Felle auf den Augen. Bey den Pferden wird dieß Gebrechen wie bey den Menschen behandelt. Der Baron v. Sind rühmt sich mit Unrecht daß er der Erste gewesen sey, der den schwarzen Staar der Pferde durch die Nadel, so wie man bey den Menschen zu thun pflegt, geheilt habe. Er scheint nicht gewußt zu haben, daß Carl Ruini im Jahr 1618. und also 181. Jahr vorher, dieselbe Heilart versucht habe.

Die wilden Thiere, wenn sie streng eingeschlossen sind, als Löwen, Bären, Wölfe, u. d. gl. verlieren nicht allein ihre Lebhaftigkeit, sondern der Mangel an natürlichen Futter macht sie krank.

Ich habe, sagt der Verfasser, in Frankreich einen Löwen gesehn, von dem, wenn ihm der Herr ein Stück Fleisch von 1 Pfund gab, dieses ganze Stück unverändert durch den Stuhlgang abgieng, ohne daß er die geringste Nahrung davon gehabt hätte: doch wenn das Thier 5 Pfund und mehr auf einmal hinunterschluckte, so gedeihte es ihm wohl. Meistentheils werden auch die eingeschlossenen Thiere blind, so wie die Schooß- und Haushunde, die man zu lecker füttert.

Alle Raubthiere, wozu auch Hunde, Katzen, Marter, Wiesel und andere gehören, brechen die Knochen nur in Stücken, d. i. zermalmen sie, und schlucken dieselbe, so wie das Fleisch, in großen Stücken hinunter.

ter. In dem Magen von unterſchiednen Füchſen hat der Verf. nicht allein eine Ratte mit ihren Jungen, ſondern auch das ganze Neſt mit gefunden.

Die meiſten der eingeſchloßnen Thiere werden von hinten lahm.

Die Thiere ſind noch ſchrecklichern anſteckenden Krankheiten als die Menſchen unterworfen. Hingegen haben ſie die Krankheit nicht, welche die Menſchen an den Zeugungstheilen ſo fürchterlich ſtraft, und die Kinder oft, noch ehe ſie zur Welt kommen, jämmerlich zu Grunde richtet. Die Hunde ſcheinen zuweilen einem gewiſſen Tripper unterworfen zu ſeyn; doch dieſer ſteckt nicht an.

Von der ſchrecklichen Menge Würmer, womit die Thiere geplagt ſind, ſehe man nur das neue vortrefliche Werk des Herrn Paſtor Götz in Quedlinburg nach!

Ich übergehe das Oeſtrum oder die Bremſe, und die Holzläuſe, welche in die Haut der Pferde, Kühe, Schaafe, und ſelbſt der Menſchen eindringen und ſich an ihrem Blute ſättigen. Andere Thiere findet man in Afrika und dergl. heiſſen Ländern, die ſich inſonderheit unter die Haut von den Schenkeln der Menſchen einniſteln, und bis auf 8 oder 10 Zoll groß werden. Dies iſt der Dracunculus oder Vena Medinenſis, den Plutarch längſt beſchrieben, und den der Verf. oft bey nach Hauſe kommenden Matroſen in den Hospitälern von Holland und England geſehen hat.

Was iſt die Tinea anders als eine Art von Würmern?

In den nördlichen Ländern, als Schweden, Rußland und Sibirien, ſind, nach dem Zeugniſſe des Pallas, fliegende, eigentlich niederfallende Inſekten, Furia infernalis genannt, wovon die Menſchen, wenn ſie geſtochen ſind, in eine plötzliche tödliche Auszehrung fallen.

Der Verf. verwundert ſich ſehr darüber, daß die Thiere im Ganzen keinem Cancer oder Krebs unterworfen ſeyen. Er erinnert ſich nie dieſe Krankheit bey unſern Haus- oder Laſtthieren geſehen zu haben. C. Ruini, Solleyſtel, Gibſon, Bourgelat und von Sind thun nicht die geringſte Meldung davon. Alle Kenner in dieſem Fache kommen darin überein, daß ſie den Krebs nie am Rindviehe noch an den Pferden geſehen haben. Der B. v. Sind ſpricht zuweilen wohl von einem Scirrhus, welchen er einen verborgenen Krebs nennt. Doch ſetzt er hinzu, daß Verhärtungen in den Drüſen an Pferden nicht gemein ſind. In der Folge nennt er Krebsſchaden Sarcomata und Fungi, wovon er Caries als die Urſache angiebt, und woraus man ſicherlich keine Folge zum Vortheil des Cancer oder Krebſes ziehen kann. Erxleben, der aus allen Autoren compilirt hat, gedenkt in dem Kapitel von Geſchwulſten kein Wort davon.

Es

Es iſt um ſo ſonderbarer, als der Drüſenbau, wie wir oben angemerkt haben, und der Lauf der lymphatiſchen Gefäße gerade derſelbe bey Menſchen und Thieren iſt. Mithin ſcheint das kurze Leben der Thiere die Urſache dieſes Vorrechts zu ſeyn.

Bey dem Menſchen erſcheint dieſe Krankheit ſelten vor dem 20ſten, und meiſt allezeit nach den vierziger Jahren.

III.

Kleine Wanderungen durch Teutſchland

in Briefen

an den Doctor K*.

(Fortſetzung von S. 215. des Decemb. 1784.)

Fünfter Brief.

Magdeburg.

Meine Aengſtlichkeit macht mich lächerlich, lieber K. und ſelbſt meine beſten Freunde wollen keine Geduld mit mir haben. Man ſchilt uns beide Sonderlinge — Sie, daß Sie mich, um mich zu heilen, in der Welt umherjagen, und mich, daß ich mich von Ihnen umherjagen laſſe. Es iſt alles eingetroffen was Sie mir droheten, wenn ich nicht das ſtrengſte Inkognito beob-

achten würde. Aber ich werde aus Magdeburg fort seyn, ehe sichs meine Peiniger versehen.

Was hab' ich nicht alles sagen müssen, um mich aus ihren freundschaftlichen Klauen zu winden! Und man hat mir doch nicht geglaubt; man hat mich als einen Eigensinn von der ersten Klasse verschrieen. Aber, das ist mir lieb; nun werde ich wohl Ruhe haben.

Ich komme so eben von Kloster-Bergen zurück, und bringe, statt des gehofften Vergnügens, Mißmuth zu Hause. Aber ich will auch morgendes Tages fort, — und könnt' ich nur zugleich aus der ganzen Welt fort.

Als ich das Thor passirte, und an die äusserste Barriere kam, hielt mich die Schildwacht an: „Wo will Er hin?" — Nach Kloster-Bergen! — „Hat Ers Wort?" — Was für ein Wort? — „Marsch! und melde Er sich beim wachthabenden Officier!" —

Ich fand dies sehr grob, gab mich aber in Geduld und ging nach dem Wachthause zurück. Der Offizier stand vor der Thür. Als ich noch einige Schritt von ihm entfernt war, rief er mir zu: Nehmen Sie den Huth ab! Ich sah ihn mit großen Augen an, nahm aber den Huth ab. Er trat näher zu mir und wühlte mit seinen Fingern in meiner Vergette. „Gehn Sie in Gottesnamen — sagte er darauf — das Wort ist Minden!

Ich

Ich wußte nicht ob ich verrathen oder verkauft war, und zitterte vor Angst. Beinah wäre ich nach der Stadt umgekehrt, um mich in mein Zimmer zu verschlieſſen, so lebhaft ſchwebten mir Musketen und Korporalsprügel vor Augen.

Als ich wieder zur Barriere kam fragte mich die Schildwach: Nu, wie heißt das Wort? — Minden! ſagte ich, und nun ließ ſie mich paſſiren. Sie ſehn hieraus, daß man mich blos aus Furcht der Deſertion ſo ängſtigte. Jede Mannsperſon, die etwas groß iſt, muß ſich beim Offizier melden; von dieſem bekömmt man ein ſogenanntes Wort, welches man der Schildwacht ſagen muß, zum Zeichen, daß man ſich gemeldet hat. Jedem Soldaten wird vorn auf der Scheitel eine Platte geſcheren: um nun zu ſehn, ob nicht unter meiner Vergette ſolch eine Platte wäre, kommandirte der Offizier: Huth ab! So hängt das alles, was mich in unſägliche Unruhe ſezte, ganz natürlich zuſammen.

Kloſter-Bergen beſteht aus einigen anſehnlichen Gebäuden, die recht gut in die Augen fallen. Rundum ſind Bäume gepflanzt, die zwar die Anſicht zum Theil verdecken, aber doch dieſe Schule zu einem angenehmen Aufenthalt machen. Man hat einen Kupferſtich von Kloſter-Bergen, aber er iſt nicht ſonderlich: und noch dazu hat man, wie mirs ſcheint, nicht einmal die Seite des Kloſters genommen, welche ſich am beſten ausnimmt. Ueberhaupt ſcheinen ſich Zeichner

ner und Kupferſtecher um die Wette beſtrebt zu haben, ihr Produckt ſo ſteif und holzſchnitmäßig als möglich zu machen.

Die Schule hat einen ſehr tiefdenkenden Director und einige ſehr geſchickte Lehrer — wenn ſie aber auch Schüler hätte! Seit Reſewitzens Direction hat ſich ihre Anzahl unbegreiflich vermindert, aber gewiß nicht blos durch ſeine Schuld. Als er hieher kam, war der Studententon unter den Schülern ſehr ſtark eingeriſſen. Reſewitz ſahe ein, wie unendlich ſchädlich er der Gelehrſamkeit iſt, und ſuchte ihn zu vertilgen. Aber er gieng dabey vielleicht ein wenig hitzig zu Werke; begegnete einigen Schülern von Stande nicht ſo höflich, als ſie es van dem vorigen Director gewohnt waren: und es entſtand eine Art von Rebellion unter den unbeſonnenen jungen Leuten, die zulezt dahin ausſchlug, daß in wenig Tagen an 30 der größten Schüler das Kloſter verlieſſen und andre Schulen bezogen. Seit der Zeit hat ſich die Zahl immerfort vermindert, ſo daß jezt faſt ſo viel Lehrer als Schüler da ſind.

Reſewitzens Feinde triumphiren und werfen mit bittern Seitenhieben über Unterſchied der Theorie und Praxis um ſich. Und kränkend iſt es vollends, wenn man ſieht, daß die Lehrer unter der Hand mit den Schülern Parthey wider den Director machen. Reſewitz war glücklicher in Kopenhagen,

ohne

ohne Titel, als in Kloſterberge, wo hinter ſeinem Namen, Abt, Konſiſtorialrath und Generalſuperintendent des Herzogthums Magdeburg, paradirt.

Ich habe ihn geſehen, und ſein Anblick hat mich unbeſchreiblich gerührt. Es war die Mine des groſſen Mannes, der ſich fühlt, aber verkannt wird, und ſich beſtrebt ſeine befleckte Würde gegen ſich ſelbſt zu vertheidigen. Der beſte Charakter wird durch wiederholte Anfälle erſchüttert, verzweifelt am Ende an ſich und ſeinen Talenten, wird mistrauiſch auf ſeine Kräfte, und dieſe Gemüthsſtimmung iſt für einen großen Geiſt unbeſchreiblich gefährlich, und um ſo quälender, da des Kampfes in ſeiner Seele kein Ende iſt.

Dieſe Betrachtungen machen mich mißmuthig, lieber K. Ich beſtrebe mich ſie aus meiner Seele zu verjagen; aber durch dies Beſtreben wachſen ſie immer gröſſer und ſtärker auf. Eine ganz eigne Unart der menſchlichen Natur, beſonders wenn ſie an meiner Krankheit laborirt.

Sechſter Brief.

Magdeburg.

— Es ſind noch drey Schulen in Magdeburg, die mehr oder minder bekannt ſind. Die erſte iſt das Kloſter unſrer lieben Frauen. Ihr Direktor, der Probſt

Rötger,

Rötger, ſcheint das Schulweſen mit Glück, und faſt bis zur Mikrologie ſtudiert zu haben, welches ſeine gedruckte Nachricht von dieſer Schule beweißt. Unter vielen ſehr nützlichen Anſtalten und Einrichtungen, welche er in dieſem Buche beſchreibt, findet ſich eine Menge von andern, die zu ſehr ins Kleine gehen, und durchaus nicht zum Weſentlichen der öffentlichen Erziehung gehören. Dies Detail läßt ſich allenfalls entſchuldigen, da das Buch hauptſächlich für die Schüler des Kloſters, welche ſich daſſelbe durchaus kaufen müſſen, geſchrieben zu ſeyn ſcheint: aber nicht zu entſchuldigen iſt der pſeudo-erhabene Ton, der vom Anfange herein im Buche herrſcht, und gegen die Kleinigkeiten, die hinten vorkommen, einen höchſtwidrigen Abſatz macht. Reſewitzens Nachricht von ſeiner Schule iſt von auſſen und innen edler und durchdachter.

Uebrigens iſt dieſe Schule jetzt blühender als ſonſt, und ſie kann als eine der beſten in den Preußiſchen Landen ihren Platz recht gut behaupten. Noch vor zwölf oder vierzehn Jahren war ſie im elendeſten Zuſtande; aber einige geſchickte Lehrer brachten ſie nach der Zeit immer mehr in Aufnahme. Unter dieſen hat ſich der jetzige Profeſſor Schummel in Liegnitz große Verdienſte um ſie erworben. Er führte nach und nach, freylich nicht ohne heftigen Widerſpruch von Seiten des damaligen Directors, in Verbindung des jetzigen Probſtes, eine beſſere Lehrart und einen beſſern Ton ein,

Herzogin.

Noch nicht, ich bitte euch; ewig will ich hier auf meinen Knien ligen, bis du durch die Begnadigung meines armen Sohns mir das Leben giebst.

Aumerle.

Kniend fleh' ich zu meiner Mutter Bitte die meinige.

York.

Und kniend heißt mich meine Treue wider beyde bitten; nimmer wirst du gedeyhen, wenn du Gnade widerfahren läßest.

Herzogin.

Bittet er im Ernst? O betrachtet sein Gesicht; seine Augen lassen keine Thränen fallen, sein Bitten ist nur Verstellung, seine Worte kommen nur aus seinem Mund, unsre aus dem Herzen; er bittet nur, um nicht erhört zu werden, wir bitten mit Herz und Seele; seine müden Knie, ich weiß es, hoffen freudig aufzustehen; die unsrige sollen knien, bis sie in den Boden wachsen. O so laßt dann unser aufrichtiges Flehen seine heuchlerische Bitte überschreyen!

Bolingbroke.

Meine liebe Tante, steht auf.

Herzogin.

Nein, sagt nicht, daß ich aufstehen soll, ihr habt dann zuvor seine Begnadigung ausgesprochen. O wär ich deine

Amme.

ein, etablirte nach und nach ganz andere Lektionen, und sah soviel als möglich darauf, daß die Schüler nicht unter den alten Autoren und was dahin einschlägt versauerten. Er gab ihnen auch von dem Honigseim der schönen Litteratur zu kosten, suchte ihren Geschmack zu bilden, lehrte sie teutsch schreiben und ihre Gedanken in dieser Sprache nach den besten Mustern vortragen. Indessen hatte dies den Schaden, daß einige Schüler die eigentliche Gelehrsamkeit versäumten, und leidige Bellettristen wurden. Ein Paar davon sind auch als Schriftsteller zur Genüge bekannt geworden. Es ist lobenswürdig, daß der jetzige Director einen großen Theil dieses bellettristischen Unwesens abgestellt hat.

Die Domschule wird von dem Rektor G. B. Funk dirigirt. Dieser Mann ist als reeller Gelehrter und geschikter Pädagog in der Gelehrten Welt hinlänglich bekannt, und man kann schon vermuthen, daß seine Schule so vollkommen ist, als sie nach ihrer innern Oekonomie werden konnte. Sie wird stark frequentirt: aber eben deswegen ist sie mancher Verbesserungen nicht fähig, die ohne Mühe auf einer minder besuchten Schule ausgeführt werden können. Uebrigens ist es ein großer Fehler an dieser Schule, daß ihr Fond nicht hinreicht die Lehrer auch nur nothdürftig zu salariren. Die untersten sogenannten Collaboranten müssen einige Jahre warten, ehe sie Gehalt

halt bekommen, und haben bis dahin nichts als freyes Logis, und das, was aus den Neujahrsgeschenken der Schüler zusammenkömmt. Wer nicht eignes Vermögen, oder Eltern die ihn nothdürftig unterstützen können, in der Nähe hat, kann gar nicht zum Lehrer angenommen werden: und daher kömmt es, daß die Directoren dieser Schule nehmen müssen was sich anbietet, wenn sich der Candidat nur eine Zeitlang selbst erhalten kann, gesetzt auch daß er an Wissenschaften und Talenten höchst mittelmäßig wäre. Hat sich aber der Lehrer durch diese Zeiten der Noth hindurchgearbeitet, so kann ihm eine gute Pfarre nicht entgehen.

Und diese Einrichtung giebt dem Klosterbergen, dem Kl. U. l. Frauen und der Domschule immer noch einen großen Vorzug vor andern öffentlichen Schul-Anstalten. Zu jeder dieser Schulen ist eine Anzahl Pfarrstellen geschlagen, welche mit den Lehrern derselben besetzt werden; und dadurch erhalten letztere eine gewisse Aussicht auf eine ruhigere Versorgung, die sie einmal über die Ungemächlichkeiten des Schulstandes trösten kann.

Die sogenannte Stadtschule ist nicht viel besser als eine Trivialschule. Wenn sie einmal das Glück hätte thätige und denkende Direktoren zu bekommen, so würde sie auch in Aufnahme kommen, und das um so eher, da sie einen recht guten Fond zur Besoldung ihrer Lehrer hat. Doch wäre eine ganz neue

Ein-

Einrichtung ihrer innern Oekonomie unumgänglich nöthig. Aber welch ein ſchweres Unternehmen, da der Reformator mit dem Ungeheuer, Autorität des Alterthums, einen harten Strauß zu beſtehen haben würde. „Wir ſind doch auch auf dieſer Schule geweſen, und keine Dummköpfe geblieben!„ — Dieſe Antwort würde ſich jedem Verbeſſerer in Rieſengröße entgegenſtellen, und um ſo gewaltiger widerſetzen, da er nicht ſagen darf: „Es könnte doch wohl ſeyn, Wohlweiſe Herrn, daß Sie ein wenig klüger geworden wären, wenn Sie auf einer beſſern Schule ſtudiert hätten.„

Siebenter Brief.

Magdeburg.

Um das litterariſche Commerz zu befördern, haben ſich die beſten Köpfe von Magdeburg in zwey gelehrten Geſellſchaften zuſammengethan. Die erſte beſteht aus Diis majorum gentium, die andere aus denen minorum gentium. Beyde hangen nicht unter einander zuſammen, ſondern jede hat für ſich wöchentlich einen Verſammlungstag.

Man lieſet in denſelben gelehrte Zeitungen, Journale oder andere neue litterariſche Produkte, urtheilt und ſpricht darüber, kömmt aber auch oft auf andre Gegenſtände, die himmelweit von der Litteratur entfernt ſind. Zuweilen werden auch Damen zugelaſſen; die haben ſchon in den erſten Tagen nach der Schöpfung

ung alles verdorben: was ſollten ſie jetzt nicht, da ſie beynahe ſechstauſend Jahre Zeit gehabt haben, ihre Herrſchaft über die Herren der Erde feſtzuſtellen? Auch hier haben ſie alles verdorben.

Ein zweyter Weg, auf welchen hier die Litteratur befördert wird, ſind die Leihbibliotheken. Aber dieſer Weg iſt zweydeutig, und dem guten Geſchmacke oft mehr ſchädlich als nützlich. Ich habe in einem neuen Buche einige Gedanken über dieſe Inſtitute gefunden, die ſo treffend ſind, daß ich ſie Ihnen herſetzen muß:

„Ich kenne keine nützlichere Erfindung neuerer Zeiten, ſagt der Autor, als eine Leihbibliothek. Wie viel Bücher lägen unbekannt und ungenutzt in finſtern Gewölben und vermoderten! Wie viel köſtliche Romane (vorzüglich dieſe) werden dadurch dem Tode entriſſen und in Umlauf gebracht! denn die Leute, die man Gelehrte nennt, ſind in ihrer Lektüre erſchrecklich ekel, und geben nicht leicht Geld für ein Buch aus, das (nach ihrer Meynung) nichts taugt. Dagegen giebt es andre Leute, die alles was unter der Preſſe geſchwitzt hat, mit beyden Händen ergreifen, und alles vor der Hand wegkaufen, wenn ſie — Geld hätten. Für dieſe beſonders ſind die Leihbibliotheken eine herrliche Sache; noch herrlicher aber für die Leute, welche Bücher, denen man ſchon im Manuſcript die Makulatur anſieht, noch verhundertfältigen laſſen.„

„Sol-

„Solche Bibliotheken ſind denn gerüttelt und geſchüttelt voll von elenden Romanen, jämmerlichen Schauſpielen und herzbrechenden Gedichten. Krethi und Plethi ſtrömt dahin, und lieſ't für ein geringes Geld die literariſchen Meiſterſtücke unſrer Nation — denn die Bibliothekare hüten ſich wohl, Schriften zu kaufen, die den Teutſchen Schande machen.„

„Man hat immer geſagt, daß ſich der Geſchmack einer Stadt aus den Catalogen ihrer Buchhändler beſtimmen ließe; aber — wenn dieſe Bemerkung Grund haben kann — gewiß noch leichter aus den Verzeichniſſen der Leihbibliotheken. Aber wehe der Stadt, deren Geſchmack man auf das Zeugnis derſelben den Stab bricht. Wie in denſelben alles durch- und wider einander liegt! bey Klopſtock ſteht Gimther; bey Wieland, Roſt; bey Mendelsohn, Begebenheiten zu Waſſer und zu Lande; bey Agathon, alles was von Robinſons und Avanturiers je geſchrieben; bey Sterne's Werken, alles was je empfindelt und getändelt worden — und ſo geht dies vom Anfange bis zum Ende. Wenn ein gutes Buch verwaiſ't daſteht, graſſiren die ſchlechten durch die ganze Stadt und umliegende Gegend, und amüſiren (ſo nennt mann's ja wohl?) von dem Dreyfuße des Schuſters, der Wachſtube der Soldaten und der Spinn-Aſſemblee der Mägde an, bis hinauf zum — .„

Der hieſige Buchhandel iſt äuſſerſt unbedeutend. Es ſind zwey Buchhändler hier; aber unter fünf Bü-

chern, die man bey ihnen ſucht, findet man oft kaum eins, es müßten denn Gebet- oder Predigt-Bücher ſeyn. Bis jetzt haben beyde Buchhandlungen dieſe Artickel noch am einträglichſten gefunden, und auch von ihrer Seite nicht ermangelt den theologiſchen Ballaſt dieſer Art nach Kräften zu vermehren. Freylich hat die eine zwey oder dreymal das Unglück gehabt große Ballen von theologiſcher Makulatur drucken zu laſſen, die ihr jetzt ſchwer auf den Nacken liegen; aber die Gewölber, wo ſie ihre Artickel verwahrt, ſind ſtark und feuerfeſt, und ihre Grundfeſte trotzet der Laſt.

Achter Brief.

Magdeburg.

Wie erklären Sie ſichs, lieber K. daß ich in drey Briefen nicht ein Wort von dem Zuſtande meines Körpers und meiner Seele habe fallen laſſen? Iſt mir an beiden ſo wol? Oder vergeſſe ich beide in der Fremde? — Ich laſſe Ihnen die Wahl, — nehmen Sie eins von beiden an, oder beide zugleich — auf jeden Fall werden Sie nicht weit von der Wahrheit entfernt ſeyn.

J. hatte mich beredet meinen hieſigen Aufenthalt noch ein Paar Tage zu verlängern, und ich that es, nachdem er mir feyerlich hatte verſprechen müſſen, alle Einladungen, die zum Eſſen oder Trinken an mich ergehn würden, nach allen Kräften von mir abzuwenden.

Und

Und er hielt Wort. Ich bin ſeit zwey Tagen beſtändig im Freien geweſen, und habe bei der Gelegenheit noch ein Paar Spaziergänge kennen gelernt, die für einen Kranken von meiner Art, nicht beſſer ſeyn könnten.

Der erſte iſt der ſogenannte Werder vor dem Brückthore. Das Ganze macht eine lange Inſel aus, die von zwey Armen der Elbe gewäſſert wird, und zum Theil ganz artige öffentliche Gärten enthält. Wer von einem Ende bis zum andern geht, darf über Mangel der Motion nicht klagen, denn er iſt gewiß eine gute halbe Meile gegangen.

Der zweyte iſt der Rothenſeer Buſch eine Stunde von der Stadt. Man geht durch die Vorſtadt, Neuſtadt genannt, und gelangt über einen großen Anger, auf welchen ſtarke Heerden von Schaafen, Kühen und Gänſen weiden, in den Wald, der voran mit großen ſchattigten Eichen und tiefer hinein mit Gebüſch beſezt iſt, zwiſchen welchen ſich hie und da grünende, ſehr angenehme Raſenplätze finden. Auf einem der leztern, in deſſen Mitte drey bejahrte Eichen ſtanden, habe ich manche Stunde bei einem Glaſe Milch gelegen, und mich in die patriarchaliſche Vorzeit zurückgeträumt, auch nicht ſelten, den etwas lächerlichen Wunſch im Herzen genährt, hier ein Hüttchen, ein Duzend Schaafe und ein Paar Kühe zu beſizen, um in ihrer Geſellſchaft ein ruhiges und harmloſes Leben zu führen. Aber ein einziger Blick, den ich in die

wirkliche Welt zurück that, verscheuchte diese schönen Luftgebilde, und zog meinen Mund unwillkührlich zu einem kleinen Hohnlächeln über dergleichen Anfälle von Empfindsamkeit, und dieses Lächeln brach einmal in ein helles Lachen aus, als ich nahe bei einer Schäferei meine Schuhe besudelte und mich von ganzem Herzen drüber ärgerte. Gute Nacht Arkadia! rief ich dabei, halbböse und halbfreundlich, und konnte mich ein Paar Augenblicke nachher des lauten Auflachens nicht erwehren.

Wenn meine Nerven Musik ertragen könnten, so würde mir das Koncert, welches hier im Degmaiers schen Garten gegeben wird, keine unangenehme Abwechselung verschafft haben. Es versammlet sich daselbst alles, was Magdeburg von beiden Geschlechtern Schönes und Süsses hat, in grossem Lüstre, und spazirt im Garten auf und ab. Unter den Damen wären einige recht hübsche Gesichter und unter den jungen Leuten viel schön gewachsne, frische Figuren. Beide Geschlechter haben im Durchschnitt ein sehr gesundes Ansehn, und scheinen sich weder durch Thee, noch Punsch, noch andre modische Debauchen ruinirt zu haben. Die Damen hatten sich nicht geschminkt und die Herren gingen nicht Chapeaubas. Denn so weit ist es doch nun schon mit uns Teutschen gediehen, daß man es als Tugenden rühmt, wenn eine Dame ihre natürliche Gesichtsfarbe leiden kann, und ein Herr

nicht

nicht zittert, wenn er an die Verwüſtung denkt, die der Huth in ſeinem künſtlich appretirten Haar, anrichten könnte. Petitmaitres und Petitmaitreſſen, wie ich ſie wohl in andern Städten geſehn habe, ſind hier äußerſt ſelten, und gäbe es auch unter beiden Geſchlechtern einige, die dieſe Rollen ſpielen wollten, ſo würden ſie immer und ewig gegen die zu Leipzig und Dresden, gebohrne Stümper bleiben. Dieſe Bemerkung iſt wahr, und in dem eſprit public Magdeburgs gegründet; und vielleicht erhält ſie noch einen groſſen Zuſchuß von Wahrheit, durch den kleinen Zug, daß ein Knabe von ungefähr 10 Jahren dieſen Morgen hinter mir drein lief und eines Rufens rief: Ah, der hat'n Haarbeutel! Ah, der hat'n Haarbeutel! wobei er die Umſtehenden mit dem Finger, auf meinen Nacken aufmerkſam machte.

Morgen früh, lieber K. ſeze ich meinen Stab weiter, und zwar gerade nach Berlin. Meinen Koffer adreſſiren Sie an H. und laſſen ihn mit nächſter Poſt abgehn. Man hat mir einen ſehr ſchlechten und verdrießlichen Weg nach Berlin prophezeiht; aber das macht mir nicht bange. Wenn meine Füße nur tägtlich ihre zugemeßnen Schritte machen, bin ich zufrieden, und alle übrige Unbequemlichkeiten ſollen mich nicht abſchrecken, ſo wenig als das kleine boshafte Lächeln unſres H. deſſen er ſich nicht erwehren konnte, als ich ihm meine projektirte Wanderungen auf der Landkarte zeigte.

Adieu, lieber K!

IV.

Drey Briefe über die Gebirgslehre.

An Herrn B. W. in Fr.

Erſter Brief.

Wie gern reiche ich Ihnen, liebſter W. meine ſchwachen Hände zu Ihrem Vorſatze, Sich einige Kenntniß in der Mineralogie zu erwerben. Freylich bloß durch Vorlesungen hierinnen etwas auszurichten, möchte ſchwer halten; doch verzage ich nicht ganz, da es mir, als ich noch die Bergakademie in Freyberg frequentirte, ſchon einmal gelung, einen Freund, (es war ein Geiſtlicher bey M[illegible]) auf eben dieſe Art davon zu unterrichten, was ich ſelbſt noch lernte. Vielleicht glückt es auch jetzt, und wie freue ich mich ſchon im Voraus, wenn Sie mir ſchreiben werden, daß Sie dieſe Wiſſenſchaft nicht ſo trocken finden, als ſich Mancher ſie vorſtellt. Ich kann Ihnen das Gegentheil zum Voraus verſichern, wenn Sie mir nur verſprechen wollen, beym erſten Anfange nicht ungeduldig zu werden. Sind Sie erſt über dieſen hinweg, ſo bin ich verſichert, Sie kehren nicht um.

Ehe wir aber zu dem, was die Mineralogie in vieler Augen eigentlich glänzend macht, nehmlich zu ſchönen Stufen und Kriſtalliſationen kommen können? iſts nothwendig, Ihnen einen kleinen Abriß der Lehre

von

Amme, und ſollte dich reden lehren, Gnade ſollte das erſte Wort ſeyn, das deine Zunge ausſprechen lernte. Noch nie verlangte ich mit Ungeduld ein Wort zu hören als izt, o König, ſprich Gnade, ſo erhältſt du zwey Leben mit einem Wort.

Bolingbroke.

Steht auf, meine gute Tante.

Herzogin.

Ich bitte nicht, um Erlaubniß zu ſtehen; Vergebung iſt alles, warum ich bitte.

Bolingbroke.

Ich vergebe ihm, wie der Himmel mir vergeben ſoll!

Herzogin.

O! du biſt ein Gott auf Erden! Wo iſt ein Wort, das aus einem königlichen Munde ſchöner tönt? O! Sag es noch einmal, mein ängſtlich-zweifelndes Herz gewiß zu machen.

Bolingbroke.

Von ganzem Herzen vergeb' ich ihm. Aber was unſern getreuen Schwager, den Abbt, betrift -- und alle übrige von dieſer zuſammen-verſchwornen Rotte, die ſoll unerbittliches Verderben an den Ferſen ereilen! -- Mein geliebter Oheim, ſorget dafür, daß eine hinlängliche Anzahl von Truppen nach Orford, oder wo dieſe Verräther immer ſeyn mögen, abgeordnet werde. Ich will ſie haben, ſo-

bald

von Gebirgen zu geben; den Müttern ſo vieler Reichthümer und Schönheiten. Ein eigenes Buch hierüber kann ich Ihnen leider nicht empfehlen, denn noch exiſtirt keins davon. Wir haben zwar eine Menge ſinnreicher Syſteme von Entſtehung der Erde, der Berge, der Erztgänge, u. ſ. w. alle aber ſchränken ſich nur auf ihre eigene Speculation des Werdens ein, und gehen nicht auf die ganze Maſſe, die wirklich da iſt. Mir wird oft Angſt, wenn ich nur ihre Namen höre.

Ich will verſuchen, Ihnen etwas vom ganzen zu ſagen, aber nur ganz kurz. Was Ihnen jezt nicht deutlich genug würde, ergiebt ſich in der Folge von ſelbſt. Alſo zur Sache.

Sie werden Sich noch erinnern, daß ich Ihnen in Fr. oft von Grundgebirgen, von Flötzgebirgen, von Vulkanen ꝛc. allerhand durcheinander vordemonſtrirte. Das alles darf ich nunmehr auseinander geſezt, wiederholen.

Den allgemeinſten Grund zu Eintheilung der Gebirge gewährt der in die Sinne fallende Unterſchied des Zeitalters, in welchem ſie gebildet worden ſeyn mögen. Die Erd- und Steinarten, woraus unſer Erdbau zuſammengeſezt iſt, ſind entweder bey deſſen erſter Anlage ſchon vorhanden geweſen, oder in der Folge theils von alten Meeren abgeſetzt, theils durch innere Erdbrände erzeugt worden. Die erſtern nennt man Grundgebirge

und Urgebirge, die zweyten Flötz- oder Aufgesetzten Gebirge, die letzten vulkanische Gebirge. Es giebt noch eine vierte Art, der man aber den Namen eines Gebirges nicht wohl beylegen kann, es sind höchstens Hügel, oder gar nur einzelne Schichten, die durch neuere Ströme und Ueberschwemmungen erst gebildet worden.

Ich werde mich bemühen, diese Gebirgsarten Ihnen nun sämmtlich näher bekannt zu machen.

Von den Grundgebirgen.

Von dem Ursprunge der Grundgebirge läßt sich bis jezt noch sehr wenig mit einiger Zuverläßigkeit sagen; er gränzt mit Formation oder Transformation unserer Erde zusammen, worüber schon viel Unnützes und Einseitiges gedacht und gesagt worden ist. Es wäre zu weitläuftig, hier die Hypotheſen anzuführen, die darüber ersonnen worden sind, wenn Sie aber Lust haben, einen guten Theil davon im Auszug zu lesen, so empfehle ich Ihnen des Herrn de Luc Briefe über die Geschichte des Menschen und der Erde.

Gegenwärtig wollen wir uns damit begnügen, daß die Gattungen der Gebirge, die man Ur- oder Grundgebirge nennt, im Verhältniß gegen die Uebrigen allerdings solche Merkmale an sich tragen, die uns berechtigen, ihre Chronologie am weitesten hinauszusetzen, ob schon nicht alle Gattungen derselben Einen

Zeit-

Zeitpunkt der Entſtehung gehabt haben. Ja einige derſelben, als der Thonſchiefer und die Harzer Grauwacke, haben Kennzeichen eines Neptuniſchen Urſprungs an ſich, machen aber dennoch auf ein weit höheres Alter Anſpruch, als unſere Flötzgebirge, und dienen ihnen zum Unterlager. Schon ihre äußere Geſtalt hat etwas Eigenes, und ein geübtes Aug erkennt ſie in großen Entfernungen vor das, was ſie ſind. Sie haben eine majeſtätiſche Höhe, ziehen ſich gemeiniglich viele Meilen weit zuſammenhängend fort, und nur ſelten findet man ſie als einzelne Berge. Wer würde nicht dem Harze, dem ſächſiſchen Erztgebirge, dem Thüringer Walde, dem Höhegebirgen bey Homburg ꝛc. dieſen Vorzug anerkennen, geſetzt auch, daß er von der innern Beſchaffenheit derſelben noch gar nicht unterrichtet wäre. Man findet, daß die Grundgebirge nicht durchgehends aus einerley Stoff aufgeführt ſind, ſondern daß ſie verſchiedene Arten deſſelben aufzuweiſen haben, die ich Ihnen bald näher bekannt machen werde. Doch ſcheinen ſie das miteinander gemein zu haben, daß, den Marmor ausgenommen, Thon und Kieſel-Erde, ihre Hauptbeſtandtheile ausmachen. Ueber die urſprünglichen Kalkgebirge iſt man noch nicht ganz einig, und muß erſt von der Zukunft mehr Aufklärung hierüber erwarten.

Die Grundgebirge ſind reich an verſchiedenen Mineralien, die in Klüften, Gängen, Gebirgslagern und

und ſogenannten Stockwerken darin vorkommen. Klüfte gleichen kleinen Spaltungen, die queer durchs Geſtein gehen, und meiſtens mit etwas fremdartigen, als Quarz, irgend einer Art Spath oder einem Erzte ausgefüllt ſind. Gänge ſind im Großen was Klüfte im Kleinen ſind: ſie ſtreichen oder erſtrecken ſich bisweilen über eine Meile weit, immer in einer Hauptrichtung fort, und ſetzen dabey ſo tief ins Gebirge, daß ich kein Beyſpiel weis, daß man jemals ihr Ende erreicht habe. Gebirgslager finden ſich in ſolchen Gebirgen, die in Lager oder Bänke abgetheilet ſind, und liegen zwiſchen dieſen inne. Von dem Worte Stockwerk hat man noch keinen feſtgeſetzten Begrif. Eigentlich verſtehet man eine ſehr groſſe in einem Berge verborgene Erztmaſſe darunter, die weder ein regelmäſſiges Streichen noch Fallen hat, d. i. ſich in keiner beſtimmten Richtung in die Länge oder Tiefe erſtreckt.

Man nennt die Grund- oder Ur Gebirge auch einfache und Ganggebürge. Erſteres darum, weil man ſehr tief in einige eingedrungen iſt, ohne ſie weſentlich verändert zu finden; Ganggebürge aber, weil Erztgänge darin gefunden wurden.

Bis jetzt kennt man von ihnen achterley Hauptgebirgsarten, von denen ich Ihnen kurze Beſchreibungen geben will. Was die Anſchaulichkeit betrift, die zu Erlangung einer Kenntnis von Mineralien unumgängs

gänglich nöthig iſt, ſo werde ich Ihnen bald weitere Vorſchläge darüber thun. Sie ſind:

1) Granit. Seine Hauptbeſtandtheile ſind Quarz, Glimmer und Feldſpath, die ohne einige Ordnung, und gemeiniglich ſo zuſammengemengt werden, daß man jeden derſelben mit bloßen Augen herausfinden kann. Man hat noch mancherley Abänderungen davon, die nebſt obigen andere Beſtandtheile zeigen, als Hornblende, Schörl, auch ſolche, wo die genannten Beſtandtheile ungleich vertheilt ſind, wo manchmal Quarz, bisweilen auch Feldſpath partheienweis ganz fehlen, dieſe müſſen Sie aber als Ausnahmen von der Regel betrachten, und vor jetzt will ich Sie, als einen Anfänger, damit nicht irre machen.

Der Granit iſt wohl die häufigſte Steinart unſrer Erdgebirge, und macht vermuthlich auch den größern innern Theil derſelben aus. Man findet ihn auf den höchſten Gebirgen, und in den niedrigſten Gegenden, doch immer ſo, daß ſich aus allen bisherigen Beobachtungen nichts dawider ergiebt, wenn man annimmt, er diene allen bekannten Steinarten zum Unterlager. Einige behaupten, er liege in Schichten und Bänken unter einander; andre, er formire nur Eine ganze Maſſe. So leicht es ſcheinen möchte dieſes poſitiv zu beſtimmen, ſo ſchwer iſt es; und noch kann man ſich zur Zeit mit Zuverläſſigkeit für keine Meynung erklären.

2) Gneuß.

2) Gneuß. Dieser hat eben die Bestandtheile, wie der Granit, die man aber ihrer Mehrheit nach lieber so setzt: Glimmer, Quarz und Feldspath. Statt daß die Ingredienzien des Granits willkührlich und kraus untereinander gemengt sind, so beobachtet man, daß sie bey dem Gneuße in einer gewissen Ordnung, nämlich breitblätterig übereinander liegen. Glimmer und Quarz sind da allemal sehr sichtbar; den Feldspath hingegen vermißt man beynahe ganz. Rothe Granaten sind ihm sehr oft beygemengt; doch haben sie meistens zu wenig Güte, als daß sie ein Anderer als ein Mineralog des Aufhebens würdigen sollte.

Der Gneuß gehört, im Ganzen genommen, unter die seltnern Steinarten, obwohl das Sächsische, Böhmische und Schlesische Erzgebirge fast ganz daraus bestehet. Am Thüringer Walde kömmt er nur bey Seeligenthal, ohnweit Schmalkalden, vor; und da zeigt er sich eigentlich doch nur als Mittel zwischen Gneuß und Granit. Daß er jünger seyn mag als Granit und Porphyr, scheint daraus zu folgen, weil man ihn einigemal durchsunken, und jene Steinarten unter ihm liegend angetroffen hat. Bey Closter-Grab in Böhmen ruhet er ganz sichtbar auf Porphyr. Meines Wissens hat man in keiner Gebirgsart so häufige und nahe bey einander befindliche Erzgänge gefunden, als im Gneuße.

3) Porphyr. Er iſt ein thonartiges dichtes Geſtein, in welches eckigte Körner von Quarz und Feldſpath, bisweilen Glimmerblätchen, einzeln eingeſtreuet ſind. Seine Hauptfarbe iſt die braunrothe: man findet auch grün, grau, weiß ꝛc. welches doch mehrentheils ſchon einen Grad der Verwitterung zum Grunde hat. Er iſt auf der Erdoberfläche beynahe ſo gemein als der Granit, doch jünger als dieſer, weil man beſonders am Thüringer-Walde, oft findet, daß er auf ihm ruhet. Oft liegen in den Porphyrbergen ganze Parthieen Jaſpis, welches um ſo eher geſchehen konnte, da der Porphyr ſelbſt ganz Jaſpis ſeyn würde, wenn es möglich wäre ihn des Quarzes und des Feldſpaths zu berauben. Für den Bergbau hat ſich dieſe Steinart in unſern teutſchen Gebirgen noch nicht ſehr günſtig bewieſen, obwohl Gänge, und bisweilen auch edle Gänge die Silbererzte führen, in ihm bebauet werden.

Faſt der ganze Thüringer-Wald, wenigſtens die höhern Punkte deſſelben, beſtehen daraus: ingleichen der Giebichenſtein und Petersberg bey Halle, ein Theil des Harzes und des Erzgebirgs, u. ſ. w. Die Griechen und Römer ſchätzten ihn, ſo wie den Granit, ehedem ſehr hoch, und verarbeiteten ihn in unnachahmlich ſchönen Kunſtwerken, davon einige aus jenen Zeiten noch übrig ſind. Sie nutzten auch beſonders ſchöne Gattungen davon, zu denen der Serpentino,

Verde Antico mit gehört. Unſre ältern Mineralogen nennten daher den inländiſchen Porphyr, ſeiner minderen Schönheit wegen, Pſeudo-Porphyr, ob er gleich von dem antiken nicht wesentlich verſchieden iſt.

4) Glimmerſchiefer, eine Gebirgsart, die aus Glimmer beſtehet, der in zarten Blättchen übereinander liegt, eine glänzende weiße Farbe, und im Ganzen ein ſchieferiges Anſehen hat. Sie iſt wohl eine der ſeltenſten Gebirgsarten, und bis jetzt weis ich keinen Ort wo ſie ganze Berge ausmacht, als die Gegend um Ruhla, ohnweit Eiſenach. Quarzklüfte durchkreuzen ſie an manchen Orten ſehr häufig, und wahrſcheinlich ſtreichen auch Eiſenſtein-Gänge in derſelben. Andere Parthien dieſer Berge ſind von allem fremdartigen ganz rein, und da läßt ſich der Glimmerſchiefer auch leicht in Tafeln ſpalten und zum Dachdecken gebrauchen. Nur ſelten findet man zwiſchen ſeinen zarten Blättern etwas Quarz, und in dem Falle nähert er ſich dem Gneuße. Bisweilen findet man auch rothe Granaten in ihn eingeſtreut.

5) Thonſchiefer. Etwas zweifelhaft behauptet dieſer noch einen Platz unter den Grundgebirgen. Man hat verkießte Seekörper, auch Kräuterabdrücke in ſeinem Innern, und Kalkſteine mit Verſteinerungen unter ihm liegend gefunden. Doch hat er auch noch Eigenſchaften, die ihm, mit unſern eigentlichen Flötzgebirgen zuſammen gehalten, von der Würde einer

Grund-

Grundgebirgsart wenig benehmen, indem er nichts Kalkartiges in ſeiner Miſchung hat; ſehr hohe und zuſammenhangende Gebirge bildet, Erzlager und Gänge führt, und nicht ſo geſchichtet iſt, wie wir es bey unſern eigentlichen Flötzgebirgen antreffen.

Er gehört unter die gemeinſten Steinarten, und der mehreſte Gangbergbau wird in demſelben getrieben. Ueberdies iſt er an ſich ſchon kein werthloſes Product, da er zum Dachdecken gebraucht und ſehr geſucht wird. Seine Farbe iſt gewöhnlich weißlichtgrau, doch nähert er ſich oft der ſchwarzen.

6) Grauwacke. Von dieſer möchte man wohl behaupten, daß ſie einem Ocean ihre Form zu verdanken habe. Sie beſtehet durchgehends aus zuſammengetriebenen kleinen Körnern, von denen Quarz und Hornſtein am leichteſten zu erkennen ſind. Man findet auch Abdrücke von Schilf in ihr, und dennoch können wir ſie nicht zu unſern Flötzgebirgen zählen. Ein groſſer, wo nicht der größte Theil des Harzgebirges beſtehet daraus, und man bebauet reiche Erzgänge mit Vortheil in derſelben. Dieſe Steinart iſt noch nicht allgemein bekannt; und vor wenig Jahren glaubte man, daß ſie am Harz allein anzutreffen ſey. Seit einiger Zeit aber, da man auf dergleichen Gegenſtände aufmerkſamer worden iſt, entdeckt man ſie auch in andern Gegenden.

7) Serpentinſtein. Er iſt zu bekannt, als daß ich nöthig hätte Ihnen davon eine nähere Beſchreibung zu geben. Weil er nicht leicht verkannt wird, ſo finden Sie ihn in den mehreſten mineralogiſchen Büchern ganz richtig beſchrieben. Man fand ihn noch nie in Flötzgebirgen, ſondern allemal in Klippen und einzelnen Parthieen des Grundgebirges. Der Topfſtein, der beſonders in der Schweitz häufig gefunden wird, kommt ihm ſo nahe, daß ich ihn ohne Bedenken vor eben daſſelbe halte, da er ſich auch ſelbſt im Serpentinſtein als ein Uebergang findet. Oft ſind Granaten in ihn eingeſtreuet, und Aſbeſt, Amianth und Talk durchſchlängeln ihn häufig, brechen auch oft auf Klüften in demſelben.

8) Marmor. Den eigentlichen Marmor oder körnigen Kalkſtein kann ich nicht wohl aus der Zahl der Grundgebirgsarten laſſen. Ob mir gleich nicht bekannt iſt, daß ganze Gebirge daraus beſtehen; ſo weis ich doch, daß er im Innern der Grundgebirge in großen Lagern gefunden wird, und daher wohl nicht erſt ſpäter in dieſelben gebracht worden ſeyn kann. Der Sächſiſche Marmor bricht zwiſchen Gneuß bey Grotendorf am Fichtelberge, ingleichen auf der Hülfe Gottes am Altenberge, bey Martenberg. Der Schwarzburgiſche Marmor liegt bey Töſchnitz zwiſchen Thonſchiefer.. In Schweden ſoll man ihn zwiſchen Granit finden, u. ſ. w.

Das

bald ich weiß wo ſie ſind, und ich ſchwöre ſie ſollen in dieſer Welt nicht leben! Lebet wohl, Oheim; und ihr, Vetter, Adieu; eure Mutter hat euch gute Dienſte gethan; es iſt nun an euch, einen guten Gebrauch davon zu machen.

Herzogin.

Komm, mein alter Sohn; ich bitte den Himmel, daß er dich neu mache.

(Sie gehen ab.)

Neunte Scene.

Exton und ein Bedienter treten auf.

Exton.

Hörteſt du die Worte nicht, die dem König entfuhren: „Hab ich denn keinen Freund, der mich von dieſen unaufhörlichen Beſorgniſſen befreyen mag? „ Sagte er nicht ſo?

Bedienter.

Das waren würklich ſeine Worte.

Exton.

„ Hab' ich keinen Freund? „ -- ſagte er; er ſagte es zweymal, und zweymal mit einer gewiſſen Heftigkeit? That er's nicht?

Bedienter.

Er that es.

Exton.

Das Wort Marmor wird viel gemißbraucht, vorzüglich von den Italienern. Es kommt eigentlich allein körnigem Kalksteine zu, und dennoch werden oft alle polirte Steine Marmor genannt.

* * *

Ich habe vorsätzlich unterlassen Ihnen von den genannten acht Grundgebirgsarten weitläuftigere Beschreibungen und Definitionen zu geben, theils der Kürze wegen, theils auch, weil Sie sie in der Wernerschen Ausgabe von Cronstedts Mineralogie, und in der Leskischen Ausgabe von Wallerii Mineralsystem größtentheils unverbesserlich beschrieben finden können. Doch aber halte ich vor nöthig, überhaupt noch einiges von den Grundgebirgen zu erinnern, ehe ich diesen Brief schließe. Sie werden vielleicht einige Nahmen von Gebirgsarten vermissen; das kömmt aber daher, weil oft die Abänderungen einer Gattung wieder andre Nahmen erhalten haben. Sie finden z. B. in gedachten Wallerii Mineralsysteme, im 1sten Theile S. 317. zehnerley Schiefer, die alle Thonschiefer sind, und nur ihres Gebrauchs wegen Benennungen erhalten haben, die in einem Systeme zwar angemerkt, nicht aber als Hauptabänderungen, oder gar als andere Gattungen aufgeführt werden sollten. Hierzu kommen auch eine Menge Provinzialbenennungen, die rechte Unholde in der Mineralogie sind. Nirgends sahe ich z. B. beträchtlichere Dachschieferbrüche als bey Caub und Oberwesel am Rhein, und da kannte man das

Wort Schiefer nicht, ſondern benennte ihn Leyenſtein. Für vielerley Abänderungen, die man doch immer im weitläuftigen Verſtande zu irgend einer Hauptgattung rechnen kann, hat man noch gar keine Nahmen; daher erlaubten ſich viele ihnen welche zu geben, die nun freylich oft ſonderbar genug ausfielen. Herr von Born fand z. B. in Hungarn eine Abänderung von Porphyr, und benennte ſie, weil Erztgänge darin ſtrichen, ſaxum metalliferum. Ein geſundenes Wort für die, die in ihren Sammlungen Steinarten hatten, die ſie dem Namen nach noch nicht kannten! Bisher hatten ſie für dergleichen nur die Benennungen, Wacke, Felsſtein, Schörl ꝛc. gehabt; nun machten ſie gleich einen groſſen Theil davon zu ſaxum metalliferum, und Herr von Born würde ſich ſehr wundern, wenn er alle die luſtigen Abänderungen davon ſehen ſollte.

Andere Steinarten, die unter obigen acht Gattungen vermißt werden könnten, dürfen Sie nicht ſowohl als Gebirgsarten, ſondern nur als Produkte und zufällig beygemengte Beſtandtheile derſelben betrachten. Dahin gehört Schörl, Granat, Hornblende, Quarz ꝛc. und noch eine große Menge. Doch muß ich vom Quarz noch anführen, daß er wirklich in einigen Gebirgen ziemlich große Felſen bildet, womit es aber ſo zugegangen ſeyn mag. Es gab große Maſſen dieſer Steinart im Innern der Grund-Gebirge: ſie widerſtanden der Vergänglichkeit, und zwar mehr

als

als irgend eine Gebirgsart, die ſie einſchloß. Es iſt erwieſen und natürlich, daß alle Gebirge durch die Verwitterung von ihrer Höhe abnehmen, deſto merklicher, je mehr ſie derſelben unterworfen ſind. Lag nun ſo eine Quarzmaſſe der ehemaligen Oberfläche nahe, ſo konnte die Gebirgsart, die ſie einſchloß, um ſie her verwittern; ſie erhielt ſich, und blieb entblößt ſtehen. Hierzu kann man ſich ſo viel Jahrtauſende denken als man will, und ſo entſtanden zuverläſſig auch die mehreſten andern Klippen, die jetzt Gebirge zieren, und unerſchrocken der vernichtenden Zukunft entgegenſehen.

Künftig etwas von den Flötzgebirgen.

Der Ihrige. V.

V.

Auszüge aus Briefen.

(S. den Brief von Florenz vom 4ten Jun. im Mon. Jul. T. M.)

Marſeille, den 4ten Auguſt 1784.

— — Zuerſt noch einige phyſikaliſche Nachrichten. Ich glaube Ihnen ſchon in meinem letzten Briefe etwas vom Profeſſor Poli in Neapel geſagt zu haben. Ich will alſo hier nur noch hinzuſetzen, daß Fontana in Florenz nicht viel auf ihn hält —

Fontana iſt ein gar lieber Mann; ich habe in den drey Wochen, die ich mich zu Florenz aufhielt, viele angenehme Stunden mit ihm zugebracht; und das Andenken an ſeine gütige Aufnahme wird mir immer werth ſeyn. Es iſt erſtaunlich, mit welchem Geiſte der Mann ſpricht. Jedes Wort hat Gehalt; und jeder Gedanke, den man ihm ſagt, ſcheint in demſelben Augenblicke von ihm umgeformt zu werden. Bey dem allen iſt er auch Weltmann, ohne doch die den Wiſſenſchaften ſchädliche Galanterie zu beſitzen, die man Landriani mit Recht verwerfen muß. Aber wie beſchäftigt er iſt, davon können Sie ſich keinen Begrif machen. Die ganze Einrichtung des anatomiſchen und phyſikaliſchen Cabinets liegt auf ihm, und läßt ihm, verbunden mit den Stunden die er am Hofe geben muß, durchaus keine Zeit, neue phyſikaliſche Beobachtungen anzuſtellen, mit denen er ſich ſo gerne beſchäftigen möchte. Er iſt auf ſeinen Reiſen auſſerordentlich fleiſſig geweſen, und hat eine Menge Arbeiten angefangen; aber er kann nicht dazu kommen, die letzte Hand daran zu legen. Er wünſcht ſich daher ſehr aus dieſem Zuſtande heraus, in dem er gezwungen iſt ſich mit Arbeiten abzugeben, die nicht nach ſeinem Geſchmacke ſind; und ich bin feſt überzeugt, er nähme einen Ruf auf eine auswärtige Univerſität an, der unter anſtändigen Bedingungen an ihn gelangte. Sein Neueſtes iſt ein kleines Werk über allerhand phyſikaliſche und phyſiologiſche Gegenſtände, unter dem Titel: Opuſculi ſcientifici. Das

Das physikalische Cabinet des Großherzogs wird unter seiner Aufsicht gewiß eins der ersten in Europa werden. Es ist jetzt schon sehr ansehnlich; aber gleichwohl hie und da noch sehr mangelhaft. Blos die astronomischen Instrumente läßt er auf gesuchte und erhaltene Erlaubnis in England machen: theils weil die Arbeit sonst für ihn allein gar zu groß seyn würde, theils weil er selbst gesteht, daß er sich bey der verwickelten Einrichtung derselben leicht irren könnte. Ich muß Ihnen hierbey sagen, daß er statt eines Mauer-Quadranten einen ganzen großen Cirkelbogen in England bestellt hat. Die Gründe davon sind zu weitläuftig, als daß ich sie hersetzen könnte. Alle andre Instrumente werden in Florenz selbst unter seiner Aufsicht gemacht, und geben den Englischen nichts nach. Er kann aber auch seine Erfindungskraft so lange wirken lassen, und so viele Proben machen, als er will; der Großherzog giebt alle Kosten dazu her. Die Theilmaschine sowohl mit dem Stift als mit der Diamantspitze hat er ausserordentlich verbessert; auch hat er ein neues Hygrometer und Magnetometer unter den Händen. Am glücklichsten aber ist er in seinen Untersuchungen über die Wagen gewesen: diese hat er nach einer Arbeit von drey Jahren zu einem Grade von Vollkommenheit gebracht, der erstaunlich ist. Seine großen Wagen geben, wenn sie mit funfzig Pfund ins Gleichgewicht gebracht sind, auf ein Stückchen Papier einen Ausschlag, das man kaum noch mit den

Fingern abreiſſen kann; und doch hat er den Fehler zu vermeiden gewuſt, ſie zu empfindlich zu machen. Er hat mit dieſen Wagen einen Satz gefunden, den man bisher für paradox hielt, „daß nämlich große Wagen, wenn ſie gehörig eingerichtet ſind, empfindlicher als kleine mit dem nämlichen Fleiße gearbeitete ſind.„

Auſſer dem Großherzoglichen Kabinet exiſtirt noch eins in Florenz, das dem Lord Cowper gehört, und mit allen neuen Inſtrumenten, ſo wie ſie erfunden werden, vermehrt wird; allein alle Maſchinen ſind nur im kleinen, und reichen zu großen Verſuchen nicht hin. Profeſſor Guadagni, der ſich wechſelsweiſe hier und in Piſa aufhält iſt darüber geſezt. Sonſt habe ich in Italien nichts Merkwürdiges neues mehr geſehen, auſſer in Pavia das neue von Profeſſor Athwort in Cambridge erfundne Inſtrument, um die Geſetze des Falls der Körper zu beweiſen.

Der Großherzog ſcheint, wenn man ihn ſo im Vorbeygehn ſieht, ſehr mürriſch zu ſeyn; ſein äußeres Anſehn iſt überaus finſter. Im Geſpräche aber ſoll er überaus artig und herablaſſend ſeyn, und ſo viel er kann vermeiden, daß man ihm über ſeine Regierung Komplimente macht. — Der Großprinz iſt in einem Alter von 16 Jahren, nicht ſehr groß, ſchlank, und hat keinen übeln Anſtand. Er ſoll nicht viel, aber ſehr ſchnell ſprechen. Sonderbar iſts, daß ſeine Ausſprache ſich dem Wiener Dialect nähern ſoll, da er doch nicht

dort

dort erzogen iſt, und man an dem Großherzog ſowol, als an denen Perſonen, die um ihn ſind, dieſen Dialect gar nicht bemerkt. Sein Hofmeiſter Graf Colloredo, der ihm auch nach Wien gefolgt iſt, ſcheint ein vortreflicher Mann zu ſeyn. Vom Grafen Hachenwarth, der am Hofe Unterricht in Geſchichte und Erdbeſchreibung giebt, wird auch viel gutes geſagt. Man hat mir verſichert, daß der Erbprinz jezt noch ein ſehr gutes unverdorbnes Herz habe, daß er nie böſe Neigungen, ſondern im Gegentheil viel Menſchenliebe gezeigt habe, daß er ferner einen fähigen Kopf beſitze, und hauptſächlich ſich mit Geſchichte und Politik viel beſchäftigt habe. Die groſſe Welt hat er bis jezt noch gar nicht geſehn; es kommt nur freylich alles darauf an, was für Wirkungen dieſe bey ihm hervorbringen wird. Die andern Prinzen ſind noch Kinder, doch gefällt der nächſte am Großprinzen im Aeußerlichen ſehr. Die Großherzogin habe ich nicht geſehn; denn ſie hielt ſich immer auf einem Luſtſchloſſe auf, und kam nicht nach Florenz. Sie ſoll eine vortrefliche Mutter ſeyn. Allen Lectionen ihrer Kinder wohnt ſie ſelbſt bey, obgleich ſie in teutſcher Sprache gehalten werden, denn ſie verſteht teutſch, wenn ſie ſchon eine ſpaniſche Prinzeſſin iſt.

Nunmehr auch noch etwas über das Land. — Die Florentiner haben mit den übrigen Italiänern beynahe nichts als die Faulheit gemein; Arbeitſamkeit ſcheint

wirklich das Klima noch nicht zu erlauben. Im übrigen glaubt man in Toskana ein andres Volk zu ſehen; ſie ſind weit ruhiger, gefälliger und gewiſſermaſſen offenherziger, als die übrigen Italiäner. Die teutſche Regierung ſcheint ſchon etwas von teutſchen Sitten bewirkt zu haben. . . . . Der Großherzog trägt allerdings ſehr viel bey, ſeine Staaten in Aufnahme zu bringen, und iſt von einer wahren Liebe zu ſeinen Unterthanen beſeelt; aber er giebt auch manchmal Verordnungen, die ſich wohl allenfalls mit den Grundſätzen der ſtrengen Philoſophie, nicht aber mit denen, nach welchen die Menſchen regiert und geleitet werden wollen, vertragen, und die ihm in der Liebe ſeiner Unterthanen ſchaden. So hat er ganz neuerlich erſt die Begräbniſſe in den Kirchen verboten. Gut! Aber nun die Bedingungen. Alle Verſtorbne müſſen in Zukunft 3 Stunden nach ihrem Tode in die Kirche geſchaft werden, zu der ſie gehören; von da bringt man ſie ohne Begleitung alle auf dem nämlichen Karren an einen dazu vor der Stadt angewieſenen Ort, wo ſie unter einander blos in die Erde eingeſcharrt, und wenn dieſer Ort voll iſt, wieder ausgegraben, und die Gebeine aufgehaben werden. Die vornehmſten Adlichen müſſen ſich dieſer Verordnung unterwerfen wie die Geringſten, und einer von jenen, der vor wenig Wochen deswegen eine Vorſtellung an den Fürſten that, ward hart angelaſſen. Man iſt hier ſehr aufgebracht darüber. . . Auch ſchränkt er alle öffentlichen

chen Vergnügungen ſehr ein. Alles, was nur einer Ausſchweifung ähnlich ſieht, verbannt er, und die Einwohner getrauen ſich kaum auf der Straße zu lachen, weil ſie beſtändig ſcharf beobachtet werden. Fremde, die nicht das Glück haben in gute Geſellſchaften zu kommen, behaupten daher auch, daß in ganz Italien kein traurigerer Ort ſey, als Florenz. Dergleichen Vexationen machen die Einwohner unwillig; und ich will Ihnen die Anzahl Leute, die im vorigen Jahre aus der Stadt ausgewandert ſeyn ſollen, nicht wieder ſagen, obgleich ich ſie von glaubwürdigen Perſonen, die davon unterrichtet ſeyn können, erfahren habe, denn ſie iſt dennoch unglaublich.

Dies abgerechnet, iſt alles, was geſchieht, zum wahren Beſten des Landes. Die Gerechtigkeit wird aufs allerſtrengſte da gehandhabt, und dieſer Staat unterſcheidet ſich darin ſehr auffallend von den übrigen italiäniſchen Staaten. Die Todesſtrafen ſind ſtillſchweigend abgeſchafft, und es fällt ſelten ein Beyſpiel von Kriminalverbrechen vor. Die Sicherheit in der Hauptſtadt und im ganzen Lande iſt ſo groß, als man ſie nur wünſchen kann. Alle Anſtalten zur Züchtigung und Beſſerung der Leute, zur Erziehung der Kinder, und zur Verpflegung der Armen und Kranken ſind auf einen vortreflichen Fuß eingerichtet. — In der Nachricht von der Anſtalt zur Verbeſſerung des Halblaſters, die Moriz im zweyten Stücke des Magazins zur Erfahrunge-

rungsſeelenkunde *) giebt, iſt viel falſches. — Zur Emporbringung des Handels und der Fabriken, thut der Großherzog ebenfalls viel: er läßt Leute aus fremden Ländern kommen, ſeine Unterthanen von ihnen unterrichten, und bezahlt jene und dieſe; er ſchaft Privatleuten, die Fabriken errichten wollen, Maſchinen und Werkzeuge auf ſeine Koſten an, und unterſtüzt ſie mit Vorſchüſſen, wenn ſie es bedürfen; aber die Trägheit der Leute ſteht ihm hier ſehr entgegen Die Handlung in Florenz ſelbſt bedeutet nichts; und der beſte Beweis davon iſt, daß die Kaufleute daſelbſt neben ihrer Handlung Kaffeehäuſer, Miethkutſchen oder dergleichen haben, um nebenher etwas zu verdienen. In Livorno aber iſt die Handlung unter ſeiner Regierung auf den höchſten Grad gebracht, den ſie, wie man behauptet, den Umſtänden und Verbindungen nach haben kann.

Der Landbau hat ſeit einigen Jahren allerdings zugenommen: allein er iſt noch lange nicht ſo vollkommen als er ſeyn könnte, und bey dem geringſten Mißwachs muß Zufuhr aus der Fremde helfen. Der jetzige Großherzog hat ihn am meiſten durch die Erlaubnis emporgebracht, daß jeder Gutsbeſitzer ſein Getraide verkaufen kann, wo, wenn und zu welchem Preiſe er will: da ſonſt der Fürſt, wie noch in andern italieniſchen Staaten geſchieht, ein Monopolium damit

*) Iſt aus dem 10ten Bande der Chronologen genommen.

Exton.

Und indem er's ſagte, ſah' er mir ſtarr ins Geſicht, als wollt' er ſagen -- Ich wünſche, du wär'ſt der Mann, der mein Herz dieſer Beſorgniſſe erledigen möchte -- er meynte den König zu Pomfret. Komm, wir wollen gehen -- Ich bin des Königs Freund, und will ihm von ſeinem Feinde helfen.

[Sie gehen ab.]

Zehnte Scene.

(Verwandelt ſich in das Gefängniß zu Pomfret-Caſtle.)

König Richard tritt auf.

Ich ſtudiere ſchon lange, wie ich dieſes Gefängniß, worinn ich lebe, mit der Welt vergleichen wolle; und weil die Welt volkreich iſt, und hier kein anders Geſchöpf als ich ſelbſt, ſo kan ich nicht damit zurecht kommen. Und doch will ich's verſuchen -- Mein Gehirn ſoll das Weib meiner Seele werden, und meine Seele, der Vater; und dieſe zwey ſollen ein Geſchlecht von Gedanken mit einander zeugen, und dieſe Gedanken ſollen dieſe kleine Welt bevölkern, humoriſirt, wie die Einwohner der groſſen Welt, denn kein Gedank' iſt zufrieden. Sogar die beſten (die Gedanken von göttlichen Dingen) ſind mit Zweifeln untermiſcht, und ſezen das Wort ſelbſt dem Wort entgegen; zum Exempel: Kommt, ihr Kleinen; und dann wieder: Es iſt ſo ſchwer zu kommen, als einem Cameel durch ein Nadelöhr zu gehen. --

Gedanken,

damit trieb, und alles Getraide des ganzen Landes in ſeine Magazine, zu einem Preiße den er ſelbſt feſtſetzte, geliefert werden mußte, aus denen es hernach, zu einem andern feſtgeſetzten Preiße, bey dem er freylich nicht verlor, an die Unterthanen überlaſſen wurde. Das alles hat jetzt aufgehört; die Magazine ſind abgeſchaft, und die Gutsbeſitzer ſind ſo frey, daß ihnen nicht einmal vor zwey Jahren, da doch Theurung war, die Ausfuhr verboten wurde, damit die Speculationen der Kaufleute nicht gehindert werden möchten. — Allein das Uebel iſt, daß es hier keine Bauern giebt; die Güter gehören alle dem Adel, und die Bauern arbeiten blos als Knechte darin, und bekommen zum Lohne ihrer Arbeit die Hälfte des Nutzens. Sie haben folglich kein Eigenthum, und müſſen gewärtig ſeyn, daß, wenn ſie auch von den älteſten Zeiten her immer auch auf dem nämlichen Gute geblieben ſind, ſie oder ihre Kinder davon verjagt werden können. Indeſſen hat der Feldbau in der Gegend der Hauptſtadt ſehr zugenommen; und man ſieht itzt groſſe Striche Landes in dem blühendſten Zuſtande, die vor zehn Jahren noch wüſte waren; allein weiter ins Land hinein, wo es ſich von der Hauptſtadt mehr entfernt, ſind die Verſuche eben ſo glücklich nicht, weil dort nicht Abſatz genug iſt, und der Transport dem Landmanne zu theuer wird. — — —

Auf Ihre neulichen Fragen wegen Tiſſot kann ich Ihnen ſagen, daß er ſich ganz von Pavia zurückgezogen

zogen hat, und Vermögen genug beſitzt in Lauſanne für ſich leben zu können. Als er noch in Pavia wär, bekam er einen Ruf nach Neapel als erſter Leibarzt der Königinn, und unter Bedingungen die er ſelbſt machen durfte; aber er ſchlug ihn aus.

— — In Rom habe ich nichts von Schauſpielen geſehn als Marionetten, die ſchlecht genug waren; wobey ſich aber das Beſondere fand, daß in Logen, die dicht an das Theater gebaut und mit Gittern verſehen waren, zwiſchen den Akten Arien aus verſchiedenen komiſchen Opern geſungen wurden, die man aber in einige Verbindung mit einander gebracht hatte. In Rom ſind die Schauſpiele ſehr rar, und werden regelmäßig nur im Carneval gehalten: aber theils wendet man auch dann nicht viel darauf, theils iſt der gänzliche Mangel an Frauenzimmern, die durch Caſtraten vorgeſtellt werden, ſchon unausſtehlich, ſo daß in ganz Italien das römiſche Theater für das ſchlechteſte gehalten wird. Nichts deſto weniger ſang im letztverfloſſenen Carneval Marcheſini, der erſte Sänger in der Welt, darauf.

Sie fragen mich um die Toleranz in Italien. An eine ſolche, wie in Oeſtreich u. ſ. w. eingeführt wird, iſt hier freylich nicht zu denken. Aber Gewiſſensfreyheit einzelner Perſonen finden Sie im allerhöchſten Grade. Man geht in alle Kirchen Italiens, um ihre

Archi-

Architektur, Gemälde, Statüen, oder ihre Feyerlichkeiten zu ſehen, ohne im geringſten gehindert zu werden. Ich bin in kleinen ganz mit Menſchen angefüllten Capellen gerade zu der Zeit geweſen, da die Hoſtie aufgehoben wurde; ich war der einzige der aufrecht ſtehen blieb, und gleichwol that man kaum als ob man mich bemerkte. Einmal wurde mir ſogar, da ich in einer kleinen Kirche, die nicht immer offen war, ein Gemälde beſehen wollte worüber ein Vorhang hieng, dieſer Vorhang weggezogen, indem ein Geiſtlicher auf dem nämlichen Altare Meſſe las. — Ich muß Ihnen geſtehen, daß mir Rom als ein Ort vorkam, an dem man blos deswegen alle die vielen kirchlichen Feyerlichkeiten anſtellte, um die Fremden damit zu beluſtigen und ihnen etwas merkwürdiges zu zeigen; denn ſobald eine geendigt war, fingen die Anſtalten zu einer neuen an, die allein ein Paar Wochen dauerten. Kam die Zeit heran, ſo fanden ſich eine Menge Fremder ein; man ließ ſie allein in der Nähe hinzu, wieſ ihnen allein einen beſondern Platz an, auf dem ſie ungehindert ſeyn konnten; und war die Feyerlichkeit vorbey, ſo ward alles wieder weggeſchaft, um eine andere veranſtalten zu können. Die Italiener wiſſen es zu gut, daß ſie groſſentheils von den Fremden leben müſſen, als daß ſie ihnen nur das geringſte in den Weg legen ſollten; und an den Orten in Rom, wo beynahe alle Nächte Leute erſtochen werden, kann ein Fremder zu jeder Stunde

ſicher gehen. Das einzige muß man nicht vergeſſen, ſich vor dem Pabſte zu neigen, wenn er vorbeyfährt, oder vorbeygetragen wird; darauf allein hält der römiſche Pöbel, wenn er auch ſchon einem Pabſte nicht gewogen iſt. Auch mag es zuweilen hie und da auſſerordentliche Gelegenheiten geben, bey denen die Fremden wohl thun, wenn ſie ſich entfernt halten, wie z. B. wenn in Neapel das Blut des Heil. Januarius nicht fließen will; dieſe Gelegenheiten ſind aber äuſſerſt ſelten. Ich befand mich juſt bey dieſer Feyerlichkeit in Neapel, und man hatte wirklich, da viele ruſſiſche Officiere um dieſe Zeit da waren, für dieſe einen beſondern Altar gebaut, der von dem Altar, auf dem das Wunder geſchah, ſehr entfernt war, weil die Nähe der Ketzer es verhindert. Ich hatte mich indeſſen ſehr dicht hinzugeſchlichen, war doch auch ein Ketzer, aber das Wunder erfolgte nichts deſto weniger glücklich —

— — Die Regierung zu Genua hat die Würde der Berner, aber auch ganz ihren Stolz, nur daß man ihn hier mehr in Thatſachen als Minen äuſſert —

In Marſeille zählt man ſtreng nicht völlig 100000 Seelen, aber doch 25000 öffentliche Weibsperſonen.

2.

Paris, den 14. Decemb. 1784.

In meinem Vorhaben nur wenige hieſige Gelehrte ſelbſt zu beſuchen, bin ich jezt noch mehr beſtärkt worden,

den, seitdem ich neulich einer öffentlichen Sitzung der Académie des Sciences und einer andern der des Inscriptions & des belles Lettres beygewohnt und da selbst die berühmtesten Männer versammelt gesehen habe. — Brisson habe ich indessen in seinem Hause gesprochen, und auch einer seiner Privat-vorlesungen beygewohnt; ich wollte das nemliche bey le Sage thun, ich fand aber schon bey jenem so ganz den alten Schlendrian wieder, daß ich meine zwo Stunden besser anwenden zu können glaubte. Brisson ist indessen ein sehr artiger und gefälliger Mann mit ganz weissen Haaren, sein Vortrag hat auch viel angenehmes und ist gründlich; sein physicalisches Cabinet aber bedeutet wenig; ein Professor auf einer großen teutschen Universität würde sich wohl schämen, kein bessers zu haben, und wenn man es sieht, so sollte man glauben, die Physik läge in Paris noch ganz in den Ketten der Mathematik und Mechanik.

— Sie verlangen eine Nachricht über die Mortalität bey den Enfans trouvés? Ich weiß aber wirklich nicht wie ich Ihnen diese verschaffen soll. Sie kennen das Institut; man trift darinnen blos zween Säle an, in denen Wiegen stehen, um die neugebornen Kinder aufzunehmen. Die Reinlichkeit ist da ausserordentlich groß, und kann es seyn, weil sie nicht etwa durch die Menge verhindert wird. Sie wissen daß das Haus von barmherzigen Schwestern bedient wird.

Die vornehmste Aufseherin, die ich da antraf, war ein vortrefliches Weib, voll Liebe, Sanftmuth und Sorgfalt für die Kleinen. Sie beklagte sich besonders darüber, daß die Hebammen, die ein Kind bringen, ihm immer alles, was es um sich habe, abnähmen, und es folglich nackend überlieferten, woraus Zufälle entständen, die sie manchmal kaum mit der besten Abwartung heben könnte. Sie sagte mir, daß die Anzahl der Kinder gewöhnlich sich jährlich auf 5 bis 6000 belaufe. Sobald sie in das Haus kommen, kleidet man sie, und reicht ihnen alles was sie nöthig haben. Dann werden sie sogleich Ammen auf dem Lande übergeben, die sie gänzlich erziehen müssen, und das Haus übernimmt dann blos die Kosten. In so fern also diese Kinder in die Welt kommen, wie andre, und nicht in Einem Hause bleiben, scheint mirs, als wenn sich über ihre Mortalität nichts bestimmen liesse, und als wenn man diese wie die von allen andern Kindern zu betrachten hätte. Ich fand sonst noch einige Säle da, in deren einigen sich Knaben, in andern Mädchen befanden, die da unterrichtet und erzogen wurden; aber ihre Anzahl war sehr gering, und ich begreiffe nicht, nach welcher Ordnung man sie aufnimmt. Das Haus hat nur 200000 Livres Einkünfte und braucht doch jährlich 800000 Livres. Sie können also denken, wie viel Beyträge gegeben werden müssen.

Alle Klagen, die man übers Hôtel-Dieu vorgebracht hat, sind ich sehr gegründet. Es fehlt gänzlich

an

an Reinlichkeit in jedem Betracht, und das traurigste dabey ist, daß man die Elenden, die dahin kommen, nicht auf einerley Weise behandelt, sondern ihnen den Mangel an Unterstützung, von dem sie schon in der Welt genug litten, auch hier empfinden läßt. Man findet einige Säle, die sich in jeder Hinsicht so ausserordentlich auszeichnen, daß ich meinen Führer fragte: ob man hier etwa etwas bezahlte, um hinein zu kommen? Er antwortete mir aber, daß in diesem Hause nichts bezahlt würde, sondern daß dieser Vorzug blos von Protection abhinge. Die Anzahl der Kranken beliefs sich auf etwas über 3000. Ueberhaupt vermißt man die schönen Gebäude, die große Ordnung und die herrlichen Einrichtungen jeder Art, die man in den italienischen Spitälern antrift, sehr in Frankreich, und besonders in Paris; denn man trift in den Provinzen einige an, die große Vorzüge vor den hiesigen haben.

Das Stummen-Institut des Abbé de l'Epée und seine Methode sind bekannt genug. Seine Schüler wohnen nicht bey einander; folglich hat es in diesem Falle nichts mit andern ähnlichen gemein. Er giebt alle Dienstage und Freytage von sieben bis zwölf Uhr öffentlichen Unterricht. Er hat vor wenig Tagen im Journal de Paris ein Verzeichniß von zwölf Personen aus fremden Ländern dem Publikum vor Augen gelegt, die er auf Befehl ihrer Landesherrn seine Methode unentgeltlich gelehrt hat. Er hat auch bey der

Gelegenheit sein Anerbieten, Blinde, ja sogar solche, die blind, taub und stumm zugleich sind, ebenfalls zu unterrichten, von neuem wiederholt. — Die Gallerie du Louvre ist noch nicht fertig, und wird es auch wohl so bald noch nicht werden. Indessen arbeitet man ununterbrochen an den marmornen Bildsäulen der berühmten Männer Frankreichs, die sie auszieren; und, ich muß gestehen, daß verschiedene darunter ihren Künstlern Ehre machen. Sie wollen wissen, „ob die Gemählde-Sammlung, die so erhoben wird, bald in die Gallerie gebracht werden wird? Haben Sie sie denn nicht gesehn? Sie besteht jetzt aus zwey Gallerien; die eine ist jetzt schon im Louvre, und nimmt vorzüglich die Gallerie d'Apollon ein; die andre befindet sich noch in Luxemburg in der berühmten Gallerie von Rubens.*) Sie enthalten beyde viel Schönes, sind aber doch, im Ganzen genommen, mit einer großen Italienischen Gallerie nicht zu vergleichen. Ueberhaupt ist, nach meinem Urtheil, die Gemäldesammlung im Palais Royal die schönste in Frankreich.

Die Arcades im Palais Royal sind auf drey Seiten vollendet, auf der vierten aber, nach der Rue St. Honoré zu, noch nicht. Der Herzog von Chartres hat kein Geld mehr zu bauen. Er hat daher für

*) Man sagte mir damals, daß der größte Theil der Gemählde, die hereinkommen sollten, noch in Versailles sey.

Anmerk. des Einsenders.

für diesmal an dieser vierten Seite Verschläge von Brettern machen lassen, die die beyden langen Seiten verbinden, und man macht diese mit so viel Sorgfalt, daß es wohl das Ansehen hat, als würden sie eine gute Zeitlang stehen bleiben. Man muß wirklich die Baukunst an den drey fertigen Seiten loben. Der Platz ist aufs äusserste benutzt, und doch ist damit überall Schönheit und Bequemlichkeit verbunden. Die Anzahl der Bögen wird nahe an zweyhundert seyn. Einige davon dienen zu Durchgängen; die andern alle sind vermiethet, und enthalten theils Kaffeehäuser, theils Speisehäuser, theils Gewölbe mit allen möglichen Arten von Waaren. Für jeden Bogen werden 3000 Livres Miethe bezahlt. Urtheilen Sie daraus, wie viel Geld das dem Herzoge einbringt. Das Café de Foy hat noch ausser seinem Bogen ein Lusthaus im Garten; und allein die Erlaubniß, ausser seinem Caffee, Glacer zu geben, dafür bezahlt es 11000 Livres. Die Stockwerke über den Bögen sind größtentheils zu Wohnungen aller Art eingerichtet, und werden ausserordentlich bezahlt; kurz, es ist kein Fleck, der nicht etwas einträgt. Um der hohen Miethen willen sind aber auch alle Waaren hier viel theurer als an andern Orten. Dem ungeachtet fehlt es doch nicht an Käufern, weil es nun einmal Mode ist, und weil eine Galanteriewaare einen größern Werth bekommt, wenn sie im Palais Royal gekauft ist. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie reitzend diese Ar-

caden in der schönen Jahrszeit waren. Eine unglaubliche Menge Menschen giengen unter denselben und im Garten spatzieren; viele andre saßen auf Stühlen: der geräumige Hof war ganz mit Kutschen angefüllt; so, daß man kaum durchkommen konnte. Die schönste Zierde derselben machten nun freylich die sogenannten Filles, von denen nur die schönsten, und die am mehresten auf ihren Putz wenden konnten, sich einfanden, sich in langen Reihen niedersetzten und nun alle ihre Zauberkünste spielen ließen. Jetzt aber hat sich dieser Glanz um vieles vermindert. Freylich ist zum Theil die rauhe Witterung daran Schuld; theils aber zog die große Anzahl von Frauenzimmern allerhand Schlags verschiedene Unordnungen und sogar Diebstähle nach sich, so daß man sich genöthigt gesehen hat eine Auswahl zu machen, und nur gewissen dieser Creaturen, die man kennt, und von denen nichts zu befürchten ist, den Eintritt des Abends zu verstatten. Und jetzt wollen einige Lästermäuler sogar unter der Hand behaupten, daß daraus ein neues Einkommen für den Herzog erwachse.

Das Interims-Opernhaus auf dem Boulevard du Temple ist in fünfundsiebzig Tagen und Nächten gebaut, und blos von Holz; aber dennoch sehr solid. Das Publikum trauete seiner Festigkeit nicht; die Schauspieler aber gaben bey Gelegenheit der Geburt des Dauphins eine unentgeldliche Vorstellung, und

da

Gedanken, die nach Unabhänglichkeit ſtreben, brüten unmögliche Wunder aus, -- wie dieſe ſchwachen Nägel mir eine Oeffnung durch die ſteinernen Rippen dieſer Kerker-Mauren krazen könnten, und weil ſie es nicht können, ſo zerplazen ſie an ihrem eignen ſchwellenden Stolz. Gedanken, die nach Vergnügen ſtreben, ſchmeicheln ſich ſelbſt, „ſie „ſeyen nicht die erſten Sclaven des Gluks, und werden „nicht die lezten ſeyn,„ (wie ſchelmiſches Bettelvolk, wenn ſie im Stok ſizen, ſich damit tröſten, daß ſchon viele da geſeſſen ſind, und noch viele ſizen werden.) Und in dieſem Gedanken finden ſie eine Art von Erleichterung, indem ſie ihr eignes Elend auf dem Rüken derer tragen, die ehmals das nemliche ausgeſtanden haben. So ſpiel ich, in einem Gefängniß, mancherley Perſonen, wovon keine mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. Zuweilen bin ich ein Fürſt; dann macht Verrätherey, daß ich mich zu einem Bettler wünſche, und das bin ich. Alsdann überredet mich die Dürftigkeit, es ſey mir beſſer geweſen, da ich ein Fürſt war, und dann werd' ich wieder gefürſtet; und unvermerkt beſinn' ich mich, daß mich Bolingbroke entfürſtet hat, und da bin ich wieder nichts -- Was ich aber ſeyn mag, ſo iſt doch dieſes gewiß, weder ich noch irgend ein andrer, wer er ſeyn mag, wird eher nicht zur Ruhe gekommen, bis er nicht mehr iſt -- Hör' ich nicht Muſik? (Eine Muſik.) Ha, ha! haltet den Tact; wie widrig die anmuthigſte Muſik iſt, wenn das Zeitmaaß gebrochen, und die Proportion nicht gehalten wird? So iſt es auch mit der Muſik des menſchlichen Lebens -- Wie kommt es, daß ich ein ſo feines Ohr

da bey dieſer ſo viel Menſchen darin waren als das Haus nur faſſen kann, ſo wurden alle Zweifel gehoben. Die Einrichtung und die Verzierungen ſind ſehr artig; doch lieſſe ſich noch manches einwenden; die Franzoſen können in der Baukunſt nichts vollkommenes liefern. Um den Policey-Lieutenant, Herrn le Noir, für ſeine Sorgfalt und guten Anſtalten zu belohnen, hat der König ihm alle Gebäude, die dazu gehören, als Eigenthum verſprochen, wenn ſie funfzehn Jahre lang gebraucht werden ſollten, ohne daß ein neues errichtet würde. Man wünſcht dies indeſſen ſehr, weil das jetzige viel zu klein für Paris iſt: man weis aber gegenwärtig das Geld beſſer anzuwenden.

Das Italieniſche Comödienhaus haben ſie ſchon gebaut geſehn, ich kann alſo nur von den innern Auszierungen reden. Man hat alles, was vorſteht, hellblau gemahlt, und Vergöldungen in einem wirklich ſchönen Geſchmack darauf angebracht. Ich ziehe daher auch dieſes Theater dem neuen Theatre François vor. *) Nur das iſt daran zu tadeln, daß das Innre der Logen zu nackend ausſieht, und mit dem Reichthum des Aeußern einen unangenehmen Contraſt macht, man hat dazu ein dunkleres Blau gewählt, und es übrigens ohne weitere Verzierung gelaſſen. Auſſerdem hat das Haus für ein Schauſpielhaus nicht die beſte Form; es iſt zu länglicht

*) Dies hat weißgelbe Verzierungen auf ſehr blaßblauem Grunde. Anm. des Einſenders.

licht und man hört daher in den mittelsten Logen nicht wohl. Man hat auch einen ganz neuen gemahlten Vorhang darin, über den die Franzosen in Lobeserhebungen sich ganz erschöpfen, worin ich aber nicht einstimme, weil ich noch zu sehr an italienische Mahlerey gewohnt bin.

Ihre lezte Frage ist, wo eigentlich die Statüe Ludwigs XV. hinkommen soll? Ganz bestimmt ist darüber noch nichts; man sagt aber hier: la Place du Caroussel sey dazu ausersehen, und solle deswegen völlig verändert werden. Wenn ich Ludwig wäre, so möchte ich meinem Vorfahr nicht durch das Palais des Tuileries gerade ins Gesicht sehen.

Aux Italiens, dem leichtfertigsten Theater unter den königlichen in dieser Hauptstadt, belustigt man sich jezt sehr mit einem neuen Stücke in Vaudevilles, das les Docteurs modernes heißt, und worinn Meßmer aufs äusserste lächerlich gemacht wird. Die französische Nation gewinnt indessen so wenig als er dabey, und ein Ausländer kann nicht anders als lächeln, wenn er sie bey den deutlichsten und kündigsten Beweisen, wie sehr sie sich bey der Nase hat herumführen lassen, in die Hände klatschen sieht. — Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, Meßmern zu besuchen; ich habe in keinem Betracht etwas ausserordentliches an ihm gefunden und seine Figur macht es eher erklärbar wie er in seinem jezigen Zustande bleiben kann, als wie

er

er sich hineinsetzen konnte; das heißt: man sieht ihn eher an, daß er einige 100000 Livres genießen, als daß er sie erwerben könne.

3.

Genf den 3ten Nov. 1784.

In Genf ists jetzt ganz ruhig; dafür sorgen zum Theil die vielen Schildwachen, die man auf allen öffentlichen Plätzen und Promenaden antrift; doch scheinen die alten Partheyen im Grunde noch zu existiren; allein man wagts nicht sich öffentlich zu einer oder der andern zu bekennen.

VI.

Nachtrag zu No. IV.

Briefe über die Gebirgslehre.

Der Verfasser vorstehender Briefe über die Gebirgslehre, die im folgendem Monate fortgesetzt werden, Herr Bergsecretär Voigt allhier in Weimar, entschloß sich, als obiger Brief schon abgedruckt war, zu mehrerer Deutlichkeit dessen was er darin vorträgt, kleine Kabinette für Liebhaber zu machen, die wo möglich alle angeführte Steinarten von Grundgebirgen, Flötzgebirgen, und Vulkanen, ohngefähr vierzig bis

funfzig Stück zusammen, enthalten sollen. Zu jeder Sammlung soll ein erklärendes Verzeichnis gelegt werden, um das zu ergänzen, was die Kürze dieser Briefe nicht verstatten wollte. Von jeder Steinart werden schöne frische Stücke von ohngefähr acht Cubikzoll Größe geliefert, und ihr Ursprungsort, ihre Eigenschaften und Beschaffenheit, unter welcher sie existiren, zuverläßig angegeben werden. Der Preis von solch einem instruktiven Kabinette über die Gebirgslehre, soll ein alter Louisd'or seyn. Nur bittet der Verfasser, daß die Bestellungen franco und mit Beyfügung eines alten Louisdors, wofür jede Sammlung gut gepackt abgeliefert werden soll, längstens zu Ende des Aprils d. J. an ihn eingehen mögen, um sich gehörig darauf einrichten zu können, Steine in mehrerer Quantität kommen zu lassen, auch selbst einige Reisen deswegen zu machen. Noch vor Ablauf des Junii wird alsdenn jedes Kistchen an die Liebhaber abgehen.

Da man in den ansehnlichsten Mineraliensammlungen noch immer Mangel an den Gebirgsarten bemerkt, und die Gebirgskunde dadurch, so weit auch immer die Kenntnis der Mineralien ausgebreitet worden, vernachläßiget wird: so wird hoffentlich jeder Liebhaber dem Herrn Berg-Sekretär Voigt seinen Beyfall zu einer Bemühung geben, wozu Kenner vom ersten Range den Hrn. Unternehmer veranlaßt haben,

und

und worin ihm, nach der aus seinen Schriften bekannten Kenntniß, etwas Gründliches zugetrauet werden kann.

Es ist auch die Veranstaltung getroffen worden, daß obige drey Briefe über die Gebirgslehre besonders abgedruckt werden, und in der Hoffmannischen Buchhandlung allhier, wenn Liebhaber der Mineralogie sie ihren Kabinetten beyfügen wollen, zu haben seyen. Weimar, den 20sten Jänner 1785.

d. H.

VII.

Französische Almanache.

Paris, den 3. Jan. 1785.

Daß diese oder jene auffallende kaufmännische Entrepreise, die zuweilen ein spekulirender Kopf in einem oder dem andern Lande macht, ein helles Licht auf den Geist und die Sitten der Nation werfe, ist unläugbar. Vergleichen Sie nur französische und englische Fabrik-Arbeiten aller Art mit einander, und sagen Sie mir ob Ihnen nicht aus der beynahe eigensinnigen Simplicität, dem versteckten inneren Werthe, und der zweckmäßigen Arbeit der lezteren, und aus der Leichtheit, Schimmer der Appretur, und dem Prunk der ersteren, der National-Charakter beyder Nachbarn gleich in die Augen springt?

Noch

Noch auffallender aber iſt folgender Zug. Sie wiſſen daß Teutſchland die Mode ſeiner kleinen feinen Amanache Frankreich abgelernt hat. Keine Nation auf der ganzen weiten Welt hat ſo viel Almanache aller Art, Form und Geſtalt, als die Franzoſen; und nach ihnen vielleicht unſer liebes Vaterland. Aber was ſagen Sie von einem Lande und einer Stadt, wo, die Kalender-Artickel ſeiner übrigen Collegen ungerechnet, Ein Buchhändler allein es wagen kann zweyhundert und zwey und funfzig Taſchen-Almanache auf einmal zu liefern? Dieß aber thut der Ingenieur Geographe & Libraire, zu Teutſch der Landcharten-Händler Herr Desnos hier ſchon ſeit 1781 würklich, befindet ſich wohl dabey, und ich kann, wenn Sie den geringſten Zweifel daran haben ſollten, Ihren Unglauben ſogleich mit dem gedruckten Catalog ſeiner Bijoux agreables, wie er ſie nennt, überzeugen. Dieſer Mann hat die Kunſt gefunden, alle Künſte und Wiſſenſchaften der Welt in Kalender, gerade ſo wie Deviſen in Figuren von Kraftmehl, zu backen. Hören Sie ihn ſelbſt darüber:

„Le Sieur *Desnos* eſpere que le Public lui ſaura „quelque gré du choix des Almanacs qu'il lui offre. „Il eſt plus aſſorti que jamais en tout genre, & il „n'a rien épargné cette année pour ſatisfaire *ſes diffe-„rens goûts*, & meriter de plus en plus ſa confiance. „Chacun de ces Ouvrages en particulier devient *per-„pétuel* par la facilité d'y pouvoir changer le Calen-

„drier

„drier tous les ans ſans autres depenſes. On peut „dire que c'eſt la plus belle collection que l'on puiſſe „déſirer, & dans laquelle on peut à ſon gout choi„ſir quelques Bijoux les plus agreables à donner & „à recevoir en tout tems. Le Militaire, l'Homme „d'Etât, l'Homme de Lettres & de Robe, le Financier, le Negociant & le Voyageur, l'Artiſte, les „Amateurs de la Lotterie Royale de France, y trou„veront ce qui leur eſt propre; les Dames & Meſſieurs leurs nouvelles coëffures & habillemens; les „Peres & Meres & Perſonnes chargées de l'éducation „des enfans y trouveront auſſi tout ce qui leur „faut."

Zum Spaß muß ich Ihnen nur ein Paar Titel aus dem ungeheuren Verzeichniſſe davon abſchreiben:

1. Almanac du comeſtible, neceſs. aux perſonnes de bon gout & de bon appetit.
2. Calendrier de Paphos. Figur. intereſſant.
3. Etrennes aux jolies femmes.
4. Surpriſes nocturnes: avec Figur.
5. Delices de Ceres, de Pomone & de Flore.
6. Précis d'agriculture. (Für die Pariſer Taſchen!)
7. Le petit Rameau, ou Etrennes muſicales.
8. Moyens de vivre longtems.
9. L'Enfant geographe.
10. Neceſſaire du Militaire.
11. Muſe triomphante.
12. La France litteraire.

13. Doxologie de Cithere.
14. Quinteſſence des Almanacs.
15. Petits Bijoux pour la preſ. année.
16. Souvenir immortel.
17. La France commerçante.
18. Contemplation du Ciel.
19. L'Orinoſcopie; Cabale Italienne.
20. *Ingenii Largitur*, qui devoile les Subtilités phyſiques & mechaniques.

21. Le Voltaire galant, ou les Opuſcules qui lui ſont echappés en faveur des Belles.

22. Les Nations en gaieté; ou les Peuples chantans; avec des figures habillés ſuivant le goût de chaque partie du Monde.

23. Le fond du Sac, ou ce qui reſte des productions d'un bel eſprit, bonsmots, Chanſons, & tout ce qu'on voudra.

Ich breche ab; denn einer iſt immer toller als der andere. Und alle dieſe Herrlichkeiten ſind in Marroquin gebunden, Gold auf dem Schnitt, koſten Stück für Stück 4 Livres 10 Sols, und — werden gekauft, wie ehedem Orangen für die Damen, ſo, daß der Verleger ſeine Entrepriſe nicht bereut. Nun was ſagen Sie vom Geiſte dieſes Volkes im Ganzen, und in ſeiner Hauptſtadt?

VIII.

Neuer Gebrauch der Lava und des Basalts für die Glashütten.

Die berühmten Chemiker in Frankreich, Herr Le Sage und Herr Faujas de St. Fond zu Paris und Herr Chaptal zu Montpellier stritten sich voriges Jahr um die Ehre der Erfindung, aus verschiednen Sorten Lava und Basalt ohne Zuthuung von Pötasche oder sonst eines Salzes, Glas-Bouteillen zu gießen. Gebühre die Ehre der Erfindung wem sie wolle, die Erfindung selbst ist wichtig; denn da gläserne Flaschen und Gefäße theils zum ökonomischen Hausgebrauche theils zu tausend andern Bedürfnissen des Lebens ganz unentbehrlich sind: so ist das Mittel sie um ein Beträchtliches wohlfeiler als bisher bey dem Gebrauch der theuern Pötasche zu liefern, ein sehr wichtiger Gegenstand für Technologie und ökonomische Aufmerksamkeit. Für unser Teutschland überhaupt, das gewiß eben so reich an vulkanischen Producten aller Art als Frankreich ist, muß diese Entdeckung sehr interessant seyn; und ich wünschte zu wissen, ob vielleicht einer unserer vortreflichen Chemiker, deren wir, zur Ehre der Nation, doch so manche haben, schon praktische Versuche damit gemacht habe? oder, im Fall dieß noch nicht geschehen wäre, ihn dazu aufzumuntern. Hessen, der Thüringer

Wald

Wald und ein Theil von Fränken, würden theils wegen ihrer häufigen vulkaniſchen Producte, theils wegen der ſchon da vorhandenen Glashütten, der ſchicklichſte Platz zu den Proben ſeyn.

F. J. B.

IX.

Antwort

an einen unſerer Correſpondenten die Schach-Maſchine des Hrn. v. Kempelen betreffend.

Wir würden des Hrn. N. P. L** Brief und Vermuthungen über den Mechanismus der Kempelſchen Schachmaſchine ſehr gern dem Publiko im T. M. mitgetheilt haben, wenn nicht zu gleicher Zeit die vortrefliche Abhandlung des Herrn Prof. Hindenburgs darüber, ſowohl im 2ten Stücke des Leipziger Magazins zur N. A. M. u. Oek. als auch beſonders gedruckt, erſchienen wäre, welche, ſowohl in Rückſicht der wahrſcheinlichen Vermuthungen, als auch der deutlichen Darſtellung und Auseinanderſetzung des daran Beobachteten, jene des Hrn. L** weit übertrift. Dazu hat Hr. Prof. Hindenburg noch dies Verdienſt, uns zuerſt eine vollſtändige, ſehr deutliche und durch eine genaue Zeichnung erläuterte Beſchreibung der neu erfundenen Sprach-Maſchine des Hrn. v. Kempelen, die jeden Kenner äuſſerſt intereſſiren muß, geliefert zu haben.

d. H.

habe, von dem kleinſten Mißklang einer verſtimmten Sayte, oder eines verſpäteten Tons beleidigt zu werden; und daß ich kein Ohr hatte, die ſchlechte Zuſammenſtimmung in meinem Staat, das gebrochne Zeitmaaß in meiner Regierung zu bemerken? Ich verderbte die Zeit; nun verderbt die Zeit mich. Die Zeit hat nun ihre Stunden-Uhr aus mir gemacht; meine Gedanken ſind die Minuten, und meine jammernden Seufzer die Töne, die an mein Herz anſchlagen, und ſo die Stunden anzeigen -- Dieſe Muſik macht mich närriſch -- laßt ſie ſchweigen; wenn ſie gleich ſchon öfters närriſchen Leuten wieder zu ihrem Verſtand geholfen hat, ſo ſcheint es doch an mir, daß ſie kluge Leute närriſch mache. Und doch geſegnet ſey der, ſo ſie mir giebt; es iſt immer ein Zeichen ſeiner Liebe, und Liebe zu Richard iſt ein ſeltnes Kleinod in einer Welt, wo der Haß allezeit den Fall begleitet.

Eilfte Scene.

Ein Stallknecht kommt herein.

Stallknecht.

Heil, königlicher Herr!

König Richard.

Groſſen Dank, edler Mair. Der Wohlfeilſte von uns beyden iſt um zehn Groſchen zu theuer. Wer biſt du? Wie kommſt du hieher? Wohin niemand kommt, als ein ſchwermüthiger

No. I.

Das teutsche Confiteor.

Klagend.

Mit Begleitung einer Harfe oder des Fortepiano's.

Von Sigm. Freyherrn von Seckendorff.

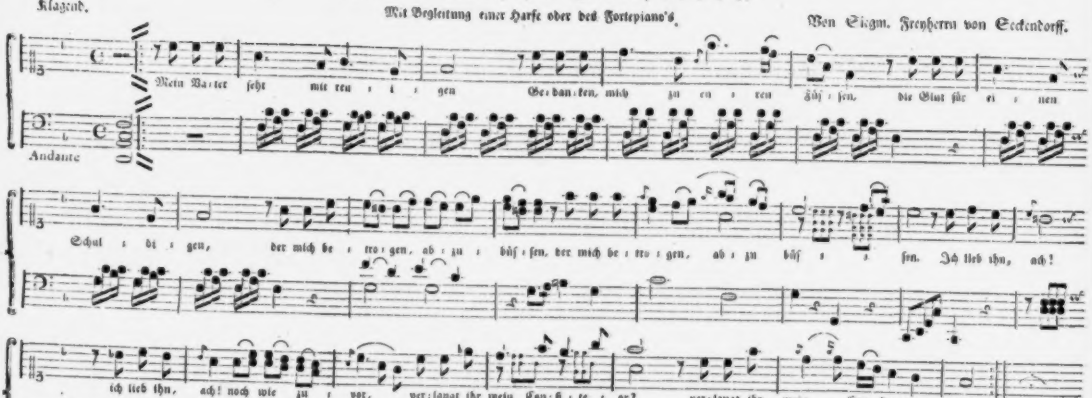

Ach guter Vater! wüßter ihr,
Wie leicht es ist getäuscht zu werden!
Auf beyden Knien schwor er mir
Ich sey das schönste Kind auf Erden;
Mich treu zu lieben gab er vor —
Verlangt ihr mein Confiteor?

Er hatte dies mir kaum gesagt,
So traut ich blind schon seinen Worten;
Ich sah ihn vor mir Tag und Nacht,
Und wallte mit ihm aller Orten.
Noch jetzt thut mir sein Schwur im Ohr, —
Verlangt ihr mein Confiteor?

Sein Angedencken, das mir bleibt,
Schrint allen Gram in mir zu tödten;
Ja selbst zu einem Seufzathem treibt
Mich blos der Wunsch von ihm zu reden.
Er heißt mit Nahmen Amador, —
Verlangt ihr mein Confiteor?

Käm er, von dem was ich gestand,
Vielleicht hieher mit euch zu sprechen,
So schildert ihm den Unbestand
Als das abscheulichste Verbrechen,
Und sagets ihm: blos meinem Ohr
Gebühret sein Confiteor. —

Mein gutes Töchterlein! gar sehr
Hat euer Unfall mich betrübet.
Es wiederfahr euch nimmermehr
Zu lieben, wenn man euch nicht liebet,
Betrügt den, der betrügen will;
Sagt euer Mea Culpa still. —

Mea Culpa! mea Culpa!
Wie süß erlaßt ihr meine Sünden?
Mit Freuden geb ich euch mein Ja!
Zu lieben, die mich treulend finden.
Erbarmt jetzt ein Betrüger mir
Betrüg ich jedesmal ihn dafür!

T. Wien Jänner 1785.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

Jänner 1785.

I. Neue Bücher.

1) Der Abend, von Friedrich Matthiſſon, in Muſik geſezt von Ehrenberg. Leipzig, bey J. G. Breitkopf. 1784.

Wenn man die Werke der Natur mit innigſtem Gefühl betrachtet, ſo nähert man ſich Gott. Natürlich entſtehen daher Verwunderung und Anbetung, Preiß und Dank. In dieſen Gefühlen ſingen ein Matthiſſon und Ehrenberg in lieblichem Sylbenmaaß und reinen Akkorden hier den Abend aus trunkner Seele ſanft und ſchön zur Erbauung und der Tugend Beförderung. Recenſent, der hier ſein Urtheil über das muſikaliſche Gewand fällen ſoll, geſteht, daß ihn Herr Ehrenberg dabey von Kenntniß des reinen Satzes, und des guten und rührenden Geſanges überzeugt. Mehr Wahrheit im Ausdruck aber würde dieſe, auſſerdem viel verſprechende, Kompoſition erhalten haben, wenn derſelbe auf richtige Interpunktion und Deklamation ſein Augenmerk etwas ſchärfer hätte richten wollen. Denn Seite 8. Syſt. 2, Takt 1 / 2 ſteht in der Muſik über den Worten ſtill vereint ein völliger Punkt, und im Texte nicht einmal ein Komma, weil der Sinn der Worte fernerhin bei Opferduft, zu dir, erſt dieſen Einſchnitt verlangt; auch ſcheint Recenſenten das piano bey dieſer fälſchlich angebrachten Kadenz, und das darauf folgende crescendo bis zum forte in dieſer Verbindung mehr

gefälliges Spielwerk, als wahrer treffender Ausdruck zu seyn, u. s. w. S. 4. Syst. 3. Takt 4-5. mußte bey dem Worte Rosenlicht die letzte Sylbe nicht eben so in These stehn, wie die erste, weil jene, (natürlich deklamirt) kürzer ist als diese; eben so mußte Seite 7. Syst. 1. Takt. 5-6. bey dem Worte Wirklichkeit der stärkere Accent nicht auf der letzten, sondern auf der ersten Sylbe liegen, und eben so Seite 8. Syst. 2. T. 4-5. bey dem Worte Ewigkeit; ferner: S. 7. Syst. 2-3. O du, der war und ist und seyn wird! ist die Exklamation ganz verfehlt; und weiter: Du, auf dessen Wachwink Welten untergehn, steht, statt des Kommas, ein Fragezeichen; der Mensch, was ist er, daß du sein gedenkst? diese Frage würde, durch die Auflösung einer übermäßigen Sexte auf as, in die Dominante von C, besser getroffen stehn.

---

2) Versuch einer Mappe monde litteraire, Erfurt bey J. E. Schlegel 1785. in 19 großen Charten.

Eine Stelle in der Vorrede des Dictionnaire encyclopedique gab dem Herrn Verfasser, wie er in seinem Vorberichte sagt, die Veranlassung zum Titel dieses Versuches, den wir sonst lieber mit dem eines litterarischen Atlas vertauscht hätten. Allein gesetzt auch daß ausser dem Titel, die Grundidee des Versuches selbst ursprünglich Französisch wäre, so muß man gestehen, daß die Ausführung derselben, der teutschen Arbeitsamkeit überhaupt, und ins besondere der Geschicklichkeit und der ausgebreiteten Gelehrsamkeit des Herrn geheimen Kanzelliſt Rothe in Weimar, Ehre machet. Man findet hier alle bisher entdeckten und bearbeiteten Felder des menschlichen Wissens nach ihren bekannten Haupt- und ihren neuesten Unterabtheilungen für die Bequemlichkeit des Auges sowohl als des Gedächtnisses neben einander dargestellt. Vor

jedem

jedem besonderen Fache steht eine kurze Erklärung und Geschichte seines Gegenstandes, dann folgen die dahin gehörigen alten und neueren Schriftsteller mit den Titeln ihrer Werke, und der Anzeige, ihrer mehreren oder wenigern Seltenheit, der besten Ausgaben u. s. w. Der Verfasser hat allenthalben die besten encyclopädischen und bibliographischen Schriftsteller benuzt, mit denen er diejenige seiner Leser die in irgend einem besondern Fache vollständigere Auskunft bedürfen, bekannt macht. Er ersezt auf diese Art die Vollständigkeit eines allgemeinen Repertoriums, die, wenn sie auch einem einzelnen Gelehrten möglich wäre, weder bey dem Zwecke noch bey dem Raume des gegenwärtigen Versuches mit Recht vermißt werden kann. Ausser ihrer allgemeinen Brauchbarkeit für jeden, besonders den compilirenden Gelehrten, empfehlen sich diese litterarischen Charten durch ihre Form als Verzierung der Wände in Erziehungsinstitute, und Klöster. In den ersten würden sie neben den gewöhnlichen Landcharten, und in den leztern an der Stelle der Mirakelbilder und anderer Monumente der heiligen Unwissenheit, ihren Platz mit Erbauung und Nuzen behaupten. Dieses Umstandes wegen wünschten wir, daß der Artikel Atheistische Schriftsteller weggeblieben wäre, gegen den sich auch sonst so manches einwenden liesse, und bey dem sich die kleine Unrichtigkeit eingeschlichen hat, das die Namen Storchenau, Mlaco u. s. w. die vermuthlich als Gegner der Atheisten angeführt werden sollten, unter den Atheisten selbst vorkommen.

II. Ankündigungen.

1) Ein Ungenannter kündiget eine neue Monatsschrift unter dem Titel, der Deutsche Zuschauer an, deren Inhalt (nach seinen eignen Worten) folgender seyn soll:

Erſtlich: werden in jedem Stücke eine oder zwey Abhandlungen eingerückt werden, welche die Vermehrung des menſchlichen Wohls, oder die Verminderung des Menſchen-Elends zum einzigen Zwecke haben ſollen.

Zweytens: werde ich freymüthig alle itzt noch gewöhnlichen Mummereyen und Spiegelfechtereyen aller Kirchen, ohne Rückſicht auf dieſe oder jene Sekte, rügen. Meine Abſicht bey der Bekanntmachung dieſer irreligiöſen Dinge iſt keine andre, als Fürſten und Gewaltige dieſer Erde, in deren Bezirken dergleichen Dinge noch vorfallen, aufmerkſam zu machen, und ſie vielleicht zur Abſchaffung derſelben zu bewegen.

Drittens: Werde ich alle intolerante, pfäffiſche, bigotte, abergläubiſche und unmenſchenfreundliche Handlungen, ohne Rückſicht auf die Perſonen ſelbſt zu nehmen, unpartheyiſch anzeigen.

Viertens: Will ich alle jene Bücher kurz anzeigen, die zur Hauptabſicht haben, Pfaffenregiment, Aberglauben, Intoleranz, Dummheit und Bigotterie zu gründen, oder zu befeſtigen.

Fünftens: Sollen alle politiſche Ungerechtigkeiten, ſie mögen von Fürſten ſelbſt, oder deren Dienern begangen werden, mit Freymüthigkeit und Wahrheit, ſo wie

Sechstens: Alle jene Bücher, die Gründung oder Befeſtigung des politiſchen Deſpotiſmus zur Abſicht haben, angezeigt werden.

Ueberzeugt, daß gute Beyſpiele zur Nachahmung reitzen, und viel nützliches bewürken können, ſollen

Siebentens: Würdige, gute, duldungsvolle Handlungen von Volksliebe glühender Volkslehrer, ſo wie ſchöne, edle, große Thaten, guter Regenten, Miniſter und Menſchen im gehörigen Lichte aufgeſtellt, und

Achtens:

Achtens: Bücher, welche Ausrottung des Aberglaubens oder Niederreiſſung des politiſchen Deſpotiſmus zum Zwecke haben, angezeigt werden.

Nebſt den angeführten Zwecken, ſoll dieſes Journal gleichſam ein Repertorium der neuern Geſchichte des Menſchen und Bürgers ſeyn. Ich werde daher die Fort- oder Rückſchritte des menſchlichen Verſtandes, die Verſchlimmerung oder Verbeſſerung des menſchlichen Herzens, neue Erfindungen, nützliche Anſtalten, die politiſchen Angelegenheiten der Europäiſchen Höfe u. ſ. w. bemerken, und zu dieſem Behufe jedem Stücke einen kurzen Abriß der politiſchen Begebenheiten und der Literär-Geſchichte beyfügen.

Da Aufklärung, Tugend und Weisheit ſehr relativiſcher Natur ſind, und die Vorzüge oder Nichtvorzüge unſers Jahrhunderts am beſten durch Vergleichungen mit Thatſachen aus vorigen Jahrhunderten erkannt werden können: ſo werde ich hie und da, bey Erzählung heutiger Vorfälle oder auch ſonſt, Gegenſtücke aus vergangenen Jahrhunderten herausheben, und etwa eine alte denkwürdige Urkunde, alte Aktenſtücke, Biographien merkwürdiger Menſchen u. ſ. w. abdrucken laſſen.

Das wäre es nun ohngefähr, was die Leſer des Deutſchen Zuſchauers zu erwarten haben. Freymüthigkeit, Wahrheit und Unpartheylichkeit ſoll durchgehends in demſelben herrſchen: und jedem Bedrängten oder Unglücklichen, ſo wie jedem Menſchenfreunde, der ſeinen Mitbrüder leiden ſieht, ſteht es frey dieſes Journal zur Ausſchüttung ſeiner Klagen zu wählen, und dadurch zur Verminderung des Elends das Seinige beyzutragen.

Da dieſes Journal ohne eine ausgebreitete Correſpondenz nicht beſtehen kann: ſo habe ich zu der wirklichen Herausgabe mich nicht eher entſchloſſen, als bis ich mir eine

ſo hinlängliche Anzahl von Freunden und Correſpondenten, unter denen ſich die angeſehenſten Gelehrten befinden, erworben hatte, daß ich völlig geſichert war, das alles leiſten zu können was ich verſpreche. Allein, da ſich denn doch manchmal in Gegenden, wo ich noch keine thätige Freunde habe, etwas zutragen kann, welches einer öffentlichen Bekanntmachung werth iſt: ſo wünſche ich, daß ſich noch mehrere Menſchenfreunde entſchlieſſen mögen, mir die in ihren Gegenden vorfallende pfäffiſche oder deſpotiſche Streiche, ſo wie ſchöne, große, edle Handlungen, alte oder neue denkwürdige Aktenſtücke, Befehle u. ſ. w. zu berichten und mitzutheilen.

Da durch die Bekanntmachung ſolcher Begebenheiten ſo viel Gutes geſtiftet wird: ſo darf ich hoffen, auch von andern Menſchenfreunden, die bis jetzt mit mir noch nicht correſpondiren, wichtige Beyträge zu erhalten; und ich finde daher für nöthig, gleich Anfangs ein für allemal folgendes feſtzuſetzen:

I. Es ſollen in dieſem Journale nur wahre Facta erzählt werden. Alle Aufſätze, deren Verfaſſer ſich mir nicht nennen, bleiben daher unbenutzt liegen, es ſey denn daß ein Aufſatz blos philoſophiſchen Inhalts ſey, oder daß die Wahrheit der darin enthaltenen Factorum u. ſ. w. mir durch andre Zeugniſſe bekannt werde.

II. Dagegen verbinde ich mich feyerlich, denjenigen, der mir Thatſachen von dieſer oder jener ungerechten Handlung mit Nennung ſeines Namens einſendet, niemals zu nennen. Wenn es verlangt wird, ſo ſchreibe ich das Manuſcript ſelbſt ab, und verbrenne oder retournire das Original.

III. Falls über das erzählte Factum Beſchwerden geführt würden: ſo vertrete ich den Einſender ſo lange, laſſe mich

mich so lange, als wenn ich selbst Verfasser wäre, behandeln, bis es gerichtlich erwiesen ist, daß dieses Factum unwahr gewesen. Dann muß der Einsender sich selbst vertreten, dann werde ich ihm alles Vorgefallene schreiben, von ihm einen öffentlichen Widerruf verlangen, und, im Falle er sich hiezu nicht verstehen wollte, ihn als einen Pasquillanten behandeln; aber, bey Gott! dies nicht eher, als bis die Unwahrheit des erzählten Fakti gerichtlich erwiesen ist.

IV. Religion ist mir ehrwürdig und heilig. Nie soll dieses Journal durch offenbare oder entfernte Angriffe auf dieselbe entweiht werden. Das nämliche gilt von allen Staatsverfassungen. Ich verbitte mir daher alle Aufsätze von der Art ein für allemal. Aber Mißbräuche in der Religion, Unordnungen in der Regierung, die, die züchtige und geißle man. Ihre Entfernung ist Wohl für die Menschheit.

V. Wenn einzelne Personen sich vergehen, so werde ich jederzeit den Unterschied machen, ob es aus Bosheit des Herzens und Dummheit, oder aus menschlicher Schwachheit geschah. Die letztere verdient unser Beyleid, nicht öffentliche Züchtigung. Von illüstern Corps gilt das nicht. Es sind ihrer da mehrere, und es sollte keine Schwachheit geben, wenigstens sollten diese allezeit von den Weisern und Bessern überwogen werden. Dieses bitte ich alle meine bisherigen und künftigen Correspondenten stets vor Augen zu haben.

VI. Mittheilung politischer Neuigkeiten, die schon in irgend einer guten Zeitung oder in einem Journale stehen, verbitte ich mir; dagegen sollen mir noch nicht bekannte um so angenehmer seyn, und ich werde mich dafür dankbar beweisen.

VII. Es würde unbillig seyn, von mir zu verlangen, daß ich jedem, der mir etwa alle halbe Jahre einen Brief

müthiger Sclave, der mir zu essen bringt, um mein Unglük zu verlängern.

Stallknecht.

Ich war ein armer Stallknecht in deinem Marstall, König, wie du noch ein König warst; und da ich unlängst nach York reisen mußte, so hab' ich um die Erlaubniß angesucht, meinen ehmaligen Herrn sehen zu dürfen. O wie weh that mir's im Herzen, wie ich in den Strassen von London, an dem Krönungs-Tag zusehen mußte, wie Bolingbroke auf dem weiß- und roth getüpfelten Barber, euerm Leibpferd, ritt; auf diesem Pferd das ihr so oft geritten, und das ich mit so grosser Sorgfalt abgerichtet hatte.

König Richard.

Ritt er auf meinem Barber? Sag mir, mein guter Freund, wie gieng er unter ihm?

Stallknecht.

So stolz, als ob er den Boden aus Verachtung nicht berühren wolle.

König Richard.

So stolz, weil er Bolingbrok auf seinem Rüken hatte? Die Schindmähre hat Brodt aus meiner königlichen Hand gefressen; diese Hand hat ihn so oft durch streicheln stolz gemacht. Und er stolperte nicht? Er fiel nicht, und brach diesem übermüthigen Mann den Hals, der seinen Rüken usurpirte? Um Vergebung, du gutes Pferd! du verdienst

ſchreibt, ein Freyexemplar geben ſollte. Dagegen verſpreche ich jedem, der mir einen intereſſanten Aufſatz einſendet, ein Freyexemplar von dem Stücke, in welchem der Aufſatz abgedruckt iſt, und jedem der mit mir in eine ordentliche Correſpondenz tritt, ein Freyexemplar vom ganzen Werke zu geben. Nur wünſchte ich, daß man mir dann eine Buchhandlung angäbe, an welche ich es convertiren könnte. Sonſt ſende ich es franco Augſpurg, Berlin, Duderſtadt, Erfurt, Frankfurt am Mayn, Breslau, Hamburg, Magdeburg, Halle, Nürnberg, Leipzig, Dresden, Prag, Regenesburg.

VIII. Da perſönliche Verbindungen und Lokalumſtände — die ſich aber vielleicht bald ändern — mich zwingen, wenigſtens itzt noch meinen Namen zu verſchweigen: ſo iſt der Verleger mit folgenden angeſehenen Buchhandlungen übereingekommen, die etwanigen für den Deutſchen Zuſchauer beſtimmten Aufſätze und Briefe anzunehmen und an Behörde abzuſenden.

So erhalte ich, ohne daß der Verleger ſelbſt den Namen des Einſenders jemals erfährt, die Aufſätze und Briefe. Ich berichte dann mit Unterſchreibung meines Namens dem Einſender den richtigen Empfang, und beſtimme in welchem Stücke der Aufſatz oder die Nachricht abgedruckt werden ſoll. Dieſe Buchhandlungen ſind: Für Augsburg Herrn Klette Frau Wittwe und Frank; Berlin, Herr Nikolai; Breslau, Herr Korn der ältere; Frankfurt am Mayn, die Herren Brönner und André; Göttingen, Herr Dieterich; Gotha, Herr Ettinger; Hamburg, Herr Bohn; Hannover, Helwingiſche Buchhandlung: Königsberg, Herr Hartung; Leipzig, Herr Hilſcher; Mannheim, Herr Schwan; Münſter, Herr Perenon; Nürnberg, Herr Monath; Prag, Herr von Schönfeld; Riga, Herr Hartknoch; Roſtock,

Roſtock, Herr Koppe: Salzburg, Herr Meyers Erbin; Straßburg, Herr Treuttel; Stuttgard, Herr Mezler; Wien, Herr Gräffer und Krauſe; Zürich, Herren Orell, Geßner, Füßli und Komp. Wenn jemand daher mit mir in nähere Verbindung treten will, ſo darf er nur den Brief verſiegelt mit der Aufſchrift: An den Herausgeber des deutſchen Zuſchauers, an eine von jenen Handlungen convertiren. Ich antworte dann mit der erſten Poſt, und gebe ihm meine Addreſſe. Auch kann man durch dieſen Weg geradezu Aufſätze an mich einſenden, ohne befürchten zu dürfen, daß eine von dieſen Handlungen oder der Verleger den Namen des Einſenders erfahre.

IX. Kopien-Gebühren und andre natürliche oder eingeführte Ausgaben bezahle ich gleich beym Empfange des Manuſcripts.

X. Jeder von meinen itzigen und künftigen Correſpondenten erhält, ſo bald ich eines von den oben genannten Geſetzen nicht beobachte, das vollkommene Recht mich zu nennen, öffentlich als einen Eidbrüchigen zu nennen. Ich finde dieſe Erklärung nothwendig. Dies iſt gleichſam Sicherheit aller meiner Correſpondenten, daß ich alles aufs genaueſte beobachten werde, da ich triftige Urſachen habe mich noch nicht zu nennen.

XI. Meine itzigen Correſpondenten haben nicht nöthig ihre Namen unter ihre Briefe und Aufſätze zu ſchreiben; ich kenne ihre Hand, auch habe ich zum Theil andre Zeichen gegeben, die ſie für ihre Namen ſubſtituiren können. Meine künftigen Correſpondenten dürfen ſich nur einmal nennen, dann gebe ich auch ihnen ein Zeichen; und ſo fällt von meiner Seite alle Möglichkeit der Entdeckung hinweg. Dieſes habe ich für nöthig gehalten meinen bisherigen Freunden und künftigen Correſpondenten zu ſagen.

Von diesem Journal erscheint alle Monathe ein Stück von acht Bogen. Jedes Stück kostet 8 ggr. in Louisd'or zu 5 Rthlr., und man findet es in allen angesehenen Buchhandlungen Teutschlands. Schrift, Papier und die äußere Einrichtung ist in allem dem gedruckten Plane gleich.

Der Herausgeber des deutschen Zuschauers.

---

2) **Gabriel Jars**, metallurgische Reisen zur Untersuchung und Beobachtung der vornehmsten Eisen- Stahl- Blech- und Steinkohlenwerke in Teutschland, Schweden, Norwegen, England und Schottland, vom Jahr 1757. bis 1769. Aus dem Französischen übersetzt von D. Carl Abraham Gerhard, Königl. Preußischer Geheimer Finanz- Oberberg- Oberrechnungs- und Oberbaurath zu Berlin. Dritter und vierter Band in gr. Octav, mit vielen Kupfertafeln und einer Gebirgs-Charte von Freyberg und den herumliegenden Gegenden.

Es ist dem Leser aus der Vorrede des Ersten Bandes bekannt, daß Hr. Gabriel Jars diese Reisen auf Befehl des Königs unternahm, und daß die Resultate derselben dem Druck übergeben wurden. Da ein unvermutheter Tod des Verfasser die Vollendung dieser Arbeit unterbrach, so wurde sie von seinem Bruder, der aus Neigung und Bestimmung an dieser Reise Theil genommen hatte, nach dem entworfenen Plane zu Stande gebracht.

Das Original des ersten Bandes dieser Reisen, erschien 1775. zu Lyon in einem Quartbande, und ihm wiederfuhr die Ehre einer sehr günstigen Aufnahme. Teutschland, dem ein solches Produkt nicht lange verborgen bleiben konnte, staunte über dieses ausländische metallurgische Phänomen,

und

und was ein angeſehenes Journal (ſiehe Beckmanns ökonomiſche phiſikaliſche Bibliothek des VII. Bandes 1ſtes Stück) hierüber urtheilte, wurde von Sachverſtändigen allgemein unterſchrieben.

Der jetzige königl. Preuß. Geheime Finanz- und Oberbergrath Herr D. C. Abrah. Gerhard, deſſen vieljähriger und anſehnlicher Poſten beym Hütten- und Bergwerks-Departement hinlängliche Empfehlung iſt, unternahm 1777. nicht allein eine treue Ueberſetzung derſelben, ſondern er begleitete ſie auch, da wo es nöthig war, mit ſeinen eigenen wichtigen Anmerkungen.

Allem Anſehen nach ſollte und mußte dieſes Werk in der Ueberſetzung, das man der Bequemlichkeit halber in zwey Median-Octav-Bände brachte, eben dasjenige Glück bey uns in Teutſchland machen das es in Frankreich wirklich machte, und dies beſtimmte mich zur Uebernahme des Verlags. Der Erfolg entſprach der Erwartung in den drey erſten Jahren ſeiner teutſchen Exiſtenz gar nicht, und hätte mich beynahe zu dem Entſchluſſe gebracht mein Verlagsbuch zur Erde zu beſtatten. Ein Ohngefähr brachte dies halbtode Buch ins Leben, und ſo genießt es deſſelben noch jetzt, und wird es noch lange genießen, wenn andre blos zum Zeitvertreib geſchriebene Reiſen vergeſſen werden.

Da man ſonach erſt ſeit vier Jahren in Teutſchland dieſem Werke ſein verdientes Recht wiederfahren läßt, und es als eines der Erſten im metalluraiſchen Fache erkläret: ſo hat ſich der Hr. Geheime Finanzrath Gerhard entſchloſſen, den 2ten und 3ten Band, der erſt vor wenig Jahren in Frankreich erſchien, gleichfalls in einer teutſchen Ueberſetzung ſeinen Landsleuten mitzutheilen, überzeugt, daß derjenige Theil des Publikums, den ein ſolches Werk intereſſiren muß, nicht gleichgültig dabey ſeyn werde.

Der

Der 3te und 4te Band der teutſchen Ueberſetzung in Octav, der den zweyten Band des Originals in Quarto ausmacht, iſt unter der Preſſe, und erſcheint im Januar 1785. in meinem Verlage ganz zuverläßig. Der Inhalt derſelben giebt an Wichtigkeit den erſten beyden nichts nach, und beſchreibt unter andern auch die ſehr beträchtlichen Bergwerke von Freyberg und den herumliegenden Gegenden.

Nicht ſowohl in der Abſicht, mir, bey den wirklich beträchtlichen Koſten, (indem dieſe zwey Bände dreymal mehr Kupfertafeln enthalten als die beyden erſten) als vielmehr dem weniger begüterten Liebhaber dieſer Wiſſenſchaft, eine Gelderleichterung zu verſchaffen, bin ich Willens, dieſen 3. und 4ten Band auf Pränumeration unter folgenden Bedingungen zu liefern:

1) Erhalten die Pränumeranten das Exemplar für drey Rthlr. in wichtigen Louisd'or zu 5 Rthlr. und den Dukaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. gerechnet, der nachherige Ladenpreis aber iſt 4 Rthlr.

2) Die Kupferabdrücke werden für die Pränumeranten auf ſtärkeres und weiſſeres Papier geliefert, als nachher in den Buchläden ſeyn wird. Auch haben ſie den Vortheil der erſten, folglich der beſſern, Abdrücke.

3) Die Verſendung der Exemplare geſchiehet frey von Berlin aus bis Dresden, Leipzig, Halberſtadt und Breslau, dahingegen aber ich mir die Pränumerationsgelder franko anhero einzuſenden erſuche.

4) Der Pränumerationstermin dauert bis im November dieſes Jahres.

5) Wer die Gütigkeit haben will, ſich des colligiren zu unterziehen, genieſſet bey 10 Exemplaren Ein Freyexemplar. Bey Verſendung unter 10 Exemplarien kann die freye Ueberſendung bis nach benannten Städten nicht ſtatt haben.

Ich

Ich empfehle dieſes mein Unternehmen allen Sachverſtändigen und allen denen, die Gelegenheit haben es thätig zu unterſtützen. An dem äuſſern Anſehen des Buchs wird nichts geſpart, und ſollen die Kupfertafeln, die an Figuren ſo reich ſind, von ſehr geſchickten hieſigen Künſtlern, wo nicht ſchöner, doch eben ſo gut als die in der Originalausgabe geliefert werden. Der 5te und 6te Band der Ueberſetzung kann nicht früher als zu der Michaelis-Meſſe 1785. erſcheinen, welches durch ein beſonderes Avertiſſement bekannt gemacht werden ſoll. Berlin, 1784.

Chriſtian Friedrich Himburg,
Buchhändler, dem Königl. Schloſſe gegen über.

---

3) Die akademiſche Buchhandlung zu Straßburg will unter der Direktion des Herrn Profeſſor Seybolds Handausgaben von den beſten griechiſchen Schriftſtellern unter dem Titel: *Bibliotheca auctorum graecorum*, auf Schreibpapier mit neuen ſchönen Lettern gedruckt, gegen Subſcription veranſtalten. Lucian nach der Hemſterhuis-Reiziſchen Ausgabe ſoll den Anfang machen, und in vier oder fünf Oktavbänden geliefert werden. Herr Seybold wird dem griechiſchen Text die lateiniſche Verſion hie und da verbeſſert beyfügen, nebſt einigen wenigen Anmerkungen zur nöthigen Aufklärung des Schriftſtellers. Eine Nachricht von Lucians Leben und den verſchiedenen Ausgaben von deſſen Schriften ſoll dem Text vorgedruckt werden: ſo wie auch Herr Seybold noch einige Handſchriften zu collationiren gedenkt, deren Varianten er dieſer Ausgabe einverleiben will. Nach Lucian ſoll Homer, Xenophon, Pindar, Heſiod, Dio Caſſius, Herodot u. a. folgen. Die akademiſche Buchhandlung verlangt für das Alphabet einen Gulden, den Louis d'or aber Carolin zu 10 Gulden gerechnet: doch unter der Bedingung,

daß

daß die Subscribenten sichs gefallen lassen, ein Alphabet zum voraus zu bezahlen. In hiesiger Gegend kann man beym Herrn Stiftsprediger Weber allhier zu Weimar subscribiren.

---

4. Böhmisch-teutsch-lateinisches Lexikon, herausgegeben von Franz Johann Tomsa, mit einer Vorrede begleitet von Herrn M. Dobrowsky.

Seit vielen Jahren geschieht häufige Nachfrage nach einem brauchbaren böhmischen Wörterbuch; und man wird in den Buchhandlungen allzeit mit der Antwort zurückgewiesen, daß keines zu haben ist. Das Wusinische deutsch-lateinisch-böhmische, wovon die dritte Auflage bereits vor vierzig Jahren erschien, so mangelhaft es ist, wird als ein seltenes Buch um einen ziemlich hohen Preis begierig aufgekauft, wo sich nur ein Exemplar vorgefunden hat. Hr. Tomsa, dessen Sprachkenntniß durch seine böhmische Grammatik, durch das Elementarwerk der böhmisch-deutsch- und lateinischen Sprache, wie auch durch seine Uebersetzungen mancher nützlichen Schriften erwiesen ist, hat (auf dringendes Zureden seiner Freunde und Gönner, welchen die Nationalsprache zu sehr am Herzen liegt, als daß sie gleichgültig zusehen könnten, wenn sie so manche Grammatiker aus Eigensinn, wo nicht aus Unwissenheit mit Gewalt verhunzen wollen,) den Entschluß gefaßt, seine häufigen Materialien zu einem Wörterbuche zu ordnen, und ein brauchbares Wörterbuch, vorzüglich zum Behuf derjenigen, die die böhmische Sprache gründlich erlernen wollen, zu liefern. Die Einrichtung desselben ist folgende:

Erstens: Es wird alle üblichen Wörter, deren sich die Nation sowohl im Reden als Schreiben bedienet, enthalten, daß es also in Rücksicht auf die noch gebräuchlichen Wörter der Sprache vollständig seyn wird. Ganz veraltete Wörter hingegen, um das Werk nicht unnöthig zu vergrößern, und deßen Ausgabe nicht zu verzögern, sind ausgeschlossen. Denn die Absicht des Verfassers geht dahin, die Sprache in ihren einfachen Bestandtheilen, nicht wie sie vor zwey, drey oder mehrern Jahrhunderten war, sondern wie sie noch jetzt gesprochen und geschrieben wird, vollständig darzustellen. Man wird

Zweitens den verschiedenen Gebrauch der Wörter durch beigesetzte Redensarten genauer zu bestimmen sich bemühen.

mühen. Hierinn wird sich dieß Werk vor andern vorhandenen auszeichnen. Doch soll auch hier eine gute Auswahl getroffen werden.

Drittens, wird den Nennwörtern das Genus und der Genetiv, den Verbis die nöthigen Zeiten beygefügt werden. Besonders wird man alles, was in der Lehre von Flexionen nicht ganz nach der Regel geht, fleißig bemerken, so viel aus der Grammatik beybringen, als für Lehrlinge erforderlich ist. Man wird sich

Viertens der deutschen und lateinischen Sprache zur Erklärung des Böhmischen bedienen. Auch noch kurze Tabellen der Declinationen und Konjugationen vorsetzen, nebst andern grammatischen allgemeinen Regeln.

In der Vorrede dazu wird kurz von den slavischen Völkern, ihrer Sprache überhaupt, von den Mundarten derselben insbesondere, von der böhmischen Sprache und ihrer Kultur gehandelt werden.

Den Verlag des Werks, welches sich beyläufig auf 50 Bogen im großen Oktav belaufen wird, habe ich übernommen, und wer den Aufwand bey so einer Unternehmung kennt, wird mir vergeben, wenn ich in der Mitte von so vielen unglücklichen Pränumerationen dieses Jahrzehents dennoch abermal eine Voranzahlung ausschreibe, nämlich:

Wer bis Ende März 1785. in meiner Prager oder Wiener Handlung, oder in der ihm am nächsten liegenden Buchhandlung 2 fl. auf ein Exemplar hievon erlegt, der bekömmt es ohne einer ferneren Zahlung um diesen halben Verkaufspreis.

Nach Verlauf dieser 3 Monate kostet es 4 fl. baar.

Mit Anfang Julii 1785. ist das fertige Werk in besagten Handlungen abzuholen.

Für Druck, Papier und Korrektur will ich meine wenige Reputation verpfänden, daß es nicht schlecht seyn soll, — selbst Brod- und Handwerksfeinde werden nichts dawider einzuwenden haben. —

Prag den 20ten December 1784.

Joh. Ferd. Edler v. Schönfeld.

5. *Projet de Souſcription.*

Louis R. *Du-Gros* Peintre de Payſage à *Rome* ayant terminé ſes recherches ſur l'art de *graver au Pinceau* et connoiſſant par experience de quelle utilité cette decouverte peut être aux artiſtes en leur donnant des moiens auſſi beaux que prompts et faciles de graver leur propres ouvrages, ſans lequel les plus belles gravures ſont froides et inſipides, a cru que le public recevroit favorablement le projet de lui communiquer ſes découvertes par le moien d'une ſouſcription. Le traité ou il enſeignera tous les moiens de graver au pinceau, comprendra auſſi l'*art de graver a la plume* ou *au Rejean*, maniere ſi utile aux artiſtes pour rendre promptement et même ſur le cuivre leur prémiere penſée. Il y joindra une deſcription de la maniere de graver avec diverſes teintes pour imiter les deſſeins des grands maitres rehauſſés de blanc ſur papier colorié; enfin tous les moiens qui ſont neceſſaires pour produire ſur l'eſtampe tout le moelleux poſſible avec la fineſſe, la legereté et la touche du pinceau.

Il n'ignore pas que pluſieurs ont pretendu avoir une eſpece de maniere de graver aprochante de l'art de graver au pinceau; mais tout ce qui a paru dans ce genre eſt extrémement éloigné du point de perfection dont cette belle gravure eſt ſusceptible.

L'Editeur promet la legereté et la touche du pinceau ſans laquelle on ne peut executer les feuilles des arbres et tout ce qui demande le mouvement ſpirituel et facile du pinceau. Il eſt arrivé a ſurpaſſer tous ceux qui ont couru la meme carriere pour la vigueur et le moëlleux du ton de couleurs des devants, comme chacun peut s'en inſtruire d'après les eſtampes qu'il a publié en dernier lieu. Le Prix de la Souſcription pour le Traité de la gravure au Pinceau, en françois et en Italien eſt d'un *ecu Romain*. On recevra la moitie du Prix de la ſouſcription dès a preſent et le reſtant en livrant la Brochure du traité de la gravure au pinceau qui ſe publiera dans le courant d'Avril 1785.

On reçoit les Souſcriptions a *Rome* dans l'Imprimerie de *Monſieur Du-Gros* Peintre de Payſage, ruë de la Croix au rez de chauſſée et chez Meſſieurs *Bouchard* et *Gravier* au Cours. Les étrangers ſont priés d'envoyer leurs lettres et l'argent *franco*.

Für Weimar und hieſige Gegend nimmt Herr Rath Braun Subſcription hierauf an.

Der
Teutſche Merkur.

Februar 1785.

I.

Die Sechſte
aus dem Erſten Buche der Satyren
des Horaz.

Wiewohl von allen Lydiern, die einſt
Hetruriens Felder bauten, (1) keiner, o Mäcen,
ſich edlern Blutes rühmen mag als du,
und unter deinen Anherrn beyder Seiten
du Lucumonen zählest, (2) ſiehſt du doch
auf Leute niedrer Abkunft, mich zum Beyſpiel,
den Sohn von einem Freygelaſſenen,
mit aufgeworfner Naſe nicht herab,
wie andre deines Standes; weil daran
dir wenig liegt, von welchem Vater jemand ſtamme
ſo fern er nur (was dir am meiſten gilt)
an Herz und Sitten wohlgebohren iſt. (3)
Sehr richtig denkſt du, daß es lange ſchon

mein Schelten nicht; du warst dazu geschaffen, dem Menschen unterthan zu seyn, und zum Tragen gebohren. Ich war zu keinem Pferd gemacht, und doch trag' ich die Last eines Esels, und lasse mich von dem trottenden Bolingbroke mit Sporrn zerfleischen und zuschanden reiten.

Zwölfte Scene.

Ein Hüter mit einer Schüssel, zu den Vorigen.

Hüter.

Kerl, mach' Platz, du darfst nicht länger bleiben. (Zum Stallknecht.)

König Richard.

Wenn du mich liebst, so ist es Zeit, daß du gehst.

Hüter.

Milord, beliebt es euch zu essen?

König Richard.

Kost' es vorher, wie du gewohnt bist.

Hüter.

Milord, ich darf nicht; Sir Pierce von Exton, der kürzlich auf des Königs Befehl hieher gekommen ist, hat mir's verboten.

König

vor jenem Tullius, (a) den ſein Verdienſt,
obgleich nur einer Sclavin Sohn, zum Thron
erhoben, manchen wakren Mann gegeben,
der ohne Ahnen ſich zu Ruhm und Würden
durch Tugend aufgeſchwungen: da im Gegentheil
Lävin, (b) obwohl aus einem Hauſe das Tarquin
den Stolzen einſt vom Thron geſtürzt, um mehr
als einen Groſchen nicht verkäuflich wäre,
und dies ſogar des Volkes Schätzung nach;
des Volkes, das du kenneſt — das ſo oft
aus baarem Unverſtand Unwürdigen
die erſten Stellen giebt, und Titel, Ahnenbilder
und Nahmen anſtaunt. Was geziemt denn uns
uns, deren Denkart von der pöbelhaften
ſo weit entfernt iſt? Denn, was wärs am Ende,
wenn auch das Volk dem edelbürtigen
Lävin die Würde (c) lieber gäbe als

dem

(a) dem Römiſchen Könige, Servius Tullius, dem Nachfolger des Tarquinius Priſcus.

(b) P. Valerius Lävinus, der es, wegen des ſchlimmen Rufes den ihm ſeine Sitten zugezogen, niemals höher als bis zur Quäſtur (dem Staatsſchatzmeiſter-Amt) hatte bringen können. Alt. Scholiaſt.

(c) die Prätur oder das Conſulat.

dem neuen Decius? — Ja ſtieße ſelbſt
ein neuer Appius (d) mich, weil mein Vater
nicht freygebohren war, aus dem Senat:
ſo hätt' er mich mit Recht dafür beſtraft
daß ich in eigner Haut nicht ſchlafen konnte.
Zwar freylich ſchleppt an ihrem glänzenden Wagen
gefeſſelt (mit dem Dichter ſo zu reden) (4)
die Ruhmbegier nicht minder Unbekannte
als Edle nach — doch, deſto ſchlimmer! Denn,
was half dirs, Tullus, den abgelegten Purpur
als Kriegstribunus wieder aufzunehmen? (5)
Zu nichts, als daß die Mißgunſt, die zuvor
dir als Privatmann minder läſtig war,
mit deinem Clavus wuchs. (9) Sobald ein Thor
das halbe Bein in ſchwarzes Leder ſteckt (e)
und einen breiten Purpurlappen über

(d) Die Rede iſt hier wohl nicht von dem Cenſor Appius Cäcus, wie Barter wähnt, ſondern von dem Appius Clodius Pulcher, der im Jahre 702. U. C. mit L. Piſo Cenſor war, und kraft dieſes Amtes verſchiedene Perſonen, weil ſie Söhne von Freygelaſſenen waren, aus dem Senat ſtieß.

(e) Die Senatoren trugen eine beſondere Art von Halbſtiefeln oder Kothurnen aus ſchwarzem ſämiſchem Leder, die man mulleos hieß.

die Bruſt herabhängt, hört er ſtraks; wer iſt
denn der? wer war ſein Vater? — Eben ſo
wie einer, den des Varrus Krankheit plagt,
(für mächtig ſchön gehalten ſeyn zu wollen)
den Mädchen, wo er geht, die Mühe macht
ihn Stück vor Stück genau zu unterſuchen,
welch eine Naſe, was für einen Fuß,
für eine Wade, was für Zähn' und Haar
er habe: eben ſo, ſobald ein Mann
die Bürger und die Stadt, der Götter Tempel,
Italien und das Reich in ſeine Obhut
zu nehmen ſich erbietet, (f) augenblicks
ſind alle Sterblichen in großem Drange,
zu forſchen, wer ſein Vater ſey, und ob
ſein Stammbaum auf der mütterlichen Seite
nicht etwan eine Lücke habe? — Wie? —
Du, eines Syrus, Dama, Dionyſius Sohn, (g)
du ſollteſt Bürger vom Tarpeiſchen Stein

herab.

(f) Vermuthlich iſt hier eine Anſpielung auf die Worte des Eydes, den die oberſten Magiſtratsperſonen in Rom bey Antritt ihres Amtes ſchwören mußten.

(g) Syrus, Dama, Dionyſius waren ſehr gemeine Sclaven-Namen.

herabzuſtürzen (k) dich erfrechen, oder
dem Cadmus (i) ſie an Hand und Band zu geben?
„Und doch ſitzt mein College Novius
„um einen ganzen Grad noch unter mir:
„mein Vater war ein Freygelaſſener,
„Er iſt es ſelbſt! — Und darum dünkſt du dich
ein Paulus, ein Meſſala? Jenem bleibt
der Vorzug doch, daß wenn er auf dem Markte
zum Volke ſpricht, und mit zweyhundert Karren
drey Leichenzüge ſich zuſammenträfen,
man nichts von ihren Hörnern und Poſaunen
vor ſeiner Stimme hören würde; und
das iſt doch ein Talent! — Ich komme nun
auf meine Wenigkeit zurück, den Sohn
von einem Freygelaßnen, den man auch
den Sohn des Freygelaßnen merklich fühlen läßt;
jetzt, weil ich oft dein Tiſchgenoſſe bin,
einſt, weil mir eine Römer-Legion gehorchte.
Gleichwohl iſt dies und jenes eben nicht

(k) Eine Strafe groſſer Verbrechen, wozu die Tribuni Plebis in auſſerordentlichen Fällen Römiſche Bürger auch ohne vorgehenden gerichtlichen Proceß verurtheilen konnten.

(i) Nahme eines damaligen Scharfrichters. Scholiaſt.

ganz einerley. Die Ehrenſtelle könnte man
vielleicht mit Recht mir einſt misgönnet haben;
allein mit deiner Freundſchaft, welche Du
behutſam nur an Würdige verſchenkſt,
und die durch Ränk' und loſe Künſte nicht
erſchlichen werden kann, iſts wohl ein anders.
Ich kann mich deiner Freundſchaft wegen juſt
nicht glücklich preiſen, gleich als hätt' ich ſie
aus einem Glückstopf ausgezogen: (denn
kein Ungefähr hat mich in deinen Weg
geworfen; lange hatte ſchon zuvor
Dir mein Virgil, und dann auch Varius (k)
von mir geſprochen. Als ich endlich ſelbſt
zum erſtenmale vorkam, lieſs Verlegenheit
und unberedte Schaam mich kaum zu Athem kommen;
ich ſprach nicht viel, und abgebrochen, gab
mir keinen edeln Vater, trabte nicht
auf einem ſelbſtgezognen Tarentiner (7)
um meine Güther — ſondern ſagte kurz
und ehrlich, wer ich wäre. Du, nach deinem Brauch,

erwies

(k) Ein Dichter, der viel bey Mäcen und Auguſt galt, und deſſen Horaz an mehrern Orten als eines eben ſo liebenswürdigen Menſchen als vorzüglichen Günſtlings der Muſen erwähnt.

erwiederſt wenig; ich entferne mich,
und nach dem neunten Monat läſſeſt du
mich wieder rufen, und bedeuteſt mich
forthin als deiner guten Freunde einen
mich anzuſehn. Ich acht' es für nichts Kleines
dir, einem ächten Menſchenkenner, wohlgefallen
zu haben, wie ich bin, zwar unberühmt
von Herkunft, aber rein an Herz und Sitten.
Indeſſen, wenn ich bey nicht vielen und
verzeyhlichen Gebrechen (wie ſich etwan auch
an wohlgeſtalten Körpern hie und da
ein kleiner Fehler zeigt) im übrigen
gutartig bin, und niemand weder Geldſucht,
noch Schmutz, Schmarutzerey, und loſe Nächte
in Winkeln durchgeſchwelgt mir vorzurücken
im Stand' iſt; kurz, wofern ich (um einmal
mein eigen Lob zu ſingen) bieder bin
und meinen Freunden werth: ſo war an allem dem
mein Vater ganz allein die Urſach, der,
wiewohl von einem magern Gütchen ſpärlich lebend,
mich nicht an unſerm Ort (l) zu Flavius
dem Rechenmeiſter in die Schule ſchikte,

(l) zu Venuſia in Apulien, ſeinem Geburtsorte.

wohin doch Hauptmannsſöhnchen (*m*) nicht zu vornehm waren,
die Rechentafel und den Markenbeutel
am linken Arme, hinzutraben, um
die edle Wiſſenſchaft, wieviel Procent
auf jeden von den acht Terminen (*n*) fällt,
zu lernen: ſondern mich, ſo jung ich war,
nach Rom zu führen herzhaft ſich entſchloß,
um dort ſo gut mich zu erziehen, als
ein Ritter oder Rathsherr ſeine Söhne
erziehen laſſen kann; ſo daß, wer mich
in dieſer großen Stadt, in meinem Aufzug
mit dem Bedienten hinter mir geſehen hätte,
nicht anders denken konnte als das alles werde
auf großem anaeſtammten Guth beſtritten.
Er ſelbſt war neben allen meinen Lehrern
mein zuverläſſigſter getreuſter Führer,
und ſeiner Aufſicht hab' ich es zu danken

daß

(*m*) Daß *magnis* von centurionibus hier eine ironiſche Bedeutung habe, verſteht ſich. In einem kleinen Provinzial-Städtchen ſpielte ein Centurio ſchon eine große Perſon.

(*n*) *octonis idibus*, das Römiſche Jahr hatte acht *Idus*, und an jedem derſelben mußten die Schuldner von dem entlehnten Capital Zinſen entrichten.

daß mich die Schaam, der Tugend erſte Blüthe,
von allen Jugend-Laſtern, ja ſogar
von böſem Schein und Vorwurf rein erhielt.
Ihm fiel bey allem dem nicht ein, zu denken
wie übel man's ihm nehmen würde, falls
am End' aus dieſer ſtattlichen Erziehung doch
nichts als ein Zollbedienter (wie er ſelber war)
herausgekommen wäre. (8) Auch in dieſem Falls
hätt' ich mich nicht beklagt; nun bin ich deſto mehr
Erkenntlichkeit und Lob ihm ſchuldig. Nein,
ſo lang' ich meine Sinnen habe, ſoll
ein ſolcher Vater niemals mich gereuen;
noch werd' ich, wie die meiſten, die ſich nicht
auf hochgebohrne Ahnherrn brüſten können,
verſichern, daß es meine Schuld nicht ſey.
Ganz anders ſprech' und denk' ich über dieſen Punct;
und wollte die Natur, daß jeder mit
gewiſſen Jahren ſein vergangnes Leben
von Vorn beginnen, und ſich ſeine Eltern ſelbſt
ausleſen ſollt': ich würde, mit den meinigen
zufrieden, keine nehmen wollen die
von hohen Würden Glanz erborgten; thöricht
im Wahn des Volkes, doch vielleicht, Mäcen,

nach deinem Urtheil weise, daß ich meine Schultern
mit keiner größern Last, als ich gewohnt
zu tragen bin, beladen möchte. Denn
da müßt' ich auch für größre Renten sorgen;
mehr Leute sehen, wenn ich reis'te oder
aufs Land nur gienge, immer (um beyleibe! nie
allein zu seyn) den einen und den andern
Begleiter mit mir schleppen, mehr Bediente
und Pferd' und Wagen halten. Jetzt ist mir
erlaubt, auf einem kurzgeschwänzten Maulthier,
das mich und meinen Mantelsack zugleich
zu tragen sich gefallen lassen muß,
wenn mirs beliebt bis nach Tarent zu gehen;
und niemand wird darum der Knauserey
mich schelten, wie den Prätor Tullius, (o)
wenn ihm, von Tibur kehrend, nur fünf Hausbediente
mit seinem Flaschenkorb und Nachtstuhl folgen. (p)
Soviel gemächlicher, mein edler Rathsherr,
leb' ich als du und tausend deines gleichen.
Ich brauche kein Gefolge, geh' allein
wohin michs lüstet, frage was der Kohl

und

(o) Bentley träumt hier abermals daß der Hieb dem Cicero gelte.

und was das Mehl gilt; ſchlendre oft des Abends um
den groſsen Schauplatz aller Scharlatane,
den Circus, oder auf dem Markt, und ſtehe
bey einem Wundermanne ſtill, der Amulete
verkauft und wahrſagt; kehre dann nach Hauſe
zu einer Schüſſel Erbſen, Lauch und Plinſen;
drey Sclaven richten meine ganze Mahlzeit aus;
zwey Flaſchen, eine Taſſe, und beym Spülnapf
ein ſchlecht Lavor mit ſeinem Becken, lauter
Campaniſch Töpferzeug, auf einem Tiſche
von weiſſem Steine, macht die ganze Tafels
geräthſchaft aus. Dann geh ich ſchlafen, ohne
die Sorge, daſs ich mit dem frühſten wieder
aufſtehen müſſe, um dem Marſyas (p)
Beſuch zu geben, der uns durch ſein Grinſen
verſichert daſs die Phyſionomie
des jüngern Novius (q) ihm unausſtehlich ſey.

Ich

(p) Eine Bildſäule dieſes (nach der Mythologie) vom Apollo geſchundnen Satyrs ſtund an einem Platze des groſsen römiſchen Marktes, wo die Wechsler ihre Tiſche hatten.

(q) Ein damaliger Banquier, dem vermuthlich eine Menge Römiſcher Taugenichtſe ſchuldig waren. Die ſcherzhafte Urſache die Horaz dem Grinſen des Marſyas giebt, erklärt ſich nun von ſelbſt.

König Richard.

Der Teufel hole Heinrichen von Lancaſter und dich! Die Geduld geht mir aus.

[Er ſchlägt den Hüter.]

Hüter.

Hülfe, Hülfe, Hülfe! --

Exton und Bediente zu den Vorigen.

König Richard.

Wie? was ſoll das bedeuten? Kommt ihr mich zu ermorden? -- Unglükſeliger, ſtirb durch dein eignes Schwerdt! (Er reißt einem ſein Schwerdt aus der Hand, und ſtoßt ihn nieder.) Geh du und füll' einen andern Plaz in der Hölle aus, (er tödtet noch einen; Exton ſchlägt ihn mit einem Streich zu Boden,) dieſe Hand ſoll in unauslöſchlichem Feuer brennen, die mit des Königs Blut des Königs eignes Land beſteket hat! -- Erheb', erhebe dich, meine Seele, einen himmliſchen Thron einzunehmen, indem mein ſterblicher Theil zur Erde ſinkt.

[Er ſtirbt.]

Exton.

So voll von Tapferkeit als königlichem Blut! Und dieſes hab' ich nun vergoſſen! O wie wollt ich, daß dieſe That gut wäre! Aber der Teufel, der mir ſagte, ich thue recht, ſagt izt, daß ſie in die Tag-Bücher der Hölle eingeſchrieben iſt. Ich will nun dieſen todten König zu dem leben-

Ich bleibe ruhig liegen bis um zehn,
und lese oder schreibe was im stillen
mir selbst Vergnügen macht; dann salb' ich mich
mit besserm Oel als Natta (r) seinen Lampen stielt,
und gehe nach dem Campus, bis die Sonne mich
von dannen treibt, und mich vom Ballspiel müde
ins Bad zu gehn erinnert. (10) Diesem folgt
ein leichtes Mahl, nicht mehr als nöthig ist
den Rest des Tages, der geschäftlos mir
zu Haus entschlüpft, bis Abends auszudauren.
So lebt wer frey vom Joch der Ehrsucht ist;
so denke ich vergnüglicher zu leben,
als wenn, in langer Ruhe, meine Ahnen
das Staats-Schazmeister-Amt (s) verwaltet hätten.

Erläu

(r) Vermuthlich ein berüchtigter Geizhals; kein Bleicher oder Walker, wie Baxter lächerlicherweise will, weil Natta, Nacta oder Nacca (ein bekannter römischer Zunahme) eigentlich einen Walker bedeute.

(s) Ein Seitenblick auf die Großen in Rom, die sich selbst bey Verwaltung dieses Amts nicht zu vergessen pflegten.

Erläuterungen.

(1) Vermöge einer alten, durch Herodots Anſehen begünſtigten, und faſt allgemein angenommenen Tradition, ſollten die Hetrurier von einer Lydiſchen Colonie abſtammen, welche Tyrrhenus ein Sohn des Königs Atys, aus Veranlaſſung einer großen Hungersnoth dahin geführt hätte. Den Ungrund dieſer Sage, welche ſchon Diodor von Sicilien für eine Fabel hielt, findet man erwieſen in den Recherch. ſur l'Origine des diff. peuples de l'Italie, Article 5. im 10ten Bande der *Hiſt. de l'Acad. des I. & B. L.*

(2) *Olim qui magnis legionibus imperitarint.*

Es findet ſich in der Römiſchen Geſchichte keine Spur, daß die Cilniſche Familie, von welcher Mäcenas war, jemals durch die höchſten Würden in der Republik illüſtriert geweſen ſey; und ein ſonſt unbekannter Mäcenas, der in einem Fragmente von Salluſt im Charakter eines zweyten Secretärs unten an der Tafel des Sertorius figuriert, iſt der einzige dieſes Namens, deſſen die Geſchichte*) auſſer dem Freunde Auguſts Erwäh-

*) In der gerichtlichen Rede Cicero's für den Cluentius Cap. 56. wird auch noch eines C. Mäcenas mit großem Lobe gedacht, weil er, nebſt zwey andern Römiſchen Rittern, bey einer für die Freyheit des Römiſchen Volkes nicht gleichgültigen Gelegenheit ſich der Unternehmungen des Tribuns, M. Livius Druſus (der im Jahr 640 Conſul wurde) mit großem Nachdruck entgegen geſetzt hatte.

wähnung thut. Es iſt alſo lächerlich, wenn der Abbé *Souchay* in ſeinen ſogenannten Recherches ſur la vie de Mécene aus dieſer Stelle des Horaz beweiſen will: daß die Vorfahren dieſes berühmten Günſtlings, nachdem ſie aus ihrer Vaterſtadt von Arezzo nach Rom gezogen, zu Rom in groſſem Anſehen geſtanden und Armeen commandiert hätten. Ohne Zweifel ſteht das Wort Legionen hier für Armeen; aber Horaz konnte damit nichts anders ſagen wollen, als was er an verſchiedenen Stellen ſeiner Oden *) ſagt, nehmlich: daß Mäcen hetruriſche Könige oder Lucumonen unter ſeinen Vorältern zähle. Es ſcheint Mäcen habe ſich gerne mit dieſem alten Glanze ſeines Hauſes ſchmeicheln laſſen; und das was Livius in ſeinem 10ten Buche von der Obermacht der Cilniſchen Familie in Aretium, zu einer Zeit wo dieſe Stadt eine der mächtigſten des Hetruriſchen Bundes war, erwähnt, war allein ſchon hinlänglich ſeine Eitelkeit in dieſem Punkte zu unterſtützen, wenn es auch um den genealogiſchen Beweis ſeiner Verwandſchaft mit dem Könige oder Lucumo Porſenna (die uns ein alter Scholiaſt garantiert) nicht ſo ganz richtig geſtanden hätte.

Uebrigens bemerkt Lambinus, ein Mann von glücklichem Gedächtnis, daß Horaz die Redensart, qui magnis legionibus imperitavit, Lucrezens regibus, *magnis qui gentibus imperitarunt*, abgeborgt habe. Es mag

*) *Atavis* edite regibus — Tyrrhena regum progenies. —

mag seyn! doch hätte es auch wohl ganz mechanisch damit zugegangen seyn können; nehmlich, daß sich ihm, da er eben dieselbe Sache zu sagen hatte, durch eine Art von Reminiscenz, deren man sich als solcher nicht bewußt ist, auch derselbe Ausdruck angeboten, ohne daß er dabey an Lucrez gedacht; etwas, das in so unbedeutenden Fällen auch den reichsten Geistern zu begegnen pflegt.

(3) *Dum ingenuus.* Ich habe mir hier den Doppelsinn des Wortes ingenuus zu Nuze gemacht, indem ich mich an diejenige Bedeutung desselben hielt, die für teutsche Leser den besten Sinn darbot. Es ist indessen schwerlich zu läugnen, das Horaz hier durch ingenuus hauptsächlich freygebohren, im Gegensaz mit *libertinus* habe sagen wollen; so daß es statt der beyden Verse, wodurch ich diese Worte umschrieben habe, eigentlich heissen müßte:

wofern er nur kein Knecht gebohren ist.

Ich muß hier zu besserm Verständnis dieser Stelle in Erinnerung bringen, daß die groſse Staatsverwandlung, welche die Römische Republik durch Augusten erlitt, bey einer gewissen Abspannung des alten Römischen Geistes und der republikanischen Sitten, auch eine Abwürdigung oder Verfälschung (wenn ich so sagen kann) der verschiednen Stände der römischen Bürger nach sich zog, und gewissermaaßen nothwendig machte. Die Patrizier waren durch die Proscriptionen

tionen auf wenige Familien heruntergebracht. Die Senatorwürde verlohr ihren vormaligen Glanz durch die novos homines, welche in groſser Menge, ſogar aus den Hefen des Pöbels, blos nach Gunſt oder Reichthum, in dieſes Collegium aufgenommen wurden; das Anſehen des Ritterſtandes ſtieg hingegen in eben der Proportion wie das Anſehen der Senatoren fiel. Auch der Stand der blos Freygebohrnen ſtieg, und machte gleichſam eine Art von niederm Adel aus, der mit dem Ritterſtande unvermerkt zuſammenſchmolz. Die Veränderung, die dies in dem römiſchen Nationalgeiſte bewürken muſte, wurde um ſo viel bedeutender: weil nun ſelbſt bey den *Ingenuis* oder Freygebohrnen ein ehmals gewöhnlicher Grad überſprungen wurde; und anſtatt daß ſonſt die *Libertini* oder Söhne der Freygelaſſnen eine Mittelclaſſe zwiſchen den *Libertis* und *Ingenuis* ausmachten, und erſt der Sohn eines Libertini ſich der Rechte eines Freygebohrnen zu erfreuen hatte: nunmehr dieſe Vorrechte ſchon den Söhnen der Freygelaſſnen zugeſtanden wurden, und Libertus und Libertinus für einerley galt.*) Daß dies letztere ſchon zu Cicero's Zeiten Mode geworden, hätte Torrentius, der daran zweifelte, aus dem 16ten und 19ten Cap. der Rede pro Cluentio erſehen können, wo von der gerichtlichen Defenſion des Scamanders, eines *Liberti* der Fabrizier, welcher eines attentirten

*) *Aldus Manutius* citante *Maſſon* in Vita Horatii p. 4. ſeq.

tirten Meuchelmords beſchuldiget worden, die Rede iſt, und Cicero ſagt; er habe ſich zur Vertheidigung dieſes Scamanders eines Grundes bedient, der „in *libertinorum* cauſis„ immer für ſehr gültig angeſehen worden u. ſ. w. Die meiſten Ausleger haben, aus Unaufmerkſamkeit auf dieſe in den letzten Zeiten der Republik und unter dem Auguſt unvermerkt vorgegangene Verwirrung der Stände, aus den Worten libertinus und ingenuus, wovon Horaz jenes von ſeinem Vater, und dieſes von ſich ſelbſt gebraucht, geſchloſſen: daß Horazens Vater ſchon der Sohn eines Freygelaßnen geweſen ſey; aber die Beweiſe des Manutius, daß libertinus in dieſen Zeiten ſeine alte Bedeutung verlohren, und eben das was ſonſt libertus gegolten habe, und der ganze Zuſammenhang der gegenwärtigen Ekloge läßt keinen Zweifel übrig, daß dieſe Meynung ungegründet iſt. — Es iſt übrigens leicht zu erachten, und Horaz ſagt es uns auch deutlich genug, daß Leute von beſſerer Herkunft mit einer Neuerung, wodurch ſie ſelbſt um eine Stufe degradiert wurden, übel zufrieden waren; und eben darum weil es ſolcher Beyſpiele wie Mäcenas gab bedurfte, macht ihm Horaz ein ſo großes Verdienſt daraus, daß er ſich bey der Wahl ſeiner Geſellſchafter wenig darum bekümmere was für einen Vater einer habe, wenn er nur frey gebohren ſey.

Dieſem allem ungeachtet ließe ſich doch aus den folgenden Verſen unſers Dichters, und der Art wie

er den Beweis „daß Mäcen wohl daran thue„ führt, nicht unwahrscheinlich schließen, Horaz habe bey den Worten *dum ingenuus* auch die zweyte Bedeutung dieſes Wortes, welche auf den Adel des Gemüths geht, im Auge gehabt: und dies um ſo mehr, da am Ende doch nicht die freye Geburt an ſich ſelbſt, ſondern die feinern Sitten, welche freygebohrne Perſonen durch eine beſſere Erziehung erhielten, den wahren Grund abgaben, warum Männer von Mäcens Stande und Charakter auf einen vertrauten Fuß mit ihnen leben konnten.

(4) Ungeachtet wir den Dichter nicht mehr haben, und alſo auch nicht nennen können, welcher den Vers

Sed fulgente trahit conſtrictos gloria curru,

als ſein Eigenthum zu reclamiren berechtigt ſeyn mochte: ſo ſcheint mir doch Baxter Recht zu haben, wenn er glaubt, daß ein ſo hochtönender Vers, der von der gewöhnlichen Diction der Horaziſchen Sermonen ſo ſtark abſticht, irgend einem damals bekannten epiſchen Dichter (oder Dichterling) abgenommen worden ſey. Horaz mag es nun mit dieſer Operation im Schimpf oder Ernſt gemeynt haben, ſo ſind ihm dergleichen Anſpielungen und witzige oder launenhafte Anwendungen fremder Gedanken und Bilder nicht ungewöhnlich; und tragen, wie mich däucht, nicht wenig zu der Urbanität bey, die ſeine Sermonen und Epiſteln ſo beſonders auszeichnet.

(5)

(5) Man weis nicht wer der Tillius oder Tullius (wie er in den meiſten Handſchriften heißt) war, von welchem in dieſer Ekloge ein paarmal die Rede iſt; denn was der Scholiaſt des Cruquius darüber beybringt, giebt uns wenig Licht. Daß Horaz mit dieſem Namen hier einen Menſchen bezeichnet habe, der weder durch perſönliche Verdienſte, noch durch Geburt und Reichthum zu der Eitelkeit, etwas im Staate bedeuten zu wollen, berechtigt geweſen, fällt aus dem ganzen Context in die Augen; und um ſo lächerlicher iſt es, daß Baxter mit den Schulmeiſtern, Lubinus und Minellius, ſich träumen laſſen konnte, Horaz habe einen Mann der an Talenten alle Römer vor ihm hinter ſich gelaſſen, und eine der größten Rollen im Staate geſpielt hatte, den M. Tullius Cicero, in dieſer auf ihn gar nicht paſſenden Stelle lächerlich machen wollen. Solcher Unſinn verdient keiner Widerlegung, und dient nur zum Beweiſe, wie ein Schriftſteller von Horazens Claſſe ſich mit ſpielen laſſen muß, wenn es erſt dahin mit ihm gekommen iſt.

ut pueros elementa docentem
occupet extremis in vicis balba ſenectus.

Zu beſſerm Verſtändnis dieſer Stelle dient die Anmerkung des J. M. Geßner, daß in Horazens Zeiten auch bloße Candidaten um die Senatoriſche Würde den latum clavum in Hoffnung eines guten Erfolges zum voraus anzunehmen pflegten, und alſo wenn es ihnen

nen fehlſchlag wieder ablegen mußten. Dies war, wie es ſcheint, der Fall des Tullius geweſen, den unſer Dichter hier apoſtrophiert: er hatte aber doch zuletzt noch auf eine oder andre Weiſe Mittel gefunden, ein Tribunat als eine Würde die zu dem latus clavus berechtigte zu erhaſchen.

(6) Die Gewohnheit, die Kleider mit aufgenähten ſchmälern oder breitern Streifen von Purpur zu zieren, ſcheint aus Aſien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Italien, gekommen zu ſeyn. Zu Rom war der König Tullus Hoſtilius der erſte, der ſich deſſen bediente. In folgenden Zeiten wurden dieſe Purpurſtreifen auf der tunica ein Unterſcheidungszeichen der Römiſchen Ritter vom gemeinen Volke und der Senatoren von den Rittern. Die Ritter trugen tunicas mit zwey auf beyden Seiten herunterhangenden ſchmalen Purpurſtreifen; daher hieß ihre tunica *angusticlavia*: die Senatoren hingegen unterſcheiden ſich durch einen einzigen breiten Streif (*latus clavus*) der über die Bruſt bis zum Gürtel herabgieng. Die Patrizier ſcheinen den latum clavum, als ein Vorrecht der Geburt, auch vor Annehmung der toga virili, getragen zu haben. Auguſtus dehnte dieſes Vorrecht auf alle Söhne der Senatoren aus, und in ſpätern Zeiten kam es zuletzt bloß auf indulgentiam Principis an, d. i. der latus clavus wurde (ſo wie bey uns die Erhebung in den Adelſtand) eine bloße Gnadenſache, wo-

bey

bey mehr auf Gunſt, Empfehlung oder Vermögen, als auf Geburt und Würden geſehen wurde. Zu Auguſts Zeiten, wo man den Abfall von den alten Gewohnheiten noch durch allerley Modificationen weniger auffallend zu machen ſuchte, konnte der Sohn eines Plebejers durch die Würde eines *Tribunus militum* in den Ritterſtand, ſo wie der Sohn eines Ritters durch eben dieſe militäriſche Würde zur Senatoriſchen, oder zum Rechte des latus clavus empor ſteigen: unter den ſpätern Kayſern wurde es auch damit ſo genau nicht genommen, und es gab eine Menge Titular-Tribunen,*) die ſich mit dieſer Würde blos darum decorieren ließen, um dadurch ein Recht zum latus clavus zu erhalten. Er wurde daher auch zulezt ſo gemein daß er aufhörte ein ehrenvolles Unterſcheidungszeichen zu ſeyn. Von allem dieſem und einer Menge andrer hieher gehöriger Sachen, kann, wen dieſe Dinge ſo ſehr als Herrn Walther Shandy intereſſiren, in Rubenii gelehrtem Tractat de Re Veſtiaria, praecipue de lato clavo, alles beyſammen finden, was der mühſamſte Fleis aus allen alten Autoren und andern Monumenten zuſammentragen konnte.

(7) Saturejano caballo. Die Pferde die aus den Saturejaniſchen Landgütern in Apulien gezogen wur-

 den,

*) Sie waren jedoch, wie es ſcheint, wenigſtens zu einem halbjährigen Dienſte verbunden; und dieß war der tribunatus *ſemeſtris* wovon in einigen römiſchen Schriftſtellern dieſer Zeiten, Erwähnung geſchieht.

den tragen; ihr, ſchleppt die übrigen fort, und ſorgt, daß ſie hier begraben werden.

[Sie gehen ab.]

Dreyzehnte Scene.

[Verwandelt ſich in den Hof zu Windſor.]

Trompeten; Volingbroke, York, Lords und Gefolge treten auf.

Volingbroke.

Mein geliebter Oheim York, die neueſte Nachricht die wir haben, iſt, das die Rebellen unſre Stadt Ciceſter in Glocesterſchire in Brand geſteckt haben; aber wir hören nicht, ob ſie geſchlagen oder gefangen worden --

Northumberland zu den Vorigen.

Willkommen, Milord, was bringt ihr neues?

Northumberland.

Zuerſt wünſch' ich deiner geheiligten Perſon und Regierung vollkommne Glükſeligkeit; die nächſte Zeitung iſt, daß ich die Köpfe von Salisbury, Spencer, Blunt und Kent nach London geſchikt habe. Die Umſtände ihrer Gefangennehmung ſind aus dieſem Papier ausführlich zu erſehen.

Voling-

den, waren von vorzüglich guter Art, ſagt ein Scholiaſt; und Servius, ein alter Ausleger Virgils, ſpricht von einer kleinen Stadt Saturejum in der Gegend von Tarent. Dies giebt dieſer Stelle genugſames Licht. Die Wendung iſt artig, um den kleinſtädtiſchen Provinzialen, die in der Hauptſtadt gerne was bedeuten möchten, und von ihren Gütern, Pferden, Jagdkoppeln, u. dergl. zu ſprechen lieben, im Vorbeygehn einen kleinen Schlag zu geben. Horaz will ſagen, er hätte ſich, als ein gebohrner Apulier, eben ſo gut wie ein andrer, einen angeſehenen Vater und ein Landgut in der Gegend von Tarent anprahlen können, wenn er klein genug geweſen wäre ſich ſeines Vaters und ſeiner Armuth zu ſchämen.

(8) *Coactor.* Ich habe dieſes Wort durch Zollbedienter überſezt, und verſtehe darunter mit Maſſon einen Unter-Zollbedienten, den ein Zollpachter dazu gebrauchte, die Gebühren für die Waaren, die in Italien eingeführt wurden, einzutreiben. Wer es lieber mit dem alten Scholiaſten halten will, dem Coactores Leute ſind, die ſich um einen kleinen Lohn von Wechslern und Kunſtmäklern zu Eintreibung ihrer ausſtehenden Schulden gebrauchen lieſſen, mag ſich um ein teutſches Wort umſehen, das dieſen Sinn gebe. Aber auch ohne die Bequemlichkeit des gebrauchten Wortes ſcheint Maſſons Auslegung beſſer auf die Qualification exactionum coactor zu paſſen, welche Sueton dem Vater unſers

ſers Dichters in der bekannten vita giebt, und alſo genugſamen Grund vor ſich zu haben.

(9) Batteux überſezt durch la *marmite*, was ich durch ein ganz anders Hausrathsſtück überſetze, und es iſt ſonderbar genug, daß das Wort *Laſanus* beydes heißt. Der Grund, der jeden von uns beyden zu der gewählten Bedeutung beſtimmt hat, iſt ſo leicht zu errathen, daß es keiner nähern Erklärung bedarf.

(10) Ich habe mich in der Ueberſetzung der ganzen Stelle vom 122. 126 Verſe, an die Leſeart des Bentley gehalten (welche auch Geßner aufgenommen und durch genauere Berichtigung der Abtheilungszeichen noch verbeſſert hat) weil ſie auf überzeugenden Gründen beruht, und das einzige Mittel iſt, den Horaz gegen drey Vorwürfe, die er unmöglich verdient haben kann, ſicher zu ſtellen. Der vorigen Leſeart zufolge (da man lecto und ſcripto gegen allen Sprachgebrauch für zuſammengezogne frequentativa von lego und ſcribo hielt, und anſtatt campum luſumque trigonem, *rabioſi tempora ſigni* laß) müßte unſer Dichter innerhalb fünf Zeilen drey grobe Barbarismen, einen gegen ſeine Sprache, einen gegen den Menſchenverſtand, und einen gegen die guten Sitten begangen haben. Denn nur ein Barbarus hätte lecto und ſcripto für lectito und ſcriptito ſagen können; nur ein Poetaſter dem es gleichviel gilt, ob er Sinn oder Unſinn von ſich giebt, hätte ſagen können:

aſt ubi me feſſum Sol acrior ire lavatum
admonuit, *fugio rabioſi tempora ſigni,*

und nur ein Menſch ohne alle Schaam, hätte ſich in einem Gedicht an Mäcen als ein Faulthier abſchildern können, das bis morgens um 10 Uhr im Bette liege und ſchnarche. Gleichwohl kamen alle Scholiaſten, Ausleger und Herausgeber vor Bentley ganz leicht über ſo kleine Bedenklichkeiten weg!

II.

Einige Briefe des Herrn Abts Domenico Seſtini,

auf ſeinen Reiſen in der Levante an ſeine Freunde nach Florenz geſchrieben.

(Fortſetzung von S. 24. des Jänner d. J.)

Latakie, oder Laodicea in Syrien, den 24ſten Jänner 1782.

Wir haben ein ſo regneriſches Jahr als ſich kaum die Menſchen erinnern können. Ich habe meinen Theil davon empfangen. Von Aleppo bis hierher ſind höchſtens vierzig Stunden Weges, die man ſonſt im Schritt einer Caravane innerhalb vier oder fünf Tagen zurücklegt; ich aber habe eilf Tage zugebracht. Doch habe ich, ſoviel möglich, meine Beobachtungen, beſonders die vulkaniſchen, fortgeſetzt, und gefunden, daß

ich

ich mich in den Muthmaßungen meines letzten Briefs nicht geirrt habe. Ich will Ihnen jetzt von der Natur der Berge, die ich auf diesem Wege angetroffen habe, einige Nachricht geben. Da ich Aleppo verlassen, und mich zum sogenannten Thore der Gefängnisse hinausbegeben hatte, beobachtete ich, daß der Boden von hieraus immerfort sich in kleine Hügel aus Kalkstein erhub. Zu Scieh-El-Anzari (von Derwischen bewohnt) ist der Kalkstein mit Madreporen vermengt. In den Gegenden, wo man diese Vermischung nicht antrift, ist die Erde thonartig, roth, fett und weich. Einige Stunden von Aleppo liegt zur Rechten der Berg El-Laquiera, vor Alters Pieria, und eben in dieser Gegend ist der noch brennende Vulkan, wovon ich in meinem letzten Schreiben Meldung gethan habe. Kommt man zu dem großen Dorfe Reha, so verliert sich der Kalk und Thon, und die Berge, die sich da erheben, bestehen aus Sand und Kreide. Nach einer Stunde erscheint der Kalkstein wieder und eine Kette von Kalkbergen. Hier und da auf diesem Wege und in den Gebäuden von Reha finden sich Stücke von Lava. Aus der Kette von Bergen kommt man durch einen beschwerlichen Schlund, Namens Kum-Kos-Bogazi. Da ich von hieraus auf die Ebene Rogge hinabgieng, fand ich viele ausgeworfene Lava, ohne einen erloschenen Vulkan wahrzunehmen, der entweder in der gesagten Kette von Bergen oder derjenige seyn muß, dessen offene Kessel man

nach einiger Entfernung antrift. Dieſer beſtehet, wie die daranſtoſſende Gegend, aus Kalkſtoff. Die Breite der beſagten Ebene, die ich durchwanderte, beträgt nicht über eine welſche Meile: ſie iſt aber einige Tagereiſen lang, und ich fand ſie mit ausgeworfener Lava bedeckt. Gegenüber läuft nach einer paralleſen Richtung eine andere Kette von höhern Bergen, an deren Fuß ein Kafar iſt, deſſen Durchgang bezahlt wird. Er ſtehet an einem Berge von weißem Kalk und Tuff, der ganz nackt, und mit uralter Lava umgeben iſt. Der ganze Durchgang dieſer Kette von Bergen beſtehet aus erloſchenen Vulkanen. Weil Erde und Kräuter die Oberfläche bedeckt hat, ſo gehöret viele Erfahrung dazu, ſie zu erkennen. Dieſe Berge führen auf die Ebene von Schogru, wo man über den Fluß Aſi (Orontes) kommt, welcher am Fuße des Gebürges von Schogru fließt. Dieſes höhere Gebirge läuft mit den zwo geſagten Ketten parallel. Sie ſtammen alle von dem Niphatiſchen Gebirge ab, und laufen in Kreiſen, bis ſie ſich mit den Ketten des Libanus und Antilibanus vereinen. Auf dieſer letzten Ebene liegt die Lava offenbarer am Tage, und ſowohl der Weg nach der Brücke des Orontes als die Straſſen der Stadt Schogru ſind mit Lava geflaſtert. Die Berge von Schogru beſtehen aus Kalkſteinen und Kreide; und ſo iſt der Erdboden bis nach Latakie beſchaffen, ohne ein anderes Merkmal von Vulkanen anzutreffen. Doch weiß ich gewiß, daß, wenn ich meine

Untere

Unterſuchungen bis zu dem alten Antiochien fortſetzen könnte, ich auch da Vulkane entdecken würde, die, wie alle die übrigen von Diarbekir bis hierher, vom Kalk ihren Urſprung hätten. Es hat faſt das Anſehen, als wollte ich der Erfinder einer neuen Theorie ſeyn; Sie ſehen aber wohl, daß ich von Wirkungen und Urſachen ſpreche, und Sie keineswegs nöthige meine Meynung anzunehmen. Genug, wenn Sie mein Freund ſind.

Pera zu Conſtantinopel, den 3ten April 1782.

Wir wollen mit unſern Vulkanen fortfahren. Man pflegt zu ſagen, wer ſucht der findet. Nachdem ich Candie, Cypern und Alexandria beſucht hatte, kehrte ich nach Conſtantinopel zurück. Auf der Inſel Cypern bin ich oft mit dem Herrn von Vezin, dem engliſchen Conſul, vor Larnica, wo das alte Citium geweſen ſeyn ſoll, ſpatzieren gegangen. Man gräbt daſelbſt beſtändig, um auf die alten Stadtmauern zu kommen, und die Steine derſelben zu neuen Gebäuden zu brauchen. In dieſer Gegend fand ich viele zerſtreute Stücke poröſer und dichter Lava, die vielleicht ihrer Aufmerkſamkeit entgangen ſind. Sie zeugen von einem erloſchenen alten Vulkane der Inſel, der vielleicht in dem nahen Berge des heiligen Kreutzes ſeinen Hauptſitz gehabt hat. Auch findet man hier und da Lava in den äußern Mauern der Häuſer, auch Waſſerbecken und Mühlſteine von Lava, welche aus andern Gegenden

den der Insel hierher gebracht zu seyn scheinen. In Alexandria besuchte ich die Säule des Pompejus, und fand überall unter den Alexandrinischen Ruinen zerstreuete Lava. Ich konnte nicht begreifen, woher sie gekommen seyn möchte; denn in dieser Gegend sind keine Berge, und die ganze Gegend hat einen sandigten Boden. Ich verfiel daher auf folgenden Gedanken. Vor Alters wurde hier der Granit mit Verschwendung verarbeitet, und die Gebäude bestanden aus Kalkstein. Das Feuer, welches viele Oerter dieser Gegend zu Grunde gerichtet hat, muß den Steinen diese vulkanische Verwandelung gegeben haben. Von andern Ursachen kann sie nicht entstanden seyn. Denken Sie übrigens wie sie wollen. Auf einer Insel des Archipelagus, Namens Episcopi, fand ich in dem dasigen Dorfe kleine Mühlsteine von Lava, deren sich die Einwohner zu Handmühlen bedienten. Man sagte mir, sie kämen von einer der äußersten Spitzen der Insel. Wer sieht nicht, daß ignis, grando, nix, glacies, spiritus procellarum große Revolutionen auf dem Erdboden verursacht haben. Ihnen, lieber Freund, wünsche ich auf demselben Friede und Wohlfahrt.

Smirna, den 20. August 1782.

Weil Sie an meinen vulkanischen Beobachtungen ein Vergnügen haben, so will ich sie fortsetzen; besonders da ich jezt im Begrif bin, nach klein Asien überzu-

zugehn, wo ich reichen Stoff zu finden hoffe. Den ersten August reiſete ich von Konſtantinopel ab, und kam den 3. nach Gallipoli, wo ich in den benachbarten Hügeln nichts als Kalkſtein, und eine Art von Breccien aus zuſammengebackenem ſehr feinem Kies, und Concretionen aus zertrümmerten Schaalthieren wahrnahm. Bey den Dardanellen beobachtete ich in den Mauern der Häuſer Stücke von Lava. Weil dieſe Häuſer auf der Ebene ſtehen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Lava von dem benachbarten Berge Kas-Daghi welcher der alte Ida iſt, dahin gebracht worden ſey. Im vorigen Jahrhundert würde man ſie für Ueberbleibſel der verbrannten Stadt Troja gehalten haben. Bey Capo Sigeo, Troja, und Aleſſandria di Troja iſt das Meer-Ufer ganz ſandig, und voll Kalkſtein, ohne Anzeige vulkaniſcher Producte. Man ſollte hier die ganze Kette des Ida-Gebürges bereiſen. Die Berge der Inſel Lesbos habe ich auf meinem Fahrzeuge beobachtet. Zu Micellino findet man Lava in den Mauern der Gebäude, welche röthlich iſt, und dieſe Farbe martialiſchen Theilgen zu verdanken zu haben ſcheint; hier und da auch Bimsſteine, und zuſammengebackene Stücke von Sand und pyritiſcher Materie, ungezweifelte Beweiſe vulkaniſcher Revolutionen auf dieſer Inſel des Archipelagus. Gleichem Schickſal iſt auch die Inſel Santorino unterworfen geweſen. Ich habe Ihnen ſchon einige Proben davon überſchickt, welche der Lava der Inſel Lipari gleichen, und der Lapis obſidianus des Plinius

ſeyn

ſeyn ſollen, von der Natur des Alauns. Gleiche Stücke, die man auf den Karpatiſchen Gebürge antrift, habe ich auf der Univerſität zu Ofen gefunden. Zwo Stunden von Metellino, klein Aſien gegenüber, bey den Bädern welche Thermi genannt werden, glaubte ich einen erloſchenen Vulkan wahrzunehmen. Dieſe und andere Bäder, die man auf dieſem Wege antrift, ſind eiſenhaltig. Auch findet ſich Lava auf der kleinen Inſel Urla, unweit Smirna. Sie ſoll oft Feuer geſpien haben, und es iſt wahrſcheinlich, daß die öftern Erdbeben dieſer Stadt eine Wirkung dieſes noch nicht ganz erloſchenen Vulkans ſey. Ein Zeuge hievon ſind die Bimsſteine, die ich auf dieſer Seite der Stadt angetroffen habe. Beym Dorf Burnabat, zwo Stunden von hier, entdeckte ich ausgeworfene Stücke Lava, die aus zuſammen gebackenem Sand und viereckigen Theilgen von Talk und pyritiſcher Materie beſtanden. Dieſe ſcheinen ein alter Auswurf der Erde, nicht des nahen Bergs Sipilo, zu ſeyn. Die Farbe dieſer Steine gleicht glühendem Eiſen. Man hat ſie im Bau der Häuſer dieſer Stadt, und des hieſigen Seecaſtells ſtark gebraucht. Kurz, es ſcheint, ich befinde mich hier unter einer Menge Vulkanen. Ich danke Gott, daß ſie erloſchen ſind. Sie würden ärger als Aetna und Veſuv ſeyn, vor deren Wuth uns Gott bewahre.

An Herrn Mariti zu Florenz.

Marſeille, den 12. Aug. 1783.

Die Quarantäne, die ich im hieſigen Lazaret machen muß, giebt mir Zeit und Bequemlichkeit, Ihnen den Ueberreſt meiner vulkaniſchen Beobachtungen, die ich auf meiner dritten Reiſe von Konſtantinopel nach Smirna gemacht habe, mitzutheilen, und meine bisher gegebnen Nachrichten zu ſchlieſſen. Auf einem Spaziergang, den ich aus Smirna nach einem zwey Stunden entfernten Dorf, namens Sendikioi, machte, und zwar auf dem Wege, dem das Kaſtell der Stadt zur linken liegt, beobachtete ich einen vulkaniſchen Auswurf, von Lava, die der von Metellino gleicht, und mit vielem Quarz und Spath und Ocher, der ihr die rothglühende Farbe giebt, vermiſcht iſt. Ein Liebhaber der Naturalien kann hier am Seeufer gegen Carinaggio in den Mauern einiger Gärten viele Stücke Lava antreffen, die von jenen des Veſuvs, des Aetna, und von der Aſiatiſchen die ich in andern Briefen beſchrieben habe, unterſchieden ſind. Sie ſind ein alter Auswurf des Gebirges, welches ſich gegen Capo Cara Burnu (das alte Melána) in Jonien erſtreckt, wo die Städte Erythrä, Clazomenä, und Teos lagen. Dieſe Berge beweiſen durch ihre ſpitzige Geſtalt, und ihre Keſſel, daß ſie eine Kette von Vulkanen waren. Gleiche Lava fand ich häufig gebraucht in andern Kaſtellen der Stadt Smirna, die an dem daſigen Meerbuſen liegen. Auch dieſe iſt von röthlicher Farbe, wie wenn ſie noch

glü-

Bolingbroke.

Wir danken dir, werther Percy, für deine Mühe, und werden deine Verdienste nach Würden zu belohnen wissen.

Fizwater zu den Vorigen.

Fizwater.

Gnädigster Herr, ich habe die Köpfe von Broccas und Sir Bennet Seely von Oxford nach London geschikt, von zween jener zusammen-verschwornen Verräther, die eure Majestät zu Oxford zu unterdrüken suchten.

Bolingbroke.

Deine Bemühungen und Verdienste sollen nicht vergessen werden, Fizwater; ich weiß und schäze ihren Werth.

Percy und der Bischoff von Carlile zu den Vorigen.

Percy.

Das Haupt der Zusammen-Verschwornen, der Abbt von Westmünster, hat, von Schwermuth und Gewissens-Bissen erdrükt, seinen Leib dem Grab abgetreten; aber hier ist Carlile, der euerm königlichen Urtheil über sein Verbrechen sich unterwirft.

Bolingbroke.

Carlile, diß ist dein Urtheil; wähle dir irgend eine stille geheiligte Freystädte aus, und genieſſe darinn deines Lebens; und so wie du in Ruhe leben wirst, soust du ruhig sterben: Ob du gleich immer mein Feind warest, so ehr' ich doch deine Tugend.

glühend wäre. Manche Stücke waren voll Quarz und kriſtalliſirter Spaththeilgen. Einige waren Kalkartig, durchs Feuer zerſtöhrt.

Da ich von Vulkanen ſpreche, will ich einen wichtigen Umſtand meiner Rückkehr nicht vergeſſen. Als wir den Archipelagus verlaſſen hatten, und uns den Afrikaniſchen Küſten näherten, um unſere Richtung zu nehmen, konnten wir beym Golfo Sidra wegen des dicken Nebels kein Land entdecken. Dieſes dauerte einige Tage, dergeſtalt daß wir in der Gegend von Pantelleria nicht wußten, ob es uns vor oder hinter dem Winde lag, bis wir nur eine halbe welſche Meile davon entfernt waren. Noch verlor der dicke Nebel nichts von ſeiner Finſterniß, und unſere Matroſen ſahen ſich faſt die Augen aus, Land zu entdecken. Wir verfehlten die Inſeln S. Pietro, Sardinien und Corſika; und mit großer Mühe gelang es uns die Hieres zu entdecken. Endlich erreichten wir Pomegue, wo die Schiffe, die aus der Levante kommen, anlanden. Der Nebel begleitete uns unaufhörlich. Die Erdkugel ſchien großen Veränderungen ausgeſezt zu ſeyn, und wer weiß ob nicht irgendwo ein anderes Pentapolis von der Erde verſchlungen worden iſt; denn man mag mir ſagen, was man will, ſo muß der Schwefelſee aus Loths Zeiten eine vulkaniſche Würkung ſeyn. Ich glaube daß ſolche Revolutionen in der Natur ihren beſtimmten Lauf haben. Vulkan behüte uns vor ſeiner phlogiſtiſchen Wuth.

Da

Da ich jezt im Lazaret herumgehe, entdecke ich mit Verwunderung Stücke von Lava. Einige Naturkundige aus der Provence ſagen mir, wahrſcheinlich ſeyen ſie in den Fahrzeugen, die von Buchere Steine zum Bau des Lazarets herbey führen, hierher gekommen. In dem kleinen Naturalien-Kabinet der Akademie zu Marſeille werden Laven von verſchiedenen erloſchenen Vulkanen der Provence aufbewahrt. Alle Berge dieſes Landes beſtehen aus Kalkſtein, und ich werde hierdurch in meiner einmal angenommenen Theorie beſtätiget, daß der Kalkſtein die einzige Zeugemutter ſo vieler Vulkanen ſey.

Brüſſa, in klein Aſien den 3. Oct. 1782.

Jezt bin ich zum zweytenmal auf dem Abhange des überall grünenden Olympus in Bithynien. Ich kam den lezten September hierher, nachdem ich Lydien, einen Theil von Carien, Jonien, und Phrygien durchwandert hatte. Ich habe die Ruinen von Epheſus, Laodicea, Hieropolis, Tripolis, Antiochia Meandri, Sardes, und Pergamus geſehen. Die Beſchwerlichkeiten, welche ſolche Reiſen nothwendig begleiten, ausgenommen, habe ich eine angenehme Reiſe gehabt. Die Naturgeſchichte hat hier durch mich nicht viel gewonnen, weil ich nichts als Concretionen aus den Bädern von Hieropolis davon getragen habe. Dieſe Aſiatiſche Gegenden ſind reich an warmen Bädern. Für

die Botanik habe ich nichts als einige seltene Samen, und wenige Pflanzen gesammelt. Der Olymp verspricht mir einen reichern Gewinn. Alle die Gebirge Sypilus, Tmolus und Pactolus, die ich bestiegen habe, haben kein vulkanisches Merkmal. Sie bestehen meistens aus Kalk, Tuf, Sand, Breccien, weißlichem, und blauem Schifl. Nur in der Nachbarschaft von Antiochien am Meander wird auf dem Pactolus weißer Marmor gegraben, aus welchem alle Gebäude der Stadt bestanden. Welch ein schöner Anblick ist nicht ihr Circus, der mit seinen marmornen Stufen noch ganz vorhanden ist, so wie auch jener zu Laodicea, wo überdem noch zwey oder drey verwüstete Theater sind. Zu Antiochien, jezt Ghieria, welches von Flavius Constantius wieder hergestellt wurde, ist noch ein schöner Tempel, welcher der Zeit und Barbarey zur Beute überlassen ist. Unter den Ruinen fand ich einen colossalischen Kopf des Apollo, den ich für die Gottheit dieses Tempels halte, und eine Menge antiker Inschriften. Sie wissen schon, daß die Orientalier unserer Zeiten sehr viel beytragen, die Lage der alten Städte auszuforschen. Sie haben dieses auf ihren Reisen in Syrien bemerkt. *) Ich kann nicht begreifen, warum einige berühmte Reisebeschreiber dieses Mittel vernachläßiget haben. Wer weiß, wo eigentlich Tripolis Meandri lag? Jezt weiß ich, daß es das türkische Trabul ist, welches von andern Meletopolis genannt wird. Die Türken

*) Mariti, dessen Reisen bekannt sind.

Türken nennen es auch Melte, und in dem Titel des Biſchofs von Nicea wird es als ein von Meletopolis abhängiger Ort genannt. Wo lag Hydratitae des Plinius? unweit Laodicea, im ſogenannten Meerthal (Denioli Ovaſi) welches reich an Waſſer iſt, und viele Baumwolle und Malz hervorbringt. Dieſes Thal mag wohl das Tempe der alten Laodiceer geweſen ſeyn. Ich befinde mich ſehr wohl, welches ich dem Pilau gröſtentheils zu verdanken habe. Die europäiſchen Leckerbiſſen gereichen denen die in Aſien reiſen zum gröſten Schaden. Sie wiſſen ſchon, wie es jenen Dänen ergieng, welche in der groſen Wüſte groſe Tafel hielten. Nächſtens mehr. Leben ſie wohl.

III.

Ueber die Gebirgslehre.

(Fortſetzung von S. 56. des T. M. Jänner 1785.)

Zweyter Brief.

Es freuet mich ungemein, daß Ihnen mein letzter Brief von der Gebirgslehre keinen Ueberdruß verurſacht hat. Ich werde Ihnen auch nunmehr mit doppeltem Vergnügen das nöthigſte von den Flötzgebirgen ſagen. Dieſe haben weniger Geheimniſſe, und laſſen

ſich bis auf ihre erſte Entſtehung weit leichter nachſpühren, als die Grundgebirge. Ihr äußeres Anſehen verräth ſie ebenfals in weiten Entfernungen, weil ſie gemeiniglich ſanft fortwallen, und ſich gleichſam in ſich ſelbſt verliehren. Sie liegen immer in Schichten übereinander, die ſelten ſehr von der Horizontalen Lage abweichen, und die meiſten von ihnen ſind entweder ganz Kalkſtein, oder doch ſehr kalkartig.

Aber bitten muß ich, daß Sie Sich in den Fall ſetzen, als ob Sie von nichts als von Grundgebirgen wüßten, oder Sich jene Zeiten denken, da die Grundgebirge wirklich noch allein exiſtirten, und in ein trübes wildes Meer eingehüllt waren, aus dem nur einige Gebirgsrücken als Inſeln hervorblickten. Was konnte jenes Meer anders thun, als ſeine Ufer zerſtören, Berge niederreiſſen, in ſeinem Innern die Theile derſelben aufnehmen, und neue Berge aufhäufen. Was ich von dergleichen Erfolge bis jezt wirklich beobachtet habe, ſollen Ihnen dieſe Blätter mittheilen.

Die erſte Wirkung des Meeres war alſo, daß es das Grundgebirge zernagte, deſſen zerrüttete Theile auf den Grund deſſelben niederſanken. Hieraus entſtund die erſte und unterſte Flötzſchicht, die wir allemal unmittelbar auf dem Grundgebirge liegend antreffen. Nach uralter Bergmänniſcher Mundart, nennen wir ſie bis jezt das Rothe Todte Liegende, weil ſie viel Roth in ihrem Gemenge hat, und das Liegende oder das Unterlager

lager anderer, vielleicht aller Flötzschichten ausmacht, und ganz unfruchtbar und todt für den Bergbau ist. Viele haben sich bemühet, ihr einen wohlklingendern Nahmen zu geben, aber, ohne Zweydeutigkeit zu verursachen, ist von jenem nicht wohl abzugehen. Breccia, Puddingstone, Conglomerat ꝛc. bezeichnen immer etwas Anderes als diese Steinart.

Es ist sehr angenehm, sich an Orten, wo ganze Berge daraus bestehen, mit ihr zu beschäftigen. Sie ist aus einem unaussprechlich mannigfaltigen Vorrath abgerundeter Steine, die eine rothe auch graue thonige Substanz miteinander verbindet, zusammengesezt, und das Ganze hat einen ziemlichen Grad von Härte erlangt. Man findet keine Spur von irgend einer Steinart in ihrer Zusammensetzung, die, nach guten Beobachtungen geurtheilet, später als sie, entstanden seyn könnte (und dergleichen ich Ihnen unten anzeigen werde) sondern durchgehends Theile und Produkte von Grundgebirgen, von denen jede Gegend Arten aufzuweisen hat, welche Oberhand behalten. Das Todtliegende, woraus z. B. die Berge um die Wartburg bey Eisenach bestehen, hat viel und große Stücke Granit und Glimmerschiefer, wahrscheinlich deswegen, weil das nächste Grundgebirge bey Ruhla ꝛc. meistens aus diesen beyden Steinarten bestehet. Bey Goldlauter bestehet das Todtliegende meistens aus Porphyr, der dortigen herrschenden Grundgebirgsart; und der Kiffhäus

häuſerberg in Thüringen hat wahrſcheinlich ſeine abgerundeten Thonſchieferſtücke von dem benachbarten Harzgebirge erhalten. Sie finden hier, daß der zweifelhafte Thonſchiefer ſchon da war, als das Meer den erſten Grund zu unſern Flötzgebirgen legte. Ich wollte viel daran ſetzen, wenn mir jemand Todtliegendes aufzeigte, welches ein abgerundet Stück Gips, Mergel, Stinkſtein und dergl. enthielte. Inzwiſchen läßt ſich die Urſach, warum man keine verſteinte Seekörper in dieſer Steinart findet, nicht wohl beſtimmen. Vielleicht wurden ſie in der ungeheuren Menge harter Steine, die im Grunde des Meeres herumtrieben, zerrieben, ehe ſie anfiengen zuſammenzubacken. Dagegen findet man, ſonderlich am Kiffhäuſerberge, ſogenanntes verſteinertes Holz in ganzen Stämmen darin; ein Beweis, daß ſchon zu jenen Zeiten eine Vegetation vorübergegangen war, ehe ſich das verwüſtende groſſe Meer einſtellte, oder doch zum wenigſten einige bewachſene Inſeln über daſſelbe hervorblickten.

Ich brauchte oben das Wort niederſinken, auf welche Art die Theile des Todtliegenden im Meeresgrunde zuſammengekommen wären. Nun muß ich Ihnen auch einige Schichten bekannt machen, die zwar im Grunde des Meers entſtunden, aber wohl nicht durchs Niederſinken, ſondern höchſt wahrſcheinlich durch die Attraktion und Incruſtation. Es iſt ſchwer ſie in eine chronologiſche Ordnung zu bringen, indem jede Gegend

etwas

etwas Eigenes, und bald einige Schichten mehr, bald einige weniger hat. Ich bin daher, da Sie doch vom Ganzen und nicht von einzelnen Gegenden unterrichtet seyn wollen, genöthiget sie willkührlich zu verzeichnen. Sonderbar genug ists, und nicht wohl zu erklären: denn die mineralischen Theile des Meeres waren doch wohl gleich vertheilet, und präcipitirten sich gleichwohl so ungleich. Um das Thüringerwald-Gebirge herum, das sich, wie ein Kern, aus einer vielfachen Schaale verschiedener Flötzschichten hervorhebt, habe ich diese Schichten an sechs Orten anders gefunden, und wieviel Abweichungen sind mir nothwendig nicht noch verborgen geblieben!

Ich muß mich hier mancher Beobachtung enthalten, da ich Ihnen Anfangs nur so viel zu sagen habe, daß die Flötzschichten nicht allerwärts in einerley Ordnung und Anzahl aufeinander folgen. Jetzo will ich Ihnen vierzehn Hauptgattungen davon bekannt machen. Sie sind;

1) Das Todtliegende, welches ich Ihnen in Obigem bereits bekannt gemacht habe.

2) Bituminöser Mergelschiefer. Sein äußeres Ansehen gleicht dem des gemeinen blaulichtschwarzen Dachschiefers, seine Bestandtheile aber sind ganz von jenem verschieden, da er aus Kalk, Thon und Erdharz bestehet, und dabey öfters auch Silber, Kupfer, Bley und Schwefel hält. Er ist der Gegenstand der Arbei-

ten der Flötzbergleute oder der sogenannten Krumhälser, von denen er Kupferschiefer und auch Streb genennt wird. Er liegt unmittelbar auf dem Todtliegenden auf, dessen Oberfläche bisweilen auch einen Metallgehalt hat, und Sanderzt genannt wird.

Hier will ich Ihnen die Ursach sagen, aus welcher ich glaube, daß diese und die mehresten Flötzschichten durch Attraktion entstunden. Bey Ilmenau verflächt sich der Porphyr als Grundgebirge unter den dortigen Flötzschichten nur wenig; ja man findet ihn perpendikulär, und bisweilen gar überhangend, hinter denselben stehen. Von abgerundeten Steinen die das Todtliegende ausmachen, findet man auf solchen Puncten nichts; und der Natur der Sache gemäß konnte auch auf einer perpendikulären Fläche nichts, was im Wasser niedersank, liegen bleiben. In der Gegend des dortigen Johannesschachts bleibt das Schieferflötz auf hundert und funfzig Lachter tief in dieser senkrechten und etwas schiefen Stellung mit dem Grundgebirge parallel: alsdenn legt sichs, wie andere dergleichen Flötze, fast horizontal, und hier erst dient ihm die todtliegende Schicht zum Unterlager.

Das Schieferflötz bestehet aus sehr feinen Theilchen. Da wo es perpendikulär an dem Grundgebirge ansteht, wird es eben so dick (mächtig) gefunden wie unten, wo es fast horizontal liegt. Wäre es allein durchs Niedersinken entstanden, so würde man es auch

allein

allein unten auf dem Todtliegenden finden, weil es sich an der senkrechten Seite des Grundgebirgs ohnmöglich hätte aufhäufen können.

Ganz im Kleinen sehen wir in unsern Gegenden dieses Phänomen täglich in Gefäßen, worin Wasser gesotten wird. Die im Wasser enthaltenen Kalktheilchen legen sich an die Seiten derselben gemeiniglich so dick an, wie auf ihren Boden, und die Kalktheilchen des bekannten Carlsbader Wassers incrustiren alles was hinein gehänat wird, gleich dick. Dies thun auch alle kalkichte Wasser. Unten will ich Ihnen auch noch aus der Natur einen Beweis geben, daß die Theilchen, welche der Grund und die Ufer des alten Meeres aus dem Wasser angezogen, alsbald fest gewesen seyn müssen, und nicht ein weicher Schlamm, der etwa erst durchs Austrocknen verhärtete.

Ehe ich das Schieferflötz verlasse, muß ich noch der Fischabdrücke erwähnen, von denen Sie gewiß schon viele gesehen haben. So sehr sie als eine Seltenheit von manchem bewundert werden, so bewundere ich oft, daß man nicht noch mehr und verschiedenere Arten davon im Schieferflötz findet. Ich werde, wenn sich der Ilmenauer Bergbau erst noch mehr erweitert, ein wachsames Auge haben, ob sich auch dergleichen Abdrücke da, wo das Flötz senkrecht stehet, finden werden. Vor jezt muß ich dieses aus dem Grunde noch bezweifeln, weil ich bey alten Schächten, die

Erton tritt mit einem Sarg auf.

Erton.

Grosser König, in diesem Sarg überliefre ich dir deine begrabne Besorguisse. Hierin ligt athemlos der gröste von deinen Feinden, Richard von Bourdeaux, von mir hieher gebracht.

Bolingbroke.

Erton, ich danke dir nicht; deine fatale Hand hat Schmach und Fluch über mein Haupt, und über dieses ganze ruhmvolle Land gebracht.

Erton.

Aus eurem eignen Munde, Gnädigster Herr, that ich diese That.

Bolingbroke.

Man kan Gift nöthig haben, aber man liebt es nicht, und ich dich eben so wenig; ob ich ihn gleich todt wünschte, so haß ich doch den Mörder, und liebe nun den Ermordeten. Nimm du die Schuld eines bösen Gewissens für deine Mühe, aber weder meinen Beyfall noch meine Gnade. Geh, wandre wie Cain durch den Schatten der Nacht, und zeige nie dem Tag dein verabscheutes Antliz. Milords, ich schwöre euch, meine Seele ist bekümmert, daß Blut mich besprengen soll, damit ich wachsen möge. Kommt, leget die Farbe der kummervollen Traurigkeit an. Ich will einen Zug in das gelobte Land thun, um dieses Blut von meiner schuldigen Hand abzuwaschen. Folget mir in stillschweigender Trauer, und weinet mit mir über dieser unzeitigen Baare.

[Sie geben alle ab.]

Der

am aufſteigenden Theile des Flötzes allein betrieben worden ſind, noch keine Spur davon habe auffinden können.

3) Dichter grauer Kalkſtein, mit Thon gemiſcht. Die Bergleute nennen ihn Zech- oder Dach-Geſtein. Er bedeckt alle bekannte Schieferflötze, und geht mit ihnen parallel fort. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Schicht auf eben die Art entſtanden iſt als das Schieferflötz: wie es aber kam, daß in ihm nichts niederſank, oder, wenn dies auch geſchahe, ſich nicht conſervirte, würde mir ſchwer fallen Ihnen zu erklären. Ich erinnere mich wenigſtens nicht, jemals irgend einen Abdruck darin gefunden zu haben.

4) Gips, dieſer liegt bey Ilmenau, unmittelbar auf den Zechſtein; im Eiſenachiſchen fehlt er, und faſt in jeder andern Gegend iſt ihm ein anderer Platz angewieſen. Hier in Thüringen kommt er doppelt vor. Einmal unter, und einmal, wie bey Jena, Weimar, Naumburg ꝛc. über dem Sandſteine; im letzten Falle aber ſind alle ſeine Abänderungen weniger dicht, und ſeine ganze Maße weniger volumiuös. Daß der Gips ein mit Vitriolſäure geſättigter Kalk iſt, wird Ihnen bekannt ſeyn. Wir finden in unſern Thüringiſchen Gegenden keine Spur von Verſteinerungen in ihm, deſto häufiger aber in Frankreich, wo ich nicht irre, bey Montmartre.

Ich

Ich kenne keine Steinart, die in sich selbst so vielerley Abänderungen hätte, als der Gips, und kaum wird man einen Steinbruch, oder einen Schacht in demselben finden, worin nicht eine ganze Anzahl davon zusammen zu bringen wäre, zum Beyspiel, dichter Gipsstein oder Alabaster, Frauneiß, blättriger Gips, faseriger Gips, schuppiger Gips, und, jedoch sehr selten, Leberstein, der noch, außer Kalk und Vitriolsäure, ziemlich viel Bitumen in seiner Mischung, und daher einen starken Geruch hat.

5) Stinkstein, ein Kalkstein, dem viel Bitumen beygemischt ist, weswegen er, sonderlich wenn er gerieben wird, unangenehm riecht.

6) Sandstein, dieser ist zu bekannt, als daß sich von seinem Aeußern noch etwas anführen ließe. Es existirt vielleicht keine Flötzschicht von so ungeheurer Größe und Dicke, wie der Sandstein; und selbst der Kalkstein scheint ihm nicht beyzukommen. Durchs Mikroscop findet man, daß er meistens aus abgerundeten Quarzkörnchen, und zarten Glimmerblättchen bestehet, die ein thoniger, bisweilen etwas kalkartiger Kitt mit einander verbindet. Das erste, worauf man seiner Entstehung wegen verfallen kann, ist, daß Granit, Gneuß und Porphyrberge den Stoff zu ihm hergaben. Der Feldspath der beyden erstern, und der Thon des letztern, leisteten der Vergänglichkeit nur schwachen Widerstand, und zerfielen unter

ter dem beſtändigen Nagen der Gewäſſer. Quarz und Glimmer wiederſtunden, jeder nach ſeinen Kräften, und noch findet man ſie im Sandſtein ſtark genug, der vernichtenden Zukunft zu trozen.

Wenn man aufgeweichten Thon mit Sand vermiſchen, und beydes in ein Gefäß mit Waſſer ſchütten wollte, ſo würde gewiß aller Sand, und nur wenig Thon zuerſt niederſinken, und der übrige Thon würde ihn nach und nach bedecken. Dieß ſcheint auch im Großen, bey unſern Sandſteinbergen geſchehen zu ſeyn, weil man faſt allemal findet, daß da, wo ſich der Sandſtein unter irgend einer Stein- oder Erd-Art verbirgt,

7) Eine Schicht Thon mit Sand gemengt, auf ihm ruhet. Dieſer Thon iſt in unſern Thüringiſchen Gegenden das Unterlager des Gipſes, deſſen ich oben unter No. 4. gedacht habe. Auf ihm ruhet

8) Dichter Kalkſtein. Seine Maſſe iſt ungeheuer groß, und in Thüringen ſowohl als in Francken haben ganze Landſchaften keine andere Steinart aufzuweiſen. Schichten von einigen Zollen bis zu einigen Klafftern wechſeln ununterbrochen ab; und dabey hat dieſer Kalkſtein in ſich ſelbſt ungemein viele Abänderungen, doch ſo, daß jede Schicht ſich gleich bleibt. Man hat daher gelblichten dichten Kalkſtein von erdichtem Anſehen, auch blaulicht grauen von eben dieſer Beſchaffenheit. Beyde nennen unſere Handwerksleute

leute Mehlbahen. In ihm ſcheinen beſonders die Abdrücke von Ammonshörnern zu Hauſe zu ſeyn. Ferner wechſeln Schichten von ſplitterrichtem grauem Kalkſtein ab, von faſerichtem, u. ſ. w. und nicht ſelten liegen Schichten von grauem Thon, oder Letten, auch Feuerſtein in Neſtern mit darzwiſchen. Abdrücke von Seekörpern (ich ſage ungern Verſteinerungen) werden in keiner Steinart häufiger gefunden, und manche Schichten beſtehen ganz daraus, obwohl auch manche ganz frey davon zu ſeyn ſcheinen.

Ein ſprechender Beweis, daß auch dieſer Kalkſtein ſchon unter dem Meer verhärtet und kein weicher Schlamm geweſen iſt, findet ſich an dem Jenaiſchen Steiger. Das Profil, das durchs Abebenen der dortigen Chauſſee entſtanden iſt, läßt eine Spaltung bemerken, die ohngefähr fünf Fuß weit ſeyn wird. Von oben herunter liegen die Schichten gegen den Abhang des Berges etwas geneigt, aber in pünctlicher Ordnung. Dieſe wird durch die gedachte ſenkrechte Spaltung plötzlich unterbrochen, und gleich auf der rechten Seite derſelben liegen ganz andere Kalkſchichten, von der Art, wie ſie auf jener Seite des Berges oben auf der Kuppe gefunden werden. Ganz natürlich war es ein Erdbruch, durch ein Erdbeben oder ſonſt eine gewaltſame Erſchütterung hervorgebracht, die dieſen Berg zerriß, wodurch ſich auch der Theil rechter Hand niederſenkte. So deutlich wie

dieſes

dieſes bemerkt man auch, daß, als dieſes geſchahe, noch das alte Meer dieſe Berge bedeckte: denn der ganze Spalt wurde aufs neue mit Kalkſtein und Kalkſpath ausgefüllet, der in ſenkrechten Schichten oder groben Blättern nun den Spalt bis oben hinaus anfüllet. Wäre die Kalkmaſſe damals noch weich geweſen, wie hurtig würde ſie nicht nach der Trennung zuſammenfloſſen ſeyn, und ſelbſt das Andenken jener großen Erſchütterung vernichtet haben?

Möchte doch jeder, der Berge beſteigt, dergleichen Vorfälle bemerken, und ſie als Heiligthümer der Natur ſeinen Gefährten bekannt machen! Wie viele Zweifelsknoten würden aufgelöſet, wie viel Licht verbreitet werden! Ich ſchreibe Ihnen hier viel vom Kalkſteine, muß aber doch geſtehen, daß es äuſſerſt wenig gegen das iſt, was davon anzuführen wäre. Faſt in jeder Gegend findet man eine eigene Abänderung davon, die im Ganzen zwar das nämliche iſt, doch aber immer einen andern Zeitpunkt verräth der ſie uns gab, und eine andere Beſchaffenheit des Meeres, das ſie abſetzte. Bey Saalfeld z. B. wird das Schieferflötz von einer Art gelblichtgrauen Kalkſtein bedeckt, der ganz von dem bisher erwähnten abgehet, und ſich unter Sandſtein verbirgt. Eben ſo findet ſich bey Eiſenach ein Kalkſtein über dem ſogenannten Zechſtein, der von beyden abgehet; und bey Frankfurth am Mayn kennet man wieder eine ganz andere Art deſſelben. Die hierhergehörigen Kreidenberge kennen Sie wohl aus

Beſchrei-

Beſchreibungen. Doch dieſe Diſtinctionen werden Sie ſelbſt bald machen lernen, wenn Sie nur das faſſen, was ich Ihnen von dem Ganzen kurz vortrage. Eben dies gilt auch vom Sandſteine, den man in mancherley Abänderungen findet, und mehr als eine Epoke ſeiner Entſtehung an ihm bemerkt. Vorzüglich zeichnet ſich da in des Herrn Vice-Berghauptmanns von Trebra groſſem Werke über das Innere der Gebirge der Sandſtein der Hanskühnenburg aus. So iſt auch der, der bey Ilmenau die Steinkohlen bedekt, ein ganz anderer Sandſtein als der, der z. B. bey Pirna zu Quadern verarbeitet wird, und kommt der Harzer grauem Wacke ſehr nahe.

9) Roggenſtein iſt eine bekannte Abänderung des Kalkſteins, und liegt in dem Amte Allſtedt unmittelbar auf dem Sandſteine.

10) Thon. Dieſer hat am wenigſten einen eigenen Platz unter den übrigen Mineralien, denn man findet ihn aller Orten. Bisweilen liegt er zwiſchen Sandſtein, bisweilen zwiſchen Kalkſchichten, am häufigſten aber zwiſchen der Oberfläche und dem näheſten feſten Geſtein. Iſt er mit Kalk gemiſcht, ſo heißt er Mergel. Auch den meiſten Kalkarten kommt daher dieſe Benennung zu, ſie ſeyen locker oder verhärtet.

11) Steinkohlen. Man findet ſie immer zunächſt an den Füßen der Grundgebirge, und auf höhern Puncten als die gemeinen Flötze, aber, meines Wiſſens, nicht in ganz platten Gegenden. Unter ihnen befin-

det ſich ein Todtliegendes, das ſich von dem der Schieferflöhe etwas unterſcheidet, und ſelbſt Kieſelmaterie mit zu ſeinem Kitte, und nicht ſehr abgerundete Theile von Grundgebirgen in ſeinem Gemenge hat. Es bedeckt ſie

12) Schieferthon, ein blaulichtſchwarzer verhärteter Thon der nicht kalkartig iſt, gemeiniglich Abdrücke von Kräutern hat, und der ihm beygemiſchten Salze wegen leicht zerfällt.

13) Bituminöſes Holz, welches unter dem Namen Braunkohle, auch Holzkohle, allgemein bekannt iſt. Man findet es in unſern Thüringiſchen Gegenden ſehr häufig, und auch Heſſen hat einen Ueberfluß davon. Es iſt wirkliches Holz, das mit Erdharz und Schwefel durchzogen, und ſo vor der Verweſung geſchützt worden iſt. Es ſcheint eines der lezten Werke des alten Meeres geweſen zu ſeyn: weil es gemeiniglich in unbeträchtlicher Tiefe unter der Oberfläche liegt, und nie durch eine Steinſchicht, ſondern allemal durch Thon, Leimen und dergleichen bedeckt wird.

14) Steinſalz. Man muß dieſes nicht ſowohl als ein Produkt der Flötzgebirge, ſondern als eine Flötzgebirgsart ſelbſt betrachten, da es, vorzüglich in Siebenbürgen, in einer ſo ungeheuren Maſſe verhanden iſt, daß man glauben ſollte, keine andre Flötzſchicht könne ihm am Menge beykommen. Von Fichtel giebt in ſeiner Mineralgeſchichte jener Gegenden der dortigen

gen

gen Salzschicht hundert und zwanzig teutsche Meilen Länge, und bis zweyundzwanzig Meilen Breite. Ihre Dicke (Mächtigkeit) kann er deswegen nicht genau bestimmen, weil verschiedene Umstände verhindern tiefer als neunzig Lachter, oder sechshundert und dreyssig Fuß, in derselben niederzukommen.

Es thut mir leid, daß ich ausser Stande bin, Ihnen eine recht schöne Stufe Steinsalz, so wie von den übrigen Steinarten, beyzulegen; doch können Sie es in jeder Apotheke haben, und diese Lücke indessen damit ausfüllen. Lieber wünschte ich Ihnen ein recht vollständiges Verzeichnis von Flötzgebirgsarten machen zu können; sie sind aber theils noch nicht alle bekannt, theils bestehen sie aus Abänderungen, die sich durch eigene Namen noch nicht alle unterscheiden lassen. Sie werden Sich desto angenehmer unterhalten, wenn Sie auf Ihren Reisen noch neue dergleichen Steinarten entdecken, und Ihr Cabinet, so wie Ihre Kenntnisse, damit bereichern können. Was Sie diesmal von mir erhalten, ist ja doch nur die erste Grundlage zu etwas Größern.

Hüten Sie sich nur, wenn ich bitten darf, bey Ihren Untersuchungen in Flötzgebirgen, daß Sie sich nicht auf kleine Distrikte einschränken, sondern alles im Ganzen betrachten. Gesetzt, Sie reißten einen ganzen Tag zwischen lauter Sandbergen: so befinden Sie sich immer in dem Ausgehenden einer Sandstein,

ſchicht, die in ſich einige Abänderungen, etwa eine Lettenſchicht und etwas Eiſenſtein hat, welche Abwechſelungen keine weitere Aufmerkſamkeit verdienen. Die ältern Mineralogen pflegten ſie alle ſorgfältig aufzuzeichnen, machten dadurch aber mehr irre, wo ſie doch unterrichten wollten.

Noch ein wichtiges Eräugnis in den Flötzgebirgen darf ich nicht, unberührt laſſen, weil es von den Revolutionen, die unſre Erde erlitten hat, ſehr deutlich zeugt. Es ſind die ſogenanten Rücken oder Wechſel. Es ſcheint als ob, nachdem alle Flötzſchichten ihre Exiſtenz erhalten hatten, die ganze Erde zerbrochen, und ihre großen Bruchſtücke in einander verſchoben worden. Denken Sie ſich ſoviel Flötzſchichten als Sie wollen übereinander, und einen ſenkrechten Riß durch dieſelben, mit welchem eine Seite des Ganzen tiefer hinabgeſunken als die andere, ſo haben Sie das Bild eines Rückens. Wenn wir z. B. auf dem Todtliegenden finden, daß durch ſolch eine Zerrüttung ein Theil deſſelben um fünf Fuß tief niedergeſunken iſt: ſo wiſſen wir, daß ſich dieſes bis unter die Dammerde fortpflanzt, und jede darüber liegende Schicht gleiches Schickſal erlitten hat. In manchen Gegenden iſt dieſes ſogar über Tage ſichtbar, und was ich Ihnen oben von dem Jenaiſchen Steiger erzählte iſt mit hieher zu rechnen.

In dieſen Spaltungen blieben Bruchſtücke von verſchiedenen Flötzſchichten; was aber darin leer blieb,

wurde

wurde nach und nach mit neuen Producten ausgefüllet, nach welchen den Bergleuten nicht wenig gelüstet; denn sie finden darin vorzüglich Kobolt, verschiedene Arten Kupfererzt und Steinarten, die den Flötzgebirgen sonst nicht eigen sind. Der Bergbau zu Gr[illegible] Camsdorf, im Saalfeldischen, bey Blankenburg und Schwema, auch zum Theil bey Riegelsdorf in Hessen, wird allein auf solchen Rücken betrieben. Obgleich die Spaltungen, die ihre Existenz bewirkten, sich bis in gewaltige Tiefen erstrecken: so sind sie dem Bergmanne doch eigentlich nur so weit brauchbar, als der eine Theil des Gebürges, vom Schieferflötze an gerechnet, niedergesunken ist. Tiefer und höher werden sie meistens taub gefunden. Es sind auch Einige der Meynung, daß sie durch die ursprünglich scharfeckigte Gestalt der Grundgebirge, die durch die Flötzschichten incrustirt worden, entstanden seyn möchten. In diesem Falle aber würde man keine mit Erzt angefüllten Spaltungen in ihnen bemerken, und die Schichten würden, statt zerrissen zu seyn, den Rücken in senkrechter Richtung eben so einschließen, wie sie horizontal das Schieferflötz bedecken. In meinen Reisen durch das Herzogthum Weimar und Eisenach ꝛc. finden Sie verschiedene Abbildungen solcher Rücken.

Was jene großen Trennungen veranlaßte, läßt sich nicht wohl erklären. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß sie zu jenen Zeiten entstanden seyn mögen, wo

Der

Erſte Theil,

von

König Heinrich

dem vierten;

Mit

dem Leben und Tod von Heinrich Percy, genannt Hot-Spur.

unſere erloſchene Vulkane noch brannten, und aus dem Schooſe der Erde emporgetrieben wurden. In meinem nächſten Briefe will ich einige Gründe dieſer Wahrſcheinlichkeit beybringen.

V.

IV.

Schreiben des Pfarrers zu *** an den H. des T. M.

Ueber eine Recenſion von Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. *)

Sie erinnern ſich gewis noch mit Vergnügen der ſeeligen Stunden, die uns in *** bey dem gemeinſchaftlichen Genuſſe der neueſten Geiſtesfrüchte unſres Herders wie

*) Dieſer Correſpondent iſt eben der Pfarrer zu *** der durch ſeine **Unterredungen mit mir** (S. den T. Merk. vom Jahre 1775.) ſchon vor zehn Jahren dem Publik. auf einer ſehr vortheilhaften Seite bekannt worden iſt. Da der wackere Mann mir kein Geheimnis daraus machte, daß er dieſes Sendſchreiben mehr für den T. M. als für **mich** aufgeſetzt habe: ſo ſahe ich keinen hinlänglichen Grund, ihm dieſen Wunſch zu verſagen, wiewohl ich der Meynung bin, daß ein Werk wie H. **Ideen zur Phil. d. G. d. M.** ſhr Lector mentis bene ſanae (die einzigen, für die es geſchrieben iſt) weder einer Lob- noch Schutzrede bedürfe. Indeſſen werden diejenigen, die hierin mit mir gleich denken,

wie Augenblicke dahin schwanden. Ihr Geist hielt den Meinigen fest, wenn es diesem zuweilen vor den ihm ungewöhnten Höhen schwindeln wollte, auf die uns der Seher der Natur führte, um uns in dem Plane der Schöpfung, so weit er Menschen bisher sichtbar geworden, die Schicksale der Menschheit zu zeigen. Mein Schwindel verlohr sich immer bey einem zweyten festeren Blicke, den ich auf jede neueröffnete Aussicht heftete; und ich wurde halb unwillig über sie, als ich sie mit einem bedeutenden Lächeln versichern hörte: daß eben diese Anhöhe, auf der wir uns beyde so wohl befanden, und die (wie mich das Licht in meinem Kopfe, und die Wärme in meinem Herzen so lebendig fühlen liessen) von der Sonne der Wahrheit allenthalben überstralet wurde — eine neue Klippe seyn würde, an welcher mancher unsrer geschicktesten Metaphysiker scheitern müßte. Es war ihre Schuld nicht, liebster Freund, daß ich ein Ideal von dem Zustande unsrer heutigen Metaphysik mit mir herumtrug, welches der Wirklichkeit, wie gewöhnlich die Ideale, entsprach. Ich hatte es mir nach und nach aus den unzähligen zum Besten dieser Wissenschaft gemachten Anstalten, Vorschlägen, und Berichtigungen zusammengesetzt, die ich besonders in den neueren Schriften einheimischer und ausländischer

in diesem Aufsatz, (wenn ich nicht sehr irre) auch ausser dem apologetischen Theile soviel Lehrreiches und zu rechter Zeit Gesagtes finden: daß ich nicht besorgen darf, meine Gefälligkeit gegen meinen Freund zu *** übel aufgenommen zu sehen. d. H.

Philoſophen geleſen hatte. Meine eigenen frommen Wünſche mochten wohl auch das Ihrige zur Ausfüllung dieſes Ideales beygetragen haben. Kurz, ſo wie ich mir die Metaphyſik dachte, ſchien ſie mir gegen die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit ſo wenig einwenden zu können, daß ihr vielmehr die in dieſem Buche neuentdeckten, und vorläufig bearbeiteten Materialien höchſt willkommen ſeyn müßten.

Freylich würde ſich der Scholaſtiker in keiner geringen Verlegenheit befunden haben, wenn er in einer Schrift, welche philoſophiſche Ideen ankündigte, ſeine geſamte Schulweisheit, von der Forma ſyllogiſtica bis auf die Forma ſubſtantialis, vergebens geſucht hätte; der Wolfianer würde nebſt der mathematiſchen Methode ſeine Beweiſe a priori, und der Cruſianer ſeine Vorſehungs-Ideen zur Glaubens-Theologie allenthalben vermißt haben. Daher möchte es wohl auch dazu gekommen ſeyn, daß dieſe Herren feyerlichſt erkläret hätten: das was Herders Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit hieſſe, wäre etwas ganz anderes, als was man gewöhnlich unter dieſem Namen verſteht. Dieſe Erklärung würde ich noch vor zwanzig Jahren in einem Programmate academico ſehr natürlich gefunden haben. Allein ich muß ihnen geſtehen, daß ſie mich eben ſo ſehr befremdete, als ich ſie erſt jüngſt in unſerm neueſten kritiſchen Journale *). von Wort zu Wort

*) Allgemeine Litteratur-Zeitung auf das Jahr 1785. No. 4.

Wort antrefe, und in einer Recenſion, die in mancher Rückſicht einen ſehr geſchickten Verfaſſer vermuthen läſt.

Meine Befremdung wurde Unwillen, ſo wie ich im Leſen weiter kam; und als ich geendet hatte, war mirs als ſtünde der Mann leibhaftig vor mir da, der einſt indem er aus dem Pantheon herausging, in ſeinen Bart hineinbrummte: „Es iſt eine ungeheure Gaukelbude„ — eben der Mann der über die mediceiſche Venus noch etwas ſchlimmeres geſagt hatte. *) Ich ſahe es der ganzen Recenſion vom Anfang bis zum Ende an, wie ſehr es dem Recenſenten darum zu thun war, ſich weder durch den Namen ſeines Schriftſtellers noch durch die ſo zahlloſen als ungewöhnlichen Schönheiten des Werkes in ſeiner kalten Beurtheilung ſtöhren zu laſſen. Unſtreitig war die Hauptempfindung, die bey ihm nach einer ſolchen Durchleſung zurückblieb, Unzufriedenheit mit dem Werke überhaupt; eine Unzufriedenheit, die ſich in dem ſorgfältig aufſuchenden, genau zergliedernden, weitläuftig darſtellenden Tadel, in dem kalten, ſcharf abgezirkelten, mit unter zweydeutigen Lobe, mit einem Worte, in allem was darüber geſagt und nicht geſagt wird, und ſelbſt in der Mühe mit der ſie ſich zu verbergen ſucht, allenthalben äuſſert. — Ich fand dieſe Unzufriedenheit immer ſonderbarer, je mehr ich die Anmerkungen des Recenſenten erwog, und

*) S. Yoricks empfindſame Reiſen.

in meiner Ueberzeugung bestärket wurde, daß der Kopf desselben nicht dazu gemacht sey, Meisterwerke, die der Nation Ehre machen, zu verkennen.

Sie wissen, lieber Freund, daß ich nicht gewohnt bin das Herz eines Menschen nach seinen Meynungen zu beurtheilen. Ich sann auf eine Hypothese, nach der ich mir das Betragen des Recensenten erklären könnte, ohne dessen Kopf und Herzen zu nahe zu treten. Ich erinnerte mich Ihrer Weissagung von dem Schicksale, das unserm Lieblingsbuche bey unsrer heutigen Metaphysik bevorstünde. Ich hielt die Ideen, die diese Wissenschaft zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit liefern könnte und müßte, mit denen die Herder wirklich geliefert hat, zusammen; und nun hatte ich Aussichtüsse über alles was mir in der Recension aufgefallen war. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Resultate davon mittheile.

Unsre Metaphysik ist, nach allem was man zu ihrer Verbesserung versucht hat, ein raisonnirtes Verzeichnis gewisser althergebrachter Abstractionen geworden, mit denen man alle mögliche Zergliederungen vornimmt, aber auch alle mögliche Behutsamkeit gebraucht sie ja nicht von Erfahrungen herzuleiten, oder durch Erfahrungen zu berichtigen. Man demonstrirt sich im Gegentheile, mit einem großen Aufwande von Scharfsinn und Geschicklichkeit, daß sie keinesweges empyrisch, von Erfahrungen abgezogen, sondern ganzlich *a priori* existant

entſtanden ſeyen. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß ſie mit der Vernunft ſelbſt verwebſelt, für untrüglich anerkannt, und ihre Reſultate für Ausſprüche angenommen werden, gegen die keine weitere Apellation ſtatt findet. Auf dieſe Weiſe erhält ſich eine gewiſſe Anzahl verjährter Vorſtellungsarten, die ſeit Jahrtauſenden aus einem Buche ins andre übergiengen, im ruhigen Beſitze der Herrſchaft über den größten Theil unſers Weſens; die Ueberbleibſel von den Speculationen unſrer Voreltern bleiben das Non plus ultra unſres Verſtandes; und eine Sammlung von Worten, bey denen man eigentlich am allerwenigſten denkt, verewiget ſich als der Kodex aller Grundwahrheiten, den man in jedem einzelnen Falle zu Rathe zieht, und wo man die Urſache eines jeden Dinges entdecket zu haben meynet, wenn man das Wort gefunden hat, das allen Dingen anpaßt.

Ich will unſern metaphyſiſchen Notionen keineswegs alle Wahrheit abſtreiten. Die Alten, welche ſie zuerſt von den ſinnlichen Begriffen abſtrahirten, verfuhren dabey ſo gut ſie konnten und wußten. Sie ſahen ihren Gegenſtand von der Seite, die ſich ihrem Geſichtspuncte darboth, ſehr richtig; und verfolgten ihre Speculationen von dieſer Seite, ſo weit ſie konnten. Eben ſo wenig läßt ſich gegen die Formen, welche die alten Notionen durch unſre neuern Denker nach und nach erhielten, einwenden. Aber eben dieſer Um-

ſtand macht die Sache der ſpeculativen Philoſophie in gewiſſer Rückſicht nur deſto ſchlimmer. Die Metaphyſiker haben Wahrheit auf ihrem Wege gefunden; und halten daher die andern Wege, eben weil ſie nicht der ihrige ſind, für verdächtig, und verſchreyen ſie vor der übrigen Welt. Sie bekümmern ſich ſelten um die Beſtimmungen, welche eine vor tauſend Jahren gefundene Wahrheit, durch die verſchiedenen Seiten, von welchen ſich der Gegenſtand derſelben nach und nach in tauſend Jahren zeigen muſte, annimmt. Eine Wahrheit von dieſen Beſtimmungen trennen zu können, iſt eben der Zweck ihrer Arbeit und das Meiſterſtück ihrer Kunſt. Sie haben ſich an eine Art von Evidenz gewöhnt, die nur bey den allerabſtrakteſten Ideen ſtatt findet, und lediglich aus der kleinern Anzahl von Merkmalen oder Beſtandtheilen, die nach unzähligen Operationen des Abſtraktions-Vermögens in einem Begriffe übrig bleibt, entſteht. Das ganze Geheimnis dieſer Evidenz liegt eigentlich in der Leichtigkeit mit welcher der Metaphyſiker ſein Abſtraktum überſchauen kann. *) Aber eben hierin liegt der Grund zu einer Illuſion, die ich die metaphyſiſche nennen möchte, und die einer der ſchlimſten Streiche iſt, welche die ſchalkhafte Fee, Fantaſia, den zu Ehren und Frommen der Dame Wahrheit fahrenden Rittern zu ſpielen

*) Die Gefahr ſich im Zählen zu irren iſt geringer, wenn man fünf als wenn man hundert zu zählen hat. Darum hält ſich auch der Metaphyſiker für unfehlbarer.

ſpielen pflegt; ein Streich, der ihnen zur Warnung dienen ſollte, wie wenig ſelbſt das gute Schwert reine Vernunft gegen die Tauſendkünſte der Zauberin ſicher iſt. — Da die erwähnte Leichtigkeit mit der Zahl der Merkmale in umgekehrtem Verhältniſſe zunimmt, ſo wird der Begrif immer deutlicher, je weiter die Abſtraktion fortgeſetzt wird. Der Denker, in deſſen Seele es immer heller wird, glaubt daß es die Wahrheit iſt, die ihre nähere Gegenwart durch zunehmende Strahlen ankündiget. So ſchmeichelt er ſich, ihr in eben dem Grade näher gekommen zu ſeyn, in welchem er ſich von ihr entfernte; und vergiſt, daß er wieder den ganzen Weg zurückemeſſen müſte, um auf die Idee zu kommen, welcher ein Gegenſtand in der Wirklichkeit entſpricht.

Die abſtrakteſte Notion enthält ein einziges Merkmal, aber das allgemeinſte, das man in jedem Dinge antrift. So wie beym Abſtrahiren die Zahl der Merkmale kleiner wird, ſo wird die Zahl der Dinge, denen das Abſtraktum zukömmt,*) immer größer. Dieſe Abſtrakta müſſen alſo bey jedem Nachdenken nur darum ſchon am öfteſten vorkommen, wenn ſie auch wegen

*) — und die bey der Vorſtellung des Abſtrakums verworren mitgedacht werden. Daher die groſſe Meynung von der Wichtigkeit der Entdeckung, die man im Reiche der Wahrheit gemacht zu haben meynt, je weiter man es in der Geſchicklichkeit zu abſtrahiren gebracht hat.

wegen ihrer belobten Deutlichkeit jedem Denker nicht schon so geläufig wären. Jeder concrete Begriff reproducirt also gerade den abstraktesten im Kopfe des geübten Metaphysikers. Für ihn ist der erste in dem letztern enthalten, wie das Unbekannte in dem Bekannten, oder wohl gar wie die Wirkung in der Ursache. Wenigstens suchet er alles, was er an Ursachen, Gründen, Mittelbegriffen nöthig hat, immer unter dem Vorrathe seiner metaphysischen Notionen auf, und es kann ihm nie fehlen, daß er nicht finde was er gesucht hat, und nicht selten Entdeckungen mache, die wenigstens so wahr, so neu, und so wichtig sind, als jene die mein kleiner Junge ehegestern in seinen Landcharten machte, die er mir sogleich mit der herzlichsten Freude ankündigte, und die ich Ihnen eben so wenig vorenthalten kann — daß nämlich Wandsbeck in Teutschland, in Europa, in der alten Welt läge.

Doch es ist Zeit daß ich einlenke. Aus dem was ich bisher gesagt habe ist mir wenigstens begreiflich, wie es zugeht, daß so mancher unsrer besten speculativen Köpfe alles aus der Metaphysik erklärt wissen will, so sehr er auch gegen alle Metaphysik protestiren mag; daß er nur da wahre Philosophie anerkennt, wo er seine Notionen wiederfindet, und daß ihm jedes Raisonnement, bey dem er ontologische Evidenz vermißt, kühn, dunkel und ungewiß vorkömmt.

Und was sagen sie l. F. zu der Beschuldigung die H. in der Recension gemacht wird, daß er Metaphysik von sich ablehne, weil es die Mode so will? Ich glaube, daß hier der Eifer für sein Lieblingsstudium, das der Recensent von seinem Schriftsteller verschmäht und beleidiget hielt, in Anschlag kommen müsse; denn sonst würde es nicht so leicht zu begreifen seyn, wie man so einem Manne so eine Beschuldigung aufhängen könne, ohne zu fühlen daß man sich selbst beschimpft. Indessen sieht man es jedem Produkte des Herderischen Geistes an, daß dieses entschiedene Originalgenie von jeher die ausgetretenen Pfade der Schulweisheit sorgfältig vermieden habe. Wäre Recensent mit dem Werke weniger unzufrieden gewesen, so würde er auch diesen Umstand vielmehr unter den anerkannten Eigenthümlichkeiten seines Schriftstellers angeführet, als von einer Modesucht, die nur Schwachköpfe dahin reißt, hergeleitet haben. Vorausgesezt nun, daß sich H. seine eigene Bahn gebrochen hat, dürfen, wie die Recension sagt, freylich seine Ideen wohl eben so wenig als manche andere aus seiner Feder geflossene Schrift nach dem gewöhnlichen Maaßstabe beurtheilt werden. Aber wer heißt die Herren alles nach dem gewöhnlichen Maaßstabe beurtheilen, wenn es nicht ihre Metaphysik ist, die in ihren Köpfen, so wenig sie es auch gestehen wollen, noch immer den Meister spielt? und was ist dieser gewöhnliche Maaßstab, wenn es nicht ihre technischen Notionen sind, die ihnen die geläufig-

Personen.

König Heinrich der vierte.

Heinrich, Prinz von Wales, } Söhne des Königs.
Johann, Herzog von Lancaster, }

Worcester, }
Northumberland, |
Hot-Spur, |
Mortimer, |
Erzbischoff von York, } Feinde des Königs.
Dowglas, |
Owen Glendower, |
Sir Richard Vernon, |
Sir Michell, }

Westmorland, } Von des Königs
Sir Walter Blunt, } Parthey.

Sir John Falstaff.

Poins, }
Gadshill, } Fallstafs Cameraden.
Peto, }
Bardolph, }

Lady Percy.

Lady Mortimer, Glendowers Tochter.

Die Wirthin Quikly.

Ein Scheriff, verschiedne Bediente im Wirthshaus, Fuhrleute, Reisende, und andre stumme Personen.

Die Scene ligt in England.

Der

läufigſten, oder, mit dem Recenſenten zu reden, der Mittheilung fähigſten Begriffe ſind. Dieſer Maaßſtab war hier ganz unbrauchbar. Denn *) H—s Genie ſammelt nicht etwa blos die Ideen aus dem weiten Felde der Wiſſenſchaften und Künſte, um ſie mit andern, aus der Ontologie hergeleiteten, oder nach ihr geregelten zu vermehren, ſondern er verwandelt ſie auf eine ihm eigene Weiſe in ſeine ſpecifiſche Denkungsart, wodurch ſie von denjenigen dadurch ſich andere metaphyſiſche Seelen nähren und wachſen merklich unterſchieden, und in unſren Schulen der Mittheilung weniger fähig werden. Daher iſt auch das, was ihm Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit heißt, wirklich etwas ganz anderes, als was man gewöhnlich unter dieſem Namen verſteht. Denn ſo lange Metaphyſik, wie wir ſie gegenwärtig haben, unſre Philoſophie κατ' ἐξοχήν bleiben wird: ſo lange wird man auch jedes Raiſonnement über die Menſchengeſchichte im Großen und im Kleinen aus dieſer beliebten Fundgrube alles (Sie vergeben mir doch den Ausdruck) wiſſenſchaftlichen Wiſſens herholen. Die auf die Geſchichte der Menſchheit angewendete Ontologie wird unſre Philoſophie der G. d. M. ſeyn, und unſre Philoſophen werden es dabey nie an logiſcher Pünktlichkeit in Beſtimmung der Begriffe, an ſorgfältiger Unterſcheidung und Bewährung der Grundſätze, kurz an aller der Regelmäßigkeit, die Recenſent in unſerm Buche vermißt, fehlen laſſen.

Herr

*) Die unterſtrichenen Worte gehören dem Recenſenten.

Herder konnte und mußte es den Gelehrten dieser Art überlassen, à priori zu beweisen, daß die Menschheit alles das werden mußte, was sie laut ihrer Geschichte geworden ist. Er hatte wohl schon lange die ungeheure Kluft wahrgenommen, die unsre Metaphysik von der Geschichte, unsre Spekulation von unsern Erfahrungen trennt. Er wollte das Seinige beytragen um sie auszufüllen. Hiezu konnte er nun keineswegs die Materialien aus dem Kanon der reinen anerschaffenen Verstandes-Begriffe hohlen: er mußte sie aus Erfahrung und Analogie der Natur entlehnen, ohne welche leztere selbst jene Begriffe, sogar nach dem Geständnisse ihrer Vertheidiger, in unsren Köpfen nie zum Vorschein kommen würden. Er suchte, wie sich ein anderer seiner Recensenten ausdrückt, die großen Anstalten auf, welche die Natur für ihren Liebling, den Menschen, in ihrer gesammten Haushaltung getroffen hat, jene Anstalten, welche allein die wirklichen Gründe und folglich auch die wahren Aufschlüsse über das, was der Mensch wirklich geworden ist und noch werden soll, enthalten können. Ueber diese Anstalten hätte er freylich auch die Metaphysiker zu Rathe ziehen können; denn, umfaßt ihr Gesichtskreis nicht alles Mögliche? Zanken sie nicht lange genug über den Stoff, den die Natur wohl gebraucht haben mag, da sie denkende Kräfte hervorbrachte, über die Weise wie sie Seele mit Körper vereiniget u. s. w.? Allein, Er versprach Philosophie der Geschichte. Um Wort zu halten, mußte

er

er facta liefern, und er fand es eben deswegen für rathſamer, Welt- und Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte, Phyſik, Phyſiologie, und wo ihm auch dieſe Wiſſenſchaften nicht genugſame Data anzugeben ſchienen; die Natur ſelbſt zu fragen. So treflich ihm nun auch zu dieſer Abſicht ſein viel umfaſſender Blick, ſeine in Aufſuchung von Analogien fertige Sagacität, ſeine kühne Einbildungskraft, und wie die Vorzüge alle heiſſen mögen, die ihm ſelbſt der Recenſent zugeſtehen muß, zu Statten kamen: ſo glaubte er doch ſelbſt auf dieſem Wege, und mit all dieſen Geſchicklichkeiten weiter nichts als Ideen zur Philoſophie der menſchlichen Geſchichte gefunden zu haben. Er iſt beſcheiden genug in ſeiner Vorrede unaufgefordert zu geſtehen, ſein Buch zeige in den meiſten Stücken, daß man noch keine ſolche Philoſophie ſchreiben könne. Aber behaupten, daß er nicht viele, neue, und ſehr brauchbare Materialien zu dieſer Philoſophie geliefert habe; daß ſeine Ideen zur Aufhellung der bisher ſo dunkeln und verworrenen Menſchengeſchichte nichts beytrügen, oder daß er das was man Philoſophie dieſer Geſchichte heißt, verfehlt habe, dieß behaupten, ſage ich, kann nur der Mann, der entweder nichts für Philoſophie gelten läßt als metaphyſiſchen Schlendrian, oder der es zu beweiſen übernimmt, daß die Menſchheit durch andere Anſtalten, als die Herder in der Werkſtatte der Natur angetroffen und gezeigt hat, zu dem ward, was ſie iſt; daß z. B. die Stellung der Erde unter den übrigen Planeten, ihr

mittel-

mittelſter Ort, ihre ſchiefe Richtung gegen die Sonne, die mannichfaltigen Revolutionen die ſie durchwandern muſte, die Beſchaffenheit des Dunſtkreiſes der ſie umgiebt u. ſ. w. der Menſchengeſchichte gleichgültig ſind, daß die Aehnlichkeit zwiſchen allen Organiſationen überhaupt, und die Verwandſchaft der menſchlichen mit den thieriſchen ein optiſcher Betrug iſt, der Schluß von der Aehnlichkeit der Wirkung auf Aehnlichkeit der Urſachen in dem Falle der Organiſation nicht ſtatt finde, daß die menſchliche Vernunft bey einer andern Form der Organiſation als die Herder ſo meiſterhaft anzeigt, auch nur möglich wäre u. ſ. w. Nichts müßte dem Rec. ſchwerer werden als zu beweiſen, daß die Thatſachen, die Herder ſeinen Ideen zum Grunde legt, entweder an ſich ſelbſt falſch, oder zweckwidrig gewählt wären. Und doch käme es auf dieſen Beweis an, wenn der Vorwurf, er mag übrigens noch ſo artig verkleidet werden, nicht ungerecht ſeyn ſoll, daß das Buch nicht geleiſtet habe was ſein Titel verſprach. Finden Sie das nicht ſeltſam genug, l. F., daß der Rec. immer nur mit Raiſonnements zu thun haben will, auf die Thatſachen hingegen, an denen dem Verf. alles gelegen war, ſo wenig Rückſicht nimmt, als ob ſie gar nicht da wären?

Die Schlüſſe, die H. aus dieſer Art von Prämiſſen herleitet, bringen ſich nun freylich nicht mit jener in die Augen ſpringenden Evidenz oder vielmehr Leich-

tigkeit auf, an die unſre Schulgelehrten gewöhnt ſind. Sie halten zuweilen phyſiſche, zuweilen metaliſche Wahrheitsproben aus. Oft ſind ſie nur Wahrſcheinlichkeiten, und werden vom Verf ſelbſt für nichts mehr ausgegeben. Zuweilen ſind ſie eigentlich nur durch aufgeſammelte Analogien und zuſammengereihte Data vorbereitet, und erwarten ihre vollſtändigere Beſtimmung und Beſtätigung in den folgenden Theilen des Werkes. So behielt ſich der Verf. z. B. über die organiſchen Kräfte die weitere Erörterung vor, und der Recenſent würde wohl gethan haben, wenn er dieſe Erörterung abgewartet hätte, bevor er die Schlüſſe die auf die Vorausſetzung dieſer Kräfte gebauet ſind, und in den letzteren Abſchnitten des Buches vorkommen, mit jenen Einwürfen bekämpfte, die zugleich ſeine Haupteinwendungen gegen das Werk ſelbſt ausmachen. Nicht ſelten ſind es Vermuthungen, die wohl manchmal unſre bisherigen Syſteme einzureiſſen drohen, aber vielleicht eben darum, weil ſie aus der Wirklichkeit hergenommen, und daher ſchwerer am Gewichte ſind. Sehr häufig endlich ſind es weiter nichts als Winke, theils auf eſoteriſche Wahrheiten für gleich geſtimmte Seelen, theils auf neue Ausſichten für Denker aller Art. Gründe genug zur Unzufriedenheit für den Metaphyſiker, der ſich mit phyſiſcher und moraliſcher Gewißheit nicht begnügen, Wahrſcheinlichkeiten, Vermuthungen und Winke aber vollends nicht vertragen kann.

Er

Sie werden es wohl auch bemerkt haben, l. F., daß die Freyheit im Denken der Vorzug iſt den der Recenſent dem Verfaſſer am liebſten einräumt, das Lob, mit dem er am wenigſten Haus hält. Der Muth mit welchem H. die alle Philoſophie ſo oft verengens den Bedenklichkeiten ſeines Standes zu überwinden gewußt hat, wird ihm als ein vorzügliches Verdienſt ſeines Werkes angerechnet. Sie fanden es vielleicht ſeltſam genug, wie man ein Verdienſt, das heut zu tage ſo allgemein geworden, und worin es ſo mancher mittelmäßiger Büchermacher dem gröſten Schriftſteller zuvorthut, einem Werke das in ſo manchen Rückſichten auſſerordentliche Vorzüge hat, zum vorzüglichen Verdienſte machen könnte; und wie man bey einem Manne, von dem die Welt ſo viele vollgültige Beweiſe des hohen Ranges in Händen hat, den ihm die Natur unter den Menſchen angewieſen hat, einem Manne der in allen ſeinen Schriften als Weltbürger denkt und ſpricht, und der durch ſeine groſſen Talente ſowohl als durch den Gebrauch den er von jeher davon gemacht hat der geſamten Menſchheit angehört, wie man bey ſo einem Manne von Stand und Bedenklichkeiten die dem Stande ankleben, ſprechen könne.

Indeſſen ſey es weit von mir, von unſerm Kunſtrichter arge Abſichten zu vermuthen. Ich lange auch hier mit meiner Hypotheſe aus. Er hielt ſich mit ſeinem Lobe bey der Freyheit im Denken, die er, wie

er ſelbſt ſagt, in ſ. Werke in ſo groſſer Maſſe anteife, nur darum ſo lange auf, weil ſie ihm wirklich vorzüglich auffiel; und er kömmt in ſeiner Recenſion mehr als einmal auf ſie zurück, ob er ſie gleich nicht immer beym Namen nennt, nicht immer lobenswerth findet. Der Muth ſeines Schriftſtellers macht ihm nicht ſelten bange, und er kann nicht umhin, die Furcht, in die ihn der kühne Gedankenſchritt deſſelben verſetzt, manchmal laut werden zu laſſen. Bald ſieht er den bisherigen Begrif von Subſtanz und Seele durch eine Meynung in Gefahr, die ihm ſo ſchlimm ſcheint, daß ſeine Menſchenliebe billig Bedenken trägt ſie dem Verfaſſer beyzulegen. Bald warnet er vor der Behauptung einer Verwandſchaft unter den Gattungen der Organiſation, indem ſie auf Ideen führen würde, die ſo ungeheuer ſind, daß die Vernunft vor ihnen zurückbebt, dergleichen man dem Verfaſſer, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht beymeſſen dürfe. Bald endlich äuſſert er den Grund ſeiner Beſorgniſſe noch deutlicher, indem er auf die groſſen Verwüſtungen hinweiſet, welche die Herderiſche Idee von der organiſchen Kraft unter den allgemein angenommenen Begriffen der ſpeculativen Philoſophie anrichten würde. Hier haben Sie, l. Fr. metaphyſiſche Orthodoxie! Allein da wir nun einmal ſo weit ſind, daß unſre Moral von keinem metaphyſiſchem Syſteme über die Natur der Geiſter mehr abhängt, ſo ſind die Meynungen, welche von den gedachten Syſtemen abweichen, ſo arglos und unſchädlich

lich geworden, daß man ſie einem Schriftſteller ohne billiges Bedenken, wenigſtens in Rückſicht ſeiner Moralität wohl beylegen kann. Die geſunde ihrer Freyheit überlaſſene Vernunft bebt auch vor keiner Idee zurück. Sie hat auf keinen, weder Ontologiſchen noch Theologiſchen, Kodex geſchworen, und erkennt daher ſo wenig ein Verzeichnis verbothener Ideen, und exorziſirter Meynungen, als untrügliche Glaubensformeln.—

Doch ich erinnere mich vielleicht zu ſpät, daß ich einen Brief und keine Abhandlung ſchreiben wollte. Sonſt würden Sie noch manche Klage anhören müſſen, die ich gegen die metaphyſiſche Vernunft auf dem Herzen habe. Nur auf der Wagſchale dieſer Vernunft konnten die Erinnerungen, die Recenſ. gegen die Ideen z. Ph. d. G. d. M. zu machen für nöthig fand, ein Gewicht haben, das ſchwer genug war, „um nur nicht alles Verdienſt dieſes gedankenvollen Werkes „ aufzuwiegen. Nur ſie, die immer an einerley Seelenoperationen gewöhnt, immer im Kopfe ſitzt, und mit gleichgültiger Ruhe lebloſe Ideen-Schatten anatomirt, nur ſie konnte gegen das, was ſie „Geſchicklichkeit für ſeinen Gegenſtand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen „ nennnt, mit ſo vieler Kaltblütigkeit aushalten. Vor ihren Augen lag Herders Gegenſtand, ſo wie das ganze Reich der Wirklichkeit in dunkler Ferne, und daher fand ſie auch in der unermeßlichen Gedankenfülle und dem lebendigen Reihe der Schönheiten

ten, die Herders Geiſt über dieſen Gegenſtand ausgoß, nicht mehr und nicht weniger, — als ihre kalte Beurtheilung wohl geradezu antraf.

Ich bin Ihnen nur noch ein Pröbchen vom Auszuge ſchuldig, den die Recenſion aus dem Werke ſelbſt liefert. Sie verſprach von H. Ideen, ſo weit es glükken wollte, die wichtigſten und dem Verf. eigenthümlichſten auszuheben, und in ſeinem eignen Ausdrucke darzuſtellen. Wenn es einem Recenſenten mehr um Proben von den Ideen ſelbſt als vom Ausdrucke zu thun iſt, ſo hebt er nur dann die eigenen Worte des Verf. aus, wenn ſie Reſultate ausdrücken; nie, wenn ſie Reſultate nur vorbereiten, beſtimmen, erläutern u. ſ. w.: am allerwenigſten aber, wenn ſie nur im Zuſammenhange mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden verſtanden werden können. — Doch ich will Ihren Urtheilen über die Art unſers Recenſenten, die Ideen ſeines Schriftſtellers auszuheben, nicht vorgreifen.

Im vierten Abſchnitte betrachtet H. die Geſtalt, Stellung und Bewegung der Erde. Wie der Cirkel die vollkommenſte Figur iſt — ſo iſt unſre Erde, ſo ſind alle Planeten und Sonnen als Kugelgeſtalten mithin als Entwürfe der einfachſten Fülle, des beſcheidenſten Reichthums aus den Händen der Natur geworfen. Erſtaunen muß man über die Vielheit der Abänderungen, die auf unſrer Erde wirklich ſind, noch mehr erſtaunen

ſtaunen aber über die Einheit, der dieſe unbegreifliche Mannichfaltigkeit dient. Er will darauf aufmerkſam machen, wie ſich auch an der Geſtalt der Erde die Regeln der Vollkommenheit (der gröſsten Einheit bey der gröſsten Mannichfaltigkeit) äuſſere. - Seiner Abſicht durch Darſtellungen der Analogieen der Natur allenthalben groſse herzerhöhende Ausſichten zu eröfnen, mußte er hier auf die übrigen Fälle zurückerinnern, in welchen die Natur dieſe Regel auf unſrer Erde befolgt hat. Nichts iſt beym Ueberblicke dieſer Fälle natürlicher als Erſtaunen. Daß es der Verf. wirklich ſo gemeynt habe, ſetzen ſeine unmittelbar drauffolgenden Worte ganz auſſer Zweifel. Es iſt ein Zeichen der tiefen nordiſchen Barbarey in der wir die Unſrigen erziehen, daß wir ihnen nicht von Jugend auf einen tiefen Eindruck dieſer Schöne, dieſer Einheit und Mannichfaltigkeit auf unſrer Erde geben u. ſ. w. In der Folge läßt er in eben dieſer kugelförmigen Geſtalt der Erde einen von den Gründen der groſsen Verſchiedenheit, die wir auf der Erde überhaupt, und ins beſondere unter den Menſchen gewahr werden, ſehen. Was konnte ſeinem Zwecke, die Anſtalten aufzuſpähen, welche die Natur getroffen hat, die Menſchen zu dem zu machen was ſie ſind, gemäſser ſeyn? Alles iſt auf unſrer Erde Abwechſelung einer Kugel: kein Punkt dem andern gleich: kein Hemiſphär dem andern — Wie ſich die Kugel dreht, drehen ſich auch die Klimaten, Sitten und Religionen. — Bey Gelegenheit der Be-

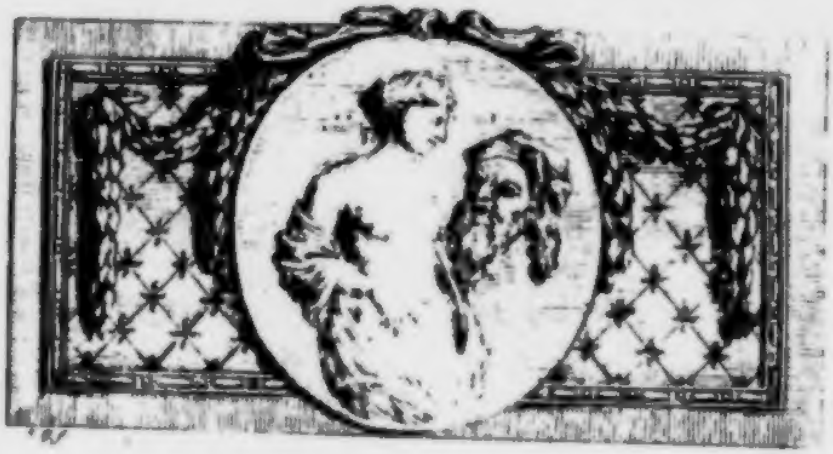

Der

Erſte Theil,

von

König Heinrich

dem vierten.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

[Der Hof in London.]

Konig Heinrich, der Herzog von Lancaſter, der Graf von Weſtmorland, und andre Lords treten auf.

König Heinrich.

Von Sorgen erſchüttert und von blaſſem Kummer abgehärmt,

merkung, daß Mannichfaltigkeit Absicht war; fiel dem Verfasser die Ungereimtheit auf, verschieden denkenden Menschen einerley Formeln aufdringen zu wollen. Wer, der diese Figur beherziget hätte, wäre hingegangen die ganze Welt zu einem Wortglauben in Philosophie und Religion zu bekehren? Und nun lassen Sie uns sehen, was dieser Abschnitt vom Recensenten ausgehoben für eine Gestalt erhält. In der Kugelgestalt der Erde findet er (Herder) einen Gegenstand des Erstaunens über die Einheit die sie bey aller erdenklichen Mannichfaltigkeit veranlaßt. Wer, den diese Figur beherziget, wäre hingegangen zu einem Wortglauben in Philosophie und Religion zu bekehren, oder dafür mit dumpfem heiligem Eifer zu morden. Dies ist alles was die Recension von diesem Abschnitte liefert. So ausgehoben müssen H. Ideen freylich der Mittheilung weniger fähig erscheinen; denn wer wird H. aus dem was ihn der Recensent hier sagen läßt errathen? wer nicht mit dem Recens. über Dunkelheit und Ungewißheit klagen?

Die Recension fährt fort: Eben so giebt ihm die Schiefe der Ekliptik Anlaß zur Betrachtung der Menschenbestimmung. Unter unsrer schräge gehenden Sonne ist alles Thun der Menschen Jahresperiode. Dies ist alles was Recens. seinen Lesern aus einer der interessantesten Betrachtungen des ganzen Werkes wichtiges und Herdern eigenthümliches ausehebt. Wir wol-

len

len ſehen mit welcher Treue. Die Schiefe der Ekliptik giebt H. eigentlich Anlaß ſeine beyden oberwähnten Zwecke weiter zu verfolgen. Er zeigt fürs erſte die Anſtalt der Natur für die Menſchheit. Mit dieſer ſchiefen Richtung (der Erdachſe) zur Ekliptik werden beſtimmt abwechſelnde Zonen, die die ganze Erde bewohnbar machen — die Erde muß ſich regelmäßig beugen, damit auch Gegenden, die ſonſt in cimmeriſcher Kälte und Finſterniß lägen, den Stral der Sonne ſehen, und zur Organiſation geſchickt werden. — Er vergißt aber auch eben ſo wenig den Wink auf die aus dieſer Einrichtung reſultirende Vollkommenheit. Allgemeine Mannigfaltigkeit iſt alſo auch hier das Geſetz der bildenden Kunſt des Schöpfers. Es war ihm nicht genug, daß die Erde in Licht und Schatten, daß das menſchliche Leben in Tag und Nacht vertheilt würde, auch das Jahr unſers Geſchlechtes ſollte abwechſeln. Hiernach wurde die Länge und Kürze des menſchlichen Lebens, mithin das Maas unſrer Kräfte, die Revolutionen des menſchlichen Alters, die Abwechslungen unſerer Geſchichte u. ſ. w. beſtimmt; denn alles dieſes werden wir ſehen, iſt an das einfache Geſetz der Tages- und Jahreszeiten gebunden. Wer nun indeſſen nicht vergeſſen hat, daß (wie der Verf. oben bemerkte) dieſe Tages- und Jahreszeiten auch wieder an den Winkel der Erdachſe zur Ekliptik gebunden ſind, verſteht den Seitenblick mit dem der Verf. ſeinen Abſchnitt ſchließt, den aber Recenſ. als den Hauptgedanken oder das Re-

ſultat des ganzen §. anführt; Unter unſrer ſchräge gehenden Sonne iſt alles Thun der Menſchen Jahresperiode.

Der Recenſ. fand es unter andern höchſt anſtößig, daß H. der aufrechten Geſtalt der menſchlichen Organiſation ſo vieles einräumt, und er läßt es ihm durch den Auszug, den er davon liefert, entgelten. Endlich, ſagt er, kömmt der Autor zu dem weſentlichen Naturunterſchiede des Menſchen. Man bemerke, wie geſchikt hier der Ausdruck weſentlicher Unterſchied gewählt iſt. Recenſent weis, daß die ganze Schulwelt bey dieſen Worten ihre Notam eſſentialem oder Differentiam ultimam denken wird. Selbſt Herder hat in ſeiner vorhergehenden Vergleichung zwiſchen der menſchlichen und thieriſchen Organiſation nicht undeutlich merken laſſen, daß er mit allen ſchulgerechten Logikern animal für das genus proximum des Begriffes Menſch halte, und nun da es darauf ankömmt, daß er differentiam ultimam, den weſentlichen Naturunterſchied angeben ſoll, kommt er gegen alle Regeln der Definition, mit der aufrechten Geſtalt angezogen, und jeder Schulknabe mag ihn aus ſeinem Compendio zurechte weiſen. Doch Scherz beyſeite! Nie iſt es H. eingefallen die aufrechte Geſtalt des Körpers zu dem zu machen, was man ſonſt insgemein unter den Worten weſentlicher Naturunterſchied verſteht. Er unterſucht hier gar nicht, worin dieſer weſentliche Naturunterſchied beſtehe, ſondern

durch

durch welche Anſtalten ihn die Natur bewürke. Er erklärte ſich hierüber vorläufig S. 174.: Wir ſetzen (hier) alle Metaphyſik bey Seite, und halten uns an Phyſiologie und Erfahrung. Aus dieſen beyden letztern Quellen hat er aufs unwiderſprechlichſte erwieſen, daß der Menſch ohne aufrechte Geſtalt keine Vernunft haben konnte; und ſo konnte H. ohne den geringſten Anſchein des Sonderbaren behaupten: der aufrechte Gang des Menſchen iſt ihm einzig natürlich, ja er iſt die Determinſation zum ganzen Beruf ſeiner Gattung, und ſein unterſcheidender Charakter. Man verſteht auch ſehr leicht, wo das Wort einzig, das Recenſ. aus guten Gründen unterſtrichen hat, hingehört, und daß hier nur von einem phyſiologiſchen Charakter die Rede ſey. Man ſieht aber auch wie der Recenſent zu Werke gehen mußte, um ſeinem Autor folgende Behauptungen aufbürden zu können: „Nicht weil der Menſch zur Vernunft beſtimmt war, ward ihm zum Gebrauch ſeiner „Gliedmaſſen nach der Vernunft die aufrechte Stellung „angewieſen; ſondern er bekam Vernunft durch die aufrechte Stellung, als die natürliche Wirkung eben derſelben Anſtalt, die nöthig war um ihn blos aufrecht „gehen zu laſſen.„

Wer wird ohne Widerwillen die Trümmer aufleſen, in welche der Recenſent die vortreflichen Betrachtungen zerſtückt, wo H. die Unentbehrlichkeit der aufrechten Geſtalt zu den übrigen Vorzügen der Menſchheit mit eben ſo viel Scharfſinn als Richtigkeit ausführt? Freylich

lich besteht dieser Auszug aus H. Worten; die aber so gewählt sind, daß sie eher alles in der Welt als H. Sinn vermuthen lassen. Ueberall erscheint im Auszuge das als die einzige Ursache der Vorzüge menschlicher Natur, was im Werke selbst nach H. Ausdruck S. 186 als erste Anlage zur menschlichen Würde angegeben wird. Wer, der nicht das Buch selbst gelesen hat, wird nicht über H. den Kopf schütteln, wenn ihn Rec. folgendermassen philosophiren läßt: Und nun Freyheit? Der Mensch ist der erste Freygelassene der Schöpfung; er steht aufrecht. Die Worte: „und nun Freyheit?„ gehören dem Recensenten, und sollen vermuthlich eine Erklärung der Freyheit erwarten lassen, um das Abentheuerliche, das die Leser in den Worten: der Mensch ist der erste Freygelassene der Schöpfung u. s. w. finden sollen, desto nachdrücklicher hervorzutreiben. Schon die Aufschrift des Abschnittes: Der Mensch ist zu seinen Trieben mithin zur Freyheit organisirt, hätte Herdern vor der Misdeutung, als ob er bey der Freyheit alles auf die aufrechte Gestalt ankommen liesse, schützen sollen. Aber auch das Sonderbare des Ausdruckes der von Recensenten ausgerissenen Stelle verschwindet ganz, wenn man nur etwas aus dem Zusammenhange daneben stellt. S. 231. Das Thier ist ein gebückter Sklave — seine noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß nothwendigen Trieben dienen. — Der Mensch ist der erste Freygelassene der Schöpfung; er steht aufrecht.

Sie

Sie können in der Folge der Recenſion noch mehrere ähnliche Proben finden, wenn die angeführten nicht hinreichen ſollten, ihnen den Einfluß auffallend genug zu machen, den die Metaphyſik unſres Recenſenten auf die Verfertigung ſeines Auszuges, ſo wie auf ſeine ganze Beurtheilung des Werkes hatte.

Und nun nur noch ein Paar Worte l. F. Ich habe ihnen da viel Böſes über die Metaphyſik geſchrieben. Ich wollte es lieber mit ihr als mit dem Metaphyſiker zu thun haben, allein ich ſchiede gern mit guten Gewiſſen von Ihnen; und alſo jedem ſein Recht! Die Metaphyſik hat ſehr viel Schlimmes in der Gelehrten Welt angerührt, und das muß ſie noch immer allenthalben — wo ſie nicht hingehört. Uebrigens bin ich noch nicht der Meynung beygetreten, daß wir entweder keine Metaphyſik hätten oder doch keine brauchten. Es mag nun das, was uns bisher Metaphyſik hieß, dieſen Namen verdienen oder nicht, es mag Verbeſſerungen bedürfen, die entweder ſehr ſpät oder nie zu Stand kommen dürften; es mag übrigens Geſchichte der Ideen von Möglichen oder Unmöglichen in Beziehung auf die wirkliche Welt, Studium der allgemeinſten Prädikate, oder Beſtimmung der erſten Grundſätze aller Wiſſenſchaften ſeyn oder nicht ſeyn, ſo bleibt es doch immer bey mir ausgemacht, daß wir ohne Metaphyſik ſo wenig eine Philoſophie, als ohne Erfahrung eine Geſchichte haben würden. Philoſophie im engſten,

und

und Geſchichte im weiteſten Verſtande ſind die Beiden Pole des geſammten menſchlichen Wiſſens. Ich verlange ſie auch nur in ſo ferne als ſie das ſind, einander entgegen zu ſehen. Nur muß man nicht vergeſſen, daß die Gegenden die zwiſchen beyden liegen die ergiebigſten ſind, und daß ein ewiges Reiſen um den einen herum nie eine Reiſe um die Welt werden könne. Ich bin u. ſ. w.

V.

Münzer und Horja.

Sobald der Siebenbürgiſche Aufrührer, Horja, Rex Daciae — in die Hände der Gerechtigkeit, d. i. in den Delinquentenſtand gerathen war, thaten die Zeitungsſchreiber ihre Pflicht, und lehrten den Urheber ſo mancher Mordgeſchichte vom Fuß bis zur Scheitel kennen; wobey billig ſeine Thaten, die ihnen ſo manches Blatt auszufüllen gedient hatten, hochnothpeinlicherweiſe in der Kürze nochmals aufgezählt wurden.

Nicht ſo ſehr hat mich hierunter Horja's Entäuſerung alles königlichen Geſchmacks, wenn er ſchöne Fräuleins lebendig begraben, vollen Weinfäſſern die Boden ausſchlagen ließ u. ſ. w. in Verwunderung geſezt, als die Sphragiſtik ſeiner Kanzley.

Ich

„ Ich erinnerte mich des bekannten Thomas Münzer, der im Jahr 1525. zur Zeit der Kirchenverbeſſerung gern auch eine wichtige Rolle ſpielen wollte, und zu dem Ende den armen Bauern die Köpfe verwirrte. Ihnen ſchmeichelte die Abwerfung des furchtbarſten Joches, der römiſchen Prieſterherrſchaft, mit der Möglichkeit, auch die weltlichen Bande zu löſen.

Als Münzer anfieng dem Volke dieſe Ideen im Ton eines verheiſſenden Propheten geläufig zu machen, (der Bauer faßte ſie aber auf, ohne ſich viel die Stirn zu reiben, denn es betraf die Freyheit von Zinß, Zehend u. d.) ſo legte er ſich, zu mehrerer Kraft ſeiner Ausſchreiben, ein anſehnliches Siegel zu, deſſen Sinnbild ein mit einem Schwert durchbohrtes Herz war.

Von Horja erzählen öffentliche Blätter; „Das ſchönſte Kleinod, das bey ihm gefunden worden, ſey das Inſiegel ſeines neuen Königreichs geweſen, in welchem er zum Wappenbild ein mit einem Degen durchbohrtes Herz geführt habe.„ *)

Die Zuſammentreffung iſt frappant. Horja hat von Münzers Siegel nichts wiſſen können, da kein Schriftſteller, ſo viel ich weis, deſſen gedacht hat. Sonſt wäre es wenigſtens möglich, daß er, da ihm blos der Dichter Klopſtock ſchwer zu verſtehen geweſen — **) aus irgend einem teutſchen Geſchichts-Buche die

*) Frankfurt. K. K. Oberpoſtamtszeitung, 1785. No. 14.

**) Polit. Journal, 1785. 1 St. S. 33.

die Idee entlehnt haben könnte. Ob ihm und Münzern etwa bey Auswahl des Siegels eine Mater dolorosa vor Augen war,

Cujus animam dolentem
contristatam et gementem
pertransiuit gladius —

läßt sich nicht entscheiden. Aber auch wohl ohne alle Nachahmung haben zwey Menschen unter ähnlichen Umständen auf einerley expressives Bild verfallen können. Denn in activer oder passiver Deutung zielt wohl das Schwert durchs Herz auf tiefes schmerzliches Gefühl erlittenen Drucks, und auf drohende blutige Rache. Der Thüringische und Siebenbürgische Bauern-Aufruhr war auch im Grunde einerley Ursprungs. Direct wollten beyde die Landesherren nicht antasten, wenn man einige Grobheiten und prahlhafte Drohungen der Münzerischen Prophetensprache ausnimmt. Druck des Adels und der weltlichen und geistlichen Beamten wirkte in Thüringen und Siebenbürgen wilden Gegendruck. Doch mußte wohl ein zahmer Thüringer und ein roher Wallach in ähnlicher Lage sehr unähnlich handeln, wenn es gleich, nach Natur der Sache, auf beyden Seiten an Excessen, bis zu Mord und Todschlag, nicht fehlen konnte. Ich muß doch einige Facta von beyden Seiten gegeneinander anführen.

Münzer war hauptsächlich durch Erstreckung der evangelischen Freyheit auf die Befreyung von Zinsen, Frohnen, Zehenden ꝛc. seinem Bauernvolk willkommen.

Horja

Horja ſtützte ſich auf einen goldenen Brief von Joſeph dem zweyten, zu Abhelfung der gemeinſamen Beſchwerden.

Die Thüringiſchen Bauern verlangten unter andern eigene Prieſter die ſie ſelbſt erwählen dürften, und eine freye Jagd, zum Beſten ihrer Felder und Gärten. Daher ſetzten ſie manchen aufgedrungenen Prediger ab, und brateten manches Wildpret; denn beyde wollten ſich wider ihren Willen von ihren Saaten nähren.

Aber die Wallachen ſpickten und brateten Prediger bey lebendigem Leibe.

In Thüringen kapitulirten die Bauern darüber „daß förder keinem Edlen ſeine Güter frey verliehen würden, ſondern ſie, gleich andern, mit Wachten und anderem Zuthun verpflichtet ſeyn ſollten.„

Horjas Parthey nahm dieſen Präliminarpunkt etwas derber: „es ſolle kein Adel mehr ſeyn; ihre Grundſtücke müßten dem Bauervolk vertheilt werden!„

Münzer wütete vornemlich wider die Klöſter und ihre Briefe, womit er Brunnen und Teiche verſtopfte; den Adel verjagte und ſchreckte er, und ließ auf deſſen Gütern ſeine Bauern ſich gütlich thun.

Horja hielt ſich weit grauſamer an die Perſonen und Güter des Adels, mittelſt Feuers und Schwerts.

härmt, finden wir endlich den Augenblik, wo der geſchrekte Friede wieder zu Athem kommen kan, um in abgebrochenen Accenten von neuen Arbeiten zu reden, die an weit entfernten Ufern unſern Muth beſchäftigen ſollen. Nicht länger ſoll dieſe Erde das Blut ihrer eignen Kinder trinken, nicht länger einheimiſche Zwietracht ihre Felder verheeren, und mit dem eiſernen Tritt des Kriegs ihre blühenden Auen zerſtampfen. Dieſe gegeneinander rükende Schlacht-Ordnungen, die gleich den Meteoren eines witternden Himmels, alle von einerley Natur, von einerley Urſprung, noch kürzlich mit der ganzen Wuth eines Bürgerkrieges auf einander ſtieſſen, ſollen nun in gleichlauffenden Linien, in ſchöner einträchtiger Ordnung, Einen Weg ziehen; nicht länger ſollen Brüder gegen Brüder, Freunde gegen Freunde ſtehen; nicht länger der mördriſche Stahl, gleich einem übeleingeſcheideten Meſſer, ſeinen eignen Herrn verwunden. Nein, meine Freunde; zu jenem geheiligten Grabe Chriſti, unter deſſen heilbringendem Creuz wir zu ſtreiten geſchworen haben, wollen wir mit unſerm Engliſchen Kriegsheer ziehen, um dieſe Ungläubigen aus jenen heiligen Gefilden zu treiben, über welche die geſegneten Füſſe gegangen ſind, die vor vierzehnhundert Jahren zu unſerm Heil an das bittre Creuz genagelt worden ſind. Jedoch dieſes unſer Vorhaben iſt ſchon ein Jahr alt; es iſt unnöthig euch zu ſagen, daß wir gehen wollen, und wir ſind izo nicht deßhalb zuſammen gekommen. Laßt mich alſo von euch vernehmen, mein geliebter Vetter von Weſtmorland, was unſre Raths-Verſammlung geſtern wegen dieſer wichtigen Unternehmung geſchloſſen hat.

Wenn indessen die Nachkommenschaft durch Münzern einen unersetzlichen diplomatischen Verlust erlitten hat, so wird die Zukunft, bey Fruchtbarkeit und Reichthum des Adels, von Horjas verwüstender Hand weniger Nachempfindung haben.

Münzer wurde greulich gefoltert, ohne zu Erkenntniß seines Unrechts gebracht zu werden. Er zagte erst, als er den Kreis betrat, worin er den Kopf verlieren sollte. Er, ein ehemaliger Pfarrherr, konnte itzt als verunglückter Feldmarschall nicht einmal sein Glaubensbekenntniß sprechen. Herzog Heinrich von Braunschweig half ihm ein —

Wie Horja seinen Heldenlauf beschließen wird — wissen wir noch nicht; ohne Zweifel weniger zaghaft, ungefoltert, und — ohne daß ihm ein Reichsfürst beten hälfe.

Was aber nach Dämpfung des Thüringischen Bauern-Aufruhrs der sanfte Melanchthon*) Gott bat: „die Gebrechen der Kirche auf eine gelindere Art zu verbessern„ das möge den Zeitgenossen erlaubt seyn für die weltlichen Staaten zu wünschen!

---

*) Epist. Lib. IV. p. 19. edit. Lond.

VI.

Auszug eines Briefes aus Paris.

Paris, den 3. Febr. 1784.

— Man darf jezt nicht mehr daran zweifeln, daß Friede mit den Holländern bleibt; nur sollen in dem Vergleich noch alle teutsche Erbfolgen und die römische Königswahl berichtigt werden. Man sagt, der Prinz Max von Zweybrücken werde auf den Fall des Todes des Churfürsten von Bayern nicht Zweybrücken übernehmen, sondern sich zwey Millionen ausbedingen, und das Gouvernement von Elsaß erhalten. Sie werden die französische Politik in dieser Einrichtung nicht verkennen. — —

— — Sie fragen mich, wo die milden Beyträge zu dem Institut der Enfans trouvés herkommen? — Sie werden, so wie die zu allen andern ähnlichen Anstalten, geradezu an die Vorsteher der Oeconomie von Personen gesandt, die sich entweder selbst einen gewissen periodischen Beytrag aufgelegt haben, oder nur bey besondern Anläßen etwas geben. Ob man noch auf eine andre Art welche erhält, weiß ich nicht. Die Eltern der Kinder aber dürfen nichts dazu geben, weil eben das eine Erleichterung für sie ist, daß man die Kinder unentgeltlich aufnimt.

— Mesmers Ansehn ist allerdings gefallen. Court de Gebelin, der sich durch seinen monde primitif bekannt gemacht und in der Rue Dauphine ein neues Museum gestiftet hat, war einer seiner eifrigsten Anhänger und starb vor ungefähr einem Jahre in seinen Armen und unter seiner Behandlung. Das machte

zuerſt groſſes Aufſehn; man erinnerte ſich nun aller der übelabgelaufenen Curen, die Mesmer ſeit einigen Jahren an vornehmen Perſonen verrichtet hatte, und jedermann fieng an zu ſchreyen. Mesmer hatte inzwiſchen nichts von ſeinem Geheimniſſe bekannt gemacht, es aber an jeden für 100 Louisd'ors verkauft; alle dieſe Leute wollten natürlicherweiſe ihr Geld wieder heraus ziehen, und fingen in ihren Provinzen an, ihre Kranken auf Mesmers Art zu behandeln. Dadurch wurde dieſe Methode auf einmal um den nämlichen Zeitpunkt ſo allgemein, daß beynahe in allen Städten Frankreichs Baquets und in den vornehmſten mehrere entſtanden. Nun wurde die Regierung erſt aufmerkſam darauf, erfuhr wie viel Opfer dieſe neue Heilungsart ſchon gebracht hatte, und wollte ihre Unterthanen nicht ferner einem bloſſen Ungefähr und vielleicht einer bloſſen Marktſchreyerey ausſetzen. Der König ernannte daher vorigen Frühling eine Commiſſion, die aus den geſchickteſten Leuten, aber gröſtentheils von der medicinischen Facultät beſtand, (denn Sie werden leicht denken daß dieſe am mehreſten dazu beytrug) und der Franklin aus Gefälligkeit ebenfalls beytrat, ungeachtet er nicht nach Paris kommen, und den Verſuchen folglich nicht ſelbſt beywohnen konnte. Dieſe Commiſſion beſchäftigte ſich nun den ganzen Sommer durch mit der Sache, und gab im Herbſt einen Rapport an den König heraus, in dem das Agent des Herrn Mesmer für nicht exiſtirend und die Wirkungen, die er hervorbringt, aus imagination, attouchement und imitation erklärt würden; wie Sie das im Rapport ſelbſt wohl geleſen haben werden. *) Was ein ſolcher Bericht, von ſolchen Männern unterſchrieben, für eine Wirkung im Publikum hervorbrachte, können Sie ſich vorſtellen. Eine beträchtliche Zeitlang hörte man von nichts

*) S. den Aufſatz: Meßmer und ſein Magnetismus. T. M. 1784.

nichts als davon ſprechen, und die Streitigkeiten für und wider, waren ſehr heftig.

Eine Menge Schriften von beyden Theilen kamen ebenfals heraus, und die Mesmerianer bemühten ſich, wie natürlich, hauptſächlich den Grundſatz ins hellſte Licht zu ſetzen, daß man in Sachen des Verſtandes nicht auf Autorität bauen müſſe. Dieſer litterariſche Streit iſt noch immer nicht aus, und das Journal de Paris enthält von Zeit zu Zeit Angriffe und Vertheidigungen.

Mesmer war übrigens, da er ſich einer Bloßſtellung nahe ſah, ſehr klug zu Werke gegangen, und hatte ſich für jeden Fall eine Schanze erſpart, hinter die er flüchten konnte. Er hatte nämlich unter allerhand Vorwand vermieden, die Commiſſarien ſelbſt von ſeiner Behandlung zu unterrichten, und dazu einen hieſigen Doctor, Hrn. Deslon, als ſeinen älteſten Schüler und Vertrauten vorgeſchlagen; und ob er gleich damals erkannte, daß deſſen Methode und die ſeinige völlig eins wäre: ſo zieht er ſich doch nunmehr zurück, und ſagt, man habe nicht ihn, ſondern Deslon gerichtet. Im übrigen iſt Paris gros genug, um ihm noch immer Rechtgläubige zu liefern, und der große Hof ſeines Hôtels iſt noch beſtändig mit Kutſchen angefüllt, die ihm Patienten zuführen, die unter ſeinen Händen nicht geneſen. Der große Haufen läßt ſich inzwiſchen davon nicht täuſchen, und iſt geneigter den Commiſſarien als ihm zu glauben. Dies haben denn auch verſchiedene Theaterſchriftſteller benutzt, und Mesmern auf den großen und kleinen Bühnen dieſer Hauptſtadt ſo glücklich vorgeſtellt, daß das Publikum ſich nicht ſatt daran ſehen kann, und über den Doctor ſowohl als ſeine eigne Leichtgläubigkeit dabey von ganzem Herzen lacht — Dies iſt alles was ich Ihnen in der Kürze von dieſer Geſchichte ſagen kann.

Sie verlangen einige Nachrichten über den kleinen Trianon von mir, aber ich muß Sie bitten mich deſſen zu überheben. Theils laß ich mich gar nicht gern in kahle Beſchreibungen von Oertern ein; theils läßt ſich nicht viel davon ſagen. Es iſt ein ganz kleines Haus, das man von auſſen nicht für den Pallaſt einer Königin halten ſollte. Von innen aber empfiehlt es ſich durch eine überaus geſchikte Eintheilung, und durch ein nicht ſehr prächtiges, aber ſehr geſchmackvolles Ameublement. Den vornehmſten Reiz erhält dieſer Aufenthalt durch einen ſehr angenehmen engliſchen Garten, wo der Temple de l'amour, das jeu de bague, und ein vortreflicher Bogengang vorzüglich geſehen zu werden verdienen. Im Schlafzimmer der Königin hängen kleine ſehr gut gemahlte Portraits des ganzen öſterreichiſchen Hauſes.

Sie fragen mich, ob die Spitäler in Italien ſchöner als die im Berner Gebiet wären? — Das Aeuſſerliche der letztern kann mit den erſtern gar nicht verglichen werden. In Italien ſcheint es als wenn jeder Staat an ihnen ſeine Gröſſe und ſeinen Reichthum zeigen wollte: der Marmor iſt daran verſchwendet, und wenn nicht wirklich die innere Einrichtung dem äuſſern Glanze entſpräche, ſo würde man ihnen einen Vorwurf aus dieſer Pracht zu machen haben. In Genua iſt ein Albergo de'poveri, den jeder König zu ſeinem Pallaſte machen könnte — —

Wie ich Ihnen neulich ſchrieb, nur die Gemählde aus der Galerie d'Apollon im Louvre, die aus der Galerie de Rubens im Palais de Luxembourg, und die aus dem Schloß zu Verſailles werden die neue Galerie de Louvre ausmachen, die aber dann doch ziemlich beträchtlich ſeyn wird. Den Johannes, vorgeblich von Raphael, im Palais Royal, habe ich allerdings bemerkt, und bewundert, und er iſt mir um ſo mehr merkwürdig geweſen, da ich ſchon einen in Bologna und ei-

nen

nen in Rom, völlig wie den hieſigen, geſehen habe, die alle drey ſeit langer Zeit um die wahre Originalität ſtreiten. Unter den italieniſchen getraue ich mir nicht zu entſcheiden, darauf aber wollte ich wohl wetten, daß der hieſige, ſeiner Schönheit ungeachtet, doch das Original nicht iſt.

Von dem Rendez-vous de l'Europe, das hier ſeyn ſoll, und von dem das Hamburger Addreß-Comtoir-Blatt den Plan mitgetheilt hat, weis ich nichts; auch einer meiner hieſigen Freunde, der ſonſt von allen ſolchen Dingen unterrichtet iſt, kennt es nicht; das dürfen Sie alſo für ein ſicheres Zeichen annehmen, daß es wenigſtens jetzt noch nicht exiſtirt. — Das Muſeum von Kozier habe ich geſehen, und als eine ganz nützliche Anſtalt befunden.

Der Sallon von Mr. de la Blancherie iſt ſehr lange verſchloſſen geweſen, dieſen Monat aber wieder geöfnet worden. Ich habe ihn ſogleich beſucht. Dieſes Inſtitut könnte allerdings ſehr nüzlich ſeyn, wenn es nur einen geſcheutern Mann zum Regierer hätte. Die darüber herausgekommnen Schriften des Mr. de la Bl. ſind erbärmlich einfältig, und ſein neuer Proſpectus vor allen andern. Die Einrichtung dieſer Anſtalt iſt ſo ſchlecht, daß nur ein Paris dazu gehört, um ihr das Leben eines Ephemerons zu geben, denn lange wird ſie ſich wohl nicht halten.

— Die Stühle im Jardin du Palais Royal werden allerdings bezahlt, ſo wie die in den Kirchen, in denen man eine gedruckte Taxe davon an den Pfeilern aufgehängt findet. — Die berühmte Kaſtanien-Allee im genannten Garten exiſtirt nicht mehr: man hat dagegen zwo neue gepflanzt, die die Richtung der langen Flügel haben; das macht gegenwärtig den ganzen Garten aus.

An die neue Brücke über die Seine, nach der Sie fragen iſt ſo wenig zu denken, als an das Quartier de l'Amerique, dem man in der erſten Hitze des Plans, die bey den Franzoſen allemal groß iſt, den Platz da anwieß, wo ehemals das Coliſée gſtanden hat

Nunmehr will ich noch Ihren Wunſch wegen Nachrichten von den hieſigen Schauſpielern, ſo gut ich kann und ſoviel mirs die Zeit erlaubt, befriedigen;

Preville iſt nicht todt und macht noch immer eine der vornehmſten Zierden des franzöſiſchen Theaters aus. Sein Spiel iſt ganz die wahre Natur, und man muß ihn in jeder Mine bewundern. Molé iſt für die Komödie der allererſte Acteur, den ich kenne. Sein Studium über das Geſpräch im gemeinen Leben, in Geſellſchaften, als Liebhaber, den er ſo oft vorſtellen muß u. ſ. w. iſt auſſerordentlich; und ungeachtet ſeines Alters macht er doch noch die Rollen des Verliebten zum Entzücken, und läßt den Zuſchauer ſeiner weißen Haare vergeſſen, wenn er zu den Füßen ſeiner Geliebten liegt. Er hat mir indeſſen kürzlich erſt einen Beweis gegeben, daß ein Schauſpieler allemal Unrecht thut, wenn er aus ſeinem Fache heraus geht und auch in einem andern glänzen will. Man gab nämlich vorige Woche ein neues Drama zum erſtenmale, das entſezlichen Zulauf bekam, weil man voraus wüſte, daß eine ſehr intereſſante Geſchichte, die in unſern Tagen vorgefallen iſt, dabey zum Grunde gelegt war; es fiel aber unglaublich ſchlecht aus, und wäre beynahe ausgepfiffen worden, ungeachtet die gröſten Acteurs und Actricen darin ſpielten. Nun in dieſem Drama machte Molé die Hauptrolle und gefiel gar nicht, weil es ſein Fach nicht war. Ein Mann von wahrem Talent kann freylich niemals etwas ganz ſchlecht vorſtellen; man wird immer Gelegenheit finden ſeine Kunſt zu bewundern: man that das auch vorzüglich in Anſehung

hung seiner herrlichen Declamation; aber zu der Stärke, die bey tragischen Stellen so nöthig ist, *) und die in der Komödie nie vorkömmt, konnte er sich nicht erheben, und brachte daher gar keine große Wirkung hervor. — Dugazon ist im Komischen unverbesserlich, und macht solche elende Stücke als le Roi de Cocagne und Don Japhet d'Armenie, die man sich schämen würde auf einem unsrer großen teutschen Theater vorzustellen, und die man hier auf dem ersten der Nation giebt, noch ganz allein erträglich — D'Azincourt ist in dem nämlichen Fache ebenfalls gut, und ist's der den Figaro macht.

An Actricen sind hier Mme. Preville, die die alten Rollen mit sehr viel Wahrheit und Würde ausführt; Mlle. Contat, die mit einer überaus angenehmen Figur viel naives und eine sehr gute Declamation verbindet, welches alles ihre etwas einförmige Action nicht bemerken läßt. Sie macht Suson im Figaro, und versteht die Coquetterie, die diese Rolle erfodert, sehr gut vorzustellen, weil sie sie auch ausser dem Theater übt. Mlle. Olivier, die in dem mehrbenannten Modestücke den kleinen Pagen Cherubin mit einer Unschuld vorstellt, von der man glauben sollte daß sie sie auch im Privatleben besitzen müsse, wenn sie nicht ganz kürzlich erst um einer Schwangerschaft willen zwey Monate hätte aussetzen müssen. Endlich zwey Soubretten die ganz vortreflich sind, und von denen die jüngste Mlle. Joline heißt. — Sie sehen daraus, daß die Comödie hier sehr gut besetzt ist, und sie ist wirklich das Schauspiel das ich immer am liebsten hier gesehen habe. Allein man wird zu oft hintergangen; die vornehmsten Acteurs und Actricen sind zu nachlässig, spielen die Woche hindurch höchstens

*) Sollte sich hier unser Landsmann auch etwa vom französischen Geschmack haben irre führen lassen, der ein Pathos zur Tragödie fodert, das bey uns für affectirt gehalten werden würde?

ſtens nur ein oder zweymal; und da nun im Figaro leider! alle beyſammen ſind, ſo werden faſt alle übrigen Comödien von der ſogenannten Doublure geſpielt. Mme. Preville ſpielt noch am fleißigſten; aber blos deswegen, weil keine andre da iſt, die ſie doubliren könnte. Auf Oſtern wird ſie, ihr Mann und Molé, die alle drey zu alt ſind, das Theater verlaſſen, und dann wird es auch um die Comödie traurig ausſehen, denn es iſt gar niemand da, der dieſe wichtigen Perſonen einigermaßen erſetzen könnte — Von Mlle. Olivier habe ich oben noch vergeſſen zu ſagen, daß ſie wirklich viel Talent und alle Anlage zu einer großen Schauſpielerin hat: daß ſie ſich aber leider! in alles, auch ſogar in die Tragödie einläßt, und ſich dadurch leicht verderben kann; woran das Publikum, wenn es geſchieht, nicht wenig Theil haben wird: denn das beklatſcht alles an einer Actrice, in die es einmal verliebt iſt.

Um die Tragödie ſteht es weit ſchlimmer. Mme. Veſtris, die auſſerordentlichen Beyfall findet, gefällt mir nur halb; ſie iſt äuſſerſt froſtig, und ſpielt doch nur die allerheftigſten Rollen erträglich; in den erſten Acten gefällt ſie gar nicht, erſt in den letzten, wenn ſie mehr ins Feuer kommt, wird ſie gut, und doch iſt auch da ihre Action einförmig, oft übertrieben, und ſie ſchreyt wenn ſie ſtark ſeyn will. — Mlle. Sainval hat in ſanften Rollen viel angenehmes, und rührt wirklich, kann ſich aber gar nicht zur Stärke erheben, und declamirt ſehr oft falſch. — Mlle. Raucourt ward in den Himmel erhoben als ſie auf die Bühne kam, verliert aber immer mehr in den Augen der Zuſchauer, und verdient es, denn ſie vernachläßigt ſich gänzlich. — Mlle. Thenard wird nie mehr als mittelmäßig ſeyn.

La Rive iſt jezt der vornehmſte tragiſche Schauſpieler, und auch wirklich der fleißigſte. Er iſt ein

Schüler

Schüler der Mlle. Clairon, die ſich in ſeine ſchöne Figur verliebte; hat viel Talent, ein herrliches Organ, ein natürliches Spiel, und verdient ganz den lauten Beyfall, denn er bey jeder Gelegenheit erhält. Bey dem allen iſt er doch noch lange nicht vollkommen, declamirt zuweilen gänzlich falſch, und kann ſich nicht in den ſanften Ton der Liebe ſchmiegen. Man hat indeſſen zu hoffen, daß er ſich noch verbeſſern wird; denn er arbeitet ſehr viel. Ich wollte ihn gern auch auſſer dem Theater kennen lernen, und gieng daher in ſein neugebautes ſehr prächtig meublirtes Haus; ward aber nicht ſehr befriediget. Ich habe viel Stolz, gar keine Neugierde, und wenig Verſtand bey ihm gefunden; ſo daß man ihn wohl für ein Kind des Zufalls und fremder Kunſt halten könnte. — Brizard verdient ebenfalls unter den Vorzüglichen genannt zu werden: aber ſein groſſes Alter erlaubt ihm nur ſelten und nur wenige Rollen zu ſpielen: er hat faſt gar keine Zähne mehr; und da man ihn folglich nur ſchwer verſteht, ſo kann er auch nur blos mit ſeinem grauen Haupte Effect machen. Er wird bald ganz für das Theater verloren ſeyn. — Vanhove iſt ziemlich gut in allen Rollen, und erſetzt Brizard manchsmal glüklich. Saintfal und St. Prieſt ſind zwey junge Männer, die man erſt im vorigen Jahre angenommen hat; ſie verrathen beyde Talente; der leztre in dem Fache des Larive, der erſte in den ſanften Rollen des unterdrückten Liebhabers. Beyde müſſen ſich ausbilden, und Saintfal arbeitet ſtark daran, und iſt ſchon weit vor dem andern voraus. — Die übrigen Schauſpieler geben alle wenig Hofnung. Sie ſehen überhaupt, daß das franzöſiſche Theater gar nicht im alérzendſten Zuſtande iſt, und daß man für die Zukunft noch mehr zu fürchten hat. Die Nachläßigkeit, die ich den Schauſpielern der Comödie vorwarf, findet bey der Tragödie noch weit mehr ſtatt. Mme. Veſtris

Weſtmorland.

Gnädigſter Herr, man betrieb dieſes Geſchäfte mit groſſem Eifer, und es wurden verſchiedne Ueberſchläge der Unkoſten entworfen: Als ein ganz unverhofter Courier, mit verdrießlichen Zeitungen beladen, dazwiſchen kam, von denen die ſchlimmſte war, daß der edle Mortimer, der die Leute von Hereford-Schire gegen den aufrühriſchen Glendower führte, von den Welſchen gefangen, und über tauſend von ſeinen Leuten niedergemezelt worden ſeyen, an deren todten Körpern die Weiber der Welſchen ſolche Mißhandlungen, eine ſo viehiſche ſchaamloſe Verſtümmlung ausgeübt, die ohne Erröthen ſich nicht erzählen läßt.

König Heinrich.

Es ſcheint alſo, die Nachrichten von dieſem Aufſtand haben unſer Geſchäfte nach dem gelobten Lande abgebrochen?

Weſtmorland.

Dieſe von noch mehrern begleitet, thaten es, Gnädigſter Herr; denn es kamen noch mehr ungleiche und mißbeliebige Zeitungen aus Norden an. Am Kreuz-Erhöhungs-Tag geriethen dieſer muthreiche Hot-Spur, der junge Heinrich Percy, und Archibald, dieſer tapfre und ruhmvolle Schotte, zu Holmedon in ein blutiges Handgemeng, ſoviel man aus den Anſtalten und der Wuth des Angriffs ſchlieſſen konnte; denn derjenige, der dieſe Zeitung brachte, eilte mitten in der ſtärkſten Hize des Gefechts davon, ohne den Ausgang abzuwarten.

König

und Mlle. Saintval ſind uneinig, und ſpielen nie zuſammen, und alle beyde auſſerſt ſelten. Larive trift man noch am öfteſten an, doch möchte das wohl daher kommen, daß ihn bisher niemand doubliren konnte; jezt fangt er ſchon ſehr an ſeine Rollen an Sr. Prinzß zu überlaſſen. Mme. Raucourt iſt nur in einigen Stücken erträglich. — Man giebt faſt keine andre Trauerſpiele als die von Voltaire, und das verräth nicht viel gutes wenigſtens eine große Ruhe der Muſen. Zum Glück iſt gerade jezt eine franzöſiſche Ueberſezung von Leſſings Dramaturgie herausgekommen, die Beyfall zu finden ſcheint, weil ich ſie in einem hieſigen Journale überaus gelobt gefunden habe. Vielleicht öfnet dieſe den Pariſern die Augen über ihre tragiſche Bühne.

Figaro hat alle gute Comödien verdrängt, und an Molière findet man keinen Geſchmack mehr. Beaumarchais beſorgt jezt ſelbſt eine Ausgabe von ſeinem Figaro, die von vier Kupfern begleitet werden ſoll, in denen er die vornehmſten Gemählde, die das Stück liefert, darſtellen will. Er thut das, weil er der ſchlechten Aufführung derſelben, und nicht dem geringen Werthe des Stücks ſelbſt, das Ausrufen zuſchreibt, das ihm zu Bourdeaux wiederfahren iſt. Ich hätte Ihnen noch ſehr viel über die hieſigen elenden Machſpiele und über eine Menge Misbräuche zu ſagen, wenn mich das nicht zu weit führte.

Sie fragen mich, wann man aufhöre die Vorſtellungen der Stücke zu zählen? Ich kann Ihnen darüber völlige Auskunft geben. Ein jeder Autor, der ein Stück liefert das von den Schauſpielern angenommen wird, hat einen Antheil an der Einnahme, den er ſo lange behält, als nicht bey zwey Vorſtellungen hinter einander, oder bey dreyen zu verſchiedener Zeit, weniger als 1500 Livres einkommen, und ſo lange werden auch die Vorſtellungen gezählt. Ehemals war

dieſer

dieſer Antheil an der Einnahme nur 1/9: gegenwärtig aber, da man angefangen hat viele Logen auf ein ganzes Jahr zu vermiethen, welches allein den Schauſpielern gegen 200000 Livres einträgt hat man ihn auf 1/5 geſetzt. Auf künftigen Sonntag wird die 72ſte Vorſtellung von Figaro gegeben.

Ich habe mich bey dem franzöſiſchen Theater ſo lange aufgehalten, weil es das vornehmſte der Nation iſt, oder wenigſtens ſeyn ſollte; ich werde aber heute kürzer bey den übrigen ſeyn — Bey der Oper will ich gar nicht lange verweilen, weil der Geſang da das mehreſte thut, und die franzöſiſchen Stimmen alle nichts taugen. — Mlle. St. Huberty würde ſchon in Teutſchland mit ihrem Geſange kein Glück machen; ihr Spiel aber iſt wirklich vortreflich; man wird ſehr wenig Stellen entdecken könnten, die ſie nicht ganz gefühlt vorträgt, und ohne ſich durch ein ſehr glückliches Aeußeres zu empfehlen, iſt es doch unmöglich die höchſte Wolluſt in einem höheren Grade darzuſtellen. Man möchte ſich ihr in Dido und Armide zu Füßen werfen; dieſe beyden Rollen ſind ihr Triumf. Im Comiſchen iſt ſie dagegen nicht glücklich. Denn Sie müſſen wiſſen, daß man ſeit voriger Woche auch eine comiſche Oper: Panurge dans l'Isle des Lanternes, die einem erbärmlich vorkommen muß wenn man nur eine einzige italieniſche geſehen hat, auf das Theater gebracht hat; ein neuer Beweis, daß jeder in ſeinem Fache bleiben ſollte! Die jüngſte Gavaudan iſt in jedem Betracht die artigſte Figur die ſich denken läßt, und hat unter allen Sängerinnen die beſte Stimme. Von den übrigen und von allen Sängern ſprech ich nicht;* denn ihr Geſang empfiehlt ſie nicht, und ihre Action taugt durchgängig nichts, wenn ich den einzigen Lais ausnehme. Ueberhaupt iſt dies ſo ſehr geprieſene Schauſpiel nur ſehr mittelmäßig in meinen Augen,*) weil die Muſik,

*) De guſtibus non eſt diſputandum. W.

Muſik, die doch die Hauptſache dabey iſt, wenn ſie auch die herrlichſte iſt, doch elend ausgeführt wird. Der Tanz hingegen wird nirgends übertroffen werden können, ſo lange ein Veſtris, Cardel, Nivelon, ein Guimard, Saulnier, Langlois, Zacharie, Elsberg, hier ſind. Die Ballets an ſich ſelbſt gefallen mir übrigens nicht, und ich ſetze ſie den italieniſchen weit nach.

Auf dem italieniſchen Theater findet man Madame Trial, die viel Action hat, und deren Stimme den franzöſiſchen Ohren ſehr ſchmeichelt. Madame Dugazon, die die unſchuldigen Rollen mit einer unglaublichen Anmuth ausführt und ſehr artig ſingt. In Blaiſe & Baber, das die Fortſetzung der trois fermiers iſt, reißt ſie ganz hin, und ſie iſt allein beynahe Urſache, daß man bey der Vorſtellung dieſes Stücks um 5 Uhr nirgends mehr Platz bekommt. Mlle. Colombe, die ihrer ſchönen Figur wegen berühmt iſt, als Schauſpielerin aber und als Sängerin meinen Beyfall gar nicht hat; ihre Schweſter, die unter dem Namen Adeline bekannt iſt, eine einnehmende Figur die viel Grazie hat. Carline, die vorzüglich als Mannsperſon glänzt. Buret, die ſehr artig ſingt. Lescaut, die man mehr ſchäzt als ſie verdient. Desforges, die die alten Rollen ſehr gut ausführt. — Erſtaunen Sie nicht über dieſe Menge? und doch giebt es mehrere, die ich gar nicht nennen mag, weil ſie keine Erwähnung verdienen. An Mannesperſonen iſt das Theater eben ſo reich, und man darf Trial, Michu, Chenard, Grauges, Raymond, Narbonne, unter ihnen als ziemlich gute Schauſpieler und als mittelmäßige Sänger nennen.

Dieſes Theater iſt, wie Sie ſehen, unter allen am ſtärkſten beſezt, und muß es ſeyn, weil mans am häufigſten beſucht und am öfterſten auf demſelben neue Stücke giebt. Verſchiedene von den Operetten, die man

man hier vorstellt, sind wirklich recht artig, die allermehresten aber taugen nichts, und sind wirklich so schlüpfrig, daß man dieses Theater fast mit den Gaukelspielen vergleichen möchte, die an andern grossen Orten neben den Haupttheatern geduldet werden. Man hat das um so mehr zu bedauren, da dem Theatre François in der That ein grosser Nachtheil daraus erwächst. Nicht nur raubt es ihm die Zuschauer, sondern auch die Schauspieler: weil man mit wenig Talenten bey den Italienern glänzen kann, folglich da leichter angenommen, und doch eben so gut bezahlt wird.

— Nun muß ich Ihnen noch etwas über die kleinen Theater sagen — Nicolet hält das Seinige noch immer fort, vernachläßigt es aber sehr, daher es denn äusserst schlecht wird. Audinot hat das Seinige zu Ende des vorigen Jahres aufgegeben, weil die Regierung eine zu starke Erhöhung von ihm foderte; das Ambigu-comique ist also in andre Hände übergegangen. Die Varietés amusantes haben aus gleichem Grunde ihren Directeur verändert, und spielen jezt in einem neuen grossen Saale im Palais royal, der um seiner Neuheit und bequemen Lage willen, bisher immer voll gewesen ist. Volange ist noch da und spielt auch Jeannot noch von Zeit zu Zeit, aber doch nicht gar oft mehr. Sonst sind im Palais royal noch zwey neue Theater errichtet worden: ein Marionettenspiel unter dem Namen: Fantoccini italiani, und ein anders unter dem Titel: la Troupe du Duc de Beaujolois, in welchem Puppen reden, und Kinder stumme Personen machen.

Das Palais royal, wo ein beständiger Zusammenfluß aller Fremden und der schönen Welt ist, hat überdies noch die Ombres chinoises, die schon in der ganzen Welt herumgezogen sind; ein Cabinet de Curioseté du Sieur Pelletier, ein anders mit Wachsfiguren,

figuren, eine groſse optiſche Maſchine, und einen berühmten Taſchenſpieler aufzuweiſen. Man hat überdies noch bis jetzt geſchloſſene Geſellſchaften, einige blos zum Leſen und zur Unterhaltung, andere auch zum Spielen, unter dem engliſchen Namen Clubs, da errichtet; einer heiſst Club des Americains; ein andrer, Club des Chevaliers de St. Louis u. ſ. w. — Das Muſée des Pilatre de Rozier iſt ebenfalls da. Urtheilen Sie nunmehr, ob dieſer Ort nicht allein eine kleine Welt iſt!

Haben Sie denn ſchon recht viel über die neue berühmte Luſtreiſe von Englands nach Frankreichs Küſte geleſen? Das iſt in der That eine Begebenheit, die in der Geſchichte Epoche machen wird, obgleich wenig Verſtand und Kopf dazu gehörte. Ich weis nicht, was die Nachrichten, die Ihnen zu Geſichte kommen werden, etwa enthalten mögen; auf allen Fall will ich Sie daher warnen, ſich nicht etwa bereden zu laſſen, daſs die Direction erfunden ſey: der liebe Wind hat alles gethan. Man ſagt jetzt, Blanchard und der Doctor Jeſſeries bereiteten ſich auf eine neue Reiſe gerade von hieraus nach London zu. Pilatre de Rozier ſitzt indeſſen immer noch in Boulogne-ſur-mer, ſpricht von einer Luſtreiſe nach Amerika, will aber inzwiſchen erſt eine nach Dover verſuchen.

Ich kann dieſen Brief wohl nicht beſſer als mit der Nachricht beſchlieſsen, daſs ich den groſsen Franklin geſehen und geſprochen habe — Der ehrwürdige alte Mann iſt noch immer ſehr munter und lebhaft, ſpricht aber wenig, und arbeitet ſehr viel. Man merkt auch deutlich, daſs er ganz in das politiſche Fach hineingerathen iſt, und ſeine ehemaligen Wiſſenſchaften, obgleich ungern verlaſſen hat. Merkwürdig wird es Ihnen, wie mir, ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daſs er mich verſicherte: er dächte immer drauf, noch einmal nach England zu gehen. — —

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

Februar 1785.

I. Schreiben

der Herausgeber der Encyklopädiſchen Sammlung von Nachdrücken an den Herrn Hofrath Wieland. *)

Wohlgebohrner

Inſonders hochzuverehrender Herr Hofrath,

E. W. haben im Novemb. vorigen Jahres Ihres teutſchen Merkurs eine Nachricht von der ſogenannten Geſellſchaft der Patriotiſchen zur Herausgabe der Univerſalbibliothek aller Wiſſenſchaften und Künſte vereinigten Litteraturfreunde eingerückt, und dadurch ſich wenigſtens den Anſchein zugezogen, daß Sie den Inhalt derſelben billigen. Da nun der Schluß dieſer Nachricht einen unverſchämten Ausfall auf uns, die Herausgeber der vor kurzem allhier angekündigten Encyklopädiſchen Sammlung enthält: ſo hoffen und erwarten wir von E. W. Unpartheylichkeit und Billigkeit, daß Sie gegenwärtige Vertheidigung gegen jenen Ausfall ebenfalls dem nächſten Stück Ihres Merkurs einzurücken, und dadurch den Anſchein von Partheylichkeit und Billigung deſſel-

*) Da dieſes Schreiben erſt nach Abdruck des lezten Bogens angelangt iſt, ſo haben wir es lieber hier einrücken, als bey den Verfaſſern den Verdacht erwecken wollen, als ob man ein ſo merkwürdiges Document dem Publiko vorzuenthalten gemeynt ſey. d. H.

deſſelben, von ſich abzulehnen geneigt ſeyn werden. — Und hiermit zur Sache ſelbſt.

Wie es dem Ehrenmann und ſeinen Helfern bey der erwähnten Nachricht einfallen konnte, das Publikum vor den Herausgebern der hieſigen Encyklopädiſchen Sammlung als vor verkappten Schleichhändlern zu warnen, die unter der Maske patriotiſcher Nachdrucker ihre gewinnſüchtigen Abſichten verbergen; wie er die Unverſchämtheit haben konnte, die hieſige Geſellſchaft patriotiſcher Litteraturfreunde als eine bloſe Verſpiegelung eines gewiſſen Gerle, der doch blos ihr Geſchäftsträger iſt, mit einer ſolchen Dreiſtigkeit anzugeben, als ob er ſelbſt von dem ganzen Zuſammenhang der hieſigen Unternehmung gründlich unterrichtet wäre; wie er endlich die Einfalt haben konnte, bey der groſen Verſchiedenheit der hieſigen Encyklopädiſchen Sammlung und ſeiner im Auguſt 1783 projekturten Univerſalbibliothek, zu behaupten, die hieſigen Herausgeber hätten ſich ſeiner Idee u. ſ. w. bemächtiget? — alles dieſes muß einſehenden Leſern um deſto mehr auffallen, da dieſer Quidam doch ſelbſt vorher den Nachdruck rechtfertigt, und doch wohl nicht gar ein Monopolium darüber zu haben vermeynt; da weder er noch einer ſeiner Mitgeſellen genannt, ja nicht einmal der Ort ihrer Exiſtenz bis jezt dem Publikum bekannt, mithin der Vorwurf einer blos erdichteten Geſellſchaft, die im Finſtern ihren Vortheil ſucht, weit mehr ihn, als die hieſigen Herausgeber trift; da es endlich ganz handgreiflich iſt, daß vielmehr er und ſeine Mitgeſellen (wenn er deren wirklich hat) durch die hieſige, vielleicht auch durch die Troppauer und ähnliche Unternehmungen erſt aufgemuntert worden, von ſeinem erſten Plan abzugehen, und ſich gradezu für einen Nachdrucker zu erklären, was er in ſeiner erſten Ankündigung ſich nur noch halb verſteckt zu thun getrauete. Kurz,

der

der Unverschämtheit dieses Ungenannten (von dem man noch nicht einmal weiß, ob er ein Strauchmörder oder ein ehrlicher Mann, ein herumirrender projektirender Windbeutel, oder ein irgendwo ansäßiger Staatsbürger ist) womit derselbe einen genannten ehrlichen Mann und kaiserl. Unterthanen, der seit Jahren hier ein Lesekabinet errichtet hat, welches derselbe noch bis diese Stunde zur Zufriedenheit des ganzen hiesigen Publikums fort unterhält, und der bloß unsere Geschäfte als Kommissionär besorgt, den Hrn. Andreas Gerle, öffentlich anfällt, kommt nichts gleich, als der Unsinn, welchen er über unsre Unternehmung überhaupt vorbringt, und insonderheit die hämische Anmerkung über unsern Preis von 1 Kr. pr. Bogen, nachdem er, der auf einen Absatz von 15000 Exemplaren zählt, wovon wir uns kaum den 10ten Theil zu versprechen getrauen, doch in seiner ersten Ankündigung selbst den nehmlichen Preis von 1 Kr. pr. Bogen bestimmt hatte. So wie überhaupt alles, was er gegen uns sagt, mit weit mehr Grund und doppeltem Gewicht auf ihn selbst zurückfällt. Denn wäre es ihm und seinen angeblichen Mitkollegen in Wahrheit bloß um Verbreitung mehrerer Aufklärung zu thun; wäre es nicht vielmehr grade der tollste und schändlichste Eigennuz, der diese Ehrenmänner zu ihrem Unternehmen verleitete: so würden sie sich keines Monopols in einem Unternehmen anmassen wollen, das grade den schädlichen Folgen anderer Monopolen steuern soll: sie würden es im Gegentheile mit Vergnügen gesehen haben, wenn andere eben so patriotisch denkende Männer oder ganze Gesellschaften durch ihre besondere Unternehmungen die nehmliche Absicht zu erreichen gesucht hätten, zumal da auch ihnen, diesen anmaßlichen einzigen Patrioten, auf dem weiten Felde der deutschen Litteratur noch immer eine reiche Erndte übrig geblieben wäre. — So wie wir die schon vor den unsrigen ausgefangene Troppauer, und eine ähnliche, erst vor kurzem

in der von Trattnerischen Office zu Wien angekündigte Sammlung ganz unbekümmert beilegen sehen.

Auch um die neue Ankündigung dieser bis jezt unbekannten und unsichtbaren Gesellschaft von Patrioten, würden wir ganz unbekümmert gewesen seyn, und gewiß kein Wort darüber verlohren haben, wann wir nicht durch jenen hämischen und beleidigenden Anfall dazu gezwungen gewesen wären. Und nun mögen diese Herren ihre großen Projekte, die wir jedoch immer noch mehr für Windbeuteley als Wirklichkeit ansehen, ausführen oder nicht: wir werden demohngeachtet unser bereits unter den besten Aussichten angefangenes Unternehmen deswegen nicht aufgeben; und sind sie ja toll genug, ihre Drohung wirklich zu machen, nemlich: unsre bereits angefangene und für die Zukunft angekündigte Nachdrücke noch einmal nachzudrucken und solche um den halben oder was immer für einen geringen Preis zu verkaufen: so erklären wir hiemit, daß von dem Augenblick an, wo ein Bogen solcher Nachdrücke im Publikum erscheint, auch wir unsre Werke um den nemlichen Preis liefern, und allen unsern Pränumeranten, das bis dahin mehr bezahlte gut machen wollen.

Wir zählen übrigens zu sehr nicht nur auf E. W. Unpartheylichkeit, sondern auch auf Ihre billige Denkungsart, die Ihnen, nicht erlauben kann unsre Vertheidigung gegen einen so hämischen Angrif zu unterdrucken, als daß wir nur einen Augenblick an der Gewährung unsrer Bitte: diesen Brief dem nächsten Stück Ihres Merkurs einzurücken, zweifeln sollten; und in dieser Zuversicht haben wir die Ehre mit ausgezeichneter Verehrung zu seyn

Prag, d. 12. Febr. 1785.

Die Herausgeber der Encyklopädischen Sammlung von Nachdrücken.

II. Neue Bücher.

1) Patriotiſches Archiv für Teutſchland. Zweyter Band. (Mit einer Titel-Vignette und dem Motto: *Perfer et obdura! dolor hic tibi proderit olim.*) Frankfurt und Leipzig, und in der Schwanſiſchen Hof-Buchhandlung zu Mannheim in Commiſſion. 1785. gr. 8. 568 S.

Sogleich das Bild eines Dalberg (zum Titulkupfer,) macht den Anblick dieſes Bandes erfreulich. Herr von Moſer hat nicht zu befürchten, daß ihm vorgeworfen werde, er habe ſeinen Plan verlaſſen oder zuviel verſprochen: denn uns ſcheint beynahe der zweyte Band noch mehr anziehende, fruchtbare Stücke als der vorhergehende zu enthalten. Schon die Anzeige des Inhalts wird hierüber entſcheiden können. I. Regierungs-Geſchichte des Herrn Fürſt Biſchofs Heinrich VIII. zu Fulda, im Grundriß; vornehmlich in Hinſicht der innern Landes-Anſtalten und Verbeſſerungen. Mit Urkunden und Beweisthümern. Von Herrn Hofkanzlar von Kaiſer S. 1 — 102. II. Herzog Ludwig zu Würtenberg, genannt der Fromme (aber freylich von einer andern Art frommer Fürſten als H. Ernſt der Fromme zu Gotha war) in zweyen Schreiben an ſeinen Vetter und Landes-Nachfolger, S. 103 — 140. III. Letzte Lebenstage des regierenden Fürſten, Karls zu Waldeck. Anhang der von dem Fürſtl. Hofprediger Steinmetz gehaltene Gedächtniß-Predigt. S. 141 — 210. IV. Fall und Unglück des Fürſten Wenzel von Lobkowitz, Kaiſerl. Obriſthofmeiſters und Geheimen Raths-Präſidentens, i. J. 1675. aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammengetragen und mit Anmerkungen begleitet, S. 211 — 250. V. Biographiſche Nachrichten von dem 1587. verſtorbenen Herzogl. Mekleburgiſchen Geheimenrath und Canzlar, Heinrich Husanus.

König Heinrich.

Hier iſt ein werther und getreu-eifriger Freund, Sir Walter Blunt, der nur eben von ſeinem Pferd abgeſtiegen iſt, um uns von Holmedon die willkommne Nachricht zu bringen, daß der Graf von Douglas geſchlagen ſey. Zehntauſend kühne Schotten, und drey und zwanzig Ritter ſah Sir Walter auf den Ebnen von Holmedon in ihrem Blute ſich wälzen. Mordak, Grafen von Fife, den älteſten Sohn des geſchlagnen Douglas, und die Grafen von Athol, Murry, Angus und Menteith hat Hot-Spur gefangen bekommen. Iſt das nicht eine ſchöne Beute? Eine edle That? Ha, Vetter, iſt es nicht?

Weſtmorland.

In der That, ein Sieg, worauf ein Prinz ſtolz zu ſeyn Urſach hätte.

König Heinrich.

O warum nennſt du dieſes Wort, um traurige Gedanken in mir zu erregen, und mich zur Sünde des Neids zu reizen, daß Milord Northumberland der Vater eines ſo würdigen Sohns ſeyn ſoll; eines Sohns, deſſen Namen der Ruhm ſtets im Munde führt; der gleich dem höchſten Baum in einem Hayn, über alle andre emporragt; der Liebling des Glüks, und ihr Stolz; indeß daß ich mit eben dem Blik, der ſeinen Ruhm überſieht, zügelloſe Schwelgerey und Schande die Stirne meines jungen Harry beſudeln ſehe. O könnt' es bewieſen werden, daß irgend eine nächtliche trip-

pelnde

(Er war von 1562 — 1566. Rath bey Herzog Joh. Friedrich II. zu Sachsen und sah dessen Unglück voraus.) S. 251 — 268. VI. Aktenmäßige Nachricht von der Dienstentlassung, Beschimpf- und Mißhandlung Herrn Hieron. von Münchhausen, Herzogl. Braunschweigischen Ministers und Cammer-Präsidentens, und den dagegen ergangenen Kaiserl. Reichs-Obrist-Richterlichen Verordnungen von den Jahren 1728. u. f. S. 269 — 332. VII. Von der Staatsklugheit, in so fern sie die Diplomatik angehet. Ein Bruchstück, von einem Königl. Staats-Minister, Gr. W. (Diplomatik wird hier in dem Sinn genommen, in welchem nach Sprache der Höfe, eine eigene Abtheilung der Staatsbedienten Corps diplomatique genannt wird.) S. 333 — 354. VIII. Merkwürdiges Beyspiel von Toleranz in dem jetztlaufenden Jahrzehend. Die von dem regierenden Herrn Herzog Carl zu Würtenberg auf eigene Kosten geschehene Stiftung einer neuen evangelischen Kirche zu Bürkach. Mit Urkunden und durch Akten- und verfassungsmäßige Anmerkungen erläutert. S. 355 — 416. X. Der Kirchengeist des jetzigen Protestantismus; in der Rede des Hrn. Superintendenten V. bey Ordination des Herrn N. i. J. 1779. gedruckt zu Berlin 1780 S. 417 — 472. XI. Kabinetsstücke, an der Zahl 41. Zum Schluß setzen wir aus dem mit der Ueberschrift, Präsidenten-Phlegma, einige Zeilen her: „Auch die Wärme hat ihre Grade, was aber bis zum Lauen herabsinkt, macht Ekel und Uebelwerden. Ein lauer Freund, lau Wasser, und ein in seinem Dienst lauer Präsident, ist eins so viel werth als das andere; er ist einer von den 5000 Tropfen abgekühlten Wassers, aus welchen der Freyherr von Dalberg in seinen chymischen Versuchen, wiewohl vergebens, Erde herausbringen wollte."

2. Allgemeine Theater-Zeitung von Europa 1784. gr. 8. Leipzig, in der Zeitungs-Expedition.

Wir haben von dieſem neuen periodiſchen Werke, welches nicht mit der Berliner Litteratur- und Theater-Zeitung zu verwechſeln iſt, erſt zwölf Stücke in den Händen. Die Herausgeber haben ſich zum Plane gemacht blos das Hiſtoriſche von allen Theatern Europens zu liefern, und ſich in weitläuftige Rollen- und Vorſtellungszergliederungen durchaus nicht einzulaſſen. Dieſem zu Folge liefern gegenwärtige 12 Stücke Nachrichten von dem Gegenwärtigen Zuſtande der Londner- Pariſer- Italieniſcher- und faſt allen teutſchen Theatern. Die intereſſanteſten und unterhaltendſten darunter ſind die vom Engliſchen Theater. Unter andern wird S. 9. folgende Nachricht von einem neuen Londner Schauſpiel gegeben: „Zu den hieſigen Schauſpielen gehört auch eins von „einer ganz neuen Art, das erſt im vorigem Monate (März „1784) ſeinen Anfang genommen, und Eidophuſikon heißt. „Dieſes iſt eine Darſtellung von ſehr ſchönen Naturſcenen in „einer Folge von ſich künſtlich bewegenden Gemälden, die von „dem berühmten Loutherbourg erfunden und gemacht ſind, „der jetzt vielleicht einer der größten Theatermahler in Eu„ropa iſt. Die erſte Scene ſtellt den Morgen vor, wo man „die Sonne in einem Nebel aufgehn ſieht; im Proſpect ein „Italieniſcher Seehafen; die zweyte Scene den Mittag, ein „Proſpect von Plymouth und dem dabey liegendem Mount „Edgecombe; die dritte Scene den Abend, der Untergang „der Sonne nebſt Proſpecte von Neapel; die vierte Scene „die Nacht, ein Proſpect im Mittelländiſchem Meere bey „Mondenſcheine; eine Scene die ſich mit einer totalen Mond„finſterniß endigt. Das Ganze wird mit einer großen Scene „geſchloſſen, die aus Miltons verlohrnem Paradieſe genom„men iſt. Man ſieht nemlich Satan ſeine hölliſchen Geiſter„Schaaren am Ufer der brennenden See ſammlen, nebſt der

„Entſtehung des Palaſts Pandämonium. Alles dieß iſt mit „dazu gehöriger Muſik begleitet, und die zwiſchen Scenen ſind „mit theils ernſthaften, theils launigten Deklamationen ge„füllt.“ — S. 190. ſteht eine ſehr amüſante Anekdote von einem äuſerſt dicken Kaſtraten auf dem ehemaligen Dresdner Opern-Theater unter Auguſt III. Dieſer elephantiſche Eunuchus hieß Nicolini. Seine Länge war nur 2 Ellen aber die Dicke ſeines Leibes 4 1/2 Elle 1/2 Zoll, ſeines Arms 1 Elle 4 3/4 Zoll, ſeines Schenkels 1 1/2 Elle 1 1/2 Zoll. Er wog in der wichtigſten Periode ſeiner Korpulenz 5 Centner 60 Pf. und brauchte 14 Ellen vom breitſten Tuche, und 25 Ellen ſeidnen Zeug zu einem Kleide, 11 Ellen Kallamank zu einem Paar Beinkleidern 3 u. 3/4 Ellen zu einem Hoſenbunde und eine reichliche Elle zum Latze. Zu einer Thür konnte er gar nicht aus oder eingehen wann nicht beyde Flügel geöffnet wurden; vor vielen mußte er alſo wieder umkehren. Am liebſten ging er in neugebaute Häuſer, hüthete ſich aber ſehr vor alten, und beſonders hölzernen Treppen. Wenn er wo dergleichen waren, Geſchäfte hatte, ſo bath er die Leute herunter in den Hof zu kommen, und ſprach ſie da. Im Sommer wohnte er meiſtens in der Kirche, wo er auch ſeine Bekannten ſprach und hinbeſchied. Als ſeine Dicke auf den höchſten Grad gekommen war, ſpielte er auf dem Theater, wie gewöhnlich, einmal den Vertrauten. Seine Rolle brachte einen Fußfall mit ſich. Es wurde ihm ſehr ſauer auf die Knie, aber ganz unmöglich wieder auf die Beine zu kommen. Da lag er nun ſeinem Gebiether zu Füßen. Vergeblich rief ihm dieſer einmal über das andere zu: ſteh auf! Er blieb liegen, und mußte weggeſchrotet werden. So beſchloß er ſeine ſchwerfällige dramatiſche Laufbahn, und ſtarb in ſeinem 54ſten Jahre. Sein Sarg war von ungeheurer Größe, und mußte, da er durchaus der Länge nach auf keinen Wagen ging, in die Quere auf einen ſtarken Frachtwagen geſetzt, und ſo hinaus gefahren werden. Dieſe

Dieſe Zeitung welche eine recht angenehme Unterhaltung gewährt, koſtet jährlich bey der Zeitungs-Expedition zu Leipzig 2 Rthlr.

III. Ankündigungen.

1) Da mit den Fortſchritten der Aufklärung unſers Vaterlandes einerſeits die Zahl der Männer immer zunehmen muß, die ſich bey den Gefährtinnen ihres Lebens, den Müttern ihrer Kinder, und den erſten Erzieherinnen der Bürger ihres Vaterlandes mit der geſunden und wohlgebauten Hülle einer Auſterſeele nicht begnügen können; anderſeits aber das Frauenzimmer ſelbſt ſeine natürlichen Rechte auf Bildung und Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte immer mehr und mehr behauptet: ſo haben nicht nur die unterhaltenden Kenntniſſe, ſondern auch zum Theil die ernſthaftern Wiſſenſchaften, aufgehört ein ausſchließendes Vorrecht der einen Hälfte des Publikums zu ſeyn. Nichts deſto weniger läßt es ſich der andern Hälfte nicht zumuthen, daß ſie die Nahrung ihres Geiſtes ſchlechterdings aus einerley Quellen mit der Einen ſchöpfen ſoll, ohne nicht gegen die beſondern Abſichten der Natur zu handeln, und die gerechteſten Forderungen der bürgerlichen und häuslichen Geſellſchaft zu vernachläſſigen. Der größte Theil unſrer wiſſenſchaftlichen Bücher iſt daher in Rückſicht theils auf die Gegenſtände, theils auf die Behandlung für das ſchöne Geſchlecht unbrauchbar. Man hat deswegen verſchiedene Gegenſtände ausgehoben, und ſie nach den Bedürfniſſen des Frauenzimmers bearbeitet, und wir haben auch in unſrer Sprache von Verfaſſern beyderley Geſchlechts Verſuche dieſer Art aufzuweiſen, die nicht viel mehr zu wünſchen übrig laſſen, als daß ſie theils zahlreich, theils wohlfeil genug wären, um eine Sammlung abgeben zu können, bey welcher ſowohl das Bedürfnis unſers Frauenzim-

mers in Anſehung der Vollſtändigkeit, als auch die gröſsere Zahl deſſelben in Anſehung des Preiſes ſeine Rechnung fände. — Zu Ende des vorigen Jahres wurde in Paris durch eine Geſellſchaft von Gelehrten eine Univerſalbibliothek für Frauenzimmer angekündiget. Der Plan derſelben umfaſſet alle Arten von Wiſſenſchaften und Kenntniſſen die unſerm weiblichem Publikum ſowohl als dem franzöſiſchen heut zu Tage unentbehrlich geworden ſind. Die Claſſen, in welche die Verfaſſer ihre Gegenſtände eintheilen, ſind folgende zehen: Reiſebeſchreibung, Geſchichte, vermiſchte Aufſätze in Proſa und Verſen, Theater, Romane, Moral, Mathematik, Phyſik, Aſtronomie, Naturgeſchichte, und endlich unter der Rubrik der Künſte Bemerkungen über Muſik, Mahlerey, Bildhauerey und Baukunſt. Mit dem erſten April dieſes Jahres wird der Anfang gemacht, und jeden Monat zwey Bändchen gegen einen ſehr billigen Subſcriptionspreis ausgegeben. So lange wir noch nicht eine ähnliche Encyklopädie des weiblichen Wiſſens auf unſerm eignen Grund und Boden aufzuweiſen haben, können wir keinen Anſtand nehmen, ſie von Nachbarn zu entlehnen, von denen wir jede ſogar unbedeutende Skartecke aufzuleſen gewohnt ſind. Allein ſelbſt dann, wenn wir unſre Eigene beſäßen, würde es immer für uns der Mühe werth bleiben, zu ſehen, wie eine Nation, die noch bisher von keiner andern an Artigkeit, Delikateſſe und Leichtigkeit der Behandlung übertroffen wurde, die Wiſſenſchaften ihrer liebenswürdigern Hälfte in die Hände arbeitet; unſren Damen müßten auch dann allerdings Materialien zur Verſchönerung ihrer Seele aus jenen Gegenden willkommen ſeyn, aus welchen ſie beynahe alles, was die Reize ihrer Perſonen erhöhen ſoll, herzuholen im Beſitze ſind; und unſre Männer wären eben ſo ſehr berechtiget, von ihren Frauen zu erwarten, daß ſie wenigſtens eben ſo bereitwillig ſeyn würden, ihre Ideen durch franzöſiſche Geiſtesfrüchte

früchte bereichern und berichtigen, als ihr Vermögen durch den Luxus, und ihren Verſtand durch die Thorheiten dieſer Nation verderben zu laſſen. Mit Vergnügen ſehen wir uns in Stand geſetzet dieſen Wunſch zu erfüllen, und unſerm Publiko die Univerſalbibliothek für Frauenzimmer, für Teutſchland bearbeitet, anzukündigen. Da wir nicht blos Ueberſetzung, ſondern Bearbeitung für Teutſchland verſprechen, ſo ergiebt es ſich von ſelbſt, daß mancher nur für Frankreich paſſende Artickel weggelaſſen, mancher andre abgekürzet, mancher nur im Auszuge geliefert, und mancher endlich nach unſern Nationalbedürfniſſen ganz umgearbeitet, oder mit paſſenden Anmerkungen verſehen werden wird. Durch dieſe Verteutſchung des Inhalts werden die monatlichen zwey franzöſiſchen Bändchen in einen ſehr mäßigen teutſchen Octavband zuſammenſchmelzen, und auf dieſe Art auch der Preis des Jahrgangs für unſre teutſchen Leſerinnen merklich herabſinken, ohne daß ſie darum ſchlimmer als die franzöſiſchen (bey ihrem ungleich höhern Preiſe) daran wären. Das Publikum wird von der Beſchaffenheit und Ausführung dieſer Unternehmungen mit uns einerley Urtheil fällen, wenn wir ihm ſagen, daß Herr Hofrath Wieland in Weimar die Aufſicht darüber führen wird. Leipzig, den 20ſten Jänner 1785.

Weidmanns Erben und Reich.

---

2. Daß die Frau Ohm. Staatsräthin von La Roche auch künftig Ihre Muſe zum Nutzen und Vergnügen Ihres Geſchlechts verwenden wird, iſt zum Theil ſchon durch politiſche und litterariſche Zeitungen angezeigt worden. Ich kann nun ſolches aufs neue dem Publikum zuſichern. Frau von La Roche wird eine beſonders für Mütter und Gouvernantinnen in dem wiſſenſchaftlichen Unterricht ihrer Töchter und Zöglinge höchſt nützliche und intereſſante Schrift in einigen, auf einander folgenden Bänden, unter dem Titel:

Biblio-

erſcheinen laſſen. Einen ausführlichen Plan davon wird das Publikum ehestens erhalten: deswegen ich es für dießmal bey der allgemeinen Anzeige bewenden laſſe.

Allein auſſer dieſem haben Teutſchlands Töchter eine neue periodiſche Arbeit zu erwarten, die, nach den Wünſchen ſo vieler unter ihnen, die Stelle der Pomona einigermaßen vertreten ſoll, und wovon ich nähere Erklärung zu geben habe. Pomona enthielt von Zeit zu Zeit einen angenehmen und nützlichen Briefwechſel. Edle, meiſtentheils ungenannte Freundinnen beehrten Frau von La Roche mit Zuſchriften und Anfragen von mancherley Art, und theilten Ihr eigne Ausarbeitungen, Gedichte, Entwürfe und d. gl. mit. Gemeiniglich wurde in den Heften der Pomona darauf geantwortet. Wenn nun dieſe Art des Briefwechſels fortgeſezt werden könnte — wenn das Vergnügen einer ſo ſchönen ſchriftlichen Unterhaltung mit Frau von La Roche Teutſchlands Töchtern nicht ſo bald entzogen werden, — wenn dieſe Gelegenheit, ſich von einer Freundin belehren und zurechtweiſen zu laſſen, länger eröffnet bleiben ſollte; überhaupt wenn dadurch eine Sammlung nützlicher, lehrreicher, anſtändiger und angenehmer Briefe von Frauenzimmern veranſtaltet würde: wer ſollte ihre Erſcheinung nicht gerne begünſtigen, und ſeiner Aufnahme würdig halten? —

Je geneigter Frau von La Roche war, den Wünſchen ihrer Freundinnen, und den Auffoderungen würdiger Perſonen hierin Genüge zu thun, und ſich der Fortſetzung einer ſolchen Korreſpondenz ihres Geſchlechts zu unterziehen: deſto ſchätzbarer iſt es für mich, die Beſorgung dieſer periodiſchen Schrift unter meinen Händen zu wiſſen. Sie ſoll ihrem Zweck gemäß unter dem Titel:

Brief-

erscheinen, und ich werde alle zwey Monate ein Heft solcher Briefe an und von Frau von La Roche, zu 6 – 8 Bogen, in eben dem Format und Papier wie Pomona hatte, liefern. Einen Hauptheil jeden Hefts werden Briefe von bestimmten Personen über Lectüre ausfüllen, worinn besonders neu erscheinende Schriften für das Schöne Geschlecht in einer bescheidenen und anständigen Sprache, und auf eine gemeinnützige und unterhaltende Art beurtheilt oder recensirt werden sollen, so daß Leserinnen dadurch eine litterarische Zeitung gewinnen, und mit allem bekannt gemacht werden, was in unsern Tagen für sie gearbeitet wird. Zur möglichsten Vervollkommnung dieses Artikels sind alle nöthige Anstalten getroffen, und ich zweifle nicht, daß er der Erwartung des Publikums bestens entsprechen soll. Auch Verlegern solcher Schriften steht die Gelegenheit offen, in dem Briefwechsel dieselbe bey Zeiten anzeigen und beurtheilen zu lassen, wenn sie sie franko an mich einsenden wollen. Man kann bei allen löbl. Ober- und Postämtern, Buchhandlungen und andern Freunden, mit denen ich bisher in Verhältniß gestanden, auf den ganzen Jahrgang unterzeichnen. Der Preiß desselben ist 2 fl. 24 kr. Alle Bestellungen können entweder unmittelbar an mich, oder unter der Adreß: An die Expedition des Briefwechsels der Pomona allhier gerichtet werden.

Das dritte Bändchen der Moralischen Erzählungen wird auch nächstens folgen, in eben dem Preiß, wie die beide erste, wovon Liebhaber theils bei mir, theils bei der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau annoch Exemplarien beziehen können. Dem letzten Band wird eine Sammlung vermischter, größtentheils ungedruckter Aufsätze der Frau von La Roche angehängt.

Zu gleicher Zeit hoffe ich die Sammlung der Briefe an Lina, wie solche bisher in den Heften der Pomona erschienen sind, sicher zu liefern. Diejenige, welche darauf unterzeichnet haben, oder noch vor ihrer Erscheinung unterzeichnen, erhalten das Exemplar für 45 kr. Ausserdem bleibt der Preiß desselben 1 fl.

Viele Freunde der Pomona verloren, nicht durch meine Schuld, sondern, wie es die Folge deutlich darthut durch Verwirrung, die einige auswärtige Kommissionärs verursachten,

ten, die Fortsetzung des zweyten Jahrgangs. Diese ersuche ich, wenn sie anderst Pomona komplet zu haben gedenken, sich unter obiger Adreß an die Expedition des Verlags zu wenden, und gegen baare Bezahlung der promteſten Bedienung versichert zu sein.

Ebendaſelbſt iſt auch das Portrait der Frau von La Roche, ſo wie es das zwölfte Heft der Pomona geliefert, einzeln für 20 kr. zu haben.

Da Pomona die Erscheinung des erſten Bandes der durch Herrn von Retzer in Wien herausgegebenen Sammlung englischer Gedichte angezeigt hat, ſo dient allen Freunden, welche Exemplarien von mir bezogen haben, zur Nachricht, daß auch der zweyte Band die Preſſe verlaſſen, und nächſtens bei mir zu haben ſeyn wird.

Speier, den 31. Dec. 1784.

M. J. G. Hutten.
Rector Gymnaſii.

---

9) Unterzeichneter verbindet ſich die folgende Aufgabe:

„In einem Lager von zweymalhunderttauſend Mann und mehr oder weniger, allen Generalen zugleich, gerade ſo viel als jeder wiſſen ſoll, ohne ſonderlichen Aufwand, bey Tag und bey Nacht, Ordre zu dictiren, und zwar geſchwinder als ſie Adiutanten oder Eilboten zu Pferde hinterbringen können; nach einer Einrichtung, die einem jeden das Geheimnis ſichert, gegen Verräther nicht nur, ſondern auch gegen jeden andern, dem die Auflöſung genau bekannt iſt.„

nach verſchiedenen Manieren zu erklären und aufzulöſen. Zugleich will ich ſie aber auch auf eine Flotte in der See und auf weite Diſtanzen von einer eingeſchloſſenen und belagerten Stadt, und auf andre Fälle des Kriegs und des gemeinen Lebens anwenden. Das Ganze wird durch viele Kupfertafeln erläutert und deutlich gemacht. Es war ſchon vor 1780. ausgearbeitet; mithin weit eher, als Herr Linguet und andere von ihren Methoden in den Zeitungen und Journalen redeten und dann wieder verſchwanden.

Iſt es nöthig, ſo kann ich Beweiſe liefern. Jetzt erſcheint es zum Erſtenmale im Drucke mit neuen Erfindungen und erweiterten Zuſätzen, ganz neu und zum Drittenmale umgearbeitet.

Der Text ſoll vor der Hand in teutſcher und franzöſiſcher Sprache herauskommen, und binnen vier oder fünf Monaten das Ganze geliefert werden, im Fall ich auf eine baldige Unterſtützung durch den Weg der Vorausbezahlung rechnen kann. Und zu dieſer lade ich hiemit das Publikum geziemend ein.

Der Preis iſt ein franzöſiſcher Laubthaler, oder 1 Thlr. 12 ggr. im Leipziger Münzfuſe. Geld und Briefe werden frey einerſendet.

Aber in Buchläden wird nie ein Exemplar verkauft, es ſey denn daß die Handlung ſelbſt darauf vorausbezahle. Denn in dieſem Falle wird niemand ausgeſchloſſen. Beſtellungen werden bey mir entweder unmittelbar, oder bey dem hieſigen kaiſerlichen Poſtadminiſtrator, Herrn Bartels, und den andern kaiſerlichen Poſtexpeditionen, ingleichen auf der Heſſen-Caſſeliſchen Poſt zu Frankfurth am Mayn und durch die Büreaux der auswärtigen Poſten, oder ſonſt durch andere ſichere Perſonen gemacht. Nur wünſchte ich, daß ſie auf das baldigſte geſchehen möchten, damit die völlige Ausgabe beſchleuniget würde. Denn ohne Sicherung meiner Auslagen werde ich ſie nicht beſchleunigen.

Alle Namen der Vorausbezahlenden werden nach den Datis, wie ſie mir zugeſchickt werden, in ein Buch getragen, und ſo geſchiehet auch nachher die Verſendung in der nämlichen Ordnung; jedoch auf Koſten des Theilnehmers. Hanau, den 21ſten Dec. 1784.

Joh. Andr. Benign. Bergſtraßer,
Profeſſor und mehrerer gelehrten Geſellſchaften Ehrenmitglied.

---

4) Auszug eines Briefs aus Caſſel.

„Der Prediger der Franzöſ. Gemeinde allhier, Herr Paſtor Klingender, ein Mann, der ehedem ſchon verſchiedene junge Engländer erzogen und auf Reiſen geführt hat, und jedes nöthige Mentor-Talent beſitzt, hat in ſeinem Hauſe in der Ober-Neuſtadt, an einer ſehr geſunden und angenehmen Lage, eine Privat-Penſions-Anſtalt für junge Engländer und Franzoſen errichtet, worin er für alles ſorgt was einem jungen Menſchen zu glücklicher Erziehung und ſeiner

Beſtim-

pelnde Fee unſre Kinder in der Wiege verwechſelt, und meinen Sohn Percy, den Seinigen Plantagenet genennt hätte! -- Aber laßt mich dieſen Gedanken nicht nachhängen -- Was denkt ihr Vetter, von dieſes jungen Percy Stolz? Er behält die Gefangenen, die er in dieſem Gefechte machte, für ſich zurük; und läßt mir ſagen, daß ich keinen als Mordake, den Grafen von Fiſe, haben ſoll?

Weſtmorland.

Das iſt ſeines Oheims Eingebung, das iſt Worceſter, der allen Anſchauungen nach übel gegen euch geſinnt iſt; der iſts, der ihn ſeine Federn aufblähen, und ſeinen jungen Kamm gegen eure Hoheit emporſträuben macht.

König Heinrich.

Ich habe nach ihm geſchikt, um ihn deßwegen zur Verantwortung zu ziehen, und das iſt die Urſach, weswegen wir genöthigt ſind, unſer heiliges Vorhaben nach Jeruſalem aufzuſchieben. Vetter, wir wollen auf nächſten Mittwoch unſern groſſen Rath in Windſor verſammeln. Benachrichtiget die Lords hievon, aber eilet ſchleunig zu uns zurük; dann es muß noch mehr geſagt und gethan werden, als uns der Unwille izt zu ſagen erlaubt.

Weſtmorland.

Ich gehorche, mein gebietender Herr.

[Sie gehen ab.]

Zweyte

Bestimmung gemäßer Ausbildung nöthig ist. Da Hr. P. Klingender jene beyden Sprachen vollkommen gut und so fertig als Teutsch spricht, so könnte diese Gelegenheit für junge Leute, um sie gleich von früher Jugend an in der Französischen und Englischen Sprache zu üben, sehr vortheilhaft seyn. Er hat sich daher entschlossen auch diese gegen 180 bis 200 Rthlr. Pensions-Kosten mit anzunehmen; dafür sie alle Vortheile der Ausländer, deren Pension beträchtlich höher ist, mit genießen sollen. Ich weis in Teutschland noch keine Erziehungs-Anstalt, wo ich diese beträchtlichen Vortheile, und Alles was eine fremde Erziehung der älterlichen so nahe als möglich bringt, so vereinigt gefunden hätte als hier; und bitte Sie daher dies weiter bekannt zu machen. u. s. w. „

Nachricht an unsere Correspondenten.

So gern und bereitwillig wir jedem Gelehrten, Buchhändler und Künstler durch schleunigste Bekanntmachungen seiner uns eingeschickten Nachrichten, Fragen und Ankündigungen im Anzeiger des T. Merkur dienen möchten, so wenig ist dies bisher darum möglich gewesen, weil Alle ihre eingeschickten Bekanntmachungen wörtlich und in extenso eingerückt zu sehen wünschen, und sich keine Auszüge und Abkürzungen gefallen lassen wollen. Daß aber hierzu ein einziger Bogen monatlich nicht hinreiche, und daß aus eben diesem Grunde manche uns eingeschickte Bekanntmachung habe müssen später kommen oder gar liegen bleiben, sieht ein jeder leicht selbst. Um indessen dieser Klage abzuhelfen, und den Wunsch der Einsender solcher Inserate zu befriedigen, sind wir entschlossen gegen 1 Rfl. oder 16 ggl. Sächs. Courant für die Octav-Seite, zu 32 Zeilen Petit-Schrift, Inserat-Gebühren, die, unter der Adresse, an die Expedition des Teutschen Merkur zu Weimar, an uns von bekannter Hand *Franco* eingeschickten Bekanntmachungen in demselben Monate da sie eingehen wörtlich und *in extenso* hier einzurücken und abdrucken zu lassen, und uns in Rücksicht der Bogenzahl des Anzeigers nicht mehr einzuschränken. Weimar den 20sten Febr. 1785.

Die Expedition des T. Merkurs.

Der
Teutſche Merkur.

März 1785.

I.

Beſchluß des Auszugs aus der Camperiſchen Preißſchrift.

(Siehe S. 24. des Jänner.)

Der Verfaſſer hat, wie wir bereits bemerkt haben, die Menſchen in vier Claſſen eingetheilt. In die erſte Claſſe ſezt er die Armen. Schon von der Geburt an verfolgt ſie das Elend. Nach einer genauen Berechnung ſind in den Fündlingshäuſern zu Paris nach dem fünften Jahre von 100 eingebrachten nur 13 übrig. Es ſtarben alſo in den erſten Jahren ſchon 7/8.

Aus einer Berechnung des Herrn *Le Clerc*, Commiſſaire pour l'inſpection genérale des Hopitaux militaires de France, erhellet, daß in ganz Frankreich jährlich 18000 oder 19000 Kinder nach den Fündlingshäuſern gebracht werden; 2) daß die Kinder auf dem Lande beſſer genährt und ſtärker werden, als in den groſſen Städten; 3) daß in den erſten 3 Jahren 1/6 von den Erſten und 1/8 von denenjenigen übrig bleibt, die in den Städten der Provinz aufgezogen werden.

Herr Blond, der in London die Aufsicht über das Geburtshaus hat, bemerkt daß 1389 arme Frauen 5419 Kinder zur Welt brachten, wovon nur 2224 übrig blieben: daß 310 Frauen alle ihre Kinder verlohren hatten. Es muß also wol die Armuth allein schuld daran seyn, weil die meisten Kinder mit einem starken Körper zur Welt kamen.

Von 205 Kindern die von 1761 bis 1770 in das Armenhaus als Fündlinge zu Amsterdam eingebracht wurden, waren den lezten Dec. 1780 noch 36 übrig, also ohngefähr ein Sechstel.

Von 1771 bis 1780 sind von 831 eingebrachten Kindern 547 gestorben und 284 waren noch am Leben. Es sind also von dem 100 ohngefähr 30 erhalten worden. Die Erhaltung dieser mehreren Kinder kann man nicht anders, als dem öftern Wechsel des Leinenzeugs, und der bessern Behandlung und Nahrung zuschreiben.

Von der grossen Menge Kinder, die ich (sagt der V.) in diesen Häusern zerlegt habe, habe ich beobachtet, daß die meisten ausgehungert und verwahrloßt gestorben waren.

Unter den Wilden, die von Jagd und Fischerey leben, ist die Bevölkerung nicht stark.

Der nothwendige Einfluß des Mangels an Nahrung, Kleidung, Brod und Wasser vergrössert die Noth der Armen in den grossen Städten, daher das

Sterben

Sterben viel größer hier, als auf dem Lande iſt. Doctor Price und Dr. Haigarth haben bemerkt, daß in den großen Städten jährlich von 22. 1. auf dem Lande von 49. 1. und in Jamaika unter den Blanken von 5. 1 ſtirbt.

Die Verwahrloſung der kleinen Kinder in den Städten, der Mangel an guter Luft und Raum iſt Urſache, daß ſie ſchwach, ſchief, krumm, buckicht, und auf allerley Art mißgeſtaltet werden.

Ihre Krankheiten ſind daher auch alle gefährlicher!

Die Reichen ſind um ſo viel mehr zu Mildthätigkeit verpflichtet, weil ſie durch ihre Schwelgerey zu viel von den gewöhnlichen Eſswaren verſchlingen, und die unentbehrlichen Speiſen der Armen dadurch noch viel theurer machen, ſo daß ſie ihnen endlich nichts als das ſchlechteſte übrig laſſen.

In Holland, das ſo viele Butter liefert, backt der gemeine Bauer ſeine Kuchen mit Riebſenöhl. Wie viele Menſchen findet man nicht in Frankreich, die niemals Fleiſch, Bier oder Wein gekoſtet haben. In unſern eignen Lande, ſagt der V., ſind tauſende, die mit ihren Kindern das ganze Jahr durch dreymal des Tages Erdäpfel eſſen müſſen.

Reich kann man ſie nicht machen, dieſe Leute: allein in der Apotheke ſind auch keine Mittel für dieſe von dem geſelligen Zuſtande unzertrennliche Uebel zu ſuchen. Es bleibt daher nichts übrig, als die zur Unterhaltung

der Armen bestimmten Fonds zu vergrössern. Seit dem Tode Carls des II. hat man nach den Bemerkungen Franklins die Summe für die Armen in England bereits dreymal grösser machen müssen, indeß sie in Wallis immer dieselbe geblieben ist, und hingereicht hat.

Man hat unrecht, wenn man glaubt, daß das Fleisch von Rindvieh, das an der Seuche gestorben ist, der Gesundheit der armen Leute die davon essen Schaden thue. Die Kalmucken essen alle das Vieh, das an der furia infernalis gestorben ist, nachdem sie das angesteckte Fleisch weggeschnitten haben, ohne einigen Schaden, auf.

Die Beobachtung hat in mehrern Fällen gelehrt, daß dasjenige, was auswendig in das Blut kommt, tödlich ist, aber nicht allezeit dieselbe Würkung hat, wenn es innerlich eingenommen wird.

Welch ein Unglück für die Armen, daß sie der Mangel der Nahrung zu Uebelthaten verleitet, und sie dadurch Strafe und Gefängniß verdienen! Der Mangel an genügsamen Raum besonders in grossen Städten, und die üble Lage in der Mitte derselben machen oft die Gefangenhäuser doppelt schädlich, wegen der verderbten Luft sowohl von innen als von aussen. Ehe Hales's Ventilator eingeführt war, starb immer die Hälfte der Gefangenen in London; jezt stirbt nur 1. von 100.

Eben

Eben dieß iſt auch von den Siechhäuſern wahr, die mitten in der Stadt ſtehn. In dem Hotel-Dieu zu Paris ſtirbt immer von fünfen 1. In den Hoſpitälern von St. Thomas und St. Bartholomäus zu London von 13. 1. In dem zu Northampton von 19. 1. und zu Mancheſter von 22. 1. Welche Krankheiten erzeugt nicht der Krieg, die Herrſchaft und Gierigkeit der Menſchen durch Sklaverey und Verbannung!

Drittes Hauptſtück. Von den Krankheiten der Reichen.

Bey den meiſten findet Mangel an genugſamer Leibesübung ſtatt. Im Ganzen eſſen und ſchlafen ſie zu lange. Die ſpäte Zeit die man in Geſellſchaft zubringt, und welche auf die Abendmahlzeit folgt, zerrüttet meiſtens den Magen. Man iſt und trinkt nicht allein zu viel, ſondern auch zu lang an Einem fort.

Die Speiſen, wenn ſie auch noch ſo ſaftig ſind, werden in dem Körper nicht genug verkocht, und ſind alſo nicht kräftig genug, um den Reichen die Tauglichkeit zur Fortpflanzung zu verſchaffen, wie man bey den armen und geringen Leuten ſo häufig findet.

Die Weiber in den Städten ſind mit dem weiſſen Fluſſe behaftet, und die Männer mit dem Podagra. Es ſterben auch mehrere reiche Frauen im Kindbette, weil ſie ſich durch das allzugroſſe Einfeuern, und die dichtgeſchloßne Vorhänge übermäßig verzärteln. Die Schnürbrüſte verderben den Rückgrat, die Rippen und

Schulterblätter, verursachen Buckel und daraus folgende Engbrüstigkeit, Schwachheit, einen schiefen Kopf und Gesicht ꝛc. Der schiefe Rückgrat giebt zuweilen den Weibern eingebogene und verengte Becken, welche durch die Geburt verhindert wird: auch ist es mehrentheils wahrscheinlich, daß die eingeklemmte Köpfe, die so oft vorkommen, mehrentheils davon abhangen.

Das Sitzen auf hohen Stühlen verdirbt das Becken ingleichen, weil die unterste Lendenwirbel, die mit dem heiligen Bein vereinigt sind, dadurch immer mehr, das ist tiefer, einsinken. Lange Weiber gebären auch daher beschwerlicher als Kleine; die Bäuerinnen, die armen Frauen, und die morgenländische Weiber, die auf Schemeln oder niedrigen Stühlen sitzen, kommen immer am glücklichsten durch die Geburt.

Die hohen Absäze verengen das Becken der Weiber, und verursachen auch dadurch beschwerliche Geburten. Die Schuhe, die Absäze, die Schnallen, die Sohlen, und alle übrigen Theile eines Schuhes, bringen bey den geputzten Leuten allerley Ungemach hervor, das der gemeine Mann weniger kennt.

Der Verfasser zweifelt auch nicht, daß die Brustkrebse, die bey reichen Frauen so häufig sind, die unheilbarerweise eingedrückte Warzen, die Untauglichkeit zum säugen, und die schwärende Brüste, Folgen der Schnürleiber sind.

Der

Der Luxus hat die traurigen Folgen, daß die Reichen später heyrathen können. Man will aus eben dieser Urſache nicht viele Kinder. Sollte man wohl glauben, daß in dem geſitteten England in den Journal Morning Poſt vom 11. Januar 1777. eine förmliche Vorſchrift ſtand, über die ſichere Art, ſchwangere Frauen abortiren zu machen?

Aus dem faulen und müßigen Leben entſtehen bey den Kindern reicher Leute allerley Arten von Selbſtbefleckung. Weil die Jungen Leute zu ſehr ausſchweifen, werden die Töchter weniger geſucht. Dieſe ſiechen daher oft an allerley Krankheiten. Den Furorem uterinum hat der Verfaſſer nirgends als bey reichen Leuten bemerkt.

Viertes Kapitel. Vom Künſtlern und Gelehrten.

Durch das viele Sitzen wird nicht allein das Athemhohlen vermindert und gehemmt, ſondern auch die Speiſe zu wenig verkocht, die Galle und andere Säfte weniger durchſiltrirt, das Blut wird nicht genug bearbeitet, der ganze Körper weniger von phlogiſtiſcher Luft geſäubert und von neuem mit dephlogiſtiſcher Luft verſehen. Auſſer einer allgemeinen Schwachheit verurſacht dieſe Lebensart Verſtopfungen in der Leber, und alles was weiter davon abgeleitet werden kann.

Was leiden nicht überdieß die Künſtler von dem Einfluſſe der Materialien die ſie bearbeiten, wie z. B. Mahler,

ler, Spiegelmacher, Perruckenmacher u. ſ. w. Die Müller, Becker und Steinhauer, wie oft werden dieſe nicht engbrüſtig und auszehrend durch die Einathmung des feinen Mehl- und Steinpulvers, das bis in die Zellen der Lungen eindringt? Aſtronomen, wie ſehr ſind dieſe nicht den ſchädlichen Folgen der Nachtluft, Aerzte und Wundärzte, wie ſehr nicht der böſen und anſteckenden Luft ihrer Kranken ausgeſezt?

Ueberhaupt wird das ganze Nervenſyſtem durch eine ſitzende und denkende Lebensart angegriffen. Die Folgen davon ſind Jachzorn, Geneigtheit zur Rache, Trübſinn und Eiferſucht.

Indeſſen hat man viele Beyſpiele von Philoſophen die ein hohes Alter erreicht haben. Unter den großen Mahlern ſind ſehr wenige alt geworden!

Fünftes Hauptſtück. Von den Geiſtlichen.

Der V. verſteht hierunter insbeſondere Kloſterleute. Sie fallen in allerley Elend aus mangelnder Gelegenheit dem Geſchlechtstriebe folgen zu können. Wann ſie ſich auch nicht der Selbſtbefleckung ergeben, ſo verfallen ſie doch zuweilen in tiefe Melancholie, ja gar in Raſerey.

Man ſollte glauben ſie wären geſunder als andere Menſchen. Es iſt aber das Gegentheil. Sie ſterben auch früher als die uneingeſchloßne Menſchen. Der Graf Buffon hat bemerkt, daß mehr Nonnen als Mönche ſterben.

Ue-

Ueberhaupt ſieht man aus des Dr: Haigarths Tabelle, daß die unverheuratheten Weltleute im Ganzen viel länger leben als die Geiſtlichen, daß aber von allen Menſchen die verheuratheten am längſten leben und das höchſte Alter erreichen.

Sechſtes Hauptſtück. Ueber die Folgen der Ausſchweiffungen.

Der Wein, beſonders der ſchlechte, der meiſt überall getrunken wird, macht daß ſich die Eßluſt verliehrt, daß plötzlich die Kräfte ſchwinden, und endlich die Waſſerſucht entſteht. Der Brandtewein hat dieſe Folgen noch in höherem Grade. Das Bier macht die Menſchen kindiſch, und unmäſſig genoſſen bringt es am Ende Sinnloſigkeit zu wege. Der Schenewer ſcheint die Geſundheit am wenigſten zu ſtören, und benebelt den Verſtand nicht; doch bringt er ſo gut wie die andere Getränke den Körper langſamerweiſe in Verfall und Waſſerſucht.

Der Beyſchlaf mäßig und ſelten genoſſen iſt ſehr geſund, und erfreut das Gemüth; doch plötzlich wiederhohlt mergelt er den Körper aus; um ſo viel mehr, wenn allerley verführeriſche Künſte gebraucht werden, um dieſes flüchtige Vergnügen zu oft und wider den Willen der Natur zu genießen.

Die amerikaniſche Venusſeuche iſt allezeit die Folge einer wahren Anſteckung, und alſo von einer unreinen

Zweyte Scene.

[Ein Zimmer des Cron-Prinzen.]

Heinrich, der Prinz von Wales, und Sir John Falſtaff treten auf.

Falſtaff.

He, Hal, (*) was für Zeit iſts am Tage, Junge?

Prinz Heinrich.

Deine löbliche Gewohnheit, dich in altem Sect zu beſauffen, zu freſſen, bis du alle Knöpfe aufthun muſt, und den ganzen Nachmittag auf Bänken zu ſchnarchen, wikelt deinen Wiz in ſoviel Fett und Schmeer ein, daß du ſo gar verlernſt, recht zu fragen, was du recht wiſſen möchteſt. Was, zum Teufel, haſt du mit der Zeit am Tag zu thun? Ja, wenn die Stunden Becher voll Sect wären, die Minuten Capaunen, die Gloken Zungen von Kupplerinnen, die Uhren Schilde von H** häuſern, und die ſchöne Sonne ſelbſt ein hübſches roßiges Menſch in feuerfarbem Taft, dann lieſſe ſich noch begreiffen, warum du nach der Zeit fragteſt.

Falſtaff.

Mein Treu, ihr geht mir nah' zu Leibe, Hal; denn wir andern, die vom Beutelſchneiden Handwerk machen, und

(*) Harry und Hal, ſind abgekurzte Namen, ſtatt Heinrich, ſo in vertraulichem Umgang gebraucht werden.

Vermiſchung. Es iſt vollkommen falſch, daß ein Paar geſunde Menſchen, ſie mögen ihren Beyſchlaf noch ſo ausſchweifend begehen, jemals in unſerm Lande oder in Europa dieſe gräuliche Krankheit von ſelbſt bekommen ſollten. Sie verhindert indeſſen die Zeugung nicht, ſondern bringt nicht ſelten die Anſteckung auf ein unſchuldiges Kind, das mit dieſer Krankheit behaftet zur Welt kommt. Eine angeſteckte Milch ſteckt eben ſowol das unſchuldige Kind an, ob es gleich geſund zur Welt gekommen iſt. Zuweilen ſteckt auch ein von einer unreinen Mutter gebohrnes Kind die geſunde Milch an; zuweilen hat ein Kuß die Anſteckung beyden mitgetheilt, weil die lymphatiſche Gefäſſe, die an den Lippen, und dem Munde ſo häufig ausgetheilt ſind, die Einſaugung ſehr bequem und leicht machen.

Im Beyſchlafe ſcheint die anſteckende Materie durch die lymphatiſchen Gefäße der Zeugungstheile, und zwar ſehr bald, in das Blut gebracht zu werden: es geſchieht auch durch eine Art von Einimpfung, wenn ein Theil unſers Körpers verwundet iſt, und alſo die anſteckende Materie aufnimmt. Auf dieſe Weiſe erhalten die Hebammen und die Accoucheurs leicht dieſe Krankheit, wenn ſie mit verwundeten Fingern oder Händen ſtark angeſteckten Frauens-Perſonen in der Geburt helfen; welches öfter geſchiehet als man glauben ſollte.

Die

Die Engliſche Krankheit iſt keine Folge der Venusſeuche, wie viele geglaubt, und Boerhave und nach ihm Winkelmann behauptet haben. Sie hat auch ihren Urſprung nicht vom Caffee und Thee trinken. Es iſt ein beſonderer Zuſtand, oder Mangel der Nahrung des Beinſtoffes. Die Oberfläche des Beins iſt nimmer glatt, ſondern rauch und ſchroff, wenn man es auch mit noch ſo vieler Kunſt ſäubert; da hingegen die Gebeine anderer Kinder, die an andern Zufällen geſtorben ſind, allezeit glatt und glänzend ſind.

Die ſogenannten Beinfreſſer, die die Gelenke der Kinder meiſt angreiffen, welche Hippocrates und Galenus, wo ich nicht irre, wohl gekannt haben, die Abaſes in dem 9ten Jahrhundert deutlich beſchrieben hat, welche von den unkundigen Mönchen durch Spina Ventoſa überſetzt, und von Severinus mit Unrecht Paearthroce genennt worden, weil ſie den Rand der Augenhöhle, des Unterkiefers, des Bruſtbeins und der Rippen ꝛc. auch die Gelenke der Hand, des Fußes und Kinns angreifen, ſind keine Verwandte der Engliſchen Krankheit, viel weniger Kinder der Venusſeuche. Denn wenn dieſes wahr wäre, ſo müſte das Queckſilber in dieſen beyden Fällen die Krankheit ſicher heilen. Dieſes geſchieht aber nicht; ſondern die letzte iſt vielmehr ganz unheilbar.

Sie ſcheinen auch nicht von dem feuchten nordiſchen Clima abzuſtammen; denn ſonſt würden ſie nicht in Arabien und Griechenland gefunden werden.

Schwach

Schwach und ſtark genommen iſt der Caffee allezeit ſchädlich, und verurſacht beſonders bey dem weiblichen Geſchlechte eine Menge Krankheiten, die man vorher nicht kannte. Das Caffe- und Theetrinken unmittelbar vor und auf das Eſſen, zwiſchen den Zeiten, und nach dem Abendeſſen, iſt ſehr ſchädlich.

Eben das gilt vom Gebrauch des Tabaks.

Zehntes Hauptſtück. Ueber die verſchiedene Nahrungs-Weiſe und den Einfluß des Clima.

Die Thiere nähren ſich, ein jedes nach ſeiner beſondern Ordnung, wie man aus den Fleiſch- Gras- Körner- Fiſch- und Würmer-freſſenden Thieren ſieht. Im Stande der Dienſtbarkeit freſſen ſie auch anderes Futter, als ihr gewöhnliches; doch meiſtens aus Zwang. Man füttert die Pferde und das Rindvieh in Irland und auf den Orkadiſchen Inſeln, im Norden von Dänemark und Schweden, mit getrofneten Fiſchen. Dieſes Futter hat bey dem Rindvieh die merkwürdige Folge, daß ſie die Hörner verlieren, die eben ſo wenig als der knöcherne innere Kern hervorkommen.

Unſre Hausthiere, als Hunde und Katzen, füttern wir mit allerley Speiſen, und enthalten ihnen Fleiſch und Knochen mit Unverſtand vor: die Thiere bekommen daher Engbrüſtigkeit, fallende Sucht und ſtieſſendt

sende Augen: da die ältesten Jagd- und andere Hunde, ob sie gleich täglich nichts als Fleisch und Knochen fressen, nie etwas davon zu leiden haben.

Mit den Menschen ist es ganz anders beschaffen: sie nähren sich mit allerley Speisen ohne Unterschied, und zwar zu ihrem großen Vortheil. Die Nahrung, sie mag auch von einer Art seyn welche sie wolle, macht keinen Unterschied, weder in unsrer Geistes-Kraft, noch in der Gesundheit, noch in der Zeugungs-Fähigkeit. Auch halte ich es ausser der Vernunft und Sprache für Eins der größten und wesentlichsten Vorrechte, womit Gott die Menschheit über alle andere Geschöpfe begünstiget hat, daß wir uns nicht allein durch alle Speisen nähren, und in allen Gegenden des weitgestrekten Erdbodens leben, sondern auch überall unser Geschlecht fortpflanzen können.

Man genießt jetzo in Holland durchgängig mehr Grünes und frische Fleischspeisen als ehedem. Nur sollte man bey dieser veränderten Lebensart die Mehlspeisen nach Verhältniß vermindern. Diese, da sie im Magen gewaltig sauer werden, widersetzen sich der faulenden Kraft des gesalzenen und geräucherten Fleisches, und sind um dieser Ursache willen für die Verdauung dieser leztern Speisen sehr nothwendig.

Statt des Biers haben wir, sagt der V., den Thee und Caffee in Gebrauch gebracht, wodurch wir von

dem

dem Stein sind befreyet worden; hingegen haben wir dadurch unsre Nerven geschwächt. Seit der Einführung dieser Getränke sind auch die Kröpfe in der Schweiz selten geworden.

Der Luxus hat uns die mineralischen Wasser zugeführt, die besonders in unserm Lande von grossem Nutzen sind. Der häufige Gebrauch des kalten und warmen Wassers hat aber hingegen auch die stärkenden Weine nothwendig gemacht.

Das Wasser, das wir lassen, hat aus dieser Ursache nun viel weniger Erd- und Oelartige Theile in sich als vorhin: dieses bemerket man hauptsächlich in den Wollentuch-Fabriquen, wo man spüret, daß es nicht mehr den so nöthigen und verlangten seiffenartigen Stoff hat, als in vorigen Zeiten.

Wird nun diese durch warm Getränke erzeugte Schwäche des Magens noch durch Mehlspeise, Erdäpfel u. dergl., wie bey dem gemeinen Manne geschicht, vermehrt, so entstehen natürlich allerley Uebel daraus.

Das Blutspeyen hat sich seitdem vermehret.

Die Venusseuche ist gegenwärtig so allgemein, daß man nicht zu viel rechnet, wenn man annimmt, daß von hundert Männern wenigstens neunundfunfzig dieselbe wenigstens einmahl gehabt haben. Sie muß daher auf alle unsre Krankheiten einen Einfluß haben, besonders wenn man den Vorschriften des Boer-

have, Sydenham und B. v. Swieten folgt; wodurch die Krankheit zwar auf den Grund geheilt wird, der Körper aber einen solchen Stoß davon bekommt, daß er durch nichts wieder recht herzustellen ist.

In den andern Welttheilen bringt das Clima gewisse Krankheiten, die in Europa unbekannt sind. Die Ost- und Süd-Winde sind auf den Falkland-Inseln nicht allein den Menschen und Thieren, sondern auch den Pflanzen schädlich. Die Schweine werden alle toll, die Vögel lahm davon. Nach der Wahrnehmung des Herrn Forster ist der Husten und die Lagophthalmia sehr allgemein auf den südlichen Eilanden.

In Bengalen ist das Faulfieber tödlich, wenn das Land so eben unter Wasser gestanden hat. Der Aussatz ist in Afrika, Asia und Amerika gemein. Die Kolik von Poitou und die Mund-Klemme in Amerika. In Europa kennen wir die Plica Polonica, die Kröpfe, den Scorbut.

Der Verf. kömmt nun im achten Hauptstück auf die Anwendung der Heilkunde. Die Krankheiten, welche die Menschen noch über die Krankheiten der Thiere haben, entspringen aus dem gesellschaftlichen Leben, und gegen sie ist kein ander Mittel vorhanden, als das gesellschaftliche Leben zu verlassen. Die besondern Krankheiten der Armen, der Reichen, der Gelehrten und Klosterleute können nicht in der Apotheke curirt werden.

Der V. will, man soll die Kinder nicht zu warm halten, nicht wickeln, öfters die Wäsche wechseln; doch aber, so lange der Kopf offen ist, sie vor Kälte verwahren.

Man soll sie nicht schnüren, nicht an einen Leitband laufen, vielweniger hängen lassen. Man soll ihnen vielmehr Gelegenheit geben, daß sie kriechen können; sie sollen immer aufgerichtet gehn, so bald sie genugsame Stärke bekommen haben, sich aufzurichten.

Die Zähne stellen sich von selbst in den Mund, und haben wenig Kunst nöthig — In unsern Gegenden sagt der V., stehn Sie dem ohngeachtet uneben, weil durch einen sonderbaren Einfluß der Luft und des Landes die Kinnbacken sowol oben als unten merklich schmaler sind als unsre Hirnschaale, und also zu wenig Raum haben, um alle die Zähne zu fassen, die indessen dieselbe Breite haben wie in den wärmern Ländern. Sie schicken sich nach der Verwechselung so gut sie können, zuweilen schief, zuweilen kommen sie nah hinter einander. In Asien und Afrika stehen sie zu weit aus einander, weil die Kinnbacken da viel breiter werden, und nach der allgemeinen Regel, da wiederum nach Aussen gehen.

So bald die Kinder zwey Jahr alt sind, soll man ihnen die Pocken einimpfen lassen, selbst ehe eine durchgehende Ansteckung herrscht.

Die

Die Masern müssen eben so eingeimpft werden, weil daraus viele thränende und schwache Augen, und zuweilen langwierige Auszehrung entstehen.

Man kann den Kindern Bier und Wasser, auch sparsam Wein zu trinken geben, nur muß man sie vor Thee, Caffee, und besonders Chocolade hüten. Grünes gekochtes und gebratenes Fleisch, und einfach abgesottene Fische sind ihnen nicht schädlich.

Vorm fünften Jahre soll man sie weder zur Arbeit noch zum Lernen anstrengen.

Die Töchter soll man nicht schnüren, sie nicht auf hohen Stühlen und Tabourets sizen lassen, weil sie alsdenn gezwungen sind, die Lenden zu tief einzubeugen. Das weisse Zeug kann nicht oft genug gewechselt werden. Das Spazierengehn ist alle Tage zu empfehlen, bey jeder Witterung, besonders aber den Reichen das Reiten. Nur soll man für das Naßwerden der Kleider sorgen: denn nichts scheint der Gesundheit mehr Schaden zu bringen als nasse Kleider.

Kalte Bäder, so wie sie den Körper am besten stählern, so stärken sie ihn auch am sichersten.

Alle intermittirende Fieber, besonders diejenige, welche im Früh- und Spätjahr herrschen, und zuweilen in Faulfieber übergehen, müssen sogleich mit Chinarinde bestritten werden, und man muß nicht erst die Crisis, nach dem irrigen Wahn der Alten, abwarten.

Die Venusseuche muß man nicht durch Salivation, sondern nach Clare's, Hufeland's und Cruickshank Manier durch Einreiben des Queckſilbers heilen. Die Kinder müſſen, ſo bald ſie mannbar ſind, verheurathet werden.

Den Seelenten kann man nicht genug Sauertrank und geſchroten Malz mitgeben, und die Luft bey ihnen nicht oft genug durch Ventilators erfriſchen. In den Städten ſollte man auf alle Art ſorgen, das unreine Waſſer abzuleiten, und die verdorbene Luft zu verbeſſern.

II.

Ueber die Gebirgslehre.

(Fortſetzung von S. 148. des T. M. Februar 1785.)

Dritter Brief.

In dieſen Blättern will ich mich der Schuld entledigen, Ihnen von den vulkaniſchen Bergen das Hauptſächlichſte kurz zu ſchreiben; alsdann ſollen Sie auch von den Stein- und Erd-Arten leſen, welche durch neuere Ueberſchwemmungen, Incruſtation ꝛc. entſtanden ſind.

Von den Vulkanen.

Seit Jahrtauſenden haben die fürchterlichen Wirkungen der feuerſpeyenden Berge die Wißbegierde gereizt

reizt und aufmerksam gemacht. Dennoch hat es noch nicht so weit gebracht werden können, mit Zuverläs-sigkeit zu bestimmen, wie eigentlich das unterirrdische Feuer veranlaßt und unterhalten wird. Bey so langwierigen Beobachtungen konnte es nicht fehlen, daß manche Hypothese der Wahrheit mehr oder weniger nahe kam, von denen aber doch die mehresten nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit, und einige sehr scharfsinnig ausgedacht sind. Sie alle hier anzuführen, würde sehr umständlich seyn; ich will Ihnen daher nur die, welche bis jezt den meisten Beyfall erhalten hat, kürzlich mittheilen.

Man nimmt nämlich an, daß tief verborgene Lager von Schwefelkieß, dessen hauptsächlichste Bestandtheile Eisen, Vitriol und Schwefel sind, in Gährung kommen, sich entzünden, und daß dies Feuer im Innern der Erde um sich greiffe, und den eingeschlossenen Raum auseinander sprenge, wodurch es Luft und Kraft erhalte dasjenige hervorzubringen, was wir von feuerspeyenden Bergen wissen. Man hat Versuche im Kleinen gemacht, und durch obige Mischung Entzündungen in vergrabenen Portionen dieser Masse hervorgebracht. In Thonschiefer-Gebirgen findet man den Schwefelkieß am häufigsten, und bey vielen Vulkanen ist diese Steinart auch wirklich in der Nähe, theils sichtbar, theils unter den an ihren Füßen liegenden Flötzschichten zu vermuthen. Die Schwefel-

und beym Mond und dem Silbergeſtirn herumgehen, und nicht beym Phöbus, ihm dem edeln Knecht ſo ſchön, (*) aber ich bitte dich, mein ſüſſes Närrchen, wenn du einmal König biſt -- wozu Gott deine Gnaden (Majeſtät wollt' ich ſagen,) denn Gnade wirſt du keine haben --

Prinz Heinrich.

Wie? Keine?

Falſtaff.

Nein, mein Seel, nicht ſo viel als zu einem Prologus für ein paar Eyer in Butter nöthig iſt.

Prinz Heinrich.

Gut, und wie weiter? Hey da, rund heraus, keine Umſtände!

Falſtaff.

Sapperment nun dann, Närrchen, wenn du König biſt, ſo ſorge hübſch dafür, daß wir andre ehrlichen Kerle, die ihr Handwerk bey Nacht treiben, bey Tage von der Juſtiz ungeſchoren bleiben. Laß uns der Diana ihre Förſter bleiben, Ritter vom Schatten, Lieblinge des Monds; und laß die Leute ſagen, wir ſeyen Leute von guter Aufführung, da wir, gleich der See, von unſrer edeln und keuſchen Gebieterin, dem Mond, geführt werden (†), unter deren Schutz und Anführung wir -- ſtehlen.

(*) he, that was a lusty knight so fair -- eine Zeile aus einer alten Ballade. Warburton.

(†) Die Späße des Herr. Sohn Falſtaff ſind nicht immer unanſtändig, weil

ſäure, der Alaun und Vitriol, die ſich von den Dämpfen noch geſchäftiger Vulkane ſublimiren, geben mit einen Beweis ab, daß Schwefelkieß doch wenigſtens zur Unterhaltung des vulkaniſchen Feuers viel beyträgt.

Einige behaupten mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß die vulkaniſchen Erſcheinungen blos Wirkungen der Elektricität wären, und unterſtützen ihre Meynung mit wichtigen Gründen; unter Andern Herr Sebaſtiano Canterzani von Bologna, von dem einige Briefe über dieſe Materie in den ſechſten Bande des Magazins der Italieniſchen Literatur eingerückt ſind.

Man macht heut zu Tage immer mehr Entdeckungen, theils von noch brennenden Vulkanen, theils von erloſchenen, und kein Theil unſers ganzen Erdkörpers ſcheint davon verſchont geblieben zu ſeyn. Beſonders hat auch Teutſchland ſchöne und merkwürdige Spuren davon aufzuweiſen, die zwar von einigen bezweifelt werden wollen, aber darum nichts von ihrer Aechtheit verlieren, zumal wenn Solche zweifeln, die die Nachrichten davon in der Chronik ſuchen.

Ihnen will ich beſonders von teutſchen Vulkanen hier einige Nachricht geben, und Ferbers vortreflichen Briefe aus Welſchland jener Länder wegen empfehlen, weil ich glaube, ſo mit der beſten Art, unſrer Abrede gemäs, kurz ſeyn zu können.

Unſere teutſchen Vulkane, zu deren Ausgeburten ich den ſogenanten Baſalt ohne Einſchränkung zähle, ſind

ſind in der Entfernung nicht leicht zu verkennen, weil die meiſten von ihnen coniſch geſtaltet ſind, und frey ſtehen. Doch findet man auch Gegenden, wo ſie zuſammenhängende kleine Gebirge bilden, wohin beſonders der Habichtswald bey Caſſel, und das Vogelsgebirge in der Wetterau zu rechnen ſind.

So hoch ihr Alter kommen mag, ſo habe ich doch immer gefunden, daß ſie jünger ſind als unſre Flötzgebirge, und dieſe theils emporgehoben, theils zerriſſen, und ihre Laven durch ſie hervorgetrieben haben. Man findet daher in groben Lava-Breccien häufig Sandſtein, Kalkſtein ꝛc. eingeſchloſſen, und Eruptionen aus dergleichen Steinarten ſind nicht ſelten. Sie werden beſonders in meiner mineralog. Beſchr. von Fuld viele Beyſpiele hiervon antreffen.

Verſchiedene unſerer Vulkane laſſen ſogar vermuthen, daß die Flächen, aus denen ſie hervorgeſtoßen wurden, damals noch ein Gewäſſer bedeckte; weil ihre Zwiſchenräume mit kalkichter Materie angefüllt ſind, in welcher ſich, vorzüglich in den Vulkanen bey Caſſel, häufige Seeprodukte finden, die ſich zum Theil ſehr ſchön conſervirt haben. Auch findet man in der Gegend um Frankfurt am Mayn, daß Kalkſchichten mit vielen calcinirten Conchilien die Lava bedecken.

Man weis, daß die noch itzt brennenden Vulkane unfern der Seeküſten, oder gar im Meere ſelbſt gefunden

funden werden, und faſt ſcheint es, als ob eben das Meer ſehr viel zu ihrer Exiſtenz beytrüge. Ich muß geſtehen, daß ich mich nicht einmal eines brennenden Vulkans erinnere, der tief in das feſte Land hinein gefunden würde. Ich bin weit entfernt einen allgemeinen Grundſatz hierauf zu bauen: allein es ſcheint mir doch, als ob auch unſer ehemaliges Meer zu ihrer Entſtehung mit beygetragen haben könne, und daß ſie verloſchen, ſobald dieſes unſer feſtes Land verließ. Bey Coblenz, Andernach, und in der dortigen ganzen Gegend iſt es unleugbar, daß die Vulkane ihre Aſche und andere Auswürfe in ein Waſſer ſchleuderten, wo ſie auseinandergezogen wurden, niederſunken, und ſich in die regelmäßigſten Schichten legten.

Vielleicht hat das alte Meer, welches jene Vulkane einſchloß, nebſt dem unermeßlichen Zeitraume ſeit ihrer Entſtehung, auch etwas beygetragen, daß die leichtern und der Verwitterung am mehreſten unterworfene Producte der Vulkane deſto eher zerſtöret und gar weggeſchwemmet wurden, weil wir ſie bey den wenigſten noch antreffen. Die Ermangelung derſelben iſt auch wohl eine Miturſache, aus welcher es vielen ſchwer eingehet, einige unſerer Vulkane für das zu halten was ſie wirklich ſind. Ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt zu ihrer Anzahl gehörte, als ich noch keinen andern kannte als den Pöhlberg bey Annaberg, den Geyſingsberg bey Altenberg und noch einige in dieſen Gegenden,

genden, ob mir wohl auch die Idee, daß Waſſer dieſe rieſenmäßigen Kuppen auf die höchſten Punkte des Erzgebirges ſollte geſetzt haben, nicht behagen wollte. Aber erwägen Sie, was Jahrhunderte zerſtören können, geſchweige eine Reihe von Jahrtauſenden. Was konnte da übrig bleiben als die feſteſten Arten von Lava, die zum Theil unter dem Namen Baſalt bekannt ſind.

Da dieſe Vulkane, wie aus obigem erhellet, erſt wütheten als unſere Flötzgebirge ſchon fertig waren, ſo glaube ich auch, daß ſie die Zerrüttungen in denſelben mit befördern, wo nicht veranlaſſen konnten, von denen uns unter andern noch die in meinem letzten Briefe erwähnten Flötzrücken übrig geblieben ſind. Soviel dazu gehören mag, Gebirge und Länder zu zertrümmern, ſo wiſſen wir doch, und beſonders aus den neuern Nachrichten aus Calabrien ꝛc. daß dies den Geſchwiſtern, Vulkan und Erdbeben, gewiß etwas ſehr leichtes iſt.

Ihre Ausgeburten laſſen ſich, was ihre Beſtandtheile betrift, deswegen nicht in genaue Ordnung bringen, weil ihre Miſchung zu verſchieden iſt, und jeder Ausbruch eine neue Schmelzung zuwege bringen kann, je nachdem ſich die Ingredienzien dazu vorfanden. Doch ſind die Hauptgattungen davon, die wir alle auch bey unſern teutſchen Vulkanen finden, folgende:

1) Schwarze dichte Lava, die noch häufiger unter dem Namen Basalt bekannt ist. Man findet sie meistens in ganzen Massen, die durch Klüfte unregelmäßig zertrennet werden, etwas seltener in regelmäßigen stehenden und liegenden Säulen, von einigen Zollen bis zu mehrern Ellen im Durchmesser: noch seltener auch in stehenden und liegenden Tafeln. Ich habe oben erwähnt, daß einige zweifeln, ob dies Produkt auch wirklich ein vulkanisches sey; und selbst Ferber giebt zu erkennen, daß auch wohl einige Basalte durch die Crisallisation im Wasser entstanden seyn könnten. Ob er noch dieser Meynung sey, und ob er es aus ganzer Ueberzeugung äußerte, bezweifele ich sehr. Wenn man vulkanische Gebirge untersucht, und das Wort Basalt nicht verlassen will, wird man alle Augenblicke zweifelhaft, ob man das gefundene Produkt Basalt oder Lava nennen soll. Auf der Spitze des Schildecke, eines Vulkans im Hochstift Fuld, siehet man sehr deutlich, wie poröse graue Lava in dichten säulenförmigen Basalt übergehet. Man hat noch weit stärkere Beweise, daß Basalt Lava ist, und selbst Hamilton, der große Beobachter noch brennender Vulkane und ihrer Produkte, erkannte den an den Ufern des Rheins ohne Anstand dafür. Man kann sich daher ganz sicher für diese Meynung erklären, ohne sich mit den Schwierigkeiten zu plagen, die man finden würde, wenn man die Entstehung im Wasser annehmen wollte, die ich mit keinem Worte zu unterstützen wüßte.

wüßte. Ich habe zwar noch nie Gelegenheit gehabt Trapp zu ſehen, doch ſcheinet mir aus mehrern Beſchreibungen von ihm, und ſonderlich aus ſeinem Verhalten im Feuer zu erhellen, daß er eben das iſt was andre Baſalt nennen. Daß man den Schörl baſaltes benennt, giebt zu groſſen Mißverſtändniſſen Anlaß; denn Schörl iſt vom Baſalt ſehr weſentlich verſchieden. Die gemeinſte Farbe der dichten Laven iſt die ſchwarze, doch findet man auch graue, rothe, braune ꝛc.

2) Poröſe Lava. Ihr äuſſeres löcherichtes Anſehen, das ſie von eingeſchloſſener Luft und Feuchtigkeit erhalten zu haben ſcheint, iſt das einzige was ſie von obiger unterſcheidet. In ihren Luftblaſen erzeugten ſich verſchiedenerley fremdartige Mineralien, von denen ich unten noch einiges anführen werde.

3) Glaſichte Lava. Man findet ſie von unterſchiedenen Farben, als ſchwarz und undurchſichtig, in Iſland, welche auch unter dem Namen Iſländiſcher Agath bekannt iſt. Blaulichtgrau und ebenfalls undurchſichtig, bey Langgöns, ohnweit Gieſſen; und gelblichtweiß, auch ganz weiß, und meiſtens durchſichtig, bey Frankfurt am Mayn. Auſſerdem aber ſind wirkliche Gläſer von mehrern Farben als Punkte und Körner in dichten und löcherichten Laven nicht ſelten.

4) Bimesſtein. Noch iſt mir keine Gegend in Teutſchland bekannt, wo ſich Bimsſtein in Quantität

fände, als die bey Andernach im Cölnischen, wo er mit Brödchen von Lava, Thonschiefer ꝛc. in der vulkanischen Asche, (Traß) liegt, und mit ihr zugleich ausgeworfen worden zu seyn scheint. Ganze Brüche davon, wie etwa auf den Lipparischen Inseln, existiren da nicht, sondern nur einzelne Stücke, von denen die grösten ohngefehr zwölf Zoll im Durchmesser haben.

5) Vulkanische Asche. Diese findet man unter verschiedenerley Gestalten, als schwammig, locker, in verschiedenen Graden verhärtet, dicht und löchericht. Man wird bey Untersuchung vulkanischer Gegenden nicht selten zweifelhaft, ob man Parthien davon für poröse Lava, oder für verhärtete Asche ansehen soll. In Italien nennt man sie terra pozzuolana, Tufa, und in Teutschland Traß. Das Verhalten und ihre Nutzbarkeit bey verschiedener Mauerarbeit ist bey beyden vollkommen einerley. Von der Aehnlichkeit ihres äussern Ansehens läst sich deswegen nicht ganz entscheidend urtheilen, weil man nicht Gelegenheit hat, alle Abänderungen davon gegeneinander zu halten. Die, welche Herkulanum bedeckt, ziehet sich etwas ins röthlichte, und nur dadurch unterscheidet sie sich von der bey Andernach, die im Ganzen mehr gelblicht aussiehet.

6) Vulkanische Breccia. Es ist der Natur der Vulkane sehr angemessen, Breccien (zusammengebackene Steine) von verschiedener Art hervorzubringen, in denen sich immer die Steinarten am häufigsten finden, aus

aus deren Innern die Laven hervorgetrieben wurden. Die mehreſte Lava des Weiſſenſteins bey Caſſel, iſt eine ſolche Breccia, und hat, nebſt verſchiedenen Arten von Lava, beſonders viel Sandſtein in ihrem groben Gemenge. Auch im Fuldiſchen habe ich einige Hügel davon angetroffen.

7) Hornſchiefer. Ich wage es, dieſe Steinart mit unter die vulkaniſchen Ausgeburten zu zählen, und zwar aus folgenden Gründen. Erſtlich kommt er nur in vulkaniſchen Gegenden vor, und mir iſt kein Hornſchiefer bekannt, der weit entfernt von dergleichen Bergen ein Gebirge formirte. Im Fuldiſchen macht oft die Spitze der Vulkane, ſonderlich der Milzeburg und des Stellbergs, Hornſchiefer aus, der in Lava zu ſchwimmen ſcheint, und die eine Seite des großen Craters am Euben, ebenfalls im Fuldiſchen, hat Hornſchiefer, den andere Lava-Arten von allen Seiten Einſchließen. Zweytens habe ich poröſen Hornſchiefer, und auch einen Berg, den Rückersberg, im Fuldiſchen gefunden, von dem ich bis jezt noch nicht beſtimmen kann, ob ich ſeine Maſſe Lava oder Hornſchiefer nennen ſoll, ſo ſubtil iſt der Uebergang aus dem Einen in das Andere. Herr Bergkommiſſionsrath Charpentier fand ihn in der Lauſitz ebenfalls nur in der Nachbarſchaft von Vulkanen.

Der Hornſchiefer iſt von vielen Schriftſtellern verkannt worden, und nur in Leskens und Charpentiers

Schrif-

Schriften wird der Eigentliche beſchrieben. Haben Sie daher die Güte, ſich blos an das in beygehenden Cabinetchen befindliche Stück zu halten. *)

In allen Arten von Lava findet man mancherley fremdartige Körper und Criſtalliſationen, die bisweilen ſehr problematiſch ſind. Für die meiſten hat man das hülfreiche Wort, Schörl, und ſchwerlich werden Sie etwas von Vulkanen leſen, ohne Schörl dabey zu finden. Dennoch behaupte ich, daß in gar keiner Lava Schörl exiſtiret. Sollte ich hierin auch zu weit gehen, ſo werde ich doch ſoviel damit gewinnen, daß mancher meiner Leſer ſeine Schörle genauer betrachten und unterſuchen wird. Das zweydeutige Wort, Basaltes, und die häufigen ſchwarzen Körner und Criſtalliſationen in verſchiedenen Laven, die jedoch nichts als die ſchwarze Farbe mit dem wahren Schörl gemein haben, ſcheinen zu dieſer Verwirrung Veranlaſſung gegeben zu haben. Dieſe ſchmelzen in einem ordinairen Porzellanfeuer zu einem ſchwarzen und undurchſichtigen Glaſe: da bey einem gleichen Feuersgrade der wirkliche Schörl ganz unverändert bleibt, und höchſtens nur etwas von ſeinem Glanze verliehrt. Alle die ſchwarzen Criſtallen der teutſchen Laven, die ich in dieſer Abſicht unter-

*) Eben leſe ich, daß Herr Inſpector Werner ſein Mineralſyſtem umgearbeitet, und unter Andern den Hornſchiefer mit eingeordnet hat, es thut mir aber Leid, daß ich nicht jezt ſchon ſeine neuere Meinung hierüber weiß.

unterſucht habe, waren nicht Schörl, ſondern Hornblende; und auch in der unſchätzbaren Suite Italiäniſcher Laven, welche das Herzogliche Muſeum in Jena beſizt, findet ſich in keinem Stücke derſelben Schörl, ſondern durchgehends Hornblende, die der unſrigen auch in Anſehung der Criſtalliſation ähnlich iſt.

Es iſt leicht möglich, und ſogar wahrſcheinlich, daß viele fremdartige Körper und Criſtalliſationen vulkaniſcher Produkte ſich zur Zeit der Glut ſchon formirt haben, aber auch ſehr viele ſind wohl erſt nachher in denſelben erzeugt worden. Wer Gelegenheit hat viel dergleichen zu ſehen, überführt ſich ſehr leicht hiervon. In den Blaſenlöchern der Laven findet man ſehr oft Kalkſpath in den zarteſten Criſtallen, ingleichen auch Zeolith, und dieſe möchten wohl Beweiſe abgeben, daß ſie nicht ein Werk des Feuers ſind.

Auſſer der gedachten Hornblende, dem Zeolith und dem Kalkſpath, findet man in den Laven und Aſchen noch grüne glaſichte Körner, die zwar gemeiniglich grüner Schörl benennt werden, aber auch nichts weniger, ſondern entweder wirkliches Glaß, Granat oder Chryſolith ſind. Ferner findet man in den Laven Glaßkopf, ſpäthigen Eiſenſtein, Opal und Pechſtein; doch unterſcheidet ſich letzterer, der vorzüglich ſchön in der Lava des Aveſteins vor Frankfurth am Mayn gefunden wird, ſehr von dem aus der Gegend um Garſebach bey Meißen, welcher zwiſchen Porphyr liegt. Die Hya-

Prinz Heinrich.

Du haſt recht, und dein Gleichniß paßt nicht übel; das Glük von uns andern Mond-Rittern, nimmt immer ab und zu wie die See, weil es wie die See vom Mond beherrſcht wird. Zum Exempel, ein Beutel mit Gold herhaft weggeſchnappt in lezter Montags-Nacht, wird wieder lüderlich durchgebracht am Dienſtag-Morgen; mit Fluchen und leg ab gewonnen, mit Jauchzen und bring herein durchgewonnen; izt in einer ſo niedrigen Ebbe als der Fuß einer Leiter, und in einem Augenblik in einer ſo hohen Fluth als der Querbalken eines Galgens.

Falſtaff.

Meiner Sir, du haſt recht, Junge; und iſt meine Wirthin in der Schenke nicht ein recht angenehmes Menſch?

Prinz Heinrich.

Wie der Honig von Hybla, alter Junge; und iſt nicht ein Wamms von Büffel ein recht angenehmes Stük Kleidung auf die Dauer?

Falſtaff.

Wie, was, was willt du damit ſagen, närriſcher Junge? Was gehen mich deine Stichcleyen und deine Quiddităten an? Was Peſtilenz! Hab' ich mit einem Wamms von Buffel zu thun?

Prinz

weil ſie ſich gar zu oft auf Wortſpiele gründen, wie hier, wo governance und govern in einer ganz verſchiednen Bedeutung genommen werden, die ſich im Deutſchen nicht recht ausdruken ließ, und weßwegen auch die Antwort des Prinzen nicht recht paßt.

einthfarbigen glänzenden Punkte in verſchiedenen Laven, ſcheinen wirklicher Hyacinth zu ſeyn. Auch findet man oft Glimmer, theils in unregelmäßigen Blätchen, theils ſechsſeitig tafelartig cryſtalliſirt, und noch ſonſt mancherley, wo ein gewiſſenhafter Mineralog Bedenken trägt, es ſo aufs Gerathewohl nach ähnlich ſcheinenden Producten zu benennen.

Viele halten ganz friſche Veſuviſche Producte mit hieſigen Laven zuſammen, und finden nicht genugſame Aenlichkeit. Es iſt aber wohl ganz natürlich, daß eine Lava, die ſo zu ſagen noch warm iſt, anders ausſehen muß, als eine, die Jahrtauſende allen Angriffen von Kälte, Wärme, Luft und Näſſe ausgeſezt geweſen iſt. Dagegen hat auch ſelbſt der Veſuv Laven, die mancher nicht dafür erkennen würde, wenn ihm ihr Urſprungsort nicht ſchon bekannt wäre.

Von Stein- und Erdarten, die durch neuere Ueberſchwemmungen, Incruſtationen und Conglomerationen entſtanden ſind.

An ſolchen Steinarten ſind vorzüglich kalkichte Gegenden reich, die viel Quellen und Flüſſe haben. In der Beſchreibung derſelben werden Sie zugleich auch ihre Geſchichte finden. Die bekannteſten Gattungen derſelben ſind:

1) Tuffſtein. Die mit Kalktheilchen angefüllten Quellwaſſer legen ihn an alles was ſie befeuchten, vorzüg-

vorzüglich an leichtere Körper, als Stroh, Schilf, Reißholz ꝛc. die nachher in demselben verwesen, und Abdrücke von sich zurück lassen. Der Stein erhält dadurch mancherley Gestalten, unter andern, wie zerbrochene Knochen, daher ihn viele, Beinbruch, (Osteocolla) nennen. Wenn die Kalktheile im Wasser überhäuft gewesen sind, so haben sie sich auch häufiger auf den Grund desselben angelegt, und daher sind Parthien in solchen Tuffsteinhügeln, wo sich zierliche Incrustationen finden, bisweilen auch ganz dichte. Der große Stein in unserer hiesigen Felsenpromenade, ist ein Beweis hiervon.

Sonderbar ists, daß dergleichen kalkichtes Wasser seine Kalktheile nicht leicht bey den Quellen, und, so weit diese ruhig fortfliessen, fallen läßt.

Ueber dem hiesigen Dorfe, Oberweimar, steigt eine solche Quelle lebhaft hervor, und fließt auf eine gute Distanz ganz gemächlich fort, ohne etwas zu incrustiren, bis an die Radstube einer dortigen Mühle. Durch dieß Gefälle wird das Wasser zerschlagen, und sezt seinen Kalk so häufig, sowol an das Räderwerk als an die Seiten der Radstube ab, daß er oft ausgebrochen werden muß, um nicht den Raum zu sehr zu verkleinern. Es würde hieraus dichter Tuffstein entstehen, wenn nicht ein gewisses Moos diese Materie ungemein liebte, beständig darinnen fortwüchse, und immer wieder incrustirt würde, woraus sich ein ganz artig Gewebe formirt.

Ele

Sie ſehen hieraus, daß dieſe Steinart immer noch entſtehet, und in Zukunft noch zunehmen wird. Es giebt zwar Leute, die ſich einbilden, daß alle Steine noch im Wachsthum wären; und kürzlich noch wurde mir in ganzem Ernſte erzählt, daß der Feſtungsberg bey Coburg ſo ſtark wachſe, daß zu befürchten wäre, die Feſtung würde darüber bald einſtürzen, weil gewiſſe Parthien dieſes Berges einen ſtärkern Trieb im Wachſen hätten, wodurch nothwendig das Mauerwerk auseinandergetrieben werden müßte.

Bey der Jugend verſchiedener Tuffſteinlagen darf man ſich alſo nicht wundern, wenn man ganz unverſehrte Landſchnecken, Knochen, Hirſchgeweihe u. d. gl. darinne antrift. Ich habe ſogar ein altes Zulegemeſſer im Tuffſtein geſehen.

Oft backen durch Tuffſtein alle im Grunde der Bäche und Flüſſe liegende Geſchiebe (abgerundete Steine) zuſammen, und hier bey Weimar findet ſich eine ganze Reihe dergleichen kleiner Felſen, die höchſtwahrſcheinlich ehedem das Bette des Ilmfluſſes, der ſich jezt tiefer eingegraben, ausgemacht haben. Sind die zuſammengebackenen Steine nicht ſehr groß, ſo könnte das Ganze, dem äußern Anſehen nach, mit dem rothen todten Liegenden verwechſelt werden, und vor einigen Jahren iſt dies auch wirklich bey Niederkrebra, ohnweit Apolda, geſchehen. Man erklärte ein ſolches Congiomerat für das Todtliegende, behaup-

tete,

tete, es müsse ein Schieferflötz hier verborgen seyn, und veranlaßte wirklich einen unternehmenden Mann, einen Bergbau hier zu eröfnen, der natürlicher Weise nicht bestehen konnte. Der Unterschied zwischen beyden ist indessen sehr leicht zu finden, indem die Geschiebe des Todtliegenden durch Thon- und Kiesel Erde, jene aber durch grauen Kalk-Tuff oder Tuffstein zusammen gekittet sind.

Tuffstein-Arten sind auch alle Incrustationen, an den Dornen der Salzwerke, der Krebse und Bouquets aus Carlsbad u. s. w. Wenn itzt die sieben Wunderwerke der Stadt und Gegend von Jena in ein Distichon gebracht werden sollten, würde der incrustirende Fürstenbrunn, als ein sehr wunderloses alltägliches Wesen wohl daraus wegfallen.

2) Carlsbader Erbsstein. Bekanntermasen ist das dortige mineralische Wasser ungemein mit Kalktheilen angefüllt. Jedes abgerundete Stück des Erbsteins hat ein Sandkorn im Mittelpunkte, an welches sich so viel Kalk anlegte, bis der damit incrustirte Sand im siedenden Wasser nicht mehr herumgetrieben werden konnte, und eine feste Masse wurde.

3) Carlsbader Sprudelstein. Seine Entstehung ist der des gemeinen Tuffsteins sehr ähnlich, nur sind seine Kalktheile weit reiner und zärter, und daher seine Farbe gemeiniglich ganz weiß, in welche durch beygemischtes Eisen noch mancherley Farben gebracht

worden, die ihm ein angenehmes Ansehen geben. In Teutschland sind dergleichen feinere Niederschläge sehr selten, in Italien aber sehr gemein, indem die meisten und schönsten der dortigen Marmors nichts anders sind. Wie sehr verschiedene Wasser jener Gegenden mit Kalk überhäuft seyn müssen, erhellet aus den Vas-Reliefs und andern Figuren, die Herr Leonardo de Vegni verfertigt, indem er die Formen dazu in die Wasser der Bäder San Filippo bringt, sie darin incrustiren läßt, und Abdrücke erhält die ungemein schön ausfallen.

4) Tropfstein. Dieser erzeugt sich in Höhlen der Kalkberge, in alten Bergwerken, sogar in Kellern und Gewölben ziemlich häufig. Sand Thon- und Leimenlager, die sich in niederliegenden Gegenden besonders finden, sind meistentheils auch neuerer Entstehung, und durch Wasserfluthen, Wind und verschiedene andere Zufälle dahin gebracht, wo man sie findet. Daher werden auch in solchen Gegenden nicht selten Sachen ausgegraben, die bey dergleichen Gelegenheiten durch sie bedeckt worden sind.

Ein Umstand, der immer Vieler Bewunderung erregt hat, und immer problematisch geblieben ist, sind die großen Granit- Porphyr- Hornstein- und Quarz-Wacken, auch kleinere Stücken davon, die vorzüglich auf Hügeln platter Gegenden angetroffen werden. Lange Zeit blieb mir unerklärbar, auf welche Art sie an

Ort

Ort und Stelle gekommen: weil ich mir, nachdem die Flötzgebirge gebildet waren, keine so große Ueberschwemmung denken konnte, die diese Massen mitgebracht haben könnte, und in diesem Falle würden sie auch nicht die Hügel hinauf, sondern allemal in die tiefsten Gründe getrieben worden seyn. Aus den Flötzgebirgen selbst konnten sie auch nicht gewaschen werden; denn lobwohl das Todtliegende aus dergleichen Steinarten zusammengesetzt ist, so haben doch die Theile desselben bey weitem nicht die Größe; und da fehlte auch die Ursach, die sie hervor, und auf Anhöhen platter Gegenden gebracht haben könnte, und alle übrigen Flötzschichten sind so rein, daß in mancher ein Sandkorn eine Seltenheit seyn würde.

Erst vor kurzem hatte ich Gelegenheit zwey Fakta zu sammeln, die mir anwendbar zu Hebung dieser Schwierigkeiten scheinen, und die ich Ihnen mit Vergnügen hier mittheile.

Das Erste. Wenn Scheit-Holz eingeflößt wird, so bekommt man beym Ausflößen niemals die Klafter-Zahl wieder heraus, und sonderlich bey schweren Holz-Gattungen, weil viele sogenannte Senk-Scheite auf dem Grunde liegen bleiben. Doch sind diese nicht verloren, denn wenn sich im Winter Grundeiß erzeugt, so gefrieren sie mit an dasselbe, und werden dadurch bey Tauwetter mit in die Höhe gehoben, und so an

die Ufer und Rechen der Flüſſe getrieben, und auf dieſe Art wieder erhalten.

Das Zweyte. Einer meiner Freunde pflegte ſich oft bey Eckhof, ohnweit Kiel, in der See zu baden. Letzteres Frühjahr bemerkte er an dem Orte, wo dieſes geſchahe, eine ganze Parthie groſſer glatter Granit-Wacken, die den Sommer zuvor noch nicht da geweſen waren. Er befragte deshalb einen alten Fiſcher, vor deſſen Wohnung die Steine lagen, und erhielt zur Antwort, das ſich dieſes oft zutrüge, weil im Seegrunde ſich Eis erzeugte, wodurch die in demſelben liegenden Steine im Frühjahr mit in die Höhe gehoben, und von Stürmen an den Strand getrieben würden. Nun iſt man zwar wohl wegen des Grundeiſes noch nicht ganz einig, ob es wirklich auf dem Grunde der Waſſer gefriert, doch behaupten es Viele. Geſetzt aber auch es verhielte ſich nicht ſo, ſo wäre doch auf dieſe Art das Eis vor ſich ſchon ein Mittel, Steine und andere Laſten von einem Ufer eines Stroms oder Sees an das andere zu bringen. Es läßt ſich daher auch gar wohl denken, daß, als bey Abnahme des alten Meeres unſere Hügel nach und nach zu Sandbänken und Inſeln heranwuchſen, auf eben dieſe Weiſe Stürme viel Eis mit innliegenden fremdartigen Steinen an dieſelben getrieben haben können.

* * *

Hier haben Sie nun das, was ich Ihnen kurz von Bau und Art unſers Erdkörpers ſagen konnte. Es iſt zwar bey weitem nicht hinreichend, ſich eine vollſtändige Kenntniß daraus zu erwerben; es führt Sie aber doch gewiß auf den richtigern Weg darzu, und ich bin verſichert, daß Sie alles was Sie in Zukunft über dieſen Gegenſtand ſehen, hören und leſen, weit leichter und verſtändlicher finden werden als bisher. Die ausgezeichneteſten Bücher, die hiervon mehr enthalten, ſetzen gemeiniglich ſchon Kenntniſſe voraus; dabey kommt aber der zu kurz der dieſe nicht beſitzt, und ſich durch ſo einen kleinen Catechismus nicht erſt mit den Anfangsgründen der Gebirgslehre bekannt machen konnte.

Leben Sie wohl!

V.

III.

Schreiben *) an einen Freund über ein in Rom verfertigtes Gemählde des Hrn. Wilhelm Tiſchbein,

Mahler S. D. des Herzogs von Gotha.

Rom, den 10ten Novemb. 1784.

Mein liebenswürdiger Freund, Herr W. Tiſchbein, von deſſen edlem Charakter, ſeitdem ich ſeine angenehme

*) Ein Künſtler der von dem Werke eines Künſtlers ſpricht, wird von Verſtändigen immer gerne gehört. Wir haben dieſen

Bekanntſchaft machte, ich Ihnen ſchon ſo viel zu ſchreiben das Vergnügen hatte, hat nun ein Gemählde vollendet, von welchem Ihnen eine Beſchreibung um ſo viel angenehmer ſeyn wird, da der Gegenſtand deſſelben eine der merkwürdigſten und rührendſten Begebenheiten in unſrer vaterländiſchen Geſchichte iſt, und die Ausführung davon einen neuen Beweis abgiebt, daß es unſern Landsleuten eben ſo wenig als andern Nationen an Geiſteskraft, Empfindung und Geſchicklichkeit für die bildenden Künſte fehlet, wenn ihnen durch edle Aufmunterung Gelegenheit gegeben wird, daß der Keim ihrer Fähigkeiten auf eine richtige und vortheilhafte Art ſich entwickeln kann.

Ich ſchrieb Ihnen ehmals, daß unſer Tiſchbein ſich einige Zeit in Zürch aufgehalten, wo der Umgang mit Bodmer, Lavater und andern merkwürdigen Männern dieſer Republik viel beytrug, ihn aufzumuntern, ſeinen Pinſel hauptſächlich der vaterländiſchen Geſchichte zu weihen, welche bisher von der Kunſt ſehr vernachläßiget worden.

Da nach dem Wiederaufleben der ſchönen Künſte, beſonders von Anfang des ſechszehenten Jahrhunderts die

ſen Aufſatz gelaſſen, ſo wie er aus der Feder des Verf. gekommen, der gewohnter iſt ſich mit Crayon und Pinſel als mit Gänſeſpulen auszudrucken (wiewohl auch dieſe oft in ſeiner Hand zum Crayon werden) und wir hoffen daß uns dieſe Beſcheidenheit von keinem billigen Leſer werde übel ausgedeutet werden. d. H.

die groſſen Geiſter wie aus einem langen Schlummer erwachten, und jene unübertreflichen Ueberbleibſel der Griechiſchen und Römiſchen Kunſt vor ſich erblickten: ſo wuſten ſie nichts beſſeres, um dieſe Meiſterſtücke nachzuahmen, oder, wo möglich, ihnen gleich zu kommen, als ähnliche oder die nämlichen Gegenſtände aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte oder Götterlehre zur Bearbeitung zu wählen. Ohne Zweifel trug die griechiſche und lateiniſche Litteratur, welche damals beynahe die einzige war, ſehr viel hiezu bey. Die Götter und Helden Homers waren, und ſind noch heut zu Tage die immer wiederholten Lieblings-Vorwürfe aller Mahler und Künſtler. Man zog bisher wenig in Betrachtung, daß die neuern Völkerſchaften auch Geſchichtbücher, Werke des Geiſtes und Gedichte haben, welche dem ſchönen Geiſt und Künſtler Stoff anbieten, ihre Fähigkeiten zu zeigen. Oder ſollten die merkwürdigen Vorfälle unſers eigenen Vaterlandes, im Liede oder durch Farben vorgeſtellt, nicht eben ſoviel oder mehr rühren als die Geſchichte und Fabeln alter Völker, welche für uns gleichſam ohne Sinn und Zweck geworden ſind?

Die bibliſchen Geſchichten haben für uns mehr Endzweck, da ſie uns durch die Religion heilig geworden ſind; und, wiewohl ſie von den Neuern am meiſten bearbeitet worden, mögen ſie immer durch eine glückliche Wahl eine reiche und wichtige Quelle bleiben,

Prinz Heinrich.

Und was, schwere Noth! Hab ich mit meiner Wirthin in der Schenke zu thun?

Falstaff.

Gut, hast du sie nicht oft und viel zum Abrechnen gerufen?

Prinz Heinrich.

Hab ich dich jemals gerufen, daß du deinen Theil an der Zeche zahlen sollst?

Falstaff.

Nein, die Gerechtigkeit muß ich dir wiederfahren lassen, du hast alles dort bezahlt.

Prinz Heinrich.

Ja, und allenthalben, so lang mein Sekel reichte; und wenn er leer war, so hab ich meinen Credit gebraucht.

Falstaff.

Das ist wahr, und so gebraucht, daß, wenn es nicht vermuthlich wäre, daß du der vermuthliche Erbe -- Aber ich bitte dich, Närrchen, willst du auch noch einen Galgen in England stehen lassen, wenn du König bist? Willst du zugeben, daß ein resoluter Kerl von dem alten rostigen grotesken Popanz, Gesez, sich schicanieren lassen soll? Hänge mir ja keinen Dieb, wenn du König bist, das sag' ich dir.

woraus der für die äuſſere Zierde der Religion arbeitende Künſtler einen Theil ſeiner Gegenſtände wählen könnte. Ob man dies auch von den Kirchen-Geſchichten und den ſogenannten Legenden der Heiligen behaupten könne, weiß ich nicht. Man ſieht zwar ſehr viele und vortrefliche Abbildungen aus denſelben, und beynahe war kein groſſer Mann in der Kunſt, der nicht hie oder da eine Martergeſchichte eines Heiligen auf die wärmſte und wahreſte Art vorgeſtellt hätte. Aber was für einen wahren Zweck haben dieſe ſchrecklich-ſchönen Abbildungen für uns? Was finden wir in dieſen gräulichen Vorwürfen, für ſich betrachtet, gröſtentheils anders, als einen grauſamen Fanatismus, der den menſchlichen Verſtand vermehret und das empfindſame Herz kränket? Die Religion würde nichts von ihrer Majeſtät und Würde verlieren, wenn ſolche Gegenſtände dem Volke weder durch das Feuer der Beredſamkeit, noch durch die warmen Farben des gefühlvollen Künſtlers vorgeſtellt würden.

Edlern, wichtigern und reichern Stoff für alle Pinſel, Meiſſel und Grabſtichel bietet jeder geſitteten Nation ihre vaterländiſche Geſchichte an. Dieſe gut vorgeſtellt zu ſehen muß nothwendig unſrer Eigenliebe mehr ſchmeicheln, und uns mehr rühren als alles andere, das in gleichem Grade gut vorgeſtellt wird; denn am Ende iſt jene uns immer näher und unſer eigen, da hingegen das andere entfernt und für uns

fremd

fremd iſt. Auch bin ich der Meynung, daß der Endzweck der bildenden Künſte auf eine richtigere und vollkommnere Art könnte erreichet werden: ſey es, daß man das bloße Wohlgefallen als den Hauptendzweck derſelben betrachtet, oder daß man annimmt, daß es gentlich zum Weſen der bildenden Künſte gehöre, daß ihre Werke den Verſtand auf eine edle Art beſchäftigen, und ſo auf unſer Herz wirken, daß wir für das Schöne und Große gefühlvoll gemacht werden. Da demnach die Thaten der eigenen Nation dem Zwecke der ſchönen Künſte angemeßner ſind, und mehr unſer eignes Ich intereſſiren: ſo ſollte es jeder Nation auch daran liegen, das Merkwürdige der vaterländiſchen Geſchichte vor den Begebenheiten fremder Völker voraus zu wiſſen. Und was trägt wohl mehr bey ſie ausgebreiteter und allgemein bekannt zu machen, als wenn die Künſtler ſich mit den Schriftſtellern vereinigen, die merkwürdigen Thaten des Vaterlandes durch die natürliche Vorſtellung derſelben zu verewigen?

Aehnliche Gründe mochten unſern Künſtler wohl angetrieben haben, den Stoff zu dem Bilde, von welchem ich Ihnen nun ſprechen werde, aus der vaterländiſchen Geſchichte zu wählen: und wenn er die Tugend mahlen wollte, (welche eigentlich die gröſeſte und ſchwereſte iſt) alles Ungemach im Unglück mit Standhaftigkeit auszuſtehen, und ſelbſt, ohne Furcht vor dem Tode, mit Gelaſſenheit ein Leben hinzugeben, das erſt

der Anfang des menschlichen Genusses werden sollte; wo hätte er wohl einen Vorgang in der Geschichte finden können, der seinen erhabenen Begriffen mehr zugesagt hätte, als derjenige den er sich erlas? — Es ist nemlich die trauervolle Geschichte Konradins von Schwaben und Friederichs von Oesterreich, welche in dem 13ten Jahrhundert in Neapel auf einem öffentlichen Schaugerüste enthauptet wurden. Da Ihnen dieser Vorfall ohnedem hinlänglich bekannt ist, will ich hier nur einige Hauptzüge der Geschichte berühren, damit wir zur vollkommenen Verständniß des Gemähldes selbst kommen können.

Das Heldenhaus von Schwaben war endlich durch die heimliche Ränke und Nachstellungen, welche die unversöhnliche Rache der Päbste beständig gegen dasselbe ausbrütete, bis auf einen einzigen unmündigen Sprößling erloschen; und die beyden Königreiche von Neapel und Sicilien, welche der schwäbischen Linie erblich angehörten, wurden auf unermüdete Anstiftungen der Kirchenhäupter von Karl von Anjou in Besitz genommen, nachdem Manfred, der vorige König und Oheim des unmündigen aber rechtmäßigen Erben, in der Schlacht umgekommen war. Konradin, dazumal ein Kind von wenigen Jahren, war dieser Erbe. Er hatte noch nicht das achtzehnte Jahr erreichet; als er, beseelt von der Größe und dem muthvollen Geiste seiner Heldenväter, und voll tiefen Gefühls des Unrechts

rechts deſſen Opfer ſie geworden, ſich an die Spitze eines nicht zahlreichen aber rüſtigen Heeres eigner Vaſallen ſtellte, um die ſeinen Vätern angethane Schmach an den Urhebern zu rächen, und ſein uſurpirtes Erbtheil in Italien wieder zu erobern. Friederich, Herzog von Oeſterreich, ein Jüngling von gleichem Alter, ſein Vetter und Jugendfreund, wollte mit einem Trupp ſeiner eignen Leute das Heer ſeines Freundes vermehren; und als ein zweyter Pirithous begleitete er ſeinen Freund, um ſein Schickſal auf dieſem gefährlichen Zuge zu theilen. Der Abſchied des jungen Königs von ſeiner Mutter war rührend; eine ſchwarze Vorempfindung weisſagte ihr das Schickſal ihres Sohnes, und ihre Zärtlichkeit ſuchte ihn durch Thränen zu bewegen, daß er ſich in ſeiner Unerfahrenheit und Jugend keinem ſo gefährlichen Kriege unterzöge. Sein Herz, nicht ohne Empfindung für Liebe und Zärtlichkeit, fühlte ſich ſchwer gedrängt; aber ſein Muth ward durch Gegenvorſtellungen nur mehr entflammt. Er glaubte es für die königliche Würde unanſtändig, aus Weichlichkeit und Furcht von dem Vorſaz abzuſtehen, ſeine Rechte zu behaupten, und die Völker, über welche er zu herrſchen das angebohrne Recht hatte, nicht ſo bald als möglich von dem Sklavenjoch eingedrungner Tyrannen zu befreyen. Das Königsheer ſetzte ſich in Bewegung, und Konradin und Friederich an der Spitze ſetzten über die Alpengebirge. Bey dem Durchzuge in Italien vermehrten die Gibellinen von allen Seiten

das

das teutſche Kriegsheer, jauchzeten ihm als ihrem Befreyer von dem unterdrückenden Uebermuth der Guelfen zu, und glaubten in dem jungen Könige einen Friedrich den zweyten wieder aufleben zu ſehen. Der Pabſt und Carl von Anjou mit ihrer Parthey, den Guelfen, waren bey Annäherung eines ſo rüſtigen Heeres in der äuſerſten Verlegenheit. Sie ſahen, daß ſie dem Muthe der beyden jungen Helden unmöglich gleiche Kräfte entgegen ſetzen könnten, und wenn eine Art des Heils und des Sieges für Sie übrig bliebe, ſo wäre es blos durch Hinterliſt und einen Meiſterſtreich die Unerfahrenheit und Jugend der Anführer zu beſiegen. Der Pabſt hielt ſich damals wegen Mißhelligkeiten, welche in Rom herrſchten, zu Viterbo eingeſchloſſen; und als er in der Ferne die vorüberziehende Armee ſah, an deren Spitze der junge Konradin mit ſeinem Freunde muthvoll einherritt, ſoll er dieſe merkwürdigen Worte geſagt haben: „Wie aufgeblaſen von ſeiner Gröſſe der ſtolze Knabe einherſchreitet, ohne Vorempfindung, daß er ſich ſelbſt wie ein ſorgloſes Lamm an die Schlachtbank führt!“ Konradin, voll Zuverſichtlichkeit und Begierde durch eine plötzliche Vertilgung ſeiner Feinde die ſeinem Hauſe wiederfahrnen Unbilden zu rächen, nahm ſich keine Zeit in Rom zu verweilen, und rückte gegen das neapolitaniſche Reich an, wo ihm die zuſammengeraſte und verzagte Armee des Königs Karl entgegen kam. Ein erfahrner Franzoſe, der um dieſe Zeit von einem Kreuzzuge in

Orient

Orient zurückgekommen, war der Retter dieſes einge-drungenen Königs. Er ſah ſehr leicht ein, wie ſchwach er ſey, einer muthigen und rachedürſtenden Armee zu widerſtehen, welche für den edeln königlichen Jüng-ling, der ſie anführte, alles zu thun bereit war. Carl zertheilte alſo nach dem Rathe des angekommene Frem-den die ſeinige, und ſtellte den beſten Trupp davon in Hinterhalt. Beym erſten Anfall der Teutſchen wurde Carl gänzlich geſchlagen, und die Sieger glaub-ten ihn ſogar unter den Erſchlagenen zu ſehen. Ohne die geringſte Vermuthung, daß noch ein Feind verbor-gen ſeyn könnte, überließen ſie ſich der ausgelaſſenſten Freude, und warfen in groſſer Unordnung ihre Waf-fen und Rüſtungen von ſich, um von der Ermüdung der Schlacht und der brennenden Sonnenhitze auszu-ruhen. Auf einmal fielen die verſteckten friſchen Trup-pen über die ſorgloſen Teutſchen her, alles was ſich nicht durch eine plötzliche Flucht retten konnte, ward erſchlagen, und die Armee ſo zu grunde gerichtet, daß die jungen Anführer ſich nicht einmal mit einer Bede-kung der ihrigen zurückziehen konnten, ſondern auf der jählingen Flucht genöthigt waren, ihre königlichen Kleidungen mit Bauer-Kitteln zu verwechſeln. In dieſem erbärmlichen Zuſtande irrten ſie einige Tage und Nächte herum, ohne Kenntniß des Landes und der Wege, welche ſie in Sicherheit hätte bringen können. Indeſſen hatte König Carl alles durch Bedrohungen und Verſprechungen aufgeboten, ſie wo möglich zu

greiffen,

greiffen, und lebendig oder todt in seine Hände zu lies fern. Nach langem Herumirren geriethen die Flüchtlinge endlich an die Tiber nahe bey ihrem Einflusse ins Meer; sogleich entschlossen sie sich ihre Sicherheit auf diesem ihnen weniger gefährlichen Elemente zu suchen, und so nach Pisa, einer ihnen ergebenen Stadt, zu kommen. Sie bewogen einen Schiffer unter hohen Versprechungen sie dahin zu bringen. Unglücklicher weise hatten sie nicht einmal so viel Geld um sich das Nothwendige für diese kleine Seereise zu kauffen; sie gaben also dem Schiffer einen kostbaren Ring, den er ihnen verkaufen sollte, indessen die königlichen Flüchtlinge sich gefallen lassen wollten in der Hütte zu warten. Frangipani, aus einem der mächtigsten damaligen Häuser in Rom, in dessen Hände der Ring fiel, urtheilte gleich aus seiner Kostbarkeit daß dies Leute von Stande seyn müßten; und um sich bey dem Pabste und dem Könige ein Verdienst zu machen, bemächtigte er sich dieser Unglücklichen, welche auch ohne weitere Umstände dem Könige ausgeliefert wurden. Ihre Gefangenschaft in Neapel dauerte über neun Monate, während welcher Zeit König Carl Rechtsgelehrte versammelte, die das Verbrechen untersuchen sollten, damit er mit einiger Formalität das Verfahren seiner bey sich beschlossenen Grausamkeit vor der Welt beschönigen und rechtfertigen könnte. Endlich kam der Ausspruch daß sie als Störer der öffentlichen Ruhe und als Aufwiegler wider das Interesse

tereſſe der Kirche und ihres Oberhauptes, ihr Verbrechen durch eine öffentliche Hinrichtung büßen ſollten. Dem zu Folge wurden die jungen Helden auf das öffentliche Schaugerüſte gebracht. Eine auſſerordentliche Entſchloſſenheit zeigte ſich auf ihren Geſichtern, und ohne Reue, daß ſie ein junges Leben, welches nun erſt der Anfang ihrer Größe und Glückſeligkeit werden ſollte, auf die ſchimpflichſte und ſchmählichſte Todesart verlieren mußten, blieb ihre Mine die nämliche und, dieſe ſchauervolle Standhaftigkeit erfüllte die gerührten Zuſchauer mit Entſetzen. Aber nun kam der Augenblick der ſchreckvollſten Trennung zweyer Freunde, welche ſich von Kindheit an bis in den Tod geliebt hatten. Kein Herz war das nicht bey dieſer groſſen Scene ſich erweichte und mit dem tiefſten Abſcheu gegen den König erfüllt wurde. Dies letzte Umarmen, Ringen, und der Streit wer zuerſt ſterben ſollte, hielt die erſtaunten Zuſchauer in einer ſchauerlichen Verſteinerung. Friedrich endlich ſtreckte zuerſt den Kopf unter das Beil. Conradin nimmt den blutenden Kopf, küßt und drückt ihn gegen ſein Herz, dankt ihm noch für ſeine zärtliche Freundſchaft und Liebe, und bittet ihn um Vergebung, daß er die Urſache ſeines ſo frühen Todes war. — Dann ſich gegen den König wendend, wirft er ihm in den bitterſten Ausdrücken die feige Tyranney ſeines Verfahrens vor, zieht einen Handſchuh von der Hand, und indem er ihn unter das Volk wirft, ruft er aus, daß er hiemit denjenigen,

wer

wer er auch sey, zum rechtmäßigen Besitzer des Reiches erkläre, der sein erleidendes Unrecht und sein Andenken an dem Tyrannen rächen würde — und so wurde sein Blut mit dem Blute seines erbleichten Freundes vermischet. *)

Aus dieser trauervollen Geschichte wählte unser Künstler zur Vorstellung seines Bildes den Augenblick, wo den königlichen Gefangenen von dem Richter das Urtheil überbracht wird, daß sie sterben sollten.

Das ganze Gemählde hat neun Fuß in der Länge, und sechs Fuß in Höhe. Die Figuren sind in natürlicher Größe bis an die Knie. Der Ort des Auftritts ist

*) Ein Freund, welcher vor kurzem von Neapel zurückkam, erzählte mir folgende Anekdote: Nach dem Tode dieser beyden Fürsten ward auf dem Orte, wo sie enthauptet worden, eine Kapelle erbauet, welche bis heut zu tage das trauervolle Schicksal dieser Jünglinge und die Grausamkeit des Königs Karl von Anjou im immerwährenden Andenken erhielt. Der jetzige König, welcher ein Abkömmling von dem nemlichen Geblüt des grausamen Karls ist, läßt besagte Kapelle abbrechen, um ein so öffentliches Denkmal dieser ausgeübten Grausamkeit auszulöschen. In einer hier nahe anstehenden Kirche sieht man noch die Bildsäule der Mutter des jungen Königs Konradin, welche, wie man sagt, diese Kirche selbst aus dem Gelde hatte erbauen lassen, mit welchem sie nach Rom kam, nachdem sie die betrübten Umstände ihres Sohnes vernahm, um den Pabst zu bestechen, daß er sich zum Mittler zwischen ihrem Sohne und dem König Karl aufwerfen sollte; aber sie kam zu spät: zwey Tage vor ihrer Ankunft war ihr Sohn mit seinem Freunde schon enthauptet.

iſt ein Gefängniß; eine Mauer von Quaderſteinen macht den Grund vom Bilde; in der Höhe iſt ein Fenſter mit eiſernem Gegitter, woraus man den äuſſerſten Gipfel des rauchenden Veſuvs entdeckt; ein Umſtand, welcher auf eine überraſchende Art Neapel als den Ort bezeichnet, wo dieſe Trauergeſchichte vorfiel.

Die Anlage iſt folgende:

Die beyden königlichen Gefangenen ſitzen im Vordergrunde an einem Tiſche, und ſcheinen mit vielem Intereſſe Schach zu ſpielen. Indeſſen treten die Abgeordneten herein, ihnen das Todesurtheil anzukündigen. Dem Richter tritt einer der erſten Höflinge vor, ein Franzoſe und Verwandter des König Karls. Dieſer edle Mann, gerührt von dem Schickſal dieſer Jünglinge, nahm ſeit ihrer Gefangenſchaft die Parthey derſelben, und behauptete öffentlich, daß man Prinzen von ſo hohem Geblüte, welche ſich berechtiget glaubten ein verlornes Erbreich ihrer Väter wieder zu erobern, unmöglich als Aufrührer betrachten und zu einem ſo ſchmählichen Tode verurtheilen könne. Allein da dieſe edlen Geſinnungen kein Gehör fanden, und alles nach dem Wohlgefallen eines furchtſamen Königs, welcher ſich nur durch den Tod ſeiner jungen Gegner auf dem Throne befeſtiget glaubte, beſchloſſen wurde: ſo kam er, ſeine Freunde zu dieſem ſchrecklichen Schlage vorzubereiten, und ſich zu entſchuldigen, daß ſeine Freundſchaft für ſie unvermögend geblieben. Mit thrä-

Prinz Heinrich.

Das will ich auch nicht; du ſollt ſie hängen.

Falſtaff.

Ich? Unvergleichlich! Beym Sapperment! Ich will ein vortrefflicher Richter ſeyn.

Prinz Heinrich.

Du verſtehſt mich nicht; ich meyne, du ſollſt in Perſon die Diebe hängen, und alſo ein vortrefflicher Henker werden.

Falſtaff.

Gut, Hal, gut; das wär' ein Handwerk das ſich zu meinem Humor ſo gut ſchikte, als bey Hof aufzuwarten, das kan ich dir ſagen. Schlapperment! ich bin ſo ſchwermüthig wie ein Kater, oder wie ein Bär, den man bey den Ohren zieht.

Prinz Heinrich.

Oder wie ein alter Löwe, oder wie eines Liebhabers Laute?

Falſtaff.

Ja, oder wie die Schnarrpfeiffe in einem Lincolnſchiter Dudelſak.

Prinz Heinrich.

Was ſagſt du zu einem Haſen, oder zur Melancholey einer Koly-Lache?

Falſtaff.

nenden Augen nähert ſich dieſer edle Freund den Prinzen, welche, ohne von dem Spiel aufzuſtehen, auf die Ankommenden aufmerkſam werden. Friedrich richtet ſeinen Blick auf ſie ohne Wendung des Körpers; Conradin aber, der mit dem Rücken gegen die Thüre geſeſſen, macht nichts als die Wendung mit dem Kopfe. Der Freund trocknet, mit dem Tuche in der rechten Hand, die Thränen vom Geſichte, und die Linke hält er gegen die Bruſt, in einer Stellung als ob er ihnen ſagte: „Meine Freunde! „ich habe alles gethan, „entſchuldiget mich: das Schickſal hat das Aeuſſerſte „wider euch beſchloſſen.„ Ein Officier von der Wache tritt an der Seite dieſes edlen Mannes herein, um als Zeuge bey dieſem Vorgange gegenwärtig zu ſeyn. Der militäriſche Muth eines erfahrnen Soldaten, welcher ſich in ſeinem narbigten und verbrannten Geſichte ankündiget, ſcheinet zum erſtenmal in ſeinem Leben durch dieſen ſchauervollen Auftritt erweichet zu werden. Sein geſenktes Haupt drückt in der ſimpelſten Stellung die tiefeſte Rührung aus. Der Richter, welcher hinter dieſen beyden ſteht, macht die fünfte Figur; er ſteht in gerader Stellung da; ſein Geſicht und ſeine Bruſt zeigen ihre ganze Vorderſeite, und in beyden Händen hält er das Papier, im Begriffe den verurtheilten Prinzen die Sentenz ableſen zu wollen. Alles an dieſer Figur, beſonders der oben zugeſpitzte Kopf, und der von Fett dick aufgeſchwollene Hals zeugen von der unempfindlichen und gleichgültigen Seele

eines

eines Menſchen, der nur für ſich ſelbſt lebt, und ohne Theilnehmung an dem Schickſal anderer Menſchen iſt. Konnte man wohl, ſagte mir einmal mein gefühlvoller Künſtler, ein Geſchöpf wählen, deſſen man ſich beſſer als Werkzeug zur Ausführung eines ſo grauenvollen Auftrages bedienen könnte? Wie ſcharf empfunden dieſe Beobachtung ſey, beweiſen ſelbſt die Urkunden welche man von dieſer Geſchichte hat; ſie melden nämlich ausdrücklich, daß die Gerichtsperſon, welche man zur Vollführung dieſes Proceſſes abordnete, ein gefühlloſer und ſchmutziger Mann geweſen ſey. Die ſechſte Figur, ſchon mehr im Hintergrunde, iſt ein Edelknabe, der zur Bedienung der jungen Herren im Gefängniſſe beſtellt war. Eine brennende Neugierde mit der ängſtlichſten Erwartung iſt auf ſeinem Geſichte, und in der ganzen Stellung ausgedrückt; er ergreift in der angſtvollen Bewegung ſeiner Seele einen Finger von der Hand des hinter ihm ſtehenden Kerkermeiſters, welcher die ſiebente Figur ausmacht, und den gleiche Angſt und Erwartung ergriffen hat. Das ſchöne Geſicht und die goldnen wallenden Locken des Edelknaben machen mit der Hagerheit und dem verworrenen zerſtreuten Haaren des letztern einen überraſchenden Contraſt. Am Ende des Hintergrundes ſieht man zwey geharniſchte Soldaten mit ihren Spießen, die an der Thüre des Gefängniſſes Wache halten, und, voller Neugierde zu wiſſen was vorgeht, ihre ſchwarzbraunen Köpfe hineinſtrecken. Von Nebenſachen

ſieht man nichts als den Tiſch mit einem Teppiche, worauf das Schachbret ſteht.

Ausdruck. Ob ich gleich bereits von dem Ausdruck jeder Figur etwas erwähnt habe, da ich von der Anlage des Bildes ſprach: ſo muß ich doch nun insbeſondere etwas ausführlicher über dieſen Punkt ſeyn, da der Ausdruck eigentlich das Hauptverdienſt eines ſolchen Kunſtwerkes ausmacht, und dasjenige iſt, worin unſer Künſtler vorzüglich glücklich geweſen zu ſeyn ſcheint.

Der Ausdruck bezieht ſich überhaupt auf das ganze Bild, und daher rührt die ſtärkere oder ſchwächere Wirkung, welche ein Gemählde macht. Insbeſondere betrift er jede einzelne Figur in allen ihren Theilen, vorzüglich aber iſt das Geſicht und das Auge der Sitz des Ausdrucks. Ich gehe zu unſerm Bilde über.

Conradin, vertieft in ſein Spiel, hält eben eine Figur in der Hand um Schach zu geben, als die Männer mit der Sentenz erſcheinen; da er geſehen um was es zu thun iſt, bleibt er mit ausgeſtrecktem Arme, ohne die Figur fallen zu laſſen; und ſein Geſicht gekehrt gegen die Ankommenden, weit entfernt etwas kleinmüthiges oder verzweifelndes über das ausgeſprochene Urtheil zu zeigen, iſt mit dem größten Muthe bezeichnet. Die aufſchwellenden Lippen, die ſich dehnenden Naſenlöcher, der ſtrahlende Blick ſeines

Auges,

Auges, die in die Höhe gezogenen Augenbraunen und ſich verfinſternde Stirn zeigen den immer mehr ſteigenden Unwillen gegen den feigen Tiraun, der das Todesurtheil blos aus Furcht über ſie ergehen ließ. Man fühlt, wie viel man von einem ſolchen Feinde in ſeiner Freyheit zu beſorgen hätte. Seine ganze Seele ſchwebt in ſeinem Auge und auf ſeinem Geſichte. Dieſer Ausdruck voll edlem Unwillen einer ſtandhaften und großmüthigen Seele, verbunden mit der Schönheit der Form, der ganzen Kraft eines warmen Kolorits, und den um die Stirn und Schläfe wallenden gelben Locken, giebt dem Kopfe eine Erhabenheit, wie man nur im Apollo ſieht.

Friedrich von Oeſterreich hält ſeinen Kopf auf die linke Hand aufgelehnet. Der Ausdruck in demſelben iſt nicht ſo ſtark, wie in den vorigen, aber nicht minder richtig gefunden, wahren Charakter auszudrücken. Sein Auge iſt theils auf die Ankommenden, theils auf ſeinen Freund gerichtet; und die ruhige Entſchloſſenheit, großmüthig mit ſeinem Freunde zu ſterben, mit dem er ſo willig die Verfolgungen des Schickſals trug, zeigt ſich im Geſichte und in ſeiner ganzen Stellung.

In dem edlen Höflinge, der die eine Hand gegen ſeine Bruſt und mit der andern das Schnupftuch vor einen Theil des Geſichtes hält um ſeine Thränen darin zu verbergen, drückt ſich der tiefeſte Schmerz eines ge-

rührten Herzens aus; so wie die oben beschriebene ausdrucksvolle Stellung des neben ihm stehenden Wachtoffiziers. Die dumme Gefühllosigkeit des hinter ihnen stehenden Richters machet mit diesen zwey Figuren, wie auch mit den zwey hintern Figuren, dem Edelknaben und dem Kerkermeister, einen auffallenden und rührenden Kontrast. Diese Verschiedenheit des Ausdruckes, die doch dem Gegenstande so angemessen ist, giebt dem Bilde eine Mannigfaltigkeit, welche überraschet, und das Talent des Künstlers beweiset, ohne der Einheit des Ganzen im mindesten zu schaden. Die Wahrheit des Ausdruckes im ganzen Bilde wird immer einleuchtender, je länger man es betrachtet.

Zeichnung. In dem Theile des Ausdruckes so glücklich gewesen zu seyn, würde unserm Künstler schon genug Ehre bringen. Aber denken Sie sich noch hinzu, daß alles mit besonderer Genauigkeit und Fleiße gezeichnet ist, ohne ins Harte und Kleinlichte zu verfallen. Eigentlich ist Rom der Ort, wo sich ein Künstler vorzüglich in diesem Theile der Kunst zu bilden Gelegenheit hat. Die öftere Beobachtung, und Nachzeichnung der Antiken, der Werke von Raphael, Michel Angelo und der Schule der Carracci, nebst den Zeichnungen nach der Natur, lehret den Künstler Richtigkeit und Freyheit in Umrissen und Formen, und entfernet ihn von dem Magern und Kleinlichen der bloßen Naturzeichnung.

Kostum

Koſtum in Kleidung. Da der Gegenſtand aus einem Zeitalter, und von einer Nation iſt, worüber man ſehr wenig oder gar nichts ſieht, mögen Sie wohl begierig ſeyn zu wiſſen, was für ein Koſtum er in Bekleidung ſeiner Figuren angebracht hat. Die zwo Hauptperſonen des Bildes, Konradin und Friedrich, ſind in altteutſcher Tracht gekleidet, wie man weiß, daß man ſich um das dreyzehnte Jahrhundert trug, und wie ich ſelbſt in einem altteutſchen Manuſcript ſah, welches ſich hier in der vatikaniſchen Bibliothek befindet, das ohngefähr aus dem nemlichen Zeitalter iſt, und worin man alle Arten von Figuren, Vorſtellungen und Kleidungen ſieht, wovon ſich die Farben ſehr lebhaft und friſch erhalten haben. Konradin und Friedrich haben lange und enge Beinkleider, ohngefehr wie die Ungarn ſie heut zu tage noch tragen; und Weſten, eng auf den Leib gemacht, mit Bändern zugeknöpft, in der Länge nicht viel über die Hüften reichend, mit engen Aermeln. Der Hals iſt nackend und das Haupt unbedeckt. Das Zeug der Kleidung iſt rother Sammet, von Konradin hochroth, von Friedrich etwas dunkelroth, und die Weſten ſind über die Bruſt herab, und unten herum an den Enden mit einer breiten und reichen Stickerey eingefaßt. — Man iſt in der Geſchichtsmalerey ſo an die griechiſche und römiſche Kleidung gewöhnt, daß man aus einem dummen Vorurtheil, welches durch den Gebrauch erwuchs, alle andere Kleidungsarten als der Kunſt

und Schönheit nachtheilig betrachtete. Aber ich überlasse es dem Geschmack eines uneingenommenen, und freyen Denkers zu beurtheilen, ob diese natürliche Kleidungsart, die so genau auf den Körper paßt, und beynahe den natürlichen Körperbau durch nichts als eine verschiedene Farbe entstellet, nicht besser stehe, als jene der Alten, welche, ihre Krieger ausgenommen, ganz unsichtbar in ihre Mäntel verwickelt, und eingehüllet waren. Die übrigen Figuren, die keine Teutsche sind, sind mit Mänteln, beyläufig nach der Weise der Alten bekleidet; so nemlich wie die wahrscheinlichste Vermuthung ist, daß man sich um diese Zeit in Italien ausser dem Kriege trug. Der große weisse Mantel des französischen Höflings, mit dem breiten schwarzen Schatten, welcher über seinen Rücken herabfällt, giebt der Gruppe ein vortreffliches Relief, und machet die andern mit dunklern Farben bekleideten Figuren deutlich zurückeweichen.

Helldunkel; Luftperspectiv. Dies einzige würde genug seyn, um ihnen zu sagen, wie wohl das Helldunkel und die Luftperspectiv verstanden ist: das Licht fällt von der Vorderseite aufs Bild, und folglich haben die Hauptfiguren die stärkeste Beleuchtung, welche sich hierdurch in Ansehung der übrigen Figuren sehr erheben; und so findet das Auge ohne zu suchen den Gesichtspunkt, wo es sich zu verweilen hat. Der Mantel des Höflings gegen das Licht zu, ist von einer

Seite

Seite ganz beleuchtet, der hintere Theil aber fällt in einen schwarzen Schatten, welches wie gesagt treffliche Wirkung thut. Der Offizier und die andern Figuren haben dunklere Farben, und bleiben mehr im Schatten; der Edelknabe allein streifet mit einer Wange seines Gesichtes das Licht, welches allerliebst mit seinem sanftbeschatteten Halse abstichet; ein anderer Stral des Lichtes blizt auf einen Theil seiner Hand und Kleidung gleichfalls, und diese wohlverstandene Beleuchtung macht diese ohne dies schöne Figur auf eine angenehme Art hervortreten, ohne den Hauptfiguren dadurch den mindesten Schaden zu thun.

Kolorit. Sie wissen, wie sehr eine gute Farbe in einem Bilde bezaubert, und demselben Leben und Wärme einflößt. Wie sehr reißt uns die venezianische Schule durch den Zauber und Wahrheit ihrer Art zu koloriren nicht hin? und wie viel verlieren nicht die besten Bilder blos darum, weil ihnen diese Wärme und Natur des Kolorits fehlet? Wie sehr vermißt man in den Werken eines Poussin und anderer grosen Meister diesen Zauber? — Tischbein ist auch hierin nicht gefallen. Das Porträtmalen, worin unser Künstler ein besonderes Verdienst besitzet, gewöhnte seine Augen frühzeitig an ein natürliches und wahres Kolorit. Der Ton der Farbe scheinet allgemein sehr wohl getroffen zu seyn; besonders ist eine solche Wärme und Wahrheit in dem Kopfe von Friederich, daß man

glaubt natürliches Fleisch zu sehen. Es scheint erdenklich, als wenn der Kopf von der Leinwand abstünde, und so natürlich, als wenn es nicht gemalt wäre. Dabey ist das Verständniß und die Harmonie der Farben im ganzen Bilde vortreflich; die Farben sind so nebeneinander gestellt, daß nichts das Auge beleidiget, und sie wechseln so harmonisch miteinander ab, daß eine Farbe der andern aufhilft und sie erhöhet.

Hier haben Sie den schwachen Abriß, den ich Ihnen von diesem vortreflichen Stücke geben konnte. Sie wissen, wie sehr jede Beschreibung solcher Gegenstände, besonders wenn die Sache gut ist, immer unvollkommen bleiben muß. Die beste Beschreibung ist nur selten im Stande unsere Phantasie zu erweitern; da hingegen der unmittelbare Anblick der Sache selbst uns hinreißt und entzückt. Indessen versichert mich die Liebe, welche Sie zu den bildenden Künsten tragen, daß ich Ihnen, auch durch diese schwache Abschilderung von einem so vortreflichen Stücke, keinen unangenehmen Dienst erwiesen habe. Sie haben Recht mich zu beneiden, daß mir troz meines Schicksales vergönnet ist in Rom zu seyn, und täglich mehr mein Gefühl für das Schöne zu nähren.

Ich bin ꝛc.

K. . . t.

N. S.

Ich muß Ihnen noch beysetzen, daß unser Künstler durch dieses sein Bild die Aufmerksamkeit der ersten Künstler

Künſtler und Kenner von Rom auf ſich zog, wo es ſo ſchwer bleibt den Geſchmack zu befriedigen. Battoni ſelbſt, welchem nun ſeit dem Tode des großen Mengs der erſte Rang in der Mahlerey nicht mehr ſtreitig gemacht wird, ward durch das Gerücht bewogen, das Bild anzuſehen, und er konnte ſein Entzücken nicht genug ausdrücken, ein ſo vollkommenes Werk von einem ſo jungen Manne verfertiget zu ſehen.

IV.

Kleine Wanderungen durch Teutſchland, in Briefen an den Doctor K*.

(Fortſetzung von S. 55. des T. M. Jänner 1785.)

Neunter Brief.

Nebliz.

Dieſen Morgen um neun Uhr gieng ich aus Magdeburg. J. begleitete mich bis vor das Thor der Thurmſchanze (ſo heißt eine Vorſtadt) und wünſchte mir darauf ſtatt alles Abſchiedes ein Paar gute Sohlen. Ich wußte nicht, ob ich das für Schimpf oder Ernſt halten ſollte, und hätte mich gewiß über ihn erboßt, wenn er ſich nicht hurtig aus meinen Armen gewunden hätte. Denn er hat mich doch lange genug in

Magde-

Falſtaff.

Du haſt Gleichniſſe von ſchlimmem Geſchmak; und du biſt in der That der allerunvergleichlichſte auſſerordentliche Spizbube von einem artigen jungen Prinzen -- Aber, Hall, ich bitte dich, plage mich nicht mehr mit ſolchen eiteln Dingen; ich wollte zu Gott, du und ich wüßten eine Gelegenheit, wo man gute Namen zu Kauf kriegen könnte; ein alter Lord aus dem Staats-Rath kriegte mich lezthin euertwegen auf der Straſſe zu paken, Sir; aber ich gab nicht acht darauf was er ſagte, ob er gleich ſehr weislich ſprach, und noch dazu auf der Straſſe.

Prinz Heinrich.

Du thateſt wol, denn die Weisheit läßt ihre Stimme hören auf den Gaſſen, und niemand achtet ihr.

Falſtaff.

O du haſt eine verdammte Anziehungs-Kraft, mein Seel, du könnteſt einen heiligen verführen. Du haſt mir viel böſes gethan, Hal, Gott vergeb es dir. Eh ich dich kannte, Hal, wußt' ich nichts; und izt bin ich, wenn einer die Wahrheit ſagen wollte, wenig beſſer als einer von den Schlimmſten. Ich muß diß Leben aufgeben, und ich will es aufgeben; bey G***, wenn ich es nicht thue, ſo ſey ich ein Hunds**! Ich will keinem Königsſohn in der Chriſtenheit zu lieb zum T** fahren.

Prinz Heinrich.

Wo wollen wir morgen einen Beutel rauben, Hans?

Magdeburg um ſich gehabt, um zu ſehen daß meine Krankheit nicht eingebildet war; wozu alſo der höhniſche Abſchied: „ich wünſche Ihnen ein Paar gute Sohlen!„

Ich ſehe ſehr wohl, daß ich in Magdeburg meinen Geiſt ruhiger erhalten hätte, wenn ich zu keinem meiner Freunde gegangen wäre. Statt Theilnehmung habe ich Schrauberey gefunden, und letztre mußte mich noch bis vors Thor begleiten, um mir eine Ladung Misvergnügen mit auf den Weg zu geben. Aber damit war es noch nicht genug:

Eine halbe Stunde von Magdeburg überfiel mich ein ſtarker Regen, der mich in wenig Minuten ſo durchdrang, daß mir alle Glieder vor Froſt zitterten. Als er ſich gelegt hatte, gieng ich über eine Wieſe und ſank bis über die Knöchel in ſchwarzen Moraſt: als ich mich herausgearbeitet hatte, kam mir ein Bauer entgegen, und verſicherte zu meinem Troſte, er hätte ſchon einmal da bis an den Bauch im Sumpfe geſteckt: dabey erfuhr ich, daß ich bey der halben Meile die ich zurückgelegt hatte, wenigſtens eine Viertelmeile umgegangen ſey; daß ich in Nedlitz (ſo weit wollte ich heute) ein ſehr ſchlechtes Nachtlager fände, und daß ich, ehe ich dahin käme, noch drey bis viermal vom Regen bis auf die Haut durchweicht zu werden hoffen dürfte.

So

Soviel Worte, soviel Donnerschläge! Ich wäre gern nach Magdeburg zurück gegangen, wenn mir nicht J. beym Abschiede gute Sohlen gewünscht hätte.

Ich nahm also meinen ganzen Muth zusammen, und gieng weiter. Der Bauer beschrieb mir den Weg so genau, daß ich ihn nicht verfehlen konnte: aber er war nicht halb so angenehm als jener von S. nach Magdeburg. Ueberhaupt scheint es, als wenn auf dieser Seite der Elbe der Boden um vier Körner auf jede Aehre schlechter wäre. Das Getreide stand einzeln und niedrig in einem gelblichsandigen Boden, der den Regen in wenig Zeit so verschluckte daß kaum noch Spuren davon zu sehen waren. Die Bauern schienen mir nicht so vierschrötig als jenseit der Elbe, und ihre Pferde waren klein und unansehnlich.

Um fünf Uhr kam ich nach Nedlitz. Ich trat in die Schenke, und fand es daselbst noch um einen guten Theil schlechter als es mir der Bauer beschrieben hatte. In der Stube war es dumpfig, auf dem Hofe wurde Dünger geladen, und im Garten troff zwiefacher Regen. Jetzt, l. K., fühlte ich das erstemal, wie schwer die Kur ist die Sie mit mir eingeschlagen haben. Ich wußte weder aus noch ein, bis mich endlich ein glücklicher Einfall aus allen Drangsalen erlößte.

Ich beschloß zum Pastor des Dorfes zu gehen und ihn um ein Nachtlager zu bitten. Ich fand an

ihm

ihm einen ausgemergelten, dem Anſcheine nach im höchſten Grade ſchwindſüchtigen Mann. Er ſchien herzlich zu erſchrecken, als ich ihm mein Anliegen vortrug. Je näher ich zu ihm trat, deſto angelegentlicher entfernte er ſich von mir und nur zuweilen ſah er mich mit einem Paar Augen an, in welchen ein abſolutes ängſtliches Mistrauen ſo unverkennbar geſchrieben ſtand, daß ich in die äuſſerſte Verlegenheit gerieth, und gern wieder in der Schenke geweſen wäre.

Er zuckte die Achſeln, ohne ein Wort zu ſagen, als ich meinen Beſuch noch einmal wiederholte, und blickte dabey einigemal mit furchtbarer Aengſtlichkeit nach der Thür, gleichſam als wenn er wünſchte, daß jemand kommen und ihn vor mir ſchützen möchte.

Zu gutem Glücke trat nach einigen Minuten ein junger Mann in die Stube, der, wie ich nachher erfuhr, der Subſtitut des kranken Paſtors war. Letztrer zeigte ſtillſchweigend mit dem Finger auf mich, und der junge Mann fragte nach meinem Anliegen. Ich entdeckte ihm meine Verlegenheit wegen eines Nachtlagers; er ſchien ſie ſo ſehr zu fühlen als ich ſelbſt, und führte mich auf ſeine Stube. Kaum war ich dort, ſo erſchien ein Bote vom Paſtor, der den Subſtituten rief. Der Bote ſah mich faſt eben, ſo wie der Paſtor, von oben bis unten an, und entfernte ſich nicht eher von der Stube, bis der junge Mann zurückkam.

„Man

„Man hält Sie hier für einen Mörder und Dieb, (ſagte er lächelnd zu mir) aber Sie werden es meinem alten Freund verzeihen — er iſt im äuſſerſten Grade hypochondriſch. Ich habe ihm verſprechen müſſen, Sie dieſe Nacht nicht zu beherbergen; er will in Ihren Augen etwas Verdächtiges bemerkt haben; aber Sie ſind mir von ganzem Herzen willkommen! — Um doch aber den alten Mann zu beruhigen, haben Sie die Güte und gehen, bis es finſter wird, nach der Schenke zurück: da werde ich Sie abholen und durch den Garten wieder hieher führen.„

Ich wußte nicht, ob ich über den wunderlichen alten Mann lachen oder mich ärgern ſollte. Aber ich griff zur rechten Zeit in meinen Buſen, und überlegte, ob ichs vor vier Wochen wohl um ein Haar beſſer gemacht haben würde, wenn ein wildfremder Menſch zu mir gekommen wäre, und ſo geradezu um ein Nachtlager gebeten hätte.

Alſo ließ ich mir den Vorſchlag des jungen Mannes gefallen, und brachte noch anderthalb Stunden in der Schenke zu. Endlich kam er und holte mich ab. Er führte mich durch den Garten über den Hof, leiſe die Treppe hinan auf ſeine Stube, wo ich alle erwünſchte Bequemlichkeit fand.

Zehntes Briefs.

Brandenburg.

Sie können glauben, lieber K daß ich herzlich froh bin, so gutes Kaufs aus dem Hauſe der Trübſale in Neuling fortgekommen zu ſeyn. Ich ſchlief die Nacht wider meine Erwartungen ſehr gut, und ſobald der Tag anbrach führte mich der Subſtitut eben da hinaus wo ich herein gekommen war — durch die Hinterthür. Der junge Mann hat ſich meine Dankbarkeit und Freundſchaft im höchſten Grade erworben. Gott gebe nur, daß er ſich von dem Alten mit ſeinen wunderlichen Grillen nicht anſtecken läßt! Denn er ſelbſt war kein Geſundheitsriefe.

Ich ſezte meinen Stab getroſt weiter, in der beſten Hoffnung, daß die heutige Tagereiſe nicht ſo unangenehm ablaufen würde als die Geſtrige. Aber auſſerdem, daß die Felder und Fluren weder durch Fruchtbarkeit noch durch ſtarke wohlgenährte Heerden meinen Trübſinn verſcheuchten, hatte ich noch das Unglück, mich nach zwo Stunden in einem Tannenwalde zu ſehn, wo ich weder Weg noch Steg wußte. Ich weiß nicht wie man ſich in gewiſſen Augenblicken ſo ganz ſelbſt vergeſſen kann. Ich war wie im Traume von der groſſen, breiten Landſtraße weggetaumelt, und konnte mich doch nachher noch ſehr wundern, wie ich ſo plözlich in einen Wald gerathen ſey. In gröſter Herzensangſt, als wenn ich in einer afrikaniſchen Wüſte

unter

unter Löwen und Tieger wandelte, rief ich zwey bis dreymal, was ich rufen konnte, und endlich kam ein Bauermädchen, welches Tannennadeln in einem Korbe trug, zu meiner innigen Freude daher, und brachte mich glücklich aus dem Gehölze. Ich konnte nicht umhin mein ängstliches Betragen ein wenig lächerlich zu finden, denn ich hätte nur zwanzig Schritte vorwärts thun dürfen, so wäre ich aus dem fürchterlichen Walde gewesen. Indessen soll mir doch dieser Vorfall eine kleine Erinnerung seyn, künftig hübsch bey mir selbst zu bleiben.

Kaum war ich wieder auf der Landstraße, so brach ein starker Regen auf mich herab, der mich in eine sehr heilsame Bewegung setzte. Ungefähr tausend Schritte vor mir stand ein dichter Eichbaum; ich erblickte ihn nicht sobald, als ich mich in eine Carriere legte, die über alle menschliche Kräfte gieng. Lieber K. — Ich versichere Sie, daß ich nicht wenig stolz auf meine Füße ward, als ich mich in wenig Augenblicken glücklich im Troknen sahe.

Aber es stand mir noch eine bessere Motion bevor. Ich hatte mich kaum ein wenig erholt, als ein bedeckter Postwagen des Weges kam. Der Himmel hatte sich rundum bezogen: es regnete noch stark; und kein weisses Streifchen zwischen den Wolken zeigte daß sie sich bald brechen, und der Sonne weichen würden. Ich entschloß mich also kurz, lief auf den Post-

wagen zu, und fragte den Postillon, ob er mich mitnehmen wollte; ich wäre erböthig auf der nächsten Station das volle Postgeld zu bezahlen. „Ji, hi!„ sagte er zu seinen Pferden, und ermunterte sie mit der Peitsche zum strengsten Trott. Ich glaubte er hätte mein Anliegen nicht gehört, und trottirte ausser Athem, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, neben dem Wagen her, und rief immer „auf der nächsten Station wollte ich ja gern das Postgeld bezahlen.„

Endlich erbarmte sich einer der Passagiers über mich, und warf dem Postillon ein Paar Donnerwetter zwischen die Ohren; aber die thaten nicht halb den Effekt, als die Drohung: wenn er mich nicht mitnähme, so wollt' ers im Postamte melden. Es sey seine Schuldigkeit, einen Reisenden aufzunehmen, wenn er sich erböthe das Postgeld auf der nächsten Station zu bezahlen. Nun hielt er still, und ich stieg auf.

Ein andermal, (sagte der Passagier zu mir) sagen Sie lieber, Sie wollen blind fahren. Sie verfahren damit, daß Sie des Stations Geldes erwähnten. Der Postillon steckt es lieber in seine Tasche.

Ich war in dem bedeckten Wagen wie im Himmel, und vergaß aller ausgestandenen Mühseligkeiten. Meinem gütigen Protektor dankte ich von ganzem Herzen.

„Den Herrn wird kefrier!„ sagte eine Stimme hinter mir im Wagen, und zugleich fühlte ich, daß

man mir von hinten einen Mantel zuwarf. Ich sahe mich um, und siehe! Stimme und Mantel gehörten einem Juden. Ich muß Ihnen gestehn, lieber K., daß mich dieser Vorfall überraschte. Man ist sonst an einem Juden Gefälligkeit nicht gewohnt; aber er war aus Paris, wie ich nachher hörte. Er gieng nach Frankfurt an der Oder, wo er Geschäfte hatte. Er war ein heller vernünftiger Mann, der die ganze Reisegesellschaft recht artig zu unterhalten wußte.

Um so mehr kränkte es mich, als ihm der Posthalter auf der nächsten Station so grob begegnete. Es herrscht im Preussischen noch die Gewohnheit, daß sich die Armen Juden, wie Vieh, verzollen müssen. Wo ein Adler steht, müssen sie sich einen Zollzettel lösen, und denselben, damit sie keine Zollbude überschlagen, auf dem nächsten Zollamte zeigen. Wenn Juden auf der Post kommen, müssen die Postmeister zusehn, ob sie auch von den Zollämtern die sie passirt sind, ihre Scheine haben.

Unser armer Jude machte diese Tour in seinem Leben zum erstenmal, und saß noch dazu in einem bedeckten Wagen, so daß es fast gar nicht möglich war alle die Zolladler zu bemerken die wir passirten. Indessen waren die übrigen Passagiers, die ihn alle liebgewonnen hatten, so gefällig, und erinnerten ihn jedesmal wenn ein Zollamt am Wege lag, damit er sich einen Zettel lösen konnte.

Sobald wir im Posthause ankamen, lief der Posthalter auf den Juden zu, und sagte: Wo hast du deine Zettel, Jude!

Uns verdroß diese grobe Anrede, aber der Jude lächelte, und wieß ihm die Zollscheine.

Schurke! (brüllte auf einmal der Postmeister, ein breitschultriger, aus vollem Holze gehauener Mensch) du hast den Zoll verfahren! Die übrigen Passagiers murrten laut, und stellten sich um den Juden her. „Ich habs nicht gewußt!„ sagte der Jude mit einem Lächeln, das seinen innerlichen Aerger verbergen sollte, aber der Grobian dachte, er lache ihn aus, und schon ballte er die Faust um ihm vor die Brust zu rennen, als sich der Passagier, der sich auch meiner unterwegs so thätig angenommen hatte, mit zwey geballten Fäusten vor den Juden stellte und dem Postmeister eine Gegenpantomime machte. Wir Uebrigen gaben auch unser Wort dazu, und jener spannte plötzlich gelindere Saiten auf. Endlich fand es sich, daß das Zollamt, welches der Jude überschlagen hatte, in eben dem Dorfe war wo wir uns jetzt befanden, und daß wir auf dem Wege, den der Postillon genommen hatte, gar nicht vorbey gekommen waren. Was konnte nun der arme Jude dafür?

Sie werden wissen, daß von Berlin aus die Rechte der Juden als Menschen zuerst wieder in Anregung gebracht worden; daß man gar herrliche Bücher schrieb die

die das Herz jedes Menſchenfreundes mit frohen Erwartungen hoben, daß auch dieſe unglückliche Nation endlich in die Rechte der Menſchheit eingeſetzt werden würde! Nun vergleichen Sie: So ſchreibt man in Berlin; ſo handelt man in S**, welches nur einige Meilen davon liegt. — In Frankreich hat man, meines Wiſſens, neuerlich nichts zur Vertheidigung der Juden geſchrieben, aber deſto mehr gethan: denn unſer Jude zeigte ein franzöſiſches Edikt vor, worin allen Zöllnern bey ſtrenger Strafe verbothen wurde, von einem durchreiſenden Juden, ſey er aus welchem Lande er wolle, Abgaben zu fordern. „Car le temps eſt paſſé — hieß es am Ende — ou l'on traitoit ces gens en beſtiaux. „ *Louis.*

Und wenn auch der ſtille Ludewig Zeit ſeiner Regierung nur dieſes Edikt gegeben hätte; ſo wäre es ſchon gültig genug, ihm unter derjenigen Anzahl guter Regenten einen Platz zu verſchaffen, welche die Rechte der Menſchheit kannten, ſchätzten, und ſie in ihre ehemalige Gültigkeit wieder einzuſetzen ſuchten.

Unſer Jude kam damit los, daß er den Zoll, welchen er verfahren hatte, dreyfach geben mußte. Dreyfache, dreyfache Schande! Er hatte den Adler nicht geſehen, und der heimtückiſche Poſtillon, der es hätte wiſſen können, hatte ihm nichts davon geſagt!

Mein Seele iſt durch dieſen Vorfall ſo trübe und finſter geworden als dieſe Stadt, wo ich die Nacht

Falſtaff.

Wo du willt, Junge; ich mache mit; thue ichs nicht, ſo heiſſe mich einen Hunds** und gieb mir Maulſchellen.

Prinz Heinrich

Die Beſtrung deines Lebens geht gut von ſtatten, wie ich ſehe; nur erſt Stoßſeufzer, izt Straſſenrauben.

Falſtaff.

Wie, Hal, das iſt mein Beruf, Hal; es iſt einem keine Sünde, in ſeinem Beruf zu arbeiten. He! wer kommt? Poins! Nun werden wir hören, ob Gadshill etwas ausfündig gemacht hat -- O wenn die Leute aus Verdienſt ſelig würden, welches Loch in der Hölle wäre heiß genug für dieſen da!

Dritte Scene.

Poins zu den Vorigen.

Das iſt der allgewaltigſte Spizbube, der iemals einem ehrlichen Mann Halt! zugeruffen hat.

Prinz Heinrich.

Guten Morgen, Ned.

Poins.

Guten Morgen mein lieber Hal. Was ſagt Monſieur Gewiſſen? Was ſagt Sir John, Sect und Zukerhans?

Wie

bleiben werde, weil Sie mir verbothen haben eine Nacht ſchlaflos zuzubringen. Ich wäre ſonſt gerade nach Potsdam gefahren.

Eilfter Brief.

Potsdam.

Die ehemalige Reſidenz der Churfürſten von Brandenburg iſt jetzt eine unanſehnliche Stadt, und iſt es vielleicht von jeher geweſen. Die Straßen ſind eng, krumm und unreinlich, und die Häuſer nicht über ein Stock hoch. Der Dom und viele alte Bürgerhäuſer geben der Stadt das Anſehen eines ehrwürdigen Alterthums. Aber, wie ich höre, hat der König dieſes Jahr 50,000 Rthlr. zum Anbau neuer Häuſer hergegeben.

Bey allem dem ſcheint die Stadt gut bewohnt, und nicht nahrlos zu ſeyn, denn es giebt hier mancherley Manufakturen in Wolle, die, nebſt einem lebhaften Bierbrau, viele Hände beſchäftigen. Die hieſige Barchentfabrik beſchäftigt auf 48 Stühle.

Ich weis nicht, l. K., ob Sie mich loben oder ſchelten werden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich heute vier kleine Meilen gegangen bin. Trotz meiner Müdigkeit, muß ich Ihnen dieſe frohe Nachricht heute noch verkündigen, denn ich weis, wie gern Sie an allem, was meine Geſundheit betrift, theilnehmen. Ich verſichre Sie, daß ich auf meine heutige Tagereiſe nicht wenig ſtolz bin.

Der

Der Weg von Brandenburg bis Potzdam hat mir wenig Vergnügen gemacht. Ueberall ein dürrer Sandboden, auf welchem Getreide und Gras nur einzeln und niedrig wächst. Hie und da ein groſser See, worauf einzelne Kähne herumschwammen. Dann wieder ein Tannengehölz, dessen Bäume gröſstentheils zwergartig in sich selbst hineingekrochen waren. Nur wenige von schlankem geradem Wuchse habe ich darunter angetroffen.

Ohngefähr eine Stunde von Potzdam wird der Weg interessanter. Es erheben sich zur rechten Seite Anhöhen mit Holzung besetzt, und hinter demselben schimmern die Werke Friedrichs hervor, die er in diesem dürren Lande gründete. Je näher man an Potzdam kömmt, desto angenehmer wird das Auge beschäftigt, und es war mir, als wenn ich nun freyer athmete, da ich wieder Menschen und ihrer Hände Werke sahe.

Im Thore wurde ich weitläuftig examinirt, und ich muſste Namen, Geschäfte, Zeit und Ort meines hiesigen Aufenthalts genau bestimmen. Der König will das Alles wissen.

Die erste Straſse, die ich passirte, nahm mich nicht sehr zum Vortheil der Stadt ein, die mir von jeher als die glänzendste in ihrer Art war gerühmt worden. Sie war schnurgerade, hatte auf beyden Seiten gleichhohe, und, wenn ich nicht irre, auch gleichbreite Häuser. Jede Seite schien mir wie ein einziges Haus,

ſo ſchnurgerade, weder höher noch niedriger lieſen die Fenſter und Dächer von einem Ende zum andern. Dieſe übertriebene Regelmäßigkeit ermüdete mich; aber ſobald ich aus dieſer Straße (ihre Anlage rührt noch vom vorigen Könige her) in die nächſte trat, ward ich auf das angenehmſte überraſcht, als ſich eine Doppelreihe von Paläſten (ſie ſind zu ſchön um Häuſer genennt zu werden) vor mir aufthat, die nach modernen und antiken Geſchmack mehr oder weniger verziert waren. Jedes erregte in ſeiner Art meine Bewunderung, und vielleicht wäre ich noch eine gute Weile mit dieſer Empfindung fortgewandert, wenn ſie nicht plötzlich von einem, zwar ſeltſamen, aber doch höchſt natürlichen Zufall wäre unterbrochen worden. — Dicht hinter mir p — ßte ein Soldat zum dritten Stock eines der ſchönſten Palläſte in einem Bogen herunter, daß es rauſchte. Daß es ein Soldat war, ſchloß ich daraus, daß an eben dem Fenſter, wo der Stral herausſchoß, gewaſchene und angeſtrichene Montirungsſtücke hiengen; und, daß es kein Regenwaſſer war, fiel in die Augen.

Ich will gerne glauben, daß ſo etwas bey Tage nicht geſchehen darf, aber auch in der Dämmerung iſt es ein großer Mißſtand. Ich ſtellte bey dieſem Vorfall verſchiedene Betrachtungen an, womit ich Sie aber nicht behelligen will, weil ich gewiß weiß, daß Sie in den Augenblicken da Sie dieſes leſen ähnliche anſtellen werden. Schlafen Sie wohl!

Zwölfe

Zwölfter Brief.

Potzdam.

Bey allem äußern Glanze iſt Potzdam von innen wüſte und leer. Das Innere der ſchönen Häuſer iſt kaſernenmäßig und leicht hingemacht. Thüren, Fenſter, Fußböden ſind alle auf möglichſt wohlfeilen Fuß eingerichtet, und will ſie der Beſitzer des Hauſes beſſer haben, ſo muß er ſie für ſein eignes Geld machen laſſen.

Wenn ich mir einen Ort ſuchte, wo ich mein Leben unter erlaubten Vergnügungen, unter einer Schaar geſelliger Freunde, bey vertraulichem Mahl und fortgehendem Glaſe zubringen wollte, ſo wählte ich Potzdam gewiß nicht. Es iſt hier alles ſo ſtill, ſo ängſtlich; kaum wagt man es mit den Füßen den Boden zu berühren. Die Fenſter der Vornehmern ſind beſtändig mit breiten Vorhängen verſperrt; und ſchielt dann und wann einer zwiſchen denſelben hervor, ſo thut ers gleichſam wie verſtohlen.

Alexanders Hofleute ſuchten eine Ehre darin, ſteife Hälſe zu affektiren; hier ſpielt man den Menſchenfeind, um dem Manne nachzuahmen, dem es noch vor Millionen erlaubt wäre ein ſolcher zu ſeyn, weil es eine Zeit gab wo ſich nicht weniger als ſiebenmal hunderttauſend Menſchen aus allen Kräften beſtrebten ihm zu ſchaden.

Ich weis nicht ob es wahr iſt, oder ob man ſichs nur einbildet, daß dem Könige alles hinterbracht würde was in Potzdam vorgeht, und daß er ſich auch um alles bekümmere. Dieſe Furcht geht ſo weit, daß Gaſtereyen gleichſam verſtohlen angeſtellt werden; daß mans dem Nachbar ſorgfältig verheelt, wie viel Convers, wie viel Schüſſeln gegeben, und wie viel Flaſchen Wein getrunken werden!

Sie ſehen, l. K., daß ich hier nur ein halbes Jahr wohnen dürfte um hypochondriſch-miſantropiſch im allerhöchſten Grade zu werden.

Ich wollte Sanſouci ſehen, gieng in aller Unſchuld darauf zu, und that einem Manne in Hoflivree mein Anliegen kund. Er ſchien über meine Wagehälſigkeit zu zittern, und gab mir mit Kopf, Hand und Fuß zu verſtehen, der König ſey da. Ich mußte mich, durch die Aengſtlichkeit des Menſchen angeſteckt, wie ein Dieb in der Nacht davonſtehlen bin auch nicht wieder hingekommen.

Hier hält unter einer glänzenden Hülle die drükkendſte Armuth ihren Hof. Der producirende und fabricirende Theil der menſchlichen Geſellſchaft iſt überall der ärmſte, alſo auch hier. Der gröſte Theil der Einwohner beſteht aus Fabrikanten, die ſich für ein geringes Tage- oder Wochen-Lohn hager und ſchwindſüchtig arbeiten, und einer zahlreichen Familie früh wegſterben; aus Soldaten, Hofbedienten, Waiſen-Kna-

ben

ben und Waiſen-Mädchen. Kapitaliſten, die das Vergnügen lieben, hüthen ſich wohl nach Potzdam zu kommen, und daſelbſt ein höchſtgenirtes Leben zu führen; und die Entrepreneurs der hieſigen Manufakturen und Fabriken verzehren den Schweiß ihrer Arbeiter in Berlin, oder auf Reiſen.

Nehmen Sie alle dieſe Umſtände zuſammen, l. K., und entſchuldigen Sie mich, daß ich nur einen Tag in Potsdam blieb. Morgen mit dem früheſten gehe ich nach Berlin.

V.

Berichtigungen und Anmerkungen über eine Stelle aus der Broſchüre Faustin, oder das philoſophiſche Jahrhundert. Zweytes Bändchen. S. 83.

Zuförderſt dieſe Stelle ſelbſt.

„In Gotha mußten ſie (Faustin und ſeine Gefährten) Zeugen einer boshaften, pöbelhaften Ausſchweifung ſeyn, die wohl in der Geſchichte ihres gleichen nicht hat. Der Herzog hat einen vortreflichen Garten in engliſchem Geſchmacke anlegen laſſen. In dieſem bringt er die wenigen Stunden, welche ihm nach ſeinen Regierungsgeſchäften übrig bleiben, mit vie-

„lem

„lem Vergnügen zu. In einer einzigen Nacht war „von Böſewichtern dieſer Freudenort demolirt. „Dieſe „erbrachen das neugebaute Luſthaus, verwüſteten al„les, zerſchlugen die Fenſter, zerriſſen die Tapeten „und die Ueberzüge, die Kanapees und Stühle, ſchleif„ten einen Schreibepult auf das Feld, zerſtreuten die „in demſelben liegenden geheimen Briefſchaften des „Herzogs, nahmen die ſchönſte Uhr mit, zerſchlugen „das Gehäuſe, und entwendeten, was dem Herzoge „am weheſten that, einen koſtbaren engliſchen Tubus. „Im Garten ſelbſt zerknickten ſie verſchiedene ausländi„diſche Bäume und Gewächſe, kurz! richteten die „ſchrecklichſte Verwüſtung an, die Bosheit nur immer „erſinnen kann. Fauſtin konnte nicht unterlaſſen, einen „Gothaner zu fragen, was wohl die Urſache zu einem „ſo unerhörten Spektakel ſeyn möge; und erfuhr, daß „man mit dem Herzoge, hauptſächlich ſeiner allzuſtren„gen Sparſamkeit wegen, die bey gemeinen Leu„ten Geiz heißt, ſehr unzufrieden ſey, und daß dieſes „wohl vielleicht die Urſache zu dieſer Demolirung ge„weſen ſeyn möge. Als einen Beweis ſeiner auſſer„ordentlichen Oekonomie führte er folgendes an: Im „vorigen Winter ſuchten die armen abgebrannten Al„tenburger bey der Altenburgiſchen Regierung nach, „daß ihnen einige Klaftern Holz wo nicht geſchenkt, „doch wenigſtens auf ein oder zwey Jahre kreditirt „werden möchten. Die Regierung durfte das, ſo „gern ſie auch wollte, für ſich nicht thun, und erſtat-

„gern

„tete alſo an den Herzog Bericht, worauf dieſer reſcri„birte: „Den ſupplizirenden Abgebrannten ſey zu be„deuten, daß ſie gegen gleich baare Bezahlung einige „Klaftern Holz erhalten könnten. Dieſes Reſcript „war mit dem gewöhnlichen wir bleiben euch in Gna„den gewogen, geſtempelt.“

Es würde nicht weniger als eine kindiſche Unwiſſenheit dazu gehören, um den Einbruch in den engliſchen Gärten zu Gotha, ſelbſt ſo wie er in der angeführten Erzählung von Wort zu Wort vorkömmt, für eine Begebenheit zu halten, die in der Geſchichte ihres gleichen nicht hat. Allein, wenn man den wahren Vorgang der Sache mit der Erzählung zuſammenhält, und folglich manches, was der Erzähler hinzugeſezt hat, wegfällt, manches, was er weggelaſſen hat, hinzukömmt; dann wird aus dem ganzen unerhörten Spektakel eine leider! ſehr gewöhnliche Diebsgeſchichte, wovon man freylich nicht ſo leicht in der Geſchichte, aber deſto häufiger in jedem Archive des nächſten beſten Landgerichtes Beyſpiele antrift. Erdichtete Umſtände ſind, auſſer der Uebertreibung des Ganzen, z. B. die klägliche Demolirung des engliſchen Gartens, mit aller der ſchrecklichſten Verwüſtung die Bosheit nur immer erſinnen kann, wie auch die Zerſtreuung der geheimen Briefſchaften des Herzogs auf dem Felde. Weggelaſſene Umſtände ſind z. B. die etwas entfernte Lage des Gartenhauſes von der Stadt, die den Diebſtahl, wem immer auch das Gartenhaus gehört hätte,

begünſti-

begünſtigen muſte; die Art wie ſich die Diebe bey der Beraubung des Gartenhauſes benahmen, die unmöglich zweifeln läßt, daß es ihnen mehr um den Beſitz als um die Zerſtreuung der Geräthſchaften zu thun war, (ſo brachen ſie allen Meſſing, wo ſie welchen antrafen, los, und nahmen ihn mit ſich fort) und endlich die verdächtigen fremden Kerls, die einige Tage vor dem Einbruch hindurch in den Vorſtädten bemerkt, an dem Tage ſelbſt aber plötzlich unſichtbar wurden. Alles dieſes iſt in Gotha ſo allgemein bekannt, und wird durch ſo viele Augenzeugen beſtätiget, daß es Fauſtin bey ſeiner Anweſenheit daſelbſt hätte erfahren müſſen, ohne auch eben jene Nachfrage und Unterſuchung anzuſtellen, die man doch einem Schriftſteller zumuthen kann, der ſeinem Publikum feyerlich verſprochen hat: kein einziges Faktum zu erzählen, das ſich nicht wirklich und gerade ſo zugetragen habe.

Allein der Verfaſſer hatte eine genau ſo modificirte Begebenheit vonnöthen, um ſeine Leſer auf die groben Unwahrheiten, die bey den gemeinen Leuten Lügen heißen, und die er ſeinen Gothaner ſagen läßt, vorzubereiten. Man kann, nach der genauſten Erkundigung und aus der gewiſſeſten Ueberzeugung, die jederman in Gotha ſelbſt einholen kann, das Publikum verſichern, daß die ganze Anekdote von dem Herzoge und den Altenburgern grundfalſch iſt. Es hat nie weder die erwähnte Bitſchrift, noch das von Wort zu Wort eingerückte Reſcript exiſtirt; und das Betragen des Herzogs

bey

bey dem Unglücke der Altenburger, war gerade das Gegentheil von dem, was ihm die Verläumdung in dieser Skarteke aufzubürden wagt. Der menschenfreundliche Fürst verfügte sich fast in dem ersten Augenblicke, da er von dem Brande Nachricht erhielt, selbst nach Altenburg, ließ (ohne hier der Geschenke und Vorschüsse an Gelde zu erwähnen) unentgeltlich Holz und Getreide unter die Abgebrannten austheilen, und befahl selbst, das Bauholz, das doch aus der sogenannten Brandkasse ersetzet zu werden pflegt, auf den Preis des Brennholzes, und dieses um den vierten Theil seines gewöhnlichen Preises herunterzusetzen.

Vielleicht kann ein Schriftsteller vor den Augen der Welt keinen auffallendern und vollgültigern Beweis ablegen, daß er in die Klasse des Pöbels gehöre, als wenn er die Achtung, die man den Namen leebender Landesfürsten schuldig ist, mit dem unverschämten Leichtsinne dieses Verf. vergißt. Er ist nicht zu entschuldigen, sogar wenn er die Anekdote für wahr, und den Fürsten, dessen bekannte Wohlthätigkeit einer der Grundzüge seines vortreflichen Charakters ist, für einen verhärteten Geizhals gehalten hätte. Der Mann, der nicht einmal so viel Menschenkenntnis hat, um zu wissen, „ein schlechtes durch Schmeicheleyen verdorbenes Herz könne durch öffentliche Beschämung zwar erbittert aber nie gebessert werden; und Erbitterung sey keinesweges diejenige Stimmung eines Fürstenherzens,

Wie habt ihr's mit einander, du und der Teufel, wegen deiner Seele, die du ihm verwichnen Char-Freytag um ein Glas Madera-Wein und einen kalten Capaunen-Schenkel verkauft haſt?

Prinz Heinrich.

Sir John hält ſein Wort; der Teufel ſoll ſeine Waare haben; ihr wißt daß er nie kein Sprüchwort gebrochen hat; er wird dem Teufel geben, was ihm gehört.

Poins.

So wirſt du verdammt, wenn du dem Teufel dein Wort hältſt?

Prinz Heinrich.

Sonſt wurde er verdammt, weil er den Teufel betrogen hätte.

Poins.

Aber, meine Jungens, meine Jungens, morgen früh, um vier Uhr, nach Gadshill; es ſind Pilgrims auf dem Weg, die mit reichen Opfern nach Canterbury, und Kauffleute die mit wolgeſpikten Beuteln nach London gehen. Ich habe Viſiere für euch alle, und ihr habt Pferde für euch ſelbſt. Gadshill ligt dieſe Nacht zu Rocheſter, ich hab auf morgen Nachts ein Nacht-Eſſen in Eaſt-Cheap beſtellt. Es iſt eine Sache die wir ſo ſicher thun können, als ſchlaffen; wenn ihr gehen wollt, ſo will ich euch eure Beutel mit Cronen voll ſtopfen; wollt ihr nicht, ſo bleibt da, und der Henker hole euch.

herzens, von der man eine Erleichterung der Unterthanen hoffen dürfe„ — der Mann, dem seine Klugheit nicht sagt, daß er gedrückten Unterthanen keinen schlimmern Dienst thun könne, als wenn er sie mit ihrem Unterdrücker genauer bekannt macht als dieser sich selbst kennen lehrt, und wenn er ihnen ihr ganzes Unglück in der Gestalt des Tyrannen, in dessen Gebiethe sie entweder ihr Vermögen, oder ihre Armuth, oder seine Gewalt festhält, fühlen läßt: so ein Mann ist zum Aufklärer seiner Zeitgenossen von Seiten seines Kopfes so untüchtig, als es der Verläumder eines guten Fürstens von Seiten seines Herzens ist.

Verdient nun der Erstere Verachtung, so bald er sich die Mine des Aufklärers, des Vertheidigers und Rächers der gekränkten Menschheit giebt; was soll man erst von dem Leztern sagen? Er zerreißt die Bande der Achtung und der Liebe, gerade die edelsten, welche den Unterthanen an seinen Fürsten knüpfen; raubt dem gemeinen Manne den beruhigenden Trost, der in dem Gedanken liegt, daß er keine anderen Kosten trage, als die ihm das gemeine Beste auflegt, bringt ihm um die tröstende Hoffnung bey seinem Landesvater Gerechtigkeit, Schuz und Unterstüzung zu finden, und giebt ihn allen Qualen der Furcht und des Hasses preis, die kaum ein Sklave eines wirklichen Tyrannen zu leiden hat.

Das

Das Verbrechen eines ſolchen Ehrenräubers iſt in Rückſicht auf die Perſon des Fürſten ſelbſt nicht weniger grauſam. Immer mag dieſer durch ſeinen Stand gegen manche Folge der Verläumdung geſichert ſeyn; es mag ihm leichter als jedem Privatmanne werden, über einen namenloſen Verläumder hinweg zu ſehen; er mag ſogar als ein edler Mann in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſelbſt ſeinen Lohn und ſeine Beruhigung finden, ſo bleibt es doch immer ausgemacht, daß er für jede öffentliche Beeinträchtigung ſeiner Ehre um ſo viel empfindlicher ſeyn müſſe, je vortreflicher er als Menſch, und als Fürſt iſt. Je mehr ihm ſein Volk am Herzen liegt, deſto weniger kann ihm die gute Meynung deſſelben gleichgültig ſeyn; ſie iſt ihm als Mittel zu ſeinem Zwecke nothwendig, und als Beweis, daß er ſeinen Zweck erreichet habe, wichtig; ſie iſt endlich beynahe die einzige Entſchädigung, die ihm für ſein Freuden- und Freudeloſes Leben übrig bleibt, wenn der Glanz, der ſeine Würde umgiebt, für ſeine Perſon immer drückender wird. Man muß vergeſſen haben, daß ein Fürſt Menſch iſt, wenn man ihn zur Aufmunterung bey ſeinen unaufhörlichen und ſchweren Arbeiten an das bloſſe innere Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan zu haben, anweiſet, und ihm zumuthet, mit der Sorgfalt und Liebe eines Vaters für einen Haufen ungerechter und undankbarer Dumköpfe und Böſewichte zu ſorgen, die ihm jedes unſchuldige Vergnügen mißgönnen, jede ſeiner Handlungen im häßlichſten

Lichte ſehen, und durch jede ſeiner Wohlthaten ſeliger werden.

Indeſſen iſt dieſer die Menſchlichkeit empörende Unſitte unvermeidlich, ſo bald man dem ſchreibenden Pöbel freye Hände läßt. Er hält alle Freyheit für Geſetzloſigkeit, Preßfreyheit für ein Privilegium gegen das Ohrenabſchneiden, und die Schriftſtellerey für etwas Leichteres als jedes andere Handwerk, das ſeine Regeln und Vorſchriften hat. Je boshafter ſein Herz iſt, deſto gelaufiger ſind ihm die Kunſtgriffe, durch die er ſeine Handarbeiten dem groſſen Haufen intereſſant zu machen weiß; Zoten, Lügen, Verläumdungen und Skandale. Am liebſten wirft er ſeinen Koth nach den geheiligten Perſonen der Fürſten. Er kann ſeiner Leſerwelt kein Feſt geben bey welchem ſowohl er als ſie mehr ihre Rechnung fänden. Dieſe Gattung von Menſchen die ſich ſo lange von ſchweren Feſſeln gedrückt fühlt, als ihr noch etwas heilig ſeyn muß, findet den höchſten Genuß ihrer Zügelloſigkeit bey ſo einem Schauſpiele. Welche Herzensluſt für ſie, einmal über den Mann ſpotten zu können, vor dem ſie bisher zu zittern gewohnt waren! Wie willkommen der Vorwand ihren ungerechten Haß gegen den Mann zu rechtfertigen, der mit dem Schwerte der Gerechtigkeit das fremde Eigenthum bewachet. Die Gelegenheit ſich für die unermeßliche Glückſeligkeit ſchadlos zu halten, die ihrer Meynung nach dieſer einzige Menſch vor ſo vielen

Tau-

Tauſenden voraus hat, und ihn, der vor ihren Augen immer wie ein Weſen höherer Art behandelt zu werden ſchien, bis zu ihres Gleichen herabſinken zu ſehen!

Die Gutherzigkeit des ſchreibenden Dumkopfes iſt nur noch gefährlicher als ſeine Bosheit: ſonſt würde ſie im Grunde einerley Früchte hervorbringen. Je mehr ſie ſich einer guten Abſicht bewuſt iſt, deſto weniger wird ſie von Bedenklichkeiten zurücke gehalten, deſto muthiger führt ſie ihre Streiche. Sie glaubt wichtige Wahrheiten ans Licht zu bringen, indem ſie die nächſte beſte Lüge drucken läßt; ein Aergerniß aufzuheben, indem ſie es allgemein verbreitet; einen Böſewicht zu entlarven, indem ſie einen guten Fürſten läſtert; einen Despoten unſchädlich zu machen, indem ſie ihn zur Wuth reitzet; kurz der Menſchheit aufzuhelfen in dem ſie ihr neue und weit ſchlimmere Plagen zubereitet.

Man kann dem groſſen Haufen das Schreiben ſo wenig als das Studieren zu Rechten niederlegen. Allein wehe unſrer Gelehrten-Republik, wenn ſie ihren Pöbel, der von Tag zu Tag zahlreicher und übermüthiger wird, nicht bey Zeiten in Schranken ſezt. Daß die Lichtmaſſe, die unſre wenigen Meiſterwerke in unſrem Vaterlande hervorgebracht und verbreitet haben, von dem Nebel, den ſo viele Tauſende elender Schwindelköpfe von Zeit zu Zeit ausdünſten, verſchlungen,

der Geiſt und der Geſchmack der Nation erſtickt werde, und die Ehre unſrer Litteratur verlohren gehe, ſind zwar die natürlichſten und gewiſſeſten Folgen des Uebergewichtes, dem ſich der Schriftſtellerpöbel mit ſo gewaltigen Schritten zu nähern ſcheint; aber doch immer Folgen die keiner unſrer Zeitgenoſſen ſo leicht zu erleben fürchtet. Das nächſte und gegenwärtigſte Uebel, welches uns von dieſem eben ſo ſchimpflichen als verderblichen Uebergewichte bevorſteht, iſt der Verluſt der Freyheit zu denken und zu ſchreiben. Freyheit wird in den Händen des ſich ſelbſt überlaſſenen Pöbels Zügelloſigkeit, und dieſe führt unfehlbar blinde Sklaverey herbey, welche Unſchuldige mit den Schuldigen an Eine Kette ſchmiedet. Welcher Triumph für die ſchielende Staatsklugheit, die das Vermögen Böſes zu thun nicht beſſer einzuſchränken weiß als wenn ſie alle Selbſtthätigkeit im Keime ausrottet; und für die Kabale der Feinde des Lichtes, welche gegenwärtig viel weiter als jemals davon entfernt ſind ihre alten Plane aufzugeben, und die nur um ſo viel ſorgfältiger auf jede Gelegenheit lauren, die alten Finſterniſſe wieder zurück zu führen, je weniger ſie ihre Maſchinen bey unſrer ſich immer mehr aufheiternden Dämmerung verbergen können — wenn ſich ſelbſt jede erleuchtete und menſchenfreundliche Regierung genöthiget ſehen wird, uns ein Recht abzunehmen das wir nicht zu gebrauchen wiſſen, und unſrer ohnehin zweydeutigen Preßfreyheit neue Schranken zu ſetzen, die, ſie mögen noch ſo fein

angegeben, noch so genau beobachtet, noch so redlich verwaltet werden, — immer mit der Zügellosigkeit die Freyheit selbst aufheben! Es ist um unsre freye Geistesrepublik geschehen, wenn sie es darauf ankommen läßt, daß ihrem Pöbel endlich von dem weltlichen Arme der Zaum angelegt werden muß. Sie muß es selbst thun, und es ist die höchste Zeit, daß unsre guten Schriftsteller und Journalisten gegen das immer weiter um sich greissende Unwesen gemeine Sache machen, so lange noch von öffentlicher litterarischer Acht und Brandmarkung einiger Erfolg zu erwarten ist.

Es ist gegenwärtig wenigstens schon so weit gekommen, daß es schwer zu bestimmen seyn dürfte, ob unsre Wissenschaften, was sie auf der einen Seite an Gemeinnützigkeit, Unentbehrlichkeit und Einfluß aufs gemeine Leben gewonnen, nicht wieder auf der Andern durch die ungeheure Menge mittelmäßiger und schlechter Köpfe, die damit Gewerbe treiben, verlohren haben; ob die Popularität der Gelehrsamkeit oder die Pöbelhaftigkeit der Gelehrten mehr zugenommen habe, und ob unsre Schriftstellerey mehr auf den Pöbel, als dieser auf die Schriftstellerey wirke.

VI.

Schreiben

der Gesellschaft patriotischer Litteraturfreunde an Hrn. Hofrath Wieland.

E. W. haben im Anzeiger Ihres Merkurs vom vorigen Monath ein Schreiben aus Prag an Sie abdrucken lassen, in welchem unserer im November 1784 des Merkurs erschienenen Nachricht ans Publikum nichts Geringeres als Unsinn, Unverschämtheit, Windbeuteley, und der tollste schändlichste Eigennutz zur Last gelegt, und somit unsrer Gesellschaft wider ihren Willen eine öffentliche Vertheidigung, und die Bitte um ein nochmaliges Plätzgen in Dero beliebten Monathschrift abgenöthiget wird. Wir versprechen E. W. gleich zum voraus Ihre Person ganz aus dem Spiele zu lassen, und gestehen Ihnen, daß uns in dem ganzen Pragers Schreiben nichts Befremdenders vorgekommen wäre als der Vorwurf: Sie hätten sich durch die Einrückung unsrer erwähnten Nachricht wenigstens den Anschein zugezogen, als ob sie den Inhalt (und folglich den Unsinn, u. s. w.) derselben billigten — wenn uns die Nachdrucker dieses Schlages an ihr unsäuberliches Verfahren mit den Schriftstellern, zumal mit den Vorzüglichsten, weniger gewöhnet hätten. Unsre Gesellschaft ist von der Denkungsart der Pragerischen so weit

ent-

entfernt, und es könnte uns so wenig einfallen, Ihnen über die Bekanntmachung des für uns so beleidigenden Schreibens den geringsten Vorwurf zu machen, daß wir daran vielmehr einen neuen Beweis Ihrer bekannten Unpartheilichkeit erkennen; und uns dadurch aufgemuntert fühlen, das was unsre Gegner von ihrer Billigkeit mit Ungestüm foderten, von Ihrer Gerechtigkeit ruhig zu erwarten.

Schimpfworte besudeln wie Koth immer am ersten und gewissesten den Mann, der damit um sich her wirft. Da uns die, mit welchen das gedachte Schreiben nach uns zielt, ohnehin nicht treffen können, werden wir um so viel weniger versucht, sie auf den Verfasser zurückzuwerfen. Wir begnügen uns dem Publikum zu zeigen, daß die Beschuldigungen, die er gegen uns vorbringt auf ihn selbst zurückefallen, und daß seine angebliche Vertheidigung gegen unsere Warnung vor seinen Nachdrücken eine offenbare Anklage seiner Selbst ist.

Wir wollen die Beschuldigung, die er am öftersten wiederholt, auf die er sich am meisten zu gute thut, und die auch wirklich aus allen übrigen die scheinbarste seyn mag, zuerst vornehmen. Er sucht uns damit verdächtig zu machen, daß wir weder unsern Geschäftsträger noch unsre Mitglieder öffentlich mit Namen genennet haben. Unsre Rechtfertigung hierüber liegt in den Gründen unsers Verfahrens, von denen wir

nur einige hier anzeigen wollen. Fürs erste glaubten wir uns darauf verlassen zu können, daß man aus unsern beyden Nachrichten an das Publikum, die wahre Beschaffenheit unsres Projects sowohl als die kosmopolitische Absicht unsers Unternehmens allgemein einsehen müsse. Wir würden uns an dem Verstande unsrer Leser eben so sehr versündiget haben, wenn wir daran gezweifelt hätten, als wir ihren Herzen Unrecht thun würden, wenn wir uns nicht schmeicheln wollten, daß sie uns den unschuldigen Zuwachs von Vergnügen gerne gegönnet haben, den unser belohnendes Bewußtseyn dadurch gewann, daß wir unsre Namen verschwiegen. Fürs Zweyte hatten wir weder eine kaufmännische Speculation angekündiget, die ihren Kredit erst von dem Namen eines guten Hauses entlehnen müßte, noch dem Publikum irgend etwas zugemuthet, wobey es auch nur das geringste zu wagen hätte. Wir schickten unsre Ankündigung unter keiner andern Firma als dem Namen unsrer Gesellschaft in die Welt, in dem sichersten Vertrauen daß unser Project laut genug für sich selbst sprechen würde. Fürs dritte hätten wir sehr unmündige Fremdlinge in der heutigen merkantilischen Welt seyn müssen, wenn wir nicht vorausgesehen hätten, wie sich der große Hause eigennütziger Gelehrten und Buchhändler, vor allen aber unser stehendes Heer von Nachdruckern, über die Erscheinung eines Instituts gebährden würden, bey dem sie eben so viel zu verlieren

hätten

hätten als das Publikum gewinnen müßte. Nichts, denken wir, konnte uns verzeihlicher seyn, als daß uns unsre ehrlichen Namen, die Namen so mancher ansässigen Staatsbürger, Kaiserlicher, Königlicher, Kurfürstlicher, Fürstlicher und des heiligen römischen Reiches Unterthanen zu lieb waren, um sie den Beschimpfungen des gekränkten Eigennutzes und der gereizten Krämerwuth auszusetzen. Das Schreiben der Nachdrucker aus Prag kann statt alles Beweises dienen, wie sehr unsre Besorgnis gegründet, und wie wohl unsre Vorsicht angelegt war.

Wir können und wollen den Vorwurf eines Monopoliums, der uns einigemal in dem Schreiben gemacht wird, keineswegs von uns ablehnen. Wir bekennen vielmehr, daß unser Institut seiner Natur nach zu einem Monopolium der Nachdruckerey werden muß, ohne daß irgend ein Nachdrucker, der nicht allen Grundsätzen seiner Profession widersprechen will, etwas Rechtliches dagegen einwenden kann. Eben dadurch daß unsre Gesellschaft alle vorigen, gegenwärtigen und zukünftigen Nachdrucker an Niedrigkeit des Preises zu übertreffen verspricht, legt sie allen bisherigen ihr Handwerk nieder, macht es allen zukünftigen unmöglich die Nachdruckerey zu ihrem Vortheil gegen das allgemeine Beste zu misbrauchen, und schließt folglich jeden nicht nur wucherisch sondern auch nur

Falſtaff.

Hört ihr, Jedward; wenn ich daheim bleibe und nicht mit gehe, ſo will ich euch dafür hängen, daß ihr gegangen ſeyd.

Poins.

Willt du das, Vielfraß?

Falſtaff.

Hal, willt du einer von uns ſeyn?

Prinz Heinrich.

Wer, ich rauben? Ich, ein Dieb? Nein, bey meiner Treu!

Falſtaff.

Du haſt weder Ehre noch Tapferkeit im Leibe, wenn du das thuſt; du willt deine guten Freunde ſo im Stich laſſen? Meiner Six, du haſt keinen Tropfen königliches Blut im Leib, wenn du nicht um zehn Schillinge das Herz haſt zu ruffen: Halt!

Prinz Heinrich.

So ſey es dann, einmal in meinem Leben will ich ein Tollkopf ſeyn.

Falſtaff.

Nun, das heißt einmal brav geſprochen.

Prinz

kaufmännisch gesinnten von dem patriotischen Beruf eines Nachdruckers aus.

Wer immer hingegen durch einen dem Unsrigen gleich niedrigen Preis seiner Arbeit sich als einen ächten Patriotischen Literaturfreund qualificirt, tritt eben hierdurch unsrer monopolisirenden Gesellschaft bey. Wir würden daher auch nicht das geringste Bedenken getragen haben die Pragerischen Nachdrucker für ächte Unsrige zu erkennen, wenn wir vorher gewußt hätten, was wir mit Vergnügen zuerst aus ihrem Schreiben erfuhren: daß sie, von dem Augenblicke an als ein Bogen von unsern Nachdrücken ihrer Nachdrücke im Publikum erscheint, auch ihre Werke um den nämlichen Preis liefern werden. Allein da wir diese Bereitwilligkeit, in unsern Plan einzugehen, von ihnen eben nicht so leicht vermuthen konnten, so war nichts natürlicher, als daß wir uns an ihrem ersten Preise à 1 Kr. den Bogen stießen. Indem wir uns, in Kraft unsres Preises à $\frac{1}{2}$ Kr., als die einzigen ächten patriotisch-nachdruckenden Literaturfreunde bewußt waren, so war es nicht Unverschämheit (wie unsre Gegner es nennen wollen) sondern Pflicht, das Publikum vor Leuten zu warnen, die ihm unter der Maske unsres Namens unsre künftigen Nachdrücke um den doppelten Preis aufdringen zu wollen schienen. Unter diesen Umständen konnten wir (abermals ohne die geringste Unverschämtheit) billig Anstand nehmen, Herrn Gerle-

in

in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten einer patriotischen Nachdrucker-Gesellschaft anzuerkennen; und da wir seinen Namen in der Ankündigung an das Publikum mit keinem andern Prädikate begleitet fanden, so sahen wir uns durch den Sprachgebrauch genöthiget, demselben das arglose, unschimpfliche und gewöhnliche Beywort ein gewisser vorzusetzen, ein Beywort, von dem wir noch bis auf diesen Augenblick nicht begreiffen können, wie es den Herrn Andreas Gerle, ansäßigen Staatsbürger, Kaiserlichen Unterthan, und Errichter eines Lese-Kabinets (wofür wir den wackern Mann auf Bürgschaft des Schreibens hiemit anerkennen) beleidigen konnte.

Nur der Verf. dieses Schreibens konnte uns im Ernste zutrauen, daß wir (wie er sich ausdrückt) die Einfalt haben könnten, die Verschiedenheit seiner kleinen encyklopädischen Sammlung und unsrer allumfassenden Universalbibliothek zu verkennen. Eben dieses ungeheuren Unterschiedes wegen fanden wir es unbillig, und unsrer ernsthaften Rüge werth, daß man sich nicht entblödet habe, sich unsrer großen Idee zu bemächtigen, und sie einem so geringfügigem Unternehmen zum Grunde zu legen. Die Ankündigung der Pragerischen Gesellschaft, in welcher sich diese ausdrücklich auf unser erstes im August 1783. bekanntgemachtes Projekt beruft, und sich das Ansehen giebt als ob sie unsre Universalbibliothek, die sie für aufgegeben ausgab, gewissermaßen ersetzen wollte, liegt

aller

aller Welt vor Augen. Man kann ſich aus den eben angeführten Urkunden auch von der Wahrheit unſrer andern Behauptung überzeugen, auf der wir ebenfalls noch immer beſtehen, nämlich: daß ſich unſre Gegner ſogar des Namens unſrer Geſellſchaft bemächtiget haben. Wir ſehen nicht was ſie bey der Beſtreitung dieſer Behauptung für eine andere Abſicht haben könnten, als uns um die Ehre zu bringen, daß wir die erſten Nachdrucker waren, die unter dem erhabenen Namen und in der ehrwürdigen Eigenſchaft patriotiſcher Literaturfreunde vor dem Publico auftraten.

Wenn übrigens Herr Andreas Gerle und Conſorten unſre Rechtfertigung des Nachdruckes, die ſie zu ihrem Vortheile anführen zu müſſen glaubten, nicht nur geleſen, ſondern auch (was freylich nicht jedermanns Sache iſt) verſtanden hätten, ſo würden ſie alles, was wir im November vorigen Jahres über ſie und ihre Unternehmung geäußert haben, und davon ſie vorgeben daß es allen einſehenden Leſern auffallen mußte, ſehr natürlich und begreiflich gefunden haben. Sobald es einmal entſchieden iſt, wie wir in jener von ihnen ſelbſt anerkannten Rechtfertigung bewieſen haben, daß das Eigenthum der Verleger durchaus nicht geſchont werden müſſe; ſo muß dieſer Grundſatz für die Nachdrucker wenigſtens eben ſo viel als für die Autoren und Buchhändler gelten. Denn warum ſollte der Verleger der ſich ſeinen Verlagsartickel ſtiehlt, vor dem

Ver-

Verleger der ſich denſelben mit ſaurer Arbeit produziert oder mit ſchwerem Gelde kauft, etwas in den Rechten voraus haben? Jeder Nachdrucker muß ſichs alſo gefallen laſſen wieder nachgedruckt zu werden, und jeder patriotiſche Nachdrucker hat allen Anſpruch auf ſeinen ehrenvollen Namen in eben dem Augenblicke verwirket, als er ſich bewegen läßt auch nur die geringſte feindſelige Mine gegen das Unternehmen eines andern zu machen, der das Publikum wohlfeiler bedienen will. Die Prager Geſellſchaft hat ſich alſo ſelbſt den Stab gebrochen, da ſie unſer Verſprechen ihre Sammlung um den halben Preis nachzudrucken, eine Drohung, und die Erfüllung deſſelben toll zu nennen kein Bedenken trug.

Wie dem aber auch ſeyn mag, ſo erwiedern wir hiemit die ſchließliche Erklärung der dickbeſagten Herausgeber der Encyklopädiſchen Sammlung von Nachdrücken zu Prag, abermals mit der poſitiven Gegen-Erklärung: daß Ihre Drohung uns von unſern Vorhaben nicht abſchrecken ſoll; und daß wir, ſowohl vermöge der Einrichtung unſers Inſtituts, als der großmüthigen Abſicht uns mit Zuſetzung unſers eigenen baaren Geldes ein Verdienſt um das werthe Vaterland machen zu wollen, uns im Stande ſehen, unſre Univerſal-Bibliothek benöthigten Falles immer um einen Heller pr. Bogen, und alſo gewiß immer wohlfeiler als die Prager Nachdrucker zu geben; wie wir denn, zum Beweis unſers dieſsfalſigen Ernſtes, hiemit den Preis derſelben vor der Hand auf anderthalb Pfennige pr. Bogen, folglich das Alphabeth auf Neun Kreuzer leicht Geld, oder 2 ggr., in Ld'or zu 5 Thlr. herabgeſetzt haben wollen. Wir haben die Ehre, u. ſ. w.

D. den 15ten März 1785.

Die Geſellſchaft Patriotiſcher Literatur-Freunde.

VII.

VII.

Gedanken bey dem Mährchen von der Kanzel.

(Siehe Berl. Monatsſchrift Novemb. 1784.)

Alſo hört man noch nicht auf, von den lezten Tagen ſolcher Männer, die den Orthodoxen verhaßt ſind, Mährchen zu erzählen? Freylich werden ſie ſeltner, und der Claſſen, von denen ſo gedichtet wird, werden immer weniger. Ehedem wurden zwar auch meiſtens die, welche die Lehre der Kirche verwarfen, Ketzer und Schismatiker durch ſolche Dichtungen verewigt; aber auſſer ihnen verdienten noch manche dieſe Ehre, nicht durch Glauben, ſondern auch durch Werke und Thaten, welche die Kirche nicht billigte. Selten aber ſtand dieſe Beſtrafung auf Thaten, die zu allen Zeiten den Abſcheu der Rechtſchaffenen verdient hatten. Man mußte gegen eine beſondre kaſuiſtiſche Grille des Jahrhunderts verſtoßen haben, um dieſer Art von Dichtung würdig zu werden. So z. E. läßt Sleidan und nach ihm Georg Schönborn in Polit. den König Franz I. in ſeiner lezten Stunde wegen ſeines Bündniſſes mit dem Erbfeind des chriſtlichen Namens trotz aller Tröſtungen des Kardinals von Guiſe verzweifeln — Seit einigen Jahrzehenden war man ſchon gelinder geworden. Man ließ die Deiſten, Schismatiker, Naturaliſten, oder wie man ſie am liebſten taufte, Atheiſten, am Ende ihres Lebens ein argumentum ex tuto machen, und ſich dadurch wegen ihres Schickſals jenſeits auf allen Fall in Sicherheit ſetzen. Selbſt Helvetius, ſo allgemein bekannt auch die Umſtände ſeines Todes wurden, ſollte nach einer geheimen Nachricht ein ſolches argumentum ex tuto gezogen haben —

Aber

Aber freylich Voltaire hatte zu ſehr den Haß aller Dominе's, als daß ihm dieſe Art, ſich aus der Schlinge zu ziehen, hätte verwilligt werden können. Herr Rahn übergiebt ihn alſo dem Auto da Fe der Verzweifelung, und ſagt Amen dazu. — Aber nun ohne Scherz, wird man nicht einmal aufhören, mit ſolchen Poſſen der chriſtlichen Religion Anſehn verſchaffen zu wollen? Das iſt doch wahrlich nicht der rechte Weg! — Vielleicht wäre es ganz artig eine Sammlung ſolcher Mährchen mit gegenübergeſtellten Berichtigungen zu machen. Man würde dann ſehen, wie die meiſten mit denſelben Ausdrücken verzweifeln, oder wie ihre Bekehrungen faſt alle dieſelben Veranlaſſungen und Ausführungen haben; denn wirklich ſind alle dieſe Geſchichten über Einen Leiſten gearbeitet. *.

Inhalt, des erſten Vierteljahrs.

Januar.

I. Einige Briefe des Herrn Abts Domenico Sestini, auf ſeinen Reiſen in der Levante an ſeine Freunde nach Florenz geſchrieben. S. 3
II. Auszüge aus einer wenig bekannten Camperiſchen Schrift ; ; ; ; 24
III. Kleine Wanderungen durch Teutſchland, in Briefen an den Doctor K*. (Fortſetzung) ; 41
IV. Drey Briefe über die Gebirgslehre. ; ; 56
V. Auszüge aus Briefen. ; ; ; 69
VI. Nachtrag zu No. IV. Briefe über die Gebirgslehre. ; ; ; ; 89
VII. Franzöſiſche Almanache. ; ; ; 91
VIII. Neuer Gebrauch der Lava und des Baſalts für die Glashütten. ; ; ; 95
IX. Antwort an einen Ungenannten, die Schach-Maſchine des Hrn. v. Kempelen betreffend. ; 96

X.

X. Das teutſche Confiteor, nach dem Franzöſ. von Siegm. Freyh. v. Seckendorff, mit der Melodie.

Februar.

I. Die Sechste aus dem erſten Buche der Satyren des Horaz. S. 97
II. Einige Briefe des Herrn Abts Domenico Sestini, auf ſeinen Reiſen in der Levante an ſeine Freunde nach Florenz geſchrieben. (Fortſ.) 120
III. Ueber die Gebirgslehre. Zweyter Brief. 131
IV. Schreiben des Pfarrers zu *** an den H. des T. M. Ueber eine Recenſion von Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. 148
V. Münzer und Horza. 174
VI. Auszug eines Briefes aus Paris. 179

März.

I. Beſchluß des Auszugs aus der Camperiſchen Preisſchrift. S. 194
II. Ueber die Gebirgslehre. Dritter Brief. 210
III. Schreiben an einen Freund über ein in Rom verfertigtes Gemählde des Hrn. Wilhelm Tiſchbein. 229
IV. Kleine Wanderungen durch Teutſchland, in Briefen an den Doct. K*. (Fortſetzung) 251
V. Berichtigungen und Anmerkungen über eine Stelle aus der Broſchüre Fauſtin, oder das philoſophiſche Jahrhundert. 267
VI. Zweytes Schreiben der Geſellſchaft patriotiſcher Litteratur-Freunde an H. Hofr. Wieland. 278
VII. Gedanken bey dem Mährchen von der Kanzel. 286
VIII. Nachtſtändchen unter dem Fenſter, nebſt Antwort im Traume, von Siegmund Freyh. v. Seckendorff, mit Melodie.

N. 4.

Nacht=Ständchen

unter dem Fenster.

Sehr still und [illegible]

Von Siegm. Freyherrn von Seckendorff.

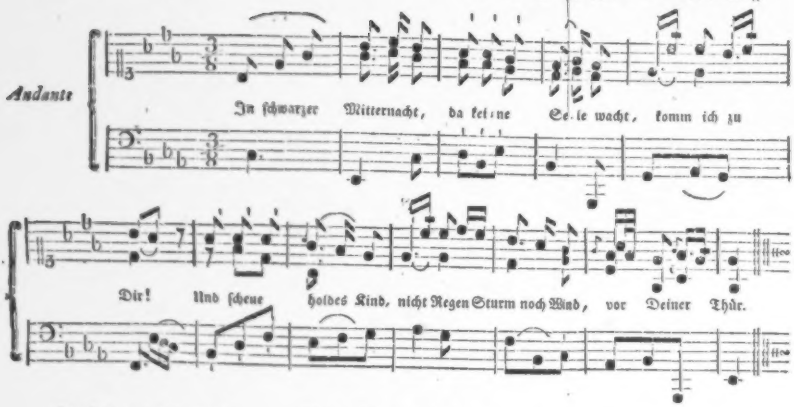

Die Ruh ist mir verhaßt,
Mein Herz hat keine Raſt,
Und meine Gluth
Macht mir die kalte Luft
Im die mich Liebe ruft
Zum höchſten Gut.

Wenn ach! zu dieſer Friſt
Dein Aug noch wachend iſt,
So zeig es mir!
Getröſter ſtimm' ich dann
Ein frohes Danklied an,
Gewiedmet Dir!

Alleine, ſchlieſſt Du ſchon,
So wiege jeder Ton
Dich träumend ein,
Und laſſe ſanft und mild
Doch wenigſtens Dein Bild
Zugegen ſeyn.

T. M. Febr. und März 1785.

No. III.

Antwort

im Traume.

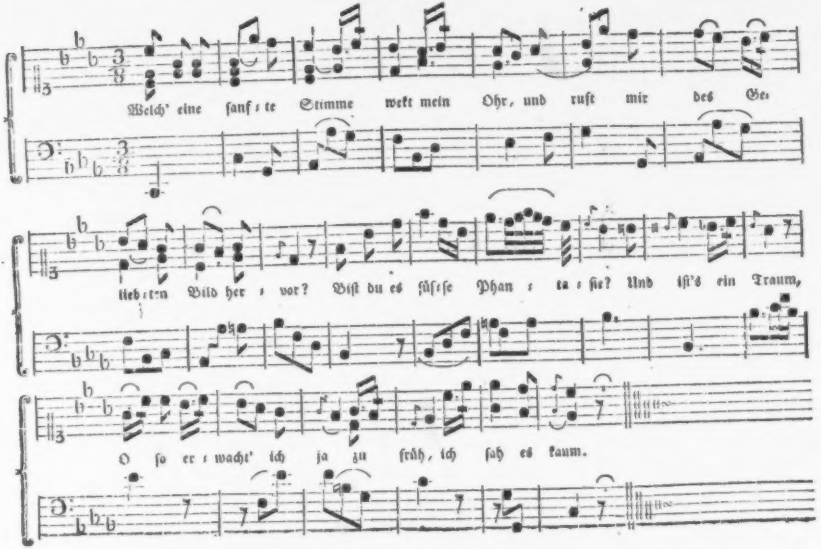

Prinz Heinrich.

Nun, geh' es wie es will, ich bleibe zu Hauſe.

Falſtaff.

Bey G** ſo will ich ein Verräther ſeyn, wenn du König biſt.

Prinz Heinrich.

Ich bekümmre mich nichts darum.

Poins.

Sir John, ich bitte dich, laß den Prinzen und mich allein; ich will ihm ſolche Gründe vorlegen, daß er gewiß gehen ſoll.

Falſtaff.

Gut, mögeſt du den Geiſt der Ueberredung haben, und er Ohren zu hören, damit was du redeſt bewegen möge, und was er hört geglaubt werde. Lebet wohl indeſſen ihr ſollt mich in Eaſt-Cheap finden.

(Falſtaff geht ab.)

Poins.

Nun, mein lieber ſüſſer Zuker-Prinz, reitet morgen mit mir. Ich hab einen Spaß im Kopf, den ich allein nicht ausführen kan. Falſtaff, Bardolph, Peto und Gadshill ſollen dieſe Leute berauben, auf die wir einen Anſchlag gemacht haben; ihr und ich wollen nicht dabey zugegen ſeyn; wenn ſie dann die Beute haben, und ihr und ich ſie ihnen nicht abjagen, ſo haut dieſen Kopf von meinen Schultern.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

März 1785.

Ankündigungen.

1) Werke des Abbate Friſi.

Die Brüder des im vorigen November zu Mayland verſtorbenen gelehrten und berühmten Abbate Friſi haben ſeine ſämtlichen Werke, die alle phyſiſchen und mathematiſchen Inhalts ſind, geſammlet, und ſind entſchloſſen, ſie in fünf Quartbänden auf Subſcription herauszugeben. Jeder Band ſoll 3 Mayländiſche Scudi oder 1 1/5 Zecchino, und folglich das Ganze 15 Mayländiſche Scudi oder 6 Zecchini, koſten. Von ſeinen einzeln erſchienenen kleineren, theils italieniſch theils lateiniſch geſchriebenen Werken, ſind vorzüglich folgende rühmlichſt bekannt:

1) Inſtituzioni di Meccanica, d'Idroſtatica, d'Idrometria, in 4to.
2) Elogio di Newton. 8vo.
3) Dei fiumi e dei torrenti. 4to.
4) Elogio di Galileo. 8vo.
5) Opuſcoli filoſofici. 8vo.
6) Opera. 4to.
7) Cosmographia. 2 Tom. 4to.
8) De gravitate Corporum univerſali. 4to.

Zwey Bände von ſeiner Algebra waren bereits gedruckt, und der dritte unter der Preſſe, als er ſtarb, und zwey Theile

ſollen noch folgen. Wir hoffen hierdurch Allen die des gelehrten Abb. Fiſi große Verdienſte um Phyſik und Mathematik kannten und hochſchätzten, eine angenehme Nachricht zu geben, und glauben daß die meiſten gern dieſe vollſtändige Ausgabe ſeiner gelehrten Verlaſſenſchaft durch ihre Unterzeichnung unterſtützen werden. Zu Annehmung der Subſcription erbiethet ſich hier in Weimar die Expedition des Teutſchen Merkurs, und in Gotha die Ettingeriſche Buchhandlung. Die Zahlung wird erſt bey Lieferung des Werks geleiſtet.

---

2) Freund ſeine Erſcheinungen; in Holbeins Manier.

Der Kupferſtecher Hr. Schellenberg in Winterthur, der zu Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten mehrere Kupfer und Vignetten geliefert hat, die ſeine Künſtler-Talente empfehlen, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einer größtentheils ſchon vollendeten Arbeit, die ihm um ſo mehr gelungen zu ſeyn ſcheinet, da er ſeiner Imagination hier ganz frey gefolget iſt, und wovon ihm die Erfindung und Ausführung allein zugehört. Der bekannte Holbeiniſche Todtentanz brachte ihn auf den Gedanken, dieſes antike Ideal, daran unſre Vorfahren ſo viel Behagliches und Lehrreiches fanden, wie die noch an vielen Orten vorhandenen Todtentänze zeugen, wieder aufzufriſchen, um einen Verſuch zu machen, ob der Geſchmack der ſpätern Generationen mit dem ihrer Vorväter im Grunde noch harmoniere, oder ganz damit contraſtire. Er wählte alſo dies alte ehrwürdige Ideal, um etwas ähnliches nachzubilden, und in einer Folge radirter Kupfer mancherley Todesſcenen zu entwerfen, ohne jedoch die ſchaale Nebenidee eines Tanzes damit zu verbinden, welche etwas heterogenes in ſich faßt, die ganze Darſtellung zu ſehr vereinfacht, und unſerer Denkungsart nicht mehr anpaßt. Dafür

für hat er Situationen aus dem gemeinen Menſchenleben gewählt, (ohne Rückſicht auf Stand und Würde, oder auf einen Reihentanz, noch dem Koſtum der ältern Meiſter) wo der allegoriſche Knochenmann in mancherley Geſtalten die handelnden Perſonen überraſcht und aus dem Leben abruft.

Kennern und Liebhabern der Kunſt haben die erſten Entwürfe Genüge geleiſtet, und dadurch iſt der Künſtler aufgemuntert worden, ſeinen Plan in vierundzwanzig Vorſtellungen auf Octav-Blättern auszuführen. Die Figuren ſind korrekt und ſprechend, und die Deutung von keiner räthſelhaft; gleichwohl wünſchte Hr. Schellenberg, daß ſie den Beförderer und Verleger ſeines Kunſtprodukts, Herr Buchhändler Steiner in Winterthur, von einem ſeiner litterariſchen Freunde mit erklärenden Epigraphen möchte vergeſellſchaften laſſen, damit die momentane Darſtellung der Handlung gewiſſermaßen vorbereitet und dem beſchauenden Auge intereſſanter gemacht würde. Der Verleger hat alſo auch für einen Text zu den Kupfern geſorgt, und der Wortbalter iſt gleichfalls bemüht geweſen ſolchen nach dem gegenwärtigen Zeitgeſchmack zu bequemen. Die Abbildungen der alten Todtentänze, z. B. der Lübeckſche, ſind mit kurzen Inſchriften, in Form der Sinngedichte verſehen: unſer Verfaſſer hat den ſeinigen eine etwas weitere Ausdehnung gegeben, und bald poetiſche Proſa mit Verſen abwechſeln laſſen, bald, nach Beſchaffenheit der vorgeſtellten Szene, zum Schwung der Ode ſich erhoben, oder auch zum Romanzenton ſich wieder herabgeſtimmt.

Durch die vereinte Bemühung des Künſtlers und des Wortbalters, hat das Ganze ein gewiſſes Gepräge der Eigenthümlichkeit empfangen, das ihm nicht nachtheilig iſt; wenigſtens iſt dieſe Unternehmung in ihrer Art neu, und

auf dem Wege der Schriftstellerey, der von einem Heere von fünftauend Mann unaufhörlich betreten wird, um ihren Bissen Gerstenbrod zu gewinnen, ist es schon ein Verdienst sich eine neue Bahn vorzuzeichnen.

Dem Publiko kann es nicht unangenehm seyn, zu Zeiten einen Fingerzeig von dem zu erhalten was in dem Gedränge künftiger Meßprodukte sich auf irgend eine Art auszeichnen, und seiner Aufmerksamkeit werth seyn dürfte. Die ganze Composition wird die Form eines Büchleins mit eingedruckten Kupfern, unter einem gefälligen typographischen Gewand erhalten, beyläufig 16 Bogen stark werden, und kurz nach der Leipziger Ostermesse, unter dem Titel: Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, mit Kupfern von Scheuenberg, in den Buchläden zu haben seyn.

---

3. Karte von den Oesterreichschen Niederlanden von Herrn Crome.

Herr A. F. W. Crome in Dessau liefert in dem Verlage des Buchhändlers Georg Joachim Goeschen in Leipzig, eine Karte von den Oesterreichschen Niederlanden, welche zugleich die Aufflüsse der Maas und der Schelde, nebst dem angrenzenden Holländischen Gebiet enthält; mithin die sämmtlichen Provinzen der Niederlande, von Dordrecht in Südholland an, bis nach Sedan in Frankreich herauf, vollständig darstellt.

Sie ist theils nach der großen und schönen Ferrarischen Karte von den Oesterreichschen Niederlanden, auf 25 Bogen, theils nach der vortreflichen Karte von Frix, welcher die sämmtliche Niederlande auf 28 Bogen herausgab; — Ferner nach den schönen Blättern von Isaac Tirion von Sepp dessen neue, im Jahr 1773 gestochene Karte von den vereinig-

vinigten Niederlanden, einen groſsen Werth hat, mit einer Genauigkeit gezeichnet, welche nicht allein die verwickelten Grenzen dieſer Staaten aufs pünktlichſte ausdrückt, ſondern auch die ſämmtlichen Flüſſe, Canäle und Heerſtraſſen, nebſt allen merkwürdigen Oertern, Plätzen und Häven, und allem, was zur Topographie des Landes gehört, vollſtändig vor Augen legt.

Herr G. wird ſich äuſſerſt beſtreben, dieſe Zeichnung durch einen treflichen Grabſtichel, und auf ſchönem weiſſen Papier ſo vollkommen darzuſtellen, als ſie es verdient.

Zu gleicher Zeit wird Herr Crome eine Beſchreibung dieſer Karte liefern, welche den gegenwärtigen, geographiſch-Statiſtiſchen Zuſtand dieſer blühenden Provinzen darſtellt, und alles aufklärt was auf der Karte angedeutet iſt.

Das Werk erſcheint im Ausgange des Monats Merz a. c.; der Preiß wird nicht über 1 Rthlr. hinaus gehen, und die Liebhaber können ſich, der erſten und beſten Abdrücke wegen, zwiſchen der Zeit, bey dem Herrn Göſchen in Leipzig, beliebigſt melden; der allen denen, welche ſich in ihrer Gegend um Annahme der Subſcription bemühen wollen, eine billige und hinlängliche Schadloshaltung verſpricht.

---

4) Ephemeriden der Litteratur und des Theaters.

Die Litteratur- und Theater-Zeitung iſt nun bald ſieben Jahre mit ununterbrochenen Beifalle geleſen worden, und der Herausgeber ſchmeichelt ſich, daß dieſes Inſtitut auch ferner einer ſo gütigen Aufnahme genieſſen werde. Da aber eben wegen der Länge ihrer Fortſetzung das allgemeine Schikſaal periodiſcher Blätter ſie trift, deren Anſchaffung den neueintretenden Liebhabern durch ihre Voluminoſität

zu sehr erschwert wird: so hat man der wiederhohlten Aufforderung des Publikums nachgegeben, besagte Zeitung mit dem 1785sten Jahre unter einem andern Titel erscheinen zu lassen. Die Ephemeriden der Litteratur und des Theaters *) (dies ist der künftige Titel) werden sonach für Diejenigen, die bisher keine Interessenten von der Theaterzeitung waren, ein neuangehendes Werk seyn. Jeder Jahrgang soll in Zukunft ein für sich bestehendes Ganzes ausmachen, so daß man mit jedem Jahre eintreten kann, ohne eben genöthigt zu seyn, die vorhergehenden Jahrgänge mitzunehmen; jedoch muß man sich immer auf Ein Jahr verbindlich machen.

Es aber blos bey diesen Aenderungen bewenden zu lassen, dazu hat der Herausgeber zu viel Achtung für das Publikum. Er wird daher auch in Ansehung der Vertheilung, der Reichhaltigkeit der Materien, in Ansehung der Auswahl der Aufsätze, in Rücksicht auf deren Styl, noch strengere Sorgfalt beweisen als bisher; er wird kein in Händen habendes Mittel, seinem Institute den sich vorgesetzten Grad von Nützlichkeit und Interesse zu geben, vernachlässigen. Er kann dies um so gewisser versprechen, da noch mehrere Männer, die Teutschland mit zu seinen besten Köpfen zählen würde sobald ihre Namen zu nennen vorgönnt wäre, sich mit ihm zu diesem Endzwecke verbunden haben. Die Schauspieler, deren Unterricht und Bildung die Verfasser mit zum Augenmerk haben, werden die Ephemeriden der Litteratur und des Theaters als ein Handbuch gebrauchen können, das ihnen vermöge seines litterarischen und theatralischen Inhalts einen zweifachen Nutzen gewähren wird.

Damit

*) Dreizehn Stück sind bereits davon erschienen, und jeden Sonnabend kommt ununterbrochen ein Stück heraus.

Damit nun das Publikum aus dieser Ankündigung einigermaſſen ſehen möge, wie mannigfaltig und für jede Klaſſe von Leſern intereſſant die Ephemeriden ſeyn werden, wollen wir wenigſtens dasjenige, was ihren Inhalt vorzüglich ausmachen wird, hier herſetzen.

Gedichte. Beiträge zur Geſchichte und angenehmen Litteratur, zur Länder- und Völkerkenntniß. Kleine litterariſche Abhandlungen. Briefe auswärtiger Freunde. Anekdoten. Biographien gelehrter Männer und Künſtler. Kleine dramatiſche Stücke. Umſtändliche und kritiſche Nachrichten von den verſchiedenen teutſchen Schauſpielergeſellſchaften, wie auch von den Theatern des Auslandes. Aufſätze, die die Veredlung des Schauſpielers und die Verbeſſerung und Verfeinerung ſeiner Kunſt zum Augenmerk haben. Nachrichten von beſondern Theatervorfällen, neuen merkwürdigen Theaterſtücken, kurz von allem, was auf das Theater einige Beziehung hat. Beurtheilungen der neueſten Schriften aus den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, aus der Volksphiloſophie und bürgerlichen Geſchichte. Muſikaliſche und allerley gelehrte Nachrichten. Anzeigen von neuen Gemälden, Kupferſtichen und andern Kunſtwercken. Vermiſchte Nachrichten, Auszüge aus Briefen, Todesfälle u. d. gl.

Was nun die äuſſere Einrichtung der Ephemeriden der Litteratur und des Theaters betrift, ſo wird von ſelbigen wöchentlich ein Bogen in gr. 8. bey dem Buchhändler Maurer in Berlin, der es gewiß an typographiſcher Schönheit nicht wird fehlen laſſen, erſcheinen, und alle Sonnabend ausgegeben werden. Der Preiß bleibt der bißherige, nämlich 2 Rthlr. 16 Gr. für den ganzen Jahrgang und vierteljährig alſo 16 Gr. wofür man dieſe Blätter in allen Buchhandlungen Teutſchlands quartaliter broſchirt bekommen

kann. Auswärtige Liebhaber, die sie wöchentlich zu erhalten wünschen belieben sich an die Postämter ihres Orts zu wenden, indem das Königl. Hofpostamt in Berlin die Versendung in den sämtlichen Preußischen Landen davon übernommen hat. Die Hauptversendung durch die übrige Provinzen Teutschlands aber besorgt die Churfürstliche Zeitungs-Expedition zu Leipzig, von welcher man sie wöchentlich postfrey den Jahrgang für 3 Rthlr. in Louisd'or à 5 Rthlr. erhält.

Unbekannte Freunde des Herausgebers, welche zweckmäßige Beyträge einsenden wollen, werden gebeten, selbige an die hiesige Maurersche Buchhandlung unter der Adresse: Zum Behuf der Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, jedoch franko einzusenden. Auch ersucht man die Herren Buchhändler, denen an einer schleunigen Bekanntmachung ihrer Bücher aus den schönen Wissenschaften ꝛc. gelegen ist, solche an gedachte Buchhandlung postfrey einzusenden.

Berlin den 1sten Oktober 1784.

---

5. Städte-Beschreibungen der Mark Brandenburg, mit Inbegrif der Neumark. 4.

Die Mark Brandenburg kann sich noch keiner vollständigen genauen Beschreibung rühmen, ohngeachtet sich viele Männer von Zeit zu Zeit damit beschäftiget haben. Dies scheint auch nicht so leicht ausführbar zu seyn, und derjenige welcher selbst Hand ans Werk legt, wird gewiß Schwierigkeiten finden, die, wenn sie nicht seinen ganzen Plan vereiteln, doch die Arbeit sehr ins Weite ziehen, und so unbeschreibliche Mühe als eisernen Fleiß, auch viele nothwendige Kosten erfodern. Gundling hat Anno 1724 sich dieser Absicht

genä-

genähert, aber seine Beschreibung ist zu kurz, folglich zu unbefriedigend. In Mierlans Topographie der Mark Brandenburg findet man noch weniger Trost. Beckmann angefangene Beschreibung der Mark Brandenburgschen Städte ist durch dessen frühen Tod unvollständig geworden, ohne daß man Rücksicht darauf nehmen will, wie viel überflüssiges in dem gedruckten vorhanden, und wie manches Nöthige vergessen oder ganz mit Stillschweigen übergangen ist. Büschings Topographie der Mark Brandenburg stellet nur eine Tabelle zur Uebersicht dar. Noch andere zerstreuete hieher gehörige Nachrichten bilden kein Ganzes, nicht einmahl in Rücksicht eines Kreises.

Um eine vollständige Beschreibung der ganzen Mark Brandenburg zu liefern, und die dahin gehörigen Nachrichten in einer Verbindung bis auf die jetzigen Zeiten mit historischen, auf Urkunden und andern archivarischen Nachrichten sich gründenden Gewisheit und Zuverläßigkeit aufzustellen, ist indessen schon längst ein Bemühen gewesen, zu dessen Vollführung nur noch die auffordernde Unterstützung des Publikums nöthig seyn will. Der Plan dazu ist folgender: Da die Provinzen hauptsächlich in Städte und plattes Land eingetheilet werden: so soll auch diese Haupteintheilung bey Beschreibung der Mark Brandenburg mit Inbegrif der Neumark zum Grunde liegen, und solchemnach zuvörderst von sämmtlichen Städten nebst ihren Zubehörungen, als Dörfern, Colonien, Heiden und Seen ꝛc. alles vollständig gesagt werden, was sich bemerkenswerth findet und erheblich ist. Urkunden sollen aber nicht anders darin aufgenommen werden, als in sofern sie besondere Vorzüge, dem Andenken aufbewahret und der Vergessenheit entrissen zu werden, besitzen, oder als wesentliche Stücke zur Stadt- und Landes-Geschichte eines Abdruckes werth sind. Mierologien werden

Prinz Heinrich.

Aber wie werden wir von ihnen kommen, wenn wir mit ihnen ausreiten?

Poins.

Wie? Wir wollen vor oder nach ihnen fort, und ihnen einen gewiſſen Plaz beſtimmen, wo wir zuſammentreffen wollen, und den können wir ja hernach verfehlen, wenn's uns beliebt; und dann werden ſie das Abentheuer allein unternehmen, und ſobald ſie damit fertig ſind, ſo wollen wir über ſie her.

Prinz Heinrich.

Gut; aber es iſt vermuthlich, daß ſie uns an unſern Pferden, an unſern Kleidern, und an hundert andern Merkmahlen erkennen werden.

Poins.

Für das iſt ſchon Rath geſchaft. Unſre Pferde ſollen ſie nicht ſehen, denn die wollen wir im Wald anbinden; unſre Viſiere wollen wir gegen andre verwechſeln, wenn wir von ihnen weg ſind; und, Sapperment! ich habe Ueberröke von Schetter im Vorrath, unter denen niemand unſre Kleider kennen ſoll.

Prinz Heinrich.

Aber ich beſorge, ſie werden uns zu ſtark ſeyn.

Poins.

ſorgfältig vermieden, dagegen aber zur allgemeinen Brauchbarkeit und zum Nutzen ſolche zuverläßige und vollſtändige erhebliche Nachrichten dieſen Städte-Beſchreibungen einverleibet werden, die jedem Leſer Nahrung für ſeinen Geſchmack gewähren ſollen. Ob dies indeſſen gleich nur noch im Verſprechen beruhet: ſo ſchmeichelt man ſich doch, durch die That zu zeigen, ob nicht eher mehr als weniger geleiſtet worden, und ſchweigt vorjezt davon, um allen Verdacht der Ruhmredigkeit zu entfernen. Die Ausführung dieſer Städte-Beſchreibungen geſchiehet folgendermaaßen.

A. In Anſehung der Churmark.

I. Die Mittelmark.

1) Der Ober-Barnimſche Creys.
2) Der Nieder-Barnimſche Creys.
3) Der Havelländiſche nebſt Glien- und Löwenbergiſchen Creyſe.
4) Die Zauche- Luckenwalde- und Teltowſchen Creyſe.
5) Die Lebus- und Ruppinſchen Creyſe.

II. Die Uckermark.

1) Der Uckermärkſche Creys.
2) Der Stolpiriſche Creis, nebſt den Herrſchaften Vees- und Storkow.

III. Die Altmark.

1) Die Stendal- Salzwedel- und Arendſeeſchen Creyſe.
2) Die Seehauſen- Tangermünde- und Arneburgſchen Creyſe.

IV. Die Prignitz.

Die Diſtrikte Perleberg, Pritzwalk, Kyritz, Havelberg, Plattenburg, Lenzen und Wittſtock.

B. In Anſehung der Neumark.

I. Die 3 Vorder-Creyſe.

II. Die 4 Hinter-Creyſe.

III. Die einverleibten Creyſe.

Der erſte Band wird den Oberbarnimſchen Creys begreifen, worunter die Fabriken-Stadt Neuſtadt-Eberswalde ſich beſonders auszeichnet; es wird aber nicht jeder Creys einen beſondern Band ausmachen, ſondern jeder Band ſoll aus 30 und einigen Bogen in 4to beſtehen, und daher ſo viele Creyſe zuſammen faſſen, als Raum haben. Wann dieſe Städte-Geſchichten beendiget ſind, alsdann ſoll das platte Land gleichmäßig Creysweiſe beſchrieben werden, und dieſes zuſammen wird gewiß etwas vollſtändiges darſtellen, woraus jeder Belehrung und Nutzen ziehen kann.

Wir haben in neuern Zeiten ſchon vollſtändige Provinzial-Geſchichten, nehmlich vom Herzogthum Pommern durch den Herrn Conſ. R. Brüggemann, vom Herzogthum Magdeburg durch Hrn. H. R. Oelsfeld, vom Fürſtenthum Oſtfriesland und Herzogthum Geldern durch die Herren Verfaſſer der hiſtoriſchen Beyträge, welche letztere auch nach ihrem Plan mehrere Provinzen beſchreiben werden. Soll nun die Mark Brandenburg, als das Herz der Königl. Preußiſchen Staaten, hierunter zurück ſtehen? darf obiger Vorſatz ſich nicht ebenmäßig des Beyfalls und der Unterſtützung des Publikums ſchmeicheln? indem dieſes hiedurch angekündigte Werk nicht blos als Städte-Beſchreibungen an ſich, ſondern auch als authentiſche Beyträge zur Landes- und Provinzial-Geſchichte, und zu immer mehrerer Aufklärung der darin noch herrſchenden Dunkelheiten, brauchbar ſeyn wird.

Die-

Dieſes Werk alſo wird in der Horvathſchen Buchhandlung zu Potsdam verlegt und auf Subſcription gedruckt werden.

Wer alſo hierauf ſubſcribiren will, und ſeinen Nahmen von hier bis Johannis 1785. einſchickt, bekommt das Alphabet um 16 Gr.; nachher, wenn das Buch fertig iſt, koſtet jedes Alphabet 1 Rthlr. Diejenigen, ſo Subſcribenten ſammlen, bekommen für ihre Bemühung, auf 10 Exemplare 11 auf 15, 2; und auf 20, 3 Freyexempl.; eher wird nichts bezahlt, als beym Empfang eines jeden Theils.

Nach Berlin und Leipzig werden die Exemplare Poſtfrey geliefert. Die Unterſtützer dieſes Unternehmens werden dem Werke vorgedruckt; ich bitte mir daher die Namen bis zur beſtimmten Zeit deutlich geſchrieben, Poſtfrey einzuſenden.

Potsdam, d. 11. Dec. 1784.

Der Verleger
C. C. Horvath.

---

6) Handzeichnungen der merkwürdigſten Gemmen aus der Verlaſſenſchaft des ſeel. Baron v. Stoſch.

Unter den mannichfaltigen Kunſt-Schätzen, die der berühmte Alterthumskenner und Liebhaber, der verſtorbene Baron von Stoſch in Florenz beſaß, befand ſich auch eine anſehnliche Menge treflicher von geſchikten Künſtlern verfertigter Zeichnungen von den merkwürdigſten und ſeltenſten Steinen aus ſeiner Gemmenſammlung, von denen Winkelmann S. XXVII. der Preface zu ſeiner Deſcription des pierres gravées du Cabinet de Stoſch, 4to. à Florence 1760. ſagt: „On a deja prévenu le Lecteur ſur ce qu'on a „fait pour ſuppleer aux figures, qui manquoient à cet ouvrage.

„Dans

„Dans de meilleur tems on auroit pu prevenir les ſouhaits „des Curieux, car le defunt poſſeſſeur de ce Cabinet en avoit „fait deſſiner en grand la meilleure partie par d'habiles ar„tiſtes qui ont vecu pluſieurs annees dans ſa maiſon. Parmi „les deſſeins qu'il avoit fait faire, on en comte quelques „centaines de la main du celebre *Marc Tuſcher*.„ Dieſe Zeichnungen ſind nach Baron Stoſch's Tode an ſeine Erben nach Berlin gekommen, und befinden ſich nunmehr im Beſitze des Herrn Craren, zu Leipzig, der ſolche den Kunſtliebhabern zum Kauf anbietet.

Sie belaufen ſich zuſammen auf 2319 Stück, ſämtlich auf weißes Papier in klein Folio ſauber aufgelegt. Die Zeichnungsmanieren, in denen ſie verfertigt ſind, ſind meiſtens chineſiſche Tuſche oder Rothſtein. Beſonders reizend ſind die von des treflichen Tuſchers Hand. Von dieſen Zeichnungen ſind 974 Stück bereits nach der Winkelmannſchen Deſcription rangirt, numerirt und in Abtheilungen geordnet, 1345 Stück aber warten noch auf die ordnende Hand eines künftigen Beſitzers, und verſprechen ihm, daß ſeine darauf zu verwendende Mühe ihm mehr Beluſtigung und Belehrung als Arbeit ſeyn werde.

Da Unvollkommenheit eine Begleiterin aller Werke, von Menſchenhänden gemacht, iſt: ſo iſt auch dieſe Sammlung nicht ganz von Mängeln frey. Einmal ſtellt ſie freylich nicht alle Steine der Stoſiſchen Sammlung dar: woher dies rühre, ſagt Winkelmann in angezogener Stelle. Da aber zufolge der Winkelmannſchen Deſcription die Stoſiſche Sammlung aus 3444 Nrn. beſtand, die Zahl dieſer Zeichnungen aber doch auf 2319 anſteigt; ſo erhellt hieraus, daß ſie gleichwohl auf zwey Drittel von jener betrage, und immer noch ſehr anſehnlich ſey. Zum andern ſind einige

beym

beym Verſenden durch nachläſſiges Einpacken ſchadhaft und waſſerfleckigt geworden, welcher Unfall aber bey weitem weder die meiſten noch ſchätzbarſten betroffen hat.

Da ſich die Originale der Stoſſiſchen Sammlung alter geſchnittener Steine, wie bekannt, im Beſitze Sr. Majeſt. des Königs von Preußen befinden, und hiernächſt eine vollſtändige — und einzig in der Welt exiſtirende — Sammlung von Schwefel-Abgüſſen davon ſeit einiger Zeit eine Durchlauchte Perſon zum Beſitzer erhalten hat: ſo bleibt einem Kunſtliebhaber oder Artiſten, bey dem das Leſen der lehrreichen Winkelmänniſchen Deſcription den Wunſch erweckt, die Schätze dieſer Sammlung zu ſtudieren, nichts mehr übrig, als ſich in den Beſitz der hier angebothenen Zeichnungen zu ſetzen, und eben die Vorſtellung der Unmöglichkeit, dieſen Wunſch auf eine andere Art befriedigen zu können, muß in ſeinen Augen dieſer Sammlung einen hohen Werth beylegen, und ihm die aufrichtig angezeigten Mängel darüber vergeſſen machen.

Der Preis für den dieſe ganze Sammlung abgeſtanden werden ſoll, iſt Dreyßig Friedrichsd'or; eine kleine Rechnung muß von der Billigkeit dieſer Foderung überzeugen. Das Nähere iſt bey Herrn Crayen zu Leipzig zu erfahren.

---

7) Hr. Preſtels Blätter nach Handzeichnungen.

CATALOGUE DU CABINET, contenant 36 feuilles, que le Sr. JEAN THEOPHILE PRESTEL a ſupérieurement bien imitées d'aprés les deſſeins des meilleurs Peintres d'Italie, d'Allemagne & des Pays-Bas, & dont *H. S. Hüsgen* à Francfort

ſort ſur le Mayn eſt le ſeul propriétaire, auquel il faut s'addreſſer, pour profiter du plus juſte ptix & des meilleurs épreuves.

1) Werner. Stauffacher, Walther Fürſt, & Arnold von Melchthal ſe liguent en 1307 pour la liberté Helvetique. Deſſein d'Albert Durer, fait à la plume 1489.

2) Une tête bien caracteriſée, a la pierre noire, par Jean Ioſeph Prenner.

3) Un Roi ſur le Throne ordonné un ſacrifice. lavé au biſtre par Abraham Bldemart.

4) Vue de roches fort agréable, deſſein d'Aldert van Everdingen, lavé au biſtre ſur papier colorié.

5) Un vieux charlatan fait une inciſion à la main d'un matelot, lavé au biſtre, par Adrian van Oſtade.

6) Le petit Neptune, lavé au biſtre par Jules Romain.

7) Une Dame orientale magnifiquement habillée, fait à la plume par Martin Schön 1472.

8) Un vieux payſan entouré de chanteurs, lavé à l'encre de la Chine par Adrien van der Venne.

9) Vue de divers batimens ſitués ſur un rochér eſcarpé au bord d'une riviere, lavé à l'encre de la Chine, par Thomas Wyck.

10) Jupiter, par Jules Romain, lavé au biſtre.

11) Payſage fort agréable & choiſi, lavé à l'encre de la Chine, par Jean van Huyſum.

12) L'Adoration des Bergers, richement compoſée, à traits de plume ſur papier gris, par Hans Broſamer.

13) La Sculpture, la peinture & l'architecture bien compoſés en grouppe, à traits de plume, par Bartholomé Spranger.

14) Un vieillard rèflechiſſant, à la pierre noire, rehauſſé de blanc, ſur papier bleu mourant, par George Vaſari, d'après Raphael d'Urbin.

15) Deux feuilles d'après George Wagner (disciple
16) de Ditterici) représentant differens bestiaux, fait très agréablement d'après nature, lavé au bistre, rehaussé de blanc.

17) Un payſage garni au milieu d'une rivière de divers vieux batimens, à la pierre noire & lavé legerement à l'encre de la Chine, par Thomas Wyck.

18) Un bois fort agréable, compoſé de différentes ſortes d'arbres, entre leſquelles deux grands troncs font un effet piquant, lavé avec eſprit, à l'encre de la Chine, par Herrmann Sachtleven.

19) St Jerome, artiſtement deſſiné à traits de plume par Dominichino.

20) Une partie d'une vieille maiſon payſanne ſituée au milieu d'eau, lavé legerement à l'encre de la Chine, par François Schütz.

21) St. Barbe, à traits de plume rehauſſé de blanc ſur papier colorié par Albert Altorfer 1517.

22) Beau payſage montagneux lavé au biſtre par François Edm. Weirotter.

23) Venus perſécutée par les vices, lavé au biſtre par Jacques Ligozzi.

24) La Malice ſubmergée par la Vertu, deſſein capital fait à traits de plume, lavé au biſtre & rehauſſé d'or avec un effet tout à fait particulier, par Jacques Ligozzi.

25) La tête d'une femme bien caracteriſée, à traits de plume, de Guercino.

26) L'intérieur d'une chambre payſanne, où l'on apperçoit deux payſans, dont l'un s'amuſe avec une cruche, & l'autre, qui eſt aſſis, fait chercher les poux par un vieille femme, lavé au biſtre par Iſaac Oſtade.

27)

27) Une maiſon payſanne Suiſſe, deſſiné d'après nature a la pierre noire par François Schüz.

28) L'Adoration des Bergers, compoſition très riche, deſſiné à traits de plume, rehauſſé de blanc ſur papier colorié, par un vieux Maître allemand 1548.

29) Une partie d'une Ville Hollandoiſe, agréablement priſe d'aprés nature au bord d'une rivière, au travers duquel on voit un pont au lointain, lavé au biſtre avec eſprit, par Abraham Rademacker.

30) La mort d'Epaminondas, deſſein ſupérier lavé au biſtre, par Polidoro de Caravagio.

31) Deux payſages priſes d'aprés nature en Hollande par
32) J. Cats, lavés au biſtre avec eſprit.

33) Un calme, où l'on découvre quelques vaiſſeaux, lavé à l'encre de la Chine, par Guil. van de Velde.

34) La mer agitée: a droit on remarque quelques Jachts, et dans le lointain un vaiſſeau de guerre à la voile, lavé à l'encre de la Chine, par Guil. Vitringa.

35) Un payſage montagneux, au devant duquel on voit couché une vache et un mouton, lavé au biſtre, par Charles du Jardin.

36) La fuite en Egypte, beau deſſein lavé au biſtre par Nicolas Berghem.

Toutes les feuilles ſont montées très proprement, ſur du beau papier fort, biſtré, et entourées des bordures plus foncées: leur grandeurs ſont en partie in 8vo et in 4to, et on peut aſſurer tous les Amateurs, qu'on n'en a tiré que 160 épreuves en tout, après leſquelles les planches ont été détruites entièrement.

Leur prix, 9 Ducats d'Empire. Une feuille capitale, une foret en grand Fol. d'apres Schütz le pere, ſe vend encore ſeparablement a 3 Rthlr.

8) Gypſe des Hrn. Hof-Bildhauers Klauer zu Weimar.

Bey dem Hrn. Hofbildhauer Klauer allhier zu Weimar ſind folgende Statuen, Büſten und Basreliefs in Gips, mit ächter Sorgfalt ausgegoſſen und verputzt, vorräthig und um beygeſetzte Preiſe in Louisd'or à 5 Rthlr. zu haben. Die modernen Büſten ſind meiſtens von ſeiner eignen Hand.

I. Antike Büſten.

		Rthlr.	Gr.
1.	Caligula	1	—
2.	Ptolomäus	1	—
3.	Homer	1	8
4.	Laocoon	1	8
5 u. 6.	deſſen zwey Söhne à 12 Gr.	1	—
7.	Der ſterbende Fechter	1	—
8.	Sokrates	1	—
9.	Demoſthenes	1	—
10.	Cicero	—	16
11.	Seneca	—	16
12.	Solon	1	—
13.	Antinous	1	—
14.	Venus medicea	1	8
15.	Fauſtina	—	16
16.	Vitellius	1	—
17.	Julius Cäſar	—	20
18.	Der vatikaniſche Apollo	1	8
19.	Merkurius, von Michel Ange	—	20
20.	Ein lachender Satyr	—	12
21.	Madonna von Flamingo	—	20
22.	Matonna	—	12
23.	Daphne vom Capitol	1	—
24.	Amor	1	—
25.	Amor kleiner	—	12
26.	Die Mutter Niobe	1	8
27.	Die jüngſte Tochter der Niobe	—	12

II. Moderne Büſten. In Lebensgröſſe.

		Rthlr.	Gr.
1.	Voltäre	—	16
2.	Lavater	1	—
3.	von Göethe	1	—
4.	Herder	1	—
5.	Wieland	1	—
6.	Geh. R. Jakobi	1	—
7.	Bode	1	—
8.	Bertuch	1	—
9.	Raynal	1	—
10.	De Villoiſon	1	—
11.	Oeſer	1	—
12.	Gellert	1	—
13.	Lorenz Sterne	1	—

III. Statüen.

		Rthlr.	Gr.
1.	Venus Medicea 6 Schuh hoch	16	—
2.	Faun mit der Ziege auf den Schultern 5 Schuh 5 Zoll hoch	12	—
3.	Ganimed 65 Zoll hoch	10	—
4.	Ein Amor nach Natur 3 Schuh 5 Zoll	5	—
5.	Eine ſitzende antike Figur, die ſogenannte Knochenſpielerin	6	—
6.	Ein ſitzender Amor, der einen jungen Vogel mit dem Pfeile füttert	5	—
7.	Ein groſſer Hatzhund nach Natur 3 Schuh 3 Zoll hoch, 3 Sch. 6 Zoll lang	8	—

IV. Basreliefs.

		Rthlr.	Gr.
1.	Ein viereckigtes, das Stillſchweigen vorſtellend 32 Zoll hoch, 20 Zoll breit	4	—
2.	Ein anderes, als Compagnon, das Nachdenken	4	—
3:6.	Vier ovale Bachanten-Grouppen 28 Z. hoch, 22 Z. breit à 1 Rthlr. 8 Gr.	5	8
7:10.	Vier Jahrezeiten in neml. Maaßen à 1 Rthlr. 8 Gr.	5	8

Poins.

O was das anbetrift, zween von ihnen kenne ich als ein Paar ſo ächt-gebohrne Memmen, als iemals den Rüken gewieſen haben; und was den dritten betrift, wenn der ſich länger wehrt als recht iſt, ſo will ich alles Gewehr verſchwören. Der gröſte Spaß von der Sache wird in den miraculoſen Lügen beſtehen, die dieſer nemliche dike Spizbube uns vorſagen wird, wenn wir zum Nacht-Eſſen zuſammen kommen; wie er es zum wenigſten mit dreyßig aufgenommen, was für Hiebe er bekommen, was für Gefahren er beſtanden habe; und in der Art, wie wir ihn aller dieſer Aufſchneidereyen überweiſen werden, ligt der Spaß.

Prinz Heinrich.

Gut, ich will mit dir gehen; ſorge für alles was wir nöthig haben, und erwarte mich auf morgen Nachts in Eaſt-Cheap. Leb' wohl.

Poins.

Lebet wohl, Milord.

(Poins geht ab.)

Prinz Heinrich.

Ich kenne euch alle, und will noch eine Weile dieſen zügelloſen Humor eurer müßigen Lüderlichkeit in der Höhe halten; aber hierinn will ich die Sonne nachahmen, die den unedeln anſtekenden Dünſten erlaubt, ihre Schönheit der Welt zu verbergen; damit, ſobald es ihr gefällt, wie-

der

		Rthlr.	Gr.
12/13	Drey runde Medaillons, als 1 ein Minervenkopf, 2 ein Apollokopf, 3 ein Merkuriuskopf. 26 Zoll im Durchmesser à 1 Rthlr. 8 Gr.	4	—
14.	Ein viereckigtes Basrelief, die Hochzeit von Cupido und Psyche 2 Sch. hoch, 3 Sch. breit	3	—
15.	Ein anderes, als Compagnon, tanzende Kinder	3	—

9) Bitte an teutsche Dichter.

Ein geschickter Tonkünstler wünschte ein Oratorium in Musik zu setzen: da aber die wenigen in diesem Fache vorrätigen guten Stücke schon so vielfältig bearbeitet und allzubekannt sind, so bittet er einen guten Dichter ihm aus dieser Noth zu helfen, und ein brauchbares Oratorium zu liefern. Die Auswahl des Gedichts ist willkührlich, jedoch soll der Tod Jesu von Rammler sowohl der Länge als der Einrichtung wegen zum Model genommen werden.

Hievor bietet der Musikus nach wohl gelungener Arbeit ein Geschenk von zwölf Ducaten an, nicht sowohl als hinlängliche Belohnung eines treflichen Werks, sondern als ein kleines Zeichen seiner Dankbegierde, wohlwissend, daß Geschicklichkeit und Talente sich nicht mit Geld bezahlen lassen. Man zweifelt nicht an geneigter Uebernahme dieses auf wechselseitige Unterstützung der schönen Künsten abzweckenden Vorhabens, und ersucht den — oder diejenige, welche sich demselben zu unterziehn die Gefälligkeit haben wollen, ihre Entschließung an Herrn August Anton Heidelof in Mainz gelangen zu lassen.

10) Heyne Preisschrift über die Frage: welches sind die Mittel den kranken Verstand eines Kindes gesund zu machen?

In der Beylage zum zweyten Stück des vorigen Jahrgangs der Deutschen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, hatte ein ungenannter Jugendfreund diese Preisfrage aufgegeben. Sie sollte, nach der beygefügten Einschränkung, sich vorzüglich auf den Umstand beziehen, daß Kinder, so wie sie heranwachsen, meistens nur die Urtheile der Erwachsenen nach und nach lernen und annehmen, anstatt eigne Urtheile über die Dinge zu bilden. Der Urheber der Frage sah dieses als eine Haupt-Krankheit des Verstandes bey Kindern an, und als die Ursache, warum unter den sogenannten gesitteten Ständen so wenig Originalität angetroffen werde. Die Bemühung, die Wettschriften zu prüfen, übernahmen Hr. Hofrath und Professor Feder in Göttingen, Hr. Secretair Ewald, *) Hr. Land-Schul-Inspector und Stiftsprediger Haun **) und der Herausgeber der Deutschen Jugendzeitung.

Nach den meisten Stimmen dieser vier Richter erhielt unter sechs eingelaufenen Beantwortungen, die mit dem Motto: Dubitatio initium sapientiae, den Vorzug vor den übrigen; deren Verfasser Hr. Heyne, der jüngere, in Grünberg bey Waldheim in Chursachsen ist.

Diese Schrift enthält keine abstrakten Speculationen über die aufgegebne Frage: sondern ist mehr eine Sammlung von praktischen Mitteln, die Kinder zum Selbstdenken zu gewöhnen, welche der Verfasser selbst als Erzieher angewendet, und den Erfolg davon gesehen hat. Einige sind neu, und die schon bekannten gewinnen dadurch ein Interesse, daß sie hier als Resultate der eigenen Erfahrung erscheinen, indem der Verfasser seine pädagogischen Versuche eben so erzählt, wie man physikalische oder medicinische Versuche und Wahrnehmungen zu beschreiben pflegt. Sein Vortrag ist so populär, daß ihn auch Eltern und Lehrer die nicht studiert haben ganz verstehen und seine Rathschläge benutzen können.

*) Verfasser des Buchs: Ueber das menschliche Herz, ein Beytrag zur Charakteristik der Menschheit.

**) Verfasser der Preisschrift über die Waisenerziehung.

Diese Schrift wird mit einigen Gedanken des Verf. der Deutschen Zeitung über den rechten Gesichtspunkt der Frage, zusammen ohngefähr 12 Bogen stark, und auf sauber Schreibpapier gedruckt, in der bevorstehenden Ostermesse bey Hrn. Crusius in Leipzig zu haben seyn: und die resp. Ober- und Post-Aemter auch Zeitungsexpeditionen, und andere Freunde, welche sich mit dem Debit der Deutschen Jugendzeitung bemühen, werden ersuchet gebeten, auf dieselbe, weil sie gewissermaßen zu dieser Zeitung gehört, Bestellungen anzunehmen, und solche gefälligst an uns zu addressiren. Der Preis ist 8 Gr. Gotha, den 5. März 1785.

Die Expedition der Deutschen Jugendzeitung.

---

11) Zwote Ankündigung von Hrn. Prof. Bergsträßers Erfindung, in großer Entfernung Ordre zu diktiren.

Am 21sten Dec. des verflossenen Jahres machte ich mich gegen das Publikum zur Auflösung des folgenden Problems verbindlich:

„In einem Lager von zweymalhunderttausend Mann und mehr oder weniger alten Generalen zugleich, gerade so viel als ein jeder wissen soll, ohne sonderlichen Aufwand, bey Tag und bey Nacht, Ordre zu diktiren, und zwar geschwinder als sie Adiutanten oder Eilboten zu Pferde hinterbringen können: nach einer Einrichtung, die einem jeden das Geheimnis sichert, gegen Verräther nicht nur, sondern auch gegen jeden andern, dem die Auflösung genau bekannt ist. „

Zu gleicher Zeit versprach ich, dasselbe auf eine Flotte in der See und auf weite Distanzen von einer eingeschlossenen und belagerten Stadt, und auf andere Fälle des Kriegs und des gemeinen Lebens anzuwenden. Den Preis der Unterzeichnung auf Vorausbezahlung für Ein Exemplar setzte ich auf einen Thaler und dreyzehn gute Groschen, oder auf sechs Livres in französischem Gelde für den gesamten Text und die dazu erforderlichen Kupfertafeln an, und dabey bleibt es auch jetzt noch: vielleicht zu gering; aber ich wollte gemeinnützig werden, und machte mir auf eine ansehnliche Menge von Theilnehmern Hoffnung. Die Zeit der Ent-

Entſcheidung wurde auf ſechs Monate geſetzt. Wenn dieſer ſind drey verfloſſen, und ich glaube, daß ich den bisherigen Beförderern meiner Unternehmung, die der baldigen Ausgabe entgegen ſehen, oder auch den übrigen, die es noch künftig ſeyn wollen, von dem Erfolge einige Rechenſchaft zu geben habe, ſo weit ich ſie jetzt noch thun kann.

Die Anzahl der Subſcribenten, die ich bereits habe, iſt zwar nicht ſehr groß. Aber ein anſehnlicher Theil der erhabenſten Fürſten, die ſich darunter befinden, haben auf eine beträchtliche Anzahl von Exemplarien unterzeichnet. Zwey Drittel der Koſten habe ich ſicher zur Ausſicht: dem Uebrigen ſehe ich in den nächſtkommenden Monaten entgegen.

Das Zweyte, worauf ich bey aller Beſcheidenheit, die ich mir zum Geſetz gemacht habe, ſtolz bin, und worauf das Publikum ſelber nicht gleichgültig ſeyn wird, iſt dieſes, daß ich von einem der größten Feldherrn die Erlaubniß erhalten habe, das Ganze der Auflöſung in Schreiben an Ihn bekannt zu machen, und in den Druck zu geben. Sein Name wird mich beſeelen. Auch in dieſem Betracht ſollte es mir leid thun, wenn ich vom Publikum nicht kräftig unterſtützt, ſondern genöthigt würde, ein Eigenthum, das ich allgemein zu machen gedachte, zurück zu behalten, und dann über kurz oder lang zu vereinzeln, wie mir viele meiner Freunde anrathen.

„Aber welche Naturkräfte wollen Sie bey Ihrer Aufgabe gebrauchen? Welche Maſchinen? Und welche Mittheilungspunkte in den Diſtanzen?„ Das alles, meine Leſer, verlangen Sie hoffentlich nicht zum voraus zu wiſſen, und doch hat ein edler Mann dieſe Fragen ſchriftlich an mich gethan. Erde, Feuer, Luft und Waſſer ſind die Naturkräfte, die ich nach der Verſchiedenheit der Umſtände verſchiedentlich gebrauche. Meine Maſchinen, worin ſie wirken, ſind unſtaffelig, zum Theile neu erfunden, zum Theile neu angewendet, die Abſtände nehme ich verſchieden an; je nachdem das Geſicht, oder das Ohr dabey wirkſam ſeyn kann. Ich bediene mich keiner Sprachröhre, und noch vielweniger der Elektricität, oder des Magnets, auch keiner verbundnen und mit Portevoix verſehenen Röhren, wie Herr Gauthey. Und doch wirkt ein Theil meiner Maſchinen von einem verſchloßnen Zimmer in alle andere eines großen Palaſtes, wohin man es haben will, aus dem Kabinete des Königs in das entfernteſte des Miniſters, ohne daß die korreſpondirenden Perſonen ſich ſehen, oder in der Operation nothwendig ſelber die Hand anlegen müßen, welches Herr Gauthey ebenfalls

falls zu leiſten ſich verbindlich machte. Doch dieſe Nebenvortheile ſind mein eigentliches Ziel nicht. Mein Augenmerk iſt vielmehr auf den Krieg, auf Flotten, auf Lager, auf Kantonnirungen, auf Winterquartiere und Belagerungen gerichtet. Die Anſtalten, die ich treffe, erfordern keine weitläuftige Vorbereitung. Sie ziehen mit jedem Lager ohne Beſchwerung fort. Sie können ſo gar in vielen Fällen auf dem Marſche noch ihre Dienſte thun, und in wenigen Minuten gedenke ich die Parole in der Armee und auf den ſämtlichen Vorpoſten ſo zu verändern, daß jene und dieſe die ihrige, ſo verſchieden ſie auch im Worte ſind, zu gleicher Zeit erhalten: kurz ich will der Aufgabe in der Auflöſung bis auf den Buchſtaben treu bleiben, und dann habe ich hoffentlich alles gethan, wozu ich mich verbindlich machte. Werde ich noch etwas mehr leiſten, wie ich hoffe, ſo wird mir dies zum Verdienſte angerechnet werden. Daß es mir wahrer Ernſt um die baldige Ausgabe iſt, das gedenke ich nächſtens in einer Sendung von Schreiben über die ältere und neuere Geſchichte der Aufgabe darzuſtellen; ſo ſehr mich auch Urſache hätte mich vor vorläufigen Koſten zu hüten, da ich ihrer ſchon viele gewagt habe. Und eben darum muß ich wiederholt bitten, daß man ſeine Briefe an mich bey Beſtellungen frankiren möge. Jene Sendungen von Schreiben, deren ich ſo eben gedacht habe, erhalten die Unterzeichneten gratis, und eben ſo diejenigen, welche noch binnen der drey nächſten Monate unterſchreiben.

Die Unterzeichnungen und Vorauszahlungen können hier entweder bey mir ſelber, oder beym Hrn. Poſtamts-Adminiſtrator Bartels; in Frankfurt am Mayn, auſſer den Buchhandlungen, beym Fürſtl. Kaſſeliſchen Poſtmeiſter Hrn. Rüppel; in Berlin bey dem Hof-Poſtſecretär Hrn. Trübenſee; in Göttingen beym Logiskommiſſär Hrn. Ulrich; in Münſter beym Hofbuchhändler Hrn. Perrenon; im Haag beym Hofbuchhändler Hrn. Goſſe; in Paris bey dem Buchhändler Hrn. Royer und überhaupt bey den inn- und ausländiſchen Bureaux der Poſten, und eben ſo durch alle Buchhandlungen gemacht werden. Hanau, den 18. März. 1785.

Joh. Andr. Benign. Bergſtraßer,
Profeſſor und mehrerer gelehrten Geſellſchaften Ehrenmitglied.

Druckfehler in No. 2. dieſes Jahrgangs.

S. 168. u. 169. l. Ekliptik ſtatt Eklyptik.
S. 173. Z. 13. l. angerichtet ſtatt angerührt.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1785.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der

Teutſche Merkur.

April 1785.

I.

Briefe über das Reiſen.

Erſter Brief.

Sie werden ſich noch wohl des Geſprächs erinnern, das wir über die immer häufiger werdenden Verbote und Einſchränkungen des vielen Reiſens führten, als wir uns das leztemal in G. einander ſahen. Wir wurden darinn unterbrochen und ich würde gewiß den Faden des Geſprächs in der Correſpondenz nicht wieder anknüpfen, wenn Sie nicht beym Abſchiede hätten merken laſſen, daß Sie mein Stillſchweigen ſo auslegten, als ob ich ihrer lezten Behauptung gar nichts mehr entgegen zu ſetzen hätte. Dieſe Auslegung nun möchte ich nicht gern davon gemacht wiſſen. Sie könnten vielleicht dies Stillſchweigen eines Mannes, der gewiſſermaßen das Recht hat, über die Sache wovon die Rede war zu urtheilen, weil er Gelegenheit gehabt hat ſelbſt Erfahrungen darin zu machen, für eine neue Stütze Ihrer Meinung annehmen; könnten dieſelbe nun mit deſto mehr Zuverläßigkeit durch Ihr Anſehn geltend zu machen ſuchen, und ſo manches Gute

verhindern, was ſonſt durch Reiſen geſtiftet werden könnte. Weil ich nun daran ſchlechterdings nicht Urſache ſeyn will, ſo lege ich hiemit bey Ihnen die feyerlichſte Proteſtation dagegen ein. Um aber nicht blos meine Autorität als den einzigen groſſen Beweisgrund meiner Meinung anzugeben, will ich Ihnen auch meine Gründe mittheilen. Alſo näher zur Sache.

Ihre lezte Behauptung nemlich war: „daß man „noch lange nicht weit genug in den Verboten des Reiſens gienge, daß man es ganz verbieten ſollte, weil „jezt ſchon alles beſchrieben wäre, die wichtigen Neuigkeiten jedes Landes von den Bewohnern deſſelben ohnehin bekannt gemacht würden, u. ſ. w. und daß das „wenige, was ſie noch nützen könnten, gar kein Verhältniß mit dem Schaden hätte, den das Vaterland „der meiſten ganz ohne Nutzen Reiſenden, durch den „Verluſt mancher Tonnen Goldes erlitte.“ — Eben dieſe Behauptungen aber, mein Lieber, haben unendlich viel Falſches, und viele Argumente dagegen ſind in der meiſten Menſchen Kopf und Munde, und würden Ihnen einſtimmig entgegen gerufen werden. „Es „kann ſeyn,“ wird man Ihnen ſagen, „daß von vielen „das Sprüchwort gelte: ‹Eine Gans flog u. ſ. w.; „aber das Mittel dagegen iſt wahrlich nicht Verbot des „Reiſens, ſondern beſſere Erziehung, mehr Belehrung über Zweck und Mittel. Und dann bleiben die „Vortheile des Reiſens doch immer noch groß. Wenn „auch

„auch mancher noch so sehr das Sprüchwort von der „Gans wahr macht, so ist doch noch immer zwischen „der gereisten und ungereisten Gans ein merklicher Un„terschied; auch auf den Dümmsten hat das Reisen „einen vortheilhaften Einfluß. Und dann rechnen Sie „das für nichts, daß jeder, der viel gesehen hat, „offenbar mehr Duldung gegen seine Mitmenschen hat „als andre? Sollte dann die Verbreitung dieser Tu„gend, die ihren Folgen nach so erhaben und so viel „wirkend ist, nicht des Aufwandes einiger tausend „Thaler werth seyn? Auch kommen wir doch allmählig „immer mehr auf den Fuß, daß der Verlust eines Lan„des sich mit dem Verlust eines andern aufheben läßt; „weil man immer mehr einsieht, daß jedes Land seine „Merkwürdigkeiten hat, und eigne Aufmerksamkeit „verdient; und weil wirklich jezt schon fast die Einwoh„ner aller Länder einander wechselsweise besuchen „u. s. w." — Doch dies und dergleichen mehr wird Ihnen von jedem gesagt werden. Von mir erwarten Sie wohl, daß ich Ihnen besondre Gründe entgegen setzen soll, die mehr und geradezu Ihre Behauptung treffen, und die aus meinen eigensten Erfahrungen hergenommen sind. Wohl denn! — Sie sagen: „es „wäre nun schon alles beschrieben. Unsre Wissenschaf„ten könnten keinen Nutzen mehr durch Reisen erhal„ten." — Das läugne ich Ihnen ganz ab. Freylich ist schon mancher auf öffentliche Kosten für diese und jene Wissenschaften ausgeschickt, und manche gute Beo-

der sie selbst zu seyn, sie desto mehr bewundert werde, wenn sie, eine Zeitlang vermißt, auf einmal durch die faulen und häßlichen Wolken hervorbricht, welche sie zu ersticken geschienen hatten. Wenn das ganze Jahr aus lauter Fest-Tagen bestunde, so würde man des Feyerns so überdrüßig werden als des Arbeitens; sie sind nur erwünscht, weil sie selten kommen, und nichts gefällt mehr als seltne Dinge. So werde ich, wenn ich einst dieses ausgelaßne Wesen von mir werfe, und eine Schuld bezahle die ich nie versprochen habe, die Besorgnisse der Leute um so mehr zuschanden machen, je besser ich seyn werde als mein Wort. Und gleich einem glänzenden Edelstein auf einem dunkeln Grund, wird meine Verbesserung, meine Fehler überschimmernd, schöner scheinen, und mehr Augen auf sich ziehen, als ein Leben, das keine Folie hat, wodurch es erhoben wird.

[Er geht ab.]

Vierte Scene.

(Verwandelt sich in einen Saal des königlichen Palasts.)

König Heinrich, Northumberland, Worcester, Hot-Spur, Sir Walter Blunt, und andre treten auf.

König Heinrich.

Mein Blut ist zu kalt und zu milde gewesen, daß es bey einem so unanständigen Betragen nicht aufwallte; ihr habt meine schwache Seite gefunden, und tretet deßwegen meine Geduld mit Füßen; aber versichert euch, ich will künftighin

mehr

obachtung von ſolchen Reiſebeamten, und andern, die ſich dieß Amt ſelbſt aufgelegt haben, gemacht worden. Aber bey der Wahl der meiſten traf das Loos freylich nicht immer diejenigen, welche die zu dieſem Geſchäfte erforderliche Gabe der Beobachtung hatten, oder höchſtens hatten ſolche Verſchickungen nur dann den gewünſchten Erfolg, wenn ihr Endzweck ſich etwa durch Fleiß und ohne ſeltne Gaben erreichen ließ. Von einigen wenigen ſeltnen Fällen, wo wirklich Männer, die zu einem Geſchäfte dieſer Art gemacht waren, dazu auserſehen wurden, rede ich nicht. — Aber was dieſe Leute nun auch entdeckt, oder beobachtet haben mögen, ſo viel iſt gewiß, daß die meiſten Wiſſenſchaften wenigſtens eine Seite haben, wo nicht ſowohl Fleiß, als eine gewiſſe Richtung des Geiſtes die wichtigſten Dienſte leiſten kann. Ich will Ihnen nur von dem was ich meyne ein Exempel an einer Wiſſenſchaft geben, um mich deutlich zu machen; und zwar an der Hiſtorie.

Es iſt zum Beſten der Geſchichte freylich ſchon manche Reiſe unternommen, manche Inſcription abgeſchrieben, manche Chronik aufgeſucht, manches Stück Trümmern abgezeichnet worden. Aber demungeachtet hat dieſe Wiſſenſchaft noch viele Seiten, die nach meiner Meinung von der äuſſerſten Wichtigkeit ſind, und die entweder noch gar nicht, oder doch lange nicht genug bearbeitet und ins Licht geſezt worden ſind. Dazu rechne ich, daß ſoviel Geſchichten erſt helles Licht

und

und Anſchaulichkeit durch Unterſuchung der Oerter, wo ſie ſich zugetragen haben, erhalten können; und dennoch werden immer noch Geſchichten von Amerika in Teutſchland, von Rußland, Schweden und Oſtindien in Paris u. ſ. w. geſchrieben, deren Verfaſſer meiſtens den Schauplatz ihrer Geſchichte nie geſehen haben. Wie ſehr aber Kenntniß des Schauplatzes zur Wahrheit und zum Leben einer Geſchichte beytragen könne, beweiſt unter wenig andern deutlich genug J. Müllers Schweizergeſchichte. — Doch das iſt noch eigentlich nicht das, was ich Ihnen ſagen wollte.

Schlözer hat mehr als einmal von einem ſtatiſtiſchen Blick, den ein Reiſender haben müſſe, geredet, und mehrere haben ihm dies nachgeſprochen. Ich fodre nun von einem reiſenden Hiſtoriker etwas ähnliches. Ich ſage: ein Reiſender könne, — und wenn er etwas wichtiges für Geſchichte leiſten wolle — müſſe er einen hiſtoriſchen Blick haben; müſſe die Fähigkeit beſitzen, gewiſſe Sachen auffallend zu finden; müſſe wiſſen gewiſſe Seiten zu bemerken, die Anderen nicht merkwürdig ſcheinen, und die für Geſchichte oft äuſſerſt wichtig ſind. Freylich rede ich hier von der edleren Art Geſchichte, die durch Bemühungen einiger würdiger Männer, ungefähr ſeit der zweyten Hälfte unſers Jahrhunderts, beſonders in Aufnahme gekommen iſt, und die wirklich Geſchichte der Menſchheit und des Menſchengeſchlechts, nicht bloße Herzählung

einer Reihe von Königen, oder der wahren oder halbwahren Heldenthaten dieſes oder jenes einzelnen Mannes liefert. Ich will einige hieher gehörige Beyſpiele mittheilen, die mir aufgefallen ſind; denn ein Reiſender muß oft nothwendig auf Dinge ſtoßen, die ſeine Aufmerkſamkeit mit Gewalt auf ſich ziehen, und die kaum der kurzſichtigſte überſehen kann; deswegen rechne ich mir dieſe Beobachtungen auch gar nicht zum Verdienſt an. So z. E. wenn ein Teutſcher in der Schweitz reiſt, und lange genug geſeufzt hat, daß er in Bern, Zürich u. ſ. w. von den gemeinen Leuten gar nicht oder doch ſchwer verſtanden wird, muß ſich der nicht ſehr wundern, wenn er nachher in die drey kleinen Kantone am Lucernerſee kommt, dort ein viel reineres, verſtändlicheres Teutſch ſprechen hört, und ſich nun wieder einmal gröſſerer Mittheilbarkeit freuen kann? — Muß er aber nicht gleich fragen: Woher das? Dieſe Kantone ſind am weiteſten entfernt von Teutſchland, und ſprechen doch beſſer teutſch als die näher liegenden? Und muß er ſich nicht freuen, wenn er hört, daß ſehr wahrſcheinliche Vermuthung da iſt, daß dieſe Bergbewohner eine Kolonie aus dem entfernteren Norden ſeye? —

Solcher Probleme wird der aufmerkſame Reiſende mehr finden; aber nicht immer wird ihm die Auflöſung ſo nahe liegen. Der hiſtoriſche Blick hat dies mit dem ſtatiſtiſchen gemein, daß er überall mehr Probleme

bleme als Auflösungen ſieht, daß er nur Veranlaſſungen zu Unterſuchungen giebt, und nicht gleich die Aufſchlüſſe liefert. Wollen Sie ſolcher Probleme mehr? — O! ich weiß ihrer noch einige; aber ich kann von den meiſten andern keinen Aufſchluß geben.

— In der Schweitz und in Holland rollt man das ch und g beynahe mit einerley Heftigkeit aus der unterſten Kehle herauf; in beyden Ländern ſpricht man au wie uh z. E. Haus wie Huhs aus *) und dergl. mehr. Woher dieſe Aehnlichkeit in den beyden entfernteſten Ländern, die teutſch ſprechen?

Die alte Liviſche Sprache wird nur noch auf den Gütern der Herren von Salis in Curland geſprochen. Wie kommt das, daß ſie jezt nur in dieſen kleinen Bezirk eingeengt iſt? und wie, daß ſie ſich dennoch erhalten hat?

Und damit Sie nicht glauben, daß ich den Ausdruck: hiſtoriſcher Blick, ſo höchſt figürlich blos von Ideen des Gehörs brauche, ſo will ich Ihnen nun auch Exempel von Geſichtsideen mittheilen:

Die Baiern ſind ein kleines Volk von lockern, bäuriſch ſtarken unterſetzten Körpern, und düſterm mürriſchem Anſehn. Die Ungarn, wenigſtens an der Grenze von Oeſtreich, ſind auch klein, aber ſie ſind robuſter,

*) Ich weiß wohl, daß man im Amſterdam das Wort: Huys wie Häus ausſpricht; aber in Gröningen ſpricht man Huus oder höchſtens Hüs, und in Niederſachſen wirklich Huhs.

ſter, und haben mehr wildſtarkes im Anſehn. Zwiſchen beyden wohnt der ſchöne lange Oeſtreicher; beſonders ſind die Einwohner von Oberöſtreich, Mann und Weib, ein ſehr edel gebildetes Volk, wenn gleich ihre Geſichtszüge noch nicht ſoviel Seele und Seelenbiegſamkeit verrathen, als die der Oberſachſen. — Was iſt die Erklärung von dieſem allen? Es kann ſeyn, daß das mürriſche düſtre Anſehn des Baiern der dort ſo ſehr herrſchenden Bigotterie, oder der Regierung zum Theil ſeinen Urſprung dankt. Aber damit iſt noch wenig erklärt. Ich weiß ferner auch, daß einige die Baiern für eine Vermiſchung der Bojer und Avaren halten, und daraus ihren Namen Bauari, als hieſſen ſie Boiauari, herleiten; ich weiß auch, daß wenigſtens ein Theil des Königreichs Ungarn von Avaren bevölkert iſt: aber das alles iſt theils noch nicht ſo völlig ausgemacht, theils erklärt es auch lange noch nicht das ganze, was erklärt werden ſoll; und dieß Problem wäre doch wohl der Auflöſung werth.

Mir hat auch der Einwohner von den Badenſchen Ländern im ganzen kleiner als der Würtemberger geſchienen; aber es kann ſeyn, daß ich mich hierin trüge. Solche und ähnliche Bemerkungen kann man ſehr viele machen; viele klären ſich auch, wie oben geſagt, ſogleich auf. So iſt es auffallend, wie ſehr holländiſche Sitten, Reinlichkeit, Geſchmack in Künſten, Geſetzgebung, Litteratur, Gärten u. ſ. w. nach Hamburg

und

und auf die ganze südliche Küste der Ostsee verpflanzt sind. Nirgends in ganz Teutschland ist z. E. die Wortphilologie, das Conchilien- und Schmetterlingsstudium u. s. w. so in Ansehn gewesen, als längst der Ostsee hin; und das, weil die Töchterhandelsstädte *) daselbst von ihrer holländischen Mutter gelernt hatten. Jezt da Holland aufhört so ausschliessend das Hauptland des Handels zu seyn, wird auch sein litterarischer und artistischer Geschmack weniger geschätzt und nachgeahmt als ehemals. Die Erklärung der Frage: warum die Matrosen diese und keine andere Kleidung tragen, kann Ihnen der Anblick des holländischen Bauers geben, der meistens ganz die Kleidung der Matrosen trägt, und der aus seinem Zirkel die meiste Bemannung der Schiffe vor einem oder zwey Jahrhunderten lieferte.

Wollen Sie zum Beschluß noch ein complicirtes Problem haben? — Es ist vielleicht kein Land, aus dem soviel hiehergehörige Fragen genommen werden können, als aus Polnisch Preussen, oder, wie es jezt heißt, Westpreussen. Fast jede Stadt in dieser Provinz hat ihren eignen auffallend verschiedenen Dialect. — So spricht der gemeinere Mann in Danzig ein sehr gutes reines Plattteutsch, und alle Vornehmeren

*) Daß der Hanseehandel älter war, als der holländische, macht keinen Einwurf; denn der Handel ist seit der Zeit in Art und Weg völlig neu geworden; wenigstens prädominirte Holland.

ren ein gutes Hochteutsch. In Marienburg, einer Stadt, die sechs Meilen von Danzig liegt, spricht auch der gemeinste Mann ein sehr reines dem Obersächsischen nahe kommendes Hochteutsch, und versteht kaum wenn man mit ihm plattteutsch spricht. In Elbing, vier Meilen weiter, herrscht ein sehr unangenehmer hochteutscher Dialect; man zieht die Silben auf eine so sonderbare Weise, daß die Elbingische Aussprache in der ganzen Gegend umher zum Sprüchwort geworden ist. Von der holländischen Mennonisten-Colonie in der Muntau und vielen andern Verschiedenheiten in Sprache u. s. w. will ich nicht einmal reden; ihrer sind gar zu viel. — Woher aber nun das alles? Ich weiß von allem diesem nur eins durch Vermuthung zu erklären; nemlich: Marienburg war bekanntlich der Hauptsitz des teutschen Ordens. Hierhin haben also die Ritter, die aus lauter eingebornen Teutschen bestanden, ihre reinere teutsche Sprache am meisten verpflanzt, und ihr daselbst Wurzel verschafft.

Weil ich einmal bey Westpreussen bin, so will ich doch noch eine Bemerkung hinzufügen — In Marienburg und wenigen andern Städten dieser Provinz ist statt der untersten Etage vorn an den Häusern ein bedeckter Gang, den man die Laube nennt, wie auf der Stechbahn in Berlin. — In ganz Teutschland erinnere ich mich nicht eine Stadt gefunden zu haben, wo diese Lauben oder Arcades allgemein wären; höchstens

sind

ſind ſie etwa in einer einzelnen Straße, oder an einem einzelnen Platz, wie eben die Stechbahn in Berlin, oder eine Straße unweit der Pfalz in Strasburg und d. gl. iſt. Nur erſt Bern iſt wieder eine Stadt, die ganz auf dieſelbe Art gebaut iſt; denn die Arcaden in Genf ſind von ganz andrer Art, und ſind ſo hoch als die Häuſer ſelbſt. — Ich habe mich der Vermuthung nicht erwehren können, daß etwa einer oder mehrere aus Bern oder der Gegend umher gebürtige Ritter dieſe Lauben dort eingeführt haben.

Doch genug davon. Ich war nicht völlig Herr meines Reiſeplans, und konnte alſo über dergleichen Probleme nicht nach meinem Gefallen Unterſuchungen anſtellen; auch war ich damals nicht mit allen dazu nöthigen Vorkenntniſſen verſehen. Aber ſoviel ſehen Sie aus allem dieſem, was mir, ohne daß ich es ſuchte, blos weil ich Augen und Ohren offen hatte, aufſtieß, daß noch manches dieſer Art zu beobachten übrig iſt, und zwar Dinge, die nur ein Reiſender durch ſolche Vergleichungen ins Licht ſetzen kann, welche der Eingebohrne, der aus ſeinem Winkel nicht herausgeht, nie zu machen im Stande iſt. — Ich bürge nicht dafür, daß alle meine Bemerkungen wahr ſeyen; ich kann falſch beobachtet haben; aber auch Falſchheiten können hier als Exempel dienen.

Solche Bemerkungen kann man indeſſen auch zu Gunſten mancher andrer Wiſſenſchaft noch machen;

ich

ich habe einige zur Kunſtgeſchichte, zur Naturwiſſenſchaft u. ſ. w. gehörige geſammelt, die nur einem Reiſenden zu machen möglich ſind. Aber ich wollte mich Ihnen nur deutlich machen, und da braucht es alſo keiner weitern Exempel, und auch hoffentlich keiner weitern Ausführung, um Sie zu überzeugen, weil Sie leicht von dem, was ich geſagt habe, auf andre Wiſſenſchaften analogiſche Schlüſſe machen können. Ich ſchweige alſo, und bin zufrieden wenn Sie nicht mehr ſo ſehr gegen das Reiſen declamiren.

Zweyter Brief.

Sie können alſo die analogiſchen Schlüſſe auf andre Wiſſenſchaften nicht machen, die Ihnen doch nach dem, was ich Ihnen über die Hiſtorie geſagt habe, nicht ſchwer werden können? Freylich müſſen Sie ſolche Wiſſenſchaften dazu wählen, die durch Vergleichungen einen Zuwachs von Kenntniſſen erhalten können. Daß dieß bey der reinen Mathematik und andern blos ſpeculativen tranſcendentaliſchen Wiſſenſchaften, daß dieß bey Local-Jurisprudenz und ähnlichen blos poſitiven Kenntniſſen, deren ganze Quelle in die Grenzen eines einzigen Codex eingeſchränkt iſt, nicht möglich ſey, gebe ich gern zu. Aber auf dieſe hat Ihre Wahl auch nicht fallen können. Ich ſagte: Sie ſollten auf Wiſſenſchaften, die mit der Hiſtorie Aehnlichkeit hätten, analogiſch ſchließen. — Den Nutzen des Reiſens in

Anſe

Anſehung der Geſchichte habe ich Ihnen, wie Sie ſagen, einleuchtend gemacht; und daß Sie ſich leicht einen ähnlichen Nutzen in Anſehung der von mir genannten Natur- und Kunſthiſtorie denken können; geſtehen Sie mir auch; nur fodern Sie noch einige Ergänzungen meiner Ihnen im vorigen Briefe mitgetheilten Bemerkungen, die die erſte Wiſſenſchaft angehen; und wollen noch, daß ich aus meiner Brieftaſche alles was die beyden andern angeht vor Ihnen ausſchütte. Das iſt noch wohl zu erfüllen; aber wenn dieß nun geſchehen iſt, ſo ſoll ich Ihnen dann noch die übrigen Wiſſenſchaften, die durch Reiſen erweitert werden können, hernennen, und dieß von ihnen beweiſen. — Die Uebrigen? Doch nicht alle? Die Foderung wäre zu ungeheuer. Ich hoffe doch, Sie werden nur Briefe nicht Bücher von mir erwarten. Ich will gern etwas von der Foderung erfüllen; aber es muß doch die Grenzen eines Briefes nicht überſchreiten.

Ihre Fragen, wegen der neulich mitgetheilten, die Geſchichte angehenden Bemerkungen, betreffen blos die Verpflanzung der holländiſchen Sitten, an die Küſte der Oſt- und Nordſee von Holland an, denn dieſe habe ich mit verſtanden — Sie wollen wiſſen, was ich den holländiſchen Geſchmack in Künſten nenne? Sollte Ihnen nicht ſchon lange bekannt ſeyn, was man ſo nennt? Ueberhaupt jenen kleinlichen Geſchmack, der nur auf die möglichſt getreue Darſtellung, auf die

Wir-

mehr seyn, was meine Würde, als was meine Gemüthsart fordert, die zu sanft und milde gewesen ist, und deßwegen die Ehrfurcht verlohren hat, die eine stolze Seele nur dem Stolzen bezahlt.

Worcester.

Unser Haus, Gnädigster Herr verdienet wahrlich nicht daß die Geissel der Grösse gegen selbiges gebraucht werde, und dazu noch eben dieser Grösse, die unsre eigne Hände so stattlich zu machen geholfen haben.

Northumberland.

Mein Gnädigster Herr --

König Heinrich.

Worcester, entferne dich; ich sehe Ungehorsam und Drohung in deinen Augen. O Sir, eure Mine ist zu kühn und zu entschlossen, und die Maiestät kan unmöglich trotzbiegenden Stolz auf der Stirne eines Unterthanen dulden. Ihr habt Erlaubniß uns zu verlassen. Wenn wir euern Rath oder eure Dienste nöthig haben, werden wir euch rufen lassen. (Worcester geht ab.) Ihr wolltet ja reden -- (Zu Northumberland.)

Northumberland.

Ja, mein Gnädigster Herr; diese Gefangne die in Eu. Maiestät Namen abgefordert wurden, und die Heinrich Percy zu Holmedon gemacht hat, sind, wie er sagt, nicht so schlechterdings verweigert worden, wie man Euer Maiestät

berichtet

Wirkung jedes einzelnen Theilchens ſieht, und dabey die groſse Wirkung des Ganzen völlig aus den Augen verliert. — Reden Sie nur mit einem der ältern Kunſtkenner in Holland, Hamburg u. ſ. w.; er wird von einem Gerhard Dow, von einem Balthaſar Denner, von einem Adrian van der Werft u. ſ. w. mit Entzücken ſprechen; aber ſchwerlich wird ihn Raphaels Wahrheit oder Correggio's Helldunkel in Enthuſiasmus ſetzen. — Was für biſarre Wirkungen dieſer Geſchmack am kleinlichen niedlichen Einzelnen gehabt hat, zeigen am beſten die holländiſchen Gärten, voll ſchöner in Buchsbaum und Taxus geſchnittenen Figuren, welche die Oſtſeeküſte treflich nachgeahmt hat. So iſt in Hamburg in einem Garten die ganze Mathematik in Buchsbaum geſchnitten, und in manchen andern noch wohl ärgere Dinge. — Es giebt aber noch andre Unterſcheidungs-Caractere des holländiſchen Geſchmacks. Sie wiſſen, daſs wir von keiner Schule ſo viel Thierſtücke und ſoviel perſpectiviſche Gemälde haben, als eben von der niederländiſchen — Gehen Sie längſt der Oſtſee hin, und Sie werden in den meiſten Kabinettern den Vorrath an Viehſtücken am gröſsten, und faſt alle Kirchen mit Perſpectiven ausgeziert finden; ſo z. E. in Hamburg die Petri- Catharinen- Nikolai- Johanniskirche, in Danzig die Marienkirche u. ſ. w. Sagen Sie nicht, daſs die meiſten der niederländiſchen Gemälde dieſer Art, ſich nicht von Holländern, ſondern von Flamändern herſchreiben. Das ſchadet nichts;

nichts; Holländer kauften doch dieſe Gemählde, Holländer fanden an ihnen vorzüglich Geſchmack, und theilten dieſen Geſchmack ihren Zöglingen an der Oſtſee mit. — Endlich iſt noch allgemein bekannt, daß die Städte längſt der Oſtſee meiſtens mit vorn herausgehenden Giebeln gebaut ſind. Auch dieſer Geſchmack iſt aus Holland, wo faſt alle Städte ſolche Giebel haben; nur in Amſterdam ſieht man jezt viele Häuſer, deren Dächer auf italieniſche Art vorn ablaufen. Herrſchend iſt indeſſen noch immer die Barbart mit den Giebeln. — Ihre zweyte Frage iſt; was denn jezt für Sitten ſtatt der holländiſchen in den Städten längſt der Oſtſee eingeführt würden? — Erſtlich bey dem allgemeinen Einfluß, den Frankreich in dieſem Stücke auf Europa gehabt hat, konnte es freylich nicht fehlen, daß nicht franzöſiſche Sitten theils ſich aus dem feſten Lande heraus bis an die Küſten vorgedrängt haben, theils bey dem erweiterten Handel Frankreichs nicht auch durch die Häfen herein gebracht ſeyn ſollten. Aber da ſeit einem halben Jahrhundert England ſo ſehr unter den handelnden Nationen ſich gehoben, und durch die Güte ſeiner Manufacturen durch ſeinen wahren und ſoliden Geſchmack u. ſ. w. ſich ein ſolches Anſehen in der Handelswelt erworben hat: ſo konnte es nicht fehlen, dies muſte wieder auf die Häfen Teutſchlands und Preuſſens wirken, zumal da ſich eine Menge engliſcher Coloniſten in denſelben niederließ. Daher kommts dann, daß man nun in Ham-

burg, Danzig u. ſ. w. eine ſolche Vorliebe für die engliſche Kleidung erhalten, daß man die engliſche ſolidere und zweckmäſſigere Reinlichkeit ſtatt der holländiſchen angenommen, daß man den groſſen Geſchmack, der den Engländern bekanntlich eigen iſt, gegen den kleinlichen holländiſchen eingetauſcht hat u. ſ. w. — Zu dem Letzten trägt nun freylich auch die Kultur, die im innern Deutſchland aufblüht, und ihre Wirkungen auch bis dorthin ausbreitet, das ihrige bey. Das waren Ihre Fragen. Sie wollen ferner mehrere meiner Bemerkungen über andre Wiſſenſchaften wiſſen? Ich will nicht zu ſpröde im weigern ſeyn; aber ich bitte doch immer zu bedenken, daß ich nur Fingerzeige geben kann. Erlauben Sie mir, daß ich noch etwas zu den hiſtoriſchen Bemerkungen hinzufüge, das mir bey der Vergleichung Englands und Niederteutſchlands einfiel, und das ſehr wohl, zum Beyſpiele eines Problems und einer Auflöſung, die durch den hiſtoriſchen Blick veranlaßt werden könnte, dienen mag. Noch jezt findet man bey der geringſten Aufmerkſamkeit die auffallendſte Aehnlichkeit zwiſchen engliſchen und niederteutſchen Wörtern; und bekanntlich hat mancher Sprachgelehrte wechſelsweiſe eine Sprache aus der andern erklärt. Wer würde hier nicht gleich auf die Verwandſchaft beider Nationen ſchlieſſen, wenn uns auch die Geſchichte davon verloren gegangen wäre? Sonderbar iſt es, daß die ausgewanderte Schweſter, die freylich vor der zurückgebliebenen in Aufklärung und Kul-

tur

tär einen mächtigen Vorſprung gethan hat, nun ihre Politur der andern mitzutheilen, und ſich ſo mit derſelben zu verbinden anfängt, wie ſie ſich ſchon durch das neue Fürſtengeſchlecht, das ſie im Anfang dieſes Jahrhunderts von der zurückgebliebenen Holte, einen Theil derſelben auf andre Art verbunden hat.

Exempel von Bereicherungen der Naturhiſtorie durch Reiſen haben wir ſchon ſehr viele. Was hat nur das einzige Kapitel von der Form der Berge, das zur Erklärung ihrer Entſtehung und der Geogenie überhaupt ſo wichtig iſt, nicht ſeit etwa zwanzig Jahren für wichtige Zuſätze erhalten? — Es ſind ja auch blos in Beziehung auf dieß Studium viele wichtige Männer gereiſt; aber auch andern, die ſich dieß nicht zum Hauptzweck machen, kann manches hieher gehörige aufſtoßen. So hat es mir beſonders merkwürdig geſchienen, daß man in der Gegend um Marburg mehrere wie Zuckerhüte ſpitz zu laufende, aber von der übrigen Gebirgskette ganz abgeſonderte Hügel antrift — Eine andre Bemerkung, die hieher gehört, betrift die Farbe und das Aeuſſere der Thiere. Man hat ſchon viel über die Entſtehung der erſtern geſagt; aber ſoviel ich weiß, iſt noch niemand darauf gefallen, mehrere ſolcher Länder, wo die Thiere von einer beſonders ausgezeichneten Farbe ſind, zu vergleichen; und es giebt doch Länder und Provinzen, deren Thiere

ihre ganz eigenthümliche Farbe haben. So iſt in Pohlen und Ungarn das Rindvieh meiſtens weiß grau, in Caſſuben aber vielmehr rothgelb; in Holland prädominirt die ganz weiſſe und ganz ſchwarze Farbe, oder das Vieh iſt ſchwarz und weiß gefleckt und geſprenkelt. Aber am auffallendſten war mir, daß im Schweizer-Canton Freyburg, ſoweit ich darin geweſen bin, alle zahme Thiere ohne Unterſchied, Pferde, Ochſen, Schafe und Schweine, an den Füßen und unter dem Bauch ganz ſchwarz und zottig, und oben fahlbraun waren. Ich habe hievon gar keine Ausnahme geſehen. — Noch will ich bemerken, daß die Thiere in Ungarn viel härtere Haare zu haben ſchienen als gewöhnlich; die Schafe waren ſträubig, die Schweine zottig; und die Ochſen hatten mehr Borſten als Haare; auch hatten dieſe letztern ſehr gewundene kurze ſtarke Hörner.

Aus der philoſophiſchen Kunſthiſtorie will ich nur das anführen, daß man in dem Vaterlande der Künſtler noch immer die Menſchen wieder findet, die man aus ihren Gemälden kennt. So ſind die ſchmalen Dürerſchen Geſichter noch immer in Franken und Baiern; und Rubens Mädchen mit dem ſchönen weißen Teint, mit den groſſen blauen Augen, mit dem vollen überflüſſigen Fleiſche, mit den Phyſiognomien, die Empfänglichkeit für alles Gute, nur keine Erhabenheit zeigen, wallen noch immer in- und um Antwerpen.

(Dieſe

Dieſe Arten von Schönheit findet man faſt ganz in Bremen wieder. Die holländiſchen Weiber aber ſind ſehr ſelten ſchön; wenigſtens iſt ihr Teint noch fader weiß und ihr Fleiſch noch ungleich weniger feſt und zerfließt faſt) — Dieſer Beobachtung zufolge muſten Johann von Eyk und ſeine Zeitgenoſſen mit ſolchen ſchmalen hohen Stirnen und langgezogenen Geſichtern umgeben ſeyn, als ſie uns in ihren Gemälden hinterlaſſen haben; und eben das iſt mir ſehr wahrſcheinlich. Geſichter diſer Art nennt Lavàter Schwärmerphyſiognomien, und wirklich haben faſt alle Schwärmer dieſen Charakter. Daß nun in dem Zeitalter jener Männer fromme Schwärmerey und Bigotterie noch ungleich häufiger und ausgebreiteter geweſen ſey als jezt, daß wenigſtens gerade die Leute dieſer Art am meiſten geehrt, und für Heilige gehalten wurden, iſt wohl auſſer Zweifel, und daß folglich die Mahler der Zeiten zu ihren beſten Köpfen, zu den heiligſten Perſonen ſolcher Gemälde eben dieſe bewunderten Männer und Weiber nahmen, iſt wenigſtens ſehr wahrſcheinlich.

Hier haben Sie das wichtigſte von meinen Bemerkungen zu den beiden im lezten Briefe genannten Wiſſenſchaften — Sie ſagten mir aber daß Sie ſich Bereicherungen dieſer Wiſſenſchaften durch Reiſen wohl denken könnten, aber nicht anderer. — Alſo nicht der Geographie? nicht der Statiſtik? — Doch vielleicht

wollen Sie ſolche, die nur durch Vergleichungen mehrerer Länder und Oerter gewinnen könnten? — Aber hier hätte Ihnen einfallen ſollen, daß der Technolog Maſchinen, der Oeconom Kunſtgriffe beym Landbau, der Policeykenner allerhand Anſtalten, u. ſ. w. vergleichen könne? Doch weil ich Ihnen noch einige Exempel anführen ſoll, ſo ſey es aus einem ſolchen Zweige der menſchlichen Kenntniß, der mehr zur Grundlage philoſophiſcher Speculation diente. — Wie wichtig ſind die Bemerkungen, die der Staatsmann durch Vergleichung über den Einfluß verſchiedener Regierungsformen und verſchiedener Regierungsanſtalten auf den Geiſt der Nation, oder die der Menſchenkenner überhaupt über die Mannigfaltigkeit mehrerer Nationen in Abſicht auf Charakter machen kann? — Der erſte wird finden, daß nur in Republiken, wo jeder ſich als einen Theil des Staats und der Regierung fühlt, public ſpirit und Patriotismus möglich iſt, und gefunden wird; daß jenes heftige theilnehmende Räſonniren über Staatsverwaltung nur beym Engländer, welcher Leute, die er wählte, im Unterhauſe ſitzen ſieht, und daher über ihre Handlungen richtet, ſich finde; daß hingegen der Franzoſe bey ſeiner untheilnehmenden Entfernung von allen Staatsgeſchäften nur ſehr kalt über dieſe räſonniren kann, und alſo ſehr natürlich an einem Mariage de Figaro viel wärmern Antheil nimmt u. ſ. w. — Das Feld des leztern iſt noch gröſſer. Doch warum unterſcheide ich den Menſchen-

ſchenkenner von Staatsmann? Wenigſtens ſollte der Staatsmann nie ohne tiefe Menſchenkenntniß ſeyn. Denn auſſer jener Art, die im Geſchäftsleben ſo wichtig iſt, die man ſich durch practiſche Beobachtung und auf Reiſen ſehr leicht erwirbt, muß es juſt eine der vorzüglichſten Beſtrebungen eines Staatsmanns ſeyn, den Geiſt der Nationen, auch unabhängig von dem Einfluſſe, den Regierung auf ihn hat, zu erforſchen und zu vergleichen. — Er wird hier ſonderbar auffallende Verſchiedenheiten in Menge bemerken. Hieher die Verſchiedenheit der Induſtrie des weiblichen Geſchlechtes. In den meiſten Ländern iſt ſie blos auf die innere Verwaltung des Hausweſens und auf die Erhaltung des erworbenen eingeſchränkt; in andern auf den wirklichen Erwerb ausgedehnt; und hier theilt ſie wieder bald alle groben Arten von Arbeiten mit dem männlichen Geſchlechte. So arbeiten in Heſſen beyde Geſchlechter an den Chauſſeen (ob das immer iſt, oder nur während des amerikaniſchen Kriegs aus Volksmangel geſchah, weiß ich nicht.) Bald aber hat das ſchwächere Geſchlecht ſich nur leichtere und feinere Arbeiten vorbehalten: ſo arbeiten ſie in Frankreich und den Niederlanden nur Spitzen- und Putzwaaren zum Verkauf, und verkaufen ſie alle ſelbſt, wie hier überhaupt die meiſten Läden von Weibern beſorgt werden. — Bey Vorfallenheiten, die die ganze Nation angehen, kann man treffliche Bemerkungen über ihren Charakter machen. Ich hatte das Glück eine ſehr artige Vergleis

chung über das Betragen zweyer ziemlich verſchieden
Nationen bey einem ſehr ähnlichen Vorfalle anzuſtellen
Ich war in Holland, als die Nachricht von la Graſſe
Niederlage daſelbſt erſcholl, und als ich in Paris wa
zertrümmerte Elliot die ſchwimmenden Batterien. —
Die erſte Nachricht, die vom zuerſtgenannten Unglück
fall nach Amſterdam kam, wollte niemand glaube
wie ſollte denn auch der Mann, von dem ſich die H
länder ſoviel Schutz für St. Euſtache und ihre ande
Beſitzungen verſprochen hatten, ſich haben ſchlag
laſſen? Das war wider ihre Wünſche, und folgli
auch wider ihre Hoffnungen. Man bot Wetten
daß es nicht wahr ſey, aber es kam keine zu Stand
man wandte ſich weg und ſeufzte; denn es konnte
doch wahr ſeyn, und da war dieſer oder jener Verlu
im Handel, der Fall von Actien u. ſ. w. nahe.
mehr ſich die Nachricht beſtätigte, je ſtärker ward d
Seufzen, und nun häuften ſich Verwünſchungen g
gen la Graſſe, ſo ſchrecklich ſie nur der gekränk
Kaufmannsgeiſt herausbringen konnte. — Ganz a
ders war es in Paris. Eines Abends war der Courie
mit der Nachricht gekommen; und die Nachricht w
wie ein Lauffeuer durch Paris verbreitet. Nur i
hatte nichts gehört, weil ich in kein Caffehaus geko
men war. Den Morgen beſuchte mich einer mein
franzöſiſchen Bekannten; Eh bien, que dites - vou
de la nouvelle? — De quelle nouvelle? — Com
ment Vous n'en ſauriez rien? Tu ſolus in Iſrael
Un

Und nun erzählte er alles, was er nur wüste, voll innniger Freude, daß er doch noch einen gefunden hatte, dem er sie wieder erzählen konnte. Dann schleppte er mich ins Caffé de Foy im Palais royal, um noch mehreres zu hören, und wirklich sprach das ganze Caffé, das sehr voll war, von nichts anderm. Hier erklärte einer die ganze Vorfallenheit aus geographischen Kenntnissen, dort ein anderer aus militärischen und pyrotechnischen; wieder ein andrer wollte diesen oder jenen genauern Umstand wissen; dann kam einer „so eben von der Gemahlin des Duc de Crillon, die „von diesem General einen Brief erhalten, worin er „schreibe, daß sich Gibraltar höchstens nur noch acht „Tage halten könne u. s. w.“.— Man sah keinem ein Mitgefühl an dem Unglück des Vaterlandes an, dies brach höchstens nur in einem leichten Seufzer aus; aber wohl freuten sich alle, nun Stoff zum Reden erhalten zu haben, und ihre Kenntnisse oder geheime wahre oder falsche Nachrichten mittheilen zu können.

Es giebt noch eine andre Art von Menschen-Beobachtung, die der Staatsmann nicht eben eigentlich suchen darf; nämlich die, welche speculativisch in die Ursachen der Verschiedenheit des National-Charakters eindringt, oder sich mit der vollständigen deutlichen Schilderung desselben abgiebt. Ein Studium, das eben so angenehm und interessant als wichtig für die Menschheit ist! Und an einen Reisenden, der sich

berichtet hat. Entweder Mißgunſt oder Mißverſtändniß iſt dieſes Vergehens ſchuldig, nicht mein Sohn.

Hot-Spur.

Mein Gnädigſter Herr, ich verſagte keine Gefangne; aber deſſen erinnre ich mich, wie die Action zu Ende war, und ich, ganz ausgetroknet von Hize und Arbeit, athemlos und abgemattet auf mein Schwerdt mich lehnte, da kam ein gewiſſer junger Herr, nett, zierlich ausgeputzt, friſch wie ein Bräutigam, und ſein kürzlich abgeſchohrnes Kinn ſah aus wie ein Stoppeln-Feld im Herbſt. Er war parfumirt wie ein Specerey-Krämer, und hielt zwiſchen ſeinem Finger und ſeinem Daumen eine Schnupf-Büchſe, die er alle Augenblike vor die Naſe hielt; immer hatte er was zu lächeln und zu ſchwazen; und wie die Soldaten todte Körper vorbey trugen, hieß er ſie ungezogne Flegel, eine ſo unſaubre und unartige Bürde zwiſchen den Wind und ſeine Adeliche Perſon zu bringen. Er fragte mich mit einem Strom von Sonntags- und Frauenzimmer-Redensarten nach hundert Sachen, und forderte mir endlich auch, zu Handen Eurer Maieſtät meine Gefangnen ab. Ich, den meine Wunden überall ſchmerzten, und verdrießlich darüber, daß mich ein ſolcher Papagay zur Unzeit übertäuben ſollte, antworte ihm im Unmuth und in der Ungeduld, ich weiß nicht was; er ſollte ſie haben, oder er ſollte ſie nicht haben: denn es machte mich toll, etwas das einem Mann ähnlich ſah, vor mir zu ſehen, das von ſo vielen Farben ſchimmerte, und ſo ſüß roch, und von Flinten und Trummeln und Wunden ſo Kammerfräulein-mäßig redte, und

mir

dieſes zum Zweck genommen hätte, möchte ich gern die Bitte wagen, ein vollſtändiges und, ſo viel mögs lich, ganz ausgezeichnetes Bild von dem Charakter einer der ſonderbarſten Nationen zu entwerfen, die ſich noch zum Theil getreu bleibt, aber deren Umbils dung nahe iſt, da Revolutionen von innen und auſ ſen ihrer Staatsverfaſſung, und Luxus, der deſto weis ter getrieben wird je reicher ihre Privatleute ſind, ihren Sitten einen Umſturz drohen. Ich meyne die Holländer: gewiß eins der merkwürdigſten Völker! Man mag in ihr Land kommen, von welcher Seite man will; ſo findet man immer die auffallendſten Beſ ſonderheiten und Verſchiedenheiten von allen ſie umgebenden Ländern. Kein Volk hätte Montesquieu's Hypotheſe von dem allmächtigen Einfluſſe des Klima's auf eine Nation ſo beſtätigen können, als ſie; denn wirklich ſind alle ihre Einrichtungen entweder Folge des Klima's oder ihres Handels-Geiſtes. — So iſt das feuchte und ſchwere Klima Urſach ihrer Reinlichkeit, vieler Beſonderheiten in ihrer Bauart, und mancher Züge ihres Charakters. — Es zwang ſie ihrer Geſundheit wegen ſich reinlich zu halten, und um Fäulnis zu vermeiden dieſe Mühe der Reinlichkeit an ihre Sachen zu wenden. Dadurch gewannen ſie Geſchmack daran, und wandten nun dieſelbe auf ſolche Sachen und auf eine ſolche Art an, wo ſie Ausländern oft von einer lächerlichen Seite auffällt. So iſt ein ächtholländiſches Frauenzimmer in ihrer

Klei-

Kleidung ſo höchſt reinlich, daß man ſich ihr nicht zu nahen wagt. Alle ihre Wäſche, beſonders Hauben und Schürze, iſt ſo ſteif von Stärke, daß ſie weit von dem Körper abſtehen, und eine Art Vorwerke ausmachen. Die Qvispeldorchen ſind ſchon oft belacht worden. Sie tragen aber dieſe Reinlichkeit mehr zum Schein als daß ſie immer den wahren zweckmäßigen Nutzen daraus zögen. Oft habe ich auf den ſogenannten Tabletten Porcellain geſehen auf dem kein Stäubchen lag, und das welches man zum gewöhnlichen Gebrauche hatte, contraſtirte doch ſehr damit. — So erlaubt die Feuchtigkeit ihres Klima's auch nicht, Eſtrich zwiſchen die Fuß-Böden der Zimmer zu legen; ſondern die Dielen liegen gleich auf den Balken; daher man in einem obern Zimmer ſehr genau das Geſpräche im untern Zimmer verſtehen kann. — Um dieſer Feuchtigkeit und der daraus entſtehenden Fäulnis beſſer Trotz zu bieten, wird auch alles Holzwerk, das der Luft ausgeſetzt iſt, mit Oelfarbe angemahlt; aber das hat den Geſchmack an harten Farben, die freylich der Luft um ſo beſſer widerſtehen, aber auch oft zu abgeſchmackt auf einander geſetzt ſind, ſehr befördert. — Aus dieſer Schwere des Klima's entſtehet endlich auch zum größten Theil jene Bedachtſamkeit bey allen Handlungen, jene bekannte Kaltblütigkeit, jene noch bekanntere Grobheit und andere Züge im Charakter der Holländer — Eine zweyte Quelle vieler Holländiſchen Sitten iſt der Handel, den die

Lags

Lage ihres Landes in jedem Betracht ſo ſehr begünſtigt, daß viele Holländer es als eine Unmöglichkeit anſehen, daß derſelbe aus ihren Händen kommen könne. Dieſem werden bekanntlich, und mit Recht, der Holländiſche Geiz, die Holländiſche Redlichkeit, ihre Treue in Haltung des gegebenen Wortes u. ſ. w. zugeſchrieben. Dieſer hat auch der Nation einen ſolchen Handelsgeiſt eingeflößt, daß ich glaube, gewiſſer Arten von Spekulationen, die ſo eigentlich blos auf Eigennutz hinauslaufen, iſt keine andre Nation fähig. So möchte ſchwerlich in einer andern Nation ein Clifford gedeihen, der in Europa, und ſelbſt in Indien, allen Salpeter aufkaufte, um ſich durch dies erzwungene Monopol einen anſehnlichen Vortheil zu verſchaffen, welches ihm aber mißglückte; es ſey denn in den Städten von der Küſte von Holland an nach der Oſtſee zu, und längs derſelben hin, wie denn auch wirklich einmal in Bremen ein Kaufmann eine ähnliche Speculation mit Thran gemacht hat. — Wichtiger aber, obgleich weniger bemerkt, ſcheint der Einfluß, welchen Handelsgeiſt und daraus entſtandene Handelspolitik auf ihre Geſetzgebung gehabt hat. Nur etwas davon. Die hohen Gedanken von der Freyheit der Handlung, ohne die ſie ſchlechterdings nicht beſtehen könne, hat gemacht, daß man den Contracten aller Art faſt keine Regeln geſetzt hat, die nicht aus ihrer Natur fließen. Die einzige Ausnahme davon möchte ſeyn, wenn etwan noch das römiſche in Holland vorzüglich

züglich heilig gehaltene Geſetzbuch arbitrăre Beſtimmungen eingeführt hätte. Aber von Polizeyverordnungen, die jezt in allen Ländern faſt gewöhnlich ſind, und die zur Bequemlichkeit der Reiſenden u. a. Perſonen gewiſſe Preiſe feſtſetzen, damit ſie des läſtigen unaufhörlichen Contrahirens in kleinen Geſchäften überhoben ſind, z. E. Taxen für Gaſtwirthe u. d. gl. iſt in Holland wenig zu finden. So iſt auch, welches neulich als eine groſſe Beſonderheit von Berlin *) angeführt ward, in Holland, Utrecht, Oberyſſel, wie in Flandern und Brabant die Parömie: Kauf geht vor Miethe, nicht geſetzlich geworden, ſondern vielmehr iſt hier verordnet, dat Huer voor Koop gaat. **) — Dieſe wenige Züge mögen genug ſeyn, um Ihnen zu beweiſen, daß ein Tableau de la Hollande, das jeder Sitte bis auf ihre erſte Quelle nachſpürte, ein ſehr intereſſantes Buch werden könnte. Vielleicht werden Sie ſagen, daß die mehreſten dieſer Bemerkungen gewiſſermaßen auch zur Hiſtorie gehören? Wie Sie wollen! Je mehr wir jede Wiſſenſchaft vervollkommen; je beſſer wir den wahren Nutzen einer jeden und das wichtige Verhältnis aller einſehen lernen; deſto mehr bemerken wir auch wie jede der andern die Hand reicht, wie unrecht es iſt eine auf Koſten

*) S. die Briefe über Berlin von einem Fremden in der Berliner Monatsſchrift.

**) Wer davon mehr unterrichtet ſeyn will, ſehe J. Voet. commentar. ad pandect. tit. locat. conduct. n. 1. 17.

Koſten der andern zu erheben, und wie unmöglich es iſt, von einem Theile rechten nüzlichen Gebrauch zu machen, ohne das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften zu überſehen; und deſto weniger werden wir ängſtlich um Grenzen der Wiſſenſchaften ſtreiten. So habe ich dann, Ihrem Verlangen gemäß, Ihnen noch mehrere Beweiſe aus andern Wiſſenſchaften für den Nutzen des Reiſens gegeben. Wenn Sie das nicht überzeugt, wenn Sie eine ganz vollſtändige Induction verlangen; ſo gebe ich alle Hofnung auf, Ihnen je eine andre Meynung beyzubringen. —

H—d.

II.

Situazion*)

des Sehers Aliba bey Zoroaſters Grabe.

(Ein Verſuch über die Unſterblichkeit der Seele.)

Vorbericht des Herausgebers.

Dieſes Gedicht erſcheint hier als eine Probe der Philoſophiſchen Gedichte oder Situazionen des Hrn. Friederich, welche unſre Leſer im Anzeiger dieſes Monats

*) Wem die Benennung dieſer Dichtart nicht gefällt, der wird mich verbinden, wenn er mir eine eben ſo paſſende teutſche dafür giebt. D. Verf.

nats auf Pränumeration angekündigt finden, und ist (wenn ich nicht irre) sehr geschickt von der ganzen Sammlung eine vortheilhafte Erwartung zu erwecken. Was den Nahmen Situazionen betrift, so kann ich es dem Verf. nicht verdenken, daß er eine gewissermaßen neue Gattung von Gedichten auch durch einen neuen Namen zu charakterisiren sucht. Denn wiewohl das, was er so nennt, nicht eigentlich eine besondere Dichtart ausmacht, so ist es doch eine besondere, und (wenigstens in unsrer Litteratur) neue Art von Lehrgedichten, welche eben dadurch interessanter und poetischer ist als das Lehrgedicht in der gewöhnlichen engern Bedeutung, weil sie aus einem Gewebe von Empfindungen und Betrachtungen besteht, die in einer gewissen Person durch eine ganz eigene individuelle Lage oder Situazion veranlaßt worden sind, und dadurch gerade diese Gestalt, diesen Ton, diese Farbe, kurz, in Materie und Form diese und keine andere individuelle Beschaffenheit erhalten haben. Man sieht aus der vorliegenden Probe, daß zu dieser Art von Gedichten zwey wesentliche Bestimmungen erfodert werden, der Charakter der Person, welche — und die Situazion, in welcher und durch welche diese Person — auf die Gedankenfolge geleitet wird, woraus das Gedicht besteht. Man sieht aber auch, daß die Benennung Situazionen für diese Art von philosophischen Gedichten zu weit ist: denn sie würde einer ganz andern Art von Gedichten, z. B. der Entwikkung

wiklung leidenſchaftlicher Empfindungen und Gedankenfolgen, ſo wie ſie durch eine gewiſſe Lage in einem gegebenen Charakter veranlaßt würden, eben ſo gut zukommen, als einer Folge philoſophiſcher Betrachtungen: und ich weiß nicht, ob der Verfaſſer aus dieſem Grunde nicht eben ſo wohl oder beſſer thäte, dieſe Gedichte Selbſtgeſpräche zu nennen. Doch am Ende kommt es nicht auf den Namen, ſondern auf die Sache ſelbſt, nemlich auf die glückliche Ausführung einer gewiß an ſich ſehr glücklichen Idee, und alſo lediglich darauf an, wieviel der Dichter (neben allem übrigen was zu jedem ſchönen Gedichte weſentlich erfodert wird) Philoſophiſchen Geiſt, Lebhaftigkeit der Imagination, Wärme des Herzens, Reichthum an Gedanken, kurz, wieviel Fähigkeit er habe, ſich in die angenommene Perſon zu verwandeln und in die erwählte Situazion hineinzuſetzen, um alle die Vortheile daraus zu ziehen, die nur für den darin liegen der ſich ihrer zu bemächtigen weiß. Denn daran iſt kein Zweifel, daß dieſe Art von Lehrgedichten eine ſehr glückliche Erfindung iſt, um intereſſanten Materien aus der Philoſophie des Lebens den Reiz der Neuheit und eine Beleuchtung, Wärme und Lebendigkeit zu geben, wodurch der Verſtand, die Einbildungskraft und das Herz des Leſers zugleich auf eine ſehr angenehme Art ins Spiel geſetzt, gerührt und unterhalten wird.

* * *

Iſt dies das Grab des Forſchers, deſſen Geiſt,
zu früh für uns, aus ſeiner Hülle wich?
Der Wahrheit ſuchte, Wahrheit fand, doch uns
von der Geſundnen — nur den Schleier wies?
Der ihrer Laute leiſeſten vernahm,
doch bald, mit dem ihm anvertrauten Worte,
hinüberſchwand zum Urquell alles Lichts,
und uns, im Hayn der Unvollendung hier,
zurück im Kampf mit Glaub' und Zweifel ließ? —

Der Wahrheit Schleier nur! Den ſah ich oft,
ſie ſelber aber nie. Beſorgteſt Du,
o Zoroaſter, ihrer Stirne Glanz
möcht' unſer Dämmerung gewohntes Auge
nur blenden? — unſer Geiſt, der gern noch weilt
bey Schilderei'n der Fantaſie, gern den
ätheriſchen, farbloſen, wahren Umriß,
den von den Dingen der Verſtand ihm beut,
ſogleich der holdern Farbentänſcherin
bunt auszumalen, zu verkörpern, giebt —
der möchte das verborgne, hohe Wort,
in ernſter Schöpfungsfeyer dir vertraut,

so rein und wahr nicht fassen als er muß
um es durch Misverstand nicht zu entweihn?

Ha, wäre dies, warum reicht die Begier
des Geistes weiter als sein Fassungskreis?
Warum ist sein Bedürfnis stärker stets
als seine Kraft? — Vielleicht, um das Gefühl
von ungebrauchter Kraft in ihm zu wecken,
auf weitre Selbstentwicklung aufmerksam
und durstiger ihn stets nach edlerem
Genuß zu machen, weil er, träge, sonst
die Schwinge sinken ließ', und nimmermehr
das ferne Ziel erflöge? — Gut! dann ist
Bedürfnis nur des trägen Geistes Sporn,
der Federdruck, der alle Räder treibt,
nicht mehr Entbehrung, nein! Bewußtseyn nur
von ungeübter Kraft.

Wie aber, wenn
die Hoffnung edleren Genusses und
vollkommner Kraftentwicklung nun mit uns
im Grab entschliefe? Ist dies Streben dann
auch Wohlthat noch für den beseelten Staub? —

(Nach einigem Nachdenken.)

Ein mächtger Zweifel! — Denn wer bürgt mir, daß
dies Grab, das Zoroaſter's Staub umſchließt,
nicht auch auf ewig ſeinen Geiſt verſchlang?
Wer bürget mir, ob nicht die edle Kraft,
die jetzo Seyn und Nichtſeyn in mir denkt,
dann, wann ſich ihr Organ in Moder löſ't,
gleich ihm verweht, wie mit dem Inſtrument,
das in den Händen des Tonkünſtlers bricht,
zugleich auch ſtirbt die ſchöne Melodie? —

Ha! ſchauriger weht itzt um mich die Luft,
und dreymal finſtrer ſchwärzt ſich mir die Nacht;
mein Geiſt ſtarrt ſinnlos den Gedanken an:
„Auch du vergehſt, wenn die Maſchine ſtykt!„

(Nach einer kurzen Pauſe, mit Entſchloſſenheit.)
Doch — bleib, Gedank! So furchtbar du auch biſt,
ich faß dich muthig bey der dunkeln Schwinge,
und du entflengſt mir nicht, bis ich es weiß
ob du mir Wahrheit kündeſt, oder lügſt! —

Hüll deinen Mantel denn, o Mitternacht,
geheimnißreich und graunvoll, wie das Grab,

mir sagte, für eine innerliche Quetschung sey kein unfehlbarers Mittel als Spermacet, und es sey recht zu bedauren, sey es, daß dieser verfluchte Salpeter aus den Eingeweiden der unschuldigen Erde hervorgegraben worden sey, der so viele brave wolgewachsene Leute so elendiglich umgebracht habe: Und wenn nur diese nichtswürdigen Flinten nicht wären, so würde er selbst ein Soldat geworden seyn -- Auf alles dieses sein kühles, unzusammenhängendes Geplauder gab ich also, Gnädigster Herr, nur obenhin Antwort wie ich sagte; und ich bitte euch, laßt seinen Bericht nicht die Gültigkeit einer Anklage gegen einen Mann haben, der euer Majestät so ergeben ist als ich.

Blunt.

Die Umstände in Ueberlegung gezogen, Gnädigster Herr, so könnte alles was Harry Percy damals zu so einer Person, an so einem Ort, und in so einer Zeit gesagt haben möchte, billiger Maassen für todt und abgethan gehalten, und nimmer zu seinem Nachtheil wieder erwähnt werden. Denn was er damals sagte, dem entsagt er ja izo wieder, wie ihr seht.

König Heinrich.

Wie, und doch weigert er sich seine Gefangnen auszuliefern, ausser mit der Bedingung, daß wir seinen Schwager, den närrischen Mortimer, unverzüglich auf unsre eigne Unkosten auslösen sollen; ihn, der geflissentlich das Leben aller derjenigen aufgeopfert hat, die er gegen diesen Zauberer, diesen verdammten Glendower anführte, dessen Toch-

ter,

um meine Stirn! Hier will ich, ſtillen Ernſts,
von Unverſtand und Vorwitz unbelauſcht,
an Zoroaſters Hügel ruhn; umſeufzt
vom Flüſtern der geweihten Palmen, die,
im bleichen Mondglanz, dreyfach ihn beſchatten,
kühn meinen Blick auf die Verweſung heften
und, bald auf Schwingen hoher Ahnungen
der Gegenwart enteilen, bald, geſeſſelt
vom Zauber eines weiſen Traums, die Nacht,
die auf der Zukunft ruht, mir ſchwinden ſehn. —

Und du, wenn anders du noch biſt, und Theil
am Schikſal deiner Jünger nimmſt, die hier
im düſtern Thal oft deine Leitung miſſen —
Geiſt Zoroaſters! ach, umſchwebe du
mit leiſem Fittig mich, und ſtreue mir
vom Sternenkranz, der deine Schläfe ſchmückt,
nur Einen ſchwachen Stral jezt auf den Pfad,
auf dem mein Geiſt die Spur der Wahrheit ſucht!
(Er ſenkt forſchend den Blick auf das Grab.)

Wie? keimt vielleicht in der Verweſung Schoos
noch Hoffnung? Blüht vielleicht Unſterblichkeit
aus dieſem modernden Gebein einſt auf,

wie

wie aus dem Samenkorn, das jezt verweſ't,
der Keim der künftgen Aernte ſtill entſproßt?
Das iſt die Frage! — Wer? wer löſ't ſie mir?

Ich blicke um mich her in deinem Reich,
Natur! und jedes Weſen predigt mir
Vergänglichkeit. Die Roſe knoſpet, ſtreut
Duft um ſich her, und ſtirbt. Die Nachtigall,
die geſtern noch die ſüße Schwermuth mir
in's Herz ſang, liegt heut ſtumm und leblos da.
Der blütenvolle Baum, den ſie bewohnt,
deß Frucht und Schatten mich ſo oft gelabt,
verdorrt, verwittert; und der träge Wurm,
der, wie der Kummer an dem Herzen des
Verlaßnen, tückiſch und verrätheriſch
an ſeinen Wurzeln nagte, wird zu Staub.
An meiner Seite ſinkt der Freund; das Roth
der Jugendkraft erblaßt auf ſeiner Wange;
des Auges Glut verliſcht; ſein Odem bebt;
noch einmal zuckt ſein Puls — — er iſt nicht mehr!

Wie? Er auch wird Genoß des Schickſals, das
nur erſt den Wurm, den Baum, die Nachtigall

und Roſe traf? — Weh ihm! was half ihm dann
Vernunft, Beſonnenheit, und jenes Streben
nach immer höherer Vollkommenheit?
Was half der Funke, der im Aug' ihm flammte,
wenn ich von Weisheit, Schönheit, Stärk' ihm ſprach?
Nichts, als nur über allen Ausdruck ihn
elender noch zu machen, als den Wurm! —

(Mit dem ſichern, mutigen Tone des kalten Forſchers.)

Doch weiter einen Schritt in dem ſo dicht
verflochtnem Labirint! — Und jene Kraft,
die in der Roſe duftet', in Vandalen
das ſchmelzende Entzücken ſang, im Wurm
die Wurzel nagte, und den Baum im Lenz
mit Blüten kleidete, im Sommer ihn,
von ſüſſen Früchten ſchwer, zur Erde zog,
und, unter Schnee und Froſt, ſein kahles Haupt
noch wärmte, daß, bey Lenzes Wiederkehr,
es ſich, verjüngt, erhob mit grünen Locken —
die unnennbare Kraft, die in dem Blick
des Freundes mir, wenn ich von Tugend, von
Natur und Schönheit ſprach, voll Sympathie
und Freude Beyfall winkte, ſagt! wo iſt,

wo ſchwand ſie hin? Hört eine ſolche Kraft
auf, gleich dem Schall, wenn die Bewegung ſtirbt? —

Aufhören zwar der Form bemerk' ich überall,
doch nicht der Kraft, die immer wirkt und ſtrebt,
die hier zerſtört, und dort von neuem formt.

Der Blitz entſteugt dem vollen Buſen der
zerrißnen Wolk', und ſpaltet hier den Fels,
der, himmelan, den trozgen Nacken ſtreckt.
Dort kämpft das Waſſer mit dem Feuer, und
zerſtiebt in Dunſt. Der Erde Eingeweid
zerſprengt die Luft. Und den Vulkan verſchlingt
des Meeres Rachen. Dies wird von der Wut
des unterirdſchen Feuers wild verzehrt,
daß bald es kocht in fürchterlichen Strudeln,
bald weicht zurück von dem vertrauten Ufer,
und nun der Erde nackte Ribben zeigt,
die Unglück oft dem Steuermann gedroht.
Dort ſteigt ein neuer Erdtheil aus der Flut:
Indeſſen hier ein halbes Reich verſinkt,
und Millionen Menſchen mit ſich raft;
leicht über ſeinen Rücken tanzet dann

ein ſchönbeflügelt Schiff, oft ſeufzet auch
der ſpiegelhelle Pflugſchar über ihm.
Der Fruchtbaum dorrt. Aus ſeinem Samenkern
ſprießt nächſten Lenz ein neuer auf. Der Greis,
der zitternd an dem Stabe ſchleicht, ſinkt hin:
indeß entwindet ſeiner Tochter Schoos
ſich der gewünſchte Enkel. — Ueberall
erblick' ich Kampf des Todes mit dem Leben!
Zerſtörung — Schöpfung; Auflöſung der Form —
Entwicklung neuer Lebenskeime ſeh
ich rings um mich! Doch gänzlich Nichtſeyn nicht.

Und Nichtſeyn . . . iſt es wohl gedenkbar dem
vernünftgen Geiſte? — Nichtſeyn! Iſt es nicht
noch unbegreiflicher, als Wirken, Seyn?
Und Tod der Kraft nicht mehr ein Wunder, als
ihr unbegränztes Leben? — Zweifler, ſprich!
Wie? wenn der Tod, da er nicht Nichtſeyn iſt,
da dieſe große Maſſe, die bald aufgelöſ't,
bald neugeformt wird, ſich nicht denken läßt
als nicht vorhanden — wie? wenn nur der Tod
der Vater wär des Tauſendförmigen
und immer neuen Lebens? — Wie? wenn er

nur

nur wär die allgemeine Kraft, die durch
die weite Schöpfung lebt, die Formen stets
zerstöret, und aus der Zerstörung selbst
bald wieder neue bildet? —

Wenn das ist;
(und die Natur rings ruft mir zu: es ist!)
wer sagt mir, ob sie auch vollkommnere
und schönre Formen immer bildet? Ob
sie, stufenweise, jedes Wesen, von
dem Sandkorn bis zu dem vernünftgen Geist,
zur möglichen Vollendung führt? Und ob,
wenn dies zerbrechliche Gewand dereinst
von meinem Geiste fällt, ich höher dann
um eine Staffel, auf der Wesen Leiter,
zur Gottheit rücke? Oder ob vielleicht,
ein loses Spiel des Zufalls und der Laun',
ich in der Reb' jezt weine, dann im Könige
unschuldig Blut vergieße; bald im Hunde
das Reh verfolge, bald im Schierlingskraut
den Unerfahrenen vergifte; nun,
als Raup', einspinne mich zum Winterschlaf
und mit dem Lenz erwach', als Schmetterling,
der um die Distel, wie um Rosen, buhlt? —

In jenem Fall iſt Ordnung, Weisheit, Zweck:
In dieſem herrſcht die blinde Unvernunft.
Und in dem Gange der Natur, wo iſt
da Unvernunft? Strait Ordnung, Weisheit, Zweck
nicht auch aus ihren kleinſten Wirkungen? —

Und wenn, wie doch der Weiſen viele glauben,
(Ach! müſſen denn die Weiſen ſelbſt — nur glauben,
nicht wiſſen? — O! wieviel muß dann nicht der
erſt glauben, welcher Alles glaubt zu wiſſen!)
und wenn des Hundes Seel' in Newtons Körper
den Mond nicht würd' anbellen, und der Weiſe
auch in des Mondanbellers Körper nicht
des Mondes Lauf, den Schwung der Erd' und das
allmächtige Geſetz der Schwerkraft, kühn
berechnen; muß ich dann nicht glauben, daß
des Weiſen Seel' ein höher Weſen ſey
als die des Hundes, wenn auch deſſen Sinne
ſonſt feiner wären? —

Aber folgt nicht auch
aus dieſer Meynung, daß des Weiſen Geiſt
der Einſchränkung, wie der Erweiterung
empfänglich iſt? Und widerſpricht nicht hier

mein

mein inneres Gefühl, das ungeduldig
nach einem immer weitern Wirkungskreis
und gränzenloſerem Genuſſe ſtrebt?

Ich wag' es nicht, den Widerſpruch zu löſen.
Ich denk', und ſinn', und bleib mir ſelbſt ein Räthſel —

(Er ſchweigt. Sein Blick irrt unruhig umher. Endlich erholt er ſich wieder, kehrt in ſich ſelbſt zurück, und fährt mit ſteigendem Ungeſtüm und feſter Beharrlichkeit fort.)

Allein, was iſt es denn, dies Weſen, das
in mir bewuſt ſich iſt; bald denkt und träumt,
bald der Begierde folgt, und bald ſie zähmt;
Gedanken prüft, izt zweifelt, und dann glaubt? —
Was iſt es denn, dies geiſtge Weſen, das
izt über ſich ſelbſt zu vernünftein wagt,
ſich ſelber ſchaut, und dennoch nicht begreift; —

Iſt es vielleicht nur Triebwerk einer Uhr,
wodurch harmoniſch alle Räder hin
zu Einem Zwecke wirken, gleiches Stoſs
mit ihr und gleicher Dauer? Oder iſt
es etwan eine Harmonie, die ſanft

dem

dem Saitenſpiel entſtrömt, und, ſpringet dies,
ſich in des Undings ewger Nacht verliert?
Wirkt es, vom Körper abgeſondert, oder eins
mit ihm? — Iſt es nur eine einzge Kraft?
die Tochter der Bewegung? die Bewegung ſelbſt? —

Was es auch immer ſey, ich weis es nicht!
Nur das weis ich: daß ich ſo wenig dies
als jenes faſſen, mir erklären, bis
zum Anſchaun bringen kann. Wer lehrt es mich?
Weis es denn keiner meiner Brüder, was
dies Weſen in mir iſt, wie und wie lang
es wirket? Keiner? Auch der Weiſeſten
nicht Einer? — Ach! ſie ſenkten alle, die
ich je drum fragte, ſtumm den Blick zur Erde! —

Geſezt, ich wähne, dieſes Weſen ſey
die Wirkung blos von Druck und Stoß: wovon
iſt dieſer Druck und Stoß denn ſelbſt die Wirkung? —

Halt ein den Schritt hier, ſtolzer Forſcher! Sieh
das Nonplusultra deines Wiſſens hier,
und fühle deine Ohnmacht, ſtill beſchämt,

und

und ſchweig und glaube! — Denn wo iſt, wie heißt
die Linie, die zwiſchen Glauben und
Unglauben liegt, und uns ſchnurgrade zur
Beruhigung, am Arm der Wahrheit, führt?

Iſt es die ſo geprieſne ἐποχή
des Pyrrho und Arceſilas? *) — Ihr gleicht
der Eſel Buridans auf fetter Au',
der, ſtarrend, unentſchieden, daſteht und
nicht weiß auf welcher Seit' er weiden ſoll.

Nein! Eines wählen muß der Denkende.
Er wähl' Unglauben oder Glauben. Beyde
ſind ſeiner würdig. Nur der Aberglaub'
iſt ſtets ein Brandmal an der Menſchheit Stirn.

Was mich betrift; ich wähle Glauben, da
Unglauben mich der Wahrheit goldnem Ziel
nicht näher führen kann, nein! weiter nur
davon entfernt, und meinem irren Blick

jede

*) Scepticker, die zuerſt den Ton angaben, aus der Trüglichkeit des Erkenntniſſes die Unbegreiflichkeit der Dinge zu erweiſen, und deren Schiboleth eine völlige Unentſchiedenheit (ἐποχή) war.

ter, wie wir hören, Mortimer kürzlich geheurathet hat. Sollen unſre Kiſten etwann ausgeleert werden, um einen Verräther heimzulauſſen? Nein, auf den nakten Walliſchen Bergen laßt ihn verhungern; nimmer werd' ich den Mann für meinen Freund halten, deſſen Zunge von mir nur den Aufwand eines Pfennings verlangt, den aufrühriſchen Mortimer auszulöſen.

Hot-Spur.

Den aufrühriſchen Mortimer? das veränderliche Glük des Kriegs, nicht ſein Wille, hat ihn in die Hände der Feinde fallen laſſen, Gnädigſter Herr; und zum Beweiß daß dieſes die Wahrheit ſey, braucht es keine andre Zeugen, als alle dieſe Wunden, die er empfieng, da er an dem beſchilften Strande des ammuthigen Severns, in einzelnem Kamf, Stirne gegen Stirne, den gröſten Theil einer Stunde lang den furchtbaren Glendower aufhielt. Dreymal ruften ſie, um wieder zu Athem zu kommen, dreymal tranken ſie, auf Verabredung, vom Waſſer des ſchnellen Severns, der, von ihren blutigen Bilen erſchrekt, angſtvoll zwiſchen ſeinem zitternden Schilfrohr fortrann und ſein krauſes Haupt im holen Ufer verbarg, vom Blut dieſer muthigen Kämpfer beflekt. Niemals hat unedle heuchleriſche Verrätherey ihren Anſchlägen mit ſo tödtlichen Wunden eine Farbe angeſtrichen; ſo großmüthig verſchwendet kein Verräther ſein Blut. Geſtattet alſo nicht, Gnädigſter Herr, daß der edle Mortimer durch eine ſo unverdiente Beſchuldigung entehrt werde.

König Heinrich.

Du lügſt zu ſeinem Vortheil, Percy, du lügſt; Niemals

jedwede ſchöne Ausſicht in die Zukunft,
worauf er hoffend weilen möcht', entrückt.

Ich wähle Glauben; doch den blinden nicht,
der, mit verbundnen Augen, ſklaviſch ſich
von Irrthum, Liſt und Herrſchſucht leiten läßt;
nein! den, der ſich an der Wahrſcheinlichkeit
troſtvollen Buſen ſchmiegt, da ſeinem Arm
die ſchönere Gewißheit, hier im Thal
des Zweifels und des Irrthums, ſpröd' entflieht.

Geſetzt nun, dieſer Glaube wäre nur
ein ſüſſer Wahn, o! was verlier ich denn? —
Iſt ſolch ein Wahn, der mich ſo glücklich macht,
mich ſo veredelt, um ſo manchen Schmerz
und manche Furcht mein Leben freundlich täuſcht,
der mir im Leiden Muth zuwinket, und
im Glück mein Herz ſo ſanft erhebt; der mir
die grauenvolle Zukunft ſchön enthüllt,
durch ſtille Hofnung meinen Geiſt entzückt,
und Tugend ihm, und Schönheit, Weisheit, Stärke
ſo liebenswürdig macht — iſt ſolch ein Wahn
denn, nicht des Weiſeſten der Menſchen würdig?

Nicht

Nicht seiner würdiger als düstrer Zweifel,
der ewig ihn auf ungestümem Meer
von Klipp' an Klippe wirft, im Wirbel ihn
durch stralenlose Nächte treibt umher,
bis er zulezt, ermattet, odemlos,
mit einem tiefen, dumpfen Seufzer, sich
selbst in den hofnungslosen Abgrund stürzt? —

Wahn oder nicht! Ich glaube, daß mein Geist,
aus der Verwesung Hülle, sich zum Quell
des Lichts im Aufgang schwingt, daß diesen Funken,
der hier schon in mir flammet himmelan,
dereinst Unsterblichkeit anfachen wird.

Ha! könnte wohl die unerforschliche,
in ihrer Thätigkeit so unbegränzte,
vernünftge Urkraft, die in mir sich regt,
vergänglich seyn? — Fürwahr! das kann sie nicht.
Sonst ist dies ganze Schauspiel der Natur,
das Tag und Nacht, den Weisen so begeistert,
nichts weiter, als — Schein, Possenspiel, Betrug.

Sie, die mit jedem Grade der Erkenntnis
nach höh'rer Einsicht geizt — unendlich sich

in ihren Fälle fühlt, Empfänglichkeit
für jede Art von Luſt und Unluſt hat,
im Wirklichen das Mögliche erkennt,
Wahrſcheinlichkeit von der Gewißheit trennt,
die der Bedürfniſſe ſich tauſend ſchaft,
ſie bald befriedigt und auf neue ſinnt;
die, ſehnſuchtsvoll, der Wahrheit Spur verfolgt,
und Gutes, Böſes, Recht und Unrecht wägt;
die dem Gefühl die Sprache gab, der Zeit
die Zunge, und der Finſterniß ein Auge;
die jeder Art und Gattung giebt ihr Fach,
durch des Verſtandes Ueberlegenheit
ſich jedes Weſen unterwirft, den Stein
belebt, bald in der Erde Schoos, bald hoch
am ſternbeſä'ten Firmament, und bald
im Meeres Schlunde die Geheimniſſe
der bildenden Natur entzückt belauſcht,
und gern ihr herrlich unabſehbar Reich
mit Einem Blicke kühn umfaſſen möchte;
die hier aus Wüſten Paradieſe ſchaft,
dort Felſen Fruchtbarkeit abzwinget, da
dem Meer Geſetze giebt, und wilden Strömen
die Bahn vorzeichnet; die der Sonne Fern'

und Umkreis mißt, der Himmelskörper Lauf
auf's Nu berechnet, im Orion mehr
als zwanzig hundert Sterne zählt — die durch
die Kunst des Auges Sehkraft schöpfrisch sich
vervielfacht, izt zum fernen Sirius
hinauf auf ungemeßner Bahn sich schwingt,
dann hinterm Schleier eines Nebelsterns
ein neues Sonnenheer vermuthet, und
mit jedem Odemzug ein neues Wunder
sich löset die so stolz dem Blitz befiehlt;
sich schadlos in das ofne Grab zu senken;
die bald mit der Natur Allschöpferkraft
wetteifert auf Papier und Leinwand, bald
durch jene Allgewalt der Harmonie,
die sie dem unbeseelten Holz entlockt,
den Zorn entwafnet, der Verzweifelung
ein sanftes Lächeln stiehlt, und bald den Schmerz
in süsse Wollustthränen schmilzet die
der Pflanzen Bau und Werth, und Wirkung kennt,
durch deren Kraft das Leben in den Körper
zurückebannt, und auf des Kranken Wange
die Rosen der Genesung blühen macht;
die bey dem Namen Tugend, Weisheit, glüht,

durch edle That ſich ſo verherrlicht fühlt,
der Freundſchaft Glück, der Liebe Wonne kennt,
und ach! viel tauſend hohe Wünſche nährt,
die dieſe Erd' ihr nicht gewähren kann;
die dann, im Fluge der Begeiſtrung, ſich
der Gegenwart entreißt, und — Zukunft träumt;
und durch die Macht der regen Fantaſie
ſich neue Welten ſchaffend, hinterm Vorhang
des Erdenlebens ein noch beſſres ahnet — —
Getroſt, mein Herz! Solch eine höhre Kraft
kann nicht vergehen, wie des Windes Hauch!

Fürwahr! ich bin unſterblich. Das ruft mir
das Selbſtgefühl mit lauter Stimme zu; —
das ſchließ' ich aus dem ſtufenweiſen Gang,
den die Natur mit der Veredelung
all ihrer Kinder geht; — das lehret mich
des Todes Bild, der Schlaf, wo aus dem Arme
des Unbewuſtſeyns meine Seel' erwacht
zur vollen Wirkſamkeit; — Das zeugen mir
die ſelgen Ahnungen der Hoffnung, die
im Augenblick der Weihe mich umſchweben;
das ſagen mir die leiſen Wünſche, die

dies Leben nicht befriediget, und das
rastlose Streben nach Vollendung, Licht
und Wahrheit, die ich hier so selten seh. —
Ich bin unsterblich! — Nein! der Erdball reicht
zum Endzweck einer solchen Kraft nicht hin,
die nach endloser freyer Wirkung ringt!

Zwar kenn ich nicht das Was und Wie von ihr.
Allein wovon weis dieses wohl der Mensch?
Genug, ich weis aus ihrer Wirkung, daß
sie ist. Ich weis, daß sie unendlicher
Anwendungen und Formen fähig ist. —

(Noch einmal überdenkt er den Gang seiner bisherigen Untersuchung, und ruft dann, voll reiner Freude, aus.)

Wohl mir! Wohl dem bescheidnen Weisen, der
hier seinem Forschergang die Gränze zieht,
und, wiederhallet manchmal noch ein Zweifel
in seiner Brust, den Blick nach Osten still
erhebt und denkt: „Der schöne Stern, der dort
im Aufgang flammt, ist nicht dem frühen Blick
des Erdenpilgers immer sichtbar. Oft
verhüllen Nebel ihn und Wolken dicht,

weiſſagend einen düſtern langen Tag.
Wer neigt dann nicht den Blick zur Erd' und ſeufzt? —

Doch nicht der Weiſe! Nicht des ſchönen Sterns,
nur ſeines Strahls, Abweſenheit fühlt er.
Denn jenen lernt', in ſeinen Kreislauf er
berechnen; lernte längſt, nach Stellung, Zeit,
und Dauer, ſeine Wiederkehr beſtimmen;
indem er kühn, durch der Vergleichungskraft
lichtſchnellen Adlerſchwung, aus Gegenwart
ins Feld der Zukunft und Vergangenheit,
das Unbekannte nach Bekanntem maß.
Dann ruft er, birgt ſich ihm der holde Stern,
mit freudiger Gewißheit aus: „O ſieh!
dort hinterm Wolkenvorhang muß er ſtehn,
der Tagverkünder, obſchon unſer Aug'
izt nicht ſein volles Stralenantlitz ſieht!„

So mit der Wahrheit! — Sie, der ſchönſte Stern,
der unſerm Geiſte leuchtet, iſt hienieden
ach! allzuoft umwölkt. Aliba! Auf,
und lerne ſie berechnen! — Blick' umher!
Gab darzu nicht der Uranfängliche

ſelbſt,

ſelbſt, hier im Vorhof ſeines Tempels ſchon,
die Data dir, und Winkelmaas und Zirkel? —
Auf denn! Berechne, führe ſie zurück
auf jene heilge Einheit der Natur!
Dann, hüllt auch hier ein Wolkenſchleier ſie
dir oft noch ein, o! dann kannſt du, geführt
durch Schlüſſe aus den ewgen Grundgeſetzen
des großen Schöpfungsplanes der Natur,
und durch der Ahnung ſtille Blicke in
die Zukunft, da, wo eines Zweiflers Auge
noch Unruh wälzet, liebevollen Ernſts
ihm deuten: „Hier iſt Wahrheit! Sieh, hier weht
ihr Genius dir aus der Hüll' entgegen!„

Und endlich, ſind von deinen Augen einſt
die Nebel all gefallen, dann Aliba!
welch eine unausſprechlich ſeelge Ausſicht!
Dann ſchauest du ſtets ohne Schleier ſie
in ewgem Glanz, unſterblich ſelbſt, wie ſie.

Fridrich.

III.

Kleine Wanderungen durch Teutſchland, in Briefen an den Doctor K*.

(Fortſetzung von S. 267. des T. M. März. 1785.)

Dreyzehnter Brief.

Berlin.

Der Weg von Potzdam bis Berlin iſt mir nicht ſauer geworden, lieber K. das macht, ich bin gröſtentheils hergefahren. Von Berlin nach Potzdam und von Potzdam nach Berlin geht alle Tage ein bedeckter Wagen die Journaliere genannt, welche Briefe, Pakete, und Perſonen mitnimmt. Dieſe Anſtalt iſt nothwendig und nützlich, denn der Weg zwiſchen dieſen beiden Städten wird von Reiſenden nicht leer.

Mein Wirth in Potzdam rieth mir, mich dieſer Gelegenheit zu bedienen; aber der Wagen ging erſt um 12 Uhr ab, und ſo lange wollte ich nicht in Potzdam bleiben. Ich machte mich alſo zu Fuſſe auf den Weg, und beſchloß, die Journaliere auf der halben Station zu erwarten.

Gegen Mittag traf ich in Zehlendorf, zwo kleine Meilen von Potzdam ein, und erwartete daſelbſt den Wagen. In dem Wirthshauſe fand ich verſchiedene Neu-

Neujahrswünſche, und andere kleine Späße aus Perplier's Grammatik in franzöſiſcher Sprache angeſchlagen; es befremdete mich, in einer Dorfſchenke franzöſiſche Caraktere zu ſehen, und befragte die Wirthin darüber. Sie verſicherte mich, unter herzlicher Freude, das habe ihr kleiner Sohn geſchrieben — o, er könne gut franzöſiſch! — Dies kann Ihnen beweiſen, lieber K. wie gäng und gäbe die Franzöſiſche Sprache in dieſen Gegenden iſt, und nun fand ich die Behauptung eines neuern Reiſenden: daß in Berlin vom Schuhputzer bis zum Miniſter Alles Franzöſiſch verſtehe — ſehr wahrſcheinlich.

Der Poſtillon nahm mich für ein Trinkgeld in den Wagen, und ſezte mich vor den Thore von Berlin wohlbehalten ab.

Im Thore ward' ich eben ſo umſtändlich examinirt als in Potzdam, aber nicht unhöflich, wie man ſichs wohl auswärts einzubilden pflegt.

Ueber einen freyen, rundum mit ſchönen Häuſern beſezten Platz, gelangte ich in eine Straſſe, deren Ende ich kaum abſehen konnte. Es war die Leipziger Straſſe, eine der ſchönſten in Berlin. Sie iſt breit und regelmäßig, und auf beyden Seiten mit guten, und zum Theil prächtigen Häuſern beſezt. Aber ſie wird bey geringem Regen voller Koth, und hat für den Fußgänger noch die Unbequemlichkeit, daß

mals iſt er mit Glendower ins Handgemeng gekommen; er hätte eben ſo viel Muth gehabt, es mit dem Teufel aufzunehmen, als mit Owen Glendower. Schämſt du dich nicht, ſolche Dinge vorzugeben? Aber, beym Himmel! von dieſer Stund an laßt mich nicht mehr von Mortimer reden hören. Schitt nur eure Gefangnen durch die ſchlechtigſte Veranſtaltung, oder ihr ſollt Nachrichten von mir bekommen, die euch nicht gefallen werden -- Milord Northumberland, wir erlauben euch mit euerm Sohn abzureiſen. Eure Gefangnen, oder ihr ſollt mehr von mir hören.

(König Heinrich geht ab.)

Hot-Spur.

Und wenn der Teufel käme und ſie mir abhenken wollte, ſo ſchik' ich ſie nicht. Ich will ihm nach, und ihm das ſagen; ich muß meinem Herzen Luft machen, und wenn es mit Gefahr meines Kopfs wäre.

Northumberland.

Wie? von Zorn trunken? Verziehe noch einen Augenblik, hier kommt dein Oheim.

Worceſter zu den Vorigen.

Hot-Spur.

Nicht mehr von Mortimer reden? Aber ich will von ihm reden, und möge meine Seele keine Gnade im Himmel finden, wenn ich mich nicht zu ihm ſchlage. Entweder will ich alle dieſe Adern ausleeren, und mein Herzensblut, Tropfen für Tropfen in den Staub hingieſſen, oder ich will

er nicht an den Häuſern fortgehen kann, ſondern im Fahrwege bleiben muß. Denn zu den Häuſern laufen auf beyden Seiten Appareillen hinan, die bald höher bald niedriger ſind, und ein ewiges Auf- und Abklettern verlangen.

Weil ich nicht Beſcheid wußte, ſo ſahe ich mich nach einem Wegweiſer um. Ich erkundigte mich bey drey oder vier Vorübergehenden nach der W** Straſſe. Zwey davon kannten ſie nur den Namen nach, und zwey andere beſchrieben ſie mir. Aber ſie überluden mich mit ſo viel rechts, links, gradeaus u. ſ. w. daß ich am Ende gerade ſoviel wußte als vorher, und nur bitten mußte: mir die nächſte Straſſe von denen zu zeigen, die ich zu paßiren hätte. Dies geſchah denn; aber es hatte die Unbequemlichkeit, daß ich immer wieder von neuem fragen mußte.

Endlich riß mich ein Soldat aus aller Verlegenheit. Er kam höflichſt zu mir, als ich eine alte Frau nach der W** Straſſe fragte, und erboth ſich mich hinzubringen. In dem Augenblick trat noch ein zweyter herzu. „Der Herr kann den Weg nicht finden? O, ich will ihn hinbringen, ich weiß gut beſcheid.“ — Du, ſiehſt ja, ſagte der andere, daß ich ihn ſchon hinbringe! — I nu, ſagte jener, es wird dem Herrn auf ein kleines Trinkgeld nicht ankommen. Er ſieht doch meinen guten Willen! Und dabey ging er immer neben mir her. Um ſeiner loßzuwerden, gab ich ihm

einen

einen Groschen, und er sprang davon. Der erste brachte mich zur W** Strasse, fragte die Wohnung meines * * aus, bat ich möchte ihm sonst noch etwas befehlen, er stehe gegen ein kleines Biergeld immer zu Dienste. Ob er meinen Rock ausbochen, meine Stiefeln putzen, mich frisiren sollte? „Befehlen Sie nur, gnädiger Herr, befehlen Sie nur! ich bin flink und verstehe mich auf alles!" — Kaum, daß ich den Kerl mit einem Stück Geld los werden konnte; seine Dienstfertigkeit wurde mir am Ende zur Last.

Sonst ist die Bereitwilligkeit dieser Leute für Fremde sehr bequem, und sie sind auch mit einer mäßigen Erkenntlichkeit zu frieden. Nur ist ihnen nicht immer zu trauen, und auf die Stube darf man sie gar nicht kommen lassen, weil ihnen gewöhnlich dies und das anzustehen pflegt.

Unser * * hatte mich schon seit 2 Tagen erwartet, und alles zu meinem Empfang und hiesigen Aufenthalt eingerichtet. Er grüßt sie freundlich.

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Mit den ersten Sonnenstrahlen war ich aus dem Bette. * * folgte mir bald nach. Wir warfen unsre Ueberröcke um, und gingen nach dem Thiergarten,

um daselbst beym Hofjäger den Kaffe zu trinken. Ich wüßte Ihnen den Thiergarten nicht würdiger zu beschreiben als es N. im Sebaldus Nothanker gethan hat. Ein treflicher Spatziergang, lieber K., besonders des Morgens, wo einem die Mücken noch nicht beschwerlich fallen, welches bey Tage der Fall seyn soll.

Ich hätte nicht geglaubt, daß die Berliner so früh aufstehen könnten — wir fanden beym Hofjäger fast alle Lauben und Tische schon besezt. Eine Koppel Musikanten war auch schon in voller Arbeit begriffen; ich hätte aber lieber die Nachtigallen gehört.

Wir befanden uns jezt in einem kleinen artigen Garten, an welchen grüne Felder stiessen. An dem einen Ende ist eine kleine Einsideley, von aussen mit Baumrinden bedeckt und inwendig mit Muschelschalen ausgeschlagen. In demselben sahe ich zahllose Spuren von der menschlichen Sucht sich zu verewigen. In jeder Muschel ein Reim, und darunter der Name des Schreibers. Viele dieser Denksprüche waren nicht sehr züchtig und daher eine Warnungstafel vor der Einsideley, welche alles Anschreiben der Namen und Sentenzen verbath. Um das Häuschen finden sich Scherben von Urnen und Ueberbleisel von Rasenbänken, die der erste Besitzer des Hauses angebracht hatte, um das Kostüme des einsidelns zu beobachten. — Ein angenehmes Oertchen, das ich Zeit meines Hierseyn recht oft wiedersuchen werde.

Am

Am Eingange der groſsen Allee, die nach Charlottenburg führt, ſtehen zwey rieſenmäſsige männliche Statuen, nackend und baar und von kräftigem ſtarkem Gliederbau. Ihre übrigen Attribute ſind nach Verhältniſs ihrer Gröſse gebildet, und haben in den Augen der Künſtler nichts unheiliges. Aber ein Mitglied der hieſigen Pietiſten-Gemeinde fand ſie ſo anſtöſsig, daſs er in Feuereifer gerieth, und die beyden Statuen zu Hämmlingen verſtümmelte. Dies blieben ſie bis zur Ankunft des Groſsfürſten, wo man ſie ſehr künſtlich von neuem zu Männern machte, und der Schildwache bey 36mal Spitzruthen anbefahl ſie vor neuen Stümmelungen zu ſchützen.

Wenn man den heiligen Thäter eher herausgebracht hätte, ſo dürfte die irrdiſche Belohnung vielleicht nicht ſo gut ausgefallen ſeyn, als die, welche er im Himmel für ſeinen Eifer zu erhalten hoffte. Denn man erfuhr es erſt nach ſeinem Tode, und zwar bey der Leichenrede, die ihm ein Bruder hielt, und worin dieſer jene That als Beweis ſeiner unbegränzten Frömmigkeit anführte. Ein Profan, der dabey zugegen war, zeigte es an; aber es war zu ſpät; doch ſoll man dem Bruder Leichenredner die Reſtitutionskoſten für beyde Statuen angefodert haben, weil er Hehler geweſen war.

Wenn man in das Brandenburger Thor hereinkömmt, gelangt man über ein freyes Viereck, das

zwar

zwar mit schönen Häusern besetzt, aber menschenleer und still ist, unter die Linden. So heist eine Straße, vielleicht die schönste in Berlin. Auf beyden Seiten derselben stehen doppelte Reihen von Linden, und das Mittel der Straße ist mit einem Geländer eingeschlossen. Die Häuser auf beyden Seiten sind prächtig, und fast alle vom König neu erbaut. Sie haben fast alle platte Dächer, sind aber nicht gleich groß, sondern steigen von Ein bis zu vier Stockwerken, und an jedem sind andre Verzierungen, die so schön sind, daß man sie für Bildhauer-Arbeit hält, wenn man nicht weiß, daß alle Häuser von Backsteinen erbaut und mit Gips aufgepuzt werden.

Gegen Abend versammelt sich ein groſser Theil der Einwohner unter den Linden, um zu promeniren. Bey Tage kommen wenig Leute hieher, weil die Linden nicht vor der Sonne schützen. Ueberhaupt gedeyhet dieser Baum hier nur zu einer gewissen Gröſse, und stirbt nach und nach ab, wenn er diese erreicht hat. Man ist daher gezwungen von Zeit zu Zeit die stärksten Aeste auszuhauen, damit die kleinern Säfte gewinnen und fortwachsen können. Desto schöner sind die Weiden, die ich auf dem sogenannten Weidendamm angetroffen habe. Ich zweifle ob man sie in ganz Europa gröſser und schattiger findet.

Wenn man von den Linden nach der Neuen Brücke zugeht, hat man zur rechten und linken präch-

tiche

liche Gebäude. Zur Linken den Pallaſt des Prinzen Heinrich; zur rechten die Bibliothek, das Opernhaus, und hinter demſelben die Rotonde oder die Katholiſche Kirche — vier Gebäude, die alle nach verſchiedenem Geſchmack erbauet ſind. Die Bibliothek fällt von auſſen gut ins Auge; aber dem Geſchmack nach, in welchem ſie erbauet iſt, wird ſie von Bauverſtändigen für das ſchlechteſte Gebäude in Berlin gehalten: das Opernhaus aber für das ſchönſte.

Wenn man über die Neuſtädter Brücke herüberkömmt, hat man zur rechten das Palais des Markgrafen von Schwedt, und zur Linken das Zeughaus. Leztres iſt ein herrliches Gebäude, und ſicher eins der ſchönſten, wo nicht das ſchönſte unter den öffentlichen Gebäuden in Berlin, und dabey das feſteſte, weil es große Laſten zu tragen hat. Es beſteht aus zwo Etagen, wovon die untere ruſtick, und die obere Doriſch verziert iſt. Es hat vier gleich große Flügel, und in jedem derſelben drey Eingänge. Auſſen an den Schlußſteinen der untern Etage ſind Helme angebracht, die alle, einer von dem andern verſchieden ſind, und die Erfindungsgabe des Künſtlers bewundernswürdig machen. Alle übrigen Verzierungen ſind eben ſo mannichfaltig als paſſend.

Von hier gelangt man über eine hölzerne Brücke zum ſogenannten Luſtgarten, der auf der einen Seite vom Königlichen Schloſſe und dem Dohm, und auf

der

der andern Seite von der Spree umſchloſſen wird. In der Mitte iſt ein Raſenplaz, der zu Sommerszeiten von Kindern, Kindermädchen und Ammen wimmelt. Auf der einen Seite an der Spree hin läuft eine einfache Allee, die einen ganz angenehmen Spaziergang abgiebt.

Das Königliche Schloß iſt ein groſſes längliches Viereck, mit plattem Dache. Vom Luſtgarten her fällt es nicht ſo ſchön in die Augen als von der andern Seite, die auf den Schloßplatz ſieht; das macht, weil an jener verſchiedene Baumeiſter nach ihrer eigenen Laune gebauet, und ſie dadurch, ganz natürlich, verdorben haben. Das Hauptportal iſt rieſenmäßig, und kommt mir für das obwohl groſſe Gebäude zu groß, im eigentlichen Verſtande ungeheuer vor. Aber der Architekt, der es angab, wollte einen Thurm darauf ſetzen, und dieſer Umſtand entſchuldigt die Disproportion. Von auſſen ſieht dies ſchöne Gebäude ſchon etwas ſchwarz und räuchrig aus, aber man klagt, daß ſich die Häuſer in Berlin überhaupt bald ſchwärzen.

Die Dohmkirche iſt ein Muſter von ſimpler und doch erhabener Architektur. Vorzüglich ſchön nimmt ſich das vorſpringende Portal aus. Es iſt mit Joniſchen Säulen geziert, und hat drey Eingänge. Ueber demſelben ſtehen auf einer Attike verſchiedene paſſende Gruppen, und an dem Dache hin Laſen.

Ueber-

Ueberhaupt werde ich mit einer groſsen Ehrfurcht gegen die Berliniſchen Architekten, ältrer und neuerer Zeit, Berlin verlaſſen. Sie bauen ſchön und — Amts hälben — auch ſehr wohlfeil; nur ſchade daſs ſie, wie es die Natur der Sache giebt, beyde Vorzüge auf Koſten der Dauerhaftigkeit erkaufen müſſen.

Ueber den Schloſsplaz gelangte ich zur langen Brüke, wo das bewunderte Werk Jakobis und Schlüters, Churfürſt Friedrich Wilhelm's des Groſſen Bildſäule zu Pferde, mir zur linken ſtand. Zeichner und Gieſſer haben ſich um die Wette beſtrebt, den Mann recht furchtbar groſs darzuſtellen, und haben dieſen Entzweck durch zuſammengefeſſelte Menſchen und durch den lebhafteſten Ausdruck der niedergetretenen Menſchheit, die ſich zu den Füſsen des ſtolzen Roſſes windet, zu erreichen geſucht. Ich möchte um alles in der Welt nicht der Groſſe Wilhelm ſeyn, wenn ich zu dieſem ſo äuſſerſt mißlichen und vergeudeten hiſtoriſchen Attribut nur auf den zertretenen Nacken meiner Mitbrüder gelangen könnte. Man ſagte mir: der Anblick dieſes Werkes müſſe einen jeden mit Gefühl der Gröſſe und Majeſtät erfüllen — aber ich fühlte gerade das Gegentheil. O, ſagen Sie mir, lieber K. finden ſie in dieſer meiner Empfindung Spuren von Hypochondrie oder Nervenſchwäche? Oder entſtand ſie aus dem Gefühl der gekränkten Würde der Menſchheit? Ich vergaſs über dem herzerſchütternden

Aus-

Ausdruck des Gnadenflehens im Antliz der Sclaven, den Grossen, dessen Majestät sie dadurch erheben sollte, und bey mir verfehlten Zeichner und Giesser ihres Zwecks. Aber was vermag meine schwache Stimme gegen Millionen, die Grösse und Majestät nach eben dem Maaßstabe bestimmen, wornach Schlüter sie zeichnete?

In Berlin kann man bald eine Meile gehen, ohne daß man es merkt, so abwechselnd sind die Gegenstände, die sich einem darbieten. Wenn ich diesen Nachmittag noch so eine Tour mache, wird mein Recept für den heutigen Tag verbraucht seyn. Leben Sie wohl, lieber K.

Funfzehnter Brief.

Berlin.

Wenn ein Fremder nichts weiter in Berlin sähe als die Leipziger Strasse, den Schauplatz, die Linden und den Gensdarmen-Markt, so würde er mit einer Ehrfurcht aus Berlin gehn, die dem Glanze der berühmtesten Städte in Europa in seinen Augen grossen Schaden thun würde. Es scheint wirklich, als wenn man es drauf angelegt hätte nur diejenigen Strassen und Plätze, wo ein Fremder zuerst hinkömmt, in einem recht glänzenden Lichte zu zeigen: denn in den übrigen findet man nur sparsam ein Haus, das in Absicht der Bauart und Verzierung den Palläſten

auf

auf den erwähnten Straſſen und Plätzen entſpräche. Und wird man vollends durch ein Ohrgeſähr in eine der Vorſtädte verſchlagen, ſo glaubt man in einer ganz mittelmäſſigen Landſtadt zu ſeyn.

Vielleicht war es ein wenig boshaft und unpatriotiſch von unſerm ** als er zu mir ſagte: er wollte meiner Bewunderung ein niederſchlagendes Pulver geben, und mich ein wenig mit dem abgelegenern Theile der Stadt bekannt machen. Wir giengen über die Königsſtraſſe, welche die lebhafteſte in Berlin ſeyn ſoll, nach der Strahlauer Vorſtadt. Freylich, lieber K. ein himmelweiter Unterſchied. Hier ſahe ich Hütten von Holz, einen Stock hoch, von halbnackten Menſchen bewohnt; ganze lange Straſſen, die zum Theil ungepflaſtert waren, und auf beiden Seiten, nur zuweilen vier bis fünf ſchlechte Häuſer hatten, und lange Gärten, deren hölzerne Planken die Straſſen bildeten. Wenn man das Elend groſſer Städte, wo die Lebensmittel theuer ſind, ſehen will, ſo gehe man hieher. Hier wohnen die arbeitſamen Unglücklichen, die dem Bewohner der Paläſte in der Stadt das Brod verdienen, und ihn durch ihren Fleiß und auf Koſten ihrer Geſundheit in den Stand ſetzen ſeinen Aufwand zu beſtreiten.

Man hat mir niederſchlagende Beiſpiele erzählt, wie die armen Fabrikanten die auf ihre eigne Hand arbeiten, gedrückt werden, und auf was für Wegen

den zu Boden getretnen Mortimer ſo hoch in die Luft emporheben als dieſen König, dieſen undankbaren gefühlloſen übermüthigen Bolingbroke.

Northumberland.

Bruder, der König hat euern Neffen unſinnig gemacht.

Worceſter.

Wer brachte ihn denn in Hize, wie ich fortgegangen war?

Hot-Spur.

Er will mit Gewalt meine Gefangnen haben, und wie ich darauf beſtund, daß er meinen Schwager auslöſen ſollte, da erblaßt' er wie eine Leiche, indem er mich anſah, und zitterte vor dem bloſſen Namen Mortimer.

Worceſter.

Ich kan's ihm nicht verdenken. Wurde nicht Mortimer von Richarden, der nun todt iſt, als der nächſte Thronfolger erklärt?

Northumberland.

Das wurde er; ich war bey der Ausruffung zugegen, es geſchah zu eben der Zeit, da der unglükliche König (deſſen erlittnes Unrecht uns Gott verzeihen wolle!) gegen die Irländiſchen Rebellen auszog; von denen er, durch Englands Aufſtand abgeruffen, zurük kehrte, um abgeſezt, und bald hernach ermordet zu werden.

Worce-

ſich die Entrepreneurs der gröſſern Fabriken in den ausſchlieſſenden Beſitz dieſer Arbeiten zu ſetzen ſuchen. Wenn ein armer Fabrikant ſein bischen Vermögen in Wolle, Seide u. ſ. w. geſteckt, und dieſe Artikel mit unermüdeten Fleiß verarbeitet, vielleicht ſchon Schulden auf den Gewinnſt gemacht hat, den er aus ſeiner Arbeit zu ziehen hoffte, ſo iſt niemand da, der ihm ſeine Waaren abnimmt. Bringt er ſie zu Kaufleuten, ſo drücken ſie ihn bis aufs Blut, oder kaufen ſie gar nicht, weil ſie vielleicht ſchon mit einem gröſſern Fabrikanten debitoriſch verwandt ſind, und befürchten müſſen ſich deſſen Ungnade zuzuziehn. Bringt er ſie zu einem Fabrikanten ſelbſt, ſo müßte dieſer ſeinen Vortheil zu wenig verſtehen, wenn er die angebothene Waare nicht um 10 Procent wohlfeiler zu bekommen ſuchte, als er ſie ſelbſt aus ſeiner Fabrik liefern kann. Was ſoll nun der arme Fabrikant thun? Zu Hauſe wartet die hungrige Gattin, mit 3 bis 6 hungrigen Kindern auf ihn, die auf ſeine Ankunft vertröſtet ſind, und nur deßhalb ihr lautes Wimmern nach Brod zurückhalten, weil der Vater bald kommen und Brod bringen ſoll. So iſt er alſo genöthigt, ſeine Arbeiten zu verſchleudern, ſo wenig man ihm auch dafür biethen möchte, um nur mit ſeiner Familie nicht Hunger zu ſterben. Eben der Fall iſt es, wenn er bey einem groſſen Fabrikanten arbeitet. Hat dieſer die Fabrikmaterialien theuer eingekauft, ſo hält er ſich an ſeine Arbeiter, um

die

die Verkaufspreiſe nicht erhöhn zu dürfen: hat er wohlfeil eingekauft, ſo giebt er ihnen darum nicht mehr, erniedrigt auch den Verkaufspreiß nicht, weil er ſich ſelbſt der nächſte iſt. So iſt alſo, und bleibt der fabrizirende Theil der ärmſte und geplagteſte, er mag es anlegen wie er will.

Der größte Theil der Einwohner in den Berliner Vorſtädten beſteht aus ſolchen Laſtthieren der Menſchheit; die übrigen nähren ſich vom Gartenbau, halten ſich auch wohl ein Paar Kühe, und ſchleppen auf dieſe Weiſe ein dürftiges Leben hin, ſind aber doch glücklicher als jene, weil ſie ihre Waaren auf öffentlichen Markte losſchlagen können.

Um die Mühſeligkeiten des irrdiſchen Lebens zu vergeſſen, beſchäftigen ſich die Bewohner der Vorſtädte, beſonders die erſter Art, mit Ausſichten auf himmliſche Freuden. Sie ſingen und beten ſehr viel, und werden am Ende Schwärmer. Wenn man ſagt, daß es in Berlin von Pietiſten, Separatiſten und andern frommen Sekten wimmelt, ſo iſt dies zunächſt von den Vorſtädten zu verſtehen, wo jede Wollen- oder Seiden-Weberei eine Pflanzſchule für den Pietismus iſt.

Wer als Fremder hierherkömmt und ſich nur auf den Promenaden, auf den ſchönen Plätzen und auf Pickenicks herumwirbelt, erfährt von allem dem nichts:

aber er iſt auch zu einem aufmerkſamen Reiſenden nicht gemacht, der um Wahrheit und Belehrung reiſt, und ſich feſt überzeugt hat, daß da wo viel Licht iſt auch viel Schatten ſeyn muß.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß dieſe Bilder des Elends nur in Berlin zu Hauſe wären; man gehe in jede andre groſſe Stadt, und man wird es da um kein Haar ſchlechter noch beſſer finden. Aber deshalb iſts auch Pflicht mit unbefangenen Blicke, Glanz und Elend gleichfeſt ins Geſicht zu ſehen, und nicht das leztre mit dem erſtern zu bemänteln.

Sechzehnter Brief.

Berlin.

Die neuen Häuſer in Berlin ſtänden hundert Jahre länger, wenn die Bauenden nicht zu ſehr dabey übereilet würden. Heute reitet der König durch eine Gaſſe; er ſieht ſchlechte Häuſer; giebt Befehl zum Anbau neuer — morgen muß der Eigenthümer ſchon räumen, das Haus wird hinter ihm abgeriſſen, nach wenig Tagen der Grund gelegt, und in wenig Wochen ſteht das neue Haus ſchon bis unterm Dache fertig.

Der Architekt, der den Anſchlag macht, muß alles aufs genaueſte und ſparſamſte berechnen. Um keinen

nen Schaden zu haben, werden nun auch die Materialien ſo genau und ſparſam geliefert als möglich. Thüren Fenſter, Fußboden, alles wird nur leicht hingemacht, und paßt gar nicht zu der ſchönen Aufſeite des Hauſes. Die Steine, aus welchen die Mauern aufgeführt werden, ſind wie an der Sonne gebacken und zerfallen dem Maurer unter den Händen. So bekömmt der Eigenthümer zwar ein neues Haus mit einer prächtigen Faßade, aber es ſteht ſchwerlich ſo lange als das alte würde geſtanden haben.

Ein auffallendes Beyſpiel von dieſer nachtheiligen Bauart giebt einer der Thürme auf dem Gensdarmen Markte, der mitten unter dem Bau einſtürzte und wieder abgetragen werden mußte.

Viele der Bürger ſind mit dem Bauen unzufrieden; andre aber kaufen alte Häuſer an ſich, in der Hoffnung, der König werde ſie ihnen neuaufbauen laſſen, und ſie haben dieſen Punkt zuweilen richtig kalkulirt. Die erſtern gaben ihr Mißvergnügen öffentlich zu erkennen, und beleidigten den König ſo damit, daß er kein neues Haus mehr bauen wollte; aber leztre gaben ein Memorial ein, worin ſie ihn baten, ihnen den Unſinn ihrer Mitbürger nicht zuzurechnen, und nicht der ganzen Bürgerſchaft einiger mißvergnügten Glieder wegen ſeine Gnade zu entziehen. Der Bau ging alſo wieder fort.

Weil der König nichts so sehr wünschet, als seine Residenz zu verschönern, und gern Geld dazu hergiebt, so sollten wohl auch Anstalten getroffen werden, daß die Strassen, die mit schönen Häusern besezt sind, reinlicher gehalten würden. Wie ich höre, so giebt jeder Bürger jezt schon etwas gewisses zu diesem Behuf: aber, ich weiß nicht wie es kömmt, die Strassen sind unreinlicher als ich sie noch irgendwo gefunden habe. Bey dem geringsten Regen schwimmt alles. Um dieser Unbequemlichkeit auf immer abzuhelfen, sollten unterirrdische Kanäle gezogen, und die Spree, die ohnehin schon einen grossen Theil der Stadt berührt, durch alle Gassen geführt werden, wie es in Leipzig mit der Pleisse, und in Dresden mit der Kaizbach geschehen ist. Freilich sind drey Städte wie Leipzig und Dresden zusammen genommen, noch nicht so groß als das einzige Berlin, und die Kosten, die zur Anlegung und Unterhaltung der Kanäle erfordert würden, könnten leicht zu einer Million heranwachsen: aber sie würde doch nur gleichsam ein Vorschuß seyn, der nach und nach aus den Beyträgen der Bürger, die jezt schon dazu kontribuiren müssen, wieder herauskommen würde.

Eine ähnliche Verbesserung könnte mit dem Dünger vorgenommen werden, der jezt für den Landbau gänzlich verloren geht, und noch dazu mit soviel Unbequemlichkeit für die Fremden verknüpft ist. Ich rathe niemand sich Abends nach 10 Uhr an der Spree auf-

aufzuhalten. Dieſe iſt die groſse Grube, in welche der Dünger von ganz Berlin um dieſe Zeit geſchaft wird. Alte Weiber verrichten dieſes Geſchäft, und ſtürzen ihren Vorrath von der nächſten Brücke herunter, mit einem Geräuſche, worüber einem Hören und Sehen vergeht.

Seitdem ich Augenzeuge von dieſer eckelhaften Operation geweſen bin, will mir das Eſſen in Berlin nicht mehr ſchmecken. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß unſre Köchin aus der Spree gekocht haben möchte.

Auf jeden Fall iſt dieſes noch ſchlimmer als wenn bey jeden Hauſe eine Grube erlaubt würde; es wäre bey weiten nicht ſo eckelhaft, und die Luft in Berlin bliebe gewiß geſünder, als bey der jetzigen Einrichtung, die noch auſſerdem die Unbequemlichkeit hat, daß ſie den Bürgern das Jahr hindurch immer anſehnliche Koſten verurſacht, beſonders wenn ſie eine ſtarke Familie haben; denn die alten Weiber verrichten ihr Amt nicht umſonſt.

In Dresden ſind, meines Wiſſens, zwey Monate im Jahre, der Merz im Frühling und im Herbſt der October, feſtgeſetzt, wo die Bauern kommen und den Dünger abholen. In drey oder vier Tagen iſt ganz Dresden auf ein halbes Jahr gereinigt, und weiß man dies einmal, ſo trägt man ja wohl einmal 3 oder 4 Tage dieſe Unbequemlichkeit. Aber in Berlin iſt ſie jeden Tag und zu jeder Jahrszeit unvermeidlich.

Siebenzehenter Brief.

Berlin.

Sehr lobenswerth ſind die Einrichtungen, die man hier wegen des Bettelns getroffen hat. Jedem iſt es bey 10 Thlr. Strafe unterſagt, einem Bettler etwas zu geben, und letztere werden, wo man ſie findet aufgegriffen, und in ein Haus gebracht, wo ſie arbeiten müſſen. Zu dieſem Behuf wird eine Anzahl von Bettelvögten gehalten, die, zwey und zwey, den ganzen Tag durch die Straſſen von Berlin patrouilliren und alle Bettler anhalten. Auch auf den Promenaden verrichten ſie ihr Amt. Sehr ſelten, und immer nur des Abends wird man angebettelt, wobey ich den eigenen Zug bemerkt habe, daß man hier nicht wie anderwärts um 1 Pfennig, ſondern um 1 Dreyer bettelt. Die Bedürfniſſe der hieſigen Bettler ſind alſo um 200 Procent größer als in andern Städten.

Noch ein beſonderer Vorwand zum Betteln, den ich hier oft gehört habe, iſt dieſer: Sie haben mich mit Kontrebande gekriegt, und habe ſchwere Strafe geben müſſen! Sehn Sie, lieber K. ſo wie ein alter Kriegsmann auf ſein hölzernes Bein bettelt, bettelt man hier auf Verbrechen oder Strafe. Indeſſen kann man daraus abnehmen, wie man hier in Abſicht des Kontrebanden-Waaren-Verboths denkt. Dieſer Vorwand muß doch oft das Mitleid des Gebers erweckt

weckt haben, ſonſt würde man ihn wohl nicht wiederholen.

Die hieſigen Armenanſtalten gehn ins Große, und ſind ſehr gut eingerichtet. Jeder Bürger giebt vierteljährig einen freywilligen Beitrag; der von Predigern und Viertelsmeiſtern eingeſammelt wird. Die Oberaufſicht des Ganzen führen die oberſten Geiſtlichen von Berlin, die auch die Vertheilung unter die Armen zu beſorgen haben. Wer von ſeiner Armuth ein ſchriftliches Zeugniß einreicht, wird nach ſeiner gröſſern oder geringern Dürftigkeit unterſtützt, mit Geld, Brod, und des Winters mit Holz. Freylich könnte man ſich mit betteln und müſſiggehen mehr verdienen; aber es iſt doch beſſer, wenn Hände, die noch arbeiten können, arbeiten, und ſich nicht beſtändig zum Verdruß des Vorübergehenden nach einer Gabe ausſtrecken. In Berlin iſt es wirklich verdienſtlich, wenn man ein wenig hartherzig iſt, und nicht durch übelangelegte Großmuth dieſe ſchöne Anſtalten vereitelt: um ſo mehr, da ein guter Bettler ſehr oft ein guter Dieb wird, wenn er ſich einmal an Nichtsthun gewöhnt hat.

Eine honettere Art von Betteln geht unter den hieſigen Soldaten im Schwange. Wenn man durch ein Thor geht, ſo laſſen ſie den Schlagbaum in die Höhe, und ziehen das Gewehr an. Wer dieſe Salutation empfindet wie er ſoll, giebt für den Gruß

einen kleinen thätigen Dank. Andere gehen in der Stadt umher und handeln. Wenn man nichts von ihren Waaren kaufen will, so bitten sie geradezu um eine kleine Gabe. Noch andere richten Hunde ab, lassen sie auf den Strassen tanzen, und fodern von den Zuschauern ein kleines Geschenk.

Ueberhaupt ist die Industrie dieser Leute sehr mannichfaltig. Weil ihr Sold in dieser theuren Garnison nicht zureicht, so speculiren sie auf Mittel und Wege sich Geld zu verschaffen. Die lustige und oft sehr feine Art, durch welche sie ihren Zweck zu erreichen suchen, verdiente eine eigene Beschreibung, und würde eine Menge lustiger Beyträge zum Vademecum liefern. Aber das Honorarium dafür zahlt mehrentheils der Korporal aus; denn es ist doch immer gestohlen, wenn man auch noch so fein eines andern Eigenthum zu dem seinigen macht, und wer den Verlust auf solche Art erlitten hat, lacht nicht so gern als der Zuschauer, der nicht dabey verliert.

Achtzehenter Brief.

Berlin.

Ich hatte mir heute vorgenommen ganz Berlin zu umgehen, aber ich kam kaum über die Hälfte. Berlin müßte beynahe noch einmal so volkreich seyn als es wirklich ist, wenn sein ganzer Umfang ausgebauet wäre.

wäre. Aber man findet in den Ringmauern noch eine Menge unangebauter Plätze, Wiesen, Gärten und Kornfelder, die noch zu mancher prächtigen Strasse Plaz hergäben.

Es ist interessant in dieser Stadt alles beysammen zu finden, vom königlichen Pallast an bis zur Scheune des Ackermanns. Berlin ist Hauptstadt, Residenz, Manufactur- Handels- und Landstadt, Dorf und Meyerey — alles in Einer Ringmauer zusammen. Wer das Donnern der Karossen nicht mehr hören will, gehe in eine Vorstadt und höre das Rasseln der Wollen- Seiden- und Linnen-Weberstühle; ist er dieses Geräusches satt, so gehe er nach dem Weidendamm und labe sein Auge an dem frischen Grün einer Wiese; und will er Saaten und Pflug sehen, so gehe er ausserhalb der Köpeniker Vorstadt und promentire zwischen den Kornfeldern.

Ich gestehe daß mich diese Abwechslung ungemein vergnügt. Jedem der Zerstreuung sucht, wollte ich wohl rathen hieher zu kommen, er wird gewiß nicht unbefriediget von dannen gehen. Nur muß er sichs nicht beykommen lassen, dieses Vergnügen ausserhalb der Stadt zu suchen. So wie er zum Thore heraustritt, drängt sich Sand in seine Schuhe, der doppelt beschwerlich ist, wenn ihn die Sonne erhizt hat. Es giebt einige recht angenehme Lustörter um Berlin: aber ehe man hinkömmt, ist schon ein guter

Theil

Worceſter.

Eine That, die uns in den Augen der ganzen Welt entehrt, und zum Abſcheu gemacht hat.

Hot-Spur.

Aber ſachte, ich bitte euch -- König Richard erklärte alſo meinen Bruder Mortimer zum Thronfolger?

Northumberland.

Er that es, meine eigne Ohren haben es gehört.

Hot-Spur.

Nun, ſo kan ich den König, ſeinen Vetter, nicht verdenken, daß er ihn auf den kahlen Bergen verhungert zu ſehen wünſchte. Aber ſoll es dann ſeyn, daß ihr, welche die Crone auf den Kopf dieſes undankbaren Mannes ſeztet, und um ſeinetwillen den verhaßten Fleken der Verrätherey und des Meuchelmords tragt; ſoll es ſeyn, daß ihr eine Welt voll Flüche auf euch nehmen wollt, um die Werkzeuge, die verächtlichen Werkzeuge, die Strike, die Leiter und der Henker eines Bolingbroks zu ſeyn. (O! vergebet mir, daß ich ſo ſchändliche Benennungen gebrauchen muß, um den Mißbrauch anzuzeigen, den dieſer liſtige König von euch macht.) Und ſoll es, o Schande! ſoll in unſern Tagen geſagt, und in Jahrbücher auf künftige Zeiten gebracht werden, daß Männer von eurer Geburt und Macht ſich, (wie ihr beyde, Gott vergeb' es euch! gethan habt,) zu

Theil der guten Laune verflogen, weil der ewige Sand herzlich ermüdet. Wenn man fährt ſo iſt man freylich dieſer Beſchwerlichkeit zu Theil überhoben, aber kömmt zum Unglück ein raſcher Wind und vereiniget ſich mit den Pferden, um den Staub aufzuwühlen, ſo müßte man ſeinen Augen feind ſeyn, wenn man nicht augenblicklich nach der Stadt zurückkehrte.

Die Wege nach Charlottenburg, Schönhauſen, Treptow und Strahlau ſind noch die beſten, weil ſie durch Alleen vor der Sonne gedeckt, und durch die ſtarke Paſſage feſtgetreten ſind. Ich bin nach der Reihe an allen dieſen Oertern geweſen, und habe ſie ſehr angenehm gefunden.

(Die Fortſetzung künftig.)

IV.

An das Volk.

Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Thomas, der K. P. Akademie d. W. Mitgliede.

(Das Original findet ſich im Tresor de Parnasse, ou le plus joli des Recueils 1. Tom. p. 2.)

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe dieſes mir zugeſchickte Gedicht, vor einer Menge anderer, womit ich, alles Verbittens und Proteſtirens

teſtirens ungeachtet, noch immer von Genannten und Ungenannten allzugütig überhäuft werde, einer öffentlichen Ausſtellung würdig gehalten: theils, weil es mir im Ganzen mehr Lob als Tadel zu verdienen ſcheint; theils weil es in einer Versart geſchrieben iſt, in welcher ſich beynahe niemand mehr zu ſchreiben getraut; da es doch diejenige iſt, in welcher von Opitz an alle ältere Dichter geſchrieben haben, in welcher wir von Canitz, Haller, Hagedorn, Zachariä, Utz, Schlegel, u. a. ſo manche Meiſterwerke beſitzen, und welche, wenn ich nicht irre, zu verſchiedenen Gattungen von Gedichten, beſonders zu ſolchen die in das Fach des Lehrgedichts gehören, aus mehrern Urſachen die ſchicklichſte iſt. Der Verfaſſer meldet mir, er habe dieſe Arbeit bloß als einen Verſuch unternommen, um die Behauptung ſeiner Freunde „daß man unmöglich ein Franzöſiſches Poetiſches Ori„ginal in einer teutſchen Ueberſetzung in gleicher Vers„und Reim-Art mit der nemlichen Kürze, ohne dem „erſtern zu ſehr zu ſchaden, liefern könne „ — durch den Augenſchein zu widerlegen. — „Bey meinen „Freunden (ſetzt er hinzu) habe ich zwar den Preis „erhalten; allein ich bin deſto weniger mit mir ſelbſt zu„frieden, weil der groſſe Zwang, der mir dabey auf„gelegt war, ſich ſelbſt und das Mühſame der Arbeit „in vielen Stellen zu ſehr verräth. „ — Leſer von Geſchmack und feinerm Ohr werden vielleicht ſowohl dieſe beſcheidene und lobenswürdige Unzufriedenheit

des

des V. als die von ihm angeregte Urſache derſelben mehr als zu gegründet finden: indeßen iſt doch nicht zu läugnen, daß wir für manche ſchwache Zeile durch gute Stellen, und beſonders durch einige glückliche Verſe, worin Beſtimtheit des Gedankens mit Nettigkeit, Stärke und Kürze des Ausdruks und zierlicher Rundung der Verſification vereinigt ſind, ziemlich entſchädigt werden. Der Verfaſſer ſcheint Aufmunterung zu verdienen, ſich mit etwas mehr Freyheit, und ohne ſich wieder durch eine Wette zu einer allzuängſtlichen Treue anheiſchig zu machen, in ähnlichen Verſuchen zu üben; wobey ihm die ſchärfſte Strenge gegen ſich ſelbſt in allem was Sprache, Styl und Verſification betrift, um ſo mehr zu empfehlen iſt, da er wirklich eine glückliche Anlage zu der Kunſt Verſe zu machen, hat; einer Kunſt, die, ſeitdem jedermann ſich die Gabe in gereimten oder ungereimten Zeilen zu ſchreiben zutraut, ganz bey uns in Vergeſſenheit zu kommen ſcheint.

* * *

Dir, ungerecht vom Stolz zur Niedrigkeit verdammet,
die, fern von Weichlichkeit, nicht von Erhabnen ſtammet,
den Arm zum Dienſt des Staats und ſeines Fürſten leiht,
und der Geſetze Laſt allein die Schultern beut;
verdiente Bürger-Schaar! Dir, die gerechte Weiſen
wenn dich der Hof verſchmäht, verehrenswürdig preiſen,

Dir

Dir, deren hohen Werth kein Dichter noch erhob
Dir tönt mein Saitenſpiel ein unbezahltes Lob.
O Volk! ich ſeh's wie dich der Großen Glanz beſchweret:
und wie, weil dir das Glück nicht höhern Rang gewähret,
Du über Elend klagſt, der Neid dein Herz zerreißt:
doch keine deinen Werth! vernimm wie groß du ſeyſt!

Du biſt es der die Macht des Landes unterſtützet,
das nur durch dich den Ruhm und Ueberfluß beſitzet!
Wenn irgend ein Monarch ſein kriegriſch Volk regiert,
und durch der Ehre Trieb nach eignem Willen führt:
wenn Bürger beym Geſetz der Freyheit würdig leben,
daß über Sklaven ſich die Herren nicht erheben:
und wenn dort ein Deſpot, von Henkern ſtets umringt,
zu Eines Menſchen Dienſt viel Tauſend andre zwingt:
dann mehrt dein reger Arm, dein fruchtbares Erfinden,
des Erdballs Lebens-Keim, des Ganzen Wohlbefinden.
Dein Fleiß iſts, dein Bemühn, was eine Welt bewegt,
wenn ſtrenger Fürſten Arm ihr Volk in Feſſeln ſchlägt:
Eroberungsgeiſt verheert: doch du biſt zum Erhalten;
wenn Er ein Reich zerſtört erhebt es dein Verwalten.
Nur deiner Sorgfalt dankt die arme Menſchheit laut
die Früchte, die dein Schweiß zu unſrer Nahrung baut.
Die Kunſt ſey niedrig, ſchlecht? — Dies wird kein Weiſer glauben,
ſo noch ihr der Stolz den Ruhm der höchſten Wohlthat rauben.

Die

Die Spatze und der Pflug, bestimmt zur Nutzbarkeit
sind reizender für mich als jene Herrlichkeit,
als Schlüssel, Band und Stern, womit der Erde Fronen
der Schmeichler kriechend Heer, und falsche Diener ihnen.
O Erste edle Kunst! die uns so gütig nährt;
Du wardst zur goldnen Zeit tief am Altar verehrt!

Jedoch von Fluren, wo des Fleißes Früchte zeugen,
eil' ich zu Städten hin die gleiche Wohlthat zeigen.
Die Erde trägt so stolz auf mütterlichem Schoos
und zeigt den Menschen dort durch Fleis und Mühe groß.
Die Künste erster Art, die uns so nöthig waren,
und die, so Sinnlichkeit und Menschenstolz gebaren,
sind da zum Nutzen und zur Herzens-Lust vereint; —
die Kunst und das Genie sind unzertrennt. Ein Freund
und würken, daß ein Strom des Reichthums sich ergießet,
der durch ein weites Reich in kleinern Bächen fließe.
Wenn Künste — die so oft durch dich hervorgebracht —
entstehn und glänzend blühn: so hats dein Fleis gemacht.
Muß nicht der hohe Baum zum Bau und zu Maschinen,
das Eisen, gleich dem Thon so biegsam, jedem dienn?
Des Schafes Wolle, Lein und Seide webt die Hand,
und wirkt gesponnen Gold ins glänzende Gewand.
Wer sondert Schlacken ab von fließenden Metallen?
Gewägt, faßt sie der Schatz zur Nothdurft der Vasallen.
Wer stellt den Marmor auf, der Säl' und Tempel ziert?

Iſts nicht Dein Werk, wofür nur Dir der Preis gebührt?
Ja — Deine Induſtrie, erweiternd ihre Gränzen, —
nicht nur im Vaterland durch Nützlichkeit zu glänzen, —
läßt ihrer Axen Fracht in ferne Staaten ziehn;
durchſchift den Ocean und macht die Handlung blühn.

Wenn Fürſten, angereizt durch Habſucht, ſich bekriegen:
dann hilft Dein Muth, Dein Arm, Dein Blut zu edeln Siegen.
Den hohen Wällen gleich, deckt Deiner Helden Schaar
das öde Land, und ſtützt den Thron der wankend war.
Gerecht verachtʼ ich den, der, ſtolz auf ſeinen Adel,
die Lebenszeit vergähnt: ihn weckt nicht Spott noch Tadel.
Ein dummer Kraſſus, *der entnervt und ſchmachtend lebt*,
ſchwächt meinen Blick durch Prunk, woran die Schande klebt. —
Wie eitel ſchließen wir, wenn wir die Pracht verehren:
die wahre Ehre nur iſt, Menſchenwohl zu mehren.
Umſonſt hat Vorurtheil zu ſchänden ſich erkühnt
das Volk, das ſeinem Staat mit Blut und Leben dient:
den gröſsern Vortheil hatʼs aus ſeinen eignen Mitteln;
die ſanfte Unſchuld krönts mit Ahnen, Orden, Titeln.
Ein Reich, die Pracht, der Schatz womit ein Krösus prahlt
gleicht doch der Sitte nie, die von dem Volke ſtrahlt.
Des Unglücks Zeitpunkt heißt Natur zu Boden treten:
die Namen Sohn, Gemahl, ſind Namen zum Erröthen:
der Hoheit Barbarey nennt ſie, mit Stolz im Blick,
und zieht ihr kaltes Herz davon beſchämt zurück.

Sie nur iſts die das Volk verächtlich denken lehrt
ſie raubt den Adel ihm, den ihm Natur gewähret.
Die Namen werden nur, o Volk! Dir heilig ſeyn,
weil Dich nicht niedrer Stolz und Uebermuth entwehrt.

Seht wie der Höfling dort ſich ſelbſt erhebt und ehret!
an Freuden ganz erſchöpft, den Blick vom Elend kehret,
das ſeinen Nächſten beugt — Der Arme nur durchdenkt
mitleidig Andrer Noth, eilt, hilft, bekleidet, lenkt
und leidend fremden Schmerz, fühlt das was Brüder leiden;
beweinet ihren Gram, und theilet ihre Freuden.
Zwar fehlt der Anſtand ihm, die ſchmeichelhafte Art
die unſre Grafen ziert, und Falſchheit tief verwahrt.
Sein richtiger Verſtand, durch wenig Welt geübet,
iſts nie, dem Reden Glanz und helle Farben giebet.
Nie hüllt er ſeinen Leib in der Verführung Kleid,
in Tugend-Masken ein; ihn deckt Anſtändigkeit.
Der Sitten Zierlichkeit gräbt ihrem Falle Minen;
die Höflinge, die ganz dem Eigennutze dienen,
dem Marmor gleich an Glanz und Herzens-Härtigkeit
durchbohren eine Bruſt, und rühmen Menſchlichkeit.

Da lieb' ich immer mehr das bäuriſch-ſchlichte Weſen
des Landmanns der von je natürlich gut geweſen.
So oft ſein edles Herz, wiewohl mit Roheit wirkt;
ſo iſts wie reines Gold, das Schlacke noch verbirgt.
Wenn Frevler-Hände ſich bis zu den Thronen wagen,

und

und ihre Kronen nun die Fürſten wankend tragen;
dann iſt von ſolcher That die unſern Erdkreis ſchrekt,
des Volkes Sinn entfernt, ſein Wandel unbefleckt.
Ja, wenn als Werkzeug es im wilden Aufruhr ſtürmet,
der Laſter Opfer wird, auf Gräuel Sünden thürmet:
ſo iſts der Großen Wink, der ihm Geſetze ſchreibt,
und es wie ſchwarzer Sturm zerſtreute Schiffe treibt.
Wann Löw- und Tieger-Grimm nur nach Verderben ſchmachtet,
und ihrer Herrſchſucht Wuth des eignen Reichs nicht achtet
gräbt doch, mit wenig froh — der Wald ſein Vaterland —
der Ameis reges Volk den blutgetränkten Sand.

Dank ſey, o Vorſicht, dir! daß deiner Güte Gaben
vom Abgrund ſteiler Höh' mich weit entfernet haben!
Zwar ward mir zur Geburt nicht Stand noch Gold zu Theil;
nicht Würden krönen mich: doch waren Sklaven feil,
die Trug und Liſt erhob, ſo hab' ich ſie verachtet —
und nur den wahren Muth und Tugend hochgeachtet.
Wenn mein empfindſam Herz voll Mitleids ſich ergießt,
und treue Zärtlichkeit für Freunde in ſich ſchließt;
der Abſcheu mich ergreift, fürs Laſter nie zu brennen:
dann bin ich glücklich nur, und gut und groß zu nennen.
Glaubt nicht, daß wahres Glück nur in Palläſten wohnt,
von Sieges-Wagen rauſcht und unter Purpur thront —
Die Güter, Würden und der Tafeln reich Gepränge
mehrt oft und meiſtens nur der Großen Elends Menge.

Der Schwerzen frühe Keim reift bey der Fürſten Maal,
und ſchleichend Gift erfüllt den güldenen Pokal.
Noch ſchmeichelhafter Art iſt jenes, das die Jahre
der Lebensblüthe welkt, und grauſam auf die Bahre
den ſchönen Jünaling ſtreckt, der, wenn er ihr entſchleicht,
den ſchlaffen Körper ſchleppt, und nur Geſpenſtern gleicht.
Die falbe Stirne trägt der Wolluſt ſichre Zeichen,
und rufet: Echt! Kann der wohl vierzig Jahr erreichen?
Denn Freude ſanfte Hand höhlt ihnen früh das Grab;
die Weltbeglückerin bricht über ſie den Stab.
Verdruß verfolget ſie, der Ränke Dämen plaget
mit ewigem Bemühn ihr Herz, das Stolz zernaget,
indem des Haſſes Dolch durch ſeine Flammen bricht,
ſchont auch die Schlangenbrut des Neides ihrer nicht.
Beſtimmt wie Gott verehrt, dem Sklaven gleich zu leiden,
und Widerwärtigkeit mit Purpur zu bekleiden.

O Volk! Dein Herz entflammt nie wilde Leidenſchaft!
Die Arbeit ſtüzt und mehrt nur Deiner Glieder Kraft!
Was nüzt bey Krankheit mir der halben Erde Kronen?
Und ſchläft der Hof ſo ſanft als die in Hütten wohnen?
Bey freyem, ofnem Sinn wird Dir durch Fleis und Müh
die kleinſte Luſt erhöht, Dein Wunſch belebt Dir ſie.
Das Lächeln Deines Weibs, des Sohnes der dich ſtreichelt;
des Dorfes frohe Feſt, das Deinen Sinnen ſchmeichelt;
des heitern Tages Blick, des Morgens kühle Pracht,
iſts was Dein Dankgebet, Dein Schickſal edler macht.

Aus reiner Quelle ſchlürft Dein Mund des Lebens Freuden,
(*) und nie wird die Natur, dein Freund, ſich von Dir ſcheiden.
Dich hat die Reue nie im Sterbebett' durchbebt:
Der nur ſtirbt ohne Quaal, der ohne Vorwurf lebt!
Die höchſte Würde trift des Todes höchſten Schrecken;
und ſchrecklich iſt der Fall, wenn Gräber Fürſten decken.
Der Tod ſchlägt überall, nach oft acübtem Recht,
den König und den Held, den Staatsmann wie den Knecht.
Die Erde gleicht dem Meer das Sturm und Schifbruch ſchellen
wer überſchift ſodann der Zeiten tiefe Wellen.
Was nützt's, wenn uns das Grab zu unſern Vätern legt,
ob wir ein Land beherrſcht, ob wir ſein Feld geegt:
der Stolz des Diadems wird da nicht unterſchieden,
und Fürſt- und Sklaven-Staub genießen gleichen Frieden.
O Volk! mit heiterm Blick durchſchaue deinen Theil!
Dein Leben ſey vergnügt, verſöhnt des Todes Pfeil!
Das Leben iſt ein Blitz, und Zuflucht heißt das Sterben.
Dein Loos iſt Glück und Ruhm durch Wohlthun zu erwerben.
Das Laſter nur entehrt, wenn Tugend adeln kann;
und der gerechteſte iſt auch der größte Mann.

J.. d.. r.

---

*) Der Verfaſſer ſetzte: Und nie wird ſich Natur, die Freundin von dir ſcheiden — anſtatt deine Freundin, welches unmöglich in den Vers zu bringen. Sollte man nicht in Verſen das Wort Freund in ſolchen Fällen für Freundin gebrauchen dürfen? W.

V.

Vertheidigung der Hahnschen Rechnungs-Maschine gegen einige Misverständnisse,

welche man zum Nachtheil derselben, theils aus der ersten Ankündigung der Müllerischen Rechnungs-Maschine im Lichtenbergischen Magazine, theils in der wirklichen nähern Beschreibung derselben in eben diesem Magazin, theils aus dem Teutschen Merkur, vom Monat März 1784. fassen kann.

In der ersten Ankündigung der Müllerischen Rechen-Maschine gesteht zwar Herr Müller, daß er aus der Beschreibung meiner Rechnungs-Maschine, die er im Teutschen Merkur gelesen, veranlaßt worden sey, eine nehmliche zu erfinden; und daß er vorzüglich die äussere Figur und Anordnung meiner Maschine unter allen möglichen Arten, die ihm durch den Kopf gegangen, für die bequemste und schiklichste gehalten, und deswegen solche auch zu seinem Zweck erwählt habe. Er sagt aber dabey, er habe gehört: meine Maschine mache zuweilen Fehler; deswegen er auf den Gedanken gefallen sey, bey der Seinigen ein Glökklein anzubringen, welches durch einen Schlag anzeigen soll, wenn die Maschine durch ungeschikte Behandlung Fehler mache. Dadurch glaubte er nun eine Maschine zu bekommen, welche in Ansehung der Voll-

kom-

kommenheit und Zuverläſſigkeit die Meinige weit hinter ſich laſſe.

Bey dieſer erſten Ankündigung ſahe ich gleich ein, 1) daß dieſes Glöklein bloſes Spielwerk ſey, welches zwar einen Nebel für die Augen der Unwiſſenden machen, aber im Grunde der Maſchine keine gröſsere Vollkommenheit geben könne, weil dadurch nicht allen möglichen Fehlern abgeholfen iſt, die man durch unrechte Behandlung derſelben begehen kann. 2) Daß meiner Maſchine hiedurch ein ungegründeter Verdacht zuwachſe, als ob ſie keine Kennzeichen angebe, wenn durch unrechte Behandlung derſelben eine unrichtige Zahl hervorkommt.

3) Wuſte ich aus mechaniſcher Erfahrung, daß man in der erſten Freude eines glücklichen Einfalls ſich mehr Wirkung verſpricht als man hernach findet, wenn mans mit kälterem Blute überlegt, oder wirkliche Verſuche macht.

4) Dachte ich immer, die erſte Proben mit zwey Zahlen-Scheiben ſeyen noch nicht Bürge für den glüklichen Erfolg des Ganzen: und wenn der vorgebliche Erfinder nicht ſelbſt in das Innere meiner Maſchine hinein geſchaut, oder von andern, die das Innere geſehen, Spuren bekommen, ſo werde es noch eine gute Zeit anſtehen, bis alles in der Ordnung ſeye.

Deswegen ließ ich die erſte Nachricht, als eine gute Hofnung die ſich der Erfinder mache, und wovon er noch die Schwierigkeiten im weitern Erfolg erſt einſehen

werde, auf ſich beruhen. Nun las ich am 12ten Aug 1784. die Beſchreibung der wirklichen ausgefertigten Müllerſchen Rechnungs-Maſchine in dem Lichtenbergiſchen Magazin. Es ſey nun, daß Herr Müller aus der Geſchichte meiner Rechnungs-Maſchine in dem T. Merkur, wie er ſelbſt geſteht, auf die innere Einrichtung gekommen; oder Winke von andern, die die Meinige geſehen oder gemacht, empfangen, ſo müßte mir doch der Beſchluß dieſer Beſchreibung auffallend ſeyn, da es heißt: „Ein wichtiger Vorzug (nehmlich „wegen dem Glöklein) den dieſe Maſchine vor der bekannten Hahniſchen hat, iſt wohl der, daß ſie niemahls falſch rechnet: ein Umſtand, der ſich bey der „lezten nicht ſelten ereignet.„ Und ſo auch in dem Teutſchen Merkur No. VIII. vom Monat März 1784. S. 269. wo ich von dem Verfaſſer nach langer Unterſuchung, „wer das gröſſere Verdienſt in dieſer Erfindung habe„ zwar mit Hrn. Müller endlich ins Gleichgewicht geſetzt worden bin, aber auch folgende Worte fand „Unverläßigkeit iſt der Haupt-Charakter der Müllerſchen Maſchine um des Glökleins willen.

Dies bewog mich, um des offenbaren Misverſtands willen, den dieſe Stelle bey dem Publikum erzeugen kann, dieſe Ausdrücke näher zu beſtimmen, ſo wie ſie von den Hrn. Verfaſſern ſolcher Nachrichten und Aufſätze, nach dem Beweis des Zuſammenhangs, gemeynt ſind.

Es sind nehmlich solche Ausdrücke nicht so zu verstehen, als ob meine Maschine wegen der Unvollkommenheit ihrer innern Einrichtung zuweilen Fehler mache: sondern weil in derselben das Glöklein mangle, welches in der Müllerischen angebracht ist.

Daß aber um deswillen die Müllerische Maschine nicht zuverlässiger sey, wird jeder einsehen der das folgende überlegen mag.

Nach der Beschreibung läßt sich das Glöklein nur in dem Fall hören, wenn entweder eine herauszukommende Zahl gröſer werden will als es die Maschine erlaubt: oder wenn eine gegebene Zahl nicht in die ihr zukommende Zahlscheiben gesetzt wird; auch wenn man, besonders bey dem Dividiren, die Kurbel öfter herumdreht, als es seyn darf.

Dies sieht man ohne Glöklein auf meiner Maschine ebenfalls.

Dreht man zu oft bey der Multiplication; also daß es eine allzugroße Zahl giebt; so sehe ich ebenfalls an den obern kleinern Zahlenscheiblein, daß ich gefehlt: denn, weil ich die Kurbel bey der Multiplication so oft herumführen muß, bis ich den einen Factor (die eine gegebene Zahl) in den Oefnungen sehe, so weis ich ja daran, daß ich dem hervorgekommenen Producte trauen darf, wenn oben der reine Factor steht. Ist die in den obern Zahlenscheiben stehende Zahl gröſer oder kleiner als der gegebene Factor, so weiß ich, daß ich zuviel oder zu wenig die Kurbel

herumgetrieben, und folglich ein unrechtes Product habe.

So auch beym Dividiren. Man ſieht ja, wenn die Zahl des Dividendus kleiner als des Diviſors iſt: und wenn man aus Verſehen weiter treibt, ſo zeigen ſich wieder gröſsere Zahlen, anſtatt daſs ſie kleiner werden ſollen. Dies iſt ja für einen, der nicht blind iſt, Zeichen genug.

Ob ſich nun dieſes durch einen Glockenſchlag andeute, oder dieſes Zeichen durch die Augen in die Seele falle, iſt um deswillen einerley und vielmehr jenes unnöthig und überflüſſig, weil ich ja doch währendem Rechnen meine Augen brauchen muſs.

Und ſo auch, wenn man aus Verſehen eine gröſsere Zahl von einer kleinern abziehen wollte, ſo ergiebt ſich das Zeichen auf meiner Maſchine, daſs die hervorkommende Zahl, die doch kleiner ſeyn ſollte, gröſser iſt als die Zahl, die noch auf den untern Zahlenſtänglein ausgeſteckt ſteht, die man abziehen wollte. Sie hat alſo eben die Kennzeichen der Zuverläſſigkeit, nur nicht durch das Ohr, ſondern durch das Auge, das man ohnehin brauchen muſs.

Wenn man bey der Müllerischen den Schlag auf der Glocke hört; ſo iſt das ein Zeichen, daſs man bereits falſch gerechnet hat, und man alſo die Aufgabe anders machen muſs. Eben das verhält ſich auch ſo bey der Meinigen, wenn ſich die Kennzeichen durch das Aug angeben, ſo hat man bereits zuviel gethan,

und

und man muß die Aufgabe wiederholen. Es wird doch jeder vernünftiger, der ſich dieſer Maſchine bedient, ehe er das Product oder einen Quotienten als richtig anſieht, auch noch einmal die Maſchine überſehen, ob er im erſten Fall die rechte Factores noch habe, im andern Fall, ob ſich die Diviſion gut beſchloſſen habe, und die Zahlen nach dem kleiner werden, nicht wieder gröſſer worden ſeyn. Deſſen man ſich ja aus der Operation bewußt iſt: denn auch auf der Glökleins-Maſchine darf man beym rechnen die Augen nicht zuſchließen, ſondern muß nach jedem Zug die hervorkommende Zahlen, entweder oben oder mitten anſehen.

Zum Beweiß, daß man bey gehöriger Sorgfalt auch auf meiner Maſchine nicht fehle, kann die Erfahrung von Ihro Königl. Hoheit, der Frau Gemahlin des Hrn. Herzog Friedrichs von Würtemberg bürgen, höchſtwelche etliche Nachmittage in meiner Gegenwart unzählige Aufgaben aufgelößt, und bey keiner gefehlt. Daß aber das Irren möglich iſt, wenn man nicht genug bey ſich ſelbſt iſt und die gehörige Achtſamkeit vergiſſet, habe ich auch ſchon ſelbſt erfahren; und zwar begegnete mir ſolches, als ich meine Rechnungs-Maſchine dem Hrn. Profeſſor Hemmer von Mannheim zeigte; zu einer Zeit, da ich in wenigen Minuten predigen ſollte und deßwegen ſehr eilte. Ich ſahe aber auch den Fehler aus oben angezeigten Kennzeichen gleich ein, und wiederholte die Aufgabe:

dieß hätte mir aber auch bey einer Glöckleins-Maschine widerfahren können.

Uebrigens zeigt auch die Müllerische Maschine nicht alle mögliche Fehler an. Z. B. wenn man die Kurbel nicht oft genug herumführt, oder wenn man in Stellung der Aufgabe aus Versehen eine falsche Zahl sezt, oder wenn man beym dividiren die mittlere Zahlen-Scheiben aus Versehen anfangs nicht auf Nullen gestellt oder beym Dividiren die schwarze und beym Multipliciren die rothe Zahlen ins Auge gefaßt hat.

Man muß also nicht meinen, wie aus der vortheilhaften Beschreibung des vorzüglichen Nutzens des Glöckleins vor den Augen eines Unkundigen scheinen möchte, als ob durch das Glöcklein nunmehr allen möglichen Fehlern, die man durch unrechte Behandlung begehen kann, abgeholfen wäre. Wer dieses glaubt, der müßte auch glauben, daß die Maschine allwissend wäre, und der könnte mit einer desto größern Zuversicht das Falsche für wahr halten, wenn er der Glocke seiner Maschine die Anzeige aller möglichen Fehler zutraut. Besser ists demnach, entweder keine Glocke, oder eine solche Glocke, die alle Fehler anzeigt, welches die Müllerische aber nicht thut, und keine auf der Welt thun kann, daß die Maschine alle mögliche Zahlen rechnen muß, und es ihr also einerley ist, ob man bey der Stellung der Aufgabe in einem Zahlzeichen fehle oder nicht, denn wenn ich 122 mit 13 multipliciren oder dividiren solle, und

ich ſetze aus Verſehen 112 für 122 zur Aufgabe, ſo kann ſie das fehlerhafte Product nicht anzeigen: weil es eigentlich kein Fehler wäre, wenn ich in einem andern Fall wirklich 112 mit 13 multipliciren oder dividiren ſollte. Gleichwie ich nun billig von Anfang nachſehen muß, ob alles recht geſtellt ſey; ſo muß ich währendem Rechnen auch auf die vorgeſchriebene Behandlungs-Regeln merken. Und wenn ich ja noch an dem Glockenſchlag zweiffelte; ſo wollte ich lieber die Aufgabe wiederhohlen, weil es ja wenig Mühe koſtet, als dem Glockenſchlag glauben, der mir nur einige und nicht alle mögliche Fehler anzeigt.

Ich ſehe alſo keine Verbeſſerung bey der Müllerischen Maſchine. Wenn ſie aber nur das leiſtet, was die meinige leiſtet; ſo iſts genug Beweis von der mechaniſchen Kenntniß des Hrn. Müllers, wenn er auch gleich einen genauern Leitfaden an der Beſchreibung der Geſchichte meiner Erfindung vor ſich hatte, als ich bey der Leibnitziſchen. Wie leicht aber eine offenherzige Beſchreibung der Geſchichte einer Erfindung dergleichen Hr. Müller bey der Meinigen vor ſich hatte, einem Mechanik-Verſtändigen, auf die rechte Spur des Nachdenkens leiten, für vergeblichen Abwegen verwahren, und auf die Entdeckung der innern Structur hinweiſen kann; davon kann ich ein Beyſpiel bey einer gewiſſen Gattung von Rechnungsmaſchinen anführen, die ein Mathematikus im Weſtphäliſchen vor ein Paar Jahren dem Publikum durch Pränumeration um ein gerin-

ges Geld angeboten hat. Ungeachtet nur die Beſchreibung der äuſſern Geſtalt in der Nachricht angezeigt war, ſo koſtete es mich nur einen einigen Tag Nachdenken, ſo gab ichs meinen Sohn einem 13jährigen Knaben vor, eine ſolche Maſchine von Pappe und Holz nachzumachen, welche auch gerad die innere Einrichtung hatte, als ich hernach bey der fremden fand. Nur einem Unkundigen ſcheints etwas unmögliches aus der äuſſern Geſtalt aufs innere zu ſchlieſſen: welches aber für einen geübten und denkenden Mechanikus faſt allemal möglich iſt.

Ich habe übrigens meine Erfindungen nie heimlich gehalten; deswegen kann es auch wohl ſeyn, daß durch Arbeiter von mir oder durch Gelehrte denen ich das innere gezeigt, oder da mein Bruder mit einer ſolchen Maſchine auf der Reiſe war, es einem Freund aufgeſchloſſen und alſo der Herr Müller durch Diſcourſe Winke bekommen, da es denn wohl nach dem Sprüchworte gehen könnte: Sapienti ſat.

Dieß ſoll ihm aber dem Ruhm nicht nehmen daß er groſſe Fähigkeiten habe, und ich werde auch nicht mit ihm um den Vorzug ſtreiten, weil dieſes ihn und mich wenig nutzen wird, ſo lang man nicht ſolche Talente ſo weit unterſtützt, daß Leute, die dergleichen Gaben haben, ohne ihr eigen Vermögen daran zu ſetzen, Verſuche machen können. Wie viel Geld wird von Groſſen ausgegeben? was wäre verlohren, wenn man ſolchen Leuten auf ihre Lebenzeit jährlich Penſionen

nen gäbe, wovon ſie, wenigſtens ohne Nebenbedienung, leben könnten? oder wenn Groſſe der Erde ſolchen Künſtlern ihre Werke, die ſie von Zeit zu Zeit verfertigen, um ein billiges Geld abnähmen! daß ſie Luſt bekämen etwas Neues zu verſuchen.

Wirklich habe ich eine kleine Art von bloſſen Additions-Maſchinen, welche in groſſen und langen Reihen von Zahlen, ſehr bequem zu gebrauchen und nach Verhältniß der groſſen Rechnungs-Maſchine ſehr wohlfeil ſind: aber auch von jedem erfinderiſchen Kopf, der nur die äuſſere Figur und Behandlung ſieht, leicht nachzumachen iſt.

Ich habe 3 Stücke: wer mir 100 Thaler für alle 3 Stücke giebt, kann ſie haben. Einzeln kann ich keine hergeben, weil ich bey dem Erfinden dieſer geringen und einfachen Art, da ich ein Jahr lang verſchiedenes verſuchen ließ, über 100 Thaler Unkoſten gehabt.

Echterding, den 1. Oct. 1784. Hahn.

VI.

Auszug eines Briefes.

Toulon, den 4. Febr. 1785.

Geſtern hörte ich endlich nachdem ich es lange vergebich gewünſcht, dieſen 15jährigen blinden Virtuoſen. Er iſt im Begriff ſeine Reiſe nach England anzutreten. Der Vater wie es ſcheint ſtrengt ihn über ſeine Kräfte an. Denn auch für die ſtärkſte Bruſt blies er den Abend da er das Concert gab, zu viel. Sein äuſeres Anſehn iſt ſchwach und kränklich.

Ich verſtehe nicht Muſik genug um die regelmäſige Schönheit ſeines Spiels zu beurtheilen; aber nie hörte ich Töne die den intellektuellen Begriff meiner

Northumberland.

Der Gedanke irgend einer groſſen Unternehmung treibt ihn über die Grenzen der Geduld.

Hot-Spur.

Beym Himmel, mich däucht, es wäre nur ein leichter (*) Sprung, die glänzende Ehre von dem blaßwangichten Mond herab zu reiſſen, oder ſich in die Tiefſe eines bodenloſen Abgrunds hinab zu täuchen, und die ertrunkne Ehre bey den Haaren herauf zu ziehen, wenn der Genuß ihrer Vorzüge mit keinem Nebenbuhler getheilt, der Preiß einer ſolchen Unternehmung wäre.

Worceſter.

Mein lieber Vetter, hört mir einen Augenblik zu, wenn es die Lebhaftigkeit eurer Gemüths-Bewegung erlaubt.

Hot-Spur.

Ich bitte euch um Vergebung.

Worceſter.

Eben dieſe edlen Schotten, die eure Gefangnen ſind --

(*) Hr. Warburton erinnert ſich hiebey einer Stelle des Ennius, worinn dieſer vortreffliche Mahler der Leidenſchaften dem Etcocles den nemlichen Gedanken in den Mund legt: Mutter, ich wills es unverhohlen, ich fliege dort wo die Sonne hervor geht über die Sterne hinauf, oder hinab in den Abgrund der Erde, wenn es möglich wäre, der Götter unumſchränkten Thron zu bekommen. S. 262. des 1ſten Theils des Ennius, nach der Ueberſetzung des Hrn. Profeſſor Steinbrüchels.

ner Seele von ächter Muſik ſo ganz befriedigten; eine Muſik ſo voll unverfälſchten Naturſinn, wo jeder Ton Anhauchen der Empfindung iſt.

Seine Phantaſien ſind kunſtloſe Ergießungen melancholiſcher Gefühle. Bald entwickeltes Gefühl des Leidens, bald Sehnſucht nach Glück, bald ein Aufwallen, eine ſchnell vorübergehende Schwimmung der jugendlichen Seele zur Freude; aber die rührendſte und ganz eigene Schönheit ſeines Spiels, beſteht vorzüglich in einem gewiſſen Ton dumpfer Klage, einer leiſen Aſpiration der innerſten Saiten der Empfindung für die keine Sprache Ausdruck hat.

Ich wage es nicht den ganzen Sinn dieſes für mich ſo unausſprechlich beſeelten Spiels, auseinander zu ſetzen, weil man ſo leicht verführt wird, den Künſtler unſre eigene Art zu empfinden beyzumeſſen. Es wäre mir daher äuſerſt merkwürdig genaue Nachricht von dem Charakter dieſes jungen Menſchen und den Gang ſeines Talents zu wiſſen. Iſt es blos Feinheit der durch den Verluſt des Geſichts, concentrirten Kräfte des Gehörs und Gefühls? — Iſt es jene Urkraft, jene Intuition des Talents, von der Leſſing den Mahler Conty ſagen läßt: „wäre Raphael auch „ohne Hände gebohren, würde er doch das größte mahlerische Genie ſeyn.“ Oder iſt es — was ich kaum einen Augenblick denken mag — ſo wie bey den meiſten Virtuoſen, nur Studium der Kunſt, geübter Geſchmack?

Ich wünſchte daß dieſe Zeilen irgend jemand veranlaſſen mögten nähere Nachrichten von der Lebensgeſchichte dieſes jungen Menſchen zu ſammlen. Wie weit Cultur oder urſprüngliche Geiſtes-Stimmung ſeine Gefühle entwickelten? ob ſein Unglück ihn mehr niederdrückt, abſtumpft, oder ſeine Seelen-Kräfte höher ſpannt?

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

April 1785.

I. Neue Bücher.

1) Von den Dictionaire de la langue Allemande & Francoiſe, compoſé ſur les Dictionaires de Mr. Adelung et de l'Academie Françoiſe, par. Mr. Schwan, &c. iſt bereits zu Ende des vorigen Jahres der zweite Band erſchienen, der von J. bis Z. gehet, ſo daß beide Theile nun ein Ganzes ausmachen. Eine weitläuftige Beurtheilung dieſes Werkes verſtattet der enge Raum unſerer Blätter nicht. Auch läßt ſich auf den Werth oder Unwerth eines Wörterbuches aus einzelnen Artickeln nicht wohl ſchließen. Daß Hr. Schwan mehr geleiſtet habe als ſeine Vorgänger, darüber waren bereits bey dem erſten Bande alle Recenſenten einig, und Hr. Adelung gab ihm in dem zweiten Stücke des erſten Jahrganges ſeines Magazins für die deutſche Sprache das Zeugniß: Sein Wörterbuch ſey die erſte mit Verſtand ausgeführte Arbeit dieſer Art: Es bedarf auch nur einer flüchtigen Ueberſicht, um ſich zu überzeugen, daß der zweyte Band mit viel größerm Fleiſſe und Genauigkeit beſonders in Auseinanderſetzung der mancherley Bedeutungen verſchiedener Hauptwörter ausgearbeitet iſt. Man ſieht daraus wenigſtens, daß der Verfaſſer nicht müde geworden, ſondern daß ſein Eifer mit der Arbeit ſelbſt gewachſen iſt. Einzelne Fehler zu rügen wäre eine ſehr vergebliche Arbeit, da wohl niemand erwarten wird, daß ein ſolches Werk gleich bey der erſten Auflage ohne Fehler erſcheine; und dann nüzt es auch nichts, wenn man in einer ſolchen Beurtheilung nicht mit

dem Verfaſſer über Fehler des Plans und der Ausarbeitung geben kann. Ein Wörterbuch, welches einer fremden Nation bey Erlernung unſerer Sprache zum Leitfaden dienen ſoll, kann eigentlich nicht ſtrenge genug beurtheilet werden. Jeder auch ſonſt in einem andern Buche geringſcheinender Fehler iſt hier von Wichtigkeit, weil er zu Irrungen und Unrichtigkeiten Anlaß geben kann, die um ſo viel ſchädlicher werden, da ſie bey denen welche der Sprache unkundig ſind eine gewiſſe Autorität erlangen, und ſo auf die fremde Nation mit fortgepflanzet werden. Dem Verfaſſer ſelbſt muß eine ſolche Beurtheilung ſehr willkommen ſeyn, wei er dadurch in den Stand geſetzt wird, nach und nach ſeinen Werke den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu geben

Da Hr. Schwan bey Ausbreitung ſeines Wörterbuches ſein Augenmerk hauptſächlich auf die Ausländer gerichtet hatte, ſo muſte manche Erklärung beygefügt werden, die ein Teutſcher für überflüßig halten könnte. Indeſſen möchte doch wohl einem großen Theile unſerer Nation auch mit dieſen überflüßig ſcheinenden Erklärungen nicht übel gedient ſeyn.

---

2) *Iena* bey Mauke. Anecdotes Pariſiennes, à l'uſage des écoles Françoiſes; dediées à Mr. de la Veaux Prof. Royl. à Berlin par. Mr. *Claue Dumanoir*, Maitre de langue de la Cour à Weimar. 1785. 235. S. in 8vo.

Hrn. Dumanoirs Abſicht war jungen Leuten die Franzöſiſch lernen ein unterhaltendes Leſebuch, drinn der Stil rein und leicht, die Moral unverfänglich, und die Geſchichte aus dem wahren Leben genommen ſeyn ſollte, in die Hand zu geben. „Ces Reflexions, ſagt er in der Vorrede

eche, m'ont determiné à publier les *Anecdotes Parisiennes* à l'usage des Ecoles Françoises, á fin de procurer aux jeunes gens une lecture agreable d'un stile simple et facile, et par conſequent plus intelligible. Mon but principal n'a pas été d'écrire pour les Savans, mais d'être utile a l'humanité, en repréſentant quelques tableaux capables de faire une impreſſion morale ſur les jeunes gens en les amuſant par des faits *dont j'ai été moi même témoin oculaire*, et d'autant plus interellants qu'ils n'ont *certainement pas encore été imprim's*.„ Dieſem Plan zu Folge liefert er folgende funfzehn kleine moraliſche Erzählungen; 1) L'amour filial et la vertu recompenſée; 2) Le faux ami puni; 3) La noble vengeance; 4) La Foret de Bondi; 5) Le bonheur imprevu; 6) L'homme qui ne s'etonne de rien; 7) La Haine mal fondée; 8) Les dangers de l'inexperience; 9) L'ingrat puni; 10) Les dangers d'une mauvaiſe éducation; 11) Probite villageoiſe; 13) Les enfans ingrats; 14 L'amant au Cloitre; 15) Philippe et Suzanne. Sie gewähren zuſammen eine angenehme Unterhaltung, und da Hr. D. den Zweck ſeines Buchs ſo gut und genau beſtimmt hat, ſo zweifeln wir auch nicht daß er denſelben erreichen werde. Wir können daher nicht anders als daſſelbe zu einem guten Handbuche bey Leſe-Uebungen im Franzöſiſchen zu empfehlen. Schade daß es hie und da durch Nachläſſigkeit des Correctors Druckfehler hat!

II. Ankündigungen und Anzeigen.

1) *Sophoclis tragœdiæ ſeptem*, et reliqua quæ dereliquit opera, græce et latine, recensuit, Triclinii ceterorumque veterum ſcholia ac animaduerſiones adjecit *R. F. P. Brunck.* 1786.

Editio præstantissima, in 4to, 2 Voll. forma maxima.

Editio minor in 8vo. 2 Voll. forma maxima, cujus 12 Exemplaria in charta gallica, belgica pulcriori.

Eadem in 8vo. 2 Voll. in charta communi.

Bey dem unermüdeten Fleiß, welchen der gelehrte Hr. Kriegscommissarius Brunck an die alte und besonders griechische Litteratur verwendet hat und noch täglich verwendet ist ihm das Theater dieser aufgeklärten Nation ein besonderer Gegenstand seiner Bemühungen geworden. Vor wenig Jahren hat er die Comedien des Aristophanes nach einer critischen Läuterung in ein helles Licht gesetzet, und dieselben, da sie vorher schwer und oft unles- und unerklärbar waren, deutlich und theatralisch anschaulich dargestellet. Itzt trifft die Reihe die Tragödien des Sophocles, deren neue Ausgabe wir hiemit ankündigen, und das Publicum zu derselben würdigen und dankbaren Aufnahme vorbereiten wollen. Es ist dieser Schriftsteller wohl schon mannigfaltig ans Licht getreten unter allerley Gestalten, aber dennoch ist an der Form sowohl als an der Sache noch vieles zu verbessern übrig geblieben. Was unser Herr Brunck bey seiner Ausgabe liefert, bestehet unter andern kürzlich in folgenden Punkten.

Die sieben Tragödien des Sophocles.

Derselben lateinische Uebersetzung, aufs neue bearbeitet, und, wie bey der Ausgabe des Aristophanes, besonders gedruckt.

Die alten Scholien von einander unterschieden.

Die Scholien des Triclinius besonders, und alle insgesammt sehr deutlich aus einander gesetzt.

Die kritischen und erklärenden Anmerkungen des Herrn Brunck.

Die Fragmente der verlornen Tragödien des Sophocles.

Ein Lexicon über Sophocles aus den alten sowohl gedruckten als geschriebenen Grammaticis gezogen.

Re-

Regiſter.

Dem innern Werthe dieſer Ausgabe wird auch die äuſere Zierde entſprechen: und beyder Vereinigung ein dauerhaftes Denkmal von Litteratur und Kunſt der Nachwelt aufbewahren.

Der Druck geſchiehet mit neuen Lettern, mit Ausſchluß aller Abbreviaturen, auf ſehr weiſſes und ſehr feines dickes franzöſiſches Papier aus Angouleme, in ſehr groſem Format in Quarto, in zween dicken Bänden, zuſammen ungefehr zweymal ſiebenhundert Seiten betragend. Wenn man dieſe Umſtände und die nicht ſehr beträchtliche Anzahl von Exemplarien die gedruckt werden, in Erwägung ziehet und mit den bisher gewöhnlich erſcheinenden Ausgaben griechiſcher Schriftſteller, welche ſie wohl alle, ſelbſt Franzöſiſche und Engländiſche nicht ausgenommen, an Schönheit übertreffen wird, vergleichet, ſo wird man den daraus entſtehenden Preis von 80 Livr. — oder 7. 1/4 Ducaten allhier in Straßburg zu beziehen und zu bezahlen, wohl koſtbar, aber nicht theuer finden; durch die Transportkoſten, welche wir nicht auf uns nehmen, mag der Preis auf entferntere Gegenden nach Verhältniß höher ſteigen.

Freylich iſt ſolch eine Ausgabe nicht für jedermann und würde daher die darauf angewandte Mühe dem weniger bemittelten Gelehrten nicht zu Nutzen kommen, wenn nicht eine minder koſtbare Ausgabe zugleich mit wäre beſorgt worden; dieſe wird in ſehr groſen Format in Octav gedruckt, ebenfalls mit neuen Lettern und auf fein weißes und ſtarkes franzöſiſches Papier mit eben derſelben Schönheit und Pracht, und Genauigkeit; ſie wird, gleich dem Ariſtophanes, Text, Ueberſetzung und Noten enthalten, hingegen die griechiſchen Scholien und Fragmente zurück laſſen und aus zween dicken Bänden beſtehen, deren Preis noch nicht beſtimmt werden,

wohl, aber auf 2 Rthlr. kommen mag: und auch dieſe möchte noch einigen Gelehrten zu theuer ausfallen, es werden deſswegen auch Exemplarien auf gut Druckpapier abgedruckt, deren Preis um den vierten Theil geringer und alſo ungefähr zu 6 Rthlr. ſeyn wird; dagegen auch zwölfe auf beſonders ſchönes Papier von Annonay, daß das holländiſche übertrift, gedruckt werden.

Gegen Ende dieſes Jahres wird der Druck von der Octav Ausgabe, von der größern aber erſt auf Oſtern 1786. zu Stande kommen, und jedesmal das ganze Werk auf einmal geliefert werden.

Die übrigen griechiſchen Ausgaben des Herrn Brunck, die in meinem Verlage herausgekommen, ſind:

Anacreon. in 16.

Apollonii Rhodii Argonautica. 8.

— idem in 4.

Ariſtophanes, græce & lat. 4. Voll.

— — — ejusd. editionis 4 Exemplaria in charta belgica.

— — — idem, editio in 4to, 4 Voll.

— — — ejusd. editionis 4 Exemplaria in chartâ belgica, quæ de decem supersunt.

Æſchyli Tragœdiæ tres, cum *Sophoclis* Antigone & *Euripidis* Medea. 8.

— — idem in 4.

Euripidis Tragœdiæ quatuor, Hecuba, Phœniſſæ, Hippolitus & Bacchæ. 8.

— — idem in 4.

Sophoclis Electra & *Euripidis* Andromache. 8.

Sophoclis Oedipus Tyrannus & *Euripidis* Oreſtes. 8.

Straßburg, den 24. Merz 1785.

Joh. Georg Treutel.

---

2) Nach-

2) Nachricht wegen Herausgabe der ſämmtlichen Werke des Anton Raffael Mengs.

Es ſind beynahe 5 Jahr verfloſſen, als nach dem Tode des a. R. Mengs, ſeine ſämmtlichen Schriften zu Madrid in ſpaniſcher, und zu Parma in italieniſcher Sprache erſchienen. Die ſpaniſche Ausgabe hat vor der letztern in Anſehung der Pracht und einiger Zuſätze merkliche Vorzüge. Indeſſen gefiel es A. 1780. der Weidmann- und Reichiſchen Buchhandlung zu Leipzig, ſogleich eine Ueberſetzung der italieniſchen Ausgabe anzukündigen, und dabey iſt es bis dieſen Augenblick geblieben. — Eine ſo lange Verzögerung muſte nothwendig dem Publikum alle Hoffnung benehmen, dieſes wichtige Werk in die Hände zu bekommen. Die Urſachen, welche zu dieſem Vorfall Gelegenheit gegeben, mögen übrigens ſeyn welche ſie wollen, ſo ſind ſie doch niemals von der Art, daß ſie einem dritten das Recht benehmen ſollten, dasjenige in Erfüllung zu bringen, was ein anderer durch bloße Verſprechungen ſich ausſchließend anzumaßen und zu verhindern ſuchen will. — Eine Anfrage, die ich an die obengenannte Handlung that, und die Antwort die ich darauf erhielt, berechtigen mich, nur mit wenigen Worten dieſes hier anzuführen.

Dieſem ſey übrigens wie ihm wolle, und die jetzt erwähnte Handlung mag ihr Verſprechen erfüllen oder nicht, ſo bleib ich allemal bey meinem rechtmäßigen Vorſatz eine vollſtändige Ausgabe der Mengiſchen Wercke in deutſcher Sprache zu liefern, und durch Vollziehung derſelben der Achtung des Publikums ein Genüge zu leiſten. Keinesweges aber werde ich dabey zu einer anſcheinenden Colliſion Gelegenheit geben, und dem Publikum ein Werk liefern, das dem Titel nach mit jenem Aehnlichkeit hat, aber von

einer bloßen Ueberſetzung weit entfernt iſt. Ich habe verſchiedene Gründe dazu, die mich berechtigen, gleichſam eine Originalausgabe der Mengſiſchen Werke zu liefern, unter welchen dieſer der vornehmſte iſt: daß ich durch Unterſtützung ſolcher Freunde, die mit dem Verfaſſer die nächſte Bekanntſchaft hatten, und durch eigenes Nachforſchen in Stand geſetzt bin, ſo viel Zuſätze und Verbeſſerungen zu machen, daß ſie ein eianes Werk ausmachen könnten. Anſtatt alſo, daß die bloße Ueberſetzung aus zwey mäßigen Oktavbänden beſtehen würde, zumal, wenn man die ziemlich entbehrlichen Zuſätze des Herausgebers wegläßt, werde ich die Menaßiſchen Werke in drey Oktavbänden herausgeben, und zwar mit aller typographiſchen Schönheit und Kupfern, die ein ſo ſchätzbares Werk erfordern.

Ich lade alſo alle Freunde und Verehrer des guten Geſchmacks in den Künſten und Alterthümern zur Unterſtützung meines Unternehmens ein. Die drey Bände ſollen noch in dieſem Jahr erſcheinen, und zwar der erſte auf nächſtkommende Michaelis 1785. Bis auf Johannis nehme ich Subſcriptien darauf an, und erbitte mir gegen dieſe Zeit die Namen der Herren, die ſich unterzeichnen und pränumeriren, um ſie dem Werke vorzudrucken. Die Pränumeration auf alle drey Bände beträgt 2 Rthlr. in Louisd'or, da der nachherige Preis 3 Rthlr. ſeyn wird. Bey einer Sammlung von 6 Exemplarien gebe ich das 7te frey, und ich erbitte mir hierzu die Gewogenheit aller der reſpektiven Herren, die dergleichen Unternehmen an ihren Ort begünſtigen. Uebrigens werden alle Gelder und Briefe poſtfrey eingeſendet an den Herausgeber den 25ſten Febr. 1785.

M. Chr. Fr. Prange.
zu Halle in Sachſen.

---

2) Ehn.

3) Hrn. Fridrichs Philoſophiſche Gedichte.

Gründe, die dem Publikum gleichgültig, mir aber richtig ſind, beſtimmen mich, den Pränumerations-Termin meiner philoſophiſchen Gedichte, die viele Herren nicht Situazionen genannt wiſſen wollen, zu verlängern. Auf den erſten Theil kann alſo noch bis Ende Julius mit Einem Reichsthaler in Golde pränumerirt werden. Die Pränumeranten werden vorgedruckt, und haben den Vortheil, ihre Exemplare typographiſch ſchön auf feines Poſtpapier, mit eilf Kupfern und Vignetten geziert, zu erhalten. Zu Michael erſcheint das Werk gewiß. Ich habe einen rechtſchaffenen auswärtigen Verleger gefunden, der es in wenig Wochen, mit ganz neuer Schrift drucken will, ſich aber aus Furcht vor dem zur Schande Teutſchlands ſo ſehr begünſtigten Raubdruckergeſindel nicht eher als zur Meſſe damit heraus getraut.

Den Buchhandlungen, Zeitungs- und Adreß-Comtoiren, welche Beſtellungen machen, verſprech ich für ihre Mühe den gewöhnlichen Rabbatt. Freywillige Sammler bekommen das neunte Exemplar frey.

Wer weniger als neun Exemplare beſtellt, trägt die Expeditionskoſten ſelbſt. Briefe, Gelder und Pränumerantenliſten erwarte ich poſtfrey. Meine Addreſſe iſt, Gelehrter zu Wien, Preßgaſſe, vorher Krebs, No. 464. dritter Stock. Wegen des zweyten Theils erfolgt bey Empfang des erſten weiterer Beſcheid. Wien, im März 1785.

Fridrich.

---

4) Iſaac Maus Gedichte.

Ich kündige hiermit dem Publikum die Früchte meiner unſtudierten Muſe an, und bin geſonnen dieſelben dem Druck

Hot-Spur.

Ich will ſie alle für mich behalten; beym Himmel, er ſoll keinen einzigen haben, kein Haar von einem Schotten, und wenn dieſes Haar ſeine Seele erlöſen könnte; ich will ſie behalten, bey dieſer Hand!

Worceſter.

Ihr rennt immer fort, und hört mich nicht an; ihr ſollt ja dieſe Gefangnen behalten.

Hot-Spur.

Das will ich auch; dabey bleibts. Er ſagte, er wolle den Mortimer nicht auslöſen; er verbot mir von Mortimer zu reden; aber ich will ihn ausfinden, wenn er ſchläft, und ihm in ſein Ohr hallen: Mortimer! Ich will einen Staaren abrichten laſſen, daß er nichts als Mortimer rufe, und will ihm den Staaren geben, um ſeinen Zorn immer im Athem zu erhalten.

Worceſter.

Hört doch, Vetter, nur ein Wort.

Hot-Spur.

Hier verſchwör ich feyrlich alle andre Gedanken, als wie ich dieſen Bolingbroke quälen und tollmachen wolle. Und was dieſen eiſenfreſſeriſchen Prinzen von Wales betrift, dächt' ich nicht, es würde ſeinem Vater lieb ſeyn, wenn ihm ein Unglük begegnete, er ſollte mir mit einem Krug Weißbier verguſtet werden.

Worce-

zu übergeben, dafern ich so glücklich bin die nöthige Anzahl Subscribenten zu erhalten.

Das Werk wird aus poetischen Briefen und Gedichten bestehen, und zwischen zwölf und zwanzig Bogen betragen; welches sich nicht genau bestimmen läßt, weilen ich das Ordnen und Zusammenschreiben nicht unternehmen kann, bis ich wegen Zeitverlust und Druckerkosten durch eine hinlängliche Anzahl Unterschriften gesichert bin.

Kann ich diese Unterschriften bis Johannis oder längstens Michaelis erhalten, so soll noch dieses Jahr das Werk — so schön es sich nach den Subscriptionsumständen thun läßt — das Exemplar zu einem Gulden, in Octav erscheinen. Fänden sich aber die Subscribenten sparsam, so dürfte es bis Ostern 1786. dauern.

Wem ich noch ganz unbekannt bin, der kann nähere Nachricht von mir, und Proben meiner Dichtkunst im deutschen Museum 1782. im 9ten und 1784. im 1sten Stück; auch in der zu Mannheim herausgekommenen Schreibtafel 4ten und 7ten Lieferung; in Herrn Schiezens Gedichten; und im ersten Heft des zu Mainz 1785. erschienenen Magazins für Philosophie und schöne Literatur, und noch anderswo finden.

Denen die sich die Mühe geben wollen mir Subscribenten zu sammeln versprech ich, nebst meiner Dankbarkeit, zehen Procent. Und überhaupt, wer so großmüthig ist diesen meinen Plan zu begünstigen, entweder durch Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, oder durch Sammlung einiger Subscribenten, dem kann ich nicht so wohl Gegendienste, wozu ich zu gering bin, als Dank, reinen herzlichen Dank versprechen.

Im März 1785.

Isaac Haus,
Bauersmann im Dorf Badenheim
bey Kreuznach in der Pfalz.

---

g) Skripto-

5) *Scriptores Alſatiæ vet Germaniæ illuſtrantes* ex Schedis Jo. Dan. *Schœpflini*, recenſuit *Chriſtoph Gail. Koch*, Prof. et Biblioth. Argent. Tomi II. in 8. maj. argentorati apud Joh. Georg Treutel, 1786.

Contenta.

Gothofredi Notarii Argent. Geſta Rudolphi Habsp. fcriptor inedtus.

Matthiæ de Nuwenburg Chronicon hactenus inedituni cum continuatione Alberti Argentinenſis.

Der bekannte Albertus Argent. hat auf dieſem Chronico das ſeinige gezogen, und ſich es fälſchlich zugeſchrieben. Das Chronicon des Matthia aber iſt viel vollſtändiger.

Matthiæ de Nuwenburg vita Bercholdi de Buchegg, Epiſcopi Argent. cum continuatione Alberti.

Auch aus einem bis jetzt unbekannten Codice.

Colmarienſium Dominicanorum Annales, ex Codice Petri emendati atque ſupplett.

Ex Königshovii Chronico Alſatiæ latino Excerpta, ex Cod. Tabularii Civit. Argent.

Varia Chronica minora Anonyma Seculi XIII. XIV. & XV. hucusque inedita.

Remboldi Slechti Canonici Eccleſiæ S. Petri juvenis Argentorat. Annales Ruperti Palatini Imperatoris hucuſque inediti.

Petri Carmelitæ Argent. hiſtoria de bello Argentinenſium cum Epiſcopo A. 1260. inedita.

Leges municipales Civitatis Argent. antiquiſſimæ.

Trithemii brevis hiſtoria Tumultus ruſticani in Alſatia ined.

---

6) Gamm

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20613 / 382

6) Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus der Arzneywissenschaft, Wundarzney und Apothekerkunst.

Das beliebte Journal de Medicine welches im Jahr 1754 den Anfang genommen und noch immer fortgesetzt wird, hat sich verariſſen, und ist, um seines reichhaltigen Schatzes willen von wichtigen medicinischen Wahrnehmungen und Curen, von vornen an wieder neu unter die Presse genommen worden.

Ich nehme davon Anlaß, die in meinem Verlag herausgekommene deutsche Uebersetzung desselben Werks, wovon die Tolae bis 1775. 19 Bände ausmacht, dem Publikum in billigen Bedingungen anzubieten, indem ich den Preis der noch übrigen completen Exemplarien 6 Rthlr. 8 gr. statt 12 Rthlr. 16 gr. der einzelnen Bände aber auf 12 gr. statt 26 gr, auf eine kurze Zeit herabsetze.

Diese Uebersetzung ist betitelt:

Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus der Artzney-Wissenschaft, der Wundartzney- und Apotheker-Kunst, nebst den meteorologischen Wahrnehmungen von Paris und Lille, aus dem Französischen des Journal de Medecine und Oeconomique übersetzt, nebst Kupfern. 8. 1757. 1765. IX. Bände.

Ebenderselben Fortsetzung. X-XIXter Band, oder neue Sammlung 1 bis 10ter Theil. 8. 1766. - 1775.

Straßburg, den 1. April 1785.

Treutel.
Buchhändler.

---

7) Hrn. Knechts Heilige Gesänge.

Gegenwärtige Ankündigung eines musikalischen Werks unter dem Titel „Heilige Gesänge, aus den besten geistlichen „Dichtern, vorzüglich der Sonn- und Festtäglichen Erbauung gewidmet, und auf eine vielfach brauchbare ganz

„neue

„neue Art, sowohl zur besondern Unterhaltung für Liebhaber des Alleingesanges am Klavier, nebst einer Zugabe „von allerley Klavier- oder Orgelstücken, als auch für die „öffentliche Kirchenmusik mit vier Singstimmen und einer „willkührlichen Instrumentalbegleitung musikalisch bearbeitet, „von dem schon so rühmlich bekannten Herrn Musikdirector „Johann Heinrich Knecht„ wird hoffentlich den Freunden derjenigen Gesänge, welche auf die Erregung religiöser Empfindungen und auf das Lob der Gottheit abzielen, nicht unwillkommen seyn.

In Absicht auf die Wahl der geistlichen Lieder, hat man sichs zum Gesetze gemacht, nur solche in dieses Werk aufzunehmen, welche A) einen Bezug auf die Sonn- und Festtags-Evangelien haben, B) von den besten geistlichen Dichtern, als nehmlich von Cramer, Gellert, Giesseke, Klopstock, Schlegel, Uz und andern mehr herrühren, und C) für einen jeden Christen, von welcher Confession er auch seye, ohne Anstoß brauchbar und erbaulich sind.

Die innere Einrichtung und mannichfaltige musikalische Bearbeitung dieser heiligen Gesänge bestehet kürzlich darin: 1) daß man in der Klavier- oder Orgelstimme, deren Baß leicht beziffert ist, das Wesentlichste der ganzen Composition concentrirt findet, und daß sich deshalben ein Liebhaber des Klaviers und Gesangs daraus schon ganz allein unterhalten kann; 2) daß in eben besagter Stimme einem jeden Liede ein dem Caracter desselben entsprechendes Klavier- oder Orgelstück zugegeben ist, welches bald in einem Präl- oder Postludio, bald in einer Fantasie oder Toccate, bald in einer Fuge oder sonst dergl. bestehet; 3) daß die vier Singstimmen auf eine solche Weise gesezt sind, daß man diese heiligen Gesänge nach Beschaffenheit des Orts und der Umstände, ohne merklichen Nachtheil des Ganzen, entweder a) einstimmig, d. h. mit dem Diskant

ganz

ganz allein, oder b) zweyſtimmig, nämlich mit dem Diskant und Alt zugleich, oder c) dreyſtimmig, d. i. mit dem Diskant, Alt (oder auch an deſſen ſtatt, mit dem Tenor) und Singbaß, oder d) ganz vierſtimmig (welches freylich die vollkommenſte Wirkung thut) und endlich e) mit einer willkührlichen Begleitung zweyer Violinen (der Inſtrumentalbaß iſt in der Oraelſtimme begriffen) und an hohen Feſten nach Belieben mit Trompeten und Pauken, wie auch manchmal mit andern Blas-Inſtrumenten, ſowohl in Städten, als, in Anſehung der Leichtigkeit des Geſanges und der mannichfaltigen Brauchbarkeit, ſelbſt auf den Lande beym Gottesdienſte als erbauliche kleine Kirchenſtücke aufführen kann.

Den ganzen Jahrgang werde ich, um denen Liebhabern die Anſchaffung dieſes vortreflichen Werks zu erleichtern, in fünf Abtheilungen liefern. Jedwede dieſer fünf Abtheilungen enthält vierzehen ganz geſetzte Geſänge und eben ſoviel Klavier- und Orgelſtücke. Wer nur für ſich zu Hauſe am Klavier ſich mit dieſen erbaulichen Geſängen unterhalten will, kann ſich die Klavierſtimme allein ohne die andern Stimmen anſchaffen, und koſtet alsdann jede Abtheilung der Geſänge und Klavierſtücke allein, vorausgezahlt, 2 Fl. 36 Kr. Rheinl. oder 1 Rthlr. 9 ggr. 6 Pf. in Louisd'or zu 5 Rthlr. Jede Abtheilung aber mit allen Stimmen, welche 36 und mehr Bogen enthält, koſtet vorausbezahlt 4 Fl. 12 Kr. Rheinl. oder 2 Rthlr. 8 gar. ſächſiſch Geld. Die erſte Abtheilung dieſes Werks fängt mit dem erſten Advent an, und wird auf Michaelis dieſes Jahr geliefert. Alle Freunde der Tonkunſt, Buch- und Muſik-Handlungen, Poſtämter und Zeitungsexpeditionen bitte ich gegen gewöhnlichen Rabbat, Pränumeration hierauf anzunehmen. Die Herren Buchhändler und andere Freunde, welche die Jubilate-Meſſe beſuchen, können in Leipzig in Hrn. D. Wagners

Hauſe

Hauſe am Nikolai Kirchhof, bey mir ſelbſt Beſtellung machen.

Wem daran gelegen iſt, ſich von der ganzen weſentlichen Einrichtung vollkommen zu überzeugen, kann gegen poſtfreye Einſendung von 24 Kr. die Compoſition auf das Feſt der heil. Dreyeinigkeit erhalten; wie dann denen reſp. Liebhabern, welche auf den ganzen Jahrgang Beſtellung machen, dieſe 24 Kr. nachgelaſſen werden; auch können Liebhaber ſolche bey mir in Leipzig auf der Jubilate Meſſe um dieſen Preis erhalten oder auch nur einſehen.

Von der ausnehmenden Compoſition des Herrn Knecht iſt auch noch bey mir zu haben: das Tongemälde der Natur, eine groſe Sinfonie à 3 Fl. 36 Kr. und die 15. und 16te, dann 25. und 26ſte Stanze des 8ten Geſanges aus Wielands Oberon, fürs Klavier ganz in Muſik geſezt, à 26 Kr. Speyer, den 15ten März 1785.

H. P. Boſſler,
Hochfürſtl. Brandenb. Expeditionsrath.

---

8) Ankündigung einer neuen Handausgabe der beſten italieniſchen Dichter und Proſaiſten unter dem Titel: *La ſublime ſcuola italiana.*

Schon lange war es allgemeine Klage des teutſchen Publikums, daß Wälſchlands klaſſiſche Schriftſteller entweder gar nicht in Teutſchland, oder äuſſerſt ſelten nur in ſchlechten und doch oft koſtbaren Ausgaben zu finden wären. Wie ſehr aber haben ſich ſeit einigen Jahren dieſe Klagen gemehrt, da die italieniſche Literatur ſich ungleich mehr ausgebreitet und ſo viele Freunde und Beförderer gewonnen hat. Und doch würde die Zahl derſelben viel ſtärker ſeyn, wenn nicht eben der Mangel guter Ausgaben die Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur erſchwerte und ihr ein ſo groſſes Hin-

dernis

dernis in den Weg leate. Zwar schon so manche suchten dies aus dem Wege zu räumen, doch mislang den meisten ihr Unternehmen aus Mangel erforderlicher Bekanntschaft mit der Literatur. Andere vertheuerten ihre Ausgaben durch übergroße Kommentare, und selbst diejenigen, die — wie mein verehrungswürdiger Freund, Herr Bibliothekar Jagemann, bey seiner Anthologie — bey der zweckmäßigsten Kürze und Auswahl nur eine gewisse Klasse von Lesern im Gesicht hatten, liessen dem Publicum noch immer den Wunsch übrig, eine vollständige und doch nichts Entbehrliches enthaltende Ausgabe für Teutschland zu sehen. Eine solche zu liefern ist meine Absicht.

Jeder sieht leicht, daß mein Plan sehr weit von jedem der vorgenannten abweicht. Meine Ausgabe soll weder für den Kritiker noch für den Lehrling seyn. Nothwendig wird sie daher folgende Eigenschaften besitzen müssen.

1) Zweckmäßigkeit in der Auswahl sowohl der Schriftsteller, als ihrer Werke. Nur die, für welche das Urtheil der Nachwelt oder unpartheyischer Zeitgenossen entschieden hat, und von diesen nur die edelsten Produkte sollen in meiner Sammlung Platz finden. Doch soll kein Ganzes zerrissen, keine einzelne Stellen grosser Werke herausgehoben oder weggelassen werden. Um hierinn durch die Stimmen des Publikums selbst zu entscheiden, nenne ich hier diejenigen Schriftsteller, die ich zur ersten Lieferung bestimmen würde, wenn gegründete Einwendungen und bessere Vorschläge in meiner Wahl nichts ändern sollten.

Von Dichtern: Petrarca, Arioste, Dante, T. Tasso, Pulci, Tassoni, Sannazaro, Chiabrera, Burchiello.

Von Prosaisten: Macchiavelli, Boccaccio, Casa, Varchi, Speroni, Lollio, Gozzi, Martinelli, Algarotti.

2) Diese Ausgabe soll nach den besten, und bey welchen Werken auch dies möglich ist, nach ächten Originaleditionen mit

mit äuſſerſter Korrektheit abgedruckt werden. Ich halte dieſe für eine ſo nothwendige Eigenſchaft vorzüglich eines ſolchen Werks daß das Publikum durch die vereinigte Bemühung zweyer von meinen Freunden die die Arbeit mit mir theilen, ſelbſt ſeine gröſten Erwartungen von dieſer Seite befriedigt ſehen ſoll.

3) Kommentare, Kritiken, Briefe, Noten, u. d. g. werden gänzlich weggelaſſen, und zwar aus mancherley und triftigen Gründen.

4) Einem jeden Schriftſteller wird eine kurze Biographie und eine räſonnirende Literarnotiz vorangeſchickt. Um aber doch einigermaſſen auch dem Wunſche derer zu begegnen, die gern einen kurzen Kommentar hätten, oder denen es um Kritik zu thun iſt, ſo mach ich mich anheiſchig, am Schluß der erſten Lieferung ein Realregiſter oder einen Clavis für das Ganze ebenfalls auf Subſcription zu liefern.

5) Das Aeuſſere ſoll geſchmakvoll und ſauber ſeyn, in ſo weit ſich dieſe beyden Eigenſchaften mit dem wohlfeilen Preiße vereinigen laſſen, auf den das Werk geſetzt wird. Das Format ſoll klein Oktav — das Papier feines weiſſes Schreibpapier, und die Lettern neu, deutlich und gut in die Augen fallend ſeyn.

Die ökonomiſchen Punkte meines Plans ſind dieſe. Jeder Subſcribent verpflichtet ſich auf die ganze erſte Lieferung, welche aus oben genannten Autoren beſteht. Zwar kann ich nicht aufs genaueſte die Zahl der Bände beſtimmen, doch iſt zwanzig ſicher die höchſte. Die Subſcription ſteht bis Johannis d. J. offen. Indeſſen je eher die Liſten einlaufen, deſto früher wird der Abdruck angefangen.

Monatlich erscheint ein Band, der ohngefehr 1 Alphabet enthalten soll. Pränumerirt muß wenigstens für jeden Band werden. Doch wär es bequemer für Herausgeber und Subscribenten, wenn sie entweder viertel- oder halbjährig pränumerirten; hingegen für das ganze Werk kann ich keine Pränumeration annehmen.

Die Pränumeration für den Band beträgt 14 gr. in Golde, den Luisd'or zu 5 Thl. Ducaten zu 2 thl. 20 gr. Carolins zu 6 thl. 4 gr. und Laubthal. zu 1 thl. 12 gr. Dagegen erhält der Pränum. eine gedruckte Quittung.

Kollekteurs, oder Gesellschaften die 10 Exempl. nehmen, erhalten das 11te frey. Auf 20 Exemplare werden 3 und auf 30 Ex. 5 gratis gegeben.

In Ansehung der Bestellungen, Briefe u. d. g. die ich mir aber postfrey erbitte, wendet man sich an mich, den Herausgeber. Meine Addresse ist: — Joseph de Valenti, öffentl. Lehrer auf der Universität Jena. Dieser Ort ist auch die Niederlage. In Ansehung der monatlichen, vierteljährigen oder halbjährigen Expedizionen kann es jeder Subscribent halten wie er will. Am füglichsten könnten diese wohl durch die Herren Buchhändler eines jeden Orts besorgt werden.

Dies sind die Bedingungen, unter denen ich dem Publicum eine für unsere Zeitperiode anständige und wie es scheint nöthige Ausgabe der edelsten Zierden meiner vaterländischen Litteratur anbiete. Gleicher Eifer sowohl für die Ehre meiner Nation, als auch für den Dienst ihrer Freunde in Teutschland lassen mich mit Hoffnung der Ausführung meiner Absicht entgegen sehn.

So

Worceſter.

Lebt wohl, Neffe; ich will mit euch reden, wenn ihr beſſer im Stande ſeyd, zuzuhören.

Northumberland.

Wie, was für ein weſpen-züngichter, ungeduldiger Narr biſt du, in dieſen weibiſchen Humor auszubrechen, und niemand hören zu wollen als dich ſelbſt?

Hot-Spur.

Wie? ſeht ihr, mir iſt, als ob ich mit Ruthen gehauen, mit Neſſeln gepeitſcht und von Ameiſen geſtochen werde, wenn ich nur den Namen dieſes ſchändlichen falſchen Bolingbroke höre. Zu Richards Zeiten -- Wie hieß doch der Ort? -- daß ihn die Peſt! -- er ligt in Gloceſter-Schire -- es war wo der hirnloſe Herzog ſeinen Oheim ins Garn lokte, ſeinen Oheim York -- wo ich meine Knie zum erſtenmal vor dieſem König der Liebkoſungen, vor dieſem Bolingbroke bog; wie ihr und er von Ravenſpurg kam't.

Northumberland.

Zu Berkley-Caſtle.

Hot-Spur.

Dort war es; ha! was für eine Menge überzükerte Complimente machte mir damals dieſer ſchwänzelnde Windhund vor! Wenn ſein unmündiges Glük zu Jahren gekommen ſeyn würde -- und edler Harry Percy, und liebſter

So eben erhielt Teutschland Beaumarchais Voltaire zwiefach. Er mag immer der große Voltaire — mag seiner kostbaren Ausgabe werth seyn — ich biete Teutschland meiner großen Landsleute so viele, und in einem Gewand an, dessen sie sich wenigstens nicht schämen sollen, wenn sie auch nicht stolz darauf seyn können. Für jenen unterzeichnete das litterarische Publikum willig — und für diese sollte es nicht?

Die schmeichelhaften Aussichten, die mir der Beyfall des Publikums in hiesigen Gegenden gewährt, setzen mich in den Stand, dieser Ankündigung die Nachricht beyzufügen, daß noch vor Versendung derselben mit dem Druk des Petrarch der Anfang gemacht werden soll. Da nun nicht mehr als die bestimmte Zahl von 200 Exempl. auf Schreibpapier abgedrukt wird, so ersuche alle diejenigen, die solche zu haben wünschten, sich sobald als möglich zu unterzeichnen.

Jena, den 18ten Februar 1785.

Joseph v. Valenti.

---

9) Dlle. Corona Schröter, Sammlung kleiner Gedichte mit Melodien begleitet.

Die Liebhaberey an leichtem Gesang kann zwar die Liebhaberey der Liederkomposition entschuldigen; dennoch habe ich, dieser Voraussezung ohngeachtet, manche Bedenklichkeit bekämpfen müssen, ehe ich den Entschluß ernstlich zu fassen wagte, eine Sammlung kleiner Gedichte, die ich mit Melodieen begleitet habe, durch den Druck bekannt zu machen. Unserm Geschlecht iſt ein eignes Gefühl von Schicklichkeit und Sittlichkeit eingeprägt, das uns nicht erlaubt,

laubt, allein und ohne Begleitung öffentlich zu erscheinen: wie kann ich daher anders als mit Schüchternheit diese meine musikalische Arbeiten dem Publikum übergeben, da ich für dieselben keinen Beschützer und Fürsprecher habe? Denn, der schmeichelhafte Ausspruch und die Aufmunterung einiger Personen, denen ich sie bekannt gemacht — so unbezweifelte Ansprüche auch denenselben auf das Richteramt im Reiche der Künste zustehen — kann leicht aus Nachsicht partheyisch seyn: doch der Arbeit eines Frauenzimmers wird ja in den Augen anderer Kenner gleiche Nachsicht zu Theil werden.

Die angekündigte Sammlung enthält fünf und zwanzig Lieder, und sie erscheint nächste Michaelis Messe. Der Subscriptions-Preis ist Ein Gulden nach Churſächsischem Münzfuß; und der Zeitraum sich zu unterzeichnen bleibt bis Ende des Monats Jul. offen. Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt. Allhier nimmt nächst mir die Hoffmannische Buchhandlung Subscription an. Diejenigen auswärtigen Personen, welche ausgebreitete Bekantschaften haben, oder in Handlungsverhältnissen stehen, und welche sich wollen geneigt finden lassen, einer ganzen Anzahl dieser Liedersammlung Subscribenten und Absatz zu verschaffen, diese nehmen funfzehen Procent für ihre Mühwaltung.

Weimar, den 15ten April 1785.

Corona Schröter.

Der
Teutſche Merkur.

May 1785.

I.

Pindars zweyte Iſthmiſche Hymne
auf des
Xenokrates, des Akragantiners, Wagenſieg.

Pindar war ein entzückter Freund des ſchönen Thraſybuls des Sohns des Wagenſiegers Xenokrates. Dieſem ſchickte er dieſe Hymne auf den Sieg ſeines Vaters durch einem gewiſſen Aſkaſipp (v. 68.) Das Gefühl der Schönheit und edler griechiſchen Freundſchaft, oder vielmehr der hohen geiſtigen Liebe für den Jüngling, ſcheint daher jetzt das erſte und mächtigſte in Pindars Seele zu ſeyn. Denn von dieſer durchdrungen, bricht er in Ruhm der ältern Dichter z. B. des Anakreon, Alzäus u. a. m. aus, deren Geſänge blos der Enthuſiasmus für Schönheit und zärtliche Freundſchaft zum Lobpreiß ſchöner Jünglinge, nicht Hinſicht auf Gewinn, wie die ſpätern Dichter, entflammte. (v. 1 — 19.). Die Scholiaſten merken an, daß der Dichter beſonders den Simonides, der die Muſe zur Lohnarbei-

arbeiterin gemacht, im Sinne gehabt. S. Aelian, 8. 2. Simonides war überdem samt dem Bacchylides ein Neider des Pindars. (S. Scholiast über Olymp, 2, 157.) V. 20—62. singt der Dichter das Lob des Siegers; nemlich v. 20—42 dessen Siege, den Isthmischen, Pythischen, auf welchen die sechste Pythische Ode gesungen ist, den Athenischen und Olympischen. Es ist Pindars Art, mehrere Siege eines Helden zusammen zu fassen, um ihn in desto größerem Glanze zu zeigen. — V. 42—50. berührt er die Siege seiner Verwandten. (So hatte z. B. Theron der Bruder des Xenokrates einen Olympischen Wagensieg erhalten, den die zweyte Olympische Ode besinget.) — V. 51—62. rühmt er seine übrigen Tugenden, seinen bescheidenen, sanften, ernsten Charakter, seine Götterverehrung, seine gastliche Wohlthätigkeit. V. 63—69. schließt er mit dem Auftrag an Nikasipp, den Thrasybul bey Ueberbringung der Hymne zu ermahnen, daß er sie nicht etwa aus Furcht vor dem Neide verheimlichen möge. — Agrigentum oder Akragos, jetzt Girgenti, ist eine Stadt in Sicilien.

Strophe 1.

Es ließen die Männer der Vorzeit, o Thrasybul! die der goldgekrönten Musen glänzenden Wagen *) bestiegen, das süßtönende Hymnengeschoß **) der

*) Pindar nennt die Dichter. Dieß Bild kömmt öfter bey ihm vor. z. B. Olymp. 9, 121. Isthm. 8, 134.

**) Daß dieß sehr ausdrückende Bild für die Dichter-Ideen, die

der preislichen Harfe hinab auf die Jünglinge entrauſchen, welche umſchwebt der reizendthronenden Aphrodite Werber, der wonnevolleſte Jugendherbſt. *)

Gegenſtrophe 1.

Denn nicht Gewinnesfreundinn war damals die Muſe, nicht Frohnerin des Lohns. Es waren noch nicht die ſüßen, ſanftbezauberten Melodien der Geſänge, mit goldheiſchender **) Stirne, der Terpſichore feil. Nun aber, ach! nun geſtattet ſie den Sängern zu horchen dem Rufe des Argivers ***) der da fleucht zur Seite der Wahrheit.

der Enthuſiasmus ſo ſchnell anſtrömt, wie der Bogen die Pfeile abſchnellt, Pindarn ſehr gewöhnlich iſt, iſt bekannt; es hat es keiner der neuern Dichter benutzt, auſſer Ramler in ſeine Lyr. Ged. S. 135. f. Die Hauptſtelle hievon iſt Olymp. 2, 149. f.

*) d. h. die reifende männliche Schönheit. Denn ὥρα ſteht für ἥβα, wie Nem. 5, 11. verglichen mit Nem. 8, 1. Da nennt er ſie auch den Herold der Venus. Dieſer Ausdruck deutet auf ruhige Schönheit überhaupt, die hieſige Stelle aber auf jugendliche Schönheit welche reizet. S. Schneiders Verſuch über Pindar. S. 122. f.

**) Könnte man wohl leſen ἀερυθαλείας, ſo daß der Dichter der Muſe Terpſichore, jezt eine goldheiſchende Stirne zuſchrieb?

***) Dieſer Argive war Ariſtodemus. Er verlohr nach dem Verluſt ſeines Vermögens auch ſeine Freunde. Deßhalb führte er nachher immer den nachfolgenden Sittenſpruch im Munde, der aber im Sinne eines ſatyriſchen Unwillens zu nehmen iſt, wie Horaz Epiſt. 1, 1. 65.

Epodos 1.

Schätze! ſchätze, o Menſch! — Es war der Mann, der dies ſprach, der Güter und Freunde beraubt. — Doch du biſt weiſe, o Thraſybul; verſteheſt des Sängers leiſeſten Wink *). — Ha! dieſen Iſthmiſchen Wagenſieg verlieh dem Xenokrates Poſeidon **); er ſandt' ihm den Kranz aus doriſchem Eppich, damit zu umwinden das Lockenhaar;

Strophe 2.

Denn er wollte verherrlichen den Wagenkundigen Mann, der Agragantiner leuchtende Fackel. — Bey Kriſa, ***) blickt auf ihn gnädig Appollon, und ſchuf ihm ſtralenden Glanz. — Auch ward er damals mit der

*) Schmid dichtet hier dem Pindar eine ſehr unedle Idee an, indem er glaubt, er erinnere den Thraſybul hier daran, daß er auch ſein nicht vergeſſen ſolle, dieſe Hymne für ſeinem Vater zu bezahlen. Allein ich glaube der Dichter ſagt dem Thraſybul blos er wiſſe ja das Schickſal des Argivers, und den Sinn ſeines Sittenſpruchs. Eben ſo beziehen auch alte und neue Ausleger, Heyne und Pauw, ausgenommen den Anfang der fünften Iſthmiſchen Ode ganz falſch auf Pindars Gewinnſucht — Das Komma hinter νικαν muß vielleicht weggeſtrichen werden, ſo daß ταν νικαν für ταυτην νικαν ſteht.

**) Neptun war über die Iſthmiſchen Spiele geſetzt. In dieſen war der Siegskranz von Eppich. Deswegen heißt der Eppich auch Doriſch. Denn Iſthmos iſt eine Landenge bey Korinth, und die Korinther gehörten zur Doriſchen großen Völkerſchaft.

***) d. h. zu Delphi in den Pythiſchen Spielen.

der Erechthiden *) herrlichen Grazien im glänzenden Athene geſchmückt, jauchzend der wagenerrettenden Rechte des roſſegeiſelnden Mannes.

Gegenſtrophe 2.

Die Rechte Nikomachos wars, die zur treffenden Zeit lenkte jeglichen der Zügel. — Ha! es riefen als Sieger ihn **) aus die Herolde der Horen ***) die Bundespriester Zeus, des Kroniden, des Schützers von Elis; ſie, die er, der Pilgerfreund, einſt bewirthet. Mit ſüßtönenden Jauchzen begrüßten ſie ihn, als er dem Kampfe in den Schooß der goldnen Nike ****) entſank.

*) Ein alter würdiger Name für Athenienſer — vom alten König Erechtheus. — Unter **Grazien** verſteht Pindar bald Siege, wie hier, bald Siegespreiſe, bald Ruhmlieder u. ſ. w. — Des Xenokrates Wagenführer **Nikomachus** war ſelbſt ein Athenienſer.

**) Er redet der Dichter wieder den Xenokrates an.

***) ὧραι nenne ich hier als Göttinnen der Zeit, oder Jahrszeiten. Die Prieſter des Zeus zu Olympia machten die Zeit, in der die Spiele ſollten gehalten werden, bekannt, und waren die Kampfrichter (ἑλλανοδίκαι). Da dieſe noch überdem mit dem Xenokrates in Gaſtfreundſchaft ſtanden, ſo freueten ſie ſich beſonders über deſſen Sieg.

****) **Nike** iſt Viktoria, die Göttin des Siegs. Ich denke, ich habe das ganze Bild ſo richtiger gefaßt, oder wenigſtens edler und ehrenvoller für den Helden ausgedrückt, als Damm, welcher überſetzt: **als er zu den Knien der güldnen Nike ſich gewendet.**

Epodos 2.

Auf ihrem glorreichen Gefilde, das sie nennen den Hain des Olimpischen Zeus; wo des *) Ainesidamos Erzeugte ehregekrönt unter die Unsterblichen sich mischten. Denn es wiederhallten ja oft eure Wohnungen, o Thrasybul, von reizenden Reigentänzen und süßfrohlockenden Gesängen.

Strophe 3.

Denn ist nicht hügellos und unsteil der Pfad jeglichem, der da geleitet die Preise der Helikoniaden **) zu den Wohnungen glorreicher Helden? — O möcht ich weit hinausschleudern den Speer, daß er erreichte den Gipfel, auf dem Xenokrates ob seines liebreichen Geistes über andere Sterbliche erhaben glänzt! — Sittsamernst war er stets im Umgang der Bürger. —

Gegenstrophe 3.

Er achtete ***) der Pflege der Rosse nach aller Hellenen Weise; — fromm eilt er hin zu jeglichem Festmahl

*) Der Vater des Xenokrates.

**) Die Musen, vom Berge Helikon, ihrem Sitze in Böozien, an dessen Fusse einige der ältesten Dichter wohnten, z. B. Hesiod. — Der Sinn ist: berühmte Männer zu rühmen, ist leicht, weil man Stoff genug hat. Der Dichter stellt die Gesänge ins Haus des Siegers fahrend vor.

***) Ich lese mit Schmid und Heyne κεμιζων für νεμιζον. Wie unlatrisch ist nicht das letztere! und besonders in Daums Uebersetzung: er glaubte ritterlich Pferde zu halten, sey der Weise aller Hellenen gemäß.

Feſtmahl der Götter *). — Nie rollte der daher brauſende Sturm das Segel an ſeinem gaſtlichen Tiſche herab; ſondern er furchete hinauf zum Phaſis in der Heitre des Sommers, und im Winterſturm ſteuerte er hinab zu des Nilos Geſtaden **).

Epodos 3.

Auf dann! jezt nicht und nie müſſeſt du ſchweigen ***) o Thraſybul, die Tugendgröße deines Erzeugers; müſſeſt nicht bergen dieſe Hymnen, weil des Neides dräuender Argwohn das Herz der Sterblichen umlagert. Denn ich ſang ſie nicht, daß ſie ſollten verhallen in der trägen Vergeſſenheit Dunkel. — Dies verkünde, o Nikaſipp, meinem trauten Gaſtfreunde, ſo du gelangeſt zu ihm. **Gurlitt.**

---

*) In der Ordnung, in welcher hier dieſer Zug im Tugendgemälde des Helden ſteht, dünkte es mich beſſer δαιτων überhaupt von Opfermalen zu nennen; denn an ſich könnte man auch von ſeiner Gegenwart bey allen Wettſpielen verſtehen, bey welchen auch Opfermale gehalten wurden.

) **Phaſis ein Fluß in Kolchis, dem heutigen Mingrelien. Der **Vergleichungspunkt** iſt die ſich immer gleiche, und den Zeiten und Bedürfniſſen angemeſſene Gaſtfreyheit des Helden. Denn das nordliche Meer iſt bekanntlich im Sommer, das ſüdliche im Winter am beſten zu befahren. — Der Dichter geräth in der Ausführung des Bildes vom Winde faſt etwas ins Dunkle und Unverſtändliche.

***) Damm legt hier dem σιγαται einen zu gekünſtelten Sinn unter. Er hält es für Ermahnung an den Thraſybul, von dem väterlichen Tugendadel nicht auszuarten, ſo daß man dann von ihm nicht das rühmen könne, was jezt an dem Vater gerühmt worden.

II.

Niſus und Euryalus. *)

Eine Epiſode aus dem neunten Buche der Aeneis.

Niſus hielt am Thore die Wache, ein rüſtiger Kämpfer,
Hyrtacus Sohn; ihn ſandte, geübt den Wurfſpieß zu lenken
Und das leichte Geſchoß, Aeneen die Jägerin Ida:
Neben ihm ſein Gefährt' Euryalus, ſchön, wie nicht einer
Unter den Aeneaden und Trojens Kriegern; dem Knaben
Hatte die bartloſe Wange der Lenz des Lebens geſchmücket.
Gleiche Freundſchaft vereinigte ſie; ſie ſtürzten zuſammen
Oft in den Kampf, und wachten auch izt zuſammen am Thore.
Niſus beginnt: Euryalus, wer giebt unſeren Seelen
Dieſes Flammengefühl? Die Götter? Oder wird Jedes
Wilde Begierde ſein Gott? Läng pocht mir das Herz ſchon nach Schlachten,
Oder nach edleren Thaten, und haſſ't unthätige Ruhe.
Siehſt du wie tief in Sicherheit ſich die Rutuler wähnen?
Wenige Feuer nur glänzen; vom Wein und vom Schlafe begraben
Liegen ſie da; rings ſchweiget die Gegend: ſo höre denn ferner Was

*) Ich werde über einige Stellen, wo ich von der Lesart, oder der Erklärung des verehrungswürdigen Herrn Heyne abgewichen bin, mit einigen Worten Rechenſchaft geben, und hoffe wenigſtens nicht ohne Gründe gehandelt zu haben.

Vetter -- Der Teufel hole ſolche Schmeichler! -- Gott verzeih' mir's! Guter Oheim, ſagt izt was ihr wollt, ich bin fertig.

Worceſter.

Nein, wenn ihr noch nicht fertig ſeyd, ſo macht nur fort, wir wollen warten, bis es euch gelegen iſt.

Hot-Spur.

Ich bin fertig, auf meine Ehre.

Worceſter.

So wollen wir wieder zu unſern Schottiſchen Gefangnen. Gebt ſie unverzüglich ohne Löſegeld frey, und bedient euch dieſes Sohns des Dowglas, um ein Heer in Schottland zuſammen zu bringen, welches, um verſchiedner Urſachen willen, die ich euch ſchriftlich zuſchiken will, euch ohne Mühe zugeſtanden werden wird. Ihr, Milord von Northumberland, ſchleichet euch, indeß daß euer Sohn in Schottland beſchäftigt iſt, in das Vertrauen dieſes edlen und beliebten Prälaten ein, des Erzbiſchoffs --

Hot-Spur.

Von York, nicht wahr?

Worceſter.

Ja, der den Tod ſeines Bruders, des Lord Scroop, zu Briſtol, ſehr hart empfindt. Ich rede nicht aus bloſſer

Verun-

Was ich nun ſinn', und welcher Gedank' in der Seele mir aufſteigt.
Alle wünſchen Aeneen geholt, das Volk, und die Väter,
Wünſchen verläſſige Nachricht durch wiederkehrende Bothen.*)
Lohnen ſie dir wie ich fodre, denn mir genüget der Nachruhm
Solcher That, ſo dünkt mich, von jenem Hügel bedecket,
Wollt' ich finden den Weg nach der Stadt und Evanders Pallaſte.**)
Staunend und tief durchdrungen von edler Ruhmbegier hörte
Dies der Jüngling, und redete ſo zu dem glühenden Freunde:
Wie? verſchmäheſt du mich zum Gefährten herrlicher Thaten,
Niſus, und ſoll ich allein in ſo große Gefahren dich ſenden?
Nein! Dann wär' ich nicht werth vom kriegriſchen Vater Opheltes
Unter argoliſchen Schrecken und Trojens Kämpfen erzeuget,
Lehren empfahn, noch mit dir ſchon Thaten vollführet zu haben,
Als ich, das Aeuſſerſte wagend, dem Helden Aeneas gefolgt bin.
Ja, dies Herz hier verachtet das Leben, verachtets, und glaubt nicht
Theuer damit die Ehre gekauft, nach welcher du ſtrebeſt.

*) Certa repottent. Reportare pro ſimplici, ſagt Heyne aber warum? Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß die eingeſchloſſenen Trojaner nicht allein Aeneen von ſich Nachricht zu geben, ſondern auch von ihm welche zu erhalten wünſchen.

**) Mœnia Pallantea. Ich halte dafür, daß hier unter Mœnia Pallantea der Pallaſt des Evanders und Pallas verſtanden werde: denn das Mœnia auch für ein Gebäude gelten könne, erhellet aus dem 549. Vers des VI. B.

Mœnia lata videt triplici circumdata Muro.

Niſus antwortet: kein Mistrauen, Freund; nie haſt du's verdienet:
Nein; ſo wahr als zurück mich triumphirend dir bringe
Jupiter, oder wer immer von Göttern ſeinend herabſchaut.
Aber wenn (und du ſiehſt, mein Beginnen iſt voller Gefahren)
Wenn ein Verhängnis, ein Gott ins Verderben mich riſſe,
ſo gönnt' ich
Dir doch Leben; dein blühendes Alter verdient es vor meinem;
Jemand ſey übrig, der mich vom Schlachtfeld gezogenen mit Golde
Löſe, nach Sitte zur Erde beſtatt', und verböth' es das Schickſal,
Doch ein leeres Grab und Leichenaepränge mir brächte.
Auch will ich ihr, die die Mauern des großen Aceſtes verlaſſend
Muthig dir, Jüngling! allein aus vielen Müttern gefolgt iſt;
Deiner unglücklichen Mutter nicht ſolchen Jammer bereiten.

Ihm erwiedert Euryalus: Freund, du leiteſt vergebens
Nichtige Gründe zuſammen; denn feſt, unwandelbar ſtehet
Mein Entſchluß: laß uns eilen! — Er ſagts, und wecket die Wächter.
Dieſe beſetzen den Poſten am Thor, er aber verläßt ihn,
Schreitet an Niſus Seite daher, und ſie ſuchen den König.

Rings auf Erden erleichterte Schlaf den übrigen Thieren
Jede Sorge des Tags, und die mühevergeſſenden Herzen;
Aber

Aber die Führer der Teucrer und die erleſenen Krieger
Waren über die Wohlfahrt der Stadt ſich berathend verſammelt;
Was ſie begännen, und wen ſie nunmehr an Aeneas als Bothen
Schickten: ſie ſtehen gelehnt auf die langen Speren, die Schilde
Haltend, in Mitte des Lagers und Plans; als dringend die beyden
Jünglinge ſonder Verzug hereinzutreten verlangen;
Wichtig ſey ihr Geſchäft und dulde nicht Aufſchub; *) Julus
Nimmt ſogleich die Eilenden vor; heißt Niſus beginnen.
Hört, ſo beginnt er, mit günſtigen Herzen, ihr Aeneiden!
Was wir bringen, und meſſet es nicht ab nach unſeren Jahren.
Wein und Schlaf hat die Glieder der Feinde gelöſet, ſie liegen
Sinnlos, wir ſelbſt erſahen den Ort zum heimlichen Ausfall
Wo ſich der Scheideweg theilt vor dem meeranwärtigen Thore
Unterbrochen flimmern die Feuer, und ſchwärzlicher Rauch ſteigt
Auf zu den Sternen, erlaubt ihr die glückliche Stunde zu nützen
O ſo ſollt ihr Aeneen **) geholt aus Evanders Palaſte
Bald,

*) Pretium morae fore. Hr. Heyne verſtehet dieſe Stelle, daß es ſich wohl lohnte, dem Rath ihrenthalben zu unterbrechen, und zu verzögern: auch iſt dieſe Auslegung natürlicher, als jene die andere vor, weil ſie mehr zu der Eilfertigkeit beytrug der beyden Jünglinge paßt. Auch Dryden überſetzt:

Th' affair important, not to be differ'd.

**) In Heynens Auslegung finde ich zwey Schwierigkeiten; erſtens die Auslaſſung des Nos, welches doch zur Verſtärkung einer

Bald, mit Beute bereichert, nach vieler Feinde Gemetzel
Hier erblicken, auch werden wir nicht des Weges verfehlen,
Denn wir sehen die Stadt gleich hinter den schattigen Thälern;*)
Kennen durch fleissige Jagd die ganze Krümmung des Baches.

Hier erstand Aletes, ehrwürdiges Alters und reifes
Sinnes; ihr Vaterlands-Götter, die immer Troja beschirmen,
O noch habt ihr die Teurer nicht ganz zu vernichten beschlossen,
Da ihr noch solche Herzen der Jünglinge, noch so entschlossene
Seelen uns ließet, so sprach er, und hielt die Schultern und Rechten
Beyder, und übertränfelte beyden mit Thränen das Antlitz.
O was soll ich, welch würdigen Lohn für dies Heldenbemühen
Soll ich euch zuerkennen, ihr Männer! den schönsten zwar werden
Euch die Götter gewähren und eure Tugend; auch wird euchs
Bald vergelten der biedre Aeneas, vergelten Julus,
Blühendes Alters, und nie uneingedenk solcher Verdienste.
Ja, so fiel Ascanius ein, bey den großen Penaten,
Bey

ner Zweydeutigkeit nöthig wäre, zweytens ein Supinum in um, welches von keinem Zeitwort, so eine Bewegung andeutet, regieret wird; und ohnedem wird es wohl kaum in einem Classiker vorkommen.

*) Primam sub vallibus urbem. Verstehe ich, daß die Stadt das erste ist, was sich dem Blicke darbeut: wodurch Nisus zeigen will, es sey nicht nur möglich, sondern auch leicht, sie zu erreichen.

Bey des Aſparnaus Laren, beym Heiligthum der grauen
Veſta beſchwör' ich euch, Niſus! (denn jede glückliche Hofnung
Leg' ich in euren Schooß.*) O bringt ihn zurücke; gewährt mir
Seinen Anblick, wir hoffen, iſt er uns wiedergegeben.
Zwey mit erhabenen Bildern gezierte ſilberne Becher
Will ich euch geben, die Beut', als mein Vater Arideа beſieate,
Und der Drenfüſe zwey, und Golds zwey große Talente;
Einen alten Pokal, das Geſchenk der ſidoniſchen Dido.
Aber bezwing ich als Sieger dereinſt Italien, bemeiſtre
Mich des Zepters, und heiſſe um die Beute euch Jünglinge
loſen**)
Sahſt du das Pferd des Turnus, die Waffen worin er
einherritt
Golden? eben dies Pferd, den Schild, und den röthlichen
Helmbuſch
Scheid' ich davon, und dein Preis ſind ſie ſchon itzund,
O Niſus!
Auſſerdem wird mein Vater dir zwölf erleſener Mände,
Wird Gefangne dir geben, ſamt Jedes erbeuteter Rüſtung,
Drüber das Feld noch, das ſelber beſitzt der König Latinus.
Aber dich, zu welchem mein Alter näher mich rücket,
Meine ganze Seel', ehrwürdiger Jüngling, umfaßt dich,
Und

*) Ein etwas ähnlicher Ausdruck iſt 16 B. der Odyſee 129. V.
Ἀλλ' ἤτοι μὲν ταῦτα θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.

**) Dicere Sortem iſt freylich ein wenig geſucht: aber Aſkanius ſpricht hier als Fürſt dem es zuſtehe dicere ſortem:

Und erwählt dich schon itzt zum Gefährten in jedliches Schicksal.
Ohne dich soll Ruhm auf meine Tage nicht kommen;
Alles entscheide dein Rath, vollführe dein Arm, sey's in Frieden,
Oder im Krieg. Ihm nicht Euryalus dieses zur Antwort.
Keines Tags will ich je die Heldenbahn wieder verlassen,
Die ich nun eben betrat; dies glaube! Das Glück mag mir lächeln
Oder zürnen;*) doch seh ich vor allen Geschenken dir dieses:
Eine Mutter, entsprossen aus Priamus altem Geschlechte,
Uebriget mir; sie begleitete mich, die Elende hielt nicht
Ilions Boden zurück, noch die Stadt des Königs Acestes.
Was auch jetzo mir droht, sie lass' ich ununterrichtet
Und ohn' Abschied zurück: bey Deiner Rechte bezeug' ichs
Und bey der Nacht, ich kann nicht die Thränen der Mutter ertragen.
Doch du tröste die Hülflose, steh ich, steh bey der Verlassenen!
Diese Hoffnung laß mich von dir mitnehmen, und kühner
Geh' ich in jede Gefahr: aus tief durchdrungener Seele
Weinten die Dardaniden; vor allen der schöne Julus.
Ihm beklemmte das Herz die Erinnerung an seine Erzeugers
Zärtlichkeit, und er antwortet: Was immer dein Heldenbeginnen Würdig

*) Ich lese tantum: fortuna secunda
Aut adversa cadat.
Und glaube in der Antwort des Ascanius Casus factum quicunque sequetur einen Bezug darauf zu finden.

Würdig zu lohnen vermag; verheiss' ich dir alles, denn meine
Mutter sey sie hinfort, nichts fehl' als der Name Creusa.
Welchen Ausgang die That auch gewinne, so harrt doch
nicht wenig
Dank und Verehrung auf Sie ob einem solchen Erzeugten.
Durch dies Haupt, durch welches einst rfleate mein Vater
zu schwören,
Schwör' ich, was ich dir selbst bey glücklicher Rückkunft
verheisse,
Eben dies sey der Mutter bewahrt und deinem Geschlechte.
Weinend sagt ers, und zieht das vergoldete Schwerd von
der Schulter,
Welches, ein Wunder der Kunst, gefertigt, und schicklich in eine
Elfenbeinene Scheide gepasst der Creter Lycaon.
Mnesthens giebt dem Nisus ein Fell, erbeutet von einem
Zottigen Löwen, die Helme vertauscht der treue Aletes.
Und schon gehn sie gewaffnet einher, von den Schaaren der ersten
Jünglinge und Greise zum Thor mit Segenswünschen begleitet;
Auch der schöne Julus, zum Mann an Vorsicht und Geiste
Vor den Jahren gereift, giebt ihnen an seinen Erzeuger
Manchen Auftrag, doch keiner erreicht Aeneen, sie werden
Alle vorher in die Wolken durch wehende Winde vertragen.

Schon sind sie über die Gräben, und nahe durch nächt-
liches Dunkel
Dem für sie unseligen Lager, doch vielen Verderben
Vorher

Vorher noch bringend, erblicken voll Weins und Schlafes
die Feinde
Rings gegossen ins Gras, die Wagen am Ufer erhöhet;
Unter den Rädern, und Rienwerk die Männer, es lagen
vermischet
Waffen mit Bechern. Am ersten begann der Hyrtacide.
Auf, Euryalus, greif zu dem Schwert, die Gelegenheit selber
Winkt; hiedurch ist der Weg, du sorg' und frähe von ferne,
Daß nicht etwan ein Arm sich rückwärts wider uns hebe;
Hier will ich räumen die Bahn, und weites Weges dich führen.
Also sagt er und schweigt, und hebt schon wieder den stolzen
Rannes das Schwert, der hoch auf dem mit Tapeten behängten
Lager den Schlaf von sich blies tiefathmend selber ein König,
Und ein Seher vor andern werth dem Könige Turnus.
Aber durch kein Gesicht konnt' er den Untergang fernen.
Auf drey Knechte, die sorglos daneben unter den Waffen
Lagen, den Waffenträger des Remus den Fuhrmann erhaschet
Unter den Pferden, stürzt er, und schneidet die hangenden
Gurgeln
Ab mit dem Schwerd, und dem Herrn auch das Haupt,
Welchem das Blut entsprudelt; von schwarzen Strömen
erlauen *)
Erd' und Gelieger, nicht minder erwürgt er Lamyrus, Lamus
Und den Jüngling Serranus, holdselig von Antlitz, in Spielen
Bracht'

*) Warum dann nicht so gut erlauen, als erwarmen, und erkalten?

Bracht' er die Hälfte der Nacht hin, und strebte, die Glieder bemeistert
Von Lyäus, beglückt, hätt' er die Spiele der Nacht gleich
Fortgerückt, und hinan zur Morgenröthe verlängert!
Wie ein ungesättigter Löwe die Hürden verwüstend,
Denn so räth ihm der wüthende Hunger, zerreisset, und aufzehrt
Feige verstummende Lämmer, und schnaubt mit blutigem Rachen:
Minder war nicht Euryalus Morden, voll flammenden Muthes
Tobt er um sich; vertilgt auf dem Wege des ruhmlosen Pöbels
Viele, den Abarys, Fabus, den Rhetus, und den Herbesus;
Jene schlummernd, doch Rhetus erwacht, und alles bemerkend,
Aber vor Angst sich mit einem geräumigen Becher bedeckend;
Diesem naht er, und stößt ihm das ganze Schwert in den Busen,
Den er, sich hebend, ihm darboth, und zieht's voll Todes zurücke.
Rhetus verspeyet die Seel' in Purpurströmen, und sterbend
Giebt er die Weine von sich, gemischt mit Blute. Verstohlen
Dringt Euryalus glühend voraus: schon hatt' er Messapus
Schaaren erreicht, da sah' er das letzte Feuer verlöschen,
Und nach Gewohnheit entbunden die Pferde grasen, als Nisus
(Denn er merkt daß zu sehr ihn Eifer und Mordgier dahinreißt)
Schnell spricht; Lassen wir ab, es naht der ungünstige Morgen.
Gnug ist der Rache geschöpft, die Bahn durch die Feinde gebrochen.
Viele Waffen der Krieger, gemacht von gediegenem Silber,
Lassen sie, und Pokale, und schöne Tapeten zurücke.
Euryalus nimmt des Rannes Ritterschmuck, und sein

Wehrgehänge mit goldenen Buckeln, das vormals der reiche
Ädiens sandte, dem Sohn des Tiburs, in der Fern ihn durchs
Gastrecht
Sich zu verbinden, der sterbend dem Neffen es ließ, und als dieser
In dem Treffen gefallen, die Rutuler siegend erbeutet;
Diese schnallt er zu kurzem Genuß an die tapfere Schulter;
Auch den passenden Helm des Messarus, mit Federn geschmücket,
Setzet er auf; sie verlassen das Lager, und eilen ins Freye.

Reißge kamen indeß voraus aus der Stadt des Latinus,
Da noch gerüstet das übrige Heer in dem Felde verweilte,
An den Turnus die Antwort des Königs zu bringen geschicket.
Dreymal hundert, sie alle beschildet, und Volscens, ihr Führer.
Schon sind sie nahe dem Lager, und in die Schanzen gerücket:
Als sie von ferne die Beyden sich linkshin wendend erblicken;
Und der Helm, der flimmernd im nächtlichen Dunkel des
Mondes
Strahlen zurückwarf, verrieth den unvorsichtigen Jünglinq.
Nicht umsonst sah's Volscens; er rief vor den Reihen der
Seinen:
Steht, ihr Männer! was eilet ihr fort? was seyd ihr ge-
waffnet?
Welcher Weg ists den ihr verfolgt? Sie geben nicht Antwort,
Sondern flüchten mit Hast in den Wald, und suchen im
Dunkel
Rettung. Die Reißgen stellen sich rings um alle bekannten
Schei-

Vermuthung, was vielleicht geſchehen könnte; ſondern von einer Sache, die ſchon entworffen, beſchloſſen und verabredet iſt; von einer Sache, die nur auf eine ſolche Gelegenheit wartet, um zum Ausbruch zu kommen.

Hot-Spur.

Ich rieche was; bey meinem Leben, es muß gut gehen!

Northumberland.

Wie voreilig du biſt?

Hot-Spur.

Es kan unmöglich anders als ein edler Entwurf werden! Und dann ſollen ſich die Schottiſche Macht, und Yorks Anhang mit Mortimer vereinigen, ha!

Worceſter.

Das ſollen ſie.

Hot-Spur.

In der That, das iſt über die Maaſſen wol ausgeſonnen.

Worceſter.

Die Urſache iſt nicht gering, die uns ſo ſchleunig als es möglich iſt, unſre Köpfe emporzuheben befiehlt, wenn wir ſie retten wollen. Denn ſo niedrig wir ſie immer tragen möchten, ſo wird der König doch immer denken, daß er unſer Schuldner ſey; und daß wir uns nicht eher für

Scheideweg' und umkränzen mit Wächtern jeglichen Ausgang.
Weit umher war der Wald von Dorngesträuchen und schwarzen
Eichen strotzend, und ganz mit dichtem Gebüsche bewachsen.
Seltene Steige nur glänzten durch die verborgenen Gänge.
Den Euryalus hindert der Beute Gewicht, und der Nähe
Dunkel; auch machet ihn Furcht des rechten Weges verfehlen:
Nisus entrinnt, ihn nicht missend; schon war er den Feinden vorüber
Und dem See, in der Folge nach Albus Namen genennet.
Damals hatte Latinus hier seine geräumigen Hürden,
Als er stand, und umsonst nach dem fernen Freunde sich umsah.
„Euryalus, wo Unglücklicher ließ ich dich, und wo
„Spür' ich dir nach!„ Von neuem durchstreift' er die ganze verworrne
Bahn des betrügrischen Waldes, besichtigt wieder die Pfade
Rückwärts forschend, und irret herum in den schweigenden Büschen.
Pferde hört er, er hört ein Geräusch und den folgenden Heerzug.
Aber nicht lange so trift ein Lermen sein Ohr, und er siehet
Euryalus, den schon die ganze Rott', ihn urplötzlich
Aus verrätherischem Hinterhalt her und dem Dunkeln befallend
Unter sich bracht', und umsonst entgegenkämpfend mit fortschleppt'.
Was soll er thun? Durch welche Gewalt den Jüngling, durch welche

Waffen entreiſſen? Soll er in die Mitte der Schwerter
ſich ſtürzen,
Um zu ſterben, und ſo ſich durch Wunden den Heldentod
fördern?
Eilend hält er einmal im gehobnen Arme den Wurfſpieß,
Und ſo betet er auf, zur hohen Luna ſich wendend:
Du, o Göttliche, du, gieb dem was ich wage Gedeihen.
Waltende Schutzfrau der Wälder, Latonia! Zier der Geſtirne,
Hat mein Erzeuger jemals für mich zu deinen Altären
Gaben gebracht, ich ſelbſt die Jagdgeſchenke verehret,
An dem Schlußſtein befeſtiget, oder gehenkt ans Gewölbe:
O ſo laß mich den Schwarm hier zerſtreun, und leite den
Wurfſpieß
Durch die Lüfte. Er ſagts, und mit jeder Leibeskraft ſtrebend
Wirft er das Eiſen, die Lanze zerſpleißt im Fluge der Nächte
Schatten, trift in des Sulmo Verwandten, und trift hier
Ab, daß die Spitze das Zwerchfell durchdrang, und ſtecken
der Schaft blieb *).
Lauliche Fluten entſtrent er dem Buſen, wälzt ſich erkaltet;
Hebt und ſenkt die Eingeweide mit langem Schluchzen.
Ringsum ſich blicken die Feinde, und ſieh! noch gieriger
ſchwinget,
Niſus den zweyten Wurfſpieß aukholend vom Rande des Ohres.
Während ſie beben, durchfährt die beyden Schläfe des Tagus
Ziſchend die Lanz, und haftet erlaut im durchbohrten Gehirne,
Wol-

*) 24 leſe ſixo.

Volſcens raſet vor Grimm: den Lanzenſchwinger erblickt er
Nirgends, und weiß nicht wohin er vor Eifer flammend ſich
ſtürze.
Ha! einſtweilen ſollſt Du mit warmem Blute für beyde
Freunde mir büſſen; er ſagts, das Schwert entblößend, und
ſtürmet
Auf Euryalus ein; nun aber aufgeſchreckt, ſinnlos
Schreyet Niſus, er konnte nicht mehr im Dunkel ſich bergen,
Konnte länger nicht mehr ſolch ſchmerzlichen Anblick ertragen.
Mich! mich! hier iſt der Thäter! auf mich her wendet das Eiſen,
Rutuler! mein iſt die Liſt, nur nichts hat dieſer verbrechen,
Hats nicht vermocht: beym Himmel und dieſen mitwiſſen-
den Sternen.
Nur den unglücklichen Freund hat er zu zärtlich geliebet.
Alſo rief er, doch war mit Kraft geſtoſſen das Schwert ſchon
Durch die Rippen gefahren, und hatte die Schneebruſt zerriſſen.
Euryalus wälzt ſich im Tod; Blut flieſſet die ſchönen
Glieder herab, und der Hals liegt nieder zur Schulter geſunken.
So wie unter der Schneide des Pfluges ſterbend verwelket
Eine purpurne Blum', und wie das Haupt auf den laßen
Hals hinneiget der Mohn, von Regengüſſen beſchweret.
Aber Niſus ſtürzt in der Feinde Mitte, beachtet nach
Volſcens vor allen allein, verweilet alleine bey Volſcens.
Zwar ihn drängen bald hier und bald dort die Feinde zurücke,
Dicht ihn umzingelnd: doch er arbeitet hindurch, und dreht ſein
Blitzendes Schwert, bis ers in des ſchreyenden Rutulers
Antlitz

Worne verborgen, und ſterbend dem Feind die Seele geraubet.
Dann hat er, ſelbſt durchbohrt, auf die kalte Leiche des Freundes
Hin ſich geworfen, und hier erſt in ſanftem Tode geruhet.

Glückliches Paar! wofern mein Geſang es vermag, ſo entreiſſet
Dich ſo lange kein Tag dem Angedenken der Nachwelt,
Als Aeneens Geſchlecht um den unbeweglichen Felſen
Des Capitoliums wohnt, und als herrſchet der römiſche Vater.

Sieger, und nun ſich des Raubs und der Beute bemächtigend trugen
Den entſeelten Volſcens die Rutuler weinend ins Lager;
Minder war nicht im Lager der Jammer, nun ſie den Rannes
Blutlos, und viele der Fürſten zugleich gemordet erblickten,
Den Serranus, den Numa; es dringt ein zahlloſer Haufen
Zu den Todten und Röchelnden hin, zu dem Platze, vom friſchen
Morde noch lau, und den Bächen geſchwellt von ſchäumendem Blute.
Sie erkennen die Beute, den Ritterſchmuck, und des Meſſagus
Glänzenden Helm, zurück mit vielem Schweigen genommen.

Und Aurora, das Purpurgemach des Tithonus verlaſſend,
Ueberſtreut ſchon die Erde mit neuem Lichte, die Sonne
Gießt ſchon Strahlen herab, und hellet die Thaten der Nacht auf;
Turnus ruft in die Waffen die Streiter, ſelber gewaffnet,

Sam-

Sammelt die ehernen Schaaren zur Schlacht, die ſeinigen jeder
Führer, und ſchärfen die kriegriſche Wuth durch mancherley
Zuruf.
Ja ſie erhöhen auf Lanzen geſteckt (erbärmlich zu ſchauen)
Beyde Häupter der Freunde, und folgen mit lautem Getöſe.

Links die Mauer hinan, (denn rechts umzingelt der Bach ſie)
Stellen entgegen gereiht ſich die duldſamen Aeneaden;
Halten beſetzt die unendlichen Gräben, und ſtehn auf den hohen
Thürmen trauernd, ſo wie ſich bewegten der Jünglinge Häupter
Ach! zu bekannt nur den Armen, und triefend von ſchwärz-
lichem Blute.

Unterdeß eilet geflügelt der Ruf die bebende Stadt durch
Alles erzählend, und trift an das Ohr von Euryalus Mutter.
Kalter Schauer ergreift der Unglücklichen Glieder, es ſtürzet
Ihr aus den Händen das Webſchiff, los windet ſich wieder
die Wolle,
Fort fliegt ſie, die Elende, läuft mit weiblichem Heulen,
Ausgeriſſen das Haar, zu den Mauern und vorderſten Reihen
Sinnlos, ſie denket nicht der Krieger, nicht der Gefahren,
Nicht der feindlichen Pfeil', und füllt den Himmel mit Klagen.

Euryalus! ſo muß ich dich erblicken; du konnteſt,
Meinem Alter zur Stütze beſtimmt, alleine mich laſſen
Grauſamer! und nicht einmal, da du giengſt in ſo große Gefahren,

Ward ein Lebewohl der elenden Mutter verabnnet!
Ach! dem Geyogel zur Beut', und Latiens Hunden gegeben,
Liegst du auf fremdem Gefild, und die Mutter folgte der Leiche *)
Nicht; sie drückte nicht zu dir die Augen, wusch nicht die Wunden,
Deckte dich nicht mit dem Kleid, das ich Nachts und Tags dir mit Eile
Fertigte, durch das Gewebe die Sorgen des Alters versüssend.
Wo dich suchen? wo liegt dein Gebein, die zerrissenen Glieder,
Und der Rumpf in Stücken verstreut? ach! übrigt mir dieß nur **)
Sohn, von dir? bin ich diesem durch Land und Meer gefolget?
O durchbohrt mich, dafern es noch giebt ein Mitleid, auf mich werft
Rutuler, alles Geschoß, mich tilget zuerst mit dem Schwerte!
Oder erbarme dich du, der Götter Vater, und schleudre
Dieses verhaßte Haupt mit deinem Donner zum Orcus,
Wenn ich nicht andres zu kürzen vermag das grausame Leben.
Dieses Gewein' erschüttert die Herzen, und klägliches Seufzen Wandelt

*) funere.

**) Sie meint nach der Auslegung des Hrn. Heyne, und anderer das Haupt ihres Sohnes, so sie auf der Lanze erblickt. Allerdings konnte es auch gedoppelmerschet werden:

sehnst du mich also?
Bin ich dir deßhalb, o Sohn! durch Land und Meere gefolget.

Wandelt herum, es erſchlaffen zum Kampf geſchwächet die Kräfte.
Sie, die die Wehmuth entflammt, ergreift Idäus und Aeter,
Auf des Ilioneus Rath und des thränenvollen Julus,
Um ſie zurück nach der Wohnung auf ihren Händen zu tragen,

Alxinger.

III.

Kleine Wanderungen durch Teutſchland, in Briefen an den Doctor K*.

(Fortſetzung von S. 76. des T. M. April. 1785.)

Neunzehnter Brief.

Berlin.

Ich habe Sie ſehr lange mit dem Aeuſſern dieſer Stadt unterhalten, lieber K.: nun hören ſie auch etwas von ihrem Innern, und zunächſt von ihren Bewohnern.

Dieſe ſind gröſtentheils in vielen Stücken ihren Häuſern ſehr ähnlich. Glanz von auſſen und Mangel von innen: viel Gold auf dem Rocke, und wenig in der Börſe. Manche Familie figurirt eine Zeitlang mit — Wind; manche mit fremdem Gelde — aber beyde Arten treiben es nicht lange. Die erſtere glänzt

so lange, bis ein schadenfroher Wind den Vorhang einmal aufhebt, und den Theaterflitter in seiner ganzen Armseligkeit zeigt; und die andre ist nur so lange groß als es ihre Gläubiger wollen, und die geben meistens nur sehr kurze Fristen.

Man hätte Ursache, in einer Stadt, wo schon an sich alles in hohem Preise steht, recht wirthschaftlich zu seyn; aber in den wenigsten Häusern ist dies der Fall. Man ißt und trinkt gern gut, und kleidet sich gern gut.

Kommen sie einmal des Sonntags auf eine der hiesigen Promenaden — ich will alles verloren haben, wenn Sie den Kaufmannsdiener vom Kammerherrn, den Schneider vom Hofrath, und den Friseur von seinen Kunden unterscheiden können. Dies gilt auch in einem noch höhern Grade von dem weiblichen Geschlechte. Wenn es einem nicht zuweilen gelingt die rauhe Hand der Köchin durch den seidnen Handschuh zu belauschen, und sie darnach zu rangiren, so wird es einem schwer, sie von einer wohlhabenden Bürgers-Tochter zu unterscheiden; und höret man diese nicht sprechen, oder sieht sie handeln, so gebe ich nicht viel darum daß man sie nicht, dem Anzuge nach, wenigstens für eine reiche Kaufmannsfrau hält. Aber mit der leztern hören alle Unterscheidungszeichen, sowohl innere als äussere, auf, und man tappt im Finstern. Sie haben eben die Erziehung und Lektüre, sprechen

eben

eben ſo gut Franzöſiſch, ſingen eben ſo gut, und kleiden ſich eben ſo gut und geſchmackvoll als noble Damen von der Baroneſſe bis zur Fürſtin herauf. Oefters tragen ſie die neueſten Moden noch eher als dieſe, weil ihre Männer Geld und prompte Correſpondenten in Paris haben. Der einzige Unterſchied wäre noch, daß die Damen von höhern Ständen die Schminke dicker und breiter auftragen. Kaufmannsfrauen ſchminken ſich nur natürlich.

Mit dieſer Staatsſucht ſind unzertrennlich miteinander verbunden die Trödelbuden. Einem Fremden muß die Menge derſelben gleich beym Eintritte in die Stadt ſehr auffallen; bey mir war es wenigſtens der Fall. Um ihnen den widrigen Begriff zu nehmen, oder um Käufer anzulocken, ſind ſie faſt alle in ſehr neu-antiken, oder ſehr modernen Geſchmack erbauet, und die meiſten werden von Säulen Ordnungen getragen. Sie ſind die Leitern, auf welchen die neuen Moden, von der Gräfin, immer nach und nach aus einer Hand in die andre, zu dem Dienſtmädchen hinabſteigen; und es muß oft der Fall ſeyn, daß ein Trödler ein und eben das Kleidungsſtück dreymal verkauft und dreymal wieder erkauft, bis es endlich dem Käufer von der niedrigſten Klaſſe zerriſſen vom Leibe fällt.

Alle dieſe Trödelbuden ſind mit männlichen und weiblichen Artzügen, mit vornehmem und geringem

Haus-

Hausgeräthe bis zum Eindrücken vollgepfropft, und wenn man sonst will, kann man sich in denselben vom Kopfe bis zu dem Füssen so vornehm und so gering kleiden als man Lust hat. Es ist alles im Ueberfluß bey der Hand.

Aber wenn es damit genug wäre — man will auch gern so leben, als es der Stand dessen erfordert, dessen Kleider man träat. Daher Bankerute über Bankerute, und Concurse über Concurse. Der Kriegsrath, der 1000 Thlr. Einkünfte hat, geht mit dem Schreiber der 100 Thlr. hat, zu Einem Thore hinaus, und in den Gefängnissen sitzen alle Stände in gleicher Verdammung unter einander.

Fühlt man daß man sich ruinirt hat, so sucht man alles hervor, um sich zu erhalten. Der Kaufmann giebt schlechte Waare statt guter; der Schneider fodert auf jedes Kleid eine Elle Tuch mehr; der Schuster verarbeitet verdorbnes Leder; der Weinschenke macht ungarische Weine Bourgogner und Champagner; der Staatsbeamte greift die ihm anvertrauten Kassen an. — Kurz alle sind auf dem nächsten Wege nach dem Thore begriffen. Und will das alles nicht anschlagen, so setzt man in die Lotterie, und baut seine arme letzte Hoffnung auf ein Rad, daß seiner Natur nach nicht auf sich fußen läßt; und schlägt auch dieses fehl, so hat man die Wahl zwischen Gefängniß, Steckbrief, Strick und Pistol.

Die

befriedigt halten werden, bis er ſeine Schuld heimgezahlt habe. Ihr ſeht ja bereits, wie er uns je länger je mehr von ſeinem Vertrauen und von ſeiner Zuneigung entfernt.

Hot-Spur.

Das thut er, das thut er; wir wollen Rache an ihm nehmen.

Worceſter.

Vetter, lebt wohl. Geht nicht weiter in dieſer Sache, als ich euch durch meine Briefe anweiſen werde. Wenn die Zeit reif ſeyn wird, und das wird bald ſeyn, dann will ich in Geheim zu Glendower und Mortimer mich begeben, wo ihr und Dowglas und unſre Völker, auf meine Veranſtaltungen, glüklich zuſammen kommen ſollen, um unſer Glük, das izt an einem Faden hängt, in unſern eignen ſtarken Armen zu tragen.

Northumberland.

Lebet wohl Bruder; ich habe die beſte Hoffnung, daß alles gut von ſtatten gehen werde.

Hot-Spur.

Lebt wohl, Oheim; O laßt die Stunden eilen, bis im blutigen Schlachtfeld das Klirren der Schwerdter und das Aechzen der Sterbenden mein beluſtigtes Ohr umtönt.

(Sie gehen ab.)

Die Lottosucht muß hier sehr stark einge-rissen seyn, denn fast an jedem Krämerladen in der Stadt und in den Vorstädten findet man Einnahme-Zettel angeschlagen. Bis in die Kasernen kommen die Unterhändler der Lottocassirer, und munkern durch lachende Aussichten auf Gewinnst selbst die armen Soldaten auf, die Hälfte ihres Soldes anzulegen. Diese trösten sich dann mit der Hoffnung auf Tausende, und hungern drey Tage.

Eben so häufig als die Lottocomtoirs sind die Tabagien. In manchen Strassen ist das dritte Haus, namentlich der Erdstock, eine Tabagie, wo sich die Bürger versamm-lu um zu kannegiessern. Diese Versammlungen haben sehr viel Aehnliches mit denen zu London. Sie sollten hören, wie man hier vom König und seinen Ministern spricht. Es kann in den Londoner Taverns kaum eine so zügellose Sprache geführt werden, als hier, wo die Bewunderung der Thaten des grosen Königs, als Krieger und als Vater des Vaterlandes, aus der ersten Quelle geschöpft werden sollte.

Es scheint mir fast, als wenn ein unterscheidender National-Charakter-Zug der Brandenburger wäre, nichts gut zu finden was ihr König thut, und ihn nicht zu lieben. Bey seinen vortreflichsten Einrichtungen zucken sie die Achseln, und verwerfen sie, wenn der Nutzen davon nicht sogleich in die Augen fällt.

Alles

Alles ist unzufrieden, jeder will durch ihn ruinirt seyn. Wenn er sich öffentlich gezeigt hat, so ist die erste Frage: wie sah er aus? kränklich oder munter?

Das Militäre hat bey den Brandenburgern eben so wenig Liebe als der König selbst, und es wird öfters zum Vorwand der Unzufriedenheit mit letztern angegeben. Man trägt es weil man muß, sieht es aber in der Stille für ein Heuschreckenheer an, welches das Land verwüstet.

Zwanzigster Brief.

Berlin.

Der Flor der Wissenschaften und Künste geht hier mit dem Umtriebe der Manufakturen und Fabriken Hand in Hand, weil beyde vom Könige unmittelbar unterstützt werden. Freylich macht seine Prädilektion für französische Art und Kunst das Misvergnügen der vaterländischen Musen rege; aber es fällt in die Augen, daß mancher Strahl seiner Gunst auch sie berührt, sie müßten denn die ausgebreitete Denkens- Gewissens- und Preß-Freyheit für nichts rechnen. Ich meyne, daß diese allein schon den übrigen thätigen Belohnungen und Unterstützungen der Gelehrsamkeit die Wage hält, und im Grunde noch günstiger ist als jene. Es ist freylich nicht sehr ermunternd für einen Gelehrten der teutsch schreibt, daß sein teutscher

Landes-

Landesherr nur ſehr ſelten oder gar kein teutſches Buch in die Hand nimmt, und es ihm dadurch unmöglich macht, zu ſeiner Notiz zu gelangen; aber man ſollte gerecht ſeyn, und nicht unmögliche Dinge fodern. Von ſeiner Jugend an iſt er an Galliſche Feinheit gewöhnt, und nimmt noch izt, in Stunden die ihm zur Erholung übrig bleiben, dieſe am liebſten zur Geſellſchafterin. Dadurch iſt ſein Geſchmack ſo abgeſchliffen, oder, wenn man will, ſo überdelikat geworden, daß ihm ſelbſt unſre Sprache rauh und hartnäckig vorkömmt. Und ferner: können wir mit gutem Gewiſſen, den gedruckten Beweis in der Hand, vor ihn treten, und ihm ſagen: Du wirſt hier Dinge leſen die Du in deinen Lieblingen nicht gefunden haſt? Ich glaube, daß der wüthendſte Gegner der Gallomanie nicht Herz genug hätte, dieſen Beweis zu führen. Es iſt gewiß, daß unſre Nation in den ſogenannten reellen Studien, in unermüdeter Arbeitſamkeit, in eiſernem Fleis als die erſte in Europa vorantritt; und dieſe Gerechtigkeit laſſen uns unſre Nachbarn endlich wiederfahren: aber wie geſchmacklos trägt ſie ſehr oft die Früchte ihrer durchwachten Nächte und ihrer Anſtrengungen vor! Je mehr Fleis auf die Materien gewendet wird, deſto mehr wird der Vortrag derſelben vernachläſſigt; und viele ſind ſogar der Meynung: wenn nur die Sachen gut ſind, ihr Kleid mag ſeyn wie es will. Aber es fällt in die Augen, daß dieſe Ausrede ſo unüberlegt, ſo leer von aller Erfahrung

rung und Weltkenntnis ist, daß man sich mehr als verwundern sollte, wie ein Mann so etwas behaupten kann, wenn man nicht wüßte, wer diese Männer sind, und wie ihre Bildung von Jugend an; und ihre jetzige Lage, Stand und Beschäftigungen sind.

Bey den Franzosen haben die kleinen und die grosen Männer, die Theologen und Romanschreiber, die Juristen und Schöngeister, die Mathematiker und Dichter einerley Maasstab, nach welchem sie ihre Sachen vortragen: alle rennen nach dem Ringe des bon ton; und daher kommt es, daß sich selbst eine französische Sudelei immer noch weit erträglicher lieset als eine teutsche; bey der erstern beschmuzt man sich nur die Finger, aber bey der leztern sinkt man bis über die Knöchel in Morast. Wenn hunderttausende irgend etwas schön finden, so müßte man sehr unverschämt seyn, wenn man behaupten wollte, alle hunderttausende hätten nicht recht gesehen. Wenn das kleine Publikum der Kenner einem Buche den Stab bricht, und das große Publikum der Leser eben dies Buch begierig lieset, so traue ich dem leztern mehr als dem erstern, und lobe den Schriftsteller; denn er hat seinen Zweck erreicht, er hat irgend etwas im Ganzen seiner Manier das gefällt, wenn auch einzelne Theile fehlerhaft sind; und gefällt er, so hat er seine Absicht als Schriftsteller erreicht.

Dies ist der Fall mit den Franzosen. Wir werden unsre Sprache, und durch sie unsre Gelehrsamkeit

und

und durch dieſe unſern Einfluß auf die Bildung ganzer Nationen nie in dem Grade verbreiten als es bey ihnen der Fall geweſen iſt; ſo lange wir noch in dem Wahn ſtehn, ihre Manier ſey windig, es ſey eine Unziemlichkeit, von dem teutſchen Ernſte lachenden Witz, leichte Sprache, Sentiments und kleine angenehme Verſe voll glühender Phantaſie und einſchmeichelnder Lebensphiloſophie zu verlangen: ſo lange unſre ſchwerfälligen Gelehrten mit feiſtem Witze (man kann es wohl nicht einmal Witz nennen, aber ich weis kein andres Wort) über unſre feinern Nachbarn lachen; ſo lange man es für verdienſtlich hält ihre Schwächen herauszuklauben, fein dicht an einander zu reihen, und dann über die poſſirliche Geſellſchaft zu lachen: — ſo lange lieſt ſie kein Friedrich, und ſo lange verdenke ichs ihm nicht, wenn er ſie nicht leſen mag. Wenn man aufhört über gewiſſe Männer unter uns zu ſpotten und ſie mit dem Spiznamen der Gallo-Germanen und Semi-Gallier auszuzeichnen, weil ſie mit Wort und That auf die Seite der Franzoſen treten, und ihre Schriften als Fundgruben des guten Geſchmacks, des Welttons und der gemeinnützigen Lebensphiloſophie anpreiſen: ſo triumphire der gute Genius unſrer Literatur, denn die Stunde ſeiner Entfeſſelung iſt da; aber bis dahin muß er unter dem unauflöſlichen Siegel des Vorurtheils und des misverſtandenen National-Dünkels ſchmachten, der uns doch an den Franzoſen ſo belachenswerth vorkömmt.

Eigentlich sollte uns des Königs Beyspiel lehrreich seyn. Wenn wir ihm, ohne ungerecht zu seyn, seinen Geschmack nicht absprechen können, so sollten wir uns beeifern so weit zu kommen, daß er auch in unsern Schriften Befriedigung fände. Aber wir nehmen den entgegen gesetzten Weg, und sprechen ihm, wo nicht den guten Geschmack, doch den guten Willen ab, unsre Verdienste anzuerkennen, und selbst einige unsrer besten Köpfe haben sich beeifert sein neuerliches Urtheil über unsre Litteratur von dieser gehässigen Seite zu zeigen. Wir lächeln über die Allgenugsamkeit der Franzosen, und machen es um kein Haar besser als sie, wenn wir uns stellen als läge uns nichts daran, ob der König uns lesen kann und mag, oder nicht.

Eben so ungerecht ist es, wenn wir über den Einfall spotten, in einer teutschen Stadt eine französische Akademie zu stiften. Ich glaube, gerade bey dieser Gelegenheit hat der König gezeigt, daß ihm ein verdienstvoller Teutscher eben so lieb ist als ein verdienstvoller Franzose; nur hat man die teutschen Namen vergessen die eine vorzügliche Zierde dieser Akademie waren und noch sind. Daß er selbst die Glieder dieses Instituts nicht für fehlerfrey hält, ist doch daraus ersichtig genug, daß er den Mann *) der ihnen Sprachfehler, gewiß nicht auf eine sehr sanfte Art, vorge-

*) de la Veaux;

vorgeworfen und bewiesen hat, mündlich seiner Gnade versicherte und mit dem Professor-Titel beehrte.

Berlin hat in allen Fächern der Gelehrsamkeit Männer von entschiednen Verdiensten aufzuweisen, und darunter sind manche, die in ihrer Art einzig sind. Ich mag nicht gern Männer nennen und rühmen, die durch ihre Werke gerühmt genug sind; wiederholen Sie sich selbst ihre Namen, und denken Sie sich das, was ich Ihnen von denselben hätte sagen können. Manche Leute mögen gern wissen, wie der oder jener Schriftsteller wohl aussehn möchte, ob er groß oder klein, wohlgenährt oder dürre, freundlich oder mürrisch ist. Diese Fodernngen kann und will ich nicht erfüllen; denn es ist ausgemacht, daß man sich überall an den Schriftsteller, nicht an den Menschen halten muß, wenn nicht beyde in unsern Augen verlieren sollen; und es liegt dem vernünftigen Manne wenig daran, ob der große Geist, der die Bewunderung der Nation auf sich zieht, an einen häßlichen oder an einen schönen Körper gefesselt ist.

Berlin hat Schriftsteller und Schriftstellerchen, wie jede andre große Stadt, und letztre machen hier, wie überall, mehr Geräusch als erstere, obgleich ihre Anzahl geringer ist. Der hiesige Buchhandel ist im Flor und bringt gute und schlechte Waare zu Markte. Unter den Buchhändlern sind einige einsichtsvolle Männer, und die übrigen sind nicht schlechter und nicht besser als ihresgleichen in jeder andern Stadt.

Einundzwanzigster Brief.

Berlin.

Es war einmal eine Zeit wo man die anderhalb: hunderttausend Einwohner von Berlin für eben soviel Freygeister hielt, aber nach und nach hat sich dieses Vorurtheil gelegt, und dem entgegengesetzten Platz gemacht. Man hält sie jetzt für eben soviel Pietisten.

Beydes ist übertrieben; aber gewiß ist es, daß es der guten orthodoxen Christen hier mehr giebt, als der schlechten Heterodoxen. Leztre wohnen an den lebhaftern Plätzen und in den prächtigern Strassen der Stadt; erstere in der stillen Friedrichsstadt und in den Vorstädten. Beyde Theile gehen gern in die Kirche, nur nicht mit gleichen Absichten und gleicher Andacht.

Die bösen Christen besuchen S**. Z**. K**, und letzteren vor allen andern. Er hat eine schöne männliche Figur, ein frisches rundes Gesicht, eine feurige Deklamation und einen etwas poetischen Styl: der, mit dem Anblick seiner Figur verbunden, besonders auf die Herzen seiner weiblichen Zuhörer großen Eindruck macht. Vor einiger Zeit war es guter Ton diesen Prediger zu hören, und seine Zuhörerschaft schien ein buntes Auditorium von Herren und Damen: die hieher kamen um sich zu divertiren; aber seit dem er geheurathet hat, ist seine Kirche nicht mehr so voll, und die Damen lassen sich schon bitten, eine Predigt bey ihm zu hören.

Wenn

Wenn Spalding predigt, iſt die Kirche nicht min-
der gedrückt voll; aber man geht nicht dahin, weil es
Mode iſt, ſondern weil man eine Predigt hören will.
Der väterliche, wohlmeinende und herzliche Ton, der
Spaldings Schriften auszeichnet, macht auch ſeine
mündlichen Vorträge ſo anziehend, daß man immer
befürchtet, er möchte zu früh aufhören.

Teller hat wenig Zuhörer, und es iſt den Berlinern
nicht zu verzeihen, daß ſie ihn den leeren Bänken
predigen laſſen, blos darum weil er die ſächſiſche Aus-
ſprache und eine etwas gellende Stimme hat.

Mit Silberſchlag geht eine andre Klaſſe von Pre-
digern und Zuhörern an. Man kömmt zu ihm, um
ſich zu erbauen, und im eigentlichſten Verſtande Reue
und Leid über ſeine Sünden und über die Gottloſig-
keit der Leute am Schloßplatze zu tragen. Wer ei-
gentliche, ſehr nahe an katholiſche Devotion gränzende
Andacht ſehen will, der komme hieher, und muſtre
dies Auditori m, und dieſen Lehrer.

Seine Predigten ſind für einen aufgeklärten Kopf
gänzlich unſchmackhaft, und werden es ſo lange bleiben,
bis er von dem Wahne zurückkömmt, daß man mehr
die Einbildungskraft ſeiner Zuhörer, als ihren Ver-
ſtand beſchäftigen müſſe. Letztrer iſt ihm entweder ver-
dächtig, oder es muß leichter ſeyn, die ohnehin ſchon
kranke Phantaſie ſeiner Zuhörer mit einigen Tira-
den von Gnade, Blut und Leiden aufzuregen, als
ihren Geiſt auf eine halbe Stunde zu unterhalten.

Zweyundzwanzigster Brief.

Berlin.

Der Ton der hiesigen Gesellschaften ist aufgeweckt und munter. Hier sind in dem Paradezimmer die Damen nicht von den Herren getrennt, und letztere setzen sich auch nicht, den Degen an der Seite und Chapeaubas unterm Arm zum Spiele nieder, wie ichs wohl in Frankfurt am Mayn, in Hamburg und in andern Reichsstädten gesehen habe. Mit dem ersten Besuch ist man hier introducirt, und nun kann man kommen und gehen wenn man will.

Bey Tische bestrebt sich alles den Scherz und die Freude zu unterhalten, entweder mit Gespräch, oder mit gesellschaftlichen Spielen. Aber das hat auch die Unbequemlichkeit, daß Alles sprechen und Niemand hören will. Man thut freylich als wenn man zuhörte, denkt aber an etwas andres, und thut zuweilen Fragen, die es deutlich beweisen, daß man weder Anfang noch Ende der erzählten Geschichte gehört hat. Dadurch stockt zuweilen die Konversation, aber sie wird immer sehr bald wieder angeknüpft. Jeder Cirkel hat gewöhnlich einen kleinen Lustigmacher in seinem Mittel, über dessen Einfälle man zuweilen aus bloßer Convention lacht. Mehrentheils hat sich dieser den Beyfall durch eine geläufige Zunge und durch die Gabe, gehörigen Orts seine Zweydeutigkeiten an den Mann zu bringen, in der Gesellschaft erworben. Das leztre

Talent

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

[Ein Wirthshaus bey Rocheſter.]

Ein Fuhrmann tritt mit einer Laternen in der Hand auf, ruft dem Hausknecht, und giebt ihm eine Commißion wegen ſeines Pferds; ein andrer Fuhrmann kommt dazu, und die Flöhe in dieſem Wirthshaus, worüber beyde ſich beklagen, geben Anlas zu einer kleinen Unterredung im fuhrmänniſchen Geſchmak, worinn, daß dich die Peſt! und, geh' an Galgen, die ſchönſten Blümchen ſind. Gadshill, einer aus des Prinzen von Wales Bande, kommt dazu, und erkundigt ſich mit guter Manier bey ihnen, wenn die Reiſende, mit denen ſie in dieſem Wirthshaus angekommen, nach London abzugehen gedenken.

Zweyte Scene.

Ein kleines Geſpräch zwiſchen Gadshill und einem Bedienten im Wirthshaus, welches, auſſer den Nachrichten, die der leztere dem erſten von den Paſſagiers im Hauſe giebt, in einer Art von Wizwechſel beſteht, wovon der Ueberſezer bekennt, daß es ihm unmöglich fällt, die deutſche

Sprache

Talent ſcheint hier vorzüglich dem witzigen Kopfe den Stempel aufzudrücken, die Exekution mag zuweilen auch noch ſo grob angelegt ſeyn. — Die Damen haben ja ihre Servietten, die, bey ſolchen Fallen vor die Augen genommen, ihr Lächeln ſehr gut verbergen.

Eiferſucht ſcheint hier nicht ſehr Mode zu ſeyn. Die Frau ſucht ſich was ihr gefällt, und der Mann folgt ihrem Beyſpiele. So begegnen ſich oft Mann und Frau bey Luſtparthien, jedes mit ſeiner Geſellſchaft am Arm, in den dunklern Gängen des Thiergartens, nicken ſich freundlich an, und halten ſich nicht mit hin- und herfragen auf, ſondern ſchlagen eine andere Allee ein. Der Mann führt ſeine Frau auf Picknicks, wo ihr Liebhaber nicht fehlt, und ſie geht gern mit, wenn ſie auch weiß, daß ſie ihren Mann einer Nebenbuhlerin in die Arme führt. So wäſcht eine Hand ſein die andre, und kein Theil iſt ſcheniert.

Die Pickenicks machen hier einen eignen Zweig des Zeitvertreibs aus. Einer macht den Entrepreneur und wirbt zum Pickenick. Hat er eine beſtimmte Anzahl von Theilnehmern beyſammen, ſo wird in einem öffentlichen Hauſe alles zu ihrem Empfange veranſtaltet. Man ißt, tanzt und ſpielt, und bezahlt am Ende die Converts für ſich und ſeine Dame. Solche Pickenicks werden vom Profeſſioniſten bis zum Miniſter angeſtellt, und haben mehrentheils ihre beſtimmten Preiſe, von 6 Gr. an bis zum Louisd'or hinauf.

Nun wählt ein jeder was ſeine Börſe vermag. Daß dabey aber der Schneider nicht Schneider, und der Sekretair nicht Sekretair bleibt, können Sie leicht denken. Jeder ſteigt auf Koſten ſeiner Börſe ein Paar Stufen höher und der Ladendiener, der den ganzen Tag mit Waaren-Paketen umhergelaufen iſt, würde ſich in der Seele ſchämen, wenn er des Abends, ſelbſt bey dem beſten Wetter, zu Fuße auf ein Pickenick gehen ſollte. Er nimmt eine Kutſche und fährt.

Eine zweyte Art des Zeitvertreibs ſind die Promenaden, namentlich der Gräfl. Reußiſche Garten, unter den Linden, und der Thiergarten. Alle dieſe findet man zu gewiſſen Zeiten mit Spaziergängern von allerley Art beſetzt, die ſich ſoviel möglich in ihren größten Glanze zeigen.

Das Schauſpiel iſt ein drittes Divertiſſement, aber es wird nicht ſo häufig beſucht als man es auswärts denkt. Das Schauſpiel-Haus iſt nur eine kleine Bude für eine ſolche Stadt, und wird doch, bey ſeinen geringen Umfange, ſehr ſelten voll. Dies ſcheint nicht ſowohl in einer Gleichgültigkeit gegen das Theater zu liegen: ſondern weil auch in dieſem Punkte jeder über ſich ſelbſt hinaus will. Ich wollte geſtern meinem Friſeur für ſeine Pünktlichkeit eine kleine Freude machen und gab ihm 4 Gr. mit den Beyſatz: es würde heute ein recht luſtiges Stück aufgeführt, das ſollt' er ſehen! Er zuckte die Achſeln, ſah meine 4 Gr.

an

an und ſagte endlich; ja, da muß ich doch noch 4 Gr. zulegen, wenn ich hineingehn will. es ſchickt ſich doch für Unſereinen (mit einem bedeutenden Accent) nicht, das man auf den Viergroſchen Platz geht. Ich mußte alſo noch 4 Gr. zulegen.

So ſteigt und überſteigt ſich alles hier, und viele der Einwohner müſſen manche Freude entbehren, weil ſie nicht Geld genug haben, ſtandesmäßig daran theil zu nehmen.

Aus dieſem Grunde haben in Berlin die Juden ihr Himmelreich. Sie ſind die groſſen Negotianten, die das Geld zu den Pickenicks, Spazierfahrten und Schauſpielen herbeyſchaffen. Je drückender das Bedürfniß des jungen oder alten Wohllüſtlings iſt, deſto ſchwerer wirds dem armen geplagten Iſraeliten Geld zu ſchaffen, und deſto höher ſteigt das Intreſſe. Aber ihr Gewinn hält auch nicht Stich, weil ſie ſich von der Verſchwendungsſucht ihrer Schuldner anſtecken laſſen, und weil es ihren Weibern und Töchtern zuweilen einfällt, einen gedrechſelten friſchen Fähndrich hübſcher zu finden, als ihre Glaubensgenoſſen. Daher ſind bey ihnen die Concurſe ſo häufig als bey den Chriſten, und das Geld bleibt hübſch im Umlaufe.

Dreyundzwanzigſter Brief.

Berlin.

Der Anblick der jungen Einwohner beyderley Geſchlechtes iſt nicht ſehr erheiternd. Die Mannsleute

ſind im Durchſchnitte lang, dürr, blaß und wie abgezehrt; die Frauenzimmer ſind ſchwächlich, und haben größtentheils einen gelblichblaſſen Teint. Ein voller Buſen iſt in den höhern Ständen ein ſehr ſeltnes Phänomen, ſo wie bey den Mannsperſonen eine volle Wade. Ein geläufiger Mund und ein feuriges Auge erſetzen dieſe Mängel zum Theil, überwiegen ſie aber bey weitem nicht.

Die Mannsperſonen haben hier von ſehr frühen Jahren an ein freyes Feld zu allen Debauſchen, und die Frauenzimmer kokettiren mit ihren Gaben ehe noch die Natur ihre milde Hand gegen ſie aufgethan hat. Kunſt und Zwang drängen und verdrängen endlich die Natur, und ſie zieht ſonach ihre Hand von dem gezeitigten Werke ab, und es bleibt auf immer flatterig, ohne Kraft, Kern und Fülle, und ſtüzt ſich nur auf die ſtrenge Kunſt, da es ihm an innerer Kraft fehlt ſich ſelbſt zu erhalten.

Gewöhnlich verſchwinden hier mit dem erſten Wochenbette alle Reize, und ſelbſt die Kunſt vermag nicht mehr ihre Trümmer zuſammen zu halten. Die Wöchnerin iſt zwar Mutter, aber ohne ihre Pflichten erfüllen zu können. Das Kind bekömmt eine Amme, und trinkt nur zu oft mit der erſten Milch ſchon den Gift des Verderbens hinter, der hier ſchrecklicher wüthet, als vielleicht in irgend einer andern Stadt in der Welt. So hat man mir zuweilen in Geſellſchaf-

ten

ten Damen und Männer vom Stande gezeigt, die in der zarteſten Kindheit ſchon in den Händen der Chirurgen geweſen waren, und jezt noch die Merkmale von den Ausſchweifungen ihrer Ammen an ſich trugen.

Es iſt grauſend, lieber K.! — Aber Sie ſind ja ſelbſt hier geweſen. Sie haben ja die hieſige Charité geſehen. Man ſteht auswärts in dem Wahn, als wenn hier von Seiten der Polizey kräftige Verfügungen wider die Ausbreitung dieſer Epidemie (hier ſcheint das Uebel wirklich epidemiſch zu ſeyn) getroffen wären, aber man irrt; ſie ſind fruchtlos, und werden es wahrſcheinlich auf immer bleiben, weil es eine Peſt iſt die im Finſtern ſchleichet, und nur immer erſt, wenn ſie den höchſten Grad der Bösartigkeit erreicht hat, ſichtbar wird.

Voltaire ſagt irgendwo: ein Regent könnte die Armee ſeines Feindes nicht beſſer und gewiſſer aufreiben, als wenn er ein Corps Mädchen aus den lüderlichen Häuſern der Hauptſtadt errichtete und in das feindliche Lager detaſchirte, um durch ſie die Präliminar-Friedens-Artickel ſtipuliren zu laſſen. Wahrſcheinlich hat er dieſes während ſeines Aufenthalts in Berlin geſchrieben.

Vierundzwanzigſter Brief.

Berlin.

Mir ſind die vierzehn Tage meines hieſigen Aufenthalts ich weiß nicht wie ſchnell verlauffen. Aber

ich

ich halte es meiner Gesundheit nachtheilig länger hier zu bleiben. Unser Freund, Doctor S* saate mir, daß hier sehr viel Leute an der Lungensucht stürben, und gab den Staub ausserhalb und innerhalb der Stadt zum Grunde an, und es kömmt mir selbst vor, als wenn ichs seit ein Paar Tagen auf der Brust hätte, und nicht recht frey athmen könnte. Ich weiß nicht wie man zuweilen in Absicht seiner Gesundheit so fahrläßig seyn kann; ich wäre schwerlich auf den Staub gefallen, wenn mir nicht S. diesen Wink gegeben hätte. Und wahr ists: wer seine Lunge lieb hat gehe nicht des Abends unter den Linden spaziren, wenn ein trockner Tag gewesen ist. In weniger als einer halben Stunde schwebt eine Staubwolke, die von dem Auf- und Abgehenden aufgeregt wird, über die ganze Promenade hin, und das muß ungesund seyn. Ich begreife nur nicht, wie ich zu weilen ganze zwey Stunden in dem Staube habe zubringen können; aber ** hätte mich auch davor warnen sollen.

Ich bin nach Berlin gekommen, um Einem Uebel zu entlaufen, und athme da Stoff zu einem andern ein, während das erste noch tiefe Wurzeln hat. Und wußten Sie den nichts davon, l. K.? konnten Sie mich nicht vor dieser staubigten Stadt warnen? Da Sie doch selbst hier gewesen sind, konnte Ihnen ja dieses Uebel nicht fremde seyn. Sie haben sich von jeher für meine Gesundheit so lebhaft interessirt, daß

ich

ich unmöglich glauben kann, daß Sie flatterhaft mit meiner Heilung zu Werke giengen. Aber mir auch nicht den kleinsten Fingerzeig zu geben — wahrhaftig K. ich weiß nicht, was ich zu dieser Fahrläßigkeit denken soll.

Aber es ist beschlossen. Ich gehe Morgen mit Tagesanbruch fort, und ich wollte, daß ich die Sandwüsten der Mark schon 10 Meilen hinter mir hätte. Ich sehe gar nicht ein, wie ich von hier wegkommen soll, ohne meine Schwerbrüstigkeit zu vermehren. Ich stecke mitten im Sande, und habe drey Tagreisen ehe ich auf festen Boden komme. Aber ich werde mir eine Kutsche miethen, die ich dicht und fest zuziehen und nicht eher öffnen will, bis ich an Ort und Stelle bin. In derselben will ich essen, trinken und schlafen.

Freylich werde ich da nicht die heilsame Motion haben, als wenn ich ginge; aber ich will schon dahin sehen, daß die Kutsche schlecht hängt, und da will ich mich eine Stunde um die andre herzhaft schaukeln und stoßen lassen. Sie sehen selbst, lieber K. daß ich keinen andern Weg wählen kann; denn wenn ich gehen wollte, so würde mich die Sonne erhitzen, meine Lunge erweiterte sich, es käme ein Wind oder ein Wagen und wühlte den Sand auf, er zöge durch die Luftröhren in die Lunge und bis in die innersten Falten ihrer Flügel hinein, und ich wäre verloren.

Geſezt auch die Reiſe von hier bis nach Dresden käme mir 5 Louisd'or — lieber das leidige Geld, als meine Geſundheit eingebüßt. Und an der Lungensucht kann man noch eher ſterben, als an der Hypochondrie, das iſt in der Erfahrung gegründet. Nicht wahr lieber K?

(Die Fortſezung künftig.)

IV.

Ueber den geſellſchaftlichen Zeitvertreib.

An die Frau O. v. B.

Ihrem letzten mir ſo ſchmeichelhaften Befehle zu gehorchen, m. gn. Fr. habe ich den Gedanken: ob nicht die geſellſchaftlichen Zeitvertreibe gemeinnüziger gemacht werden könnten, ohne deshalb langweilig oder pedantiſch zu werden? noch etwas weiter verfolgt. Hier haben Sie die Früchte meiner Unterſuchung, welche freylich noch unreif und mangelhaft ſind: aber ich verlaſſe mich darauf, daß ſie durch Ihre Darſtellung, oder ſchon durch Ihr Vorleſen ſo viel Reiz und Anmuth erhalten werden, daß ſie ſich auch in dem ausgeſuchten Zirkel, der durch Ihre geiſtreiche Unterhaltung beſeelt wird, ſehen laſſen dürfen.

Vor allen Dingen glaubte ich die Abſicht, warum mir bey dem reichhaltigen, jeden Augenblick abwechſelnden

fenden und kurzen Schauspiel des Lebens und der Welt, das vor unsern Augen vor sich geht, noch gefliſſentlich Zeitvertreibe ſuchen, feſtſetzen zu müſſen: um alsdann die Beſchäftigungen, die wir gewöhnlich Zeitvertreibe nennen, damit zu vergleichen. Auf dieſem Wege glaubte ich ihre Mängel und Fehler am ſicherſten zu entdecken, und zugleich den Maaßſtab für den Werth neuer Vorſchläge in dieſem Fache zu finden.

Da es aber der Ueberlegung zuweilen eben ſo geht wie der Phantaſie, daß ihr gerade das Widerſpiel von dem Gegenſtande aufſtößt, den ſie verfolgt: ſo bin ich in meiner Unterſuchung, wie der geſellſchaftliche Zeitvertreib wohl am nutzbarſten eingerichtet werden könne, unvermerkt auf den entgegengeſetzten Gedanken gerathen, daß es nämlich ſo gar unrecht und ſchädlich ſeyn würde, Zeitvertreibe nützlich machen zu wollen. Ich dachte ſo:

„Das ganze Leben beſteht in einer Reihe auf einander folgender Empfindungen, Gedanken und Handlungen. Bey allem, was wir Arbeit und Geſchäft nennen, iſt uns der Inhalt oder der Gegenſtand und die Folge und Ordnung dieſer verſchiedenen Zuſtände vorgeſchrieben; und eben das ermüdet uns, daß die Aufmerkſamkeit geſpannt und auf beſtimmte Gegenſtände geheftet iſt. Der Zeitvertreib ſoll nun die daher entſtandene Erſchlaffung des Geiſtes heben: ſo wie die Ruhe den Körper erquicket.

Ich

Ich finde aber zwiſchen dem Körper und der Seele in dieſem Puncte eine faſt vollkommene Gleichförmigkeit. Die Ruhe iſt für den Körper weiter nichts als Stillſtand der Anſtrengung. Sie nimmt eigentlich das Gefühl der Ermüdung nicht hinweg: ſondern ſie läßt nur der thieriſchen Maſchine Zeit und Raum, durch die mechaniſche Verarbeitung des Lebensſaftes den Muskeln ihre vorige Schnellkraft wiederzugeben. Und eben ſo ſcheint es mit dem Zeitvertreibe der Seele zu ſeyn. Er ſetzt ſie in einen ſolchen Zuſtand, wo die von der vorigen Anſtrengung auf beſtimmte Gegenſtände ermüdete Denkkraft, durch ein nunmehr frey gelaſſenes Spiel der Ideen ihre vorige Reizbarkeit und Stärke wieder erlangt.

Die Haupteigenſchaften, die der geſellſchaftliche Zeitvertreib haben muß, ſind folglich: Freyheit der Gedankenfolge, und Beförderung einer leichten und angenehmen Gedankenreihe durch die Gegenſtände, welche uns die Geſellſchaft darbietet; ohne daß wir uns ſelbſt ſehr anzuſtrengen brauchen. Dieſes halte ich in der That für die Urſache, warum man ſich in Ihrem Umgange ſo wohl befindet. Der Reichthum von Ideen, den Sie der Geſellſchaft zum Beſten geben, erleichtert jedem den Beytrag ſeines Contingents; man verhält ſich mehr leidend als thätig dabey, nimt die Eindrücke auf wie ſie kommen, und läßt eben ſo dem zufälligen Gange ſeiner eignen Phantaſie und ſeines Verſtandes freyen Lauf.

Gerade

Sprache damit zu bereichern. Diejenige, welche vielleicht glauben, daß er diese Unmöglichkeit mit etwas weniger Trägheit hätte überwinden können, mögen sich zur Probe an den sinnreichen Wörtern: long- flatl- six- penny- strikers, und Mullachio- purple- hued- malt- Worms üben; und wenn ihnen auch diese nicht zu schwer seyn sollten, so werden sie doch gestehen, daß die unsaubern Wortspiele, die einen Theil dieser Scene ausmachen, unübersetzlich sind. Das beste ist, daß der Leser nicht einen einzigen gesunden Gedanken, oder guten Einfall dabey verliehrt. Man mag aus dem was wir übersezen, den Schluß auf dasjenige machen, was wir auslassen müssen.

Dritte Scene.

(Verwandelt sich in die Landstrasse.)

Prinz Heinrich, Poins und Peto treten auf.

Poins.

Kommt, verbergt euch, verbergt euch; ich habe Falstaffs Pferd auf die Seite gethan, und er murrt wie ein gummierter Sammet.

Prinz Heinrich.

Halt dich ruhig.

Falstaff

Gerade einen solche Zustand wünscht sich die Seele, wenn ihre Kräfte durch anhaltende Aufmerksamkeit abgespannt sind; und wir klagen so sehr über Mangel an Zeitvertreib in den meisten Gesellschaften, die blos zum Zeitvertreib angestellt werden, weil dieser Wunsch daselbst nicht befriedigt wird.

Die Ursachen, warum unsre fortschreitende schiefe Cultur dem Menschen dieses geistige Bedürfnis, wie so viele andre, erschweret, anstatt es zu erleichtern, sind leicht einzusehen. Sobald ein bestimmter Ton, conventionelle Manieren, ängstliche Vorsicht in der Wahl und dem Ausdrucke der Gegenstände in der Gesellschaft beobachtet, also die Seele in einer regelmäßigen Spannung erhalten werden muß, flieht die Freude, und giebt der Langeweile ihren Platz; wofern nicht die Wichtigkeit der Gegenstände die Aufmerksamkeit fesselt. Aber alsdann ist die Unterhaltung kein Zeitvertreib mehr, sondern Arbeit. Der passionirte Spieler, die Coquette, der Höfling der um Blicke des Fürsten buhlt, der Verliebte, der Eitle — überhaupt jeder der mit Ansprüchen und Planen in der Gesellschaft erscheint, findet daselbst keinen Zeitvertreib, sondern neue Arbeit. Je mehr nun der steigende Luxus die Gegenstände dieser unwichtigen Nacheiferung vervielfältigt, und das Augenmerk der versammelten Personen auf eines jeden sein kleines Privatinteresse heftet, desto frostiger, leerer und steifer muß

die Unterhaltung werden; aus welchem Grunde auch in Dorfschenken und Handwerksherbergen oft weniger Langeweile herrscht, als in den glänzendsten Zirkeln und Assembleen.

Mir scheint es nun, daß es für die Erholung des Gemüths, die man sich durch den Zeitvertreib zu verschaffen sucht, eben so nachtheilig seyn würde, wenn man sich einen gewissen Nutzen dabey zur Absicht sezzen wollte. Die Seele muß alsdann ebenfalls ihre Aufmerksamkeit anhaltend darauf hesten; und so bleibt es kein Zeitvertreib mehr, sondern wird Arbeit. Giebt es also Fälle, wo das Wohl des Menschen wirklich erfordert, daß die Seele ihre Triebfedern nachlasse, und ausruhe, wie der Körper: so scheint es schädlich, und also auch unrecht, durch den zu dieser Absicht gewählten Zeitvertreib noch einen andern Nutzen erzielen zu wollen; er sey übrigens moralisch oder ökonomisch. Giebt uns ein Zeitvertreib in der That neuen Muth, Heiterkeit und Kraft zu den Geschäften, und ist sonst unschädlich; so ist er das was er seyn soll, und ist selbst nützlicher als manche mühsame Anstrengung. Auch sind in dieser Rücksicht die einfältigsten Kinderspiele und Scherze untadelhaft für denjenigen dem sie diesen Dienst leisten. Mehr zu verlangen, würde auf Plusmacherey hinauslaufen, die in der Moral so gefährlich seyn möchte als im Finanzwesen. Wollte man aber annehmen, es wäre möglich Zeitvertreibe zur Mode zu machen die an sich nützlich wären,

wären, ohne daß derjenige, der sich derselben bediente, sein Absehen auf den Nutzen gerichtet hätte: so widerspricht dieses gleichfals der Natur der Geistesserholung, die in der Freyheit der Gedankenfolge besteht; und man müßte dann fast für jede einzelne Person eigene Erfindungen machen; weil einem dasjenige oft die beschwerlichste Arbeit scheint, was dem andern ein bloßer Zeitvertreib ist. — Ich wollte fast darauf wetten, daß der Ueberdruß am Spieltische mehr Seufzer auspreßt als hinter dem Pfluge.

Dies war ohngefähr der Gang meiner Betrachtung, aus der ich nun den Schluß ziehe, daß eigentliche Zeitvertreibe nicht nützlicher gemacht werden dürfen als sie schon sind: weil es nicht geschehen kann ohne sie ihres eigenthümlichen Nutzens zu berauben.

Sie sehen nun wohl, m. gn. Fr. daß ich hier den Begriff, Zweck und Nutzen des gesellschaftlichen Zeitvertreibes vielleicht etwas aufgehellet, aber damit den nicht ungegründeten Beschwerden über den gewöhnlichen gesellschaftlichen Ton unsrer Zeit keinesweges abgeholfen habe. Ich wage es daher über folgende Frage, welche den Gegenstand ins rechte Licht zu stellen scheint, noch einige Bemerkung beyzufügen.

„Wie sollen wir die vielen Stunden, die wir in Gesellschaften zubringen, ausfüllen, so daß wir keine Langeweile dabey haben, nicht in Pedanterey verfallen,

fallen, und daß ſie uns von dem kurzen Leben doch nicht ganz verloren gehen? „

Dieſe Frage iſt höchſt wichtig; aber von ſo weitem Umfange, daß ich mich kaum einige Grundlinien zu ihrer Beantwortung anzugeben getraue.

Was zuerſt in die Augen fällt, iſt dieſes: daß wir denen Geſellſchaften, die dem Anſehen nach zum Zeitvertreibe beſtimmt ſind, zu viel Zeit aufopfern. Zeitvertreib iſt nur dann erlaubt und rechtmäßig, wenn unſer Tagewerk vollendet iſt, das heißt, wenn wir das Maas der Geiſteskräfte, die wir täglich ohne Nachtheil der Maſchine aufwenden können, wirklich erſchöpft haben. Es wäre in der That unrecht, unſer pflichtmäßiges Tagewerk blos auf diejenige Arbeit einzuſchränken, die uns der Staat und die Nothdurft auflegen; ſondern wer viel vermag, muß auch viel thun. Wem die bürgerliche Geſellſchaft keine oder nicht genug beſtimmte Arbeit vorſchreibt, der muß deſto mehr an ſich ſelbſt bauen, und ſelbſtgewählte Pflichten übernehmen. Hat er hier das Maas, das ihm ſeine Kräfte und ſeine Lage vorſchreiben, erfüllt; erſt dann iſt es ihm erlaubt, aber dann auch Pflicht, Zeitvertreib zu ſuchen.

Der andre Fehler iſt, das wir beſtimmte Zeiten dazu ausſetzen, und deren Beobachtung als eine Pflicht der Geſelligkeit anſehen. Zeitvertreib iſt Bedürfniß, wie Hunger, Durſt und Schlaf. Er ſollte nicht eher

geſucht

gesucht und genossen werden, bis das Gefühl der Ermüdung uns selbst dazu anreitzte. Wie es aber jetzt im geselligen Leben ist, müssen wir oft solche Stunden drauf verwenden, wo wir zur Arbeit am aufgelegtesten sind, und finden dann keine Befriedigung in der Gesellschaft; weil wir uns wirklich nach Arbeit sehnen.

Ueber diese beyden Punkte könnten sich aber die Vernünftigsten eines Ortes, nach vorhergegangener Verabredung, leicht hinaussetzen, und wenn sie es nicht thun, so verdienen sie die Langeweile, die sie in Zusammenkünften von 6 bis 7 Stunden plagt, und laden den dadurch erlittenen Zeitverlust dazu auf ihr Gewissen.

Die dritte Hauptursach der Leerheit und der Langeweile, zumal in vermischten Gesellschaften, scheint mir diese zu seyn, daß es uns an einem Vereinigungspunkte der Unterhaltung, an einem gemeinschaftlichen Interesse fehlt. In Griechenland und Rom war dieses der Staat, und ist es noch in England, Holland, Nordamerika und andern Freystaaten, die teutschen Reichsstädte nicht ausgenommen. Bey unsern Vorfahren war die Weinflasche für die Männer und die Hauswirthschaft für die Weiber ein solcher Gegenstand. Bey den Herrnhutern ist es der Heyland, bey den Quäkern das innere Licht, bey den Jesuiten die Herrschaft der Welt, und bey Herrn Apitsch und Compagnie das Berliner Gesangbuch. In Paris ist es oft

die elendeſte Nouvelle du jour, womit ſich ein Teutſcher ſchwerlich begnügen würde. Sonſt iſt in den meiſten gegenwärtigen groſſen und kleinen europäiſchen Staaten, jede Familie, ja jeder Einzelne vom Ganzen abgeſondert, und hat mit ſeiner Noth oder mit ſeinem Ueberfluſſe ſo viel zu thun, daß das Schickſal ſeiner Mitbürger und des Staates ſelbſt blos ein Gegenſtand ſeiner Neugierde bleibt. Und dieſes bekanntlich aus dem Grunde: weil faſt alles, was man im Staate thun darf oder muß, abgemeſſen, und nach einem oft ſehr unverhältnißmäßigen Geldpreiſe angeſchlagen iſt; ſo wie auf der andern Seite die meiſten Genüſſe blos für dieſes willkührliche Zeichen eingetauſcht werden können; und ſo der wahre Geſichtspunkt des Lebens verrückt, und das Mittel zum Zweck gemacht wird.

Hätten wir daher weniger Geſellſchaft und mehr Intereſſe, mehr Theilnehmung an allem was nicht nur Stadt und Land ſondern auch was benachbarte Nationen und Menſchheit überhaupt intereſſirt: ſo würden unſre Zuſammenkünfte von ſelbſt zu wahren Zeitvertreiben, und durch die dem Gemüthe verſchafte Erholung nützlich genug werden. Aber dieſer Erfolg iſt blos von einer fortſchreitenden wahren Aufklärung aller Stände zu erwarten, und dieſe iſt von der thätigen Theilnehmung menſchenfreundlicher Regenten an den Bemühungen der weiſeſten und rechtſchaffenſten Bürger in dieſem Fache endlich zu hoffen.

Soll

Soll aber die Sache auf dem alten Fuße bleiben, soll uns die Etiquette ferner halbe Tage lang in glänzende Gefängnisse einsperren: so weiß ich kein ander Mittel, als uns darin mit unterhaltenden gesellschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, bis das Bedürfniß des Zeitvertreibes von selbst eintritt; oder Spiele zu wählen, welche Anstrengung erfordern, und als Leibes- oder Geistesübungen nützlich werden können. Dieses ist freylich noch ein ungebautes Feld: aber es läßt sich anbauen.

Warum sollte man zu einer moralischen Vorlesung, zur Untersuchung einer gemeinnützigen Frage, zum Anschauen eines physikalischen Versuchs, zur Prüfung eines Meisterstücks der Kunst, zur Bekanntmachung einer die Menschheit interessirenden Entdeckung oder Begebenheit, zur Stimmgebung über einen für Stadt und Land wichtigen Vorfall, zur Vorlesung eines neu angekommenen wichtigen Buchs, und zu andern nützlichen Gegenständen der Unterhaltung nicht eben so wohl Gesellschaft einladen können, als auf Casse, Thee oder frische Austern? Sollten Geschöpfe, die auf Unsterblichkeit hoffen, die Befriedigung des Magens nicht lieber als Nebensache betrachten, statt daß sie bis jetzt immer den Hauptgegenstand der gewöhnlichen längern Besuche ausmacht?

Ein Sekretär, ein Lektor oder andrer Hausgelehrter würde dann freylich für die Häuser der Großen und

Reichen eben ſo unentbehrlich und wichtig werden, als der Koch und Conditor: es ſcheint aber, als wenn die Menſchheit eben nichts verlieren würde, wenn der Luxus endlich einmahl ihr groſſes Intereſſe, die Entwicklung des Geiſtes, zum Ziele ſeines durch alle Claſſen verbreiteten Wettlaufes ſetzte, da er lange genug auf ſinnlichen Genuß und eitlen Prunk gerichtet geweſen iſt.

Ob ein ſolcher Ton der Geſellſchaft pedantiſch werden ſollte, das käme, dünkt mich, auf die Form und auf das Benehmen dabey an. Wir nennen manches pedantiſch, weil wir es zu ſchwer finden: und wenn die Pedanterey weiter nichts iſt, als übertriebene Achtſamkeit auf Kleinigkeiten, ſo erſcheint dieſe ſteife Dame heut zu Tage vielleicht ſeltner im Gefolge der Wiſſenſchaften und Künſte, als unter denjenigen geſellſchaftlichen Artigkeiten, Convenienzen und Ehrenpunkten, welchen die Mode in der feinen Welt die Verbindlichkeit der Geſetze gegeben hat.

Daß aber ſolche geiſtige Beſchäftigungen langweilig werden dürften, werden blos diejenigen beſorgen, welche keine Empfänglichkeit dafür haben. Wenn man aber vorausſetzen darf, daß die Erziehung und der Unterricht ſich immer mehr verbeſſert, und daß hier nur von den höhern Ständen bis zum wohlhabendern Manufacturiſten und Kaufmann die Rede iſt, in welchen beyde Geſchlechter mehr als zu wiſſenſchaftlich

ſich erzogen werden: ſo fällt dieſe Beſorgniß ziemlich weg. Doch würde auch der Handwerker, Taglöhner und Bauer, die über ihrer Arbeit blos körperliche Kräfte zuſetzen, mehr Erholung beym Bierkruge finden, wenn es dabey für den Geiſt etwas zu thun gäbe. Man weiß wie viel Vergnügen ſolche Leute an populären Schriften haben, wenn ſie einmal aufs Leſen verfallen. Für dieſe wären zweckmäßig eingerichtete Geiſtesübungen ein wahrer und eigentlicher Zeitvertreib.

Der Schluß, den ich aus allem dieſem ziehe, iſt der: daß ſich leicht ein ſchöner Plan entwerfen ließe, wie man tauſend neue Quellen nützlicher Unterhaltungen in den Geſellſchaften für jeden Stand und jedes Alter eröfnen könnte, ſobald unſre Großen von oben herab ſich der Sache unterziehen und ſelbſt den Ton anaeben wollten, um die Nachahmungsſucht in dieſem Stücke auf einen beſſern Weg zu leiten.

Die Mittel dazu ſcheinen einer Preißfrage nicht unwürdig zu ſeyn, wenn man bedenkt daß doch eigentlich der Geiſt unſer Weſen ausmacht, und daß wir deswegen Bürger und Unterthanen ſind, um in höherm Grade denkende Menſchen zu werden, als es in der natürlichen Freyheit geſchehen könnte.

Wir Privatleute können blos dieſes thun, daß wir Clubbs, Leſegeſellſchaften und andre Inſtitute errichten, die ſich dieſe Veredlung des geſelligen Lebens

zum Ziel ſetzen, dergleichen auch ſchon an einigen Orten, vorzüglich in Paris, vorhanden ſind, die wir Teutſche aber nicht ſo ſchnell nachahmen als die albernſten Kleidermoden; eben weil der Zug des Luxus und der Nachahmungsſucht, von der Handwerksherberge an bis zur Antichambre, auf die Auſſenſeite der Cultur, nicht auf die wirkliche Entwickelung unſrer vielfältigen Kräfte gerichtet iſt. Doch ſind auch hier und da in Teutſchland Anfänge zu ſolchen Einrichtungen gemacht. Der verbeſſerte Ton verbreitet ſich dann aus ſolchen geſchloſſenen Geſellſchaften weiter, und kann, in Verbindung mit beſſerer Erziehung des weiblichen Geſchlechtes, nach und nach viel Gutes wirken. ...

Im Vertrauen auf Ihre gefällige Nachſicht, m. gn. Fr. habe ich dieſe Einfälle, ſo wie ſie kamen, hingeworfen und hoffe damit einen weit reichern Vorrath von Ihren wichtigern Bemerkungen über dieſen Gegenſtand zugewinnen. B.

V.

Actenſtücke
zur
Oeſterreichiſchen Nachdruckergeſchichte.

Vorbericht des Herausgebers.

In langer Zeit iſt wohl keine problematiſche Materie, wobey es auf Recht oder Unrecht ankommt, ge-

Falſtaff tritt auf.

Falſtaff.

Poins, Poins! daß du gehangen wärſt! Poins!

Prinz Heinrich.

Still, du fettmerichter Spizbube, was für ein Geheul machſt du da?

Falſtaff.

Wie, Poins! Hal!

Prinz Heinrich (zu Poins.)

Er iſt auf den Hügel hinauf gegangen, ich will gehen und ihn aufſuchen.

Falſtaff (auf einer andern Seite.)

Das iſt meine Strafſe davor, daß ich in dieſes Diebs Geſellſchaft raube; der Raker hat mir mein Pferd auf die Seite gethan, der Henker weiß wo hin. Wenn ich nur noch vier Quadrat-Schuhe weiter zu Fuß gienge, ſo wurd' ich mir den Blaſebalg zerſprengen. Gut, ich zweifle nicht, daß ich eines ſchönen Tods für alles diß ſterben werde, in ſo fern ich dem Galgen entgehe, wenn ich dieſen Spizbuben todtſchlage. Ich habe dieſe zwey und zwanzig Jahre her ſeine Geſellſchaft ſtündlich verſchworen, und doch bin ich immer mit dem Galgenſtrik behert. Ich will gehangen ſeyn, wenn mir der Raker nicht einen Liebes-Trank eingegeben hat; es kan anders nicht ſeyn; ich hab' einen Liebes-

Trank

genauer und vollſtändiger unterſucht worden als die Frage „über das Eigenthumsrecht der Schriftſteller an ihre Werke; und über die Unrechtmäßigkeit oder Zuläßigkeit der Nachdrucker-Profeſſion.

Die Sache iſt durch gelehrte und ſcharfſinnige Männer von allem möglichen Seiten, unter allen möglichen Beleuchtungen, und aus allen möglichen Entſcheidungsgründen ſo gründlich und ausführlich abgehandelt worden, daß ich es (zumahl nach allem dem was man davon im Teutſchen Muſeum geleſen hat, und beſonders nach der bekannten, dem Kayſer ſelbſt zugeeigneten Schrift des berühmten Campe) für unmöglich halte, noch etwas neues darüber zu ſagen.

Ich geſtehe offenherzig, die Gründe für das Eigenthumsrecht der Schriftſteller ſchienen mir von jeher ſo einleuchtend und entſcheidend, hingegen nicht nur Gerechtigkeit und Billigkeit, inſofern die Sache Privatangelegenheit der Schriftſteller iſt, ſondern auch das allgemeine Intereſſe der Teutſchen Litteratur als National-Angelegenheit betrachtet, ſo offenbar gegen die Nachdrucker zu ſeyn: daß ich mich unmöglich überreden konnte, daß irgend ein verſtändiger und billiger Mann, der die Sache auch nur einige Augenblicke in Ueberlegung zu nehmen gewürdigt, folgende zwey Sätze im Ernſte ſollte bezweifeln können: es ſey nemlich

Erſtens, unredlich und unbillig, die Werke eines Schriftſtellers, ohne ſeine Einwilligung, d. i. ohne

ohne mit ihm darüber contrahiert zu haben, folglich zu seiner und seines rechtmäßigen Verlegers offenbarer Beraubung und Beschädigung, nachzudrucken; und

Zweytens: es bringe Fürsten und Landesobrigkeiten wenig Ruhm, und könne mit dem Schutze, der Aufmunterung und der öffentlichen Achtung, welche der gelehrte Stand und gute Schriftsteller von ihnen zu erwarten berechtigt sind, sehr schlecht bestehen, wenn Sie den Nachdruck als eine Art von Gewerbe, das

1) seiner Natur nach dem Handel mit gestohlner Waare gleich ist,

2) wodurch im Grunde nur die besten und beliebtesten, und also a potiori gerade die verdientesten Schriftsteller gekränkt und beschädigt werden, und welches endlich

3) in seinen natürlichen Folgen unfehlbar eine gänzliche Zerrüttung des Verhältnisses zwischen Schriftsteller und Verleger, und also des Buchhandels überhaupt, nach sich ziehen, dadurch aber den Zustand der Gelehrsamkeit und der National-Aufklärung selbst verderblich werden muß,

nicht nur in ihren Staaten dulden, sondern noch wohl gar, unter welcherley Vorwand es auch

auch geſchehe, begünſtigen, aufmuntern, und unterſtützen.

Dieſe Wahrheiten ſchienen mir (wie geſagt) ſo klar, und ſchon dem bloßen allgemeinen Menſchenverſtande ſo einleuchtend zu ſeyn; daß ich mich nicht erwehren konnte, zu glauben, daß man die wahren Urſachen, warum das Publicum über dieſen Punct ſo unentſchieden und bey dem immer zunehmenden Unfug des Nachdrucker-Weſens ſo gleichgültig zu bleiben ſchien, vielmehr in der Kaltſinnigkeit der Meiſten gegen alles was ſie nicht unmittelbar und perſönlich angeht, in der kleinen ökonomiſchen Betrachtung, daß man geſtohlne Waare wohlfeiler bekomme, und in der menſchlichen Inconſequenz überhaupt, als in der vorgeblichen Ungewisheit und Dunckelheit der Hauptfrage, oder in einem Mangel an hinlänglicher Fähigkeit, ſich in wenig Augenblicken von den vorbeſagten beyden Wahrheiten zu überzeugen, ſuchen müſſe.

Aus dieſer Betrachtung kam es, daß ich, um zu einer Zeit, wo mit ſo großem Ernſt und Eifer und doch mit ſo wenig anſcheinendem Erfolge über den Nachdruck geſchrieben wurde, meines Ortes nicht einen ganz untheilnehmenden Zuſchauer abzugeben, (zumal da ich beynahe mehr als irgend einer meiner gelehrten Mitbrüder von den Nachdruckern gelitten hatte) auf den Einfall gerieth, im Junius

des

des T. M. 1780. in der angenommenen Perſon eines Nachdruckers aufzutreten, um, unter dem Vorwande die gute Sache dieſer Freybeuter und ihrer Auguſte und Mäcenen zu verfechten, die Ungereimtheit der Gründe, womit man den Nachdruck zu rechtfertigen geſucht hatte, deſto auffallender zu machen; und bey dieſer guten Gelegenheit, auch den Schriftſtellern und Verlegern, vornehmlich aber dem lieben Publico und den erlauchten Beſchützern unſrer berüchtigten Verlags-Diebe im Vorbeygehen ihre Wahrheiten zu ſagen. Natürlicherweiſe muſten die Sophismen, die ich meinem Nachdrucker in die Feder dictirte, in ein Vehiculum eingewickelt werden, das ihnen wenigſtens ſo viel von ihrer auffallendſten Abſurdität benahm, als vonnöthen war, damit er nicht beym erſter Anblick unter der Maske erkannt würde. Da ich aber nicht erſt ſeit geſtern mit der Ironie umgehe: ſo glaubte ich hinlänglich dafür geſorgt zu haben, daß die Leſer, qui naſum habent, ſie gar bald ausfindig machen müſten. Auch bin ich überzeugt, daß nunmehr, da das Wort des Räthſels heraus iſt, nicht ein einziger ſeyn wird, der, falls er jenen Aufſatz wieder zu überleſen würdigt, ſich nicht wundern ſollte, wie jemand ſo gar — unſchuldig habe ſeyn können, die Ironie und das Perſifflage nicht in allen Zeilen zu wittern. Freylich lag der Fehler bloß daran, daß der geneigte Leſer nicht in einer Note gehörig davon aviſiret wor-

den

den war — eine Vorſicht, die ich allen Schrift-ſtellern: die ſich der Ironie, als einer uns ehrlichen Teutſchen ganz fremden und heterogenen Figur künftig etwa bedienen wollten, wohlmeynend empfohlen haben will. — Und ſo war es dann (wie jedermann ſieht) bloß meine Schuld, daß ich unrecht verſtanden, und (was ja ohnehin ſo wahrſcheinlich war) für einen gewaltigen Politiker gehalten wurde, der ſich bey den Herren Nachdruckern durch Einrückung dieſes Schreibens in Gunſt ſetzen wolle, und vielleicht durch dieſe niederträchtige Verläugnung ſeiner wahren Herzensmeynung künftig gelinder bey ihnen weg zukommen hoffe.

Wie oft iſt es ſchon mein Schickſal geweſen, auf dieſe Art verſtanden und gerichtet zu werden! Und wie könnte ich mich beklagen wenn mir dies von fremden Leuten begegnet, da noch erſt neulich ein Mann, der mir die Ehre erweiſet mich ſeinen lieben alten guten unvergeßlichen Freund zu nennen, der berühmte Herr Leibarzt Zimmermann in Hannover, mir vermuthlich kein Unrecht zu thun glaubte, da er in einer Anmerkung zum S. 431. des 3ten Bandes ſeines groſſen Werkes über die Einſamkeit, von mir zu ſagen beliebt: ich dencke im Herzen nicht alles was ich ſchreibe; ich hänge zuweilen bekanntlich den Mantel nach dem Winde; und es ſey nichts natürlichers, als daß ich mich aus Staatsklugheit ein klein wenig hämiſch gegen ihn, und die zwey erſten Theile ſeines beſagten Buches erklärt

klärt habe.*) Wenn unsere ältesten Freunde so rasch sind, aus einer so leichten Veranlassung und mit so weniger Wahrscheinlichkeit Arges von uns zu dencken und in einem Buche, das schon nach seinem bloßen äusserlichen Ansehen zu urtheilen, für die Nachwelt bestimmt ist, drucken zu lassen — was sollen unsere Feinde thun?

So wenig es mich also befremdete, daß das vorbemeldte Sendschreiben eines Nachdruckers mir, aus einem wircklich mehr lächerlichen als ärgerlichen Mißverstande, für eine Verrätherey an der gemeinen Sache der Schriftsteller ausgedeutet wurde, und daß sich kaum noch ein einziger wackerer Mann fand, dem es

*) Dies soll in der Anzeige der beyden ersten Theile des vorbesagten Werckes im **August** des **T. M. 1784.** geschehen seyn. Die Anzeige ist nicht meine Arbeit; ich habe sie aber gut geheissen, und nichts **hämisches** darinn gesehen. Uebrigens gestehe ich, daß es mir mehr als nur ein wenig auffiel, **dieses Wort** und **mich** in den Gedancken eines **alten Freundes** so nahe beysammen zu finden. **Hämisch** bedeutet (nach **Adelungs** Wörterbuche) **auf eine heimliche Art boshaft, geneigt** andern **auf eine hinterlistige Art** und ohne ihre Erwartung **zu schaden.** Wie dies zu meinem Herzen, und selbst zu meinem Temperamente passe mögen alle diejenigen rathen, die in dem Lauf eines halben Jahrhunderts lange oder kurze Zeit mit mir gelebt haben! — Und wenn dann vollends noch die Frage wäre, wie des armen alten **Obereits** unschuldige Ankunft nach Weimar die Ursach hatte seyn können, daß ich mich **aus Politik** hämisch gegen Hrn. Z. und sein Buch hätte erklären sollen? o Corydon, Corydon! &c.

es möglich vorkam, daß vielleicht wohl gar der ganze Brief bloßes Persifflage seyn könnte: so war doch vonnöthen, daß ich, um nicht manche alte und neue gute Freunde, die ich in der Welt habe, unvorsichtiger Weise in Versuchung zu neuen Zungensünden zu führen, mich hier über diesen Punct öffentlich erkläre, und in guten derbem Teutsch, ohne Ironie oder Zurückhaltung, versichre: daß ich — des großen Vortheils ungeachtet, der mir davon zuwächst, wenn meine Schriften, beynahe noch feucht von der Presse, von Leuten die mir kein gutes Wort darum geben nachgedruckt werden; und wiewohl ich aus Staatsklugheit mich gar stark in Acht nehmen sollte, mir noch oben drein die Ungnade der Herren Schmieder, Trattner, Trasler, Gerle, und wie die wackern Patrioten weiter heissen, zuzuziehen, als welche mir ja leicht bey ihren höchsten und hohen Gönnern und Beschützern ein Tüchtiges vertreiben könnten — daß ich, sage ich, dieser und anderer ökonomischen und politischen Ursachen ungeachtet, über das Eigenthumsrecht der Schriftsteller an ihre Werke, über die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks, und über die Pflicht der Landesobrigkeiten, jene bey ihrem Rechte zu schützen, und diesem durch nachdrückliche Zwanggesetze Einhalt zu thun, jederzeit eben so gedacht habe und noch immer eben so denke wie die edeln und biederherzigen Oesterreichischen Gelehrten, deren Erklärung auf die Trattnerische Einladung zur Theilnehmung an seinem Bücherräuberischen Vorha-

ben, ich hier, mit ihrer Genehmigung dem Publico in perpetuam rei memoriam vorzulegen das Vergnügen habe.

Die große Unternehmung, wovon hier die Rede ist, und an welcher Theil zu nehmen, Herr Johann Thomas Edler v. Trattner, K. K. Hofbuchdrucker und Buchhändler, wie es scheint, alle Oesterreichische Gelehrte von einiger Bedeutung eingeladen hat, ist, zufolge des im November 1784. von ihm publicierten Skizzierten Plans zur allgemeinen Verbreitung der Lectüre in den K. K. Staaten durch wohlfeile Lieferung der Bücher für alle Fächer der Wissenschaften, das Geschäfte einer unsichtbaren Gesellschaft von Männern, deren Geschäft und Vergnügen die Wissenschaften sind, und denen nichts mehr am Herzen liegt als die Aufklärung in den K. K. Staaten per fas et nefas möglichst befördert und verbreitet zu sehen. Sie wollen in dieser patriotischen Absicht nicht nur eine nahmhafte Anzahl der gangbarsten und zum Theil besten Werke aus allen Fächern der Wissenschaften und Literatur, Werke, welche größtentheils das rechtmäßig erworbene Eigenthum bekannter Buchhandlungen in verschiedenen Städten Teutschlandes sind, nachdrucken: sondern, um sich soviel nur immer möglich eines ausschließlichen Bücherhandels zu versichern, suchen sie auch die Schriftsteller sowohl in- als ausser den K. K. Staaten durch Versprechung der vortheilhaftesten Bedingnisse anzulocken, ihnen neue Original-Werke oder gute Uebersetzungen

ſetzungen zum Druck zu überlaſſen. Fiſtula dulce canit volucrem cum decipit auceps. Allein was von dieſer Lockſtimme zu halten ſey, läßt ſich genugſam daraus erkennen, weil die Einladung mit gezogner Piſtole gemacht wird. „Die Herren (ſo lautet „ſie eigentlich in gutem Teutſch) geruhen uns ihre „Werke, gegen die Bedingungen die wir ihnen zu „machen belieben werden, herzugeben, oder — wir „drucken ſie nach ohne die Herrn zu fragen.“

Es iſt die Geſchichte des Gellertiſchen Bettlers:

Sie ſehen ich fodre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein! ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen)
allein auf Ihre Gütigkeit.

Die unſichtbare Geſellſchaft erwählte ſich zu Ausführung dieſes glänzenden Plans einer Art von Univerſal-Monarchie über Schriftſteller und Buchhandel, den weltbekannten Herrn Johann Thomas Edlen von Trattner. Ihre Wahl hätte auf kein würdigeres Subject fallen können. Hr. v. Trattner iſt nicht nur mit allen zu einer ſolchen Unternehmung erfordertlichen moraliſchen Eigenſchaften reichlich verſehen, ſondern hat auch allein in Wien ſechsundzwanzig Preſſen in Gang, iſt mit Papier, Schriftgieſſerey, Kupferſtecherey, Kupferdruckerey und Buchbinderey eingerichtet, hat in den meiſten Hauptſtädten der K. K. Provin-

zen, als in Prag, Pest, Linz, Grätz, Brünn, Insprug, Triest, Agram, eigene Buchhandlungs-Comptoirs, und ist sich der Uebermacht, die ihm dies alles giebt so lebhaft bewußt, daß er sogar darauf rechnet, mehr als 60 zum Theil sehr ansehnliche Buchhandlungen in den vornehmsten teutschen Städten, mit in seinen großen Plan hineinzuziehen; in einen Plan, der auf nichts geringers ausgerechnet ist, als alle teutsche Schriftsteller und Buchhändler entweder auszurauben, oder zu seinen Taglöhnern, Handlangern und Sclaven zu machen.

Die Schändlichkeit des ganzen Projekts springt einem jedem ehrlichen Menschen in die Augen, und kann durch keine Vorspieglung von guten patriotischen Absichten vertuscht noch gemildert werden. Die Heldenthaten einer Bande edler Landstrassen-Ritter (Gentlemens of the highway) würden dadurch um kein Haar besser und löblicher, wenn die Herren gleich zur Absicht hätten, von den zusammengeraubten Uhren und Geldbeuteln dem Ritter Sanct Görge und seinem Lindwurm, oder irgend einem andern heiligen Legenden-Ritter die schönste Capelle von der Welt zu erbauen.

Merkwürdiges Beyspiel, wie sehr die Begierde nach Alleinherrschaft, die Lust zu großen Spekulationen, und die Beeyferung 26 Pressen im Gang zu erhalten sogar — den Kopf eines Trattners benebeln kann! Der Edle von Trattnern sah so wenig unedles in

in

Trank bekommen. Poins! Hal! Daß ihr die Peſt hättet! Bardolph! Peto! Ich will verhungern, wenn ich einen Schritt weiter ſtehle. Wenn es nicht eine ſo gute That wär' als ein Glas Bier auszutrinken, wenn ich ein ehrlicher Mann würde und dieſe Galgenſchwengel verlieſſe, ſo will ich der ausgemachteſte Halunke ſeyn, der jemals mit Zähnen gekäut hat. Acht Ellen unebner Grund iſt ſiebenzig Meilen für mich, wenn ich zu Fuß gehen muß. Das hol der Henker, wenn Diebe nicht einmal ehrlich an einander ſeyn können! (Er hort ſie füſiern.) He! daß euch die Peſtilenz alle mit einander! Gebt mir mein Pferd, ihr Schelme, gebt mir mein Pferd, und geht an den Galgen.

Prinz Heinrich.

Schweige, du Schmeer-Bauch, lieg nieder, leg dein Ohr hart an den Boden, und horch, ob du nicht den Fußtritt von Reiſenden hören kanſt.

Falſtaff.

Habt ihr ein paar Hebel, oder etliche, daß ihr mich wieder aufheben könnt, wenn ich einmal liege? Sapperment! Ich wollte um alles Geld in deines Vaters Schatzkammer, mein eigen Fleiſch nicht, noch einmal ſo weit zu Fuß tragen. Was zum T** meynt ihr damit, daß ihr mich ſo veriert -- Ich bitte dich, guter Prinz Hal, hilf mir zu meinem Pferd, guter Königs-Sohn.

Prinz Heinrich.

Weg, du Schurke! Soll ich dein Stallknecht ſeyn?

Falſtaff.

in dem Plane der unsichtbaren Gesellschaft, daß er sich nicht entblödete die edelsten unter Wiens gelehrten Männern und Schriftstellern zur Theilnehmung an demselben einzuladen.

Hier ist sein an dieselben erlassenes Circulare, welchem der skizzierte Plan, nebst einem Verzeichnis der Bücher, womit der Anfang gemacht werden sollte, beygelegt war.

Gehorsamste Note.

Unterzeichneter Verleger bittet über den anliegenden Entwurf um Dero erleuchtete und Patriotische Meynung, samt Anmerkung jener Bücher, welche zu weiterer Aufklärung in jedem Fache der Wissenschaften zum Gegenstand erfoderlich oder zu wünschen wären.

Wien den 3ten Dez. 1784.

gehorsamster Diener
Edler von Trattnern.

Die Antworten, die er erhielt, lauteten folgendermaßen.

P. P.

Obschon der Nachdruck auswärtiger Bücher in den K. K. Staaten geduldet ist; so bin ich dennoch überzeugt: daß es eine unläugbare und dem Fortgange der Wissenschaften höchstnachtheilige Ungerechtigkeit ist, einem Gelehrten oder auch nur einem Verleger sein

rechtmäſſig an ſich gebrachtes Eigenthum durch Nachdruck zu rauben. Ich würde dieſe meine Grundſätze verläugnen, und mich als einen Handlanger bey einem öffentlichen Raube anſehen müſſen, wenn ich dieß Unternehmen unterſtützen und die Gelehrten anzeigen ſollte, die nach dem mir eingeſchickten Plane geplündert und um ihr Eigenthum gebracht werden ſollen.

Wenn Ew. Hochedelgeb. die Sache genauer überlegen wollen, ſo werden Sie gewiß in meine Grundſätze einſtimmen, und Ihre Rechtſchaffenheit wird ſich gegen den Elenden empören, der den Plan zu dieſer unſer Vaterland entehrenden Räuberey entworfen hat. In dieſer Ueberzeugung bin ich

Euer Hochedelgeb.

Wien, den 4. Decemb. 1784.

gehorſamſter
J. E. v. Born.

Ich ſchmeichle mir durch keine meiner Handlungen verdient zu haben, daß Ew. Hochedelgeb. an mir einen Mann zu treffen hoffen, der in ſeinen Grundſätzen mit ſich ſelbſt unübereinſtimmig ſeyn würde. Als Ew. Hochedelgeb. dieſen ſkizzirten Plan Sr. Majeſtät überreichten, habe ich meine Meinung darüber mit derjenigen Freymüthigkeit eröffnet, die ich an dem Manne in Geſchäften für Pflicht halte, und die von guten Regenten immer mit gröſerem Wohlgefallen aufgenommen wird, als die vorſichtig zweydeutigen Unmaßgeblich-

geblichkeiten, die für jeden Erfolg auf beyde Seiten genommen werden können.

Als Lehrer, oder, wenn Sie wollen, als Schriftsteller an meinem Pulte denke ich wie der Rath am Rathstische. Wenn Nachdruck ein Beweis patriotischer Gesinnung ist, so muß es Strassenraub, durch den fremde Waare, statt sie zu bezahlen, mit Gewalt abgenommen wird, nicht weniger seyn. Beydes erspart dem Staate den Ausfluß der Baarschaft, und aller Unterschied liegt in der Förmlichkeit des Benehmens.

Wien, den 5. Decemb. 1784.

J. v. Sonnenfels.

Der beyliegende Entwurf scheint doch am Ende zum Nachtheile der Schriftsteller ausfallen zu müssen. Der Unterzeichnete bittet also um Vergebung, wenn er wider eine Gattung von Menschen nicht sprechen kann, zu welcher er selbst gehöret; erbiethet sich aber sonst zu allen gefälligen Diensten.

Denis.

Ich werde es mit meinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit nie vereinigen können, Theil an einer Sache zu nehmen, die Ich für eine Beeinträchtigung fremden Eigenthums halte, so wie ich das Unternehmen, die Ausländer um ihr Eigenthum zu bringen, für die Ehre

unseres

unſeres Vaterlandes ſchlechterdings nicht patriotiſch finden kann. Ew. W. werden daher von ſelbſt einſehen, daß ich in dieſem und allen dergleichen Fällen nicht ſeyn kann

Dero

dienſtwilliger Diener

Blumauer.

Euer Wohledelgebohrnen verlangen von mir eine patriotiſche Meinung über den mir zugeſchickten Entwurf ſamt Anmerkungen über jene Bücher, welche zur Aufklärung in jedem Fache der Wiſſenſchaften zu wünſchen wären. Ich will Ihnen in beyden Stücken ohne Umſtände willfahren. Wenn es hier bloß auf die Frage ankäme, durch welche Werke die Aufklärung befördert werden könnte, ſo wäre die Antwort ganz kurz: durch die beſten in jedem Fache der Wiſſenſchaften: dieſes iſt aber in dem beygelegten Plane nicht beobachtet worden; denn um mich nur auf ein Fach, das mich näher angeht, einzuſchränken, ſo fehlen bey jenem der Schönen Wiſſenſchaften, außer Ramlern, Zacharia und Wielanden, alle großen und berühmten Dichter Teutſchlandes, als: Klopſtock, Kleiſt, Uz, Haller, Gleim, Göthe, Rabner, Weiſſe, Bürger, Karſchin, Stollberg, Nikolai, Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, Leſſing, Schlegel, Michaelis, Blum, Göckingk, Duſch, Jakobi, Hölty, Voß, ꝛc. Es fehlen weiters Mendelsohns philoſophiſche Schriften, Winkelmanns Geſchichte

ſchichte der Kunſt des Alterthums, Garvens Abhandlungen und Cicero von den Pflichten, Gerards Verſuch über das Genie, ebendeſſelben Verſuch über den Geſchmack, Meiſter über die Einbildungskraft, Bettinelli vom Enthuſiasmus in den Sch. K. und Wiſſ. Burke von dem Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen, Leſſings Laokoon, Du Bos, Harrie, Webb, Gravina ꝛc. wofür ein Paar Werke geſetzt ſind, die zwar das ſchöne Geſchlecht nicht aber die ſchönen Wiſſenſchaften betreffen.

Iſt aber die Frage, ob man unter dem Vorwande der Aufklärung die beſten und nützlichſten Schriftſteller nachdrucken ſoll, ſo geſtehe ich's, daß ich einen ſo ungerechten Plan, als Menſchenfreund und als Schriftſteller von ganzem Herzen verabſcheue. Ich habe die Ehre ꝛc.

Maſtalier.

Mein edler Herr von Trattnern!

Ich achte den Büchernachdruck einem Straſſenraube gleich. Schändliche Handlungen, dergleichen jeder Straſſenraub in ſich iſt, kann Gott ſelber mit aller ſeiner Gottesmacht nicht unſchändlich machen. Ich werde alſo Ihrem Anſinnen ſo wenig fügen, als ich einem Unglücklichen, der da unter die Räuber gefallen, die Hände halten würde, ſollte mich auch der Harambaſſa mit einem allerhöchſten Freybriefe darzu

auffordern können. Sie will ich rühmen, etwas recht vaterländiſches gethan zu haben, dafern Sie an Richtigkeit und Schönheit des Druckes Eckhardt in Altona, Bohn in Hamburg, Dieterich in Göttingen, Voß in Berlin, Reich in Leipzig, und Orell in Zürich, auch nur in weiter Entfernung erreichen werden: ich aber bilde mir ein, es ſo lange mit der Ehre meines Geburtslandes edel und gut zu meynen, als ich dem allverfluchten Nachdrucke widerſtreite; was ich auch redlich mit Mund und Hand thun werde, ſo lange ich Feder und Zunge bewegen kann.

Da haben Sie über Ihr nicht einmal zweydeutiges Unternehmen die verlangte patriotiſche Meynung

Ihres

gehorſamen Dieners

Vom Hauſe, den 2. Dez. 1784.

Lorenz Leopold Haſchka.

Was meynen nun unſere Leſer, daß dieſe eben ſo rechtſchaffen als freymüthig und einſtimmig geäuſſerten Erklärungen der verdienſtvolleſten Gelehrten und beſten Köpfe in Wien auf den Edeln v. Trattner und ſeine unſichtbaren Geſellen würkte? Kaum hatte er ſie erhalten, — ſo gieng er hin und machte ſein löbliches Vorhaben durch einen zweyten noch weitläuftigern Plan (unterm 22. Jänner 1785.) öffentlich in der Wiener Zeitung bekannt.

Und

Und nun nur noch ein Paar Worte zur Beſtätigung deſſen was ich oben davon ſagte, wie gefährlich es ſey, ſich unter Böotiern der Ironie zu bedienen. Unſre Leſer erinnern ſich vielleicht des Plans einer Univerſal-Bibliothek, den ich in den T. M. vom Auguſt 1783. einrücken ließ. Die Sache war offenbar ein bloſſes Perſifflage über die ungeheure Zahl und gränzenloſe Behendigkeit unſrer Büchermacher; über gewiſſe Buchhändler welche die Schriftſtellerey als bloße Manufactur und die Gelehrten als Strumpfweber anſehen, die ihnen ſo und ſoviel Dutzend wöchentlich ums Taglohn fertig machen müſſen; über die Nachdrucker, die ihre diebiſche Gewinnſucht durch patriotiſche Abſichten zu adeln hoffen; und endlich (mit allem Reſpect) über daß Publicum ſelbſt, welches alles was gedruckt wird gerne auf einmal verſchlingen, und um etliche Gulden eine ganze Bibliothek kaufen möchte, gewöhnlich von allen Scharlatans Dupe iſt, aber ſich auch dafür vor ehrlichen Leuten deſto mehr in acht nimmt. — Sie werden ſehen was Sie angerichtet haben, ſagte ich zu dem Verfaſſer dieſer Satyre; man wird ihre Univerſal-Bibliothek für Ernſt nehmen — und was ich vorher geſagt hatte, erfolgte. Die Herren die keine Naſe haben freuten ſich mächtig auf ein ſo löbliches Inſtitut, und ich erhielt die ſeltſamſten Zuſchriften von Ungenannten darüber. Endlich, da die Ausführung ſo lange verzog, und die vorgebliche Geſellſchaft Patriotis

triotiſcher Litteratur-Freunde nichts mehr von ſich hören ließ, beſchloſſen jene Hand ans Werk zu legen; und nun trat zuerſt der Buchhändler Gerle in Prag auf, bemächtigte ſich des Namens der erdichteten Geſellſchaft, und kündigte eine Art von Univerſal-Bibliothek an, worin er alle gute Bücher in allen Fächern um ein Spottgeld nachgedruckt zu liefern verſprach, und um Subſcriptionen warb. Bald darauf erſchien auch der Edle von Trattnern mit ſeinem Plan, der ebenfalls nur eine Trattneriſirte Copie der Univerſal-Bibliothek iſt. Daß nun alles was man im October 1784. und im Merz 1785. des T. M. unter dem Nahmen jener Patriotiſchen Geſellſchaft geleſen hat, bloße Fortſetzung des im J. 1783. angefangenen Spaßes ſey, und lediglich durch die albern-ernſthafte Art, wie Hr. Gerle die Sache genommen, veranlaßt worden, brauche ich kaum zu erinnern. Aber iſt es nicht luſtig — oder auch traurig, wenn man will — daß es in unſern lieben teutſchen Vaterlande nur einen komiſchen Einfall, nur ein bischen Ironie und Perſifflage braucht, um gleich ganze Geſellſchaften von Platiköpfen in Activität zu ſetzen, und unſchuldiger Weiſe Scandal und Unheil anzurichten, wo man zu warnen und zu beſſern gedachte?

W.

VI.

Geſchichte der Formel, „Gott helf dir!„ beym Nieſen.

Je ſonderbarer oft gewiſſe alltägliche Volksgewohnheiten ſind; deſto angenehmer würde es ſeyn, wenn man immer ihren Urſprung aufſuchen und ſehen könnte, wo und unter welchen Umſtänden ſie jetzt erſt aufgekeimt; wie ſie in Verbindung mit dieſem und jenem Vorurtheile, die Zeiten des Alterthums durchwandert, von einem Volcke dem andern, und gleichſam aus einer Hand in die andere überliefert worden wären. Auch würde eine ſolche Geſchichte von dergleichen Volksgebräuchen, auſſer dem Vergnügen das ſie gewährte, zugleich in vieler Rückſicht die lehrreichſte Schule für den philoſophiſchen Beobachter werden. Nur Schade! ſie iſt nicht leicht möglich; denn oft verliert ſich dieſes und jene Herkommen in die Zeiten des grauen Alterthums, wo entweder noch gar kein Licht der Geſchichte leuchtete, oder doch zu ſchwach ſchimmerte, um uns die Entſtehung einer Sitte ſehen zu laſſen.

Dies iſt denn auch der Fall bey dem Gebrauch einem Nieſenden Glück anzuwünſchen: er verliert ſich ſo ſehr in die Tiefe des Alterthums, daß ich mich auf keine Weiſe anheiſchig mache, die Zeit und Veranlaſ-

ſung

ſung ſeines Urſprungs zu beſtimmen. Indeſſen läßt ſich die Geſchichte deſſelben weit genug verfolgen, um wenigſtens zu ſehen, wie er ſich unter beſtändigem Schutze des Aberglaubens ſeit Jahrtauſenden bis nun erhalten habe.

Eine gute Menge Schriftſteller macht Italien, und vorzüglich Rom, zum urſprünglichen Geburtsort dieſer Sitte. Als Veranlaſſung wird eine Peſt namhaft gemacht, die unter Pelagius II., der i. J. 577. auf den päpſtlichen Stuhl gelangte, in Italien ausgebrochen iſt, und deren Abwendung Gregor der Groſſe, des Pelagius Nachfolger, i. J. 590. durch eine Litaney zu bewerkſtelligen gedachte, die noch alljährlich, unter dem in der katholiſchen Kirche bekannten Namen der Gregoriſchen Litaney, am Feſte des Heiligen Marcus abgeſungen wird. Dieſe Peſt habe endlich nach Verlauf mehrerer Jahrzehenden mit einer Krankheit beſchloſſen, deren Signal ein tödliches Nieſen und Jähnen geweſen ſey. Hierdurch ſey eine zweyfache Sitte entſtanden: erſtlich die, unverzüglich ein heiliges Kreuz über den Mund zu machen wenn man jähne, um den Tod damit zu entfernen (wie der katholiſche Chriſt noch immer thut, aber aus dem Grunde, weil der ſchlaue Laurer Satanas leicht der Gelegenheit wahrnehmen, und durch den geöfneten Mund herein ſchlüpfen könnte, wenn ihm nicht der Schlagbaum des heiligen Kreuzes vorgezogen wäre) zweytens, daß man demjenigen, den man habe nieſen gehört, gleichfalls ungeſäumt durch

den

Falſtaff.

Geh, und häng dich ſelbſt an deinen eignen Cronprinzlichen Kniebändern auf. Wenn ich ertappt werde, ſo will ich euch für dieſen Streich bezahlen; ich will reden was ich weiß, das glaubt mir. Wenn ich's nicht dahinbringe, daß man Gaſſenhauer auf euch macht, und ſie im Ton von H** liedern in den Straſſen ſingt, ſo moge ein Becher mit Sect mein Gift ſeyn! Wenn man einen Spaß ſo weit treibt, und noch dazu zu Fuß! Ich haß' es!

Gadshill und Bardolph zu den Vorigen.

Gadshill.

Steh!

Falſtaff.

Das thue ich, wieder meinen Willen.

Poins.

O, es iſt unſer Spion, ich kenn' ihn an der Stimme. Bardolph, was giebts Neues?

Bardolph.

Maskirt euch, maskirt euch, zieht eure Viſiere herab; es kommt dort Geld für den König vom Hügel herunter. Geld, das in des Königs Schazkammer geht..

Falſtaff.

Du lügſt, du Spizbube, es geht in des Königs Wirthshaus.

Gads-

den Zuruf „Gott helf dir!„ gegen Todesgefahr zu ſtatten gekommen ſey. Und das ſey denn von jener Zeit an bis auf unſre Tage im Gebrauch geblieben.

Allein das ſind Mährchen und leere Sagen! Denn auſſerdem, daß es ganz an Zeugen fehlt, die uns glaubwürdig verſichern, Nieſen und Jähnen habe irgend einmal zu den Symptomen einer Peſt gehört, ſo iſt auch ſchon gedachte Sitte in weit frühern Schriftſtellern vorhanden. Beym Apulejus, *) der dreyhundert Jahre vor Papſt Gregor dem Groſſen ſchrieb, wird ihrer ſchon bey einer Anekdote von einem Ehebrecher, der ſich durch Nieſen verrathen hat, als einer alltäglichen Gewohnheit gedacht. Die Frau eines Kleiderwäſchers pflegte gewöhnlich in Abweſenheit ihres Mannes verbotener Liebe; und einesmals, als ſie eben auch wieder einen unerlaubten Beſuch hatte, kam ihr Mann unvermuthet nach Hauſe. Betäubt vom Schrecken wußte ſie während der kurzen Augenblicke, ehe dieſer wirklich zur Thür hereintrat, keinen andern Rath, als ihren verſtohlnen Freund in einen Korb, worin Kleider geſchwefelt wurden, zu verbergen, und den Korb, der unter dem Tiſche ſtand, mit Linnen zu überdecken. Es war Tiſchzeit, und beyde ſetzten ſich ihr Mahl zu verzehren, die Frau dem Manne gegenüber. Mittlerweile zeigten ſich die Wirkungen des Schwefelgeruchs, den der verſteckte Buhler athmete:

er

*) Metam. L. VIIII.

er bekam Beklemmungen und Engbrüstigkeit, und würde von einem Reize zum Niesen übermannt, dem er sich unaufhaltbar überlassen mußte. Er nieſt, und der Mann am Tiſche hört es; der aber, in gewisse Gedanken vertieft, auf die Gegend des Schalles nicht achtet, und in der Meynung, das Nieſen komme von seiner Frau, ihr das gewöhnliche „Gott helf!“ zuspricht. Das Nieſen geſchieht wieder: und abermals sagt auch dieſer sein „Gott helf!“ und ſo noch zum dritten und vierten male. Endlich wird des Weſens zu viel, der Mann wird seiner Täuſchung gewahr, räumt den Tiſch ab, und zieht seinen ungebetenen Gaſt hervor.

Weiter hat ſogar Tiberius, wie Plinius*) anführt, eine ausdrückliche Verordnung erlaſſen, daß jedermann ihm, dem Kayſer, wenn er ausfahre und etwa auf öffentlicher Straſſe nieſe, die gewöhnliche Glückwünſchungsformel zurufen ſolle, damit er Kraft dieſes Zurufs, als einer glücklichen Vorbedeutung, gegen alles Ungemach, das ihm vielleicht auf ſeinem Wege bevorſtünde, geſchützt ſeyn möchte. Und wie Plinius gleichfalls erinnert, ſo hielt die damahlige Welt einen ſolchen Zuruf für deſto heiliger und kraftvoller, wenn zugleich der Name des Nieſenden mit ausgeſprochen wurde. Uebrigens wirft auch Origenes den Chriſten des dritten Jahrhunderts vor, daß ſie ohnge-

*) Hiſt. nat. L. 28. c. 2.

ohngeachtet ihrer Einweyhung in die Lehren des Chriſtenthums, immer noch Sclaven eines heydniſchen Aberglaubens wären, den ſie beym Nieſen, bey Bezauberungen und andern Dingen nachahmten.

Auch unter den Griechen war dieſe Sitte: ihr „Jupiter helfe!“ *), das ſie einem Nieſenden zurufen, kommt ſogar in den eigenen Worten mit der heutigen Formel überein. Man überließ es überdieß nicht bloß dem guten Willen Andrer, was ſie etwa thun wollten; ſondern jeder Grieche war auch gegen ſich ſelbſt ſo höflich oder ſo geneigt, ein herzliches „wohl bekomme mirs“ zu ſagen, wenn er genieſt hatte. Nur einen einzigen Beleg zum Beweiſe! Ein alter Epigrammen-Dichter **) ſpottet eines gewiſſen Proclus, der mit einem ſehr dicken Haupte geſegnet und reichlich geöhrt war, und dem die Gottheit eine Naſe mit ſehr langer Elle zugemeſſen hatte. Von letzterer ſagt er, ſie ſey recht claſſiſch und aller Naſen Großmutter. Sie laufe in einer ſo reſpectablen Länge fort, daß er ſie mit eignem Arme nicht ſchnäutzen könne; und ſein Ohr ſtehe ſo weit von ihrem äußerſten Ende ab, daß er beym Nieſen niemahls Jupiters Hülfe anrufen könne: denn ehe der Schall bis zu ſeinen Ohren gelange, ſey er längſt verſchollen.

Dem

*) Ζεῦ σωσον.

**) *Ammianus* in Anthолog. Lib. II. c. 13. epig. 3.

Dem Bicherlaen nach iſt es alſo keine Peſt aus dem ſechſten Jahrhundert, um derentwillen es Brauch und Pflicht geworden wäre, Niesende mit Geſundheitswünſchen zu begrüſſen. Ehe das ſechſte Jahrhundert war, und ein Gregor der große Litaneyen gegen die Peſt verſchrieb, war dies ſchon längſt ein eingerauer Gebrauch unter den Menſchen. Einen ſolchen chronologiſchen Fehler machen doch die Rabbinen nicht: denn dieſe haben Nachricht, daß ſchon von Adams Zeiten her Niesen gefährlich, und, ſeit Erzvater Jacob lebte, „Gott helf" geſagt worden ſey. „Von dem Tage an" ſagt Rabbi Chaskuni beym Buxtorf, „da Gott Himmel und Erde geſchaffen hatte, war kein Menſch ſeines Lebens ſicher, wenn ihm Nieten ankam. Er mochte ſich befinden wo er wollte, auf einer Reiſe oder zu Hauſe, ſo bald er genieſt hatte, ſchied ſeine Seele von ihm; bis endlich Jacob kam, und Barmherzigkeit von Gott bat, dieſes Uebel zu lindern. Gott erhörte ſein Gebet, und nahm dieſe Krankheit hinweg: und ſeit dem iſt der Menſch verbunden, beym Niesen zu ſagen „Geſundheit", damit ſich der Tod in Leben verwandle."

Nicht alſo von einer Peſt aber auch noch weniger von Jacobs erhörtem Gebet, ſondern vom Aberglauben des heidniſchen Alterthums, ſtammt dieſe Sitte, wie noch manche andere, ab. Es war Glaube der alten Welt, daß das Nieſen etwas Göttliches, und zwar Fingerzeige künftiger Dinge, enthalte; und wurde

de daher auch oft in der Sprache der Griechen Vogel genannt, weil ihnen dieses Thier in sehr mannigfaltiger Rücksicht ein Bote der Zukunft war. „Was für die Medicin," sagt Plutarch in seiner Schrift vom Genius des Socrates, „der Puls im menschlichen Körper ist, daß ist für die Seele das Niesen." Man machte sogar eine Gottheit daraus, und fiel nieder wenn jemand geniesst hatte *). „Warum setzen wir," fragt daher Aristoteles, „das Niesen unter die Zahl „der Gottheiten, und sehen nicht Husten und Keichen „für eben so göttlich an? Vielleicht weil es aus dem „Kopfe, dem vorzüglichsten Theile unseres Leibes, dem „Sitze der Gedanken, seinen Ursprung nimmt? Oder „weil es ein Zeichen der Gesundheit ist; dahingegen „Husten und Keichen Mängel eines Körpers andeu„ten?" — Diese angeblichen Ursachen des Aristoteles, wenn ich im Vorbeygehen eine Erinnerung darüber machen darf, reichen bey weitem nicht aus, da die Menschen ganz andere Dinge, die sogar der Wohlstand zu nennen verbietet, zu Gottheiten gemacht haben. Man kann wohl keinen andern Grund angeben, als weil sich die Vernunft sehr oft in Ungereimtheiten verliert.

Als einer Nebensache, die jedoch aber hier nicht ganz am fremden Orte stehen wird, muß ich mit

*) Es heißt beym Xenophon (Lib. III. de expedit. Cyr.) Θεον και νομιζουσι τον Διος τον σωτηρος, den alle Soldaten wenn sie niesen anbeten.

zwey Worten des Socrates Genius gedenken. Es kann nämlich seyn, daß der, nach dem Berichte seiner Schüler, so aufgeklärte Sokrates, der practischste, nützlichste und ehrwürdigste aller Philosophen die Griechenland erzeugt hat, unter den Offenbarungen seines berühmten Dämonions nichts anders, als Niesen verstanden, und also mehr, als sonst jemand von seiner und anderer Leuten Nasen abgehangen habe. Wenigstens sagt dies ein gewisser Terpsio von Megara, dessen Behauptung Plutarch mit folgenden Worten anführt: „Socratis Genius bestand im Nie„sen; es mochte von ihm selbst, oder von andern „kommen. Denn wenn er etwas zu thun gedachte, „und jemand nieste ihm zur Rechten, oder hinter „oder vor ihm; so nahm er das für Winke an, sei„nen Vorsatz auszuführen: wofern er aber zur Linken „niesen hörte; so war ihm das ein Zeichen, die Unter„nehmung aufzugeben. Was sein eigenes Niesen an„langte; so war es Genehmigung seines Vorhabens, „wenn es geschahe, als er so eben die Handlung be„gann: hatte er sie aber bereits angefangen, und es „kam ihn an; dann bedeutete es Warnung, und er „ließ von der weitern Ausführung ab."

Plutarch wehrt sich sehr gegen diese Behauptung des Terpsio, und will auf keine Weise zugeben, daß der so gepriesene Genius des Socrates bloß in solchem Wahne bestanden habe. Es käme, um die Sache

che authentiſch zu entſcheiden; freylich auf des Socrates eigene nähere Erklärung an. Aber wo iſt ſie, da er nichts geſchrieben, und auch keiner ſeiner Schüler etwas dergleichen aus ſeinem Munde aufgezeichnet hat? Wenn man alle Stellen ſammelt, wo Xenophon dieſes Dämoniums gedenket *) und genau auf die Art und den Umfang des Einfluſſes acht hat, den daſſelbe, dem Vorgeben des Socrates nach, auf ihn gehabt hat: ſo zeigt ſich, daß deſſen nur immer in der Verbindung gedacht wird, wenn die Rede iſt, ob etwas zu thun, oder zu unterlaſſen ſey. Nirgend aber heißt es, daß ihm dieſer Geiſt Rathſchläge oder Plane, wie er handeln, und wornach er dieſe und jene Sache anlegen müße, ertheilt habe. Alſo beſtand die Einwirkung deſſelben bloß in einem warnenden oder aufmunternden Fingerzeig; und das ſtimmt völlig mit der Angabe des Terpſio überein. Es war auch, wie ich nachher anführen werde, überhaupt gewöhnlich, ſich durch Nieſen leiten zu laſſen, und es für Stimme der Gottheit anzuſehen, die den Menſchen berathe, dieſes zu thun, jenes zu laſſen. Socrates kann hierin gar wohl den gemeinen Glauben ſeiner Zeiten gefolgt ſeyn; und wenn das nun iſt, und Terpſio Recht hat: ſo muß für ihn Nieſen weit mehr als ein gemeines, auch andern Menſchen nach damaligem Glauben gewöhnliches, Signal der Gottheit geweſen ſeyn. Er hätte ſonſt nicht ſo vorzugsweiſe

*) Memorabil. Socratis.

weiſe von ſeinen göttlichen Deutungen reden können. Wie er aber dieſes vorgeben konnte, ohne den Vorwurf eines Betrügers, der er gewiß nicht war, oder den Tadel der Blödſinnigkeit, zu verdienen, läßt ſich leicht erklären. Er war ohne Widerrede einer der edelſten Menſchen, und hat durch Unterricht und Beyſpiel unendlich viel Gutes geſtiftet: bey dem allen aber, wie ſelbſt die Umſtände ſeines Todes verrathen, war er doch auch unläugbar etwas Schwärmer, obgleich ein frommer liebenswürdiger Schwärmer. Und das war genug, ſich in einer nähern Gemeinſchaft mit der Gottheit zu denken; ſich beſonderer, ausgezeichneter Einwürkungen derſelben bewußt zu glauben.

Und nun wieder zur Hauptſache einzulenken, ſo war Nieſen eine Vorbedeutung bald guter, bald böſer Ereigniſſe. Als Xenophon an jene zehntauſend Griechen beym Perſiſchen Feldzuge eine Rede hielt, um ſie, trotz der augenſcheinlichen Gefahren, die ihnen ihre Lage drohete, dennoch muthig und unternehmend zu machen, und während deſſen einer unter den Soldaten nieſte; ſo war das für alle ſogleich ein Signal, den Redner für ihren Retter anzuſehen, und zum Anführer auszurufen. Penelope, um aus dem Homer ein Beyſpiel anzuführen, bricht in Klagen über die Beleidigungen und den Muthwillen der Freywerber aus, und bedroht ſie mit der Rache des Ulyſſes, die er gewiß an ihnen üben werde, ſobald er zurückgekom-

gekommen seyn, und Nachricht von ihrem Unfuge eingezogen haben würde. Von ohngefähr nieste hier Telemach, und zwar so herzhaft, daß der ganze Saal wiederhallte. Sie hörte es: und auf einmal verwandelte sich ihre Traurigkeit in Freude; sie hielt es völlig für gewiß, daß die eben gedrohete Rache in Erfüllung gehen würde. „Keiner unter diesen Unbesonnen, saate sie, wird der Strafe des Todes entgehen, denn mein Sohn hat aus voller Kraft geniest *)." Dem aus Athen vertriebenen Tyrannen Hippias hingegen, war es Ahndung des Unglücks, als er, an der Spitze eines persischen Heeres, sein vormaliges Vaterland bekriegte. Er war bereits bey Marathon angelangt, und seine auch schon in Schlachtordnung gestellten Völker erwarteten das Zeichen zum Angriff, als er plötzlich von einem so heftigen Niesen erschüttert wurde, daß ihm ein Zahn (der jedoch dem betagten Manne schon vorher völlig abgelöst war) das von ausfiel. Dieser Zahn war vor ihn hin in den Sand gefallen, und wurde gesucht hin und her, aber nicht gefunden. Das setzte Alle, die Perser sowohl, als den Hippias selbst, in solches Schrecken, daß er seufzend und mit zitternder Stimme in folgende Worte ausbrach: „dieses Land, Cameraden, ist nicht unser; und vergeblich werden wir auch unsere Waffen brauchen, es zu erobern. Nur so viel gehört uns an, als der verlohrne Zahn bedeckt." So äffet Aberglaube die Völker!

*) *Odiss.* g. v. 541. ff. **) *Suidas* sub voce Ιππιας.

Ich muß jedoch auch näher anzeigen, unter welchen Umſtänden man glücklich oder unglücklich nieſte. Und hier iſt zu erinnern, daß ſowohl Zeit und Ort, als auch ſelbſt die Zahl des Nieſens die Sache entſchied.

Ueberhaupt durfte es von Mitternacht bis Mittag hin nicht geſchehen: geſchahe es aber von jemanden, ſo war für einen ſolchen der ganze Tag mit ſchwarzen Bildern angefüllt, keiner ſeiner Unternehmungen trauete er einen glücklichen Ausgang zu. Hingegen überließ er ſich bey allem, was er vornahm, blindlings der Hofnung eines glücklichen Erfolgs, wenn er des Mittags oder ſpäter genießt hatte. *) So war es beſonders bey den ältern Griechen; ſpäterhin erhielt dieſer Aberglaube neue Varietäten. Wer des Morgens beym Aufſtehen, oder ehe er Schuhe anhatte, nieſte, lief ſogleich zum Bette wieder zurück, um zu einer glücklichern Stunde aufzuſtehen. **) Und wenn nach einem Gaſtmahle die Tafel aufgehoben werden ſollte, und jemand nieſte, ſo deutete auch das auf Unglück; man trug unverzüglich die abgenommenen Gerichte wieder auf, und koſtete von neuem, damit ſich das Mahl nicht mit einer böſen Vorbedeutung endigen möchte. **) Eine ſehr willkommene Gewohnheit für alle Schlemmer und Schmarotzer! Wie oft mögen dieſe nicht Nieſen bekommen haben! Wie übrigens

*) *Ariſtotel.* Problemat. Lib. II. Sect. 13.

**) *Auguſtin*, de doctrin. chriſtian.

***) *Plin.* hiſt. nat. L. II. c. 28.

Gadshill.

Es iſt genug, uns alle -- (reich zu machen.)

Falſtaff.

An den Galgen zu bringen.

Prinz Heinrich.

Ihr Herren, ſtellt ihr Viere euch ihnen vorn in dem holen Weg entgegen; Ned Poins und ich wollen tiefer herunter gehen; wenn ſie euch entrinnen, ſo fallen ſie doch uns in die Hände.

Peto.

Aber wie viel ſind ihrer?

Gadshill.

Ihrer acht oder zehen.

Falſtaff.

Sakerlot! So werden ſie ja uns berauben.

Prinz Heinrich.

Was Sir Hans Wanſt für eine Memme iſt!

Falſtaff.

In der That, ich bin nicht Hans von Gaunt, euer Großvater, aber doch auch keine Memme, Hal.

Prinz

Übrigens unſere Kalender ihre Tage zum Aderlaſſen, Schröpfen und Haarabſchneiden haben; ſo hatten die Alten in der Woche welche, an denen gut nieſen war, Geſchahe es am Sonntage mit dem früheſten drey, am Montage aber einmal, ſo war die ganze Woche geſegnet. *)

Ferner beſtimmte auch der Ort des Nieſenden, ob er etwas zu fürchten oder zu hoffen habe. Es deutete ihm immer Unglück an, wenn er ſich ſo eben bey Leichenhügeln und Grabmählern befand.

Sonderbar aber war es, daß ſich nicht etwa jeder an den Prophezeihungen ſeiner eigenen Naſe begnügte, ſondern auch Fremde zu Rathe zog. Die Erſchütterung einer einzigen Naſe konnte oft eine ganze Geſellſchaft bedrohen, oder mit Hoffnung beleben; ja ſogar zu gleicher Zeit verſchiedenen Perſonen einer und eben derſelben Geſellſchaft ganz entgegengeſetzte Dinge andeuten. Es kam blos darauf an, was für einen Standpunkt der Nieſende in Abſicht der Uebrigen hatte: wem er zur Linken war, dem prophezeihete ſeine Naſe Unfall; wem aber zur Rechten, dem verkündigte ſie Glück. Bisweilen zog dieſer Aberglaube ſehr ernſte Scenen nach ſich. So ließ z. B. Themiſtokles, als er vor dem Treffen bey Salamin eben im Opfern begriffen war, und man ihm drey Jünglinge zuführte, dieſe Unglücklichen blos darum ſchlachten, weil ihm jemand zur Rechten nieſte, und der

Opfers

*) *Augustin. Niphus* de augur.

Opferprieſter davon die Deutung machte, daß dieſe drey Menſchen ein den Göttern angenehmes Opfer ſeyn, und den Griechen Sieg und Errettung verſchaffen würden. *) Eine andere Folge, die immer eintritt, wenn Menſchen von Menſchen Götterdinge erwarten, beſtund darin, daß der Aralitige, vermittelſt ſeiner Naſe, dieſe und jene Abſichten zu befördern wußte. Wie daher der heilige Vater in Rom vorzeiten mit binden und bannen drohte, ſo droht beym Diogenes Laertius im Leben des Diogenes, einer dem andern mit — Nieſen. **) Practica eſt multiplex!

Endlich, in Abſicht der Zahl des Nieſens iſt ſchon erwähnt worden, daß, wer des Sonntags drey, des Montags aber nur einmal nieſte, die ganze Woche hindurch auf Segen und Gedeyhen rechnen durfte. Lag ein Mann krank und nieſte; ſo bedeutete es, wie Ariſtoteles ſagt, Tod, wenn es einmal; aber Leben und Geneſung, wenn es zweymal geſchahe. Bey kranken Frauen hingegen hatte der Eigenſinn dieſes Aberglaubens gerade das Gegentheil zur Regel gemacht. Gieng der Wanderer durch einen Wald, ſo war ihm ein zweymaliges Nieſen Verſicherung daß ihn kein Rauber anfallen werde; ein einfaches aber drohete mancherley Anfall. Hatte jemand bey Schlieſſung eines Vertrags Einmal genieſt, ſo war es Anzeige daß dieſer Vertrag ungebrochen beſtehen werde;

nieſte

*) Plutarch. in Themiſtocle.

**) ἄγω δὲ γε πτάρων ἐξ ἀριστερῶν τρεῖαν ἐπ πομπήν.

nieſte er aber dreymal, ſo verrieth das eine künftige widerrechtliche Ueberſetzung. Wenn endlich das Nieſen verſagte, ſo hofte der Grieche Gutes, der Römer hingegen ahndete Böſes.

Die Formel „Gott helf!„ wurde nun in beyden Fällen deswegen gebraucht, damit eine glückliche Vorbedeutung noch mehr beſtätiget, eine unglückliche, aber, wo möglich, vereitelt würde. Jedoch ſchränkte ſich dieſer Wahn nicht blos auf Griechen und Römer ein, wie man etwa, dem bisherigen zufolge, denken möchte. Die Aegyptier waren gleichfalls damit behaftet. Ihre Prieſter hatten ſogar das Nieſen eines jeden Tages, nach der Zahl der zwölf himmliſchen Zeichen in eben ſo viele Gattungen abgetheilt, und einer jeden ihre unmaßgebliche Deutung angewieſen. Auguſtinus Niphus *) giebt weitere Auskunft, wer Luſt hat ſich davon mit mehrerem unterhalten zu laſſen. Der Juden iſt ſchon vorhin gedacht worden: es läßt ſich auch von ſelbſt vermuthen, daß ſie keine Ausnahme machen: denn wie ſollte der Aberglaube heißen, der nicht unter dieſem Volke (freylich einen Mendelsſohn und ſeinesgleichen abgerechnet) ein Bürgerrecht hätte? Doch muß ich wenigſtens Ein Beyſpiel anführen, daß nämlich, laut ihrer Rabbinen beym Burtorf, während des Berens zu nieſen, das frohe Zeichen eines erhörten Gebets bey ihnen iſt. Eben ſo ſucht auch der Araber ſeine geheimnisvollen Ahndungen im Nieſen. **)

Beſonders merkwürdig aber iſts, mit welchen Feyerlichkeiten die Naſe des Aethiopiſchen Königs begrüßt wird, ſo bald ſie ſich hat nieſend vernehmen laſſen. Alle Anweſende brechen unverzüglich in gewiſſe herkömmliche Glücksformeln mit ſo voller Stimme, obgleich ſehr ehrerbietig, aus, daß der Lerm

durch

*) de auguriis. I, 2. p. 21.

**) *Schultens.* clav. dialect. p. 265.

durch alle Zimmer des Pallasts erschallt, und die, welche sich darin befinden, von der Begebenheit unterrichtet. Kaum haben hierauf diese das Signal vernommen, so öfnen auch sie Mund und Kehle, so weit sie können, und bringen das Gerücht auf die nächsten Anwohner des Schloßes; die denn auch ihrer Seits wieder ungesäumt ihr Möglichstes thun, die Sache weiter zu befördern, bis endlich die ganze Stadt von gedachter Formel, zu Ehren der erschütterten Nase des Königs, wiederhallt.

Nach der ursprünglichen Ursache der Hochachtung, die man von je her so allgemein gegen das Nieſen hegte, zu fragen, würde also verlohrne Mühe seyn. Schon Aristoteles, wie oben erwähnt, fragte vergeblich. Der Wahn ist zu alt, als daß eine historische Nachricht bis zu seinem Ursprunge hinauf reichen sollte; und wollte man Vermuthungen über seine Entstehung wagen, so ist er auch zu willkürlich, als daß irgend eine Vermuthung erträglich ausfallen könnte. Genug ist es zu meinem Zwecke, gezeigt zu haben, daß er vor Jahrtausenden schon in vollem Gange war, und, den beygebrachten Angaben zufolge, auf nichts als auf Unwissenheit, Grille und Aberglauben beruhte. Es fanden sich daher auch unter Griechen und Römern schon verschiedene Männer, die diese Grille diesen Aberglauben erkannten, und darüber spotteten, oder ihn mit Verachtung übersahen. „Was ists denn für ein Zeichen — fragte Timotheus von Athen, als er eine Flotte gegen die Corcyräer anführte, und sein Steuermann mitten auf der See umkehren wollte, weil einer unter den Ruderknechten geniest hatte, — was ists für ein Unglückszeichen, wenn unter uns vielen Tausenden ein einziger nieſet?" Er ließ also ungestöhrt fort segeln. Philemon, ein griechischer Schauspieldichter, läßt eine seiner handelnden Personen sagen: „Wenn ich einen sehen werde, der

„aufs

„aufrafft, ob etwa jemand niest — unverzüglich will „ich den zu Markte führen und an den ersten besten „Käufer überlassen; denn jeder niest für sich, nicht „für andere; und thuts, weil es seine Natur mit „sich bringt.“ Vorzüglich aber verdient ein Fragment des Menanders hier eine Stelle. „Kein Thier, sagt er, ist weniger glücklich und ruhig, als der Mensch. Siehe nur diesen Esel hier; den hält jeder für unglücklich: und doch wiederfährt ihm kein Uebel wovon er selbst Urheber wäre; bloß denjenigen ist er unterworfen, die an seine Natur gebunden sind. Wir aber haben nicht genug an unsern nothwendigen Uebeln, sondern verschaffen uns auch noch freywillig neue. Wir trauern, wenn jemand niest, und sind unwillig, wenn uns einer böses wünscht; wir fürchten wegen nächtlicher Träume, und zittern, weil eine Eule geschrien hat. Unsere Besorgniße, Meinungen, Aberglauben — alles das sind Uebel, die wir unsern wesentlichen hinzufügen.“*)

Cicero und Plinius haben eben das gesagt, und nahmentlich vom Aberglauben des Niesens.** Indessen erhielt er sich doch in seinen verjährten Rechten: er gieng aus dem Heidenthum in die Hände der Christen über, und wurzelte so tief, daß er sogar auch unter uns noch fortlebt; obgleich in einer etwas veränderten Gestalt. Denn was ehedem Religionsidee war, ist nun, dem Geiste des Jahrhunderts gemäß, bloß ein Gedanken- und absichtleeres Stück der Etikette. Nur dieses oder jenes alte Mütterchen etwa ist sich noch eines Geschenkes vermuthend, wenn sie nüchtern des Morgens geniest hat; oder sieht eine Lüge für Wahrheit an, weil sie durch Niesen bestätigt ist.

G.

VII.

*) Fragm. 161. p. 245. edit *Clerici.*

**) *Cic.* de divinat. L. II. c. 40. *Plin.* hist. nat. L. II. c. 7.

VII.

Auszug eines Briefes.

London, den 25. März 1786.

Vor der Hand kann ich Ihnen vom Englischen Theater noch nicht viel sagen; denn da mir die hiesige Aussprache noch Schwierigkeiten macht, so enthalte ich mich billig über Deklamation zu urtheilen. Darf ich indessen nach den Stücken von Shakespeare urtheilen, und die ich nicht nur schon vorher genugsam kannte, sondern sie auch vor der Vorstellung kaufte und nachlas: so muß ich freylich gestehen, daß ich auf dem hiesigen Theater keine Meister in der Declamation gefunden habe. Sie haben gewöhnlich einen schleppenden Ton bey Endigung eines Verses oder einer Periode und übertreiben immer im Pathetischen. Ihre Action ist steif und einförmig, und Decorazionen und Kleidung ist auch nichtsweniger als vorzüglich. — Was mir am besten gefällt, sind die kleinen Singstücke, die zuweilen gegeben werden, bey denen man artige Compositionen und reine Kehlen antrift, die ich in Frankreich vermißt habe. Es ist auch überhaupt ausgemacht, daß die Engländer einen viel bessern musikalischen Geschmack haben als die Franzosen. — Figaro ist übersetzt, und wird in Covent-garden aufgeführt; ich habe ihn aber nicht gesehen, denn ich denke noch immer mit Schaudern an die Langeweile die er mir in Paris gemacht hat, und hier soll er überdies noch um die Hälfte schlechter gegeben werden. — Sie wissen doch, daß Beaumarchais eingezogen worden ist, weil er bitter vom Erzbischof von Paris, und der dasigen Geistlichkeit überhaupt gesprochen hat, die die Königin verhindert haben soll, sein Stück zu sehen? Er hat jezt freylich keinen Prinz von Conti mehr, der ihn aus allen Nöthen retten kan.

Die

Die große Oper ist völlig wie in Italien, und auch mit lauter Italienern besetzt; es ist zwischen dort und hier bis auf alle Fehler und Nachlässigkeiten auch nicht der geringste Unterschied; nur daß das Schauspielhaus hier so schön nicht ist, als die mehresten in Italien, und daß man hier nicht Karten darin spielt, obgleich eben so viel geplaudert wird.

Ausserdem giebt es noch ein kleines Theater, ungefähr wie das vom Nicolet, und noch eine Menge anderer Lustbarkeiten aller Art, an denen London den Sommer durch weit reicher ist als Paris. Die Musik hat, wie billig, ihren guten Theil daran. Die Fasten aber ist Mittwochs und Freytags kein Schauspiel; dagegen wird im Drurylane Theater ein Oratorium aufgeführt, welchem der König nicht selten beywohnt und das sehr gut gegeben wird. Man wählt gemeiniglich eins von unserm Landsmann Handel, den man hier fast vergöttert hat, und dessen Porträt an dem Positive aufgehangen ist, dessen man sich dabey bedient. Sonst giebt es noch eine Menge anderer Musikgesellschaften, die fast täglich Concerte geben, wovon man die Anzeigen in den öffentlichen Blättern findet. Die glänzendste dieser Gesellschaften für den jetzigen Winter ist die, welche alle Donnerstage in dem unvergleichlichen Saale gehalten wird, der das Pantheon heißt, und bey der die Mara engagirt ist. Neulich hörte ich sie das Stabat Mater von Pergolesi singen; die zweite Stimme hatte ein Italiener übernommen. Solche Musik dürfte ich wohl nicht häufig mehr hören!

Eine Art Zeitvertreib hat man hier noch, die ich sonst nirgends angetroffen habe, daß nämlich einer oder zwey vorzügliche Declamatoren öffentlich etwas vorlesen. Man nennt dies auf Englisch blos Readings, und besucht es wie ein anderes Schauspiel, und zwar sehr stark, weil es hier sehr geliebt wird. Es giebt

auch

auch dergleichen französische Readings, in denen man beliebte französische Schauspiele herliest, und die freylich nicht so viel, aber doch immer mehr Zulauf haben als ich erwartet hätte. Zu diesen ist eine Gesellschaft zusammengetreten, von der man Mitglied seyn muß, um sie besuchen zu dürfen. In jenen: die öffentlich sind, werden nicht nur Schauspiele, sondern auch Gedichte, und überhaupt allerhand Aufsätze, die nur einiges Reliefs durch Declamation fähig sind, vorgelesen; die berühmtesten englischen Leser heißen gegenwärtig Sheridan und Henderson.

Vorgestern habe ich auch eine Luftreise mit angesehen. Graf Zambeccari, ein Italiener, gieng mit einem ungemein schönen Ballon in Gesellschaft eines englischen Admirals, der ihm dreyhundert Guineen für seinen Platz bezahlt hatte, in die Höhe; sie haben in weniger als einer Stunde fünfunddreyßig englische Meilen zurückgelegt, und einige artige Beobachtungen gemacht. Es sind jetzt noch verschiedene ähnliche Reisen im Werke, die ich mit werde ansehen können.

— Mit dem englischen Frauenzimmer geht es mir so, wie mit dem englischen Theater: ich kann ihnen die große und allgemeine Schönheit gar nicht abmerken, von welcher andere Reisende ein solches Aufheben machen. Welcher Unterschied im Busen und Blut gegen die Italienerinnen, und im artigen, natürlichen Betragen und Anzug gegen die Französinnen! — Es giebt hier aber eine Art von Schönheit, die ich sonst nirgends gefunden habe. Man sieht nämlich viele Mädchen mit einer ganz weissen Haut, den herrlichsten blauen Augen, und einem rothen Haar, das aber so glänzend ist, daß ichs unmöglich anders als schön nennen kann. So waren auch wohl die Mädchen beschaffen, die ehemals unsre Vorväter als die größten Schönheiten verehrten —

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
May 1785.

Anzeigen und Ankündigungen.

1) Nachricht von der gegenwärtigen Verfaßung des Erziehungs-Inſtituts zu Deſſau. Deſſau und Leipzig bey Cruſius. Im May 1785.

Wir ſehen aus dieſer gut geſchriebenen Nachricht des Hrn. Directors Neuendorf, daß dieß mit Recht in und auſſer Teutſchland berühmte und geſchätzte Erziehungs-Inſtitut zu Deſſau, nachdem es ſeit ſeiner Stiftung mit ſo manchen Schwierigkeiten des Beginnens gekämpft, vorher noch nie gemachte Erfahrungen gemacht und benuzt, widrige Zufälle genug erlitten, und unvermeidliche Unvollkommenheiten verbeſſert hat, anjezt auf der Stufe ſeiner männlichen Stärke und ſchönſten Thätigkeit ſteht. Sr. Durchl. der regierende Fürſt hat nunmehr die Direktion deſſelben ganz übernommen, und dadurch dem Inſtitute nicht allein den feſteſten Grund für immer, ſondern auch Sicherheit für jede dergleichen Cataſtrophen als daſſelbe bisher erſchütterten, und ſeine ſchnelleren Fortſchritte zur Vervollkommung ſtöhrten, gegeben. Wir haben davon folgende öffentliche Erklärung Sr. Durchl. als Dokument in den Händen.

Erklärung Sr. Durchl. des Fürſten von Deſſau an das Publikum, das Erziehungs-Inſtitut betreffend.

Da die Profeſſoren des hieſigen Inſtituts, welchen bisher die Direktion deſſelben anvertrauet war, mir zu Folge

einer ſchriftlichen Akte vom 28ſten Febr. d. J., dieſe Direktion angetrauen haben: ſo habe ich dieſen Antrag nicht ohne lebhaften Wunſch, ſondern wie hierdurch erſcheint, das Publikum verſichern wollen, daß auch fernerhin die Aufrechthaltung und Vervollkommnung dieſer Anſtalt auf die möglichſte Weiſe beſorgt werden wird, und daß ich zu dem Ende die Oberaufſicht über dieſelbe dem für meine Schulen ernannten Direktor Neuendorf, aufgetragen habe, deſſen gedruckte Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung des Inſtituts eine nähere Auskunft giebt.

Leopold Friedrich Franz,
Fürſt zu Anhalt.

Deſſau, den 9. April, 1785.

Hieraus erhellet daß die Special-Direktion des Inſtituts von Sr. Durchl., dem Hrn. Neuendorf aufgetragen worden; einem Manne, der ehedem ſchon Lehrer dabey war, und ſowohl von Seiten ſeines Kopfs und Herzens, als auch der übrigen beſondern Talente, die man um einer Sache gut vorzuſtehen, noch aus der gütigen Hand des Schickſals empfangen haben muß, ſowohl dieß Zutrauen ſeines Fürſten, als des Publikums verdient. Wir empfehlen dieſe kleine aber gewiß nicht unwichtige Schrift jedem Vater und Vormunde, deſſen Lage und überhäufte Geſchäfte unmöglich machen ſeinem Sohne oder Mündel denjenigen Grad von phyſikaliſch und moraliſch guter Erziehung zu geben, den er wünſchte, zu reifer Durchſicht und Beherzigung; und ſind verſichert daß er ſie nicht ohne Beyfall, und vielleicht Entſchluß, aus der Hand legen wird. Man muß ſie ganz leſen um ſich ganz zu unterrichten; ſie leidet daher auch keinen Auszug. Das Inſtitut hat zur Abſicht, die Erziehung und den Unterricht der ihr anvertrauten Jugend frühzeitig anzufangen, und nach Bedürfniß ihrer verſchiedenen Beſtimmung, bis zu Ende ihrer Schuljahre zu beſorgen. Alſo

Die

Prinz Heinrich.

Gut, wir wollen's auf die Probe ankommen laſſen.

Poins.

Holla, Jak, dein Pferd ſteht hinter dem Zaun dort: wenn du's nöthig haſt, ſo wirſt du's dort finden. Lebt wohl und haltet euch wohl!

Prinz Heinrich (zu Poins leiſe.)

Red, wo ſind unſre Ueberkleider?

Poins.

Hier, hart an uns; Laßt euch ja nicht ſehen.

[Sie gehen auf die Seit.]

Falſtaff.

Nun, meine Herren, ein jeder an ſeine Arbeit, wer das beſte kriegt, der hat's!

Vierte Scene.

Einige Reiſende treten auf.

Reiſende.

Kommt, Nachbar; der Junge ſoll unſre Pferde den Hügel herunter führen; wir wollen eine Weile zu Fuß gehen, um eine Veränderung zu machen.

Einrichtungen des Inſtituts haben auf dieſen Endzweck genaue Beziehung. Dadurch daß die frühere Behandlung des Kindes mit der folgenden Bildung des Jünglings im Zuſammenhange angeordnet und ausgeführet wird, bekommt auf der einen Seite die öffentliche Erziehung eine Vollſtändigkeit die ſie bisher, wenigſtens durchgängig, noch nicht hatte; und auf der andern wird dem Bedürfniſſe ſo mancher Eltern abgeholfen, die wegen ihrer häuslichen oder Geſchäftslage, gerade für ihre jüngere Söhne eine Erziehungs-Anſtalt wünſchen, welcher ſie dieſelben mit Beruhigung anvertrauen könnten. Die Verbindung dieſer Zwecke iſt alſo das Eigenthümliche dieſes Inſtituts, welches nur Kinder von 6 bis 12 Jahren annimmt, und ſie bis zu ihrer höhern Lebens-Beſtimmung behält. Alle pädagogiſche Verſuche und Spekulationen die keine ſolide und für das praktiſche Leben brauchbarer Reſultate gewähren, fallen hier ganz weg. Was das Inſtitut durch Anwendung ſeiner Grundſätze und Methode bisher bey den meiſten ſeiner Zöglinge ſichtbar bewürkt hat, und in der Folge noch weit ſicherer bewirken wird, iſt in Summa: 1) Entwickelung des geſunden Verſtandes und Beförderung des eignen Denkens; 2) Freymüthigkeit und Beſtimmtheit in ihren Reden und Antworten; 3) Leichtigkeit ſich bey Verlegenheiten zu helfen; 4) Wahrheitsliebe und Offenheit in ihren Aeußerungen; 5) eine feine Verträgſamkeit untereinander: Dienſtfertigkeit und Gelindigkeit mit Antheil über Andere; 6) Herzlichkeit gegen ihre Lehrer, und eine gewiſſe Mäßigung in ihrem ganzen Betragen. — Davon giebt es eine Menge Augenzeugen in und auſſer Teutſchland. Werth iſt es gewiß daß die Nation dieß ſchätzbare Inſtitut, daß noch nie ſo weit und vollkommen war, als in ſeiner neueſten jetzigen Verfaſſung, und durch die raſtloſe wohlthätige Sorgfalt ſeines vortreflichen Fürſten es immer mehr wird, achte und in Ehren halte.

2) Hrn. Bergſecret. Voigts Anzeige wegen Ablieferung ſeiner Cabinetchen von Gebirgs-Arten.

Es thut mir ſehr leid, daß ich mich genöthiget ſehe, wegen des Termins der Ablieferung der von mir angekündigten Cabinete von Gebirgsarten, zu der ich den Anfang des Monats Junius feſtſetzte, hier öffentlich um einige Nachſicht zu bitten. Man hat mich bey dieſem Geſchäfte mit mehrern Aufträgen beehrt als ich bey Beſtimmung der Ablieferungszeit erwartete. Es würde unmöglich ſeyn, die eingegangenen Beſtellungen in Einem Monat zu expediren, wenn mir auch eine Berufsreiſe nicht ſchon den größten Theil des Junius hinwegnähme. Indeſſen bin ich, bis auf die Rheinländiſchen Laven, ganz vorbereitet, hoffe mehr zu leiſten als ich verſprach, und werde auch mit Anfang des M. Julius meine Verſendungen anfangen. Sie werden in der Ordnung geſchehen wie die Beſtellungen eingegangen ſind. Diejenigen Liebhaber, die nicht ſogleich an die Reihe kommen, werden ſich ſolches, wie ich ſehr bitte, nicht miſſfallen laſſen. Sobald ich den bisherigen Beſtellungen Genüge geleiſtet, werde ich mich in dem Stande befinden gepackte Kiſtchen vorräthig zu halten, um mit umgehender Poſt oder erſter Frachtgelegenheit die fernern Aufträge zu beſorgen. Weimar, den 24ſten May 1785.

Joh. Carl Wilh. Voigt.

---

3) Antwort auf die Bekanntmachung wegen Hrn. Mesmers Lehrſätzen.

Daß ein Kenner und Liebhaber der Lehre des Hrn. Mesmers, das heißt wahrſcheinlich ein Schüler deſſelben, der vielleicht auch mit hundert neuen Louisd'or dieſe Eigenſchaft erkauft hat, den Lehrſätzen, ſo wie Hr. Meßmer

gethan

gethan hat, widerſpricht, darüber wird ſich wohl Niemand wundern. Daß er aber die Unparthenlichkeit des Verlegers, der den Brief des Hrn. Meſmers hat beydrucken laſſen, um das Publikum in den Stand zu ſetzen ſelbſt die Aechtheit oder Unächtheit dieſer Aphorismen zu beurtheilen, verkennt, und ihn einer niedrigen Beſtechung des Publikums beſchuldigt, das wäre, auſſer einem Schüler des Hrn. Meſmers, keinem klugen Manne zu verzeihen.

Dieſe Uebereilung iſt deſto auffallender, da der Verleger die Antwort des Hrn. Caullet de Veaumorel auf den Brief des Hrn. Meſmers nicht hat beydrucken laſſen, die doch ſo treffend iſt, daß die Ueberzeugung der Aechtheit der Lehrſätze (nicht was die Form, ſondern die Sache ſelbſt betrift) daraus entſtehen muß.

Wenn ich einen ſolchen Anfall vermuthet hätte, ſo würde ich dieſe Antwort aus dem Journal de Paris zu mir geſteckt haben, und nun dieſem Blatte beyfügen. Das Publikum ſoll aber nichts dabey verlieren. Ich werde ſie an die Hrn. Herausgeber des T. Merkur und der hieſigen gelehrten Zeitung zum Einrücken einſenden.

Wenn der unbekannte Freund des Herrn Meſmer die Sache etwas beſſer überlegt hätte, ſo würde er ſich vielleicht entſchloſſen haben zu ſchweigen. Er ſcheint nicht einzuſehen wie unrecht er es angreift. Der Verleger iſt in der Meſmerſchen Lehre nicht ſo unwiſſend als er es vermuthet. — Aber freylich begreift er nicht, wie man nothwendig die Aphorismen für unächt erklären, und vor ihrer Bekanntmachung warnen muß, wenn man die Lehre des Hrn. Meſmer für etwas beſſeres hält als das große Publikum. Die Aphorismen, oder — um den unbekannten Freund des Hrn. Meſmers nicht zu beleidigen — die Lehre des Hrn. Meſmers iſt ein neues Feld, welches der Unterſuchung der Phy-

ſſer erdſnet iſt. Ob ſie itzt ſchon, oder, wie Hr. Meſmer wollte, in einigen Jahren bekannt wird, iſt nicht gleichgültig, weil bey ſpäter Blüthe die Frucht ſpäte reifet. Leipzig, zu Ende der Jubilate-Meſſe 1785.

Der Verleger der Lehrſätze des Hrn. Meſmer.

Brief des Hrn. Caullet de Veaumorel an die Herausgeber des Journal de Paris No. 9. 1785.

Meſſieurs,

Malgré le ménitiv que j'ai employé dans mons avertiſſement ſur *les Aphoriſmes de M. Meſmer* que je viens de mettre au jour, je ne vous diſſimule pas que je m'attendois à la dénégation totale de la doctrine, des principes & des procédés de Mr. *Meſmer* qui y ſont contenus; c'étoit même la marche que j'aurois tenue á ſa place, ſans la crainte de la réclamation de quelques cent louis, ſurtout ſi des motifs *intereſſans* m'avoient fait une loi de répandre ma doctrine par la voie de l'enſeignement. Mr. *Meſmer*, bien plus honnête que moi, a la bonté de reconnoître des débris, des brouillons informes &c. & de mettre en queſtion ce que je puis certifier être en fait, que je tiens ces cahiers d'un de ſes Elèves; c'eſt donc un procédé duquel je dois le louer, & j'eſpère, connoiſſant l'habitude de Mr. *Meſmer*, qu'il voudra bien un jour reconnoître ſes *chers* enfans; j'appélle à ſes Elèves de la bonne foi de ſon deſaveu; la conformité des cahiers de pluſieurs de ces Meſſieurs que j'ai confrontés avec *ces Aphoriſmes*, me confirme de plus en plus que l'effet de l'aberration de *l'harmonie* eſt la ſeule cauſe du prétendu deſordre que Mr. *Meſmer* a crus appercevoir dans l'ordre même de ces cahiers. Sa doctrine ſur l'irritabilité, la ſenſibilité & les criſes contenues dans *ſes Aphoriſmes* offrent des effets bien plus étonnans. Quant aux procedés du Magnétiſme animal, j'en puis garantir la vérité, je les ai vu

emplo-

employer moimême d'après les principes contenus dans *les Aphorismes* avec les réſultats qu'on en attendoit.

Je regrette infiniment, Meſſieurs, que mes occupations me privent, pour le moment, de faire un Cours public & gratuit de démonſtration & de l'application des procédés de Mr. *Meſmer* indiqués dans *ſes Aphoriſmes*, j'en ſaiſirai l'inſtant avec le plus grand intérêt.

J'ai l'honneur d'être, &c.

Signé, *Coullet de Veaumorel.*

---

4) Anzeige einer in Zürich zu errichtenden Privat-Schule zum Unterricht taubſtummer Perſonen.

Der mit einem lobenswürdigen Enthuſiasmus von den verdienteſten Männern unſerer Tage verfolgte, mit dem beſten Erfolge fortgeſetzte, täglich allgemeiner werdende, täglich auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebrachte Unterricht gehörloſer Kinder, iſt eine Erſcheinung, welche ſowohl die ſtarken Schritte, die unſer Zeitalter in der philoſophiſchen Kenntniß der Natur der menſchlichen Seele gemacht hat, beweiſet, als auch der menſchenliebenden Denkungsart deſſelbigen, nach welcher es den wohlthätigen Einfluß, den die Wiſſenſchaften auf die Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit haben, auch auf die bedauerns- und hülfswürdigſten Claſſen der Menſchheit auszudehnen wünſchte, ein lautes und ehrenvolles Zeugnis giebt.

Ja, geſegnet ſeyd Ihr! edle Männer! die Ihr eure Zeit und Vermögen und Talente, einer Claſſe von Menſchen widmet und großmüthig aufopfert, welche des Glücks der Erziehung und des Unterrichts unfähig, aller Vortheilen der Geſellſchaft, aller wahren Freuden des Lebens beraubet, bis dahin nur als mitleidenswürdige Sonderlinge

und Mittelding zwiſchen Menſchen und Thieren bedauret — oft als Ausſchüſſe der menſchlichen Geſellſchaft verachtet, und dem harten Looſe, das ſie ungeachtet der in ihnen liegenden Fähigkeiten von derſelben ausſchloſſe, kaltblütig überlaſſen — oft unbarmherzig in unbekannte Winckel verſtoſſen wurden, und ihre Tage wie Pflanzen verleben mußten. — Heil Euch! die Ihr, ſtatt euch mit einem mitleidigen Blicke zu begnügen, euer Nachdencken, euren raſtloſen Fleiß und eure nicht zu ermüdende Geduld dahin verwendet, auf einem noch ſo ungebahnten und mühſamen Wege in die dunckeln Seelen dieſer elenden Geſchöpfe Licht, und die in ihnen liegende Fähigkeiten zur Entwickelung zu bringen; ſie mit Ihrem Schöpfer, der Welt, ſich ſelbſt und dem Zwecke ihres Daſeyns bekannt, und nicht nur zu unläſtigen, ſondern auch ſelbſt zu brauchbaren und nützlichen Bewohnern der Erde, einſt würdigen Bürgern des Himmels zu bilden — wahrlich Euer Verdienſt iſt groß vor der Welt, aber noch gröſſer wird einſt ſeyn Euer Lohn im Himmel!

Auch unſer Zürich darf darauf ſtolz ſeyn, in ſeinem Schooſe zween Männer zu beſitzen, welche ſich in dieſer Rückſicht um das menſchliche Geſchlecht, und um dieſen bedauernswürdigen Theil deſſelben verdient gemacht haben. Ehrwürdig iſt der Name unſers Herrn Pfarrers Keller, deſſen vortrefliche und mit dem geſegneteſten Erfolge begleiteter Methode in dem Unterricht gehörloſer Kinder bereits durch die geſchickte Feder unſers Herrn Prof. Ufteri in dem Helvet. Calender vom Jahr 1780. und 1781. beſchrieben worden, und mit deren ferneren ausführlicheren Beſchreibung aus der Hand des Herrn Pfarrers ſelbſt das Publikum nächſtens erfreuet werden ſoll.

Auch Herr Ulrich, welcher bey Herrn Pfr. Keller, die Fundamente dieſer heilbringenden Wiſſenſchaft gelegt,

ſich hernach in der Schule des berühmten Herrn Abbé de l'Epée noch mehr gebildet und vervollkommet hat, hat nunmehr ſeit einigen Jahren den Taubſtummen ſeines Vaterlandes ſeine Zeit, Talente und Kräfte ganz gewidmet, und der edle und uneigennützige Wunſch ſeines Herzens geht einzig dahin, ſich in den Stand zu ſetzen, dieſe ſeine in der Schule jener vortreflichen Männer erworbene, durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen bereicherte Kenntniſſe zum Nutzen ſeiner Mitmenſchen thätig und wirkſam anwenden zu können. — Und um ihn in dieſe Lage zu ſetzen, den Wunſch ſeines guten Herzens zu befriedigen, und auch in unſerer Stadt ein für dergleichen Elende unſers Landes ſowohl als auswärtiger Gegenden nützliches und tröſtendes Inſtitut zu errichten, deſſen Unterſtützung und Beförderung allen warmen Menſchenfreunden zu empfehlen, iſt die Abſicht dieſes gegenwärtigen Blatts.

Wenn alſo Herr Ulrich ſich entſchloſſen hat, in dem Laufe dieſes Jahrs in hieſiger Stadt eine mit einer Koſthaltung verbundene Schule für Taubſtumme zu errichten — wenn ein in den Händen unten benannter ſich befindendes rühmliches Atteſtat von dem Herrn Abbé de l'Epee ſelbſt — wenn die Empfehlung ſeines verehrungswürdigen Lehrers Herrn Pf. Kellers — vornehmlich aber die Progreſſe ſeiner Zöglinge, für ſeine Fähigkeiten und Geſchicklichkeit in dieſer edlen Kunſt Bürge ſind — ſo ſeyd Ihr, theureſte Menſchenfreunde! die Ihr ſo unermüdet für die Ausbreitung und Fortpflanzung jedes Guten, für die Beförderung jeder allgemeinen und individuellen Glückſeligkeit unter Euren Nebenmenſchen beſorgt ſeyd, und durch deren Feuer und Eifer ſchon ſo manche heilſame und gemeinnützige Anſtalt, gedihen iſt, freundſchaftlich eingeladen und gebeten, auch dieſe Privat-Anſtalt durch Bekanntmachung und Empfehlung zu unterſtützen. Beſonders werden die gelehrten Verfaſſer

und Herausgeber der verschiedenen Magazine, Journäle, Bibliothecken und gelehrten Zeitungen ersucht, durch diese Canäle, die Eltern, Verwandte und Vorsorgere dergleichen unglücklicher Kinder davon zu benachrichtigen. Herr Ulrich sowohl, als seine Freunde, werden es sich zur angenehmsten Pflicht machen, jede schriftlich an Sie gethane Anfrage, das Nähere der Lehrmethode, der Einrichtung des Instituts und der damit verbundenen Unkosten betreffend, so schleunig und befriedigend als möglich zu beantworten; und man dörfte diesfalls nur die Briefe an Herrn Rathsherr Usteri oder Herrn Dr. und Exam. Kahn, Herrn Prof. Usteri, Hrn. Diacon Lavater, Hrn. Pfr. Keller Hrn. Prof. Breitinger, Hrn. Prof. Hottinger, Hrn. Doct. Hirzel, Hrn. Hauptm. Salomon von Orell, Hrn. Director Cramer, oder an Endesunterschriebenen adressiren, welche sämtlich sich angelegen seyn lassen würden, für die diesem Institut anvertrauete Kinder und ihre beste Verpflegung die wachsamste und väterlichste Sorge zu tragen; so wie auch in dem gemeinnützigen medicinischen Magazin von dem Fortgange dieses Instituts von Zeit zu Zeit getreue Nachricht gegeben werden wird.

Zürich den 28. Merz 1785.

D. und Canonicus Kahn,
der Naturlehre und Mathematik öffentl. Lehrer
an dem Carolinum zu Zürich.

Schon seit mehrern Jahren ist der Unterricht Taubstummer Personen meine erste und einzige Beschäftigung. Meine Lehrer waren zuerst der würdige Herr Pfarrer Keller von Schlieren bey Zürich, und nach diesem der berühmte Abbé de l'Epée in Paris, denen ich so gerne öffentlich für ihre Freundschaft danken möchte. Bey diesen durch ihr Herz und ihren Character gleich verehrungswürdigen Männern hab ich mich so weit in dieser Kunst ausgebildet, daß es

mir

mir auf gewiſſe Art zur Pflicht wird, meinen Mitverbaenoſſen ſowohl als dem auswärtigen Publikum zum Unterricht dieſer unglücklichen Menſchengattung meine Dienſte anzubieten. Ich habe wirklich zwey Zöglinge im Unterricht, von deren Progreſſen ich jedem den die Sache intereſſirt mit aller Gewiſſenhaftigkeit Nachricht ertheilen werde, und die beweiſen mögen, was ich in dieſem Fache zu leiſten im Stande bin. Taubſtumme, deren Sprachorganen nicht zerrüttet, das iſt, ſolche, die nur wegen Gehörmangel des Gebrauchs der Sprache beraubt ſind, werd' ich, wie meine wirckliche Schüler, fähig machen, ihre Ideen ſelbſt durch die Tonſprache auszudrücken. Ein Vortheil vermittelſt deſſen dieſe ſonſt arme Geſchöpfe der menſchlichen Geſellſchaft immer näher gebracht werden.

Uebrigens hab' ich mich an kein beſonders Syſtem, an keine beſondere Methode ſklaviſch gebunden. Es iſt Geſetz für mich in jedem Fall, den Grundſätzen der Erfahrung vor denjenigen des bloſſen Raiſonnements den Vorzug einzuräumen, und jede Vorſchrift oder Regel, komme ſie nun woher und von wem ſie wolle, zu benutzen, ſobald ſie mit der Erfahrung übereinſtimmt.

Meilen den 4. Jenner 1785.

Johann Conrad Ulrich.

---

5) Die dritte Ankündigung unterm 8. May 1785. von Hrn. Prof. Bergſträßer zu Hanau Erfindung, in großer Entfernung ſchnell Ordre zu dictiren

iſt mit der 2ten vom 18ten März d. J. die wir ſchon im Anzeiger des T. M. März No. 11. ausführlich geliefert haben vollkommen gleichlautend. Wir verweiſen alſo unſre Leſer dorthin zurück; und liefern hier nur die neue Nachſchrift des Hrn. Profeſſers.

Nach-

Nachschrift.

Die Ausgabe wird nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit zu Stande kommen; nur muß ich noch so lange zurück bleiben, bis ich die Zeichnungen, ohne Gefahr belauscht zu werden, zur Bearbeitung aus den Händen geben darf. Das Ganze wird in verschiedenen Sendungen ausgehen, unter dem Titel: „Ueber sein am 21sten Dec. 1784. angekündigtes Problem einer Korrespondenz in ab- und unabsehbaren Weiten der Kriegsvorfälle, oder über Synthematographik, mit Kupfern, in Schreiben an Sr. Hochfürstl. Durchl. den Prinzen Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, von Joh. Andr. Benian. Bergsträßer. Folgende Anfragen, die an mich schriftlich geschehen sind, beantworte ich in der Kürze. Erstlich. Ob ich nicht auf Subscription eine Probe im Großen machen wolle? — Ich bin nicht abgeneigt dazu; Ort, Zeit und Umstände kann ich aber bis jezt und zum voraus nicht bestimmen. — Zweytens. Ob auch Privatpersonen in Fällen des häuslichen Lebens von dieser Einrichtung Nutzen ziehen können? — Allerdings in Nothfällen und zum Vergnügen, sonderlich beym Aufenthalte auf dem Lande. Ich habe es meiner Bescheidenheit zum Gesetze gemacht, von den Vortheilen der Anwendung weniger zum voraus zu versprechen als zu leisten. — Drittens. Ob sich nach meiner Entdeckung alles mögliche was die Sprache ausdrücken kann diktiren lasse? — Ja, und nach verschiedenen Manieren, wenn man meiner Methode folgen will. Hanau, den 2ten May 1785.

Joh. Andr. Benign. Bergsträßer.

---

6) Plan einer periodischen Schrift, unter dem Titel: Westricher Ephemeriden.

Diese

Die Diebe.

Halt!

Reiſende.

Gott helf uns!

Falſtaff.

Schlagt zu; nieder mit ihnen, Schneidet den Lumpenhunden die Hälſe ab, ha! Ihr verfluchtes Ungeziefer, ihr Schlingel von Speckfreſſern; ſie ſind unſre Feinde, zu Boden mit ihnen, zieht ſie aus.

Reiſende.

O wir ſind verlohren, wir und die unſrigen auf immer.

Falſtaff.

An den Galgen, ihr dikbauchichten Schurken, ſeyd ihr verlohren? Nein, ihr fetten Lümmel, ich wollt' euer ganzer Vorrath wäre hier; nieder, ihr Speckſeiten ꝛc.

(Sie binden und berauben die Reiſenden, und gehen ab)

Prinz Heinrich und Poins treten auf.

Prinz Heinrich.

Die Diebe haben die ehrlichen Leute gebunden; wenn itzt du und ich die Diebe berauben, und mit der Beute im Triumph nach London ziehen könnte, das wäre eine Materie für eine Woche, ein Gelächter für einen Monat, und ein Spaß für immer.

Poins.

Dieſe Schrift, woron alvierteljährig ein Band von einem Alphabeth, in 8. erſcheinet, wird enthalten:

Aus der Staatswirthſchaft.

1. Nachrichten von dem Verhältniß der Bevölkerung einzelner Gegenden unter ſich, ſowohl als gegen die benachbarte Länder und Herrſchaften, deren Zu- und Abnahme.

2. Von dem Ebenmaas der Stände, Gewerbe, Ehen, Religionen ꝛc. in einzelnen Herrſchaften und Dörfern, mit Bemerkungen.

3. Bilancen aus Geburts- Heiraths- und Todenliſten.

4. Nachrichten von Policey- und andern, zum Wohl der Unterthanen abzweckenden, Anſtalten und Verordnungen, mit Anmerckungen.

5. Auszüge merkwürdiger in- und ausländiſcher Höchſtherrſchaftlicher Verordnungen.

6. Nachrichten von allerley Obſervanzen, Gewohnheiten, Gebräuchen ꝛc. der Unterthanen, im Weſtlich, in ſofern ſie auf das Wohl oder Weh ihrer Mitbürger einigen Einfluß haben.

7. Von Feuersbrünſten, Wolckenbrüchen, Waſſerfluthen, Seuchen, Theurungen, und deren Folgen, nebſt den dagegen gemachten Vorkehrungen.

8. Vom Handel der Unterthanen in- und auſerhalb Landes, und den mancherley Nahrungszweigen einzelner Orten, Städten, Aemter und Herrſchaften.

9. Nachrichten von vorzüglicher Geſchicklichkeit einzelner Bürger in ihrem Gewerbe und Handel oder in Künſten.

10. Anmerkungen über das Steigen und Fallen des Preiſes der, im Lande benöthigten, Waaren, Früchte, Victualien und anderer, ſo in- als ausländiſchen Produkten.

11. Nachricht von jeweiligen beträchtl. Wein, Frucht ꝛc. Auf- oder Verkaufen im Lande und den benachbarten Ländern.

12. Verzeichniſſe der aus- und eingeführten fremden, ſowohl, als einheimiſchen Waaren und Produkten.

13. Beförderungen, Sterbfälle vornehmer Perſonen, Pfarrern, Bedienten und anderer Perſonen, die an oder für ſich ſelbſt, oder durch ihre Veranlaſſung merkwürdig ſind.

14. Allerley, das Weſtrich intereſſirende, genealogiſche und andere ähnliche Nachrichten.

15. Neue nützlichen Anſtalten zum Beſten der Schulen und der Erziehung, zur Verſorgung der Armen des Orts ꝛc.

16. Nachricht von neuen Aerzten für Menſchen und Vieh, ſamt Proben ihrer Klugheit oder Narrheit.

17. Nachrichten von den Gymnaſien und lateiniſchen Landſchulen, von Promotions- und andern öffentlichen Handlungen.

18. Ausgehobene einzelne Gedanken, Beobachtungen und Erfahrungen berühmter Männer in vorbemeldten Materien.

Landwirthſchaft.

1. Nachrichten vom Acker-, Wingert- und Futterbau einzelner Bürger, Ortſchaften, Aemter und Herrſchaften, mit Anmerkungen.

2. Von der Frucht- und Unfruchtbarkeit einzelner Herrſchaften, Gegenden oder Aemter, und denen wahrſcheinlichen oder zuverläſſigen Urſachen.

3. Waſſeranſtalten zur Bequemlichkeit des Orts, zur Wäſſerung der Wieſen: Anſtalten zur Emporbringung des Futterbaues, fremder Saamen- und Vieharten.

4. Etats über das Erträgnis eines Weinbergs, Acker- und Wieſenlandes in gutem, mittelmäßigem und ſchlechtem Boden, in guten, mittelmäßigen und ſchlechten Jahren, einzelner Orten ſowohl als ganzer Aemter.

5. Nachrichten von dem Viehſtande, deſſen Anwachs oder Abnahme in einzelnen Orten, Gegenden und Aemtern; wobey deſſen Verhältnis gegen den Futterbau unterſucht wird.

6. Allerley ſpekulative Bilanzen, beſonders über den effektiven und reinen Jahresverdienſt und das Einkommen einzelner Bürger, Bauern, Handwerker ꝛc. um daraus den Nahrungsſtand der Unterthanen, deſſen Verbeſſerung oder Rückfall zu conſtatiren.

7. Nachrichten von den bey Viehſeuchen mit gutem Erfolg angewandten Arzneymitteln, und Anweiſung zu deren Gebrauch.

8. Von den Betrügereyen und Uebervortheilungen der Handwerksleute, Müller, Becker ꝛc. und den dagegen anzuwendenden Vorſichtsmitteln.

9. Nachrichten von allerley in- und auſſerhalb Landes, im Kleinen oder Großen, glücklich oder unglücklich angeſtellten ökonomiſchen Verſuchen.

10. Biographien von guten und dem Staate nüzlichen Bürgern.

11. Beyſpiele von Fleis, Sparſamkeit, wohl eingerichteter Haushaltung, oder Trägheit und Verſchwendung.

12. Allerley Berechnungen, Vorſchläge und Anweiſungen in öffentlichen ſowohl als privat Landwirthſchaftsangelegenheiten.

Moral.

1. Nachrichten von dem ſittlichen Zuſtande der Unterthanen, beſonders in Rückſicht auf Kirchen- und Schul-Unterricht, Religion und Aufklärung; Aberglaube, Vorurtheile, Privat-Kinderzucht, Ausſchweifungen im Spiel, Trunk, in der Wolluſt, unerlaubter Gewinnſucht, liſtigen Uebervortheilungen, Nachloſigkeit, Bosheiten ꝛc.

2. Beyſpiele von ächter Frömmigkeit und exemplariſcher Tugend in Wohlthätigkeit, guter Kinderzucht, kindlichem Gehorſam, elterlicher Liebe, Redlichkeit, Edelmuth ꝛc. und den entgegengeſetzten Laſtern.

3. Proben von Duldung des Unrechts, von Ueberwindung des Böſen durch Gutes, von Verſöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Toleranz ꝛc.

4. Specialien von häuslichem Leiden und Unglücksfällen rechtſchafner Bürger.

Naturkunde, Geo- und Topographie ꝛc.

1. Nachrichten von allerley Erſcheinungen, Wahrnehmungen und Begebenheiten in dem Reiche der Natur.

2. Beyträge und Berichtigung der Naturgeſchichte einheimiſcher Thiere, Pflanzen und Inſekten.

3. Beſchreibung einzelner Aemter, Städte, Ortſchaften ꝛc. in Rückſicht auf ihre Lage ꝛc.

4. Berichtigungen geographiſcher Karten, und andere hierher gehörige Beobachtungen.

Litteratur.

1. Kritiſche und antikritiſche Anzeigen von Weſtricher gelehrten Produkten.

2. Allerley litterariſche Notizen.

3. Beyträge zur Geſchichte des Landes, und merkwürdiger einheimiſchen Perſonen aus den alten, mittlern und neuern Zeiten.

Fabeln, Volksmärchen, kleine Gedichte und allerley unterhaltende lehrreiche und witzige Anekdoten.

2. Der Band von einem Alphabet, koſtet hier 1 fl. 8 kr. mithin der ganze Jahrgang, in vier Bändchen beſtehend 4 fl. 30 kr. Die Verſendung geſchieht auf Koſten der Subſcribenten, ſo wie man auch die, nach dem jedesmaligen Empfange erwartende Zahlung, franko zu bewirken bittet.

3. Man

2. Man kann zu jeder Zeit des Jahres eintreten; nur müssen die vorhergehenden Bände des Jahres, worin man eingetreten ist, mitgenommen und bezahlt werden: austreten kann man nicht eher, als bey dem Schlusse eines halben Jahres. Wer zu Anfang desselben nicht ausdrücklich ansagekündiget hat, wird angesehen, als ob er seine Subscription noch ein halbes Jahr bestehen zu lassen willens gewesen wäre.

4. Da nebst den Herren Geistlichen der drey Religionen, auch die meisten Herren Gelehrte unsers Westrichs und dessen Nachbarschaft, an diesen Ephemeriden mit arbeiten werden; so kann und wird es folglich an zweckmäßigen und interessanten Beyträgen so wenig jemals fehlen als das Publicum an guter Arbeit und pünktlicher Erfüllung dieses, in seiner Art einzigen, Planes zu zweifeln Ursache finden.

5. Alle Bestellungen und Subscriptionen geschehen unmittelbar bey den Herausgebern, den Buchhandlungen der §. 11. bemerkten Städte, und bey denjenigen Gönnern und Freunden, die diesem Plan auszustreuen die Güte haben werden.

6) Wer Nachrichten, die auf die Gegenstände dieser Schrift keine eigentliche Beziehung haben, einrücken lassen will, hätte die Druckkosten zu vergüten; andern Falles werden selbige nicht nur unentgeldlich aufgenommen, sondern wir ersuchen vielmehr jeden uns vielleicht noch unbekannten Freund der Wahrheit und Patrioten angelegentlichst, alle gemeinnützige und zweckmäßige Erfahrungen, Beobachtungen, Entdeckungen, Vorschläge ꝛc. uns, unter Bemerkung seines Namens und Standes, gütigst mitzutheilen: wobey man sich jedoch, soviel ins Besondere die Nachrichten von allerley merkwürdigen Erscheinungen und Ereignissen betrift, wie sich zwar von selbsten versteht, ausdrücklich vorbehält, daß die Einsender der reinen Wahrheit immer auf das gewissenhafteste treu bleiben mögen.

7. Namentlich wird in dieser Schrift Niemand genennt, als wer genennt seyn will, oder ohne Beleidigung genennt werden kann.

8. Die Beyträge der bekannten und beständigen Mitarbeiter werden unfrankirt angenommen; die von andern Orten her von uns noch unbekannten Freunden unsers Instituts aber einlaufende Beyträge bittet man zu frankiren.

9. Der erste Band dieser Ephemeriden erscheint auf Johannis dieses Jahres, und die folgenden sofort zu Ende eines jeden Quartals.

10. Da es von der Unterstützung des Publikums abhängt, ob diese dem Unterricht und Vergnügen unserer Westricher Brüder gewidmete Schrift herausgegeben oder unterbleiben solle; so ersuchen wir unsere gütigen Westricher, Gönner, Freunde, bekannten und unbekannten Land-leute, diesen Plan in ihrer Gegend mit Ihrer Empfehlung nicht nur zu unterstützen und in den Wochenblättern kürzlich anzuzeigen, sondern auch die sich findende Liebhaber je eher je lieber, auf das späteste aber gegen Ende des April- oder die Mitte des Maies d. J., uns anzuzeigen, damit wir entweder sogleich zum Drucke schreiten, oder, daferne die Anzahl der Subscribenten die Kosten nicht deckte, dieses Unternehmen ohne Verlust aufgeben können. Da übrigens die Herausgeber von gewinnsüchtigen Absichten weit entfernt sind, und nur warme fromme Wünsche für ihres Vaterlandes und seiner Bürger Wohlergehen und Aufklärung diesen Plan gezeuget haben, so machen sich dieselbe hiermit verbindlich, diese Ephemeriden, sollten sich auch gleich nur 200 Subscribenten dafür finden, dennoch auf besagten Zeitpunct zu liefern, und so lange fortzusetzen als sich diese Anzahl nicht vermindern wird.

11. Zu Verminderung der Versendungskosten und zu Erleichterung der Sendungen selbst werden zu Mannheim, Mainz, Worms, Frankfurth, Coblenz, Trier, Saarbrükken, Creuznach, Trarbach, auch nach Umständen in mehrern Städten, eins den Bestellungen oder dem wahrscheinlichen Absatze gemäse Anzahl Exemplare niedergelegt, von wo aus alsdenn die Subscribenten oder Liebhaber ihre Exemplare gegen Ersatz der verhältnismäsigen aber geringen Fracht, jedesmalen in den zehen ersten Tagen eines Quartals abholen lassen können. Wer diese Schrift aber durch die Post zu erhalten wünscht, wendet sich an die ihblichen Postämter, die selbige gegen Zahlung eines billigen Portos liefern werden. Zweybrücken, im Monat Hornung 1785.

Gebrüder Hahn.

---

7. Raynals Geschichte der Revolution in Amerika.

In meinem Verlage wird nächstens eine Uebersetzung der Revolution in Amerika vom Abt Raynal, nebst einer Berichtigung dieser Schrift vom Herrn Payne, Minister des Congresses in Amerika, erscheinen. Berlin, den 17. April 1785.

C. F. Reilstab,
Buchdrucker und Musikhändler.

Der
Teutſche Merkur.

Junius 1785.

I.

Pindars ſechſte Iſthmiſche Hymne
auf des
Phylakidas Pankrazionſieg.

Der Eingang der Ode hebt mit einer Aufforderung des Dichters an ſich ſelbſt an, den Iſthmiſchen Sieg ſeines Helden zu ſingen, ſo wie er den Nemäiſchen des Bruders deſſelben, des Pytheas, beſungen (Nem. 5.) und ſchließt mit dem Wunſche, daß auch einer von ihnen Sieger in Olympia werden möchte. v. 1 — 13. Dann preißt der Dichter die Glückſeligkeit ſeines Siegers durch das allgemeine Gemälde der Glückſeligkeit eines jeglichen Sieges. v. 14 — 26. — Nun erweitert er, v. 27 — 82, ſeinen Gegenſtand durch Beſingung des Ruhmes der Fürſten Familie der Aeakiden auf Aegina, beſonders des Peleus und des Telamon, der als Streitgenoſſe mit Herkules Ilium zerſtörte, die Meropen beſiegte und einen Giganten erlegte. Er mahlt beſonders die Scene der Ankunft und

Aufnahme des Herkules bey Telamon mit getreuer Darstellung der Simplicität in den Sitten des Alterthums bis zur Täuschung aus, v. 51 — 82. — von 82 — 97 kehrt er zum Sieger und dessen Bruder Pytheas und mütterlichem Oheim Euthymenes zurück. — V. 97 — 108. faßt er die Tugenden ihres Vaters, des Lampon, zusammen; und schließt v. 108. — 111. mit allgemeinem Lobpreiß der ganzen Heldenfamilie. — Daß die Ode blos auf Phylakidas gefertigt sey, daß also die jetzige Ueberschrift von Sprachlehrern, so wie Olymp. 8. herkomme, die Pindars Manier den Gegenstand zu erweitern vom Hauptsujet nicht zu unterscheiden wußten, und daß diese Ode der Zeit nach vor der fünften stehen müsse, zeigt Heyne am Anfange derselben.

Strophe I.

Wie beym Wonneberauschten Gastmal der Helden strömet o Gesänge der Musen! für des Lampons Siegbekröntes Kämpfergeschlecht hinab in den zweyten Pokal! In Nemeas Hayne *) glühte der erste, o Zeus! mit feurigen Liedern empor, als uns schmückten die schönsten der Kränze: und nun — strömet, o strömet

*) Pytheas, der ältere Bruder des Siegers, hatte hier gesiegt. Diesen Sieg hat Pindar Nem. 5. besungen. Der Dichter spricht aber allgemein, weil jeglicher Sieg des griechischen Helden auch das Eigenthum seiner Verwandten war. s. Isthm. 5. 23. Ja Pindar setzt sich sogar hier selbst mit den Siegern in Gemeinschaft.

met feurig, Geſänge der Muſen, dem *) Herrſcher von Iſthmos und den funfzig Töchtern des Nereus hinab in den zweiten Pokal! denn es ſiegpranget auf Iſthmos der Lamponserzeugten Jüngſter, Phylakidas. — O könnten wir nun noch, den dritten dem **) Kampfesretter Olympios reichend, Aigina mit Zaubertönenden Hymnen beträufeln!

Gegenſtrophe 1.

Wer der Sterblichen durch Aufwand und Arbeit, Gottheit gegründetete Thaten frohlockend vollbringt; wem der Gottheit Hand, des Ruhmes liebliche Blume pflanzt: ha! der hat ſchon, ein Geliebter der Gottheit, hinausgeworfen, den Anker zu der Seligkeit äuſſerſten Grenzen. — Ha! dieß iſt das raſtloſe Streben, mit welchem zum grauen Alter und zu des Aides Pforten hinzuwandeln wünſchet des ***) Kleronikos Erzeugter. Beſeligt, ach! beſeligt, ich flehe, und o****) Klotho! und ihr Schweſtern derſelben, o Parzen! die glorreichen Wünſche, des Mannes mit Erfolg!

*) Neptun, dem die Iſthmiſchen Spiele geweyht waren. Darum hängt er ihm auch die 50 Nereiden, Meeresgöttinnen, an.

) dem Jupiter, dem Vorſteher der Olympiſchen Spiele. Uebrigens iſt die Darſtellung des Begriffs **Hymne unter dem Bilde des **Pokals** nicht unpaſſend. Es bezieht ſich auf den Opferpokal, mit welchem man dem Gotte einige Tropfen Weins beym Beginn des Gaſtgebots träufelte.

***) Lampon **Aides**, Pluto,

****) Die **Parcen** beſchieden den Menſchen Glück, Unglück, Leben und Tod.

Epodos 1.

Mir, o *) Alakiden, die ihr auf goldnem Wagen dahergläntzt, mir, ich schwör' euch, ist es unwandelbares Gesez, so oft mein Geist hineilet zu eurem Eiland, es mit Segnungen zu preisen. Denn Myriaden hundertstraßige Pfade eurer edlen Thaten sind an einander gekettet bis jenseit der Quellen des Nilos und durch die Hyperboreer hinaus **). Wo ist ein Volk so Barbar, wo ist ein fremdsprachiges Land, zu dem nicht erschollen der Ruhm Peleus des Helden, des glückseligen Eidams der Götter?

Strophe.

*) Dies war die Fürstenfamilie in Aegina vom Stammvater, Aeakus so benannt, dessen Sohn Peleus und Enkel Achill war. Diesen zeugte Peleus mit der Thetis, einer Tochter des Nereus, eines Meergottes. Darum heißt Peleus der **Eidam der Götter** — **Aegina**, eine Insel bey Athen, ehemals Oenone und Oenopia benannt.

**) Der Sinn der ganzen Stelle ist: Dies Sujet der Aeakiden und Aeginas ist so reichhaltig, daß, wenn ich's auch noch so oft bearbeite, ich es doch nicht erschöpfe. Denn ihrer Großthaten Ruhm ist bis ins fernste Süden und Norden gedrungen. Vergl. Isthm. 2. 61. 62. — Aegypten und das obere Aethiopien war den Alten die Grenze der südlichen Welt; die Hyperboreer die Gränze der nördlichen Welt. Mela 3, 5. Plin. 4. 12. Unter Hyperboreern dachten sich die Griechen nicht in allen Zeitaltern ein gleichbestimmtes Volk. Ein Volk jenseits des Nordens war die allgemeine Idee. Norden aber hieß in den ältesten Zeiten schon die nächsten Gränzen von Griechen-

Poins.

Sachte, ich höre sie kommen.

Die Diebe kommen zurük.

Falstaff.

Kommt, meine Herren, wir wollen theilen, und dann zu Pferde, eh der Tag anbricht. Wenn der Prinz und Poins nicht zwo ausgemachte Memmen sind, so ist keine Billigkeit mehr in der Welt. Dieser Poins hat nicht mehr Herz als eine wilde Ente.

(Indem sie theilen, werden sie von dem Prinzen und Poins überfallen.)

Prinz Heinrich.

Euer Geld!

Poins.

Ihr Galgenschwengel!

(Die Diebe rennen fort, und Falstaff, nachdem er einen oder zween Streiche bekommen, läuft auch davon, und läßt die Beute dahinten)

Prinz Heinrich.

Das hat nicht viel Mühe gekostet. Nun lustig zu Pferd; die Diebe sind zerstreut, und in einen so grossen Schreken gesezt, daß sie das Herz nicht haben, sich wieder zu sammeln; ein jeder hält den andern für einen Gerichtsdiener. Hinweg, guter Ned. Wie wird der arme dike Falstaff izt

Strophe 2.

Das nicht vernommen die Thaten des Aias, des Telamoniden, und seines Erzeugers? Diesen einen rüstigen Streitgenossen, führte samt den Tirynthiern hin nach Troas, dem Kampfplaze der Heroen, in das Stahlfrohlockende Kriegesgetümmel, ob des Laomedons Frevel erregt, der Alkmene Gebohrner. **) Pergama eroberte er; dann mordet er samt ihm das Volk der ***) Meroper und den Gebirggleichen

Griechenland, i. B. Thrazien. Folglich lag die Donau schon im Lande der Hyperboreer. S. Olymp. 3. 28. Ja auch der westliche Norden, fast ganz Europa, ward in den ältesten Zeiten mit dem Namen Hyperboreer belegt. Je nachdem die Griechen nun den Norden immer weiter kennen lernten, setzten sie die Hyperboreer immer weiter hinauf; und als man endlich den ganzen Norden kennen lernte, verschwand die Idee von ihnen ganz.

*) Telamon. Von diesem ist das folgende zu verstehen.

**) Herkules — Tirynthier. die Unterthanen des Herkules aus Tyrins oder Tirynthis, einer Stadt in Argolis im Peloponnes, wo Herkules erzogen worden. — Laomedon lohnte dem Apoll und Neptun nicht für ihre Hülfe beym Mauerbau Trojas. Sie gaben seine Tochter deshalb einem Wallfische preis. Herkules mordete diesen und befreyete das Mädchen, wofür er sich edle Roße bedung. Aber Laomedon hielt auch hier nicht Wort. Daher des Herkules Zug gegen Troja und dessen erste Zerstörung durch ihn — Pergama, das Schloß in Troja, steht bey den Dichtern für die Stadt selbst.

***) Einwohner der Insel Kos im Archipel, vergl. Nem. 4. 41e Hym. Il. 14. 250. f.

Rinderhirten *) Alkyoneus, den er bey Phlegrai ergreifft. Denn es spannte sonder Rast des Herakles Arm die dumpftönende Senne.

Gegenstrophe 2.

Er forderte auf den **) Aiakiden zur Meerfahrt im Angesicht aller Gastmalsgenossen. Es stand vor ihm

*) Dieser Riese hatte seinen Wohnsitz auf der Korinthischen Landenge. Er warf mit großen Steinen dem Herkules viele treffliche Männer todt. Nem. 4. 42e f. Auch hatte er die Rinder der Sonne geraubt. Hier trift ihn Herkules bey Phlegrae, einem Gefilde in Thessalien bey Pallene. (wenn nicht vielleicht die Campi Phlegrái in Campanien gemeint sind, wo wenigstens andere Dichter den Kampf des Herkules mit den Giganten hinverlegen) wo er ihn nebst den übrigen Giganten erlegt. Dies sind Bilder der ältesten dichterischen Physiker für große Erdbeben und Feuerspeyende Berge, wodurch diese Gegenden in den ältesten Zeiten sehr verwüstet worden.

**) den Telamon. — Die folgende Episode von der Ankunft des Herkules, seiner Auffoderung des Telamons zu Abenteuern und von der Aufnahme desselben beym Telamon, ist samt der in Nem. 1. 52. f. unstreitig eine der schönsten im Pindar. Schneider im Versuch über Pindar S. 73. 74. tadelt diese prächtige Stelle, in so fern sie keinen festen Schluß mit den übrigen Theilen der Ode hat, zwischen welche sie gestellt ist. Eben dies ist der Fall Nem. 1. 52. f. Isthm. 4. 85. f. — Die große Religiosität des griechischen Volks ist in der ganzen Stelle unverkennlich und trefflich geschildert, wie im Homer. Dieser läßt auch gewöhnlich die Helden von den besuchenden Fremden bey Mahlen und Opfern betreffen werden, wodurch

er

ihm da der Speergewaltige Amphitryonide mit der Löwenhaut umpanzert. Da gebot ihm Telamon, der Tapfre, vor allem mit dem Nektaropfer zu flehen den Göttern, und reicht' ihm den Weingefüllten *) goldstarren Pokal. Es strekte der Held die unbesiegbaren Arme zum Himmel und rief laut: „Hast du je, o „Vater Zeus, mein Gebet gnädig vernommen:

Epodos 2.

„O! so fleh' ich jezt, jezt mit den heiligsten Wünschen: Verleihe diesem Helden, meinem Gastfreund, †) „von Eriboia einen Knaben! Kühn sey er, und von „den Parzen geliebt! undurchdringlich dem Stahl sey „sein Körper, gleich dieser mich umhüllenden Haut des „Löwen, den ich einst im ersten meiner Kämpfe in **)

 „Nemea

†) Ich folge des Herrn Hofr. Heyne Lesart: ξεινον ἐμον. — Könnte man nicht μοιριδιον mit ξεινον ἐμον verbinden, so: den mir das Verhängnis zum Gastfreund bescheide? Jedoch die Erklärung des μοιριδιος, die ich mir selbst gebildet, und in der Uebersetzung ausgedrückt habe, paßt besser zum Folgenden.

---

er dann die Handlung bereichert. z. B. Od. 3. 41. 4. 3. Virgil. Aen. 8. 102. Indessen gewöhnt man sich bey der Lektüre des Pindar seine Phantasie an dergleichen Ausflug auf Geschichten der Helden aus dem Vaterlande des Siegers so sehr, daß er einen gar nicht mehr auffallend ist, ja daß man ihn sogar schön findet.

*) d. i. mit Basreliefs aus Gold.

**) Eine Landschaft in Arcadien zwischen Kleone und Phlius, in deren Walde Nemea Herkules dies erste Abentheuer verrichtet.

„Nemea durchbort, und ſeinem Körper entſpreche der „Geiſt! „ — Er ſprachs! Da ſandte Zevs urplötzlich den großen Fürſten der Vögel, den Aar, und ſüßer Zauber durchdrang das Innerſte des Helden.

Strophe 3.

Lautrufend ſprach er, ein Seher: „dir wird ge„währet, o Telamon, der Knabe, der Wunſch deines „Herzens! Nenne †) ihn, gleichwonnig mit dem Ge„ſandten des Zeus, den übergewaltigen *) Aias, ihn, das

†) Es muß augenſcheinlich mit **Pauw** geleſen werden: κεκλεν oder κεκλεο.

*) Pindar leitet hier den Namen Αιας ganz unanalogiſch von ἀιετος, der Adler, ab. Man ſieht daraus, daß damals noch die Grammatik in ihrer Kindheit war, und daß ihr die Philoſophen noch nicht jugendliche Feſtigkeit und Stärke ertheilt hatten; ſo wie überhaupt die Sprache damals eben erſt auf dem Punkte war, den Ueberſchritt vom Dichteriſchen zum Intellektuellen zu machen. Pindar hat dergleichen Etymologiſirſucht ſchon einmal verrathen, Olymp. 6. 90. f. 9. 78. f. Schneider S. 122. An ſich iſt die Erklärung eines Namens durch Etymologie im Dichter anſtößig. Eben ſo paßt ſich die Stelle im Horaz 4. 4. 18. mehr für den Geiſt eines Grammatikers als eines Dichters, wenn ſie nicht vielleicht auch von jenem herrühret; wenigſtens kann ſie ohne Verletzung des Versbaues wegbleiben) Allein für die griechiſchen Leſer war nichts Beleidigendes darin, weil bey ihren Dichtern dieſer Fehler aus dem Glauben an Zeichendeuterey und Wortahndungen floß. Und man muß ſich ja bey jeglichem Dichter in Denkart und Sitten ſeines Volks ganz verſetzen, um über Schönheit und Richtigkeit zu urtheilen.

„das Schrecken der Völker in des *) Enyalios Käm„pfen.“ Er ſprachs, und ſetzte ſich alsbald. — Ha! unabſehbar iſt die Bahn aller **) Tugenden der Atakiden! ich vermag ſie nicht zu durchwandeln. — Nur dem Phylakidas und dem Pytheas und dem Euthymenes begann die Ruhmſpendende Hymne; preiſen, ja preiſen will ich ſie in der ***) Argeier gedrängten Melodien †).

†) κ' ſteht, dünkt mich, für καὶ, vel, nicht für κε.

Gegenſtrophe 3.

Drey Siege erndteten ſie †) aus dem Pankrazion auf Iſthmos, drey Siege in Nemeas dickbelaubtem Hayne, die ſtralenden Jünglinge ſamt dem Oheim,

†) ἄνε zweymal hinter einander iſt etwas beleidigend. Vielleicht ἄνδρα παγκρατίᾳ, oder ἄνα, oder ἀμφὶ παγκρατίοιν?

*) Mars, von Enyo, der Schweſter des Mars, der Bellona der Römer, alſo benannt.

**) Tugend war nach den damaligen Begriffe Körperſtärke, Muth, Patriotismus, Schützung der Sicherheit. Gewiß die nöthigſten Tugenden bey einem Volke, das in vielen Stücken noch auf den erſten Stufen der Kultur, oder in der Heldenzeit iſt. Aehnliche Begriffe hat das alte Teſtament.

***) Die Völker in Argos, Nachbaren der Lacedämonier, müſſen eben ſo wie dieſe, die Kürze im Ausdruck und die Gedrängtheit in den Gedanken geliebt haben. ſ. den Scholiaſten. Jedoch könnte man hier auch die Lacedämonier ſelbſt verſtehen, weil in den älteſten Zeiten alle Griechen **Argeier** hießen.

und enthüllten dem Sänger zahlloſer Hymnen Stoff. Der *) Pſalychiaden Geſchlecht benetzen ſie mit der Charitinnen ſchönſtem Thau: hoch erheben ſie wieder des **) Themiſtios Haus, und bewohnen ihr Eiland, von der Gottheit geliebt. — Und Lampon, treu verfolgend ſeinen Eifer in Wettkämpfen, verehret des ***) Heſiodos Sittenſpruch, und prägt ihn tief ſeinen Söhnen ins Herz.

Epodos 3.

Sein Ruhm iſt ſeiner Mitbürger gemeinſam herrliches Kleinod; und ob der wohlthätigen Pflege der Pilger iſt er geliebt. Mäßigung****) athmet ſein Geiſt; Mäßigung athmet ſeine That. Seine Zunge fördert nur den Gedanken ſeiner Seele. Es gleichet dieſer Mann unter den Athleten dem Erzbändigen den Wezflein auf *****) Naxos unter den übrigen Steinen. — Ja

*) Die Gebrüder Phokakides, Pytheas und ihr Oheim Euthymenes gehörten zum Familienſtamm der Pſalychiaden in Aegina. Denn παρεα ſtehet für Συλη.

**) Der Großvater mütterlicher Seite von den genannten Brüdern.

***) S. deſſen Tagewerke v. 412. Pindar macht hier eine Application des dortigen Verſes: μελεται το ἐργον ὀφελλει, Sorgfalt und Arbeit fördert das Werk. Der Scholiaſt giebt wenigſtens dieſen Vers an.

****) μετρα könnte auch Gerechtigkeit und Billigkeit heißen. Oder vielleicht ſtille, ruhige Größe.

*****) Eine Inſel im Archipel. Der Vergleichungspunkt iſt der: Lampon reizt die Aegineer zum Studium der Athletik durch eignes Beyſpiel und Unterricht an.

Ja tränken, tränken will ich ihn und ſeine Erzeugten mit dem heiligen Strome *) Dirke, welcher der Urne der hochgegürteten Töchter der goldumſtralten Mnemoſyne an den ſtarken Thoren des Kadmos entquillt.

Gurlitt.

*) Ein Quell bey Theben. Pindar war aus Theben. Alſo meynt er ſeine Hymne. Denn die **Töchter der Mnemoſyne** ſind die Muſen: und die **Thore des Kadmos** und die Thore von Theben.

II.

Zwölf proſaiſche Fabeln.

Unſer Publikum begünſtigte die Muſe der Fabel mit einer beſondern Zuneigung, und ſie verpflanzte, aus Dankbarkeit, ihre ſchönſten Blumen auf teutſchen Boden. Welches von beyden zuerſt ermüdete, ob die letzte in ihrem Fleiße, oder das erſte in ſeinem Beyfall, das mag ich hier nicht unterſuchen: ſo viel iſt gewis, man iſt gegen die lehrreichſte Gattung der Poeſie kaltſinniger, als jemals.

Allein, da man auch jezt noch immer ein einzelnes Sonnett, ein Ringelgedicht, ein Triolett und andere ähnliche Spiele des Witzes und der Empfindung — ſo ſehr man auch von dem Geſchmacke an

der

der Art überhaupt zurükgekommen iſt *) ohne Ekel aufnimmt: ſo iſt wohl, ohne Unverſchämtheit, von der beſſern Gattung ein gleiches zu hoffen erlaubt.

Zur zwölften Fabel iſt die Idee aus dem la Motte genommen.

Dieſer Mann voll Verſtand, Scharfſinn und Witz ließ es ſich einfallen, mit einer ſchwächlichen Einbildungskraft und gänzlichem Mangel an Genie den Dichter zu ſpielen. Von ſeinen vielfältigen Arbeiten ſind ſeine Fabeln unter uns noch die beliebteſte. Und das iſt ſehr begreiflich. Dieſe Gattung war gerade diejenige, in die er die Talente, die er würklich beſaß, in der größten Fülle legen, und wobey er nicht ſo oft in Gefahr gerathen konnte, nach jenen zu ringen, die ihm verſagt waren. Kurz, er würde ein vortreflicher Fabeldichter ſeyn, wenn er in Proſa hätte ſchreiben wollen. Eine wörtliche Ueberſetzung dieſer Apologen

*) Deſto ſchlimmer! oder kam es blos daher, weil es uns bisher an vortreflichen Stücken in dieſen kleinern Gattungen noch ſo ſehr gefehlt hat? Wäre dies, ſo kann man hoffen, daß die Meiſterſtücke die uns die neulich von Hrn. Ramlern beſorgte Sammlung der Götziſchen Gedichte liefert, unſern Geſchmack mit den Sonnetten, Ringel-Gedichten, Triolets, u. ſ. w. wieder ausſöhnen werden. Wehe dem Dichter, dem ein Sonnet, ſo ſchön und vollkommen es auch in ſeiner Art wäre, nur darum mißfiele, weil es ein Sonnet wäre! Tous les genres ſont bons, hors le genre ennuyeux.

L. H.

sagen hieſſe eine Handvoll Erde mehr über ſein Grab ſtreuen. Eine Auswahl hingegen, wenn nicht in Aeſops, doch in Leſings Manier und Vortrag, würde kein unverdienſtliches Unternehmen ſeyn. Aber, wie geſagt, der Geſchmack des Publikums hat ſich hierinn geändert, und es wird eine mehr als gemeine Schönheit erfordert, eine vor kurzem verlaßene Tracht wieder einzuführen — — —

1.

Löwe und Fuchs.

Der Löwe der mit dem Fuchſe auf den Raub gieng, konnte nicht begreiffen, daß dieſer nicht lieber Löwe ſeyn möchte, als Fuchs. Sie giengen den Tag und die Nacht, und der Hunger überfiel ſie. Jener fand, zur ganzen Beute, ein kleines, furchtſames Kaninchen im Gebüſch.

Das war etwas, ſagte der Löwe: aber das iſt nicht genug. Ich bin noch nicht ſatt.

Aber ich; verſetzte der Fuchs. Und hier iſt gleich einer von den Gründen, warum ich lieber Fuchs als Löwe ſeyn mag.

2.

Der Storch und die Krähe.

Der Storch und die Krähe waren in Streit gerathen. Laß jenen Wanderer den Ausſpruch thun,

ſagte

ſagte der Storch. Ein Menſch muß natürlicherweiſe von manchem Vorurtheil frey ſeyn, von dem wir auch den gerechteſten Vogel nicht loeſprechen können.

Um Vergebung; fiel die Krähe ein. Hat er die Vorurtheile eines Vogels nicht, ſo werden die eines Menſchen ihn zum Richter unfähig machen. Der Wahn deiner Heiligkeit und die noch lächerlichere Furcht, in mir eine Unglücksprophetin zu ſehen, wird das günſtige Urtheil immer auf deine Seite lenken. Lieber will ich meine Sache freywillig aufgeben, als ſie durch den Ausſpruch eines Richters verliehren, deßen Unfehlbarkeit mir niemand verbürgt, und deßen Wahn ich dann, ärgerlich genug, als heiliges Recht verehren müſte.

---

3. 4.

Der Staar.

Ein philoſophiſcher Staar, der ſich ſehr mit den Endurſachen der Dinge beſchäftigte, hörte eine Heerde Gänſe beym Anblick eines ernſthaften Budels ein lautes Geſchnatter erheben. Er muß wohl ein großer Geck ſeyn, dieſer Budel, weil die Herren ihre ſpöttiſchen Schnäbel ſo weit über ihn aufreiſſen: ſo dacht er und hüpfte näher hinzu. Kaum aber wurden ihn die Gänſe gewahr, als ſie ihr myſtiſches Konzert von neuem anſtimmten.

Ich

ſchwizen! Wenn ich nicht lachen müßte, ich könnte Mitleiden mit ihm haben.

[Sie gehen ab.]

Fünfte Scene.

(Lord Percys Haus.)

Hot-Spur tritt allein auf, einen Brief leſend.

„ Was mich ſelbſt betrift, Milord, ſo könnt ich um der „ Freundſchaft willen, die ich gegen euer Haus trage, „ wünſchen, dort zu ſeyn. „ Er könnte wünſchen dort zu ſeyn; warum iſt er denn nicht dort? „ Um der Freund„ ſchaft willen, die er gegen unſer Haus trägt. „ Es zeigt ſich aus dieſem, daß er ſeinen eignen Speicher mehr liebt als unſer Haus. Laßt doch weiter ſehen: „ Eure Unter„ nehmung iſt gefährlich. „ Das wiſſen wir; es iſt gefährlich einen Schmarotzen zu kriegen, zu ſchlaffen, zu trinken; aber laßt euch ſagen, Milord Haſenfuß, daß wir aus dieſer Neſſel-Gefahr, die Blume, Sicherheit, pflüken wollen. „ Eure Unternehmung iſt gefährlich, die Freun„ de, die ihr nennt, ſind ungewiß, die Zeit ſelbſt iſt un„ ſchiklich, und euer ganzer Entwurf zu leicht, einem ſo „ mächtigen Widerſtand das Gegengewicht zu halten. „ Sagt ihr das, ſagt ihr das? So ſag ich euch wieder zurük, daß ihr eine ſchüchterne feige Hindin ſeyd, und daß ihr lügt. Wo hat denn der Mann ſein Hirn? Bey G''! Unſer Entwurf iſt ein ſo guter Entwurf als jemals einer gemacht

Ich habe dem Budel Unrecht gethan, wiederrief er nun. Die Herren ſchnattern wohl nur, wenn ſie einen Weiſen ſehen.

Aber — unterbrach ein ſtechender Zweifel im Kopfe des Staaren ſeine Eigenliebe. Ich will mich bey den Schreyern ſelbſt erkundigen.

Warum, fragte er, als der Lärm ſich ein wenig gelegt hatte, warum erhebt ihr eure Stimmen ſo laut, wenn ihr einen Wanderer die Straße ziehen ſeht?

Warum? erwiederte eine alte Gans, nachdem ſie ſich lange beſonnen hatte; warum? — ja, das wißen wir ſelber nicht.

5.

Die Pfoſte und die Säule.

Prahle nur immer, ſprach die Pfoſte zur großen marmornen Säule, ich werde deine Pracht nie beneidenswerth finden. Du biſt ſtolz; und worauf? Auf die Laſt, die du zu tragen haſt, und auf das Vermögen deines Beſitzers. Denn ſicherlich würdeſt du nicht ſo groß ſeyn, wenn man dir nicht eine ſtarke Laſt zugedacht hätte, und nicht ſo ſchön, wenn nicht dein Herr ſeinen Reichthum hätte zeigen wollen.

Von manchem Miniſter gilt beydes, von manchem Müßiggänger bey Hofe das letzte.

6.

Der Löwe.

Der Löwe hatte immer vom Fuchs gehört, daß man seine Majestät, auch in der Gestalt eines Esels, nicht würde verkennen können. Es kömmt auf eine Probe an, dachte der kluge Löwe, und kroch in eine Eselshaut. Nun gieng er wieder zu seinen Hofleuten, die ihn auf das empfindlichste höhnten. Beschämt legte er in einem Winkel die Maske ab, und setzte sich auf seinen Thron. Da sagte der Fuchs: Vor einem Augenblick hatte der nichtswürdige Esel die Kühnheit, sich diesem heiligen Sitze zu nähern, aber wir, Großer König, und besonders ich habe dafür gesorgt, daß er so bald nicht wiederkommen wird.

7.

Die alte und die junge Gans.

Wenn wirst du einmal schweigen, unerträgliche Schwätzerin, rief eine alte Gans der jungen zu! Wahrscheinlich nicht eher, versetzte diese, als ich mich, wie du, heischer geschrien.

8.

Der Wolf und die Quelle.

Ein Wolf, der sich stark erhitzt hatte, löschte seinen Durst an einer klaren Quelle. Dann badete er durch

durch' ſie hin, und trübte ſie tückiſch. Iſt dies mein Dank für die Wohlthat? rufte ihm die gekränkte Najade zu. Hämiſch antwortete der Wolf: Nun bin ich ſatt! und fuhr fort ſie zu betrüben. Jupiter ſah die Thränen der Najade, und ſein zorniger Blick verwandelte den Böſewicht in einen Stein, der in der Quelle unterſank.

* * *

O, möchte Jupiter jeden Menſchenfreund ſo rächen, der ſeine Wohlthaten an Undankbare verſchwendet!

9.

Der Adler und der Sperling.

Immer flatterte ein junger Sperling um die Mitte eines hohen Felſens, und ſuchte mit äuſſerſter Mühe ſeinen Gipfel zu erreichen. Wozu dies thörigte Beſtreben? rief der Adler, des Spiels müde, von der Höhe herab. — Mir ein Neſt neben dem Deinigen zu bauen, wie du in den Wolken zu thronen, und den Bewohnern niedriger Büſche ein Gegenſtand der Bewunderung und Furcht zu ſeyn; das wäre mein Wunſch.

Ein mitleidiges Lächeln bedeckte die Stirn des Adlers, wie die Stirne des Weiſen bedeckt, wenn er den Schwarm unſerer poetiſchen Spatzen erblickt, die dummdreiſt, ohne Mistrauen in die Gröſſe ihres Geiſtes, ihre niedre Sphäre verlaſſen, blos um ſich ganz un-

ferm Blick zu entreiſſen, oder höchſtens wie Mücken um den Gipfel des Parnaſſes zu ſchwärmen.

10.

Sonne und Mond.

Ihr, prahlte die Sonne gegen den Mond, ſagt mir, was würdet ihr Planeten ſeyn, wenn ich nicht wäre?

Wahr! antwortete der Mond, ohne dich nur unvollkommene Kugeln. Du aber? Was du ohne uns?

11.

Der Stier und das Füllen.

Freund, ſagte ein muthwilliges Füllen zum Stier, der mit ihm Eine Straße zog; komm, wage einen Verſuch mir zu folgen. So ſprach es, wieherte und verſchwand nach einem Augenblick hinter einem fernen Hügel. Nach einigen Stunden fand er das übermüthige Füllen, das ermüdet im Staube lag. Hier bin ich Spötter, ſagte der Stier, und denke heut noch weiter zu kommen.

12.

Die Grazien.

Die Grazien, die drey liebenswürdigen Mädchen, bekamen den unſeligen Einfall, um den Vorzug der Schön-

Schönheit zu ſtreiten, und wählten die Venus zur Richterin. Dieſe befahl ihnen, unbekleidet vor ihrem Throne zu erſcheinen. Sie kamen. Und jede hatte ſich ſo ſehr in Minen und Geberden geübt, daß Venus voll Verdruß ausrief: Geht! ſo erkenne ich nicht mehr die Grazien in euch.

Sch—z.

III.

An ein junges Fräulein.

Du, die Natur, und Glück ſo wohl bedachten
da jene dir Gefühl, mit einem hellen Kopf
und guter Bildung gab, und dieß aus ſeinem Torf
noch einen Klumpen Gold, der auch nicht zu verachten,
dazu warf, ſieh dich vor! Du haſt ein Recht zum Glück;
doch, liebes Mädchen, oft ein einz'ger Augenblick
vernichtet es, und ach! gerade gute Herzen
ſind doppelt in Gefahr es ewig zu verſcherzen.

Du trittſt nun in die Welt; argloſe Freud' umzieht
mit ewgem Lächelnd eine Wangen;
Dein ungetrübtes Auge ſieht
den Himmel voller Geigen hangen;
Dein Herzchen überläßt, nicht fähig einer Liſt

und keine fürchtend, ſich jedwedem Eindruck willig:
Du kennſt die Menſchen nicht: o glaube mir! es büßt
oft dein Geſchlecht dafür, daß es zu billig
aus Unerfahrenheit und hoher Unſchuld iſt.

Du irreſt, wenn du meinſt, daß ich in Timons Tone
von Ungeheuern reden will.
Die Lovelace, wie die Grandiſone,
ſind in Romanen nur, und taugen dort nicht viel.
Doch um die Welt uns heiß, wie Höllenfeuer,
zu machen brauchts nicht eben Ungeheuer.
Ich will, (und danken wirſt du mir,
wenn auch nicht itzt, doch ſicher einſt, dafür)
ich will nun aus der Schule ſchwatzen,
will den Eſprit du Corps (der mich als Mann
doch ſchweigen heißt von uns, wenn ich nicht loben kann)
vergeſſen, will heraus mit dem Geheimniß platzen;
ſind deine Sache ſey es dann
zu ſehn mit deinen eignen Augen
wie wenig oder viel wir taugen.

Du mußt, ſo wills die Welt, den Schwüren
ein willig Ohr zu Zeiten weihn.
Thu's immerhin, doch bloß um dich zu amüſiren.
Ich liebe Sie, heißt oft bey uns nicht mehr
als, Dero Diener, und die irrt nicht wenig

die

die einen ſolchen Rechenpfennig
für gute Münze nimmt, ach! und bereuts oft ſehr.
Doch dieß beſorg ich nicht: vor ſo grobfädgen Garnen,
vor einer Schling' in die nur eine Thörinn fällt,
wird dein Verſtand, und ſelbſt dein Herz dich warnen;
Das Weib, das einen Gecken wählt,
verdienet ihn; doch dem Betrüger zu entgehen,
zumal wenn er ſich ſelber mit betrügt,
in dieſem junge Freundin! liegt
die große Schwierigkeit; hier braucht man hell zu ſehen.
Von zwanzig Jünglingen, die ſich
wie Satelliten um dich drehen,
liebt auch vielleicht nicht Einer Dich.
Den blendet der Ducaten Schimmer,
die deiner warten, den reizt deines Vaters Rang,
den lockt dein Witz, den deiner Saiten Klang,
und jener liebt in dir nur bloß das Frauenzimmer:
Indeß geberden ſie ſich doch
als hieng' ihr Leben nur an einem Fädchen noch.
Denn Mitleid wird (das weiß ein jeder Weiberkenner)
zur Leimſtang' oft, an der ihr kleben bleibt;
und überhaupt iſts um die Männer
ein ſehr mehleidig Volk; der beſte übertreibt.
Drum glaubſt du je, du habeſt nun den Beſten,
(man glaubt ſo was mit ſechzehn Jahren leicht)
ſo laß ihn (ob ſein flehn dich noch ſo ſehr erweicht)

nur weiblich erſt in Amors Pfanne röſten;
ſolch eine Prüfung nützt nicht dir allein,
ſie nützt auch ihm; ein Gut, das man mit wenig Koſten
erlangt, hört auf ein Gut zu ſeyn.
Auch glaube nicht, als wirkten Amors Schmerzen
gleich ſtark auf Männer- und auf Weiberherzen.
Wir haben der Zerſtreuungen genung,
und was nicht heilt das ſchaft doch Linderung.
Bald nehmen Pflicht und Amtsgeſchäfte,
bald eine Wiſſenſchaft, und bald ein neues Pferd
dem Liebesfieber ſeine Kräfte;
bald, wenn in uns die Neugier ſich empört,
geſchäfte mit politiſchen Kannengieſſern,
und der Proceß der Scheldefahrt, erklärt
in Kramers Kaffehaus *) von jenen Alleswiſſern:
Zuweilen tritt wohl auch ein Freund zur Thür herein,
ermahnt uns gutes Muths zu ſeyn,
gießt lächelnd aus langhalſiger Flaſche
Champagnes Lethetrank in große Gläſer ein,
und giebt uns jenen Rath die Schwermuth zu zerſtreun,
den ihrem Sohn, als er ſich auf Patroclus Aſche
beynahe blind geweint, die weiſe Thetis gab. **)

Ein

*) Ein von dieſer Gattung Leute ſehr beſuchtes Kaffeehaus in Wien.

**) S. das letzte Buch der Iliade. Es wäre dir gut ein Mägdelein zu herzen, überſetzt Stollberg, was ſich eigentlich nur griechiſch

Ein Rath, der auch in unſern Tagen
(das Unanſtändige rechn' ich, wie Dacier, ab)
bey vielen treflich angeſchlagen:
Ein wolluſtvoller Kuß von einer Phryne Mund
heilt, öfters aufgelegt, die Schmerzen aus dem Grund:
und kurz, wenn uns die Lieb' auch bis zum Unſinn quälet,
die männliche Philoſophie
macht ihr doch wieder Luft, es fehlet
an hellen Zwiſchenräumen nie.
Ganz anders iſts mit euch: *) gebannet in vier Mauern
beſchäftiget ihr eure Hände nur,
ſo faßt die Liebe Fuß, empört noch die Natur,
und machet euch des Lebens Lenz vertrauern.
Ein Werther ſchießt ſich durch den Kopf ein Loch;
ſo was klingt prächtig, macht Parade;
man ſpricht, ſchreibt, ſingt davon in zwanzig Jahren noch,
und alle Sprödden rufen, Gnade!
wenn mit Verzweiflung im Geſicht
von der Piſtol' ihr Paſtor Fido ſpricht.

griechiſch ſagen läßt. Popens und der Frau Dacier Commentare über dieſe Stelle ſind ſehr erbaulich. Der Rath der Thetis wird am Ende entſchuldigt; nur das will man dem alten Sänger nicht vergeben, daß er gerade heraus un Char un char nannte. Wie ſehr wir doch in der Moral über die Alten erhaben ſind!

*) Wohl mit Recht ſagt Hero beym Ovid. Quid faciam, ſupereſt, praeter amorem, nihil.

Doch laſſet zehn Emiren *) ſterben,
die ſchmerzlich ſich die Marterkron'
auf Amors Folterbank erwerben,
es ſagt kein Menſch ein Wort davon.

Du fragſt, wo alles dieß am Ende
hinaus woll', und ob Recenſent
des männlichen Geſchlechts nicht gar für dienlich fände.
daß man, von dieſem ganz getrennt,
als Hütterin bey Veſta's Feuereſſe,
ſein Leben ohne Freud' und ohne Gram beſchlöſſe.
Nein, gutes Kind! ſo lautet nicht mein Rath.
Du ſollſt zu dem Altar, doch gehen nur, nicht laufen,
und etwa gar zu theur die Wiſſenſchaft erkaufen
Wie wenig dein Geſchlecht zu eilen Urſach' hat.
Dein Gatte — da hilft nun kein Widerſtreben,
wie ungerecht es ſey, du muſt dich drein ergeben,
Dein Gatte wird zugleich dein Herr:
und wo lebt jener Menſch, der minder oder mehr
(und hätt' ein Gott ihm Sanftmuth eingehauchet)
das ſchlüpfrigſte Geſchenk, die Herrſchaft, nie misbrauchet.
Ein Mann der wünſcht iſt ganz ein andres Ding
als Einer der beſitzt: oft wird der Trauungsring

ein

*) Man ſehe **Kleiſts Emire und Agathokles**, und bemerke, daß Agathokles nichts weniger als ein Böſewicht war. Indeſſen ſtarb die arme Emire doch.

gemacht worden iſt; unſre Freunde ſind zuverläßig und ſtandhaft; ein guter Entwurf, gute Freunde, und von denen man ſich alles verſprechen kan; ein vortrefflicher Entwurf und recht gute Freunde! Was für ein kaltherziger Schurke das iſt! Wie? Milord von York billigt und begünſtigt das Vorhaben ſelbſt und den Entwurf, und dieſe Memme hier -- Bey meiner Hand, wär' ich bey ihm, ich könnte ihm mit ſeiner Frauen Luftfächer das Hirn ausſchlagen. Iſt nicht mein Vater, mein Oheim und ich ſelbſt dabey? Lord Edmund Mortimer, Milord von York, und Owen Glendower? Iſt nicht Dowglas dabey? Hab' ich nicht von ihnen allen Briefe, daß ſie auf den neunten dieſes Monats ihre Waffen mit den meinigen vereinbaren wollen? Sind nicht einige von ihnen würklich ſchon ausgerükt? Was für ein verdammter Schurke iſt das! Ha, ihr werdet nun ſehen, daß er in der Aufrichtigkeit ſeiner Zagheit und ſeines kalten Bluts zum Könige gehen, und unſer ganzes Vorhaben entdeken wird. O ich könnte mich ſelbſt in zwey ſpalten, daß ich eine ſolche Schüſſel voll geſchwungne Milch in eine ſo edle Unternehmung habe einmengen wollen. An den Galgen mit ihm, er mag es dem König ſagen. Wir ſind gerüſtet, ich will dieſe Nacht noch vorrüken. --

Sechste Scene.

Lady Percy zu Hotſpur.

-- Was giebt's, Käthe? Ich muß dich in zwo Stunden verlaſſen.

ein Talisman, geschickt all jene Zaubereyen,
die uns so froh gemacht, auf einmal zu zerstreuen.
Ihn, welcher erst sein Leben und sein Glück
in dich gesetzt, in dich, von der ein finstrer Blick
ihm fast das Herz im Leib' zerstückelt,
bekümmert itzt sich drum kaum im Vorübergehn.
Du selber, die in ihm den Halbgott nur gesehn,
findst ihn nun um und um in Menschheit eingewickelt.
Die Liebe blüht auf Amors Beet so schön;
doch solls ihr, wenn auf seins Gott Hymen sie versetzet,
wie vielen fremden Pflanzen gehn;
sie trägt zwar hier auch Frucht, sie labet und ergötzet;
doch schafft des besten Gärtners Müh'
den ersten Wohlgeruch, den Hochgeschmack ihr nie.

Drum, Freundinn! nütze deine Lage;
sie ist so freudenvoll, so leer von Sorg' und Plage.
Es werde Dir, als Weib, das möglich größte Glück,
ich wünsch' und fleh' es Dir tagtäglich vom Geschick;
Du siehst doch — denk an mich — auf deine jetzgen Tage
mit später Sehnsucht oft zurück.

Alxinger.

IV.

Von den verderblichen Folgen des Luxus in Italien, besonders in Ansehung des Ehestandes.

Da ich Ihnen, lieber Freund, schon so viel Gutes und Böses von Italien geschrieben, so weiß ich nicht, warum ich Ihnen von dem Luxus, welcher dieses reiche und schöne Land ärger als die Pest verwüstet, noch keine Nachricht ertheilt habe. Ehe ich aber dieses thue, bitte ich sie, mich nicht etwa unter die Zahl jener engbrüstigen Oekonomen zu rechnen, die das alles für Verschwendung halten, was die leidigen Schranken der Nothdurft überschreitet. Ich halte vielmehr ein Volk für glückselig, unter welchem Gemächlichkeit, Wohlstand und geschmackvolle Tracht herrschen; wo die erfinderische Hand des Künstlers Städte und Wohnungen verschönert und den Genuß des menschlichen Lebens versüßt; wo ein weiser Fürst durch die Begünstigung des Handels und der Künste den Reichthum und die Wohlfahrt des Landes vermehrt. Wo aber in einem Lande der Luxus so überhand genommen hat, daß die Einwohner sich nur nach fremden Manufakturen sehnen, an nichtswürdigen und unnatürlichen Verzierungen Geschmack finden, und diese gegen die nothwendigen Lebensbedürfnisse eintauschen; wo eine unzählige

zählige Menge Menſchen dem Ackerbau und den unentbehrlichen Künſten entzogen wird, dem Stolze und der Wolluſt zu dienen; Wo der unerbittliche Tyrann, die flatterhafte Mode, die Menſchen in einem immerwährenden Wirbel herumdreht, und die Ungenügſamkeit, welche in allen Ständen die Saiten immer höher ſpannt, durch den zunehmenden Aufwand die meiſten Familien aus allen Ständen erſchöpft, und ſie nur allzuoft verleitet, auf Koſten des nicht bezahlten Künſtlers und Kaufmanns, oder mit dem ihnen anvertrauten Gelde des Fürſten, den einmal angenommenen Glanz fortzuſetzen; in einem ſolchen Lande, ſagen Sie mir, lieber Freund, herrſcht da nicht eine Art von Schwindſucht, die das innerſte Mark deſſelben verzehret, und deſto gefährlicher iſt, je mehr ſie durch äuſſere Annehmlichkeit und Glanz die Augen derjenigen blendet, in deren Macht es ſtehet, ein ſo groſſes Uebel in die gehörigen Schranken einzuſchlieſſen?

Dieſer verderbliche Luxus herrſcht von einem Ende Italiens bis zum andern. Nie läßt er die Härte und Schwere ſeiner Feſſeln ſo ſehr empfinden, als wenn der älteſte Sohn eines Edelmanns oder reichen Bürgers ſich verehliget. Alles wird alsdann in den Häuſern verändert und umgekehrt. Alles Geräthe, wäre es auch noch ſo bequem, wird für altväteriſch erklärt und verworfen. Oft werden alte Paläſte, die ſich durch eine edle und männliche Baukunſt empfehlen, auf

allen

allen Seiten bestürmt und zerrissen, und ihre verehrungswürdigen Baumeister verlacht, weil sie keinen schicklichen Platz zur Toilette gelassen, oder etwa vergessen haben in einem Winkel ein Bad anzubringen, wo die verzärtelte Gattin ihre Kräfte erneuere, und ihren Geist durch die reitzenden Bilder scherzender Najaden, schlafender Endymionen, wollüstiger Leden, die entweder auf den Wänden mit täuschenden Farben entworfen oder in marmornen Gruppen neben ihr stehen, in der ehelichen Treue stärke. Die silbernen Gefäße werden eingeschmolzen, ganze Tafelservice von so kostbarem als zerbrechlichem Porcellan gekauft, der Schmuck von Juwelen neumodisch gefaßt, und für neue Diamanten Landgüter verpfändet; reich vergoldete und fein lackirte Kutschen und Schwimmer, Gespanne fremder Pferde, von Gold und Silber glirrendes Geschirr, eine Menge Bedienten mit reicher Livree, oft auch Mohren und Zwerge angeschafft, die Pracht der neuen Venus Anadyomene zu vermehren. Für diese reiche Opfer beweiset sie sich nicht etwa, wie zu ihrem großen Ruhm unsere teutschen Damen thun, als treue Gehülfinn in der Wirthschaft, sondern sinnet in ihrem ganzen Leben auf nichts anders als auf Putz und angenehmen Zeitvertreib. Wenn ich eine jede Art, wie sie ihren Gemahl in Contribution setzt, beschreiben wollte, würde kaum ein Buch hierzu hinreichend seyn.

Dieſer verſchwenderiſche Aufwand, welchen der tyranniſche Luxus zum Geſetze macht, verſetzt dem Eheſtande und der Bevölkerung tödliche Wunden. Er iſt die Haupturſache, warum nicht nur unter dem Adel, ſondern auch in vielen bürgerlichen Familien der Erſtgebohrne die väterlichen Güter erbet, und hierdurch allein in den Stand geſetzt wird ſich zu verehlichen. Die übrigen Brüder bleiben unverheyrathet. Ein Theil derſelben wird zu Kanonikaten, Prälaturen, eheloſen Ritterorden, oder Klöſtern beſtimmt; ein anderer, welcher der Jüngſte iſt, widmet ſich dem Militärſtande, und der Ueberreſt, welcher den gröſsten Theil ausmacht, dem Müſsiggange. Der gröſste Theil aller dieſer eheloſen Cadetten ihrer Häuſer ſtimmet darin zuſammen, daſs ſie der Ehre der Eheweiber und Mädchen aus allen Ständen, beſonders ärmerer Familien nachſtreben, jene Leidenſchaft, welche ihnen die Natur eingepflanzt, und die tyranniſchen Geſetze des Luxus verboten haben, zu befriedigen. Nichts iſt der Wahrheit ſo ſehr gemäſs als was Arioſto in folgenden Verſen in ſeiner fünften Satyre von dieſer hungrigen Art von Schleichhändlern ſingt:

Fui di parer sempre, e così detto
L' hò più volte, che senza moglie a lato
Non puote uomo in bontade esser perfetto.
Nè senza si può star senza peccato;
Chè chi non ha del suo, fuor accattarne

Mendi-

Mendicando o rubandolo è ferrato.
E chi s'uſa a beccar dell' altrui carne,
Diventa ghiotto, ed oggi tordo o quaglia,
Diman fagiani, un altro dì vuol ſtarne.
Non ſa quel che ſia amor, non ſa che vaglia
La caritade, e quindi avvien, che i *preti*
Sono ſi ingorda e ſi crudel caneglia.
Che lupi ſieno, e che aſini indiscreti,
Me 'l dovreſte saper dir voi etc.

Was hier Arioſto von den Pfaffen ſagt, iſt nichts weniger, als übertrieben. Die Sache hat ihren Grund nicht nur in der bekannten Wahrheit privatio generat appetitum, ſondern auch in den für ſie ſo vortheilhaften Umſtänden verheuratheter Weiber. Auſſerdem daß ihre Schwachheit hier verborgen bleibt, ſo ſind auch die reichen Einkünfte ihrer Kirchenpfründen eine ſüße Lockſpeiſe nicht nur für die Weiber, ſondern auch oft für ihre Männer; beſonders wenn es ihm an hinreichenden Mitteln fehlt, ſich zu ernähren, oder ihren Hang zur Eitelkeit und Verſchwendung zu befriedigen. Jedermann ſiehet ein, und wird durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte überzeugt, wie ſehr der Eheſtand durch eheloſe Pfaffen entheiliget, und mit welchen abſcheulichen Ausſchweifungen die Natur und Religion von ihnen beſchimpft werden; und doch faßt keiner der mächtigen Monarchen, welche hauptſächlich nur zur Vertheidigung der Rechte der Menſchheit

heit das Schwerdt führen, den edeln Entschluß, sich seiner ganzen Macht und Rechte zur Vertilgung dieses großen Uebels zu bedienen, ob dieses gleich ihnen und der menschlichen Wohlfahrt mehr nützen würde, als die Eroberung ganzer Königreiche. So lang der aufgedrungene Cölibat und die verderblichen Quellen desselben nicht vertilget werden, sind die Staaten, wo derselbe heilig gesprochen wird, so schön sie auch von aussen zu blühen scheinen, in ihrem Herzen vom Krebs angefressen, und mit Eiter angefüllt.

Da die gesetzgebende Macht so viel Nachsicht gegen die Ausschweifungen eheloser Personen äussert, so ist es kein Wunder, daß auch selbst die Erstgebohrnen, welche die mit dem Ehestande verknüpfte Bürde des Luxus ertragen könnten, die ehelige Verbindung verzögern, bis die Kräfte des männlichen Alters erschöpft sind, und der unmäßige und verzärtelte Genuß der Wollust sie zur Empfindung ehelicher Liebe unfähig gemacht hat. Sie haben alsdann einen unüberwindlichen Eckel vor dem Ehestande. Die süßen Namen eines Gatten, eines Vaters, haben keinen Reiz mehr für sie. Die Täuschung der Liebe, welche über die Mängel des so schwachen als schönen Geschlechts, und über die Beschwerlichkeiten des Ehestandes einen reitzenden Schleyer ziehet, ist bey ihnen verschwunden. Gewohnt nur das Honig von einer jeden Blume zu kosten, verabscheuen sie einen Stand, worin die Rosen auch ihre Dornen fühlen lassen. Die Anzahl solcher flatterhaf-

ten Weichlinge nimmt in Italien von Tag zu Tage zu, und drohet nicht nur dem Eheſtande, ſondern auch einer jeden männlichen Tugend den Untergang. Es erneuert ſich daſelbſt jenes unglückliche Zeitalter der Römer, da der Luxus durch allzuverzärtelte und ausgeſuchte Wolluſt alles Gefühl von unſchuldigem Vergnügen aus ihren Herzen verbannt hatte. Faſt alle Römer verabſcheueten die ehelige Verbindung. Die ſinkende Republik ſah ſich gezwungen, ſie durch Strafgeſetze und Belohnungen zum Eheſtande zu ermuntern. Dieſe Geſetze ſchienen ihnen unerträglich. Sie verlangten von Auguſtus die Aufhebung derſelben. Dem ſinnlichen Volke die Thorheit ihres Verlangens fühlbar zu machen, ſtellte der weiſe Kaiſer die Verheuratheten und Hageſtolzen in zwo Reihen, und bewies durch die weit größere Anzahl der letztern den Verfall der römiſchen Bevölkerung ſo augenſcheinlich, daß alles darüber in Erſtaunen gerieth. Hierauf ſprach er: „Was wird „es, Ihr Römer, mit der Stadt werden, wenn ihr „den Abgang, den die Bürgerſchaft durch Krankheiten „und Krieg leidet, nicht durch den Eheſtand erſetzt? „Die Stadt beſtehet nicht in Palläſten, Hallen, Markt„plätzen und Obelisken. Die Menſchen ſind es, die „eine Stadt ausmachen. Dieſe werden um eueres „Beſten willen, nicht, wie die Fabeln erzählen, aus „der Erde hervorſteigen. Ihr ſeyd nicht ehelos, um „ohne Weiber zu leben. Ihr habt ſie an euern Ti„ſchen, in euern Betten. Ihr ſucht nichts anderes,

„als

„als ungeſtraft auszuſchweifen. Berufet ihr euch viel„leicht auf das Beyſpiel der Veſtaliſchen Jungfrauen? „ſo müſſet ihr auch leiden, daß ihr, wie ſie, der Un„zucht wegen zur Strafe gezogen werdet. Ihr ſeyd „ſchlechte Bürger, es mag alle Welt, oder niemand „euerem Beyſpiel folgen. Mein einziges Ziel iſt die „Ehre und die Fortdauer der Republik. Ich habe „die Strafe derer, die meinen Geſetzen nicht gehor„chen, vermehrt, und was die Belohnungen betrift, „ſo ſind ſie ſo groß, daß ich nicht weiß ob die Tugend „ſelbſt je größere erlangt hat. Geringere Belohnun„gen können die Menſchen reitzen ihr Leben für das „Vaterland in Gefahr zu ſetzen: und dieſe, die weit „größer ſind, ſollen euch nicht bewegen können, das Le„ben andern zu geben, Weibet zu nehmen, und Kin„der zu erziehen?" Es iſt ein ſeltſamer Widerſpruch, daß man in den meiſten Staaten Europens die römiſchen Geſetze zum Leitfaden in der Verwaltung der Gerechtigkeit angenommen und beybehalten, obgleich viele derſelben uns ſo wenig als Goliaths Panzer dem kleinen David angemeſſen ſind, und doch ſolche Geſetze und Privilegien, wodurch die Römer den Eheſtand beförderten, nicht eingeführt hat, ſo ſehr ſie auch auf unſere Zeiten paſſen. Iſt etwa der Eheſtand nicht mehr die Quelle der Bevölkerung? oder beſtehen jetzt die Fürſtenthümer und Königreiche nur in weit ausgebreiteten Ländern, und in entvölkerten Städten und Dörfern?

Aus der Ehe, zu welcher ſich der ausgemergelte ältere Bruder zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechts endlich bequemen muß, entſtehen meiſtens elende und ſchwache Kinder, und der Vater erlebt ſelten die Vollendung ihrer Erziehung. Sie kommen ſo früh als möglich zum Beſitz der väterlichen Güter, folgen zügellos den ſinnlichen Begierden der Jugend, und entkräften ſich noch mehr als ihre Väter thaten, ehe ſie zum Eheſtand ſchreiten. Daher ſind entweder ſchon viele der berühmteſten Geſchlechter Italiens allmählig erloſchen, oder ſtehen würklich auf ſchwachen Stützen. Dieſes iſt eine allgemeine Klage der Einheimiſchen und Fremden. Vergeblich ſucht der Reiſende in den Städten Italiens die Nachkommen der großen Männer kennen zu lernen, deren unſterbliche Verdienſte ihm durch die Geſchichte bekannt ſind, und dem einheimiſchen Patrioten iſt ein ſolcher Verluſt ſehr empfindlich. Denn es iſt viel daran gelegen, daß reiche und vornehme Geſchlechter, in welchem das Gefühl der Ehre und Großmuth erblich zu ſeyn ſcheint, ſich aufrecht erhalten. Sie ſind die Hauptpfeiler der Fürſtenthümer und des Vaterlandes. Oft haben ſie es durch ihr Anſehen und Reichthum, oft durch Tapferkeit und weiſe Rathſchläge aus ſchweren Gefahren errettet. Auch beſitzen ſie allein die Mittel, die würdigſten Ehrenſtellen mit Würde und Nachdruck zu bekleiden.

Weil die Verehligung mehr aus Zwang als aus Liebe geſchichet, und der herrſchende Luxus großen Aufwand

Lady.

O mein liebster Lord, warum seyd ihr so allein? Wegen was für eines Verbrechens ist eure Gemahlin diese Nacht von ihres Harrys Bette verbannt worden? Sage mir, mein Liebster, was ist es, das dir deinen Appetit, dein Vergnügen und deinen Schlaf raubt? Warum hestest du deine Augen auf den Boden? Warum fährst du so oft auf, wenn du allein sizest? Warum hast du die frische Farbe deiner Wangen verlohren? Und warum giebst du mein Kleinod, meine Rechte an dich, der trübsinnigen Schwermuth preiß? Unter deinem unruhigen Schlummer hab ich an deiner Seite gewacht, und dich von Krieg und Schlachten murmeln gehört; du redtest mit deinem Pferde, oder riessest, Courage! Zum Treffen! Du redtest von Ausfällen und Rükzügen; von Laufgräben, Zelten, Palisaden, Schanzen, Brustwehren, Cartbaunen, Canonen, Feldschlangen, von Ranzionen der Gefangnen, und von erschlagnen Soldaten -- Deine Seele war so sehr mit kriegrischer Arbeit beschäftigt, und hat selbst im Schlaf dich in eine so grosse Bewegung gesezt, daß grosse Schweißtropfen auf deiner Stirne genanden, und die Muskeln deines Gesichts aufgelaufen sind, wie wir an Leuten sehen, denen vor allzuhastiger Bewegung der Athem zurük bleibt. O! was für schrekenvolle Zeichen sind das! Ihr habt irgend ein schweres Geschäfte vor euch, und ich muß es wissen, oder ihr liebt mich nicht.

Ein Bedienter kommt herein.

Hot-Spur.

He! ist Willhelm mit dem Paquet abgegangen?

Bedienter.

wand fordert, so hat die Wahl der Braut nur ökonomische und politische Absichten zum Grunde. Man ist hierin so weit gekommen, daß nicht nur die gefühllosen Eltern, sondern auch blühende Jünglinge sich dieser eigennützigen und niederträchtigen Gesinnungen rühmen. Sie nennen solche Verbindungen Matrimoni di massima, und die unrühmliche Denkart suchen sie mit dem übel verstandenen Worte: Bene di Famiglia, zu veredlen. Aber das Wehl, welches hieraus entstehet, möchte ich meinen ärgsten Feinden nicht wünschen. Eheliche Untreue von beyden Seiten, die bitterſten Vorwürfe, kaltſinniger und verſtellter Umgang, offenbare Trennung und Feindſchaft ſind das Wohl, welches aus ſolchen eigennützigen Verehligungen entſtehet. Sie ſind die Haupturſache, warum unter dem Adel und der Bürgerſchaft der ſogenannte Cicisbeiſmo zur Nothwendigkeit geworden iſt, und warum beyde Theile gleich von Anfang ihres Eheſtandes ſich ſo leicht darzu verſtehen. Er iſt faſt das einzige Mittel, beyder Leben gewiſſermaßen erträglich zu machen. Die unglückliche Gattin, die dem Eigennutz eines kaltſinnigen Mannes aufgeopfert wird, theilt die Pflichten des Eheſtandes zwiſchen ihm und dem Cicisbeo, und zwar dergeſtalt, daß dieſer das beſte, was der Eheſtand zur Glückſeligkeit des Lebens beytragen kann, Freundſchaft und Vertrauen, erhält. Die Kinder, die aus einer ſolchen Verbindung entſtehen, ſind von Seiten der Mutter, mehr Früchte eines ſcla-

viſchen Zwangs, als der ehelichen Liebe, und von Seiten des Vaters ſchwache Sprößlinge eines kraftloſen Stammes.

Die junge Dame, welche dieſes Unglück trift, würde beſſer gethan haben, unter der unzählichen Menge Mädchen, die aus Mangel einer anſtändigen Parthie entweder in den Klöſtern eingeſchloſſen ſind, oder zu Hauſe unter der Tyranney ihrer Brüder, und derſelben Weiber ſeufzen, ihr Leben zu beſchließen. Die Menge ſolcher verblühenden Damen iſt eben ſo groß, ja noch größer als jene der unverheyratheten Cadetten vornehmer Häuſer; und wenn die Klöſter nicht wären, worin ſie ſich größtentheils lebend begraben, ſo müßte ſich entweder die freye Lebensart ihrer Mütter und Schwägerinnen ändern, oder ſie würden zu vielen Ausſchweifungen verleitet werden. Es iſt wunderlich, daß die Eltern, die über den Mangel an Gelegenheit, ihre Töchter zu verheyrathen, klagen, ſich ſcheuen, ihre Söhne mit Mädchen zu verheyrathen, in deren Häuſern der Luxus herrſcht, und dennoch ſich nicht entſchließen können, denſelben aus ihren eigenen Häuſern zu verbannen, ob ſie gleich aus trauriger Erfahrung wiſſen, daß er die Urſach iſt, warum ſich für ihre Töchter keine Männer finden.

Eben dieſes iſt einer der ſtärkſten Beweiſe von der unüberwindlichen Macht des Luxus, wenn er einmal unter einem Volke tiefe Wurzeln geſchlagen hat.

Er

Er gründet ſich auf einem übermäßigen Hang zu ſolchen Bemächlichkeiten und Vergnügungen, die mit groſſem Glanz und Aufwand verknüpft ſind. Sein Geſchmack iſt verzärtelt, und was der Mäßigung zum Vergnügen dient, das hat für ihn keinen Reiz. Das einzige Mittel, die Menſchen, die von dieſem Uebel angeſteckt ſind zu heilen, iſt, daß man ſie, wie die verzärtelten Lecker, denen man den Ekel vor gemeinen Speiſen benehmen will, behandle, und ihnen entweder die Gegenſtände ihrer unmäßigen Lüſternheit durch ſtrenge Verbote benehme, oder die Mittel, ihre Begierden über die Schranken der Mäßigung zu erheben, entziehe. Das letzte Mittel iſt das ſicherſte. Wenn man in Italien das Recht der Erſtgeburt und die Fideicommiſſen vertilgte, und die Güter der reichen Familien unter die Brüder gleich vertheilte, ſo würden dem Luxus auf einmal die Schwingfedern abgeſchnitten, und die Quelle aller Hinderniſſe, die der Luxus dem Eheſtande in den Weg legt, und unzähliger anderer Uebel verſtopft werden.

Wie wäre es aber, wenn der Verfall und endlich das gänzliche Verderben des Adels und der reichſten Familien hieraus erfolgte? Wenigſtens ſcheint die Erfahrung dieſes zu lehren. Weil zu Piacenza die Güter unter dem Adel gleich getheilt werden, ſo wimmelt dieſe Stadt von armen Grafen und Marquis. Die Stammgüter ſind in ſo viele Zweige vertheilt, daß

sie nicht mehr hinreichen, einen jeden seinem Range gemäs zu unterhalten. In der Lunigianischen Provinz sind nach und nach die Reichslehen und Güter der ehedem so mächtigen Markgrafen Malaspina durch die Vertheilung in so kleine Portionen zertrennt worden, daß Einige dieser Kaiserlichen Lehnträger in Kleidung und Lebensart von dürftigen Bauern nicht mehr zu unterscheiden sind — Aber eben dieses Geschlecht, dessen Herrschaft sich in den mittlern Zeiten von den Gränzen der Stadt Lucca bis in die Lombardie erstreckte, und in einigen Zweigen bis zum Pfluge herabgesunken ist, und der Piacentische Adel, dienen uns zum überzeugenden Beweis, daß nicht die Theilung ihrer Güter, sondern Unglücksfälle und Mangel an ökonomischer Thätigkeit an ihrem so tiefen Verfalle Schuld sind. Die Markgrafen Malaspina rühren von den Zeiten her, da die teutschen Kaiser, ihre Herrschaft in Italien zu behaupten, gewisse ihnen ergebene adeliche Häuser nicht nur mit ansehnlichen Herrschaften bereicherten, sondern auch berechtigten, diejenigen die nicht von der Kaiserlichen Parthey waren, mit Gewalt der Waffen ihrer Besitzungen zu berauben. Diese Tyrannen machten den Städten viel zu schaffen, bis diese endlich, durch den Handel bereichert, dieselben unterdrückten, und gröstentheils ihrer Herrschaft unterwarfen. Hier wurden sie gezwungen sich, wie andre Bürger, dem Handel zu ergeben. Die Markgrafen Malaspina wurden von den Luckesern, Pisanern,

nern, Florentinern und Genueſern in das Lunigianiſche Gebirge eingeſchränkt, wo ſie ſich in ſo viele Zweige und Aeſte theilten als Schlöſſer und Landgüter ihnen daſelbſt übergeblieben waren. Wer verbot ihnen, gleich den andern adelichen Häuſern, z. B. Gondi, Guidi, Alberti ꝛc. an dem ſeit dem zwölften Jahrhundert aufblühenden Handel Theil zu nehmen? Aber Stolz und rittermäßiger Müßiggang hielt ſie eben ſo ſehr, als in jüngern Zeiten den Piacentiniſchen Adel, davon ab.

Würden die gleichgetheilten Güter der adlichen Geſchlechter durch Handel und Oekonomie vermehrt, ſo brauchte man kein Recht der Erſtgeburt, den Adel in ſeinem Glanze zu erhalten. Mancher unter den adlichen Brüdern, deſſen Talent, aus Mangel hinreichender Mittel, in Unthätigkeit vermodern muß, würde durch ſeinen Fleis und gute Wirthſchaft, womit er ſein Erbtheil vergrößerte, und durch das gute Beyſpiel von Mäßigung und Tugend, nach welchem ſich ſeine Kinder bilden würden, ſeinem hochadelichen Geſchlechte mehr Ehre machen, und dem Staate mehr nützen als zehn erſtgebohrne Praſſer, welche alle Einkünfte ihrer Häuſer zu ſinnlicher Wolluſt verſchwenden.

In Frankreich hat man ein ſehr weiſes Mittel erfunden, den ſchwächern Zweigen des Adels wieder aufzuhelfen. Es iſt ihnen erlaubt, ſich mit reichen Weibern bürgerlichen Standes zu verehligen, denen man

überall den Rang ihrer Männer gestattet. Die bürgerlichen Geschlechter, die sich durch den Handel oder etwa durch die Verwaltung der königlichen Finanzen bereichert haben, schätzen sich glücklich, mit dem Adel in Verwandschaft zu treten, und durch die Mitgift grosser Schätze die niedere Abkunft ihrer Töchter zu ersetzen. Es wäre sehr zu wünschen, daß in Italien eine gleiche Verfügung getroffen würde. Ich kenne ein altgräfliches Geschlecht zu Florenz, welches ehedem sehr reich und berühmt war, und wovon ein Zweig noch wirklich in Frankreich mit Herzoglicher Würde blühet. Durch widrige Schicksale war es sehr tief in Verfall gerathen. Eine teutsche Dame bürgerlicher Abkunft, deren Vater jedoch eine ansehnliche Ehrenstelle zu Wien bekleidet hatte, verehligte sich mit dem letzten italiänischen Zweige dieses Hauses, und richtete es nicht nur durch ihren Reichthum, sondern auch durch einen männlichen Erben wieder auf. Da der Hof nach Florenz kam, wurde es ihr nicht erlaubt unter den adlichen Damen bey Hof zu erscheinen, obgleich ihr Gemahl einer der ersten und klügsten Staatsminister war. In einem Lande, wo der gröste Theil des Adels sein Daseyn und Glanz dem Handel zu verdanken hat, ist dieser Spanische Stolz übel angebracht.

Wie glücklich wäre Italien, wenn der alte Geist des Handels und der soliden Pracht in den reichen Häusern daselbst wieder aufwachte! Prächtige Palläste

zu

zu bauen, Spitäler und Findlingshäuser zum allgemeinen Besten zu stiften, und mit reichen Einkünften zu begaben, durch Fabriken und Manufakturen eine Menge Menschen zu ernähren, öffentliche Bibliotheken zu errichten, Künste und Wissenschaften durch Wohlthätigkeit zu befördern, das waren die Gegenstände des Luxus der Italiener, ehe die Spanier und Franzosen ihren Geschmack verderbten. Doch muß ich dieses, zur Ehre Italiens, noch anmerken, daß es daselbst in allen Provinzen, besonders in Toskana, Familien giebt, die sich von dem Wirbel des herrschenden Luxus nicht fortreissen lassen. Sie bleiben dem ökonomischen Plane ihrer Väter getreu, und lachen der Thorheit derer, die durch unnütze Verschwendung sich und ihre Familien zu Grund richten. Leben sie wohl!

J***.

V.

Horazens
Sechste Satyre des Zweyten Buches.

Das höchste was ich wünschte, war ein mäßig Feld,
ein Garten, eine Quelle nah am Hause,
und etwas Wald dabey: die Götter haben mehr
und bessers mir gegeben; mir ist wohl;

ich bitte weiter nichts, o Majens Sohn, (1)
als daß du mir erhaltest was du gabst.
Wofern ich nicht mein Gut durch böse Künste
vergrößert habe, nicht durch Thorheit und Verschwendung
verringern werde; wenn in meine Seele
kein Wunsch wie dieser kommt: „O möchte doch,
mein Gut zu ründen, noch der Winkel dort
hinzu sich fügen!“ oder: „wenn doch auch
mein gutes Glück mich einen Topf voll Geld
wie jenen armen Miethling finden ließe,
der, als er einen Schaz gefunden, das zuvor
im Tagelohn gepflügte Land nunmehr
als Eigenthum durch Herkuls Gnade baute; (2)
Kurz, wenn ich mich was da ist freuen lasse,
so höre nur dies einzige Gebeth:
laß meine Heerden, o Merkur, mein Feld
und alles andre fetter werden, nur
nicht meinen Witz! und bleibe wie bisher
mein Schützer fernerhin! — Sobald ich also
mich aus der Stadt in meine kleine Burg (3)
geflüchs

(1) **Merkur.** (2) Die verborgenen Schätze fanden unter dem Schutze des Herkules.

(3) Sein **Sabinum**, dessen Wohnhaus er, weil es auf einem Berge lag, arcem, eine Burg, nennt.

geflüchtet habe — laßt einmal mein Herz
ſich über dieſen Punkt erleichtern, und wo fänd' ich
auch einem angenehmern Stoff für meine
fußgängeriſche Muſe? — wär's auch weiter nichts
als frey vom leid'gen Ueberlauf zu ſeyn,
vom bleyernem Mittagswind, und vom ſchweren Druck
des Herbſtes, der zu Rom der Leichengöttin (4) wuchert:
wie viel gewönn' ich nicht allein durch dies!

Von dir, o Gott des Morgens, oder höreſt du
dich lieber Janus nennen, dir, mit dem
die Sterblichen, zum Leben neuerwacht,
des Tagesarbeit (nach der Götter Schluß) beginnen,
von dir beginne nun auch mein Geſang!
Bin ich zu Rom, ſo kann ich ſicher rechnen
im Morgenſchlaf von dir geſtört zu werden.
„Auf! du mußt Bürge ſtehn! Mach hurtig, fort!
Daß ja dir kein Behenderer den Vorſprung
in dieſer Freundſchafts-Probe abgewinne!"
Nun mag das Wetter noch ſo ſchlimm, der Nord-
wind noch
ſo ſchneidend ſeyn, durch Sturm und Schneegeſtöber,
Fort

(4) Libitina.

Fort muß ich! — Hab ich dann mit klarer Stimme
geſprochen was mir Schaden bringen wird,
ſo muß ich wieder mich, auf Koſten aller
die ſchwerer ſich bewegen, durchs Gedränge kämpfen.
„Wie, biſt du toll?“ ruft einer hier: „was giebts
denn ſo zu eilen, Flegel?“ ruft ein Andrer,
und wünſcht mir was der Zorn ihm eingiebt. Aber
Horaz hat keine Ohren, drängt und ſchlägt
mit Knie und Ellenbogen alles aus dem Wege
was ihm entgegenſtehet, weil ſein Herz
ihn nach Mäcenens Vorgemach zu eilen
erinnert. Das iſt nun, die Wahrheit zu geſtehen,
was ich am liebſten thue: aber, ach!
kaum ſind die traurigen Esquilien (5) erreicht,
ſo dringen hundert nichts in aller Welt
mich ſelbſt betreffende Geſchäfte mir zu Leibe.
— „Herr, Roſcius war da, und bat, ihr möchtet
ihm morgen gegen acht am Puteal
als Beyſtand dienen.“ — „Das Collegium
der Sekretäre, Quintus, läßt dich bitten

nicht

(5) Der Esquiliniſche Berg, wo Mäcen wohnte, und wo die Gärten lagen, in welche dieſer Günſtling Auguſts die ehmalige Begräbniß-Stätte der Sclaven und des niedrigſten Pöbels umgeſchaffen hatte.

Bedienter.

Ja, Milord, ſchon vor einer Stunde.

Hot-Spur.

Hat der Kellner dieſe Pferde vom Scheriff gebracht?

Bedienter.

Eines, Milord, bracht' er eben izt.

Hot-Spur.

Was für eines? Den Rothſchimmel, mit den geſtuzten Ohren, nicht wahr?

Bedienter.

Ja, Gnädiger Herr.

Hot-Spur.

Dieſer Rothſchimmel ſoll mein Thron ſeyn. Gut, ich will ihn gleich beſteigen. O Eſperance! (*) Führte ihn der Kellner in den Parc?

Lady.

Aber höret, Milord --

Hot-Spur.

Was willt du ſagen, Milady?

(*) Dieſes franzöſiſche Wort iſt vermuthlich da, damit es die Lady Percy nicht verſtehen ſolle.

nicht zu vergeſſen wegen einer wichtigen
gemeinen Sache bald zurückzukommen." —
„Sey doch ſo gut und mache daß Mäcen
ſein Fiat dieſer Bittſchrift unterſchreibe!" —
Sag' ich: ich will verſuchen was zu thun iſt — „o!
du kannſt es machen, wolle nur, verſezt
mein Mann, und ſtürmt nur deſto ärger auf mich ein.

Es ſind nun bald acht Jahre, ſeit Mäcen
den Seinigen mich beyzuzählen anfieng,
das heißt, auf kleinen Reiſen mich in ſeinen Wagen
zu nehmen, oder Kleinigkeiten mir
vertraulich mitzutheilen, als: „was iſt
die Stunde?" — „Sollte wohl der Thrazier Gallina
dem Syrier gewachſen ſeyn (6)?" — „Die Morgen ſind
ſchon froſtig; wer mit keinem guten Mantel jezt
verwahrt iſt, kann ſich leicht verkälten" — und
dergleichen Dinge, die man unbedenklich
den ritzenvollſten Ohren anvertraut.
Indeſſen zog es dieſe ganze Zeit hindurch
mit jedem Tag' und jeder Stunde mir

mehr

(6) Die Rede iſt von zwey **Gladiatoren**, die damals von ſich ſprechen machten, wie etwa bey uns, wenn man in Geſellſchaften ſonſt nichts zu ſprechen hat, von Schauſpielern die Rede iſt.

mehr Mißgunſt zu. Denn ſaß mein Flavus etwa
im Schauplatz ihm zur Seite, oder ſpielte
mit ihm im Campus, — welch ein Glückskind! rieffen
die Herr'n aus Einem Munde. Läuft nun irgend
ein froſtiges Gerüchte von den Roſtris aus (7)
in Rom herum, gleich fragt wer in den Wurf mir kommt:
„Mein Beſter, — denn ein Mann, der mit den Göttern
ſo gut ſteht, muß es doch am erſten wiſſen —
was hörſt du von den Daciern? — Kein Wort.
„Daß du doch nie vom Spotten laſſen kannſt!„
Mich ſollen alle Götter plagen, wenn
ich etwas weiß! — „Nun wohl! ſo kannſt du uns
doch ſagen, ob die Güter, welche Cäſar
den Veteranen (8) zugeſagt hat, in
Sicilien oder in Italien am
gewieſen werden ſollen?„ — Schwör' ich dann
ich wiſſe nichts, ſo werd' ich als ein Menſch
der ſeines gleichen an Verſchwiegenheit
und unerhörter Klugheit ſucht, verſchrien.
Indeſſen geht auf dieſe Art mir Armen
ein

(7) d. i. vom Foro, oder großem Marktplatz, wo immer die meiſten Menſchen beyſammen waren.

(8) den alten Soldaten, die ſchon unter dem Jul. Cäſar gedient hatten.

ein Tag von meinem Leben nach dem andern
verlohren! — o! mein liebes Feld, wann werd' ich
dich wiederſehn? Wann wirds ſo gut mir werden,
bald über meinen Büchern, bald in freyem
ſorgloſem Müßiggang und ungeſtörtem Schlummer
ein liebliches Vergeſſen aller Plagen
der Stadt und ihres Lebens einzuſchlürfen!
Wann werd' ich wieder Bohnen, dem Pythagoras
verwandt, (9) und ſelbſtgepflanzten Kohl mit Speck
auf meinem Tiſche ſehn! O wahre Göttermahle!
O frohe Nächte! wo ich mit den meinen mirs
an meinem eignen Heerde ſchmecken laſſe,
und mit denſelben Speiſen, die ich vorgekoſtet,
mein muthig junges Hausgeſinde ſättre.
Vom Unſinn eurer Trinkgeſetze frey
leert jeder meiner Gäſte, nach Gefallen,
ungleiche Becher, gröſſer oder kleiner,
ſo wie ein ſtärkrer mehr vertragen kann,

ein

(9) Ein Scherz, den mir, nach allem was die Ausleger darüber zu ſagen wiſſen, nicht recht verſtändlich iſt. Daß Pythagoras ſeinen Jüngern Bohnen zu eſſen verboten, und daß die Pythagoräer eine Art von religiöſer Scheue vor den Bohnen affectirten, iſt bekannt: nur die wahre Urſache dieſer Sonderlichkeit iſt ein Geheimnis.

ein andrer lieber langſam ſich bethaut.
Nun ſpinnet unvermerkt ein trauliches Geſpräche
ſich an, nicht über andrer Leute Wirthſchaft, nicht
ob Lepos übel tanze oder gut?
Wir unterhalten uns mit Dingen, die
uns näher angehn, welche nicht zu wiſſen
ein Uebel iſt: ob Reichthum oder Tugend
den Menſchen glücklich mache? Vortheil oder
Rechtſchaffenheit das Band der Freundſchaft knüpfe?
Was wahres Gut und was das Höchſte ſey?
Gelegenheitlich tiſcht uns Nachbar Cervius
in ſeiner eignen drolligen Manier
ein Mährchen auf das ſich zur Sache ſchickt.
Als, wenn zum Beyſpiel, einer, der die Welt
nicht kennt, den Reichthum des Arellius erhebt,
unwiſſend wie's dem armen Mann dabey
ſo ſauer wird, fängt Cervius an: die Feldmaus
erhielt in ihrer armen Höle einſt
von ihrem alten guten Freunde
der Stadtmaus unverhofft die Ehre ihres
Beſuches. Wie genau nun jene ſonſt
zu leben pflegte, und wie ſparſam ſie
den ſau'rerrungnen Vorrath ſonſt zu Rathe hielt,

ſo wurde doch für einen Gaſt das Herz
ihr weiter; kurz, ſie ſchonet diesmal weder
der immer aufgeſparten Erbſe noch
des langen Haberkornes, bringt ein Stückchen
halbabgenagten Specks und eine dürre
Zibeb' im Munde noch herbey, und läßt
mit Einem Worte ſichs recht angelegen ſeyn
durch der Gerichte Mannichfaltigkeit
den ekeln Gaum des Städters zu verführen,
der vornehm daſaß, und mit ſtolzem Zahn
eins nach dem andern kaum berührte; während
der gute Hauswirth ſelbſt, auf heurig Stroh
geſtreckt, mit Spelt und Treſpe ſich behalf,
und alles Beſte ſeinem Gaſte ließ.
Zuletzt begann die Stadtmaus: Freund, wo nimmſt
du die Geduld her, in dem rauhen Berge ſo
dein Leben hinzubringen? Hätteſt du nicht Luſt
den Aufenthalt bey Menſchen in der Stadt
dem Walde vorzuziehen? Weiſt du was?
Komm du mit mir; und weil nun einmal doch
das Loos von allen Lebenden auf Erden iſt
zu ſterben, und dem Tode weder klein
noch groß entrinnen kann: ſo ſey du weiſe,

und laß, so lange du es haben kannst,
dir wohl geschehn, mein Schatz! Bedenke doch
wie kurz das Leben ist! — Die Landmaus wird
gerührt durch diese Rede, springt behende
aus ihrem Loch, und beyde treten straks
den Weg zur Hauptstadt an, des Sinnes unter
der Mauer sich bey Nacht hineinzuschleichen.
Es war schon Mitternacht als unsre beyde
in eines reichen Hauses Speisesaal
sich einquartierten, wo auf Lagerstellen
von Elfenbeine Purpurdecken glühten,
und eines groſen Gastmahls Ueberbleibsel
ringsum in Körben aufgeschichtet standen.
Sobald der Städter hier den bäurschen Gast
auf Purpur hingelagert, läuft er rüstig
gleich einem leichtgeschürzten Wirthe hin und her,
und trägt ein niedliches Gerichte nach
dem andern auf, vergißt jedoch sich selber nicht
dabey, indem er alles was er bringt,
naschhaften Dienern gleich, zuvor belekt.
Die Feldmaus, ganz von ihrem neuen Glück entzückt,
dehnt sein gemächlich auf dem weichen Sitze
sich aus, und läßt sich alles treflich schmecken:

als plötzlich ein gewaltiges Geknarre
der Flügelthüren unsre beyden Schlemmer
von ihren Polstern wirft. Sie rennen zitternd
im ganzen Saal herum, und ihre Furcht
wird Todesangst, indem durchs hohe Haus
der großen Hunde Bellen wiederhallt.
Ich danke für dies Leben, sprach mit schwacher Stimme
der Bau'r zu seinem Freunde; fahre wohl!
Ich lobe mir mein kleines Loch im Walde,
da hab' ich nichts zu fürchten wenigstens,
und kann, wiewohl's nur magre Bissen giebt,
mich doch in Ruh' an meinen Wicken laben!

VI.

Meteorologischer Zustand des Winters in Italien vom Jahr 1784.,

aus einem Briefe des Hrn. Prof. Toaldo von Padua.

Der Winter vom Jahr 1784. war wegen seiner Länge und Kälte ganz ausserordentlich. Schon am Morgen des 13ten Decemb. 1783. war das Thermometer unter dem Gefrierpunkt, und blieb unter

demſelben, wenige Morgen ausgenommen, den ganzen Januar und Februar, einige Tage des Märzmonats bis den 4ten April. Alſo dauerte der Froſt ganze vier Monate. Gleichwie er in Frankreich und Teutſchland noch einmal ſo ſtark als gewöhnlich geweſen iſt, alſo war er auch in Italien um zehn Grade ſtärker als ſonſt. Die Lagune zu Venedig fror zu, und es fehlte nicht an kühnen Leuten, die von S. Giorgio in Alega bis nach Fuſina, zwo gute italiäniſche Meilen, über das Eis liefen. Die Kanäle waren geſchloſſen, und die Poſten unterbrochen. In dem ſehr kalten Winter des Jahres 1770. war der mittlere Grad der Kälte 3.; aber dieſer Winter war jenem nicht nur hierin faſt gleich, ſondern übertraf auch im Monat Februar die ſtärkſte Kälte deſſelben, die im Januar war. Damals ſchneiete es nur zehnmal den ganzen Winter hindurch; in dieſem Winter aber achtzehnmal, ohne die Tage zu rechnen, in welchen nur wenige Schneeflocken fielen. Insgeſamt würde der Schnee die Höhe von drey Fuß erreicht haben, wenn er ganz liegen geblieben wäre. Nur allein den 21ſten Januar fiel der Schnee Schuh hoch, und gab den vierzehenden Theil Waſſer, überhaupt aber den zwölften Theil. Offene Ebenen blieben vom 18ten Januar bis den 7ten März mit Schnee bedeckt, die Gegenden aber, die dem Nordwinde ausgeſetzt ſind, und die höhern, bis über die Mitte des Aprils. Auf den Straßen der Städte wurde er ſo feſt getreten, daß er ein Eispflaſter

oflaſter bildete, welches men mit Aexten kaum zer hauen konnte.

Daß in einer Periode von 223 Monden, oder achtzehn Jahren, immer der nämliche Winter zurückkommt, beſtätiget ſich in dieſem Jahre. Dieſes einzuſehen, iſt nöthig zu wiſſen, daß es ordentlicher Weiſe in der Lombardie, die mittlere Zahl genommen, nicht über viermal im Winter ſchneiet. Es ſchneyete aber in den Jahren 1748. dreyzehnmal, 1766. achtmal, 1784. achtzehnmal. Daß in dieſem Jahre das Uebermaaß allzugroß iſt, daran iſt der auſſerordentliche Nebel des vorigen Jahres Schuld. In beyden Jahren 1766. und 1784. kam der Schnee von Süden, und war häufiger auf den Apenninen als auf den Alpen, ſogar in den nämlichen Tagen des Aprils. In beyden Jahren waren die Kanäle um Venedig eingefroren, und die Reiſenden ſowohl als die Poſten wurden vom Schnee aufgehalten.

Das Uebermaas der Kälte und des Schnees in dieſem Jahre ſchreibe ich ohne Bedenken dem ungewöhnlichen Nebel des vorigen Jahres zu, welcher im Winter noch nicht zerſtreuet war. Briefe des Herrn Präſidenten, Grafen Johann Rinaldo Carli, beſtätigen mich in dieſer Meynung. Der Nebel war ein Gemiſche von allerley mineraliſchen Ausdünſtungen, die mit elektriſchem Feuer vereint, und durch die unterirdiſchen Gährungen, woher auch ſo viele Erder-

ſchütterungen entſtanden, in die Höhe geſtoßen wurden. *)

Nach

*) Der Herr von Lamanon hat im Journal des Herrn Rozier eine ganz verſchiedene Meynung vom Nebel an den Tag gelegt. Er leitet ihn von einer acht bis neunjährigen Trockenheit her, die ſich von Spanien bis nach China erſtreckt haben ſoll. Die Erde war durch die Trockenheit aufgeſprungen. Es folgten überaus häufige Regen, welche in das mineraliſche Eingeweide der Erde drangen, eine Gährung, Erdbeben, und den allgemeinen Rauch verurſachten. Dieſes Raiſonnement hängt ſehr wohl zuſammen; es beruhet aber auf einem falſchen Grunde. Es iſt wohl wahr, daß in den vergangenen Jahren manchmal eine große Trockenheit geherrſcht hat; es ſind aber auch Zwiſchenzeiten geweſen, da es in Ueberfluß geregnet hat, und ganze Provinzen (z. B. die Insel Formoſa den 22ſten Jul. 1782.) davon überſchwemmt worden ſind. Von einer ſo langen Trockenheit, die nicht dem gewöhnlichen Lauf der Natur gemäß vom Regen unterbrochen worden ſey, und bis zum großen Erdbeben gedauert habe, wiſſen wir nichts in Europa. Daß es in China nicht an Regen gefehlt habe, beweiſen folgende Briefe von Miſſionären an die Congregation de Propaganda:

Den 16ten Jul. 1779. ſchreibt Pietro Maria Zai aus Scias Ca-hou in der Provinz Zuquam.

Hoc anno viget magna penuria frumenti. Quod ſolitum erat vendi, puta numismatibus centum cupreis, nunc valet plus mille; adeo ut plurimi gentium et nonnulli de Chriſtianis perierint fame, quod eſt miſerabile viſu. At eo miſerabilius contigit dictu, hic fruges ad 6 Junii ejusdem currentis anni fuiſſe percuſſas impetu grandinum, quarum vi nonnulli monticolarum e vivis fuerunt ablati; et hanc poſt aerumnam ſecuta fuit aquarum inunda-

tio,

Lady.

Was führt euch dann weg?

Hot-Spur.

Wie? Mein Pferd, Liebe, mein Pferd.

Lady.

Weg mit dir, du tollköpfiger Affe! Eine Wieſel hat nicht ſo viel Spleen als ihr -- Bey meiner Treue, ich will euer Geſchäfte wiſſen, das will ich. Ich fürchte mein Bruder Mortimer geht damit um, ſeinen Anſpruch gelten zu machen, und verlangt euern Beyſtand; aber wenn ihr geht --

Hot-Spur.

So weit zu Fuß zu gehen, würde mich müde machen, Liebe.

Lady.

Kommt, kommt, ihr kleiner Papagay, antwortet mir geradezu auf das was ich euch frage. Ich breche dir deinen kleinen Finger ab, Harry, wenn du mir nicht die ganze Wahrheit geſtehſt.

Hot-Spur.

Weg, weg, kleiner Kindskopf -- Lieben! Ich liebe dich nicht, ich denke nicht an dich, Käthe; es iſt itzt keine Zeit mit Puppen zu ſpielen, und mit Lippen zu fechten. Itzt iſt es um blutige Naſen, und geſpaltete Hirnſchädel zu thun -- Was ſagſt du, Käthe? Was willt du von mir?

Lady.

Nachdem die Ausdünſtungen lange Zeit in der obern Gegend der Atmosphäre geſchwebt hatten, mußten ſich endlich die gröbern von den feinern abſondern, auf beyden Seiten zu groſſen Maſſen bilden, und indem ſie durch ihre natürliche Schwere, in die untere Gegend herabſtiegen, mit den feuchten Dämpfen vermengen. Da dieſe Bewegungen geſchahen, kam die kal-

rie, et lues detestabilis, quibus, non solum fame, perierunt gentes plures magno numero.

Der Miſſionär Emanuel Ma ſchreibt den 29ſten Jul. 1779. von Si-gan-fu aus der Provinz Xenſi.

Per duos annos maxima est caritas rerum comestibilium in hac provincia Xenſi; et hoc anno omnia, quasi matura, diruuina a pua pluviali corrupta sunt, et hic potissimum carissimo pretio comparantur, scilicet triticum, oriza, et milium: et pauperes de die in diem pauperiores fiunt, et multi alibi migraverunt ad quaerendum victum.

Den 30ſten Auguſt 1780. aus Pekin, vom Prieſter Pius Lieu dem ältern.

Illo anno in Sinis adest magna caristia et fames. A mense Februarii usque ad finem mensis Junii nunquam fuit pluvia; fuit magna siccitas, qua multi non poterant seminare; qui jam seminaverant, moriebantur siccitate. In mense Julii incepit pluere: pluvia fuit nimis magna et continuata per duos menses. In civitatibus multae villae ab aqua fuerunt asportatae et destructae, et ubique fuit magna aqua; et exundationes aquarum demergunt agros et fruges terrae. In locis altis orrae fuerunt innumerabiles locustae, quae manducaverunt omnes fruges.

te, feuchte und ſchneereiche Jahrszeit dazu, und alles dieſes vermiſchte ſich mit den gleichzeitigen Meteoren. die gröbern Theile, die ſalzichten und mineraliſchen, vereinten ſich mit dem Eiſe und Schnee. Das verſammelte elektriſche Feuer, welches im Sommer ſo viele Wetterſtrahlen verurſachte, und nun zu gröſſern Maſſen anwuchs, brachte heftige Winde hervor, wel durch die gröbern Maſſen von Ausdünſtungen von einem Ort zum andern fortgetrieben, und in einem Ort die Kälte, und in dem andern die Wärme, ohne Regel und Ordnung, angehäuft wurden. Daher kam die ſo große Verſchiedenheit der Witterung, die in dem vorigen Jahre in verſchiedenen Ländern, und Gegenden zu gleicher Zeit geherrſcht hat.

Der höchſte Grad der Kälte war ſowohl in den nachbarten als entfernten Oerten unterſchiedlich. Jenſeits der Alpen, in Frankreich, Holland, Teutſchland war die gröſſte Kälte von 15 bis 20 Graden am Ende des Decembers, hier in Italien im Januar, und noch mehr im Februar ſehr verſchieden. Denn zu Udine war ſie den 5ten Januar 10 Grade, zu Padua aber nur 5 Grad ſtark. Den 25ſten ſtieg ſie hingegen zu Padua auf 9 Grade, indeß ſie zu Udine nur 5 Grade ſtark war. Den 10ten und 11ten des geſagten Monats hatte Mailand 10 und 11 Grade Froſt, Padua aber den 10ten 5, und den 11ten nicht viel über 1. Zu Manſue im Trevisaniſchen erreichte

den

den 1ſten Febr. die Kälte den 10ten Grad, den 9ten fiel ſie bis auf 2 herab; hingegen überſtieg ſie den 1ſten Febr. zu Padua nicht 3½, und verſtärkte ſich den 2ten bis auf 10 Grade.

Eine gleiche Unordnung verſpührte man in den Stunden eines und des nemlichen Tages. Z. B. den 1ſten Febr. ſtand das Thermometer 14 Uhr bey Sonnen-Aufgang auf 3, 5 unter dem Gefrierpunkte, und um 15 Uhr, da er ſich heben muſte, auf 6 Grad den. Den 16ten war er bey Sonnenaufgang 1 Grad über dem Gefrierpunkt, und nach zwo Stunden 1 Grad unter demſelben. Alſo war er zu Mailand den 11ten Januar um 15 Uhr 4 Grade darunter, und um 16 Uhr ſtieg er auf 11 Grade. Dieſe unregelmäßigen Veränderungen des Thermometers haben ſich auch in Holland ereignet.

Dergleichen Ausſchweifungen laßen ſich durch keinen andern Weg erklären, als durch die plötzlichen Uebergänge oder Sprünge der ſalzigen oder Kälte bringenden Materie, und des elektriſchen Feuers, welche die Beſtandtheile des vergangenen Nebels waren. Da den 1ſten Febr. das Thermometer beym Aufgang der Sonne 3½ ſtand, bließ der Wind von Nordweſt; um 15 Uhr kam er von Oſten, und brachte aus dem Friul oder Trevisaniſchen die froſtbringende Materie, die das Thermometer um 16 Uhr auf 6 Grade erniedrte, und den folgenden Tag bis zu 10½. In Hollar erhub ſich der Froſt den 10, 11, und 12ten des emi-

lichen Monats, eben als hätte die Froſtmaterie ſo viele Tage gebraucht, eine ſo lange Reiſe zu thun.

Aus dem nemlichen Grunde läſt ſich das plötzliche Thauwetter erklären, welches in Frankreich und Teutſchland ſo verderbliche Ueberſchwemmungen verurſacht hat. Auch hier waren ſchnelle Uebergänge des Winde zu Südoſt in der Mitte des Januars. Das Hygrometer war im Februar und im Anfang des Märzmonates ganz ins Naſſe verſenkt, und die Flüſſe ſchwollen auf. Doch waren ſie mit den Flüſſen jenſeits der Alpen hierin nicht zu vergleichen. Islands neue Vulkane können dieſes verurſacht haben.

Die beſtändigen Sprünge des Barometers können aus dem nemlichen Grunde hergeleitet werden. Denn ganze Strecken der Atmoſphäre wurden bald ausgeleert, bald mit fremder Materie angefüllt.

VII.

Kleine Wanderungen durch Teutſchland, in Briefen an den Doctor K*.

(Fortſetzung von S. 142. des T. M. May 1785.)

Fünf und zwanzigſter Brief.

Dresden.

Nun habe ich's überſtanden, mein Lieber! Nach einer vierzehntägigen Reiſe, die ſo manche Unbequemlichkeit für

für mich hatte, bin ich wieder auf festem Boden und denke ihn nicht sobald zu verlassen. Ich habe die Sandwüsten der Mark und der Nieder-Lausitz zurückgelegt, wie ich Ihnen sagte, in einer Kutsche die rundum zugemacht war. Das hat mich zwar manchen Schweißtropfen gekostet, denn die Sonne setzte meiner schwebenden Hütte hart zu; aber ich hatte doch die Beruhigung, die Staubwolken vorbey fliegen zu sehen, ohne von ihnen berührt zu werden.

Der Weg von Berlin bis Dresden hat nichts Reizendes, und wäre für mich höchst beschwerlich gewesen, wenn ich ihn zu Fusse hätte machen sollen. Ewiger Sand, und ewiges Tannengehölz! Das Ackerland dürre, das Getraide klein und dünn, und auf dem ganzen Wege trift man kaum vier oder fünf grüne Wiesen an, woran sich das erhitzte Auge laben könnte. Die Dörfer schlecht, und die Städte unbedeutend. Sand und Heide verfolgten mich bis vor die Thore von Dresden.

Die Gegenden werden erst etwa eine Stunde vor Dresden interessant. Mein letztes Nachtlager war Grossenhayn, eine artige kleine Stadt, die für ihre Grösse lebhaft genug ist, und besonders am Markte einige Häuser hat, deren sich eine grössere Stadt nicht schämen dürfte. Seit dem grossen Brande, der im Jahr 1744. dies Städtchen traf, hat es ungemein gewonnen, an Häusern sowohl als an Einwoh-

wohnern. Man wird nicht leicht in einem so kleinem Umfange, eine solche Mannigfaltigkeit von Manufacturen und Handwerken beysammen finden, als hier. Die hiesige Zitz- und Cattun Fabrik gehört mit zu den wichtigsten in Sachsen, und die Wollfärbereyen sind berühmt.

An der hiesigen Lateinischen Schule war der berühmte Mikrolog und Lexicograph, M. Benjamin Hederich, Rektor, der seit 1749 tod ist, aber auf allen Gymnasien, wo Elaborationen gemacht und Antiquitäten studirt werden, in seinen Büchern noch lebt, und so lange leben wird, als es Kloster- und Fürstenschulen nach altem Schnitte in Teutschland geben wird.

Nicht weit hinter Hayn (wie es auf schlechtweg genannt wird) geht eine lange Tannen-Heide an, die bis eine halbe Stunde vor Dresden dauert. Zur Nachtzeit hätte ich sie nicht ohne Todesfurcht passiren können, denn es sollen fast alle Jahre Plünderungen und auch wohl Todschläge vor, und vor 14 Tagen noch ist ein Friseur, der durch seine Schnallen und Uhr die Habsucht eines Räubers erregte, eine Viertelstunde von Dresden erschlagen worden; auch ist es noch nicht lange, das der Küchenwagen des Churfürsten selbst bestohlen wurde. Dieses erzählte man mir in Grossenhayn, und ich hatt' es immer auf der Zunge: ob es nicht einen andern Weg nach Dresden gäbe,

gäbe, als durch dieſe Heide? Aber ich nahm meinen ganzen Muth zuſammen, ſchwieg und fuhr.

Ohngefähr eine Stunde vor Dreeden befand ich mich auf einmal in einer lichten Gegend auf einer Anhöhe, von welcher ich die Stadt überſehen konnte. Rechts zog ſich ein grüner Bergrücken hin, der nahe bey der Stadt nach Mittag zu ſich einbog, und im Morgen um ſie ſtrich, bis er ſich in Nordoſten in einen dunkeln Nebel verlor. Links zog ſich ein ähnlicher Bergrücken hin, der ſtrichweiſe mit Bäumen und grünenden Weingärten bedeckt war, in welchen auf den höchſten Gipfeln kleine hellangeſtrichene Luſthäuschen ſtanden, die gegen das ſchwarze Grün ſehr angenehm kontraſtirten.

Ich genoß dieſer ſchönen Ausſicht nicht lange, denn der Weg gieng wieder bergab, und vergrub mich in einem dichten Tannenwalde, bis ich nach einer halbſtündigen Fahrt in eine Ebene gelangte, wo ich die Stadt ſo ziemlich in ihrer ganzen Größe überſehen konnte.

Sie giebt eben keinen glänzenden Anblick in der Ferne, weil es ihr an Thürmen fehlt. Bis jezt ſind ihrer nur drey, unter welchen ſich der gewölbte aber für ſeinen Umfang zu niedrige Frauenthurm wie die Henne unter den Hühnchen ausnahm.

Nicht weit von dem weiſſen Thore, wo ich einpaßirte, eröfnete ſich hinter mir ein Thal, das auf beyden

Seiten

Seiten von Bergrücken eingeschlossen ist. Mitten durch dasselbe strömt die Elbe in einigen Krümmungen hin, bis man sie endlich, da wo sie sich links zieht, aus den Augen verliert. Zu meiner rechten lag am jenseitigen Ufer des Flusses eine angenehme Wiese, die mit respektabeln alten Bäumen alleenweise besetzt war.

Reisende beschweren sich gewöhnlich über das genaue Examen in den Thoren der preußischen Städte; aber hier ist es um kein Haar besser. Ich mußte Namen, Ort wo ich her kam, und die Dauer meines Aufenthaltssagen, und noch dazu einen Zettel (was im Preußischen nicht der Fall ist) nehmen, auf welchem der Gasthof benannt war, wo ich zu logiren gedachte.

Die Festungswerke auf dieser Seite der Stadt sind ziemlich in Verfall. Der Hauptwall war stückweise herabgeschossen und die kleinern Wälle, wie es schien, von Sturm und Wasser zerrissen. Vielleicht wäre es besser wenn man die Befestigungen ganz eingehen ließe, weil sie doch bey einer Residenz fast unnütz sind, und der Stadt nur Schaden bringen, wie das Bombardement vom Jahre 1761. beweißt. Für das Archiv, und andere wichtige Effekten, die man verwahren will, hat man ja den unersteiglichen Königestein. Ueberhaupt, glaube ich, ist die ganze Lage von Dresden für eine Festung nicht gemacht. Lieber den Feind herein gelassen und Brandschatzung bezahlt! Berlin hat durch die wiederholten feindlichen Besuche

im ſiebenjährigen Kriege nicht ſo viel gelitten, als Dresden durch das Bombardement, welches ſeine Vorſtädte und einen Theil der Stadt ſelbſt einäſcherte, ſo daß der Verluſt an ſchönen Häuſern bis dieſe Stunde noch nicht erſetzt iſt, und auch in den nächſten zehn Jahren noch nicht ganz erſetzt werden dürfte.

Wenn man zum weiſſen Thore herinkömmt hat man rechter Hand das Japaniſche Palais, welches jezt zur Aufbewahrung der unſchätzbaren Churfürſtlichen Bibliothek eingerichtet wird. Es fällt nicht gut ins Auge; vielleicht weil es gegen ſeine Länge und Breite nicht hoch genug iſt; denn es hat nur zwey Etagen und ein Halbgeſchoß und ein niedriges mit Kupfer gedecktes Dach. Im Kellergeſchoß werden allerley chineſiſche, japaniſche und auch meißniſche Porcellain-Geſchirre und Figuren aufbewahrt. Der daranſtoſſende Garten ſoll artig ſeyn; ich werde ihn nächſtens beſuchen.

Von der ſchönen Brücke kann ich Ihnen noch weiter nichts ſagen, als daß ich drüber gefahren bin. Aber die Ausſicht von derſelben auf beyden Seiten iſt entzückend.

Dresden hat eine eigene Bequemlichkeit für Fremde, die ſich länger als einige Tage daſelbſt aufhalten wollen. Sie beſteht darin, daß man nicht nöthig hat in einem Gaſthofe zu logiren. Man findet zu

jeder

jeder Stunde Logis bey Bürgern offen, wo man die ganze Zeit ſeines Hierſeyns für ein billiges wohnen kann. Mein Kutſcher, der hier Beſcheid wußte, hat mir ſolch ein Logis bey einem ehrlichen Goldſchmidte verſchaft. Ich gebe ihm für Stube, Bett und Aufwartung wöchentlich einen Gulden, habe mich auch bey ihm zu Koffee und Tiſch verdungen, und habe alles für einem Preis, der zu Hauſe bey einer eingerichteten eigenen Oekonomie nicht billiger ſeyn könnte. Und wenn funfzig Fremde kämen, würden ſie in wenig Stunden auf dieſe Art untergebracht werden können.

Dieſe bequeme Einrichtung ſchreibt ſich urſprünglich von den Landtagen her, die hier alle ſechs Jahre gehalten werden. Die Landſtände quartieren ſich auf dieſe Art ſämtlich bey den Bürgern ein, und leben ſehr ökonomiſch.

Ich will jedem Fremden rathen, meinem Beyſpiele zu folgen, und auch Ihnen, lieber K. wenn ſie einmal in den Fall kommen ſollten, daß Sie von der ſchwarzen Furie von Dan bis Berſeba auf und ab gejagt würden.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Dresden.

Die Dresdener Bauart macht mit der Berliner einen auffallenden Kontraſt. Dieſe ſcheint auf Jahrhun-

Lady.

Liebt ihr mich dann nicht mehr? In der That nicht. Gut, so thut es nicht. Denn wenn ich nicht mehr verdiene, von euch geliebt zu werden, so bin ich auch nicht werth, daß ich mich selbst liebe. Liebt ihr mich nicht? Nein, sag mir's, redst du im Scherz oder nicht?

Hot-Spur.

Komm, willt du mich reiten sehen? Wenn ich zu Pferd bin, dann will ich schwören, daß ich dich unendlich liebe. Aber hörst du, Käthe, du mußt mich nicht weiter ausfragen, wohin ich gehe; noch Muthmassungen anstellen, warum? Wohin ich muß, muß ich, und um es kurz zu machen, diesen Abend müssen wir scheiden, liebste Käthe. Ich weiß daß du verständig bist, aber doch nicht verständiger als Harry Percy's Weib. Du hast Muth, so viel ein Weibsbild haben soll; und an Verschwiegenheit übertrift dich gewiß kein Frauenzimmer in der Welt. Ich zweifle also keinen Augenblik daran, daß du nichts sagen wirst, wenn du nichts weißt; und in so weit hab' ich ein vollkommnes Zutrauen zu dir, meine süsse Käthe.

Lady.

Wie? In so weit?

Hot-Spur.

Nicht einen Zollbreit mehr. Aber hörst du, Käthe, wohin ich gehe, sollt du auch gehen. Heute will ich abrei-

hunderte und jene auf Jahrtauſende kalkulirt zu ſeyn. Im Durchſchnitt genommen ſind die hieſigen Häuſer ſämtlich nur ein Geſchoß höher als die Berliner. Sie fallen von Auſſen nicht ſo glänzend ins Auge, ſind aber von Innen deſto ſolider. Ihre Verzierungen ſind gröſtentheils nur mit Mahlerey angegeben, aber ihre Mauern ſind von unverwüſtlichem Pirniſchem Sandſteine von Grund aus aufgeführt, und die Treppen ſind in den meiſten Häuſern von demſelben Steine feſt und mächtig gewölbt.

Die breiten langen und regelmäſſigen Berliniſchen Straſſen muß man hier nicht ſuchen. Alle, die ich noch geſehn habe, ſind kurz und gebogen, und die kleinen Quergaſſen ſo enge, daß nur zwey Menſchen neben einander gehen können. Die Schloßgaſſe könnte allenfalls mit der Königsſtraſſe in Berlin verglichen werden; ſie iſt eben ſo lebhaft, und mit dauerhaftern Gebäuden beſetzt als jene, aber bey weitem nicht ſo lang, ob ſie gleich von dem einen Ende der Stadt Altdreeden bis zum andern läuft. Ein groſſer Vorzug der Dresdener Straſſen vor den Berliniſchen iſt ihre Reinlichkeit, die durch Kanäle, welche die Raizbach durch die ganze Stadt führen, bewirkt wird. Ein achttägiger Regen kann hier nicht ſo viel Koth verurſachen, als dort ein achtſtündiger, und das bleibt für eine Stadt doch immer eine groſſe Vollkommenheit, weil die wenigſten Leute Geld genug

haben, ſich fahren oder tragen zu laſſen. Will man nun vollends der Hypochondrie entlaufen, ſo lernt man dieſe Bequemlichkeit in ihrer ganzen Gröſſe erſt recht ſchätzen.

Das Reſidenzſchloß iſt ein altes winkliches Gebäude, das nicht die geringſte architektoniſche Merkwürdigkeit hat, und ſich auf der Straſſe und auf ſeinen Höfen gleichſchlecht ausnimmt. Aber die Zimmer und Möbeln ſind königlich, und überall wird es ſichtbar, daß ſie einsmals einen prachtliebenden Auguſt zum Bewohner hatten. Die katholiſche Kirche iſt das erſte Gebäude, was ich in ſeiner Art geſehn habe, und vielleicht je ſehen werde. Ihr Grundriß iſt ein längliches Viereck, an deſſen einem ſchmalen Ende das Hauptportal nebſt dem Thurme ſich befindet. Rundherum auf der hohen Ringmauer ſtehen rieſenmäßige Statuen von Heiligen, die das flache kupferne Dach der Kirche verſtecken, in der Ferne aber einen zu ſchönerlichaſten Anblick geben. Das Innere dieſes Tempels iſt ſo prächtig als das Aeuſſere; aber ich werde mich wol hüten Ihnen alle die Schönheiten herzuzählen, die ich, ohne Kenner zu ſeyn, bemerkt habe. Es geht der Architektur, wie der Malerey — man muß mit eignen Augen ſehen, jede Beſchreibung wird ekelhaft.

Gleich auf die katholiſche Kirche ſtößt die Brücke. Ich trat hinauf und labte mich an der reizenden

Aus-

Aussicht von da herunter. Alle Leute, die mir begegneten, sahen mich an, und sahen mir nach. Anfangs bemerkte ich dies gar nicht, bis mir endlich eine Stimme, die einem langen Kerl mit einer Bärenmütze und einem schwarzen Barte angehörte, donnernd zurief: will er herunter da! Ich stutzte und sah ihn an. Unterdessen kam ein altes Mütterchen herzu und sagte: Sie müssen auf jener Seite gehn, sonst haben Sie Ungelegenheit! Ich gieng also auf die andre Seite, und nahm einen jungen Menschen, der hinter mir gieng, her, und fragte nach der Ursach meiner Verweisung. Von diesem erfuhr ich, daß die Fußgänger, die von dem Schloße oder aus der Stadt (so nennt man das eigentliche Dresden schlechtweg) nach Neustadt wollten, auf der rechten Seite der Brücke, und die aus Neustadt kämen, auf der linken gehn müßten, um zu vermeiden, daß man sich nicht auf dem schmalen Fußsteige vor den Kopf rennte.

Um diese gute Einrichtung gehörig zu beurtheilen, müssen Sie wissen, l. K. daß der eigentliche Weg über die Brücke, auf welchem die Wagen fahren, von zwey schmälern Fußsteigen die höher sind als der Fuhrweg, eingeschloßen ist. Die Fußsteige sind etwa anderthalb Ellen hoch, zwey Ellen breit und mit Quadern ausgelegt. Wollte nun alles auf ein und eben denselben Fußsteige hin und her gehn, so würde es Stöße und Gegenstöße setzen, statt daß man jezt

mit den Kommenden kömmt und mit den Gehenden geht. Aber das hätte man mir doch sagen können sobald ich den falschen Weg betrat, dann hätt' es des barrschen Schnurbartes nicht bedurft, und ich wäre nicht so herzlich erschrocken.

Auf jeder Seite der Brücke zieht sich ein starkes eisernes Geländer hin, und an jedem Pfeiler ist ein Austritt in Gestalt eines halben Cirkels angebracht, in welchen Bänke herum laufen, auf die man sich setzen kann, um der angenehmen Aussicht mit Muße zu geniessen.

Wenn man über die Brücke kömmt, hat man links die Neustädter-Hauptwacht und den Markt, auf welchen Augußs II. Statue zu Pferde steht. Sie ist von Kupfer und verguldet. Das Roß ist unbeschreiblich gut bey Leibe, der König gepanzert und hat eine Stutzperücke, aber keinen Hut.

An einem der Vorderfüße des Pferdes ist ein Hufeisen los. Einem preussischen Soldaten, der hier auf der Post stand, stachen die schönen goldnen Nägel, und vielleicht das Hufeisen selbst welches er für gediegnes Gold hielt in die Augen, und bekam Lust es loszuschlagen und zu verkaufen. Aber er ward über der Arbeit ertappt und man jagte ihn sechsmal durch die Spitzruthen. Diese Strafe war den patriotischen Sachsen für das heillose Attentat auf das Hufeisen des Königlichen Rosses nicht schwer genug; sie

Sie lieſſen alſo das Hufeiſen ohne Nägel bis auf den heutigen Tag, und jedes alte Mütterchen beweiſet damit und jedes Kind weiß es, daß die Preuſſen ungezogene Leute ſind, die weder Gott noch Könige reſpectiren.

Dieſe kleine Anekdote ſetzt einen Charakterzug der Churſachſen, den ſie mit den Franzoſen gemein haben, ins hellſte Licht: ich meyne die Liebe zu ihrem Landesherren, er mag groß oder klein ſeyn, mag als Vater des Vaterlandes Verdienſte um ſeine Unterthanen haben, oder nicht!

Aber hier iſt ein Paroli zur Anekdote mit dem Hufeiſen. Ich habe oben geſagt, daß einmal von einem Küchenwagen eines Königs oder Churfürſten die Silberkiſte geſtohlen worden. Man brachte den Dieb heraus, und es war ein Bauer, ein urſprünglich ſächſiſcher Unterthan, der ſeinen eignen Landesvater beſtohlen hatte. Der Hufeiſendieb war Grenadier unter einem weſtphäliſchen Regimente zu Weſel; man weiß, daß der Abſchaum aller Lüderlichſten aus der ganzen Preuſiſchen Armee, unter dieſe Regimenter geſteckt wird; die lüderlichſten ſind Ausländer; kein ehrlicher Pommer oder Märker ſtiehlt; das Hufeiſen gehörte nicht dem Pferde ſeines Landesherrn, ſondern einem fremden, der lange tod war — die Silberkiſte gehörte dem lebendigen eigentlichen Landesfürſten, der Dieb war ein Inländer — und nun ziehe man die Bilanz!

Es wäre ungerecht, nun zu sagen, die Sachsen achten Gott und ihren König nicht! es sind gewissenlose Leute, Verächter der Majestät! Wollte man aber so schliessen, so hätte man eben so viel Gründe und noch triftigere, wenn man sich auf die Silberkiste beriesse, als wenn sie sich auf das Hufeisen berufen.

Darum, liebe Halbbrüder, nagelt ihr das Hufeisen wieder an, und ich erzähle die Anekdote von der Silberkiste nicht weiter!

Siebenundzwanzigster Brief.

Dresden.

Schon seit drey Tagen wandre ich in den schönen Gegenden um Dresden, und noch immer habe ich nicht die Hälfte der hiesigen Naturschönheiten gesehen. Bey jedem neuen Spaziergange entdecke ich neue, und geht das so fort, so dürften Sie mich wohl einen Monat später in S**. sehen als Ihr Recept besagt. Aber wären es auch zwey Monate, wenn Sie mich nur gesund wiedersehen.

Ich muß Ihnen doch einige meiner liebsten Spaziergänge ein wenig adumbriren. Zugleich können Sie daraus sehen, wie ich meine Zeit eintheile.

Morgens um sechs Uhr bin ich aus den Federn, und dann gehts unfrisirt und ungepudert nach dem Plauenschen Grunde. Der Weg dahin läuft durch die Wilte-

Wiltsbrufer Vorſtadt, zum Falkenſchlage hinaus, zwiſchen grünenden Saaten hin, bis an die Ufer der Weiſſeritz, eines kleinen raſchen Baches, über welchen bey einem großen Garten (mit einem Provinzial-Ausdruck Seifewitzens genannt, weil einer der frühern Beſitzer deſſelben ein gewiſſer Baron von Seifewitz war) eine Brücke führt. Man kann auch dieſen Garten und die Weiſſeritz rechts liegen laſſen, und gerade auf das Dorf Plauen zugehen, welches dem Grunde den Namen gegeben hat.

Wenn man das Dorf hinter ſich hat, geht der eigentliche Grund an. Auf beyden Seiten ſteigen Felſen empor, und im Thale ſtürzt ſich die Weiſſeritz über groſſe und kleine Steine dahin. Rechter Hand an dem Bergrücken hinauf wachſen mancherley Stauden und Bäume; aber linker Hand ſteht, ſobald man über eine artige noch ganz neue ſteinerne Brücke kömmt, ein kahler ſchwarzer Fels, der ſich bis an eine Mühle, die an ſeinem Fuße liegt, hinzieht, wo ſeine Oberfläche wieder grün wird, und allerley Bäume trägt. Hinter der Mühle lenkt ſich der Grund nach Südweſten; hier wird er immer ſchöner, je weiter man ihn verfolgt, und hier contraſtirt die ſanfte grüngekleidete Natur zur Linken ſehr angenehm mit der wildern und rauhern zur Rechten.

Und wenn man den einen der Felſen erſteigt, ſo öfnet ſich ein Geſichtskreis von unendlich mannichfa-

chen Figuren und Gruppen, die im Vorder- und Hintergrunde dem angenehm-beschäftigten Auge immer neue Abwechselung geben, bis sie sich allmählig dem Horizonte immer mehr nähern, und in einen blauen Nebel verschwimmen, der dem forschenden Blicke in dunkler Ferne einen undurchdringlichen Vorhang entgegen hält.

Berlin und Potzdam mit allen ihren Wundern der Kunst — wo bleiben sie gegen den einzigen Blick, der hier in das innerste Heiligthum der Natur drang, und mein erheitertes Herz mit Schönheiten ergötzte, die unverdorben und unbeschnitzelt aus der liebevollen Mutterhand hervorgiengen! O. K.! hier, hier sollten Sie seyn, hier sollten Sie selbst sehen, selbst fühlen, was ich zu mahlen nicht Kräfte genug habe!

Wenn ich vom Auf- und Abklettern ermüdet bin, gehe ich zurück, und trinke nahe am Eingange des Grundes meinen Kaffe, der mir nirgends so herrlich schmeckt als hier. Der Wirth ist Hegereiter, und hat zur Bequemlichkeit seiner Gäste verschiedene kleine hölzerne Logen erbauet, an deren Fuße ein kleiner Arm der Weisseritz hinströmt.

Die Einwohner von Dresden fühlen die Schönheiten dieser Gegend nicht mehr, und nur sehr selten (gewöhnlich des Sonntags) habe ich hier einzelne Spaziergänger angetroffen.

Unter-

Unterdessen ist 9 Uhr herbeygekommen, und ich gehe nach der Stadt zurück.

In der Stadt selbst giebt es auch angenehme Promenaden, als den Zwinger, den Brühlschen Garten, die Allee in der Neustadt, der Garten der Gräfin Mursinskä, Rieschens Garten: aber sie sind fein regulär beschnitten, und mit Kieß bestreuet, und diese Schönheiten lieb' ich nicht. Jedoch die Aussichten vom Brühlschen Garten und dem Zwingerwall sind Goldes werth.

Die Ostra-Wiese hat auch sehr viel Anziehendes für mich und wird nach Tische besucht. Drey oder vier Alleen von ehrwürdigen schattigten Bäumen laufen die Wiese entlang, an deren rechter Seite die Elbe hinströmt. Die mittelste Allee führt auf ein kleines Lustschloß, Namens Urbigau, das dicht an dem Ufer der Elbe erbaut ist, und einen kleinen Garten hat, in welchem mir die Stärke und Größe der daselbst unterhaltenen Lorbeerbäume besonders auffielen. Der Garten selbst ist französisches Schnitzwerk, und das Schlößchen ist ziemlich im Verfall, weil es vom Hofe nicht mehr besucht wird.

Hier nehme ich mir einen Kahn und fahre die Elbe hinab bis nach Prießnitz, einem angenehm gelegenen Dorfe, mit einem artigen Landhäuschen, das dicht auf dem hohen Ufer der Elbe erbauet ist, und einen wohlunterhaltenen Garten hat. Die Aussicht von da herunter ist entzückend.

Wenn man unten an der Elbe fortgeht, so gelangt man hinter dem Dorfe an den Ausgang eines Thales oder Grundes, den ich auf meine eigene Hand das Dresdner Paradieß getauft habe. Es kann seyn, daß man wider diesen Namen manches einwenden möchte: aber es ist ein Nahme für mich, den ich Niemanden aufdringe, dem der Grund nicht so gefallen hat als mir.

Ein kleiner Bach, der aus dem Thale herrieselt und sich in die Elbe ergießt, war mein Wegweiser. Zuerst führte er mich durch ein Dorf; hinter demselben stieg ich eine kleine Anhöhe hinauf, dann wieder bergab in eine grünende Ebene, wo ich meinen kleinen Bach zwischen Birken und Rüstern wieder fand. Allmählich erhoben sich die Berge auf beyden Seiten und das Thal ward immer tiefer und tiefer. Ein wenig betretener Fußsteig führte bald durch einzelnes Gebüsche, bald über angenehme Wiesenplätzen, bald an Kornfeldern hin. Dicke Bäume schützten mich vor der Sonne, bis sich nach einem halbstündigen Wege das Thal plötzlich vor mir erweiterte und mir ein Amphitheater sehen ließ, das die Natur mit eignen Händen, durch die gewöhnlichsten ihrer Gaben, durch Bäume, gebildet hatte. Hier warf sich das Thal nach Mittag zu, dann wieder nach Abend, und somit war ich am Ende meiner Wanderung, die mich volle drey Stunden kostete, da sie ein Botenläufer in einer halben Stunde gegangen wäre.

Ich

ſen, und Morgen ſollſt du mir folgen. Biſt du nun zufrieden, Käthe?

Lady.

Ich muß wohl.

[Sie gehen ab.]

Siebende und Achte Scene.

(Der Schauplaz verwandelt ſich in das Wirthshaus zum Bären-Kopf in East-Cheap.)

Ein paar unüberſezliche Scenen, im Geſchmak der trübſten Hefen der pöbelhafteſten Canaille, zwiſchen dem Prinzen Heinrich, Poins, Franz, dem Kellerjungen, und dem Wirth. Folgende Stelle iſt das Beſte davon.

Prinz Heinrich.

Ich hab, glaub' ich, auf einmal alle Launen im Leibe, die jemals Launen geweſen ſind, ſeit den alten Tagen des guten Großvater Adams bis auf des Säuglings Alter dieſer gegenwärtigen zwölften Stunde Mitternachts. Und doch bin ich nicht von Percy's Humor, dieſes Eiſenfreſſers aus Norden, der mir ſechs oder ſieben Duzend Schotten zum Frühſtük todt ſchlägt, und waſcht dann ſeine Hände, und ſagt zu ſeiner Frauen: Der Henker hole dieſes ruhige Leben! Ich habe ja nichts zu thun. „O mein ſüſſer Harry, ſagt ſie dann, wie viele haſt du heute todt geſchla„gen?„ Gebt meinem Rothſchimmel zu trinken, ſagt er, und

Ich kehrte in einer Mühle ein und ſetzte mich in einem Baumgarten unter einem Apfelbaum nieder. Müller und Müllerin, ein junges friſches Paar, beſtrebten ſich um die Wette, mir gefällig zu ſeyn und trugen mir von ihrer beſten Milch auf. Ihre Freundlichkeit und ſtille Zufriedenheit würzten mein kleines Mahl, das mir mehr als königlich gut ſchmeckte, weil ich einen mehr als königlichen Appetit hatte.

Dieſes Thal, welches man den Sabener-Grund nennt, hat in manchen Stücken viel Vorzüge vor dem Plauenſchen Grunde, und wer blos ſanfte Naturſchönheiten ſucht, der komme hieher, ſo wird er volle Nahrung finden.

Erſt um neun Uhr des Abends verließ ich mein Paradies, das ich von nun an einen Tag um den andern beſuchen werde, denn es hat Heilkraft für Körper und Seele. Für erſtern weil man zwey Stunden von Dresden aus bis hierher zu gehen hat, und für letztere weil man hier die Schönheiten der Natur aus der erſten Hand empfängt.

Diejenigen Gegenden der Stadt, die über Neuſtadt hinaus vor dem ſchwarzen und weißen Thore liegen, habe ich nur einmal beſucht, weil ich mich vor dem Sande fürchte. Um ihm zu entgehen, ſetze ich mich bey der Brücke auf einen Fiſcherkahn, und laſſe mich die Elbe hinauf bis zu den Weinbergen fahren, die einem entgegen ſtehen, wenn man ſich von der Brücke umſieht.

Von

Von dem Naumannischen Weinberg (den man aber nur betreten darf, wenn die Herrschaft nicht da ist) hat man eine Aussicht, die, dem Umfange und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände nach, mir eine der vorzüglichsten von denen dünkte, die ich um Dresden gesehen habe. Unter dem Hauptgebäude des Weinbergs steht ein Häuschen ganz allein auf einer hohen Mauer, das für mich, ausser seiner Nettigkeit, noch den Vorzug hatte, daß es nur meine Person, ein kleines Tischchen und einen Schemel faßte, und nichts mehr. Von da herunter trotzte ich dem kleinen Gewimmel auf der Elbe, die am Fuße meines Weinbergs hinfloß, und dem großen Gewimmel in der Stadt, die in ihrer ganzen Größe vor mir lag, während sich mein Auge mit den schwarzen himmelanstrebenden böhmischen Bergen beschäftigte.

Auch in Pillnitz bin ich schon gewesen. Dieses artige Lustschloß des Churfürsten liegt drey kleine Stunden von Dresden, und der Weg dahin war für mich eine angenehme Tagereise. Ich ließ mich von der Brücke aus bis an den Fuß des Naumannschen Weinbergs fahren, und von da gieng ich zu Fusse an der Wurzel angenehmer Weinberge eine Zeitlang hin, bis sie endlich aufhörten und einem Felsen, der nur Stauden und Bäume hervorbrachte, Platz machten.

Bald darauf sahe ich Pillnitz vor mir. Es liegt in einer angenehmen fruchtbaren Fläche hart am Ufer

Ufer der Elbe. Zur Rechten erhebt ſich ein hoher Berg, und zur Linken breitet ſich eine Ebene aus, die in der Ferne von ſchwarzen Anhöhen umſchloſſen wird. Es ſind hier drey Schlöſſer, ein altes, das von auſſen und innen ſehr verfallen iſt, und zwey neue kleinere, die von auſſen nicht ſehr ins Auge fallen, weil ſie im kleinen ſchnörkelhaften chineſiſchen Geſchmack erbauet ſind. Der Garten iſt franzöſiſch. Ein kleiner Theil deſſelben wird verſchloſſen gehalten, weil er dem Churfürſten eigenthümlich gehört, und zuweilen mit eignen Händen von ihm bearbeitet wird. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man hier den Fremdem den ſogenannten Venus-Tempel, ein Zimmer, wo König Auguſts II. ſämtliche Maitreſſen, von der Neitſchitz bis zur Oſterhauſen herab, nach dem Leben (wie man mich verſicherte) gemahlt, zu ſehen ſind. Es ſind ein paar ziemlich fade Geſichter darunter, die es beweiſen, daß Auguſt nichts weniger als Koſtverächter geweſen ſeyn mag.

Intereſſanter als dieſer Tempel war mir der Boresberg *) der ſich hinter Pillnitz erhebt, und deſſen Gipfel man in Zeit von einer Stunde, wenn man langſam geht, kaum erreicht. Die Ausſicht wird mit jedem Schritte angenehmer, und hat man vollends den Gipfel erſtiegen, ſo öffnet ſich dem Auge ein Geſichtskreis,

*) Ich weiß nicht, ob ich das Wort recht ſchreibe. In Dresden, ſagt man Porsberg. Nun habe ich die Gewohnheit, da jedesmal ein B. zu ſetzen, wo ein Dresdner ein P. ſetzt.

kreis, der wenigstens 6 bis 8 Meilen im Umfange haben muß, und eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen einschließt. Wenn ich es nicht so oft, und immer vergebens versucht hätte, Aussichten wie diese, dem Auge anschaulich zu machen das sie nicht gesehen hat, so wäre hier eine, woran sich meine Feder messen könnte, aber sie fällt mir aus der Hand, wenn mein geistiges Auge alle die Bilder noch einmal umfaßt, die ich vor wenig Stunden durch mein körperliches Auge meiner Phantasie zuführte.

Auf dem Gipfel des Berges hat der Churfürst (der ehedem sehr oft den Berg bestieg) einen künstlichen Felsen aufschichten, und in demselben eine artige Grotte (die aber verschlossen war) wölben lassen. Auf dem Gipfel des künstlichen Felsens ist eine hölzerne Platteforme, und von derselben genießt man der himmlischen Aussicht, deren ich vorhin nur erwähnte.

Hat man den Borcberg gesehn und bestiegen, so hat man alles gesehen was Pillnitz reitzendes hat. Wer nicht bey Hofe ist, oder seyn muß, hat an diesem einsamen Orte die tödlichste Langeweile, und kaum kann man Hunger und Durst stillen, wenn man nicht so vorsorglich gewesen ist sich gegen beyde durch eigenen Proviant zu verwahren. Ich war hungrig wie ein Löwe als ich von dem Berge herunterkam. Man wieß mich in ein Haus, und versicherte, da könne ich alles bekommen was ich wünschte. Ich trat voller

ler Freuden hinein, und that einer Mamsel oder Frau mein dringendes Anliegen kund; aber sie sagte: „Mein Vater ist Churfürstlicher Bauschreiber, und macht nicht fair vom Gastgeben. Wenn aber große Gesellschaften aus Dresden kämen, wär' es was anders. Ich bat nur um ein Butterbrod, aber abgeschlagen! Als Uebermaas von Gefälligkeit mußte ichs betrachten, daß mich die Dame nach einem Hause wieß, welches sie das Wirthshaus nannte. Hier fand ich sauer Bier, schimmligtes Brod und alte Butter. Halbhungrig gieng ich fort.

Ich ließ mich über die Elbe setzen, und nahm an dem andern Ufer dieses Flusses meinen Weg nach der Stadt zurück. Er führte mich in den sogenannten großen Garten, der für Dresden so ziemlich eben das seyn könnte was der Thiergarten für Berlin ist. Aber der Churfürst hat die angenehmern Parthien desselben für sich in Beschlag genommen, und hegt Fasanen darin. Die Spaziergänger sind also auf den einzigen Weg eingeschränkt, der mitten durch den Garten läuft wo sie weder vor Sonne noch vor Staub geschützt sind.

Achtundzwanzigster Brief.

Dresden.

Damit Sie sehen, lieber K., daß ich in Dresden nicht blos spatzieren gegangen bin, so will ich Ihnen einige meiner Bemerkungen hersetzen, die ich über das Innere der Stadt gemacht habe.

Dresden

Dresden kann nur von wenig Seiten, dem Innern und Aeussern nach, mit Berlin verglichen werden, und in manchen Stücken sind es ausgemachte Antipoden.

Von dem kriegerischen Geiste, der in Berlin auch in den kleinsten Umständen so sichtbar ist, findet man hier nicht die mindeste Spur *). Man stelle einen sächsischen gemeinen Soldaten und einen Preussischen zusammen; man vergleiche einen sächsischen und preußischen Officier; eine sächsische und preußische Wachparade, und man wird erstaunen. Das Donnern der preußischen Trommeln, und der heisere Klang der kleinen sächsischen, die den Takt mit der Musik halten; der hüpfende Marsch eines sächsischen Regiments, und der feste, erderschütternde eines preußischen; der sogenannte Regimentstambour, der mit seinem silbernen betrottelten Stab vor der sächsischen Parade hertanzt, und der alte Major, der vor der preussischen, den Mars im Gesicht und im Herzen, ehrwürdig voranreitet — sind eben so viel Beweise, daß Preussen ein kriegerischer Staat, und daß Sachsen keiner ist.

Die Sächsische Uniform an sich, däuchte mir, schon der Farbe nach, nicht männlich genug. Ein sächsisches Regi-

*) Hoffentlich bedarf die Freymüthigkeit unsers Reisenden keine Entschuldigung. Es wäre unbillig zu vergessen, daß er nicht tadeln, sondern nur sagen will wie er die Sachen gesehen; daß er überdies ein **Preuße**; und (was das schlimmste) ein **Hypochondriste** ist. D. H.

Regiment verliert ſich in der Ferne wie Nebel, aber ein Preußiſches ſteht da wie ein ſchwarzer dicker Wald. Die ſächſiſchen Evolutionen und Exercitien haben nicht das Feſte, Ganze und Raſche der preuſſiſchen. Selbſt wenn ein ſächſiſches Regiment en fronte ſteht, ſo bemerkt man die ganze Reihe hinunter ein Wimmeln; die Köpfe ſtehn nicht wie eingerammelt, die Füße nicht wie eingewurzelt, und die Kunſt des Richtens, in welcher der Preuſſiſchen Armee keine in der Welt beykommt, iſt hier nur ein Schatten.

Und will man nun vollends das Innere der ſächſiſchen Armee hernehmen.

Die ſächſiſchen Soldaten ſind im Durchſchnitt um einen Kopf kleiner als die preußiſchen; ſie haben ein gewiſſes kleinliches Anſehen, wozu ihre Röcke, die zu lang ſind, und nicht knapp anſchließen, nebſt den unleidlichen kleinen Hüthen, die nur die halbe Scheitel bedecken, und auf ein Ohr geſetzt werden, das ihrige in vollem Maaße beytragen; aber ſie ſind auch wirklich im Ganzen genommen, um funfzehn Jahr jünger als die Preuſſiſchen. Einen alten Graubart (deren es unter der preußiſchen Armee ſo unzählige giebt) der von zwey Schleſiſchen Kriegen den Schlachten beygewohnt, und mit ſeinem Friedrich Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, Trotz gebothen hat, würde man hier vergebens ſuchen. Wie ſelten hier ſolche alte unverwüſtliche Krieger ſind, können Sie ſchon zum Theil daraus

abnehmen, daß hier vor ein Paar Jahren einem alten Unterofficier von der Leibgarde, der vierzig Jahr gedient hatte, ein Festin gegeben wurde, an welchem Generale zugegen waren, und Carmina abgelesen wurden. Was für eine Menge Festins müßte Friedrich geben, wenn er alle seine Graubärte unter den Feldregimentern (denen unter der Leibgarde gäbe er nicht ein Kommißbrod mehr) so auszeichnen wollte!

Und die Subordination nun vollends! Junge Offiziers werden, wenn sie mit gezogenem Degen vor der Fronte stehn, verspottet und ausgelacht, wenn ihre Stimme zum Commando noch nicht vollbärtig ist. Alte Hauptleute werden (besonders ist dies bey der Leibgarde der Fall) öffentlich verlacht, wenn Jan Hagel unter der Muskete etwas lächerliches an ihnen findet. Kein Gemeiner von der Leibgarde zieht den Hut vor einem Officier von einem Feldregimente und der Artillerie; kein gemeiner Artillerist, vor einem Officier von der Leibgarde. Ein reitender Trabant geht vor allen Officiers, die nicht von seinem Regimente sind, vorbey, sieht sie an, und zieht den Huth nicht. Dies geht so weit, daß alte Officiers, die auf die ihnen zukommenden Honneurs halten, von den jungen ausgelacht werden, wenn sie bey Gelegenheit einen Gemeinen an seine Schuldigkeit erinnern. Junge Officiers bekommen von der Compagnie, bey welcher sie stehen, gewisse Spitznamen, bey welchen sie genannt werden, wenn die Pursche unter sich von ihnen reden.

Man

Man komme nach Preuſſen und ſehe!

In Preuſſen iſt jeder Bauernſohn, und in kleinen Städten ſelbſt der Bürgersſohn, gebohrner Rekrut. Gleich nach ſeiner Geburt ſteht ſein Name in der Militär-Rolle, und mit dem ſechszehnten Jahre muß er ſich ſtellen. Hat er Geld genug ſich loszukaufen, ſo ſteht ihm der Abſchied zu Dienſte. Kann oder will er das nicht, ſo muß er ſchultern. Jedes Regiment hat ſeinen eigenen Kanton, und die junge Mannſchaft die in ſelbigem gebohren wird (ausgenommen was zu klein oder verwachſen iſt) gehört dem Regimente dem Leibe nach erb- und eigenthümlich an, kann auch von demſelben für Geld an andre Regimenter veräuſſert, oder gegen andre vertauſcht werden. Andre Regimenter haben keine Kantons, bekommen aber Werbegelder; und dieſes ſind die ſchlechteſten unter der preuſſiſchen Armee, weil ſie für ein Billiges Franzoſen, Spanier, Zigeuner, Türken und Tatarn auf ihren Werbeplätzen einkauffen, und nach Preuſſen treiben.

Die enrollirten Landeskinder müſſen ſich, auf Ordre ihres Chefs, alljährlich ſtellen; die brauchbarſten werden ausgehoben und exercirt, die andern gehn zurück, bis ſie zur Muskete reifer werden. Rekruten, die ein Handwerk gelernt haben, dürfen entweder gar nicht wandern, oder bekommen von ihrem Chef einen Paß. Bleiben ſie in der Fremde, ſo fällt ein Theil ihres gegenwärtigen und künftigen Vermö-

gens dem Regimente, das übrige der Invalidenkasse zu, und ihnen wird auch nicht der Heller verabfolgt. Bey der Stellung jedes Cantons muß alles erscheinen, und es hilft kein Sträuben, Bitten und Versprechen; stellt sich ein Obligat nicht, und läßt er sich so lange die Stellung dauert im Preußischen nicht sehen, so wird er als Deserteur betrachtet, und, wenn er sich betreten läßt, weidlich abgegeißelt. Die Zeit der Dienstjahre dauert unbedingt bis an sein Ende.

In Sachsen ist es anders:

Hier wird fast alles mit Gewalt geworben. Will ein Bauerpursch nicht Soldat werden, so nimmt er die erste beste Holzart, und erwartet in der Positur den Korporal und sein Gefolge die ihn abholen wollen. Greift man ihn an, so wehrt er sich seiner Haut, und selten geht eine Werbung ohne Blut ab. Dient der Bauerpursch bey einem Landstande, so ist er vor allen militärischen Anfällen völlig sicher, und sein Herr vertheidigt ihn mit Wort und That wider den Landesfürsten, und letztrer darf es nicht als Schuldigkeit ansehn, wenn ihm einer dieser Landesversorger seinen liederlichen Knecht unter die Musquete liefert. Mithin wird nur das in Sachsen Soldat, was freywillig sich dazu entschließt, was unter Blut und Todschlag dazu gezwungen wird, und was zu jung ist, oder nicht Muth genug hat, sich gegen die Werber zu wehren.

Der

und antwortet ihr eine Stunde drauf ganz kaltſinnig, ihrer vierzehn, oder ſo was, eine Kleinigkeit -- Ich bitte dich, ruf mir den Falſtaff herein; ich will den Percy machen, und der verdammte Schweinsbraten ſoll die Dame Mortimer, ſein Weib, agiren. Ruft den Schmeer-Bauch herein!

Neunte Scene.

Falſtaff, Gadshill, Bardolph und Peto zu den Vorigen.

Poins.

Willkommen, Jak; wo biſt du geweſen?

Falſtaff.

Daß die ſchwere Noth alle feige Memmen, ſag ich, und die Kränke oben drauf; und Amen! Gieb mir ein Glas Sect, Junge -- Eh ich dieſe Lebensart fortſeze, will ich Fuß-Soken nähen, und ſie wieder ſiken, wenn ſie brechen. Daß die Peſtilenz alle feige Memmen! Gieb mir ein Glas mit Sect, Schurke. Iſt denn keine Tugend mehr in der Welt?

(Er trinkt.)

Prinz Heinrich.

Haſt du den Titan nie ein Stük Butter küſſen geſehen? und wie es von den zärtlichen Sachen, die er ihm ſagte, wegſchmolz? Wenn du's geſehen haſt, ſo ſieh' dieſe Compoſition.

Falſtaff.

Der Sächsische Dienst giebt Capitulation, deren Dauer sich nach dem Alter des Rekruten richtet, und von sechs bis auf vierzehn Jahre steigt. Ist diese Zeit um, so kann der Soldat entweder von neuem capituliren, oder er erhält seinen Abschied, und hat nun noch Zeit genug das Land zu bauen und Kinder zu zeugen.

Ich verkenne das Menschenfreundliche und den Nutzen dieser Einrichtung nicht, und ziehe blos die Parallele zwischen Preußen und Sachsen als militärischer Staat. Land und Unterthanen befinden sich besser dabey als im Preußischen; aber die preußische Monarchie ist ein Koloß, der auf viermalhunderttausend Füßen aufrecht erhalten werden muß, mithin ist es ein nothwendiges Uebel; und wirklich finde ich auch nicht, daß die Preußischen Unterthanen so unglücklich sind als man es sich auswärts einzubilden pflegt. Will ein Soldat durch die Schranken brechen, und einem Bürger oder Bauer Schaden thun, so brennt die Spitzruthe augenblicklich auf seinem Rükken; fällt es aber in andern Ländern einer wilden Sau, einem Hirsche und einem Hasen ein, den Schweis des unglücklichen Bauers zu zerwühlen, zu zertreten und aufzufressen, so muß ja säuberlich verfahren werden, damit das Wild nicht erschrickt: und fiel es ihm ja ein, schützende Hände über sein Ackerland zu breiten, so wäre seine kleinste Strafe der Bau. Darum ist es doch besser, daß sich ein Landesfürst (wenn er ja

nichts beſſers zu thun weiß) mit dreſſirtem Wilde als mit undreſſirtem divertirt, dem bey aller Gelegenheit durch die Finger geſehen wird. Aber bey dem allem ſind mir die 25000 Sachſen lieber als 60000 Preuſſen, die auf den Werbeplätzen zuſammengerafft werden. Jene fechten für ihr Vaterland, und dieſe für acht Groſchen, weil ſie kein Vaterland mehr haben. Man hat nicht nöthig einen Sachſen in ſeiner Garniſon einzuſchließen und dreyfach zu vermauern, wie es in den Preuſſiſchen Garniſonen der Fall iſt. Er geht wo er will, aber nie über die Gränzen ſeines Vaterlandes: die Preuſſen weht der erſte günſtige Wind hinüber.

Es vergehen hier Jahre ehe einmal eine Spitzruthen-Exekution iſt; in preußiſchen Garniſonen, die nur zwey Regimenter ſtark ſind, kein Tag. Fünfundzwanzig Stockprügel ſind hier eine ſchwere Strafe und fallen ſelten vor; funfzig ſind dort die geringſten. Im letzten bayeriſchen Kriege ſind kaum zwanzig Mann von der ganzen ſächſiſchen Armee deſertirt; bey der preußiſchen von manchen Compagnien dreyßig.

Letztres iſt freylich zunächſt von den Regimentern zu verſtehen die eigne Kantons haben: aber ſelbſt unter den übrigen iſt jedesmal der zweyte Mann und drüber, ein Ausländer. Die preußiſche Kavallerie nimmt nicht ſogleich allen Schofel, der 6 Herrn ſchon deſertiert iſt, und will man rechte eigentliche Handveſte

Preuſ-

Preuſſen ſehen, die durch Kugeln wie durch Regen laufen, ſo muſtre man die märkiſchen, pommerſchen und weſtpreußiſchen Regimenter; bey dieſen iſt Deſertion und Exekution faſt eben ſo ſelten, als bey den ſächſiſchen. Ueberhaupt iſt der gebohrne Brandenburger gebohrner Soldat; und wenn er auch unter Seinesgleichen auf ſeinen König ſchmält, ſo wollte ich doch keinem Sachſen oder Oeſterreicher rathen unter ſeinen Augen ein Gleiches zu thun, wenn er ſich nicht bis aufs Blut mit ihm ſchlagen wollte.

Im ſiebenjährigen Kriege gab es Zeiten, wo Offiziers und Gemeine auf ihren König ſo erbittert waren, daß ſie auch keinen Fuß für ihn von der Stelle ſetzen wollten; aber kaum erſchien er vor der Fronte und ſagte: „nun, Brüder, ihr werdet heute einen ſauern Tag haben; aber gedenkt an euer Vaterland!„ ſo war alles wieder voller Muth und Willigkeit, und gnade Gott dem Feinde, der ihnen begegnete!

Aber dieſer mächtige Antrieb der Gegenwart fehlt der ſächſiſchen Armee gänzlich; und wird ſie nicht von andern in die Mitte genommen, ſo vermag ſie nichts, ſo brav auch die Sachſen ſind. Ihr Landesherr bekümmert ſich wenig um ſie, und ihr Commando ſteht bey Generalen, die nicht ſo tief in den Fährlichkeiten des Krieges gewadet ſind, als der König und einige ſeiner ältern Generale. Ueberdieß iſt der Dienſt auch nicht ſo ihr tägliches Brod, als bey den preuſſiſchen

Chefs, die von einer Revüe zur andern nicht ablaſſen dürfen den Dienſt zu ſtudieren, wenn ſie nicht ohne Anſehn der Perſon von dem Meiſter weidlich geſchützt werden wollen. Wer macht ihnen in Sachſen Vorwürfe, wenn ſie Fehler machen? wer weiß es, daß ſie Fehler gemacht haben? Die Sächſiſchen Revüen, oder wie man ſie nennt, die Luſtlager, haben nur das mit den Preuſſiſchen gemein, daß die Armee, ſo lange ſie dauern, unter Zeltern campirt. Aber die preußiſchen ſind rigoroſe Examina, bey deren Annährung mancher Chef ärger zittert, als mancher Kandidat vor dem Conſiſtorium.

Dagegen hat die Sächſiſche Armee einige andere Vollkommenheiten, welche die Preuſſiſche nie erreichen wird. Hierher gehört eine vortrefliche Artillerie: ein geſchicktes Ingenieur-Corps und ein beſſer bedientes Feldgezeug.

Die Artillerie iſt ohngefähr 1500 Mann ſtark. Alle vier Jahre werden aus den verſchiedenen Compagnien junge Leute ausgeſucht, die Luſt und Fähigkeit zu den Artillerie-Wiſſenſchaften haben. Dieſe kommen in die Artillerie-Schule zu Dresden wo Profeſſoren, die ſelbſt praktiſche Artilleriſten ſind, über alle Fächer der Geſchützkunſt Collegia leſen. Alle Vierteljahre iſt Examen, und wer ſich nicht gehörig applizirt hat, leidet entweder Leibesſtrafe, oder wird an ſeine Compagnie zurückgeſandt. Bey der Theorie wird auch die Praxis nicht verſäumt. Die Scholaren müſſen wöchentlich

einmal ſchieſſen, und einmal im Laboratorium arbeiten. So wachſen die theoretiſchen Kenntniſſe mit den praktiſchen, und dies Inſtitut wird dadurch eine nüzliche Pflanzſchule für die ſächſiſche Artillerie. Die jungen Leute die darin gebildet werden, avanciren im Corps. Die mindeſte Stufe die ſie erreichen iſt die Stelle der Feuerwerker, oder die nächſte zum Officier; die höchſte die Stelle des Chefs vom Corps. Aber auf dieſe Art weiß der Feuerwerker, wenn er fleiſſig geweſen iſt, ſoviel als der älteſte Hauptmann, weil er dieſelben Collegia gehört hat; und fallen einige Officiers im Kriege, ſo ſind ihre Stellen flugs mit nicht minder geſchickten Leuten beſetzt. Auch auf die Verfertigung des Geſchützes und der Schießmaterialien wird mehr Fleis gewendet als auf die Preuſſiſchen.

Das Ingenieur-Corps ſteht auf eben ſo vortreflichen Füßen, und hat ſehr geſchickte Männer, die ſich durch theoretiſche Arbeiten in der Ingenieur Akademie, und durch praktiſche beym Feldmeſſen und bey Bäuten und Schanzarbeiten, gebildet haben.

Die Sächſiſchen Stück- und Packpferde, das Commiſſariat und alles was zur Fortſchaffung des Feldgezeuges gehört, iſt in dem vortheilhafteſten Zuſtande. Die Stück- und Pack-Knechte werden beſſer gekleidet und verſorgt, und die Pferde ſind im Durchſchnitt um vier Louisdor beſſer. Eine Canone, die von vier ſächſiſchen Stückpferden gezogen wird, kann von ſechs preuſſiſchen kaum gezogen werden.

Das einzige, was in diesem Punkte die Unvollkommenheit der preussischen Armee entschuldigt, ist ihre Stärke. Welch eine weitläuftige Anstalt müßte es werden, wenn die preußischen Artilleristen und Ingenieurs so gebildet werden sollten als die sächsischen! Wo sollten alle brauchbare Stück- und Packpferde herkommen, welche die für das kleine Land so ungeheure Armee braucht? woher alle Knechte, die mit Pferden umzugehn wissen? Der König muß Schusterjungen und Schneidergesellen zu Pferdeknechten machen, wenn nicht während des Feldzugs das Ackerland unangebauet liegen bleiben soll. Fünfundzwanzig tausend Mann können aus einem Lande sehr bequem mit allem versorgt werden, das wenigstens 60000 Mann halten müßte, wenn es dem Könige gehörte, und wenn er es mit Soldaten so voll pfropfen wollte als es in den preussischen Staaten, nach ihrem Verhältnisse gegen die Churſächsischen Länder, der Fall ist.

(Die Fortsetzung künftig.)

VIII.

Beweis

daß das Fürstenthum Schwarzburg katholischer Religion sey:

aus der Maynzer Monatsschrift von geistlichen Sachen.

Die Welt wird immer klüger: dies sage ich mir täglich, wenn ich sehe, was jetzt meine gelehrten Zeitgenos-

genoſſen für Rieſenſchritte im Reiche der Wiſſenſchaften thun; wie ſie tief eingewurzelte Vorurtheile wie Spinneweben aus der Nation wegblaſen, neue Wahrheiten Ballenweiſe zur Meſſe liefern, und die wichtigſten Kenntniſſe und Entdeckungen um ein Spottgeld verſchleudern. Um aber gleichwohl in den papiernen Fluthen der alles überſtrömenden Aufklärung nicht zu erſaufen, habe ich mir in meinem Syſtem ein feſtes und erhabnes Plätzchen gewählt, von dem ich mein Netz in den Strom werfe, und nur hier und da eine Perle auffiſche, womit ich meine alternde Gedankenreihe aufputzen kann. Die Wahrheit liebe ich noch wie ſonſt, und folge ihrer Fahne, wenn ſie mich auch von dem anmuthigſten Wege der Täuſchung in einen Moraſt führen ſollte. Auch iſt kein Satz ſo parador, von dem ich mich nicht überzeugen könnte, wenn er mit tüchtigen Gründen unterſtützt iſt. Sympathiſiren Sie nun noch ſo, wie ehemals, mit mir in dieſem Stücke, ſo nehmen Sie Antheil an meiner Freude über den wichtigen Fund, den ich erſt geſtern that, und eilen Sie, Ihren geflügelten Bothen mit der erhaſchten neuen Wahrheit zu beſrachten und durch alle zehn Kreiſe Teutſchlandes zu ſenden: damit das Verdienſt der ſcharfſinnigen Entdecker anerkannt, und ihre Nahmen im Hof-Calender unter die Erfinder geſetzt werden; ein Lohn, womit ſich teutſches Verdienſt leider! oft genug begnügen muß.

Dieſe

Dieſe große Entdeckung iſt nämlich nichts geringeres, als daß unſer Fürſtenthum Schwarzburg, trotz allen Geographen von Büſching bis zu Raff, trotz allen teutſchen Geſchichtſchreibern und Staats- und Kirchen-Rechts-Lehrern, ſelbſt die Pütter und Böhmer nicht ausgeſchloſſen, katholiſcher Religion iſt, und daß unſer gnädigſter Landesfürſt das Recht in Kirchenſachen Verbeſſerungen zu unternehmen, eigentlich dem katholiſchen Biſchof überlaſſen ſollte, in deſſen Kirchſprengel das Land gehört. Zwar habe ich ein hochfürſtliches Reſcript vom October voriges Jahres, wodurch verordnet wird: „daß die Evangelien, Epiſteln, Collecten und deren Antworten, ingleichen der Schlußſegen bey den gottesdienſtlichen Verſammlungen, nicht mehr abgeſungen, ſondern nur geleſen oder geſprochen werden ſollen, weil nicht alle Pfarrer ſingen können“ hier wirklich noch vor meinen Augen liegen: und doch ich ſeit geſtern von der neuentdeckten Wahrheit: daß wir Schwarzburger (mich ſelbſt nicht ausgenommen, der ich hier in einer Fürſtlich-Schwarzburgiſchen Reſidenzſtadt dieſes ſchreibe) katholiſch ſind, vollkommen überzeugt.

Lachen Sie, wie Sie wollen, nur hören Sie meinen Beweis: ſo werden Sie den Herrn Verfaſſern der Maynzer Monatſchrift von geiſtlichen Sachen, die uns dieſes neue Licht aufgeſteckt haben, mit mir, und dem ganzen reſp. monatſchriftlichen Publikum, welches von Maynz bis Wien reicht, dafür danken.

Dieſe

Dieſe Herren ſagen nämlich im 5ten Heft ihres gemeinnützigen Produkts pag. 469. folgendes von unſerm Fürſtenthume:

„Im Fürſtenthume Sondershauſen ſoll es, dem Vernehmen nach, vor Kurzem mit der alten Kirchenordnung abgekommen, und dahin abgeändert worden ſeyn, daß hinfür bey den Hochämtern die Epiſteln und Evangelien nicht mehr, wie ſonſt gewöhnlich, abgeſungen, ſondern von dem Prieſter ausgeſprochen werden, gleichwie ihn die Apoſtel in den erſten Zeiten ausſprachen. Endlich iſt auch erlaubt worden, währender Adventszeit Eheleute aufzubieten, und Hochzeiten und Muſik zu halten, um dadurch die dem Andenken des heiligſten Religionsſtifters gewidmete Zeit fröhlich zu beachen.“

So weit der Text, der wie man weiter unten ſieht, nebſt acht andern auf einander folgenden Artikeln, der Glaubwürdigkeit halber, aus dem Wiener Kirchenboten genommen iſt; nun die Note womit ihn die Herren erläutert haben.

„Wir (die gelehrten Verfaſſer der geiſtlichen Monatsſchrift) können nicht begreifen, was hier vor „ein Segen gemeint ſey, der nicht mehr geſungen werden ſoll. Soll es das gewöhnliche Tantum ergo, „Genitori etc. ſeyn; ſo ſollten dieſe Reformatoren „bedenken, daß hier nicht der Segen, ſondern das „Lob Gottes geſungen, und unter dieſem der Segen „gegeben werde. Was iſt das vor ein Segen, den „die Apoſtel geſprochen haben? — Hoffentlich wird „man nicht glauben, daß ſchon dieſe den Segen mit „dem Venerabile gegeben haben; wovon doch nur die „Rede zu ſeyn ſcheint. Wir wenigſtens wiſſen von „keinem andern Segen, wobey geſungen wird; es „müßte dann ein ganz beſonderer Ritus in dem kleinen Fürſtenthume Sondershauſen eingeführt ſeyn, „welches gar nicht wahrſcheinlich iſt. So gehts, „wenn incompetente Reformatoren etwas eigenmächtig unter-

„unternehmen: sie haben oft nicht einmal bestimmte „Begriffe von dem was sie reformiren wollen.“

Sagen Sie nun, Freund, ob die Ausdrücke Hochämter, Tantum ergo, genitori, und das Geben des Seegens mit dem Venerabile, nicht deutlich genug beweisen, daß wir hier zu Lande katholisch sind?

Aber wie fein die Verfasser es angreissen, uns von dieser neuen Wahrheit zu überführen! — Sie schütten das Kind nicht mit dem Bade aus, wie so manche unsrer neuen Aufklärer und Reformatoren. Sie sagen nicht geradezu: Ihr Schwarzburger seyd katholisch, und wißt es nicht — Euer Fürst reformirt, und darf nicht: sondern sie gehen piano. Sie erzählen, nach der Weise der klügsten Volkslehrer und Weltweisen, eine Begebenheit, worin der Satz, den sie uns lehren wollen, verborgen liegt. Ihr Gewährsmann, der Wiener-Kirchenbote, läßt die Sache noch zweifelhaft. Auch den Ort bestimmt er nicht genau: sondern weil es ihm mehr um die Sache als um die Form zu thun scheint, nennt er unser Fürstenthum nur mit dem Namen der Residenz; wofern er nicht etwa dadurch auf eine bescheidne Art den Artickel vom Fürstenthum Schwarzburg im Büsching verbessern will. Die Herren Maynzer Journalisten fassen nun ganz sanft auf die von ihrem Wiener Collegen hingeworfene Zweifel. Sie begreissen nicht was wir gesungen haben; reden uns aus, daß die Apostel das Venerabile bey dem Segen gebraucht haben könnten; machen es unwahrscheinlich, daß im kleinen Fürstenthume Sondershausen ein besonderer Ritus eingeführt seyn könne, und lassen uns nun den Schluß selbst machen. Blos an der Consequenz, „daß also, weil wir katholisch sind, unser gnädigster Fürst keine liturgischen Verbesserungen machen könne,„ war ihnen zu viel gelegen, als daß sie sie unserm eignen Ermessen überlassen durften. Sie sagen daher ausdrücklich, daß unsre Reformatoren inkompetent wären, daß sie die Aenderung

Falſtaff.

Ihr Galgenſchwengel, hier iſt ja Kalk [*] in dieſem Sect; es iſt doch nichts als Schelmerey in ſpitzbübiſchen Leuten; aber eine Memme iſt noch ärger als ein Glas Sect worinn Kalk iſt. Eine nichtswürdige Memme! — Gieb deines Wegs, alter Jak, ſtirb wenn du willſt; wenn Tapferkeit, wahre Tapferkeit nicht auf dem ganzen Erdenrund vergeſſen iſt; ſo bin ich ein Pikling. Es leben nicht drey brave Männer umgehangen in England, und einer von ihnen iſt fett, und wird, Gott helf ihm, nach gerade alt — eine böſe Welt, ſag ich! Ich wollt' ich wär' ein Weber [†]; ich könnte Pſalmen ſingen, und Lieder wie man's haben wollte. Daß die Peſtilenz alle Memmen, ſag ich!

Prinz Heinrich.

Was gibts, Wollſak! was brummſt ihr?

Falſtaff.

(*) Sir Richard Hawkins, einer von der Königin Elisabeth See-Capitains, ſagt in ſeinen Reiſen S. 179: „Seitdem die Spaniſchen Seeſtädte in unſern Handelshäfen ſo gemein ſind, die in der Zubereitung mit Kalk vermiſcht werden, um ſich länger zu erhalten, beklagt ſich unſere Nation über Steinſchmerz, Blaſenkrankheit, und eine Menge anderer Krankheiten, von denen wir nichts wußten, ehe der Gebrauch dieſer Weine ſo ſehr überhand nahm. Außerdem vergeht kein Jahr, daß nicht unſere Matroſen Spanien davor aus unſerm Lande ſchicken ꝛc.“ Dieſes letztere war in der That ein weitläuftiges Uebel. Aber daß Kalk den Wein verwüſten ſoll, muß wol nur ein Vorurtheil des guten einfachen alten Manns geweſen ſeyn, indem in einem weit weitern Alter ein altes Weib den Wein damit gemacht hat, und in ſeyn, daß Kalk eine Arzney gegen den Stein ſey. Warburton.

(†) In der Verfolgung der Proteſtanten in Flandern unter Philipp dem Zten, flüchteten dieſelben ſich bey dieſer Gelegenheit nach England, der vielen Manufakturen wegen. Dem guten Falſtaff, welche lächerlich durch ihre Neigung zum Pſalmenſingen ſich auszeichneten hatte. Warburton.

derung des ihnen unbegreiflichen Segens eigenmächtig unternommen, und nicht einmal bestimmte Begriffe von dem gehabt hätten, was sie reformiren wollten.

Sehen Sie, solcher Verirrungen ist der menschliche Geist fähig! Ich dachte bisher in der That wir wären evangelisch-lutherisch, und es gäbe im ganzen Lande keinen katholischen Gottesdienst. Mir war als hätte ich den Abschiedswunsch des Geistlichen an die Gemeine, wenn er sie aus der Gottesdienstlichen Versammlung entläßt, immer den Segen nennen hören, und niraends gefunden, daß die Apostel einen solchen Wunsch gethan hätten. Daß sie aber beym Abschiednehmen die Brüder mit einem Wunsche mündlich begrüßt haben mögen, schloß ich aus der Formel, mit der sie gewöhnlich ihre Briefe endigen. Alles dieses weis ich nun besser; gedankt sey es der Mainzer geistlichen Monatschrift, und dem Freunde der mir das 5te Stück davon zugeschickt hat! Ich weis nun: wir Schwarzburger sind katholisch; und Büsching hat Unrecht.

Was mir aber auch nicht den geringsten Zweifel an dieser wichtigen Entdeckung übrig läßt, ist folgendes:

Unser Fürstenthum liegt, wenn wir katholisch sind, in der Ekzbischöfflich-Mäynzischen Diöces, und die Hrn. Verfasser sind im katholischen Kirchenrechte so erfahren, daß sie p. 523. desselben Stücks ihres Journals den Helmstädter Professoren, Hrn. Henke und Bruns, eine sehr nachdrückliche Lection darin geben. Sie wissen also wohl zuverläßig, daß die Erzbischöfl. Mayntzischen General-Vicariats-Verordnungen, die sie in ihren Blättern bekannt machen, auch an die hiesigen geistlichen Stellen erlassen werden. Ferner ist die Stadt, das Schloß und Amt Sondershausen Churmaynzisches Lehn: die maynzischen Herrn Gelehrten werden sich also nicht erst von dem Wiener Kirchenboten lehren lassen, daß Sondershausen ein Fürstenthum sey. Bliebe aber ja noch die geringste Bedenklichkeit übrig, so wird sie durch die ausgemachte Glaubs-

würs

würdigkeit und Autorität dieser Männer gehoben: denn alle historische Gewißheit würde wegfallen, wenn man diese im geringsten bezweifeln wollte. Hören sie nur, was sie selbst davon sagen. S. 473. heißt es in einer Note:

„Wir freuen uns, daß unser Journal, dessen gemeinnützigen Inhalt kein unbefangener Sachkenner läugnen kann, schon so weit (von Maynz bis nach Wien) verbreitet ist;„ und S. 526. „Unser Journal wird „nicht nur von Gelehrten aller Klassen, sondern „auch von dem größten Fürsten begierigst gelesen, „und fliegt weit und breit durch alle Gegenden „Teutschlandes; auch wird es von unsern Herrn „Collegen zu Wien so gar gelobt und benutzt.„

Ich habe aber ausser der Glaubwürdigkeit und Autorität noch einen andern Grund, warum ich lieber meinen Augen und Ohren nicht trauen, als an dem Ausspruche dieser Männer zweifeln möchte, und das ist dieser: weil mir das kostbare Mikroskop fehlt, dessen sie sich zur Untersuchung der Wahrheit bedienen. Sie sagen S. 506. „Es ist die strengste Aufsicht, und zwar mit einem ganz orthodoxen Mikroskop, über die philosophische Lehrart vonnöthen.„ — Da ich nun bisher immer dieser Lehrart gefolgt bin, meine Kenntnisse durch meine fünf Sinne erlangt und blos mit der sich selbst gelassenen Vernunft untersucht habe, ohne jenes nöthige Mikroskop dabey zu brauchen; so ist es nicht zu verwundern, daß ich in einer so handgreiflichen Sache irren konnte.

Es ist nun nichts mehr übrig, als daß ich mir je eher je lieber ein gut conditionirtes Exemplar von diesem vortreflichen Werkzeuge zu verschaffen suche. Könnte mir daher ihr Bote, wenn er seinen Flug über Maynz nimmt, wohl eins mitbringen? — Ich stehe ihm wieder zu Dienste!

Sondershausen, im Fürstenthum Schwarzburg, den 30. April 1785. ***.

Andantino.

Gefühlvoll, und etwas langsam.

Mimi von Oertel.

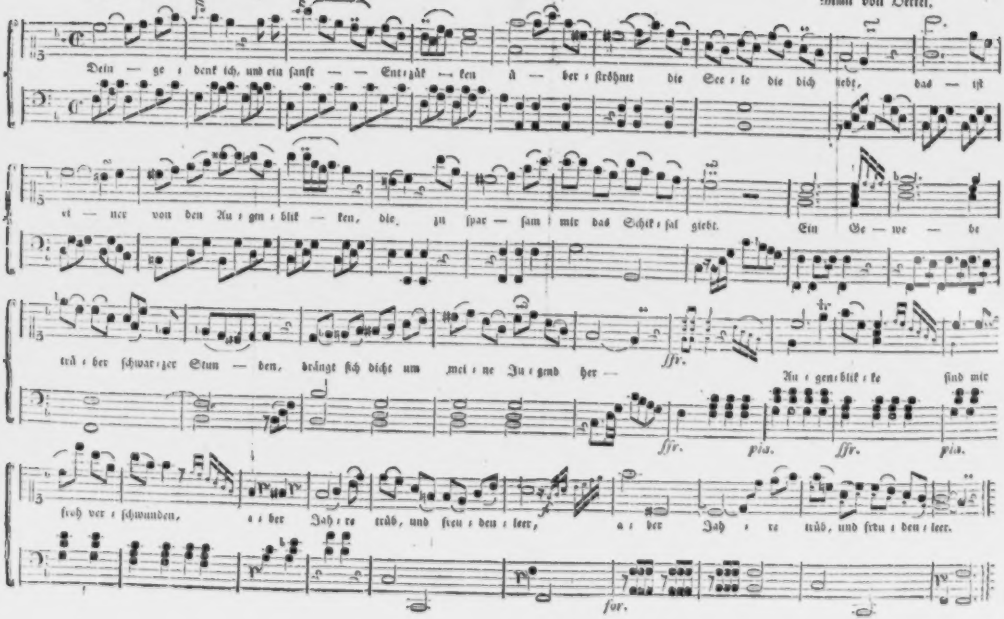

Dein gedenk ich, und ein sanft Entzücken
Ueberströmt die Seele die dich liebt,
Das ist einer von den Augenblicken,
Die zu sparsam mit das Schicksal giebt.
Ein Gewebe trüber schwarzer Stunden,
Drängt sich dicht, um meine Jugend her
Augenblicke sind mir froh verschwunden,
Aber Jahre trüb und Freuden leer.

Eh' ich dich, mit die die Liebe kannte,
Da schon war es, als mein weiches Herz
Bey der Freundschaft süßer Lust entbrannte,
Aber öfter von der Freundschaft Schmerz.
Ach! wie manchen riß von meiner Seiten,
Tod! dein Arm, und Trennung, du, dahin!
Wenig Freuden, viele Bitterkeiten
Sind mein Loos, seit ich geworden bin.

Doch wenn einst mir Tage voller Freude,
Gleich der Sonn', aus trüber Nacht entstehn:
Gutes Mädchen! o dann laß uns beyde
Treu vereint den Pfad des Lebens gehn!
Mit erleichtertem vergnügten Herzen,
Danken wir der Vorsicht dann, daß sie
Endlich uns, nach überstandnen Schmerzen,
Den Genuß des schönsten Glücks verlieh.

Theile nicht das Loos von diesen Tagen,
Sanftes Mädchen! weine nicht um mich!
Nicht zur Schwermuth, nicht zu finstern Klagen,
Dein, zur Freude ruft der Himmel dich.
O! vergiß, vergiß, was oft mit Bitten,
Oft mit Worten meine Seele sprach!
Sieh, den Leiden, welche jetzt mich drücken,
Folgt vielleicht noch größres Leiden nach.

Eschenburg.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Junius 1785.

I. Neue Bücher.

1) Deſſau und Leipzig. Auf Koſten der Verlags-Kaſſe für Gelehrte und Künſtler. Erfahrungen vom Innern der Gebirge, nach Beobachtungen geſammlet und herausgegeben von Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra, Kön. Groß-Brittan. Churfürſtl. Braunſchw. Lüneb. Vice-Berg-Hauptmann. 1785. gr. Fol. 244. S. Mit ausgemahlten Kupfern und Vignetten.

Wir zeigen jetzt blos an, daß dies ſchöne und für jeden Mineralogen, Bergbau-Kundigen und Naturforſcher ſehr wichtige Werk, deſſen Ankündigung wir ſchon i. J. 1783. hier bekannt machten, nunmehr wirklich fertig und erſchienen ſey, und behalten uns vor, nächſtens eine ausführliche Anzeige ſeines Inhalts, welche es ſo ſehr verdient, zu liefern.

---

2. Lemgo. Einleitung zu einer vollſtändigen Geſchichte der Chur- und Fürſtlichen Häuſer in Teutſchland. Angefangen von Auguſt Benedikt Michaelis, fortgeſetzt von Julius Wilhelm Hamberger, erſten Bibliothekar zu Gotha. in 4to. 725 Seiten ohne Titel, Vorrede und Inhalt, auch $8\frac{1}{2}$ Bogen Geſchlechtstafeln. 1785. Im Verlag der Meyerſchen Buchhandlung.

Die bisher gemachten Versuche, über die Geschichte der Chur- und Fürstenhäuser ein etwas ausführliches allgemeineres Buch zu liefern, sind alle unvollendet liegen geblieben. Ein Umstand, der um desto auffallender ist, da der Nutzen eines solchen Buchs sehr einleuchtend ist. Der zu früh verstorbene Michaelis lieferte in den Jahren 1759. und 1760. die beyden ersten Theile, und in dem ersten derselben die Geschichte des Chur- und Fürstlichen Hauses Braunschweig und Lüneburg, die Geschichte des Erzhauses Oesterreich, des Churfürstl. Hauses Brandenburg, und endlich des Chur- und Fürstl. Hauses Sachsen. Im 2ten trug er die Geschichte der Chur- und Fürstlichen Häuser der Pfalzgrafen bey Rhein, von Bayern, Mellenburg und Holstein vor. Der gegenwärtige dritte Theil beschäftigt sich mit den Geschichten der Häuser Baden, Wirtemberg und Anhalt. Die Stärke des Theils läßt schon den richtigen Schluß machen, daß der Fortsetzer besorgt gewesen ist seiner Arbeit diejenige Vollständigkeit zu geben, welche man in den ersten Theilen etwas vermißt. Sowohl der Historiker, als bloße Freunde der Geschichte werden nicht leicht eine Begebenheit, die nur einigermaßen merkwürdig war, vergebens suchen. Die Quellen sind überall mit Genauigkeit angegeben. Mit dem vierten Theile, welcher die noch nicht bearbeiteten altfürstlichen Häuser (also Hessen und die Marggräflichen Häuser Brandenburg in Franken) auch nothwendige Verbesserungen und Zusätze der ersten Theile enthalten wird, soll das Buch geschlossen werden. Den Besitzern der ersten Theile wird diese Vollendung gewiß angenehm seyn, und mancher Freund der Geschichte, der die zum Theil sehr weitläuftigen und kostbaren Werke über einzelne Fürstenhäuser entweder nicht kaufen konnte oder wollte, wird die wenigen Thaler, die er zum Ankauf dieses Buchs verwendet, nicht zu bereuen Ursache haben.

Ankündigungen.

1) Ankündigung einer Subskription zur Stiftung einer jährlichen Gedächtnißfeier des Herzogs Leopold von Braunschweig

Die edle, mit so allgemeiner Rührung und Bewunderung gepriesene That des Herzogs Leopold von Braunschweig hat einen gröſsern Entzwek erreicht, als den sie verfehlt hat. Der Prinz wollte das Leben einiger Unglücklichen retten; Er hat in den Seelen vieler Tausende das seligste und wohlthätigste aller Gefühle erweckt, das Gefühl von dem Werthe, der Liebenswürdigkeit und der Erhabenheit ächter Menschenliebe.

Unterzeichnete wünschen — und welcher Edeldenkende wird es nicht mit ihnen wünschen? — daſs die so schöne und groſse That des Herzogs noch der entferntesten Nachwelt, zu ihrer Rührung und ihrem Unterrichte, vor Augen schwebe. Ein schriftliches Denkmal, das den Charakter des Herzogs, aus den geprüftesten und bewährtesten Nachrichten, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit darstellte, wäre zu dieser Absicht ohne Zweifel das bessere Mittel; aber noch besser und noch mehr in dem eignen Geiste Dessen den man ehren wollte, wäre doch gewiſs ein jährlich wiederkehrendes Fest öffentlicher Wohlthätigkeit. Der verewigte Prinz entzog Seinem eigenen Vergnügen so gerne, unter andern Summen, auch die, womit er die Garnisonschule zu Frankfurt einrichtete und unterhielt: diese Einrichtung war von allen seinen übrigen wohlthätigen Verfügungen die beträchtlichste und Ihm die liebste. Unter den Unschuldigen, zu deren gröſsern künftigen Glückseligkeit Er so edelmüthig den Grund legte, befand Er sich so oft und so gerne; und wie also, wenn man jenes Fest der Wohlthätigkeit zur Erhal-

tung seines Andenkens in eben dieser Schule veranstaltete? Da sie Ihm selbst in Seinem Leben so werth war, so muß sie nach seinem Tode auch denen werth seyn, die Ihn lieben, und sein Andenken ehren möchten.

Die Idee der Unterzeichneten ist: durch Subskription eine Summe zusammenzubringen, von deren jährlichen Zinsen man den Kindern jener Schule aus dem Sterbetage ihres fürstl. Wohlthäters einen jährlichen Feiertag machen könnte; einen Tag, der ihnen das ganze Jahr hindurch Ermunterung zum Fleiß und zur Sittlichkeit wäre, an dem sie öffentlich gespeist, beschenkt, und, wenn die Zinsen der Summe dazu hinreichten, entweder alle oder doch die bedürftigsten und würdigsten unter ihnen, auch gekleidet würden. So ein Andenken wäre ganz von jener Pracht und jenem Glanze entfernt, auf welche der edle Herzog selbst so gar keinen Werth setzte: es hätte ganz die Einfalt, die Bescheidenheit, die Wohlthätigkeit, die seiner schönen Seele so eigen waren; es wäre unendlich mehr als eine Abbildung seiner Gestalt in Marmor werth; denn es wäre die treue redende Abbildung Seines Menschenliebenden Herzens. Und gewiß! wenn Es Sich selbst irgend ein Denkmal hätte errichten sollen, so wäre es in keinem andern Geschmak gewesen, als eben in diesem.

Darum dürfte denn doch jenes schriftliche Denkmal das den Charakter des Herzogs nach seinen merkwürdigsten Zügen schilderte, nicht fehlen. Unterzeichnete verpflichten sich, sowohl für die Schrift selbst, als für den geschmakvollen, selbst prächtigen Druck derselben zu sorgen. Wenn sie Subskription darauf ankündigen, so ist das nur Behelf um die Subskription zur Gründung und Einrichtung des oben vorgeschlagenen jährlichen Festes, das sogleich mit dem künftigen Jahre seinen Anfang nehmen müßte, zu eröfnen.

Die

Falstaff.

Ein Königs-Sohn? Wenn ich dich nicht mit einem Dolch von einem Span aus deinem Königreich hinaus jagen, und alle deine Unterthanen wie eine Heerde wilder Gänse vor dir her treiben will, so will ich mein Tage kein Haar mehr an meinem Kinn tragen. Ihr, Prinz von Wales?

Prinz Heinrich.

Wie, du H**sohn von einem dikken Flegel, was hast du denn?

Falstaff.

Seyd ihr nicht eine Memme? Antwortet mir auf das, und Points hier?

Prinz Heinrich.

Du kannst, wenn du mich eine Memme nennst, sie bist du des Todes.

Falstaff.

Ich hätte dich eine Memme geheißen? Eh will ich dich zur Hölle gehen sehen, eh ich dich eine Memme heißen wollte; aber tausend Pfund wollt' ich drum geben, wenn ich so geschwinde laufen könnte, wie du. O! was das betrift, eure Schultern habt ihr so gerad als ihr's wünschen könnt, ihr bekümmert euch nichts darum, euern Rüken segen zu lassen. Nennt ihr das, euern Freunden den Rüken kehren? Daß die Pest ein solches Rükendecken hätte! Gebt

mir

Die Namen der Theilnehmer werden sie der Gedächtniß-
schrift nachdrucken lassen, damit auch die Anzahl derer,
welche von dem Tode des Herzogs innigst gerührt wurden,
und das von ihm angefangene Gute mit Freuden vollenden
halfen, ein Monument für ihn bey der Nachwelt werde.
Der Preis, den die Unterzeichneten fest setzen, soll niedrig
seyn, um auch den minder Vermögenden an ihren Absich-
ten Theil nehmen zu lassen; sie bestimmen daher mehr nicht,
als einen Thaler, in der zuversichtlichen Hofnung, daß der
mehr Vermögende, eben so wenig als sie selbst, sich an
diese Summe binden, und daß niemand die Bogen der ver-
sprochenen Gedächtnißschrift zählen werde. Jeder über das
festgesetzte Quantum von einem Rthlr. sich belaufende Bey-
trag wird bey dem Namen des Gebers zugleich mit bemerkt
werden, wofern es nicht ausdrücklich verbeten werden sollte.
Uebrigens haften die Unterzeichneten mit ihrer Ehre für
die Aufmerksamkeit, die sie anwenden wollen, daß die ge-
sammelten Gelder sicher untergebracht und die Zinsen davon
auf das uneigennützigste und gewissenhafteste verwendet wer-
den. Jeder von ihnen sorgt für einige auswärtige Samm-
ler, die er zugleich um Bekanntmachung des Plans in den
öffentlichen Blättern ihrer Gegend ersucht: sobald die
Sammler sich zu der Mühe, die man sie zu übernehmen
bittet, bereitwillig erklären, wird man ihre Namen in Zei-
tungen und Journalen bekannt machen. Doch wird außer-
dem jeder, der von selbst die Mühe des Sammlens zu über-
nehmen Gelegenheit und Lust hat, willkommen seyn, und
nachher mit unter den Beförderern der Unternehmung ge-
nannt werden. Auch wird man, wenn die Einsammlung
geschehen, und die ganze Einrichtung getroffen ist, dem Pu-
blikum öffentlichen gewissenhaften Bericht erstatten. Für Ber-
lin erbieten sich zu Sammlern und besonders zur Korre-
spondenz mit den auswärtigen Sammlern, diejenigen der

Unterzeichneten, deren Namen mit einem Sternchen bemerkt sind, und es würden sich mit Freuden alle dazu erbieten, wenn nicht so manche von ihnen durch Geschäfte daran gehindert würden. Mit Ausgang des Oktobers wird die Subskription und Sammlung geschlossen, und die auswärtigen Sammler werden ersucht, alsdann ihre Gelder an einen der hiesigen Sammler einzusenden, deren Namen hier mit einem Sternchen bezeichnet sind. Bloße Subskription ohne gleich baare Bezahlung wird nicht angenommen. Berlin, den 28. May 1785.

Kammergerichtsrath von Benike.
* Bibliothekar Bieſter.
Oberkonſiſtorialrath Büſching.
* Chodowiecky.
Oberkonſiſtorialrath Diterich.
Geheimerath Dohm.
Profeſſor Engel.
* Prediger Gebhard.
* Oberkonſiſtorialrath Gedike.
Oberkonſiſtorialrath von Irwing.
Major von Irwing.
Aſſiſtenzrath Klein.
* Feldprobſt Kletſchke in Potsdam.
Major Marſchall von Bieberſtein.
Profeſſor Meierotto.
Moſes Mendelsohn.
Leibmedicus Möhſen.
* Prediger Schmid.
Profeſſor Selle.

Oberi

Oberkonſiſtorialrath Spalding.
Geheimer Finanzrath Struenſee.
Rektor Stuve in Neuruppin.
Geheimerath Svarez.
* Oberkonſiſtorialrath Teller.
Generalchirurgus Theden.
Geheimer Finanzrath Wlömer.
* Prediger Zöllner.

Für Weimar und umliegende Gegend erbiethet ſich Hr. Legations-Rath Bertuch zum Sammler.

---

2) Nachricht an das Publicum, über zwey Preis-Schriften.

Die im 9ten Stück der Deutſchen Zeitung d. J. angekündigte Beantwortung der Frage: Welches ſind die beſten Mittel den kranken Verſtand eines Kindes geſund zu machen? von Hrn. Heyne, dem jüngern, hat nun die Preſſe verlaſſen, und iſt bey Hrn. Cruſius in Leipzig und bey der Expediton dieſer Zeitung für 8 ggl. zu haben. Sie beträgt mit der Zugabe des Herausgebers 11. 1/2 Bogen in 8.

Die Preißſchrift ſelbſt iſt in 22 Kapitel folgendes Inhalts abgetheilt:

„I. Wichtigkeit und nähere Beſtimmung der Frage. Plan der Beantwortung. II. Die Haupturſache des kranken Verſtandes bey den meiſten Kindern der geſitteten Stände. III. Ein vertrauliches Geſpräch mit vielen Eltern über Dinge, die ſchon oft geſagt, aber noch immer ſelten zur Ausübung gekommen ſind. IV. Dieſelben Fehler finden meiſtens auch in öffentlichen Schulen und Erziehungsanſtalten Statt. V. Man berich-

berichtige nach und nach die falſchen Vorſtellungen, die die Kinder angenommen haben, und gebe ihnen deutliche und richtige. VI. Man ſuche die Kinder von der Vortreflichkeit der Wahrheit und von der Schädlichkeit des Irthums zu überzeugen. VII. Man errege den kleinen Ehrgeiz der Kinder zum Beſten der Wahrheit. VIII. Man ſuche die Kinder zu überführen, daß viele aus Vorſatz Unwahrheit reden, und daß man ohne Beweis nichts glauben dürfte. IX. Beyſpiel einer Unterredung, wodurch einem Kinde ein Irthum benommen werden iſt. X. Man hüte ſich den Verſtand der Kinder zu tyranniſiren. XI. Man gewöhne die Jugend vernünftig zu zweifeln und Zweifel zu heben. XII. Man werde über die Fragen der Kinder nicht unwillig: ſondern ſuche vielmehr ihre Neugierde als einen Keim des Verſtandes zu pflegen. XIII. Man ſuche jede Gelegenheit zu benützen, wo man Kindern Anlaß zum Denken geben kann. XIV. Man richte auch die Spiele der Kinder dieſem Zwecke gemäß ein. XV. Man ſuche ſeine Zöglinge auf die Wahrheit oder Fertigkeit, die man ihnen beybringen will, erſt vorzubereiten. XVI. Man muß alles, was man Kindern vorträgt, ihnen angenehm und intereſſant machen. XVII. Man befleißige ſich beym Unterrichte der Kinder der größten Deutlichkeit und überfülle ſie nicht mit Kenntniſſen. XVIII. Man mache die Kinder von Zeit zu Zeit auf ihre eignen Fortſchritte in der Kenntniß aufmerkſam. XIX. Man plage ſie nicht durch ſtrengen Zwang in Anſehung der Zeit und des Ortes des Unterrichtes. XX. Man ſchließe die Kinder nicht von Geſellſchaften und Beſuchen aus. XXI. Ueber Belohnungen und Strafen. XXII. Noch eine beſondere Urſache der Verſtandeskrankheiten bey Kindern, und ein Mittel dagegen."

In der Zugabe wird aus der natürlichen Beſchaffenheit der menſchlichen Seele gezeigt:

„daß

„daß der Verſtand krank ſeyn könne, und daß der Mangel des Selbſtdenkens eine Hauptkrankheit deſſelben ſey, welche nicht blos bey Kindern angetroffen werde, ſondern ſich faſt in alle Geſchäfte und Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens eingeſchlichen habe. Daraus wird die Folge hergeleitet, daß es nicht genug ſey, den Verſtand der Kinder zum Selbſtdenken anzuführen: ſondern man müſſe ſie auch ſtark genug machen, die vielfältigen Hinderniſſe des Selbſtdenkens und die Anreizungen zum Nichtdenken und Nachbeten, die ſie einmal im wirklichen Leben, in der Geſellſchaft, der Kirche, und dem Staate antreffen werden, zu überwinden. Um aber dieſes mit Erfolg zu bewerkſtelligen, müßten fürs erſte jene Hinderniſſe ſelbſt aufgeſucht und ihr Verhältniß gegen die Denkkraft erforſcht werden, welches eine eigne Bearbeitung verdiene.“ — Dieſes giebt nun dem Ungenannten, der den vorigen ausgeſetzt hatte, die Veranlaſſung zu folgender neuen Frage:

„Welches ſind die in dem gegenwärtigen bürgerlichen, kirchlichen, wiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen Zuſtande der deutſchen Nation (nicht an einzelnen Oertern, ſondern im Allgemeinen) wirklich vorhandenen Hinderniſſe des Selbſtdenkens? Und was bringt jeder der hier anzugebenden Mängel und Mißbräuche namentlich für Irthümer, Schwächen und Fehler des Verſtandes hervor?“

Für die beſte Beantwortung derſelben werden wieder 12 Dukaten als eine Erkenntlichkeit ausgeſetzt, welche freylich der Wichtigkeit der Frage nicht angemeſſen iſt: man rechnet aber mit darauf, daß die Wahrheit, ſo wie die Tugend, ſich ſelbſt belohnt, und nach Beſchaffenheit der zu krönen-

den Schrift, wird man für den Verfasser noch ein Honorarium vom Verleger bedingen.

Die Wettschriften werden vor dem Beschluß der Leipziger Michaelismesse 1786. mit den gewöhnlichen Formalitäten (postfrey) eingesendet. Gotha, den 4ten Jul. 1785.

Die Expedition der Deutschen Jugendzeitung.

---

3) An Freundinnen und Freunde der Aufklärung und Menschenglückseligkeit aus allen Religionen und Ständen.

Ist Aufklärung die Mutter aller wahren Menschenglückseligkeit, und sind unsere Zeiten wirklich die aufgeklärtesten, so muß auch das gegenwärtige Menschengeschlecht das weiseste und glücklichste seyn. — Allein die tägliche Erfahrung versichert uns, daß auch unser Zeitalter ein Schauplatz unzähliger lächerlicher Vorurtheile, Thorheiten und mannichfaltigen schrecklichen Menschenelendes sey. Es muß also einer von diesen beyden Sätzen wahr seyn: entweder macht Aufklärung nicht glücklich, oder unser Zeitalter ist noch nicht so aufgeklärt als manche unsrer heutigen Schriftsteller und Zeitgenossen wähnen. Das Erste läßt sich nicht denken. (Denn aufgeklärt seyn heißt nichts anders, als vernünftig denken und handeln.) Folglich kann nur das leztere richtig seyn: nämlich unser Zeitalter ist noch weit von dem Ziele der menschlichen Vollkommenheit, von der ächten Aufklärung, entfernt.

Sollte nun nicht zur Verbreitung der ächten Aufklärung und zur Beförderung der von ihr abhängenden wahren Menschenglückseligkeit eine Schrift etwas beytragen können, welche diesen Plan und Umfang hätte? — Eine Schrift, welche

1. Aus der Geschichte der Menschheit, der Philoso-phie und Naturkunde überhaupt, und der Seelenlehre, Physiologie und Sittenlehre ꝛc. insbesondere, diejenigen Wahrheiten, welche der Saame aller ächten Aufklärung sind, auswählte, und sowohl faßlich als angenehm vortrüge.

2. Alle und jede Vorurtheile und Thorheiten unsers Zeitalters — nicht nur die Ueberbleibsel der Vorzeit son-dern auch die unsern Tagen eigenthümlichen — nach ihrer kläglichen und lächerlichen Seite mit den lebhaftesten Far-ben mahlte, um von jedem denkenden Menschen für das er-kannt zu werden, was sie wirklich sind.

3. Das erkannte und unerkannte Menschen-Elend nach seinen verschiedenen Gestalten charakterisirte, die Quellen davon aufsuchte, und zu ihrer Verstopfung, oder, wo diese noch nicht möglich ist, zu ihrer Verminderung die ausführ-barsten Mittel anzeigte.

4. Unpartheyische Vergleichungen zwischen der Vorzeit und unsrer Zeit anstellte, und zeigte, in welchen Stücken Eine vor der andern etwas voraus habe, und in welchen beyde gleich vortreflich oder gleich fehlerhaft seyen.

5. Nicht nur diejenigen Schriften und Anstalten, deren einzige oder nächste Absicht die ächte Aufklärung ist, bekann-ter machte, sondern auch

6. Diejenigen Anstalten, Sekten und Schriften, welche entweder die Aufklärung verhindern, oder wenigstens eine falsche Aufklärung verbreiten, mit aller Strenge zwar, aber ohne leidenschaftliche Bitterkeit, beurtheilte. —

Ich bin gesonnen, zur Abfassung einer solchen Schrift meine besten Kräfte anzuwenden; und, damit sie desto be-quemer und folglich auch aufmerksamer gelesen werden kön-

ne,

ne, davon monatlich ein nur vier Bogen ſtarkes Heft erſcheinen zu laſſen, und ihr folgenden Titel zu geben:

Der Freund der Aufklärung und Menſchenglückſeligkeit.
Eine Monatsſchrift für denkende Leſerinnen und Leſer aus allen Religionen und Ständen.

Ich bin aber auch geſonnen, mein Unternehmen auf meine eigene Koſten auszuführen, und wähle daher den Weg der Subſcription, deren Verbindlichkeit aber immer nur auf ſechs Monate oder auf Einen Band meiner Schrift eingeſchränkt ſeyn ſoll.

Finden ſich bis zu Ende des Monats May ſo viele Subſcribenten als zu meiner Schadloshaltung nöthig ſind: ſo ſoll vom 1ſten Julius an, unausgeſetzt am lezten Sonnabend jedes Monats Ein Heft in einer der vorzüglichſten typographiſchen Officinen, auf feines Schreibpapier, im ordentlichen Octav-Format gedruckt, und in roſenfarbiges Atlasähnliches Papier geheftet erſcheinen. Auch ſoll jedem Bande ein feingeſtochenes Portrait eines um die Aufklärung und Menſchenglückſeligkeit ſehr verdienten Teutſchen vorgeſetzt werden. Findet ſich aber bis dahin keine hinlängliche Anzahl Subſcribenten, ſo bleibt mein Unternehmen ganz unausgeführt. Auch laſſe ich nicht mehr Exemplare drucken als ſich Subſcribenten finden werden.

Der Preis für jedes Heft iſt funfzehn Kreuzer, oder für ſechs Monate 1 Fl. 30 Kr. nach dem 24 Fl. Fuß gerechnet. (Wer auf holländ. Papier gedruckte Exemplare haben wollte, müßte es bey der Subſcription ausdrücklich beſtimmen, und für das Heft 24 Kr. oder den Band 2 Fl. 24 Kr. bezahlen.)

Von allen Hieſigen und denjenigen Auswärtigen, welche die einzelnen Hefte bey mir ſelbſt (in meiner Wohnung beym

beym goldnen Schilde) können abholen lassen, verlange ich weiter nichts als die Zusendung eines Subscriptionsscheins,

„Auf sechs Hefte der Monatsschrift: Der Freund der „Aufklärung ꝛc. subscribirt hiemit und verspricht jedes „einzelne Heft abholen und mit funfzehn Kreuzer be„zahlen zu lassen.“

N. N.

Alle andere Auswärtige aber (welche die einzelnen Hefte erhalten wollen) werden belieben, sich entweder unmittelbar oder mittelbar durch andre wohllöbl. Postämter an die Kaiserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Nürnberg zu wenden, von welcher sie jedes einzelne Heft auf das prompteste und richtigste erhalten. Nur müssen sie sichs gefallen lassen, daselbst immer auf sechs Monate oder sechs Hefte, mit 1 Fl. 30 Kr. zu pränumeriren.

Denjenigen Buchhandlungen, welche sich für mein Unternehmen interessiren, und sich unmittelbar an mich wenden wollen, versichere ich überhaupt den billigsten und honettesten Rabbat.

Alle andere Privat-Personen, welche mein Unternehmen durch Subscribenten-Sammeln zu unterstützen, und sich unmittelbar an mich zu wenden belieben, werden als einen geringen Beweis meiner Dankbegierde das achte Exemplar annehmen. Nur muß ich (weil mir fernere Correspondenz- und Rechnungsführung zu viele Zeit rauben würde) auswärtige Buchhandlungen und Privat-Personen bitten, daß sie ihren Subscriptionen nicht nur die genaueste Bestimmung wie und mit welchen Gelegenheiten ich ihnen ihre Exemplare zu übersenden habe, sondern auch Assignationen an hiesige Handlungshäuser oder Privat-Personen sogleich beyfügen. Daß an mich alle Briefe und Subscriptionen ganz postfrey eingesendet werden müssen, versteht sich ohnehin.

Uebri-

Uebrigens muß ich alle, sowohl hiesige als auswärtige Subscribenten ersuchen, ihre Namen und Würden deutlich geschrieben einzusenden. Denn ich will mir das Vergnügen schaffen, sie als wahre Freunde der Aufklärung und Menschenglückseligkeit meiner Schrift vordrucken zu lassen.

Schlüßlich noch die herzliche Bitte an diejenigen Personen, welchen ich diese Anzeige zur geneigten Verbreitung in dem Cirkel ihrer Bekannten zu übersenden mich erkühne.

Geruhen Sie, von der Pflicht, in einer besondern Zuschrift meine Kühnheit zu entschuldigen, mich gütigst loszusprechen! Erlauben Sie mir Ihnen hier zu sagen, daß meine Kühnheit einzig und allein daraus quillt, daß Sie mir als Menschenfreunde und edelmüthige Beförderer jedes Unternehmens, das Menschenglückseligkeit zur Absicht hat, bekannt sind! Erlauben Sie mir, daß ich Sie hier meiner wärmsten Dankbarkeit für ihre Güte und meiner uneingeschränktesten Bereitwilligkeit zu allen Gegendiensten aufrichtigst versichere. Nürnberg, den 10ten Febr. 1785.

Johann Christoph König,
der Weltweisheit Magister.

---

4) Joh. Siebmachers großes allgemeines Wappenbuch.

In der Raspischen Buchhandlung zu Nürnberg ist fertig geworden:

Johann Siebmachers grosses allgemeinen Wappenbuchs siebendes Supplement, Fol. 3 fl.

Dieses in seiner Art einzige, von Johann Siebmacher Anno 1665 angefangene, durch ihn und seine Erben ein ganzes Jahrhundert geführte, und bis auf sechs Theile zu seinem wichtigen Folianten angewachsene Werk, kam hernach an die Weigelische Kunsthandlung, welche es, unter Aufsicht

mir ein Glas Sect. Ich will eine H** ſeyn, wenn ich heute noch einen Tropfen getrunken habe.

Prinz Heinrich.

O du Schurke! du haſt ja dein Maul kaum abgewiſcht, ſeitdem du das leztemal getrunken haſt.

Falſtaff.

Das iſt all eins. (Er trinkt.) Daß die Peſt alle feige Memmen, dabey bleib ich!

Prinz Heinrich.

Was willt du denn damit?

Falſtaff.

Was ich damit will? hier ſind unſer vier, die dieſen Morgen tauſend Pfund geraubt haben.

Prinz Heinrich.

Wo iſt das Geld? Wo iſt es?

Falſtaff.

Wo es iſt? Zum T** iſt es, genommen iſt es uns worden; ihrer hundert gegen uns arme viere.

Prinz Heinrich

Was ſagſt du, ihrer hundert?

Falſtaff

Ich will eine H*f*t ſeyn, wenn ich mich nicht zwey Stunden

ſicht des berühmten Altdorfiſchen Profeſſors, Johann David Köhlers, mit drey Supplementen vermehrte, und unter dem Namen des Weigeliſchen Wappenbuchs verkaufte; bis es endlich im Jahr 1771, nach Abſterben dieſer Familie, dem jetzigen Beſitzer käuflich überlaſſen, von demſelben 1772 wieder neu und viel ſchöner als vorhin aufgelegt, mit einer heraldiſchen Einleitung und Regiſtern verſehen, und bis hieher mit dem vierten, fünften, ſechſten und ſiebenden Supplement vermehrt worden.

Durch unbefugte Stümpeley des hieſigen Kupferſtechers Tyroff (welcher ſich beygehen laſſen, ein neues Wappenbuch in Quarto ſolcher geſtalt zuſammen zu flicken, daß er, wenn er irgend ein neues adeliches Wappen erlangen kann, das alte Werk dreyer Wappen beraubt, um damit ein Blat zu erfüllen) findet ſich der rechtmäßige Verleger genöthigt, dem geſammten hohen Adel anzuzeigen: daß deſſen Wappen nur allein in dem fortdauernden und als ein diplomatiſches Werk zu betrachtenden großen Siebmacheriſchen Wappenbuche, für die Nachkommen ſicher und zuverläßig aufbehalten werden können. Er erſucht Hochdieſelben alſo hiedurch, Ihre entweder gemalten oder auch nur heraldiſch gezeichneten Wappen unter keiner andern Addreſſe, als: an die Raſpiſche Buchhandlung in Nürnberg, mit Beyfügung eines beliebigen Beytrags zu den Koſten, einzuſenden. Wornach ſolche in dem achten und folgenden Supplementen in Kupfer geſtochen erſcheinen ſollen, ſo bald die hiezu nöthige Anzahl beyſammen ſeyn wird; um endlich das Werk mit einem zweyten Band und allgemeinem Regiſter ſchließen zu können.

---

5. Zuverläßige Nachrichten, von jetztlebenden und verſtorbnen Schriftſtellern des Burggrafthums Nürnberg, ober und unterhalb Gebirgs: das iſt, der beyden

den Brandenburgischen Fürstenthümer in Franken, Anspach und Bayreuth. Nebst beygefügten Entwurfe einer Historischen Pinacotheck: oder Portrait-Sammlung dieser Fürstenthümer. Den Liebhabern der Vaterländischen gelehrten Geschichte angekündigt, von Georg Friedrich Casimir Schad. Nürnberg bey dem Verfasser zu haben. 1785.

---

6. Hrn. v. Archenholz. Litteratur und Völkerkunde.

Da der dritte Jahrgang meiner periodischen Schrift „Litteratur und Völkerkunde„ sich mit dem Junius dieses Jahrs endiget, so gebe ich hiemit dem Publiko Nachricht daß der vierte Jahrgang dieses Journals, der mit dem Julio 1785. anfängt, nicht mehr wie zuvor bey der Verlags-Kasse für Gelehrte und Künstler in Dessau, sondern bey dem Buchhändler Hrn. Göschen in Leipzig herauskommen wird. Die Stücke werden künftig in dem Laufe eines jeden Monats, der auf dem Umschlag bezeichnet ist, sehr regelmäßig erscheinen; so wie die zum dritten Jahrgang noch gehörigen Stücke, die zum Theil schon unter der Presse sind, auch nächstens in Dessau herauskommen werden. Der Plan des Werks ist bekannt, und wird auch in der Fortsetzung befolgt werden. Man wird aber dabey mehr wie jemals auf interessante Aufsätze sehen, daron schon eine beträchtliche Anzahl vorräthig liegt, um den guten Ruf dieses Werks zu behaupten; auch soll darin, dem jetzigen Geschmack des Publikums gemäs, künftig mehr auf Völkerkunde als auf Litteratur Rücksicht genommen werden. Entfernte Liebhaber werden gebeten sich an die Buchhandlungen ihrer Gegend zu wenden. Leipzig den 1sten Jun. 1785.

von Archenholz.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1785.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der Teutſche Merkur.

Julius 1785.

I.

Der Raub der Helena.

Aus dem griechiſchen des Koluthus.

1.

Ihr Nymphen Trojens, die ihr, zu dem Reigen
Nach Ida wallend, oft am väterlichen Strand
Des Xanthus von dem Haar die Binden, aus der Hand
Das heilge Spielwerk legt, wollt ihr zu mir nicht ſteigen
Aus eurem lauten Quell, und ſingen, wie der Hirt
Die ungewohnte See durchirrt?
Wie er, der niemals noch ein Ruder regte,
Nun Unglückſchiffe baut' und Erd' und Meer bewegte?

2.

Wer von dem Reiz der Helena
Dem Weitentfernten gab die erſte Kunde;
Durch welchen gähen Zwiſt an eines Schäfers Munde
Man rechtende Göttinen hangen ſah,
Und wer die Göttin war für die er ausgeſprochen;
Ihr wißt es, Nymphen! ſeht zum ſteilen Phalakra,
Vor Paris Richterſtuhl ſie eilen, ſehet da
Der Grazien Königin auf ihre Schönheit pochen.

Als Jupiter dem Ganymed befahl
Daß er auf Hämens Höh bey Peleus Hochzeitmahl
Den Gästen selbst den Wein in goldne Becher schütte,
Erschienen auch, der Amphitrite
Weisarmige Schwester grüssend und das Fest
Mitfeyernd, alle Götter und Göttinnen:
Zevs steiget vom Olymp, das Meer verläßt
Neptun, den Heliion das Chor der Nikinnen:

4.

Apollo führet sie, mit ihm zieht Juno hin,
Des Donnerers Schwester, auch versagt in Chirons Hayne
Enthöre nicht, der Eintracht Königin
Noch selber Artemis, die Jägerin, zu erscheinen;
Auch Pallas macht ihr Haupt vom schweren Helme bar,
Und eilt, selbst unverlobt, zu dem Verlobungsfeste,
Mit ihr Lyäus, dem sein goldnes Haar
Um beyde Schultern wallt, ein Spiel der losen Weste.

5.

Auch Arës bäumt nun keinen wildem Speer,
Hat Pickelhaub' und Panzer weggeleget,
Schön, wie er sonst ins Haus Vulkans zu eilen pfleget,
Und lächelnd schwebt der Gott im Reihentanz daher;
Auch mischt in diese Reihentänze
Die holde Pitho sich: auf ihrem Rücken thut
Ein Köcher, von Cupid entlehnt,
Und ihre Hand flicht Hochzeitkränze.

6.

Nur Eris lud zum Mahl der weiſe Chiron nicht,
Noch Peleus: deßhalb tobt ſie wild umher, vom Neide
Getrieben, wie das Kalb, das auf der Weide
Blutrünſtig eine böſe Brämſe ſticht.
Bald fährt ſie auf von ihrem Felſenſitze,
Bald wieder hin; zernühlt der Erde tiefen Schooß,
Reißt ganze Kieſelſtücke los,
Drückt ſie mit ſtarker Fauſt und malmet ſie zu Grütze.

7.

Sie ſinnet nur die Götter von dem Mahl
Zu ſcheuchen; bald will ſie mit Schildern raſſeln,
Allein ſie ſcheut den Gott gekleidt in Stahl,
Den Krieger Arés; bald bey wilder Flammen Praſſeln
Befreyn aus ihrer Kluft Titanus wilde Brut,
Damit ein zweyter Sturm der Burg Kronions drohe,
Doch nimmt Herhäſtos ihr den Muth,
Der Eiſenbändiger mit unlöſchbarer Lohe.

8.

Doch nun, nun kommt ihr in den Sinn
Die goldne Frucht der Heſperiden:
Sie wirft den Apfel grinſend hin;
Und ſieh! ſchon fleucht vom Göttermahl der Frieden.
Stolz auf Kronions Bett ruft Juno, er iſt mein:
Und langt darnach, mein ruft auch Pallas, mein:
Wer zweifelt, ſagt die ſchöne Cythere:
Daß er der Königin der Liebe zugehöre?

9.

Zevs ſieht den Streit, und ruft Merkur, und ſpricht:
Kennſt du den Priamiden nicht?
Ein ſchöner Hirt, er pflegt zu weiden
An Xanthus Strand auf Idas Höh;
Dem bring den Apfel, der ſoll dieſen Zwiſt entſcheiden!
Doch daß er prüfend erſt die drey Göttinnen ſeh,
Welch eine Bruſt ſich tadelloſer hebe,
Welch Auge ſanfter roll', und ihn der ſchönſten gebe!

10.

So Zevs. Merkur, gehorchend, beut
Zum Führer ſich den rechtenden Göttinnen.
Nun ſchmückt ſich jede zu dem großen Streit,
Und ſucht den Preiß durch Schönheit zu gewinnen.
Cythere nimmt voll Liſt aus durchbalſamtem Haar
So Bind' als Nadel, unterflicht mit Golde
Die ſeidnen Locken, ruft der Amoretten Schaar;
Sie ſammeln ſich um ſie, und nun beginnt die Holde:

11.

Umſchwebt mich, Kinder! nah' iſt mir ein großer Streit,
Denn um den Preis der Schönheit kämpft ſichs heut.
Wer wird den Apfel wohl gewinnen?
Saturnia gebahr die Charitinnen,
Und freut des Scepters ſich; die Königinn der Schlacht
Iſt Pallas; ich allein bin wehrlos, ohne Macht,
Kann Königreiche nicht vergeben,
Kann wider Feinde nicht den Speer des Aräs heben.

Stunden lang mit einem Duzend von ihnen herumgehauen habe. Es iſt ein Mirakel, daß ich davon gekommen bin. Ich bin achtmal durch mein Wamms geſtoſſen worden, viermal durch die Hoſen, mein Schild iſt durch und durch gehauen, und mein Schwerdt hat Scharten wie eine Hands-Säge, ecce lignum. Ich habe mich nie beſſer gehalten, ſitoem ich ein Mann bin. Hätten's andre auch ſo gemacht! Daß ſie die Peſt, die Memmen! -- Laßt ſie reden; wenn ſie mehr oder weniger ſagen als wahr iſt, ſo ſind ſie Schurken, und Kinder der Finſterniß.

Prinz Heinrich.

Redet, ihr Herren, wie gieng es dann her?

Gadshill.

Wir vier machten uns an ihrer zwölf ungefehr --

Falſtaff.

Sechszehn wenigſtens, Milord.

Gadshill.

Und banden ſie.

Peto.

Nein, nein, gebunden wurden ſie nicht.

Falſtaff.

Du Raker, ſie wurden gebunden, einer nach dem andern; wenn's nicht ſo iſt, ſo will ich ein Jude ſeyn, ein hebräiſcher Jude.

Gads-

12.

Doch warum zag' ich? ſchwingt ſtatt Speeren meine Hand
Nicht Pfeil und Bogen? Hält ſie nicht der Liebe Band
Das alle Herzen an mich kettet?
Führ' ich den Gürtel, jenen Gürtel nicht,
Deß Stachel zwar die Mädchen ſticht
Und bitter ſchmerzet, doch nicht tödtet?
Als dies die Göttin mit den Roſenfingern ſprach,
So eilten folgſam ihr die Amoretten nach.

13.

Schon kamen ſie auf Idas Spitze, trafen
Den Hirten Paris an, von väterlichen Schafen
Umblökt, er zählte ſie mit Sorgfalt ab,
Sie und die Rinder, die weit von einander
Geweidet am Geſtad' des reiſſenden Skamander;
Ein krummgebogner Hirtenſtab,
Der Stierelenker, war in ſeinen Händen,
Ein wildes Ziegenfell ſchlug ihm die ſtarken Lenden.

14.

Er ſchlenderte der trauten Hütte zu
Und ſpielt' ein ſüſſes Lied auf ſeiner Schäferflöte,
So ſüß, daß er oft dein, du arme Heerde du!
Darüber faſt vergeſſen hätte.
Es regten, wenn er blies, ſich Hund' und Stiere nicht,
Sie horchten die dem Pan, dem Hermes werthen Lieder,
Nur Echo, welche nie als aufgefodert ſpricht,
Sang ſie auf Idas Höhn in Luftgefilden wieder.

15.

Nun eben ſetzte ſich der Schäfer ruhend hin,
Wo dichte Myrſel ihn bedeckten:
Ermüdet von dem Laufe ſtreckten
Die fetten Rinder auch ſich um ihn her ins Grün:
Doch wie die Götter ſeinem Blicke
Begegnen, fährt er auf, voll Schrecken, unterbricht
Sein kaum begonnen Lied, flieht ihr Geſpann,
Und läßt die Fidel auf einem Stamm zurücke.

16.

Doch Hermes ruft ihm nach: was fliehſt du?
Komm! fürchte nichts! verlaß die ſchöne Heerd', und fälle
Ein Urtheil über drey Unſterbliche, dann ſtelle
Der reizendſten den goldnen Apfel zu.
Er ſagts, und Paris ſpannt nun ſeiner Augen Sehnen,
Jedweden Reiz verſchlingend, an,
Beſchaut das Goldgeſchmeid, mit dem ſie' umarthan,
Den Hals, der Augen Glanz, und ſelbſt den Fuß der Schönen.

17.

Itzt faßt ihn bey der Hand, und ſagt mit Freundlichkeit
Athäne; Priams Sproß! auf! und verſchmäh Zotheren,
Der Lüſte Königinn! verſchmäh auch Hären!
Mich wähle, Königsſohn! Dir ziemet Heldenſtreit,
Und den lehr' ich dich; nie ſoll dich Bellona ängſten;
Du ſollſt der Städte Schutz, und in der bängſten
Belagrungsſtund' ihr Retter ſeyn;
So Pallas: doch ihr fällt Saturnia darein.

18.

Hirt, wenn du mir die goldne Frucht gewähren,
Wenn du für mich entscheiden wirst,
So soll ganz Asien dich als seinen König ehren!
Verachte du des Kriegs blutvolle Werk', ein Fürst
Bedarf nicht ihrer: er herrscht über Stark' und Feige;
Glaubst Du, daß allemal der Sieg sich neige
Zu Pallas Lieblingen, und, weißt du's nicht? Das Grab
Schlingt manchmal vor der Zeit Bellonens Freund' hinab?

19.

So beth ihm Hära, die den ersten Thron
In dem Olymp als Gattin Jovis zum Lohn.
Doch Cypris löset nun die Busenbänder,
Es flattern — in der Luft die faltigen Gewänder;
Der schönste Busen zeigt sich bloß,
Dann nimmt sie selbst den Gürtel von dem Schooß
Den nun verliebte Weise fächeln,
Und tritt zum Schäfer hin, und spricht mit süßem Lächeln:

20.

Verzeih der Herrschaft über Asia;
Vergiß der Tapferkeit, und setze für Cypria.
Denn Schönheit will ich dir, die meiner gleiche, geben;
Zwar kenn' ich nicht den Krieg, kann keine Schilde heben,
Wozu auch? mein Geschlecht verherrlicht Schönheit mehr.
Statt Heldenruhms sollst du von Lacedämon her
Als Braut die Helena nach Troiens Ufern führen,
Selbst steigen in ihr Bett, statt Asien zu regieren.

21.

Sie endiate noch nicht, ſo reicht' er ihr
Den goldnen Apfel ſchon; der Schönheit Zier
Ein glänzendes Geſchenk, doch blutger Kriege Saamen.
Sie hält ihn in der Hand, und herzeſchneidend höhnt
Sie die Beſiegten nun: ihr, die voll Stolzes kamen,
An kriegeriſchen Streit gewöhnt!
Ich habe doch geſiegt, ich dieſe Frucht erbeutet
Denn mich, die Schönheit liebt, hat Schönheit auch begleitet.

22.

Dir, Hâre, konnten heut, die du gebohren haſt
Der Grazien heilges Chor, Mars und Vulkan nicht frommen;
Verlaſſene! niemand iſt zu Hülfe dir gekommen!
Nicht Mars, obgleich Mars mit dem Speere raſt,
Enyo nicht, die Königin der Schilde,
Sonſt wegen deines Sohns Hephäſtos dir geneigt;
Und endlich nicht er ſelbſt der Wilde
Mit ſeinem Feur, obſchon ſein Athem Feuer zeugt.

23.

Auch du ſtolzire nicht, des Kampfes niemals Müde!
Die Liebe nicht geſä't, kein Weib gebahr,
Die aus des Vaters Haupt, wo ſie entſtanden war,
Ein eiſern Beil herausſchnitt, dir iſt Friede
Und Harmonie der Herzen fremd.
Dem Arâs ahmſt du nach, gehüllt ins Panzerhemd,
Und weißt nicht, daß man mehr das ſchwache Weib verehret,
Das heimlich Amors Gunſt genieſſet und gewähret.

24.

So ſcheucht ſie Cypris fort, und höhnet ihre Wuth
Stolz aufs Geſchenk, das Troja bald in Schutt
Verkehren wird; indeß reißt brennendes Verlangen,
Elender Paris! dich zur unbekannten Braut.
Werkleute ſind ſchon viel nach Idas Höhn gegangen.
Phereklus zimmert dort die Unglücksſchiffe, haut
Zum Maſt der Eichen Stamm, läßt Segel drüber wallen,
Dem königlichen Thoren zu gefallen.

25.

Auch tauſchet dieſer ſchon den Ida für das Meer,
Doch bringt der Venus am Geſtad vorher
Manch Opfer dar, ſchwebt dann auf ihrer Mutter Rücken:
Gefahrvoll iſt die Fahrt, die rothen Blitze zücken,
Der Regen ſauſt, der Sturm brüllt in des Schiffers Ohr;
Bald bricht die Welle ſich mit ſchrecklichem Getümmel
Am Felſen, bald fährt ſie empor
In ſchwarzen Wirbeln, und umzieht den Himmel.

26.

Indeß ſtößt Paris doch von Trojens Ufern ab,
Sieht ſchon die Mündung der Ismariſchen Pfütze,
Des Thraziſchen Pangäus Spitze
Sieht ſteigen der verliebten Phyllis Grab;
Das Ufer, wo ſie rief den Gatten, und die Strecke,
Die neunmal hin und her ihr Fuß durchlaufen hat,
Zu ſehen, ob ſie nicht Demophoons Schiff entdecke,
Der unbeſchädigt kehrt von Athänäens Stadt.

27.

Vom reichen Trazien aus zeigt der Achäer Land
Sich seinen Blicken, du geräumige Mykene!
Du Menschennährerin, o Phthia! und am Strand
Eurotas, Sparta du! durch deiner Weiber Schöne
Berühmt, Atridens Sitz vom Erymanth benetzt;
An dir auch, Nachbarin Tegeane! letzt
Des Troers Auge sich, du liegest in der Kühle
Des waldigen Gebirgs, und zählst der Bürger viele.

28.

Bald endete die Fahrt, nicht lange mehr erscholl
Der Ruderer Geräusch: schon springt man ans Gestade,
Und bindet fest das Schiff: doch Paris eilt zum Bade
Wo in der Näh' dem Fels ein weisser Bach entquoll;
Dann tritt er leis' einher, damit sich nicht vom Staube
Die Füße schwärzten, die dem Schnee vergleichbar sind,
Noch seine Locken ihm zerwühl' ein Wind,
Herunterfahrend an der Pickelhaube.

29.

Sobald er angelangt in Lacedämon ist,
Der trauten Wirthin fremder Gäste
Bewundert er die herrlichen Paläste
Von ihren Bürgern, und sein Auge misst
Die Tempel ab, die sie verschönen,
Hier sichet er ein goldnes Bild Athänen,
Der heimischen geweiht, dort aber findt
Er als ein Gegenstück das Bild des Hyazint.

30.

Des ſchönen Hyazint, der oft mit Phöbus ſpielte,
Und welchen barg Amyklus Stadt,
Daß Zephyrus, den er verſchmähet hat,
Nicht ſeine Rach' im Blut des Jünglings kühlte;
Umſonſt! ſein Blut fließt doch; Apollo kannte nicht
Den Nebenbuhler, aber bricht
In laute Klagen aus, die Erde treibt gerühret
Die Blum' hervor, die noch des Jünglings Nahmen führet.

31.

Schon eilt der Trojer zum Pallaſt
Atridens, ſchöner ſchon, ja ſchöner faſt,
Als der Unſterbliche den Semele gebohren,
Verzeih, o Erius! verzeih Kremons Sohn!
Faſt ſchöner: Helena tritt in den Vorhof ſchon
Aus den geöffneten gaſtfreyen Thoren,
Und wie ſie ihn erblickt, bleibt ſie bewundernd ſtehn,
Und ſiehet lang auf ihn, und kann nicht ſatt ſich ſehn.

32.

Nun führt ſie in die inneren Gemächer
Den holdem Fremdling, ſetzt ihm einen Seſſel hin,
Von Silber, neugemacht, und denkt in ihrem Sinn:
Iſt dieß der goldne Sohn Cytherens? — doch den Köcher,
Den Köcher hab' ich nicht erblickt:
Iſt dieß der Nebenkönig Liber? —
So ſehr bewundert ſie die Schönheit, die ihn ſchmückt:
Doch die Bewunderung ſtimmt bald in Fragen über.

33.

Wißt du, an Schönheit zwar erhabnen Fürſten gleich,
Nicht dein Geſchlecht und Vaterland mir melden?
Dein Aufenthalt iſt wohl nicht Neſtors Königreich
Die ſandge Pylos? nicht die Nährerinn der Helden
Die holde Phthia? Denn ich kenn' Antilochus,
Der Anaziden Stamm, den edlen Patroklus,
Den Peleus, Telamon berühmt im Kriege
Den tapferen Achill, — nie ſah ich Deine Züge.

34.

Sie ſprichts, und mancher Wunſch ſchwellt ihre Bruſt;
Er ſagt ihr ſanft zurück: iſt dir vielleicht bewußt,
Daß Ilium, aufgethürmt von zweyer Götter Händen,
An Phrygiens Gränzen liegt? aus edler Väter Lenden
Stammt Priamus, durch Macht und Reichthum groß,
Der König Iliums, mein Vater; er entſproß
Von Dardanus, und der iſt aus Kronions Saamen,
Ich Fürſtinn! bin bemüht den Ahnen nachzuahmen.

35.

Die Götter ſteigen oft herab von ihrem Thron,
Und wandeln unter uns, und dienen uns auf Erden:
So bauten Phöbus und Poſeidaon
Die Mauern Iliums, die niemals ſtürzen werden;
So ſtanden rechtend drey Unſterbliche vor mir;
Ich ließ die lächelnde Cythere ſiegen,
Und ſie verſprach ein holdes Weib dafür,
Du, ihre Schweſter, ſollſt in meinen Armen liegen.

36.

Um dieſen Preis durchſchift' ich Meere — doch du weißt
Es ſelber, tadelſt auch nicht meine ſchönen Flammen:
Drum laß denn ſchmelzen uns zuſammen
In Liebsgenuß, da es Cythere heißt,
Und folge mir als Braut! Dein Gatte ſtammt von Feigen;
Und du! — — kein griechiſch Weib darf neben dir ſich zeigen,
Denn Gräziens Töchter ſind ſonſt eine Zwitterart,
Die männlich Auſſenwerk mit Weiber Schwachheit paart.

37.

Er ſagts: ſie aber ſchweigt, ſenkt ihre Blicke,
Und giebt erſt ſpät, ſtaunend ihm zurücke:
O Fremdling! längſt ſchon ſehnt' ich mich zu ſehn
Die Mauern Ilions, an welchem Meiſterſtücke
Die Götter ſelbſt gebaut, und auf der Trift zu gehn
Wo ſüſſe Balſamdüfte wehn,
Und die Apoll als Schäfer oft durchirrte,
Wenn er von ihrer Flucht zurück die Rinder führte.

38.

Drum auf! ich folge dir dahin,
Da Venus es befahl, der Ehen Königin:
Mag Menelaus auch in Ilium mich wiſſen!
So gab die Nymphe mit den ſchönen Füſſen
Sich Alexanders Wünſchen hin.
Indeſſen war die Nacht, die Schlummergeberin,
Die Sorgenſtillende, vorüber, mit Auroren
Schlich ſich der Träume Heer aus ſeinen beyden Thoren.

39.

Ein Thor, durch das auf uns der Götter Wort erſcheint
So niemal täuſchet, iſt aus Horn gedreht;
Das andre Thor, das Traumgeſichte zeiget,
Iſt Helfenbein: — Um dieſe Zeit beſteiget
Der Dardaner das Schiff, raubt aus des Königs Haus,
Das ihn bewirthet, Helenen heraus,
Und eilet mit dem Keim des Krieges über Meere
Stolz aufs Verſprechen der Cythere.

40.

Indeß, da kaum erwacht der Morgen war,
Reißt Hermione ſich vom Haupt die Binde,
Wirft wild ſie weg zum Spiel der Winde,
Und ſammelt vor dem Thor der Dienerinnen Schaar.
Wo iſt die Mutter? fragt ſie weinend alle Mägde,
Ach ſie verließ mich Jammerkind, und leate
Doch geſtern ſich zur Ruh aufs Lager neben mir,
Und zog vorher den Schlüſſel von der Thür.

41.

So klagt ſie trauernd, und die Mägde ſagen,
Selbſt trauernd, ihr zum Troſt: mein Kind! hör auf zu klagen!
Fort iſt die Mutter, doch erfährt ſie dein Gewein,
So kehrt ſie wieder. Sieh! die Wangen fallen ein
Die allzuviele Thränen ſaugen,
Und es erlöſcht der Glanz von immer naſſen Augen;
Vielleicht daß ſie, der Nymphen Chor
Beſuchend, ſich vom rechten Weg verlohr.

Gadshill.

Wie wir nun theilten, so überfielen uns sechs oder sieben frische Männer.

Falstaff.

Und banden die andern los, und da kamen die übrigen.

Prinz Heinrich.

Wie? Fochtet ihr dann mit ihnen allen?

Falstaff.

Mit Allen? Ich weiß nicht was ihr Alle nennt; aber wenn ich nicht wenigstens mit fünfzig von ihnen fochte, so will ich ein Büschel Rettiche seyn. Wenn ihrer nicht zwey- oder drey und fünfzig an dem armen alten Jak waren, so bin ich keine zweybeinichte Creatur.

Poins.

Der Himmel verhüte, daß ihr keine von ihnen ermordet habt!

Falstaff.

Gut, das kan er nun nicht mehr verhüten. Ich habe zween von ihnen gepfeffert; zween, das kan ich sagen, hab' ich bezahlt, zween in Schetter-Röken. Ich will dir was sagen, Hal; wenn ich dich anlüge, so spey' mir ins Gesicht, nenn' mich einen Gaul; du kennst meine alte Manier im parieren; so lag ich, und so führt ich meine Klinge; vier Schurken in Schetter fielen über mich her, wie gesagt.

Prinz

42.

Vielleicht, daß ſie nach kühlem Bade
Im väterlichen Fluß herumirrt am Geſtade,
Vielleicht daß ſie der Horen An
Durchwandelt, oder ruht, gekühlt vom Meracnthau
Auf reicher Flur; o ſchweigt! Sie kennet alle Stege
So giebt, lautſtöhnend und mit naſſem Blick,
Hermione den tröſtenden zurück,
Weiß von dem Ufer her, weiß von der Au die Wege.

43.

Die Sterne giengen unter, giengen auf;
Und ſeht! noch kehrt ſie nicht! — Durch welche Ländereyen
Und über welche Berg', o Mutter! jagt dein Lauf?
Wie? wenn dich wilde Thier' anfielen — doch die ſcheuen
Zevs Kinder! — Wenn du ſtürzteſt auf der Flucht?
Doch hab' ich nicht im Hayn die Blätter ſelbſt durchſucht?
Umſonſt durchſucht? Wie wenn du unterſänkſt im Baden?
Doch niemals ſtirbt ein Weib durch die Najaden.

44.

So klagt Hermione, bis daß gemach
Der Schlaf ihr Haupt hinüber beuget;
Der ahmt hierin dem Tod als ältern Bruder nach,
Daß auch er uns bezwingt, auch er die Sorgen ſchweiget,
Und ſchließt manch ſchönes Aug von bittern Thränen ſchwer,
Doch ach! Hermionen beruhigt er
Nur kurze Zeit: ſie glaubt die Mutter zu entdecken,
Getäuſcht durch ein Geſicht, und ruft mit wilden Schrecken:

45.

Ach! geſtern flohſt du, und lieſſeſt ſchlummernd mich
Im väterlichen Bett; und heut — wie ſucht' ich dich!
Wie manch Gebirg und Feld durchirrten meine Schritte!
So eiltest du zur ſchönaelockten Aphrodite
Verbotnem Bündniß? — Schilf, erwiedert das Geſicht,
Trotz deines Grams mich Jammervolle nicht!
Der Mann der geſtern kam, deß falſche Freundſchaft logen,
Der hat gewaltſam mich meerüber mit gezogen.

46.

So ſagt Hermionen das Traumgeſicht:
Sie fährt vom Schlaf empor, erblickt die Mutter nicht,
Und ſchreyt lautbrüllend: eilt ihr Luftgeſchlechter! eilet
Nach Kreta hin, wo Menelaus weilet;
Erzählt ihm, geſtern kam zu uns ein Böſewicht,
Der meinem Haus all ſeine Zierd' entriſſen;
So klagt ſie in den Wind mit bittrem Thränengüſſen,
Und ſuchet überall, und findt die Mutter nicht.

47.

Denn dieſe ſchifft' als Braut vom Bräutigam begleitet,
Die Eikoner vorüber; ſieh! es gleitet
Ihr Schiff ſchon auf Aeoliens Helleſpont
Und langt im Hafen an, den Dardans Volk umwohnt.
Caſſandra ſieht vom Schloß die Nahenden und reiſſet
Die goldne Bind' entzwey; doch Troja heiſſet
Sie lautwillkommen, weit, weit werden jenem Mann,
Der ihr Verderben bringt, die Pforten aufgethan.

Erläu-

Erläuterungen.

Ob sichs gleich sonst jeder Herausgeber zur Pflicht macht, seinen Autor auf Kosten aller andern, ja manchsmal wider Recht und Vernunft zu erheben; so gieng es dem armen Koluthus doch gerade umgekehrt. Daniel von Lennepp, der für die griechische Litteratur nur zu frühe starb, entschuldigt sich sogar in der Vorrede darüber, daß er ihn herausgiebt, und sagt: er thäte es deswegen, weil Koluthus unwerth, daß sich ein Henricus Stephanus fleissiger damit abgegeben hätte, und ein solcher Schriftsteller wäre, an dem ebenfalls ein Jüngling, qui primis duntaxat labellis scientias attigerit, sein Ingeniolum üben könnte. Harles, der ihn seinem Aristophanischen Plutus angehängt, und meistens Lennepps Noten genützt hat, verfährt noch ärger mit ihm. Ich stelle ihn auf, sagt er, daß junge Leute durch Bemerkung fremder Fehler die ihrigen verbessern lernen. So sehr ich auch diese beyden Herren hochschätze, so kann ich doch nicht ganz ihrer Meynung seyn. Es ist wahr, man merkt es dem guten Koluthus nur gar zu oft an, daß er in einer Zeit gelebt hat, wo das Gelärme der leidigen Jurisprudenz die Stimme der Musen übertäubte; aber er hat doch einzelne, des besten Dichters so würdige Stellen, daß ich schon manchmal auf den Verdacht kam, es habe ein elender Versemacher diese aus bessern Zeiten übriggebliebene Fragmente gesammelt, und ein Gan-

zes daraus zusammengeflickt. Daß hie und da Verse mangeln, und die Uebergänge äusserst vernachlässigt sind, ist sichtbar. Die Herrn Librarii, die, obgleich nicht geadelt, doch mit unsern geadelten Eines Gelichters waren, haben auch das Ihrige zur Verstümmlung des Koluthus redlich beygetragen. An manchen Orten kann man den Sinn des Dichters kaum errathen: ich glaubte hierin freye Hand zu haben, folgte aber meistens der Erklärung des Lennepp.

Strophe 2.

V. 13. ich lese μολυσας. Phalakra war ein Vorgebirg des Ida.

Strophe 6.

Der schicklichste Sinn kommt heraus, wenn man V. 47. und 48. so liest:

Χειρι δε γαιης
Ευρεα κολπον αραξε, και ην εξυεσσατο πετρην

Denn was heißt wohl das και ην εξυεσσατο πετρην das man durch ein et non cogitavit de saxo übersetzt, sonst ganz unbeleuchtet gelassen hat? Höchstens könnte man es so verstehen: Eris schlug mit der Hand auf den Boden, und bemerkte im Zorn nicht einmal, daß es Stein war, worauf sie schlug. Jedermann sieht, wie wenig Koluthus bey dieser Lesart gewinne.

Strophe 14.

Der Dichter ist hier äusserst unachtsam auf das, was er gesagt hat; denn bald stellt er den Paris gehend

hend bald ſitzend vor. So heißt es in dem 107ten Vers, daß der Hirtenſtab neben ihm lag, ein Zeichen daß er ſelbſt ruhete: gleich darauf wird er nach Hauſe ziehend, und im 121. V. von ſeinem Sitze aufſpringend vorgeſtellt. ich habe dieſe Unſchicklichkeit zu vermeiden geſucht.

Strophe 19.

V. 155. — — και ὠκ ἐμυήσατο μαζων.

Ueber dieſe Stelle giebt kein Ausleger eine befriedigende Antwort; dafür verſichern ſie uns aber, antiquiſſimam fuiſſe conſuetudinem, feminas ſinus et mammas denudaſſe, welches wir ihnen auch ohne das Zeugniß eines Scholiaſten oder Berglers um ſo lieber geglaubt hätten, als ſich dieſe Gewohnheit bis auf unſere Zeiten erhalten hat.

Strophe 22.

V. 174. Wer kann glauben, daß ὁ σακεων βασιλεια ſich auf die Pallas beziehe, wie Lennepp ſo zuverſichtlich behauptet: die ganze Rede iſt ja an die Juno gerichtet, und die andere Hälfte des Verſes και ἡ πυρος ἐσσι τιθηνη hebt allen Zweifel. Ich habe alſo unter σακεων βασιλεια die Bellona verſtanden. Dieſe ſollte allerdings die Mutter des Feuergottes ehren, weil das Feuer im Kriege unentbehrlich iſt, und ſie ſelbſt eine brennende Fackel in der Hand hält.

Prima manu rutilam de vertice Lariſſaeo
Oſtendit Bellona facem. *Stat. Theb.* L. IV. Ver. 5.

Ipſa facem quatiens. *Sil. Ital.* Lib. V. v. 221.

Strophe 23.

Den 184. V. und die zwey folgenden verſtehe ich eben ſo wenig als die Herrn Ausleger.

Strophe 25.

V. 205. ἀραξαμενον πλοιων, nicht ἐρεσσομενον ἱστιων. Wer wird denn während eines Sturmes rudern?

Strophe 26.

Φιληνορος wollte ich nicht mit manntoll überſetzen. Denn ein Mädchen, die einen einzigen Mann ſo ſehr liebt, daß ſie ſeinetwegen ſtirbt, verdient wohl nicht manntoll zu heiſſen; noch muß ich bemerken, daß der Weg am Ufer ἀνεσθαι genennt wurde.

Strophe 27.

διὰ χθονος Αἱμονιων heißt freylich nicht recht, von Thracien aus; indeß ſcheint es doch ſchicklicher als das per Aemoniorum terram.

Strophe 30.

Wer ſich aus dieſer Stelle und aus den eben ſo räthſelhaften Erklärungen herausfindet, erit mihi magnus Apollo. Die Veränderung Lenneps von μη Διι Λητω in δηιδ' ἀητη iſt wohl etwas, aber das κεν τετον ἀνηγαγεν, und das darauf folgende ἀνταρ Απολλων &c. bleibt trotz der Veränderung und ſeiner Erklärung hierüber unverſtändlich. Ueberhaupt iſt die ganze Stelle ſo verſtümmelt, als ob ſie in die Hände eines Correctors, des Johann Thomas Edlen von Trattnern K. K. Hofbuchhändlers, Buch- und Nachdruckers gefallen wäre.

Stro-

Strophe 44.

Ich habe hier die Ergänzung und Verbeſſerung Orvillens genützt, die Lennepp anführt.

Strophe 45.

Lennepp will den 368. V. ὅτω καλλικόμοιο μετ' Ἀρεμονην Ἀφροδιτης der Helena in den Mund legen, und nach dem 370. V. leſen, aus der ganz guten Urſache, daß Hermione, die von allem nichts wußte, ihrer Mutter dieſen Vorwurf nicht machen konnte. Aber wozu ſoll hernach das μετὰ δεο ſeyn?

Auch leſe ich lieber καθησαν als παθησα; denn ἥρπασεν ſcheint ſich darauf zu beziehen, und zu τεκνον gehört ohnehin ſchon ἀκηχεμενη.

J. v. Alxinger.

II.

Pindars fünfte Iſthmiſche Hymne

auf des

Phylakidas, des Aegineters, Pankrazionsſieg.

Der Dichter beginnt mit einer kurzen Schilderung des ſtarken hinreiſſenden Eindruckes der Theia auf die Menſchen. — Theia war in den alten Theogonien der perſonifizirte Glanz. S. Heſiod. Theog. 371. f. Apollodor 1, 1. 3. Sie hatte mit dem Hyperion die Sonne, den Mond und die Morgenröthe gezeugt. Pindar nimmt ſie hier im phyſiſchen und moraliſchen

Sinne, und begreift alſo auch das Glück und den Ruhm des Wettſtreiters darunter, bey dem er ſich eigentlich verweilt, V. 1 — 20. V. 21. kömmt er auf ſeinen Sieger; aber der Gedanke an ihn als einen Aegineter führt ihn alsbald auf den Stand der Aiakiden, der Fürſtenfamilie in Aegina, und beſonders auf den edelſten Sproß deſſelben, Achilles, und deſſen Thaten bey Troja. Die Epiſode iſt mit allgemeinen Gedanken über die von den Griechen verehrte Heldengröße und mit Beyſpielen derſelben durchflochten, v. 21 — 70. — V. 70. — 81. endet er mit dem Lobe der Ahnen des Phylakidas und beſonders des Pytheas, ſeines Bruders und Kampflehrers. — Die Familie des Phylakidas war durch ihre Siege im Pankrazion vorzüglich berühmt. Die aus Pindar bekannten hat Heyne zu Anfang der Hymne verzeichnet. — Ueberhaupt muß Aegina beſonders viel Kampfüberwinder gezählt haben. Im Pindar finden ſich allein eilf Oden auf Aegineter. Olymp. 8. Pyth. 8. Nem. 3. 4. 5. 6. 7. 8. Iſth. 5. 6. 8. Von dieſer Art Oden, S. Schneiders Verſuch über Pindar S. 69.

Strophe 1.

Mutter des Helios *), vielnahmige **) Theia! von dir entzücket achten die Menſchen das allmächtige Gold

*) Der Sonnengott.

**) Viele Namen waren eine Ehre für eine Gottheit; denn ſie deuteten alle auf ihre Verdienſte, Thaten und Verehrungsplätze, und enthielten alſo gewiſſermaßen die Geſchichte derſelben.

Gold höher als alles. Die kämpfenden Schiffe im Pontus und die Roße am Streit-Wagen ſind ob deiner Verehrung in dem ſchnellſtrudelnden Wettlauf bewundert *).

Gegenſtrophe 1.

Der hat in der Wettſpiele-Kämpfen, ſehnenswerthen Ruhm ſich errungen, welcher ſiegprangend durch Schnelle der Füße mit dichten Kränzen ſeinen Lockenſchmuck umwand. Denn die Götter ſind es, die da ans Licht bringen die Stärke der Männer. Zween Götter allein erquicken des Lebens lieblichſte Blume mit ſchönblühender Seeligkeit:

Exodos.

Glücklicher Thatenerfolg, welchem nachhallet der preiſende Ruhm. — **) Nur ſtrebe nicht nach der Größe

*) Schmid erklärt dieſe Stelle ganz falſch vom Golde und Schätzen, als dem Zwecke der Schiffahrt, der Kriege und Kämpfe. Nur zu Anfange der Strophe nimmt der Dichter den **Glanz** im phyſiſchen Sinne; nachher verſteht er den moraliſchen darunter, d. h. die durch Siege in Seeſchlachten, Wagenrennen u. ſ. w. erreichbare Größe. Pindar weiſet den aretiſchen Leſer wahrſcheinlich auf die neuerliche Seeſchlacht der Aeginetiſchen Flotte bey Salamin hin. — Sehr erniedrigend für Pindar haben faſt alle Ausleger in den Anfang der Ode gewinnſüchtige Blicke des Dichters auf baare und reichliche Bezahlung der Oden hineingewinkt. ſ. Heyne.

) Den Zwiſchengedanken, welcher *μη μετρει ...* mit dem vorigen ketten ſollte: **du haſt dieſe größte Glückſeligkeit

des Zeus empor. Du haſt erklimmt den Menſchen erreichbaren Gipfel, da das Loos edler Thaten dir fiel. Sterblichen gebühren nur ſterbliche Güter. — Es wahret dir ja, o Phylakidas, deine blühende Heldenkraft, auf Iſthmos das Kleinod des gedoppelten Siegs; und zu Nemea euch beyden, dir und dem Pytheas, das Kleinod des Pankrazionſieges. — Ha! es gebeut mir das Herz nie zu rühren die Harfe zur Hymne ſonder der Aiakiden Lobpreiß. Auf dann! und wandle hin an der Grazien *) Hand zu des Lampons Erzeugten.

Strophe 2.

In das Geſetzeverehrende **) Land. — Ihrer keinem, der da wandelt hinauf die unbefleckte Bahn Gott-

ſeligkeit erreicht, hat der Dichter erſt hinterher geſtellt. Der ganze Gedanke kömmt öfters im Pindar vor: Olymp. 5. 55. f. Pyth. 10, 42. Nem. 9, 109. Iſthm. 6, 14. f. Nem. 1, 46. f. Pyth. 1. 191. f.

*) χαριτες heiſſen freylich oft die Lobgeſänge; aber der Dichter dachte ſich gewiß ſehr oft, wo wir dieſe verſtehen, die Grazien als Perſonen. Der proſaiſche Gedanke iſt freylich: ich überreiche ihnen die Lobgeſänge. Aber Sinn und Wortbedeutung ſind auch zwey verſchiedene Dinge. — Lampon iſt der Vater des Phylakidas und Pytheas.

**) Aegina. Zu τετραπται muß πολις aus dem vorigen wiederholt werden: oder iſt der Satz vielleicht allgemein, und τις dabey zu verſtehen? So iſt der nämliche Gedanke Iſthm. 1, 48 — 60. gefaßt.

Prinz Heinrich.

Was, viere? Du sagtest eben, es seyen nur zween gewesen.

Falstaff.

Viere, Hal, viere sagte ich.

Poins.

Ja, ja, er sagte viere.

Falstaff.

Diese viere fielen mich alle von vornen an, und stiessen tapfer auf mich zu; aber ich machte nicht viel Federlesens, sondern fasste auf einmal alle ihre sieben Klingen mit meinem Schild auf; so --

Prinz Heinrich.

Sieben? Es waren ihrer ja nur viere diesen Augenblik.

Falstaff.

Ja Schetter.

Poins.

Ja, ja, vier in Schetter-Röten.

Falstaff.

Sieben, bey meinem Bauch, oder ich bin ein H*f*t.

Prinz Heinrich (leise zu Poins.)

Ich bitte dich, laß ihn machen, es werden noch mehr draus werden.

Gottheitverliehener Thaten, müſſest du verhalten das Frohlocken der Hymne, ihrer Arbeiten gebührenden Vergelt. Denn gewonnen nicht ſtets die tapferſten Kampfüberwinder der Heroen des Ruhmes Lohn? Er entſchwirret mit Jauchzen dem harmoniſchen Flötengetön.

Gegenſtrophe 2.

Auf Myriaden Jahre hinaus — Darum entflammen die ſtarken Söhne *) des Oineus durch die Gnade des Zeus mit Begeiſterung den Sänger, ſie, die frommverehrten **) bey der Aetoler glänzenden heiligen Mahlen. In Thebe beſitzet der Roßtummler Jolaos den Preis; Perſeus in Argos; des Kaſtors und Polideukes Speer an des Eurotas ***) Strom;

Epodos. 2.

Aber in ****) Olnone der erhabene Heldenſinn des Aiakos und ſeiner erzeugten. Zweymal vertilgten ſie unter Kämpfen der Troer Stadt; erſt, *****) geführt

*) Meleager und Tydeus, die aus Ovids Verwandelungen und andern Dichtern bekannt ſind.

**) Ich habe das Komma hinter ἀεθλοφόρευσι weggeſtrichen, und es zum folgenden conſtruirt.

***) Im Lacedämoniſchen Gebiet.

****) Der alte Name von Aegina.

*****) Telamon, der älteſte Sohn des Aeakus, zog mit Herkules gegen Troja. — Die Atriden ſind Agamemnon und Menelaus.

führt vom Herakles, dann zusammt den Atreiden. — Auf nun, o Muse! auf schnellem Fittig entführe meinen Geist! sprich: *) wer würgte den **) Kúknos? Wer den Hektor und den unschreckbaren Heeresfürsten der Aethioper, den erzgepanzerten Memnon? Wer verwundete mit dem Speere den edlen Telephos an des Kaikos Gestade?

Strophe 3.

Helden waren es, vor denen Fama daherfleucht, verkündend ihr Vaterland, Aegina, das erhabenste Eiland. Längst schon thürmet sich hier ihrer hohen Tugenden Burg: ***) auf! und erklimmet sie, Männer! Zwar währet mir die gradsprechende Zunge noch viele der

*) Die folgende Stelle von den Thaten Achills kömmt auch Olymp. 2, 145 — 49. vor, aber nicht in dieser Wendung und Schwung.

) **Kúknos, ein Sohn Neptuns, König zu Kolone in Troas, der unverwundlich war. Aber Achill ermordete ihn doch. Homer hat aber nichts davon. s. Lykophron v. 233. Er ist also verschieden von dem Kúknos, dem Sohne des Mars, einem König in Thessalien, den Herkules erlegte. s. Hesiods Schild des Herkules und Pindar Olymp. 10, 19. — **Kaikus**, ein Fluß in Mysien.

***) Man kann das ἀνατείνειν von den Dichtern verstehen, deren Gesänge die Tugenden jenes eben so schwer erreichen können als ein Thurm zu ersteigen ist: man kann es aber auch auf die Nachahmung derselben von andern Helden deuten: ich habe letzteres gewählt.

der Pfeile, ſie hinauszuſchmettern zum Lobe jener Helden: und des iſt Zeuge jezt in des Ares Aufruhr, des Aias Stadt, Salamis, die gradeauf erhielten Aeginas Piloten

Gegenſtrophe 3.

In des Zeus allesvertilgendem Hagelſturm, dem Zerſchmetterer zahlloſer Männer *); doch ſchweigende Stille erſticke das Ruhmesbrauſen **) Zeus ſpendet Freuden und Leiden, Zeus, der Beherrſcher des Alls. Dennoch erquicket auch des Helden gekrönten Kampf der ſiegprangende Wonnegeſang gleich dem lieblichen Honig. — Ja, es wag es mir einer zu wetteifern in Kämpfen mit des ***) Kleonikos Erzeugten,

Exodos 3.

Der ihre Thaten vernommen. — ****) Fürwahr nicht

*) Die Stelle geht auf die Verheerung des Terres in Griechenland, welche um die Zeit der Verfertigung der Hymne fällt. Bey Salamin (dem Vaterlande des Telamonischen Aias) hatten die Griechen einen Sieg über die Seemacht des Terres erhalten, zu welchem die Seelente aus Aegina viel beygetragen.

**) Dann verſteht das κατασβεννυς von Vergrößerung des Ruhmes, der durch Stillſchweigen dem Neide unbekannt und ungekränkt von ihm bleibt, und alſo durch daſſelbe gleichſam bewäſſert größer wächſt. Ich finde aber eine Lücke und Widerſpruch in dieſer Erklärung.

***) Der väterliche Großvater des Phylakidas und Pytheas.

****) Man muß mit dem ſcharfſichtigen Heyne hier ein Komma hinter ἀνδρων, und auch hinter ου δ', und hinter ἐπαινεῖν ein Kolon ſetzen.

nicht in Dunkel gehüllet iſt die langwierige Arbeit dieſer Männer, nicht in Dunkel gehüllet der unbeſchränkte Aufwand auf die Wünſche ihres Herzens. — Ha! es entflammet Pytheas meinen Geiſt! Ihn preiß' ich unter den Gliederbändigern, daß er dem Phylakides geradeſ richtete der Streiche Bahn; preiß' ihn den wakern Kämpfer mit Fauſtkraft, und den Ringer mit Verſtand. — Auf! und ergreife für ihn den Kranz! bring' ihm die ſchönflockige Mitra *), und ſend' ihm ſamt ihr die junge beflügelte Hymne!

Gurlitt.

*) ein Band, oder Diadem um den Kopf; hier: von einem Schaafvlies oder wollenem Zeuge gemacht. — Der Kranz war aus Cypreß. — Die Anrede iſt entweder an die Muſe, oder, wie oft in Pindar, an ſich ſelbſt gerichtet.

III.

Kleine Wanderungen durch Teutſchland,

in Briefen eines Hypochondriſten an den Doctor K*.

(Fortſetzung von S. 142. des T. M. May 1785.)

Neunundzwanzigſter Brief.

Dresden.

Dresden, liebſter K*, iſt das Vaterland der Chapeaubas. Vom geringſten Kanzeliſten bis zum Miniſter,

niſter, vom Kadet bis zum General geht alles Chapeaubas. Wer in Geſellſchaft gehen wollte, und producirte ſeine Friſur vom Hute zerdrückt, und ſeine linke Seite ohne Degen, würde eine gar kahle Figur machen. Ein preußiſcher Officier, der ſich hier eine Zeitlang aufhielt, wurde in Geſellſchaft gebeten, und erſchien in Stiefeln. Als ihn der Wirth auf der Treppe poltern hört, läuft er ihm in Todesängſten entgegen, und beſchwört ihn bey ſeiner Freundſchaft, Schuhe anzuziehen: er müßte ſonſt befürchten, alle Anweſende Damen tödlich zu disguſtiren. Der Officier kehrt um, drückt ſeinen Hut feſt aufs linke Auge und ſagt: wer mich in Stiefeln nicht ſehen will, ſoll mich auch in Schuhen nicht ſehen!

In dem ganzen großen Berlin ſieht man das ganze Jahr über nicht ſoviel Chapeaubas, als man in einer halben Stunde in Dresden ſieht. Es kann keinen größern Kontraſt geben, als einen preußiſchen Kavallerie-Officier, und einen ſächſiſchen Lieutnant von der Leibgarde, der in ſeidnen Strümpfen, den Hut in der Hand, und ſtutzerhaft friſiert über die Gaſſen hüpft.

Der geſellſchaftliche Ton in Dresden iſt gegen den Berliner gehalten unendlich ſteif. Weil er auf höchſte Feinheit kalkulirt iſt, ſo wird jedes Kompliment gehörig abgemeſſen, und jedes Wort fein auf die Goldwage genommen: daher ein gedrechſeltes, ekelhaftes Ceremoniel; daher die tödlichſte Langeweile, ſelbſt

in Geſellſchaften der Mittelklaſſen, die doch ſonſt überall den Vorzug haben nicht ſo langweilig und ſcheuirt zu ſeyn als die höhern. In Berlin ſieht man es ungern wenn die Converſation durch das Spiel zerriſſen wird; aber in Dresden wartet man mit Ungedult auf den Spieltiſch, um Langeweile mit — Langeweile zu tödten.

Der Geiſt der Galanterie, der Sachſen vorzeiten ſo berühmt machte, iſt gänzlich verſchwunden, und mit ihm der ganze Einfluß, den er auf den geſellſchaftlichen Ton hatte. So wie der Geiſt der Liebe die Seele der Natur iſt, ſo iſt er auch die Seele der geſellſchaftlichen Munterkeit. Aber hier darf er nicht aufblicken, wenn er nicht auf ganz kleinſtädiſchen Fuß bekrittelt ſeyn will.

Wenn man einen Pommer und einen Sachſen zuſammen ſtellt, ſo wird man zweifelhaft ob beyde Teutſche ſind. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn die Churſachſen in Teutſchland das ſind, was die Franzoſen im übrigen Europa. Sie haben eben die unerſchütterliche Ehrfurcht vor ihrem Landesherrn, vor dem Adel, der Jägerey, und dem geringern Miniſterium; ihr Vaterland iſt das einzige beſte; ihr Militaire iſt das tapferſte; ihr Verſtand der hellſte; ihre Sprache die reinſte; ihre Gelehrten die berühmteſten; ihr Kunſtfleiß der erfinderiſchſte und ihr Boden der fruchtbarſte. Allen Vorzügen ihrer Nachbarn wiſſen ſie eine

ſchwache

ſchwache Seite anzugewinnen, an welcher ſie ſich halten und die andern darüber vergeſſen.

Ihre Gefälligkeit gegen Freunde iſt rühmlich, aber ſie beweiſen ſie auf eine Art, daß man wohl ſieht, wem man ſie zu danken hat. Daher jene zuvorkommende Höflichkeit, die man höfliche Falſchheit nennt, die aber dieſes harte Beywort nicht verdient, weil ſie faſt immer nur aus Neubegierde, oder aus dem eigenliebigen Hange ſich in den Ehren, die man andern erweißt, ſelbſt zu ehren, entſteht. Dieſes Attribut der feinern Welt findet man in allen Landen, nur in Sachſen unendlich häufiger, als Pommern, und das aus phyſikaliſchen und moraliſchen Urſachen, die in die Augen fallen.

Die Putz- und Modeſucht iſt hier bey weitem nicht ſo ſtark eingeriſſen als in Berlin, und die Stände ſind nicht ſo durcheinander gemiſcht, als dort. Die Damen und Herrn ſind in den neueſten Moden immer um ein halbes Jahr hinter Berlin und Leipzig zurück, und die verſchiedenen Klaſſen der Einwohner ſind bey weitem noch nicht daran gewöhnt, eine neue Mode ohne ſie zu bekucken, und zu beurtheilen, paſſiren zu laſſen. Ein junger Mahler aus Leipzig der ſich hier eine Zeitlang aufhielt, und in ſeinem Anzuge gern die neueſten Moden aus Leipzig mitmachte, war in wenig Wochen auf allen Zungen und ward von Höhern und Geringern auf öffentlicher Straſſe mit Fingern

ausgezeichnet. Dies ist Thatsache, und wer nach Dresden kömmt, erkundige sich einmal, bey wem er will, nach dem Leipziger Cupido, er wird sehen! Und sein ganzes Verbrechen bestand darin, daß er den ersten runden Hut trug, daß er sein Halstuch nur, locker umschlang, und daß seine Röcke etwas weiter weggeschnitten waren, als sie in Dresden getragen wurden.

In Berlin kann einer mit einer Schellenkappe auf den Strassen umherreiten, und man wird keine Notiz von ihm nehmen.

Dreyßigster Brief.

Dresden.

Dresden ist im Ganzen genommen lebhafter und besser bewohnt als Berlin, wo sich nur einige Strassen durch besondere Lebhaftigkeit auszeichnen. Hier wimmelt es auf allen Gassen von Ab- und Zugehenden, und die Häuser sind bis auf die kleinste Dachstube bewohnt. Hauptsächlich ist dies in Alt Dresden der Fall. Die Neustadt ist bey weiten nicht so lebhaft und volkreich. Die Friedrichsstadt, zu welcher man auf einer Allee von Dresden aus gelangt, schließt den fabricirenden Theil der Bewohner von Dresden größtentheils ein, und ist der Sammelplatz der höchsten Armuth und höchsten Lüderlichkeit. Wer in Dresden und Neustadt keinen Logiszettel bekommen kann, holt sich einen von dem Amtmann in der Friedrichsstadt und findet

findet daſelbſt Wohnung und Unterkunft. Die mancherley Fabriken in der Friedrichsſtadt ernähren eine Menge Menſchen, aber nur dürftig, ſo daß ſie bey allem Fleiſſe die armſeligſte Lebensart führen müſſen. Die Handwerker, die ſich hier niedergelaſſen haben, weil die Miethen wohlfeiler ſind, als in der Stadt und Neuſtadt, geben ihre Arbeiten wohlfeiler und entziehn dadurch den Profeſſioniſten in der Stadt manchen Kunden. Die meiſten Häuſer der Friedrichsſtadt ſind von Holz und nur leicht hingebaut.

Weil der Hof den Sommer über in Pillnitz lebt, ſo verliert die Stadt dadurch einen großen Theil ihrer Lebhaftigkeit. Die Adelichen Familien folgen ſeinem Beyſpiele, ziehen aufs Land und kommen erſt zum Winter zurück. Die Familien aus der Mittelklaſſe, welche Weinberge um Dresden beſitzen, beziehn dieſe gleichfalls, ſo lange die ſchöne Jahrszeit dauert, und auf dieſe Art verliert Dresden auf allen Seiten an Lebhaftigkeit. Darum ſind des Sommers die Promenaden und öffentliche Oeter ſo leer, das man in Verſuchung geräth, die Dresdner für ſehr wirthſchaftliche Leute zu halten, die fein zu Hauſe bleiben und ſich unter ihrer Familie divertiren.

Wirthſchaftlich ſind ſie, das iſt gewiß, aber nicht aus Trieb, ſondern weil ſie müſſen. Sie ſind, eins in das andre gerechnet, um einen guten Theil ärmer als die Berliner, ob ſie gleich nicht ſo depenſiren als

dieſe. Hier ſetzen ſich drey bis vier junge Leute um eine kleine Flaſche und trinken aus ganz kleinen Gläſerchen; in Berlin nimmt gewöhnlich der Mann eine Flaſche und man trinkt aus groſſen, hohen Gläſern, wo die ganze Flaſche auf einmal hineingegoſſen wird.

Hier habe ich Weiber geſehn (und das war mir ſehr lächerlich) die ein Kopfzeug trugen, und Waſſer vom Brunnen holten; in Berlin halten ſich die Köchinnen, die nur ein wenig aus ſich machen, Weiber und Mädchen, die ihnen das Waſſer holen und andere Arbeiten verrichten müſſen, die ihnen zu niedrig dünken.

Die Dresdener Profeßioniſten ſind ſämtlich arme Leute, aber kein Wunder. Mit dem Schlage ſechs im Sommer, und im Winter mit dem Schlage vier, wird Nadel, Hammer und Pfriem beyſeite gelegt, und zu Biere gegangen. Das Bier iſt theuer, weil es aus den umliegenden Dörfern herbeygeſchaft wird. Man brauet zwar in Dresden ein leichtes Bier, aber jeder honnette Schuſter würde ſich ſchämen in eine Tabagie zu gehn, wo man Stadtbier ſchenkt. Es wäre freylich um 6 Pfennige auf jeden Krug wohlfeiler, und auch wohl für ſeine ſitzende Handthierung geſunder, aber es iſt kein Dorfbier. Er nimmt alſo alles, was er den Tag über verdient hat zuſammen und trinkt ſo lange als er kann, während ſeine Familie zu Hauſe Waſſer oder Coffend trinkt und trocken Brod ißt.

Der

Falſtaff.

Hörſt du mich, Hal?

Prinz Heinrich.

Ja, und verſteh dich auch, Jak.

Falſtaff.

Gut, gut, es iſt auch werth daß man aufhorche; dieſe neun Kerle in Schetter, wovon ich dir ſagte --

Prinz Heinrich.

So, ſchon wieder zween mehr --

Falſtaff.

Wie ſie ſahen, daß ihre Klingen abgebrochen waren, fiengen ſie an zurük zu weichen; aber ich gieng ihnen mit Händen und Füſſen zu Leibe, und in einem Gedanken, lagen ſieben von eilfen im Gras.

Prinz Heinrich.

Das iſt entſezlich. Eilf Männer von Schetter aus zween!

Falſtaff.

Aber da führte mir der T** drey mißgezeugte Schurken in Kendal-Grün auf den Rüken, die auf mich zuwalken; denn es war ſo dunkel, Hal, daß du deine Hand nicht hätteſt ſehen können --

Prinz Heinrich.

Dieſe Lügen ſind ſo dik und fett als du ſelbſt biſt. Wie,

du

Der Ton in den Dresdener Tabagien iſt von dem in den Berliniſchen himmelweit unterſchieden. Man ſpricht hier mit der größten Achtung vom Landesherrn und ſeinen Verfügungen und ſucht hier lieber das Gute derſelben auf, ſtatt daß ſich die Brandenburger beſtreben, das Böſe aufzuſuchen. Man ſagt hier nicht anders, als: der gnädige Churfürſt; unſere gnädige Herrſchaft; und ihren König glauben die Brandenburger recht höflich zu behandeln, wenn ſie ihn ſchlechtweg den Alten nennen.

Wenn der Churfürſt nach Annaburg zur Jagd geht, ſo ſind die erſtaunend ängſtlichen Fragen: Iſt er glücklich angelangt? Wird ſich der gute Herr auch gut divertiren? Wird er bald wiederkommen? Und wenn er zurückkömmt, ſo weiß es in kurzer Zeit ganz Dresden, wie viel Hirſche er geſchoſſen, und wie viel Enden ſie hatten. Es iſt ein allgemeiner Jubel, wenn man ihn glücklich wiederſieht, und ſchon zwey Stunden vor ſeiner Ankunft, ſtehen Schaaren von Männern und Weibern, von Jungen und Alten vor dem Schloſſe, und alles drängt ſich, den Hut vor ihm zu ziehn. König Friedrich fährt durch Berlin, und kaum ſieht man ſich nach ihm um, vielweniger daß man ſtille ſtehn, und ihn mit einem devoten Bückling ſalutiren ſollte.

Einunddreyßigſter Brief.

Dresden.

Ich nehme zurück, lieber K*, was ich Ihnen in meinen letzten Briefen von der Allzufriedenheit der Chur-Sachſen mit ihrem Lande, ihrer Regierung, Landesverfaſſung und ſich ſelbſt ſchrieb; denn ich habe einen Malcontenten, der für ſich wenigſtens eine Ausnahme davon macht.

Ich war geſtern in einer Geſellſchaft, wo ſich glücklicherweiſe etliche gute Köpfe zuſammenfanden. Ein Mann in einem ſimpeln grauen Rocke, und der nicht Chapeaubas gieng, machte mich vor andern aufmerkſam, weil er wenig aber ſehr gut ſprach, und keine geſchraubten Complimente machte. Gegen Abend als ſich die Spieltiſche formirten, ſahe ich ihn in den Garten gehen, und folgte ihm nach, da ich ſelbſt nicht ſpiele. Wir beredeten uns zu einem etwas weitern Spatziergange. Das Geſpräch fiel unter uns auf Preußiſche und Sächſiſche Landes-Verfaſſung, und ich fühlte gar bald, daß mein Begleiter mit letzterer nicht ſehr zufrieden ſey. Dies Phänomen war mir in Sachſen neu; und um es beſſer zu beobachten, nahm ich eine Zeitlang die Parthie von Churſachſen gegen Preuſſen. Mein Mann wurde warm. „Vertheidigen Sie nicht, was jeder Hellſehende anders ſieht! fieng er endlich an. Sachſen bedürfte eines Friederichs, der ſelbſt ſieht und ſelbſt hört, wenn es in wenig Zeit

die

die Stufe ſeines Flors, von welcher es unter unſern beyden Königen von Pohlen und durch den ſieben, jährigen Krieg herabſank, wieder erreichen ſollte. Die Verdienſte unſers Churfürſten um das Land ſind unleugbar. Seine Wirtſchaftlichkeit gehörte dazu, um den zerrütteten Finanzen des Landes wieder ſo gut aufzuhelfen. Sein milder, menſchenfreundlicher Charakter und das unverkennbare Beſtreben, die Liebe ſeiner Unterthanen zu gewinnen, ſind edel und rühmlich; aber es wären noch andre Fächer da, in welchen er ſich den erworbenen Ruhm eines Vaters ſeiner Unterthanen, für die Ewigkeit feſt begründen könnte. Die Juſtiz bedürfte einer totalen Reform; die Jägerey ſollte weniger Anſehen und Gewalt über den Landmann; die Gelehrſamkeit, Preſſfreyheit; die Religion, Aufklärung; und Manufakturen, Fabriken und Handel mehr Aufmunterung haben.„

„Hier iſt noch ein groſſes Feld zum Handeln, aber er erfährt es nicht, was noch alles zu thun wäre!„

„Die Preuſſiſchen Unterthanen haben wahrlich nicht Urſache, ſich über Abgaben zu beſchweren. Der preuſſiſche Bauer weiß, was er giebt. Vater und Groſsvater haben ſchon contribuirt, was er contribuirt, und er weiß, daß dem Landesherrn alles, bis auf den Groſchen, genau berechnet werden muß. Hirſche, Sauen und Haſen zerfreſſen und zertreten ihm ſein Korn nicht, und Förſter dürfen ihn nicht tyranniſiren. Er

hat nicht nöthig, mit einem Ochſen und einem Pferde zu pflügen, nicht nöthig, im linnenen Kittel und baarfuß zu gehen. Die dürrſten Gegenden der Mark haben kaum ſo armſelige Bauern als die fettſten Gegenden in Sachſen.„ —

Hier wurden wir unterbrochen. — Hätten Sie ſolch eine Deklamation von einen Churſachſen, und mitten in Dresden vermuthet, lieber K*? Auch mir fiel ſie auf, und noch weiß ich die Quelle nicht aus der ſie eigentlich floß; denn ich kenne meinen Mann, der ein hieſiger Kaufmann iſt, noch nicht genau. Allein ich will ihn näher kennen lernen, und um mich her beobachten.

Zweyunddreyßigſter Brief.

Dresden.

Dresden leidet in Rückſicht der Gelehrſamkeit und Freyheit zu denken und zu ſchreiben gar keine Vergleichung mit Berlin.

Es giebt hier nicht eine ſolche Menge von groſſen Männern aus allen Fächern der Gelehrſamkeit als dort. Die Freymüthigkeit, womit man dort raiſonnirt und ſchreibt, würde einem hier übel bekommen. Es liegt ſchon in dem Charakter der Sachſen, daß ſie weniger freymüthig ſind, und ihr Misfallen an etwas lieber durch Achſelzucken als durch Worte auslaſſen. Ueberdies drückt ihnen auch ihre gewöhnliche

liche Vaterlandsliebe die Augen gegen manches zu, was einer ſcharfen und freymüthigen Unterſuchung und Rüge bedürfte; und eine gewiſſe Schüchternheit, die mit dem kleinſten Worte zu beleidigen fürchtet, iſt ihnen gleichſam angebohren.

Doch iſt dies nur der Fall, wenn der, den ſie durch Freymüthigkeit zu beleidigen fürchten, in der Nähe iſt. Iſt er aber entfernt, und kann ihnen nicht ſchaden, ſo werden ſie auf einmal muthig, und ſtürzen alles warm über ihn her, was bis daher tief in ihrem Innern unter dem Mantel der Freundlichkeit verborgen blieb.

Wahrheiten alſo, die ihrem Vaterlande und ſeinen Bewohnern durch unverhohlene Bekanntmachung nützen könnten, werden in Sachſen weder geſagt noch geſchrieben; und thut es ein Ausländer, ſo hat er mit allen möglichen Chikanen der gekränkten Eigenliebe zu kämpfen. Man glaubt ihm nicht (und er kann froh ſeyn, wenn es dabey bleibt) denn, wie kann ein Ausländer Dinge beſſer wiſſen als ein Innländer? Letztrer würde doch auch den Mund aufthun, wenn er Misbräuche ſähe, und würde nicht ſo lange warten, bis ein Fremder käme und ſie rügte? In dieſem Wahne ſchläft man einen verderblichen Seelenſchlaf fort, und kömmt nicht weiter.

Und wollte nun auch einer friſch herausſagen, was ihm auf dem Herzen liegt, ſo wird es ihm unmög-

lich gemacht. Die Cenſur in Dresden iſt ſo ängſtlich als ſie in Thereſiens Zeiten in Wien kaum geweſen ſeyn kann. Ein Schriftſteller, mit dem ich hier von ohngefähr in Bekanntſchaft kam, wollte ein Manuſcript, die Geſchichte der Galanterien Karls II. von England, drucken laſſen. Man gab es ihm zurück, und unterſagte den Druck, weil man fürchtete, den Engliſchen Geſandten dadurch zu beleidigen.

Um alles in der Welt, den engliſchen Geſandten! von dem man vorausſetzen konnte, daß er ſeine Nation, engliſche politiſche Blätter und den Ton kannte, in welchen man darin ſpricht?

Darum iſt auch der Buchhandel in Dresden höchſt unbedeutend, und ſeine ganzen Geſchäfte treibt er mit Verlagsartickeln andrer oder mit neuen Auflagen alter Schriftſteller, mit Kriegswiſſenſchaftlichen Büchern, ſchlechten Romanen, elenden Theaterſtücken und mit Noten. Freymüthige Unterſuchungen über Religion, Politik, Staatswirthſchaft finden keine Setzer.

Die Cenſur ſteht bey dem Conſiſtorium. Da dieſes aber nicht Zeit und Luſt hat, Manuſcripte zu leſen und zu prüfen, ſo giebt es dem Rektor von der Kreutzſchule ein Gewiſſes, nach Verhältnis der Schwäche und Stärke des Manuſcripts, und dieſer bricht über das Buch den Stab, aus welchem Fache und welcher Fakultät es auch ſeyn mag.

Ein

Ein Wochenſchriftſteller hatte in ſeiner Schrift, bey Gelegenheit einer Geſchichte die ſich in Pillnitz zutrug, die Hofleute Schranzen genannt, und es fehlte wenig, daß er nicht ſeine Stelle bey der Regierung darüber verlohren hätte; ein andrer hatte geſchrieben: die Kreuzkirche könnte fertig ſeyn, wenn ſich nicht ſo viele Hände in den Baukollekten gewaſchen hätten; dafür verfolgte man ihn mit großem Grimme, und das Conſiſtorium (es war ein Candidat der Theologie) ſprach ihm alle Fähigkeit ab, dereinſt mit Glück in dem Weinberge des Herrn zu arbeiten. Er iſt ſeit acht Jahren Candidat, und dürft' es auch wohl noch andre acht Jahre bleiben. Wer ſollte da Muth genug haben, zu ſagen was er denkt?

Deshalb legen ſich die meiſten hieſigen Schriftſteller auf Fächer, wo ſie nicht mit der Freyheit zu denken in Colliſion kommen. Man macht deſto mehr Verſe, Romane, Komödien und Gebetbücher, und flieht vor freyen Unterſuchungen in der Statiſtik und Religion. Aber wer kann es ihnen unter den angegebenen Umſtänden verdenken?

Jedes Theaterſtuck das aufgeführt werden ſoll wird vorher ſcharf geprüft, und jede Stelle, woran der ** und der ** und die ** Anſtoß nehmen könnten, wird ohne Gnade durchſtrichen. In dem dunkelſten Städtchen unſres Vaterlandes müſſen Großmanns Sechs Schüſſeln nicht ſo grauſam mitgenommen ſeyn,

als hier in der Residenz von Churſachſen; und der Directeur, der den heilloſen Einfall, den Nathan (wie Hebbelin that) aufs Theater zu bringen, hier in Dresden haben wollte, würde verdammt werden in ſæcula ſæculorum.

Dreyunddreyßigſter Brief.

Dresden.

Die hieſigen Schulen ſind noch ganz nach dem Zuſchnitte des vorigen Jahrhunderts eingerichtet. Man treibt hauptſächlich alte Autoren und was dahin einſchlägt. Praktiſche Geographie, pragmatiſche Geſchichte, neuere Sprachen, Uebungen im teutſchen Styl, werden völlig vernachläßigt. Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, lieber K*, daß ich durchaus nicht für die Schulen bin, wo man aus den Schülern Belletriſten zieht; aber ſie völlig unter den Alten verſauern zu laſſen, iſt eben ſo ſchädlich.

Und nun vollends die ſo geſchmackloſe als lächerliche Tracht der Schüler. Ein Junge von zehn Jahren erſcheint hier vom Kerſe bis zu den Füßen ſchwarz, und hat eine Perücke auf, die man jezt einem alten Pfarrer von ſechzig Jahren kaum verzeihen würde. Solche ekelhafte Pedanterey in der Hauptſtadt eines Landes, das ſich für das helleſte, feinſte und geſchmackvollſte in Teutſchland hält!

Weil

Weil die hieſigen öffentlichen Schulen ſchlecht ſind, ſo behilft man ſich gröſtentheils mit Hofmeiſtern und andern Privatlehrern. Dieſe ſind Candidaten der Theologie, die man hier durchgängig mit dem Namen Magiſter beleat. Wenn man hier über eine Straſe gehet, ſo iſt jedesmal der fünfte Mann der einem begegnet gewiß ein ſolcher Magiſter, und ich bin ſicher, daß ihre Anzahl hier über dreyhundert ſteigen muß. Sie laufen den ganzen Tag aus einem Hauſe in das andre, und verdienen mit ihren Lectionen kaum ſoviel als hinreicht, ein kümmerliches Leben durchzuſchleppen. Sie ſind alle (man komme und ſehe ſelbſt) dürr, blaß und kränklich, und werden bis vierzig Jahre alt, ehe ſich das Conſiſtorium ihrer erbarmt, und ihnen eine Pfarre giebt.

Die Einwohner von Dresden ſind gute Chriſten, aber man hört nicht, daß neue Meſſias unter ihnen aufſtänden. Sie ſcheinen von Pietiſterey und Heterodoxie gleichweit entfernt zu ſeyn; ſingen aus ihren alten Geſangbüchern alte Lieder, und erbauen ſich von Herzen an den Predigten alten Styls ihrer Lehrer. Aber gewiß iſt es, daß Kinder in Berlin über gewiſſe abergläubiſche Meynungen lachen würden, die ich hier von alten ausgewachſenen Männern habe vertheidigen hören.

Unter dem gemeinen Manne iſt der Aberglaube noch ganz zu Hauſe. Alles, was man von Hexen, ſchwar-

ſchwarzen Böcken, Währwölfen, Geſpenſtern und ähnlichen Hirngeſpinſten ſagt, glaubt er in ſeiner ganzen Stärke, und lieſſe ſich eher todſchlagen, als eines beſſern überzeugen. Ich rede hier nicht von den Bewohnern der Sächſiſchen Dörfer, ſondern von den Bewohnern der Hauptſtadt. So leicht ein Theil des Berliniſchen gemeinen Volks durch Religionsſchwärmerey zu erhitzen iſt, ſo leicht wird es hier, Geſpenſtergeſchichten und Zaubereyen in Umlauf zu bringen; und es iſt noch nicht ſehr lange, daß bey einem der hieſigen Gerichte im völligſten Ernſt über eine Beherung lange Unterſuchungen angeſtellt wurden. In Berlin zeigen die Führer des Volks ihren Unglauben durch Staupenſchlag und Zuchthaus, die dem Meſſias auf den Fuß folgen: aber hier ſind ſie noch nicht ganz überzeugt, daß es wirklich keine Hexen mehr giebt.

Vierunddreyßigſter Brief.

Dresden.

Die ſchönen Künſte blühen in Dresden friſcher, als die Gelehrſamkeit. Die hieſige Malerakademie hat einige vorzügliche Lehrer und Schüler, und wird vom Hofe mehr unterſtützt, als die Berliner. Die Fundgrube alles Schönen, die hieſige Gemäldegallerie, ſteht den Schülern offen, doch mit der ſeltſamen Reſtriction, daß ſie die aufgeſtellten Gemälde nicht ganz, ſondern nur theilweiſe kopiren dürfen. Ob man beſorgt,

du kleyen-hirnichter Wanst, du H'' sohn von einem unflätigen, schmuzigen Schmeer-Bauch --

Falstaff.

Wie? Bist du toll, bist du toll? Ist es nicht die Wahrheit, die Wahrheit?

Prinz Heinrich.

Wie konntest du denn sehen, daß diese Leute in Kendal-Grün gekleidt waren, wenn es so dunkel war, daß du deine Hand nicht sehen konntest? Komm, laß sehen wie du das machtest; was sagst du hierzu?

Poins.

Nun, Jak, wie machtet ihr das, sagt einmal.

Falstaff.

Wie, ihr wollt's mit Gewalt wissen, mit Gewalt. Nein, und wenn ich auf dem Strappado wäre, oder auf allen Foltern der ganzen Welt, ich wollt' euch nichts sagen, wenn ihr's mit Gewalt wissen wolltet.

Prinz Heinrich.

Es ist Zeit dem Spaß ein Ende zu machen. Wißt also, diese blutreiche Memme hier, dieser Bett-Druker, dieser Pferd-Rüken-Brecher, dieses Gebürge von Fleisch --

Falstaff.

Weg mit euch, ihr Hunger-Darm, ihr Aal-Haut,

ſorgt, daß durch kopiren der Werth der Originale vermindert werde? Eine wunderbare Grille, die aber den Schülern höchſt läſtig und ſchädlich ſeyn muß!

Aus Chodowiecki, und den übrigen Berliner Künſtlern, die alltägliche Natur darſtellen, macht man hier nichts, man idealiſirt lieber, und kopirt ſogenannte ſchöne Natur. Noch keinen Maler, oder Zeichner von der hieſigen Akademie iſt es gelungen eine lebendige Scene aus der Geſellſchaft darzuſtellen; ſie begnügen ſich mit idealiſchen, griechiſchen Profilen und nach Lebendigkeit und Ausdruck wird nicht gefragt. Will man ſich davon überzeugen, ſo ſehe man einmal die jährliche Ausſtellung der Akademie, oder, wenn man will, auch die Zeichnungen von Schenau zu Meißners Alcibiades, oder zu Wezels Herman und Ulrike. So zeichnet der Meiſter, ſo zeichnen die Jünger.

Der Schauſpielliebhaber findet hier nur im Winter Nahrung. Im Sommer kommen nur kleine herumziehende Truppen hieher, die vor dem ſchwarzen Thore auf dem ſogenannten Bade, einem Kaffeegarten, ſpielen. Dieſen Sommer iſt ein gewiſſer Simoni mit einer Geſellſchaft von Kindern hier, und gibt Pantominen und Ballets. Die Kinder hat er aus Dresden zuſammengeſucht und eingeſpielt. Er ſorgt für ihren Unterhalt und Kleidung, giebt ihnen aber keine Gage, ſondern verſpricht ihnen nach drey Jahren (wenn ſie ſo lange bey ihm aushalten) neben ei-

ner vollständigen Ausstattung auch eine Summe Geldes. Ich zweifle nicht, daß den armen Eltern dieser Kinder dadurch ein grosser Gefallen geschieht!

Uebrigens leisten die Kinder alles, was man nur verlangen kann, und was sie nach der kurzen Zeit, die sie auf dem Theater sind, und nach den Fähigkeiten ihres Direkteurs leisten können. Seine Pantomimen sind Farcen, ohne Witz und Geschmack; seine Ballets besser (er ist auch eigentlich nur Tänzer) und ihrentwegen geht man wohl zunächst in seine Vorstellungen.

Wie ich höre, so hat man neuerlichst Chursachsen, namentlich Leipzig und Dresden, als die hohe Schule der teutschen Sprache einweihen wollen. Guter Genius unserer Sprache, was meynst du dazu? Es ist gewiß, daß nicht leicht ein verhunzteres Teutsch gesprochen werden kann als in Dresden. Von dem Vornehmsten bis zum Geringsten sagt hier alles: keen (kein) Beene (Beine) Ogen (Augen) kehapt (gehabt) drachen (tragen) pehütten (behüten). Kott pehütte, daß dieser Dialekt nich allgemeen ahnkenommen werde!

Fünf und dreyßigster Brief.

Dresden.

Die hiesige katholische Gemeine ist ziemlich stark, aber allen rechtgläubigen Sachsen ein Dorn im Auge. Denn

Denn ihre Kirche iſt die prächtigſte; ihre Geiſtlichen haben ſehr reiche Meßgewänder; und viele Stellen in der niedern Claſſe der Dienerſchaft, als Kammerdiener, Hayducken und dergleichen, werden aus ihrem Mittel beſetzt. Ich habe von angeſehenen Leuten ſehr ernſthaft behaupten hören: Sachſen könne nimmer zu ſeinem vorigen Flor gelangen, ſo lange der Landesherr katholiſch bliebe. Von einigen Seiten betrachtet, iſt dies allerdings wahr! ſoll aber der bloſſe römiſche Glaube dies bewirken, ſo iſt es falſch; denn er wird dergeſtalt im Zaum gehalten, daß der Kreis auf welchen er, oder vielmehr ſeine Lehrer, Einfluß haben, ſehr eng iſt und ſich nicht über die Ringmauern des Schloſſes verbreitet.

Mag doch der Pabſt die Gebeine eines Heiligen ſchicken, und dafür ein reiches Präſent nehmen; mögen doch der Beichtvater des Landesherrn und ſein Kammerdiener immerhin katholiſch ſeyn; ſo lange die Landſtände in Sachſen ihr jetziges Gewicht behalten; ſo lange ſie dem Landesherrn geradezu verbiethen können, auf den Thurm ſeiner Kirche eine Glocke zu bringen, ob ſie gleich ſchon ſeit Jahren gegoßen iſt; ſo lange den Katholiken der Zutritt zu den höhern Staatsbedienungen verſchloſſen iſt, hat Sachſen den propagirenden Geiſt des Katholicismus nicht zu fürchten. Selbſt der Eifer der Sachſen für das Lutherthum bürgt vor allen gefährlichen Folgen von dieſer Seite; denn bis jetzt ſind die Proſelyten, welche die Katholiſchen Geiſt-

lichen gemacht haben, nur immer Leute von sehr zweydeutiger Art, Baugefangene, Reitknechte und dergleichen gewesen, die vielleicht morgen Juden und Türken würden, wenn sie dadurch einer Strafe entgehn, oder sie wenigstens mildern könnten, wenn es unmöglich ist, ihr zu entgehen. Kein redlicher Sachse ist noch katholisch geworden, so lange er sein Durchkommen als Protestant finden konnte; that ers aber aus Noth, oder um sich zu poussiren, nun, so hatte er Beyspiele vor sich.

Die hiesige sogenannte Böhmische Gemeine besteht aus Hussiten, die der Verfolgungsgeist aus Böhmen verjagt hat. Sie sind ihrem Huß so fest ergeben, als die Lutheraner ihrem Luther und die Katholiken ihrem Pabste. Auf jedem Fall hat Dresden sehr thätige Einwohner an diesen wackern Leuten. Sie nähren sich hauptsächlich von Gartenbau, und haben ihn zu grossen Vollkommenheiten gebracht, welches um so rühmlicher für sie ist, da man ihnen den klaren Sand dazu angewiesen hatte. Die ganze bebauete Strecke vor dem schwarzen Thore, der Sand genannt, ist zuerst von diesen böhmischen Refugies angebauet worden, und durch unermüdeten Fleiß haben sie die Unfruchtbarkeit des Bodens so weit bezwungen, daß sie ihren Unterhalt daraus ziehen können. Ihre Kirche steht zwischen dem Pirnschen- und See-Thore, und ist ein altes, finsteres Gebäude. Ihr Kirchhof ist desto brillanter. Er ist mit Grabsteinen, worunter einige sehr geschmackvoll und prächtig sind, so eng besetzt, daß ich

mich

mich wundere, wo man noch Platz zu neuen Gräbern hernimmt. Die vornehmsten Leichen werden hier beygesetzt, und unser Rabener liegt hier auch begraben.

Die Reformirte Gemeine ist hier klein, und nicht so wohlhabend, als ich sie meist in andern Städten gefunden habe. In wiefern ihre Glieder hier, als Bürger eingeschränkt sind, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie als Reformirte weder Thurm noch Geläute haben.

Die Judenschaft ist stark, und scheint nicht arm zu seyn. Ihr Oberhaupt ist ein baronisirter Jude, Eisbeschütz mit Namen, der sehr reich ist, aber auch für den Umtrieb seines Geldes auf mancherley Art sorgt. Er lebt zum Beyspiel mit Mätressen, die er sehr glänzend unterhält, und diese halten sich von ihrem Ueberflusse wiederum einen oder ein Paar glatte Jähndriche, die das hebräische Geld sehr gut anzulegen wissen, und die Kaffewirthe, Kartenfabrikanten, Weinschenken, Pferdeverleiher und Lohnkutscher damit in Nahrung setzen. Sonst ist hier die Judenschaft im eigentlichen Verstande ecclesia pressa, ob man gleich ihre hübsche Weiber und Mädchen recht wohl leiden mag.

Sechsunddreyßigster Brief.

Dresden.

Wenn ich ihnen Langeweile machen wollte, lieber K** so beschriebe ich Ihnen, was ich in dem hiesigen

Kunst- und Naturalien Kabinette, auf der Bibliothek, Gemälde-Gallerie, in der Rüstkammer, im Zeughause und in dem grünen Gewölbe, Schönes und Herrliches gesehen habe; aber ich weiß zu sehr wie mangelhaft jede Beschreibung der Art ihrer Natur nach werden muß, so genau, lebhaft und feurig sie auch behandelt werden möchte. Solche Sachen muß man sehen. Aber gewiß ist es, daß Dresden hierin einen Schatz besitzt, der schier unschätzbar und unermeßlich ist, und in keiner andern Stadt, vielleicht Paris und London ausgenommen, in der Vollständigkeit neben einander gefunden werden kann.

Also lieber noch ein paar Anmerkungen über die lebendige Natur in Dresden.

Die Sittenlosigkeit, die in Berlin fast in allen Ständen, besonders unter jungen Leuten eingerissen ist, findet man hier nicht in dem Grade. Gewisse Lüderlichkeiten sind hier nicht privilegirt und die Polizey macht es den jungen und alten Wüstlingen schon schwerer, in diesem Punkte auszuschweifen. Alle Gesellschaften, ehrbare und lüderliche, gehen hier um zwey Stunden früher auseinander als in Berlin, und nach eilf Uhr begegnet einem noch selten jemand, da es dort um Ein Uhr noch nicht leer auf den Gassen ist. Verdächtige Häuser werden hier von Zeit zu Zeit durchsucht, und die weiblichen Nachtvögel, deren Element Finsterniß ist, werden fleißig eingefangen, und eine

Zeit

Zeitlang in den Kasten gesperrt. Daher ist das Uebel, das jetzt die halbe Welt so allgemein verheert, hier noch nicht so stark eingerissen, als in Berlin, und dürfte auch in Zukunft hier nicht so verheerend werden als dort, und dies aus verschiedenen Ursachen.

Jeder junge Mensch, vom Tambour an bis zum unverheuratheten Kammerherrn hinauf, sucht ein Mädchen auf seine eigene Hand zu bekommen, weil es hier keine öffentliche Abtr** giebt. Der Tambour sucht sich eine Köchin und der Cammerherr findet wohl ein Stickerin oder Putzmacherin, die ihm entweder Westen stickt oder Manschetten näht, und die Arbeit auf die Stube bringt, oder er hält sich, wenn er Geld genug hat, eine eigene Maitresse. Die Sächsischen Mädchen haben ein gar sanftes, menschenfreundliches, zärtliches Herz, und lassen ihre Liebhaber nicht lange girren. Auf diese Art finden beyde Geschlechter, was sie suchen, unter vier Augen; und es bedarf hier keiner öffentlichen Tafeln, wo Kuppler und Kupplerinnen vorschneiden, und mit einem: Ists gefällig? Krethi und Plethi herzunöthigen. Die Anzahl der liederlichen Häuser ist aus dem Grunde nach Verhältniß der Größe der Stadt sehr klein, und sie werden nur von den allergeringsten Ständen, gemeinen Soldaten, Schiffern, Handwerksburschen u. s. w. besucht. In Berlin ist die Gesellschaft glänzender.

Alles was um und an dem Hofe iſt, muß ſich einer ſtrengen Ehrbarkeit befleiſſen, weil der Landesherr Ausſchweifungen der Art nicht duldet, und dies erſtreckt ſich bis auf die Schauſpielerinnen und Opernſängerinnen. Laſſen ſie ſich über Galanterien betreten, ſo ſind ſie ihres Abſchiedes gewiß, und es hilft weder Vorſprache, noch angelobte Beſſerung. Dadurch werden die Anlagen zur Intrique, die dieſem Theile des weiblichen Geſchlechts eben das ſind, was andern die Luſt iſt, zwar nicht getilgt; aber man nimmt ſich doch mehr in Acht, und giebt kein öffentliches Aergerniß. Auch auf die männlichen Mitglieder der der Oper und des Schauſpiels hat man ein wachſames Auge, weßhalb auch die hieſigen Truppen die Vorwürfe nicht treffen, die man in andern Ländern und Städten ihren Zunftgenoſſen zu machen pflegt.

Ueber eheliche Treue wird hier auch noch mehr gehalten, als in Berlin, und Gatten und Gattinnen können auch im vollen Ernſte eiferſüchtig werden.

Die hieſigen Mädchen ſind auch um vieles friſcher als in Berlin, und man findet noch alle Gaben der freundlichen Mutter Natur in Fülle neben einander. Sie ſind auch weit genügſamer, und koſten ihren Liebhabern nicht die Hälfte, was die berliniſchen koſten. Sie gehen gern meilenweit zu Fuſe, was ich einer Berlinerin, die nur ein wenig auf ſich hält, nicht zumuthen möchte.

Die

Die gemeinen Mädchen halten ſich hier weit netter und reinlicher als in Berlin, und keine gienge über die Gaſſe, wenn ſie nicht vorher ihre Haube in Ordnung gebracht und eine weiſſe Schürtze vorgebunden hätte. Das einzige, worüber ihre Herrſchaften klagen, iſt ihr mitleidiges Herz: ſie können es nicht anſehn, daß ihr ſchnurbärtiger Liebhaber hungert; deßhalb werden oft kleine Deſekte in der Räucher-Kammer und dem Keller bemerkt.

Uebrigens iſt hier alles, was zum Lebensunterhalt und zur Kleidung gehört, wenigſtens um zwanzig aufs hundert wohlfeiler, und mein hieſiger zweymonatlicher Auffenthalt koſtet mich kaum ſoviel als der dreywöchentliche zu Berlin.

Und nun, lieber K., was meynen Sie? ſoll ich zurückkommen, oder wollen Sie mich noch ein achtzig Meilen weiter jagen? Wenn mir nicht recht wohl wäre, würden Sie es längſt wiſſen; aber Sie ſehn, daß mir in zehn Briefen keine einzige Jeremiade mehr entfahren iſt. Eſſen und Trinken ſchmeckt mir, und mein Geiſt iſt ſo heiter, als er ſeit Jahren nicht geweſen iſt. Meynen Sie aber, daß es hiermit noch nicht gethan ſey, ſo geben Sie mir einen Wink, und ich ſetze meinen Stab nach Wien. Ihr nächſter Brief muß mir Ordre mitbringen. Bis dahin —

Ihr. * * *

IV.

Von der Divina commedia des Dante.

Da dieſes Gedicht im Anfang des vierzehenten Jahrhunderts am Licht erſchien, erregte es allgemeine Verwunderung in Italien, einer ungewöhnlichen Luftserſcheinung ähnlich, die aller Menſchen Augen auf ſich zieht. Auſſer dem daß die noch ungebildete Italieniſche Sprache ſich hier auf einmal in ihrer männlichen Vollkommenheit darſtellte, und zum Colorit der darin enthaltenen Schätze aller damals bekannten Künſte und Wiſſenſchaften diente, gewann es auch dadurch einen unwiderſtehlichen Reiz, daß es die guten und böſen Handlungen damals lebender Perſonen aus allen Ständen mit den lebhafteſten Farben ſchilderte. Es wurden daher nicht nur unzählige Abſchriften davon verfertiget, ſondern auch eine Menge Commentare darüber geſchrieben. Man errichtete ſogar gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts zu Florenz, Bologna und Piſa öffentliche Lehrſtühle, daſſelbe wie geheimnißvolle Orakelſprüche zu erklären, und man beſetzte ſie mit den gelehrteſten Männern damaliger Zeiten, Boccaccio, Philipp Villani, Benvenuto Ramibaldi von Imola, Chriſtoph Landini. Johann Viſconti, Herr von Mailand, gab im Jahr 1350. einer Geſellſchaft von ſechs der gelehrteſten Männer, worunter auch Petrarca war, den Auftrag, mit geſamter

ihr dürre Kalbs-Zunge, ihr Ochſen-Ziemer, ihr Stok-Fiſch -- O wenn ich nur einen längern Athem hätte! -- Was iſt dir noch mehr ähnlich? Ihr Ellen-Maaß, ihr Fiddelbogen-Futteral, ihr langer Rauf-Degen --

Prinz Heinrich.

Gut, verſchnauffe eine Weile, und fahre hernach fort; und wenn du dich in niederträchtigen Gleichniſſen erſchöpft haſt, ſo höre mich nur dieſes ſagen.

Poins.

Horch auf, Jak.

Prinz Heinrich.

Wir beyde ſahen euch viere ihrer viere angreiffen, ihr bandet ſie, und bemeiſtertet euch ihrer Baarſchaft; nun gebt Achtung wie es weiter gieng. Wir beyde fielen hierauf über euch viere her, jagten euch auseinander, und nahmen euch eure Beute weg; ſo iſt's, und wir können ſie euch hier im Hauſe zeigen. Und ihr, Faiſtaff, ihr trugt eure Kutteln ſo leicht weg, mit einer ſo behenden Hurtigkeit, und brüllt ſo kläglich um Gnade, und remtet und brülltet in einem fort, ſo gut als ich jemals ein Stierkalb brüllen hörte. Was für ein Sclave biſt du, deinen Degen ſo zu zerhaken wie du gethan haſt, und dann zu ſagen, es ſey vom Fechten gekommen! Was für eine Ausflucht, was für eine Lüge, was für eine Höle kanſt du ausfündig machen, dich vor dieſer offenbaren, unläugbaren Schande zu verbergen?

Poins.

ſammter Hand einen Commentar darüber zu ſchreiben. Einige überſetzten ihn ſogar in lateiniſche Verſe, worunter Matteo Rondo, ein Olivetaner Mönch, der Erſte war. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt wurde es zwiſchen den Jahren 1472. und 1569. über zwanzigmal in Italien aufgelegt; und ſo viele ſchöne Editionen man auch davon hat, ſo hört man noch nicht auf, neue zu veranſtalten.

Einige der berühmteſten Gelehrten Italiens haben den Dante ſogar dem Homer vorgezogen, z. B. Benedetto Varchi im ſechszehenten Jahrhundert in ſeinem Ercolano betitelten Dialog, und im Jahr 1732. Giulio Ceſare Becelli, ein Veroneſiſcher Edelmann, im zweyten ſeiner drey Bücher ſulla novella Poeſia. Sie glaubten, das Lob, welches Vellejus Paterculus dem Homer beylegte, da er ihn nennt ſine exemplo maximum, quod neque ante illum, quem ille imitaretur, neque poſt illum, qui eum imitari poſſet, inventus eſt, ſchicke ſich mehr auf Dante, als auf Homer; es ſeyen vor Homers Zeiten griechiſche Dichter geweſen, aus denen er ſchöpfen konnte; Dante aber habe in ſeiner Art keinen Vorgänger gehabt.

Es würde ein ganz beſonderer und unerhörter Vorzug ſeyn, wenn ſich unter ſo vielen Anbetern aller Jahrhunderte kein Tadler gefunden hätte. Cecco d'Aſcoli, ein Aſtronom und Dichter, war der Erſte, der in ſeinem Gedichte *Acerba*, auf den Dante, ſeinen

nen Zeitgenoß, ſtichelte. Das nämliche thaten im 15ten und 16ten Jahrhundert Johann Pico von Mirandola, Bembo, Johann della Caſa und Bernardino Tomitano. Wider dieſe, welche nur die Schreibart des Dante anfeindeten, vertheidigte ihn Nicolo Liburnio im Jahr 1526.*) und Carlo Lenzoni i. J. 1557. **) Ihr Streit war bey weitem nicht ſo hitzig, als jener, welchen gegen das Jahr 1570. Benedetto Varchi durch ſeinen obenangenannten Dialog, worin er Dante dem Homer vorzog, veranlaßte. In dieſem hartnäckigen Kampf wurde um den innern Werth beyder großen Dichter geſtritten. Ortenſio Landi, ein Florentiner, zog unter dem erdichteten Namen Ridolfo Caſtravilla wider Varchi zu Felde, und zeigte die Mängel, welche den Werth des Dante unter jenen des Homers herabſetzen. ***) Wider dieſen ergriff Jakob Mazzoni im Jahr 1573. die Feder, die Vorzüge des Dante zu verfechten. ****) Er trieb aber die Sache zu weit, und

*) Le tre Fontane di *Nicolo Liburnio* ſopra la grammatica e l'Eloquenza di Dante, del Petrarca, et del Boccaccio. Venezia 1526. in 4.

**) In difeſa della lingua fiorentina e di Dante. Firenze 1557. in 4.

***) Diſcorſo di *Ridolfo Caſtravilla* nel quale ſi moſtra l'imperfezione della Comedia di Dante contro il Dialogo delle Lingue del Varchi, mit den Annotazioni des Bulgarini gedruckt zu Siena, 1608. 4.

****) Diſcorſo di *Jacopo Mazzoni* in difeſa della Commedia del divino poeta Dante. Ceſena 1573. 4.

und reizte Beliſario Bulgarini, ihn zu widerlegen *) Hierauf wurde das ganze gelehrte Italien in zwey Partheyen getheilt, welche bald zu des Mazzoni, bald zu des Bulgarini Vertheidigung Schriften herausgaben. Endlich kam Mazzoni mit einem Werke von 7 Büchern zum Vorſchein, in der Hofnung, ſeine Widerſacher gänzlich damit zuzudecken. **) Allein Bulgarini und ſein Anhang ſchlugen ſich glücklich durch, ſo ſtark und zahlreich auch die Waffen waren, womit ſie Mazzoni beſtürmte. Denn obgleich unter allen am Licht erſchienenen Streitſchriften dieſe wegen des Reichthums an Gelehrſamkeit, und wegen der tiefen Einſicht in das Weſen der Dichtkunſt die ſchätzbarſte war, ſo hatte ſie doch ihre ſchwachen Seiten, wodurch der Sieg eben ſo unentſchieden blieb, als in dem bekannten Federkriege zwiſchen Madame Dacier und Mr. de la Motte Houdart, worin über den Werth Homers geſtritten wurde. Es hat auch bis auf unſre Zeiten nicht an Gelehrten gefehlt, welche den Dante entweder allzuhoch erhoben, oder gar zu tief erniedriget haben.

Nie

*) Alcune conſiderazioni di *Beliſario Bulgarini* ſopra il Diſcorſo di Jac. Mazzoni fatto in difeſa della Commedia di Dante. Siena 1583. 4.

**) Della Difeſa della Commedia di Dante diſtinta in ſette libri, nella quale ſi riſponde alle oppoſizioni fatte al diſcorſo di Jac. Mazzoni, e ſi tratta pienamente dell' arte poetica, e di molte altre coſe pertinenti alla filoſofia e alle belle lettere. Parte I. Ceſena 1587. P. II. 1588. 4.

Niemand hat ihn je so tief herabgesetzt, als der Graf Algarotti in seinen Briefen, die er Lettere di Virgilio dagli Elisj betitelt. Im zweyten Briefe nimmt er es ihm sehr übel, daß er seinem Gedichte den Titel einer Komödie gegeben habe, einem Gedichte, in welchem er sich rühmt, den Virgil fleißig studirt und sich zum Muster vorgestellt zu haben, und doch von der Hölle, vom Fegefeuer und vom Paradiese handelt. Habe ich ihm (läßt er den Virgil sagen, da er in den Elysischen Feldern den alten Dichtern den Dante vorlieset) vielleicht gelehrt, mit einem Traum, mit der Erscheinung einer Wölfinn, oder eines Löwen sein Gedicht anzufangen, oder es in Theile zu ordnen, die sich widersprechen, und die Einheit der Handlung trennen? Die Reisen des Aeneas, die er doch vor Augen hatte, haben nichts mit seiner seltsamen Wanderschaft gemein. Warum soll seine Beatrice mich aufsuchen? warum Lucia sie erst zu diesem Liebesdienst auffordern? Lucia, die, ich weiß nicht wo, bey der alten Rachel saß? Was wuste ich von Can della Scala, oder vom Apostel Paulus, und von hundert dergleichen Dingen? — Ein Poem von einem ganzen Folianten, wo man bey iedem Schritt einer Erklärung, eines Wörterbuchs bedarf, wo ein immerwährendes Chaos herrscht! Doch hätte ich ihm (fährt Virgil fort) bald alle diese Fehler verziehen, wegen der überaus schönen Verse, die ich hier und da antraf; und da ich nach vielen überschlagenen Blättern auf Francesca von Rimini, und

auf

auf den Grafen Ugolino kam, ſchrie ich voll Verwunderung aus: Sünde und Schande, daß ſo ſchöne und glänzende Stücke in eine ſolche Finſterniß, unter ſo ſeltſames Zeug verbannt ſind! Freund Homer, ſagte ich, Wehe uns, wenn das ganze regelmäßiger, und in dieſem Stil geſchrieben wäre! Ich laß mehr als einmal den Ugolino vor. Einige weinten, einige wollten es in eine Elegie verwandeln, andere verſuchten es ins Griechiſche, oder ins Latein zu überſetzen. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Ein jeder bekannte, ein ſo originelles, ein ſo dichteriſches Stück, worin die Gemüthsbewegungen ſo ſehr mit dem Kolorit harmonirten, wäre noch in keiner andern Sprache übertroffen worden; die Italieniſche bewieſe hier eine Stärke, und ſeufzte hier in einem ſo mitleidigen Ton, daß ſie allenfalls eine jede andere übertreffen könnte. Unſer Glück war es, daß wir dieſes Stück oft wiederholten, und uns lange daran ergötzten; denn alles übrige ekelte uns über alle Maßen. Das Fegefeuer und das Paradies ſind noch ſchlechter beſchaffen. Sie enthalten nicht eine der wenigen Schönheiten der Hölle. O welche Pein, uns durch hundert Geſänge, durch vierzehn tauſend Verſe, durch ſo viele Kreiſe, durch tauſend Abgründe und Tiefen mit Dante durchzuarbeiten, welcher bey jedem Schatten von Furcht erſtarrt, von Zeit zu Zeit einſchläft, und verdrießlich aufwacht, mich als ſeinen Wegweiſer und Gefährten mit ſeltſamen Fragen zu quälen! Bald macht er mich zum Doktor

der

der Katholiſchen Theologie, bald zum Lehrer der heidniſchen Religion; vermiſcht Fabeln der Dichter mit chriſtlichen Glaubensartickeln, die platoniſche Philoſophie mit der Arabiſchen. — Welche ſeltſame Sprache legt er dem Pluto nicht in den Mund, da er ihn ausrufen läßt„ Pape Satan, Pape Satan Aleppe, worauf ich antworten muß„ Verfluchter Wolf! ob ich ihn gleich in meinem Gedicht auf einen Königlichen Thron ſetze? Welche grotteſke Stellungen, welche ſeltſame Quaalen erfindet er nicht für die verdammten Seelen, welche bis zum Ekel geſchwätzig ſind, und ſogar Theologiſche Fragen auflöſen? Päbſte und Kardinäle ſetzt er in die Hölle, Kayſer Trajan und Kiphäus einen Trojaniſchen Krieger, ins Paradies. — Ueberleſen ſie dieſes unerklärbare Gemiſche, und ſagen ſie mir was ſie davon denken?

Im dritten Briefe ſagt Virgil: ich fordere den rauheſten Dichter unter den Scyten und Gothen, der je auf den Ufern des Eismeers geſungen hat auf, niedriger, härter, und ſo wider alle Wahrheit zu ſprechen, als Dante in ſo vielen Stellen thut. Wenn er Can della Scala, Herrn von Verona ſeinen Wohlthäter lobt, ſagt er:

Queſti non cibera terra né peltro,
Ma Sapienza amore e virtute
E ſua nazion ſara tra Feltro e Feltro *)

In

*) Er nährt ſich nicht mit Erde und Metall;
An Liebe, Weisheit, Tugend labt er ſich.

Und

In Wahrheit ein groſer Mann, der lieber Weisheit, Liebe, und Tugend iſt, als Sand, und Metall! Welch groſer Geograph, der die Lage der Stadt Verona zu bestimmen sagt, sie liege zwischen Feltre in der Tarviſer Mark, und Monteſeltro im Herzogthum Urbino! Kann etwas beſtialiſcher seyn, als dieſe Verſe, und als jene:

Coſì scendemmo nella quarta lacca
Prendendo più della dolente ripa
Che'l mal dell' universo tutto insacca &c. *)

und jene andere in Wahrheit hölliſche Reime,

Non fece al corso suo si grosso velo
Di verno la Danoia in Austericch
Nè'l Tanai là sotto il freddo cielo,
Com'era quivi, che se Tabernicch
Vi fosse su caduto, o Pietrapiana
Non avria pur dall' orlo fatto cricch. **)

Ende

Und eine Stadt, die zwiſchen Feltro liegt
Und Feltre, iſt mein Vaterland.

*) Dann stiegen wir ins vierte Thal, wo wir
Den ſchmerzenvollen Rand betraten, der
der ganzen Welt geſammtes Uebel faßt.

**) — — — So dick
Iſt nie das Eis, womit in Oeſterreich
Die Donau, und im kalten Himmelsſtrich
Den Don der Winter deckt, wie hier. Wenn gleich
Die Berge Tabernich und Pietrapian
Hinauf ſich ſtürzten, würde nicht einmal
Am Rand der kleinſte Riß entſtehn. —

Endlich vergleicht Algarotti den Dante mit Ennius und Pacuvius, und behauptet, man müſte ihn ebenſo wenig leſen, als dieſe; höchſtens verdiene er, daß einige Bruchſtücke von ihm, wie etwa Statuen, oder erhobene Arbeiten eines unnützen und zerfallenen Gebäudes, aufbewahrt werden.

In dem allgemeinen Urtheil, welches Algarotti im neunten Brief über die Italieniſchen Dichter fällt, verdammt er alle die alten, beſonders die Zeitgenoſſen des Dante, entweder zum Feuer, oder zur Cruſca. Dante ſelbſt erhält Gnade, mit dem Beding, daß er wie ein alter Codex unter die Alterthümer verwieſen werde. Nur ungefähr fünf Geſänge, die man aus Hunderten zuſammenſtoppeln könnte, ſollen in dem Fache der Dichtkunſt ihre Stelle behalten.

Die eigentliche Abſicht des Algarotti in einigen ſeiner zehn Briefe iſt, dem faſt allgemeinen Enthuſiasmus der Italiener, beſonders der Toſkaner, für den Dante, Zügel anzulegen. Es däucht mich aber, er habe dieſes allzuſehr auf Unkoſten dieſes großen Dichters gethan. Dante hat wohl ſchwerlich gedacht, ein regelmäßiges epiſches Gedicht zu ſchreiben. Ebendeswegen, weil er den Virgil fleißig ſtudiert hatte, und ſich rühmt, ſein Schüler zu ſeyn, iſt nicht zu vermuthen, daß er keinen Begriff von einem regelmäßigen Plan eines epiſchen Gedichts gehabt habe. Wäre er gefliſſentlich davon abgewichen, ſo würden

alle

alle die Einwürfe wegfallen, welche ſich auf dieſe Art von Gedichten beziehen, und er könnte ſich dennoch in Anſehung ſeines Gedichtes einen Schüler des Mantuaniſchen Dichters nennen, weil es mit den Reiſen des Aeneas noch immer viel ähnliches hat. Die unglückſelige Lage, worin Dante ſich befand, da er ſein Gedicht bearbeitete, die bürgerlichen Kriege und die herrſchende Ungerechtigkeit, die ihn auf eine undankbare Weiſe aus dem Schooſſe ſeines Vaterlandes vertrieben und aller Güter beraubt, und ſeine finſtere und kauſtiſche Gemüthsart, reizten ihn, ſeiner Muſe die Rache anzuvertrauen, die er mit dem Schwerte in der Hand nicht ausüben konnte. Dies war das Ziel ſeines Gedichtes, welchem alle ſeine Erfindungen, und ſelbſt der Stil auf das vollkommenſte untergeordnet ſind. Wenn ſich ſeine Galle auch über andere Menſchen und Stände ergieſt, die ihm nichts zu Leide gethan haben, ſo iſt dieſes der Natur der Miſantropie vollkommen angemeſſen. Sein Ziel zu erreichen, dichtete er eine Reiſe in die Hölle, ins Fegfeuer und Paradies, und maßte ſich völlige Gewalt an, ohne Anſehen der Perſonen und Stände, einem jeden ſeinen Ort anzuweiſen, wo er entweder geſtraft oder belohnt würde. Daß dieſes oft auf eine groteſke und ſeltſame Art geſchiehet, daß er Männer und Weiber aus allen Jahrhunderten, Ständen und Religionen wunderlich zuſammen gruppiert, und ſie handeln, leiden und ſprechen läßt was zu ſeinem Ziele taugt, bald von den

Umſtänden ihres Lebens, bald von Philoſophie, bald von theologiſchen Geheimniſſen, und zwar, den Subjecten gemäß, in verſchiedenem Stil, dieſes, däucht mich, dient mehr zur Empfehlung, als zum Tadel eines Gedichtes, welches in der oben geſagten Abſicht geſchrieben iſt. Ob es ſeine Zeitgenoſſen, oder die Nachwelt mit dem Namen eines epiſchen Gedichtes beehrten oder nicht, daran war Dante nichts gelegen. Er ſelbſt nannte es eine Komödie, und es wundert mich, daß Algarotti ihm dieſes übel nimmt. Wußte er etwan nicht, daß man zu des Dante Zeiten eine jede öffentliche Vorſtellung des Leidens und Lebens Chriſti, oder einer andern heiligen Geſchichte in verkleideten Proceſſionen und Aufzügen, eine Komödie betitelte? Oder war ihm unbekannt, daß eine Zeit war, da man ein jedes Gedicht von erhabenem Stil Tragoedia, von mittlerem Stil Comoedia, und von niederem Elegia nannte? Dante ſelbſt hat in einigen Stellen ſeines Buchs de vulgari eloquentia dieſe Eintheilung des Stils geäuſert. Selbſt in ſeinem Gedichte, wovon hier die Rede iſt, legt er hierin ſeine Denkart nicht undeutlich an den Tag, da er in der Hölle die Aeneis eine Tragödie nennt, und hierdurch handgreiflich beweiſet, daß er ſein Gedicht nicht unter die von erhabenem Stil gerechnet wiſſen wolle. Noch weniger mußte den Grafen Algarotti der Zuſatz *Divina* Commedia wider den guten Dante in Harniſch bringen. Er hat ſeinem Gedichte dieſen ſtolzen Titel nicht ſelbſt beygelegt. Lodovico

Dolce

Poins.

Komm, laß es uns hören, Jak? Wie willſt du dir nun hinaushelfen?

Falſtaff.

Bey G**, ich kannte euch ſo gut, als der ſo euch gemacht hat. Wie, hört ihr, meine Herren, hätt' ich den präſumtiven Erben umbringen ſollen? Hätt' ich meine Hand an den Cron-Prinzen legen ſollen? Wie, du weißt, daß ich ſo tapfer als Hercules bin; aber der Inſtinct hielt mich dißmal zurük; der Löwe greift niemals den Cron-Prinzen an: Der Inſtinct iſt ein mächtiges Ding. Aus Inſtinct ward ich eine Memme, und ich werde mein Lebenlang deßwegen von dir und mir nur eine deſto beſſere Meynung haben; denn das beweißt unläugbar, daß ich ein tapfrer Löwe bin, und daß du der ächte Cron-Prinz biſt. Aber, bey G**, Jungens, es freut mich, daß ihr das Geld habt -- Wirthin! riegle die Thüre; wache die Nacht durch, und bete Morgens. Hey da, ihr luſtigen Brüder, Jungens, Gold-Püchens, ſagt, wie wollen wir uns luſtig machen? Wollen wir eine Comödie ex tempore ſpielen?

Prinz Heinrich.

Ich bins zufrieden -- und der Inhalt ſoll dein Davon lauffen ſeyn.

Falſtaff.

Ah! -- nichts mehr hievon, Hal, wenn du mich lieb haſt.

Dolce war im Jahr 1555. der Erſte, der es in der Giuntiſchen Edition damit beehrte.

Wenn übrigens die Italiener dieſes Gedicht unter die Epiſchen zählen, ſo haben ſie, däucht mich, nicht ganz unrecht. Wenn jemand erdichtete, er habe ſich in einem Luftſchiffe von einem Planeten zu dem andern geſchwungen, und alle wunderbare Begebenheiten, die ihm auf dieſer Reiſe aufgeſtoßen, dichteriſch beſchriebe, wäre dieſes nicht eben ſowohl, als die Odyſſea und Aeneis, ein epiſches Gedicht? So wie dieſes Träume ſind, ſo weiß ich nicht, warum nicht auch der Traum des Dante das Subject eines epiſchen Gedichtes ſeyn könne. Wenn es wahr iſt, daß die Einheit der Handlung zum Weſen dieſer Art von Gedichten gehört, ſo fehlt es der ſogenannten Comödie des Dante eben ſo wenig an Einheit, als den Reiſebeſchreibungen des Ulyſſes und des Aeneas. Hier führen die Dichter ihre Helden durch fremde Meere und Länder, erzählen die Ungeheuer, Schiffbrüche, Bezauberungen, Gefahren, denen ſie ausgeſetzt waren; und dort beſchreibt Dante, was er auf ſeiner Reiſe in der andern Welt wahrgenommen, die Strafe der berüchtigten Sünder, und die Freuden der Seligen. Homers und Virgils Gedichte gründen ſich auf hiſtoriſche Wahrheit, jenes des Dante auf die Religion, und auf die Geſchichte und Sitten ſeiner Nation, für welche er ſchrieb. Wenn er in der Art der Ausführung von den griechiſchen und

lateinischen Mustern abgehet, so war er auch der Mann eine eigene Art von epischem Gedichte zu stiften. Ihm folgte Federigo Frezzi, in seinem Quadriregio nach; und ist nicht nach des Dante Zeiten durch Ludwig Pulci, Folengo, Berni, Tassoni, und Fortiguerra das Heroischkomische Gedicht entstanden, welches von den Regeln der Griechen und Lateiner abweicht, und darum doch nichts von seinem Werthe verliert?

Man kann nicht läugnen, daß der Stil des Dante in Ansehung der Gedancken oft finster, sophistisch und niedrig, und was die Versification und Worte betrift, oft hart und rauh klingt. Er ist hierin den Gemälden des Cimabue und Giotto, seiner Zeitgenossen, und der sogenannten Gothischen Bauart seiner Zeiten sehr ähnlich. Allein vieles von diesen Mängeln muß seiner allzu ernsthaften und finstern Gemüthsart, vieles seiner schrancken losen Liebe zur Freyheit und seinem Hange zur beissenden Satyre, vieles der noch ungebildeten Sprache, und den Gegenständen die er beschrieb, beygemessen werden. Auch in den Stellen, wo er am meisten bewundert wird, ist sein Stil nicht von zärtlicher und weicher Anmuth, sondern krafftvoll, und von männlicher Schönheit. Dieses bemerckt man sogar in seinen Sonnetten, wo seine Ausdrücke der Liebe immer einen gesetzten und ernsthaften Geist verrathen. Vor ihm hatte noch niemand von Theologie, Naturlehre, Mathematik, und Sternkunde in Italienischer Sprache

che geſchrieben; er mußte aus den rohen Schlacken der Sprache des Volcks ſchickliche und wohlklingende Wörter bilden, und auf ungebahnten Wegen, und unter ſchwer einzubildenden Gegenſtänden, bey jedem Schritte mit neuen Hinderniſſen kämpfen. Er ſchuf die Sprache ſo vollkommen, daß ſie bis auf den heutigen Tag nicht nur verſtändlich, ſondern auch claſſiſch iſt; und es iſt nicht genug zu bewundern, wie er allein hinreichend war zu vierzehn tauſend Verſen ſchickliche Wörter zu finden, welche nicht nur eine jede Handlung und Sache, die bey jedem Schritt neu ſind, ſondern auch ihre verſchiedene Schattirungen ausdrücken. Algarotti hat dieſen Werth nicht in ſeine Rechnung gebracht, ſonſt würde er dieſes Gedicht nicht unter die alten Codices verwieſen haben. Wem daran gelegen iſt, in einem kurzen und kraftvollen Stil zu ſchreiben, dem iſt er eine unſchätzbare Quelle. Wenn einige Wörter veraltet ſind, ſo iſt dieſes kein Fehler des Dichters, ſondern der Nation, die ſolche Wörter auſſer Gebrauch hat kommen laſſen; und wenn Wörter und Verſe in den Ohren des Algarotti übel klangen, ſo iſt die Frage, ob das Ohr eines Lombarden ein entſcheidender Richter hiervon ſeyn konnte, oder ob daſſelbe etwa allzuſehr verzärtelt war. Was mag wohl die Urſache ſeyn, daß die Lombarden ſo große Feinde der florentiniſchen Akademie della Cruſca ſind? Keine andere, als weil ſie ihren zu abgebrochenen und lappiſchen Tönen gewöhnten Zungen, Ohren und Federn eine ganz verſchiedene

Harmonie vorschreibt, die sie selten so erreichen, daß man nicht auf der ersten Seite ihrer Schriften einen Mißklang, oder, wie in den Schriften des Algarotti, ein affektirtes Wesen wahrnehme. Es ist nicht einem jeden gegeben, die Harmonie der Dantischen Muse zu fühlen. Sie recht zu fühlen müßte man sie mit dem männlichen und strengen Geiste des Dichters hören und denken. Eine weichlich anmuthige Harmonie findet man eben so wenig in seinen Gedichten, als leichte Umrisse im Etruskischen Stil der zeichnenden Künste.

Es ist mir kein Dichter bekannt, dessen Stil den verschiedenen Gegenständen so sehr angemessen ist als der Stil des Dante. Daher ist es kein Wunder, daß er bald erhaben, bald niedrig, bald so sanft und lieblich als es ein Dante seyn konnte, bald mürrisch, finster und schrecklich ist. Selbst die fremde und unverständliche Sprache, welche er dem Pluto in den Mund legt, und Algarotti so sehr tadelt, ist ein überzeugender Beweis hievon. Daß Pluto, der einen noch lebenden Menschen plötzlich vor seinen Augen im Reich der Todten siehet, in Verwirrung geräth, und in eine hölliſche Sprache ausbricht, ist der Sache sehr angemessen. Daß er dem Virgil, seinem Führer und Lehrer, die Sprache eines in den Geheimnissen der wahren Religion aufgeklärten Menschen in den Mund legt, und den Pluto, den dieser auf Erden als Beherrscher der Hölle verehrte, einen verfluchten Welf schelten läßt, den der Erzen-

gel

gel Michael aus dem Himmel gestürzt, ist wahrscheinlicher, als wenn er ihm einen schwarzen Stier hätte opfern lassen. Denn er vermischt zwar die Mythologie mit der christlichen Religion, aber nur in so fern er die heidnischen Helden und Halbgötter mit den Christen vermengt, und ihren Lastern und Tugenden nach den Grundsätzen des Christenthums Strafe und Belohnung wiederfahren läßt. Daß er den Cerberus, Pluto, Minos, Charon, die Seen und Flüße der Hölle beybehalten, ist ihm eben so wenig zu verdenken, als daß er die Hölle in verschiedene Kreise getheilt hat; weil Eins so gut als das andere erdichtet ist. — Trojan und Riphäus bey den Heiligen im Paradiese, die heidnischen Dichter und Philosophen, Camilla, mit Hektor und Aeneas, Lucretia mit dem Sultan von Babilonien, und Brutus und andere Heiden in der Vorhölle, wo ehedem die heiligen Patriarchen waren, Kardinäle und Päbste in scheußlichen und allzuverächtlichen Stellungen und Gesellschaften: alles scheint dem Algarotti ein unerklärbares Gemische; und mir würde es eben so unerklärbar scheinen, wenn er durch die nicht minder erdichtete himmlische Hierarchie seiner Einbildungskraft hätte Schranken setzen lassen. Eben diese grotesken Gruppierungen, diese unerwarteten Auftritte, sind eine wesentliche Schönheit des Gedichtes. Wie hätte er stummen Personen Handlung, und Reiz verschaft, wenn er es nicht durch ihre auffallende Lage und Stellung gethan hätte? — Was Dante von Can della Scala

ſagt, iſt eine ganz erträgliche Allegorie, „Er wird ſich nicht an Ländern und Metall, ſondern an Weisheit Liebe und Tugend laben,„ und von einem Dichter verlangt man keine allzu genaue Beſtimmung der Oerter, beſonders wenn er geheimnißvoll weißaget, und der Ort aus andern Umſtänden errathen werden kann, wie hier der Fall iſt. Uebrigens ſehe ich nicht, was die Reime Lacca und inſacca beſtialiſches haben. Was aber die folgenden Auſierich, Tabernich und Grich anbelangt, ſo hatte ſich Dante einmal in den Kopf geſetzt, den Klang des Eiſes nachzuahmen, wenn es einen Schreck bekommt„ Das Eis war ſo ſtark, daß es nicht einmal am Rand einen Schreck bekommen hätte, wenn auch die Berge Tabernic und Pietrapiana darauf gefallen wären. Man muß aber wiſſen, daß die Toſkaner das C am Ende wie ein kurzes Ke leſen, wodurch ein großer Theil der Härte verſchwindet; denn ſie leſen Auſierikke, Tabernikke, Crikke. Das Harte, was dennoch übrig bleibt, gehört, wie hundert andere dergleichen Kleinigkeiten, unter die Kinder des Dantiſchen Eigenſinns, welche durch die Menge unnachahmlicher Schönheiten bedeckt werden. Dieſer ſind viel mehrere, als Algarotti angiebt, und ich glaube, die Sache nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß kein Dichter ihn an Menge ſelbſtgeſchaffener Gedanken und Bilder übertreffe.

Das Urtheil, welches Algarotti über des Dante Gedicht fällt, iſt zum Theil wahr, und zum Theil allzu-

allzuerniedrigend. „Ich kann, sagt er, diesen seltenen „Mann nicht hoch genug schätzen, der unter der allge„meinen Finsterniß und Barbarey, aus welcher die Welt, „kaum ihr Haupt zu erheben anfing, es wagte, an „ein Gedicht zu denken, und alle Gegenstände der Dicht„kunst kühn zu mahlen. Man muß ihn weder als einen „epischen, noch als komischen Dichter betrachten. Sein „Gedicht ist nichts anderes, als eine Beschreibung seiner „Reise. Wunderlicher Eigensinn und Leidenschaften „waren seine Wegweiser und Gefährten. — Hätte er „in bessern Zeiten gelebt, würde er vielleicht der größte „unter allen Dichtern geworden seyn. Es fehlte ihm „nichts als guter Geschmack und Kunst. Aber seine „Seele war groß und erhaben, sein Kopf scharfsichtig „und fruchtbar, seine Phantasie lebhaft und mahlerisch, „woher ihm die Verse und wunderbare Züge leicht aus „der Feder fließen. So ungestaltet auch seine Komödie „ist, so enthält sie doch hier und da so starke und „schreckliche Gedanken, so wohl organisirte Terzinen, „daß der dadurch bezauberte Leser die Rauheit der an„dern Zwölf oder zwanzig folgenden nicht empfindet. — „Wer bewundert nicht die anschauende Idee in den „Versen: „

E come quei, che con lena affannata
Uscito fuor del pelago alla riva
Si volge all' acqua perigliosa e guata *)

*) Wie Einer, der mit harter Noth dem Meer
Entgangen, ächzend auf dem Ufer steht,
Und die Gefahr des Wassers überschaut;

Wer fühlt nicht die Anmuth, und Frischheit in den folgenden:

Quale i fioretti dal notturno gelo
Chinati e chiusi, perche il sol gl'imbianca
Si drizzan tutti aperti in loro stelo; *)

das Majestätische und Schreckliche beym Eingang der Hölle:

Per me si và nella città dolente,
Per me si và nell' eterno dolore,
Per me si và tra la perduta gente;
Guistizia mosse il mio alto Fattore etc. **)

Schmerz und Verzweiflung der Verdammten in diesen drey Versen?

Diverse lingue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira,
Voci alte e fioch, e suon di man con elle ***)

Das

*) Wie Blumen von dem Frost der Nacht gebeugt
Und zugeschlossen, wenn die Sonne sie
Mit heitern Strahlen färbt, sich öfnen, und
Auf ihrem Stengel alle aufrecht stehn;

**) Durch mich geht man zur trauervollen Stadt!
Durch mich geht man zur ew'gen Quaal und Pein:
Durch mich geht man zu dem verlohrnen Volk!
Gerechtigkeit war meines Schöpfers Ziel, ꝛc.

***) Ein fürchterlich Gemisch
Von tausend fremden Sprachen, lautes Ach
Und Weh', des Zorns Geschrey, ein hell und dumpf
Geheul, und Händeklatschen —

„Das ſind göttliche Verſe. Das nemliche ſage ich „von ſeiner Beſchreibung des Arſenals zu Venedig, von „ſeinen Apoſtrophen an die Piſaner und Genueſer ꝛc. „Dergleichen Terzinen ſind im ganzen Gedichte, wenn „ich ſie recht gezählt habe, ungefähr Hundert unter Fünf„tauſend, woraus das Gedicht beſteht. Der Verſe aber „die ohne Mängel ſind, belaufen ſich, ich erdreiſte mich „es zu ſagen, auf tauſend. Die übrigen 13000 ſind „fehlerhaft und ſchlecht. Ein in Wahrheit ſchönes und „ergötzendes Gedicht! Worauf kann Dante Anſpruch „machen, wenn dreyzehn Theile ſeines Gedichts fehler„haft ſind, und nur der vierzehnte wohl gerathen iſt?„

Nach dieſer Berechnung, welche Virgil in den Elyſiſchen Feldern in Gegenwart aller griechiſchen und Lateiniſchen Dichter machte, entſtand ein Aufruhr. Juvenal wollte den guten Dante dem Ennius und Pacurius nachgeſetzt wiſſen. Die Griechen tobten am meiſten. Sie verlangten Genugthuung für das Unrecht, womit die Italiener ſie ſoviele Jahrhunderte dem Dante gleich geachtet hätten. Es wurde allgemein beſchloſſen, daß Dante keinen Platz unter ihnen haben ſollte, weil es ſeinem Gedichte an regelmäßiger Form und an Kunſt fehlte. Heſiodus, Lucrez, und andre hiſtoriſche und philoſophiſche Dichter weigerten ſich, ihn aufzunehmen, wenn er ſich nicht von den vielen wunderlichen und unvernünftigen Erdichtungen reinigte. Terenz, Ariſtophanes, und die übrigen Schauſpiel-

ſpiel-Dichter behaupteten, wegen des bloßen Titels einer Komödie könnte man auf die Ehre eines Komiſchen Dichters noch keinen Anſpruch machen. — Kurz Dante lief Gefahr von der Zahl der Dichter gänzlich ausgeſchloſſen zu werden, wenn Virgil nicht eine Mittelſtraße gefunden hätte, die Sache zu ſchlichten. Er ſchlug ihnen vor, die beſten Stücke aus dem Dante in ein kleines Buch von drey oder vier Geſängen zu ſammeln, ſie nach Möglichkeit zu ordnen, und die Verſe, die ſich zu andern nicht ſchickten, einzeln aufzubehalten, wie Denkſprüche, nach Art der Fragmente des Afranius und Pacuvius. Mit dieſem Beding wurde Dante unter die Geſellſchaft der Dichter aufgenommen, und mit der Unſterblichkeit beſchenkt — Ob er ſich für dieſe groſſe Gnade bedankt habe, davon ſagt der Brief nichts. Vermuthlich warf er einen höhniſchen Blick auf die geſchminkten Künſtler, zog die Kappe über ſeinen ſchöpferiſchen Kopf, und geſellte ſich zu den älteſten Zöglingen der Natur, die ohne Feſſeln der Kunſt ihrer göttlichen Begeiſterung folgten.

J***.

V.

Zehnte Scene.

Die Wirthin kommt herein und meldet dem Prinzen, daß ein Herr von Hofe da ſey, der auf Befehl des Königs mit ihm ſprechen wolle. Falſtaff wird abgefchikt, zu hören was er wolle.

Eilfte Scene.

Falſtaff kommt zurük, und bringt die Zeitung von dem Aufſtand, den Percy, Northumberland, Douglas, und Glendower, im Norden von England erregt, und daß der Prinz auf morgen zum König, ſeinem Vater, beſchieden ſey. Dieſes giebt zu einer kleinen Comödie von der pöbelhafteſt-burlesken Art Anlas, worinn Falſtaff den König macht, und den Prinzen wegen ſeiner unanſtändigen Lebensart und liderlichen Geſellſchaft ausſchilt, jedoch mit Ausnahme des einzigen Falſtaff, von dem er viel Gutes ſagt. Der Prinz behauptet, Falſtaff habe den König nicht recht gemacht, übernimmt dieſe Rolle ſelbſt, läßt Falſtaffen den Prinzen ſeyn, und ſagt alsdann eben ſo viel böſes von Falſtaff als dieſer vorhin Gutes von ſich ſelbſt geſagt hatte. Folgendes mag zur Probe dienen:

Prinz Heinrich (in der Perſon des Königs.)

Ich höre groſſe Klagen über dich.

Falſtaff (in der Perſon des Prinzen.)

Saletiel! Gnädigſter Herr, ſie ſind alle erlogen --

Prinz

V.

Horazens
Erſte Satyre des zweyten Buches.

Horaz. Trebaz.

Horaz. Es giebt Perſonen, denen ich zu ſcharf
im Tadeln, und die Rechte der Satyre
weit über das Geſetz zu dehnen ſcheine:
hingegen andre finden alles was ich noch
geſchrieben nervenlos, und meynen, ſolcher Verſe
wie dieſe könne man in Einem Tag'
ein ganzes Tauſend ſpinnen. Rathe nun,
Trebaz, was ſoll ich thun?

Trebaz. Es gut ſeyn laſſen!

H. Gar keine Verſe machen, meynſt du? T. unmaßgeblich.

H. Ich will gehangen ſeyn, wofern das nicht
das klügſte wär': allein, ich kann nicht ſchlafen.
T. Wer feſten Schlafs bedarf, dem fügen wir hiemit
zu wiſſen, *) daß er, wohl mit Oel geſalbt,

die

*) Horaz läßt ſcherzhafter weiſe den Trebaz, der ein Rechtsgelehrter von Profeſſion war, in der Sprache der Römiſchen Juriſ-

die Tiber dreymal durchzuſchwimmen, und die Kehle
vor ſchlafengehn mit altem Weine reichlich
zu waſchen habe! — Oder, wenn dich ja
die Schreibeſucht ſo übel plagt, ſo wag' es
die Thaten des unüberwundnen Cäſars *)
zu ſingen; eine Mühe, die gewiß
ſich wohl belohnen würde. H. Gar zu gerne,
o Hochachtbarer, folgt' ich dieſem Rathe,
nur ſind die Kräfte nicht dem Willen gleich.
Denn Heere die von Speeren ſtarren, oder
den Gallier, mit abgebrochnem Pfeil'
im Buſen, in die Erde beiſſend, oder
den Parther der vom Pferde ſterbend ſinkt
zu ſchildern, iſt nicht eines jeden Sache.
T. So könnteſt du zum mindſten, wie der weiſe
Lucilius **) dem Scipiaden that,

in

eidconſulten ſprechen, und hier den Rath, ſo er ihm ertheilt ſogar im Ton der Prätoriſchen Edikte vortragen.

*) Vermuthlich wird hier Auguſtus gemeynt.

**) Lucilius hatte Satyren geſchrieben, die noch zu Horazens Zeit in Anſehen ſtanden. Er lebte mit dem großen Scipio Afrikanus ſehr vertraut, und ließ vermuthlich bey Gelegenheit das Lob ſeines erhabnen Freundes in ſeine Gedichte einfließen.

in Ihm den edlen und gerechten ſingen!

H. Ich will es bey Gelegenheit an mir
nicht fehlen laſſen. Denn der Augenblick
muß glücklich ſeyn, wo eines Flaccus Verſe
den Weg zu Cäſars Ohren offen finden ſollen,
der, wenn er ungeſchickt geſtreichelt wird,
mit einem tücht'gen Schlage fühlen läßt, *)
daß er von allen Seiten ſicher iſt.

T. Um wieviel beſſer wär' es, als in leidgen Verſen
„den Lecker Pantolab, den Praſſer Nomentan„ **)
zu geiſeln, wo für ſeine eigne Haut
gleich jedem bang wird, und wiewohl, der Schlag
ihn ſelbſt verſchonte, doch den Geisler haßt.

H. Was ſoll ich machen? Tanzt Milonius nicht

ſobald

*) Dieſe von einem Pferde hergenommene metaphoriſchen Ausdrücke können zu einem Beyſpiele dienen, wie verſchieden die Begriffe vom **Anſtändigen** in verſchiednen Zeiten und bey verſchiednen Völkern ſind. Ein heutiger Dichter käme gewiß übel damit an, wenn gleich J. M. Gesner meynt, die Könige ließen ſich gerne mit Pferden vergleichen.

**) Dieſer Vers, *Pantolabum ſcurram, Nomentanumque nepotem*, iſt aus der 8ten Satyre des 1ſten Buches genommen. Beyde ſtehen hier für jeden andern ſchlechten Menſchen, den Horaz in ſeinen Satyren mit ſeinem eignen Namen genannt hatte.

ſobald der Kopf ihm warm wird und die Lichter
ſich ihm verdoppeln? Caſtor liebt die Pferde,
und der mit ihm aus Einem Ey hervorkroch *)
den Kolben. Soviel Köpfe, ſoviel Sinne.
Mir macht's nun Freude, was ich denk' in Verſe
zu ſchließen, wie Lucil vor mir gethan,
der beſſer als wir beyde war. Der Mann
ſah ſeine Schreibetafel an als ſeinen beſten
getreuſten Freund: ihr wurde ſein Geheimſtes
vertraut; es mocht ihm wohl, es mocht ihm übel
gelungen ſeyn, ſo lief er keinem andern
als ſeinem Buche zu: auch kömmts daher
daß es, wie ein Votiv-Gemählde, uns
des guten Alten ganzes Leben darſtellt.
Ihm, einem edeln Römer, folg' ich nun,
(ich, ob Lucaner, ob Apulier,
iſt ungewiß, (** denn zwiſchen beyder Gränzen pflügt
der Venuſiner, der, nach einer alten Sage,

aus

*) Pollux, beyde Söhne der Leda, deren Abentheuer mit dem Schwane Jupiter bekannt iſt.

**) Horaz ſcheint hier, auf eine launenhafte Art, Lucils eigene ſchwatzhafte Manier und Nachläſſigkeit in der Schreibart nachgeahmt zu haben.

aus Rom hieher verpflanzet ward, damit
das Land nicht den vertriebenen Samnitern
zum Einfall in das Röm'sche offen stünde,
falls die Lucaner oder Appulier die Stadt
mit Krieg bedrohen würden.) Aber dieser Griffel
soll, ungereizt, ich schwör es, keinem lebenden
Geschöpfe furchtbar werden! soll mich blos,
gleich einem Degen in der Scheide, schützen!
Wofür soll' ich ihn ziehen, da ich nichts
von Räubern zu besorgen habe? Laß, o Vater
und König Jupiter, die ungebrauchte Klinge
vom Rost zerfressen werden, wenn ich, der den Frieden
so herzlich liebt, nur selbst unangefochten
zu bleiben hoffen kann! Doch wer mich nekt
(ich rufe nicht vergebens sich zu wahren!)
der wirds beweinen, wenn er, wider Willen
berühmt, auf allen Gassen sich besungen hört.
Ein Cervius *) droht dem Beleidiger
mit einem Halsprozeß, Canidia mit dem Säftchen **)
womit

*) Ein übelberüchtigter Mensch, der sich, wie es scheint, gebrauchen ließ Personen, die den Großen verhaßt waren, Criminalprocesse an den Hals zu werfen.

**) Mit Gift. Horaz schlägt hier zwey Fliegen mit Einem Klappe.

womit Albuz ſein liebes Ehgemahl
curirte, Turius *) mit einem ſtrengen Urtheil:
Du ſiehſt, ein jeder (ſo gebeut ihm die Natur)
ſchreckt ſeinen Feind mit dem wodurch er ſtark iſt.
Der Wolf packt mit den Zähnen an, der Stier
mit ſeinem Horn: warum, als weil ein innrer Trieb
ſie leitet? Sey gewiß, die alte Mutter
des Buben Scäva lebt dir ewig! wenn ſie nur
von ſeinen frommen Händen ſterben ſoll:
was Wunder? ſchlägt doch auch der Wolf nicht mit
dem Huf nach dir, ſo wenig als der Bulle
dich mit den Zähnen ſtößt; ein bischen Schierlingsſaft
in einem Honigfaden thuts ja auch. **)
Und alſo, (daß ichs nicht zu lange mache)
es ſey nun, daß ein ruhig Alter mich erwarte,
es ſey daß ſchon mit ſchwarzen Flügeln mich
der Tod umflattre, arm und reich, zu Rom,
und, wenn's mein Schickſal will, im Ausland, kurz,
was meines Lebens Farbe ſey — ich ſchreib'
und werde ſchreiben! T. Armer Junge!

hu

*) C. Turius, der ſeiner Strenge wegen bekannte Prätor, von welchem Cicero den Verres anklagte.

**) Ohne allen Zweifel bezieht ſich dies auf eine damals ſtadtkündige und gerichtlich abgeurtheilte Begebenheit.

du wirſt's nicht lange treiben, denk' an mich!
Von deinen großen Freunden einer wird
dich durch Verkältung aus der Welt befördern!
H. Wie? als Lucil Gedichte dieſer Art
zuerſt zu ſchreiben ſich vermaß, und jedem
die glatte Larve abzuziehn, worin
er wohlmuth einhergieng, ſeinen innern Schalk
verbergend, hielt ſich Lälius, oder jener
der vom beſiegten Africa den Nahmen trug,
durch ſeinen Wiz beleidigt? oder ließen ſie
ſichs ſchmerzen, den Metellus angeſtochen,
und einen Lupus ganz mit ſchmacherfüllten Verſen
bis an die Scheitel zugedeckt zu ſehen?
Und gleichwohl griff er, ohne Scheu und Ausnahm,
Patrizier und Volk durch alle Zünfte an,
und hielt mit niemand Fried' als mit der Tugend
und ihren Freunden. Weiß man nicht ſogar
daß Scipions Größe, Lälius milde Weisheit,
wenn ſie vom Schauplatz ſich ins Stille zog,
ſich nicht zu groß und weiſe dünkte, oft
die Zeit bey ihm ſich zu verkürzen, und, indeß
der Kohl am Feuer gar ward, Stand und Würde
beyſeitgeſetzt, mit ihm ein Stündchen wegzuſcherzen?

Wie wenig oder viel ich seyn mag — ganz gewiß
an Geist wie an Geburt weit unter dem
Lucil — so wird doch, daß auch ich mit Großen
gelebt, die Mißgunst selbst gestehen müssen,
und wenn sie in zerbrechlich Holz zu beissen glaubt,
die Zähne unverhofft zurückeziehen.
Wobey es denn verbleiben mag, wofern
nicht etwa du, rechtskündiger Trebaz,
von andrer Meynung bist? T. Ich finde nichts
erhebliches dagegen einzuwenden.
Indessen will ich dir wohlmeynend doch
gerathen haben, auf der Huth zu seyn
daß nicht Unkundigkeit der heiligen Gesetze
in böse Händel dich verwikle! Denn
so lautet das Gesetz: wer schlimme Verse
auf jemand macht, der muß zu Recht' ihm stehen!
H. Gut, wenn er schlimme Verse macht; doch wenn
die Verse gut sind, wenn sie Cäsar selbst
mit seinem Beyfall ehrt, und wenn der Mann
der einen schandewürdigen gezüchtigt
selbst ohne Vorwurf ist? T. dann nimmt der Handel
ein lachend End', und du gehst frey von dannen.

W.

VI.

Etwas zum Behuf des Nachdrucks

(Von einem Ungenannten eingeſchickt.)

mit Anmerkungen des Herausgebers.

„Ein Mann erfand eine Gattung Zeuges, welches in ſeiner Art einzig war. Er verkaufte das erſte Stück ſeiner Waare an einen andern mit der Bewilligung, es nach Gefallen vervielfältigen zu dürfen. Dieſer verband, auſſer den Unkoſten des Kaufs und der Verfertigung, auch noch jene einiger ſelbſtbeliebigen auſſerweſentlichen Zierathen damit. Er erhielte von allen Staaten Europens, zwey ſouveraine Fürſten ausgenommen, das ausſchließliche Privilegium über Verfertigung, Verzierung und Verkauffung. Ein Unterthan einer dieſer beyden Fürſten ſahe dieſes Zeug, wie es aus der Hand des erſten Käufers kam, und fand, daß er es ſeinen Landsleuten eben ſo gut und mit Weglaſſung mehrerer oder wenigerer Zierathen, wohlfeiler liefern könne. Sein Fürſt, in der wahrhaft landesväterlichen Rückſicht, den Vortheil ſeiner Unterthanen auf die leichteſte Art zu befördern, und ihr Geld nicht ohne Noth auſſer Land gehen zu laſſen, erlaubte es ihm. Alles was jemals gegen Monopolien, Zünfte, unbillige Vorzüge ihrer Gerechtſamen und läſtige ausſchlieſſliche Bindung an ihre Ar-

heiten aufgeführet worden — Alles was jemals von den Vorzügen des Allgemeinen Beſten vor Privat-Vortheilen geſagt worden, trat auch hier zu Gunſten des zweyten Unternehmers ein. Doch mußte er auf Befehl ſeines Fürſten, der auch gegen Fremde gütig, oder, wenn man will — gerecht dachte, dem erſten Käufer die Hälfte der erſten Erkaufskoſten erſetzen. Eben ſo mußte in dem Lande des zweyten Fürſten ein Unterthan, der ſich ſpäter zu eben dieſer Unternehmung aufwarf, den beyden frühern Käufern einen verhältnißmäßigen Erſatz der erſten Erkaufs-Unkoſten leiſten; und alle drey wurden auf dieſe Art in eine gewiſſe Gleichheit von Recht und Concurrenz geſetzet. Uebrigens blieb es den Unterthanen beyder Fürſten unverwehrt, ſich inländiſche weniger- oder ausländiſche mehr verzierte Zeuge anzuſchaffen.

* * *

Ein Schriftſteller, deſſen Werke nachgedruckt werden — und der über dieſe für ſeine Speculationen freylich leidige Auszeichnung murret, nicht blos nach der Ehre geitzet, daß die Früchte ſeines Geiſtes den ausgebreiterſten Nutzen ſchaffen mögen, ſondern (wie bisher in allen Schriften für und wieder den Nachdruck geſchehen) die ganze Sache hauptſächlich nur aus einem mercantiliſchen Geſichtspunkte betrachtet, wird ſich meine Vergleichung und das Aushülfs-Mittel gefallen laſſen, oder ſeinem Verleger den Weg zei-

gen

Prinz Heinrich.

Du ſchwörſt, unartiger Bube? Von nun an komm nimmer vor meine Augen! Du gehſt einen verderblichen Weg; es iſt ein Teufel, der dich jagt, ein Teufel in Geſtalt eines fetten alten Manns; eine Tonne von einem Mann iſt deine Geſellſchaft. Wie, ſchämſt du dich nicht mit dieſem Weinfaſſe umzugehen, mit dieſem zuſammengeballten Klumpen von Beſtialität, mit dieſem ungeheuren Keſſel voll Sect, mit dieſem ausgeſtopften Felleiſen von Kutteln, -- dieſem ehrwürdigen Laſter, dieſer grauen Büberey, dieſem Vater Spizbuben, dieſer bejahrten Eitelkeit? Wozu iſt er gut, als Sect zu koſten und auszutrinken? Worinn iſt er nett und manierlich, als einen Capaunen zu zerlegen und aufzuſchneiden? Worinn hat er Verſtand als in Ränken? Wozu braucht er ſeine Ränke als zu Bubenſtüken? Worinn iſt er ein Lotterbube als in allen Dingen? Und worinn iſt er löblich als in nichts?

Falſtaff.

Wen meynt Euer Majeſtät?

Prinz Heinrich.

Dieſen ruchloſen ſchändlichen Verführer der Jugend, Falſtaff, dieſen alten weißbartigen Satan.

Falſtaff.

Mylord, den Mann kenn' ich.

gen müſſen, den Beaumarchais zu Rehl eingeſchlagen hat. Meine übrigen Geſchäfte haben mir nicht erlaubet, die Schriften über den Nachdruck anders als nur flüchtig zu überleſen. Ich kann mich alſo auch nicht mehr erinnern, ob meine Vergleichung ſchon einmal geſagt worden — aber gedacht gewiß. Auch kann es ſeyn, daß meine Prädilektion für das allgemeine Beſte mich in meiner Beurtheilung des Nachdrucks überhaupt irre führt. Sey es! Ich bin kein Nachdrucker, ob ich gleich bey meiner Liebe zur Lektüre und in Rückſicht auf meinen Beutel ihre Geſchäftigkeit zu benutzen nicht läugne. Ein Geſtändniß, welches mich einem Manne ſchlecht empfehlen wird, deſſen Schriften zu meiner Ehre zwar meine Lieblinge ſind, der aber mit unerbetner Dienſtfertigkeit auch ſchon manches abzumachen gehabt hat — und deſſen einſichtsvollerer Meynung über dieſen Gegenſtand ich übrigens keinesweges vorzugreiffen oder zu widerſprechen gedenke.„ F*** den 16ten Jul. 1785.

A.

Anmerkungen des Herausgebers.

Allerdings ſcheint der ungenannte Verfaſſer dieſes kleinen Aufſatzes die Schriften eines Pütter, Ehler, Feder, u. a. über den Nachdruck gar nicht oder nur flüchtig geleſen zu haben; denn ſonſt würde er vermuthlich Gründe genug gefunden haben, ſich zu überführen, daß von allen Vergleichungen, die von Zeugen

und andern dergleichen Fabrikwaaren hergenommen werden, keine auf den Bücherverlag und Buchhandel anwendbar iſt. Die Seinige hat überdies noch einen zweyfachen Fehler: 1) daß ſie ſich nur auf den beſondern Fall beziehet, wo der Verleger eines Buches daſſelbige durch überflüſſige Acceſſoria, als koſtbares Papier, Vignetten, und zur bloßen Zierde dienende Kupfer vertheuret, welches nicht bey allen nachgedruckten Büchern der Fall iſt: 2) daß der Verfaſſer (vermuthlich um das Mangelhafte und Unangemeſſene ſeiner Vergleichung in etwas zu vergüten) die Fürſten, welche den Nachdruck begünſtigen, „ſo gütig, oder, wenn man will, ſo gerecht„ ſeyn läßt, den Nachdrucker anzuhalten, daß er den erſten Käuffer (d. i. Verleger, der das Manuſcript von dem Verfaſſer an ſich gebracht) durch Erſetzung der Hälfte der erſten Erkaufs-Unkoſten entſchädige.

Man ſieht ſchon hieraus, daß unſers Ungenannten Meynung eigentlich iſt (wie er es denn auch in der Folge ſelbſt zu erkennen giebt) ein Aushülfsmittel (wie er es nennt) eine Art von Vorſchlag zur Güte zwiſchen Autor, Verleger und Nachdrucker auf die Bahn zu bringen: er ſcheint aber die Sache nicht deutlich genug durchdacht zu haben. Oder was will er mit der Wendung ſagen: „der Fürſt, der auch gegen Fremde gütig, oder, wenn man will, gerecht dachte„ u. ſ. w. — Entweder gebührt dem Verleger die Entſchädigung, zu welcher der Fürſt den Nachdrucker

durch

durch einen Befehl anhält, von Rechtswegen, oder nicht: iſt das leztere, ſo iſt es dem Fürſten keinesweges erlaubt aus fremdem Beutel gütig zu ſeyn, und er wäre, ſolchenfalls, zu eben der Zeit, da er gegen den Verleger gütig wäre, ungerecht gegen den Nachdrucker: iſt aber das erſtere, ſo findet ſich hier gar kein Vorwand, der Güte des Fürſten ein Compliment zu machen: er thut blos was er nach dem ſtrengen Rechte ſchuldig iſt, indem er den Nachdrucker zu einem Erſatz anhält, der auf Seiten des leztern eine unrechtmäßige Beſchädigung des Verlegers, und von Seiten des Verlegers eine Klage gegen den Beſchädiger vorausſetzt. In dieſem Falle aber muß der gerechte Fürſt noch mehr thun: es kommt da nicht blos darauf an, dem Beſchädigten nach Belieben etwas zu einiger Vergütung reichen zu laſſen: die Beſchädigung muß genau unterſucht, berechnet, und dem beleidigten Theil der erweislich erlittene Verluſt bis auf den lezten Heller erſetzt werden — Aber wo bliebe alsdann das vorgebliche Recht des nachdruckens, und wo würde ſich der großmüthige Nachdrucker finden, der unter ſolchen Bedingungen, mit ſo wenigem und ungewiſſen Vortheil arbeiten wollte, blos um das werthe Publikum mit wohlfeilen Büchern zu verſorgen, und zu verhindern, daß kein Geld für gedrucktes Papier aus ſeines Fürſten Lande gehe?

Man ſieht, daß die Begriffe unſers Ungenannten über dieſe Sache noch nicht recht zuſammenhangen.

Das Wahre iſt, er fühlt ſelbſt die Unzulänglichkeit ſeiner Vergleichung, und daß ſowohl Schriftſtellern als Verlegern durch die Nachdrucker wohl ein wenig Unrecht geſchehe: aber das gemeine Beſte, zu teutſch der Vortheil der Käuſſer, iſt es was ihm am Herzen liegt; und wer wollte ihm das auch verdenken, da doch jedermann gerne wohlfeil einkauft, und gewiß wenige wären, die in einem Lande, wo privilegirte Diebe verarbeitetes Silber das Loth zu einem halben Gulden verkauften, es lieber von ehrlichen Goldſchmieden oder Silber-Juwelierern um einen Thaler oder zwey Gulden kauſſen wollten. Aber was ihm, und allen denen die in der Sache des Nachdrucks ſich ſo laut auf das Gemeine Beſte berufen, gleichwohl ein wenig verdacht werden könnte, iſt der kleine Umſtand: daß der Staat jeden bey ſeinem Eigenthum zu ſchützen ſchuldig iſt, und daß es nicht recht iſt, einzelne Perſonen des Ihrigen zu berauben, weil eine größere Anzahl andrer einzelner Perſonen ihren Vortheil dabey finden.

Doch, daß dies hier der Fall ſey, daß beym Büchernachdruck (wenige Ausnahmen abgerechnet) eine Art von Raub vorgehe, das iſt eben der Punkt, den die Patronen deſſelben nicht eingeſtehen wollen; weil ſie ſich gar zu gerne durch das, was die Bücher-Manufactur mit andern Manufacturen und Fabriken gemein hat, verführen laſſen, die weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen dieſen und jenen nicht genug in Erwägung

wägung zu ziehen. Laßt doch sehen, ob es nicht mög-lich ist, diesen Punkt ohne große Weitläuftigkeiten und subtile Untersuchungen ins Klare zu setzen.

Wird der Nachdruck dadurch rechtmäßig, weil er das Geld im Lande zurückhält und die Bücher-Bedürf-tigen oder Bücher-Liebhaber mit äusserst wohlfeiler Waare versorgt, folglich ihren Beuteln zuträglich ist? —

Wenn dies ist, so sehe ich nicht warum derjenige, der einem Autor ein Manuscript heimlich aus dem Pulte stiehlt, es drucken läßt und so wohlfeil als mög-lich verkauft, nicht eben so wohl eine rechtmäßige Handlung thut, als der Nachdrucker Schmieder: denn der Vortheil ist auf Seiten des Publicums, der nehm-liche. O! nein, sagen die Herren, es ist nicht erlaubt einem Autor sein Manuscript aus dem Pulte, oder aus der Tasche, oder aus seinem Porte-feuille zu stehlen: aber, wenn es einmal gedruckt ist, dann mag es sei-nem Verleger nachdrucken wer will. —

Und warum sollte es denn nicht erlaubt seyn, dem Autor sein Manuscript heimlich aus dem Sacke zu zie-hen, um es, NB. unter seinem Namen, zu seinem Ruhm und Preis *) und zum Vergnügen und Vortheil des Publicums, ohne seine Erlaubniß drucken zu lassen? Hat er es etwa nicht deßwegen geschrieben, daß es be-kannt gemacht werden solle? Und gehört es nicht ge-

wissen-

*) Wovon sich ein Schriftsteller in ohnehin, wie die Priester von Weyhrauch und Opferkühen, nähren soll!

wissenschaften der Welt an, sobald es der Verfasser vollendet hat? — Ich begreiffe nicht, was die Herren für einen andern Grund anzugeben hätten, warum sie die heimliche Entwendung eines Manuscripts für Diebstal halten, als „weil das Manuscript ein Eigenthum des Verfassers ist, welches ihm folglich Niemand ohne sein Vorwissen und wider seinen Willen wegnehmen darf.“

Also ist es nicht der Vortheil des Publicums, sondie Einwilligung des Autors was irgend einen Menschen berechtigen kann, das Werk des Geistes oder der Schreibefinger eines andern drucken zu lassen. Fehlt diese Einwilligung, so ist der Druck eines fremden Buches Entwendung einer fremden Sache gegen den Willen des rechtmäßigen Eigenthümers: und wie man eine solche Handlung mit einem einzigen Worte nenne, ist bekannt. — „Aber wenden die Herren ein, ein Autor, der sein Werk drucken läßt, hat eben dadurch stillschweigend seine Einwilligung gegeben, daß es nachdrucken dürfe wer da will.“ — So? und warum das? Etwa, weil er alsdann in einem Lande, wo kein ausdrückliches Gesez gegen den Nachdruck ist, denselben nicht verhindern kann? Ein feiner Grund! Aber wozu braucht es hier einer Fiction? Und einer so widersinnischen Fiction? Das laute Protestiren aller Schriftsteller gegen den Nachdruck ist Beweises genug, daß sie nicht stillschweigend eingewilliget haben.

Beym

Beym Stehlen kömmt es, wenigstens vor dem Richterstuhle des Gewissens und der Ehre, nicht auf die Form sondern auf das Materiale der Handlung an. Wer mir das Anvertraute abschwört; wer sich meiner Unwissenheit zu Nutze macht und mir eine Tabakdose von Similor für Gold verkauft; wer mir, wenn ich in der äussersten Noth mir alles gefallen lassen muß, gegen funfzig baare Thaler einen Wechsel auf hundert und funfzig abzwingt, hat mich eben so gut bestohlen, als ob er meine Casse erbrochen hätte. Dies ist eine Wahrheit, die wohl niemand zu läugnen begehren wird; nun wende man sie auf den Nachdruck an!

Wenn ein Autor von einem Werke, das als die Frucht seines Geistes oder Fleißes sein Eigenthum ist, tausend Exemplare drucken lässet, so ist es eben soviel als ob er es tausendmal hätte abschreiben lassen, um die Exemplare einzeln an diejenige zu verkaufen, welche dazu Lust haben. Ist wohl jemand, der läugnen kann, daß in dem einen wie in dem andern Falle, alle diese tausend Exemplare des Autors Eigenthum sind? Gesezt nun Cajus fände Mittel ihm 500 Exemplare aus seinem Magazine zu entwenden, und sie an eben soviel Personen auf seine eigene Rechnung zu verkaufen, ist Cajus nicht ein Dieb? Und warum ist er ein Dieb? als weil er sich durch diese Entwendung eines fremden Gutes den Vortheil zugeeignet hat, den der Eigenthümer daraus

gezo-

gezogen haben würde? Wenn nun Cajus, anſtatt dem Autor die Exemplare aus dem Magazine zu ſtehlen, ſein Buch ſo wohlfeil nachdruckt, daß jener ſeine Exemplare ohne Schaden nicht verkaufen kann, oder wenigſtens den billigen Gewinn, denn er (wie jeder Kaufmann an ſeiner Waare) daran zu machen berechtigt wär, fahren laſſen muß, — hat er ihn da nicht eben ſo gut um das Seinige gebracht als ob er ſein Magazin geplündert hätte?

Hat der Autor ſein Buch an einen Verleger verhandelt, ſo tritt der Verleger in deſſen Rechte ein, und der Nachdrucker ſündiget an ihm, wie in jenem Falle an dem Autor ſelbſt.

Ich möchte wohl ſehen, was gegen ſo offenbare Wahrheiten einzuwenden wäre?

Die eben ſo unedle als unbillige Zumuthung, daß die Schriftſteller ihre Werke dem Publico umſonſt geben ſollen, (welches bey jedem Nachdruck in der That der Fall iſt) verdient, zumal da ſie bereits von andern aufs gründlichſte beantwortet worden, keiner weitern Antwort — und das Anſinnen, „die rechtmäßigen Verleger ſollten die Bücher nur ſo wohlfeil geben als die Nachdrucker", beantwortet ſich von ſelbſt. Dies heiſt das Unmögliche verlangen. Wer geſtohlenes Korn zu Markte bringt, kann es freylich wohlfeiler verkaufen als derjenige der es gebaut, oder der es dieſem leztern abgekauft hat. Aber wäre es darum

billig

billig den niedern Preis des gestohlnen Kornes zum Marktpreise machen zu wollen?

Der Ladenpreis eines jeden Buches ist gewöhnlich in einem durch die Natur der Sache und den Gang der Handlung ziemlich festgesetzten Verhältnisse mit dem was es dem Verleger gekostet hat. Natürlicherweise steigt der Preis des Papiers und Druckes nicht nur so wie alle andre pretia rerum: sondern jenes wird auch desto theurer, je grösser die Consumtion ist. Es ist also widersinnisch, sich darüber zu beschwehren, daß der Preis der Bücher um mehr als die Hälfte höher gestiegen sey als er vor funfzig Jahren war. Ueberdies wird ein Buch dadurch, daß es auf holländisch Papier, mit neuen Lettern, mit Vignetten und Kupfern gedruckt ist; freylich um vieles theurer als es ohne alles dies wäre. Aber der Luxus unsrer Zeiten erstreckt sich auch über die Bücher: viele Liebhaber verlangen diese ausserwesentliche Zierathen, und wie manches Werklein hat seinen Abgang blos dem schönen Druck und den Kupfern von Chodowiecky zu verdanken? Indessen läugne ich keinesweges, daß die Verleger den Unterschied den ich oben zwischen Bücher-Bedürftigen und bloßen Liebhabern machte, besser beherzigen, und bedenken sollten, daß jene sich größtentheils um die äussere Form und die Accessorien eines unentbehrlichen Buches wenig bekümmern, wenn es nur nicht viel kostet: und daß selbst unter den Liebhabern, die blos zum Vergnügen lesen, viele sind, welche, bey allem ihren Geschmack an schönen Künsten und Wissenschaften, ökonomische Ursachen haben die wohlfeilsten Ausgaben vorzuziehen. Es wäre daher gewiß der Verleger eigener Vortheil, wenn sie von jedem prächtig gedruckten Werke zu gleicher Zeit eine eigne Auflage für die Liebhaber der niedern Preise machten. Wenigstens fiele dadurch der einzige Vorwand weg, hinter welchen die Beförderer des Nachdrucks

bisher noch immer ihre Ehrliebe in Sicherheit gebracht zu haben glauben.

Uebrigens gebe ich gerne zu, daß, wie überhaupt keine Regel ohne Ausnahme ist, auch der im Allgemeinen erweisliche und erwiesene Satz, daß es unrecht sey einem Verfasser seine Schriften wider seinen Willen nachzudrucken, durch besondere Umstände und Verhältnisse einige Einschränkungen erhalten könne. Besonders gilt dies von den Werken ausländischer Schriftsteller. Ein Autor schreibt doch eigentlich für seine Nazion, und er oder sein Verleger kann zufrieden seyn, wenn ihm der Verkauf seines Werks nur nicht innerhalb der Länder, worin seine Sprache die herrschende ist, verkümmert wird. Wenn es also irgend erlaubt seyn kann, sich durch Nachdrucken um sein Vaterland verdient zu machen, so tritt dieser Fall bey ausländischen Werken ein, deren ohnehin meistens hoher Preis noch durch den weiten Transport so sehr anwächst, daß er für den größern Theil der Bücherfreunde in Teutschland allzulästig wird; und wenn dann vollends der ausländische Autor längst gestorben ist, oder wenn er, wie Voltaire, mit Hinterlassung eines Vermögens von mehr als einer Million andächtige Erben, aus der Welt gegangen, und die Frage also blos ist: ob der Vortheil eines zahlreichen ausländischen Publicums, oder der größere Gewinn eines ohnehin reichen französischen Speculanten mehr in Betrachtung komme: so sehe ich nicht, warum ein Buchhändler sich unter allen diesen Umständen ein Bedenken zu machen hätte, eine seinem eigenen Vaterlande nützliche Speculation derjenigen eines Ausländers, der blos seine eiserne Kiste auf Unkosten unsrer schwindsüchtigen Beutel noch voller machen will, entgegenzustellen.

Prinz Heinrich.

Das weiß ich wol.

Falſtaff.

Aber wenn ich ſagte, daß er ein ſchlimmerer Mann ſey, als ich ſelbſt, ſo ſagt' ich mehr als ich weiß. Daß er alt iſt, davon zeugen leider! ſeine weiſſen Haare; aber daß er, mit Reſpect vor euch zu ſagen, ein H** jäger ſey, das läugne ich ſchlechterdings. Wenn Sect und Zuker etwas unrechtes iſt, ſo helf G** den Schlimmen! Wenn alt und aufgeräumt ſeyn, eine Sünde iſt, ſo kenn' ich manchen alten Wirth, der verdammt werden müßte; wenn fett ſeyn, Haß verdient, ſo müßten Pharaons magre Kühe liebenswürdig ſeyn. Nein, Gnädigſter Herr, verbannet Peto, verbannet Bardolph, verbannet Poins; aber den guten alten Jak Falſtaff, den wakern Jak Falſtaff, den ehrlichen Jak Falſtaff, den tapfern Jak Falſtaff, und deſto tapfrer, da er, wie man nicht läugnen kan, der alte Jak Falſtaff iſt, den verbannt nicht aus Harry's Geſellſchaft: Wollte ihr den guten diken Jak von mir verbannen, ſo verbannet eben ſo mehr die ganze Welt von mir --

[Dieſe unvollkommne Probe, (denn man hat dennoch einige Blümchen auslaſſen müſſen) wird den Leſer vermuthlich geneigt machen, dem Ueberſezer in Abſicht der Falſtaffiſchen Scenen Vollmacht zu geben, darüber nach eignem Belieben zu ſchalten. Man muß ein Engländer ſeyn, dieſe Scenen von Engländern ſpielen ſehen,

Der
Teutſche Merkur.

Auguſt 1785.

I.

Pindars fünfte Nemeiſche Hymne
auf den
Pankrazionsſieg des Pytheas, eines Aegineten, eines Sohn des Lampon.

Pindar zieht eine Vergleichung zwiſchen der Bildhauerkunſt und Dichtkunſt zum Vortheil der letztern: Statuen verewigen zwar den Helden, aber nur da, wo ſie aufgeſtellt ſind; hingegen Geſänge verführen den Ruhm des Helden in ferne Lande, wie das Boot die Waaren. Er trägt aber dieſe Gedanken gleich mit Anwendung auf den Pytheas vor, ſo daß Gleichniß und verglichene Sache, nach Art der Lyriker, in einander verſchlungen ſind, v. 1—11. — Der Nemeiſche Sieg des Pytheas macht den Ruhm der Aeakiden und Aeginas glänzender, v. 12—16. — Dieß giebt ihm Gelegenheit auf Nationalmythen der Aegineten zu kommen, beſonders vom Peleus und der Thetis und der Vermählung beyder, v. 17—73. Dieſer

Mythus kömmt schon in der vierten Ode als Episode vor; aber der Dichter hat ihm ausser andern Neuheiten der Behandlung auch diese gegeben, daß er ihn als den Inhalt des Gesanges der Musen und Apollos bey Vermählung der Thetis und des Peleus darstellt. — v. 73. geht Pindar auf den Euthymenes, den Oheim des Helden, und dessen Siege über, v. 73—77; sodann auf die Siege des Pytheas, wodurch er selbst seinen Oheim verherrliche, v. 78—86; und auf dessen mütterlichen Großvater Themistios, und seine beyden Siege in Epidauros, v. 91—99.

Strophe 1.

Bildhauer bin ich nicht, daß ich träge, stets auf ihre Basis gefesselte Statuen fertigte. Nein! auf, o Gesang! entsteure Aegina, es sey im furchenden Lastschiff, oder im schnellhinschwebenden Ruderboote, zu verkünden, daß Lampons Sohn, der allgewaltige Pytheas, in den Nemeischen Wettkämpfen des Pankrazions Kranz errungen 1). Noch keimte nicht auf seiner Wange der zarte Jugendherbst 2), der Vater der Rebenblüthe.

Gegen-

1) Im Griechischen ist der Ausdruck νικᾶν πεδάνευ hart und ungewöhnlich. Auch scheint mir der Conjunctiv hier nicht zu passen.

2) Herr Generalsuperintendent Koppe erinnert bey seiner lateinischen Uebersetzung, ὄπωρα siehe hier und Isthm. 2, 8.

Gegenſtrophe 1.

Und doch krönte er die Speergewaltigen Heroen, die Sprößlinge des Kronos und Zeus, und der Gold-

 lockigen

3, 8. für ἄνθος, Blüthe, blühende Jugend, vergl. Nem. 8. 1. Dieſe Erklärung hebt freylich den Vorwurf der Verwegenheit des Bildes und der Ueberſchreitung des Vergleichungspunkts, den ihm Hert Pr. Schneider (Verſuch über Pindar ꝛc. S. 122. 123.) macht, indem die Idee des Herbſtes alsdann ganz wegfällt. Allein ob Pindar unter ὀπωρα weiter nichts als ἄνθος verſtand, daran zweifle ich doch, da man ſeine übertreibende Phantaſie ſchon anderweitig kennt. Schneider urtheilt, daß der Herbſt ein ſehr gutes aus der Natur übergetragenes Bild für die reifende Schönheit des Jünglings ſey, und daß Pindar demſelben Isthm. 2, 8. durch den Zuſatz, Freyer der Venus, alle mögliche lyriſche Stärke und Erhabenheit gegeben habe, und daß dieſer Zuſatz ſehr paſſend auf jugendliche Schöne, welche die Liebhaber zu reizen anfängt, hindeute: da hingegen der Zuſatz Herold der Venus, Nem. 8, 1. eine ſtille ruhige Schönheit bezeichne; aber daß Pindar auch, mehr verwegen als kühn, hier über das Moment der Vergleichung hinausgehe; indem er, um das unbärtige Alter des Siegers Pytheas zu beſtimmen, dem Bilde des Herbſtes einen Zug mehr hinzuſetze, den ſeine Phantaſie in einer gewiſſen Aehnlichkeit des vorherſtehenden Milchbartes am Kinn mit dem Laube oder der Blüthe, in welche der Herbſt den Weinſtock kleidet, von ferne geſehen hatte. Er zweifelt, ob Pindar dieſe Aehnlichkeit dem Auge des Leſers eben ſo kennbar gemacht und genähert,

oder

lockigen Nereiden Söhne, die Aiakiden, und die Mutterstadt, der Fremdlinge holdselige Freundin, mit dem Preiß; welche einst der Endais 3) allgerühmte Söhne und der starke Herrscher Phokos zur fruchtbaren Heldengebährerin und allkundigen Königin der Schiffarth durch ihre fromme Gebete erhoben, als sie zum Altare des Zeus, des Erretters der Hellenen, hintraten und ihre Hände vereint zum Himmel emporstreckten;

Exo-

oder ob er sie nicht vielmehr durch die Zusammenfügung der Worte mehr entfernt habe. — Ist dieser Vorwurf gegründet, so, dünkt mich, hätte ihn Pindar an mehrern Orten verdient, wo er die Bilder nach den entferntesten Aehnlichkeiten auswählt. Dem hohen Lyriker darf man nun einmal so strikte Gesetze nicht geben. Pindar besonders suchte Neuheit und Kühnheit in der Behandlung der Gleichnisse; oder richtiger zu sprechen, sein erhizter Geist führte ihn auch in der Darstellung der Gleichnisse zu Neuheiten und Kühnheiten hin. Von Pindars dreyfacher Art, Gleichnisse zu behandeln, die von der Homerischen ganz verschieden ist, s. Schneiders Versuch über Pindar S. 130. 131.

3) Endais war eine Tochter des Chirons und Enkelin des Kronos; eine Nymphe, mit der Aeakus (ein Sohn des Zevs) den Peleus und Telamon erzeugte; so wie mit der Nymphe Psamathela, einer Tochter des Nereus, den Phokus, wie Pindar gleich selbst sagt.

4) So heißt Aegina hier, in so fern sie viele Kolonisten ausgeschickt. Also nicht seine (des Helden) Mutterstadt, ob sie dies gleich auch war.

5) Es war in ganz Griechenland eine große Dürre. Als

man

Erodos I.

Phokos einer Göttin Sohn; denn Psamathela gebahr ihn am Gestade des Meeres. Ha! es schaudert meine Seele zurück — zurück vor jener Unthat, die der Frevel, der Feind der Gerechtigkeit wagte. Darum gedenk' ihrer nicht! singe nicht, wie sie das Ruhmvolle Eyland verließen, und welche eine Gottheit die starken Männer mit rächerischer Rechte verfolgte. Ja fessle, fessle den Fuß! es frommet ja nicht stets, daß die furchtfreye Wahrheit ihr Antlitz enthüllt, und Schweigen — ist oft der Sterblichen weiseſter Gedanke. 6)

man in diesem Drängniß die Pythia zu Delphi um Errettungsmittel befragte, antwortete sie: Jupiter müsse versöhnt werden; aber man müsse den Aeakus zum Mittler erwählen. Mehrere Landschaften schickten darauf deßhalb an diesen Gesandten; er erfüllte auch ihre Wünsche, opferte, that Gelübde; da ward das Land mit fruchtbarem Regen erquickt. s. Pausan. B. 2. und Isokrates im Evagoras. Was aber alle Schriftsteller dem Aeakus alleine zuschreiben, dehnt Pindar auch auf dessen Söhne aus. — In so fern dies eine allgemeine Sache Griechenlands war, und also alle Griechen vereint vom Jupiter Rettung erflehten und erhielten, heißt Jupiter hier Hellenius, und in andern Stellen πανελλήνιος. Es wurde ihm nachher unter diesem Namen ein Altar zu Aegina geweyht.

6) Pindar deutet in dieser ganzen Stelle auf die Ermordung des Phokus durch seine beyden Stiefbrüder Peleus

Strophe. 2.

Aber wer mich auffordert zu preiſen die Glückſeligkeit, oder die Stärke der Kämpferfauſt, oder die eiſerne Feldſchlacht, mag weit — weit hinaus das Sprungziel mir graben, leicht und ſchnell ſoll er gewahren meine Schenkelkraft. Denn ſchwinget nicht der Adler 7) ſich weit über den Pontus hinaus? — Es ſang ja von ihnen huldreich 8) der Muſen reizender

leus und Telamon. Telamon mußte ſich nachher aus Aegina nach Salamin, einer Inſel unweit des Attiſchen Geſtades, Peleus nach Theſſalien flüchten. ſ. Scholiaſt. über Ol. 8. 39. Die tiefe Rührung und Wehmuth ſeines Herzens geſtattet ihm nicht dieſe Schreckſcene zu ſchildern. Einen ähnlichen Gang hat er Ol. 7, 43 — 49. genommen.

7) Pindar vergleicht ſich in ſeinem hohen Dichterfluge ſehr häufig einem Adler. ſ. Ol. 2, 159. Nem. 3, 128. Vorher verglich er die Kraft ſeines Dichtergeiſtes mit der Schenkelkraft und Behendigkeit des Wettſpringers.

8) Der Dichter drückt ſich unbeſtimmt aus; denn er hat vorher mehrere Perſonen genannt. Man ſieht aber aus v. 47. daß es nur auf Peleus und Thetis gehen ſoll. — aber noch beſſer dünkt es mich, es auf die Aeakiden überhaupt zu beziehen, ſo daß die Muſen beym Hochzeitfeſte der Thetis und des Peleus die Thaten der Aeakiden überhaupt beſangen. Pindar will vielleicht durch dieſe Anzeige des Muſengeſangs von dieſem Sujet andeuten, daß er noch ſehr vielen Stoff zum Geſange von den Aeakiden habe. Zugleich iſt es neue Wendung, mit

der Thor auf Pelios. Apollon saß in ihrer Mitte: mit goldnem Plektrum die siebenzungige Zither rasch durchirrend, geleitete er ihre mannigfaltigen Melodieen.

Gegenstrophe 2.

Vom Zeus begann ihr Lied 9); dann sangen sie vor allen die göttliche Thetis und Peleus ihren Gatten; sangen, wie diesen die wollüstige Tochter des Kretheus, Hippolyte 10), in die tückischen Nezze des Todes zu verstricken 11) gestrebt, als sie ihren Lagervertrauten,

mit der er den Nazional-Mythus von dem Peleus und der Thetis erzählt. — Pelios, ein Berg in Thessalien, wo die Hochzeitfeyer war. — Plektrum, das Schlaginstrument der Zitter, (von πλήττειν schlagen) sonst auch pecten genannt. Golden ist es, weils das Plektrum eines Gottes ist: freylich drückt es auch zugleich den Nebenbegriff des göttlichschönen Gesanges aus. s. Hesiods Schild des H. v. 203. Horaz 2, 13, 26. wo einige Ausleger ausschweifen, und an der großen Klippe der Auslegung, ich meyne das Haschen nach Nebenideen die nicht im Texte liegen, scheitern.

9) Dergleichen Eingangsgebet an den Jupiter war bey den Rhapsoden gewöhnlich. s. die Einleitung zur Nem. 2. Pindar trägts wahrscheinlich von diesen auf die Musen über.

10) s. Nem. 4. Gegenstrophe 3. Horaz 3, 7, 17.

11) Das δολῳ πεδασαι kann hier vermöge des Folgenden unmöglich auf die Fesseln der Liebe, die Hippolyte dem Peleus anlegen will, gehen; welches der Dichter nachher

den wachſamen Schützer der Magneter, durch mancherley Dichtungen getäuſcht, und die lügneriſche Sage erſonnen, es habe der Jüngling verſucht des Akaſtos 12) ehelliches Lager mit Schande zu beflecken.

Epodos. 2.

Aber das Gegentheil war es; denn oft hatte ſie ihm von ganzem Herzen 13) ſchmeichelnd ihre Leiden geklagt: aber der Verführerin ruchloſe Worte empörten nur ſeinen Zorn; ſchleunig entfernt' er mit Verachtung das Weib, fürchtend den Zorn ſeines Vaters,

des

her erſt meldet, ſondern auf den Tod, den ſie ihm, als er ihren Wünſchen nicht nachkommen wollte, durch Liſt und Verleumdung zu bereiten gedenkt. δολος ſteht hier für Netz, Bande, wie ſonſt oft. Hom. 8, 276. Horaz Epod. 2, 34.

12) Akaſtus Königs Magneſiens, einer griechiſchen an Theſſalien gränzenden Landſchaft.

13) Sollte παντι θυμω vielleicht hier ſo viel ſeyn als παντοιω oder ποικιλω θυμω? Dann wird die Stelle ſinnreicher, und πολλα — παντι θυμω iſt ohnedem etwas pleonaſtiſch. Nimmt man jene Erklärung an, ſo kann παντι θυμω nun entweder auf die Bemühung mancherley Affekten in ihm anzuregen, und auf die mancherley Liſten und Anariffe und Redewendungen gehen, womit ſie ihn endlich fahen will; oder es iſt blos ſubjectiviſch von den mancherley Leidenſchaften zu verſtehen, die ſich in ihr wechſelnd regten, als ſie mit ſeiner Verſtrickung umgieng, und mit ihm ſprach: Liebe, Wolluſt, Unwillen, Haß und Bitterkeit, Zorn, Wuth u. ſ. w.

des 14) heiligen Schützers der Gaſtfreundſchaft. Das für ſegnete ihn auch Zeus, der Wolkenempörer, der Unſterblichen König: ihm Beyfall winkend vom Olympos herab verhieß er, er werde ihm bald der Nereiden eine, der Wohnerinnen des Pontus 15), welche die goldnen Spindeln drehn, 16) zur Gattin ertheilen.

Strophe 3.

Und den Poſeidon 17) zur Schwäherſchaft bereden, ihn, der oft von Aige zu Dorias glorreichem Iſthmos

14) Dies Prädikat ſteht hier nicht müßig. Peleus wollte aus Ehrfurcht für Jupiter, der jegliche Verletzung der Gaſtfreundſchaft ſtraft, ſich nicht am Akaſtos, ſeinem Bewirther, durch heimliche Liebespflege mit deſſen Gattin verſündigen.

15) Beſſer wäre wohl ποντιᾶν für ποντιαν.

16) Ein Prädikat der Amphitrite Ol. 6, 179. und der Latona. Nem. 6, 63., in welcher letztern Stelle aber χρυσηλακατος mit einem goldnen Stabe oder Scepter gerüſtet heißt.

17) Neptun hatte auch eine Tochter des alten Meergottes und Weiſſagers Nereus, die Amphitrite, zur Gemahlin. — Aige iſt eine kleine Inſel bey Euboä (von der das Aegeiſche Meer den Namen haben ſoll) wo Neptun einen Tempel hätte. Die Landenge bey Korinth, wo Völker vom Doriſchen Stamme wohnten, war ihm ſamt den daſelbſt gehaltnen Nazionalſpielen auch geweyht. Daher wandelt er von den ihm geheiligten Feſten zu Aege, dann wieder zu den ihm geheiligten Iſthmiſchen Spielen.

mos hineilt, wo fröhliche Schaaren der Jünglinge den Gott mit dem Schall des Hirtenrohrs empfahen, und mit kühner Stärke der Glieder wettkämpfen ihm zum Preiß. — Angeſtammete Gaben 18) richten über jegliche That. Darum ſankeſt du, o Euthymenes! zu Aegine in die Arme der Göttin Nike 19) hinab, und dein Herz entzückte der Zauber der melodienreichen Hymnen.

Gegenſtrophe 3.

Fürwahr wacker deinen Tapfern nacheifernd verherrlicht Pytheas, dein Schweſter-Enkel, dein ruhmgekröntes verwandtes Geſchlecht 20). Ihm war Nemea hold,

18) Pindar, ein Freund der Natur, hält in jedem Geſchäfte ſehr viel auf Naturgaben. Daher auch ſeine bisweiligen Invektiven auf Kunſtdichter. Ol. 2, 154. f. f.

19) Nike iſt hier der perſonificirte Sieg, von den Dichtern und Künſtlern als eine ſchöne Göttin mit groſſen ausgeſpreiteten Flügeln, und mit einem Kranze in der ausgeſtreckten Hand dargeſtellt. — Euthymenes iſt der Mutterbruder des Pytheas.

20) Erſtlich leſ' ich mit Benedikt μετοιξας σε, (denn Pauws μετοιξ' αυτα dünkt mich zu gekünſtelt.) Sonſt ſteht mir das και zu mäßig. Sodann leſ' ich mit Heyne für καλλιστευ, καλλιστευ. Schmids ειδος und Benedikts ου το könnte noch auf καλλος führen, welches denn für das ſimple καλλη ſtünde. — Für μεν αγωνες leſ' ich mit Schmid μεν αγωνες, und für κρατει mit Heyne κρατει.

hen, und eine gute Portion Pounſch dazu im Kopfe haben, um den Geſchmak daran zu finden, den Shakeſpears Landsleute gröſtentheils noch heutiges Tages an dieſen Gemählden des unterſten Grads von pöbelhafter Ausgelaſſenheit des Humors und der Sitten finden ſollen. |

Bardolph und die Wirthin lauffen erſchroken herein, und melden, daß der Scheriff mit der Wache vor der Thüre ſey, und das Haus durchſuchen wolle. Prinz Heinrich übernimmt es ihn abzufertigen, nachdem er Falſtaffen und den übrigen befohlen, ſich zu verbergen.

Zwölfte Scene.

Der Scheriff kommt mit einem von den Fuhrleuten der Beraubten, und fragt nach Falſtaffen, welchen er beſchuldigt, den Raub begangen zu haben. Der Prinz antwortet ihm ganz ernſthaft, und alſo in reimloſen Verſen, (denn Shakeſpear iſt, wie wir wiſſen, ein genauer Beobachter des Decorum,) der Mann ſey nicht hier, indem er ihn Geſchäfte halber ausgeſchikt habe; er giebt aber dem Scheriff ſein Ehrenwort, daß er ihn bis morgen Mittags ſtellen, und wenn es ſich finde, daß er den Raub begangen, der Juſtiz überlaſſen wolle. Der Scheriff nimmt hierauf ſeinen demüthigen Abſchied, und der Prinz erklärt ſich gegen Peto, daß er den Beraubten ihr Geld mit Wucher wieder zurükgeben, morgen nach Hofe und von da zu Felde gehen, ſie aber allerſeits mit ſich nehmen, und bey der Armee anſtändig unterbringen wolle.

hold, und der feſtliche Monden 21) deines Vaterlandes, der Liebling Apollons. All' ſeine Altergenoſſen, welche herbeyeilten zum Streit, überwand er in der Heimath und an des Niſos 22) thalumlagertem Hügel. Da ganz Aegina wetteifert in Biederthaten. Ha! welche Wonne durchglüht drob mein Herz! Aber gedenk auch, o Held! daß du deiner Arbeiten ſüße Vergeltung des Menandros 23) glücklicher Kunſt verdankſt.

Epodos 3.

Denn von den Athenern muß den Kämpfern der Meiſter kommen. Und wenn du 24) hinwalleſt zum

Thes

21) Schmid bemerkt aus dem Scholiaſten, daß dieſer Monat Δελφίνιος hieß, und daß in demſelben zu Aegina dem Apollo Delphinius ein Feſt gefeyert worden, Δελφίνια oder Θεοδόξια genannt, wobey Wettſpiele angeſtellt worden, in welchen Pytheas einmal geſiegt.

22) Niſos des Pandions Sohn, ein alter Heros zu Megara, welches von ihm auch vorher Niſa hieß. Es lag auf einem Hügel.

23) Ein Athenischer Kampf-Lehrmeiſter, ἀλείπτης. In Athen zeichnete man ſich im Ringen und in der Klopffechterey aus. Zu Athen ſollen auch beyde Leibesübungen zuerſt vom Theſeus erfunden worden ſeyn.

24) Damm bezieht dies in ſeiner Ueberſetzung auf die Muſe. Dann iſt hier eine dem Pindar gewöhnliche Wendung für den planen Gedanken: auch den Themiſtios (den mütterlichen Großvater des Pytheas) preiſ' ich. Allein es ſind nur dann die Sätze zu grellend von einan-

Themiſtios, ihn zu preiſen im Geſange, o ſo bebe dein Fuß nicht zurück! Erhebe die jauchzende Stimme, und ſpreite die Seegel zum Joche 25) des Maſtgipfels empor! Laut verkünde es, daß er war ein Fauſtkämpfer, daß er zu Epidauros 26) im Pankrazion einen zwiefachen Kraftſieg ſich errang; ja daß er des Aiakos Hallen 27) mit dem grünenden Blumenſchmuck der Siegeskränze durch den Beyſtand der blondlockigen Grazien zierte. Gurlitt.

einander getrennt: verbér du an den Potheas gerichtet, und gleich drauf ein du an die Muſe gewendet, ohne daß der Dichter dieſe nennt. Löſe man μοι für ὅτι, ſo wäre die Schwierigkeit gehoben.

25) d. h. der Querbalken oben am Maſtbaum, an welchem das Seegel befeſtigt iſt.

26) ſ. Nem. 3. am Ende.

27) Als ein Ur-Heros in Aegina hatte Aeakus wahrſcheinlich da eine Kapelle. Die Sieger hiengen bekanntlich ihre Kränze in den Tempeln der Götter und Heroen auf.

II.

Verſuch über die Aufklärung des Landmannes.

Erſter Abſchnitt. Theorie der Aufklärung.

Das Wort Aufklärung fängt jezt allmählig an, ſo wie die Wörter Genie, Kraft, gutes Herz, Empfindſam-

ſamkeit und andere, in üblen Ruf zu kommen, und dies wird größten Theils von ſolchen Leuten bewirkt, welche ſich die Vortheile der bürgerlichen Geſellſchaft wohlſchmecken laſſen, ohne bey der Hervorbringung derſelben ſelbſt mit Hand anzulegen. Es wäre aber in der That nicht gut für die Menſchheit, wenn es ihnen gelingen ſollte, dieſes Wort ſchon aus unſrer Sprache wegzuſpötteln: da in der wichtigen Sache, die es bezeichnet, noch ſo wenig geſchehen; da die Haupttriebfeder der Entwickelung des Menſchen, der ihm eigenthümliche Hang zur Vervollkommnung, in den teutſchen Staaten, ſo wie in andern europäiſchen, entweder noch gar nicht angeſpannt oder falſch gerichtet; und da der Kampf der Vernunft mit der Thorheit, des Lichts mit der Finſterniß, noch lange nicht entſchieden iſt. Die niedrige Selbſtſucht mag immerhin über dieſen Gegenſtand hohnlächeln, ſo wie über alles was ihr zu hoch iſt, oder was ſie nicht verſtehen will: wer aber ſeinen Blick von ſeinen kleinen perſönlichen Angelegenheiten bis zum großen Weltall erhebt, und die eigentliche Stelle kennt, die der Menſch in demſelben bekleidet, muß die Aufklärung für eines der gemeinnützigſten und rühmlichſten Geſchäfte halten, die ein Mann von Kopf und Herz für ſein Zeitalter übernehmen kann. Und vielleicht war es noch nie ſo verdienſtlich, als eben jezt, da die Vernunft nicht blos mit der Unwiſſenheit, dem Aberglauben, der Faulheit und der Bosheit, ſondern auch mit der Einbildung,

daß

daß es ſchon hell ſey, ob es gleich noch finſter iſt, zu kämpfen hat. Billig ſollte daher das ſchreibende und leſende Publikum wenigſtens den Schriftſteller, der es noch bezweifelt, ob Vernunft auch für den Bauer beſſer ſey als Unvernunft, und Flügel beſſer als Ketten, als einen Verräther des gemeinſchaftlichen Intereſſe, mit einer literariſchen Schandſtrafe belegen.

Gleichwohl dünkt mich, daß die Zweifel, die man noch täglich über den Nutzen der Volksaufklärung vorbringt, nicht blos aus der Neigung der kleinern Zahl, die Menge zu deſpotiſiren, ſondern noch öfter daher entſtehen, daß man ſich falſche Begriffe davon macht.

Viele verſtehen unter der Aufklärung eine unbeſtimmte Vermehrung der Kenntniſſe aller Art, verbunden mit derjenigen Ausbildung der Seelenkräfte und Freyheit von Vorurtheilen, die durch Speculazion und wiſſenſchaftliche Einſichten erworben wird. Sie verlangen von dem aufgeklärten Kopfe eine ausgebreitete Bekanntſchaft mit der phyſiſchen, politiſchen, moraliſchen und gelehrten Welt. Wenn aber die wahre Aufklärung nicht etwas ganz anders wäre, und nicht durch ganz andere Mittel bewirkt werden könnte, als durch gelehrten Unterricht und Vielwiſſerey: ſo hätte in der That die Frage: ob es nützlich ſey, das Volk bey ſeinen Irrthümern zu laſſen, und ihm gefliſſentlich neue beyzubringen? nichts ungereimtes an ſich, ſondern

dern

dern müßte ſogar mit Ja beantwortet werden: ſo gewiß iſt es, daß gelehrte Unterſuchungen, weitläuftige Compilationen, ſyſtematiſche Gewebe einzelner Fächer von Ideen, und überhaupt unſre ganze Art die Wiſſenſchaften zu treiben, den hervorbringenden Theil der Nationen von ſeiner Beſtimmung entfernte, ihn unthätig, und folglich unglücklich machen würde. Denn in unſrer gelehrten Erziehung auf Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten, wie ſie gewöhnlich iſt, werden uns von Jugend auf ſowohl eine Menge Wörter und Redensarten, deren Gegenſtände uns damals noch fremd ſind, als auch ganze Reihen von Ideen ins Gedächtniß gepräget, die mit unſerm dermaligen Wirkungskreiſe in keiner Verbindung ſtehen. Selbſt die Sittenlehre und Religion werden ſyſtematiſch vorgetragen oder auswendig gelernt, und ſo neben anderen Wiſſenſchaften im Gedächtniſſe in ihr Fach aufgeſtellt. Unterdeſſen bekümmert ſich ſelten jemand darum, ob die geſammelten Kenntniſſe aus dem Gedächtniſſe in das thätige Leben übergehen: ſondern der junge Menſch wird in Anſehung ſeiner Triebe und Leidenſchaften meiſtens nur durch Zwang und Beyſpiel geleitet. Er vergißt über der Menge fremder Namen und Sachen, die er lernen muß, ſich ſelbſt und die ihn umgebenden Dinge, und gewöhnt ſich nicht ſeine Beurtheilungskraft auf die alltäglichen Geſchäfte des Lebens anzuwenden, ſondern im Handeln blos der blinden Gewohnheit und dem ſinnlichen

Triebe

Triebe zu folgen. Die erworbenen Kenntniſſe betrachtet er in der Folge blos als Mittel ſeinen Unterhalt zu verdienen, oder ſich einen Namen zu machen; verbindet ſie nicht als Triebfedern mit ſeinen Neigungen, und läßt ſich nicht in ſeinen Handlungen von ihnen leiten. Daher kommt, daß Inkonſequenz ein Haupt in dem Charakter des Jahrhunderts iſt, und daß man viel Weltkenntniß, Lebensart, Geſchmack und Gelehrſamkeit beſitzen, und dabey ſeine Pflicht als Menſch und Bürger vernachläßigen, ein unangenehmer Geſellſchafter ſeyn, ſich niedrigen Ausbrüchen der Leidenſchaft überlaſſen kann. Geſezt aber auch das Studiren würde auf eine der menſchlichen Vollkommenheit im Ganzen angemeſſenere Art betrieben: ſo iſt doch klar, daß anhaltendes Nachdenken, überhäufte Ideenverbindungen und große Ueberſicht des Ganzen, als das Reſultat ächter Gelehrſamkeit, ſich nicht für denjenigen Theil der Nation ſchicke, der ſich mit der Gewinnung der natürlichen und künſtlichen Produkte im Detail beſchäftiget; und am zweckwidrigſten wäre es den Bauer gelehrt machen zu wollen: aber Gelehrſamkeit iſt auch keine Aufklärung.

Eben ſo ſehr wäre es gefehlt, wenn man diejenige Art von Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, in welcher es die handelnden Völker und die Großen und Reichen jeder Nation am weiteſten bringen, und die man ſehr richtig die Verfeinerung des Menſchen nennt

nennt, mit der wahren Aufklärung verwechseln wollte. Freylich iſt der Menſch zum unbegränzten Genuß der Schätze, welche die Natur im Gebiete ſeiner Sinne ſowohl als ſeiner Phantaſie hervorbringt, gebohren: aber es iſt keinesweges die einzige Abſicht der Aufklärung, ſeine Empfänglichkeit für dieſelben über die Gebühr zu erhöhen. Nur dann, wenn Unwiſſenheit, Irrthum oder Bosheit dieſe Schätze vor unſern Augen verhüllen, oder das Laſter ihren Gebrauch vergiftet: ſo zieht die Aufklärung die neidiſche Decke hinweg, verſcheucht das Laſter durch ihren reinen Glanz, und veredelt jeden Genuß.

Die Verfeinerung hingegen arbeitet immer mehr für die Einbildungskraft, als für den Verſtand und die Vernunft. Sie verzärtelt das Gefühl für die Annehmlichkeiten und Beſchwerden des Lebens, zieht eine gröſſere Anzahl von Dingen in das Gebiet der Empfindung, und vermehrt die Gegenſtände des Strebens und Leidens bey dem Menſchen in eben dem Maaße, als ſie ſeine körperliche Thätigkeit und Ausdaurung ſchwächet. In der Auswahl dieſer Gegenſtände richtet ſie ſich nicht nach den Forderungen der Natur, ſondern nach dem zufälligen oder willkührlich geleiteten Gange der bürgerlichen Geſellſchaft. Dadurch verwandelt ſie den Trieb der Vervollkommenung in Begierde nach den zu jeder Zeit eben geſchätzten Vorzügen, den Hang zur Theilnehmung in Aufmerkſamkeit auf Klei-

nigkeiten, das Gefühl seiner Würde in Begierde zu glänzen, und unterwirft den Geist in seinen Aeusserungen dem Despotismus der Mode und des angenommenen Wohlstandes, wie den Schnitt des Kleides und Hutes. Conventionelle Sitten und Manieren, abgeschliffenes Wesen und äusserliche Höflichkeit vertreten dann die Stelle des gegenseitigen Wohlwollens und der Ergiessung des Herzens in Freundschaft und Sympathie. Das Gefühl der Schönheiten der Natur und der Tugend geht in Künsteley über, und wird in eine ästhetisch-moralische Phraseologie verwandelt. Man spricht und schreibt dann schön, erhaben und gut, und handelt häßlich, niedrig und schlecht; mit der Vorsicht, daß überall die schöne Seite auswärts gekehrt wird.

Auf diese Art leitet die Verfeinerung die Nationen von dem geraden Wege der Natur zur menschlichen und bürgerlichen Glückseligkeit ab, und giebt ihren politischen und moralischen Triebfedern eine falsche Richtung: bis sie mit Beyhülfe ihrer beständigen Begleiter, des Luxus und der Verschwendung, den einzelnen Bürger sowohl als den Staat in eine Art von moralischer Vernichtung stürzet, von welcher die politische nicht gar weit entfernt zu seyn pflegt.

Daß nun diese Art von Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten den Landmann und gemeinen Bürger eben so unglücklich machen würde als die höhern Stän-

Stände, die von ihm mit Unrecht um ihr glänzendes Elend beneidet werden, bedarf wohl keines Beweiſes.

Die wahre Aufklärung, die alle Klaſſen eines Volks weiſer, beſſer und glücklicher machen ſoll, kann alſo weder durch die Mittheilung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, noch durch die Erhöhung der Reizbarkeit des Empfindungsvermögens allein bewirkt werden. Es kommt dabey nicht auf den Umfang und die Menge der Gegenſtände an, die der Menſch empfindet, denkt und bearbeitet; ſondern auf die praktiſche Fertigkeit, ſich dieſelben ſo richtig vorzuſtellen, daß keine als zweckmäßige Neigungen, Entſchlüße und Thaten aus den Vorſtellungen entſpringen. Sie erfordert daher vorzüglich eine gewiſſe Leichtigkeit, die Eigenſchaften und Verhältniſſe derjenigen Dinge wahrzunehmen, die auf uns, und wir auf ſie wirken, oder die Regel aus den Begebenheiten (Factis) zu erfinden, und im vorkommenden Falle wieder auf dieſelben anzuwenden: zwey Talente, welche ohnfehlbar mehr durch Uebung der Seelenkräfte an den wirklichen Vorfällen des Lebens, als durch die Erlernung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe zu einer gewiſſen Reife gebracht werden.

Iſt nun die Frage: wie eine gewiſſe Klaſſe der Menſchen aufgeklärt werden ſoll? ſo iſt es nicht genug, Regeln über die Bildung des Verſtandes überhaupt zu geben: ſondern man muß auch die Gegenſtände ſelbſt beſtimmen, die zur Aufklärung dieſer gewiſſen Claſſe gehören.

hören. In dieſer Rückſicht iſt ſie nichts anders als Ueberſicht des Ganzen, ſo daß man jedem Theile deſſelben ſeine gehörige Stelle anweiſt und ſeinen Werth richtig beurtheilt; oder, welches eben ſo viel iſt — Ueberſicht der Verhältniße der Dinge aus dem rechten Geſichtspunkte.

Dieſe Verhältniſſe intereſſiren aber das denkende Weſen immer nur in ſo weit, als ſie ſich auf ſeine Glückſeligkeit beziehen: folglich gehört zur Aufklärung des einzelnen Menſchen blos die richtige Kenntniß ſeines perſönlichen Wirkungskreiſes, im Zuſammenhange mit den Ganzen, deſſen Theil er iſt. Es kommt dabey nicht auf die Menge der Ideen an, ſondern auf ihre Zweckmäßigkeit, auf ihre Verbindung unter einander und auf die Fertigkeit, jede Vorſtellung in ihren gehörigen Plaz unter eine beſtimmte Hauptidee einzuweiſen. Und dieſe Hauptidee kann keine andere ſeyn, als der Zweck des menſchlichen Daſeyns überhaupt, der beſondern Lage des einzelnen Menſchen ſo genau als möglich angemeſſen. Der Aufgeklärte kennt die Stelle, die er in der Welt, im Menſchengeſchlechte, in der bürgerlichen Geſellſchaft und in ſeiner Familie, vermöge ſeiner wirklichen Kräfte, Fähigkeiten und äuſſern Lage bekleidet, ſo daß er aus derſelben den Umfang ſeiner geſammten Pflichten und Geſchäfte überſiehet: und ſeine Vorſtellung vom Zweck des Menſchen iſt keine andere, als die: daß er durch nützliche Anwendung ſeiner Kräfte in ſeinem Wirkungskreiſe ſtufenweiſe immer

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

[Des Archi-Diaconus von Bangor Haus in Wales.]

Hot-Spur, Worceſter, Mortimer und Owen Glendower treten auf.

Mortimer.

Dieſe Verſprechungen ſind ſchön, die Partheyen zuverläßig, und unſer Vorhaben voller Hoffnung eines glüklichen Ausgangs.

Hot-Spur.

Milord Mortimer, und Vetter Glendower, wollt ihr nicht Plaz nehmen? Und ihr, Oheim Worceſter --- Der Henker hol' es! ich habe die Land-Carte vergeſſen.

Glendower.

Nein, hier iſt ſie. Sezt euch, Vetter Percy, ſezt euch, guter Vetter Hot-Spur: Denn wenn Lancaſter euch bey dieſem Namen nennen hört, dann erblaſſen ſeine Wangen, und mit einem emporſteigenden Seufzer wünſcht er, daß ihr im Himmel ſeyn möchtet.

Hot-Spur.

mer edler, glückſeliger, der Unſterblichkeit würdiger, und der Gottheit ähnlicher werden ſoll.

So gemein und alltäglich aber dieſe Vorſtellung zu ſeyn ſcheint: ſo wenig herrſcht ſie noch zur Zeit wirklich in dem gewöhnlichen Gedankenſyſtem der niedern, ſo wie der höhern Stände, im Volksunterricht, in der Geſetzgebung, im täglichen Umgange, in den Nationalvergnügungen, und ſelbſt in den Religionsgebräuchen und Uebungen der für geſittet gehaltenen Völker; und ſo lange ſie nicht der Mittelpunkt von allem dieſem iſt, kann eine Nation auf keine wahre Aufklärung Anſpruch machen.

Ich überlaſſe es dem denkenden Leſer, zu unterſuchen, ob nicht etwa gerade in dieſem Umſtande der Grund von allen den Mängeln und Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft liege, denen man durch die poſitiven Religionen, durch überhäufte Geſetze, und durch die künſtlichen politiſchen und moraliſchen Inſtitute bisher ohne ſonderlichen Erfolg abzuhelfen geſucht hat? Mir iſt es hier nur darum zu thun, eine ſolche Art von Aufklärung vorzuſchlagen, deren der gemeine Bürger und Bauer eben ſo wohl fähig iſt als die höhern und gelehrten Stände, der Einfältige und Arme am Geiſt eben ſo wohl als das Genie vom erſten Range: und dieſe Abſicht glaube ich durch die eben vorgelegte Theorie erreicht zu haben, deren Ausführung auf der zu hoffenden wirklichen Verbeſſerung unſrer ſämtlichen politiſchen, religiöſen und pädagogiſchen Anſtalten beruhet.

Zweyter Abſchnitt.

Skizze der zur Aufklärung des Landmanns dienlichen Materialien.

Die Staaten der alten Welt ſchienen in ihrer Cultur einen andern Gang beobachtet zu haben als die neuern europäiſchen Reiche. Von der rohen Unwiſſenheit gelangten jene erſt zu einigen Stufen der wahren Aufklärung, welche aber bald aus der Urſache in Verfeinerung und Luxus ausartete: weil ihre Geſetzgeber ſich nur eingeſchränkte Abſichten, nicht die Vervollkommenung des Menſchen im Ganzen zum Ziel geſetzt hatten. Der unauslöſchliche Trieb der Menſchen, immer weiter zu gehen, muſte alſo ihre Bürger zum üppigen Verfolg dieſer oder jener einſeitiger Zwecke verleiten, wodurch das Gleichgewicht der politiſchen Kräfte aufgehoben, und der Umſturz der Verfaſſung ganz unvermeidlich wurde.

Die Gothen, Longobarden, Franken, und andere rohe und unwiſſende nordiſche Völkerſchwärme, welche die neuern Reiche in Europa ſtifteten, vereinigten das Gedankenſyſtem eines ausgearteten, durch die Verfeinerung zu Grunde gerichteten Volkes mit dem ihrigen, und verfielen deſto tiefer in Aberglauben, Schwärmerey, geiſtlichen Despotismus, und gelehrten Unſinn. Durch die Wiederherſtellung der griechiſchen und römiſchen Litteratur machte ſich ihre Nachkommenſchaft die für ihren damaligen Grad der Bildung und

für

für ihre Regierungsformen ſehr unſchicklichen Einſichten der Griechen und Römer eigen, und erhielt dadurch keine eigne Aufklärung: ſondern blos Litteratur und Gelehrſamkeit, unzuverläßige Kenntniß einer fremden Aufklärung. Von dieſer ſind die verzehrenden Stände in der Folge mit ſtarken Schritten zur verderblichen Verfeinerung übergegangen: und die helleſten Köpfe ſuchen nun den fernern Fortgang derſelben zum ſittlichen und politiſchen Tode durch die Aufklärung ihrer Zeitgenoſſen wenigſtens zu verzögern; wofern ſie in dem Kampfe mit den mächtigen Feinden der Finſterniß nicht unterliegen. Die hervorbringenden Claſſen aber ſind im Ganzen unwiſſend und roh geblieben, haben von der Gelehrſamkeit blos einige abgeriſſene Lappen erhalten, womit der natürliche Hang zur freyen Aeuſſerung der Geiſteskräfte gefeſſelt worden iſt, und von der Verfeinerung blos die Hefen — Sittenverderbniß, Seuchen und Hunger.

So traurig dieſer Schattenriß der Menſchheit in Europa ausſieht: ſo troſtvoll iſt er im Grunde für den theilnehmenden Menſchfreund.

Bey den Griechen und Römern hatten die ganzen Nationen die oben bemerkten Fortſchritte gemacht: es war alſo der Menſchheit bey ihnen nicht mehr aufzuhelfen, als die Verderbniß einmal einen gewiſſen Grad erreicht hatte. Bey uns im Gegentheil iſt die gröſte Zahl, der Bauernſtand, aus welchem der Abgang,

den die durch den Luxus in den übrigen Klaſſen vermehrte Sterblichkeit nach ſich ziehet, immer wieder ergänzt wird, noch ziemlich in ſeiner erſten Rohheit. Es muß leichter ſein, Aufklärung in demſelben zu verbreiten, als in den gelehrten und höhern Ständen: weil bey ihm weniger Schutt wegzuräumen iſt, und mehr ungebrauchte Kräfte vorräthig ſind. Das Gefühl von menſchlicher Würde iſt bey ihm nicht abgenuzt, ſondern noch unentwickelt; weil es in willkührlich angelegten Feſſeln liegt. Es bedarf folglich nur eines erſten Anſtoſſes, ſo wird ſich der Trieb der Vervollkommenung von ſelbſt allmählig aus ſeinen Feſſeln herauswinden. Auch arbeiten jezt die meiſten Staaten, beſonders unſers teutſchen Vaterlandes, durch die Verbeſſerung der Landſchulen, der Calender, der Oekonomie, durch Preiſe für die Betriebſamkeit, ja ſelbſt durch Kameral-Klugmacherey ohnabſichtlich daran, jenen Funken der Gottheit anzufachen. Wenn nun auch die Seelenlehre und die Geſchichte es nicht thun ſollten: ſo wird doch unſer tauſendfaches erkünſteltes Elend uns endlich einmal davon überzeugen, daß es nicht darauf ankommt, dem unwiſſenden Landmanne unſre gelehrten Kenntniſſe irgend einer Art einzupfropfen, oder ihm unſern verfeinerten Geſchmack beyzubringen: ſondern blos darauf, ihm ſeine Beſtimmung als Menſch und Bauer fühlbar zu machen, und ihn zum Selbſtdenken in ſeinem Wirkungskreiſe anzuführen, um jene herrliche Erſcheinung zu bewirken.

ken. Wir werden dabey den heiligen und profanen Aberglauben, der unter ihm herrſcht, nicht geradezu angreifen: ſondern nur Zuſammenhang in ſein Gedankenſyſtem zu bringen, ſeine Denkkraft zur Thätigkeit zu erwecken ſuchen, und dann — den Erfolg abwarten. Unter dieſen Bedingungen halte ich es in der That für möglich, daß, der gegenwärtigen Verdorbenheit der europäiſchen Staaten ohngeachtet, die wahre Aufklärung noch in demſelben Raum gewinnen und ſich vielleicht von unten hinauf verbreiten könne; ſo wie die Verfeinerung die verſchiedenen Klaſſen von oben herunter angeſtekt hat.

Die zur Beförderung dieſer Abſicht dienlichen Materialien würden in dieſem Falle ohngefähr in folgender Ordnung in der Seele des Landmanns aufgeſtellt und unter einander verbunden werden müſſen.

1. Zuerſt verbeſſere man bey ihm diejenigen Kenntniſſe, die ſich auf die Erhaltung des Lebens und auf die Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe beziehen. Man kann dem Bauer in Anſehung ſeiner Speiſen und Getränke, ſeiner Art zu bauen, ſich zu kleiden u. ſ. w. manchen Vortheil lehren und ihm manche Bequemlichkeit verſchaffen, die er jetzt entbehrt, und dadurch in ihm die Begierde erwecken, ſeinen Zuſtand durch Fleiß, Arbeit und Nachdenken immer mehr zu verbeſſern, ohne daß er dadurch üppig gemacht, oder an der zum Ackerbau nöthigen Abhärtung des Körpers

gehindert würde. Hier tritt die Naturkunde ein. Die se beſtehe in einer anſchauenden Kenntniß der Pro dukte ſeiner Gegend, ihres Nutzens für Menſchen und Vieh, der Geſetze, welche die Natur bey der Ernäh rung, dem Wachsthume und der Fortpflanzung der Pflanzen und Thiere befolgt. Man lehre ihn die Ur ſachen der verſchiedenen Veränderungen und Erſchei nungen der Athmoſphäre in Beziehung auf die Land- und Hauswirthſchaft, gebe ihm Vorſchriften die Ge ſundheit zu befeſtigen, Krankheiten zu verhüten, klei ne Unpäßlichkeiten und Wunden ſicher zu heilen. Die richtigern Begriffe werden den entgegengeſetzten Aber glauben nach und nach von ſelbſt verdrängen, wenn er nur zu keinem Glaubens- und Gewiſſenspunkt ge macht wird, und Mißbräuche müſſen nicht verboten, ſondern durch das Beyſpiel des Gegentheils abgeſchaft werden.

2) Auf die Sorge für das körperliche Wohl fol gen diejenigen Verhältniſſe, die aus dem Triebe zur Fortpflanzung und den im Menſchen mit ihm ver knüpften edlern Neigungen des Wohlwollens und der Theilnehmung entſpringen. Man lehre den Landmann die Freuden ſowohl als die Pflichten des Ehe- und Elternſtandes beſſer kennen und fühlen, und mache ihm die Vortheile der häuslichen Geſellſchaft ſinnlicher, beſonders in Beziehung auf ſein Gewerbe, welches ohne diſe nicht beſtehen kann. Hierauf laſſe man die geſelligen Pflichten überhaupt folgen, erwecke in

ſeinem

ſeinem Herzen die Gefühle der Freundſchaft und allgemeinen Menſchenliebe, und lehre ihn empfinden, wie angenehm es ſey, Brüdern wohlzuthun. Man zeige ihm, daß er durch fortſchreitende Ausbildung der ſanftern Triebe der Menſchlichkeit, ſo wie durch vermehrten Fleis und Ueberlegung bey allem was er thut, ſich immer neue Quellen des Vergnügens eröfnen, ſeinen Wohlſtand vermehren, und ſich, bey den höhern Ständen ſowohl als bey ſeines Gleichen, immer mehr Liebe und Achtung verſchaffen werde. Die beſte Methode iſt auch hier Erzählung wahrer Geſchichten und wirkliches Beyſpiel.

3) Sein Gewerbe, die Landwirthſchaft, wird ihm nun als das Mittel vorgeſtellt, wodurch er ſich alles das vorige verſchaft. Es iſt folglich das wichtigſte und weitläuftigſte Feld, das in der Aufklärung des Landmanns zu beakbeiten vorkommt, und die hervorbringenden Kräfte der Erde ſind ſo mannichfaltig, daß es der Betriebſamkeit und dem Verbeſſerungsgeiſte in demſelben nie an Gegenſtänden fehlen wird. Nur muß man immer mehr darauf bedacht ſeyn, die in den bisherigen Verfahrungsarten eingeſchlichenen Fehler und Misbräuche abzuſchaffen, und mehr Fleis, Liebe zur Ordnung, und Nachdenken bey der Arbeit zu verbreiten, als durch Einführung fremder Produkte, Werkzeuge und Bearbeitungsarten, die noch nicht bewährt ſind, die Landleute in Projektmacher zu verwandeln.

4) Kennt

4) Kennt der Landmann ſich ſelbſt, ſeine Bedürfniſſe, Triebe und die Mittel ſie zu befriedigen: ſo zeige man ihm, daß er die Sicherheit ſeiner Perſon, ſeines Eigenthums und Gewerbes, und den ungeſtörten Genuß aller Nothwendigkeiten und Vergnügungen des Lebens ganz allein der bürgerlichen Geſellſchaft zu verdanken habe. Man erkläre ihm, was jeder Stand zu ſeinem Nutzen und Vergnügen beyträgt. Man lehre ihn ſeine eigene Würde mit allen damit verbundenen Vortheilen fühlen, und vergleiche dieſe mit den Laſten und Beſchwerden, welche andern glücklicher ſcheinenden Ständen zugetheilt ſind. Man entwikle ihm den Nutzen und die Nothwendigkeit der Geſetze, Obrigkeiten und Abgaben, und entwerfe ihm ein Gemählde von dem ganzen Staate und den gegenſeitigen Verhältniſſen ſeiner verſchiedenen Glieder. Die Hauptepochen der vaterländiſchen Geſchichte, nebſt einigen Nachrichten von andern Staaten und ihrer für den Bauer vielleicht drükenden Verfaſſung, dann von der Erde überhaupt hinzugefügt, werden ihn in den Stand ſetzen, das menſchliche Geſchlecht als eine einzige Familie zu betrachten, in der er ſelbſt eine Hauptrolle zu ſpielen hat.

5) Von der Menſchenfamilie und der Erde erhebe nun der Sohn der Natur ſeinen Blik zu den zahlloſen Welten, die er jetzt als goldene Punkte betrachtet. Die Vorſtellung von der unermeßlichen Summe von Kräften, die, in dem großen Ganzen bis zu den klein-

kleinſten Elementen vertheilt, alle auf einen Zweck wirken, wird ihn mit jenem wehmüthigen Gefühl ſeiner eignen Kleinheit und Schwäche erfüllen, welches vermittelſt des Bewuſtſeyns unſrer unerſättlichen Triebe ſo leicht in Sehnſucht und Hofnung der Unſterblichkeit übergeht. Anbetung des Unnennbaren, der das Ganze ſchuf und in dieſer bewundernswürdigen Ordnung erhält, und ihm ſoviel von demſelben zu genieſſen giebt, wird nun zur herrſchenden Empfindung bey ihm. Die Erfüllung aller aus ſeinen wirklichen Verhältniſſen entſpringenden Pflichten, die er ſchon als das einzige Mittel kennt, ſeine Begierden und Wünſche dauerhaft und ohne Reue zu befriedigen, wird nun Gottesdienſt und Religion — Mittel zu einer höhern Glückſeligkeit und Vollendung im ewigen Leben.

Die Möglichkeit, daß ein ſolches Gedankenſyſtem in jedem richtig organiſirten Bauerkopfe Wurzel faſſen und gute Entſchlüſſe und Handlungen hervorbringen könne, glaube ich nicht weiter beweiſen zu dürfen: theils wegen der Gründe, die ich oben ſchon angeführt habe; theils darum, weil der dieſem Stande bis jetzt eigne Mangel an Zuſammenhang im Denken, und ſeine Geneigtheit, widerſprechende Dinge für wahr anzunehmen, offenbar blos daher entſteht, daß die verſchiedenen Lehrer, die ihn bilden, einander ſo häufig widerſprechen. Dieſe ſind nemlich, die Geiſtlichkeit, die Juſtiz, die Kammer, und der natürliche Trieb zur

Glück-

Glückſeligkeit. — Der deutſche Patriot wird jetzt dabey vor allen Dingen wünſchen, daß ſich dieſe dazu vereinigen möchten, einmal der Auswanderungsſucht, die das Vaterland entvölkert, und ſeine Verfaſſung brandmarkt, Einhalt zu thun. — In einer menſchenleeren Wüſte braucht es keiner Aufklärung.

Dritter Abſchnitt.

Ein Mittel, wahre Aufklärung unter den Landleuten zu verbreiten.

Die Hauptfrage iſt nun: „wie das beſchriebene Gedankenſyſtem dem Landmanne beyzubringen ſey; ſo lange nicht die ſämmtlichen bürgerlichen und religiöſen Anſtalten, die dem Menſchen zu dem machen was er iſt, auf dieſen Zweck arbeiten?„

Rouſſeau ſagt: „Wäre ich Fürſt oder Geſetzgeber „ſo würde ich meine Zeit nicht damit verderben, zu ſa„gen, was man thun ſolle: ich würde es thun, oder „ſchweigen.„ Dieſes ſchmerzliche Gefühl der Unvermögenheit drückt nur denjenigen Schriftſteller, der im Ernſt auf die Beſſerung ſeiner Zeitgenoſſen zu wirken ſucht. Denn wer ſich den Beyfall des Haufens, die Gunſt der Großen, oder das Honorarium zum Ziel ſetzt, iſt der Erfüllung ſeiner Abſichten immer verſichert, wenn er nur mittelmäßige Talente beſitzt. Er braucht ſeine Feder nur dem herrſchenden Geſchmacke, den Launen, und gelegentlich den Laſtern ſeines Publikums

fröh-

Hot-Spur.

Und ihr in der Hölle, so oft er von Owen Glendower reden hört.

Glendower.

Ich tadle ihn nicht; in meiner Geburts-Stunde erfüllte sich die Sterne des Himmels mit feurigen Gestalten und brennenden Meteoren; wißt, der ganze Erdball zitterte in seinen innersten Gewölben, wie eine Memme, als ich gebohren ward.

Hot-Spur.

Das würd' er gethan haben, wenn in der nemlichen Stunde eurer Mutter Katze Junge gehabt hätte, und ihr nie gebohren worden wäret.

Glendower.

Ich sage, die Erde bebte wie ich gebohren ward.

Hot-Spur.

Und ich sage, wenn die Erde das that, so dachte sie nicht wie ich, in so fern ihr euch einbildet, sie zitterte aus Furcht vor euch.

Glendower.

Die Himmel waren lauter Feuer, und die Erde bebte.

Hot-Spur.

Die Erde bebte also, weil sie den Himmel in Feuer

sah,

frönnen zu laſſen: ſo macht er ihm das geſuchte Vergnügen, und erhält den geſuchten Lohn. Wem es aber um die wirkliche Ausrottung des Irthums, der Thorheit und des Laſters zu thun iſt, der ſieht ſeine Bemühungen ſo ſelten beherziget und benutzt, daß er ſein Ziel weit über den Vortheil des Augenblicks hinaus ſetzen muß, um nicht muthlos zu werden. Diejenigen Leſer, die ſich für aufgeklärt halten, weil ſie verfeinert ſind, amüſiren ſich blos mit ſeinen Einfällen, ſpotten auch wohl über ſeinen Ernſt; und auf den rohen Landmann kann er nicht wirken, theils weil dieſer nicht lieſt, theils weil ſeine obengenannten Lehrer in den feſtgeſetzten Schranken ihres oft ſelbſtſüchtigen Syſtems aus übel verſtandener Pflicht ſtehen bleiben, wenn ſie auch für ihre Perſonen an den Fortſchritten des Nationalgeiſtes Theil nehmen; welches doch nicht immer der Fall iſt.

Gleichwohl ſcheint mir bey der jetzigen Verfaſſung der bürgerlichen Geſellſchaft ein Volksbuch, wo nicht der einzige, doch der leichteſte Weg zu ſeyn, dem Landmanne wenigſtens diejenigen Materialien der Aufklärung, die er jetzt ſchon benutzen könnte, die er aber theils nicht kennt, theils aus Muthloſigkeit verſchmäht, mitzutheilen und annehmlich zu machen. Es käme nur darauf an, daß es nach der im vorigen Abſchnitt entworfenen Skizze ausgearbeitet und ſo eingerichtet wäre, daß man es dem Bauer leicht in die Hände bringen könnte, und daß er es gern läſe.

Weil es nun beſſer iſt, das Wenige zu thun was man vermag, als über dem Vielen, das nicht in unſerer Gewalt ſteht, das Leben zu verſeufzen: ſo habe ich mir vorgeſetzt, in meinen Nebenſtunden, zum Verſuch, ein ſolches Buch auszuarbeiten. Der Plan iſt folgender:

Ich ſammle, nach dem im vorigen Abſchnitt vorgelegten Leitfaden, diejenigen bisher durch die Erfahrung der Menſchenkenner, Naturkundigen, Aerzte und Land- und Hauswirthe bewährten Mittel, durch welche den wirklichen leiblichen und geiſtlichen Nöthen des Landmannes abgeholfen, und ſein zeitlicher Wohlſtand ſowohl, als ſeine Zufriedenheit mit Gott und der Welt, befördert werden kann.

Dieſe Mittel müſſen ſich folglich ſo wohl über die gewöhnlichen und alltäglichen Plagen und Entbehrungen des Landmanns, denen abzuhelfen iſt, als über die auſſerordentlichen Nothfälle erſtrecken, in welche er durch eignen Unverſtand, Unwiſſenheit und Vorurtheil, oder durch die verſchiedenen Natur-Begebenheiten und durch ſeine Lage in der bürgerlichen Geſellſchaft geräth.

Es dürfen blos ſolche Mittel ausgewählt werden, die er ſelbſt anwenden kann: das iſt ſolche, die ſich ohne obrigkeitliche Beyhülfe oder Verfügungen, ohne groſſe Koſten, ohne Kenntniß der Wiſſenſchaften und Künſte, anwenden laſſen.

Es

Es müſſen lauter geprüfte und bewährt gefundene Mittel ſeyn: damit er durch miſsrathene Verſuche nicht miſstrauiſch gegen das Buch werde: auch müſſen ſie ihm in einer ſolchen Geſtalt dargeboten werden, daß er ſie gern annimmt und befolgt.

Iſt die Sammlung gemacht, ſo werde ich über diejenigen Capitel, welche ökonomiſche Sachen enthalten, mehrere praktiſche Landwirthe, auch erfahrne Juſtiz und Cameralbeamten in verſchiedenen Gegenden Teutſchlandes zu Rathe ziehen, und ſie erſuchen, ihr Gutachten über die ihnen vorgelegten Punkte, blos aus eigner Erfahrung, nicht aus Büchern oder Erzählung, zu geben. Eben dieſes wird in Anſehung der Materien, welche in die Arzneykunde einſchlagen, bey verſtändigen praktiſchen Aerzten geſchehen; und über die geiſtige Noth der Landleute werde ich mit verſtändigen Pfarrern aller Religionen zu Rathe gehen. Alsdenn ſoll eine Auswahl getroffen und das Ganze nochmals der Prüfung einiger praktiſchen Menſchenfreunde unterworfen werden.

Durch dieſe Operation hoffe ich theils diejenigen Materialien, welche mir zu No. 1 bis 3. des 2ten Abſchnitts noch fehlen könnten, zu erhalten, theils dasjenige, was ich ſelbſt dazu geſammelt habe, zu berichtigen, und durch die Erfahrung verſtändiger Männer zu beſtätigen. Die ſittlichen Grundſätze und die Regeln des Verhaltens im häuslichen und bürgerlichen Leben,

welche nach obigen No. 4. und 5. in den Plan gehören, werde ich dann an den ſchicklichſten Orten einzufügen ſuchen, wo ſie vermöge der Ideenverbindung die ſtärkſte Wirkung zu thun ſcheinen. Der Titel braucht aber es dem Bauer nicht zu verkündigen, daß ihn das Büchlein ſyſtematiſch behandelt.

Nun wird das Werk erſt in das Gewand gehüllt, das es zum Zeitvertreib des Bauers in den Winterabenden, und zum Schulbuche für ſeine Kinder geſchickt macht; und dieſes auf folgende Art.

Jeder wichtigen Lehre werden eine oder etliche wahre Geſchichten im populären Ton, wenigſtens von Bauersleuten, mit dem Namen der Dörfer, beygefügt, welche den Nutzen der Lehre ſo klar machen als die Sonne am Himmel, und denjenigen, der ſie nicht befolgen wollte, als gewaltig dumm und einfältig vorſtellen. Dieſe Geſchichten werden mit Holzſchnitten verſehen, welche den Erfolg der Handlung mit den auffallendſten Zügen darſtellen; der Titel wird roth gedruckt, ſo daß das Buch in der äuſſerlichen Form dem Eulenſpiegel oder dem hundertjährigen Kalender gleicht. Auch wird es den Buchbindern zum Aushängen in ihren Boutiquen in Commiſſion gegeben, und koſtet geheftet nicht mehr als 4 gr., ob es gleich wenigſtens ein Alphabet ſtark wird.

Dieſer Plan läßt ſich ausführen, wofern 6000 Exemplare von dem Buche voraus beſtellt werden. Da nun

Teutſch-

Teutſchland wenigſtens 80000 Dörfer hat: ſo ſcheint es kein übertriebenes Vertrauen auf menſchliche Groß-muth und Theilnehmung zu ſeyn, wenn ich annehme, daß ihre Beſitzer für ſechs Tauſend derſelben das Buch mit 4 gr. kaufen, und es zur Bekanntmachung in die Wirthshäuſer niederlegen werden. Der Beyfall, den das Publikum der moraliſchen Zeitung, die ich nach einem ähnlichen Plane für den Bürgerſtand und für die Jugend ſchreibe, bisher gegeben hat, beſtärkt mich in dieſem Vertrauen. Ich werde daher nächſtens eine weitläuftige Nachricht von dem Unternehmen durch den Druck bekannt machen, wovon unten in dem Anzeiger des T. Merkurs einſtweilen ein Auszug ſteht. Sollten mich aber meine Kräfte oder die thätige Unterſtützung der Freunde des Guten dabey verlaſſen: ſo würde es mich doch nicht gereuen, Etwas zum beſten der zahlreichſten und nützlichſten Menſchenklaſſe verſucht zu haben, von welcher Claudius leider! nicht ohne Grund ſagen durfte:

Gehn viele da gebückt und welken
In Elend und in Müh,
Und andre zerren dran und melken
Wie an dem lieben Vieh.

K. J. Becker.

III.

Virgils fünfte Ekloge frey überſetzt.

Menalk.

Da treffen wir ja eben recht zuſammen!
Du, Mopſus, kannſt die Flöte blaſen, ich
Kann Lieder ſingen; und dies Plätzchen hier,
Verſteckt in Bäumen und Geſträuchen,
Lad't uns zum Singen ein. Haſt du nun Luſt?

Mopſus.

Ich folge dir, Menalk! Willſt du,
So ſetzen wir uns in den Schatten hier.
Doch Zephyrs Hauch zerſtreut ihn je und je:
Wir giengen beſſer dort in jene Höhle,
Um die der dunkelgrüne Epheu *) kreucht.

Menalk.

Auf unſern Triften wagt's wohl nur Amynt,
Mit dir im Wettgeſang zu ſtreiten.

Mopſus.

Ja
Der wagt's wohl auch ſelbſt mit Apoll zu ſtreiten.

Menalk.

*) Der Ueberſetzer hat hier den im lateiniſchen Texte ſtehenden wilden Weinſtock (labrusca) mit dem bekanntern Epheu vertauſcht.

Menalk.

Sing, Mopſus, du zuerſt. — Haſt du vielleicht
Von Phillis Liebe, oder von dem Streit
Des Kodrus, oder was zum Lobe Alkons
Zu ſingen. Stimme an; indeſſen
Soll Tityrus der Ziegenlämmer hüten.

Mopſus.

Das Lied will ich dir ſingen, das ich jüngſt,
Mit angemerkter Ordnung des Geſanges,
Auf eines Buchbaums zarte Rinde ſchrieb.
Dann laß Amynt zum Wettgeſang mir kommen!

Menalk.

So weit dem hohen Ulmbaum Weidenſträuche,
Der Purpurroſe niedre Quecken nachſtehn,
Steht dir Amynt, nach meinem Urtheil, nach.

Mopſus.

Genug hievon! Da ſind wir in der Höle.

Bäch' und Gebüſche! ihr ſaht die Zähren der weinenden Nymphen,
Die ſie um Daphnis weinten. Er ſtarb eines ſchrecklichen Todes.
Jammernd umſchlang den geliebten Todten die zärtliche Mutter,
Klagte die Götter an, und das unerbittliche Schickſal.
Damals vergaßen die Hirten (denn groß war die Trauer um Daphnis)

Von der Wende das Vieh zur kühlen Tränke zu führen:
Damals ſuchte kein Wild den Bach und die Kräuter der Aue.
Selbſt von den Löwen der Wüſte, Gebirge und Wälder ſind Zeugen,
Hat man ein Aechzen gehört, da du, o Daphnis! erblaßteſt.
Daphnis ſpannte zuerſt an den Wagen Armeniſche Tyger;
Daphnis lehrte zuerſt Lyäens fröhliche Tänze,
Lehrte mit jungem Laube die ſchlanken Stäbe umwinden.
Wie der Weinſtock die Ulme, die röthliche Traube den Weinſtock,
Wie die Heerde der Farr, wie Felder die grünende Saat ziert:
So biſt du der Stolz und die Zierde der Hirten, o Daphnis!
Ach! mit deinem Tod entwichen plötzlich den Fluren
Pales und ſelbſt Apoll. Nun ſäen wir reines Getraid aus;
Aber umſonſt! — Itzt decken den Acker nur taube Aehren,
Und verhaßtes Unkraut; es ſproſſen ſtatt milder Violen,
Statt der holden Narciſſe nur Diſteln und ritzende Dornen.
Streuet Blumen, ihr Hirten! (dies hat noch Daphnis verlanget)
Ihm aufs Grab, und hüllt in grünlichdämmernde Schatten
Seine Quellen: errichtet ein Grabmahl, und gebt ihm die Aufſchrift:
„Daphnis — berühmt auf den Fluren, berühmt bis unter Sternen:
„Schön war ſeine Heerde, und er der ſchönſte der Hirten.“

Menalk.

Erquickt hat mich dein Lied, göttlicher Sänger!
So wie auf weichem Gras ein ſanfter Schlummer

Den

Den Müden, oder wie in heissen Tagen
Ein kühler Trunk am Wasserfall erquickt.
Nicht auf der Flöte nur, auch im Gesange
Giebst deinem guten Lehrer du nichts nach.
Glücklicher Hirt! dich wird man nun nach ihm
Am meisten schätzen. Doch ich will nun auch,
So gut ich kann, mein Lied von Daphnis
Dir singen. Daphnis hat auch mich geliebt.
Mein Lied erhebt ihn unter die Gestirne.

Mopsus.

Was konnte mir wohl angenehmer seyn?
Er war es werth, daß man ihm Lieder weihe;
Und jüngst hat Stymikon dein Bild von Daphnis
Mir schon gerühmt. Beginne dann zu singen.

Menalk.

Daphnis im Strahlengewande betrat des hohen Olympus Pforten, und staunend blickt er hinab nach Wolken und Sternen.
Seht, ein frischeres Grün schmückt itzt den Hayn und die Fluren.
Fröhlich sind alle Hirten und Pan und die Nymfen des Waldes.
Schaafe dürfen nun nicht die Tücke des Wolfes, und Hirsche
Nicht das Jagdnetz fürchten; denn Daphnis, der Milde, liebt Eintracht.
Aus Gebirgen und Wäldern, aus Felsen und allen Gebüschen

Schallt die Stimme des Jauchzens: ein Gott! ein Gott!
ist uns Daphnis!
O sey günstig und hold deinen Hirten! Sieh hier vier *) Altäre:
Zwey dem Phöbus und zwey sind dir, o Daphnis, geweihet.
Jährlich sollen darauf zwey Becher voll schäumender Milch
stehn,
Und zwey Becher voll Oel. Dann geb' ich ein fröhliches
Gastmahl:
Ist's im Winter, am Heerd; ist's in der Erndte, im Grünen.
Köstlicher Most, Arjustischer Nektar soll da die Becher
Füllen, und nach den Flöten Damöts und des Lyktiers Aegon
Soll mir Alphesibäus wie gaukelnde Satyren tanzen.
Dies gelob ich dir, dies soll zweymal jährlich geschehen.
Bis der Fisch seine klare Fluth, bis der Eber Gebirge,
Bis die Biene den Quendel, die Grille den Thau nicht mehr
liebet,
Wird dein Name, dein Lob, dein Ruhm, o Daphnis! erschallen:
Wie dem Bacchus und Ceres wird dir der Landmann geloben.
Und deine Strafe wird folgen auf unerfüllte Gelübde.

Mopsus.

O sag, Menalk! was soll ich dir verehren
Für dieses Lied; denn so erquickt mich nicht
Der Sommerluft Gesäusel, nicht das Plätschern
Der Wellen am Gestade, nicht
Des Waldstroms fernes Rauschen durch das Thal.

Menalk.

*) Dieser Vers gehört noch unter den Ambek. d. H.

sah, und nicht weil ihr gebohren wurdet. Die kranke Natur bricht oft in seltsame Paroxismen aus; die Erde wird zuweilen von dem unbändigen Wind, der in ihren Leib eingekerkert ist, mit einer Art von Colik gequält; er sträubt sich durchzubrechen, und schüttelt die gute alte Mutter so stark, daß hohe Schlösser und bemooßte Glokenthürme umstürzen. Wie ihr gebohren wurdet, so hatte unsre Groß-Mutter Erde eben einen solchen Anstoß von Bauchweh, und das war alles.

Glendower.

Vetter, diese Reden würde ich nicht von vielen andern ertragen. Erlaubt mir euch noch einmal zu sagen, daß bey meiner Geburt die Stirne des Himmels voller feuriger Gestalten war; die Geissen rennten von den Bergen herab, und die Heerden auf den Feldern brüllten auf eine unnatürliche Art vor Schreken. Diese Zeichen deuteten an daß ich ausserordentlich seyn würde, und der ganze Lauf meines Lebens hat bewiesen, daß ich nicht in die Classe der gewöhnlichen Menschen gehöre. Wo lebt, innert den seebespühlten Grenzen von England, Wales und Schottland, der Mann der sich rühmen kan, mein Lehrmeister gewesen zu seyn? Und dennoch hab ich den Sohn eines Weibs noch nicht gesehen, der es in irgend einer Wissenschaft oder Kunst mit mir aufnehmen könnte.

Hot-Spur,

Ich glaube selbst, daß niemand besser welsch redt -- ich will zum Mittag-Essen.

Mortimer.

Menalk.

Nimm du erſt dieſe Pfeife zum Geſchenk
Es iſt die nehmliche, auf der ich jüngſt
Das Lied vom Korydon geblaſen habe.

Mopſus.

Und du, Menalk! nimm dieſen Schäferſtab,
Geziert mit vielen Knoten und Beſchlág.
Lang hat Antigenes darum gebulet,
Doch ſtets umſonſt. Nimm du ihn hin, Menalk!

A. Wrch.

IV.

Ueber Taubſtumme.

Unſere Sprache beſteht aus Wörtern womit wir unſre Begriffe bezeichnen, zuſammenreihen, damit denken und uns andern Menſchen dadurch verſtändlich machen. Wenn aber der Menſch ohne Gehör geboren wird, oder daſſelbe im jugendlichen Alter verliert, eh' er reden lernt; ſo iſt und bleibt er ſprachlos oder ſtumm, bis man ihm mit dienlichen Mitteln zur Sprache verhilft, oder ihn entſtummt. Der Mangel des Gehörs, oder des Hörens, iſt alſo eine Urſache der Stummheit: daher auch jeder, der eine fremde Sprache, z. B. die türkiſche oder franzöſiſche, nicht hören, und, vermittelſt

telſt des Gehörſinns, ihre artikulirten Töne und Wortfügungen nicht nachahmen kann, darin eben ſo ſtumm iſt, wie ein Taubgeborner in ſeiner Mutterſprache.

Es giebt aber auch noch andre Arten von Sprachloſigkeit. Z. B. Wenn der Menſch von Jugend auf ſchwächlich, blödſinnig, oder ſonſt mit Fehlern an ſeinen Sprachwerkzeugen behaftet iſt, wobey man aber ganz andre Mittel als bey Taubſtummen anwendet, wenn ihm geholfen werden ſoll und kann. In meinen andern Schriften habe ich ſchon ausführlicher über die verſchiedenen Arten der Stummheit geredet: hier aber werde ich nur einige neue Beobachtungen über die Denkart der Taubſtummen bekannt machen, und die widernatürlichen und gefährlichen Mittel und ſchädlichen Lehrarten zeigen, womit gehör- und ſprachloſe Kinder, von Jugend auf, ganz vergeblich, gequält und gemartert worden. — Dieſe Unglücklichen verdienen in mancherley Betracht unſer ganzes Mitleid, und ihr bejammernswürdiger Zuſtand fordert jeden wohldenkenden Menſchen auf, ihr Elend vermindern zu helfen. Daher iſt es nicht nur rühmlich und löblich, wenn ein Staat durch Lehrer Taubſtumme zu brauchbaren Mitgliedern bilden läßt, ſondern es iſt Pflicht: denn ſie ſind Menſchen. Allein, wenn er auch keinen moraliſchen Grundſatz achtete, ſo giebts doch noch andre Maximen die ihn bewegen ſollten, ſich dieſer gebrechlichen Perſonen anzunehmen, und ihnen zu ihrer möglichen

chen Begrif-Entwickelung den nöthigen Beyſtand zu leiſten. Denn wenn ſie nicht aus ihrem faſt thieriſchen Zuſtande heraus gezogen und in den unentbehrlichen Kenntniſſen unterrichtet werden: ſo ſind ſie ihren Eltern, andern Menſchen, und folglich dem Staate ſelbſt, zur Laſt. Sie ſind nicht allein unbrauchbar, ſondern ſie gerathen auch, nach den Graden ihrer thieriſchen Leidenſchaften, in allerley Ausſchweifungen. Viele werden ſogar fürchterlich und gefährlich, und wir haben davon ſchon manche traurige Beyſpiele.

Eigentlich giebt ihr kurzer Verſtand den meiſten Anlaß zu ihren Vergehungen. Ihre wenigen Begriffe werden, aus Mangel der Sprache, in keine regelmäſſige und mit uns andern Menſchen gleichförmige Gedankenreihen geordnet: daraus entſteht aber eine ganz andere und in vielen Stücken, gegen die unſrige, ganz verkehrte Denkart. Wodurch ſie denn, nach ihren irrigen Meynungen, zumal beym Ausbruche heftiger Leidenſchaften, gar leicht aus ihrem engen Gedankenkreiſe getrieben, und nicht ſelten zu den abſcheulichſten und grauſamſten Verbrechen verleitet werden. Hierzu kommt auch, daß ſie Jedermann neckt, verſpottet und verachtet. Das macht ſie tückiſch, rachgierig und grauſam; und geringe Urſachen, manchmal nur Einbildung oder Wahn, reitzen ſie dermaßen zum Zorne, das ſie ihrem vermeynten Feinde, plötzlich oder heimlich, Eins verſetzen woran er genug hat.

Zu ihrem groſſen Unglück gesellt sich ferner noch, daß sie gemeiniglich mit unsinnigen und gefährlichen Kuren gemartert, und öfters dadurch ganz verstümmelt oder wahnwitzig gemacht werden. Denn wenn ein Kind nicht gleich zu gehöriger Zeit sprechen lernt: so glauben unwissende Eltern, der Fehler liege an der Zunge; und der nicht klügere Chirurgus schneidet denn so lange dran herum, bis sie gelähmt ist, und nicht einmal als Mittel zum Speiseverschlucken brauchbar bleibt. Entgeht ein Taubstummer aber ja diesen Mißhandlungen: so kömmt man ihm doch gewiß mit Arzneymitteln über die Ohren, sprützt sie mit scharfen Spiritussen, und trichtert sie ihm mit hitzigen Dämpfen so lange voll, bis sein Gehirn davon total ruinirt, und bis er entweder albern, oder gar rasend dadurch gemacht wird. Es war also nicht genug, daß das unglückliche Kind nicht hören und nicht sprechen konnte, es mußte auch noch an der Zunge verstümmelt und im Kopfe verrückt gemacht werden. Mit einem Worte: ich wüßte kein Geschöpf auf Gottes Erdboden, das Jahre lang ärger gemishandelt würde als ein Taubstummer, wenn er unwissende Eltern oder Vormünder hat, und durch sie unter die Hände dummer und gewinnsüchtiger Zungenschneider und Ohrenklistirer geräth.

Das ists aber doch noch nicht alles womit man Taubstumme hudelt und peinigt. Man hat auch Lehrarten für sie erfunden, wodurch sie ihren Verstand und

ihre

ihre Gesundheit, falls sie nach ihren vorhergegangenen Martern noch etwas davon gerettet haben, nun vollends einbüßen. Man lehrt sie schreiben, und glaubt ihnen blos dadurch Begriffe aller Arten zu entwickeln und zu befestigen. Aber das ist nicht allein ein ganz vergebliches und unmögliches, sondern auch ein sehr schädliches und gefährliches Unternehmen. Nimmermehr könnte man auf diesen Einfall kommen, wenn man seine eigne Denkart nur erst untersuchte und kennen lernte: denn daraus würde jedem gleich einleuchtend werden, warum eine schriftliche Begrif-Entwickelung für Taubstumme unmöglich ist. Allein, daran denkt man nicht eher, bis man mit Schaden klug, und dabey gewahr wird, daß die Denkart des Taubstummen gegen die unsrige ganz verschieden seyn müsse. Um aber manchen, dem daran gelegen seyn möchte, von dieser Wahrheit zu überführen, muß ich vorher einige Sachen erklären, die über alle Lehrarten bey der menschlichen Begrif-Entwickelung Licht verbreiten, und wodurch jedermann auch die Lehrarten für Taubstumme sehr leicht einsehen kann.

So lange hörende und taube Kinder in ihrer Jugend nur noch sinnliche Gegenstände und Handlungen ohne Namen kennen lernen, so lange haben sie einerley Denkart; allein sobald das hörende Kind Dinge mit tönenden Zeichen — das sind Wörter — benennt oder bemerkt; sobald erhebt sich sein Verstand über den eines Taubstummen hinweg, und dieser bleibt unter

ter jenem zurück und kindisch. Das hörende Kind lernt nun unter andern Kenntnissen auch zusammengesetzte Begriffe z. B. Recht, Hofnung, Pflicht ꝛc. formiren, die nicht in der Anschauung gegeben werden: denn solche Begriffe können nicht erscheinen, sondern sie stellen moralische oder andre Handlungen vor; an deren Statt aber der hörende und vernünftige Mensch in seine Gedankenreihen und zu ihrer regelmäßigen Causalität articulirte Wörter mit Bewustseyn einschiebt; sonst bekämen die Gedanken keine Ordnung, sondern überall Lücken, wodurch Leerheit und Verwirrung im Denken und Sprechen entstehen würden. — Mit der Sprache entwickelt nun das Kind immer mehr und mehr Begriffe; es denkt sie wachend und träumend in Tönen, und dadurch entsteht eine regelmäßige artikulirte Denkart bey ihm, die es Zeitlebens behält.

Es ist aber nicht der Gehörsinn allein, sondern die Artikulationsformen nach ihren Empfindungen in den Sprachwerkzeugen sind es vielmehr, die sich zu allen unsern Begriffen und Verstandeshandlungen mit anhängen, einmischen, oder die, so zu sagen, wie Stempel drauf haften. Und mit diesen mathematischen und dynamischen Verknüpfungen der Gedanken setzen wir Schluß auf Schluß, Vernunftbegriffe auf Verstandesbegriffe, gehen mit jenen über die Erfahrung hinaus, und aus der intellectuellen in die intelligible Welt über, wohin uns aber ein Taubstum-

mer

mer vor ſeiner Entſtimmung nicht zu folgen im Stande iſt.

Die Tonſprache iſt alſo ein unvergleichliches und unſchätzbares Mittel zum Begriffentwikeln und Denken: und ob ſie gleich in den Gedankenreihen oft nur dunkel in das Bewuſtſeyn wirkt: ſo können ohne mündliche Artikulationen dennoch keine andere Zeichen, wenn ſie auch aus lauter denkbaren Formen beſtünden, weder in ihrer Abweſenheit noch Gegenwart, uns die Vortheile und Fertigkeiten im Denken verſchaffen, als wir ſie vermittelſt der Artikulationsformen erlangen. Es iſt uns ohne dieſe, nach unſrer ſubjektiven Beſchaffenheit, auch gar nicht möglich, abweſende, zuſammengeſetzte, abgezogene und gleichförmige Begriffe zu denken: denn die abweſende Schriftſprache iſt dazu ganz unnütze, weil ſie nur auf dem Papier, oder auf andern dazu dienlichen Dingen vorſtellbar iſt. Und alle andre Zeichen, die wir, oder andre Nationen, erfinden, uni uns unſre Gedanken dadurch zu eröfnen, beruhen doch allemal wieder auf mündlichen Artikulationen, worein jene Zeichen erſt verdolmetſcht werden müſſen: und nur Artikulationen wirken mit in das Bewuſtſeyn, wenn überall Reproduktion und Recognition der Begriffe entſtehen ſollen:

Ich habe geſagt: daß die Schriftſprache ſich in ihrer Abweſenheit nicht vorſtellen läßt, folglich kann man auch nichts damit denken: Wer eine andere Mey-

nung von ihr hat, wird durch die Artikulationen getäuſcht. Z. B. Die Formel: Die Rechtſchaffenheit iſt eine Tugend, die zu unſrer Glückſeligkeit und Zufriedenheit ſehr viel beyträgt; kann nur mit Artikulationen gedacht werden: denn die abweſenden ſchriftlichen Wörter dazu ſind alle unvorſtellbar, und die damit bezeichneten Begriffe können auch nicht zuſammenhängend in der Anſchauung gegeben werden; folglich wirken nur die Artikulationen mit in das Bewuſtſeyn, und dieſes producirt die ſynthetiſche Gedankenreihe, zur Recognition, in Begriffen.

Wem die Unvorſtellbarkeit der abweſenden Schriftſprache etwa unglaublich vorkommen möchte, der kann die Probe gleich an ſich ſelbſt damit machen. Er darf nur die Augen verſchlieſſen und Acht haben, ob ihm die obige Formel: Rechtſchaffenheit iſt eine Tugend ꝛc. ſo wie ſie auf dem Papier da ſteht, auch in der Einbildungskraft vorſchwebe. Aber er muß ſich dabey nicht durch die Artikulationen täuſchen laſſen, ſondern nur Wörter in ſeiner Einbildungskraft eben ſo leſen wollen als ob ſie auf dem Papier vor ihm ſtünden, und er wird bald inne werden, daß ſich auf dieſe Art kein ſchriftlich Wort vorſtellen, mithin auch nichts damit denken läßt. Sollte ihn dieſes Experiment noch nicht völlig davon überführen, ſo zähle er nur mit verſchloßenen, oder von Wörtern abgewandten Augen, die Buchſtaben in einem ſchriftlichen Worte, z. B.

in

in Rechtſchaffenheit, Glückſeligkeit, oder auch in andern Wörtern, und er wird finden, wie beſchwerlich das iſt und wie langſam er dabey zu Werke gehen muß, wenn er ſich nicht verzählen will, da ihm doch der Ton zu jedem Buchſtaben dabey behülflich iſt. Auf dem Papier aber kann Jeder die Buchſtaben den Augenblick überzählen. Oder wenn jemand nicht ſelbſt zählen will, der nehme zwey Perſonen, lege den Finger auf ein Wort, ſtelle die eine Perſon nahe und die andre einige Schritte vom Worte entfernt, ſpreche es nun aus und laſſe die eine Perſon in dem Worte auf dem Papier, und die andre in Gedanken die Buchſtaben in gleicher Zeit dazu zählen. Der in Gedanken Zählende wird ſehr ſpät, vielleicht auch gar nicht damit fertig: ſtatt daß der andre, der die Buchſtaben im Worte auf dem Papiere zählt, gleich damit zu Ende kommt. Denn ſchriftliche Wörter ſind abweſend nicht, ſondern nur auf dem Papier vorſtellbar, und hierin liegt auch eigentlich der nervus probandi, daß Taubſtumme mit Schriftſprache keine Gedanken zuſammenreihen können, und ſie eben daher ſo bald wieder vergeſſen.

Aber könnte man fragen: woran liegts denn, andre Gegenſtände ſind doch abweſend in unſrer Einbildungskraft vorſtellbar: warum aber keine Schriftwörter? Es liegt daran, daß Erſcheinungen, die abweſend vorſtellbar ſind, etwas ähnliches mit einer geometriſchen Figur, oder ſonſt ein hervorſtechendes Merk-

mal haben. Einzelne Buchſtaben laſſen ſich auch ab weſend vorſtellen: denn ſie haben Merkmale. Allein, ganze ſchriftliche oder gedruckte Wörter haben gar keine Proportion, ſie werden aus vielen heterogenen Theilen zuſammengeſetzt, und ſind in unſerm Schematismus keine denkbar bleibende Figuren. *) Es giebt aber auſſer den ſchriftlichen Wörtern auch noch andre unförmliche Erſcheinungen in der Sinnenwelt, die abweſend nicht vorſtellbar ſind: Z. B. verſchiedene Abtheilungen von allerley durcheinander geworfenen Mücken, Fliegen und Spinnenfüſſen, eine in verſchiedene Theile zerſchnittene Dornhecke, oder kleine und groſſe Hauffen Wurſtroh, unförmliche Wolken, und dergleichen ungeſtalte Dinge mehr, die keine feſten Merkmale, zur Reproduktion und Rekognition, einer förmlichen Einheit, in ihrer Abweſenheit an ſich haben, und folglich auch nicht zu Zeichen der Begriffe dienlich, oder ſtatt ihrer denkbar ſeyn können: il n'y a rien de Fixe.

Ganz andre Eigenſchaften haben die Artikulationen in unſrer Sprache: dieſe beruhen auf mathematiſchen Gründen und gehören zu unſerm Schematismus; die Schriftſprache aber iſt nur eine Bedeutung der Tonſprache, und jene iſt nicht einmal Copie, ja nicht einmal der Schatten von dieſer.

Un-

*) Den Schematismus hat Hr. Kant in ſeiner Vernunftkritik am gründlichſten erklärt.

Mortimer.

Ruhig, Vetter Percy; ihr macht ihn noch böse.

Glendower.

Ich kan die Geister aus dem Abgrund hervorrufen.

Hot-Spur.

Das kan ich auch, und das kan jedermann; aber kommen sie, wenn ihr ihnen ruft?

Glendower.

Wie, ich kan dich dem Teufel gebieten lehren.

Hot-Spur.

Und ich kan dich den Teufel beschämen lehren; du darfst nur die Wahrheit reden: Sprich wahr, und beschäme den Teufel, sagt das Sprüchwort. Wenn du im Stand bist ihn zu beschwören, so bring ihn her; und ich will im Stand seyn, ihn mit Schaam wieder wegzujagen. O! sagt euer Lebenlang die Wahrheit, und beschämt den Teufel.

Mortimer.

Kommt, kommt, wozu soll dieses Gewäsche nützen?

Glendower.

Dreymal hat Heinrich Bolingbroke sich meiner Macht entgegen gestellt; dreymal hab ich ihn von den Ufern des Wye und des silbersandigen Severn, ohne Stiefel und von Gewittern verfolgt, heimgeschikt.

Hot-Spur.

Unſre Tonſprache beruht auf 8. Selbſtlautern oder Vokalen, woran ſich, mit unſern Sprachwerkzeugen, förmliche Artikulationen, und an dieſe unendlich viel Wörter anhängen, und als Zeichen zum Denken brauchen laſſen. Allein, da nun ein Taubſtummer, ehe er entſtummt wird, nicht durch Artikulationen denken kann; ſo fragt ſichs: wie denn eigentlich ſeine Denkart beſchaffen ſey? Antwort: er kann nur ſinnliche Empfindungen, Erſcheinungen und Handlungen, aus der formalen Natur denken. Z. B. der Hund lauft im Garten: dabey denkt er: Hund, laufen, Garten, und ſolche Formeln ſind auch abweſend für ihn denkbar. Die obige Formel, Rechtſchaffenheit iſt eine Tugend ꝛc. iſt hingegen vor ſeinen Augen verborgen, ſie kann nur durch Artikulationen gedacht werden.

Nun giebt es aber Lehrer für Taubſtumme welche weder ihre eigne, noch ihrer Schüler Denkart kennen, und die in dem Wahne ſtehen, daß einem Taubſtummen durch Schriftſprache Begriffe aller Arten beygebracht werden, und daß er auch, wenn ſie abweſend ſey, durch dieſelbe denken könnte. Das iſt nun aber ein für allemal nicht möglich, und dieſe ganze Lehrart iſt weiter nichts als eine unnütze und ſchädliche Plackerey, zumal für Perſonen die ohnedem ſo ſehr bedauernswerth ſind. Allein, ob gleich dieſe Wahrheit aus der Unvorſtellbarkeit der abweſenden Schriftſprache nun ſchon klar genug iſt: ſo will ich ſie doch auch durch andre

Gründe noch begreiflicher zu machen ſuchen. — 'Für den Lehrer iſt die ſchriftliche Lehrart bey Taubſtummen ſehr leicht, und es iſt gar nicht nöthig, daß er deswegen einen Fuß aus dem Hauſe ſetze, oder gar darum nach Paris reiſe: denn jedes alte Mütterchen, das Schreiben gelernt hat, kann zu einem ſolchen Lehrer angeſtellt werden. Was iſt dabey vor Kunſt? Man legt dem Taubſtummen Bilder mit ſchriftlichen Namen vor, lehrt ihn dieſe letzten copiren, und ſo auch ſinnliche Handlungen: das iſt's Ganze. Aber, dieſes Lehrwerk iſt für den Taubſtummen deſto beſchwerlicher. Er muß die Buchſtaben, ohne tönende Benennung, in unförmliche Schriftzeichen — das ſind Wörter — ſtellen, und ſie nur durchs Geſicht kennen lernen: das zu gehört aber zehnmal mehr Aufmerkſamkeit, Mühe und Anſtrengung, als bey uns Hörenden. Denn wir lernen erſt ſchreiben wenn wir ſchon reden und leſen können; mithin liegt die Tonſprache zum Grunde, und erleichtert unſer Lehrwerk in verſchiedenen Stücken: beſonders aber weil die ſchriftlichen Buchſtaben, Sylben und Wörter auf tönenden Namen beruhen, und dieſe die ſchriftlichen gleich mit im Gedächtniß befeſtigen. — Nun iſt das wahr, der Taubſtumme lernt mit vieler Mühe Wörter nachmalen, nimmt ſie als Zeichen ſinnlicher Gegenſtände an, und lernt auch wohl Fragen darüber beantworten. Nur muß man nicht glauben, daß er viel ſchriftliche Wörter lernen, und ſie ohne untergelegte Tonſprache lange behalten könnte:

denn

denn ſein Gedächtniß kann ſich nicht an ihre tönende Namen halten; er weiß ja keine dazu. Folglich verwechſelt er die Buchſtaben gar bald in Wörtern, oder vergißt ſie auch ganz. Je mehr er neue lernt, je mehr verlernt er alte; ſein Gebäude ſtürzt ſchon unter währendem Bauen immer wieder ein, und in ein Paar Jahren darauf iſt faſt keine Spur mehr davon zu ſehen. Das iſt aber gar kein Wunder! Woran ſollten die krüpplichten Schriftwörter, die abweſend nicht denkbar ſind, haften? Sie ſind ja ohne Geſtalt und ohne Namen, mithin können ſie auf keine Weiſe ſchematiſirt und im Gedächtniß dauerhaft aufgenommen werden. Wir denken wachend und träumend in Artikulationen, und haben im Grunde eine tonhafte Denkart; allein die hat kein Taubſtummer. Unſre Gedankenreihen werden ſtets durch die Artikulationen unterſtützt, das macht ſie fix und fertig; der Taubſtumme kann aber nicht in Schriftſprache denken. Oder ſoll er etwa ſo viel ſchreiben als wir Tag und Nacht denken? Das möchte er wohl nicht lange aushalten! Sapienti sat.

So iſt das Lehrwerk mit Schriftſprache bey Taubſtummen beſchaffen, und der Nutzen davon? — iſt freylich ſehr geringe, aber er dauert auch — um deſto kürzer. Allein nun wollen wir doch auch einmal ſehen, ob es möglich ſey, Taubſtummen zuſammengeſezte und abgezogene Begriffe durch Schriftſprache nur beyzubringen; aufs Behalten ſolls gar nicht mehr ankommen: das kennen wir ſchon.

Wir wollen z. B. die Hälfte von der leichten Formel annehmen: Der Vater hat das Recht ſeine Kinder zu enterben, wenn ſie ihre Pflicht nicht erfüllen. Der Taubſtumme kann ſich von dieſer Formel nur den Vater und die Kinder begreiflich machen: die übrigen Wörter aber verſteht er alsdann erſt, wenn er nebſt viel vorläufigen Begriffen grammatikaliſche Kenntniſſe davon hat, und ſie auch laut leſen und abweſend in Artikulationen denken kann: denn ohne dieſes iſt er mit ſeinen Schriftwörtern eine Kempeliſche Schachmaſchine. Bey Unterſuchung ſeines Gedankenkreiſes nehmen wir nun allemal den entſcheidenden Satz; es iſt unmöglich, durch abweſende Schriftſprache zu denken, zum Probirſtein an. Wir erwägen zuerſt die Worte: der Vater hat das Recht. Mit dem Vater wird der Taubſtumme den Augenblick fertig: denn der iſt, Winter und Sommer, ein denkbarer Gegenſtand für ihn; aber der Begrif vom Recht iſt zuſammengeſezt, und es kann gar nicht erſcheinen. Was muß der Taubſtumme nun im Denken, ſtatt dieſes ſchriftlichen Worts, in die Gedankenreihe ſtellen, wenn ſie keine Lücke bekommen ſoll? Ein pantomimiſches Zeichen. Gut; worauf bezieht ſich dieſes? Aufs Geſetz. Wohl: Von wem kommt dieſes? Vom Geſetzgeber. Richtig; Woher oder wodurch hat dieſer die Macht Geſetze zu geben? Durch Einwilligung der Nation. *) Bravo! Mit welcher Art

*) Es verſteht ſich, bey Vernünftigen.

Art von Zeichen wird der Wille begreiflich gemacht? Durch ein negatives Zeichen. Ganz vortreflich! u. ſ. w.

Hiermit will ich jetzt nur ſo viel geſagt haben: daß ein Taubſtummer ſchon eine Menge ſchriftliche Zeichen in ſeiner Fauſt, und pantomimiſche Zeichen in ſeinem Schematismus parat haben müßte, wenn er eins gegen das andre ſubſtituiren, die Gedankenreihen damit in regelmäßige Cauſalität bringen, und Reproduktion und Rekognition, im Begriffe überhaupt, bewirken wollte. Allein zugegeben, daß der Taubſtumme die zuſammengeſezten Begriffe in der Formel verſtünde: womit ſoll er ſie verbinden, damit nicht aus pantomimiſchen Zeichen ein regelloſer Gedankenhauffe entſtehe? Was ſoll er ſtatt der Artikulationen, womit wir denken und unſre Gedanken verbinden, nun für Triebfedern ſubſtituiren, die in das Bewußtſeyn wirken, eine regelmäßige Cauſalität der Gedankenreihe veranlaßen und die ſynthetiſche Ordnung zur Rekognition in Begriffen produciren helfen? Wir hängen die Gedanken mit Artikulationen zuſammen, und ſie ſind den Augenblick dadurch hergeſtellt und gemuſtert. Allein dieſes Hülfsmittel fehlt dem Taubſtummen vor ſeiner Entſtummung ganz, und ſeine Schriftſprache kann ihm nicht einmal auf dem Papier, geſchweige denn abweſend, zur Rekognition im Begriffe dienen. Er kann im Leſen höchſtens 2 bis 3 Wörter ins Auge faſſen, die vorhergegangenen aber verſchwinden gleich, und helfen

ihm nun eben ſo viel im Denken, als abweſende: denn einen innerlichen ſchematiſirten Halt haben ſie ja nicht. Jetzt wollen wir aber doch einmal eine ſolche Gedankenordnung für einen Taubſtummen betrachten und probiren! — Für Schriftzeichen ſoll der Taubſtumme allerley pantomimiſche Zeichen ſubſtituiren, und dazwiſchen wieder, bald ſchriftliche Binde- bald Neben- bald Bey- oder Fürwörter einſchalten, die innerlich wieder Zeichen erforderten, und die bald in Concreto, bald in Abſtrakto gedacht werden müßten. Welcher Miſchmaſch und welche Cauſalität durcheinander! Wo findet denn hiebey der Begrif der Urſache und Wirkung im Denken ſtatt? Kahle Schriftzeichen, ohne Artikulationen, ſollten in den Verſtand, und dieſer, ohne Schematismus, ohne alle Regel, Verbindung und Beziehung, ſollte wieder in jene, bald von auſſen hinein, bald von innen heraus, mithin beyde ſollten wechſelſeitig auf einander wirken und dadurch eine zuſammenhängende Gedankenreihe zur Rekognition im Begriffe zu Stande bringen können? Dazu gehört ein robuſter Glaube, *) die aber bey Leuten, welche wiſſen wie ſämtliche Begriffe a priori formiret werden, nicht gefunden wird. Ja, wenn die Schriftzeichen bey Taubſtummen, wie die Artikulationen bey den Gedankenreihen, innerlich als Lükkenbüſſer und zu Binde- und Beziehungsmitteln gebraucht, oder wenn ihre Gedankenreihen, wie in der Zau-

*) Oder auch Mesmers Magnetismus.

Zauberlaterne, zu lauter Erſcheinungen könnten gemacht werden: ſo wär es wohl der Mühe werth, ein oder mehr hundert Meilen weit darnach zu reiſen; allein das iſt nun ein für allemal nicht möglich, und die Täuſchung mit dergleichen Spielwerken — iſt ein bischen gar zu merklich. Damit man aber nicht in Verſuchung gerathe, mich mit dialektiſchen Blendwerken zu beſchuldigen: ſo will ich etwas wider den Verdacht aus der Kritik der reinen Vernunft vom Hrn. Kant hier abſchreiben.

Es heiſt Seite 103. „Ohne Bewuſtſeyn, daß das, „was wir denken, eben daſſelbe ſey, was wir den Au„genblick zuvor dachten, würde alle Reproduction in „der Reihe der Vorſtellungen vergebens ſeyn. Denn „es wäre eine neue Vorſtellung im jetzigen Zuſtande, „die zu dem Actus, wodurch ſie nach und nach hat „erzeugt werden ſollen, gar nicht gehörte, und das „Mannigfaltige derſelben würde immer kein Ganzes „ausmachen, weil die Einheit darin mangelte, die ihm „nur das Bewuſtſeyn verſchaffen kann. Z. B. Wenn ich im Zählen die Einheiten von 1. bis 10. die nach und nach von mir hinzu gethan werden ſind, immer wieder vergeſſen hätte; ſo hätte ich keinen ſynthetiſchen Begrif von der Zahl 10. Oder wenn ich von der obigen Formel der Vater hat das Recht ꝛc. immer die erſten Worte wieder vergeſſen müſte, und ſie nicht zuſammenreihen, und in meinem Bewuſtſeyn ſo lange haltbar machen könnte, bis ich zu Ende de-

mit wäre, ſo würde ich ſie nicht verſtehen, und mithin auch nicht befolgen. Die Formel, der Vater hat das Recht ꝛc. und noch viel andere kleine, groſſe und mittelmäſſige Bündel von Formeln in der Welt, können alſo von Taubſtummen mit untereinandergemiſchten Schrift- und pantomimiſchen Zeichen, ohne Artikulationen, in keine Einheit formirt, und darin gedacht werden. Denn das nach und nach erzeugen und das Zuſammenhalten der Gedanken läſt ſich nur vermittelſt der Artikulationen, die dabey zur innern Richtſchnur dienen, bewerkſtelligen. Zeichen, wenige ausgenommen, ſind nur äuſſerlich vorſtellbar, und verſchwinden nach ihrer Betrachtung; die Articulationen aber wirken innerlich mit fort; ſie vermitteln, ob zwar dunkel, die Beziehungen der Gedanken; ſie ſind Stellvertreter von zuſammengeſetzten und andern Begriffen, und verwahren mithin die Gedankenreihen vor Lücken und vor Verwirrung, welches jeder, der nur halbweg denken gelernt hat, an ſich ſelbſt erproben kann.

Oben hab' ich geſagt, daſs die ganze Artikulationsſprache auf acht Vocalen beruhet, die in allen Sylben und Wörtern hervorſtechen, und die erſten Bedingungen zum Schematismus der Artikulationen ſind. Da aber dem Taubſtummen der Gehörſinn fehlt, ſo kann der Geſchmacksſinn bey ihm zu dieſen Bedingungen ſubſtituiret werden. Dieſes ſcheinet zwar parador, und würde bey Hörenden ganz unmöglich ſeyn; allein man

muſs

muß wiſſen, daß der Taubſtumme nicht hört, und eben deswegen laſſen ſich, ſtatt jener Bedingungen, durch dazu dienliche und ganz unſchädliche Mittel, andre bey ihm beſtimmen und feſtſetzen, wovon er eine artikulirte Tonſprache nach und nach ableiten, ſeine Begriffe damit verbinden und verſtändlich machen, wachend und träumend dadurch denken, und ſie vor der Vergeßlichkeit verwahren kann. Die Artikulationsformen laſſen ſich zu dieſer Lehrart auch ganz natürlich, und der Ton gleichförmig, zur Anſchauung bringen und darſtellen. Nur muß man nicht glauben, daß Taubſtumme etwa in zwey Jahren durch dieſe Lehrart zu Profeſſoren gemacht werden können, ſondern nur ſo nach und nach, tout comme chéz nous.

In der ganzen Natur iſt nur Ein Ton, aus dem alle andern Töne, nach ihrem Inhalte und Werthe, entſpringen. Und ſo verhält ſichs auch mit andern ſinnlichen Empfindungen; ſie können alle, aus jedem fehlerfreyen Sinnes-Mittelpunkte, auf verſchiedene Art modificiret werden. Allein der reine verhältnißmäßigſte Mittelpunkt des Tons läßt ſich nicht durch Verſtandesbegriffe, ſondern nur durch Vernunftbegriffe denken: er iſt eine Idee. Nach unſern Verſtandesbegriffen aber können wir ein gleichförmiges Centrum des Tons annehmen, daſſelbe in Cammer- oder Chorton, oder in noch höhere oder tiefere Verhältniſſe, ſetzen, eine Harmonie mit unendlichen Variationen auf

Im

Instrumenten daraus formiren, und, statt ihrer, auch unsre Sprachorganen dazu gebrauchen.

Wenn nun ein Lehrer für Taubstumme, der die Sprache gründlich kennt, und dann statt der Vocale acht gleichförmige Bedingungen bey Taubstummen anzubringen und zu befestigen weiß; so können ihnen alle mögliche Artikulationen davon abgeleitet, und dauerhafte Begriffe aller Arten dadurch beygebracht werden: denn die Artikulationen lassen sich schematisiren. Dadurch wird nun der Sprachlose entstummt, und lernt damit denken. Täglich erlangt er mehrere Fertigkeit darin; das macht sie immer fester, und endlich arten sie, wie bey uns, in einen Zug von Nothwendigkeit aus. — Nun giebt es aber Lehrer für Taubstumme, die den Grund der Sprache nicht kennen, und die sich vorstellen, daß ein Taubstummer durch bloße Artikulationen und ohne alle dazu gehörige Bedingungen seine Gedanken verbinden lernen könne. Allein, sie irren sich darin gewaltig: eine solche Sprache ist von keiner Dauer; denn sie kann nicht schematisirt werden. Und was noch das ungereimteste bey solchen Lehrern ist, so verfahren sie dabey nach dem alten Schlendrian, und lassen ihre tauben Lehrlinge buchstabiren. Das ist aber schon für Hörende, geschweige denn für Taubstumme, eine verkehrte Lehrart. So lange die Welt steht, hat noch nie ein Mensch durch Buchstabiren lesen gelernt; das ist ganz unmög-

Hot-Spur.

Heimgeſchikt, ohne Stiefeln und noch dazu in ſchlimmem Wetter. Wie, uns T** Namen, entgieng er dem Fieber?

Glendower.

Kommt, hier iſt die Carte; wollen wir nach unſerm dreyfachen Anſprüchen unſer Recht theilen?

Mortimer.

Der Archi-Diaconus hat es ſchon, ſehr gleich, durch drey Linien getheilt: England, vom Trent bis hier zum Severn, Süd- und Oſtwärts, iſt mein Antheil; alles was gegen Weſten liegt, Wales, und alle dieſe fruchtbaren Länder innert den Ufern des Severn, ſollen Owen Glendowers ſeyn; und, Vetter Percy, der übrige nordliche Theil, jenſeits des Trent, euer. Unſer dreyfacher Verglich iſt bereits aufgeſezt, und wenn die Inſtrumente geſiegelt und ausgewechſelt ſeyn werden, welches in dieſer Nacht noch geſchehen kan, ſo wollen wir, ihr, Vetter Percy, und ich, und Mylord von Worceſter, morgen ausrüken, um uns, der Abrede gemäß, zu Schrewsbury mit euerm Vater und den Schottiſchen Völkern zu vereinbaren. Mein Vater Glendower iſt noch nicht fertig, auch haben wir in dieſen vierzehn Tagen ſeiner noch nicht vonnöthen; und dieſe Zeit iſt mehr als hinreichend, (zu Glendower) daß ihr eure Vaſallen, Freunde und Nachbarn aufbieten könnet.

unmöglich.*) Denn der Ton kommt nicht in die Syntheſis der Einbildungskraft, wenn dieſe das Mannichfaltige der Anſchauung in Einheit formirt. Eigentlich iſt die Einbildungskraft unſer Leſer: ſie bringt die Buchſtabengeſtalten, in Sylben und Wörtern, in ſynthetiſche Einheit, indem dieſe zu gleicher Zeit von unſerm Bewuſtſeyn, nach ihrer Geſtalt, aber nicht nach ihren Tönen, intellectuirt wird. Zu dieſem Akt, der in der Einbildungskraft vorgeht, kann alſo kein Ton hinzu kommen; damit hat ſie nichts zu ſchaffen: Töne ſind nicht bildlich; ſondern erſt nach dieſer Syntheſis wird die ſchriftliche Sylbe oder das Wort mit Ton, und mit dieſem der Begrif bezeichnet. Die Buchſtabentöne kommen beym Leſen nicht einmal ins Bewuſtſeyn, geſchweige denn in die Einbildungskraft. Sie ſind auch mit Sylben und Worttönen im Widerſpruche: denn wenn ich Menſch buchſtabire, ſo ſage ich: em e en es ze, ha, und muß die Lippen ſechsmal dabey öfnen. Wenn ich aber das Wort Menſch leſe, ſo drücke ich die Lippen im Anfange zuſammen; und wer ſieht und höret nicht, daß die Töne Emeeneszeha und Menſch unter ſich contradictoriſch ſind? Nur durch Artikulationen denken wir; und ein Leſe-Anfänger muß keine andern einzelnen Zeichen in der Schriftſprache kennen

und

*) In einer Schrift: **Metaphyſik für Schulmeiſter und Pluſimacher**, die **Hendel** in Halle a. c. verlegt hat, habe ich dieſe Unmöglichkeit, durch buchſtabiren leſen zu lernen, a priori und a poſteriori bewieſen.

und benennen, als die Vocale: denn nur diese behalten ihren Ton. Das Alphabet lernen und buchstabiren, vor dem Lesenkönnen, ist also in der Christenheit ein unbeschreiblich schädlich Vorurtheil, und schleppt noch oben drein eine große Heerde junge nach sich, wovon immer eins abscheulicher ist als das andere.

Zum Begrif-Entwickeln, anreihen und befestigen, gehören also vorläufige conventionelle Bedingungen, wenn die nothwendigen Bedingungen der obersten Gesetzmäßigkeit zum Denken und die Verstandes- und Vernunft Begriffe darauf applicirt werden sollen. Daher müssen die Artikulationen bey Taubstummen vorher fest eingeprägt, statt der Vokale mit einer andern Scala versehen, und darnach schematisirt werden, ehe man sie zu Zeichen und Verbindungen der Begriffe brauchen kann, und vor der Vergeßlichkeit verwahren will.

Und darauf muß man vor allen Dingen Rücksicht nehmen: denn was hilft sonst alle Marter, Angst und Plage um Sachen, die man nicht behalten und brauchen kann? Die Lehrarten für Taubstumme von Wallis, Ammann, Raphel, Arnold, Keller, de l'Epée und seiner Jünger, sind daher alle falsch, weil keiner seine eigne Denkart kennt, und zum Entwickeln und Befestigen der Begriffe verkehrte Mittel bey seinen taubstummen Lehrlingen anwendet. Es ist ganz unmöglich, daß man Taubstummen dadurch Begriffe al-

ler Arten beybringen und befeſtigen könnte. Wer aber die Leute nur mit vergeblichen und ſchädlichen Mitteln quält und martert, der iſt, aus Dummheit oder Vorſatz, ein Betrüger. Ich will hoffen, daß man dieſe Wahrheit günſtig aufnehmen, mit Fleis unterſuchen, und, zum Beſten für Unglückliche, eine gewünſchte Anwendung davon machen werde.

Sollte ſich aber jemand dadurch beleidigt finden, der hat das Recht ſich zu vertheidigen. Er darf 1) nur den Begrif der Urſache zu der Gedankenordnung bey Taubſtummen angeben, und 2) wie er die Mittel bey dieſer Gedankenordnung vor der Vergeßlichkeit verwahrt: weiter nichts. Hieraus wird man gleich überzeugt werden, ob ſein Lehrwerk mechaniſch und vergeſtlich iſt, oder nicht. Und das kann er mit Beweiſen aus der Kritik der reinen Vernunft, vom Hrn. Kant, in acht bis zwölf Zeilen entſcheiden: keine Forderung iſt billiger!

Mit der Erfahrung aber ganz allein läßt man ſich heutzutage in ſolchen Wiſſenſchaften nicht mehr ein; ſie iſt ein Scherwenzel, und nur diejenigen berufen ſich auf Erfahrung, die mit ihrem Wiſſen auf den Hefen ſitzen. Denn wir fragen: wie iſt Erfahrung möglich? Zeugniſſe, Beyſpiele und Zeugen ſind alſo zur Unterſuchung der Lehrarten für Taubſtumme nicht hinlänglich: und wozu auch Zeugniſſe? Wir können ja jetzt alle unſre philoſophiſchen Kenntniſſe a priori beweiſen.

weiſen, und kennen ſogar die Mittel, wie wir dazu gelangen, noch obendrein. Daher iſt es nun auch ungemein leicht, die Wahrheit und rechtſchaffene Leute im Philoſophiren kennen zu lernen: denn die überführen einander aus der Vernunft-Kritik, und treten dabey aus dem Incognito.

Ganz ungereimt wäre es aber, wenn man mich, um der Wahrheit willen, mit dem Figulus Figulum odir bemalen, oder ſonſt ſchief beurtheilen wollte. Mehr als 100 Lehrer, nur in Teutſchland, würden zum Unterricht für Taubſtumme nicht hinreichen, wenn man ſich dieſer Unglücklichen annehmen und ſie unterweiſen laſſen wollte. Allein es iſt Pflicht der Obrigkeiten und Eltern, ſich vorher nach den Lehrarten für Taubſtumme zu erkundigen, und ſie nach der Vernunftkritik des Hrn. Kant zu prüfen. Halten ſie die Probe nach dieſer nicht aus, ſo ſind ſie umſonſt noch viel zu theuer, und müſſen unter die alten Vorurtheile und abderitiſchen Schlendriane verwieſen werden.

Meine Lehrart würde ich herzlich gerne bekannt machen: da aber ein groſſes Werk darüber geſchrieben werden müſte, und das ohne Kupfer nicht deutlich und brauchbar ſeyn würde, ſo ſehe ich noch nicht, wo die Koſten und Käufer dazu herkommen ſollten. Vor der Hand kann ich alſo nur Privatunterricht in meiner Lehrart geben. Leipzig, den 16ten Jul. 1785.

Samuel Heinicke

Director des Churſächſ. Inſtituts für Stumme.

V.

V.

Der Hausvater.

Ein Geſpräch von Torquato Taſſo.

In der Jahrszeit, wann der Bauer aus den reifen Trauben den Wein preſt, und die Bäume ihrer Früchte zu berauben anfängt, befand ich mich zwiſchen Novara und Vercelli. Die Luft verfinſterte ſich, der Himmel hüllte ſich allenthalben in ſchwarze Wolken, und aus Furcht vor Regen gab ich meinem Pferde die Sporn, als ich hinter mir ein mit Menſchen-Stimme vermiſchtes Gebelle hörte, und, indem ich mich umſah, ein von zween Hunden verfolgtes Reh erblickte. Es war ſo von Kräften erſchöpft, daß es vor meinen Augen eingeholt und getödtet wurde. Kurz darauf erſchien ein ſchön gebildeter Jüngling von 18 bis 20 Jahren, der voll Unwillen die Hunde beſtrafte, und das ihnen entriſſene Wild durch einen Bauer davon tragen ließ. Dieſer wandte ſich zu mir und ſprach: Sagen ſie mir, wenn es ihnen beliebt, wo denken ſie heute noch hin? Nach Vercelli, erwiderte ich ihm, wenn es nicht zu ſpät iſt. Dahin könnten ſie wohl noch gelangen, ſprach er, wenn es ſonſt der aufgeſchwollene Fluß, welcher vor der Stadt vorbey fließt, und das Piemontiſche vom Mayländiſchen ſcheidet, zulaßt. Darum wäre mein Rath, daß ſie ſich gefallen ließen, bey mir zu

übernachten. Ich habe dieſſeits des Stroms ein kleines Haus, worin ſie gemächlicher als anderswo in dieſer Gegend herbergen können. Er ſprach dieſes mit ſo edler und gefälliger Mine, daß ich ihn für keinen ſchlechten Menſchen hielt, ob er gleich zu Fuße gieng. Ich ſtieg vom Pferd ab, gab es dem Manne der mich begleitete, wieder, und ſagte dem edlen Jünglinge: auf dem Ufer des Fluſſes wollte ich mich entſchließen, entweder hinüber zu ſetzen, oder ſeinem Rathe gemaß dieſſeits zu bleiben; und ſo folgte ich ihm. Ich gehe vor uns, ſprach er, nicht um des Vorzugs halber, ſondern ihnen als Wegweiſer zu dienen. Der Wegweiſer, den mir das Glück vergönnt, iſt gar zu edel, antwortete ich; wollte Gott, es wäre mir in allen übrigen Dingen ſo günſtig. Indem wir nun ſtillſchweigend fortgiengen, ſah er ſich oft um, und betrachtete mich von Fuß bis zu Kopf, voll Neugier zu wiſſen wer ich wäre. Ich hielt es daher für ſchicklich, ſein Verlangen einigermaßen zu befriedigen, und ſprach: Ich bin nie in dieſem Lande geweſen; denn da ich ehedem durch Piemont nach Frankreich reiſete, kam ich durch eine ganz andre Gegend. So viel ich aber ſehe, ſo habe ich keine Urſache dieſen Weg zu bereuen; denn das Land iſt ſehr ſchön, und von ſehr höflichen Leuten bewohnt. Hier konnte er ſein Verlangen nicht länger mehr verbergen, und fragte mich, wie ich hieße, woher ich wäre, und welches Glück oder Unglück mich in dieſe Gegend führte? Ich bin im Königreich Neapel gebohren, antwortete

ich.

ich. Meine Mutter war eine Neapolitanerin; aber von väterlicher Seite ſtamme ich von Bergamo ab. Meinen Namen verſchweige ich Ihnen; denn er iſt ſo unbekannt, daß wenn ſie ihn auch wüßten, ſie mich eben ſo wenig kennen würden, als da ſie ihn nicht wiſſen. Ich fliehe vor dem Zorne des Glücks und eines Fürſten, und ſuche mich in den Staaten des Herzogs von Savoyen zu retten. Sie finden hier einen großmüthigen und gnädigen Fürſten, ſprach er: und weil er wahrnahm, daß ich ihm meinen Zuſtand nicht ganz entdecken wollte, frug er nicht weiter. Indeß kamen wir zum Geſtade des Strohms, welcher viel geſchwinder als ein Pfeil daherſchoß, und ſo angeſchwollen war, daß er beyde Ufer überſchritt. Einige Bauern verſicherten mich, der Schiffer habe das Herz nicht von dem andern Ufer abzuſtoſſen, und habe ſchon einigen Franzöſiſchen Edelleuten die Ueberfahrt verſagt, ob ſie es ihm gleich doppelt und dreyfach bezahlen wollten. Ich ſahe mich daher genöthiget, die höfliche Einladung meines Wegweiſers anzunehmen. Ich wollte lieber, ſprach er, dieſe Gunſt ihrer freyen Wahl als dem Zufall zu verdanken haben; doch freuet es mich, daß er uns einen ſo angenehmen Gaſt zuführt. Indeß näherten wir uns dem Landhauſe. Es war ein ganz neues Gebäude von einigen Stockwerken. Vor demſelben war ein mit Bäumen umgebener Platz; und eine gedoppelte Treppe von fünfundzwanzig breiten und gemächlichen Stufen auf jeder Seite führte hinein. Als wir die Treppe hinauf geſtiegen

waren, traten wir in einen faſt viereckigten und ziemlich großen Saal; denn er ſtieß zur rechten und linken Seite auf zwo Reihen Zimmer, deren eben ſo viele auf dem obern Theile des Hauſes waren. Der Thüre, wo wir hinein gegangen waren, ſtand eine andre gegenüber, welche über eine der vordern ähnliche Treppe in einen Hof hinab führte, der mit vielen kleinen Kammern für Dienſtboten und mit Kornböden umringt war. Von da gieng man in einen großen wohl angelegten Obſtgarten. Der Saal war mit Tapeten, und mit allem dem, was zur Wohnung eines Edelmanns gehört, ausgeziert. In der Mitte ſtand die Tafel gedeckt, und der Credenztiſch war mit allen Arten von Obſt auf ſchneeweiſſen irdenen Tellern beladen. Schön und bequem iſt dieſes Haus, ſprach ich, und es kann nur das Eigenthum eines edeln Mannes ſeyn, der den feinen und zierlichen Geſchmack aus der Stadt aufs Land zu verſetzen weiß. Sind Sie der Beſitzer davon? Nein, ſprach er; mein Vater, dem Gott ein langes Leben vergönne, iſt Herr davon. Er iſt, ich läugne es nicht, ein Edelmann unſrer Stadt, dem es an Kenntniß der Welt und des Hoflebens nicht ganz fehlt, ob er gleich einen großen Theil ſeines Lebens auf dem Lande zugebracht hat. Er hat einen Bruder, der ſeit langer Zeit am Päbſtlichen Hofe lebt, und beym Kardinal Vercelli ſehr beliebt iſt. Wer in Europa und in Italien kennt nicht den guten Kardinal, und wer ſchätzt ihn nicht hoch? erwiederte ich: und da wir ſo mit einander ſprachen,

chen, trat ein eben ſo artiger Jüngling, der jünger, als er war, herein, und kündigte die Ankunft ihres Vaters an.

Er ſprach noch, als der Vater mit zween Bedienten zu Pferde anlangte, und, nachdem er vor dem Hauſe abgeſtiegen war, ſogleich die Treppe herauf kam. Er war ein ſechzigjähriger Mann, von freundlichem und ehrwürdigem Anſehen, deſſen Würde durch den grauen Kopf und Bart ſehr vermehrt wurde. Ich gieng ihm entgegen, und begrüßte ihn mit der Ehrerbietung, die ich ſeinen Jahren und ſeiner verehrungswürdigen Geſtalt ſchuldig zu ſeyn glaubte. Da wandte er ſich zu ſeinem ältern Sohn, und ſprach: Woher kommt uns dieſer Gaſt? ich entſinne mich nicht, ihn je geſehen zu haben. Er kommt von Novara, und reiſet nach Turin, antwortete er ihm; und, nachdem er ſich ihm mehr genähert hatte, ſagte er ihm mit leiſer Stimme, er habe meinen Stand nicht weiter ausforſchen wollen. Er ſey, wer er wolle, ſprach der Vater: er iſt in ein Haus gekommen, wo man den Fremden gerne Ehre und Dienſte beweiſet. Da dankte ich ihm für ſeine Güte, und ſprach: wollte Gott, daß ich dieſe freundliche Bewirthung bey einer andern Gelegenheit erwiedern könnte.

Indeſſen brachten die Bedienten Waſſer herbey, unſre Hände zu waſchen; und da dies geſchehen war, ſezten wir uns zu Tiſch. Das Erſte was man auftrug,

waren Melonen, und allerley Obſtfrüchte, welche aber auf des Hausvaters Wink bis aufs letzte aufbewahret wurden. Darauf fieng er an: ich erinnere mich noch eines Verſes aus dem Virgil, wo er von dem guten alten Coricius, der ſeinen kleinen Garten fleißig baute, ſingt:

Nocte domum, dapibus mensas onerabat inemptis.

und der Verſe des Petrarca von dem guten Landmanne:

E poi la mensa ingombra
Di povere vivande,
Simili a quelle ghiande
Le qual fuggendo tutt' il mondo onora. *)

Sie müſſen ſich nicht verwundern, wenn ich dieſen guten Leuten nachahme, und ihnen ungekaufte Speiſen vorſetze: wenn ſie nicht nach ihrem Geſchmacke ſind, ſo erinnern ſie ſich, daß ſie in das Haus eines armen Land-Wirths gerathen ſind. Mich deucht, ſagte ich, ſie ſind ſehr glücklich, daß ſie nicht nur das nothwendige, ſondern auch was zum Wohlleben gehört, nicht aus der Stadt holen dürfen. Ich ſehe hier in allem einen Ueberfluß. Was zur Nothdurft und dem Wohlſtand eines armen Edelmanns gehört, das geben mir

*) Hierauf beſetzet er den Tiſch
Mit armen Speiſen,
Die jenen Eicheln gleichen,
Die Niemand ißt, und doch die ganze Welt verehrt.

Glendower.

Ich werde in kürzerer Frist bey euch seyn, Milords; und ich will euch eure Ladys mitbringen, von denen ihr euch itzt, ohne Abschied, wegstehlen müßt; denn es wird eine Welt voll Wasser vergossen werden, wenn ihr und eure Weiber scheiden müßt.

Hot-Spur.

Mich däucht, mein Antheil, Nordwärts von Burton hier, ist lange nicht so groß als der eurige. Seht, wie dieser Fluß, indem er sich hier schlangenweis zurük krümmt, mir einen grossen halben Mond von dem schönsten Theil meines ganzen Landes abschneidt? Ich will den Strom hier aufgetroknet haben, und hier soll in einem neugegrabnen Canal der glatte silberne Trent schön und eben dahinfliessen; er soll sich nicht mit so tiefen Krümmungen winden, und mich hier eines so reichen Bodens berauben.

Glendower.

Er soll sich nicht winden? Er soll, er muß; ihr seht ja, er thut's.

Mortimer.

Aber ihr seht ja, daß er hier auf dieser Seite euch eben so viel wieder zulegt, als er euch auf der andern abschneidet.

Worcester.

Ja, aber es wird nur wenig Mühe brauchen ihn hier herüber

mir Gott Lob! meine Landgüter in Ueberfluß, erwiederte er. Ich habe ſie in vier Klaſſen getheilt. Den erſten und gröſten Theil ackere und beſäe ich mit Getraide und Hülſenfrüchten; einen andern Theil habe ich zu Bäumen und Geſträuchen beſtimmt, das nothwendige Bau- und Brennholz daraus zu ziehen. Vieles Holz liefern mir auch die vielen Reihen Bäume auf dem Saatlande, die nach dem Gebrauche unſers Landes den Weinreben zur Stütze dienen. In der dritten Klaſſe ſind die Wieſen begriffen, welche zur Nahrung des Horn- und Schafviehes dienen; und in der vierten baue ich Blumen und Kräuter aller Art, und Obſtbäume, deren Blüthen auch zum Unterhalt der Bienen dienen können. Denn neben dem Baumgarten, den ſie hier ſehen, habe ich noch einen andern ſehr groſſen, der mit allen Gattungen von Kräutern bepflanzt iſt.

Sie haben ihre Güter vortreflich eingetheilt, ſprach ich; und es ſcheint, als hätten Sie den Varro und Virgil fleißig geleſen. Aber ſagen Sie mir: ſind auch dieſe Melonen, die ſo ſchmackhaft ſind, auf Ihren Gütern gewachſen? Ja, ſagte er; wenn ſie Ihnen wohlſchmecken, ſo laſſen Sie ſich durch mein Beyſpiel nicht abhalten, ſoviel davon zu eſſen als Ihnen beliebt. Ich habe wenig davon verſucht, nicht weil es uns daran fehlt, ſondern weil ich ſie vor ungeſund halte. Sie haben zwar an Süße und Geſchmack ihres gleichen nicht; weil ſie ſich aber nicht über die Erde er-

heben, und, nicht alle ihre Theile der Sonne ausgesetzt sind, so saugen sie überflüssige Säfte aus der Erde, die nicht zur Reife gebracht werden. Daher kommt es, daß gute Melonen rar sind, und daß sie meistens wie Kürbse und Gurken schmecken. — Hier unterbrach er seine Reden, und, eben als würde er erst jetzt gewahr daß seine Gemahlin fehle, sprach er: Ihre Gegenwart hält vielleicht meine Frau zurück, zu erscheinen. Ohne Zweifel erwartete sie, eingeladen zu werden. Wenn Sie es erlauben, so will ich sie rufen lassen. Ich weiß zwar, daß ein bescheidener Fremder sich in Gegenwart der Damen etwas scheuet; doch gestattet das Landleben und unsere Sitten eine gewisse Freyheit, zu welcher sie sich allmählig gewöhnen müssen. Indeß erschien seine Gemahlin, und setzte sich vorn an die Tafel auf ihren leergelaßnen Stuhl, und der gute Hausvater setzte sein Gespräch fort. Nun, sprach er, haben Sie alles das liebste, was mir Gott beschert hat, vor Augen. Er hat mir keine Tochter gegönnt: wofür ich ihm danken würde, wenn meine Frau, die sich oft von ihren Söhnen verlassen siehet, sich nicht über die Einsamkeit beklagte. Ich wäre daher willens, meinen ältern Sohn zu verheurathen, wenn er keinen so großen Widerwillen dagegen bezeigte. Ich kann die Gewohnheit, den Jünglingen so frühzeitig Weiber zu geben, nicht billigen, erwiederte ich. Natürlicher Weise sollten die Menschen nicht auf die Zeugung ihres Gleichen bedacht seyn, bis sie

selbst

ſelbſt zu ihrem völligen Wachsthum gelangt ſind; und das iſt, däucht mich, ihr Sohn noch nicht. Ein Vater ſollte wenigſtens achtundzwanzig bis dreyßig Jahr älter als ſeine Kinder ſeyn. Denn wofern er jünger iſt, ſo hat ſeine Zeit noch nicht aufgehört, wenn jene zu der Blüthe des Alters gelangen. Seine Leidenſchaften, die er des guten Beyſpiels halben mäſigen muß, ſind noch zu lebhaft. Er verliert hierdurch bey ſeinen Kindern die Ehrfurcht, die ſie ihm ſchuldig ſind. Oft geſchieht es, daß ſo erwachſene Söhne mit ihren Vätern wie mit ihres gleichen oder wie mit Brüdern umgehen, und, was noch ärger iſt, ihre Mitbuhler werden. Jedoch dürfen ſie auch nicht ſehr viel älter ſeyn: ſie würden ihnen ſonſt weder die erforderliche Bildung geben, noch in ihrem grauen Alter den dankbaren Beyſtand, den ihnen die Natur zugedacht hat, von ihnen erwarten können. Die Söhne ſind von Natur zur Schutzwehr ihrer Väter beſtimmt. Sie würden dieſen Endzweck verfehlen, wenn ſie zu der Zeit, da dieſe im hohen Alter ihrer Hülfe am meiſten benöthigt ſind, noch nicht zur männlichen Stärke gelangt wären. Da Sie nun dieſem hohen Alter ſich nähern, und ſowohl das Alter als die übrigen guten Eigenſchaften ihrer Söhne Ihnen alles gute verſprechen; ſo müſſen Sie ſichs auch gefallen laſſen, daß ihr älteſter Sohn, in welchem ich viel Vernunft wahrnehme, ſich gegen ihr Verlangen nicht ſehr willfährig bezeigt: denn nach zehn oder zwölf Jahren iſt es noch zeitig genug für ihn, ſich zu verheurathen.

Unter dem Sprechen bemerkte ich, daß dem ältern Sohne meine Reden viel angenehmer als dem Vater waren. Weil er beobachtet hatte, daß ich seines Vergnügens gewahr werden war, so sprach er lächelnd: Wie ich sehe, so ist meine heutige Jagd nicht ganz vergeblich gewesen; denn ich habe nicht nur ein Stück Wild, sondern auch einen guten Advocaten für mich nach Hause gebracht; und da er so sprach, legte er mir einige der niedlichsten Bissen von dem Rehe vor, welches theils gebraten, und theils in einer sehr schmakhaften Brühe eingemacht war. Diese zwey Schüsseln waren von einer dritten mit Schwarz-Wildpret in einer fetten Brühe nach der Gewohnheit meines Vaterlandes, und von noch zwey andern mit zwey Paar gebratenen und gesottenen Tauben begleitet. Dies ist die Beute eines hier benachbarten Edelmanns, der seine Jagd oft mit meinem Sohne zu theilen pflegt, sprach der Hausvater; und diese Tauben sind von unserm Taubenschlage. In diesen wenigen Speisen bestehet unsere Abendmahlzeit; denn das Rindfleisch wird in dieser warmen Jahrszeit aufgetragen, vielmehr die Anzahl der Schüsseln voll zu machen als davon zu essen. Ich werde mich, sprach ich, wofern auch dieses nicht zu viel ist, an das Wildpret halten; und mir wirds däuchten, mit den alten Heiden zu speisen, zu deren Zeiten man nur lieset, daß sie von Rindern, Schweinen, Hirschen und dergleichen Fleisch aßen. Wenigstens waren dies die Speisen bey den Gastmä-

lern Agamemnons, wie Homer bezeugt, welche Nestor so köstlich fand, daß er, nach Lucians Ausdruck, fast zum Schmarotzer dabey wurde; und die Mitgefährten des Ulysses wurden nicht durch Begierde nach Fasanen oder Rebhühnern, sondern durch den Hunger nach dem Fleische der Ochsen, die der Sonne geweyhet waren, ins Unglück gestürzt. Virgil sogar, der sich von dem antiken Gebrauch nicht entfernen wollte, erzählt: Aeneas habe in Afrika auf der Jagd sieben Hirsche getödtet; ob es gleich in diesem Welttheile keine Hirsche giebt. Um nicht wider das Costum der Helden zu fehlen, vergaß er, vielleicht mit Fleiß, die natürliche Eigenschaft des Landes. Aber warum, frug der gute Alte, geben die Dichter den alten Helden nur solche Gattungen von Fleisch zu essen? Weil sie sehr nahrhaft sind, antwortete ich. Weil sie sich mit schweren Dingen beschäftigten, so waren sie einer starken Nahrung benöthigt, die ihnen das leicht verdauliche Federvieh nicht geben konnte. Das vierfüßige Wildpret hat neben der kraftvollen Nahrung noch diese gute Eigenschaft, daß es wegen der vielen Bewegung der Gesundheit zuträglicher, und daß das Fett desselben natürlicher und weniger ekelhaft ist, als jenes der gemästeten zahmen Thiere. Darum füllten die Helden, wie Virgil singt, ihren Magen damit, ohne davon beschwert zu werden.

Implentur veteris Bacchi, pinguisque ferinæ.

Hier

Hier fiel mir der gute Alte in die Rede, und ſprach: Da Sie Meldung vom Wein und von dem Zeitalter der Heiden thun, erinnere ich mich einer Beobachtung, welche ich von einigen über den Homer gehört habe, nämlich: er lobe nie einen Wein, den er nicht ſchwarz und ſüß nenne. Dieſe zwey Eigenſchaften ſind fürwahr keines Lobes würdig, und ich kann nicht begreifen, wie Homer einem jeden guten Weine dieſe Eigenſchaften beylegen konnte, da ich ſehe, daß ſowohl die Weine, die wir aus der Levante erhalten, und die ich zu Venedig verſucht habe, als jene die man zu Neapel griechiſche Weine nennt, weil die Reben von Griechenland dahin gekommen, weiß oder vielmehr goldfärbig ſind.... Vielleicht nennt Homer die guten Weine ſüß, weil ſie angenehm ſind: doch kann es auch leicht ſeyn, daß er die guten Weine, die etwas ſüß ſind, wirklich andern vorzog: denn, in Wahrheit, ſie gefallen auch mir vor andern, und haben an ſich ſelbſt nichts unangenehmes. Dieſes beweiſen die Malvaſir-Weine, und jene die ſich Romanie nennen, und die Griechiſchen. Ihre Süße verliert ſich aber mit den Jahren, und man kann endlich mit Catullus von ihnen ſagen: inger mi calices amariores. Was aber ihre ſchwarze oder vielmehr dunkelrothe Farbe betrift, ſo beziehet ſich Homer vielleicht auf eine beſondere Gattung Wein, die zu ſeiner Zeit ſo werthgeſchätzt wurde, wie zu unſern Zeiten die ſogenannte Thränä Chriſti. Dieſer Wein wird zwar aus den

näm-

nämlichen Trauben wie der Griechiſche gepreßt, iſt aber röthlich. So ſprach ich, und trank, von dem Hausvater dazu aufgefordert, ein Glas von köſtlichem Claretto, nachdem ich mich ſchon bey den Melonen an einem ſtarken und weiſſen Wein gelabt hatte; und ſo näherte ſich unter dem Eſſen und Sprechen das frohe Abendmahl ſeinem Ende. Die Speiſen wurden von der Tafel genommen, und durch allerley Obſt in großer Menge erſetzt.

Da der gute Hausvater hier und da etwas davon verſucht hatte, fiel es ihm ein, der Herbſtzeit das Lob zu ſprechen. Ich habe, ſprach er, oft von dem Vorzuge der Jahrszeiten diſputiren gehört, und erſt neulich zwey gedruckte Briefe, einen von Mazio, und den andern von Taſſo geleſen, worin geſtritten wird, ob der Winter dem Sommer, oder dieſer jenem vorzuziehen ſey. Ich aber bin der Meynung, daß keine Jahrszeit mit dem Herbſte verglichen werden kann. Der Winter iſt mit ſeiner Kälte, und der Sommer mit ſeiner brennenden Hitze dem Menſchen ſo überläſtig, daß weder jener mit ſeinen Früchten, noch dieſer mit ſeinen öffentlichen und geheimen Spielen dieſen Ueberlaſt erſetzen kann. Im Winter getraut ſich kein Schiffer aus dem Hafen auszulaufen; und im Sommer ſehen ſich der Wanderer, Soldat und Jäger gezwungen, vor den unausſtehlichen Stralen der Sonne, vor Platzregen und Ungewittern, die ſie plötzlich überraſchen, bald unter ſchattigten Bäumen, bald unter

ter den Ruinen einer verwüſteten Kirche in Wäldern ſich zu ſchützen. Selbſt der Hausvater kann weder in der einen noch in der andern Jahreszeit ohne vieles Ungemach ſeine Landgüter beſuchen. Der Sommer iſt voll Mühe und Schweiß, und genießt nur den kleinſten Theil der Früchte, die er einerndtet: der Winter hingegen verzehrt und verſchleudert in Müßiggang, Trägheit und Schwelgerey alles, was man zu ſeiner Erhaltung mit ſaurer Mühe erworben hat. Die Ungerechtigkeit des Winters erkennt man nicht weniger an der Ungleichheit ſeiner Tage und Nächte. Der Tag, welcher die Nacht unendlich an Würde übertrift, muß derſelben, wider alle Vernunft, den Vorzug in der Dauer geſtatten; und da er kurz, trübe und kalt iſt, läßt er dem Menſchen weder Bequemlichkeit noch Zeit zu handeln und zu denken; dergeſtalt, daß er eins und das andere bis in die Nacht, wenn die Sinne, als die Werkzeuge des Verſtandes, zu ihren Verrichtungen am wenigſten geſtimmt ſind, aufbehalten muß. Im Sommer ſieget zwar der Tag über die Nacht; er beträgt ſich aber nicht als ein rechtmäßiger Herr, ſondern als ein Tyrann: denn er läßt der Nacht nicht ſo viel Zeit, daß ſie die durch übermäßige Hitze aufgelöſeten und durch die Arbeit des Tages entkräfteten Körper hinreichend erquicken und ſtärken könne. Wie beklagen ſich nicht die Liebenden über ihre Kürze! Und wie verdrüßlich iſt es nicht für die gute Hausmutter, welche der Mann aufweckt und verläßt, da ſie ſich

kaum

kaum dem Schlaf in die Arme gelegt hatte, aufs neue einzuſchlafen! Da er ſo ſprach, blickte er lächelnd auf ſeine Gemahlin, die ſich mit Schaamröthe bedeckte, und die Augen niederſchlug.

Dies ſind, meines Erachtens, die Beſchwerlichkeiten des Winters und Sommers, wovon der Frühling und Herbſt nichts wiſſen. Beyde ſind reich an Ergötzlichkeiten, und ihnen theilt die gerechte Sonne den Tag und die Nacht mit gleichem Maaſe mit. Wenn wir ſie aber miteinander vergleichen, ſo finden wir, daß der Herbſt dem Frühling ſo weit vorzuziehen iſt, als der gute Erfolg der Erwartung, und die Frucht den Blüthen. Keine Jahrszeit iſt ſo reich an Früchten als er; denn, neben denen die ihm ganz allein eigen ſind, beſitzt er auch jene des Sommers. Wodurch er ſich aber am meiſten auszeichnet, das iſt die Weinleſe, der wichtigſte und edelſte Gegenſtand des Hausvaters. Denn wenn er in der Korn-Erndte von den Bauern hintergangen worden iſt, ſo fühlt er zwar dieſen Schaden mit vielem Ungemach: iſt aber der Weinbau verwahrloſet worden, ſo iſt der Schaden mit Schande verknüpft, wenn er den Gäſten, die ſein Haus beehren, kein gut Glas Wein, (ohne welchen alle Wolluſt erkaltet, und alle Speiſen, wären ſie auch von dem Koche des Herzogs ſelbſt zubereitet, ohne Geſchmack ſind,) vorſetzen kann. Der Herbſt iſt alſo die beſte und für einen Hausvater die wichtigſte und angenehm-

ſte

ſte unter allen Jahreszeiten. Und wenn ich meinem Vater, der in der natürlichen und ſittlichen Philoſophie geübt war, Glauben beymeſſen darf, ſo hat der Herbſt auch vor andern Jahrszeiten den Vorzug, daß in ihm die Welt ihren Anfang genommen hat. — Dies war die Meynung einiger berühmten Lehrer unter den Juden und Chriſten, ſprach ich. Die Sache iſt kein Glaubensartickel, und ich halte für wahrſcheinlicher, daß dieſe Ehre dem Frühling gebühre. Denn weil in dieſer Jahreszeit die Sonne ſich uns nähert und der Erzeugung ihren Anfang giebt, im Herbſte aber alle Dinge ihrem Verderbnis entgegengehen: ſo iſt nichts der Vernunft ſo gemäß, als daß die Welt im Frühling ihre Wirklichkeit erhalten habe. — Dieſe meine Reden bewogen den Hausvater, mich aufmerkſamer zu betrachten. Wie ich ſehe, ſprach er, ſo bewirthe ich einen größern Gaſt als ich anfänglich glaubte. Vielleicht ſind Sie der Mann, deſſen Ruf ſich auch in dieſe Länder verbreitet hat, der, durch einigen Fehltritt menſchlicher Schwachheit verunglückt, wegen der Urſache ſeines Vergehens eben ſo ſehr der Vergebung würdig iſt, als er ſonſt Lob und Bewunderung verdient.

(Die Fortſetzung künftig.)

VI.

herüber zu leiten, um auf der Nordseite diesen Strich Lands zu gewinnen, und dann fließt er gerad und eben.

Hot-Spur.

Ich will es so haben, es wird bald geschehen seyn.

Glendower.

Ich werde keine Veränderung zugeben.

Hot-Spur.

Ihr wollt nicht?

Glendower.

Nein, und ihr sollt keine machen.

Hot-Spur.

Und wer ist der, der nein dazu sagen wird?

Glendower.

Der bin ich.

Hot-Spur.

So sagt es auf welsch, damit ich es nicht verstehe.

Glendower.

Ich kan englisch reden, Lord, so gut als ihr, denn ich ward am Englischen Hof erzogen; ich habe manches englische Lied als Jüngling auf meiner Harfe begleitet, und den Beyfall der Schönsten erlangt, wenn ich meine Stimme mit ihren Accenten vermählte; eine Geschiklichkeit, die man nie an euch gesehen hat.

Hot-

VI.

Ueber
den allerhöchſten Beſcheid Sr. Kayſ. Maj.
auf die
Vorſtellung der K. K. Studien und Cenſur-Hofcommiſſion
den Bücher-Nachdruck betreffend.

„Um von Journaliſten geprieſen, und von Dich„tern beſungen zu werden, will ich mein Volk dem „Eigennutz gewinnſüchtiger Buchhändler nicht län„ger Preis geben.„

Dieſe Antwort haben Sr. Maj. der Kayſer, wofern die öffentlichen Blätter nicht lügen, eigenhändig auf die von der Studien- und Cenſur-Hofcommiſſion eingereichte Vorſtellung wider den Büchernachdruck geſchrieben: und ſie iſt ſehr wichtig, nicht blos für die Oeſterreichiſchen Staaten, ſondern für die Menſchheit überhaupt, und am wichtigſten für das Teutſche Reich. Der Eindruck, den eine landesherrliche Erklärung über Recht und Unrecht auf das Volk macht, iſt bey weitem bedenklicher, und wird von aufgeklärten Regierungen billig eben ſo reiflich erwogen, als die Entſcheidung des Falles ſelbſt, welcher die Gelegenheit dazu darbietet. So würde obiger Ausſpruch Joſephs II. gewiß das Urtheil und die Geſinnung vieler Millionen in Anſe-

hung des Nachdrucks bestimmen, wenn er auch nicht durch den Arm der Gerechtigkeit unterstützt wäre.

Es kommt aber dabey nicht allein auf den vorübergehenden Vortheil oder Schaden einiger Einzelnen an: sondern auf die Feststellung eines Grundsatzes der Billigkeit und des Rechts. Die Antwort des Monarchen entscheidet nicht blos über den gegenwärtigen Besitzstand des Verlagseigenthums: sondern zugleich über das Recht desselben. Sie legt der gesetzgebenden Gewalt die Macht bey, zu bestimmen, was in der Sache Recht seyn soll; sie erklärt stillschweigend, daß in Ansehung des Nachdrucks keine gegenseitigen Verbindlichkeiten zwischen benachbarten Staaten anerkannt werden. Diese und andre Grundsätze, auf welchen jene Entscheidung beruhet, lassen sich auf tausend ähnliche Fälle anwenden; ihr Einfluß auf die künftigen Schicksale der Menschheit kann also nicht berechnet werden, sondern geht ins Unendliche fort, und die Wichtigkeit der k. k. allerhöchsten Antwort ist folglich desto größer, je entscheidender sie zu seyn scheint.

Bisher wurde die Frage über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks vor dem Publikum verhandelt. Männer, welche wegen ihrer Rechtschaffenheit eben so allgemein, als wegen ihrer Einsichten und Talente verehret werden, haben dieses Gewerbe von allen Seiten betrachtet, seine Vertheidiger gehört, und es einstimmig für unzuläßig erklärt. Die

von

von Sr. Kayſ. Maj. zur Aufſicht des Bücherweſens allerhöchſt verordnete Landesſtelle bittet ſelbſt um die Abſtellung deſſelben in den Erblanden, als eines Eingriffes in fremdes Eigenthum. Endlich entſcheidet der Monarch durch oben ſtehende Antwort, und legt damit jedem guten Bürger ein ehrerbietiges Stillſchweigen über die Sache auf.

Jeder Unbefangene wird aber beym erſten Anblick einſehen, daß jene der Erwartung des Publikums nicht entſprechende Entſchließung aus der edelſten Quelle hergefloſſen ſey.

„Ich will mein Volk nicht dem Eigennutze gewinn„ſüchtiger Leute Preis geben, wenn ich auch des Ruhms „der Großmuth bey dem Publikum deshalb verluſtig „werden ſollte:„ dieſes ſcheint des Kaiſers Gedanke zu ſeyn. Und kann ein mächtiger Monarch der Gerechtigkeit wohl ein gröſſeres Opfer bringen, als den Ruhm einer ſeiner Lieblingstugenden? Iſt es nicht die höchſte Großmuth, den Namen der Großmuth aus Liebe für ſein Volk zu verläugnen?

Auch folgen Se. Maj. hier nicht blos Ihrem landesväterlichen Eifer für das Wohl Ihrer Unterthanen: ſondern eben ſo ſehr der Ueberzeugung, daß dieſes Wohl mit der gegenſeitigen Entſcheidung der Sache keineswegs beſtehen könne. Wer im Mittelpunkte der großen verwickelten Staatsmaſchine ſteht, und ihr inneres Räderwerk durchſchauet, dem erſcheinen die-

die Dinge in einem andern Lichte, als dem gelehrten Forscher, der erst aus den Erfolgen auf die Triebfedern zurück schließt, und die Thatsachen nach seinen Ideen und Wünschen richtet. So konnten Se. Maj. sicherer als der scharfsinnige Philosoph berechnen, welche Masse von Kenntnissen noch zur Aufklärung und Glückseligkeit Ihrer Staaten nothwendig sey, und daß diese in den guten Schriften der Ausländer, wenigstens zum Theile, schon verarbeitet da lagen. Der Nachdruck schien nun das Mittel, diese Schriften nicht blos am wohlfeilsten, sondern auch am geschwindesten in die meisten Hände zu bringen: und wahrscheinlich gab dieser letzte Vortheil den Ausschlag bey der Abwägung der Gründe und Gegengründe. Denn die großen und schönen Plane, welche der Monarch in allen Theilen der Staatsverwaltung auszuführen angefangen hat, können in der That nicht eher eine sichere Stätigkeit und Dauer gewinnen, bis der Bürger die Einsichten empfangt, die zu ihrer richtigen Beurtheilung, in so fern sie ihn betreffen, erforderlich sind. Daß aber das Oesterreichische Publikum, da die Lectüre jetzt bey demselben immer ausgebreiteter wird, besser thäte, die besten Produkte des teutschen Geistes, welche größtentheils auswärtige Verlagsartikel sind, als die meisten in Wien täglich erscheinenden Broschüren zu lesen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Der Kayser will also lieber den Tadel der urtheilenden Stimmen des Volks einstweilen tragen,

um

um seine Staaten früher zum großen Ziele der Glückseligkeit durch Aufklärung zu führen. Kein Vernünftiger kann hierin den zärtlichsten Vater verkennen, dem die Bildung seiner geliebten Kinder am Herzen liegt: und der Oesterreichische Patriot muß den Monarchen segnen, der sich nicht begnügt, die Landeserziehung und den Volksunterricht aufs sorgfältigste zu verbessern; sondern auch die Einsichten der Ausländer in seinen Staaten aufs schnellste in Umlauf zu bringen sucht.

In diesem Lichte muß die Begünstigung des Nachdrucks für die Oesterreichische Monarchie dem unpartheyischen Beurtheiler erscheinen, wenn er diesen grossen Staatskörper ausser seinen mannigfaltigen Verbindungen mit den übrigen europäischen Staaten betrachtet. Allein da wir Teutschen alle K. Josephs Kinder, und alle Fürsten der Erden seine Brüder sind; da es eine allgemeine Republik der Nationen giebt, wo die Staaten das Bürgerrecht ausüben und gemeinschaftliche Gesetze anerkennen: so verdient wohl die Sache auch in dieser Rücksicht erwogen zu werden.

Das erste Gesetz, welches die Nationen unter sich zur Richtschnur angenommen haben, ist dieses: Schade niemanden. Dieses beobachten sie wirklich gegen einander, fordern für jede Verletzung desselben Genugthuung, und erklären den Krieg, wenn diese verweigert wird. Jede Regierung hält auch ihre Unterthanen dazu an, diese Pflicht den Unterthanen derjenigen

zu leiſten, mit welchen ſie in Frieden lebt, und beſtraft die Uebertreter derſelben, oder liefert ſie dem beleidigten Nachbar aus. Dieſes iſt Herkommens bey den meiſten Völkern, deren bürgerliche Verfaſſung nur einige Vollkommenheit erreicht hat; und wo es nicht ſo iſt, ſollte es ſo ſeyn. Iſt ein Bayer von einem Oeſterreicher in ſeinem Eigenthume gekränkt worden, und klagt nach landesüblicher Form bey der Gerichtsobrigkeit ſeines Nachbars, ſo wird er die Entſchädigung erhalten, die er mit Rechte fordern kann. Seine Landesherrſchaft würde ihn ſonſt vertreten, es als einen Bruch des gegenſeitigen freundſchaftlichen Vernehmens anſehen, wenn man ihrem Bürger kein Recht wiederfahren ließe, und Repreſalien brauchen. In Anſehung des Mein und Dein kann blos die äuſſerſte Noth einen Eingrif entſchuldigen, und die Wiedervergeltung ihn rechtfertigen.

Ein anderer Grundſatz aus dem Coder der Nationen iſt, „daß die Hervorbringung einer Sache der gegründeteſte Titel zu ihrem Beſitzthum ſey. Nach dem Natur und Völkerrechte läßt ſich daher über das Eigenthumsrecht des Autors an ſein Buch, ſo wie des Buchhändlers, dem er den Vertrieb deſſelben überträgt, gar nicht ſtreiten; und da ihm der Nachdruck offenbar einen Theil ſeines davon zu ziehenden Ertrags wegnimmt, ſo gut als der Dieb der einen Garten beſtiehlt: ſo iſt es zu verwundern, daß man über die Zuläßigkeit dieſes Gewerbes bisher ſo viel Worte verlieren

sieren konnte. Mich dünkt aber es lag daran, daß man den Nachdruck als eine Nachahmung der Originalwaare ansahe, da er doch eigentlich ein Diebstahl ist. Denn der Fabrikant, der einen Stof nachmacht, eignet sich vom Original nichts weiter zu als die Form: aber der Nachdrucker nimmt die Materie des Autors, und giebt ihr eine schlechtere Form. Dieses ist so gut, als wenn der Manufakturist demjenigen, dessen Arbeit er nachahmt, die Wolle stiehlt, und schlechter verarbeitet: und warum sollte die Gerechtigkeit die Produkte des Thierreichs mehr schützen als die Produkte des Geistes?

Ein Staat kann nun wohl zuweilen wegen besonderer innerer Verhältnisse eine ungerechte Sache seinen Unterthanen unter sich gestatten, wie Sparta die Felddieberey: aber zwischen Nationen behält das natürliche Recht seine Gültigkeit unveränderlich, so lange sie in friedlichem Vernehmen mit einander stehen. Fände also eine Regierung auch für gut, ihren Unterthanen das Nachdrucken der von ihren Mitbürgern im Lande verlegten Werke zu gestatten: so kann sie es doch, in Ansehung auswärts verlegter Schriften, blos in den beyden oben angeführten Fällen thun. Entweder muß die Nation nicht länger bestehen können, ohne den vervielfältigten Umlauf eines gewissen übertrieben theuren Buchs; oder sie muß durch versagte Justiz oder andre Beeinträchtigungen, von dem benachbarten Staate, dessen Werk sie nachzudrucken gestattet, in den Fall

geſetzt ſeyn, das Vergeltungsrecht gegen ihn zu brauchen. Daß jenes nicht ſtatt findet, bedarf keines Beweiſes: aber der letztere Fall wäre, dünkt mich, dann ſchon vorhanden, wenn die Buchhändler eines Landes den Nachbarn enorme Preiſe ſetzen, welche das Maaß eines billigen Gewinns überſchritten. Denn im Buchhandel giebt es keine eigentliche Concurrenz, weil der Käufer dieſelben Waarenartikel immer nur aus Einer Hand erhalten kann. Drückt ihn dieſe: ſo müßte er die Waare entbehren, die er vielleicht nothwendig braucht; oder die Policey des Marktplatzes müßte den Preis nach billigen Handelsgrundſätzen beſtimmen; ſo wie ſie Brod- und Fleiſchtaxen verordnet.

Bis jetzt iſt dieſes aber noch nicht eingeführt. Se. Kayſ. Maj. handeln alſo auch der Gerechtigkeit gemäß, wenn Sie den Nachdruck fremder Geiſtesprodukte für Dero Erblande geſtatten; in der Vorausſetzung, daß die auswärtigen Buchhändler ihre Preiſe unbilliger Weiſe überſetzen. „Ich will mein Volk dem Eigennutze „gewinnſüchtiger Buchhändler nicht länger preisgeben.„

Die Sache des Nachdrucks ſcheint mir alſo durch dieſe allerhöchſte k. k. Antwort nun ſo weit gediehen zu ſeyn, daß die dabey intereſſirten Buchhändler darthun müſſen, daß ihr Handel auf eben ſo billigen Grundſätzen beruhe, als anderer Produktenhandel, und daß ihr Gewinn mit ihrem Capital, Unkoſten und Riſico in einem billigen Verhältniß ſtehe. Alsdenn können

ſie

ſie bey den ordentlichen Gerichtsobrigkeiten in den k. k. Landen, ſo wie anderwärts, wegen jedes erweislichen Nachdruckes um ihre Entſchädigung und um Beſtrafung des Nachdruckers anſuchen, und ihre Landesherrſchaft kann und wird ſie dabey vertreten. Denn es läßt ſich kein Grund denken, warum der nachbarliche Staat in dieſem Falle nicht eben ſo wohl Gerechtigkeit gewähren müßte, als wenn ſich einer ſeiner Unterthanen eines andern Verbrechens gegen einen Fremden ſchuldig gemacht hat.

Hieraus folgt nun auch, daß jeder Landesherr in ſeinem Lande die Nachdrücke von Verlagsbüchern ſeiner Unterthanen für Contrebande und heimfälliges Gut zu erklären befugt ſey, und ſie erklären müſſe, wenn ihm an Treue und Redlichkeit im Handel ſo wohl als an der Erhaltung ſeiner Buchhändler gelegen iſt.

Daß übrigens die Zuläſſigkeit des Büchernachdrucks bis jetzt zwiſchen den europäiſchen, und beſonders den zu einem Körper verbundenen Teutſchen Staaten, noch kein Gegenſtand der Unterhandlungen wurde, iſt nicht zu verwundern: weil die bürgerliche Geſellſchaft, eben wie der einzelne Menſch, ſich ſtufenweiſe bildet, und bisher noch immer dringendere Gegenſtände vorwalteten. Und dieſer Mangel an Aufmerkſamkeit der Obrigkeiten auf dieſe Sache, den man für ſtillſchweigende Billigung hielt, machte auch, daß ſich brave Leute nicht ſchämten, Nachdrücke in ihren Bibliothe-

ken aufzuſtellen. Sind ſie aber einmal förmlich für geſtohlne Waare erklärt, ſo wird ſich kein ehrlicher Mann damit bemengen wollen: und die Buchhändler werden ihre Preiſe vielleicht auf die Hälfte herab ſezzen können und müſſen, wenn ſie keine Nachdrücke mehr zu fürchten haben. Auch werden ſie gute Bücher wohlfeiler geben können, als ſchlechte.

* * *

VII.

Von einer neuen Ueberſetzung der Ovidiſchen Verwandlungen.

Mir ſind ſeit einem bis zwey Jahren verſchiedene Ueberſetzungen der Ovidiſchen Metamorphoſen als Proben zugeſchickt worden, worüber man mein Urtheil verlangte. Da ich auf alle Fälle nur eine einzelne Stimme habe, ſo laſſe ich in ſolchen Fällen gern das Publikum entſcheiden, deſſen Ober-Richter-Amt über lebendige und todte Schriftſteller jedermann anerkennt: wiewohl es auch dieſem höchſten Richter zuweilen begegnet iſt, que *ſa religion* a été *ſurpriſe*, wie die Franzoſen *per euphemiam* von ihren Königen ſagen; oder daß man a Publico male informato ad melius informandum zu appelliren genöthigt iſt.

Bey

Hot-Spur.

Glaubt mir, es ſollte mir leid ſeyn, wenn es anders wäre. Ich wollte lieber eine Kaze ſeyn, und, Miau, ſchreyen!-- als einer von dieſen ſchnarrenden Reimen-Mäkern; ich will lieber einen küpfernen Kerzenſtok umfallen hören, oder ein ungeſchmiertes Rad in der Achſe kirren, es würde mir lange nicht ſo weh in den Zähnen thun, als dieſes läppiſche Geklingel von Poeterey; das iſt ja nicht anders, als wie wenn man einen ſtolpernden Klepper zwingen will, einen guten Schritt zu gehen.

Glendower.

Kommt, kommt, Trent ſoll abgeleitet werden.

Hot-Spur.

Was bekümmert mich das? Ich will dem erſten Freund der mir gute Dienſte thut, dreymal ſo viel Land geben; aber hier, verſteht mich wohl, wo es um einen Vertrag zu thun iſt, wollt ich um den neunten Theil eines Haars ſchikaniren. Sind die Inſtrumente aufgeſezt? Können wir gehen?

Glendower.

Der Mond ſcheint hell, ihr könnt dieſe Nacht abreiſen; ich will den Schreiber treiben, und indeſſen eure Weiber auf euern Abſchied vorbereiten; ich fürchte meine Tochter wird unſinnig davon werden, ſo verliebt iſt ſie in ihren Mortimer.

[Er geht ab.]

Bey Gelegenheit der hexametrischen Ueberſetzung, von welcher unſern Leſern im Auguſt des T. M. 1784. ein Paar Proben vorgelegt worden ſind, erinnere ich mich, des Contraſts wegen, einer andern, welche mir ganz aus dem Sinne gekommen, und die in ihrer Art ſo einzig iſt, daß es Schade wäre, wenn nicht wenigſtens ein kleines Fragment davon, ſo lange als einige Exemplare dieſes Journals ſich ſelbſt der Ratten und Motten werden erwehren können, vor dem Untergange bewahrt würde.

Dieſe Ueberſetzung iſt in freyen gereimten Zeilen abgefaßt, und auch in Rückſicht auf das Original, ſo frey als möglich — oder eigentlich eine Art von Mittelding zwiſchen einer freyen Ueberſetzung und einem Ovide travesti. Hier alſo zur Probe die Hiſtoria, wie die ſchöne Jo in eine Kuh verwandelt wird.

Verwandlung der Jo in eine Kuh.

Es liegt in dem Theſſaliſchen Gebiet
Ein Luſthain, den von jeder Seite
Rings um ein jäher Forſt umzieht.
Man nennt ihn Tempe. Brauſend ſticht
Im Wellenlauf durch deſſen breite
Thalebnen Peneus hin, der aus dem Pindus ſtrömt,
Und der durch ſeines Falles Weite
Ein trüb Gewölk um ſich erregt,

Das

Das ſich als dünner Staub bewegt,
Und dann auf die herumacirrte
Waldarbeit träufelnd niederſchlägt.
Sein Schall ermüdet Vieh und Leute
Rings in der Nachbarſchaft und auch in ferner Weite.
Hier iſt der Sitz, das Haus, das innre Heiligthum
Des großen Fluſſes. In der Höhle,
Gegraben in der Felſen Alterthum,
Saß der Regent, und ward Befehle
Den Wellen, ſeinem Eigenthum,
Und den Naiaden, die in ſeinen Wellen ſpielen,
Und plätſchernd dort die Leiber kühlen.
Hieher war's, wo die Landmannsflüſſe zum
Beuge- als die erſte ſchwammen.
Sie wußten nicht wie ſie ſich hier benahmen,
Ob ſie dem Vater condolieren,
Ob lieber ihme gratulieren
Jetzt ſollten, da ſie zu ihm kamen.
Es kam der alte Aydan,
Der farrenreiche Sperchios,
Der nimmer ſiet' Enipeos,
Der ſtille Amphryſos heran,
Und Arne und noch viele herangeſchwommen,
Weren ein jeglicher, wie ihn ſein Antrieb reift,
Die Wellen bald nach weſt und bald nach mitter ſtrömen
Umwegen müd' ins Meer ergreift.

Nur Inachus war nicht herbeygekommen,
Denn ſeine bittre Zähre fließt
In ſeine Wellen ein. — Beklemmen
Das in der tiefſten Grott in ſtummen
Leidklagen er, da er nicht weiß
Ob ſeine Tochter ihm genommen

Noch

Noch lebt: ob ſie bereits ein Geiſt? —
Er glaubt die Tochter, die in Höhen und in Gründen,
So ſehr er ſucht, er nirgends fand,
Nun nimmermehr, weil ihm das ſchlimſte ahndet,
Verloren wieder aufzufinden.
Jetzo hatte ſie, wie ſie vom väterlichen Fluß
Einſt rückwärts Arena in einer ſolchen Stunde,
Wo man mit entwölktem Grunde
Viel beſſer thut, wenn man als Steicus
Die Nasen ſchlieſt, geſehn, und war ihr auf dem Fuß
Gefolgt. O Jungfrau, werth des Jovs Saturnus,
Die du gewiß den Mann, wer er auch iſt, beglückeſt,
Den du in Amors Nußkernuß
Im Hochzeitbett einſt an den Busen drückeſt!
Geh' Jungfrau! geh' in dieſen dicken Wald
Und ſeine Schatten ein. — Mit hoffendem Behagen
Jetzt er den Schatten ihr — ſo lang die Allee alt
Der Sonn' am heißen brennt, und des Apollo Wagen
Noch in der Laufbahn Mitte wallt.
Doch fürchteſt du dich, in den Aufenthalt
Des Waldes dich allein zu wagen,
So kann ich, dich verſichernd, ſagen,
Geh' ohne Furcht ins Innerſte hinein!
Ein Gott wird dein Beſchützer ſeyn,
Und kein gemeiner Gott. Sieh! dieſe Hände tragen
Den Himmelsſcepter ſelbſt, und dieſe Arme ſchlagen
Mit Blitzen auf das Weltgebäude ein.
Halt! Flieh' mich nicht! — Sie floh'; und hinter ihren Blicke
Lag das Gorgäiſch' Feld, ſo dicke
Mit Bäumen als ein Wald beſetzt,
Und Lernens ſchöne Wieſe jetzt
In furchtbeſeeltem Lauf zurücke:
Als Jovs geſchwind das breite Land

Ver-

Verhüllt mit dicken Finſterniſſen
Schlua, ſie im Flieken hielt, und neu dem Leckerbiſſen,
Vor ſeiner Juno beſten Küſſen
Le cacteris den Vorzug einaeſtand.
Doch bald wird er die neue Freude büſſen.
Frau Juno ſah' herab zum Land,
Und ſah's in dicken Finſterniſſen
Von heller Sonne Schein. Sie fand
Es ziemlich wunderbar; zumal da nicht von Flüſſen
Der Nebel, noch von naſſen Regengüſſen
Noch anderer Feuchtigkeit entſtand.
Ein Argwohn, den wir ihr zu gute halten müſſen,
Steigt in ihr auf; den Herrn Gemahl
Den ſuchend ſie ſchon manchesmal
Im Picke der verbotnen Nüſſen
Ertappte, dacht ſie wiederum
In ſeinem angewohnten Naſchen
Ob einem neuen Pik zu haſchen.
Doch hebt ſie erſt ſich in dem Himmel um
Nach ihrem Gatten, ihn, zum Ruhm
Der Weibertreu, ein Bischen abzuwaſchen.
Allein im Himmel fand ſie nichts als leere Taſchen
Von ihrem Eheherrn. Nun iſt es ausgemacht,
Sprach ſie, entweder trügt im raſchen
Affekte mich mein Aug', wo nicht, ſo macht
Zevs, mir zum Schimpf, ſich eine gute Jacht.
Schnell flieg, ihn irgendwo zu fangen,
Sie vom Olymp zur Erd' herab,
Auf ihr Geheiß, das ſie alsbalden gab,
War ſchon der Nebel abgegangen.
Doch weil ihr Mann aus zündendem Gefühl
Die Gattin, die ihn würdig zu empfangen
Erſchien, voraus empfand, ſo hatte er ſein Spiel

Zu hehlen, Jo, die er ſo ſchlimm behandelt,
Schnell in die ſchönſte Kuh verwandelt,
So daß ſie Junon' ſelbſt gefiel.
Sie lobte ihre Form — obwohlen wider Willen, —
Und frug, als wüßt' ſie nichts, da ſchon zu viel
Sie wußt, die Sach' noch weiter zu enthüllen,
Wem ſie gehör'? woher? von was für einer Heerd
Sie ſey? — Zevs, um den Fragegeiſt zu ſtillen,
Und daß er der Inquiſitorin Willen
Auf einemmal entledigt werd',
Log kurz und ſprach: Die Kuh iſt von der Erd' —
Und ſuchte das Geſpräch wo anders hin zu lenken.
Doch Juno wollt' ihn diesmal nicht verſtehn.
Sie bat ſich — weil die Kuh ſo ſchön —
Die Gnade aus, ſie ihr zu ſchenken.
Was ſoll er thun? — Den ärgſten Verdacht,
Und nebenein manch ſchlimme Nacht
Erweckte ihm ein zauderndes Bedenken,
Und eine Weigerung. Doch allzugrauſam, dacht
Er, wäre es, die Buhlſchaft ſo zu kränken.
Die Schaam und Furcht vor ſteten Zänken
Räth jenes, und die Liebe macht
Dem erſten Widerſpruch, und wollt' ſie nicht verſchenken.
Die Letzte hätt' den Sieg davon gebracht,
Allein wenn er der Schweſter und im Bette
Der lieben Hälfte ſolch ein klein
Geſchenk als eine Kuh dreiſt abgeſchlagen hätte,
Wo bliebe nur der kleinſte Schein
Dies könnte eine Kuh in allem Ernſte ſeyn?
Er gienge nun, damit er ſich vom Zank errette,
Saturnens Verlangen ein,
Doch murmelt er in ſeinen Bart hinein,
Nichts härters finde er als Hymens feine Kette.

Doch genug, wo nicht ſchon zuviel von dieſem ſeltſamen Spiele der Natur und Kunſt!

Was die oben bemeldte hexametriſche Ueberſetzung betrift, ſo hoffe ich keines Kenners Urtheil wider mich zu haben, wenn ich ſage, daß mir der Verfaſſer in den Proben, die man im Merkur geleſen hat, einen entſchiedenen Beruf, die Verwandlungen des Ovids in Ovidiſche Verſe zu überſetzen, gezeigt zu haben ſcheint: daß ich Ovids Geiſt, Lebhaftigkeit, ſchimmernde Leichtigkeit und anmuthige Verſification darin wiederzufinden glaube, und, zumal wenn er ſich die Arbeit der Feile nicht verdrießen läßt, von dem Talente dieſes Ueberſetzers etwas vortrefliches und vollendetes erwarte.

Ich glaube alſo den Liebhabern unſrer Litteratur eine angenehme Nachricht dadurch zu geben, daß dieſe Ueberſetzung der Verwandlungen Ovids auf Michaelis 1785 in 8. ſauber gedruckt in den angeſehenſten Buchhandlungen jeder gröſſern Stadt um 16 gr. zu haben ſeyn wird. Eine weitere Ankündigung und beygefügte Probe von der Manier worin dieſe Ueberſetzung gearbeitet iſt, iſt (wie der Verf. ſagt) dem Hamb. Unparth. Correſpondenten beygelegt worden.

W.

Der
Teutſche Merkur.

September 1785.

I.

Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftſteller in Abſicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen, und Urtheile über Nationen, Regierungen, und andre politiſche Gegenſtände.

Bey der groſſen Menge von Schriften, worin gereiſte Leute (unter welche von Yorks Klaſſen *) ſie auch gehören mögen) die auf ihren Reiſen und Wanderungen geſammelte Bemerkungen und Nachrichten in Briefen an Freunde, oder vielmehr an das Publikum, zum Druck befördern, und da die Begierde der leſenden Welt nach Schriften dieſer Art natürlicher weiſe die Anzahl der reiſeluſtigen Schriftſteller und briefſtelleriſchen Wanderer täglich vermehrt, möchte es Vielen wohl angenehm ſeyn, einen richtigen Maasſtab bey der Hand zu haben, nach welchem ſie die Befugniſſe ſolcher Schrift-

*) S. Yoriks Empfindſame Reiſe, die in der Desobligeante geſchriebene Vorrede.

Schriftsteller und die Grenzen ihrer Freyheit bey Bekanntmachung ihrer Bemerkungen, Nachrichten und Urtheile, in allen vorkommenden Fällen mit Zuverläßigkeit bestimmen könnten.

Dieser Maasstab scheint in folgender Reihe von Wahrheiten enthalten zu seyn.

Ich gebe sie mit Zuversicht für Wahrheiten aus, weil ich nicht nur selbst gänzlich von ihnen überzeugt, sondern auch gewiß bin, daß sie jedem nur mäßig aufgeklärten und einiges Nachdenkens fähigen Menschen als Wahrheit einleuchten müssen.

Sollte indessen jemand gegen den einen oder andern der folgenden Sätze etwas Erhebliches zu erinnern haben: so wird er sich ein Verdienst um das Publikum machen, wenn er seine Einwendungen entweder in gegenwärtigem oder einem andern Journale der Welt mitzutheilen belieben wird.

1.

Freyheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschen-Geschlechtes. Dieser Freyheit hauptsächlich haben wir den gegenwärtigen Grad von Erleuchtung, Kultur und Verfeinerung, dessen unser Europa sich rühmen kann, zu verdanken. Man raube uns diese Freyheit, so wird das Licht, dessen wir uns jezt erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit

wird

wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit wird uns wieder dem Aberglauben und dem tyrannischen Despotismus preisgeben; die Völker werden in die scheuliche Barbarey der finstern Jahrhunderte zurücksinken: wer sich dann erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrükkern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heissen, und als ein Verbrecher bestraft werden.

2.

Freyheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit, oder wenn man will, ein Recht polizierter Nationen ist; und sie ist blos darum ein Recht des Menschen-Geschlechts, weil die Menschen, als vernünftige Wesen, kein angelegneres Interesse haben als wahre Kenntnisse von allem was auf irgend eine Art, directer oder indirecter weise, einen Einfluß auf ihren Wohlstand hat, oder zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit und Glückseligkeit etwas beytragen kann.

3.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das Tageslicht für unsre Augen, können und dürfen also, ohne offenbare Verletzung eines unläugbaren Menschen-Rechtes, in keine andere Grenzen eingeschlossen werden, als diejenigen welche uns die Natur selbst gesetzt hat. Alles was wir wissen können, das dürfen wir auch wissen.

4.

Die nützlichste, also die vornehmste, aller Wissenschaften, oder, noch genauer zu reden, diejenige in welcher alle übrige eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des Menschen:

Der Menschheit eignes Studium ist der Mensch.

5.

Die Wissenschaft des Menschen ist eine Aufgabe, an deren vollständiger reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu seyn. Diese Wissenschaft anzubauen, zu fördern, immer grössere Fortschritte darin zu thun, ist der Gegenstand des Menschen-Studiums; und dieses kann auf keine andere Weise mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von jeher waren, und wie sie dermalen sind, nach allen ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen kennen zu lernen sucht.

6.

Diese historische Kenntnis der vernünftigen Erdebewohner ist die Grundlage aller philosophischen Wissenschaften, welche die Natur und die Bestimmung des Menschen, seine Rechte und seine Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wohlstandes, die Mittel, jenes zu mindern und diesen zu befördern, kurz, aller Wissenschaften,

Zweyte Scene.

Mortimer.

Fy, Vetter Percy, warum könnt ihr meinen Vater nicht unangefochten lassen?

Hot-Spur.

Ich kan nicht anders; er macht mich manchmal toll, wenn er mir vom Maulwurf und der Ameise erzählt, und von den Prophezeyungen des Träumer Merlins, und von einem Drachen, und von einem Fisch ohne Fleßfedern, und von einem Greiffen mit beschnittnen Flügeln, und von einer hüpfenden Kaze, kurz von einer Menge solchem abgeschmaktem Hocus-Pocus, das mir die Geduld ausgehen macht. Ich will euch was sagen, er hielt mich verwichne Nacht zum wenigsten neun Stunden auf, mir die Namen der verschiednen Teufel herzurechnen, die seine Lakeyen seyn sollen; ich schrie -- hum! -- und -- wohl, wohl! Aber ich gab ihm nicht auf ein Wort Acht. O! er ist so beschwerlich wie ein müdes Pferd, oder ein keifendes Weib; ärger als ein rauchiges Haus. Ich wollte lieber bey Käs und Knoblauch in einer Windmühle leben, und weit von ihm seyn; als Kazen fressen, und seinem Geschrey zuhören, in irgend einem Sommerhaus in der Christenheit.

Mortimer.

Er ist, bey allem dem, ein verdienstvoller Edelmann, ausserordentlich belesen, und in den seltsamsten Wissenschaften

ten, welche das allgemeine Beſte des menſchlichen Geſchlechtes zum Gegenſtande haben. Um herauszubringen was dem Menſchen möglich iſt, muß man wiſſen, was er wirklich iſt und wirklich geleiſtet hat. Um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern und ſeinen Gebrechen abzuhelfen, muß man erſt wiſſen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daß es nicht beſſer um ihn ſteht. Im Grunde iſt alſo alle ächte Menſchenkenntnis hiſtoriſch. Die Geſchichte der Völker, nach ihrer ehemaligen und gegenwärtigen Beſchaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatſachen und Begebenheiten, woraus man ſieht wie ſie zuſammenhangen, und wie der Effect des einen wieder die Veranlaſſung oder Urſache des andern wird: dieſe Philoſophie der Menſchen-Geſchichte iſt nichts anders als Darſtellung deſſen was ſich mit den Menſchen zugetragen und immerfort zuträgt, Darſtellung einer immer fortlaufenden Thatſache, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und ſieht, und indem diejenige, welche mehr Gelegenheit als andere gehabt zu ſehen was zu ſehen iſt, ihre Beobachtungen den andern mittheilen.

7.

Aus dieſem Geſichtspuncte ſind nun alle Beyträge zu beurtheilen, welche von Männern von Verſtand und Erfahrung, von Seefahrern und Landfahrern, Reiſigen und Fußgängern, Gelehrten und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geiſt der Beobachtung haben,

ben, und ſehen oft aus geſundern Augen als Gelehrte von Profeſſion) zur Erd- und Völker-Kunde, oder, mit Einem Worte, zur Menſchen-Kenntnis, in größern oder kleinern Bruchſtücken bekannt gemacht worden ſind. Aus dieſem Geſichtspuncte erkennt man ihre Schäzbarkeit, und daß dem Menſchlichen Geſchlechte überhaupt, und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menſchen insbeſondere daran gelegen iſt, daß ſolcher Beyträge recht viele in das allgemeine Magazin der menſchlichen Kenntniſſe geliefert werden.

8.

Insonderheit iſt jeder großen Nation — alſo auch ganz vorzüglich der unſrigen, deren Staatskörper eine ſo ſonderbare Geſtalt hat, und aus ſo mannichfaltigen und ungleichartigen Theilen zuſammengewachſen iſt, daran gelegen, ihren gegenwärtigen Zuſtand ſo genau als möglich zu kennen; und jeder noch ſo geringe Beytrag, der über die Beſchaffenheit der Staatshaushaltung, der Polizey, der bürgerlichen und militäriſchen Verfaſſung, der Religion, der Sitten, der öffentlichen Erziehung, der Wiſſenſchaften und Künſte, der Gewerbe, der Landwirthſchaft u. ſ. w. in jedem Theile unſers gemeinſamen Vaterlandes, und über die Stufe der Kultur, Aufklärung, Humaniſirung, Freyheit, Thätigkeit und Emporſtrebung zum Beſſern, die jeder derſelben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder ſolche Beytrag iſt ſchäzbar, und verdient unſern Dank.

9. Die

9.

Die erſte und weſentlichſte Eigenſchaft eines Schriftſtellers, welcher einen Beytrag zur Menſchen- und Völker-Kunde, aus eigener Beobachtung, liefert, iſt: daß er den aufrichtigen Willen habe die Wahrheit zu ſagen; daß er folglich keiner Leidenſchaft, keiner vorgefaßten Meynung, keiner intereſſierten Privatabſicht wiſſentlich einigen Einfluß in ſeine Nachrichten und Bemerkungen erlaube. Seine erſte Pflicht iſt Wahrhaftigkeit und Unpartheylichkeit; und da wir zu allem berechtigt ſind was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unſrer Pflicht iſt: ſo iſt auch, vermöge der Natur der Sache, Freymüthigkeit ein Recht das keinem Schriftſteller dieſer Claſſe ſtreitig gemacht werden kann. Er muß die Wahrheit ſagen wollen, und ſagen dürfen.

10.

Dieſem zufolge iſt alſo der Schriftſteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns ſeine Beobachtungen mittheilt, alles zu ſagen was er geſehen hat, Gutes und Böſes, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemählden, welche nur die ſchöne Seite darſtellen, und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln, oder gar durch ſchmeichleriſche Verſchönerung verfälſchen, iſt der Welt nichts gedient.

11.

Niemand kann ſich beleidiget halten, wenn man ihn abſchildert wie er iſt. Die Höflichkeit welche

uns verbietet, einer Person in öffentlicher Gesellschaft ihre Fehler zu sagen, ist keine Pflicht des Schriftstellers, der vom Menschen überhaupt, oder von Nationen, Staaten und Gemeinheiten (wie groß oder klein sie übrigens seyn mögen) zu sprechen hat. Eine Nation würde etwas Unbilliges verlangen, und sich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelich und von allen Seiten vollkommen gehalten seyn wollte: und ganz untadelich müßte sie doch seyn, wenn ein verständiger Beobachter gar nichts an ihr auszusetzen hätte. Alles was, in solchem Falle, die Ehrerbietung gegen eine ganze Nation oder Gemeinheit von mir fodert, ist — in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Leichtfertigkeit von ihrer blinden Seite zu sprechen; und vornehmlich seine Unpartheylichkeit auch dadurch zu beweisen, daß man ihren Vorzügen, und allem was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit wiederfahren lasse.

12.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntnis von Nationen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daß man das Unterscheidende oder Charakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug ist um die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, kennen lerne: und dieses Charakteristische äussert sich gewöhnlich eben so wohl, ja oft noch stärker und auszeichnender, in Fehlern als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler

nur

nur ein Uebermaaß von gewiſſen Eigenſchaften, die in gehörigem Maaße ſehr löblich ſind, wie z. B. gezier-tes Weſen ein Uebermaaß von Eleganz iſt. Nicht ſel-ten ſind die Fehler an Nationen, eben ſo wie an ein-zelnen Menſchen, blos natürliche (wiewohl allezeit ver-beſſerliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu gewiſſen Tugenden beſonders aufgelegt iſt: wie z. B. die National-Eitelkeit der Franzoſen ein Fehler iſt, den ſie nicht hätten, wenn nicht hohes Ehr-gefühl, Liebe zum Ruhm, und lebhafte Theilnehmung an National-Ehre ein Hauptzug ihres National-Cha-rakters wäre. Fehler dieſer Art bemerken, heiſt nicht beleidigen, ſondern einen dankverdienenden Wink ge-ben, wo und wie man in ſeiner Art beſſer und lo-benswürdiger werden kann.

13.

Ein Beobachter, den die Natur mit etwas Scharf-ſinn und Lebhaftigkeit des Geiſtes ausgeſteuert, und die Philoſophie mit dem richtigen Maaßſtabe deſſen was löblich, ſchön, anſtändig und ſchicklich, oder was das Gegentheil iſt, verſehen hat, ſieht überall, wo er hinkommt, die Menſchen und ihr Thun und Laſſen, Gewohnheiten und Eigenheiten, auch ihre Schiefheiten und Albernheiten, in ihrem natürlichen Lichte; und, ohne die mindeſte Abſicht etwas lächerlich machen zu wollen, findet ſich, daß man über das lächerliche — lachen oder lächeln muß. Wohl dem Volke das nur lächerliche Fehler hat!

14.

Zuweilen liegt der vermeynte Tadel, worüber man ſich unzeitig beklagt, blos in der Vorſtellungsart einer übermäßig reizbaren Selbſtgefälligkeit. Als Xenophon ſeine zwey Gemählde von der Spartaniſchen und Athenienſiſchen Republik gegeneinander ſtellte, ſchrien die leztern, welche gewohnt waren von ihren Sophiſten und Lohnredern immer nur ſchmeichelhafte Dinge zu hören, über groſſes Unrecht: aber Wir, die keinen Grund haben weder Athenienſern noch Spartanern zu ſchmeicheln, oder mehr Vorliebe für die einen als für die andern zu haben, wir finden nun daß Xenophon den Athenienſern kein Unrecht that. Er ſagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was jedermann, der nach Athen gieng und mit ſeinen eigenen Augen ſah, ſehen mußte. Die Athenienſer ſchrien über Satyre und Ironie, wo Xenophon weder an Satyre noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit war, daß er ſie blos in einen Spiegel ſchauen ließ. Sein Gemählde iſt das Gemählde einer jeden Republik, wo das Volk die höchſte Gewalt hat: und alle die beſondern Züge, die nur auf die Athenienſer zu paſſen ſcheinen, ſind im Grunde bloſſe Modificationen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äuſſern Umſtänden zu finden war. Ich kann die Conſtitution der Athenienſer nicht leiden, ſagt Xenophon: aber, da es ihnen einmal beliebt hat ſich eine ſolche Conſtitution zu geben: ſo finde ich, daß ſie ſehr in-

conſe-

conſequent ſeyn müßten, wenn ſie anders wären als ſie ſind. Man tadelt dies und dies und dies an ihnen, und überlegt nicht, daß ſie, ihre Conſtitution vorausgeſetzt, in allem dem, weswegen man ſie tadelt, recht haben. Sein Buch von der Athenienſiſchen Republik iſt daher, wenn man will, eine Satyre und eine Apologie zu gleicher Zeit — in der That aber, und in den Augen eines jeden unbefangenen Leſers, iſt ſie weder mehr noch weniger „als eine hiſtoriſche Darſtellung deſſen was die Athenienſer in ihrer demokratiſchen Epoke waren, in ein ſolches Licht geſtellt, daß man deutlich begreift, wie ſie das waren, und warum ſie es waren; und warum es unmöglich war, daß ſie anders hätten ſeyn ſollen, ſo lange ſie nicht die Quelle alles deſſen was an ihnen tadelhaft war, ihre Conſtitution, änderten.„

Eine eben ſo ſimple, getreue, ungeſchmeichelte Darſtellung deſſen, was, in unſerm gegenwärtigen Zeit-Momente, jeder beſondrer Staat, jede groſſe oder kleine Haupt- Reſidenz- und freye Reichsſtadt in Teutſchland würklich iſt, wie jene Xenophontiſche von Sparta und Athen, würde ihrem Verfaſſer zwar, wahrſcheinlich, viel Verdruß und keine öffentliche Dankſagung im Namen Kayſers und Reichs zuziehen (wie ehedem D. Burnet für ſeine Whiggiſche Geſchichte von England vom Ober- und Unterhaus von Groß-Brittannien erhielt) aber er würde eine ſolche Dankſagung wenigſtens verdienen; denn es wäre eine groſſe Wohlthat die er der Nation erwieſe.

15. Wer

15.

Wer aus einem großen Staat in einen andern kömmt, wo Verfassung und Einrichtung, National-Charakter und National-Sitten mit jenem stark abstechen, z. B. aus einem militärischen in einen, der seinen Wohlstand dem Frieden und den Künsten des Friedens zu danken hat: der bringt eine Disposition mit sich, vorzüglich alles das zu bemerken, was den Unterschied zwischen beyden ausmacht, weil dies gerade die Züge sind die ihm am stärksten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daß er ein Belieben daran findet, das Charakteristische der einen und der andern Nation gegeneinander zu stellen, und mit einander zu vergleichen — eine Operation, wodurch gemeiniglich herauskommt, daß das, worin die eine sich besonders hervorthut, gerade nicht die glänzendste Seite der andern ist. Kein Volk, zumal ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beysammen haben; es giebt sogar einige, die einander ausschließen. Ich bin gewiß, daß ein Haufen edler junger Mitbürger und Kameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeschadet, gegen eben so viele Spartanische Knaben-Bärte wie ein Trupp schöner Herren, die zum Tanze gehen, aussahen. Spartaner und Athenienser, Thebaner und Korinthier, (alte oder moderne) in einem Gemählde gegen einander contrastiren zu lassen, ist immer eine sehr unschuldige Sache: wiewohl die einen auf die andern wechselsweise ein nicht immer vortheilhaftes Licht reflectiren.

16. Was

16.

Was §. 11. und 12. von Nationen gesagt worden, gilt auch von Regenten und grosen Herren. August und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müßten keine Menschen, sondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten gewesen seyn: und wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsschriften, und den Zeitungsschreibern, wenn sie Todesfälle und Thronbesteigungen ankünden, und — den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn sie aus bezahlter Pflicht zum leztenmale loben, unbeschränkt glauben müßte: so wären alle unsre Regenten, vom ersten Monarchen in Europa bis zum — kleinsten aller Dynasten im H. R. Reich, lauter Auguste und Trajane. — Wollte Gott! — Aber was ist das ist; und wie es überall in der Welt ist, das sieht wer ein Paar gesunde Augen hat, und wer nicht sehen kann, fühlt's. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten solche Schmeicheleyen, und wissen, daß wer das Herz hat ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, es gewiß ehrlich mit ihnen meynt. Der beste Fürst ist der, dessen größter Wunsch ist, der beste Mensch unter seinem Volke zu seyn. Und gewiß ein solcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Bescheidenheit zu verstehen giebt, was die Nachwelt ohne Scheu heraussagen wird, wenn es zu spät für ihn seyn wird Nutzen daraus zu ziehen.

17.

So wie es keinen wissenschaftlichen Gegenstand giebt, den man nicht untersuchen, ja selbst keinen Glaubenspunkt, den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu sehen, ob er glaubwürdig sey oder nicht: so giebt es auch keine historische und keine praktische Wahrheit, die man mit einem Interdict zu belegen, oder für Contrebande zu erklären berechtiget wäre. Es ist widersinnig, Staats-Geheimnisse aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen; oder übel zu nehmen, wenn jemand der ganzen Welt sagte, was einige hundert tausend Menschen sehen, hören und fühlen.

18.

Ein Augenzeuge kann, ohne Schuld seines Willens, unrichtig sehen. Wer einem andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachsagt, kann falsch berichtet worden seyn: der aufmerksamste und scharfsichtigste Beobachter ist — wie alle Menschen, der Möglichkeit des Irthums unterworfen, und kann einen wichtigen Umstand übersehen, oder gewisse Dinge nicht aus ihrem wahren Gesichtspunct oder in ihrem vortheilhaftesten Lichte gesehen haben. Es ist also kaum möglich, daß die Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menschen, Begebenheiten und Sitten der Zeit, und dergl. historisch geschildert werden, auch bey dem reinsten Vorsatze die Wahrheit zu sagen, von Unrichtigkeiten gänzlich frey seyn sollten. Auch ist es möglich,

daß

ten erfahren; tapfer wie ein Löwe; überaus leutſelig, und gütig wie die Minen von Indien. Soll ich's euch ſagen, Vetter; er giebt euerm Temperament ungemein viel nach, und thut ſich ſelbſt die gröſte Gewalt an, wenn ihr ihn auf eine ſo anzügliche Art in ſeinem Humor durchkreuzt; ich verſichre euch, der Mann lebt nicht, der ihn ohne Gefahr, ſo wie ihr gethan habt, hätte reizen dürfen. Aber thut es nicht oft, ich bitte euch.

Worceſter.

In der That, Milord, ihr ſeyd zu tadelſüchtig, und habt, ſeitdem ihr hier ſeyd, genug gethan, um ſeine Geduld aufs äuſſerſte zu bringen. Ihr müßt dieſen Fehler nothwendig verbeſſern lernen, Herr. Ob dieſes haſtige Weſen gleich manchmal Gröſſe, Muth und Feuer anzeigt, (und das iſt der gröſte Vortheil den ihr davon haben könnet;) ſo giebt es hingegen auch öfters das Anſehen einer rohen Wildheit, eines Mangels an Lebensart und Sitten, und den Schein von Stolz, Aufgeblaſenheit, übertriebner Einbildung und Verachtung andrer Leute; Fehler, wodurch ein Mann, mit den gröſten Verdienſten, die er ſonſt haben mag, die Herzen der Leute verliehrt, und die einen Flecken auf die ganze ſchöne Seite werfen, wodurch er ſonſt die Hochachtung der Welt gewonnen hätte.

Hot-Spur.

Gut, ihr habt mich nun genug geſchulmeiſtert denke ich; ich verlang' euch den Vorzug der Höflichkeit nicht ſtreitig zu

daß jemand aus Unerfahrenheit oder Beſchränktheit ſeiner Einſichten, oder aus dunkeln Vorſtellungen und Neigungen, die ohne ſein Wiſſen auf ihn wirken, z. B. aus Vorliebe für ſein Vaterland, zuweilen unrichtig ſehen und urtheilen kann. Aber es wäre widerſinnig hieraus den Schluß zu ziehen, daß man alſo keine hiſtoriſchen Schriften, keine Beyträge zur Völker- und Menſchen-Kunde, keine Reiſebeſchreibungen, und keine Sammlungen ſolcher Thatſachen, deren Publicität der Welt nüzlich iſt oder werden kann, mehr bekannt machen dürfte. Alles was daraus folgt, iſt: daß ein jeder, der etwas beſſer zu wiſſen glaubt, oder im Stande iſt die Irrthümer eines Schriftſtellers zu berichtigen, nicht nur volle Befugnis, ſondern ſogar eine Art von Pflicht auf ſich hat, dem Publico damit zu dienen. — Und ſoviel für diesmal!

W.

II.

Pindars zweyte Nemeiſche Ode

auf

des Timodemus, des Athanciers, Pankrazionſieg.

Einleitung.

Homeriden hießen eigentlich die Nachkommen des Homer, nachher aber wards ein Name der ſogenann-

ten Rhapsoden, die gewisse Abschnitte Homers, welche Haupt-Epoken der ganzen epischen Handlung enthielten, auswendig lernten, und mit melodischer Deklamation und Begeisterung, unter Begleitung einer Zither, besonders in öffentlichen Versammlungen, recitirten. Dies war damals die einzige, freylich unvollkommene, Art der Fortpflanzung der Homerischen Gesänge; denn theils durch Untreue des Gedächtnisses, theils durch Verbesserungssucht dieser Männer mußten sich nothwendig viele Verfälschungen einschleichen. Platos Jon ist gegen ihren Stolz gerichtet. Sie waren zum Theil selbst Dichter, und zwar eine Art von Improvisatori. Aus Pindar lernen wir hier, daß sie der Declamation fremder Gesänge etwas von ihrer eignen Arbeit, besonders Anrufshymnen an Zeus, vorausschickten; daher auch das Sprichwort: a Jove principium. Ein solches Prooemium ist z. B. wahrscheinlich der Anfang der Tagewerke des Hesiods. — Pindar vergleicht mit dieser Gewohnheit der Rhapsoden den ersten Nemeischen Sieg seines Helden, der die Grundlage zu mehrern noch glorreichern abgeben werde, v. 1—3. Dies Gleichniß enthält also zugleich die Gedankenlette mit dem folgenden, wo er seinem Helden Isthmische und Pythische Siege wünscht, die gleichsam auf die Nemeischen folgen. wie die weit herrlichern Gesänge Homers auf der Rhapsoden eigne Eingänge; und ihm auch so gewiß folgen werden, als der Orion den Plejaden unzertrennlich nachwandelt, V. 9—18. Er feuert darauf

auf den Helden durch das Beyſpiel ſeines Landesverwandten Ajax V. 19 — 24, und ſeiner Ahnen an, deren glänzende und vielfältige Siege er zum Theil aufzählt V. 25 —37. — Endlich ſchließt er mit einer Aufmunterung der Mitbürger ſeines Sieges zum Siegesgeſange, V. 37 — 40.

Strophe 1.

Gleich den Homeriden, den Sängern, welche des Homeros melodiſche Lieder mit dem Gebet an Zeus beginnen, gründet Timodemos, der Held, der heiligen 1) Wettkämpfe Siegerruhm in dem Hymnendurchhalleten Hayne des Nemeiſchen Zeus.

Strophe 2.

Ha! nun da ſein Wandel, gradſchreitend auf dem Pfade ſeiner Väter, dem großen Athene, ihn zur Zierde geſandt 2), müſſe er oft noch der Iſthmiſchen Kämpfe

1) Man leſe ἱερῶν; denn ἀγῶν iſt maſculiniſch, und der maſculiniſche Genitiv — ων kann nicht Doriſch in — ᾶν verwandelt werden.

2) Nach dieſem Sinne geht das auf den jetzigen Nemeiſchen Sieg: und dann würde man beſſer leſen ἔτι für ἐπὶ. — Auſſerdem kann der Sinn auch der ſeyn: wenn es anders das Schickſal beſtimmt hat, daß er durch mehrere Siege eine Zierde Athens werden ſoll. — Das Beywort groß bey Athen geht nicht auf den Umfang, ſon-

ſe ſchönſte Blume ſich brechen; ihm, des Limonoos Erzeugten 3), gebührt es ſich noch zu Python den Sieg zu erringen.

Strophe 3.

Denn nicht fern von den Aecndtegebietenden 4) Plejaden 5) wallet Orion ſeine Bahn. — Vermag es nicht

ſondern auf die großen Vorzüge Athens vor allen Städten Griechenlandes, auf Macht, Handlung, Schiffahrt, blühende Künſte und Wiſſenſchaften u. ſ. w.

3) Um πασα νικαν von ὀφελλει unabhängig, und nur mit ἐοικως ἐστι zuſammenhängig zu machen, welches nie impersonaliter ſteht, interpungire man mit einem Kolon hinter ἀεθλων, löſche das Komma hinter πασ' aus, und leſe ἐστι γ' εοικως, ἑρμαν ὀφελλ.

4) Ich habe hier die Lesart des Grammatikers Krates angenommen: Θερινην. ſ. Heyne. Denn der Aufgang der Plejaden (des Siebengeſtirns) verkündigte dem alten Griechenlande die Zeit der Erndte. ſ. Heſiod. ℓ 383.616. — In ſo fern die Plejaden Töchter des Bergs Atlas waren, können ſie auch ὀρειαι auf dem Berge lebend genannt werden. Indeſſen ſcheinen mir beyde Lesarten hier nicht paſſend. Vielleicht ἐρατειν, ſchöne, reizende? Dies paßt wenigſtens 1) gut auf die Vergleichung mit den Nemeiſchen Spielen, 2) ſähe man alsdann, wie die Lesart Θερινην entſtanden: nämlich der Grammatiker nahm es in der erſten Bedeutung, für *tempeſtivus*, von ὡρα, die Jahrszeit, und alſo hier die Erndtezeit. 3) paßt es ſich gut in meiner Erklärung in folgender Note.

5) Plejaden, 7 Töchter des Atlas, welche Orion, ein ſtarker Jäger, in der Liebeswuth verfolgte: ſie entrannen ihm

nicht Salamis 6) einen ſtreitbaren Helden zu erziehn? Es hat ja erfahren Hektor, des Aias Stärke auf Tros jas Kampfplatz. — O Timodemus! auch dich krönet mit Ruhm des Pankrazions ausdauernde Heldenkraft.

Strophe 4.

Von Alters her iſt Acharnai geprieſen eine Heldengebärerin! Wie oft erſchollen der Timodemiden 7) Siegsgekrönte Namen vor allen? Dort am hochgewipfelten Fürſten der Berge, Parnaſſos, 8) trugen ſie vier Sie-

ge

ihm aber, in Tauben (πελειάδες) verwandelt. In Rückſicht auf dieſen National-Mythus nennten die alten Aſtronomen zwey auf einander folgende Geſtirne Orion und Plejaden. Der Sinn alſo iſt: ſo wenig der Orion ſich von den Plejaden entfernt, ſo wenig kann auch der Pythiſche Lorbeer dem Iſthmiſchen Sieger entſtehen.

6) Unſer Held Timodemus war aus Salamis. Darin war eine Tribus Acharnae, in welcher er als Genoſſe eingeſchrieben war. — Ajax, des Telamons Sohn, war auch aus Salamis. Der Troer Hektor forderte dieſen tapferſten Griechen zum Zweykampf auf; Ajax ſtellte ſich, und beſtand ihn. Hom. Il. η. 199. f.

7) Die Vorfahren des Timodemus ſind hier ganz ungewöhnlich, nach ihres Nachkommen Namen benannt, da es ſonſt umgekehrt iſt. Wahrſcheinlich aber führte ein Ahnherr des Timodemus eben dieſen Namen, von dem dann die Familie ſo benennt ward.

8) d. h. in den Pythiſchen Spielen. Delphi (in Lokris) wo dieſe Spiele gehalten wurden, lag nicht weit vom Parnaſſ. — Für τὰ μὲν leſe ich mit Hrn. Hofr. Heyne παρὰ μὲν.

ge aus den Wettkämpfen davon; ja ſchon von den richtenden Männern zu Korinthos

Strophe 5.

Wurden ſie in des tapfern Pelops Thälern 9) achtmal mit Kränzen umwunden, und ſiebenmal in Nemeas Hayn. Ha! zahllos ſind ihre Siege der Heimath 10) auf dem heiligen Kampfgefilde des Zevs. Drum auf! o Bürger, und preiſet drob den 11) erhabenſten der Götter im Siegespomp, bey der glorreichen

9) Pelops, ein Fürſt in Elie, (heut zu Tage Belvedere) von dem das ganze Land Peloponnes (Inſel des Pelops) heut zu Tage Morea, benannt ward. — Thäler des Pelops kann aber hier nicht der Peloponnes ſeyn, ſo daß die Olympiſchen Spiele gemeynt wären: denn wie könnten da die Korinther Kampfrichter geweſen ſeyn? Es muß alſo der Iſthmus bey Korinth gemeynt ſeyn, d. h. die Landenge, welche den Peloponnes mit dem übrigen Griechenland verband. Hier hatten die Korinthier die Beſorgung und den Vorſiz bey den Iſthmiſchen Spielen. — πτυχες möchte ich faſt hier nicht für Thäler, ſondern in der erſten Bedeutung (Falten) nehmen, d. h. die Landenge, wo das Land Peloponnes ſich gleichſam zuſammengerollt hat. Dies dünkt mich der Kühnheit des Pindariſchen Ausdrucks nicht ungemäß.

10) d. h. in Salamis, oder zu Athen, wo beym Feſt Olympia Spiele gehalten wurden.

11) τον geht auf Διος; und ον nehm ich für ὁν.

reichen Rükkehr 12) des Timodemus! hallet voran die Hymne 13) mit lieblichtönender Stimme!

Pindars dritte Nemeiſche Ode

auf des

Ariſtokleides, des Aigineten, Pankrazionsieg.

Plan.

Der Dichter flehet die Muſe, ihn und den Chor zu begeiſtern: er kleidet dies aber bildlich in einen Ruf der Muſe nach Aegina, dem Vaterlande des Helden, wo das Siegschor ihrer d. h. der abzuſingenden Hymne warte, V. 1 — 23. (Dieſer Anfang erhält mehreres Licht durch den Schluß, wo ſich Pindar wegen Verſpätung der Hymne entſchuldigt). V. 23 — 40 enthält Lobeserhebungen des Ariſtokleides. Er verherrlicht durch ſeinen Sieg den Ruhm der alten Bewohner Aeginas (V. 23 — 31): die Würde ſeiner Thaten entſpricht der Schönheit ſeines Körpers V. (42 — 35): einer gröſſern Glückſeligkeit kann er nicht theilhaftig werden (V. 35 — 40). — Da der Dichter aber dieſen lezten Gedanken mit einem ihm ge-

12) nämlich von Nemea nach Athen.

13) Bey ἄρχετε muß man, glaube ich, τὴν ὕμνον oder τὸν κῶμον ſuppliren, welches dem Sinne nach in κωμάζατε ſteht.

wöhnlichen Bilde ausdrückt: niemand kann über die Säulen des Herkules hinausſchiffen; ſo verweilt er einige Augenblicke bey den Thaten des Herkules, V. 41 — 45; und ruft ſich dann ſelbſt vom Nebenpfade zu der Heimath der Aegineten zurück, der es an eignem einheimiſchen Hymnenſtoff nicht gebräche V. 46 — 55. — Und ſo kommt er ganz natürlich auf die eingebohrnen Helden Aeginas V. 55 — 177; auf die Nachkommen des Aeakus, den Peleus, Telamon und Achill (V. 55 — 92). Der ſtarke Heldenſinn, den lezterer ſchon als Knabe äuſſerte, führt ihn (V. 92 — 111) auf den Chiron und deſſen treſliche Leitung und Erziehung des Jaſons und Aeſkulaps, auf die von ihm bewirkte Vermählung der Thetis und des Peleus, und auf die nachher von ihm übernommene Erziehung des jungen Achills, die dieſen zu den groſſen Thaten vor Troja tüchtig machte, deren er einige nennt. — Die Aeakiden verdanken dem Zevs, von dem ſie ſtammen, ihre Groſsthaten, und folglich auch Ariſtokleides ſeinen Sieg (V. 112 — 117) — Und nun beſchäftigt ſich der Geiſt des Dichters wieder blos mit dem Ariſtokleides V. 117 — 138. Er verherrlicht ſein Vaterland (V. 117 — 122): er hat durch Thaten bewieſen, daß er die jedem Lebensalter eignen Talente und Tugenden beſitzt (V. 122 — 132). Endlich übergiebt der Dichter ſeinem Helden die Hymne, und entſchuldigt ſich, daß er ſie zu ſpät ſende. Edles Gefühl ſeines eignen Dichterwerthes macht ihn muthig genug zu behaupten, daß

ihre

ihre Verſpätung durch ihre dichteriſche Güte im Vergleich mit dem Krächzen der Krähen (d. h. ſchlechter Dichter, welche die Natur nicht dazu ſchuf) erſezt werde, welche in der gröſsern Verherrlichung des Helden beſtehe, (V. 132 — 148.)

Strophe 1.

Du, o göttliche Muſe, ehrwürdige Mutter der Sänger! walle, ich flehe dich, jezt im feſtlichen Wethemonden Nemeas hin zu Dorias 1) Eyland, dem Gaſtereichen Aegina. Drum deiner harren bey des Aſopos 2) Strohm die jungen Meiſter der ſüßtönenden Reigengeſänge; es lauſchet ihr begieriges Ohr deinem Melodieenbeginn. Das eine der vollbrachten Werke dürſtet nach dieſem, das andere nach einem andern Preiß; aber vor allen heiſchet der Kampfesſieg den Geſang, der Kränze und der Thaten würdigſten Gefährten.

1) Die Aegineten waren vom Stamme der Heraklider, und alſo Doriſcher Abkunft. ſ. Schmid über Pind. Ol. S. 223.

2) d. h. hier zu Theben, wenn der Aſopos ein Strom im Thebaniſchen Gebiete iſt. Die Chorſänger (χορευται) müſſen alſo nach Theben gekommen ſeyn, den Pindar um die Siegshymne zu erſuchen, die ſie dann zu Aegina unter Tanz abſingen wollten. Aber man kann den Aſopos hier auch für den Fluß dieſes Namens in Nemea, oder noch beſſer für einen kleinen Strom in Aegina ſelbſt, obgleich dort keiner dieſes Namens bekannt iſt, nehmen, weil der Dichter die Muſe nach Aegina ruft, ſo daß alſo der Chor in Aegina ſelbſt ſchon auf die Hymne gewartet hätte.

Gegenſtrophe 1.

Wohlauf dann, gebeut dem Strohme des Geſanges, daß er entrauſche meinem Geiſte! Auf! beginne du ſelbſt, o Tochter des Zevs! die dem Herrſcher des Wolkenumthürmten Himmels gefällige Hymne, damit ſie geleite das 3) Harfengeliſpel jener Männer und mit Grazie verherrliche das Kleinod 4) des Landes, das die Myrmidonen der Vorzeit bewohnten. — Denn nicht entheiligt das Loos Ariſtokleidis 5) dieſes urgeprieſene

3) ἀκροι überſetzt Damm Ausdrücke, und glaubt, es gehe auf die vielſtimmige Geſangsweiſe, mit welcher der Tonkünſtler die Gedanken des Dichters ausdrücken könne; allein ἀκροι iſt entweder Vokalgeſang des Chors zur Lyra, oder Flötengeliſpel, Flötengetön, da er die Lyra ſonſt oft mit den Flöten verbindet, Ol. 1, 146. Pyth. 2. 128. Nem. 3, 137; oder ἀκροι λυρα τε ſteht für ἀκροι λυραις vergl. Ol. 2, 85.

4) Herr Hofr. Heyne verſteht hierunter Aegina. Iſt dies aber nicht vielleicht Ariſtokleides ſelbſt? Dann gienge ἱν᾽ auf χαριν und nicht auf ἀγαλμα. — Das Punkt hinter κοσμησομεν hab' ich aufgehoben, und den Gedanken fortlaufen laſſen.

5) Für τεαν v. 25. leſe man mit Heyne ἑαν, oder es muß v. 20. heiſen ἑαν, und χαριν ἀγαλμα muß Vokativ ſeyn. Wem beydes nicht gefällt, muß τεαν noch auf die Muſe (Θυγατερ ſc. Διος) ziehen: durch deine Gnade und Huld. Aber gewöhnlich ſchreibt doch Pindar immer den Sieg der Begünſtigung des Gottes, der über die jedesmaligen Spiele geſetzt iſt, dem Jupiter, Apoll, Neptun, oder auch den Grazien zu.

machen -- hier kommen unſre Weiber, und wir wollen unſern Abſchied nehmen.

Dritte Scene.

Glendower mit Lady Mortimer und Lady Percy, zu den Vorigen.

Mortimer.

Das iſt ein Umſtand, der mir oft tödtlichen Verdruß macht, mein Weib kan nicht engliſch reden, und ich nicht welſch.

Glendower.

Meine Tochter weint, ſie will nicht von euch ſcheiden, ſie will auch ein Soldat werden, ſie will in den Krieg.

Mortimer.

Milord, ſagt ihr, ſie und meine Tante Percy ſollen uns in kurzem folgen.

[Glendower ſpricht welſch mit ihr, und ſie antwortet ihm darinn.]

Glendower.

Sie will ſich nicht tröſten laſſen; eine kleine eigenſinnige Hexe, bey der keine Ueberredung anſchlagen will.

[Die Lady ſpricht wieder welſch.]

Morti-

ne Heldenvolk 5) mit Schmach; es beugte ſeinen Nakken nicht des Pankrazions kraftgerüſtete Heldenſchaar.

Epodos 1.

Der ſchmerzenden Streiche Lindrung ſchaffet der prangende Sieg auf dem Fruchtgefilde Nemeas. Schön iſt Ariſtophanes Sohn, und der Schöne ſeines Körpers entſprechen die edlen Thaten 8), die er vollbringend zu den erhabenſten Tugenden des Mannes hinausdrang. Denn fürder hinaus auf den pfadloſen Ocean jenſeit der Pfeiler des Herakles 9) zu ſteuern, iſt den Sterblichen verſagt.

6) Ich nehme ἄγοραι hier für λαοι.

7) Dies geht auf die Mühſeligkeiten und Streiche, die der Pankraziaſt in den Vorübungen muß ausgeſtanden haben, ehe er nachher in wirklichen Nazionalſpielen als Kämpfer mit auftreten kann. Der Sieg in dieſen iſt aber dann auch gleichſam das Schmerzengeld für jene.

8) Durch ſolche dem Lobe der Schönheit beygemiſchten Züge unterſcheidet ſich Pindar, der hohe und ſtarke Lyriker, vom ſanften Anakreontiniſchen Sänger der Schönheit. Pindars Athlet muß nur für die Tugend, um ſie zu reloviren, nicht für die Wolluſt ſchön ſeyn; denn dieſe muß er verachten. Die Schöne und Würde ſeines Körpers muß die Verkünderin der Schöne und des Adels ſeiner Seele ſeyn. Ol. 8, 24.

9) Zwey einander gegenüber ſtehende Gebürge bey Gibraltar. Die Alten wagten in dieſer Zeit noch nicht auſſerhalb der Straaße das Atlantiſche Meer zu beſchiffen. Herodot hielt den Ocean noch 400 Jahr vor Chriſtus für

Strophe 2.

Welche der göttliche Heros ſezte zu glorreichen Zeugen des Ziels ſeiner Fahrt. — Die trotzig ſich erhebenden Scheuſale bändigte er, da er, aus eignem Drange 10) durchſpähend die wogenden Meeresſchlünde, hinausfurchte bis zum Ziele, dem Gebiether der Rückkehr, und entdeckte des Heſperus Land. — Ha! zu welchem fernen Meeresgebirge des Auslandes ſchweifeſt du ab den Pfad, o mein Geiſt! Auf! dem Ajakus und ſeinem Geſchlecht führe die Muſe zurück! zwar zieret den Geſang die Blume der Gerechtigkeit, der Lobpreiß der Edlen, 11) Gegens

für eine Phönizische Schiffersage. Daher konnten die älteſten griechiſchen Dichter ihre Phantaſieen von Unterwelt, Zauberinſeln u. ſ. w. dahin verſezen, und Pindar konnte dies Bild, um etwas Schweres und Unmögliches auszudrücken, gebrauchen. Der Sinn iſt: eine gröſsere Glückſeligkeit, als Schönheit des Körpers, Muth und Tapferkeit, und durch dieſe erlangte Siege, und Ruhm (bisweilen fügt er auch noch Güter hinzu) kann niemand erreichen. Der Gedanke, auch ſelbſt unter dieſem Bilde dargeſtellt, iſt dem Pindar ſehr gewöhnlich. Ol. 3, 77. Pyth. 10, 42. ſ. Nem. 9, 109. Iſthm. 5, 17. 6, 14. kann man ihn in ſeinen mannigfaltigen Schattirungen leſen.

10) D. h. dieſe Schiffahrt war keine von den 12 Arbeiten, die dem Herkules ſein Oheim Eurystheus auf Befehl der Juno auferlegte.

11) Wenn man dieſen Gedanken mit dem folgenden ſo verbindet, wie ichs gethan habe, ſo kann man das ἀέξειν mit

Gegenſtrophe 2.

Aber es ziemt ihm nicht, zu verrathen dem Helden Vorliebe zu fremden Thaten. Spähe nur in der Heimath des Helden umher, und ſiehe! du haſt ſchon ergriffen die Thatenzier, die du kannſt erheben im Wonnelied. — Es fühlte ja einſt Peleus, der König, all' ſeine Heldenkraft, 12) als er von der Eiche den drohend emporragenden Speer 13) herabhieb. Er allein, ſonder Streitheer, eroberte Jolkos, 14) aber er umarmte

mit ἔχειν verbinden, und es ſamt ihm von ἄνεται λόγῳ abhängig machen; κρεσσονες braucht man alsdann nicht durch κρεσσον ἐτι aufzulöſen, es kann bey ἐχοντες bleiben. — Das μοισαν θεσειν V. 49 habe ich, dünkt mich, den Dichter gemäßer überſetzt, als wenn ich es ihm durch ein Lied darbringen erklärt hätte.

12) Hab' ich hier die Worte des Dichters πεπαλε u. ſ. w. nicht richtiger gefaßt, als andre? Wenigſtens giebt dieſer Sinn einen treffendern Zuſammenhang mit dem gleich folgenden. παλαιφατοι ſteht nach einem gewöhnlichen Sprachidiom für παλαι. Könnten παλαιφατα ἐργματα nicht aber auch alle Tugenden, Talente der Urväter heißen?

13) d. h. die Stange des Speers, woran das Eiſen vorne befeſtigt ward. Dieſen Spieß bekam nachher Achill. Die Hauptſtelle davon iſt Hom. Il. 19, 387.

14) Eine Stadt in Theſſalien, nach Pomp. Mela 2. 3. und Strabo 4, 9. auch Lariſſa benannt, Jaſons Vaterſtadt. Es muß hier eine alte uns unbekannte Fabel zum Grunde liegen. Pindar berührt ſie auch, Nem. 4, 88. Iſthm. 8, 87.

armte dann auch, noch mit dem Staube des Kampfes bedeckt, 15) des Pontus Wohnerin, Thetis. Den Laomedon ſtürzte zu Boden der Weitherſcher Telamon, 16) des Jolaos Kampfesgefährte.

Exo-

15) Wenn man das ἐγκεκαυμένα ſo erklärt, ſo wird es ſinnreicher, d. h. auſſer der Idee, daß Peleus die Thetis, erſt nachdem er viele Abenteuer beſtanden, erhielt, liegt noch die hier ausgedruckte darin. Gewöhnlich giebt man es durch multo cum labore tandem potitus eſt ea. Die Sache war dieſe: die Thetis gebrauchte mancherley Liſten, um ihre Vermählung mit dem Peleus zu hindern, endlich aber als dieſe alle nichts halfen, und er, ungeachtet alles Widerſtandes nicht abſtand, willigte ſie darein. Die Fabelſprache der alten Welt nennte aber ſtatt des ſimpeln Begrifs Liſten oder Widerſtand, allerley ſchreckliche Geſtalten, in die ſie ſich verwandelt, in denen allen er ſie aber feſtgehalten, bis ſie ſich ergeben. Nem. 4, 101.

16) Hier liegt wieder eine alte Fabel aus verlornen Dichtern zum Grunde, welche Pindar auch Iſthm. 6, 39. berührt. Jolaus war der beſtändige Gefährte und Wagenführer des Herkules. Macht nun Pindar hier den Telamon zum Streitgenoſſen des Jolaus; ſo ſetzt er voraus, daß ſein griechiſcher mit den Nationaltraditionen vertrauter Leſer ſelbſt daraus ſchlieſſen werde, daß Telamon alſo auch im Gefolge des Herkules geweſen. So antwortet Heyne, der geſchmeidige Dichtererklärer, dem hartſinnigen Paum, der durch Verbeſſerungen den Herkules mit Gewalt in den Text eindrängen will. Man kann dieſem auch entgegenſtellen, daß die Willkühr der

Dich-

Epodos 2.

Auch in den ſtarken 17) Kampf der Bogengerüſteten Amazonen folgte ihm Telamon einſt. Nie überwältigte das Männerbändigende Schrecken die Stärke ſeines Geiſtes; denn mächtig wäget jeglichen zu Boden der Mann mit angeflammeter Heldenkraft; aber wer mit erlernten Tugenden ſich bläht, irret keuchend jezt dahin, dann dorthin mit ſtets zitternden Fuße, beginnet Myriaden von Thaten, aber ihrer keine führt ſein begränzter Geiſt zum Ziele.

Strophe 3.

Schon als Knabe zeigte der blonde Achill in Philyras 18) Wohnungen große Thaten im Spiel. 19) Oft

Dichter in der Fabelbehandlung ſehr groß ſey, daß ihre eigenwillige Phantaſie zuſetze und wegnehme, und daß es alſo dem Pindar einmal hier gefallen, den Jolaus ohne den Herkules eigne Thaten unternehmen zu laſſen.

17) Ich halte doch die Lesart ἄλκαν für dichteriſcher als die von Herrn Hofr. Heyne vorgeſchlagene, ἄγχιμαν. Pindar läßt, nach jener, den Telamon und Jolaus die Stärke der Amazonen ſelbſt verfolgen, läßt ſie hinter ihr drein eilen, um ſie zu erreichen und zu morden.

18) Die Mutter des Chirons, des Erziehers des Jaſons, Aeſkulaps und Achills. Pyth. 4, 128.

19) Hinter ἐγὼ ſetz' ich mit Aldus und Heyne ein Punkt, und lösche die Interpunction hinter ἀμφὶ weg.

Oft ſchleuderte ſein Arm den Erzgeſpitzten 20) Wurfpfeil ſturmſchnell 21) hinaus; grimmigen Löwen brachte er im Kampfe den Tod; Eber würgte er, und trug ihre röchelnden Leichname zum Centaur, dem Kroniden; er, nur erſt ſechsjähriger Knabe. Ja mit unverwandtem Blick ſtaunten über ihn ſelbſt Artemis und die kühne Athäne.

Gegenſtrophe 3.

Wenn er mordete die Hirſche ſonder Beyſtand der Hunde und ſonder argliſtige Kerker der Netze; denn durch

20) Damm verſteht das βραχυαιχμος (kurzeiſigt) von einem Spieß, der kurz vom Eiſen, und alſo auch nur kurz vom Stiel geweſen, ſo wie er ſich für die Statur eines Knaben geſchickt. Allein der Dichter zeichnet ja den Knaben Achill mit der Kraft und den Thaten des Mannes; er muß ihm alſo auch einen männlichen Spieß geben. Das βραχυαιχμος mahlt alſo den Speer überhaupt, der ein im Verhältnis mit der Länge der Stange kleines Eiſen hatte. Homer ſagt daher auch langgeſchaftete Spieße.

21) Ich leſe lieber ἰσον, und ldſche τ' aus. Der Scholiaſt las vielleicht deshalb ἰσος, weil er glaubte, der ποδας ὠκυς Αχιλλευς müſſe überall vorkommen. — Centauren eine wilde Nation in Theſſalien, die vielleicht immer auf Roſſen lebte. Die alte Welt drückte ſich darüber ſo aus: ſie ſelbſt wären eine Compoſition aus Menſch und Pferd. Chiron ſoll ihr Stammvater geweſen ſeyn, welchen Saturn, (Kronos) aus Furcht vor ſeiner Gattin Rhea in Geſtalt eines Roſſes, mit der Philyra erzeugt. Er heißt oft ſchlechthin, der Centaur.

durch Schnelle der Füſe überwältigte er ſie. Ich weiß die Sage, welche die Väter uns ſangen. 22) Es erzog, ſo lautet ſie, Cheiron, voll tiefer Weisheit, den Jaſon in ſeiner Felſenkluft, und nach ihm 23) den Aeſku-

22) Ich verbinde dieſen Gedanken mit dem folgenden, weil ich bemerkt, daß Pindar öfters einen ſolchen Uebergang zu ſolchen Fabeln macht. Er will nun den Leſer mit dem ganzen Verhältniß bekannt machen, worin Achill mit dem Chiron geſtanden, um ihm Rechenſchaft zu geben, warum Achill die Trophäen ſeiner jugendlichen Siege allemal zum Chiron gebracht. Wenn man aber mit Heyne dieſen Gedanken zum Schlußgedanken der vorhergehenden Erzählung der Achilliſchen jugendlichen Abenteuer macht: ſo nehme man ihn als eine Revocationsformel an, wodurch er ſagt, er möge das nicht auch erzählen, was andre Dichter vor ihm ſchon erzählt hätten, er breche alſo ab. Ganz falſch glaubt Damm, der die Idee auch an das vorige kettet, Pindar wolle ſich damit bey Vernünftigen gegen den Vorwurf wegen erzählter Unmöglichkeiten ſichern, daß er ſage: alte Dichter hätten ſie erzählt; man müſſe ſie alſo nicht buchſtäblich glauben; denn er glaube ſie ſelbſt nicht buchſtäblich. Wie konnte er dieſen Grammatikergedanken in einem Originaldichter nur ahnden? — Mit der folgenden Stelle vergl. Pyth. 4, 180. f.

23) Dieß iſt offenbar falſch. Denn Aeſkulap iſt älter, als Herkules, und muß alſo weit früher als Jaſon vom Chyron erzogen ſeyn? ἔτραφ' ἐν iſt alſo eine verſtümmelte Lesart, entweder aus einem Zeitwort, das den Begrif des Erziehens enthält, (vielleicht τράφεν?) oder

aus

Aeſkulap, welchen er üben lehrte die ſanfthandige 24) Verſpendung der heilenden Kräuter. Dann verlobt er dem Peleus des Nereus reizendarmige Tochter 25) und erzog mit zärtlicher Pflege ihren Gebohrnen, ſtählend ſein Herz mit den frommenden Lehren der Weisheit. 26)

Epodos 3.

Damit er von des Pontus jagenden Stürmen hingeführt zu den Mauern Trojas, der Lyzier, Phrygier und Dardanen brüllende Speererraſſelnde Feldſchlacht beſtün-

aus einem Beywort des Aeſkulaps (vielleicht τον ϝαιδ', oder 'ϝαναν, den Ruhmwürdigen, oder τον ϝαιων' den Arzt?) Ein Ausweg wäre noch der, daß man 'ϝειτα nicht gerade von der Zeit verſtünde, ſondern ingleichen, auch, ferner auch. Aber dann iſts doch ſehr matt und ſchleppend.

24) Pindar ſchreibt hier ſehr kühn der Vertheilung (denn ſo erkläre ich νεμος) der Heilkräuter eine ſanfte Hand zu, da er ſie dem Wundarzt ſelbſt beylegen ſollte. Sollte ihn wohl auf dies Beywort die Abſtammung des Namens Cheiron von χειρ geführt haben, oder ſollte er wohl gar hierauf anſpielen? Wenigſtens verräth er in einigen andern Stellen dergleichen Etymologiſierſucht.

25) Thetis. — ἀγλαοκαρπος (ἀγλαα κατα τας καρπους) die ein ſchönes Handgelenk, Handknöchel hat. καρπος ſteht aber, dünkt mich, in dieſer Compoſition eher für den Arm, als für die Hand.

26) Hier iſt wohl in Heynens Ausgabe ein Druckfehler. Es muß ein Komma oder Kolon ſtatt des Punctes ſeyn.

beſtünde; damit ſein Speer, hinſtürmend unter die Schaar der Lanzenſchwingenden Aethioper, ihre Brüſte durchbohrte bis zur Fauſt, auf daß ihr Herrſcher der Muthentflammte Memnon, des Helenos 27) Verwandter, nie wiederkehrte zur Heimath.

Strophe 4.

Von ihm, o Zevs! ſtrahlt auf die Aiakiden herab der weitflammende Glanz; denn ſie ſind deines Geſchlechts! Dein iſt auch der Wettkampf, auf den die Hymne ihr Geſchoß von den Lippen der Jünglinge hinausſchnellt, 28) daß es rauſchend verkünde die Freude des Landes. 29) — Auf dann! und frohlocke, o Geſang, den ſiegprangenden Ariſtokleides; ihm, der dieſes Eyland der glorreichen Fama und des Pythios heiliges Theatron 30) den ſtattlichen Liedern der Sänger

27) Vom Od. λ. 187. ν. 521. Helenus, ein Sohn des Priamus; und Memnon, ein Sohn des Tithons, des Bruders vom Priamus. Hom. Il. ν. 237.

28) Ich habe mit Korre (in der lateiniſchen Ueberſetzung) interrumpit, τον ὑμνος βελεμνον απο νευρης ἑηκε.

29) Iſt entweder der Sieg, auf den das Vaterland und die Vaterſtadt, als auf ihr Eigenthum, mit ſtolz war, oder Ariſtokleides ſelbſt.

30) Dies muß eine Art von geiſtlichem Stifte zu Aegina geweſen ſeyn, das dem Apoll heilig war, wo vielleicht die Magiſtratsperſonen oder Prieſter (Θεωροι; denn θεατρον

ger übergab. — Die prüfende Erfahrung zeigt endlich die Tugend empor,

Gegenstrophe 4.

Die über Jünglinge den jungen Helden erhebt, und über Männer den Mann, und über Greise den Greis. 31) Denn es schmücket uns, das sterbliche Geschlecht, in jeglichem Alter, eigner Tugenden Zier. Ja

ειον ist aus Θεμειον entstanden), welche die Aufsicht und Besorgung des Gottesdienstes und der dem Apoll heiligen Spiele hatten, zusammenwohnten und speißten. Also war's etwas dem Prytaneum zu Athen ähnliches. s. den Scholiasten. Mehrere Nachrichten darüber habe ich nicht auffinden können.

31) Was Pindar hier, wie an vielen andern Stellen, in allgemeiner Sentenz sagt, will er vom Cicaer verstanden wissen. Schmid (man sehe dessen homiletische Disposition) glaubt, er wolle die Geschmeidigkeit und Gefälligkeit der Sitten des Helden rühmen, vermöge der er sich unter Freunden jeglichen Alters in die demselben gemäßen Sitten zu fügen wisse, so daß er unter Jünglingen den Jüngling, unter Männern den Mann, und unter Greisen den Greis, auf eine schickliche Art zu machen wisse. Damm hingegen glaubt, der Sinn sey: auf jeder Stufe des Lebensalters müsse man sich so verhalten, wie's ihr gemäß und löblich sey; und Aristokleides habe sich also so verhalten. — Ueber den Sinn, den ich der Stelle untergelegt habe, will ich selbst nicht richten.

Mortimer.

Ich verſteh' deine Blike, ich bin ein Meiſter in dieſem anmuthigen Welſch, das du aus dieſen zween ſchwellenden Himmeln hervorathmeſt, und, wären wir nicht in Geſellſchaft, ich wollte dir in der nemlichen Sprache antworten; ich verſtehe deine Küſſe, und du die meinige, in dieſer fühlbaren Unterredung haben wir keinen Dollmetſcher nöthig; aber ich will nicht ruhen, Liebe, bis ich deine Sprache gelernt habe; denn von deinen Lippen tönt das Welſche ſo anmuthig als aus einer Sommerlaube der ſüſſe Geſang einer Feen-Königin, von den entzükenden Griffen ihrer goldnen Laute beſeelt.

Glendower.

O! wenn du in Zärtlichkeit ſchmilzſt, ſo wird ſie gar unſinnig werden.

[Die Lady redt wieder welſch.]

Mortimer.

Ach! hierinn bin ich die Unwiſſenheit ſelbſt.

Glendower.

Sie bittet, daß ihr euch niederlegen und euer holdes Haupt auf ihrem Schooß ruhen laſſen ſollt, und ſie will euch den Geſang ſingen, den ihr ſo gerne hört, und euer Blut in eine angenehme Schwermuth wiegend, den Gott des Schlafs auf euern Augliedern krönen; euch in dieſes lauberiſche Mittel zwiſchen Schlaf und Wachen ſenken, das

Ja auch dem höhern Alter führet der Wagen 32) der Zeit der Tugenden viertes Loos herauf; weise gehent es ihm zu nützen die Freude des Tages. Jegliches Alters Pflichten erfüllte mein Held. — Drum Heil dir, o Freund! Empfahe hier den Trank, den ich dir aus Honig und hellglänzender Milch bereitet, gemiſcht mit dem erquickenden Hymnenthau, der in das Aoliſche Geliſpel der Flöten hinabträufelt! 33)

32) Mich dünkt, aus dem ὄχος iſt zu ſchlieſſen, daß der Dichter ſich die Zeit hier als einen Wagen vorſtellt, auf welchem jedem Alter ſeine Eigenſchaften zugeführt werden. Freylich ein kühnes Bild, aber es iſt im Pindar auch nicht das erſte!

33) Kühne Bilder für die Siegsbrnne. ſ. Ol. 7, 1. f. 12. f. — Aoliſchen Flötengetön könnte auf die Lyriſche Dichtungsart überhaupt gehen, in Beziehung auf Alzäus, einen Originallyriker der Griechen, der aus Aeolien gebürtig war. Aber da Pindar in einigen andern Stellen Lydiſche Flöten nennt, Ol. 5, 44. 14, 24. und da die Aoliſche Tonart in Abſicht auf Heiterkeit Weichheit und Sanftheit mit der Lydiſchen Aehnlichkeit hatte (ſo wie die alte Joniſche Tonart mit der Doriſchen in der männlichen Ruhe und Geiztheit einigermaßen übereinkam), und da ſie deshalb ſehr wohl für die Grazien, die Freundinnen des Pindar und ſeiner Sieger, paßte; ſo erkläre ich die Stelle lieber von der Aoliſchen Tonart. Ol. 1, 164. kömmt auch μολπᾶ Δωρία vor, wo es Gedike durch Thebaniſchen Geſang erklärt, weil Pindars Vaterſtadt, Theben, von den Aoliern in alten Zeiten bewohnt worden.

Epodos 4.

Zwar gelanget er ſpät an dich: aber iſt nicht auch der Adler der Befiederten ſchnellſter? 34) Ha! plötzlich faſt er, aus der fernſten Höhe herabſtürzend, mit der grimmigen Klaue den blutigen Raub, indeß die krächzenden Krähen in der Tiefe der Aetherbläue weiden. Ja, auf dich ſtrahlet die Fackel der Glorie, durch der ſchönthronenden Klio Gnade entflammt, ob deines ſiegprangenden Wagemuths, von Nemea und von Epidauros 35) und Megara herab.

Gurlitt.

III.

den. — Jedes griechiſche Stammvolk, Dorier, Aeolier, und Jonier, hatte ſeine eigne Tonart, und ſeine eigne Muſikart, welche von den Alten Harmonie genennt wird, und ſich von der Tonart, wie das Ganze von ſeinen Theilen unterſcheidet. Die Barbariſche oder Phrygiſche Tonart war die wildeſte und heftigſte, und alſo heftige Affecten zu erregen und zu unterhalten geſchickt. ſ. Pauſan. B. 9. Athen. B. 14. Plato Rep. B. 3. die Ausleger über Horaz Od. 4, 15, 30. Exod. 9, 6; und Burney, über die Muſik der Alten.

34) Der Sinn des Bildes iſt: Mein Lied kömmt zwar ſpät; aber es zeichnet ſich dafür vor andern niederen allezeitfertigen Dichterlingen, die er mit Krähen vergleicht, durch den hohen und ſchnellen Gedankenflug aus. — Klio, eine der neun Muſen.

35) Jezt Napoli di Malvaſia, eine Stadt in Argolis auf der öſtlichen Seite von Peloponnes, wo dem Aeſkulap Spiele (Ἀσκληπιεῖα) gehalten wurden, in welchen der Held geſiegt hatte. — Megara, eine Stadt nahe bey Athen.

III.

Fortsetzung des Hausvaters des Torquato Tasso.

Tasso. Meinen bekannten Unglücksfällen habe ich es ohne Zweifel zu verdanken, daß Sie errathen, wer ich bin. Denn was meine Verdienste anbelangt, so werden diese theils von meinen Feinden vernichtet, theils durch die übertriebenen Lobeserhebungen meiner Freunde und Gönner verdunkelt.

Hausvater. Ich lasse mich durch Nichts irre machen. Ihnen einen Beweis meiner Hochachtung zu geben, will ich meine Lieblingsideen vom Haushalten, die mir mein seliger Vater von zarter Jugend auf eingeprägt hat, vor den Richterstuhl Ihrer Philosophie stellen, und ihrem Urtheil unterwerfen. Sie werden indessen erlauben, daß meine Bedienten den Tisch abräumen, und meine Frau zu ihren kleinen Hausgeschäften zurükkehre.

Tasso. Sie haben ein allzugroßes Vertrauen auf meine Kenntnisse. Ich bin begieriger, von einem so einsichtsvollen Manne zu lernen, als seine Begrisse zu beurtheilen. Ohne Zweifel sind sie das Resultat einer vielfältigen und langen Erfahrung.

Hausvater. Das sind sie. Mein Vater empfahl sie mir als das kostbarste Kleinod, welches er von mei-

nem Grosvater ererbte. Diesen hatten sie aus einem armen zu einem wohlhabenden Manne und jenen zu einem Besitzer vie[illegible] Güter gemacht, und ich muß gestehen, daß ich mich bisher nicht übel dabey befunden habe. Doch hat mich eine größere Einsicht in die Natur der Sachen veranlaßt, in der praktischen Anwendung ihrer Maximen einige Veränderungen zu treffen, und ich habe mir leichter Mühe erworben, was ihnen viele Arbeit kostete. Meine Familie durch eine kluge Verwaltung meiner Güter standesmäßig zu unterhalten, ist das Ziel aller meiner Bemühungen. Die Pflichten, die mir obliegen, sind dreyerley, die eines Ehegatten, eines Vaters, eines Herrn. Als Ehegatten gebührt es mir, alles, was das menschliche Leben angenehmes oder beschwerliches gewährt, mit meiner Gattin zu theilen, fast auf die Art, wie Leib und Seele, deren Vereinigung ich für das ähnlichste Bild der ehelichen Verbindung halte, Freude und Leid einander mittheilen.

Tasso. Ich erinnere mich diesen Gedanken im Dante und Petrarca gelesen zu haben. Dante sagt in seinem Gesange über den Adel, die Seele vermähle sich mit dem Leibe: und Petrarca nennt in einer Stelle seine Seele l'errante mia consorte, meine irrende Gattinn. Diese Aehnlichkeit erhellet noch mehr daraus, daß beyde Vereinigungen auf gleiche Weise nur durch den Tod getrennet werden. Sogar haben es edeldenkende Weiber für Pflicht gehalten, dem Beyspiel der

Seele

Seele, die ſich nach ihrer Trennung mit keinem andern Leibe vermählt, nach dem Tode ihrer Männer zu folgen. So dachte Dido, da ſie lieber ſterben, als zur zweiten Ehe ſchreiten wollte.

Sed mihi (ſprach ſie) vel tellus optem prius ima dehiſcat,
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Ante pudor quam te violem, aut tua jura reſolvam.
Ille meos, primus qui me ſibi junxit, amores
Abſtulit, ille habeat ſecum, ſerveteque ſepulchro.

Hausv. Eben dieſe Untrennbarkeit, dieſe ſo innigliche Verbindung iſt es, was einen Mann in der Wahl und Regierung ſeiner Gattin äuſſerſt vorſichtig machen ſoll. Denn wählt er eine, die ihn an Reichthum oder Stand übertrift, ſo iſt ſie geneigt, die Schranken der Unterwürfigkeit, wozu ſie die Natur beſtimmt hat, zu überſchreiten. Iſt ſie von allzureifem Alter, ſo bequemt ſich ihre Unbiegſamkeit ſelten zu ſeinem Willen, und anſtatt einer Gehülfinn, die ihm die Bitterkeiten des menſchlichen Lebens verſüſſe, findet er in ihr ſeine ärgſte Feindinn, die ihn vor der Zeit auf die Baare bringt.

Taſſo. Ueberhaupt iſt das Weib gegen den Mann, was Leidenſchaft gegen die Vernunft iſt. Wehe dem, deſſen Leidenſchaften hartmäulig ſind!

Hausv. Und wohl dem, in welchem ſie ſich von der Vernunft lenken laſſen! Sie gleichen den günſtigen Winden, die uns ſchnell und glücklich in den erwünſch-

ten Hafen führen. Sie verwandeln ſich in Tugenden, und in eine reiche Quelle des Vergnügens. Ein Weib, das ſich dem Manne, wie gezähmte Leidenſchaften der Vernunft unterwirft, macht nicht nur ihn, ſondern auch ſich ſelbſt ſo glückſelig, als es unter den Sterblichen möglich iſt. Hat ihm der Himmel eine ſolche Freundinn beſchert, ſo müſſen alle ſeine Beſtrebungen dahin zielen, ſie glücklich zu machen, und ſich in allem, was Wohlſtand und Vernunft erlauben, zu ihren Wünſchen zu bequemen.

Taſſo. Darum hat die Natur den Mann vorzüglich mit Klugheit, Großmuth und Stärke begabt. Dieſe ſind das Unterpfand der Belohnung, die ſie dem Weibe für ihre folgſame Ergebenheit gewähret, die Schwachheiten ihres Geſchlechts hierdurch zu erſetzen, und ihr wie einer ſchwanken Rebe eine feſte Stütze an die Seite zu geben. Sie hat nichts von ſeiner überlegenen Stärke zu befürchten. Denn wenn auch ein Waſſerſtrom durch häufige Regengüſſe anſchwillt und ſchrecklich brauſet, iſt die biegſame Weide vor ſeiner Gewalt ſicher.

Hausv. Sagen Sie vielmehr: ſeine Gewalt wird durch ihre Biegſamkeit entwafnet und beſiegt. Kommen aber noch die dem Weibe zugetheilten Reize hinzu, und betrachtet man, was dieſe über den Mann vermögen: ſo liegt offenbar am Tage, daß die Natur nicht nur ein vollkommenes Gleichgewicht

der Stärke zwiſchen beiden Geſchlechtern geſetzt, ſondern auch das Weib dadurch vorzüglich begünſtiget habe, daß es ein rühmlicherer und vollkommnerer Sieg iſt, durch Biegſamkeit und Sanftmuth überwinden, als durch körperliche Stärke. Des Weibes Waffen treffen das innerſte der Seele des Mannes, und wenn je Eins von beyden Urſach hätte, die Natur einiger ungerechten Partheylichkeit gegen das Andere zu beſchuldigen, ſo wäre es der Mann.

Taſſo. Es iſt zu bedauern, daß es Weiber giebt, die ihren Vortheil nicht kennen, und durch Halsſtarrigkeit ihre Männer zu beſiegen trachten.

Hausv. Dieſe gehören nicht unter das geſellſchaftliche Geſchlecht der Menſchen. Es ſind blutdürſtige Hyänen, die man mit geſammter Hand über die Grenzen der bewohnbaren Welt vertreiben ſollte. Sie zerreiſſen das Band, das die Natur zwiſchen Mann und Weib, und der menſchlichen Geſellſchaft geknüpft hat, und vereiteln die heiligſten Abſichten derſelben. Wir wollen mit Verachtung über dieſe lebendigen Gräber der häuslichen Wohlfahrt wegſchreiten, und an dem ſeligen Stande eines Hausvaters, dem der Himmel eine tugendliche Gattin beſchert hat, unſere Gedanken weiden. Sie lebt nur für das Wohl ihres Mannes und ihrer Kinder. Ehe ſie dieſe zur Welt bringt, hat ſie ihnen ſchon ein biegſames Herz mitgetheilt, und wenn ſie durch derſelben glückliche Geburt den Vater

erfreuet hat, flößt ſie ihnen, mit der Milch und ihrem guten Beyſpiele, Liebe, und Gehorſam gegen ihn, und gegen die Geſetze ein.

Taſſo. Wenn durch die Muttermilch Tugenden und Laſter eingeſogen werden können: warum verſagen viele ſonſt gute Mütter ihren Kindern die Milch, die ihnen die Natur zur Nahrung zugedacht hat, und übergeben ſie oft laſterhaften Säugammen? Billigen ſie dieſe Gewohnheit?

Hausvater. Das ſey ferne von mir. Kein rechtſchaffener Vater wird dieſes billigen; es wäre denn, daß es Schwachheit und kränkliche Umſtände der Mutter nicht zuließen, ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen.

Ich ſollte meinem Kinde die erſte Nahrung rauben laſſen, welche die gütige Natur ſelbſt ihm zubereitet hat, und es der Gefahr ausſetzen, durch eine unverdauliche, und vielleicht durch ſittliche oder natürliche Krankheiten der Amme verderbte Milch, die wenigſtens dem Gliederbau eines andern Kindes angemeſſen iſt, vergiftet zu werden? So grauſam bin ich nicht, und es freuet mich, daß ſie hierin mit mir übereinſtimmen.

Taſſo. Da Sie die Natur zur einzigen Regel ihrer Handlungen annehmen, kann es nicht leicht geſchehen, daß ich von ihren Maximen abweiche. Denn ich bin der Meynung, daß man in der Erziehung der Kinder alle Künſteleyen vermeiden, und dem Fingerzeig der Natur ſchlechterdings folgen müſſe.

Hausvater. Darum werden Sie auch die Gewohnheit derer gewiß nicht billigen, welche ihre Kinder durch eine weibiſche Weichlichkeit verzärteln. Ich halte dieſes für die Hauptquelle des Verderbens vieler Menſchen. Ich habe meine Söhne, von der zärteſten Jugend auf, nach dem Maaß ihrer Kräfte zur Erduldung aller Arten von Witterung, zur Verdauung allerhand Speiſen, und zu ermüdenden Uebungen ihres Körpers gewöhnt.

Taſſo. Nichts iſt beſſer, ſtarke Körper zu bilden, als dieſe Methode. So bildeten die alten Latier ihre Heiden.

Dapum ſtirpe genus, natos ad flumina primum
Deferimus, ſævoque gelu duramus et undis.
Venatu inviglant pueri, ſylvamque fatigant,
Flectere ludus equos, et ſpicula tendere cornu.

Doch will ich nicht behaupten, daß man die Jugend bis zur Spartaniſchen Gefühlloſigkeit abhärte. Wilder Athleten bedarf unſere politiſche Verfaſſung nicht.

Hausvater. Die Mittelſtraße iſt hierin, wie in allen Sachen, die ſicherſte und beſte. Es gehört keine geringe Klugheit dazu, ein jedes Kind nach dem Maaße ſeiner natürlichen Stärke und nach ſeiner Beſtimmung abzuhärten. Ueberhaupt ſollte die Erziehung der Kinder nicht in der Willkühr eines jeden Hausvaters ſtehen. Die Häupter des Vaterlandes, deſſen Wohlfahrt einzig und allein von guten und brauchbaren

Bür-

Bürgern abhängt, sollten in nöthigen Fällen die Stelle der Väter vertreten.

Tasso. Da die Bildung der Jugend meistens in solchen Händen ist, die weder das Wohl des Vaterlandes kennen, noch sich darum bekümmern, den Kindern eine ihrer Fähigkeit angemessene Bestimmung zum Dienste des Vaterlandes zu geben: so ist es kein Wunder, daß es in einem jeden Staate so viele unnütze Köpfe und Hände giebt, die durch eine zweckmäßige Erziehung seinen Wohlstand befördert haben würden. Das Vaterland hat eben so viel Anspruch auf einen jeden seiner Eingebohrnen, als auf seine andere natürliche Produkte. So wie es fordern kann, daß diese auf eine seiner Natur und Wohlfahrt angemessene Art gebauet und benützt werden: so stehet auch in seiner Macht, ja es gebührt sich, daß es zur Erziehung der Jugend einen solchen Plan vorschreibe, der in allen Theilen sein Bestes zur Absicht hat.

Hausvater. Dieses ist auch die einzige Regel, nach welcher ich die Bildung meiner Söhne gerichtet habe, nemlich meinem Fürsten und Vaterlande mit Rath und That nützlich zu seyn. Hiemit wissen Sie nun ungefähr die Maximen, die ich als Vater und Ehegatte befolge. Ich will Ihnen nun die Grundsätze eröfnen, nach welchen ich mein Vermögen zu erhalten, und, soviel es meinem Stande erlaubt ist, zu vermehren suche. Vor allen Dingen richte ich meine Sorgfalt

dem Gemiſche von Nacht und Tag ähnlich iſt, eine Stunde eh der Gott des Lichts ſeinen goldnen Lauf aus Oſten beginnt.

Mortimer.

Von Herzen gerne will ich mich ſezen, und ſie ſingen hören; inzwiſchen, denk' ich, werden unſre Papiere fertig werden.

Glendower.

Thut das, und obgleich die Muſicanten, die euch dazu aufſpielen ſollen, tauſend Meilen weit von hier in der Luft hangen, ſo ſollen ſie doch in einem Wink zugegen ſeyn. Sezt euch, und horcht.

Hot-Spur.

Komm, Käthe, du biſt eine Meiſterin im Niederligen; komm, geſchwind, geſchwind, daß ich meinen Kopf auf deine Schooß legen kan.

Lady.

Geht, alberne Gans.

[Die Muſik fängt an.]

Hot-Spur.

Nun merk' ich, daß der Teufel welſch verſteht; bey unſrer Frauen, er iſt kein ſchlimmer Muſicant; kein Wunder, daß er ſo wunderliche Launen hat.

Lady

falt dahin, daß der Ertrag meiner Güter nicht nur zum ſtandesmäßigen Unterhalte meiner Familie, ſondern auch zur Vergütung des Schadens, der mir durch Miswachs, Hagelwetter, Feuersbrunſt, Ueberſchwemmung und andere unglückliche Fälle zugefügt werden kann, hinreiche. Daher vergleiche ich meine Ausgaben mit den Einkünften auf das genaueſte, und richte alles ſo ein, daß dieſe ſich gegen jene wie 8. oder wenigſtens wie 6 gegen 4 verhalten. Den Ertrag meiner Landgüter, und ihren Werth einzuſehen, habe ich mich es nicht verdrießen laſſen, dieſelben mit geometriſcher Genauigkeit zu meſſen, und zu beobachten, in welchem Maaß ein jedes Stück Land den Saamen vervielfältige, welchen Nutzen ein jedes Stück Vieh bringe, wie theuer ein jedes Produkt entweder im Lande, oder auswärts, z. B. zu Turin, Mailand, Lyon, Venedig, verkauft werde, und welcher Unterſchied zwiſchen den inländiſchen und auswärtigen Münzſorten ſey. Von den Produkten meiner Landgüter ziehe ich nicht mehr in die Stadt, als was ich zum Unterhalt meines Hauſes bedarf. Das übrige wird auf meinen Landhäuſern aufbewahrt, um es in den Zeiten, wo der Preis am höchſten iſt, zu verkaufen. Hingegen kaufe ich die Bedürfniſſe, die auf meinen Landgütern nicht wachſen, wann und wo ſie am wohlfeilſten ſind.

Taſſo. Bewahren ſie nicht manchesmal ihre Produkte auf eine zu befürchtende Hungersnoth?

Hausvater. Das habe ich mehr als einmal gethan, und glaube meinem Vaterlande hierdurch einen Dienst erwiesen zu haben. Ich folge hierin dem Beyspiele des Thales, eines der sieben Weisen Griechenlandes, der sich durch einen zu rechter Zeit eingekauften Vorrath von Oel bereicherte — Was ins Große gehet, und auf meinen Landgütern verwahrt wird, ist meiner Aufsicht unterworfen. Was ich aber für mein Haus in die Stadt bringen lasse, das übergebe ich der Aufsicht meiner Gattinn. Diese verwahrt ein jedes seiner Natur gemäß. Denn einige Dinge wollen feuchte und kühle, andere trockene Oerter, und andere müssen manchesmal der Sonne und Luft ausgesetzt werden. Einige Dinge halten sich lange, einige nur eine kurze Zeit, und können durch Kunst, z. B. durch das Einsalzen, dauerhafter werden. Alles dieses besorget die wachsame und fleißige Hausmutter. Wir werden hierdurch in den Stand gesetzt, bey Ermangelung frischer Lebensmittel, oder bey unvermutheten Gästen, zu diesem Vorrath unsere Zuflucht zu nehmen. Den häuslichen Vorrath theilt die Hausmutter mit sparsamer Hand.

Tasso. Die Sparsamkeit ist den Weibern so eigen, als dem männlichen Geschlechte die Freygebigkeit. Darum ist es auch ganz in der natürlichen Ordnung, daß die Gattin verwahre, und zum Genuß eintheile, was der Mann erwirbt.

Hausvater. Die Natur hat dieſes mit Vorbedacht ſo geordnet. Zur Eintheilung ins Kleine hat der Mann wegen wichtigerer und einträglicherer Geſchäfte keine Zeit. Alles, was er oft mit ſauerer Arbeit erworben, würde wie Waſſer zerrinnen, ſein Verderben würde unvermeidlich ſeyn, wenn ſeine Gattinn nicht vom Geiſte der Sparſamkeit belebt wäre. Oft muß ſie ſich die Mühe geben, den aufbewahrten Vorrath zu beſichtigen, zu zählen, zu meſſen, damit ſie in allem ihrer Sache gewiß ſey. Denn hiervon hängt die Wohlfahrt des Hauſes ab. Doch muß ſie ſich nicht mit ſchmutzigen Handarbeiten, beſonders in der Küche, abgeben. Dafür hat ſie Mägde und Bediente. Ordnen, befehlen, und darüber wachen, daß alles zu rechter Zeit und auf gehörige Weiſe geſchehe, iſt ihre Sache.

Taſſo. Doch iſt ihrer Würde nicht zuwider, ja es geziemt ſich, daß ſie ſich mit Nähen, Spinnen, und Weben beſchäftige, wenigſtens für ihre Töchter eine Ausſteuer von Leinwand, ſeidenen, und wollenen Zeugen, nach und nach zu ſammlen, und ſo viel möglich das abgenutzte im Hauſe zu verbeſſern. Homer und Virgil rühmen ja Königinnen ſelbſt wegen ihres Fleiſes im Weben und Nähen. Virgil legt ſogar dem Namen der Minerva dergleichen Beſchäftigungen bey, da er ſingt:

Inde ubi prima quies medio jam noctis abacta
Curriculo expulerat ſomnum, cum fœmina primum,

Cui

Cui tolerare colo vitam, tenuique *Minerva*,
Impoſitum cinerem, et ſopitos ſuscitat ignes.
Noctem addens operi, famulasque ad lumina longo
Exercet penſo, caſtum ut ſervare cubile
Conjugis, et poſſit parvos educere natos.

Hausv. An allen dieſen weiblichen Beſchäftigungen muß die Hausmutter ſo viel Antheil nehmen, als es die Beſorgung der häuslichen Ordnung erlaubt. Was ſie eigenhändig dabey thun kann, iſt mit dem Vortheil eines wohlgeordneten Hauſes nicht zu vergleichen. Hierzu gehört mehr, als beym erſten Blick in die Augen fällt. Kein Gegenſtand, ſo gering er auch ſeyn mag, iſt in einem Hauſe, der nicht in die Sphäre der Ordnung gehöre. Wenigſtens erfordert er, daß er auf dem rechten Ort ſtehe, und ſauber gehalten werde. Eine jede Beſchäftigung der Bedienten und Mägde muß zu rechter Zeit, und an rechter Stelle geſchehen. Eine jede Perſon muß zu jeder Stunde und Augenblick ſein angewieſenes Geſchäfte haben, und alles ſo geordnet ſeyn, daß keine Hand je müſſig ſey, und kein Geſchäfte dem andern im Wege ſtehe. Hierzu gehört eine unermüdete Thätigkeit, ein alles durchforſchender Blick.

Taſſo. Die Ordnung iſt die Mutter der Schönheit. Ein Gedicht erhält ſeine Schönheit von der Ordnung der Gedanken und Worte. Ohne Ordnung würde die Welt in ein häßliches Chaos verwandelt wer-

werden. Ein Theil würde den andern in ſeinem Gange zertrümmern.

Hausv. Gleichwie von der Dauerhaftigkeit und Schönheit des Weltgebäudes, und von der Weisheit des allmächtigen Baumeiſters kein ſichererer Beweis vorhanden iſt, als die ſich immer gleiche Ordnung der Weltkörper, alſo kann man von der ſchönen Ordnung eines Hauſes auf derſelben dauerhafte Wohlfahrt ganz zuverläſſig ſchließen. Hingegen iſt Unordnung der ſicherſte Beweis, daß ein verzehrender Krebs an dem Innern deſſelben naget. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen des ſchönen Hoſpitals, welches ich auf meinen Reiſen in Frankreich zu Bajonne beſuchte. In allen Zimmern und Kammern, ja in einem jeden Winkel war alles zweckmäßig geordnet. Was aber meine Verwunderung am meiſten erregte, war die Küche. Ich übertreibe die Sache nicht, wenn ich ſie ihrer Reinlichkeit wegen mit dem Zimmer eines neuen Brautpaares vergleiche. So zahlreich und verſchieden auch die Geräthſchaft darin war, ſo war doch ein jedes Stück ſo geordnet, das es, gegen das andere betrachtet, die ſchönſte Symmetrie bildete. Die metallene Gefäße glänzten bey dem durch große und helle Spiegelſcheiben hineinfallenden Licht wie geſchliffenes Kriſtall, oder wie die Waffen in dem wohlgeordneten Zeughauſe zu Venedig. — Aber genug von der häuslichen Ordnung und von der Sorgfalt einer Hausmutter, das von dem Manne erworbene zu erhalten, und

wohl einzutheilen. Sie werden nun begierig seyn zu wissen, welche Arten von Erwerbung ich der Beschäftigung und Würde eines adelichen Hausvaters werth achte.

Tasso. Oekonomie, und die Kunst zu erwerben, sind zwey verschiedene Dinge. Weil jedoch jene ohne diese nicht bestehen kann, so muß es eine Art von Erwerb geben, der einem jeden Hausvater wohl anstehet.

Hausv. Ich nenne diesen Erwerb den Natürlichen, weil er sich nur über die natürlichen Produkte des Hausvaters erstreckt. Der natürliche Erwerb entstehet hauptsächlich aus dem Ackerbau und der Viehzucht, und entehrt eben so wenig den Edelmann, als die Landwirthschaft selbst. Daß er den Ueberfluß seiner eigenen Produkte verkaufe, um andere Bedürfnisse seines Hauses, die ihm seine Landgüter nicht gewähren, dafür anzuschaffen, ist eben so natürlich, und macht seiner Wirthschaft keine Unehre. Handelte er aber mit den Produkten anderer Eigenthümer, so wäre sein Erwerb ausser dem Bezirk eines Hausvaters. Jedoch würde er ihn nicht entehren, wenn er nicht vom kaufmännischen Geiste belebt wäre. Ein Kaufmann setzt seiner Gewinnsucht weder Maaß noch Ziel. Sich zu bereichern ist seine einzige Absicht. Millionen können seine Begierde nicht ersättigen. Ein solcher Charakter ist eines Edelmanns unwürdig. Wenn er aber die Wohlfahrt seines Hauses zum Ziel setzte, und die

nie-

niederträchtige Krämerey im Kleinen vermiede, würde ich ihn des Handels wegen nicht verachten.

Taſſo. Wie wäre es aber, wenn jemand die Grenzen der Wohlfahrt ſeines Hauſes über Millionen ausbreitete? Craſſus hielt nur denjenigen für reich, der ein Kriegsheer zu unterhalten im Stande wäre.

Hausv. In einem jeden Staate hat der Reichthum und die Macht einer Privatfamilie, von welchem Stande und Würde ſie auch ſeyn mag, gewiſſe Grenzen, die nicht ſo weit ausgebreitet ſeyn können, daß ſie entweder das Ganze des Staats, oder auch nur den größten Theil deſſelben umfaſſen. Sie würde ſonſt aufhören ein dem Staate untergeordneter Theil zu ſeyn. Die Idee, welche ſich Craſſus von dem Reichthume eines Römiſchen Bürgers machte, war den damaligen Umſtänden der Stadt Rom angemeſſen; und würde auf keinen Bürger einer andern Stadt Italiens gepaßt haben. — Aus eben der Urſache gehört der Geldwechſel nicht unter die Geſchäfte eines adelichen Hausvaters. Sein Erwerb hat keine Schranken, und gründet ſich ganz auf eine Kunſt, die der Natur, welche jederzeit nach beſtimmtem Ziel und Maaß wirket, nicht nachahmt. Das Geld an und für ſich ſelbſt iſt kein zum Genuß des Menſchen beſtimmtes Produkt. Nur in ſo fern iſt es brauchbar, als es ein allgemein angenommener Preis der genießbaren Dinge iſt. Wird es um ſeiner ſelbſt willen ein Gegenſtand des Handels, ſo

widerſpricht dieſes ſeiner Beſtimmung, und es wird in eine grenzenloſe Sphäre verſetzt, wie der abſtrakte Gedanke der Zahl, die ſich ins unendliche vervielfältigen läßt.

Taſſo. Auch der Wucher hat nur das Geld, in ſo fern es Geld iſt, zum Gegenſtande. Er hat alſo viel ähnliches mit dem Geldwechſel; und da jener ſowohl von den bürgerlichen Geſetzen, als von der heiligen Schrift verdammt wird; ſo möchte ich wiſſen, ob ſie den Geldwechſel nicht wenigſtens von den rühmlichen Geſchäften eines Edelmanns ausſchlieſſen.

Hausv. Der Geldwechſel hat ſeine rühmliche Seite. Er verſchaft die Bequemlichkeit, vermittelſt eines Briefes das Geld ohne Gefahr und ohne Beſchwerlichkeit von einem Orte in den andern zu transportiren. Für dieſe Erleichterung, die der Wechsler verſchaft, und für die Gefahr, welcher er dabey ausgeſetzt iſt, verdient er Belohnung. Auch iſt das Geld ſelbſt, ſeinem innern Werthe nach, verſchieden. Der Gewinn, den der Wechsler auch aus dieſer Quelle zu ſchöpfen weiß, hat nichts unrühmliches. Aber der Wucher iſt auf allen Seiten unnatürlich und ſchändlich.

Taſſo. Die Ungerechtigkeit des Wuchers erklärt Dante auf eine gründliche Art in folgenden Verſen des eilften Geſangs:

Die Weltweisheit lehrt dem, der ſie'
Mit Fleis ſtudiert, in mehr als einem Theil,

Daß

Daß die Natur von Gottes Weisheit und
Verſtand den Urſprung hat. Und wenn du wohl
Die Lehren deiner Phyſik forſcheſt, ſo
Entdeckſt du auf den erſten Blättern, daß
Die Kunſt, ſo viel nur möglich, der Natur,
Gleichwie ein Schüler ſeinem Lehrer, folgt.
Daher iſt ſie der Gottheit Enkelinn.
Aus dieſen beyden Quellen ziehnt es ſich,
Gemäß dem Buche von der Schöpfung, daß
Der Menſch die Lebensregeln, und die Art
Sein Haab zu mehren, ſchöpfe. Dieſes thut
Der Wuchrer nicht. Er ſchändet die Natur
Durch ſeine Kunſt, die weder der Natur,
Noch Gottes weiſer Abſicht folgt.

Der gute Edelmann beſchloß hier ſein Geſpräche von den Pflichten und Geſchäften eines Hausvaters. Ich rühmte ſeine ökonomiſche Klugheit, und bat ihn mir zu ſagen, ob er zwiſchen der Haushaltung eines Privatmanns und eines Fürſten einen weſentlichen Unterſchied mache? Keinen andern, antwortete er mir, als der zwiſchen einem großen und kleinen Hauſe iſt, wenn ſowohl das eine als das andere nach den Regeln der Architektur gebauet iſt. So viel ich durch die Erfahrung eingeſehen habe, erwiederte ich ihm, iſt die Haushaltung eines Fürſten nicht nur an Größe, ſondern auch an innerer Beſchaffenheit von jener eines Privatmanns eben ſo weit unterſchieden, als es der

Fürſt ſelbſt von einem Privatmanne iſt. Jedoch wenn es wahr iſt, fuhr ich fort, was Sokrates im Gaſtmale des Plato gegen den Ariſtoteles behauptet „ein guter Luſtſpieldichter ſey auch im Stande ein Trauerſpiel zu ſchreiben, ſo groß auch der Unterſchied zwiſchen einem Luſt- und Trauerſpiele iſt:“ ſo glaube ich auch, daß ein guter Oekonom eben ſo geſchickt ſey, der Haushaltung eines Fürſten, als ſeiner eigenen vorzuſtehen. Hierdurch wurde er begierig, weiter in mich zu dringen, und ſprach: es kann ſeyn, daß Einer meiner zwey Söhne, dem Beyſpiele des Kardinals, ihres Onkels, gemäß, ſich dem Hofleben widme; laſſen Sie uns daher unſere Unterredung fortſetzen — Weil es aber ſpät war, brach ich das Geſpräch damit ab, daß ich ihn auf die Bücher des Ariſtoteles, auf eine geſchickte Anwendung ſeiner eigenen Maximen, und auf die Erfahrung, verwies. Er bemerkte, daß ich mich nach der Ruhe ſehnte, und führte mich in das Schlafzimmer, welches für mich zubereitet war.

IV.

Hanau und Wilhelmsbad, aus dem Briefe eines Reiſenden.

Seit einigen Tagen bin ich nun in dem ſchönen Hanau. Dieſen Namen verdient wenigſtens die Neuſtadt mit

Lady Percy.

Wenn es die Launen anmachten, so müßtet ihr über und über muſicaliſch ſeyn: Ligt ſtill, ihr Dieb', und hör' die Lady welſch ſingen.

Hot-Spur.

Ich wollte lieber meine Lady Brake auf irländiſch heulen hören.

Lady.

Soll ich dir deinen Kopf zerbrechen?

Hot-Spur.

Nein.

Lady.

Nun, ſo lig ſtill.

Hot-Spur.

Das auch nicht, das ſchikt ſich nur für eine Lady.

Lady.

Nun, ſo helf dir Gott!

Hot-Spur.

In der welſchen Lady Bette.

Lady.

Was ſagteſt du?

mit allem Rechte. Man trift hier unter andern einen Marktplatz an, der in Anſehung der Größe und Regularität wohl wenige ſeines gleichen in Teutſchland hat. Ordnung, Reinlichkeit, Induſtrie, daher entſpringender Wohlſtand, und ſichtbare Behaglichkeit der Einwohner leuchten durchgängig hervor, und man ſiehet gleich auf den erſten Blick, daß hier ein eben ſo weiſer als gütiger Regent am Ruder ſitzet.

Wenn ich ein unabhängiger Mann wäre, der von ſeinen eignen Mitteln leben könnte, wo er wollte; ſo würde ich Hanau vorzüglich zu meinem Wohnorte erwählen. Es hat eine eben ſo angenehme als geſunde und glückliche Lage, an einem ſchiffbaren Fluſſe, im Herzen von Teutſchland und faſt vom polizierten Europa, in einer erwünſchten Nachbarſchaft von Wilhelmsbad, Frankfurt, Offenbach, Maynz, Darmſtadt, Aſchaffenburg, Schwalbach, Schlangenbad, Wißbaden u. a. m.

In Frankfurt iſt bekanntlich nach Leipzig noch immer der größte Buchhandel. Dieſes müſte beſonders einem privatiſirenden Gelehrten ſehr willkommen ſeyn. Auch die Correſpondenz und Communication mit Holland, Engelland, Frankreich und der Schweiz iſt hier weniger Schwierigkeiten, wie an manchen anderen Orten, unterworfen. Dabey hat man leichtes Geld, gute und wohlfeile Lebens-Mittel, unter andern weltberühmte Paſteten, herrlichen Wein, die Holländiſche, Engliſche und Franzöſiſche Waaren aus der erſten

Hand, wozu auch die benachbarte Frankfurter und Maynzer Meßen noch das ihrige beytragen, bequemen Transport zu Waſſer und zu Lande, viele Fabriken und Manufacturen in der Stadt ſelbſt, und endlich, welches ich wohl zuerſt hätte anführen müſſen, politiſche und religiöſe Freyheit. Hier graſſiret kein ſtolzer, von mephitiſchen Ahnen-Dünſten aufgeblaſener Adel, kein übermüthiges bramarbaſirendes Militair, kein intoleranter Groß-Inquiſitor, keine ſteiffe beleidigende, alle angenehme und unterhaltende Geſellſchaft tödtende Etiquette, welche häßliche Karrikatur-Züge überhaupt dem offenen Charakter der Heſſen, denen ich die Hanauer mit Recht beyzähle, nicht angemeſſen ſind; vielmehr herrſchet hier durchgängig eine freye ungezwungene und höfliche Lebensart. Die Frankfurter ſagen zwar, wen Gott lieb hat, dem giebt er ein Haus in Frankfurt; es iſt daran viel wahres, ich möchte es aber doch noch lieber in Hanau haben.

Ich freuete mich nun ſchon vergangenen Abend zum voraus auf den folgenden Tag, weil ich Hofnung hatte, das nahgelegene Elyſium, Wilhelmsbad, welches mich bey meinem ehemaligen kurzen Auffenthalte ſo ſehr bezaubert hatte, abermahls zu ſehen.

Der folgende Tag war noch dazu ein Sonntag, an dem natürlicher Weiſe die Frequenz dort noch ſtärker wie gewöhnlich zu ſeyn pfleget; allein leider! war auch dieſesmal das Wetter nicht ſonderlich günſtig, ſon-

ſondern unfreundlich und regnigt. Demungeachtet aber habe ich doch noch das merkwürdigſte geſehen, und gefunden: daß alles mit der in den ſchönen Briefen des angeblichen Schweizers vorkommenden Beſchreibung ziemlich genau übereinkommt, auf die ich dann auch Sie, mein Freund, hiermit will verwieſen haben. Nur muß ich noch einige neue erſt nachhergemachte Einrichtungen kürzlich anführen. Auf dem Berge, wovon dort S. 100 die Rede iſt, ſtehet jetzt wirklich ein Tempel: Neben der auf einer Anhöhe liegenden Küche, iſt ein geräumiger Gemüſe-Garten angeleget worden, vor welchem ſich eine Esplanade von Platanus-Bäumen befindet, welche einen ſehr angenehmen Spatziergang macht. Hinter dem Arkaden-Bau iſt ein herrlicher Bogengang von jungen Linden in einem halben Zirkel gepflanzet worden, aus welchem man in verſchiedene mit Tiſchen und Kanapeen verſehene reizvolle Kabinette gehet. Der vierte Pavillon iſt nicht, ſo wie der Hr. Verfaſſer dort S. 103. vermuthete, der Judenſchaft eingeräumet worden; ſondern wird auch, wie die übrigen, von allen Kurgäſten ohne Unterſchied bewohnet. Nichts aber hat mich mehr überraſchet, als die hier befindliche alte Burg, wo man darauf ſchwören ſollte, daß ſolche ſchon im Mittel-Alter zu den Zeiten der Ottonen und Heinriche geſtanden habe, und daß man in ihrem innern nichts wie Schutt und Grauß antreffen würde; und doch irret man ſich in beyden gar gewaltig. Dieſer

Thurm iſt erſt vor einigen Jahren neu gebauet, und dabey alles überaus geſchickt angebracht worden, was nur immer dazu dienen kann, Täuſchung zu bewirken. Die Steine ſehen ganz verwittert, und ſo aus, als ob der Zahn der Zeit ſchon viele Jahrhundert lang daran genaget hätte; hier iſt eine Spalte, dort eine Lücke, hier ſind ſchon Steine herabgefallen, dort ſcheinen ſie den augenblicklichen Einſturz zu drohen, wenn ſie nicht noch durch Moos, Epheu, und einiges aus den Mauren heraus gewachſenes halb-grünes und halb-dürres Geſträuche gehalten würden. Um die Illuſion noch mehr zu vergrößern, ſtehet dieſer Thurm mitten zwiſchen alten Eichen, die ſchon Jahrhunderte durch Stürmen und Winden getrotzet haben. Dieſe Bäume hat man ganz nahe um ihn her ſtehen laſſen; ein Einfall der ſeinem Erfinder Ehre machet. Sogar das Schilder-Häuschen beſtehet um des Coſtume willen aus einer hohlen Eiche. Wenn man nun vollends in dieſes von auſſen ſo alt, wild und zerfallen ſcheinende Gebäude hineintritt, ſo wird man auf eine unbeſchreiblich angenehme Art überraſchet. Man glaubt wirklich in ein bezaubertes Feenſchloß zu kommen, und es machet das Innere mit dem äußern den vollkommenſten Contraſt, der ſich nur immer denken läßt. Man kömmt in prächtige Zimmer, welche mit äußerſter Eleganz im neueſten Engliſchen Geſchmacke meubliret, und eben ſo ſchön als bequem eingerichtet ſind. Ein gewiſſes darin herrſchendes Helldunkel, welches

ches die Gegenſtände ungefähr ſo, wie ein Schleier das Antlitz der Schönen, beſchattet, machet alles dieſes noch anziehender. Hier iſt es wo der Durchl. Erbauer im Sommer diejenigen Stunden, welche Ihm von ernſteren Regierungs-Geſchäften noch übrig bleiben, den Muſen widmet, die er liebet, und von denen er wieder geliebet wird. Nicht leicht wird man einen angenehmeren und zweckmäßiger eingerichteten Sommers-Auffenthalt finden, wie eben dieſen, wo das Kühle der Grotte mit dem ſchönen und bequemlichen des Pallaſts ſo glücklich gepaaret iſt, wo man mitten unter tauſend Menſchen ſich in der tiefſten Einſamkeit befindet, und wo ſchon das gedämpfte Sonnenlicht die Seele der Rükkehr in ſich ſelbſt empfänglicher macht. Aus dem untern Stocke ſtieg ich in das zweyte. Hier kam ich in einen Saal, der ſelbſt zu Verſailles und in dem neuen Palais bey Potsdam noch ſchön heißen würde. Nicht, wie manche in jenen Königs-Häuſern, mit gehäuften Verzierungen und Dorüre überladen, gefällt er durch ſeine mit geſchmackvoller Eleganz verbundene edle Simplicität jedem Kenner und Nichtkenner. Der Saal iſt ziemlich geräumig, und nimmt das ganze innere des Thurms ein. Die Zeit war zu kurz, um alle einzelne Schönheiten dieſes herrlichen Gemaches genau zu betrachten; doch fiel mir gleich auf den erſten Blick die hieher ſehr paſſende und wohlangebrachte Decoration auf, daß der ganze Saal mit den Bruſtbildern der Heſſiſchen Für-

ſten

ſten, von Landgraf Philipp dem Groſsmüthigen an, bis auf das gegenwärtige Haus, en bas relief gemahlt war; eine Gallerie bey der jedem Heſſiſchen Patrioten das Herz hoch aufſchlagen muſs. Von hier kam ich endlich auf die Plattforme des Gebäudes, welche mit einer ſteinernen, von unten ſehr verfallen ausſehenden Bruſtlehne eingefaſst iſt. Hier hat man eine der herrlichſten Ausſichten von einigen Meilen im Umkreiſe: Städte, Dörfer, Landhäuſer, Aecker, Wieſen, Wälder, Weinberge, Flüſſe liegen da, wie auf einer Landkarte, vor einem. So ſchön auch alles war, was ich kurz vorher von menſchlicher Kunſt geſehen hatte, ſo ſehr wurde doch alles wieder von der ſchöneren Natur unendlich weit übertroffen.

Hier wurde ich auch noch durch die hervorragende Spitze eines Strahlableiters auf eine angenehme Art überraſchet. Der ſicherſte Beweis, daſs der Durchlauchtige Erbauer ſelbſt phyſikaliſche Kenntniſſe beſitzet, und den Nutzen der Ableiter aus Gründen einſiehet; ſonſt würde er ſchwerlich ſolche an einem Gebäude haben anbringen laſſen, worin er Selbſt einen groſsen Theil des Sommers zubringet. Dies iſt auch wirklich ſo. Der Fürſt ſowohl als ſein ganzer Hof, ſogar das ſchöne Geſchlecht, haben Phyſik und Naturgeſchichte, dieſe dem Menſchen ſo anſtändige und würdige, gleich nützliche und angenehme Wiſſenſchaften, zu ihrem Lieblings-Studio erwählet; und dieſer Geſchmack des Hofes hat ſich, wie gewöhn-

gewöhnlich, auch auf die übrige Einwohner der Reſidenz ausgebreitet, wo ſogar manche Bürger und Handwerks-Leute ihre kleine Naturalien-Sammlungen beſitzen. Wenn mehrere groſſe Herren dergleichen Bliz-Ableiter auf ihre Wohnungen ſetzen lieſſen, ſo würde endlich das, leider! noch immer herrſchende Vorurtheil gegen dieſe der Menſchheit Nutzen und Ehre bringende Erfindung zulezt eben ſo, wie bey der Blatter-Inoculation, mit welcher ſie ohnedem viele Aehnlichkeit hat, gänzlich verſchwinden. Unſerer Stadt R**. wird wenigſtens die Ehre bleiben: daß ſie, ſo viel mir bekannt iſt, unter allen Städten in der Welt die erſte geweſen iſt, welche man faſt rund umher mit freyſtehenden, auf ihren Wällen angebrachten Wetterſtangen umgeben hat.

Von dieſer Burg gehet eine nach dem Luſtſchloſſe Philipsruhe führende Allee, welche beynahe eine halbe Stunde lang iſt, und eine ſehr maleriſche Perſpectiv macht. Hier iſt alſo dieſer Thurm noch zu einem Nebenzwecke benutzet worden. Dieſe Warte iſt wirklich unter den neu aufgeführten Ruinen eben das, was der Winterkaſten bey Caſſel unter den künſtlichen Waſſerwerken iſt; nemlich die einzige in ihrer Art.

Um die Briefe des liebenswürdigen Schweizers noch mehr zu ergänzen, muß ich hier anmerken: daß nahe bey Wilhelmsbad auch eine Herrſchaftl. Schweizerey iſt angeleget worden, worin die gröſte Ordnung

und

und Reinlichkeit herrſchet. Dieſe verſiehet nicht nur die Wilhelmsbader Küche mit der nöthigen Milch, ſondern giebt auch den Kurgäſten Gelegenheit, dorthin angenehme Promenaden zu machen, und ſich mit einem ländlichen Mahle von Butter, Milch und Käſe bewirthen zu laſſen. Der dazu gehörige Feldbau iſt ebenfalls ſehr muſterhaft eingerichtet, und kann den benachbarten Ackersleuten zum Beyſpiele der Nachahmung dienen. Das Land wird hier nicht durch Pferde ſondern Ochſen beſtellet, welche wohlfeile und nützliche Thiere, bey dieſer Art von Arbeit, den weit koſtbareren und weniger dauerhaften Pferden allerdings vorzuziehen ſind, wovon unſere Bauern, beſonders in Nieder-Sachſen, ſich noch immer nicht wollen überzeugen laſſen. Nahe dabey, um alles recht vollſtändig zu machen, iſt auch ein Weinberg angeleget worden, der gutes Gedeihen verſpricht.

In den ehemaligen Steinbrüchen hinter dem Arkaden-Bau, wo vorher alles ſo rauh und wild wie in Siberien ausſahe, formiren auf kleinen Hügeln die Anpflanzungen junger Linden ſehr angenehme Boſquets, welche auſſer den vielen anderen Alleen den Kurgäſten zu Spatziergängen dienen. Nich weit davon iſt auch vor einigen Jahren eine Schießbahn angeleget worden, wo die Liebhaber dieſer Art von Vergnügungen ſich mit Schießen nach dem Vogel und der Scheibe beluſtigen können.

Das

Das groſse Carouſſel, welches einem Römiſchen Circus ſehr ähnelt, iſt ebenfalls ein bewundernswürdiges mechaniſches Kunſtwerk, welches wohl ſchwerlich ſeines gleichen haben dürfte. Jetzt führet ein von Glimmerſteinen gewölbter Gang dahin, und nahe dabey iſt eine ſchwebende Brücke.

Gleich bey dem Eintritte in Wilhelmsbad, wenn man von Hanau dahin kommt, ſtehet das im Sommer 1781. fertig gewordene Komödien-Haus, in welchem die Kurzeit durch ſo wohl teutſche als franzöſiſche Schauſpiele von guten Truppen aufgeführt werden. Auch ſind ſeit einigen Sommern öfters Feuerwerke abgebrannt worden, welche dann immer einen groſsen Zuſammenfluſs von Menſchen aus der Nachbarſchaft verurſachen. Mit einem Worte, man ſiehet aus allem, daſs der Durchlauchtige Stifter dieſer groſsen Anlage nicht allein darauf bedacht geweſen iſt, den Badegäſten Heilungsmittel und Bequemlichkeiten, ſondern auch alle Arten von Vergnügungen zu verſchaffen. Beſonders iſt wohl nirgends an allen möglichen gymnaſtiſchen Spielen ein ſolcher Ueberfluſs, als hier. Kurz, dieſes Bad iſt der angenehmſte Aufenthalt, der ſich nur immer denken läſſet; wo Natur und Kunſt mit einander zu wetteifern ſcheinen, um ein Tempe hervorzubringen, das ſelbſt die blühendſte Imagination nicht reizender ſchaffen, noch der Zauberpinſel eines Claude Lorrain ſchöner mahlen könnte. Dazu kommt

noch

noch die erwünschte Nachbarschaft von Hanau, Philippsruhe, der Fasanerie ꝛc. sehr mannichfaltige Promenaden, ein guter Tisch, herrliche Weine, unterhaltende Gesellschaft, eine freye ungenirte Lebensart, wo auch nicht ein Schatten von steifer beschwerlicher Etiquette übrig ist, alle nur mögliche Spiele und Vergnügungen. Wem es hier nicht behaget, der muß wahrlich sehr krank seyn.

Noch muß ich hier auch mit wenigen Worten des schönen und zahlreichen Cabinets von modernen Medaillen gedenken, welches der jetzt regierende Fürst, bekanntlich ein groſser Kenner und Liebhaber von dieser sowohl als vielen andern wahrhaft nützlichen und angenehmen Wissenschaften, selbst gesammlet, und sogar mit geordnet hat. Der Herr Regierungsrath und Bibliothekar Wegner, ein treflicher Mann und gründlicher Gelehrter, hat davon eine sehr musterhafte Beschreibung drucken lassen; woraus ich hier nur das, was die äussere Einrichtung dieses eleganten Cabinets betrift, kürzlich anführen will.

„Die sämtlichen Medaillen werden in zwölf groſ„sen, von feinem Holze sauber gearbeiteten, mit Geiſs„Füßen versehenen Tischen aufgewahret. Hier liegen „sie unter den in einem Rahmen eingefaßten Glas-Ta„feln, die man verschlieſsen kann, auf einer etwas in„clinirten mit grünem Tuch bezogenen Fläche. Oben „auf dem Rahmen der Glas-Tafeln ist ein Zettel von

„rothem

Hot-Spur.

Still, sie singt.

(Lady Mortimer singt ein welsches Lied.)

Hot-Spur.

Komm, Käthe, du mußt mir auch eins singen.

Lady Percy.

Ich gewiß nicht, bey meiner Treu.

Hot-Spur.

Bey deiner Treu? du schwörst ja wie ein Zukerbekers-Weib! Nicht du, bey deiner Treu! und, so wahr ich leb, und, hol mich Gott, und, so wahr als die Sonn am Himmel ist; wenn man dich so armselig schwören hört, so dächte man, du seyst nie weiter als bis nach Finsbury gekommen. Schwör mir wie eine Lady, Käthe, die du bist, einen hübschen den Mund ausfüllenden Schwur, und überlaß das meiner Treu und dergleichen Pfeffer- und Ingwerkrämerische Blümchen, den ehrlichen Leuten die am Sonntag ihr hübsches Kleid anziehen. -- Komm, sing.

Lady.

Ich will nicht singen.

Hot-Spur.

Und ich will gehen; wenn die Aufsätze fertig sind, so

können

„rothem Saffran befeſtigt, auf welchem mit goldenen „Buchſtaben die Haupttubrik der in jedem Tiſche ent„haltenen Medaillen zu leſen iſt. Gleich bey dem Ein„tritt in das Zimmer ſtellt ſich die ganze Sammlung „dem Auge dar, und man kann wegen der Durchſich„tigkeit des Glaſes jede Medaille, ohne die Glaßflügel „aufzuſchlieſſen, wahrnehmen. Auſſer dieſen zwölf „groſſen Tiſchen ſind noch acht kleinere vorhanden, die „aber eigentlich keine Tiſche, ſondern Käſtchen ſind, „indem ſie nicht auf Füßen, ſondern auf den nieder„gelaſſenen Klappen der Bücherſchränke in der Biblio„thek ruhen; ſonſt aber, gleich den vorhergehenden, un„ter Rahmen mit Glastafeln, die verſchloſſen und auf„gemachet werden können, auf einem ebenfalls incli„nirten mit grünem Tuche verſehenen Boden gelegt „ſind.

„Man hat die geſammte Medaillen in zehen Haupt„Klaſſen eingetheilet, worin zugleich die Ordnung der „Reiche und Staaten, wohin ſie gehören, ſo viel als „möglich war, in den Unterabtheilungen beybehalten „worden iſt.

„Die Klaſſen, nach welchen die ſämmtlichen Me„daillen überhaupt geordnet, und in die ſchon erwähn„ten Tiſche und Käſtchen vertheilet ſind, haben fol„gende Benennungen:

1) Geburts-Medaillen,
2) Vermählungs-Medaillen,

3) Sterbe-Medaillen.
4) Wahl- und Krönungs-Medaillen.
5) Stiftungs-Medaillen.
6) Jubel-Medaillen.
7) Kriegs-Medaillen.
8) Friedens-Medaillen.
9) Religions-Medaillen.
10) Vermischte Medaillen.

Jede dieser Klassen hat ihre Unterordnungen, welche man denn in der Beschreibung selbst umständlicher angeführet findet.

V.

Flüchtige Poesien.

Chloe an einen trotzigen Knaben.

(Nach dem Zappi.)

I.

Sag', o lieblicher, kleiner Knabe, sage,
Kömmt dein Schwesterchen nicht zum nachbarlichen
Sanften Hügel, an die umlaubte Quelle,
Auf die Wiese nicht mehr? Wohinaus hat sie
Ihre Heerde getrieben, und wann kehrt sie
Mit der Heerde zurück? Wirst du mirs sagen,

Sieh,

Sieh, ſo ſchenk' ich dir, was du lange bateſt,
Dieſen goldenen Apfel. Noch was ſchöners
Wahr' ich, Kleiner, dir auf, den allerliebſten,
Grünen, plaudernden Vogel; der, den linken
Fuß gefeſſelt, am langen Faden flattert.
Und du ſchweigeſt? Ach, undankbarer Knabe!
Nun ſo will ich dir auch nicht, unter Küſſen,
Süße Mährchen von Feen mehr erzählen.
Wie? du rufeſt die Mutter? ach, die Mutter,
Die mich haſtiger ſuchet, als die Tochter
Flieht — Nimm, Närrchen, den Apfel! Nimm, und
ſchweig nur.

2.

Der geringe Verluſt.

Der unerbittlichen Elmire raubt' ich jüngſt,
Ihr unverſehens, einen Kuß.
Mit bitterem Verdruß
Rief mir die Sprödе zu: „was du dich unterfiengſt,
„Verſchließet dir, o Thor, auf ewig dieſes Herz.“
Ihr Götter, welch ein Schmerz!
Doch, alles überlegt, ich kann zufrieden ſeyn;
Was ich verlohr, das war nicht mein.

3.

Hymens Fackel.

Zevs gab dem blonden Hymen
Die hochzeitliche Fackel,
Daß er des blinden Amors
Verirrungen beleuchte.
Er gab dem Jüngling Stärke,
Geduld, doch keine Weisheit.
So kann er zwar die Fehler
Des Bruders leicht erspähen,
Beseufzen und erdulden,
Nur kann er sie nicht bessern.

4.

An Chloen.

Heut Nachts gieng ich mit dir durch einen Myrtenhayn;
Du dünktest mich die Schönste der Göttinnen,
Ich dünkte mich dein kleiner Sohn zu seyn.
Der holde Traum, wie bald floh er von hinnen!
Dir zwar blieb jeder Reiz, womit er dich geschmückte;
Ich aber sah' das Werkzeug wilder Schmerzen,
Den scharfen Pfeil, der wachen Hand entrückt,
Und fand ihn tief in meinem Herzen.

Wo plump die Jünglinge, wie Bären, wie die Dohlen
Die Mädchen ſind. —
Vertrau die Flöte mir! Sie liſple ſanft Jolen,
Cytherens Kind.

Dir ſchenk' ich ein Talent, das Evan mir erlehren:
Bey wenig Wein,
In einer Hütte, Freund, mit Weiſen und mit Thoren
Vergnügt zu ſeyn.

7.

An Daphne.

(Als ſie mir ein unverwelkliches Blümchen geſchenkt hatte.)

Sollt' einſt Germanien, zu ſeinem gröſsern Ruhm,
Den teutſchen Huldinnen ein eignes Heiligthum
Und ſiegenswerthe Hymnen bringen;
So wird man einen Jüngling ſehn
Entzückt nach dieſem Tempel gehn
Und dieſe Blum' um deine Büſte ſchlingen.

8.

Entſchuldigung.

Du zürnſt, Hiella? Zürne nicht,
Daſs dieſe Hand, die dir allein gebühret,

Von Muthwill, Gaukeley verführet,
Ein Kränzchen der, ein Sträußchen jener flicht;
Daß meine Muse, die auf raschen Liedertönen,
Der Biene gleich, von Blum zu Blume summt,
Gesänge singt für Doris und Klimenen,
Wenn du erscheinest, scheu verstummt.
Die Poesie vermählt sich gern der Lüge,
Und Phantasie, ein ewig tändelnd Kind,
Wie Amor oft für ächte Schönheit blind,
Gefällt sich mehr, die steifen, plumpen Züge
Von der und jener Dulzinee
Durch Schmink' und Flittergold zu idealisiren,
Als abgestiegen von der Höh'
Sich nach Natur und Wahrheit zu geniren.
Sing' ich auch nicht, wie Philomele,
Entfernt von dir, in Liedern meinen Schmerz;
So lodert ewig doch, Abgöttin meiner Seele,
Dir heilig ein Altar, mein Herz.
Und was die Laute stets, doch stets umsonst gewagt,
In heißen Tönen auszudrücken,
Hat schon, du weißt wie ich, im seeligsten Entzücken
Dir so ein Blick, und so ein Kuß gesagt.

9.

Hannchen.

(Eine Romanze. Nach Jeanneton prend &c.)

Die blanke Sichel in der Hand,
Gieng Hannchen nach dem Wald,
Und mähte, wo ſie Blumen fand.
Doch bald ermüdet, bald
Vergaß die kleine Schäferin,
Daß ſie im Walde war,
Und legte ſich auf Raſen hin,
Und ſchloß ihr Augenpaar.

Und ſieh! da kamen durch den Wald
Drey Ritter wohlgemuth.
Der eine, zwanzig Sommer alt,
Mit kühlem teutſchen Blut,
Griff Hannchen ſchüchtern an das Kinn,
Und wich dann leiſ' und luſch.
Erwach', erwache Schläferin!
Dort lauſcht er noch im Buſch.

Der zweyte, der ein Schwabe war,
Und ohne Sitt' und Zwang,
Faßt ſie beym ſeidnen blonden Haar
Und küßt ſie laut und lang.

Der dritte, der auf ſeinem Roß
Erſt geſtern aus Paris
Zurückgekommen, wo er Schloß,
Ruh' und Geſundheit ließ —

Ja, was der dritte Ritterémann
Mit glühendem Geſicht
Der ſchönen Schläferin aethan,
Verhehlet mein Gedicht.
Denn lehrt' ichs euch im Dichterſchwung,
Ihr würdet alle gehn,
Weib, Witwe, Mädchen, alt und jung,
Im Walde Gras zu mähn.

10.

Bouquet, an Demoiſelle R**.

Werden deine Blumen, deine Roſenbäume
Täglich wiederholte Räubereyn
An dem Lieblingsvölkchen dir verzeihn?
Ihre Geiſterchen nicht deine Träume
Stöhren, und die holden Phantaſeyn,
Die die Mädchen oft im Morgenſchlaf erfreun,
Und das matte Herz erfriſchen,
Boshaft dir nicht von der Stirne wiſchen?
Werden ſie an Zephyritens Thron

Nicht mit Klagen dich verfolgen?
Uns zu pflücken, und an einen solchen
Zu vergeuden, den, mit bitterm Hohn,
Alle Grazien, alle Musen flehn!
Laß sie seufzen, laß sie klagen!
Flora wird den guten Kindern sagen:
Kennt' euch wohl ein schöner Loos erfreun,
Als von einer Grazie gepflückt zu seyn?
Billig müßt ihr es dann auch verschmerzen,
Und geduldig leiden, was ihr wißt,
Daß euch nah' an eines Reimers Herzen
Euer Grab beschieden ist.

II.

An die Seufzer.

Reisset euch von meinem Busen los,
Seufzerchen der Liebe, flieget
Zu Themiren, die mein Schmerz vergnüget,
Schüttet ihr mein Sehnen in den Schoos!

Saat ihr: willst du lange grausam seyn,
Nie den Liebenden erhören,
Trost ihm nie, nie Lindrung ihm gewähren,
Und verewigen des Jünglings Pein;

Ach, so laß von deiner Härte nach!
Nah', wie er, dem Rand' des Grabes,

können wir in zwo Stunden ſchon fort ſeyn. Kommt mit, wenn ihr wollt.

(Er geht ab.)

Glendower.

Kommt, kommt, Lord Mortimer; ihr ſeyd, däucht mich, ſo träge zum Gehen als Lord Percy feurig iſt. Unſre Inſtrumente werden fertig ſeyn; wir wollen nur ſiegeln und dann gleich zu Pferde.

Mortimer.

Von Herzen gerne.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in den Audienz-Saal zu Windſor.]

König Heinrich, der Prinz von Wales, Lords und Gefolge treten auf.

König Heinrich.

Lords, verlaßt uns eine Weile; der Prinz von Wales und ich müſſen allein mit einander ſprechen; aber entfernt euch nicht weit, denn wir werden euch bald wieder nöthig haben.

[Die Lords gehen ab.]

Ich weiß nicht, ob es Gott ſo haben will, daß zu Befriedigung ſeines geheimen Grimms über irgend eine mißfäl-

Endet ſonſt, zerbrochnen Pilgerſtabes,
Bald dein Sprödſinn und ſein Weh' und Ach!

12.

An Chloe.

Nun die ſchwüle Nacht in den Schlummerketten
Dieſe ganze müde Welt
Und des Hains Gefieder auf belaubten Betten,
Menſch und Thier gefangen hält;
Erhebe dich, Chloe, dein Schäfer ruft
Von den blumigen Matten,
Durch die waldigen Schatten,
Aus der felſigen Kluft.
Chloe, dein Schäfer und Echo ruft!
Fürchteſt du Verrätherey'n?
Amor wacht nur, und du, und ich.
Fürchteſt du mich? —
Lunen mißtraue, der treuen,
Zärtlichen Göttin, nicht!
Seit ſie Endymion kannte,
Und für den liebenden Jüngling entbrannte,
Iſt, auſſer ihm, ihr Alles ein Traumgeſicht.

Sz.

VI.

Ueber

Herrn F. W. H. von Trebra Erfahrungen vom Innern der Gebirge.

Wir verſprachen im Anzeiger des T. M. Junius eine vollſtändige Anzeige von dieſem neuen, und für Mineralogen, Bergbaukundige und Naturforſcher gleich wichtigem Werke, zu liefern, und erfüllen hierdurch unſere Zuſage. Unſers Bedünkens muß es ſowohl dem Hrn. Verfaſſer, dem es um den groſſen Zweck zu thun iſt, die bisher noch ſehr unſichere Bergwerkskunde zur feſten Scienz zu erheben, und wenigſtens die erſten ſicheren Schritte dazu hier vorzuzeichnen, als auch Naturliebhabern, denen ihr Genius hellere Augen und ſchärferen Sinn als gewöhnlich gab, kein unangenehmer Dienſt ſeyn, Beyde hierdurch mit einander bekannter zu machen; und Letzteren vielleicht Gelegenheit zu geben, „den Funken Lichts, wie Hr. v. T. ſagt, „mehr anzuhellen, der dem Bergmanne wie dem Naturforſcher ſo nöthig iſt, und dem ganzen Menſchengeſchlechte ſo viel Wohlthat werden kann.

Der vollſtändige Titel des Werks iſt:

Erfahrungen vom Innern der Gebirge, nach Beobachtungen geſammelt und herausgegeben von Friedr. Wilh. Heinr. von Trebra, königl. Groſsbrittanniſchen

und

und Kurfürſtl. Braunſchweig-Lüneburgiſchem Vice-Berghauptmann, ordentl. Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft zu Jena, Ehrenmitgliede der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Leipzig und der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin. Deſſau und Leipzig, auf Koſten der Verlagskaſſe für Gelehrte und Künſtler. 1785. Fol. 244 S.

Bey den Bemühungen unſerer emſigſten Naturforſcher, den innern Bau unſerer Erde und die Entſtehung der Mineralien zu erforſchen, haben wir ſo lange nichts brauchbares zu hoffen, als es uns an hinlänglichen Erfahrungen darüber fehlt. Die Vulkane, woraus Einige wohl Luſt hätten, die ganze innere und äuſſere Geſtalt der Erde zu erklären, können uns dieſe Aufſchlüſſe nicht geben. Ihre Wirkungen ſind nicht fortdaurend und allgemein; und ſchon deshalb, weil die Natur hier nicht langſam und anhaltend, wie bey allen ihren übrigen Werken, ſondern ſchnell und gewaltſam gleichſam in der Fieberhitze wirkt, hat man Urſach, alle darauf gegründete Erklärungen über das Entſtehen der Körper in Zweifel zu ziehen; wenn ſie ſich weiter, als auf unſtrittig vulkaniſche Produkte erſtrecken. Weit ſicherer führen uns die, welche ihre Theorie auf Erfahrungen bauen, und die Wirkungen der Natur nicht an jenen Feuerëſſen, ſondern in ihrem ruhigern Zuſtande zu erforſchen bemühet ſind. Dergleichen ſchätzbare Erfahrungen nun erhalten wir hier

von

von einem Manne, der nicht nur ſelbſt mit allen dazu nöthigen Fähigkeiten verſehen iſt, und den unverdroſſenſten Fleis bey dieſem Geſchäfte, dazu ſein ansehnliches Amt ihn ruft, nun ſchon ſeit vielen Jahren bewieſen, ſondern den auch eine weitläuftige Correſpondenz, die eigene Beſichtigung ſo vieler Bergwerke auf dem Harze und ehemals in Sachſen und andern Ländern, ſelbſt auch die Nachrichten der Unterbedienten, und über alles ſelbſt die Nothwendigkeit, den in Beſorgung genommenen Bergwerken wieder aufzuhelfen, mehr als irgend einen andern Gelehrten in den Stand ſetzen, neue, wichtige und zuverläſſige Entdeckungen zu machen. Das prächtige auf dem feinſten Papiere mit lateiniſchen Lettern gedruckte Werk enthält auſſer den fünf Vignetten auf den Titelbögen, die einzelne Klippen und Gegenden am Harze vorſtellen, noch neun nach der Natur gezeichnete Vorſtellungen von Gebirgen und dem innern Bergbaue, ſämtlich illuminirt, und beſteht aus ſolchen Erfahrungen, wirklichen Extracten und Beſichtigungsprotocollen aus dem Bergamte, die der Hr. Verfaſſer in Briefen an den rühmlich bekannten Hrn. Berghauptmann von Veltheim gerichtet hat. Beyde Männer kennen die Gegenſtände, davon ſie geſchrieben haben, ſelbſt und aus vieljähriger Erfahrung; eben daher alſo, weil es Briefe an einen ſolchen Mann ſind, bekommen dieſe Aufſätze einen noch höhern Werth der Zuverläſſigkeit, zumal da der Hr. Verf. in Anſehung der Lagerſtätte der Foſſilien

mit

mit dem Hrn. B. H. v. Veltheim nicht ganz einſtimmig iſt, und die Erfahrungen darüber anführt. Gleich der erſte Brief, der von der äußern Geſtalt der Gebirge handelt, enthält ſolche Erfahrungen, die aber der Raum verbietet näher anzuzeigen.

Die alte Bergmannsregel: In ſanften Gebirgen liegen die reichſten und beſten Erze, und der edle Punkt oder der Ort, wo man auf die beſten Erzlagen kömmt, ſey da, wo mehrere Gänge zuſammenſtoßen, wird hier nach allen Umſtänden geprüft. Der Hr. Verf. hat bemerkt, daß das Zuſammenkommen mehrerer Gänge nicht allemal edle Punkte gebe. Er fand dieſe oft am ſanften Abhange eines ſteilen hohen Gebirges, wie am Rammelsberge, deſſen Vorſtellung im Durchſchnitte von Goslar aus bis zu ſeiner höchſten Spitze, den zu Tage ſtreichenden ſehr mächtigen Gang des Erzes gerade da, wo das ſanft abhangende Gebirge an die pralligte Bergſpitze anſtößt, mit dem ganzen innern Baue des Bergwerks auf der 6ten Tafel angiebt. In den Hauptthälern werden mächtige Gänge an ſolchen Punkten edel, wo aus den hereinlaufenden Nebenthälern und kleinen Schluchten Erzgänge ihnen zuſetzen. Man hat dabey bemerkt, daß die Gänge ihre Richtungen eben ſo ändern, als die Schluchten. Hier wird nun auf drey Tafeln an Beyſpielen gezeigt, was man unter ſanften Gebirgen verſtehe. Die Beyſpiele ſind, auſſer dem genannten Rammelsberge, die Gegend

gend des Burgſtädter Zuges bey Klausthal, (wo die ungemein reichen Erzgruben Kareline und Dorothee liegen) welche auſſer dem Grundriſſe auf der Hauptkarte nach drey verſchiedenen Durchſchnitten abgebildet iſt, ingleichen der Eliſabether Zug und der tiefe Gideonſtollen in dem Kurſächſiſchen Bergamtsreviere Marienberg.

Im 2ten Briefe wird vom Baue des Innern der Gebirge umſtändlich gehandelt, ſo weit nämlich der Bergmann Gelegenheit hat, die Erde im Innern zu beſehen. Nirgendwo trift man auf groſſen Räumen vollkommen ganze Felſmaſſen an. Sie ſind in groſſe und kleine Stücke nach allen möglichen Richtungen entweder in Flötzklüfte, oder andere Klüfte durch die ſogenannten Steinſcheiden nach allen nur möglichen Richtungen getheilt. An den Felsarten, welche nicht ſchiefriger Art ſind, als am Granit, an der Grauenwacke, am Porphyr, an manchem Kalckgebirge u. a. m. iſt dieſer Unterſchied zwiſchen Klüften und Flötzklüften ſchwer zu bemerken; man findet die Spuren davon entweder gar nicht, oder doch allein nur nahe an der Oberfläche. Indeß geben ſie doch Bäncke, und zwar kürzere und dickere, als die im Schiefergebirge. Doch kann man aus Mangel an Erfahrung, alle Arten von Felsmaſſen ſo grade hin noch nicht in Bäncke abgetheilt beſtehen laſſen. Der mehrſte Granit zeigt an bloſſtehenden Klippen ſo etwas, das den regelmäßig fortlaufenden

fenden Bänken oder Gesteinlagen ähnlich kommt; aber man findet darin weit weniger etwas regelmäßiges, als bey den übrigen vorhingenannten Felsarten. Eben dies gilt von der Lage und Richtung der Steinscheiden überhaupt. In den Räumen nun zwischen den getrennten Felsmassen ist der Sitz der Erze; oder sie enthalten doch die verschiedenen Gangarten zum Unterschiede der Bergarten, welche die Felsmassen ausmachen. Ueberhaupt also ist Gangart eine veränderte Bergart zwischen der unverändertgebliebenen manchmal bloß aufgelösten Bergart, ein Letten, der den Gang ausfüllt, der im Thonschiefergebirge blau; im Granitgebirge meist ganz weiß, zuweilen roth; beide gewöhnlich mit Glimmer gemischt, angetroffen wird. In dem Granit- und noch mehr im Grauwack-Gebirge findet man an diesem Letten den Quarz sehr deutlich. An manchem verhärteten Letten sieht man noch die anklebenden Spuren von Glimmer. Man kann ihn als ein Mittel zwischen der bloß aufgelösten Bergart, und den schon festern Quarzen und Spathen aller Arten und Mischungen ansehen. Oft sieht man noch den Letten zwischen den Spathen, die noch keinen festen Zusammenhang haben. Unter diesen Gangarten findet man nun auch die Erze der Metalle, Halbmetalle und brennlichen Wesen, und einige der Metalle selbst schon in ihrer völlig metallischen Gestalt, crystallinisch oder angeflogen, bisweilen auch feinkörnig untermengt u. s. w. Alle Arten von Erzen, selbst gröfere

ſere Maſſen von Spathen, Quarzen u. ſ. w. werden da am häufigſten gefunden, wo mehrere Gänge oder Gangklüfte zuſammenkommen. Zwar liegen die Erze nicht allemal ſcharf im Durchſchnittspunkte dieſer zuſammengekommenen Gänge, aber doch immer nahe daran.

Im 3ten Briefe findet man ſehr wichtige Beobachtungen über den Umlauf der Flüſſigkeiten auch in den tiefſten Gebirgen, über die Wärme, Dünſte, Luftarten, oder Wetter, welche ſämtlich immer fortarbeiten, und durch ihre gleichförmige Wirkungen ohne allen Streit zur Wiedererzeugung der Mineralien und Erze das Hauptſächlichſte beytragen. Auch in dem tiefſten Felſen findet man Feuchtigkeit, die ihn durchdringt, und Wärme, welche dieſe Feuchtigkeit zu einem geſchickten Auflöſungsmittel macht. Dieſe Wärme, wie man ſchon weiß, iſt ſich immer gleich, oder wenigſtens um ſo viel weniger verſchieden, je tiefer man kommt. (In den Kellern des Obſervatoriums zu Paris macht man ja deswegen den Temperirpunkt auf den Thermometern mit eben der Uebereinſtimmung, als wir den Sied- und Eis-Punkt im kochenden Waſſer und Schnee.) Am ſtärkſten ſammelt ſich dieſe Feuchtigkeit in den Gängen; daher der Bergmann gewiß iſt, daß er auf einen Gang kommt, wenn ihm das Waſſer entgegen kommt. Von der innern durch Wärme, Feuchtigkeit und Luft bewirkten Bewegung in den Beſtandtheilen der Felsmaſſen, ihrer Auflöſung und Gährung,

wird

wird man auch durch den Geruch in den Bergwerken überzeugt. Besonders merkt man ihn in Gruben, wenn sie lange mit Wasser angefüllt gewesen. Faulende Zimmerung ist es nicht, die ihn verursacht, denn er nähert sich dem Gestanke faulender Thiere. Auch hat man Gruben gesehen, die Jahrhunderte unter Wasser gestanden, worin das Holz noch unverfault, ja so fest wie Stein war. Man weiß ja genug von bösen Wettern, brennbarer und fixer Luft, die in den Gruben voriges Jahr, besonders im Sommer, so quälend waren. Ein merkwürdiges Beyspiel von der Entzündung der bösen Wetter hatte man den 12ten Jan. 1779. im Andreasberge, welches hier ausführlich erzählt wird. Zu dieser entzündbaren Luft gehört auch die Erscheinung, welche die Bergleute Auswitterung nennen; die Erscheinung einer größern oder kleinern Flamme, wie die vom entzündeten Weingeiste. Daß nun durch diese hier genannten Mittel Auflösungen, neue Zusammensetzungen, Cristallisationen, kurz neue Erzeugungen von Mineralien hervorgebracht werden können, leidet keinen Zweifel. Merkwürdig und statt alles Beweises ist die Umschließung des Holzes mit Spathe, angeflogenem Glaserze und gewachsenem Silber, auch Schwärze und Kobald, die man, laut der hier beygebrachten Befahrungsregister des Bergamts Marienberg, in der über 200 Jahre nicht gebaueten drey Weiber: Fundgrube an 4 Stempeln gegen das Hangende gefunden; und davon hier eine schöne Abbildung

auf der 4ten Tafel geliefert iſt. Was werden doch wohl unſere neuern Chronologen zu dieſer Thatſache ſagen, die zu jeder Verſteinerung Jahrtauſende verlangen? Hier hat man doch wohl den unwiderleglichen Beweis, daß ſo verſchiedene Produkte des Mineralreichs ſich innerhalb 200 Jahren wirklich erzeugt haben. —

Im vierten Briefe über Beweisſtücke der Erfahrungen bezieht ſich der Hr. Verfaſſer auf 2 ſtarke Beylagen am Ende des Werkes; die erſte unter dem Titel: Gideon, tiefer Erbſtollen, ein wichtiges Bergwerk des Bergamtsreviers Marienberg im Churſächſiſchen Obererzgebirge, welches im Jahre 1775 aufs neue wieder in Umtrieb kam, nachdem es auf 200 Jahre lang eingeſtellt und gänzlich verfallen geweſen. Der erſte Anlaß dazu waren zu Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, Seuchen, Theurung und Kriege, und als man in den Jahren 1640. und 1650. vorzüglich in Marienberg den Bau wieder anfieng, begieng man Fehler, die hier angezeigt werden. Man verlohr darüber den Muth, die Koſten weiter daran zu wenden. Aber wichtige Gründe riethen gleichwohl dazu. Dieſe werden hier angegeben und zugleich mit einer vortreflichen Anweiſung begleitet, wie man überhaupt den Bau ſolcher liegen gebliebenen Gruben wieder anzugreifen habe, nebſt einer Berechnung aller dabey vorfallenden gewiſſen und ungewiſſen Ausgaben. Es wird gezeigt, was für Wahrſcheinlichkeiten zu einem

guten

lige That meines Lebens aus meinem eignen Blut ein Rächer und eine Peitsche für mich entstehen sollte; aber der ganze Zusammenhang deiner Aufführung und Lebensart läßt mich nichts anders glauben, als daß du ganz allein zum Werkzeug der heissen Rache des Himmels wieder mich bestimmt bist. Oder sage mir, wär es sonst möglich, daß so zügellose und niederträchtige Neigungen, so elende, so pöbelhafte, so schändliche, so ruchlose Handlungen, so nichtswürdige Belustigungen, eine so verächtliche, so wilde Gesellschaft, als diejenige womit du gepaart oder mit der du vielmehr ganz in eins verwachsen bist, fähig seyn sollten, dich deiner angebohrnen Hoheit vergessen zu machen, und dem fürstliches Herz zu sich herunter zu ziehen?

Prinz Heinrich.

Gnädigster Herr, ich wünschte daß ich von allen Vergehungen so frey wäre, als ich gewiß bin, mich von vielen reinigen zu können, die mir zur Last gelegt werden. Indessen erlaubet mir wenigstens so viele Nachsicht von Euer Majestät zu erbitten, daß, wenn viele von diesen nachtheiligen Erzählungen, womit niederträchtige Zeitungs-Mäkler das Ohr der Fürsten zu umsumsen pflegen, sich falsch befinden, meine aufrichtige Reue wegen einiger würklicher Vergehungen, worinn meine Jugend ausschweiffend und tadelhaft gewesen ist, Vergebung erlangen möge.

König Heinrich.

Der Himmel vergebe dir! Aber laß mich dir mein Erstaunen

guten Erfolg man gehabt; und in einer 2ten Anzeige von dem guten Erfolge dieſer Arbeit, findet man theils die Beſtätigung deſſen durch wirkliche Erfahrung, theils in einer doppelten Tabelle die Vergleichung des Anſchlags mit den wirklichen Koſten. Die 2te Beylage enthält Beyſpiele vortheilhafter Verminderung der Ausgabe und Vermehrung der Einnahme. Nachdem der Hr. Verf. 1767 zum Bergmeiſter in Marienberg angeſtellt wurde, zeichnete er alle die Verſuche, die er daſelbſt zur Aufnahme des in Verfall gerathenen Bergbaues machte, und den Erfolg davon ſorgfältig auf; und dieſer war ſo, daß wohl wenig Bergleute, zumal in den neuern Zeiten, unter gleichen Umſtänden und in ſo kurzer Zeit ſich eines gleichen Glücks zu rühmen haben. Faſt 100 Jahre lang war das Silberausbringen nie auf 1000 Mark im Jahre, im Durchſchnitte aber von 93 Jahren nur auf 224 Mk. gekommen. Während ſeines 11 jährigen Dienſts in Marienberg ſtieg der jährl. Ertrag im Durchſchnitte auf 2243 Mk. Dieſe reiche Ausbeute dauert noch fort. Denn im Jahre 1779, dem lezten ſeiner Churſächſiſchen Dienſte, ſind 1887 Mk. 15 Lt. 1 Qt., im Jahre 1780, 1707 Mk. 14 Lt. 2 Qt. und im Jahre 1781, 1883 Mk. 15 Lt. 3 Qt. ausgebracht, und dies immer noch von den Gruben, die der Hr. Viceberghauptmann nach den angezeigten Speculationen angelegt und eingerichtet hatte. Alle dieſe glücklichen Verſuche beſtätigten wenigſtens für die Sächſiſchen und Harz-Gebirge,

ſo weit Er ſie unterſucht, die Regel, daß in ſanften Gebirgen bey mehreren zuſammenhangenden Gängen reiche Erze liegen. Indeß will der beſcheidene Hr. Verfaſſer ſie doch noch nicht für allgemein halten, ſondern nur andere Mineralogen auf die Prüfung ihrer Richtigkeit auch in andern Gegenden aufmerkſam machen. Nach dieſer Vorerinnerung kömmt er auf die Haushaltungsgrundſätze bey dem Bergbaue ſelbſt. Sein erſter Vorſchlag iſt: an die Stelle der Zimmerung Grubenmauerung, und zwar mit Kalke einzuführen. Obgleich dies bey der erſten Anlage mehr Aufwand erfordert: ſo wird man doch in wenig Jahren ſchon ſehen, wie viel man dabey erſpart habe. Beſonders empfiehlt er dieſe Mauerung bey Hauptſtollen, Hauptſchächten und Hauptſtrecken. Dies wird mit Berechnung der Koſten dargethan. Damit aber der Kalk durch vieles Erweichen nicht fortgeführt werde, ſoll man die Schaalbretter, worauf die Bögen angelegt werden, unter der Mauer ſtehen laſſen; allenfalls bis ſie abfaulen, wobey man alsdenn finden wird, daß die Mauer oft über und über mit einer Kruſte von dichtem Kalkſinter überzogen iſt. Zur Förderung der Erze bedient man ſich gewöhnlich der Haſpel und Erdwinden. Im erſten Falle werden die dreymänniſchen Haſpel den zweymänniſchen vorgezogen. Die mit Pferden beſpannten Erdwinden oder Pferdegöpel ſind zwar koſtbar, aber doch weit rathſamer als die zweymänniſchen Haſpel. Das beſte iſt, ein Haſpel durch Waſſer getrieben,

oder

oder ein Waſſergöpel. Auf Stollen und Strecken bedient man ſich auch der Lauſkarren, des Hunds mit dem Spurnagel und des ſogenannten Ungriſchen Hundes ohne Spurnagel. Die erſte Art iſt die ſchlechteſte; der Ungriſche Hund aber ohne Spurnagel der beſte. Obgleich die Stollen und Strecken alsdenn höher und gradlinigter gebauet werden müſſen; ſo erſetzt er dieſe Koſten doch reichlich, und verſchafft zugleich den unbezahlbaren Vortheil eines ſtets guten Wetter- (Luft-) Zuges. Beym Aufbereiten der Erze (Zubereitung zum Schmelzen) empfiehlt er, ſtatt der Pochſchläge und Mörſerpochwerke durch Menſchen Hände, weil ſie für dieſe höchſt ungeſund ſind, das trockene Pochen durch Maſchinen, welches ohnedem wohlfeiler iſt, und ſtatt der Waſchheerde den Stoßheerd. Die Vortheile, die das Bergamt Marienberg von allen dieſen verbeſſerten Einrichtungen gehabt, ſind ſehr auffallend. Dieſes lieferte in den 93 Jahren von 1674 — 1767 bey den vorigen fehlerhaften Einrichtungen nicht mehr als 20862 Mk. 4 Lt. 3 Qt. Silber; hingegen in den 11 Jahren, wo jene Verbeſſerungen in dem Verbaue eingeführt ſind, 24679 Mk. 15 Lt. 1 Qt. Beyde Angaben werden durch Bergrechnungen aus den Archiven belegt.

Ueber dieſe beyden wichtigen Beylagen nun macht der Hr. Verfaſſer noch einige Anmerkungen. Die erſte: daß, ungeachtet die Erfahrung ſeine Schlüſſe von dem Aeußern der Gebirge auf ihr Inneres noch zur

Zeit bestätigt habe, er dennoch von diesen einzelnen Vorfällen keinen Schluß aufs Allgemeine machen, sondern nur zu weitern Beobachtungen ermuntern wolle. In allen Fällen aber wird sich der vernünftige Bergmann doch weit mehr auf die Richtigkeit dieser Regeln verlassen, als auf die bisher wider alle Vernunft so viel gebrauchte Wünschelruthe. Um diesen Unsinn recht vor Augen stellen zu können, hat der Hr. Verfasser auf der 7ten Tafel die Gänge eines solchen Wundermanns mit der Ruthe, der ehemals die edeln Erzpunkte aufsuchen muste, abgezeichnet. Noch sind es keine 80 Jahre her, daß selbst in Churſächsischen Gebirgen die wichtigsten Veranstaltungen durch einen beeidigten Ruthengänger gemacht wurden. Die Bergakademie zu Freyberg hat das Verdienst, diesen lächerlichen Gebrauch abgeschafft zu haben. Andere Anmerkungen, die hauptsächlich zur Erläuterung der hier beygebrachten vortreflichen Zeichnungen dienen, müssen wir übergehen, weil sie nur durch Anblick der Figuren deutlich werden können.

Der fünfte Brief enthält eine mineralogische Beschreibung des Harzes. Die sogenannte Grauwacke ist die merkwürdigste Gesteinart des Harzes, die der Hr. Verf. sonst noch nirgends gesehen, auch noch von niemanden genau beschrieben gefunden. Wie der Gneuß in Churſächsischen Gebirgen; so macht die Grauwacke auf dem Harze die meisten Erzgebirge aus, und zwar

in

in einer ſonderbaren Vermengung, ohne alle Ordnung, mit dunkelblauem ins Schwarze ſich ziehenden Thonſchiefer. Sie beſtehet aus feinen Quarzkörnern, ſo groß wie ein Nadelknopf, und blauem Tone, ſo dicht vermengt, daß man bisweilen beydes kaum unterſcheiden kann. Man kann ſie unter das Geſchlecht vom porphyrartigen Geſteine bringen; ſie iſt aber darin eine eigene Gattung. Wahrſcheinlich ſetzt ſie ſich auch in Schiefer an. Zwiſchen ihr und dem Schiefer findet man Abdrücke von Kräutern; und Hr. Vaughan aus England fand im Herbſte 1783. einige Stücke Grauwacke, denen unleugbare Entrochiten und Fungiten beygemiſcht waren. Bisweilen ſitzt auf der Grenze zwiſchen der Grauwacke und dem Schiefer unreines mit Erde vermengtes Erdpech. Noch nie aber hat er in den hohen Gebirgen Glimmer darin gefunden, wohl aber in den niedrigen mehr landwärts liegenden Gebirgen. Im Rammelsberge iſt das Liegende des Erzlagers ſchwarzblauer Thonſchiefer; das Hangende hingegen ein der Grauwacke ähnliches Geſtein, darin man mit Scheidewaſſer aufbrauſende Conchylien und Coralien mit Bleyglanzblende und Kieß umgeben antrifft, da hingegen das grauwackartige Geſtein, dem ſie eingemiſcht ſind, lebhafte Funken am Stahle giebt. Eine Grauwacke aus dem tiefen Georgenſtollen auf der Kießblende, und Bleyglanz in einer dem Anſehen nach ſteinmarkigen Maſſe giebt, wenn man die weiße Maſſe mit einem Federkiele anſtreicht, wie die Scharfenberger

rothe Blende, Funken. Dieſe weiße Maſſe, welche eigentlich nur phosphoreſcirt, iſt, weil ſich vermittelſt der Vitriolſäure Alaun daraus machen läßt, doch aber mit Scheidewaſſer nicht aufbrauſet, ein kalkartiges phosphoreſcirendes Steinmark. Der höchſte Punkt des Harzes iſt bekanntlich der Brocken, mit dieſem hängt der Bruchberg zuſammen, welcher alle Harzberge in zwey ziemlich gleiche Theile theilt. Vom Brocken an in einem beträchtlichen Umfange iſt alles Granit, ohne Baſalt oder ſonſt einer Spur von Vulkanen. Bekanntlich liegt ſelbſt auf dem Brocken über dieſem Granite ein ſtarkes Torflager. Am großen Sonnenberge, ungefähr dem Mittel des durch den Harz laufenden Rückens, welchen er den Bruchberg nennt, ſchließt der Granit ſich an Schiefer, der blau und ſo dicht iſt, daß er am Stahle Feuer giebt. Er hat einen muſchlichten Bruch, aber noch die blätterige Struktur des Schiefers. Er nennt ihn Jaſpisartigen Schiefer, und aus den häufig angeſtellten Beobachtungen ſollte man ſchließen, daß dieſer Schiefer zunächſt über dem Granite liege. Weiter vorwärts auf der Höhe des Bruchbergs findet man weichern Schiefer, der am Stahle kein Feuer giebt. Zwiſchen beyden Arten findet man jedoch keine Grauwacke; dagegen findet man von da an, wo der Schiefer milder wird, Sandſteine von der Beſchaffenheit des Pirnaiſchen, und nur an wenig Stellen Glimmer mit ihm vermengt. Die ganze Lage dieſes ununterbrochenen Rückens, etwa vom

Fuße

Fuße des kleinen Brockens bis zu ſeiner vordern Spitze gegen Herzberg hin, beträgt höchſtens 4 ſtarke Stunden in gerader Linie. Dies alles nennt unſer Hr. Verf. Bruchberg, deſſen obere etwas kleinere Hälfte, mit der er an den kleinen Brocken anſchließt, Granit, die untere Hälfte aber Schiefer iſt. Nur am Fuße, wo er an die neben ihm liegenden Berge angrenzt, findet man abwechſelnd Grauwacke oder ein anderes thonigtes mit Hornblende vermengtes Geſtein, und unten an ſeiner Spitze gegen Abend auch Sandſtein.

Von dem kleinen Brocken gegen Mittag ziehen ſich bey dem Dorfe Schirke vorbey gegen Elend hin mehrere bloßſtehende Felſengrupen von Granit, der eben ſo beſchaffen iſt, wie der am Brocken; nur iſt der Feldſpath darin mehr fleiſchroth gefärbt. In der lezten Gegend bey Elend wurde in den Jahren 1781 u. 1782 eine Eiſenhütte gebauet. In dem dabey angelegten Steinbruche fand man im Granite ſchwarzen und grünen Schörl, der ſehr feinnadelicht war, auch die reinſten regelmäßigſten Quarzcryſtalle; und in mehrern Druſen cryſtalliſirten fleiſchrothen, auch milchweißen Feldſpath, wie im Granite zu Baveno. Vermuthlich ſind dieſe Veränderungen an den bloßſtehenden Felſen durch Feuchtigkeit und Sonne bewirkt. Denn tiefer gegen das Innere der Klippe ſind dergleichen Veränderungen, beſonders von dem beygemiſchten grünen Schörl, ſo viel man bemerkt hat, weniger vorgekommen. Auch

die

die Schnarcher am Barenberge, welche das Titelkupfer abbildet, ſind mit etwas grünem Schörl gemiſchter Granit; nur iſt der Feldſpath blaſſer, vielleicht, weil er der Verwitterung mehr ausgeſezt iſt. Gleich über der neuen Eiſenhütte bey Elend beſteht das Gebirge aus ſehr glimmerreichen Thonſchiefer und mächtigen Gängen und Flötzen von Eiſenſtein. Es zieht ſich von hier bis Blankenburg hin, und enthält manche Sorten von ſchönen Marmor und auch manche ſchauervolle Höhlen, worunter die Baumannshöhle die bekannteſte iſt. Hin und wieder findet man hier in dem kalkartigen Geſteine eine ungeheure Menge theils weiſſer, theils gelber und eiſenſchüßiger Conchylien. Man nennt dieſe eiſenſchüßigen Kalkſteine Kuhriemen, und gebraucht ſie als Fluß bey dem Eiſenſchmelzen.

Dies mag zur Probe dienen, wie der Hr. Verf. die verſchiedenen Gegenden des Harzgebirges durchnimmt. Genauere Kenntniſſe davon wird ſich doch der Liebhaber der Naturgeſchichte gern aus dem Werke ſelbſt zu verſchaffen wünſchen. Oft glaubt man bey Durchleſung deſſelben, der Hr. Verf. ſey etwas zu bedenklich, eine beſtimmte Schlußfolge aus den Vorderſätzen zu machen. Wenn man indeß weiß, wie oft die Erfahrung unſere zu kühne Schlüſſe widerlegt: ſo kann einem Manne, dem es blos um Wahrheit zu thun iſt, und der durch ſeine angeſtellten Beobachtungen Andere vielmehr zum weitern Nachforſchen aufmuntern, als

durch

durch Machtſprüche ſicher und unthätig machen will, dieſe Behutſamkeit nicht anders als zum Lobe gereichen. Am Schluſſe iſt noch eine Erklärung der Kupfer angehängt, und zwar:

A, der Vignetten, welche bloßſtehende nach der Natur aufgenommene Felſen vorſtellen, nämlich

1. die Schnarcher, zwey Granitfelſen auf dem Barenberge.

2. den Hübichenſtein, einen Kalkfelſen am Iberge ohnweit der Communionbergſtadt Grund.

3. einen Steinbruch an einem der bloßſtehenden Granitfelſen unterhalb dem Dorfe Schircke, die Feuerſteine genannt.

4. die Hans-Kühnenburg, einen Sandfelſen auf dem Bruchberge.

5. einen Gipsfelſen aus den Ufern der Säſe, unterhalb Oſterode.

B. Der größern Kupfertafeln ſind insgeſammt achte.

Die 1ſte bildet die Schiſſelberger Klippe, einen Kalkfelſen am Iberge, und einen Steinbruch im Grauwack- und Schiefer-Gebirge hinter dem Zellbach zu Klausthal ab.

Auf der 2ten iſt ein Gang nach ſeinem Fallen vor einem Stroſſenſtoße auf der Grube Juliane Sophie,

phie, am Schulenberge des Communion-Oberhar-zes abgebildet;

Die 3te liefert eine genaue Copie aus einem Gange auch am Schulenberge des Communion-Oberhar-zes, worauf unter dem Namen Alter Glückorad die Grube St. Urban den Bau betreibt; und

die 4te a) die Copie eines Ganges im Iberge vor einem Orte des Magdeburger Stollens. b) eine gleiche Copie vor einem Streckenorte der Grube Andreaskreuz zu Andreasberg. c) die Copie eines Gangs vor einem Streckenorte der Grube Juliane Sophie, am Schulenberge. d) den Bau auf der Grube drey Weiber in dem Churſächſiſchen Bergamtsreviere Marienberg, ſowohl von oben nieder, als von der Seite. Auf allen dieſen Kupfern iſt nicht nur das Geſtein nach ſeiner natürlichen Farbe vorgeſtellt, ſondern auch die Stellen, wo das Erz liegt, ſind ſogar mit ſolchem Erzſtaube beſtreuet, oder mit Metallfarbe ausgemahlt.

Die 5te Tafel A iſt eine große Situationskarte der Gegend um Klausthal und Zellerfeld im einſeitigen und Communion-Oberharze bis Wildemann mit dem großen lateiniſchen Alphabete für die Berge, Thäler und Flüſſe; mit dem kleinen lateiniſchen für die Städte, Teiche und Künſte; und mit gemeinen Ziffern für die Schachte, ſowohl auf dem Stuffenthaler und Spiegelthaler Zuge, als

auch

ſtaunen darüber bezeugen, Harry, daß deine Neigungen ſich ſo weit von dem edeln Flug aller deiner Vorältern entfernen. Du haſt durch deine rohe Lebensart deinen Plaz im Staats-Rath verlohren, der nun durch deinen jüngern Bruder erfullt wird; du haſt die Herzen des ganzen Hofs, und aller Prinzen von meinem Blut verlohren. Niemand hoffet oder erwartet etwas Gutes von deiner Zeit, und jede Seele ſagt ſich ſelbſt prophetiſch deinen Fall vorher. Hätte ich deine Sitten gehalt, hätt' ich in den Augen der Welt mich ſo gemein und verächtlich gemacht, durch eine ſo pöbelhafte Geſellſchaft mir ſelbſt meinen Werth benommen; die Meynung, die mir zur Crone half, würde dem vorigen Beſizer treu geblieben ſeyn, und mich in ruhmloſer Verbannung, unbemerkt und in der Menge des verdienſtloſen Hauffens, verlohren, vergeſſen haben. Aber da ich ſelten geſehen wurde, erſchien ich niemals, ohne wie ein Comet, jedes Aug' auf mich zu ziehen. Die Väter ſagten dann zu ihren Kindern: Diß iſt er! Wo, wo? fragten andre; welcher iſt Bolingbroke? Und dann ſtahl ich, wie ein andrer Prometheus, dieſe huldreiche Leutſeligkeit vom Himmel, dieſes göttliche Feuer, wodurch die Könige die Liebe ihrer Unterthanen nähren, entzog die Herzen des Volks durch die Demuth, in die ich mich einkleidete, ihrem Oberherrn, und empfieng lautes Zujauchzen und frolokende Grüſſe, ſelbſt in der Gegenwart des gekrönten Königs. Auf dieſe Art erhielt ich mich immer friſch und neu in den Augen der Menge; und meine Gegenwart, mit deſto gröſſrer Pracht

begleitet,

auch der Lehnſchaften. Auch die ſämmtlichen Grubengebäude, ſowohl des Burgſtädter als des Thurm Roſenhofer Zuges ſind mit ſolchen Ziffern bezeichnet.

Angehängt iſt an dieſer Situationskarte Tab. V B. welche drey Durchſchnitte der reichſten Gegend des Gebirgs auf dem Burgſtädter Zuge, wo die Carolina, die Dorothea und die neue Benedicta liegen, vorſtellt.

Die ſechſte Tafel ſtellt einen Durchſchnitt vom Rammelsberge von dem Thore der Stadt Goslar an.

Die 7te die von einem Ruthengeher angegebenen Gänge über das edle Gebirge zu Sachſenburg, und

die 8te eine Situationskarte von dem Eliſabether Zuge und dem tiefen Gideonſtollen im Churſächſiſchen Bergamtsreviere Marienberg vor.

Das Werk koſtet funfzehn Rthlr. acht ggr. Es wird auch in Franzöſiſcher Sprache, und ein Auszug mit den Kupfern auch beſonders für ſechs Rthlr. ausgegeben.

Inhalt des dritten Vierteljahres.

Julius.

I. Der Raub der Helena. Aus dem Griechiſchen des Koluthus. S. 3

II. Pindars fünfte Iſthmiſche Hymne auf des Phylakidas, des Aegineters, Pankrazionſieg. 23

III.

III. Kleine Wanderungen durch Teutſchland, in Briefen an den Doctor K*. (Fortſetzung.) S. 30
IV. Von der Divina Commedia des Dante. S. 56
V. Horazens Erſte Satyre des Zweyten Buches. S. 77
VI. Etwas zum Behuf des Nachdrucks mit Anmerkungen des Herausgebers. S. 85

August.

I. Pindars fünfte Nemeiſche Hymne auf den Pankrazionſieg des Pytheas. S. 97
II. Verſuch über die Aufklärung des Landmanns S. 108
III. Virgils fünfte Ekloge frey überſetzt. S. 132
IV. Ueber Taubſtumme. S. 137
V. Der Hausvater. Ein Geſpräch von Torquato Taſſo. S. 161
VI. Ueber den allerhöchſten Beſcheid Sr. Kayſ. Maj. auf die Vorſtellung der K. K. Studien und Cenſur-Hofcommiſſion den Bücher-Nachdruck betreffend. S. 177
VII. Von einer neuen Ueberſetzung der Ovidiſchen Verwandlungen. S. 186

September.

I. Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftſteller in Abſicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen und Urtheile über Nationen, Regierungen und andre politiſche Gegenſtände. S. 193
II. Pindars zweyte Nemeiſche Ode auf des Timodemus, des Athanaiers, Pankrazionſieg. S. 207
III. Fortſetzung d. Hausvaters des Torquato Taſſo. 229
IV. Hanau und Wilhelmsbad, aus dem Briefe eines Reiſenden. S. 246
V. Flüchtige Poeſien. S. 258
VI. Hrn. F. W. H. v. Trebra Erfahrungen vom Innern der Gebirge. S. 268

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1785.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

October, 1785.

I.

Pindars vierte Nemeiſche Ode
auf des Timoſarchos, des Aigineten, Sieg im Ringekampf.

Der Werth eines Ruhm-Liedes zur belohnenden Erheitrung des Helden, und zur Verewigung ſeiner Thaten, macht d Eingang der Ode. V. 1—21. — Auch der Vater des Helden, Timokrit, würde ihn, lebte er noch, in Hymnen preiſen, welcher ſelbſt in mehrern Wettſpielen ſiegte, zu Kleone, Athen und Theben, V. 21—39. — Der Ausdruck für Theben „Burg des Herakles„ veranlaßt ihn bey den Thaten des Herkules zu weilen, die er mit dem Telamon gemeinſchaftlich verrichtete, V. 40—52. Dies bleibt zwar immer ein Seitenflug der lyriſchen Phantaſie: aber da Telamon ein Aeginete iſt, ſo iſt er doch nicht ſo ganz gewaltſam und erzwungen. — V. 53. eilt der Dichter zurück auf ſeinen Hauptgegenſtand, die Aegineten; und verweiſt ſich ſeine Ausſchweifung ſelbſt, weil das Gedicht noch vorm Neumond fertig ſeyn müſſe V. 53.

— 57. und weil ſeine Feinde ihn ohnedies ſchon wegen ſeiner Diareſſienen tadelten, V. 58—63; aber ſein fortdauerndes natürliches Dichtertalent werde ihre Anfalle auf ſeinen Ruhm zu Schanden machen, V. 64—70. — Er fährt daher mit ſtolzer Ruhe fort, die groſſen Vorfahren und Verwandten der Aegineten V. 71—111. zu beſingen, den Teukros, Ajax, Achill, Neoptolem, Peleus. Bey dem Schickſal und den Thaten des Peleus, beſonders bey der Geſchichte ſeiner Vermählung, verweilt er am längſten, V. 88—111. Als nun des Dichters bewegte Phantaſie alle Bilder der Thaten der Aegineten aufgeregt, ſo ſchwindelte ſie im Drange derſelben. Der kühlere Verſtand beruhigt ſie daher wieder mit dem Gedanken an die Unmöglichkeit, ſie alle zu ſchildern, V. 112—117. Und ſo kehrt dann der Dichter im gemäßigtern Fluge zum Timoſarch zurück, V. 118. Er erhöht deſſen Ruhm durch das Angedenken an die Siege der Vorfahren aus ſeiner Familie, V. 118—129. und durch Beſingung des Kalliklés, ſeines Oheims von Mutterſeite, der ſelbſt auch in den Iſthmiſchen Spielen geſiegt hatte, V. 129—147. und endlich, indem er ſich auf den Mileſias, den Kampflehrer des Timoſarchs, beruft, der die Verdienſte des Siegs ſeines Lehrlings am treffendſten zu würdigen und zu erheben wiſſe, V. 148—156.

Stro-

Strophe 1.

Der 1) mächtigſte Arzt vollbrachter Arbeiten iſt Fröhlichkeit; aber wenn die Geſänge, die weiſen Töchter der Muſen, ſie ſchmeichelnd umfahen, ſchmilzt ſie im ſanften Entzücken dahin. Nicht ſo erquicket 2) das wärmende Bad die matten Glieder, wie der Ruhmsgeſang, der das Getöne der Zither geleitet. Nicht wie die Thaten ſinket hinab in das Grab der Zeit der unſterbliche Geſang, wenn er nur aus tiefer Quelle der Seele mit der Grazien Huld der Zunge des Weiſen entſtrömt.

1) Mit dieſem Anfange vergleiche man den Anfang der erſten Pythiſchen Ode, welche überhaupt eins von Pindars Meiſterſtücken iſt. Der Dichter hat dort den nakten Gedanken der hieſigen Stelle mit mehrerem Schmuck, Mannichfaltigkeit und Allgemeinheit, und mit mehr dichteriſcher Maſchinerie behandelt. Man ſehe Schneiders Zergliederung des vortreflichen Baus dieſer Ode, und deſſen Räſonnement über den Anfang derſelben, im Verſuch über Pindar. S. 88 — 92.

2) Ich halte mit Heyne τερξιν oder τερψιν für die richtige Lesart, ſtatt τευχειν. Denn 1 in τερψιν (madefacere) liegt der Nebenbegriff des Erfriſchens, Erquickens, Stärkens; 2) iſt es auch ein übliches Bild für die Gedichte, und paßt hier alſo gut zur Vergleichung. — Ein Weiſer heißt im Pindar ein Dichter.

Gegenſtrophe 1.

O daß auch ſo 3) meinem Geiſte entrauſchte die frohlockende Hymne, Zeus dem Kroniden, der Nemea, und des Timoſarchos Ringekampf zum Preis! Huldreich empfahe ſie der Aiakiden hochumthürmte Burg, 4) der Pilgerſchützenden dicke alles erleuchtende Fackel! Ja, 5) wärmte noch der kraftbeſeeleten Sonne Strahl den Timokritos, deinen Erzeuger, den melodienreichen Sanger der Zither, würde er oft meinem Geſange horchend mit herabgeneigetem Ohr hinabrauſchen die ſiegprangende Hymne,

Epo-

3) το muß man auf [illegible] N. 10. beziehen.

4) Die Inſel und deren Hauptſtadt Aegina. — Ich leſe Δικᾳ (nicht δικᾳ) und nehme es hier für die Göttin der Gerechtigkeit. ſ. Ol. 8. 28. f.; wo es heißt: Aegina verehre vor allen Göttern die Glückesſchöpferin Themis, die im Rathe der Götter neben dem gaſtlichen Jupiter ſitzt. Dadurch erhält auch unſer ξυνοπτᾳ; Licht; und aus beyden Stellen erhellet, warum Pindar Pyth. 8. die Ode auf einen Aigineten mit einem Anruf an die Göttin der Ruhe und Friedfertigkeit, die Städte-erratzende Tochter der Gerechtigkeit, wie er ſie nennt, macht.

5) Der Sinn iſt: lebte dein Vater noch, ſo würde er, da er die Zither ſpielen konnte, meinen Geſang accompagniren können, oder ſo würde er dir meine Hymne oft vorſpielen. — κλάδας nehm' ich für maleriſchen Ausdruck des nach den Tönen der Zither ſich herabneigenden Ohres. — Vielleicht κελαδησαι oder κελαδησας?

Epodos 1.

Die [6]) von Kleonais Kampfgefilde [7]) die Kette ruhmumflochtner Kränze daherführte, und von der glänzenden Athene und von der ſiebenpfortigen Thebe, weil ihn [8]) ſelbſt einſt die Kadmeier beym prangenden Grabshügel

6) Pindar perſonifizirt hier den Siegesgeſang, und ſchreibt ihm eine Handlung zu, die er eigentlich nur bekannt macht und auf die Nachwelt bringt. Wäre dieſe Erklärung nicht dichteriſcher, ſo dächt ich, könnte man mit dem πεμψαντα ohne alle gewaltthätige Correction wohl fertig werden: man löſe nur den metriſchen Bau ſo auf: πατηρ κελαδησε ὑμνου καλλινικου, πεμψαντα τε ſc. κελαδησε d. h. σε τε (Timoſarch) κελαδησε, ὁ ἐπειμψας ἐσθλον τερ. ἀπ' κλ. ἀγων. Beſſer läſe man freylich alsdann κλεεννικου δ' ἀπ' ἀγ.

7) d. h. aus den Nemeiſchen Spielen. Denn Kleone iſt eine kleine Stadt unweit der Ebne, auf welcher die Nemeiſchen Spiele gehalten wurden. — In Theben wurden an den Grabmälern der einheimiſchen Helden, des Amphytrions, Herkules, Jolaus Spiele gehalten. Dieſe meynt Pindar im folgenden. Weil Theben die Vaterſtadt des Herkules war, ſo nennt er ſie auch bald nachher die glückſelige Burg des Herakles. — Damm glaubt fälſchlich, es ſey in der ganzen Stelle, auch im Anfange des Epodos 1., nur die Rede von Siegen, die der Vater erhalten.

8) ihn (νιν) muß, ſo wie die ganze Stelle, von hier bis zu Ende des Epodos 1. auf den Vater gehen. Denn da Pindar den Sohn vorher angeredet, ſo müßte es σε heißen.

hügel Amphitryons wetteifernd ſchmückten mit Blumen, zu verherrlichen Aiaine: 9) denn er eilte ein Freund zu Freunden dahin in die gaſtliche Stadt, die glückſelige Burg des Herakles;

Strophe 2.

Mit welchem 10) einſt der ſtarke Telamon Troja zertrümmerte, mit welchem er die Meroper 11) und den

heißen. Der Zuſammenhang mit dem vorhergehenden iſt alſo: da dein Vater ſelbſt einmal in Wettſpielen zu Theben geſiegt, ſo würde er das Glück deiner Siege um deſto mehr zu ſchätzen wiſſen, und deſto theilnehmender beſingen. — [illegible] ſagt Heyne, iſt eine harte Abänderung der Conſtruction für [illegible]. Wohlan! Könnte man nicht hinter [illegible] das Kolon ſetzen, es hinter [illegible] wegſtreichen, und die Worte mit dem folgenden verbinden: denn dein Vater ſiegte ja ſelbſt einſt im ſiebenpfortigen Theben am Grabhügel u. ſ. w.?

9) Die alte Fabel macht nämlich Aeaine, die Nymphe, von welcher die Stadt und Inſel den Namen haben ſollte, zur Schweſter der Nymphe Thebe, von der Theben benennt war.

10) ſ. Iſthm. 6, 46 f.

11) Bewohner der Inſel Kos, die dem von Seeſturm ergriffenen Herkules nicht verſtatten wollten anzulanden. Er überwältigte ſie aber, plünderte ſie, und führte die ſchöne Tochter des Fürſten Eurypylos, Chalkiope, mit ſich hinweg. — [illegible], ein Rieſe, der ſich auf der Korinthiſchen Landenge aufhielt, und vom Herkules erlegt

begleitet, ie seltner sie war, schien jedesmal ein öffentliches Fest, das mit allgemeinen Freuden-Zeichen gefeyrt wurde. Der hüpfende König trabte indeß in einer Gesellschaft von Hofnarren und schaalen Witzlingen, (wie dürre Reiser gleich angezündt und gleich verbrennt,) auf und nieder, vergab seine Königliche Würde, mengte sich unter unbärtige Spaßvögel und Geken, und erlaubte ihnen seine Majestät durch Scherze und unanständige Vertraulichkeit zu entweihen; er ließ sich, wie die gemeinsten Pflastertreter, in allen Gassen sehen, und sättigte die Leute durch seinen täglichen Anblik so sehr, bis er ihnen ekelhaft wurde. Mußte er sich hernach bey öffentlichen Anläsen sehen lassen, so ward er nur, wie der Gukguk im Brachmonat, gehört, nicht geachtet; gesehn, aber mit dem nachläßigen Blik, der über einen alltäglichen Gegenstand hinweggleitet; nicht mit dem weitoffnen wundervollen Auge, das auf die sonnengleiche Majestät geheftet wird, wenn sie selten aus ihrer Verhüllung hervorglänzt; sondern mit schläfrigen, gesenkten Augliedern, mit dem düstern verdrießlichen Blik, den man auf einen Feind wirft, von dessen Gegenwart man belästigt, gedrükt und überfüllt wird. Und in eben dieser Linie, Harry, stehst du. Du hast deine fürstliche Vorrechte verlohren, indem du dich niederträchtiger Gesellschaft Preiß gegeben hast. Nicht ein einziges Auge, das nicht deines alltäglich gewordnen Anbliks überdrüßig ist; das meinige ausgenommen, das dich zu sehen verlangt hat, und nun, wider meinen Willen, von den Zeichen einer allzugroßen Zärtlichkeit überfließt.

Prinz

den großen Kämpfer Alkyoneus würgte. Es hatte freylich die Schreckengestalt schon zwölf Viergespann samt vierundzwanzig drauf herfahrenden Rossebändigenden Heroen mit dem sausenden Felsen in den Staub gestürzt; aber wer zeihet auch nicht der Kampfunverzagtheit den Mann, der des Spruches Wahrheit nicht faßt: es muß der Thatenvollbringer auch sein ein Leidenduldner?

Gegenstrophe 2.

Doch zurück! zurück, von der Thatenbahn dieser Helden! Es gebeuts der Hymne 12) Gesetz, es gebieten die sich drängenden Horen; denn es fasset gewaltig der Wonnewunsch mein Herz, den Neumond mit der Hymne zu begrüßen. Zwar 13) hat dich des

leat ward, nachdem er vorher viele seiner Begleiter mit großen Steinen todt zu Boden gestreckt.

12) welche doch eigentlich nur bestimmt ist, den Siegerr Timasarch zu besingen. — Horen sind die Göttinnen der Zeit. Hier liegt der prosaische Begriff Stunden darin. — Der erste Tag des Monats war gewöhnlich ein feyerlicher Tag; an diesem wurde also wahrscheinlich das Siegsfest gegeben, an welchem denn die Hymne sollte abgesungen werden.

13) Der Sinn ist: meine Phantasie von den Reizen des Spiels vom Herkules und Telamon verführt, ist fast schon zu weit in Bearbeitung desselben gegangen, ja steht im Drange der Vorstellungen von ihren Thaten noch länger dabey zu weilen; aber mir die Versäumung

der

Pontus Fluth mit hohen Wogen umlagert; aber auf! entreiße dich kühn ihrem Strudel: dann wirſt du erhaben über deine Feinde von deiner glänzenden Höhe herabſchaun; dann wird jeglicher, der neidiſch zu dir aufblickt, vergebens Gedanken des Verderbens hinaufwälzen zu dir. Denn ſiehe! ſie ſtürzen kraftlos in den Abgrund hinab.

Epode 2.

Aber wahrlich mir wird die heraneilende Zeit bis ans Ende erhalten die Geiſteskraft, die mir einmal Fortuna, die Allherrſcherin, beſchied. — Auf dann! o ſanfte Zither! auf! und liſple mir ſchnell in Lydias 14) Harmonien ein Lied, das da ſey die Wonneluſt der Oinone 15) und der Kypros; wo Teukros, der Telamonis

der Ausſchweifungen dieſer Ideenreihen zu Schanden zu machen, kehr ich zu meinem Sieger zurück. Damm ſucht in dem Bilde der Fluth den noch vorhandenen Reichthum der Erzählungen von Theben und Regine, den Pindar noch bearbeiten konnte, wenn er wollte.

14) Die Lydiſche Tonart war die weichſte, ſanfteſte und angenehmſte, und alſo die Tonart der Grazien.

15) Oenone, der alte Name von Aegina. — Teuzer, Telamons Sohn, aus der Inſel Salamis, Athen gegenüber, gieng mit einer Kolonie nach Cypern, und legte da eine Stadt gleiches Namens mit ſeiner Vaterſtadt Salamis an. — Ajax war der Bruder des Teuzer. Da er ſich aber bey Troja in der Raſerey über die ihm von Ulyſſ geraubten Waffen Achills erinnerte, ſo muß

hier

monide, fern von ſeinem Vaterlande thronet. Aias ſchützet das vaterländiſche Salamis;

Strophe 3.

Das ſtrahlende Eiland im Eugeniſchen Pontos bewahret Achilleus; in'eſ Thetis Phthia beherrſcht und Neoptolemos die wagenzerreiſſende Epiros, wo hohe Vorgebirge, die Mährer der Rinder, ſich lagern von Dodona bis zu Jonias Fluthen. — Und ergriff nicht Peleus, an des Pelios Fuße, Iolkos mit feindſeliger

hier das Herrſchen auf Salamis von den Nachkommen des Aiax zu verſtehen ſeyn, wie Damm meynt. Denn von dem Sohne des Aiax, Eurysakes, erbte die Regierung fort auf ſeinen Enkel Philäus, der die Inſel den Athenern, die ihn mit dem Attiſchen Bürgerrechte beſchenkt hatten, zur Herrſchaft übergab. ſ. Pauſan. Attika. Jedoch da ἐχει auf Achilles bezogen, ſo verſtanden werden muß, daß ſeine Manes noch über dies Eiland walten, daß er alſo als der Schutzgeiſt des Eilandes da verehrt werde, wie Schmidt richtig bemerkt: ſo muß man dem ἐχει herm Ajax wohl eben dieſe Bedeutung geben. — Das ſtrahlende Eiland im Eugeniſchen Pontus iſt eine Inſel unweit der Mündung der Donau, Leuke, die Weiße, genannt, weil ſie ſich in der Ferne weiß zeigte. — Thetis, Achills Mutter. Neoptolem, Achills Sohn. Phthia, Achills Vaterſtadt in Theſſalien. — Dodona, eine Stadt in Epirus. — bis zu Jonias Fluthenlager, d. h. bis ans Adriatiſche Meer, welches aber bey Epirus ſchon das Joniſche heißt.

ger Rechte, ſchlug ſie in der Dienſtbarkeit Feſſeln, und übergab die Sklavin den Haimonern? 16)

Gegenſtrophe 3.

Zwar als der Gattin Akaſtos, der Hippolyte liſtige Schlingen den Helden beſtrickten; 17) da grub ihm des Pelias Sohn im lauernden Hinterhalt mit dem Dolche

16) Pelion, ein Berg in Theſſalien, alſo Iolkos eine Stadt eben daſelbſt. — Haimoner, alte Einwohner von Theſſalien. Iolkos gehörte vorher zum Magneſiſchen Fürſtenthume des Akaſtos. Peleus hielt ſich als Jüngling eine Zeitlang am Hofe dieſes Fürſten auf, wo ſich deſſen Gemahlin Hippolyte in ihn verliebte. Als aber der junge Heros ihrem Wunſche nicht entſprechen wollte, ſo verläumdete ſie ihn bey ihrem Gemahl, als habe er ihre Tugend zu verletzen geſtrebt. Akaſt veranſtaltete drauf, daß er plötzlich von reißenden Thieren angefallen wurde. Aber die Götter, die Belohner ſeiner Tugend, ſchickten ihm ein Schwerd, mit dem er jene alle erlegte. Dann zog Peleus im gerechten Grimme in Theſſalien Mannſchaft zuſammen, und nahm dem Akaſtes Iolkos weg. ſ. Nem. 3, 53. 5, 43. Isthm. 8, 88.

17) Ich habe hinter αἰ μονόσσιν ein Punkt geſetzt, um die Worte ἄκμητος — χρυσαμένᾳ, hinter welchem ich den Punkt wegſtreiche, mit dem folgenden zu verbinden. In der Ueberſetzung hab' ich die alte Lesart nach Heynens Erklärung beybehalten; glaube aber doch, daß es entweder χρυσαμένης oder Ἀκάστου heißen müſſe. Letztres gefällt mir noch beſſer.

Dolche des Daidalos 18) das Grab des Todes. Aber es verjagte ihn 19) Cheiron, und enthüllte dem Peleus den Zeusbeſtimmeten Rathſchluß. 20) Denn nachdem er beſtanden die allverzehrende Flamme, beſtanden die reiſſenden Klauen und die Wuth der gräßlichen Hauer kühnkämpfender Löwen:

Epo-

18) Daidalus, ein groſser Künſtler. Alſo iſt der Sinn des Bildes: Pelias Sohn, Akaſtus, wollte ihm durch Liſt aufs ſchleunigſte das Leben rauben. Vielleicht war es gar eine ſprüchwörtliche Redensart: einem mit dem Dolche des Dädalus den Tod bereiten, für: hinterliſtig und ſchleunig ermorden.

19) ihn, nämlich den Tod, oder den Akaſtus.

20) nämlich, daß er noch der glückſelige Gatte der Thetis werden ſollte. — ἐκεῖνον iſt offenbar Chiron, und μοῖρα ἐκεῖνον der Accuſativ. Damm aber nimmt es für den Nominativ, ſurrlirt λόχος oder θάνατος zu ἐκεῖνον, und überſetzt: und ſein von Zeus ihm beſtimmetes Schickſal rettete ihn. — Thetis weigerte ſich, ſogleich dem Peleus ihre Hand und Herz zu geben. Sie verwandelte ſich bey der wiederholten Annäherung des Peleus allemal in andre fürchterliche Geſtalten; und als Göttin konnte ſie das: z. B. in Feuer, in eine Löwin, die ihn mit aufgeriſſenen Rachen und ausgeſpreiteten Klauen bedrohte u. ſ. w. Er beſtand dieſe Abenteuer, und ward endlich ſeines Wunſches gewährt. Ein Sinnbild der liſtigen Tergiverſazionen auf Seiten der Thetis und der ausduldenden Beſtändigkeit auf Seiten des Peleus. — Der Plural Löwen ſteht zur Erreichung mehrerer Gröſse dichteriſch für den Singular.

Epodos 3.

Da ward die eine der erhabenthronenden Nereiden seines Kampfes Lohn; da gelang es ihm zu erblicken die schöngegründeten Throne, 21) von welchen die Herrscher des Olympos und des Pontos Gaben und Herrschermacht ihm und seinen Enkeln darreichen. — Doch nicht fürder! nicht fürder! jenseit Gades 22) hinaus ist der Ozeanos unpflügbar. Auf dann! und wende die Waffen des Kiels zurück nach Europos Feste. Denn wie vermagst du zu durchfurchen die Thatenfluth der Erzeugten des Aiakos?

Strophe 4.

Den Theandriden 23) zum Preis gelobt' ich, ein eilbeflügelter Herold ihrer Gliederstärkenden Kämpfe, hinzuwandeln nach Olympia und auf Isthmos und in Nemeas Hayn, von wannen sie mit erprüfter Heldenkraft nicht sonder Ruhmbefruchtete Kränze zurück nach der Heimath kehrten. Es halleten ja, die Siegesgesänge

21) nämlich bey seinem Hochzeitmahl, wobey sich alle Götter befanden, und Geschenke darbrachten. Im Katull ist ein herrliches Epithalamium auf diese Hochzeitfeyer der Thetis und des Peleus.

22) Die ganze Stelle erhält Erläuterung aus Nem. 3. Anm. 9.

23) Der Stammvater des Hauses, zu dem Timasarchos gehörte, war Theandros; und dieses Haus zählete viele Sieger.

gesgesänge deiner Väter, o Timosarch! (Fama sprichts) deinen Siegesgesängen voran. 24) Ja gebeutst du es, daß ich nach deinem mütterlichen Oheim

Gegenstrophe 4.

Gründe den Pfeiler des Ruhmes, glänzender denn Marmor auf Paros — denn wie das Flammengesäuberte Gold ringsum Stralen erhebt; so erhebet der Gesang, der Biederthaten Verkünder, den Held zu der Göttergleichen Höhe der Erdenfürsten empor — Ja, gebeutst du's, so rausch' ihm noch die preisliche Hymne drob in des Acherons Behausung hinab, daß 25) er in dem Kampfe des Dreyzackschüttelnden Wogendonnerers mit Korinthischem Eppich sich kränzte.

Epodos 4.

Ihn wird dann noch preisen mit entzückter Seele dein Urvater, o Jüngling! Euphanes, 26) der ehrwürdige

24) Herr Hofr. Heyne erklärt das πρεσβύτας. — Für ων muß man wohl lesen νιν oder μιν.

25) ἐν ist hier nicht passend genug. Vielleicht ἐς oder ἐπί? Oder es müste heißen: meine Hymne soll ihm da tönen, wo er sich — kränzte, d. h. in den Isthmischen Spielen.

26) der Großvater des Timasarchs von mütterlicher Seite, und also der Vater des Kallikles. Euphanes war selbst ein Dichter. Wenn man die Stelle vom Gesange des Euphanes versteht, in welchem er noch in der Unterwelt seinen Sohn preisen wird, wenn er hört, wie sehr die

dige Greis. — Der eine erfreuet ſich dieſer, der andre jener Zeitgenoſſen, als Zeugen ſeiner Thaten. 27) Aber

die Nachwelt ihn noch ſchätzt: ſo braucht man nicht mit Pauw und Heyne ἀνεσαν für ἀνεστιν zu leſen.

27) ἀλλους gefällt mir eigentlich nicht recht. Gienge wohl ἀγχιστους an? Die Verſchiedenheit der Zeitgenoſſen paßt nicht hierher; aber wohl die Verſchiedenheit der Fortpflanzer des Ruhmes, Seher, Hörer, Redner, Dichter, Geſchichtſchreiber, Künſtler. — Den ganzen Gedanken verbind ich mit dem Folgenden. Der Sinn iſt: Zeitgenoſſen erhalten das Andenken rühmlicher Thaten; aber die Augenzeugen unter ihnen bleiben immer die ausdrucksvollſten, treffendſten und erhabenſten Lober. Ein ſolcher iſt Meleſias, der den Timoſarch in der Kämpferkunſt unterrichtete, und ihn auch ſelbſt fechten ſah. Wenn er von der Kämpferkunſt, und beſonders vom Kampfe des Timoſarchs ſpricht, ſo iſt alles Ohr, und kein Dichter waags mehr, mit ihm in der Schilderung deſſelben zu wetteifern. Oder der Sinn von ἐριδα ἐριζειν kann auch der ſeyn: und kein Kämpfer waags mehr, dem Timoſarch, oder, kein Kampflehrer waags ihm ſelbſt, dem Meleſias, den Rang abzuſtreitten. Für Μελησιαν leſ' ich mit Pauw und Heyne, Μελησιας. Denn auf den Euphanes, der dann das fortdauernde Subjekt bliebe, paſſen viele Umſtände nicht. Meleſias kömmt auch Nem. 6, 110. vor. — Könnte ἐριδα ἐριζειν vielleicht auch heißen, Wetteifer erregen? — Die ganze Stelle bleibt immer, ungeachtet aller Hülfleiſtung der Kritiker, ſchwer und dunkel für uns. Die vizioſe Lesart mag viel Schuld haben; aber einen Theil der Schuld trägt auch wohl

Aber die Thaten, die uns gelungen, gedenken wir ſelbſt mit treffender Wahrheit andern zu verkünden. So ſtürzet des Meleſias Lobeskraft rüklings zu Boden die eiferſüchtige Eris. Spricht er von der Kämpfer-kunſt, wer vermags ſeiner Rede das geſeſſelte Herz zu entringen? Sanft ſchlägt ſein Herz den biedern; aber entflammt harret 28) er auch des Kampfes mit den Rachergrimmten.

Pin-

wohl Pindar ſelbſt. Hätte er aber nur argwöhnen können, daß er nach Jahrtauſenden noch würde ſtudiert werden, ſo würde er vielleicht dieſer Ehre mit etwas mehrerer Deutlichkeit dankbar entgegengekommen ſeyn.

28) Ich habe das Bild, welches in ἀθρόος liegt, ſo gut ausgedrückt als ich konnte. ἀθρόος iſt eigentlich derjenige Kämpfer, welcher, nachdem alle Paare ausgeleſen ſind, allein übrig bleibt, und mit welchem der letzte Sieger von jenen Paaren zu Bewährung ſeines Siegs noch kämpfen mußte. Da dieſer Ueberbliebene wahrſcheinlich heißbegierig auf den endlichen Sieger wartete: ſo ſchildert Pindar in dieſem Bilde den ungeduldigen Grimm, mit dem Meleſias allen ſeinen feindſeligen Nebenbuhlern begegne. — In ποινὰν liegt in der Zuſammenſetzung oft der Begrif der Wiedervergeltung; folglich kann auch hier der Begrif der Rache darin liegen. Sollte es aber vielleicht wiederum, zum zweytenmale heißen, ſo daß Pindar im angefangenen Bilde fortführe, und die Feinde des Meleſias unter dem Bilde des letztern Siegers vorſtellte, der nun noch einmal kämpfen muß, und alſo noch einmal vor Wuth entgrimmt? Dann hätte meine Ueberſetzung ſchon wieder eine Idee des Originals verwiſcht.

Pindars ſechſte Nemeiſche Ode auf des Alkimidas, des Aigineten, Ringerſieg.

Die ganze Familie des Alkimidas war eine Ringerfamilie. Dies kömt dem Dichter zu ſtatten, einen an ſich ſterilen und einfachen Gegenſtand, den er noch dazu durch öftere Behandlung erſchöpft hatte, fruchtbar und mannichfaltig zu machen. Indem alſo des Dichters Geiſt die Vorfahren ſeines Helden durchmuſterte, ſo fand er zwar ſehr viele mit Siegpreiſen geſchmükt, aber er ſahe auch, daß oft Sieger mit Nichtſiegern abwechſelten. Dies wekte in ihm den Gedanken an den Wechſel und die Ungewißheit des menſchlichen Schikſals und an die Schwäche und Unvollkommenheit des Menſchengeſchlechtes. Und ſo entſtand ganz natürlich gerade dieſer Anfang der Hymne, der eine Vergleichung der Größe, Stärke und Unſterblichkeit der Götter und der Schwäche und Nichtigkeit der Menſchen und der Unbeſtändigkeit ihres Schikſals enthält, V. 1. — 13. — Dies wendet er V. 14. auf den Alkimidas und deſſen Vorfahren an. Alkimidas ſiegte in den Nemeiſchen Spielen V. 14. — 26; und trat folglich in die Fußtapfen ſeiner großen Vorfahren, V. 27 — 29. Dieſe und ihre Siege, beſonders im Fauſtkampf (V. 43) beſingt er dann V. 30 — 74. — V. 75. erweitert er dies Sujet noch mehr und kömt auf den Ruhm der Aiakiden, der Fürſtenfamilie Aeginas. Er hebt aber hier

aus

Prinz Heinrich.

Ich werde mich beeifern, mein gnädigſter Herr, künftig mehr ich ſelbſt zu ſeyn.

König Heinrich.

Um alles in der Welt, was du in dieſer Stunde biſt, war Richard damals da ich aus Frankreich zu Ravenſpurg ans Land ſezte, und gerade was ich damals war, iſt Percy jt. Bey meinem Scepter und bey meiner Seele! er hat mehr würklichen Antheil am Staat, als du, der künftige Thronfolger. Ohne Recht, ohne den Schatten eines Rechts füllt er die Felder mit Harniſchen, erhebt ſein Haupt gegen des Löwen gewafnete Tazen, und, ob er gleich nicht älter iſt als du, führt er doch bejahrte Helden und ehrwürdige Biſchöffe zu blutigen Schlachten an. Was für eine unſterbliche Ehre hat er an dem ruhmvollen Douglas eingelegt, deſſen groſſe Thaten und ſeltne Kriegs-Erfahrenheit ihm den Namen des gröſten Feldherrn in allen Chriſtlichen Königreichen erworben haben? Dreymal hat dieſer Hot-Spur, dieſer Kriegs-Gott in Windeln, dieſer unmündige Held, den groſſen Douglas in offner Schlacht überwunden, einmal ihn ſogar gefangen genommen, aber wieder in Freyheit geſezt, und einen Freund aus ihm gemacht, um mit ſeinem Beyſtand den Frieden und die Sicherheit unſers Throns zu erſchüttern. Und was ſagſt du hiezu? Percy, Northumberland, der Erzbiſchoff von York, Douglas und Mortimer, haben einen Bund gegen uns gemacht, und empören ſich -- Aber wem, und wozu erzähl' ich dieſe Neuigkeiten? Wie, Harry, muß ich vielleicht dich ſelbſt, den nächſten an

meinem

aus der groſſen Menge ihrer Thaten blos die Ermordung des Memnons, des Fürſten der Aethioper, durch Achill heraus, wodurch ſie ſich unter den Aethiopern einen furchtbaren unſterblichen Namen gemacht V. 75. — 90. — V. 91 — 99. vertheidigt er ſeine Digreſſion auf das Lob der Vorfahren mit dem Gebrauch älterer Dichter (wenn die Stelle anders ſo zu verſtehen iſt); und kehrt denn endlich V. 100 — 111 zum Alkimidas zurük, welcher der fünf und zwanzigſte Sieger in ſeiner Familie ſey. Er bedauert ihn aber auch, daß er ſich zwar auch zum Olympiſchen Kampf anaeſchickt, aber daß ihm, ſamt dem Timidas das Loos der Theilnehmung an den dortigen Wettkämpfen nicht gefallen ſey; und preiſt endlich den Gymnaſtiſchen Lehrer des Siegers, Meleſias.

Strophe 1.

Eines Geſchlechtes ſind die Menſchen und die Götter. Aus Einer Mutter athmeten a) wir beyde hervor; aber es ſcheidet uns himmelweit Kraft und Stärke von einander.

a) Vielleicht ὅ' ἐπνεομεν? Bleibt es bey πνεομεν; ſo iſt ἐκ μιας μητρος πνεομεν eine Prägnanz, für ἐκ μιας μητρος ζωντες πνεομεν, von einer Mutter (Erde) erhalten wir Leben und Odem. — παντα nehm ich mit Koppe (in der lateiniſchen Ueberſetzung) für παντες. — Ueber die gemeinſchaftliche Abſtammung der Götter von der γαια und dem χαος leſe man Heſiods Theogonie, das älteſte Syſtem der Mythologie.

ander. Denn wir ſinken in den Staub dahin, 2) aber der eherne Himmel bleibt ewig der unwandelbare Wohnſitz der Götter. Zwar nähert uns einigermaßen den Unſterblichen der erhabne Verſtand, und die aufwärtsſtrebende Körpergeſtalt; gleichwohl iſt es uns Tag und Nacht verborgen, wo die Raſtſtätte unſres Laufes uns gezeichnet ſey in dem Buche des Schikſals.

Gegenſtrophe 1.

So zeiget Alkimidas jezt die angeſtammete Heldenkraft

2) Lindner in ſeiner griechiſchen Dichteranthologie, in der Vorrede, will für οὐδεν leſen οὐδος. Da ich dieſe Lesart nur aus der Anzeige des Buchs in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen kenne, ſo weis ich nicht, wie er dieſe Lesart erklärt. Wahrſcheinlich ſo, daß er in den Worten ὁ δε χαλκεος αἰθηρ u. ſ. w. ein Anakoluthon annimmt, und der Gedanke eigentlich ſo fortlaufen ſollte: διηρχται δε (ἀμφοτερους) δυναμει, ὡς (ſo wie) διηρχεται το μεν ὑδωρ, ὁ δε χαλκεος αἰθηρ, ἐς ἀφαλες αἰη ἑδος (θεων) μενει, oder, ὡς διηρχε, δυναμις το μεν ὑδωρ, τον τε χαλκεον αἰθερα, ὁς ἀεΦ. u. ſ. w. Behält man οὐδεν bey, ſo kann man zwar die Redeſtruktur eben ſo auflöſen; aber noch beſſer, dünkt mich, wird man doch das το μεν, bezogen auf γενος, für das Subject, und οὐδεν fürs Prädikat nehmen, und ἐστι ſuppliren: ita ut illud (genus hominum) quidem nihil ſit; nun ſollte folgen: genus deorum vero immortalitate gaudeat. Das trägt aber Pindar, als Dichter, auf den Wohnſitz der Götter über.

kraft 3), gleich der fruchtſchwangern Flur, welche wechſelnd den Menſchen des Jahres Unterhalt reicht und dann wieder ruhend neue Kraft ſich ſchafft. Aus den wonnigen Wettſpielen Nemeas kehrt' er einſt ſchon ein junger Kämpfer zurük; und nun, da er verfolgte das von Zevs beſtimmte Loos, pranget er heer im Ringes kampf, nicht ſonder des Ruhmes Beute 4), gleich dem glüklichen Weidmann.

3) Da ich mir dieſen Gedanken mit dem Schlußgedenken der Strophe von der Unbeſtändigkeit und Ungewißheit des menſchlichen Geſchicks zuſammenhängig denke, ſo nehme ich auch συγγενες nicht für *cognatio cum diis*, wie Heyne, ſondern ſo, wie's im Pindar immer ſteht, für angebohrne Talente. Irre ich, ſo wird es mir ein ſo grofer Kunſtrichter, wie Heyne, gewiß verzeihen. Im Vertrauen auf dieſe Nachſicht wage ich auch folgende Muthmaſſung: 1) muß man nicht in den Worten ἁλὸς — πόνῳ, V. 21 — 26. zwey Siege des Helden dargeſtellt annehmen, da das τὸ erſt ſrät folgt? Ich habe dieſer Muthmaſſung gemäß überſetzt. 2) Wäre nicht die beſte Hülfe, die man der Stelle geben könnte, dieſe: daß man hinter Λαμπώνιδας V. 14. interpungirte, und das συγγενες dann von der ganzen Verwandſchaft des Helden verſtünde, auch wohl τε oder δ' ſυγγενες läſe (doch iſt dies nicht geradezu nothwendig.) und zu Ζεν ſupplirte δος? Dann paßt das Gleichniß, dünkt mich, weit beſſer. Hinter ἐπιχθόνιον bliebe dann das Kolon.

4) ἀμεριος heißt freylich ſonſt fortunae expers, Sophokl. Oed. Tyr. V. 256; ſo wie παλιμπονος: Hom. Il. 3, 182. laeto fato natus (vergl. Scholiaſt. und Heſych.) allein

hier

Epodos 1.

In den Fußſtapfen des Praxidamas, ſeines Großvaters aus gleichem Blut, trat ſein wackerer Fuß daher. Denn dieſer Kampfüberwinder Olympias brach den Aiakiden zuerſt die Siegerzweige an des Alpheus 5) Strom, kränzte ſich fünfmal auf Iſthmos, dreymal errang er Nemeas Sieg. So entriß er den Sokleides 6) dem Strome der Lethe, des Ageſimoches älteſten Erzeugten.

Strophe. 2.

Denn jene drey Helden, 7) welche koſteten des Kampfes Mühen, erſtiegen, mit dem Kampfpreis geſchmückt, den Gipfel der Tugend. Nirgend zeigte der Fauſtkampf eine Heldenwohnung die Verwahrerin mehre-

hier ſcheint mir das ἐν ἀγῶσιν eigentlicher und maleriſcher, und auch in Beziehung auf den Jäger, zu ſtehen. Ich habe die Idee in der Ueberſetzung darzulegen geſucht.

5) Alpheus, ein Strom in Elis, unweit der Stätte, wo die Olympiſchen Spiele gehalten wurden.

6) Der Vater Praxidemas, welcher zwar nie Theil an Kämpfen genommen; da aber ſein Nahme bey den Siegen ſeines Sohnes mit ausgerufen ward, ward er durch dieſen unſterblich. — Lethe Vergeſſenheit.

7) Ageſimachus, Praximidas und Alkimidas. Des Praxidamas Sohn, Theon, zeigte ſich auch nicht in Kämpfen; des Theons Sohn aber war Alkimidas. — Für ὅ τε muß mit Schmidt und Heyne geleſen werden ὅ γε.

mehrerer Kränze innerhalb Grācias Grenzen. Groß iſt dieſer Gedanke, aber ich ſeh' es, er fleucht zum Ziele hinan. 8) — Wohlauf dann, o Muſe! Schnelle von deinem Bogen grad' auf dieß Ziel den Ruhmbefiederten ſtürmenden Pfeil des Geſangs. Denn der vorübergegangenen Männer Edelthaten

Gegenſtrophe. 2.

Heben die Sänger und Lobredner 9) empor. Ihrer ermangeln nicht die Baſſiden. Es kann dies ungeprieſne Geſchlecht herauf führen im Kiele 10) ſeine

 eignen

8) d. h. er iſt der Wahrheit gemäß. Ein gewöhnliches Bild des Pindar. Pyth. 1, 82. Nem. 7, 103. f. — Pfeile ſind dem Pindar Dichterideen, die der Enthuſiasmus ſchnell ausſtrömt. Die Hauptſtelle davon iſt Ol. 2, 149. f.

9) λοιποι wollt' ich aber faſt lieber auch hier für Dichter nehmen, ſo wie es V. 70. ſteht: dann wären ἀοιδοι eigentliche Sänger und Tonkünſtler. — Baſſiden, die Familie des Helden, deren älteſter Stammvater Baſſos geheißen.

10) Sollte Pindar nicht vielleicht in ναυσολιν darauf deuten, daß dieſe Familie auf einem Eilande, und er, der Sänger ihrer Thaten, zu Theben wohne, und alſo durchs Meer von ihnen getrennt ſey? Ich weis wohl, daß hier, ſo wie in ſehr vielen andern zuſammengeſetzten Worten der Griechen, der Begrif des Subſtantivs, und alſo hier des ναυς, auch allenfalls ganz verlohren gehen kann, ſo daß ναυσολιν blos *afferre*, *praebere* bedeute. Allein

ich

eignen ſtolzprangenden Thaten; kann ſie darreichen den Pflanzern der Muſen, aus dieſem Saamen zu erzeugen die Enkomien zahlreicher Hymnen. Denn mit Cöſtusgerüſteter 11) Fauſt überwand beym göttlichen Python der Sproß dieſes Stammes, Kallias, die Luſt der Erzeugten 12) der am goldnen Rocken ſpinnen den Lato;

Epodos. 2

Am 13) Kaſtalia ſtralte er im Antlitz des Heſperos im rauſchenden Grazienchore. Auch verherrlichte ihn die 14) Brücke des raſtloswogenden Pontus, bey der Amphik-

ich nehme im Dichter gern ſinnliche Darſtellung, ſo lange an, als es nur angeht, ohne ins Kritteinde und Abgeſchmackte zu verfallen. — Pflanzer der Muſen, Dichter. Enkomien, Loblieder.

11) Coeſtus waren ſtarke Riemen, welche wie eine Art Handſchuhe herumgeſchlungen, und mit Bley oder Eiſen ausgefüllt waren. Dieſe banden die Fechter um Hände und Arme, und ſchlugen damit auf einander los.

12) Apoll und Diana. Eigentlich meynt aber der Dichter wohl blos den Apoll, dem die Pythiſchen Spiele gefeyert wurden.

13) Ein Quell am Parnaß unweit Delphi. Am Abend wurde der Sieg erſt feyerlich durch den Komos und das Siegermahl begangen. — Grazien heißen beym Pindar oft Sieg, Ruhm, Geſänge u. ſ. w.; alſo Grazienchor, der Chor, der den Sieger durch Geſänge verherrlicht.

14) Der Korinthiſche Iſthmus. Der Sinn iſt alſo: er ſiegte auch in den Iſthmiſchen Spielen. Dieſe wurden alle drey

Amphiktyonen Stierewürgendem Dreyjahrsfeſt, auf dem heiligen Gefilde Poſeidons; und der Eppich des Löwen 15) kränzte ihn einſt als Sieger in den ſchattigten Thälern der grauen Gebirge von Phlius. —

Strophe. 3.

Breite Pfade führen rings umher die Sänger zur Verherrlichung jenes glorreichen Eilandes, 16) ſeit die

drey Jahre dem Poſeidon (Neptun) zu Ehren gehalten, und dabey ſchwarze Ochſen geopfert. — Amphiktyonen hießen eigentlich die Abgeordneten der griechiſchen Städte, die ſich zweymal des Jahrs verſammelten, im Herbſt zu Thermopylae, und im Frühjahre zu Delphi, um ſich über die Angelegenheiten des geſammten Griechenlandes und über die Streitigkeiten einzelner Staaten zu berathſchlagen. Beym Livius heißen ſie *conventus Pylaicus*. Während dieſer Verſammlung wurden auch die Pythiſchen Spiele gehalten, wenn ſie in dies Jahr fielen. Die Amphiktyonen waren alsdann die Kampfrichter. Da aber hier die Rede von Iſthmiſchen Spielen iſt, ſo muß es in allgemeiner Bedeutung ſtehen; und die Vorſitzer und Richter bey dieſen bezeichnen.

15) Der Kranz von Eppich in den Nemeiſchen Spielen, welche zum Andenken der Ermordung des Löwen im Walde Nemea durch den Herkules gefeyert wurden. — Phlius, eine Stadt nahe bey Nemea. — Graue Gebirge, ſehr alte.

16) Aeginas. Der Sinn iſt: die Dichter haben durch die Aeakiden ſehr viel Stoff zu Geſängen erhalten. — Das Loos, nämlich große Kämpfer und Helden zu ſeyn.

Aiakiden ihnen enthüllten ihrer erhabenen Tugenden glänzendes Loos. Fern hin über die Feste und über das Meer trägt des Ruhmes Fittig ihren Namen. Auch zu den Aithiopern ſchwang er ſich hin, als Memnon 17) zur Heimath nicht zurück kam. Denn es ſtürzte ihn der ſchwere Kampf zu Boden, 18) als Achilles dem Streitwagen entſprang.

Gegenſtrophe. 3.

Und ihn, den Sohn der ſtralenden Aurora, mit der Spitze der ſtarkergrimmeten Lanze durchſtach. — Ja, dieſen breitgebahnten Pfad wandelten ſchon die Sänger der Vorzeit. Auch ich verfolg' ihn, von wonnigem

17) Ein König der Aethioper, den Achill, ein Nachkomme des Aeakus, vor Troja erlegte, und dadurch ſich und ſein Geſchlecht auch in Aethiopien berühmt machte. — Unter Aethiopern verſtanden die Alten aber alle gegen Morgen, beſonders in ſüdlichen Gegenden, wohnenden Völker, und folglich auch die Indier. Daher Memnon bey den Alten ein Sohn der Aurora und des Tithons. ſ. Heyne 19 Excurs zum 1 B. der Aeneide.

18) Ich leſe für ὃ τὸν ὃς, und ziehe es auf den Memnon. Lieſt man ὃς und zieht es auf die Aethioper, ſo überſetze man: denn ſchwer fiel des Kampfes Arm auf die Aethioper, als Achilleus dem Streitwagen entſprang. — Wäre der Gedankengang nicht noch bündiger, wenn man läſe: ὅσῳ δεινὸς πονθος ἐμπεσεν; Je größer die Traurigkeit über den Verluſt des Memnon war, deſto größer war Achills Name.

nigem Entzücken ergriffen. 19) Doch keine der Wogen beſtürmet heftiger die Seele des Schiffers, als die am Borde des Kieles ſich wälzt. 20) Drum nehm' ich auf willigen Rücken die Doppelbürde, und wandle daher zu verkünden den glorreichen Sieg welchen zum fünf und zwanzigſten Male

Epodos. 3.

Alkinidos ſeinem geprieſenen Geſchlechte aus den Wettkämpfen, welche die heiligen heiſſen, darbringt. — Aber, ach! zwey Blumen Olympias raubte dir, o Jüngling! und dir, o Timidas, 21) auf dem heiligen Geſil-

19) ἔπορον hab' ich auf ὁδὸν ἀμαξιτὸν gezogen, da man es gewöhnlich auf πολλαπλασίως zieht. — Könnte καὶ nicht für κρατεῖ ſtehen, und καὶ ἄντος ἔχων μέλεται nicht den Sinn haben: ob ich gleich jetzt einen eignen Held aus dieſer Familie zu rühmen habe?

20) Der Sinn iſt: der gegenwärtige Stoff des Geſanges, der neueſte Sieger aus dieſer Familie, muß natürlich meine Seele am ſtärkſten beſchäftigen. — Die Doppelbürde iſt der Ruhm der Thaten der Vorfahren des Alkimidas und der Ruhm ſeines eignen Sieges.

21) Auch einer der Verwandten des Alkinidas. — Da τε nicht vor dem folgenden Worte ſtehen darf, mit dem es das vorige verbindet, ſondern hinter ihm; ſo hab' ich, nach Heynes Vorſchlag geleſen σε τ', ἐκ ποδὸς, Τιμίδα. Der Scholiaſt glaubt, Alkimidas und Timidas hätten, weil ſie ſchon Bärte gehabt, nicht mehr in den Knabenſpielen mit kämpfen dürfen, und wären alſo ein-

mal

Gefilde Kronions des Looſes Vorell. — Auch den Meſſias preiſe, o Geſang! der an Schnelle dem durch die

mal zu Olympia abgewieſen worden. Demnach müßte man κλαρος πρωτευς nicht eigentlich, ſondern unter der Bedeutung Schickſal, Zufall, mit Damm von dem unüberlegten Ausſpruch der Kampfrichter in Olympia verſtehen, welche dieſe beyden jungen Helden unter einem uns unbekannten Vorwande bey den Kämpfen nicht zulaſſen wollten. Durch dieſe Erklärung des Scholiaſten würde auch meine Muthmaſung über V. 21 — 23. einige Beſtätigung erhalten, wo ich zwey Nemeiſche Siege des Alkimidas annahm, von denen er den einen als παις erhalten. Verwirft man aber dieſe Muthmaſung über V. 21., ſo kann man der hieſigen Erklärung des Scholiaſten aus jener Stelle, wo Alkimidas dann noch als jetziger Sieger παις genannt würde, einen Einwurf machen. — Aber bey alle dem zweifle ich doch mit Heren Hofrath Heyne an der Wahrheit der Erklärung des Scholiaſten, und verſtehe κλαρος von dem eigentlichen Loos, durch welches die Kämpferpaare beſtimmt wurden. Auch πρωτευς verſtehe ich etymologiſch, das früher herausgefallen, d. h. das alle andre Paare beſtimmte, und nur den Alkimidas und Timidas am Ende ohne Kompagnons übrig ließ. Doch hier bleibt die Schwierigkeit: wenn Alkimidas und Timidas beyde zuletzt übrig blieben, ſo konnten ja beyde gerade ein neues Paar abgeben. Daher glaub ich, man muß entweder annehmen, daß zwar beyde dieſer Unfall betroffen, aber zu verſchiednen Zeiten; oder man muß die Stelle ſo verbeſſern, daß dieſer Unfall nur von einem geſagt wird, und alſo entweder mit einigen Ausgaben leſen: παιδ' ἐι' ἐκοσφισε Τιμιδαν, oder nach

einer

meinem Herzen und an meinem Thron, auch dich, unter meine Feinde zählen? Du bist fähig genug, aus unterwürfiger feiger Niederträchtigkeit, oder einem Anstoß von Spleen, in Percys Solde wider mich zu fechten; und, wie ein Hund um seine Fersen dich schmiegend, und höflich einen gnädigen Blik von ihm erbuhlend, zu zeigen, wie sehr du abgeartet bist.

Prinz Heinrich.

Denket nicht so, Gnädigster Herr, ihr werdet es anders finden, und der Himmel verzeihe denen, die mich in Eu. Majestät Gedanken so tief erniedriget haben. Aber an Percy's Kopf will ich mich rechtfertigen, und am Schluß irgend eines glorreichen Tages, mit dem Bewußtseyn, daß ich's werth bin, euch sagen, ich sey euer Sohn; und das soll der Tag seyn, er komme wann er will, da dieser Sohn der Ehre und des Ruhms, dieser tapfre Hot-Spur, dieser überall gepriesne Ritter, und euer nichts geachteter Harry, im blutigen Felde zusammen kommen werden. Möchte immerhin jede Ehre die auf seinem Helm sizt, und jede Schmach über meinem Haupte sich verdoppeln! Denn er soll kommen, der Tag, da dieser junge Nordische Held seine glänzenden Thaten gegen meine Verachtung austauschen soll. Percy ist ist nur mein Factor, Gnädigster Herr, der glorreiche Thaten für mich aufhäufen muß; ich will ihn zu einer scharfen Rechenschaft ziehen, und er soll mir jeden Ruhm, nicht den kleinsten ausgenommen, einhändigen, oder ich will ihm die Rechnung aus seinem Herzen reissen. Daß versprech ich im Namen des Himmels hier; und wenn ich lebe, um es

zu

die ſalzigte Fluth hinſchlüpfenden Delphin gleicht, ihn, den Meiſterlenker der Fäuſt' und der Stärke.

Gurlitt.

II.

Hiſtoriſche Nachricht von der berühmten Verſchwörung des Fiesco in Genua im J. 1547.

Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, einer der reichſten und mächtigſten genueſiſchen Bürger, hatte bereits in ſeiner erſten Kindheit von ſeinem Vater Sinibald Fiesco, ein ſehr großes Vermögen geerbt. Man hatte ſeine natürlichen Talente durch eine vortrefliche Erziehung ausgebildet, allein dabey ihm auch unglücklicher Weiſe einen Ehrgeiz eingeflößt, der mit dem Alter zunahm. So jung wie er auch war, lebte er jedoch mit Cäſar Tregoſi in vertrauter Freundſchaft; einem Manne, der die erſten Würden des Staats bekleidet, und der Republik ruhmvolle Dienſte ge-

einer Muthmaſung: πτιδαι σ' ενοσΦις' Αλκιμιδα! welche letztre Hülfe mir darum beſſer dünkt, weil mirs ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Τιμιδας aus Αλκιμιδας corrumpirt iſt.

geleiſtet hatte, allein i. J. 1535 aus Unzufriedenheit mit der Regierung, eine groſse Unternehmung wider Genua wagte. Fiesco war damahls nur eilf Jahr alt, doch hatte er ſchon Antheil daran, und würde auch, ohne den mächtigen Schutz des berühmten Andreas Doria, geſtraft worden ſeyn, wenn dieſer nicht mit ſeiner groſſen Jugend Mitleid gehabt hätte. Im Jahr 1544 nahm er an einem andern Entwurf Theil, deſſen Urheber Peter Stroſſi war, der mit einigen Franzöſiſchen Truppen, die er nach Piemont führte, Genua überrumpeln wollte. Dieſer Plan aber wurde nicht ausgeführt, weil Stroſſi auf ſeinem Marſch von einem Corps Kayſerlicher Truppen angegriffen und geſchlagen wurde.

Der Ehrgeiz war es jedoch nicht allein, der den jungen Fiesco zu ſo gefährlichen Entwürfen verleitete: denn die Eiferſucht auf den groſſen Credit der Familie Doria hatte auch nicht wenig Theil daran. Andreas Doria, der kinderloſs und ſchon alt war, hatte ſeinen Anverwandten Johann Doria an Kindesſtatt angenommen, und ihm nach ſeinem Tode die Ehrenſtellen und Würden geſichert, die er jetzo ſelbſt am Kayſerlichen Hofe beſaſs. Dieſe Erhöhung des jungen Doria war dem Fiesco ein Dorn im Auge. Sein Verdruſs wurde noch vermehrt, da man ihm gewiſſe ſtolze Reden hinterbrachte, die Doria wider ihn ausgeſtoſſen hatte. Von dieſer Stunde an betrachtete Fiesco ihn als einen Feind, der nach dem

Tode

Tode des Andreas noch weit gefährlicher werden würde, und dem man daher nothwendig zuvorkommen müste. Er hatte keine Hofnung den Doria zu stürzen, ohne die ganze Regierung zu vernichten, und ihr eine andere Gestalt zu geben. Die Grösse des Gegenstandes schreckte ihn nicht ab, nur sahe er wohl ein, daß er mächtige Stützen haben müste; er warf daher die Augen auf Frankreich und den Pabst. Diese Krone hatte verschiedene Versuche gemacht sich Genua zu bemächtigen, und obgleich solche mißlungen waren, so hatte sie deßhalb doch Ihre Ansprüche nicht aufgegeben. Der Päbstliche Stuhl war seit 1534 von Alexander Farnese, unter dem Namen Paul III. besetzt. Dieser Pabst hatte einen Sohn, den er zum Herzog von Parma und Piacenza ernannt hatte. Beyde waren mit Andreas Doria gar nicht zufrieden; ausserdem war ihnen die Macht des Kayſers in Italien höchst mißfällig. Mann konnte daher mit Recht vermuthen, daß sie einen Entwurf unterstützen würden, der sie an dem Doria rächte, und die Genueſer von ihnen abwendig machte, da das Volk seit der letztern Revolution, ganz dem Kayser Carl V. ergeben war. Fiesco konnte daher keine bessern Freunde wünschen, um ihm mit wahrem Eifer zu dienen. Es war daher blos nöthig die gehörigen Eröfnungen zu thun, und die Bedingungen festzusetzen. Er reiſete dieserhalb zuerst nach Rom, wo er von dem Pabste sehr wohl empfangen wurde. Der Cardinal Trivulce, der

damahls ſogenannter Protector von Frankreich am Römiſchen Hofe war, hatte mit ihm häufige Unterredungen, worin er den Fiesco zu ſeiner Unternehmung aufmunterte, ihm den Beyſtand des Königs von Frankreich verſprach, und ihm vorläufig folgende Punkte antrug: daß Fiesco die alte Regierungsform in Genua wiederherſtellen, und dieſe Stadt die Franzöſiſche Oberherrſchaft eben ſo wie vormahls anerkennen ſollte; daß der König mit dieſer Bedingung auf ſeine Koſten ſechs Galeeren unterhalten würde, die ganz von den Befehlen des Fiesco abhangen ſollten; desgleichen eine Beſatzung von 1200 Mann für die Feſtung Montobio; und endlich daß der König ihn zum General bey ſeiner Armee mit einer Penſion von 36000 Livres (eine ungeheure Summe für die damahlige Zeiten) ernennen würde.

Es ſey nun daß Fiesco dieſe Bedingungen nicht ganz nach ſeinem Sinne fand, oder daß er ſie erſt noch beſſer überlegen wollte, bevor er ſie eingieng, genug er verſchob die Erklärung ſeines Entſchluſſes bis zu ſeiner Zurückkunft nach Genua. Indeſſen kaufte er in Piacenza vier Galeeren, die der Pabſt verſprochen hatte zu bemannen, unter dem Vorwande, ſie wider die Türken, und zwar unter Anführung des Hieronimus Fiesco kreuzen zu laſſen. Der Herzog von Parma hatte dem Grafen Fiesco auch 2000 Mann Hülfstruppen verſprochen, ſobald er ſie verlangen würde. Durch dieſe Zuſicherungen aufgemuntert kam er

nach

nach Genua, wo er den Johann Doria ſtolzer wie jemahls fand. Da nun Fiesco dieſes Betragen als unanſtändlich anſah, und der Cardinal von Trivulce ihn dringend anlag den vorgeſchlagenen Tractat zu ſchlieſſen, und deßhalb auch einen Agenten, Namens Sforderato nach Genua geſchikt hatte, um des Fiesco Entſchluß zu beſchleunigen: ſo nahm dieſer edle Genueſer endlich die Franzöſiſchen Vorſchläge an, und Sforderato war mit dieſer günſtigen Antwort ſchon abgereiſet, als ihn Fiesco wieder zurückrufen ließ. Er hatte noch niemand zu Rathe gezogen, in der Vorausſetzung, daß ein Entwurf wie der ſeinige keiner Vertrauten bedürfe: dennoch glaubte er jetzo ſeinen Entſchluß noch ſo lange verſchieben zu müſſen, bis er drey Männer, die ſein ganzes Vertrauen beſaſſen, um Rath gefragt hätte.

Dieſes waren Vincentius Calcagno, Johann Verina, und Raphael Sacco. Calcagno war ein Mann von Verſtande, allein etwas furchtſam, und nicht zu groſſen Unternehmungen gemacht. Seit langer Zeit war er in Dienſten des Hauſes Fiesco, und dem jungen Grafen beſonders ſo aufrichtig und ohne Eigennutz ergeben, daß er alles für ihn aufzuopfern ſich bereitwillig zeigte. Verina war ein Nachbar des Grafen, wodurch zwiſchen ihnen eine enge Freundſchaft entſtanden war. Er liebte den Fiesco aus Neigung und Eigennutz, theilte ſeine Vergnügungen, zog Vortheil von ſeinem groſſen Aufwand, und hoffte in

der Folge noch weit größere Vortheile von der Freundſchaft eines ſo bedeutenden Mannes einzuerndten. In dieſer Rückſicht war er ſein vertrauteſter Freund geworden. Er beſaß überdem viel Muth, Kühnheit zu Unternehmungen, und ein Genie das groſſer Entwürfe fähig war. Ein Feind des Adels, der Familie Doria, und der neuen Regierung, ſah er zur Befriedigung ſeines Ehrgeitzes, und zur Vermehrung ſeiner Glücksumſtände kein beſſer Mittel als den Umſturz der jezigen Staatsverfaſſung. Er war folglich fähig, gefährliche Rathſchläge zu geben, und nützliche Dienſte zu leiſten. Was Sacco betrift, ſo war dieſer Richter auf den Gütern des Fiesco, von unentſchloſſener Gemüthsart, wenn er für ſich entſcheiden ſollte, die aber blindlings den Willen ſeines Herrn ausführte, und alſo achtungswerther wegen ſeines Dienſteifers als wegen ſeiner Einſichten und Talente. So waren die Freunde beſchaffen, die der Graf von Fiesco zu Rathe zog.

Sein Endzweck war nicht, mit ihnen zu überlegen, ob er ſeinen Entwurf, die Familie Doria zu ſtürzen und die gegenwärtige Regierung zu verändern, aufgeben ſollte oder nicht; ſondern nur reiflich dazu die ſicherſten und beſten Mittel zu erwägen. Er legte ihnen daher ſeinen Plan vor, und verlangte ihre Meynung über die Art und Weiſe zu hören, wie ſolcher am beſten auszuführen ſey. Calcagno ſprach zuerſt. Eine ſo gefährliche Unternehmung hatte ihn in Schrecken geſetzt,

geſetzt, er ſtellte daher mit Nachdruck alle Schwierigkeiten derſelben vor. „Sie verlaſſen ſich, gnädiger „Herr, ſagte er, auf fremde Hülfe und auf den Beyſtand des Genueſiſchen Volks; wo ſind aber dieſe fremde Truppen? Wie werden ſie hier ankommen können ohne beobachtet zu werden? Wie werden die Genueſer ſie aufnehmen, da ſie Feinde aller auswärtigen „Oberherrſchaft ſind? Was wird der König von Frankreich für Sie thun, der genug zu ſorgen hat ſeine „Gränzen zu vertheidigen, wenn der Krieg ſich in Italien erneuern ſollte? Der Kaiſer wird die Genueſer „gewiß unterſtützen, und eine einzige Schlacht zwiſchen „ſeinen und den Franzöſiſchen Truppen wird vielleicht „das Schickſal von Genua beſtimmen; Sie aber, Gnädiger Herr, werden vom Sieger abhängen, der allein „von dieſer Unternehmung für ſich Nutzen ziehen wird. „Sie ſchmeicheln ſich, daß das Genueſiſche Volk ſich „zu Ihrem Vortheil erklären wird; aber wird es Sie „auch für ſeinen Herrn erkennen, da Sie einer der „vornehmſten von denen Edeln ſind, die wegen Rang, „Macht und Reichthümern gehaßt werden, und wider „welche Sie es doch bewafnen wollen? Glückt es dem „Volke die Edeln zu ſtürzen, ſo iſt gewiß zu vermuthen, „daß es ſeine alte Götzen, die Adorni und Fregoſen *)

*) Dieſes waren zwey alte mächtige Genueſiſche Häuſer, die auf mancherley Art die Gunſt des Volks zu erlangen wußten, und überhaupt in der Geſchichte dieſer Republik große Rollen ſpielen.

„wieder zurückrufen wird. Sie mögen die Sache be„trachten, von welcher Seite Sie wollen, ſo ſind die „Ausſichten nicht glücklich. Von dem Adel gehaßt, „von dem Volk beneidet, von ihren Mitbürgern als „der Stöhrer ihrer Ruhe, vom Kayſer als ein Feind „der von ihm beſchützten Republik, und vom König „von Frankreich als ein Mann betrachtet, der ihm „eine Souverainität raubt, worauf er Anſprüche macht, „wird Ihr Verſuch blos denen dem Johann Doria „Waffen in die Hände zu geben, der Ihren Untergang „ſo ſehr wünſcht, und durch denſelben bey einer ſol„chen Gelegenheit überdem noch den Titel Befreyer „ſeines Vaterlandes verdienen würde. Auf dieſe Weiſe würden Sie Selbſt Ihres Feindes Ruhm aufs höch„ſte treiben. Man wird ihr Unglück in ſeinen Bild„ſäulen verewigen, deren Umſchriften unter andern „glorreichen Benennungen auch ſodann dieſe enthalten „wird: Ueberwinder des Rebellen Fiesco.„

Der Graf wurde durch dieſe Vorſtellung lebhaft gerührt, da ſie von einem Manne herkam, von dem er wuſte, daß er ihm aufrichtig ergeben war. Verrina bemerkte davon die Wirkung, und eilte daher zu reden, um einen Eindruck zu vernichten, der ſo ſehr mit ſeinen Geſinnungen ſtritt. Er vergrößerte alles was Fiesco von Doria zu fürchten hätte, und zeigte die Nothwendigkeit ihm zuvorzukommen, wobey er die Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs mit ſtar-

ken

ken Gründen bewies. Er behauptete, daß man dazu keiner fremden Hülfe vonnöthen habe, und daß beſonders die Franzöſiſchen Hülfstruppen mehr gefährlich als nützlich ſeyn würden; daß dieſe Krone ſeit den verunglückten kriegeriſchen Unternehmungen ihren Credit verlohren habe; daß ihre Unterſtützung die Genueſer aufbringen, und die Waffen des Kayſers hieher ziehen würde; daß die Würde eines Gouverneurs von Genua im Namen des Königs von Frankreich kein Poſten wäre, der eines Fiesco würdig ſey. „Warum „aber, fügte er hinzu, wollen wir auswärts Hülfe „ſuchen? Es ſind nur zweyhundert Soldaten in Ge„nua. Doria hat zwar zwanzig Galeeren im Hafen, „ſie ſind aber nicht bemannt. Wenn Sie, Gnädiger „Herr, es nur wagen wollen, gebietender Herr in Ge„nua zu ſeyn, ſo wird es Ihnen blos mit Hülfe Ih„rer Freunde gewiß nicht fehlen es zu werden.„

Dieſe Aufmunterung ſchmeichelte zuſehr dem Ehrgeiz des jungen Fiesco, um ihn nicht in ſeinem erſten Vorſatze zu beſtärken. Vergebens war Sacco's Zureden Frankreichs Hülfe anzunehmen, weil man nach dem glücklichen Erfolg noch immer andre Maaßregeln ergreifen könnte; Verina war ganz dawider, und Fiesco fiel dieſer Meynung bey; es wurde daher beſchloſſen, den Sſoderato zurückzuſchicken. Man gab ihm einen Brief an Trivulce, der nichts als unbeſtimmte Dankſagungen enthielt. Nunmehr nahm Fiesco mit

ſeinen drey Freunden nähere Maaßregeln. Die Grundlage des Entwurfs war der Tod des Andreas und Johann Doria. Verina, Calcagno und Sacco übernahmen jeder ins beſondere ſoviel Anhänger anzuwerben, als ihnen nur immer möglich ſeyn würde, ohne ihnen jedoch das Vorhaben zu entdecken, wozu ſie gebraucht werden ſollten. Fiesco für ſeine Perſon aber bemühete ſich mehr wie jemals ſich dem Volke angenehm zu machen, und der Familie Doria auch den geringſten Verdacht zu entziehen, daß man etwas wider ſie vorhabe.

Es war ſchon lange die Maxime des Fiesco geweſen, ſich Creaturen zu verſchaffen. Er diente wo er nur konnte, war freygebig, und zeigte eine ſanfte Gemüthsart, eine Höflichkeit, und ein gefälliges Weſen, wodurch jedermann eingenommen wurde. Seine gute Bildung, ſeine prächtige Kleidung, ſein großes Gefolge, die Geſchicklichkeit die er beym Reiten und andern öffentlichen Leibesübungen zeigte, alles dieſes trug dazu bey, ihn zum Abgotte des Volkes zu machen. Dieſe Neigung zu vermehren war ſein eifriges Beſtreben, daher er die Gelegenheiten dazu ſorgfältig aufſuchte. Er hörte, daß die Seidenarbeiter ſich in Dürftigkeit befänden, weil der durch den Krieg unterbrochene Handel noch nicht wieder hergeſtellt war; er ließ daher bekannt machen, daß diejenigen die Hülfe nöthig hätten zu ihm kommen ſollten, da er denn allen Getreide austheilen ließ.

Durch

zu vollbringen, so erlaubet mir Eu. Majestät zu bitten, daß es als eine Genugthuung für die Ausschweiffungen meiner Jugend angesehen werde. Wo nicht, so bezahlt das Ende des Lebens alle Schulden, und eher will ich hundert tausend Tode sterben, eh ich den kleinsten Theil dieses Gelübds brechen sollte.

König Heinrich.

Hundert tausend Rebellen sterben durch diese Erklärung. Du sollst einen Auftrag, und hiezu unbeschränkte Vollmacht bekommen.

Blunt kommt herein.

Was bringst du neues, Blunt? Deine Blicke kündigen etwas Unerwartetes vorher.

Blunt.

Der Lord Mortimer von Schottland hat die Nachricht eingesandt, daß Dowglas und die Englischen Rebellen den eilften dieses Monats zu Schrewsbury sich vereinigen würden. Sie machen ein furchtbares Heer aus, wenn ieder von den Verschwornen sein Versprechen hält, so furchtbar; als jemals die Empörung in einem Staat aufgebracht hat.

König Heinrich.

Der Graf von Westmorland, und mein Sohn Johann von Lancaster, sind heute schon aufgebrochen; denn diese Nachricht ist schon fünf Tage alt. Auf nächste Mittwoche, Harry, sollt du, und Donnstags wollen wir selbst ausrücken,

Durch dieſes Mittel erwarb er ſich völlig die Gunſt dieſer Arbeiter, deren in Genua eine ſehr zahlreiche Menge war. Um die Gemüther zu ſeinen Abſichten vorzubereiten, ließ er auf eine geſchickte Art oft Worte wider die Tyranney des Adels fallen, und zeigte ſein Mitleid über den Zuſtand, worin das gemeine Volk verſetzt ſey; wobey er zu verſtehen gab, daß es nicht ſchwer ſeyn würde dieſem Uebel abzuhelfen: dabey ermahnte er aber immer zur Geduld, und bewieß ſoviel Klugheit und Behutſamkeit in ſeinen Reden, daß man auch nicht das geringſte von ſeinen Abſichten merken konnte. Er gieng oft in den Pallaſt Doria, begegnete dem Andreas Doria mit großer Ehrfurcht, und dem Johann, ſeinem Neffen, mit einer anſcheinenden Vertraulichkeit; er frug ihn in ſeinen Angelegenheiten um Rath, überhäufte ihn mit Freundſchaftsverſicherungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß Doria die kleinen Streitigkeiten vergaß, die vormahls zwiſchen ihnen ſtatt gefunden hatten.

Mit dieſer tiefen Verſtellung verband Fiesco gewiſſe Klugheitsregeln, die nicht weniger nöthig waren. Er brachte den ganzen Sommer auf ſeinen Gütern zu, wo er ſeine Vaſallen in den Waffen übte, unter dem Vorwande, daß er einen Angrif vom Herzog von Parma und Placenza befürchtete, obgleich dieſer ihm im Gegentheil zweytauſend Mann Hülfstruppen verſprochen hatte. Fiesco konnte auf ei-

ne ähnliche Anzahl ſeiner Vaſallen rechnen. Ueberdem beſaß er die vier Galeeren, die er gekauft hatte, von welchen er eine nach Genua kommen ließ, unter dem Vorwande, daß er ſie wider die Türken ausrüſten wollte. Er gab hievon dem jungen Doria im Vertrauen Nachricht, mit dem Beyfügen, daß er einer groſſen Anzahl ſeiner Vaſallen befohlen hätte, ſich in Genua einzufinden, damit er die beſten Leute zur Bemannung ſeiner Galeere aus dieſem Haufen auswählen könnte. Man wunderte ſich daher nicht, als man eine Menge bewafneter Leute beym Fiesco ankommen ſah. Verina hatte während dieſer Zeit einige hundert Bürger auf ſeine Seite gebracht, die ſich anheiſchig gemacht hatten, ihm zu dienen, ohne daß er nöthig gehabt hatte ihnen das Geheimnis zu offenbaren. Italien war ruhig, und Genua ohne alles Mistrauen. Der Pallaſt der Republik, die Thore und der Hafen waren nur ſchwach beſetzt, die Galeeren unbemannt, und der Zeitpunkt war nahe, wo der Staat ohne einen Doge ſeyn würde. Johann Fornari legte nämlich dieſe Würde den 1ſten Januar nieder, und ſein Nachfolger ſollte nach den neuen Geſetzen erſt den 4ten ernannt werden. Die Umſtände konnten zum Vortheil der Unternehmung nicht vortheilhafter ſeyn. Alle Maaßregeln waren genommen, nur diejenigen nicht, die die kleinen Operationen der Ausführung betrafen. Fiesco verſammelte nun ſeine Freunde, um auch dieſe zu beſtimmen.

Man

Man ſchlug anfangs vor, die beyden Doria in der Kirche des Heiligen Andreas umzubringen, und zwar während einer pompöſen Meſſe, zu welcher ſie eingeladen werden ſollten; man fürchtete aber, daß Andreas Doria die Einladung wegen ſeines hohen Alters ausſchlagen würde; es wurde daher für ſicherer gehalten, daß Fiesco ſeine Schlachtopfer in ſeinem eigenen Hauſe verſammeln ſollte. Ein großes Gaſtmahl, das er geben muſſte, da Julius Cibo, ſein Schwager, die Schweſter des jungen Doria heyrathete, verſchafte ihm dazu eine ſehr gute Gelegenheit. Die Abrede war, die Familie Doria mit einer zahlreichen Geſellſchaft einzuladen, da denn die beyden Edle dieſes Geſchlechts nebſt einigen andern Auserwählten von dazu beſtellten Meuchelmördern niedergeſtoſſen werden ſollten. Fiesco ſollte ſodann ſich auf die Straſſe verfügen, das Volk verſammeln, und ſich des Pallaſts der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verrina zum Doge ausrufen laſſen wollte. Dieſem Plane zufolge gab man den Vaſallen des Fiesco Befehl, ſich auf den erſten Wink marſchfertig zu halten; eine gleiche Verfügung wurde auch mit den Hülfstruppen des Herzogs von Parma genommen.

Es war alſo der vierte Januar 1547. auf welchen Fiesco die beyden Doria zu ſeinem Gaſtmahl einlud. Beyde ſchlugen es aber aus; Andreas weil er die Gicht hatte, und ſein Neffe, weil ihn zufälliger Weiſe ei-

ne wichtige Angelegenheit dieſen Tag auſſerhalb der Stadt rief. Man muſte alſo andre Maaſsregeln nehmen. Es war nöthig der Wahl des neuen Doge zuvorzukommen, überdem konnte auch ein Aufſchub gefährlich ſeyn. Die Ausführung des Entwurfs wurde alſo auf die Nacht zwiſchen den 1ſten und 2ten Jannar feſtgeſezt.

Fiesco hatte keine Vertrauten in Genua als ſeine drey Freunde, deren Verſchwiegenheit er verſichert war; er fürchtete aber daß ſein Vorhaben durch den Canal von Frankreich oder Parma entdekt werden könnte. Es geſchah auch wirklich daß Don Gonzagez, Stadthalter in Mayland, durch einen dieſer Höfe davon benachrichtiget wurde; eine Endekung, die er ſogleich dem Andreas Doria und Don Gomez Suarez, Geſandten Kayſer Carls V. in Genua, mittheilte; man hatte aber auf Fiesco ſo wenig Mistrauen, daß dieſen Nachrichten kein Glauben beygemeſſen wurde. Doria und Suarez unterhielten ſich eben von dieſer Sache, als Fiesco ins Zimmer trat. Er ſchien ſo ruhig zu ſeyn, und ſprach mit ſo viel Freymüthigkeit, daß Doria ſich nicht enthalten konnte dem Suarez leiſe ins Ohr zu ſagen: „Urtheilen Sie ob die Nachricht „des Gonzagez die geringſte Wahrſcheinlichkeit hat.“ So ſorgfältig auch Fiesco ſein Geheimniß aufbewahrt hatte, ſo war es doch erforſcht worden, allein glüklicher weiſe nur von einem ſeiner Freunde, dem er es blos deswegen verhehlt hatte, weil er voraus wuſte, daß

daß er ſich bemüht haben würde, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Dieſer Freund, Namens Panſa, war ſein Lehrer in der Kindheit geweſen, und hatte überhaupt groſſen Antheil an ſeiner Erziehung gehabt. Mit ſeinen gelehrten Kenntniſſen und Talenten verband dieſer Mann die Tugenden eines guten Bürgers.

Panſa kannte den Fiesco zu wohl und zu lange, um nicht in ſeinen Manieren und ganzem Weſen eine, obwohl geringe Aenderung zu bemerken; denn ſo ſehr auch manche Menſchen ihr Aeuſeres beherrſchen können, ſo iſt doch die Unruhe der Seele bey wichtigen Vorfällen vertrauten Freunden ſichtbar, die hellſehender wie andre ſind, und vor welchen man ſich weniger Zwang anthut. Panſa zog daher eines Tages den Fiesco auf die Seite, und ſagte ihm, daß er, ſeiner Meynung nach, gewiß mit einem groſſen Entwurfe ſchwanger gienge; daß er dieſes an der Veränderung wahrgenommen, die er manchmal auf ſeinem Geſichte bemerkt, und daß ſeine Verbindungen und ſein ganzes Betragen ihn in dieſer Idee beſtärkt hätten. Er beſchwur ihn daher, ſich nicht verwegner Weiſe in eine Unternehmung einzulaſſen, die man leicht errathen könnte, und nicht das gewiſſe Glück, das er genöſſe, eingebildeten, oder doch wenigſtens ſehr gefährlichen Hofnungen aufzuopfern. Fiesco, hiedurch in Verlegenheit geſetzt, antwortete blos, daß wenn er Entwürfe machte, ſo würden ſie immer ſeiner würdig

ſeyn.

evn. Panſa muſte ſich hiermit begnügen, da er aus Ehrfurcht nicht weiter in ihn dringen wollte.

Es iſt bereits oben geſagt, daß Fieſco viele von ſeinen bewafneten Vaſallen nach Genua kommen lieſ. unter dem Vorwande ſeine Galeere zu bemannen. Sie war auch wirklich bemannt und ausgerüſtet worden. Den erſten Januar gieng er zum jungen Doria und ſagte ihm: daß er willens ſey ſie die kommende Nacht auslaufen zu laſſen; er fürchte aber, Andreas Doria möchte dieſen Kreuzzug wider die Türken nicht erlauben, weil der Kayſer mit ihnen einen Waffen-Stillſtand geſchloſſen hätte; er bath ihn daher dieſes zu vermitteln, und am Hafen die nöthigen Befehle zu geben, damit man ſeine Galeere heraus laſſen möchte: übrigens erinnerte er ihn, es ſich nicht befremden zu laſſen, wenn er in der Nacht Lerm hören ſollte, weil es ohne groſſes Geräuſch wohl nicht abgehen dürfte. Der junge Doria, dem dieſes Zutrauen ſchmeichelte, verſprach dem Fieſco alles was er verlangte, und nahm es über ſich ſeinen Onkel zur Genehmigung zu bereden. Fieſco blieb lange in dem Palaſte des Doria, wo er die gröſte Ruhe des Geiſtes und eine annehmende Munterkeit zeigte. Da er die kleinen Kinder des jungen Doria gewahr wurde, ſo nahm er ſie in ſeine Arme und küſte ſie mit groſſer Zärtlichkeit. Sobald er nach Hauſe gekommen war, wurden eine Menge Leute in ſeinem Pallaſte verſammelt.

Die

Die Vorsicht, welche Fiesco genommen hatte, war äusserst nöthig; denn der Commendant der Besatzung, der durch die vielen bewafneten Leute beunruhigt war, die nach dem Pallast des Fiesco giengen, kam dem Doria davon Nachricht zu geben. Er erhielt aber zur Antwort, daß nichts zu befürchten sey, da dieser Zusammenlauf die bewußte Galeere beträfe, die folgende Nacht auslaufen würde. Fiesco hatte indessen Befehl gegeben, daß man jedermann in seinen Pallast herein — aber niemand herauslassen solte. Er that sodann die Runde um die Stadtwachen zu visitiren, worauf er sich nach dem Hause eines Freundes des Verina, Namens Thomas Assereto, verfügte, woselbst er drey und zwanzig der vornehmsten bürgerlichen Stadteinwohner antraf, die Verina allda versammlet hatte, aber nur als ob es zufällig geschehen sey. Fiesco lud sie alle bey sich zum Abendessen ein. In dieser Zwischenzeit aber durchlief Verina die Stadt, besuchte den Pallast der Republik und den Pallast des Doria, um sich zu überzeugen, ob alles ruhig sey und man nichts argwöhne.

Die Personen, die Fiesco zum Abendessen eingeladen hatte, fanden sich ein, und erstaunten nicht wenig bey ihrer Ankunft, anstatt der Zubereitungen zu einem Gastmahl, unbekannte Gesichter, Soldaten und Waffen zu finden. Ihr Erstaunen aber vermehrte sich, als Fiesco ihnen folgende Anrede hielt: „Die

„Zeit

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20614 / 383

„Zeit iſt gekommen, die Genua von der Tyraney einiger Edlen befreyen ſoll. Noch eine Stunde und „Genua wird frey ſeyn. Dies iſt das Feſtin, wozu „ich euch eingeladen habe. Johann Doria macht Entwürfe ſich zum unumſchränckten Herrn von Genua „aufzuwerfen. Ich habe ſchriftliche Beweiſe davon, „die ich euch zeigen kann. Er ſieht mich mit Recht „als ein Hinderniß ſeiner ehrſichtigen Abſichten an, „und iſt nur noch in der Wahl nicht mit ſich einig, „ob er zu meinem Tode Gift oder Eiſen gebrauchen „ſoll. Euch allen wird von einem ſtolzen Adel übel „begegnet, deſſen Hochmuth und Verachtung gegen „euch aufs höchſte geſtiegen iſt. Befreyet euch daher „ſelbſt und folget mir. Ich will die Volksregierung „wieder herſtellen, und dieſes Staatsgebäude mit „dem Blute der Dorias kütten. Meine Maaßregeln „ſind ſo wohl genommen, daß mein Entwurf nicht fehlen kann. Ich habe hier 300 bewafnete Soldaten, „und im Hafen eine wohlbemannte Galeere. Die Wachen an den Thoren und am Pallaſt der Republik „ſind gewonnen. Funfzehn hundert Handwerksleute „warten nur auf meine Befehle die Waffen zu ergreifen. Zwey tauſend meiner Vaſallen und 2000 Soldaten im Dienſt des Herzogs von Parma ſind ſtündlich zu meiner Unterſtützung bereit. Niemand hat „wegen meiner Unternehmung den geringſten Verdacht. „Ich habe bey dem langweiligen mühſamen Entwurf „alle Gefahren über mich allein genommen, und wenn

„ich

„ich euch nun zum Beystand einlade, so ist es blos „um mit mir den Ruhm zu theilen."

Diese Anrede setzte die 23 Gäste des Fiesco so sehr aus ihrer Fassung, daß sie eine Zeitlang kein Wort hervorbringen konnten. Endlich aber bewilligten alle ihn zu folgen, nur zwey ausgenommen, die inständigst baten sie zu verschonen. Sie stellten vor, daß ihre Lebensart sie beständig von dem Gebrauch der Waffen entfernt hätte, und daß sie folglich bey der vorhabenden Unternehmung mehr hinderlich als nützlich seyn würden. Sie zeigten soviel Furcht und Erschrockenheit, daß Fiesco ihre Unthätigkeit genehmigte, allein mit der Bedingung daß sie in einem Zimmer seines Pallasts eingeschlossen werden sollten. Man trug sodann eine leichte Mahlzeit auf, die sämtliche Verschwornen stehend verzehrten.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

III.

Beschreibung einer Reise von Rom nach Sicilien, Maltha und Neapel.

Ich hatte noch keinen ganzen Monat zu Rom zugebracht, als ich erfuhr, daß zu Finmicino ein nach Palermo bestimmtes Schiff vor Anker läge. Die gute

Jah-

ben, und zu Bridgnorth wollen wir zusammentreffen. Du, Harry, sollt deinen Marsch durch Gloceſter-Schire nehmen; und in zwölf oder vierzehn Tagen soll unsre ganze Macht zu Bridgnorth sich versammlen. Hinweg! jeder Augenblik, um den wir uns verspäten, ist ein Vortheil für sie.

(Sie gehen ab.)

Fünfte und Sechste Scene.

Ein paar pöbelhafte und schmuzige Zwischen-Scenen aus dem Wirthshaus zum Bären-Kopf in East-Cheap, zwischen Falstaff, Bardolph, der Wirthin, dem Prinzen und Peto.

Jahrszeit, und meine Begierde, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und Alterthümer so berühmte Insel Sicilien zu besuchen, bewogen mich diese Gelegenheit zu benuzzen. Ich suchte den Schiffspatron auf, und in wenig Minuten war unser Accord fertig. Für Kost und Ueberfahrt verlangte er nicht mehr als fünf Dukaten, und versicherte mich, daß unter den Passagieren sich ansehnliche Personen, besonders ein Edelmann, und ein Gelehrter von der ersten Größe befänden, welche mir die Reise angenehm machen würden. Voll Vergnügen setzte ich mich mit meinem Anson in sein Boot, welches uns auf den trüben Wogen der Tiber, deren beyde Ufer nichts als wüstes Erdreich, und alte Ruinen vorstellten, in wenigen Stunden nach Fiumicino führte. Meine Reisegesellschaft, die mir der Patron so sehr gerühmt hatte, bestand aus Personen vom niedrigsten Pöbel. Der große Gelehrte war ein lügenhafter Marktschreyer, welcher ums Geld den übrigen Reisegefährten die Nativität stellte, und der Edelmann war ein listiger Vogelfänger, der eine überaus reizende Lockspeise mit sich führte. Wir warteten zwey Tage auf günstigen Wind, und eben so lang thaten der Ritter und seine Dame ihr mögliches, Er durchs Spiel, und sie durch ihre Reitze, mich ins Netz zu ziehen; da sie aber überzeugt wurden, daß sie es mit keinem Gimpel zu thun hatten, zogen sie ihre Netze ein, und zeigten sich mir während der ganzen Reise auf einer angenehmen Seite.

End-

Endlich bließ ein günſtiger Wind in unſere Segel, und wir ſchiften uns ein. Das Schiff hieß Le anime de purgatorio (die Seelen des Fegfeuers). Ich wurde auch gar bald gewahr, daß dieſer traurige Name mit der That übereinſtimmte. Denn unter den Männern und Weibern, die hier eingeſchloſſen waren, bemerkte ich Einige, aus deren Augen das Feuer der Liebe, der Eiferſucht und Zwietracht loderte; und mich überfiel ein froſtiges Zähnklappern, als ſich ein ſtürmiſcher Südwind erhob, und uns viele Meilen weit von unſerm Ziele abführte. Mit vieler Mühe und Gefahr gelang es uns endlich, den kleinen Hafen der Inſel Ponziä zu erreichen. Eben ſo traurig, als ehes dem Madonna Beritola des Boccaccio, ſtieg ich mit meinen Reiſegefährten ans Land. Einer ſuchte hier, der andre dort unter Dach zu kommen, und jedermann fand bey dieſen guten Inſulanern eine günſtige Aufnahme. Ich hatte das Glück, im Caſtell des Gouverneurs, Don Evangeliſta, (ich weis nicht, Markus oder Lukas) ein Zimmer zur Wohnung, und einen alten Soldáten zu meinem Koch zu erhalten. Die Inſel heißt Ponzo, Ponzio oder Ponzia wegen einer alten Sage, Pontius Pilatus ſey wegen des ungerechten Todes unſers Heylandes vom Kayſer Tiberius hierher verwieſen worden. Ehedem gehörte ſie ſamt den benachbarten kleinen Inſeln dem Hauſe Farneſe zu, und iſt jetzt nicht, wie ich neulich im Dictionaire encyclopedique geleſen habe, dem Pabſte, ſondern dem

König von Neapel unterworfen. Sie hat nicht über vierzehn Meilen *) im Umfang, iſt ganz von Bergen bedeckt, und eben ſo wenig angebauet als bevölkert. Von allen Seiten hat ſie ein rauhes Anſehen, auſſer auf ihrer ſchmälſten Seite, wo ſie in einem ſanften Abhang, dem Hafen gegenüber, einen angenehmen Buſen öfnet, der die Einwohner bereichern und vermehren würde, wenn man ihn in ſolchen Zuſtand verſetzte, daß die Schiffe bey jedem Winde ſicher darin ankern könnten. Der Einwohner ſind nicht mehr als vierhundert, die Beſatzung der ſechzig Soldaten, wovon die Hälfte aus Invaliden beſtehet, mit eingeſchloſſen. Auf einer Ecke der Inſel erhebt ſich ein mit ſechs Kanonen beſetzter groſſer Thurm, auf deſſen oberm Theile der Gouverneur oder Kaſtellan, und am Fuſſe in verſchiedenen groſſen Kammern die Soldaten wohnen. Des Kaſtellans Beſchäftigung iſt, von den einlaufenden Schiffen gewiſſe Abgaben einzunehmen. Fünf Tage hielt ich mich in dieſem elenden Neſte auf, und ſah mich unſchuldig zur Strafe des Pilatus verdammt.

Mir die Langeweile zu vertreiben, führte mich der gute Don Evangeliſta in verſchiedene Gegenden der Inſel. Zuerſt begleitete er mich in einem Boote zu dem ſogenannten Bade des Pilatus, zur linken Seite des Eingangs in den Hafen, welches in einem weiten Becken beſtehet, das in einem nicht weit aus dem Meer

*) Hier iſt immer von Italieniſchen Meilen die Rede.

Meer hervorragenden Stein im Berge eingehauen iſt. Rings um daſſelbe ſind noch andre dergleichen roh bearbeitete kleinere Bäder. Mehr weſtwärts zeigte er mir eine Halle in einem Berge, welche auf vielen Pfeilern ruhet, die gleich dem innern Gewölbe mit roher Moſaiſcher Arbeit bekleidet ſind. Hier und da ſah ich antike Grotten, und Waſſerbehältniſſe, die von menſchlicher Hand gemacht zu ſeyn ſchienen. Einen andern Tag führte er mich auf die nördliche Seite der Inſel, an einen Ort, den die Einwohner Badia (Abtey) nennen, wo unter der Erde ein Befeſtigungswerk der Saracenen iſt. Nicht weit davon gegen Weſten ſind Ruinen einer Benediktiner-Abtey, wo der Leichnam des heiligen Pabſts Sylverius begraben ſeyn ſoll. Er war in die zwölf Meilen von hier entfernte Inſel Palmaria verwieſen worden, kam von da hierher, und endigte hier ſein Leben. Drey Jahrhunderte wurden hier ſeine Reliquien der öffentlichen Verehrung ausgeſetzt, bis der Corſar Barbaroſſa hierher kam; da ſie bey der Verwüſtung des Kloſters von den Mönchen vermuthlich irgendwo in die Erde begraben wurden. Seitdem hat ſich das Andenken dieſes Heiligen ganz verlohren. Ich fand auf der Inſel viele kleine ſehr fruchtbare, und mit ſeltenen Kräutern bedeckte Hügel. Das wenige zu Getreide und allerhand Erdfrüchten gebauete Land bezeugt durch ſeine große Fruchtbarkeit, was geſchehen könnte, wenn mehrere Hände hier arbeiteten. Eine Menge Vögel von allerhand Art lieben dieſen

Aufenthalt, besonders die Wachteln, wenn sie bey ihrem Eingange den auf der Seeküste gestellten Netzen glücklich entgangen sind. Dieses ist, was ich auf der verwahrloseten Insel Ponzia beobachtete.

Am sechsten Tage bey Sonnen-Aufgang rufte uns der Nordwind unter Seegel, wandt sich aber kurz darauf gegen West, und führte uns zu der Insel Lustrica, die nur sechzig Meilen von Palermo entfernt ist. Von hier erreichten wir in wenig Stunden den Hafen dieser Hauptstadt, nachdem wir von Rom bis zur Insel Ponzia 150, und von da bis hierher zweyhundert Meilen zurückgelegt hatten. Ich dankte Gott, daß ich nun aus dem Fegfeuer erlöset wurde, und nahm mir fest vor, meine Leiden durch den Genuß aller der Belustigungen, welche die von der Natur so sehr begünstigte Insel mir darbieten würde, und durch die Befriedigung meiner Wißbegierde, ins Vergessen zu bringen. Was ich in einem Aufenthalte von vier Monaten theils durch eigene Beobachtung, theils durch Belehrung einsichtsvoller und rechtschaffener Personen von dieser Insel und ihren Bewohnern gelernt habe, ist folgendes.

Der Hafen von Palermo bildet wegen der schönen Spatziergänge, die ihn umzingeln, einen angenehmen Anblick. Würde er von so vielen Schiffen besucht, als er fassen kann, so wäre Palermo eine der reichsten Seestädte. Allein weder sie, noch andre Städte

dieser

dieſer glücklichen Inſel, z. B. Meſſina, Syrakuſa, Trapani, welche mit eben ſo bequemen und ſichern Hafen verſehen ſind, wiſſen die wichtigen Vortheile, womit ſie die Natur begünſtiget hat, zu benutzen. Ich will hier von ihrem Mangel an Induſtrie, wodurch ſie ihren Seehandel vermehren könnten, noch nichts ſagen; ſie haben nicht einmal eigene große Laſtſchiffe, ihre natürlichen Produkte fremden Ländern, die deren benöthigt ſind, zuzuführen. Dieſes überlaſſen ſie mit großem Verluſt den Engländern, Holländern, Schweden, Genueſern, Raguſanern, und andern fleiſſigen Nationen.

Wenn man die Menge und Verſchiedenheit der natürlichen Produkte dieſer Inſel betrachtet, und die geringe Benutzung derſelben damit vergleicht, ſo geräth man in Verſuchung, ihr dieſe ſonderbare Gunſt der allgemeinen Mutter Natur zu misgönnen. Die Fabel, daß Ceres ſelbſt den Ackerbau auf dieſer Inſel eingeführt, und den Einwohnern das Brodbacken gelehrt habe, iſt keine leere Erdichtung. Dieſe Inſel war von den älteſten Zeiten her der Kornboden Italiens, beſonders der Römer. Es iſt aber Schade, daß die von der guten Ceres eingeführte Kunſt, Brod zu baken, daſelbſt ſo ſehr verwahrloſet wird. Denn ſo lang ich Brod eſſe, habe ich kein ſchlechteres und ekelhafteres genoſſen als auf dieſer Inſel. Auf dem Felde hat man ein inniglichs Vergnügen, dieſe zur Nahrung der Menſchen ſo unentbehrliche Gabe der Natur in

dem vollſten Maaße und in der größten Vollkommenheit zu ſehen; kommt man aber in eine Herberge, ſo findet man Brod, ſo ſchwarz wie Eiſen, und ſo ſchwer wie Bley. Der Gattungen von Waitzen, die in Sicilien gebauet werden, ſind neun, und können füglich in drey Klaſſen getheilt werden; 1) in die Klaſſen der drey feinſten Gattungen, die man in Toskana grani gentili, in Sicilien aber Rocella oder majorca nennt; 2) in jene der vier gröbern und härtern Gattungen, die in Toskana grano groſſo e duro, und in Sicilien Frumentu forte genannt wird, und 3) in Sommerwaitzen, welcher nicht, wie alle die übrigen Gattungen, im Herbſte, ſondern im Frühjahre geſäet, und Tumminia genannt wird. Die feinſten Gattungen ſind die theuerſten, weil ſie das ſchönſte, weißeſte und beſte Brod geben. Man ſucht ſie aber ſo bald es möglich, zu verkaufen, weil ſie ſich nicht ſo lange halten, als die gröbern Gattungen. Weil dieſe der Schiffahrt widerſtehen, und noch dazu wohlfeiler ſind, ſo werden ſie von fremden Nationen mehr geſucht. Die dritte Gattung, welche in geringerer Menge gebauet wird, und deren Mehl nicht ſo weiß iſt, gilt nicht mehr als die gröbern, und wird wegen ihres etwas ſüßern Geſchmacks faſt nur zu Maccaronen und Nudeln gebraucht. Auf der ganzen Inſel werden jährlich 500,000 Saime, ausgeſaet, und 3000 000 *) einge-

*) Hier wird die Salma alla generale verſtanden, welche 549 Florentiner Pfund, oder 412 unſerer Pfunde ausmachet.

eingeerndtet; wovon 500 000 jährlich an fremde Nationen verkauft werden können, nach Abzug der Aussaat, und eines anderthalbjährigen Unterhalts im Nothfall. Jedoch ist die Erndte in Sicilien nie so schlecht, daß sie zum Unterhalte der Einwohner nicht hinreichend sey. Daher können die Sicilianer, nach Abzug aller Abgaben, jährlich mehr als 5722222 Thaler für Waitzen gewinnen, wenn die Ausfuhr nicht verboten ist.

Gerste wird überall auf der Insel gebauet; aber die fruchtbarsten Gegenden sind Valle di Noto, das Gebiet Niascali in Valle di Demona, und das ebene Feld der Stadt Catania. Diese drey Gegenden allein können 30000 Salme zur Ausfuhre liefern; welche Summe noch größer seyn würde, wenn man nicht seit einiger Zeit die Zahl der Maulthiere so sehr vermehrt hätte. Sonst drosch man das Getreide vermittelst der Ochsen, die es auf der Tenne austreten mußten; nachdem man aber durch die Erfahrung gelernt hat, daß diese Arbeit dem Rindvieh sehr schädlich ist, so braucht man jetzt Maulthiere dazu; wodurch die Anzahl derselben auf der Insel ungemein groß geworden ist. Wenn man jedoch die Salma Gerste zu vierunddreyssig Tari, oder zu drey Thlr. achtzehn Groschen rechnet, wie sie im Jahr 1775. verkauft wurde, so betragen die 30000 Salme die Summe von 112500 Thalern. Fast eben so hoch ist der Ertrag der Hülsenfrüchte, z. B. Erbsen und Bohnen zu rechnen; welche wegen ihrer

ſonderbaren Gäte von fremden Nationen häufig aufgekauft werden.

Einige andere natürliche Produkte dieſer Inſel aus dem Pflanzenreiche z. B. Haſelnüſſe, Johannisbrod, ſüße und bittere Mandeln, Piſtacien, Citronen und Pomeranzen, Lakrizenholz, Sumach, die Pflanze Kali, u. a. m. ſcheinen Kleinigkeiten zu ſeyn; wenn man aber einen jeden dieſer Gegenſtände in der Nähe betrachtet, ſo findet man, daß ſie Quellen beträchtlicher Einkünfte ſind. Die Sicilianiſche Haſelnuß unterſcheidet ſich durch ihre beſondere Größe, und durch ihre rothe Farbe, und es werden ihrer jährlich gegen 20000 Saime nach Malta, Marſeille, Genua, Livorno, Rom, Venedig und Trieſt ausgeführt, welche eine Summe von wenigſtens 50000 Unzen, oder, 166227 Thalern ausmachen. Die Schoten des Johannisbrodbaums ſind nicht nur ein ſehr gutes Futter für das Vieh, beſonders für die Pferde, ſondern auch für die Armen, und bringen jährlich gegen 54000 Thaler ins Land. Die ganze Inſel iſt fruchtbar an Mandeln; aber die beſten ſind jene, welche auf den Anhöhen des Bergs Artna wachſen, wo jedoch die Bäume mit Reiſern ſüßer Mandeln bepfropft werden müſſen. Es werden ein Jahr ins andere gegen 40000 Centner an fremde Nationen verkauft, welche die Summe von 110000 Unzen, oder 366667 Thalern betragen. Der Piſtacienbaum wächſt überall auf der Inſel, beſonders um den Berg Aetna, und

auf

auf der mittäglichen Küſte; und obgleich die Konſumtion auf der Inſel über die Maßen groß iſt, ſo wird doch ein beträchtlicher Theil an fremde Nationen verkauft. Vom Lakrizenſaft, den ſie hier bereiten, in Formen gieſſen, und in Kiſten verſenden, werden jährlich gegen ſechs tauſend Centner verkauft, welche die Summe von 53334 Thalern betragen. Die Pottaſche, welche aus der Pflanze Kali zubereitet wird, iſt ein ſehr beträchtlicher Artikel des Sicilianiſchen Handels. Sie bringt ihr jährlich eine Summe von 70000 Unzen, oder 233334 Thalern. Vom Safran, welcher der beſte in Europa iſt, wird durch eine unverzeihliche Nachläßigkeit der Einwohner, noch nicht ſo viel gebauet, daß er einen beträchtlichen Zweig des auswärtigen Handels ausmache; und von der Rinde des Sumachs, welche zur Gärberlohe gebraucht, und in viel größerer Menge als jener an fremde Nationen verkauft wird, weiß ich die Summa des Ertrags nicht anzugeben. Doch iſt der Gewinn von 873562 Thalern, den die Sicilianer aus den geſagten kleinern Artikeln des Handels insgeſammt ziehen, beträchtlich genug.

Hierzu kommt noch, was die köſtlichen Weine, das Olivenoel, der Ueberfluß an Honig, Manna und Seide, den Einwohneren der Inſel fruchten. Man wird ſich nicht weit von der Wahrheit entfernen, wenn man den Ertrag des rothen und weiſſen Syrakuſas Weins auf eine halbe Million Thaler rechnet. Der

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

[Verwandelt ſich in Schrewsburg.]

Hot-Spur, Worceſter und Dowglas treten auf.

Hot-Spur.

Wohl geſprochen, mein edler Schotte, wenn nicht oft die Wahrheit ſelbſt, in dieſem verſchmizten Zeit-Alter, für Schmeicheley gehalten würde. Aber ein Dowglas muß von ſolchem Gehalt ſeyn, daß kein Kriegsmann vom Gepräge dieſer Zeit einen ſo allgemeinen Cours durch die Welt habe wie er. Beym Himmel, ich kan nicht ſchmeicheln; aber einen bravern Plaz hat niemand in meinem Herzen als ihr. Nein, nehmt mich beym Wo..; ſezt mich auf die Probe, Lord.

Dowglas.

Du biſt der König der Ehre, und wenn iemand auf Erden Athem holt, der dir den Vorzug ſtreitig machen will, wer er auch ſey, dem will ich Troz bieten.

gröſste Theil des Sicilianiſchen Oels gehet nach Frankreich und Genua, und die Ausfuhre, kann insgesammt eine Summe von 120000 Unzen, oder 400000 Thaler betragen, die eingeſalzenen Oliven nicht mitgerechnet, welche häufig in andere Länder gehen. Das Honig wird nicht nur aus den Bienen-Körben, ſondern auch, wo es die Bienen in hohle Bäume freywillig ſammlen, jährlich dreymal geſchnitten, und durch ganz Italien und in andere Länder verſendet, und ohne das Wachs, welches aus Sicilien kommt, würde Italien keinen ſo groſsen Aufwand von Wachs-Kerzen machen können. Das Manna, welches in Sicilien von den Eſchenbäumen geſammelt wird (eine Art Gummi) beſonders das ſehr weiſse, welches Manna Spontanea genannt wird, und ohne Einſchnitt in langen Stücken, wie herabflieſsendes Wachs oder Kandelzucker aus den jüngern Zweigen der Bäume hervorquillt, wird für das beſte in ganz Europa gehalten. Es iſt trockner und nicht ſo fett als das Kalabriſche (welchen man ſonſt den Vorzug gab) und verdirbt nicht ſo leicht. Der auswärtige Handel mit dieſem köſtlichen und heilſamen Produkt bringt der Inſel jährlich einen Gewinn von wenigſtens 34000 Unzen, oder 113333 Thalern. Die Sicilianiſche Seide iſt grob und ſtark, theils weil die Seidenwürmer von den Blättern des ſchwarzen Maulbeerbaums ernährt werden, gröſstentheils aber wegen der Art, ſie von den rauchen Cocons abzuwinden, welches hier ein Geſchäft der

Manns-

Mannsleute ist. Nur zu Messina, und seit kurzem auch zu Catania, ist die piemontesische Art, die Seide abzuwinden, eingeführt worden, und nur gegen 24000 Pfund werden auf diese Weise zubereitet. Messina, Palermo und Catania haben den Ruhm, unter allen Städten Siciliens die reichsten an Nahrung für die Seidenwürmer, an Seide und Seidenmanufakturen zu seyn. Der ganze Ertrag der rohen Seide, die in fremde Länder verkauft wird, kann sich leicht auf einige Millionen Thaler erstrecken.

Ehedem fruchtete auch der Zuckerbau den Einwohnern der Insel einen beträchtlichen Gewinn. Jetzt ist er aber ein sehr geringer Gegenstand. Von so angenehmen Geschmack er auch ist, so fehlt es ihm doch an vollkommener Läuterung.

Das Mineralreich könnte für diese Insel eine Quelle grosser Schätze werden: denn es finden sich hier Agathe, Porphyr, Jaspis, Lapislazuli und alle Arten von Marmor und Alabaster. Auch ist keine Gattung von Metall, womit hier die Berge nicht bereichert sind. Alaun, Vitriol, Schwefel, Steinholz, Mineralische und zum Theil heilsame Bäder giebts hier in Menge. Es fehlt aber an Industrie, und Ermunterung, alle diese Reichthümer, welche die Natur so freygebig darbietet, zu benutzen.

Was das Meer dem Menschen zur Nahrung und zum Vergnügen hervorbringt, ist hier alles in grosem-

Ueberfluß: Fiſche und Conchylien von jeder Art, und in ſolcher Menge, daß man darüber erſtaunt. Und welche Schätze hat nicht ſchon die Korallen und Thunfiſcherey der Inſel gebracht? In der Gegend von Trapani iſt der Korallenfang am reichſten. Man fiſcht hier rothe, weiſſe und ſchwarze Korallen. Das Werkzeug und die Art, ſie zu fiſchen, welche die Trapaneſer erfunden haben, werden im Spectacle de la Nature beſchrieben. Der Thunfiſchfang geſchiehet am vortheilhafteſten in den Monaten May und Junius, da dieſe Fiſche in ganzen Heeren aus dem weſtlichen Weltmeere in die Mittelländiſche See ziehen, und ſich den Sicilianiſchen Küſten nähern, wohin ſie der Genuß der Meer-Traube (uva marina) lokt. Es giebt hier mehr als vierzig Thunfiſchereyen, die einem jeden der Eigenthümer ſehr einträglich ſind. Einige werden di Corſo, andere di Ritorno genannt. In den Erſten wird der Thunfiſch in ſeinem vollen Zuge; in den Zweyten bey ſeiner Rückkehr gefangen. Jene bey Palermo, Trapani, Milazzo, Marſala und Capo Paſſaro ſind die bequemſten zum Handel, und die einträglichſten. Die Trapaneſer werden für die Erfinder derſelben gehalten. Nichts iſt vergnüglicher anzuſehen als dieſer Fiſchfang. Das Netz erhält ſechs Abtheilungen, die man mit ſechs zuſammenhangenden Kammern vergleichen kann. Auf den Seiten wird das Netz oben und unten mit Seilen, Steinen und Ankern ſo feſt geſpannt, daß es nur durch ſehr gewaltſame

ſame Stöße erſchüttert werden kann. Die erſte dieſer Kammern öfnet den Fiſchen den Eingang. Aus derſelben gehen ſie in die zweyte, und aus einer in die andere, bis in die ſechſte, welche die Kammer des Todes (Camera della morte) genannt wird, weil ſie hier ihr Leben verlieren. Es iſt angenehm zu ſehen, wie dieſe See-Heerde truppweiſe ihren Zug gegen dieſes Waſſergebäude richtet, und wie dreiſte ſie in den Sälen herumfährt. Der Thunfiſch iſt zwar von Natur furchtſam, von ſchwachem Geſichte, und am Maule ſehr empfindſam. Wenn er die erſte Wand berührt, kehrt er zurück, und wenn er ſich ſchon in den Vorſälen befindet, macht er oft ſo lange Ceremonien, daß den Fiſchern die Gedult vergehet. Doch entſchließt ſich endlich der Heerführer unter ihnen, ſich weiter hinein zu wagen, und die übrigen folgen ihm willig bis in die letzte Kammer, wo der Tod auf ſie lauert. Wenn ſich eine beträchtliche Anzahl in den Kammern befindet, und Gefahr vorhanden iſt, daß ſie ſich wieder ins freye Meer zurückziehen: ſo befiehlt der Rais (ſo heißt das Haupt der Fiſcher) die erſte Oefnung zu ſchließen, wodurch die eingeſchloſſenen Fiſche endlich gezwungen werden, in die ſechſte Kammer einzudringen. Man iſt aber indeſſen ſo höflich, denen die erſte Thür wieder zu öfnen, welche den Eingang verlangen. In der letzten Kammrr fallen ſie in ein viel enger geflochtenes Netz (Corpo genannt) aus welchem keine Hofnung mehr iſt, zu entgehen. Wenn es voll

iſt,

iſt, vereinen die Fiſcher auf ihren Kähnen alle ihre Kräfte, es auf die Oberfläche des Waſſers hervorzuziehen. Ringsumher ſtehen Fiſcher mit langen Haken, und reiſſen mit denſelben die Fiſche in das dabey ſtehende Boot. Die Empfindung der Wunden und der freyen Luft auf der Oberfläche des Meers bringt ſie in eine fürchterliche Wuth. Sie ſpritzen mit ihren langen und breiten Schwänzen das Waſſer mit ſolcher Gewalt in die Höhe, daß es ſich in kleine Tropfen verwandelt, und wie ein feuchter Nebel auf die jauchzenden Zuſchauer herabfällt. Unterdeſſen fährt der Rais, mit einer Keule in der Hand, wie ein ſtolzer Neptun mit dem Dreyzack, umher, die Fiſcher zum Kampf wider die ungeheuern Thiere zu ermuntern, und nicht nur ihre Anzahl, ſondern auch ihr Gewicht zu ſchätzen, worin er ſelten fehlt. Die größte Luſt iſt, wenn das Garn bald ausgeleert iſt, und die wenigen noch darin befindlichen Thunfiſche mehr Platz gewinnen, den Haken ihrer Feinde zu entgehen. Die muthigſten unter den Seeleuten ſtürzen ſich alsdann unter ſie ins Waſſer, wälzen ſich unter ihnen herum wie Tritonen, und treiben ſie entweder mit Keulen in das Boot, oder ſchleppen ſie mit Haken in daſſelbe. Dem mit etwa fünfhundert großen und kleinen Thunfiſchen angefüllten Boote folgen alle die Nachen der Zuſchauer auf dem bluthrothen Meere ans Land. Hier werden die Fiſche theils ausgenommen und zerſtückt, um ſie in Fäßern einzuſalzen; theils ganz gelaſſen, um ſie friſch

auf

auf dem Marktplatze zu verkaufen. Oft geſchieht es, daß Meerwunder mit in das Netz eindringen, und nicht nur eine grauſame Niederlage unter den Fiſchen anrichten, ſondern auch das Netz zerreißen, wenn ſie den Ausgang nicht ſogleich wiederfinden. Manchesmal findet ſich der Schwerdtfiſch darunter, welcher das Netz zerſchneidet, und den Thunfiſchen einen freyen Ausgang verſchaft. Doch verſtehen ſich die Fiſcher auf die Kunſt, ihn zu fangen, und dieſen Schaden zu verhüten.

Aus dem was ich von dem überaus groſſen Reichthum der natürlichen Produkte, und von dem Abſatz derſelben an fremde Nationen geſagt habe, ſollte man ſchlieſſen, der Sicilianer Wohlfahrt müſſe durch den Handel aufs höchſte geſtiegen ſeyn. Doch iſt nichts weniger wahr. Denn erſtlich iſt die Ausfuhre der natürlichen Produkte und der Handel überhaupt durch verderbliche Geſetze allzuſehr eingeſchränkt; zweytens fehlt es den Sicilianern, wenn man einige ſeidene Zeuge, die zu Palermo und Meſſina verfertiget werden, ausnimmt, ſo ſehr an eigenen Fabriken, daß ſie ihre natürlichen Güter gegen die Bedürfniſſe des Luxus, der über alle maßen unter ihnen herrſcht, vertauſchen müſſen; drittens ſchränkt ſich der Gewinn durch das Monopolium der Aufkäufer unter wenige ein. Die Kunſtgriffe und Intriguen, wodurch Einige auf Vieler Unkoſten ſich bereichern, ſind im Lande ſelbſt nur wenigen, und niemanden unter den Fremden bekannt. Oft geſchie-

ſchiehet es, daß auch dieſe ins Netz gezogen werden. Ich kenne Einen, der ſich mit größerer Pracht, als es ſeine Einkünfte erlaubten, zu Palermo aufhielt. Aus Begierde ſich zu bereichern, und durch das Zureden einer reitzenden Dame verleitet, trat er mit einigen hundert Thalern einem Handelsprojekt bey, und gewann in kurzer Zeit dreymal ſoviel. Dieſer Gewinn reitzte ihn, das dreymalgröſſere Capital auf das nämliche Spiel zu ſetzen. Er erfuhr aber gar bald durch den Verluſt des ganzen Capitals, daß er ſich in ein Labyrinth eingelaſſen, der alle diejenigen verſchlingt, die den Faden, woran ſie ſich halten müſſen, nicht genau kennen. Dieſes Uebel hat ſo vielfältige und ſo verborgene Wurzeln geſchlagen, daß es vielleicht nicht mehr in den Kräften des Königs ſtehet, ſie auszurotten. Der Vicekönig Caracciolo, deſſen patriotiſcher Eifer und tiefe Einſichten nicht leicht ihres gleichen finden, hat alle Wege der politiſchen Klugheit verſucht, die Quellen dieſes allgemeinen Verderbens zu entdecken und zu verſtopfen: allein die Kunſtgriffe der Groſſen, welche ſich vom Marke aller übrigen Einwohner mäſten, haben bisher ſeine beſtgeſinnten Anſchläge vereitelt, und Undank iſt ſeine Belohnung geweſen.

Die Uebermacht und der Stolz der Sicilianiſchen Reichsbarone und der Beſitzer der groſſen Lehengüter überſteigt alle Schranken. Man darf nur durch die Straſen von Palermo gehen, den unendlichen Abſtand zwi-

zwiſchen dem Adel und Volke wahrzunehmen. Jene gehen und fahren in glänzendem Aufzuge einher, und werfen einen verächtlichen Blick auf die ſchmutzigen Lumpen des Volks, die in einem jeden Fremden Mitleid erregen. Der Landmann, der Künſtler und Handwerksmann, jedermann arbeitet im Schweiſſe ſeines Angeſichts, die kleinen unerſättlichen Tyrannen zu bereichern. Wenigen gelingt es, ſich aus der Armuth oder dem Mittelſtande zu einem anſehnlichen Glücke durch Fleis emporzuſchwingen. Die Werke ihres Fleiſſes ſind zu einem ſo ſchlechten Preiſe herabgeſetzt, daß ihnen nichts als ein elender Unterhalt übrigbleibt: und wer ſich auſſer dem Kreiſe der großen Alleinhändler mit Handel und Krämerey abgiebt, dem legen ſie ſo viele Fallſtricke, daß er mehr Augen als Argus haben muß, dem Verderben zu entgehen. Und gelingt es jemandem, ſo geſchichet es ebenfalls auf Unkoſten des Landmanns und der Profeſſioniſten. Dieſer bis zur Erde niedergedrückte Theil der Nation, der von keiner Seite Hülfe und Ermunterung zu erwarten hat, iſt endlich in ſeiner Thätigkeit ſo ſehr erſchlafft, daß er nur ſo viel unternimmt, als hinreichend iſt ihm die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen. Der Ueberfluß derſelben ſtellt ihn vor dem Hunger ſicher, und ſo lebt er zufrieden und ſorgenlos als ein feiger und ſchmutziger Laſtträger der Tyrannen, die das Mark des Landes unter ſich theilen.

Ihr Aufwand iſt ſchrankenlos. Ihre Kleider, Kutſchen, Pferde und Bedienten glänzen und klirren von Gold und Silber. Ihre Tiſche beugen ſich unter der Laſt koſtbarer Gefäße, und unter dem Ueberfluß an Speiſen und Getränken. Ihre Wohnungen ſind königlich ausſtaffiert. Bey öffentlichen Feyerlichkeiten wird durch eine unendliche Menge von Wachslichtern die Nacht in einen hellen Tag verwandelt, und in köſtlichen Erfriſchungen wird weder Ziel noch Maas beobachtet. Doch muß ich zugleich geſtehen, daß die Pracht und Verſchwendung der Sicilianer oft ſo geſchmacklos, oft mit ſo niederträchtigen Zügen vermengt iſt, daß einem davor ekelt. Hinter einem prächtigen Wagen ſtehen oft Bediente mit zerriſſenen und ſchmutzigen Kleidern. Oft pranget eine prächtig gekleidete Liebesgöttin in einer altförmigen durchlöcherten Kutſche. Oft fährt eine andere Dame in voller Pracht einher, mit einem ſäugenden Kinde an der Bruſt. In manchem glänzenden Speiſeſaale wird man von den auf allen Seiten einfallenden Sonnenſtrahlen gebrannt, und von ſtechenden Mücken gequält. In manchen vergoldeten Zimmern ſitzt eine Excellenz auf dem Paradeſtuhl, und nimmt Beſuche an, oder handelt von Geſchäften, ohne ſich gegen die Ankommenden zu erheben. Mancher erſcheint auf den Straßen, wie ein reizender Adonis, zu Hauſe aber gleicht er einem Therſites, mit hellfärbigen und dunkeln, mit prächtigen und ſchlechten, mit zierlichen und ekelhaften Kleidungsſtücken

ſtücken angethan. Kurz man ſiehet es den Sicilianern noch an, daß ihre Inſel ehedem von groben Saracenen und von geſchmackloſen Spaniern beherrſcht wurde. Es ſind jedoch viele Ausnahmen. Ich kann ſogar behaupten, daß der gröſte Theil des Adels ſich durch ſeine Sitten auszeichnet, welches er den Reiſen in fremde Länder, und einer beſſern Erziehung, wozu jetzt meiſtens Toskaniſche Hofmeiſter berufen werden, zu verdanken hat. Bedenkt man nun noch, daß die Sicilianer von Natur offene und helle Köpfe ſind: ſo hat man guten Grund, eine allgemeine Verfeinerung ihrer Sitten zu hoffen.

Die Sicilianer ſind aller Künſte und Wiſſenſchaften fähig. Ihr lebhafter Geiſt und Scharfſinn macht ihnen alles leicht, wenn ſie ſich aus eigener Wahl einem groſſen Fache der Gelehrſamkeit widmen. Zu einem ſonderbaren Beweiſe ihres Scharfſinns, wodurch ſie ſich von allen andern Nationen unterſcheiden, könnte ich ihre Mimik oder Geberden Sprache anführen. Eine jede ihrer Bewegungen iſt Sprache, wodurch auf die geſchwindeſte Art Einer des andern Gedanken errathen kann. Ich finde dieſe Wahrheit in allen Häuſern beſtätiget. Der Mann ſpricht oft mit ſeinem Weibe und Kindern, der Herr mit ſeinen Bedienten, durch Gebehrden und Winke. Die Syrakuſaner ſollen eine ſolche Sprache erfunden haben, da der Tyrann Hiero, die Verſchwörungen zu verhüten, ihnen alle Unterredungen verbot. Es iſt nur Schade, daß die wahre

Ein Bote zu den Vorigen.

Hot-Spur.

Thut das, und ihr thut wohl -- Was für Briefe haſt du hier? --

Bote.

Von euerm Vater.

Hot-Spur.

Briefe von ihm? Warum kommt er nicht ſelbſt?

Bote.

Er kan nicht kommen, Milord, er iſt gefährlich krank.

Hot-Spur.

Himmel! Wie hat er die Muſſe in dieſer entſcheidenden Zeit krank zu ſeyn? Wer führt ſeine Truppen an? Unter weſſen Commando kommen ſie?

Bote.

Seine Briefe müſſen ſeine Geſinnung entdeken; mir iſt nichts bekannt.

Hot-Spur.

Seine Geſinnung?

Worceſter.

Muß er denn zu Bette ligen?

Bote.

Philoſophie noch nicht in ihre Schulen eingedrungen iſt. Leibnitzens und Wolfs Metaphyſik hat zwar die Peripatetiſchen Spitzfindigkeiten verdrängt: allein der Optimiſmus, die Monaden, und die Harmonia praeſtabilita haben ihnen die Köpfe ſo ſehr verrückt, daß ſie noch lange Zeit ſchwärmen werden, bis ſie in den Weg der phyſiſchen Erfahrungen und der Mathematik einlenken. Sie betrachten die Natur nicht anders, als eine freygebige Ausſpenderinn ihrer Bedürfniſſe und ſinnlichen Vergnügungen, ohne ſich um die Unterſuchung der Gewächſe, Mineralien und Seltenheiten des Meeres zu bekümmern. Es fehlt zwar in einigen Städten nicht an Naturalien-Sammlungen; ſie dienen aber, wenige ausgenommen, nur zu Befriedigung der Liebe zur Pracht und der Neugier.

Die Arzneywiſſenſchaft hat ſich aus der Finſterniß der Araber noch nicht herausgewunden. Die großen Lichter, welche anderswo einen ziemlich ſicheren Weg gezeiget haben, ſind in Sicilien noch nicht eingedrungen. Brechmittel, ſtark angreifende Purganzen, hitzige Arzneyen, und andre ganz unnatürliche Mittel, welche, anſtatt der leidenden Natur zu helfen, ſie vollends zu Grunde richten, herrſchen noch mit voller Macht. Eben ſo ſchlecht iſt die Chirurgie beſchaffen. Doch hat man Hofnung zu einiger Verbeſſerung, weil man Jünglinge nach Frankreich geſchickt hat, eine ſo unentbehrliche Wiſſenſchaft zu lernen, und in ihr Vaterland einzuführen.

So

So weit die Sicilianer in andern Wiſſenſchaften noch zurück ſind, ſo ſehr übertreffen ſie andere Europäiſche Nationen in der Jurisprudenz und Regierungsart. Ihre Geſetze ſind ſehr alt. Ceres, oder vielmehr eine unbekannte Beherrſcherin dieſer Inſel, ſoll ſie ihnen gegeben haben. Nachher ſind ſie von den Römern, Normannen und Spaniſchen Königen vermehrt worden. Doch haben ſich zum größten Glück der Nation die neuern Geſetzgeber in Anſehung der Verwaltung der Gerechtigkeit von dem geraden und kurzen Wege der Alten hier am wenigſten entfernt. Es ſind hier weniger Gerichtshöfe, und die ganze Maſchine der Regierung iſt einfacher, als auf dem feſten Lande Italiens.

In den ſchönen Wiſſenſchaften ſcheinen die Sicilianer wegen der Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft gebohren zu ſeyn. Daphnis, Steſichorus, Theocritus und Moſchus, die Erfinder des Hirtengedichtes; Empedocles, der Erſte, der die Natur in Verſen beſchrieb; Epicharmus, der Erfinder des Luſtſpiels, nach welchem ſich Plautus bildete; Soſicles und Achäus, die älteſten Trauerſpieldichter; Sophron, der erſte Pantomime; Corax und Tiſias, die Stifter der Redekunſt; und die großen Redner, Lyſias und Gorgias, waren Sicilianer. So hat auch dieſe Inſel die Ehre, die erſten Gedichte in italieniſcher Sprache hervorgebracht zu haben. Ciullo, oder Vincenz von Alcamo, war

im zwölften Jahrhundert der erſte bekannte Dichter in dieſer Sprache; und Kayſer Friedrich II. und ſeine Söhne, Enzo und Manfredi, beförderten die italieniſche Dichtkunſt an ihrem Hofe zu Palermo. Dante ſagt ſogar, daß alles was bis zu ſeinen Zeiten in italieniſcher Sprache geſchrieben war, Sicilianiſch geſchrieben hieß. Damals bildete ſich die italieniſche Sprache erſt, und die Toskaniſche Mundart hatte ſich noch nicht zur Herrſchaft aller der übrigen emporgeſchwungen. Seit dem aber dieſes geſchehen, haben ſich wenige Sicilianer durch Gedichte ſonderbar ausgezeichnet, nicht aus Mangel an dichteriſcher Begeiſterung, ſondern aus Schüchternheit derſelben in Originalwerken zu folgen. Die Urſache hiervon iſt ihr verachteter Dialekt, und die Verwahrloſung eines reinen italieniſchen Stils in ihren Schulen. Ihre Mundart iſt ein häßliches Gemiſche aus den Sprachen der Saracenen, der Normannen, der Afrikaniſchen Barbarey, der Spanier und Italiener; und es iſt ihnen überaus ſchwer, im Schreiben ihren Idiotismus zu vermeiden. Hierzu kommt noch, daß auch die meiſten derer, die ſich unter ihnen einer ſchönen Schreibart befleißigen, dem ſchwülſtigen Weſen des vorigen Jahrhunderts folgen, und nicht einſehen, daß dieſer Geſchmack Italien ſchon längſt zum Ekel geworden, und daß man ſich jetzt allgemein beſtrebt, die ſchönen Formen des Stils aus Toskaniſchen Quellen zu ſchöpfen. Die Sicilianiſchen Städte haben zwar nach dem Beyſpiel Italiens ihre Akademien

mien. Palermo hat ihrer viele; sie mögen sich aber mit soliden Wissenschaften, oder mit der schönen Litteratur beschäftigen, so fruchten beyde wenig oder nichts. Denn obgleich die Vorsteher derselben zum Theil Männer von Einsicht und patriotischem Eifer sind, so hangen alle die übrigen Mitglieder allzufest an ihren alten Gewohnheiten, und jene haben weder Muth noch wirksame Mittel, diese zum verfeinerten Geschmack des gegenwärtigen Jahrhunderts zurückzuführen. Ihre Vorlesungen strotzen von übel angebrachtem Witz und fantastischen Einfällen, und ihre Schreibart gleicht der buntscheckigen Maske eines Harlekins. In den Akademien zu Palermo kommen manche nützliche Vorschläge, z. B. des Fürsten von Resuttano, des Grafen Statela, des Marchese Natali, und andrer einsichtsvoller Männer zum Vorschein, welche aber in der weiten Sphäre der zu wünschenden Dinge unausgeführt bleiben.

Jedermann weiß, daß Sicilien nicht weniger als Groß-Griechenland in den ältesten Zeiten große Meister in der Mahlerey, Bildhauer- und Baukunst (wo nicht die ersten Erfinder dieser Künste) hervorgebracht hat. Wie weit sie es in der Vollkommenheit derselben gebracht hatten, das bewies der von Diodor, dem Sicilianer, beschriebene uralte Tempel des Olympischen Jupiters zu Agrigentum, und das beweiset noch das schöne Gepräge der ältesten Sicilianischen Münzen. Auch nach der Wiederherstellung der bildenden Künste

haben ſich die Sicilianer um dieſelben verdient gemacht. Antonello von Meſſina brachte die Mahlerey in Oelfarben aus den Niederlanden nach Italien. Angiolo Siciliano und Antonio Gegini waren unter den berühmten Bildhauern ihrer Zeit nicht die letzten; und der Architekt Philipp Guara, welcher die Größe ſeiner Ideen in der Umbildung der Stadt Turin gezeigt hat, lebt noch in friſchem Andenken. Allein dieſe großen Meiſter haben meiſtens auſſer Sicilien ihren Ruhm erworben, und keine Schüler daſelbſt gebildet; obgleich hier und da auch auf der Inſel Werke von ihnen vorhanden ſind. Jetzt fehlt es nicht weniger an Ermunterung und geſchikten Künſtlern, als überhaupt an gutem Geſchmack. Der ganze Bau der Hauptſtadt Palermo beweiſet dieſes.

Sie enthält ungefähr 102000 Seelen, von welchen der größte Theil in ſchmutzigen und engen Hütten wohnet. Viele Familien wohnen mit ihren Hühnern und andern Viehe in einer Bude, und ſind kaum vor dem Wetter gedeckt. Andere haben große Häuſer, ungeheure Palläſte, große Thüren, große Zimmer, große Fenſter; und mitten im Ueberfluß der Größe und des Raums fehlt es ihnen an den Bequemlichkeiten einer wohlgeordneten Architektur. Sonſt iſt die Anlage der Stadt vortreflich. Sie iſt in der Geſtalt eines Kreuzes gebauet, welches durch zwey Hauptſtraßen, die ſich einander durchkreuzen, deren eine, welche eine italieniſche Meile lang iſt, Caſſero, und die andre Strada

nuova

nuova (die neue Straße) genannt wird, gebildet. Die vier Theile des Kreuzes, die faſt von der nämlichen Länge ſind, endigen ſich in dem vier Hauptthoren der Stadt. Im Mittelpuncte des Kreuzes, wo ſich die vier gerade Straßen durchſchneiden, iſt ein achteckiger großer Marktplaz, wo die vier Hauptthore, das Meer, Berge, Hügel und Ebenen ins Auge fallen. Vier Faßaden groſer Palläſte, welche in ſchöner Symmetrie einander gegenüber ſtehen, und von auſſen mit offenen Hallen und Gallerien gezüert ſind, die auf marmornen Säulen bald Doriſcher, bald Korinthiſcher, bald Joniſcher Ordnung ruhen; zwölf ſchicklich ausgetheilte Statüen, und vier prächtige Springbrunnen erregen Verwunderung und Vergnügen. Unter den Springbrunnen iſt jener, der vor dem Pallaſte des Prätors ſtehet, und aus ſechsundfünfzig Mündungen häufiges Waſſer wirft, der ſchönſte. Architektur und Bildhauerkunſt ſtreiten hier um den Vorzug. Er iſt ein Oval von 575 Spannen im Umfang, und bildet eine Gruppe von ſiebenundbreyſſig Statuen, welche ſich unter vierundzwanzig Figuren von Thieren und Monſtern, und zwanzig mit reihender Symmetrie geordneten Urnen, erheben, und mit verdoppelten Baluſtraden umgeben ſind. Alles iſt aus weiſſem Marmor, ein Werk des Bandinelli, Camilliano und Vagherino, dreyer vortreflicher Schüler des Michel Angelo. So ſehr auch die Kirchen von Gold und Marmor glänzen; ſo ſind doch die meiſten von ganz gemeiner Bauart, und

gröſtentheils mit kindiſchen und übel angebrachten Verzierungen überhäuft. Doch müſſen der Dohm und die königliche Kapelle, welche unter der Regierung der Normannen errichtet worden ſind, die Franciſcaner-Kirche der Heiligen Victoria, und die Joſephs-Kirche der Theatiner, hiervon ausgenommen werden. Die Erſten ſind zwar in ſogenannter Gothiſcher Form gebauet, zeichnen ſich aber durch wahre Pracht und männliche Schönheit aus. Die zweyte iſt mit aller ihrer Armuth an Verzierungen von ſchöner Architektur. Der dritten fehlt es an nichts als an beſſerer Vertheilung des Lichts, ihre marmorne Bildhauerwerke zu erhöhen. Im Dohm wurde mir ein unter ſechs Vorhängen verſteckter Chriſtus von Holz gezeigt, welcher ein Werk des Heiligen Nikodemus, der den Heiland vom Kreuz abnahm, ſeyn ſoll. Ich bewies dem Antiquar, der es im vollen Ernſt behauptete, meine Verwunderung hierüber, und verſprach ihm, dieſe wichtige Entdeckung aller Welt bekannt zu machen. Die Mahler dürfen ſich nun nicht mehr ſo viel auf ihren Heiligen Lukas einbilden.

Was den Charakter der Sicilianer anbelangt, ſo hat mich die Erfahrung belehrt, daß die Schilderung, welche Hugo Falcandus zu den Zeiten der Normannen von ihnen gemacht hat, noch immer wahr ſey. Er vergleicht ſie mit den Kalabreſern, und ſagt: Licet autem utraque natio ſubdola, pronaque ſit ad quodlibet facinus perpetrandum, Siculi tamen cautius

tius diſſimulando celant propoſitum, et quos oderunt blandis adulationibus demulcent, ut improviſe lædant atrocius. Sie ſind viel ſpitzfindiger, ſchlauer und lebhafter als die Neapolitaner, und, wie ſie, zur Empörung aufgelegt; doch mit dem Unterſchiede, daß jene eines verſöhnlicheren Herzens ſind. Sie ſind ſehr zu Andächteleyen geneigt, beſonders zu ſolchen, die mit den lächerlichſten Ausſchweifungen verknüpft ſind. Der Palermitaner Betragen in der Nacht vor dem Frohleichnamstage beſtätiget dieſes, und belehrte mich, wie die Helden ihre Bachanalien und Lupercalien in ganzem Ernſte für Gottesdienſt halten konnten. Jedermann bereitete ſich zu dieſem Feſte durch einen vorhergehenden Faſttag, den ſie Vigilia infernale nennen. Kaum erſchienen die Schatten der Nacht, als eine der ſeltſamſten Proceſſionen, die ich in meinem Leben geſehen habe, ihren Anfang nahm. Sie beſtand aus unzähligen Confraternitäten, worunter eine war, die barfuß gieng, die ehrwürdigſte unter allen, weil ſie die Freyheiten der Ritterſchaft genießt, ohne dem heraldiſchen Gerichtshofe unterworfen zu ſeyn. Die Straßen, wodurch ſie gieng, waren durch viele tauſend Fackeln beleuchtet, und prächtig ausgeſchmückt. Der Pöbel lief wie die Bachanten hin und her, verſammelte ſich Truppweiſe, und machte ein hölliſches Getöſe. Eine Menge Statuen der Heiligen wurden von Männern getragen, die ſich unter den Trag-Maſchinen verſteckten. Bald liefen dieſe, bald ſtanden ſie ſtill,

und

und wenn ſie vor einem Trupp Pöbel vorbeygiengen, ſchrie dieſer mit gräßlichen Stimmen: es lebe der Heilige Franciscus, oder Antonius, oder wie der Heilige hieß, der vorbeygetragen wurde. Um die hohlen Trag-Maſchinen der Heiligen und unter denſelben wurden mit grotesken Gebehrden groſe Flaſchen Wein ausgeleeret, und je länger dieſes Spiel dauerte, deſto ausgelaſſener wurde das Betragen der Säufer. Was unter dem raſenden Volke, worunter ſich der Abſchaum des weiblichen Geſchlechts befand, unterdeſſen geſchah, läßt ſich leichter denken als beſchreiben. Nicht viel erbaulicher war die Proceſſion, die ich auf den Feſttag der Heiligen Agatha zu Catania ſah. Hieraus läßt ſich leicht ſchließen, welchen ſchlechten Begrif die Sicilianer von der Religion haben. Die Geiſtlichen bezeigen ſich überaus eifrig in dem übelverſtandenen Gottesdienſte. Ihre Predigten ſind ſo voll Unſinn, daß ich mich nicht überwinden konnte, unter vielen auch nur eine bis ans Ende zu hören.

Das ſchöne Geſchlecht von Stande wird zwar auch in ganz Italien gröſtentheils in den Nonnen-Klöſtern erzogen; aber zu Palermo iſt dieſes faſt zu einem Geſetze geworden. Dieſe Erziehung iſt hier ſo ſchlecht, daß es ein groſes Glück iſt, wenn nicht alle edele Züge, die ein Mädchen von der Natur erhalten kann, gänzlich vertilget werden. Ich ſelbſt habe ſolche Kinder in den Sprachzimmern dieſer heiligen Gefängniſſe geſe-

gesehen, die in ihren schwarzen Hüllen begeisterten oder verrückten Zauberinnen und Sybillen ähnlich sahen. Wenn sie das Glück haben diesen Kerkern zu entgehen, so ist es sehr schwer, sie auf den Weg der Vernunft und artiger Sitten zurückzuführen.

Die öffentlichen Lustbarkeiten der Palermitaner bestehen in theatralischen Schauspielen, in nächtlichen Beleuchtungen der Stadt auf Festen gewisser Heiligen, in Pferderennen, in Spatziergängen auf dem Ufer des Meers, und in Assemblees des Adels. Während meines hiesigen Aufenthalts wurde eine schöne und prächtige Oper aufgeführt, worin die sowohl durch ihren wunderlichen Eigensinn als durch ihre bezaubernde Stimme berühmte Gabrieli die erste Actrice war. Die Beleuchtungen, welche wegen des Festes der Heiligen Rosalia geschehen, haben wegen der Verschwendung des Wachses, und des zügellosen Muthwillens der sich hier mit der Andacht vermengt, ihres gleichen nicht. Bey dem Wettrennen schaudert der Menschheit vor der Lebensgefahr der zarten Knaben, welche um einiger Groschen willen auf den Barbarn durch die schneidende Luft fliegen. Viel schöner ist das Vergnügen, welches die Spatziergänge auf dem Ufer des Meers gewähren. Man hat hier zu diesem Endzweck eine halbe Meile weit den Weg mit breiten Platten gepflastert, mit einer zierlich bearbeiteten Brustwehr, mit bequemen Sitzen, und mit schönen Fontänen des

reins

Bote.

Er lag ſchon vier Tage eh ich abgieng; und wie ich abreißte, waren die Aerzte ſeinetwegen in groſſen Sorgen.

Worceſter.

Ich wollte, der Zuſtand dieſer Zeit wäre erſt geheilt geweſen, eh er krank geworden wäre; ſeine Geſundheit war nie mehr werth, als izt.

Hot-Spur.

Krank in einer ſolchen Zeit! O! dieſe Krankheit ſteckt das Lebensblut unſrer Unternehmung an! Sie wird unſer ganzes Lager anſteken. Er ſchreibt mir hier, daß eine heftige Krankheit -- und daß ſeine Freunde durch Abgeordnete nicht ſobald zuſammen gebracht werden könnten, ja daß er es nicht einmal rathſam halte, ein ſo wichtiges und gefährliches Geſchäft einer andern Seele als ſeiner eigenen anzuvertrauen. Indeß rathet er uns doch mit unſrer kleinen Macht auszurüken, und eine Probe zu machen, wie das Glük für uns geſinnt ſey; denn, ſeinem Bericht nach, läßt ſich nimmer zaudern, indem der König von unſerm ganzen Vorhaben unterrichtet iſt. Was ſagt ihr dazu?

Worceſter.

Euers Vaters Krankheit iſt ein groſſer Nachtheil für uns.

Hot-Spur.

Es iſt ein Glied, das uns abgehauen iſt -- und doch, in der That, iſt es nicht ſo; wir werden ihn würklich we-

reinſten Quellwaſſers ausgeſchmückt. In der Mitte dieſes herrlichen Spatziergangs erhebt ſich eine Bühne von purem Marmor, welche zu muſikaliſchen Concerten beſtimmt iſt. Man kann ſich keine gröſsere Ergötzung einbilden, als im heiſsen Sommer hier des Abends einige Stunden zuzubringen. Das angenehme Liſpeln der kühlen Zephyre, die über das gekräuſelte Meer herfahren und ſich unter die harmoniſchen Töne der Singſtimmen und muſikaliſcher Inſtrumente miſchen, die ſchöne Beleuchtung unzähliger Fackeln, und das Funkeln der Sterne die ſich auf dem Meere ſpiegeln, der Adel, und die vornehmſten Standespersonen, die, ohne Vermiſchung des niedrigen Pöbels, hier in vollem Glanze erſcheinen, alles dies zuſammen bildet ein wahres Elyſium, deſſen ſich vielleicht kein anderer Ort in der Welt rühmen kann.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

VI.

Auszüge aus Briefen.

I.

London, den 12ten Jun. 1785.

Ich bin überzeugt, daſs Sie in meinen vorherigen Briefen ſchon manche Paradoxen gefunden haben werden,

den, weil ich gern mit meinen eignen Auge ſehe, und mich an die Urtheile anderer nicht kehre, die, wenn ſie meiner Vorſtellungsart zuwiderlaufen, doch unmöglich eine Ueberzeugung bey mir hervorbringen können. Machen Sie ſich alſo nur gefaßt dießmal wieder ein ganz ſeltſames Urtheil über das hieſige Theater zu hören, weil Sie doch etwas darüber von mir wiſſen wollen; und laſſen Sie mir, wenn Sie nicht einſtimmen können, wenigſtens die Beruhigung: etwas geſagt zu haben, wofür ich Gründe anzuführen im Stande bin; ein Vortheil auf den ich gänzlich Verzicht thun muß, wenn ich bloß nachbeten will. Man macht ſich faſt überall vom engliſchen Theater den höchſten Begrif, und ich weiß davon nur zwey Gründe aufzufinden: 1) die blinde Verehrung von Shakesſpears Stücken, 2) die Menge Ueberſetzungen und Nachahmungen andrer engliſcher Schauſpiele in andern Sprachen, die auf dem Theater fremder Nationen mit großem Beyfall aufgeführt werden, und folglich ganz natürlich Anlaß geben, von der Aufführung im Original und in dem Vaterlande dieſer Stücke alles zu erwarten. Hierzu kommt nun noch bey uns Teutſchen beſonders die Meynung, die wir getroſt ein Vorurtheil nennen können, daß die Handlung der Franzoſen allemal übertrieben ſey: dieſe Meynung läßt uns von den Engländern als einer bekanntlich geſetzten Nation eine Verbeſſerung dieſes Fehlers hoffen, aus der dann in Verbindung mit den übrigen Vollkommenheiten, die wir uns denken, das

non plus ultra der Schauſpielerkunſt entſtehen muß. Ich ſollte wenn ich von den Urſachen der hohen Idee der Ausländer vom engliſchen Theater rede, nothwendig auch von dem ſprechen, was Garriks Name dazu beygetragen hat: das iſt aber jezt noch zu früh, und wird einigermaſſen berührt werden können, wenn ich zu den einzelnen Schauſpielen komme.

Wenn ich jetzt wieder überlieſe, was ich da geſchrieben habe, und bedenke, welch eine weitläufige Auseinanderſetzung dazu gehört, um mich nur etwas zu rechtfertigen; eine Auseinanderſetzung, die mir weder meine eingeſchränkte Zeit, noch die Gränzen eines Briefes erlauben: ſo möcht' ich faſt lieber das ganze Blatt zerreiſſen. Doch ich kenne Ihre Nachſicht, und bitte Sie daher, nur die Sätze, die ich in der Folge kurz angeben werde, ſich ausgeführt zu denken, und daraus das Gebäude zu bilden, zu dem ich nur die nothwendigſten Materialien liefern kann.

Wenn man über das Theater einer Nation urtheilen will, ſo muß man nothwendig die Sitten dieſer Nation kennen, und dieſe Kenntniß muß nicht nur bey Beurtheilung eines Schauſpiels ſelbſt, ſondern auch bey der Aufführung deſſelben angewendet werden. Es giebt in einem Volke Charaktere, die entweder in andern gar nicht angetroffen werden, oder wenn ſie auch da ſind, ſich doch auf andere Art zeigen. Die Sprache eines ſolchen Charakters und ſeine verſchiedenen

moraliſchen Nüancen muß der Schauſpiel-Dichter verſtehen und darſtellen: aber die phyſiſchen Nüancen (ich hoffe, daß Sie hier dieſen Ausdruck ſich deutlich machen, und mir das Seltſame deſſelben verzeihen werden) die Art wie er ſich durch Handlung äuſſert und kurz das, wofür wir kein Wort haben, das aber der Franzos ſo glücklich tournure nennt, das iſt die Sache des Schauſpielers. Und dieſe beyden Dinge ſind es eben, worauf man nicht gehörig Achtung giebt, wenn man den Franzoſen, wie ich eben ſagte, Uebertreibung vorwirft. Man thut das vornehmlich weil man nach den Truppen urtheilt, die man irgendwo auſſer Paris ſieht; denn man iſt gewohnt in Teutſchland, wo es ſo vielerley Höfe giebt, auch mehrere gute Schauſpieler-Geſellſchaften zu haben; man weiß aber nicht, daß das in Frankreich ganz anders iſt; daß ein franzöſiſcher Schauſpieler keine andre Ambition hat als tüchtig zu ſeyn in Paris angeſtellt zu werden, und daß man folglich das Theater der Hauptſtadt geſehen haben muß, um eigentlich von der Schauſpielerkunſt unter den Franzoſen urtheilen zu können. Ein zweyter Grund dieſes Vorwurfs iſt aber auch wirklich der, daß man mit dem äuſſerlichen Betragen der Franzoſen nicht gehörig bekannt iſt; daß man nicht gewohnt iſt ihre große Lebhaftigkeit, ihr hin und herfahren, die Beugungen zu ihren Komplimenten, die Bewegungen bey einer Menge Gelegenheiten, die täglich

im gemeinen Leben vorkommen, und kurz alles das zu ſehen, was das Aeuſſerliche eines jeden Volkes eigenes hat, woran man den Mann aus dieſem Volke in andern Ländern ſogleich erkennt, was uns auf Reiſen anfangs ſo fremde vorkommt, was uns aber bald ſo geläufig wird, daß wir nach einiger Zeit für einen aus eben dieſem Volke angeſehen werden können. Es war ja, beſonders ehemals, ſehr ſtark Mode und iſt es zum Theil noch immer, unſere jungen Leute nach Frankreich zu ſchicken, um ſie das ſteife Weſen ablegen zu laſſen und ſie gelenkiger zu machen. Man nimmt dabey alſo von ſelbſt an, daß dieſe Gelenkigkeit den Franzoſen eigen iſt; nun dann, ſo muß ſie auch von ihren Schauſpielern nachgeahmt werden. Allein eben weil das zwar wohl den Franzoſen, nicht aber uns eigen iſt, ſo muß uns das franzöſiſche Spiel nothwendig fremd vorkommen; und weil bey demſelben alle Leidenſchaften ſich in einem flüchtigern und lebhaftern Grade äuſſern als unter uns, ſo ſcheint mirs ſehr natürlich, wenn wirs übertrieben nennen. Dieſe Uebertreibung muß uns auch nothwendig bey Provinzial-Truppen, oder bey denen die es in Teutſchland giebt, noch mehr auffallen, weil dieſe ihre Kunſt nicht vollkommen verſtehen und nur ſchlechte Nachahmer ſind: ungefähr ſo, wie unſere jungen Herren, die aus Frankreich zurückkommen und den Franzoſen ſpielen wollen, gemeiniglich Karrikatur werden. Wenn aber darum die

Schau-

Schauſpieler in Frankreich dieſe ihrem Volke eigene, natürliche Gelenkigkeit und Lebhaftigkeit gar nicht nachahmen wollten, ſo würden ja die Franzoſen kein Nationalſchauſpiel haben. — Das Nämliche findet auch unter den Engländern ſtatt. Die ganze Tournure des Engländers iſt anders als die der Franzoſen und der Teutſchen und der Italiener u. ſ. w. Der petit maitre ſieht in England ganz anders aus, als unter den übrigen Nationen, und kurz jeder Charakter, in ſo fern er ſich im Aeuſſerlichen zeigt, zeigt ſich auf eine andre Art. Es iſt bisher noch nicht Mode geweſen, daß engliſche Truppen in andere Länder gereißt ſind: ſollte ſich aber einmal ſo ein Fall in Teutſchland ereignen können: ſo würde uns gewiß ihr Spiel noch viel fremder als das der Franzoſen vorkommen, und würde, ich bins verſichert, noch weniger Beyfall finden, weil uns das Sittliche der Engländer im Aeuſſerlichen viel ungeläufiger als das der Franzoſen iſt. Es läßt ſich daher meines Erachtens nach gar nicht ſagen, daß das Theater der Engländer, oder das der Franzoſen, oder der Teutſchen u. ſ. f. das Beſte in der Welt ſey. Das Theater jeder Nation muß die Sitten dieſer Nation genau nachahmen, ſonſt hat dieſe Nation kein Theater; dieſe Sitten ſind aber jedem andern Volke fremd, und folglich kann das Theater einer Nation in einem andern Lande nie gut ſeyn, und nie Beyfall finden.

Wenn ich Ihnen folglich etwas von den hieſigen Schauſpielern ſagen ſoll, ſo kann ich Ihnen blos die Namen der Vorzüglichſten nennen, doch aber keine Vergleichung mit franzöſiſchen oder teutſchen anſtellen. Denn ſind meine oben angegebenen Grundſätze wahr: ſo müſſen auch nothwendig die hieſigen gröſten, nur in England die gröſten ſeyn; und ich bin feſt überzeugt, daß Gärrik in Teutſchland und Frankreich nicht der gröſte Schauſpieler geweſen ſeyn würde: ſo wie er das nicht in England geweſen wäre, wenn wir oder die Franzoſen ihn als den vornehmſten unſrer Bühne verehrt hätten.

Einen Umſtand giebt es doch, über den ſich eine Vergleichung unter den Schauſpielern verſchiedner Nationen anſtellen läſt, und das iſt die Deklamation. Denn obſchon, wenn wir recht ſubtil ſeyn wollen, die Deklamation vieler, beſonders lauhiger Stellen, ebenfalls wieder lokal genennet werden kann, ſo läßt ſich doch fragen: deklamiren die Teutſchen, oder die Franzoſen, oder die Engländer u. ſ. w. am beſten? Darauf muß ich denn antworten: daß es allerdings hier wie überall gehe, die beſten Schauſpieler exelliren auch darin; doch iſt mirs in der That vorgekommen, als wenn die hieſige Bühne darin doch noch mehrere Vollkommenheit bedürfe, und eine beſondere Eigenſchaft der engliſchen Sprache iſt mir ſehr widrig. Es iſt die, daß man die Verſe nicht wie Proſe herſagt,

ſagt,*) und dabey den gröſsten Nachdruck nur auf die Worte legt, auf die er gehöret; ſondern daſs man, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine gewiſſe Methode, einen gewiſſen Schlendrian hat, nach dem ſie hergeſaget werden müſſen, der zwar den Nachdruck nicht allein auf das Ende der Verſe oder auf die Reime fallen läſst, es aber doch gewiſſermaſsen thut, und vorzüglich etwas Singendes hat. Die ganze Sache läſst ſich unmöglich beſchreiben; man muſs es ſelbſt fühlen, und noch dazu ſehr genau Achtung geben, um es zu bemerken: ich geſtehe aber, daſs mir es nicht behagen will.

Um nun noch mit dem, was blos die Schauſpieler angeht, ganz fertig zu werden, will ich ihnen gerade hier die jetzigen vornehmſten nennen. Mrs. Siddons iſt die beliebteſte und geehrteſte von allen, weil ſie mit ihren Schauſpieler-Talenten einen guten Privat-Charakter und eine hübſche Figur verbindet. Die Tragödie iſt eigentlich ihr Fach, und ſie iſt allerdings groſs darin; doch kann ich nicht läugnen, daſs ſie ſich nicht immer gleich bleibt, und manchmal nicht Stärke genug hat. So ſehr man ſie auch hier als Lady Macbet erhebt, ſo iſt mir doch dieſe Rolle als eine ihrer mittelmäſsigſten vorgekommen, und ſie hat mir ohne Vergleich beſſer als Desdemona gefallen. Meiner Meynung nach iſt Mrs. Abington in der Komödie

*) Aber gerade dies iſt eine ſehr falſche Art Verſe zu leſen. W.

gröſſer als Mrs. Siddons in der Tragödie, und ich halte die erſtere überhaupt für die jetzige gröſſte Schauſpielerin der engliſchen Bühne. Miſs Younge wurde ehemals auch unter die vornehmſten gerechnet, und macht noch jetzt immer die erſten Rollen; ſie vernachläſſigt ſich aber ſehr. Mrs. Crawford iſt ohne Zweifel groß in der Tragödie. Miſs Wilſon iſt eine gute Soubrette, und die einzige, die hier in London fähig iſt, die Rolle der Suſon im Figaro erträglich zu machen. Miſs Farren hat ſehr viel Talente zur Komödie und eine angenehme Figur. Unter den Sängerinnen zeichnen ſich Miſs Philips, George, Kennedy, Wrighton und Banniſter, und die erſte auch durch ihre reizende Bildung, aus. Mr. Kemble und Holman ſind die gröſſten tragiſchen Schauſpieler; der letztere hat noch mehr Verdienſte als der erſte, und verſpricht ſehr viel, da er noch ein junger Mann iſt. Henderſon, deſſen ich in meinem letzten Briefe an Sie als eines groſſen Leſers gedachte, hat viel Talente, und iſt unnachahmlich in der Rolle des Cardinal Wolſey. Wroughton und Lewis ſind gute Liebhaber, beſonders iſt der letzte ſtark als engliſcher Petitmaitre. King und Quick ſind in alten Rollen, vorzüglich wenn ſie komiſch ſind, unverbeſſerlich; und Edwin iſt der drolligſte Kerl, den man ſich denken kann. An guten Bedienten fehlt es gänzlich, und das mag wiederum an der Sitte des Landes liegen; weil dieſe Leute hier keine ſo wichtigen

Rollen

Rollen als in Frankreich ſpielen. Das ſind die beſten Schauſpieler, die ich Ihnen nennen kann. Alle die übrigen verdienen keiner Erwähnung.

Das wäre alſo ſehr viel von Schauſpielern geſagt: nun muß ich noch auf das weſentlichſte Stück eines National-Theaters kommen, und dies iſt die Beſchaffenheit der Stücke ſelbſt. Doch auch darüber nur wenig.

Der Plan und die Einrichtung der engliſchen Schauſpiele gefällt mir ganz und gar nicht, und iſt Urſache daß ich gewöhnlich im hieſigen Theater wenig Vergnügen finde. Shakeſpear, der in gewiſſem Verſtande den dramatiſchen Talenten den Engländern den erſten Stoß gab, und ſie gewiſſermaßen auch zur Reife brachte, iſt allein daran Schuld, und hat dadurch der Bühne ſeines Landes faſt mehr geſchadet als er ihr auf einer andern Seite nützte. Man verehrt ſeine Stücke hier noch immer auſſerordentlich und kann ſich nicht ſatt dran ſehen: daher kommt es, daß alle, die man jezt verfertigt, auch nach ihnen geformt werden. Ich las ſie ehemals mit unendlichen Vergnügen, und ich fand ſie ſo, wie man ſie auf unſern teutſchen Theater aufführt, alles übrige abgerechnet, noch immer ſchön. Hier in London ſind ſie mir faſt unerträglich geworden. Man läßt ſehr wenige Stellen aus, führt die Stücke alſo beynahe ganz auf, wie ſie im

niger vermiſſen als es izt ſcheint. Wär' es gut, unſer ganzes Glük auf einen einzigen Wurf zu ſezen? Ein ſo groſſes Capital dem ſüdlüſtigen Ungefehr einer zweifelhaften Stunde zu uberlaſſen? Es wäre nicht gut; denn wie leicht könnten wir in dieſer einzigen Stunde das Ende aller unſrer Hoffnungen finden.

Douglas.

Vermuthlich würd' es ſo gegangen ſeyn; da uns hingegen, wie die Sachen izt ligen, eine Zuflucht übrig bleibt, deren Gewißheit uns zu unſerm Vorhaben deſto kühner machen wird.

Hot-Spur.

So iſts, ein Sammelplaz, wo wir uns wieder erholen können, wenn der Teufel und ein feindſeliger Zufall unſre erſte Unternehmung mißlingen macht.

Worceſter.

Dem unacachtet wünſchte ich, euer Vater wäre hier. Die Natur unſrer Unternehmung leidet keine Theilung; viele, welche nicht wiſſen, warum er abweſend iſt, werden glauben, daß Klugheit, Treue, und bloſſes Mißfallen an unſerm Verfahren den Grafen zurük halte. Ihr ſehet leicht, wie nachtheilig eine ſolche Vermuthung unſrer Parthey ſeyn muß. Uns iſt alles daran gelegen, die ſchwache Seite unſrer Unternehmung zu verbergen, und jedes Tageliecht, jede Oeffnung und Ritze zu verſtopfen, durch die das Auge der Vernunft in das Innere derſelben dringen könnte. Dieſe

Abweſen-

Original ſind, und dieſe vier ganze Stunden anhaltende, ermüdende Vorſtellung, die beſtändige Veränderung der Scenen, die dem Auge gar keine Ruhe läßt, das Hin- und Herlaufen der Schauſpieler, die oft in großer Anzahl zugleich auftreten, und wenn einer ſechs Worte geſagt hat, wieder abziehen, — verſezt einen in eine ſolche Unbehaglichkeit, daß man ſehr viel gute Laune mitgebracht haben muß, um für die ſchönen Stellen noch Gefühl zu behalten. Zu dem allen kömmt nun noch, daß die Dekorationen hier wirklich nicht viel taugen; daß die Schauſpiel-Häuſer an ſich ſchon klein ſind und folglich keine große Zurüſtung geſtatten, ſo daß man nicht einmal in einer Art von Opernmäßigem Gepränge, das doch nothwendig zu dieſen Stücken gehört, einen kleinen Erſatz für das erhält, was man übrigens leiden muß. Sie erinnern ſich der Scene in Macbeth, wo die Armee des Malcolm mit lauter großen Aeſten von Bäumen erſcheint und dadurch Birnam's Wald vorſtellen ſoll, der gen Dunſinane kommt. Nun da läßt ſich nichts abſurders denken, als wenn man hier ſechs oder acht Leute mit kleinen Zweigen in der Hand aufziehen, und ſich ganz hinten am Theater in eine ſchmale Reihe neben einander ſtellen ſieht. Urtheilen Sie darnach von dem Ganzen, und Sie werden ungefähr einen Begrif haben, wie man dieſe berühmte Stücke in London aufführt. Dem ungeachtet beluſtigt man ſich doch daran,

hört

hört nicht auf ſie zu wiederholen, und giebt gewöhnlich zwey oder drey in einer Woche. Die neuern, die man dazwiſchen aufführt, ſind zwar weder ſo lang, noch ſo ungeheuer in Handlung, haben aber doch alle, mehr oder weniger, das nämliche Gepräge. Sie ſündigen immer gegen die drey Einheiten, haben eine Menge kurzer Scenen an dem nämlichen Orte, und bedürfen alſo beſtändiger Aenderungen des Theaters, haben in langen Scenen auch einen unausſtehlich langweiligen Dialog, und können, mit einem Worte, gar nicht als regelmäßige Schauſpiele, ſondern als eine Reihe verſchiedener einzelner Scenen angeſehen werden, von denen einige Handlung, die mehrſten aber keine haben, und wo die epiſodiſchen gemeiniglich einen ſo großen Theil ausmachen, daß man ſich des Titels vom Stück erinnern muß, um zu wiſſen was die Haupthandlung ſeyn ſoll. Dies Urtheil ſcheint ſehr ſtreng, aber ich verſichere Sie daß es nicht unbillig iſt. Ich habe eine Menge Stücke geſehen, die viel herrliche Stellen, viel ſehr gute und treffende Charakterſchilderung, viel feinen Witz und glückliche Wendungen hatten, denen aber doch jene Fehler gemein waren, wodurch das Intereſſe unterbrochen und ich genöthigt wurde, bey mit unter vorkommenden guten Scenen, den Faden wieder von neuem anzubinden. Das iſt es aber eben, was man auswärts, wo man engliſche Stücke aufführt, nicht wiſſen kann; weil der Ue-

verſetzter Veränderungen vornimmt, den guten Grundſtoff und die ſchönen Stellen beybehält, das Ganze aber nach unſern Geſchmacke formt. Zwanzigmal wenn ich in einem ſolchen Stücke, einen großen Schauſpieler agiren ſah, kam mirs gar nicht wie ein Schauſpiel, ſondern ungefähr ſo vor, wie ehmals Aufresne ſeinen Freunden im Zimmer eine große Rolle deklamirte, bey der man die Talente des Mannes bewunderte, ſich aber wenig um den übrigen Zuſammenhang des Stücks bekümmerte. Und betrachtet man die Sache von dieſer Seite, ſo kommt man für ſein Vergnügen noch am beſten dabey weg: denn dann lacht man über jeden drolligen Einfall der drollig vorgetragen wird, empfindet jede einzelne Schönheit die hier und da vorkommt, und findet auch manchmal noch eine Gelegenheit mehr als an andern Orten, ſich luſtig zu machen, bey Stellen bey denen mans am wenigſten erwarten ſollte. Würden Sie ſich z. B. wohl einbilden', wenn ich's Ihnen nicht auf Ehre ſagte, daß im Hamlet der Vater der Ophelia die komiſchſte Figur von der Welt ſpielt, mit einem langen weiſſen Gerichtsſtabe, und übrigens in einem Aufzuge, wie Bridoiſon im Figaro, auf dem Theater herumwackelt, und alle Zuſchauer in ein lautes Gelächter verſezt, wenn er ſich nur an der Koulliſſe zeigt?

Wie vielerley könnt ich Ihnen nicht noch über einzelne Umſtände, über gewiſſe Karaktere, die nur in

England Wirkung thun, und die bey Ueberſetzungen ganz ausgelaſſen werden müſſen, weil ſie blos lokal ſind und über dergleichen Umſtände mehr ſagen, wenn mirs die Zeit erlaubte, und wenn ich nicht befürchtete mit ſoviel vollgeſchriebnen Seiten, Ihnen ſchon langweilig geworden zu ſeyn *).

2.

Amſterdam, den 30. Aug. 1785.

Heute iſt es gerade ein Monat, da ich die Küſten von England verließ, und ich muß Ihnen nun geſtehen, daß wenn ich an jenes Land denke, ich meine Freunde immer bedaure, weil ſelten einer davon, wenn er auch wirklich nach London geht, Zeit genug hat ſich lange genug da aufzuhalten um das Land gehörig zu bereiſen, das es doch ſo ſehr verdient. Meine letzte Tour darinnen, die ich noch vor mir hatte als ich Ihnen neulich ſchrieb, iſt wiederum äuſſerſt intereſſant geweſen. Ich gieng von London nach Bath und Briſtol, von da ganz nach Devonſhire bis Exeter und Topsham. Dann gieng ich längſt der ganzen ſüdlichen Küſte des Reichs durch die ſchönen Grafſchaften Dorſetſhire und Hampshire bis Portsmouth, und von da nach London zurück. Dabey behielt ich nun niemals den geraden Weg, ſondern ſchweifte rechts und

*) Dies wäre bey uns Leſern nicht zu beſorgen. W.

und links herum, um Parks und alles zu ſehen was merkwürdig ſeyn konnte; gieng einmal von der Küſte ein großes Stück ins Land nach Salisbury und wieder an die Küſte zurück, und beſuchte auch die beyden ſehr merkwürdigen Inſeln Portland und Wigth. Kurz ich mag meinen Aufenthalt in England von einer Seite betrachten, von welcher ich will, ſo habe ich Urſache vollkommen zufrieden zu ſeyn, und halte die ſechs Monate, die ich da zubrachte, für einen ſehr glücklichen Abſchnitt meines Lebens. Sie wünſchen einige Nachrichten darüber von mir zu haben: allein ich bin wirklich nicht im Stande Ihnen die zu geben, weil ſie, über was für einen Gegenſtand es auch ſey, um befriedigend zu werden, ein großes Detail erfordern. Mit der Zeit ſollen Sie alles erfahren, denn ich habe in der That Gelegenheit zu ſehr intereſſanten Anmerkungen, über die Beſchaffenheit der verſchiednen Gegenden, durch die ich reiſte, über ihre natürlichen Merkwürdigkeiten und über ihr Fabrikweſen, geſunden. Als ein allgemeines Reſultat kann ich Ihnen kürzlich nur das ſagen, daß der größte Haufen von Fremden, die nach England reiſen, gar nicht im Stande ſind, gehörig über ſeine Schönheit zu urtheilen, ſo viel Aufhebens ſie auch davon machen: es geht damit wie mit den Frauenzimmern des nemlichen Landes, einer betet dem andern nach, ohne ſelbſt zu unterſuchen. Der Grund davon iſt der, daß

die

die mehreſten Reiſenden blos nach Bath und Briſtol und gemeiniglich auch nach Portsmouth gehen. Die erſten beyden Orte beſuchen ſie, weil dieſer Weg der engliſche Pflaſtertreter Weg iſt, und ſie gehen nach Portsmuth um doch da geweſen zu ſeyn, weil einmal die ganze Welt davon ſpricht. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß das Land, durch das ſie auf dieſen Wege kommen, ſehr ſchön und unvergleichlich angebauet iſt: allein die nördlichen Grafſchaften des Reichs (ich ſpreche nicht von den allernördlichſten als Durham, Cumberland und Nordthumberland, wo ich nicht geweſen bin) ſind das in einen eben ſo hohen Grade, und haben noch überdieß den Vorzug, Fabriken zu beſitzen, die gegenwärtig in ihrem größten Flore ſind: da der Theil von England, den man überhaupt den weſtlichen nennt, obſchon ein groſſes Stück des ſüdlichen mit dazu gerechnet wird, zwar auch Fabriken hat, aber nur ſolche die ihre größte Höhe ſchon ſeit geraumer Zeit erreicht haben, und nun auf dem Punkte des Stillſtehens ſind. Daher kommt es, daß man hier zwar Wohlſtand antrift, aber nur in dem Innern der Familien, die ihn ſchon lange ſich verſchaften, und jetzt nur zu erhalten ſuchen; da hingegen in dem nördlichen Theil alles Aeuſſerliche ihn beweiſt, wo man faſt nichts als neue Häuſer ſieht, wo ſeit zwanzig Jahren ganze groſſe Orte erſt entſtanden, und andre, die ſchon da waren, um die Hälfte vergrößert ſind,

und wo alles, was man bemerkt, hoffen läßt, daß sie es in zwanzig Jahren noch mehr seyn werden. Die Feinde der Engländer schreyen über die sichtbaren Uebel die der letzte Krieg in dem Lande angerichtet hat, und wissen sie gar nicht groß genug vorzustellen; aber ich versichere Ihnen, daß aller Gedanke davon verschwindet, wenn man noch jezt die häusliche Einrichtung der Familien, die Pracht in den öffentlichen Anstalten, die man zum Theil erst errichtet, die Vergrößerung der Hauptstadt und so vieler Städte im Lande, und endlich die Kräfte sieht, mit denen Privatleute alles durchsetzen, was ihnen zu ihrem Handel, oder Fabriken, oder sonst zu irgend einem Endzwecke nützlich seyn kann. Geschadet hat der Krieg gewiß, das ist ausser allem Zweifel; aber nur sichtbar ist dieser Schade nicht, und es gehört eine sehr genaue Kenntnis des vorigen und jetzigen Zustandes des Landes dazu, um ihn zu bestimmen. Sollte England wieder Ursachen genug zu einem neuen Kriege bekommen, so seyn Sie versichert, daß er darum gewiß nicht weniger geführt werden wird: denn der Ressourcen giebts noch unzählige; nur werden die englischen Financiers ein ganz neues Mittel erfinden müssen, sich Geld zu verschaffen, weil das Volk unmöglich mit noch mehrern Taxen belästiget werden kann. Dies bringt mich auch auf die Beantwortung der Frage Ihres Briefs, die Pitt angeht. Es ist sehr wahr,

daß

daß er in der Meynung des Volks ſehr gefallen iſt. Das beweißt indeſſen nichts; denn das iſt das Schikſal jedes Miniſters, der Geld braucht, folglich Taxen auflegen muß, die immer einem Theile der Nation beſchwerlich werden. Daß Pitt ein ſehr geſchickter Mann iſt, iſt auſſer allem Zweifel; allein er iſt auch unglaublich eigenſinnig und hartnäckig, und ſeine eigentlichen Abſichten ſind jezt noch nicht klar. Seine Taxen ſind alle viel zu niedrig angeſchlagen, das iſt ausgemacht; und es fragt ſich daher, wozu der übrige Theil des Geldes angewendet wird. Aus Bengalen langen ſehr unangenehme Nachrichten über Unzufriedenheit mit ſeiner Indiſchen Bill an: das neue Handlungs-Syſtem mit Irrland findet in dem daſigen Parlamente großen Widerſpruch, und ſcheint nicht durchgehen zu wollen. Sollten dieſe oder andre Anläſſe ihn bald ſtürzen, ſo werden ſeine Freunde Gelegenheit genug, ihn zu erheben, und ſeine Feinde, ihn zu läſtern, finden: das unpartheyiſche Publikum aber wird nicht Data genug haben, nach denen es ihn richten kann, und ſein Urtheil über ihn einſtellen müſſen. Sollt' es ihm aber gelingen, ſich noch einige Jahre zu erhalten, ſo wird man bald wiſſen, was man von ihm zu denken hat.

Von Holland brauche ich Ihnen nichts zu ſagen, da Sie ſelbſt darin waren; und Neuigkeiten von den

hieſi-

hieſigen Unruhen bringen Ihnen die Zeitungen ohnedies. Im Haag habe ich Herrn Lyonets Gemählde-Kabinet und ſeine noch vortreflichere Muſchel-Sammlung geſehen, und bin überaus gütig von ihm aufgenommen worden. Er hat mich verſichert, daß er ſich mit dem zweyten Theile ſeines Werks über die Anatomie der Raupe beſchäftige, und daß er in Kurzem erſcheinen ſolle. Seine Augen erlauben ihm aber nicht die Kupfer wieder ſelbſt zu ſtechen; ſie ſollen jedoch unter ſeiner Aufſicht verfertigt werden, und nichts von ihrer Richtigkeit verlieren. Dieſer zweyte Theil wird die Anatomie der Raupe nach ihrer Verwandlung in den Schmetterling enthalten, und er hat darüber Beobachtungen angeſtellt, über die die Liebhaber der Naturgeſchichte erſtaunen werden.

Abweſenheit euers Vaters zieht einen Vorhang auf, der den Unberichteten eine Urſache zur Furcht zeigt, wovon ſie vorher nicht geträumt haben.

Hot-Spur.

Ihr geht zu weit, Milord. Ich ſehe ſeine Abweſenheit vielmehr als einen Umſtand an, der unſerm groſſen Vorhaben einen Glanz giebt, und eine gröſsre Meynung davon erwecken muß, als wenn er hier wäre; denn müſſen nicht die Leute denken, wenn wir ohne ihn im Stande ſeyen, dem Königreich einen Stoß zu verſetzen, ſo werden wir, mit ſeinem Beyſtand, unfehlbar alles unter über ſich kehren. Noch geht alles gut, noch ziehen alle unſre Strike.

Dowglas.

Wie wir's nur wünſchen können; in Schottland wird kein Wort von dergleichen Beſorgniſſen gehört.

Zweyte Scene.

Sir Richard Vernon zu den Vorigen.

Hot-Spur.

Mein Vetter Vernon, willkommen, bey meiner Seele!

Vernon.

Wollte der Himmel, daß meine Zeitung einen Willkomm werth wäre, Milord. Der Graf von Weſtmorland ſtü m

Lied.

Aufgeweckt und fröhlich. von Caroline B.

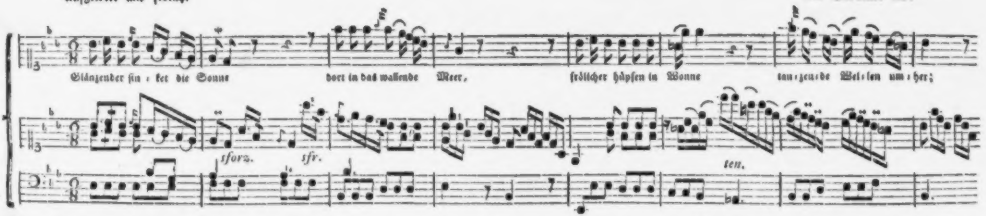

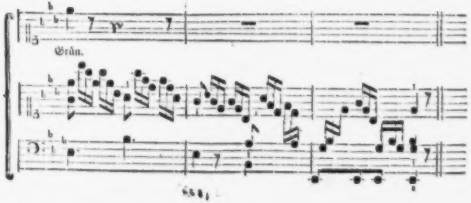

Ihre belebenden Strahlen
Lohnten des Ackerers Fleiß,
Zwangen die Erde zu zahlen
Eiserner Arbeit den Preis.
Felder und Wälder zu schmücken
Ist ihre ewige Pflicht;
Fröhlich erhebt zu Entzücken
Alles ihr goldenes Licht.

Eben so scheidet der Weise
Wenn er die Laufbahn vollbracht,
Heiter aus trauerndem Kreise,
Die er einst glücklich gemacht.
Möchte auch ich einst so scheiden
Hell der Gedanke in mir:
„Einiger trauernden Leiden
„Wurden gelindert von Dir.

Caroline B.

Der
Teutſche Merkur.

November, 1785.

I.

Fortſetzung
der
Beſchreibung einer Reiſe von Rom nach Sicilien, Maltha und Neapel.

Unter den verſchiedenen Oertern, die ich von Palermo aus beſuchte, ſind die Stadt Monreale, welche vier Meilen davon entfernt iſt, die Benediktiner-Abtey S. Martino, und das Sanctuarium der Heiligen Roſalia auf dem Berge Pellegrino, die merkwürdigſten. Nach Monreale hatte ich die Ehre, von dasſigem Erzbiſchof Teſta eingeladen zu werden, deſſen Pallaſt mit dem Benediktiner-Kloſter, wo der jedesmalige Erzbiſchof Abt iſt, zuſammenhängt. Die vom König Wilhelm II. oder dem Guten errichtete Kirche iſt prächtig und ſchön, ob ſie gleich von Gothiſcher Bauart iſt. Sie iſt mit vielen Bildhauerwerken ausgeſchmückt, worunter die marmornen Grabmäler Wilhelm des Böſen und des Guten, der Heilige Hieronymus des Gagini, die vielen Moſaiſchen Arbeiten, und

die von Erz abgegossenen Thüren, worauf von dem berühmten Pisaner Benanni Historien in erhabener Arbeit abgebildet sind, alle Aufmerksamkeit verdienen. Das Kloster selbst ist schlecht gebaut, und enthält, ausser einem von Morrealese schön bemahltem Speisesaale, und einem andern Gemählde aus Raphaels Schule, welches schlecht verwahrt wird, nichts merkwürdiges. Die besten Bücher seiner Bibliothek hat es dem obengemeldeten Erzbischof zu verdanken. Ich kenne keinen Bischof, der die Eigenschaften, welche Paulus zu dieser Würde erfordert, in einem höherm Grade besitzt, als er sie besaß. Er ist nun in die andere Welt übergegangen, den Lohn für seine große Wohlthätigkeit gegen die Armen zu empfangen. Er schenkte mir seine gedruckten Werke, welche sind: 1) Vorrede und Anmerkungen über die Reichs-Grundgesetze, in lateinischer Sprache; 2) Beschreibung der Pest von Messina; 3) Trauerrede über den Tod Philipps V. 4) Trauerrede über den Tod der Sicilianischen, hernach Spanischen Königin, Maria Amalia; 5) Verschiedene Homilien: 6) Verschiedene Erzbischöfliche Verordnungen; 7) Das Leben Wilhelm II. Königs von Sicilien, und Stifter der Kirche zu Monreale, in lateinischer Sprache, und ins Italienische übersetzt; 8) Ein Katechismus für die Jugend seines Kirchsprengels: 9) Handbuch für die Beichtväter seiner Diöces; 10) Abhandlung über die Pflichten des Geistlichen Standes; 11) Leben des Sicilianischen Königs Friedrich II. von

Arras

Arragonien, welches nach ſeinem Tode herausgekommen iſt.

Die Abtey St. Martino liegt in einer ſchönen Einſamkeit zwiſchen hohen Bergen, ſieben Meilen von Palermo, und wird von funfzig Benediktiner Mönchen aus den vornehmſten Geſchlechtern der Hauptſtadt bewohnt, welche über 30000 Scudi (Speciesthaler) jährliche Einkünfte haben. Sie leben prächtig, und, wenn man dem äußern Scheine trauen darf, regelmäßig. Ihre Bibliothek iſt reich an Manuſcripten und gedruckten Büchern. Sie beſitzen beträchtliche Sammlungen von Alterthümern, Naturalien (wo das Fach der Sicilianiſchen Mineralien das reichſte iſt) und Münzen, unter welchen ſich die Menge der Sicilianiſchen Münzen, und der Medaillen berühmter Männer beſonders auszeichnet. Der durch ſeine Memorie ſtoriche di Sicilia berühmte P. de Blasi hat die Aufſicht über die Bibliothek und die beſagten Sammlungen.

Das Sanctuarium der Heiligen Roſalia iſt vier Meilen von der Hauptſtadt entfernt, und liegt auf einem zwey Meilen hohen Berge. Es beſtehet in einer Grotte, die in einen Berg eingegraben iſt, und am obern Theile eine Oefnung hat, welche bleyrecht hinabgehet, und der Heiligen zum Eingang gedient haben ſoll. In derſelben liegt unter einem Altare die Statue der Heiligen aus weiſſem Marmor, mit Gold und Edel-

ſteinen geſchmückt, neben einem marmornen Engel. Weil man fürchtet, der Ort würde ſeine Verehrung verlieren, wenn man ihm das rauhe und wilde Anſehen benähme, ſo läßt man es dermaßen an Bequemlichkeiten fehlen, daß nicht einmal der Prieſter vor dem Altare vor dem Wetter ganz gedeckt iſt. Die Heilige Roſalia wird zu Palermo mit eben ſo großer Schwärmerey als der Heilige Januar zu Neapel, verehrt.

Ich hatte mich entſchloſſen zu Palermo mich einzuſchiffen, und von hieraus meine Reiſe gerade nach Maltha zu richten, weil man mir den Weg über die Inſel mit allzuhäßlichen Farben geſchildert hatte. Allein der Marcheſe Tani, der mich während meines hieſigen Aufenthalts mit Wohlthaten überhäufte, misrieth mir die Reiſe zu Meer, wegen der vielen Corſaren, die es unſicher machten, und empfahl mich dermaßen dem Fürſten von Santa Domenika zu Catania, daß mich dieſer ſamt meiner Geräthſchaft auf Maulthieren abholen ließ. In jedem andern Lande würde ich mir dieſe auſſerordentliche Höflichkeit verbethen haben; hier aber, wo es überall an öffentlichen Herbergen fehlt, war ſie mir unentbehrlich und angenehm.

Nachdem ich auf dem Ufer des Meers fünf Meilen zurückgelegt hatte, kam ich in eine angenehme Ebene, die mich in Zeit von zwey Stunden nach Bagaria führte. In dieſem Dorfe haben die Fürſten von Valguarnera, Palagonia, Cattolica, Butera, Aragona,

gona, und andere vornehme Herren von Palermo ihre Luſtſchlöſſer. Der Fürſt von Palagonia war ſo gnädig, mich hier durch einige ſeiner Leute, die er vorausgeſchickt hatte, bewirthen zu laſſen. Daher hatte ich eine bequeme Gelegenheit, den Geſchmack der ländlichen Luſtſchlöſſer des Sicilianiſchen Adels zu beurtheilen. Ihre Lage iſt in einer unfruchtbaren Gegend gewählt; ihre Bauart und Verzierungen ſind weder dem franzöſiſchen noch dem italieniſchen Geſchmack gemäß. In einigen fehlt es ſogar an der nothwendigſten Geräthſchaft, welche alsdenn erſt dahin geſchaft wird, wenn die Beſitzer ſie beziehen wollen. Jene der Fürſten von Valguarnera und von Palagonia zeichnen ſich vor andern aus. Das Erſte iſt, wegen ſeiner hohen Lage, wegen der Größe des Hauptgebäudes und des Gartens, und wegen der heitern und geſunden Luft, ſchätzbar; übrigens fehlt es überall an Geſchmack und guter Ordnung. In dem großen Garten, welcher reich an Blumen und köſtlichen Obſtfrüchten iſt, ſind die Gänge allzueng, und die Statuen von Thonerde, die man jährlich ausbeſſern muß. Das andere Schloß des Fürſten von Palagonia iſt ein Gemiſche von allem, was die menſchliche Phantaſie neues, ſeltenes und wunderliches erdenken kann. Eine prächtige Allee dreyhundert Schritte lang, führt zu einem prächtigen Thor, welches auf jeder Seite mit vier rieſenmäßigen Statuen von komiſcher Geſtalt aus einem ſehr weichem, Perera genannten Stein, und geziert iſt. An dieſes Thor

ſchließt ſich auf beyden Seiten eine Mauer, welche den ganzen Umfang des Schloſſes, und der Gärten, in deren Mitte es liegt, umringet. Durch das beſagte Thor gehet man in eine ſehr breite Allee, die auf beyden Seiten von ganz niedrigen Mauern begleitet iſt, auf welchen kleine Statuen von Knaben, Thieren, Centauern und andern Ungeheuern aus dem vorgenannten Stein in einer gewiſſen Ordnung ſtehen. Nach jeden fünf einzelnen Statuen erhebt ſich auf einem breiten Fußgeſtelle eine Gruppe von Figuren, die bald ein Bacchanal, bald eine Komödie, bald eine Fabel vorſtellt. Die Allee ſtößt auf einen zweyten Kreis von Mauern, der ringsum in viele Bogen ausſchweift, deren jeder einen Eingang hat, welcher zum Schloſſe führt. Auch auf dieſen Mauern ſtehen eine gute Spanne weit voneinander unzählige Statuen, welche muſikaliſche Concerte, Tänze, Bären, Löwen, Tieger, Panterthiere, Drachen, Sphinxe, Harpyen, und viele andere wunderliche Misgeburten der Phantaſie vorſtellen. Auf der andern Seite des Schloſſes ſtehen auf beyden Seiten eines breiten Ganges 24 Statuen von Holz, theils vergoldet, theils bronzirt, und insgeſamt von phantaſtiſcher Erfindung. Der Geſchmack der Gärten herrſcht auch im Schloſſe ſelbſt. Der unterſte Theil enthält, auſſer den ſteinernen Bildſäulen des H. Petrus und Johannes, welche an dem Eingange ſtehen, nichts ausgezeichnetes. Unten an der prächtigen Treppe, die ſich in zwey breite Zweige theilt,

ſind

ſind Sitze von ſchönem Marmor in verſchiedenen Formen, und im Hinaufſteigen finden ſich eine Menge Bilder von erhobener Arbeit, und groſſe marmorne Vaſen auf der Balüſtrade. Die Treppe führt auf einen groſſen Saal, der ganz mit Gemählden, gröſſten Theils Kopeyen alter Meiſter, bedeckt iſt. Aus dieſem Saal kommt man in eine Art von Loge, in der Form eines halben Cirkels, mit fünf hohen Fenſtern mit groſſen kriſtallenen Scheiben, deſſen Wände mit Lapislazuli und andern feinen Marmorarten, und die obere Decke mit dreyhundert zuſammengefügten Spiegeln bekleidet ſind. Von der Decke hangen drey künſtlich gearbeitete Kronleuchter von dem ſchönſten Kriſtall, die ſich weit ausbreiten; und auf den Seiten ſind Platten von dem feinſten bemahlten Porcellan aus Sachſen und andern Ländern eingelegt. Dieſe Loge führt in einen ſehr groſſen Saal, deſſen Decke, von welcher vierzig Kriſtallene Kronleuchter von dem feinſten Geſchmack herabhangen, ebenfalls mit Spiegeln belegt iſt. Unter der Decke iſt ringsum eine Gallerie auf das Glas gemahlt. Unter den andern ſchönen Zimmern ſind Zwey eben ſo wie der beſchriebene Saal in ihren Decken mit Spiegeln, und zwey Andere mit vergoldeten Bildhauerarbeiten bekleidet, und alle insgeſamt mit Kronleuchtern und andern wunderlichen Verzierungen ausgeſchmückt. In dem Schlafzimmer Sr. Excellenz ruhet die Decke auf zwölf marmornen Säulen, die wie Lapislazuli

angeſtrichen ſind, worauf künſtlich gefaltete und aufgezogene Kortinen von vergoldeter Stuckatur-Arbeit herabgehen. Darneben iſt ein Kabinet, welches auf allen Seiten mit Spiegeln dergeſtalt belegt iſt, daß es eine einzige Platte des ſchönſten Kriſtalls zu ſeyn ſcheint. Uebrigens finden ſich in dieſem Cabinet eine Menge Figuren und Gefäße vom feinſten Porcellan, welche mit dem Tafel-Service, das ich in der Vorrathskammer geſehen habe, einen beträchtlichen Schatz ausmachen. Die Kirche des Schloſſes iſt zwar nicht ſo verſchwenderiſch reich, verdient aber geſehen zu werden. Sie iſt auf allen Seiten mit vergoldeten Bildhauerwerken und mit kleinen Statuen von Stein ausgeſchmückt, und fünf große Kronleuchter hangen von der Decke herab. Der Fürſt hat ſein Begräbnis darin errichtet, welches in einer Urne beſtehet, die mit vier geſtreiften Säulen von marmorirtem Holze, und mit hundert theils ſteinernen, theils hölzernen kleinen Statuen, die zum Theil das Fegfeuer, und zum Theil das Paradis vorſtellen, umgeben iſt. Die Sakriſtey iſt nicht nur mit Gemählden faſt ganz bedeckt, ſondern enthält auch eine in ihrer Art einzige Sammlung von Inſtrumenten, den Leib zu kaſteyen, z. B. Dornenkronen, Geiſſeln, Cilicien, Gürtel und Stricke aller Art ꝛc. ꝛc. Wer ſich in dem Schloſſe durch die Augenluſt verſündiget hat, findet hier Gelegenheit dafür zu büßen.

Nach-

Begleitung des Prinzen Johann von Lancaſter mit ſiebentauſend Mann im Anzug.

Hot-Spur.

Das kan er; was mehr?

Vernon.

Ueberdem hab' ich in Erfahrung gebracht, daß der König in eigner Perſon entweder ſchon ausgerükt, oder doch entſchloſſen ſey, aufs ſchleunigſte mit einer groſſen Macht hieher zu kommen.

Hot-Spur.

Er ſoll auch willkommen ſeyn. Wo iſt ſein Sohn? der leichtfüßige, und tollköpfige Prinz von Wales und ſeine Cameraden, die die Welt auf die Seite lachen, und ihr ſagen, ſie könne gehen wohin ſie wolle.

Vernon.

Sie ſind alle gerüſtet, alle in Waffen, alle beſiedert wie die Strauſſen, alle in Gold ſchimmernd wie die Bilder in der Kirche, lebhaft wie der May, prächtig wie die Sonne im Junius, muthwillig wie junge Geiſſen, und wild wie die Löwen. Ich ſah ihn, den jungen Heinrich, mit aufgezognem Vieſier, in voller Rüſtung, gleich dem beflügelten Mercur ſich vom Boden auf- und ſo leicht in ſeinen Sattel ſchwingen, als ob ein Engel aus den Wolken herabgeſchlüpft wäre, um auf einem feurigen Pegaſus ſich um die Unterwelt herum zu tummeln.

Hot-

Nachdem ich mich hier einen Tag aufgehalten hatte, ließ ich die Berge, deren Fuß das Meer bewäſſert, zur Rechten liegen, und kam durch eine bergige Gegend von vierzehn Meilen nach Termine. *) Dieſe Stadt hat ihre Benennung von zwey Geſundbrunnen, die ſich in ihrer Nachbarſchaft befinden. Wenn ich mich hier nicht genöthiget geſehen hätte, in einem elenden Wirthshauſe zu logiren, wo ich in Gefahr war, entweder vor Hitze, oder vor Hunger, oder vor Geſtank zu ſterben; ſo würde ich mich hier aufgehalten haben, die antiken Inſchriften in griechiſcher und lateiniſcher Sprache, die Ueberbleibſel des alten Seehafens und Theaters, die unterirdiſchen Waſſerleitungen und andere hieſige Alterthümer zu unterſuchen. Ich mußte mich begnügen, eine Stadt nur obenhin zu ſehen, die von Diodorus und Polybius gerühmt wird, die eine römiſche Colonie war, und von Scipio Africanus dem jüngern mit Gebäuden und Statuen verſchönert wurde.

Auf ein ſo elendes Quartier folgte ein eben ſo beſchwerlicher Weg. Neun Meilen ritt ich beſtändig über Berg und Thal; und da ich geradebrecht in den Flecken Caltavoturo kam, wo ich mich zu erholen dachte, fand ich in der Schenke alles, was Ekel und Abſcheu erregen kann, und nichts was die Nothdurft, geſchweige denn die Bequemlichkeit erfordert. Nichts war zu haben als Brod, und auch dies war ſo ſchlecht, daß es

*) Thermae Himerenſes.

kein Hottentotte gegeſſen haben würde. Sobald ich durch die Ruhe einiger Stunden, und durch das wenige, was man in dem Orte mit großer Mühe auffiſchen konnte, meine Kräfte erholt hatte, verließ ich dieſes wilde und unverſtändliche Volk, welches eine Art von Leſtrigonen, oder Lothophagen war, und ſetzte meine Reiſe in einer Strecke von dreyzehn Meilen ununterbrochen bis nach Limena fort. Hier übernachtete ich ziemlich bequem im Kloſter der Franziskaner, welche die durchreiſenden Fremden nicht ohne ihren Nutzen zu bewirthen pflegen. Den folgenden Morgen machte ich mich wieder auf den Weg, ſetzte durch reiſſende Ströhme, ſtieg über ſteile Berge und Felſen, und legte vierundzwanzig Meilen zurück, ohne irgendwo ein Haus oder Hütte, oder einen Baum anzutreffen, mich vor den brennenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Endlich erreichte ich ganz entkräftet und verbrannt einen ſehr hoch gelegenen volkreichen Ort, Namens Lionforte; ich fand aber hier in dem Wirthshauſe nicht einmal die Bequemlichkeit friſchen Athem zu holen: denn auch das beſte Zimmer, das einem Viehſtalle gleich ſah, war nur mit Rohr bedeckt, welches die Hitze der auffallenden Sonne zu verdoppeln ſchien. Daher verweilte ich nicht, meinen Weg fortzuſetzen, in Hofnung zu S. Filippo d'Argirio, welches neun Meilen entfernt war, in einem daſigen Kloſter eine erträgliche Herberge anzutreffen. Der Weg war über alle maßen ſchlecht und gefahrlich. Doch kam ich glück-

glücklich in die beſagte Stadt, die auf dem Abhange eines Berges liegt. Mein Begleiter führte mich in ein Kloſter des dritten Ordens des H. Franciſcus, wo die Bewirthung nur um ein kleines erträglicher war als in den Wirthshäuſern, und dieſes noch hinzukam, daß das Geſchrey der Eulen und Grillen mir den Schlaf benahm. Obgleich dieſe Stadt von den alten Schriftſtellern gerühmt wird, ſo enthält ſie doch nichts was die Wißbegierde eines Reiſenden begnügen könnte; und wenn Diodorus Siculus ſie wieder ſehen ſollte, würde er ſchwerlich ſeine Vaterſtadt in ihr erkennen. Ich freuete mich, da der Tag anbrach, und machte mich eilends auf, bey kühlem Morgen einen guten Theil meiner Tagereiſe zurückzulegen. Durch eine Strecke von zwölf Meilen war der Weg überaus beſchwerlich, bis ich endlich auf eine fruchtbare Ebene kam, wo aber, auſſer einem elenden Dörfchen Namens Cattina, weit und breit kein Haus noch Hütte zu ſehen war. Ich mußte noch ſechs Meilen weiter reiſen, um einen Ort zu meiner Erholung zu erreichen. Endlich kam ich ganz erſchöpft in ein Landhaus des Fürſten von S. Domenica, wo ich erwartet, und vom Faktor liebreich und bequem bewirthet wurde. Hier wurde ich in dem Gedanken beſtätiget, daß keine Freygebigkeit und Großmuth eines oder des andern reichen Sicilianers hinreichend ſey, einen Fremden die Reiſe durch die Inſel ſo zu erleichtern, daß ſie angenehm werden könne. Vom Faktor erhielt ich friſche Maulthiere und einen

neuen

neuen Begleiter. Mit dieſen kam ich am folgenden Tage glücklich nach Catania, nachdem ich eine lange Ebene zurückgelegt, und fünf Arme eines ſtarken Stroms zwiſchen hohen Zäunen von indianiſchen Feigen, die mit Früchten beladen waren, durchbadet hatte. Die Beſchwerlichkeiten dieſer Reiſe werde ich nie vergeſſen. Tauſendmal lieber will ich mich allen Gefahren des Meers ausſetzen, als nur einmal wieder durch dieſe Inſel reiſen.

Was ich gleich Anfangs vom Mangel an Fleis angemerkt habe, das habe ich auf dieſer ganzen Strecke beſtätiget gefunden. Das ſchönſte Erdreich liegt hier und da ungebauet, und wo es angebauet iſt, da wird es faſt ganz der Natur überlaſſen. Keine Dämme wider die reiſſenden Ströhme, keine Graben, die von den Anhöhen herabſchieſſenden Waſſer von den Aeckern abzuleiten, keine Düngung derſelben, keine Ausrottung der Hecken und Stauden. Man verläßt ſich gänzlich auf die natürliche Fruchtbarkeit der Erde. Dieſes darf man nicht ganz der Trägheit der Einwohner zuſchreiben. Andere Umſtände machen es zu einer nothwendigen Folge. Von der gehinderten Freyheit der Ausfuhr, welche allein hinreichend iſt den Ackerbau zu entkräften, will ich hier nichts ſagen. Es fehlt an Arbeitern, und die Ländereyen ſind allzuweit von den bewohnten Orten entfernt. Sie ziehen zwar in aller Frühe truppweiſe in die abgelegenen Felder; wenn

ſie

ſie aber dahin kommen, haben ſie durch den langen und beſchwerlichen Weg ihre Kräfte erſchöpft. Sie finden kein Haus noch Hütte, ſich zu erholen, oder vor der unerträglichen Sonnenhitze zu ſchützen. Wenn auch der Fleis größer, und die arbeitenden Hände zahlreicher wären, ſo würde dennoch wegen des groſſen Zeitverluſtes, den die langen Wege verurſachen, nicht viel ausgerichtet werden. So lange alſo die Sicilianiſchen Felder nicht mit mehrern Dörfern oder Mayerhöfen beſetzt werden, iſt keine Hofnung, daß ſie nach Gebühr bearbeitet werden; und dieſes iſt unmöglich, ſo lange der Adel und die reichen Bürger in den Städten durch ihre Anzahl von Bedienten dem Lande ſeine Arbeiter benehmen, und einem jeden Landmanne, der die Arbeit ſcheuet, erlaubt iſt, entweder ſelbſt in die Städte zu ziehen, oder ſeine Kinder ſolchen Profeſſionen zu widmen, die ſie dem Ackerbau entziehen. Hierdurch wird zwar die eitele Prahlſucht der Sicilianer, in der Bevölkerung der Städte dem Königreiche Neapel gleichzukommen, einigermaßen befriedigt; wenn man aber die Sache näher betrachtet, ſo iſt eben der Theil der Einwohner, den ſie dem Ackerbau entreiſſen, das ſchlechteſte und elendeſte Geſindel ihrer Städte. Denn ſo lange ſie jung und brauchbar ſind, ſitzen ſie müßig in ihren Sälen und Vorzimmern, und wenn ſie Alters wegen nicht mehr zur Pracht dienen können, und ihrer Dienſte entlaſſen werden, vermehren ſie die Anzahl der Bettler und unnützen Einwohner.

Die

Die großmüthige Aufnahme, die ich zu Catania beym Fürſten von S. Domenica fand, verdient der ganzen Welt bekannt zu werden. Er verlieh mir alles was meinen hieſigen Aufenthalt angenehm machen konnte, eine Reihe reich meublirter Zimmer, Bedienten in ſchöner Livree, eine glänzende Equipage, und prächtige Gaſtmäler, wo ſeine Anverwandten und Freunde eingeladen waren, alles mit ſo aufrichtiger und herzlicher Liebe, daß es mir ein Traum zu ſeyn ſchien, bis ich durch die deutlichſten Proben überzeugt wurde, daß es natürliche Güte des Herzens war, der ich dieſe auſſerordentliche Wohlthätigkeit zu verdanken hatte. Der leutſelige Fürſt gieng mir nie von der Seite, und zeigte mir alles was Catania ſehenswürdiges enthält. Wenn man Palermo ausnimmt, ſo iſt keine Stadt in Sicilien, die ſie an Schönheit übertrafe. Nachdem ſie im Jahr 1693. durch ein Erdbeben unter ihren eigenen Ruinen begraben worden war, ſtand ſie in einer Zeit von zwanzig Jahren viel ſchöner auf, als ſie zuvor war. Ihre mit vieler Symmetrie angelegte Straſen ſind ſehr breit und gerade, ihre Marktplätze von groſſem Umfange, und mit prächtigen Springbrunnen geziert, und das Pflaſter beſtehet durchaus aus groſſen viereckigen Lavaplatten, die ſo feſt miteinander verbunden ſind, daß ſie nur Eine Platte zu ſeyn ſcheinen. Die Häuſer ſind zwar alle nur von einem Stockwerk gebaut; doch ſind ſie feſt und wohlgeordnet. Ungefähr hundert Familien halten prächtige

Equi-

Equipage. Die aber zu Fuße gehen, äuſſern Mangel und Armuth in ihrem Aufzuge. Der Ackerbau wird in dem Gebiete dieſer Stadt nicht vernachläſſiget, und belohnt die Beſitzer mit groſſem Ueberfluß an Getreide und andern Produkten; und der Seidenbau, welcher wegen der vielen Maulbeerbäume hier ſehr fleiſſig betrieben wird, ernährt einen groſſen Theil der Einwohner. Es iſt Schade, daß dieſe Stadt ohne Hafen iſt, und daß nur kleine und leichte Fahrzeuge hier anländen können. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß ſie dem Tode im Rachen liegt; denn ſie liegt am Fuße des Berges Aetna, der ſie ſchon einigemal zu Grunde gerichtet hat. Ihre 26000 Einwohner ſind keinen Augenblick ſicher, entweder durch Feuerſtröhme des über ihren Häuptern rauchenden Schlundes bedeckt, oder von der oft bebenden Erde verſchlungen zu werden. Mich däuchte, dieſe Furcht auf ihrem Angeſichte zu ſehen. Ohne Zweifel ſind es die halbverbrannten Ueberbleibſel der Verwüſtung und des Todes, die ſie immer vor Augen haben, welche ihnen von Jugend auf das Bild der Traurigkeit einprägen. Sie kennen keine öffentlichen Beluſtigungen. Ihre Schauſpiele ſind Proceſſionen und Buswerke. Oft habe ich mir in ihren Geſellſchaften eingebildet, Leichenbegängniſſen beyzuwohnen. Das ſchöne Geſchlecht verbirgt ſeine ſanften Reitze unter einem traurigen ſchwarzen Gewande, womit es vom Kopf bis zu Fuß bedeckt iſt. Ihr Unglück ſcheint ihnen zu ahnden. Denn nichts iſt gewiſſer,

wiſſer, als daß dieſe Stadt über kurz oder lang aufs neue ein Opfer der Wuth ihres benachbarten Feindes ſeyn werde. Daß ſie den unglücklichen Ort nicht verlaſſen, iſt ein überzeugender Beweis von einer wunderbaren Liebe zu ihrem Vaterlande.

Mein großmüthiger Wirth führte mich in die reiche Benediktiner-Abtey S. Nicolo, die an Schönheit und Pracht wenige ihres gleichen hat. Sie gleicht einem Königlichen Pallaſte, und ſowohl ihre Bauart, als die Anlage ihres Gartens ſollten ſich die Großen der Inſel zum Muſter ihrer Luſtſchlöſſer und Gärten wählen. Der Bau der Bibliothek entſpricht der übrigen Pracht des Kloſters. Sie enthält einen Reichthum ausgeſuchter Bücher, wovon ein guter Theil ein Geſchenke des Engliſchen Ritters Oly iſt. Auch ſind hier anſehnliche Sammlungen aus den drey Reichen der Natur, und Sicilianiſcher Münzen, welche nicht weniger als die Bibliothek ihr Wachsthum dem im Jahr 1762. verſtorbenen Abt Amico, Verfaſſer verſchiedener hiſtoriſcher Werke, zu verdanken haben. Die Kirche iſt von ihrer im Jahr 1693. erlittenen Verwüſtung noch nicht ganz wieder hergeſtellt worden. Das Univerſitätsgebäude iſt in allen ſeinen Theilen, beſonders in ſeinen Hallen, edel und prächtig. Ihre zahlreiche Bibliothek zeichnet ſich durch die ſchönſten Editionen, beſonders durch die von Glaſgow, und durch eine ſtrenge Wahl brauchbarer Bücher aus. Ich ſage dieſes zum

Ruhm

Ruhm des gelehrten Herrn Abbé Coco, Vorſtehers derſelben. Was in dieſer Stadt meine Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich zog, das war das berühmte Muſäum des Fürſten von Biscari. Die große Verſchiedenheit und Menge ſeltener Alterthümer, die hier in der kurzen Zeit von vierundzwanzig Jahren geſammelt worden ſind, übertrift alle Erwartung. Es finden ſich hier antike Statuen von Marmor und Erz von allerley Größe, Etruſkiſche Vaſen, Begräbnißlampen, Münzen und Medaillen von jeder Form und von jedem Metall, antike und moderne, von allen Nationen und Fürſtenthümern, phyſiſche und aſtronomiſche Inſtrumente, alte Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung, alles in zwey großen Sälen auf das beſte geordnet.

In der Stadt ſelbſt, ob ſie gleich eine der älteſten Städte Siciliens iſt, habe ich wenige Ueberbleibſel von Alterthümern angetroffen. Dieſe ſind: ein kleines runder Tempel, der jetzt der Jungfrau Maria geheiligt iſt, die Ruinen eines Theaters und antiker Gerichtsſtühle, ein Theil eines Amphitheaters, welches der Fürſt von Biscari auf ſeine Koſten ausgraben läßt, und aus großen ohne Kitt aufeinander paſſenden Steinen beſtehet. Ohne Zweifel haben die vielen Erdbeben und Auswürfe des benachbarten Vulkans hier eine Menge ſeltener Alterthümer ſo tief unter die Erde verſchlungen, daß ſie vielleicht nie das Tageslicht ſehen werden.

In der Beſchreibung dieſes fürchterlichen Nachbars, will ich mich ſo kurz faſſen, als es ſich thun läßt. Sein Umfang erſtreckt ſich ungefähr auf 100., ſein Abhang von dem oberſten Theil bis an ſeinen Fuß auf 30, und ſeine perpendiculäre Höhe nicht viel über zwey Meilen. Er theilt ſich in zwey Regionen, deren erſte und niedrigſte, Piemonteſe genannt, ſich zwölf, die mittlere (Selvoſa) zehen, und die oberſte (Scoverta) acht Meilen hoch erhebt. Die niedrigſte iſt überaus fruchtbar an köſtlichem Wein, an nützlichen Kräutern und Gras, reich an ſchmackhaftem Wildpret und erfriſchenden Quellen, und mit Landhäuſern und Dörfern bedeckt. Die Mittlere iſt mit dichten Wäldern von Eichen, Fichten, Tannen, Kaſtanien und andern uralten Bäumen, die über fürchterliche Felſen und Klüfte herabhangen, bekleidet. Die oberſte Gegend bedeckt ein tiefer Schnee, den die Stralen der Sonne nicht einmal im heiſſeſten Sommer zerſchmelzen. Hier wäre vor einigen Jahren eine junge und ſchöne Dame des Nachts erfroren, wenn ihre Begleiter, auf ihr inſtändiges Bitten, ſie nicht feſt an ſich geſchloſſen, und durch ihre Wärme beym Leben erhalten hätten. Aus Eiferſucht ihres Mannes wurden ihre Erretter vor Gericht belangt, und einer ſtrengen Unterſuchung ausgeſetzt. Der Gipfel des Berges bildet eine gegen das Städtchen Bronte ſich etwas neigende Ebene, die ganz mit Bimesſteinen, Aſche, und ſchwarzem Sande bedeckt, in der Mitte einen erſchrecklichen Schlund öfnet,

der

Hot-Spur.

Nichts mehr, nichts mehr; dieſes Lob iſt ungeſunder als die Sonn' im Merz. Laßt ſie kommen; ſie kommen als Schlacht-Opfer, mit Blumen bekränzt, um der feuer-augichten Kriegs-Göttin, alle warm und blutend, aufgeopfert zu werden. Der beſchupte Mars ſoll bis an die Ohren in Blut auf ſeinem Altar ſizen. Ich bin ganz in Feuer, da ich höre, daß eine ſo reiche Beute ſo nah, und doch noch nicht unſer iſt. Kommt, laßt mich mein Pferd beſteigen, welches mich wie einen Donnerkeil gegen den Buſen dieſes Prinzen von Wales ſchleudern ſoll. Ein Harry ſoll dem andern begegnen, und nicht ablaſſen, bis einer von beyden fällt. O daß Glendower hier wäre!

Vernon.

Das erinnert mich noch an einen Umſtand. Ich hörte zu Worceſter, da ich durchritt, daß er vor dieſen vierzehn Tagen ſeine Macht nicht zuſammenbringen kan.

Dowglas.

Das iſt die ſchlimmſte Zeitung unter allen.

Worceſter.

Ja, in der That, das hat einen froſtigen Ton.

Hot-Spur.

Wie ſtark mag des Königs Armee ſeyn.

der wenigſtens drey Meilen im Umfange hat, und ſich nach dem Maaſe der Auswürfe bald vergrößert, bald verkleinert. Wie tief dieſer Schlund ſey, hat noch niemand ausgemeſſen. Vor Alters wagte es Empedokles, hineinzugehen; es kam aber von ihm nichts zurück, als ſeine eiſernen Pantoffeln. Bey Tage ſiehet man dicke Säulen von Rauch, des Nachts ſchwärzliche Flammen, wie Zungen geſtaltet, aus ihm hervorſteigen. Geräth er aber in Wuth, ſo wirft er ganze Ströme von Erdharz, Sand, Aſche, zerſchmolzener Feuerſteine und andere Mineralien aus, und ſetzt durch Erderſchütterungen und durch ſein inneres Getöſe die ganze Inſel in Furcht und Schrecken. Oft ſchließt ſich der obere Schlund, und die beſagten Ströme brechen aus ſeinen Seiten hervor, wie es im Jahr 1669. geſchah, da über zwanzig Kaſtelle, eine Menge Dörfer, Felder und Menſchen davon überſchwemmt und bedeckt wurden. Im Jahr 1755. ſetzte er durch eine gewaltige Waſſerfluth, die, mit mineraliſchen Salzen vermiſcht, aus ſeiner öſtlichen Seite hervorbrach, alle Naturforſcher in Verwunderung, und verurſachte großen Schaden.

Da ſich endlich mein liebreicher Wohlthäter an immer neuen Vorwänden, mich länger aufzuhalten, erſchöpft hatte, beurlaubte ich mich von ihm, die uralte und berühmte Stadt Syracuſa zu beſuchen. Der Fürſt von Pantelleria hatte mich ſeinem Bruder, dem daſigen Biſchof, empfohlen, und dieſer war ſo gütig gewe-

ſen, mich auf das freundlichſte einzuladen. Den beſchwerlichen Weg zu Lande zu vermeiden, ſchifte ich mich auf dem Joniſchen Meere ein; wir hatten aber ſo wenig Wind, daß ich nach einer Strecke von fünfundzwanzig Meilen ans Land ſtieg, und mich auf einem Maulthiere nach Agoſta bringen ließ. Dieſe Stadt, welche vom Kayſer Auguſtus, ihrem Stifter, benannt wird, liegt auf einer kleinen Inſel, die durch Zugbrücken mit Sicilien vereint iſt. Die Anlage iſt ſchön, aber nicht zur Vollkommenheit gebracht. Sie hat einen großen Seehafen ohne Schiffe; iſt mit Waſſer umgeben, und hat kein Waſſer zum Trinken; mit 1500 Soldaten beſetzt, und hat keinen Feind zu befürchten; von 9000 Seelen bewohnt, die ſich mit nichts weniger als mit Handel und Künſten beſchäftigen. Ich ſahe hier nichts als eine Kloſter-Bibliothek, die von dem Feuer des benachbarten Vulkans gereiniget zu werden verdiente. Meine Reiſe zu beſchleunigen, ſetzte ich mich in ein leichtes Fahrzeug, wo der Mangel des Windes durch Ruderſtangen erſetzt wurde, und fuhr nahe am Geſtade der Inſel in Geſellſchaft zweyer ſehr höflicher Sicilianiſcher Edelleute, deren einer Don Letterio, und der andere Don Roſario hieß. Der Name des Erſten, welcher von Meſſina war, wird von einem daſelbſt aufbewahrten heiligen Briefe der Jungfrau Maria, und der Name des andern, der von Syracuſa war, von der Andacht des Roſenkranzes hergeleitet; und man hat mich verſichert, daß

daß es hier adeliche Familien giebt, welche Breviario, Reliquiario, Tabernaculo, Confeſſionario, Battiſterio &c. das iſt, Brevier, Reliquienkaſten, Tabernakel (worin auf dem Altare die conſacrirte Hoſtie verwahrt wird) Beichtſtuhl, Taufſtein, heiſſen.

Nach einer Reiſe von ſechs Stunden landeten wir glücklich zu Syracuſa an, wo ich von dem Biſchof Requeſens ſehr liebreich und freygebig bewirthet wurde. Vor allen Dingen beſuchte ich den durch ſeine ſchöne italieniſche Ueberſetzung des Anakreon, Theokritus, Bion und Moſchus berühmten Grafen Gaetani della Torre, welcher ſich nie glücklicher ſchätzt, als wenn er Fremden einigen Dienſt erweiſen kann. *) Er zeigte mir alle ſehenswürdige Alterthümer der Stadt. In der Kirche S. Filippo ſah ich eine ſchneckenförmige unterirrdiſche Treppe aus einem einzigen weiſſen Stein, die wir, mit Fackeln in der Hand, hinabſtiegen, und müde wurden, ohne das Ende zu erreichen. Sie windet ſich um eine ſenkrechte überaus tiefe Grube, die einem Ziehbrunnen gleicht. In der marmornen Wand der Treppe ſind Oeffnungen, die in die berühmten hieſigen Catacomben oder vielmehr Steinbrüche (Latomie) führen, welche unter einem großen Theile der Stadt

*) Er hat auch eine Geſchichte von dem Urſprunge oder Stiftung der Syracuſaniſchen Kirche (Dell' origine e fondazione della chieſa Syracuſana) und eine Abhandlung über eine kleine Statue von weißer Thonerde, herausgegeben.

wegalaufen. Hieraus wird der sogenannte weisse Syrakusanische Stein gegraben, und ohne Zweifel wurden die Steine zum Baue der ehedem vierfachen Stadt, die mit den Römern Krieg zu führen sich erkühnte, hier gebrochen. Mein edler Begleiter führte mich auch eine halbe Meile weit vor die Stadt zum sogenannten Ohr des Dionysius (Orecchio di Dionigi) welches eine in Felsen eingehauene Grotte ist, deren Wände sich fast wie ein Eselsohr in die Höhe wölben, und einen ausserordentlichen Widerhall bilden, welcher ehedem am obern Ende des Ohres in kleinen Kammern gehört werden konnte. Der Grotte bediente sich der Tyrann Dionysius zum Gefängniß solcher Personen, die ihm verdächtig schienen, und in einer obern Kammer weidete er seine Ohren an ihrem Seufzen und Klagen. Der Knall einer Pistole, die ich in der Grotte losschoß, dauerte fast eine Minute lang, und als ich ein Stück Papier zerriß, setzte mich das starke Geräusche desselben in Verwunderung. Man sieht es der Höhle an, daß sie anfänglich zu den Steinbrüchen gehörte, und der Tyrann sie hernach zu seiner Absicht zubereiten ließ. Auf der Seite derselben sind die Latomie, wo die Steine auf verschiedene und zum Theil unbegreifliche Art gebrochen worden sind. Ungefähr dreyhundert Schritte weiter besuchten wir das ganz in einem Felsen eingehauene Theater. Ausser dem Orchester und der Bühne, wovon man jedoch noch schätzbare Ueberbleibsel siehet, hat sich alles in gutem Stande erhal-

erhalten. Alles zeuget von der ehemaligen Pracht, Bevölkerung und Kunſt der Syrakuſaner; und eine Inſchrift belehrt uns, daß eine Königinn, Namens Philiſtis, die Stifterin deſſelben war. Einen andern Tag beſuchten wir die Johannis-Grotte, welche wegen einer dieſem Heiligen gewidmeten Kirche ſo genannt, und von einem Eremiten bedient wird. Eine breite in Stein eingehauene Treppe führt hinein, an deren unterſtem Fuße eine kleine Kirche ſtehet, die ehedem ein heidniſcher Tempel war, und von Griechiſcher Hand mittlerer Zeiten hier und da bemahlt iſt. Hierauf begaben wir uns in die verwickelten Gänge dieſes unterirrdiſchen Labyrinths, welches durchaus in einen weiſſen Fels eingehauen iſt, und fanden darin viel mehr Ordnung, Geräumigkeit und Licht, als in den Catacomben zu Rom. Das Licht fällt hier und da durch Oefnungen der gewölbten Decke ſenkrecht hinein, und beleuchtet verſchiedene heilige Figuren, die mit griechiſchen Inſchriften auf den Wänden gemahlt ſind. In manchen Stellen finden ſich unter den Gemälden ältere Uebertünchungen, und auf dieſen ältere Gemälde; und ich vermuthe, daß die ältern heidniſch ſind. Unter den hier befindlichen Begräbniſſen, die man Colombari nennt, ſind gewiſſe Abtheilungen, eben als hätten ſie verſchiedenen Geſchlechtern zugehört. Ihre Ordnung und Bauart erregt Verwunderung. Die benachbarten Kapuziner haben einen Theil dieſer unterirrdiſchen Gänge zum Bau verſchiedener Baum- und

Erd-Früchte zugerichtet. Sie beſchenkten uns mit köſtlichen Limonien, die hier gewachſen waren.

Von den antiken Tempeln der Stadt iſt, auſſer jenem der Minerva, keiner übergeblieben. Er iſt in die Dohmkirche verwandelt, und ſchändlich verunſtaltet worden. Das Amphitheater auſſer der Stadt ſtehet noch zur Hälfte aufrecht, wo es in Felſen eingehauen iſt; auch ſind noch die Höhlen der zum Kampf beſtimmten Thiere vorhanden. Weil Cicero, der vom Theater und den übrigen öffentlichen Gebäuden der Stadt ſpricht, keine Meldung davon thut, ſo ſcheint es nach ſeiner Zeit von den Römiſchen Kayſern erbaut zu ſeyn. Was mich beſonders zu ſehen freuete, war der etwas erhabene Ort am Ufer des Meers, wo ehedem Archimedes die römiſche Flotte vermittelſt eines Brennſpiegels in Brand ſetzte. Mein Vergnügen wurde aber durch die Erinnerung ſeines unglücklichen Todes vergällt. Mein verehrungswürdiger Führer zeigte mir auch die Stelle, wo Cicero ſein Grabmal entdeckte. So ſehr mich dieſe Gegenſtände beeiferten, ſo gering war der Eindruck, den die von ſo vielen Dichtern beſungene Quelle Arethuſa auf mich machte. Ich fand ſie ſo ſeicht und erſchöpft, daß Alphäus ihr jetzt gewiß nicht mehr von Griechenland bis hierher durch den Grund des Joniſchen Meers nachfolgen würde. Doch hat ſie noch immer Waſſer genug, den veralteten Schönen, die den Anſprüchen junger Mädchen nicht entſagen wollen, ihre Runzeln zu zeigen.

Die

Die alte Stadt Syrakuſa beſtand aus vier vereinten Städten, welche Ortygia, Tycha, Acradina und Neapolis hieſſen, und insgeſamt über zweyundzwanzig Meilen im Umfang hatten. Ihre Macht war nicht nur den Griechen, ſondern auch den Römern fürchterlich; und an Menge geſchickter Künſtler, beſonders derer, die das Syrakuſaniſche Erz bearbeiteten, übertraf ſie faſt alle Nationen. Cicero, welcher daſelbſt Prätor war, nennt ſie die ſchönſte, zierlichſte und gröſßte aller griechiſchen Städte. Was vermag aber nicht der alles zermalmende Zahn der Zeiten! Der vierte Theil, Ortygia, von vierzehntauſend unthätigen Seelen bewohnt, iſt in den engen Raum der kleinen Inſel Ortygia eingeſchloſſen, und beſtehet aus engen Straſſen und ſehr mittelmäßigen Häuſern. Auf den übrigen Theilen pflüget der Bauer, und füllt mit manchen Korinthiſchen Capitälen und Baſamenten, womit groſſe Palläſte prangten, die zerriſſenen Dämme der Bergſtröme aus.

Das Einzige, was Syrakuſa noch in friſchem Andenken erhält, ſind ihre köſtlichen Weine, Moſcado, Calabreſe, Capriata, Moſcado nero, Albanello, und Peſtimborta genannt. Unter dieſen ſechs Sorten ſind der goldgelbe Moſcado und der dunkelrothe Calabreſe, ſowohl an Geſchmack als Geruch, die beſten. Der Zweyte übertrift zwar den Erſten am inneren Werthe nicht, wird aber nicht ſo häufig gebauet. Der gelbliche Capriata wird aus gepreſſten Moſcado und andern

darunter gemengten welken und süssen Trauben verfertiget. Der Moscado nero ist eine Vermischung des Moscado mit einem rothen süßen Wein, der aus welken ausgesuchten Trauben verfertiget ist. Der Albanello wird in geringerer Menge aus einer Traube zubereitet, welche dolcissima (die süßeste) genannt wird, ob sie gleich nicht so süß als der Moscado ist, und deswegen von Vielen gesucht wird. Der Pestimbotta ist ein leichter Wein, der selten so gut ist, als er manchesmal wird. Man preßt ihn aus weissen Trauben, und füllt ihn auf Fässer, ohne weitere Bemühung. Die Trauben der übrigen Weine werden, ehe sie auf Fässer gefüllt werden, ohne sie zu pressen, zusammengestoßen, und nicht nur vierundzwanzig Stunden der Gährung überlassen, sondern auch mit den letzten Säften der zerstoßenen Trauben, deren Hülsen, nach abgelassenem Most, gepreßt werden, vermengt, wodurch der Wein stärker, und ihm die allzugroße Süssigkeit benommen wird. Alle diese Weine werden aus Trauben, die entweder am Stocke, oder hernach an der Luft welk geworden sind, zubereitet; doch ist es genug, wenn der dritte Theil der Trauben welk ist. Wenn sie am Stocke verwelkt sind; so müssen sie drey Tage in Haufen liegen, ehe sie zerstoßen werden. Diese vielen Bemühungen machen die Syrakusanischen Weine theuer. Sie haben auch säuerliche und wohlfeile, weiße und rothe Weine, die ihnen wenig Mühe kosten.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

II.

Beytrag zur Geſchichte der Jeſuiten in Oſt-Indien.

Folgende Briefe, die manches wenig bekannte und ſehr intereſſante enthalten, wurden i. J. 1690. aus Indien nach Europa geſchrieben. Man hat ſie abgekürzt, und alles Ueberflüſſige weggelaſſen.

Erſter Brief.

Sie verlangen Nachrichten von den Jeſuiten und ihrem Betragen in dieſem Welttheile. Hier ſind ſolche mit meinen freymüthigen Bemerkungen. Dieſe Leute nehmen hier, eben ſo wie in Europa, die Menſchen von allen Ständen durch ihre Künſte ein. Der Glaubenseifer und die Andacht dienen ihnen zum Vorwand ihre Abſichten zu befördern. Im Indiſchen Handel thun ſie allen Europäiſchen Nationen auſſerordentlichen Schaden; auch kann ſich keine hierin mit ihnen meſſen, die Holländer allein ausgenommen; denn weder die Portugieſen, noch die Franzoſen, Engländer und Dänen haben in Indien einen ſo ausgebreiteten und reichen Handel, wie die Jeſuiten. Ich bin überzeugt, daß ſehr wenige von ihnen nach dem Orient blos in der Abſicht kommen, das Evangelium auszubreiten, und dieſe wenige wiſſen nicht um das Geheimnis der

Socie-

Societät, man überläßt ihnen allein die Bekehrungen, zu welchem Geſchafte ſie ſich in Europa durch einen fanatiſchen Eifer qualificiret haben müſſen, bevor ſie ausgeſandt werden. Die andern Jeſuiten hingegen tragen hier alle weltliche Kleidung, damit man ſie für das nehmen ſoll, was ſie wirklich ſind, nämlich für Kaufleute. Sie zeigen durch nichts als durch ihre Verbindung, daß ſie zu dieſem berufenen Orden gehören. So ſonderbar es auch klingt, ſo iſt es doch Thatſache, daß ſie in demſelben ſogar Armenianer, die bekanntlich hier ſehr reich ſind, aufgenommen haben. Man findet deren eine ſehr groſſe Anzahl, die in Surat, Goa, Agra und andern anſehnlichen Städten in Indien diſſeits und jenſeits des Ganges, in Perſien, und überhaupt im ganzen Orient wohnen.

Dieſe verkleidete Jeſuiten ſpüren alles aus; ſie kennen ganz genau die Waarenlager und Umſtände eines jeden Indiſchen Kaufmanns. Durch die ausgebreitete Correſpondenz unter einander, die nicht unterbrochen, und äuſſerſt geheim gehalten wird, werden ſie von allem was zu ihrem Vortheil gereicht auf das geſchwindeſte benachrichtiget, dahrr der Gewinn der Societät ungeheuer iſt. Durch dieſe Nachrichten erfahren ſie die zufällig entſtandenen Bedürfniſſe aller Länder, damit ſie wiſſen können, welchen Nationen ſie gewiſſe Kaufmannsgüter verkauffen, oder nicht verkauffen müſſen, und dürfen niemand als Religioſen in einem

Vernon.

Dreyßigtauſend Mann.

Hot-Spur.

Laßt es vierzigtauſend ſeyn; da mein Vater und Glendower nicht hier ſind, ſo mag unſre einzelne Macht dieſen groſſen Tag aushalten. Kommt, wir wollen unſre Leute muſtern; der jüngſte Tag iſt nahe; ſterben wir alle, und mit Freuden, wenn es je geſtorben ſeyn muß!

Dowglas.

Redet nicht vom Sterben; für dieſes nächſte halbe Jahr fürcht' ich den Tod nicht.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

[Verwandelt ſich in eine Landſtraſſe ohnweit Coventry.]

Falſtaff und Bardolph treten auf.

Falſtaff.

Bardolph, geh du voran nach Coventry, und füll' mir eine Flaſche mit Sect: Unſre Soldaten ſollen nur durchmarſchiren; wir wollen unſer Nachtquartier zu Sutton-Cop-Hill nehmen.

Bardolph.

Wollt ihr mir Geld geben, Hauptmann?

Falſtaff.

nem andern Welttheile davon Rechnung ablegen, deren Geheimnisse sie besitzen. Dennoch werden, ihren Gelübden zufolge, alle Befehle dieser europäischen Obern pünctlich befolgt, wozu noch ein geheimer abgesonderter Eid kommt, das Geheimnis strenge zu bewahren, und durch alle nur mögliche Mittel und Wege, von welcher Natur sie auch immer seyn mögen, das zeitliche Wohl der Societät zu besorgen.

Da sie in der ganzen Welt zerstreuet waren, war es höchst nöthig, sich einander durch Zeichen und Charaktere zu erkennen zu geben, um den gemeinschaftlichen großen Plan desto gewisser zu befördern, *) daher bey ihnen das sonst so wahre Sprüchwort nur alsein Ausnahme leidet: „Soviel Köpfe soviel Sinne.„ Zu dem unermeßlichen Gewinn, den ihnen der Handel in Asien selbst verschaft, kommt nun noch derjenige, der ihnen durch die Waaren zufallt die sie nach Europa schicken, und zwar alles unter dem Vorwande der Missions-Geschäfte, worin sie von allen katholischen, Fürsten und Staaten, ja selbst durch katholische Handlungs-Compagnien unterstützt werden, deren Schiffe sie

*) Man siehet hier, daß diese klnge jesuitische Maxime schon ziemlich alt, und vielleicht nicht viel jünger als die Societät selbst ist. Ob der aufgehobene Orden sich noch dieses vortreflichen Mittels bediene, um Nachrichten in der ganzen Welt zu verbreiten, mögen diejenigen beurtheilen, die ihn wohl kennen, und das elende Buch: *Des erreurs & de la verite*, gelesen haben.

Anm. d. Ens.

ſie ſich zur Fracht bedienen. In Ländern ihres Glaubens werden die Waaren ſogleich von Jeſuiten und ihren Anhängern in Empfang genommen; in proteſtantiſchen hingegen reiſen ſie ſelbſt verkleidet hin, um alles, was ihnen in Indien anſtändig iſt, aus der erſten Hand aufzukaufen, da ſie ſich nur im größten Nothfall andern Commiſſionärs anvertrauen. Ihre Geſchicklichkeit iſt bey dieſem Handel ſo groß, daß ſich bis jetzt (1690) noch niemand in Europa öffentlich darüber beklagt hat, weil noch kein Menſch in Frankreich im Stande geweſen, es zu beweiſen, und dieſes Land das einzige iſt, das dabey leidet. Die andern Nationen, die von dieſem Handel Vortheile ziehen, bekümmern ſich wenig um den Nachtheil der Franzöſiſch-Oſt-Indiſchen Compagnie.

Die Agenten und Diener dieſer Compagnie haben mir hier die feyerlichſten Verſicherungen gegeben, daß ſie alles dieſen Jeſuiten-Handel betreffende umſtändlich nach Europa berichtet hätten; daß aber, weit entfernt den Mißbräuchen Einhalt zu thun, man ihnen vielmehr ſehr beſtimmt und oft wiederholt geſchrieben hätte, dieſen Vätern alles zu bewilligen, was ſie verlangen würden. Dieſe Bewilligung haben ſie ſo weit ausgedehnt, daß der einzige Pater Tachard, der mit uns aus Frankreich gekommen, und ſich jetzt in Pondichery förmlich niedergelaſſen hat, der franzöſiſchen Compagnie gegenwärtig mehr als 450,000 franzöſiſche

Livres

Livres ſchuldig iſt, ohne noch zur Zeit die geringſte Verſicherung in Anſehung der Wiederbezahlung gegeben zu haben.

Auf alle Schiffe unſrer Eſcadre *) wurden bey der Abfahrt aus Europa nicht weniger denn acht und funfzig Ballen vertheilt, die dieſem Orden gehörten, und alle weit größer waren als die Oſtindiſche Compagnie ſie zu machen pflegt. Sie enthielten keine Reliquien oder Roſenkränze, ſondern gute europäiſche Waaren. Solche Verſendungen geſchehen mit allen franzöſiſchen Kriegsſchiffen die nach Indien gehen. Diejenigen Jeſuiten, die mit den Banianen auf die Diamanten und Perlen Jagd machen, und allenthalben herumſtreifen, thun ebenfalls dem Handel der Oſt-Indiſchen Compagnie den gröſten Abbruch, und ſchänden überdem den Chriſtlichen Namen. Sie kleiden ſich wie die Banianen, reden ihre Sprache, eſſen und trinken mit ihnen, kurz, machen alles ſo wie ſie, ſogar auch ihre Zeremonien; ſo daß wer ſie nicht kennt, ſie für wahre Banianen halten würde. Alles dieſes geſchieht unter dem falſchen aber ſcheinbaren Vorwand, dieſe Banianen zu bekehren, ein Deckmantel, der ihr ſchändliches Betragen verbirgt; daher ſie ihren heydniſchen Handelsbrüdern überall nachfolgen, und mit ihnen ein deſto reicheres Commerz treiben, da es nicht auffallend

*) Dieſe beſtand aus ſechs franzöſiſchen Kriegsſchiffen verſchiedener Größe unter Commando des Herrn *Du Quaſne*.

lend ist. Ein überzeugender Beweis, daß der Glaubenseifer hieran gar keinen Theil hat, ist, daß sie noch nie einen Banianen bekehrt haben. Einer derselben, der mit ihnen drey große Reisen gethan, hat mich versichert, daß in dieser ganzen Zeit fast nie von Religionssachen gesprochen worden sey. Vor einigen Wochen kamen zwey Jesuiten zu Pondichery an; der Pater Tachard gab ihnen dreyssig Ballen von den auf unsern Schiffen mitgebrachten Waaren, mit denen sie nach Madras giengen. Aufs gelindeste zu urtheilen, so beweißt dieses doch ein unerlaubtes Einverständniß mit Frankreichs Feinden. Ich gestehe indessen, daß diese beyden Jesuiten Portugiesen waren. Allein warum gab ihnen Pater Tachard diese Ballen? Waren sie denn schon von Frankreich aus für eine feindliche Festung bestimmt?

Die Diamanten-Jäger sind eigentlich diejenigen, die über den Verkauf der europäischen Waaren disponiren, da die in den Seestädten wohnenden Jesuiten nur ihre Factors sind. Der Pater Tachard aber und andere dieser Art sind die Directeurs des ganzen Commerciums, und die General-Einnehmer der Societät. Wie sehr dieser Handel mit dem ursprünglichen Geiste ihres Instituts und mit dem Missions-Geschäfte im Widerspruch steht, ist augenscheinlich. Um der Welt die Kenntniß von diesem Diamanten-Handel zu entziehen, haben sie ein Geheimnis ausgefunden, das ein Meisterstück der Erfindungskraft ist. Wenn es

nicht

nicht ganz unerwartet durch einen ihrer Proſelyten, der ein ſehr andächtiger Diener der Societät war, und von keiner Boßheit wußte, entdeckt worden wäre; ſo würde ich hier nichts davon melden können. Ich befand mich zu Surate, als die Geſchichte ſich zutrug. Sie müſſen wiſſen, daß unſre Neger in Pondichery ſo gute Schuhe zu machen verſtehen, wie die beſten Schuſter in Paris. Die Abſätze ſind von Holz, und dieſes Holz iſt mit ſchwarzem oder farbigtem Leder überzogen, nachdem es verlangt wird. Eben ſo wird auch die Größe und Dicke dieſer Abſätze ganz nach Willkühr beſtimmt. Die Portugieſen führten hier dieſen Gebrauch ein, und nun herrſcht er in ganz Indien. Auf dieſe Abſätze richteten die erfindſamen Väter ihr Augenmerk; die hölzernen wurden von den Schuhen abgenommen, und an ihrer Stelle eiſerne gethan, die ſie in Europa hatten verfertigen laſſen. Dieſes waren eigentlich hohle Käſtchen, die mit demſelben Leder wieder bedeckt wurden, das vorher auf den hölzernen geſeſſen hatte. Hierinn verſchloſſen ſie ihre Diamanten und andre Edelſteine, die ſie gekauft hatten. Wer hätte ſich wohl vorſtellen können, daß die Jeſuiten Schuhflicker in Indien werden würden? Der Bewegungsgrund zu dieſer Erniedrigung war aber zu wichtig. Hiedurch wird auch der Ausdruck erklärt, den ſie mit ſo vieler Zuverſicht den europäiſchen Chriſten und ihren Andächtlern beſtändig wiederholen, daß ſie nämlich die Reichthümer von Indien mit Füßen traten. Dieſ

ſes war ganz der Wahrheit gemäß; daher man ſagen konnte, daß ſie ihre Moral buchſtäblich ausübten.«

Ich weiß nicht, ob ſie ſich dieſes Geheimniſſes noch bedienen, denn ich weiß nur, daß es entdeckt wurde, da ſie ſich deſſen am wenigſten verſahen. Einer ihrer Neubekehrten, der ſie wie Heilige betrachtete, demüthigte ſich vor ihnen ſo ſehr, daß er ihre Schuhe reinigen wollte. Die Mühe war gering, weil in dieſem Lande ſo wenig Koth iſt; dennoch glaubte der Abergläubige dadurch ſeine Demuth zu zeigen. Aus Furcht aber daß dieſe guten Väter ihm dieſe Gnade verſagen würden, nahm er heimlich aus ihrem Zimmer zwey Paar Schuhe, und entfernte ſich ſchleunig, aus Beyſorge, über der Arbeit angetroffen zu werden. Sobald er zu Hauſe angelangt war, fieng er ſein Geſchäfte an. Er hörte, daß ſich etwas in dem einen Abſatz beweate. Ein großer Schrecken überfiel ihn, weil ihm ſogleich einfiel, vielleicht ein groſſes Verbrechen begangen zu haben. Er glaubte, der Teufel würde erſcheinen und ihn erwürgen, weil er ſich unterſtanden hätte, mit ſeinen unheiligen Händen Sachen zu berühren, die den heiligen Apoſteln zugehörten, und folglich als Reliquien betrachtet werden müßten. In dieſer Angſt ſchrie er um Hülfe, als ob er ſchon in den Klauen Lucifers wäre. Zufälliger weiſe gieng eben ein Portugieſe vorbey, der, durch das Geſchrey aufmerkſam gemacht, ins Haus gieng, und den Mohren

ren um die Urſache fragte. Dieſer erzählte ihm ſeine Geſchichte mit ſoviel Seufzern und Wehklagen, als ob er vor der Inquiſition zu Goa geſtanden hätte. Der Portugieſe, der nicht ſo viel Skrupel beſaß öfnete den Abſatz, und fand darin ſechs große rohe Diamanten. Nun öfnete er auch die andern Abſätze, die ebenfalls alle angefüllt waren. Er nahm dieſe Edelſteine ſämtlich mit ſich, da ſie der Mohr auf die Straße werfen wollte, in der Meynung daß es blos Kieſel wären, die der böſe Feind da hineingeleget hätte.

Man kann ſich unmöglich die Wuth vorſtellen, womit die Patres gegen den armen Mohren und ſeine unglückliche Demuth loszogen. Sie brachten zwey ganzer Tage mit Ueberlegen zu, ob ſi ſich entſchließen ſollten ihre Diamanten zu verlieren, um ihre Ehre zu erhalten; oder ihre Ehre zu verlieren, um ihre Diamanten zu erhalten. Der Schluß ihrer Berathſchlagungen fiel endlich dahin aus, daß der Nutzen der Ehre vorgehn müſſe. Sie ſuchten den Portugieſen auf, und boten ihm auf der einen Seite ein Geſchenk und ihre Unterſtützung an, auf der andern drohten ſie ihm mit ihrem ganzen Zorn, mit ihrer Rache, und ſelbſt mit der fürchterlichen Inquiſition zu Goa; ein Talisman, der mehr auf einen Portugieſen wirken mußte, als alle Diamant-Gruben von Indien. Er überlieferte daher ſogleich die vier und zwanzig rohen Edelſteine, und verſprach das Geheimnis treulich zu bes

wahren; auch hielt er Wort, denn er hat nie von dieſem Vorfall das geringſte geſagt. Allein der Mohr war zu keinem Schweigen verbunden, daher beklagte er ſich öffentlich über die ſchlechte Behandlung der Jeſuiten, und zwar, wie er ſagte, blos deswegen; weil er in ihren Schuhabſätzen, die nicht ſo wie andre von Holz, ſondern von hohlem Eiſen wären, kleine Kieſelſteine gefunden hätte. Hierdurch wurde das Räthſel erklärt, und die Sache allgemein bekannt. — —

Zweyter Brief.

— Wenn die in Indien herumziehenden handelnden Jeſuiten auf ihren Wanderungen ſterben, ſo ſind ſolche in den Augen des leichtgläubigen europäiſchen Pöbels und der Andächtler, wahre Heilige, die aus Eifer fürs Evangelium ihr Leben aufgeopfert haben. Werden ſie erſchlagen, oder ſterben ſonſt eines gewaltſamen Todes, ſo ſind es Märtyrer. Es iſt ein Unglück für die katholiſche Welt, daß in dieſen entfernten Ländern blos die Heiligen dieſer Societät ſterben: dahingegen diejenigen, die glücklich zurückkommen, alle ohne Ausnahme Menſchen, die ein Vergnügen finden ihren Nächſten zu quälen, von Gewinnſucht ganz beſeſſen, und überhaupt von einem ſolchen Charakter ſind, daß ſie den Orden entehren. Was die eigentlichen Miſſionärs betrift, die aus Europa aus Bekehrungsabſichten nach Indien kommen, ſo täuſchen ſie die

die, die mit ihren Künſten unbekannt ſind. Wenn die Liebe Chriſti wirklich in ihre Herzen gegraben wäre, ſo würden ſie ſich nicht auf der Reiſe in alles miſchen, und die Chriſten aneinander hetzen, um ſich das Verdienſt zu erwerben, ſie wieder auszuſöhnen, und überhaupt wo ſie hinkommen, Uneinigkeit und Unruhe erzeugen. Ich berufe mich hier auf das Zeugniß aller Seefahrer ohne Ausnahme, die das Unglück gehabt haben, die Geſellſchaft von Jeſuiten auf ihren Schiffen zu genießen. Jederman beklagt ſich hier über ſie. Hätte es zu Juvenals Zeiten ſchon Jeſuiten gegeben, ſo würde ich glauben, er habe von ihnen in dieſen beyden Verſen geſprochen, die man an verſchiedenen Stellen in ſeinen Werken lieſet:

Impiger extremos currit Mercator ad Indos.

Quis metus aut pudor eſt unquam properantis avari?

Dieſes geht indeſſen den Körper der Ignaziſchen Republik nichts an, die keinen Theil an den Fehlern der einzelnen Glieder nimmt, als welche, weil ſie perſönlich ſind, leicht Preis gegeben werden können. Die Societät begnügt ſich die Früchte dieſer Fehler einzuärndten und ſich zu bereichern. Man findet auch nicht ſelten, daß diejenigen, denen die Direction ihrer Geſchäfte anvertraut iſt, Perſonen von ſehr unmoraliſchen Charakter ſind, die ihre Laſter eben nicht zu verbergen ſuchen.

Man hat mir davon in Goa einen beſondern Umſtand erzählt, nemlich daß diejenigen, die wegen den Diamanten ſo große Reiſen thun, und andere die der Societät große Vortheile verſchaffen, diſpenſirt ſind, eine Hölle und ein Fegefeuer zu fürchten. Jeder von ihnen iſt daher mit der vollkommenſten Indulgenz und Abſolution verſehen, die man ſich nur denken kann, wodurch alle ihre Sünden, von welcher Natur ſie auch immer ſeyn mögen, die ſie begangen haben, oder noch begehen würden, ihnen völlig vergeben ſind. Dieſe Ablaß-Briefe ſind förmlich unterzeichnet und beſiegelt.

Mit ſo ausgedehnten Vollmachten, das Zeitliche, und ſo vollkommenen Verſicherungen das Ewige betreffend, verſehen, unternehmen dieſe Patres natürlich alles was das Intereſſe ihres Ordens befördern kann. Es befindet ſich in Pendi'ery ein Capuziner, der hier die Dienſte eines Pfarrers thut, ein würdiger Geiſtlicher und ſehr rechtſchaffener Mann. Dieſer Pater, Namens Felix, hat auſſer der Capelle im Fort noch eine andere zu verſehen, die er ſelbſt auf einem Grunde bauen laſſen, den ein Banian ihm zu dieſem Endzweck vermacht, nebſt dem zu den Baubedürfniſſen benöthigtem Gelde, das er ihm bey ſeinem Tode übergeben hatte. Dieſer Banian war durch den Capuziner bekehrt worden, und wollte hierdurch bey ſeinem Sterben ſeinen Eifer für die neu angenommene Religion beweiſen. Der Pater Felix wandte

hier-

Falſtaff.

Leg du's aus, leg du's aus.

Bardolph.

Eine Flaſche Sect macht einen Engel. (*)

Falſtaff.

Und wenns ſie's macht, ſo nimm ihn für deine Mühe, und wenn ſie zwanzig macht, ſo nimm alle zwanzig; ich ſehe für das Gepräge. Sag meinem Lieutenant Peto, daß er am Thor auf mich warten ſoll.

Bardolph.

Ich will, Hauptmann; Adieu.

(Er geht ab.)

Falſtaff.

Wenn ich mich nicht meiner Soldaten ſchäme, ſo ſey ich ein Stokfiſch: ich habe des Königs Werb-Patent verflucht mißbraucht. An hundert und fünfzig Soldaten hab' ich dreyhundert und etliche Pfund gewonnen. Wie gieng das zu? Ich preßte niemand als haushäbiger Leute Bauer-Jungens, oder verſprochne Junggeſellen, die ſchon zweymal proclamirt worden, ſo eine Gattung von warmen Sclaven, die eben ſo gern den Teufel hörten als eine Trummel, Burſche die vor dem bloſſen Namen einer Canone ärger zittern als eine angeſchoßne wilde Ente. Ich preſſe mir keine andre als ſol-

(*) Eine Münze, die zehn Engliſche Schillinge gilt.

hierbey die gröſste Sorgfalt an, und, damit die Capelle nicht durch die Götzendiener profanirt würde, ließ er ſie mit einer Mauer umgeben. Hier wurde der Leichnam des Stifters hingebracht, deſſen Verbrennung nach der Landesſitte der Pater mit Mühe verhindert hatte. Die Schlüſſel zur Capelle behielt er in Verwahrung. Sie iſt nur klein, allein ſehr nett gebaut, und hinter derſelben liegt ein groſses ſchönes Stück Land, das dazu gehört, weil es von dem Vermächtniß-Gelde mit gekauft worden iſt. Die Jeſuiten glaubten daß dieſe Capelle ihnen nützlich ſeyn könnte. Sie warteten daher, bis das Gebäude fertig, aus- und inwendig ausgeziert, und mit allem verſehen war. Ihre Begierde wurde dadurch erhöht, daß der Raum innerhalb der Mauer ihnen ſehr bequem ſchien ein Wohnhaus für ſich zu bauen, und aus dem dazu gehörigen Lande Gärten zu machen. Nun kam es darauf an, ſich in Beſitz dieſes fremden Eigenthums zu ſetzen, und den Capuziner zu vertreiben.

In dieſer Abſicht wandten ſie ſich an ihn ſelbſt, und da ſie ſeine groſse Verehrung für die heilige Jungfrau kannten, die, wie ſie ſagten, bey ihrem Sohne die gröſste Beſchützerin ihrer heiligen Societät wäre, ſo baten ſie ihn um die Schlüſſel zur Capelle, um daſelbſt ihr zu Ehren ein Feſt zu feyern. Der redliche P. Felix, der nichts arges vermuthete, gab ſie ihnen mit Vergnügen, desgleichen übergab er ihnen

nen die Kirchengefäße, das Silberzeug, und überhaupt alles. Nach geendigtem Feste verlangte er die Schlüſſel wieder, die ſie aber nicht zurückgeben wollten. Er bat und flehte, jedoch umſonſt. Dieſes währte zwey Monath. Da er aber ſahe, daß er nichts mit te ausrichten konnte, ſo vergieng ihm die Geduld. An einem Sonntage, als alle Franzöſiſche Officiers vom Conſeil, die Beamten und Soldaten bey ſeiner Meſſe gegenwärtig waren, worunter ich mich auch be fand, wandte er ſich gegen uns nach geendigtem Gottes dienſt, und bath daß wir noch nicht herausgehen möch ten, weil er uns etwas von Wichtigkeit zu ſagen hätte. Jederman blieb. Der Capuziner legte erſt ſeinen Meß Ornat ab, und alsdenn erzählte er uns die Geſchich te ſeiner Capelle, die wir ſo gut wußten als er ſelbſt. Er endigte ſeine Erzählung damit, daß er ſagte, er wäre einfältig genug geweſen die Schlüſſel den Jeſui ten N. N., die er alle mit Namen nannte, zu geben; daß ſie aber wahre Spitzbuben wären, weil ſie ſol che nicht wiedergeben wollten. Er beſchwur uns es zu vermitteln, daß er ſie in der Güte wieder erhielte; wo nicht, die Autorität anzuwenden, die der König und die Oſt-Indiſche Compagnie uns gegeben hätten.

Wir berathſchlagten hierüber im Conſeil. Die Bitte war zu öffentlich geſchehen, und war auſſerdem zu gerecht, um ſie nicht in Betrachtung zu ziehen. Wir lieſſen die vier Jeſuiten kommen, die ſich in dies

ſem

ſem Beſitze behaupten wollten. Ihre Antworten waren lauter Ausflüchte. Vergebens ſtellte man ihnen den Scandal vor, den eine ſolche Bemächtigung eines fremden Gutes verurſachte; dieſe Gründe fruchteten nichts, und wahrſcheinlich würde die Sache, ſo wie ſie war, geblieben ſeyn, wenn die Soldaten nicht die Parthie des guten Felix ergriffen, und die Jeſuiten gröblich inſultirt hätten. Der commandirende Officier, der einen Tumult befürchtete, erklärte ihnen daher öffentlich, daß er dem Eifer der Soldaten keinen Einhalt thun, und auch kein andrer Officier ſie daran verhindern würde, wenn der Pater Felix dieſe Soldaten gebrauchen wollte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; daß ſie ihn alle wie ihren geiſtlichen Hirten anſähen, und ihm daher ein jeder bereitwillig folgen und gehorchen würde. Er fügte hinzu, wenn einer von ihnen bey dieſem Tumult umkommen ſollte, wofür er nicht Bürge ſeyn könne, ſo würde die Sache deſto bekannter werden, und der Welt einen Beweis mehr geben, daß dasjenige, was man von ihnen in Japan, China und Siam ſagte, wahr wäre, nemlich daß ſie allenthalben ihre Raubſucht unverantwortlich ausübten. Dieſes würkte. Sie überlieferten die Schlüſſel, die ſofort dem Capuziner eingehändigt wurden, welcher ſchleunig nach der Capelle lief, um zu ſehen, ob ſie nichts von dem ſeinigen mitgenommen hätten. Er fand aber alles wie er es gelaſſen hatte, und auſſerdem die beyden Seiten der Capelle verziert, und

mit Bohnen beſtreut; ein Zeichen, daß die Jeſuiten gar nicht daran dachten ſie aufzugeben. P. Felix ließ ſogleich andere Schlöſſer an den Thüren befeſtigen, und ſeitdem hat er einem jeden Jeſuiten den Eingang dazu verſagt. — —

Dritter Brief.

Ich habe in meinen vorigen Briefen von den Jeſuiten ins beſondere geſprochen. Nunmehr komme ich zu den Miſſionarien, einer Materie, die mit der erſtern in ziemlicher Verbindung ſteht. Die geiſtlichen Proceduren dieſer Bekehrer waren ſehr von einander unterſchieden. Wenn die Miſſionarien der andern Orden voller Skrupel waren, und ſehr langſame Fortſchritte bey den Heyden machten, ſo verfuhren die Jeſuiten weit ſchneller, und richteten ſich immer nach der Denkungsart und den Sitten der verſchiedenen Völker. Kaum haben ſie einen Götzendiener getauft, ſo laſſen ſie ihn auch Theil an den Sacramenten der Kirche nehmen, wenn er gleich nur ſehr unvollkommen unterrichtet iſt; er dient doch immer die Liſten der Neubekehrten deſto anſehnlicher zu machen.

Die andern Miſſionarien, die mehr Andacht und weniger Politik beſitzen, können bey weitem ſich nicht ſo vieler Proſeliten rühmen. Dieſe wenigen aber ſind beſſer unterrichtet, und feſter in ihrem Glauben. Dieſen Unterſchied hat man bey der Revolution in Siam

Siam 1688 bemerkt. Alle Franzöſiſche Officiers und Soldaten, die dieſes Königreich verlaſſen, haben alle geſagt, daß der Miſſionarius Poquet nebſt den andern Verfolgten ſehr thätig von den Siameſiſchen Chriſten unterſtützt wurde, die ſie bekehrt hatten; daß die Cleriſey dieſer Chriſten ihren Eifer verdoppelt habe, nach dem Maaß, daß die Verfolgung zugenommen hätte; daß man groſſe Summen zuſammengebracht, wodurch alle Unglücklichen unterſtützt, und Madame Conſtance *) und ihre Mutter in Stand geſetzt worden wären, die Wuth ihrer Henker zu ſtillen, ja ſie ſogar zu beſtechen, daß ſie mit ihrem Sohn aus ihrem Gefängniß entfliehen, und ſich nach Bancoc begeben konnte. Sie wiſſen, mit welcher Niederträchtigkeit beyde wieder ausgeliefert wurden. Man kann wohl ſagen, daß die neuern Chriſten in Siam, und die Cleriſey, die faſt ganz aus Eingebohrnen beſtand, mit einer Standhaftigkeit den Tod erlitten haben, die ſie den Märtyrern der erſten Kirche gleich ſetzte.

Es

*) Dieſes war die Wittwe eines Mannes, der von Geburt ein Grieche, durch ſehr ſonderbare Schickſaale endlich Premier-Miniſter des Königs von Siam geworden war. Er war der Urheber der bekannten Siamiſchen Geſandſchaft, der an Ludwig XIV. geſchickt wurde. Seine groſſen Entwürfe wurden durch die Revolution vereitelt, die ſich 1688 in dieſem Königreiche zutrug, wobey Conſtance ihr Leben verlohr

A. d. Einſ.

Es iſt ſehr wahr, daß die Jeſuiten keinen Theil an den Martern der andern Chriſten ihrer Brüder genommen haben. Im Gegentheil anſtatt in Siam verfolgt zu werden, haben ſie vielmehr von dem ungerechten Thronfolger, dem Mörder Pitrachard, ſehr anſehnliche Geſchenke erhalten, ſowohl alle überhaupt, als auch jeder insbeſondere. Nur ſie ganz allein haben dieſe Freygebigkeit erfahren; denn die Franzöſiſchen Officiers und Soldaten, die im gröſten Elend waren, haben keine Hülfe erhalten, daher mehr als zwey Drittel von ihnen geſtorben ſind, ohne durch die Jeſuiten unterſtützt zu werden. Merkwürdig iſt, daß alle von ihnen gemachte Proſeliten, ohne Ausnahme, die chriſtliche Religion wieder verlaſſen haben, ſobald die Verfolgung anfieng; ein augenſcheinlicher Beweis von demjenigen Glaubens Unterricht, den ſie von den Jüngern des heiligen Ignaz erhalten hätten. Dieſes iſt eine Thatſache, die ſie nicht läugnen können: denn die jetzigen Chriſten in Siam, die insgeheim ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, ſind alle durch andere Miſſionarien darin unterwieſen worden. Es geſchieht mit Vergnügen, daß ich dieſem Eifer Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. Ich würde ihn apoſtoliſch nennen, wenn er nicht oft unbeſcheiden wäre; ein Vorwurf, deſſen Grund ſie durchaus nicht einräumen, und nie einräumen werden. Es iſt hinreichend für ſie Hinderniſſe zu finden, um ihnen das Verlangen einzuflößen ſie zu überſteigen.

Dieſe

Dieſe Hinderniſſe kommen gröſtentheils von den Jeſuiten her, die ihnen dergleichen öffentlich oder heimlich im Wege legen. So ſehr ſie ſich aber auch bemühen die Steine des Anſtoßes wegzuräumen, ſo iſt doch ihre Gewalt hier viel zu ſchwach, in Vergleich mit ihren Antagoniſten, die ihnen an Politik unendlich überlegen ſind, daher ſie auch allenthalben einen freyen Zutritt zu den Regenten des Landes haben. Die Miſſionarien ſind aus dieſer Urſache immer genöthigt geweſen, die Länder zu verlaſſen, ſo beträchtlich auch ihre Etabliſſements daſelbſt geweſen ſind: denn ſie wollen die Jeſuiten nicht zu ihren Herren haben; und dieſe hingegen können niemand neben ſich leiden. Das Sonderbarſte dabey iſt, daß ſie aus einem Gegenſtande, der eigentlich nur eine Ehrenſache war, oder zeitliches Intereſſe zum Grunde hatte, eine Religions-Sache gemacht, und die Chriſtliche Welt hineingeflochten haben. Die Miſſionarien haben es jedoch nicht gewagt, die Jeſuiten in Betracht ihres Handels anzugreifen. Die Societät iſt zu mächtig und zu reich, um etwas von dieſer Seite zu befürchten; daher ihre Gegner ſorgfältig davon geſchwiegen haben. Sie hatten hiezu zwey Urſachen. Die eine ſagen ſie ſelbſt, und die geſunde Vernunft läßt die andere errathen.

Sie ſagen nämlich, daß es für die Ketzer ſowohl als für die Katholiſchen Chriſten ein wahres Scandal ſeyn würde, wenn Miſſionarien, die ſich dem Apoſtel-

Amt-

Amte weihen, die Misbräuche aufdecken wollten, die die Jesuiten, ebenfalls zu dieser hohen Bestimmung abgeschickt, von ihrem heiligen Geschäfte machen, und wie sie dieses auf eine unwürdige Art ihrem zeitlichen Interesse aufopfern. Ich will glauben, daß dieser christliche Beweggrund Antheil an ihrem Betragen hat: allein ihr Stillschweigen hat wahrscheinlich noch eine andere Ursache. Der Handel der Jesuiten ist unleugbar. Man kennt einen Theil davon; die Missionarien sind die einzigen, die das Uebrige kennen. Sollten sie nicht fürchten, daß wenn sie der Welt von dieser Entdeckung Nachricht gäben, die Jesuiten, um sich zu rächen, auch ihre Handelskünste aufdecken würden. Dieser Handel wird sehr geheim betrieben; vielleicht ist er auch nothwendig, um soviel Menschen zu ernähren, und die grosen Kosten zu verschaffen, die zu den Missionen erfoderlich sind. Sie wissen, mein Freund, daß man in Paris auf die Fiacren und Miethkutschen eine Auflage zum Besten der Missionen gemacht hat. Wie unzureichend ist aber diese zu so kostbaren Reisen, um die Protectionen der Asiatischen Fürsten zu erkaufen, und die Processe wider die Jesuiten bey den Tribunälen in Rom zu führen! Gerichtshöfe, wo man nichts umsonst thut, und wo das Geld gemeinlich den Ausschlag giebt. Diese Processe der Missionarien sind grösstentheils eine Fortsetzung der Anklagen, die man längst wider die Jesuiten angebracht hat: daß sie nämlich in China Götzendiener wären.

ren. Viele gute und ſehr gelehrte Federn haben über dieſen Gegenſtand geſchrieben. *) Ueberhaupt kann man von dieſen Mönchen ſagen, daß ſie in allen Ländern zu Hauſe ſind. In Rom ſind ſie Italiener; in Frankreich Franzoſen; unter den Chriſten ſind ſie Chriſten; Götzendiener unter den Heyden, und Mathematiker, Kaufleute und Soldaten allenthalben.

Die geringe Eintracht und die unaufhörlichen Streitigkeiten zwiſchen den Jeſuiten und Miſſionarien haben der Chriſtlichen Religion in Indien unendlichen Schaden gethan, und den guten Ruf des Franzöſiſchen Namens vernichtet. Die Holländer, voller Begierde unſrer Nation und Handel auf alle nur mögliche Weiſe zu ſchaden, haben uns bey allen aſiatiſchen Fürſten als Leute verdächtig gemacht, die mit niemand in Ruhe leben können, und ſich lieber unter einander bekriegen, als ruhig ſeyn mögen. Sie ſtellen uns als Menſchen vor, die eine zahlloſe Menge Religions-Meynungen hegen, die ſie ſelbſt nicht verſtehen, und doch andre zwingen wollen zu verſtehen. Die Geſchichte der Widerrufung des Edicts von Nantes wird dabey mit

* Wenn ja die Jeſuiten bey irgend einer Streitſache Recht hatten, ſo war es gewiß in dieſem Schimeſiſchen Proceß, den ſie jedoch in Rom verlohren. Der Neid der andern Mönchsorden, und die Andächteley brüteten eine Päbſtliche Bulle aus, worin der Menſchenverſtand mit Füſſen getreten war, und die auch dem Chriſtenthum in China ein Ende machte.

mit aller nur erſinnlichen Bitterkeit angeführt, und die davon in Holland gedruckten Bücher werden in allen Sprachen von den Holländern über die ganze Erde verbreitet. Sie treiben aber ihren Haß noch weiter, und bemühen ſich, unſre Nation als die unruhigſte unter der Sonne vorzuſtellen, deren gröſtes Vergnügen iſt, fremde Unterthanen wider ihre Fürſten aufzuwiegeln, und die Rebellionen allenthalben zu unterhalten, wo ſie ſich niederlaſſen. Sie ſagen, es ſey eine blutdürſtige Nation, die immer bereit wäre, bey dem geringſten Anſcheine von Gewinſt, Ehre, Treu und Glauben, kurz, die heiligſten Pflichten aufzuopfern, die bey den wildeſten Völkern beobachtet würden. Die groſſen Schulden der Franzöſiſch-Oſt-Indiſchen Compagnie in Surate und andern Städten in Indien werden dabey angeführt, und ſie als förmlich banquerot angegeben. Zu ihren ſtärkſten Beweiſen gehört auch die Revolution in Japan, die nur zu wahre Scenen von Raubſucht und Bosheit darſtellt, und wovon die kleinſten Umſtände im ganzen Orient bekannt ſind. Die Holländer ſehen ſich wohl vor, zu ſagen, daß die Jeſuiten allein an dieſer Revolution Antheil hatten; ſie bedienen ſich überhaupt der Benennung Franzoſen, ohne einmal die portugieſiſchen Jeſuiten zu erwähnen, die auch damals in Japan ihre Rolle ſpielten.

Die erwähnte Delicateſſe der Miſſionarien contraſtirt ſehr mit ihrem Eifer, die Jeſuiten dem ganzen

che geröſtete Butterſchnitten, die kaum ſoviel Herz im Leib haben, als ein Stecknadel-Kopf groß iſt, und die kaufſen ſich alle vom Dienſt los. Und nun beſteht meine ganze Compagnie aus lauter alten abgeſchabnen Corporals, Lieutenants, und dergleichen; Leuten, welche, die Wahrheit zu ſagen, nie Soldaten geweſen ſind, aber doch ſo zerlumpt ausſehen wie Lazarus in den alten Tapeten, wenn ihm des reichen Schlemmers Hunde ſeine Schwären leken; abgedankte Bediente, jüngere Söhne von jüngern Brüdern, rebelliſche Bierzapfer, ausgehaußte Wirthe; kurz, alles Ungeziefer, daß ein langer Friede auszubrüten pflegt; Kerls, die euch glauben machten, ich habe hundert und fünfzig verlohrne Söhne zuſammengebracht, die nur eben vom Schweinhüten und Treberfreſſen hergekommen ſeyen. Ein närriſcher Burſche begegnete mir unterwegs, und ſagte, ich hätte alle Galgen abgeleert, und ſogar todte Leichname gepreßt. Keines Menſchen Auge hat jemals ſolche Vögel Schreker geſehen; ich marſchire nicht mit ihnen durch Coventry, das iſt eine ausgemachte Sache. Und die Galgenſchwengel treten noch dazu mit ſo weit auseinander gerekten Beinen einher, als ob ſie in Feſſeln giengen; in der That, ich bekam die meiſten von ihnen aus Gefängniſſen. Es ſind nicht mehr als anderthalb Hemder in meiner ganzen Compagnie, und das halbe ſind zwey zuſammengenähte Teller-Tücher, wie ein Herolds-Mantel ohne Ermel um die Schultern geworfen; und das Hemd iſt, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, meinem Wirth zu St. Albans geſtohlen worden, oder dem rothnaſichten Bierſchenken zu Daintry. Aber das iſt all eins, ſie werden Waſche genug an jedem Zaune finden.

Der

zen Menſchen-Geſchlecht als Götzendiener aufzuſtellen. Ich bin kein Theologe und will ihre Streit-Gründe daher nicht unterſuchen, allein es bedarf nur gemeine Klugheit um die Nothwendigkeit zu behaupten, daß ſämtliche Mönche, zu welchem Orden ſie auch gehören mögen, in einem fremden Welttheil in Ruhe leben, den Chriſten und Heiden kein Scandal geben, und ſich einander die eigenthümlichen Methoden verzeihen ſollten, die Völker zu unterrichten. Ich glaube jedoch, daß die Manier der Jeſuiten zu ſehr den Geſchmack der Fürſten und Nationen zur Richtung hat. *) Sie ſcheint mir zu weltlich zu ſeyn, und den Sinnen zu ſchmeicheln, dahingegen die Manier ihrer Gegner reiner, und dem Geiſt der Kirche gemäßer iſt. Die menſchliche Natur aber iſt ſo ſehr verdorben, daß man muthwillig Zeit und Mühe verſchwenden würde, wenn man die Menſchen zu der Diſciplin der erſten Chriſten zurückführen wollte; noch weit weniger würde dieſes mit Götzendienern möglich ſeyn, die ganz entgegenſetzte Grundſätze haben.

Mögen doch die Jeſuiten immerhin falſche Bekehrungen machen, was geht dieſes die andern Miſſionarien an? Sie können ſich ja die Hände in Unſchuld waſchen,

*) Man gebe in Anſehung der Ceremonien und andern unweſentlichen Religions-Gegenſtänden entweder nach, oder lieber zu Hauſe geblieben, und andere Völker in Ruhe gelaſſen.

A. d. Einſ.

waſchen, und ſie ihrem Schickſal überlaſſen. Sie ſind ja nicht ihre Aufſeher und Pädagogen. Genung daß ſie die Mißbräuche der Jeſuiten angezeigt haben. Weiter ſollten ſie nicht gehen, da ſie nicht von den Handlungen der letztern Rechenſchaft geben dürfen. Ist ihre Abſicht, ihre Gegner in Europa verhaßt zu machen, als Leute die üble Lehrſätze und eine verdorbene Moral einführen, ſo können ſie es thun, weil ſie dadurch ein ſehr weites Feld vor ſich haben; allein bey den aſiatiſchen Fürſten würden ſie dieſen Endzweck ganz verfehlen, und zwar aus drey überzeugenden Urſachen.

Erſtlich nehmen dieſe indiſchen Fürſten keinen Antheil an der chriſtlichen Religion; ſie laſſen ſie frey ihren Weg gehn, wenn nur nicht ſolche Greuel dadurch entſtehen wie in Japan. Sie ſehen das Chriſtenthum wie eine Fabel an, und ergötzen ſich daher an dieſen Mönchsſtreitigkeiten, weit entfernt die Gründe beyder Partheyen zu prüfen. Deßhalb ſie auch nie die Jeſuiten wegen ihren Religions-Meynungen vertreiben werden.

Die zweyte Urſache iſt, daß die Fürſten, ihre Miniſter, Ober- und Unter-Befehlshaber, kurz jedermann der an den aſiatiſchen Höfen Einfluß hat, von den Jeſuiten oft Geſchenke erhalten, die aus ſchön gearbeiteten europäiſchen Waaren beſtehen; eine Freygebigkeit, die die Armuth der andern Miſſionarien nicht erlaubt nachzuahmen.

Die

Die dritte iſt, daß die Jeſuiten an den Höfen in Orient nicht wie Miſſionarien oder Glaubensprediger auftreten, ſondern blos wie Perſonen die in der Mathematik und andern davon abhängenden Wiſſenſchaften ſehr erfahren ſind, da ſie die Hochachtung der hieſigen Fürſten für dieſe Kenntniß ſo gut kennen. Vermittelſt derſelben haben ſie ſich auch bey den Kayſern von China und Japan, desgleichen bey dem vorigen Könige von Siam in Gunſt geſezt. Man muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie die Achtung, worin ſie dort ſtehen, ihrer Stärke in dieſen Wiſſenſchaften zu danken haben. In China beſonders ſind ſie ſogar zu der hohen Würde der Mandarinen von der erſten Klaſſe erhoben worden.*) Alle Macht der europäiſchen Monarchen, der Päbſte und der Kirchenverſammlungen würde vergeblich angewandt werden, ſie aus dieſen Verſchanzungen zu vertreiben.

Vierter Brief.

Die Jeſuiten erniedrigen ſich ſehr ſelten die Bekehrer des gemeinen Volks in Aſien zu werden. Nur auf vornehme Perſonen und reiche Wittwen ſind ihre Abſichten gerichtet. Die letztern beſonders verſehen ſie

*) Es wird manchem Leſer unbekannt ſeyn, daß der Pater Hallerſtein, ein Teutſcher Jeſuit oder Exjeſuit, wie man will, noch im Jahr 1780. Präſidente des groſſen mathematiſchen Tribunals in Peking war. Dieſer Mann iſt aus Schwaben gebürtig. A. d. Linſ.

mit dem nöthigen Gelde zu ihrem Unterhalt, und zu Geſchenken. Eine Chineſiſche Dame, Namens Hiü, welche in den jeſuitiſchen Nachrichten als eine Heilige beſchrieben wird, hat ihnen ungeheure Reichthümer in China hinterlaſſen; Schätze, die eines europäiſchen Monarchen würdig wären. Obgleich andere wider das heilige Leben dieſer Proſelitin nicht wenig einzuwenden haben, ſo würde es doch den Jeſuiten ein leichtes ſeyn, ſie canoniſiren zu laſſen, wenn ſie nur einen Theil dieſer Reichthümer dazu hergeben wollten. Dieſe guten Patres ſind aber ſtarke Carteſianer, die folglich den leeren Raum verabſcheuen; beſonders ſcheuen ſie ſolchen in ihrem Geldkaſten, und dieſen müßte die Canoniſation ihre Wohlthäterin doch ganz natürlich bewirken, daher ſie es lieber unterlaſſen. Ehemachen hier Heilige Haufenweiſe für die leichtgläubigen Europäer, nur muß es ihnen nichts mehr als Schreiberey koſten; kommt es aber aufs Geldgeben an, ſo laſſen ſie die Heiligen ſo wie ſie ſind. Man kann leicht denken, wie ſehr dieſes Vermächtniß der Dame Hiu angefochten worden: allein die Jeſuiten lachten ſowohl ihre Feinde als auch die Anverwandten der Verſtorbenen aus. Sie hatten die Geſetze des Reichs zuwohl ſtudirt, daher alle nur mögliche Formalitäten beym Teſtament gebraucht worden waren, ſo daß ihnen dieſes Geſchenk nicht entriſſen werden konnte. Sie blieben im Beſitz deſſelben, und gaben der Verſtorbenen dafür das ewige Leben.

In

Was das gemeine Volk und die Armen betrift, die ihrer Sorgfalt nicht würdig ſcheinen, ſo überlaſſen ſie ſolche den andern Miſſionarien, die ſie Spottweiſe Sperlinge nennen. Dieſes ſind gröſtentheils Dominicaner, Franciſcaner und Capuciner, die ein ganz ander Leben führen wie die Jeſuiten, und einen apoſtoliſchen Eifer bey Bekehrungen zeigen. Jene hingegen ſprechen nur Converſationsmäſig von der Religion, bis die Materie wohl vorbereitet iſt. Sie reden vom Confucius mit Ehrfurcht, als wie von einem Heiligen, deſſen Moral mit der Chriſtlichen viel Aehnlichkeit hat. Sie bringen ihm ſogar Opfer; wenigſtens dulden ſie, daß ihre Proſeliten dergleichen alte Gebräuche fortſetzen. Eben dieſe Nachſicht haben ſie auch mit den Opfern, die die Chineſer den Geiſtern der Ströme, Flüſſe und Berge bringen, mit den Ehrenbezeugungen und Verächerungen ihrer Gräber u. ſ. w. Denn die Todten ſtehn in China in groſſer Achtung: daher die andern Miſſionarien ſehr unweißlich gethan haben, gegen die Verſtorbenen förmlich zu Felde zu ziehen, und alle auf deren Verehrung abzweckende Ceremonien als verflucht zu brandmarken.

Die Jeſuiten beobachten die Politik, die Conjuncturen mögen in Europa ſeyn wie ſie wollen, mit den Holländern und Engelländern auf einem guten Fuß zu bleiben; weil ſie ſich ihrer Schiffe oft bedienen, um aus Europa nach Aſien, oder auch zurück

zu reiſen, vornehmlich aber ihre Waaren nach Europa zu ſenden, daher ſie ihnen auch bey allen Gelegenheiten Dienſte leiſten. Eine ſehr gute hat ſich kürzlich ereignet. Die aus Frankreich zurückgekommenen Siamſchen Geſandten waren durch der Jeſuiten Politik nicht nach Pondichery, ſondern nach Balacor geführt worden, woſelbſt man ſie beredte, nicht auf Franzöſiſche Schiffe zu warten um nach Siam zu gehen, ſondern ſich lieber dazu andrer Schiffe zu bedienen. Dem zufolge übergaben ſie dieſe Mandarinen den Holländern, die mit Vergnügen dieſen Auftrag übernahmen, und ſie gleichſam im Triumph nach Hauſe brachten. Auf dieſe Weiſe werden die Mandarinen glauben für die Rückkehr in ihr Vaterland den Holländern Dank ſchuldig zu ſeyn, ſo wie ihnen die Jeſuiten danken werden, daß ſie ſie vor neuen Gefahren beſchützt haben. Die Holländer werden nicht unterlaſſen die Franzoſen bey den Siamern anzuſchwärzen, deren guter Ruf ſchon durch die in Siam vorgefallenen Scenen einen tödlichen Stoß erhalten hat.

Der Pater Tachard und die andern Jeſuiten nebſt den Miſſionarien bleiben alle hier in Pondichery. Ihre Abſichten dabey ſind mir unbekannt. Sie beobachten gegen einander eine Höflichkeit, und zeigen eine Eintracht, daß man ſie für die beſten Freunde halten würde, wenn man ſie nicht kennte. Man haßt ſie hier ſämtlich, beſonders aber die Jeſuiten, die man recht

recht verabſcheuet; dennoch werden ſie von jedermann geehrt, weil ſie alle Welt fürchtet.

Ich will ihnen hierbey eine Geſchichte erzählen, die ſich bey meinem Auffenthalt in Canada zutrug. Ich war zu Montreal 1682, als der Vice-König, Herr von la Barre, mit den Irokeſen Friede machte. Der Pater Becheſer, Superior der Jeſuiten, war auch dabey. Ein Wilder, den die Franzoſen wegen ſeines großen Mauls Grand-Gula nannten, deſſen indianiſcher Name aber Arouim-Teſche war, führte im Namen aller irokeſiſchen Nationen das Wort. Ich hörte an dieſem Tage viele Dinge, die die Geſellſchaft Jeſu beträfen, die den Pater Becheſer in Wuth ſetzten, und die Zuhörer zu lachen machten: denn der Wilde ſprach wie ein roher Erden Sohn, ohne Schmeicheley und Verſtellung. Die Jeſuiten wurden durch die Kühnheit dieſer Rede ganz auſſer Faſſung geſetzt, und verlohren vollends alle Geduld, da ſie den Schluß derſelben hörten, der dahinausgieng, daß alle Irokeſen durchaus keine Jeſuiten mehr bey ſich haben wollten. Man frug ihn um die Urſache, und er antwortete ſo wild wie zuvor, daß dieſe Schwarzröcke nicht zu ihnen kommen würden, wenn ſie nicht gewiß wären, Weiber und Bieber zu finden.

Der Pater Becheſer gab darauf vor, daß der Dolmetſcher des Vice-Königs ſich irre. Dieſer, der ſeine Aufrichtigkeit in Verdacht geſetzt ſah, ließ das nehmliche

liche wiederholen in Illiniſch, Algonquiniſch, Hurroniſch, und allen andern Irokeſiſchen Dialekten, die viele gegenwärtige Franzoſen wohl verſtanden, ſo wie auch die Jeſuiten, deren Beſtürzung unausſprechlich war. Dieſes geſchah in Gegenwart von mehr als 250 Franzoſen, ohne die zahlreichen Patres vom Oratorio zu rechnen, die ein ſehr ſchönes Kloſter zu Montreal haben, und auf die ich mich als Zeugen beruffe. Der Dolmetſcher, Namens Denizy, iſt jetzo ein berühmter Arzt zu Compiegne, und hatte, da ich ihn in Canada kennen lernte, zwölf Jahre lang unter den Wilden gelebt. Ich erzählte dieſen Vorfall dem Staatsminiſter von Seignelai vor meiner letzten Reiſe nach Oſt-Indien, der mir antwortete, daß er ſchon davon gehört habe. Als ich im Januar 1688 zu ihm gieng von ihm Abſchied zu nehmen, ſahe ich einige Jeſuiten aus ſeinem Cabinet gehen. Ich nahm mir darauf die Freyheit ihn zu fragen, ob welche von ihnen mit nach Indien gehen würden. Er ſagte nein, daß aber ſechs eben von daher angekommen wären. Ich erhielt ſodann von ihm den Auftrag, meine Bemerkungen aufzuzeichnen. Die Jeſuiten kamen von neuem aufs Tapet, da ich denn meine Meynung freymüthig äuſſerte. Herr von Seignelai erwiederte mit vieler Lebhaftigkeit: „Wir wiſſen dieſes beſſer wie Sie, und noch hundertmahl mehr. Wir haſſen ſie wie die Peſt; allein finden Sie erſt daß Geheimniß uns das Leben des Königs wider Gift und Dolch in Sicherheit zu ſtellen, ſo ſoll

„ehe

„ehe noch zwey Monat vergehen, nicht einer von ihnen „mehr im Königreich seyn.„ „Wie, Monseigneur, „sagte ich, es scheint also daß der König sie fürchtet? „Freylich fürchtet er sie, das ist seine einzige Schwach„heit. Er haßt sie von Grunde des Herzens, und „schätzt sie nicht einmal hoch; dennoch zittert er, der „die Welt zittern macht, vor dieser Mönchs-Societ „tät, die allezeit fruchtbar an Clements, Chatels und „Ravaillacs ist. Er zittert wenn er an die Ermor„dungen Heinrichs III. und Heinrichs IV. denkt, und „will sich nicht derselben Gefahr bloßstellen. Diese „Furcht ist die Quelle aller Wohlthaten, die er ihnen „thut; und die Ursache daß er ihnen alles bewilligt, „was sie unverschämt genug sind zu verlangen, es mag „noch so ungerecht seyn. Er ist von ihren Grundsätzen „durch aufgefangene Briefe überzeugt worden, worin „ausdrücklich gesagt war: daß der gröste und gerechteste „Monarch der Welt in den Augen der Societät nur ein „gemeiner Mensch ist, der den Tod verdient, so bald er „sich ihren Absichten widersetzt.„ — — St — l.

III.

Noch zwölf prosaische Fabeln.

I.

Der Affe und der Fuchs.

Ich schätze den Edelmuth und das zarte Gefühl des Elephanten, sagte der Affe zum Fuchs; aber ich weis

mir neben dieſen Eigenſchaften, eine gewiſſe Nachläſſigkeit — wie ſoll ich mich ausdrücken? — eine ſtrafbare Gleichgültigkeit nicht zu erklären, die er oft gegen die großmüthigſten Anerbietungen, gegen die unerbetenſten Dienſte bezeigt. Ich kann mich nicht rühmen von ihm eine ſanftere Begegnung erfahren zu haben, und doch wollte ich viel, viel drum geben, wenn ich ihn von dieſem Fehler entwöhnt ſehen könnte.

So viel ich den Elephanten kenne, verſetzte der Fuchs, möcht' er von dieſer Unart wohl ſchwerlich zu heilen ſeyn. Wenn aber dein Eifer doch ſo ganz uneigennützig iſt, ſo benimm ihm lieber jede Gelegenheit undankbar zu ſcheinen.

* * *

Kann man den Dichtern, die ſich ohne Dank dem Vergnügen eines eigenſinnigen Publikums opfern, kann man ihnen einen beſſern Rath geben?

2.

Der Rabe.

Der boshafte Rabe, der Prieſter an den Altären der Vögel, nährte den bitterſten Groll gegen eine fromme Taube.

Die ruchloſe Taube, klagte er bey günſtiger Gelegenheit dem König Adler, wie ſelten findet ſie ſich bey

den

Der Prinz Heinrich und Westmorland treten auf.

Prinz Heinrich.

Wie gehts, diker Jak? Wie gehts, Matraze?

Falstaff.

Ha, ist das nicht Hal? Hey da, närrischer Junge, was zum T** machst du in Warwikschire? Ah, mein guter Lord von Westmorland, ich bitt' euch um Verzeihung; ich dachte Euer Herrlichkeit sey würklich schon zu Schrewsbury.

Westmorland.

In der That, Sir John, es wäre mehr als Zeit daß ich dort seyn sollte, und ihr auch; aber meine Leute sind schon dort. Der König giebt auf uns alle acht, das kan ich euch sagen; wir müssen diese Nacht alle fort.

Falstaff.

Gut, sorget nicht für mich, ich bin so wachtsam wie eine Kaze, wenn's Rahm zu mausen giebt.

Prinz Heinrich.

Sag mir, Jak, wem sind diese Kerls, die dort hinter uns drein kommen?

Falstaff.

Mein, Hal, mein.

Prinz

den Altären der Götter ein, ihre kleinen Geſchenke darzubringen! Noch nie hat man von ihr einen Laut zum Preis eines der Unſterblichen gehört. Und, was das beſtrafenswürdigſte iſt, ſie ſcheint die Götter mit ihren Opfern nur zu höhnen. Zwey oder drey Körner halbverweßten Getraides — Zevs mag ſie ſegnen, wenn er je mehr von ihr bekam. Ja —

Ja, daß Jupiter dich ſtrafe, verdammter Verläumder! rief der gerechte König der Vögel. Kann die Arme was geben, das ſie nicht hat? Kann ſie den Göttern mehr geben, als ſie von ihnen bekam? —

3.

Der Hänfling.

Ein Hänfling war, nach ſeiner Art, für einen guten Sänger bekannt. So oft man ſeiner gedachte, lobte man auch ſeine Stimme. Dies machte den Thoren ſo ſtolz, daß er ſich mit der Nachtigall in Wettgeſang einließ. Wie weit mußte er natürlich zurückbleiben! Und nach der Zeit gedachte man nicht mehr ſeiner Stimme; man nannte ihn nicht mehr den guten Sänger, ſondern den Tollkühnen.

4.

Die beyden Krähen.

Auf der Spitze eines Hügels, der noch eben von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beſchie-

nen

nen ward, saß eine Krähe. Die andre saß unten im Busche. Ha, rief jene dieser zu, indem sie auf ihren weitgestreckten Schatten zeigte: Sieh' einmal, wie viel größer ich bin, als du! Du größer als ich, versetzte diese? Und, wenn es wäre, wem hättest du diese lächerliche Größe anders zu danken, als dem Orte, wo du dich befindest?

---

§. 6.

Der Löwe.

(1)

Ein jugendlicher feuriger Löwe ließ sich durch die Schmeicheleyen seiner Höflinge bethören, mit seinen Klauen in die goldnen Saiten Apolls zu greifen; und alles um ihn her erschallte von Madrigallen und Sonnetten, in welche die jungen Bären und Tiger am Hofe ihre zärtlichen Seelen ergossen.

Es mangelten dem Löwen Talente zum Dichter: aber er hatte — Verstand. Und so konnte es nicht fehlen, daß die Thorheiten seiner Nachahmer ihm nicht bald der Spiegel seiner eigenen Schwäche wurden. Er entsagte den Musen,

(2)

Und fieng an Prosa zu schreiben. Darf ich noch hinzusetzen, daß der knechtische Geist seines Gefolges ihn auch da nicht unverfolgt ließ? Die jungen Herren

ten am Hofe gaben ſich nun die Mine? die Xenophon, die Voltaire ihrer Nation auszuſtechen.

Aber ein guter Kopf wird bald müde, wenn er nicht an ſeiner Stelle ſteht. Der Löwe fühlte, daß er zum Regenten und nicht zum Schriftſteller beſtimmt ſey. Ich habe elende Verſe gemacht, dacht er bey ſich; ſie haben mir ſie nachgemacht: ich habe ſchlechte Proſa geſchrieben; ſie haben mir ſie nachgeſchrieben: nun will ich ſchweigen, und ich hoffe ja, ſie werden mir auch hierin nachahmen.

Der Löwe irrte ſich. Die Thiere ſind geartet, wie — die Menſchen. Ein blendendes Muſter kann ſie bewegen, einen Irrthum mit dem andern zu vertauſchen: aber alle Macht des Anſehens iſt verlohren, wenn es ſie die richtige Straße führen will.

7.
Die Königswahl.

Das Volk der Thiere, müde das Joch einer deſpotiſchen Regierung zu tragen, ſahe ſich nach einem ſanftern Herrſcher um. Die weiſeſten gaben ihre Stimme dem Elephanten; und die übrigen traten ihnen frohlockend bey.

Nur dem Eſel fiel es ein, in einer langen Rede die Unfähigkeit des Elephanten zeigen zu wollen.

Ihr

Ihr ſehet alſo, ſchloß er mit dem zufriedenſten Lächeln, daß der Elephant ganz untüchtig iſt, und ohne meine Einwilligung die Krone unmöglich bekommen kann.

Gerade das Gegentheil, verſezte der Fuchs. Auch der Kluge kann ſich irren; aber kein beſſerer Beweiß, daß er ſich nicht irrt, als wenn er das Glück hat, mit dem Eſel verſchiedener Meynung zu ſeyn.

8.

Der Zeiſig und die Lerche.

Ich bin über jenen ganzen Wald geflogen, ſagte ein Zeiſig zur Lerche, und alles unterhielt ſich von dem ſüßen Geſange des Finken, der hier im Gebüſche niſtet. Ich habe ihn gehört: er ſingt abſcheulich. Unbegreiflich —

Sehr begreiflich! unterbrach ihn die Lerche. Ein paar Spatzen von ſeiner Bekanntſchaft haben die Mühe über ſich genommen, ſeinen Ruhm durch jenes Gehölze zu verbreiten. Man glaubt ihnen dort, denn man hört ja den Sänger nicht.

* * *

Sie fragen mich, Daphne, wer die Kunſtrichter ſeyn mögen, die das Publikum zu der Apotheoſe des mittelmäſigen * * * begeiſtert haben? Seine Freunde waren es. Und man glaubt ihnen, denn man lieſt ja den Dichter nicht.

9.

Der Hirſch.

Ein trübſinniger Hirſch überließ ſich in ſeiner Einſamkeit ganz dem Grame und jener mürriſchen Philoſophie, die in der Folge das Schooskind der erleuchteten Menſchen ward. Elendes Geſchlecht, das wir ſind, brach er aus, das Jupiter zu allem Kummer der Erde verdammt zu haben ſcheint. Jäger trachten nach unſerm Leben, Hunde lechzen nach unſerm Blute. Thoren! die den Tod vermeiden, um ihm mit ängſtlichem Zagen immer entgegenzuſehen. Nein! ich will ihn erwarten, ihm entgegengehen.

Das Geſchrey der Jagd, das Bellen der Hunde, der Klang der Hörner ſtörten ſeine Betrachtung. Rette dich, Freund, rette dich, rief ihm ein fliehender Fuchs zu! Eile oder du biſt verlohren.

Zitternd ſtürzte der Hirſch auf. Furcht beflügelte ſeine Läufe, und er entgieng dem Geſchoß des Jägers durch eine Flucht, die ihm den Augenblick zuvor noch ſo thöricht geſchienen hatte.

10.

Die Quelle und der Strom.

An den Ufern einer Quelle, die ſanft über Kieſeln dahin floß, grünte der blumigſte Raſen. Wie kränkt es mich, ſprach ein Strom, der ſich donnernd von einem Berge herabſtürzte, wie kränkt es mich, daß

meine

meine Ufer so kahl sind, und keinem Reisenden zum Ruheplatz dienen können! Wie würde mich sein Dank erfreuen! So aber geht alles zu jener kleinen Quelle, an deren Rand die schönsten Blumen blühn. Lerne, Freund, rief ihm die Quelle zu, daß zu große Gewalt oft das größte Unglück ist. Werde milder, und dann wird dein Ufer von Blumen und Kräutern düften, die jetzo deine Heftigkeit empor zu kommen verhindert.

II.

Der dürre Apfelbaum.

Wie lange Jahre brachst du von meinen Zweigen die köstlichsten Früchte! Wie manche Stunde umflatterten dich, in der Hitze des Sommers, in meinem Schatten lachende Träume! Hast du das alles vergessen, Ungerechter, daß du es sogar wagst, mit dem unheiligen Beile meinen Stamm zu zertrümmern und den Flammen zum Raube zu geben?

Spare, spare deine Worte, fiel der Herr des Gartens ein. Meinen Entschluß zu ändern sind deine Sophistereyen noch lange nicht poetisch genug. Zwar meine Brüder denken eben so. Oft sind sie thätig, bloß um sich die Ruhe desto süßer zu machen. Sie geitzen nach Lorbern, um einst auf diesen Lorbern zu — schlafen!

12.

Der Schäfer.

Atis, der ſeufzende Schäfer klagte den Bäſchen, den Hecken, und jedem Grashalme die Sprödigkeit ſeiner Chloris. Wen, fragte er das Echo, wen liebt die rokende Chloris mehr, den Sylvander oder den Atis? Dreymal gab das Echo „Atis" wieder, und der Schäfer gieng vergnügt davon.

Der Thor! wie würde es geklungen haben, wenn er gefragt hätte, den Atis oder Sylvander?

Schaz.

IV.

Pygmalion

nach dem Ovid.

An Minna.

O meine Minna! ſchlag nicht dieſes Blümchen aus,
Im Garten des Ovid hab' ichs für dich gepflücket;
Trügt mich mein Genius nicht, ſo werd ich einen Strauß,
An deſſen Duft ſich Welt und Afterwelt erquicket,
Dir bald aus meinem Garten weihn;
Denn meine Liebe darf mit mir nicht ſterben;

Sie muß, wenn deines Freunds Gebein
Schon lange modern wird, noch auf den Enkel erben.

1.

Pygmalion, durch all' die Fehler ſcheu gemacht,
So die Natur, nicht karg, dem Weibe zugemeſſen,
Lebt einſam, und vertraurt ſo manche lange Nacht
Im eheloſen Bett'; indeſſen
Formt er mit Meiſterhand das ſchönſte Mädchenbild
Aus weiſſem Helfenbein; man wähnt' es müſſe leben,
Und würde, wenn nicht Zucht es hielt',
Von ihrem Platze ſich erheben.

2.

Kein Wunder! er verbarg mit ſo viel Kunſt die Kunſt;
Das er ſich ſelber täuſcht: er brennt in heiſſer Brunſt
Für ſeiner Hände Werk, kann nie genug es ſehen;
Befühlts oft was es ſey, ob Fleiſch ob Helfenbein?
Und will auch dann nicht, was es iſt, geſtehen:
Ja überredet ſich die Finger drängen ein,
Und bebt, es drück' ein Mahl ſich in die ſchönen Glieder,
Spricht mit dem Bilde, küßts, und wähnt es küß' ihn wieder.

3.

Bald bringt er Schmeicheleyen, bald
Geſchenk' ihm dar, wornach ſich Mädchen ſehnen,
Juwelen, Muſcheln und entfallne Thränen

Der Heliaden, *) Blumen, bunt gemalt,
Und Lilien, und Vögelchen; er drehet
Ihm an die Finger Ring', ein goldnes Stirnband wehet
Zur Bruſt des Bilds herab, den Hals ziert ein Geſchmeid,
Ein Perlenſchmuck das Ohr, den Leib ein köſtlich Kleid.

4.

Dem Bild läßt alles wohl, ſchön, wenn es Kleider decken,
Und nackt nicht minder ſchön; Pygmalion legt es hin
Auf Teppiche, gefärbt mit Sidons Purpurſchnecken,
Nennts Bettgenoſſinn, läßt den Hals, als ſchmerzet' ihn
Ein hartes Lager, ruhn auf weichem Flaume
Und hänget immer nach dem wonniglichen Traume;
Bis das berühmte Feſt der Cyprier erſchien,
Gefeyert jedes Jahr der Liebeskönigin.

5.

Schon ſanken weiſſe Küh', vergoldt die krummen Hörner,
Schon ſtieg empor der Duft unzähliger Weyrauchkörner;
Pygmalion ſteht opfernd am Altar,
Und betet furchtſam: „Götter! iſt es wahr,
„Daß ihr allmögend ſeyd, o ſo erweiche
„Mein Flehen euch, ſo gebt zur Gattin mir

*) Die Heliaden ſind die ſieben Töchter des Helios, oder des Sonnengottes, deren Thränen um ihren Bruder Phaeton in Bernſtein (electrum) verwandelt wurden.

(Der arme Jüngling, ach! er hätte ſchier
Mein Bild geſagt) „ein Weib, das meinem Bilde gleiche.„

6.

Die goldne Venus ſelbſt von ihrem Götterſitze
Zum Feſt gewallet, lieſt in ſeiner Seel', es fährt,
(Ein Zeichen, das der Göttin Huld bewährt,)
Die Flamme dreymal auf, und ſchlägt mit goldner Spitze
Des Tempels Wölbungen: Pygmalion eilt zurück
Zu ſeinem Bilde, wirft ſich ihm zur Seite nieder,
Und küßt es, und, o nie gehoftes Glück!
Das Bild erwärmet ſich — Pygmalion küßt es wieder:

7.

Befühlt den Buſen: ſieh! das weiche Elfenbein
Giebt nach dem Fingerdruck; ſo wie am Sonnenſchein
Wachs vom Hymettus, das behandelt
Von Bildnerfingern, ſich in alle Formen wandelt,
Und durch Gebrauch erlanget Brauchbarkeit.
Pygmalion ſtaunt, und macht halb zweifelnd, halb erfreut
Noch einmal den Verſuch, ſieht wieder ihn gelingen,
Fühlt unter ſeinem Daum des Mädchens Pulſe ſpringen.

8.

Doch itzt, itzt thut er laut den Dank der Göttin kund
Den ſolche Wohlthat heiſcht; dann drückt er ſeinen Mund
Auf den nun wahren Mund der Jungfrau, und, o ſüße

Ver-

Prinz Heinrich.

In meinem Leben hab ich keine ſo armſelige Lumpenhunde geſehen.

Falſtaff.

Wohl, wohl; ſie ſind gut genug zum Verſchieſſen; Futter für Pulver, Futter für Pulver; ſie füllen einen Graben ſo gut aus als brave Leute; das ſind Leute, die ich dem Tod zuführe, Mann.

Weſtmorland.

Das iſt ſchon gut, aber, ſie ſehen doch gar zu armſelig und hungrig aus, Sir John, gar zu bettelhaft.

Falſtaff.

Auf meine Treu, was ihre Armuth anlangt, ſo weiß ich nicht woher ſie ſie haben; und ihr hungriges Ausſehen betreffend, ſo bin ich gewiß, daß ſie es mir nicht abgeſehen haben.

Prinz Heinrich.

Darauf will ich ſelber ſchwören -- Aber, Junge, beſchleunige dich, wir müſſen weiter; Percy iſt ſchon ausgerükt.

Falſtaff.

Wie, iſt der König ſchon im Lager?

Weſtmorland.

Das iſt er, Sir John; ich fürchte, wir halten uns zu lang auf.

Falſtaff.

Verwirrung! ſie auch fühlt, fühlt die gegebenen Küſſe
Dies zeigt das hohe Roth, das ihre Wang' umzieht;
Nur ſpät hebt ſie ihr Aug' (Scham und Betäubung hatten
Danieder es geſenkt) zu ſeinem auf, und ſieht
Zugleich den Himmel und den Gatten.

A***.

V.

Der
König*) und die drey Kammerdienerinnen.

Ein Drama.

Perſonen.

Der König.
Lord Haſtings, ſein Vertrauter.
Picart, ſein Kammerdiener.
Jane,
Betty,
Quibble,
} Kammerdienerinnen.

---

*) „Nachdem der König alles, was von galanten Damen an ſeinem Hofe war, durchgekoſtet, und keinen Widerſtand gefunden „hatte, fand er ihn bey drey Kammerdienerinnen, die ihm den „Korb gaben.„ Dieſe Worte laſs ich in einem alten Buche, welches Nachrichten von dem Privatleben Königs Carl II. enthält, und machte ſie zur Grundlage dieſes Drama's.

I.

Kabinet des Königs.

Der König. Picart.

Der König. Wie gesagt, Picart, ich habe der Hof-Damen herzlich satt. Sie sind mir zu nachgebend; es ist nichts bey ihnen zu gewinnen; sie geben Alles gutwillig!

Picart. Ich dächte, Sire, daß müßte ihnen recht lieb seyn.

Der König. Nach deinen Begriffen, Picart; aber nicht nach meinen! Kurz, du verschafft mir eine Gelegenheit, wo ich arbeiten muß, wo ich schmachten, wo ich mir nehmen muß, was ich haben will.

Picart. Solche Gelegenheit, Sire, trifft ein König selten. Dem Sterne, den Sie auf der Brust tragen, hat noch kein Mädchen widerstanden.

Der König. So leg' ich den Stern ab! Oder soll ich noch mehr thun?

Picart. Vorerst nur den Stern weg! Ich habe einen kleinen Plan. Nicht wahr, Sire, Sie gehen nicht gerne weit nach einem Gerichte, das Sie in der Nähe haben?

Der König. Natürlich! Und was willst Du damit sagen?

Pi-

Picart. Ganz London iſt voll hübſcher Mädchen, die wir beſuchen könnten, aber es giebt auch in Ihrem Pallaſte welche, die eines Beſuches nicht unwerth ſind.

Der König. Und wer wären denn die? Ich habe Dir ſchon geſagt, daß Du mich mit Hofdamen verſchonen ſollſt.

Picart. Keine Hofdamen, Sire, aber Kammerdienerinnen? Ich kenne drey recht hübſche unter ihnen.

Der König. Barmherzige Schweſtern! Die Einem beym erſten Schlag in die Arme ſtürzen! Picart, beſinne Dich auf etwas Beſſeres!

Picart. Bey meinen Leben, Sire, keine barmherzige Schweſtern! Schwer zu erobernde Feſtungen! Ich habe tauſendmal meine Zunge wund an ihnen geredet, aber nichts" —

Der König. Das warſt du? Aber meine Pagen und Kammerjunker?

Picart. Auch die — haben nichts ausgerichtet — ich müßt'es ſonſt geſehen haben. Und glauben Sie nicht, Sire, daß der Kammerdiener und Vertraute eines freundlichen Königs bey den Mädchen mehr gilt, als ein Page, der nur Schleppen tragen und ein Kammerjunker, der —

Der König. Laß das gut ſeyn, Picart! Ich bin überzeugt, daß du bey den Mädchen mehr giltſt als ſie — ich erinnere mich auch warum? Aber die Kammerdienerinnen — wie gedenkſt du mich an ſie zu bringen?

Picart. Damit Sie nicht mit verſchloſſenen Augen gekauft haben, Sire, ſo laſſen Sie alle drey vorher die Muſterung paßiren. Ich will ſie ſämtlich auf den groſen Saal herſchaffen, und Sie ſehn durch die Jalouſien.

Der König. Gut, Picart! Aber ſobald als möglich. Es hat Eil!

II.

Zimmer der Kammerdienerin Jane.

Picart. Jane.

Picart. Guten Morgen, reizende Jane! Wohl geſchlafen?

Jane. Picart, Sie kommen immer wenn ich mich anziehen will! Ich verbitt' es mir in Zukunft. Haben Sie mir etwas zu ſagen?

Picart. Ein herrlicher Morgen, Miß! Wollen Sie mit auf den groſen Saal? Es iſt da ſo luſtig, ſo angenehm! Und die ſchöne Ausſicht von da herunter! Kommen Sie ja. Eine gute Chokolade iſt auch fertig. Darf ich hoffen?

Jane. Nein!

Picart. Es thut mir leid, Miß! Ich empfehle mich ihnen. (geht)

Jane. (hinter ihm her) Picart, hören Sie! — Ich will kommen, aber Sie müſſen auch die Betty einlas

einladen, ſonſt nicht! — Was machen Sie für eine Mine?

Picart. Hm! die Betty?

Jane. Und warum nicht?

Picart. Das will ich Ihnen ſagen, wenn ich einmal mehr Zeit habe! Weil Sie aber befehlen, ſo will ich ſie einladen.

III.

Zimmer der Betty.

Picart. Betty.

Picart. Miß Jane Harcourt ſchickt Ihnen durch mich ihren Gruß, und läßt Sie bitten, ein wenig auf den großen Saal zu kommen.

Betty. Auf den großen Saal? und dieſe Einladung bringt mir Picart? — Nein, ich gehe nicht auf den großen Saal!

Picart. Und darum, weil ich die Einladung bringe? Sonderbar!

Betty. Nein, nicht ſonderbar; ganz natürlich! Lauert etwa jemand auf mich im Saale? Sie wiſſen wohl, wie ich lauern verſtehe.

Picart. Das weiß ich nicht, Miß — aber das iſt gewiß, daß mich Miß Jane gebeten hat, Ihnen ihren Empfehl zu machen, weil — kein Anderer zur

Hand war. Ich glaubte Ihrer Freundin einen Gefallen zu thun, weil ſie ſchon Tiſch, Stühle und Chokolade ans große Saalfenſter beſorgt hat. Kann ich ihr ſagen, daß Sie kommen wollen?

Betty. Ich werde kommen, ſagen Sie ihr das zurück, lieber Picart!

Picart. Aber ſogleich?

Betty. Binnen zehn Minuten! Ich muß mich doch erſt ein wenig anziehen.

Picart. O, wenn Sie wüßten, wie reizend Sie in dieſem Negligee ſind — Sie würden gleich, wie Sie gehen und ſtehen, nach dem großen Saal fliegen!

Betty. Merken Sie ſichs, Picart. So wie ich geh und ſteh; flieg' ich nicht nach dem großen Saal. Das überlaſſe ich den Jancn und Quibbles.

IV.

Zimmer der Miß Quibble.

Ein Kammerjunker. Quibble. Nachher Picart.

Quibble. Ey, Junkerchen, ſo haben wir nicht gewettet! Sie dachten wohl wunder! wie glücklich Sie ſeyn würden, daß ich Ihnen einen Morgenbeſuch erlaubte? Sind Sie nun glücklich?

Der Kammerjunker. (wie vor den Kopf geſchlagen) Sie ſind mir ein unerklärbares Frauenzimmer!

Quibble.

Quibble. Wirklich, junger Herr? — Sie haben Recht — ich erlaube Ihnen einen Morgenbeſuch, empfange Sie im Negligee, und mache Sie doch nicht glücklich! — Ich glaube, daß Ihnen ſo etwas unerklärbar deuchten muß.

Der Kammerj. Was finden Sie aber vor ein Vergnügen daran, mich ſo zu martern?

Quibble. Ein groſſes Vergnügen, junger gnädiger Herr! Aber nicht in Rückſicht meiner, ſondern Ihrer!

Der Kammerj. In Rückſicht meiner?

Quibble. Nicht anders! denn Sie werden dadurch gewarnt, ſich fortan nicht mehr für unwiderſtehlich zu halten.

Der Kammerj. Ich habe mich nie für unwiderſtehlich gehalten.

Quibble. Ton und Miene, womit Sie mich das verſichern, ſtrafen Sie Lügen. — Ich habe Ihnen nun nichts mehr zu ſagen, Herr Kammerjunker; Sie ſehen, daß mit mir nichts zu machen iſt. Ihre Herrn Kompanen können ſie nun von dem Vergnügen unterhalten, das Sie bey mir genoſſen haben, das ſteht Ihnen frey, denn die Wahrheit werden Sie doch nicht ſagen.

Der Kammerj. (für ſich) Hagel und Donner!

Quibble. Ihre Dienerin, gnädiger Herr! die Königin wird den Augenblick aufſtehen, und ich habe

den Dienſt. Sie kommen doch morgen wieder? (Picart erſcheint) Ach, Picart! Guten Morgen! Was bringen Sie?

Picart. Eine Einladung von Ihren Freundinnen Miß Jane und Miß Betty, auf den groſſen Saal zu kommen, und eine Taſſe Chokolade mit ihnen zu trinken!

Quibble. Gleich, gleich, lieber Picart! nur vorn an: In zwey Minuten bin ich da. (Picart geht)

Der Kammerj (reibt ſich die Stirn)

Quibble. Haben Sie mir noch etwas zu ſagen?

Kammerj. Ich denke die Königin, wollte gleich aufſtehn!

Quibble. War nicht mein Ernſt, Herr Kammerjunker, Sie ſteht wohl in zwey Stunden noch nicht auf!

Der Kammerj. Ich könnte das ſehr beleidigend finden.

Quibble. (nimmt ihn ſanft bey der Hand und führt ihn zur Thür) Wie ſie belieben, gnädiger Herr, wie ſie belieben! Geniren Sie ſich nicht, ich bitte Sie. — Ich empfehle mich Ihnen!

V.

Der groſſe Saal.

Jane. Betty. Quibble. Picart.

Picart. Nun, meine Damen, wie gefällts? (Jane und Betty ſehn ſich um, um gegenſeitig in ihrem Auge eine Antwort auf ſeine Frage zu leſen)

Quib-

Quibble. Nicht sonderlich!

Jane. Ich dächte doch, es wäre hier sehr angenehm!

Quibble. Nein, wahrhaftig nicht!

Betty. Man ist doch so hübsch allein. Kein zudringlicher Narr sieht und stört uns.

Quibble. Da! (sie zeigt auf Picart) die Widerlegung.

Jane. Hem! den Einen kann man sich wohl gefallen lassen.

Quibble. O, Kind, wer sich Einen gefallen läßt, hat auch gern Mehrere!

Jane. Sie werden so gütig seyn, und sich näher darüber erklären!

Quibble. Ich sage: wer sich Einen gefallen läßt, hat auch gern Mehrere!

Jane. Alle Ihre Worte sind beleidigend, Miß Quibble! Es ist besser, man geht Ihnen aus dem Wege: (macht einen Knix und geht)

Quibble. Miß Jane! Mädchen! Hören Sie doch!

Betty. Sie wissen einmal, liebe Quibble, wie empfindlich sie auf diesem Fleck ist —

Quibble. Ey, wer kann jedes Wort auf die Goldwage nehmen! Ueberlegen Sie selbst, ob ich ihr eine Sottise gesagt habe.

Betty.

Betty. Das ich nicht wüßte. Aber —

Quibble. Aber, das böſe Gewiſſen — nicht, liebe Betty? Ach! Manche ſtellt ſich unter den Augen der Welt ſo ſittſam, ſo tugendhaft; aber zwiſchen ihren vier Pfählen, unter vier Augen — Ich will das nicht als eine Anwendung auf Sie (Miß Betty'n zittern die Lippen) geſagt haben, liebe Betty. Sie ſind ein tugendhaftes —

Betty. Miß Quibble, ihre Zunge iſt giftig. Ich habe nicht Luſt, mir ſo früh ſchon Beleidigungen von Ihnen ſagen zu laſſen. (ſie geht.)

Quibble. Betty, närriſches Mädchen! (ſie ſieht den Picart mit großen Augen an) Was meynen Sie dazu, lieber Picart.

Picart. Ich meyne nichts!

Quibble. Ihre Antwort könnte mich auch beleidigen. Unter meinen Augen müſſen Sie immer meynen und denken, ſonſt hab' ich Langeweile, und auf meinem Zimmer hab' ich die nicht! Was wär' es denn mehr geweſen, wenn Sie rund herausgeſagt hätten: Es ſind ein Paar Närrinnen. Adieu, Picart!

Picart. Mein Gott, was laufen Sie denn?

Quibble. Ich laufe nicht — ich gehe! (ſie geht mit ſpaniſchen Schritten auf ihr Zimmer zu — kömmt aber zurück.) Picart, was regte ſich denn zuweilen dort hinter den Jalouſien?

Picart. Ich habe nichts bemerkt!

Quib-

Falſtaff.

Gut; ein anders iſt zu einem Treffen, und ein anders zu einem Schmauſe gehen; man kommt zum erſten immer früh genug.

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in Schrewsbury.)

Hot-Spur, Worceſter, Dowglas und Vernon treten auf.

Hot-Spur.

Wir wollen ihn dieſe Nacht angreiffen.

Worceſter.

Es kan nicht ſeyn.

Dowglas.

So gebt ihr ihm einen Vortheil.

Vernon.

Nicht ein Haar.

Hot-Spur.

Wie könnt ihr das ſagen? Wartet er nicht auf Verſtärkung?

Vernon.

Das thun wir auch.

Hot-

Quibble. So hab' ich's mir alſo nur eingebildet. (Sie geht.)

VI.

Kabinet des Königs.

Picart. Nun, Sire?

Der König. Drey hübſche Mädchen. Es verlohnte ſich wohl! Aber, Picart, ob ſie mich viel Mühe koſten werden?

Picart. Ich zweifle nicht.

Der König. Und ich zweifle ſehr. Welche, meynſt du, ſollte wohl am ſchwerſten zu gewinnen ſeyn?

Picart. Miß Quibble, die ſie alle vom Saale jagte.

Der König. Das glaub' ich nicht. Aber, die Strenge, die zuerſt lief! — Ich will mit dem Schwerſten anfangen. Wie hieß ſie?

Picart. Miß Jane!

Der König. Die ſoll es ſeyn! Aber ein Mittel, zu ihr zu kommen?

Picart. Iſt ſchon erfunden! Sie hat einen Bruder in Paris, der iſt Kaufmann, und ſchreibt zuweilen an ſie. Wenn ſolch ein Brief ankömmt, ſo hat Miß Jane allemal einen Feſttag. Wie wär's, wenn Sie ſich für einen Pariſer Kaufmann ausgäben, und ihr einen Gruß von ihrem Bruder überbrächten?

Der

Der König. Der Einfall iſt gut, Picart; aber er kann nur des Abends ausgeführt werden. Ueberhaupt kann ich mich bey keiner am Tage produziren, ſie würden mich auf den erſten Blick kennen.

Picart. Das iſt gewiß, Sire: drum will ich für eine Maſkerade ſorgen. Ihr Schneider ſoll ein Kleid nach Franzöſiſchem Schnitte machen, und was Ihnen an franzöſiſcher Geſichtsbildung abgeht, ſoll ein wenig gelber Ocker und eine ſchwarzgefärbte Augenbraune erſetzen.

Der König. Geh', und beſorge das alles. — Noch eine Frage, Picart: Wie nimmt ſie ſich bey Liebes-Anträgen?

Picart. Erſchrecklich prüde!

Der König. Ihre Mine zeigt auch einen hohen Grad von Prüderie! — Nun, raſch zum Schneider. Wenn du zurückkommſt, mußt du mir noch einige Umſtände von ihrem Bruder in Paris ſagen, damit ich nicht anſtoße.

Picart. Sorgen Sie nicht, Sire!

VII.

Abend. Zimmer der Jane.

Jane. Picart und nachher der König.

Picart. Ein Kaufmann aus Paris hat nach Ihnen gefragt!

Jane.

Jane. Gott, mein Bruder? Wie ſah er aus? War er blond — groß?

Picart. Keins von beyden! Er war ihr Bruder nicht, aber er brachte Nachrichten und einen Gruß von ihm.

Jane. O, morgen früh, ſoll er mir herzlich willkommen ſeyn!

Picart. Ich bedaure, Miß! da werden Sie ihn nicht ſprechen können. Er geht morgen früh von London ab.

Jane. Aber — ich kann doch unmöglich ſo ſpät noch einen Beſuch von einer Mannsperſon annehmen. Was würde man ſagen?

Picart. Wenn Sie nicht können, Miß, ſo bring ich Ihnen hiermit in ſeinem Namen einen Gruß von Ihrem Bruder, und die Nachricht, daß er ſich wohl befindet. So hab' ich es mit dem Kaufmann verabredet.

Jane. Aber er könnte ſeine Abreiſe doch wohl Einen Tag aufſchieben!

Picart. Wenn Sie wüßten, Miß, wie raſch kaufmänniſche Geſchäfte betrieben werden müſſen, ſo würden Sie dies ſelbſt nicht verlangen! In einer halben Stunde wollt' er wieder hier ſeyn — ich bringe ihm alſo einen Gegengruß von Ihnen an Ihren Bruder. —

Jane. Nein, lieber Picart, ich — ich möchte doch — nun, ich will ſeinen Beſuch annehmen. Wenn er kömmt, führen Sie ihn zu mir. (Picart geht) — Noch ſo ſpät! (vor ihrem Spiegel) J, nun, man weiß ja, wie ſehr ich meinen Bruder liebe, und dieſer Liebe wird man es wohl verzeihen, daß ich von einem Fremden, der mir Nachrichten von ihm bringt, ſo ſpät noch einen Beſuch annehme. — Ich muß nur — aber was kann er mein Negligé auch befremdend finden, um dieſe Zeit? — Und es ſteht mir ja nicht ſchlecht! (Es werden noch einige Falten am Buſenflor zu rechtgelegt. Sie ſpricht dabey halblaut: die Franzoſen ſind Kenner!)

Der König und Picart erscheinen.

Picart. Hier ist der Herr, der von Ihrem Bruder kömmt. (Jane steht auf.)

Der König. (Ihr entgegen.) Ich schätze mich unendlich glücklich, der reizenden Schwester meines Freundes mein Compliment zu machen. Wenn ich hoffen dürfte, daß Ihnen mein Besuch nicht unangenehm —

Jane. Alles, was von meinem Bruder kömmt, ist mir unbeschreiblich angenehm, warum sollt' es sein Freund nicht seyn? Setzen Sie sich, wenn ich bitten darf! (Picart setzt dem König einen Stuhl, dicht neben Janen hin — sie trippelt und rückt ihren Sessel um ein paar Schritte ab. Picart entfernt sich auf einen Augenwink des Königs). Ist es lange, daß Sie Paris verlassen haben?

Der König. Nicht völlig acht Tage.

Jane. Und mein Bruder? Ich glaubte, Sie sollten mir recht viel von ihm erzählen! Wie lebt er? Wie gefällts ihm in Paris?

Der König. Als ich abreisete befand er sich sehr wohl, und Paris gefällt ihm so sehr, daß er Zeitlebens dort bleiben wird.

Jane. Dort bleiben? O! das glaube ich nicht.

Der König. Wenn er nun aber nicht wieder fort könnte?

Jane. Was sollte ihn halten?

Der König. Die Liebe hält ihn! (Miß Jane schlägt erröthend die Augen nieder.) Ach! sie wird auch mich halten — (Er hohlt einen Seufzer und rückt etwas näher) und wenn auch alle meine Geschäfte zu Trümmern gehen sollten!

Jane. (Mit wachsender Verlegenheit) Will er sich etwa etabliren?

Der König. Das ist schon geschehen! Und wenn Sie nicht erschrecken wollen, reizende Miß — (Er rückt ihr näher: sie springt auf und sucht etwas auf den Tischt

ſches er ergreift ihre Hand, ſie zuckt, aber er hält ſie feſt.) er iſt ſchon ſeit vierzehn Tagen verheurathet!

Jane. (Zieht wie im Ausdruck des Erſtaunens ihre Hand aus der ſeinigen) verheurathet? Ohne mir eine Sylbe davon zu ſchreiben?

Der König. Um dieſen Fehler gut zu machen, hat er mich hergeſandt Ihnen die Nachricht davon zu überbringen.

Jane. Sie wären alſo nicht in Geſchäften hier?

Der König. O, in wichtigen Geſchäften! Ich ſoll Ihnen die Vermählung Ihres Bruders kund thun und, mich — als Ihren Vetter! Ihr Bruder — (er ſpringt auf und ergeift mit Feuer ihre Hand) — iſt mein Bruder — und wären Sie doch meine Schweſter!

Jane. (etwas ängſtlich) Mein Bruder hat alſo Ihre Schweſter geheurathet, und Sie — wären mein — Herr Vetter?

Der König. Und nicht — (angelegentlicher als vorher) Ihr Bruder? — (er drückt und küßt ihre Hand, ſie ſieht mit einer ſonderbaren Miene von der Seite, er wendet ſich, um ihr den Mund zu küßen, aber ſie ſchiebt ihn ein wenig unſanft zurück.)

Jane. Ich laſſe mich von keiner Mannsperſon küßen!

Der König. Auch nicht den Kuß (ſie reißt ſich los, er hält ſie beym Kleide) — auch nicht den Kuß der Anverwandſchaft?

Jane. Mein Herr, ich werde rufen, oder mich entfernen müſſen!

Der König. (umſchlingt ſie mit Feuer) Auch nicht den Kuß der Schweſter? (ſie will ſich losreiſſen und ſinkt über ihr Beſtreben auf den Sopha. Der König zu ihren Füßen:) Nicht als Anverwandte, nicht als Schweſter? Aber, als Braut? (Miß thut ein paarmal den Mund auf, als wenn ſie rufen wollte) O, reizende Coujine, wollen Sie mich auf immer ſo glücklich machen, als ich jezt zu Ihren Füßen bin?

Jane. (ſpringt, wie vom Donner gerührt, auf) Glücklich? Ich mache keine Mannsperſon glücklich. Sie haben ſich ſelbſt ſo glücklich gemacht.

Der König. Sollten meine Bitten, ſollten die Wünſche eines Bruders nichts über Sie vermögen; reizende Couſine? Wollen Sie mich von hier abreiſen laſſen, mit dem quälenden Bewuſtſeyn, daß ich nicht das Glück hatte, Ihnen zu gefallen? daß Sie mich nicht zu Ihrem Vetter haben mochten? — Aber nein! Ich reiſe nicht! Zu Ihren Füßen knie ich ſo lange, bis Sie mir die Verſicherung geben, daß Sie mich nicht haſſen!

Jane. (mit weggewandtem Blick) Ich haſſe niemand!

Der König. O, dazu iſt auch Ihr Herz zu gut, zu großmüthig! — Aber lieben?

Jane. (wie oben) Ich liebe niemand!

Der König. Auch mich nicht? Ihren Anverwandten, Ihren zweyten Bruder nicht? — O, Couſine — Nein, ich kann nicht länger! Ich muß mir das Herz erleichtern! — Schon die Schilderung, die mir Ihr Bruder von Ihnen machte, entzückte mich, riß mich hin! Ich konnte dem Drange meines Herzens nicht widerſtehn — ich muſte fort, um auch meinem körperlichen Auge, durch Anſchauen von Antlitz zu Antlitz, das Vergnügen zu machen, welches mein geiſtiges Auge empfand, als Ihr Bruder mir jeden Zug Ihres Bildes darſtellte. Ach! es grub ſich tief in meine Seele — Auf den Flügeln des Windes eilt' ich hieher, um das Urbild zu ſehen — und wie ſchwach war die Kopie! Ausgelöſcht, auf ewig ausgelöſcht ſind Ihre Züge; aber das Urbild wurzelt in meinem Herzen, um ewig unauslöſchbar in demſelben zu herrſchen!

Jane. (kalt) Hätte mir doch mein Bruder ſein Etabliſſement in einem Briefe gemeldet, Sie — —

Der

Der König. Ich? — Mit dem Accent, Couſine? Die Bitten Ihres Couſins können Sie nicht bewegen, aber die Bitten — (er reißt ſeinen Ueberrock auf und läßt ihr den Stern entgegen blitzen) aber die Bitten — Ihres Königs?

Jane. (halb ohnmächtig) Ach — (mit beyden Händen die Bruſt haltend) — der König! Hülfe, Hülfe, Hülfe! (ein Geräuſch vor der Thür; der König läßt ſie unwillig los und entfernt ſich) Ach — iſt — er fort? Der König ſelbſt? (immer noch auſſer Athem) Aber, ſo plötzlich — fort? — Wie albern ich bin — es war der König nicht! Ja — (mit Bitterkeit) ja! ja! er war es! (ſie fällt auf den Sopha, wirft den Kopf ungeſtüm auf ihren linken Arm, und mit der rechten Hand reißt ſie ein Band vom Kopf) Wie albern! O, wie abſcheulich albern! —

VIII.

Kabinet des Königs.

Der König. Picart.

Der König. (gleichgültig) Wie heißt die Blonde mit der ſchmachtenden Mine?

Picart. Miß Betty!

Der König. Die will ich jezt beſuchen!

Picart. Mit oder ohne Stern?

Der König. Wozu die Frage? Etwa, um mir zu zeigen, daß du weiſt, der Stern hat bey der albernen Prüde nicht geholfen?

Picart. Alſo ohne Stern, Sire? So nehmen Sie dieſen Rock über, und dieſe Bücher unter den Arm. Sie ſind ein Buchhändler geworden!

Der König. Laß ſehn! (Er ſieht die Bücher durch) Le Sopha couleur de roſe — Les bijoux indiſcrets — l'Ecumoire — Ich verſteh dich, Picart!

Picart. Bey meinem Leben, Sire, es ist ein wirklich tugendhaftes Mädchen!

Der König. Würklich tugendhaft? Melde mich an.

IX.

Zimmer der Betty.

Picart. Betty, und nachher der König.

Picart. Sie mögen schelten, Miß Betty, daß ich mich noch so spät vor Ihnen sehen lasse, aber —

Betty. Was bringen Sie?

Picart. Einen Französischen Buchhändler! Seit diesem Nachmittag um vier Uhr steht er auf dem Saale, und fragt jeden, der vorbeygeht, nach Ihnen. „Er „wäre durch einen seiner Kollegen an Sie recommandirt — er wisse ganz gewiß, daß Sie ihm abkaufen „würden — man sollte ihm nur den Gefallen thun, „und ihn zu Ihnen führen — er möchte gern in Kundschaft kommen „ — so schwadronirte er zu Jedem. Ich, als sein Landsmann, erbarmte mich endlich seiner, und versprach ihm, sobald Sie von der Königin kämen, sollt' er Sie sprechen. Darf er kommen?

Betty. Ja! Eigentlich kommt er wie gerufen! Es fehlt mir diesen Abend ohnedies an Lektür. (Picart holt den König herein.)

Der König. Endlich habe ich das unschätzbare Glück —

Betty. (ohne ihn anzusehn, nach seinen Büchern langend) Was haben Sie für Bücher?

Der König. O, unendlich amüsante Bücher! Es ist darin solch ein Schatz von praktischer Philosophie des Lebens: Das süßeste Glück der Sterblichen, die Liebe, ist darin mit so glühenden und kräftigen Farben geschildert —

Betty. (ohne auf ihn zu hören) L'ecritmoire — Le Sopha —

Der

Der König. Frauenzimmer von niedrer Geburt, werden durch kleine Dienſte, die ſie einem Großen erweiſen, zum erhabenſten Rang emporgehoben; ihre Liebhaber leben und weben nur in ihrer Liebe; ihrent wegen ſcheitern die glänzendſten Verbindungen; Damen vom höchſten Rang müſſen ſich vor ihnen beugen, und ſchätzen ſich glücklich, wenn ſie ein Lächeln von der Begünſtigten bekommen — von ſolchen herrlichen Scenen finden Sie meine Bücher gedrängt voll, und eine Menge praktiſcher Regeln, wie man ſich auf dieſem Wege zu Glanz und Würde emporſchwingen, und Schaaren von Neidern um ſich verſammlen kann, ſind darunter verwebt.

Betty. (kalt, und ohne ihn anzuſehn) Solche Bücher leſ' ich nicht! ſo ſehr Sie auch ihren Inhalt empfehlen. Denn ich habe das traurige Beyſpiel ſehr nahe, wie ehrwürdige Perſonen durch ſolche zudringliche Geſchöpfe, als ihre Bücher gern bilden möchten, gekränkt werden! (ſie macht ihm die Thür auf) Adieu, Monſieur!

Der König. (in äuſſerſter Verlegenheit) Adieu, Mademoiſelle!

X.

Cabinet des Königs.

Der König. Ob ſie mich gekannt hat? Woher ſonſt der Seitenhieb von den Kränkungen ehrwürdiger Perſonen? — Nein, nein, nein! Es war mir ein Ungefähr! Sie mußte nothwendig auf dies Thema kommen! Picart! Picart!

Picart. Was befehlen Ew. Majeſtät?

Der König. Deine prüde Miß Jane und deine tugendhafte Betty, ſind ſich in Narrheit ſo ähnlich, daß ich nicht weiß, welcher ich den Vorzug darin geben ſoll.

Picart. Ich bedaure unendlich, Sire, daß sie Ihnen nicht gefallen! Wollen Sie nun noch der Miß Quibble einen Besuch machen?

Der König. Allerdings! Aber, wie?

Picart. Leider! weiß ich keinen Vorwand, Sire, Sie zu ihr zu bringen; Sie ist hell und scharfsichtig. Wollen Sie sich aber einem Dritten entdecken?

Der König. Und wer wäre dieser?

Picart. Lord Hastings! Er hat bey ihr freye Entree — klagt aber auch!

Der König. Auf ihn!

Picart. Ich habe ihn schon parat gehalten, Sire, er weiß auch schon alles.

Der König. Desto besser! (Hastings erscheint) Nun, lieber Hastings, Sie divertiren sich ganz im Stillen, wie ich höre! Ich will heute in Ihr Gehege! Sie sollen mich selbst hinein führen!

Hastings. Ihr Wort, Sire, ist mir Befehl! Aber wollen Sie so mitgehen?

Picart. (bringt einen Ueberrock und eine große blonde Perücke) Diesen ziehen Sie über, Sire, und diese setzen Sie auf!

Der König. Wie wollen Sie mich bey ihr introduciren, Hastings?

Hastings. Als einen vertrauten Freund von mir, der sie zu kennen wünscht.

XI.

Zimmer der Quibble.

Miß Quibble. Der König. Hastings.

M. Quibble. (ließt in einem Buche) Lord Hastings, Sie kommen mir jezt sehr zur ungelegenen Zeit.

Hot-Spur.

Seine Erwartung iſt gewiß, die unſre zweifelhaft.

Worceſter.

Beſinnt euch beſſer, mein lieber Neffe; haltet euch dieſe Nacht noch ruhig.

Vernon.

Thut das, Milord.

Dowglas.

Ihr rathet nicht wohl; die Furcht giebt euch dieſen Rath ein.

Vernon.

Läſtert mich nicht, Dowglas; bey meinem Leben! (und ich habe Muth genug, diß mit meinem Leben zu behaupten,) wenn wahre Ehre mir ruft, ſo geh ich ſo wenig mit Furcht zu Rath als ihr, Milord, oder irgend ein Schotte in der Welt. Morgen im Schlachtfeld ſoll ſichs zeigen, wer von uns ſich fürchtet.

Dowglas.

Gut, oder dieſe Nacht.

Vernon.

Ich bin's zufrieden.

Zeit. Ich hatte mich durch dieſe Idylle in ſo ſchöne Phantaſien eingewiegt, daß ich (ſie ſieht den König während dieſen Worten einigemal ſcharf von der Seite an, erkennt ihn, und dieſe Entdeckung macht ſie etwas ſtottern) daß ich (ſie huſtet) daß ich — — Sehn Sie, durch Ihre plötzliche Erſcheinung, iſt, mit den ſüſſen Bildern der Unſchuld, auch, meine Gabe zum Sprechen verſchwunden.

Haſtings. (ſieht dem König unvermerkt einen Augenwink) Wenn meine Gegenwart ſolche widrige Eindrücke auf Sie macht. Miß Quibble — ſo empfehl' ich mich Ihnen! (Haſtings geht; der König, welcher ihn verſtanden hat, bleibt) Wollen Sie mit?

M. Quibble. (für ſich) Meiſterhaft! Aber doch nicht meiſterhaft genug: (laut zum König) O, gnädiger Herr, ich bitte, bleiben Sie! Ich habe freylich nicht die Ehre, Sie zu kennen — verzeihen Sie meine Unart —

Der König. Mein Freund Haſtings verſprach mir das Glück Ihrer Bekanntſchaft — aber nun?

M. Quibble. Sie ſollen doch, ohne Empfehlung Ihres tödlaunigen Freundes, meine Bekanntſchaft haben. Er iſt ſehr übelnehmeriſch!

Der König. Eine bekannte Unart der Liebe!

M. Quibble. Liebe? Ha, ha, ha! Ich verſichere Sie, von Liebe iſt zwiſchen mir und Ihrem Freunde nicht die Rede. Er ſpricht zwar oft davon, aber das ſteht ihm frey! — Darf ich nach Ihrem Namen fragen, gnädiger Herr?

Der König. Wilhout!

M. Quibble. Lord?

Der König. Ja — Lord Wilhout!

M. Quibble. Der Name iſt mir völlig unbekannt.

Der König. Kein Wunder! Meine Angelegenheiten haben mich beſtändig in der Provinz vergraben gehalten!

M. Quibble. So hat die Natur unendlich viel für Sie gethan! Ihr Anſtand und Air könnten nicht feiner ſeyn, wenn ſie von Jugend auf am Hofe geweſen wären!

Der König. (mit einem Handkuß) Sie ſchmeicheln, reizendes Mädchen!

M. Quibble. Das überlaſſ' ich den Herren der Erde! — Haben Sie unſern König ſchon geſehen?

Der König. Noch nicht; Ich bin erſt ſeit zwey Tagen hier.

M. Quibble. So werden Sie ſich wundern, in ihm Ihr Ebenbild zu erblicken! Bis auf den kleinſten Zug ähnlich (ſie ſieht ihn ſchärfer an) Wahrhaftig, bis auf den kleinſten Zug! Wenn Sie ihm an Herz und Empfindungen eben ſo ähnlich ſind, ſo —

Der König. (rückt erwartungsvoll näher, und küßt ihr die Hand) So?

M. Quibble. So — giebts ein Paar Herren in England, die — ſich ſehr ähnlich ſind.

Der König. (läßt ihre Hand ſanft abgleiten; ſie lacht) Das war Alles? Was für ſüße Erwartungen drängten ſich bey dem Worte „ſo" — an mein Herz! Aber —

M. Quibble. Und was wollten Ew. Herrl. mehr?

Der König. (ſtürzt ihr zu Füßen) Liebe, Liebe!

M. Quibble. (macht auf eine ſcherzhafte Art die Mine des Erſchreckens) Ach, ich Unglückliche!

Der König. Unglück? — Ich bete Sie an, göttliches Mädchen; ſeit dem erſten Blicke, den ich in Ihr feuri-

feuriges Auge wagte, bete ich Sie an! Mein ganzes Herz, mit allen seinen Wünschen, Hofnungen und Gefühlen flog diesem Blicke nach —

M. Quibble. Armer, armer Lord! Und Sie leben noch?

Der König. (mit feurigem Handkuß) Meine feurige Liebe verdient solch eine Behandlung nicht; aber was ertrüg' ich nicht von Ihnen, bezauberndes Mädchen? Ein einziger Blick wird mich über alle diese Martern trösten — nur einen einzigen Wink, daß Sie mich nicht hassen — o, reizende Quibble, Sie sagten vorhin, ich hätte Aehnlichkeit mit unserm Könige — nur Einen der Blicke — nur Eins der Worte schenken Sie mir, die Sie ihm schenken würden, wenn er sich selbst in dieser Stellung zu Ihren Füßen befände.

M. Quibble. Und wenn er es selbst wäre, so würde ich ihn so ansehen, als ich Sie jetzt ansehe!

Der König (wirft seine Perücke ab, und reißt den Ueberrock auf) Und wenn er es selbst wäre?

M. Quibble. (reißt sich plötzlich los, und springt in ihr Kabinet, welches sie abschließt) Und wenn Sie es selbst sind! (für sich) Wenn es sein Ernst ist, wird er schon wiederkommen!

Der König. (geht stumm aus dem Zimmer.)

S — z.

VI.

Wider ein gemeines Vorurtheil.

Die glückliche Gabe, seinen Credit möglichst zu benutzen, und Geld oder Geldeswerth, so viel man dessen haben kann, aufzunehmen, ohne sich vorerst mit der Selbstprüfung zu quälen, ob und woher die Wieder-

bezah-

bezahlung erfolgen könne — gewährt so manche politische und moraliſche Vortheile, daß die Inconſequenz beynahe unbegreiflich iſt, womit ein unpatriotiſches kleinſtädtiſches Vorurtheil ſich darwider zu empören pflegt.

Das berühmte Problem, von der Circulation, iſt doch in unſern Tagen ſo klar aufgelöſet, daß die Gemeinnützigkeit des vervielfältigten Geldumlaufs zum Axiom geworden, und man ſich wie auf ein gutes Werk berufen kann, wenn man zu deſſen Beförderung beygetragen hat.

Dieſes Verdienſt iſt den ſogenannten Schuldenmachern (man verzeihe den unedlen Ausdruck) gewiß am wenigſten abzuſprechen. Es liegt am Tage, wie geſchickt ſie die Feſſeln der gefangenliegenden Baarſchaften aufzulöſen wiſſen, und wie unermüdlich ſie ſind, Kunſt- und Handwerks-Fleiß, Gewerbe und Handel ſodann in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Selbſt die, deren Gelder ſo in den Umlauf gebracht werden, veranſtalten damit mehrentheils nichts anders, als die Wäſſerung einer Wieſe, von der ſie wieder viel Heu erndten; ja die politiſche Rechenkunſt lehrt, daß die größte Benutzung des Credits, oder nach dem Ausdruck des gemeinen Lebens, die größte Menge von Schulden, des zunehmenden Landreichthums ſicherſte Probe ſey. *)

Aber die Hervorbringung moraliſcher Vortheile, und zwar ſolcher, die in die politiſchen ſehr eingreifen, iſt ein nicht minderes Verdienſt der Schuldenmacher. Die lehrreichen Beyſpiele von Freygebigkeit, Gaſtfreyheit, edler Dreuſtigkeit und Zuverſicht auf ſich ſelbſt, (Beyſpiele, die man ihnen in Menge zu danken hat) finden bekanntlich große Nacheiferung; und wer bewundert nicht die herablaſſende Demuth, und verbindliche Gefälligkeit, welche oftmals erhabene Schuldner gegen die

*) Traité de la circulation et du credit. Amſt. 1778.

die niedrigſten Gläubiger ausüben! Gewiß, das Feld für geſellſchaftliche Tugend, das jene vor ſich haben, iſt unübersehbar, und der Bahn würdig, welche man die größten Genien darauf nehmen ſieht.

Daher äuſſert ihre Geſchicklichkeit, ſogar auf das innere Glück derer, die ihnen ihr Geld anvertrauen, den wohlthätigſten Einfluß. Denn dieſe, wenn ſie auch die Wiederbezahlung nicht erleben, (welches offenbar ihre eigne Schuld iſt) gewinnen doch indeß unſäglich an Menſchenkenntniß, Klugheit und Vorſichtigkeit. Wohl gar vermehrt und läutert Kummer und Noth das edlere Gold ihres Geiſtes, wenn das elendere leibliche vermindert worden.

Eben ſo gedeihlich iſt es, wenn etwa der Unmündigen Gelder, wie nicht ſelten der Fall iſt, in die Circulation gebracht werden. Hier ſtiftet das Schuldenmachen die Vortheile einer harten Jugend, wodurch immer gute Menſchen herangezogen werden.

Wo man ſich alſo nur hinwendet, ſieht man die Schuldenmacher auf das ganze gemeine Weſen überhaupt, inſonderheit aber auf die Perſonen der Gläubiger, heilſam einwirken. Es müßte daher recht leid thun, wenn ihre Verdienſte in der Societät nicht genug diſtinguirt und anerkannt würden. Zum Glück kann die tägliche Erfahrung hierüber beruhigen. Das Verhältniß ſchuldenreicher Perſonen gegen die größere und kleinere Welt, oder vielmehr deren Betragen gegen ſie, macht ihnen immer viel Ehre. Wie dürfte ein ſchlechter ſogenannter ehrlicher Mann (ein Beywort das immer nur einfältige Leute bezeichnet,) der ſich ſo manche äuſſere Eleganz verſagen, ſo mancher Freygebigkeit entziehen, und im Stillen, wo nicht gar im Dunkeln leben muß, weil ihm das elende Vorurtheil anklebt, nicht mehr aufzuwenden als er bezahlen kann, wie dürfte ein ſolcher ſich an die Groſſen der Welt wagen, oder wie könnte er bey den Kleinern zu einigem

Anſehen

Anſehen gelangen! Er findet hierzu nicht einmal die aufmunternde Bereitwilligkeit bey ſeinen Mitbürgern, deren jene genießen. Denn die Schuldenmacher ſtehen ſich mit Kaufmann, Künſtler, Profeſſioniſten ꝛc. weit beſſer, da ſie käufiſcher ſind, und zu bezahlen verſprechen was gefordert wird ꝛc. ꝛc.

So ſtarke Bewegungsgründe rathen es an, die bequemere, glänzendere, ehrenvollere Laufbahn des Lebens zu betreten, zumal man auch für ihren Ausgang ſich zu fürchten gar nicht Urſache hat.

Denn erlebt man keinen Aufſtand ſeiner Gläubiger — nun ſo war man bis ans Ende glücklich, oder ſoll man etwa das Hausweſen noch vom Grabe her über beſorgen?

Ereignet ſich aber bey Lebzeiten der Fall, (welches doch ſelten iſt, weil bey gehöriger Klugheit nie ein Aufſtand entſtehen darf,) und will es einmal die Juſtiz für Raub achten, einem Gläubiger das ſeinige vorenthalten zu laſſen, — Wohlan, ſo iſt ein neues großes Feld für Talente und Tugenden vorhanden. Gefahr verſchaft Helden; Richter und Sachwalter üben ihre Kräfte; neue Nahrungsquellen entſpringen. Der Verſchuldete reſignirt grosmüthig ſein Eigenthum. Er reclamirt nun mit den Seinigen den Beyſtand des Staats, dem er ſo nützlich war, und der öffentlichen Caſſen und Anſtalten. Fühlloſe und ſelbſtſüchtige Gläubiger finden ſich öffentlich beſchämt durch den gewöhnlichen guten Erfolg jenes Anſpruchs. Unartige Behandlung macht den Verunglückten nur ſchätzbarer, ſtatt daß etwa Verächtlichkeit auf ihn fallen ſollte. Nun erſt hat er Gelegenheit, zu zeigen, was für andre Anſprüche auf Achtung er habe, als die, welche ihm vorher der Credit gab. Nun kann er der Vergänglichkeit zeitlicher Güter ſpotten, und von einer andern Seite mit ſeinem philoſophiſchen Beyſpiel auf eben denſelben Zweck wirken. In tauſend ihm

ſchon

ſchon geläufigen Wendungen wird er dabey immer zum Mitleid bey Freunden und Feinden hervordringen; wie etwa Madame A * *. die das Geſchenk, das ihr jemand mit ihren in der Auction erſtandenen Hemden machen wollte, unter dem Vorwande „ſie müſſe künftig ſchlechtere tragen„ ausſchlug, und dafür den hundertfachen Geldswerth empfieng. *)

Doch genug! ich weiß zu meinem Troſte, daß ich mit einem Vorurtheil zürne, welches ſich bey der zunehmenden allgemeinen Aufklärung immer mehr verlieret. Und wie ſollte es nicht? da es ſeine ſpiesbürgeriſche Herkunft ſo wenig verläugnen kann, als das Geſetz der Römiſchen zwölf Tafeln, wodurch, wie Gellius und Quintilian bezeugen, den Glaubigern erlaubt wurde, einen Schuldenmacher bey lebendigem Leibe — in Stücken zu zerſchneiden und ſo den theuren Mann unter ſich zu theilen. Wie gut iſt es, daß von dieſem Appetit nach Schuldnerfleiſch, in billigern Verhältniß mit der Verfeinerung unſerer Zeiten allenfalls nur darin noch eine Spur übrig geblieben, wenn zuweilen ſchöne Weiber oder Töchter eines Schuldners ſtatt ſeiner ſich unter die Glaubiger zu vertheilen wiſſen, jedoch ſo geſchickt und fein, daß ihr Ganzes nicht dabey verlohren geht.

*) Möſer patriot. Phantaſien 3. Th. 26. S. * *.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1. Aus einem Briefe des Hrn. Bourrit.

Genf, den 5ten Oct. 1785.

Ich beſtieg den 14ten Sept. mit Hrn. Sauſſure und meinem Sohne den Mont-Blanc; aber der neugefal-

lene

lene Schnee verhinderte uns in einer Höhe von 1900 Toiſen weiter zu ſteigen. Mein Barometer ſtund in dieſer Höhe auf 18 Zoll 1 Linie und 12 Sechzentheile. Gewiß iſt nie ein Naturforſcher in eine ſolche Höhe in Europa gekommen als wir.

* * *

2. Aus einem Briefe über Hrn. Blanchard.

Paris, den 11ſten Oct. 1785.

Ich muß Ihnen doch eine Stelle aus einem Briefe des Hrn. Blanchard, den er nach ſeiner letzten Luftreiſe von Frankfurth a. M. hierher ſchrieb, und der ſchon mit allen ſeinen Lächerlichkeiten im Journal de Paris abgedruckt ſteht, mittheilen, um Ihnen ein Pröbchen zu liefern, wie ein Franzos, der ſo leicht als Hr. Blanchard iſt, aus Teutſchland hieher ſchreibt.

„Alle Prinzen und Prinzeſſinnen von Teutſchland, „deren an der Zahl hundert und zwey und zwanzig hier „in Frankfurth beyſammen waren, ſind ſo eingenom„men von meinem aeroſtatiſchen Verſuche, daß ſie ei„nen großen Plan gemacht haben, den ich auch aus„zuführen unterzeichnet habe. Man will nämlich, „wenn die Römiſche Königs Krönung noch vor ſich geht, „eine aeroſtatiſche Maſchine bauen laſſen, die ſo groß „ſeyn ſoll, daß ſie bequem funfzig Perſonen tragen kann; „und ich ſoll der Baumeiſter und Pilot davon ſeyn. „An dieſer werde ich dann erſt meine Directions-Ver„ſuche wirkſam ausführen können. Indeſſen aber will „ich doch noch verſchiedene in den Niederlanden, zu „Hamburg, in Wien, Warſchau, St. Petersburg, Rom, „Mayland, Neapel, Spanien, und mehrern andern „Reichen machen, wohin man mich ſchon längſt beru„fen hat.“ —

Der
Teutſche Merkur.

December, 1785.

I.

Pindars ſiebente Nemeiſche Ode, auf des Sogenes, des Aegineters, Sieg im Fünfkampf.

Der Dichter erhebt zuerſt die Macht der Natur-Anlagen jeglicher Art; und leitet auch den jetzigen Sieg des Sogenes davon ab, weswegen er Lobgeſänge verdiene, die ihm auch die Aegineter ertheilten V. 1 — 15. — Dieß leitet Pindars Phantaſie auf die Vorzüge der Geſänge zu Fortpflanzung und Vergrößerung des Ruhmes, wobey er immer wieder verſchiedene kleinere Epiſoden einſchaltet V. 16 — 72. Der Gang der ſimpeln Gedanken iſt folgender: Geſänge bringen den Ruhm auf die Nachwelt V. 16 — 28; ja ſie vergrößern ihn ſogar, wie z. B. Homers Geſänge den Ruhm des Ulyſſ, V. 29 — 34. Denn der gemeine Hauſe der Menſchen vermag die reinere Wahrheit nicht zu erblicken, d. h. er weiß das Verdienſt nicht gehörig zu würdigen und zu belohnen, ſondern läßt

ſich durch die Suada der Beredſamkeit täuſchen, wie das Beyſpiel des Ajax beweiſt, der durch des Ulyſſes Suada um des Achills Waffen gebracht ward, V. 35 — 44. — Alſo noch einmal: nur die Geſänge geben Unſterblichkeit, V. 44 — 48; Nacht der Vergeſſenheit würde das Geſchick des Neoptolems (eines Abkömmlings von Aeakus und folglich eines Aegineters) zu Delphi decken, wenn Geſänge nicht die Nachricht davon erhalten hätten. Pindar erzählt dieß V. 48 — 73. (oder, iſt die im Dunkel der Dichterſeele liegende Kette dieſer Geſchichte mit dem vorhergehenden vielleicht dieſe: Vergeſſenheit würde dieß Geſchick des Neoptolems begraben, wenn ichs nicht durch meinen folgenden Geſang am Leben erhielte?) Pindar macht dieſe Erzählung vom Neoptolem noch auf eine andre Art für die Aegineten intereſſant, und ſucht ſie noch durch einen andern Zug mit dem Ganzen und beſonders mit dem Folgenden zu verketten; nämlich, er ſchließt die Erzählung damit: Neoptolem, der zu Delphi begraben liege, ſorge nun, als Schutzgeiſt der Aegineter, dafür, daß den Aeginetern, die in den Pythiſchen Spielen als Kämpfer auftráten, Gerechtigkeit im Kampfgericht widerfahre. — V. 74 — 78 hemmt er den Seitenflug und lenkt wieder ein. Dann macht ein allgemeiner Gedanke über die Mangelhaftigkeit der menſchlichen Glückſeligkeit, nach Pindars Weiſe, den Uebergang auf den Thramion, den Vater des Siegers, V. 79 — 93. V. 94 kömmt

er

Hot-Spur.

Dieſe Nacht, ſag ich.

Vernon.

Kommt, kommt, es kan nicht ſeyn; mich wundert ſehr, wie Männer von ſo groſſer Erfahrenheit als ihr die Urſache überſehen können, die den Aufſchub nothwendig machen. Meines Vetter Vernons Pferde ſind noch nicht da, Worceſter's Reuterey kam erſt heute, und nun ſind die Pferde müd, ohne Feuer, und der Ruhe bedürftig.

Hot-Spur.

Das ſind auch des Feindes ſeine; gröſtentheils von der Reiſe abgemattet; da hingegen die mehreſten von den unſrigen vollkommen ausgeruht haben.

Worceſter.

Der König iſt uns zu ſehr an der Zahl überlegen; um Gottes willen, Neffe, wartet bis wir unſre Macht beyſammen haben.

(Man hört eine Trompete, die das Zeichen zu einer Unterredung bläst.)

er wieder auf den Neoptolem, und entſchuldigt ſich über die eingeſchaltete Erzählung von Ermordung deſſelben; er beruft ſich auf die Gaſtfreundſchaft zwiſchen Thebanern und Aegineten, und auf ſeinen allgemeinbekannten unbeſcholtenen redlichen Charakter, V. 94 — 102 (Pindar war ſehr religiös; deſswegen erlaubt er ſich nicht etwas Uebles von den Heroen oder Göttern zu ſagen. Man vergl. Ol. 1, 82; Pyth. 2, 96.) — V. 103 — 117 wendet er ſich endlich an den Sogenes und ſchildert deſſen Sieg. — V. 118 — 124 macht er eine Apoſtrophe an den Jupiter, weil dieſer über die Nemeiſchen Kämpfe präſidirt, und weil Aeakus, der Stammvater der Fürſtenfamilie in Aegina, ein Sohn des Jupiters war. Herkules war der Bruder und Gaſtfreund des Aeakus, und hatte überdem einen geweihten Platz neben dem Hauſe des Sogenes, der die Wohnung des Sogenes beynahe umgab. Daher ſchreibt Pindar der nachbarlichen Beſchützung deſſelben den Sieg des Sogenes zu, V. 125 — 139; und fügt dann Bitten an den Herkules für die Glücksdauer der Familie des Sogenes hinzu, V. 139 — 149. — Und endlich beym Schluß der Ode V. 150 — 155 fängt er noch einmal an wegen der Erzählung vom Neoptolem zu apologiſiren! bricht aber ſogleich wieder ab, aus Beſorgniß durch öftere Wiederholung läſtig zu werden, und ſich den Vorwurf einer kindiſchen Geſchwäzigkeit zuzuziehn. — Aus dieſem ganzen Plane erſieht man, daß dieß un-

ſtreitig eine der ordnungsloſeſten Oden des Pindars ſey.

Strophe 1.

Du, o Eleithyia 1), die du im Rathe der Götter neben den Parzen, den Göttinnen voll tiefverborgener Weisheit, ſitzeſt! Tochter der Groſsherrſcherin Here! vernimm, ach vernimm mich, o Kinderſchöpferin! Ohne dich blickten wir nicht das Licht des Tages, noch das Dunkel der erquickenden Nacht; ohne dich umarmte uns nicht deine Schweſter, die reizendgeſtaltete Hebe. Zwar nicht alle athmen wir zu gleichen Thaten hinauf; denn hoch von einander ſcheidet die Wagſchale 2) des Schickſals der ſterblichen Kraft:

1) Dieſs iſt die Göttin, welche über das Kindergebären geſetzt iſt. Sie iſt bisweilen mit der Here einerley, welche die Römer in dieſer Rückſicht Juno Lucina nennen. Hier unterſcheidet ſie Pindar, und betrachtet jene als Tochter dieſer. Sonſt fingiren die Dichter mehrere Eleithyien, z. B. Homer Il. 3, 270; Pindar betrachtet ſie hier nur als eine. — Die Parzen ſind über Leben und Tod und über die Schickſaale des Lebens geſetzt; mit ihnen ſteht alſo die Geburthsgöttin in genauer Verbindung. — Hebe die Göttin der blühenden Jugend.

2) Für ζυγον les ich ζοιδ. Die Stelle bleibt immer noch ſehr ſchwer und dunkel. Es ſind es gewöhnlich alle Stel-

Kraft: aber durch deine Gnade prangt Sogenes mit entſchiedener Tugendkraft, hallet ihm, dem Glorreichen unter den Fünfkämpfern, der jauchzende Geſang.

Gegenſtrophe 1.

Denn er bewohnet die Liederfreundin, die Stadt der Speererraſſelnden Aiakiden. Ihren Wagemuth in Kämpfen zu ſtärken, iſt ihr 3) heiſſes Streben. — Und wer im Kampfe zum Ziele gelangt, wirft herzerquickenden Stoff in die Ströhme der Muſen hinab. Denn auch die erhabenſten Kraftthaten, denen die Hymne gebricht, verhüllet das tiefe Dunkel

Stellen, wo er Gemeinſätze vorträgt. Die Dunkelheit hängt dann von der Lyriſchen Kürze und Gedrängtheit, von der daher entſtehenden verwickelten Redeſtruktur, von der daraus gefloſſenen vizibſen Lesart, von der Stellung und Verknüpfung der Sätze mit dem Ganzen, mit vorigen und folgenden Sätzen u. ſ. w. ab: und doch gewinnen ſie erſt durch die aufgefundne Beziehung auf den Dichter, oder auf den Sieger und durch die gehörige Scheidung deſſen was wir davon auf uns ſelbſt anwenden können, Intereſſe für unſer Herz. S. Schneiders Verſuch über Pindar S. 65.

3) Der Nachkommen der Aeakiden, und alſo der Bewohner der Inſel Aegina. Pindar hat das ἐθέλοντι nach einem Begriffe conſtruirt, der in dem Αἰακιδᾶν verborgen liegt. Ein gewöhnliches Sprachidiom der Griechen. — Ströme der Muſen iſt ein Pindariſches Bild für die hohe begeiſterte, und alſo ſtark und ſchnell dahinbrauſende Lyriſche Dichtkunſt.

der Nacht. Nur auf Eine Weiſe wird ſchönen Thaten des Spiegels 4) glänzendes Abbild geſchaffen, wenn ihr Vollender, mit der weißumſchleierten Mnemoſyne 5) Huld, findet ſeiner Arbeiten Vergelt in der Muſen weitſchallenden Geſängen.

Epodos I.

Weiſe 6) Steuerlenker haben den Sturm ſchon erforſcht, der nach dreyen Tagen erſt brauſt; und ſie achten

4) Die Geſänge betrachtet Pindar als einen Spiegel, worin man die Thaten der Helden immer wieder ſehen könne; das heiſt, ſie werden dadurch in Andenken erhalten.

5) Mnemoſyne (das Gedächtniß) iſt die Mutter der Muſen. Dieſe Fiction hat Beziehung auf das Gedächtniß als das einzige, oder doch leichteſte Mittel, durch das die Kenntniſſe und alſo auch Geſänge im hohen Alterthum fortgepflanzet wurden, als die Kunſt des Schreibens noch nicht erfunden, oder doch noch ein ſehr beſchwerliches und umſtändliches Mittel der Fortpflanzung von Kenntniſſen war. — In Abſicht auf die Pindariſchen Gedanken hier, vergl. Horaz. 4, 8.

6) Das Bild hat der Dichter, glaub ich, ſo gefaßt: weiſe Steuerer laſſen das Schiff nicht aus den Hafen laufen, wenn ſie einen Sturm befürchten, und ziehen alſo den Gewinn einer beſchleunigten Schiffahrt nicht der Gefahr vor. Der Sinn des Bildes aber iſt: Kluge Helden ſind mehr auf die Zukunft, als auf die Gegenwart bedacht; ſie achten alſo auch den Dichterruhm,

achten ſeiner mehr, als des nahen Gewinns. 7) Der Reiche und Dürftige — beyde wandeln zum Hügel des Todes. Doch gröſſer, warlich! war des Odyſſeus Ruhm, als ſein 8) Leidenerduldender es heiſchte, durch des Homers ſüßtönenden Geſang.

terruhm, der ihren Namen der Nachwelt übergiebt, mehr, als Schätze und andere Vortheile von augenblicklichen Genuß. Damm glaubt, der Sinn ſey: Männer, die gern Ruhm erlangen wollen, müßen nicht etwa aus Geiz an ſich halten, geſchickten Dichtern Gutes zu thun. Ich möchte aber auch gern aus dieſer Stelle den Zug von Gewinnſucht des Pindar, den einige Ausleger darein gemiſcht haben, verwiſchen. — Von der Verbindung des Gedanken mit dem Folgenden, ſiehe die Einleitung.

7) Ich habe die gewöhnliche Lesart nach der Heyniſchen Auslegung ausgedrückt. Die Stelle ſcheint mir aber doch verdorben. Vielleicht ὐδ' ἀνα κερδη βαλον ſie ſchieben die Verkehrungen gegen den Sturm aus Gewinnſucht nicht bis auf den Tag auf, da er hereinbrechen wird? Oder ὐδ' ἀπο κερδη βαλον, ſie vernachläſſigen ihn nicht aus Gewinnſucht? Doch dieſer Sinn könnte auch in der gewöhnlichen Lesart liegen, da βαλλειν oft für ἀποβαλλειν ſteht, und ὑπο mit dem Dativ ſehr oft πρα, in Vergleichung mit heißt.

8) Der Gedanke, daß Dichter die Thaten über die Wahrheit hinaus erheben, gefällt mir im Dichter nicht ganz. Wenn der Anfang der folgenden Strophe nicht dieſen Sinn beſtätigte, würde ich vorſchlagen κλεονα (denn ſo lieſt

Strophe 2.

Denn in den Dichtungen ſeines kühnbeflügelten Geiſtes athmet heilige Gröſſe; und hinter ſeinen Mythen birgt ſich eine ſtillbezaubernde Weisheit. 9) Es iſt ja der Sterblichen gröſſerer Hauſe mit des Blödſinnes Dunkel umdüſtert. Denn vermöchte er das reinere Licht der 10) Wahrheit und Gerechtigkeit zu ſchaun, ſo hätte nicht der ſtarke Aias, ergrimmt ob der Rüſtung,

lieſt Schmid) durch maximus zu erklären, und ſtatt ὅ παθεν zu leſen ἃ παθεν quod attinet ad ea, quæ perpeſſus eſt.

9) d. h. Wahrheiten. Ich habe gewagt, für κλεπτα zu leſen κλεπτω oder κλεπτων welches nach einem gewöhnlichen Gräciſmen clam heißt, und zu σοφια aus dem vorigen zu ſuppliren ἐπεσι. Verwirft man das; ſo kann man auch den Gedanken σοφια — μυθοις zum Folgenden ziehen, und σοφιαι durch Liſt, Verſchlagenheit, Liſt, mit Suada verbunden, (welches im hohen Alterthume kein Laſter war) erklären: Dichter vergröſſern Verdienſte und den Ruhm; Verſchlagenheit verführt heimlich, verſtohlen, durch die Künſte der Suada den blödſinnigen Pöbel, daß er Verdienſte verkennt. κλεπτα παραγοισαι ſteht nämlich für κλεπτων παραγω clam ſeducit, corrumpit. Denn κλεπτειν und furari wird in der griechiſchen und römiſchen Dichterſprache von allen heimlichen Handlungen gebraucht.

10) Der Zuſatz ἐων dünkt mich für den Dichter zu metaphyſiſch. Wenns daher das Metrum verſtattete, wollt' ich lieber leſen ταν.

ſtung, ſein Herz mit dem ſchlürfrigen Dolche durchſtoßen. 11) Ihn, nach Achilleus den tapferſten Fürſten, hatten des gradhinausbrauſenden Zephyros Stürme getragen zu des Ilos Stadt, damit er auf ſchnellen Schiffen des blondgelockten Menelaos Gattin zurückführte.

Gegenſtrophe. 2.

Es rollet die allgewaltige Fluth des Aides 12) heran, und begräbt in ihren Abgrund den, der ſie

11) ſ. Hom. Od. 11. gegen das Ende. — Zephyros iſt bey den alten Dichtern, beſonders beym Homer, vom Zephyr der Neuern ganz verſchieden. Bey jenen iſt er der Sturmwind, weil er es in ſüdlichen Gegenden iſt, wo ſie ſchrieben, oder wo ſie wenigſtens die Handlungen ihrer Gedichte hinverſetzten. ſ. Wood vom Originalgenie Homers. S. 86. f. Wenn man ihn hier vom Südweſtwinde verſteht; ſo war es der glückliche Wind, deß die nach Troja ſchiffenden Griechen bedurften. — Ilos, ein alter Fürſt in Troja. — Menelaus Gattin, Helena.

12) Aides (der unſichtbare, nämlich Ort) bedeutete die Unterwelt und den Beherrſcher derſelben. Pluto iſt der neuere Nahme. Alſo der Sinn iſt: alle Menſchen raſt, ſchneller oder langſamer, früher oder ſpäter, der Tod hinweg. — Damm giebt von ἀδοκητον und δοκουντα noch einen andern Sinn an, der ſich, wie mich dünkt, noch beſſer zum Ganzen paßt, nämlich den: die Welle des Aides kömmt über einen, der für nichts, und über einen, der für etwas Groſſes in der Welt geachtet wird. δοκεῖν wird bekanntlich auch ſo gebraucht, aber

ob

heranwogen ſah, und den, den ſie ungeahndet über-raſchte. Doch Ehre iſt das Theil der verblichenen Kampfesſtürmer, deren glänzenden Ruhm die 13) Muſe pflegt. Es 14) wallete ja Neoptolem zum Nabel der

ob auch ἀδοκητος iſt mir nicht bewuſt. Man müßte annehmen, daß der Dichter ſich die Freyheit genommen, es für ἀδοξος zu gebrauchen: oder man müßte leſen πεσε δ' ἀδοκωντα, oder πεσε δεδοκωντα ἐν καδκεσντα.

13) θεος muß hier wohl ἡ θεος, die Muſe der Dichtkunſt, oder ὁ θεος Apollo ſeyn. Wer aber θεος für die Gottheit überhaupt nimmt, der mag die Stelle von Siegen und glücklichen Ausgängen der Thaten durch den Beyſtand der Gottheit verſtehen, und mag überſetzen: deren Namen die Gottheit mit ſtattlichem Glanze empor-hebt, verherrlicht.

14) Die folgende Digreſſion von Neoptolem, dem Sohne Achills, ſcheint ſehr prallend vom vorigen getrennt; allein man erſiehet aus dem Ganzen, daß ſie ein Beleg zum vorigen Gedanken ſeyn ſolle, daß nur die Dichtkunſt die Helden unſterblich mache: man würde Neoptolems Thaten und Geſchick nicht wiſſen, will der Dichter ſagen, hätten Dichter es nicht erhalten. — Neoptolem kehrte aus Troja nicht wieder nach Phthia in Theſſalien, ſeinem Vaterlande, zurück, weil ſein väterlicher Groß-vater Peleus noch lebte, ſondern er ſuchte ſich eigne Beſitzungen, und kam nach Ephyra (der alte Nahme von Epyrus) wo er Regent ward. Da aber eine Weiſſagung vorhanden war, daß ein Aeazide ein Schutzgeiſt zu Del-phi werden ſollte; ſo fügte es das Verhängnis, daß er bey einem gelegentlichen Opfer zu Delphi in einem Ge-

fechte

der breitbuſigten Erde hin; da liegt er gedeckt von den Pythiſchen Gefilden, nachdem er verheeret des Priamos Stadt. Zurückſteuernd fehlt er des Pfades nach 15) Skyros, und ſiehe! es landeten die Verirrten an Ephyra's Geſtade.

Epo-

fechte mit den Opfernden, welche die beſten Portionen des Opferfleiſches an ſich riſſen, erſtochen ward; worauf er denn in Delphi als ein Heros verehrt ward, der daſelbſt bey den Feſten und Kämpfen der Helden die Gerechtigkeit ſchützt. Eine ſehr adäquate Vorſtellung: Neoptolem ward erſt beleidigt, und dann gar ermordet. Er verhütet aber auch nun als Schutzheros dergleichen Beſchimpfungen ſeiner Verwandten. Die Nähe des Grabes des Neoptolems an der Stätte, wo Feyerlichkeiten zur Ehre verſtorbener Heroen gehalten wurden, veranlaßte jene Vorſtellung der Obwaltung Neoptolems über die Gerechtigkeit bey den Kampfſpielen und Feſten noch mehr. Die lebhafte Phantaſie des Griechen dachte ſich ihn nun ſtets gegenwärtig und vor Ungerechtigkeit warnend. — Delphi in Phozis hielten die Alten für die Mitte der Erde. Dieſe Vorſtellung iſt aus Zeiten, wo man die Welt noch für eine platte Scheibe hielt; denn auf einer Kugel giebts weder Anfang, noch Ende, noch Mitte. Sie gründet ſich auf die Fabel, daß Jupiter zwey Adler gegeneinander ausfliegen ließ, die dann bey Delphi zuſammenkamen. Zum Andenken dieſer Begebenheit waren zwey goldne Adler-Bildniſſe neben dem Sitze der Pythia zu Delphi aufgeſtellt. Pyth. 4, 6. Cellar. Geogr. B. 1. S. 14. f.

15) Eine Inſel auf dem Archipel, wo Neoptolem gebohren und erzogen war. Denn Achill hatte ſich da mit der Deidamia, der Tochter des Königs Lykomedes, vermählt.

Epodos 2.

Nur kurze Zeit war er Moloſſias 16) König; aber ſtets blieb die Herrſcherwürde ſeines Geſchlechtes Zier. Er eilte hin zu dem Gotte, 17) ihm zu weihen die Schätze der Trojaentführeten Beute; 18) ſiehe! da begegnete ihm der opferuden Männer einer im Kampfe ob des Opferfleiſches und durchdrang ihn mit dem Dolche.

Strophe. 3.

Schwermuth drückte darob die Pilgerpflegenden Delphier; aber es hatte der Held die Schuld dem Verhängniß bezahlt. Denn es mußte ja einer der von Aiakos entſproßnen Fürſten im uralten Haine beym ſchönummauerten Tempel des Gottes auf immer verweilen, mußte da walten, ein Wächter der Themis, bey den opferreichen feſtlichen Pompen der Heroen, über die glückſelige Gerechtigkeit. 19) Doch drey Worte faſt

16) Ein Theil von Epirus; ſteht aber oft, wie auch hier, für ganz Epirus.

17) Apollo. — Andre Dichter führen andre Urſachen an, warum Neoptolem nach Delphi gereiſt ſey. ſ. Schmids Anmerkung.

18) Ich habe hier Pauws Lesart ausgedrückt.

19) Ich habe nach des ſcharfſichtigen Heyne's Vorſchlag die Worte ἐναννέων ἐς δίκαν zum vorigen gezogen, und hinter δίκαν interpungirt, ſo wie ich V. 72. hinter ἐπίσατῶ, nach eben deſſen Angabe, ob er ſie gleich am Ende ſelbſt nicht

Fünfte Scene.

Sir Walter Blunt zu den Vorigen.

Blunt.

Ich komme mit gnädigen Anerbietungen von ſeiner Majeſtät, wenn ihr mir Gehör geben wollt.

Hot-Spur.

Willkommen, Sir Walter Blunt; und wollte Gott, ihr wäret entſchloſſen, wie wir; einige von uns lieben euch, und eben dieſe beneiden eure Verdienſte und euern Namen, weil ihr nicht auf unſrer Seite, ſondern als Feind uns entgegen ſteht.

Blunt.

Und verhüt' es der Himmel, daß ich anders ſtehen ſollte, ſo lang als ihr, pflichtvergeßner Weiſe, gegen die geheiligte Majeſtät ſtehet. Aber zu meinem Geſchäfte -- Der König verlangt zu wiſſen, was für Beſchwerungen, oder was für eine Urſach euch bewogen habe, den einheimiſchen Frieden durch verwegne Feindſeligkeiten zu ſtören? Wenn der König eure Verdienſte um ihn, die er eingeſteht, auf irgend eine Art vergeſſen haben ſollte, ſo verlangt er, daß ihr eure Klagen führen ſollt; eure Wünſche ſollen euch ohne Verzug mit Wucher und mit vollkommner Begnadigung für euch, und für diejenige die von euch verleitet worden, gewähret ſeyn.

Hot-Spur.

faſſen den Gedanken meiner Seele: ein trugleſer Zeuge waltet er da über die Wettkämpfe der von dir, o Aigine, und dem Zevs Entſproßnen. 20) Hal es ſchwellet der kühne Gedanke mir die Bruſt,

Gegenſtrophe. 3.

Zu durchlaufen den Pfad der Geſänge, auf welchem Eigenthum ihre ſtrahlenden Tugenden der Heimath entwandeln. Aber ſüß iſt auch bey jeglichem Werke die raſtgebietende Mäßigung. Erzeuget nicht ſelbſt der Honig und die wonneduftenden Blumen Aphroditens 21) der Erſättigung Ekel? — Die Natur ſchied uns Sterbliche durch die mancherley Gaben von einander. Der eine entgriff ihrer Hand dieſes, der andere ein andres Loos. Aber wir ſinnen vergeblich, der Glückſeligkeit ganze Fülle zu ergreifen. Wo iſt der Sterbliche, dem die Parze ihren unerſchüt-

nicht billigt, ein Komma ſetze, und hinter ἐκγονων ein Punkt. Denn 1) iſt der Gedanke, daß Neoptolem beſonders über Aeginetiſche Kämpfer, als über ſeine Landsleute, bey den Pythiſchen Spielen walte, für den Sozenes ſchmeichelhafter. 2) ἐκγονα liegt ſchon in ἐποδεν. 3) ſchließt das Folgende beſſer an die Digreſſion. Der Gedanke, daß Neoptolem beſonders Aeginas Helden ſchütze, führt ihn auf Aegina wieder zurück.

20) Mit der Nymphe Aegina zeugte Zeus den Aeakus.

21) der Venus. Blumen oder Gaben derſelben iſt der Genuß der Liebe.

ſchütterlichen Gipfel reichte? Doch dir, o Thearion, übergiebt ſie das dir gerechte Maaß des Glückes.

Epodos. 3.

Sie entflammte dein Herz mit der Edelthaten Wagemuth, aber mit Wagemuth, den des Geiſtes kühlere Weisheit nicht ſcheucht. — Der Gaſtfreund des Helden, ſcheuche ich von mir den Tadel, der in der Finſterniß ſchleicht. Gleich dem Strohme des reinen Quells leit' ich hin auf den Freund den Geſang des wahrhaftigen Ruhmes. Denn ſolches Lohnes ſind die Edlen werth.

Strophe 4.

Ja trät zu mir her der Achaier, 22) der diſſeits Jonias Fluthen wohnt, würd' er drob mich nicht verklai

22) Der Dichter meynt die Epiroter, (Albanier) die ehemaligen Unterthanen des Neoptolems. Neoptolem mochte vielleicht Achaier mit ſich nach Epirus geführt haben. Daher braucht er hier dieſen Namen. Pindar vertheidigt ſich bey den Epirotern und Aeginetern gegen die Beſchuldigung, daß er in einem Gedichte, welches verlohren gegangen, den Neoptolem geläſtert habe. Religioſität des Dichters (von der die unſchätzbaren Reſte ſeiner Geſänge vielfältig zeugen) hatte aber nicht minder Antheil an dieſer Vertheidigung, als das Beſtreben ſeine Tadler und Neider zu bekämpfen. Aehnliche Stellen ſind Ol. 1, 82. Pyth. 2, 96. Schneider im Verſuch über Pindar S. 87. urtheilt, daß Pindar nirgends mehr ermüde, als in ſolchen Stellen, wo er ſich den Leidenſchaf-

klagen könnten. Ich vertraue der gastlichen Freundschaft. Unter meinen Mitbürgern geh' ich heiteren Blickes einher; denn es überschreitet mein Fuß nicht der Gerechtigkeit Ziel; er stößt den gewaltthätigen Frevel von seinem Pfade hinab. Und o möchten die Tage der Zukunft so holdselig mir heranwallen! Jeglichen Kenner meines Herzens beschwör ich, daß er zeuge, ob ich je die Harfe zum Mißklang der Verläumdung gerührt. Du, o Sproß vom Stamme des Euxenos! 23) (Warlich! nicht neben dem Ziele stürz ich der Zunge schnellen Pfeil, gleich dem erzbackigen Speere, hinaus! 24)

Geschaften überlasse, und wo sein Stolz mit den zwey beständigen Feinden großer Männer, dem Neide und Tadel, kämpfe. Er setzt hinzu, daß man ihm besonders hier mit Ueberdruß und Widerwillen folge, weil er einen noch dazu durch ein dunkles Labyrinth von Gedanken führe.

23) In der Uebersetzung kann man zwar diese Anrufung gleich mit ὡς ἐξεπεμψας V. 106. zusammenhängig machen, wie ich gethan habe: allein, so wie der Text jetzt interpungirt ist, hängt mit ihr kein Verbum zusammen; denn die Worte ἀτρομνων bis γλωσσαν stehen in Parenthese. Daher möcht ich entweder ὡς ἐξεπεμψας lesen, und es ausrufungsweise annehmen, oder hinter ἐμπεσειν ein Komma, und kein Punkt setzen, und die Worte ὁ πονος σ' (sc. σοι) — πεδεχετω, mit εὐξενιδα πατρωϊ σαν γνω zusammenhängen.

24) Der Sinn des Bildes ist: das Lob, das ich dir ertheile, ist der Wahrheit gemäß.

Gegenſtrophe 4.

Du entführteſt dem Ringekampf den ſtarken Nakken vom Schweiß unbenezt, ehe noch des Helios 25) Flammenſtrahl die räſchen Glieder dir lähmte. Hatteſt du der Arbeit viel — o! drob folget auch gröſſere Wonne ihr nach. Laß! o laß mich! auf daß ich mich erhebe auf dem Fittig des Geſanges, des Siegers Grazienſchmuck zu verkünden. Karg dem Verdienſte den Zoll zu bringen, vermag ich nicht: willig und ſonder Mühe flicht meine Hand ihm den Kranz. — Weile nur, weile, o Held! Es kettet dir die Muſe einen Kranz aus Gold und glänzendem Elfenbein; ſie flicht darein die liebliche Blume, 26) die ſie der Fluth des Pontus ſtahl. —

Epo-

25) der Sonne. Pindar ſchildert hier die Stärke ſeines Siegers, der noch vor dem Mittage alle ſeine Gegner überwand. Wollte man annehmen, daß nur ſehr wenige Kämpfer-Paare geweſen, oder daß die Mitkämpfer alle ſehr ſchwach geweſen, und er ſich alſo deshalb mit ihnen bald expedirt habe; ſo würde das Lob, wenn die Sache auch an ſich wahr wäre, doch zu kahl ausfallen. Auch iſt das ἀ ὴν πανυς dawider.

26) Die mehrſten Ausleger verſtehen Roemarin darunter; aber beſſer verſteht man wohl mit andern beym Scholiaſten Korallen. Denn 1) dieſe waren damals eine Koſtbarkeit, 2) ſteht dann ἀνθεμος und ἐερον in einer bildlichen und alſo weit dichteriſchern Bedeutung.

Epodos 4.

Auf nun! und gedenk auch des Zevs im Nemeiſchen Lied! Entlocke der Harfe die ſanftern Akkorde des preislichen Geſanges. Es heiſchet ja die Pflicht, vor allem hier auf dem Eilande Aigines, den König der Götter mit göttlicher Stimme zu preiſen. Denn er erzeugte den Aiakos, die heilige Sage ſprichts, in Aigines Umarmung.

Strophe 5.

Ihn, eures glorreichen Eilandes Staatenfürſten, und deinen wohlthätigen Gaſtfreund und Bruder, 27) o Herakles! Geneußt ſchon jeglicher Sterbliche der Hülfe des andern; o was muß der Nachbar dem Nachbarn nicht ſeyn, den er mit ſcharfgeſpanneter Geiſteskraft liebt! Er iſt die Freude ſeines Herzens, die jegliche andre aufwägt. Iſt ſie auch das Theil der Götter, ſo muß neben dir, o Gigantenbändiger! 28) Sogenes glückſelig bewohnen ſeiner Urväter

ſchätze

27) Juviter hatte mit der Aegina den Aeakus, und mit der Alkmene den Herkules gezeugt. Beyde waren alſo Brüder. Herkules blieb nach ſeinem Tode der Schutzheros von Theben, und Aeakus der Schutzheros von Aegina. — V. 125. leſ' ich mit Heyne ὑμᾶ (d. h. ὑμετέρᾳ) ſtatt ἡμᾶ.

28) Herkules iſt das. Dieſer hatte nahe bey dem Hauſe des Sogenes entweder zwey Tempel, von welchen der

eine

ſchätzereiche heilige Stätte; er, deſſen zärtlichliebendes Herz ſeinem Erzeuger mit frommer Ehrfurcht geweiht iſt.

Gegenſtrophe 5.

Denn, gleich den Mittelroßen des Viergeſpanns, grenzet ſeine Wohnung zur Rechten und Linken deinem Heiligthum. Drum auf! und flehe, o Seliger! für den Sogenes die Here und ihren Gatten, ſamt deſſen blauaugiger Tochter. 29) Ja du vermagſt oft ſelbſt

eine zur Rechten, und der andere zur Linken war; oder nur einen Tempel, deſſen geweihter Platz die Wohnung des Sogenes beynahe umgab. Pindar ſcheint alſo nicht nur dem Sogenes von der Nachbarſchaft und Freundſchaft des Herkules kunftig Heil und Glück zu verſprechen, ſondern er ſchreibt ihr auch gewiſſermaaßen den Sieg des Sogenes zu.

29) Juno, Jupiter und Minerva. Man erinnere ſich, daß der vergötterte Herkules nach ſeinem Tode eine Tochter des Jupiters und der Juno, die Hebe, zur Gemahlin bekam, und man wird dieſe Fürbitte des Herkules für den Sogenes deſto paßlicher finden. — γλαυκωπις, blauaugig hat wohl eigentlich in den älteſten Zeiten nicht die Schönheit, ſondern den kriegeriſchen Schreckenblick der Minerva bezeichnet, ſo daß es alſo mehr grünliche grimmige Augen bezeichnete. Dies ſcheinen auch die oculi caeſii Minervae des Cicero und andrer zu bedeuten. Hiermit ſtimmt auch ein Mythus der Lydier, Minerva ſey eine Tochter Neptuns und der Tritonis, und habe deshalb blaue Augen, ſo wie Neptun ſelbſt.

ſ. Pan-

ſelbſt die Sterblichen mit Kraft in unauswicklichen Gefahren zu rüſten. O möchteſt du dem 30) Erzeuger und dem Erzeugten ein unerſchütterlich ſeliges Leben verleihn, aus der Blüthe der Jugendſtärke und den Früchten des heitern Alters geflochten! Möchten doch ihre Kindeskinder

Epodos 5.

Sich ſtets dieſes Lohnes erfreun! ja eines erhabnern noch in den Tagen der Zukunft. — Nie wird mein Herz mich verklagen, daß ich den Neoptolem mit 31) verruchten Schmähungen gegeißelt. Doch dieſe Betheurung drey und viermal erneuern, verräth nur Armuth des Stoffes. So plaudert eitel die Amme den Kindern vor: 32) Korinthos iſt des Zevs Erzeugter!

Gurlitt.

ſ. Pauſan. 1, 14. gegen das Ende. Und Söhne des Neptuns nennte ja das Alterthum alle wilde und durch ihre körperliche Kraft, Tapferkeit und hochfahrenden Sinn trotzige, kriegeriſche Köpfe. . .

30) ὀφέων muß man entweder auf Sogenes und deſſen Vater, oder auf Sogenes und ſeine ganze Familie beziehen.

31) ἄτροπος heißt eigentlich, was keine Wendung hat; oder, was eine üble, verkehrte Wendung genommen hat. Alſo inconvenies, indecens; ſo erklärt es Schmid — ingleichen perverſus, pravus, *impius*, wie es Koppe überſetzt.

32) Der Urſprung dieſes Sprüchworts, ſo wie überhaupt der Urſprung Sprüchwörter aller Völker und Sprachen, iſt

iſt ſchwer zu beſtimmen. Vielleicht wußten ihn die Alten ſelbſt nur muthmaßlich. Der Scholiaſt hat ſchon zwey Muthmaſungen hierüber. Die erſtere verwirft Hr. Hofr. Heyne; die andre hält er für paſſender. Die Quinteſſenz derſelben iſt dieſe: Die Megarenſer waren von den Korinthiern ſehr deſpotiſch behandelt worden, und hatten alſo auf Unabhängigkeit von derſelben gedacht. Die Korinthier, welche davon benachrichtigt worden, hatten ſich durch Geſandte deßhalb bey den Megarenſern beklagt. Da ſie aber in ſehr ſtolzen und drohenden Ausſprüchen ſprachen, waren ſie von den Megarenſern geſteinigt worden. Drauf ſey es zu einem Treffen gekommen, in welchen die Korinthier gewichen; die Megarenſer hätten dann den fliehenden Korinthiern nachgerufen: παιε, παιε τον Διος Κορινθον, welches ſich auf die Drohworte der Geſandten bezogen: δικαιως τεναξεν ὁ Διος Κορινθος, ει μη ληθοιτο δικην παρ' ὑμων. Allein, meines Bedünkens, brauchte man ſich zur Erklärung unſrer Stelle mit der Erzählung dieſer Geſchichte nicht erſt zu bemühen. Denn ſie ſetzt voraus, daß Διος Κορινθος ſchon vorher ein Sprichwort in Korinth geweſen, welches ſich wahrſcheinlich auf den Reichthum und Pracht Korinths bezog, die man einer beſondern Fürſorge des Zeus ſchuldig zu ſeyn glaubte. (Es ſey nun, daß unter Κορινθος der Held dieſes Namens zu verſtehen ſey, welcher Korinth den Namen ertheilte, und der eigentlich ein Sohn des Marathons war, aber nach der gewöhnlichen Vorſtellung des Alterthums zur Bezeichnung ſeiner Erhabenheit für einen Sohn Jupiters ausgegeben ward; oder es ſey, daß die Stadt ſelbſt, als eine Nymphe betrachtet, darunter angedeutet werde; dann iſt zu Διος zu ſuppliren θυγατηρ.) Alles alſo in Korinth, Vornehme und Pöbel, und vielleicht auch Schriftſteller

und

und Dichter prahlten in dieſem Sprüchworte mit dieſer Fürſorge Jupiters und dem durch ſie gewirkten Wohlſtande Korinths. Daher ward es ein Bild der ſich wiederholenden ekelhaften Schwatzhaftigkeit. Aber die zweyte Bedeutung der ſtolzen hochherfahrenden Bedrohung und der darauf folgenden fliehenden Kleinmüthigkeit erhielt es vielleicht erſt durch jenen Vorfall zwiſchen den Megarenſern und Korinthiern. ſ. Erasm. Adag. Chil. 2. Centur. 1. Adag. 50.

II.

Beſchluß einer Reiſe von Rom nach Sicilien, Maltha und Neapel.

(Fortgeſetzt von S. 122. des letzten Monatsſtückes.)

Ich verließ Syrakuſa mit eben ſo ſchwerem Herzen als ich vor drey Wochen Palermo verlaſſen hatte, und begab mich in das Fahrzeug, welches ich zu meiner Ueberfahrt nach Maltha gemiethet hatte. Von der ſüſſen Erinnerung ſo vieler großmüthigen und wohlthätigen Menſchen und der merkwürdigen Gegenſtände, die ich auf dieſer glücklichen Inſel angetroffen hatte, begleitet, und von günſtigen Winden geführt, kam ich nach zwölf zurückgelegten Meilen nach Fontana bianca, und nach andern zwanzig Meilen nach Marcemene, wo ich anländete, einige Erfriſchungen zu mir zu nehmen.

Endlich erreichte ich nach vier andern Meilen die äuſſerſte Spitze der Inſel, Capo Paſſaro genannt, wo ich mich ſo lange aufhielt, bis ein erfriſchender Wind ſich erhob, der unſer Fahrzeug in wenigen Stunden in den Hafen von Maltha führte. Man kann ſich keinen ſchönern und reizendern Anblick denken, als dieſen. Der Hafen bildet einen weiten Bogen, der bald durch eingeſchnittene Buchten, bald durch hervorragende hohe Felſen, bald durch angenehme Beugungen, die überall mit Luſtſchlöſſern, Landhäuſern, Gärten und Spaziergängen ausgeſchmückt ſind, das Auge beluſtiget. Die Hauptſtadt Valletta liegt auf dem ſchönſten der Felſen, die ſich über den Hafen erheben. Hier ländete ich an, und quartirte mich in einen öffentlichen Gaſthof ein, wo ich um einen leidlichen Preis ſehr wohl bewirthet wurde. Die Empfehlungsſchreiben, womit ich verſehen war, verſchaften mir alle Gelegenheit, die natürliche und politiſche Beſchaffenheit der Inſel kennen zu lernen. Die ganze Inſel beſtehet in einem Felſen, deſſen Oberfläche kaum einige Zoll hoch mit Erde bedeckt iſt. Man kann ſich daher leicht einbilden, daß es daſelbſt an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen fehlen müſſe. Das Getreide, welches hier gebauet wird, iſt nicht für die Hälfte der Einwohner hinreichend; und obgleich die Baumfrüchte, beſonders die Pomeranzen, von überaus gutem Geſchmacke ſind, ſo kann man doch nicht ſagen, daß die Inſel reich daran ſey; denn ſie findet ſich genöthiget, eine große Men-

Hot-Spur.

Der König iſt ſehr gütig; und wir wiſſen wol, daß der König weiß, wenn es Zeit iſt zu verſprechen, und wenn, zu halten. Mein Vater, mein Oheim und ich ſelbſt ſezten ihm die Crone auf, die er trägt; und zu einer Zeit, da er nicht ſechs und zwanzig Mann ſtark war, da er verachtet, unglüklich und heruntergebracht, ein armer muthloſer Verbannter, in ſein Vaterland angekrochen kam; da hieß ihn mein Vater am Ufer willkommen, und da er ihn ſchwören und bey Gott betheuren hörte, er komme nur um Herzog von Lancaſter zu ſeyn, ſein Erbtheil in Beſiz zu nehmen, und ſeine Begnadigung zu ſuchen, ſchwor ihm mein Vater, aus Mitleiden und gutem Herzen, daß er ihm beyſtehen wolle, und that es auch. Wie nun die Lords und die Edeln des Reichs ſahen, daß er von Northumberland unterſtüzt war, kamen ſie, bald mehr bald weniger, ihm ihre Büklinge und Kniebeugungen zu machen, giengen ihm aus Städten, Flecken und Dörfern entgegen, warteten an allen Zäunen und Heken auf ihn, ſtunden in Hohlwegen, legten Geſchenke vor ihm aus, ſchwuren ihm Eide, und gaben ihm ihre Erben, die, in goldnen Schaaren, wie Edelknaben an ſeinen Ferſen hinterher zogen. Nunmehr, da er ſeine Gröſſe ſah, ſtieg er mir ein wenig höher als das Gelübde das er anfangs, da ſein Blut noch demüthig floß, auf dem nakten Ufer von Ravenſpurg gethan hatte; nun fängt er an von Verbeſſerungen gewiſſer Staats-Gebrechen, von Aufhebung gewiſſer Edicte zu reden, die, wie er ſagt, dem gemeinen Weſen ſehr beſchwerlich wären,

ge ſowohl dieſer als anderer Lebensbedürfniſſe aus Sicilien herbeyzuſchaffen, woher auch ſelbſt die Erde gebracht wird, den hier und da allzukahlen Felſen zu bedecken.

Die Luft iſt auf dieſer Inſel heiter und geſund; doch wird ſie in den heißeſten Tagen des Sommers wegen des faſt glühenden Felſen ſchwühl und beängſtigend, beſonders auf den Straßen der Städte; wozu in der Hauptſtadt Valletta noch dieſe Unbequemlichkeit kommt, daß man daſelbſt auf- und abſteigt. In dieſer Stadt ſind die Straßen breit, und ſtoßen auf ungemein weite Marktplätze; und der Bau der Häuſer iſt ſchön. Sie beſtehen aus einem weiſſen Stein, und ſind mit zierlichen Terraſſen bedeckt, welche grün eingefaßt ſind, und deshalben einen angenehmen Contraſt mit der weiſſen Farbe der Gebäude verurſachen. Die Feſtungswerke machen die Stadt nicht nur auf allen ihren Seiten unüberwindlich, ſondern vermehren auch durch ihre Regelmäßigkeit und zierliche Bearbeitung die Schönheit derſelben. Unter den öffentlichen Gebäuden verdient die Hauptkirche des Johanniter-Ordens, die dem Heiligen Johannes geweyhet iſt, die meiſte Aufmerkſamkeit. Ihre Architektur iſt zwar nicht ohne Tadel, doch empfiehlt ſie ſich durch Majeſtät und Pracht, und durch die Gemählde des berühmten Kalabreſiſchen Ritters, Mathias Preti. An der gewölbten Decke der Kirche ſcheint er ſeine Kunſt erſchöpft zu haben. Seine Gemählde ſind reich an Er-

findung und an Lebhaftigkeit des Kolorits. Die Figuren ſcheinen hervorzuragen. Es fehlt ihnen aber an edler Phyſionomie und an richtiger Zeichnung, und die Tinten ſind allzu ſchwarz. Er erhielt eine reiche Commenthurey zur Belohnung. In einer Kapelle iſt die Enthauptung Johannes des Täufers, ein Werk des finſtern und kühnen Pinſels des Caravaggio, der bey dieſem tragiſchen Subjekt Wunder gethan hat. Der Fußboden der Kirche hat an Koſtbarkeit der Steine, womit er gepflaſtert iſt, und an Schönheit der Muſaiſchen Arbeit, nirgends ſeines gleichen. Die eingelegten Figuren ſtellen die Wappen der zu Maltha verſtorbenen Ritter vor. Der Schatz von goldenem und ſilbernem Geräthe dieſer Kirche, wovon ſehr viele Stücke mit Edelgeſteinen beſetzt ſind, iſt von großem Werthe. Das Kranken-Hoſpital iſt ſo reich, ſo wohlgeordnet, und ſo reinlich, als man es zum Beſten der Menſchheit nur wünſchen kann. Alle Gefäße, worin den Kranken Speiſe und Trank gereicht wird, ſind von maſſivem Silber, und die Ritter ſelbſt ſtehen nicht nur der Verpflegung derſelben vor, ſondern laſſen ſich auch zum Theil ſelbſt, aus beſonderem Vertrauen auf die Heiligkeit dieſer Stiftung, in demſelben heilen, wenn ſie krank ſind. Ein jeder Katholik wird in dieſem Hoſpital aufgenommen; wer aber anderer Religion iſt, wird auf Koſten des Ordens in einem andern Hauſe geheilt.

Vor kurzem fehlte es noch in Maltha an einer öffentlichen Bibliothek. Ein Ordensritter, der nicht ſelbſt mit Büchern verſehen war, hatte keine Gelegenheit, durch nützliche und angenehme Lektüre ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Hieraus folgte, daß die meiſten ihre Zeit in Müßiggang, Beſuchen und Spielen hinbrachten. Der Ritter Vicentini war der Erſte, welcher dem Großmeiſter Pinto den Vorſchlag that, eine öffentliche Bibliothek zu errichten. Es wurde feſtgeſetzt, daß die Bücher eines jeden ſterbenden Ritters ihr heimfallen ſollten. Der erſte Grund dazu war die ſchöne Sammlung des Großpriors von Tencin, wozu nach und nach, theils durch den beſagten Weg der Erbſchaft, theils durch Kauf, und theils durch die Freygebigkeit des Königs von Frankreich, der von allen Werken, die in den Königlichen Druckereyen aufgelegt werden, Exemplare dahinſchickt, ſo viele hinzugekommen ſind, daß die Bibliothek jezt über zwanzigtauſend Bände enthält. Mit vielem Vergnügen ſiehet man jetzt die jungen Ritter in den verſchiedenen Zimmern der Bibliothek bey Büchern ſitzen, und es wird nicht lange währen, ſo wird ſich auch der Maltheſer-Orden ſeiner Xenophonten und Cäſarn rühmen können. Der Komthur Vallabre, deſſen Aufſicht und Sorgfalt die Bibliothek ihre Ordnung und Wachsthum zu verdanken hat, hat auch daſelbſt einen guten Grund zu einer Sammlung von Naturalien, Antiquitäten und mathematiſchen Inſtrumenten gelegt.

Der Ritter d'Argens, Bruder des berühmten Gelehrten dieſes Namens, hatte die Güte, mir das Zeughaus, worüber er als großer Kenner der Balliſtik, die Aufſicht hat, zu öfnen. Die unzähliche Menge allerley Waffen und mörderiſcher Werkzeuge, welche die Menſchen, unter dem Vorwande ſich wider feindliche Anfälle zu vertheidigen, erfunden haben, ſetzte mich in Erſtaunen. Sie ſind, jede nach ihrer Art, in viele groſe Säle vertheilt, und glänzen wie Spiegel. Der gelehrte Ritter Compagnoni führte mich zum Grafen von Ciantar, Verfaſſer verſchiedener gelehrten Werke, worunter jenes von der Anländung des Heiligen Paulus zu Maltha (Sulla diſceſa di S. Paolo in Malta) das merkwürdigſte iſt. Er hatte des Grafen Abela Malta illuſtrata verbeſſert und vermehrt; da er aber das Manuſcript nach Venedig zum Druck ſchickte, gieng es unterwegs verlohren. Ich fand ihn daher beſchäftiget, es wieder herzuſtellen. Weil er ſeitdem blind geworden iſt, ſo diktirt er es einem Kopiſten in die Feder, und beweiſet hierdurch die ungewöhnliche Stärke ſeines Gedächtniſſes. Ein anderer dienſtfertiger Ritter Namens Zacco begleitete mich zu dem gelehrten Advocaten Barbaro, ſeine Sammlung geſchnittener Steine zu ſehen. Sie enthält unter andern ſeltnen Stücken einen Cameo von Bergkriſtall von der Breite zweyer Zolle, worauf Caſtor und Pollux abgebildet ſind. In dem nämlichen Muſäo iſt auch eine Sammlung ſchöner Gemählde des Kalabreſiſchen Ritters Matthias Preti.

Ich

Ich machte meine Aufwartung bey dem Großmeiſter Pinto. Er iſt nun todt, nachdem er ſein langes Leben durch, vieler vornehmer Ritter Hofnung, ſeine erhabne Stelle einzunehmen, vereitelt hatte. Noch kein Großmeiſter des Ordens hat ſo lange regiert als er. Auch in ſeinem höchſten Alter, welches er über neunzig Jahr gebracht hat, belebte ihn das Feuer eines muntern ſtarken Mannes, und machte ihn aller Regierungsgeſchäfte fähig. Das Reſidenzſchloß des Großmeiſters iſt von ſo edler als einfacher Baukunſt, und die ganze Einrichtung deſſelben iſt zwar durchaus fürſtlich, doch hat ſie mehr die Bequemlichkeit, als die Pracht zur Abſicht. Der Großmeiſter war überaus freundlich gegen mich, unterhielt ſich lange Zeit mit mir über Portugall, ſein Vaterland, und befahl dem Ritter Gaetani, der mein Begleiter war, mir die Feſtungswerke der Stadt, und ſeine ländlichen Luſtſchlöſſer Boſchetto und S. Antonio zu zeigen. Wir reiſeten durch ſteinigte und ſehr beſchwerliche Wege. Nicht weit von der Stadt bewunderte ich die auf unzählichen Bogen ruhende Waſſerleitung, welche durch eine Strecke von acht welſchen Meilen das Waſſer in die Stadt führt; und nach einem Wege von ſechs Meilen kamen wir nach Citta vecchia (die alte Stadt Melite) die ſich durch ihre ſchöne Dohmkirche vornehmlich auszeichnet. Sie liegt ungefähr in dem Mittelpunkte der Inſel, und iſt ſtark befeſtiget. Nahe dabey ſind Catacumben, die ſich auf funfzehn Meilen unter

ter der Erde verbreiten ſollen. Niemand wagt ſich weit hinein, weil man ſich wegen der vielen ineinander laufenden Gänge leicht darin verliert. Unweit von der Stadt beſuchten wir auch die berühmte Grotte des Heiligen Paulus, über welche eine Kapelle gebauet iſt, mit einer ſchönen marmornen Statue des beſagten Heiligen, die ein Werk eines Malteſiſchen Schülers des Bernino ſeyn ſoll. Auf der Seite der Kapelle iſt noch eine weitere Grotte mit einer Bildſäule des nämlichen Heiligen, die der vorigen an Kunſt nicht beykommt. Hier ſoll das Haus geweſen ſeyn, wo Paulus nach erlittenem Schiffbruch aufgenommen, und von einer Schlange, die ſich um ſeine Hand gewunden hatte, befreyet wurde, ohne von ihr beſchädiget zu werden.

Indeß wir unſern Weg nach Boſchetto fortſetzten, ſahen wir verſchiedene Kirchen in den Dörfern, welche insgeſamt ungemein ſchön waren, beſonders die des ſchön gebaueten Kloſters S. Domenico. Ich bildete mir ein, ein prächtiges, und ſchön meublirtes Luſtſchloß zu Boſchetto zu finden. Allein es iſt zwar ein großer Pallaſt, aber ohne Pracht und Schönheit, wie die Gärten, die dabey ſind, worunter ein Park zu Bequemlichkeit der Jagd iſt. Weil der Großmeiſter ſich ſelten oder gar nicht hier aufhält, ſo ſind auch die Meublen altmodiſch. Nicht viel beſſer und bequemer iſt das andere Fürſtliche Luſtſchloß S. Antonio. Dieſes unterſcheidet ſich vornehmlich durch ſeine fruchtbaren Oran-

gen-

gen Mädchen, davon wir eine Menge zwiſchen Boſchetto und S. Antonio antrafen. Bey unſerer Rückkehr nach Valletta beſuchten wir verſchiedene angenehme Gärten und Luſthäuſer anſehnlicher Privatperſonen.

Die eigene Sprache der Maltheſer iſt ein Gemiſche der Saraceniſchen und alten Afrikaniſchen, oder vielmehr Puniſchen Sprache, wie es der Herr Canonicus Agius in ſeinem Trattato della lingua punica, ſo viel möglich, bewieſen hat, ein Mann der auch durch andere gelehrte Schriften, beſonders durch ſeinen Diſcorſo apologetico intorno il naufragio di S. Paolo, ſeiner Nation Ehre macht. Doch wird in den Städten, beſonders zu Valletta, in einem ſehr angenehmen und römiſchen Dialekt italieniſch geſprochen. Die Maltheſer ſind von ſanftem Naturell, freundlich, und von gefälligen Sitten, beſonders das ſchöne Geſchlecht, deſſen natürliche Reitze hierdurch gefährlicher als anderswo ſind. Ich weiß nicht, ob man dieſes dem ſanften Klima, oder der allzugroſſen Freyheit zuſchreiben müſſe. So viel aber iſt gewiß, daß es ein Wunder iſt, wenn hier der männlichſte Herkules, geſchweige denn ein junger Ritter, den Reitzen der ſchönen Omphale ſtandhaft widerſtehet. Daher haben einige dafür gehalten, dies ſey die bezauberte Inſel der Calypſo. Ich muß dieſes den Ordensrittern zum Ruhm nachſagen, daß ſie ſich gegen die Fremden überaus höflich, gaſtfrey und dienſtfertig bezeigen.

So

Sobald man ihre Bekanntschaft einigermaßen erlangt hat, so thun sie alles, was den dasigen Aufenthalt angenehm machen kann. Auf ihren Tafeln herrscht Ueberfluß und feiner Geschmack, und in ihren Wohnungen Zierlichkeit und Ordnung. Es residiren ihrer zwey tausend auf der Insel. Daß sie in sieben Nationen eingetheilt sind, und ihren Großmeister selbst wählen, ist eben so bekannt, als daß dieser ein souveräner Herr der Insel ist.

Ich nahm meinen Rückweg gegen Capo Passero, wo ich hergekommen war, segelte Syrakusa, Augusta, Catania vorbey, und kam glücklich in den sichelförmigen Hafen vor Messina, welcher der sicherste und prächtigste ist, den man sich denken kann. Die Gebäude, die ihn umzingeln,*) gleichen einem einzigen weit ausgebreiteten prächtigen Pallast, vor welchem sich zwey große Bildsäulen erheben, deren eine den jezt in Spanien regierenden König vorstellt, und die andere den Neptun, wie er Scylla und Charybdis mit Ketten gefeßelt hält. Man muß sie beyde von der Ferne betrachten, ihren Werth einzusehen. Diesem schönen Anblick entspricht weder die Wohlfahrt noch die Bevölkerung der Stadt. Doch sind die Einwohner eben so sehr zur Gastfreyheit geneigt, als die übrigen Sicilianer. Nur darf der Fremde, der sich hier beliebt machen will, die Aechtheit eines Briefes der Jungfrau Maria an den heiligen Paulus, welchen sie zu

besitze

*) sind durch das Erdbeben verwüstet worden.

Besitzen vorgeben, nicht in Zweifel ziehen. Nachdem ich mich hier einen halben Tag aufgehalten, setzte ich meine Schiffahrt fort, ohne mich vor den alten Ungeheuern Scylla und Charybdis, oder vor dem gefährlichen Gesang der Sirenen im geringsten zu fürchten. Hingegen fuhr mir ein kalter Schrecken durch alle Glieder, da wir unweit der Insel Lipari, die uns mit einem Vulkanischen Getöse begrüßte, ein Afrikanisches Raubschiff wahrnahmen, welches seinen Lauf gegen uns zu richten schien. Aus Mangel des Windes halfen uns unsere Seegel nichts. Wir ruderten aber mit solcher Gewalt, und in kurzem begünstigte uns auch der Wind dermaßen, daß wir es endlich aus dem Gesichte verlohren. Wir ließen die durch den wollüstigen Aufenthalt des Kayſers Tiberius berüchtigte Insel Capri, zur Linken liegen, und weideten unsere Augen an dem fruchtbaren Gestade von Sorento, dem Vaterlande des Torquato Tasso, bis die Dunkelheit der Nacht uns nöthigte, zwischen den Klippen des auf einem Berg gelegenen Städtchens Massa zu ankern. Ich ließ mich ans Land bringen, und übernachtete in dem gesagten unwirthsamen Orte. Bey anbrechendem Tage lichteten wir den Anker, und segelten so nahe am Ufer, als es sich thun ließ, in den weiten und angenehmen Meerbusen von Neapel, wo wir den rauchenden Vesuv, und das so schön gelegene, als berühmte Portici vorbeyfuhren. Endlich da die aufgehende Sonne die Spitzen der Berge,

und

und die Thürme der Hauptſtadt mit ihren Strahlen vergoldete, ländeten wir daſelbſt an, nachdem wir einen Weg von ungefähr fünfhundert ital. Meilen zurückgelegt hatten.

Ich befand mich nun unter jenem ſanften Himmel, wo ein ewiger Frühling herrſcht, in jenem groſſen Sammelplatze, nicht von 500 bis 600 Tauſend, wie Groſley vorgiebt, ſondern von ungefähr 340 tauſend Seelen. Da ich den Fuß hineinſetzte, erſtummte ich vor Verwunderung über das Gewirre von Menſchen, die mir ſowohl wegen ihrer Geberden, als Sitten ein ganz verſchiedenes Geſchlecht zu ſeyn ſchienen, welches nur darum Zunge und Rachen zu haben glaubt, damit es ſchreye, nur darum bewegliche Glieder, damit es ſich wie unſinnig geberde. Die Schwatzhaftigkeit dieſes Volks, das den Mund nicht öfnet, ohne ſeines gleichen zu ſchimpfen oder zu ſpotten, und ſeine abſcheuliche Mundart ſind einem Fremden ganz unerträglich. Es ſchien mir, die Niederträchtigkeit ſelbſt auf den Straſſen herumwandeln zu ſehen. Hier ſah ich ſie nackend bis auf die Beinkleider, dort bis aufs Hemde, und oft ganz entblößt, wie unter den Patagonen, und was noch ärger iſt, ſo unverſchämt und trutzig, daß ſie, ſo verächtlich ſie ſelbſt ausſahen, andere ſtolz und ſpöttiſch mishandelten. Ich ſpreche vornehmlich von den berüchtigten Lazzaroni. Dieſem Volke dienen die offenen Hallen des Nachts zur

ſchreyt über Mißbräuche, und ſcheint über die Bedrükung ſeines Vaterlands zu weinen; und durch dieſen Schein, durch dieſe Mine von Gerechtigkeit gewinnt er alle Herzen, die er dadurch zu angeln ſucht: Geht dann weiter, ſchlägt mir allen Günſtlingen, die der abweſende König zur Regierung des Reichs hinterlaſſen hatte, die Köpfe ab. --

Blunt.

Ich kam nicht, ſolche Dinge anzuhören.

Hot-Spur.

Alſo zur Hauptſache; kurz hernach, ſezte er den König ab, beraubte ihn bald darauf ſo gar des Lebens, und bemächtigte ſich ſo des ganzen Staats. Um dieſes Betragen noch ſchlimmer zu machen, lidt' er, daß ſein Vetter, der Graf von March, (der wenn jeder erhält was ihm gehört, in der That ſein König iſt) in Wales, eingebannert würde, und ließ ihn dort ohne Ranzion im Kerker ligen; warf mitten in meinen glüklichen Siegen, einen unverdienten Groll auf mich, ſuchte mich durch Kunſtgriffe in Fallen zu loken, ſtrich meinen Oheim aus der Zahl der Staatsräthe aus, jagte in einem Anfloß von Wuth meinen Vater vom Hofe, brach Eid auf Eid, häufte Beleidigungen auf Beleidigungen, und trieb uns endlich in dieſer Vereinigung unſre Sicherheit zu ſuchen, und zugleich ſein Recht zur Crone zu prüfen, welches wir nicht gültig genug finden, um lange zu dauern.

Blunt.

Iſt das die Antwort, die ich dem Könige zurükbringen ſoll?

Hot-Spur.

Bedeckung, und die eckelhafteſten Ueberbleibſel der Tiſche, oder in dem Staube der Marktplätze liegenden Obſtſchalen zur Speiſe. Die wohlhabendſten unter ihnen ſind die Beutelſchneider, welche Kunſt nirgends ſo fein ausgeübt wird, als hier. Auch ich habe der Induſtrie dieſes diebiſchen Geſindels dreymal gezollt, nachdem ich wohl in hundert andern Städten frey durchgekommen war. Einmal geſchah es aus Andacht bey dem Mirakel des H. Januarius. Ich muß jedoch geſtehen, daß es viele unter dieſem elenden Theil des Pöbels giebt, die ſich als Laſtträger ehrlich ernähren, und daß wichtige Diebſtähle, die von den übrigen begangen werden, etwas ſeltenes, Todtſchläge oder Gewaltthätigkeiten aber unter ihnen etwas unerhörtes ſind. Man hat es der wachſamen und klugen Polizey zu Neapel zu verdanken, daß keine Maſaniellen mehr ſich empören können, und daß ſogar der Geiſt der Empörung faſt ganz erloſchen iſt. Der Lazzarone ſchreyt, drohet, läſtert, treibt Bubenſtücke, und ſtiehlt, zittert aber beym Anblick eines Schießgewehrs, oder einer Hellebarde. Eine Menge von vierzigtauſend Menſchen, die von ihrer Geburt an kein Gefühl von Wohlſtand und Bequemlichkeit haben, umzubilden, iſt ein ſchweres Unternehmen, und das Uebel mit Gewalt ausrotten zu wollen, könnte gefährliche Folgen haben. Ein Neapolitaner nimmt ſich vor ihren Diebereyen in acht, und ihre Ungeſchliffenheit fällt den Eingebohrnen, die derſelben gewohnt ſind,

nicht ſchwer auf. Man darf in den vornehmſten Häuſern zu Neapel, geſchweige denn in denen der gemeinen Bürgerſchaft, keinen hohen Grad von feinen Sitten ſuchen. Dieſes ungeſchliffene Volk wohnt in der angenehmſten und ſchönſten Gegend des Erdbodens. Die Ausſicht, die Lage, Himmel, Luft und Erde ſind von unbeſchreiblicher Annehmlichkeit. Dieſer Vorzug erſetzt tauſendfältig den Mangel an Symmetrie und Geſchmack der hieſigen Bauart. Selbſt in den vielen Gebäuden, welche Fontana, S. Felice und Vaccari hier errichtet haben, liegt offenbar am Tage, daß ſie in den Verzierungen derſelben dem ſchlechten Geſchmack der Beſitzer folgen mußten; und es iſt allerdings wahr, was das Sprichwort ſagt, Rom gereiche der Architectur zur Ehre, Neapel zur Schande. Doch muß man dieſes auch hinzuſetzen, das Neapel demungeachtet ein nie erſättigendes Paradies, Rom aber ein verdrießlicher Aufenthalt iſt.

Wolluſt ſcheint ihren Sitz zu Neapel erwählt zu haben. Alle menſchliche Sinnen werden hier von ihr bezaubert, das Gefühl durch das ſanfte Klima, und durch die mit Feuer- und Schwefel-Theilchen geſchwängerte Luft, die man daſelbſt äthmet; der Geruch durch die ſüßen und balſamiſchen Düfte des Pflanzenreiches bey dem immerwährenden Frühling; der Geſchmack durch die köſtlichen Weine, durch die edelſten Baumfrüchte, durch die gewürzreichen Speiſen,

ſen, durch den häufigen Genuſs von Erfriſchungen, Zuckerwerk und Chokolade; das Auge durch die angenehmſten Ausſichten von aller Art, und durch die ganz beſondern Reitze des ſchönen Geſchlechts, welches ſich hier mehr als irgendwo in Italien durch Schönheit und Lebhaftigkeit auszeichnet; das Gehör durch die Tonkunſt, die hier in vorzüglicher Vollkommenheit blühet. Hier ſind mehrere Pflanzſchulen, Conſervatorj genannt, in deren jeder über hundert Knaben und Mädchen, vom achten bis zehnten Jahre ihres Alters an, unentgeldlich in der Muſik unterwieſen werden, und zwar dergeſtalt, daſs diejenigen, von welchen man ſich keine vorzügliche Geſchicklichkeit verſprechen kann, ausgemuſtert werden, andern von beſſerem Talente Platz zu machen. Wo ſich hier die Muſik in ihrer gröſsten Schönheit zeigt, das ſind die Opern. Da ich zum erſtenmal ins Theater S. Carlo trat, kam ich vor Verwunderung ganz auſſer mir. Die vielen Reihen ſchön bemalter und vergoldeter Logen, die das Parterre ſo hoch, als das Auge reichte, umringten, und von innen und auſſen mit hell beleuchteten Kriſtallen ganz bedeckt waren; die vielen Kronleuchter, welche den weiten Raum mehr als das lebhafteſte Sonnenlicht, aufklärten; der von Juwelen und Gold funkelnde Schmuck ſchöner Damen, deren Reitze ſich hier in vollem Lichte zeigten; die himmliſche Melodie der Stimmen, die von der Bühne erſchollen, die harmonirenden Töne der muſikali-

ſchen Inſtrumente, und die prächtigen Dekorationen berauſchten alle meine Sinne mit Wolluſt und Vergnügen. Hier wurde ich ganz von der Wahrheit deſſen, was J. J. Rouſſeau einem jungen Tonkünſtler anrieth, überzeugt: Cours, ſagte er ihm, vole a Naples, ecoute les chefs-d'oeuvre de Leo, de Durante, de Iomelli, et de Pergolese. Man mag mir einwenden, was Eigenliebe und Neid anderer Nationen nur immer erſinnen kann, ſo bleibe ich bey meiner Meynung, daß die Göttin der Muſik in keiner Sprache ihre Zauberkraft ſo vollkommen zeigen kann, als in der Italieniſchen.

Im Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte bemerkt man hier ein freyes unbefangenes Weſen, und mehr Lebhaftigkeit in Affecten und Gebehrden, als Witz und Ordnung in Gedanken: ob es gleich vielen, die ſich im Leſen guter Bücher üben, nicht an Beredſamkeit fehlt. Von Einigen habe ich Liebesbriefe geleſen, nicht ohne erhabene und ſchöne Gedanken, doch allzuweitläuftig. Ich habe ſogar Liebeserklärungen von Damen in Verſen geleſen, woran nichts auszuſetzen war, als die Unbeſcheidenheit, eine Leidenſchaft, die ein Frauenzimmer verbergen muß, allzu feurig zu ſchildern. Die weibliche Muſe, die nicht bey jedem Schritte von Ehre und Wohlſtand begleitet iſt, erweckt Ekel, ſo angenehm auch ihr Geſang klingen mag. Eines Tages befand ich mich in der Geſellſchaft einiger Engländer und

Ruſſen,

Ruſſen, wovon einer behauptete, die Neapolitanerinnen wären die geſchickteſten Coquetten in ganz Italien. Aus Mangel der Erfahrung konnte ich nicht darauf antworten, und die übrigen ſchienen es zu bejahen; doch, däuchte mich, ſie ſchämten ſich zu geſtehen, daß ſie ein Opfer ihrer Einfalt geweſen waren.

Auſſer der Opera giebt es zu Neapel noch andere ſehenswürdige Schauſpiele. Ich will nur Eines gedenken, welches ich in der ſogenannten Vicaria, oder auf dem Rathhauſe, aufführen ſah. Hier werden alle Zänkereyen eines von Natur unruhigen Volks geſchlichtet. An einem Morgen drängte ich mich durch eine unzählige Menge Volks hinein, und es däuchte mich, auf einmal auf ein rauſchendes Meer gerathen zu ſeyn, das von Sturmwinden in Bewegung geſetzt wäre. Große Stuben, und noch größere Säle wimmelten von allerley Menſchen, meiſtens aus dem niedrigſten Pöbel, die theils miteinander zankten, theils fluchten, oder jämmerlich klagten, oder auf eine andere Art tobten. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, da ich zwey zerlumpte Lazzaroni mit den ſeltſamſten Affengebehrden vor einem Richter ſich krümmen ſah, indeß dieſer mit einer andern Art von grotteſker Stellung ſich Reſpekt zu verſchaffen ſuchte. Dieſes iſt der Schauplatz, wo gegen zwanzig Tauſend Advocaten alle mögliche Spitzfindigkeiten zum Schaden ihrer Mitbürger zu Markte bringen. Die Handgriffe ihrer Kunſt

sind so fein, daß sie auch dem scharfsichtigsten Auge eines Richters entgehen. Sie wissen die streitenden Partheyen so sehr auszusaugen, daß es viel besser ist, den Proceß bald zu verlieren, als spät zu gewinnen. Ich hörte Einige den Tag und die Stunde verfluchen, da sie von ihren Sachwaltern verleitet wurden, sich in einen Proceß einzulassen. Unter dem Hause von Anjou waren in beyden Königreichen nicht so viele Richter, als jetzt in der einzigen Stadt Neapel sind. Man kann dieses als eine sichere Wahrheit annehmen: je mehr Richter in einem Lande sind, desto größer ist die Menge der Processe.

Hingegen gereicht dieser Stadt die große Anzahl der Gelehrten, die sie enthält, zu wahrer Ehre. Sie vermehren sich nach dem Maaße, als die Entdeckungen der Alterthümer und die merkwürdigen Erscheinungen in der Natur zunehmen. Der Vesuv ist der vornehmste Gegenstand ihrer Untersuchungen. Wenn er tobet, und das Volk voll andächtiger Raserey in Processionen herumschwärmt, beobachten sie still und einsam die schrecklichen Ereignisse der Natur. Unter diesen zeichnen sich der berühmte Pater della Torre *) und der Herr Professor de Bottis vor vielen andern aus. Der Erste ist in seinen Untersuchungen viel glücklicher gewesen, als Plinius. Er hat den Vulkan sehr oft, und mit großen Gefahren in seiner Werkstätte belauscht,

und

*) Er ist vor einem Jahre gestorben.

und die Natur deſſelben beſſer als je ein anderer eins geſehen und beſchrieben. Der Zweyte iſt ihm auf ſeinen Fußtapfen nachgefolgt, und hat ſich hauptſächlich durch ſeine Unterſuchungen vulkaniſcher Auswürfe, wovon er die reichſte Sammlung beſitzt, ausgezeichnet. Er beſchenkte mich mit ſeinem Ragionamenti ſtorici ſopra gl'incendi del Veſuvio, die ſich in den Jahren 1760 und 1765 ereignet haben. Eben ſo vielen Dank bin ich den gelehrten Herrn Marquis von Salſa und von Letzzia ſchuldig, welche mir den Gebrauch ihrer zahlreichen Bibliotheken vergönnten. Was ich aber unter die glücklichſten Schickſale meines Lebens rechne, iſt die Bekanntſchaft, die ich mit dem nunmehr verſtorbenen großen Philoſophen, dem Fürſten von S. Severo, machte. Ganz Europa kennt ihn. Seine Gefälligkeit gegen mich kann ich nicht genug rühmen. Das erſte Merkmal ſeiner Gunſt war dieſes, daß er mich mit einigen ſeiner geſchriebenen Werke beſchenkte. Hierauf ließ er mich nach meinem Gefallen alle Zimmer ſeines Pallaſtes ſehen, welcher ein Inbegrif der ſeltenſten Werke der Natur und Kunſt iſt. Durch ſeine Unterſuchungen wurde er endlich mit der Natur ſo bekannt, daß ſie ihm gehorchte. Ich würde mich in ein allzu weites Feld einlaſſen, wenn ich beſchreiben wollte, in welche wunderbare Formen er Steine, Kräuter, Waſſer, Wachs, und andere Produkte der Natur umzubilden wußte. Er war der feinſte Kenner der Schönheit, und alles deſſen, was den Werth und

Schmuck eines Gegenſtandes erhöhen kann; zeichnete und mahlte ſelbſt vortreflich. Ueberzeugende Beweiſe hiervon legen die Meublen, Gemählde, Statuen ſeines Pallaſtes, und der Kapelle deſſelben an den Tag. Sein philoſophiſcher Kopf, der ſo fruchtbar an Erfindungen war, würde einen viel größern Einfluß in das allgemeine Wohl des Reiches gehabt haben, wenn man ſich ſeiner Einſichten hätte bedienen wollen. Man fürchtete aber, einem Manne, der alles umzuſchaffen wußte, und ſehr unternehmend war, einigen Antheil am Staatsruder zu vergönnen. Jetzt bedauert man ſeinen Verluſt; welches das gemeine Schickſal großer Männer iſt. Seine im Druck erſchienene Werke ſind:

Lettere all' Abate Nollet.

Diſſertazione sopra un' antica lucerna.

Breve nota, oſſia Deſcrizione delle raritá delle caſa ſua.

Pratica piu agevole e piu utile di exercizi militari per l'infanteria in Napoli 1747 per Giov. di Simone, e in Roma 1760 per Pierpaolo Barbiellini.

Lettera apologetica dell' Eſercitato accademico della Crusca, contenente la difeſa del libro intitolato: Lettere d'una Peruana, per rispetto alla ſuppoſizione de Quipu, ſcritta alla ducheſſa di S **. e dalla medeſima fatta publicare in Napoli 1750.

Sup-

Supplica di Raimondo di Sangro principe di Sansevero, umiliata alla ſantità di Benedetto XIV. in difeſa e rischiaramento della ſua lettera apologetica ſul propoſito de' Quipu de' peruani, in Napoli per Salzano e Caſtaldo 1753.

Lettres ecrites par M. le prince de S. Severe de Naples à Mr. l'Abbé Nollet à Paris, contenant la Relation d'une decouverte qu'il a faite par le moyen de quelques experiences chimiques, à Naples 1753. chez Raimondi.

Diſſertation ſur une Lampe antique trouvée à Munich, en 1753, ecrite par M. le Prince de S. Severe à Naples 1756. chez Morelli.

Ich könnte, nach dem Beyſpiel anderer Reiſebeſchreiber, viel artiges und intereſſantes von dem Neapolitaniſchen Hof erzählen, wenn ich dem Geſchwätze derer, die ſich zwar einbilden, den Grund aller Dinge einzuſehen, und doch kaum die äuſsere Schaale derſelben zu betrachten Gelegenheit haben, Glauben beymeſſen wollte. Nur denen, welche die Hand im Spiele haben, und ihren Vertrauetn, iſt der Gang und die Triebfeder der politiſchen Angelegenheiten und Intriguen der Höfe bekannt. Ich hatte das Glück, bey der Königinn vorgelaſſen zu werden, um ihr ein kleines Geſchichtbuch, welches ich ihr gewidmet, und ans Licht geſtellt hatte, zu präſentiren. Nachdem ich durch viele Wachen und prächtig tapezierte Zimmer gegangen

war, kam ich in einen groſsen Saal voll groſser Herrn, die von Gold und ſcheinbarer Wichtigkeit ſtarrten, und, wie mir ein guter Freund ins Ohr ſagte, von den hier ehedem angeländeten Reiſegefährten des Aeneas in gerader Linie abſtammten. In der gewöhnlichen Demuth meines Herzens, und gebückt vor dem Glanz ſo groſſer Lichter ſetzte ich meinen Weg fort, und kam in einen Saal, wo die Tafel vor den König und die Königin gedeckt war. Endlich erſchienen ſie beyde, und zu meinem gröſsten Vergnügen ſah ich, daſs die Herren, die ſich in dem vorigen Saal ſo ſehr brüſteten, hier eine kleine Figur ſpielten. Sie ſtanden um die Tafel, und der König ſcherzte mit ihnen in einem Tone, der keine ſonderbare Achtung gegen ſie anzeigte. Die Königin iſt die liebenswürdigſte Dame beyder Königreiche. So bewies ſie ſich auch gegen mich, da ich ihr nach der Tafel in ihren Zimmern mein Buch präſentirte. Die Grazien ſelbſt würden ihr Wohlgefallen nicht mit gröſserer Anmuth bezeugt haben, als ſie that. Was den König anbelangt, ſo getraue ich mir nicht, die Lobeserhebungen des Lalande von ihm zu wiederhohlen. Hätte er ſie in ſeiner Gegenwart gethan, ſo würde er vielleicht das Schickſal des Ariſtobulus, Geſchichtſchreibers und Gefehrten Alexanders, gehabt haben. Daſs die Jagd und das Exerciren der Soldaten ſeine Hauptleidenſchaften ſind, weiſs jedermann. Er kann ſich einiger Werke der Kunſt rühmen, dergleichen kein

Mon-

Hot-Spur.

Nein, Sir Walter; wir wollen uns eine Weile zurükziehen. Geht zum König zurük, und würket eine zulängliche Verſicherung von ihm aus, die uns zur Wiederkehr Muth machen könnte; und morgen früh ſoll ihm mein Oheim unſre Geſinnungen überbringen: und hiemit lebet wohl!

Blunt.

Ich wünſchte, ihr wolltet Gnade und Freundſchaft annehmen.

Hot-Spur.

Es kan geſchehen, wenn wir können.

Blunt.

Der Himmel geb' es!

(Sie gehen ab.)

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in den Palaſt des Erzbiſchoffs von York.)

Der Erzbiſchoff und Sir Michell treten auf.

York.

Hier, mein lieber Sir Michell, bringt dieſen verſiegelten Brief mit geflügelter Eile dem Lord Marſchall; dieſer iſt an meinen Vetter Scroop, und die übrigen an ihre Adreſſen

Monarch in der Welt beſitzt. Dieſe ſind ſein Pallaſt zu Caſerta, und die dabey befindliche Waſſerleitung, welche jedermann für Werke eines Trajans und Apollodors anſehen würde, wenn es eine Inſchrift nicht ſagte, daß König Karl, und Vanvitelli die Urheber derſelben ſind. Von den ausgegrabenen Städten Herculanum und Pompeia, und von der unſchätzbaren Sammlung der daſelbſt gefundenen, und zu Portici aufbewahrten Alterthümer will ich nichts ſagen, weil alle Reiſebeſchreibungen davon voll ſind. Nur kann ich darüber meinen Verdruß nicht verbergen, daß die Arbeit bey Pompeia, und die Entwickelung und Erklärung der daſelbſt und in Herculanum ausgegrabenen Schätze, ſolchen Leuten anvertraut werden, welche ſo wichtige Geſchäfte mit unverzeihlicher Nachläßigkeit und Verwirrung betreiben.

Ehe ich Neapel verließ und nach Rom zurückreiſete, beſuchte ich noch die berühmte und älteſte Benedictiner-Abtey Monte Caſſino, und fand das die Pracht der Kloſtergebäude und der Kirche, der Reichthum der Bibliothek an ſeltenen Büchern und Manuſcripten, und die Gaſtfreyheit der Mönche, den Begrif weit übertrafen, den ich mir aus Reiſebeſchreibungen davon gebildet hatte.

III.

Beſchluß
der Hiſtoriſchen Nachricht
von
der berühmten Verſchwörung des Fiesco in Genua im J. 1547.

Während der Zeit die Verſchwornen ſich durch Speiſe und Trank zu ihrer groſſen Unternehmung vorbereiteten, entzog ſich ihnen Fiesco auf einige Augenblicke, um ſich zu ſeiner Gemahlin zu begeben, die von allem was vorgieng noch nicht das geringſte wußte. Dieſe Dame war aus dem alten Geſchlechte Cibo. Ihr Vater war Laurentius Cibo, und ihre Mutter gehörte zu dem berühmten Hauſe Maleſpina. Sie war jung und ſchön, und liebte ihren Gemahl zärtlich, von dem ſie auch nicht weniger geliebt wurde. Er hatte ihr bis dahin ein Geheimniß aus ſeiner Verſchwörung gemacht, und deswegen den Panſa holen laſſen, um ihr dieſen Abend Geſellſchaft zu leiſten, damit ſie keine Gelegenheit haben ſollte, die Bewegungen in ihrem Pallaſte zu bemerken. Fiesco näherte ſich ihnen mit vieler Unruhe, und erklärte beyden mit wenig Worten ſein Vorhaben. Seine Gemahlin Eleonora kam darüber ganz auſſer ſich, warf ſich zu den Füßen

Füßen ihres Gemahls, und beſchwur ihn, in Thränen zerfließend, bey allem was heilig wäre, einen ſo gefährlichen Entwurf aufzugeben; auch Panſa umfaßte ſeine Knie, und flehete um die Aenderung ſeines Vorſatzes; allein Fiesco entriß ſich ihren Armen, und ſagte, indem er ſich zu ſeiner Gemahlin wandte: „Liebes „Weib, es iſt nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin „ich nicht mehr, oder du wirſt alles was in Genua „iſt, unter dir ſehen.„ Eleonora fiel ohnmächtig auf den Boden, man trug ſie auf ihr Bette, und Fiesco verfügte ſich zu den Verſchwornen, um die letzten Verabredungen zu treffen.

Es wurde beſchloſſen, daß Verina auf der Galeere des Fiesco eine Kanone abfeuern laſſen ſollte. Auf dieſes Signal würde ſich Fiesco in Perſon der Galeeren des Doria bemächtigen, deren Entfernung aus dem Hafen Verina er durch die Poſition der ſeinigen hindern wollte. Die Brüder des Fiesco ſollten ſich darauf von den Thoren Meiſter machen; alsdenn ſollte man nach dem Pallaſte Doria eilen, und beyde Doria's umbringen, während der Zeit man das Volk zu den Waffen rufen, und den Pallaſt der Republik ſtürmen wollte. Es war ſchon Mitternacht. Man vertheilte die Soldaten unter die Anführer, denen die Ausführung der verſchiedenen Theile des Entwurfs aufgetragen war, und ſo verließ man den Pallaſt des Fiesco.

Es währte sehr lange, bevor Verina das Signal gab. Seine Galeere war auf den Grund gekommen, da sie am Ausgange des Hafens ihren Posten hatte einnehmen wollen, und man brauchte über eine Stunde dazu, sie wieder flot zu machen. Endlich hörte man den Canonen-Schuß, und ein jeder eilte das seinige zu thun. Der Erfolg war auf allen Seiten glücklich. Die Verschwornen waren in kurzer Zeit Meister des Hafens, der Galeeren, und der beyden Hauptthore. Der große Lerm auf den Galeeren weckte die Doria's auf, deren Pallast nicht weit davon entfernt lag. Ob man nun gleich die Ursache vermuthete; so glaubte doch der junge Doria, daß seine Gegenwart nöthig wäre, der Unordnung vorzubeugen, die das Getöse nur zu sehr anzeigte. Er verließ also seinen Pallast, ohne andre Waffen als seinen Degen mitzunehmen. Ein Page gieng vor ihm mit einer Fackel, und ein einziger Bedienter folgte ihm. Da er an das Thor des Hafens kam, rief er, daß man es öfnen sollte. Die Verschwornen, die seine Stimme kannten, öfneten das Thor sogleich, aber nur um ihn niederzustoßen. Er fiel ganz mit Stichen durchbohrt. Der Abrede gemäß hätte man nun auch ohne Verzug den Andreas Doria umbringen sollen; man glaubte aber, daß ein achtzigjähriger Greis, der überdem an der Gicht krank läge, nicht zu fürchten sey, und ihnen nicht entrinnen könnte. Seine Bedienten aber, die einen Theil von dem Vorgefallenen gehört hatten, trugen

gen ihn aus dem Pallaſt, ſetzten ihn zu Pferde, und ſo war er glücklich genug durch ein unbeſetztes Thor aus der Stadt zu kommen. Er flüchtete nach Maſona, einem feſten Schloſſe, der Familie Spinola gehörig, funfzehn italieniſche Meilen von Genua.

Mitlerweile hatten die Verſchwornen, nachdem ſowohl der Hafen als die Galeeren und Thore wohl beſetzt waren, ſich zwey hundert an der Zahl in den Straſſen der Stadt zerſtreuet, um das Volk durch ihr Geſchrey aufzuwiegeln. Sie rieſſen unaufhörlich: Fiesco und die Freyheit! Das gemeine Volk griff auch zu den Waffen, während daß die andern Bürger in der grauſamſten Unruhe und Beſtürzung waren. Die Edlen hätten ſich gerne in den Pallaſt der Republik gerettet, ſie fürchteten aber daß man in ihrer Abweſenheit ihre Häuſer plündern würde. Einer derſelben, Namens Lazagna, verſammlete ſeine Anhänger, in der Abſicht ſie zum Vortheil der Adorniſchen Familie agiren zu laſſen, wenn die Gelegenheit ſich dazu ereignen ſollte. Der Kayſerliche Geſandte wollte auch flüchten, man vermochte ihn aber noch ſich nach dem Pallaſt der Republik zu begeben, wo ſich bereits einige Senatoren verſammlet hatten. Die kühnſten von ihnen wagten in Begleitung einer Anzahl Soldaten herauszugehn, ſie ſtieſſen aber auf die Verſchwornen, die ſie bald zwangen ſich wieder zurückzubegeben. Die verſammleten Senatoren beſchloſſen

ſen endlich Friedensvergleiche zu verſuchen. Es wurden daher einige unter ihnen abgeordnet, um zu hören was Fiesco verlangte: denn man wußte noch gar nicht den Endzweck dieſes fürchterlichen Auftritts. Das einzige, was man bis jetzt erfahren hatte, war, daß der Graf von Fiesco an der Spitze der Aufrührer ſey.

Dieſer Unglückliche aber war nicht mehr. Die Verſchwornen ſuchten ihn ſchon lange, allein vergebens. Gleich im Anfang des Tumults hatte er ſich nach dem Hafen begeben, und gerufen: „Es lebe die Freyheit!„ Die Galeeren-Sklaven durch dieſes Geſchrey aufgeweckt, wiederholten die Loſung. Dieſer Umſtand ließ den Fiesco fürchten, daß dieſe Sklaven ſich bemühen würden ihre Feſſeln los zu werden und ſich in Freyheit zu ſetzen, da es denn an Ausſchweifungen nicht fehlen würde. Dieſes zu verhindern wollte er ſelbſt die Galeeren beſteigen um die nöthigen Befehle zu ertheilen, indem er aber ſeinen Fuß auf ein Bret ſetzte, das von dem Ufer zu einer dieſer Galeeren führte, ſchlug es um und Fiesco fiel ins Waſſer. Es war zwar an dieſem Ort nicht tief, allein der Schlam war groß und der Graf ſchwer bewafnet. Er konnte ſich von ſeinen Waffen nicht losmachen, niemand war bey ihm, ſein Geſchrey wurde wegen des gewaltigen Tumults nicht gehört, oder nicht geachtet. Er ſank in den Schlam, und mußte alſo ohne

Hülfe

Hülfe elendiglich umkommen, in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren.

Da man ihn nirgends finden konnte, fieng man an ſeinen Tod zu ahnden. Die vornehmſten Verſchwornen zweifelten gar nicht mehr daran. Dieſe fatale Neuigkeit breitete ſich bald aus. Hieronymus Fiesco, der durch den Tod ſeines Bruders das Haupt ſeiner Familie wurde, war nunmehr auch das Haupt der Verſchwornen geworden; er beſaß aber weder ihr Vertrauen, noch die Talente und liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Bruders. Kaum hatte er deſſen Tod vernommen, ſo marſchirte er an der Spitze eines bewafneten Haufens nach dem Pallaſte der Republik um ſich deſſelben zu bemächtigen. Auf dem Wege dahin begegnete er den Senats-Deputirten, die im Namen des Senats mit dem Grafen von Fiesco zu reden verlangten. Hieronymus antwortete ihnen, daß jetzo kein anderer Graf von Fiesco als er ſey, daß man ihm den Pallaſt der Republik *) übergeben ſollte, und daß er nachher anhören wollte, was ſie zu ſagen hätten.

Die-

*) Dieſer ſo oft erwähnte Pallaſt der Republik iſt der Verſammlungsort des Senats und der Wohnſitz des regierenden Doge. Faſt alle Dicaſterien des Staats haben hier ihren Sitz und ihre Regiſtraturen. Hier iſt auch das Archiv, die Schatzkammer der Regierung u. ſ. w. Das Gebäude ſelbſt iſt ſehr maſſiv gebaut, hat eine vortheilhafte Lage, und iſt mit einer ſtarken

Dieſe Antwort, die Hieronymus Fiesco nicht überlegt hatte, belehrte den Deputirten was ſie noch nicht wußten, nemlich den Tod des Grafen, und ſie eilten ſofort, dem Senat eine ſo glückliche Nachricht zu hinterbringen. Man berathſchlagte über die Maaßregeln die man nehmen wollte. Einige Senatoren waren der Meynung, man müße die Verſchwornen angreifen, andre aber glaubten es ſey beſſer den Pallaſt nicht zu verlaſſen, und dieſer Rath wurde befolgt. Mitlerweile brach der Tag an. Der Tod des Fiesco war nun allgemein bekannt. Das Volk das aus Liebe zu ihm die Waffen ergriffen hatte, verlohr ſich und gieng nach Hauſe; auch die Verſchwornen die ſeinen Bruder Hieronymus nicht ſehr achteten, zogen ſich nach und nach zurück. Dieſer junge Mann flüchtete voll Beſtürzung nach der Kirche Sct. Laurentius, da er ſich hier aber nicht ſicher glaubte, ſuchte er aus dem Thor Arco zu entwiſchen.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte ſich Panſa, der oben gedachte rechtſchaffene Freund des Fiesco, nach dem Pallaſt der

Mauer verſehn. Die Beſitznehmung dieſes Pallaſts hätte daher meiner Meynung nach die allererſte Unternehmung der Verſchwornen ſeyn müſſen, anſtatt die koſtbare Zeit im Hafen zu verderben, wo wenig Widerſtand zu fürchten war. Dagegen war man ſicher, keinen an den zwey wichtigſten Oertern zu finden, im Pallaſt der Republik und im Pallaſt Doria, wo ſich jedermann unvorbereitet und ohne Verdacht befand. Dieſe Schritte allein wären nach der Lage der Sache entſcheidend geweſen, und Fiesco hätte nicht ſo jämmerlich ſein Leben eingebüßt.

der Republik begeben. Er erſchien vor dem Senat. Die anerkannten Tugenden dieſes Mannes ſetzten ihn über allen Verdacht hinaus, den ſeine alte Freundſchaft mit dem Grafen ſonſt hätte erzeugen können. Weit entfernt ein Mißtrauen in ihn zu ſetzen, erwählte man ihn im Gegentheil, um mit dem Hieronymus Fiesco in Unterhandlung zu treten. Nach einigen Stunden kam man endlich überein, daß die Verſchwornen die Waffen niederlegen, und ſie dafür einen General-Pardon erhalten ſollten; wobey ihnen verſprochen wurde, daß ſie wegen dieſes Aufruhrs nie zur Rede geſetzt werden würden. Hieronymus Fiesco verließ darauf ſogleich Genua und begab ſich auf ſein Schloß Montobio; Ottoboni Fiesco, ſein Bruder, hingegen ſchifte ſich mit Verina, Calcagno und Sacco auf die Galeere des Grafen von Fiesco ein, und ſegelten nach Frankreich, woſelbſt ſie auch glücklich anlangten.

Dieſes war der Ausgang der berühmten Verſchwörung des Fiesco, die mit ſo vieler Kunſt entworfen war, wobey eine bewundernswürdige Verſchwiegenheit beobachtet wurde, und die nur blos durch den ſehr zufälligen Tod Fiesco eine unerwartete Endſchaft erreichte. Dieſer edle Jüngling zeigte bereits in der Blüthe ſeiner Jahre ſeltene Talente, mit einer tiefen Politik verbunden. Er beſaß zu viel Ehrgeitz um einen guten Gebrauch von ſeinen großen Eigenſchaften zu machen, vielmehr ſchien er gebohren zu ſeyn, ſein

Vaterland zu verherrlichen und zu unterjochen. In dem glänzendſten Augenblicke ſeines Lebens, eben da er die Früchte ſeiner großen Bemühungen einerndten ſolte, kam er um, und zwar auf eine Art, die er am wenigſten erwarten konnte. Sein Körper wurde erſt vier Tage hernach gefunden, da das Volk in Genua durchgehends glaubte, daß er noch am Leben ſey, und ſich nach Frankreich begeben hätte, um daſelbſt Hülfe zu ſuchen. Die Regierung wollte dieſes Gerüchte nicht widerlegen, und verbot daher den Leichnam herauszuziehen. Vielleicht fürchtete man durch deſſen Anblick einen neuen Tumult zu erregen, da des Fiesco Anhänger ſo zahlreich, und das Volk durchaus auf ſeiner Seite war. Nachher aber fand der Senat doch bedenklich, den Körper immerfort in dem Schlamme liegen zu laſſen: er wurde daher nach zwey Monaten heimlich herausgezogen, und ins Meer geworfen.

Sobald die vornehmſten Verſchwornen Genua verlaſſen hatten, wurde alles ruhig, und die eingeriſſene Unordnung leicht wieder abgeſtellt. Zwey Tage hernach wurde dem Gebrauch gemäß ein neuer Doge erwählt. Dieſer war Benedictus Gentili, ein Mann von einem friedliebenden ſanften Charakter, voll Klugheit und Vorſicht, und alſo ſehr geſchickt die Ruhe zu erhalten, die man eben wieder hergeſtellt hatte

dreſſen. Wenn ihr wißtet wie viel daran gelegen iſt, ihr würdet eilen.

Sir Michell.

Gnädigſter Herr, ich errathe ihren Inhalt.

York.

Es iſt leicht möglich. Morgen, mein lieber Sir Michell, iſt ein Tag, der dem Leben von zehntauſend Menſchen das Urtheil ſprechen wird. Denn, meinen Nachrichten zufolge, iſt der König mit einer groſſen und ſchnell-aufgebotnen Macht gegen den Lord Percy nach Schrewsbury angerükt; und ich beſorge, Sir Michell, Northumberlands Krankheit, auf deſſen Beyſtand man am meiſten gezählt hatte, und Owen Glendowers Abweſenheit, der von dräuenden Prophezeyungen zurük gehalten worden, werden nachtheilige Folgen haben; Percy's Macht iſt nicht ſtark genug, es mit dem König aufzunehmen.

Sir Michell.

Wie, Milord, Douglas und Mortimer ſind ja bey ihm.

York.

Nein, Mortimer nicht.

Sir Michell.

Aber Mordaks, Vernon, Heinrich Percy, und Milord von Worceſter ſind doch da, und mit ihnen eine Schaar von tapfern jungen Helden, von den auserleſenſten edeln Jünglingen.

York.

Hieronymus Fiesco hatte ſich indeſſen, wie oben geſagt, nach ſeinem Schloſſe Montobio begeben, wo er ſich in Vertheidigungsſtand ſetzte, weil er wenig auf die Begnadigung rechnete, die ihm zugeſtanden war, und er überdem an neuen Entwürfen arbeitete. Verina, Calcagno und Sacco fanden ſich bald bey ihm ein; auch Ottobini Fiesco, ſein Bruder, der ſich in Frankreich aufhielt, kam nach Italien. Dieſe Bewegungen ſchienen neue Unruhen zu prophezeyen. Man verdoppelte daher die Wachſamkeit in Genua, und vermehrte die Wachen. Jedermann wurde nun gegen die Aufrührer aufgebracht, die den erhaltenen Pardon ſo ſchlecht zu ſchätzen wußten. Andreas Doria, der nunmehr wieder nach der Stadt zurückgekommen, und wegen dem Tode ſeines Neffen ganz troſtlos war, athmete nichts als Rache, und wandte daher alle ſeine Bemühungen beym Senat an, damit die Begnadigungs-Acte vernichtet würde. Die Rechtsgelehrten wurden deßhalb befragt, und dieſe waren der Meynung, daß ſie als null und nüchtig zu betrachten ſey: ſowohl weil ſie durch die Noth erzwungen worden, als auch weil nicht eine hinlängliche Anzahl Senatoren ſie beſtättiget hätte. Dieſem Gutachten zufolge wurde die Familie des Fiesco nebſt den vornehmſten Verſchwornen aus den Staaten von Genua auf ewig verbannt; die Häuſer und Palläſte des verſtorbenen Grafen wurden dem Erdboden gleich gemacht, und alle ſeine Güter confiſcirt. Man bemächtigte

tigte ſich alſo ſeiner Schlöſſer, das von Montobio allein ausgenommen, aus welchem man zuvor den Hieronymus Fiesco vertreiben mußte.

Dieſes Schloß war ſo feſt und ſo wohl gelegen, daß man aus demſelben der Stadt Genua viel Schaden zufügen konnte; man verſuchte daher den Hieronymus Fiesco dahin zu vermögen, es gutwillig zu übergeben. Panſa mußte ſich auf Befehl des Senats zu ihm begeben, mit dem Auftrag ihm für das Schloß eine Schadloshaltung von 14000 Zechinen anzubieten: Fiesco wollte aber davon nichts hören. Man erneuerte dieſen Antrag noch einigemal, aber ohne allen Erfolg. Er verachtete eben ſo die Drohungen und die Vorſtellungen der gewiſſen Gefahr und des unvermeidlichen Untergangs, der die unausbleibliche Folge ſeiner Weigerung ſeyn würde. Vielmehr war er ſo unvorſichtig zu antworten, daß er nicht mehr Herr von Montobio ſey, ſondern daß es jetzo einem viel mächtigern Herrn gehörte, wie er wäre. Hierdurch glaubte er den Genueſern Furcht einzujagen, im Gegentheil aber diente dieſe Aeuſſerung dazu, ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen ſich ſchleunig dieſes feſten Schloſſes zu bemächtigen.

Man beſchloß daher ohne Verzug zweytauſend Mann unter dem Commando des Auguſtin Spinola abzuſchikken, um es förmlich zu belagern, und an den Gränzen wurden die nöthigen Befehle ertheilt, ſich den

Hülfs-

Hülfstruppen zu widerſetzen, welche Frankreich vielleicht ſenden könnte. Die Ausführung mußte jedoch bis zum May verſchoben werden, weil die üble Witterung den Transport der Artillerie verhinderte. In dieſer Zwiſchenzeit war der König von Frankreich Franciſcus I. geſtorben, und Heinrich II. hatte den Thron beſtiegen. Dieſer Vorfall war den Maaßregeln des Fiesco höchſt nachtheilig, und vernichtete ſeine Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe; dennoch verlohr er deshalb den Muth nicht. Die vornehmſten Verſchwornen waren bey ihm; er nahm ſoviel Soldaten in Sold, als er nur immer zuſammenbringen konnte, und bereitete ſich zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Das anhaltende Regenwetter war den Belagerern höchſt beſchwerlich, auch fehlte es ihnen oft an Munition, die ſie aus einer beträchtlichen Entfernung mußten kommen laſſen. Ihr Geſchütz war ſo ſchlecht beſchaffen, daß ein Theil ihrer Kanonen zerſprangen. Alle dieſe widrigen Zufälle machten die Belagerer mißmuthig. Endlich aber ſchoß man doch Breſche. Die Soldaten des Fiesco, die auf ihre Gefahr aufmerkſam und ſchlecht bezahlt waren, revoltirten nunmehr auch; es blieb daher nichts übrig als ſich zu ergeben.

Fiesco ſchickte alſo dem Spinola Capitulations-Vorſchläge, die aber ſo ausſchweiffend waren, daß ſie ein Gelächter erregten. Fiesco war gezwungen andre Saiten aufzuziehn, und erboth ſich endlich das Schloß

zu übergeben, wenn man der Beſatzung nur einen freyen Abzug mit ihren Effekten verſtatten wollte. Auch dieſes wurde abgeſchlagen. Fiesco ſchlug darauf ſeinen vornehmſten Anhängern vor, ſich des Nachts durch die gebirgichten Abwege zu retten, in der Hofnung, daß die Feinde dieſe Oerter nicht beſetzt haben würden, Calcagno verſicherte aber, daß das Schloß ſo ſehr umringt ſey, daß es unmöglich ſeyn würde zu entkommen, wobey er auch bemerkte, daß Fiesco, der ſehr fett, und nicht gewohnt war zu Fuße zu gehen, die großen Beſchwerlichkeiten der Flucht nicht würde ertragen können. Es wurde daher beſchloſſen, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Dieſes geſchah denn auch nach einer zwey und vierzig tägigen Belagerung.

Die Soldaten, die bey dem Fiesco in Sold getreten waren, wurden nicht mit den andern vermiſcht, ſondern man ließ ſie alle gehen, aber von den Verſchwornen erhielt keiner Gnade. Alle wurden entweder hingerichtet, oder auf die Galeeren geſchmiedet. Der Proceß des Hieronymus Fiesco währete am längſten: endlich wurde ihm den 23ſten Julius 1547. in Montobio ſelbſt der Kopf abgeſchlagen, und nachher dieſes Schloß geſchleift. Ottoboni Fiesco, der ſich bey Zeiten wieder nach Frankreich begeben hatte, war der einzige, der den übeln Folgen dieſes Aufruhrs entgieng; dennoch konnte er der Rache des Andreas Doria

ria nicht entrinnen, der dem Namen Fiesco den Untergang geſchworen hatte. Ottoboni war in franzöſiſche Dienſte getreten, und wurde acht Jahre hernach von den Spaniern gefangen. Doria, vermöge ſeines groſſen Credits am Spaniſchen Hofe, erhielt leicht deſſen Auslieferung. Das Schickſal dieſes Gefangenen hieng alſo ganz von ihm ab, der denn auch dieſe Gewalt auf eine Art nutzte, die ein Schandflecken auf das Andenken eines ſo berühmten Mannes iſt. Er ließ ihn nämlich in einen Sack nähen, und ins Meer werfen. Eleonora, die Wittwe des unglücklichen Grafen von Fiesco, wohnte ſeit dem Aufruhr in dem Hauſe ihres Vaters Cibo, und wurde nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt. Sie heyrathete nachher den berühmten General Vitellini, Marcheſe von Cetona.

Julius Cibo, Bruder der Eleonora, der mit dem Andreas Doria und dem Kayſer ſehr unzufrieden war, wollte die Unternehmungen der Fiesco's wieder erneuern. Er trat deshalb mit dem Franzöſiſchen Hofe in Unterhandlung, und verſprach den Franzoſen Genua zu liefern. Der Entwurf wurde aber verrathen; Doria ſowohl als Gonzages, Stadthalter von Mayland, erhielten davon Nachricht. Cibo wurde in Pontremoli im December 1547. in Verhaft genommen, nach Mayland gebracht, und daſelbſt enthauptet. Einige ſeiner Anhänger, die ſich in Genua befanden, wurden auch

hingerichtet, und die Genueſer behielten ihre Staatsverfaſſung. Der Senat blieb dem Kayſer gänzlich ergeben, und zwar durch die unabläſſigen Bemühungen des Andreas Doria, der in Genua bis an ſein Ende allen Credit und Einfluß ungeſchwächt erhielt den ſeine Talente, ſeine Tugenden und ſeine Thaten verdienten, und der überdem den unſterblichen Ruhm hatte, ſeinem Vaterlande die Freyheit geſchenkt zu haben. *).

St — l.

IV.

*) Ein Zweig von der unglücklichen Familie **Fiesco** lebte noch in Frankreich im J. 1683. Es iſt aus der Geſchichte bekannt, daß der Graf **Johann Ludwig Maria von Fiesco**, das Haupt dieſes Hauſes, damals den Franzöſiſchen Hof für ſeine Forderungen an Genua zu intereſſiren wußte, die ſich auf die eingezogenen Güter des unglücklichen Fiesco, Grafen von Lavagna, gründeten. Dem Tractate gemäß, der 1685. zwiſchen Ludwig XIV. und der Republik Genua geſchloſſen wurde, und eine Folge des Bombardements dieſer Stadt war, mußte der dachter Graf von Fiesco für ſeine ſämmtliche Forderungen mit der Summe von 300,000 Franz. Livres vorlieb nehmen, zu deren Auszahlung ſich die Republik zwey Monat nach gezeichnetem Tractat anheiſchig machte.

Anm. d. Einſ.

IV.

Briefe aus Rom,

hauptſächlich neue Werke jetzt daſelbſt lebender Künſtler betreffend.

I. May 1785.

Es war zu Anfang des Jahres 1784, daß man zu Rom auf den Gedanken kam, eine periodiſche Schrift über die Werke der ſchönen Künſte, die von noch lebenden Künſtlern verfertiget werden, bekannt zu machen. Der Abt Carletti war der Herausgeber davon. Alle Sonnabende erſchien ein Bogen in Groß-Quart, Tagebuch der ſchönen Künſte betitelt, worunter nebſt der Mahlerey, Bildhauerkunſt, Baukunſt, Kupferſtecherey, Münzkunſt, Steinſchneiderey, auch die Dichtkunſt und Muſik begriffen waren. Dieſe Schrift fand eine zahlreiche Abnahme, und wurde das ganze Jahr auf dem nämlichen Fuße fortgeſetzt, wiewohl man mit den Anzeigen und Urtheilen des Autors ſehr wenig zufrieden war. Die Beſchreibungen waren abgebrochen, verworren, undeutlich; und die Stelle gründlicher Beurtheilungen vertraten ungeheure Lobeserhebungen, die jedem Werke und jedem Künſtler ohne Unterſchied gegeben wurden, ſo daß der Leſer ſich nach denſelben weder einen Begrif von der Vorſtellungs-Weiſe der Gegenſtände noch von dem eigenen Charakter und Verdienſte der Künſtler machen konnte.

Mit

Mit dem nämlichen Jahrgange fieng auch der Abt Guattani an, alle Monate einen Quartbogen, worin er ſich aber blos auf das Alterthum beſchränkte, drukken zu laſſen. Er gab allezeit den Plan von den antiken Gebäuden, die er beſchrieb, und die Kupferſtiche von den Statuen, Basreliefs, Köpfen, u. dergl., die er erklärte, mit. Würde er ein oft unnützes Gewäſche von Nachrichten, Briefen, und nichtsbedeutenden Kleinigkeiten weggelaſſen haben, da das Alterthum noch ſo viel unentdecktes Land voll intereſſanter und großer Gegenſtände vor ſich hat: ſo würde der Beyfall ſeiner Leſer ohne Ausnahme geweſen ſeyn.

Mit dem Eingang dieſes Jahres traten zwey andere mit den vorigen in Verbindung, und theilten, mit Beybehaltung des Formats und des Titels, und der übrigen Einrichtung, die Fächer unter ſich ab. Guattani ſetzt alſo darin die Erklärung der Alterthümer fort. Carletti beſorgt jetzt nur die Rubriken, Dichtkunſt und Muſik; der Ritter Visconi die Baukunſt, nebſt Kupferſtecherey und Steinſchneiderey; De' Roſſi beſchreibt die Werke der Mahlerey und Bildhauerkunſt. Durch dieſe Vertheilung bekam jeder mehr Zeit zur Bearbeitung ſeines Stoffes, und das Publikum konnte mit Grunde hoffen, daß dieſe Kunſtnachrichten einen größern Grad von Vollkommenheit erhalten würden. Seine Erwartung wurde auch zum Theil erfüllt. De' Roſſi hat eine zierliche Schreibart; ſeine Beſchreibungen

gen ſind kurz und präcis, und ſein Urtheil über das Ganze würde nicht immer zu verwerfen ſeyn, wenn er mahr Freymüthigkeit hätte, ſeine Meynung zu ſagen. Der Ritter Buoni ſchreibt ungefähr auf die nämliche Weiſe; aber die Blätter über Dichtkunſt und Muſik fahren immer fort ſehr elend zu ſeyn.

Dieſe Kunſt-Nachrichten ſind überhaupt mehr für die Römer ſelbſt geſchrieben, und ein Ausländer, der Rom nicht genau kennet, würde ſich nach dieſen Blättern einen ſehr verkehrten Begrif von dem Zuſtande der Künſte in Rom machen. Für Römer iſt es genug, wenn ein neues Werk blos angezeigt wird; der Künſtler iſt ſchon bekannt; ein jeder geht hin, es ſelbſt zu ſehen, und gemeiniglich fällt dann das eigene Urtheil ganz anders aus, als das ſo man in den öffentlichen Blättern geleſen hatte. Es wäre viel von der Einrichtung zu ſprechen, wie ſolche Blätter auch mit Nutzen und Vergnügen auswärts geleſen werden könnten. Ich begnüge mich aber vorläufig, dieſe Nachricht von beſagtem Kunſt-Journale gegeben zu haben, da ich einige intereſſantere Stellen davon auszuziehen, und dem teutſchen Publico mitzutheilen gedenke.

In dem Monat April dieſes Jahres kam die Beſchreibung von zwey Gemählden der berühmten Angelika Kaufmann vor, wovon Beſchreibung und Urtheil gründlicher als gewöhnlich ausfielen, und das beſcheidene Lob, welches dabey dieſer Mahlerin zugeſtanden

wird,

wird, nichts gesuchtes und übertriebenes hatte. Ueberdies kann das Verdienst einer so großen Künstlerin nie genug angepriesen werden; und es ist für Teutschland kein geringer Stolz den größten Mahler dieses Jahrhunderts in Mengs, und die größte Mahlerin, die jemals lebte, in der Angelika Kaufmann in unsern Tagen hervorgebracht zu haben.

Die Feder ist auch um so nothwendiger, den Ruhm dieser Genien in ihrem Vaterlande zu verbreiten, da die Werke, die ihr Andenken verewigen, nicht in Teutschland, sondern in Rom, Spanien, England und Rußland gezeigt werden. In dieser Rücksicht hat Angelika gleichwohl noch den Vortheil vor Mengs, daß ihre Werke meistens sehr glücklich in England gestochen worden sind. Aber ist es genug, diese große Künstlerin aus guten oder schlechten Kupferstichen zu kennen? — Es ist wahr, der Kupferstich giebt die Komposition, zeigt den liebevollen Gedanken, und den fliessenden Umriß der Grazienbilderin; aber wenn mancher Künstler, der kein glückliches Kolorit hat, in dem Kupferstiche zu gewinnen scheint, so findet sich ganz das Gegentheil bey den Werken der Angelika. Man lasse ihr immer in allen übrigen Theilen der Kunst Gerechtigkeit wiederfahren, so besteht doch ihr Hauptverdienst in dem, worin die Venezianische und Lombardische Schule sich auszeichneten. Das Kolorit ihrer Gemählde ist frappant, der Haupt-

ton

York.

Das ist so; aber der König hat den Adel des ganzen Reichs aufgeboten; der Prinz von Wales, Lord John von Lancaster, der edle Westmorland, der tapfre Blunt, und viele andre von gleichem Werth, Männer von Ansehn und Kriegs-Erfahrenheit, sind bey seinem Heer.

Sir Michell.

Zweifelt nicht, Milord, sie werden tapfer empfangen werden.

York.

Ich hoffe nicht weniger; aber es ist doch nöthig zu fürchten, und um das schlimmste was begegnen könnte, zu verhüten, so eilet, Sir Michell. Denn wenn Lord Percy nicht die Oberhand erhält, so hat der König im Sinn, eh er seine Truppen auseinander gehen läßt, uns hier einen Besuch zu machen, und die Vorsichtigkeit selbst erfordert, das äusserste gegen ihn zu thun. Beschleuniget euch also, ich muß gehen und noch an andre Freunde schreiben; und hiemit lebet wohl, Sir Michell.

(Sie gehen ab.)

ton der Farbe wahr, die Mitteltinten ſo ſanft abweichend, und das Ganze durch eine glückliche Verflößung gebrochener Farben in eine ſolche Harmonie gebracht, daß erſt dieſer Reiz des Kolorits dem ſtillfreudigen Aug und dem ſanften Ausdrucke ihrer Köpfe den wahren Glanz giebt. Der bloſe Kupferſtecher muß mit dem Kolorit auch auf dieſe ſeelenrührende Harmonie Verzicht thun.

Hier iſt der Auszug des vorerwähnten Auszuges, die Angelica betreffend.

„Die neuere Geſchichte der Künſte macht rühmliche Meldung von einigen geſchickten Frauenzimmern, welche, nach dem Beyſpiele der Mahlerinnen Timarete und Lala in den ältern Zeiten, ſich der Mahlerey widmeten, worin ſie einen gewißen Grad von Verdienſt erreichten, und ſich einen großen Namen machten. Sofonisba Angoſciola von Cremona mit ihren liebenswürdigen Schweſtern; Lavinia Fontana und Eliſabetha Sirani, beyde von Bologna, behaupten mit Recht unter den berühmtern Künſtlern eine anſehnliche Stelle. Es iſt indeſſen wahr, daß Sofonisba und ihre Schweſtern zu ihrer Abſicht allein hatten, Bildniße nach dem Leben zu mahlen; und daß Lavinia Fontana, wenn ſie ſich ſchmeichelte, fähig zu ſeyn, hiſtoriſche, und große Gegenſtände zu behandeln, ſehen mußte, daß dieſes Unternehmen ihre Kräfte überſtieg; daher ſie dann, beſchämt durch den unglück-

glücklichen Erfolg des Bildes von der Steinigung des heil. Stephanus (welches noch in der Baſilica des heil. Paul zu ſehen iſt) wieder zum Porträtmahlen zurückkehrte, worin ſie wirklich vortreflich war. Wäre Eliſabeth Sirani nicht von dem Tode übereilet worden, den die Bosheit ihrer Feinde durch Gift beſchleunigte, ſo würde ſie vielleicht den gröſten Ruf unter den Mahlerinnen erhalten haben; denn ſie hatte Leichtigkeit im Erfinden, und ihr Verdienſt im Mahlen war nicht gemein. Deſſen ungeachtet muß man den übertriebenen Ausdrücken, und ſchwärmeriſchen Lobſprüchen des Grafen Malvaſia nicht viel Glauben beymeſſen, welche theils die Freundſchaft, die dieſer Schriftſteller für ſie hatte, theils die ausſchweifende Mode des ſechszehnten Jahrhunderts, in Lobſprüchen weder Maaß noch Ziel zu halten, zur Quelle haben. Es iſt demnach ein neuer Ruhm für unſer Zeitalter, in Angelika Kaufmann die gröſte Frau hervorgebracht zu haben, welche ſeit der Wiederauflebung der Mahlerey den Pinſel geführt hat.

Indeß dieſe vortrefliche Frau an einem ziemlich groſſen Stücke zu arbeiten begriffen iſt, (wovon wir zu ſeiner Zeit reden werden) können wir nicht unterlaſſen von zwey ihrer kleinern, aber ſehr ſchönen Gemälden, einige Nachricht zu geben. Eines derſelben, wo die Figuren ungefähr zwey Palme hoch ſind, ſtellet den Tod des Virgil vor. Die Meergötter waren dieſem groſſen Dichter auf ſeiner Seereiſe nicht ſo günſtig, wie ſie

ihm

ihm ſein Freund Horaz in der dritten Ode gewünſcht hatte; die auf dieſer Seereiſe ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten zogen ihm eine Krankheit zu, die ſein Leben zu Brundusium endigte, nachdem er noch in den letzten Stunden deſſelben jene bekannten Verſe gemacht, die auf ſein Grabmal eingehauen wurden. Unſere Mahlerin hat den Dichter in dem Moment vorgeſtellt, wo er in dem Bette aufgeſtützt, die letzten Worte der Grabſchrift zu ſchreiben endiget. Tucca und Varius ſtehen dem kranken Freunde bey, und indem der eine, mit dem Dintefaße, deſſen ſich der Schreibende bedient, in der Hand an der Seite des Bettes ſitzet, ſteht der andere hinter demſelben mit geſenktem Haupte, und mit dem Ausdruck der äuſſerſten Betrübniß. Die Muſe iſt poetiſch angebracht; ſie iſt ſtehend in ſchwarzem Obergewande, und blickt traurig auf den ſterbenden Sohn, ihren Liebling, hin. Sie hält den Lorbeerkranz in der Hand, die ſie über die Werke des Sterbenden ausſtrecket, um ſich gleichſam zur Beſchützerin derjenigen zu machen, welche die väterliche Rache zu den Flammen verurtheilt hatte. Der ſterbende Virgil iſt, mit ungemeiner Natur, in der Stellung eines Menſchen dargeſtellt, der mit Mühe zum letztenmal alle ſeine Kräfte ſammlet; Auf ſeinem Geſichte lieſet oder ahndet man vielmehr den nahen, aber ſanften und ruhigen Tod. Der Schmerz beyder Freunde iſt gut ausgedrückt; aber in dem Trauren der Muſe iſt, ich weiß nicht was edleres,

und majeſtätiſches; — ein nöthiger Fingerzeig für Künſtler, wenn ſie die Leidenſchaften eines Menſchen mit denen eines höhern Weſens in Contraſt zu ſetzen haben.

Ein für das ſchöne Geſchlecht ſehr rühmlicher Zug aus der römiſchen Geſchichte iſt auf einer andern Leinwand mit Figuren von gleicher Größe vorgeſtellt. Eine Dame legte bey Cornelia, der Mutter der berühmten Brüder, Tiberius und Cajus Gracchus, einen Beſuch auf dem Lande ab. Sie zeigte ihr ihren mitgebrachten Schmuck, und erſuchte ſie, ihr hinwieder auch ihre Koſtbarkeiten ſehen zu laſſen; Cornelia, indem ſo eben ihre beyden Söhne aus der Schule kamen, that nichts als daß ſie in dieſem Augenblicke mit dem Finger auf ihre zwey Söhne wieſ. Dieſe edle Mutter iſt in der Mitte des Bildes ſtehend vorgeſtellt; zu ihrer Rechten ſitzt die Freundin, auf ihrem Schooſe ein Schächtelchen haltend, woraus ſie ein Halsband von Perlen herauszieht, während die kleine Sempronia, ein Mädchen von drey Jahren, und Tochter der Cornelia, mit dem übrigen Schmucke, der in dem nämlichen Schächtelchen iſt, ſpielt. Von der linken Seite treten Tiberius und Cajus herein, und die Mutter deutet mit dem Finger auf ſie, da in dieſem Augenblicke ihre Freundin das abgeſchmackte Begehren an ſie gemacht zu haben ſcheint. Man kann ſich nichts edlers denken, als die Geſichtsbildung und Mine der Cornelia, die mit jener Gelaſſenheit, welche großen Seelen eigen iſt,

das Ansuchen ihrer Freundin anhöret, deren obwohl artige Gesichtsbildung eine kalte und gemeine Seele verräth. Die gelehrte Mahlerin hat die Geschichte wohl zu Rathe gezogen, ehe sie die Gesichtsbildungen der jungen Gracchen endigte; denn sie hat in ihre zarten Gesichter die Spuren von dem zu legen gewust, was sie in männlicher Reife wurden. Tiberius der ältere, welcher sich nachher durch ein so sanftes und mitleidvolles Gemüth unterschied, zeigt ein sanftes Lächeln um seine Lippen, hat eine offene Stirne, und ein ruhiges Auge; hingegen ist auf die Stirne, in die Augenbraunen, und in den Blick des Cajus ein finstrer und zornmüthiger Karakter eingedrückt, und er scheint schon als Kind jenen entbrannten Redner anzukündigen, der die Erinnerung seines Dieners nöthig hatte, um die hinreißende Wuth seiner Reden zu brechen, und zu mäßigen.

Die Werke der Angelica haben gewisse allgemeine Schönheiten, welche beweisen, diese Frau habe, nebst einem ausgebreiteten und fruchtbaren Geiste, das seltenste Mahler-Talent, die Grazie, von der Natur selbst empfangen. Mit dieser zieret sie jeden Theil ihrer Gemählde; in welchen man deswegen so reizende Gesichtsbildungen, einen so wahren und glücklichen Ausdruck, einen so geschmackvollen Anstand in Stellung und Kleidung, und so viel Effect und Haltung in dem Helldunkel und der Farbengebung wahrnimmt.

Ihr Geſchmack zu componiren iſt ſehr gefällig; denn ſie verbindet mit einem Schimmer von antiker Simplicität jenen überfließenden Reichthum in der Erfindung, welcher den Venezianiſchen und Niederländiſchen Schulen mehr Ruhm gebracht haben würde, wenn ſie keinen Mißbrauch davon gemacht hätten. Wir ſchmeicheln der Madame Angelika nicht, wenn wir ſie die Mahlerin der Grazien nennen; und welch ſeltenes Verdienſt dies bey einem Künſtler ſey, iſt ſchon daraus zu erſehen, daß die Bilder von Antonio Allegri (Correggio) blos wegen dieſem Verdienſte mit denen Raphaels wetteifern. Carl Maratta ſah dies wohl ein,*) als er, in ſeiner Zeichnung der Mahler-Schule, die Grazien, vom Himmel herabſchwebend vorſtellte, und darunter ſchrieb: „Ohne die Grazien iſt jede Mühe vergebens. — „

Das größere Stück, wo die Figuren in Lebensgröſſe ſind, und wovon der Herausgeber der Kunſtzeitung meldet, daß er an ſeinem Orte davon ſprechen werde, iſt nun auch vollendet. Ich ſah es dieſer

*) Der ſonſt ſo beſcheidene **Apelles** war ſich dieſes Verdienſtes und des Vorzuges, den es ihm über andre Mahler gab, dennoch ſo ſtark bewuſt, daß er es ſelbſt zum unterſcheidenden Charakter ſeiner Werke machte. Er bewunderte alles übrige in den Werken der großen Mahler vor und neben ihm, pflegte aber hinzuzuſetzen: Die Grazie (Χαριτας Venerem) allein fehlte ihnen; ſie hätten alles andre; aber **dieſe** ſey **ihm allein** zu Theil worden. *Plin.* Hiſt. Nat. XXXV. 10.

ſer Tagen, und konnte es, ſo wie alle diejenigen mit denen ich hierüber ſprach, nicht genug bewundern. Viele, die der Madame Angelika alles Verdienſt in kleinen Figuren zugeſtehen, zweifelten, daß es ihr mit Figuren in Lebensgröße eben ſo gut gelingen würde, da dies in hiſtoriſchen Gemälden nicht ihr gewöhnliches Fach iſt. Vom Kleinen ins Groſſe zu mahlen hat Schwierigkeiten, ſagten ſie, die derjenige, der gewohnt iſt ins Kleine zu mahlen, nie überſteigt, wenn er die Kunſt nicht nach allen ihren Theilen aufs Gründlichſte zu behandeln weiß. Viele kleinere Theile in der Muskulatur des Körpers, und die tauſendfältigen Mittel-Tinten, die ſich in der Carnation zeigen, mit den ſanfteſten Erhöhungen, und Abweichungen, verſchwinden im Kleinmahlen. Daher wird zum Groſsmahlen eine gröſsere Feſtigkeit im Zeichnen, eine größere Freyheit in Umrißen, ein kühnerer Pinſelſtrich und ſtärkerer Auftrag der Farben erfodert, welche zuſammen ein Bild wirklich groß machen. Hingegen werden rieſenmäſſige Figuren, mit Aengſtlichkeit gezeichnet und gemahlt, immer einen kleinen, furchtſamen, und der wahren Sache unkundigen Stil verrathen. Das furchtſame und geſuchte zeigt ſich in ſolchen Fällen eben ſo, wie in Kopien, welche Anfänger nach groſſen Meiſtern machen. — Das Vollendete des Gemäldes, wovon ich rede, beweiſet, daß unſere Künſtlerin mit allen dieſen Schwierigkeiten bekannt iſt, und ins Groſſe mit eben der Leich-

Leichtigkeit mahlet, die man in ihren kleinern Arbeiten bewundert. Sie scheint aber mit Pouſſin eines Sinnes zu ſeyn. Gemälde von dieſem großen Mahler mit Figuren in Lebensgröße ſiehet man ſelten, wie wohl er ſeinen größern Stücken alle die Vollkommenheiten zu geben wußte, die uns ſeine kleinen ſo ſchätzbar machen. Allein da er für Liebhaber mahlte, die ſeine Arbeit in ihren Kabinetten um ſich haben und genießen wollten; und da er übrigens überzeugt war, daß im Kleinen gut zu mahlen, nicht weniger Talent, und Geſchicklichkeit erfodert: ſo nahm er für ſeine Meiſterſtücke die Größe an, die ſich für ein Kabinet ſchickt, ohne daß ſie deßwegen verlieren, wenn ſie in einer Gallerie unter größern Bildern ſtehen.

Das Gemälde ſtellet den Servius Tullius vor, der in dem Hauſe des ältern Tarquinius von einer Sklavin gebohren, und durch das Vorgeben, als ob man über ſeinem Haupte, noch als Kind, im Schlafe eine Flamme hätte brennen ſehen (welches für eine glückliche Vorbedeutung gehalten wurde) der Nachfolger des Thrones ward. Die Künſtlerin wählte den Augenblick, wo über dem Haupte des kleinen ſanft ſchlummernden Tullius die Flamme lodert. Zwey Mädchen, die erſte mit einem Waſſerbecken, die andere mit einem Kruge laufen herbey, das Feuer zu löſchen; indem die Sklavin, ſeine Mutter, ganz beängſtigt und auſſer ſich, mit ausgeſtreckten Armen eine

unentschlossene Wendung gegen ihr Kind machet. Der König ist nebst der Königin Tanaquil in diesem Augenblicke gegenwärtig; und giebt dem Mädchen mit dem Waßerbecken ein Zeichen, nicht zu spritzen. Hinter dem Könige, mehr in der Vertiefung des Saales, stehen zwey Alte, zu denen sich ein dritter umwendet, um ihnen diese besondere Erscheinung auszudeuten, welche hierüber ganz erstaunt sind. Die Architektur des Gebäudes, wo die Handlung vorgeht, ist sehr einfach, so wie man es von den ersten Zeiten des aufkeimenden Roms vermuthen kann. In der Mitte öfnet sich ein Bogen, wovon das Bild zum Theil seine Beleuchtung bekömmt. Das Kind ruhet sitzend auf einem Polster, das rechte Aermchen und den Kopf auf einem Kanapee aufgelehnt. Es ist nackend, das Fleisch wundersam schön kolorirt, und die Natur der schlafenden Unschuld so ausgedrückt, daß es zu athmen scheint. In der Composition und Gruppirung hat jede Figur ihren der Vorstellung angemessenen Stand und Bewegung. Der König hat Würde und Anstand, wiewohl er im Ganzen nicht so glücklich ist wie die Königinn, deren Kopf den Antiken nahe kommt, und als das schönste Ideal eines erhabnen und majestätischen Weiberkopfes kann betrachtet werden. Juno ist nie schöner gebildet worden. Die ganze Gestalt des Mädchens mit dem Waßerbecken, im langen weissen Kleide, und mit naktem Armen, stellet dasjenige im höchsten Grade dar, wes-

wegen unser Journalist die Künstlerin mit Recht die Mahlerin der Grazien nennt. Die Mutter des Tullius zeigt mehr gemeines, ohne ins unedle zu fallen; die drey Männer in Rathskleidung, im Hintergrunde, haben jene Würde des Alters, welche zu erkennen giebt, warum Romulus nur die Aletesten des öffentlichen Rathes fähig erklärte. Das Kostum ist in allen Theilen genau beobachtet; die Gewänder sind gut gewählt und geschmackvoll; doch wünschet das Auge da und dort weniger Verzierung in dem Faltenwurf, und eine deutlichere Auszeichnung der Körper unter den Gewändern. Einige glauben, daß die hohen und starken Farben, deren die Künstlerin sich manchmal bedient, der Harmonie des Ganzen schaden. Wir getrauen uns nicht zu entscheiden, in wie weit diese Kritiker Recht haben; sonst scheinet das Gefühl für die Harmonie ein Hauptverdienst unsrer Angelika zu seyn. — Was aber ohne Zweifel die Schönheit dieses Gemäldes erhebet, ist das bezaubernde Kolorit, das so wahr ist als es je die venezianische Schule hatte, von welcher die Künstlerin eine glückliche Nachahmerin ist. Jede Figur nach der Verschiedenheit des Alters, des Geschlechtes, des Charakters zeigt auch die angemessene Verschiedenheit des Kolorits, und die Künstlerin entfernt sich dadurch weit von jener Monotonie gewisser Mahler, die wenn sie gleich ein gefälliges Kolorit haben, es doch nie genug zu modificiren wissen.

Die

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Das Königliche Lager zu Schrewsburn.]

König Heinrich, der Prinz von Wales, Lord John von Lancaſter, Graf von Weſtmorland, Sir Walter Blunt und Falſtaff treten auf.

König Heinrich.

Wie blutig die Sonne von jenem buſchichten Hügel herab ſieht! Der Tag erblaßt vor Schrecken über ihren Grimm.

Prinz Heinrich.

Der Südwind bläßt die Trompeten zu ihrem Vorhaben, und kündigt durch ſein hohles Flüſtern im Laub ein Ungewitter, und einen ſtürmiſchen Tag vorher.

König Heinrich.

So ſympathiſirt alſo das Wetter mit den Verliehrenden; denn für die Gewinnenden iſt das Garſtige ſchön.

[Die Trompeten erſchallen.]

Worceſter und Sir Richard Vernon treten auf.

König Heinrich.

Wie nun, Milord von Worceſter. Es iſt nicht fein, daß

Dieſes Bild iſt für die große Kaiſerin von Rußland beſtimmt, und wird in wenigen Tagen von hier abgehen. Der Tod Virgils kömmt nach England, und wird allda von Bartolozzi in Kupfer geſtochen werden. — Cornelia, die Mutter der Gracchen, gehört für die Erzherzogin Chriſtina in Brüſſel. — Beyde letztern bekommen aber jedes ſein Seitenſtück, woran die Künſtlerin während ihrem Sommer-Aufenthalt in Neapel wirklich arbeitet.

Die Zeit erlaubt mir noch nicht von zwey ziemlich ausgeführten Skizzen zu reden, die zu zwey Gemählden von anſehnlicher Größe beſtimmt ſind, welche der Kaiſer auf ſeiner letzten Reiſe in Rom ſelbſt bey der Künſtlerin beſtellte, ihr freyſtellend, die Vorwürfe dazu ſelbſt zu wählen. Doch blos nach der Compoſition der zwey erhabenſten Sujets in der Skizze, und nach der Art, wie dieſe Frau überhaupt auszuführen gewohnt iſt, zu urtheilen, ſagt man im voraus nicht zuviel, wenn man hinzu ſetzet: daß das Belvedere in Wien durch dieſe beyden Gemählde, wo die Mahlerin mit Virgil und Klopſtock in die Wette arbeitet, einen neuen Glanz erhalten werde.

Vielen unſerer Leſer wird nicht unbekannt ſeyn, daß Angelika Kaufmann in Bildniſſen nach dem Leben nicht minder vortreflich iſt, als in dem hiſtoriſchen Fache. Alle, die ich von ihr ſah, haben nebſt dem Verdienſt einer auffallenden Aehnlichkeit, worin die erſte Pflicht

des Portraitmahlers beſteht, ein wahres und gefälliges Kolorit. Die große Kunſt, wodurch ſie ſich auch hierin von andern Künſtlern auszeichnet, iſt ihr ganz eigener Geſchmack, den Bildniſſen nach dem Leben ein gewiſſes Steiſſe zu benehmen, wodurch ein Portrait erſt das Ungezwungene, das ſich ſelbſt Eigene und Natürliche bekömmt; und worin der Stein des Anſtoßes für ſo manchen großen Künſtler liegt. Ich will hier nur zwey Bildniſſe berühren, an welche die Künſtlerin erſt vor ein Paar Tagen ihre letzte Hand legte. Es ſind die Portraits der Herzogin von Kurland, und ihrer Prinzeſſin Tochter von ungefähr vier Jahren. Das erſte iſt in halber Figur, und als die Muſe Erato in einer weißen, unter der Bruſt gebundenen Tunica, und mit einem Blumenkranz in den Haaren vorgeſtellt. Man muß die Schönheit und den Liebreiz in einem ſo hohen Grade wie dieſe Fürſtin, beſitzen, um als die liebenswürdigſte der Muſen abgebildet zu werden; aber es wird nicht weniger eine Angelika erfodert, um alle die ſchönen Formen, alle die ſanften und feinen Züge, und dies blühende Kolorit von Lilien und Roſen vom Original mit Farben auf die Leinwand überzutragen. — Das zweyte von der jungen Prinzeſſin, einem wahren Ebenbilde ihrer Mutter, iſt ein Kniestück. Sie bemühet ſich ein Körbchen voll Blumen mit Hülfe des einen Knies empor zu halten; um ihre Stirne und Schläfe wallen die blonden Haare in kunſtloſer Ordnung; das blaue Auge blickt liebreich, und um den

Mund

Mund zieht ſich ein fröhliches Lächeln. — Liebreicher und unſchuldiger zeigte ſich in der Kunſt die Kindheit nie.

V.

Leopold. *)

Hier am Geſtade, wo die Wuth der Wogen
Der Teutſchen Einzigen, der Menſchheit Stolz verſchlang,
Fühlt ſich, in wehmuthvollem Drang,
Mein Herz itzt heimlich angezogen.
Mit leiſem Hauch umſchauert mich,
Wie Himmelsluft, der Geiſt der Liebe,
Und Glaub' an Menſchheit regt ſich
In meiner Bruſt mit vollerm, mächt'germ Triebe.
Vertraute meines Sinns, die ihr es innig fühlt,
Wie dieſer Glaube lohnt! o ſäumet
Am Damme, wo die Oder ſchäumet
Und, bleich und kahl, der Weiden Wurzeln ſpült,
Säumt hier mit mir, und bringet, thränenvoll,
Der höchſten Erdetugend euren Zoll!

Hier war's, wo es ein Fürſtenſohn empfand,
Daß er ein Menſch auch ſey, mit uns aus gleichem Thone
Geformet von des Schöpfers Hand:

Daß

*) So eben aus Wien eingeſandt.

Daß Demanttropfen in der Herrſcherkrone
(Ach! oft geraubt, erkauft mit eines Landes Glück!)
Nicht halb ſo mild und herrlich ſtralen,
Als Freudentropfen in der Menſchheit Blick,
Die ſie dem Retter weint nach überſtandnen Qualen.
Hier war's, wo von der Liebe heil'ger Glut
Sein großes Fürſtenherz entbrannte,
Daß er, trez drohender Gefahr der Flut,
Nichts, als der Armen Noth und ſeine Pflicht erkannte,
Und nicht (wie wohl manch ſchwacher Bruder thut)
Erſt, kühles Herzens, klüglich überlegend,
Und für und wider Gründe wägend,
Nein! mit erhabnem, raſchem Heldenmuth,
Als ob, zum goldnen Ziel, er hin im Wettlauf' eilte,
Die ſteigenden, empörten Wellen theilte,
Zur Rettung armer Söldner, die
Der feige, trozige, gallſüchtige Regent
(Mit Grauſamkeit iſt Feigheit ſtets verbunden)
Für ſtummes, willenloſes Inſtrument
Von Rachſucht, Raubgier, Stolz und Deſpotie,
Und oft auch, in verwetſnen Stunden,
Für Spielwerk ſeiner blut'gen Laun' erkennt.

Hehr, wie ein Gott flog er durch die erſtaunte Menge,
Da ſchon am Damm die Woge höher ſchwoll,
Schon immer dumpfer klang das heulende Gedränge

Der

Der Dammbewohner, die, verzweiflungsvoll,
Umtoſet von der Flut, mit Tod und Leben rangen,
Und, ſtarr und thränenlos, den Blick gen Himmel drangen,
Hier ſtreckten Mütter ihre Säuglinge,
Schon halb entſeelt, vom Ufer ihm entgegen:
Dort bebten Greiſ', ihr Haupt geſtützt auf Jünglinge,
Und werth, es ruhig in das Grab zu legen:
Da jammerten die Kinder, nackt und bloß,
Und bleich vor Hunger, auf des tauben Vaters Schoos.
Der Edle ſah's: ein ſtummer, bittrer Schmerz
Entquoll dem Aug', und laut nach Rettung ſchlug ſein Herz,
Entſchloſſen, hieb er ſchon die Bande von dem Kahn:
Die thatenloſen Gaffer ſahn
Erſchrocken es, und ſchrie'n: Fürſt! Schone dich!
Allein, entrüſtet, fragt er ſie: Bin ich
Nicht auch ein Menſch, wie ihr? und reißt ſich los, und ſpringt
Raſch in den Nachen, und — verſinkt.

Ach! und der ſeltne Fürſt, wer war er? Weſſen Namen
Verherrlichet die groſe That,
Der er erlag? Aus welchem edlen Saamen
Entkeimte ſolch ein Held für Friedrich's Staat?
Geht! fragt den Greis, der dort am Stabe wanket,
Und, mit bethränten Augenwimpern, ſich
Dem Strome naht, wo er ſo brünſtiglich

Dem

Dem sel'gen Schatten noch sein frohes Alter danket.
Fragt jene Arme, die er einst, bey Nacht,
(So hat der seltne Fürst fürs Menschen Wohl gewacht,
Indeß, berauscht von Wollust oder Wein,
Der Weibische sich wiegt' auf Flaumen ein!)
Einsam, auf hartem Stroh, im Leidenskampf gefunden,
Den Arzt ihr selbst geholt, und sie dem Tod entwunden.
Fragt sein verwaistes Regiment,
Das ihn einstimmig Freund und Bruder nennt;
Und die verstümmelten, eisgrauen Invaliden,
Für die der sanfte, jugendliche Held
So manche Hütte fand, wo sie nun ruhn in Frieden
Vom sauren Dienst für Vaterland und Welt.
Fragt ihre Wittwen, die er lebenslang berathen,
Und all die Dürftigen, die nie
Vergebens ihn um Hülfe baten;
Die Undankbaren, denen er verzieh,
Weil tiefe Seelenkenntniß ihn gelehrt,
Der Mensch sey minder Haß, als Mitleid, werth.
Fragt seine Feinde selbst, hegt' anders Ungeheuer
Von dieser Art die Menschheit je,
Die er, auch hinter'm dichten Schleyer
Der Heucheley, erkannt, und noch entschuldigte.
Fragt jene Säuglinge, die er, so tief gerühret,
Selbst hob von der erblaßten Mutter Schoos,
Und sie, entrissen nun dem schaudervollen Loos,

Der

Der Sorgfalt treuer Pflegemütter zugeführet.
Fragt die Unglücklichen, für deren Gut und Blut
Er nicht nur Gold, was jeder reiche Weichling thut,
Und oft ein Schurke that — o nein! sein eignes Leben
In die Gefahr der Flammen oft begeben.
Fragt die fünf hundert arme Waisen,
Die er dem Elend und der Schmach entwand,
Aus seinem Schatze sie ließ kleiden, tränken, speisen,
Und brauchbar auferziehn für's Vaterland;
Und die verlaßnen jungen Krieger,
Die er zur Weisheit und zur Menschlichkeit
Noch früher bildet', als zur traur'gen Kunst der Sieger,
In deren Kreis' oft, mit Gelassenheit,
Er, selbst ein Weiser, sich mit ihnen ließ belehren,
Um sie vom falschen Stolze zu bekehren.
Fragt selbst des Feindes mächtge Heere,
Die, auf des Krieges blut'ger Bahn,
Den jungen Helden fechten sahn,
Beseelt von Gott, von Vaterland von Ehre.
Fragt Lessing's heil'gen Schatten, der es immerdar
Mit edlem Stolz empfand, daß er einst Führer
Des heldenmüth'gen Menschenfreundes war,
Und oft ihn würdigte zum ersten Weltregierer;
Jerusalem, der ihm Religion
So liebenswerth gemacht, daß ihm der weise Glaube
An Vorsicht und an Wiederaufblühn aus dem Staube

So unentbehrlich ward zum wahren Seelenglück,
Als Licht, zum Sehen, dem geſunden Blick:
Fragt alle Weiſen ſeiner Nazion,
Die nun, mit ihr aus Einem Klageton,
Um ſeine allzufrüh verſtörte Blüthe trauern;
Ja ſelbſt den König, der, obgleich ſein großes Herz
Thron, Alter, Krieg, ſchon ſtählten jeden Schmerz,
Der Welt die Thränen hehlt, die ſeinem Liebling ſchauern;
Und ach! der Welfen Stamm im teutſchen Fürſtenhain,
Deß Aeſte, ſtark und kühn, und voll Gedeihn,
Weit über andere, oft faule, Stämme ragen,
Und Frucht und Schatten mild auf Menſchheit niederſtreun!
Ach! alle, alle werden, ſchluchzend, klagen,
Indem der Schmerz heiß von der Wange rollt:
„Es war der Edelſte der Welfen — Leopold!„

Auch wir, vor Kurzem noch die Deinen,
Die Du umarmteſt, oft ſo treu, ſo brüderlich,
Auch wir, verklärter Schatten! weinen
An deiner naſſen Urn' um dich.
Stets wird dein Bild in unſern Herzen leben;
Stets ſoll, wenn unſer Blick, auf unſers Meiſters Grab
Geſenkt, nun traurt, auch dir von ihm herab
Die ſtumme Thränenfeyer beben!
O werde Schutzgeiſt unſerm Kreis,
Und ſtrime das Gefühl der Liebe, ach! ſo heiß,

Wie

Wie es in dir gelebt, in's Herz der Brüder,
Daß ſie harmoniſch ſtets, als Einer Kette Glieder,
Hinſtreben nach dem goldnen Preis,
Der ihren Muth am fernen Ziel belohnet!

Dank dir, daß du, beſeelt vom Geiſt der Maurerey,
Die nur im Herzen, nicht im Kopfe, wohnet,
Uns und die Welt gelehret, was ſie ſey
Und was ſie würke! Dank, daß du den ſüſſen Glauben
An Menſchentugend neu in uns geſtärkt, belebt,
Den itzt ſo mancher Fürſt und Afterweiſe ſtrebt
Uns grauſam aus der Bruſt zu rauben!
Dank dir, daß du den heil'gen Leitungsſtern,
Ach! ohne welchen Nacht des Lebens Pfade füllet,
Dem biedern Zweifler, der, noch fern
Von Wahrheit, ſchwankt, in mildem Glanz enthüllet!
Daß, durch dein Beyſpiel, du der Edeln Viele,
Ha! denen, ſchon ſeit langer Zeit,
Auch ſelbſt in unſerm Orden,
Die fürſtliche Empfindſamkeit
Und Menſchenhuld verdächtig worden,
Nun ausgeſöhnt, in voller Liebenswürdigkeit
Den Werth der ſanften menſchlichen Gefühle
Der Welt enthüllt, und ihnen, weit und breit,
So kräft'gen Saamen ausgeſtreut!

Und, Teutſchland's Fürſten, die ihr es erkennt,
Wie menſchlich Leopold, wie groß er war, und edel,
Ihr, deren Thron nicht ruht auf der Erſchlagnen Schädel!
Nur ihr ſeyd würdig, ihm ein Monument,
Das Erz und Marmor trotzt, zu bauen;
Ein Denkmal, das, mit ehrfurchtsvollem Grauen,
Den Fuß des Wandres einſt feſt am Geſtade hält.
Bey dieſem Denkmal lehrt des Thrones künft'gen Erben,
Im Dienſte ſeines Volks, der Menſchenpflicht getreu,
Wie Leopold, zu leben und zu ſterben!
Hier ſagt ihm, (flammt aus ſeinem Aug' ein Held)
Daß nicht das ſogenannte Bett der Ehre
Auf blutgem Schlachtfeld, im Geſicht entflammter Heere,
Das Ehrenbett für teutſche Fürſten ſey;
Daß Tod für Menſchheit nur zum Helden weih',
Und Herrſchen nicht heiß' üben Sklaverey;
Daß die geprieſ'ne Kunſt der Xerxes, Tſchingiechane,
Der Alexander, Cäſar, Tamerlane,
Im Grunde keine andre ſey,
Als ſeine Straßenräuberey.

Und wenn er einſt, o teutſches Volk! mit dir
Den feyerlichen Bund beſchwöret:
So führ' ihn hin an den geweyhten Ort,
Und ſeine Eidesformel ſey das letzte Wort,
Das wir da noch von Leopold gehöret:
So wahr ich bin ein Menſch, wie ihr!

Friedrich.

daß ihr und ich auf einen ſolchen Fuß zuſammen kommen ſollen. Ihr habt unſer Zutrauen betrogen, habt uns genöthigt unſre bequemen Friedens-Kleider abzuwerfen, und unſre alten Glieder in harten Stahl zu zwängen; es iſt nicht wohl gethan, Milord, es iſt nicht wohl gethan. Was iſt nun eure Geſinnung? Wollt ihr wieder in die Sphäre des Gehorſams zurük kehren, worinn ihr ein ſo ſchönes und natürliches Licht von euch gabet, und nicht länger ein aufgedunſenes Meteor, ein furchterwekendes Wunderzeichen ſeyn, ein Vorbote von Unheil für noch ungebohrne Zeiten?

Worceſter.

Vergönnet mir Gehör, mein Gebietender Herr; was mich ſelbſt betrift, ſo könnt' ich mir gerne gefallen laſſen, den Reſt meines Lebens in Ruhe zuzubringen: Ich verſichre, daß ich den Tag dieſes öffentlichen Bruchs nicht geſucht habe.

König Heinrich.

Ihr habt ihn nicht geſucht, Sir? Woher kommt er dann?

Falſtaff.

Er fand die Rebellion in ſeinem Wege ligen, und da hub er ſie eben auf.

Prinz Heinrich.

Still, Schmeerbauch, ſtill.

VI.

Ueber

die Gewohnheit der Bramanen in Bengalen, die Wittwen mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen, und einen Heiligen Ochsen zu halten.

Ein Beytrag zu Herrn Sonnerats Ostindischer Reise.

Herr Sonnerat berührt es in seiner schönen Beschreibung der Leichen-Ceremonien der Indier nur kurz, daß in Bengalen das Schauspiel der Verbrennung der Weiber noch abscheulicher sey, als auf den Küsten Koromandel und Malabar, die er bereiset hat. Nachfolgender Brief, welchen Herr Fontana, ein Cremoneser von Geburt, und ein gelehrter Wundarzt in Diensten der Englisch-Ostindischen Gesellschaft zu Calcutta, an einen seiner Freunde in Livorno geschrieben, der ihn in den Notizie del mondo No. 85. dieses Jahres einrücken lassen, wird daher dem Publikum nicht unangenehm seyn: zumahl da er, ausser dem Umstande, den Hr. Sonnerat S. 81. 1. B. der teutschen Ausgabe selbst anführt, noch andere Verschiedenheiten in dem Bengalischen Ritual, diesem Meisterstücke der Pfaffheit und des National-Unsinns, enthält.

Calcutta, den 29ſten Januar, 1785.

„Seit meiner Zurückkunft nach Indien habe ich verſchiedenemal Gelegenheit gefunden, meine Neugierde in Anſehung einiger Gebräuche der Einwohner dieſes Landes zu befriedigen; welches mir auf meiner vorigen Reiſe nicht glückte: weil ich da immer von einem Hafen zum andern herumſchweifen mußte. Unter andern bin ich nun durch den Augenſchein davon überzeugt worden, daß die ſonderbare Gewohnheit der Weiber der Bramanen, ſich zu ihren verſtorbenen Männern auf den Scheiterhaufen zu legen, und mit ihnen verbrennen zu laſſen, ganz und gar nicht abgekommen iſt, wie ein neuer Schriftſteller behaupten will. *) „

„Am 25ſten November 1784. habe ich ſelbſt ein ſolches trauriges Schauſpiel mit angeſehen. Der unvermuthete Tod eines Bramanen brachte ſeine Frau zu dem Entſchluſſe, ſich mit ihm verbrennen zu laſſen: eine Perſon, die ohngefähr acht und zwanzig Jahr alt ſeyn mochte, und ſehr geſund und ſchön ausſahe. Gegen Sonnen-Untergang verſammelten ſich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn und Bekannte im Hauſe des Verſtorbenen. Man trug die Leiche ans Ufer des Fluſſes. Jeder Anweſende bemühte ſich bey der Vollziehung des Opfers geſchäftig zu ſeyn. Einer trug Holz zu, der andere bauete den Scheiterhaufen, andere warfen brennbare Sachen darauf, und andere waren um die Frau beſchäftiget, ſprachen ihr Muth ein, und reichten ihr Betel und einen Trunk eines mit Opium vermiſchten Getränkes nach dem andern. Nachdem ſich nun die Frau in dem Fluſſe gewaſchen hatte;

*) Hr. Sonnerat ſagt im 1ſten B. S. 80. blos dieſes: „Ehedem verbrannten ſich die Weiber mit den Leichen ihrer Männer. Jetzt iſt dieſe unmenſchliche Gewohnheit in allen muhamedaniſchen Staaten gänzlich abgeſchaft! und auch in den heidniſchen Ländern iſt ſie blos noch unter dem Stamme der Bramanen und der Kriegsleute üblich. „

hatte, kehrte sie zum Holzstoß zurück! wo sie eine Zeitlang zu den Füßen der Leiche stehen blieb.

Diese wurde nun auf den Scheiterhaufen gelegt, und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln versorgt. Unterdessen legte die Witwe alle ihre Oberkleider ab, und theilte sie in kleinen Stücken unter die um sie versammelten Leute aus; welche begierig darnach strebten, und sie als Heiligthümer aufbewahrten. Darauf bestieg sie den Holzstoß, legte sich nach einigen Ausrufungen nieder, und wurde mit etlichen Stricken fest auf den todten Leichnam ihres Mannes gebunden. Nun legte man noch eine Lage von Scheiten über beyde her, und ehe das Feuer angezündet wurde, fieng der umstehende Haufe an zu heulen, und heulte, so wie die Flamme zunahm, immer stärker: so daß man das Wehklagen des Schlachtopfers nicht vernehmen konnte.

Damit dieses, wenn die Stricke verbrennen, nicht etwa, wie es möglich wäre, sich der Opferung entziehen könne, werden zwey lange Stangen über den Scheiterhaufen gelegt, und so fest angezogen, daß es liegen bleiben, und sich in Asche verwandeln lassen muß.

Gleichwohl ist diese religiöse Schwärmerey im Schaster *) oder dem Bramaschen Gesetzbuche nicht als ein unbedingter Befehl: sondern blos in gemäßigten und bedingungsweisen Ausdrücken vorgetragen, mit der Verheißung einer den Qualen der Märtyrer in angemessenen Belohnung. Es heißt: „Es macht

 „dem

*) Es giebt sechs **Schaster**, **Saster**, **Sastrams** oder **Schastroms**, und diese Bücher enthalten nach dem **Sonnerat** 1. B. S. 176 das astronomisch-astrologisch-prophetisch-moralisch-liturgisch-medicinisch-juristische System, welches die **gelehrten Bramanen** in die ihnen eben so, wie dem Volke, unverständlichen **Wedams** oder ältesten h. Schriften hineingetragen und wieder herausgeschöpft haben: gerade so, wie viele jüdische und christliche Theologen ihre eignen selbst zusammengeflickte Systeme auf die Bibel gründen.

„dem Weibe Ehre, ſich mit der Leiche ihres Mannes „zu verbrennen. — Jede Frau, die ſich ſo verbren„net, wird in Eliſium 350 tauſend Jahre mit ihrem „Manne glücklich leben. — Kann ſie ſich dazu nicht „entſchließen, ſo muß ſie für ihr übriges Leben das „Gebot der Keuſchheit halten; und verletzt ſie es, ſo „warten ewige Qualen auf ſie.„

„Doch leidet dieſes auch einige Einſchränkungen. Iſt die Frau ſchwanger, ſo darf ſie ſich nicht verbrennen. Iſt der Mann an einem entfernten Orte geſtorben: ſo darf ſie es auch nicht thun; wenn ſie nicht wenigſtens ſeinen Turban und ſeinen Gürtel herbeyſchaft, um dieſes bey der Aufopferung mit auf den Scheiterhaufen zu legen. Dergleichen Ausnahmen giebt es noch mehr, welche ſie, wie andre Geheimniſſe ihrer Religion, geheim halten.„

Die Ehrfurcht, welche dieſe Secte gegen die Ochſen beweiſt, iſt gleichfalls eben ſo merkwürdig, als auſſerordentlich. Faſt alle Bramanen, wenn ſie auch nicht reich ſind, unterhalten in ihren Häuſern mit groſſer Sorgfalt einen Ochſen, den ſie als einen Schutzgott anſehen. Da es mir nun mehrmals begegnete, verſchiedene Leute auf den Straßen wie Ochſen brüllen zu hören: ſo fragte ich nach der Urſache davon, und erfuhr, daß es bey den Bramanen gebräuchlich ſey, wenn ihr Lieblings-Ochſe ſtirbt, dieſes Unglück vierzig Tage lang dadurch zu erkennen zu geben, daß ſie das Brüllen des Ochſen nachahmen. Trift es aber, daß der Herr eher ſtirbt, als ſein Ochſe: ſo wird dieſer frey und losgelaſſen, und man ſieht ihn mehrere Tage lang herum laufen, bis ihn jemand aus einem andern Stamme ſich zueignet.„ *)

VII.

*) Hierdurch wird das, was Hr. Tennent 1. B. S. 79. ſagt, näher beſtimmt.

VII.

Merkwürdige Verſuche des Hrn. Fontana über das Ottern-Gift.

Herr Abbe Fontana zu Florenz iſt ohnſtreitig einer der kühnſten Naturforſcher, die es je gab. Sein Studium der Natur geht Schritt vor Schritt auf der Bahn eigner Erfahrungen, und die meiſten und gefährlichſten davon, wo wenigſtens ſein Leben mit auf der Wage ſteht, ſtellt er immer an ſich ſelbſt an. So weiß ich durch einen zuverläßigen Freund, daß er den höchſt gefährlichen Verſuch, wie viel mal ein geſunder Menſch brennbare Luft bis zum Grade des Erſtickens einathmen könne, und welch Gefühl er dabey habe, an ſich ſelbſt machte. Schon auf den dritten bis vierten vollen Athemzug aus einer mit dergleichen Luft gefüllten Flaſche, fiel er völlig ſinnlos nieder, und kam, zum Glück für die Naturkunde, jedoch den andern Tag erſt wieder zu ſich ſelbſt.

Eben ſo kühn und fürchterlich ſind die Verſuche, die er mit dreytauſend Ottern über ihr Gift angeſtellt hat, und die er in ſeinem vortreflichen neuen Werke, Traité ſur le venin de la Vipere, das ſo eben in zwey Quart-Bänden in Florenz und Paris erſchienen iſt, mittheilt. Es iſt das Reſultat von mehr als ſechstauſend Verſuchen, vernichtet eine Menge Vorurtheile die man noch immer hierüber hegte, und verbreitet ganz ein neues Licht über dieſe wichtige Materie ſo wohl in Rückſicht der Natur- als Heilkunde. Ich will nur einige wichtige Bruchſtücke daraus ausheben.

Die Otter hat drey Sorten Zähne, und nur ihre Hundszähne ſind giftig. Dieſe Zähne welche in einer Art von Scheide ſtecken, drücken, indem die Otter beißt, auf ein Behältniß, worin ein gelber Saft, wel-

welcher das Gift ist, sich befindet, und durch diesen Druck in die Wunde fließt.

Das Ottern-Gift, das für die meisten Thiere tödtlich ist, tödtet hingegen Schlangen, Schnecken, Blutigel und andre kriechende Thiere nicht. So können auch giftige Thiere einander nicht vergiften.

Verschiedene ältere Schriftsteller die über das Ottern-Gift schrieben, haben es bald für ein Acidum bald für ein Alkali gehalten. Hr. Fontana beweiset, daß es weder das eine noch das andere ist, und nichts weniger als ein Salz, das in Crystallen anschießt enthält, wie andere behaupteten. Es ist vielmehr klebricht und harzartig, und hat keinen bestimmten Geschmack. Hr. Fontana hatte die erstaunliche Kühnheit, so viel davon, als er von einer Otter bekommen konnte, auf die Zunge zu nehmen, es blos mit seinem Speichel im Munde zu verbreiten, und er fand daß es gar keinen Geschmack hatte, und blos ein Gefühl von Zusammenziehen und Taubheit im Munde hinterließ.

Das Ottern-Gift ist sehr vom Gifte des Scorpions, der Biene, Hornisse u. s. w. unterschieden. Das Gift dieser Insekten ist bitter, und giebt auf der Zunge das nämliche Gefühl, als eine heftig concentrirte mineralische Säure. Indessen dient der Otter ihr Gift doch hauptsächlich zu einem Verdauungs-Safte, um das Fleisch, davon sie sich nährt, desto schneller in Fäulniß zu setzen; und ist ihr also von der Natur nicht zum Angriffe gegeben. Hr. Fontana hat es ganze Jahre lang in der Höhlung des von seiner Alveole getrennten Zahnes, in seiner ganzen Stärke erhalten; ja, was noch mehr, sogar getrocknet und gepülvert verliert dies Gift erst nach acht bis zehn Monaten seine würkende Kraft.

Man hat viel über die Art und Weise, wie dieß Gift eigentlich würket gesagt. Thiere, die sonst augenblicklich vom Bisse der Otter sterben, haben es, auf

die

die Augen oder in die Naſenlöcher geſtrichen, ohne Schaden ausgehalten. Eben ſo würkt es nicht auf die Nerven, und kann durch den Canal der Nerven nicht mitgetheilt werden, indeſſen es hingegen das Blut, ſo bald es hineingebracht wird, augenblicklich coagulirt, eine ſchreckliche Zerrüttung in der ganzen animaliſchen Oekonomie anrichtet, und einen ſchleunigen Tod unter heftigen Convulſionen und Schmerzen bewürkt. Aber dieſe Coagulation hat nur bey lebenden Thieren ſtatt; denn wenn man dieß Gift mit aufgefangenem Blute miſcht, ſo bleibt es, ſtatt ſich zu coaguliren vielmehr flüßig, und nimmt eine ſchwarze Farbe an. Hr. Fontana glaubt, daß die Urſache, warum das Ottern Gift ſchnell tödtet, hauptſächlich darin liege, daß es die Reizbarkeit der Muskelfaſern völlig vernichte, und daß dieſe Reizbarkeit etwa durch die Kraft ſchnelle Fäulniß zu bewürken, welche das Ottern-Gift charakteriſirt, und die es an Fleiſch und animaliſchen Flüßigkeiten vorzüglich äuſſert, getödtet werde.

Eines der wichtigſten Reſultate der angeſtellten Erfahrungen des Hrn. Fontana iſt, daß der Ottern-Biß nicht ſchlechterdings tödtlich für den Menſchen ſey, und daß man falſch glaube, die Krankheit welche er dem Gebißnen verurſacht, ſey äuſſerſt gefährlich und ſchwer zu kuriren. So hat man nicht nöthig, dabey ſeine Zuflucht zu Einſchnitten, Scarificiren, Amputiren, Ausſaugen oder Unterbinden der Wunde, die nur zu oft zu krebsartigen Schäden Anlaß geben, zu nehmen. Schon Geoffroy und Hanault, indem ſie das Oliven-Oel gegen den Ottern-Biß empfehlen, behaupteten in einer Vorleſung in der Akademie der Wiſſenſchaften im J. 1737. daß er dem Menſchen nicht tödtlich ſey; welches auch Hrn. Fontanas Erfahrungen gar ſehr beſtättigen. Unter allen Mitteln dagegen war bisher das flüchtige Alkali, oder ſogenannte Eau de Luce, das berühmteſte. Hr. Fonta-

na hat auch damit unzählige Verſuche angeſtellt, um ſich von ſeiner Würkung ganz zu verſichern; als lein er fand, daß, anſtatt ſo ſpecifiſch nützlich zu ſeyn, dies Mittel ſehr oft die Krankheit erhöht, und ſelbſt den Tod bey gewiſſen Thieren, wie z. E. beym Kaninchen und Froſche, beſchleunigt. Wenn es aber heißt, der Ottern-Biß iſt für den Menſchen nicht tödtlich, ſo verſteht ſich, der Biß Einer Otter; denn nach der Berechnung des Hrn. Fontana über die verhältnißmäßige Menge des Giftes zur körperlichen Größe des gebißnen Thieres, müßte ein Menſch von dem Biße mehr als einer Otter unfehlbar ſterben. Nach eben dieſer Berechnung tödtet ſchon $\frac{1}{10000}$ eines Grans Ottern-Gift einen Sperling, $\frac{1}{5000}$ eine Taube, die ſechsmal ſchwerer iſt; drey Gran würden einen Menſchen und zwölf Gran einen Ochſen tödten der 750 Pfund wiegt. Eine Otter hat nicht mehr als ohngefähr zwey Gran Gift in ihrer Blaſe.

Dieß vortrefliche Werk des Hrn. Fontana iſt auch auſſerdem voll der wichtigſten Fingerzeige in der Phyſiologie. So behauptet er z. E. daß der Kopf einem Thiere nicht durchaus zum Leben nothwendig ſey, wohl aber zur Fortſetzung des Lebens, wenn es zuvor einen hatte; ferner, daß das Leben nicht durchaus von dem Umlaufe des Bluts abhange, und gar wohl ohne denſelben, bey einer Menge Thieren, fortdauern könne; wie er an verſchiedenen Beyſpielen beweiſt. Eben ſo geht er auch vom Ottern-Gifte zur Unterſuchung der Gifte Ticunas, des Kirſchlorbers, des Toxicodendron u. ſ. w. fort, und webt eine Menge vortreflicher Bemerkungen über die Urbildung des thieriſchen Körpers, Erfahrungen über das Wiederwachſen der Nerven, und die Beſchreibung eines neuen Augen-Canals mit ein. Kurz dieß Buch iſt ein wichtiges Geſchenk das dieſer große Phyſiker der Welt gemacht hat.

VIII.

VIII.

Flüchtige Poeſien.

I.

Die Jahresfeyer der Liebe.

An Amalien.

Ein Jahr? — Wie raſch verſchwanden ſeine Tage!
Ein Theil der Sehnſucht und der Klage,
Der Luſt der größere geweiht.
Geliebte, welche Seligkeit
Floß mir aus deinem Blick, aus deinem liebewarmen
Gerührtem Aug', in welcher Götterluſt
Berauſchte ſich mein Geiſt an deiner holden Bruſt,
In deinen feſt verſchränkten Armen!

Eh dich mein Herz in dieſer Wüſte fand,
Und unauflöslich ſich dem Deinigen verband;
Eh liebevoll dein Aug mild auf den Jüngling blickte,
Der, ohne Wunſch, aus dieſer Sklaverey
Befreyt zu ſeyn, um daß ſie ewig ſey,
Manch Seufzerchen zu Amors Throne ſchickte;
Eh mich im Traum dein ſchwebend Bild entzückte;
Eh ich die Stirne dir, im Traum, mit Veilchen ſchmückte;

Da hatt' ich zwar den ſorgenfreyen Sinn,
Der, Schmetterlingen gleich, von Roſ' auf Roſe ſchlüpfte,
An Spiele Scherz, an Scherze Lieder knüpfte,
Und gaukelte durch bunte Wieſen hin:
Du nahmſt ihn mir! doch deine Lieb' erſetzet
Mir ihn, und alles noch, was ich durch ihn verlohr:

Sie

Sie ſetz' ich jedem Glück, das unſern Stolz ergötzet,
Sie ſetz' ich einer Krone vor!

Und wirſt du mir dein liebend Herz bewahren,
Wieg' ich mich ſtets in deinem Schooß;
So ſchrecken mich nicht Kummer und Gefahren,
Ich reiße mich von niedrer Sorge los,
Und bin ein Gott an Luſt und wonniaem Gefühle,
Und lehre dich entzückt die ſeelevollen Spiele
Der Schweſtern Amors. Unter Harmonien
Wird wie ein Morgenroth das Leben uns entfliehn.

Und dieſer Tag ſey ewig uns ein Feſt,
An dem wir uns der erſten Liebe freuen,
Umarmung dann, und Küße noch uns weihen,
Wenn falſch die Jugend uns verläßt,
Der Sonne letzter Strahl durch matte Nebel blinket;
Der Abendſtern zu jener Ruhe winket,
Die Liebende zu trennen ſcheint,
Und in Elyſium auf ewig ſie vereint.

II.

An die Nachtigall.

Geliebte Nachtigall, Kind einer ſchönern Flur!
Du unterbrichſt durch ſüße Melodeyen
Das tiefe Schweigen der Natur
In dieſen bangen Wüſteneyen.
Verirrt ſich einſt die holde Schäferin —
Die Grauſame! mit felſenhartem Sinn,
Die, ewig ungerührt bey meinem herbſten Leide,
Stolz meine Seufzer flieht — auf dieſe wilde Haide;
Sag ihr, daß dieſer Bach, der klagemurmelnd fließt,
Ein kleiner Reſt von meinen Thränen iſt!

III.

Worceſter.

Es gefiel eurer Majeſtät, eure günſtigen Blike von mir und meinem ganzen Hauſe zu wenden; und doch muß ich euch erinnern, Gnädigſter Herr, daß wir eure erſten und eifrigſten Freunde waren. Um euertwillen brach ich in Richards Zeiten meinen Marſchalls-Stab und reißte Tag und Nacht, euch entgegen zu gehen, und eure Hand zu küſſen, zu einer Zeit, da ihr an Macht und Anſehen weit unter mir war't; ich, mein Bruder, und ſein Sohn waren es, die mit ihrer Gefahr euch in euer Vaterland wieder einſezten. Ihr ſchwurt uns, zu Doncaſter ſchwur't ihr dieſen Eid, ihr hättet keine Abſichten gegen den Staat, und verlangtet nichts weiters als euer angefallnes Recht, den Siz von Gaunt, das Herzogthum von Lancaſter; hiezu ſchwuren wir euch unſern Beyſtand: Aber da in kurzer Zeit das Glük wie ein Plazregen auf euch herabregnete, und ſowohl unſre Hülfe als die günſtigen Umſtände der Zeit, die Abweſenheit des Königs, die Mißbräuche einer unbeſonnenen Regierung, die Bedrükungen, die ihr erlidten hattet, und die widrigen Winde, die den König in Irland ſo lange zurükhielten, daß ganz England ihn für todt hielt, ſich vereinigten euch groß zu machen; wußtet ihr euch dieſes Zuſammenfluſſes von Vortheilen ſo wohl zu bedienen, daß ihr, eures Eides zu Doncaſter uneingedenk, die oberſte Regierung ſelbſt in eure Hände ſpieltet; und nun machtet ihr's uns, die euch genährt hatten, gerade wie es die undankbare Brut des Gukguks dem Sperling macht, ihr bemeiſtert euch unſers Neſtes, und wuchſet, von uns

gezt,

III.

Aktäon. eine Romanze.

In Gargaphiens Gebüſchen,
Wo im tiefen ſtillen Hain
Schauder ſich mit Schatten miſchen,
Wo kein Sterblicher hinein
Noch zu blicken ſich erkühnte,
Badete ſich Cynthia,
Und die Schaar, die ſie bediente,
Stand in Reihen um ſie da.

Und der keuſche Gürtel rollte
Von den Hüften ſtolz herab;
Er, den jeder löſen wollte,
Den ſie nicht zu löſen gab.
Alle ſechzig Nymphen ſangen
Lieder zu Cytherens Hohn,
Aber an den glühnden Wangen
Rächte ſich Cytherens Sohn.

Fürſt Aktäon, in der Nähe,
Hört den himmliſchen Geſang:
Ob er weile, ob er gehe,
Sinnt er lauſchend, zögert lang:
Bis er mit gebundnem Schritte
Tiefer ſich ins Dickicht zieht,
Wo er, in der Nymphen Mitte,
Cynthien im Bade ſieht.

Wild auf ſtürzen alle, füllen
Mit Geheul den ganzen Hain;
Doch nur um Dianens willen,
Nur aus frommem Heuchelſchein:

Drängen dann, o Mädchentücke!
Um die Göttin ſich herum:
Offen ſteht Aktäons Blicke
Jedes Reizes Heiligthum.

Nur umſonſt! Diana raget
Ueber alle hoch empor:
Gleich Auroren, eh es taget,
Strahlt ſie aus der Fluth hervor.
Jungfräuliche Schaam und Röthe
Färben ihre Wange hoch:
Fleuch', ach fleuch, daß ſie nicht tödte!
Jäger, und du zauderſt noch?

Mit geſchöpftem Naß beſpritzet
Die des Jünglings Angeſicht,
Der von blinder Lieb' erhitzet
Nur von Quaal in Seufzern ſpricht.
Und, o Wunder! plötzlich wandelt
Sich die menſchliche Geſtalt,
Und in einen Hirſch verwandelt
Eilt er in den nahen Wald.

Doch was hilft ihm Flucht und Eile?
Jene wilde Doggenſchaar,
Der, ſchnellfliegender als Pfeile,
Noch kein Wild entronnen war,
Spührt dem zitternden Gebieter
Mit gewohnter Blutgier nach,
Und erreicht ihn, ſtürzt ihn nieder,
Und er ſeufzt ſein letztes Ach! —

Keine ſpröde Göttin plaget
Jäger mehr durch Zaubereyn.

Unbe-

Unbeſorget, wenn ihr jaget,
Sprecht in allen Grotten ein.
Treft ihr wo ein Kind im Bade,
Das Dianen ähnlich ſieht;
Sündigt nur! Ihr findet Gnade!
Glaubt! ihr haſcht es, wenn es flieht.

IV.

Der furchtſame Amor.

(Nach dem Zappi)

Stets ſitzt Amor zur Seite meines Mädchens,
Folgt ihr haſtig, wohin ſie geht, und plaudert
Iſt das Mädchen geſprächſam, ſchweigt und ſeufzet,
Wenn es ſchweiget und ſeufzet. Im Geſange,
Und im Spiele der Augen und der Laute,
Hat er ſelber das Mädchen unterwieſen.
Durch ihn hebet ihr Füßchen ſich im Tanze,
Wie ein Veilchen, das Zephyrus umgaukelt.
Auf der Stirne des Mädchens thront er, ſchwimmet
Auf den Locken des blonden Haares, lächelt
Aus den Minen und ſpricht von ihren Lippen.
Nur dem Herzen hat ſich der feige Prahler,
So vertraut er mit ihr iſt, nie genähert.

Schatz.

Inhalt des Vierten Vierteljahres.

October.

I. Pindars vierte Nemeiſche Ode auf des Timoſarchos, des Aigineten, Sieg im Ringekampf. S. 3

II. Hiſtoriſche Nachricht von der berühmten Verſchwörung des Fiesco in Genua i. J. 1547. S. 29
III. Beſchreibung einer Reiſe von Rom nach Sicilien, Maltha und Neapel. S. 47
IV. Auszüge aus Briefen. S. 79
V. Lied, mit Melodie von Caroline W.

November.

I. Fortſetzung der Beſchreibung einer Reiſe von Rom nach Sicilien, Maltha und Neapel. S. 97
II. Beytrag zur Geſchichte der Jeſuiten in Oſt-Indien. S. 123
III. Noch zwölf proſaiſche Fabeln. S. 153
IV. Pygmalion nach dem Ovid. S. 161
V. Der König und die drey Kammerdienerinnen. S. 165
VI. Wider ein gemeines Vorurtheil. S. 187
VII. Auszüge aus Briefen. S. 191

December.

I. Pindars ſiebente Nemeiſche Ode, auf des Sogenes, des Agineters, Sieg im Fünfkampf. S. 193
II. Beſchluß einer Reiſe von Rom nach Sicilien, Maltha und Neapel. S. 213
III. Beſchluß der hiſtoriſchen Nachricht von der berühmten Verſchwörung des Fieſco in Genua im J. 1547. S. 236
IV. Briefe aus Rom, hauptſächlich neue Werke jezt daſelbſt lebender Künſtler betreffend. S. 251
V. Leopold. S. 267
VI. Ueber die Gewohnheit der Bramanen in Bengalen, die Witwen mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen, und einen Heiligen Ochſen zu halten. S. 273
VII. Merkwürdige Verſuche des Hrn. Fontana über das Ottern-Gift. S. 279
VIII. Flüchtige Poeſien. S. 283

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Julius 1785.

I. Neue Bücher.

1) Andachtsübungen und Gebete zum Privatgebrauch für nachdenkende und gutgeſinnte Chriſten von G. J. Zollikofer, evang. reformirten Prediger zu Leipzig 1. und 2ter Theil, Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1785.

Abermal ein klaſſiſches Buch vom Hrn. Zollikofer aus dem Fache, welches ſonſt unter allen übrigen unſrer Schriftſtellerey, nicht einmal das Erziehungsweſen ausgenommen, die meiſten elenden und die wenigſten erträglichen Produkte liefert. Wenn das Bedürfnis an guten Erbauungsbüchern vielleicht nie gröſſer war als es eben izt iſt, ſo hat die Menge und Beſchaffenheit vieler bisherigen Predigten, Homilien, Katechismen, erbaulichen Betrachtungen u. ſ. w. gewiß mehr dazu beygetragen als alle profane Lektüre, gegen die in jenen frommen Schriften ſo viel mit Recht und Unrecht geeifert wird. Während daß einerſeits Gedankenloſigkeit, Andächteley und blinder Glaube, andrerſeits aber falſche Aufklärung, Zweifelſucht und müſſige Speculation in Religionsſachen mit jeder Meſſe friſche und reichliche Nahrung erhalten, müſſen Geiſt und Herz nachdenkender und gutgeſinnter Chriſten darben. Unſre moraliſchen Theologen des alten Styls haben es ohnehin nie mit den Nachdenkenden zu thun, und die des neuen Styls vergeſſen meiſtens über den Berichti-

richtigungen, die ſie in den Köpfen der Gutgeſinnten vorzunehmen für nöthig finden, daß die Religion vorzüglich Sache des Herzens iſt. Herr Zollikofer hingegen hat bey ſeiner meiſterhaften Arbeit das Bedürfniß der nachdenkenden und zugleich gutgeſinnten Chriſten vor Augen gehabt, und dieſe ehrwürdige Klaſſe von Menſchen, die im Grunde allein vollgültige Anſprüche auf den vielbedeutenden Namen des Chriſten hat, wird gewiß bey allen, was er ihr in dieſem Buche vorgedacht und vorempfunden hat, ihre Rechnung finden. Sie trift hier die wichtigſten Wahrheiten der Moral und Religion auf eine Art vorgetragen an, die den nach Ueberzeugung und Erleuchtung begierigen Verſtand vollkommen befriediget, ohne ihn mit Speculationen die dem Herzen gleichgültig ſind zu befangen; verbunden mit allem was Moral und Religion an Bewegründen anziehendes, rührendes, nachdrücklich wirkſames hat, um den Willen unmittelbar zum Entſchluſſe, und dieſen zur Handlung zu vermögen, ohne daß der durch überſpannte Empfindung betäubten Vernunft ihr Antheil an der Handlung, und mit demſelben der Handlung ſelbſt ihr vorzüglichſter Werth benommen würde. Bey aller Popularität, die der Verf. mit dem Reichthum und der Fülle ſeiner Gedanken und mit der Schönheit und Würde ſeines Vortrags zu verbinden gewußt hat, und die ſein Buch auch für die Klaſſe des leſenden Publikums, die ſich mehr mit der Hand als mit dem Kopfe beſchäftiget, ſo ſehr brauchbar macht, wünſchen wir es nicht blos in den Händen der Prediger, denen es zum Muſter ihrer hauptſächlichſten Berufsarbeit dienen kann, ſondern auch in den Bücherſchränken jedes Gelehrten, zu wiſſen, der ſich durch Ueberladung ſeines Kopfes und Vernachläßigung ſeines Herzens die Geſundheit von beyden noch nicht ganz verdorben hat. Wir können ihm gut dafür ſeyn, daß er in trüben und froſtigen Stunden, an denen es keinem Sterblichen am aller wenigſten aber den ar-

men

ten Gelehrten fehlt, in dieſen Andachtsübungen nie umſonſt nach Licht und Wärme ſuchen wird.

---

2) J. B. Alxingers ſämmtliche poetiſche Schriften. Leipzig, zum Vortheil des Wieneriſchen Armeninſtituts. 1784. gr. 8. 333 S.

Freunde der Dichtkunſt und der Menſchheit werden es dem edlen Verf. Dank wiſſen, daß er ſie an dem doppelten Vergnügen theilnehmen lieſ, welches er von ſeiner Vertraulichkeit mit den Muſen zu ziehen wußte, und daß er ſie in Stand ſetzte, ſich für den geringen Preis dieſer Schriften zugleich eine für Kopf und Herz gleich intereſſante Unterhaltung, und die Wonne einer ſich ſelbſt belohnenden Handlung der Wohlthätigkeit zu verſchaffen. Sie werden aber auch bey der Schätzung dieſes Buches die Bekanntſchaft in Rechnung bringen, die ſie mit einem ihrer würdigſten Geiſtesverwandten beym Leſen deſſelben machen werden. Dafür werden ſie den Hrn. von Alxinger aus den Früchten ſeiner Erholungsſtunden ſelbſt noch mehr als aus dem edlen Gebrauch den er davon gemacht hat, erkennen. Denn dieſe tragen das ſichtbare aber ungekünſtelte Gepräge eines Mannes, der aus Hang und Ueberzeugung Menſchenfreund iſt, und die wahren Vortheile ſeiner Gattung eben ſo genau kennt, als er ſie eifrig wünſcht; eines Mannes, der Muth genug hat, für verkannte und unterdrückte Menſchenrechte ſo laut zu ſprechen, daß ihm der Haß der Thoren und Böſewichte nicht ausbleiben kann, den er übrigens eben ſo wenig achtet, als er Bedenken trägt es mit den Kritikaſtern zu verderben, und allenfalls ſeiner eigenen äſthetiſchen Delikateſſe zu nahe zu treten, wenn er den Ekel für das wirkſamſte Mittel hält ſeine Zeitgenoſſen von einem gewiſſen Laſter abzuſchrecken. Eben ſo wenig wird man an ihm den poetiſchen

Genie in der ſeltnen Verbindung mit philoſophiſchem Geiſte und eine Menſchen- und Weltkenntniß vermiſſen, an welcher eigene unmittelbare Beobachtung wenigſtens eben ſo viel Antheil hat als weitläuftige wohlverdaute Beleſenheit. Die warme herzliche Theilnehmung des Mannes an der heilſamen Revolution in den Begriffen ſeiner Landsleute kömmt vielleicht öfter zum Vorſcheine als es ſeine Abſicht wollte: und die künftigen Geſchichtſchreiber der gegenwärtigen öſterreichiſchen Reformatten werden, nächſt der vortreflichen travestirten Aeneis von Blumauer, manches Alxingerſche Gedicht als Beylage brauchen können.

So verſchieden übrigens das poetiſche Verdienſt der einzelnen Stücke dieſer Sammlung ſeyn mag, ſo ſcheint es im Ganzen genommen noch immer größer als man es bey der großen Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, der Dichtungsarten, der Manier und des Tones, in denen ſich der Verf. verſuchen wollte, wohl erwarten ſollte. Auf eine Epiſtel an ſein Buch, welche die Stelle der Vorrede ſehr angenehm vertritt, und man in mancher Rückſicht horaziſch nennen möchte, folgt eine Reihe von Oden und Liedern, in welcher Lob des wahren Verdienſtes mit Spott über Thorheit und Laſter, ſüſſe Klagen der Liebe mit anmuthigen Tändeleyen, ernſthafte Tableaus moraliſcher Empfindungen mit kleinen ſchalkhaften Liederchen, eigene Arbeiten mit einigen Nachahmungen klaſſiſcher Dichter abwechſeln. Dieſe Mannichfaltigkeit herrſcht unter den Sinngedichten, und noch mehr unter den Lehrgedichten und Briefen, unter welchen letztern ſich die ſchöne Epiſtel über den Antiplatonismus vorzüglich auszeichnet.

Ohne die Geſchicklichkeit und den Fleiß zu verkennen, den der Verf. auf die Bearbeitung des Franzöſiſchen Trauerſpiels Eduard der dritte verwendet hat, geſtehen wir daß

daß unſer Ohr an den gereimten Alexandrinern dieſes Stückes nicht ganz die Leichtigkeit, den Wohlklang und das Melodiſche wieder fand, an die es durch die Verſification der vorhergehenden Gedichte gewöhnt wurde. Und doch iſt auch hier Verſebau und Sprache eines beſſern Sujets und Planes würdig, als dieſer Grezſchen Tragödie zum Grunde liegen, bey der auch, die Franzöſiſche Deklamation des Dialoges aller Kunſt eines jeden Verteutſchers immer trotzen müßte.

Auch die Freymaurer-Gedichte ſind ihres Verfaſſers nicht unwürdig, der ihnen ſo viel von ſeinen Geiſte einhauchte, daß dieſe ſonſt ihrer gewöhnlichen Einförmigkeit und Trockenheit wegen ſo verſchrieene Gattung von Liedern ſelbſt profanen Leſern willkommen ſeyn wird.

Aber nie iſt die Begeiſterung unſers Dichters auffallender als wenn er mit der Fackel der Vernunft ins Heiligthum dringt, und die Gräuel beleuchtet, welche Prieſterdeſpotiſmus und Mönchereyen daſelbſt angerichtet haben. Die glücklichſte Darſtellung religiöſer Irrthümer und Mißbräuche, genau von der Seite, wo ihre Ungereimtheit und Schädlichkeit auf den erſten Blick einleuchten muß, Stärke, Neuheit und Präciſion in den ſich einander dringenden Gedanken, ein ungewöhnlicher Reichthum an ſcharfſinnigen Bemerkungen mit witzigen Einfällen durch die feinſten Wendungen verwebet, eine blühende, nervigte, männlich ſchöne Sprache, die oft mit wahrer Juvenaliſcher Beredtſamkeit daherſtrömt, zeichnen vornehmlich die drey Gedichte aus, die den Namen die Duldung, der Cölibat, und die Prieſter Gottes führen. Der Verleger fand ſich genöthiget dieſe Stücke aus der Sammlung weg zu laſſen. Er hat ſie aber den Exemplaren, die auſſer den Oeſterreichiſchen Staaten geſchickt wurden, in einem Anhange beygefügt, um ſie, wie er ſich ausdruckt, dem übrigen Teutſchlande mitzutheilen. So

ſchmeichelhaft auch dieſe Auszeichnung dem übrigen, oder beſſer, dem proteſtantiſchen Deutſchlande ſeyn kann, ſo ſehr muß es ihm auffallen, daß Wien noch in den Tagen Joſephs einer ſolchen Schonung bedarf. Indeſſen haben wir, (zur Ehre der wieneriſchen Preßfreyheit ſey es geſagt) ſchon viel derbere Wahrheiten mitten in Wien unter Beaünſtigung der Cenſur und mit Privilegio gedruckt, zu Geſichte bekommen. Allein ſie waren einſtweilen nur im Spaße geſagt. Klingers Meiſterſtücke müſſen alſo auſſerhalb ihrer Vaterſtadt ſo lange Kontumaz halten, bis es innerhalb derſelben aus Spaß — Ernſt wird.

---

3) *Choice of the beſt poetical pieces of the moſt eminent engliſch Poets.* Publiſhed by *Joſeph Retzer* Volume II 228 S. Vol. III 294 S. 8vo. Wien bey Johann David Källing 785.

Wir begnügen uns das Daſeyn dieſer zwey Bände anzuzeigen, und berufen uns übrigens auf das, was im Anzeiger des Merkurs vom Februar des vorigen Jahres über das Verdienſt des Herausgebers, der Unternehmung, und des innern Gehaltes dieſer Sammlung bey Erſcheinung des erſten Bandes geſagt worden. Denn das der Fortſetzung eigenthümliche Verdienſt, daß ſie ihrem Anfange an Werth vollkommen gleich iſt, würde uns in die Nothwendigkeit verſetzen, das daſelbſt geſagte zu wiederhohlen. Der 2te Band enthält 115 und der 3te 135 meiſt ſehr gute und bisher wenig bekannte Stücke. Wir haben noch einen Band zu hoffen, und Herr von Retzer wird mit denſelben dem teutſchen Publikum eine engliſche Anthologie geliefert haben, die, wo nicht noch in andern Rückſichten, wenigſtens an Mannigfaltigkeit der Gedichte und Genie der Dichter vielleicht jede andere in was immer für einer Sprache übertreffen könnte.

II.

gezt, zu einer solchen Grösse an, daß unsre Liebe selbstsüch, aus Furcht verschlungen zu werden, nicht erkühnen durfte euch nahe zu kommen; sondern mit schüchternem Flügel mußten wir unsre Sicherheit ausser euerm Gesichte suchen, und unsre Sicherheit allein ist die Ursache, die uns genöthigt hat, uns auf diese Weise zu vereinigen, und Mittel gegen euch zu gebrauchen, die ihr durch unfreundliches Bezeugen, gefährliche Gesinnungen, und Verlezung eurer uns zugeschwornen Verheissungen uns gegen euch selbst in die Hände gegeben habt.

König Heinrich.

Diese Dinge habt ihr freylich zu Papier gebracht, auf Marktplätzen ausrufen, und von den Canzeln ablesen lassen, um der Rebellion eine Farbe anzustreichen, wodurch unbesonnene Schwindel-Köpfe und armselige Malcontenten, die nur durch einen allgemeinen Jammer gedeyhen können, angelokt werden möchten. Und wenn hat es dem Aufruhr jemals an solchen Wasserfarben, seine Sache zu überstreichen, oder an verzweifelten Bettlern gemangelt, die nach einer Zeit von Verwirrung und Zerrüttung hungern?

Prinz Heinrich.

In unsern beyden Heeren ist manche Seele, die für diese trozige Ausforderung theuer bezahlen wird. Sagt euerm Neffen, der Prinz von Wales vereinige sich mit der ganzen Welt zum Lobe von Heinrich Percy: Bey meinen Hoffnungen! (dieses gegenwärtige Unterfangen bey Seite gesezt,) denk ich nicht, daß ein braverer, unerschroknerer und tapfre-

II. Ankündigungen.

1) Schubarts ſämtliche Gedichte.

So wenig ich ſonſt geneigt war, in meiner gegenwärtigen ganz unpoetiſchen Lage eine Sammlung meiner Dichtereyen zu beſorgen: ſo ſehr mußten mich doch ſo manche zerſetzte Abdrücke einiger erhaſchten Gedichte von mir, in verſchiedenen teutſchen Tagblichern, noch mehr aber die kürzlich ohne mein Zuthun von einem mir ganz unbekannten Herausgeber beſorgte Sammlung aufmerkſam machen.

Nie hatte ich meine Gedichte ſo eigentlich für den Druck beſtimmt. Ich dachte, ſie mögen verhallen in den öden Zellen meiner Einſamkeit; mögen, vom Flügel begleitet, dieſen oder jenen gefühlvollen Hörer auf Augenblicke unterhalten; mögen, gut declamirt, dem oder jenem ein Paar Feuerflocken in die Seele werfen: ſo iſt mein Endzweck erreicht: ich habe damit den Dämon Langeweile gebannt und gute Empfindungen im Herzen des Hörers geweckt und unterhalten.

Allein der Wurf meines kleinen Sandſteinchens bildete weitere Kreiſe als ich je vermuthen konnte. So viel große und edle Seelen — mein Genius grüßt und ſegnet ſie in dieſer heiligen Stunde des Wiederſehens — nahmen Antheil an meinem Schickſal; jeder Seufz meines Herzens, jeder Pinſelſtrich von der Nachtgrotte meines ehmaligen Gefängniſſes, jeder der Menſchheit ſo natürliche Aufſchrey nach Freyheit, die allein die Wolke des Lebens vergüldet und die Menſchen gottähnlich macht, erweckte Aufmerkſamkeit bey ihnen. Sie nahmen Kopien von einigen meiner Gedichte, und ſo fand ich ſie auch da und dort im Drucke.

Endlich erſchien in der Schweiz eine namhafte Sammlung meiner Gedichte von einem Gewiß aller Achtung würdi-

gen Herausgeber. Fürs erste dank ich ihm für seine gute Meynung von mir und sonderlich für die treue Darstellung der Entstehungsgeschichte meiner Lieder und ihrer Irren in Teutschlands Gauen herum.

Nur bedaur' ich theils die zahllosen Druckfehler, womit diese Sammlung verunstaltet ist, noch mehr aber die Unvollständigkeit derselben und die eingeschlichnen Stücke, die nicht einmal die meinigen sind. Wer wird mir z. B. zutrauen, daß ich je eine Fabel unsers unsterblichen Fabeldichters Lichtwehr, die unter der Rubrik Emriz in der Schweizer Sammlung steht, und bey Lichtwehr unter der Aufschrift der Häusling vorkommt, für mein Gemächt ausgeben könnte? Andrer Inkonvenienzen zu geschweigen — Genug, daß Se. Herzogliche Durchlaucht, mein gnädigster Herr, mir nunmehr die großmüthige Erlaubnis zu ertheilen geruhten, eine vollständige Ausgabe meiner Gedichte in Höchstdero Akademischen Buchdruckerey selbst besorgen zu dürfen.

Diese Ausgabe soll mit aller mir möglichen Genauigkeit veranstaltet werden. Ich werde die schon bekannten Gedichte so kritischgefeilt liefern, als ich Stätigkeit habe die Feile zu führen, und endlich verschiedene neue Gedichte hinzuthun, die wenigstens darthun sollen, welch einen würdigen hohen Begrif ich mir von einem Publikum bilde, wie das teutsche ist, und mit welch schüchterner Demuth — doch ohne jemals das Gefühl eignen Werthes zu verliehren — ich ins Heiligthum trete, wo Teutschlands Richter sitzen. Im Areopagus, den ich mir hier denke, hat eben nicht immer der Schreiber von Profession Sitz und Stimme; — der Naturmensch, mit Saitengold vom Himmel bespannt, der stattliche Bürger, der einfältige Landmann, das schuldlose Mädchen, und über alles, der gesalbte Christ müssen das

Sanhe-

Sanhedrin bilden, das über Gedichte, die der Religion, der Tugend und unschuldigen Freude geweyht sind, urtheilen soll.

Solchen Richtern zu gefallen — welche Belohnung für die wenigen Schweistropfen die die Harfe feuchten! —

Diese Gedichte werden in zwey mäßigen Bänden in Oktav erscheinen. *) Ich habe den Weg der Subscription gewählt, um — ach! man erlaube mir nach so viel Demüthigung den Stolz — meine Bekannten und Freunde einmal in einer Lichtgruppe vor einem kleinen Produkte meines Geistes zu sehen. Da ich mich öfters in den Tagen meiner Freyheit Aufträgen dieser Art mit Freuden unterzog: so kann ich um so mehr von meinen durch ganz Teutschland gesäeten Freunden gleiche Gefälligkeit erwarten. Meine Lage erlaubt es mir nicht, mich durch Briefe an die edlen Menschen alle zu wenden, die ich in den meisten Städten Teutschlands theils persönlich, theils durch Ruf und Schriften kenne. Ich will also einmal kühn seyn und starkmüthig hoffen, meine Freunde und Bekannte werden, blos durch diese Nachricht und durch ihr eignes Herz bewogen, meinen Gedichten Liebhaber zu verschaffen suchen, und die Namen der Herren Subscribenten an die Buchdruckerey der Herzoglichen Hohen Carls-Schule, wo möglich, postfrey einsenden. Auch an meine Gattin, bey Herrn Expeditionsrath Elsässer in Stuttgart wohnhaft, können sich die Liebhaber meiner Gedichte wenden, und die prompteste Einsendung der Exemplare erwarten.

Man zahlt für die beyden Bände zwey Gulden, und die Liebhaber können versichert seyn, daß Papier, Druck und Vignetten der akademischen Buchdruckerey Ehre machen sollen.

Da dies nach beynahe Neun Jahren wieder der erste öffentliche Auftritt ist: so erlaube man mirs, hiemit gegen

*) Nebst dem Brustbilde des Verfassers.

alle Schriften aufs feyerlichſte zu proteſtiren, die ſeit dieſem unter meinem Namen herausgekommen ſind.

Ich hab' in meinem Leben manches für momentanen Gebrauch dictirt und hingefudelt, das gewiß den geſetzten Zweck erreichte. Aber hintreten vors Volk, und nach dem Eichenkranz emporſchauen der dort droben an den Rippen des Waldfelſen für die Unſterblichen hängt; das konnte mir nie mit Sudeleyen in Sinn kommen, die blos darzu beſtimmt waren, da und dort Dämm'rung in die dickſte Nacht der Unwiſſenheit zu bringen. Nach dieſem Geſtändniſſe dauern mich Ehrich's und Cramers gute Hauklingen, daß ſie ſelbige gegen ein Dunſtbild gebrauchen wollten.

„Durchs ſauſt die Klinge, das Wolkenbild dähnte ſich und zerrann beym erſten Morgenſtral' in — Waſſertropfen„ —

Wer wird zum Beyſpiel das hirnloſe Buch Originalien, wo einige Gedankentrümmer von mir in einer Miſtpfütze eigenen Unsinns ſchwimmen, auf meine Rechnung ſetzen? —

Schrecklich iſt's gefangen zu ſeyn; aber faſt noch ſchrecklicher, von auſſen Buben johlen zu hören, die die Mauern unſers Kerkers mit Koth bewerfen. Ihnen verzeih's der Allbarmherzige!

Hohenaſperg, im May 1785. Schubart.

Hier in Weimar erbietet ſich der Hofrath Wieland, zu Gunſten ſeines ſchätzbaren und unglücklichen Landsmannes Subſcription anzunehmen. Er braucht den Edeln und Menſchenfreunden, die der Himmel mit ſeinem beſten Geſchenken, Gefühl, und Liebe der Muſen, geſegnet hat, nicht erſt zu ſagen, wie viele Beweggründe bey den Schubartiſchen Gedichten zuſammenkommen, um ſie und ihren Verfaſſer (den Teutſchland ſchon lange als einen Mann von ungewöhnlichen Geiſtesgaben kennt) ihrer Aufmerkſamkeit und Theilnehmung

nehmung zu empfehlen. Gewiß werden ſie in ihrem eignen Herzen den ſtärkſten und ſchönſten Antrieb finden, das ihrige dazu beyzutragen, daß einem unſrer vorzüglichſten Dichter, und gewiß dem unglücklichſten, der Troſt zu Theil werde, durch eine anſehnliche Subſcription einen thätigen Beweis zu erhalten, daß ſeine Talente und Schickſale den Edelſten und Beſten ſeiner Nation nicht gleichgültig geweſen.

---

2. Auswahl der ſchönſten und ſinnreichſten Geiſter-Feen- und Zaubermährchen, aus verſchiedenen Sprachen, neuüberſetzt ꝛc.

Es iſt Thatſache, die keinem aufmerkſamen Beobachter der menſchlichen Natur entgangen ſeyn kann, daß Geiſter-Feen- und Zauber-Geſchichten oder Mährchen (welches in dieſem Fache gleichbedeutende Wörter ſind) unter allen Himmelsſtrichen, zu allen Zeiten und bey allen Völkern des Erdbodens immer in Umlauf geweſen, mit großer Begierde angehört oder geleſen worden, und, ohnezweifel eben darum, nicht ſelten den Witz und die Feder ſelbſt der beſten Schriftſteller beſchäftigt haben. Daß dieſe Art von Dichtereyen in den Morgenländern, wo ſo viele Urſachen zuſammenkommen, den Geiſt in einer Art von Kindheit zu erhalten, ihr Glück gemacht, — daß die Einbildung eines ſinnlichen, unwiſſenden, unthätigen und erſchlafften Volkes an Traum-ähnlichen Vorſtellungen, ſeltſamen Ideen-Verbindungen, und Begebenheiten aus einer andern Welt ein großes Belieben findet, kann einem jeden, der einige Kenntniß der Menſchlichen Seele hat, nicht anders als ſehr natürlich ſcheinen. Aber daß auch bey unſern Abendländiſchen Völkern, und ſogar bey denjenigen, die ſich durch die höchſte Kultur auszeichnen, dieſer Geſchmack zu gewiſſen Zeiten herrſchend und faſt allgemein geweſen; daß man, wenn allzugroßer Ueberfluß

an

an Produkten dieſer Art auch endlich Sättigung und Ekel hervorgebracht, doch immer wieder zu dieſem frivolen aber reitzend unterhaltenden Theil von Litteratur zurückkommt; und daß nicht nur die Jugend Nahrung für ihre Imagination, nicht nur der müßige Theil des ſchönen Geſchlechtes ein Mittel gegen die Langeweile, daß ſogar Perſonen aus den ernſthaft-beſchäftigten Claſſen eine angenehme Erhohlung von ermüdender Anſtrengung in dieſer Art von Lectüre ſuchen, und ſie zu dieſem Zwecke vielen andern Gemüths-Ergötzungen vorziehen, wenn gleich nicht alle aufrichtig genug ſind es zu geſtehen: dieß müßte beym erſten Anblick Verwunderung erregen, wenn man nicht bedächte, wie groß, auch nur bloß aus phyſiſchen Urſachen, der Reiz der Neuheit für unſere Seele iſt; und daß eben die Urſache, welche einen Kreis von funfzig Perſonen, die zur beſten Geſellſchaft gerechnet werden, augenblicklich in lauter Ohr verwandelt ſobald eine Geſpenſter-Geſchichte aufs Tapet gebracht wird, auch den Feen- und Zauber-Mährchen einen ſo allgemeinen Zutritt zu Perſonen von allen Geſchlechtern, Altern und Ständen verſchaft hat.

Aber aus eben dieſem Grunde, und weil kaum eine andere Dichtart iſt, die durch Genie, Witz, Laune und Geſchmack, zumal mit Beyhülfe von einigen Kenntniſſen, für den größten Theil der Leſerwelt intereſſanter gemacht werden könnte, iſt es auch ſehr begreiflich, warum, nicht nur von alten Zeiten her, unter den Arabern, Perſern und andern Morgenländern, ſondern ſelbſt in dem vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert in Frankreich, England und Deutſchland einige der witzigſten Köpfe kein Bedenken getragen haben, ſich ſelbſt und andere mit dieſer Art von Spielen der Phantaſie und des Witzes zu beluſtigen, oder ſich auch wohl derſelben als einer Lehrart, oder eines Vehiculums zu bedienen, ihren Leſern gleichſam unverſehens

nütz-

nützliche und beſſernde Wahrheiten beyzubringen. Der auſſerordentliche Beyfall, womit die erſten mit Geſchmack geſchriebenen Werke dieſer Gattung, die Arabiſchen Märchen des Galland und die Feenmärchen der Gräfin d'Aunoy, in und auſſer Frankreich aufgenommen wurden, zeugte natürlicher Weiſe eine unzählige Menge ähnlicher Producte wiewohl von ungleichen Werthe; die Buchläden wurden mit Arabiſchen, Perſiſchen, Türkiſchen, Tartariſchen, Mogoliſchen und Schineſiſchen Mährchen überſchwemmt; gute und ſchaale Köpfe verſuchten ſich in einer ſo beliebten Gattung, wo man weiter nichts als ein wenig Imagination und Witz, und einige Gabe zu erzählen nöthig zu haben ſchien, um zu reuſſiren: der Wetteyfer und die Begierde immer etwas neues zu Markte zu bringen, ſtrengte die Erfindungskraft an, und brachte eine Menge Gattungen von wunderbaren Erzählungen, witzige, launenvolle, ſatyriſche, empfindſame, moraliſche und unmoraliſche, allegoriſche, räthſelhafte, ja ſogar politiſche und metaphyſiſche hervor.

Unter dieſem faſt ungeheuren Schwall eine Auswahl der beſten, ſinnreichſten und unterhaltendſten zu treffen, und in einer Sammlung von etlichen Bändchen dem leſeluſtigen Publico in die Hände zu ſpielen, ſcheint eine Unternehmung zu ſeyn, welche den Dank deſſelben verdienen, und in mehr als Einer Betrachtung nicht ohne Nutzen ſeyn würde. Eine Geſellſchaft Franzöſiſcher Gens des Lettres hat vor einigen Monaten etwas dergleichen, unter dem Titel: *Collection choiſie des Contes des Fées & autres contes merveilleux*, in 25 Bänden, jeden zu 4 bis 500 Seiten in groß 8. angekündigt. Aber ſchon dieſe große Anzahl von Theilen, und das Verzeichnis der Werke, woraus ſie beſtehen ſoll, macht es in die Augen fallen, daß eine Menge von Stücken in dieſe Sammlung aufgenommen werden ſollen, die, bey einer etwas ſtrengen Wahl des Beſten in dieſer Art, zurückſtehen müßten.

Dieſes

Dieſes hat einen deutſchen Gelehrten, den ganz Deutſchland mit uns ſchon lange als einen Mann von Geſchmack und nicht gemeinen Kenntniſſen im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften kennt, auf den Gedanken gebracht, der Endesbenannten Buchhandlung eine ähnliche, aber nach einem andern nicht ſo weitläuftigen Plane eingerichtete Sammlung anzutragen, welche unter dem Titel:

Auswahl der ſchönſten und ſinnreichſten Feen- Geiſter- und Zaubermährchen, aus verſchiedenen Sprachen neu überſetzt und zum Theil umgearbeitet,

in einer Folge von Bändchen, deren Anzahl zwar von der Aufnahme der beyden erſten abhangen, aber auch ohne dieß die Zahl von acht bis zehen nicht überſteigen dürfte, herauszugeben.

Beynahe alles, was von Stücken dieſer Art ſeit mehr als 100 Jahren in Frankreich und England erſchienen, iſt zwar, theils einzeln, theils in einer Menge von Sammlungen unter allerley Titeln, bereits überſetzt: aber größtentheils nicht beſſer, als leider! auch die beſten Werke in andern wichtigen Fächern der Litteratur überſetzt werden ſind, d. i. ſchlecht, ohne Geſchmack, in einer nachläſſigen, incorrecten, geſudelten Schreibart, kurz, ſo wie man es von den gewöhnlichen Taglohns-Ueberſetzern erwarten kann. Die Tauſend und eine Nacht iſt vielleicht das einzige Werk dieſer Art, das in einem unſrer beſten Dichter und grundlichſten Litteratoren (Hrn. A. Voß) einen Dollmetſcher gefunden hat, deſſen Arbeit Meiſterwerk iſt, wozu ſich ein Mann von Genie und der Ueberſetzer der Odyſſee, mit Ehren bekennen darf.

Aus dieſem Grunde, und weil der Unternehmer der von uns hiermit angekündigten Auswahl weder Jemanden das

das Seinige rauben noch von neuem machen will was andre ſchon ſehr gut gemacht haben, werden die von Hrn. Voß überſetzten Arabiſchen Mährchen aus unſrer Auswahl gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn: aber auch aus dem ſogenannten Cabinet des Feen werden nur einige der ſchönſten Stücke, ganz neu überſetzt, in dieſelbige aufgenommen werden

Das hauptſächliche Augenmerk des Unternehmers iſt, dem Publiko eine Sammlung Compoſitionen dieſer Art die eine jede Perſon von Geſchmack mit Vergnügen leſen kann, und welche auch der Jugend, ohne Gefahr Verſtand, oder Herz und Sitten zu verderben, in die Hände fallen dürfen, zu liefern, und ſie in einer ſolchen teutſchen Schreibart zu liefern, wie ſie geſchrieben ſeyn müßten, um für Originalwerke eines guten teutſchen Schriftſtellers gelten zu können.

Uebrigens wird man ſich bey dieſem Werke vorzüglich auch die hiſtoriſchen Notizen und Aufſchlüſſe zu Nutze machen, welche die Herausgeber der Franzöſiſchen Collection verſprechen, und welche nicht anders als ſehr viel dazu beytragen können, diejenigen Stücke, in welchen ſich feine Anſpielungen auf Perſonen und Umſtände der Zeit, worin ſie geſchrieben worden, befinden, um vieles intereſſanter zu machen.

Von der äuſſern Einrichtung dieſes Werkes beantworten wir uns vor der Hand nur ſo viel zu ſagen: Es ſoll in klein 8 auf Schreibpapier, mit netter Schrift abgedruckt werden; die Bogenzahl jedes Bandes ſoviel möglich gleich und um den nehmlichen Preis; und jeder Band wird mit einer Anzahl ſauber geſtochener Vignetten von Schellenberger, die eine wohlgewählte Scene der Stücke, denen ſie vor und nachgeſetzt werden, darſtellen, geziert ſeyn. Auf Oſtern 1786. erſcheinen die beyden erſten Theile unfehlbar.

Winterthur, den 14ten Julii 1786.

Heinrich Steiner und Comp.

---

2) Wir beſitzen ſo viele mit aufgeführte Vorſtellungen intereſſanter Gegenden der Schweiz und der vulkaniſchen Gebirge Italiens, aber von unſerm Teutſchlande haben wir deren noch ſehr wenige, ſo ſehr auch viele dieſer die Aufmerkſamkeit des Malers und des Naturforſchers verdienen.

Die Ueberzeugung hiervon veranlaſſet mich, dem Publico eine Sammlung der ſchönſten und lehrreichſten Felſen-Par-

tien

ſchien des Harzgebirges in gut illuminirten Kupfern anzubieten, zu denen ich mir, um ſowohl den Phyſiker als den Liebhaber ſchöner Landſchaften zu befriedigen, mineralogiſch und mineographiſch richtige Zeichnungen und denen gemäße genaue Beſchreibungen mit vieler Mühe und durch eigene Reiſen zu verſchaffen geſucht habe.

— Damit man von dem Werthe oder Unwerthe der gewählten Gegenſtände und der Ausführung urtheilen könne, lege ich einen Abdruck der erſten Platte, nämlich des Hübichenſteins, zur Beurtheilung bey.

Sämtliche Platten werden von eben der Größe, ſiebzehn Zoll hoch und dreyzehn Zoll breit ſeyn, aber wegen Verſchiedenheit der Gegenſtände das folgende Paar in Querformat, alſo dreyzehn Zoll hoch und ſiebzehn Zoll breit.

Die ganze Sammlung wird etwa in ſechs oder acht ſolcher Blätter beſtehen, von denen immer zwey und zwey in mäßiger Zwiſchenzeit auf einander folgen ſollen.

Jede aus zwey Kupfertafeln und aus zwey Bogen Beſchreibung beſtehende Lieferung koſtet einen holländiſchen Dukaten oder fünf Reichsgulden. Die Bezahlung geſchiehet, wenn eine Lieferung zum Abſenden fertig iſt.

Der Subſcriptionstermin kann bis zu Ende des Monats October jetzigen Jahres dauern. Erhalte ich bis dahin eine mäßige Anzahl Subſcribenten, ſo liefere ich noch vor Ablauf dieſes Jahres das erſte Paar nebſt Beſchreibungen.

Wem es gefällig iſt Subſcription anzunehmen, erhält, auſſer meinem verbindlichen Dank, zehen Procent für ſeine Bemühung.

Liebhaber, welche das ſchon fertige erſte Stück jetzt verlangen, und auf das folgende ſubſcribiren wollen, belieben es mit Einſendung des Geldes mir poſtfrey zu melden.

Hannover, den 14ten Jun. 1785.

Phil. Ganz,
Hof-Kupferſtecher.

Hier in Weimar nimmt Hr. Berg-Sekretär Voigt Subſcription auf dieſes Werk an, und können die Liebhaber eines Abdrucks der erſten Platte, die den Hübichenſtein vorſtellt, nebſt deſſen Beſchreibung, bey demſelben nach Belieben in Augenſchein nehmen, oder zum Anſehen abholen laſſen. Die Arbeit wird ſich jedem Kenner durch ihre Schönheit und ſaubere Ausführung ſelbſt empfehlen.

rer junger Mann in der Welt lebt als er; er, den die Natur hervorgebracht zu haben ſcheint, das Gedächtniß der ehmaligen Helden in unſerm Alter zu erneuern. Was mich betrift, zu meiner Schande ſag ich's, ich habe mein Leben noch mit keiner edeln That bezeichnet; und er iſt berechtigt, mich des Namens eines Ritters unwürdig zu halten, wie ich höre daß er's thut. Aber vor ſeiner Majeſtät erklär' ich mich hier, ich bin's zufrieden, daß er ſich des ganzen Vortheils ſeines ruhmvollen Namens über mich bedieue, und erbiete mich, um beyder Theile Blut zu ſparen, in einem einzelnen Kampf mein Glük mit ihm zu verſuchen.

König Heinrich.

Und wir ſezen Vertrauen genug in dich, Prinz von Wales, dein Erbieten gut zu heiſſen, ſo unendlich viele Betrachtungen dir gleich im Wege ſtehen -- Nein, guter Worceſter, nein; wir lieben unſer Volk; wir lieben auch diejenigen, die ſich auf euers Neffen Seite haben verleiten laſſen; und wollen ſie unſre angebotne Gnade annehmen, ſo ſoll er und ſie und ihr, und ein jeder wer er ſeyn mag, wieder mein Freund ſeyn, und ich will der ſeinige ſeyn. Diß ſagt euerm Neffen, und meldet mir zurük, was er thun will. Will er ſich aber nicht zum Ziel legen, ſo wache ſcharfe Züchtigung an meiner Seite, und ſie ſoll ihr Amt thun. Hiemit kehrt zurük; wir wollen izt durch keine Antwort beunruhiget ſeyn; unſer Anerbieten iſt edel, überlegt es wohl.

[Worceſter und Vernon gehen ab.]

Prinz

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Auguſt 1785.

I. Neue Bücher.

1) Vermiſchte Gedichte von Joh. Nikolaus Götz. Herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. Drey Theile. 8. Mannheim, in der Schwaniſchen Hofbuchhandlung.

Dieſe Sammlung von Gedichten iſt der ſchätzbare Nachlaß eines ſehr liebenswürdigen Mannes, den (vermuthlich ohne vorgängige Verabredung) die Schickſals-Göttinnen zum Superintendenten der hintern Grafſchaft Sponheim, die Grazien hingegen zu ihrem eigenen Dichter, gemacht, und den dieſe letztern für dieſen ſchönen Beruf mit ihren auserleſenſten Gaben, mit dem zarteſten Gefühl, dem feinſten Ohr, der blühendſten Phantaſie, dem munterſten Geiſt, dem reinſten Geſchmack, und der innigſten Liebe der Muſenkunſt, aufs reichlichſte ausgeſtattet hatten. Lange hatten ſich ſchon die Liebhaber, die das Talent dieſes Günſtlings der Chariſtinnen aus einzelnen in verſchiedenen Anthologien nach und nach erſchienenen Stücken kannten, nach einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Gedichte geſehnt: aber da er, theils aus Beſcheidenheit, theils auch wohl andrer Rückſichten wegen, der Celebrität eben ſo behutſam aus dem Wege gieng als andre ihr mit heißer Begierde nachjagen: ſo konnte nur eins ſeinen Freunden und den teutſchen Muſen ſchmerzliche

Begebenheit, der Tod des Dichters, uns die Gewährung unſers Wunſches, ſeinen Werken eine allgemeinere Publizität, und ihrem Verfaſſer den ehrenvollen Platz auf unſerm Parnaß verſchaffen, den ſie längſt verdient hatten.

Der in dieſer Sammlung enthaltenen gröſsern und kleinern Stücke ſind über Vierthalb hundert — gröſstentheils (auſſer einigen Erzählungen) Oden, Lieder, Liedchen, Elegien, Balladen, Romanzen, Sonnette, Ringelgedichte, (Rondeaux) Triolets, Madrigaux, Singgedichte, — kurz Lyriſche Gedichte und Idillien von den gefälligſten Arten, holde Kinder des Gefühls und der Phantaſie, der Liebe, der Freude, der guten Laune, des glücklichen Moments, oder auch des mit Liebe arbeitenden Kunſt-Fleiſses. Es ſind gröſstentheils Blumen, oder Blumenkränze, mannigfaltig an Geſtalt, Form, Farben und Wohlgeruch, aber alle auserleſen, und durch den glänzendſten Farben-Schmelz, und den ſüſsen herzlabenden Geiſt den ſie athmen, dem Leſer von Gefühl und Geſchmack wohlthätig. Hier und da ſcheinen unter dieſem Reichthume von Blumen auch liebliche Früchte Sokratiſcher Weisheit (wie z. B. die goldne Zeit S. 16. 1. Theil) hervor, die von den Grazien mit leichtem Witz und reizender Gefälligkeit, wie mit einem zarten Duſte, überhaucht ſind.

Sehr viele dieſer Gedichte (vielleicht die meiſten) ſind mit mehr oder weniger Freyheit aus fremden Sprachen in die unſrige verpflanzt. Man findet hier einige der ſchönſten Blumen der griechiſchen Anthologie, Stücke nach Catull, Horaz, Tibull, Martial, Auſon, Sarbiev, oder nach italieniſchen und franzöſiſchen Originalen: aber ſolche Ueberſetzungen oder Nachbildungen verdienen den Namen wahrer

wahrer Originale, und man iſt nicht ſelten ungewiß, ob man das Nachbild nicht dem Urbilde ſelbſt vorziehen ſoll.

Leichtigkeit, Freyheit, Eleganz, Kunſt die ſich ſo gut zu verbergen weiß, daß ſie ganz wie Natur ausſieht, — Reinheit und Schönheit der Sprache, unbeſchreibliche Lieblichkeit der Verſification in ſehr verſchiedenen Arten von Silbentänzen; eine zauberiſche Art von Muſik für die Seele, die aus der immerwährenden Harmonie der Gedanken, Bilder, Worte und Rhytmen entſteht, mit einer bewundernswürdigen Gabe, den bekanteſten Sachen und Bildern die Grazie der Neuheit zu geben — ſind die durchgängigen und zum Theil charakteriſtiſchen Vorzüge der Götziſchen Muſe; es werden nur wenige Seiten in dieſer ganzen Sammlung zu finden ſeyn, die nicht in allen dieſen Puncten für Muſter gelten könnten.

Wieviel der berühmte Herausgeber an der Correktheit der Götziſchen Gedichte Antheil habe, könnten nur diejenigen beurtheilen, welche die hinterlaſſene Handſchrift des Verf. mit der gegenwärtigen Ausgabe zu vergleichen Gelegenheit hätten. Dies ſcheint mir gewiß, daß er ſich der unbeſchränkten Gewalt, die ihm der V. über Leben und Tod ſeiner hinterlaſſenen Geiſtes-Kinder vermacht hatte, mit keiner tyranniſchen Strenge bediente, und daß die Freundſchaft hier und da eine Kleinigkeit durchwiſchen ließ, welcher die Kritik das Recht in ſo guter Geſellſchaft zu erſcheinen, vielleicht hätte ſtreitig machen können. Mein Gefühl kann mich täuſchen und iſt wenigſtens keine Regel für Andere: aber ich geſtehe, daß ich, z. B. das in ſeiner Art freylich ganz drolligte und hübſch gereimte alte Kalender- und Vademecums-Hiſtörchen, Clymene vor Gericht (S. 91. des 3ten Theils) das ſich mit den vier Verſen endet —

Du hättest, sprach die Göttin, schreyen sollen!
Gestehe mir die Wahrheit! schriest du?
Ach! seufzte sie, ich hatte schreyen wollen,
Allein ich kam vor Lachen nicht dazu —

in einer Sammlung solcher Gedichte wie die Götzischen sind, lieber nicht gesehen hätte.

W.

---

2) Gedichte von Joh. Heinr. Voß. Erster Band. Hamburg, bey Hoffmann.

Ich erwähne dieses ersten Theils der Vossischen Gedichte hier blos, um die Rezension, welche das Publikum bereits in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, Beylage zu No. 162. von selbigen gelesen hat, auch meines Ortes zu unterschreiben, da sie, meiner Ueberzeugung nach, ein so richtiges und bestimmtes Urtheil von diesen vortreflichen Gedichten enthält, daß ich (ohne in einen Detail, den dieser Anzeiger nicht zuläßt, einzugehen) nichts neues hinzuzusetzen weiß. Wenige von unsern berühmtesten Dichtern können so ruhig als Voß an die Zeit appelliren, und eines Platzes, von welchem sie niemand verdrängen wird, unter den größten Dichtern aller Zeiten so gewiß seyn. So reich wir an schönen Lyrischen Gedichten seit Gleims, Hagedorns und Rammlers glücklichem Anfang und Vorgang in diesem Fache sind: so zeichnen sich doch die seinigen, auch neben den schönsten von einem Götz, Bürger und Hölty, durch eine Lebendigkeit des Gefühls, eine Originalität der Bilder und des Schwungs, und ein so frisches und kräftiges Kolorit aus, daß man bey seinen lyrischen Gemählden ganz vergißt, daß die Gegenstände derselben schon tausendmal gemahlt und besungen worden sind. Aber das Feld, das sich dieser Dichter

aus

aus allen Neuern ganz allein erobert hat, iſt die Theokritiſche Idille, worin er ſelbſt die beyden Engländer, die ſich darin verſucht haben, einen Philippe und Gay, weit hinter ſich zurückläßt. Seine Idillen ſind nicht Kopien, nicht idealiſirte Nachahmungen des Griechiſchen Hirtendichters; es ſind wahre Theokritiſche Gedichte, nicht blos in ſeiner Manier, ſondern mit ſeinem Geiſte gedichtet, der durch Metempſychoſe in unſern Landsmann übergegangen zu ſeyn ſcheint. Gerade ſo, denke ich, (und man braucht nur die Voſſiſchen Idyllen mit den von ihm überſetzten Stücken des Theokrit, die in dieſer Sammlung vorkommen, zu vergleichen, um meiner Meynung zu ſeyn) würde Theokrit oder Homer ſelbſt dieſe Natur- und Dorf-Scenen aus unſrer heutigen Welt behandelt und geſchildert haben, wenn er in unſrer Zeit gelebt, und (wie unſer teutſcher Theokrit) in der Lage geweſen wäre, die Natur von dieſer Seite belauſchen und ſtudieren zu können. Man müßte wenig Sinn für den Reiz der unverkünſtelten Natur haben, die (wenigſtens in denjenigen Provinzen, wo das Landvolk ſeines Daſeyns noch froh wird, und wo die unmittelbaren Originale dieſer Idillen zu Hauſe ſind) ſo reich an anmuthigen und rührenden Gegenſtänden und Scenen iſt, wenn man dieſe Gemählde derſelben nicht intereſſant finden wollte. Sie ſind es ſchon durch die Neuheit der Sachen: aber wie ſehr werden ſie es noch durch die Art wie der Dichter ſie behandelt hat? — Durch die Wahrheit die aus allen dieſen Gemählden athmet — den Reichthum neuer, von der Natur ſelbſt unmittelbar aufgenommener Bilder — die lebhafteſte, wärmſte, anmuthigſte Poeſie des Styls und die ſchönſte Verſification — durch die mit der feinſten Beurtheilung vorgenommene Auswahl der kleinen Umſtände, die jeden Gegenſtand uns vor die Augen bringen, und oft mit Einem Zuge

oder Druck des Pinsels das ganze Bild vollenden und beleben — endlich durch die Kunst, die Personen und kleinen Geschichtchen aus dem, was man das niedrige Leben nennt, der Aehnlichkeit unbeschadet, unvermerkt zu verschönern und zu veredeln: aber, ohne ihnen etwas charakteristisches zu nehmen, oder fremde Zierrathen, die sie nur verstellen würden, anzuflicken; gerade nur soviel zu veredeln als vonnöthen ist, um das eigenthümliche schöne und edle des Natur- und Landlebens einem nicht ganz abgestumpften Stadtbewohner fühlbarer zu machen, u. s. w. Für mich, ich gestehe es, ist im ganzen Gebiete der Poesie nichts anziehenderes, als solche Gemählde aus dem ländlichen und häuslichen Leben einer Classe von Menschen, die, weil sie am wenigsten von den ursprünglichen Zügen der Natur verlohren hat, immer die liebenswürdigste gewesen ist: — worin ich sie mit ihrer eigenen Vorstellungsart und glücklichen Beschränktheit, mit ihrem Glauben und Aberglauben, mit ihrer Offenheit, Herzlichkeit und Unschuld, so wie mit ihren kleinen Schalkheiten, Unarten, u. s. w. kurz in ihrer ganzen Rusticität, wie sie leiden und leben, so dargestellt finde, daß kein einziger falscher Zug mich in dem angenehmen Traume stört, mitten unter ihnen, und gleichsam wie ihrer einer geworden zu seyn. — Ich muß abbrechen, und vieles, das ich noch zu sagen hätte, auf eine andere Gelegenheit versparen. Dies wenige nur als ein öffentliches Zeichen eines dankbaren Gefühls für so manche süße Stunde, die ich den Vossischen Idillen verdanke; welche, anstatt beym Wiederlesen etwas von ihrem Reiz für mich zu verlieren, vielmehr, so oft ich sie bey einem einsamen Spatziergang zu meiner Gesellschaft mache, mir immer neue Schönheiten entdecken und immer höheres Vergnügen gewähren.

W.

---

3) Her-

3) Herzog Leopold zu Braunſchweig, der Menſchenfreund. Ein Schattenriß, verſucht von M. H. F. Fromm, (Königl. Profeſſor, Archidiacon. bey der Hauptkirche zu Frankfurt an der Oder, u. ſ. w.) Berlin 1785. bey Hande u. Spener.

Der allzufrühzeitige, wiewohl edle und preiswürdige Tod dieſes Prinzen war ein Verluſt für ganz Teutſchland, der durch alle um Ihn geweinte Thränen, und alle die Denkmäler, die Ihm, mit einem auſſerordentlichen Wetteifer, in Proſe und Verſen geſetzt worden ſind, ſehr wenig vergütet wird. Indeſſen gereicht doch die bey dieſer Begebenheit geäußerte allgemeine Theilnehmung dem Gefühl der Nazion zur Ehre, und es iſt löblich, daß man das Andenken der Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften eines Fürſten, der auf eine ſo heldenmüthige Art in der Blüthe ſeines Lebens das Opfer ſeiner Menſchenliebe wurde, auf alle mögliche Weiſe zu verewigen ſucht. Unter den Schriften, die dieſes zu bewirken ſuchen, zeichnet ſich dieſe Abſchilderung des Charakters und Herzens des Hochſel. Herzogs Leopold, unter dem beſcheidenen Titel eines Schattenriſſes beſonders dadurch aus, daß ſie in einem wahren Drange des Herzens geſchrieben ſcheint; daß ſie von einem Manne herrührt, der dem hochſel. Prinzen werth war, und vorzügliche Gelegenheit hatte, ſeinen Charakter kennen zu lernen: und daß ſie alſo, aus einer unverdächtigen Quelle, eine Menge Thatſachen und beſondere Züge liefert, welche dieſen edlen Zweig eines ahnreichen und an groſſen Männern und vortreflichen Frauen ungewöhnlich reichen Fürſtenſtammes als einen der Beſten, Gefühlvollſten, und Wohlthätigſten Menſchen die jemals der menſchlichen Natur Ehre gemacht haben, darſtellen. Dieſe kleine, aber ſehr leſenswürdige Schrift, iſt durch die rühmliche Verwendung der Verleger mit einem

von Bergern geſtochenen Bildnis des Herzogs Leopold, (wobey eine Nachbildung des bekannten Blattes, welches Chodowiecky zum Beſten der durch die Ueberſchwemmung der Dammvorſtadt zu Frankfurt beſchädigten Einwohner herausgegeben, als Basrelief angebracht iſt) und mit den Abbildungen der beyden auf dieſen traurigen Vorfall von den Medailleurs Abramſon und Stierle verfertigten Gedächtnismünzen geziert, und dadurch noch intereſſanter gemacht worden. W.

II. Ankündigungen und Nachrichten.

1) Noth und Hülfs-Büchlein, für arme Leute, welche erfroren, erſtickt, erſoffen oder ſonſt zu Schaden gekommen ſind, auch die ſich aus Melancholey ſelbſt erhenkt haben: wie man die wieder lebendig machen kann. Desgleichen was man bey tollen Hunden, bey Feuer- und Waſſers-Noth und ſchweren Gewittern, auch in mancherley Seuchen und andern Gefährlichkeiten thun und laſſen ſoll; nebſt der beſten Art, wie der Bauersmann vergnügt leben, und mit Ehren reich werden kann: Alles mit ſchönen und glaubhaften Hiſtorien und Exempeln bewieſen und in ſaubern Figuren vorgeſtellt durch einen dem lieben Bauerſtande Redlich Zugethanen Bürger. Gedruckt in dieſem Jahr.

„Dieſes Büchlein, deſſen Zweck und Inhalt aus dem Titel und aus obigem Verſuche über die Aufklärung des Landmanns ſattſam zu erſehen iſt, wird auf Pränumeration und Subſcription herausgegeben. Eine weitläuftigere Ankündigung, mit einer Probe davon, wird mit der Deutſchen

ſchen Jugendzeitung ausgegeben, und denen Landes-Collegien und Privatperſonen, von welchen zu vermuthen iſt, daß ihnen ein ſolches von der jetzigen Modelectüre ſo ſehr abweichendes Werk nicht gleichgültig ſeyn dürfte, privatim zugeſendet werden.

Das Werk wird wenigſtens Ein Alphabeth ſtark, und mit mehr als funfzig ſaubern Holzſchnitten geziert; und der Subſcriptions-Preis iſt nur 4 Gr. Sächſiſch. Diejenigen Subſcribenten, welche ſich vor dem Julius dieſes Jahrs bereits gemeldet haben, erhalten es für 3 gar. wenn ſie es ausdrücklich verlangen. Wer irgend das Unternehmen dieſer Bemühung werth achtet, iſt gebeten, Pränumeranten und Subſcribenten zu ſammeln. Doch können geringere Subſcriptionen als auf acht Exemplare nicht wohl angenommen werden; und die Ablieferung kann erſt nach empfangener Bezahlung geſchehen. Nach Leipzig und Frankfurt am Mayn werden die Pakete franco geliefert; von da aus tragen die Subſcribenten die Transportkoſten. Die Nahmen derjenigen, welche dreyſſig Exemplare und drüber beſtellen, werden in meiner Zeitung bekannt gemacht. Briefe und Gelder werden entweder an die Expedition der Deutſchen Jugendzeitung in Gotha oder an den Buchhändler G. J. Göſchen in Leipzig addreſſirt. Beſtellungen und Gelder, wo möglich, franco: aber Beyträge zu dem Werke, von Perſonen, die ich darum erſuchen werde, auf meine Koſten.

In Weimar nehmen Hr. Hofrath Wieland und Hr. Legat. Rath. Bertuch hierauf Subſcription an.

Gotha, im Julius 1785. A. J. Becker.

---

2) Hrn. K. R. Bergſträßers zu Hanau Lezte Ankündigung.

Nach einer Zeit von ſechs Monaten hat endlich mein ſynthematographiſches Problem

„In einem Lager von zweymalhunderttauſend Mann und mehr oder weniger, allen Generalen zugleich, gerade ſo viel als ein jeder wiſſen ſoll, ohne ſonderlichen Aufwand, bey Tag und bey Nacht, Ordre zu diktiren, und zwar geſchwinder, als ſie Adjutanten oder Eilboten zu Pferd hinterbringen können; nach einer Einrichtung, die einem jeden das Geheimniß ſichert, gegen Verräther nicht nur, ſondern auch gegen jeden andern, dem die Auflöſung genau bekannt iſt?“

das Glück gehabt, die nöthigſte Unterſtützung zu einer doppelten Ausgabe in teutſcher und franzöſiſcher Sprache zu finden. Es wird alſo unter dem ſchon bekannt gemachten Titel

> Ueber ein am 21ten Dec. 1784. angekündigtes Problem einer Korreſpondenz in ab- und unabſehbaren Weiten der Kriegsvorfälle, oder über Synthematographik, mit Kupfern, in Schreiben an Se. Hochfürſtl. Durchl. den Prinzen Ferdinand, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc.

herauskommen. Gegenwärtig arbeitet an der Ueberſetzung ins Franzöſiſche ein tüchtiger Mann, auch kann ich nun die Kupfer mit minderer Gefahr ſtechen und abdrucken laſſen. Das Ganze wird in einigen Sendungen ausgehen, wovon die erſte, wie ich hoffe, in dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen wird, wenn der Buchdrucker und Schriftgieſſer anders Wort halten und die beſtellte neue Schrift liefern. Auf die Leipziger Herbſtmeſſe wird, wenn ſonſt keine Hinderniſſe eintreten, das Ganze fertig werden. Und warum nicht eher? Ich konnte die Auflöſung nicht eher fremden Perſonen in die Hände geben, als bis ich der Koſten zu einer zwiefachen Ausgabe geſichert war, und bis ich mir

einige

Prinz Heinrich.

Es wird nicht angenommen werden, bey meinem Leben! Dowglas und Hot-Spur sind beyde zu stolz, sich von einer Welt in Waffen schreken zu lassen.

König Heinrich.

Also hinweg, jeder Anführer an seinen Plaz. Sobald wir ihre Antwort haben, wollen wir den Angriff thun; und Gott sey auf unsrer Seite, wie unsre Sache gerecht ist!

[Sie gehen ab.]

Zweyte Scene.

Der Prinz und Falstaff bleiben zurük.

Falstaff.

Hal, wenn du mich im Treffen liegen siehst, so sey so gut und leg mich so zu rechte; es ist ein Freundschafts-Dienst —

Prinz Heinrich.

Den dir niemand, als ein Colossus leisten kan. Sprich dein Gebet und leb wohl.

Falstaff.

Ich wollt' es wäre Bettzeit, Hall, und alles wäre vorbey.

einige Hofnung für meine viele Mühe und Arbeit machen durfte. Dazu hatte es in den vier erſten Monathen nur weite Ausſichten. Alſo iſt es meine Schuld nicht, daß ich dem dringenden Verlangen mancher Höchſt verehrungswürdigen Gönner nicht ſo bald ein Genügen thun kann, als ich es ſchon längſt gewollt hätte. Hätten mir die zween erſten Monate eben die Anzahl von Subſcribenten geliefert, die mich jetzt erſt nach dem Verlaufe eines halben Jahres für die Ausgabe beſtimmen: ſo könnte, glaube ich, an dem Ende des Julius ſchon alles fertig geweſen ſeyn.

Zwar es hält mich auch noch ein anderer Grund zurück. Ich möchte, ehe ich völlig abdruckte, wenigſtens aufs Ohngefähre, die Stärke der Auflage vorher wiſſen, und dieſe Abſicht iſt, da ich mich weiter in keinen Handel mit meinem Werke einzulaſſen gedenke, bey einem Gelehrten, hoffe ich, nicht tadelhaft. Da ich nun aus Wien, Petersburg, Kopenhagen, Stokholm, Paris, London und manchen andern Städten noch keine Nachrichten habe: ſo bleibt bis zu Ende des Septembers jedem Einheimiſchen und Auswärtigen der Pränumerationspreis zu ſechs Livres in franzöſiſchem, oder zu einem Reichsthaler und 13 Sgr. noch offen.

Von den beyden erſten Sendungen der Briefe will ich einige Hundert Exemplare mehr abdrucken laſſen, um ſie denen, die in dieſer Zeit vorauszahlen, gratis offen zu behalten. Sind ſie aber einmal vergriffen: ſo bekommen die ſpätern nur blos die Auflöſung mit den Kupfern.

Die Unterzeichnungen und Vorauszahlungen können hier entweder bey mir ſelber, oder beym Herrn Poſtamtsadminiſtrator Bartels; in Frankfürth am Mayn, auſſer den Buchhandlungen, beym Fürſtl. Kaſſeliſchen Poſtmeiſter, Hrn. Rüppel; in Berlin bey dem Hofpoſtſekretair, Hrn. Trübenſee;

benſee; in Göttingen beym Logiskommiſſär, Hrn. Ulrich; in Hannover bey den HH. Gebrüdern Helwing, Hofbuchhändlern; in Münſter beym Hofbuchhändler, Hrn. Perrenon; in Weſel bey Hrn. Buchhändler Röder; in Dresden beym Hofbuchdrucker Hrn. Meinhold; in Warſchau bey Hrn. Hofrath und Buchhändler M. Gröll; im Haag beym Hofbuchhändler Hrn. Goſſe; in Paris bey dem Buchhändler Hrn. Noyez und überhaupt bey den inn- und ausländiſchen Bureaux der Poſten; und eben ſo durch alle Buchhandlungen gemacht werden. Uebrigens werden diejenigen HH. Intereſſenten, die bisher nur ihre Nahmen eingeſchickt haben, erſucht, wenigſtens bey Ablieferung der erſten Sendung der Briefe die Vorauszahlung an mich, oder die reſpektive HH. Kollekteurs zu übermachen. Hanau den 28. Jul. 1785.

Joh. Andr. Benign. Bergsträſſer.
Konſiſtorialrath und Profeſſor.

---

3) Kämmerers Beſchreibung der Conchylien im Cabinette des Hrn. Erbprinzen von Schwarzburg Rudolſtadt.

Es giebt heutzutage wohl nicht leicht eine anſehnliche Naturalienſammlung, welche unter den Liebhabern der Naturgeſchichte ganz unbekannt ſeyn ſollte; und das Cabinet Sr. Durchlaucht des Herrn Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolſtadt iſt es gewiß um ſo weniger, da verſchiedene Schriften theils deſſen erwehnen, theils einige in ihm enthaltene ſeltene Stücke bekannt machen. Vielleicht iſt eben dadurch bey den Liebhabern ſchon das Verlangen erregt worden, dieſe Sammlung näher kennen zu lernen. Der hohe Beſitzer ſelbſt, welcher ſie zu einer Unterhaltung in geſchäftloſen

losen Stunden anlegte, und ſie zu vermehren ſich unaufhörend angelegen ſeyn ließ, ſcheint gegenwärtig, da ſie in einigen Fächern ſo ſehr angewachſen, und in den Conchylien eine der vorzüglichſten von Deutſchland geworden iſt, in der That weniger Vergnügen daran zu finden, ſo lange das Publikum nicht ſoviel möglich Antheil daran nehmen kann. Dies muſte mich nur zu ſehr auffordern, die Beſchäftigungen, welche ich bey dieſem Cabinette habe, auf eine Beſchreibung zu wenden, durch welche daſſelbe öffentlich aufgeſtellet werden könne. Um dieſe ſo vollkommen, als mir möglich, zu bearbeiten, will ich vor der Hand nur den vorzüglichſten Theil deſſelben, die Conchylien, vor mich nehmen. Hierbey ſcheint mir nun nichts nothwendiger zu ſeyn, als einem Entwurfe nachzugehen, der auf der einen Seite der Beſchaffenheit der Sammlung, auf der andern der gegenwärtigen Verfaſſung der Conchyliologie, angemeſſen iſt; und mithin eben ſo wenig ein kahles Namenverzeichniß zu liefern, das der Sammlung nicht würdig genug wäre, als eine Beſchreibung aller darin enthaltenen Arten, womit ich dem Liebhaber nur läſtig fallen würde. Vielmehr werde ich unter den mehrern Mittelwegen, die es zwiſchen jenen beyden noch giebt, folgenden wählen. Ich werde mich vornemlich dreyer Werke bedienen, welche gegenwärtig die vollſtändigſten in der Conchyliologie ſind, des Martiniſchen, des Linneiſchen, in Verbindung mit des Hrn. Diaconus Schröters Einleitung über daſſelbe, und der neueſten Ausgabe vom d' Argenville; doch mit dem Unterſchiede, daß ich das erſtere, nach welchem die Sammlung geordnet iſt, zum Grunde lege, und ſowohl die Geſchlechter, als auch die Arten, darnach aufführe; die andern beyden Werke aber, zu welchen ich der ſchönen Abbildungen wegen noch das Knorriſche hinzufüge, bey jeder Art citire. Dieſen leztern Gebrauch

werde

werde ich auch von andern conchyliologiſchen Werken machen, wenn jene, beſonders in Anſehung der Abbildungen, nicht zureichend ſind. Und ob ich nun wohl dem Plane gemäß aus dieſen Schriften keine Beſchreibung wiederhole, ſondern die vorhandenen Conchylien, in ſo fern ſie ſchon gut beſchrieben ſind, blos mit der deutſchen Benennung aus Martini, mit der franzöſiſchen aus d' Argenville oder Davila, mit der lateiniſchen aus Linne, und mit den gewöhnlichen holländiſchen Namen bezeichne: ſo wird mir doch die reichhaltige Sammlung nicht ſelten Gelegenheit darbieten, dieſe und jene neue Bemerkung mit anzufügen, und das Martiniſche Werk, als auf welches ich vornemlich mein Augenmerk richte, hie und da zu ergänzen, und zu berichtigen, verſchiedene Conchylien in eine ihrer Verwandſchaft gemäßere Ordnung zu ſtellen, die Arten und Abänderungen genauer zu beſtimmen, und einige Schalen, die man, durch die mit ihrem Alter ſich ändernde Geſtalt verführt, in verſchiedene Arten getrennt hat, auf die wahren Arten zurückzubringen. Dergleichen Conchylien entdeckten ſich mir, indem ich einem beſondern Gedanken nachhieng, den ich mit in meinen Entwurf eingewebt habe; nemlich Bemerkungen über das Wachsthum der Schalengehäuſe zu machen, und wo möglich zu entſcheiden, welche von den hierüber behaupteten Meynungen die gegründete ſey. Und dieſe Bemerkungen werde ich immer beyläufig mittheilen. Diejenigen Conchylien aber, welche das Martiniſche Werk nicht enthält, und die auch ſonſt wenig bekannt ſind, werde ich ſowohl in genauen Beſchreibungen, als in getreuen Abbildungen, darſtellen. Dies, glaube ich, wird hinlänglich ſeyn, den Liebhabern anzuzeigen, was ſie in der Schrift, welche ich hiermit ankündige, und die den Titel führen wird,

Die Conchylien im Cabinette des Herrn Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolſtadt,

zu

zu erwarten haben. Ich gedenke nur noch, daß ich bey jedem Geschlechte die Geschlechtskennzeichen kurz zusammenfassen, und sie nebst den Unterabtheilungen voraus anführen werde: so daß diese Schrift, die nicht blos das Verzeichniß einer Sammlung, sondern auch ein wahrer conchyliologischer Beytrag seyn wird, der sich an das Martinische Werk anschließt, zugleich auch statt eines Auszugs aus diesem großen und kostbaren Werke, zu einer nahen Bekanntschaft mit demselben, oder als ein Handbuch für Anfänger dienen kann. In einem Anhange werde ich noch eine kurze Beschreibung vom ganzen Cabinette mit Bemerkung seltener Körper beyfügen, welche einstweilen die Stelle ausführlicher Nachrichten, die wenigstens von den vornehmsten Theilen noch folgen sollen, vertreten wird.

Dieses Buch soll auf feines Papier mit lateinischen Lettern in groß Octav gedruckt werden, und ohngefähr ein Alphabeth Text, und wenigstens zehn Kupfertafeln enthalten. Da die Kupfer ausgemalet werden, so muß ich über die Stärke des Verlags gesichert seyn, und darum ersuche ich die Liebhaber zu subscribiren. Der Preis wird einen halben Louisd'or, höchstens einen Dukaten betragen. Wem gefällig ist, Subscription anzunehmen, dem verwillige ich auf zehn Exemplare das eilfte frey. Der Subscriptionstermin dauert bis zu Ende des Octobers dieses Jahres, und mit der künftigen Leipziger Neujahrsmesse werden die Exemplare abgeliefert. Rudolstadt, den 1sten Jul. 1785.

C. L. Kämmerer.

---

4) Hrn. Prof. Klingenders zu Cassel Erziehungs-Institut.

Mr. *Klingender*, Professeur en Philosophie, Pasteur des Eglises françaises, et Membre ordinaire de la Société des Antiquaires

tiquaires à *Caſſel* en Heſſe, vient de fonder, ſous les auſpices de ſon Souverain, un inſtitut pour l'éducation de la jeune nobleſſe françoiſe, anglaiſe et allemande, depuis l'age de ſix ans jusqu'à celui de vingt. Il ſe propoſe de fournir, pour le prix modique de 800 livres, ou 200 écus par an, chambre à poële, chambre à coucher, garnies, le chauffage et la lumiere, la nourriture, le ſervice neceſſaire, et en cas de maladie de donner à ſes elèves tous les ſoins imaginables. Il leur enſeignera les langues anglaiſe, françaiſe, allemande, et latine; les belles lettres, la philoſophie, la géographie, l'hiſtoire, en un mot tout ce qu'il faut à un jeune homme pour ſe produire. Il laiſſe à ceux qui le connoiſſent de plus près, le ſoin de detailler à ceux, qui ne le connoiſſent pas, les avantages qu'on peut ſe procurer chez lui. Des voyages en Suiſſe, en Hollande, en France, en Allemagne, entrepris avec ſes Eleves, l'ont mis à portee d'étudier les hommes, et d'acquerir les connoiſſances d'un Mentor.

---

5) Voigts mineralogiſche Reiſen. Zweyter Theil.

Im Verlag der Hofmann. Buchhandl. zu Weimar iſt der zweyte Theil von Hrn. B. S. Voigts mineralogiſchen Reiſen durch das Herzogthum Weimar und Eiſenach ꝛc. fertig worden. Zugleich wird in Zukunft auch der erſte Theil dieſes Werks der auf Koſten der Verlags-Caſſe ꝛc. zu Deſſau herauskommen, ingleichen deſſen mineralogiſche Beſchreibung des Hochſtifts Fuld ꝛc. in dieſer Handlung zu haben ſeyn.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

September 1785.

I. Neue Bücher.

1) *Leipzig.* in der Dykiſchen Buchhandlung iſt erſchienen: England und Italien von J. W. von Archenholz, vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten. 1r. und 2r. Band. 1785. 8vo.

So ſehr auch mit Reiſen und Reiſebeſchreibungen jetzt Misbrauch und Unfug getrieben werden mag, ſo iſt und bleibt doch immer richtige und philoſophiſche Länder- und Völker-Kunde einer der intereſſanteſten und angenehmſten Zweige des menſchlichen Wiſſens. Nichts reißt National- und Privat-Vorurtheile kräftiger nieder, erweitert den Blick unſers Geiſtes mehr, erwärmt ſtärker unſer Herz zu Edelmuth und Menſchenliebe, und macht uns zu thätigern und verträglichern Menſchen, als dies wichtige Studium anderer Völker, ihres Geiſtes, ihrer Sitten, Geſetze, Induſtrie, Tugenden und Laſter. Hr. v. Archenholz hat in ſeinem Werke über England und Italien einen ſehr ſchätzbaren Beytrag dazu geliefert; welches er um ſo eher konnte, da er in England ſechs, und in Italien drey Jahre lebte, beyde Nationen mit dem Auge eines philoſophiſchen Beobachters ſtudierte, Alles bemerkte, was einen Zug zu ihrer Charakteriſtik liefern konnte, und ſie folglich ganz anders ſahe und kennen lernte, als vielleicht $\frac{11}{12}$ der ganzen Legion die jährlich nach England und Italien reiſt, um — dageweſen zu ſeyn. Die erſten zwey

Theile, welche die Beſchreibung von England ganz einnimmt, liefern in vierzehn Abſchnitten, auſſer dem vollſtändigſten Gemählde der Stadt London, von jeder ihrer intereſſanten Seiten genommen, alles was nur von Großbrittannien überhaupt, und ſeinem Lande, Clima, National-Geiſte, Charakter der Nation, Regierungsform, Induſtrie, Handel, Reichthum, Sitten und Lebensart ſowohl der Großen als des Volks, Luxus, Tugenden, Laſtern und Eigenheiten dieſes von Allen ſo ausgezeichneten Volks merkwürdig iſt. Faſt alles was der Verf. recht gut und fließend erzählt, iſt das Reſultat ſelbſt geſchener Thatſachen. Daher, ſonderlich bey England, der Reichthum von Beyſpielen und angenehmen Anekdoten, womit er ſeine Erzählung belegt, und welche die Lektüre dieſes Werks überaus unterhaltend machen. England iſt das Ideal des Verfaſſers, und wir können ſeine Vorliebe für daſſelbe keineswegs mißbilligen, da England vielleicht in allen vier Welttheilen noch das einzige Land iſt, wo bey der höchſten Cultur der Nation die unverlierbaren Rechte der Menſchheit noch am meiſten gelten, und kein Geſetz exiſtirt, das nicht auf ſie gegründet wäre. Eben dieſe Vorliebe für England ſcheint gemacht zu haben, daß Hr. v. A. dies Land weit inniger und mühſamer ſtudiert hat, und daher auch eine weit vollſtändigere moraliſche Anatomie davon liefert, als von Italien, deſſen Beſchreibung (die der zweyte Theil enthält) ſo ſchön und intereſſant ſie auch immer iſt, doch neben der von England ſtehend, immer nur mehr als Skizze gegen jenes vollendete Gemählde erſcheint. Wir ſind übrigens der Meynung, daß ein Teutſcher, der nach England oder Italien gehen will, gewiß kein beſſeres Handbuch zu ſeinem Leiter, und Leſer aller Art keine nützlichere und zugleich angenehmere Lektüre wählen können als dies Buch.

B.

2) Pas

2) Patriotiſches Archiv für Teutſchland. Dritter Band. Frankfurt und Leipzig, 1785. gr. 8. 579 S. (Mit dem Bildniß des verewigten Gerlach Adolph von Münchhauſen.)

Der dritte Band des Patriot. Archivs iſt von eben der Reichhaltigkeit an Urkunden und Denkmalen, wie die vorigen Bände. Die Satisfaction, die er uns hierin leiſtet, verdient wohl die Rückſicht auf andere Leſer, durch eine Anzeige der einzelnen Stücke ihnen nicht die Annehmlichkeit des Findens und Begegnens zu rauben.

Eines einzigen Stücks wollen wir gedenken, unter der Aufſchrift: Königlicher Cabinets-Juſtiz-Mord vom Jahr 1730. Hierin wird die Trauergeſchichte des unglücklichen jungen Officiers, von Katt, geliefert, welcher bekanntlich den damaligen Kronprinz von Preußen auf einer Reiſe begleitete, die ohne Vorwiſſen des Königlichen Herrn Vaters unternommen wurde. Das niedergeſetzte Kriegs-Recht erkannte auf Veſtungsſtrafe; Königliche Machtvollkommenheit änderte aber dieſen Spruch, und ließ den unglücklichen Katt, und zwar aus purer Gnade, weil er eigentlich mit glühenden Zangen zerriſſen und aufgehangen zu werden verdient haben ſollte, mit dem Schwerde vom Leben zum Tode richten. — Das Königliche Urthel und die Bittſchrift des Delinquenten um Gnade, contraſtiren auf eine ſonderbare Art — Dieſen Aktenſtücken geht eine leſenswürdige Abhandlung voraus, worin manches über Juſtiz-Morde geſagt wird, die noch immer vorgehen, wenn ſchon auf unblutigere Art, durch tödtendes Braten an langſamen Feuer, durch lebendiges Verſchmachten am Spieß der Termine, u. ſ. w.

Den Schluß dieſer Abhandlung macht die patriotiſche Litaney:

Vor zornigen Königen und Fürſten,
Vor leichtſinniger Juſtizpflege,
Vor höchſtem Recht ohne Billigkeit,
Vor gewiſſenloſen Juriſten,
Vor hartherzigen Richtern und Räthen,
Vor allem Deſpotiſmus,
Behüt' uns, lieber Herre Gott!

II. Ankündigungen und Nachrichten.

1) Weitere Nachricht von Ausgabe der Lieder der Mlle. Schröter.

Nicht ohne Verlegenheit wagte ichs im April dieſes Jahres, fünf und zwanzig Lieder, die ich aus verſchiedenen Sammlungen lyriſcher Poeſien ausgewählt, und mit Melodien begleitet habe, zur bevorſtehenden Leipziger Michaelismeſſe anzukündigen, und nun will der widrige Zuſammenfluß von allerley Umſtänden, daß ich in eine zweyte, noch größere Verlegenheit geſetzt werde, da ich wegen der Unmöglichkeit, dieſe muſikaliſchen Verſuche zu dem beſtimmten Zeitpunkt überliefern zu können, um Nachſicht bitten muß. Hätte ich alle Hinderniſſe, die ſich der Vollendung des Drucks, gegen meine Erwartung entgegen ſetzen, vorher ahnden können, ſo würde ich dies für den Wink irgend eines, um mich allzubeſoraten Schutzgeiſtes genommen haben, und dadurch noch ſchüchterner geworden ſeyn. Jetzt iſt es zu ſpät der Neue Gehör zu geben, auch iſt der Weg zur Rükkehr, durch das wohlwollende Vertrauen vieler Perſonen, welche ſich für meine Unternehmung intereſſirt haben mir verſchloſſen: es bleibt mir daher blos übrig, den unverſchuldeten Verzug öffentlich anzuzeigen, mir Verzeihung zu erbitten, und nunmehr mit Gewißheit zu verſprechen,

Prinz Heinrich.

Wie? du biſt dem Himmel deinen Tod ſchuldig, und du muſt doch einmal bezahlen.

Falſtaff.

Aber nicht izt; und es ſollte mir leid ſeyn, wenn ich ihn vor meinem Termin bezahlte. Was brauch' ich ſo voreilig zu ſeyn, da er mich nicht anfordert? Gut, was thut das zur Sache, die Ehre fordert mich auf -- Ganz recht, und wenn mich alſo die Ehre auffordert und ich komme um, wie dann? Kan die Ehre mir ein Bein anſezen? Nein: Oder einen Arm? Nein: Oder kan ſie mir den Schmerz einer Wunde wegnehmen? Nein: Die Ehre verſteht ſich alſo nicht auf die Chirurgie? Nein: Was iſt dann die Ehre? Ein Wort: Was iſt das Wort Ehre? Luft. Wer hat ſie? Der arme Jak, der an einer Mittwoche ſtarb. Fühlt er ſie dann? Nein: Hört er ſie? Nein. Sie fällt alſo nicht in die Sinnen? Nicht in die Sinnen eines Todten. Aber lebt ſie etwann mit den Lebenden? Nein, das läßt ihr der Neid nicht zu. Ich verlange alſo nichts davon; die Ehre iſt nichts mehr als ein gemahlter Wappenſchild an einem Sarge, und hier endet ſich mein Catechiſmus.

(Er gebt ab.)

chen, daß nächste Leipziger Ostermesse 1786. die angekündigte Liedersammlung ganz gewiß fertig erscheinen, und pünktlich denen unterzeichneten Personen zugesendet werden soll, wobey ich zugleich die Frist zu fernerer Unterzeichnung bis zum Ende dieses Jahres erweitern kann.

Uebrigens bleibt der Subscriptionspreis ein Gulden, den Louis'dor zu fünf Thaler gerechnet, wie auch der angebothene Abzug von funfzehen Procent. Weimar, den 8ten August 1785.

Corona Schröter.

---

2) Benda. Clavier-Auszug der Oper Orpheus.

Der Königl. Cammer-Musikus Herr Friedrich Benda zu Potsdam, hat im vorigen Jahr die Oper Orpheus, nach der teutschen Oriainal-Bearbeitung des Hrn. L. componirt, solche im Winter vorigen Jahr hier in Berlin mit allgemeinem Beyfall aufgeführt, und ist nun Willens auf Begehren vieler Musikfreunde einen Clavier-Auszug davon, im Druck herauszugeben. Die vorherigen Arbeiten dieses Componisten: nemlich sein Pygmalion, seine Isola disabitata, seine Concerte, seine Trio, kurz die ganze Menge seiner bisher geschriebenen Sachen, haben ihn schon zu sehr als einen der besten Componisten unserer Zeit angekündiget, als daß es nöthig wäre, zum Lobe dieses großen Werks etwas weitläuftiges zu sagen.

Die Aufmerksamkeit wird darin, durch einen beständigen Wechsel von Chören, Arien, Accompagnements und Tänzen auf eine angenehme und rührende Art unterhalten, so daß die Langeweile wegfällt, die man so oft in den Italienischen Opern antrift. Wir sind überzeugt, daß alle diese Stücke zusammen noch lange nicht die Güte einer Oper bestimmen: allein Herr Benda hat diese einzelne Theile

mit ſolcher Kunſt an einander gekettet, und zum Ganzen gemacht, daß die Haupt-Empfindung überall die Oberhand behält, und durch all das Gemiſch frey und erkennbar hindurch gehet, wie ſein Held durch den Tartarus.

Da Herr Benda bey der Herausgabe dieſes Werks von allem Oekonomiſchen Intereſſe frey iſt, und nur die Abſicht hat ein Werk gemeinnützig zu machen, woran er mit Fleiß und Vergnügen gearbeitet hat: ſo ſiehet er ſich genöthiget, *einem geneigten Publikum* den Weg der Pränumeration vorzuſchlagen, um mit Gewißheit bey einer Sache zu handeln, die mit Koſten und Schwierigkeiten verbunden iſt, und wobey man ihm nicht zumuthen kann, daß er für ſeine gute Abſicht Schaden leiden ſolle. Der Pränumerationspreis iſt für jeden Theil 20 al. in Golde. Fällt dieſe bis zu Ende Dec. d. J. [illegible] aus, ſo ſoll alsdann mit dem Druck des erſten Akts gleich der Anfang gemacht werden, dem die beyden andern hiernächſt bald nachfolgen ſollen. Auf 10 Exemplare wird das eilfte gratis ausgegeben, und auf 5 derſelben wird die Hälfte des einen erlaſſen. Die Liebhaber können ihre Namen und Gelder in Berlin an den Hrn. Cammer-Muſikus Bachmann ſo wie in der Rellſtabſchen Buchhandlung abgeben und franko einſenden. Berlin, den 16ten Sept. 1785.

---

3) Fernere Nachricht von der Ettingeriſchen Ausgabe der *Oeuvres de Voltaire*.

Die erſten zehen Bände der von uns unternommenen Ausgabe der Oeuvres de Voltaire in 60 groß Octavbänden, ſind bereits in den Händen aller Subſcribenten. Wir ſchmeicheln uns, das von letztern in uns geſetzte Vertrauen nicht gemißbraucht, noch, ſoviel typographiſche Schönheit und Correctheit, und die genaueſte Uebereinſtimmung mit der Aus-

Ausgabe des Hrn. von Beaumarchais betrift, die durch unſere zu verſchiedenen malen ausgegebenen Proſrectus erregte Erwartung getäuſcht, oder ſonſt eine unſerer Verſprechungen unerfüllt gelaſſen zu haben.

Da aber nunmehr aus der ſchon bis zum 16ten Bande gediehenen Fortſetzung des Werkes, mit Gewiſsheit vorauszuſehen iſt, daß die Anzahl von 60 Alphabeten, in Rückſicht auf welche der Subſcriptionspreis von 6 alten Louisd'or *anfänglich* beſtimmt worden, am Ende mit funfzehn Alphabeten, mehr oder weniger überſtiegen werden dürfte, indem dieſe fertigen 16 Bände allein mehr als 20 Alphabete ausmachen: ſo nehmen wir uns die Freyheit, den Intereſſenten den Inhalt des 10ten und 11ten Punkts unſerer erſten Ankündigung vom 26ſten Merz 1781. ins Gedächtniß zurück zu rufen. Sie lauteten wörtlich wie folget:

10) „Der Preis iſt nach 60 Alphabeten beſtimmt, weil „man aber die zuverläſſige Stärke der einzelnen Bände „nicht vorher wiſſen kann, ſo verbinden ſich die Verleger, bey der letzten Ablieferung herauszugeben, was „nach obigem Verhältniß das an den ſechzig Alphabeten „fehlende beträgt.„

11) „Gegentheils werden ſich die Liebhaber nicht entbrechen, „das noch nachzuzahlen, was es ausmachen wird, wenn „es ſtärker als 60 Alphabete werden ſollte.„

Wie wir nun im Gefolg dieſer Ankündigung in dem Falle, daß die ganze Ausgabe nicht 60 volle Alphabete betragen hätte, gehalten geweſen wären, für jedes ermangelnde Alphabet 12 gl. unſern Herren Subſcribenten herauszugeben: ſo ſchmeicheln wir uns von ihrer Einſicht und Billigkeit, in dem nun eintretenden Gegenfalle, daß ſie ſich nicht entbrechen werden, uns in eben dem Verhältniſſe zu entſchä-

entſchädigen. Doch gedenken wir Ihnen eine Art von Erleichterung zu verſchaffen, wenn wir, anſtatt den uns hiernach zukommenden Nachſchuß mit dem dritten Pränumerationstermin einzucaßiren, uns deſſen Entrichtung nicht eher als nach vollbrachter Ablieferung von 60 Alphabeten ausbitten, und die zeitherige Einrichtung in der Maaße abändern, daß wir die Vorausbezahlung des Subſcriptionspreiſes nach der Anfangs feſtgeſetzten Anzahl von Alphabeten vertheilen, mithin die erſte Lieferung mit dem 20ſten Alphabete ſchlieſſen und gegen deren Aushändigung die abermalige Erlegung von zwey alten Louis'dor, als Pränumeration auf die zweyte Lieferung, gewärtigen. Dieſer Eintheilung zufolge, wird ſodann gegen Empfang des 40ſten Alphabets, das letzte Drittel des Pränumerationspreiſes, bey Auslieferung des 60ſten Alphabets aber, der alsdenn zu beſtimmende Nachſchuß für die Lieferung der die Anzahl von 60 überſteigenden noch übrigen Alphabete, mit 12 gl. für jedes, voraus entrichtet.

Wir ſind verſichert, daß ſämtliche Intereſſenten ſich dieſe Einrichtung gütigſt gefallen laſſen, und ſolche nicht als eine ihnen weſentlich nachtheilige, und unſerm anfänglichen Verſprechen zuwiderlaufende Neuerung anſehen werden, da der Umſtand, auf welchen ſie ſich gründet, in der erſten Ankündigung ausdrücklich enthalten iſt.

Nicht allein die nach vorgedachter Einrichtung, zu Ergänzung der erſten Lieferung von 20 Alphabeten, noch rückſtändigen 6 Bände, (welche mit den bereits abgelieferten 10 Bänden, volle 20 Alphabete betragen) werden, da ſie ſchon die Preſſe verlaſſen haben, unfehlbar in nächſter Michaelismeſſe an die Herren Pränumeranten abgeliefert, ſondern es können auch diejenigen, welche bis dahin mit 2 alten Louisd'or auf die zweyte Lieferung von 20 Alphabeten

pränumeriren, wenn ihnen daran gelegen, zu gleicher Zeit einige Bände von der zweyten Lieferung in Empfang nehmen, oder auch von hieraus zugeſchickt erhalten. Gotha, den 12. Aug. 1785.

Ettingerſche Buchhandlung.

Unterzeichnete Buchhandlung macht ferner bekannt, daß ſie die Weberſche Buchhandlung in Erfurt an ſich gekauft hat, und eine gewiſſe Anzahl Exemplare von folgenden Werken aus dem Verlag derſelben, um beygeſetzte niedrige Preiſe gegen baare Bezahlung zu verlaſſen erbötig iſt.

Neues Lehrgebäude der Diplomatik, welches in Frankreich von einigen Benedictinern der Congregation des heil. Maurus ausgefertigt worden. 9 Bände, nebſt 100 Kupfertafeln. in gr. 4. das 36 Rthlr koſtet, für 3 Louisd'or, oder 15 Rthlr.

Inclytæ facultatis juridicæ Erfordenſis Reſponſorum et Sententiarum Collectio fol. welche 7 Rthlr 16 gl. koſtet, für 3 Rthlr.

Reinhardi Obſervationes ad P. Chriſtianæi Deciſiones fol. ſtatt 5 Rthlr. jetzt 2 Rthlr. 12 gl.

Die hier herauskommende Cahiers de Lecture ſind nicht mehr in Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten, ſondern allein bey Endesgenannter Buchhandlung hier zu bekommen. Es werden alſo die Herren Buchhändler und andere Liebhaber, die gedachte Cahiers de Lecture, nur bis Nr. 3. d. J. von der Buchhandlung der Gelehrten erhalten haben, gebeten, ſich wegen der Fortſetzung dieſes Journals an beſagte Buchhandlung zu wenden, die ſolche accurat überſchicken wird. Es ſind bereits 7 Hefte von dieſem Jahre erſchienen. Der ganze Jahrgang von 12 Nummern koſtet 1 Dukaten Pränumeration. Gotha, den 12ten Auguſt 1785.

Ettingerſche Buchhandlung.

4) Verzeichniß der Voglerischen Muſikalien, die bey J. Groeſer in Mainz zu haben ſind.

	Fl.	Kr.
Churpfälziſche Tonſchule mit Druck und Stich	4	
Betrachtungen der Mauheimer Tonſchule, eine Monatſchrift		
erſter Jahrgang von zwölf Lieferungen, mit Druck und Stich	11	
zweyter Jahrgang	11	
dritter Jahrgang	11	
Alle hier zergliederte und als Beyſpiele geſtochene Muſikalien ſind einzeln und ohne Druck um beygeſetzte Preiſe zu haben.		
Aus der Tonſchule.		
Schlüſſel, Noten, Pauſen	—	6
Alle Tonleitern fürs Clavier mit Fingerſatz	—	6
Singübungen von der Leiter an, bis zur Arie, wo die Manieren ausgeſetzt ſind	—	36
Ausweichungen fürs Clavier	—	12
Aus den drey Jahrgängen.		
Italieniſche Arien.		
Rondo: Si Mio Ben (Namen d. Verfaſſer Vogler.)	—	12
Cantata: Non non turbarti (J. C. Bach.)	—	12
Aria: Se cerca (Galuppi.)	—	15
Aria: Se cerca (Anſeſſi.)	—	36
Italieniſche Arie, ein Clavier-Auszug, (Anſeſſi.)	—	12
Teutſche Singſtücke.		
Teutſchlands Vorzug, ein Lied (Vogler.)	—	6
Teutſche Lieder (Kornacher.)	—	4
Komiſche Arie (Andrè.)	—	6
Klopſtocks Ode (Reeſe.)	—	6

Lied

	Namen d. Verfaſſer.	Fl.	Kr.
Lied von Claudius	Kirnberger.	—	12
Ebendeſſelben	Vogler.	—	24
Arie aus Göthens Erwin	Veraxi.	—	12
Die Rheinfahrt, und ein andres Lied	Vogler. Mezger.	—	6
Der Kaufmann von Smirna, Operette in Partition	Vogler.	2	30

Kirchen-Muſiken.

Paradigma Modorum eccleſiaſticorum	Vogler.	—	6
Ecce Panis, Chorus	Vogler.	—	6
Teutſche Meſſe vierſtimmig, mit Orgel, gedruckt	Vogler.	2	—
Die Inſtrumenten hierzu, geſchrieben.	Vogler.	3	—
Suſcepit Iſrael, ein Verſett aus dem Concert ſpirituel von Paris	Vogler.	—	24
Stabat Mater, für zwey Stimmen	Pergoleſe.	1	—
Daſſelbe mit Verbeſſerung und vierſtimmigen Fugen	Vogler.	1	30

Clavier-Stücke.

Leichte Clavier-Sonate mit Variationen	Vogler.	—	12
Clavierſtück auf erhabenen Taſten	Vogler.	—	3
Solfeggio di Cembalo für eine Hand die rechte die linke	Vogler.	—	3
Clavier-Variationen aus dem F.	Vogler.	—	18
Clavier-Variationen aus dem G.	Glaſſen.	—	18
Clavier-Variationen aus dem Es-	Enslin.	—	12
Clavier-Sonate	FFl. von Brandenſtein.	—	24
Do.	Fhr. von Kerpen.	—	24
Do.	Fhr. von Dalberg.	—	18
Do.	Weber.	—	36
Do.	Pixis.	—	18

	Namen d. Verfaſſer.	Fl.	Kr.
Do.	Metzger.	—	12
Dieſe 6 Sonaten zuſammen	Br. K. D. W.. P. M.	2	—
6 leichte Clavier-Sonaten mit einer willkührlich begleitenden Geige op. III.	Vogler.	2	—
6 leichte Clavier-Concerten op. II.	Vogler.	4	—
Jägerballet im Clavier-Auszuge	Vogler.	1	24
Schmiedballet im Clavier-Auszuge	Vogler.	1	24
Inſtrumental-Sachen.			
Sinfonie zum Hamlet in Partition	Vogler.	—	36
Die Entreakts hiezu in Partition	Vogler.	—	12
Sinfonie in Part.	Winter.	—	36
Quartett von vier Bogen Inſtrumenten in Part.	Ritter.	—	36
Theoretiſche Beyſpiele.			
Summe der Harmonik für Generalbaſsſchüler	Vogler.	1	—
Auflöſung der Kirnbergeriſchen Canons.	Vogler.	—	4
Verbeſſerung der Choräle in Kirnbergers reinem Satze.	Vogler.	—	6
L'Aſſaut Muſical, oder Muſicaliſche Herausſoderung zu Paris	Vogler.	—	6
Muſikalien von Vogler, die auſſer der Monatsſchrift herausgekommen.			
6 Clavier-Trio op. I.		3	—
6 Sonaten, die als Duetten, Trio &c. in ſechſerley Geſtalt erſcheinen können, op. IV.		4	—
3 Clavier-Concerten erſtes Buch } 3 Clavier-Concerten zweytes Buch }	op. V.	3	—
		3	—
6 Clavier-Trio op. VI.		4	—
6 Clavier-Trio op. VII.		4	—

	Fl.	Kr.
6 leichte Divertiſſements mit National-Charaktern		
1ſtes Buch } 6 andere 2tes Buch } op. VIII.	3	—
	3	—
Concert für Clavier und Geige.	2	—
112 kleine und leichte Präludien für Clavier und Orael op. IX.	2	—
16 Variationen aus dem C.	—	18
Choralveſper.	5	—
Miſerere vierſtimmig mit Orgel.	2	—
Die Inſtrumenten hierzu	3	—
Lied über die blinde Paradis	1	—
Clavier-Quartett	1	30
Clavier-Concert, für die Königinn in Frankreich componirt.	2	—

---

5) *Hiſtoire Periodique de la litterature allemande depuis ſon origine, juſqu'a nos jours*, par une Societé de Français etablis en Allemagne.

Floriferis ut apes in ſaltibus omnia limant,
Omnia nos itidem depaſcimur aurea dicta,
Aurea, perpetua ſemper digniſſima vita,
Lucrece Liv. 3.

Faire connaitre à un Peuple ſpirituel & ſenſible les chefs-d'œuvres que le genie a produit chez ſes voiſins, c'eſt ajouter a ſes jouiſſances comme a ſes richeſſes; ceſt menager a la nation dont il apprend à eſtimer les ouvrages, la gloire ineſtimable de ſe voir louer par ceux qui ſavent le mieux diſtribuer la louange; c'eſt enfin retablir dans ſes droits le genie, qui trop grand pour être circonſcrit par les bornes des etats, embraſſe dans ſes travaux tous les lieux, comme tous les tems, & ne ſe donne qu'a l'univers.

C'eſt

Ceſt l'amour-propre national, qui eleve entre les differens peuples la barriere des prejugés, c'eſt la philoſophie qui la renverſe. Les circonſtances peuvent accelerer où retarder cette revolution; mais elle ne ſauraient l'empecher. Tôt-ou-tard les productions d'un climat ſe transplantent & ſe naturaliſent dans tous les autres; & l'homme à talens qui n'appartint d'abord qu'a la ſocieté qui le vit naitre, finit par appartenir à tout le genre humain.

Nous avons l'avantage de vivre dans un ſiecle où la communication des lumieres ne rencontre plus d'obſtacles. La France même apres avoir formè ſes voiſins veut bien à ſon tour ſe laiſſer inſtruire & amuſer par eux. Cependant combien de richeſſes etrangeres ne lui reſte-il pas encore a ajouter aux ſiennes propres. Parmi les prejugés qui l'ont appauvrie à cet egard, le plus abſurde & le plus enraciné ſans doute eſt celui qu'elle eût longtems contre *la litteratute allemande*. Il eſt bien etonnant que les Français, d'ailleurs ſi peu ſoumis à ces tirans de la ſocietè, tiennent encore ſi fortement à une erreur auſſi peu fondée que pernicieuſe aux progrès de ſciences & des arts. Tandis qu'ils n'eſtiment & n'admirent les productions etrangeres, qu'autant qu'elles ont des rapports plus marqués avec leur eſprit national & ſon goût particulier: comment n'ont ils point encore ſenti que le genie de *la litteratute allemande* ſe rapproche infiniment plus du leur que celui des Anglais? L'Allemand, naturellement imitateur & ſe défiant de ſes propres forces, a longtems trop fidelement ſuivi la route tracée par nos grands hommes, ſans oſer ſe livrer à ſon caractere propre et original, que l'anglais plus hardi a toujours ſu maintenir; & cependant nous voyons presque generalement nos compatriotes devorer avec enthouſiasme les ecrits nombreux de ces fiers inſulaires leurs rivaux. Nous ſommes bien loin de blamer ce gout, qu'une critique un peu ſevere trouvera peutêtre trop excluſif;

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in Percy's Lager.)

Worceſter und Vernon treten auf.

Worceſter.

O nein, mein Neffe muß das gütige Anerbieten des Königs nicht erfahren, Sir Richard.

Vernon.

Und doch wär's am beſten, er wißt' es.

Worceſter.

Dann wären wir alle verlohren. Es iſt unmöglich, es kan nicht ſeyn, daß der König ſein Verſprechen halte, wieder unſer Freund zu ſeyn; er wird uns nimmer trauen, und bald genug Mittel gefunden haben, uns neuer Verbrechen zu beſchuldigen, um dieſes beſtraffen zu können. Ein niemals einſchlummernder Verdacht wird, ſo lange wir leben, hundert ſpähende Augen auf uns geheftet halten; denn der Verrätherey traut man nicht mehr als einem Fuchs, der, ſo zahm er ſich ſtellt, und ſo freundlich man mit ihm umgeht, doch immer einen Reſt von ſeinen angebohrnen Tüken behält. Wir möchten ausſehen wie wir wollten, frölich oder düſter, ſo würd' es uns übel ausgedeutet werden: kurz, wir würden gehalten werden wie die Ochſen im Stall, je beſſer gefüttert, deſto näher dem Tode. Meines Neffen Vergehen könnte noch vergeſſen werden; ihm

ſif; les ouvrages de Pope, Swift, Shakeſpeare, Milton, Addiſon, Dryden &c. &c. ſont immortels comme leurs auteurs, mais quel eſt l'homme eclairé, et impartial qui peut lire de ſang froid les chefs-d'œuvres de Rabner, Klopſtock, Wieland, Leſſing, Gœthe, Geſner, & de tant d'autres ecrivains fameux, qui pleins de leur propre grandeur ont briſe les entraves d'une ſervile imitation, & n'ont pris d'autres guides que leur genie, & la nature? Ils ont ſurtout ſuivi celle ci jusques dans ſes plus petits détails, l'ont ſaiſie avec force, rendue avec energie, & embellie de toutes les fleurs que leur fourniſſait une imagination brillante. Nous oſons aſſurer que c'eſt preciſement dans ces beautés de detail, que les allemands l'ont emporté ſur la pluspart de nos ecrivains tant anciens que modernes. Ce ſera au public à decider de la juſteſſe de cette remarque.

S'il eſt dangereux d'attaquer un prejugé dans toute ſa force, il eſt heureux de ſavoir ſaiſir l'inſtant de ſon declin pour le faire evanouir. On commence à s'occuper avec quelqu'interêt de la *litterature allemande*. Deja même quelques Francais animés du deſir de s'inſtruire, aprés avoir parcouru les contrées où elle brille avec le plus d'eclat, en reviennent pleins d'eſtime pour les grands hommes en tout genre qu'ils y ont rencontrés. Pénétrés de l'amour le plus vrai pour notre patrie, & pour la verité, nous profitons de cette revolution naiſſante pour publier, *l'hiſtoire periodique de la litterature allemande depuis ſon origine jusqu'a nos jours*. Le deſir de montrer dans ſon veritable etat *l'eſprit litteraire* d'une nation qui dans ce ſiecle a marché à pas de geant dans la carriere des belles-lettres, nous recompenſe d'avance d'un travail egalement penible, & inſeparable d'un plan dont l'etendue n'eſt pas la ſeule difficulté. Ce plan qui doit embraſſer toute la litterature de l'Allemagne conſiderée ſous quatre points de vue, preſentera en premier lieu, l'hiſtoire de ſa *poeſie*.

2°. celle de ſon *theatre*. 3°. une analyſe raiſonnée de ſes *romans*. 4°. une idée de ſes autres ouvrages, qui ne tentrant point dans un de ces trois premiers genres, paraitront ſous le titre de *melanges*.

On ſe propoſe de livrer chaque mois un cahier de 80 pages. On tracera dans le premier une eſquiſſe générale de la litterature allemande & de ſes progrès depuis ſa naiſſance jusqu'a nos jours. Chacun des ſuivans contiendra dans un ordre chronologique la vie d'un certain nombre d'auteurs, dont on extraira les ouvrages pour en faire connaitre les morceaux les mieux travaillés, & les pieces les plus originales. Notre deſſein eſt de laiſſer à ces auteurs dans la traduction leur coſtume national, autant que cette fidelité ne repugnera point aux loix du bon goût, & à cette élégance qui n'eſt plus un merite, par ce qu'elle eſt exigée.

Le prix de la ſouſcription pour l'année entiere eſt de quatre ecus d'Allemagne, où ſeize livres de france; dont la moitié ſe payera à la reception du premier cahier, & l'autre à celle du ſeptieme.

Le premier cahier paraitra auſſitôt que le nombre des ſouſcriptions neceſſaires pour la publication de notre ouvrage ſe trouvera complet.

Les frais des envois, & l'affranchiſſement des lettres ſeront à la charge des ſouſcripteurs.

On s'adreſſe pour l'allemagne a *Mr. Vagner Officier Ingenieur à Gotha*; & pour la France, l'Angleterre, la Suiſſe, & les autres pays, aux libraires où autres perſonnes que nous autoriſerons à recevoir les ſouſcriptions; il ſera cependant plus ſur de s'adreſſer toujours directement à *Mr. Vagner*. Gotha le 20 Septembre 1785.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

October 1785.

I. Neue Bücher.

1) Ueber die Einſamkeit, von Johann Georg Zimmermann, königl. Großbrittanniſchen Hofrath und Leibmedicus zu Hannover. Dritter und vierter Theil Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1785.

Mit dieſen zwey Bänden, die weder an innerem Werthe noch am äuſſeren Umfange den vorigen etwas nachgeben, beſchließt der Hr. Verfaſſer ſein in ſo vielen Rückſichten merkwürdiges Werk über die Einſamkeit, das Trotz allen ſeinen methodiſchen Mängeln und Sonderbarkeiten unter die vorzüglicheren Erſcheinungen unſerer ſchreibſeligen Tage gehört, und ein Denkmal der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit des Geiſtes, der ausgebreiteten Gelehrſamkeit, der vielen und glänzenden Talente, ſo wie der hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten eines Mannes bleiben wird, den Teutſchland ſchon lange her unter ſeine beliebteſten Schriftſteller zählt. Wir haben die beſondere Brauchbarkeit dieſes Buches für den Menſchenforſcher bereits in unſrer Anzeige der erſten Theile angemerket, und finden unſer damaliges Urtheil durch die unzähligen aus allen Fächern der Geſchichte hervorgeholten Thatſachen, und die feinſten und richtigſten Bemerkungen, an denen die letzteren Theile einen beynahe noch gröſſern Reichthum liefern, mit Vergnügen beſtätiget. Wir halten ſogar die Form und Einkleidung des ganzen Buches, ſeinen rhapſodiſchen

ſodiſchen Ideengang, und die theils mit- theils ohne Abſicht eingeflochtene häufige Charakterzüge des Verf. für reichhaltige Quellen pſychologiſcher Betrachtungen und Aufgaben, an denen der Menſchenkenner die Stärcke ſeiner Einſichten verſuchen kann. Uebrigens giebt die, bey der Trockenheit des Gegenſtandes, um ſo viel mehr überraſchende Fülle und Mannigfaltigkeit des Inhaltes, ſo wie der Scharfſinn, der Witz, die Imazination, die Laune, die lebendige Sprache des zarten und feurigen Gefühls, welche abwechſelnd durch alle vier Bände mit unerſchöpflicher Kraft fortwirken, dem Buche für die ganze Leſerwelt ein gemeinſchaftliches Intereſſe, und rechtfertigen die gute Aufnahme, die es unter allen Klaſſen von Leſern gefunden hat.

Das achte Kapitel, mit welchem der dritte Theil beginnt, würde das Publikum mit der Lebens- und Naturgeſchichte eines noch lebenden, in ſeiner Art wirklich merkwürdigen Mannes, der in dieſen Buche unter mancherley ſeltſamen Benennungen, am gewöhnlichſten aber unter dem Namen Sankt Obereit des Weltüberwinders, ſehr oft zum Vorſcheine kömmt, nicht wenig überraſcht haben, wenn ſie der V. nicht vorher ſchon angekündiget hätte. Indeſſen ſcheint das Publikum, das er über dieſen ſonderbaren Mann mit ſeiner eigenthümlichen Laune unterhält, und ſo gar an dem Spaſſe, den er mit demſelben in Hanover gehabt, umſtändlichen Antheil nehmen läßt, viel eher Urſache zu haben mit dieſem Kapitel zu frieden zu ſeyn, als Herr Obereit, und die wenigen, bey denen ein ſo ungleicher Kampf mehr aufs Herz als aufs Zwerchfell zu wirken pflegt. — Das neunte Kapitel handelt von den allgemeinen Vortheilen der Einſamkeit; das zehnte, von den Vortheilen der Einſamkeit, für den Geiſt; das eilfte: (das erſte des letzten Bandes) von den Vortheilen fürs Herz; oder, eigentlicher zu ſagen, liefern dieſe drey Kapitel, viele und zum Theil ſehr vortrefliche Materialien,

die

die zu künftigen Abhandlungen über die angezeigten Sujets gebraucht werden können. Das zwölfte und letzte Kapitel beschließt mit einer Uebersicht des Ganzen, und einigen Reflexionen über Mystik und Mönchserey. Hier sind uns unter vielen andern vorzüglich folgende Stellen aufgefallen: „Nun „lebt in Wien kein Mann von Verstand, dem der Geist der „Zeit nicht mehr Geist giebt, als alle Minister des großen „Ludwigs hatten." Item: „Joseph hat in seinen Staaten „in wenigen Monaten mehr Licht verbreitet, als alle Schu„len der Philosophen Teutschlands, seit dem Kayser Leopold.", Endlich die Behauptungen: der Kaiser habe nicht nur hier und da ein Fünkchen Wahrheit ängstlich blicken lassen, sondern die ganze brennende Fackel auf einmal aufgestellt, er habe die katholische Kirche von aller Unvernunft gereiniget, Katholiken und Protestanten wären seit der großen Reformation im Jahre 1781. eins geworden — — Diese Stellen sind zu lesen: S. 439. 440, 442, des 4ten Bandes.

Uebrigens hat sich der Hr. Verleger, durch die besondere typographische Schönheit und Pracht dieses Buches während des gegenwärtigen schlimmen Zustandes des teutschen Buchhandels um die teutsche Litteratur neuerdings verdient gemacht. Ausser der großen und kostbaren Edition in gr. 8ten Oktav, auf holländisch Royalpapier mit dreyzehn niedlichen Kupferstichen, hat er noch eine kleine und wohlfeile aber darum nicht weniger geschmackvolle Ausgabe veranstaltet, um weniger begüterten Lesern die Versuchung zu ersparen, vom Nachdruckergesindel gestohlne Waaren zu kaufen.

D.

2) Michael Ignaz Schmids, Kayserl. Königl. wirklichen Hofraths, Director des Kayserl. Hausarchivs, und der Büchercensur-Commission Beysitzers, Geschich-

te der Teutſchen, Sechſter Theil. Von dem Schmalkaldiſchen Kriege bis an das Ende der Regierung Karls V. oder der neuern Geſchichte der Teutſchen, Erſter Band. Ulm, in der Stettinſchen Buchhandlung 1785.

Es wäre ſehr überflüſſig die vielen und beträchtlichen Verdienſte, die dieſer ſechſte Band mit ſeinen Vorgänger gemein hat, hier angeben und ſchätzen zu wollen, da das einſtimmige Urtheil aller Kenner über den Werth dieſes allgemein bekannten und beliebten Werkes bereits entſchieden hat. Die gegenwärtige Fortſetzung, mit welcher die Neuere Geſchichte der Teutſchen beginnt, würde alſo ſchon aus dieſer Rückſicht dem Publikum ohne alle weitere Empfehlung ſehr willkommen ſeyn; wenn auch nicht noch beſondere Umſtände zuſammengetreffen wären, um die Erwartung und Sehnſucht nach ihrer Erſcheinung aufs höchſte zu treiben. In der That konnte für die Zeitbedürfniſſe unſrer heutigen Leſerwelt, für den allgemein rege gewordenen Eifer der in ihren Fächern aufräumenden Politiker und Theologen, und überhaupt für die Gegenſtände, welche gegenwärtig die Aufmerkſamkeit unſrer denkenden Köpfe vorzüglich beſchäftigen, kaum etwas erwünſchteres ſeyn: als eine in unſeren Tagen und mit philoſophiſchem Geiſte neuerdings entworfene Geſchichte jener groſſen Revolution, die uns wegen ihres fortwährenden Einfluſſes auf die politiſche und kirchliche Verfaſſung unſers Vaterlandes; noch mehr aber auf unſere Aufklärung und Sitten immer merkwürdiger wird, und die man mit dem Namen der Reformation zu belegen, vielleicht nie allgemeiner als gegenwärtig befugt zu ſeyn glaubte. Hiezu kommt noch, daß der Geſchichtſchreiber, der von ſeiner Tüchtigkeit zu dieſer Arbeit in den vorigen Bänden, und vorzüglich im Erſten ſo auffallende Proben abgelegt hatte, eben zu der Zeit da er mit ſeiner Geſchichte an jene wichtige

Epoche

Epoche gelangte, durch ſeinen Ruf als Kayſerlicher Hausarchivar nach Wien an eine der reichhaltigſten Quellen der wichtigſten, und bisher meiſt noch unbenutzten hiſtoriſchen Hülfsmittel verſetzt wurde, von denen er, ſeiner Ankündigung gemäß, allen zweckmäßigen Gebrauch machen konnte und wollte. Wir unſrerſeits geſtehen aufrichtig, daß wir, ohne von dem perſönlichen Charakter des Herrn Hofraths und Archivars, der uns in jeder Rückſicht als hochachtungswehrt bekannt iſt, im geringſten dazu veranlaſſet zu werden, nichts deſtoweniger von ſeinem neuen anſehnlichen Poſten, und der durch denſelben ſo leicht möglichen Verrükung des kosmopolitiſchen Geſchichtspunktes, für die Reformationsgeſchichte nicht viel weniger fürchten als hoffen zu müſſen glaubten; und daß ſich uns der vergebliche Wunſch, daß der Geſchichtſchreiber keinem Vaterlande, keiner Religionspartey, keinem Hofe angehören möchte, nie ſo lebhaft als bey dieſer Gelegenheit aufgedrungen habe. Der Raum dieſer Blätter erlaubt uns nicht, mit einiger Ausführlichkeit zu zeigen: in wie ferne ſo wohl die Hoffnungen, die wir mit allen Geſchichtforſchern, als auch die Beſorgniſſe, die wir mit einigen Welt- und Menſchenkennern gemein hatten, durch den Erfolg gerechtfertiget wurden. Wir müſſen uns begnügen in Anſehung des einen Punktes zu verſichern, daß der vielfältige, und ſehr in die Augen leuchtende Gebrauch, den der Herr Verfaſſer von ungedruckten wenig oder gar nicht bekannten Urkunden gemacht hat, faſt nichts zu wünſchen übrig läſſe, als daß er eben ſo gute Gelegenheit gehabt hätte, die Archive auch andrer alten Fürſtenhäuſer, die bey der Reformation nicht weniger bedeutende Rollen zu ſpielen hatten, zu benutzen. In Anſehung des zweyten Punktes hingegen behält es ſich der Recenſent vor, in einem der folgenden Stücke des teutſchen Merkurs ſeine Meinung in einem beſondern Aufſatze zu erklären. Es kommt hier auf

nichts geringeres als auf die Fragen an: ob und was die theoretiſche und praktiſche Religion durch Luthers Reformation gewonnen? ob dieſe letztere eine Stuffe zu neuen und ferneren Reformationen war? hauptſächlich aber zu derjenigen, die gegenwärtig von mehreren Proteſtanten betrieben wird? endlich ob Aufklärung überhaupt dadurch befördert wurde? So ſonderbar und überflüſſig dieſe Fragen in den Ohren der Proteſtanten, und vieler aufgeklärten Katholiken auch übrigens klingen möchten, ſo ſind ſie doch, nachdem Herr Schmid ſie nicht nur neuerdings aufgeworfen, ſondern auch verneinend beantwortet hat, durch die ſcharfſinnigen und zum Theil neuen Gründe, die er für ſeine Meynung angeführt, in zwey beſondern Capiteln behandelt, und während des ganzen Ganges ſeiner Geſchichte vorbereitet hat, wenigſtens für alle diejenigen intereſſant geworden, die nicht etwa für oder gegen die Reformation blos darum Parthey genommen haben, weil ſie Proteſtanten oder Katholiken ſind.

---

3) Der unterhaltende Arzt über Geſundheitspflege, Schönheit, Medicinalweſen, Religion und Sitten von D. Joh. Clemens Tode, königl. Hofmedicus und Profeſſor an der Univerſität zu Copenhagen, 1ſtes und 2tes Bändchen. Copenhagen und Leipzig bey Faber und Nieſchke 1785.

Der Herr Verf. legt hier die Aufſätze aus ſeiner Däniſchen Geſundheitszeitung, die er für die gemeinnützigſten und unterhaltendſten hielt, und, wie er verſichert, bis zur abermaligen Originalität umgearbeitet hat, dem teutſchen Publikum vor. Der Zweck, den er bey ſeiner Arbeit vor Augen hatte, war nach ſeiner Angabe „gewiſſe theoretiſche „Fratzen und praktiſche Alfanzereyen, Misbräuche und Pfiffe, „die

„die in der Ausübung der ärztlichen Kunst vorgehen, aufzu„decken, den Ungrund mancher diätetischen Vorschrift und „mancher allgemeinen Kur-Methode zu zeigen, und endlich „manche in diesem Jahrzehend der Kraft und des Lichts herr„schende Thorheit, die nicht nur den Sitten, sondern auch „dem physischen Wohl von Zeitgenossen und Nachkommen „immer gefährlicher werden müßte, von medicinischer Seite „zu beleuchten.„ In Rücksicht auf das, was Herr Tode seine eigene Manier nennet, sind wir mit ihm einverstanden, „daß kein Leser seines unterhaltenden Arztes, der nicht etwa „gar zu flegmatisch, oder noch etwas schlimmeres ist, Ur„sache finden wird über Langeweile zu klagen.„ Vielmehr wird die reiche Ader des Witzes, die der Verfasser über so manchen heilsamen Rath ausgießt, und seine gewiß nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit den schönen Geistern aller cultivirten Nationen, mit deren Einfällen er seinen Vortrag geschickt zu würzen weiß, und mancher andere Vorzug dieses Werkes, den wir hier Kürze halber übergehen müssen, nach der Fortsetzung, die am Ende des zweyten Bändchens versprochen wird, auch selbst jene Leser begierig machen, die, wie Hr. Tode selbst in der Vorrede vorhersagte, beym unterhaltenden Arzte die Sprache der feinen Welt und der guten Gesellschaft vermissen werden. Wir gestehen, daß dieses Letztere bey uns gleich, und vorzüglich im ersten Capitel, wo der Verfasser sein Creditiv überreichet, und wir es also am wenigsten vermuthet hätten, wirklich der Fall war. Hr. Tode versichert zwar in der Vorrede: daß er dies für kein Unglück halte, indem er alles Gezierte, alles Unnatürliche, alles ängstliche Nachjagen hasse. Allein unsrer Meynung nach ist dies Gezierte u. s. w. so wohl als jener Ausdruck der Natur, bey dem man versucht wird Augen und Nasen zuzuhalten, von der Sprache der feinern Welt und der guten Gesellschaft, die man heut zu Tage von allen Schriftstellern

Vor zornigen Königen und Fürſten,
Vor leichtſinniger Juſtizpflege,
Vor höchſtem Recht ohne Billigkeit,
Vor gewiſſenloſen Juriſten,
Vor hartherzigen Richtern und Räthen,
Vor allem Deſpotismus,
Behüt' uns, lieber Herre Gott!

II. Ankündigungen und Nachrichten.

1) **Weitere Nachricht von Ausgabe der Lieder der Mlle. Schröter.**

Nicht ohne Verlegenheit wagte ichs im April dieſes Jahres, fünf und zwanzig Lieder, die ich aus verſchiedenen Sammlungen lyriſcher Poeſien ausgewählt, und mit Melodien begleitet habe, zur bevorſtehenden Leipziger Michaelismeſſe anzukündigen, und nun will der widrige Zuſammenfluß von allerley Umſtänden, daß ich in eine zweyte, noch größere Verlegenheit geſetzt werde, da' ich wegen der Unmöglichkeit, dieſe muſikaliſchen Verſuche zu dem beſtimmten Zeitpunkt überliefern zu können, um Nachſicht bitten muß. Hätte ich alle Hinderniſſe, die ſich der Vollendung des Drucks, gegen meine Erwartung entgegen ſetzen, vorher ahnden können, ſo würde ich dies für den Wink irgend eines, um mich allzubeſorgten Schutzgeiſtes genommen haben, und dadurch noch ſchüchterner geworden ſeyn. Jetzt iſt es zu ſpät der Neue Gehör zu geben, auch iſt der Weg zur Rükkehr, durch das wohlwollende Vertrauen vieler Perſonen, welche ſich für meine Unternehmung intereſſirt haben mir verſchloſſen: es bleibt mir daher blos übrig, den unverſchuldeten Verzug öffentlich anzuzeigen, mir Verzeihung zu erbitten, und nunmehr mit Gewißheit zu verſprechen,

kommt die Entschuldigung der Jugend und des Bluts zu statten; sein Beyname Hot-Spur giebt ihm schon ein Privilegium, und man schreibt bey ihm alles auf die Rechnung des cholerischen Temperaments, von dem er beherrscht wird; ich und sein Vater müßten für seine Sünde busen. Wir hätten ihn verleitet, würd' es heissen; wir als die Quelle von allem, müßten für alles bezahlen. Laßt ihn also, mein lieber Vetter, ja nichts von dem Anerbieten des Königs wissen, es mag gehen wie es will.

Vernon.

Sagt ihm was ihr für gut haltet, ich will es bekräftigen. Hier kommt euer Neffe.

Vierte Scene.

Hot-Spur und Dowglas zu den Vorigen.

Hot-Spur.

Mein Oheim ist wieder da: Sezt den Lord von Westmorland in Freyheit. Oheim, was giebt's Neues?

Worcester.

Der König ist entschlossen, es auf ein Treffen ankommen zu lassen.

Dowglas.

So wollen wir ihn durch den Lord von Westmorland heraus fordern. Hot-Spur.

chen, daß nächſte Leipziger Oſtermeſſe 1786. die angekündigte Liederſammlung ganz gewiß fertig erſcheinen, und pünktlich denen unterzeichneten Perſonen zugeſendet werden ſoll, wobey ich zugleich die Friſt zu fernerer Unterzeichnung bis zum Ende dieſes Jahres erweitern kann.

Uebrigens bleibt der Subſcriptionspreis ein Gulden, den Louis'dor zu fünf Thaler gerechnet, wie auch der angebothene Abzug von funfzehen Procent. Weimar, den 8ten Auguſt 1785.

Corona Schröter.

---

2) Benda. Clavier-Auszug der Oper Orpheus.

Der Königl. Cammer-Muſikus Herr Friedrich Benda zu Potsdam, hat im vorigen Jahr die Oper Orpheus, nach der teutſchen Original-Bearbeitung des Hrn. L. componirt, ſolche im Winter vorigen Jahr hier in Berlin mit allgemeinem Beyfall aufgeführt, und iſt nun Willens auf Begehren vieler Muſikfreunde einen Clavier-Auszug davon, im Druck herauszugeben. Die vorherigen Arbeiten dieſes Componiſten: nemlich ſein Pygmalion, ſeine Iſola disabitata, ſeine Concerte, ſeine Trio, kurz die ganze Menge ſeiner bisher geſchriebenen Sachen, haben ihn ſchon zu ſehr als einen der beſten Componiſten unſerer Zeit angekündiget, als daß es nöthig wäre, zum Lobe dieſes großen Werks etwas weitläuftiges zu ſagen.

Die Aufmerkſamkeit wird darin, durch einen beſtändigen Wechſel von Chören, Arien, Accompagnements und Tänzen auf eine angenehme und rührende Art unterhalten, ſo daß die Langeweile wegfällt, die man ſo oft in den Italieniſchen Opern antrift. Wir ſind überzeugt, daß alle dieſe Stücke zuſammen noch lange nicht die Güte einer Oper beſtimmen: allein Herr Benda hat dieſe einzelne Theile mit

oder gelehrte Gesellschaft eine Prädilection sichtbar wird; wenn weder für die Mitarbeiter, noch den Redacteur des Journals, bey Beurtheilung ihrer Schriften eine andere Tonleiter, als die allgemein gewählte beliebt wird; was kann man mehr verlangen?

Daß jede einzelne Recension unpartheyisch seyn solle, wird kein billiger und verständiger Leser erwarten. Genug wenn diese Fälle äusserst selten eintreten; und in dem Falle, daß Anschein dazu wäre, den Folgen davon durch den vierten Artikel des zu jedem Jahrgange gehörigen Anhangs abgeholfen wird, von dem wir nachher besonders reden werden.

Das Journal würde also an seiner Unpartheylichkeit, die aus den Principien, worauf es gegründet ist, fließet, durch einzelne Ausnahmen nichts verlieren. Aber wer beurtheilt nun diese Ausnahmen? Sind nicht zuweilen die Leser selbst partheyisch, indem sie sich über Partheylichkeit beklagen? Wir wollen sehn.

Dort ruft jemand, „das Trauerspiel ist auch sehr unbillig getadelt worden" — warum denn? — „Eh' mein Herr Vetter hats gemacht, und der ist gewiß ein Genie." Hier schüttelt ein anderer den Kopf, daß das Buch des Hrn. Magister N. N. gar zu partheyisch gelobt worden. — Der Recensent wohnt funfzig Meilen von ihm, aber an albus fit nefcit, der aber den Kopf schüttelt, ist der Hr. Professor auf eben der Universität, wo der Magister lieset, welcher fürchtet daß des letztern Lob seinem Applausus schaden möchte. Und solcher Fälle giebt es mehrere.

Verschiedene Leser hegen den Verdacht, als ob die A. L. Z. in der Theologie ein gewisses System durchsetzen wolle; manche haben sogar behauptet, es habe dieses Journal mit der allgemeinen teutschen Bibliothek eine Verbindung getroffen, um die Lehre von der stellvertretenden Versöhnung desto ge-

geschwinder abzuschaffen! Hievon ist aber nicht das mindeste wahr. Man wird gewiß oft in der Folge finden, vielleicht ist der Fall schon vorgekommen, daß in streitigen Punkten in der A. L. Z. ein Recensent sich für die Thesis, der andere für die Antithesis erklärt; der eine sich schärfer, der andere milder gegen eine gewisse Meynung ausdrückt. Manchem der blos von einem einzigen Führer im Denken geängelt seyn will, wird dieses wieder nicht recht seyn: genug aber, das es die Entfernung des Journals von der Parteylichkeit des Systemgeistes beweiset. Uebrigens hat die A. L. Z. mit keinem andern Journale eine Coalition gemacht, oder auch nie im Sinne, gegen irgend eines die gemeinste Cabale anzuspinnen. Sie läßt jedes seinen Weg gehen, so gut es kann, und geht den ihrigen ebenfalls so gut sie kann.

Im Aeußerlichen wird der künftige Jahrgang der Allg. Lit. Zeitung sich durch noch schöneres Schreibpapier, als das bisherige war, auszeichnen, und man wird suchen es dahin zu bringen, daß gerade diese Sorte künftig immerfort beybehalten werde.

Der Anhang zum laufenden Jahrgange, wird den sämmtlichen Abonenten unentgeldlich ausgeliefert, aber nicht eher als in der Ostermesse 1786.
Er wird enthalten:

1) ein Alphabetisches Register aller recensirten Bücher, mit hinzugefügten Laden-Preisen, und Bemerkung, wo dieselben in den vornehmsten andern gelehrten Zeitungen recensirt werden.

2) ein Register über die in den kurzen Nachrichten angeführten Personalien, als Todesfälle, Beförderungen ꝛc. nebst einem vollständigen Realregister;

3) ein nach den Hauptfächern, Theilen, Abschnitten, u. s. w. der Wissenschaften geordnetes systematisches Verzeichniß der Bücher sowohl, als einzelnen in Sammlungen enthaltnen Schriften, bey welchen zugleich von Büchern, wo das Urtheil des Recensenten in der A. L. Z. den Urtheilen anderer Journale oder Hal. Z. schnurstraks widerspräche, getreue Relation an das Publikum abgestattet werden soll, um dadurch die Untersuchung der Unpartheylichkeit solcher entgegenlaufenden Urtheile zu erleichtern.

4) ein aus den Beobachtungen der in jedem Fache geschicktesten Männer gezogenes Resultat über den Zuwachs, den die Literatur durch die Schriften der letzten Jahrestriede wirklich erhalten.

5) End-

5) endlich soll jedem Jahrgange ein Elogium der während desselben verstorbenen Mitarbeiter an der A. L. Z. beygefügt werden, und es wird daher diesmal das Elogium des für die alte Literatur zu früh verstorbenen Hrn. Kirchen-Raths Strotth zu Gotha erscheinen.

Da nun dieser Anhang jedesmal ein Repertorium der vorjährigen Literatur seyn wird, dergleichen in seinem Umfange betrachtet noch keines bisher existirt hat, so werden die Leser der A. L. Z. denselben hoffentlich mit Vergnügen aufnehmen; und da er, auch wenn jemand unser Journal nicht selbst benzt, ein überaus nützliches und angenehmes Handbuch seyn wird: so glauben wir gewiß, daß es uns Viele Dank wissen werden, wenn wir ihnen anzeigen, daß sie dasselbe unter dem Titel: Allgemeines Repertorium der Literatur von 1784 besonders auf Druckpapier für 16 gr. auf Schreibpapier aber für 20 gr. Conventionsgeld haben können. Doch bedingt sich die Societät der Unternehmer ausdrücklich aus, daß man binnen hier und dem 1sten Januar 1786 bey den löbl. Postämtern, Buchhandlungen, Adreßkomtoirs und andern sichern Collecteurs darauf pränumerire; indem nur so viele Exemplare, höchstens mit einem sehr kleinen Ueberschuß, besonders abgedruckt werden, als vor dem 15ten Januar 1786 Pränumerationen eingegangen sind.

Noch zeigen wir an, was den künftigen Jahrgang der Allgemeinen Literatur-Zeitung angeht:

1) daß innerhalb Teutschland der Jahrgang 1786 acht Rthlr. in Golde oder Conventionsgelde kostet: wofür sie wöchentlich postfrey durch die löbl. Postämter, monatlich oder broschirt durch die Buchhandlungen versendet wird.

2) daß mit Versendung einzelner Exemplare sich die Expedition nicht befassen kann, sondern Abonnenten, die ein einzelnes Exemplar verlangen, sich an die nächstgelegene Zeitungs- oder Post-Expedition, oder Buchhandlung addressiren müssen.

3) daß wenn innerhalb Teutschland mehr als acht Rthlr. einem Interessenten zu zahlen angesonnen wird, wir ihn ersuchen solches franko an uns zu berichten, damit wir ihm einen andern Weg der Spedition, bey dem er nicht gewinnsüchtig übersetzt wird, anzeigen können.

4) daß alle diejenigen, welche ihre Exemplare der A. L. Z. auf Schreibpapier verlangen, vor dem 1sten December Bestellung machen müssen, indem nur so viele Exemplare auf Schreib-

Schreibpapier abgedruckt werden, als den 15ten December dieſes Jahres Beſtellungen bey uns eingegangen ſind.

Jena, den 20ten October 1785.

Expedition der Allg. Lit. Zeitung.

---

2) Hrn. Prof. Leske erſte Reiſe durch Sachſen.

Es hat nunmehro die vollſtändige Beſchreibung meiner erſten Reiſe durch Sachſen die Preſſe verlaſſen, ſo daß ſolche ohne Aufenthalt zur Michael. Meſſe in der Joh. Gottfried Müllerſchen Buchhandlung, zu Leipzig, gegen Rückgabe der in Händen habenden Scheine abgehohlt werden kann. Da das Werk über drey Alphabeth Text, in gröſſern Quartformat, ſiebzehn Vignetten und vierzig Kupfertafeln enthält; wozu bey den illuminirten Exemplaren noch acht Ausſichten auf Realfolio in Aberliſcher Manier kommen: ſo hoffe ich, man werde den Preis eines ſchwarzen Exemplars um zehen Rthlr. und eines illuminirten um zwanzig Rthlr. ſehr mäßig finden.

Den verehrungswürdigen Beförderern und Unterſtützern dieſer meiner Unternehmung, ſo wie ſämmtlichen Herrn Pränumeranten dienet zur Nachricht, daß, ob ich mich wohl gegen ſie nur zum Nachlaß des ſechſten Theils gegen den Ladenpreis, laut zuvor öffentlich bekanntgemachter Anzeige, verbunden hatte, ich dennoch, um mich insbeſondre bey ihnen auſſer allen Verdacht des Eigennutzes zu ſetzen, mit dem äuſſerſt billigen Nachſchuß von zwey Thalern auf ein ſchwarzes, und von vier Thalern auf ein illuminirtes zufrieden ſeyn wolle.

Da auch noch einige der Herrn Pränumeranten den erſten Heft, der bereits zur Oſtermeſſe erſchien, abzufordern haben, ſo erſuche ich dieſe nunmehro, das Ganze gegen Einſendung des Pränumerationsſcheines und Erlag des Nachſchuſſes, gütigſt verlangen zu laſſen. Leipzig den 30ſten Sept. 1785.

N. G. Leske.

---

3) Mineralien, ſo zu verkaufen ſind.

Der vor kurzen aus Petersburg in ſeine Vaterſtadt Ilmenau zurückgekommene geſchickte Medailleur Hr Stockmar hat von folgenden Mineralien einen beträchtlichen Vorrath ſchöner Exemplare aus Rußland mitgebracht, und bietet Liebhabern Cabinetſtücke davon um die billigſten Preiſe an.

Aqua-

1. Aquamarin-Cristallen, von der verschiedenen Dicke einer Linie bis drey Zoll, aus dem Nartschinskischen von der Chinesischen Gränze.
2. Dergleichen mit und ohne Rauch-Topas.
3. Lapis Lazuli aus der Bucharey.
4. Schielender Feldspat, oder sogenannter Labrador-Stein, von verschiedener Größe, von größern und kleinern Spiegeln, verschiedene Farben spielend, aus Ingermanland.
5. Saphirfarbner Calcedon aus Taurien.
6. Cacholong, ebendaher.
7. Band-Jaspis, mit rothen und grünen Streifen, von Katharinenburg.
8. Derber Malachit, ebendaher.
9. Calcedon mit mathematischen Zeichnungen auf seiner äussern Rinde, aus Taurien.
10. Granaten mit der Mutter, aus Finnland.

Liebhaber werden ersucht, sich deshalb unmittelbar an ihn, in Ilmenau, zu wenden.

---

4. Zweyte dramatische Preiß-Aufgabe der Churfürstl. Deutschen Gesellschaft zu Mannheim.

Im verflossenen Jahre setzte die Churfürstl. deutsche Gesellschaft in Mannheim, einen Preis von 50 Ducaten, auf das beste Lustspiel. Die eingelaufenen Stücke sind:

1) Die Bräute.
2) Die Söhne vom Lande.
3) Der unentschlossene Freyer.
4) Die herrschsüchtige Frau.
5) Die Kontribution.
6) Das Kümmichmädchen.
7) Ob die Familie wohl geschlafen hat?
8) Die Kronenthalische Familie.
9) Das glückliche Phlegma.
10) Dramatische Bruchstücke.

Keines dieser Stücke würde des Preises würdig geschätzt. Man vermißt darin fast durchaus Neuheit der Charaktere und Situationen, Richtigkeit, Schönheit und Feinheit des Ausdrucks, fortreissenden Gang zum Zwecke, und ausserdem, was die Gesellschaft bey Aussetzung des Preises vorzüglich

zualich bezielte, einen zur Erweckung der Theilnahme erforderlichen Plan.

Einige Stücke sind kaum mittelmäßige Dramen, oder ernsthafte und weinerliche Lustspiele, also ganz ausser dem Zwecke der deutschen Gesellschaft.

Das glückliche Phleama ist das beste unter diesen neun Lustspielen. Der Stoff ist aus Meisners Beyträgen zur alten Literatur und neuen Lektüre genommen. Obschon sich das Stück von keiner Hauptseite besonders auszeichnet, so enthält es doch manches gute, könnte mit einigem Glücke aufgeführt werden, und die Gesellschaft ermuntert hiemit den Verfasser öffentlich, seine Gabe zur Theater-Dichtkunst auszubilden.

Die Gesellschaft erneuert und vermehrt den Preis auf 75 Dukaten für das Lustspiel auf das Jahr 1786. Ausserdem gestattet dem Sieger die Theater-Intendanz die Einnahme bey der Zweyten Vorstellung des Stücks.

Man erinnert aufs neue, daß Lustspiel hier im eigentlichsten Verstande genommen werde, und daß die Absicht der Gesellschaft eben so wenig auf die ernsthafte, zärtliche und ins traurige übergehende Komödie, als auf das Possenspiel gehe.

Die teutsche Gesellschaft verwirft weder das weinerliche Lustspiel, noch sonst eine Gattung von Theatralischen Stücken. Jedoch ist sie nicht gesonnen den Geschmack an jener Gattung durch Preisansetzungen zu befördern.

Sie richtet hauptsächlich ihr Auge auf das, was unseren Schaubühnen am meisten abgehet. Bearbeitung komischer Charaktere, Erfindung neuer angemessener Situationen, Philosophie im Gewand des Scherzes, Dialog voll Annehmlichkeit und Salz, mannigfaltige Absticke eines und mehrerer Charaktere zur Erhaltung einer Hauptlaune, treffende Zeichnung, den Thoren zum Lachen über sich selbst zu reizen, auch den Weisen zu belustigen: mit einem Worte Lustspiel ist — freylich eine sehr schwere Sache: aber Sieg an diesem Ziel ist ein groser ruhmvoller Sieg. Unsterblichkeit ist sein Loos.

Die vorzüglichsten eingesandten Lustspiele werden auf der Churfürstl. National-Bühne aufgeführt, und erst nach ihrer Vorstellung wird das Urtheil über dieselben abgefaßt, und der Preiß dem Sieger erkannt.

Die

Die Bekrönung des Siegers wird alsdann bey der nächsten Vorstellung des Stückes auf der hiesigen Schaubühne noch einmal öffentlich verkündet und gefeiert.

Die Preisschriften müssen vor dem ersten April 1786. mit verschlossenen Namen und einen Denkspruch zur Ueberschrift, an Hrn. Klein, Churfürstl. geheimen Sekretär und Professor, der Churfürstl. d. G. beständigen Geschäftsführer, eingeschickt werden.

Nachricht

den Debit des T. M. fürs Jahr 1786. betreffend.

Da wir den Haupt-Debit des Teutschen Merkurs, welchen bisher die Hoffmannische Buchhandlung allhier zu Weimar hatte, mit dem 1sten Jan. 1786. Hrn. Buchhändler G. J. Göschen zu Leipzig übertragen, so ersuchen wir hierdurch sämtliche Herren Buchhändler und andere Interessenten, welche bisher ihre Exemplare des T. Merkur von der Hoffmannischen Handlung empfiengen, nunmehr ihre Bestellungen fürs Jahr 1786. bey Hrn. Buchhändler Göschen zu Leipzig noch vor Ende dieses Jahres zu machen, und der genauesten und ordentlichsten monatlichen Spedition versichert zu seyn. Sollte sich irgendwo, wie wir doch nicht hoffen, bey dieser nothwendigen und die Spedition des Merkurs sehr erleichternden Veränderung ein Verstoß finden, so erbitten wir uns nur eine gefällige Anzeige davon, und es soll demselben augenblicklich abgeholfen werden. In Ansehung der Spedition durch die Postämter bleibt alles in seinem vorigen Gange. Weimar, den 24sten October 1785.

Die Expedition des T. Merkur.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

November 1785.

I. Berichtigungen.

1.) Durch ein Verſehen, deſſen Schuld der Verfaſſer des Artikels V. in No. 5. des T. Merkurs dieſes Jahres auf ſein zuweilen treuloſes Gedächtnis nehmen muß, iſt im beſagtem Stücke (vom May d. J.) Seite 155. dem Hrn. Rath Lampe ein Buch zugeſchrieben worden, welches den Hrn Prof. Ehlers in Kiel zum Verfaſſer hat: einen Gelehrten, der ſich beſonders durch ſein vortreffliches Werk über die Freyheit unter den Philoſophen unſrer Zeit, welche Selbſtdenken, mit ſcharfſinnige Gründlichkeit mit angenehmer Deutlichkeit des Vortrags zu verbinden wiſſen, einen der erſten Plätze verſchaft hat, und welchen unter ſeine älteſten und beſtändigſten Freunde zu zählen der Herausgeber ſich zur Ehre ſchätzt. So unbedeutend hoffentlich der Nachtheil iſt, den dieſer Verſtoß dem würdigen Manne etwa bringen könnte, da ſein mit der gründlichſten Ausführlichkeit verfaßtes Werk, worin er die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks mit Gründen, die noch niemand widerlegen konnte, behauptet hat, in ganz Teutſchland eben ſo bekannt ſeyn muß, als es bekannt iſt, daß Herr Prof. Ehlers der Verfaſſer dieſes des Kaiſers Majeſtät zugeeigneten Buches iſt: ſo erfodert doch die Pflicht, jedem das Seine zu laſſen, eine ſolche Unrichtigkeit, ſobald wir ſie gewahr werden, ins Reine zu bringen.

2) In

2) In dem nämlichen Stücke iſt Seite 172. eine ähnliche Verwechslung zwiſchen zweyen Gebrüdern vorgegangen, welche etwas mehr auf ſich hat, weil es dem unſchuldigen Theil allerdings ſehr übel gefallen muß, daß er ſeinen Rükken hergeben ſoll, die Sünde eines andern zu büßen. Es war aber damals dem Verf. des beſagten Aufſatzes (wie vielen andern) ganz unbekannt, daß auſſer dem Hrn. Buchhändler Gerle noch ein andrer Gerle in Prag exiſtire; und aus dieſer verzeyhlichen Unwiſſenheit iſt es hergekommen, daß dem erſten ein Unternehmen zugeſchrieben worden iſt, woran er nicht den geringſten Antheil zu haben mit vieler Wärme ſich erklärt hat. Wir eilen alſo, dieſes Verſehen, ſo viel an uns iſt, wieder gut zu machen, indem wir, auf das Wort des Hrn. Buchhändlers Wolfgang Gerle, anzeigen: daß nicht derſelbe, ſondern ſein Bruder, Hr. Andreas Gerle, der kein Buchhändler iſt, ſondern nur ein Leſe-Cabinet in Prag hält, der Mann ſey, mit welchem es der Teutſche Merkur auf der angezogenen Seite von No. 5. dieſes Jahres, und in einigen ältern Stücken, worin von der ſogenannten Patriotiſchen Nachdrucker-Geſellſchaft in Prag die Rede war, zu thun gehabt hat. Wir beklagen das Unrecht, das dem Hrn. Buchhändler Gerle durch dieſe für ihn ſehr unangenehme Verwechslung (welche allerdings durch einige Aufmerkſamkeit auf die Namen Wolfgang und Andreas hätte verhütet werden können) zugefügt wird, um ſo mehr, da noch mehrere auſſer uns bisher in dem nämlichen Irrthum geſtanden zu haben ſcheinen; wie denn Hr. Wolfgang Gerle ſelbſt ſich darüber beklagt, daß er in den Breslauer oekon. Zeitungen von Hrn. Hofrath Schubart als vermeynter Nachdrucker ſeines Zurufs unſchuldiger Weiſe ſehr unfreundlich angelaſſen worden ſey. Uns ſollte es angenehm ſeyn, wenn dieſe Berichtigung dazu dienen könnte, dem Hrn. Buchhändler Gerle je bälder je lieber Ruhe vor

der-

Hot-Spur.

Lord Dowglas, geht und ſagt ihm das.

Dowglas.

Das will ich, und mit Freuden.

(Dowglas geht ab.)

Worceſter.

Der König ſcheint gar nicht zum Verzeihen geneigt.

Hot-Spur.

Batet ihr darum? Das verhüte Gott!

Worceſter.

Ich ſagte ihm ganz glimpflich von unſern Beſchwerungen, von ſeinem gebrochnen Eid; und er wußte ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er ſeinen Meineid mit einem zweyten läugnete. Er nennt uns Rebellen, Verräther, und droht ganz trozig, uns nach der Schärfe davor zu züchtigen.

Dowglas kommt zurük.

Dowglas.

Waffnet euch, Milords, waffnet euch; ich habe dem König Heinrich eine brave Ausfordrung in die Zähne geſtoſſen; Weſtmorland, der als Geiſel hier war, trägt ſie ihm zu, und er kan nun nicht anders als ſie ſchleunig wieder zurük bringen.

Worceſter

dergleichen mißbeliebigen und ſelbſt ſeinem Handlungs-Credit nachtheiligen quiproquo's zu verſchaffen.

II. Neue Bücher.

1) C. F. D. Schubarts ſämtliche Gedichte von ihm ſelbſt herausgegeben. 1. Band. Stuttgard in der Buchdruckerey der herzoglichen hohen Karlſchule 1785.

Dieſe Gedichte, woron der gegenwärtige erſte Band nur die Geiſtlichen enthält, ſind das Werk eines Mannes, der, mit den ungewöhnlichſten Gaben des Geiſtes und Herzens, im Gefängniſſe — nicht ſchmachtet, ſondern von ſeiner unfreywilligen Muße den edelſten und gemeinnützigſten Gebrauch macht, den je ein Gefangener davon machen konnte — ſeine Mitmenſchen durch die erhabnen Gefühle des Chriſtenthums zu erbauen, und durch die Reitze der Dichtkunſt zu ergötzen. Die meiſten dieſer Gedichte ſind (wie ſich der Verfaſſer ausdrückt) in der Nacht des Jammers niedergeweint: wir möchten dafür ſagen, mit einem Feuer, einer Innigkeit und Wahrheit, und mit einer Individualität in Gedanken, Empfindungen und Ausdrücken geſchrieben, wie es nur einem ſolchen Manne, in einer ſolchen Situation möglich war. Da nun beydes (Mann und Situation von dieſer Art) Gottlob ſelten zuſammentrift, ſo müſſen die unvorſätzlichen äuſſerſt rührenden Accente des lautwerdenden Gefühls, die in dieſen Gedichten ſo häufig vorkommen, Menſchenkennern und Menſchenfreunden um ſo viel intereſſanter ſeyn. Weichgeſchaffene Seelen, denen die (beſonders in den zwey erſten Büchern) öfters ausbrechenden Seufzer eines würklich Gefangenen tiefer ins Herz greifen möchten, als es ſich mit dem Zwecke der Dichtkunſt

und des Verfaſſers vertragen ſollte, können ſich, unſerer Meynung nach, bey ihrer Leſung mit der guten Vorbereitung ſtärken, die für Schubarts Befreyung in der ihm von ſeinem gnädigſten Herrn zugeſtandenen Herausgabe ſeiner Gedichte liegt. — Nachdem dieſer hörbare Gefangene von den Herzen eines jeden gefühlvollen Leſers ſeiner Werke eben ſo vollkommen losgeſprochen ſeyn wird, wie er es lange ſchon von ſeinem eigenen ſeyn muß; dann werden die Religion und die Muſen das ruhmvolle Zeugniß, das er ihrer wohlthätigen Heilkraft gegen die höchſten Leiden der Menſchheit gegeben hat, mit ihrer mächtigen Fürſprache bey einem Fürſten lohnen, welcher der Religion, und den Muſen nichts verſagen kann.

---

2) Beytrag zur Ergänzung und Berichtigung der Lebensgeſchichte, Johann Ernſts des Jüngern, Herzogs zu Sachſen Weimar ꝛc. aus Herzogl. Sachſen-Weimar. Archivurkunden dem Publikum mitgetheilt, von Gottlob Ephraim Heermann, Fürſtl. Sächſ. Weimariſchen Legations-Rath. Nebſt zwey Kupfertafeln. Weimar, bey Hoffmanns Wittwe und Erben, 1785. gr. 8. 344. S.

Die Laufbahn Herzogs Johann Ernſt des jüngern von Sachſen-Weimar in dem kritiſchen Zeitraum der teutſchen Staats-Angelegenheiten nach Ausbruch des dreyßigjährigen Kriegs, war kurz aber ſehr merkwürdig, wo nicht eben durch glänzende Erfolge, doch gewiß, ſchon allein durch den Schleſiſch-Ungariſchen Heerzug, welchen dieſer Fürſt ſelbſt anlegen half, und bis an ſeinen Tod ſtandhaft verfolgte.

In jener Periode war teutſche Staatskunſt ganz in Religion verwebt; man kämpfte zugleich um Freyheit des Gei-

ſtes,

ſes, und nie hat Politik einen gröſsern Gegenſtand haben können. Von ihr muſste nothwendig ein Fürſtenhaus geleitet werden, das bey den vorhergegangenen Commotionen der Religionsverbeſſerung ſo ſehr erſchüttert worden war.

Die berühmten acht Fürſtl. Brüder deſſelben, traten faſt alle, von dem älteſten, Johann Ernſt, bis zu dem jüngſten, Bernhard, der ſich dabey den Namen des Groſsen erwarb, mit einer Wirkſamkeit auf, die in Vergleich mit den Kräften ihrer Staaten faſt unbegreiflich iſt.

Was zur lautern Kenntniſs des Antheils dienen kann, welchen Herzog Johann Ernſt an einer denkwürdigen Periode genommen, das hat Hr. Legationsrath Hermann aus der Quelle geſchöpft, und dadurch, (wie mehrentheils, wenn aus Archivs-Nachrichten geſchrieben wird) manche von den Zeitgenoſſen entweder gar nicht, oder unrichtig angemerkte, oder ihnen gar verborgen gebliebene Ereigniſſe und Urſachen derſelben, in ihrer Aechtheit an das Licht gebracht.

Wir wollen bey einigen Auszeichnungen den Rubriken des Werks folgen. Das Titelkupfer enthält des Herzogs Lehnſiegel, ingleichen die Abzeichnung eines Goldgülden von ihm und ſeinen Fürſtl. Brüdern, ingleichen eines Thalers von Bethlen Gabor.

Vorbericht und Einleitung. S. 1—12.

Zwey Handſchriftliche Entwürfe zu H. Johann Ernſts Lebenslauf, die in der Herzogl. Weimariſchen Bibliothek befindlich ſind, wollte der Hr. Verf. vor mehrern Jahren öffentlich bekannt machen. Einige Unrichtigkeiten der Hellfeldiſchen Lebensbeſchreibung des Herzogs Joh. Ernſt, veranlaſsten ihn aber, ſich, auf erhaltene hohe Erlaubniſs des Fürſtl. Haupt-Archivs zu Weimar zu bedienen, und ſeiner Arbeit einen weitern Umfang zu geben.

Erſter Abſchnitt. Des H. Johann Ernſt Pfalz Böhmiſche Kriegsdienſte. S. 13 — 30.

Des Herzogs Obriſten Patent und Kriegsbeſtallung vom $\frac{16}{26}$ Jan. 1620. ſind hier aus den Originalien beygebracht. In dem bey Uebernehmung dieſer Kriegsdienſte auszuſtellenden Revers rückte der Herzog eigenhändig ein: „zu Vertheidigung der Religion — und Erhaltung der teutſchen Freyheit“ — In den Archivs-Acten findet ſich ein teutſches Zeitungsblatt vom 3ten May 1620. doch ohne Anzeige des Druckorts. Einige Gelehrten haben bisher die teutſchen politiſchen Zeitungen für jünger angeben wollen. — König Friedrich in Böhmen ſetzte groſſes Zutrauen in den Herzog, und untergab ihm einen Theil des Heers. Er rühmt in ſeiner Correſpondenz die gute Mannszucht der Völker in Vergleich mit den Mannsfeldiſchen. Von dieſer Zeit an, ſcheint der bekannte Graf Ernſt von Mannsfeld des Herzogs Nebenbuhler geworden zu ſeyn. Der Herzog wurde den 7ten Sept. 1620. mit drey Schüſſen verwundet; er nennt das in einem Brief an H. Bernhard ganz beſcheiden, „einen im Krieg nicht ungewöhnlichen Fall“ — Die unglückliche Schlacht auf dem weiſſen Berge machte dieſen Kriegsdienſten ein Ende.

Zweyter Abſchnitt. Des H. Joh. Ernſt Niederländiſche Kriegsdienſte. S. 31 — 49.

Die mehreſten Sächſiſchen Geſchichtſchreiber gedenken dieſer Dienſte. Einige derſelben geben ſogar das Datum der Kriegsbeſtallung an.*) Demungeachtet hielt Hr. Regierungs-

rath

*) Tenzel im Geſchichtscalender, und Werre in der Lebensgeſchichte der Herzoge zu Sachſen, die zu Weimar regiert haben. Weimar bey Hoffmann, 1770. 8. Dieſe letztere Schrift verdiente nicht Maculatur zu werden, da die meiſten hiſtoriſchen Data aus den Archiven berichtigt worden und eine Menge Nachrichten darinn vorkommen, die bey allen andern Sächſ. Geſchichtſchreibern vergeblich geſucht werden.

räth von Hellfeld, in ſeiner Lebensbeſchreibung des Herzogs davor, daß dieſe Thatſache von aller hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit verlaſſen ſey, und wenigſtens gewiß nicht 1621. ſondern ſpäter 1623. vorgegangen ſeyn müſſe." Hr. Legationsrath H. liefert aber das Kriegsbeſtallungs-Patent vom 8 Jul. 1521. aus dem Original und zerſchneidet den Zweifelsknoten. Das dieſem Patent anhängende große Siegel der General-Staaten iſt auf einer Kupfertafel abgebildet. — Von dem Gefecht mit den Spaniern, worinne H. Johann Ernſt am 27. Jul. 1622. gefährlich verwundet und gefangen wurde, iſt eine ausführliche Relation eingeſchaltet. — Im April 1624 gieng der Herzog nach England über: doch gab er die Niederländiſchen Dienſte nicht eher auf, als bis er ſie mit Königl. Däniſchen verwechſelte.

Dritter Abſchnitt. H. Joh. Ernſts Verhandlung wegen ſeiner Ausſöhnung mit K. Ferdinand II. und Churfürſt Joh. Georg. S. 49 — 60.

Der Herzog gerieth mit dem Churfürſten über die Reſignation der geführten Vormundſchaft und wegen des Pfälziſchen Kriegs in Mißverſtändniß. Die Fürſtlichen Verwandten arbeiteten an einer Ausſöhnung, welche endlich im Auguſt 1624. zu Marienberg perſönlich erfolgte. Der Churfürſt verlangte aber auch eine unbedingte Unterwerfung gegen den Kayſer, wozu ſich der Herzog nicht verſtehen wollte, ſondern Däniſche Kriegsdienſte annahm. Als er die Reiſe nach Koppenhagen antrat, ließ er ſich ſeine Lieblings-Sentenzen aus dem Virgil, Lucan und Prudentius ausziehen, um ſie als Denkſprüche bey ſich zu haben. O paſſi graviora, &c. — Te fortuna ſequor — patientia fortis ad omnes — —.

Vierter Abſchnitt. H. Joh. Ernſts Königlich-Däniſche Kriegsdienſte. 61 — 124.

Die Kriegsbeſtellung, welche aus dem Original mitgetheilt wird, iſt vom 11. Febr. 1625. Sie lautet auf eine Obriſtenſtelle; aber ſchon bey einer Muſterung den 8. May, hatte der Herzog bey einem Kriegsrath, worinne Generals ſaßen, den Vorſitz und führte eigenhändig das Protocoll. Des Königs Correſpondenz mit ihm beweißt ein großes Zutrauen. Bey dem Entſatz von Nienburg wurde der Herzog abermals verwundet — Im Febr. 1626. trug ihm der König auf, mit den vier evangeliſchen Städten der Eidgenoſſenſchaft zu tractiren — Der Plan zu dem Feldzug im J. 1626. war groß angelegt. Der Herzog und Graf Mannsfeld erhielten den Schleſiſch-Ungariſchen Heerzug zu ihrem Theil. Der Entwurf dieſer Diverſion in die Kayſerl. Erblande war ſo kühn, als die Ausführung gefährlich. Er gründete ſich auf die Mitwirkung des Fürſten in Siebenbürgen, Bethlem Gabor. In Beſchreibung der Kriegsverrichtungen des vereinigten Heeres folgt der Hr. Verf. den aus den Originalien abgedruckten Briefen, des Siebenbürgiſchen Fürſten an den Herzog Johann Ernſt — Daß dieſer ſich mit jenem conjungirt habe, davon ſchweigen die Geſchichtſchreiber. Eine merkwürdige Handzeichnung des bey dem Herzog gegenwärtigen Kriegs-Secretairs, Richter, der viele Erläuterungen beygeſchrieben ſind, erweißt dieſe im M. Sept. 1626. wirklich geſchehene Vereinigung beyder Heere — (Dieſes hiſtoriſche Gemählde wird umſtändlich beſchrieben, und hätte ſehr verdient, in einen Kupferſtich beygefügt zu werden) — Der Herzog campirte ſeitdem beſtändig, bis kurz vor ſeiner Krankheit bey Bethlem Gabor. Mansfelds Trennung, der bald darauf ſein unruhiges Leben beſchloß, und Bethlems eigennützige Treuloſigkeit vereitelten die großen Abſichten des Feldzugs. Dennoch machte der Herzog einen Plan ſich zu behaupten; und richtete ſein Augenmerk zum voraus auf die Ankunft des

Königs

Königs von Schweden. Eine epidemiſche Feldkrankheit aber raffte ihn im 33ſten Lebensjahre hin. Mit ſeinem Hintritt entwich der ganze Geiſt der Unternehmung — Kurz vor ſeinem Tode ſagte er zu den Umſtehenden, wie im Traum: „Iſt es nicht immer Schade, daß man den ſchönen Baum abhauen ſoll!“

Fünfter Abſchnitt. Das Schickſaal des Kön. Däniſchen Kriegsheers in Schleſien nach H. Joh. Ernſts Tode. S. 125 — 143.

Der Inbegriff iſt: Das Heer wurde von Wallenſtein und den übrigen Kayſerl. Heerführern zerſtreut und nach und nach aufgerieben. Der Urheber alles dieſes Unglücks, der bundbrüchige Bethlen, ſtarb nicht lange hernach.

Anhang. a) Actenmäſſige Erzählung deſſen, was auf K. Ferdinand II. wegen H. Joh. Ernſt Einfall in die Kayſerl. Erblande ergangenes Abmahnungsſchreiben vom 21 Sept. 1626. weiter erfolgt.; S. 144 — 150.

Die Zuverſichtlichkeit der gewöhnlichen Meynung, daß der Herzog in die Acht erklärt worden ſeyn würde, verliert durch dieſe Erklärung. Zugleich wird bewieſen, daß Joh. Ernſt an den ängſtlichen Bemühungen, die man ſich ſeinethalber am Kayſerlichen Hofe gab, gar keinen Antheil gehabt.

b) Berichtigung einiger zweydeutigen Stellen aus dem Theatr. Europ. und dem Khevenhüller. Annalen. S. 151 — 157.

Dieſe Berichtigung betrift vornemlich die vorgedachte Vereinigung des Weimariſchen und Mansfeldiſchen Kriegsheers mit Gabriel Bethlen.

Urkunden, No. I — XLVIII. b.

Hierunter ſind die Schreiben des Fürſten Bethlen an

den Herzog Joh. Ernſt beſonders merkwürdig — Der Hr. Legationsrath H. hat alle dieſe Urkunden ſehr gut benützt und mit unaemeinem Fleiße daraus, ſo wie aus den übrigen nicht abgedruckten Actenſtücken in Zuſammenhaltung der gleichzeitigen Schriftſteller, ſeinen Geſchichtsbeytrag bearbeitet: Die Nachleſe dazu welche man, beſage des Leipziger Meß-Katalogs ſich zu verſprechen hat, ſetzt daher alle Freunde teutſcher und inſonderheit ſächſiſcher Geſchichte in eine angenehme Erwartung.

---

3) Litteratur und Volkerkunde. Vierter Jahrgang. 1785. Julius, Auguſt, September, October. Deſſau und Leipzig, bey Cöſchen.

Dies vortrefliche Journal erhält ſich, anſtatt zu ſinken, auch in ſeinem vierten Jahrgange noch in allen dem Werthe, der es im erſten vor vielen ſeiner Rivalen ſo vortheilhaft auszeichnete. Es kann nicht fehlen, daß der gute Geſchmack in der Auswahl der aufgenommenen Beyträge, und das feine Gefühl des Hrn. von Archenholz gerade nur ſolche Beyträge auszuheben, die für Leſer aller Klaſſen, deren Geiſt nur einige Cultur hat, intereſſant ſind, es allgemein empfehlen müſſen. Wir führen zum Beweiſe deſſen nur folgende etliche Aufſätze aus gegenwärtigen vier neuen Stücken an; aus dem Julius No. 1. Ueber den Urſprung und die Fortſchritte des Mönchslebens. No. 2. Ueber Länder und Völkerkunde der Alten; ein Aufſatz, der durch alle vier Stücke fortläuft; No. 3. Tina und die Mäus, ein Duett von Neumann und Naumann: ein höchſt liebliches lyriſches Bouquet: aus dem Auguſt No. 1. An Stellas Eremitage bey einem Gewitter; ein Gedicht von Neumann: No. 4. das Jahrhundert Theodoſius des Großen: aus dem September. No. 1. Elegie auf J. C. Bauſe, von Hrn. Weiſſe.

No.

No. 2. Das Karaibiſche Denkmal: No. 6. Ueber die Democratiſche Regierungsform, von der berühmten Geſchichtſchreiberin Macaulay, u. ſ. w. Kurz, wir ſind überzeugt, daß das Publikum dies Journal mit uns, als eine reife, wohlſchmeckende Frucht des geſchmackvollen Fleißes des Sammlers und Herausgebers betrachtet, und ihm ſeinen ſchuldigen Beyfall recht gern und reichlich zollt.

---

4) *Avant-Coureur.* 1785.

Von dieſem kleinen teutſchgeſchriebenen Zeitungsblatte oder Lilboten, wie es die Herausgeber nennen, erſcheint ſeit dem erſten Jul. d. J. wöchentlich eine Nummer von vier kl. 8vo. Seiten bey der Akademiſchen Buchhandlung zu Strasburg. „Sein Zweck und Plan iſt, ohne Aufwand von „Gelehrſamkeit oder Prätention an irgend ein ſchriftſtelleriſches Verdienſt, nur die Titel der neueſten franzöſiſchen „Bücher, klein oder groß, ſchon gedruckt oder noch unter „der Preſſe, gut und ſchlecht, wie ſie erſcheinen, aber auch „kaum an der Luft getrocknet, ſamt dem Preiſe und Anzeige des Inhalts, wöchentlich herumzutragen. Bisweilen „ſoll er auch eine kleine Nachricht aus der Pariſer Welt, „oder wenn ſonſt etwas die Leſer intereſſiren kann, bringen; „aber ſo ganz beſcheiden, und nur für das erſte Bedürfniß „der Neugierde.„ Wir müſſen bekennen, daß dies Blatt bisher ſein Verſprechen gut erfüllt hat, und ſehr bequem iſt, die Exiſtenz jedes neuen Franzöſiſchen Buchs ſogleich zu erfahren, und darnach ſeine Beſtellung zu machen. Es koſtet jährlich in Strasburg 9 Livr. oder 1 1/2 Laubthaler, und man wendet ſich deshalb entweder gerade an die Akademiſche Buchhandlung ſelbſt, oder in Sachſen und weiterhin in Norden an Hrn. Buchhändler Göſchen in Leipzig. Bey dieſer Gelegenheit müſſen wir billig die gute und für alle Lieb-

haber

haber der Franzöſ. Litteratur in Teutſchland höchſt bequeme und vortheilhafte Anſtalt empfehlen, vermöge welcher gedachte Akademiſche Buchhandlung das ganze Jahr hindurch, jede Woche richtig alle neue Schriften erhält, welche in Paris und dem ganzen Frankreich herauskommen; und worauf ſich eigentlich die Herausgabe des Avant-Coureur gründet. Man kann darauf bey ihr oder ihrem Commiſſionär Hrn. Göſchen zu Leipzig alle Beſtellungen machen, und verſichert kann, meiſtens binnen vier Wochen, mit ſehr geringen Koſten, das Verlangte zu erhalten.

III. Ankündigungen und Anzeigen.

1) Journal der Moden von Bertuch und Kraus.

Noch nie rangen die Kräfte der Schriftſteller einer Nation mehr miteinander, und noch nie waren alle Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes in Künſten und Wiſſenſchaften lebhafter beſchäftiget, als ſeit dem letzten Paar Jahren unter uns in Teutſchland: ein Phänomen, das unſtreitig der ſteigende Luxus in jeder Art des Lebens und des Genuſſes, hervorbrachte. Es iſt daher auffallend, daß bey all dieſer raſtloſen Geſchäftigkeit unſerer gelehrten und ungelehrten Fabricanten, die beynahe kein halbfertiges Material — denn für den rohen Produkten ſcheut ſich meiſt ihre zu eilfertige Induſtrie — mehr fertig zu machen und als Waare zu Markte zu bringen findet, keiner auf den Gedanken kam, das ungeheuer weite Feld des Luxus und der Moden zu bearbeiten; ein Fach, das ihn ſicher nie ohne Stoff, ſo gut oder ſo ſchlecht er ihn auch hätte verarbeiten können, würde gelaſſen haben.

Wir bekennen es gern, daß uns dieſe Manie unſerer thätigen Buchmacher ganz angenehm war, indem wir ſchon ſeit einem Paar Jahren den Wunſch hegten, mit geſammelter

Worceſter.

Der Prinz von Wales trat vor dem König hervor, und forderte euch zum Zweykampf heraus, Neffe.

Hot-Spur.

Wollte der Himmel, wir beyde hätten den Handel allein auszumachen, und niemand müßte heut kurzen Athem holen, als ich und Harry Monmouth! Sagt mir, ſagt mir, wie ſprach er von mir? That er verächtlich?

Vernon.

Nein, auf meine Seele! In meinem Leben hört' ich keine beſcheidnere Ausforderung; ein Bruder könnte den andern nicht höflicher auffordern, wenn es um eine bloſſe Waffenübung, um ein Ritterſpiel zu thun wäre. Er bezeugte alle Hochachtung gegen euch, die ein Mann fordern kan, erhob euern Werth mit einer fürſtlichen Zunge, und ſprach von euern Verdienſten wie eine Chronik; und was in der That ein Zeichen eines fürſtlichen Gemüths war, er ſprach mit Schaamröthe von ſich ſelbſt, und beſchalt ſeine übel zugebrachte Jugend mit einem Anſtand, der zu beweiſen ſchien, daß ſeine beſſere Seele über die andre meiſter ſeyn könne, ſobald er wolle. Hier hielt er inn; aber laßt mich der Welt ſagen, wenn er den Neid dieſes Tages überlebt, ſo hat England nie eine ſchönere Hoffnung beſeſſen, ſo ſehr auch die Ausſchweiffungen ſeiner Jugend ſie verdunkelt haben.

Hot-Spur.

Vetter, ich glaube du biſt in ſeine Thorheiten verliebt;

ich

meiſter und vereinter Kraft mehrerer Gelehrten dieß Feld ſelbſt bearbeiten, und über die ſo mannichfaltigen Wirkungen dieſes mächtigen Hebels der menſchlichen Induſtrie etwas Licht feiern zu können. In der That charakteriſirt ſich eine Nation durch nichts auffallender und deutlicher, als durch die Art des Luxus, den ſie treibt, und den Geiſt ihrer Moden: und eine treue Geſchichte der Moden nur einiger der wichtigſten Völker von einem Paar hundert Jahren her, würde gewiß ein höchſt intereſſanter Beytrag zu einer künftigen philoſophiſchen Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſeyn.

Wir fühlten die ganze Schwierigkeit und den Umfang unſers Unternehmens: ſammleten aber indeſſen Materialien zu unſerm Werke, ſprachen und verbanden uns hierüber mit mehreren Männern und ſogar einigen Damen von Geſchmack und ausgebreiteten Kenntniſſen, die uns aufmunterten und ihre Unterſtützung verſprachen, würden aber ſchwerlich noch unter einem Jahre unſere Verſuche geliefert haben, wenn nicht ein eben in Paris, unter dem Titel *Le Cabinet des Modes* angekündigtes neues Journal, das mit Ende dieſes Jahres erſcheinen und drey Jahre fortgeſetzt werden ſoll, uns, wider unſern Willen, eher hervorzutreten, und unſere früheren Rechte zu behaupten nöthigte. Wären deren Namen dem Publico kaum ehrenwerth waren, die uns unter Händen waren, und die wir alle nennen könnten, werden uns dieß bezeugen. Indeſſen hoffen wir faſt das Publicum durch dieſen Zufall eher gewinnen als verlieren.

Unſere Arbeit über Luxus und Moden zerfällt ganz natürlich in drey verſchiedene Werke, nämlich in

1) Das Journal der Moden
2) Den Moden-Kalender
3) Die Annalen des Luxus und der Mode

Die

Die periodiſche Erſcheinung ſowohl als der Titel eines jeden dieſer drey Werke iſt nichtsweniger als willkührlich, ſondern ſteht im genaueſten Verhältniſſe mit ſeinem Innhalte. So iſt nach unſerm Plane

1) Das Journal der Moden, welches monatlich erſcheint, nur fliegendes Blatt, und liefert immer ſchnell und kurz, doch unterrichtend, nur die Neuigkeit des Tages; als worinn ſehr oft der ganze Werth einer Mode, der Tochter des Geiſts Capriccio, beſteht;

2) Der Moden-Kalender, welcher in der Mich. Meße 1786, erſcheint, und nach einem neuen Plane bearbeitet wird, ſoll hoffentlich durch ſeinen intereſſanten Innhalt und geſchmackvolle Verzierung kein unangenehmes Geſchenk für unſere Damen und Herren werden, doch behalten wir uns vor davon, ſo wie

3) von den Annalen des Luxus und der Mode, die erſt in der Oſter-Meße 1787 erſcheinen und alles, was Luxus und Mode der alten und neueren Zeiten betrift, umfaſſen werden, zu ſeiner Zeit das Nähere anzuzeigen; um unſere Leſer nicht zu verwirren.

Wir kündigen alſo hierdurch vorerſt das

Journal der Moden

an, welches mit Anfange des Jahres 1786 beginnet. Zu Ende jedes Monats erſcheint davon ein Stück in Groß-Octav, auf ſchönem weißen Schreibepapier, mit drey Kupfern auf ſtarkem Holl. Papier, ſauber illuminirt oder ſchwarz, nach Bedürfniß der Gegenſtände, und in einen Umſchlag geheftet. Es liefert blos Nachricht, genaue Beſchreibung, Farbe und Zeichnung, (letztere wo es nöthig, z. E. bey Meubles ſogar mit beygefügtem Maakſtabe) von jeder neuen Mode und Erfindung ſo wie ſie in Frankreich, England, Teutſchland und Italien erſcheint, in welchem Zweige von Luxus es auch ſey.

Die

Die Gegenſtände des Journals ſind daher 1) weibliche und männliche Kleidung; 2) Putz; 3) Nippes; 4) Schmuck; 5) Ameublement; 6) alle Arten von Tiſch- und Trinkgeſchirr; 7) Equipage, ſowohl Wagen als Pferdezeug, und Livreen; 8) Häuſer und Zimmer-Einrichtung und Verzierung; 9) Gärten und Landhäuſer. Das Journal kann zwar über alle dieſe Gegenſtände nicht ſehr weitläuftig ſeyn; ſoll aber doch, wo es irgend möglich, von jeder der Moden die es anzeigt, ihrer Nützlichkeit, Schädlichkeit oder Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit, ihrer Erfindung und Einführung, eine raiſonnirende Nachricht liefern.

In Anſehung der Franzöſiſchen Moden, wird auſſer den Berichten unſerer eigenen Correſpondenten, das Beſte und Intereſſanteſte, was das obgedachte Pariſer Cabinet des Modes, wenn es noch zu Stande kommt, liefert, unſerm Journale einverleibt; ſo daß unſere Leſer daſſelbe völlig entbehren können.

Jedem Monats-Stücke wird ein beſonderes Intelligenzblatt angehängt, das jedem Künſtler, und jeder Mode-Waaren-Fabrik, oder Handlung, zu Bekanntmachung ihrer Neuigkeiten, gegen die billigſten Inſerat-Gebühren, offen ſteht. Wir hoffen dadurch, und daß wir vorzüglich immer die neueſten Lyoner und Pariſer Mode-Artikel anzeigen werden, vielen inn- und ausländiſchen Fabriken und Handelshäuſern keinen unwichtigen Dienſt zu leiſten. Alles was uns in dieſer Abſicht eingeſandt wird, erbitten wir uns, unter Addreſſe:

An die Herausgeber des Journals der Moden

in Weimar

ganz *Franco*, auſſerdem es nicht aufgenommen werden kann, und zwar erbrochen wird, aber mit unſerm Expeditions-Siegel verſiegelt wieder zurückläuft.

Unſer

Unſer Journal koſtet jährlich Vier Rthlr. in Golde, den alten Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, und wird dafür in allen Buchhandlungen und auf allen Löbl. Poſtämtern zu haben ſeyn: an die man ſich deßhalb wenden kann. Für jene beſorgt die Ettingerſche Buchhandlung zu Gotha, und für letztere das hieſige Löbl. Kayſerl. Reichs-Poſt-Amt ſo wie auch unſere Expedition die Hauptexpedition. Wir erſuchen daher jeden Liebhaber ſich mit ſeiner Beſtellung des Journals an ſein Poſt-Amt oder die ihm nächſte Buchhandlung zu wenden. Dieſen werden von uns ſo billige Bedingungen accordirt, daß hoffentlich in ganz Teutſchland unſer Journal nicht mehr als 4 Rthlr. koſten ſoll. Jeder Intereſſent zahlt beym Empfange des erſten Stücks ſein Abonnement aufs laufende Jahr, und die Löbl. Poſtämter und Buchhandlungen ſchicken den Betrag ihrer Exemplare noch vor Ablauf der erſten 3 Monate an die Behörde ein. Wer nicht einſendet, dem wird der 4te Monat nicht eher abgeſchickt, als bis die Zahlung richtig eingegangen iſt. Man verzeihe uns gütigſt dieſe ſcheinbare Genauigkeit, die im Grunde bloß die nöthige Ordnung und Zufriedenheit unſerer Leſer zum Zwekke hat.

Uebrigens kann man ſich zu jeder Zeit im Jahre auf das Journal der Musen abonniren, nur macht man ſich immer dabey auf das ganze laufende Jahr verbindlich, weil man ſonſt ein defectes Werk erhielte. Wir bitten ſchließlich noch alle Leſer ergebenſt, ihre Beſtellungen ſo ſchleunig als möglich zu machen, weil das erſte Stück ſchon zu Ende des [illegible] Januars erſcheint.

Weimar, den 12. Nov. 1785.

F. J. Bertuch,
H. C. W. Legations-Rath.
F. M. Kraus,
K. K. L. Rath und Doctor der Arzneyk. Zeichen-Academie.

2) Warnung ans Publikum.

(Iſt eingeſandt, und wird auf beſonderes Verlangen eingerückt.)

Zu einer Zeit, wo der Nachdruck den Abſcheu aller ehrliebenden Menſchen erregt, wo das Nachdruckergeſindel anfängt Schwierigkeiten zu finden, ihr Diebshandwerk zu treiben, ja wo deren Beſchützer ſelbſt anfangen, die gemeinſten Geſetze der Billigkeit zu hören: zu eben dieſer Zeit tritt eine ſogenannte typographiſche Geſellſchaft in Hamburg auf, und hat die Unverſchämtheit, ein Journal aller Journäle anzukündigen, das eigentlich ein Nachdruck vieler Aufſätze aus den beſten teutſchen periodiſchen Schriften ſeyn ſoll: und zwar unter dem Vorwande, daß, da das Publikum ſo ſehr mit Journalen überhäuft ſey, und die wenigſten Aufſätze Intereſſe hätten, ſie die beſten davon auswählen wollten. Wer ſind denn dieſe Societäts-Männer, auf deren Auswahl ſich das Publikum verlaſſen ſoll? Der verhabende litterariſche Banditenſtreich ſieht doch dieſen Herren Zuſammenſtoplern, mit deren ſonſtigem Gewerbe es vielleicht nicht fort will, kein Recht, ſich als geſchmackvolle Sammler anzukündigen? Vor zwey Jahren wurde unter dem primäriſchen Titel: Jahrbücher des Geſchmacks und der Aufklärung, ein ähnlicher Entwurf ausgeheckt, der aber nach drey Monaten bereits in Stecken gerieth, und Verleger und Autor mit Schande brandmarkte. Die Hamburgiſchen typographiſchen Marktheifer, die ſich auf ihre geſunden Fäuſte zum Abſchreiben verlaſſen, wollen an dieſem verunglückten Projekt kein Beyſpiel nehmen, ſondern ſind willens durch ihre Raubſucht eine Stadt zu beſchimpfen, wo ſonſt das Eigenthumsrecht ſo ſehr geachtet wird. Man warnet daher das Leſe-Publikum gegen dieſen erneuerten Anfall auf die leider mehr verfolgte als beſchützte teutſche Litteratur. Kein Billigkeit liebendes Poſtamt wird ſich mit dieſer Rotte abgeben

geben, ſo wenig wie Buchhändler, die auf die Ehre ihrer Handlung halten; überdem wird auch, den Sächſiſchen Geſetzen gemäß, dies projektirte Journal aller Journäle nicht auf den Leipziger Meſſen geduldet werden.

---

3) Ankündigung einer neuen Engliſchen Ausgabe von Shakeſpear's Werken.

So ſehr ſich auch ſeit einigen Jahren der Geſchmack an Engliſcher Litteratur in Teutſchland ausgebreitet hat, und ſo häufig man auch bey uns Engliſche Bücher lieſet und Engliſche Sprache ſtudiert, ſo fehlen uns doch noch immer von manchen ihrer beſten Schriftſteller gute Ausgaben, die zugleich wohlfeil genug wären, um in Teutſchland Käufer zu finden, und unter dieſe gehört auch Shakeſpear, zu deſſen Anpreiſung es lächerlich wäre, Ein Wort zu ſagen, da ſchon mehr als Ein Jahrhundert über ſeinen Werth entſchieden hat. Die guten Engliſchen Ausgaben dieſes groſſen Dichters ſind für uns Teutſche viel zu theuer, und man trift ſie daher nur ſelten in Teutſchland an; wie denn die im Jahre 1778 zu London in zehn Bänden herausgekommene Edition der Shakeſpeariſchen Schauſpiele mit dem vortreflichen Commentar von Johnſon und Steevens nicht weniger als vier Pfund Sterling, oder ungefähr 24 Thaler koſtet. Die beyden Editionen, welche Bell jezt in London herausgiebt, ſind zwar für die Subſcribenten, nach Verhältnis ihrer typographiſchen Schönheit, nicht theuer. Aber auch nur für die Subſcribenten; denn da für die Nichtſubſcribenten der Preis ſehr anſehnlich erhöhet wird, ſo dürfte, wenn man zumal das, beſonders für die entfernteren Gegenden Teutſchlands, ſehr koſtbare Porto mit in Anſchlag bringt, ſelbſt die wohlfeilſte dieſer beyden Ausgaben immer noch auf achtzehn bis zwanzig Rthlr. kommen. Dazu haben

ſie noch die groſse Unbequemlichkeit, daß die Noten nicht unter dem Text ſtehen, ſondern beſonders abgedruckt werden, welches alſo das Nachſehen und Vergleichen allerdings ſehr beſchwerlich macht, und doch iſt der Shakeſpeare ohne Noten und Commentar, ſelbſt für Engländer, geſchweige denn für Teutſche, an ſehr vielen Stellen ganz und gar unverſtändlich.

Die oben erwähnte Ausgabe von 1778 hat dieſen Fehler nicht; ſie giebt an Vollſtändigkeit und Correktheit den Bellſchen Editionen nichts nach; ſie enthält, auſſer den Schauſpielen des Shakeſpeare, mit den vortreflichen Noten von Johnſon und Steevens und mehrerer Commentatoren, zugleich die Vorreden zu den Editionen von Pope, Theobald und Warburton, Shakeſpears Leben und Teſtament, und iſt mit einem ſchönen Bildnis des Dichters geziert.

Alle dieſe verſchiedenen Rückſichten haben uns zu dem Entſchluſſe bewogen, dem teutſchen Publikum einen ſo wörtlichen, genauen und correcten Abdruck dieſer letzterwähnten Ausgabe von 1778 zu liefern, daß in der unſrigen auf jeder Seite genau eben das ſtehen ſoll, was in der Engliſchen ſteht, und thun deshalb Anfrage an das Publikum, ob es unſerer Unternehmung ſeinen Beyfall nicht verſagen, und uns bey derſelben durch Subſcription vor Schaden ſichern will?

Die Subſcribenten erhalten das Alphabeth für ſechzehn gute Groſchen, und Shakeſpeares Bild nebſt den übrigen Kupfern, genau wie im Originale, von einem guten Meiſter geſtochen, in den Kauf. — Ein Preis, den gewiß ein jeder billig finden wird! — Die Subſcription bleibt bis Neujahr 1786. offen, nachher aber wird der Preis für das Alphabeth auf zwanzig gute Groſchen erhöhet werden.

Man kann in allen Buchhandlungen Teutſchlands unterzeichnen. Diejenigen Herren aber, welche unſere Unterneh-

mung durch eigene Collection begünſtigen wollen, erhalten auſſer unſerm gehorſamſten Danke, auf 10 Exemplare das 11te, und auf 5 die Hälfte des 6ten frey.

Setzt uns bis Ende Januar 1786. eine hinlängliche Anzahl von Subſcribenten in den Stand, ohne zu große Gefahr die Unternehmung wagen zu können, ſo wird gleich mit dem Abdrucke angefangen, und zur Michaelis-Meſſe 1786. zwey Bände geliefert, womit wir bis zur Vollendung des Werks jährlich fortfahren werden. Hannover, den 15. Sept. 1785.

Gebrüder Helwing,
Hof-Buchhandlung in Hannover.

Hr. Legations-Rath Bertuch nimmt für Weimar Unterzeichnung darauf an.

---

4) Nachricht von einem jährlichen Repertorium der Literatur.

Die Unternehmer der allgemeinen Literatur-Zeitung, welche ſeit den 1ſten Jan. d. J. allhier herauskommt und auch künftig ununterbrochen fortgehen wird, haben erwogen, daß die vorzügliche Brauchbarkeit und bequeme Einrichtung des zu jedem Jahrgang hinzukommenden Regiſterbandes, oder Anhangs, bey vielen den Wunſch erregen werde, denſelben beſonders kaufen zu können, wenn ſie auch den Jahrgang der allg. Lit. Zeitung ſelbſt nicht eigenthümlich beſitzen. Dem zufolge haben ſie uns erſucht, hierdurch bekannt zu machen, daß jedes Jahr derſelbe unter einem beſondern Titel für die ſich dazu in der gehörigen Zeit meldenden Liebhaber werde abgedruckt werden; und daß in künftiger Oſtermeſſe der Anfang damit, unter der Aufſchrift

Allgemeines Repertorium der Literatur vom Jahre 1785

werde gemacht werden. Die-

Dieſes wird enthalten:

1) das Alphabetiſche Verzeichniß ſämmtlicher teutſcher Bücher von der Mich. Meſſe 1784 und Oſtermeſſe 1785, welche die allgemeinen Leipziger Meßkataloge aufführen, und ſämmtlich im Jahrgange 1785 der A. L. Z. recenſirt worden ſind, mit Anzeige des Druckorts, Verlegers und Preiſes, auch Nachweiſung der Seitenzahl wo ſolche in der A. L. Z. beurtheilt worden, wobey zugleich auch die Recenſionen in der Göttingiſchen, Gothaiſchen, Leipziger, Nürnberger und Tübinger gelehrten Zeitungen nachgewieſen werden ſollen. Außerdem werden auch in dieſes Verzeichniß alle ausländiſche Bücher, ſo recenſirt werden, eingetragen werden; und da auch die A. L. Z. die mehreſten kritiſchen Journale recenſirt, und die wichtigſten Recenſionen in- und ausländiſcher Bücher bemerkt, ſo werden auch dieſe mit in beſagtem Regiſter nachgewieſen.

2) das Realregiſter über den Jahrgang 1785 der Allg. Lit. Zeitung, worinn nicht nur die in den Recenſionen vorkommenden merkwürdigſten Sachen, ſondern auch die in den kurzen Nachrichten enthaltenen Perſonalien, als Todesfälle, Beförderungen, und andere hiſtoriſche Umſtände nachgeſchlagen werden können.

3) ein nach den Hauptfächern, Theilen, Abſchnitten u. ſ. w. der Wiſſenſchaften geordnetes ſyſtematiſches Verzeichniß der Bücher ſowohl, als einzelnen in Sammlungen zerſtreuten Abhandlungen bey welchen zugleich von Büchern, wo das Urtheil der Recenſenten in der A. L. Z. den Urtheilen andrer Journale, oder gel. Zeit. ſchnurſtracks widerſpräche, getreue Relation an das Publikum abgeſtattet werden ſoll, um dadurch die Unterſuchung der Unpartheylichkeit ſolcher entgegenlaufenden Urtheile zu erleichtern.

4) ein aus den Beobachtungen der in jedem Fache geſchickteſten Männer gezogenes Reſultat, über den Zuwachs den die Literatur durch die Schriften der letzten Jahrsperiode, nach Abſonderung aller Spreu, an reinen und guten Körnern wirklich erhalten.

5) Endlich iſt beſchloſſen worden, künftighin jedem Jahrgange der Allg. L. Zeitung ein Elogium der während deſſelben verſtorbenen Mitarbeiter beyzufügen, und ſo wird dieſesmal die biographiſche Lobſchrift des für die alte Literatur zu früh verſtorbenen Hrn. Kirchen Raths Streth zu Gotha erſcheinen.

Wir dürfen die mannichfaltige Brauchbarkeit dieses Repertoriums nicht erst auseinandersetzen. Blos das erste Bücherverzeichniß würden gewiß viele, da es mit Preisen begleitet ist, gern mit 16 gr. bezahlen, da schon die beyden Meßkatalogen jährlich so viel kosten, aus denen man die Preise nicht ersehen kann, die doch so oft in Auctionen und bey andern Gelegenheiten zu wissen nöthig ist. Was es außerdem für Studirende auf Universitäten und Gymnasien, für Antiker und Leipziger großer Bibliotheken, und überhaupt für alle denen Literatur nicht gleichgültig ist, für Bequemlichkeiten darbiete, ist aus der bloßen Anzeige des Inhalts klar genug.

Desto mehr glauben die Unternehmer der Allg. L. Zeitung Beyfall zu verdienen, wenn sie dieses Repertorium, (das den Abonnenten der A. L. Z. als Anhangsband zum Jahrgange 1785 unentgeldlich geliefert wird) auch andern die dieses Journal nicht eigenthümlich besitzen, für einen äusserst wohlfeilen Preis in die Hände liefern.

Sie machen daher bekannt, daß wer vor dem 1sten Januar 1786. bey Postämtern, Addreß-Comtoirs, Buchhandlungen oder andern sichern Collecteurs sechszehn Groschen Conventionsgeld vorausbezahlt, ein Exemplar auf Druckpapier, wer aber zwanzig Groschen Conv. Geld pränumerirt, ein Exemplar auf Schreibpapier in der Ostermesse 1786. erhalten werde.

Die Exemplare werden franco Leipzig an die Ordre der bestellenden Collecteurs, oder wenn es diese wollen, gerade zu an ihre Wohnorte abgesendet. Jena den 10. Oct. 1785.

Expedition der Allg. Lit. Zeitung.

---

5) Anzeigen der Akademischen Buchhandlung zu Straßburg.

a) Grandidier Geschichte des Elsasses.

Die Akademische Buchhandlung in Straßburg, macht bekannt, daß der dritte Theil der Geschichte des Elsasses, in 4. von Hrn. Abte Grandidier, Historiograph des Königs in dieser Provinz, mit Anfang des Januars künftigen Jahres unter die Presse gegeben wird. Die beyden erstern Theile erschienen schon vor einigen Jahren unter dem Titel: Histoire des Evêques & de l'evêché de Strasbourg. Der Hr. Verfasser hat nun aber auf Zureden mehrerer Freunde, seinen

Plan

ich habe nie von einem Prinzen gehört, der die ausgelaſſenſte Wildheit ſo weit getrieben hätte. Aber ſey er was er will, eh es Nacht iſt, will ich ihn mit einer ſo ſoldatiſchen Umarmung bewillkommen, daß er unter meiner Höflichkeit zuſammenſchrumpfen ſoll. Zun Waffen, hurtig! Und ihr, Cameraden, und Freunde, bedenkt ſelbſt was ihr zu thun habt, da ich, der die Gabe der Beredſamkeit nicht hat, nicht geſchikt bin, euer Blut durch meinen Zuſpruch zu erhizen.

Fünfte Scene.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Milord, hier ſind Briefe für Eu. Gnaden.

Hot-Spur.

Ich kan ſie izt nicht leſen. O meine Freunde, wir haben eine kurze Zeit zu leben, und von dieſer kurzen Zeit eine einzige Minute unedel zu verſchwenden, wäre zu lange. Ueberleben wir dieſen Tag, ſo leben wir, um auf Könige zu treten; ſterben wir, iſt das nicht ein ſchöner Tod, wenn Könige mit uns ſterben müſſen.

Ein andrer Bote.

Bote.

Gnädiger Herr, der König iſt im Anzug.

Plan erweitert; und giebt nun eine vollſtändige Geſchichte des Elſaſſes:

Hiſtoire eccleſiaſtique, civile & littéraire de la province d'Alſace.

In einer Einleitung wird er dasjenige nachholen, was wegen verbergehenden engen Plans zurückgeblieben ſeyn möchte; ſonſt aber wird er dieſelbe Methode befolgen, welche ſo ſehr den Beyfall der Geſchichts-Forſcher verdient hat, den halben Theil jedes Bandes, unbekannten, noch nie gedruckten, oder ſehr fehlerhaft gedruckten Urkunden zu widmen.

Bis zu Ende dieſes Jahres bleibt die Subſcription von 20 Livres für jeden Band offen. Nach Verfluß derſelben, koſtet jeder Band 22 Livres.

b) *Vues pitoresques de l'Alſace par M. Walter.*

Dieſelbe Buchhandlung giebt auch den Liebhabern der Kunſt die Nachricht daß das erſte Heft der

Vues pitoresques de l'Alſace,

von Hrn. Walter radiert und en pitre ausgemahlt, mit einem Texte aus der Feder des Hrn. Abbe Grandidier fertig iſt.

Das ganze Werk iſt in Folio, auf ſehr ſchönes franzöſiſches Papier abgedruckt. Die erſte Platte ſtellt die drey alten Schlöſſer bey Rapoltſtein, die zweyte eins derſelben, Gießberg, beſonders vor.

Der Preiß dieſes Heftes iſt nunmehr nach geſchloſſener Subſcription 4 Livres 10 Sols, oder 1 Thlr. 6 gr. ſächſiſch. Die Exemplare auf Holländiſch Papier in größern Format koſten das Doppelte.

c) Heybolds Magazin für Frauenzimmer.

Da die Akademiſche Buchhandlung den Verlag des Magazin für Frauenzimmer an ſich erhandelt hat, ſo wird man ſich künftig hin ganz allein an dieſelbe deßhalb zu wenden haben. Um den Umlauf dieſer allgemein geſchätzten teutſchen Schrift zu erleichtern, iſt beſagte Buchhandlung entſchloſſen, die Jahrgänge 1782, 1783 und 1784 um den erniedrigten Preiß von 11 Fl. jedoch gegen baare Bezahlung von nun an, bis zur nächſten Oſter-Meſſe 1786. zu erlaſſen. Einzelne Stücke ſind bis dahin noch um den Preis von 30 Kr. oder 8 Gr. — und einzelne der gedachten drey Jahrgänge zu 4 Fl. oder 2 Thlr. 16 gr. zu haben. Mit dem Drucke dieſes Magazins, das ſich unter der Direktion des Hrn. Heybold in Buchsweiler, mit ſo vielem Beyfalle erhält, iſt nun die Anſtalt getroffen, daß noch dieſes Jahr unfehlbar der laufende Jahrgang, in dem gewöhnlichen Preiße von 6 Fl. oder

1 Thlr.

4 Thlr. aeſchloſſen, und künftighin mit dem Anfange eines jeden Monats, ein neues Monatsſtück erſcheinen ſoll. Die illuminirten Kleidertrachten, werden dieſes Jahr beybehalten, aber ins künftige mit paſſendern Kupfern von den beſten Meiſtern vertauſcht.

d) Sammlung aller Toleranz- und Reformations-Schriften.

In eben dieſem Verlag erſcheint nächſtens der 6te Band der Vollſtändigen Sammlung aller Toleranz- und Reformations-Schriften. Der Preis für die Pränumeranten iſt 48 Kr. oder 12 Gr. Von den vorigen Bänden ſind nur noch wenige Exemplare vorräthig, die nicht anders als zu 1 Fl. erlaſſen werden. Man kann dieſen 6ten Band, ſo wie die beyden folgenden Theile, auch unter dem beſondern Titel: Sammlung aller biſchöflichen Hirtenbriefe, welche bey Gelegenheit der Bullen des Kayſers in Geiſtlichen Sachen herausgekommen ſind, haben; weil dieſe Bände ein ganzes ausmachen, das unter der Aufſicht eines berühmten Oeſterreichiſchen Kirchenlehrers zuſammen getragen wird. Alle 3 Theile verhofft man bis zur nächſten Michaelis-Meſſe 1786. zu liefern.

Nachricht

den Debit des T. M. fürs Jahr 1786. betreffend.

Da wir den Haupt-Debit des Teutſchen Merkurs, welchen bisher die Hoffmannſche Buchhandlung allhier zu Weimar hatte, mit dem 1ſten Januar 1786. Hrn. Buchhändler G. J. Göſchen zu Leipzig übertragen: ſo erſuchen wir hierdurch ſämtliche Herren Buchhandler und andere Intereſſenten, welche bisher ihre Exemplare des T. Merkur von der Hoffmanniſchen Handlung empfiengen, nunmehr ihre Beſtellungen fürs Jahr 1786. bey Hrn. Buchhändler Göſchen zu Leipzig noch vor Ende dieſes Jahres zu machen, und der genauſten und ordentlichſten monatlichen Expedition verſichert zu ſeyn. Sollte ſich irgendwo, wie wir doch nicht beſſen, bey dieſer nothwendigen und die Expedition des Merkurs ſehr erleichternden Veränderung ein Verſtoß finden, ſo erbitten wir uns nur eine gefällige Anzeige davon, und es ſoll denſelben augenblicklich abgeholfen werden. In Anſehung der Expedition durch die Poſtämter bleibt alles in ſeinem vorigen Gange. Weimar, den 24ſten October 1785.

Die Expedition des T. Merkur.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

December 1785.

I. Neue Bücher.

1) Neue Prüfung des philoſophiſchen Bauers nebſt einigen Blicken auf den Genius dieſes Jahrhundertes, und andere den Menſchen intereſſirende Gegenſtände, von Hans Caſpar Hirzel, M. D., Rathsherrn, Stadtarzt, und Examinator der Kirchen und Schulen in Zürich. Zürich bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1785. 380 S. in 8vo.

Dieſe neue Prüfung des bekannten philoſophiſchen Bauers muß Menſchenforſchern und Menſchenfreunden um ſo viel mehr willkommen ſeyn, je weniger ihnen die verkleinernden Gerüchte gleichgültig ſeyn konnten, die gegen den Charakter des guten Kleinjogg eine geraume Zeit her gedruckt und mündlich in der Welt herumgiengen. Sein berühmter Biograph liefert hier die Geſchichte der neueſten Beobachtungen, die er mehrere Jahre hindurch mit aller Behutſamkeit, Sorgfalt, und Unpartheylichkeit eines verſuchten Menſchenkenners über das Betragen dieſes auſſerordentlichen Menſchen angeſtellt hat. Kleinjoggs Verſtand und Herz haben wirklich gegen alle hohen und niedrigen Beſuche, die ihm ſeine Celebrität zugezogen hat, eben ſo glücklich ausgehalten, als bey allen Proben ſeines ſcharfſichtigen Freundes beſtanden. Seine Reden, und noch mehr ſeine Hand-

lungen, ſo wie ſie von den unverdächtigſten Ohren- und Augenzeugen erzählt werden, beweiſen und charakteriſiren zugleich ſeine Philoſophie gegen alle Einwendungen unſrer neumodiſchen Sceptiker, denen nun in dieſer Sache nichts mehr zu bezweifeln übrig iſt, als, ob ſie einen ſeltenen Grad von practiſcher Lebens-Weisheit, zu dem ſich eine ungewöhnlich geſunde Seele, ohne Erziehung, Unterricht und Studium durch den einfachſten aber ſtandhafteſten Gebrauch ihrer Kräfte emporgeſchwungen hat, Philoſophie nennen wollen oder nicht; ein Umſtand, der übrigens der Ehre unſres bäuriſchen Sokrates, ſowohl als den Abſichten ſeines Plato nichts verſchlagen kann.

Die beſagte Prüfung kömmt eigentlich erſt in der dritten Abhandlung dieſes Werkes vor. Die erſte handelt von einem Beſuche, den der Herr Verf. mit dem Venetianiſchen Senator Angelo Guerini bey Kleinjogg gemacht hat, und enthält ſehr leſenswerthe Gedanken über die Würde und Harmonie der Menſchheit in Rückſicht auf die verſchiedenen Stände der Menſchen. Noch intereſſanter ſchien uns der zweyte Aufſatz, betitelt: **Etwas über die Aufklärung, und Volkserleuchtung dieſer Zeit.** Hier kömmt ein mit Meiſterhand entworfenes Gemählde von dem Charakter unſres Jahrhundertes überhaupt, und ins beſondere der letztern Hälfte deſſelben vor, auch werden die merkwürdigſten Zeichen unſrer Zeit unterſucht, und zuverläſſige Merkmale einer wahren Nationalaufklärung angegeben. Vorzüglich tragen die Vorſchläge des Verf. an die **Volkslehrer** das Gepräge einer durch ausgebreitete und tiefe Kenntniſſe genährten und durch vieljährige Erfahrung gereiften Weisheit. Die Ueberſetzung aus dem Pelautier, die den vierten Aufſatz ausmacht, ſchildert einen philoſophiſchen Bauer aus dem funfzehnten Jahrhundert, an dem Herr Hirzel mit Recht den Pendant zu ſeinem Kleinjogg gefunden zu haben glaubt.

Der

Der menſchenfreundliche Weiſe hat in jedem dieſer Aufſätze einer andern merkwürdigen Perſon, an die er ſeine Rede richtet, ein beſonderes und ehrenvolles Denkmal geſtiftet, welches ſich die Beſcheidenheit derſelben um ſo viel eher gefallen laſſen wird, da der Zweck, den der Hr. Verf. dabey gehabt hat, allenthalben in dem Buche ſelbſt in die Augen leuchtet; nämlich (wie es S. 327 heiſt) durch die Bekanntmachung (vortreflicher Charaktere) denſelben auf das allgemeine Wohl der menſchlichen Geſellſchaft Einfluß zu verſchaffen.

---

2) Gedichte von Joſeph Franz Ratſchky. Wien bey Rudolph Gräffer, 1785. 223 S. gr. 8.

Die meiſten dieſer Gedichte ſind den Leſern des Wieneriſchen Muſenallmanachs bekannt, den der Herr Verfaſſer in Geſellſchaft ſeines Freundes, Herrn Blumauers, ſeit einigen Jahren herausgiebt, und der ſich von dieſer Zeit an mit den beſten ſeiner Brüder im nördlichen Teutſchlande meſſen kann. Indeſſen, iſts Gleichgültigkeit des Publikums, deſſen Geſchmack durch die Menge und Beſchaffenheit dieſer Art von Lektüre überladen wurde, oder lag es an dem Verleger, oder an gewiſſen Recenſenten, oder an allen dieſen Urſachen zugleich? — genug! dieſer Muſenallmanach war bisher auſſer den Oeſtereichiſchen Staaten weit weniger bekannt, als ers verdient hätte. Wir glauben alſo bey allen Liebhabern vaterländiſcher Dichtkunſt Dank zu verdienen, wenn wir ſie auf die gegenwärtige Sammlung aufmerkſam machen. Sie beſteht aus Liedern, Balladen, Romanzen, poetiſchen Epiſteln, Sinngedichten, u. ſ. w. die alle bey der übrigens unvermeidlichen Verſchiedenheit ihres Werthes den Stempel des ächten Dichtergenies tragen. Der Hauptzüge des Charakters der Ratſchkyſchen Muſe ſind eine heitere, blühende, an lachenden Bil-

dern reiche Phantaſie, feiner, ſchalkhafter, oft beiſſender Witz, verbunden mit einer Munterkeit des Geiſtes, die ſich gerne im Drolligten gefällt, und manchmal in muthwillige Laune übergeht, in welchen Fällen ſie ſich hin und wieder von ihrer gewohnten Urbanität und Eleganz kleine Abweichungen erlaubt. Wie wenig ihr aber auch philoſophiſcher Ernſt, Würde und Rührung fremde ſind, hievon hat ſie in einigen Maurerliedern, die unſtreitig unter die vorzüglichſten in dieſer Gattung gehören, Proben abgelegt. Uebrigens ſind auch dieſe Gedichte voll merkwürdiger Spuren des regen Eifers, der rühmlichen Freymüthigkeit, und beſonders der ſeltenen Eintracht, womit gegenwärtig die beſten Köpfe in Wien dem Aberglauben und der Schwärmerey entgegen arbeiten.

---

3) Freund Heins Erſcheinungen in Holbeins Manier von J. R. Schellenberg. Winterthur bey Heinrich Steiner und Comp. 1785.

Ohne dasjenige, was bereits im Anzeiger des Merkurs vom März d. J. über die Entſtehungsgeſchichte, den Gegenſtand und die Form dieſes Büchleins vorläufig und ausführlich geſagt wurde, hier zu wiederholen, begnügen wir uns zu verſichern, daß die innere und äuſſere Beſchaffenheit deſſelben ganz der Erwartung entſpricht, die jene Ankündigung bey ihren Leſern erregen mußte. Herr Schellenberg hat für ſeine vier und zwanzig mit eben ſo vieler Laune erfundenen als Geſchicklichkeit ausgearbeiteten Kupfer an dem ungenannten Verfaſſer der vorangedruckten Epigraphen einen Commentator gefunden, wie ihn weder der Holbeinſche Todtentanz noch irgend eine andre Ausführung dieſes antiken Ideals aufzuweiſen hat. Die Tableaus dieſes Dichters nehmen hundert und fünfundſechzig Seiten ein; wetteifern mit denen des Künſtlers an Eigenthümlichkeit, Mannigfaltigkeit, und Lebhaftig-

haftigkeit der Darſtellung, und laſſen durch den Reichthum, und die Geſchmeidigkeit ihrer Sprache, die Präciſion in Gedanken und Ausdruck, und die Leichtigkeit der Verſification einen verſuchten Schriftſteller vermuthen. Alle Umſtände zuſammengenommen ſcheinen dieſem Werkchen ſeine Stelle unter den wenigen guten Unterhaltungsbüchern anzuweiſen, bey denen vorzüglich jene Klaſſe des leſenden Publicums ihre Nahrung findet, die für ihre Lektüre nur Erholungsſtunden übrig hat.

---

4) Leonard Meiſters Charakteriſtik teutſcher Dichter, nach der Zeitrechnung gerichtet, mit Bildniſſen von Heinrich Pfenninger. Erſter Band. Im Verlag bey Heinrich Pfenninger, und in Commiſſion bey J. K. Füßli, und Heinrich Steiner und Comp. 1785. 380 S. gr. 8vo.

Herr Profeſſor Meiſter und Herr Maler Pfenninger in Zürich, die ſich durch ihre vereinigten Darſtellungskünſte bereits um die berühmten Männer Helvetiens verdient gemacht haben, beginnen mit dem gegenwärtigen Bande ein Werk, das ſich allem Anſehen nach unter allen Biographien, Charakteriſtiken und Nekrologen, die wir bisher über unſre Vaterländiſchen Dichter aufzuweiſen haben, ſehr vortheilhaft auszeichnen wird; ohne jedoch den Schmidiſchen Nekrolog teutſcher Dichter, oder irgend ein künftigeres noch vollſtändigeres Werk dieſer Art überflüſſig zu machen.

Die gegenwärtige Charakteriſtik ſchränkt ſich gröſtentheils nur auf Männer ein, welche Epoche gemacht haben; giebt nebenher Aufſchlüſſe über die Geſchichte der Sprache, der Dichtkunſt, und des Genius von jedem Zeitalter, und enthält eine Menge vortreflicher, dem Sprachforſcher und

Pſychologen; wichtiger Bemerkungen: alles in einer Sprache vorgetragen, die, nebſt ihren vielen Schönheiten, noch das beſondere Verdienſt hat, daß man ihr äuſerſt ſelten den ſchweizeriſchen Dialekt anmerkt, den die beſten Schriftſteller dieſer Nation, ſelbſt Lavater und Hirzel nicht ausgenommen, mit oder ohne Vorſatz der teutſchen Sprache unterſchieben.

Der beſondere Fleiß der ſowohl der Künſtler als der Gelehrte auf das Portrait ihres unſterblichen Landsmannes Bodmers verwendet haben, unterſcheidet ſich auf eine ſehr auffallende Art. Die Namen, die in dieſem Bande vorkommen, ſind: die Barden, Rhebanus Maurus, Otfried, Notker Labeo, Willeram, Roswitha, Ruedger Maneße, Melchior Pfinzing, Hans Sachs, Johan Fiſchard, Burkard Waldis, Georg Rollenhagen, Martin Opiz, Paul Flemming, Moſcherosch, Logau, die fruchtbringende Geſellſchaft, Caniz, Wernike, Drollinger, Brockes, Bodmer, Haller, Hagedorn. (Anhang:) Frauenlob, Brand, König Tyrol, Windsbeck, und Windsbeckinn.

II. Ankündigungen.

1) *Analyſe des infiniment-petits, de Mr. Euler.*

Die auf Oſtern angekündigte Franzöſiſche Ueberſetzung der Introductionis in analyſin infinitorum des berühmten Eulers, iſt nun ſo weit gediehen, daß der erſte Theil auf das ſpäteſte im Januar künftigen Jahres ausgegeben werden wird. Er hat verſchiedene nicht unbeträchtliche Vorzüge vor dem Original erhalten. Denn

1) hat der Herr Ueberſetzer hin und wieder Anmerckungen beygefügt, und Zuſätze gemacht, welche Lücken ausfüllen;

2) hat Herr Marquis von Condorcet, beſtändiger Secretair der Akademie, dem Hrn. Ueberſetzer ſeine Lobrede auf Eu-

Eulern zugeſchickt, um vor dieſem Wercke zum erſtenmale abgedruckt zu werden; 3) und dann hat der Verleger, um den Wünſchen des Publikums ſo viel möglich zu begegnen, das Bildnis des großen Mannes von Guerin ſtechen laſſen, das dem erſten Theil vorgeſetzt, aber auch beſonders den Liebhabern für 8 gr. ausgegeben wird.

Der Druck geſchicht mit neuen Baskervilliſchen, in der Roland-Jakobſchen Schriftgießerey gegoſſenen Lettern, auf Schreibpapier.

Der Herr Ueberſetzer dieſes Bandes iſt Herr Pezzi, Artillerie-Officier, ein Genueſer; den Zweyten Theil überſetzt Herr Kramp. Der Dritte Theil wird Zuſätze und eigene Abhandlungen der Ueberſetzer enthalten.

---

2) Tychſens und Mitſcherlichs Bibliotheck der alten Litteratur und Kunſt.

Mit Anfange des zukünftigen Jahres, werden die Herren Prof. Tychſen und Mitſcherlich, zu Göttingen, eine Bibliothek der alten Litteratur und Kunſt herausgeben, wovon ſie dem prüfenden Publikum bereits im Monat Julius dieſes Jahres, einen ausführlichen Plan vorgeleget haben, aus welchem folgender Auszug zu weiterer Bekanntmachung dieſes nützlichen Vorhabens dienen mag. Jedes Stück dieſer Bibliothek wird aus zwey Hauptabſchnitten beſtehen. In dem erſten ſollen als ſtehende Artickel vorkommen:

1) Abhandlungen und Aufſätze über intereſſante Gegenſtände aus dem Alterthum, antiquariſche Bemerkungen, hiſtoriſche und geographiſche Erläuterungen, Beſchreibungen und Handſchriften, Urtheile über einzelne alte Schriftſteller, ihren Plan und Ausführung einzelner Stellen, alte Mythen u. ſ. f.

2) Recenſionen. Dieſer Artickel wird den ganzen Umfang der alten Litteratur, in ſo fern er von Zeit zu Zeit durch neue Werke erweitert wird, in ſich ſchließen. Es wird daher dieſer Theil der Bibliothek als ein Tagebuch angeſehen werden können, worin alle Bemühungen der Humaniſten, jede nach ihrem Verdienſt aufgezeichnet und gewürdiget werden.

3) Schriftſtellern, welche an ihren Werken etwas gefeilt, Meinungen geändert, Verbeſſerungen und Berichtigungen ihrer Schriften unternommen haben, wird hier ein Platz offen gelaſſen, zur Bekanntmachung ihrer erweiterten Einſichten.

Den Beſchluß der erſten Abtheilung macht ein philologiſcher Anzeiger von Todesfällen berühmter Philologen, nebſt Bemerkung ihrer Schriften und vorzüglichen Verdienſte, dann Beförderungen, und endlich Anecdoten, die theils zur Unterhaltung theils zuweilen auch zur Beſſerung dienen können.

Die zweyte Abtheilung jedes Stücks enthält:

1) Inedita, ungedruckte Stücke alter Schriftſteller aus der Eskurial und andern Bibliotheken, wozu ſchon Materialien von beträchtlichen Werth vorhanden ſind.

2) Philologiſch-critiſche Bemerkungen über alte griechiſche und römiſche Schriftſteller, Verbeſſerungen und Vergleichungen von Handſchriften. Auch die Bücher des Neuen Teſtamentes, als alte griechiſche Schriften betrachtet, werden nicht ganz ausgeſchloſſen.

Jährlich erſcheinen von dieſer Bibliothek vier Stücke, jedes von 12 bis 14 Bogen. Die Artickel des erſten Haupt-Abſchnitts werden in teutſcher Sprache, mit lateiniſchen Lettern, hingegen die Inedita und philologiſchen Bemerkungen im zweyten Abſchnitt lateiniſch abgefaßt. Der letztere wird daher einen beſondern Titel und Bogenzahl enthalten.

Hot-Spur.

Ich dank ihm, daß er mich in meinem Mährchen unterbricht, denn reden iſt nicht meine Sache. Nur noch diß, ein jeder thue ſein Beſtes. Und hier zieh ich ein Schwerdt, deſſen Stahl ich, an dieſem gefahrvollen Tage, mit dem beſten Blut, das ich finden kan, färben werde. Nun, Eſperanza! Percy! [*] und rükt aus; laßt alle die muntern Inſtrumente des Kriegs ertönen, und bey dieſer Muſik laßt uns einander umarmen; denn ich wollte den Himmel an die Erde ſezen, daß einige von uns die Zeit nicht ſehen werden, einander wieder ſo zu bewillkommen.

[Sie umarmen ſich und gehen ab. Die Trompeten laſſen ſich hören.]

Sechste Scene.

Der König mit ſeiner Armee; man bläßt zum Angriff. Hernach treten Dowglas und Sir Walter Blunt auf.

Blunt.

Wer biſt du, daß du mir überall ſo in den Weg kommſt? Was für Ehre ſuchſt du an mir einzulegen?

Dowglas.

[*] Daß war nach Hans Sachſens Ausdruk Bl. 22. das Wort zum Angriff in Percy's Armee.

Dow-

3) Anton Raffael Mengs ſämmtliche Werke.

Aus verſchiedenen Urſachen hatte ſich meine Ausgabe der Mengſiſchen Werke etwas verzögert, beſonders aber fand ich für nöthig die Zurückkunft des Herrn Profeſſor Becker aus Italien abzuwarten. Ich kann alſo nunmehr dem Publikum die Verſicherung geben, daß alle Colliſion, die bisher in Anſehung dieſes Werks zu ſeyn ſchien, gänzlich aufhört, und daß auf nächſtkommende Oſtermeſſe 1786 eine vollſtändige Ausgabe der Mengſiſchen Werke durch mich erſcheint. Der Güte und dem Edelmuth des Herrn Profeſſor Becker habe ich es zu verdanken, daß er mir ſein Vorrecht und Privilegium bey dieſer Ausgabe abtrat, und mir alles dasjenige mittheilte, was er auf ſeiner Reiſe in Italien und durch andere Freunde der Kunſt, ſeit vielen Jahren geſammlet hatte. Das Publikum hat alſo gewiß was vollſtändiges zu erwarten, deſſen ſich weder die Spaniſche noch Italieniſche Ausgabe rühmen kann, und wird alſo von einer bloßen Ueberſetzung weit entfernt ſeyn. Von dem Werthe dieſer Schrift ſelbſt hier viel zu ſagen, würde am unrechten Ort angebracht ſeyn, da der berühmte Name des Verfaſſers ſchon Lobrede genug iſt. Mengs war, wie bekannt, nicht allein Künſtler, ſondern auch der größte Philoſoph in der Kunſt, und dieſes iſt es, wodurch ſich ſeine Werke und Schriften vor allen andern auszeichnen. Sie ſind mit einem Worte die Quelle des von allen Fehlern gereinigten Geſchmacks in den bildenden Künſten. Die beſten Schriftſteller haben aus ſeinen Werken und Umgang geſchöpft, und Winkelmann ſelbſt hat gewiß alles das, was er in ſeiner Geſchichte der Kunſt Gutes ſagt, dieſem Raffael zu verdanken.

M. C. F. Prange,
Herausgeber.

Ich verſpreche mir alſo nicht ohne Grund eine gütige Aufnahme dieſes Werks, das ſeinem innern Werthe nach auch alle äuſſere typographiſche Schönheit verdient. Es wird in drey Bänden mit Kupfern und dem Portrait des Nlengs von Herrn Geyſer geſtochen, auf Jubilate 1786 gewiß erſcheinen. Herr Buchdrucker Hendel in Halle, nimmt als Verleger bis zum 1ſten Januar 1786 auf alle drey Bände zwey Rthlr. in Louisd'or Pränumeration an, und bittet die Gelder und Namen der Herren Subſcribenten poſtfrey an ihn einzuſenden, und zwar um ſo mehr, weil die Namen vorgedruckt und nur ſo viele Exemplare auf Schreibpapier abgedruckt werden ſollen, als unterzeichnet worden. Die reſp. Liebhaber dieſes Werks denen vorzüglich an ſchönen Schreiberemplarien gelegen, können ſich mit ihrer Pränumeration entweder gerade an mich ſelbſt, oder an die vornehmſten Buchhandlungen ihres Orts, oder an die hochlöbl. Poſtämter und Intelligenz-Comtoirs wenden. Wollten auch andere Freunde ſo geneigt ſeyn und ſich mit einer Collection bemühen, ſo wird, wenn auf zwölf Exemplaria pränumerirt das 13te ganz, und den ſechſen die Hälfte des ſiebenten frey gegeben. Halle den 17ten Oktober 1785.

Joh. Chriſt. Hendel,
Verleger.

---

4) Dichteriſche Schilderung von den berühmteſten ſächſiſchen Luſtörtern, romantiſchen Anſichten und mahleriſchſchönen Gegenden, vorzüglich um Dresden, Meißen und Pirna, mit größern ſchönern Kupfern.

Sachſen iſt unſtreitig eines der ſchönſten und glücklichſten Länder in Teutſchland. Reichen Segen und Anmuth goß die Natur mit mütterlicher Milde über die Berge und Thäler unſers geliebten Vaterlandes aus. Durch große und

kleine

kleine Flüsse, vorzüglich die schiffreiche Elbe, durch reiche Abwechselung hoher und niederer Gebürge, welche mit Wein bekleidet, den Fuß auf blühende Wiesen setzen, und das bekränzte Haupt kühn über die Wolken erheben — durch anmuthige Thäler, bald weit und prächtig, bald enge und traulich, welche voll Feier und sanfter Majestät das Herz erschüttern, — ferner durch Gärten, welche die Natur paradisisch geschaffen und das Genie der Kunst so herrlich sich erzogen, hat Sachsen so viel Reichthum an schöner Natur — so viel sanfte und erhabene Schönheit — ist oft so viel wundervoller Reitz und Anmuth in eine Ansicht, oder in eine Scene zusammen gedrängt, daß eine jede gefühlvolle Seele mit Entzücken da weilt, und ohne den Wunsch nicht vorüber geht, diese schönen und erhabenen Züge des Pinsels der Natur, unauslöschlich in ihre Vorstellungskraft gegraben, mit sich wegnehmen zu können.

Hier habe ichs also versuchen wollen, durch treue dichterische Darstellung und fleißige Copie der Kunst diese Freunden vom Anblicke der schönen vaterländischen Natur nicht nur allgemeiner — und allen, die sie auch nicht wirklich sahen, doch anschaulich zu machen, sondern dieselben auch durch eine angenehme Wiedererinnerung zu erhalten und zu vervielfältigen. — Diese Schilderungen, welche das öftere Anschauen des so allgemein bekannten Plauischen Grundes, des Schoner Grundes, des Friedrichsthals, des Porsbergs, des Lübethals, des großen Gartens, der Meißnischen Gegenden u. s. w. veranlaßt, werden ohngefähr in dem Tone, wie die Beschreibung des Wolfthals im geheimen Tagebuche des Herzens, von demselben Verfasser, heftweis, erscheinen. Jeder Heft, auf feines Papier gut gedruckt, mit zweyen die Natur vollkommen schön darstellenden Kupfern von angenehmer Größe um auch allenfalls die Zimmer damit zu verzieren, wird von Monat zu Monat gegen den äußerst billi-

gen

gen Pränumerationspreis von acht gr. verlaſſen. Der erſte Heft erſcheint gleich mit dem 2ten Januar 1786, und bis dahin erſucht man alle reſp. Addreß- und Intelligenz-Comtoire, Poſtämter, Zeitungsexpeditionen, Buch- und Kunſthandlungen ſo wie jeden andern Beförderer des Nützlichen und Guten, Pränumeration gegen das 9te Exemplar gratis anzunehmen, und ſolche allein an mich, unter der Aufſchrift: An den Verfaſſer der Sächſiſchen Schilderungen mit Kupfern, abzugeben auf dem Addreß-Comtoir in Dresden, franco einzuſenden. Auf der Meſſe wird der Preis von jedem Hefte, welche zuſammen einen mäßigen Band ausmachen, zwölf gr. ſeyn.

Der Verfaſſer.

---

5) Sammlung aus den beſten in- und ausländiſchen Schriftſtellern.

Es iſt ſeit einigen Monaten in den öffentlichen Blättern und in beſonders herumgehenden Avertiſſements eine Schrift unter dem Titel: Sammlung aus den beſten in- und ausländiſchen Schriftſtellern, zur Aufklärung und Bildung aller Stände, angekündigt worden. Da ſich nun dieſes Unternehmen dahin abgeändert hat, daß ſtatt Sammlungen und Auszügen, lauter neue noch ungedrukte Aufſätze erſcheinen, ſo haben wir dieſe dem Publikum gewiß nicht unangenehme Veränderung bekannt machen wollen. Die erſtern Bogen haben bereits die Preſſe verlaſſen, und es können dieſelben an denjenigen Orten, wo man pränumerirt oder ſubſcribirt hat, abgelangt werden. In denſelben findet man den Anfang eines Aufſatzes, der den Herrn Probſt Hermes in Breslau zum Verfaſſer hat, und von der Erziehung der Töchter armer Gelehrten in Städten handelt. Da wir für alle Stände ſchreiben, ſo erwarte nicht jedermann,

daß

daß er gleich in den erſtern Stunden ſeine Erwartung vollkommen befriedigt ſieht, und wir bitten jeden ſein Urtheil darüber zurückzuhalten, bis er einen ganzen Band vor ſich hat; denen, welchen keine Ankündigung zu Geſicht gekommen ſeyn ſollte, oder die es vielleicht wieder vergeſſen haben, melden wir nochmals, daß von dieſer Schrift wöchentlich ein Bogen in octav erſcheint, der jedesmal für 6 pf. abgeliefert wird. Auswärtige wenden ſich an die Churfürſtl. Sächſ. Zeitungs-Expedition in Leipzig, welche die Hauptverſendung übernommen, und erhalten für Ihre Bemühung von jedem Thaler 4 gr. oder das ſechſte Exemplar. Dresden im November 1785.

Expedition der Typographiſchen Geſellſchaft.

---

6) Spazier Lieder einſamer und geſellſchaftlicher Freude.

Der Liederſammlungen ſind freylich jetzt ſchon viel. Indeſſen zuviel würden wir haben, wenn alle herausgekommene gleich gut wären. Auch die meinige, die ich hiermit dem Publikum auf Subſcription zu 16 Ggr. Conventions-Münze anbiete, und welche Muſikverſtändige des Drucks nicht unwerth glauben, würde ich gern zurückhalten, wenn ich nicht vollkommen überzeugt wäre, daß gute Muſter den muſikaliſchen Genius weit mehr zur Nacheiferung wecken, als ihn in unthätigen Schlummer und unrühmliche Genügſamkeit mit dem, was da iſt, ſinken laſſen müſſen. — Da ich unter dieſen meinen Liedern eben keine weinerlichen zähle, ſo möchte ich ſie Lieder einſamer und geſellſchaftlicher Freude nennen. Einige davon hab' ich, weil die Texte es verdienten und in den beſondern Strophen auch beſondern Ausdruck forderten, ganz durchkomponirt; ſämtlich ſind ſie aber eben ſo wenig mit ſterilen Accorden überladen,

als ſchwer und unſingbar in der Melodie. Sollte es mir nun gelingen, durch gütige Unterſtüzung den Abdruck derſelben befördern zu können: ſo würde ich bitten müſſen, die Namenverzeichniſſe vor Neujahr gefälligſt einzuſenden, weil das Werk bald nachher abgeliefert werden ſoll.

Verſuche in der Singe-Kompoſition habe ich übrigens ſchon an den Tag gelegt, durch eine Sammlung Lieder und Geſänge 1781., die Kenner nicht ohne Beyfall aufgenommen haben; durch eine Kantate Roſaliens Klagen, in Partitur mit einem Klavierauszuge, 1785. bey Hr. Hofmann in Hamburg, und durch zwanzig vierſtimmige Chöre, im Betſale zu Deſſau geſungen, auch mit untergelegtem Klavierauszuge, welche leztern eben bey Hrn. Cruſius in Leipzig herausgekommen ſind.

Für die Mühe des Einſammlens iſt, wie gewöhnlich, das zehnte Exemplar beſtimmt. Briefe erbittet man ſich poſtfrey.

Alle Herausgeber gelehrter Blätter und Zeitungen werden um die baldige Bekanntmachung dieſer Anzeige gefälligſt erſucht. Sonſt kann man ſich beſtimt adreſſiren, in Leipzig, an die Herren Buchhändler Cruſius und Göſchen und an die Buchhandlungen, die mit jenen in näherer Verbindung ſtehen; in Deſſau, an Hrn. Muſikdirektor Ruſt und Hrn. Prof. Creme; in Göttingen, an die Dietrichſche Buchhandlung, oder an mich.

Göttingen, im September 1785.

Karl Spazier.

---

7) Ziehens Anzeige eines bevorſtehenden auſſerordentlichen Erdfalls nebſt erklärender Theorie deſſelben.

Der ſel. Superintendent Ziehen zu Zellerfeld auf dem Communion-Oberharz, hat ein Werk, welches betitelt iſt:

An-

Anzeige eines bevorſtehenden auſſerordentlichen Erdfalls, nebſt erklärender Theorie deſſelben, zum Druck völlig präparirt, hinterlaſſen; von welchem ein unvollſtändiger Auszug, kurz vor ſeinem Tode, wider ſein Wiſſen und Willen im Publiko erſchienen, auch nach ſeinem Tode zu zweyen malen von neuen aufgelegt iſt, der aber eben deswegen, weil er unvollſtändig, und nicht mit den nöthigen Gründen begleitet war, Gelegenheit zu manchem Tadel gegeben, aber doch auch wegen der Wichtigkeit ſeines Inhalts von vielen Tauſenden mit vieler Aufmerkſamkeit geleſen iſt. Man iſt willens, dieſes von vielen Scharfſinn, wie auch aſtronomiſcher und phyſikaliſcher Gelehrſamkeit zeugende Werk dem Publiko in die Hände zu geben, und man zweifelt nicht, daß hiedurch nicht nur der ſelige würdige Mann von dem Verdacht aller Schwärmerey gerettet, ſondern auch ein jeder, der darüber zu urtheilen fähig iſt, daſſelbe mit Nutzen leſen werde.

Um die Ausgabe zu erleichtern, werde ich Endesgenannter, dem der Auftrag hiezu von den Erben gegeben worden, den Weg der Pränumeration erwählen. Das ganze Werk wird ſauber in groß Octav etwa auf 22 bis 25 Bogen gedruckt, und ſoll demſelben zur Erläuterung ein mathematiſches Kupfer beygefügt, und die Exemplare ſchon im Februar, ſpätſtens im März 1786. abgeliefert werden.

Der Pränumerations-Preis beträgt für ein Exemplar auf Druckpapier 1 Rthlr. 4 ggr., und auf Schreibpapier 1 Rthlr. 6 ggr. den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Nach abgelaufenem Pränumerations-Termin wird kein Exemplar unter 1 Rthlr. 12 ggr. verabfolgt werden. Die Pränumeration nimmt vom October 1785. den Anfang, und dauert bis zu Ende des Januars 1786. Diejenigen, welche ſich für dieſes Werk gefälligſt intereſſiren wollen, bekommen für fünf Exemplare ein halbes, und für zehn Exemplare ein ganzes

ges frey. Die Namen der ſämtlichen Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt, und ich erſuche ſelbige, ſich entweder an mich, oder an die nächſtgelegenen Zeitungs-Intelligenz- und Poſt-Comtoirs zu addreſſiren, jedoch Briefe und Gelder franco einzuſenden. Zellerfeld, auf dem Communion-Oberharz.

Johann Chriſtian Gotthard, jun.
Kaufmann hieſelbſt.

Nachricht

den Debit des T. M. fürs Jahr 1786. betreffend.

Da wir den Haupt-Debit des Teutſchen Merkurs, welchen bisher die Hoffmanniſche Buchhandlung allhier zu Weimar hatte, mit dem 1ſten Januar 1786. Hrn. Buchhändler G. J. Göſchen zu Leipzig übertragen: ſo erſuchen wir hierdurch ſämtliche Herren Buchhändler und andere Intereſſenten, welche bisher ihre Exemplare des T. Merkur von der Hoffmanniſchen Handlung empfiengen, nunmehr ihre Beſtellungen fürs Jahr 1786. bey Hrn. Buchhändler Göſchen zu Leipzig zu machen, und der genaueſten und ordentlichſten monatlichen Expedition verſichert zu ſeyn. Sollte ſich irgendwo, wie wir doch nicht hoffen, bey dieſer nothwendigen und die Expedition des Merkurs ſehr erleichternden Veränderung ein Verſtoß finden, ſo erbitten wir uns nur eine gefällige Anzeige davon, und es ſoll demſelben augenblicklich abgeholfen werden. In Anſehung der Expedition durch die Poſtämter bleibt alles in ſeinem vorigen Gange. Weimar, den 16ten December 1785.

Die Expedition des T. Merkur.

Dowglas.

Wiſſe denn, mein Name iſt Dowglas, und ich verfolge dich deßwegen ſo, weil man mir ſagt, du ſeyſt ein König.

Blunt.

Man ſagt dir die Wahrheit.

Dowglas.

Der Lord von Stafford hat bereits davor bezahlt, daß er dir gleich ſieht; denn weil ich ihn für dich anſah, König Harry, ſo hat ihm dieſes Schwerdt ein Ende gemacht. Und ſo ſoll es auch dir thun, es wäre dann, daß du dich mir gefangen geben willſt.

Blunt.

Ich bin nicht gebohren mich zu ergeben, du übermüthiger Schotte, und du ſollſt einen König finden, der Staffords Tod rächen wird.

(Sie fechten, Blunt fällt.)

Indem tritt Hot-Spur auf.

Hot-Spur.

O Dowglas, hätteſt du zu Holmedon ſo gefochten, nie hätt ich über einen Schotten geſiegt.

Dowglas.

Alles iſt gethan, alles gewonnen, todt ligt der König hier!

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1786.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Januar, 1786.

I.

Ueber die Sterndeutekunſt.

Wenn es wahr iſt, was man ſagt, daß unter den mancherley Arten von altem Aberglauben auch die Aſtrologie jetzt von neuem ihre Anhänger findet und begünſtiget wird, und dazu die vor kurzem angekündigte ſogenannte ächte Ausgabe der Weiſſagung des verſtorbenen Superintendenten Ziehen, zu Zellerfeld, von einem unſerm teutſchen Vaterlande bevorſtehen ſollenden großen Erdfalle, um ſo mehr ein Beyſpiel abgiebt, als dieſe vorgebliche Weiſſagung nicht auf tiefen aſtronomiſchen Kenntniſſen, wie in der Ankündigung geſagt wird, ſondern vielmehr auf aſtrologiſchen Grillen beruhet: ſo iſt es ja wohl nicht undienlich, dieſer Krankheit der Seele gleich das Heilmittel entgegen zu ſtellen. Ich fand es in einem zu Paris im Jahre 1739. erſchienenen Werke, das den Titel führt: Explication de divers Monumens ſinguliers, qui ont rapport à la Religion des plus anciens peuples, avec l'examen de la dernière édition des St. Jerôme &

un Traité sur l'Astrologie judiciaire; ouvrage enrichi de Figures en Taille douce. Par le Dom *** (Jaques Martin) Religieux Benedictin de la Congreg. de St. Maur. in 4to. Was ich aus diesem Buche hier mittheile, ist aus der Abhandlung sur l'Astrologie judiciaire ausgehoben. Die Veranlassung zur Verfertigung dieser Abhandlung gab dem Pater Martin ein alter Talisman, den er auch in Kupfer vorstechen ließ, und wovon er seinem Aufsatze eine Beschreibung vorsetzte. Da man die abergläubische Meinung hatte, daß die Kräfte der Talismane von den Einflüssen der Gestirne und den Constellationen herrührten, diese Einflüsse aber auf den Grundsätzen der Astrologie beruhen: so widerlegt sie der Verfasser zugleich dadurch, daß er die Grundpfeiler der Astrologie umreißt, und das ganze Gebäude, nebst allem was sich darauf stützt und lehnt, zertrümmert.

I.

Ursprung der Sterndeutekunst. Ihr Alterthum, Fortgang und verschiedene Schulen. Unterschiedene Merkmale einer jeden Schule. Wie die neuern Araber die Sterndeutekunst verändert haben. Verschiedenheit zwischen den alten und neuern Arabern.

Die Sterndeutekunst ist ihre Entstehung der Astronomie schuldig. Als diejenigen, die sich mit der letztern

tern beſchäftigten, ſahen, daß das Studium des Laufs und der Bewegung der Geſtirne ihnen wenig oder gar keinen Vortheil gewährte, ſo verwandelten ſie ſich in Aſtrologen; und indem ſie die Schwachheit der Menſchen, die ſo geneigt ſind, in die Zukunft zu ſehen, benutzten, machten ſie aus dieſer ſchönen Wiſſenſchaft eine Kunſt des Scharlatans.

Die Chaldäer brachten ſie zu erſt in Schwung, und Strabo bemerkt, es ſey zu Babylon ein Obſervatorium geweſen, welches zur Wohnung derjenigen Klaſſe von Philoſophen des Landes beſtimmt war, die ſich der Aſtronomie widmete, und die man ſeitdem Chaldäer genennet hätte; daß ein Theil von ihnen ſich mit dem Nativitätſtellen abgegeben, aber von den übrigen verlacht worden wäre. *) Der Verachtung ihrer Mitbrüder ohngeachtet verbreiteten ſie ſich doch bald von Babylon aus durch Aegypten, dann durch Griechenland, und endlich durch den übrigen Theil der Erde, wo man ſie bald Chaldäer, bald Aſtrologen, oft auch Nativitätſteller, zuweilen Sternſeher, Mathematiker und dergl. nannte.

Dieſer Fortgang veranlaßte die Entſtehung dreyer verſchiedener Schulen der Sterndeutekunſt. Die erſte war die Schule der Chaldäer ſelbſt, die zweyte die der Aegyptier, und die dritte, die der Griechen.

*) Strabo Lib. XI. p. 739.

Um die ununterbrochene Folge ihrer vierhundert drey und siebenzig tausendjährigen astronomischen Observationen, *) die sie sich bey der Ankunft Alexanders in Asien gemacht zu haben rühmten, zu rechtfertigen, lehrte die chaldäische Schule: daß die Welt von Ewigkeit her da sey; daß sie durch ein und vierzig Gestirne oder Constellationen regieret würde, wovon sich dreyßig ausser dem Thierkreise, und eilf innerhalb desselben befänden; daß diese und jene Götter wären, doch mit dem Unterschiede, daß die Sterne im Thierkreis eine unumschränkte Gewalt hätten, die Gewalt der andern aber nur untergeordnet sey; und es wären folglich die dreyßig zur rechten und linken Seite des Thierkreises befindlichen Sterne nur untergeordnete Gottheiten. Die Chaldäer gaben ihnen auch nur den Tittel der Rathgebenden, wovon die Römer vielleicht ihre Dii consentes hergenommen haben. Funfzehn von diesen Sternen waren in der obern, und die übrigen funfzehn in der untern Halbkugel. Sie waren gleichsam zwey Tribunale oder Regierungen, die alles gemeinschaftlich anordneten, und die, um mit größter Uebereinstimmung zu Werke zu gehen, unter sich eine wechselseitige Gemeinschaft mittelst eines Eidbeins errichtet hatten, den sie regelmäßig von zehn zu

*) Wenn die Chaldäer, sagt Cicero, 470000 Jahre zugebracht haben, die Geburt der Kinder zu beobachten, warum haben sie solches nicht fortgesetzt? Cic. de divinat. L. 2. N. 97. E. auch Diodor. Sic. L. 2.

zu zehen Tagen einander zuſchickten, um ihnen Nachricht von dem Zuſtande der Sachen ihrer beyderſeitigen Hemiſphären zu bringen.

Was die Sterne der erſten Klaſſe, nemlich innerhalb des Thierkreiſes, betrift, ſo hatten ſie das Jahr unter ſich in eilf Theile getheilt, und da ein jedes ſeinen eigenen Monat hatte, ſo regierte auch jeder, wenn ihn die Reihe traf, obgleich die einen etwas länger als die andern. Zwar wohnte die Göttlichkeit, die Tugend, die Stärke, der Einfluß, ſowohl dieſer als der andern dreyßig Sterne, nicht in den Zeichen oder Conſtellationen, die in unſere Augen fallen, und die man am Himmel ſieht, ſondern vielmehr in den unendlich weiter entfernten Sternen, die man ſich im Geiſte dachte, und die am Firmamente die Stelle einnahmen, mit welcher die niedrigen ſichtbaren Sterne in gerader Linie ſtanden. Auf dieſe Art waren nach den Chaldäern Sonne, Mond und die übrigen Planeten nicht ſelbſt Götter, ſondern nur Dollmetſcher der Götter, und dieſes war die Urſach, warum ſie in ihrem Laufe niemals den Thierkreis überſchritten, um nemlich in dem Willen der Götter unterrichtet zu werden, und ſolchen den Menſchen bekannt zu machen.

Man muß geſtehen, daß für eine ſo verwickelte und abſtrakte Wiſſenſchaft als die Sterndeutekunſt iſt, nichts ſimpler war als die Aſtrologie der Chaldäer: aber, die Aegyptier nahmen ihr dieſe Simplicität bald.

Sie glaubten mit ihren Nachbarn, daß die Sterne so viele Götter wären; behaupteten aber, daß die Sonne, unter dem Namen des Oſiris, und der Mond unter dem Namen der Iſis, die Welt regierten; demohngeachtet aber eigneten ſie durch einen Contraſt, wovon man keinen Grund mehr anzugeben weiß, den Sternen unüberwindliche Einflüſſe zu, die ſie auf ihre Grenzen, auf ihre Wohnungen, auf Triangel, auf Decane, und auf das Aufſteigen und die Höhe der Planeten einſchränkten.

Um die Fortſchritte zu beglaubigen, die ſie in dem Studium der Geſtirne gemacht zu haben ſich rühmten, gaben ſie ſich ein Alterthum, worin man ſich verlohr. Denn nicht genug zu glauben, daß Vulkan unzählige Jahrhunderte hindurch unter ihnen geherrſcht habe, behaupteten ſie auch noch, daß die Regierung ſeines Sohnes, der Sonne, 600576 Jahre gedauert habe. Zu Gunſten dieſer Träume haben die Aegyptier nie ermangelt, den Aſtronomen einigen Dienſt zu erweiſen: denn es iſt gewiß, daß ſie zuerſt auf die Entdeckung gekommen ſind, daß der Mond ſein Licht von der Sonne borge, welches von dem Griechen allgemein angenommen wurde.

Dieſe letztern haben ihres Orts in Anſehung der Aſtrologie der Chaldäer eben das gethan, was die Aegyptier vor ihnen gethan hatten. Sie nahmen die Grundlage davon an, und richteten ſie nach ihrem

Ge-

Geſchmack und ihrem Genie zu. Sie fiengen nemlich damit an, alle Theile derſelben auf ihre Mythologie anzuwenden, welches ſie nöthigte, die Vergötterung der Geſtirne eben ſo verſchiedenen als neuen Urſachen zuzuſchreiben. Wenn ſie alſo z. B. die Conſtellation annahmen, die ihre Lehrmeiſter den Strom nennten, ſo eigneten ſie ihm einen Urſprung von ihrer Erfindung zu, indem ſie vorgaben, dieſer Strom ſey der Eridanus, *) ſtatt daß die Aegyptier lehrten, es ſey der Nil.

Die Griechen thaten noch mehr; denn aus den eilf Zeichen des Thierkreiſes, die die Chaldäer zählten, machten ſie deren zwölf, indem ſie die Waage an die Stelle der Scheeren des Skorpions ſetzten, und letztere in den Raum einſchloſſen, welchen ſein Körper und ſein Schwanz zuvor eingenommen hatten. Sie theilten ſogar den Thierkreis in zwölf gleiche Theile, deren jeden ſie einem von den zwölf Zeichen zutheilten: anſtatt daß die Chaldäer den einen von ihren Zeichen zwanzig, den übrigen vierzig Grade, nach ihrer Beſchaffenheit, oder vielmehr nach der Vorſtellung, die ſie ſich von ihnen machten, zueigneten.

Dieſes war das Vorſpiel zu den Veränderungen, die die Griechen in der Himmelskugel der Chaldäer machten. Folgendes war die Vollendung davon.

*) Es ſey nun, daß es der Po, oder vielmehr der Eridanus in Afrika oder in Theſſalien, wie man Grund zu glauben hat, geweſen iſt.

1) Sie eigneten den Planeten dieſelbe Tugend, dieſelben Eigenſchaften, dieſelben Einflüſſe, wie den Conſtellation zu: gegen die Meynung der Chaldäer, die nur allein den Conſtellationen das Recht und die Ehre vorbehielten, ſowohl überhaupt als in beſondern Fällen über alle Begebenheiten, die ſich in der ſublunariſchen Welt ereignen, zu entſcheiden; und zum Grundſatz annahmen, daß die Planeten weiter keinen Theil daran hätten, als dieſe Ereigniſſe blos anzukündigen.

2) Sie nahmen nur die ſichtbaren Conſtellationen an, wovon ihnen die Chaldäer Kenntniß gegeben hatten, und lieſſen die unſichtbaren und intellektuellen fahren, die ſich die Chaldäer an dem Himmel einbildeten, und denen ſie die Tugend der Nativitätſtellung beylegten, das iſt, das unumſchränkte Alleinrecht, das Schickſal der Menſchen, ihre Erhöhung und Erniedrigung, ihre Geſundheit und Krankheiten, ihre Reichthümer und Armuth, ihr Glück und Unglück, ihre Freuden und Leiden, ihre Schönheit und Häßlichkeit, ihre Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, ihre Beſtändigkeit und Unbeſtändigkeit, ihre Geſichtsfarbe, ihren Körperbau, die Flecken ihres Geſichts, ihre Aemter und Stellen, Würden und Ehren, ihre Launen, ihr Temperament, ihren Geiſt, ihre Talente, mit einem Worte, ihre guten und böſen Eigenſchaften, und alle, auch die geringſten Umſtände

ihres

Hot-Spur.

Wo?

Dowglas.

Hier.

Hot-Spur.

Dieſer, Dowglas? Nein: Ich kenne ſein Geſicht zu wohl; ein braver Ritter war es, ſein Name war Blunt; er trägt nur eine Rüſtung wie der König.

Dowglas.

Ah! du Unſinniger! zu theuer haſt du einen geborgten Titel erkauft. Warum ſagteſt du mir, du ſeyſt ein König?

Hot-Spur.

Der König hat viele, die in ſeinen Kleidern gehen.

Dowglas.

So will ich, bey meinem Schwerdt, alle ſeine Kleider umbringen, ſeine ganze Garderobe, Stük für Stük bis ich ihn ſelbſt antreffe.

Hot-Spur.

Auf und hinweg; unſre Leute halten ſich ſo gut, daß wir uns den Sieg verſprechen können.

[Sie gehen ab.]

ihres Lebens, von dem ersten Augenblicke ihrer Geburt bis an ihren letzten Hauch zu bestimmen.

3) Sie trugen die Tugenden auf die sichtbaren Zeichen des Thierkreises über, die die Chaldäer blos den intellektuellen Zeichen beylegten. Auf diese Weise glaubten die Griechen auf das zuversichtlichste, daß die sichtbaren Zeichen, als Zeichen, oder weil sie diesen oder jenen Namen führten, dieses oder jenes Thier vorstellten, diese oder jene Figur hätten, auch ihre bestimmte Wirkung hervorbrächten, oder ein gewisses bestimmtes Ereigniß prognosticierten; da hingegen die Chaldäer, die den intellektuellen Thierkreis, den sie festgesetzt hatten, nie aus dem Gesicht verlohren, alles dieses auf die Oerter, die die sichtbaren Zeichen am Himmel einnahmen, und auf die Entfernung, worin sich dieselben von einem oder mehrern andern Zeichen befanden, je nachdem sie sich zu einander schickten oder nicht schickten, selbst bezogen.

Um sich wegen dieser Veränderungen zu rächen, haben die Araber seitdem die Astrologie der Griechen getrieben, und hierin haben es die Neuern der Araber wieder quitt gemacht.

Ich vermische übrigens die Araber, von welchen ich rede, nicht mit den alten Arabern, welche, da sie die Sterndeutekunst von den Urhebern dieser Wissenschaft selbst empfangen hatten, dieselbe auf den Planeten

netendienſt zurückführten; nicht als ob ſie geglaubt hätten, dieſe Geſtirne wären Gottheiten, ſondern weil ſie verſichert waren, daß die reinen Intelligenzen, *) deren Vermittelung ſie, wie ſie ſagten, ſich nicht entbrechen könnten, in ihnen wohnten, und ſie, wie die Seele unſern Körper, belebten.

Um ſich alſo dieſe reinen Intelligenzen geneigt zu machen, verehrten ſie die Planeten, als ihr Heiligthum: demzufolge gravirten ſie ihre Figur, und eigneten einem jeden ſein Lande, ſeine Pflanzen, ſeine Bäume, ſeine Mineralien u. ſ. w. zu. Sie theilten die Tage, Nächte, Stunden und Augenblicke unter ſie. Sie beobachteten ferner ihren Lauf, ihr Haus, ihren Ruheplatz, ihren Auf- und Untergang, ihren Gegenſchein, ihre Zuſammenkunft, ihre Phaſes, ihren Schein, ihre Stralenwerfung, und alles was ſich daraus ergab. Wollten ſie demnach z. B. durch die Vermittelung des Saturnus eine Gunſtbezeigung erlangen, ſo wählten ſie hierzu den Sonnabend und die erſte Stunde, weil dieſer Tag und dieſe Stunde, der planetariſche Tag und Stunde des Saturns iſt; und nachdem ſie ſich auf eine dieſem Planeten angemeſſene und mit ihm ſympathiſierende Art gekleidet hatten: ſo richteten ſie an die gegrabene Figur, die ſie von ihm ſich gemacht hatten, eine ausdrücklich dazu verfertigte Gebetsformel, mit gänzlicher Zuverſicht, daß die reine im Saturn wohnende Intelli-

*) E. Pocock Specim. Hiſtor. Arabum p. 139. ſeqq.

telligenz nicht ermangeln werde, ſie zu erhören, wenn das, was ſie begehrten, in ihrer Gewalt ſtünde.

Einige Araber giengen noch weiter. Denn als ſie bemerkten, daß die Planeten ihre Ellipſen, Immerſionen, ihren Aufgang und Untergang hätten, und daß alſo dieſe heiligen Wohnungen der reinen Intelligenzen in ſo beträchtlichen Zwiſchenzeiten ihre Wohlthaten und Einflüſſe nicht zu ihnen herab gelangen laſſen könnten: ſo erſezten ſie dieſe Unwirkſamkeit mit Bildniſſen von jedem Planeten, die ſie beſtändig mit ſich führten, und von welchen ſie glaubten, daß ſie alle Kräfte und Tugenden der Planeten beſäßen, die nicht über dem Horizonte ſtänden, oder die, ob ſie gleich daſelbſt befindlich wären, doch wegen der Lage, worin ſie ſich befänden, keine Würkung hervorbringen könnten. Zu dieſem Ende ſorgten ſie dafür 1) daß jedes Bild aus einem Metall gemacht wurde, daß ſich zu dem Planeten, den es vorſtellen ſollte, ſchickte. 2) Daß es an dem Tage, in der Stunde und in dem Augenblicke, wo der Planet am glücklichſten war, gegoſſen werden muſte. Man nennte dieſe Araber Bilderarbeter, um ſie von den erſtern zu unterſcheiden, die man Anbeter der heiligen Wohnungen nannte. Aber ſowohl dieſe als jene erkannten den wahren Gott unter dem Namen des Herrn der Herren, welches ſie nicht hinderte, jene, aus ihren heiligen Wohnungen, und dieſe, aus ihren Bildern, Götter und Herren zu machen.

2.

Schädliche Lehrsätze und Ungereimtheiten, auf welchen die Sterndeutekunst beruhet. Eigenthümliche Tugenden, die die Astrologen jedem Planeten zueignen.

So viele Aenderungen und Abweichungen hätten freylich den Anhängern der Sterndeuterey die Augen öffnen, und sie ein für allemal von ihrer Falschheit und Unnützlichkeit überzeugen sollen. Allein anstatt diese Würkung hervor zu bringen, diente alles dieses vielmehr zur Erzeugung neuer Hirngespinste, die sie jenen ihrer Vorgänger zugesellte; und aus dieser Verbindung machten sie eine monströse Zusammensetzung, die, indem sie ihren Verstand irre führte, ihr Herz verderbte. Denn wie kann man jene albernen Meinungen anders nennen, daß der Himmel ein Buch sey, worinn mit leserlichen Buchstaben geschrieben stehe, was für Schikſale bis auf die kleinsten Umstände, Königreiche, Provinzen, Städte und jeder einzelne Mensch zu erwarten haben? Daß eine Verbindung, eine Analogie und ein enges und nothwendiges Einverständniß zwischen der Ober- und Unterwelt statt finde; daß der obere Theil der Welt dem untern sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen die Bewegung ertheile, dergestalt, daß es kein Wesen gebe, das nicht einem Gestirn unterworfen sey, von welchem dasselbe nach allen möglichen Umständen und Verhältnissen in Ansehung seiner Entste-

hung,

hung, Fortdauer und seines Endes, abhänge? Daß von den Gestirnen die einen männlich,*) und die andern weiblich, die einen östliche, die andern westliche, die einen nördliche, die andern südliche, die einen Nacht- die andern Taggestirne wären, daß es aber für den Merkur gleichgültig sey, ein männlicher oder weiblicher, oder ein Tag- oder Nacht-Planet zu seyn; daß er also männlich oder weiblich, ein Tag oder Nachtstern sey, je nachdem er einen männlichen oder weiblichen, einen Tag-**) oder Nachtplaneten zum Begleiter habe?

Daß

*) Die männlichen Sternbilder sind: der Widder, die Zwillinge, der Löwe, die Waage, der Schütz und der Wassermann. Die weiblichen sind: der Stier, der Krebs, die Jungfrau, der Skorpion, der Steinbock und die Fische.

**) Die Tagplaneten sind die, die am Tage, und die Nachtplaneten die, die während der Nacht Glück bringen. Saturn, Jupiter und die Sonne sind Tagplaneten; Mars, Venus und der Mond, sind Nachtplaneten. Der Merkur bequemet sich, wie eben schon gesagt worden, sowohl nach dem Tage als der Nacht. Das Einzige, was man in Ansehung seiner beobachtet, ist dieses, daß man ihn nur dann erst als einen Tagplaneten betrachtet, wenn er östlich ist, und als einen Nachtplaneten, wenn er westlich ist, obgleich sein Einfluß für weit stärker gehalten wird, wenn er ein Nachtplanet ist. Was die andern Elemente betrift, so entscheiden ihre verschiedenen respektiven Aspecten über das Gute oder Uebel, das sie würcken, nach welchen sie bald gutes, bald böses einflössen. Wenn z. B. der Mond im Abnehmen mit Venus oder Mars in Vereinigung kömmt, so weissagt er lauter Gutes und Glück; hingegen drohet er alle Arten von Uebel, wenn er als Neu- oder Vollmond mit diesen Planeten in Vereinigung ist.

Daß die Geſtirne der Freude und Traurigkeit, der Freundſchaft und Feindſchaft, der Sympathie und Antipathie, der Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung, empfänglich wären, und daß ſie volle, leere, glänzende, dunkle, dunſtige und wäſſerige Theile hätten? Daß Saturn diejenigen, bey deren Geburt er regiere, braun, vorſichtig, ernſthaft, langſam, geizig, verſchwiegen; Jupiter gut, gottesfürchtig, klug, beſcheiden; Mars röthlich von Haar, grauſam, wild, treulos; die Sonne ruhmvoll, ehrenreich, ſtark an Geiſt und Körper, voll von Hoffnung, ſiegreich; Venus dem weiblichen Geſchlecht ergeben, ſchön, geſittet, galant; Merkur liſtig, betrügeriſch, flüchtig, unruhig, irregulös; der Mond unbeſtändig, lügenhaft, heuchleriſch, verrätheriſch, gefräßig, eingeſchränkt u. ſ. w. mache, u. ſ. w.

Aber wo würde ich hingerathen, wenn ich verbunden wäre, die Kraft und Eigenſchaften eines jeden Sterns beſonders zu bemerken? Wer ſich näher davon unterrichten will, braucht nur die erſte Aſtrologie, die ihm in die Hand fällt, nachzuſchlagen, und die fünf weſentlichen Dignitäten der Planeten nachzuſehen, auf welche das Syſtem der neuern Sterndeutekunſt zurück geführet wird, und die die Grundlage und der ganze Inbegriff der ernſthaften Träumereyen ſind, die die Aſtrologen ausgeheckt haben. Schon ihre Namen tragen das Zeichen der Verwerfung an ihrer Stirn. Sie heiſſen das Haus, die Erhöhung, die Dreyfachheit, die

Faces

Faces oder Decanen, und die Domänen, oder wie sie die lateinischen Schriftsteller nennen, die Fines oder Termini. Wir halten uns bey ihrer Erklärung nicht auf.

3.

Die Kenntniß, die die Chaldäer und Aegyptier aus ihren astrologischen Beobachtungen gezogen zu haben vorgeben, ist eine Fabel. Ursach des Winters und des Sommers, des Frühlings und des Herbstes. Die Verbindung der verschiedenen Stralenwerfungen der Sterne nach allen Lagen ist schlechterdings unmöglich.

Aus allen was bisher gesagt worden, erhellet, daß sich die Operationen dieser Kunst auf die Combination der verschiedenen Stralenwerfungen der Sterne in dieser oder jener Lage gründe, und daß diese Combination nicht möglich sey.

Ich will meine Zeit nicht damit verlieren, die Wahrheit der ersten Behauptung zu beweisen, sie springt selbst minder hellsehenden in die Augen; und man braucht nur eine geringe Aufmerksamkeit anzuwenden, um sich von der Wahrheit des zweyten Satzes zu versichern.

Ohne mit Cicero*) zu verlangen, daß man mir die Beobachtungen so vieler Jahrtausende vorzeige, die die

*) de Divinat. Libr. 2. Num. 97.

die Chaldäer auf der einen und die Aegyptier auf der andern Seite über die Natur der Gestirne, beyde für sich allein, gemacht zu haben sich rühmen, und nach welchen sie die Regeln der Sterndeutekunst entworfen hätten, die sie in Ausübung brachten, will ich einmal das Daseyn dieser Beobachtungen und die Regeln gelten lassen, und ich frage: werden wohl fünf Gemälde in einem Saal, die in einiger Entfernung von einander stehen, immer alle auf einmal und auf jeden Blick den nehmlichen Gesichtspunkt von allen Stellen des Saals, woraus man sie betrachten kann, darbieten? Die Verbindung der Stralenwerfungen der Gestirne wechselt folglich mit jedem Schritte, den wir thun. Die Regeln der Sterndeutekunst, die sich auf die zu Babylon und Memphis gemachten Beobachtungen gründen, können also höchstens nur zu Babylon und zu Memphis gelten, keineswegs aber, für die Antipoden von Chaldäa und Aegypten, wo der Himmel und der Stand der Sterne gerade der entgegengesetzte ist. Eben so wenig würden sie auch unter dem Aequator von Nutzen seyn, wo man eine ganz verschiedene Luft athmet; so auch zwischen dem Aequator und den Wendezirkeln, und noch weniger zwischen den Mondzirkeln und den Polen, wo die Bewohner eines neuen Himmels genießen, so wie sie neues Land anbauen. Aber was wird aus den angeblichen Regeln der Chaldäer und Aegypter unter den Polen, wo es weder Orient noch Occident giebt, wo die Planeten nur ein einziges mal während des ganzen

Laufs

Laufs ihrer Periode auf- und untergehen, wo endlich der Thierkreis und die Fixſterne ihre Stelle nicht verändern?

Nichts vernichtet aber die Schimäre von Verbindungen der Stralenwerfungen der Geſtirne beſſer als die phyſiſche Urſache von der Verſchiedenheit der Klimate. Denn, ohngeachtet jedes Geſtirn ſeine Eigenheiten, Beſchaffenheiten, Würckungen und Einflüſſe, wie die Sonne ihre Wärme und ihr Licht, hat; iſt es doch ſicherlich nicht die Sonne, die Winter und Sommer, Frühling und Herbſt macht; vielmehr bringt die verſchiedene Lage der Länder die Jahreszeiten hervor. In der That bleibt ſich die Sonne immer gleich, und verbreitet ihre Wärme immer auf dieſelbe Art. In Anſehung aller Gegenden der Erde hingegen iſt es nicht ſo. Je nachdem eine jede mehr oder weniger vom Aequator entfernt liegt, je nachdem empfängt auch eine jede die Sonnenſtralen mehr oder weniger ſchief, oder mehr oder weniger ſenkrecht; und ſie hat Winter und Sommer, Frühling und Herbſt, je nachdem ſie von Sonnenſtralen länger oder kürzere Zeit erwärmt und erhellet wird.

Es iſt nicht nöthig anzumerken, daß die Erde mit allen Sternen zuſammen genommen in einem unendlich geringern Verhältniſſe ſtehe, als mit der Sonne. Wenn alſo die ganze Kraft der Sonne ſich in Anſehung der Erde lediglich auf das Erwärmen und Erhellen einſchränkt, worauf muß ſich die Kraft der Fixſterne ein-

ſchränken, deren ungeheure Entfernung nothwendig alle Einflüſſe aufhebt; weil die Polarſterne, die Erde mag, auf dieſem oder jenem mehr oder weniger vom Pol entfernten Punkte, in der Bahn, die ſie um die Sonne beſchreibt, ſtehen, immer in derſelben Größe erſcheinen. Wenn ſogar eine Entfernung von mehr als hundert Millionen Meilen, mehr oder weniger, von Seiten der Sterne keine Veränderung in unſern Augen hervorbringt; wie könnten wohl die Stralen ſelbſt derjenigen Sterne, die noch unendlich weiter von uns entfernt ſind, eine Veränderung in dem Schikſale der Menſchen und in der Natur der Metalle bewürcken?

Vergeblich führen die Aſtrologen hier die Verbindung der Stralenwerfung an, und verwerfen die Stralenwerfungen ſelbſt: dies iſt eine Verſchanzung, von der man ſie ſelbſt ſehr bequem angreiffen und überwinden kann. Man braucht ſie nur bey der Natur der Stralenverbindung ſelbſt feſt zu halten, die weit mehr Blößen giebt, als die Stralenwerfung. Ohne uns aber ſelbſt darauf einzulaſſen, wollen wir den la Bruyere hören. *)

„Weiſt du wohl, daß dieſe dreyßig Millionen weite Entfernung der Erde von der Sonne, und die Entfernung der Erde vom Saturn, die dreyhundert Millionen Meilen beträgt, in Vergleichung mit der Entfernung der Erde von den Fix-Sternen, etwas ſo

*) Caracteres ou mœurs de ce ſiécle 8. edit. p. 697.

Siebende und Achte Scene.

Falſtaff und der Prinz Heinrich.

Falſtaff redt im Ton einer Memme eine kleine Weile mit ſich ſelbſt; der Prinz der dazu kommt verlangt, ſeinen Degen von ihm; Falſtaff will ihn nicht hergeben, ſo lange Percy noch lebe, und bietet dem Prinzen ſein Piſtol an; indem es der Prinz aus dem Hulſter heraus ziehen will, zeht er eine Flaſche mit Sect heraus; ein lautes Gelächter aus dem Paradies bewillkommt dieſen guten Einfall, und die Abſicht dieſer Scene iſt erreicht.

Neunte Scene.

Trompeten und Feldgeſchrey; Excurſionen; der König, der Prinz, Lord John von Lancaſter, und der Graf von Weſtmorland treten auf.

König Heinrich.

Ich bitte dich, Harry, zieh' dich zurük, du bluteſt zu ſtark; Lord John von Lancaſter, geht ihr mit ihm.

Lancaſter.

Nicht eher, Gnädigſter Herr, bis ich auch blute.

ſo unbedeutendes iſt, daß man ſich nicht einmal ſchicklich genug ausdrückt, wenn man ſich bey Gegeneinanderhaltung dieſer Entfernung des Worts Vergleichung bedient? Und in der That, was für ein Verhältniß hat auch eine Sache, die man ausmeſſen kann, ſie ſey ſo gros ſie wolle, mit einer Sache, die ſich nicht ausmeſſen läßt? Man kennt die Höhe eines Fixſterns nicht, ſie iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, unmeßbar. Hier helfen weder Winkel, noch Sinus, noch Parallaxen. Wenn zwey Perſonen, die eine zu Paris, die andere in Japan, einen Fixſtern betrachteten, ſo würden die zwey Linien, die von ihren Augen bis an dieſen Stern reichten, keinen Winkel machen, ſondern ſich in eine und dieſelbe Linie verlieren, ſo ganz und gar keinen Raum hat die ganze Erde in Rückſicht auf dieſe Entfernung. Dieſes haben jedoch auch die Fixſterne mit dem Saturn und der Sonne gemein; ich muß alſo noch etwas mehreres ſagen. Wenn zwey Aſtronomen, der eine auf der Erde, der andere in der Sonne zu gleicher Zeit einen Stern beobachteten, ſo würden die beyden Geſichtsſtralen dieſer zwey Beobachter auch noch keinen merklichen Winkel machen. Oder, um die Sache anders zu faſſen, wenn ein Menſch ſich in einem Sterne befände, ſo würden ihm unſere Sonne, unſere Erde und die dreyßig Millionen Meilen, die beyde von einander entfernt ſind, als ein einziger Punkt vorkommen. Dieſes iſt erwieſen.„ Hier haben wir ei-

ne vollkommene Verbindung verſchiedener Geſtirne, eines Fixſterns, der Sonne und der Erde; denn die Erde iſt, nach dem Kopernikus, ein wahrer Planet. Wenn alſo die Sonne, die Erde und der Raum von dreyßig Millionen Meilen, der ſie trennt, in Rückſicht auf den, der ſich in einem Sterne befände, nur Ein Punkt iſt, wodurch die ganze Maſſe, die dieſe drey Dinge bilden, in ein Nichts verwandelt wurde: was für weit ſtärkere Gründe haben wir dann zu glauben, daß die Sterne gar keinen Einfluß auf die Erde haben, da ſie in Anſehung derſelben nur ſehr kleine Punkte ſind. Was ſie an der Gröſſe ihres Umfangs verlieren, beſtätiget den Verluſt, den ſie an der Kraft leiden, die man ihnen zuſchreibt. Eins fließt aus dem andern.

4.

Fortſetzung deſſelben Gegenſtands. Die alten waren in der Aſtronomie ſehr wenig bewandert. Verſchiedene Meynungen über das große Jahr. Zu allen Zeiten haben die älteſten Völker ihre verſchiedenen Sprachen gehabt. Erſtaunliche Entfernung der Fixſterne. Neuerlich entdeckte Sterne.

Bis hieher habe ich die Möglichkeit, ja ſogar die Exiſtenz der Beobachtungen, die die Chaldäer und Aegyptier während mehrerer Jahrtauſende gemacht

macht zu haben behaupteten, einſtweilen angenommen, und die Regeln gelten laſſen, die ſie als Reſultate davon feſtgeſetzt zu haben vorgaben. Es iſt nun Zeit den Sterndeutern unſerer Zeit auch dieſen elenden Behelf zu entziehen. Aber auch dieſe halten weder von der Seite der Beobachter, noch von der Seite der Sterne, Stich.

Nicht von der Seite der Beobachter; weil ein jeder von ihnen nothwendig mehrere Menſchenalter hindurch gelebt haben müßte, und einer auf den andern mit dem Nativitätſtellerplan (theme celeſte) in der Hand hätte folgen müſſen, ohne ihn einen einzigen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren, aus Furcht der ganzen Frucht ſeiner Beobachtungen verluſtig zu werden. Aber wo iſt der Beobachter, der mehrere Menſchenalter hindurch gelebt, der Trinken, Eſſen, Schlafen der mühſamen Sorge aufgeopfert hätte, den Nativitätſtellerplan mit äuſſerſter Genauigkeit, mit allen Veränderungen und Abwechſelungen zu vergleichen, welchen die Menſchen, über die ſie ihre Beobachtungen machten, natürlicher Weiſe unterworfen ſind? Denn wenn man den Grundſatz der Sterndeutekunſt annimmt, daß man die geringſte Bewegung der Menſchen und alles was ihnen begegnet, den Einflüſſen der Geſtirne, als wahren Urſachen, zuſchreiben müſſe; ſo müſſen auch alle unſere Handlungen und alle unſere Begegniſſe nothwendig an den allgemeinen und beſondern Lauf der Ge-

ſtirne gebunden ſeyn. Zöge man alſo ſein Geſicht nur einen Augenblick von einem dieſer Dinge ab, ſo zerriſſe man den Faden der Beobachtungen. Und ſetzte ſich folglich dem Unvermögen aus, aſtrologiſche Regeln zu geben.

Betrachten wir dieſe Beobachtungen von Seiten der Geſtirne, ſo ſind ſie phyſiſch unmöglich. Die Urſache davon iſt evident. Die vorgeblichen Beobachtungen der Chaldäer und Aegyptier waren auf die Meynung gegründet, daß die ſogenannten Fixſterne würklich feſt und unbeweglich wären. Allein das ſind ſie nicht, uns ſind es nie geweſen. Unter den Alten hatte ſchon Hipparch einige Bewegung am Himmel wahrgenommen, und ſogar einen neuen Stern entdeckt. Heutiges Tages iſt es ganz anders; die Neuern mögen die Sternbilder des Thierkreiſes in den Gegenden des Himmels, wo ſie die Alten ſahen und hinſetzten, ſuchen, wie ſie wollen: ſie finden ſie daſelbſt nicht mehr, und das deswegen, weil dieſe Zeichen über dreyſſig Grade gen Oſten fortgerückt ſind. Die Alten kannten die Bewegung des Firmaments, die in vier und zwanzig Stunden um die Weltpole geſchieht, und die die öſtlichen Sterne nach Weſten bringt, ſehr wohl; aber die eigene Bewegung der Sterne ſelbſt um die Pole der Ecliptik, die, da ſie von Weſten nach Oſten rückwärts geht, ſo langſam iſt, daß ſie in einundſiebenzig bis zweyundſiebenzig

Jah-

Jahren nur einen Grad ihres Zirkels fortrücken, war ihnen unbekannt.

Da dieſe Wahrheiten allgemein angenommen ſind, was konnte man wohl für richtige Beobachtungen über die Natur der Sterne machen, da man ihre wahre Stellung nicht gekannt hat, die doch zur Beurtheilung ihrer Natur vorausgeſetzt werden muß? Geſetzt auch ſogar, man hätte ſie von jeher gekannt, was für Inductionen ſind wohl aus einer Stellung zu ziehen, die zu keiner Zeit zweymal dieſelbe geweſen iſt, und die ſich alle Augenblicke verändert, um nie wieder ſo zu werden, wie ſie geweſen iſt? Ende ſich wenn man auch den Aſtrologen einräumte, daß ſich die nemliche Stellung einmal wieder ereignen müſſe: ſo könnte das doch nicht eher als nach dem Ablauf des groſſen oder platoniſchen Jahres geſchehen, d. i. nach 36500 *) Jahren, nach den Aegyptiern zu Alexandrien, oder 30000 Jahren nach dem Ptolomäus, oder 25920 Jahren nach dem Riccioli, oder 24800 nach Caſſini, oder 25816 nach, den Rudolphiniſchen Tafeln und dem Tycho de Brahe.

*) Dieſe Jahre ſind Julianiſche, ſtatt deren die alten Aegyptier 36525 Jahre rechneten, weil ſie die berühmte Periode von 1461 Jahren durch den Mondscyklus, der 25 ihrer Jahre ausmachte, multiplicirten: da der Mondscyckel bey uns nur 19 beträgt. Achilles Tatius, ein berühmter alexandrinischer Astronom, muß dieſen wichtigen Punkt der ägyptiſchen Aſtronomie nicht gekannt haben, weil er das groſſe Jahr auf 350625 Jahre zurück führte. *Achill. Tat.* Isag. apud Petav. Uranolog. p. 137.

Nun ſtelle man mir nur einen einzigen Menſchen dar, der nicht blos ein einziges, ſondern mehrere groſſe Jahre erlebt hätte; denn ſo ein Menſch iſt unumgänglich nothwendig, um von Tag zu Tage Beobachtungen zu machen, auf welche ſich ſichere Regeln der Aſtrologie bauen laſſen. Täglich verändern ſich die Beobachtungen, und müſſen ſich verändern, weil ſich der Lauf der Geſtirne täglich regelmäſig verändert. Der Lauf der Sonne iſt ein Beweis dieſer Wahrheit, dem ſich kein vernünftiger Menſch entziehen kann. Dieſes Geſtirn bildet alle Jahre zwey verſchiedene Jahre, das tropiſche und aſtraliſche Jahr. Das erſte iſt die Zeit, die die Sonne braucht, um den Thierkreis zu durchlaufen; das andere iſt die Zeit, die dieſes Geſtirn braucht, um den Punkt des Himmels wieder zu erreichen, von welchem es im vorigen Jahre ausgegangen war. Dieſes Jahr hat funfzig oder einundfunfzig Minuten mehr als das erſtere. Und eine gleiche Bewandniß hat es auch nach Verhältniß mit allen andern Geſtirnen.

Die Geſtirne ſind unzählbar, ihr Lauf iſt unermeſlich, ihre Schnelligkeit unbegreiflich, ihre Entfernung von uns und unter einander ſelbſt, unendlich, und die Combination von allem dieſem unmöglich. Setzt man alſo voraus, daß es ein groſſes Jahr gebe, oder ſogar daß das groſſe Jahr möglich ſey; wie kann man dann noch ſagen, daß es unter den

Chal-

Chaldäern, Aegyptiern oder den andern Völkern der Erde Leute gegeben habe, die nicht bloß ein großes Jahr, sondern mehrere große Jahre erlebt; daß sie täglich eine genaue Berechnung von dem Laufe der Gestirne, und den ungeheuern Wirkungen, die sie, wie man sich einbildet, in den Menschen, Metallen, Steinen, Mineralien, Bäumen, und in einfachen Dingen hervorbringen, regelmäßig geführet; und daß sie endlich auf die Erfahrungen, die sie vor Augen hatten, untrügliche Regeln einer Wissenschaft, die jederzeit der Gegenstand der Verachtung und des Gelächters vernünftiger Männer gewesen ist, gebauet haben könnten?

Daß doch hier die Lobredner der fabelhaften Beobachtungen der Chaldäer und Aegyptier ihre Augen öfneten! Alles was Alexander, nachdem er sich Babylons bemeistert hatte, thun konnte, war, den Callisthenes mit den meisten Beobachtungen, die er zusammenbringen konnte, an den Aristoteles abzuschicken. Simplicius *) giebt vor, daß sie auf 1903 Jahre zurück gegangen wären. Ob es gleich sehr schwehr fällt, ihm auf sein Wort zu glauben, weil die ältesten Beobachtungen, deren Hipparch und Ptolomäus erwähnen, nur bis auf die Zeiten des Nebukadnezar hinan steigen: so waren es doch nur lauter astronomische und nicht astrologische Observationen. Und diese

*) de Coelo L. 2.

dieſe aſtronomiſche Beobachtungen waren noch dazu nur rohe Entwürfe, deren Leſung man nicht aushalten kann, und die blos den Aufgang und Untergang der himmliſchen Zeichen, und die Conſtellationen, und den Lauf der Sonne und des Mondes, in der Abſicht ihre Verfinſterungen zu entdecken, zum Gegenſtand hatten; von dem Laufe der andern Planeten aber iſt nirgend die Frage. Hipparch, der nur 125 Jahre vor Chriſto lebte, fieng zuerſt an, denſelben zu ergründen und zu entwickeln; er konnte dieſes Werk aber nicht zu ſeiner Vollkommenheit bringen. Erſt einige Jahrhunderte nach ihm hat Ptolomäus die erſten Tafeln von der Bewegung dieſer Geſtirne verfertiget. Gleichwohl ſetzen die Beobachtungen der Chaldäer eine vollkommene Kenntniß von dieſer Bewegung mehrere Jahrtauſende vor dem Hipparch und Ptolomäus, voraus. Wo bleibt da Gewiſſenhaftigkeit und Beurtheilungskraft?

Man wird noch unwilliger, wenn man betrachtet, worin die Stärke dieſer vorgeblichen Beobachtungen beſtand. Die intelligiblen Geſtirne, ſagten die Beobachter, deren wahres Ebenbild diejenigen Sterne ſind die wir am Himmel ſehen, ſind alle in ihrer Art von eben der Natur, von eben der Gattung und eben der Figur wie die Weſen, woraus die ſublumariſche Welt zuſammen geſetzt iſt. Und dieß iſt der Grund, warum die ſichtbaren Geſtirne, welche die

unſich-

unſichtbaren Geſtirne repräſentiren, Namen von Männern, Weibern, vierfüßigen und kriechenden Thieren, Vögeln, Flüſſen, Schiffen, Trinkſchalen, Rauchfäſſern u. ſ. w. haben, die ſo viel Conſtellationen ſind, die alle Weſen hienieden umfaſſen; weil die unſichtbaren Geſtirne durch die Einflüſſe der ſichtbaren den Anfang, die Dauer und das Ende aller Dinge ordnen.

Wenn dem ſo wäre, ſo müßten zu allen Zeiten alle Nationen, jede in ihrer Sprache, denſelben Conſtellationen einerley Namen gegeben, und in der Stellung der Sterne, woraus dieſe beſtanden, die nemliche Figur gefunden haben; denn ohne dieſes würde die eigenthümliche Kraft jedes Geſtirns nicht mehr dieſelbe geblieben ſeyn; und wenn man dieſen Grundſatz einmal zugiebt, ſo fällt das ganze Gebäude der Sterndeuterey zuſammen.

Es fällt alſo zuſammen, wenn es noch nie zuſammen fiel, weil es öffentlich allgemein notoriſch iſt, daß zu allen Zeiten die Himmelskugel der Chaldäer von jenen der Aegyptier, Griechen, Juden, Tataren und Sineſen verſchieden geweſen iſt, und ein jedes dieſer verſchiedenen Völker die Planeten und die Sternbilder auf eine von den andern ganz verſchiedene Weiſe vorgeſtellet hat. „Vor allem muß man wiſſen, ſagt ein alter Aſtronom *) daß es am Himmel weder einen Cepheus,

*) *Achilles Tatius.* Apud Petav. Uranol. p. 163.

pheus, noch eine Caſſiopea, noch eine Andromeda, gebe, und es wäre ausſchweifend ſich einzubilden, daß der Himmel, ehe die Conſtellationen ihre Namen erhielten, keine Conſtellationen gehabt hätte, da ſie ſchon vor einem Cepheus und Orion da waren. Und deswegen gab auch jede Nation den Sternen verſchiedene Namen. So findet man auch auf der Sphäre der Aegyptier und Chaldäer weder den Drachen noch den Bären, noch den Cepheus. Es ſind dieſes lauter Namen, die die Griechen von ihren Heroen auf die Conſtellationen übergetragen haben, um ſie von einander zu unterſcheiden." Nach dieſen unbezweifelten Wahrheiten muſten die Einflüſſe der Conſtellation, z. B. derjenigen, die die Griechen den Widder nannten, verſchieden ſeyn in Griechenland, verſchieden in Chaldäa, verſchieden in Aegypten, verſchieden in Indien, verſchieden in der Tatarey, und verſchieden in Sina: weil die Griechen, die Chaldäer, die Aegyptier, die Tataren und Sineſer eben derſelben Conſtellation eine verſchiedene Figur, und folglich auch einen verſchiedenen Namen gegeben haben. Wohin führet dieſe Induction nicht?

Ich übergehe den Unterſchied der Sterne in männliche und weibliche, in auf- und untergehende, in verbundene und getrennte, menſchliche und göttliche, fruchtbare und unfruchtbare, hörende und ſehende, verſtändige und dumme, ſchöne und häßliche, dicke und dünne, wiederkauende und nicht wiederkäuende, und

Prinz Heinrich.

Ich bitte Eu. Maieſtät, auszuharren, unſre Entfernung möchte unſre Freunde in Verwirrung ſezen.

König Heinrich.

Ich will; Milord von Weſtmorland, führt ihn in ſein Zelt.

Weſtmorland.

Kommt, Milord, ich will euch in euer Zelt führen.

Prinz Heinrich.

Mich führen, Milord? Ich bedarf eurer Hülfe nicht. Der Himmel verhüte, daß eine Nadelrize den Prinzen von Wales von einem ſolchen Feld wie dieſes iſt, treiben ſoll, wo ſo viel Edle Männer in ihrem Blute zertreten ligen, und triumphierende Rebellen den Tod um ſich her verbreiten.

Lancaſter.

Wir athmen hier zu lange; kommt, Vetter von Weſtmorland, auf dieſem Weg ligt unſre Pflicht; um's Himmels willen, kommt.

Prinz Heinrich.

Beym Himmel, du haſt mich betrogen, Lancaſter; ich dachte nicht daß du Herr von einem ſolchen Geiſte ſeyſt; ſonſt liebt' ich dich als einen Bruder, John, aber nun lieb' ich dich wie meine eigne Seele.

König

und die ganze lange Litaney des wunderbarſten Kauder-welſchen, vor welchem alle Menſchen von geſunden Verſtande, die es hören, in Ohnmacht ſinken. Ich frage nur die Vertheidiger der Einflüſſe zum letztenmal, welchen Nutzen man aus Regeln ziehen kann, die uns die Alten von einer Wiſſenſchaft hinterlaſſen haben, die ſie ſicher nicht beſaßen? Sie glaubten zum Exempel, daß es nur ſechs Planeten gäbe; und gleichwohl gab es deren damals, ſo gut als jetzt, ſechszehn.*) Wuſten ſie wohl, was die dreyßig Sterne waren, die man Bourbon nennt, und Trabanten der Sonnen ſind, weil ſie in funfzehn Tagen ihren Lauf um dieſes Geſtirn vollenden? Kannten ſie die verſchiedenen Sterne, welche Hipparch, Tycho Brahe, David, Fabricius, Simon Marius, und mehrere andere ſeitdem zu verſchiedenen Zeiten entdeckt haben? Nach den Grundſätzen der alten und neuern Aſtrologen müſſen alle dieſe Sterne, von welchen ich rede, und die Tauſende von andern Sternen, deren ich nicht erwähne, vor Alters ſo gut wie gegenwärtig, ihre eigenen Einflüſſe gehabt haben; haben ſie aber die Chaldäer und Aegyptier bey der Verfertigung ihrer aſtrologiſchen Regeln, von welchen man ſo viel Aufheben macht, wohl zu Rathe gezogen? Haben ſie wohl gar die Veränderungen und Abwechſelungen bemerkt, die ihre Stralenwerfungen, in Verbindung mit den Stralenwerfungen

*) Ohne den Uranus, der nun nach Herſchels Entdeckung noch hinzukömmt. D. Ueberſ.

gen anderer Gestirne in dem Ganzen der Verbindungen der Stralenwerfungen, die sie kannten, und auch in denjenigen Stralenverbindungen hervorbrachten, wohin sie die ihnen bekannten nie eingehen lassen konnten, weil sie von den ersten nichts wusten?

Es ist also durch unumstösliche Gründe bewiesen, daß die Chaldäer und Aegyptier die Beobachtungen über den Lauf der Gestirne nicht machen konnten, deren sie sich gemacht zu haben rühmten; daß sie aus diesen Beobachtungen niemals Regeln der Sterndeutekunst gezogen haben, von welchen man den geringsten Gebrauch hätte machen können, und daß endlich die Gestirne sowohl überhaupt als jetzt insonderheit, keine Kraft besitzen, ausser etwa der zu erwärmen und zu erhellen.

II.

Geschichte
der Eroberung des Königreichs Mexico *)

1. Schon waren seit der ersten Entdeckung der neuen Welt 25 Jahre verflossen, als im Jahr 1517. Franz Hernandez von Corduba von Antonio Alaminos, einem der berühmtesten Steuermänner geleitet, und vom

*) gegegen aus der italienischen Storia antica del Messico des Herrn Abts Clavigerro, der sich als Jesuit 36 Jahr im Königreich Mexico aufgehalten hat.

vom Hunger nach Gold getrieben, mit 110 Soldaten aus dem Hafen von Ajaruco (Havana) auf gutes Glück auslief, und das östliche Vorgebürge der Halbinsel Jucatan entdeckte. Er stieg in zwey verschiedenen Gegenden ans Land, und hatte das Unglück, in zweyen Gefechten und durch andere Widerwärtigkeiten die Hälfte seiner Soldaten, und sein eigenes Leben zu verlieren. Die übrigen kehrten eilends nach Cuba zurück. Das wenige Gold, welches sie aus einem Tempel geraubt hatten, reitzte den Gouverneur der Insel Cuba, Didacus Velasquez, im folgenden Jahre seinen Vetter, Johann Grijalva, mit vier Schiffen und 240 Soldaten dahin zu schicken. Dieser besichtigte die ganze östliche Seite der Halbinsel Jucatan bis an den Fluß Panuco, und entdeckte die nahe Insel Cozumel, welcher er den Namen Johann von Ulua gab, weil er auf Johannistag daselbst anländete *).

Weil diese Insel beynahe nur eine Viertelmeile von der Mexicanischen Provinz Chalchiucuecan entfernt ist, so hatten die Häupter derselben Gelegenheit, die Schiffe der Spanier, ihre fürchterliche Artillerie, ihre Waffen und Kleidung zu betrachten. Voll Verwunderung liessen sie alles dieses abmahlen, und eilten, ihrem Könige Motezuma eine anschauende Kenntniß der gro-

*) Jetzt ist auf dieser Insel eine starke Festung, den Eingang des Hafens Veracruz zu decken.

groſsen Wunder, die ſie geſehen hatten, beyzubringen. Motezuma erſtaunte über dieſe Nachricht, und berathſchlagte ſich mit ſeinen Räthen darüber. Sie verfielen insgeſamt auf den Gedanken, daß es der längſt erwartete Gott der Luft, Quetzalcoatl, ſey, von welchem ein uraltes Gerücht ſagte: nach vielen Wohlthaten, die er den Völkern von Tollan, Cholulla und Onohualco bewieſen, wäre er auf dieſer Küſte verſchwunden, hätte aber verſprochen, wieder zu kommen, und ſie durch ſeine wohlthätige Regierung glücklich zu machen. Auch hielten ſich die Könige dieſer Völcker für Statthalter deſſelben, und Bewahrer ſeiner Krone, bereit, ſie ihm zurück zu ſtellen, ſobald er erſcheinen würde. Motezuma, durch das ihm beſchriebene Donnern und Blitzen der Spaniſchen Artillerie in dieſem Wahne beſtätiget, beehrte die vermeinte Gottheit mit einer Geſandtſchaft von fünf Perſonen, und mit reichen Geſchenken, und ſtellte auf die benachbarten Berge Wachten aus, die Bewegungen der Flotte zu beobachten. Da aber die Geſandten an die Seeküſte kamen, waren die Spanier wieder verſchwunden. Sie hatten ihre Schifarth fortgeſetzt, die Küſten bis zum Fluß Panuco auszuſpähen. Von da kehrten ſie geradeswegs nach Cuba zurück, mit ungefähr 10000 Dukaten an Gold bereichert, welches ſie theils gegen Europäiſche Kleinigkeiten von Glas eingetauſcht, theils von einem Einwohner des Königreichs Onohualco zum Geſchenk erhalten hatten.

II. Es verdroß den Gouverneur von Cuba, daß Grijalba ein so reiches und glückliches Land verlassen hätte, ohne daselbst irgendwo einen Pflanzort angelegt zu haben. Er entschloß sich, eine stärkere Flotte, unter den Befehlen Ferdinand des Cortes, eines zu Medellin in Extremadura gebohrnen Edelmanns, der dieses Unternehmen sowohl mit seinem eigenen Gelde, als durch einen starken Anhang von Freunden unterstützen konnte, dahin zu schicken. Er war ein scharfsichtiger und kluger Kopf, ein unerschrockner und wohlgeübter Krieger, standhaft in seinen Unternehmungen, fruchtbar in Erfindung der Mittel, sie glücklich auszuführen, treu gegen seinen Monarchen, prachtliebend, und großmüthig. Dagegen verleitete ihn sein übertriebener Religionseifer, und die Hartnäckigkeit auf seinen einmal gefaßten Entschliessungen zu beharren, oft zu ungerechten und grausamen Handlungen. Die tapfersten unter denen, die er zu seinen Gefährten wählte, waren: Peter Alvarado von Badajoz, Christoph Olid von Baeza in Andalusien, und Gonzalo Sandoval von Medellin. Sie waren seine vornehmsten Kapitäne, und hatten Antheil an den gefährlichsten Unternehmungen, besonders der Letzte, ein Mann von standhafter Treue gegen Cortes, liebreich gegen Freunde und Feinde, und fast der Einzige, der von dem allgemeinen Hunger nach Golde nicht angesteckt war. Viele andere Edelleute,

und eine Menge braver Spanier erboten ſich, unter der Anführung des Cortes zu dienen.

III. Cortes hatte alle Anſtalten zur Abreiſe gemacht, und zu dieſem Endzweck nicht nur alle ſeine Güter angewendet, ſondern ſich auch in große Schulden geſteckt, als der Königliche Statthalter, durch die Verleumdungen neidiſcher Zungen bewogen, die ihm aufgetragene Vollmacht widerrufte, und ſogar den Befehl gab, ihn in Verhaft zu nehmen. Doch war ſein Anſehen und Anhang allzu groß, den Befehl an ihm zu vollſtrecken. Er verachtete ſeine Befehle, und gieng den 10ten Febr. 1519. zu Ajaruco unter Segel. Seine Flotte, die der Steuermann Alaminos führte, beſtand in eilf Schiffen, die mit 508 Soldaten, 109 Seeleuten, 16 Pferden, 10 Kanonen, und 4 Falconetten beladen waren. Sie erreichte die Inſel Cozumel, und hatte das Glück, den Spaniſchen Diaconus, Hieronymus Aquilar, der durch einen Schiffbruch auf die Halbinſel Jucatan verſchlagen worden war, und als Sklave die Sprache des Landes gelernt hatte, hier anzutreffen. Dieſer that als Dollmetſcher ſeinen Landesleuten viele wichtige Dienſte.

IV. Von Cozumel ſegelten ſie längſt der Küſte der Halbinſel Jucatan bis zum Fluß Chiapa, der die Provinz Tabaſco bewäſſert. Auf dieſem Fluß drangen ſie auf Booten ins Land, bemeiſterten ſich nach vielem

Wider-

Widerſtande der Einwohner eines groſſen Dorfs, und beſiegten den 25ſten März ein zahlreiches Heer der Tabaſker. Zum Andencken dieſes Siegs baueten die Spanier hernach in dieſer Gegend eine kleine Stadt mit dem Namen Victoria, welche lange Zeit die Hauptſtadt dieſer Provinz geweſen iſt *). Ihr feindliches Betragen entſchuldigten ſie mit dem Vorwand, ſie wären friedlich angeländet, um ſich mit ſüſſem Waſſer und Lebensmitteln zu verſehen, und anſtatt deſſen, wären ſie von den Einwohnern mit Pfeilen und Wurfſpießen empfangen worden. Hierauf gründete Cortes die Beſitznehmung dieſer Provinz, die er mit rittermäßigen Ceremonien im Namen ſeines Königs verrichtete **). Die vornehmſten Herren des Landes huldigten ihm, und brachten unter andern Geſchenken auch zwanzig Sklavinnen, welche unter die Officiere vertheilt wurden. Unter dieſen fand ſich ein adeliches Mädchen von Painalla, einem Dorfe der mexicaniſchen

*) Die Stadt Victoria wurde gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die öftern Anfälle der Engländer ganz entvölkert. Jetzt iſt Tlacotlaſpan die Hauptſtadt dieſer Provinz, wo der Gouverneur reſidirt.

**) Als Ritter gerüſtet, hielt er mit der linken Hand dem Schild; und in der Rechten das Schwert, hieb dreymal in einem Baum, der in dem vornehmſten Dorfe der Republik ſtand, und forderte einen jeden, der mit dieſer Beſitznehmung nicht zufrieden wäre, auf ſein Schwert heraus.

ſchen Provinz Coatzacualco *), deſſen Vater ein Lehnsträger der Mexicaniſchen Krone, und Herr von verſchiedenen Oertern geweſen war. Nach ihres Vaters Tode verehligte ſich ihre Mutter mit einen andern Edelmanne, und verhandelte ſie an einem fremden Kaufmann von Xicallanco, um ihre Erbſchaft ganz auf den Sohn zu bringen, den ſie mit dem zweyten Gatten gezeugt hatte. Als Sklavin wurde ſie in die benachbarte Provinz Tabaſco verkauft, und von den Tabaſkern den Spaniern zum Geſchenk überbracht. Sie ſahen nicht vor, daß ſie durch ihre Kenntniß der in Mexico und Jucatan üblichen Sprachen, und durch die baldige Erlernung der Spaniſchen, ihren Feinden den Weg zur Eroberung des ganzen Landes Anahuac öfnen würde. In der Taufe erhielt ſie den Namen Marina. Cortes nahm ſie zu ſeiner Gefährtin in allen ſeinen Unternehmungen, und ſie diente ihm nicht nur treulich als Dollmetſcherin in allen ſeinen Unterredungen und Verträgen mit verſchiedenen Nationen, ſondern warnte auch oft die Spanier vor bevorſtehenden

*) Bernal Diez, der lange Zeit in Coatzacualco lebte, und der Donna Marina Mutter und Bruder kannte, beſtätiget dieſes, und ungegründet iſt die Erzählung des Gomara, Herrera, und Torquemada, daß ſie in Xalizco gebohren ſey. Als Cortes mit ihr im J. 1524. in die Provinz Honduras durch ihren Geburtsort reiſete, warfen ſich ihre Mutter und Bruder ihr zu Füßen, und baten ſie um Vergebung des ihr zugefügten Unrechts. Sie vergab ihnen ſehr liebreich, ob ſie ſich gleich an ihnen rächen konnte.

den Gefahren, und entdeckte ihnen die Mittel, ſie zu vermeiden. Cortes zeugte mit ihr einen Sohn, Namens Martin Cortes, Ritter des Militär-Ordens des heiligen Jakobs, der im Jahr 1568. zu Mexico das Unglück hatte, wegen eines ſchlecht gegründeten Verdachts einer Empörung gefoltert zu werden.

V. Da Cortes ſah, daß die Provinz Tabaſco nicht ſo reich an Golde war, als er ſich anfangs eingebildet hatte, kehrte er mit ſeinen Soldaten auf die Flotte zurück, und ſegelte weſtwärts bis nach St. Johann von Ulua. Hier hatten ſie kaum die Anker geworfen, als zwey königliche Statthalter der benachbarten Provinzen ihn mit ihrem Beſuch und mit reichen Geſchenken beehrten. *) Er bewirthete ſie auf den erſten Oſtertag unter grünen Hütten, welche die Mexikaner ſelbſt für ihn und ſein Volk auf dem ſandigten Ufer, wo jezt Veracrux liegt, errichtet hatten, ließ ſie Spaniſche Weine koſten, und beſchenkte ſie mit europäiſchen Kleinigkeiten, worauf ſie einen großen Werth ſezten. Hierauf gab er ihnen einen hohen Begrif von der Größe und Macht des Königs von Spanien, von

*) Torquemada erzählt, Montezuma habe ſogleich Bothſchafter geſandt, den Gott der Luft zu verehren, und Cortes habe ſich in der Kleidung der Prieſter dieſer Gottheit von ihnen anbeten laſſen. Kein anderer bewährter Autor beſtätiget dieſes. Bernal Diäz, der ein Augenzeuge war, legt klar an den Tag, daß die Mexicaner dieſes Vorurtheil abgelegt hatten.

dem er geſandt wäre, den König Motezuma in ſeinem Namen zu beſuchen, und ihm wichtige Dinge mündlich mitzutheilen. Einer der Statthalter, Namens Teuhtile *) hinterbrachte dem Könige perſönlich das Verlangen der Spanier, und legte ihm neue Gemälde vor, die er von derſelben Schiffen, Artillerie, Waffen, und militäriſchen Uebungen zu Fuß und zu Pferde hatte entwerfen laſſen. Motezuma, der nun wohl einſah, daß er es nicht mit einem Gott der Luft, ſondern mit gefährlichen Erdebewohnern zu thun hatte, befragte ſeine Götter, oder vielmehr die Prieſter um Rath, ob er den Fremden den Zutritt zu ſeiner Majeſtät verſtatten ſollte; und da jene es verboten, ſo faßte er den feſten Entſchluß, ſie mit guter Manier von ſeinem Hof und Lande zu entfernen. Die Mittel, welche er hierzu wählte, hatten eine ſeiner Abſicht entgegengeſetzte Wirkung. Er ſchickte an Cortes einen Geſandten **) mit ſo viel goldnen und ſilbernen Geſchenken, daß dieſer hierdurch mehr als je angereitzt wurde, ſich dem Sitz ſo vieler Reichthümer zu nähern.

*) Nicht die nemlichen Officiere, welche mit Cortes gehandelt hatten, wie Robertſon erzählt, ſondern ein ganz anderer Geſandter brachte ihm die Antwort des Königs. So erzählen es die älteſten Schriftſteller.

**) Solis und Robertſon haben ohne Grund den Teuhtile zum General des Königs. Er war Stadthalter von Cuetlachlan, widerſetzte ſich auch nicht eher dem Vorhaben des Cortes, ſich in die Hauptſtadt zu begeben, bis er vom König den Befehl hierzu erhielt.

König Heinrich.

Ich ſah' ihn dem Lord Percy mit einem Muth die Spize bieten, den ich von einem ſo jungen Krieger nicht vermuthen durfte.

Prinz Heinrich.

O, dieſer Junge hat Feuer für uns alle.

(Sie gehen ab.)

König Heinrich bleibt; Dowglas tritt auf.

Dowglas.

Wieder ein König? Sie wachſen wie die Köpfe der Hydra. Ich bin Dowglas, allen verderblich die dieſe Farbe tragen -- Wer biſt du, der hier die Perſon eines Königs machen will?

König Heinrich.

Der König ſelbſt, Dowglas, der herzlich bedaurt, daß du ſchon ſo viele Schatten von ihm angetroffen, eh du ihn ſelbſt gefunden haſt. Ich habe zween Söhne, die dich und Percy auf dem ganzen Schlachtfeld aufſuchen; aber da du mir ſo glüklich in die Hände fällſt, will ich's mit dir aufnehmen; vertheidige dich!

Dowglas.

Ich fürchte, du biſt auch nur ein Phantom; und doch trägſt du dich in der That wie ein König; aber mein biſt

hern. Mehr als hundert Lastträger waren mit dieſen Geſchenken beladen. Sie beſtanden in ſchön gearbeiteten Kunſtwerken von Gold und Silber, deren einige mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt, andere allerley Thiere, z. B. Löwen, Tieger, Affen ꝛc. vorſtellten, in dreyßig Ballen der feinſten baumwollenen Zeuge von verſchiedener Farbe, zum Theil mit gewirkten ſchönen Federn, in vielen wunderbaren Stoffen von ſeltnen Federn, und eingewebten Figuren von Gold. Woran ſich aber die Habſucht der Spanier am meiſten weidete, das waren zwey große runde Platten von Gold und Silber, deren erſte, welche 10000 Dukaten geſchätzt wurde, durch das Bild der Sonne, und durch andere Figuren von erhabener Arbeit, das Mexicaniſche Säculum, und die zweyte in dem Bilde des Mondes, mit andern Figuren umringt, das Mexicaniſche Jahr vorſtellte, und ein mit Goldſtaub angefüllter Helm, deſſen Werth 1500 Dukaten betrug *). Uebrigens ließ der König dem Cortes ſagen, die Geſchenke wären für ihn und ſeine Gefährten beſtimmt. Für ſeinen König würde er ihm nächſtens gewiſſe Edelſteine von unſchätzbarem Werth überſenden. Auf dem Ufer des Meeres könnte er ſich ſo lange aufhalten, als er es nöthig befände, ſich von einer ſo lange Reiſe zu er-

*) Dieſes war des Cortes eigener vergoldeter Helm, welchen der Geſandte ſeinem Könige zu zeigen mitnahm, und Cortes mit dem Bedeu bedeutigte, wenn er ihn mit Goldſtaub gefüllt wieder brächte.

hohlen. Er würde ihm mit allem, was er verlangte beyſtehen. Was aber ſeinen perſönlichen Beſuch beträfe, ſo möchte er von dieſem Verlangen abſtehen, weil die unbewohnten Wüſten, und die feindlichen Länder, durch welche er reiſen müßte, für ihn und ſeine Gefährten höchſt gefährlich ſeyn würden. Allein Cortes beharrte auf ſeinem Begehren, und der Geſandte verſprach ihm, ſeinem Könige Bericht davon zu erſtatten. Es währte aber nicht lang, ſo kam Teuhtlile mit den für den König von Spanien beſtimmten Geſchenken, worunter vier Edelſteine von unſchätzbarem Werth waren, zurück, und verkündigte dem Cortes den unveränderten Willen des Königs, er möchte von ſeinem Vorhaben, ſeinen Hof zu beſuchen, abſtehen, und in ſein Land zurückkehren. Da aber Cortes darauf beharrte, entfernten ſich auf einmal am folgenden Tage alle Mexicaner, die ſich bisher ſo dienſtfertig gegen ihn und die Seinigen bezeigt hatten, von ihrem Lager, ohne Zweifel auf Befehl ihres Königs.

VI. Hierdurch geriethen die Spanier in große Verlegenheit. Sie fürchteten ſich jeden Augenblick feindlich überfallen zu werden, und viele von ihnen, beſonders diejenigen, welche der Parthey des Gouverneurs von Cuba gewogen waren, verlangten nach dieſer Inſel zurückzukehren. Cortes gewann ſie aber theils durch Geſchenke, theils durch Furcht der Strenge, daß ſie ihm einen von dem beſagten Gouverneur ganz unabhängi-

gen

gen Gehorſam ſchwuren, und ihm, des Königs Antheil ausgenommen, ein Fünftel von dem Golde, welches ſie erobern würden, für allen ſeinen Aufwand und Vorſchuß zugeſtanden. Indeß erſchienen fünf Abgeordnete, des zu Cempoalla reſidirenden Fürſten der Totonakiſchen Nation, welche ihren Kummer erleichterten. Die hohe Idee von der Macht der Spanier, welche der über die Tabaſker erfochtene Sieg ihnen eingeflößt hatte, bewog ſie, ihre Zuflucht zu ihnen zu nehmen, und ſie um ihren Beyſtand wider das allzu hart drückende Joch des Königs von Mexico, deſſen Vaſallen ſie waren, zu erſuchen. Cortes freuete ſich über alle maaßen, durch eine ſolche Verbindung feſten Fuß in dieſem reichen Lande faſſen zu können, und tröſtete die Geſandten mit dem Verſprechen, ihren Herrn ohne Verzug zu beſuchen.

VII. Cempoalla lag auf dem Wege nach Chiahuitzla, in deſſen Nachbarſchaft der Hafen war, welchen Cortes, wegen gröſſerer Sicherheit vor den Nordwinden, zum Aufenthalt ſeiner Flotte gewählt hatte. Da er mit ſeinen Soldaten und Artillerie dahin zog, kamen ihm zwanzig der vornehmſten Cempoalleſer drey Meilen weit entgegen, brachten ihm Ananas, und andere Früchte ihres Landes zur Erfriſchung, und begrüßten ihn im Namen ihres Herrn, der verhindert wäre, ſelbſt zu erſcheinen. Von ihnen begleitet, zogen die Spanier vorſichtig und behutſam in die ſchöne und volkreiche Stadt, wo ſie vom Fürſten bey dem Haupt-

Tem-

Tempel freudig empfangen, in dem Umfang deſſelben, insgeſamt in groſſen Gebäuden einquartiert, und mit allen Lebensbedürfniſſen reichlich verſehen wurden. Hierauf erzählte der Fürſt dem Cortes die unausſtehlichen Unterdrückungen der Mexicaner, die ſo weit gekommen waren, daß die Totonaker ihnen nicht nur all ihr Gold, ſondern auch ihre Töchter zum Tribut und Schlachtopfer bringen mußten. Cortes verſicherte ihn, daß ſeine Ankunft keine andere Abſicht hätte, als den Unterdrückten beyzuſtehen, und verſprach ihm dieſes heilig. Dieſes Verſprechen that er auch dem Herrn der kleinen Stadt Chiahuitzla, wohin er ſich mit ſeinem Heer und dem Fürſten von Cempoalla begab, ſeine Flotte zu beſichtigen.

VIII. Da ſich Cortes mit den zween Totonakiſchen Fürſten über die Mittel, ſie von der Tyranney der Mexicaner zu befreyen, berathſchlagte, erſchienen fünf Mexicaniſche Zöllner mit einem groſſen Gefolge, die den beyden Fürſten wegen der Aufnahme der Spanier bittere Vorwürfe machten, und zwanzig Menſchen zum Verſöhnungsopfer für dieſes Verbrechen verlangten. Cortes bediente ſich dieſes Zufalls zu ſeinem Beſten. Die Totonaker von den Mexicanern unverſöhnlich zu trennen, verleitete er ſie, die fünf Edelleute ihm in Verhaft zu geben; und um ſich bey dem Mexicaniſchen Könige in Gunſt zu ſetzen, befreiete er ſie heimlich, da ſie zum Schlachtopfer beſtimmt waren, vom Tode und vom Gefängniß, und ließ ſie des Nachts auf ſeinen

Boot

Booten bis über die Grenzen dieſes Gebietes führen. Hierauf ſtellte er ſich zornig über die Spanier, welche die Gefangenen ſo nachläſſig bewacht hätten, und verſicherte die Totonacker ſeiner Aufrichtigkeit. Der Ruf von der Spanier Tapferkeit, und von ihrem Vorhaben, Anahuaks Völkern wider die Tyranney der Mexicaner beyzuſtehen, bewog noch einige andere Totonakiſche Fürſten daſiger Gebürge, herbey zu eilen, und ſich mit ihnen zu verbinden. Cortes überredete ſie, dem Könige von Spanien Gehorſam zu ſchwören, und ſie verpflichteten ſich, mit ihrer ganzen Macht unter ſeinen Fahnen zu dienen. Zu ſeiner völligen Sicherheit hatte Cortes nur noch nöthig, am Ufer des Meers eine Feſtung zu bauen, womit er die Totonacker in Zaum hielte, neuen Hülfsvölkern aus Spanien den Eingang öfnete, und ſich ſelbſt in jedem Unglücksfall einen Zufluchtsort bereitete. Dieſen feſten Platz bauete er an den Hafen ſeiner Flotte, an den Fuß des Berges auf welchem die Stadt Chiahuitzla lag, zwölf Viertel Meilen von Cempoalla gegen Norden, und gab ihr den Namen Villarica dela Veracruz. Das war der erſte Pflanzort der Europäer auf dem feſten Lande des nördlichen Amerika, der durch Hülfe der Totonaken im kurzer Zeit zu Stande kam. *)

IX.

*) Dieſe hat jetzt den Namen **Villarica**. Die jetzt **Veracruz** heißt, wurde vom Grafen von Monteje, Statthalter zu Mexico, am Ende des XVI. oder im Anfang des XVII. Jahrh. gebauet.

IX. Motezuma hatte ſchon ein Kriegsheer beordert, die Dreiſtigkeit der Spanier zu beſtrafen, als er wegen der günſtigſten Nachrichten der in Freyheit geſetzten Edelleute nicht nur von dieſem Vorhaben abließ, ſondern auch ſeine Dankbarkeit gegen Cortes durch goldene Geſchenke bezeigte, die er durch zween ſeiner nächſten Anverwandten ihm zuſchickte. Dieſe beklagten ſich im Namen des Königs über die Untreue der Totonaken, und bedroheten ſie mit unausbleiblicher Strafe. Hierdurch ſah ſich der Fürſt der Cempoalleſer genöthiget, ſich feſter als je mit den Spaniern zu verbinden. Er gab ihnen acht prächtig gekleidete Mädchen, worunter ſeine Nichte war, ſich mit den Officieren zu verehelichen, und duldete es, doch mit vielem Klagen und Weinen, daß Cortes durch funfzig Soldaten alle ihre Götzenbilder zertrümmerte. Anſtatt derſelben ſtellte Cortes ein Marienbild in dem vornehmſten Tempel auf, und befahl die Verehrung und Verwahrung deſſelben vier heidniſchen Prieſtern, und einem alten Spanier, der zu Kriegsdienſten unbrauchbar war.

X. Ehe er ſeinen Zug gegen Mexico unternahm, ſandte er zwey ſeiner Hauptleute, Alfonſo Hernandez von Portocarrero, und Franz von Montejo an ſeinen König nach Spanien mit allem dem Golde (wozu auch ein jeder Soldat das ſeinige beylegte) welches ſie bisher erhalten hatten, und mit Briefen an den König, worinne er ihn bat, ihn in der Würde

eines

eines General Kapitäns, und erſten Richters zu beſtätigen; und da dieſe den 16ten Julius 1519 abgeſegelt waren, unternahm er eine Handlung, die allein hinreichend iſt, die Gröſſe ſeiner Seele an den Tag zu legen. Damit er ſeine Soldaten in die Nothwendigkeit verſetzte, zu ſiegen, oder zu ſterben, ließ er ein paar Schiffe in den Grund bohren, und beredete die Steuermänner, unter ſeinem Heer auszuſtreuen, ſie wären von Würmern durchfreſſen zu Grund gegangen, und eben ſo ſchlecht wäre der Zuſtand der übrigen Schiffe. Da er durch dieſe Handlung ſich der Eintracht, Standhaftigkeit und vollkommenen Unterwerfung ſeines Heers verſichert hatte, ließ er funfzig Mann zur Beſatzung in Veracruz, und begab ſich den 16ten Auguſt 1519 mit 415 Mann Spanier, und mit einigen Totonakiſchen Truppen, worunter vierzig Edelleute als Geißel waren, auf den Weg nach Mexico.

XI. Hier fanden ſie keinen Widerſtand, als da ſie das Gebiete der Republik Tlaſcalla betraten. Von der Stadt Xocotla aus, einer volkreichen und ſchön gebaueten Mexicaniſchen Stadt, ſandten ſie vier Totonakiſche Edelleute nach Tlaſcalla, von dem daſigen Senat den Durchzug durch ihr Gebiete zu erlangen, und zwar im Namen ihrer eigenen Nation, und unter dem Vorwand, durch den unüberwindlichen Beyſtand der neu angekommenen Helden ſich vom tyranniſchen Joche der Mexicaner zu befreyen. Sie wurden gü-

tig

tig aufgenommen, *) und machten in der Verſammlung des Raths eine ſo lebhafte Beſchreibung von der Größe der Schiffe, von der Tapferkeit der Spanier, von dem erſchrecklichen Getöſe und der verwüſtenden Würkung ihrer Artillerie, von der Geſchwindigkeit und Stärke ihrer Pferde, daß jedermann von Erſtaunen und Furcht überfallen wurde. Ein Komet der damals am Himmel erſchien, und Erderſchütterungen, die man kurz vorher verſpührt hatte, vermehrten ihre Furcht, und bewogen ſie zu glauben, die alte Sage von gewiſſen unſterblichen Heiden, die einſt ins Land kommen ſollten, würde nun in Erfüllung gebracht werden. So fürchterliche Gäſte nicht zu beleidigen, und zugleich auch zu ihrer Sicherheit ihre Macht auf die Probe zu ſtellen, entſchloſſen ſie ſich, das Oberhaupt der Fremden durch eine Geſandtſchaft von ihrer Einwilligung und günſtigen Aufnahme zu verſichern; ehe aber dieſe in ſein Lager anlangten, ſeine Truppen mit einem Heer Otomiten unvermuthet zu überfallen. Wäre ihnen das Glück günſtig, ſo wüßten ſie, mit wem ſie es zu thun hätten: würden ſie aber geſchlagen, ſo wollten ſie alle Schuld des Angriffs auf die Otomiten werfen, die ſich dieſes ohne ihren Befehl unterfangen hätten. Xicotencatl

*) Was Robertſon und andere erzählen, ſie ſeyen ſogleich in Verhaft genommen worden, gründet ſich zwar auf die Erzählung des Bernal Diaz, widerſpricht aber dem an den König von Spanien erſtatteten Bericht des Cortes.

call ein ruhmbegieriger junger Held wurde zum Anführer dieſes Heers beſtellt.

XII. Cortes drang indeſſen durch die Mauer, welche die Tlaſcalleſer wider die Anfälle der Mexicaner auf ihren Grenzen errichtet hatten, in ihr Gebiete, weil der Eingang, der ſonſt bewacht wurde, offen ſtand. Kaum war dieſes geſchehen, als ein Heer von ungefehr 4000 Mann erſchien, deſſen Vortrupp zwey Pferde der ſpaniſchen Reuterey, die ohne Feindſeeligkeit zu vermuthen, ihnen entgegen geritten waren, tödtete, und drey verwundete. Cortes griff das Heer ſo tapfer an, daß ihrer funfzig auf dem Platze blieben, und die übrigen die Flucht nahmen. Kurz darauf erſchienen die Geſandten von Tlaſcalla, bewillkommten den Cortes im Namen des Senats, äuſſerten einen großen Unwillen über die Verwegenheit der Otomiten, und verkündigten ihm die Bewilligung des Durchzugs. Cortes ſtellte ſich, als glaubte er es, und erlaubte ihnen, ihre Todten mitzunehmen, um ſie ihrer Gewohnheit gemäß zu verbrennen. Am folgenden Tage, welcher der zweyte Auguſt war, wurden die Spanier aufs neue angegriffen, und zwar zwiſchen zween Bergen in engen Wegen, wo die Reuterey unbrauchbar war; ſie ſchlugen ſich aber nicht nur glücklich hindurch, ſondern zerſtreueten auch vermittelſt ihrer Artillerie ein anderes zahlreiches Heer, welches auf der Ebene auf ſie lauerte. Von funfzehn

Spaniern, welche verwundet wurden, ſtarb nur einer; hingegen wurden viele Tlaſcalleſer getödtet, und noch weit mehrere verwundet. Hierauf verſchanzten ſich die Spanier mit ihren Alliirten auf einem Hügel, wo ſie bis auf den fünften September nicht beunruhiget wurden. Nie waren die Spanier in ſo großer Gefahr, als an dieſem Tage. Xicotencatl erſchien mit einer Armee von 50000 Mann, und ſchickte ihnen eine Menge Proviant, damit ſie ihre Kräfte zur bevorſtehenden Schlacht erneuerten. Hierauf ließ er ihr verſchanztes Lager durch zwey tauſand Mann beſtürmen, welche würklich hinein drangen, und ihnen viel zu ſchaffen machten. Kein Spanier würde dieſesmal mit dem Leben davon gekommen ſeyn, wenn indeſſen unter der zahlreichen Armee der Tlaſcalieſer, welche auſſerdem noch mit allzugefährlichen Waffen, z. B. Piken, Lanzen, Degen und zweyſpitzigen Wurfſpieſen verſehen waren, kein Zwieſpalt entſtanden wäre. Zwey Fünftel trennten ſich von Xicotencatls Armee, weil er die Hauptleute derſelben mit ſchimpflichen Worten beleidiget hatte. Die Spanier ſchlugen die Tlaſcalleſer mit harter Mühe aus ihrem verſchanzten Lager zurück, giengen der Armee derſelben in Schlachtordnung entgegen, und fanden bey ihrem Angriff einen überausgroßen Widerſtand. Denn obgleich die Artillerie eine erſchreckliche Niederlage anrichtete, ſo wußten doch die Tlaſcalleſer mit unglaublicher Geſchwindigkeit die gemach-

ten

du, das bin ich gewiß, wer du auch bist, und so will ich dich gewinnen.

(Sie fechten: indem der König in Gefahr ist, kommt der Prinz von Wales dazu.)

Prinz Heinrich.

Hebe deinen Kopf auf, du nichtswürdiger Schotte, oder du sollst nimmer ihn nicht wieder empor heben: die Geister von Scherley, Stafford und Blunt sind in meinen Armen; der Prinz von Wales ists, der dir dräut, und der nie verspricht, was er nicht zu bezahlen gedenkt.

(Sie fechten, Douglas flieht.)

Munter, Gnädigster Herr! Wie befindet sich Euer Majestät? Sir Nicolas Gawsey hat um Hülfe geschikt, und das hat auch Clifton gethan. Ich will gerade zu Clifton.

König Heinrich.

Bleib und athme einen Augenblik. Du hast meine verlohrne Achtung wieder erkauft, Harry, und durch diese edle Rettung bewiesen, daß dir mein Leben nicht gleichgültig ist.

Prinz Heinrich.

O Himmel! das gröste Unrecht thaten die mir, die jemals gesagt haben, daß ich euern Tod wünsche. Wär' es so, so hätt ich nur Douglassens dräuende Hand allein über euch lassen können; sie würde euer Ende schneller als alles Gift der Welt befördert, und euerm Sohn die verrätherische Mühe erspart haben.

König

ten Lücken zu ſchlieſſen, und kämpften vier Stunden wie die Löwen, und es gelang ihnen auch einmal die Spanier zu trennen. Doch gewannen endlich dieſe den Sieg, und zogen ſich in ihr voriges Lager zurück. Sechszig von ihnen, und alle Pferde waren verwundet, und nur ein Mann auf dem Platze geblieben. Die Geſchwindigkeit, womit die Tlaſcalleſer ihre vielen Todten von dem Schlachtfelde wegtrugen, war zu bewundern.

Da der General der Tlaſcalleſer von der überlegenen Macht der Spanier überzeugt war, ließ er die Wahrſager von Tlaſcalla befragen, wie ſie beſiegt werden könnten. Sie antworteten, dieſes könnte nur des Nachts geſchehen. Weil ſie Kinder der Sonne wären, ſo wäre es bey Tage unmöglich ſie zu überwinden. Xicotencatl folgte ihrem Rath, und entſchloß ſich, ſie des Nachts anzugreifen. Doch hielt er es für nöthig, ihr Lager vorher auszuſpähen, und ſandte funfzig von ſeinem Heer dahin, Cortes mit Geſchenken zu beehren, und zu gleicher Zeit zu beobachten, wo dem Feinde am leichteſten beyzukommen wäre. Ihre Abſicht wurde entdeckt. Cortes ließ ihnen die Hände abhauen, ſandte ſie an ihren General zurück, und ließ ihm ſagen, er wäre ſowohl des Nachts, als bey Tage bereit, ihn mit ſeiner Armee zu empfangen. Er wartete aber auf ſeinen Angriff nicht, ſondern gieng ihm gegen Abend zu Leibe, und zwar mit dem beſonderen Umſtand, daß er den Pferden

der Reuterey Schellen anhieng. Das Geklingel der Schellen, das Krachen der Kanonen, die Dunkelheit der Nacht und das gräßliche Bild der abgehauenen Hände ihrer Landsleute erfüllten die Gemüther der Tlaxcalleser dermaßen mit Furcht und Schrecken, daß sie beym ersten Angriff in Unordnung geriethen, und die Flucht nahmen. Der stolze Xicotencatl kehrte schamvoll nach Tlaskalla zurück, und mußte kurz nach seiner Rückkehr, so sehr er auch vorher der Parthey, die den Frieden riethen, zuwider war, selbst zum Werkzeuge desselben dienen.

XIII. Indeß daß der Senat zu Tlaskalla sich nun ganz vereinte, mit den Spaniern den Frieden zu schließen, befand sich Montezuma, König von Mexico, sowohl dieserwegen, als aus Furcht, es möchten sich noch andere wider ihn feindlich gesinnte Fürsten, besonders Ixtilxochitl, des Königs von Tezcuco Bruder mit den Spaniern vereinen, in der größten Verlegenheit. Der König von Tezcuco, sein Neffe, rieth ihm den Spaniern freyen Eingang in die Hauptstadt zu verstatten, und sie königlich zu bewirthen, bis man von feindlichen Absichten überzeugt wäre. Andere beharrten auf der Meynung, sie von Hofe entfernt zu halten, und mit Geschenken zu überhäufen. Montezuma folgte diesen, und sandte an Cortes sechs Bothschafter mit einem großen Gefolge, und einem Geschenk von 1000 kostbar bearbeiteten Kleidern von

Baum-

Baumwolle, von einer beträchtlichen Menge Gold und ſchönen Federn, mit dem Verſprechen noch viel reicherer Geſchenke, wofern ihm dran gelegen wäre; nur möchte er die gefährliche Reiſe nach der Hauptſtadt nicht fortſetzen. Cortes nahm die Bothſchafter ſammt ihren Geſchenken mit vielen Ehrenbezeugungen an, und unterhielt ſie im Lager, damit er ihnen eine überzeugende Probe von der Tapferkeit und Stärke der Spanier an den Tag legte, und ſie Zeugen des Friedens wären, den ihre ärgſten Feinde mit ihm zu ſchlieſſen bereit waren. Die erſte Abſicht zu erreichen, ergab ſich gar bald eine Gelegenheit. Ein zahlreicher Haufen Tlaſcalleſer fiel mit einem gräſslichen Geſchrey und mit einem Platzregen von Pfeilen und Wurfſpieſen das Lager an. Cortes ſtürzte mit ſeinen Spaniern aus den Verſchanzungen auf ſie los, und ſetzte die Bothſchafter durch die Niederlage, die er unter ihnen anrichtete, in Erſtaunung. Kurz darauf erſchien auch Xicotencatl als Bothſchafter ſeiner Republik mit einem zahlreichen Gefolge, und bot ihm den Frieden, und ein ewiges Bündniſs an, nachdem er die bewieſenen Feindſeligkeiten damit entſchuldiget hatte, daß ſie ihn wegen der vielen erhaltenen Geſchenke, und der mexicaniſchen Truppen halber, die unter ſeinem Heere wären, für einen Freund und Alliirten des Königs von Mexico gehalten hätten. Cortes nahm den Frieden und die erdichtete Entſchuldigung freudig an, und überhäufte den Bothſchafter mit Ehrenbezeugungen, obgleich die

Mexicaniſchen Geſandten ihr mögliches thaten, den Frieden der Tlaſcalleſer verdächtig zu machen. Er dankte Gott ihn erlangt zu haben, und der Erfolg bewieß es, daß die Tlaſcalleſer von dieſer Zeit an gegen die Spanier treu geſinnt waren. In dieſen Tagen hatte er auch das Vergnügen, daß die Republik Huexotzinco, welche vor kurzem das Mexicaniſche Joch abgeworfen hatte, und der obengenannte Prinz Xitlixochitl ihm ihre Freundſchaft und Beyſtand wider den König von Mexico durch Bothſchafter anboten.

XIV. Den ſechſten Tag nach dem geſchloſſenen Frieden erſchienen die vier Häupter der Republik perſönlich, und beſtätigten nicht nur ihre Freundſchaft, ſondern huldigten auch dem Könige von Spanien, und baten den Cortes inſtändig, alles Mistrauen abzulegen, und mit ſeinem Heere in die Stadt zu ziehen. Den folgenden Tag, als den 23ſten September 1519. folgte er ihrer Einladung, in Begleitung der Mexicaniſchen Geſandten, nachdem er ſeinen Soldaten, die ſich um 55 vermindert ſahen, und wegen ihrer Wunden nach Veracrux zurückzukehren verlangten, neuen Muth eingeſprochen hatte. Die Tlaſcalleſer hatten nie einen Triumph mit ſo vieler Freude und Pracht, als den Einzug der Spanier, gefeyert. Unter einer Menge von 100000 Menſchen kamen ihnen die vier Häupter der Republik entgegen, von dem zahlreichen Adel begleitet, der vor ihnen her tanzte; und in der Stadt

war keine Straße, die nicht mit Siegesbogen aus grünen Zweigen und Blumen geziert war, und von muſikaliſchen Inſtrumenten und Freudengeſchrey ertönte. Tlaſcalla war damals eine der größten und volkreichſten Städte in Anahuac. Dem Berichte gemäß, welchen Cortes Karl V. davon erſtattete, übertraf ſie an Größe, Bevölkerung, Schönheit der Gebäude, und an Ueberfluß der Lebensbedürfniſſe die Stadt Granada, da dieſe den Mauren entriſſen wurde. Auf ihrem Marktplatz zählte man täglich gegen 30000 Kaufleute, in dem ganzen Umfang ihres kleinen Gebietes gegen 150000 Häuſer, und über 500000 Seelen.

XV. Die Spanier und ihre Bundsgenoſſen wurden in einer ſehr bequemen Wohnung einquartirt, und mit allen Lebensbedürfnißen in Ueberfluß verſehen. Cortes ließ die Mexicaniſchen Geſandten zu ihrer Sicherheit neben ſich wohnen. Sein Vertrauen zu vermehren, brachten die Tlaſcalleſer ihm, ihrer Gewohnheit gemäß, Dreyhundert ſchöne Mädchen, von welchen er aber nur Einige zur Bedienung ſeiner Donna Marina wählte. Hierauf gaben ſie ihm fünf Jungfrauen aus dem vornehmſten Adel, welche er gleichfalls annahm, und nach einem kurzen Unterricht in einem Tempel, der zum chriſtlichen Gottesdienſt gereiniget wurde, öffentlich taufen ließ. Eine, welche die Tochter des Fürſten Maxixcatzin, eines der vier Häupter der Republik war, erhielt den Namen Elvira,

und vermählte ſich mit dem Kapitän Johann Velaſquez de Leon, die andere, Namens Luiſe, Schweſter des tapfern Xicotencatls mit Peter von Alvarado, und die drey übrigen mit Chriſtoph von Olid, Gonſalo von Sandoval, und Alonſo von Avila. Da Cortes ſo viele Gewogenheit bey den Tlaſcalleſern fand, fiel ihm der verwegene Gedanke ein, ihre Götzenbilder, wie er in Cempoalla gethan hatte, zu zertrümmern. Aber der P. Olmedo, und andere anſehnliche Männer hielten ihn davon ab; doch gelang es ihm, den Senat zu bewegen, daß alle zu Schlachtopfern beſtimmte Menſchen in Freyheit geſezt wurden.

XVI. Da Cortes in ſeinem zwanzigtägigen Aufenthalt zu Tlaſcalla hinreichende Nachrichten von der Lage der Staot Mexico, von der Macht dieſes Königreichs, und von allem, was zu ſeiner Abſicht diente, eingezogen hatte, ſezte er, wider die Warnungen der Tlaſcalleſer, die ihm den Weg über Huexotzinco vorſchlugen, über Chololla ſeinen Marſch nach Mexico fort, ſeine Unerſchrockenheit zu bezeigen, und die Mexicaniſchen Geſandten, die ihm dieſen Weg vorſchlugen, nicht zu beleidigen. Auſſerdem hatten auch die Chololleſer, von Cortes hierzu aufgerufen, ihn durch Geſandten ihrer Freundſchaft verſichert. Chololla lag und liegt noch in einer ſchönen Ebene, und beſtand mit ſeinen Dörfern oder Vorſtädten in ungefehr 80000 Häuſern. Die Einwohner ernährten ſich reichlich mit

Manu-

Manufacturen von Baumwolle, mit Bearbeitung der Edelsteine, und irdener Geschirre, wodurch sie berühmt waren. In der Religion war diese Stadt in Anahuac, was Rom im Katholischen Christenthum ist. Hier hatte der vergötterte Quetzalcoatl gewohnt, und hier wurde er sonderbar verehrt. Die Anzahl der Tempel war überaus groß, und unzählig waren die Pilgrimme, die auch von den entferntesten Provinzen dahin kamen, diese Heiligthümer zu besuchen. In dieser Stadt wurde Cortes dem Scheine nach eben so liebreich und prächtig, als zu Tlascalla, empfangen, heimlich aber hatten sie sich untereinander wider das Leben aller Spanier verschworen. Eine Cholollesische Dame, welche gegen Donna Marina Freundschaft gefaßt hatte, entdeckte ihr die ganze Sache. Ein Mexicanisches Heer von 20000 Mann stand in der Nachbarschaft, an der Vertilgung der Spanier Theil zu nehmen. Cortes kam ihnen zuvor. An einem bestimmten Morgen bey Aufgang der Sonne versammelte er einen großen Theil Chololleser in den Vorhof seines Quartiers und schloß gegen vierzig Edelleute in die Zimmer und Säle, hielt ihnen ihre Treuloßigkeit vor, und ließ alles niederhauen, was im Vorhof war. Zugleich drang ein Heer von 6000 Tlascalleser, welches die Spanier nach Chololla begleitet hatte, und vor der Stadt gelagert war, hinein, und vereinte sich mit den Spaniern und Totonaken, alle Einwohner, Weiber und Kinder ausgenommen,

zu tödten, die Stadt zu plündern, und zu verwüſten, *) Da alle Straßen mit Leichen bedeckt, und die Häuſer ihrer Koſtbarkeiten beraubt waren, gab Cortes auf das demüthige Erſuchen der in ſeinem Quartier eingeſchloſſenen Vierzig Edelleute den Befehl, einzuhalten, und theilte die Beute mit den Tlaſcalleſern dermaſſen, daß er Kleider, Federn und Salz ihnen überließ, Edelſteine, Gold und Silber für ſich und ſeine Spanier behielt. Indeß richtete ſich eine Menge Menſchen, die dem Schwerdte zu entgehen, ſich unter die Todten niedergeworfen hatten, wieder auf, und was aus der Stadt geflüchtet war, kehrte zurück, und die Stadt erfüllte ſich mit ſo vielen Menſchen, daß man die angerichtete Niederlage faſt nicht merkte.

XVII. Der gröſßte Gewinn, den die Spanier davon trugen, waren nicht Gold, Silber und Edelſteine, ſondern die neuen Alliirten, die ſie hier erlangten, und die Beſtätigung der Treue der Tlaſcalleſer. Denn nicht nur die 6000, die ihn bedeckten, ſtanden ihm treulich bey, ſondern es erſchien auch kurz nach der Plünderung der Stadt der tapfere Xicotencatl mit 20000 Mann, ihn wider die verrätheriſche Stadt zu ſchützen, ohne daß er ſelbſt Nachricht davon nach Tlaſcalla geſchickt hatte, und die Chololleſer, welche

*) Las Caſas hat unrecht, wenn er erzählt, die Spanier haben aus Muthwillen und ohne Urſache eine ſo ſchreckliche Niederlage angerichtet.

che sonst den Tlascallesern Todtfeind waren, schlossen ein dauerhaftes und aufrichtiges Bündniß mit ihnen, huldigten dem Könige von Spanien, und öfneten den zum Schlachtopfer bestimmten Menschen ihre Gefängnisse. Hierdurch faßte Cortes Muth, dem Könige von Mexico wegen des Antheils, den er der Aussage der Chololleser gemäß an der Verschwörung haben sollte, durch einen der vier Mexicanischen Gesandten, den er zu ihm schickte, die Freundschaft aufzusagen. Dieser kam nach sechs Tagen zurück mit einem Geschenke von zehn goldnen Schüsseln, 1500 Kleidern, und vielen Lebensmitteln, und betheuerte im Namen des Königs, er hätte nicht den geringsten Antheil an der Verschwörung, und das zu ihrem Ueberfall bestimmte Heer gehörte den Acatzincheſern, und Itzocanesern zu, welche zwar Unterthanen seiner Krone, aber Bundsgenossen der Chololleser wären. Ob diese Entschuldigung der Wahrheit gemäß war, ist nicht entschieden. Doch wird sie durch die Feindseeligkeiten, welche indessen wieder die Besatzung zu Veracrur verübt wurden, verdächtig gemacht, ob sie gleich Cortes für wahr anzunehmen schien. Der König Motezuma gab einem seiner mächtigen Vasallen, Herrn von Nauhtlan, den Befehl, die abgefallenen Totonaken mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Diese gaben vor, dem Könige von Spanien gehuldigt zu haben, und nahmen ihre Zuflucht zum Johann von Escalante, Kommandanten zu Veracruz, welcher mit 10000 Mann Toto-

naken

naken, funfzig Spaniern, und zwey Kanonen das feindliche Heer mit dem Verluſt von ſechs bis ſieben Spaniern beſiegte, und nach drey Tagen ſelbſt an den empfangenen Wunden ſtarb. Dieſe traurige Nachricht erhielt Cortes, da er noch zu Chololla war, und verbarg ſie vor ſeinen Soldaten, ihnen den Muth nicht zu benehmen.

XVIII. Die Spanier ſetzten nun ihren Zug nach Mexico fort, obgleich Motezuma, über das tragiſche Schickſal der Cholollefer äuſſerſt beſtürzt, in ſeinem Trauer-Pallaſt mit Faſten und Beten die Götter zu ſeinem Beyſtand aufforderte, und durch vier neue Bothſchafter dem Könige von Spanien einen jährlichen Tribut, dem Cortes vier Laſten Goldes, und jedem ſeiner Hauptleute und deren Soldaten eine Laſt *) verſprach, wenn ſie, ohne ihren Weg weiter fortzuſetzen, in ihr Vaterland zurückkehrten. Cortes nahm ſie ſehr gütig auf, und ließ den König verſichern, er müſte dem Befehl ſeines Monarchen gehorchen, und würde ihm und ſeinem Lande nicht den geringſten Schaden zufügen. Wofern er ſeinen Auftrag, den er niemanden anvertrauen könnte, ausgerichtet hätte, und ſein Aufenthalt ihn beläſtigte, ſo würde er unbeſchwert in ſein Vaterland zurückkehren. Die Bothſchafter waren noch nicht zurückgekehrt, als der König ſich entſchloß,

*) Eine Laſt macht funfzig Spaniſche Pfunde. Der ganze Werth betrug über drey Millionen Dukaten.

König Heinrich.

Eile du ist zu Clifton; ich will zu Sir Nicolas Gawsey.

[Der König geht ab.]

Zehnte Scene.

Hot-Spur, der Prinz von Wales.

Hot-Spur.

Wenn ich recht sehe, so bist du Harry Monmouth.

Prinz Heinrich.

Du sprichst, als ob ich meinen Namen verläugnen wolle.

Hot-Spur.

Mein Nam' ist Harry Percy.

Prinz Heinrich.

Ich sehe also einen sehr tapfern Rebellen, der diesen Namen trägt. Ich bin der Prinz von Wales, und denke nicht, Percy, länger neben mir um den Preis der Ehre zu buhlen. Zween Sterne können ihren Lauf nicht in einer Sphäre halten, und Ein England kan sich in kein doppeltes Reich für Harry Percy, und für den Prinzen von Wales theilen.

Hot-Spur.

Auch soll es nicht; die Stunde ist gekommen, die einem

ſchloß, die Spanier, als Geſandten ihres Königs freundſchaftlich aufzunehmen, und ihnen den König von Tezcuco, ſeinen Neffen mit dieſer Nachricht entgegen ſchickte. Dieſer bewillkommte ſie im Namen des Königs in Ajotzinco, einem Dorfe am See Chalco, und hinterließ ihnen einige ſeiner Edelleute, ſie bis nach Mexico zu begleiten. Je weiter die Spanier fortſchritten, deſto größer wurde die Verwunderung über die Schönheit des Mexicaniſchen Thals, und deſto mehr wuchs ihr Anhang. Alle Herrn und Statthalter der Städte beklagten ſich über die Tyranney der Mexicaniſchen Regierung, und verbanden ſich mit ihnen, die Fürſten von Iztapalapan, und Cojohuacan, Brüder des Motezuma ausgenommen, deren Reſidenzſtädte nahe an der Chauſſee lagen, welche das feſte Land mit der in der See gelegenen Hauptſtadt Mexico vereinte. Nachdem Cortes von dieſen Fürſten alle mögliche Höflichkeit genoſſen, betrat er mit ſeinem Heer die ſieben italieniſche Meilen lange Chauſſee, welche von verſchiedenen Graben und Zugbrücken unterbrochen war. Nicht weit von der Hauptſtadt war auf dieſem Wege eine feſte Schanze mit zwey kleinen Thürmen, von einer zehn Fuß hohen Mauer umgeben, die durch eine Zugbrücke mit der Chauſſee verbunden war, ein ſehr merkwürdiger Platz, weil bey der Belagerung der Stadt hier die Hauptſchanze der Spanier war. Hier machten die Spanier und die 6000 Mann Hülfstruppen halt, von mehr als tauſend Mexicaniſchen Edelleuten

leuten bewillkommt zu werden. Darauf ſetzten ſie ihren Marſch in Schlachtordnung fort, wie wenn ſie den Feind vor ſich hätten. Endlich kam ihnen der König ſelbſt mit einem groſſen und glänzenden Gefolge entgegen. Drey Edelleute mit goldnen Stäben giengen vor ihm her. Er ſaß in einer Sänfte, die mit goldnen Platten bedeckt war, von vier Edelleuten auf den Schultern getragen, unter einem Sonnenſchirm von grünen Federn, die mit Gold unterwirkt waren. Sein Haupt war mit einer leichten Krone von Gold, ſeine Schultern mit einem kleinen von Gold und Edelſteinen glänzenden Mantel, und ſeine Füße mit eben ſo reichen Halbſchuhen von Leder bedeckt. Zwey hundert prächtig gekleidete Edelleute begleiteten ihn barfuß und Ehrerbietig. Sobald der König und Cortes einander ſahen, ſtieg dieſer vom Pferde, und jener von ſeiner Sänfte herab, und giengen zu Fuße einander entgegen. Cortes verneigte ſich vor ihm, und hieng ihm eine goldne Kette mit Glaskügelchen, die Edelſteinen gleich ſahen, um den Hals; da er ihn aber umarmen wollte, ließ es der König von Texcuco, und der Fürſt von Iztopalapan, die den Monarchen an dem Arm führten, nicht zu. Cortes bezeugte mit Worten ſeine Freude, einen ſo groſſen Monarchen perſönlich zu ſehen und zu verehren; worauf der König kurz antwortete und ihm mit zween Halsgehängen von Meermuſcheln, woran ſchön bearbeitete goldene Krebſe hingen, beſchenkte. Nach dieſer kurzen Bewillkommung kehrte Motezuma mit

dem

dem Könige von Texcuco in die Stadt zurück, und hinterließ den Fürst Cuitlahuatzin, die Spanier in ihr bestimmtes Quartier zu begleiten.

XIX. Da die Spanier geradesweges dem Haupt-Tempel entgegen zogen, war ihre Verwunderung über die Größe und Pracht der Gebäude und über die Menge der Einwohner nicht geringer, als jene der Mexicaner über die fremden Helden, die in so geringer Anzahl so grosser Thaten fähig wären, und von ihrem stolzen und mächtigen Monarchen mit so seltener Ehrfurcht behandelt wurden. Nahe beym Haupttempel war der Pallast des vorigen Königs Axajacatl, welcher zum Quartier der Spanier und ihrer alliirten Truppen bestimmt war. Hier erwartete sie der König Motezuma. Sobald Cortes an die Thüre desselben gelangte, nahm ihn der König bey der Hand, und führte ihn in einen grossen Saal, wo er ihn auf einem unserer Altäre gleichen Bank, die mit einem kostbaren Teppich bedeckt war, niedersetzen hieß, und ihm sagte: „Ihr „seyd hier mit euren Reisegefährten in eurem eigenen „Hause, esset und ruhet hier aus; in kurzem werde „ich wieder zu euch kommen.„ Da der König in seinen Pallast zurückkehrte, ließ Cortes alle seine Artillerie abfeuern, den Mexicanern Furcht einzujagen; stellte Wachen bey allen Thüren, und richtete die Kanonen auf das Hauptthor des ihnen angewiesenen Quartiers, welches wegen seiner dicken und festen Mauern und

Thürme

Thürme die Stelle einer Festung vertreten konnte. Der Pallast war so groß, daß die Spanier und ihre Hülfstruppen, ob ihrer gleich mit den Weibern und Bedienten über 7000 waren, eine so bequeme als reinliche und schöne Wohnung darinn fanden. Cortes hatte kaum die unzähligen Zimmer besehen, und seinen Truppen ihre Wohnungen angewiesen, als für ihn und seine Officiere ein prächtiges Mahl aufgetragen, und unter das übrige Volk reichliche Speisen ausgetheilt wurden. Ausser dem, daß die Speisen der Letztern nicht so köstlich zubereitet waren, als jene der spanischen Officiere, so hatten auch diese den Vorzug, daß sie vom Adel bedient wurden. Dieser merkwürdige Tag war der 8te November des Jahrs 1519, da kaum 7 Monate seit ihrer Anländung verflossen waren.

XX. Kaum hatten die Spanier das Mittagsmahl eingenommen, und in ihrem Quartier alles zu ihrer Sicherheit geordnet, als sie der König Motezuma besuchte. Er setzte sich neben Cortes in dem vornehmsten Saal, und entschuldigte in einer ziemlich langen Rede den Widerwillen, den er bisher gezeugt hatte, sie in seiner Hauptstadt aufzunehmen. Das Gerücht, sagte er, hätte sie als Götter ausgeschrien, die auf Ungeheuern ritten, und mit Donnerkeulen die Erde erschütterten. Von andern wären sie als Goldgeitzige, Gefräßige, und wollüstige Menschen beschrieben worden, deren Einer mehr äße, als Zehen seines Landes.

Die

Die Erfahrung hätte ihn aber belehrt, daß sie gute, großmüthige und tapfere Menschen wären, die sich nur gegen diejenigen der Strenge bedienten, von denen sie durch Feindseligkeiten zum Zorn gereizt würden. — Er wäre nicht nur bereit, die Gesandschaft seines großen Monarchen anzunehmen, sondern erböte sich auch, sich und sein ganzes Königreich dem spanischen Monarchen zu unterwerfen. Denn den Zeichen nach, die sie am Himmel beobachtet, und an ihnen selbst bemerkten, wäre nun die Zeit der Ankunft jener östlichen Völker gekommen, denen einer alten Sage gemäß die Herrschaft dieses Landes gebührte. Sie wären selbst als Fremdlinge aus Norden hierher gekommen, und die Könige hätten nur im Namen ihres rechtmäßigen Herrn und Gottes Quetzalcoatl diese Völker regiert. Cortes bestätigte den König im Wahn, sein Monarch stamme von dem Gott Quetzalcoatl ab; doch wäre er nicht beordert, andern das ihrige zu nehmen, sondern eine ewige Freundschaft mit seiner Majestät zu schliessen, ihm die wahre Religion anzukündigen, und ihm einige wichtige Rathschläge zur Verbesserung des politischen Regiments zu geben, wodurch seine Unterthanen glückselig würden. Dieses behielte er sich aber auf eine andere Gelegenheit vor. Hiermit war Motezuma zufrieden, und überhäufte die Spanier nicht nur damals, sondern fast täglich mit Geschenken. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß die Spanier durch friedliche Wege sich der ganzen Monarchie hätten bemächtigen

können, wenn ſie mit Klugheit zu Werke gegangen wären. Den folgenden Tag beſuchte Cortes den König in ſeinem Pallaſte mit einem Gefolge von vier Officieren, und fünf Soldaten, hielt ihm eine Predigt vom Chriſtenthume, und verwies ihm die Grauſamkeit, Menſchen zu opfern. Allein Motezuma betheuerte ihm, daß er vom Dienſt ſeiner Götter nie abweichen würde; doch bewirkte Cortes für dieſesmal, daß kein Menſchenfleiſch mehr auf die Königliche Tafel getragen wurde.

XXI. Hierauf verlangte und erhielt Cortes die Erlaubniß, die Königlichen Palläſte, den Haupttempel und die Stadt zu beſichtigen. Ihre Lage iſt ſchon anderswo beſchrieben worden. Vom feſten Lande giengen drey in den See gebaute Straſſen von Stein und Erde in die Stadt, eine auf der Mittagsſeite von Iztapalapa, welche ſieben italiäniſche Meilen lang war, die zweite weſtwärts von Tlacopan, die nur zwey Meilen lang war, und die dritte Nordwärts von Tepejacac, die ſich nicht über drey Meilen erſtreckte. Eine jede dieſer Straſſen war ſo breit, daß zehn Mann neben einander reiten konnten. Auſſer dieſen drey Hauptſtraſſen lief noch ein engerer Weg in die Stadt, worauf in zween Aquädukten das ſüſſe Waſſer von Chapoltepac in die Hauptſtadt geleitet wurde. Der Umfang der Stadt, ohne die Vorſtädte, betrug über neun Meilen, und die Anzahl der Häuſer wenigſtens

60000

60000 *) Die Stadt war vermittelst der vier Hauptstrassen, die auf die vier Seiten des Vorhofs des Haupttempels gerichtet waren, in vier Quartiere getheilt. Sie war ringsum mit Dämmen und Schleusen umgeben, und in allen ihren Gegenden mit schiffbaren Kanälen durchschnitten. Sowohl die schneeweis übertünchten Häuser der Vornehmen, welche mit Terrassen, und ringsum mit Brustwehren bedeckt waren, als die vielen Tempel koynten zu Festungen dienen. Ausser dem grossen und berühmten Marktplatz in Tlatelolco, welches ehedem eine eigene Stadt ausmachte, waren noch viele andere schöne Marktplätze in der Stadt, viele Springbrunnen, Fischteiche, besonders bey den Tempeln, viele Gärten, theils auf ebener Erde, theils auf hohen Terrassen. In den Pallästen des Königs wurde eine unzählige Menge seltener Thiere und Pflanzen ernährt, und auf dem grossen Marktplatze fanden sich so viele Kaufleute, eine so grosse Verschiedenheit der Waaren, und eine so vortrefliche Ordnung, daß einige der Spanier, welche ganz Europa durchreiset hatten, bekannten, nirgends dergleichen gesehen zu haben.

XXII. Sie konnten sich vor Verwunderung über die Schönheit der Stadt und der Lage derselben nicht fassen, da sie auf dem obersten Tempel nicht nur dieselbe, sondern auch die zwey Seen, die schwimmen-

*) Robertson widerspricht allen bewährten Schriftstellern, wenn er nur 60000 Einwohner angiebt.

den Gärten, und die ringsum liegenden Städte ganz übersahen. Hier fanden sie den König, welcher sich dahin begeben hatte, die Heiligthümer vor aller Beschimpfung, die ihnen etwa von den Spaniern widerfahren konnte, zu schützen. Da er ihnen auf ihr Bitten die Götzen und den gräßlichen Ueberrest der Menschenopfer zeigte, konnte sich Cortes nicht enthalten, ihm wegen der Anbetung so abscheulicher Figuren, die er Teufel nannte, Vorwürfe zu machen; worüber der König unwillig wurde, und sagte: er würde ihn seiner Bitte, das Heiligthum zu sehen, nie gewährt haben, wenn er eine solche Entehrung seiner Götter vorgesehen hätte. Sie möchten sich nun in ihre Quartiere zurückbegeben, und er wollte noch hier verbleiben, den Zorn der Götter zu besänftigen. So intolerant sich Cortes gegen die Religion des Königs bewies, so verträglich bezeigte sich dieser gegen die Religion der Spanier. Er erlaubte ihnen nicht nur in ihrem Quartier eine Kapelle zu ihrem Gottesdienste zu bauen, sondern gab ihnen auch die Arbeiter, und schenkte ihnen die Baumaterialien dazu. Cortes pflanzte ein Creuz in dem vornehmsten Vorhof seines Quartiers, ließ täglich Messe lesen, und würde den Haupttempel sogleich verwüstet haben, wenn es seine Freunde nicht widerrathen hätten. Was er endlich noch von Montezuma erhielt, war der Befehl den er gab, keine Menschen mehr zu opfern, welcher aber nicht genau beobachtet wurde; besonders da durch eine unerhörte Verwe-

gen

genheit die Harmonie zwiſchen Cortes und den König ſehr bald unterbrochen wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Briefe aus Rom,

neue Werke jezt daſelbſt lebender Künſtler betreffend.

2.

1785.

Unſere Zeiten ſind ſehr fruchtbar an geſchickten Landſchaftmahlern, und nähern ſich ohnſtreitig der Vollkommenheit in ihrem Fache mehr, als die Hiſtorienmahler. Vernet, deſſen Werke ſchon lange durch ganz Europa bekannt ſind, beſitzt darin ein unterſcheidendes Verdienſt. Man ſieht in verſchiedenen Gallerien und Cabinettern Roms mehrere Stücke von ſeiner beſten Zeit. Man muß zum Ruhme dieſes Mannes geſtehen, daß ſein Styl viel originelles hat, und die Manier ſeine eigene, und keine nachgeahmte iſt. Seine Art zu componiren iſt weder die von Pouſſin, noch die von Salvator Roſa: ſie ſchwebt gleichſam zwiſchen beyden, wiewohl ſie ſich mehr dieſem als jenem zu nähern ſcheint. Vernet iſt nicht ſo edel, ſo gelehrt und richtig wie Pouſſin, ungeachtet er dieſen Pouſſi-

niſchen Vorzügen oft nacheifert; und wenn er das Schauerliche in der Natur aufſucht, und manchmal eine Naturerſcheinungen fürchterlich vorſtellt: ſo iſt es doch nicht das Stürmen der Luft, die abgezackten Bäume, die ſteilen Felſenklippen, die wüthenden Waſſerſtürze, und die ganze wilde Natur von Salvator Roſa. In dem frohen wonnevollen Styl eines Claude Lorrain habe ich nichts von Vernet geſehen. Eine trübe Luft, die Waſſer und Landnebel, die Meerſtürme, die Felſenſtücke macht er vortreflich. Er bedienet ſich oft beſonderer Naturerſcheinungen, als der Stürme, Donnerſchläge, des Mondlichts, der Waſſerſtürze, und andere ſolcher Gegenſtände, welche Effect machen. Die Kunſtfertigkeit und der freye Pinſelſtrich dieſes Mannes iſt bewundrungswürdig. Auch ſeine Figuren ſind immer mit viel Kenntniß und Geiſt gemacht. Indeſſen zweifelt man doch, ob Vernet zu dem großen Rufe worin er ſteht, gelangt ſeyn würde, wenn er in den Jahren, wo ſich ſeine Reputation feſtſetzte, mit denjenigen, ſich hätte meſſen müſſen, die ſich ſeither in Rom gebildet haben.

Italien, beſonders die Gegenden um Rom, ſind für die Landſchaft-Mahler, welche eine gewiſſe Wahl des Großen und Gefälligen ſuchen, nicht minder vortheilhaft, und nothwendig, als es dieſe Stadt, welche in gewiſſem Sinne immer die Hauptſtadt der Welt bleiben wird, durch die alten und neuern Kunſtwerke

für

nem von uns beyden ein Ende machen muß; und wollte der Himmel, dein Name im Krieg wär' izt ſo groß als meiner.

Prinz Heinrich.

Er ſoll gröſſer werden, eh wir von einander ſcheiden, und ich will alle dieſe aufblühenden Ehren von deinem Kamme pflüken, um einen Kranz für meine Stirne daraus zu machen.

Hot-Spur.

Ich kan dich nicht länger ſo prahlen hören.
(Sie fechten.)

Falſtaff kommt dazu.

Falſtaff.

Bravo, Hall, drauf los, Hall! Hey ſa, ihr werdet hier kein Kinderſpiel finden, das kan ich euch ſagen.

Dowglas tritt auf, und ficht mit Falſtaff, der ſogleich zu Boden fällt, als ob er todt ſey; Dowglas geht wieder ab, und der Prinz ſtößt den Percy nieder.

Hot-Spur.

O Harry, du haſt mich meines Ruhms beraubt; der Verluſt des Lebens ſchmerzt mich weniger, als alle die ſtolzen Titel, die du mir abgewonnen haſt; ſie verwunden meine Seele tiefer als dein Schwerdt mein Fleiſch; aber die Seele iſt eine Sclavin des Lebens, und das Leben ein

Spiel

für die Mahlerey der Geſchichte iſt. Der Ton einer wärmern und kolorirtern Luft, der mannigfaltigere Reichthum der Natur, die ſanftfließenden Formen der Berge und Hügel, die beſondern Arten von Bäumen, Geſträuchen und Pflanzen; die ſtolzen Ruinen der alten Baukunſt, die geſchmackvolle Bauart der neuern Gebäude; alles bis auf Vieh und Menſchen hat hier etwas Mahleriſches, das man jenſeits der Alpen nicht findet. Daher ſehen wir auch, daß die größten Landſchaft-Mahler ſowohl des verfloſſenen als des jetzigen Jahrhunderts ſich zu Rom bildeten. Claudius aus Lothringen, die beyden Brüder Matthäus und Paul Brill, Nikolaus und Kaſpar Pouſſin, Both *) Berghem, Swaneſeldt, van Bömen, kamen erſt zu dem groſſen Styl, nachdem ſie lange Jahre in Rom ſtudirt hatten. Um ſo mehr muß man ſich verwundern, daß Salvator Roſa, der einzige große Landſchaftmahler, den Italien bis auf unſere Zeiten aufweiſen konnte, einen Styl annahm, der durch das Wilde und das Schauerliche, das ihn charakteriſiret, mit den herrlichen, frohen, und an den größten Schönheiten ſo reichen Gegenden von Neapel und Rom, wo er gebohren war und lebte, den auffallendſten Contraſt macht. Man kann vielen Niederländern, und andern Landſchaftmahlern, welche Italien nie ſahen,

*) Johann Both, aus Utrecht, ein treflicher Landſchaft-Mahler in Claude Lorreins Styl. Die Figuren und Thiere in ſeinen Landſchaften ſind von ſeinem Bruder Andreas.

hen, ein gewiſſes Verdienſt des Mahlens nicht abſprechen; aber in Anſehung des großen Styls, von dem, was nie unter ihre Augen kam, müſſen ſie immer zurückſtehen, ſo wie die Geſchichtmahler der Flamänder immer verlieren, wenn man ſie in Anſehung der Richtigkeit und des Edeln mit den Italienern in Vergleichung ſtellt; wie wohl ſie manchmal dieſe im Kolorit und Effect zu übertreffen ſcheinen. So viel hänat von der Verſchiedenheit der Länder ab, worin die Menſchen bemüht ſind, ſich zu etwas zu bilden.

Die berühmtern Landſchaft-Mahler, die bermalen in Rom leben, ſind beynahe alle Ausländer. Hackert, aus Berlin, und Wutky aus dem Oeſterreichiſchen gebürtig, ſind Teutſche. (Der leztere iſt nicht mehr in Rom, ſondern nach Wien zurückgegangen, nachdem er ſich bey zwey Jahre in Neapel aufgehalten.) Moore iſt ein Engländer; Ducros aus der franzöſiſchen Schweiz; Tierce ein Pariſer, der den Franzoſen einen zweyten Vernet verſpricht, und dieſen Sommer nach Paris zurückgieng. Labruzzi, ein geborner Römer, iſt ſeit der Wiedererſtehung der Künſte derjenige, der in der Landſchaft-Mahlerey ſeiner Vaterſtadt am meiſten Ehre macht, und Fidanzi, gleichfalls ein Römer, ahmet hin und wieder ſehr glücklich die Manier von Vernet nach.

Ich behalte mir vor, bey einer andern Gelegenheit ausführlicher von dieſen Männern zu ſprechen. Es

ſoll für iht genug ſeyn, eines Künſtlers zu gedenken, der durch fünf größere Stücke den erſten Beweis ſeiner Fähigkeit vor dem richteriſchen Rom abgelegt hat.

Wir wißen, wie ſchwer es iſt, von einer Landausſicht, und alſo vielmehr von einem Landſchaftgemälde eine Beſchreibung zu geben. Sagt man nur im Ganzen etwas, ſo iſt es für eine deutliche Vorſtellung zu wenig; verſuchet man ins Detail zu gehen, ſo wird die Beſchreibung langweilig und kalt; und am Ende findet ſich immer, daß man durch die richtigſte Beſchreibung dem Leſer nur eine ſehr ſchwache Vorſtellung von der Sache beybringet.

Allein der Künſtler verdient, daß ſeine Geſchicklichkeit in ſeinem Vaterlande bekannt werde. Die Ehre iſt des Künſtlers Aufmunterung; und indem ſie ihm einen Sporn giebt, in ſeinen künftigen Werken ſich ſelbſt immer mehr zu übertreffen, ſo läßt ſie ihn auch von Seite der Kenner und Liebhaber hoffen, daß ſie geneigter ſeyn werden, Talent und Geſchicklichkeit zu unterſtützen.

Der Künſtler, den ich meyne, iſt Albrecht Chriſtoph Dies aus Hannover. Man muß zur Ehre dieſes Mannes und zur Aufmunterung anderer junger Künſtler nicht verſchweigen, daß er ohne Unterſtützung, weder von den Seinigen, noch von ſeinem Vaterlande, blos von der Liebe zur Kunſt getrieben, vor zehn Jahren nach Rom kam; entſchloſſen das Aeuſſerſte zu

erdulden, wofern er nur nach Verlauf einiger Jahre ſich verſprechen könnte, in ſeiner Kunſt vorwärts zu kommen. Er lernte, duldete, und gewann ſein Brod; und wiewohl der Mangel des Nothwendigen, (der ſo oft den Keim des Genies erſtickt, und den unermüdendſten Eifer ſchlaff macht) ihm nicht wenig Hinderniſſe ſetzte, den geraden Weg in ſeinen Studien zu gehen, und er deswegen tauſend Umwege verſuchen mußte: ſo iſt es dafür auch allein ſein Werk, und ſeine Ehre, daß er einen Grad des Verdienſtes in der Kunſt erreicht hat, wodurch er die Achtung anderer großen und kleinen Künſtler auf ſich ziehet.

Dieſe fünf Stücke gehören für den Freyherrn von D**c, der bey ſeinem Aufenthalt in Rom im verflöſſenen Jahre, ſie ſelbſt bey dem Künſtler beſtellte. Sie ſind für ſein neuerbautes Luſtſchloß Z***g, nahe bey Frankfurt, beſtimmt. Der Baron gab ſelbſt die Sujets an, und wählte hiezu Drey Ausſichten des alten Romp; die kleinen Waſſerfälle zu Tivoli, und die Ausſicht des Veſuvs mit dem Meerbuſen und einem Theile der Stadt Neapel.

Die Tücher haben alle eine ziemliche Größe; ſie ſind aber in der Form nach dem Orte etwas verſchieden, wo ſie zu ſtehen kommen ſollen. Die beyden kleinen ſtellen Ausſichten von dem Campo Vaccino vor, ein Feld welches zwiſchen dem Kapitol und dem Palatin liegt. Dieſer Platz war (bekannter maſſen) das we-

gen

gen den Verſammlungen des Volkes und der Schönheit ſeiner Gebäude ſo berühmte Forum Romanum. Heut zu Tage ſieht man von dieſen Herrlichkeiten des Alterthums nichts mehr als einige Ruinen, die noch täglich die Bewunderung der Verſtändigen und Fremden an ſich ziehen. Zwiſchen dieſen ehrwürdigen Ueberbleibſeln werden nun die gewöhnlichen Viehmärkte gehalten, und einige Steinmetzen haben ihre Werkſtätte umher angelegt.

Die Erſte Leinwand ſtellt die Acht Doriſchen Säulen von röthlichtem Granit vor, welche einen Theil der Halle des Tempels der Concordia ausmachten. Das ganze Gebälke auf den Säulen iſt noch erhalten, und auf dem Frieſe lieſt man noch ſehr deutlich die Innſchrift: S. P. Q. R. incendio conſumptum reſtituit. Tiefer im Grunde, durch einen Grupp von Bäumen, welche in der Natur ſo an den Anhöhen ſtehen, ſieht man noch drey kanelirte Säulen von dem Tempel des Jupiter Tonans, die aber über die Hälfte in dem Schutte begraben ſind. Im tiefſten Grunde erhebet ſich die Hinterſeite des jetzigen Kapitols, an deſſen Abhang beſagte zwey Tempel ſtanden. Den Vordergrund macht die am Fuße des Tempels vorübergehende Straſſe, wo einige Menſchen mit Ochſen und Karren anhalten; und an dem Gemäuer hat ein Kaſtanienbrater ſein Gezelt aufgeſchlagen, worunter er ſeine Waare ſtehen hat. An dem Berge ſitzt ein altes Mütterchen mit ihrem Spinnrocken an der Sonne, und

ſpinnt.

ſpinnt. Lauter Gegenſtände, wie man ſie öfters auf der Stelle wahrnimmt. Das Bild hat ſeine Beleuchtung zwey Stunden Vormittags; die Luft iſt hellblau, mit einem leichten Gewölke.

Die zweyte Leinwand ſtellt die drey korinthiſchen Säulen, auf denen noch ein Stück von Gebälke liegt, auf dem nehmlichen Platze gegen den Palatiniſchen Berg, vor. Dieſe drey Säulen ſtehen ganz frey, ohne die mindeſte Spur von den Ruinen des Tempels, wovon ſie einen Theil machten; man glaubt aber, daß dieſe Säulen zu der Vorhalle des Tempels des Jupiter Statoes gehörten. Zur Seite dieſer Säulen, beynahe auf der nämlichen Linie des Grundes, ſteht ein Brunnen, wovon das antike Becken von Porphyr iſt. Auf der andern Seite rückwärts ſieht man ein kleines Luſthaus, und die Mauren von den Farneſiſchen Gärten, welche einen Theil des Palatins einnehmen, und auf den Ruinen der alten Kayſergebäude angelegt ſind. Am Ende dieſer Mauren zeigt ſich im hinterſten Grunde der Triumph-Bogen des Titus, der ihm wegen des berühmten Sieges über die Juden errichtet wurde. Eine Allee von unanſehnlichen Bäumen iſt auf der andern Seite des Mittelgrundes, welche bis gegen den Titusbogen hinführet. Um die Säulen her liegen mehrere Stücke von zertrümmerten Säulen, Frieſen, Urnen u. d. gl. Ochſen trinken an dem Brunnen, und ein paar Kerl füllen den Vorgrund. Gegen der Gartenmauer zu ſitzt ein Mahler, der eben die Säulen

abzeich-

abgeſondert, und um den ſich zwey Dominikanermönche hermachen. Die Luft iſt ein ſchwüler Nachmittag, etwas trüb. Der Brunnen mit den drey groſsen Säulen iſt prächtig beleuchtet, ſo wie die abweichenden Schattenmaſse und die Perſpektiv vortreflich vorſtanden.

Das Dritte Stück, von gröſserem Formate als die vorhergehenden, iſt eine Ausſicht von dem Koloſſeum in der Beleuchtung eines warmen Sommerabends. Auf dem Hauptgrunde des Bildes erhebet ſich dieſer majeſtätiſche Koloſs; auf der nehmlichen Linie rechts ſtehen die Kloſtergebäude von den H. H. Johannes und Paulus, worin noch beträchtliche Ruinen von der Curia Hoſtilia zu ſehen ſind. Dieſe Maſſe von Gebäuden, mit dem Triumph-Bogen des Conſtantins nahe bey dem Koloſſeum, zeiget, wie ungeheuer groſs dieſs Amphitheater in Anſehung jedes andern Gebäudes iſt. In der Ferne blicken die Kuppeln und der Thurm von S. Maria Maggiore darüber her. Zwiſchen dem Koloſſeum und den vorbenannten Klöſtern eröfnet ſich eine Ferne, wo man noch anſehnliche Ueberbleibſel von den Bädern des Titus, nebſt andern kleinen Gebäuden, und in dem entfernteſten Grunde die blauen Gebürge von Tivoli erblickt. Im Vorgrunde brachte der Künſtler zu beyden Enden des Bildes Gruppen von Bäumen an, die beſonders dem Lande eigen ſind. Auf einer Seite erkennet man über einem Gemäuer einen Platanus mit einem Paar Cypreſſen, auf der andern eine

Pine

Pins mit andern Cypreſſen. In der Mitte des Vordergrundes zeigen ſich Geſträuche, beſondere Arten von Pflanzen, altes Gemäuer, woneben auf einem Fuſsgeſtelle das Bruſtbild Hadrians, dieſes groſſen Freundes der ſchönen Künſte, aufgeſtellt iſt. Ein paar Fremde mit Frauenzimmern und einem Cicerone, die unter dieſen Ruinen herumwandeln, ſind die einzigen Figuren, die der Künſtler angebracht hat, und ſie ſind ſehr niedlich gemacht. — Dieſe prachtvolle Ausſicht des alten Roms iſt, mit kleinen Veränderungen, ſo vorgeſtellt, wie ſie ſich in der Natur dem Auge zeiget. Die Veränderungen betreffen hauptſächlich den Vordergrund, den der Künſtler, um einem Wincke des Beſtellers genug zu thun, komponiren, und mit Theilen bereichern muſte, die ſich nicht auf der nämlichen Stelle neben einander finden. Die feyerlich glühende Abendluft giebt den Bäumen, den Gebäuden, und den übrigen Gegenſtänden einen röthlichten Ton, der in dem ganzen Bilde bis in die äuſſerſten Fernen vortreflich accordirt iſt.

Das Vierte Stück, welches das Seitenſtük zu dem vorhergehenden macht, ſtellt eine Ausſicht vom Veſuv, dem Meerbuſen und einem Theile der Stadt Neapel vor. Es iſt ein Aufgang, wo die Sonne ihre erſten Stralen durch die neblichte Luft verbreitet, und ferne Nachtwolken zerſtreuet. Der Veſuv erhebt ſich in der Mitte des Gemäldes, aber in einer Ferne, wo man auſſer dem Grau keine andere Farben des Berges unterſchei-

unterſcheidet, als die falben Streife von Lava, die ſchief
tenweiſe an dem Berge herunter liegt. Auf dem Gi-
pfel, wo die Hauptöffnung iſt, ſteigt ein lichter Dampf
empor, der ſich bald in eine Wolke ſammelt. An der
einen Seite des Berges, wo die Lava ihren friſchen
Ausbruch genommen hat, ſieht man gleichfalls einen
ſtarken Dampf. Zu den Füßen des Veſuvs, an den
Küſten der See, zieht ſich der lange Streif der Gebäu-
de von Portici. Das Waſſer des Meeres iſt ohne Be-
wegung, und dunkelgrau, bis auf einen Streif von
Silbergianz, worin die kommende Morgenſonne ſich
ſpiegelt. Das Kaſtell dell'Ovo mit der Stadt (wovon
aber der gröſte Theil hinter dem Kaſtell S. Elmo liegt,
und alſo nicht geſehen werden kann) bleibt noch ganz
im Schatten, wobey man doch die Gebäude und Bau-
art der Gegend ſehr deutlich unterſcheidet. An der An-
höhe, worauf das Kaſtell ſteht, das die Stadt kom-
mandiret, ſtehen verſchiedene andere Gebäude, an de-
nen die erſten Stralen des Morgenlichtes ſonſt hinflim-
mern. Der Vorgrund hat auf Einer Seite einen ma-
jeſtätiſchen Grupp von Bäumen, die ihre Wipfel ſtolz
in die Luft erheben. Eine ewiggrüne Eiche, zwey Pi-
nien, und ein Palmbaum machen dieſen Grupp aus,
und unterſtüzen durch ihre vortrefliche Wahl und Aus-
führung, die Ausſicht dieſer prachtvollen Gegend, wo
die Natur, an der Seite einer ihrer ſchauervollſten Er-
ſcheinungen, allen Zauber ihrer mannichfaltigen Schön-
heit, ihres Reichthums und Ueberfluſſes verbreitet hat.

Ge-

Gesträuche, Partien von Felsenstücken, und ein Weg, worauf ein Kerl zwey beladene Maulthiere hertreibt, machen das übrige des Vordgrundes aus.

Das Fünfte Stück, von einer höhen aber schmalen Form, welches das Mittelstück von den zwey vorhergehenden macht, stellet die Cascatellen des Teverone zu Tivoli vor. Dieser Wasserfall ist ganz ähnlich nach der Natur kopirt, so wie er, mit Gesträuchen und Laubwerk geziert, im Monat August und in den Morgenstunden beleuchtet, erscheint. Ein Theil des Flusses fällt in wiederholten Absätzen von einem hohen Felsen herab, auf dessen Spitze man den Tempel der Sybille sieht. Der erste Absaz des Falles ist der höchste und steilste; daher der Auffall des Wassers hier einen grossen Wasserstaub zurückprellt, der sich gleich einem Nebel verbreitet. Die übrigen Partien der Cascade sind mit dem darauf fallenden Licht und Schatten, mit allen den grünlichten, dunkelblaulichten, grauen durchsichtigen und blizenden Tönen, prachtvoll abgewechselt, welche die Natur des bald steilern, bald langsamern Falles erfordert und hervorbringt. Die zwey Zacken des Felsens, durch deren Oefnung man in der Ferne die mit Oelbäumen überwachsenden Gebürge entdeckt; so wie auch die untere Partie der Felsen, mit den darauf wachsenden Kräutern, sind sehr wahr, und gut gemacht. Unten am Felsen sizt ein Hirt, vor dem ein Mädchen steht, indessen die Ziegen, an dem Flusse hin, ihre Weide suchen.

Man

Spiel des Glüks -- O, ich könnte prophecyen, wenn die kalte Hand des Todes nicht auf meiner Zunge läge; nun, Percy, bist du Staub, eine Speise für --

(Er stirbt.)

Prinz Heinrich.

Würmer, braver Percy. Fahr du wohl! Unglüklicher Ehrgeiz, wie klein schrumpfst du zusammen! Wie dieser Leib noch einen Geist in sich hatte, war ein Königreich ein zu kleiner Raum für ihn; izt sind zween Schritte verächtliche Erde Raums genug. Diese Erde, die den todten Percy trägt, trägt keinen Lebenden, der ihm gleicht. Wär'st du noch empfindlich, so würd' es mir nicht erlaubt seyn, meiner Achtung für dich diesen Ausbruch zu lassen. Aber nun laß mich dein zerfetztes Antliz verhüllen, und nimm diesen lezten Dienst der Liebe von meiner Hand. Fahre wohl, und nimm deinen Ruhm mit dir gen Himmel; deine Schmach schlafe mit dir in deinem Grab, und werde nicht in deiner Grabschrift erwähnt! -- (Er sieht Falstaffen.) Wie, alte Bekanntschaft? Konnte alle diese Menge Fleisch nicht ein wenig Leben verwahren? Armer Jak, fahr wohl: Einen bessern Mann möcht' ich besser gespart haben. [*]

[Geht ab.]

[*] Man läßt hier ein halb Dutzent kahle Reime weg, die des Prinzen unwürdig sind, und die ganze Scene entstellen.

Man sieht diese Wasserfälle oft von ältern Meistern gemahlt, und sie werden noch täglich von lebenden Künstlern kopiert. Herr Dies war besonders darinn glücklich, die abgesetzten Fälle des Wassers so natürlich heraus zu bringen, und die mannichfaltigen Töne so abzuändern, wie sie in Oelgemälden nie mit mehr Wahrheit dargestellt worden sind: worüber man sich gleichwohl weniger verwundern wird, wenn man weiß, daß dieser Künstler mit größtem Fleiß und Genauigkeit die Skizze selbst in Oel nach der Natur mahlte; dahingegen andere sich begnügen, eine allgemeine Idee davon auf das Papier zu nehmen, und dann aus ihrem glücklichen oder unglücklichen Gedächtnisse sich behelfen, die Sache auf ihrem Zimmer nach eigner Phantasie auszuführen; oft aus einem Beleuchtungspunkte, der demjenigen ganz entgegengesetzt ist, worin sie ihren Umriß machten.

Wir erfreuen uns mit dem Herrn Baron von D * *., daß seine Ideen so glücklich ausgeführt worden sind. Diese fünf Stücke werden ohne Zweifel eine vorzügliche Zierde seines neuerbauten Schlosses seyn, die den Besitzer selbst um so mehr interessieren werden, da sie, ausser dem Verdienste der Kunst, Aussichten vorstellen, wo seine vortrefliche Gemahlin und Er in der Gesellschaft ihres edeln Freundes R. *) sich so sehr gefielen, und die die Erinnerung selbst genoßener Freuden so angenehm zurückrufen. — Wir wünschen zur Ehre Teutschlands, und des guten Geschmackes, daß dieses Beyspiel angenehm und nützlich zu reisen unter dem angesehenen Theile der Nation

*) Dieser Freund ist der Fürst Rezzonico, Neffe von Clemens XIII. und dermaliger Senator von Rom, ein großer Freund der Litteratur und der schönen Künste. Er macht würklich das zweytemal seine Reise durch Teutschland, und die übrigen Reiche von Europa, zu welchem Endzweck er sich in seinem 43sten Jahre noch der Mühe unterzog, die teutsche Sprache zu lernen.

tion ſich mehr verbreiten möge! Auf ſolche Weiſe würden die Nationalkünſtler, welche ſich im Auslande durch ſich ſelbſt bilden, und durch fremde Unterſtützung fortbringen müſſen, mehr erkannt und aufgemuntert werden. Denn es gereicht gewiß nicht zur Ehre der Magnaten unſeres Teutſchlandes, daß die vielen großen Künſtler, die unſer Vaterland in dieſen Zeiten hervorgebracht hat, ihren Unterhalt faſt einzig von fremden Nationen gewinnen. Herr Baron von D * * verdient daher auch von dieſer Seite unſere vorzügliche Achtung, da durch ihn ein junger Mann von Talent Gelegenheit bekommen hat, ſich hervorzuthun, und in den Rang derjenigen lebenden Künſtler einzutreten, deren Werke in Europa allgemein geſucht werden.

IV.

Von Peter dem wilden Knaben *).

Auszug aus dem Kirchenbuch von North-Church, in der Grafſchaft Hertford.

Peter, allgemein bekannt unter dem Namen, Peter der wilde Junge, liegt auf dieſem Kirchhof begraben. Im Jahr 1725. ward er in den Wäldern bey Hameln, einer Feſtung im Churfürſtenthum Hannover, gefunden, als König Georg der erſte mit ſeinem Gefolge im Harzwalde auf der Jagd waren. Man ſchätzte ihn damals ohngefähr 12 Jahr alt, und glaubte er müßte in dieſen Wäldern eine geraume Zeit von Baumrinde, Laub, wilden Beeren u. dergl. gelebt haben. Wie lang er in dieſem wilden Zuſtande geweſen ſey,

*) Da dieſer wilde Peter, von den Vertheidigern des wilden Naturſtandes, namentlich von Rouſſeau, und noch ganz neuerlich von Lord Monboddo, ſo häufig angeführt worden, ſo hoffen wir, dieſe authentiſche Nachricht von ihm wird unſern Leſern willkommen ſeyn, um ſo mehr, da ſie manche Behauptungen gedachter Männer widerlegt und berichtigt.

ſey, iſt völlig ungewiß: aber daß er vorher unter jemand des Aufſicht geſtanden habe, war aus dem Ueberbleibſeln eines Hemdekragens offenbar, die er, als man ihn fand, noch an ſeinem Halſe hatte. Da Hameln eine Veſtung war, wohin Miſſethäter zum Veſtungsbau verurtheilt wurden, ſo vermuthete man damals zu Hannover, daß Peter vielleicht ein Kind eines ſolchen Baugefangenen ſey, das ſich entweder in die Wälder verlaufen und nicht wieder hätte zurück finden können, oder das blödſinnig geweſen, und deswegen von den Eltern unmenſchlicher weiſe verſtoſſen und ſeinem guten oder böſen Schickſal allein überlaſſen worden ſey. — Im folgenden Jahre 1726. ward er auf Befehl der Königin Caroline, damaligen Prinzeſſin von Wales, nach England gebracht, unter die Aufſicht des D. Arbuthnot gethan, und mit eigenen Lehrern verſehen. Allein, ob er gleich keinen natürlichen Fehler an ſeinen Sprachorganen zu haben ſchien, ſo konnte er doch bey aller Mühe, die man ſich mit ihm gab, nicht dahin gebracht werden, daß er deutlich eine einzige Silbe ausſprach, und ward alſo völlig unfähig zu dem geringſten Unterricht gefunden. Nachher ward er der Aufſicht der Mrs. Tichzbourn, einer Kammerfrau der Königin, übergeben, die für dieſe Laſt eine artige Penſion erhielt. Da Mrs. Titchbourn gewöhnlich alle Sommer einige Wochen in dem Hauſe des Hrn. James Fenn, eines reichen Pachters zu Ixter's End, in dieſem Kirchſpiel zubrachte, ſo ward Peter der Aufſicht des gedachten Hrn. Fenn überlaſſen, der für ſeinen Unterhalt jährlich 35 Pfund Sterling erhielt. Nach James Fenns Tode kam er unter die Aufſicht ſeines Brudes Thomas Fenn, in ein ander Pachterhaus dieſes Kirchſpiels, genannt Broadway, und lebte hier bey den verſchiedenen auseinander folgenden Innhabern dieſer Pacht, und von derſelben Penſion, die von der Regierung ausgezahlt wurde, bis an ſeinen Tod, der am 22ſten Febr. 1785. erfolgte, als er vermuthlich ohngefähr 72 Jahr alt war.

Peter war gut gebaut, und von mittlerer Höhe. Sein Geſicht hatte keine Spur von Blödſinn, und in ſeiner ganzen Geſtalt war nichts beſonders abweichendes, auſſer daß zwey Finger ſeiner linken Hand bis zum mittelſten Gelenke durch eine Haut verbunden waren. Er hatte viel natürliches Gefühl für Muſik, und empfand ſoviel Vergnügen dabey, daß er, ſobald er nur ein muſikaliſches Inſtrument ſpielen hörte, zu tanzen und zu ſpringen anfieng, bis er vor Müdigkeit ſchlechterdings nicht mehr konnte, und obgleich man ihn nie ein Wort deutlich ausſprechen lehren konnte, ſo lernte er doch leicht eine Melodie dudeln. — Alle die ungereimten Erzählungen die von ihm in die Welt geſchrieben ſind, daß er die Bäume wie ein Eichhörnchen heran kletterte, daß er wie ein wildes Thier auf allen vieren liefe, u. ſ. w. ſind gänzlich ungegründet; denn er war von Natur ſo auſſerordentlich furchtſam und zahm, daß er ſich von einem Kinde regieren ließ. So ſind auch viele falſche Geſchichten von ſeiner Unenthaltſamkeit ausgeſtreuet worden: aber aus den genaueſten Erkundigungen bey denen, die beſtändig bey ihm lebten, ergiebt ſichs, daß man nie eine natürliche Leidenſchaft gegen das weibliche Geſchlecht bey ihm entdeckt hat, ob er gleich ſonſt von andern menſchlichen Leidenſchaften, als Zorn, Freude u. ſ. w. gar nicht frey war. Bey Annäherung von ſchlechtem Wetter war er immer traurig und verdrießlich. Zu gewiſſen Jahreszeiten zeigte er einen ſonderbaren Hang ſich ins Holz wegzuſtehlen, wo er ſehr begierig Blätter, Buchmoß, Eicheln und grüne Baumrinde aß, welches offenbar bewies, daß er hievon ehemals eine geraume Zeit gelebt hatte. Sein Aufſeher mußte daher in dieſen Jahrszeiten gewöhnlich ein genaues Aug auf ihn haben, und ihn ſogar zuweilen einſchlieſſen; denn wenn er ſich nur auf eine kleine Strecke von ſeinem Hauſe verlaufen hatte, ſo konnte er ſich nicht wieder zurückfinden. Einmal beſonders hatte er ſich verirrt, und war bis Norfolk gekom-

gekommen; wo er aufgefangen und vor eine Magiſtratsperſon gebracht ward, die ihn ins Zuchthaus nach Norwich ſchickte, und als einen halsſtarrigen und verhärteten Landlaufer ſtrafen ließ, der nicht ſagen wollte, wer er ſey, (denn in der That das konnte er nicht). Als aber Hr. Fenn in öffentlichen Blättern von ihm Nachricht gab, ſo ward er freygelaſſen und nach ſeiner gewöhnlichen Heimath zurückgebracht. Obgleich der ungewöhnliche und wilde Zuſtand, worin man Petern fand, dieſ Aufmerkſamkeit und Neugierde des Publicums aufs höchſte reitzte: ſo war er doch, nach allem was geſagt iſt, nichs weiter als ein gemeiner Blödſinniger, der nur nicht ſo ausſah. Aber da Männer von großem Anſehen in der gelehrten Welt ſonderbare Meynungen und ungegründete Conjecturen von ihm bekannt gemacht haben, die manchen ihrer Behauptungen ein groſſes Gewicht zu geben ſcheinen möchten: ſo iſt dieſe kurze und wahre Nachricht von Petern in dies Kirchenbuch von einem Manne, der mehr als dreyßig Jahr lang beſtändig in ſeiner Nachbarſchaft gewohnt, und täglich Gelegenheit gehabt hat ihn zu ſehen, und zubeobachten, niedergeſchrieben worden, damit die Nachwelt durch die Autorität jener Männer nicht zu unrichtigen Urtheilen über dieſen Gegenſtand verleitet werde. *)

*) In der Kirche, wobey Peter begraben liegt, iſt ihm eine metallene Platte errichtet, über der eine Zeichnung von Peters Kopfe nach einem ſehr ſchönen Kupferſtich von Bartolozzi gemacht, zu ſehen iſt. Auf der Platte ſteht eine kurze Innſchrift, die das hauptſächlichſte von ihm ſagt.

V.

Ueber den Gebrauch des Talc bey allen Maſchinen, die Fricktion leiden.

Wir haben dem Hrn. Baron von Tott in Frankreich die Erfindung, den Talc anſtatt der andern bisher ge-

wöhnlichen seifenhaften, öhligten oder Fett-Schmieren bey allen Maschinen die Fricktion leiden, zu brauchen, zu danken; und sie ist, wenn sich ihre Brauchbarkeit durch Proben bestättiget, für die Mechanik von äusserster Wichtigkeit. Wer weiß, was für ein kostbarer Artickel die Schmiere bey allen großen mechanischen Operationen z. E. Berg- und Hütten-Werken, Salinen, Mühlen, und allen Fabriken die mit Maschinen arbeiten, ist; und was für Nachtheil oft eine durch Winter-Kälte dick: oder durch Zeit und Fricktion fest und harzig gewordene Schmiere, den Maschinen bringt, und wie sie, statt ihre Bewegung und Spiel leichter zu machen, dadurch mehr gehemmt werden: wird sogleich die großen Vortheile welche für Technologie und Maschinenwesen daraus entstehen würden, fühlen. Ich liefere daher den Brief des Hrn. B. von Tott, so wie ich ihn im Journal de Paris abgedruckt finde.

* * *

M. H.

„Wenn Maschinen zum menschlichen Leben beynahe unentbehrlich sind, so ist auch gewiß alles was „ihren Gebrauch erleichtern hilft, wichtig für die Societät. Dieser Wahrheit gewiß, wende ich mich an „sie, M. H., um den vortheilhaften Gebrauch des „Talc, bey allen in dem Maschinenwesen unvermeidlichen Fricktionen, bekannter zu machen, und Mechanikern zu empfehlen. Der Talc ist eine Art von mineralischer Seiffe, aus dem Thier- oder Pflanzen-Reiche, „und hat, bey hölzernen Maschinen gebraucht, bisher „den großen Nutzen vor jener gehabt, daß er das Holz „nicht quellen machte. Ich habe den Talc bey Schneidezeugen mit doppelten Gängen zu stählernen Schrauben gebraucht, und habe damit die Schrauben weit „leichter, schneller, und egaler geschnitten als auf die „gewöhnliche Art. Mit eben so gutem Erfolg habe „ich ihn auch bey knarrenden Thüren zur Schmiere „der Bänder, wo das Oehl eine gar üble Würkung „thut,

„thut, gebraucht; kurz ich habe mich durch vielfäl„tige Verſuche verſichert, daß der Talc in allen Frick„tionen ſowohl bey Holz als Metallen anwendbar iſt „die Beweglichkeit der Maſchinen unendlich erleichtert „und die Materie, woraus Zapfen: Muttern und Zap„fenlager bey Maſchinen beſtehen, ſehr erhält, die „hingegen durch alle Oehle und Seiffen ſich abgenutzt. „Ich bin ꝛc. Baron von Tott.„

Da dieſe Erfindung ſo einfach und wichtig ſcheint, ſo wünſchte ich ſehr, daß es Mechanikern und Mühlnern die viel mit Maſchinen-Weſen zu thun haben, gefällig ſeyn möchte, Verſuche darüber anzuſtellen, und mir das Reſultat derſelben ſo wie ihre Meynung darüber, unter der Addreſſe: an die Expedition des teutſchen Merkur, allhier, gütigſt mitzutheilen. Ich würde mich dadurch zu dem lebhafteſten Danke verbunden achten. Weimar den 3. Jänner 1786.

F. J. B.

VI.

Beytrag zur Engliſchen Criminal-Geſchichte.

William Higſon, ein Tagelöhner in London, hatte ein einziges Kind, einen Knaben von neun Jahren. Weit entfernt dieſes Kind zu lieben, war es vielmehr der Gegenſtand ſeines Haſſes, wovon er keinen Grund angeben konnte. Indeſſen zeigte er dieſe auſſerordentliche Abneigung häufig durch die grauſamſten Schläge, oft ohne alle Urſache, bis endlich ein unglücklicher Schlag mit einer eiſernen Feuerſchauffel dem Kinde den Korf zerſchmetterte. Für dieſen Mord wurde dieſem unnatürlichen Vater den 5ten Aprik 1785 im Gericht der Old Bailey in London die Todesſtrafe zuerkannt, wobey der Recorder (eine Gerichtsperſon von Anſehn zum

Magiſtrat der City gehörig) ihn folgender maaßen anredete:

„William Higſon!

„Ihr ſeyd von einer ſehr nachſichtsvollen aufmerkſamen Jury*), und zwar nach ſolchen Beweiſen, die „für keinen Zweifel Raum laſſen, eines Verbrechens „ſchuldig befunden worden, das von allen denen, die „den Charakter eines Menſchen herab würdigen können, das Abſcheulichſte iſt. Das Verbrechen des „Mordens an ſich, wo man vorſezlich und böshafter „Weiſe ſeinem Nebenmenſchen das Leben raubt, iſt „eine Handlung, vor welcher die Natur mit Abſcheu „zurück ſchaudert, und die man nach göttlichen und „menſchlichen Geſetzen für nöthig gefunden hat, auf „das ſtrengſte zu beſtrafen. Wenn wir aber nun bedenken, daß der unglückliche Gegenſtand eures Verbrechens euer eigenes Kind war, und zwar ein Kind „von einem zarten Alter, das ganz unter eurem Schuz „lebte; ferner, daß eure Blutſchuld nicht eine einzelne „heftige That war, die ein ſchleuniger Zorn erzeugte, „oder die nur irgend eine Veranlaſſung hatte, wodurch „eine mäßige Züchtigung hätte gerechtfertigt werden können: ſo muß man geſtehen, daß euer Verbrechen von „einer zu grauſamen Art iſt, um es mit dem Mantel „der Nächſtenliebe zuzudecken. Eure Pflicht als Vater, „war, euer Kind mit Sorgfalt und Zärtlichkeit zu erziehen, der Beſchüzer des Knaben in ſeinen kindiſchen „Jahren zu ſeyn, ihn für ſeine Vergehungen mäßig zu „ſtrafen, und mit ſeinen Fehlern Nachſicht zu haben. „Ihr muſtet ſeinen Bedürfniſſen abhelfen, ihn wider „fremde Beleidigungen ſichern, und ſeine Exiſtenz ſo „erträglich machen, als es eure Umſtände nur erlaubten; kurz eure Pflicht war, alles nach euren Kräften „zu thun, um aus ihm ein glückliches und nüzliches „Glied der bürgerlichen Geſellſchaft zu machen. Euer

„Betra-

*) Wie bekannt, wird das Corps der Zwölf Geſchwornen mit dieſem Namen benennt.

„Betragen iſt ganz das Gegentheil von dieſem gewe„ſen. Anſtatt der Sorgfalt, Nachſicht und Zärtlich„keit, die wir alle von unſerm groſſen Schöpfer hof„fen, und die unſre Kinder ein Recht haben von uns „zu erwarten, iſt vielmehr euer Betragen gegen dieſes „unglückliche Kind eine Reihe beyſpielloſer barbariſcher „Handlungen geweſen, die durch einen gewaltſamen „Tod geendigt wurde, und zwar von den Händen des„jenigen, der ihm das Leben gegeben hatte. Die Zu„neigung der Aeltern gegen ihre Kinder iſt eins der „ſtärkſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft, und hatt „ihren Sitz tief im Herzen. Unſer Schöpfer hat es „dahin ſehr weislich gepflanzt, um uns zu Beſchützern „unſerer Kinder in ihren zarten Jahren zu machen, „wenn ſie zu ſchwach an Körper und Geiſt, und zu „unerfahren ſind, um für ſich ſelbſt zu ſorgen. Dieſe „natürliche Zuneigung iſt ganz aus eurem Gemüthe „vertilgt worden, und an deren Stelle iſt die beyſpiel„loſeſte unmenſchlichſte Grauſamkeit getreten, die euch „vermocht hat, alle eure bösartigen Leidenſchaften auf „dieſes unſchuldige Kind ausbrechen zu laſſen, deſſen „Beſchützung eure Pflicht war. Glücklich iſt dieſer „troſtloſe Knabe geweſen, von der Grauſamkeit eines „ſolchen Vaters befreyet zu werden. Eure Lage iſt „höchſt elend durch die Erinnerung, daß ihr durch ei„nen gewaltſamen Tod ein Leben geendigt habt, das „ihr vorher nach äuſſerſten Kräften bemüht geweſen, ſo „unglücklich als möglich zu machen.“

„Glücklich wird es für euch ſeyn, wenn euer Blut „in Verbindung mit den gröſten Gewiſſensbiſſen und „der tiefſten Reue, die das menſchliche Herz nur füh„len kann, hinreichend ſeyn werden, euch von der Laſt „des Verbrechens zu befreyen, die nun über eurer See„le ſchwebt, und euch die Begnadigung von eurem „Schöpfer und künftigen Richter zu verſchaffen, die „die Geſetze eures Vaterlandes euch hier nothwendig „verſagen müſſen. Es iſt daher meine Pflicht euch

„das schreckliche Urtheil anzukündigen, das euer Ver„brechen verdient hat. Dieses ist*): daß ihr von hier „wieder nach dem Ort geführt werdet, wo ihr her ge„kommen seyd; und von da künftigen Montag nach „dem Hinrichtungsplatz, um daselbst am Halse aufge„hangen zu werden, bis ihr tod seyd, da alsdann eu„er Körper den Gesetzen gemäß, geöfnet und zergliedert „werden wird. Der Herr sey eurer sündigen Seele „gnädig!“

Das Urtheil wurde auch den 11ten April 1785. an diesem Higson vollzogen, wobey dieser Elende nicht sehr von dem Gedanken am Tode, desto mehr aber von der Idee der Zergliederung gefoltert wurde, die ihm bis zum letzten Augenblick seines Lebens gegenwärtig blieb.

St—l.

*) Das folgende ist die gewöhnliche Gerichtsformel in Engelland, bey allen Delinquenten die mit dem Strick hingerichtet werden, nur die anatomische Clausul allein ausgenommen, die blos für Mörder gehört. A. d. Eins.

VII.

Auszug eines Briefs über Göttingen.

Hannover, den ——

Ich will Ihren Wunsch erfüllen, und Ihnen einige Nachricht vom Lokalen von Göttingen, das Sie nicht kennen, und von der dasigen Lebensart geben. Ich verstehe mich dazu um so williger, da ich Ihre Bemerkung sehr richtig finde, daß solche Umstände einen eben so starken Einfluß als das Klima, auf das ganze Wesen und Thun des Menschen haben. Ich habe Göttingen seit vierzehn Tagen verlassen; eben so lange hielt ich mich dort auf, und brachte glückliche Stunden zu. Wie traurig ist es nicht, daß wir unsern Genuß nicht verlän-

Eilfte Scene.

Falſtaff ſteht wieder auf, und amüſirt ſich ſelbſt mit ſpaßigen Wortſpielen über die Vorſichtigkeit die er gehabt, ſich todt zu ſtellen. Zulezt beſorgt er, Percy möchte auch wieder aufwachen, und giebt ihm deßwegen noch einen Stoß, indem die folgende Scene angeht.

Zwölfte Scene.

Prinz Heinrich, und John von Lancaſter treten auf.

Prinz Heinrich.

Komm, Bruder John; du haſt dich das erſtemal vortreflich wol gehalten.

Lancaſter.

Sachte, wen haben wir hier? Sagtet ihr mir nicht, dieſer dike Kerl ſey todt.

Prinz Heinrich.

Das that ich, ich ſah ihn ohne Athem auf dem Boden liegen. Biſt du bey Leben, oder ſehen wir dem Geſpenſt? Rede, unſre Ohren müſſen das Zeugniß unſrer Augen beſtätigen, wenn wir ihnen glauben ſollen; du biſt nicht, was du ſcheinſt.

Falſtaff.

verlängern können, daß ſeine Periode ſo kurz iſt, und daß die, die auf dieſe folgt, uns ſo lang ſcheint! Doch das iſt eine Klage, die zu führen uns allein das halbe Leben durch beſchäftigen würde, wenn wir ſie ſo oft führen wollten als wir's nöthig finden: alſo zur Sache.—

Göttingen liegt in einem weiten angenehmen Thale, das ringsum von Bergen eingefaſt wird, die im Sommer reizende Ausſichten verſchaffen müſſen; auf mehrern derſelben liegen alte Schlöſſer in Ruinen. Die Stadt an ſich iſt klein und ſchlecht gebaut; das Schönſte an ihr ſind die breiten Steine, die auf den Straßen an den Häuſern hin, wie in London, liegen; eine Einrichtung die ich in einem Orte, in dem ſo viel gelaufen werden muß, vortreflich finde. In einer Straße, die ſehr breit iſt, ſtehen vor ziemlich artigen Häuſern zwey Reihen Bäume; ſie heißt auch die Allee, und dient im Sommer, nebſt dem Walle um die Stadt, zum vornehmſten Spaziergange. Dies iſt unſtreitig die offenſte und angenehmſte Gegend in Göttingen. Feder, Pütter, Zabterer, Wriesberg, Blumenbach, haben ihre Wohnſitze drinnen aufgeſchlagen; Käſtner hat ſich ganz in die entgegengeſetzte zurückgezogen, in der ſich die Winkel beſſer berechnen laſſen. Die öffentlichen Gebäude verdienen ihrer Baukunſt wegen keine Bemerkung: die Reitbahn iſt noch das beſte. Für die Bibliothek und das Naturalien-Cabinet läßt der König jetzt ein neues errichten, daß mit der Zeit ganz artig werden kann; gegenwärtig ſtehen beyde noch in einem alten, das ſich durch nichts als ſeine Größe empfiehlt, und das auch nur, weil es das größte in Göttingen iſt. Das Naturalien Cabinet iſt noch in ſeiner Kindheit, aber es gleicht einem Kinde, das vor den Jahren klug wird. Von dem Werthe der Bibliothek brauch' ich Ihnen nichts zu ſagen; er iſt bekannt genug, und einer ihrer größten Vorzüge iſt gewiß der, daß man ſich ihren Gebrauch ſo leicht verſchaffen kann. Jeder Student darf ſich nur bey irgend einem Profeſſor melden, um von ihm einen Zettel zu bekom-

bekommen, vermittelst deſſen er ein jegliches Buch auf vier Wochen erhält; der Profeſſor muß dann für ihn haften. Es ſoll aus dieſer Einrichtung gleichwohl ein kleiner Misbrauch entſtehen; er iſt aber zweifelhaft, und wenn ers auch nicht wäre, ſo will ich ihn doch nicht nennen, um andre Orte, die Bücher-Schätze beſitzen, nicht dadurch abzuſchrecken dieſes lobenswürdige Beyſpiel nachzuahmen. Ein ganz andrer Umſtand iſt Urſache, daß man dieſe vortrefliche Bibliothek nicht gehörig benutzen kann: das iſt die auſſerordentliche Theurung, welche in allen Stücken herrſcht, und welche macht, daß jeder Student von Göttingen wegeilt, ſobald er ſeine Studien geendigt hat, gerade dann, wenn er am beſten im Stande wäre eine Bibliothek zu benutzen. Sie können ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Theurung erſt ſeit Errichtnng der Univerſität ſo überhand genommen hat; die Stadt hat blos von ihr Nahrung, und das macht ſie ſich zu Nutze. Profeſſoren und Studenten ſind den Bürgern allerdings ſehr vortheilhaft; ſie haben ihnen aber einen moraliſchen Schaden zugefügt, den nämlich, ſie viel träger und faulen zu machen als ſie zuvor waren. Die leichtern und mehrern Mittel, Geld zu verdienen, haben dieſe Folge ganz natürlich gehabt. Sie giebt Gelegenheit zu einem andern Uebel, zu dem: daß man in allen Sachen ſeine Zuflucht zu den Juden nehmen muß, die, hier wenigſtens, noch nicht Kosmopoliten geworden ſind, und die Studenten nicht als ihre Brüder behandeln.

Man ſagt, daß die Anzahl der Studierenden ſich auf achthundert belaufe: wenn ich aber die Hörſäle mit meinen Augen maß, und auf das hin und herlaufen zwiſchen den Stunden achtete, ſo konnt ich mich unmöglich überzeugen, daß nun noch ſo viele da ſeyen. Geſetzt aber auch, ſie wären's würklich nicht, ſo verlieren doch die Profeſſores nichts dabey; denn wenn auch nicht die mehreſten nach Göttingen kommen, ſo kommen doch gewiß die reichſten hin. Uebrigens bin ich

über

über den Ernſt und die Stille erſtaunt, mit der ſich jedermann beträgt; ſogar ehe der Lehrer kommt, flüſtert kaum einer ſeinem Nachbar ein Wort ins Ohr; und ſieht man ſie auf den Straßen gehen, ſo ſcheinen ſie noch über das nachzudenken was ſie eben erſt gehört haben. Woher dieſes anſcheinende geſetzte Weſen kommt, kann ich mir wirklich nicht erklären. Niemand kündigt ſich hier, wie auf andern Univerſitäten, als junger Menſch an; man ſollte verleitet werden zu glauben, es ſtudierten nur lauter Leute aus den Zeiten der Patriarchen hier, in denen man im hunderten Jahre noch jung hieß. Ich bin jedoch weit entfernt, dieſe edle allgemeine Ruhe dadurch lächerlich machen zu wollen; vielmehr find' ich ſie einem Muſenſitze ſehr angemeſſen, und ich geſtehe Ihnen, daß ſie mich bezaubert hat.

Inzwiſchen, da ſie nun auch gar nicht durch öffentliche Luſtbarkeiten unterbrochen wird, ſo kam ſie denn doch den Perſonen, die einmal gezwungen ſind in Göttingen den beau monde auszumachen, etwas zu groß vor, und man dachte drauf, den Mangel an jenen einigermaßen zu erſetzen. Die Wochentage ſind zwar ganz dem Studieren gewidmet, den Sonnabends-Abend ausgenommen, an dem ein elendes Konzert gegeben wird; des Sonntags aber halten die Profeſſoren eine Geſellſchaft unter ſich, zu der auch ihre Weiber und Töchter ſo wie diejenigen Studenten Zutritt haben, die ihn haben wollen. Die Beſchäftigungen in dieſen Zuſammenkünften wechſeln ab; einen Sonntag tanzt man, den andern ſpielt man, und darnach nehmen ſie entweder den Namen Pickenik, oder den, Aſſemblée, an: dieſe wird auf Koſten der Regierung von zwey Profeſſoren gegeben; von jenem aber ſind ein Paar Studenten die Unternehmer der ganzen Sache, und da der Platz eine nicht zu große Anzahl von Perſonen geſtattet, und die Profeſſoren, die ohnedem allein Frauenzimmer liefern können, doch wie natürlich immer dabey ſeyn müſſen: ſo kommt es den Unternehmern

mern zu, andere Studenten jedesmal durch Karten einzuladen, wobey man denn immer die Reihe beobachtet. Ich muß gestehen, daß ich diese Anstalt an sich herrlich finde. Die anhaltenden Kopfarbeiten einer ganzen Woche werden so wenigstens einmal unterbrochen; (ich habe gesehen daß man sich bis ein auch zwey Uhr in der Nacht recht lustig machte) die Studierenden, die gemeiniglich sehr jung hierher kommen und mit der großen Welt noch wenig bekannt sind, erhalten Gelegenheit diese Bekanntschaft zu machen, obgleich freylich die hiesige große Welt nur eine ganz kleine große Welt ist; und die würdigen Männer, die Lehrer sind, haben einen Anlaß zur Zerstreuung, vergessen ihre tiefsinnige Untersuchungen unter munterm Scherze und über der Freude an der Lustbarkeit andrer.

Da sehen sie nun lauter Gutes das aus dieser Einrichtung entspringt. Da man indessen aber doch kein Ding in der Welt blos einseitig betrachten muß, so hab' ich mir nicht verbieten können, auch etwas lächerliches zu bemerken das sie mit sich führt. Es ist nämlich aus ihr eine akademische Etikette entstanden, die eine alte weise Verordnung ganz umgeschmolzen, und, ihrem Endzwecke gerade entgegen gesetzt, verändert hat. Gleich von Errichtung der Universität an, wurden die Professoren gebeten am Sonntag Morgen eine oder zwo Stunden blos zu Besuchen ihrer Zuhörer zu widmen, mit denen sie sich dann über allerhand wissenschaftliche Gegenstände unterreden, oder ihnen die nöthigen Erläuterungen über ihre Vorlesungen, die sie von ihnen verlangen könnten, geben möchten. Anstatt dieser nützlichen und lehrreichen Besuche aber sind diese Stunden nunmehr zum Coucen bestimmt. — Bemerken Sie, mein Freund, daß ich immer die hiesigen terminos technicos beybehalte — das heißt: die Studenten laufen in denselben sehr schön geputzt von einem Professor zum andern hin, machen ihm

ein

ein leeres Kompliment, ſetzen ſich einige Minuten lang auf ſein Kanapee, und gehen weiter. Dieſe Etikette muß von jedem beobachtet werden der hierher kommt, wenn er anders dieſe Geſellſchaften beſuchen will, und hat er ſie einmal angefangen ſo muß er ſie wöchentlich fortſetzen. Die erſte Abſicht dieſer Beſuche geht alſo gänzlich verlohren; denn nicht nur erreichen ſie die nicht die ſich dabey einfinden: ſondern andre, die ſich mit dem ganzen Weſen nicht befaſſen wollen, bleiben eben darum lieber gar weg. Und dieſer giebt es nicht Wenige: theils weil einige keinen Geſchmack an dieſer Art von Luſtbarkeit haben und ſie überdies noch für zu Zeit verderbend halten; theils weil andere ſie zu theuer finden. Denn ſie erfordert keinen geringen Aufwand in Kleidern. Die Kleinmeiſterey iſt ein alter Vorwurf den man Leipzig macht. Nun iſt Leipzig zwar nur in ſofern meine Vaterſtadt als ich dort ſtudiert habe, aber auch das iſt mir ſchon genug dieſen Vorwurf zu rächen. Ich glaube behaupten zu dürfen daß ein Leipziger Kleinmeiſter noch nicht ſo lächerlich ſey als ein Göttinger. Was würden Sie ſagen, wenn Sie, wie ich, an einem Sonntag Morgen um die Cour-Zeit in Göttingen durchs Fenſter guckten, und auf den Straſſen ein unabläßiges Gewühle von jungen Herrn ſähen, die ſchwarze oder geſtickte Kleider, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, den Haarbeutel auf die Hälfte des Rückens und in jeder Taſche ein Schnupftuch tragen, deſſen Zipfel bis auf den Saum des Kleides herunterhängt, und die, um ihre weiß ſeidenen Strümpfe zu ſchonen, den Koth ſo geſchickt zu vermeiden wiſſen, als ob ſie das ſchon in Paris gelernt hätten? Fürchten ſie nichts für die Richtigkeit meiner Schilderung darum weil ich ihnen ſo ſpät ſchreibe; ich bin verſichert daß ſie noch immer paßt, denn ſie ſehen daß dieſe Herren eben nicht die

neuſten

neuſten Moden mitmachen. Gewiß ein Ausländer, der gar nichts von Göttingen wüßte, und keinen Bekannten hätte, der ihm etwas über die hieſige Lebensart ſagen könnte, müßte ſich nicht wenig über die gänzliche Verwandlung wundern, wenn er einen Sonntag und Montag hier bliebe; er würde Göttingen am erſten Tage für einen Aufenthalt von Sybariten und am zweyten vermuthlich nicht für das halten was es würklich iſt, weil ſich das unter den Umſtänden ſchwerlich errathen läßt. Am Abend erſcheinen dieſe Herren ſo gar noch glänzender: da tanzen ſie in atlaßnen geſtickten Kleidern und machen einen ſonderbaren Kontraſt mit den Damen, die nur ganz einfache Kleidung tragen, weil freylich ihren Männern und Vätern eine andere zu theuer zu ſtehen kommen würde. Hätten ſie in Göttingen wohl die wahrlich große Merkwürdigkeit geſucht, daß dort die Eitelkeit mit dem Geſchlechte wechſelt? — Doch ich breche ſchleunig ab, Sie möchten ſonſt glauben, daß das mich mehr als das Uebrige hier intereſſiert hätte.

Von den würdigen Männern, die dieſe hohe Schule ſo berühmt machen, brauche ich Ihnen nichts zu ſagen. Ihre Verdienſte ſind ſo groß, daß man blos um des Verlangens willen von ihnen unterrichtet ſeyn zu wollen, den jungen Studierenden gern noch andere Thorheiten als die obigen vergeben würde. Ihren Geiſt kennen Sie aus ihren Schriften und Sie denken zu ernſthaft, als daß Ihnen an Anekdoten etwas liegen ſollte.

Teutſche Merkur.

Februar, 1786.

I.

Fortſetzung des Auszugs aus Clavigero's Geſchichte des Königreichs Mexico.

XXIII. Cortes glaubte, im Mittelpuncte ſeines ſo mächtigen Staats keinen Augenblick ſicher zu ſeyn, wenn er das Leben und die Perſon des Königs nicht in ſeiner Gewalt hätte. Er faßte daher das verwegene Vorhaben, ſich ſeiner zu bemächtigen, und führte es ſechs Tage nach ſeiner Ankunft glücklich aus. Unter dem Vorwand eines Beſuchs begab er ſich mit Donna Marina zum Könige, nachdem er fünf ſeiner Hauptleute und fünf und zwanzig ſeiner Soldaten beordert hatte, zwey und zwey durch verſchiedene Wege ſich hineinzuſchleichen. Der König empfieng ſie insgeſammt mit vieler Freundſchaft, und da er nichts weniger vermuthete, that ihm Cortes den Antrag, er möchte ſich es gefallen laſſen, ihm in ſein Quartier zu folgen, und bey ihm zu wohnen, bis für den Tod ſeines Gouver-

neuts zu Veracruz, und 6 anderer spanischer Soldaten, die im Treffen wider seinen Vasallen, den Herrn von Nauhtlan, geblieben wären, hinreichende Genugthuung geschöhe. Es half nichts, daß der König sogleich den Befehl ertheilte, den gesagten Vasallen, der ohne seinem Befehl gehandelt hätte, in die Hände der Spanier zu liefern. Vergeblich stellte er ihnen ihre eigene Gefahr, und die Beschimpfung seiner Majestät vor. Da Cortes durch allerley sanfte Vorstellungen ihn dazu zu bereden suchte, verlor einer der spanischen Hauptleute die Geduld, und sprach mit zornigem Anblick, man sollte die Zeit nicht mit leeren Worten verlieren, sondern den König entweder mit Gewalt wegführen, oder tödten. Der König, der sich aus dem zornigen Anblick nichts gutes vermuthete, und durch Donna Marina versichert wurde, daß er von den Spaniern mit gebührender Ehre behandelt werden würde, wofern er ihnen folgte, widrigenfalls aber sein Leben in Gefahr wäre, folgte ihnen, in einer Sänfte getragen, und von seinem gewöhnlichen Gefolge begleitet, nachdem er seine Hofleute versichert hatte, es wäre der Wille der von ihm berathschlagten Götter, daß er einige Tage unter diesen Fremdlingen wohnte, und diejenigen, welche deshalben auf den Strassen einige Unruhe stiften würden, sollten mit dem Tode bestraft werden. Die Spanier begleiteten ihn, unter dem Schein der Verehrung.

XXIV. Motezuma wählte die schönsten Zimmer des Pallastes, welche sogleich königlich ausgeschmückt wurden. Am Eingange derselben stellte Cortes eine Wache, erlaubte allen Mexicanern den freyen Zutritt, mit dem Beding, daß ihrer nicht allzu viele auf einmal hinein kämen, und befahl den Spaniern und Alliirten, dem König alle die Ehrfurcht zu bezeigen, die sein hoher Rang verdiente. Motezuma gab hier ungehindert allen seinen Vasallen Gehör, entschied ihre Processe, verwaltete die Regierungsgeschäfte, und wurde von seinen gewöhnlichen Edelleuten bey der Tafel bedient, wie in seinem vorigen Pallaste. Cortes bewies ihm jedetzeit, wann er zu ihm kam, die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen. Ihn zu zerstreuen, ließ er seine Soldaten vor ihm exerciren, oder allerley Spiele vornehmen. Oft spielte er selbst oder der Capitän Alvarado, ein gewisses spanisches Spiel mit ihm, Bodoque genannt, wo der König oft mit Fleiß verlor, damit er Gelegenheit hätte, seine Freygebigkeit zu bezeigen. Die Spanier hatten einige zugemauerte Zimmer entdeckt, worinn grosse Schätze verborgen waren, welche des Königs Vater Axajacatl, der hier gewohnt, hinterlassen hatte. Cortes sagte dieses dem Könige, und fügte hinzu, einige seiner Soldaten hätten diebischer Weise etwas Gold daraus entwendet. Er antwortete, sie könnten nach Gefallen davon nehmen, soviel sie wollten, wenn sie nur die Götterbilder und was zu ihrem Dienste gehörte, unberührt liessen. Dieser Erlaubniß

Falſtaff.

Nein, das iſt gewiß; ich bin nicht gedoppelt; aber wenn ich nicht Hans Falſtaff bin, ſo will ich ein Hans Dampf ſeyn. Hier liegt Percy; wenn euer Vater mir eine Ehre dafür anthun will, ſo mag er's; wo nicht, ſo kan er den nächſten Percy ſelber umbringen. Ich hoffe entweder Graf oder Herzog zu werden, das kan ich euch verſichern.

Prinz Heinrich.

Wie? Ich erlegte den Percy, und dich ſah ich todt liegen.

Falſtaff.

Thatſt du das? Herr, Herr! Wie die Welt dem Lügen ergeben iſt! Ich verſichre euch, ich lag ohne Athem auf dem Boden, und er auch; aber wir ſtunden beyde zugleich wieder auf, und fochten eine ganze lange Stunde, nach der Glokе von Schrewsbury; wenn man mir's glauben will, gut; wo nicht, ſo mögen diejenige, ſo die Tapferkeit belohnen ſollten, die Sünde auf ſich nehmen; ich will mein Leben dran ſezen, daß ich ihm dieſe Wunde in das dike Bein gegeben habe: Wenn der Mann noch lebte, und es läugnen wollte, ich wollte ihm ein Stük von meinem Degen zu freſſen geben.

Lancaſter.

Das iſt die ſeltſamſte Begebenheit, die ich jemals gehört habe.

Prinz

che, empfinden zu laſſen. Motezuma erſtummte wie eine Bildſäule, ſeine Hofleute warfen ſich zu ſeinen Füßen, und weinten laut auf; Cortes kehrte ſich um, und gieng davon, eine noch verwegenere That zu unternehmen, als dieſe war. Er ließ unter einer unzähligen Menge Volks, in einem von den Spaniern geſchloſſenen Kreiſe, den Herrn von Nauthlan mit ſeinem Sohn, und funfzehn Edelleuten lebendig verbrennen; und zwar vor dem vornehmſten Reſidenzſchloſſe des Königs, und auf einem Scheiterhaufen, der aus Pfeilen, Bogen, Wurfſpieſſen, Lanzen, Degen und Schildern beſtand, die er ſeiner Sicherheit wegen aus dem Zeughauſe vom König verlangt hatte, und auf dieſe Weiſe vernichten wollte. Das Volk machte nicht die geringſte Bewegung, weil vermuthlich das Todesurtheil vom Könige unterſchrieben war. Kaum war es vollſtreckt, als ſich Cortes zum König begab, und ihm die Ketten abnehmen ließ. Der nunmehr ſclaviſch geſinnte Motezuma freuete ſich eben ſo ſehr über ſeine Freyheit, als er ſich vorher über die ſchimpflichen Feſſeln betrübte, und überhäufte dieſen Tag ſowohl ſeine Höflinge als die Spanier mit Geſchenken. Da er den Cortes aus Dankbarkeit für ſein Leben umarmte, gab dieſer ihm die Freyheit in ſein Reſidenz-Schloß zurückzukehren. Der ſchlaue Spanier wußte aber wohl, daß er dieſe Anerbietung nicht annehmen würde; denn ſeine Willfährigkeit und Herablaſſung gegen die Spanier hatte ihn ſo allgemein verhaßt ge-

macht, daß er ohne ihren Schutz seines Lebens nicht sicher war.

XXVI. Wer sich über seine sklavische Unterwerfung am meisten ärgerte, war sein Neffe Cacamazin, König von Acolhuacan. Er rüstete sich zum Kriege. Motezuma, auf welchen Cortes den Verdacht eines heimlichen Verständnißes warf, versuchte alle friedliche Wege, seinen Neffen zu besänftigen. Da aber alles vergeblich war, ließ er ihn auf seinem Pallast zu Tezcuco, welcher an der See lag, des Nachts unvermuthet überfallen, und lieferte ihn in die Hände der Spanier, die ihn sogleich wie einen der schlechtesten Menschen in Ketten schlossen. Der König verlieh das Königreich Acolhuacan dem Printzen Cuicuitzcatzin, Bruder des gefangenen, obgleich die andern zween Brüder Coanacotzin und Ixtlilrochitl ein näheres Recht dazu hatten *). Nach und nach bemächtigte sich Cortes auch der Personen des Königs von Tlacopan, und der Fürsten von Iztapalapan und Cojohuncan, Brüder des Königs Motezuma, und seiner zwey Söhne, des Fürsten Itzquauhtzin und des hohen Priesters zu Mexico. Hierauf verlangte er, daß Motezuma und seine Unterthanen den spanischen Monarchen, als einen Nachkömmling ihres Königs und Gottes Quetzalcoatl, für ihren rechtmäßigen Herrn erkennen sollten. Motezuma versammelte sogleich den vornehmsten Adel der Stadt und

der

*) In Cortes Briefe an Karl V. wird Cuicuitzcatzin durch einem Fehler des Kopisten Cacamatzins Sohn genannt.

der benachbarten Provinzen, und erklärte nicht nur selbst den König von Spanien für seinen rechtmäßigen Herrn, sondern bewog auch die Versammlung, sei-nem Beyspiel zu folgen; weil alle Zeichen und Wun-der darin zusammenstimmten, daß dieses der Wille des Himmels wäre. Motezuma weinte laut, da er sich einen Unterthan des Königs von Spanien nann-te, wodurch Solis widerlegt wird, welcher vorgiebt, er habe verstellter Weise dem gesagten Könige gehuldi-get, um sich die Spanier vom Halse zu schaffen. Cortes dankte der ganzen Versammlung, und betheuerte, ein König verlange nichts anders, als die Oberherrschaft, und sey nicht gesinnt die Krone von Mexico den Kö-nige Motezuma zu benehmen: er sollte vielmehr fort-fahren, über alle die Völker, die sich den Spaniern unterworfen, zu regieren. Motezuma fertigte ausser dem noch ein förmliches Instrument der geschehenen Huldigung aus, welches von Cortes an den König von Spanien übersendet wurde. Zugleich erhielt Cortes vom Könige als einen gebührenden Tribut den ganzen Schatz seines Vaters, und eine große Menge Goldes von den Lehenträgern der Mexicanischen Krone. Aber alle diese Reichthümer giengen in der unglücklichen Nacht, von welcher bald ein mehreres vorkommen wird, verlohren.

XXVII. Die Freude der Spanier ein so großes Königreich ohne Schwertstreich erobert zu haben, wur-de gar bald verbittert. Der Mexicanische Adel wurde

es endlich müde, ihren König in einer so sclavischen Erniedrigung zu sehen, und schämte sich einem Fürsten gehuldiget zu haben, den niemand von ihnen gesehen hatte. Einige Hofleute stellten dem Motezuma den allgemeinen Unwillen des Adels und des Volks lebhaft vor, und ermahnten ihn, die Furcht abzulegen, und sich in sein voriges Ansehen zu setzen: widrigenfalls wären seine Vasallen entschlossen, die so dreisten und schädlichen Gäste aus dem Lande zu jagen. Auch die Priester thaten ihr möglichstes, durch Bedrohungen der erzürnten Götter ihm Muth einzusprechen. Motezuma ermannte sich endlich, und entdeckte dem General der Spanier die Unmöglichkeit, ohne ihrer beyder Verderben hier länger zu verweilen. Cortes stellte sich bereitwillig zur Abreise, gab aber vor, es fehlte ihm an Schiffen, die Reise anzutreten. Motezuma versprach ihm das Holz dazu zu schenken, und bis an den Seehafen bringen zu lassen. Es wurden auch wirklich Leute beordert, das nothwendige Holz zu fällen, obgleich Cortes nichts anderes im Sinn hatte, als Zeit zu gewinnen, bis neue Hülfstruppen aus Spanien, oder von den Amerikanischen Inseln anlangten. Es ländeten auch wirklich nach einem Verlauf von acht Tagen, achtzehn Spanische Schiffe an, und überhoben zwar den Cortes der Mühe neue Schiffe zu bauen, verursachten ihm aber vieles Herzeleid. Didacus Velasquez, Statthalter von Cuba, sandte sie unter den Befehlen des Generals Narvaez mit 85 Pferden,

800

800 Fußgängern, und 500 Seeleuten, den Cortes als einen Rebellen und Verräther ſeines Königs zu behandeln. Motezuma, welcher von Narvaez benachrichtiget wurde, er wäre gekommen, den Cortes als einen Betrüger aus ſeinem Lande zu vertreiben, äuſſerte nicht nur einen Abſcheu ſich dieſer Gelegenheit zur Wiederherſtellung ſeiner Freyheit zu bedienen, ſondern erbot ſich auch, dem Cortes mit einer zahlreichen Armee wider ſeinen Feind beyzuſtehen, und widerrieth ihm, ſich mit einer ſo ſehr überlegenen Macht ohne ſeinen Beyſtand in einen Krieg einzulaſſen.

XXVIII. Cortes hatte ſeinem Feind alle mögliche Vorſtellungen durch Briefe gethan, ihn zur Vereinigung zu bewegen; dieſer verwarf aber mit ſtolzen Drohungen alle ſeine Vorſchläge. Endlich ſah er ſich gezwungen, gegen ſeine eigene Nation die Waffen zu ergreifen. Doch trauete er den Mexicanern nicht, und erſuchte die Tlaſcalaeſer, ihm mit 4000 Mann beyzuſtehen. Hierauf zog er im Anfang des Maymonats im Jahr 1520 mit wenigen Spaniern aus Mexico, und hinterließ daſelbſt den Hauptmann Alvarado mit 140 Mann ſeiner Nation, und die alliirten Truppen, mit dem ſtrengſten Befehl, den König Motezuma, der ihn ſeines Wohlwollens verſicherte, und die Mexicaniſche Nation, beſonders den Adel, ehrfurchtsvoll und freundſchaftlich zu behandlen. Er nahm den Weg über Chololla, und erfuhr daſelbſt, daß die Tlaſcalleſer ihm

den verlangten Beyſtand verſagten, weil ſie ſich fürchteten, auſſer Landes, und mit einer ſo geringen Anzahl Spanier gegen ein viel ſtärkeres Heer dieſer Nation zu ſtreiten. Doch verſahen ſie ihn mit Laſtträgern und Lebensmitteln, und die Stadt Chinantla ſchickte ihm 300 Piken, welche wider die Reuterey viel brauchbarer waren, als die europäiſchen. Zu ſeinem gröſten Glück ſtieß der berühmte Capitän Sandoval auch mit 60 Soldaten der Beſatzung von Veracruz zu ihm. Nun marſchirte Cortes mit 250 Mann gerades Weges gegen Cempoalla, wo ſich das feindliche Heer in dem Haupttempel einquartiert hatte, zog um Mitternacht in aller Stille in die Stadt, beſtürmte den Tempel, und ehe es Tag wurde, hatte er ſeine Feinde vollkommen beſiegt, den General Narvaez ſammt Salvatierra, einem ſeiner Hauptfeinde, in Ketten gelegt, und alle Soldaten unter ſeinen Gehorſam gebracht. Sandoval trug ſehr viel zu dieſem Siege bey. Unter einem Platzregen von Pfeilen und Kugeln griff er das Heiligthum des Tempels an, wo ſich Narvaez befeſtiget hatte, und bemächtigte ſich ſeiner Perſon. Bey anbrechendem Tage, welcher der 27ſte May und der Pfingſt-Sonntag war, erſchienen 2000 Mann von Chimantla, dem Cortes beyzuſtehen, und erſtaunten, da ſie ein ſo hartes Tagewerk in ſo wenig Stunden und von ſo wenigen Leuten vollendet ſahen. Funfzehn von den Feinden, und nur vier von des Cortes kleinem Heere waren geblieben, aber viele von beyden Seiten verwundet.

XXIX.

XXIX. Nun hatte Cortes 18 Schiffe, gegen 2000 Mann Spanier, ungefehr 100 Pferde, mit einem hinreichenden Vorrath von Kriegesmunitionen, unter seinem Befehl, und war willens, auf den Küsten des Mexicanischen Meerbusens neue Eroberungen zu machen: als Alvarado ihm durch zwey Eilboten zu wissen that, wofern er ihm nicht eilends zu Hülfe käme, wäre es um alle zu Mexico hinterlassene Spanier geschehen. An dem Weyrauchfeste des Huitzlopochtli tanzten der König, die Priester, der Adel und das Volk, mit Gold, Edelsteinen und Federn geschmückt in dem Vorhofe des Quartiers der Spanier, weil Alvarado dem Könige nicht erlauben wollte, diesem gewöhnlichen Tanz in dem Tempel beyzuwohnen. Da die Tänzer erhizt und ermüdet waren, besetzte Alvarado alle Ausgänge mit Soldaten, und ließ, man weiß nicht warum, *) alle insgesammt, den König ausgenommen, auf das grausamste ermorden, und die Todten ihres Kostbaren Schmucks berauben. Die Blüthe des Mexicanischen Adels gieng hier zu Grunde, welcher Verlust durch ein Trauerlied, noch lange nach der Eroberung von Mexico, unter der Nation besungen wurde. Das Volk wurde durch diesen allzu empfindlichen Streich so erbittert, daß es mit einer Menge Soldaten, dieselbe Nacht noch und den folgenden Tag das Quartier der

*) Einige Schriftsteller behaupten, es sey aus Geiz nach Gold und Edelsteinen, andere, aus einem falschen Verdacht, die Mexicaner wollten an diesem Tage die Spanier tödten, geschehen.

der Spanier von allen Seiten her bestürmte, und sie insgesammt umgebracht haben würde, wenn das Ansehen des Königs, der sich ins Mittel schlug, sie nicht davon abgehalten hätte. Dennoch gruben sie einen tiefen Graben um ihr Quartier, damit sie von dem Zugang aller Lebensmittel ausgeschlossen würden, und verbrannten die vier Brigantinen, welche Cortes auf dem See hatte bauen lassen, um sich durch diesen Weg zu retten, wenn ihm etwa die Landstraße abgeschnitten würde.

XXX. In diesen gefährlichen Umständen fand Cortes den 24sten Junius, seine Landsleute zu Mexico. Das Volk ließ ihn mit seinem Heer, das aus 1300 Spaniern zu Fuß, und 96 zu Pferde, und 2000 Tlascalleſern bestand, ungehindert, in die Stadt ziehen. Der König kam ihm in seinem Quartier freundlich entgegen; er würdigte ihn aber nicht einmal seines Anblicks, gleich als ob er an allem dem Unglück schuld wäre. Dem grausamen Alvarado gab er einen harten Verweis, und würde ihn ohne Zweifel haben hinrichten lassen, wenn er seiner nicht allzusehr benöthiget gewesen wäre. Weil alle Truppen des Cortes nunmehr aus 9000 Mann bestanden, so wurde ein Theil derſelben in die Gebäude des benachbarten Tempels einquartirt. Der Mangel an Proviant wurde um so viel größer, als die Anzahl der Truppen zugenommen hatte, und je schlechter die Marktplätze, aus Haß gegen die Spanier, mit Lebensmitteln versehen wurden. Dieſem

ſem Uebel abzuhelfen ſchenkte Cortes dem gefangenen Prinzen Cuitlahuatzin, des Königs Bruder, die Freyheit, welcher aber nicht nur keine Lebensmittel verſchaffte, ſondern auch die Mexicaniſchen Truppen zum Verderben der Spanier anführte.

XXXI. Vom 25ſten Junius bis zur unglücklichen Nacht des 1ſten Julius kämpften die Spanier vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht mit den verzweifelten Mexicanern, und anſtatt daß ſie des Nachts durch den Schlaf ihre verlornen Kräfte erholten, begruben ſie die Todten, verbanden die Verwundeten, vermauerten die eingebrochenen Lücken ihres Quartiers. Das wodurch die Spanier den Mexicanern den größten Schaden zufügten, waren ihre Ausfälle in die Straſſen, wo ſie mit ihren Picken und Schwertern unzählige Menſchen tödteten; ihre zwölf Kanonen, womit ſie aus ihrem Quartiere ganze Haufen von Menſchen zerſchmetterten, und das Feuer, womit ſie bey ihren Ausfällen die Häuſer in Flammen ſetzten. Hingegen zündeten ihnen die Mexicaner ihr Quartier auf verſchiedenen Seiten an, ſo daß ſie es unter der Bedeckung der Artillerie kaum zu löſchen im Stande waren. Sie wurden von ihnen nicht nur mit Pfeilen, ſondern auch mit Steinen, welche in den Straßen von den Terraſſen der Häuſer auf ſie herabgeworfen wurden, verwundet. An einem dieſer Tage wagten ſie einen allgemeinen Sturm, drangen durch die Kanonen- und Muſketen-Schüße in das Quartier der Spanier, kämpften

mit

mit ihnen wie Löwen, und würden ſie gewiß überwältiget haben, wenn Motezuma, deſſen Leben ſelbſt in Gefahr war, ihre Wuth nicht aufgehalten hätte. Er zeigte ſich in Königlicher Kleidung dem Volke auf einer Terraſſe, von einigen ſeiner Miniſter begleitet, und verſicherte es: daß er kein Gefangener der Spanier ſey, wie ſie glaubten, ſondern freywillig bey ihnen wohne; und wenn ſie verlangten, daß die Spanier die Stadt verließen, ſo hätte ihm der General derſelben ſein Wort gegeben, hinweg zu ziehen, ſobald ſie die Waffen niederlegten. — Nach einem allgemeinen Stillſchweigen einiger Augenblicke erhub Einer aus dem Volke die Stimme, hieß den König einen weibiſchen und feigen Mann, und ſchoß einen Pfeil nach ihm. Das übrige Volk folgte ſeinem Beyſpiel, und obgleich der König mit zwey Schilden bedeckt war, ſo wurde er dennoch, wie die Spaniſchen Geſchichtſchreiber erzählen, am Kopfe und an einem Beine mit Steinen, und am Arme von einem Pfeile verwundet. Hierauf wurde der Sturm wider das Quartier der Spanier erneuert, und dauerte bis einige Edelleute den Cortes zu einer Unterredung aufforderten, und ihm zurieffen: er ſollte unverzüglich mit den Seinen fortziehen, ſonſt wären ſie entſchloſſen, entweder zu ſterben, oder ſie alle zu tödten. Den 28ſten Junius verſammelten ſich 500 Edelleute auf die oberſte Ebene des Haupttempels, und thaten von da herab mit Pfeilen und Steinen den Spaniern großen Schaden.

Prinz Heinrich.

Das iſt der ſeltſamſte Burſche, Bruder John -- Komm du, nimm dem Bagage hübſch auf den Rüken, und wenn eine Lüge dir was Gutes thun kan, ſo will ich ſie, dir zu gefallen, mit den günſtigſten Ausdrüken übergülden, die ich finden kan. -- (Man hört zum Rükzug blaſen.) Das Feld iſt unſer! Komm, Bruder, wir wollen mitten auf das Schlachtfeld, und ſehen, welche von unſern Freunden noch leben, und welche gefallen ſind.

(Sie gehen ab.)

Falſtaff.

Ich will auch hinter drein. Das will ich doch ſehen, wie ſie mich belohnen werden. Der Himmel lohn' es dem, der mich belohnt! Wenn ich groß werde, ſo werd' ich um die Hälfte meines Bauchs kleiner werden; denn ich will dann purgieren, und den Sect laſſen, und ein ordentliches Leben führen, wie ein Edelmann thun ſoll.

[Er geht ab.]

Dreyzehnte Scene.

Trompeten: König Heinrich, der Prinz von Wales, Lord John von Lancaſter, Graf von Weſtmorland, mit Worceſter und Vernon als Gefangnen, treten auf.

König Heinrich.

So fand die Empörung noch allemal ihre Züchtigung.

Uebel-

den. Hundert Spanier, welche Cortes wieder sie abschikte, wurden dreymal zurückgeschlagen. Cortes bestieg mit einem guten Theil der Seinigen selbst den hohen Kampfplatz, nachdem er ihn unten mit Soldaten umzingelt hatte. Eine jede Stufe mußte er mit dem Schwerdte erringen. Auf der obersten Fläche währte der Kampf drey Stunden, bis die Mexicaner theils daselbst, theils auf die Erde herabgesprungen, insgesammt getödtet, und das Heiligthum des Tempels in Asche gelegt waren. Cortes war nie in so grosser Gefahr. Einige Schriftsteller erzählen, zwey Mexicaner hätten sich am Rande des hohen Vorhofs an ihn angeklammert, um sich mit ihm hinabzustürzen. *) Allein weder Cortes selbst, noch der Augenzeuge Bernal Diaz erzählen dieses. Uebrigens verlohren hier 46 Spanier ihr Leben, und die übrigen wurden mit Blut und Wunden bedeckt. — Endlich versuchte es Cortes, sich den Weg zum Abzug zu bereiten, und die Kanäle, womit die Hauptstraße gegen Iztapalapan durchbrochen war, auszufüllen, damit der Feind ihm den Rückzug nicht abschneiden könnte. Er bemeisterte sich auch nach vielem Widerstande der Zugbrücken, erfüllte einige Kanäle mit den Trümmern der auf dieser Straße abgebrannten Häuser, und hatte wirklich schon das feste Land erreicht, als er von den Mexicanern

*) Die Sache wahrscheinlich zu machen, erdichten Raynal und Robertson eiserne Gieländer und Zinnen um den obern Vorhof, woran sich Cortes gehalten habe.

nern in die Stadt zurückgelockt wurde, indem ſie vorgaben, ſie wollten mit ihm kapituliren. Weil ſie aber dieſes ohne den hohen Prieſter, den die Spanier gefangen genommen hatten, nicht thun konnten, ſo verlangten ſie dieſen vor allen Dingen. Er ſetzte ihn ſogleich in Freyheit, und erhielt den Waffenſtillſtand. Sie hatten jenen nicht zu dieſem Endzweck verlangt, ſondern zur Wahl eines neuen Königs, die ſie ohne ihn nicht verrichten konnten; denn kurz darauf bemächtigten ſie ſich aufs neue der Brücken, und tödteten, die Spanier, die ſie bewachten.

XXXII. Indeß daß die Spanier um ihren Rückzug bekümmert waren, ſtarb der König Motezuma, im 54 Jahr ſeines Alters, im 18 Jahr ſeiner Regierung und im 7 Monat ſeiner Gefangenſchaft, wahrſcheinlich an ſeinen Wunden, die er von dem rebelliſchen Volke empfangen hatte, obgleich der P. Sahagun und die Mexicaniſchen Geſchichtſchreiber ſeinen Tod den Spaniern zuſchreiben, deren aufrichtiger Freund er jederzeit war. Er hatte alle Tugenden und gute Eigenſchaften eines Fürſten, auſſer daß er aus Liebe zur Pracht und Freygebigkeit ſeine Unterthanen mit allzuſchweren Abgaben drückte, die Gerechtigkeit allzuſtreng übte, und dem Aberglauben zu ſehr ergeben war. Dieſer hatte ihn ſo feigherzig gemacht, daß er in den letzten Jahren ſeiner Regierung mehr einem Weibe, als dem tapfern Manne, der er in ſeiner Jugend war,

war, gleich ſah *). Er hinterließ einige Söhne, deren drey in der traurigen Nacht des erſten Julius, man weiß nicht ob von den Spaniern, oder von den Mexicanern, getödtet wurden. Der älteſte von denen, die bey Leben blieben, war Johualicahuatzin, welcher in der Taufe den Namen Don Pietro Motezuma erhielt, und der Stammvater der Grafen von Motezuma und Tula iſt. Von ſeiner Tochter Tecuichpotzin, ſtammen die Häuſer Cano Motezuma, und Andrada Motezuma ab. Dieſe Geſchlechter ſind jederzeit von den Königen von Spanien begünſtiget worden, die Wohlthätigkeit des Königs Motezuma, ihres allgemeinen Stammvaters, gegen die Kaſtilianiſche Krone zu vergelten. Seine Leiche wurde auf den Schultern Mexicaniſcher Edelleute, und in Begleitung einiger Prieſter aus dem Quartier der Spanier getragen, der Gewohnheit gemäß verbrannt, und ſeine Aſche begraben **).

Selbſt

*) Es iſt ungegründet was Solis erzählt, Motezuma ſey ſo ſtolz geweſen, daß er kaum ſein Haupt vor den Göttern gebeugt, und lächerlich, wenn er ſagt, der Teufel habe ihn oft beſucht. Auch iſt falſch, was Muñoz Camarago, ein Tlaſcalaner, in ſeiner geſchriebenen Geſchichte ſagt, er ſey vor ſeinem Tode getauft, oder wie Gomara will, er habe im letzten Carneval die Taufe verlangt, ſey aber hernach durch das Betragen des Narvaez davon abgehalten worden.

**) So erzählen es Cortes und Diaz, obgleich Torquemada und andere ſagen, Cortes habe ſeinen Leichmann mit andern vornehmen, auf ſeinem Befehl getödteten Gefangenen in einen Ort geworfen, der Tehuajoc hieß.

Selbſt diejenigen, welche ihn kurz vorher verachteten, beweinten ihn.

XXXIII. Durch den Tod des Königs Motezuma, und anderer vornehmen Gefangenen, welche die Mexicaner den Spaniern zuſchrieben, wurde ihre Wuth noch mehr gereizt, ſie zu vertilgen. Daher waren die Spanier nun mehr als je auf ihren Rückzug bedacht. Zu ihrem Unglück wählte Cortes, durch die Sterndeuterey eines ſpaniſchen Soldaten, Namens Botello, getäuſcht, die nächtliche Stille zur Abreiſe. In der Nacht des 1ſten Julius, welche in der ſpaniſchen Geſchichte unter dem Namen Noche triſte, berüchtiget iſt, übergab Cortes den Officieren den fünften Theil alles Goldes und Silbers, und der Edelſteine, die ſie bisher geſammelt hatten, und überließ das übrige den Officieren und Soldaten, damit ein jeder das von nähme, was er wollte, weil es nicht möglich wäre, alles zu retten. Er gab ihnen ſogar den Rath, alles dem Feinde zu überlaſſen, damit ſie freyere Hände hätten, ihr Leben zu vertheidigen. Weil dieſes die einzige Frucht unbeſchreiblicher Mühſeligkeiten war, ſo beluden ſich viele ſo ſehr, daß ſie auf ihrem Rückzuge mehr ein Schlachtopfer ihres Geitzes, als der feindlichen Rache wurden. Sie konnten ſich nicht ſo heimlich fortſchleichen, daß die Prieſter, welche in den Tempeln wachten, ihrer nicht gewahr wurden. Sie ruften durch den Schall ihrer Hörner das Volk zu den Waffen,

Waffen, und auf einmal wurden die Spanier, welche ſchon über die erſte Zugbrücke gegangen waren, von unzähligen Feinden auf allen Seiten zu Waſſer und zu Land angegriffen, und würden gar bald aufgerieben worden ſeyn, wenn die Feinde wegen ihrer Menge und Unordnung ſich nicht ſelbſt im Wege geſtanden hätten. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte die Verwirrung auf beyden Seiten. Die Kanäle wurden mit todten Leichen dermaßen angefüllt, daß die Arriere-Garde mit trockenem Fuß darüber gieng. Die Spanier verlohren über 450 Mann ihrer Nation, über 4000 von ihren Hülfstruppen, alle vornehme Gefangene, alle ihre Bedienten beyderley Geſchlechts, 46 Pferde, alle ihre geſammelten Reichthümer, ihre ganze Artillerie. Zum Glück verfolgten die Mexicaner ſie nicht über die letzte Brücke, ſonſt würde nicht einer von ihnen, welche durch das lange Kämpfen und durch ihre Wunden entkräftet waren, übrig geblieben ſeyn. Auch war dieſes kein geringes Glück, daß ihre tapferſten Hauptleute Sandoval, Alvarado, Olid, Ordaz, Avila und Lugo, ihre Dollmetſcher Aguilar und Donna Marina, und der Kriegsbaumeiſter Martin Lopez mit dem Leben davon kamen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Ehrenrettung der Reformation,

gegen zwey Kapitel

in des

k. k. Hofraths und Archivars, Hrn. M. J. Schmidts Geſchichte der Teutſchen, 6 Band.

Die Naturabſicht einer moraliſchen Weltbegebenheit, in dem Falle, wo ſie der menſchlichen Kurzſichtigkeit nahe genug liegt, mit deutlicher Gewisheit anzugeben, iſt ein unbezweifeltes Vorrecht der Wenigen, die von dem eben ſo oft verkannten, als gemisbrauchten Geſichtspunkte der Weltbürger den wahren Gebrauch machen können und wollen. Indeſſen, wenn die Natur, oder beſſer die Vorſehung, mit der Auflöſung eines ihrer groſſen Probleme weit genug vorgerückt iſt; wenn aus dem Gewirre der verwickelten Bedingniſſe, und dem Kampfe der unzähligen bejahenden und verneinenden Beſtimmungen das Reſultat nach und nach zum Vorſcheine kömmt; mit einem Worte, wenn der Haupt;weck ſeiner Erfüllung entgegenreift: dann fällt der bevorſtehende Erfolg der groſſen Anſtalt nicht ſelten auch eingeſchränktern Beobachtern in die Augen; und der vegetirende Bewohner einer Zelle ahndet in der ewigen Dämmerung ſeines Geiſtes, was der Weltbürger mit Lichtvoller Ueberzeugung vorherſah. Dieß war

war wenigſtens in Abſicht auf jene wichtige Revolution der Fall, die vor mehr als dritthalbhundert Jahren unter den religiöſen Begriffen der teutſchen Nation begann, in ihren weſentlichſten Wirkungen und Folgen noch heut zu Tage fortdauert, und, wie einige nicht ohne Grund dafür halten, in ihrem Endzwecke erſt in unſren letzteren Zeiten ſichtbar zu werden anfieng. Schon eine geraume Zeit her haben die Mönche von der Reformation nach ihrer Weiſe vermuthet, was jeder Philoſoph nach der Seinigen von ihr gedacht hat: daß ſie nemlich eine der wirkſamſten Anſtalten ſey, die Vernunft von dem Joche des blinden Glaubens zu erledigen. Und ſo waren die zwey äuſſerſten Claſſen auf der Stuffenleiter der Menſchheit über die weſentlichſte Folge jener wichtigen Begebenheit unter ſich einig; mit dem einzigen Unterſchiede, daß die Einen die Abſichten des Urhebers der Gnade dadurch vereitelt, die andern hingegen die Abſichten des Urhebers der Natur erreicht fanden.

Die geiſtliche Obſervations-Armee, die von den katholiſchen Staaten zum Vortheil des römiſchen Stuhles bisher unterhalten wurde, war von jeher auf die Zwiſtigkeiten und Spaltungen der proteſtantiſchen Theologie äuſſerſt aufmerkſam. Es konnte ihr alſo unmöglich entgehen (und die Vorwürfe ihrer Polemiker erweiſen bis zum Ueberfluß, wie wenig es ihr wirklich entgangen war) daß die Proteſtanten, beſon-

ders in den leztern Zeiten, beynahe über keinen einzigen Artikel ihrer symbolischen Bücher übereinstimmten, ausser über denjenigen, der ihre Vernunft in Glaubenssachen für unabhängig erklärt. Da nun nach den Grundsätzen des Katholicismus nur diejenigen Lehren worüber die ganze Kirche übereinstimmt, für Grundartikel der Religion gelten: so mußte die Unabhängigkeit der Vernunft von den Vertheidigern der Hierarchie nicht weniger als von allen vernünftigen Protestanten für den Grundartikel und das Wesen des Protestantismus anerkannt werden. So weit es auch ein Prediger der alleinseligmachenden Religion mit der Unterjochung seiner Vernunft gebracht haben mochte, so mußte ihn doch sein blosser Glaube lehren: daß der Ungehorsam gegen das unfehlbare Glaubenstribunal, oder (welches bey ihm eines ist) die Anmaßung des freyen Vernunftgebrauches in Religionssachen, die einzige Scheidewand ist, die den Protestantismus vom Pabstthum trennt; und daß es auf nichts weiter als auf den Umsturz dieser Scheidewand ankäme, wenn wieder Ein Hirt und Ein Schafstall werden sollte.

So wie die Menge und — Unbegreiflichkeit der sogenannten Glaubensartikel in eben den Verhältnisse überhand nahm, als die Hierarchie länger und unumschränkter geherrscht hatte; so mußten bey einer Religionsparthey, welche den Thron des vorigen Glaubens-Despoten der Vernunft einräumte, (sie mag Anfangs

fangs noch ſo viel vom alten Syſteme beybehalten haben) jene Glaubensartikel, nach und nach, ſowohl an der Zahl weniger, als an ihrer Beſchaffenheit vernunftmäßiger werden. Auch dieſer Umſtand konnte von den Controverſiſten der Gegenparthey nicht überſehen werden; und der berüchtigte, vom apoſtoliſchen Stuhle öffentlich angeprieſene, beſchenkte, und beſonders privilegirte Ketzerhammer in Augsburg iſt nicht der einzige, der die Proteſtanten in die äuſſerſte Enge getrieben zu haben glaubte, in dem er ihnen bis zum Ekel vordemonſtrirte: daß ſich ihr Glaubensſyſtem ſeiner Natur nach dem Theismus, oder wie es die Philoſophen nennen, dem höchſten Ideale reiner Vernunftreligion, von Zeit zu Zeit nähern müſſe.

Wie ſich nun die Wirkungen der durch Luthern befreyten Vernunft von dieſer Seite ſelbſt den abgeſagteſten Feinden alles Denkens aufdrangen: ſo kündigten ſie ſich auf einer andern dem ganzen katholiſchen Teutſchlande auf eine nicht minder auffallende Weiſe an. Die Jahrhunderte waren nun vorüber, die dazu gehörten, bis die ſchwererrungene Freyheit des Geiſtes ihre Einflüſſe von den religiöſen Begriffen auch auf die übrigen erſtrecken, und zu einem beträchtlichen Grade bringen konnte. Teutſchland konnte dieſer Freyheit um ſo viel weniger entbehren, weil es auf die wichtigen Vortheile, die eine Hauptſtadt der Kultur eines Volkes gewährt, nicht zählen durfte.

Seinen Nachbaren, die ihre großen Treibhäuſer hatten, konnte weniger an der freyen Luft gelegen ſeyn, in welchen Teutſchland die Früchte ſeines Nationalgeiſtes hervorbringen mußte. Seine Athmoſphäre mußte alſo vor allen Dingen von dem erſtickenden Mönchsdunſte gereiniget werden. Die Reformation hatte, ſo weit ihr Wirkungskreis reichte, die Sümpfe ausgetrocknet. Allein ſo unentbehrlich und wichtig dieſer Schritt war, ſo war er doch immer nur der Erſte, und die Vorbereitung zu den übrigen, die von der Zeit herbeygeführt werden muſten. Nur nach und nach erhoben ſich die Nebel, die auf allen Feldern des menſchlichen Wiſſens gelegen hatten, und ſammelten ſich gröſtentheils in den übernatürlichen Regionen der Dogmatik, wo ſie noch itzt in zerſtreuten Wolken umherſchweben, und einzelne vorübergehende Schatten auf die erleuchteten Gegenden herunterwerfen. Nun waren Geſchmack- und wiſſenſchaftliche Aufklärung in der einen Hälfte von Teutſchland einheimiſch geworden. Die Blühten und Früchte, die der proteſtantiſche Boden erzeugt hatte, waren der andern Hälfte ſo fremde, daß man ſie in allen ihren Hauptſtädten für verbotene Waaren erklärte. Die zum Theile noch lebenden Stifter des gereinigten Geſchmackes und der antimönchiſchen Wiſſenſchaften unter den Katholiken werden ſich ſelbſt geſtehen müſſen, daß ſie ihre teutſche *) Sprache, Dichtı

*) Voltairen und den übrigen Ausländern bleibt alſo ihr Verdienſt unbenommen. Ubi enim Invidiam, ſi quæ in dicto ſit, ponet, qui dicere coegit.

uebelgesinnter Worceſter, sandten wir nicht euch, allen Gnade, Verzeihung, und freundschaftliche Erbietungen zu? Und du erfrechteſt dich unsre Erklärung in das Gegentheil zu verkehren, und durch diesen Betrug deines Vetters Zutrauen zu seinem Verderben zu mißbrauchen! Drey tapfre Ritter, die an diesem Tag auf unsrer Seite gefallen sind, ein edler Graf, und viele andre wakern Leute würden noch leben, wenn du redlich, wie ein Christ, für das Beste unsrer Armeen gedacht hätteſt.

Worceſter.

Was ich gethan habe, dazu zwang mich meine Erhaltung; und ich unterziehe mich geduldig meinem Schikſal, da es nicht in meiner Macht stund, ihm auszuweichen.

König Heinrich.

Führet Worceſtern und Vernon zum Tode; den übrigen Mitschuldigen geben wir noch Frist. Wie steht es im Felde?

Prinz Heinrich.

Der tapfre Schotte, Lord Douglas, wie er sah, daß keine Hoffnung übrig war, diesen Tag zu gewinnen; daß Percy erschlagen war, und die Furcht alle seine Leute ergriffen hat, entfloh mit den übrigen; und ein Fall, den er that, richtete ihn so übel zu, daß er in die Hände der Nachsezenden fiel. Er ist in meinem Zelt, und ich bitte Euer Majeſtät um die Gnade, daß ich über ihn disponieren dürfe.

König Heinrich.

Herzlich gern.

Prinz

Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie u. s. w. den protestantischen Produkten zu verdanken hatten, mit denen der Schleichhandel die Wachsamkeit der Censur zu hintergehen mußte.

Der Genuß der verbotenen Früchte äuserte nach und nach auch hier seine Wirkungen. Die Büchertribunale fiengen an, viele Bücher zu dulden, die durch den dicken römischen Index zum Feuer, und durch den noch dickern einheimischen zur Landesverweisung verdammt waren. Allgemach wurden die neumodischen Andachten, die Legenden, und Postillen, und wie die Verlagsartikel der katechetischen Bibliotheken heissen mochten, ja sogar selbst die jesuitischphilosophischen Kompendien der akademischen Druckereyen von Tyrnau, Prag, Ingolstadt u. s. w. durch den Leipziger Meßkatalogus verdrängt. Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß arbeitete im Stillen immer nachdrücklicher fort; und es fehlte ihm nur an dem Winke eines Josephs, um in jene Revolution auszubrechen, die seit 1780 die Aufmerksamkeit von ganz Europa beschäftiget.

Mag es doch immer nur Duldung heisen, was der weise Monarch den Schriften und Personen der Protestanten ausdrücklich bewilliget hat. Fast jeder Fortschritt der österreichischen Reformation bringt die herrschende Kirche der geduldeten näher, und ist ein neuer und unwidersprechlicher Beweis, daß man die

von den Protestanten langstbefolgten Grundsätze, in so ferne sie mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft einerley sind, nicht blos dulde, sondern billige und geltend mache. Auch über diesen Punkt herrscht eine sonderbare Uebereinstimmung der verschiedensten Köpfe. Wir erwähnen hier nur im Vorbeygehen einer abermaligen Probe, welche die Wächter des römischen Zions von ihrer eigenthümlichen Art die Wahrheit zu sehen und zu predigen abgelegt haben. Einige der Eifrigsten unter ihnen hatten den Pöbel zu überreden gesucht, der Kaiser wolle das Lutherthum in seinen Staaten einführen; und die wohlmeynenden Handlanger der Volksaufklärung unter den Wienerischen Broschürenschreibern haben es nicht überflüssig gefunden, ihr beängstigtes Publikum hierüber zurecht zuweisen. Kein Wunder, wenn die erwähnte Annäherung zum Protestantismus auch weniger blöden Augen einleuchtete! Eine beträchtliche Menge gutherziger Halbdenker von beyden Religionspartheyen war und ist noch gegenwärtig der gewissesten Ueberzeugung, die österreichische Kirchenreform werde noch über kurz oder lang den erwünschten Zeitpunkt herbeyführen, wo die drey privilegirten Glaubensbekenntnisse unsres teutschen Vaterlandes in ein Einziges zusammenfliessen würden. Sie sehen den Umstand, daß die alleinseligmachende Parthey die übrigen wenigstens in diesem zeitlichen Leben neben sich zu dulden anfängt, für die glücklichste Vorbedeutung an; und bieten den römischen Sachwal-

tern

tern willig die Hände, um auch von proteſtantiſcher Seite Annäherung zum Katholicismus zu bewürken; welche freylich nichts unmögliches iſt, wenn die Proteſtanten, unter denen gegenwärtig alle Arten von Schwärmerey durch öffentliche und geheime Mittel unterhalten werden, den Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen in eben dem Verhältniſſe aufgeben ſollten, als ihn die Katholicken in ihrer Kirchenzucht aufnehmen.

Indeſſen iſt es Thatſache, daß durch die weiſen Anſtalten des Kaiſers der Unterſchied zwiſchen der Aufſenſeite beyder Religionen beträchtlich vermindert wurde. Man brauchte eben nicht mit ſchwärmeriſchen Vereinigungsplanen umzugehen, um darauf aufmerkſam zu werden. Es mußte vernünftigen Katholiken auffallen, daß kein einziger Misbrauch in ihrer herrſchenden Kirche abgeſchafft wurde, der nicht längſtens ſchon aus der Geduldeten verbannt war. So wie unter ihnen die Ueberzeugung von der Ungereimtheit und Schädlichkeit jener Misbräuche immer weiter um ſich griff, wurde auch ihre gute Meynung vom Proteſtantismus, und ihre Achtung gegen den Stifter deſſelben allgemeiner. Einige ſcheuten ſich nicht öffentlich einzugeſtehen, Luther habe dem groſſen Joſeph die Bahn gebrochen. Sie hatten damit eben nicht zu viel behauptet. Es mußte allen denkenden Köpfen unter ihren Glaubensgenoſſen einleuchten: daß ohne jene Revolution, welche die eine Hälfte der chriſtlichen Welt

von

von der römiſchen Gerichtsbarkeit befreyt, und folglich die Macht der Hierarchie ſchon damit um die Hälfte heruntergeſetzt hatte, ſich die bereits vorgegangenen und noch bevorſtehenden Einſchränkungen des hierarchiſchen Despotismus im Oeſterreichiſchen ſo wenig denken laſſen: als die gegenwärtig im katholiſchen Theile von Teutſchland würkſame Lichtmaſſe, bey ihrem offenbaren Widerſpruche mit der herrſchenden Religion, begreiflich wäre, wenn man nicht wüßte, was in dem proteſtantiſchen Theile, der ſich ſeit Jahrhunderten des freyen Gebrauchs ſeiner Vernunft zu erfreuen hat, an dieſer Lichtmaſſe gearbeitet wurde.

Dieſe Geſinnungen der aufgeklärtern Katholiken, die, indem ſie eigentlich nur die Vernunftmäßigkeit des Proteſtantismus treffen, ihnen ſelbſt nicht weniger als ihren geduldeten Mitbürgern rühmlich und vortheilhaft ſeyn müſſen, ſchienen nun keinen weitern Widerſprüchen unterworfen zu ſeyn, ſeitdem Joſeph in ſeinen Staaten die Kontrovers-Predigten verbothen hat, und die Taktik der Weislinger, Mertze, Schuſte, und Faſte weiter nichts als Unwillen und Gelächter wirken kan. Die Sachwalter der Hierarchie, die heut zu Tage nicht mehr ſo viel von den ſtreitigen und immer mehr und mehr ſich verlierenden Dogmen des Proteſtantismus, als von ſeinem erſten und weſentlichſten Grundſatze des freyen Vernunftgebrauches zu beſorgen haben, mußten alſo ihre bisherigen Waffen verändern,

und

und auf neue Gründe denken, die ſie den toleranten Geſinnungen ihrer Glaubensgenoſſen entgegenſetzen könnten. Wie geſchickt ſie hiebey die modernen Fächer zu benutzen wiſſen, könnten wir mit mancher Probe von ächt ſykophantiſcher Art und Kunſt aus ihren beſoldeten Journalen und fliegenden Blättern erweiſen. Es ſey uns erlaubt, hier nur eines einzigen Beyſpieles im Vorbeygehen zu erwähnen.

In allen Geheimniſſen der Politik durch Bedürfniß und langwierige Uebung eingeweiht, konnte ihnen die Bemerkung nicht entgangen ſeyn, daß dieſe Wiſſenſchaft (oder Kunſt) ſo wie die Theologie, ihre dogmatiſchen Formeln habe, und daß man den gewöhnlichen Staatsmännern, ſo wie den gewöhnlichen Glaubenswächtern, jeden Satz, er mag noch ſo ungereimt ſeyn, einleuchtend machen könne, wenn man ihn an eine dieſer Formeln geſchickt genug anzuknüpfen weiß. Ohne ſich lange zu beſinnen, mußten ſie auf den Artikel vom politiſchen Gleichgewichte verfallen, den gegenwärtig jeder Kabinetsmann und Kannengieſſer, der ſeine politiſche Orthodoxie geltend machen will, unaufhörlich im Munde führt. Wirklich hört man ſie ſchon eine geraume Zeit her mit der wichtigſten Mine von der Welt von einem Gleichgewichte ſprechen, das, nach den erſten Grundſätzen einer geſunden Staatskunſt, unter den beyden vornehmſten Religionspartheyen im h. R. R. unterhalten werden müſſe, aber durch die Fortſchritte der öſterreich-

reichischen Reformation, wobey der Katholicismus eben so viel zu verlieren als der Protestantismus zu gewinnen habe, nothwendig zum Nachtheil der katholischen Fürsten gestöret werden müßte. Ob dieses Gleichgewicht auf einer gleichen Grösse der Zahl, der Reichthümer, der Macht und des Ansehens der beyderseitigen Klerisey, oder auf einer gleichen Menge und Beschaffenheit der Glaubensartikel, oder auf einem gleich starken Einflusse der Religionssysteme auf Sitten, Staatsverwaltung und Nationalkultur u. s. w. beruhen soll oder nicht, wird weislich unbestimmt gelassen. Der Umstand, daß die katholische Religion in allen diesen Punkten das unläugbarste Uebergewicht über die protestantische hat, (und allen künftigen Verbesserungen ihrer Kirchenzucht zum Troz haben wird) und daß die Staaten und Fürsten, die sich zu der leztern bekennen, sich darum keinesweges schlimmer befunden haben, möchte sich nicht so leicht durch Sophismen verkleistern lassen. Auch könnten die Freunde der guten Sache den Beweis umkehren, und berechnen wollen, wie weit eine Reformation des Katholicismus gehen müsse, bis es zu einem Gleichgewichte kommen könnte, das durch Abschaffung von Irrthümern und Misbräuchen aufgehoben werden dürfte.

Allein wir haben uns bereits zu lange bey einem Scheingrunde aufgehalten, der mehr gegen die reformirenden Anstalten des Kaisers, als gegen den Protestantismus

tismus gerichtet iſt, und der, wenn er auch allgemeine Aufmerkſamkeit und Aufnahme fände, die Proteſtanten zwar um die toleranten Geſinnungen, aber nie um die gute Meynung der Katholiken bringen könnte.

Vor kurzem hat es ein angeſehener Schriftſteller, der ſich durch ſeine bisherigen Behauptungen nichts weniger als einen Sachwalter der Hierarchie bewieſen hat, in einem allgemein bekannten und beliebten Werke unternommen, dem Proteſtantismus auch jenen Vorzug geradezu abzuſprechen, auf den ſich die gute Meynung der Katholiken größtentheils gründet, den ihm alle Aufgeklärtern bisher einſtimmig zugeſtanden, die Polemiker freywillig eingeräumt, und noch kein jeſuitiſcher Politiker ſtreitig zu machen gewagt hat. Der k. k. Hofrath und Archivar, Hr. M. J. Schmidt hat in dem neuſten Bande ſeiner Geſchichte der Teutſchen zwey beſondere Kapitel beſtimmt, um zu erweiſen: daß Luthers Reformation die Fortſchritte der Vernunft ſowohl überhaupt als insbeſondere in Religionsſachen nicht nur um nichts befördert, ſondern beträchtlich aufgehalten habe. Er behauptet daſelbſt, die erwähnte Reformation würde nur *) ſehr irrig als eine Stufe zu neuern und ferneren Reformationen angeſehen; ſie habe vielmehr einen Bruch in die Fortſchreitung menſchlicher Ideen gemacht, dergleichen wenige in der Geſchichte vorkommen; die himmelan erhobene Freyheit des Proteſtantismus wäre ein bloſſes Wortſpiel, und lieſe auf nichts

*) S. 289 und f. f.

nichts weiter hinaus, als daß die Proteſtanten einige Glaubensſätze weniger hätten als die Katholiken; ohne Luthers Dazwiſchenkunft würden manche Theologen, und die Regenten um einige Jahrhunderte eher gethan haben, was ſie jezt zu thun anfangen.

Dieſe Behauptungen, ſo ſeltſam ſie auch in den Ohren unſrer meiſten Leſer klingen mögen, müßten doch denjenigen nichts weniger als neu vorkommen, welche die Briefe eines reiſenden Franzoſen über Teutſchland geleſen haben, wenn ſie den Schwall von halbwahren Sentenzen, paradoxen Meynungen, launigten Sophiſtereyen, einſeitigen Bemerkungen, und dreiſten kurz abfertigenden Urtheilen, dieſes mit ächt franzöſiſcher Impertinenz geſchriebenen Buches nicht eben ſo ſchnell vergeſſen, als begierig verſchlungen hätten. Wir ſelbſt wurden nicht wenig überraſcht, da wir den von Herrn Schmidt in einer Note angeführten 47ten Brief des zweyten Theiles nachſchlugen, und daſelbſt folgende Stelle fanden: „Man macht in neuern Zeiten viel „Aufhebens von der Aufklärung, welche die Reforma„tion über Europa ausgebreitet. Das heißt die Sache „gewis ſehr einſeitig und partheyiſch betrachtet. Die „Aufklärung wurde offenbar durch die Reformation „gehemmet, und die Cultur von Teutſchland beynahe „um 200 Jahre zurükgeſezt„. Allerdings mußte dieſe Behauptung ihrem Urheber ſelbſt viel zu ſehr auffallen, als daß er ſie, wie manche ähnliche in ſeinem Werke

Werke, ohne Beweis zu lassen, für gut finden konnte. Er brachte also Gründe vor, die freylich etwas, aber (und wir können uns hier kühn auf das Urtheil des nächsten besten unpartheyischen Lesers berufen), nicht mehr und nicht weniger beweisen, als daß sich der gegenwärtige Zustand der Wissenschaften und der Aufklärung in Teutschland von der Reformation allein nicht herleiten lasse. Wir erkennen willig sein Verdienst, bey dieser Gelegenheit Umstände bemerkt zu haben, welche bey den gewöhnlichen Berechnungen der Folgen der Reformation nicht immer in Anschlag gebracht wurden. Allein er verfiel offenbar in eben die Einseitigkeit, die er den Lobrednern der Reformation vorwarf; indem er glaubte, daß sich für das Verdienst derselben um die Aufklärung nichts sagen liesse, weil er einiges gegen die Uebertreibung dieses Verdienstes gesagt hatte. Vermuthlich hatte er sich von der Neuheit seiner Einfälle verblenden lassen, und wähnte in denselben, nicht etwa blos eine nähere Bestimmung, sondern schlechterdings die vollständigste Widerlegung einer Meynung gefunden zu haben, die unter dem vernünftigen Theile seiner Zeitgenossen allgemein angenommen ist.

Dem sey aber, wie ihm wolle, genug daß die angeführte Behauptung des reisenden Franzosen, und dessen vorgebliche Gründe die Bemerkungen ausmachen, auf die Herr Schmidt in seiner Note hinweist, und

die er vortreflich zu nennen beliebt. Er hätte ihnen keinen unzweydeutigern Stempel der Wahrheit, die ſie in ſeinen Augen hatten, aufdrücken können, als in dem er ſie zu den Seinigen gemacht, und in ſein vortreflis ches Werk aufgenommen hat. Er hat ſie umſtändlicher auseinander geſetzt, mit neuen Gründen vermehrt, und nichts unverſucht gelaſſen, was ihnen die möglichſte Scheinbarkeit geben konnte. Wenigſtens haben ſie durch ſeinen Scharfſinn und ſein Anſehen ſo viel gewonnen, daß man eine Widerlegung in Rückſicht auf einen beträchtlichen Theil ſeiner und unſrer Leſer nicht überflüſſig finden wird.

Wir ſind weit entfernt, die guten Abſichten des Herrn Hofraths verkennen zu wollen, ſeine zwey Kapitel für das Signal zu irgend einer neuen Art von Kontroverſe zu halten, oder ſie gar mit gewiſſen Zeichen der Zeit, die manchen, vielleicht gar zu ängſtlichen Verfechtern der Freyheit der Vernunft nichts Gutes weiſſagen, in eine Klaſſe zu ſetzen.

Allein wir ſind eben ſo ſehr überzeugt, daß man bey der gegenwärtigen Stimmung, des nach Aufklärung ſo heiß dürſtenden Katholiſchen Teutſchlandes, dem Proteſtantismus keinen ſchlimmern Streich ſpielen könne, als wenn man denſelben für den Nebel ausgiebt, der den Anbruch des Tages in den teutſchen Köpfen um einige Jahrhunderte verzögert hat; daß es überdieß den öffentlichen und geheimen Geſchäftsträgern

Prinz Heinrich.

So übertrag' ich dann euch, Bruder von Lancaſter, die Vollziehung dieſes rühmlichen Werks der Großmuth. Geht zu Douglas, und ſezt ihn, ohne Löſegeld und Bedingung, in völlige Freyheit. Die Tapferkeit, die er an dem heutigen Tag auf unſre Köpfe erprobet hat, hat uns gelehrt, ſo ſchöne Thaten ſelbſt an unſern Feinden hochzuſchäzen.

Lancaſter.

Ich danke Euer Gnaden für einen Auftrag, den ich ſogleich mit Vergnügen befolgen werde.

König Heinrich.

Nun bleibt nichts übrig, als unſre Macht zu theilen. Ihr, Sohn Johann, und mein Vetter Weſtmorland, ſollt euch in möglichſter Eile nach York wenden, um Northumberlanden und den Prälaten Scroop anzugreiffen, die ſich wie wir hören, mit groſſem Eifer zum Krieg rüſten. Ich ſelbſt und mein Sohn Harry, werden nach Wales ziehen, mit Glendower und dem Grafen von March zu fechten. [Noch ein Tag wie dieſer, wird der Empörung den Muth benehmen; laßt uns, nach einem ſo ſchönen Anfang, nicht ablaſſen, bis wir alles Unſrige wieder gewonnen haben. *]

[*] Reime im Original.

gern jenes Hofes, dem an der Ausreutung der Ketzereyen so viel gelegen ist, keinesweges an Mitteln und Wegen gebreche, diese neue Entdeckung zum Nachtheile der aufkeimenden Toleranz zu benutzen; und daß endlich die Zahl und das Gewicht derjenigen Protestanten nichts weniger als unbeträchtlich sey, die sich durch die Scheinbarkeit jener Gründe in ihrer Gleichgültigkeit gegen die Vortheile der Reformation bestärken lassen, und sich so fort jener Disposition um einige Schritte mehr nähern dürften, an welcher gegenwärtig im Verborgenen so viel gearbeitet wird, und welche man nach den Absichten der Religions-Vereiniger haben müßte, um die schwererrungene Freyheit der Vernunft fahren zu lassen.

Mit der sichern Voraussetzung, daß sich die übrigen Gründe, warum wir die zwey Kapitel des Herrn Schmidts näher beleuchten zu müssen glaubten, sich jedem Leser in der Folge selbst darstellen werden, schreiten wir zur Sache selbst.

Der Titel des einen Kapitels kündigt die Beantwortung der wichtigen Frage an: Was theoretische und praktische Religion durch die Reformation gewonnen habe? Hier sollte man ein genaues und wenigstens in seinen Hauptzügen vollständiges Gemählde von dem Zustande erwarten, in welchem sich die Religion in Teutschland unmittelbar vor der Reformation befunden hat. Oder wollte der Verfasser seinen Lesern die un-

dankbare Mühe überlassen, den deutlichen Begriff, den sie sich von diesem Zustande zu machen hatten, und der hier schlechterdings unentbehrlich war, aus der vorhergehenden Geschichte stükweise auszuheben, oder vielmehr von einzelnen Begebenheiten zu abstrahiren; so hätte er doch, um sich des Versprechens, das er durch die Aufschrift seines Kapitels gethan hat, zu erledigen, wenigstens die Hauptveränderungen angeben müssen, die durch die Reformation in dem Glauben und den Sitten der teutschen Nation bewürkt worden. Unmöglich konnte jene Frage beantwortet werden, ohne von den wesentlichen Punkten zu sprechen, in welchen die Protestanten von dem Systeme der römischen Kirche abgiengen, von der Beschaffenheit der Glaubensartikel und Disciplinargesetze, die sie verwarfen, und vornehmlich von den Grundsätzen, worüber sie sich alle ohne Ausnahme vereinigten, die eigentlich das Wesen und den Geist des Protestantismus ausmachen, die, bey allen vorübergehenden Zwistigkeiten seiner Anhänger, sich immer gleich blieben, unaufhörlich fort würkten, und noch fort würken, und denen daher bey einer Aufzählung und Bestimmung der Folgen der Reformation, die oberste Stelle gebührt. Eine getreue historische Darstellung dieser Umstände, die wir in beyden Kapiteln ganz vermissen, würde auf Resultate geführt haben, die der Verfasser ohne Bedenken seinen Lesern selbst hätte überlassen können. Er würde sich dadurch eine Categorische Beantwortung der zweyten

Fra-

Frage erſparet haben; die er, wir wiſſen nicht warum, im Eingange des Kapitels neuerdings aufwirft: Was das Menſchengeſchlecht überhaupt, und Teutſchland inſonderheit (durch die Reformation) gewonnen; Eine Frage, deren Bejahung für ihn vielleicht zu bedenklich geweſen wäre, und deren Verneinung ihm ſo viele vergebliche Mühe gekoſtet hat.

Schon die Art, wie die letztere Frage in der Folge auseinandergeſetzt, oder vielmehr die Wendung, mit der ſie noch einmal wiederhohlt wird, läßt einem gutherzigen Katholiken keine andere Wahl übrig, als die, die Parthey des Verfaſſers zu ergreiffen. „Sind Verſtand und Herz wirklich ſo ſehr durch die Reformation „gebeſſert, iſt die National-Glückſeligkeit würklich ſo „weit vorgerückt worden, daß man ſagen kann, der „zwiſchen ſo vielen Menſchen gegen einander erregte „Haß, die vergoſſenen Ströme von Blut, das Elend „ganzer Millionen, und das den Feinden der chriſtlichen „Religion gegebene Aergerniß ſey wieder erſetzt, oder „gar die gegenſeitigen Vortheile überwogen alles dieſes?" Hier wird ohne Beweis, und als längſt entſchieden angenommen, daß die ganze Summe der Uebel, die in dieſer redneriſchen Figur aufgehäuffet werden, auf die Rechnung der Reformation geſetzt werden müſſe. Daß mit der Reformation, Haß, Blutvergieſſung, Scheiterhauffen, u. ſ. w. zuſammenhiengen, iſt leider nur allzuwahr. Der Beweis hievon konnte

dem Hrn. Verf. allerdings erlaſſen werden. Aber nicht ſo die Beſtimmung der Art, wie ſie zuſammenhiengen, von welcher der Verf. unmöglich denken konnte, daß ſie allen ſeinen Leſern gleich einleuchten würde, und auf die es ſchlechterdings ankam, ob dieſe Uebel der Reformation zugerechnet werden konnten oder nicht. Die gröſten Gräuel, von denen ſie weiter nichts als unſchuldige Gelegenheits-Urſache war, können ohne Verletzung der logiſchen Geſetze auch nicht mit dem kleinſten Vortheile verglichen werden, der aus den Abſichten und Maaßregeln der Reformatoren erfolgern mußte.

Man ſetze in der obenangeführten Frage, ſtatt der Reformation das Chriſtenthum: ſo hat man den berüchtigten Einwurf, den die Feinde den letztern eins andern nachzuſprechen pflegen. Sie haben uns den zwiſchen ſo vielen Menſchen gegen einander erregten Haß, die vergoſſenen Ströme von Blut, das Elend ganzer Millionen, und das der Menſchheit gegebene Aergerniß, kurz alle die Uebel, die ſie mit dem Chriſtenthume in Zuſammenhang bringen konnten, oft und ausführlich genug aufgezählt. Nichts fehlte zur Vollſtändigkeit ihres Beweiſes von der Schädlichkeit des Chriſtenthums, als eben der kleine Umſtand, den Hr. Schmidt bey ſeinem Beweiſe wegzulaſſen für nöthig fand, nämlich ob der Haß, das Blutvergieſſen, das Elend u. ſ. w. nothwendige oder zufällige Folgen des

Grun-

Grundes waren, den ſie dafür angaben. Da dieſer Umſtand der Vernunft nicht gleichgültig iſt, ſo kann er es der Menſchheit eben ſo wenig ſeyn. Wenigſtens wird ſich kein Mann, wie Schmidt wohl nie zur Ausflucht der gewöhnlichen Feinde des Chriſtenthums herablaſſen, und behaupten wollen: der Menſchheit könne es vollkommen einerley ſeyn, ob die erwähnten Uebel nothwendig oder zufällig durch die Reformation über ſie gekommen wären, weil ſie doch ohne dieſelbe nicht gekommen ſeyn würden. Ein Einwurf, wie dieſer, würde uns die freylich etwas platte Antwort abnöthigen, daß jene Uebel ohne Religion, ohne geiſtlichen Stand, ohne bürgerliche Geſellſchaft u. ſ. w. eben ſo wenig erfolgt ſeyn würden; und daß es dennoch keinem vernünftigen Menſchen einfallen könne, ſie darum der Religion, dem geiſtlichen Stande, der bürgerlichen Geſellſchaft u. ſ. w. beyzumeſſen.

Wollte Hr. Schmidt durchaus der Reformation Erſatz für ihre ſchlimme Folgen zumuthen, ſo hätte er von der ganzen Urſache der letzteren, alles dasjenige abziehen müſſen, was durchaus nicht auf die Rechnung der Erſteren gehört: z. B. die Privatintereſſen, Leidenſchaften und Abſichten der ſtreitenden Religionspartheyen, den wirkſamen Einfluß der höchſtintoleranten Grundſätze der alleinſeeligmachenden Kirche, die Machiavelliſche Politik des römiſchen Hofes, die treuloſen und gewaltſamen Maaßregeln der Katholiken

u. ſ. w. Ob nun die Reformation für das was nach Abrechnung aller dieſer Umſtände übrig bleibt, mehr oder weniger verantwortlich ſey, als ungefähr die gerechte und natürliche Freyheitsliebe der Menſchen, wenn ſie das Joch eines unrechtmäßigen, und tollen Tyranen abgeſchüttelt hat, für die unſeeligen Folgen des damit verbundenen Bürgerkrieges, mag immer hier unentſcheiden bleiben. Wir wollen ſo gar mit dem Herrn Verf. annehmen, die Reformation wäre der Menſchheit für alle jene Uebel Erſatz ſchuldig, und folglich die Frage: ob ſie dieſen Erſatz wirklich geleiſtet habe, gelten laſſen. Eine unpartheyiſche Beantwortung dieſer Frage würde nicht nur das Gute, das die Reformation nach ihren Grundſätzen geſtiftet, ſondern auch das, was ſie als Gelegenheitsurſache veranlaſſet hat, aufzählen, und nach ſeinem Werthe würdigen müſſen. Allein auch hier verläßt uns der Hr. Verf. plötzlich auf dem Wege, auf den er uns doch ſelbſt geführt hatte. Er ſcheint auf einmal die Frage vom Erſatz vergeſſen zu haben. Denn dafür, daß er die unumgänglich nothwendigen Data zur Beantwortung herbeyſchaffen, und nach ihrem ganzen Gewichte ſchätzen ſollte, ſucht er vielmehr ſie ſo viel an ihm liegt zu vernichten, in dem er faßt keinen der gegenſeitigen Vortheile einräumet, nur die Wenigſten auf die Bahn bringt, und auch dieſe theils nur im Vorbeygehen, theils nur in der Abſicht anführt, um ſie entweder herabzuwürdigen, oder ſtreitig zu machen.

Da

Da er nun in der Folge ganz mit dem Beweiſe beſchäftiget iſt, daß die Reformation nicht viel gutes geſtiftet; vorher aber als erwieſen angenommen hat, daß ſie ſehr viel Böſes angerichtet habe: wozu bedurfte es der Frage, ob die Ströhme Blutes, das Elend ganzer Millionen und das Aegerniß der Feinde Chriſtenthums, erſetzt, oder gar durch die gegenſeitigen Vortheile überwogen würden?

Daß man ſich bey dem Beweiſe, des ſeltſamen Satzes: „Teutſchland und die Menſchheit haben durch die Reformation verlohren," ſeltſam gebähren müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Aber daß man bey der Führung dieſes Beweiſes, das Anſehen des Erasmus und des Melanchtons benutzen, und den Erſtern ſogar als Zeugen der Wahrheit jenes Satzes aufführen könne; wir geſtehen es, ſo was mußte ſich wirklich zutragen, damit wir es für möglich halten konnten. Gleich nach der letztern Frage: (ob der Haß, die Ströme Blutes u. ſ. w.) fährt Herr Schmidt folgendermaſſen fort: „Bald nachdem Luther ſein Werk angefangen, ſchrieb wenigſtens ein Mann der verdient gehört zu werden" — Allerdings verdient Erasmus gehört zu werden; auch ſelbſt in dem Falle wenn er ſeine Privatursachen gehabt hätte, über die Reformation mit Herrn Schmidt gleich zu denken. Wir wollen ſogar die Frage dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob er es mehr oder weniger verdiente, alle die großen Männer einzeln

und zuſammen genommen, die über dieſen Punkt das Gegentheil gedacht und geſchrieben haben. Nur der gar wis nicht unbedeutende Umſtand, daß Erasmus ſein Zeugniß gegen die Reformation, wie Hr. Schmidt ſelbſt anmerket, bald nachdem Luther ſein Werk angefangen hat, ablegte, berechtiget uns zu zweifeln, ob er heut zu Tage, nach dem Jahrhunderte dieſes Werk der Vollendung näher gebracht haben, auf jenem Urtheile beſtehen würde. Allein wie? wenn Erasmus nur über Luthers Betragen, über den leidenſchaftlichen Ungeſtüm der ſtreitenden Partheyen, und über den Einfluß urtheilen wollte, den das raſche Verfahren der Reformatoren nicht eben auf die Menſchheit überhaupt ſondern auf ſeine Zeitgenoſſen haben mußte? In dieſem Falle wäre es offenbar, daß Hr. Schmidt, (nicht Erasmus) Luthers Werk mit der Reformation verwechſelt habe, und daß der leztere, ohne auch in unſern Tagen ſein Urtheil zurücknehmen zu dürfen, ſchreiben konnte: „Wenn auch alles wahr wäre, was Luther „geſchrieben, ſo würde mir eine mit Aufruhr verknüpfte „Freyheit ſehr mißfallen. Ich will lieber in einigen Stücken irre gehen, als mit ſo lärmender Bewegung des Erdbodens die Wahrheit verfechten. „Bey ſolchen Streitigkeiten erfährt man ohnehin nicht „ſelten, wenn nach den blutigen Kämpfen die Sache „ohne Vorurtheil erwogen wird, daß die Meynung „beyder Theile die nähmliche ſey, und daß man ſich „nur über Worte gezankt.“ Wer ſollte glauben, daß

Hr.

Hr. Schmidt gerade in dieser Stelle seine sonderbare Meynung über die Reformation finden konnte? Und doch ist nichts gewisser. Man bemerke die Schlüsse, die er daraus ziehen zu müssen glaubt: „Erasmus," sind seine eigene Worte, „hatte den hundertsten Theil von „allen dem nicht gesehen, was sich aus Luthers Neuerung ergeben." (Und doch soll hier sein Urtheil so viel gelten als wenn er alle hundert Theile gesehen hätte:) „Was würde er erst gesagt haben, wenn er „sich im Geist dreyßigjährige Kriege mit all jenen schrecklichen Gefährten, die diese Plage nur immer bey sich „haben kann, das Wüthen so vieler Nationen in ihre „eigenen Eingeweide, Bartholomäusnächte und dergl. „hätte vorstellen können." Unsrer Meynung nach würde Erasmus die Urheber der dreyßigjährigen Kriege, der Bartholomäusnächte u. s. w. von den Reformatoren und ihren Anhängern sehr wohl unterschieden, das Wüthen so vieler Nationen in ihren eigenen Eingeweide bejammert, und die streitenden Partheyen nach dem Verhältnisse des Antheils, den sie an jenen unseligen Auftritten hatten, getadelt haben. Allein wir glaubten uns an den großen Manne zu versündigen, wenn wir dächten, daß er die Meynungen, worüber sich beyde Theile stritten, für einerley, und den Unterschied der beyden Religionsysteme für einen Wortstreit erklärt haben würde. Daß bey der Reformation Wortgezänke mit unterliefen, brauchte eben nicht durch das angeführte Zeugniß des Erasmus bestätiget zu wer-

den:

den: daß aber die ganze Reformation auf ein Wortgezänk hinausgelaufen, iſt eine Sache die Erasmus, ſo wenig, als die ſieben Weiſen Griechenlandes, bey weiſen und bezeugen konnte. Wir könnten aus dieſem Grunde die andere Stelle, die der Herr Verf. aus dem Erasmus anführt, wenn ſie für unſre Sache auch noch ſo ſchlimm klänge, mit achtloſen Stillſchweigen übergehen. Allein zum überſchwänglichen Beweiſe, das Erasmus über das Ganze der Reformation eben ſo wenig urtheilen wollte, als er es konnte, mag ſie hier ſtehen: „Durch ſo wüthige Schmähſchriften, durch „ſo viel Dunſt und Dampf, durch ſo viel Drohungen und Großſprechereyen, was iſt denn nun endlich „zu Stande gebracht worden, als man aus demjenigen, „worüber ſonſt in den Schulen als über blos wahrſcheinliche Dinge disputirt ward, Glaubensartikel „gemacht, und daß man itzt nicht einmal das Evangelium mit Sicherheit lehren darf; in dem bey ſo erbitterten Gemüthern alles aufgeraft wird, um einander „zu verläumden und gehäſſig zu machen.„ Noch hat kein vernünftiger Vertheidiger der Reformation geläugnet, was in dieſer Stelle behauptet wird.

Allein vielleicht hat ſich auch noch keiner ihrer feindſeligſten Gegner beygehen laſſen, die wüthigen Schmähſchriften, den Dunſt, Dampf u. ſ. w. für ihre einzige Triebfeder, oder die neuen Glaubensartikel u. ſ. w. für ihren ganzen Erfolg auszugeben. Die Re-

Der

Zweyte Theil,

von

König Heinrich

dem vierten;

der

ſeinen Tod,

und

die Crönung von Heinrich dem fünften enthält.

formatoren haben ſich von menſchlichen Leidenſchaften hinreiſſen laſſen, manchen Fehltritt gethan, und ſich der ſchlimmen Folgen deſſelben ſchuldig gemacht. Dieß war genau der Fall bey den Predigern des Chriſtenthums von der Einführung deſſelben bis auf den heutigen Tag. Dieß war der Fall bey allen groſſen und kleinen moraliſchen und politiſchen Revolutionen in der Geſchichte der Menſchheit, und wird es allem Anſehen nach immer bleiben, ſo lange die Menſchen Menſchen ſeyn werden. Was müſte nicht längſt ſchon aus unſrer Gattung geworden ſeyn, wenn ſie bey jeder wichtigen Neuerung, die nicht durch unfehlbare Werkzeuge zu Stande kam, im Ganzen verloren hätte!

So wenig übrigens die ſchlaue Anmerkung, mit welcher der Hr. Verfaſſer ſeine Beweiſe aus dem Erasmus beſchließt, zur Sache gehören mag; ſo ſehr charakteriſirt ſie die Vorſtellungsart, die durchaus den beyden Kapiteln zum Grunde liegt. Wir bitten unſre Leſer ſie wohl zu beherzigen. „Bey ſo wichtigen Dingen iſt es immer auſſerordentlich gewagt, einen unter Schulzank aufgewachſenen, ſtarrſinnigen, und um die ganze übrige Welt, es mag ihr gehen wie es immer will, ſich nichts bekümmernden Bettelmönch den Ton angeben zu laſſen.„ Ob dieſem Bettelmönche das Wohl der Menſchheit weniger am Herzen gelegen, als den geiſtlichen und weltlichen Erdegöttern ſeiner Zeit, die ihm umſonſt entgegengearbeitet haben,

darum

darüber hat die Nachwelt ein Urtheil gefället, das ſie wohl nicht mehr widerrufen wird, ſo wie das Weſen, auf deſſen Rechnung das auſſerordentliche Wageſtück allein kommen kan, daſſelbe wenigſtens vor den Augen der einen Hälfte der chriſtlichen Welt, durch den Erfolg ſchon itzt gerechtfertiget hat.

(Die Fortſetzung künftig.)

III.

Kleine Gedichte.

1.

Apoll, Merkur und der Schäfer.

Eine Fabel.

„Durch Wohlthun, ſprach Apoll, erwarb ich mir die Liebe
Und Tempel von der halben Welt — —

„Und ich, erwiedert' ihm der ſchlaue Gott der Diebe,
Mir mehr als du, durch Liſt, Betrug und Geld.
Komm, laß uns, zum Verſuch, dies weite Thal durchwandern,
Und wem das erſte Opfer fällt,
Dem ſey der Vorzug vor dem andern!"
Unſichtbar ſteigen ſie von dem Olymp herab
Ins Thal, wo ſie auf blumenreichen Wegen
Den ſchönſten Hirten ſehn,

Von

Von Frühlingsluft berauſchet gehn,
Und durch der Flöte Klang den Widerhall erregen.
Im Traum verſunken, wie er iſt,
Stößt er an einen Stein, der ſeinen Schritten wehret,
Und ſchlägt die Augen auf — und ſtuzt — und lieſt:
„Hier liegt ein Schatz, den Phöbus dir verehret!“
Iſts möglich, Götter? ſchreyt der Hirt,
Gräbt nach und findt was ihm die Schrift verſprochen,
Und wird vor Freude faſt verwirrt.
„Bis jezt bin ich im Staub gekrochen,
„Nun will ich fliegen! ruft er laut.
„Nun hoff' ich deinen Sinn zu beugen,
„Du ſpröde Galathee! Schon biſt du meine Braut:
„Palläſte, die gen Himmel ſteigen — —
„Ein Garten, lang wie dieſes Thal — — —“
Stolz ſchaut er um ſich her, und wünſcht ſich einen Zeugen
Von ſeinem Glück — indeß Merkur ihm ſeinen Götzen ſtahl.
Ein zweyter Blick — und welche Qual!
Sein Stolz, ſein Reichthum war verſchwunden.
Nichts fand er als den leeren Raum.
„Wie? hat ein Zauberer die Augen mir gebunden?
„Ihr Götter, war mein Glück ein Traum?
„Doch Nein! hier iſt der Ort, wo ich den Schatz gefunden,
„Hier iſt der Stein. — Täuſcht mich ein neuer Wahn?
„Apollo gab es dir, Merkur hat dirs entriſſen, —
„Was hab ich Aermſter dir gethan?

„Erbar-

„Erbarme dich, Merkur, hör meine Bitten an! —
„Auf deinen Altar ſoll es flieſſen
„Das Blut des ſchönſten Lamms, das ich nur geben kann."
So fleht' er mit bethränter Wange,
Und zündete bey einem Lobgeſange
Den Holzſtoß und das Opfer an;
Und ſo gewann Merkur die Wette.

* * *

Das war die Sitte jeder Zeit:
Der kühne Räuber wird mit Opfern überſtreut,
Und darben müßte die Wohlthätigkeit,
Wenn ſie allein von Dank zu leben hätte.

2.

Lehre.

Vernunft ſey Dein Gedicht! Der Witz
Nur Folie zu dieſem Diamant.
Er ohne Sie gleicht nachgeahmten Blitz
Auf den kein Donner folgt — aus eines Knaben Hand.

3.

Gleichniß.

Ein Mädchenherz gleicht einer feſten Stadt,
Wo, wann der Feind ſich naht,
Die Vorſicht Ronde geht, gleich Lärmen bläßt,
Die Thore ſchließt, eins — immer offen läßt.

4.

Schäfergeſpräch.

Iris.

Seit wann iſt denn der Gott, den alle Mädchen ehren,
Der Sohn Cytherens blind?

Amynt.

Seit jene ſchönen Augen, die ihm zugehören,
Die deinen ſind.

5.

Nach dem Griechiſchen.

Kriſpinens Hörſaal leer? — Das heißt mit Worten ſpielen,
Lieſt er nicht täglich noch — vier Wänden und ſechs Stühlen?

6.

An Till.

Till, dein Töchterchen Neäre
Reizt mich ungemein:
Wohl möcht' ich ihr Gatte ſeyn,
Wenn ich nicht ihr Vater wäre.

7.

An Pſyche.

Wer dich nur ſah, du Göttterkind!
Geſellte gern ſich deinen Sclaven zu.
Das Herz des einzigen Amynts verfehlteſt du,
Denn dieſer Einzige war — blind.

8.

An einen alternden Dichter.

Unſterblichkeit gedenkſt du zu erwerben?
Freund, folge meinem Rath
Und thu, was Cato that
Der früher ſtarb, um nie zu ſterben!

9.

Grabſchrift.

Hier ruht Doris, die vor allen
Glücklichen ſich rühmen kann!
Wie ſie jedem Mann gefallen,
So gefiel ihr jeder Mann.

10.

An Corydon.

Schön iſt deine Tochter — aber
Corydon! — nicht ächt.
Recht ſind deine Verſe — aber
Corydon! — wie ſchlecht!

11.

An einen kranken Dichter.

Die Nachwelt wird dich ſchwerlich nennen,
Darüber tröſte dich, mein Freund!
Doch, wenn dein Arzt es gut mit deinem Ruhme meint,
So wird im Kurzen dich die ganze Vorwelt kennen.

12.

An Venus.

Hier auf dieſem von Wellen beſpülten, umſchatteten Eiland,
Wieg', o Cythere, dich ſicher im Schooſe des feurigen Mavors.
Sieh' es ſcheut dein ſchwitzender Mann die froſtigen Fluthen,
Und der Verräther Apoll die dicht verwachſenen Schatten.

13.

Der Meyneid.

Ich, der erſt heut vor aller Götter Ohren,
So feyerlich, ſo fürchterlich beſchworen,
Kein Mädchen mehr zu rühmen — ich
Geſtehe, entzückt, ſchon wieder, Doris, dich.
Ihr frommen Herren tadelt mich,
Allein trotz eurer frommen Falten,
Ihr frommen Herren, wißt,
Daß, ſeinen Schwur zu halten,
Sehr oft der größre Fehler iſt.

14.

An einen reichen Wucherer.

Wann ſäumeſt du einmal durch Liſt und durch Betrug,
Zu reicher Filz, nach größerm Gut zu ſtreben?
So manchen auch von je, das Glück zuviel gegeben,
Gab es doch keinem noch genug.

15.

Verbeſſerung.

Jüngſt macht' ich Daphnens Reiz bekannt,
Ich ſang von ihrer ſchönen Hand,
Und — hiemit war mein Lied am Ende.
Heut ſah ich ſie genauer an;
Wie unrecht hab' ich ihr gethan!
Sie hat — ſie hat zwo ſchöne Hände.

16.

An den betagten Ariſt.

Du biſt der einzige Männerleib
In deinem ganzen Haus, und wunderſt dich, Ariſt,
Daß Dorilis, dein Weib,
Unfruchtbar iſt?

17.

An Natalien.

(Die die Mutter auf einer Seereiſe gebar.)

Du, Aphroditen gleich an Reiz und Harmonie
Der Reize, Luſt und Anſtand und Gebehrden:
Dich ließ das Schickſal, ſo wie ſie,
Um ganz ihr gleich zu ſeyn, im Meer geboren werden.

18.

An den Mahler Armil.

(Der mir die idealiſchen Bildniſſe zweyer Mädchen anbot.)

Zwey Mädchen läßt du mir, Armil, im Bilde ſehn;
Die häßliche Vetull' und Dorilis, die ſchön
Und ſieh! mein Mädchen iſt. Allein,
Die Kunſt ſey noch ſo groß in dieſen Schildereyn,
So mag ich doch die Eine nur
In der Natur —
Und wär ſie da gleich minder ſchön —
Die Andre nicht einmal im ſchönern Bilde ſehn.

19.

Troſt an Chloris.

Wer wagts ſtolz dir voranzugehn,
Als — die kaum halb ſo jung und ſchön
Und reizend iſt, wie du — Melide? Durch Gewalt
Des Putzes herſcht ſie noch, doch bald
Wird ſie vor dir, o Frühlingskönigin,
Wie vor dem Lenz der Winter weicht, entfliehn.

20.

Ueber den trägen Pelag.

Wann, wie die Bibel ſchreibt, der Erde letzter Tag
Schön fürchterlich erſcheint,

Poſaunen ſchallen, Donner rollen und Pelag
Erwacht, des Laſters Feind:
Eilt dann der Frommen Schaar zum Himmel ein,
Und nimmt kein Engel ſich die Müh
Auf ſeine Flügel ihn zu laden; ſieh,
Was wetteſt du? ſo ſchläft er wieder ein.

21.

Die Verwandlungen.

Was einſt im Hain und auf der Flur,
Wenn er erſt lang umſonſt um Gegenliebe bat,
Ein Gott im Zorn an jungen Schönen that,
Das thut bey uns gleich die Natur.
Oft ſind die Mädchen ſchon durch ſie allein
Holz oder Stein.

22.

Die beyden Becher.

Bachus Becher müßt ihr leeren,
Euren heißen Durſt zu wehren,
Ganz hinunter auf den Grund:
Aber Amors Zauberſchale
Leeret nicht mit einemmale!
Das iſt ungeſund.

Die

Die im Weine unten ſchwimmet,
Freunde, dieſe Flamme glimmet
An des Minnebechers Rand.
Trinkt viel Wein aus einem Becher,
Aber Amors Schale, Zecher,
Reicht aus Hand in Hand!

23.

An Trullen.

Beweis für deinen Jungfernſtand
Trägſt du, und faßlichen für jeglichen Verſtand,
(Ein Blinder, der dir widerſpricht!)
Auf deinem holden Angeſicht.

24.

Die göttliche Rache.

Eine Fabel.

„Laß ab, Unſinniger, — gebot dem Papagey
Der Vogel Jupiters — durch läſterndes Geſchrey
Den Ruhm des Donnerers zu ſchänden!
Wie? wenn der Schlafende dich hört!
Ein Funke dieſes Strahls kann deinen Frevel enden.“ —
„Ein Narr, ruft Jupiter, der aus dem Schlummer fährt,
„Ein Narr iſt keines Blitzes werth!“

Schaz.

IV.

Geſchichte meiner Hypochondrie.

Ein Beytrag zur Seelen-Naturkunde.

Man wird bey meiner Krankheitsgeſchichte wechſelsweiſe lachen und zittern, und oft wird man nicht wiſſen, zu welchem von beyden man ſich in der Eil entſchlieſſen ſoll. So wahr iſt es, daß die ernſthafteſte Sache ihre lächerlichen Seiten hat, und daß das Auge, welches Thränen der Wehmuth vergießt, auch voll Waſſer ſteht, wenn ſein Beſitzer nicht weiß, wie er ein übermäßiges Lachen los werden ſoll.

In den Wintermonaten des Jahres 1784. hatte ich eine litterariſche Arbeit unter den Händen, die ihrer Natur nach raſch hintereinanderweg gefördert werden mußte. Ich lag über dieſer Arbeit mit einer Anſtrengung und Hartnäckigkeit, die mir kaum erlaubte, Mittags und Abends in aller Eile zu eſſen. Zum Unglück war der Gegenſtand trocken, und konnte der Seele keine eigentliche Abwechſelung gewähren. Das ewige Sitzen, das anhaltende Wühlen unter meinen Quellen und Hülfsmitteln, die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, die einem ſo natürlich iſt, wenn man ſeinen Gegenſtand bis auf den innerſten Grund durchſchauen will, alles, gab ſeinen reichlichen Beytrag, um meine Seele zu ſchwächen.

Mein

Mein Körper, der überhaupt nicht von ſtarkem Stoffe war, hielt ſich dennoch einen ganzen Monat, bey dem Mangel aller Bewegung, bey vorübergehenden Unverdaulichkeiten, die eben daher entſtanden, unerſchütterlich. Aber in der Mitte des zweyten Monats fühlte ich ein Drücken unter der Herzgrube, eine Lähmung in den Schenkeln, periodiſchen Kopfſchmerz, ſtarkes Zittern der Hände und Trockenheit der Zunge. Um letztere zu tilgen, trank ich des Morgens lange Kaffee, und nach Tiſche, Breihan, der ſchon an ſich, wie alles Getränke das aus Waizen gebrauet wird, ſtark ſchleimen ſoll. Je mehr ich trank, deſto trockener ward meine Zunge; das Drücken nahm mit jeder Mahlzeit zu, der Kopfſchmerz ward anhaltender, die Lähmung meiner Glieder artete oft in ein förmliches Einſchläfern aus, und das Zittern meiner Hände ward mit jedem Tage heftiger.

Bey der unſeligen Beharrlichkeit in meiner Arbeit, fühlte ich das alles nicht in dem Grade, als wenn ich minder beſchäftiget geweſen wäre. Meine Freunde verſicherten mir bey jedem Beſuche, ich würde zuſehends bläſſer und ſchwächer, ſie redeten mir zu, mir Bewegung zu machen, und droheten mir mit allen den Uebeln, die nach der Zeit über mich zuſammenſchlugen; aber ich hörte ſie nicht, ich achtete ihre Warnungen nicht, ich arbeitete fort, und ſchloß mich ein, wenn ich Beſuche von ihnen vermuthete.

Dies trieb ich noch acht Tage ſo, und das Uebel rückte nun immer näher. Wenn der Tiſch knackte, an welchem ich ſchrieb, fuhr ich erſchrocken zuſammen; wenn mein Licht hell aufflackerte, däuchte mir der Vorhang zu brennen; wenn die Uhr ſchlug, glaubte ich Sturm läuten zu hören; die klagende Stimme eines Beutelzungen rührte mich bis zu Thränen, und wenn jemand an meine Thür pochte, erſchrack ich, als wenn mir irgend eine Unglückspoſt bevorſtünde.

Von dieſer Zeit an ſchmeckte mir alles, was über meine Zunge gieng, bitter, mein Appetit war verſchwunden: oder ſtellte er ſich jezuweilen ein, ſo war er unordentlich, und ſehnte ſich nach abentheuerlichen Gerichten.

Zu Ende des zweyten Monats, an einem Sonntage, ſitze ich des Abends um 11 Uhr noch unter meinen Büchern. Ich greife nach der Feder, finde ſie nicht, ob ich ſie gleich vor mir ſehe. Ich richte meine Augen ſtarr auf ſie; plötzlich werden zwey aus einer; ich greiffe zu, greiffe ein paarmal nach dem Schatten, und habe endlich die wirkliche zwiſchen den Fingern. Ich will eintuncken — ſiehe da! zwey Tintenfäſſer! Ich tunke und tunke — immer keine Tinte in der Feder! Endlich nehme ich die linke Hand zu Hülfe, greiffe nach dem einen Tintenfaſſe, mein Auge iſt ſtarr darauf gerichtet, ſieht zwey Hände nach demſelben greiffen, jede verſichert ſich eines Faſſes, hebt

hebt es in die Höhe, bringt es mir näher, ich strecke die rechte Hand aus um einzutunken, sie verzwiefältigt sich, die Feder verzwiefältigt sich, und so war alles verzwiefältigt.

Meine Seele, (wenn ich in diesen Augenblicken eine hatte) verhielt sich leidend. Sie sah es mit einer Empfindung an, die ich mich nur in meiner Kindheit gehabt zu haben erinnere, wenn ich etwas unerwartetes sah, das aber keinen fürchterlichen, sondern halb lächerlichen, halb erstaunenswerthen Eindruck auf mich machte. Kurz sie war in dem Zustande derjenigen kindischen Unempfindlichkeit oder Dummheit, die aus Mangel an hellen Begriffen nicht weiß, was sie zu den Erscheinungen, die sich ihr darbieten, denken, und wie sie sich dieselben erklären soll. Sie erlag den Dünsten (oder was es sonst seyn mochte, das ihr Auge umnebelte) sah den Erscheinungen eine Zeitlang zu, und endlich — lachte sie!

Wiederum das ganze fade Lachen, welches bey Kindern die letzte Zuflucht ist, wenn sie nicht wissen, was sie zu einer Erscheinung denken sollen, die ihnen nicht fürchterlich ist.

Ich setzte das Tintefaß hin, legte die Feder weg, streckte die rechte Hand aus; sie blieb doppelt; die linke, sie blieb doppelt; ich nahm den Schirm vom Lichte, und sahe zwey Flammen und anderthalb Lichte, denn das eine sonderte sich allmählig von dem andern

ab,

ab, ſo daß ſie oben zwey Finger breit von einander ſtanden, unten aber zuliefen; wollte ich nun aber recht feſt den Ort beſehen, wo ſie zuſammenliefen, und fuhr ich mit meinen Augen herunter: ſo trennten ſich beyde augenblicklich, und liefen weiter herunter, erſt wieder zuſammen, und ſo gieng das fort, je tiefer ich mit meinen Augen herunter kam, bis zum Leuchter, der ſich im Nu verzwiefältigte, als ich endlich den Punkt gefaßt zu haben glaubte, in welchem beyde Leuchter zuſammenfloſſen.

Meine Seele lachte immer noch in obiger Dummheit fort, hatte aber doch ſo viel menſchenſeelenartiges, daß ſie wußte: es ſind nicht zwey Leuchter, nicht zwey Hände, und zwey Tintefäſſer, ſondern nur eins, daß ſich auf eine komiſche Art verzwiefältigt! Das wußte ſie, aber ſie hatte nicht Kraft genug zu unterſuchen, woher dies zunächſt entſtehen könnte, und die Urſachen, welche die Veranlaſſung dazu gaben, aus dem Wege zu räumen.

Es war mir ſchon oft vorgekommen, und iſt auch bey andern Leuten ein ſehr gewöhnlicher Zufall der Augen, daß ſie nach einer Anſtrengung, beſonders bey hellem Sonnenſcheine oder bey Lichte, einige Minuten alle Gegenſtände doppelt, oder wenigſtens mit einer Art grünlich-grauem Dunſt umfloſſen ſehen; deßhalb achtete ich dieſe Erſcheinung nicht ſonderlich, und glaubte, ſie würde in wenig Augenblicken von ſelbſt vergehen.

hen. Sonst half ich mir bey solchen Zufällen gewöhnlich damit, daß ich die Augen eine Weile fest zudrückte und langsam wieder öfnete; aber diesesmal half auch dieses Mittel nicht, oder vielmehr ich konnte es nicht anwenden. Denn sobald ich meine Augen zudrückte, war es mir, als läge ich in einem unermeßlichen Gewölbe. Ströme von Farben, die in ihrer Mischung den Farben des Regenbogens sehr ähnlich, aber doch überhaupt bald finsterer, bald feuriger waren als diese, wogten und webten vor meinem geschlossenen Auge, wirbelten bald zusammen, bald mit Gewalt aus einander, und arbeiteten in schrecklichen Bogen, Kugeln und Schlangengewinden in- und durcheinander, den Gewitterwolken ähnlich, wenn sie bald zusammen rollen, bald auseinander schellen. Dieser Anblick, oder diese Empfindung, oder dieser optische Wahn, (ich weiß nicht, wie ich es nennen soll) war mir fürchterlich, und zwang mich, die Augen, nach jedem vergeblichen Versuche, von neuem aufzuthun. Endlich stand ich auf, um im Zimmer auf und ab zu gehen. Meine Brust war beklemmt, und mein Herz pochte gewaltsam. Drey Schritte vom Lichte entfernt, konnte ich es nicht mehr sehen, sondern ein hochgelbgrün-bläulich-schwarzer Dunst flirrte vor meinen Augen, und schmolz alle Gegenstände in einen Nebel zusammen, der mir bald eben so schrecklich ward, als vorhin das unermeßliche Farben-Chaos, welches vor meinen geschlossenen Augen webte, aufschwoll und zusammenfiel.

Jetzt

Jetzt ſchien meine Seele in ihre alte Rechte wieder einzutreten; wenigſtens hatte ſie doch ſoviel Kraft, auf Mittel zu ſinnen, die mich aus dieſem unerträglichen Zuſtande ziehen könnten. Ich ſah aus dem Fenſter; rieb mir die Augen; gieng mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab; ſpielte mit meinem Hunde; that ein paar Sprünge, ſang; gieng in mein Schlafzimmer und verhüllte den Kopf in Küſſen — kurz ich machte eine Menge Bewegungen, die zum Theil höchſt poſſierlich waren, die aber eben durch ihre Mannichfaltigkeit bewieſen, daß ſich meine Seele von neuem einiger Nervenfaden bemächtigt hatte, und es nun darauf anlegte, ſich aus ihrer Betäubung zu reiſſen. Nach und nach gelang es ihr wirklich. Der Nebel ſchwand allmählig vor meinen Augen. Wenn ich nahe zum Lichte trat, brannte es nur einfach; einige Schritte weiter aber brannte es doppelt, doch ſo, daß die Pſevdo-Flamme nur ganz ſchwach, und gleichſam nur als ein Schatten des wahren Lichtes dicht an demſelben brannte. Eine Weile darauf hatte ich auch nur noch zwey Hände, es ſtand nur noch ein Tintefaß vor mir, und die Feder, die nahe bey dem Lichte lag, hatte nur noch einen ganz ſchwachen Nebenſchatten, der ihre Form nur halb zeigte. Mein Herz ward wieder ruhiger, und das Athemholen ward mir minder beſchwerlich. Doch war es mir nicht möglich, das, was ich geſchrieben hatte, zu leſen, ſondern der Bogen lag in einer weißlich grauen Maſſe vor mir, und ſchien an allen

ten vier Seiten, wenn ich meine Blicke auf seine Mitte richtete, wie verbrannt, oder (wie soll ich sagen?) wie verflossen und verblasen mit den andern Gegenständen, die ihn umgaben.

Von dem, was ich kurz vor dieser Art von Seelenzerrüttung gedacht und geschrieben hatte, wußte ich nichts. Ich sah die Bücher, die um mich lagen, mit kaltem, starren Blicke an, nahm eins nach dem andern in die Hand, blätterte darinn — kein Gedanke wollte kommen! Und in diesem Augenblicke (so schien es fast) muß ich zwey Seelen gehabt haben, wie vorhin vier Hände. Die eine stand in banger Erwartung, was aus diesem Zustande werden sollte; sie drängte und trieb, um sich aus selbigem zu reissen; sie war es sich bewußt, daß sie ehedem, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf Bücher gerichtet hatte, etwas dabey hatte denken können; sie wollte auch jezt denken; es war mir, als wenn ich eine innerliche Stimme hörte, die ewig rief: Frisch! denk doch nach! Nun was steht im Buche? Diese Stimme rief; und wem rief sie das? Doch wohl einer andern, die sie zur Thätigkeit ermuntern wollte? Sie selbst dachte ja, handelte ja, bestrebte sich ja, um zu denken, warum sollte sie es nicht gekonnt haben?

Unbegreiflich, unbegreiflich! und immer unbegreiflicher, je tiefer ich darüber nachdenke! Kein Lichtstrahl fällt in die Finsterniß, die alle Untersuchungen dieser

ser Art umgiebt! Die Seele wird irre, wenn sie über sich selbst nachdenkt, so irre, als wenn sie über die vollkommenste Seele, von der sie ein Ausfluß ist, nachdenken will! Beyde sind in diesem Falle einerley Natur und Wesens, freylich nur so, wie sich Sonnenstrahl zur Sonne verhält. Ihr könnt unermeßliche Magazine von dem sammeln, was die Seele thät, aber wie sie es that, warum sie es that, mit was vor Kräften sie es that? — Wendet Eure Blicke, Ihr seht vergebens und seht Euch blind!

Dieser Zufall hätte mich aufmerksam machen sollen. Aber nein! denn ich suchte ihn mir damit zu erklären, daß ich mitten unter dem Nachdenken eine Weile, ohne es zu wissen, in die Lichtflamme gesehen, und dadurch meinen Augen eben den Schaden gethan, als wenn ich in die Sonne gesehen hätte. Ich legte mich beruhigt nieder, hatte aber die ganze Nacht hindurch bald schreckliche, bald lächerliche Träume.

Ich lebte noch acht Tage nach meiner alten Weise fort. Meine Aengstlichkeit, oder Schüchternheit nahm mit jedem Tage zu. Der unbedeutendste äusserliche Zufall durchschütterte mein ganzes Nervensystem in dem Grade, daß ich starr sitzen blieb, und keinen Athem hatte. Nach und nach entspannen sich gewisse, peinigende Gedanken in mir, deren ich mich ganze Tage und Nächte hindurch nicht erwähren konnte. Einmal träumte mir, ich hätte mir den Kopf zerflossen,

daß

Perſonen.

König Heinrich der vierte.
Prinz Heinrich, nachmals König Heinrich der fünfte.

Prinz John von Lancaſter, } Söhne König
Humphrey von Glocester, } Heinrichs des
Thomas von Clarener, } vierten.

Northumberland, }
Der Erzbiſchoff von York, }
Mowbray, }
Haſtings, } Gegner von Kö-
Lord Bardolph, } nig Heinrich.
Travers, }
Morton, }
Coleville, }

Warwik, }
Weſtmorland, }
Surrey, } Von der Königli-
Gower, } chen Parthey.
Harcourt, }
Lord Ober-Richter, }

Falſtaff, }
Poins, }
Bardolph, } Zügelloſe Humoriſten.
Piſtol, }
Peto, }
Ein kleiner Lakey, }

Schallow und Silemer, zween Friedens-Richter vom Lande.

daß er blutete — und den ganzen darauf folgenden Tag, gieng ich mit gedücktem Kopfe umher, und hüthete mich ängstlich der Wand oder dem Ofen zu nahe zu kommen. Ein andermal bildete ich mir ein, ich wäre von Herzen krank, und würde sterben, wenn ich mich nicht augenblicklich zu Bette legte. Ich ließ mir ein grosses Tuch um den Kopf binden, ließ mich von zwey Personen (damit alles in gehöriger Form geschähe) auf die ich mich kraftloß stützte, zum Bette führen, fiel matt und kopfhängend hinein, und ächzte mit einer Andacht, als wenn mir der Todesengel schon zu Häupten stände.

Bey dieser Gelegenheit erwachte abermals ein zweytes inneres Ich, und sagte deutlich: Du bist ja nicht krank! aber ein anderes erwiederte: Ach ich bin von Herzen krank!

Dergleichen Grillen, welche meine kranke Seele anhäkte, um meine gesunde Seele damit zu peinigen, beschäftigten und quälten mich von Tage zu Tage immer mehr und mehr. Ich muß unter tausenden noch einer erwähnen, die höchstlächerlich und schrecklich ist: ich war tintenscheu, wie ein von einem wüthigen Hunde Gebissener, wasserscheu wird. Ich weiß nicht, ob ich es aus dem Vorrathe der Kenntnisse, den meine Seele ehedem besaß, zurückbehalten, oder ob ich es von einem meiner Freunde, der mich während meiner Krankheit besucht, gehört hatte, daß man die Tinte, um sie recht zu schwärzen, mit Vitriol absiede,

und daß eben dieſer Vitriol ein Gift ſey, welches der Geſundheit ſchädlich werden könne. Genug ich bildete dieſen Gedanken nach meiner damaligen Art aus (d. i. ich verhunzte ihn, denn ich ſchnitt ihm Kopf und Schwanz ab) ging in alle die gefährlichen Abentheuer zurück, die ich mit der Tinte ſchon beſtanden hatte, und erinnerte mich ſehr deutlich, daß ich als Bube, da ich noch ſchreiben lernte, meine Feder mit der Zunge zu ſäubern gewohnt war — urplötzlich gieng mir über die Urſache meiner jetzigen Krankheit ein helles Licht auf! Die Tinte war es, die Tinte! Ich war, (denke man ſich mein Schrecken in ſeiner ganzen Größe) ich war tödtlich vergiftet. — Vergiftet, ſchrie ich, vergiftet, vergiftet! und dieſer Gedanke packte mich um Mitternacht. Aus dem Bette ſpringen, zur Kammer hinaus, und meinen Wärter, der mir entgegen kam, zu Boden rennen, zur Thür und aus dem Fenſter hinaus rufen und ſchreyen: ich bin vergiftet! alles dieſes war das Werk eines Augenblicks, deſſen ſchreckliche Erinnerung jezt noch, da ich dieſes ſchreibe, einen Fieberfroſt durch die innerſten meiner Adern und Nerven jagt.

Angſtvoll und bebend ſtreckte ich dem Arzte, den man in der Eil hatte holen laſſen, meine Hände entgegen. Auf meiner Stirne ſtand dicker Angſtſchweiß. Meine Zunge lag mir wie Bley im Munde, und meine Bruſt, die von den gewaltſamen Schlägen meines Herzens zu ſpringen drohete, war wie mit Ketten um

und

und um zuſammengeſchnürt. Mein Freund der Arzt, begriff meinen Zuſtand nicht, und wußte nicht zu rathen, noch zu helfen. Von mir vernahm er nichts als das Wort: Tinte! Tinte! indem ich mit dem Finger auf die Zunge deutete. Einer der Umſtehenden glaubte endlich, ich verlangte Tinte, und reichte mir in Angſt und Eile ein groſſes blevernes Tintengefäß. Ich raßte bey dieſem Anblick. Mit einer Wuth, die mich ſinnlos machte, ſprang ich auf, riß und ſchleuderte alles, was mich halten wollte auf die Seite und zu Boden, und hielt mir, als ich die Hände frey hatte, den Mund feſt zu, um zu verhindern, daß man mir nicht Tinte zu trinken gäbe! Alles, was mich umgab, hielt ich für Giftmiſcher; alle meine Glieder ſchlotterten, wie vom Körper abgeſondert, und aus ihren Gelenken getrieben; vor meinen Augen wogte eine ſchwarze Wolke nach der andern vorüber; alle meine Sinne wurden in dicke Nacht begraben, und mein ganzes Weſen löſte ſich auf und zerfiel gleichſam Stück für Stück in eine Kühlloſigkeit, die ſich zu einer ſtarken Ohnmacht vergröſſerte, deren Vorgefühl ich nur noch einmal ſo lange ich lebe, und zwar in den lezten Augenblicke meiner Exiſtenz, zu erdulden fürchten darf.

Zwey Stunden lag ich in dieſem Todesſchlafe, wie man mir nachher geſagt hat, und alle Mittel, meine erſtorbenen Sinne zu erwecken, blieben vergebens. Endlich erwachte ich matt und ſprachlos, kaum fähig, das kleinſte Glied meines Körpers zu rühren, aber

von allen abentheuerlichen Grillen völlig befreyet. Mit dieſer Ohnmacht begann aber auch meine Geneſung. Die ſchreckliche Revolution, die meinen Geiſt, wie meinen Körper, zu zerſtöhren drohte, ſchien durch ihre Gewaltſamkeit die dickſten Säfte verdünnt, in Bewegung gebracht, und von neuem zum Kreislauf geſchickt gemacht zu haben. Auch zeigten ſich eine Menge anderer Spuren einer totalen Kriſis (als übermäßiger Schweiß, Naſenbluten, Diarrhee u. dergl.) die eine Beſſerung hoffen ließen, und mir ſelbſt und meinem Arzte alle Furcht des Todes benahmen.

Aber beynahe hätte meine eigene unnatürliche Eßluſt, und die Unvorſichtigkeit meiner Angehörigen, die ſie, wider das Verboth meines Arztes, befriedigten, alles wieder vernichtet, was meine Natur durch ſich ſelbſt, ſo theuern Kaufs, zu ihrer Geneſung gearbeitet hatte. Geſüllter Kohlrabi war von jeher mein Leibgericht geweſen, und immer hatte man mirs, während der ganzen Krankheit verweigert. Dieſesmal drangen meine Bitten durch. Man brachte mir dieſe Speiſe, die an ſich ſchon geſunde Magen zu beläſtigen pflegt; ich aß mit einem kaum zu ſtillenden Heißhunger das ganze Gericht, und war unzufrieden, daß die Portion nicht reichlicher ausgefallen war. Dieſe Speiſe und dieſer Appetit hätten mir Hals und Leben koſten, und eine Stelle an der Kirchhofsmauer neben zwey andern Selbſtmördern in meiner Vaterſtadt verſchaffen können. Hier iſt der Verlauf.

Ich

Ich war nach der Mahlzeit heiter und vergnügt, theils weil ich mich beſſer fühlte, theils weil ich das Glück gehabt hatte, meinen Magen mit der Speiſe der Speiſen zu überladen. Um meine Heiterkeit zu vermehren, brachte man einen kleinen Knaben von vier Jahren, den Sohn eines meiner Freunde, auf mein Zimmer, weil man wußte, daß ich mich gern mit ihm beſchäftigt, und mich an ſeiner kindiſchen Naivität immer vergnügt hatte. Auch heute machte er mir ſehr viel Vergnügen. Unter andern fiel er einmal, als er ſich nach einem Spielwerke bücken wollte, kräftig auf die Naſe. Ich vermuthete einen lauten Schrey, und lief, um ihm aufzuhelfen; aber noch ehe ich kam, ſtand er ſchon auf den Füſſen, lachte mich mit blutender Naſe und mit Thränen in den Augen an, zeigte auf den Fleck wo er gefallen war, und rief mit einer gewaltigen Anſtrengung, die ſeinen Schmerz unterdrücken ſollte: bauz, da lag er!

Man merke ſich die blutende Naſe und den Ausruf des heroiſchen Knaben! Sie haben mir das Leben gerettet!

Die Umſtände bey dem Falle, die bis auf den kleinſten, alle höchſtcomiſch waren, thaten ſolch eine gewaltige Wirkung auf mich, daß ich in meinem ganzen Leben ſo übermäßig, ſo ausſchweifend, gelacht zu haben, mich nicht erinnere. Auch dieſen Umſtand merke man ſich. Er verbreitet ein helles Licht über

diejenige Eigenschaft der Seele, nach welcher in ihr jede gewaltige Empfindung, Anstrengung und Erschütterung, gleichsam zu einer Saite wird, die sich innig in ihr Wesen verwebt, und nur immer, aber unausbleiblich, von eben der Empfindung, Anstrengung oder Erschütterung, die ihr das Daseyn gab, wiederum berührt, und zum ansprechen vermocht werden kann. Solch eine Saite ward durch den lächerlichen Fall, und durch das drolligte Benehmen des Buben, das mich zu einem höchstgewaltsamen Lachen gleichsam hinriß, in meiner Seele aufgezogen, und daß sie bey einer ähnlichen Gelegenheit ansprach, rettete mich vom Tode und von der Hypochondrie.

Gegen Abend spürte ich schon die Folgen meiner Unmäßigkeit. Ich hatte eine Zeitlang starkes Kopfweh, und darauf Drücken im Unterleibe. Ich legte mich nieder und schlief, oder vielmehr ich schlief nicht, sondern brütete in einer verstandlosen Betäubung hin, die ein Heer von fürchterlichen, oder lächerlichen, oder abentheuerlichen Bildern und Gruppen meinen unmerkenden Augen vorbey führte. Eine ängstliche Beklemmung, die aus dem Bestreben entstand, mich von jenen schrecklichen Bildern loszureissen, und die durch die Verzweiflung, daß ich es nicht vermochte, auf den höchstmöglichsten Punkt der empfindlichsten Quaal getrieben ward — Diese Beklemmung brachte mich einer förmlichen Verrückung und Verstandlosigkeit sehr nahe.

nahe. Während meine aufgeregte Phantaſie gewaltſam arbeitete, erloſch der letzte Strahl des Verſtandes, und plötzlich ſchoß es mir vor die Ohren, wie ein ſtarker Windſtoß, und darauf folgte ein Ziſchen und Praſſeln, wie von einem gewaltigen Feuer, auf welches ſich ein Wolkenbruch ſtürzt, das aber, durch einen ſchrecklichen Sturm und durch eigene Kraft unterſtützt, wider das Waſſer kämpft, und tobt, und aufſchlägt und ſprühet! — Ich glaubte, mein Bette brennte!

In dieſer Angſt (was ſage ich Angſt?) in dieſer Empfindung, für die keine Sprache ein Wort, kein Menſch einen Sinn hat, der ſie nicht ſelbſt gehabt hat, ſpringe ich, durch und durch in Todesſchweiß gebadet, aus dem Bette, reiſſe die Fenſter meines Schlafzimmers auf, ſteige mit dem einen Fuſſe voran, und bin ſchon im Begriff den andern nachzuziehen, und mich hinunterzuſtürzen, als ich einen plötzlichen gewaltſamen Stoß durch mein ganzes Weſen fühle, langſam aus dem Fenſter ins Zimmer zurück ſteige, hinab ſehe, und in einer Empfindung, die ich nicht beſchreiben kann, ganz gelaſſen ausrufe: ganz, da lag er! Ein Gelächter, das faſt eben ſo gewaltſam war, als jenes, folgte dieſem Ausrufe, und lockte meinen Wärter herbey, dem ich kraftlos in die Arme ſank. Er trug mich in mein Bette, und ich ſchlief von da an ruhig bis an den hellen Tag.

Dieſe Erſcheinung, die unbegreiflich ſcheinen könnte, aber doch ſehr natürlich iſt, klärt ſich durch folgende Umſtände auf: Ich ſprang durch und durch glühend aus dem Bette, lief mit bloſſen Füſſen durch das kalte Zimmer zum Fenſter, und ſetzte mich in den Schnee, der auf den Fenſtergeſimſen lag. Dieſes Extrem ward das Gegengift eines andern Extrems! Tod oder lindernde Kriſis mußte hier erfolgen. Ferner: der plötzliche Stoß, deſſen ich vorhin erwähnte, war ein wirklicher Stoß, der das empfindlichſte, nervenreichſte meiner Glieder, meine Naſe traf (denn ſie hatte ſtark geblutet, und war am andern Morgen blau und ſehr geſchwollen) und durch ſeine Gewalt eine nicht minder ſtarke Erſchütterung in den feinern Theilen meines Körperbaues bewirkte. Dieſer Stoß mußte mich wiederum entweder tödten, oder mir den Verſtand zurückgeben! Letzteres geſchah, und ein Blutstropfen der auf meine Hand fiel, oder der Schmerz an der Naſe, mußte meiner Seele nothwendig das Bild des kleinen heldenmüthigen Buben zuführen, weil es erſt noch vor wenig Stunden ſo ſtark auf ſie gewirkt hatte, und weil dem Körper, dem ſie zugehörte, in eben dieſen Augenblicken etwas ganz ähnliches wiederfahren war. Meine eigene blutende Naſe erinnerte mich alſo im Nu, an die blutende fremde, und dieſe verlebendigte ihr Bild mit allen davon abhangenden Bildern, Begriffen und Empfindungen, und mußte alſo den Effekt, den ſie ſchon einmal in meiner Seele bewirkt

hatte,

hatte, nothwendig von neuem bewirken. Ich brach den Hals nicht, und ward gesund.

Zeit, Diät, Bewegung und Reisen haben mir nach und nach meine Gesundheit zurückgegeben. Den Buben mit dem blutenden Näschen, habe ich zu meiner lebenslänglichen Erinnerung mahlen lassen.

S—z.

V.

Briefe aus Rom,

über neue Kunstwerke jetztlebender Künstler.

Rom, den 16ten August 1785.

In diesen Tagen ist ein Gemälde ausgestellt worden, welches die Aufmerksamkeit von ganz Rom auf sich zog. Man lieſt in der Geschichte der Kunst von keinem Gemälde, das mehr Geräusch erwekt hätte, als die Erscheinung von diesem. Nicht nur die Künstler, Liebhaber und Kenner, sondern selbst das Volk läuft truppweise vom Morgen bis zum Abend herbey, es zu sehen. Der Enthusiasmus ist allgemein; man muß mit oder wider Willen sich zu einer Parthey schlagen, es ist Niemanden erlaubt, seine eigene Meynung dabey zu haben; das bescheidene Urtheil, das Gute gut, und das Mittelmäßige mittelmäßig zu finden, gilt

hier nichts. Im hiesigen Publico wird eine Sache entweder himmelan erhoben, oder mit einem Machtspruch unter das elendeste Zeug herabgeworfen; und eines von beyden hört man, indem man in Gesellschaften, auf Kaffeehäusern, auf den Strassen, von nichts als von David und den Drey Horaziern reden hört. — Keine Staatsangelegenheit des ältern Roms, und keine Paabstwahl des neuern, sezte je die Gemüther in eine gröſſere Bewegung. Denn wer will heutzutage in Rom nicht schöner Geist seyn, und sich als Kenner in den bildenden Künsten hervor thun? Der gemeinste Römer behauptet diesen Vorzug; sein Ausspruch im Fache des Schönen ist entscheidend; und es glaubt, daß die Menschen jenseits der Gebürge nur in so fern Geschmack fürs Schöne haben können, als sie sich länger oder kürzer in der Hauptstadt Italiens aufgehalten. Der Geist der Römer ist, andere Nationen unter sich zu sehen; und da die Fesseln der Stärke und des Vorurtheils, wodurch sie die ältere und neuere Welt an sich gefesselt hielten, zerschlagen sind: so beruhet ihr Stolz und ihr Vorzug jetzt einzig auf dem Besitz der gröſsten Werke der Kunst. Daher macht ein neues Kunstwerk in Rom die nehmliche Bewegung, welche in Paris eine neue Mode, in London die Geschäfte von Ost- und Westindien, in Berlin eine neue Kriegsrevolution, in Wien die Reformation, und in Petersburg die Civilisation verursachen. Täglich bringen in Rom die schönen Künste etwas neues hervor; das

Davy, Schallows Bedienter.
Fang und Schlinge, zween Häſcher.

Schimlich,
Schatten,
Warze,
Schwächlich,
Bulkalb,
} Recruten von der Land-Miliz.

Lady Northumberland.
Lady Percy.
Wirthin Quikly.
Dortchen Tear-Scheat.
Bediente, Büttel, und andre ſtumme Perſonen.

Die Scene iſt in England.

das Reden, Loben, Rezenſiren hört niemals auf: aber die Erſcheinung der Drey Horazier brachte eine Art von Aufruhr hervor, an der jedermann Theil nehmen wollte.

Ich will Sie zuerſt mit dem Künſtler näher bekannt machen. Er heißt David, iſt ein Franzoſe, von Paris gebürtig, und jetzt ein Mann von ungefähr 36 Jahren. Er legte ſich in ſeiner Jugend auf das Bataillenmahlen; da er aber als Penſionär der Franzöſiſchen Academie nach Rom kam, und in der nähern Betrachtung der Antiken und der gröſten Werke der neuern Meiſter ſein Gefühl ſich mehr entwickelte, verließ er ſein erſtes Fach, und gieng zum Heroiſchen in der Hiſtorienmahlerey über. Er ſtudierte mehrere Jahre in Rom, ohne ſich weiter bekannt zu machen; und nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe koſtete es ihm nicht wenig Mühe, ſich die falſche Manier, zu der er in ſeinem Vaterlande angeführet worden war, abzugewöhnen, und nach den Antiken und den Werken Raphaels den allein richtigen Weg einzuſchlagen. Er kehrte hierauf vor drey Jahren nach Frankreich zurück, um ſich von der Academie der ſchönen Künſte zum Mitglied aufnehmen zu laſſen. In Paris verfertigte er zwey Gemälde, wovon man hier bey der Ausſtellung der drey Horazier, die Zeichnungen zu ſehen bekam. Das erſte ſtellet den Leichnam Hektors auf dem Rüſtbette vor, wie er von ſeiner Andromache beweint wird; das andere den blinden Beliſarius, der an dem Fuß

eines

eines Triumphbogens ſitzet, und um Allmoſen bittet. Dieß letztere war das Stück für die Aufnahme in die Akademie. Obwohl dieſe beyden Gemälde, blos nach den Zeichnungen zu urtheilen, ungemein viel Verdienſt haben müſſen: ſo erhielt Hr. David doch nur wenig Beyfall, weil das Modemäßige und Tändelnde, das zu Paris von den Meiſten geliebt wird, ſich mit ſo ernſthaften Gegenſtänden nicht verträgt; und weil das Kolorit dieſes Künſtlers die Gefälligen und Einſchmeichelnden Farben nicht hat, von welchen die Mahler nach der Mode ſo viel Vortheil zu ziehen wiſſen. Indeſſen erhielt Hr. D. doch den Auftrag einer anſehnlichen Arbeit für den König. Ueberzeugt, daß Rom die wahre Quelle der Begeiſterung, und der einzige Ort für den ächten Künſtler iſt, kam er verfloſſenen Herbſt mit ſeiner jungen Frau nach Rom zurück, um die Skizze von den Drey Horaziern, die er ſchon vor ſieben Jahren entworfen haben ſoll, auszuführen.

Nach Verlauf von drey Vierteljahren ſtehet nun das Werk vollendet da. Es ſtellet die drey Horazier in dem Momente dar, wo ſie ſchwören, entweder zu überwinden oder zu ſterben. Die Figuren ſind in Lebensgröße. Die Anlage des Gemäldes iſt folgende. Der Künſtler dachte ſich das Innere des Hofes im Hauſe der Familie Horazius, wo ein Bogengang, der auf einer Toſkaniſchen Säulenordnung ohne Baſis ruhet, herum läuft. Dieſer Hof iſt der Ort des Vor-

gan-

ganges. Drey dieſer Bogen machen den Hinter-grund. Der Fußboden iſt von aufgerichteten Back-ſteinen, und durch Streife von graulichten Marmor in gleiche Felder abgetheilt. — Die drey Brüder ſind ſchon geharniſcht, und zum Kampf ausgerü-ſtet; die weibliche Familie des Hauſes hat ſchon vergeblich um ſie her geweint; der alte Vater hat ſei-ne Söhne ermannt, und jezt tritt er mit den drey entblößten Schwerdtern hervor, faßt ſie in eine Hand, und indem er ſich in die Mitte des Schauplatzes vor ſeine drey Söhne hinſtellt, wirft er ſeinen rothen Mantel über die Schultern, hält die Schwerdter in der Linken ausgeſtrekt, die rechte Hand und die Au-gen gen Himmel, und beginnt den Schwur. Die Söhne, welche in einer Linie gegen den Vater ſtehen machen nichts, als daß ſie, das eine Bein einen Schritt vorwärts geſezt, die Hände gegen die Schwerter aus-ſtrecken, zum Zeichen des Schwures, entweder zu über-winden oder zu ſterben. Während dieſe ſchwören, ſieht man zur andern Seite einen Grupp Weiber mit Kin-dern, die zur Familie gehören. Das Weib des Ael-tern von den Brüdern Horazius, die nach Corneillens Dichtung die Schweſter der drey Curiazier iſt, ſitzet ganz den tiefſten Schmerze preisgegeben, mit geſenk-ten Haupte auf einem Stuhle aufgelehnt und gleich-ſam in Ohnmacht. Camilla, die unglückliche Schweſter der Horazier, und Braut von einen Curiazier ſizt troſt-loß mit herabhangendem Arme, und mit dem Haupte

auf

auf die Achſel von des Bruders Weibe aufgelehnt; neben dieſen ſieht man die alte Mutter der Familie, das Weib vom alten Horazius. Sie hält ihre zwey Enkelchen, Kinder von dem jungen Weibe des Hauſes, zwiſchen ihrem Schooß, der Schmerz über das troſtloſe Schickſal ihrer Familie, die zärtliche Sorgfalt für ihre Enkel, und das Unvermögen des Alters, welches die alten Leute den Kindern ſo ähnlich und zugethan machet, iſt in ihrer ganzen Stellung ſehr gut ausgedrücket. Die ganze Anordnung des Bildes iſt meiſterhaft; nichts iſt zu viel; nichts mit Haaren herbeygezogen weder in den Haupt- noch Nebenſachen: alles was da iſt, gehört zur Sache, und trägt zur Wirkung des Ganzen bey. Natürlicher Weiſe wird hierdurch der Ausdruck ſehr erhöht, welcher ohne Zweifel den weſentlichſten Theil von dieſem Bilde ausmacht. Der Stand der Männer, die Bewegung ihrer Arme und Beine, ihre Geſichter voll martialiſchen Muthes und der unerſchrockenſten Entſchloſſenheit, laſſen den Zuſchauer fühlen, daß dieß Römer ſind. Man ſieht ſich plötzlich in die erſte Jugend Roms verſezt, und ſieht, daß die Abkömmlinge von ſolchen Kriegern Beherrſcher der Welt werden müſſen. — Der Vater, in einer Hand die Schwerdter, die andere in die Höhe haltend, mit gen Himmel gehefteten Augen, drückt ſo ganz die ſchauerlichgroße Geſinnung des *qu'il mourut*, von Corneille aus! Der älteſte der Söhne iſt ohne Bewegung auf ſeinem Geſichte, kaltblütig, wie einer

dem

dem die Sache nicht neu, und der des Ausgangs ſicher iſt. Der zweyte umfaßt in dem Augenblicke des Schwörens die Hüfte des ältern mit einem Arme, und ſo machet es der dritte mit dem zweyten; gleichſam als ſetzten die Jüngern die Hofnung zu überwinden in den Aeltern, oder, daß ſie ſo vereiniget kämpfen, und überwinden, oder ſterben wollten. Ihre Geſichter drücken mehr Begeiſterung aus, als das Geſicht ihres ältern Bruders. Die Augen wandeln von dieſem Grupp der Männer zu den Weibern, und der Zuſchauer fühlt in ſich kämpfende Empfindungen des entſetzlichſten Contraſtes zwiſchen dem heroiſchangenehmen der leidenden Tugend, und der unvermeidlichen Troſtloſigkeit; welche leztere Empfindung ganz unangenehm und ſchmerzhaft werden müßte, wenn der Zuſchauer ſich nicht zur rechten Zeit erinnerte, daß er nur ein Bild vor ſich hat. Er fängt jezt an, die Meiſterhand zu bewundern, die ihn in dieſe Miſchung ſtreitender Empfindungen zu verſetzen im Stande war. In den Männern zeigt ſich Entſchloſſenheit, Muth, Stärke, Ehrfurcht vor den Göttern, Liebe der Freyheit und des Vaterlandes; in den Weibern niedergeſchlagene Troſtloſigkeit, ſchwaches und gefühlloſes Hinſinken, Zärtlichkeit für den Gatten, den Bräutigam; die Kinder, die Brüder; ſpielende Unſchuld und Unwiſſenheit in den Kindern. — Was fehlet wohl dieſer Szene das Herz des Gefühlvollen zu beſtürmen? unterbricht wohl eine Nebenſache, eine Sache ohne

Ent-

Entzweck, — die Kraft und den Druck der Wirkung? Fühlt der Zuschauer weniger dabey als bey Betrachtung Heliodor's in den Vaticanischen Zimmern, welcher als das Meisterstück Raphaels, und des Ausdruckes überhaupt, betrachtet wird? — Wenn nach Leonardo da Vinci und Raphael, die Caracci, Guido und Dominichino unter den Neuern diejenigen sind, die den edeln Ausdruck am meisten verstanden haben: wo sind die Werke dieser leztern Meister, die einen gewaltigern und richtigern Ausdruck haben, als die Horazier von David?

Viele finden in diesem Bilde die Zeichnung so gut, daß sie behaupten, Michel-Angelo und Raphael hätten nie besser gezeichnet, und wollen sie mit der Vollkommenheit der Antiken vergleichen. Andere setzen die Zeichnung desselben in die Classe der Carraccischen Schule; aber auch die wenigstgeneigten müssen gestehen, daß die nakten Theile, Arme, Beine, Hände, Köpfe, vortreflich gezeichnet sind. Ungeachtet dessen werfen andere dem Künstler vor, daß er die Formen der Arme nnd Beine an den schwörenden Brüdern stärker gedehnt hätte, als es der Moment erfordere, bloß um seine Wissenschaft in der Anatomie und Zeichnung auffallender zu machen. Diese nennen die Zeichnung deswegen Französisch manieriert; und den Künstler, einen Zeichner wie Boucher und Vanloo, die oft Muskeln und Theile anbrachten, die sich in der Natur nicht finden, und die Formen auf eine lächerliche

Art

Art übertrieben und verdrehten. Troz dieser Kritiker kann dem David die Schönheit der Formen, die Wahrheit und verhältnißmäßige Richtigkeit nicht abgesprochen werden, wenn es gleich wahr wäre, daß bey nervichten Kriegern, die der höchste Enthusiasmus spannt, die Einbildungskraft beym Schwören die Nerven und Muskulatur nicht so stark spannen könnte, als wenn sie wirklich schon gegen ihre Gegner kämpften. Wir überlassen die Entscheidung hierüber denjenigen, welche die Stärke der Phantasie näher zu studieren Gelegenheit gehabt haben.

Das Costum von der Scene des Vorganges, wovon schon gesprochen worden ist, so wie der Kleidung, sagt demjenigen vollkommen zu, was uns Geschichte und andere Monumente aus dem ersten Zeitalter Roms übrig gelassen. Die Kleidungen sind aber nicht nur dem Costum gemäß, sondern auch die Wahl und der Faltenwurf sehr schön. Wenn auch Raphael in diesem Theile alle modernen Künstler weit übertroffen hat: so scheinen doch die Gewänder, besonders an den beyden jungen Weibern in David's Gemälde nicht unter Raphael zu seyn. Der Geschmack der antiken Simplicität, die richtige Auszeichnung des Körpers unter denselben, der Anfang und Ausgang jeder Falte zeigen sich deutlich, und geben einen Beweis von der großen Kenntniß des Künstlers in diesem Theile. Hingegen ist die Kritik über die Natur der Stoffe sehr

gegründet; das Auge vermag hierin so wenig zu unterscheiden, was dieſes oder jenes für ein Stoff ſeyn ſoll, daß man es allgemein für ein feines Leder, oder ein ſehr feines Tuch, welches nach der Art des engliſchen dem Leder nahe kömt, anſehen muß *) — Ich kenne lebende Künſtler, welche die Natur der Stoffe vortreflich zu mahlen wiſſen, aber einen der dieſen Geſchmack im Faltenwurf hätte, kenne ich nicht.

Im Colorit hat Hr. David von ſeiner Jugend an, gleich andern ſeiner Landsleute, die Manier des Caravaggio, Valentini und Guercino nachzuahmen geſucht. Dieſe Künſtler mahlten auf den Effekt: ſie bemerkten, daß ſtarke Schatten, gleich neben dem Licht angebracht, Relief geben und abſtehen machen. Eine ſolche Manier hat etwas auffallendes, und thut plötzliche Wirkung; wiewohl ſie, nach der Natur beurtheilt, ganz falſch iſt: denn dieſer plötzliche Abſtand von Licht und Schatten zeiget ſich nie ſo ſtark auf einem Körper, auſſer in einem finſtern Zimmer, wo nur von einer Seite ein ſchiefes Licht hinein fällt, das den Körper ohne Kraft des Wiederſcheines beleuchtet. Man ſieht wohl, daß ein ſolches Licht auf einer Mahlerſtube gewählt werden kann; wem muß es aber nicht auffallen, daß dieſe Manier unfüglich und unwahr ſey, ſobald man einen Vorgang in einer natürlichen Beleuchtung vorſtellen muß? — David, der dieſe ſtarke Manier annahm,

*) Vermuthlich wollte das der groſſe Künſtler, und aus ſehr guter liegenden Urſachen. D. H.

nahm, ſuchte zwar in dieſem Bilde die Schatten durchſcheinend zu machen: aber ſie bleiben immer hart, unangenehm und ohne ſanften Reflex; das Fleiſch braun, und eintönig, und die Weiber haben nichts von dem blendenden Colorit vor den Männern voraus, welches den runden und ſchlanken Formen dieſes Geſchlechtes erſt den wahren Reiz giebt. Ungeachtet nun das Auge ſo wenig Schmeichelndes in den Farbenſpielungen wahrnimmt, kann man doch nicht läugnen, daß das Ganze nicht einen eindringenden Effekt mache; ſo daß man nicht weiß, ob man eine andere Art des Coloritтes für ein Gemählde wünſchen ſollte, welches gänzlich für den Seelenausdruck, und die hohe Würkung des Ganzen gemacht zu ſeyn ſcheint.

Uebrigens ſind alle Theile des Bildes mit Fleiß gearbeitet, und vollendet. Nebenſachen, als Küraſſe, Helme, Waffen, Eiſen, Stahl, Backſteine, Marmor, ſind mit erſtaunlicher Wahrheit gemalt. Das Ganze zuſammen hat eine wundervolle Harmonie, und die Architektur iſt durch eine wohlverſtandene Perſpektiv in einem guten Tone gehalten.

Hier haben Sie alſo einen ſchwachen Abriß von dem Gemälde, welches Rom in eine ſo auſſerordentliche Gährung ſezte, und welches bey ſeiner Ankunft in Paris nicht weniger Aufmerkſamkeit erwecken wird. Die Urtheile des hieſigen Publikums ſind ſonderbar, und nichts iſt ſo verſchieden, als das Urtheil derjeni-

gen, welche als Künſtler oder Liebhaber die höchſte Stuffe des Richterſtuhles behaupten.

Die Franzöſiſchen Künſtler mit ihrer Parthey werden nicht müde, die drey Horazier über alles zu erheben, was in modernen Zeiten jemals gemacht worden. Nach dem Urtheile dieſer Leute, in deren Mund das Kleinſte immer zu einer rieſenmäßigen Gröſſe anwächſt, haben Michel-Angelo und Raphael nie beſſer, ja zuweilen nicht mit dieſer Richtigkeit und Wahl gezeichnet. Nach ihnen findet ſich nur in Antiken die Vollkommenheit und richtige Charakteriſirung von ſolchen Armen und Beinen. (denn andere Theile des Nackten ſind in dem Bilde nicht) — Nach ihnen haben die Italieniſchen Mahler wohl die Marienbilder und andere heilige Geſchichten ſehr gut vorgeſtellt: aber das Heroiſche der Hiſtorienmahlerey, den wahren antiken Stil, und die Seele der hohen Denkart der Alten, hat David allein gegeben. Nach ihnen ſoll die Draperie ſo ſchön als in den ſchönſten Statuen der Antiken ſeyn. Der Enthuſiasmus findet ſogar in der Art, wie es coloriert iſt, daß es, was das Mahlen und Helldunkel betrift, nur mit Coreggio zu vergleichen ſey. Kurz die Franzoſen wollen die Welt überreden, daß die drey Horazier jezt das erſte Kunſtwerk in der Welt ſind.

Die Italiäner hingegen finden lächerlich, daß man ein Gemälde über die Werke der Bologneſiſchen Schule,

Der

Zweyte Theil,

von

König Heinrich

dem vierten.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Northumberlands Burg.)

Der Lord Bardolph tritt auf; der Pförtner an der Pforte.

Bardolph.

Wer iſt hier bey der Pforte, he? Wo iſt der Graf?

le, und ſelbſt über Raphael bis zu den Antiken erheben will, worin erſtlich, (nach ihnen) wider die erſten Regeln der Kompoſition geſündiget ſey; indem die drey Brüder in einer Linie ſtehen, und der Mittelgrund, mit der Figur des Vaters allein, zwiſchen den zwey Gruppen zu leer bleibe; worin zweytens, die Zeichnung eine Karrikatur ſey; drittens, der Ausdruck des ganzen nicht harmoniere, weil die Weiber zu ſchlafen ſcheinen, anſtatt ihren Schmerz auszudrücken, indem die Männer ſchwören. Viertens ſind ihnen die Geſichtsbildungen des Vaters, und der Weiber zu ungefällig und gemein. Fünftens, ſagen ſie, iſt die Drapperie von Zinn und gefärbtem Leder, anſtatt von Wolle und Leinwand. Sechſtens, ſoll der Künſtler für das Kolorit gar kein Gefühl haben, indem das Fleiſch eintönig, die Schatten ſchwarz, die Weiber ſo wie die Männer braungelb gefärbt ſeyn, kurz der Mahler in allem dieſem die Wahrheit und das Gefällige dem bloſſen Beſtreben, Effekt zu machen, aufgeopfert habe. Siebentens ſollen die Säbel, andere Kleidungsſtücke, die Architektur wider das Coſtum, und die Art zu ſchwören in des Vaters Hauſe der Geſchichte entgegen ſeyn.

Dieſe zwey Nationen ſcheinen gemacht zu ſeyn, einander zu widerſprechen. Es iſt zu deutlich, daß die übertriebenen Kritiken der Italiäner hauptſächlich aus der Begierde herrühren, den Stolz der franzöſiſchen

Schwärmerey zu demüthigen. Diese Art von Tadlern und Lobern aber werden nicht das mindeste von dem Verdienste des Gemäldes und des Künstlers weder hinwegnehmen, noch hinzuthun.

Hören Sie indessen das Urtheil anderer Kritiker und kälterer Beobachter. Ich zähle unter diese die Teutschen, Engländer und andere neutrale Nationen. Weit entfernt das Gemälde fehlerfrey zu glauben, und es, mit den Franzosen, als das höchste, was der menschliche Geist in der Kunst hervorzubringen vermöge, anzusehen, geben diese dem Künstler das beschei-dene Lob eines grossen Zeichners; wiewohl man ganz nakte Figuren, und nicht blos Arme und Beine, von ihm zu sehen nöthig hätte, um ihn mit Michel-Angelo, Raphael, und der Caracciischen Schule zu vergleichen. Nach ihrem Urtheil ist die Anordnung des Ganzen und die Komposition groß und erhaben gedacht; alles ahndet die Vorzeit; Corneille ist nicht grösser in seiner Tragödie als der Künstler im Gemälde. Man sieht darin den großgesinnten, gefühlvollen Mann. Er ist nicht blos mechanischer Künstler, der nur durch Farbe, Effekt, und ein gewisses Gefällige des Helldunkels reizt. Er mahlt die Seele, er stellt die Menschen in ihren feyerlichsten Handlungen und Leidenschaften mit Würde und Geist dar. Alles ist dem Verstande deutlich, die Täuschung nimmt ihren Anfang, und entreißt dem Herzen die Empfindung mit Gewalt. Hier

ist

iſt David nicht allein Mahler, ſondern Dichter, Menſchenkenner, Philoſoph. Seine Kenntniß des Koſtums, und ſein Geſchmack in den Gewändern und andern Zierrathen iſt zu auffallend, als daß man ihm nicht ſollte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. — Iſt ſeine Art zu mahlen, und ſein Kolorit nicht mit den erſten der Kunſt in dieſen Theilen zu vergleichen: ſo iſt es doch weit entfernt ſchlecht zu ſeyn, und würde dem Künſtler noch Ehre machen, wenn er ſich auch nicht ſelbſt in andern Theilen ſo weit überträfe. — Aber Ihn im Ganzen genommen, bis zu Raphael, oder gar bis zu den Antiken erheben wollen, heißt den Werth von dieſen und von jenem nicht kennen. David ſelbſt wird am beſten fühlen, wie unnachahmlich der groſſe Mahler von Urbino iſt, und wie weit die Vollkommenheiten dieſes Mannes ſeine Kräfte überſteigen. Indeſſen glaubt man einem ſo großen Künſtler, wie David jetzt ſchon iſt, kein übertriebenes Lob zu geben, wenn man ihn in die Klaſſe des Dominichino, und der Carracci ſetzet, und die drey Horazier Vorzugsweiſe das Meiſterſtück der franzöſiſchen Kunſt, und das Bild unſers Jahrhunderts nennet.

Das Gemälde gehet nun nach Paris ab, wo es auf den 25ſten Auguſt in dem Saale der Akademie auch dort zur öffentlichen Schau ausgeſtellt wird. Man ſetzet hinzu, daß der Künſtler ſelbſt nachher mit ſeinem Gemälde nach London gehen werde, um es alle

da ſtechen zu laſſen. — Ich wünſchte um dieſe Zeit in Paris zu ſeyn, um Ihnen die Meynungen des Pariſer Publikums über ein ſo vollkommenes Kunſtwerck unſerer Zeit mit der nehmlichen Freymüthigkeit wiſſen machen zu können, wie ich es von dem hieſigen gethan habe.*) Die künftigen Arbeiten dieſes Mannes und die

*) In Ermanaelung deſſen kann uns folgendes Urtheil aus No. 260. des Journal de Paris (17. Septemb. 1781.) für den Beyfall, den dieſes groſsgedachte und in einer groſsen Manier ausgeführte Werk daſelbſt erhalten hat, ziemlich ſicher die Gewähr leiſten.

„No. 103. Die Horazier legen ihren Eid in die Hände ihres Vaters ab.

„Hr. David hat in dieſem Jahre nur drey Gemählde ausgeſtellt, wovon aber jedes für ſich allein hinlänglich wäre, ihm eine Reputation zu machen. Ich unterſtehe mich nicht, denjenigen das den Eid der Horazier darſtellt, ſein verdientes Lob ertheilen zu wollen; ich würde doch immer unter meinem Gegenſtande bleiben; man muſs es ſchlechterdings ſelbſt ſehen, um zu wiſſen in welchem Grade es bewundert zu werden verdient. Ich finde darin eine correcte Zeichnung vom allerädſten Charakter; der Stil iſt edel, ohne Schwulſt und falſchen Prunk (sans Clinquant) das Colorit wahr und voll Harmonie; es iſt kräftig ohne ins Schwarze zu fallen; die Würkung des Ganzen iſt beſtimmt, klar und täuſchend; die Compoſition voll Energie, und durch einen ſtarken und furchtbaren Ausdruck unterſtützt, der mit der äuſſerſten Niedergeſchlagenheit, die in der Gruppe der Frauensperſonen herrſcht, ganz herrlich contraſtiert.

Kurz,

die Nachwelt werden ſeinen wahren Werth noch näher beſtimmen.

Kurz, (wenn ich anders von meinem Gefühl auf Anderer ihres ſchlieſſen kann) man wird beym Anblick dieſes Gemähldes von einem Gefühl ergriffen, daß die Seele erhebt, und das (nach einem Ausdruck von J. J. Reuſſeau) etwas ins Herz eingreifendes (quelque choſe de poignant) hat, das einen feſt hält. Alles was zum Coſtum' gehört iſt ſo genau beobachtet, daß man ſich in die erſte Zeit der römiſchen Republik verſezt glaubt. — Man hatte an Hrn. David bey Gelegenheit ſeiner vorigen Werke einen zu ſchwarzen Farbenton getadelt; und, wie ein wahrhaft großer Meiſter in ſeiner Kunſt, hat er, anſtatt ſich über die Kritik zu beklagen, ſich ſelbige zu Nutze gemacht." — Dieſes kurzgefaßte Urtheil, welches (wenn ich nicht irre) von keinem Kunſtverwandten, aber gewiß von einem verſtändigen Kunſtliebhaber herzurühren ſcheint, iſt, wie man ſieht, gemäßigt genug, und ſtimmt mit dem Lobe, das (nach unſerm Correſpondenten) den Horaziern des Hrn. David von den unpartheyiſchen Kunſtkennern in Rom ertheilt wird, ziemlich genau überein. Mich dünkt überhaurt, der Werth von Werken dieſer Art muß mehr nach dem Eindruck den ſie auf verſtändige und fühlende Liebhaber machen, als nach dem kalten Urtheil der eigentlichen Kunſtkenner, zumal unter den Kunſtverwandten, beſtimmt werden. In dieſer Rückſicht iſt mir der Umſtand aufgefallen, daß der Franzöſiſche Beurtheiler des Colorit in den Horaziern wahr und harmoniſch, und nicht zu ſchwarz gefunden hat; da wir keine Urſache haben, zu argwöhnen, daß er anders rede als er fühlte, ſo muß es ihm alſo ſo vorgekommen ſeyn:

und wenn wir dieſen Effekt mit dem was unſer römiſcher Correſpondent (der nicht nur ein Kenner, ſondern ſelbſt ein groſſer Künſtler, wiewohl in einem andern Fache der Mahlerey, und hier ganz unparteyiſch iſt) von der Harmonie, die in dem Tone des ganzen Gemäldes herrſchte, ſagt: ſo glaube ich, werde man darin den Aufſchluß des Problems, wie es zugieng, daß dem Franzöſiſchen Dilettanten, das Colorit in dieſem Gemälde wahr vorkam, finden können. — Glücklich, wer bey ſolchen Gelegenheiten mit ſeinen eigenen Augen ſehen kann! W.

VI.

Beyſpiele

von

zwey ſehr merkwürdigen Blinden,

dem

Dr. Moyes und John Metcalf.

Aus den Memoirs of the Literary and Philoſophical Society of Mancheſter S. 785.

Dr. Heinrich Moyes verlohr ſein Geſicht durch die Kinder-Pocken, in ſeiner früheſten Jugend. Er glich hierin dem berühmten Profeſſor Saunderſon in Cambridge, ſo wie auch darin, daß er zufälliger Weiſe eine Zeitlang zu Mancheſter Vorleſungen über die höhere Chemie hielt. Nie erinnerte er ſich, jemahls etwas deut-

deutlich geſehen zu haben; die erſten Grundzüge von Gedächtniß, die ich in mir finde, ſagte er: ſind einige verworrene Ideen von dem Sonnenſchein. Es war Glück für ihn, daß er in einer Gegend gebohren wurde, wo jede Art der Wiſſenſchaften kultivirt wird, und daß er zu einer Familie gehörte, die von jeher in dem Rufe ſtand, den Muſen geopfert zu haben.

Der natürliche Trieb, welcher in ihm lag, und die Thätigkeit die ſich in ihm regte, machten daß er unendlich geſchwinde Fortſchritte in verſchiedenen Theilen der Wiſſenſchaften that. Seine Kenntniſſe in der Mechanik, Muſik und in den Sprachen waren nicht bloſſe Vorerkentniſſe; er drang tiefer in dieſe Wiſſenſchaften, und machte ſich, ſelbſt mit der Geometrie, Optik, Algebra, Aſtronomie und Chemie bekannt.

Auch hier blieb er nicht bloß bey dem Allgemeinen ſtehen, er ſtudirte dieſe Wiſſenſchaft in eigentlichſten Sinn und beynahe kein Theil der Newtoniſchen Philoſophie blieb ihm fremde.

Mechaniſche Uebungen waren die Lieblings-Beſchäftigungen ſeiner erſten Kindheit. Schon in ſeinen frühеſten Jahren machte er ſich mit jeder Art des Handwerkzeugs ſo vertraut bekannt, daß er im Stande war, kleine Windmühlen zu verfertigen; auch verfertigte er einen groſſen Vogel mit eignen Händen, und Narben, die man noch an ſeinen Händen ſahe, bewieſen dieſe jugendlichen Uebungen.

Eine

Eine genaue Bekanntſchaft und vertrauter Umgang, womit mich dieſer vortrefliche Blinde, während ſeinen Aufenthalt in Mancheſter beehrte, ſetzten mich mehrmal in Stand, die Art zu beobachten, nach welcher er ſeine Ideen ordnete, und Bemerkungen machte. Wenn er in eine Geſellſchaft trat, ſo nahm ich wahr, daß er einige Zeit ſchwieg. Der Schall unterrichtete ihn von der Größe des Zimmers, und verſchiedene Stimmen von der Zahl der Perſonen ſo gegenwärtig waren. Seine Unterſcheidungs-Gabe war in dieſer Rückſicht äuſſerſt genau; und ſein Gedächtniß ſo treu, daß er ſich ſelten betrog. Einſtmals war ich ſelbſt Augenzeuge, daß er eine Perſon, welche er ſeit zwey Jahren nicht geſehen hatte, bloß an ihrer Stimme erkannte.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß ſeine Augen bey einem ſtarken Licht nicht ganz unempfindlich waren: Strahlen, welche durch ein Priſma gebrochen wurden, brachten, wenn ſie hinlänglich lebhaft waren, verſchiedne von einander zu unterſcheidende Effekte hervor. Die rothe Farbe gab ihm eine unangenehme Empfindung, welche er mit der Berührung einer Säge verglich. So wie aber die Farben milder wurden, und ſanfter ſich abſtuften, wurde auch die unangenehme Empfindung geringer, bis zu dem Grün, welches ihm eine angenehme Senſation verurſachte; die, wie er ſie beſchrieb, derjenigen gleich käme, die er alsdann empfände, wenn ſeine Hand über eine glatte

und

und polirte Oberfläche hinwegſtriche. Polirte Oberflächen, ſchlangenförmige Beugungen der Ströme und ſanfte Abhänge der Hügel, waren der Maaßſtab, nach welchem er ſeine Ideen von Schönheit ausdrückte. Rauhe Felſen, unregelmäßige Spitzen und ſtürmiſche Elemente verſahen ihn mit Ausdrücken, um Schrecken und Abſcheu zu erkennen zu geben. Er hatte unaemeine Gaben in Converſations-Ton; war glücklich ſelbſt in Anſpielungen auf Gegenſtände des Geſichts, und ſprach mit der gröſten Beſtimmtheit und Präciſion über Gegenſtände der Natur, und über Zuſammenſezzung und Schönheit der Farben.

Dr. Moyes war ein rührender Beweis von der Macht, die die menſchliche Seele beſizt, ſelbſt unter den härteſten Unglücksfällen in ſich ſelbſt Quellen der Zufriedenheit und edler Selbſtgenügſamkeit zu entdecken. Eingehüllt in ewigdauerndes Dunkel, und ausgeſchloſſen von jenen reizenden Blicken in die lebende und ruhende Natur; abhängig in Abſicht auf ſeinen Lebens-Unterhalt von einer Unternehmung, deren Erfolg ſehr ungewiß war; kurz, verlaſſen von allen was ihn unterſtützen konnte, ausgenommen nur von ſich ſelbſt nicht; unter dem Schutz eines gewinnſüchtigen Menſchen deſſen Redlichkeit ſehr verdächtig war, blieb Dr. Moyes doch immer fröhlich, und befand ſich dem äuſſern Scheine nach glücklich. Es muß in Wahrheit einem fühlenden Herzen eine reine Freude machen, zu ſehen, daß Heiterkeit des Gemüths gewöhnlich den

Vor-

Blinden ihr Unglück weniger fühlen läßt. Und ob sie gleich allen Genuß, und die Betrachtung des Göttlichen in dem menschlichen Gesicht entbehren müssen, so haben sie doch den Trost, von dem Anblicke und dem ansteckenden Einfluß jener schrecklichen Bewegungen der menschlichen Seele befreyt zu seyn, welche die Heucheley selbst nicht verbergen kann. Eine solche Verfassung der Seele unter solchen Umständen beweist ihren ursprünglichen Werth; denn dies ist doch wohl nichts gemeines, unter dem Druck eines der härtesten Leiden das uns treffen kann, sich aufrecht zu erhalten und nicht aufzuhören gutes Muthes zu seyn.

John Metcalf, aus der Nachbarschaft von Manchester gebürtig, wo er sehr bekannt ist, wurde gleich obenerwähnten Gentleman sehr frühzeitig blind, so daß er jezt nicht das geringste mehr vom Licht und dessen Würkungen weiß. In seinen jüngern Jahren trieb er das Geschäft eines Fuhrmanns, und ließ sich auch zuweilen als Wegweiser bey Nacht auf denjenigen Straßen brauchen, wo man sich leicht verirren konnte, oder wo der Schnee die Straßen unkenntlich gemacht hatte. Ohnerachtet dieses für jeden der sehen kann, das ausserordentlichste scheinen muß, was je ein Blinder unternommen hat: so hat er doch seitdem eine andere Beschäftigung gewählt, welche noch ausserordentlicher ist; es ist die lezte auf welche je ein blinder Mann seine Aufmerksamkeit richten kann. Sollte man es

glauben

Pförtner.

Wie ſoll ich euch anmelden?

Bardolph.

Sag dem Grafen, der Lord Bardolph warte hier auf ihn.

Pförtner.

Er iſt in den Garten gegangen; wenn Eu. Gnaden nur an die Thüre klopfen will, ſo wird er ſelbſt antworten.

Northumberland zu den Vorigen.

Bardolph.

Hier iſt der Graf.

Northumberland.

Was bringt ihr Neues, Lord Bardolph? Jede Minute ſollte izt die Mutter einer groſſen Handlung ſeyn; die Zeiten ſind wild; einheimiſche Zwietracht, iſt, wie ein zu wol gefüttertes Pferd, toller Weiſe ausgebrochen, und ſprengt alles nieder, was ihr im Wege ligt.

Bardolph.

Edler Graf, ich bring euch zuverläſſige Zeitungen von Schrewsbury.

Northumberland.

Gute, wenn Gott will!

glauben können; dieser Mann ist jezt Aufseher über die Land-Strassen, und thut Vorschläge, wie dieselbigen in ungebahnten und bergichten Gegenden bequemer eingerichtet und verbessert werden können. Ich habe verschiedenemal diesen Mann beobachtet, wie er mit Hülfe eines langen Stabes queer über die Straße gieng, jähe Abhänge erstieg, Thäler nach ihrer verschiedenen Lage, Form und Größe untersuchte, und jedesmal über seinen Plan auf die befriedigendste Weise Auskunft geben konnte. Die Plane welche er entwirft, und die Anschläge welche er macht, arbeitet er auf eine ihm ganz eigene Art, welche er nicht wohl dem Verstande anderer begreiflich machen kann. Seine Geschicklichkeit ist so groß, daß er stets Arbeit und Beschäftigung findet. Der größte Theil der Straße über den Prak *)

in

*) Ein rauhes Gebirge, welches viele natürliche Merkwürdigkeiten enthält, die D. Leigh beschrieben hat. Man redet von sieben Wundern welche sich auf demselben befinden sollen. Die merkwürdigsten darunter sind: die Poole's Höhle, welche viel Aehnlichkeit mit der Baumanns-Höhle hat, weil sich von den herabfallenden und sich verhärtenden Tropfen allerhand Figuren bilden, und mitten in der Höhle, zwischen den Felsen ein gewaltig tosender Strom fließt. In dem Felsen befindet sich eine Kammer, darinne sich ein berüchtigter Straßen-Räuber, Nahmens Poole aufgehalten, der dieser Höhle den Nahmen gegeben hat. Ferner das warme Bad zu Burton, und die bald stillstehende, bald fliessende Quelle zu Tideswell oder Wetkenwill. Noch eine andere Höhle, die Elben-Höhle ist wegen ihrer Tiefe berühmt, welche beynahe eine Englische Meile austragen soll. Büschings Erdbeschreibung 2 Th. 2 B. S. 1604.

in Derbyſhire, iſt unter ſeiner Aufſicht und nach ſeiner Angabe geändert worden; vorzüglich die Straße in der Nachbarſchaft von Burton; und jezt iſt er eben beſchäftigt eine neue zwiſchen Wilmſlow und Conaleton anzulegen, und dieſelbige mit der groſſen Londoner Straße ſo zu verbinden, daß man nicht nöthig hat über die Gebirge zu gehen. — Seitdem ich dieſen Aufſatz geſchrieben, und der Society überreicht habe, habe ich Gelegenheit gehabt dieſen blinden Straßen-Aufſeher einmal anzutreffen. Er war wie gewöhnlich allein; während unſerer Converſation that ich verſchiedene Fragen an ihn, die neue Straße betreffend. Es war in Wahrheit zum Erſtaunen, mit welcher Genauigkeit er den Lauf der Straßen, die Natur des verſchiedenen Bodens durch welchen ſie geführt werden mußte, beſchrieb. Da ich eines ſumpfichten Bodens erwähnte, welchen ſie berühren mußte, bemerkte er, daß dieſes das einzige Fleck ſey, welches ihm Bedenklichkeiten verurſache, und daß er befürchte, die Arbeiter hätten gegen ſeine Anweiſung, hier ihre Steine und Materialien geſpart.

Sch — rht.

Der
Teutſche Merkur.

März, 1786.

I.

Ehrenrettung der Reformation.

Fortſetzung.

Wenn man nach dem Orte, den Hr. Schmidt den beyden Kapiteln in ſeinem Werke angewieſen hat; nach der Wahl der Gewährsmänner, die er für ſeine Meynung anführt; und nach dem Zeitalter der Thatſachen, die er ſeinen Schlüſſen zum Grunde legt, urtheilen ſollte: ſo könnte man zu denken verſucht werden, daß ſich ſeine Unzufriedenheit mit der Reformation und dem Proteſtantismus nicht über die Zeiten hinauserſtrecke, auf die er mit dem Gange ſeiner Geſchichte gekommen iſt. Allein, wenn man den allgemeinen Geſichtspunkt, den er für ſeine Betrachtungen über den Nutzen der Reformation im Eingange angegeben, nicht etwa ſo wie er ſelbſt, bisher aus den Augen verlohren hat: ſo wird man in der Folge ohne alle Befremdung gewahr werden, daß er es wirklich nicht mit den vom Erasmus getadelten

Maaßregeln der alten Reformatoren, nicht mit den finstern Zeiten der Gährung und des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, kurz, nicht mit zufälligen und vorübergehenden Nebenwirkungen, sondern mit dem Erfolge der Reformation im Ganzen, oder, wie er sich selbst ausdrückt, mit dem, was durch sie für das Menschengeschlecht überhaupt, und Teutschland insbesondere gewonnen wurde, zu thun hat.

Von einem Privaturtheile, das dem Erasmus vor dritthalbhundert Jahren in seinem freundschaftlichen Briefwechsel über einige Nebenumstände der Reformation entfallen war, geht er nun auf das Wesen der Reformation selbst über, um davon eben dasselbe Urtheil zu fällen; und erledigt sich von diesem halsbrechenden Sprunge mit folgender Wendung: „Um aber ohne Rücksicht auf irgend ein Ansehen bey der Sache selbst stehen zu bleiben." — Wirklich waren bisher nichts als Luststreiche vorgekommen, die unschädlich neben der Sache selbst vorbey fuhren, und mehr den Kampf und die Beschaffenheit desselben ankündigten; als begannen. Wenn der Streich, der itzt im Werke ist, gelingen sollte, so würde er entscheidend seyn; denn man muß dem Hrn. Verf. eingestehn, daß er wirklich nach dem Herzen der Sache zielt. Eine Reformation, die nichts bessert, ist ein Unding; und die durch Luther, Kalvin, u. s. w. bewirkte Religionsveränderung verdient den Namen einer Reformation nicht, wenn sie

in

in dem allgemeinen moraliſchen Zuſtande weder eine gegenwärtige Verbeſſerung hervorgebracht, noch eine Mögliche für die Zukunft vorbereitet hat. Nun geht Hr. S. mit nichts geringerem um, als die ſogenannte Reformation durch dieſen doppelten Beweis zu einem Undinge, und wie ſichs in der Folge zeigen wird, zu etwas noch Schlimmern herabzuwürdigen. Man ſehe den Plan ſeines Angriffes: „Um aber ohne Rückſicht „auf irgend ein Anſehn bey der Sache ſelbſt ſtehen „zu bleiben; ſo muß man vor allem wiſſen; ob es „bey demjenigen, was Luther gethan und gelehrt, blei„ben; oder ob Luthers Reformation die Stufe zu „neuen und fernern Reformationen, hauptſächlich der„jenigen, die itzt von mehreren Proteſtanten betrieben „wird, abgeben ſolle. Will man das letztere, ſo glaube „ich, irrt man ſich am meiſten.“ — Es iſt keines wegs überflüßig hier anzumerken, daß dieſer Plan, mit, oder ohne Abſicht des Hrn. Verf. ſo geſchickt angelegt iſt, daß, wenn er anders Wort hält, es ſchlechterdings um die gute Meynung von der Reformation geſchehen ſeyn, und derſelben, wenigſtens von Rechtswegen, kein Freund mehr übrig bleiben müßte. Wir erklären uns. Die Proteſtanten, die den gröſten Theil der bisherigen Freunde der Reformation ausmachen, laſſen ſich bekannter maſſen in zwey Klaſſen eintheilen. Die eine davon, die gegenwärtig ſo ſichtbar abnimmt, glaubt, der von der Bothmäſigkeit der Hierarchie befreyten Vernunft äuſſere Schranken ſetzen zu müſſen;

und bleibt bey dem alten, aber durch die Reformation beträchtlich gereinigten Systeme stehen. Die andere hingegen ist überzeugt, daß die Vernunft sich durch nichts als ihre eigenen Gesetze beschränken lasse, daß Luther und seine Mitarbeiter kein ausschliessendes Vorrecht haben konnten, an dem Systeme zu bessern, und daß man folglich zu allen Zeiten berechtiget wäre, auf der einmal eröfneten Bahn weiter fortzuschreiten. Die Erstern schätzen die Reformation blos um des Guten willen, das sie wirklich geleistet hat. Bey ihnen ist daher auch der Wunsch sehr natürlich, das es bey dem Glaubensbekenntnisse der symbolischen Bücher, oder, wie Hr. Schmidt sich unbestimmter auszudrücken beliebt, bey demjenigen, was Luther gethan und gelehret, bleiben solle. Sie sind es, denen er den Beweis zugedacht hat, daß sich nichts widersprechenders denken lasse, als unter ihrer Voraussetzung die Reformation für eine Reformation zu halten. — Die Zweyten aber gehen in ihrer Hochachtung gegen die Reformation viel weiter. Sie verdanken ihr nicht nur, mit den Erstern, das Gute, das sie wirklich gestiftet, sondern auch, und vorzüglich dasjenige, das sie möglich gemacht hat, und sehen sie daher als die Stufe zu neuen und ferneren Verbesserungen an. Diese Klasse, die unter den heutigen protestantischen Gelehrten bey weiten die zahlreichste und ansehnlichste ist, begreift noch überdieß alle Freunde, welche die Reformation unter den aufgeklärten Katholiken gefunden hat. Sie verdiente

alſo ſchon aus dieſer Rückſicht zuerſt widerlegt zu werden; wenn auch wirklich der Umſtand nicht hinzukäme, daß ſie, wie Hr. Schmidt glaubt, am meiſten irre.

Da er ſich über die Beſchaffenheit dieſes Irrthums, wie wir in der Folge ſehen werden, weder geradezu, noch ausführlich genug erklärt: ſo glauben wir keine Rechtfertigung zu bedürfen, wenn wir von der unzähligen Menge von Irrthümern, die in jenem Einzigen enthalten ſind, wenigſtens einige hervorziehen, und um der Deutlichkeit willen neben einander ſetzen.

Man irrte alſo bisher, wenn man dafür hielt, daß ohne die Reformation die eine Hälfte der Chriſtlichen Welt, ſo gut wie die andere glauben müßte, was der Biſchof zu Rom, und ſeine Höflinge und Klienten zu glauben befehlen; thun müßte, was dieſer Glauben anweiſt; und nicht weiter denken dürfte, als es ſich mit dem Vortheile der Glaubens-Regierung verträgt. Man irrte ſich in der Meynung, daß der Glauben an menſchliche Unfehlbarkeit der Ring wäre, an dem alle Ketten der katholiſchen Vernunft zuſammenlaufen, und daß man durch die Losreiſſung von dieſem Ringe, den unentbehrlichſten, und wichtigſten Schritt zur gänzlichen Befreyung der Vernunft gethan habe. Irrte ſich in der Meynung, daß die vollſtändigſte Trennung von der Botmäßigkeit eines ausländiſchen Dieners der Religion, der noch heut zu Tage die Anſprüche eines Vice-Gottes nicht aufgegeben hat, die Aufhebung

der geſetzgebenden Macht und der Gerichtsbarkeit, die das Vorurtheil den Lehrern eines Kapitels der Moral eingeräumt hat, und die Herabſetzung, oder wenn man lieber will, die Erhebung dieſer Lehrer unter die Bürger des Staates, die einzigen Wege geweſen wären, ſo vielen fremden und einheimiſchen Eingriffen in die Vorrechte der Regierungen, ſo vielen überflüßigen, ſchimpflichen, und drückenden Einſchränkungen der natürlichen Menſchenrechte, ſo vielen ungerechten, bald lächerlichen, bald ſchrecklichen Anmaſſungen über das Gewiſſen und Vermögen der Bürger ein Ende zu machen; irrte ſich in der Meynung, daß durch die Aufhebung, nicht blos einiger Mönchsklöſter, ſondern des Mönchsſtandes ſelbſt (der auch nur darum, weil er das künftige Leben mit dem Gegenwärtigen in Widerſpruch ſetzt, den Menſchen für die Geſellſchaft verdirbt, und ſo lange er beſteht, aller moraliſchen Bildung des gemeinen Volkes entgegen arbeiten muß) daß, ſagen wir, durch die Aufhebung dieſes Standes eines der beträchtlichſten Hinderniſſe der Aufklärung hinweggeräumt wäre. Irrte ſich endlich in der Meynung, daß die Abſchaffung der Ohrenbeicht, dieſes höchſten Grades von Tyranney über die Gewiſſen, dieſer unverantwortlichen Kränkung der Schamhaftigkeit und Ehrliebe, dieſes unfehlbaren Mittels zur Verbreitung und Verewigung alter und neuer Vorurtheile, daß die Vertilgung ſo vieler anderer verderblichen Irrthümer und Misbräuche eine vorläufige Reinigung des

Men-

Menſchenverſtandes wäre, die, mit den vorher erwähnten Umſtänden zuſammengenommen, ihm nichts geringeres als eine beſchleunigte Annäherung zur Geſundheit hoffen ließe. Aller dieſer irrigen Meynungen machten ſich bisher diejenigen ſchuldig, welche die Reformation für die Bedingung, den Grund, und die Vorbereitung der proteſtantiſchen ſowohl wiſſenſchaftlichen als populären Aufklärung in Religions-Sachen anſahen. Indeſſen waren ſie im Beſitze, dieſes aus ſo vielen Irrthümern zuſammengeſetzte Vorurtheil für Wahrheit zu halten. Hr. Schmidt macht ihnen dieſen Beſitz ſtreitig; und übernimmt folglich den Beweis, den wir der Neugierde unſerer Leſer nicht länger vorenthalten wollen.

„Will man das Letztere (daß Luthers Reformation „die Stufe zu neuen und ferneren Reformationen, „hauptſächlich derjenigen, die itzt von mehreren Pro„teſtanten betrieben wird, abgeben ſolle) ſo, glaube ich, „irrt man ſich am meiſten. Wer immer die ganze Lage der damaligen Litteratur zu überſehen im Stande „iſt, wird geſtehen müſſen, daß manche Theologen wenigſtens einige Jahrhunderte eher würden gethan haben, was die neuern Reformatoren unter den Pro„teſtanten thun, wenn Luther nicht dazwiſchen gekommen wäre. Wir haben hierüber Gewährsmänner, „denen gewiß niemand Glauben und Anſehen abſprechen wird.“

Wir müssen mit der Abhörung dieser Gewährsmänner so lange warten, bis wir die Aussage des Hr. Verf. selbst ein wenig näher betrachtet haben. Wenn der Beweis, den er hier liefert, noch so streng überzeugend wäre: so würde er aufs höchste darthun, das Luthers Reformation nicht die Stuffe zu derjenigen abgeben könne, die izt von mehreren Protestanten betrieben wird; und es bliebe noch gänzlich unerwiesen, daß sie keine Stuffe zu neuen und ferneren Reformation überhaupt war. Hat der Hr. Verf. diesen Unterschied, den er doch selbst angegeben hat, wieder vergessen; und hält er das, was izt von mehreren Protestanten betrieben wird, für die einzig mögliche neue und fernere Reformation; so hätte er sich doch, wie uns deucht, über das, was er unter den Bemühungen jener mehreren Protestanten verstanden wissen will, deutlicher erklären sollen. Nach dem, was er in der Folge hierüber vorbringt, scheint er eben nicht sehr vortheilhafte Begriffe davon zu haben. Er spricht (S. 295.) von vielem Seigern und Feilen; von vielem Ausmärzen des Positiven aus der christlichen Religion, wodurch wenig oder gar nichts mehr von derselben übrig bleiben würde; von Verbesserern, die zuletzt nichts als Deisten, und Naturalisten seyn werden, nur mit der Bibel unter dem Arme. Soll nun dieses dasjenige seyn, was izt von mehreren Protestanten betrieben wird; soll es die neuen und ferneren Reformationen bezeichnen, zu denen Luthers Reformation

keine

Bardolph.

So gute als man nur wünſchen kan. Der König iſt auf den Tod verwundet, und der Prinz Heinrich von euers Sohns, und beyde Blunts von Dowglaſſens Hand erſchlagen; der junge Prinz John, Weſtmorland und Stafford haben die Flucht ergriffen -- Kurz, ein ſolcher Tag, ſo erfochten, und von ſo herrlichen Folgen iſt ſeit Cäſars Zeiten nicht geſehen worden.

Northumberland.

Woher habt ihr die Nachricht? Wart ihr ſelbſt auf dem Plaz? Kommt ihr von Schrewsbury?

Bardolph.

Ich ſprach mit einem der von dort herkam, Milord, einem Edelmann von Erziehung und gutem Namen, der mir dieſe Zeitung für zuverläßig gab.

Northumberland.

Hier kommt Travers, mein Diener, den ich lezten Dienſtag abſchikte, um zu ſehen wie es ablauffen werde.

Bardolph.

Milord, ich ließ ihn unterwegs hinter mir; er bringt nichts gewiſſers noch umſtändlichers, als was ich euch ſchon gemeldet habe.

keine Stuffe abgeben kann: wie kömmt es, daß der Hr. Verf. dieſer letzteren nicht nur den Mangel eines Verdienſtes, das er ſelbſt für kein Verdienſt hält, ſondern ſogar das wirkliche Verdienſt, das erwähnte Steigern, Feilen, Ausmärzen, nebſt deſſen ſchlimmen Erfolge, den Deiſmus und Naturaliſmus um einige Jahrhunderte aufgehalten zu haben, zur Laſt legt?

Allein wir kehren zu ſeinem Beweiſe zurück, und wollen, um demſelben alles mögliche Gewicht zu geben, annehmen, daß unter dem, was jezt von mehreren Proteſtanten betrieben wird, oder, wie ſich H. S. im Beweiſe ſelbſt ausdrückt, was die neueren Reformatoren unter den Proteſtanten thun, nichts anders verſtanden werden ſoll, als was entweder er ſelbſt, oder doch die allgemeine Meynung der meiſten denkenden Köpfe unſrer Zeit, für wahre Verbeſſerung der Theologie, Reinigung des alten Religionsſyſtems, Annäherung zu dem vollkommenen Vernunftideale der einzig wahren Religion hält, kurz! eben die Bemühungen, denen ſich nach Hrn. Schmidts Verſicherung manche Theologen vor einigen Jahrhunderten unterzogen haben würden, und die er am Erasmus und deſſen Parthey (S. S. 293.) nichts weniger als zu misbilligen ſcheint.

Dieſe Bemühungen nun ſind es, von denen der H. V. behauptet, daß ſie durch Luthers Reformation nicht nur nicht befördert, ſondern nur einige Jahrhunderte verſpätet worden ſind, weil — manche Theologen wenigſtens

nigſtens einige Jahrhunderte eher würden gethan haben, was die neueren Reformatoren unter den Proteſtanten thun, wenn Luther nicht dazwiſchen gekommen wäre. Den Beweis dieſer lezteren Behauptung, wenigſtens den, der nicht bloſſe Authorität von Schriftſtellern aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſeyn ſoll, läßt der Hr. Verf. denen zu ſuchen und zu finden über, welche die ganze Lage der damaligen Litteratur zu überſehen im Stande ſind. Wir wiſſen nicht, ob wir unter die wenigen gehören, die ſo viel im Stande ſind. Aber dieſes wiſſen wir, daß uns dieſe Ueberſicht zwar fähig machen würde, im Allgemeinen anzugeben, was manche Theologen vermöge ihrer Einſichten thun konnten, aber nicht, was ſie vermöge aller übrigen Zeitumſtände wirklich gethan haben würden. Um dieſes zu beurtheilen, müßten wir von den Zellen und Studierſtuben der damaligen Gelehrten, in die große Welt hinausgehen, und daſelbſt beobachten, was uns nicht die literariſche, ſondern die politiſche Geſchichte jener Zeiten lehrt. Wir würden der ungeheuchelten Achtung, die wir für den verdienſtvollen Geſchichtſchreiber von Teutſchland hegen, viel zu nahe treten, wenn wir ihn über die gewöhnlichen Schickſale der Männer belehren wollten, die in dem Gebiete der unfehlbaren Kirche laut ſelbſt zu denken gewagt haben. Die Ausnahmen, die von allerley Zufällen für manche witzige Köpfe und ſchöne Geiſter gemacht wurden, hätten doch nie die allgemeine Regel umſtoſ-

ſen

ſen können, nach der es für den Ketzer keine Gnade gab, und der Leib dem Peiniger übergeben werden mußte, damit die Seele gerettet würde. Die Toleranz der katholiſchen Kirche gegen die geſunde Vernunft möchte übrigens vor, oder ohne Luthers Dazwiſchenkunft noch ſo groß geweſen ſeyn: ſo hätte dieſe Kirche doch ihren Theologen nie geſtatten wollen, dürfen und können, was die Proteſtantiſche nach ihren Grundſätzen und ihrer Verfaſſung den Ihrigen geſtatten muß. Herr Schmidt verſetze in Gedanken einen Eberhard, Semmler, Teller, Döderlein, Steinbart, Spittler u. ſ. w. nach dem heutigen Spanien, Portugall, Italien, ja ſo gar nach Frankreich; und denke ſich das Schickſal dieſer Männer, und ihrer Schriften. Er halte dann die gegenwärtige literariſche Lage dieſer Länder mit der von Teutſchland und dieſer Länder ſelbſt unmittelbar vor der R. zuſammen, und zeige, was das ſechszehnte Jahrhundert vor dem Achtzehnten im Ganzen voraus gehabt habe. Er beantworte auch allenfalls die Frage: warum nicht wenigſtens manche katholiſche Theologen in unſern Tagen unter der aufgeklärten Regierung eines Joſephs thun, was ſie vor einigen Jahrhunderten unter den Regierungen der Ferdinande, Karle, Philippe u. ſ. w. gethan haben würden. War die katholiſche Kirche vor dritthalbhundert Jahren weniger die Unfehlbare, die Alleinſeligmachende? War ſie auf ihre Anſprüche weniger eiferſüchtig? hatte ſie weniger Umfang und Macht? Hatten die Vatikaniſchen

Blitze

Blitze weniger zu bedeuten? Hatten die Mönche weniger Gewalt und Ansehen? Waren die Laven mehr aufgeklärt? die Gränzen der weltlichen und geistlichen Macht genauer auseinander gesetzt? die Fürsten weniger bigott, und folglich weniger unter der Willkühr ihrer Hofpatern, als in den Tagen Josephs des zweyten? Alles dieses müßte vorher hergethan werden, wenn wir Hrn. Schmidt glauben sollen, daß katholische Theologen unter der Herrschaft und Aufsicht der Hierarchie geleistet haben würden, was die neueren Reformatoren unter den Protestanten leisten, wenn Luther nicht dazwischen gekommen wäre, oder wenn diese Reformatoren keine Protestanten wären.

Hierüber können uns die vom Hrn. Verf. angeführten Gewährsmanner, deren Ansehen und Glaubwürdigkeit wir übrigens nicht anzufechten gesonnen sind, eben so wenig als die ganze Lage der damaligen Litteratur, Auskunft geben. Weder Melanchton noch Bugenhagen, noch Major, noch Cruciger u. s. w. können, weder durch Authorität, noch durch Vernunftschlüsse erhärten: daß die katholischen Theologen vor dritthalbhundert Jahren freyer predigen und schreiben durften, als sie heutzutag, und in alle Ewigkeit, so lange sie katholisch sind, predigen und schreiben dürfen. Nichts desto weniger wollen wir vernehmen, was uns der erste und wichtigste dieser Gewährsmänner zu sagen hat.

„Vor

Vor allem aber ſoll uns Melanchton die Sache erklären: „Was ihm ſein Freund Camerarius in „Anſehung des Erasmus für eine Warnung gebe, daß „er nicht mehr an dieſen ſchreiben ſolle, darin wolle „er ihm gehorchen. Denn du weißt, fährt er fort, „daß ich auch zuvor nicht ſonderlich um ſeine Freund„ſchaft mich beworben habe. Und ſieh doch, wie ſcharf„ſichtig unſere Gegner ſind! dieſen lieben ſie noch, der „in ſeinen Büchern Saamen zu vielen Lehrſätzen aus„geſtreut hat, die vielleicht weit ärgern Lärmen mit „der Zeit würden erreget haben, wenn Luther nicht „aufgeſtanden wäre, und das Streben der Menſchen „anderwärts hingelenkt hätte. Jene ganze Tragödie „vom Abendmahl des Herrn kann als von ihm entſprun„gen angeſehen werden. Wie nicht u geneigt ſcheint „er an manchen Orten dem Arius und ſeiner Parthey „zu ſeyn, die wir hier auf das ſtandhafteſte verwerfen? „Was findet man doch wohl in ſeinen Schriften über „die Rechtfertigung, oder das Recht der Obrigkeiten, „das eines chriſtlichen Mannes ſehr würdig wäre?“

Und damit ſoll Melanchton bezeugen: daß manche Theologen wenigſtens einige Jahrhunderte eher würden gethan haben, was die neueren Reformatoren unter den Proteſtanten thun, wenn Luther nicht dazwiſchen gekommen wäre? Melanchton meynt: „Erasmus „habe in ſeinen Büchern Saamen zu vielen Lehrſätzen „ausgeſtreut, die vielleicht weit ärgeren Lärmen mit

„der

„der Zeit erregt haben würden, wenn Luther nicht auf„gestanden wäre.„ Herr Schmidt findet in jenem Sas men zu Lehrsätzen, und in dessen Folge dem argen Lärmen, die Bemühungen der neuern Protestanten und ihrem Erfolg! — Jene Lehrsätze würden weit ärgeren Lärmen erregt haben, heißt nach Herrn Schmidts Umschreibung: „Manche, die Geschmack daran fanden, „würden sich nicht gesäumt haben, mit der Sprache „herauszugehen „ Als ob es nach Melanchtons Sinne nicht auch heissen könnte, heissen müßte: Viele, (die ganze Hierarchie) die keinen Geschmack daran fanden, würden nicht gesäumt haben, mit der Sprache (und mit noch etwas nachdrücklichern als Sprache) herauszuarbeiten?

An einem andern Orte schreibt Melanchton: „Ich „weiß was für Meynungen, was für schädliche Lehrsätze einige bey sich nähren, um sie gelegenheitlich an „des Tages Licht bringen zu können.„ — Luther, Melanchton, Bugenhagen, Major und Cruciger schreiben an die Schmalkaldischen Bundsverwandten unter andern: „Nun bleiben allweg fürwitzige böse Ingenia, „und wo die Fürsten und Städte nicht zusammengehalten, so hätten dieselben frevelen Leute mehr Raum „und Freyheit gehabt. Und ist nicht Zweifel, wo dieselbe (Einigkeit (der Bund) getrennet würde, da würde ein grausam Ausreissen mit mancherley Opinion und Sekt. Denn es ist kein Zweifel, so bald „die jetzige Einigkeit zertrennt wird, so werden neue „Sek-

„Sekten und Opiniones mit Haufen folgen, welches „weise christliche Regenten billig, so lange immer mög„lich, verhüten sollen.„ Und unter diesen schädlichen Lehrsätzen dem grausamen Ausreissen freveler Leute in mancherley Opinion und Sekt, will Herr Schmidt die um einige Jahrhunderte durch Luthern verspätete Verdienste der heutigen Protestanten um Religion und Theologie verstanden wissen! — wir wollen ihn weiter hören.

„Das Luther diese Ketzereyen, Sekten und Opinio„nen, und wenn man will, auch den Deismus selbst, „der ganz gewiß sich früher würde eingefunden haben, „zurückgehalten, und vielleicht einen Bruch in der Fort„schreitung menschlicher Ideen gemacht, dergleichen „wenige in der Geschichte vorkommen, hat allerdings „seine Richtigkeit. Das man aber Luthern deswegen „Dank haben müsse, mögen die neuern Reformatoren „unter den Protestanten beurtheilen. So gewis es „einerseits ist, daß man mit dem Fortschritte der Wis„senschaften auch neue Bewahrungsmittel dagegen (wo„gegen? —) gefunden haben würde, so sehr muß „man sich auf der andern Seite wundern, daß diese „nun glauben, Luther habe ihnen die Bahn zu ihren „Unternehmungen gebrochen; gerade als wenn jemand, „der den Berg schon halb erstiegen, dann wieder herab „geht, und auf der andern Seite, wo er glaubt einige Unbequemlichkeiten weniger zu finden, hinan klet„tert, dadurch glaubte sich seinem Ziele genähert zu „haben,

„haben, wenn er auch ein Menschenalter, und mehr „Zeit darüber versaumt.„ Welche Behauptungen! und aus welchen Vordersätzen!

Zugegeben, daß Luther viele Ketzereyen, Sekten und Opinionen zurückgehalten habe; hat es darum schon, mit dem Bruche, den er in die Fortschreitung menschlicher Ideen gemacht haben soll, auch seine Richtigkeit? Den Ausbruch von Ketzereyen und Sekten verhinderen, soll doch wohl nicht eben so viel bedeuten, als die Fortschritte des menschlichen Geistes aufhalten? Es giebt keine wirksamern Mittel Ketzereyen und Sekten zuvorzukommen, und sie in ihrer Geburt zu ersticken, als Toleranz und Aufklärung; und dennoch sind sie zugleich die einzigen, welche die Vorschritte des menschlichen Geistes im Ganzen befördern. Allein wir wollen es hier mit den Worten nicht so genau nehmen; und die erwähnten Ketzereyen, Sekten und Opinionen, die Luther zurückgehalten haben soll, sollen wirklich Anstrengungen des menschlichen Geistes bezeichnen, die mit den Bemühungen der heutigen Protestantischen Reformatoren sehr viel ähnliches haben. Nach dieser Voraussetzung behaupten wir, daß man Luthern eben für das Zurückhalten dieser Anstrengungen Dank haben müsse, und daß er damit wirklich einen Bruch in der Fortschreitung menschlicher Ideen verhindert habe.

Wir wollen einmal annehmen, ohne es je zu behaupten, Luther und seine Mitarbeiter hätten den ihrer

nicht

nicht unwürdigen Gedanken gefaßt, eine Revolution unter den religiöſen Begriffen, wie die Gegenwärtige, vorzubereiten; noch mehr! ſie hätten ſogar den Entwurf gemacht den neuren Reformatoren unter den Proteſtanten die Bahn zu brechen. Bey der Hinwegräumung herrſchender Irrthümer, die doch wohl in ihren Plan gehört haben würde, wäre es nichts weniger als gleichgültig geweſen, wo der Anfang gemacht werden ſollte. Geſetzt nun, ſie hätten die Charte dieſer Irrthümer vor Augen gehabt, und einen darunter entdeckt, welcher der zureichende Grund von der Entſtehung der meiſten, und von der Fortdauer aller übrigen geweſen wäre. Was hätten ſie thun müſſen? und was haben ſie wirklich — ſey es auch als blinde Werkzeuge der Vorſehung — gethan?

Es lag am Tage, daß die meiſten religiöſen Irrthümer ihrer Zeitgenoſſen aufs bloſſe Wort der Unfehlbaren angenommen waren, und daß man keinem einzigen derſelben beykommen konnte, ſo lange jenes Wort ſein Anſehen behielt. Man denke ſich den Gebrauch der Vernunft in Religionsſachen von einer Korporation in Beſchlag genommen, die nie ausſtirbt, und ihn nie wieder herausgeben kann, ohne ihre Reichthümer, ihre Gewalt, ihr überirrdiſches Anſehen mit einem male fahren zu laſſen; ein Tribunal das von der Vernunft keine Geſetze annehmen darf, und der Vernunft Geſetze vorſchreibt; einen dicken Codex um

zähliger, unter dem Namen von Glaubensartikeln gefällter, unwiderruflicher Urtheile gegen den Gebrauch des Verstandes, und das Tribunal im Besitze nach Willkühr eben so viele neue zu fällen; ein System endlich, das allenthalben wo es angenommen ist, herrschen muß, und nach dem richtigsten Urtheile der Vernunft selbst, jeden Zweifel am Glaubensartikel zur Sünde wieder den heiligen Geist, die gefundene Wahrheit zur Ketzerey, die Uebereinstimmung denkender Köpfe zur Sekte, die Volksaufklärung endlich zum Sturz der Religion, zur Beeinträchtigung aller Moral, und zum Verbrechen der beleidigten Menschheit macht! Es war wenigstens die Schuld dieses Systemes nicht, daß ihm zum Trotze die menschliche Vernunft auch selbst bey seinen Anhängern, so weit über die Stelle hinaus kam, wo sie sich in den Zeiten befand, da die Glaubens-Despoten Alles in Allem waren, da für sie, und sie allein der Bürger arbeitete, der Gelehrte predigte und schrieb, und der Ritter sein Schwerdt führte. Es ist freylich unter andern ein gewisses Etwas in der menschlichen Natur, das diesem Systeme viel Abbruch thut, und immer thun wird; jenes Etwas, das den Götzen räuchert, und ihn darauf ins Feuer wirft, dem Popen prügelt, und dann vor ihm niederfällt, den Papste den Pantoffel küßt, und ihm dabey ins Gesicht lacht; welches macht, daß auch der eifrigste Katholik heyrathet, ungeachtet er glaubt, daß derjenige verflucht ist, der sich beygehen

läßt

Zweyte Scene.

Travers zu den Vorigen.

Northumberland.

Nun, Travers, was für gute Zeitungen bringt ihr mit?

Travers.

Gnädiger Herr, Sir John Umfrevil bewog mich durch die erfreulichen Neuigkeiten die er ankündigte, zurük zu kehren, und weil er beſſer beritten war, kam er mir zuvor. Allein nach ihm kam ein andrer Ritter in vollem Galop angerennt, der, ſelbſt ganz auſſer Athem, bey mir ſtill hielt, ſein blutendes Pferd verſchnauben zu laſſen; er fragte mich, wo der Weg nach Cheſter gienge; ich erkundigte mich bey ihm nach Neuigkeiten von Schrewsbury, und da ſagt' er mir, es ſey unglüklich für die Rebellion ausgefallen, und der junge Hot-Spur ſey erſchlagen; und mit dieſem ſtieß er ſeinen armen keuchenden Klepper in die Rippen, und rannte, ohne auf meine fernere Fragen zu warten, ſo häufig davon, daß er den Weg zu verſchlingen ſchien.

Northumberland.

He! Sag es noch einmal! Sagte er, es ſey unglüklich für die Rebellion ausgefallen, und der junge Hot-Spur ſey erſchlagen?

Bardolph.

Milord, ich ſag' euch, wenn euer Sohn den Sieg

nicht

läßt zu ſagen: die Ehe ſey beſſer als der eheloſe Stand — und woraus man ſich erklären kann, wie es zu geht, daß man dort, wo das Concilium von Trident den Staatsgeſetzen einverleibt iſt, und der weltliche Arm deſſen Schlüſſe mit aller ſeiner Macht durchſetzt, dieß Concilium und ſeine Glaubensartikel nicht bloß mit gelehrten Waffen angreift, ſondern dem Spotte des leſenden Pöbels durch den Schreibenden Preis giebt. — Allein ſo lange die unfehlbare Kirche beweiſen kan, daß dieſes Etwas — Inconſequenz iſt: ſo lange hat ſie auſſer dem Beſitzſtande, auch noch Vernunft und Recht auf ihrer Seite, und damit immer gewonnenes Spiel. Sie kann gedrückt, aber nicht unterdrückt werden. Ein heftiger Kopfſchmerz, und Voltaire läßt ſeinen Kapuziner rufen; ein Gewiſſensſcrupel einer Maintenon, und das Edikt von Nantes wird aufgehoben; eine Erſcheinung im Traum, und die Inquiſition wird in Spanien wieder eingeführt; ein Recept von einem Doktor S**, und man übergiebt bald darauf die National-Erziehung den Mönchen wieder, viſitirt die Büchерſchränke dem Akademiker, und beſtraft die Leſung des teutſchen Zuſchauers mit Abſetzung und Gefängniß u. ſ. w. Die Hierarchie kann allerdings die Kette, an der ſie die Vernunft ihrer Anhänger gefangen hält, gezwungen oder freywillig verlängern; und da ſtimmt man Triumpf-Lieder über gedemüthigtes Papſtthum, geſtürzte Mönchерey, errungene Denkfreyheit an; wirft auch wohl manchen mitleidigen Seitenblick auf die

ſymboliſchen Bücher der Proteſtanten, und ihre Religion, welche traurige Menſchen macht, und kann nicht begreifen was ſie an Freyheit vor dem geläuterten Katholicismus voraus haben ſollten. Allein die Kette bleibt indeſſen immer in den Händen ihrer vorigen Beſitzer. Der römiſche Glaubensmonarch erweitert die Bevollmächtigung ſeiner Satrapen, und übt ſeine Machtvollkommenheit theils unentgeltlich, theils gegen einen kleineren Tribut aus; und man glaubt, er habe nachgeben müſſen. Seine Mönchstruppen werden auf eine kleinere Zahl heruntergeſetzt, erhalten eine beſſere Erziehung; und daher auch mehr Brauchbarkeit für ihn. Sie werden nicht mehr unmittelbar aus ſeiner Hauptſtadt, ſondern in ihren Standquartieren, und folglich beſſer regiert. Sie werden aus ihrer bisherigen Unthätigkeit hervorgezogen, und an die ordentliche Seelſorge berufen; und Rom ſieht in allem dieſem ſeine Wünſche übertroffen. Weiſe Verordnungen reinigen die Auſſenſeite des Gottesdienſtes von Ungereimtheiten, die gegenwärtig zu ſehr in die Augen fielen, und ſchaffen Misbräuche ab, die der Kleriſey ſelbſt am meiſten in Wege ſtehen mußten, und die ſie vielleicht ſelbſt gerne abgeſchaft haben würde, wenn ſie nicht ihr eigenes Werk geweſen wären. Die Broſchürenſchreiber lachen und ſpotten den Pöbel von veralteten, zur Zeit gänzlich unbrauchbaren mönchiſchen Alfanzereyen zurück, und erſparen dadurch den Predigern die Demüthigung, es ſelbſt thun zu müſſen. — Die Erfahrung ſtimmt

hier

hier vollkommen mit den aus der Natur einer unfehlbaren und alleinſeeligmachenden Kirche gezogenen Schlüſſen überein: daß jede Reformation, die den Grund des römiſchen Syſtemes ſtehen läßt, an dem Syſteme ſelbſt nichts verändern, ſondern ihm aufs höchſte nur mehr ſcheinbare Vernunftmäßigkeit, und äuſſerlichen Glanz geben könne; und daß bey dem, was man in katholiſchen Ländern Aufklärung nennt, vielleicht kein Stand mehr zu gewinnen habe, als der Geiſtliche, der aus ſeinem ſorgloſen Schlummer aufgeſchreckt, über ſeinen wahren Vortheil erleuchtet, und ſeine Maaßregeln dem Geſchmacke des Zeitalters anzupaſſen genöthiget wird. Und ſo wären dann die gewöhnlichen Kuren, die mit jenem Religionskörper vorgenommen werden, nichts mehr, und nichts weniger als Palliative, die das Uebel von den äuſſeren Theilen zurücktreiben, und im Inneren tiefere Wurzel ſchlagen laſſen.

Luthers Kurart war die entgegengeſetzte. Zugegeben daß er die Bemühungen der Erasmuſſe vereitelte, ſo that er damit was geſchehen mußte. Er zertrat die Phiolen ſchmerzſtillender, und einſchläfernder Elixiere, riß die zurücktreibenden Schönpflästerchen hinweg, und griff die Krankheit in ihrem Hauptſitze an. Es war ſeine Schuld nicht, daß es für die eine Hälfte der Chriſtenheit erſt ausgemacht werden mußte, ob die Vernunft in Religionsſachen freyen Gebrauch haben dürfe, und müſſe, oder nicht; aber ſein Verdienſt war es, daß es ausgemacht wurde. Damit hat er, den

Bemühungen der heutigen Protestanten die Bahn gebrochen, und bewürkt, daß die Bestreitung religiöser Irrthümer in der protestantischen Kirche nichts weniger als Inkonsequenz ist; bewürkt, daß kein kanonisirtes Vorurtheil vor dem Richterstuhle der Vernunft sicher ist; bewürkt, daß die protestantische Theologie mit dem Gange des menschlichen Geistes gleiche Schritte halten, und als Wissenschaft auftreten kann, indessen die Katholische ewig Mythologie bleiben muß.

„Man vergleiche immerhin, wie Hr. Schmidt vor„schlägt, des Erasmus Schriften, mit Luthers, und „sehe von welchen der Uebergang leichter gewesen wä„re, zwischen welchen mehr Einstimmigkeit mit denen „der heutigen Verbesserer herrsche.„ In Luthers Schriften, war jeder Irrthum, den er auf bloße Authorität annahm ein Widerspruch mit seinen Grundsätzen, der sich aus eben diesen Grundsätzen widerlegen ließ, und folglich auch mit der Zeit sich unter seinen Nachfolgern verlieren mußte. In des Erasmus Schriften war jede Wahrheit, die er gegen das System seiner Kirche vorbrachte, ein Widerspruch mit der ersten Grundregel seiner Religion, der folglich überall, wo, und allezeit so lange diese Grundregel gilt, nothwendig abgewiesen werden mußte. Erasmus wollte Mönche Menschenverstand lehren, den sie als Mönche nicht brauchen konnten, und der manchem den schlimmen Dienst thun mußte, ihn zwar mit seinen Fesseln aber mit keinem Mittel der Rettung bekannt zu machen. Luther nahm ihnen vorerst die Fesseln ab, und

und ließ ſie Menſchenverſtand und Aufklärung ſelbſt aufſuchen. Erasmus bemühete ſich von dem ungeheuren Baume, welcher der Vernunft im Lichte ſtand, einige Zweige abzulöſen; von den unzähligen einige, die ihm nahe genug waren, auch wohl kein unbedeutendes Stück Arbeit abgegeben haben würden, wenn es nicht die Natur des Baumes ſo mit ſich gebracht hätte, daß ſie augenblicklich wieder nachwachſen müßten. Luther verſchmähte dieſes, und ſezte ſeine Axt an die Wurzeln; hatte aber, wie natürlich war, damit ſo viel zu thun, daß er das Zerſtücken und Wegſchaffen des gefällten Baumes ſeinen Nachfolgern überlaſſen mußte, die es ihm nun verdanken, daß ſie in dürrem Holze arbeiten. Herr Schmidt vergleicht die neuſten Bemühungen dieſer Leztern, mit denen des Erasmus; ſieht beyde Theile mit Abhauung der Zweige beſchäftiget, und findet folglich zwiſchen ihnen und Erasmus mehr Einſtimmigkeit als zwiſchen ihnen und Luthern. Daraus konnte er nun ſehr richtig ſchlieſſen, daß man vor einigen Jahrhunderten ohne Luthers Dazwiſchenkunft etwas gethan haben würde, was man heutzutage thut, und daß die Zweige, an denen Erasmus und ſein Anhang arbeiteten, und ihr Schatten, ſo lange ſtehen bleiben mußten, als Luther und die Seinigen mit dem Hauptſtamme beſchäftigt waren. Aber wenn wir ihm glauben ſollen, Luther verdiene keinen Dank dafür, daß er die allgemeine Aufmerkſamkeit von den Zweigen auf den Stamm lenkte, und das

fruchtloſe Beſchneiden der erſtern auf ſo lange einſtellte, bis der Letztere zu Boden lag: ſo muß er vorher beweiſen, daß das Blendwerk einiger vorübergehenden Lichtſtralen beſſer als die Mittagsſonne zum Sehen tauge.

„Die Parthey des Erasmus„ fährt Hr. Schmidt weiter fort, „die gleichweit von dem Fanatismus, Mos„nachismus, und geiſtlicher Despotie entfernt war, „wurde von beyden Theilen anfangs geneckt, alsdann „mit Gewalt unterdrückt; ſcheint ſich aber dafür nun „an beyden obgleich unter einem andern Namen (denn „Haupt einer Parthey ſeyn zu wollen war ohnehin des „Mannes Sache nicht) rächen zu wollen.„ Wir werden hier eben zur gelegenſten Zeit daran erinnert, daß die Parthey des Erasmus, von den beyden andern, nämlich von der Aechtkatholiſchen, und der Proteſtantiſchen unterdrückt wurde. Dieß war gerade das Schickſal welches ihr nicht nur nach dem gewöhnlichen Gange menſchlicher Dinge, ſondern von Rechtswegen, begegnen mußte. Eine Parthey, die zwey ſo widerſprechende Dinge, als da ſind: Unfehlbarkeit eines Glaubenstribunals, und freyen Vernunftgebrauch in Religionsſachen zu vereinigen ſtrebte, mußte es eben ſo ſehr mit den Proteſtanten und Katholiken zugleich verderben, als ſie es mit der Vernunft und dem blinden Glauben verdarb. Unbegreiflich iſt es uns, wie der Hr. Verf. das Aufkommen dieſer Parthey als möglich vorausſetzen konnte, wenn Luther nicht dazwiſchen gekommen

wäre,

wäre, da doch die Kräfte der Katholiſchen, mit der ſie es in jenem Falle allein aufzunehmen gehabt hätte, genau ſo ſtark geweſen wären, als die Kräfte der beyden Partheyen zuſammengenommen, unter deren Drucke ſie wirklich erlag. Sie hebt nun wieder unter den katholiſchen Reformatoren ihr Haupt allgemach empor, fängt an den Monachismus und Proteſtantismus zugleich zu necken, und ſcheint ſich ſofort an beyden Theilen rächen zu wollen. Aber wie geſagt, unter den neueren Katholiſchen Reformatoren! Unter den Proteſtantiſchen ſucht der Herr Verf. den Erasmus und ſeine Parthey, unter ihrem eigenen oder unter einem andern Namen, umſonſt. Der Umſtand, daß die Letztern Katholiken waren, und die Erſtern Proteſtanten ſind, und der ſich hieraus ergebende Unterſchied iſt überhaupt ſo unbeträchtlich nicht, als er in der Morgendämmerung der allgemeinen Toleranz gleichgültigen Beobachtern vorkommen mag. Im gegenwärtigen Falle aber iſt er ſchlechterdings entſcheidend. Er betrift hier nichts geringeres, als die Form der Aufklärung in Religionsſachen, mit welcher ſich beyde Partheyen beſchäftigen, und wovon die Wahrheiten, die ſie behandeln, nur die Materie ſind. Geſezt nun auch daß Erasmus, und die Seinigen mit den neuern proteſtantiſchen Reformatoren einerley Waaren geliefert hätten; ſo iſt es doch einleuchtend genug, daß die einen auf dem Gebiethe deſſen Unterthanen ſie waren, Schleichhandel trieben, und wie Schleichhändler zu Werke gehen mußten: indeſſen

die andern rechtmäßige Kaufleute sind, die von jeher den Ersten Grundsatz ihrer Staats-Verfassung auf ihrer Seite hatten; und daß daher auch der Erfolg ihrer beyderseitigen Bemühungen für ihre Religionspartheyen im Ganzen ungefähr das seyn müsse, was die Würkung des öffentlichen, und des Schleichhandels für den politischen Zustand einer Nation ist.

„Wie erstaunt (ruft Hr. Schmidt in der Folge) „würde Luther seyn, wenn er das, was itzt von sei„nen eigenen Lehrlingen betrieben wird, zu Gesicht „bekäme! Eine Frage wäre es, ob er nicht auf den „Gedanken gerathen würde, daß nun das Urtheil in „Erfüllung käme, welches er sich auf den Reichstage „zu Worms mit Gamaliels Worten selbst gesprochen, „daß nämlich sein Werk, wenn es nicht aus Gott sey, „von selbst zergehen würde. Einen noch wunderlichern „Auftritt würde es abgeben, wenn man den Flacius „Illyrikus oder einen andern erzorthodoxen Fanatiker „zum Leben rufen könnte." — Wie gar nichts würde Luthers Erstaunen gegen die neueren Verbesserer und gegen die Reformation überhaupt beweisen? Selbst die Katholischen Theologen würden seine Lehrlinge gegen dieses Erstaunen in Schutz nehmen, und Luthern bis zur höchsten Augenscheinlichkeit darthun, daß auch die kühnsten Unternehmungen derselben nichts als der Gebrauch der Freyheit sind, die er sich selbst genommen, gelehrt, und für alle seine Nachfolger behaup-

tet

tet hat. Wir wollen nicht unterſuchen, ob er die Vorſchritte die der Geiſt der Seinigen auf der von ihm gebrochenen Bahn in Dritthalbhundert Jahren zurückgelegt hat, einholen könnte, oder nicht. Aber gewiß iſt es, daß er im erſteren Falle ſich ſelbſt zu beſcheiden wiſſen, an ſeinem Werke das Weſentliche vom Zufälligen abſondern, und Gott und der Vernunft danken würde, die es veranſtaltet haben, daß nur allein dasjenige von ſeinem Werke, was aus Gott war, ewig dauren könne. Mit den wunderlichen Auftritten eines Flacius Illyricus wollen wir unſren Leſern nicht die Zeit verderben.

„Allein," wirft ſich Hr. Schmidt ſelbſt ein, „wäre nicht etwa mehr Lärmen aus dergleichen Neuerungen. (des Erasmus und Conſorten) als jenen des „Luthers erfolgt? Melanchthon ſelbſt ſagt nur, vielleicht: er hätte auch ſagen dürfen: gar nicht; theils „weil man ſich eben ſo würde gehütet haben, wie Erasmus es that, und die ſeinem Beyſpiele folgenden neuren Reformatoren es wirklich thun, den Pöbel mit „hineinzuziehen; theils weil die Materien an ſich nicht „gemacht waren, die Abendländer, beſonders die phlegmatiſchen Teutſchen in Gährung zu bringen." Wir zweifeln ſehr, ob dieſer Einwurf dem H. V. von irgend einem ſachkundigen Freunde der Reformation wäre gemacht worden. Wir wenigſtens ſind unſrerſeits vollkommen überzeugt, daß aus den Neuerungen des Erasmus und ſeiner Parthey kein größerer Lärmen, als aus

Luthers

Luthers, erfolgt wäre. Wir ſind daher auch mit dem H. Verf. vollkommen einerley Meynung; wie wohl aus verſchiedenen Gründen. Die Trennung ganzer Nationen von der Bothmäßigkeit der Hierarchie mußte nothwendig mehr Lärmen machen, als die Empörung der geſunden Vernunft einiger Unterthanen, die darum noch immer in ihrer Gewalt blieben, und leicht genug zu Paaren getrieben werden konnten. Auf dem Felſen ſeiner Unfehlbarkeit feſtgegründet, würde der Katholicismus den ohnmächtigen Angriffen getrohet, und entweder durch einige Autosda;fee Stillſchweigen gebothen, oder wenn es politiſche Rückſichten nicht anders erlaubt hätten, die unſchuldigen Inkonſequenzen ſeiner übrigens getreuen Anhänger tolerirt, einige ſeiner entbehrlichen Beſitzungen der Laune des Zeitalters Preis gegeben, und allenfalls ſeine Auſſenſeite durch dem weltlichen Arm haben ſäubern laſſen. Auf dieſe Art wäre alles ohne vielen Lärm abgelaufen; den aber ſonſt die Umſtände, die von Hrn. S. angegeben werden, keineswegs hätten verhindern können. Denn zugegeben auch, daß die Schriften des Erasmus und ſeiner Parthey dem katholiſchen Layen-Pöbel unzugänglich geweſen wären (und ihm folglich weder hätten nützen noch ſchaden können) ſo iſt es doch unläugbar, daß ſie es mit dem weit gefährlicheren, rüſtigeren und unverſöhnlicheren theologiſchen Pöbel aufzunehmen gehabt hätten; und zwar in Angelegenheiten, in welchen dieſer von ſeinen Zunftgenoſſen aus allen übrigen Ständen als Geſetzgeber

nicht erhalten hat, ſo will ich, auf meine Ehre, meine Baronie für einen ſeidenen Spiz geben. Verlaßt euch darauf.

Northumberland.

Warum ſagte dann der Edelmann, der bey Travers vorbey ritt, gerad das Gegentheil?

Bardolph.

Er? Das war irgend ein elender Kerl, der das Pferd geſtohlen hatte, worauf er ritt, und, bey meinem Leben, es nur ſo auf Gerathwohl hinſagte. Seht, hier kommen mehr Zeitungen.

Dritte Scene.

Morton zu den Vorigen.

O dieſes Manns Stirne kündigt wie ein Titelblatt einen tragiſchen Inhalt an; ſo ſieht der Strand aus, auf dem die gewaltthätige Fluth Zeugniſſe ihrer zerſtörenden Wuth gelaſſen hat. Sprich, Morton, kommſt du von Schrewsbury?

Morton.

Ich bin von Schrewsbury hieher gerennt, Milord, wo der verhaßte Tod ſeine ſcheußlichſte Maske umgethan hat, unſre Parthey zu ſchreken.

Northumberland.

Was macht mein Sohn und mein Bruder? -- Du

geber und Schiedsrichter anerkannt wird. Aller Vorsicht der alten katholischen Reformatoren zum Trotze, hätte also auch der Layen-Pöbel, durch den Heiligen mithineingezogen werden können, freylich nicht, um an der Reformation, aber desto mehr um an dem Lärmen Theil zu nehmen. Die streitigen Materien möchten an sich beschaffen gewesen seyn wie sie wollten, so hätte doch kaum etwas Vernünftiges darüber gesagt werden können, ohne in irgend eine von dem Glaubenstribunale gebrandmarkte Ketzerey zu verfallen; und dies wäre genug gewesen, um beyde Pöbel zu empören. Es ist unnöthig, bis zur Geschichte der europäischen Kreuzzüge zurückzugehen; wir dürfen uns nur auf das Jahrhundert unmittelbar vor Luthern, ja vielleicht auch auf manche Thatsache aus dem Gegenwärtigen berufen, um Hrn. Schmidt zu Gemüthe zu führen, wie wenig das Phlegma der Abendländer und insbesondere das Teutsche gegen den Greuel der Ketzerey aushielt.

Endlich scheint sich unser Hr. Verf. genöthiget zu sehen, über die Hauptsache ein Wörtchen fallen zu lassen. Er hat nun leider! den Handel der Reformation so eingeleitet, daß ihm ihr allgemein anerkanntes, grosses, und beynahe einziges Verdienst um die Menschheit als ein Hinderniß im Wege liegen mußte; daß er es nur als einen Einwurf behandeln, nur flüchtig berühren durfte, oder vielmehr durch eine gewaltsame Ausbeugung vorüber zu gehen gezwungen war. Wir

sind

ſind überzeugt, daß die wenigſten unſerer Leſer das folgende ohne eine gewiſſe peinliche Empfindung werden leſen können, und daß ſich faſt jeder aufrichtige Verehrer des verdienſtvollen Verfaſſers mit uns in dem Wunſche vereinigen wird, wo nicht die beyden Kapitel, doch wenigſtens dieſen Abſatz, als einen zu ſehr in die Augen fallenden Flecken, aus dem vortreflichen Werke vertilgt zu wiſſen.

„Wenigſtens haben aber die Proteſtanten keinen „Pabſt, oder den Ausſpruch einer unfehlbaren Kirche, „und überhaupt keine den Geiſt niederdrückende, und „einſchränkende Hierarchie zu beſorgen.„ Dieß iſt es alles was Hr. Schmidt von der Hauptfolge der Reformation, und dem Weſen des Proteſtantismus zu ſagen für gut findet! Dieß iſt die ganze Würdigung des Stoffes, den er für die andere Wagſchaale aufbehalten hat, nachdem er in die Eine die Ströme Blutes, das Elend ganzer Millionen, die dreyßigjährigen Kriege u. ſ. w. gelegt hat! Dieß iſt der Bericht, den der Geſchichtſchreiber von Teutſchland der Nachwelt von einer der größten Wohlthaten abſtattet, welche die Menſchheit ſeiner Nation zu verdanken hat! Doch ihm gilt das Hauptverdienſt der Reformation nichts; und wir müſſen ſehen; warum?

„Allein, wie ſtark war nicht allemal, auch zur „Zeit, wo die Hierarchie am feſteſten ſtand, der Einfluß der Philoſophie, wenn ſie auch noch ſo ungereimt war,

„war, in die Erklärungsart der Dogmen, und ſelbſt „der Moral? Wie oft hat ſich dieſe unvermerkt geän„dert, wenn auch die nämlichen Ausdrücke, und eben „die Terminologie beybehalten worden? Sind aber „die Proteſtanten eben ſo frey als ſie ſcheinen, ſind „ihnen manche ihrer Obrigkeiten, oder auch manche „ihrer Halb- und Ganz-Gelehrten, und, was noch „ſchlimmer iſt, ihr Pöbel nicht fürchterlicher als ein „Papſt, ſo iſt ihr Betragen kaum zu erklären. Ein „den Pabſt für ſeinen Richter erkennender, und al„lenthalben mit Mönchen ſeinen und der Aufklärung „Erzfeinden umgebener Erasmus mußte wohl behut„ſam zu Werke gehen. Allein, wenn Wahrheit, oder „was dafür gehalten wird, auch unter frey ſich dün„kenden Chriſten nicht ungeſcheut auftreten darf: was „ſoll denn dieſe ſo ſehr geprieſene, dieſe auf Freundes „und Feindes Koſten ſo theuer erzwungene Freyheit „bedeuten?„

Hier wird alſo in vollem Ernſte dem Einfluſſe der Revolution, welche die eine Hälfte der chriſtlichen Welt von dem Joche einer unfehlbaren, und wie es in der angeführten Stelle ſelbſt heißt, den Geiſt niederdrückenden und einſchränkenden Hierarchie befreyt hat — der Einfluß der Philoſophie — auf den Katholicismus, und zwar auf die Theologie des Katholicismus entgegengeſetzt, und ſogar der Einfluß dieſer Philoſophie, wenn ſie auch noch ſo ungereimt war, und zu den Zeiten, wo die Hierarchie am feſteſten ſtand! —

Wie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20615 / 384

Wie doch Hr. Schmidt hier vergeſſen konnte, daß es auch einen Einfluß des Katholismus auf die Philoſophie der Katholiken *) gebe, und daß dieſer in unſern Tagen ſo ganz kein Geheimniß mehr iſt! Wenn er uns nur die Möglichkeit gezeigt hätte, wie ſich Philoſophie und Glauben an die Unfehlbaren vereinigen laſſen, ohne, daß die Erſte ungereimt, oder der zweyte nichts mehr als eine Maske werde, die zwar einzelnen Menſchen, aber keiner ganzen Nation brauchbar ſeyn kann! Wenn er uns nur die Dogmen genannt hätte, die, bey ihrer unvermerkten Aenderung durch die Scholaſtik, weniger, und nicht im Gegentheile noch mehr vernunftwidrig geworden wären! nur eine einzige dogmatiſche Formel der katholiſchen Theologie, die in den allerneuſten Vorleſebüchern einen weniger unbegreiflichen Sinn erhalten hätte! Wenn er nur dargethan hätte, daß ſich durch den Einfluß dieſer Philoſophie die Zahl der Glaubensartikel nicht von Zeit zu Zeit vermehrt, ihre Beſchaffenheit ſich nicht immer mehr der Prüfung der Vernunft entzogen, und die Krankheit unheilbarer gemacht hätte! Wenn er uns doch endlich auch das Verzeichniß der Katholiſchen Philoſophen geliefert hätte, um es gegen das der Proteſtantiſchen zu halten, und uns deſto augenſcheinlicher von der Größe und Beſchaffenheit des Einfluſſes zu überzeugen, den die Philoſophie auf den Katholismus und den Proteſtantismus hatte,

*) C. P. Storchenaus Philoſophie der Religion.

hatte, und der, wenn die Hierarchie hier nichts zur Sache thun sollte, auf beyden Seiten gleich seyn müßte!

Die Natur der Sache wenigstens und der logische Ideengang scheinen es nicht gewesen zu seyn, was den Hrn. Verf. auf die Stelle brachte: Sind aber die Protestanten eben so frey, als sie es scheinen wollen u. s. w. Die Rede war im Einwurfe von der Freyheit, welche die Protestanten durch ihre Trennung vom Papstthum wirklich gewonnen oder nicht gewonnen haben; keineswegs aber von gewissen Uebertreibungen, die diese Freyheit gröser angeben als sie wirklich seyn mag; von der Sache, nicht von einer Meynung. Nun läßt Herr Schmidt die Sache fallen, um von der Meynung zu sagen, was er allem Ansehen nach wünscht, daß man von der Sache denken solle; spricht von einem Scheine der Freyheit, den sich die Protestanten zu geben suchten, und schweigt von der Freyheit selbst; ersiens, in wie ferne sie eine nothwendige Folge des wesentlichen, und allgemein anerkannten Grundsatzes des Protestantismus ist; zweytens, in wie ferne sie sich durch die praktische Anwendung dieses Grundsatzes in der Geschichte der vergangnen und gegenwärtigen Zeit wirklich äussert. In der ersten Rücksicht hätte er gestehen müssen, daß die Protestanten mehr frey sind, als sie scheinen wollen und können. Nach ihrem Hauptgrundsatze, der die Vernunft zum obersten Richter des Bibelsinnes und

in Religionssachen überhaupt erklärt, ist ihre Freyheit durch nichts als die Vernunft, die Quelle der Freyheit selbst, eingeschränkt. Wer die Gränzenlosigkeit dieser Freyheit blos spekulativ nennt, der hat damit dem Verdienste der Reformation so lange nichts benommen, bis er nicht erwiesen hat, daß es der Menschheit einerley sey, welche Grundsätze bey ganzen Nationen die herrschenden sind. Dadurch, daß die Protestanten ihre Vernunft für unabhängig erklärten, konnten sie freylich nicht (wie es der Hr. Verf. zu fordern scheint) allen ihren Obrigkeiten, ihren Halb- und Ganz-Gelehrten, und noch viel weniger ihrem Pöbel, mehr Verstand geben, als diesem aus der Hand der Natur zugemessen wurde. Aber sie haben es, so viel an ihnen lag, Allen möglich gemacht, diesen Verstand nach Maaßgabe seiner Kräfte zu gebrauchen. Sie haben also nichts zu fürchten, als die natürlichen Schranken des gemeinen Verstandes, vermöge welcher die Anwendung auch allgemein anerkannter Wahrheiten nicht einmal bey einzelnen Personen, viel weniger bey einem ganzen Volke, zugleich mit der Anerkennung der Wahrheit daseyn kann, sondern der Hülfe der Zeit bedarf. Allein diese natürlichen Schranken sind doch wohl nicht fürchterlicher geworden, seitdem man sie von den unnatürlichen des blinden Glaubens auf Menschenwort, befreyt hat? Die manchen Obrigkeiten der Protestanten, ihre Halb- und Ganz-Gelehrten und ihr Pöbel, bey denen die Wahrheit

nicht

nicht ungescheut auftreten darf, denen man aber zur Noth den Widerspruch ihres Betragens mit ihren Grundsätzen zeigen kann, sind doch wohl nicht fürchterlicher, als die Hierarchie, und ihre Geschwornen, die sich selbst eines ähnlichen Widerspruches beschuldigen müßten, wenn sie die Wahrheit ungescheut auftreten liessen.

Es ist hier der Ort nicht, umständlich aus einander zu setzen, wie weit es ungefähr die Protestanten in dem wirklichen Gebrauche ihrer Freyheit gebracht haben. Wer ihnen den Vorsprung in wissenschaftlicher und populärer Aufklärung, den sie vor den Katholiken gemacht zu haben glauben, eingesteht, der begreift auch, daß ihre Freyheit auf ihre Glaubensgenossen überhaupt mehr Einfluß gehabt haben müsse, als die Philosophie auf ihre Glaubensgegner. Den Mann aber, „der unter den Protestanten nicht ein„mal so viel Freyheit ungescheut auftreten sah, um „sich erklären zu können, was ihre so sehr gepriesene „auf Freundes und Feindes Kosten so theuer errungene Freyheit zu bedeuten habe" — müssen wir schlechterdings seinen Ueberzeugungen überlassen.

Sollten sich unter unsren Lesern welche befinden, die es ebenfalls nicht begreiffen könnten, wie es zugehe, daß die Protestanten, ungeachtet sie sich über dritthalbhundert Jahre im Besitz ihrer Freyheit befinden, dennoch im Gebrauche derselben noch keine beträchtliche

licheren Fortschritte gethan haben, als sie würklich aufweisen können: — so belieben sie zu bedenken, daß das ganze menschliche Geschlecht sich noch weit länger als dreythalbhundert Jahre des Besitzes der Vernunft zu erfreuen habe, ohne daß es darum die Menschen überhaupt in dem Gebrauche der Vernunft weiter gebracht hätten, als die Protestanten in dem Gebrauch ihrer Freyheit. Wenigstens würde man der Menschheit den ersten und edelsten ihrer Vorzüge noch lange nicht abgestritten glauben, wenn man bey einem ihrer Geschichtschreiber folgendes gelesen hätte: „Sind aber „auch die Menschen so vernünftig als sie es scheinen „wollen; sind ihnen ihre herrschenden Irrthümer, ihre „schulgerechten Vorurtheile, und was noch schlimmer „ist, ihre Leidenschaften, nicht noch weit gefährlicher, „als thierischer Instinkt, so ist ihr Betragen kaum zu „erklären. Ein diesem Instinkte als seinem einzigen „Führer folgendes, von seinem Erzfeinde dem Hunger „getriebenes Raubthier, muß wohl oft gegen die allgemeinen Regeln der Billigkeit zu Werke gehen. Allein „wenn Gerechtigkeit und Mäßigung, oder was dafür „gehalten wird, auch unter vernünftig sich dünkenden „Gottesverehrern, nicht einmal die Beeinträchtigung „des fremden Eigenthums verhindern kann; was soll „denn diese so sehr gepriesene, auf unsre und unsrer „Halbbrüder der Thiere Kosten so theuer behauptete „Vernunft bedeuten?"

(Der Beschluß nächstens.)

II.

Die Bekehrung der barbariſchen Völker zum Chriſtenthum.

Ein Fragment von Gibbon.

Die Fortſchritte des Chriſtenthums wurden im Anfang des mittlern Zeitalters durch zwey glorreiche Siege bezeichnet: über die aufgeklärten und prachtliebenden Bürger des Römiſchen Reichs, und über die kriegeriſchen Barbaren von Scythien und Teutſchland, die das Reich umſtürzten und die Religion der Römer annahmen. Die Gothen waren die erſten dieſer wilden Proſelyten. Dieſe Nation war ihre Bekehrung einem Landsmann, oder doch wenigſtens einem Unterthan ſchuldig, der würdig iſt ſeinen Rang unter den Erfindern der nützlichen Künſte zu bekommen, die den Dank der Nachwelt verdient haben. Eine groſſe Menge römiſcher Provinzialen waren in die Gefangenſchaft von den gothiſchen Truppen geſchleppt worden, die Aſien zur Zeit des Gallienus verheerten; unter dieſen Gefangenen waren viele Chriſten, und verſchiedene derſelben gehörten zum Prieſterſtande. Dieſe als Sklaven in den Dörfern von Dacien zerſtreute unfreywillige Miſſionarien arbeiteten mit Eifer an der Seligkeit ihrer Herren. Der Saamen der Evangeliſchen Lehre

zitterſt? Die Bläſſe deiner Wangen verkündigt, was deine Zunge nicht ausſprechen kan. Eben ſo ein Mann, ſo bebend, ſo athemlos, ſo beſtürzt, ſo todt in ſeinem Blik, ſo troſtlos, zog in der Todesſtille der Nacht den Vorhang von Priams Bette, und wollt' ihm ſagen, ſein halbes Troja lige ſchon in Aſche; aber Priam fand das Feuer, eh der Mann ſeine Zunge fand, und ich meines Percy Tod, eh du ihn ankündigſt. Du wollteſt ſagen: Euer Sohn that diß und das, euer Bruder, diß; ſo focht der edle Dowglas; aber wenn du mein gieriges Ohr mit ihren kühnen Thaten vollgeſtopft gehabt hätteſt, dann würdeſt du alles dieſes Lob mit einem einzigen Seufzer weggeblaſen und damit beſchloſſen haben, daß mein Bruder, mein Sohn und alle geblieben ſeyen.

Morton.

Dowglas lebt, und euer Bruder auch noch; aber Milord euer Sohn --

Northumberland.

Nun, er iſt todt. Sieh, was für eine fertige Zunge der Argwohn hat? Wer das fürchtet, was er nicht wiſſen will, lieſt, wie durch Inſtinct, in andrer Augen, daß was er fürchtet geſchehen iſt. Aber, rede Morton; ſag dem Grafen von Northumberland, ſeine Ahnung lüge, und ich will dich reich für eine ſo angenehme Beleidigung machen.

Morton.

Eure Ahnung iſt nur allzurichtig.

den ſie ausſäeten, gieng nach und nach auf, und ehe noch ein Jahrhundert verfloß, war das fromme Werk bereits durch die Arbeiten des Ulphilas vollendet, deſſen Voreltern aus einer kleinen Stadt in Cappadocien bis jenſeits der Donau verſezt worden waren.

Ulphilas, der Biſchoff der Gothen, erlangt ihre Liebe und Ehrfurcht durch ein tadelloſes Leben und ſeinen unermüdeten Eifer; daher ſie von ihm mit blindem Zutrauen die Lehren der Wahrheit und der Tugend annahmen, die er predigte und ausübte. Er unternahm die ſchwere Arbeit die heilige Schrift in ihre Sprache zu überſetzen, die ein Dialect der Germaniſchen oder Teutoniſchen war; allein klüglich unterdrückte er die vier Bücher der Könige, um nicht dem wilden blutdürſtigen Geiſt der Barbaren Nahrung zu geben. Das rohe unvollkommene Idiom von Soldaten- und Schäfern, das ſo wenig geſchickt war, geiſtige Ideen auszudrücken, wurde durch ſein Genie verbeſſert und gemodelt. Ulphilas war genöthigt, ehe er ſeine Ueberſetzung anfangen konnte, ein neues Alphabet von vier und zwanzig Buchſtaben zu verfertigen; vier derſelben erfand er um gewiſſe eigne Töne auszudrücken, die ſowohl in der Griechiſchen als Römiſchen Ausſprache unbekannt waren. Allein der blühende Zuſtand der gothiſchen Kirche wurde bald durch Krieg und innerliche Unruhen geſtört, da die Heerführer ſowohl durch Religions-

Mey-

Meynungen als durch Privat-Intereſſe getheilt waren. Fritigern, ein Freund der Römer, wurde ein Proſelyt des Ulphilas, da hingegen die ſtolze Seele des Athalarich das Joch des Reichs ſowohl als des Evangeliums nicht ertragen wollte. Der Glaube der Neubekehrten wurde durch die Verfolgung geprüft, die er erregte. Ein groſſer Wagen, auf dem das plump geformte Bild Wodans in die Höhe gerichtet ſtand, wurde in feyerlicher Proceſſion durchs Lager geführt, und alle diejenigen, die ſich weigerten den Gott ihrer Väter anzubeten, wurden ſogleich mit ihren Zeltern und Familien verbrannt. Der vortreflische Charakter des Ulphilas verſchafte ihm die Achtung des orientaliſchen Hofes, an dem er zweymal als Miniſter des Friedens erſchien. Er ſtellte den Zuſtand der leidenden Gothen vor, die den Schutz des Kayſers Valens erflehten. Der Name Moſes wurde dieſem geiſtigen Führer beygelegt, der ſein Volk durch die tiefen Waſſer der Donau nach dem Lande der Verheiſſung führte. Die andächtigen Schäfer, die an ihm hiengen und ſeiner Stimme folgten, waren mit ihrem Wohnort an dem Fuſſe der Möſiſchen Gebürge zufrieden, in einem Lande voller Waldungen und Wieſen, wo ihre Heerden ſich wohl befanden, die ſie ſodann in den Stand ſetzten Korn und Wein von den mehr fruchtbaren Provinzen zu erkaufen. Dieſe harmloſe Barbaren vermehrten ſich, und pflanzten das Chriſtenthum in Dunkelheit und Frieden fort.

Ihre streitbaren Brüder, die fürchterlichen Wisigothen, nahmen durchaus die Religion der Römer an, mit denen sie unaufhörlich zu thun hatten, in Angelegenheiten von Krieg, von Freundschaft oder von Eroberung. In ihrem langen und siegereichen Marsch von der Donau zum Atlantischen Meere, bekehrten sie ihre Bundesgenossen; sie übernahmen die Erziehung der aufkeimenden Generation; ja die Andacht, die im Lager des Alarich oder am Hofe zu Thoulouse herrschte, war so, daß sie die Großen in den Pallästen von Rom und Constantinopel erbauen, oder ihnen Schande bringen mußte. Während dieser Periode wurde das Christenthum von fast allen barbarischen Nationen angenommen, die ihre Königreiche auf den Trümmern des westlichen Königreichs gründeten; die Sueven in Spanien, die Vandalen in Africa, die Burgundier in Gallien, die Ostrogothen in Pannonien, und die mannigfaltigen Schaaren erkaufter Truppen, die den Odoacer auf den Thron von Italien sezten, wurden alle Christen. Die Franken und Sachsen verharrten indessen im Heidenthum, bis endlich die erstern dadurch daß sie dem Beyspiel des Clovis folgten, die gallische Monarchie erlangten, und die Sachsen, die Sieger von Britannien, durch die Römischen Missionarien von ihrem wilden Aberglauben zurückgebracht wurden. Diese barbarischen Proselyten zeigten einen brennenden und glücklichen Eifer ihren Glauben fortzupflanzen. Die Merovingischen

gischen Könige und ihre Nachfolger, Carl der Große und die Othonen verbreiteten durch ihre Gesetze und Siege die Herrschaft des Kreutzes. England erzeugte den Apostel von Teutschland,*) und das Licht des Evangeliums leuchtete nach und nach von der Nachbarschaft des Rheins bis zu den Nationen an der Elbe, der Weichsel und des baltischen Meers.

Die verschiedenen Bewegungsgründe, die auf die Vernunft oder die Leidenschaften der barbarischen Neubekehrten Einfluß hatten, können nicht angegeben werden. Oft leitete sie Eigensinn oder Zufall: Ein Traum, ein Omen, die Nachricht eines Wunders, das Beyspiel irgend eines Priesters oder Helden, die Reitze eines glaubenden Weibes, und mehr als alles der glückliche Erfolg eines Gebets oder Gelübdes, das sie zur Zeit der Gefahr dem Gott der Christen dargebracht hatten. Die Vorurtheile der Erziehung wurden allmählig durch die Gewohnheit des vertrauten Umgangs ausgerottet; die moralischen Vorschriften des Evangeliums wurden durch die ausschweifenden Tugenden der Mönche aufrecht erhalten, wobey die geistige Theologie durch die sichtbare Gewalt der Reliquien und den Pomp des Gottesdienstes unterstützt wurde. Die vernünftige und sinnreiche Ueberredungsmethode, die ein Sächsischer Bischoff einem Heiligen damaliger Zeit anrieth, wurde wahrscheinlich von den Missionarien gebraucht, die an Bekehrung der Ungläu-

*) Bonifacius.

glaubigen arbeiteten. „Räume ein, sagte dieser klu„ge Mann, was sie nur immer vorgeben, in Anse„hung der fabelhaften und fleischlichen Genealogie ih„rer Götter und Göttinnen, die einander erzeugt „haben. Aus diesem Grundsatz leite die Unvollkom„menheit ihrer Natur und die menschlichen Gebrechen „her, desgleichen die Gewißheit, daß, so wie sie ge„bohren wurden, sie auch sterben werden. Zu wel„cher Zeit, durch welche Mittel, von welchem Ur„sprung, war der älteste von den Göttern erzeugt? „Fahren sie noch fort sich zu vermehren, oder haben „sie aufgehört? Geschieht es nicht mehr, so fordre „deinen Gegner auf die Ursache dieser sonderbaren Ver„änderung zu erklären. Fahren sie aber beständig „fort, so muß die Zahl der Götter unendlich werden, „und lauffen wir nicht Gefahr, dadurch daß wir ir„gend einen ohnmächtigen Gott verehren, den Unwil„len seines eifersüchtigen Obern zu reitzen? Der sicht„bare Himmel und die Erde, und alles was zur „Welt gehört und der Geist sich denken kann, ist es „erschaffen oder ewig? Wofern es erschaffen, wie, „oder wo konnten die Götter selbst vor der Schöp„fung existiren? Ist es ewig, wie konnten sie sich „die Herrschaft über eine unabhängende vor ihnen „existirende Welt anmassen? Bediene dich dieser Ar„gumente mit Sanftmuth und Mäßigkeit, und laß „wenn es schicklich ist, von Zeit zu Zeit, etwas von „der Wahrheit und Schönheit der christlichen Offen„barung

„barung mit einflieſſen, und bemühe dich die Ungläu„bigen zu beſchämen, ohne ſie zu erzürnen.„ Dieſe metaphyſiſche Diſputier-Methode, die vielleicht für die Barbaren in Germanien zu fein war, wurde durch das ſtärkere Gewicht der Authorität und der Volksbewilligung unterſtützt. Der Vortheil des zeitlichen Glücks hatte die heidniſche Seite verlaſſen, und war in den Dienſt des Chriſtenthums übergegangen. Die Römer ſelbſt, die mächtigſte und aufgeklärteſte Nation des Erdbodens, hatten ihren alten Aberglauben aufgegeben, und wenn der Untergang ihres Reichs die Wirkſamkeit des neuen Glaubens anzuklagen ſchien, ſo war das Nachtheilige durch die Bekehrung der ſiegreichen Gothen doch wieder erſetzt. Die tapfern und glücklichen Barbaren, die die weſtlichen Provinzen eroberten, empfiengen und gaben das nemliche erbauliche Beyſpiel. Vor dem Zeitalter Carls des Großen konnten die chriſtlichen Nationen in Europa ſich des ausſchlieſſenden Beſitzes eines gemäßigten Himmelſtrichs und fruchtbarer Länder rühmen, die Korn, Wein und Oel erzeugten; während daß die wilden Götzendiener, und ihre elenden Götzenbilder allein auf die äuſſerſten Gränzen der Erde, die dunkeln und gefrornen Nordiſchen Regionen eingeſchränkt waren.

Das Chriſtenthum, daß den Barbaren die Pforten des Himmels öfnete, verurſachte eine wichtige Veränderung in ihrem moraliſchen und politiſchen Zuſtande. Sie

erhiel-

erhielten zu gleicher Zeit den Gebrauch der Buchstaben, die einer Religion so nöthig waren, deren Lehren in heiligen Büchern aufbehalten wurden. Indem sie nun die göttlichen Wahrheiten studirten, dehnte sich ihr Geist nach und nach aus, und erstreckte sich über Geschichte, Natur, Künste und bürgerliche Gesellschaft. Die Uebersetzung der Bibel in ihre Sprache, die ihre Bekehrung erleichtert hatte, mußte natürlich unter ihrer Geistlichkeit den Wunsch rege machen, den Original-Text zu lesen, die Liturgie der Kirche zu verstehen, und in den Schriften der Kirchenväter die Kette der geistlichen Tradition zu untersuchen. Diese geistigen Gaben waren in der griechischen und lateinischen Sprache aufbehalten, worin die unschätzbaren Denkmähler der alten Gelehrsamkeit verborgen lagen. Die unsterblichen Werke des Virgil, des Cicero und des Livius, mit denen die christlichen Barbaren sich bekannt machen konnten, unterhielten einen stillen Zusammenhang zwischen den Zeiten des Augusts und Carls des Grossen. Die Nacheifrung des Menschengeschlechts wurde durch das Andenken an einen vollkommenern Zustand gereitzt, und die Flamme der Wissenschaft wurde insgeheim brennend erhalten, um dereinst das reife Alter der westlichen Welt zu erwärmen und zu erhalten. In dem verdorbensten Zustande der Christenheit, konnten die Barbaren doch Gerechtigkeit aus den Gesetzen, und Barmherzigkeit aus dem Evangelio lernen; und wenn die Kenntniß ihrer Pflichten nicht hinreichend

war

war, ihre Handlungen zu bestimmen, oder ihre Leidenschaften zu ordnen, so wurden sie doch oft durch ihre Gewissensbisse gestraft. Die Authorität der Religion war jedoch nicht so wirksam, als die heilige Communion, die sie mit ihren christlichen Brüdern in geistiger Freundschaft vereinigte. Diese Gesinnungen trugen dazu bey, sie in dem Dienst oder dem Bündniß der Römer zu erhalten, die Greuel des Krieges zu verringern, die Eroberungswuth zu mäßigen, und selbst bey dem Untergang des Reichs eine fortdaurende Ehrfurcht gegen den Namen und die Verordnungen des alten Roms aufzubewahren. In den Tagen des Heidenthums beherrschten die Priester in Gallien und Germanien das Volk, und setzten der Macht der Magistrats-Personen Schranken, daher denn die eifrigen Proselyten ein gleiches oder auch ein größeres Maaß von andächtigem Gehorsam auf die Ober-Priester des christlichen Glaubens übertrugen. Der geheiligte Charakter der Bischöfe wurde durch ihre irrdische Besitzungen unterstützt. Sie erhielten einen ehrenvollen Sitz in der gesetzgebenden Versammlung von Soldaten und Civil-Personen. Es erforderte daher sowohl ihr Interesse als ihre Pflicht, durch friedsame Rathschläge den wilden Geist der Barbaren weich zu machen. Die fortdaurende Verbindung der lateinischen Clerisey, die häufigen Pilgrimschaften nach Rom und Jerusalem, und die wachsende Authorität der Päbste, kittete gleichsam die Union der christlichen Republik,

und erzeugte nach und nach gleiche Sitten und eine gemeinſchaftliche Jurisprudenz, wodurch die ganz unabhängigen, ja ſogar die gegeneinander feindlich geſinnten Nationen des neuen Europa, ſich von dem übrigen Menſchengeſchlecht ausgezeichnet haben.

Die Würkungen dieſer Urſachen aber wurden durch einen unglücklichen Zufall gehemmt, der einen tödlichen Gift in den Becher der Seligkeit warf. Was auch immer die frühern Geſinnungen des Ulphilas geweſen ſeyn mögen, ſo geſchahen doch ſeine Verbindungen mit dem Reich und der Kirche erſt unter der Regierung des Arianismus. Der Apoſtel der Gothen unterſchrieb die Kirchenſätze von Rimini, erklärte mit Freyheit und vielleicht mit Aufrichtigkeit, daß der Sohn nicht dem Vater gleich ſey, theilte dieſe Lehre der Cleriſey und dem Volke mit, und verbreitete alſo in der barbariſchen Welt eine — Ketzerey, die der große Theodoſius ſich aus allen Kräften bemühete unter den Römern auszurotten. Weder der Verſtand, noch die Gemüthsart der neuen Proſelyten war zu metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten aufgelegt, dennoch aber behielten ſie eifrig bey, was ſie als die reine Chriſtenlehre angenommen hatten. Der Vortheil zu predigen und die heilige Schrift in der Teutoniſchen Sprache zu erklären, war den apoſtoliſchen Arbeiten des Ulphilas und ſeiner Nachfolger ſehr beförderlich, die eine hinreichende Anzahl von Biſchöffen und Prieſbytern

hytern zum Unterricht der bekehrten Stämme ordinirten. Die Oſtrogothen, die Burgunder, die Sueven und Vandalen aber, die durch die Beredſamkeit der lateiniſchen Cleriſey andere Lehrſätze angenommen hatten, gaben den mehr verſtändigen Lectionen ihrer gemeinen Lehrer den Vorzug. Der Arianismus wurde alſo der National-Glaube der kriegeriſchen Neubekehrten, die ihren Sitz auf den Trümmern des weſtlichen Reichs aufſchlugen. Dieſe Verſchiedenheit der Religion war eine beſtändige Quelle von Eiferſucht und unverſöhnlichen Haß, und der ſchimpfliche Name Barbar erhielt durch den noch verhaßtern Titel Ketzer einen neuen Zuſatz. Die Nordiſchen Helden, die mit vielem Widerwillen ſich endlich bequemt hatten zu glauben, daß alle ihre Vorfahren in der Hölle wären *) hörten nun mit Erſtaunen und Wuth daß ſie ſelbſt nur blos die Methode ihrer ewigen Verdammniß verändert hätten. Anſtatt des ſchmeichelnden Beyfalls, den chriſtliche Könige von ihren Prälaten zu erwarten gewohnt ſind, waren die orthodoxen Biſchöffe und ihre Cleriſey vielmehr in einem Stande der Widerſetzung gegen die arianiſchen Höfe; dieſe ihre unvorſichtige Oppoſition wurde oft criminell

*) Radbod, König der Frieſen, war durch die kühne Erklärung eines Miſſionärs über dieſen Punct ſo ſehr ſcandaliſirt, daß er aus dem Taufſtein ſofort heraustrat, da der Fanatiſche Mönch eben an ihm die Taufhandlung verrichtenwollte.

Northumberland.

Und mit alle dem ſagſt du doch nicht, daß Percy todt ſey. Du ſchüttelſt den Kopf, als ob du läugnen wolleſt, was dein düſtrer Blik bekennet; du hältſt es für Gefahr oder Sünde eine Wahrheit zu ſagen. Wenn er erſchlagen iſt, ſo ſag es; die Zunge begeht kein Verbrechen, die ſeinen Tod berichtet; der ſündigt, der den Todten belügt, nicht der, welcher ſagt, der Todte lebe nicht mehr. Und doch hat der Ueberbringer unwillkommner Zeitungen eine undankbare Mühe; ſeine Zunge tönt uns nachher immer wie eine Todten-Gloke, die uns erinnert, daß ſie einem geliebten Freund zu Grabe geläuten hat.

Bardolph.

Ich kan es nicht glauben, Milord, daß euer Sohn todt ſeyn ſoll.

Morton.

Es iſt mir leid daß ich euch nöthigen muß, etwas zu glauben, daß ich nicht geſehen zu haben wünſchte. Aber dieſe meine Augen ſahen ihn in ſeinem Blute ſich wälzen, ſahen ihn, in dem Augenblik, da er langſam-athmend und mit ſchwachem Ton die lezten Worte gegen Heinrich von Monmouth aushauchte, deſſen feuriger Grimm den nie zuvor beſiegten Percy zur Erde niedergeſchlagen hatte. Mit einem Wort, wie vorher ſein Geiſt ſelbſt dem plumpeſten Fußknecht in ſeinem Lager Feuer geliehen hatte, ſo blies itzt ſein Tod, ſobald er ruchtbar wurde, alle Hize in den Herzhafteſten

minell und hatte bisweilen gefährliche Folgen. Die Kanzel, dieses sichre und geheiligte Organ der Verführung, ertönte von den Namen Pharao und Holofernes; die öffentliche Unzufriedenheit wurde durch die Hofnung und das Versprechen einer glorreichen Befreyung noch mehr angefeuert, und die aufrührischen Heiligen kamen in Versuchung die Erfüllung ihrer eignen Weissagungen zu befördern. Ohngeachtet aber dieser Anreitzungen genossen die Katholiken in Gallien, Spanien und Italien, unter der Regierung der Arianer, eine freye und ruhige Ausübung ihrer Religion. Ihre stolzen Beherrscher respectirten den Eifer eines zahlreichen Volks, das entschlossen war an dem Fuß ihrer Altäre zu sterben; ein Beyspiel von andächtiger Beständigkeit, das selbst von den Barbaren bewundert und nachgeahmt wurde. Die Eroberer wichen jedoch dem schimpflichen Geständniß der Furcht dadurch aus, daß sie ihre Toleranz den Bewegungsgründen der Vernunft und der Menschlichkeit zuschrieben: so daß indem sie die Sprache des wahren Christenthums affectirten, sie unvermerkt den Geist dieser Lehre verbreiteten.

Der Friede der Kirche wurde bisweilen unterbrochen. Die Katholiken waren unvorsichtig, und die Barbaren ungeduldig. Die strengen und ungerechten Handlungen, die durch die arianische Clerisey veranlaßt wurden, sind jedoch von den orthodoxen Schriftstellern

ſtellern übermäßig vergröſſert worden. Ein wahrer Verfolger war Eurich, König der Viſigothen, der den Ausübungen der geiſtlichen, oder doch wenigſtens den biſchöfflichen Functionen Einhalt that, und die Biſchöffe von Aquitanien mit Einziehung ihrer Güter, mit Gefängniß und Verbannung beſtrafte. Aber die grauſame und unſinnige Unternehmung, die Gemüther eines ganzen Volks zu unterjochen, wurde nur allein von den Vandalen verſucht. Genſerich ſelbſt hatte in ſeiner Jugend die orthodoxe Lehre verlaſſen; als ein Abtrünniger konnte er daher eine aufrichtige Vergebung weder erwarten, noch ſelbſt ertheilen. Er war aufgebracht, daß die Africaner, die vor ihm im Felde geflohen waren, ſich unterſtehen ſollten, ſich ſeinem Willen in Synoden und Kirchen zu widerſetzen. Seine wilde Seele war unfähig ſowohl der Furcht als des Mitleidens. Intolerante Geſetze und willkührliche Strafen drückten ſeine katholiſche Unterthanen zu Boden. Die Sprache Genſerichs war wütend und fürchterlich. Da man ſeine Geſinnungen kannte, ſo fand jede ſeiner Handlungen die übelſte Auslegung. Man warf den Arianern häuffige Hinrichtungen vor, und daß ſie den Pallaſt und die Staaten des Tyrannen mit Blut befleckten. Waffen und Ehrgeiz waren indeſſen die herrſchenden Leidenſchaften dieſes Monarchen. Hunnerich, ſein ruhmloſer Sohn, der nur allein ſeines Vaters Laſter erbte, marterte die Katholiken mit unabläßiger Wuth, und

verſchonte niemand. Sein eigner Bruder, ſeine Neffen, die Freunde und Günſtlinge ſeines Vaters wurden alle Opfer ihrer Religions-Meynungen, ſo wie der arianiſche Patriarch, der mitten in Carthago lebendig verbrannt wurde. Ein trugvoller Waffenſtillſtand gieng vor dem Religions-Krieg her. Die Verfolgung wurde das wichtigſte Geſchäft des Vandaliſchen Hofes, und obgleich die ſcheusliche Krankheit, die den Tod Hunnerichs beſchleunigte, zwar die Beleidigungen der Kirche rächte, ſo trug ſie doch zu ihrer Befreyung nichts bey.

Der Thron von Africa wurde der Raub der beyden Neffen Hunnerichs, Gundamund, der zwölf, und Thraſimund, der ſieben und zwanzig Jahr regierte. Ihre Regierung war für die Orthodoxen ſehr unglücklich. Gundamund ſchien die Grauſamkeit ſeines Onkels nachzueifern, ja ſelbſt zu übertreffen, und ob er gleich endlich damit nachließ, die Biſchöffe zurückrief, und die Freyheit des Athanaſiſchen Gottesdienſtes wieder herſtellte, ſo hinderte doch ein frühzeitiger Tod die Frucht dieſer zu ſpäten Gnade. Sein Bruder Thraſimund war der größte der Vandaliſchen Könige, die er alle an Leibesgeſtalt, an Kühnheit und Gröſſe der Seele übertraf. Aber dieſer erhabene Charakter wurde durch ſeine Intoleranz und trugvolle Gnade herabgewürdigt. Anſtatt der Drohungen und Martern, bediente er ſich der ſanften aber wirkſamen

ſamen Mittel der Verführung. Reichthümer, Würden und die königliche Gunſt waren die Belohnungen der Abtrünnigkeit. Die Katholiken, die die Geſetze übertreten hatten, konnten ihre Begnadigung durch die Abſchwörung ihres Glaubens erkaufen, und wenn Thraſimund eine ſtrenge Maaßregel im Sinn hatte, ſo wartete er geduldig bis die Unvorſichtigkeit ſeiner Gegner ihm dazu eine ſcheinbare Gelegenheit gab. Andächteley war ſeine letzte Stimmung in der Todesſtunde, und ſein Nachfolger mußte ihm einen feyerlichen Eid ſchwören, nie die Sektirer des Athanaſius zu dulden. Hilderich aber, der ſanftmüthige Sohn und Nachfolger des wilden Hunnerich, zog die Pflichten der Gerechtigkeit und Menſchenliebe der eitlen Verbindlichkeit eines gottloſen Eides vor, ſo daß ſeine Thronbeſteigung durch die Wiederherſtellung des Friedens und eine allgemeine Freyheit ruhmwürdig bezeichnet wurde. Gelimer, ſein Vetter, ein eifriger Arianer, verdrängte dieſen tugendhaften aber ſchwachen Monarchen von ſeinem Thron; aber das Vandaliſche Königreich wurde bald nachher durch die Waffen des Beliſarius zertrümmert, bevor Gelimer ſeine Macht genieſſen oder ſie mißbrauchen konnte; da denn die Parthey der Orthodoxen herrſchend wurde, und ſie die erlittenen Beleidigungen mit Wucher wieder zurückgaben.

(Der Beſchluß folgt.)

III.

Briefe
eines Maurers an seinen Freund
bey
Gelegenheit der Berliner Monats-Schrift vom Jahre 1785.

(Vorbericht des Herausgebers des T. M.)

Ich erhielt diese Briefe vor einigen Tagen durch die Sächsische Post, nebst einem Schreiben eines bloß durch Anfangs-Buchstaben sich bezeichnenden Unbekannten, worin ich ersucht wurde, sie entweder in den T. Merkur einzurücken, oder unter einer beygelegten Addresse wieder zurück zu schicken. Nachdem ich sie gelesen hatte, stand ich einige Zeit bey mir an, ob ich ihnen den verlangten Platz im T. M. einräumen sollte oder nicht? Zum letztern hatte ich starke Bewegursachen. Denn fürs erste, gehöre ich, wie bekannt, unter diejenigen, welche aus guten Gründen überzeugt sind: daß die Herausgeber der Berliner Monatsschrift (ausser so vielen andern Verdiensten derselben) der Protestantischen Welt und der Menschheit überhaupt durch die Artikel, gegen welche die gegenwärtige Briefe gerichtet sind, einen wahren und großen Dienst erwiesen haben; und ich kann also, natürlicher weise, schlechte Lust haben, Aufsätze, die

die mit insultirenden Ausdrücken gegen dieſe vortrefflichen und verdienten Männer angefüllt ſind, zum Druck zu befördern. Zweytens, bin ich beynahe über alle Puncte, worüber ſich dieſer Ungenannte herauslässt, anderer Meynung als er: und drittens, finde ich dieſe Briefe ſo ſeicht und flüchtig, mit ſo wenig er oder flacher Kenntniß der Geſchichte und der wichtigen Gegenſtände, wovon die Rede iſt, und mit ſo augenſcheinlicher Partheylichkeit, geſchrieben, auch mit ſo häufigen deutlichen Spuren perſönlicher Erbitterung gegen Hrn. B. und diejenigen, die wie Er über dieſe Dinge denken, angefüllt, daß ich unmittelbar nach ihrer Durchleſung mich kaum überreden konnte, ſie des Druckes würdig zu halten. Indeſſen ſtellten ſich mir dennoch, bey längerm Nachdenken, einige Betrachtungen dar, die meinen Widerwillen überwogen, und mich endlich überzeugten, daß es für die gute Sache ſelbſt zuträglich ſeyn werde, wenn dieſe Briefe, durch ihre Bekanntmachung in einer ziemlich weit verbreiteten Zeitſchrift, dem Hrn. D. Bieſter oder andern wackern Männern, welche die gehörigen Kenntniſſe von dieſen Dingen haben, zu neuen Erörterungen der beſtrittenen, und zu ſchärferer Prüfung mancher andrer problematiſcher Sätze, die dermalen von vielen, nicht ohne Schaden, für ausgemachte Wahrheiten gehalten werden, Anlaß geben könnten. Wie ſchwach auch viele Raiſonnemens dieſes Briefſtellers, wie ſchief der Geſichtspunct, wor-

aus er die Sache ansieht, und wie sophistisch manche Schlüsse sind, womit er die Inductionen seines erwählten Gegners zu eludiren vermeynt: so schien er mir doch auch hier und da etwas vorgebracht zu haben, das scheinbar genug ist, um auf den großen Hauffen seiner O. Verwandten, Eindruck zu machen. Seine Vorstellungsart (dachte ich) mag, wahrscheinlicher Weise, die Vorstellungsart vieler anderer seyn, welche nicht ermangeln werden, sie bey aller Gelegenheit und durch alle mögliche Wege noch mehrern mitzutheilen. Da es einmal, Dank sey dem Himmel, über diese Dinge, zur öffentlichen Sprache gekommen ist: so ist es besser, daß sie so lange vor den Augen des Publikums ventiliert werden, bis alles so im Klaren ist, daß niemand, als wer mit sehenden Augen nicht sehen will, sich der bessern Ueberzeugung mehr entziehen kann, und nur ein offenbarer Sykophant mehr auftreten darf, dem, was alle verständigen und rechtschaffenen Protestanten als Wahrheit erkannt haben, öffentlich zu widersprechen.

Was den passionirten und hier und da sehr auffallenden Ton dieser Briefe betrift, — desto schlimmer für den Briefsteller und die Sache, die er verficht! Der Berliner Monatsschrift und dem Hrn. D. Biester kann es nichts schaden, wenn jemand, der gegen sie schreibt, die Schranken der Mäßigung und die Regeln der Höflichkeit aus den Augen setzt; und

ich

ich glaube keine Entſchuldigung bey Männern, die mich als ihren Freund kennen, nöthig zu haben, daß ich dieſe Briefe unverändert (die Sprachfehler der Handſchrift etwa ausgenommen) habe abdrucken laſſen. Wenn ſie weniger Recht hätten, dann wär' es freylich ein anders. Ob aber die wenigen Anmerkungen, die ich mich nicht enthalten konnte, einigen Stellen (bloß als eine Probe, wie verſchieden der Briefſteller und meine Wenigkeit über dieſe Sachen denken) beyzufügen — einer Entſchuldigung bedürfen, mögen die Leſer entſcheiden. Ich habe mich auf ſo wenige eingeſchränkt, weil ich dem Hrn. B. und andern, die einen nähern Beruf als ich haben, in dieſem Weinberge zu arbeiten, nicht vorgreiffen wollte. Indeſſen behalte ich mir gleichwohl, auf alle Fälle, die Erlaubniß vor, über den einen oder andern ſtreitigen Punct, mich gelegenheitlich in dieſem Journale ausführlicher zu expectoriren.

W.

I.

Schwerlich, mein Freund, würde ich Ihrem Verlangen ein Genüge leiſten, und Ihnen meine Meynung über die mir vorgelegten Punkte mittheilen, wenn es nicht zugleich mit darauf ankäme einem Freunde zu rathen, und ihm da, wo er zu wanken ſcheinet, einen freundſchaftlichen Arm zu bieten.

Ich muß Ihnen aber nur gleich geſtehen, daß ich Ihre Wankelmuth nicht im geringſten billigen kann. Ein Mann der nach Grundſätzen handelt, entſchließet ſich nicht eher zur Ausführung einer Sache, als bis er ſolche reiflich auf allen Seiten und in allen Lagen erwogen hat. Aber ſodann läßt er ſich auch gewiß nicht durch jedes Irrlicht von ſeinem Wege ableiten, oder vor Furcht gar nach Hauſe jagen. Wer wird ſich vor dem Rauſchen eines jeden Blattes fürchten, oder jeden ſchief gewachſenen Baum im dunkeln für ein Geſpenſt halten? Wundern muß es einen allerdings, daß auf das Geſchrey *) von zwey bis höchſtens drey Männern, ſo viele Furcht einreißen, ſo ein großer Zuſammenlauf verurſacht werden können. Aber was können auch drey Menſchen nicht ſchreyen, die gute Kehlen haben! Ich habe wohl geſehen, daß ein einziger viele hundert durch ſein Geſchrey, theils aus Furcht, theils aus Neugierde, nach ſich zog, und ſie irre machte. Erinnern Sie ſich noch vor verſchiedenen Jahren, als wir zuſammen in L— waren, des Aufruhrs der an einem öffentlichen Orte entſtand? Ei

*) Das kommt nun freylich bloß daher, weil dieſe Männer etwas mehr als ein bloßes Geſchrey erhoben, und ihr wohlmeynendes,

hic foſſa eſt ingens! hic rupes maxima! ſerva!

nicht eher anacſtimmt haben, als nachdem ſie die Gefahr des ignes per medios fluviosque ruentis auf eine ſehr augenſcheinliche Weiſe dargethan haben. d. H.

Einem einzigen, der vermuthlich ſehen wollte, was das vor Spaß geben würde, oder ſeine andern guten Urſachen darzu hatte, fiel es ein, Feuer zu rufen: ſo gleich rennte und drängte alles was nur Beine hatte auf und davon. Was hierdurch vor Schaden an Körper, Kleidern, Börſe u. ſ. w. und im Ganzen vor Unordnung verurſacht wurde, iſt unbeſchreiblich. Nicht etwa durch das Feuer; dann es brannte bloß in eines einzigen Gehirne; ſondern durch das unnütze Feuerſchreyen. So ziehen wir uns oft durch unzeitige Furcht Gefahr und Unfälle zu, welche ohne dieſe ganz entfernt von uns geblieben wären. Nur der wird der Gefahr entgehen, der ihr mit dem Bewußtſeyn einer gerechten Sache unter die Augen tritt. Siehet einer aber gar Gefahr, wo keine iſt; kommt ihm jeder kleine Aufwurf als ein unüberſteiglicher Berg vor — o! da bleibe er doch ja zu Hauſe in der Stube bey ſeiner Familie, und wage ſich nicht unter andere Menſchen.

Jedoch zu unſerer Sache. Als Sie mir vor einiger Zeit Ihren Entſchluß eröfneten, Freymaurer zu werden, und meinen Rath hierüber verlangten, ſo gab ich Ihnen gleich damals zur Antwort: daß einer ein ſehr rechtſchaffener Mann, auch ohne Freymaurer zu werden, ſeyn könne*); daß aber allerdings der Fr. M. O. uns noch mehr zur Tugend und Rechtſchaffenheit anführe; daß es aber hier auf eines jeden Trieb ankäme, und ſich beſonders bey den vie-

*) Zu gutem Glücke für uns arme Profanen!

haftesten aus; seine scheidende Seele, gleich als wäre sie die allgemeine Seele seiner Parthey gewesen, ließ lauter lebloſe Klöze zurük, die izt von der Furcht allein fortgeschleudert wurden; und wie die schwersten Körper, wenn sie durch eine fremde Gewalt in Bewegung gesezt werden, desto schneller fliegen, so fliegt kein Pfeil vom Bogen abgedrükt schneller seinem Ziele zu, als unsre Soldaten vom Felde ihrer Rettung zu flohen. In diesem Tumult wurde allzufrüh der edle Worcester gefangen, und dieser feuerathmende Schotte, dieser blutige Dowglas, dessen unermüdetes Schwerdt dreymal die vermeynte Gestalt des Königs erschlagen hatte; selbst er begann seinen Muth zu verhüllen, und verminderte durch seine Flucht die Schmach derer die den Rüken gewendet hatten, gerieth aber durch einen Fall vom Pferd in die feindlichen Hände. Kurz, die Summe von allem ist, daß der König gewonnen, und bereits ein eilfertiges Heer, unter Anführung des jungen Lancasters und Westmorlands, gegen euch abgeschikt hat.

Northumberland.

Diese Neuigkeiten zu betrauren, werd' ich immer Zeit genug haben. Gift kan manchmal zur Arzney werden; und diese Zeitungen, die mich, wär' ich gesund gewesen, krank gemacht hätten, haben izt, da ich krank bin, mich in gewisser Maasse gesund gemacht. Und wie der Elende, dessen vom Fieber geschwächte Gelenke, wie losgerißne Angeln, unter der Gewalt des Lebens wanken, in einem ungeduldigen Anstoß von Hize, wie ein Feuer aus seines Hüters Armen

len Abwegen, die jezt in der Maurerey wären, nicht wohl ein Rath ertheilen lasse. Mein Rath daher gieng damals zugleich dahin: Sie sollten alles genau prüfen und erwägen, und sich sodann durch nichts irre machen lassen. Sie versicherten mich, daß kein Zweifel mehr bey Ihnen wider die Vortreflichkeit und Unschuld des O. übrig sey, und so blieb es darbey, daß Sie Sich bey der ersten Gelegenheit in der Loge die ich Ihnen gerathen hatte, wollten aufnehmen lassen.

Wie unvermuthet kam mir daher ihr letzter Brief, worin Sie mir meldeten, daß Sie, aus Furcht zur Katholischen Religion geführt zu werden, Ihr Vorhaben in den Orden zu treten aufgeben würden, wenn ich Sie nicht von den Gegegentheil versichern könnte! Sie verlangten zugleich meine Gedanken, ob ich überhaupt die durch die Berliner Monats Schrift verbreitete Furcht, wegen heimlicher Einführung des Katholicismus und Einwirkung der Jesuiten, für gegründet halte, zu wissen; und da beydes gewissermassen zusammenhängt, so werde ich es Ihnen mit einander beantworten können.

Es wird mir dieses um so viel leichter, da ich Sie wegen des größten Theils der Beantwortung auf die vortreflichen Aufsätze des Herrn Prof. Garve, in der Berliner Monats-Schrift, dessen Meynung ich ganz beytrete, verweisen kann. Lesen Sie diese Abhandlungen, und besonders die vom Monat December vor-

vor. Jahres genau durch, und ſehen Sie ſolche zugleich als ein Beyſpiel an, wie ein wahrer Gelehrter ſeine Meynung anſtändig, und mit Offenherzigkeit, über diejenigen Punkte, in welchen er geirret zu haben einſiehet, vorträgt. In Herrn D. Bieſters Antwort hingegen bemerken Sie, daß er auch nicht in dem kleinſten Punkte nachgiebt, und Unrecht zu haben eingeſteht, und daß er ſich dahero wohl für unfehlbar halten mag *).

Man ſchätzt Herrn Prof. Garve allgemein, wegen ſeiner würklich ausgebreiteten Gelehrſamkeit, allein ich liebe und ſchätze ihn noch mehr, wegen ſeines vortreflichen Charakters, und ſeiner liebenswerthen Beſcheidenheit **), die man an den meiſten Philoſophen (nämlich

*) Welch ein Schluß! Hr. B. ſoll alſo Unrecht zu haben geſtehen, ehe ihm bewieſen worden iſt, daß er Unrecht habe; und weil er dieß nicht that, ſo hält er ſich für unfehlbar! Quae, qualis, quanta!

**) In das Lob, das der Verfaſſer dieſer Briefe hier Hrn. Garve ertheilt, ſtimmt gewiß jeder, der den vortreflichen Mann kennt, aus vollem Herzen ein; und Hr. Bieſter hat ſich hierüber ſtark und unzweydeutig erklärt; wie wohl ich und manche andere, übrigens gewiß auch nicht ganz gleichgültige Zuſchauer dieſes intereſſanten Streites, hätten wünſchen mögen, daß ſein Herz bey demſelben immer eben ſo gelaſſen hätte bleiben können, als ſein Kopf immer hell geblieben iſt. Ob dies aber einem Mann von warmem Herzen, in einer (ſeiner Ueberzeugung nach) die

lich solchen die die Philosophie lehren) und überhaupt bey den meisten Gelehrten unserer Zeit, vermißt. Mögte er doch einmal etwas über die einem Gelehrten so sehr anständige Bescheidenheit, in die Berliner Monatsschrift einzurücken belieben! Ich werde mich daher auf diese Abhandlungen ganz beziehen können, um nicht weitläufig ohne Noth zu werden; worüber auch Herr Prof. Garve die Feder geführet hat, da bleibet gewiß wenig zu sagen übrig *). Was ich hinzufügen kann, ist von der Seite der Kenntniß des O. da er nicht eingeweyhet zu seyn scheinet. Desto mehr Ehre

die Nation, die ganze Protestantische Christenheit, und die Menschheit überhaupt sehr nahe betreffenden Streitsache, immer möglich sey, ist eine andere Frage. Wem selbst etwas in laeva parte mamillæ schlägt, der beantworte sie mit ja, wenn er kann!

*) Nachdem der Mann ist! Hr. Garve würde gewiß wenig Freude daran haben, wenn er sehen sollte, daß man seinen Gründen, Vernunftschlüssen und Meynungen durch ein Vorurtheil der Autorität für seine Person ein mehreres Gewicht beylegen will, als sie an sich selbst haben. Wie hell auch der Kopf, wie scharf im Unterscheiden, wie richtig und fertig im Argumentiren die Vernunft eines Mannes seyn mag, so ist und bleibt er doch ein Mensch, der nicht nur irren kann sondern große Gefahr läuft würklich zu irren, sobald er sich auf Gegenstände einläßt, wo es ihm an vollständiger historischer Kenntniß alles dessen fehlt, was dazu gehört, um sich von diesen Gegenständen lauter richtige Vorstellungen zu machen.

Ehre für ihm, daß er den wahren Punkt trift, den ſelbſt Eingeweyhte verfehlen. Vor heute ſey dieß genug. Leben Sie indeſſen wohl.

2.

Ob ich alſo überhaupt das in dem Berliner Monats-Blatte erhobene Geſchrey über die heimliche Ausbreitung des Katholicismus billige, wollen Sie heute von mir wiſſen? Nein, fürwahr nicht mein Freund. Ich halte es nicht nur für unnütz, ſondern über dies noch für ſchädlich. Ja, als ich das erſtemahl etwas davon hörte, konnte ich mich ſogar des Lachens nicht erhalten, daß man eben in Berlin dieſes Geſchrey erhebe, wo die meiſten frey über Religion denken, und wo, wenn man einen jeden über ſeine wahren Grundſätze in der Religion befragen wollte, das Examen garſtig ablaufen, und man oft zweifelhaft bleiben würde, welcher Religion er eigentlich zugethan ſey. Denn Leute, die ſich ſo ſehr klug denken, halten ſich gemeiniglich auch klüger in Religions-Sachen, als andere. Ich würde mich alſo hierüber noch lange gewundert haben, wenn mir nicht die von der Academie vor einiger Zeit aufgeworfene Frage: ob es nicht gut ſey, die untern Claſſen von Menſchen in einer beſtändigen Art von Täuſchung zu erhalten? einiges Licht gegeben hätte. Alſo meine Meynung. Eine ſo edle Beſchäftigung es immer iſt, ſich zum Beſten der Religion zu verwenden,

ein-

einreiſſenden Misbräuchen entgegen zu arbeiten, den Aberglauben, der beſonders in der Religion ſeine ſchädlichen Folgen hat, auszurotten, und auf dieſe Art ſich um ſeine Zeitgenoſſen verdient zu machen: eben ſo viel Behutſamkeit iſt auch darbey nöthig, daß man nicht mehr ſchade, als nutze; nicht Zwiſtigkeiten anrichte, wo man vereinigen will; nicht wieder einreiſſe, wo bereits mit ſo gutem Erfolge angebauet worden; und endlich nicht, wenn man mit ſeinen vorgeblichen Warnungen immer bey einem Punkte ſtehen bleibt, und andere weit gegründetere Beſorgniſſe überſiehet, in den Verdacht hartnäckiger Meynungen, oder anderer unedler Abſichten gerathe.

Noch ſchädlicher werden dergleichen Warnungen in Religions-Sachen, wenn ſie entweder auf bloſſe Muthmaſſungen und Hörenſagen, oder auf Thatſachen aus vorigen Zeiten gegründet werden. Wenn ich im gegenwärtigen Falle von vorigen Zeiten rede, ſo verſtehe ich darunter eine Zeit von ohngefähr Zwanzig Jahren. Vor zwanzig Jahren ſahe die Katholiſche Religion ganz anders aus als jetzo;*) und ein Katholik, ſo wie er zu

*) Die Meiſten ſcheinen von der Toleranz oder Duldung, womit ſeit einigen Jahren ſoviel geklappert wird, noch ſehr verworrene Begriffe zu haben. Daß kein Menſch den andern wegen Verſchiedenheit in Religionsmeynungen, Glauben und Gottesdienſtlichen Gebräuchen haſſe noch verfolge, oder, mit andern Worten, daß Niemand die

zu jener Zeit dachte, würde einen nach dem jetzigen Schlage, eben ſo gut als einen Proteſtanten, ſelbſt für

einen

die Religion zum Vorwand gebrauche, einem Menſchen der einer andern Religion als er zugethan iſt, irgend etwas wozu das Natürliche Recht alle Menſchen gegen einander verbindet, zu verſagen, iſt abſolute Gerechtigkeit, die wir einander in allen Fällen und unter allen Umſtänden ſchuldig ſind. Will man dies Duldung nennen, ſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß Proteſtanten und Katholiken einander überall und zu allen Zeiten zu dulden verbunden ſind. Aber ungereimt, und, (wenn es weniger gefährlich wäre) lächerlich wäre es, ſich vor lauter Toleranz und Liebe zum Frieden weiß machen zu laſſen, die Katholiſche Religion ſehe jezt ganz anders aus als vor zwanzig Jahren. Der Verfaſſer dieſer Briefe gründet ſeine Ruhe und Sicherheit auf die Denckungsart einiger Katholiſcher Fürſten, auf die in einigen Katholiſchen Staaten vorgegangene Klöſter-Einziehungen und Reformen in Sachen die zur äuſſerlichen Kirchlichen Diſciplin gehören, und dergleichen Umſtände, die mit dem Weſen der Katholiſchen Religion gar nichts gemein haben. Was er hingegen nicht zu wiſſen ſcheint (weil freylich die Zeitungen nichts davon ſagen) iſt: daß die Satzungen der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung, worin Alle weſentliche Grundſätze der Proteſtantiſchen Religion, in ſo fern ſie von der Römiſch-Katholiſchen verſchieden iſt, nebſt allen ihren Bekennern ohne Ausnahme mit zeitlichem und ewigem Fluche belegt ſind, jezt noch eben ſo gut wie vor zwanzig Jahren von der ganzen Römiſch-Katholiſchen Chriſtenheit als ein Grundgeſetz ihrer Religion,

als

einen Ketzer erklärt haben. Gewiß, mein Freund, es gehöret nur eine geringe Uebersicht der in unsern Zeiten mit der Religion in den Katholischen Ländern vorgenommenen Veränderung, mit der Denkungsart der Katholischen Fürsten, und der so sehr eingeschränkten Hierarchie darzu, nur eine Vergleichung dessen, was die Katholische Religion und ihre Priester vor zwanzig Jahren auf die Gemüther ihrer Anhänger vermochten, gegen das, was sie jetzo vermögen, um den ganzen von den Berliner Journalisten erregten Aufruhr, für das zu erkennen was es ist, ein Panisches Schrecken — eine sehr zur unrechten Zeit ausgeheckte Chimäre. Bedarf es wohl noch eines Beweises, bey so einer allgemeinen

als Regel des Glaubens und Lebens anerkannt wird; daß die Unfehlbarkeit der Kirche, noch immer die Grundlage dieser Religion und die Verdammung aller anders Glaubenden, d. i. die Intoleranz gegen alle andere Religionen, eine unmittelbare und nothwendige Folge dieser vorgeblichen Unfehlbarkeit ist. So lange die Katholische Religion die Hierarchie zur Grundverfassung, und das Concilium von Trident zum Grundgesetze hat; mit Einem Worte, so lange sie die allein Wahre, allein seligmachende seyn will, und der kleinste Zweifel an irgend einem Dogma, wie anstößig es auch dem allgemeinen Menschenverstande seyn mag, einen Menschen des zeitlichen und ewigen Feuers schuldig macht: so lange wird sich kein vernünftiger Protestant aufbinden lassen, die Katholische Religion sey jetzt nicht mehr, was sie vor zwanzig Jahren gewesen ist.

Hoc Ithacus velit, et magno mercentur Atridæ!

meinen bekannten Sache, daß in den Katholiſchen Lan den, und beſonders von dem mächtigſten Katholiſchen Fürſten unſrer Zeit, faſt täglich dran gearbeitet wird, die Katholiſche Religion von allen Aberglauben nach und nach zu befreyen, die päbſtliche Gewalt, die kaum noch in einigen Ländern, und das nur dann und wann ſichtbar iſt, immer mehr und mehr einzuſchränken, und durch Abſchaffung der vielen und unnützen Orden, ſo viele Menſchen wieder in den Umlauf der Betriebſamkeit zu bringen? Leſen wir nicht in allen Zeitungen davon? Und daß, dieſem entgegen und im verborgenen, der Aberglaube und Katholicismus von einem vertilgten Orden*), ſogar in Proteſtantiſchen Ländern mehr gebauet werde, und um ſoviel mehr Stärcke erhalte, je mehr er mit ſo einer vereinigten öffentlichen Macht ſelbſt in Katholiſchen Provinzen unterdrückt wird, dazu gehören andere Beweiſe als die beygebrachten unbedeutenden Muthmaſſungen.

Was ich dann für Beweiſe hierinnen fordere, werden Sie und andere von mir zu wiſſen verlangen? Nicht leere Muthmaſſungen: daß dieſer oder jener, aus dieſen und jenen Urſachen und Aeuſſerungen, wohl ein

heim-

*) Mit welcher Beſonnenheit kann ein Mann, der von der gegenwärtigen Lage der Sachen etwas mehr weiß, als einer der ſo eben aus dem Ringe des Saturnus herunter gefallen wäre, den Jeſuiter-Orden einen vertilgten Orden nennen?

heimlicher Katholik seyn könnte, sondern Beweise, daß hier und da heimliche Katholiken würklich durch ihre Lehre und Anhänglichkeit zur katholischen Religion Protestanten verleitet haben die Katholische Religion anzunehmen — Beweise daß sie öffentlich oder heimlich Lehr-Meynungen der katholischen Religion gelehret — Beweise daß sie durch Schriften die katholische Religion auszubreiten, oder die Protestantische zu unterdrücken gesucht haben — Beweise, daß an einem oder mehrern Orten, viele (denn einzelne Beyspiele geben keinen Beweis ab,) die katholische Religion bereits angenommen, und mithin die alten Lehren derselben wieder ausgebreitet werden. Sehen Sie, das verlange ich, wenn ich glauben soll, daß wir in unsern Zeiten nöthig hätten, uns vor der abermaligen Ausbreitung der katholischen Religion, und vor dem dadurch aufs neue überhand nehmenden Aberglauben zu fürchten.*) Solche Beweise werden erfordert, um sich ein Recht über seiner Mitmenschen Meynungen in Religions-Sachen, die ja nach unsern eigenen Grundsätzen frey und keines andern Willkühr unterworfen seyn sollen, anmaßen zu wollen. Was gehet es mich an, ob mein Mit-

*) Sollte der Verf. dieser Briefe wohl im Ernst ein Protestant seyn? Beynahe nöthigt er uns daran zu zweifeln. Er will also nicht, daß man die schlafenden Bewohner eines Hauses wecke, um ihnen zu zeigen, daß brennende Materien an ihrer Wohnung angelegt worden sind? Man soll, um den guten Leuten keinen Paniſchen Schrecken einzujagen, warten, bis das ganze Haus in Flammen steht?

Mitbürger über manchen Lehrſatz nach der Proteſtantiſchen oder katholiſchen Religion denkt, wenn er nur ſeine Meynung für ſich behält, und mir ſolche wiederum nicht aufdringen will.*) Wenn die Berliner anders denken, ſo hätten ſie erſt ihr Glaubens Bekenntnis ebenfalls ablegen ſollen, damit man erſt ſehen könnte, ob ſie auch recht orthodox glaubten. So etwas zu behaupten wie die Berliner Monats-Schrift behauptet, wahrhaftig da gehörten viele — ſehr viele Beweiſe, und die nicht etwan aus einem Winckel der proteſtantiſchen Lande, ſondern aus vielen Orten zuſammen darzu. Denn bedencken Sie nur was das ſagen will, die jetzo ſchon ſo ſehr ausgebreitete proteſtantiſche Religion, die in den Veränderungen ſelbſt, welche in katholiſchen Landen vorgenommen werden, neue Stützen erhält,**) dergeſtalt heimlich zu untergraben, daß ſie in die alte Finſterniß zurückfalle! Wahrlich, das iſt wohl hinter dem Studier-Tiſche bald geſaget: aber da gehört doch wohl eine beſondere Fügung Gottes darzu!

*) Zwiſchen ſeine Meynung für ſich behalten, und einem andern aufdringen, iſt noch etwas in der Mitte, wozu jeder Menſch ein Recht hat, nehmlich ſeine Meynungen ſagen, wann und wo es ſich ſchickt und dem andern zur Belehrung oder Warnung vor Schaden nützlich ſeyn kann.

**) Ein Problem, das wohl einer genauern Unterſuchung werth wäre? So ausgemacht, als der Hr. Briefſteller meynt, iſt die Sache wohl nicht.

men ausbricht; ſo ſind meine von Gram geſchwächte Glieder, nun vom Gram zur Wuth getrieben, dreymal ſtärker als ſonſt. Weg alſo, du ſchwache Krüke, ein beſchuppter Handſchuh mit Gelenken von Stahl ſoll hinfort dieſe Hand umgeben. Und weg mit dir, du ſieche Kopf-Hülle, du biſt ein zu ſchwacher Schirm für einen Kopf, nach welchem ſiegende Könige zielen. Nun gürtet meine Stirne mit Eiſen, und dann laßt das Aergſte kommen, was Zeit und Verhängniß gegen den wüthenden Northumberland vermögen! Laßt den Himmel die Erde küſſen! Halte nicht länger, o Natur, die wilden Fluthen eingekerkert; laß die Ordnung ſterben, und dieſe Welt nicht länger einen Schauplaz ſeyn, wo die Zwietracht genährt wird, um durch langſame Qualen aufgerieben zu werden; ſondern laß einen mördriſchen Geiſt, den Geiſt des erſtgebohrnen Cains, in jedem Buſen herrſchen; laß in einer wüthenden Stunde, die blutdurſtenden Menſchen, alle in einen Hauffen getrieben, ſich würgen, bis mit der allgemeinen Niederlage die Scene ſich ſchließt, und ewige Finſterniß begrabe dann die Todten!

Vardolph.

Dieſe heftige Leidenſchaft thut euch Schaden, Milord; liebſter Graf, geſtattet keine Scheidung zwiſchen eurer Klugheit und eurer Ehre.

Mortion.

Die Leben von allen euern getreuen Anhängern hangen an den eurigen, und dieſes muß nothwendig unterliegen, wenn ihr euch dieſem Sturm der Leidenſchaft überlaßt. Ihr

über-

Ich verlange weiter zu wiſſen, welche Lehrſätze der katholiſchen Religion ſind es beſonders, die man befürchtet, daß ſie heimlich ausgebreitet werden? Iſt es die Lehre vom Fegefeuer? die Lehre, daß kein Menſch auſſer ein Katholik ſelig werden könne, oder die ganze Reihe von Lehr-Meynungen die Herr Nicolai in dem ſechſten Bande ſeiner Reiſebeſchreibung angiebt, die er von Reiſen als etwas ganz neues mit nach Hauſe gebracht hat, die gewiß einem jeden ſeiner Leſer längſt bekannt geweſen ſind, und die doch immer einen hübſchen Platz ausfüllen? Auch hierüber iſt nichts ſpecielles angeführt, nichts bewieſen. Aber die Jeſuiten, die Jeſuiten! die ſollen noch erſchrecklich ſpuken, ſo ohngefahr wie einſt die Tempel-Herrn ſpukten. Nun ja — aber auch nur ſpukten. Wer ſich vor Geiſtern fürchtet, die keinen Körper mehr haben, der wird nun wohl zittern, wenn er hört daß es irgendwo umgehet; aber ein geſezter Mann fürt wahr nicht. Das Gleichniß mit den Tempel-Herrn iſt recht gut gewählet. Man hörte nach ihrer Aufhebung noch eine Weile von Ihnen; einzelne Mitglieder verſuchten den Orden heimlich, jedoch vergebens, fortzuſetzen; man gab auf ſie Acht ohne viel Geräuſche, und endlich verſchwanden ſie. Nehmen ſie doch die Sachen wie ſie ſind. Der Jeſuiter-Orden als ein ſehr weit ausgebreiteter Orden wird aufgehoben, ſeine Glieder zerſtreuen ſich an alle Orte der Welt. Glauben Sie denn nun, daß es möglich iſt durch dieſer

dieſe Zerſtreuung den Geiſt des Jeſuitismus ſogleich zu dämpfen? daß es nicht unter ſo vielen einige giebt, die ſich bemühen ſich zu erhalten, und ihre Grundſätze fortzupflanzen? Die Zeit, ſeit welcher der Orden aufgehoben worden, iſt noch viel zu kurz, als daß die ſämtlichen Mitglieder bereits ſollten ausgeſtorben ſeyn. So lange noch welche *) von dieſen am Leben ſind, werden wir hier und da ihre Exiſtenz gewahr werden: aber fürchterlicher können uns wahrhaftig einzelne Mitglieder nicht ſeyn, als es der ganze Orden war. Dieſer hat zu der Zeit, als er im größten Flor war, weder den glücklichen Fortgang der proteſtantiſchen Religion hemmen, **) noch die allmählige Aufklärung der katholiſchen verhindern können; ſeine einzelne Glieder werden es um ſo weniger. Und iſt denn wirklich die Ausbreitung der katholiſchen Religion und die Vergrößerung des päpſtlichen Anſehens ihr

*) Die welche, die noch am Leben ſind, haben für ihre Unſterblichkeit ſchon geſorgt. Dieſer Jünger ſtirbet nicht! darauf können ſich die, denen daran gelegen iſt, ſicher verlaſſen!

**) Die Europäiſche und teutſche Geſchichte des 16ten 17ten und 18ten Jahrhunderts muß denjenigen wohl nicht viel angefochten haben, der ſo zuverſichtlich behaupten kann, daß die Jeſuiten dem Fortgang des Proteſtantismus keinen Abbruch gethan hätten. Sie ſind ihm (um nur von Teutſchland zu reden) in Oeſterreich, Ungarn, Böhmen und der Kur-Pfalz wohl ſehr förderlich geweſen!

Hauptzweck gewesen? Ich denke nein, sondern nur Nebenwerk, so lange beydes zur Erhaltung ihres Ordens unumgänglich nothwendig war. Sie hätten vielmehr politische Plane und Absichten, die sie auch bekanntermaßen gestürzet haben. Daß sie aber diese Absichten, so lange noch ein Jesuit übrig ist, nicht ganz aufgeben werden, daß sie hier und da Versuche machen werden, sich auch in der Zukunft zu erhalten, das will ich gar gerne glauben; allein daß sie für eine Religion machiniren sollten, in der sie gestürzt worden, daß sie für das päbstliche Ansehen arbeiten sollten, durch das sie gefallen sind, *) und das ihnen nichts mehr helfen kann, davon kann ich mich nicht überzeugen. Politische Absichten werden sie aber gewiß bey der jetzigen Verfassung nicht erreichen, und die gehören dann auch in ein ganz anderes Fach. — Aber, sie schliessen sich an verschiedene geheime Gesellschaften an, oder verbinden sich sogar mit ihnen. — Wenn dieses so verstanden wird, daß sich einzelne Mitglieder dieses Ordens in solchen geheimen Gesellschaften einzuschleichen, daß sie auch in diesen, so wie überhaupt unter der menschlichen Gesellschaft, ihre Grundsätze anzubringen, und sich hier und da einen Anhänger zu verschaffen suchen, so gebe ich es nicht nur zu, sondern ich glaube sogar, daß

*) Durch das sie gefallen sind? das ihnen nichts mehr helfen kann? wie ist es möglich daß iemand, der nicht im Fieber irre redet, so etwas sagen kann?

daß es möglich ſey, daß mancher einzelne Mann durch dieſe Leute Gefahr lauft auf irrige Wege gebracht zu werden: allein wenn man behauptet, daß ſich der ganze Jeſuiter-Orden in ſeiner geweſenen Form, nach ſeinen Grundſätzen und Planen, hierdurch erhalte; wenn man glaubt, daß ſie die Obern oder gar die Stifter irgend einer von denen jetzo bekannten geheimen Parteyen ſind, daß ſie dieſe Geſellſchaften vermocht haben, zu ihrem Hauptzweck die Einführung der katholiſchen Religion zu machen, daß alſo das Ganze hierdurch Gefahr laufe: ſo läugne ich dieſes ſchlechterdings, und es findet ſich auch nicht die geringſte Spur hiervon. Die Stifter ſowohl, als auch die Entzwecke der meiſten dieſer Geſellſchaften, ſind bekannt. Die Roſenkreutzer, denen man am meiſten einen ſolchen Zweck zugetrauet, haben ſicherlich keinen andern als einen Alchymiſtiſchen, wie der neuerlich bekannt gemachte theoretiſche Grad zur Gnüge beweiſet, ſo wie die Illuminaten einen politiſchen. Letztere ſind ſogar in Bayern durch Jeſuiten geſtürzt worden. Wenn aber in beyden Geſellſchaften einige Ceremonien vorkommen, die nach Aberglauben ſchmecken, ſo iſt das zwar ſo wie der ganze Zweck dieſer Geſellſchaften Mißbrauch, aber ſie geben davon eine ganz andere Auslegung. Und dieſe Ceremonien ſind ſo weit entfernt, den Katholicismus wieder einzuführen, und ihm das Wort zu reden, daß vielmehr die Meiſten ſo bald man ſolche mit ihnen vorgenommen hat, das Falſche eingeſehen und zu-

rück gegangen sind. Einzelne Beyspiele beweisen nichts, und machen noch keine Gefahr für das Ganze aus. Ich könnte verschiedene Beyspiele anführen, daß Menschen durch das Studium der Philosophie zu Narren geworden, beweiset dieses wider alle welche die Philosophie treiben? Ich gebe Ihnen zu, daß durch diese geheimen Gesellschaften, mancher zur Schwärmerey von Alchymie, und Mystik überhaupt verleitet wird, daß also diesen die jetzigen bessern Erkenntnisse nichts nutzen. Aber haben nicht die vorigen Zeiten auch ihre Schwärmereyen gehabt? Die Schriften, wovon manche viele Bände ausmachen, und auf welche sich eigentlich die meisten der jetzo üblichen Grillen gründen, sind aus den vorigen Zeiten und Jahrhunderten. Wenn aber Hunderte in diese Schwärmereyen fallen, so können wir gewiß rechnen, daß Tausende dagegen, selbst durch die edle Bemühung katholischer Fürsten und Gelehrten, zu bessern Erkenntnissen gekommen sind. In meinem nächsten Briefe ein mehreres.

3.

Vergönnen Sie mir liebster C., Ihnen nur einige Worte darüber zu sagen, daß in der Berliner Monatsschrift die Vermuthung bekannt gemacht wird, als ob einige große Protestantische Fürsten dem Katholicismus geneigt wären, oder solche denselben geneigt zu machen, sich heimlich bemühet würde. Die Berliner

liner verfahren hierbey so, wie sie durchgängig bey diesem Angst-Geschrey gethan haben. Sie geben sich die Mine eine wichtige und gefährliche Entdeckung gemacht zu haben, thun als wenn sie auch die Großen dieser Erden nicht unbeobachtet liessen, und am Ende — bleibts dabey, etwas sicheres, etwas zuverläßiges wissen sie nicht. Gehen wir hierbey auf die Beyspiele in der Geschichte, so glaube ich, daß mehrere aufzubringen sind, von katholischen Fürsten, welche die protestantische Religion angenommen haben, als von protestantischen, welche zu der katholischen Religion übergetreten sind. Unter den neuen Beyspielen ist das einzige das Herr D. Biester hat anführen können, das des verstorbenen Herrn Landgrafen von Hessen, welches gar nicht hieher paßt. Die Triebfedern zu dieser Religions-Veränderung mögen wohl ganz andere, als heimliche katholische Pfaffen und Jesuiten gewesen seyn; und es möchte weder mir noch dem Berliner Journalisten zukommen, über diese zu urtheilen. Bleiben wir aber bey diesem neuesten Beyspiele stehen. Was ist denn daraus gefolget? hat etwan das Beyspiel des Fürsten, auf die Unterthanen dergestalt gewürket, daß sie demselben gefolget sind? ist das Land dadurch in seinen alten Aberglauben zurückgefallen? hat es wenigstens auf die übrige Landgräfliche Familie oder auf den Nachfolger in der Regierung einigen Einfluß gemacht? haben die Pfaffen in den Lande mehr Gewalt bekommen? Ich überlasse

Ihnen selbst die Beantwortung dieser Fragen, und ziehe daraus aufs neue die sehr bekannte Folge: daß in Religions-Meynungen ein Fürst um nichts besseres als ein anderer Mensch anzusehen ist; daß er keine Gewalt über die Meynungen seiner Unterthanen hat; daß er allenfalls im äussern die Religion einschränken kann, aber durch sein Beyspiel es nie dahin bringen wird, seine Unterthanen von der bessern Lehre abwendig zu machen; — daß mithin, ein solches Beyspiel immer nur ein einzelnes Beyspiel bleibet, das nichts beweiset, keinen Einfluß aufs Ganze hat, — *) und in welchem, wenn es sich auch zutrüge, ich immer nur den gewöhnlichen Lauf der Welt zu sehen glaubte: Ich frage Sie aber nur, ob es wahrscheinlich ist, daß die Großen, die sich täglich freyer machen, durch Annehmung einer Religion, die gewiß gar nicht nach ihrer Denkungsart seyn kann, aufs neue in vielen Stükken sich sollten die Hände binden? Ich frage Sie, wie selbst diejenigen von ihnen denken, die noch an diese Religion gebunden sind? und setze hierüber auch kein Wort mehr zu.

Ich komme nun auf den Punkt, der Ihnen am mehresten auf dem Herzen liegt. Man macht der Freymaurerey, die ich nicht mit unter den oben angeführten geheimen Gesellschaften verstanden wissen will, den Vorwurf: wenn sie nichts mit der Religion zu thun habe,

*) Wie man ja, unter andern, aus Vergleichung des jetzigen Zustandes der Pfalz mit dem ehemaligen vor der Epoche von 1685. augenscheinlich sehen kann!!

habe, warum sie denn einige ihrer Brüder Clericos, warum sie denn ihre Meister ehrwürdig und hochwürdig nenne, da doch diese Benennungen blos dem geistlichen Stande zukomme? Diejenigen, die der Maurerey diesen Vorwurf machen, können ohnmöglich zu den Freymaurern gehören, oder müssen in ihrem Orden ausserordentlich unwissend seyn, und im geringsten nicht darüber nachgedacht haben. Es kann keinem, der nur den ersten Schritt in den O. thut, unbekannt seyn, daß der O. gewohnt ist, in Bildern und Hieroglyphen mit seinen Schülern zu reden; daß auch diese Bildersprache eingeführet ist, um den Fremden das zu verbergen, was blos für den O. ist, und nicht für sie gehöret. Kein Wort, keine Benennung hat in der Ordenssprache diejenige Bedeutung, die es dem gemeinen Sprachgebrauche nach hat. Es ist eine Sprache die nur dem O. verständlich ist. Wie würde man nicht einen würklichen Maurermeister eines Orts, an welchem sich eine Freymaurer-Loge befände, auslachen, wenn er sich bey der Obrigkeit über die Freymaurer beschwerte, daß sie ihm als Maurer in sein Handwerk pfuschten, und das Brod wegnähmen! Und würde man den nicht vor einen Einfalts-Pinsel halten, der nur vermuthen könnte, daß daselbst mit Kalk und Steinen gearbeitet würde? Was soll man nun von Männern urtheilen, die sich vor Denker ausgeben, und die gewiß, wären sie es, bey ihrem ersten Eintritt in den Orden, und aus denen zuerst ihnen vorgeleg,

gelegten Bildern, die wahre Bedeutung des Wortes Clericus im Orden hätten finden können? Sie wollen Brüder seyn, und ziehen durch solche schiefe Urtheile dem Orden nichts als Schande zu; stehen wohl gar noch, weil sie nicht begreiffen können, daß Clericus in dem Orden ganz was anders bedeute als ein geweyhter Priester, in der Meynung, als hätten diese Clerici die Tonsur! — Glauben Sie doch von allem diesem nichts, mein werther Freund, und lassen Sie Sich wenigstens hierdurch nicht abhalten, Ihren Vorsatz auszuführen in den Orden zu treten. Weder die Maurer überhaupt, noch diejenigen in dem Orden die den leeren Tittul Clericus führen, haben das geringste mit Religionssachen zu thun, am wenigsten aber sind sie Priester mit der Tonsur. Sie werden auch gleich gewahr werden, daß nicht der geringste Bezug auf Religions-Meynungen in der Maurerey vorkommt. Man läßt jeden ungestört bey seiner Religion, und ermahnet ihn nur im allgemeinen der christlichen Religion getreu zu bleiben. Wäre nur ein Beyspiel vorhanden, daß durch dem Orden einer wäre zur andern Religions-Meynungen verleitet worden, man hätte es bey den vielen Feinden des Ordens längst gerüget. Und wie hätte dieses auch verschwiegen bleiben sollen? Glauben Sie denn nicht, daß es eben solche eifrige Protestanten als Katholiken in dem Orden giebt, die sogleich, und das mit Recht, den Orden als ein der protestantischen Religion schädliches Institut, würden öffentlich bekannt

ge-

gemacht haben. Und wie könnte Einigkeit unter Leuten herrſchen, die einander bekehren wollten! Man kann ſich ja Leute, auch in den gleichgültigſten Sachen dadurch zu Feinden machen, wenn man in einem oder andern Stücke mit ihnen nicht einerley Meynung iſt. Man ſehe nur die Berliner gleich auffahren, wenn es einer unterfängt ihnen zu widerſprechen. Allein Sie ſcheinen mir im voraus in Ihrem Briefe den Einwurf zu machen: wenn eure Clerici nicht das ſind was man ſie beſchuldiget, warum ſagen ſie nicht gerade heraus, was ſie ſind und bedeuten? Das nämliche ſcheint der Berliner Journaliſte, woraus vielleicht dieſe Idee bey Ihnen entſtanden ſeyn mag, auch zu verlangen. Aber was verlangt der Mann? Nichts weniger als die Begehung eines Meineydes, von dem der ſo niedrig denken könnte, ihm ſein Verlangen zu gewähren. Alle in dem Orden enthaltene Benennungen ſind blos vor dem Orden und nicht vor das Publikum, und die Verſchweigung ihrer Bedeutungen iſt eydlich angelobet worden.

Nur alsdann könnten die, ſo das Recht dazu hätten, darnach fragen, wenn ungezweifelte Beweiſe vorhanden wären, daß ein Mann, den man vor einen Clericus der Freymaurer ausgäbe, entweder Lehrſätze der katholiſchen Kirche öffentlich vorgetragen, oder wirklich Proteſtanten zu der katholiſchen Religion überzugehen verleitet hätte. Es wäre ſodann immer noch die Frage, die gewiß allezeit müßte verneinet wer-

überlegtet ja ohne Zweifel die Zufälle und den ungewiſſen Ausgang des Kriegs, Milord, eh ihr ſagtet, wir wollen einen Aufſtand erregen; ihr konntet leicht vorherſehen, daß daß ein hitziges Gefecht euerm Sohn das Leben koſten könne; ihr wußtet daß er, ſo zu ſagen, auf der Schneide eines Meſſers über einen gefährlichen Abgrund gieng, wo es wahrſcheinlicher war, daß er hineinfallen, als daß er hinüber kommen werde: ihr wußtet daß ſein Fleiſch verwundbar war, und daß ihn ſein ungeſtümer Geiſt mitten in die gröſten Gefahren treiben würde; und doch ſagtet ihr: Ziehe hin, und keine von dieſen Betrachtungen, ſo ſtark ſie euch rühren müßten, konnte euern gefaßten Entſchluß wanken machen. Und was iſt nun begegnet, oder was hat dieſe kühne Unternehmung hervorgebracht, als was wahrſcheinlicher Weiſe erfolgen mußte?

Bardolph.

Wir alle, die an dieſem Verluſt Theil haben, wußten, daß wir uns auf ein ſo gefährliches Meer wagten, daß kaum einer unter zehen das Leben davon bringen werde; und doch wagten wir's für den vorgeſteckten Preis, ſetzten die Betrachtung einer augenſcheinlichen Gefahr bey Seite, und ſind nun, da wir hinüber gekommen ſind, bereit noch mehr zu wagen. Kommt, wir wollen alles dran ſetzen, Vermögen und Leben.

Morton.

Es iſt die höchſte Zeit, Milord; und was unſern Muth erhöhen ſoll, iſt eine Nachricht, die ich euch für gewiß

geben

werden, ob er ſolches als Clericus in der Mauterey gethan habe? Genug es hat niemand auſſer dem Orden ein Recht nach der Bedeutung des Wortes Clericus zu fragen; und keinem der die Bedeutung weiß iſt es erlaubt, ſolche öffentlich bekannt zu machen; denn der Orden und kein anderer gab ihm dieſe Benennung, ſo wie er blos ſeine Beziehung auf den Orden, auſſer demſelben aber nicht die geringſte Bedeutung hat. Wer alſo darauf dringt die Bedeutung bekannt zu machen, verleitet zum Meineyd. Ich weiß wohl, daß es leichtſinnige Menſchen gegeben hat, die hingegangen und ſich in den Orden haben aufnehmen laſſen, unter dem heiligſten Eyde Verſchwiegenheit desjenigen angelobet, was ihnen bey ihrer Aufnahme geſagt worden, und deſſen was ſie in dem ihnen geſagten finden und entdecken würden, die aber ſogleich ihre vermeintlich gemachten Entdeckungen, der Welt, um ſich auch hierinnen einen Namen zu machen, mitgetheilet haben.

Ob nun gleich dieſe Leute nichts weniger, als wahrhafte Entdeckungen gemacht, ob ſie gleich nur eine falſche Meynung mehr der Welt geliefert haben, ſo war es doch ihre Meynung, Wahrheit mitzutheilen; ſie glaubten doch, ſie wären hinter die wahre Geſchichte der Entſtehung der Freymaurer-Geſellſchaft gekommen, und ich kann ſie für nichts anders als Meineydige halten, die mit Eydſchwüren ſpielen, und ſolche nur nach ihrem Gefallen auslegen, — ich kann

ſie

ſie für nichts anders als Menſchen halten, denen nichts zu heilig iſt, das ſie nicht nach ihrer Conveni: enz verlezten, für Menſchen denen man in keinem Stücke mehr trauen kann, da ſie mit Eydſchwüren ſo leichtſinnig umgehen. Der Fehler bey ſolchen Leu: ten liegt theils in der Erziehung, theils im Her: zen. Sollten Sie, mein edler Freund, einmal Fami: lie bekommen, gewöhnen Sie doch ihre Jungens gleich in der Jugend zum Schweigen. Sie bleiben ſonſt zeitlebens Kinder, und richten, ſo wie in der Kindheit in dem Hausweſen, ſo in ältern Jahren unter ihren Mitbürgern, durch ihr Geklatſche Unheil an. Sie werden unausſtehlich neugierig, ſuchen hin: ter Heimlichkeiten ihrer Mitbürger auf jede Art zu kommen, ſie mögen ihnen und andern nützlich ſeyn oder nicht, nicht um ſich ſelbſt zu belehren, ſondern um es nur der Welt geſchwind mitzutheilen, und es jedem auszupoſaunen. Jedoch iſt dieſes alles nur meine Meynung, die ich noch aus den alten Zeiten in dieſe neuern mit übergetragen habe, und die ich niemanden aufdringen will. Es kann allerdings ſeyn, daß ich in Sachen, die den Eyd und deſſen ſtrenge Beobachtung betreffen, zu altväteriſch und nicht auf: geklärt genug denke, und vielleicht belehren uns auch einmal die Berliner hierüber eines beſſern.*) Nur kom: me mir niemand damit, zu behaupten, die Freymau: rer hätten nicht das Recht einen Eyd von ihren Glie: dern

*) Wie fein dieſer Mann die Ironie zu behandeln weiß!

dern zu fordern. Es iſt ein freywilliger Eyd, und eine freywillige Bedingung, der ſich der Aufzunehmende unterwirft, eine Bedingung, die ich ja bey jedem Geſchäfte im gemeinen Leben gültig und mit Beyfall der Rechte vorſchreiben kann. Es würde hierüber jedes Wort überflüſſig ſeyn *), da dieſer Einwurf in andern Schriften ſchon hinlänglich beantwortet iſt. Geſetzt aber auch, die Freymaurer hätten das Recht nicht einen Eyd zu verlangen, wird denn wohl deswegen derjenige, der ihn einmal geleiſtet hat, ohne die wichtigſten Gründe, deren es nur ſehr wenige geben kann, den einmal geleiſteten Eyd brechen dürfen? Ich denke wohl nicht, wenn er nicht ein ſehr weit aufgeklärtes Gewiſſen hat. Solchen lieben Brüdern nun, deren Schwatzhaftigkeit auch ein geleiſteter Eyd nicht ganz zu hemmen im Stande geweſen iſt, haben wir es zu danken, daß viele Benennungen in dem Orden dem Fremden, vor den ſie nicht ſind, der die Ordens-Sprache nicht kennet, und ſich alſo nothwendig falſche Vorſtellungen davon machen muß, bekannt worden ſind. Jedoch ſollte kein billig denkender Mann auf ſolche leere Worte öffentliche Beleidigungen wider den Orden gründen, noch weniger verlangen, man ſolle ſie erklären, um ſich von einer unbefugten Anklage zu befreyen. Die ganze Anklage iſt die ſonderbarſte von der Welt. Ihr Clerici der Freymaurer, heißt es, werdet beſchuldiget

Je-

*) Bey weitem nicht ſo überflüſſig als der V. glaubt.

Jeſuiten, oder andere katholiſche Geiſtliche zu ſeyn; beweiſet, daß ihr es nicht ſeyd. Wie in aller Welt ſollen ſie es denn anfangen um dieſes zu beweiſen? Ob es gleich ſonſt bey jeder Beſchuldigung erfordert wird, daß derjenige, der die Beſchuldigung zum Vorſchein bringt, auch gehalten iſt ſolche zu beweiſen, ſo läßt ſich doch in andern Fällen, auch leicht von dem beſchuldigten das Gegentheil zum Beweis ſeiner Unſchuld darthun, wenn er es für gut findet. Hier aber nicht alſo. Ein Clericus des Ordens darf ſo wenig bekannt machen, was ſeine Benennung im Orden bedeutet, als ein Maurer überhaupt ſagen darf, woher der Name Maurer entſtanden ſey. Und ich denke auch, daß kein ehrliebender Mann auſſer dem Orden darnach fragen, und durch unartige Beſchuldigung einen ehrlichen Mann in die Nothwendigkeit ſetzen werde, entweder meineydig zu werden, oder eine Beſchuldigung von ſo hämiſcher Art mit Stillſchweigen zu übergehen. Ein jeder rechtſchaffene Mann wird aber einen Menſchen verachten, der ſeinen Mitmenſchen in ſolche Verlegenheit ſetzen und jeden Laut der Menge darzu brauchen kann ihn zu verunglimpfen. Sagen Sie mir lieber L., wenn wir mit ſolcher Aengſtlichkeit alle Fehler, würkliche oder ſcheinbare, unſrer Mitmenſchen aufſuchen, ſolche öffentlich mit ſo vieler Bitterkeit bekannt machen wollen, was ſoll aus der Welt werden? Wenn ich dem Mann noch zurechnen will, was der Jüngling that, dem

Professor was der Student, dem Kaufmann, was der Lehrpursche, wenn ich Sachen, die vor zwanzig Jahren geschehen, und längst vergessen sind, noch als neue Thatsachen bekannt machen will: wo ist da Menschenliebe, Nachsicht gegen seine Mitmenschen, und Befolgung der Lehre des göttlichen Stifters unserer Religion? Verzeihen Sie daß ich über diesen Punkt nichts weiter schreiben kann; es thut mir zu wehe, zu sehen wie Menschen sich anfeinden, und einander selbst das kurze Leben so verbittern. *) Sie erhalten aber des nächsten noch einen Brief von mir.

4.

*) Aus dieser ganzen Declamation, wo das gehörige Verhältniß zwischen Ursache und Würkung nicht in die Augen fällt, ist man genöthiget zu vermuthen, daß der Briefsteller etwas auf dem Herzen habe, worüber er sich nicht deutlich erklären will noch kann. Für uns andere, in diesen Mysterien nicht eingeweihte, machen diese Wehklagen über Mangel an Menschenliebe und an Nachsicht gegen seine Mitmenschen, und diese unzeitige Provocation auf die Lehre des göttlichen Stifters unsrer Religion bey einer solchen Veranlassung, einen sehr schwachen Eindruck; und Hrn. Biester wird es ein sehr leichtes seyn, seine Menschenliebe gegen so schwach begründete Beschuldigungen zu vertheidigen; wenn es anders dessen bedarf. Denn es fällt gar zu stark in die Augen, daß der Verf. ich weiß nicht warum, durch die Aufforderung an die sogenannten Clericos ich weiß nicht welches Ordens, ganz aus seinem Gleichgewichte gesetzt worden ist.

4.

So sehr auch meine Zeit durch meine Amts-Geschäfte eingeschränkt ist, so muß ich Ihnen doch über unsere angefangene Materie noch einen Brief schreiben, damit ich von Ihnen nicht unrecht verstanden werde. Sie könnten nehmlich glauben, daß ich alle Warnungen in Religionssachen verwürfe, und gar nicht wollte, daß man deren schreiben solle. Warnungen zur Aufrechthaltung und Verbesserung unserer Religion — wer wollte wider diese etwas einwenden! Aber die Art muß liebreich, eines aufgeklärten Christen würdig, der Gegenstand nicht immer der nämliche seyn. Die Mißbräuche, welche einreissen, und wider die man auftreten will, müssen nicht als Beschuldigung und Inquisitionsmäßig vorgetragen werden, sondern blos auf eine gründliche jedoch liebevolle Art widerleget, und das Publicum eines bessern belehret werden. Wir fallen sonst in die wahre katholische Art der Verketzerung, und mithin in einen Fehler, den wir vor diesem den Catholiken vorzuwerfen Ursach hatten. Die Herren Journalisten sollten nur an einem Orte leben, wo Protestanten und Katholiken untermenget wohnen, und sie sollten bald sehen, was ihr unaufhörliches Geschrey vor Mißtrauen Abneigung und Kälte verursachet, nachdem man bereits angefangen hatte einträchtig und brüderlich auch in Religionssachen einander zu behandeln. Sie sollten sehen, mit was vor einen argwöhnischen Auge eine Parthie die andere wieder anfängt zu beob-

achten, damit ja keine sich mehr Recht anmaße als ihr auf das strengste zugehöret; Sie sollten sehen, wie sehr das bereits geknüpfte Band der Freundschaft dadurch an seiner Festigkeit leidet. Allein, dieß ist nicht genug. Auch uns Protestanten selbst machen sie einander verdächtig. Da sie vorgeben als wandelten auf allen Seiten heimliche Jesuiten unter uns, so darf wahrhaftig keiner nur einen zweydeutigen Gedanken äussern, und er ist ein leibhafter Jesuite, man sezt ihn dann nach Gutbefinden in die erste, oder eine andere Classe. Ich vermuthe mir in dem nächsten Berliner Blatte eine Anzeige, daß man in Berlin Spührhunde auf die Jesuiten abgerichtet; das wird denn eine gute Revenüe abgeben, denn wer wollte sich nicht so einen Hund anschaffen, um nicht irre zu gehen. Nein, würklich ich weiß nicht ob die Herrn Berliner den Schaden sobald wieder gut machen werden, den sie angerichtet haben. Bedenken Sie nur das ganze 1785ste Jahr haben wir davon und von weiter nichts hören müssen, und Gott weiß, wie es uns in 1786sten ergehet. Ich wünschte, und so mancher wünscht es mit mir, daß, wenn sie sich nun einmal zu Religions-Aufsehern aufwerfen wollen, sie einer weit bedenklichern Besorgniß entgegen arbeiten, und nicht immer bey einerley Leyer bleiben wollten. Die Freygeisterey ist es, und durch diese der einschleichende Socinismus, welcher nicht sowohl unter dem gemeinen Haufen, als vielmehr unter den Gelehrten selbst, sehr einreißt, und

freylich

freylich zu dem Leichtſinn, und Eigendünkel unſerer Zeiten, beſſer paßt. Man fängt an, alles zu verwerfen was unſere hohen Einſichten nicht erreichen können, und man will nicht mehr zu geben, daß ſo wie die ganze Natur vor dem Menſchen ihre Geheimniſſe hat, es auch die Gottheit und Religion habe. Warum erwähnen die Herrn denn niemals der in dieſer Art vorzüglichen Schriften eines Barths und andere dieſes Gelichters? Sind ſie etwan nach ihrem Geſchmacke? dann bäte ich ſie ernſtlich mir nicht zu nahe zu kommen, denn ſie wären mir gefährlicher als Jeſuiten. Sind ſie aber dieſes Glaubens nicht, ſo ſollen ſie ſich nur einmahl umſehen. und ſie werden gewiß finden daß dieſer Socinistiſche Gift weiter und gefährlicher um ſich greift als der Jeſuitiſche. Sie ſollen alſo, wenn man glauben ſoll daß ihre Abſichten rein ſind, ihr Augenmerk dahin richten, wo, nach der ganzen Denkungsart unſers Jahrhunderts, die gröſſere Gefahr ſeyn muß. Sie ſollen nicht beſtändig und allein den Aberglauben, ſondern auch den Unglauben beſtreiten. Gerne theilte ich Ihnen auch meine Gedanken darüber mit, worinnen wohl der eigentliche Grund dieſes Berliniſchen Lerm-Schlagens zu ſuchen ſey; allein es bleiben immer nur Muthmaßungen, und ich habe in meinem vorigen Briefe ſelbſt geſagt, daß man nichts, ſo dem andern nachtheilig ſeyn könnte, auf bloſe Muthmaßungen bekannt machen müſſe. Wir wollen hiervon mündlich ſprechen, da die Sache über-

haupt zu kizlich seyn dürfte, sie laut zu erwähnen. Soviel ist indessen gewiß, daß die erste Veranlassung zu dieser Furcht Herr Nicolai in seiner Reise-Beschreibung gegeben hat. Nach seiner Aeußerung hierüber muß er sich, ehe er seine Reise in die Welt antrat, eingebildet haben, man denke bereits in Europa durchgängig gleich in Religions Meynungen. Nun kommt er auf einmal in katholische Lande, und da will er sich des Todes wundern, daß man noch der katholischen Religion anhange. Er macht also der Welt dieses sogleich bekannt und unterrichtet sie in den Glaubens-Artikeln, in welchen die Katholiken von den Protestanten abweichen. Er bemerkt auch daß in allen katholischen Landen noch Pfaffen sind — die in vielen Stücken wie die Jesuiten denken, und warnet als ein Mann der zu Teutschlands Besten eine so kostbare Reise unternimmt, wo es doch ungewiß bleibet ob die Kosten aus dem Verlage der Reise-Beschreibung wieder herauskommen, alle Christen, vor Katholiken und Jesuiten. Sie wissen, mein Freund, daß ich Herrn Nicolais Reise-Beschreibung in vielen Stücken schätze: aber seine Begierde immer etwas neues zu sagen, seine Tadelsucht, seine übereilten Urtheile, die aus einen Eigendünkel entstehen, der ausserordentlich seyn muß, kann ich weder loben noch billigen, und es ist allerdings wahr, daß er sich hierdurch keine Freunde gemacht hat. Ueberall kann man ihm bey seiner Reise-Beschreibung nicht folgen; aber es finden sich

doch

doch Stellen wo man ihn faſſen, und ſo auf ſeine ganze übrige Verfahrungsart ſchlieſſen kann. Ich will Ihnen nur ein Beyſpiel anführen, welches die Meiſten werden beurtheilen können, weil die Sache von ſo vielen geleſen wurde.

Herr von Kempeln, der Erfinder der berühmten und bekannten Schachmaſchine, reiſet mit ſeiner Erfindung durch beynahe ganz Europa, wird von den gröſten Gelehrten, und den ſcharfſinnigſten Köpfen beobachtet, und keiner entdecket, die Art und Weiſe, wie durch dieſe Maſchine gewürket wird, oder wie ſie zuſammen geſetzet iſt. Viele wagen Vermuthungen, und unter dieſen Herr Profeſſor Hindenberg zu Leipzig, ein denkender, darbey aber äuſſerſt beſcheidener und lieber Mann, die wahrſcheinlichſte und ſcharfſinnigſte: aber alle geben es auch blos vor Vermuthungen aus, und bekennen darbey, daß ihnen immer noch etwas übrig bleibe, was ſie nicht einſehen können. So nicht unſer Herr Nicolai. Er hat zwar die Maſchine nicht geſehen, er kennt Herr von Kempeln nicht, aber was braucht er das auch, um ſo gleich in der Ferne zu wiſſen, daß Herr von Kempeln ein elender Taſchenſpieler und ſeine Maſchine der Betrug eines Kindes ſey. Es könnte ihm nun freylich darauf erwiedert werden, daß wer den Herrn von K. kennete, ihm wahrhafftig nicht zutrauen würde, daß er es wagte, in den berühmteſten Orten von Europa, unter die Augen ſo vieler ſcharfſinnigen Beobachter mit ſo einem Nichtsbedeu-

geben kan. Der beliebte Erzbischoff von York iſt mit einer anſehnlichen und wolgerüſteten Macht auf: Er iſt ein Mann, der ſeine Anhänger mit einer doppelten Sicherheit gürtet. Milord, euer Sohn, hatte nur Leiber unter ſeiner Anführung, nur Schatten und Geſtalten von Männern, welche fechten ſollten; denn das Wort Rebellion ſchied die Würkſamkeit ihrer Seelen und ihrer Leiber von einander, ſie fochten mit Grauen und Widerwillen, ihre Waffen allein waren auf unſrer Seite, denn ihre Geiſter und Seelen hatte das Wort Rebellion ſo froſtig gemacht, wie die Fiſche in einem Teiche. Aber nun verwandelt der Biſchoff den Aufruhr in Rebellion; das Vorurtheil, daß er ein rechtſchaffner und heiliger Mann ſey, macht, daß man ihm mit Leib und Seele folgt, krazt das Blut Königs Richards von den Steinen von Pomfret, um ſeinem Aufſtand eine Farbe zu geben, leitet ſeine Sache vom Himmel ab, ſagt ihnen, er eile einem blutenden Lande zu Hülfe, das unter dem tyrannischen Bolingbroke in lezten Zügen lige; und ſo treibt es ihm ſchaarenweis Anhänger und Freunde zu.

Northumberland.

Ich wuſte diß bereits; aber die Wahrheit zu ſagen, dieſer gegenwärtige Schmerz hat es aus meinem Gemüth gewiſcht. Kommt mit mir hinein, und ein jeder eröffne das beſte, was er zu unſrer gemeinſchaftlichen Erhaltung und Rache rathen kan. Schikt Courriers, ſchreibet Briefe,

macht

tenden Dinge zu treten, — daß ein Kind von höchstens 5 bis 6 Jahren, dergestalt eingesperret, daß es die Züge des Gegenspielers nicht einmahl sehen kann, wohl schwehrlich auf die Art Schach spielen könne, wie derjenige spielen muß, der die Maschine dirigiret, — daß Herr von K. alle Augenblicke in Gefahr wäre, vor aller Welt prostituiret zu werden, wenn das Kind entweder nießte, hustete, oder wenn ihm sonst etwas natürliches binnen einer ganzen Stunde ankäme, — daß ein Kind nicht solche prompte und passende Antworten geben könne, — daß man aus der Bewegung der Maschine bey ihrem Spiele, besonders aber bey dem Springer Zuge, ganz genau bemerken könne, daß die Bewegung nicht willkührlich, sondern mechanisch geschehe, ob gleich natürlicher Weise die Einwürckung eines Menschen, die Maschine in Bewegung zu setzen, vorhanden seyn müsse; daß endlich derjenige, der die Maschine selbst gesehen habe, wohl wisse, daß eine gänzliche Ohnmöglichkeit sey, daß ein Kind durch die kleine Communication des Kastens in die Figur hin und her kommen könne, weil, nach dem äussern Umfange zu urtheilen, kaum eine Katze durchkriechen könnte: ob man, sage ich, gleich dieses, und noch viel mehr entgegen setzen könne, so wird doch Herr Nicolai alle diese Zweifel leicht dadurch aufheben, daß er Ihnen sagt, es könne nicht anders seyn, weil er es sonst, da er doch alles wisse, auch wissen müste. Aehnliche Bewandniß hat es mit der Sprach-Maschine. Auch in diesen soll

ein

ein Kind ſtecken; denn er iſt nun einmahl aufs Kindiſche verfallen. Ich möchte aber wohl wiſſen, ob ſich Herr Nicolai auf dieſe Auflöſung etwas zu gute thue? Sie werden Sich noch erinnern, als wir in Leipzig, im Anker dieſe Kunſtſtücke ſahen, daß Herr v. K. die Sprach-Maſchine im Arme herum truge, auf jeden beweglichen Tiſch ſetzte, und daß der Kaſten ſelbſt, nicht gröſſer als ohngefähr eine halbe Elle lang und eine halbe Elle hoch war; daß man ſehr deutlich hörte, daß die Stimme aus dem Käſtgen kam, und daß auch nicht einer, der dabey war, auf den Gedancken fallen konnte, als würde ſie durch ein Kind hervor gebracht. Was ſagen Sie nun zu Herrn Nicolais Urtheil? Glauben Sie, daß dieſes das einzige von der Art in ſeiner Reiſe Beſchreibung ſey? Halten Sie einmahl ſein Urtheil über dieſe Kunſtſtücke, die er nie geſehen hat, gegen Herrn Hindenbergs, der ſie verſchiedenemahl zu ſehen, und genau zu prüfen, Gelegenheit gehabt. Wie beſcheiden und nachgebend dieſer, und wie geringſchätzig und zuverläſſig jener ſpricht! Und was will er damit, daß Herr Hindenberg aus Gutherzigkeit falſch geurtheilt habe? Dies ſoll doch wohl in dieſem Falle kein Lob ſeyn? Ich will Ihnen ſagen, was Herr H. gethan hätte, wenn er die Maſchine gar nicht hätte geſehen gehabt. Er hätte wie jeder andere beſcheidene Mann lieber ſein Urtheil davon zurück gehalten; denn wahrhaftig von einer Kunſtmaſchine zu urtheilen, ohne ſie geſehen zu haben, darzu gehört doch wohl viel

Dünckel. Aber nun vernehmen Sie erſt die gröſſeſte Gasconade die Sie je gehört haben. Herr v. K. hat ſich nach Herrn Nicolais Vorgeben nicht getrauet nach Berlin zu kommen, aus Furcht, man möchte ſogleich ſeine Taſchenſpielerey einſehen, und ihn beſchämen. Alle übrigen groſſen Oerter Europas durchreiſte er, denn er wuſte, daß ſie alle kleine Lichter gegen die Berliner waren, und daß er von ihrem Scharfſinne nichts zu befürchten habe: allein nach Berlin — nein, wer wollte dahin kommen, ohne zu fürchten, daß die Kunſt ſogleich entdecket würde! Er hat ſchon ziemlich riſquiret, daß er Berlin in eine Nähe von einigen zwanzig Meilen kam, denn wie leicht konnte nicht ein Berliner ohngefähr zugegen ſeyn, und dann gute Nacht Schachmaſchine. Ich will jedem Künſtler rathen, die Berliniſche Stapel nicht zu berühren, wenn ihm ſein Kunſtſtück lieb iſt. Thut man aber nun unrecht, wenn man nach dieſem auch in andere Urtheile Zweifel ſetzet? Man ſiehet ja augenſcheinlich, wie die Herren verfahren? Auf einer Seite wollen ſie gar nichts glauben, und auf der andern Seite geben ſie jedem Geſchichtgen Platz, das in ihren Kram tauget; wie z. B. die Geſchichte mit dem Juden, der catholiſch geworden, und vom Pabſte Dispenſation ſoll erhalten haben. Männer aus der Gegend, die ſich genau erkundiget, verſichern zuverläſſig, die Sache ſey eine Mähre. Und legen Sie nur die ganze Geſchichte aus einander, wie viel lächerliches Sie darinnen finden werden. Wenn

der

der Pabſt ſo weit gebracht iſt, daß er zu einem Juden ſeine Zuflucht nehmen muß, dann mag er wohl nicht mehr ſehr zu fürchten ſeyn; ſo wenig als der Jude mit ſamt ſeiner Dispenſation fürchterlich wäre. Aber ſolche falſche Beſchuldigungen gegen andere Glaubens-Genoſſen! Wenn man uns dies thäte?

Folgen Sie mir, mein Freund, verhalten Sie ſich ganz ruhig, und warten Sie es ab, bis Ihnen ein Jeſuit auf den Hals kommen wird, der Sie bekehren will. Schon wollte ich meinen Brief ſchlieſſen, als ich die Ihrigen noch einmahl zur Hand nahm, und zwey Punkte fande, worüber Sie noch Aufſchluß wünſchen. Der erſte beſtehet darinnen, daß Sie wiſſen wollen, ob die Benennung der Clericorum, zu der wahren oder Affter-Maurerey gehöre? der zweyte, von was vor einem geheimen Orden das Berliner Monats-Blat rede, welcher ſolche katholiſch klingende Namen habe?

Ich will Ihnen hierauf kurz, ſo wie ich gegen einen der nicht zum Orden gehöret darf, darauf antworten, daß allerdings die Benennung Clericus die Sprache des wahren Freymaurer-Ordens iſt; und wenn Roſenkreutzer, Illuminaten, oder andere dieſe Namen bey ſich eingeführet haben, ſo iſt ſolches

eine

*) Ich mache zu dieſem Brief keine Anmerkungen, weil ich ſonſt ein ganzes Buch ſchreiben müßte. Den Nebel um den Verſtand des V. wird immer dicker, je mehr die Leidenſchaften ſich hervor drängen, die ihm alle dieſe unanſtändige Incartaden, die man mit Unwillen lieſet, eingegeben haben.

eine Nachäffung. Die Berliner, die ſich rühmen dieſe Geſellſchaften genau unterſcheiden zu können, verwechſeln ſie oft. Es gehört aber auch eine genaue Kenntniß des Ordens darzu. Laſſen Sie mich über das Wort Clericus noch dieſes einzige hinzufügen, daß es gewiß niemanden auffällt, wenn er von einem Juriſten, Arzt, oder jedem andern der ein weltlich Amt bekleidet, vernimmt, man gebe ihn im Orden die Benennung eines Clerici; wird es aber von einem bekannt, der ein geiſtliches Amt in der Republik bekleidet, gleich ziehet der Gegner Gift daraus. Was nun den erwähnten geheimen Orden betrift, ſo iſt es, wie jedes Kind jetzo in der Maurerey weiß, kein anderer, als der hohe Orden der ſogenannten ſtricten Obſervanz, den ein gewiſſer teutſcher Baron v. Hund geſtiftet, der zum Endzwecke die Widerherſtellung des Tempel-Herrn-Ordens hatte, Kapitel nach Art der Tempel-Herrn errichtete, und ſeinen Gliedern oder Rittern Benennungen aus dieſem Orden, ſo wie die im Monat December des Berliner Monat-Blattes angeführte, beylegte. Es traten anfänglich viele zu dieſem Orden, weil er ſeinen Gliedern viel verſprach, die aber alsdann alle wieder abgiengen, weil er das Verſprechen nicht halten konnte. Die Monatsſchrift verwechſelt dieſen Orden offenbar mit den Roſenkreutzern. Denn im Auguſt- und December-Stücke vorigen Jahres redet ſie eben von dieſem hohen Orden der ſtricten Obſervanz, wenn

ſie

ſie von einem geheimen Orden ſpricht, der katholiſche Namen habe: im Jänner d. J. aber iſt die Beſchreibung S. 38 und 39 von dem Orden der Roſenkreutzer, in welche Beſchreibung wieder manches eingewebet wird das jenem Orden zugehöret, das aber freylich nicht ein jeder heraus findet. Sie finden dieſen Orden in verſchiedenen Freymaureriſchen Schriften, beſonders im Nicaiſe, bereits beſchrieben. Alles was die Berliner davon anführen ſind Thatſachen, die vor mehr als 17. 18. Jahren vorgefallen, und längſt veraltet ſind.

Machen Sie es übrigens nunmehro mit der Aufnahme zum Freymaurer wie es Ihnen beliebt. Sie haben doch nun einigermaßen, und ſo viel man durch Briefe verlangen kann, meine Gedanken. Kommen wir einmal zuſammen und Sie wollen mehr mit mir davon ſprechen, ſo wird ſich ſchon Gelegenheit darzu finden laſſen. Ich bin ganz der Ihrige.

IV.

Ein Beyſpiel vom Einfluß des Zeitalters auf den Schriftſteller.

Es iſt ſchon oft bemerkt worden, daß ſelbſt auf die aufgeklärteſten Köpfe dennoch das Zeitalter ſo gewürkt habe, daß ſie Meynungen geäuſſert und behauptet

hauptet haben, die mit ihrer ſonſtigen Aufklärung ſeltſam contraſtieren. Noch neulich iſt mir davon ein merkwürdiges Exempel in die Hände gefallen. Grotius, ein Mann, welcher ſehr helle Einſichten in die Religion hatte, und manche Aufklärung durch richtige Exegeſe in die chriſtliche Dogmatik brachte; der zuerſt dem Natur- und Völker-Recht die Geſtalt einer Wiſſenſchaft zu geben ſuchte, und ſchon viel richtiges darüber ſagte, der bey aller ſeiner Behutſamkeit nicht gleich vor einem Phantom des Vorurtheils erſchrack, und kurz, dem niemand den Namen eines ſehr geſcheuten Mannes abſprechen kann; dieſer behauptet doch noch in ſeinem Buche de I. B. et P. L. II., c. 15. § 12., daß die Chriſten verbunden ſeyen, ſich wider den Erbfeind des chriſtlichen Namens zu verbinden. Die Stelle iſt von mehrern Seiten merkwürdig; ich will ſie herſetzen: Illud hic addam, cum omnes Chriſti unius corporis membra ſint, quæ iubentur alia aliorum dolores ac mala perſentiscere, ſicut id ad ſingulos pertinet, ita et ad populos qua populi ſunt, et ad reges qua reges pertinere. Neque enim pro ſe quisque tantum ſed et pro mandata ſibi poteſtate ſervire Chriſto debet. Hoc autem præſtare reges et populi non poſſunt, graſſante armis hoſte impio, niſi alii aliis auxilio ſint: quod commode fieri nequit, niſi fœdus eo nomine ineatur: quod fœdus jam olim initum fuit, et princeps eius creatus conſenſu Romanus Imperator.

rator. — — Dieß letzte zeigt deutlich genug, daß hier der Türke gemeint iſt. — Eben dieſer Mann behauptet auch noch L. II., c. 20. §. 46. daß die Chriſten verbunden ſind, alle Atheiſten, und die nicht die reine natürliche Religion haben, welche er ſelbſt vorher auf vier Sätze reducirt, zu bekriegen und zu ſtrafen — Detur hæc venia antiquitati; aber das iſt doch für unſre Zeiten entehrend, daß man die Ausſprüche eines ſolchen Mannes noch als Orakelſprüche in Staatsſchriften citirt, und darnach Völkerſtreitigkeiten entſcheiden will. Exempel davon liefern unter andern die Staatsſchriften eines ſonſt ſehr aufgeklärten Miniſters. D.

Inhalt des erſten Vierteljahrs.

Jänner.

I. Ueber die Sterndeutekunſt. S. 3.
II. Auszug aus Clavigero's Geſchichte der Eroberung des Königreichs Mexico. S. 32.
III. Briefe aus Rom, neue Werke jezt daſelbſt lebender Künſtler betreffend. (fortgeſezt. S. 69.
IV. Von Peter dem wilden Knaben. S. 82.
V. Ueber den Gebrauch des Talc bey allen Maſchinen die Friktion leiden. S. 85.
VI. Beytrag zur engliſchen Criminal-Geſchichte. S. 87.
VII. Auszug eines Briefs über Göttingen. S. 90.

Febru-

Februar.

I. Auszug aus Clavigerro's Geschichte der Eroberung des Königreichs Mexico. (fortgesetzt.) S. 97.
II. Ehrenrettung der Reformation gegen zwey Kapitel in des k. k Hofraths und Archivars Hrn. M. J. Schmidts Geschichte der Teutschen, 6ten Band. S. 116.
III. Kleine Gedichte. S. 142.
IV. Geschichte meiner Hypochondrie. Ein Beytrag zur Seelen Naturkunde, von S. S. 152.
V. Briefe aus Rom, neue Werke jetzt daselbst lebender Künstler betreffend. (fortgesezt.) S. 169.
VI. Beyspiele von zwey sehr merkwürdigen Blinden, dem Dr. Moyes und Metcalf. S. 186.

März.

I. Ehrenrettung der Reformation. (fortgesezt.) S. 193.
II. Die Bekehrung der barbarischen Völker zum Christenthum. Ein Fragment von Gibbon. S. 229.
III. Briefe eines Maurers an seinen Freund bey Gelegenheit der Berliner Monats-Schrift vom Jahre 1785. S. 244.
IV. Ein Beyspiel vom Einfluß des Zeitalters auf den Schriftsteller. S. 285.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1786.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg. gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

macht Freunde so schnell als möglich; noch nie waren unser so wenig, und noch nie hätten wir Viele so nöthig.

[Sie geben ab.]

Vierte Scene.

[Verwandelt sich in eine Strasse von London.]

(*) Sir John Falstaff tritt mit einem kleinen Lakayen auf, der ihm sein Schwerdt und seinen Schild nachträgt.

Falstaff.

Holla, du, Riese! was sagt der Doctor zu meinem Wasser?

Laky.

Er sagt, Herr, das Wasser an sich selbst sey ein gutes gesundes Wasser; aber was die Person anlange, von der es komme, die möchte wohl mehr Krankheiten an sich haben, als sie sich einbilde.

Falstaff.

(*) Die Falstaffischen Scenen machen einen großen Theil dieses gemischten Haupt- und Staats-Action aus, ob sie gleich als bloße Zwischen-Spiele, die dem Pobel für seine sechs Pfennige was zu lachen geben sollen, mit dem Stuk selbst keinen nothwendigen Zusammenhang haben. Wir werden fortfahren, uns damit die nemliche Freyheit zu nehmen, wie in dem vorigen Stuke; und wir sind desto mehr darin genöthiget da der Humor und das Lächerliche, so darinn herrscht, größtentheils in sehr rebellischen Schwanken, Zoten, Wortspielen, und einer ekelhaften Art von falschem und schmuzigem Witz bestehet, und wir vermuthlich keine Leser von derjenigen Klasse haben werden, zu der die Zuhörer gehörten, die man damit belustigen wollte.

Der
Teutſche Merkur.

April, 1786.

I.

Beſchluß der Geſchichte der Eroberung des Königreichs Mexico.

XXXIV. Beym Anbruch des Tages, der auf die unglückliche Nacht folgte, fanden ſich die durch den langen Kampf, und durch Wunden entkräfteten Spanier in Popotla, einem bey Tlacopan gelegenen Dorfe, und berathſchlagten ſich, wohin ſie ihre Zuflucht nehmen ſollten. Sie beſchloſſen einſtimmig, nach Tlaſcalla zu ziehen, und bereiteten ſich zu neuen Ueberfällen, die ſie nun als Flüchtlinge vermuthen konnten. Sie nahmen ihren Weg über Tlacopan und Azcapozalco, und hatten faſt beſtändig mit den Truppen dieſer Städte zu kämpfen, bis ſie den auf der Spitze eines kleinen Bergs gelegenen Tempel Otoncalpolco, der 9 Meilen von Mexico entfernt war, und nachher in eine der Mutter-Gottes de los Remedios geweihte Kirche verwandelt wurde, erreichten, und ſich daſelbſt verſchanzten. Hier genoſſen ſie nach ſo vielen ſchlafloſen Nächten einiger

Ruhe, und erhielten von zween benachbarten Otomitischen Dörfern einige Lebensmittel. Den folgenden Tag, als den 7ten Julius, setzten sie ihren Marsch fort, und entdeckten auf dem Berge Aztaquemecan ein zahlreiches und glänzendes Kriegsheer, welches sich auf der Ebene der Stadt Otompan gelagert hatte, und von einigen Schriftstellern auf 200 tausend Mann vergrössert wird. Ob es Mexicaner waren, wie man gemeiniglich glaubt, oder auf Anstiften der Mexicaner von Calpolalpan, Teotihuacan, und andern benachbarten Städten gesammelt war, ist ungewiß. Das kleine Heer der Spanier, welche wohl einsahen, daß sie hier entweder siegen, oder alle insgesammt sterben müßten, gieng mit der Herzhaftigkeit, die verzweifelten Gemüthern eigen ist, dem Feind zu Leibe, und richtete zwar ein grosses Blutbad an, verlor aber zugleich so viele tapfere Soldaten, daß es sich unmöglich einen guten Ausgang versprechen konnte, wenn es sich nicht durch Kriegslist einen Weg zur Rettung öfnete. Dem Cortes fiel es ein, gehört zu haben, daß wenn ein Mexicanisches Kriegsheer seinen General oder die Fahne verloren hätte, es in Verwirrung geriethe, und die Flucht nähme. Er faßte daher den verzweifelten Entschluß, mitten durch das feindliche Heer zu dringen, und den General Cihuacatzin, der auf einem Tragsessel mit einem vergoldeten Schilde bewafnet, unter den übrigen hervorragte, und von der Kriegsfahne begleitet wurde, mit eigener Hand zu erlegen. Er befahl seinen tapfersten

Offi-

Officieren, Sandoval, Alvarado, Olid und Avila, ſeinen Rücken zu decken, und führte ſeinen Anſchlag glücklich aus. Sobald das feindliche Heer ſich ohne Oberhaupt und Fahne ſah, nahm es die Flucht, und die Spanier tödteten in der erſten Verwirrung, und auf der Flucht eine groſſe Menge deſſelben. Dieſes war einer der berühmteſten Siege der Spanier. Den Verluſt der Feinde ſetzen einige auf 20000 Mann, und überſchreiten die Grenzen der Wahrſcheinlichkeit. Denn obgleich die Schlacht über vier Stunden dauerte, ſo ſcheint es doch unmöglich zu ſeyn, daß ein entkräftetes Heer von ungefähr 500 Mann, mit keiner Artillerie verſehen, eine ſolche Niederlage hätte anrichten können. Auch iſt nicht wahrſcheinlich, was Solis, der ſich mehr um die Schönheit des Stils als um die Wahrheit bekümmert, erzählt, es ſeyen nur einige Spanier verwundet worden, und zwey oder drey von ihnen zu Tlaſcalla an ihren Wunden geſtorben. Denn nach dem Zeugniß Bernhards Diaz, welcher gegenwärtig war, verloren die Spanier in den 6 Tagen nach der unglücklichen Nacht gegen 420 Mann. Weil ſie aber in dieſem Zeitraum auſſer dieſem Treffen keinen ſonderlichen Verluſt erlitten, ſo kann man mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit behaupten, daß ſie in demſelben wenigſtens vierhundert Mann, und faſt alle Tlaſkalleſer verloren. Selbſt Cortes erhielt eine gefährliche Wunde am Kopfe.

Den folgenden Tag, als den 8. Julius 1520, erreichten ſie mit groſſer Freude das Gebiete der Republik

Tlaſcalla, und erhielten daſelbſt mehr Freundſchaftsbezeugungen, als ſie in gegenwärtigen Umſtänden erwarten konnten. Denn die vier Häupter der Republik kamen ihnen bis nach Huejotlipan entgegen, von einem der vornehmſten Herrn von Huexotzinco und von vielen Edelleuten begleitet, und verſprachen ihnen ihren thätigſten Beyſtand, ſich an den Mexicanern zu rächen. Da ſie endlich nach drey Tagen in die Hauptſtadt Tlaſcalla zurückkamen, wurden ſie mit ſo groſſer Freude und Liebe empfangen, als wenn ſie der Einwohner leibliche Brüder wären.

XXXV. Indeß daß die Spanier zu Tlaſcalla ausruheten, und ihre Wunden heilten, bemüheten ſich die Mexicaner, die von den Spaniern erlittenen Scharten auszuwetzen. Das Manuſkript eines Mexicaniſchen Geſchichtſchreibers, welcher ſich damals zu Mexico aufhielt, giebt die Nachricht, daß daſelbſt nach der Vertreibung der Spanier unter dem Adel und der Bürgerſchaft eine blutige Zwietracht entſtand, die mit der Hinrichtung aller derer, die den König Motezuma und die Spanier heimlich begünſtigt hatten, worunter einige Söhne und Brüder des beſagten Königs waren, ſich endigte. Doch beharrten ſie bey der Wahl des Cuitlahuazin, Bruders des Königs, Herrn zu Ixtapalapan, und Generals der Mexicaner. Cortes legt ihm ſelbſt den Ruhm bey, daß er ein kluger Kopf, und eben ſo großmüthig und freygebig als ſein Bruder geweſen ſey. Er war ein groſſer Liebhaber der Baukunſt und der Gärtnerey,

nerey, wie ſein prächtiger Palaſt, und ſein von allen Geſchichtſchreibern geprieſener Garten, den er zu Ixtapalapan angelegt hatte, beweiſen. Seine Tapferkeit und Kriegskunſt hatten ihm die allgemeine Hochachtung der Nation zuwegegebracht. Einige Spanier, die mit ſeinem Charakter ſehr wohl bekannt waren, behaupten, ſie würden die Hauptſtadt nie wieder erobert haben, wenn er bey Leben geblieben wäre. Es iſt wahrſcheinlich, daß, am Tage ſeiner Krönung, die in der unglücklichen Nacht gefangenen Spanier den Mexicaniſchen Göttern geſchlachtet wurden. Seine erſten Geſchäfte nach dem Krönungsfeſte waren, die beſchädigten Tempel wiederherzuſtellen, die Feſtungswerke der Stadt zu verbeſſern und zu vermehren, Abgeordnete in alle Provinzen des Reichs zu ſchicken, und ihnen die Erlaſſung des Tributs anzukündigen, wofern ſie ſich wider die fremden Feinde der Krone mit ihm vereinten. Er ſandte ſogar Bothſchafter an die Republik Tlaſcalla, und erbot ſich, ein ewiges Bündniß zwiſchen ihr und ſeiner Krone zu ſtiften, wenn ſie ihm dieſe herrſchſüchtige, grauſame, treuloſe, und goldgierige Fremdlinge, wie er ſie nannte, vertilgen hälfen. Es fehlte im Senate nicht an ſehr anſehnlichen Perſonen, die ſich wider die Spanier erklärten, worunter der kriegeriſche Xicotencatl der ärgſte war. Allein Maxixcatzin, welcher bey der Nation das gröſte Gewicht hatte, ſtellte dem Senate vor, welche Schande ſie ſich zuziehen würden, wenn ſie ſich gegen eine Nation, mit der ſie ſich

auf das feyerlichſte verbunden hätten. ſo treulos bezeigten, und wie gefährlich es wäre, den Verſprechungen der Mexicaner, von welchen ſie ſo oft getäuſcht worden, Gehör zu geben. Er gieng ſo weit in dem Eifer für die Spanier, daß er den halsſtarrigen Xicotencatl einige Stufen hinabſtieß, und einen Verräther des Vaterlandes ſchalt; welches ſoviel Eindruck bey dem Senat machte, daß er ihm zu Gefallen jenen in ein Gefängniß ſetzen ließ. Jedoch beſchloſſen die Rathsherren, die angebotene Freundſchaft der Mexicaner nicht auszuſchlagen, wofern ſie nur nicht mit einer ſo ſchändlichen Bedingung verknüpft wäre. Weil die Mexicaniſchen Bothſchafter aus Furcht vor dem Volke plözlich davon gezogen waren, ſo thaten ſie ihren Entſchluß durch eine eigene Geſandtſchaft den Mexicanern zu wiſſen.

XXXVI. Hiermit war der Senat noch nicht zufrieden. Er huldigte dem Könige von Spanien aufs neue, und die vier Oberhäupter der Republik lieſſen ſich ſogar von dem Pater Johann Diaz taufen, nachdem er ſie in der chriſtlichen Religion hinreichend unterrichtet hatte.*) Ihrem Beyſpiel folgte eine gute Anzahl Tlaſcalleſer, deren einige aber nachher wieder abfielen. So ſicher auch dieſes Unterpfand der Freundſchaft der Tlaſcalleſer war, ſo vermochte doch die Zurückerinnerung an die traus

*) Daß Maxixcatzin ſich kurz vor ſeinem Tode habe taufen laſſen, und daß der P. Olmedo ihn getauft habe, wie einige wollen, widerſpricht den Tlaſcalleſiſchen Mahlereyen, welche Torquemada in verſchiedenen Franciſkanerklöſtern geſehen hat.

traurige Nacht vom 1. Julius soviel bey dem gröſsten Theile der Spanier, daſs sie von Cortes inständigst verlangten, sie nach Veracrux zurückzuführen. Allein ihr unerschrockener und standhafter General, der die Gabe der Ueberredung im höchsten Grade besaſs, sprach ihnen neuen Muth ein, und erhielt von ihnen das Versprechen, ihre Entschlieſsung so lange zu verschieben, bis sie die Untreue der von ihnen abgefallenen Provinz Tepejacac bestraft hätten. Sie gränzte an das Gebiete der Republik. Die Niederlage, welche die Spanier in der Stadt Cholollan anrichteten, hatte sie bewogen, dem Könige von Spanien zu huldigen. Sobald sie aber hörten, daſs die Spanier mit so vielem Verluſt aus Mexico vertrieben seyen, kehrten sie nicht nur zum Gehorsam der Mexicaner zurück, sondern tödteten auch ihnen zu Gefallen, einige Spanier, die von Veracrux durch ihr Land zogen, um sich nach Mexico zu begeben, welches sie noch in den Händen ihrer Landsleute zu seyn glaubten. Sie erfrechten sich sogar, die Straſse nach Veracrux mit Truppen zu besetzen, um den von daher erwarteten Beystand von den Spaniern abzuschneiden. Diese Umstände nöthigten den Cortes, die Tepejacheser zu bekriegen, besonders da die Tlascalleser, und vor andern der tapfere Xicotencatl, welcher auf seine Fürbitte in Freyheit gesetzt wurde, ihren Beystand anboten. Auſser 420 Spanier, versammelte sich eine Armee von ungefähr 150000 Mann, theils aus der Republik Tlascalla, und theils aus den verbundenen Städten Hueros

tzinco und Chololla. Mit dieſer Macht ſchlugen ſie zwey zahlreiche Heere der mit den Tepejacheſern verbundenen Städte Zacatepec und Acatzinco, und bey Quauhquechollan ein anderes Kriegsheer von Mexicanern, welches der neue König von Mexico dahin abgeſchickt hatte, ihnen von dieſer Seite her den Zugang zur Hauptſtadt abzuſchneiden. Sie bemächtigten ſich der Städte Zacatepec, Acatzinco, Tepejacac (wo Cortes die Gefangenen zu Sclaven machte, und ſie mit einem glühenden Eiſen brandmarken ließ) Quauhquechollan, Itzocan, bereicherten ſich mit vieler Beute, und errichteten zu Tepejacac eine kleine Feſtung, die ſie Segura della Frontera nannten, und mit Magiſtratsperſonen nach Spaniſcher Art verſahen. *)

XXXVII. Der Ruf der Siege, welche die Spanier über ihre Feinde erfochten, verbreitete ſich durch alle Länder, und bewog die Oberhäupter verſchiedener Städte, worunter auch acht Städte der 120 Meilen entfernten Provinz Mixtecapan waren, dem Schutz der Spanier ſich zu unterwerfen. Doch beharrten auch verſchiedene benachbarte Städte hartnäckig in ihrem Haß, und bewieſen ſich feindſelig gegen ſie, da ſie es mit mächtigeren Feinden zu thun hatten. Dieſe unterjochte Cortes durch ſeine Hauptleute von Tepejacac aus, die

*) Die Stadt Tepejacac, von den Spaniern **Tepeaca** genannt, iſt noch vorhanden, und der Name Segura della Frontera iſt ins Vergeſſen gerathen. Sie gehört zum **Marquiſat del Valle.**

die alle glücklich zurückkehrten, auſſer Einem, Namens Salcedo, der mit 80 Spaniern von den Einwohnern der Stadt Tochtepec getödtet wurde. Cortes richtete zwar daſelbſt durch ſeine tapfern Hauptleute, Ordaz und Avila, die von wenigen Reutern und 20000 Alliirten begleitet waren, ein groſſes Blutbad an, konnte aber hierdurch den Verluſt ſeiner Leute, der für ſein kleines Corps allzugroß war, nicht erſetzen. Dem ungeachtet ſchmerzte ihn dieſes nicht ſo ſehr, als der beharrliche Entſchluß eines Theils ſeiner Soldaten, ſich von ihm zu trennen. Er ſah ſich endlich gezwungen, ihnen zu willfahren. Doch befahl er ihnen, nach Cuba zurückzukehren, damit ſie ihre unzufriedene und empöreriſche Geſinnung andern nicht mittheilten. Aber das Glück, das ihn in der äuſſerſten Noth noch nie verlaſſen hatte, ſtand ihm auch jetzt bey. Denn kaum hatte ſich dieſer unzufriedene Theil von ſeinem kleinen Corps getrennt, als es unvermuthet durch einen viel ſtärkern Zuwachs vermehrt wurde. Die Gouverneurs von Cuba und Jamaika hatten friſche Truppen nach Veracrux geſchickt: dieſer, der Provinz Panuco ſich zu bemächtigen, und jener, dem Narvaez beyzuſtehen. Allein ſie ſchlugen ſich insgeſammt zur Parthey des Cortes, und anſtatt ihm zu ſchaden, wurden ſie die Beförderer ſeines Glücks.

XXXVIII. Cortes ſtand damals in ſo groſſem Anſehen, daß verſchiedene Völker ihn zum Schiedsrichter ihrer Mißhelligkeiten wählten, und ſogar die Beſtäti-

gung

Falſtaff.

Alle Arten von Leute bilden ſich was drauf ein, auf mich zu ſticheln. Das Hirn dieſer närriſchen Compoſition von Erdſchollen, die man Menſch heißt, iſt nicht fähig mehr Lächerliches zu erfinden als ich erfinde, oder wozu ich den Stoff hergebe. Ich bin nicht nur für mich ſelbſt wizig, ſondern auch die Urſach, daß andre Leute wizig ſind. Ich geh hier vor dir her, wie ein Mutterſchwein, das alle ſeine Jungen, bis auf eins, aufgefreſſen hat. Wenn der Prinz eine andre Urſach, warum er dich in meine Dienſte gethan, gehabt hat, als mich lächerlich zu machen, ſo weiß ich nicht was rechts und links iſt. Du H** ſohn von einem Alraun, du taugteſt beſſer daß ich dich an meiner Müze trüge, als daß du hinter mir drein gehen ſollſt. Ich habe noch nie kein Agtſtein-Männchen zum Diener gehabt bis izt, aber ich will dich weder in Gold noch Silber einfaſſen laſſen, darauf verlaß dich; in Bley ſollſt du mir gefaßt werden, und ſo will ich dich deinem Herrn wieder zurük ſchiken, damit er dich für ein Kleinod tragen kan. Dieſer Juvenal, der Prinz dein Herr, deſſen Kinn noch nicht einmal Gauchfedern hat; es ſoll mir eher ein Bart in meiner flachen Hand wachſen, eh er einen im Geſicht kriegen wird; und doch iſt er unverſchämt genug, und behauptet, ſein Geſicht ſey ein königliches Geſicht. Der Himmel mag es völlig ausmachen wenn er will, izt iſt noch kein Haar daran auszuſezen; er kan es immer als ein königliches Geſicht inne haben, denn ein Barbier wird ſein Lebtag nicht ſechs Pfenninge daraus ziehen, und doch kräht er

gung ihrer erwählten Fürsten von ihm verlangten, ob sie gleich vielmehr Ursach hatten, die Spanier zu hassen, die ihnen eines der grösten Uebel, womit das menschliche Geschlecht geplagt wird, die Kinderpocken, zugeführt hatten. Diese bisher in der neuen Welt noch unbekannte Krankheit wurde von einem Mohren, der des Narvaez Leibeigener war, dahin gebracht. Er steckte die Cempoalleser an, und von hieraus verbreitete sich das Uebel durch ganz Amerika. Es tödete viele Tausend Menschen. Die davon kamen, wurden in ihrem Angesicht so verunstaltet, daß man sie nicht ohne Abscheu ansehen konnte. Unter denen, die dadurch ums Leben kamen, waren der Tlascalleser Liebling, und der Spanier treuester Freund, der Fürst Maxixcatzin, und der König von Mexico, Cuitlahuatzin, nachdem er gegen vier Monate regiert hatte. Die Mexicaner erwählten seinen Vetter Quauhtemotzin an seine Stelle, weil keiner der Brüder der letzten Könige mehr bey Leben war. Ob er gleich kaum das Fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatte, so bewies er doch die Klugheit eines erfahrnen Regenten, und folgte den Fußstapfen seines verstorbenen Oheims, dessen Gemahlin Tecuichpotzin, eine Tochter des Königs Motezuma, und seine Cousine, er heyrathete.

XXXIX. Unterdessen sandte Cortes seinen Capitän Ordaz nach Europa an Karl V. mit einer umständlichen Beschreibung alles dessen, was er bisher in der neuen

Welt

Welt ausgerichtet hatte, und den Capitän Avila nach der Inſel S. Domingo, um neue Hülfstruppen zu verlangen. Er ſelbſt kehrte von Tepejacac nach Tlaſcalla zurück, in ſchwarzen Trauerkleidern wegen des Todes des Fürſten Maxixcatzin ſeines Freundes. Auf Verlangen der Tlaſcalleſer verlieh er im Namen des Königs von Spanien die durch den Tod erledigte Stelle des Ocotelolco, eines der vier Oberhäupter der Republik, welcher ebenfalls an den Kinderpocken geſtorben war, dem zwölfjährigen Sohne des Fürſten Maxixcatzin, welcher in der Taufe Johann genannt wurde, und nun den Namen ſeines Vaters als einen Geſchlechtsnamen führte, der auf ſeine Nachkommen vererbt worden iſt. Die Verdienſte ſeines Vaters zu belohnen, ſchlug ihn Cortes nach Caſtilianiſcher Art zum Ritter.

XI. Hierauf wandte er alle ſeine Gedanken auf Mittel, ſich der Stadt Mexico aufs neue zu bemächtigen. Zu dieſem Ende ließ er Brigantinen bauen, die Stadt, nöthigen Falls, zu Waſſer anzugreifen, und übte ſeine Leute in den Waffen. Ein gleiches thaten die Tlaſcalleſer, welche nach der Art der Spanier eine feyerliche Muſterung ihrer Truppen anſtellten, die in 110 000 Mann beſtanden. Er verſammelte die Häupter der verbundenen Staaten, ermahnte ſie ihre Truppen in Bereitſchaft zu halten, rüſten, und von der verſprochenen Treue nicht abzuweichen, und ſtellte ihnen mit übertriebenen Farben die Vortheile vor, die ſie von der Zer-

ſtö-

rung

rung des Mexicaniſchen Reichs zu erwarten hätten. Zu gleicher Zeit machte er folgende Artikel bekannt, die von ſeinem Volke bey Strafe des Todes beobachtet werden mußten.

1) Niemand ſoll Gott, die heilige Jungfrau Maria, und die Heiligen läſtern.
2) Keiner ſoll mit einem andern zanken, und noch viel weniger die Hand an den Degen, oder andre Waffen legen, um ihn zu verwunden.
3) Niemand ſoll ſeine Waffen, ſein Roß, oder Eiſenwerk auf einiges Spiel ſetzen.
4) Niemand ſoll ein Frauenzimmer nothzüchtigen. Wer es thut, hat das Leben verwirkt.
5) Niemand ſoll einem andern ſein Eigenthum entwenden, noch einen Indianer ſtrafen, wenn er nicht ſein Leibeigener iſt.
6) Ohne unſere Erlaubniß ſoll niemand Streifereyen vornehmen.
7) Niemand ſoll ohne unſere Erlaubniß einen Indianer zum Gefangenen machen, noch ſein Haus plündern.
8) Niemand ſoll Einen der Bundsgenoſſen mishandeln; und jedermann ſoll ſich bemühen, ihre Freundſchaft zu erhalten.

XLI. Den 28. December 1520. brach Cortes mit ſeinen Spaniern und mit einem guten Theil ſeiner Alliirten auf, und richtete ſeinen Marſch gegen Texcuco. Er

Er fand auf dem ganzen Wege keinen Widerstand, ausser daß im Herabsteigen gegen das Thal von Mexico die Straße mit Bäumen querüber belegt war, und auf der Ebene einige leichte Truppen sich entgegen stellten, die ohne viele Mühe zerstreuet wurden. Einige Meilen von Texuco begegneten ihm vier Gesandten des dasigen Königs Coanacotzin, und überreichten ihm eine Friedens-Fahne von Golde, welche 32 Unzen wog, mit der Bitte, ihr Land zu schonen, und friedlich in ihre Stadt zu ziehen. Der General gewährte ihnen ihre Bitte, mit dem Bedinge, das Silber und Gold welches die Einwohner von Zoltepec 45 getödteten Spaniern und 300 Tlascallesern, die es ihren Landsleuten nach Mexico überbringen wollten, geraubt hätten, zurückzustellen; widrigenfalls würde er für einen jeden ermordeten Spanier tausend Texcucaner tödten lassen. Sie entschuldigten sich zwar damit, daß dieses auf Befehl des Königs von Mexico geschehen wäre: doch verpflichteten sie sich, ihr mögliches zu thun, daß ihnen der Verlust des Goldes und Silbers ersetzt würde. Am letzten Tag des Jahres zog Cortes mit seinem Heer in die Stadt Texuco ein, und wurde von einigen Edelleuten in den Pallast des verstorbenen Königs Nezahualpilli begleitet, welcher so groß war, daß nicht nur die sechshundert Spanier, sondern wohl noch einmal so viele, bequem darin logiren konnten. Sein erster Gedanke war, sich der Person des Königs zu versichern. Allein dieser entfloh gegen

Abend

Abend in einem Boote nach Mexico, weil er wohl wußte, daß er sich weder auf den friedlichen Anschein der Spanier, welche schon drey seiner Brüder, und selbst seinen Oheim Motezuma gefangen genommen hatten, noch auf die Treue seiner Unterthanen verlassen könnte. Diese fielen auch wirklich von ihm ab; denn Cortes war kaum drey Tage zu Texcuco, als sich die drey Vorstädte Huexotla, Coatlichan und Atenco den Spaniern unterwarfen. Die Stadt erwählte des entflohenen Königs Bruder Ixtlilxochitl, welchen Cortes zu Tlascalla in seiner Gewalt hatte, zu ihrem Könige.*) Dieser hatte indessen die christliche Religion und von seinem Taufpathen, dem General der Spanier, den Namen Ferdinand Cortes Ixtlilxochitl angenommen. Man kann sich leicht einbilden, daß er sich in allem nach dem Willen der Spanier lenken ließ. Er that ihnen bey der Eroberung der Stadt Mexico wesentliche Dienste, starb aber im Jahr 1523. in seiner blühenden Jugend. Cortes wählte Texcuco zum Mittelpunkt seiner kriegerischen Unternehmungen. Sie war

*) Solis begehet hier viele Fehler. Er sagt, damals habe Cacamatzin zu Texcuco regieret, welcher in der traurigen Nacht, oder kurz zuvor getödtet worden war; macht Cacamatzin zum Bruder des Mexohualpilli (den er Nezabal nennt) dessen Sohn er war; erzählt, Ixtlilxochitl habe sich zu Texcuco befunden, als Cortes dahin kam und dieser habe ihn jetzt zum erstenmal gesehen, da er ihn doch schon 6 Monate in seiner Gewalt hatte.

war die Hauptſtadt des Königreichs Acolhuacan. Sie hatte Ueberfluß an Lebensmitteln und Künſtlern aller Art; ihr untergebenes Land gränzte an die Republik Tlaſcalla, und ſie ſelbſt lag am See von Mexico, und man konnte hier alles leicht erfahren, was in dieſer Stadt vorgieng.

XLII. Nachdem Cortes den Pallaſt, worin er mit ſeinen Spaniern logirte, befeſtiget hatte, ließ er daſelbſt 300 Spanier und den größten Theil ſeiner Alliirten unter Sandovals Befehl zur Beſatzung, und zog mit den übrigen gegen die Stadt Iztapalapan, die Beleidigungen, welche er von ihrem ehemaligen Herrn, Cuitlahuatzin, dem Urheber der trauzigen Nacht des 1ſten Julius erlitten hatte, an ihr zu rächen. Aber dieſes Unternehmen hätte ihm und ſeinem Heere bald das Leben gekoſtet. Einige feindliche Truppen widerſetzten ſich ihnen unterwegs, und zogen ſie, in dem ſie aus Furcht auszuweichen ſchienen, in die Stadt, deren Einwohner ſich und ihre beſten Sachen größtentheils in ihre Gartenhäuſer auf den kleinen Inſeln des Sees gerettet hatten. Ein gleiches thaten die feindlichen Truppen. Da aber die Spanier ſicher zu ſeyn glaubten, und des Nachts die Stadt plünderten und verbrannten, zerriſſen die Einwohner die Dämme des Sees, ihre Feinde zu erſäufen. Die Spanier wurden es gewahr, da die Fluthen ſich ſchon bis an die Häuſer erhuben, und obſchon ſie ſogleich die Flucht nahmen, ſo fanden ſie dennoch einen Ort, wo das Waſ-

ser so hoch war, daß sie mit der äusserſten Lebensgefahr kaum hindurch kamen, und den gröſsten Theil ihrer Beute verlohren.

XLIII. Cortes kehrte voll Verdruß nach Texcuco zurück, und hatte hier das Vergnügen, die Bothschafter einiger benachbarten Städte anzutreffen, die ein Freundschaftsbündniß mit ihm errichteten. Hierzu kam noch das auf dem östlichen Ufer des Sees liegende Fürstenthum Chalco, welches Sandoval von Mexicanischer Besatzung befreyete, und Cortes unter zween Brüdern die desſelben rechtmäßige Erben waren, theilte. Eine jede dieſer Städte nahm Cortes unter dem Beding in seine Freundschaft auf, daß sie die Bothschafter, welche von Mexico zu ihnen gesandt würden, und alle Mexicaner, die ihnen in die Hände fielen, in Verhaft nähmen. Weil ihnen hierdurch alle Hofnung zur Verſöhnung mit Mexico benommen wurde, so hielt Cortes dieſes für das beſte Mittel, sich ihrer Treue zu verſichern. Dagegen ermangelte er nicht, in jedem Fall sie wider die Anfälle der Mexicaner, unmittelbar, oder vermittelſt seiner Allirten, zu schützen. Auf dieſe Weiſe wurde Chalco von den Allirten Huexotzinker, und Quauhquechollaner vertheidiget, weil Cortes sein Volk ſelbſt brauchte, seine zu Tlaſcalla verfertigten Brigantinen ſtückweiße nach Texcuco zu überbringen.

XLIV. Zu dieſem Ende wurde Sandoval mit 215 Spaniern, worunter 15 Reuter waren, nach Tlaſcalla geſchickt,

geſchickt, mit dem Befehl, unterwegs ſich an den Einwohnern von Zoltepec, welche wie oben gemeldet worden iſt, 45 Spanier, und 300 Tlaſcalleſer getödtet hatten, zu rächen. Sie flohen aus ihrem Dorfe, und die Spanier tödteten ihrer eine große Anzahl auf der Flucht, und machten viele zu Leibeigenen. Hierauf richtete Sandoval den Weg nach Tlaſcalla, wo die dreyzehn Brigantinen zum Transport fertig waren. Eins hatte Martin Lopez, der unter den Spaniern die Stelle des Kriegsbaumeiſters vertrat, gebaut; die übrigen zwölf wurden von Tlaſcalleſiſchen Zimmerleuten nach dem Muſter deſſelben verfertiget. Acht tauſend Tlaſcalleſer trugen die Schiffsmaterialien, und 2000 allerley Lebensmittel, auf ihren Schultern, und 30000 bewafnete begleiteten ſie, um ſie vor feindlichen Ueberfällen zu ſchützen, und an der Eroberung von Mexico Theil zu haben. Cortes hielt für gut, ſich ihrer erſten Hitze zum Schrecken der Mexicaner zu bedienen. Er ließ eine ſtarke Beſatzung zu Tezcuco, und zog mit 375 Spaniern, worunter 25 Reuter waren, mit ſechs kleinen Kanonen, und mit 30000 Tlaſcalleſern gegen die Städte Xaltocan, Quauhtitlan, Tenajoccan, Azcapozalco, und Tlacopan. Weil ſie in der zweyten, dritten und vierten keinen Widerſtand fanden, fügten ſie ihnen keinen Schaden zu. Die erſte aber, welche in einem kleinen See lag, und nur durch eine enge Straße mit dem feſten Lande verbunden war, und die letzte wurden mit Gewalt eingenommen,

men, und geplündert. Zu ihrem Unglück wagten sie es, bey Tlacopan die fatale Straße nach Mexico zu betreten, auf welcher sie den 1sten Julius des vorigen Jahrs 1520. so sehr gemißhandelt wurden. Ein Trupp Mexicaner lockte sie hinein, und ehe sie sichs versahen, wurden sie vor und hinter sich von unzählichen Feinden eingeschlossen, die so gewaltig auf sie los stürmten, daß sie insgesammt glaubten, hier ihren Tod zu finden. Doch schlugen sie sich mit Wunden bedeckt, und mit dem Verlust fünf Spanier und vieler Tlascalleser durch, und kehrten von ihren Feinden verlacht und verfolgt nach Tezcuco zurück. Die Tlascalleser freueten sich über ihre Beute, und erhielten von Cortes die Erlaubniß, sie nach Tlascalla zu bringen *). Viel glorreicher war ein anderer Zug, welchen der tapfere Sandoval, zwey Tage nach der Rückkehr des Generals zur Vertheidigung der alliirten Stadt Chalco vornahm, welche von den Mexicanern, besonders von jenen der Stadt Jacapichtla sehr beängstiget wurden. Mit einem Corps von 320 Spaniern, worunter 20 Reuter waren, und mit einer großen Menge alliirten Truppen schlug er nicht nur drey zahlreiche Heere der Mexicaner,

*) Solis beschreibt diesen Zug, als sehr vortheilhaft für die Spanier, wider das Zeugniß Bernhards Diaz, welcher sich das bey befand. Was Herrera und Torquemada erzählen, Cortes habe den Tlascallesern das geplünderte Gold mit Gewalt genommen, weswegen ihrer 2000 davon gegangen, widerspricht den Zeugnissen des Diaz, Cortes und Gomara.

caner, ſondern bemächtigte ſich auch der Stadt Jacapichtla, die auf der Spitze eines hohen Felſen lag, und von jedermann für unüberwindlich gehalten wurde. Ein Platzregen von Pfeilen, und Felſenſtücken, welche die Einwohner von der Höhe herab wälzten, konnten die Spanier nicht abhalten, hinanzuklettern. Ihrem Beyſpiel folgten die Alliirten. Die vielen Wunden brachten ſie in eine ſolche Wuth, daß ſie in dem endlich errungenen Orte ein unbeſchreibliches Blutbad anrichteten. Die Mexicaner ſuchten ſich an den Chalkeſern zu rächen, und ſchickten eine Armee von 20000 Mann in 2000 Barken wider ſie. Sandoval eilte aufs neue zu ihrem Beyſtand; da er aber dahin kam, hatten ſie mit ihren Alliirten ſelbſt geſieget und einen Mexicaniſchen General mit zween andern von vornehmen Adel zu Gefangenen gemacht, die ſie den Spaniern übergaben.

XLV. Die zween gefangene Edelleute ſandte Cortes nach Mexico zurück mit dem Auftrag, den König an die große Verſammlung des Mexicaniſchen Adels zu erinnern, worinn ſich das ganze Königreich ſeinem Monarchen unterwarf, ihm ſeine Bereitwilligkeit zu einem ewigen Frieden, und den Untergang der Hauptſtadt, wofern er ſeine Feindſeligkeit fortſezte, vorzuſtellen. Sie richteten aber nichts aus. Es wurden vielmehr neue Zurüſtungen vorgenommen, ſich an den Chalkeſern zu rächen. Daher hielt es Cortes für nöthig, noch einen Zug um den Mexicaniſchen

immer, als ob er ſchon ein Mann geweſen ſey, wie ſein Vater noch ein Junggeſelle war. Er mag ſeine Gnade für ſich ſelbſt ſparen, denn die meinige hat er ziemlich verlohren, das kan ich ihn verſichern. Was ſagt Herr Dombledon, wegen des Atlas zu meinem kurzen Mantel und zu meinen Pluder-Hoſen?

Lakay.

Er ſagt, Herr, ihr müßtet ihm einen beſſern Bürgen ſtellen als Bardolph; er verlange nicht mit eurer und ſeiner Handſchrift zu thun zu haben, die Verſicherung ſey ihm nicht hinlanglich.

Falſtaff.

Möcht' er verdammt werden wie der reiche Schlemmer, und ſeine Zunge noch heiſſer ſeyn! Der H**ſohn von einem Ahitophel, der Schurke, der den Handſchlag eines Edelmanns hat, und noch Verſicherung fordert! Die H**ds-f*tiſche Kahlköpfe tragen heutigs Tags nichts als hohe Abſäze, und ein Gebund Schlüſſel an ihrem Gürtel; und wenn ein Bidermann ſo höflich iſt und bey ihnen borgen will, ſo verlangen ſie Sicherheit! Es wäre mir eben ſo lieb geweſen, wenn er mir das Maul mit Mausgift geſtopft hätte, als mit dieſer unverſchämten Verſicherung, die er verlangt. Ich erwartete, der Flegel würde mir zween und zwanzig Stab Atlas ſchiken, ſo wahr ich ein rechtſchaffner Ritter bin, und er ſchikt mir Verſicherung. Gut, er mag in Sicherheit ſchlaffen, denn er hat das Horn des

Ueber-

See vorzunehmen, der nicht nur die Waffen der Mexicaner von Chalco ableitete, sondern ihm auch Gelegenheit gäbe, alle an den See gelegene Städte und Gegenden kennen zu lernen, ehe er sein großes Vorhaben, Mexico zu belagern, ausführte. Er zog den 5ten April mit 330 Spaniern, und 20000 Alliirten gegen Tlalmanalco, und Chimalhuacan, wo andere 20000 Alliirte zu ihm stießen. Von hieraus machte er eine Wendung um den See von Chalco durch das südliche Gebürge, und besuchte Huaxtepec, Jauhtepec, Xiutepec und die große Stadt Quauhnahuac, welche er, so fest sie auch durch ihre Lage war, mit Gewalt einnahm, und zum Theil verbrannte. Hierauf kehrte er sich nach Süden zu der westlichen Seite des Sees von Chalco, die an diesem See gelegene mächtige Stadt Xochimilco sich zu unterwerfen. Er drang unter vielen Blutvergießen über einen Kanal in die Stadt, wo sich die Einwohner bis in die späte Nacht auf Barken vertheidigten. Endlich schien alles ruhig zu seyn, und die Spanier verbanden ihre Wunden, als eine große Menge Feinde auf dem Wege, wo sie hineingekommen waren, in die Stadt zog, sie zu überfallen, und ihnen die Rückkehr abzuschneiden. Nie waren sie in größerer Gefahr als jezt. Des Cortes Pferd fiel vor Mattigkeit zu Boden. Er stritt zu Fuße mit der Lanze, und würde endlich von der Menge der Feinde, die ihn umringten, überwältiget worden seyn, wenn nicht erst ein tapferer Tlascalleser, hernach zween seiner Bedienten, und einige

nige andere Spanier ihm zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wären. Doch trugen die Spanier den Sieg davon, und blieben im Besitz der Stadt. Vier Spanier wurden gefangen genommen, und zu Mexico den Göttern lebendig geschlachtet. Cortes war das nemliche Schicksal zugedacht, sonst würde es den Feinden etwas leichtes gewesen seyn, ihn zu tödten.

XLVI. Die Nachricht von der Einnahme einer Stadt, welche im Mexicanischen Reich an Macht und Festigkeit die zweyte war, setzte die Hauptstadt Mexico in Bestürzung. Der König und sein Kriegesrath beschlossen, einen für sie so wichtigen Platz den Feinden zu entreissen, und schickten ein Heer von ungefehr 24000 Mann theils zu Wasser und theils zu Land mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie eher dahin kamen, als die Spanier von den Strapatzen des vorigen Tages ausgeruhet hatten. Ihre Ankunft wurde durch eine Schildwache entdeckt, und die Spanier empfiengen sie vor der Stadt mit solcher Tapferkeit, daß sie mit einem Verlust von 500 Mann die Flucht ergriffen. Den dritten Tag verließ Cortes diese feindselige Stadt, nachdem er sie in Brand gesetzt hatte, und kehrte über Cojohuacan, Tlacopan, Tenajoccan, und andere Städte nach Texcuco zurück, voll Betrübniß über den Verlust zwey seiner Bedienten, die in einem Scharmützel zwischen Cojohuacan und Tlacopan

copan gefangen genommen, und als Schlachtopfer nach Mexico geführt wurden.

XLVII. Cortes hatte nun eine vollkommene Kenntniß aller Oerter und Gegenden, die an die Seen von Tezcuco und Chalco grenzten gesammelt. Die Brigantinen waren segelfertig. Der Hülfstruppen war eine unzählige Menge, und die Spanier waren durch einen Zuwachs, den ein Schiff nach Veracrux gebracht hatte, über 900 vermehrt, und mit Pferden, Waffen und Kriegsmunitionen versehen worden. Alles schien einen guten Ausgang zu versprechen, als sie in der größten Gefahr waren, alles zu verlieren. Einige Spanier, hatten sich wider das Leben ihrer tapfersten Anführer Cortes, Alvarado, Sandoval, Tapia, und aller derer, die dem Ersten am meisten zugethan waren, verschworen. Einer der Verschwornen, den ein so schwarzes Unternehmen schreckte, entdeckte es dem General, welcher den Räthelsführer Anton von Villasanna hängen ließ, und gegen die Mitschuldigen sich stellte, als glaubte er dem Bekenntniß des hingerichteten nicht, welcher sie für mitschuldig erklärt hatte. Doch errichtete er zu seiner Sicherheit eine eigene Leibgarde, welche Tag und Nacht nicht von seiner Seite gieng. Da nun seine Person in Sicherheit gesetzt, und alle Hülfstruppen versammelt waren, beorderte er am Pfingstmontag, als den 20sten May, den Kapitän Alvarado mit 30 Reutern, 168 spanischen Fußgängern, 25000 Tlascalleſern und zwey Kanonen nach Tlacopan,

um

um auf dieſer Seite den Mexicanern allen Zufluß von Hülfstruppen abzuſchneiden. Mit einer gleichen Anzahl Truppen beſetzte er die Stadt Cojohuacan, die an der zweyten Straße nach Mexico lag, und vertraute dieſen Poſten dem Kapitän Olid an. Sandoval erhielt ein gleiches Heer, erſt die Stadt Iztapalapan zu Grunde zu richten, hernach einen Poſten zu wählen, der ihm zur Belagerung der Hauptſtadt der bequemſte zu ſeyn ſchiene. Cortes ſelbſt nahm die Befehlshabung der 13 Kriegsſchiffe auf ſich, und beſetzte ſie mit 325 Spaniern, und 13 Falkonetten. Alle Truppen, womit Mexico belagert wurde, beliefen ſich anfänglich auf 917 Spanier, und 75000 Alliirten, die ſich endlich über 200000 vermehrten. Die Tlaſcalleſer wurden von zwey berühmten Generalen, Xicotencatl und Chichimecatl angeführt. Der Erſte erlebte aber die Eroberung von Mexico nicht. Weil er wegen einer Beleidigung, die ſeinem Vetter Piltecutli von einem Spanier zugefügt wurde, ohne Erlaubniß davon gieng, ließ ihn Cortes, nicht ohne Einwilligung und Urtheil des Senats von Tlaſcalla, hängen, und ſein Haab und Gut für den König von Spanien confiſciren.

XLVIII. Die Veranſtaltungen, welche die Spanier gleich von Anfang vornahmen, konnten zu ihrer Abſicht nicht beſſer ſeyn. Was Alvarado und Olid vor allen Dingen unternahmen, war die Waſſerleitung zu Chapoltepec, die der Stadt Mexico ſüßes Waſſer zu

führte, zu Grund zu richten, und durch Ausfüllung der Wassergraben der Cavallerie den Zugang in die Hauptstraßen, die durch den See nach Mexico führten, so weit es sich vor der Menge der Feinde thun ließ, zu öfnen, und alle Communication des festen Landes von der Hauptstadt abzuschneiden. Sandoval bemächtigte sich der wichtigen Seestadt Iztapalapan, indeß daß Cortes mit seiner Flotte dahin eilte, den Theil derselben, der in dem See lag, zu bestürmen. Er hatte diesen Ort zum allgemeinen Waffenplatz bestimmt. Weil aber die Einwohner und Mexicaner hier allzuviel Gelegenheit hatten, sich in ihren schwimmenden Gärten zu verstecken, und eine feindliche Flotte von ungefehr 500 Barken ihm auf den Rücken kam, verließ er dieses Vorhaben, und eilte, den Mexicanern die überlegene Macht seiner Brigantinen zu zeigen. Ein großer Theil der feindlichen Barken wurden durch das heftige Anstossen derselben entweder umgeworfen, oder zerschmettert, und wer hierdurch nicht in die See fiel, wurde von den Falkonetkugeln entweder hart verwundet, oder getödet. Der Ueberrest nahm die Flucht, und wurde bis in die Stadt verfolgt. Olid zog indessen in Schlachtordnung auf die Straße, die von Cojohuacan nach Mexico führte, bemächtigte sich einiger Graben, und tödtete eine große Anzahl derer, die sich ihm widersetzten. Weil alles daran gelegen war, sich der Straßen, die von Tlacopan, Chapoltepec, Cojohuacan, und Iztapalapan nach Mexico durch

den See giengen, dermaſſen zu bemächtigen, daß in einer, von keinem dieſer Oerter weit entfernten Stelle der Mittelpunkt ihrer geſammten Macht wäre, ſo wählte Cortes hierzu eine ſtark befeſtigte und von den Mexicanern beſetzte Schanze, Namens Xoloc, welche in dem Winkel lag, wo die zwo Straßen von Cojohuacan und Iztapalapan in dem See zuſammenſtießen. Es koſtete viel Blut auf beyden Seiten dieſen Poſten einzunehmen. Der Anfall, der zu gleicher Zeit von den Brigantinen zu Waſſer geſchah, zwang endlich die Mexicaner, ihn zu verlaſſen. Die Spanier pflanzten ſogleich zwey große Kanonen auf dieſen Mittelpunkt zweyer Straßen, und richteten unter den Mexicaniſchen Truppen, welche den See und die Straße bedeckten, eine unbeſchreibliche Niederlage an. Nun waren die Spanier Herren einer Hauptſtraße, deren Graben ſie nur, einem groſſen Theil nach, auszufüllen im Stande waren. Doch erweiterte er einen derſelben, ſeinen Brigantinen eine freye Durchfahrt zu verſchaffen, und verſah ihn mit einer Zugbrücke. Hierdurch gewannen die Spanier den Vortheil, daß ſie unter beyderſeitiger Bedeckung ihrer Schiffe in die Stadt eindringen konnten, ohne von der Seite des Sees beläſtiget zu werden. Auch bedienten ſie ſich der Brigantinen, ſich den Vorſtädten auf allen Seiten zu nähren, ſie in Brand zu ſtecken, und einen bisher unbekannten Eingang zu entdecken, der ihnen nachher ſehr wohl zu ſtatten kam. Endlich beſetzte

Cor-

Cortes auch den Eingang der Straße, welche auf der nördlichen Seite von Tepejacac durch den See nach Mexico gieng, mit einem zahlreichen Heer unter der Befehlshabung des tapfern Sandoval *).

XLIX. Da nun die Stadt auf allen Seiten vom festen Lande, und durch die Brigantinen auch alle Zufuhre auf dem See abgeschnitten war, gab Cortes dem Sandoval und Alvarado Befehl, daß jeder durch seine Straße zu gleicher Zeit die Stadt angriffe, indeß er auf seiner Seite das nemliche thun würde. Sein Heer bestand aus 500 Spaniern, und 80000 Alliirten. Auf allen Seiten fanden sie großen Widerstand, besonders wegen der Wassergraben, über welche sie setzen mußten. Doch überwanden sie alle Beschwerlichkeit mit Hülfe des Schießgewehrs, und der Brigantinen, vergossen auf allen Seiten viel Blut, und stekten die Häuser in Brand. Cortes drang in einen der vornehmsten Marktplätze der Stadt, welcher mit Volk angefüllt war, und richtete daselbst mit Hülfe einer Kanone ein erschreckliches Blutbad an. Da er die Feinde, die sich in den Haupttempel flüchteten

*) Es ist sehr unrichtig, was Robertson sagt, Cortes habe die Stadt von drey Seiten angegriffen, auf der Ostseite von Texcuco aus, westwärts von Tacuba, und gegen Süden von Cuyoacan (Cojohvacan) und fügt hinzu, von diesen Städten aus seyen die drey vornehmsten Chausseen in die Stadt gegangen. Cortes habe die erste der Befehlshabung Sandovals anvertrauet. Nie ist eine Chaussee von Texcuco aus in die Hauptstadt gegangen. Der See ist hier zu tief.

ten, verfolgte, wurde er mit den Seinen auf dem Rücken angegriffen, und seiner Kanone beraubt. Da sie sich aber durch die Feinde schlugen, und sich vier spanische Reuter sehen ließen, nahmen die Mexicaner insgesammt die Flucht, in der Meynung, die ganze Reuterey der Spanier, vor welcher sie zitterten, wäre wider sie im Anmarsch, und überließen den Spaniern die eroberte Kanone. Auf dem Rückzuge verbrannten die Belagerer die schönsten Häuser der Straße, die noch Iztapalapan führte, und viele von ihnen wurden durch die Steine, welche die Einwohner von ihren Terrassen auf sie herabwarfen, verwundet.

L. Fast alle Tage zogen Cortes, Alvarado und Sandoval auf die iht beschriebene Weise in die Hauptstadt, und wenn sie großes Unheil mit Feuer und Schwert angerichtet hatten, kehrten sie allemal zurück in ihr Hauptlager. Denn wenn sie sich in der Stadt selbst gelagert hätten, würden sie weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt haben. Hierdurch erschwerten sie sich die Eroberung der Stadt, weil die Einwohner nach ihrem Abzuge die von ihnen ausgefüllten Wasser-Graben allemal wieder öfneten, die sie bey jeder Rückkehr nicht ohne großen Widerstand und mit vielem Blutvergiessen durchsetzen mußten. Doch verließ sich Cortes auf die täglich zunehmende Menge seiner Hülfsvölker, auf die Hülfe seiner Brigantinen, und auf die traurige Wirkung der Hungersnoth, welche endlich

allein

allein hinreichend gewesen seyn würde, die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Die Anzahl der Hülfsvölker nahm dergestalt zu, daß sie in wenigen Tagen dreymal größer war, als im Anfang der Belagerung. Der König von Tezcuco schickte ihm allein 30000 Mann unter der Anführung seines jüngern Bruders, Karl Ixtlilxochitl, von dessen Tapferkeit alle Geschichtschreiber rühmliche Zeugnisse ablegen. Endlich alliirten sich auch die Xochimilcheser und die Otomiten vom Gebirge, Iztapalapan, Mexicaltzinco, Coihuacan, und alle Städte rings um den See mit den Spaniern, theils aus Furcht vor ihrer zunehmenden Macht, theils durch das unermüdete Betreiben der Chalkeser und der ältern Alliirten. Hierdurch hörte nicht nur alle Zufuhr von Lebensmitteln in der Hauptstadt auf, sondern auch alle Barken der Seestädte standen den Spaniern zu Dienste. Es herrschte nun unter den Belagerern Ueberfluß an Lebensmitteln und an Truppen; und damit die Truppen vor dem vielen Regen gedeckt würden, schafften sie Materialien herbey, die Strasen mit Baracken zu besetzen. Die Truppen von Xochimilco, Cuitlahuac und der übrigen Seestädte trieben aus Begierde zur Beute ihre Feindseligkeit so weit, daß sie gegen die Mexicaner die schändlichste Verrätherey ausübten. Sie schickten insgeheim eine Gesandschaft an den König, und versicherten ihn nicht nur ihrer Treue, sondern versprachen ihm auch, bey dem ersten Einfall, den die Spanier thun würden, sich mit seinen Truppen

pen zu vereinigen, und alle Spanier zu tödten. Da sie aber unbeschädiget in die Stadt kamen, fielen sie in die Häuser der Einwohner, ermordeten Weiber und Kinder, raubten was ihnen in die Hände fiel, und setzten die Wohnungen in Brand. Doch kamen die wenigsten dieser Verräther mit dem Leben davon; denn die Mexicaner geriethen in eine unbeschreibliche Wuth, und würden sie ohne den Beystand der übrigen Alliirten gänzlich aufgerieben haben.

LI. Da die Belagerer schon mehr als zwanzig Einfälle in die Stadt gethan, und zwar viele Menschen getödtet, und viele prächtige Gebäude in Aschen gelegt hatten, den König aber nicht bewegen konnten, die Stadt zu übergeben, ließ sich Cortes durch das inständige Bitten der Spanier und Alliirten endlich überreden, mit seiner ganzen Macht einen Einfall zu thun. Er selbst zog mit 100000 Mann Alliirten, mit seiner Spanischen Infanterie und fünf und zwanzig Reutern auf der Chaussee von Iztapalapan ohne vielen Widerstand in die Stadt, und vertheilte seine Truppen in drey Hauptstrasen, die auf den größten der Marktplätze führten. Anfänglich thaten die Mexicaner einigen Widerstand, aber kurz darauf zogen sie sich zurück, und ließen ihren Feinden alle Bequemlichkeit über die Graben zu setzen, die sie zu ihrem Verderben in und ausser der Stadt vorbereitet hatten. Ein Theil der Spanier war schon bis auf den Markt-

ueberflüſſics. (*) Seiner Frauen Galanterie (†) ſcheint daraus hervor, und doch ſieht er nichts, ob er gleich ſeine Laterne an der Stirne trägt. -- Wo iſt Bardolph?

Lakay.

Er iſt nach Schmidtfield gegangen, Eu. Herrlichkeit ein Pferd zu kauffen.

Falſtaff.

Ich kaufte ihn in Paul's, und er kauft mir izt dafür ein Pferd in Smithfield. Wenn ich izt nur noch ein Weib aus einem B**l kriegen könnte, ſo wär' ich bemannt, bewault und beweibt!

(*) Dieſer Spaß ſcheint augenſcheinlich von einem Plautiniſchen entlehnt zu ſeyn: Quo ambulas tu, qui Vulcanum in cornu conclusum geris? (Amph. Act. I. Sc. 1. Daß Plautus hier eine ſcherzhafte Anſpielung im Sinne gehabt habe, daran dürfen wir nicht zweifeln, da die Provervial Redensart, Hörner für Hahnreuſchaft zu ſagen, ſehr alt iſt, wie aus einer Stelle des Artemidorus erhellet, welcher ſagt: Ἡφαιστιων χυτῷ ὅτι ἡ γυνὴ σοῦ πορνεύει, καὶ τὸ λεγόμενον, ΚΕΡΑΤΑ ΑΥΤΩ ΠΟΙΗΣΕΙ -- Oneirocr. L. II. c. 12.

Warburton.

(†) Im Engliſchen iſt hier ein Wortſpiel mit dem Wort Lightness, deſſen Doppelſinn ſchon anderswo bemerkt worden. Weil es ſich im Deutſchen nicht ausdrüken läßt, ſo geht der ganze Spaß verlohren. Auf ſchweizerisch, wo Licht und leicht beydes liecht ausgeſprochen wird, gieng es vielleicht an.

platz vorgedrungen, ohne daß sie einen der tiefsten Graben hinreichend ausgefüllt hatten. Auf einmal hörten sie das Sturmhorn der Gottheit Painalton ertönen, womit die Priester in ausserordentlichen Gefahren das Volk zu den Waffen aufzufordern pflegten. Auf diesen schrecklichen Ton stürzten aus allen Winkeln die Mexicaner auf die Belagerer los, und schlugen sie zurück bis zu dem schlecht ausgefüllten Wassergraben, welcher die Last der Menge nicht aushielt. Hier geschah ein schreckliches Blutvergießen. Cortes suchte die Flüchtlinge einzuhalten, oder wenigstens, wenn sie über den Graben kamen, in Ordnung zu bringen. Weil aber sein Zurufen nichts half, so blieb er mit einigen zwanzig Spaniern ausser dem Graben stehen, den Rücken der Seinen zu decken. Er würde hier dem Tode nicht entgangen seyn, hätten ihn die Mexicaner nicht lebendig fangen, und ihren Göttern opfern wollen. Sie hatten ihn schon ergriffen, ihn in den Tempel zu schleppen, aber ein tapferer Spanier Christoph von Olea, der eine ganz besondere Geschicklichkeit in den Waffen besaß; und ihn schon einmal aus einer gleichen Gefahr errettet hatte, hieb demjenigen, der ihn umfaßt hatte, den Arm ab, und verlor selbst das Leben dabey. Hierauf entrissen ihn der Prinz Ixtlilxochitl und ein tapferer Tlascalleser, Namens Temacagin, den Händen der Mexicaner. Cortes erreichte glücklich seine Truppen, welche auf ihrem Rückzuge hart verfolgt wurden. Er verlor bey diesem

ſem Angrif ſechzig ſeiner Landsleute, deren einige lebendig geopfert wurden, ſieben Pferde, eine Kanone, viele Barken und Waffen, und über tauſend von den Alliirten. Alvarado und Sandoval waren auf der Straße von Tlacopan noch weiter als Cortes in die Stadt gedrungen; da ſie aber das Opfer einiger gefangenen Spanier ſahen, und ein Gerücht hörten, Cortes wäre mit ſeinen Spaniern getödtet worden, zogen ſie ſich mit harter Noth zurück, weil ſie es nun auch mit denen zu thun hatten, die von dem geſchlagenen Heere des Cortes als Sieger zurückkamen.

LII. Acht Tage feyerten die Mexicaner den errungenen Sieg, indeß die Belagerer ihre Wunden heilten, und nur darauf bedacht waren, die Zufuhr der Lebensmittel vermittelſt ihrer Brigantinen zu verhindern; und es gelang ihnen nicht nur dieſes, ſondern ſie richteten auch 30 große Barken (Piroguas) welche die Mexicaner neu erbauet hatten, zu Grunde. In einer dieſer Barken bekamen ſie einige Mexicaniſche Edelleute gefangen. Dieſe ſetzte Cortes in Freyheit, und ſandte ſie zum König Quauhtemotzin, ihm den Frieden anzubieten, und den friedlichen Beſitz ſeiner Krone und Macht zu verſprechen, wofern er die ehedem ſchon von der Nation bewilligte Oberherrſchaft des Königs von Spanien anerkennen wollte. Er ließ ihn zugleich verſichern, daß dieſe Anerbietung nicht aus Furcht geſchähe, ſondern dem vielen Blutvergießen ein

Ende zu machen, und die ſchöne Stadt von ihrem ſonſt unvermeidlichen Untergang zu retten. Allein in dem Rathe, welchen der König verſammelte, wurde durch das überwiegende Anſehn der drohenden Prieſter beſchloſſen, lieber insgeſammt zu ſterben, als ſich ſolchen Fremdlingen zu unterwerfen, die ihre Götter und Religion ſo ſchimpflich behandelten. Indeß daß Cortes auf die Antwort wartete, ſchickte er den tapfern Sandoval mit 118 Spaniern, worunter 18 Reuter waren, und 60000 Alliirten in das Thal Toloccan, die kriegeriſche Nation der Malazingen zu bändigen, welche das Vorhaben gefaßt hatten, nicht nur die alliirte Stadt Quauhnac zu zerſtöhren, ſondern auch bey dem erſten wiederholten Angriff der Hauptſtadt die Spanier auf dem Rücken anzufallen. Sandoval lieferte ihnen ein ſehr blutiges Treffen, zwang ſie zur Flucht, plünderte und verbrannte ihre Stadt. Da ſie und einige andere benachbarte Städte, welche bis dahin noch die einzige Hoffnung der Mexicaner waren, die überlegene Macht der Spanier gefühlt hatten, ſandten ſie Bothſchafter an Cortes, und unterwarfen ſich dem Könige von Spanien. Alſo war nun weit und breit um den Mexicaniſchen See keine Nation mehr, die ſich nicht wider die Hauptſtadt erklärt hätte. Von entferntern Völkern, die ſich gegen beyde Partheyen gleichgültig bewieſen, hatten die Spanier nichts zu befürchten, und der Alliirten Anzahl war nun ſo groß, daß Cortes die Hauptſtadt mit einem größern Heer hätte überfallen können als Xerxes

Grie-

Griechenland, wenn es möglich gewesen wäre, eine so große Menge in Ordnung zu halten *).

LIII. Diese Völker warteten mit Ungeduld auf einen neuen Angriff. Der General der Tlascalleser Chichimecatl wagte es, mit seinen Truppen allein einen Einfall in die Stadt zu thun. Er wählte hierzu die Straße von Tlacopan, überstieg alle Gräben, besezte den gefährlichsten mit 400 Bogenschützen, damit er freyen Rückzug fände, richtete, nicht ohne vielen Verlust, großes Unheil in der Stadt an, und kehrte glücklich ins Lager des Alvarado zurück. Um sich zu rächen thaten die Mexicaner einen Ausfall in besagtes Lager, wurden aber mit grossem Verlust nach einem dreystündigen Gefechte zurückgetrieben. Unterdessen that Cortes einen Einfall in die Stadt, bey welchem aber auf beyden Seiten nichts entscheidendes vorfiel. Daher gab ihm der junge Prinz, Karl Ixtlilxochitl, den Rath, sich von neuen Angriffen zu enthalten, und die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Einige Tage folgte Cortes dieses

*) Wenn Bernhard Diaz erzählt, nach der erlittenen Niederlage hatten alle Alliirten die Spanier verlassen, so sagt er entweder die Unwahrheit, oder die Alliirten müssen auf wenige Tage in ihre Städte zurückgekehrt seyn. Wie hätte sonst Sandoval mit Hülfe der Alliirten die Malatzingen bändigen können? Wie hätten die Tlascalleser allein einen Angrif in die Stadt vorgenommen? Gewiß ist es, daß kurz nach der Niederlage mehr Alliirten bey Cortes waren, als vorher. Cortes sagt in seinen Briefen an Karl V. kein Wort von einem so wichtigen Vorfall.

sem weisen Rathe: weil er aber durch ein europäisches Schiff welches zu Vetacrux angeländet war, mit einer beträchtlichen Anzahl von Spaniern, und mit neuen Kriegsmunitionen verstärkt worden war, und die Blokirung ihm zu langweilig vorkam, hielt er für besser Gewalt zu brauchen. Doch bot er dem Könige noch einmal den Frieden an, der aber auf seinem Entschluß, dem Verlust der Freyheit den Tod vorzuziehen, beharrte. Nun nahm sich Cortes vor, bey jedem Schritte, den er in die Stadt thun würde, die Häuser auf allen Seiten zu Grunde zu richten, den Beschädigungen, die seine Truppen von den Terrassen erlitten, ein Ende zu machen, und die Einwohner zur Uebergabe zu nöthigen. Hierzu gaben ihm die Alliirten einige Tausend Zimmerleute, welche ihn bey seinen Angriffen begleiteten, und großen Schaden anrichteten. Bey diesen Einfällen machten sich einige Spanierinnen, die an der Seite ihrer Männer wie Löwinnen stritten, durch ihre Tapferkeit berühmt *).

LIV. Der 24ste Julius war ein sehr entscheidender Tag für die Belagerer. Cortes that einen allgemeinen Angriff, und bemächtigte sich einer Straße der Stadt, wodurch die von Itztapalapan und Tlacopan eine Gemeinschaft hatten. Hierdurch verschafte er

*) Diese waren Maria d'Estrada, Beatrix Bermudez de Velasco, Johanna Martin, Elisabeth Rodriguez, Beatrix Palacios.

er ſich die ſo lang gewünſchte Communication zwiſchen ihm und Alvarado. Nun bemächtigten ſie ſich mit gesammter Hand verſchiedener Gräben, füllten ſie aus, verbrannten und verwüſteten viele Gebäude, worunter auch der befeſtigte und mit Graben umringte Pallaſt des Königs war, und bemeiſterten ſich dreyer Viertel der Stadt. Nur das Quartier Tlatelolco war noch in den Händen der Belagerten, wohin ſie ſich des mehrern Waſſers halben gezogen hatten. So enge ſie hier eingeſchloſſen waren, ſo groß war unter ihnen der Mangel an Lebensmitteln. Auch hatte ſich die Zwietracht unter ſie eingeſchlichen, weil das Volk zum Frieden geneigt war, der König aber, der Adel und die Prieſter mit den Waffen in der Hand ſterben wollten. Dieſes entdeckte den Spaniern eine gefangene Mexicaniſche Dame, und zwey Ueberläufer, die dem Hunger entflohen. Daher wiederholten Cortes und Alvarado, von zwey Seiten her jeden Tag den Angriff, und den 27ſten Julius gelang es ihnen den Hauptplatz der Stadt einzunehmen, wo ſich ein unzähliches Volk aus Mangel an Wohnung unter den verdeckten Gängen gelagert hatte. Cortes ſtieg auf den Tempel, ſah, daß nur noch der achte Theil der Stadt einzunehmen war, und ſtekte die hohen Thürme deſſelben in Brand. Da das Volk die Flammen von dem Tempel ihres Kriegsgottes emporſteigen ſah, heulte es laut, und bewog den Cortes dermaßen zum Mitleid, daß er ſeinen Truppen verbot, ihnen einiges Leid

anzuthun, und daß er dem Könige neue Friedensvorschläge thun ließ. Da dieser aber hartnäckig auf feindlichen Gesinnungen beharrte, so grif er nach vier Tagen mit Alvarado und den Alliirten eine Straße von mehr als tausend Häusern an, wo über 12000 Menschen theils getödtet theils gefangen genommen wurden. Die Alliirten schonten weder Alter noch Geschlecht, so sehr sich auch Cortes bemühete, ihrer Grausamkeit Einhalt zu thun.

LV. Einige Tage nach einander erschien Cortes mit seiner ganzen Macht in der Stadt, ohne jemand zu beleidigen, in Hofnung, die Belagerten würden sich endlich zur Uebergabe bequemen. Ganze Haufen von Volk, von Hunger so sehr entkräftet, daß sie kaum über die halbverweseten Leichen, womit die Straßen bedeckt waren, schreiten konnten, kamen ihnen entgegen, und verlangten den Tod von ihren Händen. Auch wurden sie von einigen Mexicanischen Truppen auf eine verzweifelte Weise angefallen; es kostete ihnen aber nicht viel Mühe sie zu überwältigen, weil sie von Hunger kraftlos waren. Das Mitleid preßte Thränen aus den Augen der Spanier, und Cortes schickte dem Könige einige Lebensmittel, mit der Bitte, den Frieden anzunehmen. Dieser versprach auch, am folgenden Tage auf der Schaubühne der Stadt bey ihm zu erscheinen. Es erschienen aber statt seiner fünf ansehnliche Männer mit Geschenken der feinsten

Klei-

Kleidungsstücke, durch die er sich wegen zugestossener Unpäßlichkeit entschuldigen ließ. Drey Tage verflossen fruchtlos in Friedens-Unterhandlungen. Den vierten als den 12ten August ließ Cortes aufs neue das ganze Heer der Alliirten, welche währenden Friedenshandlungen ausgeschlossen waren, und über 150000 Mann, ohne die Heere des Alvarado und Sandoval zu rechnen, ausmachten, in die Stadt kommen. Diesesmal drang auch Sandoval von der nördlichen Seite hinein. Die letzten Gräben, welche zur Vertheidigung der Belagerten noch übrig waren, wurden überstiegen, und über 40000 Einwohner, denen es nicht nur an Kräften und Waffen, sondern auch an festem Boden fehlte, getödtet. Die Alliirten bewiesen sich so grausam, daß die Spanier mehr Mühe hatten, sie zurückzuhalten, als ihre Feinde zu überwinden. Der unerträgliche Gestank der Leichen zwang die Belagerer die Stadt zu verlassen. Sie kamen aber den folgenden Tag (den 13ten Augusi) wieder, dem Trauerspiele ein Ende zu machen. Cortes führte drey Kanonen mit sich, und ordnete den allgemeinen Angrif dergestalt, daß die Belagerten keine Ausflucht fanden, als in dem Hafen, wo Sandoval mit allen Brigantinen auf sie wartete. Ehe er aber das Zeichen zum Angrif gab, ließ er den König zum letztenmal zur Uebergabe auffordern, und schenkte einer großen Menge Weiber und Kinder, und elender Menschen, die ihn um Gnade anflehten, das Leben. Da der König in seiner Hart-

näckigkeit beharrte, ließ Cortes seine Kanonen durch die Straßen spielen, und gab das Zeichen zum Angrif. Nun wurde in kurzer Zeit der Ueberrest der Mexicaner theils getödtet, theils in eine solche Enge getrieben, daß ihnen nichts als die Barken, die sie zu diesem Ende bereit hielten, zu ihrer Rettung übrig blieben. Viele kamen glücklich durch, und viele geriethen Sandovalen in die Hände. Die Barke, worin der König sich mit seiner Familie befand, war Sandovals Wachsamkeit entgangen; er wurde es aber bald gewahr, und ließ ihn durch die schnellste Brigantine des Kapitäns Holguin einholen. Bey ihm befanden sich seine Gemahlin Tecuichpotzin, Coanacotzin, der von Texcuco entflohene König von Acolhuacan, und Tetlepanquetzalzin, König von Tlacopan, und andere vornehme Personen. Das Gerücht von seiner Gefangenschaft, und sein Befehl rieffen alle Flüchtlinge und noch lebende Einwohner zurück, sich den Siegern zu unterwerfen. Er erschien vor Cortes mit der größten Unerschrockenheit, und bat ihn, mit dem Dolche, den dieser an seinem Gürtel trug, ihm das Leben zu nehmen, welches er in der Vertheidigung seines Vaterlandes nicht verloren hätte. Allein Cortes nahm ihn sehr gütig auf, und versprach ihm sogar die Wiederherstellung seiner Krone. Daß dieses aber bloße Verstellung war, beweiset die grausame Tortur, die er ihm nach einigen Tagen geben ließ, die Schätze des Hofes und

der Tempel zu entdecken *) und nach drey Jahren seine Hinrichtung durch den Strang. Allen Mexicanern wurde befohlen, ohne Waffen und Gebäcke die Stadt zu verlassen. Die Leichen, womit die Straßen, Gräben und Häuser angefüllt und bedeckt waren, und wovon die Luft vergiftet wurde, ließ Cortes begraben. Die Beute war viel geringer, als es die Sieger erwarteten. Die Kleidungen wurden unter die Alliirten vertheilt. Alles Gold und Silber, was nicht künstlich bearbeitet war, wurde zusammengeschmolzen, und an den König Karl V. geschickt **) Es wog nicht über 19200 Unzen, weil nicht nur die Mexicaner vieles in den See geworfen, sondern auch die Alliirten und Spanier selbst sich bey den oftmaligen Plünderungen den grosen Theil zugeeignet hatten.

LVI. Die Einnahme der Stadt geschah den 13ten August des Jahrs 1521. im hundert und sechs und neunzigsten Jahr nach ihrer Erbauung, nachdem sie 169 Jahr von eilf Königen regiert worden war. In

*) Sie verbrannten ihm die Fußsohlen; er duldete aber alles mit der grösten Standhaftigkeit.

) Unter den Schätzen, die an den König gesandt wurden, waren auch Perlen und Juwelen von ausserordentlicher Grösse und Schönheit. Das Schiff wurde von einem französischen Caper, Namens **Johann Florin, weggenommen, und die Schätze dem König von Frankreich überbracht. Dieser behielt sie unter dem Vorwande, er wäre der christlichste König, und eben sowohl, als der König von Spanien, ein Adamssohn.

Fünfte Scene.

Der Lord Ober-Richter und ſeine Bediente zu den Vorigen.

Wir müſſen dieſe Scene gänzlich weglaſſen. Der gröſte Spaß darinn beſteht in dem Einfall, den Falſtaff hat, ſich zu ſtellen als ob er nicht wohl höre; und in den unverſchämten Antworten die er, auf das Privilegium der Taubheit hin, dem Lord Ober-Richter giebt, der ihn wegen ſeiner heilloſen Lebensart beſchilt.

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in den Palaſt des Erzbiſchoffs von York.)

Der Erz-Biſchoff, Haſtings, Thomas Mowbray und Lord Bardolph treten auf.

York.

Ihr habt nun die Beſchaffenheit unſrer Sache vernommen, und kennet unſre Mittel. Entdeket uns nun, meine edlen Freunde, ich bitte euch alle, entdekt ungeſcheut, was ihr von unſern Hoffnungen denket. Was ſaget ihr dazu, Lord Marſchall;

Mowbray.

Ich billige gänzlich die Sache unſrer Waffen, aber ich wünſchte

den 75 Tagen ihrer Belagerung verloren die Spanier gegen 100 Mann, die Alliirten einige Tausend, die Mexicaner über 100 000 durchs Schwert, und mehr als 50 000 durch Hunger und andere Krankheiten, welche der Trank des salzigten Seewassers und die schlechte Nahrung verursachten. Die Stadt war fast gänzlich zu Grund gerichtet. Der Ruf von der Eroberung derselben zog aus allen Provinzen der Monarchie Bothschafter herbey, dem Könige von Spanien zu huldigen. Die Alliirten kehrten vergnügt mit ihrer Beute in ihre Städte zurück, und freueten sich über den Untergang eines Königreichs, das ihnen so viele Kriege und Unterdrückungen verursacht hatte. Sie dachten aber nicht, daß sie sich selbst die Kette schmiedeten, womit sie in der Folge ihrer Freyheit, Wohlfahrt, und Ehre beraubt wurden. J.

II.

Ehrenrettung der Reformation.

Beschluß.

Herr Schmidt beschließt die Beweise seines Satzes: Daß Luthers Reformation keine Stuffe zu neuen und ferneren Reformationen war, mit einem merkwürdigen Gemählde, das wir lieber zum Anfange des ge-

gens

genwärtigen, als zum Ende des vorigen Abſchnittes dieſer Ehrenrettung liefern zu müſſen glaubten, um ihm die erneuerte Aufmerkſamkeit unſrer Leſer zuzuwenden. Wir können es für nichts geringeres gelten laſſen, als für ein Bild welches den gegenwärtigen Zuſtand der proteſtantiſchen Aufklärung in Religions-Sachen darſtellen ſoll. Umſonſt haben wir uns zu überreden geſucht, daß der Hr. V. nur die blinde Seite, die man dem Proteſtantismus, ſo wenig als irgend einem andern menſchlichen Dinge, abläugnen kann, gemeynt habe: in beyden Kapiteln kömmt nicht ein einziger Zug vor, der eine andere Seite des Gegenſtandes berührte oder auch nur vermuthen lieſſe. Wir fragen alſo unſere Leſer, ob ſie die Hauptwirkung der Reformation, in ſo fern ſie an dem gegenwärtigen Zuſtande des Proteſtantismus ſichtbar wird, auch an folgender Schilderung erkennen?

„Doch da man einmal den Pöbel bibelgelehrt hat
„machen wollen, oder doch die Sache dahin angelegt
„hat, daß er es zu ſeyn glaubt: ſo muß man ſich nicht
„wundern, wenn in dieſem Stücke (in welchem Stücke?)
„weit weniger mit ihm fortzukommen iſt, als mit dem
„katholiſchen, ja, wenn er gröſtentheils ſich um ſo tiefer
„in den Unſinn hinein arbeitet, wie mehr ſich ſeine
„Lehrer Mühe geben, ihre Religion zu verfeinern, und
„ſie mit der Vernunft in allen Stücken auszuſöhnen.
„Dieſe mögen endlich durch ihr vieles Seigern und Feilen

„len herausbringen, was sie wollen, so wird es ent„weder eine Sache der Gelehrten bleiben, oder sie „müssen besorgen, daß ihnen das Volk ganz entwi„sche; daß es sich entweder selbst Systeme baue, sie „mögen so albern seyn als sie immer wollen, oder „wenn es einmal schüchtern und unruhig gemacht ist, „gar nichts mehr glaube: so wie es auch auf der an„dern Seite wahrscheinlich ist, daß durch das viele Aus„märzen des Positiven aus der christlichen Religion we„nig oder gar nichts mehr von derselben übrig bleiben „wird, und daß diese Verbesserer zuletzt nichts als Dei„sten und Naturalisten seyn werden nur mit der Bi„bel unter dem Arme, anstatt, daß es andere *) ge„rade herausſagen, daß sie es sind."

Die von Luthern gebrochene Bahn, die, nach der gemeinen Meynung, zu neuen und ferneren Reformationen führen sollte, zeigte sich also in unsren Tagen als ein Scheideweg, der zum Aberglauben und Unglauben führte! und diese beyden Abwege des menschlichen Geistes wären die Spuren, auf denen man die heutigen Fortschritte der Protestanten aufsuchen müßte! So würde wenigstens die Nachwelt von dem gegenwärtigen Zustande des Protestantismus urtheilen müssen, wenn sie ausser dem angeführten Gemälde keine andere Urkunde darüber zu Gesichte bekäme. Wir wollen nun das Gemälde selbst in seinen einzelnen Theilen mit dem Umstän-

den

*) Diese Anderen sind doch wohl keine katholischen Reformatoren, oder, wie sie sich gerne nennen hören: Aufklärer?

den zuſammen halten, die den meiſten unſerer Leſer ſo gut als uns ſelbſt von einem Originale bekannt ſind, das wir ſo nahe vor Augen haben. Vor allem zeigen ſich als die Hauptfiguren des Stückes auf der einen Seite: „der proteſtantiſche Pöbel, im Begriffe ſich „in den Unſinn hineinzuarbeiten u. ſ. w. auf der andern Seite aber ſeine Lehrer, wie ſie das Poſitive „aus der chriſtlichen Religion ausmerzen, ſo daß wenig oder gar nichts mehr von derſelben übrigbleiben „wird;" und endlich im Hintergrunde „eben dieſe Verbeſſerer als Deiſten und Naturaliſten mit der Bibel „unterm Arme." — Schon die Wahl dieſer Hauptfiguren iſt uns Bürge, daß ſich der Hr. Verf. bey der Betrachtung ſeines Gegenſtandes vollkommen auf den Standpunkt verſetzt haben müſſe, den die Unfehlbaren ihren Kontroverſiſten zum Angriffe anweiſen. Ein Weislinger, ein Mierz, und (warum ſollen wirs verheelen?) jeder orthodoxe Katholik kann und darf an dem Proteſtantismus nichts als Aberglauben und Unglauben gewahr werden; wovon er den Einen dem Pöbel, und den andern den Gelehrten vorzugsweiſe Schuld giebt. Nach dem Hauptgrundſatze der alleinſeligmachenden Kirche hat jeder, der ſichs beygehen läßt die Bibel ſelbſt verſtehen zu wollen, den Glauben nicht, und iſt folglich ſchon gerichtet; arbeitet ſich immer tiefer in den Unſinn hinein, und verſinkt endlich im Sumpfe der Ketzerey: oder merzt das Poſitive aus der chriſtlichen Religion, und ſteht zuletzt vor den Augen

gen der Rechtgläubigen als ein nakter Deiſt oder Naturaliſt da. So bliebe denn nichts anderes zu thun übrig, als den Bibelſinn anzunehmen, den die unfehlbare Kirche vorſchreibt. — In der That kann es einem geſchickten Proſelyten nachher nicht ſchwer fallen, dieſe große Heilswahrheit nunmehr auch aus der allgemein beliebten Geſchichte der Teutſchen zu beweiſen. — Doch wir kommen auf unſer Gemälde zurück.

Nur von einem katholiſchen Controverſiſten hätte man den Vorwurf vermuthen können, „die Reformation habe den Pöbel bibelgelehrt machen wollen, „oder es doch dahin angelegt, daß er es zu ſeyn „glaubt.“ Die Bibel in die Landesſprache überſetzen, und niemand von der Leſung derſelben ausſchlieſſen, heißt doch nicht eben ſo viel, als den Pöbel bibelgelehrt machen? In dieſem Falle wäre ja nun auch der katholiſche Pöbel in Teutſchland auf dem Wege der bibliſchen Gelehrſamkeit, und es würde nächſtens ſo wenig mit ihm fortzukommen ſeyn als mit dem Proteſtantiſchen. Hält aber der Hr. Verf. den katholiſchen Pöbel gegen die Gefahren des Bibelleſens dadurch geſichert, daß ihm, bey Strafe der zeitlichen und ewigen Verdammung, vorgeſchrieben iſt, was er in der Bibel finden ſoll; da hingegen, nach den Grundſätzen der Proteſtanten, ſelbſt dem gemeinen Mann keine Auslegung als unfehlbar aufgedrungen werden darf; ſo beruft er ſich auf einen Vorzug, den nur die katholiſche Polemik durchſetzen, und auf den nur die unfehlba-

re

re Kirche ſtolz ſeyn kann. Mit Sklaven iſt freylich in einem gewiſſen Verſtande leichter fortzukommen als mit freyen Bürgern. Allein ſo wenig eine erleuchtete Regierung des blinden Gehorſams bedarf; ſo wenig bedarf eine Religion, welche die Vernunft allein zur Erklärung ihrer heiligen Bücher annimmt, des blinden Glaubens.

Leider muß dem Hrn. Schmidt das Schickſal des proteſtantiſchen gemeinen Mannes ſehr beklagenswerth vorkommen, da er ſo gar in den Anſtalten, in den nur unter Proteſtanten allein möglichen und wirklichen Anſtalten, dem Pöbel aus ſeinem Unſinn heraus zu helfen, den Grund antrift, warum ſich dieſer immer tiefer hineinarbeiten muß. Er hält den Grad dieſer Vertiefung im Unſinne dem Grad der Mühe gleich, „die ſich die Lehrer geben, ihre Religion zu verfeinern, und mit der Vernunft in allen Stücken auszuſöhnen!“ — Man bemerke hier die, allem Anſehn nach, unvorſetzliche Verwechslung der proteſtantiſchen Gottesgelehrten mit den Volkslehrern. Von den Bemühungen der Erſteren mag es in einem gewiſſen Sinne gelten, daß ſie die Religion verfeinern, oder vielmehr die theologiſchen Wiſſenſchaften mit Wahrheiten bereichern, die, über die Empfänglichkeit des gemeinen Mannes erhaben, eigentlich nur für die Erleuchtung ſeiner Lehrer beſtimmt ſind. In Anſehung dieſer Letztern aber können wir uns auf jeden unpartheyiſchen Beobachter berufen, daß ſie nicht nur ihren

Zuhö-

Zuhörern keine theologischen Vorlesungen halten; sondern daß sie überhaupt im populären Vortrage der Religion vieles vor den katholischen Volkslehrern voraushaben; theils, weil sie in der Kunst des Vortrages selbst im Ganzen genommen weiter gekommen sind, theils, weil sie sich größtentheils nur mit dem praktischen Theile der Religion abgeben können und sollen; indessen die katholischen Prediger die unzählbaren Glaubensartikel ihres Systemes nie vergessen dürfen.

Wer nicht aus besondern Gründen überzeugt ist, daß man die Religion für den gemeinen Mann unbrauchbar macht, wenn man sie in allen Stücken mit der Vernunft aussöhnt, der kann ohnmöglich den vortheilhaften Einfluß verkennen, den die Bemühungen der neueren protestantischen Theologen überhaupt auf das praktische Christenthum haben müssen. Ihr Seigern und Feilen (die Versuche einiger Stümper abgerechnet, die ohnehin immer ohnmächtig und ohne Erfolg ausfallen) trennt die Spreu der Irrthümer und die Schlacken der Misbräuche von dem Wahren und Brauchbaren, und entzieht die Religion dem Monopole ihrer Diener, und dem Gespötte ihrer Feinde. Die Mühe dabey ist freylich Sache der Gelehrten. Aber was sie dadurch herausbringen ist Sache der Menschheit; und wird unter den Händen geschickter Volkslehrer, sogar Sache des gemeinsten Pöbels, welcher der Geschicklichkeit und dem Eifer seiner Lehrer so wenig als der siegenden Gewalt der Wahrheit entwischen kann.

Allein

Allein Hr. Schmidt hat hier nicht nur den Gang der proteſtantiſchen Aufklärung aus dem Geſichtspunkte der katholiſchen Polemik betrachtet, ſondern auch unter der chriſtlichen Religion nichts als den Katholicismus im eigentlichſten und engſten Sinne verſtanden. Dieſer iſt von allen chriſtlichen Syſtemen das Einzige, welches, (objectiv) nicht blos in den Köpfen ſeiner Anhänger, ſondern auch, und zwar hauptſächlich, auſſer denſelben, in den Dekreten der Concilien und Bullen der Päpſte da iſt. Indem alle ſeine Glaubensartikel und Verhaltungsregeln auf dem Anſehen der unfehlbaren Kirche gegründet, oder doch wenigſtens, ihrer Form nach, durch unwiderrufliche Entſcheidungen derſelben auf immer feſtgeſetzt ſind: ſo iſt alles an ihm poſitiv; und er iſt ſo ganz weſentlich aus Einem Stücke, daß er nicht das geringſte verlieren kann, ohne nicht zugleich alles zu verlieren. Weder die Vernunft, die vor dem Glaubenstribunale ſchweigen muß, noch dieſes Tribunal ſelbſt, das ſein untrügliches Wort nicht zurück nehmen darf, können ihm etwas anhaben; und er bleibt bey allen Fortſchreitten des menſchlichen Geiſtes, die er ſoviel an ihm liegt erſchwert, immer unwandelbar, unverbeſſerlich, und ebenderſelbe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier kein Ausmerzen des Poſitiven geduldet werden kann, wenn nicht alles, was dem Katholiken chriſtliche Religion heißt, über den Haufen fallen ſoll. Wagen es nun katholiſche Gelehrte an dieſem Syſteme zu feigern und zu feilen, ſo iſt es eben ſo

einleuchtend, daß dasjenige, was ſie dadurch heraus⸗bringen, es ſey nun was es wolle, Sache der Ge⸗lehrten bleiben müſſe.“ Denn entweder ſind es ſchlaue *) Verſuche den Verſtand denkender Köpfe zu überliſten, gefangen zu nehmen, und ihm das Joch des blinden Glaubens anzupaſſen; oder es ſind dialek⸗tiſche Zeitvertreibe ſpitzfindiger Köpfe, die, um nicht ganz müſſig zu ſeyn, bedächtig um die dogmatiſchen Schanzpfähle herum luſtwandeln, ohne ſie zu berüh⸗ren; oder endlich ſind es wirkliche Eingriffe in das Gebieth der Unfehlbaren. In dem letzten Falle kömmt es blos auf die gütigen Geſinnungen der Regenten an: ob die aufgedeckte Blöße des Heiligthums nur Sache der Gelehrten bleiben, und von ihnen nach dem Mu⸗ſter der alten Myſterien **) behandelt werden: oder ob und in wie fern etwas davon auch unter das Volk kommen ſoll: eine Sache, die, ſie mag auch noch ſo fein angelegt werden, bey dem katholiſchen Pöbel die ſchlim⸗

*) Siehe abermal P. Storchenaus Philoſophie der Religion.

**) Multa eſſe vera; quæ vulgo ſcire non ſit utile, mulca-que, quæ tametſi falſa ſint, aliter exiſtimare populum expediat; Et ideo græcos *Teletas & Myſteria* taciturni-tate et parietibus clauſiſſe. *St. AUGUSTIN.* de Civit. Dei L. 4. C. 31. Quæ ſunt autem iſta, quæ prolata in multi-tudinem nocent? Hæc inquit (Pontifex Scævola) Non eſſe Deos Herculem, Aeſculapium &c. proditur enim a *Doctis*, quod homines fuerint, et humana conditione defecerint. Ibidem. C. 27.

ſchlimme Folge haben muß, entweder daß er ſchüchtern und unruhig gemacht wird, und nichts mehr glaubt, oder, durch die Gefahr ſeine Religion zu verlieren, erſchreckt, ſich deſto eifriger mit geſchloſſenen Augen dem Aberglauben in die Arme wirft.

Ganz anders verhält es ſich mit der proteſtantiſchen Kirche. Sie kann nach ihren Grundſätzen kein von Menſchen eingeſetztes, und doch über die Prüfung der Vernunft erhabenes Syſtem gelten laſſen; und indem ſie das Evangelium für die einzige poſitive Grundlage ihres Chriſtenthums anerkennt, räumt ſie nur der von allem äuſſern Zwange freyen Vernunft das Recht ein, auf dieſer Grundlage zu bauen. Sie weis alſo von keinem Chriſtenthume, das in einem andern Verſtande poſitiv wäre, und in gewiſſen Vorſchriften geiſtlicher und weltlicher Obrigkeiten ein von den menſchlichen Begriffen der Gläubigen unabhängiges Daſeyn hätte. Das Ihrige exiſtirt vielmehr ganz in dem Verſtande und dem Herzen der Chriſten, und iſt folglich einer immer zunehmenden Verbeſſerung und Annäherung zu jenem Ideale ſeiner Vollkommenheit fähig, das ſelbſt in den Köpfen der Weiſeſten und Beſten noch nicht ganz unverbeſſerlich ſeyn kann. Das Seigern und Feilen der neuern proteſtantiſchen Theologen trift alſo nur menſchliche Begriffe; und es iſt keineswegs zu befürchten, daß ihnen das Volk dabey entwiſche, wenn es gerade die Begriffe des Volks ſind, die geger .rtig am fleiſſigſten geſeigert und gefeilt werden.

wünſchte beſſer überzeugt zu ſeyn, wie wir mit den Mitteln die wir haben einer ſo furchtbaren Macht als des Königs, die Stirne bieten können.

Haſtings.

Unſre dermalige Stärke iſt auf fünf und zwanzig tauſend Mann auserleſener Leute angewachſen; und der groſſe Northumberland, deſſen Bruſt von gerechteſter Rache gluht, giebt uns die zuverläßige Hoffnung einer mächtigen Unterſtüzung.

Vardolph.

Die Frage, Lord Haſtings, iſt alſo dieſe: Ob wir mit dieſen fünf und zwanzig tauſend Mann, die wir haben, ohne Northumberland, eine Unternehmung wagen können?

Haſtings.

Mit ihm können wir's.

Vardolph.

Gut, das iſt alſo der Umſtand auf den alles ankommt. Wenn wir ohne ihn zu ſchwach ſind, ſo iſt meine Meynung, wir ſollen uns nicht zu tief einlaſſen, bis wir ſeinen Beyſtand haben. Bey einem ſo blutigen Vorhaben wie das unſrige, können Vermuthungen, Wünſche, Erwartungen einer ungewiſſen Unterſtüzung, nicht in die Rechnung gebracht werden.

Das Ausmerzen des Positiven aus der christlichen Religion aber ist eine Redensart, die nur in der katholischen Terminologie statt finden, und sonst überall, wo man nur auf Begriffe und Gefühle des Christenthums Ansprüche macht, keinen Sinn haben kann. Der aufgeklärte Protestant nennt alles, was durch Vernunft ausgemerzt werden kann, schlechtweg Irrthum; und ist vollkommen überzeugt, daß, je eifriger dergleichen Ausmerzungen fortgesetzt werden, das wahre Göttliche an der christlichen Religion nicht nur ohne die geringste Abnahme übrig bleiben, sondern in eben dem Verhältnisse immer reiner und glänzender zum Vorschein kommen müsse. Eben darum wird er nicht begreifen können, wie diese ausmerzenden Verbesserer durch ihre Verdienste um das Christenthum zuletzt den Namen der Christen einbüßen sollten. Er wird vielmehr die katholischen Polemiker, die mit dem Namen der Deisten und Naturalisten noch immer so verschwenderisch sind, brüderlich ermahnen, es ja nicht in unsern Tagen mit ihren technischen Benennungen so genau zu nehmen. Denn da der Katholicismus durch die kleinste, jedem Denker schlechterdings unvermeidliche Ausmerzung verwirkt ist: so müßte sichs, wenn man seine Anhänger nach ihrer eigenen strengen Terminologie behandeln wollte, ergeben, daß jeder bessere Kopf, mit dem römischen Katechismus, und selbst mit dem Brevier unterm Arme, nichts weniger als ein Katholik heissen könne.

Wir

Wir haben bisher die sämmtlichen Gründe kennen gelernt, mit denen Hr. Schmidt zu erweisen suchte, „daß sich diejenigen am meisten irrten, welche Luthers „Reformation für eine Stufe zu neuen und ferneren „Reformationen hielten.“ Mit den übrigen Freunden der Reformation werden weniger Umstände gemacht. Sie erhalten ihre Abfertigung, wie folgt.

„Sollte es aber bey demjenigen, was Luther ge„lehrt, und was die Augspurgische Confession enthält, „sein Bewenden haben, so läßt sich nichts widerspre„chenders denken, als daß man Himmel und Erde „in Bewegung gesetzt, um Freyheit im Denken zu er„ringen, d. i. um einige Glaubenssätze weniger zu ha„ben; sodann aber wieder auf ein neues System zu „schwören, und noch dazu in neue fast absurdere Strei„tigkeiten sich verwickeln zu lassen, als jene der Scho„lastiker waren: zum Beyspiel, die von der Ubiquit„tät oder Allenthalbenheit des Leibes Christi; die von „dem Wirken oder gänzlichen Leiden des menschlichen „Willens bey dem Bekehrungswerke; von der Noth„wendigkeit guter Werke zur Seligkeit u. s. w.„

Daß es bey Luthers und der A. C. Lehre nicht bleiben konnte, erhellt aus der Natur der Sache selbst; daß es wirklich nicht dabey geblieben war, lehrt die Geschichte vergangener und gegenwärtiger Zeiten; daß es dabey hätte bleiben sollen, ist eine Privatmeynung von einem Theile der Protestanten, und hängt mit der

hiſtoriſchen Frage, die Hr. Schmidt in dieſem Kapitel zu beantworten verſprach, auf keine Weiſe zuſammen. Es kam hier hauptſächlich darauf an: ob durch Luthers und der A. C. Lehre wahre Verbeſſerungen in dem Zuſtande des theoretiſchen Chriſtenthums überhaupt bewirkt worden. Dieß war die Hauptfrage, und wird von allen Freunden der Reformation bejahet, ſo verſchieden ſie auch über die Nebenfrage: wie weit die Reformation gehen ſollte? denken mögen. Hr. Schmidt giebt ſich mit der Letzteren ab, und verliert darüber die Erſte ganz aus dem Geſichte. Wenn alſo ſeine Gründe auch wirklich etwas beweiſen könnten, ſo würden ſie nur die beſonderen Meynungen der Freunde der Reformation *) widerlegen; die einſtimmige hingegen und Allen gemeinſchaftliche Behauptung, welche der Reformation an ſich ſelbſt, und ohne Rückſicht auf fernere Verbeſſerung groſſe Verdienſte zuſchreibt, ſtünde noch immer feſt und unangefochten.

Allein ſelbſt die Wendung, durch welche der H. V. der erwähnten Hauptfrage ausweicht, verwickelt ihn in eine neue Frage, die ihm nicht weniger ungelegen ſcheint. Er ſollte nun angeben: Was das theoretiſche Chriſtenthum gewonnen hätte, wenn es bey Luthers und der A. C. Lehre ſein Bewenden haben ſollte, oder wirklich gehabt hätte? — Freyheit im Denken, das

*) S. das vorige Stück der Ehrenrettung im May. S. 196.

d. i. einige Glaubensartikel weniger, — iſt die ganze Antwort; die ganze Aufzählung und Würdigung jenes Gewinſtes, die wir aus dem angeführten Abſatze ſowohl, als allen folgenden dieſes Kapitels herausbringen könnten. Einem Katholiken, der die Menge und Beſchaffenheit ſeiner Glaubensartikel kennt, mag es wohl in gewiſſen Rückſichten hingehen, wenn er das mehr oder weniger einiger Dogmen für keine Sache hält, die ſich mit der Bewegung oder Ruhe von Himmel und Erde aufwiegen läßt. Aber wenn man dem Geſchichtſchreiber von Teutſchland mit Recht zumuthen kann, daß er die Menge und Beſchaffenheit der Irrthümer und Misbräuche kenne, welche durch Luthern und die A. C. abgeſchaffet wurden; und wenn dieſer Geſchichtſchreiber in ſeinem Berichte nichts weiter von dieſem ganzen Verdienſte der Reformation zu ſagen hat, „als daß man Himmel „und Erde in Bewegung geſetzt habe um Freyheit im „Denken zu erringen, das iſt um einige Glaubensſätze „weniger zu haben:“ was ſoll man ſich dabey denken? — Vielleicht iſt noch nie eine Ironie ſchlimmer angebracht worden. Auch können durch alle redneriſchen Figuren, die Hr. Schmidt hier ſo enge zuſammendrängt, nur ſehr kurzſichtige Leſer geblendet werden; nur Leſer, die nicht begreiffen können, daß die Denkfreyheit in Religionsſachen wirklich von der Abſchaffung auch nur eines einzigen jener einigen Glaubensſätze abhieng; nicht wiſſen, was die Aufhebung der Hierar-

chie, der geiſtlichen Gewalt, des Mönchsſtandes, der Ohrenbeicht, der Werkheiligkeit u. ſ. w. in der einen Hälfte der Chriſtenheit zu bedeuten haben; nicht wiſſen endlich, was ſie bey der Bewegung des Himmels und der Erde, und von den wahren Urhebern der Begebenheiten, die darunter zu verſtehen ſind, zu denken haben. Noch weniger wird man ſich durch die Wendung irre führen laſſen, mit welcher der Schwur auf die ſymboliſchen Bücher und die Schulſtreitigkeiten der ältern Proteſtanten, geſchickt genug aber gewiß zur Unzeit, herbeygezogen werden. Weder dieſer Schwur noch dieſe Streitigkeiten gehörten zu der neuen Lehre, die Luther und die A. C. ihren Anhängern vorlegten; und waren nie Endzweck, Abſicht und nothwendige Folge der Reformation. Was würde Hr. Schmidt von dem proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber halten, der bey Gelegenheit der Reformationsgeſchichte von der katholiſchen Parthey ſchriebe: „Sie habe Himmel und Erden in Bewegung geſetzt, um einige Glaubensſätze „mehr zu behalten, ſodann aber wieder eine Menge „Neue zu ſchmieden, und noch dazu um ſich in die „abſurden Streitigkeiten der Moliniſten und Thomiſten u. ſ. w. bis auf die über die Anbetung des Herzens Jeſu und des Präputiums herab, verwickeln zu laſſen.„ — Oder hatte die Reformation an den proteſtantiſchen Schulſtreitigkeiten nähern Antheil, als der Katholicismus an den Katholiſchen?

„Die

„Die erſte Folge“ ſo fährt der nächſte Abſatz fort, „davon (wovon? —) mußte ſeyn, daß dieſe himmelan „erhobene Freyheit ein bloſſes Wortſpiel war; ſo wie „es auch die That ſelbſt hinlänglich bezeuget. Wenn „es die Proteſtanten läugnen wollen, ſo müſſen ſie erſt „alle Schriften Luthers, und ſeiner Anhänger, und „von den folgenden Zeiten die Geſchichte des ſoge„nannten Concordienbuches, des Cryptokalviniſmus, „derjenigen Reformationen, die ſie gegeneinander „ſelbſt vorgenommen, z. B. in der Pfalz und zum „Theil im Brandenburgiſchen, hauptſächlich aber al„les Andenken des Eides auf ſymboliſche Bücher, „ſamt tauſend einzelnen Intoleranz-Geſchichten von „dem Erdboden vertilgen.“

Bey dem Gewirre der in dem vorhergehenden Abſatze durch einander geworfenen, und unbeſtimmten Behauptungen, läßt es ſich ſchwer errathen, an welche derſelben der H. V. die Folge anknüpft: „daß die „himmelan erhobene Freyheit der Proteſtanten nichts „als ein bloſſes Wortſpiel war.“ Doch kann uns dieſes ziemlich gleichgültig ſeyn, da wir einmal die Beſchaffenheit jener Behauptungen kennen. Genug für uns, wenn wir noch überdieß erweiſen können, daß das Wortſpiel, welches hier den Proteſtanten Schuld gegeben wird, ganz allein auf die Rechnung des Anklägers fällt. Die Dialektik unſres Herrn Verfaſſers hat ſich mit dem Worte Freyheit, (unſtreitig ohne ſein Vorwiſſen) ein Spiel erlaubt, wovon das ganze

Geheimniß darin beſteht, daß der Gebrauch der Freyheit, für die Freyheit ſelbſt unterſchoben, und ſo fort das ganze Gewicht der Thatſachen, welche die Proteſtanten von dem Einen nicht läugnen können, auf die Letztere hingeleitet wird.

Noch zu Luthers Lebzeiten wurde die Vernunft der Proteſtanten von dem Pfahle der katholiſchen Unfehlbarkeit losgebunden; wurden zum Theile die politiſchen Verhältniſſe weggeräumet, die den Ausgang aus dem Schaafſtalle der Hierarchie verwehrten. Die Proteſtanten haben für das, was ſie damit gewonnen haben, keinen anderen Namen, als Freyheit. Die Freyheit des Gefangenen geht von dem Augenblicke an, da man ihm die Feſſeln abgenommen, und die Kerkerthüre geöfnet hat. Wenn er ſeine vom Drucke ſchwerer Eiſen verwundeten Beine anfangs nur ſehr langſam und mit vieler Mühe fortſchleppet; wenn er eine Zeitlang den Anblick des Lichtes nicht vertragen kann; wenn er ſich in Gegenden, die ſein Fuß noch nie betreten hat, verirret u. ſ. w. ſo iſt doch darum ſeine Freyheit kein Wortſpiel: aber man würde mit Worten ſpielen, wenn man ihn für einen Gefangenen ausgeben wollte, weil er ſich noch nicht in ſeine Freyheit zu finden weiß.

Die Reformation hätte durch ein Wunder, dergleichen weder das alte noch das neue Teſtament aufzuweiſen hat, einen Bruch (wie Herr Schmidt die Sache

Sache nennt) in die Fortschreitung menschlicher Ideen thun müssen, wenn sie die wissenschaftliche und populäre Aufklärung der Protestanten plötzlich auf die Stufe erhoben hätte, auf der sie sich heut zu Tage befindet. Man denke sich die Beschaffenheit der religiösen Begriffe, welche die ersten Vorfahren der heutigen Protestanten aus dem Katholicismus mit sich brachten; denke sich ihre Vernunft auf einem ihr bisher unbekannten, verbothenen Felde, wo sie bey jedem Schritte auf Irrthümer stößt, die sie bisher als ewige Heilswahrheiten ansah; denke sich die alte tief eingewurzelte Gewohnheit, blinden Glauben für Religion, Unbegreiflichkeit für ein Merkmal göttlicher Offenbarung, und die Machtsprüche der Priester für Gotteswort zu halten: man denke sich alle diese Umstände in ihrem ganzen Gewichte, und urtheile dann ob es anders kommen konnte, als daß die ersten Schritte der freygelassenen Vernunft Fehlschritte wurden; daß sie sich, auf ihren neuen und mühsamen Wegen oft nach den Bequemlichkeiten des Stillsitzens zurücksehnte, die sie in dem Schooße der unfehlbaren Kirche genoß; daß sie die alten Krücken des blinden Glaubens hervorlangte, oder auch wohl aus den zertrümmerten sich Neue zusammensetzte, kurz: daß sie einen Theil der alten Irrthümer und Misbräuche bey ihrem verjährten Ansehen ließ, ja auch sogar mit aller Macht schützen zu müssen glaubte; während, daß ihre noch zu sehr eingeschränkte Kraft mit der Zerstöhrung des

andern Theiles befangen war. Die von Herrn Schmidt angeführten Thatsachen beweisen also nicht mehr und nicht weniger, als den langsamen, schwankenden und durch vieles Fallen unterbrochenen Gang der durch die Reformation befreyten Vernunft; 'zeugen von dem schlimmen Zustande, in welchen sie durch ihre vorige Sklaverey versetzt worden war, von der hohen Zeit ihrer Rettung, und von der Größe der Schwierigkeiten, über welche die protestantische Freyheit zu siegen hatte, und wirklich gesiegt hat.

„Eine weitere davon unzertrennliche Folge war, „daß man sich von nun an weit mehr um System, „als um Wahrheit bekümmerte. „ — Ohne sich über diese äußerst unbestimmte und schwankende Beschuldigung in eine weitere Erklärung einzulassen, ruft Hr. Schmidt auch hier, nach seiner Gewohnheit, Gewährsleute aus dem vorigen Jahrhunderte hervor. „Wir „haben schon mehrere Colloquien mit ihnen (den Evangelischen) gehalten, in welchen allen sie immer beynahe mehr Rücksicht auf ihre A. C. als das Evangelium selbst genommen. So schreiben nicht Katholische, sondern (man merke wohl) die reformirten Züricher Theologen (an Beza.) Sie geben mit zuviel „Uebermuth vor, sagen die Nämlichen, daß ihre Lehre „allein die ächte Lehre sey, und eben daher gegen die „Schwärmer und Höllenpforten siegen werde u. s. w. „Man hätte, nach diesem zu urtheilen, glauben sol-

„len

„len, die ſogenannten Calviniſten oder Reformirten „müßten die entfernteſten von allem Syſteme, und „folglich auch die toleranteſten unter allen Menſchen „geweſen ſeyn. Allein die Erfahrung lehrte gerade das „Gegentheil;" — und Hr. Schmidt beweißt es mit den Zeugniſſen „des einſichtsvollen Katholiken Vigilius „von Ziachena, und eines der gelehrteſten und aufge„klärteſten Proteſtanten, des berühmten Grotius," welche diejenigen von unſern Leſern, die nicht ohnehin ſchon wiſſen oder glauben ſollten, daß es unter den Proteſtanten Intoleranz gab, beym Hrn. Verfaſſer ſelbſt nachſchlagen können. — Hier endet die Beantwortung der Frage: „was die theoretiſche Reli„gion durch die Reformation gewonnen?"

Das Bekümmern um Syſtem war in den älteren Zeiten der proteſtantiſchen Kirche an ſich ſelbſt eben ſo unvermeidlich als zum Beſten der Wahrheit unentbehrlich. Die proteſtantiſche Theologie hatte keine anderen Materialien vor ſich, als die Bruchſtücke des zertrümmerten katholiſchen Syſtems, in welchem das Gold der reinen Religion und Moral ſo genau und vielfältig mit den Schlacken vermengt war, daß die Läuterung davon eine Arbeit von mehr als einem Jahrhunderte abgeben mußte. Es war alſo nichts anders möglich, als entweder jene Bruchſtücke, ſo wie ſie waren, wegzuwerfen, ohne etwas beſſeres dafür geben zu können; oder ſie in ein neues Syſtem zum einſtweili-

York.

Diß iſt ſehr richtig, Lord Bardolph; des jungen Hot-Spurs Fall zu Schrewsbury giebt uns dieſe Lection.

Bardolph.

In der That, Milord, was verurſachte ſeinen Fall, als daß er ſeine kleine Anzahl durch die Hoffnung vermehrter Hülfe doppelte; daß er ſich ſelbſt mit Ausrechnungen einer eingebildeten Macht täuſchte, die in der That kleiner war, als der kleinſte ſeiner Gedanken; daß er in der Schwärmerey einer erhitzten Einbildungskraft ſeine Leute zum Tod führte, und taumelnd in ſein Verderben ſprang.

Haſtings.

Es kan, dem ungeachtet, mit eurer Erlaubniß, nicht ſchaden, die Vortheile, auf die man ſich mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit Rechnung machen kan, in den Ueberſchlag unſrer Unternehmung zu bringen.

Bardolph.

Ja, wenn uns die Umſtände nicht zu einer augenblicklichen Entſchlieſſung nöthigten. Eine auf bloſſe Hoffnung hin würklich angefangne Sache gleicht den Trag-Knoſpen eines zu frühzeitigen Frühlings, von denen man gleichviel Urſache hat zu hoffen, daß ſie Früchte geben, als zu fürchten, daß Fröſte ſie verderben werden. Wenn wir bauen wollen, ſo überlegen wir zuerſt wie wir es angelegt haben wollen; hernach machen wir den Riß davon, und dann

weiligen Gebrauche zusammenzuordnen. Eben so wenig konnte der Unterricht des Volkes der bloßen Willkühr seiner Lehrer überlassen werden. Man hätte also schon in dieser Rücksicht die Punkte aufzeichnen müssen, über die man einig war. Endlich hätte ohne eine öffentliche Akte, die den getreuen Bericht enthielt wie weit die ersten Reformatoren gekommen waren, die allgemeine Aufmerksamkeit weder auf die Wahrheiten, die man den bereits gestürzten Irrthümern entgegensetzte, noch auf die Hauptsachen, die noch auszumachen übrig waren, gelenkt werden können.

Wir wollen dem Hrn. V. gerne zugeben, daß die älteren Protestantischen Theologen in ihrem Eifer für das neue System zu weit giengen. Allein, da sie unter keiner unfehlbaren Aufsicht arbeiteten, so muste eben das ängstliche Bestreben, ein allgemein einleuchtendes Lehrgebäude festzusetzen und in allen seinen kleinsten Theilen zu bestimmen, jene große Verschiedenheit der Meynungen hervorbringen und begünstigen, die endlich in eben so viele Sekten oder neuere Systeme übergieng, als sich berühmte Männer unter diesen Theologen hervorthaten. Die hieraus entstandenen theologischen Kämpfe gewähren freylich kein angenehmes Schauspiel; und beweisen, wie schwer es dem geistlichen Stande eingehen wollte, sich seiner althergebrachten Usurpation der Gesetzgebung in Religionssachen zu begeben. Aber sie zeigen auch, daß es

unter

unter den Protestanten nie zur Alleinherrschaft eines Systemes gekommen war; daß der Geist der Freyheit, den Luther aufgeweckt hatte, immer rege blieb; daß er angefochten wurde, aber jeder Anfechtung widerstand, und seine Feinde sich untereinander selbst aufzureiben nöthigte.

Wir räumen also auch den Zürcherischen Correspondenten des Beza vollkommen ein, daß die Evangelischen, mit denen sie disputirt hatten, ihre Orthodoxie zu weit getrieben haben; und messen den Klagen des Vigilius von Zwichem und Hugo Grotius über die Intoleranz ihrer reformirten Zeitgenossen allen Glauben bey. Nur begreifen wir nicht, wie Hr. Schmidt so allgemein und unbedingt den Schluß daraus ziehen konnte: man habe sich unter den Protestanten, von der Reformation an, mehr um System als um Wahrheit bekümmert. Das Schicksal der bisherigen protestantischen Systeme könnte schon allein Beweis genug seyn, daß sich die Protestanten, im Ganzen genommen, mehr um Wahrheit als um System müssen bekümmert haben.

In Absicht auf die praktische Religion gesteht Hr. Schmidt, „sie habe durch Zurückführung von dem „Aeusserlichen, womit sie überladen war, auf Empfin„dung, hauptsächlich durch die Lehre von der Buße, „und durch die Einführung der teutschen Liturgie vie„les gewonnen.“ Allein er versichert gleich darauf

„es

„es habe anfangs nicht sonderlich damit fortgewollt; „Luthers zu große Erhebung des Glaubens, und die „darauf gebaute Sicherheit des Heils, seine Deklama„tion gegen gute Werke, und deren Verdienst, seine „heftigen Ausbrüche gegen die Tyranney der Kirchen„satzungen, nebst seiner stets angepriesenen christlichen „Freyheit, hätte nicht die besten Wirkung gehabt.“ Hierüber wird abermal Erasmus angeführt. — „Die„se schlimme Würkung wieder gut zu machen, habe „man eine allzugroße Strenge der Disciplin einführen „müssen; und hierdurch wäre der Protestantismus zu „einer traurigen Religion geworden, und mache trau„rige Menschen; — Welches mit einer langen Stel„le aus den Faustin belegt wird. — Der protestanti„sche Pöbel hege ungeachtet des vielen Predigens nach „Vorurtheile genug über die Buße; und es sehe in „diesem Stücke nicht viel besser bey ihm aus als bey „dem Katholischen. In einem Stücke hätten jedoch „die Sitten der Protestanten, besonders in Teutsch„land, eine andere Wendung genommen, nemlich in „Ansehung einer gewissen Sparsamkeit, Nüchternheit, „und Industrie, die man fast als etwas Unterschei„dendes in ihrem Charakter annehmen könne. Jedoch „gelte dieß nur von Teutschland.“ In der Folge wird sorgfältig erinnert: „daß man ja nicht etwa die„se Eigenschaften als besondere Atribute von irgend „einer Religion, sondern vielmehr der Erziehung, Re„gierung, Landesverfassung ansehen müsse. Zufällige

„aus

„aus der äuſſern Kirchenzucht entſpringende Hinder„niſſe der Induſtrie, und Anläſſe zum Müſſiggange „wegzuräumen läge nur an der Regierung, nur mit „dem Unterſchied: daß ohne Dazwiſchenkunft Luthers „die Regenten um einige Jahrhunderte eher würden „gethan haben was ſie itzt zu thun anfangen.“

Dies iſt das Weſentlichſte des Berichtes, den Hr. Schmidt von dem Gewinſte der praktiſchen Religion durch die Reformation ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt abſtattet. Unſre Leſer werden uns gerne vergeben, daß wir ihnen nur einen Auszug, der aber übrigens ſehr getreu iſt, geliefert haben; da ſie bereits aus unſern vorigen Zergliederungen die Manier, die unſer Verfaſſer bey der Behandlung dieſes Gegenſtandes angenommen hat, genug kennen werden.

Nachdem er einmal die Freyheit, welche die Proteſtanten der Reformation verdanken zu müſſen glauben, für nichts mehr als ein Wortſpiel erkläret hat: ſo iſt es ſehr begreiflich, warum ſein angeführter Bericht auch keinen einzigen der vielen und groſſen Vortheile anführt, welche aus jener Freyheit für die praktiſche Religion entſtanden ſind: z. B. die Trennung der theologiſchen Moral von der willkührlichen Geſetzgebung der Unfehlbaren, und die Vereinigung derſelben mit der Moral der Vernunft; den Sturz des blinden Glaubens, der verſtandloſe Handlungen hervorbringt; der Aſcetik, die nothwendig entweder Heuchler,

ler, oder Schwärmer macht, und der Kasuistik, welche die Gewissen irre führt; die Aufhebung aller Widersprüche zwischen den Pflichten des Bürgers und des Christen, und die Festsetzung des großen Grundsatzes: daß nichts vor Gott und für die Ewigkeit verdienstlich sey, was keinem Menschen einen zeitlichen Nutzen bringt u. s. w. Diese wichtigen Vortheile hätte der Hr. V. eben nicht durch bloße logische Folgerungen aus der Freyheit und den Grundsätzen der Protestanten herleiten dürfen. Er hätte sie durch eine mäßige Aufmerksamkeit auf das, was unter seinen Zeitgenossen und Landesleuten gethan und gelehrt wird, wahrnehmen müssen. Denn sie sind gerade die charakteristischen Unterscheidungszeichen zwischen der praktischen Religion der Protestanten und der Katholiken. *)

Seines Versprechens auf dem Titel dieses Kapitels eingedenk hätte Herr Schmidt doch wenigstens einiger der wichtigsten Misbräuche erwähnen sollen, von denen die praktische Religion der halben christlichen Welt durch die Reformation gereiniget wurde. Oder glaubte er damit alles gesagt zu haben, was er als Geschichtschreiber hierüber zu sagen hatte, indem er eingesteht: die Reformation habe die praktische Religion

*) Noch mehr Data zu einer Charakteristik der beyderseitigen praktischen Religion kann man durch Vergleichung der neuesten Lehrbücher der theologischen Moral von beyden Religionspartheyen finden.

ligion von dem Aeußern, womit sie überladen war, auf Empfindung zurückgebracht, und — die teutsche Liturgie eingeführt? Wirklich ist dieses das ganze Verdienst, das er ihr in beyden Kapiteln einräumet, ohne es wieder geradezu zurückzunehmen; wenn anders die Zügellosigkeit der Sitten, die er aus Luthers Lehre entstehen läßt, und die darauf erfolgte Traurigkeit der protestantischen Religion nicht etwa das Gegengewicht dieses Verdienstes abgeben sollen. Das Verdienst der Reformation um die Lehre von der Buße, welches er für das Hauptsächlichste angab, fällt in der Folge von selbst weg; indem er versichert, alle katholischen Theologen, vor, zu und nach Luthers Zeiten, hätten das Nämliche gelehrt, und es sehe in diesem Stücke bey den Protestanten nicht viel besser aus als bey den Katholiken. Den Vorzug endlich, den er den Sitten der Protestanten in Teutschland, in Ansehung einer gewissen Sparsamkeit, Nüchternheit und Industrie giebt, erklärt er selbst wieder, wie billig, aus politischen Ursachen.

Glaubte aber Hr. Schmidt die sämtlichen Verdienste der Reformation um die praktische Religion in dem Ausdrucke, Zurückführung des Aeusserlichen auf Empfindung, zusammenfassen zu müssen, warum war er in der Auseinandersetzung der schlimmen Folgen so umständlich? Warum hat er wesentliche, bleibende, heut zu Tag allgemein in die Augen fallende Vortheile

theils kaum durch Winke angezeigt, theils verſchwiegen? zufällige, vorübergehende, und heut zu Tage gröſtentheils aufgehobene Schwierigkeiten ſorgfältig aufgeſucht, weitläuftig entwickelt, und geradezu der Reformation zugerechnet? Warum endlich hat er von dem ganzen gegenwärtigen Zuſtande der praktiſchen Religion unter den Proteſtanten keinen andern Umſtand angeführt, als die Vorurtheile des Pöbels in Anſehung der Buße? warum dieſen einzigen, und gerade einen nachtheiligen?

Das Kapitel ſchließt mit der Lieblingsidee des Hrn. Verfaſſers. Luther hat es zu verantworten, daß die gegenwärtige Epoke nicht ſchon vor einigen Jahrhunderten angieng. Was manche katholiſche Theologen im Inneren und Theoretiſchen der Religion begonnen hätten, würden die Regenten im Aeuſſerlichen und Praktiſchen vollendet haben; ja! dieſe Letztern würden vor einigen Jahrhunderten bereits mit dem, was ſie jetzt zu thun anfangen, fertig geworden ſeyn — wenn Luther nicht dazu gekommen wäre, der Hierarchie die Hälfte ihres Reiches und ihrer Kräfte genommen, die heutigen Begriffe vom Papſtthum und geiſtlicher Gewalt feſtgeſetzt, die Macht der Fürſten über alle zeitlichen Angelegenheiten der Kirche ausgedehnt, und durch die Schriften ſeiner Anhänger gröſtentheils jene Vorbereitung der Gemüther bewirkt hätte, ohne welche die Abſtellung auch der ſchreyendſten Misbräuche

im

im Aeuſſerlichen der Religion entweder ſchlechterdings nicht in der Gewalt der Fürſten ſtünde, oder doch nur zum höchſten Nachtheile der Religion ſelbſt geſchehen könnte.

Noch iſt uns das zweyte Kapitel zu beleuchten übrig, welches die Frage behandelt: In wie weit die Aufklärung durch die Reformation befördert worden? Da wir uns über die Punkte, worauf es hier am meiſten ankömmt, bereits im Vorigen ausführlich genug erkläret haben; ſo werden wir im Folgenden weit kürzer ſeyn können.

Der Herr Verfaſſer bleibt auch hier ſeiner angenommenen Weiſe getreu, und man darf in dieſem ganzen Kapitel weder Erörterung, noch auch nur Erwähnung eines vortheilhaften Einfluſſes der Reformation ſuchen; ja nicht einmal Prüfung und Widerlegung der Gründe, auf welche ſich die gemeine Meynung beruft, wenn ſie den gegenwärtigen Zuſtand der wiſſenſchaftlichen und populären Aufklärung in Teutſchland zum Theil der Reformation zuſchreibt. Das Kapitel beginnt:

„Noch unbegreiflicher iſt, wie man behaupten kann, „die Aufklärung überhaupt habe ſoviel durch die Re„formation gewonnen. Schon muß dieſes Angeben „darum verdächtig ſcheinen, weil nur jeder Theil ſtu„dirte, nicht ſowohl um Wahrheit zu finden, als ſein „Syſtem zu vertheidigen. Das Schlimmſte aber war

„noch, daß gute Köpfe gleichsam genöthiget wurden, „sich mit diesen für immer in dem nämlichen Zirkel „sich herumdrehenden Zankereyen abzugeben, wenn sie „anders sich Ehre und Aemter erringen wollten. Selbst „die von Luthern und seinen Anhängern so verschrieene „Aristotelische Metaphysik ward wieder hervorgezogen, „blos weil man sie als nothwendig zum theologischen „Kriege ansah. „ — Von gleichem Schlage sind die übrigen Gründe, die wir im Auszuge herſetzen wollen. „Der Gebrauch, den man zuvor von alten Sprachen „und Classischen Schriftstellern gemacht, durch sie Ge„schmack und Schreibart zu bilden, und zugleich den „Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, „ward fast gänzlich aus den Augen gesetzt. — Es „kann keine andere Frage seyn, als ob der fanatische „Sektengeist, der aus Luthers Meynungen hervor„gewachsen, eher zur Wiederaufiebung der Philosophie „geführt, als der vor Luthern *) herrschende sanfte, „vorurtheilsfreye, und mit Geschmack begleitete For„schungsgeist gethan hätte. — Die schönen Künste, „die in Teutschland zu blühen anfiengen, würden auch „auf wahre Philosophie geführet haben. Nachdem „aber schöne Wissenschaften und Künste durch düstere „Religionskämpfe wieder größtentheils verscheucht wor„den, konnte auch ihre Gefährtin, Philosophie, nicht „aufkommen, bis der größere Theil der Gelehrten, der „theologischen Dispute satt, wieder ins ordentliche Ge„leise einlenkte. „

Man

*) Risum teneatis!

Man ſieht, daß alles was Hr. Schmidt bisher zur Rechtfertigung ſeiner Meynung vorbrachte, ſich auf die theologiſchen Streitigkeiten zurückführen laſſe, die durch die Reformation theils veranlaſſet, theils begünſtiget, eine lange Zeit hindurch der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit waren. Eben ſo ſehr fällt es in die Augen, daß er nur die ſchlimmen Folgen, die dieſe Streitigkeiten für die Aufklärung ihres Zeitalters hatten, ſorgfältig an einander gereihet habe; obwohl er noch ungleich mehrere hätte angeben können, wenn er die heut zu Tag ſo ſtark bearbeiteten, und benutzten Gemeinplätze über den Artikel theologiſcher Zänkereyen vollſtändig ſeinem Kapitel einverleibt hätte. Allein er würde damit immer nur die Sache von der einen Seite betrachtet und gezeigt haben.

Die Reformation war an den ſchlimmen Folgen jener Streitigkeiten ſo unſchuldig, als der Arzt bey einer ſchweren Krankheit an den Unbequemlichkeiten der ſogenannten Kriſe, die er durch ſeine Heilmittel herbeygeführt hat. Herr Schmidt führt von der ganzen Geſchichte dieſer Kur nichts, als die Symptomen der Kriſe an, um den Arzt zu beſchuldigen, der die böſen Säfte, welche jene ungewöhnliche Gährung verurſachten, nicht in den Körper des Kranken gelegt, ſondern zu deſſen Vortheil hervorgetrieben hatte. Das Uebel, welches durch die Reformation geheilt werden ſollte, lag an einer Stockung der moraliſchen Lebensgeiſter,

müſſen wir nothwendig die Unkoſten der Aufführung berechnen. Finden wir, daß ſie unſre Kräfte überſteigen, was thun wir dann? Wir ziehen unſern Plan zuſammen, wir machen ein kleineres Modell, oder wir geben den Bau gar auf. Sollten wir bey einem ſo groſſen Werk, als das Vorhaben ein Königreich niederzureiſſen, und ein anders aufzurichten, weniger Vorſichtigkeit gebrauchen? Um wie viel nöthiger iſt es, daß wir eines wolüberlegten Entwurfs einig ſeyen, daß wir des Fundaments verſichert ſeyen, worauf wir bauen wollen; daß wir unſre Mittel überrechnen, und genau erkundigen, wie weit ſie zu einem ſolchen Werke zureichen, und ob ſie die entgegenſtehende Schwierigkeiten überwiegen? Denn ſonſt bauen wir auf Papier, zählen bloſſe Namen von Männern für die Männer ſelbſt, und befinden uns am Ende im Fall desjenigen der einen Bau angefangen hat, der ſein Vermögen überſteigt, und wenn er's zur Hälfte gebracht hat, genöthigt iſt es ligen zu laſſen, und als einen nakten Gegenſtand weinender Wolken, den Stürmen und dem verwüſtenden Winter preis zu geben.

Haſtings.

Geſezt auch, unſre Hoffnungen ſollten wider allen Anſchein in der Geburt erſtiken, und wir hätten nicht einen einzigen Mann mehr als wir ſchon haben zu erwarten, ſo denke ich doch, wir ſind, ſo wie wir ſind, ſtark genug, uns mit dem König zu meſſen.

Bardolph.

Wie? hat er etwann nur fünf und zwanzig tauſend Mann?

geiſter, die durch den gehinderten freyen Umſauf der Vernunft in einem ſo weſentlichen Organe als die Religion iſt, unterhalten wurde, und ſich in allen Handlungen des moraliſchen Lebens der chriſtlichen Welt bald mehr, bald weniger *) äuſſerte.

Teutſchland hatte am meiſten dabey gelitten. Die Unfehlbaren und ihre Geſchwornen hatten den Verſtand und das Vermögen ſeiner Einwohner Jahrhunderte hindurch gemishandelt. Die Anmaßungen, welche ſie ſich, im Vertrauen auf den blinden Glauben der Völker, und im Taumel des Genuſſes ihrer Beute, erlaubt hatten, waren endlich unerträglich geworden. Nicht ſo wohl beſſere Einſichten (denn gegen dieſe hatte der damalige Katholicismus den größeren Haufen genugſam verwahrt) als das Gefühl der aufs höchſte getriebenen Bedrückungen, nebſt dem Haſſe und der Verachtung gegen die Unterdrücker, war es, was

*) Wir läugnen nicht, daß es immer Mittel gegeben habe, und ſeit dem man von den Proteſtanten die Früchte der Freyheit entlehnen kann, noch mehrere gebe, das Uebel von den äuſſeren Theilen zurückzutreiben. Herr Schmidt ſetzt dem proteſtantiſchen Teutſchlande, Frankreich und Italien mit ihren Künſten und Wiſſenſchaften entgegen. Hat er auch wohl dabey den gegenwärtigen beederſeitigen Zuſtand der eigentlichen Philoſophie, Moral, und Theologie, vorzüglich aber der Religion in Anſchlag gebracht? Punkte die am wenigſten vergeſſen werden können, wenn von einer mehr wohlthätigen als glänzenden Kultur die Rede iſt?

was die Gemüther der Teutſchen für eine allgemeine Revolution vorbereitet hatte. Sie gaben den Männern Gehör, die ihnen bewieſen, daß ſie das Joch, deſſen ſie ſo überdrüßig waren, nicht länger tragen dürften. Noch nie hat eine Ueberredung ſchneller und allgemeiner Eingang gefunden. Durch eben die Anſtrengung, womit man das äuſſere und empfindliche Joch abgeworfen hatte, waren auch die unſichtbaren aber viel ſtärkern Feſſeln des Geiſtes zerbrochen. Das Anſehen der Unfehlbaren war geſtürzt, und die Vernunft ganzer Nationen befand ſich plötzlich in Freyheit, ohne daß ſie es eigentlich ſelbſt wuſte. Sie hatte vorher nicht Kräfte genug gehabt, ſich ſelbſt dieſe Freyheit zu geben; was Wunder, daß ſich nun ihre Ohnmacht zeigte, da ſie auf einmal davon Gebrauch machen ſollte, und muſte. An Dunkelheit und Finſterniſſe gewöhnt, verlohr ſie ſich eine Zeitlang in den labyrinthiſchen Gängen unnützer Speculationen, die man, von undenklichen Zeiten her, als Wiſſenſchaften des Heiligthums anzuſehen gewohnt war. Von allen Seiten drangen ihr Irrthümer und Misbräuche unter der Maske geoffenbarter Wahrheiten und ehrwürdiger Geheimniſſe entgegen. Beſonders ſchwebte ihr der blinde Glauben, den ſie vor kurzem erlegt hatte, als ein fürchterliches Geſpenſt vor, das ihr den Ausgang aus dem Labyrinth allenthalben zu verwehren drohte. Allein ſo wie ſich durch fortgeſetztes Selbſtſehen ihre Sehkraft verſtärkte, verſchwanden auch nach und nach alle

jene Blendwerke, und die Vernunft erreichte den Pfad, den ihr die Natur vorgezeignet hatte.

Dieß scheint uns die wahre Geschichte der älteren und finstern Zeiten des Protestantismus, aus denen Hr. Schmidt alle seine Data herholet, um der Reformation alles Verdienst um die Aufklärung überhaupt abzusprechen. Es war die Zeit des Worfelns. Staub und Spreu flog allenthalben herum. Herr Schmidt heftet seine Augen fest auf die Staubwolken. Nur selten entwischt ihm ein Blick auf unsre hellern Zeiten, und auch dieser sieht dann nichts als Unsinn, in den sich der Pöbel, und Deismus und Naturalismus, in die sich die Gelehrten hineinarbeiten.

Unpartheyische Augen hingegen entdecken schon an jenen Zeiten die Morgendämmerung des gegenwärtig anbrechenden Tages. Sie finden, daß auch die ältern protestantischen Theologen an ihrem Systeme nicht blos müßige Speculationen, sondern auch ihre Unabhängigkeit von der unfehlbaren Kirche, ihre unstreitig richtigen Grundsätze, und die gerechten Maßregeln vertheidigten, die sie bey der Abschaffung so vieler schädlichen Irrthümer und Misbräuche befolgt hatten, und daß wir es den langwierigen Religionsstreitigkeiten zu verdanken haben, wenn gewisse mystische und schwärmerische Vorstellungsarten in der Religion, die nichts als ein verjährtes Ansehen aus den finstersten Zeiten des Monachismus aufzuweisen hatten,

von

von allen Seiten betrachtet, und in ihre erſten Beſtandtheile aufgelöſet wurden. Sie ſehen endlich an dem ganzen theologiſchen Kriege der vorigen Jahrhunderte, von dem man nach der Beſchreibung des Hrn. Schmidts nichts geringeres, als eine gänzliche Niederlage der geſunden Vernunft vermuthen ſollte, nichts weiter, als die Vorübungen der Vernunft in einem ihr ganz neuen Fache, den einzig damals möglichen Gebrauch der Freyheit in Religionsſachen, der ſchon an ſich ſelbſt ein großer Gewinſt für die Menſchheit war, und die glückliche Vorbereitung der eben ſo wohlthätigen als glänzenden Epoche, die mit der letztern Hälfte unſers Jahrhundertes für Teutſchland angegangen iſt.

In dem übrigen Theile des Kapitels ſetzt der H. V. den Schaden auseinander, den die Aufklärung der Katholiken von der Reformation genommen haben ſoll.

„Wenn im Ganzen genommen die Aufklärung „durch Luthers Dazwiſchenkunft eher gehemmt, als „befördert worden; ſo trift dieſes doppelt in Anſehung „derjenigen zu, die dem alten Religionsſyſtem anhängig geblieben ſind. Die ſind nun auf einmal ſo „ſehr in die Enge getrieben worden, daß mehr als „zwey Jahrhunderte nöthig waren, bis ſie ſich wenigſtens in Teutſchland etwas freyer zu athmen getrauten. — — Der Papſt gewann. — Kein Katholik unterſtand ſich von dieſer Zeit an, nur den zehn-

„ten

„ten Theil deſſen zu ſagen, was mehr als hundert „Jahre vorher Gerſon, Peter von Ailiaco, und an„dere mehr vor den Augen der ganzen Welt gepredi„get und geſchrieben. Ja vieles, worüber man noch „kurz zuvor würde erröthet ſeyn, ward itzt, der geſun„den Vernunft, der Geſchichte und den Ketzern zum „Troz, als ewige Wahrheit verkauft. — Selbſt die „Monarchen ſtimmten ihr Betragen um, und ſtell„ten ihre vorgehabten Reformationen ein. — Endlich „ſtand das Mönchsſyſtem nach der einmal ausgehal„tenen Erſchütterung noch viel feſter als zuvor da. — "

Der Umſtand, daß ſich der Feind nach einer ſchwe„ren Niederlage zuſammen nimmt, und allen ſeinen Kräften aufbietet, kann zwar in einem gewiſſen Ver„ſtande dem Sieger zugeſchrieben; aber doch wohl nicht zur Verkleinerung ſeines Verdienſtes gerüget werden. — Die Steigerung des Unſinnes auf der Seite des Papſtthums, die Hr. Schmidt der Re„formation zur Laſt legt, beweiſet viel eher für, als wider das Verdienſt derſelben um die Aufklärung im Ganzen genommen. Eben die ausſchweifende Er„höhung der unumſchränkten Macht des Papſtes, das Trotzbieten der geſunden Vernunft und der Geſchichte, das ungeſtümme Vertheidigen der gröbſten Misbräuche, kurz, alle die ſchlimme Maaßregeln der katholiſchen Polemik, die Hr. Schmidt als Folgen der Refor„mation angiebt, zeigen genug, daß es nur der blin„de

de Glaube war, der ſich in die Enge getrieben fühlte, und der ſich nicht ſo verzweifelt gewehrt haben würde, wenn er weniger geſchickt angegriffen worden wäre. Der Streich, der die römiſche Glaubensmonarchie um die Hälfte ihrer Provinzen gebracht hatte, mußte natürlich die Veranlaſſung werden, daß den noch übrigen Unterthanen auf eine Zeitlang der Zaum enger angelegt wurde. Aber die durch eben dieſen Streich erlittene Entkräftung des Papſtthumes konnte den Gedrückten Bürge ſeyn, daß ſie bald wieder erleichtert werden würden. Indeſſen auf der einen Seite der beleidigte Prieſterſtolz und der gereitzte Fanatismus das Anſehen des Papſtes und der Mönche ſo hoch als möglich emporrieben, war auf der andern Seite die in Freyheit geſetzte Vernunft unaufhörlich beſchäftigt, die Sache des Papſts und Mönchthums aus der Dunkelheit verworrener Begriffe hervorzuziehen, und der Welt in ihrer wahren Geſtalt darzuſtellen. Die Sachwalter der Unfehlbaren hatten es nun nicht mehr blos mit einem ungewiſſen Wahrheitsgefühle aufrühriſcher Unterthanen, und mit dem gekränkten Intereſſe weltlicher Fürſten, — ſie hatten es mit entſchiedenen, beſtimmten, und von der halben Chriſtenheit anerkannten Wahrheiten aufzunehmen; mit Wahrheiten, die, als praktiſche Grundſätze der Religion und der Staatskunſt in der proteſtantiſchen Welt zur höchſten Stärke, menſchlicher Einſichten gelanget waren.

Zuge-

Zugegeben, daß mit der Evidenz dieser Wahrheiten auch die Bemühungen ihrer Feinde für die entgegengesetzten Irrthümer zugenommen, und würklich den Erfolg gehabt haben, daß man, wie Herr Schmidt versichert, auf der katholischen Seite „Vieles worüber man noch vor kurzem würde erröthet „haben, der gesunden Vernunft, der Geschichte und „den Ketzern zum Trotze als ewige Wahrheiten verkaufte:" so war doch eben dieses in Absicht auf viele Katholiken das einzige Mittel ihrer unterdrückten Vernunft wieder aufzuhelfen. Es setzte sie in den Stand, den Unsinn, den sie mit geschlossenen Augen nicht sehen konnten, mit den Händen greiffen zu müssen. So haben selbst die feinen Jesuiten durch ihr Uebertreiben der päpstlichen Machtvollkommenheit, ihrem und des Papstes geschwornen Feinde, dem Jansenismus, einen größeren Anhang verschaft. — So haben die neuen Glaubensartikel, welche zu Trident theils auf Befehl und gegen baare Bezahlung der Päpste, theils nach dem Angeben der Mönche *) geschmiedet worden; die lächerlichen Flüche, die man daselbst auf manchen Ausspruch der gesunden Vernunft geschleudert hat, und überhaupt die ganze erbauliche Geschichte jenes letzten Reichstages der Unfehlbaren, die Blöße der stolzen Unfehlbarkeit mehr aufgedeckt, als sie durch alle

*) Mönchstheologen waren bekanntermaßen, nächst dem von Rom aus durch die päpstlichen Eilboten zugeschickten heiligen Geist, das Orakel der Bischöffe. S. Frà Paolo Sarpi.

alle Geſchicklichkeit der römiſchen Curialiſten und Polemiker je wieder verkleiſtert werden kann. So hatten ſich endlich die Unfehlbaren offenbar in ihrer Rechnung betrogen, da ſie den Mitteln, welche ſie dem Einfluſſe der Reformation entgegen ſetzen, ewige Dauer und Wirkſamkeit zutrauten. Inquiſition, Bücherverbot, und Vervielfältigung der Mönchsorden mußten ſich, ihrer Natur nach, mit der Zeit als Landplagen zeigen; und die Regierungen durften eben nicht über Religionsſachen, ſondern nur über ihren eigenen Vortheil durch den Druck politiſcher Uebel aufgeklärt werden, um jene Verwahrungsmittel des blinden Glaubens nach und nach abzuſchaffen.

So war alſo die Finſterniß, die nach der Reformation im katholiſchen Teutſchlande wirklich überhand genommen hatte, weiter nichts als ein verdickter Nebel, der nicht länger dauern konnte, als bis die Morgendämmerung der Reformation unter den Proteſtanten vorüber war, die theologiſchen Streitigkeiten den philoſophiſchen Unterſuchungen Platz machten, und die höhere Cultur der teutſchen Sprache und Begriffe eintrat; wo denn die durch die Reformation feſtgeſetzten Wahrheiten, auf Philoſophie und Gemeinſinn zurückgeführt, aus den Schriften der Proteſtanten in die Ideenmaſſe ſo vieler denkender Katholiken übergiengen, und die auf den Gefilden der Freyheit durch eine Arbeit von mehr als drithalb Jahrhunderten erzielten

Früch-

Früchte des Geiſtes auch diejenigen zum gemeinſchaftlichen Genuſſe einluden, deren Väter an der Erziehung dieſer Früchte nicht nur nicht gearbeitet, ſondern dieſelbe, ſo viel an ihnen lag, erſchwert und verzögert haben.

Das Reſultat aller unſrer bisherigen Anmerkungen iſt ungefähr folgendes: die Reformation hat mit vielen und großen Schwierigkeiten gerungen, um uns zum freyen Gebrauche unſerer Vernunft und zu den damit verbundenen höchſtwichtigen Vortheilen zu verhelfen. Sie hat ſich dieſe Schwierigkeiten nicht etwa ſelbſt in den Weg gelegt; ſie hat die meiſten und beträchtlichſten davon glücklich überwunden. Beydes ſuchte der berühmte Geſchichtſchreiber von Teutſchland in den zwey Kapiteln zu läugnen. Mit welchem Recht und Erfolg? — mögen nun unſre Leſer ſelbſt beurtheilen.

III.

Niemand ſtirbt ohne Erben.

Ein Nachtrag zu des Herrn Grafen von Büffon *Epoques de la Nature.*

— — — „Ein Gedicht mit einem andern Gedichte zu bezahlen, ſo könnte man, anſtatt zu glauben daß die Planeten vormahls Sonnen geweſen, ſich eben ſo leicht einbilden, ſie wären nichts anders

als

als gewiſſe in der Sonne geſchmolzene und von da herausgeworfene Klumpen" u. ſ. w.

[Vorrede des Herrn von Leibnitz zu ſeiner Theodicee, 4te Ausgabe, verbeſſert und mit Zuſätzen und Anmerkungen vermehrt von J. C. Gottſched, Hannover und Leipzig, in Verlag ſeel. Nicol. Förſters und Sohns Erben 1744. S. 48.]

K.

IV.

Kleine Gedichte.

1.

Alcibiades.

An Herrn S***

O du, von heiſſem Durſt entbrannt,
Der Wiſſenſchaft unausgemeßnes Land
Raſtloſen Fußes zu durchwandern,
Flicht' in der Muſe Kranz, mein Freund, noch einen andern!
Bemüh dich in den Geiſt der Stadt dich zu verſetzen,
Wo man dir eben Tafel deckt:
So bleibſt du von den bübiſchen Geſchwätzen
Hirnloſer Tadler ungeneckt.
Unfähig das Verdienſt nach eignem Maas zu ſchätzen,

Haſtings.

Gegen uns, nicht mehr; nicht einmal ſo viel, Lord Bardolph; Er iſt genöthiget, ſeine Macht in drey Heere, zu theilen; eines gegen die Franzoſen, eines gegen Glendower, und ein drittes gegen uns; dieſe Theilung muß den König deſto ſchwächer machen, da ſein Schaz erſchöpft und ſeine Kiſten leer ſind.

York.

Daß er ſeine verſchiedne Schaaren zuſammenziehen, und uns mit geſammter Macht angreiffen ſollte, haben wir nicht zu beſorgen.

Haſtings.

Wenn er das thun wollte, ſo ließ' er ſeinen Rüken unbeſchüzt, und er ſezte ſich in die unvermeidliche Gefahr, von allen Seiten eingeſchloſſen zu werden; das iſt nimmermehr zu beſorgen.

Bardolph.

Wem wird er wohl die Anführung ſeiner Truppen gegen uns geben?

Haſtings.

Dem Herzog von Lancaſter und Weſtmorland; er ſelbſt und Harry Monmouth ziehen gegen die Welſchen, aber wer gegen die Franzoſen commandieren wird, iſt noch nicht bekannt.

York.

Staunt dich des grofen Haufens Wahn
Mit äffischer Verwundrung an.
Du wirst zum Licht der Welt — weißt selbst nicht wie? —
erhoben,
Und was nur Zungen hat, gebraucht sie dich zu loben.

Ach! Weihrauch kitzelt doch — laß ihn erschlichen seyn!
Und dieser Kunstartiff, Freund, — so klein
Er deiner Weisheit dünkt — hat manches Weisen Leben
Vor des Verdrusses Gift bewahrt.
Von allen, die mir im Gedächtniß schweben,
Nenn' ich dir Einen nur. Ein Jüngling seltner Art!
Ein Grieche, der durch That bewährte,
Was der Sophisten Schwarm nur in der Halle lehrte.
Ein heisser Genius, ein warmes Herz! — Und das
War, trügt mein Nepos nicht, der Sohn des Clinias.
Der wußte sie, die schwere Kunst zu leben.
In Sparta mäßig, rauh, ein Feind der Schwelgerey;
In Thracien dem Wein und allen Lüsten treu,
Die seine Töchter sind; der wilden Jagd ergeben
In Persien; ein Stutzer in Athen.
Der Zauberer! was konnt' ihm widerstehn?
Klug fand ihn jeder Mann, und jede Dame schön:
Ein jedes Volk liebt' ihn wie eingebohren:
Und so erhielt' er sich, was, wenn wir es verlohren,
An unserm Stolz sich rächt — den Beyfall selbst der Thoren.

2.

Auf den Tod eines Kanarienvogels.

Soll ich, lieblicher Vogel, deinem früh ſchon
Ausgeſungnen Geſange weinen, jenen
Harmonien, die' tonlos nun im Grabe
Mit dir verweſen?

Hätte Thyrſis dir nicht ein Lied verweigert,
Thyrſis laute, die Philomelen ähnlich,
Süße, ſchmelzende Töne jammert, hätt' ichs
Nimmer gewaget.

Doch auch klag' ich dich nicht, beneide dir dein
Thränenopfer, das ein empfindſam Mädchen
Mit melodiſcher Trauer deinem kalten
Leichname ſchenkte.

Ach! wie manchen geweyhten Liederſänger,
Manch gefühlvollen Barden Teutſchlands raſte
Zu ſich Thanatos hin, von keinem teutſchen
Mädchen beweinet!

Freu' dich, zärtlicher Vogel, freu' dich deiner
Leichtern Schwingen, des wärmern Sonnenfeuers
In Elyſium! doch vergiß von Lethens
Waſſer zu koſten.

Du verlerntest ſonſt alle ſüßen Weiſen
Die Friederike dich lehrte, könntest dort ſie
Nicht den tauſchenden Dichtern, ihren Mädchen
Nicht wiederholen.

3.

An Lyde.

Verirrſt du, Lyde, dich einmal
Aus deinem goldnen Saal
Auf unſre blumenreiche Triften;
Ach! ſo geſchieht es nur, um Unheil anzuſtiften.
Wenn deine Silberſtimm' erſchallt,
Entfliehn vor Schaam die Sänger aus dem Wald:
Fliegt ſiegriſchſtolz dein Götterblick umher;
So ſchmachtet jeder Hirt, und ſtirbt zu deinen Füßen.
Grauſame! ſprich, wer ſoll den jungen Lenz begrüßen,
Giebt's keine Vögel, keine Schäfer mehr?

4.

Auf einen Pferdeſüchtigen.

Puk tauſchete nicht ſeinen Bucephal
Um Cyperns Königinn:
Der ſchönſten Mädchen gäb' er einen ganzen Saal
Für zwey Polaken hin.
Ein Pferd — kein andrer Gegenſtand

Dünkt ſeinem forſchenden Verſtand
Der Ueberlegung werth.
Von Pferden ſpricht er wie ein Menſch,
Von Menſchen wie ein Pferd.

5.

An Daphne.

Begegneſt du im Schatten krauſer Myrten
Dem zärtlichen Cerinth;
So ſcheut dein Blick den liebevollen Hirten:
Gleich einem bldden Kind,
Siehſt du verſchämt zur Erde nieder,
Ein ſüßes Feuer rinnt durch alle deine Glieder,
Das deinen Wangen Röthe giebt:
Du fliehſt und — wähnſt durch Flucht der Liebe zu entrinnen?
In Amors Ränken ungeübt
Verzagt Cerinth, dich Sprödе zu gewinnen.
Ah! hätt' er jenen Witz, den nur Erfahrung giebt!
Er wüßte, daß, wer ſich zu lieben fürchtet, liebt.

6.

Der junge Schäfer.

Wenn durch den düftenden Mayenwald
Dorilis ſilberne Stimme ſchallt,

Und ich ihr lauſche voll trunkner Luſt,
Klopfet das Herz mir laut in der Bruſt.

Murmeln die Wellen am Waſſerfall,
Flötet die zärtliche Nachtigall,
Nah' ich mich lauſchend, und horch' und hör',
Herz, warum klopfeſt du da nicht ſo ſehr?

7.

An den May. 1784.

Roſenwangiger Gott! Ewigen Jugendreiz
(Ein beneidetes Loos allen Unſterblichen!)
Bringſt du aus dem Olymp auf die Erde herab,
Führſt ihn immer ins Jahr zurück.

Jeder Seegen und Schmuck thauet aus deiner Hand
Auf die Fluren, die um Blumen und düftende
Kräuter zeugen, von dir angehauchet, der du
Sohn und Vater der Freude biſt.

Du entfeſſelſt das Land, blickeſt durch goldene
Wölkchen, heiterſt den Tag, milderſt die rauhe Nacht;
Und entfeſſelſt den Geiſt, und überſtrömſt mit Luſt
Alle Erdenbewohner — du!

Sieh, dein Odem verſcheucht Schwermuth und Menſchenhaß!
Alle Pulſe des Geiſts ſchlagen nun fröhlicher,

Alle

Alle Thoren, die mein giftiger Spott verfolgt,
Nenn' ich Brüder und Freunde nun.

Die unmauerte Stadt ſeßle euch, Barden, nicht!
Trinket reinere Luft! laſſet Zephyre die
Von Begeiſterung hoch glühenden Wangen euch
Fächeln! ſinget den Lenz und den

Amor! — Zögert ihr nur darum, weil Götter ſchweigt?
Er? der ſeit er im Schooß ſeiner Leucothea
Allen Taumel genießt, die Zytherea beut,
Nicht von Liebe mehr dichten mag.

Schatz.

V.

Rupli.

Eine Anekdote aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.

Rupli, ein Armenianer von Erzerum gebürtig, war mit dem berühmten Reiſenden Tavernier in Aſien durch Freundſchaft und Handel in genaue Verbindung gekommen. Das viele Gute, ſo er ihn von der franzöſiſchen Nation ſagen hörte, und das nicht wenig durch die geprüfte Rechtſchaffenheit des Tavernier beſtätigt

wurde, machte ihm Luſt nach Frankreich zu reiſen. Er verwandelte ſein Vermögen in Edelſteine, reiſete ab, und kam glücklich 1671. zu Marſeille an, von wo er ſich nach Nismes begab. Der Pacht-Direktor dieſes Orts von Seiten der General-Pächter, Namens Martinon, gehörte zu den größten Blutigeln des Königreichs, und war wegen ſeiner Bübereyen bekannt. Die Diamanten des Rupli gefielen ihm ſo wohl, daß er ſie in Verwahrung nahm. Ohne die dabey befindlichen Zeugen, würde er wahrſcheinlich den Empfang geleugnet haben: ſo aber begnügte er ſich, da der Armenianer ſeine Edelſteine wiederforderte, ihm die Theilung derſelben vorzuſchlagen. Man kann leicht denken, daß ſich Rupli hiezu gar nicht verſtehen wollte. Martinon aber, der ſich auf die Unterſtützung der General-Pächter verließ, confiscirte die Diamanten, unter dem Vorwand, daß ſie nicht gehörig angezeigt worden wären. Dieſes geſchah ſechszehn Tage hernach, nachdem er ſie in Verwahrung genommen hatte, und das Confiscations-Urtheil wurde von ſeinen Obern beſtätigt. Rupli appellirte an den Gerichtshof zu Montpellier; die General-Pächter aber, die auf ihren Einfluß in Languedoc nicht ſehr rechneten, zogen die Sache nach Paris, wo ſie an dem beſten Erfolg nicht zweifeln durften.

Es fehlte den Armenianer an Geld; und zum Ueberfluß von Unglück hatte er einen ſchelmiſchen Advocaten,

caten, der im Solde der General-Pächter ſtand; kurz ſein Ruin ſchien unvermeidlich, als ihm plötzlich Hülfe erſchien, von wo er ſie am wenigſten erwartete. Dieſer Schutzengel war der Advocat Monicault, ein heftiger aber rechtſchaffner und gelehrter Mann. Er hörte von dieſem Proceß reden, ſuchte den Rupli auf, und zog von der Sache Erkundigung ein. Der Armenianer erklärte ihm alles ſo gut er konnte, da er nur ſehr wenig franzöſiſch ſprach. Monicault verlangte ſeine Papiere zu ſehn, und nun wurde er die Bübereу in ihrem ganzen Umfang gewahr, als ihm Rupli antwortete: daß er ſie ſeinem Advocaten Arouard gegeben habe, der durchaus abſchlüge ſie wieder herauszugeben, unter dem Vorwand, er müßte ihn erſt gewiſſe Schriften bezahlen, die er für ihn gemacht haben wollte. Monicault, über dieſe Betrügereyen aufgebracht, begab ſich ſogleich zu Arouard und drohte ihm, ſich an den Präſidenten zu wenden, wenn er die Papiere nicht auf der Stelle herausgeben würde. Jener foderte 30 Louisd'or für ſeine Arbeiten, und Rupli gab ſie ihm. Arouard hatte die Unverſchämtheit zu fragen, wo er das Geld herbekommen habe? Monicault antwortete für ihn, behandelte ſeinen Amtsbruder wie den ſchlechteſten Menſchen, nahm die Papiere und gieng weg.

Er führte ſeinen neuen Clienten mit ſich nach Hauſe, und unterſuchte ſeine Papiere, wo er denn wohl ſah, daß Rupli verlohren wäre, wenn das unter den

Nahmen *Cour des Aides* bekannte Tribunal in der Sache sprechen sollte; weil Arouard aus Bosheit solche Fehler in der Procedur begangen hatte, daß sie unmöglich einen guten Ausgang für den Leidenden nehmen konnte. Monicault entschloß sich geschwinde. Er entwarf das Factum in wenigen aber nachdrücklichen Worten, und führte sodann den Rupli zum Herzog von Les Diguieres, dem er vor kurzen einen wichtigen Proceß gegen den Marschal von Crequi gewonnen hatte. Er erzählte ihm die Sache des Armenianers, stellte ihm die schreyende Ungerechtigkeit vor, die er auf dem Punkt stand zu leiden, und erklärte, daß nichts als die Autorität des Königs einen so großen und schändlich ausgesonnenen Diebstahl verhindern könnte; daher er den Herzog inständig bat, Rupli dem Könige vorzustellen. Les Diguieres versprach es; ja er machte sich anheischig, den Marschal von Feuillade dahin zu vermögen, daß er sich mit ihm deshalb vereinigte. Der folgende Morgen wurde dazu festgesetzt, und zwar beym Lever des Königs. Monicault setzte indessen eine Bittschrift auf, die Rupli nebst der vorgedachten Geschichtserzählung dem Monarchen überreichen sollte.

Arouard hatte inzwischen die General Pächter benachrichtigt, daß Monicault die Sache des Armenianers übernommen habe. Diese Financiers kannten ihn um so besser, da er abgeschlagen hatte ihr Advocat zu seyn; sie wußten daß sein Eifer bey seinen Talenten

lenten ihn weit führen könnte, und bemühten ſich daher dieſen Stein des Anſtoſſes aus dem Wege zu räumen. Einer von ihnen, Namens Batonneau, übernahm es, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Er verfügte ſich deshalb in Begleitung dreyer Collegen zu ihm. Monicault glühte vor Zorn, da er ihr Anbringen hörte, das mit einem Beutel von 1000 Louisd'or unterſtützt war. Er ergrif dieſen Beutel, warf ihn zum Fenſter hinaus auf die Straße, und ſtieß hierauf auch die General-Pächter unter vielen Verwünſchungen zur Thür hinaus. Dieſer Auftrit wurde ruchbar, und der König ſelbſt erfuhr ihn, ob er gleich nicht mit im Factum angeführt wurde, aus Urſachen die man leicht errathen kann.

Mit anbrechendem Tage reiſete Monicault mit ſeinen Clienten nach Verſailles ab. Sie fanden die Dücs von Lesdiguieres und von La Feuillade im groſſen Salon, und wurden ſogleich von ihnen zum Könige geführt. Rupli warf ſich zu des Monarchen Füſſen, und überreichte die Bittſchrift. Der König las ſie, weil ſie nicht lang war. Sie enthielt Glückwünſche zu ſeinen Siegen, nebſt der Verſicherung daß der ganze Orient voll ſeines Ruhms wäre: daß man aber noch nicht von ſeiner Gerechtigkeit ſprechen gehört hätte, weil nur blos ſeine glücklichen Unterthanen die Würkungen davon empfänden; daß aber ein unglücklicher Armenianer, der im Begrif ſey nach

York.

Wolan dann, laßt uns Hand ans Werk legen, und die Urſachen bekannt machen, warum wir die Waffen ergreiffen -- Die Gemeinen ſind ihrer eignen Wahl überdrüſſig, ihre hoffnungrige Lude hat ſie überfüllt. Der hat eine wankende und unſichre Wohnung, der auf das Herz des Pöbels baut. O du ſchwärmeriſcher Haufe! Mit was für einem lauten Jauchzen, mit welchem Getümmel von Segnungen ſchlugſt du den Hammel, eh Bolingbroke war, was du wollteſt daß er ſeyn ſollte? Und nun, da er zugerichtet iſt, wie du ihn wünſchteſt, nun biſt du ſo voll von ihm, daß du dich ſelber reizeſt, ihn wieder von dir zu geben. So, ſo entlodeſt du, du gemeiner Gaſſen-Hund, deinen gefräßigen Busen des königlichen Richards; und izt wollteſt du gerne wieder eſſen was du geſpien haſt, und heulſt, es zu finden. Was für Vertrauen darf man auf die Menſchen ſezen! Diejenige, die Richards Tod wollten, da er lebte, ſind nun in ſein Grab verliebt; du, der Staub und Auskehricht auf ſein ſchönes Haupt herab ſchüttete, als er ſeufzend hinter dem bewunderten Bolingbroke durch das ſelze London geführt wurde, ſchreyſt izt: o Erde, gieb uns jenen König wieder, und nimm dieſen! -- [* Verfluchte Unbeſtändigkeit der menſchlichen Gedanken! Das Vergangne und Künftige ſcheint ihnen immer das beſte, das Gegenwärtige immer das ſchlimmſte.

* * Nun, um Dreymal.

dieſem entfernten Himmelsſtrich zurückzukehren, gewiß wäre, ſie durch ſich ſelbſt allenthalben zu verkündigen, weil er hoffte daß der König geruhen würde, ſelbſt ſein Richter in Anſehung eines Diebſtals zu ſeyn, den man an ihm ausüben wollte, und einer Verletzung der Gaſtfreyheit, die beyſpiellos wäre: Daß der König den Ruhm ſeiner kriegeriſchen Thaten mit ſeinen Feldherrn und Soldaten theile: daß aber der Ruhm ſeiner Gerechtigkeit ihm allein gehöre, *) und daß

*) Solte es den Fürſten wohl ein Compliment ſeyn, wenn man ſie wegen ihrer **Gerechtigkeit** preiſet? Leider ſind die Beyſpiele ungerechter Handlungen von Seiten der Groſſen, und der Mißbrauch der Gewalt ſo häufig, daß die Ausübung einer **ſo gemeinen Pflicht** bey faſt allen aufgeklärten Nationen, als eine erhabene Tugend betrachtet wird. Im Jahr 1778. wurde in London vor dem Tribunal des kürzlich verſtorbenen Ober-Friedensrichters Fielding ein Krämer gebracht, der wegen einer auſſerordentlichen Aehnlichkeit mit einem Straſſenräuber als ein Verbrecher eingezogen worden war. Verſchiedene Nebenumſtände beſtärkten dieſe Beſchuldigung. Es kam jedoch nicht zu einem Criminal-Proceß, ſondern bloß zu einer ſehr genauen Unterſuchung vor Fieldings Tribunal, wobey der Angeklagte ſeine Unſchuld ganz augenſcheinlich bewieß, und daher ſogleich auf freyen Fuß geſetzt wurde. Er äuſſerte ſeinen Dank für dieſe Befreyung in den rührendſten Ausdrücken: allein Fielding antwortete ihm, daß er dieſe Dankſagungen nicht annehmen könnte, weil ſie, obgleich wohlgemeint, doch etwas beleidigendes enthielten, da er bloß ſeine Pflicht gethan, wovon ihn nichts diſpenſiren könne; daß hier

daß wenn ſein geheiligter Mund das Urtheil wider ihn ausſpräche, er, zur Strafe für ſeine Verwegenheit, ſein Leben, das einzige Gut, das man ihm nach dem Raube übrig gelaſſen hätte, willig darböte.

Nachdem Ludwig XIV. die Bitſchrift geleſen hatte, erkundigte er ſich um die Sache; worauf der Duc de Lesdiguieres das niedergeſchriebene Factum ganz vorlas. Die dabey fehlenden Umſtände wurden von Monicault mündlich erzählt, wobey der Beſuch der Generalpächter auch nicht vergeſſen wurde. Dieſe lezte Scene wußte der Advocat ſo komiſch zu ſchildern, daß der König ſich des Lachens nicht enthalten konnte. Denſelben Tag noch erſchien ein Cabinetsbefehl, dem zufolge der Proceß durch das geheime Conſeil entſchieden werden ſollte, und allen andern Tribunälen verboten wurde, ſich darein zu miſchen. Durch eine bey Hofe ganz ungewöhnliche Geſchwindigkeit in einer Privatſache wurde dieſer Befehl in einem Tage ausgefertigt, unterzeichnet, und ſowohl den Generalpächtern als den Tribunälen zugeſchickt.

Da der berühmte Colbert Chef des Finanz-Collegiums war, ſo mußte auch bey ihm ſollicitirt werden. Die Sache von Seiten des Armenianers war bald

hier von keiner Nachſicht die Rede ſey, die auch nicht in ſeiner Gewalt ſtünde, daher ſein Urtheil gewiß wieder ihn ausgefallen wäre, wenn er nicht ſeine Unſchuld unläugbar bewieſen hätte. Ich war ſelbſt ein Zeuge dieſer rührenden Scene, die vielen Anweſenden Thränen auspreßte.

bald in Ordnung, abgeurtheilt zu werden; allein die General-Pächter, die vorher den Proceß aufs schleunigste betrieben hatten, zeigten nicht mehr den nämlichen Eifer vor dem Conseil. Dieses gab zu folgendem sonderbaren Vorfall Anlaß. Rupli gieng nie anders zum Minister Colbert, als in Begleitung des Monicault, der das Wort führte. Eines Tages, während dieser redete, erkannte der Armenianer einen seiner gestohlnen Diamanten am Finger des Ministers. Er sagte es nach der Audienz seinem wohlthätigen Sachwalter, der sogleich vorhersah, von welcher Tugend dieser Diamant für ihre Sache seyn würde, und daher den Rupli ermahnte, sich das nächstemahl wohl vorzusehen, damit er sich nicht irrte, weil sein ganzes Wohl davon abhienge. Dieses geschah, und der Armenianer wurde fest überzeugt, daß es einer von den seinigen sey. Monicault setzte nun ohne Verzug eine Vorstellung an den Minister auf, worin er ihm sagte, daß derjenige, der ihm diesen Stein verkauft hätte, den Strick verdiene, weil er zu den gestohlnen Kleinodien des Supplicanten Rupli gehörte; hätte man ihm aber ein Geschenk damit gemacht, so müßte es blos deshalb geschehen seyn, um seine Gerechtigkeit zu bestechen: daß er, Rupli, so niedrig er auch sey, es in diesem Fall wagte, den Diamanten ihm als ein rechtmäßiges Geschenk anzubieten, um ihn dahin zu vermögen, sie desto strenger zu handhaben.

Nie war Colbert mehr erstaunt, als da er diese Bittschrift laß. Er gestand, daß es ein Geschenk sey, zog den Ring vom Finger ab, und wollte ihn dem Rupli zurückgeben. Da dieser ihn aber nicht annehmen wollte, warf der Minister ihm solchen vor die Füße. Monicault hob ihn auf, und während der Zeit der Armenianer erklärte, daß dieser einer der geringsten von seinen geraubten Diamanten wäre, so legte ihn der Advocat heimlich auf den Schreibtisch des Ministers, und gleich darauf entfernten sich beyde. Dieser Vorfall wurde ebenfalls durch den Düc de la Feuillade dem Könige erzählt, der deshalb mit Colbert auf eine für Rupli so günstige Weise sprach, daß der Minister seine ganze Empfindlichkeit gegen die General-Pachter richtete.

Nunmehr trugen diese dem Armenianer einen Vergleich an, der durch so viele, in seinem Vaterlande unbekannte Schikanen müde gemacht, und auf den glücklichen Ausgang sich nicht sehr verlassend, dem Antrag Gehör geben wollte, wenn ihm Monicault nicht begreiflich gemacht hätte, daß, da er zur Gerechtigkeit des Königs seine Zuflucht genommen, er ihn beleidigen würde, wenn er nicht die Wirkungen davon abwarten wollte. Durch das Betreiben der vorbenannten Dücs erschien auch bald ein Cabinets-Befehl, worin den General-Pächtern nur acht Tage Zeit gegeben wurde, ihre Schriften einzuliefern, weil nach dieser

ſer Friſt ohne Verzug das Urtheil erfolgen würde. Herr Ponce, Advocat des Königs, erhielt zugleich Befehl, an eben dieſem Tage die Sache dem Conſeil zum Ausſpruch vorzulegen, in Fall der Monarch ſich das ſelbſt befände; wo nicht es bis zum nächſten Conſeil zu verſchieben, weil der König ſelbſt dabey gegenwärtig ſeyn wollte.

Die General-Pächter verdoppelten nun ihre Bemühungen es zum Vergleich zu bringen, allein vergebens. Der Proceß wurde an dem beſtimmten Tage entſchieden, und folgendes Urtheil gefällt: Xupli der den Werth ſeiner Diamanten auf 450.000 Livres angegeben hatte, erhielt dieſe Summe baar, nebſt 120,000 Livres für Zinſen und Schadloshaltung. Alles dieſes mußten die General-Pächter bezahlen, und Martinon wurde zu einer ewigen Gefängnißſtrafe verdammt. Er würde den Galgen geziert haben, wenn nicht Todes-Urtheile zu fällen ganz wider die Gewohnheit des franzöſiſchen Conſeils geweſen wäre. Xupli warf ſich durchdrungen von Dankbarkeit dem Könige zu Füßen, und erhielt von ihm ſein Bildniß zum Geſchenk. Das Urtheil wurde in alle morgenländiſche Sprachen überſetzt, und Ludwig XIV. wie ein neuer Salomo betrachtet.

St . . . l.

Der
Teutſche Merkur.

May 1786.

I.

An Herrn Hofrath Wieland.

*** den 19ten März 1786.

Ich ſchicke Ihnen hier eine im Januar dieſes Jahres gehaltene Freymaurer-Rede, und verheele es nicht, daß es meine eigene Arbeit iſt. Fragen Sie immerhin: Wie? Iſt Saul auch unter den Propheten? — Ich bin's — und bey dem allgemeinen Aufſehen, welches unſre — nicht Propheten-Seher- oder Goldmacher-Schule — ſondern Schule der Menſchheit, jezt wegen der bekannten Bayriſchen und Oeſtreichiſchen Vorfälle veranlaßt hat, bey den widerſprechenden Urtheilen, welche über ſie gefällt, und den unzuſammenhängenden Thatſachen, die vor ihr ins Publicum verbreitet werden, mache ich mirs ſogar zur Pflicht, Ihnen dies Geſtändniß zu thun. Ich hoffe nämlich, die gütige Meynung, die Sie bisher von Ihrem Freunde hegten, ſoll Ihr Urtheil über eine Geſellſchaft, zu der er ſich bekennt, ſo lange zurückhalten, bis hinlängliche Data zu einer gerechten Beſtimmung

ihres Werthes ans Licht kommen. Ich weis, Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, daß Sie mich für einen ernstlichen Feind leerer Grimassen und Alfanzereyen aller Art halten. Sie werden mir daher gern zutrauen, daß ich einen so ernsthaften Gegenstand, als der Inhalt dieser Rede ist, vor einer Versammlung von vierzig bis funfzig gesetzten Männern nicht so ernsthaft behandelt haben würde, wenn ich befürchtet hätte, etwas Unnützes oder für Zeit, Ort und Personen Unschickliches zu thun. Würdigen Sie also meinen Aufsatz des Durchlesens: so schmeichle ich mir in der That, die eben angezeigte Absicht dadurch zu erreichen.

Allein ich ersuche Sie auch zugleich, ihm einen Platz in Ihrem Mercur zu vergönnen. Herr Garve äussert im Julius-Stück 1785. der Berliner Monatsschrift S. 33. und 34. nachdem er die durch den bekannten Aufsatz im Januar dieser Monats-Schrift veranlaßte Furcht vor heimlichen Jesuiten, Rosenkreuzern ꝛc. für übertrieben erklärt hat, auch wichtige Zweifel über den Nutzen aller geheimen Verbindungen. „Aber eben so wenig, sagt er, besorge ich, werden „edle und verständige Menschen ausrichten, wenn sie „durch geheime Gesellschaften Wahrheit und Glückselig„keit verbreiten wollen. Was nutzen, und in einem „großen Umfange nutzen soll, muß offenbar geschehen, „oder es muß doch wahrhaftig offenbar werden. „

Herr

Herr D. Bieſter ſelbſt geſteht in ſeiner Antwort S. 80. daß er gerade in dieſem Puncte mit Hrn. Garve einerley Meynung hege. Ich fürchte daher das vereinigte Anſehen dieſer beyden ſo würdigen Gelehrten, welche doch wohl nicht alle geheime Geſellſchaften kennen, möchte das Publikum zu ſchnell zu einem Endurtheile in dieſer Sache verleiten: und ich habe gute Urſachen zu wünſchen, daß wenigſtens derjenige Theil deſſelben, der hierin noch nicht Parthie genommen, und ſonſt noch nicht auf eins der herrſchenden ſcientifiſchen und moraliſchen Syſteme geſchworen hat, lieber ungewiß bleibe, als eine Behauptung unterſchreibe, welche den beſſern Seelen, die ſich aus dem Strome des allgemeinen Sitten- und Geiſtesverderbniſſes retten wollen, die Hofnung raubt, auf ihrem Wege treue und vertraute Gefährten anzutreffen. Vor der Hand bin ich zufrieden, wenn bey den Leſern dieſer Rede blos der Gedanke erweckt wird: es ſey möglich, daß in unſern Tagen noch eine Anzahl von Freunden ihre gegenſeitige Selbſtbeſſerung zum Zweck geheimer Zuſammenkünfte machen könnte; ſo gut, wie die Pythagoräer und andere alte Schulen der Weisheit. Eine umſtändliche Darſtellung des möglichen moraliſchen Nutzens geheimer Verbindungen, ſteht im 31ſten Heft der Schlözeriſchen Staats-Anzeigen, und vielleicht erhalten Sie nächſtens von mir einen allgemeinen Beweis, „daß ſolche Verbindungen in unſern zwangvollen Zeiten vielleicht noch nothwendiger

und wirksamer seyn möchten als bey den freyen Griechen und Römern; jedoch ohne daß ich dadurch dieser oder jener besondern geheimen Gesellschaft das Wort reden wollte.

Zur Erläuterung einiger Stellen der nachstehenden Rede, muß ich erinnern, daß sie an einem der Loge sehr wichtigen Geburtsfeste gehalten worden ist, und daß in dem sich darauf beziehenden Eingange, der hier fehlt, die Frage aufgeworfen war: „ob die sämmtlichen Versammelten wohl darüber einverstanden wären, daß ein langes Leben in der That ein wünschenswerthes Gut sey? „ ꝛc.

Ueber den Werth des Lebens.

Eine Freymaurer-Rede.

Millionen Menschen aller Stände und Alter treten jährlich vom Schauplatze des Lebens ab, werden begraben und veraessen; Millionen strecken täglich ihre Arme nach der kalten Hand des Todes aus, und flehen um Erlösung von den Banden, die sie ans Leben ketten; bey vielen Tausenden zernagt diese der Gram über das Elend, in dem sie schmachten; und die Zahl der Unglücklichen, die sie mit eigner Hand zerreißen, scheint jetzt in eben dem Verhältnisse zu wachsen, wie die Cultur und Verfeinerung der Völker zunimmt, welche doch die Freuden des Lebens immer mehr ver-

vielfältigen sollte. Die Großen der Erde lassen Menschen tausendweise von Menschen erwürgen, und nicht immer um des gemeinen Bestens willen. Es scheint also fast, als wenn sowohl der Urheber des Menschen, als der Mensch selbst und seine Beherrscher, keinen sonderlichen Werth auf das Leben legten. Gleichwohl empört sich die Natur aller lebenden Wesen gegen das, was sie zu zerstören drohet; und unter den Menschen selbst scheuet der Elende auf seinem Strohlager den Tod so sehr als der Reiche auf Pflaum und Eiderdunen; und wenn der Geist auch willig ist, die große Reise in sein Vaterland anzutreten, so sträubt sich das Herz noch im letzten Pulsschlage wider den Stillstand, der es zur Ruhe bringt.

Sehnsucht und Abscheu scheinen also bey dem Menschen in Ansehung seines Lebens und Todes abzuwechseln: und zwar nicht nur zwischen verschiedenen Personen, sondern oft genug in einem und demselben Herzen, je nachdem es im Strohme der Leidenschaften und der Schicksale von einer Empfindung zur andern hingerissen wird. Wollen wir offenherzig seyn, meine Brüder! so werden wir gern gestehen, daß auch mancher unter uns zuweilen des Abends zu sterben wünschte, wenn er des Morgens mit der stärksten Anhänglichkeit an das Leben erwacht war. Die Frage über den wahren Werth des Lebens muß uns daher desto wichtiger seyn: weil der ächte freye Maurer nur in

Mowbray.

Sollen wir unſre Leute muſtern, und ausrüken?

Haſtings.

Wir hangen nun von der Zeit ab, und die Zeit befiehlt uns, zu gehen.]

ſolchen Augenblicken des Lebens müde werden kann, wo er nicht daran denkt wer er iſt; und weil er ſich ſolche Vergeſſenheiten ſeiner Würde nicht erlauben darf.

Es iſt nun hierbey fürs erſte zu unterſuchen: ob die Dinge, die den Stoff zur Glückſeligkeit des Menſchen abgeben, überhaupt einen ſichern und beſtimmten Werth für ihn haben, der nicht von ſeiner Meynung abhängt? denn wir ſehen und hören täglich, daß der eine etwas hochſchätzt, das der andere verachtet: entweder aus Unwiſſenheit, oder weil er es beſſer kennt. Ich möchte auch z B. den Jüngling, der ein wohlgetroffenes Bildniß ſeiner Geliebten nicht um ein Rittergut vertauſchen wollte, darum noch keinen Thoren nennen. Da ihm ſeine Empfindung ſagt, wie viel der Beſitz ſeines Kleinodes zu ſeiner Zufriedenheit beyträgt: ſo würde er in der That bey dem Tauſche verlieren, wenn er nicht zugleich ſeine Art zu empfinden abändern könnte; und giebt es nicht Rittergutsbeſitzer, die ſich für unglücklich halten, und es auch ſind? Und ſo verdient der ganze zahlreiche Hauſe der Thoren aller Claſſen, welche auf Geburt, Stand, Vermögen, Schönheit, Putz, und ähnliche Dinge einen übertriebenen Werth legen, gewiß mehr Mitleid und Belehrung, als Haß oder Spott: indem die Erziehung, die Staatsverfaſſung, der Ton des geſelligen Umgangs, und alles, was den heranwachſenden Menſchen bildet, noch zur Zeit nicht anders beſchaffen iſt,

als daß die meiſten ſich gewöhnen müſſen, die Dinge nach der herrſchenden Meynung und nach dem Verhältniß zur Befriedigung ihrer eigenen Sinnlichkeit zu ſchätzen, und daß es nur wenigen gelingen kann, durch Selbſtdenken den rechten Maasſtab des Werthes zu finden, und noch wenigern, ſich deſſen in der That zu bedienen.

Wir, m. BBr. als Mitglieder einer Geſellſchaft, die es zu einem ihrer Hauptzwecke macht, ihre Verbundenen durch gegenſeitigen brüderlichen Beyſtand und Ermunterung zu beſſern und edlern Menſchen zu bilden, als jeder einzelne für ſich allein geworden wäre: wir werden nun gewiß gern unter die wenigern gehören wollen; und mich dünkt, dieſes ſey auch ſo gar ſchwer nicht, wenn wir es nur ernſtlich wollen. Wenigſtens iſt es wohl unſerer Bemühungen werth, das Leben, als den Inbegrif aller Freuden ſowohl als alles Elendes der Erde, richtig ſchätzen zu lernen.

Der groſſe Hauſe ſchätzt gewöhnlich alles nach ſeinem perſönlichen Vortheile, und wäre darin eben nicht zu tadeln, wenn er nur ſeinen rechten Vortheil kennte. Wir im Gegentheil, da uns als Fr. Maurern obliegt, den Bau unſerer eignen ſowohl, als der allgemeinen Menſchen-Glückſeligkeit, jenem erhabenen Plane anzupaſſen, den der ewige Baumeiſter im Weltall ausgeführt hat: — wir wiſſen, daß jedes Geſchlecht der

Dinge, ja jedes einzelne Wesen, einen von der Meynung des Menschen ganz unabhängigen Werth in der Reihe der vorhandenen Dinge habe, welcher darauf beruht, wieviel jedes zur Vollkommenheit des Ganzen auf seiner Stelle beytragen soll, und wie viel es wirklich dazu beyträgt. So hat das Metall, dem der Spanier in den Peruischen Gruben so viele Menschen aufopfert, für die Masse des Erdkörpers einen ganz andern Werth, als der ist, den ihm die Nationen im Umtausch der verschiedenen Natur und Kunstproducte beylegen; und noch mehr lassen sich die lebendigen und organisirten Körper nach verschiedenen Stufen der Wichtigkeit und des Verdienstes fürs Ganze unterscheiden. Und hier hat der gerechteste Richter, der Baumeister selbst, den Werth der verschiedenen Theile seines unermeßlichen Gebäudes durch die Geschäfte, die er jedem angewiesen, festgesetzt; und die Pflicht des redlichen Maurers, so wie jedes Vernünftigen, ist, durch fleissiges Forschen in der Natur, diese Geschäfte aus den Kräften und Wirkungen der Dinge zu erkennen. Denn die schönen und mannigfaltigen Kunstwerke dieses großen Meisters sind im Weltall nicht, wie in einem Naturalien-Cabinette, ruhig hingestellt: sondern alles ist in beständiger Bewegung und Wirksamkeit; alles arbeitet thätig dahin, das Ganze zum Urbild der höchsten Schönheit, Weisheit und Stärke zu machen, und den lebenden Geschöpfen Freude und Seligkeit in so viel Formen, als nur immer möglich ist, zu genies-

sen

ſen zu geben. Auf der Summe der zu dieſer hohen Abſicht wirklich angewendeten Kräfte beruht die Vollkommenheit und das Wohl der Schöpfung: und der wahre, von der Meynung unabhängige Werth jedes einzelnen Geſchöpfes liegt in den Beyträgen, die es zu jener Summe liefert.

Jeder gemeine Baumeiſter würde nun die Wichtigkeit der verſchiedenen Theile ſeines Gebäudes eben ſo nach ihren verhältnißmäßigen Nutzen fürs Ganze beſtimmen: um ſo mehr der freye Maurer, der mit der Binde, die ihm das Licht verbarg, alle Vorurtheile ablegen, die Wahrheit zu ſeiner beſtändigen Führerin erwählen, und den Bau ſeines Herzens und Geiſtes nach dem Vorbilde, das in der Schöpfung vor ihm enthüllt liegt, einrichten ſoll. Er wird alſo jede Sache an und für ſich deſto höher ſchätzen, je mehr ſie im Ganzen Gutes wirkt. Iſt die Frage: welchen Werth etwas für dieſe oder jene Art von Geſchöpfen, z. B. für den Menſchen habe? ſo wird er unterſuchen, wie viel die Sache dazu beytrage, daß der Menſch ſeinem Platz in der Reihe der Geſchöpfe würdig ausfülle? — und nach dieſem Maasſtabe wird er alsdenn nicht allein ihren Werth ſondern auch ſeine Neigung zu derſelben beſtimmen.

Der Gang unſerer Betrachtung, meine BBr. leitet uns nun von ſelbſt darauf, daß auch das Menſchengeſchlecht in der Reihe der Geſchöpfe einen gewiſſen Werth haben müſſe, der darauf beruht, was dieſes Geſchlecht zur Schönheit und Vollkommenheit des Gan-

zen beyträgt, und daß jeder einzelne Menſch gerade ſo viel und nicht mehr werth ſey, als er von dieſer ſeinem Geſchlecht eignen Würdigkeit beſizt. Da nun die erſte Stufe unſrer königlichen Kunſt Selbſtkenntniß iſt: ſo werden ſchon unſere ſ. ehrw. BBr. Lehrlinge und Geſellen, durch Vergleichung des Menſchen mit den lebloſen Mineralien, mit den organiſirten Pflanzen, und mit den empfindenden Thieren gefunden haben, daß der Menſch über das Thier, wenigſtens eben ſo weit, als das Thier über die Pflanze erhaben ſey. Denn wenn das Mineralreich zur Summe des vorhandenen Guten und Schönen blos körperlichen Stoff liefert; wenn das Pflanzenreich durch ſeine bewundernswürdige Organiſation den Stoff nach unzähligen ſchönen regelmäſigen Formen umbildet; wenn das Thierreich mit Empfindung genießt: ſo wirkt der Menſch mit Bewuſtſeyn und Vorſatz zur Vervollkommung der Dinge und zur Vermehrung des Guten und Schönen in der Welt; indem ſeine körperlichen, organiſchen und thieriſchen Kräfte durch höhere geiſtige Fähigkeiten unterſtüzet werden. Er baut abſichtlich am Wohl der Schöpfung, in dem Wirkungskreiſe den ihm der groſſe Baumeiſter angewieſen, und nach demſelben Plane, den Dieſer im Weltall befolgt: das iſt, — er arbeitet unaufhörlich daran, ſich ſelbſt und alles, worauf er wirket, immer beſſer und vollkommner zu machen.

Dies iſt der Werth des Menſchengeſchlechts in der Reihe der Dinge; und zugleich der einzige Maasſtab, nach

nach welchem der Werth einzelner Menſchen unter einander richtig beſtimmt werden kann.

Wir wollen hier nicht auseinander ſetzen, wie niedrig auf dieſer Stufenleiter manches gekrönte und berühmte Haupt, und wie hoch dagegen mancher unbekannte und dürftige Erdenſohn zu ſtehen käme: wenn Gott oder die Vernunft die Rangordnung in den Staaten beſtimmen ſollte. Es ſey uns genug, daß wir dieſen einzigen richtigen Maasſtab des menſchlichen Werthes kennen, daß wir uns ſelbſt darnach ſchätzen, daß wir die Güter des irdiſchen Lebens immer nur in der Rückſicht zu erlangen und zu genieſſen, und den Leiden deſſelben zu entgehen ſuchen, als ſie auf dieſen innern Werth des Menſchen Einfluß haben!

Nun hoffe ich, meine geliebten BBr.! wird es uns leicht ſeyn, unſere Bedenklichkeit über den Werth des Lebens zu heben, und die im Anfange unſerer Betrachtung aufgeworfene Frage zu entſcheiden.

Das Leben iſt nichts anders, als die Zahl der Stunden, Tage und Jahre, die uns die göttliche Vorſehung beſtimmt, unſer eben beſchriebenes menſchliches Geſchäft auf der Erde zu treiben, das iſt, Vollkommenheit in und um uns zu ſtiften, auf dem Platze, wo es dem großen Baumeiſter gefällt, uns ans Werk zu ſtellen.

Man ſolte hier Leben genauer von Daſeyn oder Exiſtenz unterſcheiden, als es gewöhnlich geſchieht. Was

ich

ich eben gesagt habe, ist eigentlich die Absicht unsers Daseyns unter den erschafnen Dingen. Dieses begreift die ganze Fortdauer unsers Wesens von der ersten Entwickelung des Keims an, bis in die unbegränzte Ewigkeit hinaus. Dagegen begreift das Leben blos die Zeit, die uns zur Erfüllung jener Absicht hier auf der Erde angewiesen ist. Der Tod macht unserm Leben ein Ende, aber nicht unserm Daseyn: dieses versezt er von der Stufe der Entwickelung, die wir hier erreicht haben, in ein anderes Leben, das ist, an eine andere Stelle in dem Weltgebäude, wo wir die hier angefangene Arbeit weiter fortsetzen.

Man kann daher hier auf Erden ein herrliches glänzendes Leben führen, und dabey ein höchst jämmerlich und elendes Daseyn haben; wie es wohl oft der Fall ist, und seyn muß: indem sonst die Austheilung der Erdengüter sich unmöglich mit der göttlichen Gerechtigkeit vereinbaren ließe. Es läßt sich aber auf der andern Seite auch kein Zustand des Lebens, er sey so elend und hülflos er wolle, denken, in welchem es dem Menschen ganz unmöglich wäre, die Absicht seines Daseyns auf irgend eine Art zu erfüllen. Wenigstens kann er es an andern, wenn es, (wie z. B. bey manchem Wahnsinnigen) nicht an ihm selbst geschehen könnte.

Eben so läßt sich auch der Fall nicht denken, daß das gegenwärtige Leben um des künftigen willen aufgeo-

geopfert, oder ſeiner Freuden beraubt und mit ſelbſt gewählten Plagen verbittert werden müſte. Die Natur und ihr weiſer Meiſter fordern von einem jedem Weſen, daß es in der jedesmaligen Lage, in der es ſich befindet, die Abſicht ſeines Daſeyns ſo gut erfülle, als es ihm nach ſeinen Kräften und nach Beſchaffenheit der Umſtände, möglich iſt. Daher kann es dem Menſchen freylich oft zur Pflicht werden, ſein Leben zu wagen, oder Etwas zu entbehren, um es andere genieſſen zu laſſen. Aber dazu verbindet ihn nicht erſt ein nach dem Erdenleben auf ihn wartendes und durch einen poſitiven förmlichen Richterſpruch zu beſtimmendes Schickſal: ſondern ſchon die oben S. 11. erläuterte Abſicht ſeines ganzen ungetrennten Daſeyns legt ihm dieſe Verbindlichkeit auf, und würde ſie ihm auflegen, wenn er auch die große Hofnung der Unſterblichkeit nicht hätte.

Was von jeher, aus Mangel der Unterſcheidung der Begriffe vom Leben und Daſeyn, und wegen der willkührlich angenommenen ſo ſcharfen Trennung der beyden Zuſtände des Menſchen vor und nach dem Tode, für Unſinn gedacht, geſchrieben, geprediget und geſetzentlich auch zu glauben verordnet worden, wollen wir hier nicht rügen. *) Es ſey uns genug, m. BBr.

*) Noch vor kurzem hat ein katholiſcher Staatsphiloſoph in der Mainzer Monatsſchrift von geiſtlichen Sachen Th. IX. 1785. dieſe Trennung des zeitlichen und ewigen Wohls

VVr., daß wir in unſerm geſchloſſenen Kreiſe, wo uns niemand hört als der Allwiſſende, einander ſagen können, was uns wahr zu ſeyn ſcheint.

Unterſcheiden wir nun, wie wir hier gethan haben, das Leben vom Daſeyn: ſo läßt ſich der hohe Werth des erſtern ziemlich beſtimmt angeben. Es iſt der

Wohls des Menſchen als das **erſte** und **einzige Fundament** angegeben, auf welchem die Rechtmäßigkeit einer **geiſtlichen** vom Staate völlig **unabhängigen Gewalt** beruhe. Dieſer begeht aber dabey die Unvorſichtigkeit, oder fühlt die Unſtatthaftigkeit ſeiner Anmaſſung ſelbſt ſo ſehr, daß er S. 870. **die ſittliche Vervollkommung**, d. i. die Ausbildung des Menſchen durch Erkenntniß und Tugend, worin natürlicher Weiſe auch die Erkenntniß Gottes und die Religion begriffen ſind, der **weltlichen Staatsgewalt** zueignet. Da nun das **ewige** Wohl des Menſchen in nichts anderm beſtehen kann, als in den Folgen ſeiner **zeitlichen** Bemühungen, ſich ſittlich **zu vervollkommen**: ſo läßt der Hr. Vertheidiger ſeiner Clientin ſelbſt kein Gebiete und kein Objecr übrig, wo und worüber ſie mit ihrem bleyernen Zepter herrſchen könnte; es müßte denn das **Fegfeuer** ſeyn; oder ſie müßte ſich **unrechtmäßige** Eingriffe in die **weltliche Staatsgewalt** erlauben. In der That wäre die **geiſtl. Gewalt** ſehr zu beklagen, wenn ſie keinen feſtern Grund, als die obige willkührliche und unrichtige Diſtinction, und keinen mannhaftern Vertheidiger aufſtellen könnte, als dieſen. Wiewohl die **Mayntzer Herrn Monatſchriftſteller**, nach ihrer berüchtigten Art, ſich ſelbſt zu loben und andere zu ſchimpfen, S. 860. ihn einen **gelehrten Philoſophen** und **Publiciſten** nennen, und ſeine Sätze als die **ächtphiloſophiſchen Grundſätze der hierarchiſchen Gewalt** empreiſen.

der von Gott vermöge des Zusammenhangs der Dinge einem jeden Menschen vergönnte Zeitraum, binnen welchem er die hohe Absicht seines Daseyns, Vollkommenheit, Freude und Seligkeit sich und andern Wesen zu verschaffen, auf dem Erdplaneten erfüllen soll. Die natürliche Länge dieses Zeitraums ist hinlänglich, unser Wesen zu derjenigen Reife zu bringen, die es hier erlangen kann; und sie abzukürzen, steht allein in der Gewalt des Weltregierers, der es beurtheilen kann, ob der frühere Tod eines Einzelnen mehr Gutes im Ganzen bewirken werde. Für uns sinnliche Menschen aber hat das gegenwärtige unsern Sinnen fühlbare Leben nicht mit Unrecht, dünkt mich, einen höhern Grad von Gewißheit, und wir sind mit ihm bekannter als mit dem künftigen. Wer könnte uns also tadeln, wenn wir solchen Personen, denen wir alles Gute desselben gönnen, die möglichste Verlängerung des Zeitraums, da sie es vor unsern Augen genießen, anwünschen?

Der Werth des Lebens steigt so gar in eben dem Verhältniße, wie diese Personen sich durch Verdienste vor andern auszeichnen. Und so fällt die Bedenklichkeit, die ich im Eingange unsrer Betrachtung äusserte, von selbst hinweg.

Lassen Sie uns, m. BBr. nur noch zwey Verhaltungsregeln, welche aus dem bisher gesagtem von selbst herfliessen, näher an unsere Herzen legen. Die erste ist:

Der

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

[Eine Straſſe in London.]

Die Wirthin tritt mit den zween Häſchern, Fang und Schlinge auf.

Wirthin.

Herr Fang, habt ihr die Klage anhängig gemacht?

Fang.

Sie iſt anhängig gemacht.

Wirthin.

Wo iſt euer Scherge? Iſt es ein braver Scherge? Iſt er ein Mann, zum Anpaken?

Fang.

Holla, wo iſt Schlinge?

Wirthin.

O Jemini! Ah, guter Herr Schlinge!

Schlinge.

Hier, hier.

Fang.

„Der Maurer muß sein Leben hoch achten.„

Es ist die Zeit, die ihm zu seiner Arbeit vergönnt ist. Kann er nun hoffen, daß ihm der Baumeister seinen Lohn geben werde, wenn er sie aus Faulheit, Unentschlossenheit oder Ungeschicklichkeit unbenutzt verstreichen läßt? — wenn er sie mit Kleinigkeiten und eitlem Wahne vertändelt? — oder wenn er sie gar dazu mißbraucht, das schöne Werk seines Meisters durch Laster und Frevelthaten zu verunstalten? Und darf er wohl je den Posten, wo er an die Arbeit gestellt ist, ohne ausdrücklichen Ruf des Meisters verlassen? — Nein gewiß, m. BBr. der ächte Maurer entweiht sein Leben nicht durch unedle Thaten, wagt es nicht im Gesetz- und Vernunft widrigen Zweykampf, und wird nicht an sich selbst zum Mörder.

Die zweyte Folge aus dem bestimmten wahren Werthe des Lebens für den arbeitenden Mr. ist diese:

„Er muß sein Daseyn höher achten, als sein „Leben.„

In jedem Falle, wo es darauf ankommt, vollkommener zu werden, oder Vollkommenheit, Freude und Glück zu stiften, sieht er zunächst auf den großen Zweck des Daseyns, ohne genau zu berechnen, wie viel Minuten, Stunden oder Bequemlichkeiten des Lebens, darauf gehen. Denn während solcher Arbeiten ist er immer am Ziele seiner Pilgerreise; der Tod kann ihn nicht überraschen, sondern er verändert nur seinen Posten,

ſten, wenn er ihn vom Kampfe für den Staat, für die Rechte der Menſchheit, für ſeinen Bruder, oder für Nothleidende abruft.

So, ſtarb der Fr. Maurer Herzog Leopold von Braunſchweig, deſſen Heldentod wohl verdient hätte, von unſern ganzen erhabenen Orden mit allen Zeichen der königlichen Kunſt gefeyert zu werden: Denn — er hatte auch ſo gelebt, wie er ſtarb.

— — —

Uns, meine VBr. gebe der groſſe Baumeiſter des Weltalls, wenn er uns nicht zu auſſerordentlichen Arbeiten in ſeinem weiſen Plane berufen hat, daß wir durch treue Verwendung im Dienſte des Vaterlandes, durch eifrige Beförderung alles Guten und durch thätige Hülfe in jeder Noth der wir abhelfen können, die Richtigkeit unſrer Meinung vom Werthe des Lebens, beweiſen! Er kröne unſre Bemühungen mit einen glücklichen Erfolge: damit man aus unſern Thaten ſehe — daß wir uns nicht mit Gauckeleyen beſchäftigen!

Ich erſuche den Ungenannten, aber an der Phyſionomie ſeines Geiſtes (wenn ich ſo ſagen kann) leicht kennbaren Verfaſſer dieſer vortreflichen Rede, hiemit meinen öffentlichen Dank für die Mittheilung derſelben anzunehmen. Noch ſelten ſind gröſſere und intereſ-

ſantere Wahrheiten in einem ſo kleinen Raume ſo rein, ſo deutlich, ſo einleuchtend und ſo praktiſch geſagt worden, als in dieſem kleinen Aufſatze. Wie verehrenswürdig, und welch ein Segen für Vaterland, Zeitgenoſſen und Nachwelt müßte eine Geſellſchaft verbrüderter Männer von allerley Ständen und Claſſen ſeyn, die durch den Geiſt dieſer Grundſätze beſeelt und geleitet würde! Aber wozu ſollte auch eine ſolche Geſellſchaft Geheimniſſe nöthig haben, da ihr wahres Geheimniß gerade in Etwas beſtünde, was die Beſtimmung aller Menſchen iſt, und das Glück aller Menſchen machen würde, denen es, durch Unterricht und Beyſpiel mitgetheilt werden könnte? W.

II.

Moriz. *)

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Liebe und Subordination.

Während den vier Wochen hatte Malchen fleiſſig an mich geſchrieben, und ich eben ſo fleiſſig an ſie. Dieſer

*) Die günſtige Aufnahme der vier erſten Bücher dieſes kleinen Romans (wovon man das erſte im Auguſt 1783. und das vierte im

Dieſer ganze Zeitraum war für mich eine unendliche Kette von Vergnügen, die nur glückliche Liebe, welche mit allem, was die Hoffnung entzückendes hat, genährt wird, ſo rein und lauter, ſo abwechſelnd und ewig neu über ein zärtliches Herz ausſchütten kann. Ich brannte vor Ungeduld, Malchen zu ſehen; ich zählte anfangs jeden Tag, dann jede Stunde, und endlich jede Minute. Dieſe deuchten mir einzeln länger, als anfangs der ganze Zeitraum von vier Wochen.

Endlich kam der Brief, der mir Nachricht gab, daß die Eheſcheidung ausgewirkt und ſchon auf dem Gute des Oberſten ſey.

„Nun komm, Moriz, ſchrieb mir Malchen, flieg in meine Arme. Meine Augen ſollen die erſten ſeyn, die Dich ſehen, meine Arme die erſten, die Dich umſchlieſſen, meine Lippen die erſten, die auf den Deinigen haften. Dein Athem ſoll mich zuerſt anwehen, Dein Herz zuerſt an

im December 1784. unſers Journals geleſen hat) läßt uns hoffen, daß dieſe Fortſetzung, wiewohl nach einer ſo langen Unterbrechung, nicht unwillkommen ſeyn werde. Der Verf. verſprach zwar damals, das Ganze in kurzer Zeit hintereinander weg zu liefern; wurde aber bald darauf durch Krankheit, und in der Folge durch andere Umſtände verhindert, Wort zu halten. Aber auch hier gilt das römiſche Sprüchwort: immer früh genug, wenn nur gut genug! d. H.

dem meinigen pochen. Darum steige nicht vor dem Schlosse ab, wenn Du kömmst, sondern an der Gartenthür; sie soll offen stehen, und ich an derselben. Hand in Hand fliegen wir dann auf das Zimmer meines Vaters, und dann zu meiner Mutter, und dann überall hin. Ich schlafe nicht bis ich Dich sehe, und werde nicht schlafen können, wenn ich Dich gesehen habe. Uebermorgen zwischen vier und sechs Uhr mußt Du bey mir seyn, und bist Du es nicht, so bist Du tod, oder Du liebst mich nicht mehr."

Diese Zeilen gossen Feuer in meine Adern. Zu Fuße hätte ich fortlaufen mögen, wenn ich bedacht hätte, daß mein Pferd erst gesattelt werden müßte. Ohne Urlaub wäre ich davon gesprengt, wenn mich nicht meine Kameraden gehalten hätten. Ich muß halb von Sinnen gewesen seyn.

„Zwischen vier und sechs Uhr muß ich da seyn!" sagte ich zu meinem General, als ich ihn um Urlaub bat, und glaubte ihm dadurch den allerkräftigsten Bewegungsgrund zur Erfüllung meiner Bitte angegeben zu haben.

„Es wird wohl etwas später werden, mein lieber Lemberg!" sagte der alte Krieger lächelnd, denn er wußte, wo es mir fehlte. —

„Nicht

„Nicht eine Minute ſpäter, ſagte ich, ſie hält mich ſonſt entweder für untreu oder für tod!“

„Recht ſoldatiſche Bewegungsgründe, haben Sie zu Ihrer Reiſe, mein lieber Lemberg! erwiederte er; ſie leuchten mir ein; und deßhalb ſollen Sie morgen früh um neun Uhr den Urlaub haben!“

Ich erſtarrte. Morgen früh um neun Uhr! Da hätte ich in ſieben Stunden ſechszehn Meilen reiten müſſen. Unmöglich! Kaum hatte ich dies ausgerechnet, ſo drehete ich mich um, mit dem feſten Entſchluß, ohne Erlaubniß davon zu jagen.

„Sprudelkopf, rief er ernſthaft, ich weiß, was du willſt! — Ein Soldat muß lieben und gehorchen können. Hier iſt dein Urlaub auf ſechs Monat, ſchon geſchrieben; aber du bekömmſt ihn nicht eher als morgen früh um ſechs Uhr. Nun ſtehts bey dir, zu bleiben oder zu reiten.“

Ich gieng ſtillſchweigend nach der Thür.

„Sag' zu meinem Johann — rief er mir nach — daß er ſogleich aufſitzt, und auf jeder Station Pferde in meinem Namen beſtellt. Ihre [illegible] du dich bedienen. Sorge nun, daß [illegible] von ihren Rechten nachläßt, als die [illegible] den ihrigen. Reiſe glücklich!“

Er gieng. Ich ſahe ihm ſtumm und verſtürzt nach, und das helle Waſſer ſtand mir in den Augen.

Zweytes Kapitel.

Er kömmt und — ſieht!

Welch eine Nacht hatte ich zuzubringen! Meine Liebe kämpfte unabläſſig mit meiner Pflicht, beſiegte ſie, und ward von ihr beſiegt. Meine Freunde thaten alles, um mich aufzuheitern, aber ich ward erſt froh als es ſechs Uhr war. Der Adjutant brachte mir den Urlaub, und ich ſprang auf mein Pferd, das ſchon ſeit zwey Stunden geſattelt vor meinem Quartiere geſtanden hatte.

Armer Rappe! riefen meine Kameraden; und ich ſprengte davon. Der Boden zitterte unter mir, und meine Haare und die Mähne meines Roſſes flatterten. Mein Geiſt war bey Malchen, und mein Körper ſechszehn Meilen von ihr. Mein armes Pferd mußte es entgelten, wenn jener durch irgend einen Zufall auf einige Minuten zu dieſem zurückgerufen wurde.

Auf jeder Station ſchrieb man ſich meinen und des Generals Namen ſorgfältig auf, und verſprach, Nachricht zu geben, ob die Pferde, die ich geritten, mit dem Leben davon kommen würden. Auf der letzten mußte ich mir das Pferd geradezu kaufen, weil der Poſtmeiſter dasjenige, was mich zu ihm gebracht hatte, vor ſeinem Hauſe umfallen ſahe.

Es war drey Viertel auf vier Uhr, als ich den Schloßthurm von Lehmnitz erblickte. Beynahe hätte

ich vergeſſen, was mir Malchen ſo dringend aufgegeben hatte; durch den Garten mich dem Schloſſe zu nähern.

Ein paar tauſend Schritte von der Gartenmauer erhob ſich ein kleiner Hügel, von dem ich alles überſehen konnte. Ich glaubte auf einer Terraſſe mitten im Garten ein Frauenzimmer zu erblicken. Sie ſchien eilig die Terraſſe herabzuſteigen, als ſie mich daherſprengen ſahe. „Wer kann es anders ſeyn als Malchen, rief ich laut, ſie eilt von der Terraſſe, und dir entgegen!“

In wenig Minuten war ich an der Gartenthür; ich ſprang vom Pferde, und band es an den erſten den beſten Baum. Ich trat in den Garten; kein Malchen war da. „Und ſie wollte doch an der Gartenthüre ſeyn!“ murmelte ich. — Ich gieng die Allee hinan, die zur erwähnten Terraſſe führte — kein Malchen zu ſehen! — „Wenn ſie auf der Terraſſe war, konnte ſie hundertmal herab zur Gartenthür und zurückgelaufen ſeyn, ehe ich den Garten erreichte — murmelte ich weiter, und ich fühlte die Kopfſchmerzen, die mir die Luft und das Stoßen des Pferdes verurſacht hatten. Als ich Malchen noch an der Gartenthür zu finden hoffte, fühlte ich ſie nicht. Ich näherte mich der Terraſſe. An dem Fuße derſelben war ein chineſiſches Gartenhäuschen; durch ein Seitenfenſter ſahe ich hinein, und o! was ſahe ich!

Malchen saß — mit einer Mannsperson in blauer Uniform auf einem Canapee. Er hatte seinen linken Arm fest um sie geschlungen, sie ihren rechten um ihn. Sein Haupt ruhete an ihrer Brust; sie sahe schmachtend zu ihm hinab, er schmachtend zu ihr hinauf. Zuweilen schielten beyde, wie es mich dünkte, lächelnd nach dem Fenster, das vor ihnen war. Die Mannsperson kam mir sehr jung und sehr bekannt vor; aber ich hatte nicht Zeit, es zu untersuchen.

Die Bewegungen, die in dem unsäglich kurzen Momente, wo ich dies sahe, gleichsam mörderisch mich ergriffen, mag keine Feder beschreiben, kein Pinsel malen, keine Zunge aussprechen. — Meinen Degen ziehen, in das Haus stürzen, der Mannsperson, die mir lachend entgegen sprang, und dadurch meine Wuth vermehrte, den Degen in die Seite rennen, Malchen, die sich mir schreyend um den Hals warf, weit von mir wegschleudern, aus dem Lusthause in den Garten, durch die Allee zur Gartenthür hinausstürzen, auf mein Pferd springen, und in gestrecktem Laufe davon eilen — alle diese gewaltsame Handlungen waren das Werk von zwey Minuten, deren schreckliche Quaalen alles, was je ein menschliches Herz Grausames erduldet, was je die Einbildungskraft eines Menschenquälers Schmerzliches erdacht und erfunden hat, weit und weit übertrafen.

Vier Pferde tod geritten, ſagte ich kalt und bitter, um ſie — in den Armen eines andern zu ſehen! —

Dieſe Worte wiederholte ich einmal über das andere, indem ich jedesmal den Kopf langſam dazu ſchüttelte. Endlich erlag meine Seele dem Schmerze; meine Zunge ward ſtumm, mein Ohr taub, und mein ſtarres Auge ſahe nichts mehr als den Kopf meines Pferdes, das mich, wohin es wollte, im Sprunge forttrug.

Drittes Kapitel.

Ein Nachtſtück.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, ehe meine Seele ſich wieder ſo weit ermannte, daß ſie einzelne Lichtſtrahlen durch das Chaos von Empfindungen, die mein Herz zu ſprengen droheten, zu werfen Gewalt genug hatte. Gewiß iſt es, daß der Abend ſchon weit vorgerückt war, als mir die erſten Thränen, in die ſich mein wilder Schmerz auflöſte, über die Wangen herabrollten.

Ich wußte nicht, wohin mein Pferd mich getragen hätte, und dachte nicht eher daran, bis mich ein gewaltiger Riß queer über das Geſicht, aufmerkſam darauf machte. Ich befand mich in einem dicken Gebüſche, durch welches ſich mein Pferd einen Weg bahnte, wahrſcheinlich weil ich es von Zeit zu Zeit, ohne es zu wiſſen, geſpornt hatte. Ich ſprang ab.

Fang.

Schlinge, wir müſſen Sir John Falſtaffen in Verhaft nehmen.

Wirthin.

Ach ja, guter Herr Schlinge, ich hab ihn verklagt, und alle.

Schlinge.

Das mag einigen von uns das Leben koſten; er wird vom Leder ziehen.

Wirthin.

Das iſt doch ein Elend! Nehmt euch ja vor ihm in Acht; er erſtach mich neulich in meinem eignen Hauſe, und das nur auf eine recht beſtialiſche Art; er bekümmert ſich nichts darum, was für Unheil er anrichtet, wenn er mit ſeiner Fuchtel heraus iſt. Er wird zuſtoſſen wie ein Teufel; er ſchont euch weder Mann, noch Weib, noch Kind.

Fang.

Wenn ich ihn nur einmal zu paken kriegen kan, ſo frag ich nichts nach ſeinem Pochen.

Wirthin.

Nein, ich auch nicht; ich will euch ſchon an der Hand ſeyn.

Fang.

Wenn ich ihm nur einmal mit der Fauſt beykommen kan --

Wirthin.

Jetzt fühlte ich erst, wie die körperlichen und geistigen Beschwerlichkeiten des Tages mich angegriffen und abgemattet hatten. Ich konnte mich nicht auf den Füssen erhalten, und meine Kniee sanken unwillkührlich unter mir zusammen. Mein Pferd blieb in einiger Entfernung von mir stehen, und stillte seinen Hunger mit den Blättern der umstehenden jungen Stauden.

Ich legte mich nieder. Auf meine Linke stemmte ich mein Haupt, und mit der Rechten riß ich große Büschel Gras aus, und schleuderte sie weit von mir. Kein Seufzer, kein Laut kam über meine Lippen. Mein stummer Schmerz vergrub sich tief in meinem Innern, und da keine lindernde Tropfen über meine Wangen mehr flossen, mußte er in jenen ungestümen Bewegungen meiner rechten Hand sich ankündigen.

Malchen in den Armen eines Andern! Dieses Bild schwebte mir immerfort vor Augen, und peinigte mich am grausamsten. Zuweilen ward es zwar von dem Bilde des Erstochenen verdrungen, aber dieses war mir bey weitem nicht so peinlich als jenes. Jedem andern wäre das letztere das schrecklichste gewesen, mir war es das erstere, und mußte es seyn.

Unterdessen brach die Nacht ein. Mit ihr erhob sich ein Sturm, der in den Aesten und Wipfeln der umstehenden großen Eichen brauste, und sie bis auf die Wurzeln erschütterte. Um und neben mir rausch-

ten

ten und pfiffen die Blätter des Gebüſches, und groſſe Regentropfen fielen mir einzeln auf Geſicht und Hände. Mein Pferd ſcharrte mit den Füſſen, und wieherte vor Hunger und Kälte, während eine dicke Finſterniß alles was mich umgab in ihren ſchwarzen Schooß vergrub, und die ganze lebendige Schöpfung meiner Seele ähnlich zu machen ſchien.

Dieſe Empörung der Natur ſagte der Empörung meines Herzens zu. Ich wickelte mich feſt in meinen Ueberrock, verbarg die Hände im Buſen, das Geſicht unter meinem Schnupftuche, und dem Winde wandte ich gleichſam wie im Trotze den Rücken zu. So ganz in mich ſelbſt verſunken und verſchloſſen, ſahe ich den Bildern, die mir meine Einbildungskraft vorführte, mit Muth und Standhaftigkeit ins Geſicht, und endlich ſchien meine Seele ihrer gewohnt zu werden. Dies war Betäubung, aber eine ſehr wohlthätige Betäubung, denn ſie ließ den Betrachtungen über die Zukunft in meiner Seele Raum.

Die Treuloſe je wiederzuſehen, war ein Gedanke vor dem ich zurückbebte, und doch ſchwebte ſie immerfort vor mir. In meine Garniſon zurückzukehren, und mich von meinen Bekannten mit groſſen Augen anſehen, auch wohl aufziehen zu laſſen, war ein zweyter, der mich um die Welt gejagt haben würde; und doch brannte ich vor Verlangen, ihnen zu ſagen, wie

ich

ich meinen Nebenbuhler bestraft hätte. Aber die Art, wie ich mich dabey benommen hatte, empörte mein Gefühl für Ehre, und machte mich über und über vor Schaam glühen. Ich hatte ihn unversehens überfallen, und konnte fürchten, als Meuchelmörder verachtet und bestraft zu werden.

So vereinigten sich endlich Unwillen auf die Untreue, gekränckter Stolz, Furcht vor Verachtung, Schaam vor mir selbst, und endlich Angst des Mörders, um den Entschluß, nie wieder in meine Garnison zurückzukehren, in mir zur Reiffe zu bringen. Ich wollte bey einer andern Macht unter einem andern Namen Dienste nehmen, sollte es auch nur als Gemeiner seyn, und mich dadurch auf immer den Nachforschungen meiner Freunde entziehen.

Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so sprang ich auf, um ihn auszuführen. — . Aber, wo war ich? Auf welchem Wege war ich in dieses Gebüsche gekommen? Wie sollte ich mich herausfinden? Ich nahm mein Pferd her, setzte den Fuß in den Steigbügel, um davon zu reiten, und setzte ihn wieder auf die Erde, um den Tag zu erwarten. Mitten unter diesen Bewegungen hörte ich einen Hund bellen, der nach dem Schalle zu urtheilen nicht weit von mir seyn konnte. Ich arbeitete mich nach der Seite, wo der Schall herzukommen schien, durch das Gebüsch und

zog mein Pferd hinter mir her. Das Gebell des Hundes kam mir immer näher, und endlich gelangte ich auf einen lichten Platz, an dessen einem Ende ein dürftiges Licht durch Gebüsche schimmerte.

Wäre es mir auch nur von weitem wahrscheinlich gewesen, ohne fremde Hülfe aus dem Walde zu kommen, so hätte ich mich dem Lichte gewiß nicht genähert, weil ich mir einbildete, man würde alles was mir begegnet war auf meinem Gesichte lesen können; und wirklich gieng ich auch nicht eher auf das Licht zu, bis ich nach verschiedenen Seiten hin einen Weg aus dem Walde gesucht, aber nicht gefunden hatte.

Viertes Kapitel.

Der alte Hans.

Ich pochte mit zitternder Hand an den Fensterladen. „Wer ist da?„ rief eine männliche Stimme drinnen. „Ein Reisender, der sich verirrt hat!„ antwortete ich. „Will gleich aufmachen!„ rief der Mann, und ich konnte es hören, wie er aus dem Bette sprang. „Um Gottes willen — ließ sich eine weibliche Stimme hören — mache nicht auf, lieber Mann, wer weiß, wer es ist; es können wohl mehr seyn als einer. Sie schlagen uns tod, noch ehe wir um Hülfe schreyen können!„

Der

Der Verdacht des Weibes machte, daß mir alle Glieder zitterten. Sie hielt mich für einen Mörder, das griff mir ans Herz. Wäre ich keiner gewesen, so hätte ich nicht gezittert. Es fehlte wenig, so hätte ich mich von neuem in das Dickigt zurückbegeben.

Der Mann schien sich zu bedenken. Endlich sagte er: ich will meine Büchse nehmen, und in Gottes Namen aufmachen! „Und ich nehme die andere!“ sagte die weibliche Stimme. — „Und ich des Vaters Hirschfänger!„ eine dritte Stimme, die ich einem Knaben zuschrieb.

Die Thür gieng auf, und ein langer Mann, der in der rechten Hand ein Gewehr und in der lincken eine Laterne hielt, trat heraus. Hinter ihm stand eine halbangezogene Frauensperson, welcher die Haare wild um den Kopf hiengen, und neben ihr ein Knabe, der in der rechten Hand einen bloßen Hirschfänger hatte, und mit der lincken sich fest an dem Vater hielt.

Der Mann wiederholte seine Frage, und ich trat näher und gab ihm die vorige Antwort. Mein Pferd, dessen Zaum ich in meiner lincken Hand hielt, streckte seinen Kopf über meine rechte Schulter, und gab den Laut von sich, welchen die Pferde hören lassen, wenn man ihnen zu fressen bringt, oder wenn sie nach einer Tagereise eine bekannte Herberge vor sich sehen.

Der

...Der Mann machte einen langen Hals, und leuchtete das Pferd an. — „Ey, alter Hans, sagte er, und richtete, ohne sich um mich zu bekümmern, seine Worte an mein Pferd — wie kömmst du hieher?“ — Dieses sagte er mit einer Freude, als wenn er einen alten Freund, den er lange für tod gehalten, unverhoft wiedergefunden hätte. „Ach, unser Hans, Mutter!“ rief der Knabe, und sprang hervor. „Wer hätte das gedacht?“ sagte die Mutter, und trat auch zu meinem Pferde hin. Ich mochte sagen und fragen, was ich wollte, man hörte mich nicht. Ihre Furcht vor Räubern und Mördern schien völlig verschwunden zu seyn; wie konnten sie auch etwas Böses von einem Menschen erwarten, der sich als den Besitzer ihres alten geliebten Hansen ankündigte?

Der alte Hans war immer das dritte Wort, während ich von einer brennenden Ungeduld gefoltert ward. Endlich ließ ich dem Knaben den Zügel, und er führte das Pferd in das Haus. Die Mutter nahm dem Vater die Laterne aus der Hand und leuchtete dem Buben. Ich folgte dem Vater in die Stube.

„Ja, sagte er, wenn Sie meinen Hans nicht gehabt hätten, würden Sie nimmermehr nach meinem Hause gekommen seyn. Ich habe ihn erst vor acht Tagen an dem Postmeister zu G* verkauft. — Bleiben Sie nur die Nacht bey mir, morgen in aller Frühe bringe ich Sie aus dem Walde!“

Ich

Ich ließ es mir nothgedrungen gefallen, und nachdem ich ihm über seinen Hans mit drey Worten Auskunft gegeben hatte, erfuhr ich, daß ich mich in dem A* Gebiethe ohnweit D*, mithin sechs Meilen von Lehmnitz und sieben Meilen von L*, befände.

Der Alte ward sehr gesprächig, aber ich hörte wenig von allem was er sagte. Wie konnte ich es auch bey dem Sturme von gewaltsamen Empfindungen, der in meiner Brust tobte? Ich stemmte mein Haupt auf beyde Hände, sahe starr vor mich hin, und antwortete ihm endlich gar nicht mehr.

„Der junge Herr ist verdrüßlich — sagte er zu Frau und Sohn, als sie zurückkamen, und mir erzählen wollten, daß sie den alten Hans in den Stall geführt und ihm zu fressen gegeben hätten. — Laßt ihn in Ruhe! — doch setz' ihm zu Essen her, fuhr er zur Frau fort, wenn er etwa hungrig ist, und dann geh mit dem Jungen schlafen; ich lege mich nicht mehr nieder, es ist bald zwey Uhr."

Die Frau brachte Milch, Butter und Brod und entfernte sich mit dem Knaben. Der Alte näherte sich mir und sagte: Junger Herr, hier ist zu essen, wenn Sie essen wollen, und dort mein Bette, wenn Sie schlafen wollen!" — Ich sah ihn gerührt an und reichte ihm stillschweigend meine Hand. Aber ich hatte weder Eßlust noch Schlafluſt.

Sobald der Tag anbrach, ſetzte ich mich in Bewegung. Meinen Wirth fand ich bey meinem Pferde. Er hatte ihm zu Freſſen gegeben, und war im Begriff es zu ſtriegeln. Ohne ihm ein Wort zu ſagen, nahm ich Sattel und Zaum. Er wand mir beydes aus den Händen und ſagte: ich ſollte ihm die Freude laſſen, ſeinen alten Hans zum letztenmale zu ſatteln. Dieſe Freude ließ ich ihm gerne. Voller Ungeduld gieng ich auf den Hof, denn er fieng von neuem an zu bitten, daß ich doch noch ein Stündchen länger warten möchte. Man weiß ſchon um weſſentwillen er bat.

Endlich nach langem Zaudern führte er ihn aus dem Stall, und ich ſprang in den Sattel, ohne zu bedenken, daß ich nicht durch die niedrige Hausthür würde reiten können. Ich mußte alſo wieder abſteigen, und das Pferd durch das Haus führen. Vor der Thür ſprang ich von neuem hinauf, und ritt davon. „He, rief mir der Alte nach, wiſſen Sie denn den Weg?“ — Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ſchien gar nicht mit ſich einig werden zu können, was er aus mir machen und wie er ſich mein Betragen erklären ſollte. Kein Wunder! ich kannte und fühlte mich ja ſelbſt nicht.

Welch eine Pein für mich, daß ich meinem Wegweiſer zu gefallen langſam reiten, länger als eine Stunde langſam reiten mußte. Die hellen Tropfen ſtanden mir vor der Stirn, und tauſendmal fragte ich:

kann ich den Weg nun allein finden? Endlich ſagte er ja, und ſchon hatte ich die Füſſe aufgehoben, um meinem Pferde die Sporn zu geben, als es mir erſt einfiel, dem guten Alten zu danken. Ich griff in meinen Beutel und reichte ihm, was mir in die Hand fiel. Er wollte nichts nehmen; und ich brannte vor Eifer es ihm zu geben, weil ich — fort mußte. Als er mir endlich zuviel Umſtände machte, warf ich die ganze Hand voll Silbergeld hitzig über ihn her, und ſprengte davon. Er rief mir nach: da heißts wohl recht, es ſchneyet Geld! — Ich ſahe mich nicht nach ihm um — — „Adje Hans!“ rief er noch ſtärker. — Mir hatte er keine glückliche Reiſe gewünſcht.

Fünftes Kapitel.

Funken unter der Aſche.

Nach einer Stunde ſahe ich mich glücklich im Freyen. Ich erkundigte mich bey dem erſten Bauer der mir begegnete, nach dem Wege, der nach W * führte. Ich erfuhr, daß ich die Landſtraße nur verfolgen dürfe, um gerade auf dieſe Stadt zu ſtoßen. Aber es war meine Abſicht, um ſelbige, und nicht in ſelbige zu reiten.

Mein Entſchluß war nun gefaßt: ich wollte gerade nach B* und mich dort zu K* Dienſten anwerben laſſen. Es war mir gleich, wozu man mich machen wollte,

wollte, zum Kavalleriſten oder zum Infanteriſten, zum Korporal oder zum Gemeinen — wenn ich nur meinen Bekannten und Freunden verborgen blieb. — O, wenn ich mich nur vor mir ſelbſt hätte verbergen können!

Gegen Abend befand ich mich nicht weit von D*. Ich war faſt in einem Zuge fortgeritten, und hatte mir kaum Zeit genommen, des Mittags mein Pferd füttern zu laſſen und ſelbſt einige Biſſen zu mir zu nehmen. Ich war willens noch dieſe Nacht wenigſtens bis zur B* Gränze zu reiten, aber ein unwiderſtehlicher Schlaf überfiel mich während ich in einer Dorfſchenke am Tiſche ſaß und meinen Gedanken nachhieng. Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich mich noch in eben der Stellung, in welcher ich den Abend vorher eingeſchlafen war. Es herrſchte eine Stille in meiner Seele, die mich glauben machte, als ob ich ganz ruhig wäre, und von den gewaltſamen Empfindungen, die mich bis daher Tag und Nacht umhertrieben, nun nichts mehr zu fürchten hätte.

Ich ſetzte meine Reiſe fort, und in einer halben Stunde hatte ich D* vor mir. Auf lauter Abwegen queer über Sand und Wieſen und Aecker ritt' ich um dieſe Stadt, und ließ mich an eben der Stelle, und vielleicht noch auf eben derſelben Fähre über die Elbe ſetzen, die mich als Knabe überfuhr, nachdem ich dem Bedienten meines Vaters aus dem Wirthshauſe unter den Händen entlaufen war.

Wirthin.

Ich bin verlohren, wenn er entgeht; ich versichre euch, die Zechen nehmen kein Ende, die er mir schuldig ist. Guter Herr Fang, haltet ihn ja fest; guter Herr Schlinge, laßt ihn ja nicht entwischen; er kommt immer in Pie-Corner, mit Verlaub vor euer Ehren zu reden, einen Sattel zu kaufen, und er ist heute zum Mönchs-Kopf in der Lombard-Strasse zu Horn. Smooth, dem Seidenhändler, zum Mittagessen eingeladen. Ich bitte euch, weil meine Klage einmal anhängig ist, und die Sache so weit gekommen ist, daß es die ganze Welt weiß, macht doch ja, daß er sich zur Verantwortung stellen muß. Hundert Mark ist eine grosse Summe für eine arme verlassene Wittfrau; ich hab immer gewartet, und gewartet, und gewartet, und er hat mich immer gefoppt, und gefoppt, und wieder gefoppt, daß es eine Schande ist, nur daran zu denken. --

Falstaff, sein kleiner Lakay, und Bardolph zu den Vorigen.

-- Dort kommt er eben, und der ausgemachte malvasiernasichte Spizbube Bardolph mit ihm. Thut euer Amt, thut euer Amt, Herr Fang und Herr Schlinge, thut mir, thut mir, thut mir euer Amt.

Falstaff.

Wie? wie? Wessen Mähre ist todt? Was giebt's hier?

Fang.

Sir John, ich arretire euch auf Ansuchen der Frau Quikly.

Falstaff.

Binnen drey Stunden war ich an der B* Gränze. Jetzt fiel es mir erst ein, daß ich in meinem jetzigen Anzuge wohl nicht in B* hineingelassen werden dürfte. Unter meinem grünen Ueberrocke trug ich die ganze S* Uniform; an meinem Degen das S* Porte Epee und um meinen Hut S* Cordons. Alles mußte ich ablegen, weil ich mich durch keinen Paß legitimiren konnte.

Ich ritt in einen vor mir liegenden Wald, und stieg in einem dicken Gebüsche vom Pferde. Zuerst schnitt ich die Cordons von meinem Hute, dann zog ich meine Uniform aus, und legte endlich meinen Degen ab. Mein Herz war unbeschreiblich beklemmt, und wenn ich die vor mir liegenden Kleidungsstücke ansahe, stiegen mir unwillkührlich die Thränen in die Augen. Ich trug endlich das Ganze zu einer Fuchshöhle, die in der Nähe war, steckt' es hinein und vergrub es unter Reisern, Sand und Steinen. Mit gefalteten Händen, den nassen Blick auf die Stelle gerichtet, wo ich meinen vorigen Stand begraben hatte, stand ich da, und brach endlich schluchzend in die Worte aus: so ist dann alle Hoffnung zur Rückkehr verschwunden? —

Ich erschrack vor mir selbst. Ich weinte, daß ich nicht mehr zurückkehren konnte, und schnitt mir selbst alle Hoffnung zur Rückkehr ab. Ich war Tag und Nacht geritten, um ihrem Bilde zu entfliehen, und nie

nie war es mir näher als jetzt. Ich verabscheuete sie, als ich sie sahe, und liebte sie, als ich dreyssig Meilen von ihr war!

O Liebe, du bist der Phönix, der sich selbst verbrennet, um auf neuen Fittigen emporzuschweben. Du bist der Vogel von dem man sagt, daß er seine Jungen mit eignem Blute nähre. Du bist das Bild der Natur, die ewig sich selbst entblättert und ewig neue Knospen treibt. Dein Schmerz ist Wollust, deine Wollust ist Schmerz. Du siehest mit verschloßnen Augen, und mit offnen bist du blind. Du bist nur selten Du selbst; unter tausend Gestalten quälst oder beglückest du das Herz, in welchem du wohnest; du bist Hoffnung und Verzweiflung; du bist Honig und Wermuth, Ruhe und Unruhe, Leben und Tod; du bist das alles auf einmal, und vereinigest das alles, sobald du willst, in einem Blick, in einem Seufzer, oder in einer Thräne.

Sechstes Kapitel.

Moriz wird Jäger.

Alle die gewaltsamen Empfindungen, die von dem Augenblick an, wo ich Malchen in eines Andern Armen gesehen hatte, in meiner Seele stürmten, bekamen jetzt neue Nahrung, und durchliefen, wie damals, alle die Grade von Eifersucht, Wuth, Unwillen und

Schmerz, bis sie endlich, wie damals und durch eben dieselben Gegengründe verdrängt, in den festen Entschluß zusammen flossen: die Treulose nie wieder zu sehen, und deßhalb nie in jene Gegenden zurückzukehren.

Ich sprang auf mein Pferd und ritt weiter; aber doch langsamer als ich seit zwey Tagen zu reiten gewohnt war.

„Reiten wir Einen Weg?" hörte ich eine Stimme hinter mir.

Ich sahe mich um, und erblickte einen Herrn auf einem stolzen Engländer. Ihm folgte ein Reitknecht zu Pferde, dem zwey Büchsen über der Schulter hiengen.

Vielleicht! erwiederte ich — Ich reite nach B*.

„Der Herr ist schon drinnen!" sagte er lächelnd. Ich muß über und über roth geworden seyn.

„Der Herr ist ein Jäger?"

Ja! sagte ich in aller Eil, um seinen Fragen auszuweichen.

„Und sucht Dienste?" fuhr er fort.

Ja! sagte ich noch einmal eben so eilig; und der Gedanke, mich für einen Jäger auszugeben, gefiel mir. Mein grüner Ueberrock hatte ihn wohl zunächst auf die Frage gebracht.

„Aber

„Aber wie kömmt der Herr hieher?“

Ich weiß nicht genau was ich ihm in der ersten Angst erzählte, aber das weiß ich, daß kein Zug aus meiner wahren Geschichte darin war. Ich machte mich zu einem Landjägers Sohn aus dem P*. Ich sey ausgetreten, sagte ich, um der Muskete zu entgehen, womit man mir gedrohet habe. Da meine Flucht heimlich geschehen sey, hätte ich mich weder mit Pässen noch mit Attestaten zu meinem künftigen Fortkommen versehen können, also würde mir doch wohl am Ende nichts übrig bleiben als die Muskete.

Die Angst ist eine treffliche Lügnerin. Zu jeder andern Zeit hätte ich stundenlang auf einen solchen Roman studiren können, und doch wohl nicht soviel Wahrscheinlichkeit hineingebracht. Mir ward es ganz leicht ums Herz, als ich ihn glücklich verwickelt und entwickelt hatte.

Der Herr nahm mich einigemal scharf aufs Korn. Mein Gesicht und überhaupt mein ganzes Aeussere schien ihm zu gefallen. Er ritt eine Weile stillschweigend neben mir und sagte endlich: Mein Sohn, es wäre schade um dich, wenn du wider Willen Soldat werden solltest. Willst du bey mir als Jäger bleiben?

„Aber ich bin erst zwey Jahre bey der Jägerey gewesen!“ sagte ich mit derjenigen bewundernswürdigen Geistesgegenwart, die ich nun schon seit fünf Minuten an mir gewohnt war.

Daran liegt nichts — erwiederte er — mein alter Tobias wird dir alles ſagen und zeigen, was du noch nicht weißt. Verſprichſt du treu und fleißig zu ſeyn?

Ja, ſagte ich und reichte ihm meine Hand. Er lächelte, und ich fühlte mein Geſicht glühen, darüber, daß ich meine Rolle vergeſſen hatte. Ich, ein angenommener Jäger, reiche meinem Gebiether die Hand! Ich glühete noch ſtärker, als er zu mir ſagte: Nun, ſo reite hinter mir; und glühete am allerſtärkſten, als mich der Reitknecht, mit dem Titel: Herr Kamerad, beehrte, und mir die Hand reichte.

Ein Glück für mich, daß mein Herr in dieſen Augenblicken weiter keine Fragen, meine Geſchichte betreffend, an mich that, ich würde ſonſt alles ſchlecht gemacht haben, was ich vorhin gut gemacht hatte. In weniger als einer Stunde kamen wir auf dem Schloſſe des Grafen an. Daß er ein Graf ſey, ſagte mir mein — Kamerad.

Siebendes Kapitel.

Morizens Lage.

Ich war einſam, in mich ſelbſt verſchloſſen, und ſtumm. Der Graf fragte mich täglich, ob ich von Natur ſo ſey, und ich bejahete es. Die übrige männliche und weibliche Dienerſchaft ſahe mich mit großen Augen an, und ſteckte den Kopf über mich zuſammen.

Alle

Alle ihre Blicke waren unaufhörlich beschäftigt, um den Wunderjäger zu ergründen, der bey höchstens achtzehn Jahren nicht spielte, nicht trank, fast gar nicht sprach, sich weder auf dem Schloße noch in dem nahgelegenen Dorfe ein Mädchen suchte; von dem der alte Tobias (des gnädigen Herrn rechte Hand) sagte: er sey ein braver Pursch; den der Graf nur immer als Muster der Treue und des Fleisses den übrigen vorstellte; an dem die gnädige Frau eine feine Haut und edle Miene bemerkt haben wollte; von dem die Gouvernante gesagt hatte, er schiene sogar monde zu besitzen; von dem endlich die Favorite der gnädigen Frau, ihre Kammerjungfer, die noch keine Mannsperson hatte leiden können, sich nicht undeutlich verlauten ließ, daß er ihr nicht übel gefiele, und daß sie, wenn sie sich je entschließen könnte zu heyrathen, allenfalls seine Frau zu heissen sich nicht schämen würde.

Dieses gab mir eine Ueberlegenheit im Hause, die mir bey meinem Hange zur Einsamkeit lästig ward. Alles drängte sich zu mir, um mich zu unterhalten, und mich, wie man sagte, aufzuheitern; alles fragte mich bey seinen kleinen Angelegenheiten um Rath; die Gouvernannte selbst ließ sich herab mit mir Französisch zu sprechen, als ich es bey einer gewissen Gelegenheit verrathen hatte, daß ich diese Sprache verstände; und die Kammerjungfer sogar, wirbelte sich, wenn sie ein neues Kleidungsstück angezogen hatte, so lange vor meinen Augen herum, bis sie geradezu oder durch Um-

ſchweife aus mir herausgebracht hatte, daß ſie gut und mit Geſchmack gewählet habe. Alle dieſe Erſcheinungen ſtiegen dem alten Jäger Tobias, der ein groſſer Denker war, zu Kopfe, und er pflegte immer zu mir zu ſagen: Wilhelm, wenn du nicht ein Jägersſohn biſt, ſo mußt du wenigſtens ein Fürſtenkind ſeyn.

Ich lächelte zu ſolchen Aeuſſerungen und ſchwieg.

Achtes Kapitel.

Der Graf und ſein Haus.

Der Graf war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren; ein wilder Jäger, welches er aus einen wilden Soldaten geworden war; hitzig, aber immer bereit, was er in der Hitze gethan hatte, wieder gut zu machen; ohne modiſche Bildung und Lektüre, aber reich an praktiſchen Regeln des Lebens, wie er ſie für die individuelle Lage ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Umſtände brauchte; rechthaberiſch bis zur Unziemlichkeit in Sachen die er zu verſtehen ſich einbildete, und faſt auf eine kindiſche Art gelehrig, wenn man ihm etwas vortrug, das er noch nicht wuſte, und was er brauchen zu können glaubte; im eigentlichſten Verſtande Herr in ſeinem Hauſe, und bis zur unleidlichſten Hartnäckigkeit eigenſinnig in dem Syſtem der häuslichen Angelegenheiten. Seine Gemahlin hatte er geheurathet, um den Familienſtamm aufrecht zu halten,

und

und weiter bekümmerte er sich nicht um ihre Beschäftigungen und Zeitvertreib.

Die Gräfin war noch sehr jung, und, als ich in das Haus kam, erst zwey Monate mit dem Grafen verheurathet. Dieses ungleiche Alter, noch mehr aber die Art des Grafen, mußten nothwendig eine seltsame Gattung von Ehe hervorbringen. Er schwärmte ganze Tage auf Feldern und in Wäldern umher; sie saß ganze Tage in ihrem Zimmer, und vertrieb sich die Zeit, so gut sie konnte, mit weiblichen Arbeiten, mit Büchern, und mit zwey Nichten aus der Verwandschaft des Grafen. Zuweilen, aber doch nur höchstens einmal die Woche, hatte sie Besuche von Frauenzimmern, die sich aber immer entfernten, so bald der Graf in seine Mauern einzog. Seiten machte sie Gegenbesuche, weil es der Graf nicht gern sahe, daß sie abwesend war. „Aber wie kann solch eine junge Dame das einförmige Leben aushalten?„ fragte ich den alten Tobias — — „Das macht, erwiederte er, weil sie der Herr aus einer Pension zu L*. geradezu weggeheurathet und sie zur Gräfin gemacht hat, weil er ihr giebt was sie wünscht, weil er kein anderes Frauenzimmer ansieht, und weil er regelmäßig alle Abend mit ihr zu Bette geht.“

Der alte Tobias war, wie man sieht, ein alter Schalk.

Die beyden erwähnten Nichten waren noch jung, und standen unter dem Scepter einer Gouvernante,

die

die in ihren beſten Jahren war, und wiederum von einem Piariſten geleitet und geführt ward. Letzterer unterrichtete die beyden Fräulein im Chriſtenthum und die Gouvernante in der teutſchen Sprache. Der alte Tobias nahm vor dem Mönch den Hut nicht ab, und räuſperte ſich immer wenn er die Gouvernante ſahe. Ich fragte ihn nach der Urſach' dieſes Betragens, und er gab mir zu verſtehen, daß er einmal in der groſſen Laube dazu gekommen wäre, als der Pater der Gouvernante — keine Collegia über die teutſche Sprache geleſen hätte. Es wäre gerade in der Brunſtzeit geweſen — ſetzte er in aller Unſchuld hinzu.

Er wüßte wohl noch mehr als das von dieſen beyden Leuten — fuhr er fort — aber er wartete nur auf eine Gelegenheit, wo er ihnen noch näher auf die Fährte kommen könnte. Dann ſollte der Herr alles erfahren.

Uebrigens zerfiel das ganze gräfliche Haus in zwey Hauptpartheyen. An der Spitze der einen ſtand der Graf mit der ganzen männlichen, und an der Spitze der andern die Gräfin mit der ganzen weiblichen Dienerſchaft. Der Mönch wußte es mit beyden ſehr geſchickt zu halten.

Neuntes Kapitel.

Recidive.

Als ich ungefähr vierzehn Tage in dem Hause des Grafen gewesen war, kam der Briefbothe aus der nächsten Stadt mit einem Brief an die Gräfin. Da er meiner zuerst ansichtig ward, so überreicht' er ihn mir, daß ich ihn der Gräfin aushändigen sollte.

Ich blickte von Ohngefähr auf die Adresse — und o! wie ward mir! Ich glaubte Malchens Hand in derselben zu erkennen. Wie ein Wirbelwind plötzlich einen stillen See empört, und seine Gewässer zu hohen schäumenden Wellen aufregt — so drang diese Vorstellung in mein Herz, welches ich seit einigen Tagen, vielleicht aus bloßer Eigenliebe, für ganz beruhigt gehalten hatte. Der Funke, der tief im Innersten versteckt gelegen hatte, schlug in helle Flammen auf.

Ich zitterte, und ließ den Brief dreymal fallen, und hob ihn eben so oft wieder auf. Ich las die Adresse, und las sie immer wieder, zergliederte jeden Strich, jeden Buchstaben, jeden Federzug, und zermarterte meine Augen so lange, bis der ganze Brief in eine schwärzlichgraue Masse zusammenfloß, die mich keinen Buchstaben mehr erkennen ließ.

Der Briefbothe, der vermuthlich nicht ohne Befremdung mein seltsames Betragen angesehen haben

mochte

Falſtaff.

Weg, ihr Lümmel; zieh, Bardolph: Hau mir dem Raker den Kopf herunter: Wirf den Saujödel in den Bach.

Wirthin.

Was? Mich in den Bach werfen? Ich will dich in den Bach werfen. Willt du? willt du? Du -- Mörder! Mörder! --

Falſtaff.

Bardolph, halt ſie zurük.

Faug.

Succurs! Succurs!

Wirthin.

Liebe Leute, holt noch einen Mann oder zwey; du willt, willt du? Du willt, willt du? Thu's, thu's, du Raker, du, du Hanfſaamen!

Falſtaff.

-- -- (Dumme Schimpfwörter.) -- --

mochte, brachte mich dadurch ein wenig zu mir ſelbſt, daß er in mich drang, den Brief abzugeben, er habe nicht Zeit zu warten.

Ich erinnerte mich, daß ich die Gräfin vor einigen Minuten im Garten geſehen hatte. Wie auſſer mir lief ich hinein, fand ſie, überreichte ihr den Brief und ſagte: Hier iſt ein Brief von Ma—

Ich erſchrack tödlich, während ich noch im Begriff war, die andere Hälfte des Wortes Malchen auszuſprechen.

Von wem? ſagte die Gräfin. Sie ſahe mich zum Glück nicht an, ſondern las die Aufſchrift.

Von der nächſten Stadt! ſtammelte ich, und drehete mich eilig um — Als ich einige Schritte von ihr war, rief ſie mich zurück. Ich ſtand zitternd von der Seite.

„Wilhelm — ſagte ſie — ich muß Ihn ſchon ſonſt irgendwo geſehen haben, eh er in unſer Haus gekommen iſt?“

Mir lief es kalt über den Rücken.

„Ich wüßte nicht wo!“ ſtotterte ich, und wollte fort.

Etwa in L*? ſagte ſie.

„Nein, nein — rief ich — nein, nein!“ und lief beynahe im Sprunge davon, indem ich die Bewegung

wegung mit der linken Hand machte, die man zu machen pflegt, wenn man etwas verneint, was man bejahen ſollte. Ich glaubte ihr dadurch recht geſchickt bewieſen zu haben, daß ich nie in L* geweſen ſey.

Alles vereinigte ſich, um mich in die tödtlichſte Unruhe zu ſetzen. Zwey volle Stunden hatte ich zu kämpfen, ehe ich mich bereden konnte, meine Phantaſie habe mir mit der Adreſſe einen Streich geſpielt, und die Gräfin müſſe irgend einen andern für mich angeſehen haben. Aber, daß ſie mich gerade in L* geſehen haben wollte! Dieſen Einwurf widerlegte ich damit, daß ich mich nicht erinnerte, ſie in L* geſehen zu haben. Man bewundere die unumſtößliche Beweiskraft dieſes Arguments. Daß der Brief nicht von Malchen geweſen ſey, bewies ich mir damit, daß ich ihr Wappen ſogleich müßte gekannt haben. Ich hatte es längſt vergeſſen, daß ich während der Hitze und Anſtrengung, womit ich die Buchſtaben der Aufſchrift unterſuchte, gar nicht daran gedacht hatte, das Siegel zu unterſuchen.

So macht das menſchliche Herz die möglichſten Dinge, die es nicht wünſcht, zu unmöglichen, und die unmöglichſten, die es wünſcht, zu möglichen.

Am Abende dieſes Tages ſaß ich mit dem alten Tobias auf dem Schloßhof unter der Linde. Er ſprach nicht viel, und ich noch weniger. Ehe ich mirs verſahe, ſtand das Kammermädchen der Gräfin vor uns,

uns, und ſuchte uns Rede anzugewinnen. Der alte Tobias duldete ſie, weil ſie ein kluges Mädchen war, und weil ſie ihm zuweilen den grauen Bart krauete, und weil er ſahe, daß ich mir ihr Geſchwätz zuweilen hatte gefallen laſſen. Sie brüſtete ſich nicht wenig wenn ſie bey mir ſaß, weil ſie die einzige vom weiblichen Geſinde war, die ich nicht zurückſchreckte. Alle ihre Geſpräche liefen am Ende auf Liebe und Heyrath hinaus, und zwar blos darum, weil ſie, nach ihrem Geſtändniß, weder zum Lieben noch zum Heyrathen ſich verſucht fühlte.

Dieſen Abend unterhielt ſie mich über das Kapitel der Untreue und der Unerklärbarkeit der Männer, und führte ein Beyſpiel davon an, welches das Maaß meiner Unruhen voll machte.

„Die Gräfin hätte heute einen Brief bekommen, ſagte ſie, von einer Freundin, mit welcher ſie zu L* in Penſion geweſen ſey.“ —

Bey dieſen Worten regten ſich alle meine Haare auf der Scheitel.

„Die Gräfin hätte ihr den Brief zwar von Anfang bis zu Ende leſen laſſen, fuhr ſie fort, aber er wäre ſo lang geweſen, daß ſie nicht alles hätte behalten können. Genug, ihre Freundin, habe einen Herrn ſehr lange und von ganzem Herzen geliebt, und habe geglaubt, auch von ihm geliebt zu ſeyn; aber ein paar Tage vorher, da die Hochzeit hätte vor ſich gehen ſollen,

len, sey er gekommen, habe sie unversehens überfallen, und ihre Schwester mit dem Degen gestochen, doch ohne ihr Schaden zu thun, sey dann davon geritten und niemand wisse wohin!"

Ich bekam wieder Athem bey den Worten „ihre Schwester gestochen" denn ich wußte sehr genau, daß ich eine Mannsperson gestochen hatte; aber ruhig machte mich dieser Gedanke nicht, weil die übrigen Umstände gar zuviel Aehnliches mit meiner Geschichte hatten. Die Freundin der Gräfin war zu L* in Pension gewesen — das paßte auf Malchen — ihr Liebhaber habe kurz vor der Hochzeit sie unversehens überfallen — das paßte auf mich — sey davon geritten und niemand wisse wohin — ich war auch davon geritten, und vermuthlich wußte niemand wohin.

Ich that noch hundert schüchterne Fragen nach dem Namen der Freundin, nach dem Orte, wo die Begebenheit vorgefallen sey, und wie der Liebhaber geheißen habe; aber sie wußte keine zu beantworten, und gestand auch endlich, vermuthlich weil sie sich vergaß, daß sie den Brief nicht selbst gelesen habe, sondern nur das zu gekommen sey, als die Gräfin der Gouvernante den Inhalt desselben erzählt habe. Wenn mir aber daran gelegen sey, so wollte sie die Gräfin darüber befragen und ich sollte alles erfahren.

Was für Ursachen sich heute eine auf die andere häuften, um mich in die tödlichste Unruhe zu versetzen!

Bald war mir der erwähnte Brief ſo gewiß von Mädchen, daß ich aufſprang, und noch dieſen Abend davon wollte; bald deuchte es mir ſo unwahrſcheinlich, daß ich laut über meine Aengſtlichkeit auflachte. So ward ich die ganze Nacht hindurch zwiſchen Ja und Nein hin und her geworfen, bis ich endlich, aber nicht eher als da die Sonne aufgieng, mit feſtem Muthe auf dem Nein beharrete. So lange es Nacht blieb, und ich nur mit den Augen der Phantaſie ſehen konnte, war es nicht möglich geweſen, mich von den ängſtlichen Ja loszuwinden.

Zehntes Kapitel.

Der Graf verreiſet.

Es geſchahe, daß der Graf in Familienangelegenheiten nach W* gieng. Die Gräfin hätte dieſe Reiſe, wie ich hörte, gerne mit ihm gethan, aber er fürchtete, daß ſie ihm in W* auf mancherley Art zur Laſt fallen möchte. Beſuche geben und nehmen, ſich anziehen, ſich zur Schau ſtellen, war ſeine Sache nicht; und das wäre unvermeidlich geweſen, wenn er ſeine junge Gemahlin der Familie hätte aufführen wollen. Er ließ ſie alſo zurück. Mich hätte er gerne mit ſich genommen, wenn es möglich geweſen wäre, den eißgrauen Schildknappen Tobias von ſeiner Seite zu entfernen.

Um mit Glanz in W* zu erſcheinen, nahm er alle männliche Bediente mit, und niemand blieb im Hauſe, als die Gräfin, ihre Kammerjungfer, die Gouvernante, die beyden Fräulein und ich. Der Piariſt blieb jetzt halbe Tage hindurch auf dem Schloſſe, um, wie er ſagte, den Frauenzimmern die Zeit zu vertreiben; und er war auch wirklich ſehr wohl bey ihnen gelitten, denn er konnte — krähen wie ein Hahn, bellen wie ein Hund, und kakeln wie eine Henne.

Der alte Tobias ſagte mir, als er mit dem Grafen abreiſte, ich ſollte ein wachſames Auge auf den Pfaffen und auf die Franzöſin haben; er trauete ihnen beyden nur ſo weit er ſie ſähe.

Sie ſelbſt mochten es auch wohl wiſſen, daß ſie an dem alten Tobias einen unbeſtechlichen Argus hatten. Beyde waren um ſo höflicher und gefälliger gegen ihn, je mehr ſie ſich vor ihm fürchteten. — Sobald er alſo den Rücken gewandt hatte, glaubten ſie freyes Feld zu haben. Sie giengen ſtundenlang im Garten ſpazieren, und waren immerfort in ſehr geheimnißvollen und ernſthaften Geſprächen begriffen.

Drey Tage nach der Abreiſe des Grafen befand ich mich im Garten und verpflanzte unter der Aufſicht des Gärtners einige junge Bäume. Der Piariſt erſchien mit der Gouvernante und den beyden Fräulein; doch mußten letztere immer ein funfzig Schritte voraus gehen. Als ſie nicht weit mehr von mir entfernt

waren, zog der Piariſt mitten in der Hitze des Geſpräches das Schnupftuch heraus, und mit demſelben etwas Glänzendes, das ich für einen Schlüſſel hielt. Ich ſprang hin und hob es auf; aber es war kein Schlüſſel, ſondern ein Dietrich. Ich lief ihm nach und reichte ihm das Inſtrument. Die Gouvernante ward todtenblaß und ſah den Pater an. „Er gehört nicht mir!“ ſagte er, und gab mir den Dietrich mit der gleichgültigſten Miene von der Welt zurück. „Ich hab' ihn aber mit dem Schnupftuche herausziehen ſehen!“ ſagte ich. — „Sie ſind nicht geſcheut, Wilhelm!“ ſagte die Gouvernante mit zuckenden Lippen und zog den Piariſten fort. Ich dachte ſehr lebhaft an den alten Tobias, und ſteckte den Dietrich ein.

Eilftes Kapitel.

Moriz iſt unruhig.

Während der Abweſenheit des Grafen ſuchte ich mich ſo gut zu beſchäftigen und zu zerſtreuen als ich konnte. Ich war zuweilen ganze Tage hindurch auf der Jagd; legte mich, wenn ich meine Pflicht als Jäger gethan hatte, auf die Oekonomie; fiſchte, und half unſerm Gärtner bey ſeinen Arbeiten; las auch zuweilen franzöſiſche Bücher, die mir die Gouvernante aus der kleinen Bibliothek der Gräfin verſchaffte, nicht etwa verſtohlnerweiſe, ſondern mit der völligen Bewilligung der Gräfin, die oft geſagt hatte, mein Fleiß, mein

Eifer,

Eifer, meine ſtille Aufführung verdienten, daß man mich von dem übrigen Geſinde unterſchiede; auch hätte ich ſo etwas in meinem Aeußern, wodurch es ihr unmöglich gemacht würde, mich, wie die übrigen Bedienten, mit Er oder Ihr anzureden.

Ueberhaupt ſchien die Gräfin nicht weniger als die übrigen neugierig zu ſeyn, was es wohl eigentlich für eine Bewandniß mit mir haben möchte. So oft ſie mich ſahe, nahm ſie mich ſcharf aufs Korn, und ſagte entweder zu mir, oder zu jedem andern der gerade bey ihr war: Es iſt gewiß, daß ich den Jäger Wilhelm ſchon ſonſt irgendwo geſehen habe. Sie verließ mich dann jedesmal mit einer nachdenklichen Miene.

Man kann leicht glauben, daß ich bey ſolchen Aeuſſerungen nicht ruhig blieb. Mehr als einmal war ich feſt entſchloſſen, die Dienſte des Grafen zu verlaſſen. Aber heimlicherweiſe wollt' ichs nicht thun, weil ich keinen Grund dazu anzugeben wußte.

O, ich hatte noch eine Urſach, warum ichs nicht that. Man wird ſie errathen, und über mich lachen. Eben die Urſache die mich in der einen Minute forttrieb, hielt mich in der andern. Ich zitterte, wenn mich die Gräfin ſo aufmerkſam anſahe, und glaubte doch, es müßte nicht wenig intereſſant ſeyn von ihr erkannt zu werden. Ich ſuchte mich auf die ſchicklichſte Art zu entfernen, wenn ſie in den Garten kam, und

mir und dem Gärtner zusahe; und brannte vor Begierde, im Garten zu seyn, wenn ich wußte, daß sie darin war. Ich erstarrte bey dem Gedanken, sie möchte mit Malchen in Briefwechsel stehen, und hätte dem feind werden können, der mich völlig überzeugt hätte, sie stände gewiß nicht mit ihr in Briefwechsel. Ich Thor, ich unbegreiflicher Thor! — Aber, werfe den ersten Stein auf mich, wer da will. Vor dem, der geliebt hat, und der das menschliche Herz kennt, bin ich sehr sicher!

Zwölftes Kapitel.

Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Am Abend des zehnten Tages nach der Abreise des Grafen, ließ mich meine Phantasie, die durch ein neues Examen von Seiten der Gräfin aufgeregt worden war, nicht einschlafen. Es war ein unfreundliches Wetter draußen. Sturm, Regen und Schlossen braußten und rasselten auf Dächern und an den Fenstern. Der Wetterhahn auf dem Schloßthurm schwirrte, und die Hunde heulten in ihren Zwingern. Ich verhüllte mich fest in meine Kissen, und harrete ängstlich auf den Schlaf; aber meine Einbildungskraft, die sich mit den Brausen des Windes vereinigte, entfernte ihn immer weiter und weiter von mir.

Voller Ungeduld richtete ich mich endlich im Bette auf. Im Nu kam es mir vor, als ob ein Lichtstrahl plötz-

plötzlich in meine Kammer fiele, und eben so plötzlich wieder verschwände. Meine Kammer war unten im Hause, gerade der Treppe gegenüber, die in den ersten Stock zur Wohnung der Herrschaft führte. Hinter mir war die Thür, durch welche man auf einigen Stufen in den Garten hinab kommen konnte. Diese Thür däuchte mir offen zu seyn, denn ich glaubte deutlich zu hören, wie sie vom Winde hin und her geworfen wurde. Und doch wußte ich sehr genau, daß ich sie, ehe ich mich niederlegte, fest zugemacht hatte.

Ich stand auf, um sie zuzumachen. Während ich meinen Ueberrock umwarf, fiel abermals ein Lichtstrahl durch das Fenster, welches in meiner Kammerthür angebracht war. Ich sahe hindurch und sahe nichts. Voll Befremden darüber, doch ohne mir etwas Besonderes dabey zu denken, suche ich nach dem Drücker, finde ihn, drücke und drücke — meine Thüre war und blieb fest zu. Ich erinnerte mich zwar nicht, sie abgeschlossen zu haben; nahm aber doch den Schlüssel um aufzuschliessen. — Meine Thür war nicht zugeschlossen gewesen, gieng aber auch nicht auf.

Indem ich mich noch zermarterte, um sie zu öfnen, hörte ich plötzlich ein durchdringendes Jesus Maria! — Weinend vor Ungeduld lehnte ich mich mit meiner ganzen vereinigten Kraft gegen die Thür, und krach! sprang sie aus den Angeln und stürzte mit schrecklichem Geräusch auf den Boden, der mit Stei-

Zweyte Scene.

Der Lord Ober-Richter mit ſeinem Gefolge.

Ober-Richter.

Was giebts hier? Haltet Frieden hier, he!

Wirthin.

O mein lieber Gnädiger Herr, haltet zu mir; ich bitte euch, nehmt euch meiner an.

Ober-Richter.

Wie, Sir John? Was für ſaubre Händel habt ihr hier? Schikt ſich das für eure Bedienung, und für das Geſchäfte, ſo euch aufgetragen iſt? Ihr ſolltet ſchon weit auf der Landſtraſſe nach York ſeyn. Laß ihn gehen, Burſche; was hängſt du dich an ihn an?

Wirthin.

O allergnädigſter Herr Lord, ich bin mit Euer Gnaden Erlaubniß eine arme Wittfrau von East-Cheap, und er wird auf mein Anſuchen in Verhaft genommen.

Ober-Richter.

Für was für eine Summe?

Wirthin.

Für alles, Gnädiger Herr, für alles was ich habe. Er hat mich von Haus und Hof gefreſſen, er hat mein

ganzes

nen g•pflaſtert war. Ich ſtürmte die Treppe hinan, und hörte die Stimme des Kammermädchens, die Hülfe! Hülfe! Hülfe! ſchrie. Ich eilte in das Zimmer der Gräfin, welches weit offen ſtand, und ſahe Lichtſtrahlen aus ihrem Schlafzimmer in dieſes gröſſere fallen. Ein dumpfes Stöhnen ſchallte mir aus jenem entgegen.

Ich ſprang hinein, und erblickte eine Weibsperſon, die ſich quer über das Bette der Gräfin geworfen hatte und mit beyden Händen beſchäftigt war, ſie unter Kiſſen zu begraben; eine Mannsperſon, die vor einem geöfneten Seitenſchranke ſtand und mit beyden Händen im Gelde wühlte; auf dem Seitentiſch eine kleine brennende Diebslaterne.

Ich ergriff die Weibsperſon, um ſie wegzuſchleudern; ſie ſchrie; und in dem Augenblick fühlte ich einen Stich durch die rechte Seite. Meine Arme erſchlafften, und ich ſank ohne Bewußtſeyn zu Boden.

Ende des fünften Buches.

III.

Des Grafen Magalotti Nachrichten von China. *)

Im Monat Januar des Jahrs 1665 befand ſich hier zu Florenz ein Jeſuit von Wien, Namens Johann Gruber, welcher vor kurzem mit dem florentiniſchen Grafen Bernhard Pecori, der ſich einige Jahre als Geſellſchafter des Kaiſerlichen Bothſchafters, Grafen von Leslie, zu Konſtantinopel aufgehalten hatte, auf einem Schiffe von Smirna zu Livorno angeländet war. Mit dem beſagten Grafen, und mit Karl Dati beſuchte ich den 31. Jänner dieſen Jeſuiten. Er war drey Jahre in China geweſen. Er hatte ſeinen Weg dahin von Venedig über Smirna genommen, und war von da zu Lande in einer Zeit von 5 Monaten nach Ormuz gereiſet. Sieben andere Monate brauchte er, von Ormuz nach Macao zu ſegelen. Von hieraus richtete er ſeine Reiſe nordwärts nach Pekin, und vollbrachte ſie theils zu Lande, theils auf Flüßen und Kanälen in drey andern Monaten. Auf ſeiner Rückkehr nach Europa war er unter allen Europäern vielleicht der Erſte, der es wagte, durch die Tatariſche Wüſte zu reiſen. Hierzu brauchte er bis an den See Kokonor, nicht mehr als drey Tage. Dieſer See gleicht dem Caſpiſchen Meere. Aus ihm entſpringt

*) Aus der Sammlung ſeiner kleinen Schriften, gedruckt zu Venedig 1779. in 8.

der ſogenannte gelbe und größte Fluß der Chineſer, welcher in weiten Krümmungen einen großen Theil dieſes Landes durchſtröhmt, und am öſtlichen Ende, der Halbinſel Corea gegenüber, ins Meer fällt. Kokonor bedeutet in der tatariſchen Sprache ein großes Meer. Von hier kam er in ein faſt ganz ödes Land, Namens Toktokai, welches keinen Herrn hat, und ſeiner Armuth wegen keines Fürſten Herrſchſucht reitzt. Es finden ſich daſelbſt nur wenige Gezelte von Tatarn, die ein elendes Leben führen. Der Fluß Toktokai, der es bewäſſert, giebt ihm den Namen, ein ſchöner Strohm, der mit der Donau viele Aehnlichkeit hat, außer daß er nicht ſo tief iſt. Hierauf gelangte er nach und nach ins Land Tangut, in die volkreiche, zum Königreiche Barantola gehörige Provinz Ketink, und endlich ſelbſt in dieſes eigentliche Königreich. Die Hauptſtadt heißt Laſſa, und ihr itzt regierender König Teva ſtammt aus einem uralten Geſchlechte der Tangutiſchen Tatarn. Er wohnt in einem Schloſſe, das nach europäiſcher Art auf einem hohen Berge erbauet iſt. Sein königlicher Pallaſt, der aus vier Stockwerken von ſehr guter Bauart beſtehet, heißt Butala. Sein Hofſtaat iſt ſehr groß und glänzend; denn es herrſcht in demſelben eine unglaubliche Kleiderpracht. Dem ungeachtet iſt das Volk ſehr unſauber. Die Geſetze gebieten beyden Geſchlechtern, kein Hemde zu tragen, auf der Erde zu ſchlafen, rohes Fleiſch eſſen, und ſich nie die Hände und das Geſicht zu waſchen. Sie ſind aber

ſehr

ſehr freundlich, und leutſelig gegen die Fremden. Die Weiber laſſen ſich, wie die übrigen Tatarinnen, auf den Gaſſen ſehen, welches in China nicht gebräuchlich iſt. Der Bruder des Königs heißt Lamocongiu, und iſt der höchſte Prieſter der Tatarn, die ihm göttliche Ehre erweiſen. Sie glauben, er ſey der Bruder des Erſten ihrer Könige, ob ſie ihn gleich auch den Bruder eines jeden regierenden Königs nennen. Ihrer Meynung nach ſtirbt er manchesmal, und lebt wieder auf, welches ſeit Anfang der Welt ſiebenmal geſchehen ſeyn ſoll. Die Könige und die Prieſter, denen daran gelegen iſt, unterhalten gefliſſentlich ihre Völker in dieſem Wahne; er aber läßt ſich vor Niemanden als vor den vertrauteſten Perſonen ſehen. Wer ein mit ſeinem Unflath beſchmutztes Läppchen erhalten kann, ſchätzt ſich glücklich, und trägt es wie eine heilige Reliquie auf der Bruſt.

Von Barantola kam der P. Johann in das Königreich Nekpal, welches eine Monathreiſe lang iſt; denn nach dieſem Maasſtabe rechnet man hier die Größe der Länder. Die königlichen Hauptſtädte ſind hier Catmandir und Patan, welche nur durch einen Fluß von einander geſchieden ſind. Der König reſidirt zu Catmandir, und heißt Partaſmal, und ſein Bruder Namens Nevaſmal, ein junger und ſehr ſchöner Prinz, wohnet zu Patan. Dieſer iſt Befehlshaber über die Truppen des Königs. Er bekriegte zu der Zeit, da

ſich

ſich der P. Johann daſelbſt befand, einen kleinen König, Namens Varcam, welcher in dieſes Königreich einen Einfall gethan hatte. Der Pater ſchenkte ihm zu ſeiner unausſprechlichen Freude ein kleines Fernglas, welches ihn zu dem Irrthum verleitete, auf den Feind ſchießen zu laſſen, ehe er ihm ſo nahe war daß ihn die Pfeile erreichen konnten.

Hierauf durchwanderte er in 5 Tagen einen ſchmalen Strich des Königreichs Moranga, und fand auf ſeinem Wege nichts als mit Stroh bedeckte Häuſer, davon Eins ein königliches Zollhaus war. Der König von Moranga zahlt dem Großmogol einen jährlichen Tribut von 250,000 Thalern, und ſieben Elephanten. Seine Staaten grenzen an Indien jenſeits des Ganges. Hier gieng er bey der Hauptſtadt Minapor über den Ganges, welcher zweymal ſo breit als die Donau iſt, und kam nach Patana, eine ſehr reiche Stadt, wo ſich viele Engliſche und Holländiſche Kaufleute des Handels wegen aufhalten. Von Patana reiſete er in 25 Tagen nach Agra, die erſte der Hauptſtädte Indiens dieſſeits des Ganges. Von hier gelangte er in 7 Tagen nach Deli, die zweyte Hauptſtadt, und in vierzehen andern Tagen in die dritte Hauptſtadt Laor, am Fluſſe Ravi, welcher der Donau an Größe gleicht, und unter Multan in den Indus fließt. Auf dieſem Fluſſe ſchiffte er in einer Zeit von 40 Tagen in die letzte Mogoliſche Stadt Tata, wo ein Vicekönig, Nas

mens

mens Laskarkan wohnt, und viele engliſche und holländiſche Kaufleute ſich aufhalten. Nach wenigen Tagen erreichte er Capo Jar in Perſien, und richtete ſeine Reiſe durch die Caramaniſche Provinz Maccaran nach Ormuz, durch Hyrkanien, Medien, das größere und kleinere Armenien, Pontus, Cappadocien, Galatien, Phrygien, Bithynien, Myſien, und nach Smirna. Hier ſetzte er ſich zu Schiffe, und kam glücklich nach Meſſina und Rom.

Zu Rom erhielt er den Befehl nach China zurückzukehren. Er wählte den Weg durch Teutſchland, Polen, und Rußland, zu welchem Ende er vermittelſt des Kaiſers vom Herzoge von Curland und dem Ruſſiſchen Czaar Päſſe erhielt. Da er aber auf die Ruſſiſche Grenze kam, und erfuhr, daß die Polen, mit den Tatarn vereint, in Rußland eingefallen waren, legte er ſein Vorhaben, nach Moskau zu reiſen, ab, und kehrte nach Wien zurück. Hier kam er an, als der Kaiſer den Grafen von Leslie als Bothſchafter nach Konſtantinopel ſandte, welcher ihm erlaubte, ihn dahin zu begleiten. Kaum war er daſelbſt angelangt, als ihn ein ſtarker und hartnäckiger Katharr überfiel, der ihm oft den Odem benahm, und mit heftigen Magenſchmerzen verbunden war. Hierdurch ſah er ſich gezwungen, ſeine vorhabende Reiſe zu unterbrechen, und zu Waſſer nach Livorno zurückzukehren. Von Livorno kam er nach Florenz, woher er ſich nach einem achtägigen

tägigen Aufenthalt über Venedig und Friaul nach Wien begeben will. Hier wird er den Befehl seines Generals erwarten, ob er von da aus gerade nach Konstantinopel, oder über Livorno nach Smirna zurückkehren soll. Er ist 45 Jahr alt, und ein überaus freundlicher und leutseliger Mann. Die Ehrlichkeit siehet ihm dermaßen aus den Augen, daß man ihm alles auf sein Wort glauben kann. Was er nicht weiß, das bekennt er nicht zu wissen, und woran er zweifelt, das giebt er nicht für gewiß aus. Herr Karl Dati hatte ihn den Tag zuvor in den Vorzimmern des Durchlauchtigsten Prinzen Leopold gesehen, und sich mit ihm ins Gespräch eingelassen, worin er aber gestört wurde, weil derselbe vor dem Prinzen erscheinen mußte. Diese Bekanntschaft veranlaßte ihn, in meiner Begleitung einen Besuch bey ihm abzustatten, und sein Bitten mit dem meinigen zu vereinen, daß er uns die Fragen auflösen möchte, die wir ihm von China thun würden. Er that dieses mit der größten Bereitwilligkeit.

Zuerst fragte ihn der Herr Dati: ob der itzt regierende Kaiser von China ein Sohn des Eroberers dieses Landes wäre, und wo er residirte, in China oder in der Tatarey?

Er sagte, er wäre sein Enkel. Sein Großvater wäre derjenige gewesen, der im Jahr 1646 von den rebellischen Verschnittenen eingeladen, sich von China bemeisterte, wie der P. Martini in seiner Geschichte erzählt.

erzählt. Der itzige König, fuhr er fort, wäre ein Kind von 12 bis 13 Jahren, und wohnte nach dem Beyspiel seines Vaters und Großvaters in der Hauptstadt Pekin. Also ist Machiavels Maxime, ein neuer Fürst, der über ein erobertes und an Sprache und Sitten ganz verschiedenes Volk sicher herrschen will, müsse unter demselben wohnen, kein so grosses politisches Geheimniß, daß es auch die Tatarn nicht wissen sollten.

Hierauf fragten wir ihn um den Militärstand, und um die Regierungsart der Chineser.

Die Truppen in China, sagte er, sind durchaus Tatarn. Nur die Leibgarden, die in Musketieren und Bogenschützen bestehen, sind aus der Halbinsel Corea, und aus Japan. Die Chineser leben eben so wenig unter ihren jetzigen Königen, als vormals unter ihren National-Fürsten, unter einigem Druck von Tyranney, und geniesen die vollkommenste Freyheit die Religion ihrer Vorfahren zu üben, und nach ihren alten Gesetzen zu leben, welche von Chinesern verwaltet werden. Doch hat bey allen Tribunalien ein Tatar den Vorsitz, der sich keine gröſsere Macht anmaßt, als dieses Amt erfordert, und alles in gewöhnlicher Ordnung läßt. Zu Pekin und in allen Städten des Reichs sind neun Tribunalien, welche alle Theile der Regierung verwalten.

Das erste Tribunal heißt Li pu oder Richterstuhl der Gerechtigkeit, und wird mit Chinesern und Tatarn

beſetzt. An daſſelbe wird von allen Richterſtühlen des Reichs in allen Streitigkeiten appellirt.

Das zweyte heißt auch Li-pu, mit verſchiedenem Accente ausgeſprochen, ſo daß es hier den Richterſtuhl der Ceremonien bedeutet. Es vertritt die Stelle des Kirchenraths, und beurtheilt alle Streitigkeiten der Gelehrten, und der Religion.

Das dritte hat den Namen Tim-pu, und ſtehet dem Kriegeswesen vor. Das Vierte, Namens Him-pu ſchlichtet die Criminal-Fälle. Das Fünfte, Ho-pu genannt, beſorgt die Königlichen Finanzen, das Sechſte die Königlichen und öffentlichen Gebäude. Das Siebente iſt das Königliche Zollamt; das Achte ſorgt für den Tiſch des Kaiſers. Die Beſchäftigung des Neunten, und die chineſiſchen Benennungen deſſelben ſowohl als des ſechſten, ſiebenten und achten waren ihm entfallen. Dieſe Tribunalien finden ſich, wie geſagt, in allen Städten, und zwar in der Ordnung, daß man von einem jeden an den Höheren ſeiner Art appelliren kann. Z. B. Vom Tribunal, das in einer Provinzial-Stadt über das Kriegeswesen wacht, kann an jenes der Hauptſtadt der Provinz, von dieſem an jenes der Hauptſtadt des Reichs, und wenn der Fall von äuſſerſter Wichtigkeit iſt, an das daſige höchſte Gericht Li-pu, appellirt werden. Einem jeden iſt es erlaubt, an den König zu appelliren, wenn er ſich fünfzig Stockſchlägen unterwerfen will. Ein ſolcher Menſch

muß

muß sich mit entblößtem Rücken und Hintern auf den Bauch legen. Zween Männer setzen sich auf ihn, Einer auf den Hals, der andere auf die Beine, jeder mit einem in Wasser getränkten und schwanken Rohre in der Hand. Der auf dem Halse sitzt, schlägt auf den Hintern, und der andere auf den Rücken. Auf die nemliche Art pflegen auch die Mandarinen, das ist, die Adlichen des Reichs, Tataren und Chineser, ihre Bedienten zu bestrafen, ohne sich viel darum bitten zu lassen.

Wer durch Stockschläge sich den Weg zur Audienz des Königs öfnen will, um an ihn zu appelliren, wirft einen Stein wider eins der Fenstergitter des Königlichen Wohnzimmers, und wird sogleich vorgelassen. Siehet der König, daß er sich mit einem festen Vertrauen auf seine gute Sache, und mit besonderer Verbitterung gegen das ihm geschehene Unrecht dem Stocke unterwirft, so verstattet er ihm oft gleich nach dem ersten Schlage den Zutritt, und wehe dann allen denen, die an dem ungerechten Ausspruche Theil haben. Der Verlust ihres Amtes ist in solchem Fall die geringste Strafe. Meistens müssen sie die Schuld mit dem Leben büßen.

Ich fragte ihn, ob das Geschlecht der vorigen Könige gänzlich vertilget wäre. Der Herr Datl setzte hinzu, es wäre ein Gerücht gegangen, ein Sohn des letzten Königs hätte sich in eine benachbarte Insel gerettet, wo er noch unerkannt lebte.

ganzes Vermögen in ſeinen diken Wanſt da hinein geſtopft; aber ich will doch nicht alles verlohren haben, ich will wieder was herauskriegen, oder ich will dich des Nachts reiten wie eine Hexe.

Falſtaff.

-- -- (Eine Zote.) -- --

Ober-Richter.

Wie kommt das, Sir John? Fie! welcher ehrliche Mann wollte ſich dergleichen nachreden laſſen? Schämt ihr euch nicht, eine arme Mutter zu ſolchen Mitteln zu treiben, um zum Ihrigen zu gelangen?

Falſtaff.

Wie viel bin ich dir dann ſchuldig?

Wirthin.

Meiner Sir! Wenn du ein Biedermann wär'ſt, dich ſelbſt und das Geld dazu, du ſchwur'ſt mir auf einen vergulden Becher, es war in der Delphin-Stube, du ſaſſeſt an der runden Tafel, bey einem See-Kohlen-Feuer, am Dienſtag in der Pfingſt-Woche, war es, wie dir der Prinz ein Loch in den Kopf ſchlug, daß du ihn mit einem Bänkel-Singer von Windſor verglichen hatteſt, ſchwur'ſt du mir nicht, indem ich deine Wunde wuſch, du wollſt mich heurathen, und mich zu Milady deiner Frau zu machen? Kanſt du's läugnen? Kam nicht eben Frau Cathrine, die Mezgerin, in die Stube, und nannte mich Gevatterin Quikly? Sie kam, und wollte eine Maaß Eßig bey mir entlehnen,

Der Pater antwortete: die Lage der Insel, von welcher man diese Fabel erzählte, wäre allein hinreichend, den Ungrund derselben an den Tag zu legen. Weil sie gegen Osten liegt, woher die Tatarn größtentheils kamen, so hätte der Prinz eine Reise von etlichen Monaten mitten durch die Feinde machen müssen. Außer dem wäre es eine bekannte Sache, daß sein Vater, der in der Weiberliebe ertrunken war, und zehen tausend Verschnittenen die Regierungssorgen gänzlich überließ, die sich wider ihn empörten, und die Tatarn ins Land riefen, von diesen in der Hauptstadt Pekin blockirt wurde, ehe er sich es versah, und sich sammt einer seiner Töchter aus Verzweiflung über die Gartenthüre seines Pallastes erhängt habe, nachdem er auf einen seiner Halbstiefel von weißem Damast diese Worte geschrieben hatte: Heil dir, neuer König! verlaß dich nicht auf meine Räthe, und erbarme dich meines Volks. Daß sich die Königin auf gleiche Weise das Leben genommen, und ein Sohn derselben und eine Tochter in die Hände der Tatarn gefallen, und in einem Gefängniß umgekommen seyen, weiß jedermann.

Hierauf erkundigten wir uns, um die Geschlechtsnamen der alten Könige, und des itzt regierenden, und um ihre Weiber und Ordnung in der Thronfolge ihrer Kinder.

Die vorigen Könige, sagte er, waren aus dem Geschlecht Min, das ist, Klarheit; und da Herr Dati ihm

ihm den Einwurf machte, in der Geſchichte des P. Martini werde es Taimin genannt, antwortete er, Tai hieße Geſchlecht, und Taimin bedeutete nichts anderes als das Geſchlecht Min. Was aber die Tataren beträfe, ſo hätten dieſe keine Geſchlechtsnamen, und begnügten ſich mit perſönlichen Namen. Der Vater des regierenden Königs hätte ſich Kun Chi genannt, und er hieße Tun Min, groſſe Klarheit.

Von den Weibern des Königs ſprach er faſt, wie das Hohe Lied im 6 Kap. „Sechzig iſt der Königinnen, und achtzig der Kebsweiber, und der Jungfrauen iſt keine Zahl.“ Er hat funfzehen Weiber, die ſich Königinnen nennen. Drey unter ihnen haben den Vorzug vor allen, und eine unter den dreyen iſt die Höchſte. Sie wird Tſchinſi (vollkommene Königin) und von den andern zweyen wird die eine Tum-ſi und die andere Si-ſi, das iſt, die öſtliche und weſtliche Königin, genannt. Sie heiſſen auch die Seiten-Königinnen, und haben das Vorrecht ſich der höchſten Königin, obgleich kniend, zu nähern. Die übrigen Zwölf haben keinen Zutritt bey ihr, und wenn ſie ihr etwas zu berichten haben, ſo thun ſie dieſes durch die zwey Neben Königinnen. Nach den Königinnen folgen andere Weiber, deren Anzahl unbeſtimmt iſt, mehrere oder wenigere, je nachdem es dem Könige gefällt. Jedoch ſind ihrer nicht weniger als hundert, und ſie ſtehen unter der Aufſicht der Verſchnittenen.

Unter den Söhnen findet kein Vorrecht von Legitimität oder Erstgeburt statt. Alle sind legitim, und derjenige unter ihnen folgt dem Vater auf dem Throne, der von ihm hierzu gewählt wird. Der itzt regierende ist der Sohn eines Nebsweibes, der nicht aus Mangel anderer Söhne, sondern aus freyer Wahl des Königs zur Thronfolge bestimmt wurde. Wenige Stunden vor seinem Tode ließ der vorige König die fünf Söhne der Königinnen vor sich kommen; und da er sie insgesammt untüchtig zur Regierung befand, jagte er sie von seinem Angesichte weg, befahl, daß dieses Kind sammt seiner Mutter in der Königlichen Sänfte herbeygetragen würde, ließ jenes zum Könige, und diese zur regierenden Königin ausrufen, und gab ihnen vier Tataren, deren erster Samni heißt, zu Vormündern.

Hierdurch wurden wir veranlaßt, ihn zu fragen, wie die Könige begraben würden.

Die Könige, sagte er, werden nicht begraben, sondern nach Gewohnheit der Tatarn verbrannt, und zwar nicht mit Holz, sondern mit Papier. Der Haufen Papier ist unbeschreiblich groß; denn mit der Leiche des Königs müssen seine ganze Garderobe, seine Kleider, Edelsteine, Geld, (und Vieh und Menschen ausgenommen,) alles, was zu seiner Bequemlichkeit, Kleidung und Bedienung gehörte, in Asche verwandelt werden. Bey dem Leichenbegängniß des vorigen Königs waren zwölf Elephanten, deren Zügel mit Türkissen,

kiſſen, Smaragden, Saphiren, und andern Steinen von unſchätzbarem Werthe beſetzt waren, dreyhundert Pferde, und hundert Kamele mit dem königlichen Schatz beladen, welcher auf den großen Papierberg geworfen wurde, verbrannt zu werden. Da derſelbe angezündet wurde, zerſchmolz das Gold und Silber, und floß Strohmweiſe unter die Zuſchauer, von welchen ſich mancher alle Mühe gab, ein Andenken vom verſtorbenen Könige davon zu tragen, ob es gleich auf das ſtrengſte verboten war. Die Tatarn verdrießt es, wenn auch nur einer Stecknadel werth übrig bleibt. Das Gold und Silber, welches das Feuer nicht aufzehren kann, verwenden ſie auf Papier, und verbrennen es nachher für die Seele des Königs. Man berechnete die Koſten des Papiers auf 70000 Scudi, und die verbrannten Schätze auf vierzehn Millionen. *) Ein Rath, ein Kapellan, und eine Beyſchläferin werden zum Dienſte des Königs in der andern Welt geweihet, und, ſobald er geſtorben iſt, getödtet. Es ſtehet bey ihnen, welche Todesart ſie wählen wollen. Gewöhnlich iſt es die Enthauptung, welche auch die gemeine Strafe derer iſt, die von der Gerechtigkeit zum Tode verurtheilt werden, die Soldaten ausgenommen, welche erdroſſelt werden. Was die beſagten drey Perſonen anbelangt, welche ihrem Könige in die andern Welt folgen, ſo thun ſie dieſes meiſtens freywillig,

*) Schwer zu glauben, wiewohl es ein — Jeſuit ſagt. d. H.

theils aus Liebe zu demſelben, theils aus Aberglauben. Sollte ſich aber der Fall ereignen, daß ſich niemand freywillig hierzu verſtehen wollte, ſo würden diejenigen es zu thun gezwungen werden, die vom Könige bey ſeinem Leben am meiſten begünſtiget wurden.

Ich fragte ihn weiter, worin die Königlichen Einkünfte beſtünden.

In China, ſagte er, ſind alle Landgüter ein Eigenthum der Bauern. Dieſe bezahlen von allen Produkten dem Könige, und den Mandarinen, oder Adlichen, welche die Kaſtelle im Lande, wo ſie ihre Güter haben, beſitzen, den Zehnten. Dieſe Quelle der Königlichen Einkünfte iſt überaus reich. Dazu kommen noch die Einkünfte vom Vieh, welches in ganz China dem Könige zugehört, von Baumwolle und Reis, welche auf Conto des Königs im Großen eingekauft und verhandelt werden, von den reichen Gold- und Edelſteingruben im Königreich Pegu, von den drey vornehmſten Zollhäuſern zu Tancua, Canton und Nanquin, welche unermeßliche Schätze eintragen.

Auf die Fragen, ob ſich der König oft ſehen laſſe? wie viele Einwohner die Hauptſtadt Pekin enthalte? und mit was die Häuſer bedeckt ſeyen? antwortete er uns: der König muſtere jeden Monat einmal ſeine Leibwache, und übe ſie im Schießen. Dieſes geſchähe auf gewiſſen Wieſen, zwiſchen den drey Mauern, welche in ungleicher Höhe die Stadt umgeben, und in ihren Zwiſchenräumen Waſſergraben und ſchöne Wieſen

ſen einſchließen. Auf dem Exercierplatze wird ein höl-zerner Mann aufgerichtet, nach welchem die Bogen-ſchützen, und Musketirer ſchießen müſſen. Wer in drey Schüſſen den beſtimmten Theil des Körpers nicht trift, bekommt eine gute Tracht Schläge, und wird abgedankt.

Die Volksmenge zu Pekin, ſagte er, beliefe ſich nicht über eine Million: und (das Vorgeben,) ſie hätte ſich ehedem auf 9 Millionen erſtreckt, widerſpräche dem Umfange der Stadt, und der Bauart der Häuſer, die nur ein Stockwerk haben.

Die Häuſer, fuhr er fort, ſind insgeſamt mit Ziegeln bedeckt, mit dem Unterſchiede, daß die Ziegel des Königlichen Pallaſtes gelb und bunt angeſtrichen ſind, und von der Ferne bey Sonnenſchein wie Gold glänzen.

Von der Religion der Chineſer gab er uns folgende Nachrichten. Alle insgeſammt ſind Götzendiener in ihren Herzen, ob ſie gleich in drey verſchiedene Sekten getheilt ſind. Die erſte iſt jene der Gelehrten, welche ſich rühmen, nur ein höchſtes Weſen, Schiap-Ti genannt, anzubeten. In ihren Betſälen findet man dieſe Worte in Gold eingegraben. Sie verbrennen dem höchſten Weſen zu Ehren Gold- und Silberpapier, und kleine Kerzen von Storax und Weyrauch. Allein zu dieſer Religion der Adelichen bekennen ſie ſich nur äußerlich, um ſich von andern, beſonders von den

Bonzen zu unterscheiden. Diese Art von abergläubischen und abgöttischen Menschen kam aus Indien dahin. Anfänglich fanden sie der Neuheit wegen vielen Beyfall unter den Chinesern, besonders wegen der Lehre der Seelenwanderung, die sie, mit einigem Unterschied von der Meynung der Pythagoräer, dahin brachten. Sie wurden aber nachher von der Sekte der Gelehrten, mehr aus Neid und Bosheit, als aus wahrem Eifer die Verehrung des Schiax-Ti zu befördern, verfolgt, und allmählig so herabgesetzt, daß in ganz China nichts verächtlicheres ist als ein Bonze, und ausser dem Nothfall, sich ihrer abergläubischen Ceremonien zu bedienen, niemand mit ihnen spricht. Dieses geschiehet z. B. bey Gelegenheit einer Hochzeit, bey der Geburt der Kinder, bey Leichenbegängnissen, u. dgl. Bey freudigen Begebenheiten ansehnlicher Personen stellen sie Prozessionen an, gehen in einer langen Reihe mit kleinen Lichtern und Fähnchen in ihren Händen, und in Begleitung verschiedener Götzenbilder, die sie mit Gesängen, mit dem Laut metallener Instrumente, und mit dem gewöhnlichen Brandopfern von Weyrauch und Papier verehren. Die zweyte Sekte, welche allgemeiner ist als die übrigen, verehrt die Seelen ihrer Vorfahren, denen sie sowohl in öffentlichen Bethäusern, als zu Hause Papier und Weyrauch opfern. Jedermann, wessen Standes er auch sey, opfert des Morgens, wenn er ausgehet, einem guten und bösen Geiste, jenem, daß er ihn beschütze, und

diesem,

dieſem, daß er ihm nicht ſchade. Die dritte Sekte iſt, wie geſagt, jene der Bonzen, die durchaus Götzendiener ſind, und von ihren abergläubiſchen Ceremonien leben.

Von den Seelen nach dem Tode glauben ſie, daß es ihnen insgeſamt wohl gehe, und daß Weisheit und Vergnügen ihnen zu Theil werden. Wo ihr Himmel ſey, und wie ſie zu dieſer Seligkeit gelangen, darum bekümmern ſie ſich nicht. Der Glaube, daß ſie ewig und unſterblich ſeyen, iſt ihnen genug. Nur durch die Strafen der Geſetze, werden ſie vom Böſen abgehalten. Sie glauben zwar eine Art von Hölle, wo die Laſterhaften gepeiniget werden, beſitzen aber das Geheimniß, ſich von den Höllenſtrafen in dieſem Leben loszukaufen. Vor der Hauptſtadt Pekin, und bey allen übrigen Städten des Reichs iſt ein Tempel, der über dreyhundert kleine Kapellen enthält, deren jede einer eigenen Klaſſe von Menſchen vom Edelmann bis zum niedrigſten Bettler zugehört. In dieſen Kapellen, glauben ſie, wohnen die hölliſchen Plagegeiſter der Laſterhaften eines jeden Standes. Der diebiſche Schneider z. B. bringt ein kleines Opfer dem Teufel ſeiner Profeſſion, und hat in der andern Welt nichts mehr von ihm zu befürchten, indeß daß der Bonze ſich von dieſen Opfern mäſtet. Ein gleiches thut der ungerechte Richter, und jeder anderer, der ſich eines Verbrechens ſchuldig weiß. Auf dieſe Weiſe befreyen ſich die Böſen von der Höllenſtrafe, und ernähret

nährt sich eine unzählige Menge Müssiggänger, die sonst ihr Brod betteln müßten.

Ausser den Bonzen giebt es keine andere Religiosen in China. Sie sind das ärgste Gesindel, das man sich nur denken kann, gewinnsüchtig, und den abscheulichsten Lastern ergeben. Die Tatarn haben ihre eigene Art Priester, welche den Opfern vorstehen. Sie sind gelb oder roth gekleidet, und ihr Ueberrock, der sehr breite Aermel hat, gehet bis auf die Erde herab. Manchesmal, welches selten geschiehet, bedecken sie ihr Haupt mit papiernen Mitren; sonst aber gehen sie mit bloßem Haupte, und barfuß. Ihre Kleidung hat viel ähnliches mit jener, worin man die Apostel abmalt. Diese Art von Mönche stehen Nonnenklöstern von Tatarinnen vor, die auf hohen und schrofen Bergen liegen, aus welchen die Nonnen nicht gehen dürfen, ausser wenn sie von ihren Vorstehern die Erlaubniß erhalten, in den Städten und andern bewohnten Oertern Allmosen zu sammeln, wozu nur die ältesten gewählt werden. Sie schwören die Gelübde des Gehorsams, der Armuth und Keuschheit, und gehen mit entblößtem Haupte, welches in einem Kreise, der um die Ohren gehet, geschoren ist. Ihre Kleidung ist jener der Bonzen gleich. Sie tragen nemlich Röcke bis auf die Erde, mit sehr groſsen Aermeln. Doch sind sie roth, jene aber der Bonzen hellgrau.

Von der Gelehrsamkeit der Chineser sagte er uns folgendes. Die Schriften des Confucius sind in den Schulen

len der Chineſer, was die Werke des Ariſtoteles in den Unſern ſind. Dieſer Gelehrte lebte ungefehr vor drey tauſend Jahren, und ſchrieb eine Art von Philoſophiſcher Sittenlehre, die mit vielen Grundſätzen der Theologie und Naturkunde vermiſcht iſt. Jezt lebt noch der dreyundſechzigſte Nachkomme deſſelben, und ich habe ihn geſehen. Er iſt ein Herr ſehr reicher Lehen, mit dem Titel eines Fürſten, welchen die Könige von China in alten Zeiten, aus Verehrung eines ſo großen Mannes, ſeinen Nachkommen verliehen haben. Neben der Lehre des Confucius geben ſie ſich fleißig mit der Wiſſenſchaft der Zahlen, und mit einer unedeln Art von Geometrie ab, ohne etwas zu demonſtriren, ſondern nur in ſo fern ſie derſelben zur Praktik mechaniſcher Arbeiten bedürfen. In der Perſpektiv und anderen Theilen der Optik ſind ſie ganz blind. Hieraus kann man auf den Zuſtand ihrer Mahler- und Baukunſt ſchlieſſen. Worauf ſie am meiſten ſtudiren, das ſind die Chiromantie, Metopoſcopie, die Magie, und vor allen Dingen die Sterndeuterey, worin ſie große Meiſter ſeyn wollen.

Ihre Sprache, fuhr er fort, iſt ſehr arm; denn die Anzahl ihrer Wörter beläuft ſich nicht über vierhundert. Die Nennwörter ſind unveränderlich, und die Zeitwörter weichen nicht von ihrem Infinito ab. Hier fiel ich ihm in die Rede, und ſprach: Wenn dem alſo iſt, und Euer Hochwürden noch acht Tage zu Florenz bleiben wollen, ſo will ich die Chineſiſche Sprache

entlehnen, und da ſagte ſie, ſie hätte eine ganze Schüſſel voll gebakne Pflaumen, und da ſagteſt du, du habeſt Luſt etliche davon zu eſſen, und da ſagt' ich dir, ſie taugten nicht zu einer friſchen Wunde; und bateſt du mich nicht damals, wie ſie wieder die Stiege hinunter war, ich ſollte mit ſolchem armem Volk nicht mehr ſo gemein thun, und ſagteſt, es ſolle nicht mehr lang währen, ſo würden ſie mich Madam heiſſen müſſen? Und gabſt du mir nicht einen Kuß, und bateſt mich, ich ſollte dir dreyßig Schillinge ho-len? Ich treib dich izt auf deinen Eid; läugn' es, wenn du kanſt. (*)

Vierte Scene.

[Eine andre Straſſe in London.]

Prinz Heinrich und Poins.

Prinz Heinrich.

Du kanſt mirs glauben, ich bin entſezlich müde.

Poins.

Wie, iſt es dazu gekommen? Ich dachte, die Müdigkeit dürfte keinen Königsſohn angreiffen.

(*) So viel mag im Texte von dieſer und der folgenden Scene genug ſeyn, worinn Falſtaff und die Wirthin, indem daß Glocester dem Lord Ober-Richter die Zeitung von Yorks und Northumberlands Empörung bringt, ſich unter der Hand wieder mit einander ausſöhnen.

che so vollkommen lernen, daß man mich von einem gebohrnen Chineser nicht leicht unterscheiden soll. Das ist möglich, antwortete der Pater lächelnd; sie müßten sich aber alsdenn wohl in acht nehmen, daß sie nicht jemand, den sie einen Herrn tituliren wollten, ein Schwein nenneten. Denn das ganze Wesen der Chinesischen Sprache besteht in der Verschiedenheit der Accente, der Aspirationen, Beugungen der Töne, und andern dergleichen zufälligen Veränderungen, welche ohne Zahl sind. Das Wort Tschu, z. B. ausgesprochen, wie es da liegt, hat gar keine Bedeutung. Wenn es dermaßen verlängert wird, daß es wie Tschuuuuu mit immer höherem und spitzigerem Ton klingt, so bedeutet es einen Herrn. Wird es aber eben so verlängert, mit immer mehr fallendem und tieferem Ton, so bedeutet es einen Saal. Es kann aber auch ein Schwein, eine Küche, und die Füße eines Stuhls bedeuten. Im ersten Fall wird es verlängert, ohne Veränderung des Tons, im zweyten Fall wird es auf das geschwindeste ausgesprochen, im dritten wird der Ton erst erniedriget, hernach erhöhet. Also auch das Wort Tien, wenn es, so wie es geschrieben ist, ausgesprochen wird, heißt es gar nichts. Wird der Accent auf das i geworfen, so heißt es Brod. Wird das n erhöhet, so heißt es Süß; wird aber das Wort mit möglicher Geschwindigkeit ausgesprochen, so bedeutet es den Fuß eines Tisches, oder einer jeden andern Sache. Das beste ist, daß alle Wörter einsylbig

big ſind. Sie werden aber dermaßen, und in ſo beſtimmten Ordnungen mit einander verknüpft, daß ſie ſehr ſchwer zu lernen ſind; und was das ärgſte iſt, ſo haben ſie weder Alphabet noch Buchſtaben. Nicht nur ein jedes Wort, ſondern auch ſehr viele Verbindungen von zwey und drey Wörtern, ja ſogar ganze Perioden und Redensarten, haben ihre eignen Zeichen. Die fünf Bedeutungen des Worts Tſchiu haben fünf verſchiedene Zeichen. Wir Europäer würden dieſes Wort nur auf eine Art ſchreiben, und die fünf Bedeutungen durch beygefügte Accente anzeigen. Wir errathen ſogar ohne beygefügte Accente die vielen Bedeutungen eines Worts, z. B. Parti. (Es kann heiſſen Theile, Pflicht, du gebeſt weg ꝛc.) aus dem Zuſammenhang des vorgehenden und folgenden. Die Chineſer könnten das nämliche thun, wenn ſie ein Alphabet hätten. Wenn man auch weiß, daß die fünf Bedeutungen des Worts Tſchiu mit folgenden Charaktern — A. V. I. v. angezeigt werden, ſo kennt man darum noch nicht das Zeichen, welches einen Herrn bedeutet, wenn ich guten Tag mein Herr! oder ja mein Herr, ſchreibe; denn dieſe Redensarten haben jede ihr eigenes ganz verſchiedenes Zeichen. Hierdurch vermehren ſich die Zeichen auf unzählige Weiſe. Daher kommt es, daß das Leſen gelehrter Bücher in China viel ſchwerer iſt als das Schreiben. Dieſes zu thun, dazu wird ſchlechterdings nur die Kenntniß der Charaktere einfacher Wörter, zu jenem aber die

Kennt-

Kenntniß aller üblichen Zeichen, auch der zuſammengeſezten Redensarten und ganzer Perioden, welche ſich auf 74000 erſtrecken, erfordert. Je gröſſere Kenntniß jemand von dem letztern beſizt, je gelehrter iſt er; denn er muß wirklich viele Bücher geleſen haben. Daher entſteht die groſſe Beſchwerlichkeit dieſe Sprache zu lernen; denn da ſie ohne Alphabet iſt, können auch keine Wörterbücher ſtatt finden, und man muß ſie durch den Umgang, und durch öftere Wiederhohlung der Wörter, und der unzähligen Zuſammenfügungen derſelben erlernen. Wir Jeſuiten haben eine Art von Catechiſmus zur Erlernung der nothwendigen Glaubensartikel, und einige Geſpräche, worin die gemeinſten Wörter und Redensarten vorkommen, durch den Druck herausgegeben, und bewieſen, daß man zum gemeinen Umgange und zur chriſtlichen Lehre nicht über neun tauſend Charaktere zu lernen nöthig habe.

Hierüber vergieng mir die Luſt, die Chineſiſche Sprache in acht Tagen zu lernen, und anſtatt derſelben entſtand eine groſſe Finſterniß in meinem Verſtande, die mir alle Einſicht benahm, wie es möglich wäre, eine ſolche unzähliche Menge Zeichen zu faſſen, und im Gedächtniß zu behalten. Ich dachte hin und her, ein Beyſpiel unter uns zu finden, welches mir die Sache durch ſeine Aehnlichkeit begreiflich machte. Ich fand es in der unzähligen Menge der geometriſchen Figuren, welche durch die Zuſam-

men-

menſetzung und Zertheilung der dazu erforderlichen Züge entſtehen. Bey ihrem erſten Anblick ſtellen ſich nicht nur alle Sätze, die durch dieſelben demonſtrirt werden können, ſondern auch die ganze Folge der Beweiſe, und alles, was ſonſt mit vielen Figuren bewieſen werden müſte, und hier voraus geſezt wird, deutlich dem Verſtande vor. Hier bedeuten nicht nur die verſchiedenen Zeichen und Figuren, ſondern auch die nemlichen Zeichen ganz verſchiedene Sachen. Denn eine gerade Linie wird bald als die Baſis eines Zirkels, bald als die Achſe eines Ovals, bald als die gerade Seite einer Parabel, bald als die Querlinie derſelben betrachtet. Bey dieſer Betrachtung erweiterte ſich dermaßen in mir der Begrif von den Kräften des menſchlichen Verſtandes, daß meine Verwunderung über die Sprachkunde der Chineſer faſt ganz vernichtet wurde. Denn da ihre Figuren und Zeichen auf eine grobe Art eine Anzahl von 6, 7, 10, oder höchſtens 15 Wörter ausdrücken, enthalten hingegen die geometriſchen Figuren auf eine viel edlere Weiſe eine ſo lange Reihe demonſtrirter Wahrheiten, daß wenn man ſie alle nach der Ordnung wörtlich ausdrücken wollte, viele tauſend Wörter nicht hinreichen würden. Bedenkt man nun noch, daß es Geometern giebt, welche ſich nebſt ihren eignen Erfindungen nicht nur alle Figuren des Euklides, ſondern auch jene des Archimedes, und des Apollonius in Gedanken vorſtellen, ſie erkennen, und

die

die mit ihnen angeketteten langen Reihen von Sätzen und Vernunftschlüssen gleichsam in einem Augenblick durchlaufen: so verschwindet alle Verwunderung über die wenigen Chineser, die sich in ihrem ganzen Leben mit nichts anderem beschäftigen, als eine gewisse Anzahl von Charakteren in ihre Phantasie einzuprägen, und die endlich ihren Zweck erreichen.

(Die Fortsetzung künftig.)

IV.

Revision des Buches:

Enthüllung des Systemes

der

Weltbürger-Republik.

Aus deinem Munde richte ich dich — Luk. 19. 22.

Dank sey es dem unbekannten Verfasser, daß er für nöthig gefunden hat seine Vorrede mit der Versicherung anzufangen: Er wäre nicht nur Freymaurer, sondern auch Christ, und habe sich selbst, die Menschheit und den Orden nach dem Massstabe, den ihm seine Religion gab, studiert. Nur durch die Hülfe dieses Winkes ist es uns, wiewohl mit einiger Mühe, gelungen, aus dem Labyrinthe herauszukommen, worin uns der vermeinte Zauber der seltensten Combinationsgabe und Ueberredungskunst auf eine Zeitlang

lang eingebannt zu halten ſchien. Indeſſen iſt der Wink, der uns dieſen guten Dienſt geleiſtet hat, eben nicht ſo leicht zu verſtehen, daß man vermuthen könnte, er werde von jedermann aufgefangen und gehörig befolgt werden. Bey der groſſen Verſchiedenheit der Bedeutungen, unter welchen das Wort Chriſt (beſonders in unſern letztern Zeiten) gebraucht wird, konnte der Verfaſſer nicht wohl vorausſetzen, mit dieſem Worte alles geſagt zu haben, was man von ſeiner Religion wiſſen muß, wenn man ſich bey dem Maasſtabe, den er derſelben abgeborgt und bey ſeinen neuen Entdeckungen benutzt hat, etwas beſtimmtes denken ſollte. Wir glauben alſo den künftigen Leſern ſeines Buches keinen unangenehmen Dienſt zu leiſten, wenn wir ihnen vorläufig dieſen Maasſtab in die Hand geben, der, wenn wir uns nicht ſehr betrügen, zugleich der Hauptſchlüſſel zu den vielen Geheimniſſen und Räthſeln iſt, die der Verfaſſer ſeinem Scharfſinne und ſeinen Bemühungen zu Trotze in ſeinem Syſteme der Weltbürger unenthüllt laſſen mußte. Die folgenden Grundſätze und Aphoriſmen, die wir aus dem Werke ſelbſt ausheben und mit den eigenen Worten des Textes vortragen wollen, geben einen ziemlich runden Begriff von dem ſubjektiven Chriſtenthume unſers Schriftſtellers. Man höre mit beyden Ohren!

„Die groſſe Grundwahrheit auf welcher das ganze religiöſe und politiſche Daſeyn der Societät beruht,

heißt: der menſchliche Wille muß eingeſchränkt werden, weil er verdorben iſt. S. 378.

„Der Menſch taugt von Natur nichts; ſein Wille iſt verdorben; ſeine Vernunft zu ſchwach gegen den allgewaltigen Willensſtoß. Er darf alſo nicht frey wollen, ſonſt will er unabhängig handeln. Er braucht alſo Vormünder und Aufſeher bis ans Grab, dieſe aber ein übermenſchliches Creditiv. S. 366.

„Die Bibel iſt einziges, letztes, höchſtes Dokument aller poſitiven, intellektuellen, und ſittlichen Wahrheiten, die wir als Bewohner der Erde, und als Bürger der unſichtbaren Welt, für dieſes und für das künftige Leben brauchen. S. 359.

„Bibelreligion allein iſt es, welche die weltliche Oberherrſchaft verbürgt und heiligt. S. 384. Ohne Bibel giebt es kein Dokument über Fürſten- und Menſchenrechte. S. 386.

„Unſre heutigen Denker wollen nicht zugeben, daß man Gott und ſich ſelbſt fühlen müſſe, ehe man ihn und ſich ſelbſt im weſentlichen Zuſammenhange mit ihm denken könne — Dafür können ſie auch zu keiner richtigen Erkenntniß der Wahrheit kommen, und demnach iſt auch ihre auf falſche Grundſätze gebaute Sittenlehre nichts weiter als Schein eines frommen Lebens ohne Kraft. S. 336."

„Wer vom Geheimniß des Vaters und Jeſu, in dem alle Fülle der Gottheit leibhaft wohnet, und der

als königlicher Hoherprieſter und Gott in Menſchenhülle auftrat, nichts hören will; wer nun einmal nicht zugiebt, daß in dieſem nun offnen Geheimniß alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß liegen, mit dem iſt weiter nichts zu reden; ſo wenig als mit einem Menſchen der Mittags um 12 Uhr den lichten Tag abläugnet. S. 337 und S. 349."

„Der ganze Gewinn der Weltweisheit der alten Griechen und Römer, war kein anderer als der, den wir von den Bemühungen unſrer Aufklärer und ſogenannten Weltbürger haben würden, wenn ſie uns das Surrogat für den Aberglauben noch ſollten geben dürfen. Sie ſubſtituirte Unglauben für Aberglauben, Irreligion für falſche Religion, gar nichts für etwas. S. 347."

„Haben wir keine von Gott ſelbſt geoffenbarte Religion: ſo hat kein Menſch das Recht dem andern ſeine Meynungen in gottesdienſtlichen Angelegenheiten aufzudringen. Wir haben dann ſo viele Religionen, aber wahrlich auch ſo viele Syſteme der Sittlichkeit als es einzelne Menſchen giebt, und Weh dann der Societät! S. 260."

Man wird uns nun auf unſer Wort glauben, daß alle übrigen dogmatiſchen Sätze des Verfaſſers, die wir hier der Kürze wegen übergehen müſſen, im Geſchmacke der Angeführten ſind, und folglich zuſammengenommen ein Glaubensbekenntniß abgeben, nach welchem

dem die Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre eben so wenig Bedenken tragen dürfte, den Mann unter die Ihrigen aufzunehmen, als dieser sich um die Aufnahme anzumelden.

Wenn man nun dieses Glaubensbekenntniß etwas genauer ins Gesicht fasset, so weiß man mit einemmale, was der Verfasser unter dem Unglauben begreift „der heut zu Tage unter dem Schutze der gesunden Philosophie ausgebreitet wird; (S. 385.) unter dem Buchstaben der Bibel, den man gelten lassen und unverletzlich ansehen soll; (S. 363.) unter der Verdrehung und Wegvernünftelung des Bibelsinnes, durch welche die politische Einrichtung Gefahr läuft im Innersten erschüttert zu werden, und sich der Anarchie zu nähern; (S. 360.) unter der Religion endlich, die auf unumstößliche Bibelwahrheit gegründet ist, und an welcher der Staat vermöge seiner politischen Pflicht nicht künsteln lassen darf. (Ebendas.) Endlich ergiebt sich eben so deutlich, was es für Gränzen sind, welche er der Philosophie, Denk- und Preßfreyheit, und der Publicität von Obrigkeitswegen gesetzt wissen will, wenn es nicht um den vorgeblichen Grund aller bürgerlichen Herrschaft und Abhängigkeit, um die Lehre von dem Verderbnisse des Verstandes und Willens, und um die Bibel, das einzige Dokument über Fürsten- und Menschenrechte, geschehen seyn soll. (S. 386.)

Bey dieser Denkungsart des Verfassers konnte nun nichts natürlicher seyn, als seine Unzufriedenheit mit dem

em „Schwindelgeiſte des Jahrzehends, der einmal den Poſaunenton von Menſchenliebe, Aufklärung, Menſchenerziehung, Gottesverehrung, Freyheit, und wie die magiſchen Zeitwörter alle heiſſen, angegeben hat, und der noch alles übertäuben wird, wenn nicht bald ein Stärkerer über ihn kömmt, der allen Virtuoſen, die an der Menſchheit dermalen ſtimmen, das Handwerk legen wird." (S. 188.) Der Gang, den die ſogenannte Philoſophie unter den Proteſtanten in Teutſchland vorzüglich nimmt, kam ihm wunderbar vor; und endlich glückte es ihm an demſelben Vorbedeutungen einer nahen Auflöſung aller religiöſen und politiſchen Verhältniſſe ausfindig zu machen. Mit dieſen leidigen Symptomen hielt er die meiſten Erſcheinungen des gegenwärtig mehr als jemals regen Jeſuitiſmus zuſammen, und brachte aus dieſer Vergleichung das Reſultat zu Stande: „Roms verführende und täuſchende, zum Theil auch ſichtbare Mittel, ſeinen Endzweck im Gebiethe der Aufklärung (dem proteſtantiſchen Teutſchland) durchzuſetzen, hieſſen: Duldung, Denk- und Preßfreyheit, Philoſophie u. ſ. w. (S. 393.)

Vermuthlich hatte er dieſe ſeine Beſorgniſſe im Heiligthume der Freymaurerey, wo er eben nicht von Geſtern her (S. die Vorrede) zu Hauſe war, ſo laut werden laſſen, daß ſie bis zu den Ohren der unbekannten Obern gedrungen ſind; die dann ſogleich den geſunden Blick des Mannes daran erkennen, und den Entſchluß faſſen mußten, ihn in das Allerheiligſte

Prinz Heinrich.

Es ist doch so, ob meine Hoheit sich gleich entfärbt, es zu gestehen. Kommt es nicht pöbelhaft an mir heraus, daß ich einen Gelust nach Schmahl-Bier habe?

Poins.

In der That, ein Prinz sollte sich nie so sehr vergessen; an eine so schwache Composition nur zu denken.

Prinz Heinrich.

Mein Appetit ist also vermuthlich nicht von königlicher Abkunft; denn, in gutem Ernst, ich denke izt an die arme Creatur, Schmahl-Bier. Aber in der That, diese gedemüthigen Gedanken erleiden mir meine Hoheit gewaltig. Was für eine Unanständigkeit, daß ich mich deines Namens erinnere? Oder daß ich morgen dein Gesicht noch kenne? Oder daß ich weiß, wie viele paar seidene Strümpfe du hast, (z. Er. diese hier, und deine Pfersich-Blüth farbene;) oder daß ich ein Inventarium über deine Hemder bey mir trage, z. Er. eines für die Noth, und eins zum Ueberfluß, u. s. w.

Poins.

Wie übel das zusammenhängt, daß ihr izt so alberne Dinge sagt, nachdem ihr kaum so grosse Dinge gethan habt! Sagt mir einmal, wie viele wakre junge Prinzen sind in der Welt die es so machen würden wie ihr, wenn ihr Vater so krank läge, als der eurige izt ist?

Prinz

ligste einzuführen, um ihn in Stand zu setzen, dem Publikum nicht bloße Besorgnisse und Vermuthungen, sondern einen vollständigen und systematischen Plan des Verderbens vorzulegen, das zugleich mit der Sonne der Aufklärung immer näher über unsre Häupter heraufrückt.

Nach der historischen Einkleidung, die der Verfasser seinem Werke gab, gieng es mit der Enthüllung dieses Planes folgendermaßen zu: Wilhelm St* Lieutenant bey einem teutschen Regimente, und (nach S. 188.) zwar noch ein A B C-Schüler in der Schule Christi, aber doch von Kindheit auf von seinem Vater an den Wahlspruch: Alles und in Allem Christus, gewöhnt, hatte sich von dem (oben erwähnten) Schwindelgeiste des Jahrzehendes hinreißen lassen, und (nach S. 185.) Menschen- und Bruderliebe in einer Gesellschafft aufgesucht, die Dessen entbehren kann, der selbstständig Liebe ist; mit einem Worte: er war Freymaurer geworden. X. sein Meister vom Stuhle, und, wie man in der Folge erfährt, einer der unbekannten Obern, glaubte an ihm (S. 193.) eines der Subjekte für den Orden gefunden zu haben, wie wenige sind, und beschleunigte seine Beförderung durch die drey Grade der Johannislogen, um ihn durch den Aufschluß des grossen Geheimnisses ins Innerste des Ordens einzuführen. Endlich geht die Initiation wirklich vor sich. Während derselben möchte man wohl an dem Herrn Lieutenant nicht weniger den

A. B.

A. B. C-Schüler im Catechismus, als an dem Pater X* den scharfblikenden Prüfer der Geister verkennen. Jener giebt in jeder seiner orthodoxen Antworten die entschiedenste Verachtung und den lebhaftesten Abscheu vor den Grundsätzen des Hirrophanten zu erkennen; und Dieser fühlt sich hierdurch aufgemuntert, eine Maske nach der andern abzuwerfen, und auf dem Gemählde, das er dem Einzuweihenden von dem Orden entwirft, die schwarzen Farben immer dichter aufzutragen. Er gesteht ihm zuletzt mit dürren Worten: Das Innere der Freymaurerey wäre nichts anders als Jesuitismus; die Freymaurer gehörten zwar zum Orden, wären aber nicht der Orden selbst, sondern aufs höchste die Taglöhner desselben. (S. 220) Die Jesuiten, die heut zu Tage eifriger als jemals mit ihrem alten Projekte beschäftiget wären die Herrschaft über die Welt unter sich zu theilen, und, von Rom aus, ihre Universalmonarchie zu errichten (S. 290.) benutzten die Freymaurey als eines ihrer geschicktesten Werkzeuge (S. 221.) Sie bedienten sich schon vorhandener, oder erfanden neue geheime Gesellschaften, wirkten durch sie und lenkten den Entschluß derselben (294.) u. s. w. Allein bey aller dieser Offenherzigkeit hütet sich der schlaue Loyolit sorgfältig, auch nur eine einzige Thatsache bekannt zu machen, oder eine Urkunde vorzuzeigen, die zur Bestätigung seiner Geständnisse dienen könnte, und sich nicht längst schon in den Händen des Publikums befände. Wir fanden auch im ganzen

übrigen Werke keine Spur, daß es dem Verfaſſer und ſeinen Freunden gelungen wäre, über Jeſuiterey und deren Einfluß auf geheime Orden ein bisher unbekanntes Dokument aufzubringen, oder einen andern hiſtoriſchen Aufſchluß zu geben, den wir nicht bereits in den wenigen Journalen, die uns zu Geſichte kommen, gefunden hätten.

Dafür aber hält unſer Schriftſteller ſeine Leſer, und Meiſter X. ſeinen Schüler durch die große Entdeckung ſchadlos: die Jeſuiten ſuchten gegenwärtig keineswegs durch Verfinſterung ſondern durch Erleuchtung des Verſtandes, (nicht durch Verbreitung des Aberglaubens, ſondern des Unglaubens im oben angezeigten Sinne des Verfaſſers) ihre Abſichten zu bewirken. So wie er uns glauben machen will, wären die Jeſuiten ſo gut, als er ſelbſt überzeugt, daß von der Grundwahrheit: „der Menſch taugt von Natur nichts, er braucht alſo Vormünder und Aufſeher; dieſe aber müſſen ein übermenſchliches Creditiv haben" alles religiöſe und politiſche Daſeyn der bürgerlichen Geſellſchaft abhänge; und da ſie es zum Vortheile ihrer Univerſalmonarchie auf nichts geringeres anlegen könnten, als alle bisherigen religiöſen und politiſchen Verhältniſſe aufzuheben: ſo eilten ſie was ſie könnten, jene Grundwahrheit vom Angeſichte der Erde wegzuſchaffen, und der Menſchheit mit der Bibel das einzige Dokument über Fürſten und Fürſtenrechte zu rauben. Daher ſuchten ſie unter der Maske der Cosmopoliten oder Weltbürger die Religion der reinen Vernunft, den Deismus, einzuführen (256), Preßfreyheit und Toleranz immer weiter auszudeh-

zudehnen, und das Denken immer allgemeiner, leichter, und angenehm zu machen (257). Sie wären es welche im Reiche der Wissenschaften und der Litteratur den Ton angäben, und die besten Köpfe jedes Volkes in ihrer Gewalt hätten, ohne daß es die Letztern selbst wüßten. (248.) Ihnen dienten die protestantischen Gottesgelehrten, welche Dogmatik und die symbolischen Bücher ins Auskehrigt verwiesen, die Empfindungen und Gefühle wegpredigten, lächerlich und verdächtig machten, den Deismus laut affigirten, und Glauben an göttliche Traditionen wegzuräsonniren bemüht wären (252). Kurz! Ihre grosse Parole sey itzt: Philosophie, Aufklärung, Freyheit; und dadurch trieben sie die Menschen vor sich her in das grosse Irrhaus der Imbecillen. (S. 289.)

Nach allen diesen Aufschlüssen wußte der Ordensneuling freylich nichts dagegen einzuwenden, wenn Meister N. ihn, und durch ihn das Publikum glauben machen will: „daß es den unbekannten Obern ein wahres Vergnügen mache, wenn die halbschlauen Protestanten, diese bittern Feinde Roms und doch zugleich die armseligsten Fürstensklaven, sich beklagten, daß allenthalben heimliche Jesuiten herumschlichen, um die Rechtgläubigen auf tausenderley Weise zu Proselyten der römisch kirchlichen Dogmatik und des Mönchenaberglaubens zu machen.“ — Wie der Mann dabey ausgesehen haben mag als er im folgenden Tone fortfuhr: „Das ist das non plus ultra dieser guten Abderiten!

Sie fürchten nur die Folgen des theologiſchen Aberglaubens; gegen die Folgen der allgemeinen Aufklärung haben ſie keinen Sinn zu proteſtiren; ſchreiben, deklamiren, beweiſen und warnen von Kanzeln, und in politiſchen und gelehrten Journalen, für Römiſch-papiſtiſchem Sauerteig, für Tonſur u. ſ. w. und trauen Rom die feuerländiſche Stupidität zu, mit Möncherey, dem Kinde der Dumheit, würken zu wollen; warnen für Jeſuiten, daß ſie, ſie ſich zu Predigern derſelben unter Proteſtanten gebrauchen lieſſen. Sie, aller Aufklärung ſich widerſetzen? O der armen Köpfe!" (S. 273.)

Wem werden hier nicht die Journale und deren Herausgeber einfallen, gegen welche dieſe Deklamation gerichtet iſt, die in dem Munde, in den ſie gelegt wird, ſo natürlich klingt! Der Verfaſſer nimmt ſie indeß für baare Münze, und unterſchreibt ſie allenthalben in ſeinem Buche; ja, er treibt ſeine Gelehrigkeit gegen das Geſchwätz des Sykophanten ſo weit, daß er S. 282 im Ernſte glaubt, und die Welt verſichert: Für Rom wäre, (auf proteſtantiſchem Grund und Boden) durch Aberglauben nichts mehr zu gewinnen." ! !

Überhaupt ſcheinen ihn die öftern Unterredungen und der Briefwechſel, den er, (wie er in der Vorrede verſichert,) mit mehreren Meiſtern der freyen Künſte nach der Art des Herrn K* gepflogen hat, unvermerkt mit einer gewiſſen Unzufriedenheit über gewiſſe Artikel in der Berliner Monatſchrift angeſteckt zu haben.

ben. Man bemerke zum B. wie er ſich (S. 333.) über die Roſenkreuzer erklärt: „Die Sbirren der Literariſchen, und vel quaſi philoſophiſchen Publicität ſind eher nicht hinter ihnen drein geweſen, bis daß ſie ſelbſt, durch Bekanntmachung verſchiedener ihrer Schriften, die Aufforderung thaten: Beleuchtet uns! Männer die nichts geringeres von ſich ſelbſt ſagten als die unerwieſene unerhörte Sache: Wir ſind Herren über die ganze Natur,*) hätten der einmal angenommenen Regel nach, nach welcher man platthin nichts glauben ſoll was nicht mathematiſch demonſtrabel iſt, entweder gar nicht bemerkt, oder allenfalls für Leute gehalten werden ſollen, die ſich einen Zeitvertreib daraus machten, am hellen Tage unſrer Aufklärung Mitternacht anzukündigen. Aber was geſchah? Alle Welt drängte ſich zur — Tinktur-Spende; auch kalt ſeyn wollende Denker.“ — Dieſe letztern „S. 435 ſehen nichts, weil hier nur zu glauben, nichts zu ſchauen war; wurden drob hoch entrüſtet, und ſagten laut: Die Roſenkreuzer ſind Betrüger und Schwärmer. Wahrlich das waren ſie nicht! (S. 436.) Was bisher keinem der allwiſſenden Leute, vom Schulfuchs an, bis zum Politiker der an die Wand piſſet, obſchon ſie länger als 50 Jahr dazu Zeit gehabt hatten, in der

Freyr

*) Der myſtiſche Sinn dieſer Worte ſcheint indeſſen von dem Sinne der Glaubensgenoſſen weit verſchieden: In dem offenen Geheimniſſe des Vaters und Sohnes lägen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß (S. eben) nicht ſo ganz verſchloſſen.

Freymaurerey eingefallen war, das ſuchten ſie nun auf einmal in der Roſenkreuzerey!! Nun waren alle Feſtern rüſtig, und die Roſenkreuzer ſollten von Fürſten und Ständen des H.R. Reichs als Verführer des Volks, als ſehr ſchlimme Bürger, als Jeſuiten, verfolgt, ausgerottet werden, weil ſie Gold machen zu können behaupteten, und die Weltweiſen nicht unbedingt in den Tiegel wollten gucken laſſen." (S. 438.)

„Wenn ich nun meine Meynung von dieſem Orden ſagen ſoll, ſo glaube ich nach den Prämiſſen nicht daß ſie Freymaurer ſind, obſchon ſie ſich in ihren klaſſiſchen Schriften dafür, und ſogar für die Väter der Freymaurer angeben. Der Magnusſchaft wenigſtens würde das Feigenblatt der Freymaurey nicht ſonderliche Ehre machen." — So gut kommen dieſe geheimen Ordensbrüder mit ihren unbekannten Oberen bey dem Verfaſſer durch, weil ſie — (S. 434.) „Wunderglauben, Verzicht auf Vernunft und Forſchbegierde, und eine gewiſſe Chriſtliche Selbſtentſagung vorausſetzen."

Bisher waren bekanntermaßen die Jeſuiten vorzüglich im Beſitze, dieſe roſenkreutzeriſche Moral der Welt zu predigen, und die großen Grundwahrheiten: Der menſchliche Wille muß eingeſchränkt werden, weil er verderben iſt (S. 275). Man muß dem Menſchen mit Gewalt, und wider Willen Gutes thun (S. 335). Er braucht Vormünder und Aufſeher bis ins Grab, und dieſe müſſen ein übermenſchliches Creditiv haben,

haben, auf alle mögliche Weise zu beweisen, festzuse-
tzen und zu vertheidigen. Sie waren vorzüglich im
Besitze, alle Moral blos allein auf Religion zu grün-
den, alle positiven Gesetze samt Bürger- Staats- und
Völkerrecht von der Bibel und göttlichen Traditionen
allein herzuleiten, und der Vernunft alle Fähigkeit
abzustreiten, die Rechte der Regenten zu bestimmen und
zu schützen. Sie waren vorzüglich im Besitze, sich im-
mer unmittelbar an die Fürsten heranzudrängen, die-
selben gegen Philosophie und Philosophen aufzu-
hetzen, Toleranz und Preß-Freyheit als die gefähr-
lichsten Feinde aller Ober-Herrschaft abzuschildern,
und den Königen, die sie für ihre willkührliche Ge-
walt am meisten eifern sahen, auch am lautesten ins
Ohr zu schreyen: daß sie den Sturz ihrer Thronen
herbey führten, wenn sie zugäben, daß an der Reli-
gion gekünstelt würde, und daß in den Augen derje-
nigen, die nichts mehr glaubten, die geheiligte Fürsten-
würde ein bloßes Phantom wäre„ (S. 388.) — Al-
le diese bisher jesuitischen Rollen nimmt unser Schrift-
steller auf seine eigne Person; hält sie für zu heilig,
als daß sie forthin von Jesuiten gespielt werden dürf-
ten; erklärt sie vielmehr für die einzige Taktik mit
welcher der Jesuitismus bekämpft, für die einzigen
Mittel durch welche die heranreiffende römische Uni-
versalmonarchie in ihrer Geburt erstikt werden könne;
mit einem Worte: er zieht der Philosophie, die sich
mit seiner subjektiven Religion nicht verträgt, den be-

kannten

kannten Rock der unbekannten Obern an, und stellt sie in diesem Aufzuge der glaubigen und unglaubigen Welt zum Schrecken und Abscheu dar. Wie sehr den besagten Obern diese Maske zur gelegenen Zeit kommen, und wie wenig sie in dieser Rücksicht gegen das ganze Buch einzuwenden haben möchten, wollen wir hier nicht untersuchen. Dieß allein glauben wir mit Zuversicht behaupten zu können, der Verfasser habe bey seiner folgenden Generalskizze unserer Zeit (444) mehr gesagt, als er entweder dabey gedacht, oder damit sagen wollte: „der sehr konsequente Jesuitism „mus desorganisirt die sehr inkonsequente Menschheit, „um Weise und Narren zu Somnambulisten zu machen.„

V.

Mein Dank an Stoll

von

Blumauer. *)

Dies Leben, das uns geist- und weltliche Chikane
oft zu verleiden sich so sehr bemüht,
und das uns Armen doch so schnell entflieht;
das man, getäuscht von einem süßen Wahne,
bald tropfenweis vom Nagel schlürft,
und bald als eine Bürde von sich wirft;
dies Leben, daß Du blos der Menschheit lebest,
und jedem, der mit fleh'ndem Blick

Dir

*) Ein Dank, mit welchem gewiß alle Freunde der teutschen Litteratur den ihrigen aus vollem Herzen mit mir vereinigen werden. W.

Dir an sein Bette winkt, mit einem Stück
des Deinen zu verlängern strebest;
Dies süße Leben, das auch mir
noch werth ist, dank' ich, Theurer, Dir!
Dir und den Edlen, *) deren Freundeshand
mich dem gewissen nahen Tod entwand:
und schätzt' ich diese sonst zweydeut'ge Gabe
des Lebens gleich vordem nicht sehr,
so freut es mich anizt um so viel mehr,
da ich von Dir, als ein Geschenk, es habe.
Du, Theurer, hast die Achtung mich gelehrt,
die' ich von nun an für mein Leben hege:
denn ach, Du fand'st es ja so vieler Pflege,
so vieler Müh, so vieler Sorge werth! —

Wenn also meine Denk- und Schreibmaschine
im Gang noch bleibt, und ich damit bald der Vernunft
zum Herold, bald der Frömmlerzunft
zum Aerger und Spektakel diene;
wenn mein Aeneas noch mit seiner Schafkopfsmiene,
mit der er über Narr'n und Schurken lacht,
so manchen Prediger auf seiner Bühne,
und manches Zwerchfell noch ertönen macht;
und wenn am Ende Rom, durch so viel Lob gerühret,
mich etwa gar kanonisiret:
so ist's dein Werk! — Denn ohne dich
wär' ich, o Theurer, sicherlich
trotz dem Verbot aus Oestreich emigriret,
und hätte dort in jener Welt
Virgilen schon bereits erzählt,
daß, so wie Rom sich metamorphosirte,

ich

*) Hr. Hunczovsky, Prof. der Wundarzneykunst an der k. k. Militärakademie, Hr. Carl von Mertens, der Arzneygel. Doktor, und Hr. Jacob Reinlein, Prof. der prakt. Arzneywissenschaft für Wundärzte, denen sich der Verfasser gedrungen fühlt, für ihren edelmüthigen Beystand hiemit öffentlich zu danken.

Prinz Heinrich.

Soll ich dir was sagen, Poins?

Poins.

Ja, aber einmal etwas recht gutes.

Prinz Heinrich.

Es soll für wizige Köpfe von so edler Geburt wie du, gut genug seyn.

Poins.

So sagt es denn, ich kan alles anhören.

Prinz Heinrich.

Ich sage dir, es schikt sich nicht, daß ich izt traurig usehe, weil mein Vater krank ist; und doch könnt' ich ir sagen, (als einem, den mir's beliebt, aus Mangel ines bessern, meinen Freund zu nennen,) daß ich traurig eyn könnte, im Ernst traurig.

Poins (spöttisch.)

In der That, die Ursache ist auch darnach.

Prinz Heinrich.

Bey dieser Hand, du denkst ich sey ein so verstokter Bube, als du und Falstaff. Laß das Ende den Mann be. ähren. Aber ich sage dir, mein Herz blutet inwendig, aß mein Vater so krank ist, wenn mir gleich der Um. ang mit so schlimmer Gesellschaft als du bist, die Frey-

ich auch das Bild von seiner Hand,
das längst kein Mensch mehr ähnlich fand,
nun in ein anders travestirte:
und ich daher im Grunde nichts gethan
als was der gute brave Mann
an meiner Stelle selbst — ich wette —
gewiß nicht unterlassen hätte.

Du aber führtest mich zurück in diese Welt,
in der es mir, trotz all den Plagen,
die unsere Geduld parforcejagen,
noch immer ziemlich wohlgefällt!
Du bist, o Theurer, all den Kranken,
die ihres Daseyns Dau'r, wie ich, Dir danken
nicht bloß der Arzt, der Arzeney verschreibt
und ungerührt bey ihren Leiden bleibt:
Du bist zugleich ihr Freund, und theilest
mit ihnen redlich jeden Schmerz;
und wenn Du sie von ihren Plagen heilest,
so heilest Du zugleich — dein Herz.
Schön ist's und groß so vieler Menschen Leben
zu retten; doch noch schöner, wenn daneben
der Arzt zugleich, als seines Kranken Freund,
auch seine Mitleidsthräne weint! —
Und kömmt zu Schmerzen, die im Körper wühlen,
erst noch ein Seelenleid hinzu,
o wer versteht dann so, wie Du,
der kranken Seele selbst den Puls zu fühlen? —

Drum nimm, o edler theurer Mann!
hier meinen Dank für deine Sorgfalt an!
und wenn ich von der Nachwelt je gelesen
zu werden mir gewünscht, so sey's ob diesem Blatt,
worauf ich kund den Zeitgenossen that,
daß Stoll mein Retter und mein Freund gewesen.

Der
Teutſche Merkur.

Junius 1786.

I.

Die Bekehrung
der barbariſchen Völker zum Chriſtenthum.
Ein Fragment.

(Fortgeſezt von S. 243. März 1786.)

Die heftigen Declamationen der Katholiken, der einzigen Geſchichtſchreiber dieſer Verfolgung, können uns keinen richtigen Begrif von den Urſachen und Wirkungen derſelben verſchaffen, ſo wenig als eine unpartheyiſche Abſicht der Charaktere und der Maaßregeln. Die merkwürdigſten Umſtände aber, die dabey unſere Aufmerkſamkeit verdienen, ſind folgende:

I. In dem Original Geſetze das noch vorhanden iſt, erklärt Hunerich ausdrücklich: daß er die Verordnungen und Strafen der kayſerlichen Edikte getreu habe nachſchreiben laſſen, die gegen die ketzeriſchen Congregationen, die Cleriſey und das Volk gerichtet waren, das von der herrſchenden Religion abgieng. Hatte

man die Gewiſſensrechte verſtanden, ſo würden die Katholiken entweder ihr vergangenes Betragen verdammt, oder ihr gegenwärtiges Leiden geduldig ertragen haben; allein ſie beſtanden darauf, die Nachſicht, die ſie ſelbſt begehrten, andern zu verſagen. Während ſie unter der Geiſel der Verfolgung ächzten, prieſen ſie die löbliche Strenge des Hunnerichs, der eine groſſe Menge Manichäer verbannte und verbrennen ließ, und verwarfen mit Abſcheu, als einen ſchändlichen Antrag, den Vergleich, daß die Schüler des Arius und des Athanaſius eine gegenſeitige Toleranz in den Staaten der Römer und Vandalen genießen ſollten.

II. Der Gebrauch der Zuſammenkünfte, deſſen ſich die Katholiken ſo oft bedient, hatten ihre hartnäckigen Gegner zu inſultiren und zu ſtrafen, wurde gegen ſie ſelbſt zernichtet. Auf Hunnerichs Befehl verſammleten ſich 466 orthodoxe Biſchöffe zu Carthago: allein ſobald ſie den Verſammlungsſaal betreten hatten, ſahen ſie zu ihrer groſſen Kränkung den Arianer Cirila auf dem patriarchaliſchen Throne. Nach gegenſeitigen Vorwürfen, nach Stillſchweigen und Toben, nach Aufſchub und Uebereilung, nach Soldaten-Auftritten und Volksſturm, wurden die Streitenden endlich aus einander gebracht. Unter den katholiſchen Biſchöffen wurde einer ein Märtyrer; acht und zwanzig retteten ſich mit der Flucht, und acht und achtzig durch Unterwürfigkeit; ſechs und vierzig wurden nach Corſica transportirt, um dort Holz

für

für die königliche Flotte zu fällen, und dreyhundert und zwey wurden nach verſchiedenen Gegenden in Afrika verbannt, den Beleidigungen ihrer Feinde ausgeſetzt, und ſorgfältig aller leiblichen und geiſtigen Pflege beraubt. Die Mühſeligkeiten eines zehnjährigen Exiliums muß ihre Anzahl ſehr verringert haben, und wenn man das Geſetz des Thraſimund befolgt hätte, das alle biſchöfliche Conſecrationen verboth, ſo würde die orthodoxe Kirche von Africa mit dem Leben ihrer gegenwärtigen Glieder ein Ende gehabt haben. Sie gehorchten aber nicht, und ihr Ungehorſam wurde durch ein zweytes Exilium beſtraft; da denn zweyhundert und zwanzig Biſchöffe nach Sardinien wandern muſten, woſelbſt ſie funfzehn Jahre ſchmachteten, bis zur Thronbeſteigung des gnädigen Hilderich. Die zwey Inſeln waren von ihren arianiſchen Tyrannen boshaft ausgewählt. Seneca hat aus eigener Erfahrung den elenden Zuſtand von Corſica beſchrieben, die Fruchtbarkeit von Sardinien aber wurde von ihrer ungeſunden Luft übertroffen.

III. Der Eifer Genſerichs und ſeine Nachfolger für die Bekehrung der Katholiken muß ſie noch aufmerkſamer gemacht haben, die Reinigkeit des Vandaliſchen Glaubens zu bewahren. Bevor die Kirchen gänzlich geſchloſſen wurden, war es ein Verbrechen in einer barbariſchen Kleidung zu erſcheinen; und diejenigen, die ſich unterſtunden die königliche Verordnung zu

übertreten, wurden bey ihren langen Haaren zurückgeſchleppt. Diejenigen Hofbeamten welche ausſchlugen die Religion ihres Fürſten anzunehmen, verlohren ihre Ehrenſtellen und Würden, wurden nach Sardinien und Sicilien verbannt, oder in den Feldern von Utica zu den niedrigſten Handarbeiten der Bauern und Sklaven verdammt. In den Diſtrikten, die den Vandalen beſonders eigen waren, war die Ausübung der katholiſchen Religion ſtrenger verboten, und ſchwere Strafen wurden ſowohl gegen den Miſſionar als gegen den Proſelyten feſtgeſetzt. Durch dieſe Künſte wurde der Glaube der Barbaren unterhalten und ihr Eifer angeflammt; ſie unterzogen ſich mit andächtiger Wuth dem Dienſt von Spionen, Angebern und Henkern; und wenn ihre Cavallerie zu Felde zog, ſo war ihre Lieblingsbeluſtigung, auf dem Marſch in die Kirchen zu reiten, und die Cleriſey der Gegner mit Schmähungen zu überhäuffen.

IV. Die Bürger, die in dem Luxus der Römiſchen Provinzen erzogen waren, wurden mit ausgeſuchter Grauſamkeit den Mohren in den Wüſten überliefert. Ein ehrwürdiger Zug von Biſchöffen, Presbytern und andern Clericis mit einem gläubigen Hauffen von 4096 Perſonen, deren Verbrechen nicht genau angegeben wird, wurden auf Hunnerichs Befehl von ihren Familien weggeriſſen. Bey Nachtzeit ſchloß man ſie wie eine Heerde Vieh mitten unter ihren eignen Unrath ein: bey Tage aber muſten ſie ihren Marſch über den

brens

brennenden Sand fortſetzen. Wenn ſie unter der Hitze und Anſtrengung ohnmächtig wurden, ſo ſchleppte man ſie auf die grauſamſte Weiſe fort, bis ſie unter den Martern ihren Geiſt aufgaben. Dieſe unglücklichen Verbannten erreichten endlich die Mohriſchen Hütten, wo ſie das Mitleid eines Volcks erregten, deſſen angebohrne Menſchlichkeit weder durch die Vernunft ausgebildet, noch durch den Fanatismus verdorben war. Wenn ſie aber gleich den Gefahren entgiengen, ſo waren ſie doch zu allem Elend eines wilden Lebens verdammt.

V. Es liegt den Urhebern der Verfolgung ob, vorher wohl zu überlegen, ob ſie entſchloſſen ſind ſie bis aufs äuſſerſte zu treiben. Oft vermehren ſie die Flamme, die ſie auszulöſchen bemühet ſind, und ſodann wird es nöthig ſowohl die Unterlaſſung als das wirkliche Verbrechen des Uebertreters zu ſtrafen. Die Geldbuße, die er unfähig oder unwillig iſt zu erlegen, ſetzt ſeine Perſon der Strenge des Geſetzes aus, und ſeine Verachtung geringer Strafen führt endlich zu dem Gebrauch und der Nothwendigkeit der Lebensſtrafen. Wir ſehen deutlich durch den Schleyer der Fiction und der Declamation, daß die Katholiken, beſonders unter Hunnerichs Regierung, die grauſamſte und ſchimpflichſte Behandlung erdulden muſten. Ehrwürdige Bürger, edle Matronen und der Religion geweihete Jungfern, wurden nackend ausgekleidet, und durch Maſchinen in die Luft gezogen, während daß ein Gewicht an

ihren Füſſen hieng. In dieſem martervollen Zuſtande wurden ihre nackten Leiber mit Geiſſeln zerfleiſcht, oder an den zarteſten Theilen mit glühenden Eiſen gebrannt. Das Abſchneiden der Ohren, der Naſe, der Zunge und der rechten Hand war auch gewöhnlich; und ob man gleich die genaue Anzahl nicht angeben kann, ſo iſts doch gewiß, daß eine Menge Menſchen, unter welchen ein Biſchof und ein Proconſul war, die Märtyrer Krone erwarben. Dieſelbige Ehre hat man auch dem Andenken des Grafen Sebaſtian zugeſchrieben, der die Kirchenſatzungen von Nicea mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit befolgte. Genſerich verabſcheute in dieſem muthigen ehrgeizigen Flüchtling einen Ketzer, indem er ihn als einen Rival fürchtete.

VI. Die arianiſchen Prieſter bedienten ſich einer neuen Bekehrungsmethode, die fähig war den Schwachen zu bezwingen und den Furchtſamen zu beunruhigen. Die Taufhandlung wurde mit Liſt oder mit Gewalt nach ihrer Art vollzogen, und die Katholiken als Apoſtaten beſtraft, wenn ſie ſich dieſer verhaßten profanen Ceremonie widerſetzten, die ſo ſchändlich die Freyheit des Willens und die Einheit des Sacraments verletzte. Die feindlichen Secten hatten zuvor die Gültigkeit der Taufe gegeneinander eingeräumt; daher dieſe Neuerung, die ſo kühn von den Vandalen durchgeſetzt wurde, allein dem Beyſpiel und Rath der Donatiſten zugeſchrieben werden kann.

VII.

VII. Die Arianiſche Cleriſey übertraf an religiöſer Grauſamkeit den König und ſeine Vandalen; ſie waren aber unfähig den geiſtlichen Weinberg anzubauen, den ſie ſo ſehr zu beſitzen wünſchten. Ein Patriarch konnte ſich wohl auf den Thron von Carthago ſetzen, und einige Biſchöffe in den vornehmſten Städten die Plätze ihrer Rivale einnehmen: allein ihre geringe Anzahl und ihre Unwiſſenheit in der lateiniſchen Sprache zeigte ihre Ohnmacht eine groſſe Kirche zu regieren. Die Afrikaner waren nach dem Verluſt ihrer orthodoxen Hirten der öffentlichen Ausübung des Chriſtenthums beraubt.

VIII. Die Kayſer waren die natürlichen Beſchützer der Homouſianiſchen Lehre, und das getreue Volk von Afrika, ſowohl Römer als Katholiken, zogen auch ihre geſetzmäſige Oberherrſchaft der errungenen Gewalt barbariſcher Ketzer vor. In einem Zwiſchenraume von Ruhe räumte Hunnerich die Kathedral-Kirche von Carthago wieder, auf das Anſuchen des Zeno, der im Orient regierte, und der Placidia, der Tochter und Enkelin von Kayſern, und Schweſter der Königin der Vandalen. Aber dieſe aus Höflichkeit bewilligte Nachſicht war von kurzer Dauer: denn der ſtolze Tyrann zeigte bald ſeine Verachtung gegen die Religion des Reichs, indem er die blutigen Bilder ſeiner Verfolgungen in den vornehmſten Straßen aufſtellen ließ, durch welche der Römiſche Geſandte ſeinen Zug nach dem Pallaſt nahm. Man verlangte von den in Car-

thago verſammleten Biſchöffen einen Eyd, daß ſie die Thronfolge ſeines Sohns Hilderich unterſtützen, und allem auswartigen Briefwechſel entſagen wollten. Obgleich dieſer Eid dem Anſchein nach ihren Pflichten nicht entgegen war ſo ſchlugen es doch die klügſten Glieder der Verſammlung aus, ihn zu leiſten. Dieſe Weigerung, die mit dem Vorwand bezeichnet wurde, daß es einem Chriſten nicht erlaubt ſey zu ſchwören, muſte natürlich den Zorn eines mißtrauiſchen Tyrannen erregen.

Die durch die königliche und militariſche Gewalt unterdrückten Katholiken waren ihren Gegnern an Anzahl und Gelehrſamkeit weit überlegen. Mit den nehmlichen Waffen, deren ſich die Griechiſchen und Lateiniſchen Kirchenväter bereits gegen die Arianer bedient hatten, brachten ſie die meiſten unwiſſenden Nachfolger des Arphitas zum Stillſchweigen, oder überwanden ſie förmlich. Das Bewuſtſeyn ihrer eignen Ueberlegenheit hätte ſie über die Künſte und Leidenſchaften der Religions-Streitigkeiten wegſetzen ſollen. Jedoch, anſtatt dieſen ehrenvollen Stolz anzunehmen, wurden die orthodoxen Theologen durch die Verſicherung der Impunität gereitzt, Fictionen zu verfertigen, die keine andere Benennung als Betrug und Verfälſchung verdienen. Sie ſetzten ihren eignen polemiſchen Werken die ehrwürdigſten Namen des Chriſtlichen Alterthums vor. Die Rollen des Athanaſius und des Auguſtins, wurden von Vigilius und ſeinen Schülern ſehr ungeſchickt

ſchickt geſpielt; auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die berühmte Lehre, die ſo klar die Myſterien der Dreyeinigkeit und der Menſchwerdung ausgelegt hat, aus dieſer Afrikaniſchen Schule gekommen iſt. Selbſt die heilige Schrift wurde von ihren unheiligen Händen profanirt. Der merkwürdige Text, Drey ſind in dem Himmel die da zeugen, wird durch das allgemeine Stillſchweigen der orthodoxen Väter, der alten Ueberſetzungen, und authentiſcher Manuſcripte verdammt *). Er wurde zuerſt angeführt von den katholiſchen Biſchöffen, die Hunnerich zur Verſammlung von Carthago berufen hatte; oder eigentlicher von den vier Biſchöffen, die im Namen ihrer Brüder das Glaubensbekenntniß entwarfen und bekannt machten. Eine allegoriſche Auslegung, vielleicht in der Form einer Randnote, drängte ſich in den Text der lateiniſchen Bibeln, der in einem dunkeln Period von zehn Jahrhunderten erneuert und verbeſſert wurde **).

*) Hieben macht Gibbon folgende Anmerkung: Alle jetzt vorhandene Manuſcripte, über achtzig an der Zahl, deren einige mehr als 1200 Jahr alt ſind, beweiſen dieſes. Die orthodoxen Abſchriften des Vaticans und der complutenſiſchen Bibel ſind unſichtbar geworden; die zwey Manuſcripte aber zu Dublin und Berlin verdienen wohl keine Ausnahme.

**) Im eilften und zwölften Jahrhundert wurden die Bibeln von Lanfranc, Erzbiſchoff von Canterbury, und von Nicolas, Cardinal und Bibliothecar der römiſchen Kirche, ſecundum orthodoxam fidem verbeſſert. Dem ohngeachtet aber fehlt die

heit benimmt, äuſſerliche Zeichen von Schmerz an mir ſehen zu laſſen.

Poins.

Und warum das?

Prinz Heinrich.

Was würdeſt du von mir denken, wenn ich weinte?

Poins.

Ich dächte, du ſeyeſt ein ſo durchlauchtiger Heuchler, als ein Cron-Prinz je geweſen iſt.

Prinz Heinrich.

So würde jedermann denken, und du biſt ein glüklicher Geſelle, daß du immer denkſt wie jedermann denkt. Keines Menſchen in der Welt ſeine Gedanken bleiben beſſer in der allgemeinen Landſtraſſe als die deinigen? Jedermann würde denken, ich ſey ein Heuchler, ſo iſt es. Und was bewegt eure hochzuverehrende Gedanken, ſo zu denken?

Poins.

Was? Weil ihr ſo lüderlich zu ſeyn geſchienen habt, und mit Falſtaffen in ſo vertrauter Freundſchaft gelebt habt.

Prinz Heinrich.

Und mit dir.

Poins.

Nein, bey dieſem Tagslicht! Ich bin in keinem ſchlim-

men

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst gaben die Herausgeber des Griechischen Testaments ihren eignen Vorurtheilen, oder auch den Vorurtheilen der Zeit nach; und der fromme Betrug, der mit gleichem Eifer in Rom und in Geneve aufgenommen wurde*), ist seitdem unendlich in allen Ländern und Sprachen des neuern Europa ,vermehrt worden.

Das Beyspiel des Betrugs muß Verdacht erregen, und die Wunder, womit die Afrikanischen Catholiken die Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Sache vertheidigt haben, kann mit mehr Grund ihrer eignen Industrie, als dem sichtbaren Schutz des Himmels zugeschrieben werden. Indessen kann sich der Geschichtschreiber, der diesen Religionszwist mit unpartheyischen Augen betrachtet, wohl herablassen, eine übernatürliche Begebenheit zu erwähnen, die die Andächtigen erbauen, und die Ungläubigen in Verwunderung setzen wird. Tipasa, eine an der See wohnende Colonie in Mauritanien,

eben angeführte Stelle in fünf und zwanzig der ältesten und am besten geschriebenen lateinischen Manuscripten. Gibbon.

*) Die drey Zeugen sind in unserm Griechischen Testament durch die Klugheit des Erasmus, durch die ehrliche Andächteley des Complutensischen Herausgeber durch den typographischen Betrug oder Irrthum von Robert Stephanus, (indem er ein Häckchen unrecht stellte) und die absichtliche Falschheit, oder sonderbare Auslegung des Theodor Beza aufgenommen Gibbon.

en, ſechszehn Meilen von Cäſarea, hatte ſich in allen Zeitaltern durch den orthodoxen Eifer ihrer Einwohner ausgezeichnet. Sie hatten der Wuth der Donatiſten getrotzt, und der Tyranney der Arianer entweder widerſtanden, oder waren ihr ausgewichen. Alles flohe aus der Stadt bey der Annäherung eines ketzeriſchen Biſchofs. Die meiſten Einwohner die ſich nur Schiffe verſchaffen konnten, giengen nach Spanien; der unglückliche Ueberreſt aber, der aller Gemeinſchaft mit dem Ruheſtörer entſagte, fuhr dennoch fort, ihre frommen aber verordnungswidrigen Verſammlungen zu halten. Ihr Ungehorſam feuerte die Grauſamkeit Hunnerichs an. Ein Kriegs-Oberſter wurde von Chartago nach Tipaſa geſandt. Er ließ die Katholiken auf dem Foro zuſammen kommen, und in Gegenwart der ganzen Provinz wurden den Uebertretern die Zungen ausgeſchnitten und die rechten Hände abgehauen. Aber die heiligen Märtyrer fuhren fort ohne Zungen zu reden, und dies Wunder iſt von Victor, einem Afrikaniſchen Biſchoff beſtätigt, der eine Geſchichte dieſer Verfolgung, zwey Jahre nach dem Vorfall ſchrieb. „Wenn „jemand, ſagt Victor, die Wahrheit bezweifeln ſollte, „ſo laß ihn nach Conſtantinopel gehn, und auf die „deutliche vollkommene Sprache des Reſtitutus Acht „geben, eines von den glorreichen Leidenden, der jetzo „in dem Pallaſt des Kayſers Zeno wohnt, und von „der andächtigen Kayſerin ſehr geehrt wird.“

In Constantinopel finden wir zu unserm Erstaunen einen kaltblütigen, gelehrten und unverwerflichen Zeugen, der ohne Interesse und Leidenschaft hievon redet. Aeneas von Gaza, ein platonischer Philosoph, hat seine eigne Beobachtungen über diese Africanischen Märtyrer genau beschrieben. 1) „Ich sahe sie selbst; sagt er, „ich hörte sie reden; ich erkundigte mich sorg„faltig durch welche Mittel eine so articulirte Stimme, „ohne irgend ein Sprachorgan gebildet werden könte. „Ich bediente mich meiner Augen um den Bericht „meiner Ohren zu untersuchen. Ich öffnete ihren „Mund, und sahe daß die ganze Zunge völlig bis auf „die Wurzeln ausgerissen war; eine Operation, die „von den Aerzten insgemein für tödlich gehalten wird."

Das Zeugniß des Aeneas von Gaza ist bestätigt durch die überflüssige Beystimmung des Kayſers Justinianus in einem Edict; ferner vom Marcellinus in der Chronick seiner Zeit, und vom Pabst Gregorius I., der damals noch als Abgeordneter des römischen Pontifex in Constantinopel residirt hatte.*) Alle diese lebten in dem Zeitraum eines Jahrhunderts, und alle berufen sich auf diese Begebenheit als ein allgemein bekanntes Factum, um die Wahrheit eines Wunders zu erhärten, das oft wiederhohlt auf dem größten Theater der Welt

*) Keiner von diesen Zeugen hat die Anzahl der Märtyrer genannt. Das Wunder ist durch den besondern Umstand eines Knaben erhöht, der vorher sprachlos war, allein jetzo vernemlich reden konte, nachdem er seine Zunge verlohren hatte. G.

Welt gezeigt wurde, und überdem eine Reihe von Jahren der ruhigen Untersuchung der Sinne bloßgestellt war. Diese übernatürliche Gabe der Afrikanischen Märtyrer, ohne Zungen zu reden, wird jedoch nur von denen, und von denen allein eingeräumt werden, die bereits glauben, daß ihre Sprache rein und orthodox war. Aber das verstockte Gemüth eines Ungläubigen ist dagegen durch einen heimlichen unheilbaren Verdacht gesichert. Der Arianer, oder Socinianer, der da ernstlich die Lehre der Dreyeinigkeit verwirft, wird sich nicht durch das beglaubteste Zeugniß eines Athanasischen Wunders irre machen lassen. *)

Die Vandalen und die Ostrogothen verharrten daher bey dem arianischen Glauben bis zum gänzlichen Ruin der Königreiche, die sie in Africa und Italien gestiftet hatten. Die Barbaren in Gallien unterwarfen sich der orthodoxen Herrschaft der Francken, und Spanien wurde durch die freywillige Bekehrung der Visigothen der katholischen Kirche wieder einverleibt.

Diese heilsame Revolution wurde durch das Beyspiel eines königlichen Märtyrers beschleunigt, den unsre mehr ruhige Vernunft vielmehr einen undanckbaren Rebellen zu nennen versucht ist. Leovigild, der gothische Monarch in Spanien, verdiente die Hochachtung

seis

*) Ob Herr Gibbon wohl damit sagen will: daß man, um ein so kräftig bezeugtes Mährchen nicht zu glauben, nothwendig ein Ketzer, Heide und Publicaner seyn müsse? W.

seiner Feinde und die Liebe seiner Unterthanen. Die Katholiken genossen unter ihnen eine freye Religionsübung. Seine arianischen Synoden versuchten zwar ihre Scrupeln durch die Abschaffung der dem Volke so mißfälligen zweyten Taufe zu heben, allein ohne grossen Erfolg. Sein ältester Sohn Hermenegild, der von seinem Vater das königliche Diadem und das schöne Fürstenthum Bätica erhalten hatte, machte eine ehrenvolle und orthodoxe Verbindung mit einer Merovingischen Prinzessin, Tochter des Sigebert, Königs von Austrasien und der berühmten Brunehild. Die schöne Ingundis, die nicht älter als dreyzehn Jahre war, wurde an dem arianischen Hofe zu Toledo wohl aufgenommen, geliebt und verfolgt. Ihre religiöse Standhaftigkeit wurde bald mit sanften Worten, bald mit ungestümer Heftigkeit von der Gothischen Königin Goisvintha bestürmt, die den doppelten Anspruch auf mütterliche Autorität mißbrauchte. Durch ihren Widerstand aufgebracht ergrif Goisvintha die katholische Prinzessin bey ihren langen Haaren, stieß sie zu Boden, und schlug sie so unmenschlich, daß sie ganz mit Blut bedeckt war; hernach ließ sie das arme Kind nackend auskleiden, und in einen Fischbehälter werfen. Die Liebe und Ehre reitzten wahrscheinlich den Hermenegild diese entsetzliche Behandlung seiner Braut zu rächen; wozu auch nach und nach die Ueberzeugung kam, daß Ingundis für die Sache der göttlichen Wahrheit gelitten hatte. Ihre sanften Klagen und die starken

Ar-

Argumente des Leander, Erzbiſchof von Sevillen, vollendeten ſeine Bekehrung, und der Erbe der Gothiſchen Monarchie wurde alſo durch die feyerlichen Ceremonien der Firmelung in der Niceiſchen Glaubenslehre eingeweiht.

Der raſche Jüngling, durch Religionseifer und vielleicht auch durch Ehrgeiz angefeuert, gerieth in Verſuchung, die Pflichten eines Sohnes und eines Unterthanen zu verletzen, und die Spaniſchen Catholiken, ob ſie gleich nicht über Verfolgung klagen konnten, gaben ſeiner frommen Rebellion gegen einen ketzeriſchen Vater ihren völligen Beyfall. Der bürgerliche Krieg wurde durch die langen und hartnäckigen Belagerungen der Städte Merida, Cordova und Sevilla verzögert, die mit groſſem Eifer die Parthey des Hermenegild ergriffen hatten. Er lud die orthodoxen Barbaren, die Sueven und die Franken zur Verheerung ſeines Vaterlandes ein; er bath um den gefährlichen Beyſtand der Römer, die Afrika und einen Theil der ſpaniſchen Küſte beſaßen; und ſein heiliger Geſandter, der Erzbiſchoff Leander, negozierte in eigner Perſon mit dem byzantiniſchen Hofe. Allein die Hofnungen der Catholiken wurden durch die groſſe Thätigkeit eines Monarchen vernichtet, der die Kriegsheere und Schätze von Spanien in ſeiner Gewalt hatte: und der ſtrafbare Hermenegild, nachdem alle ſeine Verſuche Widerſtand zu thun oder zu entfliehen, fehlgeſchlagen hatten, war gezwungen ſich einem erzürnten Vater zu überliefern.

Leo

Leovigild konnte dieſen geheiligten Charakter nicht vergeſſen. Er erlaubte daher dem Rebellen, nachdem man ihm den königlichen Schmuck abgenommen hatte, auf eine anſtändige Art im Exilio zu leben, und ungeſtöhrt die katholiſche Religion auszuüben. Seine wiederholten fruchtloſen Verrätherenen aber trieben endlich den Zorn des Gothiſchen Königs aufs höchſte; und das Todesurtheil, das er mit ſcheinbarem Widerwillen ausſprach, wurde heimlich in dem Schloſſe zu Sevilla vollzogen. Die unbiegſame Standhaftigkeit, womit er den arianiſchen Glauben, ob er gleich der Preis ſeiner Begnadigung war, anzunehmen ausſchlug, mag die Ehrenbezeugungen rechtfertigen, die man dem Andenken des heiligen Hermenegild gezollt hat. Seine Gemahlin und ſein Sohn, ein junges Kind, wurden von den Römern in ſchimpflicher Gefangenſchaft gehalten. Dieſes häusliche Unglück befleckte den Ruhm des Leovigild, und verbitterte die letzten Augenblicke ſeines Lebens.

Sein Sohn und Nachfolger Recared, der erſte katholiſche König in Spanien, hatte den Glauben ſeines unglücklichen Bruders angenommen, den er mit mehr Klugheit und Erfolg unterſtützte. Anſtatt gegen ſeinen Vater zu rebelliren, wartete Recared vielmehr geduldig ſeinen Tod ab. Anſtatt ſein Andenken zu verdammen, gab er vor, der ſterbende Monarch hätte die Irrthümer der Arianiſchen Lehre abgeſchworen, und ſeinem Sohne die Bekehrung der Gothiſchen Nation empfohlen.

len. Um nun dieſes heilſame Werk zu vollziehen, verſammlete Recared die Arianiſche Cleriſey und die Edlen des Landes, erklärte ſich öffentlich für einen Katholiken, und ermahnte ſie dem Beyſpiel ihres Fürſten zu folgen. Die mühſame Auslegung zweifelhafter Texte, oder die ſinnreiche Anwendung metaphyſiſcher Argumente, würden endloſe Streitigkeiten nach ſich gezogen haben, daher der Monarch ſehr bedächtlich ſeinen ungelehrten Zuhörern zwey kräftige und ſichtbare Gründe vortrug, das Zeugniß der Erde und des Himmels. Die Erde, ſagte er, hätte ſich dem Nicenſchen Synod unterworfen. Die Römer, die Barbaren, und die Einwohner von Spanien, bekennten einmüthig die nämliche orthodoxe Lehre: nur die Viſigothen faſt ganz allein widerſtünden dem, was die ganze chriſtliche Welt glaubte. Was das Zeugniß des Himmels betraf, ſo war ein abergläubiges Zeitalter vorbereitet die übernatürliche Kuren mit Verehrung anzuſehn, die durch die Geſchicklichkeit der katholiſchen Cleriſey bewirkt wurden. Hierzu kamen noch andere Wunder. Das Taufgebäude zu Oſſet in Batica füllte ſich alle Jahre von ſelbſt in der Oſternacht mit Waſſer an; und das miraculöſe Leichentuch des heiligen Martin von Tours, das bereits den Fürſten der Sueven und das Volk in Gallizien bekehrt hatte, fuhr fort Wunder zu thun.

Der katholiſche König fand bey dieſer wichtigen Veränderung der National-Religion nicht wenig Schwie-

rigkeiten. Man machte eine Verſchwörung wider ſein Leben, die von der verwittweten Königin insgeheim angeſponnen wurde; und zwey Grafen erregten eine gefährlichen Rebellion im Narbonneſiſchen Gallien. Recared aber entwafnete die Verſchwornen, ſchlug die Rebellen, und übte ſtrenge Gerechtigkeit aus, welche die Arianer ihrer ſeits mit dem Namen Verfolgung brandmarkten. Acht Biſchöffe ſchwuren ihre Irrthümer ab, und alle Bücher der Arianiſchen Theologie wurden mit ſamt dem Gebäude, worin man ſie geſamlet und aufbehalten hatte, in Aſche verwandelt. Die ganze Nation der Viſigothen und Sueven wurden zur Fahne der katholiſchen Lehre entweder gutwillig geführt oder hingetrieben. Der Glaube der nächſten Generation war eifrig und aufrichtig, und die andächtige Freygebigkeit der Barbaren bereicherte bald die Kirchen und Klöſter in Spanien. Siebenzig Biſchöffe empfiengen auf dem Concilio zu Toledo die Unterwürfigkeit ihrer Ueberwinder. Der Eifer der Spanier gieng noch weiter als die Niceiſche Glaubenslehre: denn ſie behaupteten, daß der heilige Geiſt von dem Sohne ſowohl als von dem Vater ausgienge; ein Lehrſatz, der lange nachher die Abſonderung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche veranlaßte. Der königliche Proſelyt bezeigte ſogleich ſeine Verehrung dem Papſt Gregorius, mit dem Beynamen der Groſſe; einem gelehrten und heiligen Prälaten, deſſen Regierung durch die Bekehrung vieler Ketzer und Unglaubigen

bezeichnet war. Die Gesandten des Recared legten ehrfurchtsvoll auf den Dreyfuß des Vaticans die kostbaren Geschenke von Gold und Edelgesteinen, wofür sie ungleich herrlichere erhielten; nämlich, die Haare des heiligen Johannes des Täufers; ein Kreuz, worin ein klein Stückchen Holz von dem wahren Kreuz eingefaßt war, und einen Schlüssel, der einige Eisenstäubchen enthielte, die von den Ketten des heiligen Peters heruntergeschabt worden waren.

Eben dieser Gregorius, der geistliche Besieger Britanniens, munterte die fromme Theodelinda, Königin der Lombarden auf, die Niceische Lehre unter den siegreichen Wilden fortzupflanzen, deren neu angenommenes Christenthum durch die Arianische Ketzerey befleckt war. Ihre andächtige Bemühungen liessen jedoch der Industrie künftiger Missionarien Raum genug übrig. Viele Städte in Italien wurden immer noch von widriggesinnten Bischöffen beherrscht. Der Arianismus wurde aber doch nach und nach durch das vereinte Gewicht von Wahrheit, Eigennutz und Beyspiel unterdrückt, und dieser berühmte Glaubenskampf wurde endlich gegen das Ende des 7ten Jahrhunderts durch die gänzliche Bekehrung der Lombarden in Italien nach einem dreyhundertjährigen Kriege geendigt.

Die ersten Missionarien, die das Evangelium den Barbaren predigten, bezogen sich auf das Zeugniß

nen Ruf, ich darf zuhören, wenn von mir geſprochen wird. Das ärgſte was die Leute von mir ſagen können, iſt, daß ich ein jüngerer Bruder bin, und daß ich ſtinke Hände habe; und für dieſe zwey Dinge, ich muß es geſtehen, kan ich nichts. Seht, ſeht, da kommt Bardolph --

Prinz Heinrich.

Und der Junge, den ich Falſtaffen gab; der Junge ſah doch wie ein Chriſtenmenſch aus, da er ihn von mir bekam, und ſieh, ob ihn der fette Spizbube nicht in einen ausgemachten Affen verwandelt hat?

Fünfte Scene.

Bardolph mit dem kleinen Lakeyen zu den Vorigen.

Bardolph bringt dem Prinzen einen abgeſchmakten Brief von Falſtaffen; der kleine Lakey berichtet, daß ſein Herr im Bärenkopf in Eaſt-Cheap mit der Frau Quikly und Jgfr. Dortchen Tear-Scheet zu Nacht eſſen werde, und der Prinz verabredet ſich mit Poins, ſie beym Nacht-Eſſen zu überraſchen. Es iſt eine Art von Wiz und Humor in dieſer Scene; aber auch das, was nach Abzug der Wortſpiele und platten oder ſchmuzigen Einfälle übrig bleibt, verdient keine Ueberſezung; ein paar Einfälle des Prinzen ausgenommen, um deren willen das übrige von folgender Stelle mitgehen mag.

der Vernunft, und begehrten Toleranz. Kaum aber hatten sie ihre geistliche Herrschaft gegründet, so ermahnten sie die christlichen Könige, ohne Barmherzigkeit die Ueberbleibsel des römischen und barbarischen Aberglaubens auszurotten. Die Nachfolger des Clovis setzten eine Strafe von hundert Peitschenhieben für die Bauern fest, die ihre Götzen nicht vernichten würden. Das Verbrechen den Dämonen zu opfern wurde von den Angelsachsen mit Gefängniß und Verlust des Vermögens bestraft; und selbst der weise Alfred, nahm als eine unumgängliche Nothwendigkeit, die ausserordentliche Strenge der Mosaischen Gesetzgebung auf. Strafe aber sowohl als Verbrechen verschwanden nach und nach unter einem christlichen Volke. Die theologischen Schulstreitigkeiten hörten mit der sich ausbreitenden Unwissenheit auf; und der Geist der Intoleranz, der weder Götzendiener noch Ketzer finden konnte, mußte sich also allein auf die Verfolgung der Juden einschränken.

Diese verbannte Nation hatte in den gallischen Städten einige Synagogen; Spanien aber war seit Adrians Zeiten mit ihren zahlreichen Colonien angefüllt. Die Reichthümer, die sie durch den Handel erlangt hatten, und der schlechte Zustand der Finanzen, reizte den frommen Geiz ihrer Beherrscher. Man konnte sie wohl ohne Gefahr unterdrücken, da sie den Gebrauch, ja sogar die Erinnerung der Waffen verlohren hatten. Sisebut, ein Gothischer König, der

im

im Anfang des 7ten Jahrhunderts regierte, ſchritt auf einmal zu den äuſſerſten Gräueln der Verfolgung. Neunzigtauſend Juden wurden gezwungen ſich taufen zu laſſen. Das Vermögen der Widerſpenſtigen wurde eingezogen und ihre Körper gemartert. Es ſcheint zweifelhaft, ob man ihnen erlaubte ihr Vaterland zu verlaſſen. Der ausſchweifende Eifer des katholiſchen Königs wurde ſelbſt durch die Spaniſche Clerisey gemäſſigt, welche feyerlich den ſonderbaren Ausſpruch thaten: daß man die Sacramente zwar nicht mit Gewalt ertheilen müßte: daß aber die Juden die man getauft hätte, gezwungen werden ſollten zur Ehre der Kirche bey der äuſſerlichen Ausübung einer Religion zu verharren, die ſie verabſcheuten. Ihr häufiger Rückfall vermochte einen von den Nachfolgern des Siſes bat die ganze Nation aus ſeinen Staaten zu verbannen; und ein Concilium zu Toledo machte ein Decret, daß jeder gothiſche König ſchwören ſollte, dieſes heilſame Geſetz aufrecht zu erhalten. Aber die Tyrannen waren nicht willig die Opfer wegzuſchaffen, an deren Martern ſie ſich weideten; oder auch ſich arbeitſamer Sklaven zu berauben, die ſie mit ſo guten Gewinn unterdrücken konnten. Die Juden fuhren fort in Spanien unter der Laſt der weltlichen und geiſtlichen Geſetze zu leben, die man in dieſem Lande dem Codex der Inquiſition getreu einverleibt hat Die gothiſchen Könige und Biſchöffe entdekten endlich, daß Beleidigungen Haß erzeugen, und daß der Haß

zur Rache Gelegenheit findet. Ein Volk, daß aus anerkannten Feinden der christlichen Religion bestand, vermehrte sich in der Dienstbarkeit und im Unglück, und man kann behaupten, daß die Intrigen der Juden die schnellen Siege der Arabischen Eroberer bewirkten.

Sobald die Barbaren der Lehre des Arius ihre mächtige Stütze entzogen hatten so sank sie in Verachtung und Vergessenheit. Die Griechen behielten jedoch ihre subtile und schwatzhafte Neigung bey. Die Festsetzung einer dunkeln Lehre veranlaßte neue Fragen und neue Streitigkeiten, und es war immer in der Gewalt eines ehrgeizigen Prälaten, oder eines Fanatischen Mönchs, den Frieden der Kirche und zugleich des Staats zu stören. Diese Streitigkeiten, die hier zu der Dunkelheit der Schulen und Synoden gehören, können von dem Geschichtschreiber eines grosen Reichs wohl übergangen werden. Die Manichäer, die sich bemühten die Religion Christi und Zoroasters zu vereinigen, hatten sich heimlich in den Provinzen eingeschlichen; aber diese fremden Sektirer wurden mit in das Unglück der Gnostiker verwickelt, und die kayserlichen Gesetze durch den öffentlichen Haß strenge vollzogen. Die vernünftigern Lehren der Pelagianer wurden von Brittannien nach Rom gebracht und in Africa und Palestina fortgepflanzt, bis sie endlich stillschweigend in einem verfinsterten Zeitalter sich gänzlich verlohren. Der Orient war durch Nestorianische

und

und Eutychianiſche Controverſien zerrüttet. Sie verſuchten die Myſterien der Menſchwerdung zu erklären, und beſchleunigten dadurch den Untergang des Chriſtenthums in ihrem Vaterlande. Dieſe Controverſien fiengen zuerſt unter der Regierung des jüngern Theodoſius an, ihre wichtigen Folgen aber dehnten ſich über weit ſpätere Zeitalter aus. Die metaphyſiſche Kette von Argumenten, die Zänkereyen des geiſtlichen Ehrgeizes, und ihr politiſcher Einfluß auf die Abnahme des byzantiniſchen Reichs, giebt reichhaltigen Stoff zu einer intereſſanten und lehrreichen Geſchichte, von dem Zeitpunkt der großen Kirchen-Verſammlungen zu Epheſus und Malcedon an, bis zur Eroberung des Orients durch Muhameds Nachfolger.

St * * l.

II.

Auszüge
aus einer noch ungedruckten Beſchreibung von Venedig.

Waſſer-Feſte.

Eine Art von National-Feſt, das auſſer Venedig nirgends gegeben werden kann, und gemeiniglich den ſich hier aufhaltenden und durchreiſenden fremden Für-

sten zu Ehren angestellt wird, ist die Regate. Sie ist dasjenige Schauspiel, das jeden Venetianer insbesondere so sehr interessiert; die um den Preis Kämpfenden und ihre Protektoren sowohl als die Zuschauer, alle nehmen daran einen gewissen lebhaften Antheil, der das Fest eben so schön als fröhlich macht. Das Volk, stolz auf dieses ihm allein eigene Schauspiel, bereitet sich einige Zeit zuvor mit ungemeiner Geschäftigkeit darauf. Die Hauptpersonen dabey sind die Gondoliers, eine besondere Art von Dienern, die sich auf das alte, mit einer fast eifersüchtigen Sorgfalt erhaltene Vorrecht, ihre Padroni ausschliessungsweise in der Gondel zu bedienen, nicht wenig einbilden. Ausserdem gebraucht man sie auch zum Anlagen der Besuche; sie verrichten Aufträge von verschiedener Art, die man andern Bedienten nicht anvertrauen mag, und sind vorzugsweise Theilhaber der Geheimnisse ihrer Herrschaft. Ihre Treue und Verschwiegenheit ist eben so ruchtbar und bekannt, als die sinnreiche Lebhaftigkeit ihrer Antworten, und ihr gefälliger treffender Witz, oder auch feiner Verstand, der bey ihrem delikaten Posten in steter Uebung erhalten wird. Auch unter ihnen herrschen Grundsätze von Distinction. Sie behaupten unter sich eine gewisse Art von Rangordnung und Vorzüge, die sich auf die glorreichen Thaten irgend eines ihrer Ahnherrn gründen, der sich durch die Eroberung einer Fahne bey großen Regaten ausgezeichnet hatte. Diese Trophäen erben vom

Vater auf den Sohn fort, und welche Familie die meiſten Ehrenzeichen dieſer Art aufweiſen kann, iſt die älteſte, angeſehenſte und würdigſte. Sie ſetzen darauf einen ſo großen Werth, daß der Sohn eines ſolchen Helden, wenn er ſich verheurathen will, allemal ſich nach der Tochter eines Gondolier umſehen wird, der ſich eben ſo rühmlich ausgezeichnet hat; eine Mißheurath aber bey ihnen eben ſo wie bey unſerm Adel, der mit dem Verdienſten ſeiner Ahnherrn prahlt, für ſchimpflich gehalten wird.

So oft es nun Gelegenheit giebt, ſo hat auch jeder die Freyheit ſein Glück zu verſuchen. Die Begierde den bereits erworbenen Ruhm zu vergröſſern, oder ſich ihn erſt zu erwerben, oder den Schandfleck einer Familie auszulöſchen, entzündet dieſe olympiſchen Helden auf eine unglaubliche Weiſe. Auf die erſte Ankündigung einer öffentlichen feyerlichen Regate laſſen ſich diejenige, ſo ſich auf den Kampfplatz wagen wollen, ſogleich ihre Namen einſchreiben, und bereiten ſich eine gute Zeit zuvor mit einer täglichen Uebung, die ſie la Prova nennen, darauf. Kommt nun endlich der entſcheidende Tag heran, ſo verſammlen ſich um den Kämpfer alle ſeine Verwandten, ſprechen ihm Muth ein, und erinnern ihn an die Jahrbücher ſeines Hauſes. Die Weiber reichen ihm das Ruder dar, und rufen ihm in einem epiſch feierlichen Tone zu: daß er der Sohn und Eidam jener berühmten Männer

ſey, in deren Fußſtapfen zu treten er ſichs werde angelegen ſeyn laſſen; ungefähr ſo, wie die Spartaniſchen Weiber ihren Söhnen den Schild darreichten, und ihnen einſchärften, entweder mit, oder auf demſelben zurük zu kommen. Die Religion, die von dem Pöbel überall mit eingemiſcht wird, hat auch hier bey allen dieſen Vorkehrungen groſſen Antheil. Man läßt Meſſen leſen, thut Gelübde an einige Kirchen die in beſonderm Kredit ſtehen, und rüſtet das zum Streit beſtimmte Fahrzeug mit den Bildern der angeſehenſten und beglaubteſten Heiligen aus. Dabey vergißt man aber auch nicht, gegen Zaubereyen und Hexen, die immer auch hier mit ins Spiel kommen, die benöthigte Vorſicht zu nehmen. Man hört daher öfters Gondeliere klagen, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen ſey, und daß ſie unmöglich hätten verlieren können, wenn ihre Nebenbuhler es ihnen nicht angethan, oder zu Teufels-Künſten ihre Zuflucht genommen hätten. Auf dieſe Art erhält ſich die gute Meinung, die ſie von ſich ſelbſt haben, und die ihnen doch immer noch bey einer andern Gelegenheit dienen kann.

Wenn nun endlich der von den Kämpfern mit getroſtem Muth und von dem Volke mit ſehnlicher Begierde und ängſtlicher Ungeduld erwartete Tag kommt, ſo ſiehet man die ganze Stadt in Unruhe und Bewegung, um die Pracht eines Schauſpiels anzuſehen, oder vergröſſern zu helfen, das jeden Einwohner bis zum Ue-

bermaß entzükt, und woran jeder ins beſondere ſo viel Antheil nimmt. Den ganzen groſſen Canal, der ſchon wegen ſeiner Sonderbarkeit und der Schönheit der Gebäude und Palläſte, die ſich an ſeinen beiden Ufern hinziehen, ein wahres Feſt für die Augen iſt, ſiehet man wie mit einer Tapete von Zuſchauern in Gondeln, auf Barken, und allen Sorten von Fahrzeugen bedekt, die ſich in Bereitſchaft halten, das Auge zu ergözen und dem Wettlauf zu folgen. Alle Palläſte und Häuſer ſind mit reichem Geräthe geziert, das von den Balkons und Fenſtern, worinn ſich die Zuſchauer drängen, herabhängt. Zu beyden Seiten des Canals erheben ſich kleine Amphitheater mit zahlreicher Inſtrumental-Muſik beſezt, deren harmoniſches Geſchwirre mit dem rauſchenden Geiärm eines ganzen freudetrunknen Volks wettzueifern ſcheint.

Gewöhnlicherweiſe werden fünf Wettläufe nach einander gehalten. Der erſte geſchiehet auf ganz kleinen Fahrzeugen, batelletti genannt, zu Einem Ruder; der andere auf eben ſo kleinen Gondeln zu Einem Ruder; der dritte auf dem erſten Fahrzeuge zu zwey Rudern; der vierte auf dem zweyten Fahrzeuge zu zwey Rudern; und der Fünfte auf eben dieſem Fahrzeuge wird von Mädchens oder Weibern gemacht. Denn auch diſe treten zuweilen mit auf den Kampfplaz. Die Form dieſer Fahrzeuge iſt ſo klein, daß der Ruderer eine ungemeine Geſchiklichkeit und Kenntniß des Gleichgewichts haben muß, um nicht umzuwerfen.

Auf

Auf das gegebene Zeichen gehen alle, ſo zum erſten Wettlauf gehören, und, eben ſo auch bey den folgenden, zugleich ab, fahren von Caſtello an dem großen Kanal, unter den beſtändigen Zujauchzen, Klatſchen, corragio und bravo Schreyen, oder auch Necken und Auszischen der Zuſchauer, hinauf bis gegen S. Lucia und Corpus Domini am Ende des Kanals. Hier drehen ſie ſich um einen in das Waſſer geſchlagenen Pfahl, wobey ungemein vieles auf ein gutes Geſchick, und ſchnelle vortheilhafte Wendung ankommt, indem man ſehr leicht umwerfen kann; fahren ſodann wieder den groſſen Kanal hinunter bis an die im Kirchſpiel S. Samuel bey dem Pallaſte Foſcari, ſeitwärts des Kanals, aufgerichtete groſe Maſchine hin, die als das Ziel des Wettlaufs ſich prächtig aus dem Waſſer erhebt, bald einen Tempel, bald einen Berg, bald eine Feſtung, bald dieß, bald jenes vorſtellt, mit Orcheſtern beſezt, und zu Austheilung der Preiſe beſtimmt iſt. Wenn die erſten Kämpfer der Rialto-Brücke im Rückwege nahe ſind, ſo wird mit grobem Geſchütz ein Zeichen gegeben; auf welches um und gegen die Maſchine hin ſich alles entfernen muß, damit die Kämpfer nirgends gehindert und aufgehalten werden. Iſt der erſte Wettlauf geendigt, ſo gehet gleich darauf der zweyte an, und ſo alle fünf nacheinander, welche zuſammen etwa fünf bis ſechs Stunden dauren. Jeder Wettlauf hat gewöhnlich vier, auch fünf von einander verſchiedene Preiſe; die bald höher bald niedriger ſind, gewöhn-

wöhnlich aber der höchste 30, der andere 25, der dritte 20, der vierte 15, und der fünfte 10 Rthlr. beträgt. Wie die Sieger am Ziele ankommen, so erhält jeder ein Fähnlein mit einer Nummer, die den Grad seines Preises anzeigt. Dieses Siegeszeichen stecken sie dann auf ihre Fahrzeuge, und fahren damit bey dem vornehmen Theil der Zuschauer herum, wo sie noch ansehnliche Geschenke erhalten.

Zur Bedeckung und Begleitung der Kämpfer während des Wettlaufs, und um dem Feste ein triumfmäßigeres, prächtigeres und glänzenderes Ansehen zu geben, lassen diejenigen Edelleute, welche dem Fürsten, dem zu Ehren das Fest angestellet ist, die honneurs machen, oder auch andere Cavalliere, die sich auszeichnen wollen, eine Art von langen Fahrzeugen zu sechs, acht und mehreren Rudern ausrüsten, die Bissione und Malgherotte genannt werden. Hier findet man Gelegenheit und Stoff genug, den guten Geschmak und die sinnreichen Erfindungen den Venezianer in Wasserfesten zu bewundern. Vorstellungen aus der Mythologie, aus der Geschichte und dem Costum der Nationen, und andere frappante Anspielungen, sind bis zur Natur getroffen. Hier siehet man den Neptun in seiner Muschel von Seepferden gezogen; dort eine Juno mit den Pfauen, eine Venus mit den Tauben, und andere Gottheiten mit ihren Attributen; hier einen Kahn mit Chinesern oder Japanern, dort eine Gesellschaft von Wilden

Prinz Heinrich.

Aber iſt es wahr, Ned, daß ihr ſo vertraut mit mir ſeyd? Muß ich eure Schweſter heurathen?

Poins.

Mag das Menſch keinen ſchlechtern Anſtand haben? Aber das hab' ich nie geſagt.

Prinz Heinrich.

Wol -- ſo treiben wir den Narren mit der Zeit, und die Geiſter der Weiſen ſizen in den Wolken und ſpotten unſer -- Iſt euer Herr hier in London?

Bardolph.

Ja, Milord.

Prinz Heinrich.

Wo ißt er zu Nacht?

Bardolph.

Am alten Ort, Milord, in Eaſt-Cheap.

Prinz Heinrich.

In was für Geſellſchaft?

Page.

Mit Epheſern, Milord, von der alten Kirche.

Prinz

den u. d. gl. Gold, Silber, Stoffe, Federn, Blumen sind dabey so übermäßig verschwendet, daß man sich in eine Feenwelt versezt zu seyn glaubt. Auf dem Vordertheil von jeder Bisciona befindet sich der Herr derselben mit einem Freunde, auf einem Polster knieend (dies ist die einzige schickliche und übliche Stellung für ihn) und mit einem Bogen bewafnet, von dem er vergoldete und versilberte Kügelchen schleudert, um während des Wettlaufs jedes andere Fahrzeug von der Hauptstrasse entfernt zu halten, und den Wettlauf selbst zu bedecken. Der fremde Fürst, dem zu Ehren das Fest gehalten wird, bekommt eine eigene und zwar die prächtigste Bisciona, die auf Kosten des Staats ausgerüstet wird, und die er gemeiniglich in Gesellschaft eines Venezianischen Edelmanns besteigt, und den Lauf begleitet.

Die Masken Freyheit, die bey solchen Gelegenheiten auch ausser der Zeit verstattet wird, vermehret die allgemeine Lustbarkeit; und jeder sinnet dabey auf eine Maske die ins Auge fallen und Beifall erhalten möge. Freude, ungestörte Heiterkeit und Wonne, strahlt aus jedem Auge des Zuschauers. Mit Munterkeit und allgemeiner Zufriedenheit fängt das Fest an, und so beschließt es sich. Auch der Unglücklichste vergißt so lange es währet sich und sein Schicksal, und schöpft sich neuen Muth auf die folgende Tage.

In der Gemäldesammlung des berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster, befindet sich eine sehr

schö-

ſchöne und getreue Vorſtellung dieſes Waſſerfeſtes, die der verſtorbene teutſche Kaufmann zu Venedig, Sigismund Streit, nebſt andern Gemälden dahin ſandte.

Noch iſt zu bemerken, daß ein bey einem Edelmann in Dienſten ſtehender Gondelier, wenn er aus eignem Antrieb bey ſeinem Herrn um Erlaubniß, ſich auf den Kampfplaz zu wagen, anſucht, und verliert, nicht mehr im Dienſte bleiben kann; wenn er aber von ſeinem Herrn dazu aufgefodert wird, und unglüklich iſt, ſo ſchadet es ihm weiter nichts.

Man trift oft ſehr edle Geſinnungen bey dieſen Leuten an. Bey der im Jahr 1782 dem Ruſſiſchen Großfürſten zu Ehren angeſtellten Regate hatte einer das Unglück, ganz nahe beym Ziel ins Waſſer zu fallen; und als er heraus gezogen wurde, waren die Preiſe ſchon weg, und er mußte ſich mit dem Mitleiden der Zuſchauer begnügen. In zwey Jahren darauf trat er bey Gelegenheit der Anweſenheit des Königs von Schweden aufs neue auf den Kampfplatz, und war ſo glüklich, daß er gegen das Ziel hin nur zwey vor ſich hatte. Als ſie eben gegen die Maſchine hinfuhren, fiel ſein Vormann bey der Wendung ins Waſſer. Er kam indeſſen bey dem Ziel an, und man wollte ihm den 2ten Preis geben; der iſt für meinen Bruder, der hier ins Waſſer fiel, ſprach er, und mein iſt der dritte! Es ſchmerzt, ſo nahe ans Ziel zu kommen, und nichts zu gewinnen. Dies erfuhr ich vor zwey Jahren. Ich will

nicht

nicht aus anderer Unglück Gewinst ziehen, und werde dem Unglücklichen meinen eigenen Preis abtreten, wenn man ihm das verſagen will, was ihm von Rechtswegen gehört. — Ein lauter Beyfall krönte dieſe uneigennützige Handlung; und auch der lezte, der eigentlich dabey zu kurz kam, ließ ſichs gefallen, und tröſtete ſich damit, daß es bald eine andere Gelegenheit gebe, wo er das erſte zu gewinnen hoffe.

Muſik.

Es war eine Zeit, wo die Muſik in Venedig, wie überhaupt die ſchönen Künſte, ihr goldenes Zeitalter hatte. Aber dieſe iſt nun vorbey. Galuppi, der unter dem Beynamen Buranello, (von ſeiner Geburtsſtadt Burano,) bekannter iſt, war das lezte Licht, und erloſch im J. 1785. Bald werden die Italiener bey den Teutſchen in die Schule gehen müſſen, ſo wie dieſe ſich vordem nach jenen bildeten. Der jetzige Kapellmeiſter der S. Markus-Kirche, iſt tief unter dem würdigen Galuppi. Sacchini ſucht ſein Glück an andern Höfen, und der übrige Componiſten-Troß erhebt ſich nicht viel über das gemeine und alltägliche. Ein junger Menſch, Namens Gianbattiſta Cimator verdient jedoch eine Ausnahme. Er bildete ſich ganz nach Haydn. Seine Compoſitionen ſind ſtark, feurig und kunſtreich, nur daß man manchmalen den Nachahmer etwas zu deutlich bemerkt. Er ſelbſt iſt

Meis

Meiſter in der Violine, Baß und Forte-Piano. und ſpielt auf dem leztern die ſchwerſten Stücke mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit auf den erſten Anblick weg. Dieſes iſt um ſo mehr zu bewundern, da das Clavier gerade unter allen das Inſtrument am wenigſten iſt, das zu Venedig Guſto findet, und man hier beynahe keine Gelegenheit hat, es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen. Dilettanten ſchränken ſich blos auf die Violine ein.

Es ſcheint auch daß der Venetianer den Traſporto für Muſik bey weitem nicht mehr hat, der ihm ſonſt ſo eigen war. Die berühmten Lieder der Gondolier aus dem Taſſo, die ſie ſonſt zur Nachtzeit auf dem Waſſer abſangen, haben beynahe gänzlich aufgehört. Das muſikaliſche Drama, oder die Oper, die ſich hier gebildet hat, ward von andern Nationen verfeinert, und zu mehrerer Vollkommenheit gebracht; da ſie im Gegentheil hier immer mehr ſinkt. Die Recitative ſind bis zum Ekel langweilig und elend.

Die vier Conſervatorien verdienen noch am ehesten eine Bemerkung. Sie ſind die Pflanzſchulen der ſchönen Stimmen, die man in dieſem Lande in ziemlicher Anzahl findet. Es kann auch nicht anders ſeyn; denn es werden aus der Menge von Waiſen, die in dieſe Hoſpitäler von der zarteſten Kindheit an aufgenommen werden, alle diejenigen ausgewählt, welche die beſten Stimmen haben, und ſogleich in der Muſik

unterwieſen. Oft iſt dieſe zufällige Gabe auf das Urtheil des Kapellmeiſters, den jedes Hoſpital gewöhnlich beſonders hat, hinreichend, daß ſie andern zarten Gegenſtänden des öffentlichen Mitleidens, welches ſie wegen der Armuth oder dem Tode ihrer Eltern anflehen, vorgezogen werden. Ihr Talent iſt einig und allein zum Dienſt der Kirche beſtimmt, und ſie können daher zu keiner Zeit auf den Theatern in den Staaten der Republik ſich hören laſſen. Man ſagt dieſen Zöglingen der Conſervatorien nach, daß ſie in der Manier des Geſangs mehr Kälte als Empfindung zeigen. Dies rührt ohne Zweifel von der Gewohnheit her, alles in Latein zu ſingen, wovon ſie nichts verſtehen, und das alſo, weil es nicht auf die Seele wirkt, eine bloße Uebung der Kunſt bleibt. Gewiß iſt es, wenn ſie auch die zärtlichſten Opern-Arien ſingen, und den ganzen Ausdruck in ihren Geſang zu zwingen ſuchen, man nicht gerade der ſubtilſte Kenner zu ſeyn braucht, um eben dieſen Zwang unglücklicher Nachahmung und Entfernung von der Natur darin zu entdecken.

Indeſſen bringen ſie es in dem Mechaniſchen der Kunſt deſto höher, und bey ihren Cadenzen weiß ich nicht was mehr in Erſtaunen ſezt, als der Umfang ihrer Stimme, die Mannigfaltigkeit von Läufen, oder die ſchnelle Fertigkeit. Es iſt nichts ſeltenes, daß man unter ihnen Mädchen findet, die vom ungeſtrichenen A bis ins dreygeſtrichene e hinauf ſingen, und es ziemlich lan-

ge

ge in einem natürlichen Tone aushalten. Bianchi im Ospedaletto hat hierin den Vorzug, und bezaubert mit ihrer Stimme. Da die Oratorien von lauter Mädchen aufgeführet werden, die Chöre also blos mit weiblichen Stimmen besezt sind: so sind sie auch eigentlich niemals stärker als dreystimmig; doch findet man öfters Mädchen, die im tiefen Alt bis A und G herunter singen, wodurch sie im Stande sind, beständig unter dem Soprano und Mezzo Soprano zu bleiben, wozu sie den Baß singen. Eine von diesen Zöglingen im Ospedaletto, Namens Capitona, die aber jezo an den Edlen Farsetti verheurathet ist, brachte es hierin unglaublich weit: und man kam, wenn man sie hörte, öfters in Versuchung an ihrem Geschlechte zu zweifeln.

Es herrscht in diesen vier Conservatorien eine Nacheiferung, die bis an die Eifersucht gränzt. Eines sucht es immer dem andern in der Auswahl der berühmtesten Komponisten, und in immer neuen Kompositionen zuvorzuthun, um dem Ort größeren Zulauf und vorzügliche Begünstigung zu verschaffen.

Diejenigen, welche zum Gesang kein eigentliches hervorstechendes Talent, aber sonst zur Musik Anlage haben, werden zur Instrumental-Musik angehalten. Sie spielen die Orgel, die Violine, das Violoncello, ja sogar den Contra-Violon, und blasen Flöten und Waldhörner, bringen es auch öfters hierin sehr weit. Ihre

Oratorien werden an Sonn- und Feyertagen aufgeführt, wo gemeiniglich, da man nichts, als wenn man ſitzen will einen Stuhl für zween Soldi, bezahlt, und jederman freyen Zutritt hat, der Zulauf groß genug iſt. Mendicanti und Ospedaletto ſind bey dem Volk vorzüglich beliebt. Ehedem war es das Hoſpital Degli Incurabili; da es aber zu weit entlegen iſt, und man nicht ſorgfältig genug war, gute Stimmen nachzuziehen, ſo kam es nach und nach gänzlich in Abgang. La Pietà hatte vordem den Vorzug der beſten Inſtrumental-Muſik, und behauptet ihn einigermaaßen auch noch jetzo. Das Orcheſter iſt ſehr anſehnlich, und gemeiniglich um 30 bis 40 Köpfe ſtärker, als bey den andern, da man hier zum wenigſten unter 1500 wählen kann; und da in dieſer Kirche die meiſten Liebes-Angelegenheiten angeſponnen werden, ſo wird es ihr auch niemals an Zulauf fehlen. Davon zeugt in neuern Zeiten die Aufnahme der Schuſteriſchen und Koſbothiſchen Oratorien, und die Begierde, mit welcher alles, was Haydn und Störkel, und andere große teutſche Tonkünſtler ſchreiben, gleichſam verſchlungen wird.

Es iſt hier eine Akademie Dei Filarmonici, die aus einer zahlreichen Geſellſchaft von Dilettanten der Muſik aus dem Venetianiſchen Adel beſteht. Sie hat zu ihren Zuſammenkünften für die harmoniſchen Vergnügungen einen von den Palläſten auf dem großen Platze zu S. Marko zur Seite.

III.

Skizze

einer Theogonie des blinden Glaubens.

Es war eine Zeit, da die Geisteskräfte der Menschen zu schwach waren, — und es kömmt eine Zeit, da sie zu stark seyn werden — das Joch des blinden Glaubens zu ertragen. Nie waren die Menschen der Gottheit so nahe, als in diesen von der Frömmlerzunft so sehr verkannten Zeiten.

Da die junge Menschheit als Säugling am Busen der Natur lag, und weder von Schulbegriffen noch Glaubensartikeln träumte; offenbarte sich ihr der Urheber der Natur durch die Stimme ihres unverdorbenen Herzens. Sie erfüllte sein Gesetz durch die leichte und ungehinderte Befriedigung ihrer unschuldigen Triebe, wurde bey jedem ihrer Schritte von ihm selbst geleitet, und war vollkommen eines Sinnes mit ihm, ohne daß sie ihn von der Natur, dem Organe, durch welches er ihr allein sichtbar werden konnte, zu unterscheiden wußte. Während dieser reinsten und unmittelbarsten Gemeinschaft, die zwischen Gott und Sterblichen statt finden kann, erfuhren sie genau so viel von Ihm, als Er sie erfahren lassen wollte.

Die Zunahme der Bevölkerung, und die Entſtehung gröſſerer Geſellſchaften legten dem menſchlichen Inſtinkte Hinderniſſe in den Weg, die nur durch eine Kraft auf die Seite geſchaft werden konnten, welche bis dahin unentwikelt in dem Menſchen lag, und die allein durch fortgeſetzten Kampf mit jenen Hinderniſſen zu ihrer freyen Wirkſamkeit und ſiegenden Stärke gelangen ſollte. Dieſe Kraft heiſt Vernunft. Ihr unentbehrlicher Gebrauch im Zuſtande ihrer Schwachheit hatte in dem Naturſinne des Menſchen jene Unordnung hervorbringen müſſen, durch welche die vorige Harmonie mit der Gottheit zerſtört wurde.

Es gehören Jahrtauſende von vielfältigen und meiſtens traurigen Erfahrungen dazu, bis der freygelaſſene Zögling der Natur mit freyer Wahl wollen lernt, was er im Stande der Unſchuld aus unvermeidlichem Triebe gewollt hatte, und in der Geſellſchaft als Bürger durch Vernunft findet, was ihm als bloſſen Menſchen in ſeinem engen Familienkreiſe durch Inſtinkt eingegeben worden war. Dann aber bricht die Morgenröthe der Unſchuld wieder hervor, und die glükliche Epoche nähert ſich, wo der Menſch aus eigener Kraft auf dem Wege wandelt, worauf er ehemals durch die Hand der Natur geführt wurde, und wo er als Mann durch Vernunft und Gefühl die Glükſeligkeit doppelt wiederfindet, die er als Kind durch das Gefühl allein genoſſen hatte. Die unendliche

liche Macht, Weisheit und Güte, die durch ihre vereinigte Würkung ſein kindliches Herz gelenkt hatte, tritt dann als reines Ideal der höchſten Vollkommenheit aus dem Chaos ſeiner verworrenen Begriffen hervor, und wird der höchſte leitende Grundſatz ſeiner Vernunft, ſo wie die vornehmſte Triebfeder ſeines Herzens; das Ziel von dem ſeine Erkenntniß ausgeht, und zu dem ſein Wollen zurückkömmt; der Grund den er vorausſezt, wenn er im Studium der Natur Ordnung, Zuſammenhang, Endzweck aufſucht; der Gegenſtand dem er entgegen ſtrebt, wenn er durch ſeine Handlungen, Ordnung, Zuſammenhang, Menſchenwohl hervorbringt. So ſtellt endlich die Stärke der Vernunft allein die Harmonie des Menſchen mit der Gottheit wieder her, welche die Schwäche der Vernunft auf immer aufgehoben zu haben ſchien.

In der Zwiſchenzeit, da die Menſchheit den unbeſonnenen brauſenden Jüngling, das Mittelding zwiſchen Mann und Kind, vorſtellte, hatte ſie auf der einen Seite dem Inſtinkte den unbedingten Gehorſam aufgekündiget; auf der andern war ſie zu blödſichtig um durch Vernunft ihre eigene Führerin zu ſeyn. Aus dem dunkeln zuſammengeſetzten Gefühle ihrer Kraft und ihrer Unmacht, ihres Vermögens zu herrſchen und ihres Bedürfniſſes zu gehorchen, ihrer Abhängigkeit und ihrer Freyheit, entſtand nach und nach ein Irrthum, der in Kurzem allgemein herrſchend

Prinz Heinrich.

Wird er Weibsleute beym Eſſen haben?

Page.

Niemand, als die alte Frau Quickly, und Jungfer Dortchen Tear-Scheet.

Prinz Heinrich.

Was für eine Heidin mag das ſeyn?

Page.

Es iſt ein ganz hübſches Frauenzimmer, Milord, und eine Baſe zu meinem Herrn.

Prinz Heinrich.

Von der Art Baſen, wie die Pfarr-Kühe zum Stadt-Bullen ſind. Wollen wir ſie beym Nacht-Eſſen überraſchen, Ned?

Poins.

Ich bin euer Schatten, Milord.

Prinz Heinrich.

Aber holla, ihr Junge, und Bardolph, ſagt euerm Herrn kein Wort davon, daß ich in der Stadt bin -- Da iſt was für eure Verſchwiegenheit.

Bardolph.

Ich habe keine Zunge, Milord.

wurde, und den höchſten Grad von Täuſchung mit ſich führte, weil er ſo viel von der Wahrheit entlehnen konnte. Die Menſchen glaubten, nur höheren Weſen, als ſie ſelbſt wären, gehorchen zu müſſen: unbegreiflichen Wesen, die ihre Eigenſchaften durch andere Wege als die Vernunft, übernatürlichen Weſen, die ihren Willen durch andere Wege als die Natur offenbarten. Die Schwäche der Vernunft, und die Unordnung des Inſtinctes zuſammengenommen machten jene Diſpoſition aus, welche die Menſchen nicht wahrnehmen ließ, daß die Eigenſchaften, die ſie ihrer Gottheit beylegten, widerſprechend, und die Handlungen, die ſie ſich von ihrer Gottheit befehlen lieſſen, unnatürlich wären. Und dieſe Diſpoſition iſt das, was wir heut zu Tage blinden Glauben nennen.

Es thaten ſich bald unaberthere Vermünder der Menſchen hervor, die ſchlau genug waren, um ausfindig zu machen, daß ein politiſches Gebäude, welches mit dem bleyernen Dache des blinden Gehorſams gedeckt werden ſolte, auf keinem andern Grunde aufgeführt werden könne, als auf dem blinden Glauben. Sie traten alſo als Vertraute und Bevollmächtigte der erwähnten höheren Weſen auf; und nahmen in dieſer Eigenſchaft, das Vermögen, die Freyheit, das Leben, und, da ihnen die Vernunft gefährlich zu werden anfieng, auch die Vernunft ihrer Untergebenen in Beſchlag. Wenn ein Minos, ein Numa, ein Ly-

kurg

kurz, den Göttern nichts anders in den Mund leaten, als was ihnen ihre richtigen Einſichten in die Staatskunſt und ihre warme Liebe gegen ihre Nationen eingegeben hatte: ſo machten ſie Ausnahmen von der allgemeinen Regel, nach welcher die vorgebliche Gottheit ſo abſcheulich war, als der Unterdrücker, den ſie, als ihren politiſchen Stellvertreter, mit unumſchränkter Macht, und, als den Ausleger ihres Willens mit Unfehlbarkeit belehnet hatte.

Niemals und nirgendwo war das vollkommenſte Weſen dem Menſchen fremder geworden, als wann und wo es allenthalben von Abgeſandten und Dollmetſchern höherer Weſen wimmelte; wo alles im Namen einer Gottheit geſchlachtet wurde, wo alles übernatürlich zugieng. Nie kannte man den Urheber der Natur weniger, als da man lauter beſtimmte Erfahrungsbegriffe von ihm zu haben glaubte, nach welchen es eine allgemein angemachte Sache ſchien, daß er ſeine Macht nur durch Wunderwerke, ſeine Weisheit nur durch Geheimniſſe offenbare, und daß man nur durch blinden Glauben an unbegreifliche Thatſachen und unverſtändliche Sätze auf Seine Güte Anſprüche machen könne. Man fürchtete ſich, Ihn zum Menſchen herabzuwürdigen, wenn man ſich ſeine Macht, Weisheit und Güte durch Begriffe menſchlicher Vernunft dächte. Man legte ihm daher zwar dieſe Attribute bey; aber trennte ſie ſorgfältig von allen mora-

liſchen Geſetzen, und unterwarf ſie dafür einer Willkühr, die ſo blind war, als das Ungefähr, und das Schickſal einiger Afterweiſen. Auf der andern Seite hingegen trug man kein Bedenken, ihn als einen unmenſchlichen Deſpoten anzukündigen, der den offenen Blick der Vernunft für Entheiligung ſeiner Majeſtät aufnähme, beleidigt und nur durch Blut verſöhnt werden könne, ſeine Gunſt auf willkührlich gewählte Lieblinge einſchränke, u. ſ. w. Lange genug hat dieſer verderbliche Begrif das wohlthätige und unentbehrliche Ideal der höchſten Vollkommenheit verdrängt, das nur reinen Herzen offenbar, und von reiner Vernunft erreicht wird. Lange genug hat er die Menſchen in eben dem Verhältniſſe von Gott und ihrer Glückſeligkeit entfernt, als die Aufbewahrer der Geheimniſſe, und die Ausſpender der Wundergaben geſchäftig waren, ſie der Gottheit näher zu bringen; und nur ſeit kurzem, und noch bey weitem nicht überall, kann man, ohne Gefahr für einen Gotteslängner gehalten zu werden, laut ſagen: daß jenem Begriffe zum Glücke der Menſchen „kein Gegenſtand entſpreche.„

Nichts iſt begreiflicher als wie es zugieng, daß ſich dieſe Vorſtellungsart ſo lange unter den Menſchen erhalten konnte. So wie ſich mit den Fortſchritten der bürgerlichen Geſellſchaften die Begriffe entwickelten, und die Bedürfniſſe vervielfältigten; fühlten ſich die irdiſchen Vicegötter nicht länger gewachſen, ihr

ins

ins unermeßliche zunehmendes Eigenthum mit einem Blicke zu überſehen. Sie theilten ſich in zwey Claſſen, woron die eine die Bewachung der phyſiſchen, und die andere der moraliſchen Kräfte auf ſich nahm. Der blinde Glaube verbürgte beyden ihren Beſitz; es war alſo ſehr natürlich, daß ſie ihm auch wieder den Seinigen mit aller ihrer Macht (das heißt mit nicht viel weniger als der Summe aller phyſiſchen und moraliſchen Kräfte der Menſchen) verbürgten. Was die Einen mit vollen Schatzkammern, und an der Spitze ihrer Reiſigen nicht vermochten, das konnten die Andern auf den Kanzeln der Tempel und der Schulen. Allein gemeiniglich erreichten beyde ihre Abſichten. Pharao veranſtaltete Mangel, und ſeine Prieſter Unwiſſenheit im Lande: und das Volk drängte ſich von allen Seiten zu ihnen, um für Brod blind zu gehorchen, und für Unterricht blind zu glauben.

Nicht eben ſo leicht läßt es ſich angeben, wie der Abgott des blinden Glaubens zuerſt in die Welt kam, und wie er, trotz der gewöhnlichen Mannigfaltigkeit der Geſtalten des Irrthums, unter ſo verſchiedenen Völkern und ſo verſchiedenen Zeiten in der Hauptſache immer mit einerley Attributen auftreten konnte. Hier ſind einige Vermuthungen hierüber.

Der Deus ex machina hatte von jeher in der wirklichen Welt nicht weniger zu thun als in der Poetiſchen. Man lobt den Dichter, der ihn geſchickt hervor-

vorzurufen weiß, um einen Knoten aufzulöſen, der doch ganz auf des Dichters Rechnung kömmt, weil er ihn ſelbſt geſchürzt hat. Warum ſolte man es unſern Voreltern verargen, daß ſie ſich auf eine ähnliche Weiſe aus Verlegenheiten zu ziehen ſuchten, in welche ſie ohne ihr Verſchulden gerathen waren? In der frühen Dämmerung der Vernunft konnte der Uebergang von mancher nächſten beſten natürlichen Wirkung zu einer übernatürlichen Urſache ohne den geringſten Sprung geſchehen. Es gab keine Mittelurſachen, ſo lange man von keinen wuſte. Das wenige Bekannte war Natur, das unendliche Unbekannte — Gott; und man ſahe ſich genöthiget, überall, wo man nicht die ſichtbare Hand der Einen antraf, die unſichtbare des Andern anzunehmen. Die Glieder der Kette, an welcher jede einzelne Begebenheit hängt, waren in den meiſten Fällen allen menſchlichen Augen verborgen; nur der lezte Ring, der ſie alle an Jupiters Throne feſt hält, war groß und ſcheinbar genug, um allgemein bemerkt zu werden.

Dieß gilt beſonders von gewiſſen für die Menſchen ſchrekbaren und unglüklichen Naturauftritten. Je ungewöhnlicher eine ſolche Erſcheinung war, um ſo viel weniger fand der junge unerfahrne Sohn der Natur in der Reihe ſeiner bisherigen Erfahrungen etwas, das er ſich als Urſache davon angeben konnte. Je fürchterlicher ſie war, deſto mehr bekümmerte

er

er ſich um ihre Urſache, und deſto geneigter war er dieſelbe auſſerhalb der Reihe ſeiner Erfahrungen, (auſſerhalb der Natur) aufzuſuchen. Je gröſſer ſie war, je unermeßlicher für ſeine betäubten Sinne, deſto augenſcheinlicher war ihm die unbekannte übernatürliche Urſache. Er war von nun an bey andern traurigen Begebenheiten dieſer Art immer weniger verlegen. So verſchieden ſie untereinander ſeyn mochten, wenn ſie nur ungewöhnlich, fürchterlich und groß waren, führten ſie ihn immer auf ein und ebendaſſelbe unbekannte, übernatürliche Weſen zurük, das ſich bey jeder ähnlichen Gelegenheit ſeiner Phantaſie tiefer eindrükte. Bey dem immer zunehmenden Drange, ein ihm ſo wichtiges Weſen näher kennen zu lernen, war nichts natürlicher, als daß er die Eigenſchaften und die Sinnesart der Gottheit aus dem, was er ſie würken und folglich auch wollen ließ, errathen zu haben glaubte.

Da Gott immer das Ungewöhnliche, die Natur aber das Gewöhnliche würkte und wollte, ſo mußte nach und nach in den rohen Begriffen der Menſchen eine Art von Widerſpruch zwiſchen Gott und der Natur ſtatt finden. Gott und die Natur handelten einander entgegen; und wo man in der Natur einen Willen annehmen zu müſſen glaubte, da ſetzte man einen böſen Geiſt, oder einen durch den böſen Geiſt verführten menſchlichen Willen hin, der ſeiner Natur nach dem Willen Gottes entgegen wollte.

Da Gott immer das Schrekbare, die Natur aber das Angenehme that und wollte: ſo wurde der erwähnte Widerſpruch noch viel ſcheinbarer. Bey den Frömmern, oder welches in jenen Zeiten eben ſo viel war, bey den Furchtſamern mußte mit der Ehrfurcht vor dem Urheber des Schrecklichen — gegen die würkende Urſache des Angenehmen eine Art von Gleichgültigkeit entſtehen, die, beſonders bey langanhaltenden Beängſtigungen, in Verachtung übergieng. Hiezu kamen noch die ſchlimmen Folgen des öftern Mißbrauches im Genuſſe der Naturgaben. Dasjenige, was den Unbeſonnenen zu Handlungen, die ihn unglücklich machten, verleitet hatte, war angenehm: dasjenige, was ihn von dieſer Handlung zurükhielt, war ſchrekklich. — So floſſen nach und nach die unbeſtimmten Begriffe vom Angenehmen, Böſen und Natürlichen einerſeits, andererſeits aber vom Schrekklichen, Guten und Göttlichen, in zwey dunkle Vorſtellungen zuſammen. Es ſchien ausgemacht, Gott bringe eben ſo ſehr aufs Entbehren, als die Natur aufs Genieſſen. Der Schmerz wurde heilig, die Freude unheilig; Erzeugen — Naturdienſt, Zerſtören — Gottesdienſt. Man glaubte vom Blitze, vom Erdbeben, von Ueberſchwemmungen u. ſ. w. erfahren zu haben, was der heilige und wohlgefällige Wille Gottes wäre; eilte mit Brandopfern von Früchten, Thieren, und Menſchen herbey, und brachte lieber freywillig etwas, um nicht gezwungen Alles hingeben zu müſſen. Die Natur,

ſtär-

ſtärker als alle Vorurtheile, hatte ſich indeſſen gleichwohl im Beſitze ihrer Rechte erhalten; und die Menſchen waren ſich bewußt, ihr von Zeit zu Zeit durch Genuß, durch Erzeugung, durch Freude gedient zu haben; ſie zitterten daher vor den ſchlimmen Folgen, und ſuchten ihrer läſtigen Furcht dadurch los zu werden, daß ſie die Gottheit von Zeit zu Zeit durch freywillige Entbehrung, durch Zerſtören, durch Schmerzen beſänftigten.

Der Umſtand endlich, daß man die groſſen Begebenheiten immer von Gott, die kleinern hingegen von der Natur herleitete, mußte die Entgegenſetzung zwiſchen Gott und Natur aufs höchſte treiben. Indem man Gott alles dasjenige unmittelbar ſelbſt würken ließ, was über die bekannten Kräfte der Natur hinauszugehen ſchien; ließ man Ihn zuletzt auch nichts mehr wollen, als was über die Kräfte der Natur würklich hinausgieng. Der Menſch war alſo nie ſtark genug den Forderungen Gottes an ihn Genüge zu leiſten; er mußte mit übernatürlichem Vermögen, mit dem was man in der Folge in den Schulen die Gnade nannte, ausgerüſtet werden, wenn er etwas unternehmen ſollte, das weder böſe noch gleichgültig, das heißt, weder im Widerſpruche noch im Gegenſatze mit dem Göttlichen Willen ſtehen ſollte. Die Natur, der man nur Kleinigkeiten zutraute, ſank immer tiefer vor den Augen der falſchen Gottſeligkeit herunter; ſo wie ſich von Zeit zu Zeit wahre oder

ein-

eingebildete Bedürfnisse hervorthaten, bey denen man die Hofnung aufgeben mußte, sie durch natürliche Mittel zu befriedigen. Es kam also so weit, daß man, auch bey Unternehmungen wo dieser Fall nicht war, die Natur vorbey gieng, ihre angebothene Hülfe von sich stieß, und sich aller Mittel beraubte, um seinen Zweck desto gewisser zu erreichen. Die Auflösung schwerer Aufgaben für den Verstand wurde von Geheimnissen, den Gedanken Gottes, hergeholt, und die Ausführung schwerer Unternehmungen von Wundern, den Handlungen Gottes, erwartet.

Man vergesse nicht, daß von dem unmündigen Naturmenschen die Rede ist. Der Maßstab, mit welchem dieser die Grösse einer Würkung mißt, ist die Stärke des sinnlichen Eindrucks und des sichtbaren Aufwandes von Kräften. Es konnte daher nicht fehlen, daß man in jenen Zeiten oft sehr kleine Begebenheiten auf die Rechnung Gottes, sehr wichtige hingegen auf die der Natur setzte. Allein nichts destoweniger waren die Einen in den Augen des kurzsichtigen Beobachters groß, und die Andern klein, und wurden imer größer oder kleiner, je öfter er sie mit ihrer vermeynten großen oder kleinen Ursache zusammenhielt. Nicht nur an der majestätischen Stimme des Donners, auch an den gichtischen Verzerrungen einer Pythia erkannte man den gegenwärtigen Gott. Hingegen erklärte man noch in den spätesten Zeiten

die

die Tugenden eines Sokrates für glänzende Laster, weil ſie das Werk ſeiner natürlichen Kräfte, und keines übernatürlichen Einfluſſes waren.

Was dem Urheber der gewaltſamen Naturerſcheinungen gefallen ſollte, mußte gewaltſame Anſtrengungen gekoſtet haben. Was mit Ruhe und Leichtigkeit geſchah, war gleichgültig oder böſe. Mühſam, groß und göttlich, leicht, klein und natürlich bezeichneten daher ungefähr einerley Begriffe. Die Schwierigkeit, die man beym Opfern, Entbehren und Selbſtpeinigen antraf, theilte nun der Heiligkeit, die man mit dieſer Handlung verband, eine beſondere Sanktion mit, und machte, daß man das leichte Genieſſen und Wohlbefinden um ſo viel unheiliger fand. Wenn man ſich bey den Opferſchmäuſen mit leichterem Gewiſſen und reichlicher als ſonſt gütlich that, ſo geſchah es, weil man ſich durch vorhergegangene Enthaltſamkeit, und vornehmlich durch die Brandopfer, die Erlaubniß oder wenigſtens die Nachſicht der ſtrengen Gottheit eingehandelt zu haben glaubte.

In eben dem Verhältniſſe, als die Erfahrungen des Menſchengeſchlechtes, und ſeine Bekanntſchaft mit der Natur zunahm, gab es auch immer weniger ungewöhnliche, ſchrekbare, und auffallend groſſe Naturerſcheinungen, und die gröberen Begriffe des Widerſpruches zwiſchen Gott und der Natur fanden von dieſer Seite immer weniger Nahrung. Allein dieſes

Page.

Und ich will ſchon Meiſter über meine ſeyn.

Prinz Heinrich.

Fahrt ihr wohl, geht -- (Zu Poins.) Dieſe Dortchen Tear-Sheet wird vermuthlich was Allgemeines ſeyn?

Poins.

Ich ſtehe euch davor, ſo gemein, wie die Landſtraſſe zwiſchen hier und St. Albans.

König Heinrich.

Wie müßten wir's machen, wenn wir Falſtaffen heute Nacht in naturalibus ſehen wollten, ohne daß er uns ſähe?

Poins.

Wir müßten lederne Bruſt-Tücher anthun, und Schürze, und ihm bey Tiſch aufwarten.

Prinz Heinrich.

Von einem Gott zu einem Stier? Eine tiefe Herablaſſung! Es war Jupiters Fall. Aus einem Prinzen ein Keller-Junge? Eine unedle Verwandlung! Das ſoll mein Fall ſeyn. Wenn man eine Narrheit machen will, ſo muß man ſie ganz machen. Folge mir, Ned.

[Sie gehen ab.]

Sechste

gilt nur von der physischen Natur. Der Widerspruch zwischen ihr und Gott war endlich ganz verschwunden, und man rief den Letztern nur in ausserordentlichen Fällen hervor, ihre Kräfte, die man nun schon für sein Werk erkannte, zu erhöhen oder zu ersetzen. Der moralische Widerspruch hingegen zwischen Gott und den geistigen Naturen blieb nicht nur übrig, sondern erhielt mit jedem unauflöslichen Problem, das sich in den frühern Zeiten der Kultur bey den häufigen Collisionen zwischen Instinkt und Vernunft hervorthat, neue Bestätigung. Alles was in der Natur Willen hatte, Engel und Menschen, wurde dieses Widerspruches beschuldiget. Dieß wurde endlich auch auf die Vernunft selbst ausgedehnt. Ihre Weisheit wurde Thorheit vor Gott. Je weniger sie die althergebrachten verkehrten Begriffe von der Gottheit billigen konnte, destomehr wurden die Gottseligen in ihrem Urtheile gegen sie bestärkt. Sie war eben so verkehrt als der Wille. Beyde hatten gegen alles, was man ihnen im Namen der bisher geschilderten Gottheit zumuthete, bald gegründete bald ungegründete Einwendungen, die (in vielen Fällen selbst zum Besten der Menschheit) abgewiesen werden mußten, und durch nichts abgewiesen werden konnten, als durch blinden Glauben, und durch blinden Gehorsam. —

IV.

Des Grafen Magalotti Nachrichten von China.

(Fortgesetzt von S. 177. des vorigen Monats.)

Vom Ehestand der Chineser erzählte er uns, sie verheyratheten sich ungefähr im achtzehnten Jahr ihres Alters. Das Weib, welches sie alsdenn nehmen, ist ihre einzige ächte Gattin, und von ihr erhalten sie ein dem ihrigen angemessenes Heyrathgut, welches sie zurückstellen müssen, wenn sie sie verstossen wollen. Der Vater sieht das Angesicht seiner verehlichten Tochter nie wieder. Er schließt sie in eine Art von Sänfte ein, und übergiebt den Schlüssel dem Weibe, welches, dem dasigen allgemeinen Gebrauch gemäß, die Ehe gestiftet hat; und dieses überreicht ihn dem Manne, der den Tragsessel nicht eher öfnet, als bis er in seinem Zimmer ist.

Die adelichen Damen gehen sehr selten aus dem Hause; und wenn es geschiehet, so sind sie entweder in eine Sänfte eingeschlossen, oder sitzen mit bedecktem Angesicht zu Pferde oder auf Eseln. Die Weiber von gemeinem Stande gehen öfter aus, auch zu Fuß, und nie unbedeckt; von welcher Gewohnheit so gar die öffentlichen Dirnen, wenn sie aus ihren

ren Wohnungen in das Haus der Kupplerin, die sie um einen gewissen Lohn gedungen hat, übergehen.

So bald ein Mann eine Frau genommen hat, ist ihm erlaubt, so viele Beyschläferinnen zu halten, als er will. Diese sind entweder freye, oder Leibeigene. Die Freyen sind unächte Töchter adlicher oder anderer Väter von gutem Stande, welche, um sich ihrer zahlreichen Familien, die durch die Menge der Kebsweiber stark vermehrt werden, zu entledigen, dieselben samt einem geringen Heyrathegute andern als Beyschläferinnen übergeben. Wird ein solches Weib vom Manne verstoßen, so verliert es das eingebrachte, und die mit derselben erzeugten Kinder bleiben entweder beym Vater, wenn er will, oder sie begleiten die Mutter, und jener giebt ihnen jährlich etwas gewisses zu ihrem Unterhalt. Die leibeigenen Kebsweiber sind Bauerntöchter, deren Väter, von der Menge der Kinder gedrückt, die von Natur unvestalteten wenn sie noch in Windeln sind tödten, und die übrigen in den Städten verkaufen, die Söhne zu Bedienten, und die Töchter zu Beyschläferinnen, von denen man die Theuerste um den Preiß von 7, 1/2 Ducaten kauft. Diese Art von Weibern verdient Mitleid; denn in den Häusern ihrer Herrn müssen sie wie Maulthiere das Wasser herbeytragen, und die niedrigsten Dienste thun. Wenn sie ihr Herr begehrt, müssen sie ihm willfahren, weil dieses die Hauptabsicht ist, warum er sie gekauft hat; doch geschiehet

es

es selten. Ertappte er sie aber mit einem Bedienten oder einem andern auf der That, so würde sie es mit dem Leben bezahlen müssen. Die Katholischen Geistlichen bedienen sich meistens dieser Weiber, den Gemahlinnen und Kindern der Edelleute, denen sie dienen, das Christenthum zu empfehlen. Man kann sich hierin auf sie verlassen; und viele bekehren sich in ihrem Herzen, ob man sie gleich nicht taufen darf, weil sie jederzeit bereitwillig seyn müssen, der Wollust ihrer Herrn zu dienen *).

Dieses veranlaßte uns, ihn um den Zustand der Katholischen Religion und über die Anzahl Katholischer Prediger zu fragen.

Die Katholische Religion, antwortete er, wird im ganzen chinesischen Reiche ungehindert ausgeübt. In allen unsern Kirchen wird eine auf einen Stein eingegrabene Abschrift des Königlichen Diploms gezeigt, worin die freye Religionsübung verstattet wird. Die Christen werden überall verehrt, und jeder Chinese und Tatar kann sich, ohne seiner Ehre zu schaden, zum Christenthum bekennen. Die Chinesischen Gelehrten stehen mit unserer Geistlichkeit in sehr gutem Vernehmen; aber mit den Bonzen ist gar kein Auskommen. Von Predigern, sagte er, habe ich 25 aus meinem Orden, deren vier mit zwey chinesischen Laienbrüdern sich zu Pekin aufhalten, 6 Dominikaner und

*) Eine sonderbare Art von herzlicher Bekehrung, woran gleichwohl Hr. M. nichts anstößiges zu finden scheint.

zwey Franciſkaner in China hinterlaſſen. Sie kleiden ſich wie die gelehrten Chineſer, nemlich ſie tragen Röcke von weiſſen Damaſt, die bis auf die Erde herabgehen. Unter den vier Jeſuiten zu Pekin findet ſich der Pater Johann Adam, ein Niederländer, der ſich nun ſchon 45 Jahre in China aufhält, und ſowohl beym Könige als bey ſeinen Miniſtern und Volke ſehr beliebt iſt.

Da wir ihn um Gewicht, Münze, Maaß und Lebensmittel fragten, antwortete er: Es giebt in China eine Art geprägter Münzen, welche Capa genannt werden, und ungefehr ſo viel als anderthalb Pfenninge werth ſind. Auf einer Seite iſt der Name des Königs, und auf der andern jener der Münze eingeprägt. Dreyhundert ſolcher Münzen machen einen Leàn, ungefähr einen florentiniſchen Scudo oder einen halben Ducaten. Ein Lean wird in zehen Zien, ein Zien in acht Puen getheilt. Uebrigens wird Gold und Silber nach dem Gewicht ausgegeben, und jederman trägt zu dieſem Ende eine Scheere und Wage bey ſich in ſeinen Stiefeln. Ein chineſiſches Pfund enthält ſechzehn Unzen. Das gewöhnliche Längenmaaß iſt die Elle, von der Länge eines Ellenbogens. Die Lebensmittel ſind ſehr wohlfeil, ſowohl was die Koſt, als die Kleidung anbelangt. Mit fünf Puen, welche ungefähr fünf und zwanzig Pfennige ausmachen, kauft man eine fette Henne.

Die

Die Chineſer haben keinen Wein, ob es ihnen gleich nicht an köſtlichen Weintrauben mangelt. Wir Europäer keltern ſie und machen Wein daraus, aber heimlich; denn dieſe ſtolze Nation hat es ſich zum Geſetze gemacht, denjenigen, welcher in der Beköſtigung neue Gebräuche einführt, oder ſie von Fremden lernt und nachahmt, auf das ſtrengſte zu beſtrafen. Ihr gewöhnliches Getränke iſt Thee, und ein aus Reis gemachter Wein. Weil niemand zur Erlernung der Geheimniſſe einer Kunſt gelangen kann, als wer ſich durch einen Eidſchur zur öffentlichen Betreibung derſelben verpflichtet, und die Uebertretung eines ſolchen Eidſchwurs mit dem Tode beſtraft wird: ſo kann kein anderer das Geheimniß erfahren, wie ſie den Reis in ein ſo ſtarkes und wohlſchmeckendes Getränke verwandeln. Sie trinken jederzeit heiß, und halten daher ihr Getränke beym Tiſche über dem Feuer in groſſen Gefäßen. Im Sommer werfen ſie zwar Eis in ihre Becher, nehmen es aber ſogleich wieder heraus, um ſich nicht das Vergnügen der mäßigen Wärme zu benehmen. Es iſt ihnen genug, wie ſie ſagen, der virtuellen Kälte, die nach ihrer Meynung das Getränke in einem Augenblick an ſich zieht, zu genieſſen. Daher behalten ſie, wie die Italiener, das Eis auf den Sommer auf, und verkaufen es alsdenn um einen ſehr geringen Preis. Hingegen erfriſchen ſie das Obſt mit Eis, und je kälter es iſt, je lieber eſſen ſie es. Der Reiswein iſt hell und goldfarbig, ſchmekt köſtlich,

und iſt oft ſo ſtark, daß ihn mancher Europäer für ſpaniſchen Wein hält. Der gemeine Mann trinkt aus irdenen Gefäßen, der Edelmann aus goldnen und ſilbernen Bechern, mit grob eingeſchnittenen Figuren, die groſſen Herrn aus polirten und mit Gold und Edelſteinen beſezten Rhinoceros-Hörnern.

Was die Speiſen anbelangt, ſo fehlt es ihnen beynahe an nichts von allem was wir in Europa haben. Sie haben vortreflichen Weizen, alle Arten von Fleiſch und Wildpret, Citronen, Pomeranzen, Obſt, und Gartenfrüchte; und wenn ſie ſich darauf verſtünden, ſo würden ihnen die Molukiſchen Inſeln Gewürze von jeder Art darreichen. Obgleich ihr Weizen ſehr gut iſt; brauchen ſie doch nur das Mehl, und haben noch nicht gelernt, Brodt daraus zu backen. Anſtatt des Brodtes eſſen ſie Reis, der in Waſſer gekocht, geröſtet, und getrocknet wird. Wenn ſie eſſen, ſo tragen ſie ihn in tiefen Schalen auf den Tiſch, und werfen ſich denſelben mit einigen kleinen Stäbchen, die ſie anſtatt der Gabeln brauchen, nach einem jeden Biſſen Fleiſch, oder was ſie ſonſt eſſen, in den Mund. Nichts iſt geſchmackloſer als ihr Eſſen. Alles wird in Waſſer geſotten, und zwar in dem nämlichen Topfe, Schweinefleiſch, Haſen, Fiſche, Kalbfleiſch, Faſanen, untereinander vermengt. Die Brühe wird als Suppe aufgetiſcht, wovon jede Perſon eine Schaale voll empfängt. Am liebſten eſſen ſie Schwein- und

Schöps-

Schöpſenfleiſch. Die Armen eſſen auch das Fleiſch von Hunden, Eſeln und Katzen. Eine jede Art Fleiſch hat ihre eigene Schlachtbank, wo ſie verkauft wird. Hundepfoten, getrocknet und geräuchert, wie in Italien der Aal, ſind ein Leckerbiſſen, der für ein gutes Mittel gehalten wird, den Magen zu erwärmen und zu ſtärken. Jede Art von geſottenem Fleiſche wird in einer beſondern Schüſſel aufgetragen. Nur zwey Dinge brauchen ſie, den Speiſen einen Geſchmack zu geben. Das erſte iſt ein gewiſſer Käſe von Schminkbohnen. Sie tränken die Bohnen in Waſſer bis ſie ſich darin auflöſen, und auf der Oberfläche des Waſſers eine grüne Haut bilden. Alsdenn werden ſie mit einem Kochlöffel umgerührt, und in waſſervolle Gefäße durch ſehr feine Siebe durchgeſeiget. Dieſer feine Teig dienet ihnen zu einer allgemeinen Soſſe zu allen Speiſen, und vertritt ſogar die Stelle des Salzes: denn ſie brauchen kein Salz, ob ſie gleich in ihren weſtlichen Provinzen Ueberfluß an Salzquellen haben. Die zweyte Art ihre Speiſen zu würzen nennen ſie Miſſo. Sie beſteht aus verdorbenem Weizenmehl, welches einen überaus häßlichen und ekelhaften Geſchmack hat. Dieſes ſtreuen ſie nicht wie den Bohnenkäſe in die Töpfe, ſondern ſetzen es in beſondern Schüſſeln auf den Tiſch, und tunken die Biſſen, die ſie eſſen wollen, hinein, wie wir in den Senf.

Bey den Gaſtmälern groſſer Herrn iſt es gebräuchlich, die Gäſte mit gewiſſen ausgeſuchten Schüſſeln zu regaliren. Dieſe köſtlichen Schüſſeln beſtehen entweder in Reis, oder in Kräutern, oder in harten Eyern mit einer Soße, oder in fein geſchnittenen Streifchen von einer Art ſehr dünner Eyerkuchen. Gott bewahre einen Europäer vor ſolchen Gaſtmälern! Er würde vor Hunger und Verdruß ſterben, wenn er ſich damit begnügen ſollte. Selbſt die Gäſte ſättigen ihren Hunger zu Hauſe, ehe ſie ſich dahin begeben. Auf einem Speiſeſaal werden die Tiſche in einer runden Reihe geſtellt. An keinem derſelben ſitzen mehr als drey Perſonen, und der Hausherr ſizt allein an dem lezten. Das Tiſchgeſchirr beſtehet in einem Trinkbecher, in einer Reisſchaale, in einem Becken mit Miſſo, und in den hölzernen Stäbchen, welche anſtatt der Gabel dienen. Alle Schüſſeln, Becken und Teller, von der Tafel des Königs bis auf die des niedrigſten Handwerkers, ſind von Porcellan, mit dem Unterſchied, daß jenes von der feinſten Gattung iſt. So bald ſich die Gäſte zu Tiſche geſezt haben, erſcheint der Truchſes mit der erſten Schüſſel, und giebt das Zeichen zum Anfang; denn wer ſich erkühnte die Hand gegen die Schüſſel früher auszuſtrecken, würde nicht nur beſchimpft werdrn, ſondern auch den Ruf eines gefräſigen und übelgeſitteten Menſchen davon tragen. Dieſes Zeichen beſtehet in dem Worte Jin, das iſt, ich lade ein. Sobald die

Gäſte

Gäſte dieſes Wort hören, wiederholen ſie es einigemal gegen einander, wie die Prieſter und Diakonen am Altare in der hohen Meſſe, wenn ſie ſich einander Pax tecum ſagen und ſich umarmen. Hierauf ſtecken ſie den erſten Biſſen insgeſammt zugleich in den Mund; und wenn jemand es zu frühe oder zu ſpät thut, erhält er von dem Truchſeß, deſſen ganze Ehre von dim wohl beobachteten Tempo abhängt, einen heimlichen Verweis. Alſo muß ein jeder Gaſt zur Ehre der Tiſchordnung das ſeinige beytragen, ohne daß der Koch darauf bedacht ſeyn dürfe, ſich bey den Gäſten Ehre zu machen. Wenn es dem Tiſchcommandanten ſcheint, daß die Gäſte von der erſten Speiſe genug gegeſſen haben, läßt er nach und nach die zweyte und dritte auftragen, und jederzeit die nemlichen verdrießlichen Ceremonien beobachten. Wenn es ihm däucht, daß die Gäſte Durſt haben, läßt er ihnen zu trinken geben; alsdenn wiederhohlen ſie das Wort Zu, trinken alle zugleich, und zeigen hernach den leeren Becher.

Beym erſten Trank erſcheinen die Schauſpieler, die entweder einem jeden für Geld dienen, oder ganz allein von einem Privatmann beſoldet werden. Die vornehmſten unterhalten mehr als eine Geſellſchaft. Sie ſind prächtig gekleidet, und begeben ſich ſogleich zu demjenigen, der am erſten Platze ſitzt, welchem ſie ein Verzeichniß ihrer Schauſpiele überreichen, und ihn bitten, eins zu wählen. Aus Höflichkeit weiſet

ſie

Sechste Scene.

[Northumberlands-Burg.]

Northumberland, Lady Northumberland, und Lady Percy.

Northumberland.

Ich bitte dich, mein liebes Weib, und euch, meine werthe Tochter, laßt den Entschliessungen ihren Lauff, wozu die Zeit mich nöthigt. Beunruhigt mich nicht länger durch Vorstellungen, welchen Gehör zu geben nicht mehr in meiner Macht ist.

Lady Northumberland.

Ich hab es aufgegeben, ich will nichts mehr sagen: thut was ihr wollt; eure Klugheit sey eure Rathgeberin.

Northumberland.

Ich habe meine Ehre zum Pfand gegeben, liebstes Weib; und nichts kan sie wieder einlösen, als wenn ich gehe.

Lady Percy.

O, um des Himmels willen, bleibet dem ungeachtet zurük. Es war eine Zeit, Vater, da ihr euer Wort brachet, obgleich weit mehr daran gelegen war es zu halten, als izt. Wie manchen Blik schikte euer Percy, euer Sohn, mein liebster Harry, nordwärts, dem Beystand entgegen, den ihm sein Vater zuführen sollte? aber er wartete umsonst.

sie der vornehmste zu seinem Nachbar, und dieser und die folgenden thun das nehmliche, bis sie zu dem Herrn des Hauses kommen, der es endlich ihrer Wahl überläßt, was sie aufführen wollen.

Das Schauspiel dauert nicht über eine Viertelstunde, und hat meistens eine Begebenheit ihrer Könige oder Königinnen zum Gegenstande. Wenn es geendiget ist, wird aufs neue mit den nemlichen Ceremonien getrunken, und ein neues Schauspiel aufgeführt; und so wird sechs bis sieben Stunden lang mit Trinken und viertelstündigen Schauspielen abgewechselt, bis die Gäste voll Verdruß und Hunger nach Hause gehen.

In China giebt es keine Oelbäume; daher brauchen sie anstatt des Baumöls Jasminöl, welches sehr delikat ist, und aus den Blumen des Jasmins, woran sie großen Ueberfluß haben, ich weiß nicht wie, gezogen wird. Der Mittelmann bedient sich eines etwas bittern Oels, aus einem Saamen, der von ihnen Jelselin genannt wird, und eine Gattung von Sesam ist. Aber die Bauern brauchen, wie in Polen, nur Leinoel, oder einen gewissen Saft, der aus einer sehr stinkenden Pflanze, nahmens Marsen, gepreßt wird. Die Chineser essen keinen Salat, noch andere ungekochte Kräuter: aber das Obst erhalten sie in einer Lauge von Essig. Kurz, im Essen haben sie einen sehr seltsamen Geschmack. Wenn wir

Je-

Jesuiten einen Hasen oder Fasan geschenkt bekommen, stecken wir ihn selbst an den Bratspieß, damit unser chinesischer Koch ihn nicht verderbe; und wenn er gebraten ist, essen wir ihn in einer der innersten Kammern unserer Wohnung, und geben Ordre, zu dieser Zeit niemand ins Haus zu lassen, es wäre denn ein Beorderter des Königs, zu welchem Ende indessen jemand am Fenster Acht geben muß.

Es ist unbegreiflich (fiel ihm Herr Dati in die Rede), daß die Chineser, bey so großem Ueberfluß an Schafen und Kühen, noch keine Butter und Käse zu machen gelernt haben, welche doch viel besser seyn würden, als ihre verfaulte Bohnen. Ihr Stolz, sagte der Pater, ist Schuld hieran. Glauben sie denn, daß sie sich so weit herabwürdigen können, von uns Europäern Butter machen zu lernen, da sie nicht einmal die Käse der Tataren, die unter ihnen wohnen, nachmachen? Und doch weiß ich nicht, ob ich nicht lieber die faulen Bohnen der Chineser, als den sehr stinkenden Käse der Tataren wählen würde? Sie geben ihm die Form einer Brezel, und hängen ihn zu hunderten an Schnüren in ihre Krahmläden auf. Er wird hierdurch so hart, daß, wenn man ihn gegen eine Wand wirft, diese, nicht er, beschädiget wird. Wenn sie ihn essen wollen, legen sie ihn aufs Feuer, wo er wieder so weich wie Wachs wird.

So

So geſchmacklos die Chineſer im Eſſen und Trinken ſind, ſo ſehr verſtehen ſie ſich auf die Bequemlichkeit im Schlafen. Im Winter legen ſie ihre baumwollenen Matratzen auf viereckigte Oefen, die ſie Can nennen, und mäßig wärmen. Ihre Bettücher, und alles übrige Weiszeug beſtehen aus der feinſten Baumwolle; denn des Leins bedienen ſie ſich nur zu Oel, und des Hanfs zu Stricken. An den vier Ecken des mäßig erhizten Ofens erheben ſich vier Säulen, die zu Bettſtollen dienen, an welchen Vorhänge von warmem Zeuge befeſtiget werden. Wenn der Winter vergangen iſt, legen ſie die Matrazen auf Bänke und Breter, wie in Italien; und mitten im Sommer nehmen ſie die Baumwolle heraus, und erfüllen ſie mit trockenem Seegras, welches nicht nur weicher und feiner als Seide, ſondern auch kühle iſt. Sehr wohl ausgedacht iſt die Art ihrer Kopfkiſſen im Sommer. Sie ſind aus dem feinſten Seerohr geflochten, und inwendig mit Luft angefüllt. Es iſt eine wahre Luſt, mit dem Haupte darauf zu liegen. Sie ſind ſo glatt wie Marmor, und drücken ſich wenig oder gar nicht zuſammen; ſondern wenn man ſich auf ihnen umkehrt, und ſie etwas niederdrückt, ſo erheben ſie ſich wieder, und ſind wie Blasbälge, welche friſche Luft herbeywehen. Eben ſo ſanft und bequem ſind ihre Stühle. Sowohl die Lehnen als der Sitz ſind aus ſtärkerem elaſtiſchem Rohr geflochten. Aber die Tataren ſind nicht

ſo

ſo weichlich. Sie ſchlafen auf dem Erdboden, wie die Türken, auf Teppichen.

Nun verlangten wir von ihm zu wiſſen, mit welchem Glanze der König auf ſeinem Throne bey öffentlichen Feyerlichkeiten erſchiene, und worin der Luxus der Chineſer ſich am meiſten zeigte?

Die Könige chineſiſcher Abkunft, antwortete er, pflegten unter einem ſehr reichen und glänzenden Throne zu ſitzen; aber die regierenden Tatariſchen Könige ſitzen nach Soldaten Art auf dem Erdboden auf Kiſſen. Der Luxus der Chineſer äuſſert ſich am meiſten bey Leichenbegängniſſen durch die groſſe Verſchwendung in Wachs, Rauchwerk, hölzernen und bekleideten Statuen, und anderem Prunk den ſie vor der Leiche hertragen, und in dem Sarge, welcher aus köſtlichen Holze, z. B. aus Aloe, weißem und rothem Sandelholze, beſtehet.

Wir fragten weiter, wie die Luft in China beſchaffen wäre, und ob die Menſchen allda lange lebten?

Die Luft, ſagte er, iſt durchaus geſund. Die Bauern, welche hier, wie überall, den Ausſchweifungen am wenigſten ergeben ſind, bringen ihr Alter ſehr oft auf hundert Jahr. Hingegen ſind die Adlichen und Vornehmen in ihrem einundvierzigſten Jahre ſchon alt, und im funfzigſten in hohem Alter; nicht des Klima wegen, ſondern durch Unmäßigkeit in ſinnlicher

licher Wollust, und in Essen und Trinken. Die Damen erreichen selten das dreyßigste Jahr, welches hauptsächlich der thörichten Gewohnheit, ihre Füße von Jugend auf durch Binden zusammen zu pressen, damit sie klein bleiben, zuzuschreiben ist.

Von den vornehmsten Festen der Chineser gab er uns folgende Nachricht.

Der vornehmsten Feste sind drey, sagte er: der Neumond im Februar und im Anfang des Novembers, und der Geburtstag des Königs. Auf diesen Festtagen erscheint der König öffentlich in der Stadt, von seinem ganzen Hofstaat, von allen Magistraten und vornehmsten Gelehrten begleitet, deren jeder in der ihm eigenthümlichen Pracht aufzieht. Der König zeichnet sich durch eine einzige Perle, die er auf seinem Kopfschmuck trägt, die Großen durch Edelsteine und Perlen aus. Auch trägt der König das ihm eigenthümliche Ehrenzeichen zweyer Störche mit Gold und Silber gestikt auf der Brust. Dergleichen Bilder von Thieren tragen auch die Mandarinen nach ihrem verschiedenen Rang. Die vom ersten Rang haben einen Kranich, die vom zweyten einen Löwen, die vom dritten einen Adler, die vom vierten einen Pfau. Der übrigen kann ich mich eben so wenig erinnern, als der verschiedenen Kleidungen der Magistratspersonen, und der Häupter der Gelehrten. Nur des Mathematikers erinnere ich mich

mich noch. Er trug an ſeinem Gürtel vier viereckigte Tafeln von Jaſpis an ſeidenen Schnüren, in deren Mitte ein Rubin eingefaßt war. Seine Mütze war mit einem Rubin oder einer Perle geſchmückt. Die Farben ihrer Kleidungen ſind meiſtens roth, purpur, orangengelb und blau. Die Bonzen kleiden ſich, wie ich ſchon geſagt habe, grau, und die Gelehrten weiß. — Im Neumond des Februars bäckt man überall eine Art von Kuchen mit dem Bilde des Monds, und in demſelben eines Hafens welcher Pfeffer ſtößt; denn ſie ſagen, in derſelben Nacht erſcheine ein ähnliches Bild in dem Monde; und nennen dieſes Feſt das Hafen-Opfer.

Von der Zeitrechnung der Chineſer, worin ſie bis in das entfernteſte Alterthum zurückgehen ſollen, und von ihrer Schiffahrt, gab er uns folgende Nachricht.

Die Zeitrechnung der Könige der Chineſer gehet bis auf ihren König Jao, durch einen Zeitraum von 4700 Jahren; weiter wiſſen ſie nichts vom Alter der Welt. Ihre Schiffahrt iſt ſehr unvollkommen, weil ſie keinen Kompaß brauchen. Ihre größten Schiffe tragen nur fünfzig Menſchen. Ihre Segel beſtehen aus Matten; ſie können aber bey allen Winden ſchiffen, wegen ihrer beſondern Geſchicklichkeit im rudern. Große Schiffahrten können ſie nicht unternehmen. Daher wiſſen ſie nichts von einem nahen Uebergang aus Aſien nach America, und ſelbſt die Engländer

und Holländer, welche bisher noch nicht durch das Eismeer haben dringen können, und weiter als China den Handel nicht treiben, können hiervon keine zuverläßige Auskunft geben. Die Tataren, die sich mit dem Handel nicht abgeben, treibt die Neugier nicht, sich um Entdeckung neuer Länder zu bekümmern. Doch herrscht in China die Meynung, Asien sey irgendwo mit America verbunden, oder durch eine sehr kleine Meerenge davon getrennet; *) weil man in der Tatarey manchesmal Amerikanische Thiere antrift, welchen es sonst unmöglich wäre, dahin zu kommen.

Von der Beschaffenheit der Gärten der Chineser, ihren Spielen und Tänzen, warum wir ihn fragten, antwortete er folgendes.

Die Chineser tanzen nicht, wohl aber die Tataren, und zwar nur die Mannsleute unter sich. Ihre Musik bestehet nur im Händeklatschen, und in der Berührung einiger Metalle. Hingegen sind die Chineser Erzspieler. Sie spielen das Bretspiel, Ballon, Schach, mit Würfeln und Karten, und alla Mora **).

Im

*) Die leztere Vermuthung hat Cooks lezte Seereise nun zur Gewißheit gebracht.

**) Dieses wird an den Fingern gespielt. Es kommt darauf an, zu errathen, ob der Mitspieler so viele Finger an beyden Händen aufrichte, daß sie mit der Zahl der Finger, die der andere Spieler aufrichtet, die von ihm zu gleicher Zeit, da sie beyde die aufgerichteten Finger zeigen, ausgesprochene Zahl ausmachen

Im Ballenſpiel ſind ſie überaus geſchickt. Sie ſpielen es nicht in Partheyen, auch nicht mit den Armen, ſondern mit den Füßen. Der Spieler ſind 4. 5. 6. oder auch mehrere, die ſich den Ballon einander zu werfen. Ich habe mit meinen Augen geſehen, daß der Ballon einmal über eine Viertelſtunde die Erde nicht berührte.

Ihre Gärten beſtehen in großen eingeſchloſſenen Wieſen, welche hauptſächlich zum Ballonſpiel beſtimmt ſind. Von wohlriechenden Blumen findet man in denſelben nichts, als Jaſminen. Ihre Roſen ſind ſchön, aber ohne Geruch. Tulpen und Hyacinthen kennen ſie gar nicht. Das ſchönſte in ihren Gärten iſt die Menge Waſſer, die man darin antrift; ob hier gleich kein Prunk von Kunſt iſt, da ſie meiſtens die Natur allein würken laſſen. Ich habe hierin nie etwas ſchöneres geſehen, als in dem Königlichen Garten. Hier fällt ein großer Strohm Waſſer von einem Felſen, der aus gegoſſenem Erze beſteht, und mit ehernen Baumſtämmen und Blättern geziert iſt, in welchen ſich der Chineſer hohe Vollkommenheit in der Metallgießerey in vollem Lichte zeiget. Daher haben ſie auch eine überaus ſchöne Artillerie.

machen. Da ſie ihre aufgerichteten Finger zeigen, rufet zum Beyſpiel der Eine Sechs, der andere Acht. Weſſen Zahl nun mit jener der beyderſeits aufgerichteten Finger übereinkommt, der hat gewonnen. Siehe meine Briefe über Italien 1. Band, Seite 145.

Hierauf gab er uns auf unſer Verlangen Nachricht von der Arzeneykunde und andern Künſten und Wiſſenſchaften der Chineſer. Die Aerzte, ſagte er, beſitzen eine wunderbare Geſchicklichkeit, die Natur und Veränderungen der Krankheiten aus dem Pulſe wahrzunehmen; aber die Mittel dagegen vorzuſchreiben, hierin iſt ihre Kenntniß eben ſo unzuverläßig, als die der Aerzte aller andern Nationen. Ich kann beydes mit eigener Erfahrung beſtätigen. In dem Zeitraum einer anderthalb Monat langen Reiſe von Pekin wurde ich krank, und Gott ſtärkte mich, daß ich in die Hauptſtadt gebracht werden konnte. Durch die Vermittelung des P. Johann Adams wurde ich von dem Arzte des Königs beſucht. Sobald er in mein Zimmer trat, mußte ich mich niederſetzen, und nach einiger Pauſe beyde Arme bis an den Ellenbogen auf den Tiſch legen. Er fieng an, mir an beyde Pulſe zu greifen. Bald ſchloß er die Pulsadern feſt in ſeine Hände ein, bald drückte er ſie ſanft, bald hart, bald berührte er ſie nur leicht. Bald mußte ich eine Fauſt machen, bald die Finger wieder ausſtrecken, und es iſt keine Lage oder Wendung der Hand möglich, die ich nicht machen mußte, indem er den Puls fühlte. Dieſe Operation dauerte drey Viertelſtunden. Da ſie vorbey war, wollte ich anfangen, ihm die Umſtände meiner Krankheit zu erzählen, als mir der P. Adam ſagte, das brauchte ich nicht: der Arzt wüßte nun alles dieſes beſſer, als ich. Ich ſol-

te ihn nur anhören. Der Arzt ſezte ſich mit der Gravität eines Orakels nieder auf einen Stuhl, und ſagte mir die Zeit der Krankheit, alle erlittene Veränderungen, und die geringſten Umſtände nach der Ordnung und Zeit, wie ich ſie empfunden hatte, alles ſo treffend, daß ich vor Verwunderung ganz auſſer mir war. Er verordnete mir einige Getränke, welche mir augenblicklich geholfen haben würden, wenn ſie dem Uebel ſo angemeſſen geweſen wären, als der Arzt geſchickt war, den Zuſtand meiner Krankheit einzuſehen. In China läßt man nicht zur Ader, ſondern legt an deſſen ſtatt Blaſenziehende Pflaſter, auf den Rücken. Die Peſtſeuche heilen ſie ganz gut mit abgeſottenen Kräutern: ſie iſt aber nicht ſo giftig, als in der Türkey, und in Perſien, oder in andern orientaliſchen Ländern. Unter den Medicamenten iſt eine gewiſſe Wurzel, Tygermilch genannt, die man in der Provinz Sue-iuen antrift, ſehr berühmt. Man ſagt, ſie wachſe nur an den Orten, wo die Tyger, wenn ſie Junge haben, und von den Jägern verfolgt werden, in der Wuth ihre Milch verlieren, die aus ihren Eitern herabtröpfelt. Wahr iſt es, daß dieſe Wurzel an Geruch und Farbe der Milch gleicht, und vielleicht daher ihren Namen erhalten hat. Das Fleiſch derſelben ſoll die unfehlbare Kraft haben, den Schweiß hervorzubringen. Ich habe ſie geſehen, ohne einen Verſuch damit gemacht zu haben.

Wer beredete euch damals daheim zu bleiben? In einem ſo entſcheidenden Zeitpunct, und da durch euer Zurükbleiben eure und euers Sohnes Ehre verlohren gieng? Was die eurige betrift, möge himmliſche Glorie ſie unglänzen! Die ſeinige ſtand über ihm wie die Sonne im azurnen Gewölbe des Himmels: Und die ganze Ritterſchaft von England bewegte ſich bey ſeinem Licht, in der Laufbahn ruhmwürdiger Thaten. Er war der Spiegel, vor dem die edle Jugend ihre Geſtalt unterſuchte. Er ſah keine Füſſe, die nicht ſeinen Gang nachahmten; und mit der Zunge anſtoſſen, welches bey ihm ein Natur-Fehler war, wurde der allgemeine Accent der Tapfern; ſo groß war die Begierde, ihm ähnlich zu ſeyn. Nicht nur ſeine kriegriſchen Vorzüge, ſelbſt ſeine Sprache, ſein Gang, ſeine Art ſich zu kleiden, ſeine Manieren, ſeine Neigungen, ſogar ſeine Laune und ſein Hummer, waren das Muſter, wornach alle andre ſich bildeten; ein jeder ſchäzte ſich ſelbſt nur ſo viel, als er ihm ähnlich zu ſeyn glaubte. Und dieſen Mann, o! dieſes Wunder von einem Mann, ihn, der an Verdienſten niemand über ſich hatte, ihn ließt ihr allein, mit einer Hand voll Leute, die ganze Gewalt des Kriegs-Gottes auszuhalten; verließt ihn, in Umſtänden, wo nichts als der Schall von Hot-Spurs Namen fähig war Widerſtand zu thun -- O! nimmer, nimmer beleidigt ſeinen abgeſchiednen Geiſt ſo ſehr, daß ihr euer Wort andern beſſer haltet als ihm! Laßt ſie allein: Der Marſchall und der Erzbiſchoff ſind ſtark genug. Hätte mein liebſter Harry nur die Hälfte ihrer Anzahl gehabt, ſo würd' ich dieſen Augenblik, an Hot-Spurs Nahen hangend, von Monmouths Grabe reden können. Nor-

Die Chineſer, fuhr er fort von ihren Künſten zu reden, haben keinen Cryſtall, beſitzen aber die Geſchicklichkeit ſchönes Glas zu machen. Unter den verſchiedenen Arten zeichnet ſich diejenige, die ſie Reis-Glas nennen, durch ſeine Reinheit vor andern aus. Sobald die Maſſe, woraus es gemacht wird, ins Feuer geräth, ſchmelzt ſie auch, und die Reinheit der Gefäſſe, die ſie daraus bilden, iſt wunderbar. Sie blaſen es durch Röhren von dickem Glaſe, wie in Italien die Künſtler, welche die feinſten Cryſtallarbeiten bey der Flamme des Lichtes verfertigen.

Alle ihre Spiegel beſtehen aus einem Gemiſche ſchmelzbarer Materien. Weil ſie in der Gießerey ſehr geſchickt ſind, ſo verfertigen ſie ganz vortrefliche Hohlſpiegel um einen wohlfeilen Preis. Um etwas mehr als einen Louisd'or kauft man einen ſolchen Spiegel von vier Spannen im Durchmeſſer. Die Jeſuiten haben daſelbſt die Kunſt Brillen und Fernglaſer zu machen, eingeführt. Es iſt zu bewundern, daß es der chineſiſche Stolz zuließ, dieſe Kunſt von uns anzunehmen. Sie müſſen den Nutzen derſelben allzuſehr eingeſehen haben. Sie fangen nun an, ſie ganz gut zu verfertigen, und bedienen ſich hierzu des Glaſes der Spiegel, welche von Europa dahin kommen. Man kann ihnen daher keinen angenehmern Dienſt erweiſen, als wenn man ihnen einen europäiſchen Spiegel ſchenkt. Doch haben auch die daſigen Kaufleute angefangen, Brillen aus Europa kommen zu laſſen.

Ihre

Ihre aus geſponnenem Golde verfertigten Zeuge ſind überaus ſchön; auch iſt ihre Kunſt, das Stroh beym Feuer zu vergolden und zu überſilbern wunderbar. In der Feuerwerkerkunſt übertreffen ſie alle Nationen. Sie bilden durch das Feuer nicht nur alle mögliche Figuren und Charaktere, Bäume und tauſend andere Dinge, ſondern wiſſen einer jeden Sache auch ihre natürliche Farbe zu geben. Ich würde es nie geglaubt haben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen geſehen hätte. Ich ſah eines Tages von der Decke des Speiſeſaals, wo ich mich bey einem feyerlichen Schmauſe befand, einen groſſen Weinſtock auf den Boden herabſteigen, um welchen ſich ſogleich ein anderes Feuer herumſchlängelte, und Blätter und Weintrauben mit ſo natürlichen Farben bildete, daß es ein Mahler mit dem Pinſel nicht beſſer hätte bewürken können. Dieſe Erſcheinung dauerte ungefehr ein Miſerere lang, bis die Materien ſich nach und nach verzehrten. Sonderbar war es, daß man nach gänzlicher Erlöſchung das Skelet der Figur noch einige Augenblicke im Rauche ſah. Auch die Perſer ſind in Feuerkünſten ſtark, haben es aber darin noch nicht zu dieſer Feinheit gebracht. Die Chineſer ſind ſehr eiferſüchtig auf die Geheimniſſe dieſer Kunſt. Doch treiben ſie den Preis eines Kunſtfeuers nicht ſehr hoch. Für zwey Louisd'or verfertigen ſie Eins von drey bis vier Veränderungen.

Jetzt wird mir begreiflich, sagte Herr Dati, was mir vor eilf Jahren ein Dänischer Edelmann, Namens Seister zu Rom erzählte, man habe ihm von Koppenhagen geschrieben, ein aus China zurückgekommener Däne hätte in Gegenwart des Königs eine gewisse Anzahl Racketen in die Luft aufsteigen lassen, welche in verschiedene Flammenstriche zerplatzten, und sich zur Bildung des königlichen Namens vereinten. Sie können dieses sicher glauben, antwortete der Pater; doch fügte er hinzu, scheint es mir viel zu seyn, daß dieser Mensch zu dem Geheimniß der Kunst gelangt ist. Er muß sich in China durch einen Eidschwur verpflichtet haben, diese Profession zu treiben, und er kann von Glück sagen, daß er davon gekommen ist.

Ferner fragten wir ihn, ob Kutschen und Karren in China gebräuchlich wären.

Die Chineser, sagte er, laßen sich meistens von Maulthieren oder Menschen in Sänften tragen. Diese leztern sind wie die unsrigen, außer daß sie länger sind, um Kisten darauf zu packen, Betten hinein zu legen, und Tische darin aufzurichten, zu großer Bequemlichkeit der Reisenden. Die Tataren aber haben eine Art Kutschen mit zwey Rädern, welche von einem oder zwey Maulthieren oder Pferden gezogen werden. Die Weiber der Vicekönige und großer Herrn werden von zwey Pferden gezogen, und eine große Menge tatarischer Weiber folgen ihnen zu Pferde,

mit

mit Bogen und Pfeilen bewafnet. Zum Lasttragen brauchen sie Kamele, und eine gewisse Art von Karren mit einem hohen Rade, welches in der Mitte zwischen zwey Kisten läuft, und von einem Manne mit einem Tragebande, das über die Schultern gehet, fortgeschoben wird. Auf diesen Schubkarren werden die Kaufmannswaaren durch alle Provinzen, die nicht bergig sind, von einem Orte in den andern gebracht.

Endlich gab er uns auf unser Fragen noch verschiedene kurze Nachrichten, und sagte, die Chineser gäben sich gar nicht mit der Jagd ab, welcher hingegen die Tatarn sehr ergeben wären. Sie hätten insgesammt keine Kenntniß, die Pferde zum Reiten abzurichten. Die Chineser und Tatarn, sowohl Weiber als Männer rauchten Taback, schnupften aber keinen. Die Weiber trügen ihre Tabakspfeifen und den Tabak in Taschen, die sie über die Schultern hängen, die Männer aber an ihren Gürteln. Das Wort Mandarin sey portugiesisch, und die Mandarinen heißen in ihrer Muttersprache Quan, welches Herrschen oder Befehlen bedeutet. Die Chineser seyen nichts weniger als tapfer und kriegerisch, sondern feigherzig. In einer Zeit von drey Jahren habe er nur einmal zwey Männer gesehen, die sich mit Fäusten schlugen. Dieses sey meistens das Ende ihrer Zänkereyen.

Vom Herrn Tavernier, welcher vor zwey Jahren von Livorno nach Indien reisete, fragte ich ihn, ob

er ihn etwa auf seiner Rückkehr irgendwo angetroffen, und erzählte ihm, daß er unschätzbare Reichthümer von Edelsteinen bey sich gehabt, besonders ein Assortiment von großen Saphiren, und einige birnförmige Perlen, die er insgesammt dem Großmogol zur Zierde des Federbusches seines Elephanten zu verkaufen willens gewesen. Ich setzte noch hinzu, Tavernier habe mir gesagt, der Großmogol verwende nur allein auf den Unterhalt seiner Elephanten täglich 15000 Scudi, welches mir unglaublich zu seyn schiene.

Den Herrn Tavernier, sagte er, habe ich in Persien angetroffen. Sie können ihm glauben, was er ihnen von der Pracht dieses Fürsten in Ansehung der Elephanten erzählt hat. Ganz Indien diesseits und jenseits des Ganges zollet ihm. Es ist in sehr viele Herrschaften eingetheilt, womit der Großmogol seine Diener belehnt. Diese müßen jährlich unter dem Namen eines Geschenks einen reichen Tribut bezahlen. Ausser dem ist ein jeder noch verpflichtet, eine gewisse Anzahl Truppen für seinen Dienst zu unterhalten, die sich von 1000 bis auf 5000 belaufen. Damit nicht etwa die Lehnträger aus Geiz die ihnen zukommende Anzahl zu Friedenszeiten vermindern, und wenn Krieg ist, ein zusammengerafftes und ungeübtes Volk ins Feld stellen, so pflegt der Kaiser diesen oder jenen unvermuthet mit seinen Truppen zur Musterung zu berufen. Daher kommt es, daß der

Groß-

Groſsmogol in kurzer Zeit eine fürchterliche Arme von 5 bis 600000 Mann ins Feld ſtellen kann, ohne einen Thaler über das gewöhnliche aufzuwenden; denn auch zu Kriegeszeiten muß jeder Lehnträger ſein Contingent mit Lebensmitteln verſehen. Für die Perſon des Kaiſers ſind ſechs oder ſieben Elephanten beſtimmt, welche Pantſchiaſari, das iſt, Herrn von fünftauſenden genannt werden; weil zum Unterhalt eines jeden ſo viel angewieſen iſt, als Einer der belehnten Fürſten, welche das ſtärkſte Contingent von 5000 Soldaten unterhalten müſſen, Einkünfte aus ſeinen Staaten ziehet. Nun ſehen ſie, mein Herr, fuhr der Pater fort, ob Tavernier ihnen nicht die Wahrheit erzählt hat. Er hat noch nicht alles geſagt. Dieſer Luxus äußert ſich nicht nur in den Elephanten, ſondern auch in den Pferden, deren eine ſehr groſſe Anzahl ſamt den Elephanten täglich mit prächtigen und von Edelſteinen funkelnden Schmuck dem Kaiſer vorgeführt wird.

Der itzt regierende Groſsmogol, *) fuhr der Pater fort, der ſich in ſeiner Jugend als einen oft entzükten Andächtler ſtellte, hat endlich ſeinen Vater **) der Regierung beraubt, und zu Agra gefangen geſetzt, wo er als ein 86jähriger Greis noch lebt. Weil er bey ſeinen vormaligen Unterthanen ſehr beliebt iſt, ſo unterſtehet ſich ſein Sohn nicht, ihn aus dem Wege zu räumen. Er hat einen königlichen Pallaſt, der

*) Aureng-Zeb. **) Schah Gehan.

der mit vielen Wohnungen und ſchönen Gärten verſehen iſt, zu ſeinem Gefängniß. Er hat noch ſeine zahlreiche Leibwache von tatariſchen Muſketiern, und ſeine ganze Heerde von Weibern, unter welchen er ſeiner Gefangenſchaft durch Füllerey und Wolluſt vergißt. Vor einigen Jahren ließ der Kayſer, ſein Sohn, einen ſehr hohen Thurm bey ſeinem Pallaſte bauen, von deſſen Gipfel man alles was in den Gärten geſchah, überſehen konnte, und ſetzte eine Wache hinauf. Der Alte merkte die Abſicht ſeines Sohnes, und beorderte einen Trupp Weiber, den Thurm zu beſtürmen. Sie beſtiegen ihn, und die tapferſte unter ihnen ſtürzte die Wache von oben herab; er aber ließ ſeinem Sohne ſagen, er möchte noch andere dergleichen Vögel auf dem Thurm ſetzen, wenn er ſeinen Weibern ein Vergnügen machen wollte. Nach dieſer Bothſchaft ließ der Kayſer den Thurm unbeſetzt, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, ſeinen Reſpekt zu verlieren, da er doch nicht Muth genug beſitzt, den alten abgelebten aus der Welt zu ſchaffen. Uebrigens iſt er ein kluger und die Gerechtigkeit liebender Fürſt. Als ich mich zu Laor befand, ereignete es ſich, daß einer ſeiner Lehenträger einen Stallknecht wegen eines geringen Vergehens gegen ſein Lieblingspferd mit dem Kopfe auf die Erde nageln ließ. An einem Tage öffentlicher Audienz, welche auſſer der Stadt auf einer großen Wieſe gegeben wird, erſchien das Weib des unglüklichen Stallknechts, und

verklagte den grausamen Fürsten. Der Kayser ließ diesen sogleich vor sich kommen, und fragte ihn, ob es wahr wäre? Da er es bekannte, ließ er ihn auf den Erdboden ausstrecken, und befahl der Frau des ermordeten Mannns, ihm ebenfalls einen Nagel durch den Kopf zu schlagen. Man spricht große Dinge von den Wissenschaften dieses Prinzen, und man will, er beschäftige sich jetzt mit einer Verbesserung und mit Erläuterungen des Alkorans. Es scheint aber eine Erfindung zu seyn, um hierdurch und durch seine unbescholtene Verwaltung der Gerechtigkeit die verbitterten Gemüther der Unterthanen, welche die Gefangenschaft des alten Kaisers nicht verschmerzen können, zu besänftigen. Er ist nicht über 40 Jahr alt. Seine wahre Gemüthsart wird sich vielleicht entlarven, wenn nach dem Tode seines Vaters keine gerechte Ursache zur Empörung mehr vorhanden seyn wird.

Dieß sind die Nachrichten, welche der Pater Gruber uns auf unser vielfältiges Fragen von den Chinesern mittheilte. Wir würden ihn noch länger belästiget haben; weil wir aber an den Wachskerzen wahrnahmen, daß es schon weit in die Nacht war, sagten wir ihm den wärmsten Dank, und beurlaubten uns von ihm.

J.

V.

Auszug

einiger neueren Thatsachen

aus

H. Nikolais Untersuchung der Beschuldigungen des Herrn Prof. Garve. u. s. w. *)

1. Die in Rußland öffentlich privilegirte Gesellschaft Jesu greift daselbst immer weiter um sich, versammlet sich in dem Collegium zu Polowy, und wählt einen neuen General-Vicar. Die Jesuiten machen dieß selbst bekannt, und sagen voll Wuth ganz öffentlich: „Ihr „Orden beruhe auf dem starken Grunde des Schutzes „der russischen Regierung, und auf einem andern noch „Stärkeren von welchem aber öffentlich und umständ„lich zu sprechen heute noch nicht Zeit ist.„ Mehr hierüber findet man in der Berl. Monatschr. Novemb. 1785. S. 66.

2. Gewisse geheime Gesellschaften schwören unbekannten Obern, von deren Wohnorte und physischen und moralischen Beschaffenheit sie nicht den geringsten Begrif haben, blinden Gehorsam zu. Eifrige Theilnehmer dieser Gesellschaften fangen unter den Protestanten laut an die Würde der Wesentlichen katholischen Religion zu erheben. Die unbekanten Väter derselben

*) Der Verfaßer der im Anzeiger des T. M. April d. J. eingerückten Recension von Herrn Nikolais Untersuchung ꝛc. entlediget sich hiemit seines daselbst gemachten Versprechens.

empfehlen die Philoſophie der Religion des Jeſuiten Storchenau den Ihrigen als ein ſehr nützliches Buch an, S. 71. und 76. S. ebenfalls Berl. Monatesſch. Jul. und Aug. v. J.

3. Eine Geſellſchaft von Unbekannten nimmt einem Magiſter Maſius in Leipzig einen Eid ab, daß er ihre Namen niemand, auch keinem Potentaten entdecken, aber dagegen eine von dieſen Unbekannten eingeleitete Wiedervereinigung unter ſeinem Namen betreiben ſoll. Die unbekannten Väter wollten ein apoſtoliſches Chriſtenthum errichten, und mit dieſem Chriſtenthum zugleich die deutliche Lehre von der Wahrheit des Steins der Weiſen. S. 102. und 110.

4. Die Geſellſchaft der ächtkatholiſchen Brüder in Wien erklärt ſich mit dürren Worten: „daß ſie durch die chriſtliche Bruderliebe die Proteſtanten an ſich ziehen, zur Annehmung der ächten, katholiſchen gereinigten Religion bewegen, und hierdurch die Vereinigung der getheilten Religionspartheyen bewürken wolle.„ S. 100.

5. Die teutſche Geſellſchaft zur Beförderung reiner Lehre bekennt durch ihren Provinzialdirector Hrn. Dreykorn in einer 1784 herausgegebenen Nachricht: „Die Beförderung einer chriſtlichen Toleranz unter den verſchiedenen Glaubensgenoſſen wäre eine ihrer Hauptabſichten, um ihnen wechſelſeitiges Vertrauen ge-

gen

Northumberland.

Uebel mög' es euch bekommen, ſchöne Tochter, daß ſie durch friſche Klagen eine alte Wunde wieder aufreiſſet. Aber ich muß gehen, und mich der Gefahr dort entgegen ſtellen, oder ſie wird mich anderswo ſelbſt ſuchen, und mich weniger gerüſtet finden.

Lady Northumberland.

Flieht nach Schottland, bis der Adel und die empörten Gemeinen ihre Stärke ein wenig verſucht haben.

Lady Percy.

Wenn ſie einen Vortheil über den König erhalten haben, dann vereiniget euch mit ihnen, und macht die Starken ſtärker. Aber, um unſrer Aller willen, laßt ſie vorher ihre Kräfte allein verſuchen. Das mußt' euer Sohn thun, ihr ließ't es geſchehen, ſo wurd' ich eine Wittwe; und nimmer werd' ich Leben genug haben, ſein Andenken (*) aus meinen Augen ſo lange zu beregnen, bis es zum Gedächtniß meines edeln Gemals an den Himmel empor wachſe.

Northumberland.

Kommt, kommt, geht mit mir hinein; mein Gemüth iſt itzt wie die Fluth, wenn ſie zu ihrer gröſten Höhe hinaufgeſchwollen iſt; ſie ſteht dann ſtill, und flieſſet weder vorwärts noch zurük. Ich wünſchte herzlich, daß ich mit dem

Erzbiſchoff

(*) Eine Anſpielung auf den Roſmarin, der, weil er ein Cephalicum iſt, in unſers Autors Zeiten Remembrance, Andenken, genannt wurde.

gen einander einzuflößen, und ihre Gemüther in der Liebe zu vereinigen, bis sie sich auch in ihren Religionsmeynungen einander nähern, oder gar unter göttlicher Leitung vollends mit einander vereinigen. Zwar suche die Gesellschaft diese Vereinigung, die allein von der Veranstaltung der weisen göttlichen Vorsehung abhängt, nicht selbst zu bewürken, sondern nur die Gemüther nach und nach darauf vorzubereiten. „ 105. Mehr davon in d. Berl. Monatsch. April 1786. S. 333.

6. Die Gesellschaft Jesu geht nicht nur unter den Protestanten mit Wiedervereinigungsplanen um. Schon oft ist ihr in Italienischen und andern Zeitungen das Kompliment darüber gemacht worden. Noch unterm 9ten Febr. 1785 ward aus Köln geschrieben: „Das Projekt die griechische Kirche mit der römischen zu vereinigen soll zu Rom großen Fortgang haben, und die Ehre dieses Unternehmens wird den Jesuiten zugeschrieben, die sich in den russischen Staaten befinden.„ S. 104.

7. Eine geheime Gesellschaft von Katholiken in Paris, worunter viele Jesuiten sind, unter der Benennung der Philalethen, empfiehlt den Mesmerischen Magnetismus von einem Ende der Erde bis zum andern unter ihren Anhängern, um dieselben immer mehr an den Glauben an geheime Kräfte zu gewöhnen. S. 109. Diese Genossen Cagliostros melden sich bey dem berühmten Vertheidiger der Wunderkräfte, J. C. Lavater

in

in Zürch durch seinen Bruder den Hrn. D. L., und fragen ob er ein M. von Salomon, oder von G. A. wäre. S. 88.

8. Lavater beſorganiſirt ſeine Frau durch Magnetiſmus, und bewürkt damit, ſeiner Ausſage nach, Dinge, vor welchen die Philoſophie den Finger auf den Mund legen muß. S. 86.

9. Von Caglioſtro wird Lavaters Urtheil folgendermaßen bekannt gemacht: „Ein Mann, und ein Mann wie wenige, an den ich aber nicht glaube. O daß er einfältig und demüthig wäre wie ein Kind, daß er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums, und für die Hoheit unſers Herrn, wer wäre gröſſer als Er. —— Caglioſtro erzählt öfter was nicht wahr iſt, und verheißt, was er nicht hält. Demungeachtet halte ich ſeine Operationen nicht für Betrügereyen, obgleich lange nicht für das wofür er ſie ausgiebt.„ S. 87.

10. Seit einigen Jahren werden aus Lavaters Hauſe an den Kreis ſeiner beſondern Anhänger gewiſſe Zirkelbriefe geſchrieben, worin ihnen alles was die enge Lavaterſche Verbindung angeht, zu wiſſen gethan wird. — Soviel erhellt aus den Zirkelbriefen, die ich ſelbſt (Hr. Nikolai) und andere in Händen gehabt haben, daß der Verfaſſer derſelben in Lavaters Hauſe ganz genau bekannt ſey, von allen Umſtänden genaue Wiſſenſchaft

habe, und unter Lavaters unmittelbaren Einfluſſe ſchreibt. Dieſe Zirkelbriefe werden dreyßig bis funfzig mal kopirt, und, wie geſagt, an verſchiedene vertraute Anhänger Lavaters in alle Länder geſchickt, von welchen einige wieder Kopien davon machen laſſen, und ſie andern treuen Seelen mittheilen. Dieſe Zirkelbriefe gehen erſtaunlich weit; ich habe Leute geſprochen, die etwas davon in England geſehen hatten, andere in Wien, andere in Moſkau. Aus einigen Umſtänden erhellet, daß nicht an alle alles geſchrieben wird, ſondern daß darin gewiſſe Unterſchiede und Grade beobachtet werden. Vor einiger Zeit kamen die Zirkelbriefe faſt monatlich, in den lezten Jahren nur ungefähr alle 6 oder 8 Monate. S. 85.

10. In einem dieſer Zirkelbriefe (den Herr Nikolai im Original vor ſich gehabt hat) ſteht von Wort zu „Wort: Der liebe Seiler in Ingolſtadt (bayerſcher Exjeſuit, wie auch pfalzbayerſcher wirklicher geiſtlicher Rath) Verfaſſer des vortreflichen Gebethbuchs für Katholiken, das ich jedem meiner Korreſpondenten um doppelten Preis wieder abkaufen will, wenn ers gekauft zu haben bereut; der in der katholiſchen Schweiz (etwa zum Spott) der katholiſche Lavater genannt wurde.„ S. 90.

11. Ein glaubwürdiger Korreſpondent (der ſehr vermuthlich von den Zirkelbriefen nichts weiß, da ſie

in

in der Schweiz, beſonders in Zürch ſehr geheim gehalten werden) ſchreibt an Hrn. Nikolai: „Pater Seilers katholiſches Gebethbuch iſt durch Lavaters Sorge in Zürich und in der Gegend ein allgemeines Andachtsbuch geworden, indem eine groſſe Menge davon heimlich und umſonſt ausgetheilt worden iſt.“ S. 92.

12. Erwähntes dem Titel nach für Katholiken geſchriebenes Leſe- und Gebetbuch, hat ein ganz unkatholiſches äuſſeres Anſehen; es ſind aber in demſelben die katholiſchen Dogmen ſamtlich vorhanden, aber doch ganz unter andern Worten maſkirt. P. Seiler hat dieſes von allen andern katholiſchen Büchern ſo verſchiedene Buch, nicht ſo ſehr für Katholiken als für Proteſtanten geſchrieben, die dem Katholicismus ſollen geneigt gemacht werden. S. 91.

13. Herr Nicolai erfährt von Buchhändlern welche ſowohl in katholiſche als proteſtantiſche Provinzen handeln, daß dieß katholiſche Leſe- und Gebetbuch von Proteſtanten beynahe noch mehr gefordert würde, als von Katholiken. Man verſichert ihn, daß Proteſtanten von dieſem Andachtsbuche für Katholiken 10 bis 20 Exemplare auf einmal verſchrieben. Er ſelbſt bemerkt, daß in proteſtantiſchen Gegenden, deren Bücher-Deſbit er kennt, und wo ſonſt alle katholiſche Bücher unbekannt ſind, dieſes einzige katholiſche Buch bekannt war, und, verlangt wurde. Er bemerkt, daß es bey

Leuten von gewiſſer Gemüthsbeſchaffenheit beſonders bekannt war. S. 84.

14. Der Verfaſſer dieſes katholiſchen Gebetbuches arbeitet ſchon lange her im Geiſte ſeines Ordens an dem wiedervereinigungswerke. Er war ein Genoſſe des berüchtigten P. Stattlers, deſſen diklelbigte Demonſtratio evangelica er in ein Kompendium brachte. Mit dieſer Demonſtratio ſollte die katholiſche Religion recht feſt gegründet, und die Vereinigung mit den Proteſtanten durch gewiſſe hinterliſtige Canones gemacht werden. P. Seiler wollte auch den Weg dazu bahnen. Er ſchrieb ein Fragment von der Reformationsgeſchichte der chriſtlichen Theologie, ſuchte darin die Demonſtration und die mathematiſche Methode zu gebrauchen, der ſich P. Stattler bedienet hatte um ſeine Sophiſmen zum Beſten der katholiſchen Dogmen anzubringen, und zugleich gab er mit der Lehre vom Meßopfer ein Beyſpiel, wie man dieſe unchriſtmäßige Lehre durch Demonſtration ſo drehen könne, daß ſie den proteſtanten am wenigſten anſtößig wäre. S. 81.

15. Der proteſtantiſche Prediger, Dreykorn, in Nürnberg, Mitglied und Provinzial-Director der Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre, unterſtützt die Bemühungen des Pater Sailers aus der Geſellſchaft Jeſu ſo nachdrücklich, daß er ein eigenes Werk zur Empfehlung der katholiſchen Meſſe herausgiebt, und

in demſelben von dem ſo gründlichen als erbaulichen Gebetbuche des vortreflichen Hrn. Doktor Sailers mit großer Verehrung ſpricht. S. 105. und Berl. Monatſch. April 1786. S. 333.

16. Ein anderer proteſtantiſcher Gottesgelehrter, Hr. Doktor Schütz in Gieſſen, ſtellt ſeinen Glaubensgenoſſen eine Kirchenvereinigung mit den Katholiken als eine leicht thunliche Sache vor, ſpricht von einem deshalb anzuſtellenden Concilium, und wünſcht ſehnlich daß daſſelbe aus ſolchen Leuten beſtehen ſolle, wie die jetzigen Jeſuiten in Maynz. S. 104.

17. Daß dieſe proteſtantiſchen Beförderer einer ſchimäriſchen Wiedervereinigung mit oder ohne ihr Wiſſen ihre Glaubensgenoſſen katholiſch machen wollen, erhellt aus der unläugbaren Thatſache: Es iſt bis jezt ein erſter Grundſatz der katholiſchen Kirche, daß ſie unfehlbarer Richter in Glaubensſachen, und daß jedes ihrer Dogmen unveränderlich iſt. S. 47.

18. Der ſeines verfeinerten Katholicismus halber ſo ſehr gerühmte P. Simbert Schwarzhuber, in Salzburg, ſchreibt in ſeinem auf Befehl ſeines aufklärenden und reformirenden Erzbiſchoffs herausgegebenen Handbuche für nachdenkende Chriſten: „Jeder der anders „glaubt als was die Kirche glaubt, ſey in einem ſee„lenverderblichen Irrthum, und werde nach Marc.

„XVI. 16 verdammt, und also gebe es keine Theolo„gische Toleranz, welche die Bibel auch nicht anerken„ne.„ S. 54.

19. Der Papst bestätigt noch bis auf diesen Augenblick jeden Bischoff in den K. K. Erbländen. Die neueren Reformatoren in Oesterreich sagen in allen Büchern selbst: der Papst müsse die Oberaufsicht über die Reinigkeit der Lehre haben. Der Papst verweigert den aufgehobenen Mönchen und Nonnen seine Dispensation; und sie müssen auch ausserhalb ihrer Klöster Mönche und Nonnen bleiben. Selbst in Oesterreich werden noch bis jezt allen katholischen Kindern die härtesten ultramontanischen Lehren beygebracht. S 53. 60.

20. Zu Rom wird an einem Werke gearbeitet, worin alle widerrechtlichen Eingriffe der Regenten ins geistliche Recht dargestellt und widerlegt werden sollen. Der hauptsächlichste Mitarbeiter ist der berühmte Exjesuit P. Zaccaria. S. 52. Man sehe welche unerhörte Dinge die Mainzer Jesuiten in ihrer Monatschrift von geistlichen Sachen über diesen Punkt vorbringen. S. 53.

21. Es ist jedermann bekannt, wie sehr schon seit einigen Jahren die Herrschaft der Jesuiten in Bayern zunimmt. — Seit Jahr und Tag nimmt die Verfolgung aller Leuten, die sich nur einigermaßen aufgeklärt oder moderat bezeigten, so überhand, daß fast kein

Maaß

Maaß gehalten wird. Wer ſich nicht ganz ſtille hält, oder wer nicht zur jeſuitiſchen Parthey übergeht, und ihr ſchmeichelt, (wie einige Leute, die durch Schriften bekannt ſind, zu thun ſich nicht geſchämet haben) der iſt ſeines Amtes entſetzt, öffentlich verunglimpft, oder gar aus dem Lande gewieſen worden. S. 79.

22. Der ſonſt verdiente *) Herr Heinike in Leipzig ſchreibt im dießjährigen teutſchen Muſäum S. 84. Die katholiſche Geiſtlichkeit giebt ſich jezt beſonders um die Aufklärung und Kultur der Menſchen alle mögliche Mühe, vorzüglich aber die Jeſuiten. S. 62.

23. Der berühmte Zimmermann ſagt im dritten Buche S. 442. der groſſen Ausgabe ſeines Werkes über die Einſamkeit ganz ausdrücklich: „Welcher vernünftige Katholik kann ſich von ſeiner Kirche ſondern wollen, da ſie doch Kayſer Joſeph von aller Unvernunft gereinigt hat? Von welchen Irrthümern ſoll man nun ferner uns Proteſtanten zurückführen? Sind wir nicht Eines geworden ſeit der groſſen Reformation im Jahr 1781?„ S. 121.

24. Von Luthers Reformation hingegen behauptet der berühmte Geſchichtſchreiber von Teutſchland Hr.

*) Das neueſte Verdienſt daß ſich dieſer verdiente Mann um den Geſchmack und die guten Sitten durch die in Geſellſchaft Herrn Geisler des jüngern veranſtaltete Verkappte Recenſenten und Paſquillanten-Jagd, (Leipzig bey Sommer,) gemacht hat, war Hrn. Nikolai damals noch unbekannt.

Schmid im 1. B. ſeiner neueren Geſchichte: „Sie wer„de ſehr irrig als eine Stufe zu neuern und ferneren „Reformationen angeſehen; ſie habe vielmehr einen „Bruch in die Fortſchreitung menſchlicher Ideen ge„macht dergleichen wenige in der Geſchichte vorkom„men; ohne Luthers Dazwiſchenkunft würden manche „Theologen, und die Regenten um einige Jahrhunderte „eher gethan haben, was ſie jezt zu thun anfangen; kurz er ſpricht der Reformation ausdrücklich allen Nutzen ab. S. 78.

Wir übergehen eine groſſe Menge nicht weniger bedenklicher Thatſachen; und halten die angeführten, in den Augen eines jeden Unbefangenen, der ſie ſowohl einzeln als zuſammengenommen erwägen will, für hinreichend, den edeln Mann zu rechtfertigen, der ſeinen Glaubensgenoſſen Wachſamkeit und Vorſicht empfiehlt.

X.

V.

Bemerkungen über Pitt und Englands gegenwärtiger Lage.

Ich überſende Ihnen hier einige Bemerkungen über Brittanniens gegenwärtigen Zuſtand. Korreſpondenz, Engliſche Zeitſchriften und Kenntniß des Landes ſetzen mich in den Stand, darüber etwas zu ſagen.

Die

Die Angelegenheiten der Engländer befinden sich in einer sonderbaren Lage. Es ist in diesem Reiche ein Minister am Ruder, der bey vielen vortreflichen Eigenschaften ganz von einem widrigen Verhängniß auserſehen zu seyn scheint, England vollends zu Grunde zu richten. Pitt *) vereinigt in seiner Person die seltensten Talente mit einem sehr rechtschaffenen Charakter und einer ausserordentlichen Thätigkeit. Man sollte glauben, daß ein solcher Mann an der Spitze eines Staats, der Wunsch der Unterthanen aller Länder seyn müßte. Leider macht dieser Minister aber eine ganz eigne Ausnahme, so daß ihn auch die unbefangensten Menschen, ja selbst seine Verehrer anfangen als eine Geisel zu betrachten, womit die Vorsehung die gebeugte Nation noch mehr züchtigen will. Er nahm das Staatsruder in die Hand, in einem Jünglings Alter, wo sein Kopf reichlich mit erworbenen Kenntnissen versehen war, und sich seine großen Fähigkeiten völlig entwickelt hatten; allein es fehlte ihm

*) Ich gebe diesen Aufsatz, zu welchem der Herr Verf. sich namentlich zu bekennen kein Bedenken trägt, ohne einen andern Beysatz, als den Wunsch, daß sich jemand finden möge, der mit nicht weniger Kenntniß der engländischen Angelegenheiten, Beruf in sich fühle, die Vertheidigung des Hrn. Pitt zu übernehmen. Die Maasregeln und Handlungen eines Ministers, zumal eines Engländischen, sind gewöhnlich vielem und oft sehr scheinbarem Tadel ausgesetzt. Aber so schlimm wird doch Hrn. Pitts Sache nicht seyn, daß sie in keinem Lichte und von keiner Seite zu rechtfertigen seyn solte? d. H.

Erzbischoff mich vereinbaren könnte; aber tausend Ursachen halten mich zurük. Ich will mich entschliessen nach Schottland zu gehen, und dort warten, bis Zeit und bessere Umstände meinen Beytritt fordern.

(Sie gehen ab.)

[Die übrigen sechs Scenen in diesem Auszug, stellen dasjenige vor, was bey dem Soupé des Sir John Falstaff in Gesellschaft der liebenswürdigen Dortchen Tear-Scheet und der Frau Wirthin zum Bärenkopf in East-Cheap vorgegangen; die Händel zwischen Falstaff und Pistol, die Verwandlung des Prinzen in einen Keller-Buben, und den zärtlichen Abschied zwischen Dortchen Tear-Scheet und Falstaff, welcher mitten aus seinen Vergnügungen fortgerissen wird, um zur Armee abzugehen. Es sind Scenen aus Bierschenken und Bordelhäusern, in Ostadens Geschmak nach dem Leben gemahlt. Der Genie unsers Autors zeigt sich vielleicht in gewisser Maaße so groß darinn, als in den schönsten Scenen des Hamlet oder des Kaufmanns von Venedig; aber die ekelhafte Unsittlichkeit derselben verbietet uns sie zu übersezen, und würde auf jedem anderm Theater als dem zu London, auch ihre öffentliche Aufführung verbieten.]

was kein Genie verschaffen, und die gute Mutter Natur in ihrer besten Laune keinem Sterblichen geben kann, Erfahrung. Diese mangelnde Eigenschaft ist bey allen seinen Entwürfen auffallend. Hierzu kommt noch ein gewisser Stolz, der keine Belehrung annimmt, und ein hartnäckiges Beharren auf ungereimte vorgefaßte Meynungen, das er gerne für unerschütterliche Standhaftigkeit ausgeben möchte. Nie sind in England in einem so kurzen Zeitraume so viele dem Handel nachtheilige Gesetze gemacht worden, als während seiner Administration; und wäre der absurde Entwurf Irlands Handel betreffend ausgeführt worden, so hätte er seiner Nation mehr Schaden gethan, als je einem brittischen Minister, (Lord North selbst nicht ausgenommen) zu Schulden gekommen ist. Er beharrte bey seinem Steifsinn, obgleich die sachkundigsten und unbefangensten Männer ihm den Nachtheil handgreiflich bewiesen, und sich alle Volksklassen dawider auflehnten. Glücklicher weise war die irländische Nation mit der ihr zugedachten Wohlthat nicht zufrieden, und die Sache wurde rückgängig.

Pitt bewieß bey dieser Gelegenheit, daß er gar keine Begriffe vom Handel hatte, der doch die Basis der brittischen Gröfse ist. Dieser wichtigste Zweig des Finanzwesens war dem jungen Finanz-Minister nur sehr unvollkommen, sowohl im Ganzen als im Detail, bekannt. Von dem letztern gab er die Probe

durch

durch eine Auflage, die wegen ihrer Unbilligkeit und Partheylichkeit in England seit Jahrhunderten beyspiellos ist; nemlich die schwere Taxe auf eine der ärmsten brittischen Volksklassen, die Besitzer von Kramläden. Er setzte zwar voraus, daß diese Handelsleute sich durch erhöhete Waarenpreise wieder schadlos halten könnten: allein diese Meynung, durch, fast möchte ich sagen, einfältige Gründe unterstützt, machte selbst seine eifrigen Anhänger erröthen; denn sie verrieth mehr als alles andre den unerfahrnen Jüngling, dem die einfachsten Grundsätze des Detail-Handels unbekannt sind. Er wollte schlechterdings keine Belehrung annehmen, obgleich Männer im Parlament, die nicht zur Oppositon gehörten, sondern sogar seine Freunde waren, auftraten und protestirten, daß sie nie ihre Einwilligung zu einer Taxe geben würden, die keiner im Parlament bezahlte, und es sey so unpolitisch als ungroßmüthig dergleichen zu votiren.

Wie bekannt, kann keiner der einen Laden hat, er mag mit Juwelen oder mit Steknadeln handeln, im Parlament sitzen; Kaufleute aber, die im Ganzen handeln, oder Spediteurs sind, haben dazu das Recht. Diese Taxe also muß der arme Krämer allein bezahlen, während sein reicher Nachbar, der grosse Kaufmann, der Hunderttausende von Englischen Pfunden besitzt, und ungeheure Waarenlager hat, nichts hergiebt. Ein Ausländer, der nach London

kommt,

kommt, und ohne die Sache gehörig zu unterſuchen nach dem äuſſern urtheilt, macht ſich von dem Reichthum dieſer Krämer einen hohen Begrif, der ſich auf ihre aufgeputzten glänzenden Laden gründet. Neun Zehntheile derſelben aber ſind arm, und handeln blos auf Credit, ohne eignes Vermögen zu beſitzen. Der Hang der Engländer, Häuſer für ſich unabhängig zu bewohnen, verurſacht, daß unzählige mittelloſe Leute Häuſer miethen, ſie auf Credit meubliren, und dann auf Credit einen Waaren-Vorrath kaufen, um ſich durch deſſen Detail-Verkauf zu nähren. Die beſten Zimmer des Hauſes werden von ihnen alsdann an Fremde, oder an Freudenmädchen vermiethet. Sind ſie ſo glüklich, dieſe Zimmer beſtändig und zwar mit guten Bewohnern beſetzt zu haben, ſo kommt nicht allein der ganze Hauszins heraus, ſondern ſie behalten noch einen Ueberſchuß, wovon ſie nebſt ihrem Verkaufgewinn das Jahr durch leben können; werden ſie aber um anſehnliche Summen betrogen, oder im Fall ihre Miethzimmer lange leer ſtehen, oder auch wenn ſie mit ihrer Lebensart ſich nicht nach ihren Einkünften richten, ſo iſt der Banquerot gleich da. Das Haus wird geräumt, und von einem andern bezogen, der einen ähnlichen Verſuch macht, ſein Leben durchzubringen.

Auf dieſe Art iſt es begreiflich, wenn ich ſage, daß die Krämer zu der ärmſten Volksklaſſe in England gehören. Vorzüglich gilt dieſes von London: allein auch

in

in den Provinzen herrscht verhältnißweise dieselbige Sitte, wobey der Erwerbungsmittel zwar weniger, aber die Bedürfnisse auch geringer sind. Die Unbilligkeit der Taxe war daher revoltant. Eine Menge Personen in allen großen Städten, die durch ihren Stand mit den Krämern in keiner Verbindung standen, traten zu ihnen, um wo möglich dieser Unterdrückung abzuhelfen. In London geschahen deshalb unaufhörliche Zusammenkünfte. Man schickte noch vor Eröfnung der jetzigen Parlamentssitzung eine Deputation an Pitt ab, die aus klugen und sachkundigen Männern bestand; einige derselben waren wegen ihrer Rechtschaffenheit öffentlich bekannt, und der Minister kannte sie selbst als seine Anhänger. Der würdige Aldermann Skinner war an ihrer Spitze, und führte das Wort. Er beschwor den jungen Staatsmann, die auf notorische Thatsachen gegründete Wahrheit zu hören. Er bewieß ihm aus den Kirchspielregistern, daß nur allein in der Hauptstadt die Anzahl sehr armer Krämer sich in die Tausende belief; daß viele derselben schlechterdings unfähig wären sogar die Kirchspieltaxen zu bezahlen, und daher von den Kirchspiel-Vorstehern durchaus davon dispensirt werden müsten, um sie nicht dahin zu bringen, davon zu laufen; er stellte ihm vor, daß durch die Gesetze die Vorsteher die Macht erhalten hätten, bey den Abgaben die zum Kirchspiel gehörten, im Nothfall Nachsicht zu zeigen, daß diese Macht aber nicht bey den Staatsauflagen statt fände, und der Blutarme wie der Reichste

ohne

ohne Gnade die Taxe bezahlen müſſe. Kurz der Alder-mann und ſeine Mitabgeordneten bewieſen dem Miniſter auf eine unwiderſprechliche Weiſe wie ungereimt ſeine Anklage ſey. Gegengründe waren bey Thatſachen dieſer Art nicht denkbar, ſo ſehr ſie ihm auch ſonſt gegen ſeine beredten Gegner im Parlament zu Gebote ſtehen. Die Antwort war daher auch ganz laconiſch: „I am not convinced, ich bin nicht überzeugt.“ Dabey blieb es.

Ein anderes ſeiner unweiſen Geſetze, das jedoch, wegen dem auffallenden Nachtheil, noch nicht genehmigt worden iſt, betrift die Abſchaffung der wandernden Krämer, die mit ihrem Waarenvorrathe auf dem Rücken durchs Land ziehen, dem Landmann den Einkauf erleichtern, und die Betriebſamkeit der Nation ſehr befördern. Es ſind viele tauſend in Großbrittannien, die dies Gewerbe treiben, und mit ihren Familien ein zahlreiches Volck ausmachen. Dieſe würden dadurch ſämtlich zu Bettlern werden, Handel und Manufacturen dabey leiden, und die Stadtkrämer, zu deren Vortheil dieſer unkluge Entwurf gemacht iſt, nichts gewinnen. Wohlhabende Landleute, womit bekanntlich England bevölkert iſt, kaufen oft entbehrliche Bedürfniſſe, wenn ſie ihnen zu Hauſe im Schooß ihrer Familie angetragen werden, an die ſie bey ihren ſeltenen Stadtbeſuchen nie denken würden. Ueberdem giebt es Gegenden in Brittannien, beſonders in den Gebirgen von Schottland,

land, wo der Bewohner nicht zum Laden kommen kann, und daher der Laden zu ihm kommen muß. Diese würden darunter ausserordentlich leiden. Ueberhaupt ist dre Entwurf in allen seinen Theilen nachtheilig, und das sicherste Mittel, die Straßenräuber zu vermehren.

Es ist unglaublich, wie sehr dieser sonst so rechtschaffene, so einsichtsvolle Minister von allen Ständen in England gehaßt wird; selbst Lord North hatte beym größten Misbrauch seiner Gewalt nicht halb so viel Feinde. Der von dem Volk so verehrte Name Pitt sicherte diesem edlen Jünglinge schon zum voraus die Liebe der Nation, und eine unbegränzte Popularität; seine großen Talente und Tugenden waren ganz so beschaffen dieses günstige Vorurtheil zu erhöhn. Er schien aber die so schätzbare Volksliebe wenig zu achten, und hat noch bis auf den heutigen Tag, wenige, sehr wenige Ministerial-Handlungen gethan, wofür ihm seine Nation preisen kann. Dies Betragen hat den Haß des Volks wider seine Feinde, North und Fox, vermindert, die sich nicht leicht hätten erholen können, wenn Pitt nicht so stolsch seine Popularität verscherzt hätte.

Der Proceß des Hrn. Hastings theilt gegenwärtig die brittsche Nation, jedoch in sehr ungleiche Theile, da die Anzahl seiner Widersacher nur klein ist. Die Coalitions Parthey bemüht sich aus allen Kräften ihre ehemaligen Beschuldigungen und Behauptungen zu beweisen,

ſen, und der Redner Burke, der ſich hierin am eifrigſten gezeigt hatte, nahm nun Ehrenhalber die Anklage auf ſich, wobey er nichts wagte, allein in jedem Fall eine rühmliche Rolle zu ſpielen verſichert war. Die bündigſten Zeugniſſe, ſowohl durch Documente als durch die Auſſagen unverwerflicher Zeugen, beweiſen unwiderſprechlich, daß alle die ſchrecklichen Gemählde, die man ſeit ſo vielen Jahren von Engliſch-Indiſchen Grauſamkeiten in England ſelbſt aus Partheyſucht entworfen, und in andern Läudern wiederholt hat, ſehr übertrieben geweſen ſind. Zu der Zeit, da man die Oſt-Indiſche Compagnie als dem Banquerott nahe verſchrie, wurden ihre Schatzkammern in Indien durch verjährte ausſtehende Schulden gefüllt, die ſich auf Millionen beliefen. Man ſprach von Haſtings bevorſtehender Empörung, da dieſer General-Gouverneur von Bengalen eifrig für das Wohl der Compagnie bemüht war, und ſich zur Abreiſe nach England anſchickte. Daß der ihm angeſchuldigte Deſpotismus und andere Verbrechen dieſer Art nur mit vieler Einſchränckung wahr ſeyn können, beweiſet ein ehrenvolles Abſchiedſchreiben, das ihm im Namen der Engliſch-Indiſchen Armee den Tag vor ſeiner Abreiſe, faſt von allen europäiſchen Officiers unterzeichnet, zugeſchickt wurde; in einem Zeitpunkt, wo er aller Gewalt beraubt war, irgend einen von ihnen zu nutzen oder zu ſchaden, und wo alſo blos die Empfindungen ſprachen.

Man kann indeſſen nicht läugnen, daß Haſtings nicht auch bedacht geweſen iſt ſich zu bereichern, und um dieſen Entzweck zu erreichen die in Indien gewöhnlichen Mittel angewandt hat, welche von allen Europäern die dieſes Reich betreten, als eine Schadloshaltung für die Abweſenheit aus ihrem Vaterlande, und für ihre gefahrvollen Reiſen betrachtet werden. Auch hat er ſeine Reichthümer bey ſeiner Ankunft in London noch nicht angegeben, ob es gleich eine Clauſul in Pitts Oſtindiſcher Bill iſt, daß ein jeder, der in Dienſten der Compagnie geweſen, den Betrag ſeines Vermögens, wenn er nach England zurükkommt, eidlich anzeigen ſoll. Dieſe Clauſul gehört auch zu den unweiſen Geſetzen, die die gegenwärtige Adminiſtration ſo ſehr auszeichnen; denn zu geſchweigen, daß dieſe Erklärung in ſo vieler Rückſicht etwas unangenehmes, und ſowohl auf Freyheit als Credit nachtheilig wirkendes hat: ſo hat das Geſetz blos den rechtſchaffenen Mann zum Gegenſtand, der wenig erwerben, und ſich daher zwecklos dieſer demüthigenden Ceremonie unterwerfen muß; das hingegen der ungerechte Sammler, der Plünderer, der Erpreſſer, gegen den doch das Geſetz allein gerichtet iſt, kein Bedenken tragen wird, ſeine böſen Thaten durch einen falſchen Eid zu krönen, und ihn nach ſeiner Convenienz zu modeln.

Die Ernennung des Grafen v. Cornwallis zum Generalgouverneur von Bengalen, macht der Oſtindi-

ſchen Compagnie Ehre. Dieſer als Staatsmann, als Feldherr, und als Menſch verehrungswürdige Mann iſt ſehr dazu gemacht, Englands Größe in Indien zu erweitern und dauerhaft zu gründen. Seine Vollmachten ſind größer als ſie je einer ſeiner Vorfahren gehabt hat. Dieſe Ausdehnung ſeiner Gewalt aber iſt nicht auf ſeine Perſon eingeſchränkt, ſondern zum Geſetz gemacht worden. Wenn man alſo nicht immer eine ſo weiſe Wahl trift, ſo dürften künftige Generalgouverneurs dieſe große Gewalt auſſerordentlich mißbrauchen, und dem brittiſchen Scepter die reichen Provinzen Indiens mit leichterer Mühe entreiſſen, als man ihm die amerikaniſchen entriſſen hat.

Der Entwurf des Miniſters, wenigſtens den guten Willen zur Abtragung der Nationalſchuld zu zeigen, iſt löblich. Es war eines rechtſchaffenen Mannes würdig, der das Staatsruder eines mächtigen Volks in Händen hat, auf Mittel zu denken, künftigen Generationen die Laſten zu erleichtern die man mit einer unbegreiflichen Sorgloſigkeit ihnen zum voraus aufgelegt hat. Nichts aber als der gute Wille kommt hiebey in Betrachtung; denn, ohne die Garantie eines hundertjährigen Friedens, iſt, ich will nicht ſagen die Abtragung, ſondern nur die Verringerung der brittiſchen National-Schuld, eine Schimäre. Kein vernünftiger Menſch in ganz England wird ſo etwas hoffen; denn die Beurtheilung erfordert keine Staatskunde, ſondern nur Arithmetik. Jedermann

mann weiß, was die letzten Kriege der brittiſchen Nation koſten, und iſt ein Jahrhundertlanger Friede bey einem ehrgeizigen, herrſchſüchtigen, unruhigen und kriegeriſchen Volke, deſſen Flaggen auf allen Meeren wehen, wohl denkbar? Werden alle engliſche Könige, alle Miniſter, alle Parlamenter, gleichweiſe denken, und ohne alle Rükſicht auf gegenwärtige Zeitumſtände, blos das Wohl künftiger Geſchlechter vor Augen haben? Das Geſetz, das ein Parlament macht, kann ein anderes vernichten. Hier gilt kein Bannfluch. Kein Geſetz iſt unveränderlich; nur allein die Grundgeſetze des Staats, die das Weſen der brittiſchen Conſtitution ausmachen, ſind es. Um alſo neue Taxen zu vermeiden, die vielleicht mit großen Schwierigkeiten verbunden wären, könnte man leicht die ſo überaus bequeme Methode einſchlagen, die geſammleten Schätze anzugreifen. Wird die Clauſul mit dem Geſetze verbunden, daß die Commiſſarien der Schuldtilgung bey einem entſtehenden Kriege aus ihrer Schatzkammer auch dem Miniſter die geſammleten Summen leihen können, ſo dürfte dieſes die ſchrecklichſten Folgen haben, und die Auflöſung der ſo bewundrungswürdigen Staatsverfaſſung bewürken; denn böſe, vom Volk und vom Parlament allgemein gehaßte Miniſter, brauchten ſodann zu ihren Entwürfen die Zuſtimmung des brittiſchen Senats nicht, und könnten mit Schätzen verſehn eigenmächtig alles unternehmen, wozu ſonſt, wegen der zu jeder Operation nöthigen Gelder der Beytritt des Parlaments durchaus erforderlich iſt.

Soviel für jetzo. Finden dieſe Bemerkungen Ihren Beyfall, ſo werde Ihnen gelegentlich mehrere zuſenden.

Geſchrieben im May 1786.

v. Archenholz.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

[Der Palaſt in London.]

König Heinrich in ſeinem Nachtrok, und ein Edelknabe treten auf.

König Heinrich.

Geh, ruffe die Grafen von Surrey und Warwik; aber eh ſie kommen, ſag ihnen, daß ſie dieſe Briefe leſen, und den Inhalt wol überlegen ſollen: Halte dich nicht auf.

(Der Edelknabe geht ab.)

Wie viele tauſende von meinen ärmſten Unterthanen ſchlafen in dieſer Stunde! O holder Schlaf, wohlthätige Amme der Natur, womit hab' ich dich erſchrekt, daß du meine Augliedet nicht mehr ſchlieſſen, meine Sinnen nicht mehr in ſüſſes Vergeſſen aller Sorgen wiegen willſt? Warum, ligſt du lieber in rauchigen Krippen, auf unbequemen Strohſäken ausgeſtrekt, und von ſumſenden Nachtfliegen in deinen Schlummer eingeziſchet, als in den parfürmirten Zimmern der Groſſen, unter goldnen Thronhimmeln, und von den angenehmſten Symphonien eingewiegt? O warum liegſt du bey den Niedrigſten in ekelhaften Betten, und verläſſeſt das königliche Lager wie ein Schilderhäuschen bey einer

Innhalt.

April.

I. Beſchluß der Geſchichte der Eroberung des Königreichs Mexico. S. 3
II. Ehrenrettung der Reformation. (Beſchluß) 43
III. Niemand ſtirbt ohne Erben. Ein Nachtrag zu des Herrn Grafen von Büffon *Epoques de la Nature.* 80
IV. Kleine Gedichte. 81
V. Anpik. Eine Anekdote aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. 87

May.

I. An Herrn Hofrath Wieland, nebſt einer vor kurzem gehaltenen Freymaurer-Rede. S. 97
II. Moriz, Fünftes Buch. 114
III. Des Grafen Magalotti Nachrichten von China. 153
IV. Reviſion des Buches: Enthüllung des Syſtemes der Weltbürger-Republik. 176
V. Mein Dank an Stoll, von Blumauer. 190

Junius.

I. Die Bekehrung der barbariſchen Völker zum Chriſtenthum. Ein Fragment. (Beſchluß) S. 193
II. Auszüge aus einer noch ungedrukten Beſchreibung von Venedig. 215
III. Skizze einer Theogonie des blinden Glaubens. 229
IV. Des Grafen Magalotti Nachrichten von China. (Fortgeſetzt von S. 177. des vorigen Monats, und geendigt. 243
V. Auszug einiger neueren Thatſachen aus H. Nikolais Unterſuchung der Beſchuldigungen des Herrn Prof. Garve. u. ſ. w. 270
VI. Bemerkungen über Pitt und Englands gegenwärtige Lage. 280

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Jänner 1786.

I. Neue Bücher.

1) Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moſes Mendelsohn. = Δός μοι πῦ τω. Breslau, bey Gottlieb Löwe 1785. 14 Bogen in 8.

Die Philoſophiſchen Syſteme, die von ihren Verfaſſern für andre erfunden, und als Feigenblätter, oder des Zancks und der Schau wegen aufgeſtellt werden, gehen vernünftige Leute eigentlich gar nicht an. Die Philoſophen aber, die nach Licht und Wahrheit forſchten, für eigenes Bedürfniß, und um ſich den Stein der Unwahrheit der ſie drückte, vom Herzen zu ſchaffen, gehen andre Menſchen eigentlich und ſehr nahe an. Auch wo ſie irrten und verunglückten, irrten und verunglückten ſie auf dem Bette der Ehren; „denn wenn du den Trieb zu Wahrheit und zum Guten im Menſchen nicht ehren willſt, was hat er denn noch das du ehren mögeſt? Nur es iſt gemeiniglich über den Fund ſolcher Philoſophen nicht leicht zu entſcheiden. Da ſie ihr Syſtem nicht in der Eile zuſammenſchlagen, ſondern mühſam und langſam mehr ausbrüten als machen; ſo wird für ihre wahre Meinung ein ähnlicher Brüt-Sinn erfodert, und wer ſie aus Bruckers Choralbuch oder à livre ouvert ſpielen will, der läuft Gefahr fehl zu greiffen. Daher kommt es denn auch, daß es z. E. ſelbſt Theologen gegeben hat, die des Spinoza Lehre für eine

Stütze der Religion angeſehen haben, indeß andere Leute drüber aufſchreyen, und ſich wundern daß Spinoza ein Spinoziſt geweſen.

Der verſtorbene Leſſing wunderte ſich ſeines Orts nicht darüber, wie aus der angezeigten Schrift mit mehrern zu erſehen iſt. Der Verfaſſer derſelben, Hr. G. N. Jacobi in Düſſeldorf, hatte nämlich mit ihm, als er noch lebte, ein Geſpräch über Spinoza, darin er ſich geradezu für den Spinozismus äuſſerte. Hr. Moſes Mendelſohn hörte von ſolcher Aeuſſerung, als er eben an ſein Werck, über Leſſings Charakter und Schriften, Hand anlegen wollte, und wünſchte, das Nähere darüber zu erfahren. Hr. J. theilte ihm das Geſpräch mit, und ſo kam es zwiſchen ihnen zu Briefen ꝛc. Anfangs entriert M. M. in die Bekanntmachung dieſer Leſſingiſchen Liebſchaft, nach dem magis amica veritas; in der Folge aber ſcheint er ſeines Freundes ſchonen zu wollen; und ſo hielt Hr. J. nöthig und nüzlich, das Geſpräch ſamt den Briefen und der ganzen Veranlaſſung bekannt zu machen, und hat wahrſcheinlich darin am wenigſten Leſſings Sinn verfehlt, deſſen Sache es nicht war, geſchont zu werden. Viele Leute ſind ſehr ſicher keine Spinoziſten zu werden, für andre liegts nicht ſo weit aus dem Wege. Alle Menſchen haben eine Ahndung und Idee der Wahrheit in ſich, in einigen aber rührt ſich der heilige Trieb zu Erkenntniß lebendiger. Doch hat der Menſch, und das fühlte Spinoza ſehr wohl, kein πω πω, bis er das Unendliche und ſein Verhältniß mit dem Endlichen erkennet. Da aber hängt die Dekke, die ſich nicht wegdemonſtriren läßt — Wenn einer indeß die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen ſuchte, und ſie ſo nicht fand, ſo iſt das Unglück genug für ihn, ohne daß wir noch höhnen dürfen; doch können wir an ſeinem Exempel lernen.

Auſſer dem Geſpräch und dem intereſſanten Pro et Contra zwiſchen zwey ſcharfſichtigen Männern, die beyde den Spi-

noza

noza ſtudiert hatten, findet der Leſer noch von Hrn. J. in den Briefen an Hrn. M. M. manche feine Anmerkung für, über, und wider den Spinoza, und eine zwiefache Darſtellung ſeiner Lehre.

Eine paradere Parallele und ein Compliment über einen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, von dem der berühmte Hr. M. M. nichts wiſſen will, ſondern nur bloſſe Vernunftgründe zur Ueberzeugung zuläſſet, veranlaßt S. 162. Erörterungen, die da hinausgehen, daß Ueberzeugung aus Vernunftgründen, nur eine Gewißheit aus der zweyten Hand ſey, und daß, wenn der Prophet nicht zum Berge will, der Berg zum Propheten komme. Und von hier an verläßt Hr. J. den Spinoza, um zu einem gröſſern Thema zu kommen, nämlich zu der Frage: von den Wegen zu Erkenntniß und Ueberzeugung, darüber die authentiſche Weiſung viel Widerſpruch gefunden hat. Und über dieſe Frage bringt er bis zu Ende des Buchs, verſchiedene nicht gemeine Betrachtungen bey, als die Früchte ſeines Forſchens nach Wahrheit, voll Kopf und Herz, ſo daß beyde Partheyen, wo nicht das eine lieben, doch den andern achten werden. *)

*) Die Rezenſion wurde zu einer Zeit geſchrieben und eingeſandt, da Hr. Mendelsſohn noch lebte, und niemand den Verluſt, den die Welt durch ſeinen Tod erlitten hat, ſo nahe glaubte. d. H.

---

2) Ueber den teutſchen Fürſtenbund. Von Chriſt. Wilh. Dohm, Königl. Preußiſchen Geheimen-Rath bey dem Departement der auswärtigen Geſchäfte. Berlin, im December 1785. Bey Decker. 8. 140. S. Mit einer Titelvignette, auf der ein Genius, neben welchem der lange Schild und Spies der alten Teutſchen liegt, einen Oelzweig um ein Bund Pfeile windet.

Diſe intereſſante und in allem Betrachte vortreflich geſchrie-

ſchriebene Schrift des Hrn. Geh.R. Dohm, iſt beſtimmt, überhaupt dem Publico einen richtigen Begriff von dem neuen teutſchen Fürſtenbunde, und deſſen Rechtmäſſigkeit, Zweck und Nutzen zu geben; insbeſondere aber die vor kurzen erſchienene Abhandlung: Ueber die Königl. Preuſſiſche Aſſociation zu Erhaltung des Reichsſyſteme, von Otto Reichsfreyherrn von Gemmingen, genauer zu beleuchten, und den Unarund ihrer Behauptungen zu zeigen.

In der Einleitung, welche der Hr. Verf. voranſchickt, ehe er mit ſeinem Gegner ſelbſt den Zweykampf beginnt, ſetzt er die wahre Grundverfaſſung des teutſchen Reichsſyſtems, die Rechte der Reichsſtände, ihre jetzige Lage und Verhältniſſe gegen einander, und die wahrſcheinlichen Ausſichten für ſie, wenn einer von ihnen ſo übermächtig würde, daß er willkührliche Schritte thun, und ſich nicht mehr durch Friedensſchlüſſe und feyerliche Verträge für gebunden halten könnte, mit einer Klarheit auseinander, die man in den Arbeiten dieſes gründlichen Gelehrten nie vermißt. Er zeigt, daß die teutſchen Reichsſtände von je her das Recht hatten, unter ſich alle und jede Verbindungen zu ſchlieſſen, die nur nicht gegen Kayſer und Reich gerichtet ſind; und daß ſchon Pfeffinger in ſeinem Vitriarius illuſtratus eine zahlreiche Liſte ſolcher Verbindungen vom Jahre 900 bis 1646, die jetzt noch ſehr vermehrt werden könne, liefere — Daß der jetzige teutſche Fürſtenbund höchſt rechtmäſſig ſey, weil er vollkommen dieſe Erforderniſſe und den Charackter habe, daß er weder gegen den Kaiſer noch ſonſt jemand, überhaupt durchaus gegen keine Perſon, ſondern allein gegen Sachen, nemlich gegen Beeinträchtigung der teutſchen Freyheit und willkührliche Eingriffe in die Beſitzungen und Rechte der Stände, gerichtet, und allein zur Erhaltung der Reichsverfaſſung geſchloſſen ſey. Er ſagt: die Gründe, welche die nun verbundenen

nen Fürſten zur engeren Zuſammentretung wahrſcheinlich veranlaßt hätten, falle einem nur etwas aufmerkſamen Beobachter leicht in die Augen. — Als eine der erſten Europäiſchen Mächte habe das Erzhaus Oeſterreich immer die Kaiſerwürde als Werckzeug ſeiner Verarbſſerung zu nutzen, und den Kräften des Reichs diejenige Richtung zu geben geſucht, die dem Intereſſe ſeiner Erbſtaaten die günſtigſte geweſen. Den kürzeſten Beweis davon, liefere ſchon eine Vergleichung der Kaiſerl. Wahlcapitulationen von Carl V. bis Joſeph II. Jede derſelben enthalte neue und deutlichere Beſtimmungen der Rechte des Reichs-Oberhaupts, zu welchen deſſen Wähler in den Handlungen des nächſten Vorfahren die Veranlaſſung gefunden hätten. — Die Macht dieſer Monarchie, und die mehrere Jahrhunderte lang ununterbrochene Reihe der Kaiſer aus dieſem mächtigen Hauſe, welche die Intereſſen des Wahl und Erbreichs immer inniger in einander verſchlingen mußten, rechtfertigten allerdings bey den Ständen des Reichs die höchſte Behutſamkeit; und hätten ſie bewegen müſſen, die Schrancken der Gewalt immer genauer zu beſtimmen, die ſie Fürſten anvertrauten, welche ſo dringende Veranlaſſungen und ſo wirckſame Mittel hätten, jede Unbeſtimmtheit zu ihrer Erweiterung zu benutzen Fürſten denen ſelbſt die wirckliche Gröſſe ihres Erbſtaats, den Reiz zu deſſen immer fortſchreitender Verarbſſerung darböten, deren Plane in jede groſſe Angelegenheit von Europa eingriffen, und deren Intereſſe es immer geweſen, auch das teutſche Reich in ſie hineinzuleiten. — Noch mehr aber hätte äuſſerſte Aufmerkſamkeit und Vorſicht patriotiſche Pflicht der teutſchen Stände werden müſſen, wenn in dem Beherrſcher der ſo mächtigen Oeſterreichiſchen Monarchie, ſich ſo vorzügliche Talente vereinten, als bey dem jetzigen Kaiſer. — Hier kommt ein treues und ſchönes Bild von den groſſen perſönlichen Eigenſchaften Kaiſer Joſephs II. —

Solch ein Monarch hätte natürlich faſt allen Europäiſchen Staaten ſorgſame Aufmerckſamkeit und Beobachtung zur Pflicht machen müſſen, um zu ſehen, ob etwa auch äuſſere Erweiterung ſeines Reichs mit in ſeinen groſſen Plan gehören möchte. Man ſey auch ſehr bald durch Thatſachen auf die Vermuthung geleitet worden, daß Joſeph II. ſich durch äuſſere Verhältniſſe und ältere Verträge mit fremden Staaten nicht ſo gebunden glaube, um nicht von jeder Verpflichtung die ihm läſtig würde, bey günſtiger Gelegenheit ſich losmachen, und ſeinen Unterthanen auch noch ſo feyerlich verſchloſſene Quellen von Thätigkeit und Reichthum öffnen zu können. Niemand ſeye bey dieſer Beobachtung mehr intereſſirt geweſen, als die Stände des teutſchen Reichs, deren Rechte allein auf der unverletzlichen Heiligkeit alter Verträge beruhen. — Die Schritte, welche obige Vermuthung zu beſtätigen, und Vorbereitungen zu noch wichtigern geſchienen hätten, wären geweſen: des Kayſers willkührliche Aufhebung des Barriere-Tractats; in Teutſchland ſelbſt, die Verletzung der Diöceſan-Rechte der teutſchen Erz- und Biſchöffe, ſonderlich des Hochſtifts Paſſau, und des Erzbiſchofs von Salzburg; die Unterwerfung verſchiedener im Marggrafthum Burgau angeſeſſener Schwäbiſchen Creis-Glieder, Oeſterreicher Landeshoheit; der Verſuch der Erzherzogl. Geſandſchaft auf dem Reichstage, ſich bey ihrer Legitimation wegen des jetzigen Kayſers Maj. von den Fürſtl. Geſandten zu trennen, und ohne Grund den Churfürſtl. gleich zu ſetzen; die Ausfertigung der Paniſ-Briefe in Reichsſtändiſche Lande, und die Zumuthung an Schwäbiſche Reichs-Prälaten, Abſenzgelder zu zahlen, weil in ihren Stiftern ſeit Jahrhunderten Paniſten möglich geweſen wären; und endlich das Betragen der K. k. Commiſſarien, welche beym Durchmarſch der Oeſterreichiſchen Truppen nach den Niederlanden wegen Verpflegung derſelben

ben in den Reichslanden Vergleiche ſchlieſſen ſollen. — Auf alle dieſe Umſtände, welche zuſammengenommen Aufmerkſamkeit und Nachdencken gerechtfertigt hätten, ſey endlich der ungleich wichtigere Schritt, und Antrag an den Herzog von Zweybrücken wegen des Austauſches von Bayern erfolgt; deſſen Ungleichheit und auffallender Vortheil für Oeſterreich daraus erhelle, daß Bayern 784 □ Meilen Land, 1,300,000 Einwohner und 7 Mill. Gulden Landsherrl. Einkünfte, die dagegen angebotenen Oeſterreich. Niederlande aber, nur 290 □ Meilen, 1,200,000 Einwohner, und 2 bis 3 Mill. Gulden Einkünfte habe, und der jetzige Steuerfuß in Bayern ſich zum dermaligen Oeſterreichiſchen verhalte, wie 1 zu 5 1/5. — In dem Europäiſchen Völckerſyſtem komme es blos darauf an, daß jeder bey dem wohlerworbenen Seinigen ungeſtört bleibe, und daß Verträge und Friedensſchlüſſe heilig beobachtet würden. Damit aber dieß geſchehe, habe die Kenntniß der menſchlichen Natur bald auf die weiſe Vorſicht geleitet, daß kein Staat ſeine Macht ſo weit vergröſſern dürfe, um die Freyheit Aller blos von ſeiner Willkühr und Mäßigung abhängig machen zu können. Furchtbar ſey der Gedancke, daß ein Staat in Europa es nur wagen könne zu ſagen: ich will dieſen Vertrag nicht mehr. — Ob es wohl unmöglich ſey, daß einem Hauſe, daß durch ſeine vielen Reiche und Beſitzungen, und durch die ſeit Jahrhunderten beſeſſene Kaiſerwürde ſchon ſo mächtig iſt, noch einſt ein Prinz gebohren werde, der die gefährdevollen Plane eines Carl V. und Ferdinand II. wieder aufnehme, wenn deren Ausführung ihm durch immer zunehmende Vergröſſerung noch mehr erleichtert werde. — Auch ſey für das Gleichgewicht von Europa von äuſſerſter Wichtigkeit, daß Frankreichs Macht gegen Oeſterreich nicht zu ſehr geſchwächt werde; und letzteres alſo immer ſeine Niederlande, als die wichtige ſchwache Seite für Franckreich behalte. —

Wir könnten in Versuchung gerathen noch weit mehr aus dieser sehr interressanten Schrift auszuziehen, wenn uns nicht der enge Raum hier beschränkte, und wir mit Grunde voraussetzten, daß jeder Teutscher von nur irgend einiger Aufklärung, diese wichtige und so schön und unterhaltend geschriebene Abhandlung lesen werde, um sich von der Lage der Welthändel in Teutschland ganz zu unterrichten, und zu überzeugen, daß es für Privatwohl und das gemeine Beste doch zuträglicher sey, daß es bey der alten teutschen Reichsconstitution sein Verbleiben habe.

Von dieser Einleitung geht Hr. G. R. Dohm nun zu seinem Gegner über. „Keiner, sagt er, hat sich die Bemühung, das Publicum irre zu leiten; die Eintracht unter „edlen Fürsten zu zerstören; durch Beschuldigungen, deren „Ungereimtheit in die Augen fällt, durch falsche Thatsachen und Entstellung weltbekannter Geschichte das Vertrauen gegen einen Hof zu schwächen, dessen Interesse „glücklicherweise mit dem Interesse von Teutschland so innig verwebt ist, angelegener seyn lassen; Keiner mit dreisterer Mine Dinge gesagt, die nicht sind, und nie waren; „Keiner der bewiesensten Geschichte kühner widersprochen, — „als der Hr. Reichsfreyherr Otto von Gemmingen." Um ihm Schritt für Schritt zu folgen, und dem Leser immer das Vergnügen zu erhalten, den Zusammenhang übersehen, und selbst urtheilen zu können, hat Hr. Geh. R. D. die Schrift des Hrn. v. G. ganz hier mit abdrucken lassen, und sie durchaus mit den interessantesten Noten begleitet. Die Wagschale sinckt auch hier, wie immer, wenn simple Centner schwere, aus Urkunden und Geschichte bewiesene Wahrheit, mit leichter schönpolirter aber hohler Deklamation aufgewogen wird. Wir überlassen unsern Lesern selbst das leichte Geschäft, sich davon zu überzeugen.

---

3) Jour-

3) Journal der Moden, herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. No. I. Jänner 1786. Weimar in der Expedition dieſes Journals, und Gotha in der Ettingeriſchen Buchhandlung. Gr. 8vo. auf Schreibe-Papier, mit 4 ausgemahlten Kupfern.

Wir zeigen hier die wirkliche Exiſtenz dieſes im Nov. vor. Jahres angekündigten neuen Journals an. Das 1ſte Stück oder der Jänner, der ſo eben hier erſcheint, liefert folgende Artickel. Die Einleitung von 16 Seiten, enthält eine Abhandlung über Luxus; darinn der Begriff vom Luxus rein beſtimmt, der alte Streit darüber für pure Logomachie erklirt, und gezeigt wird, daß und in wie fern Luxus einem Staate unentbehrlich und nützlich ſey, wann er ihm ſchädlich werde, und für welche Claſſen der Societät ſein Mißbrauch am gefährlichſten ſey. Die Herausgeber erklären ſich ſodann über Zweck und Beſtimmung dieſer periodiſchen Schrift, und den Nutzen den ſie haben könne. Dann folgen die einzelnen Artickel: I. weibliche Kleidung; und neueſte Moden von Paris in jedem Stücke der weiblichen Kleidung vom Kopfe bis zum Fuße. II. Etwas über engliſche Moden. III. Schmuck und Nippes; das Neueſte in jedem Artickel dieſer koſtbaren Bagatellen, z. E. von Ohren-Ringen, Halsbändern, Ringen, Armbändern, Schnallen, Uhren, Dosen, Degen, Sporn, u. ſ. w. IV. Ammeublement; Beſchreibung, 1) eines neuen Engliſchen Stuhls, 2) eines Ballon-Ofens. V. Gärten und Landhäuſer; Beſchreibung des neuen ſchönen Kioſk's des Cardinals Roban, zu Elſas-Zabern. VI. Vermiſchte Artickel; 1) Neue Engl. Jagd-Stiefeln; 2) Engl. Damens-Schuh mit hohen Spitzen und ſteifen Kappen; 3) Engl. Pattens, oder Koth-Schuhe; 4) Engl. Handſchuh mit Schloß; 5) Alter der Culs de Paris; 6) Prieſterinnen der Venus

ner Sturmgloke? Kanſt du, zu oberſt auf dem wankenden Maſt des Schiff-Jungens Augen verſiegeln, und ſein Gehirn in der Wiege der ungeſtümen Woge einwiegen, den Winden ausgeſezt, welche die aufrühriſchen Wellen beym Schopf ergreiffen, ihre ungeheuren Häupter krümmen, und ſie unter betäubendem Geſchrey an den ſchlüpfrigen Maſt-Tauen aufhängen -- Kanſt du, o partheyiſcher Schlaf, dem naſſen See-Jungen in einer ſo rauhen Stunde Ruhe geben, und verſagſt ſie in der ſtilleſten Nacht, bey allen erſinnlichen Mitteln ſie zu befördern, einem Könige? So ſchlummre dann ſanft, glüklicher Bettler! Das Haupt ligt übel, das eine Crone trägt.

Zweyte Scene.

Warwik und Surrey treten auf.

Warwik.

Unzählbare glükliche Morgen, Gnädigſter Herr!

König Heinrich.

Iſt es ſchon Morgen, Lords?

Warwik.

Es iſt ſchon über ein Uhr.

König Heinrich.

Nun dann, ſo wünſch ich euch einen guten Morgen -- Gut, Milords, habt ihr die Briefe geleſen, die ich euch ſchikte?

Warwik.

zu Paris; 7) Pierrot-Tracht der Damen zu Paris; 8) Neueſte Manns-Hüthe und Knöpfe; 9) Neueſte Mode-Fuhrwerke; 10) Neueſte Franzöſ. Frühjahrs-Zeuche. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Das dazu gehörige Intelligenzblatt enthält Nachrichten, Bekanntmachungen und Preiß-Courrante von vielerley Waaren der Kunſt, des Geſchmacks und der Mode.

Das Ganze iſt in einen Umſchlag, im Hetruriſchen Geſchmacke, geheftet.

---

4) Joh. Gotth. Lorenz, Pred. u. Reckt. zu Köpenick, Leſebuch für die Jugend, der Bürger und Handwerker, zum Gebrauch in Schulen, und beym häuslichen Unterricht; nach dem Muſter des Rochowiſchen Leſebuchs für Landſchulen. 1ſten Bandes, 1ſte Abtheil. Mit Kupfern und Holzſchnitten. Leipzig bey Göſchen. 1785. 8. 415. S.

Eine von den heilſamſten Wahrheiten die man nun, obgleich noch nicht ſehr lange, allgemein anerkennt, iſt wohl dieſe: daß der Bauer und Bürger zweckmäßiger als bisher erzogen und unterrichtet werden müſſe, wenn an wahre Aufklärung der unteren und mittleren Volks-Claſſen, und daraus fließenden Wohlſtand der Staaten ernſtlich gedacht werden ſolle. Die Beyſpiele die einem doch hie und da zuweilen aufſtoßen, daß ein vernünftiger und geſchickter Schulmeiſter oder ein rechtſchaffener und aufgeklärter Dorf-Pfarrer ſeine ganze Gemeinde umſchuf, Haupt-Laſter die zuvor darinn im Schwange giengen, ausrottete, und ſeine Bauern zu beſſern Hauß- und Landwirthen, vernünftigern Männern und Hausvätern, und friedlichern und fleißigern Unterthanen machte, ſind zu auffallend, als daß ſie dem heilſehenden

Staats-

Staatsmanne nicht wichtig werden ſollten. So überlegen immer eine Armee, die lauter gute und tüchtige Unteroffiziere hat, einer andern iſt die ungeſchickte oder nachläßige hat, ſo mächtige Vorſchritte wird auch das Land, das in ſeinen Stadt- und Dorf-Schulen für tüchtige Schulmeiſter und eine vernünftige Lehr-Methode ſorgt, ſicher in ſeiner Cultur und inneren Kräften vor allen andern thun, die dieſen wichtigen Punkt vernachläßigen. Daß dieſer Zweck durch gut geſchriebene Lehrbücher mächtig befördert werde, giebt gewiß jedermann zu. Oft iſt der Lehrer nicht ſelbſt im Stande ſich ein Lehr-Syſtem zu entwerfen; aber an dem Leitfaden eines guten Hand- und Leſebuchs geht er ſicher ſeine Bahn, und theilt ſeinen Jünglingen ſchätzbare Kenntniſſe aus dem praktiſchen Leben mit, die er auſſerdem vielleicht nicht anzureyhen, oder ihnen mitzutheilen gewußt hätte.

Wir müſſen bekennen, daß uns, auſſer dem Kinderfreunde des Herrn von Rochow, der hauptſächlich nur für die Landjugend beſtimmt iſt, noch kein Schulbuch vorkommen iſt, das dieſer Abſicht ſo ganz entſpräche wie gegenwärtiges Leſebuch des Hrn. Rektor Lorenz. Sein Zweck war auch, ſich damit an jenes anzuſchlieſſen, und für die erſte Claſſe der Bürger- und Handwerks-Schulen ein eben ſo nützliches Leſebuch zu liefern, als der Kinderfreund des Hrn. v. R. für die Landſchulen iſt. Es ſoll aus zwey Theilen beſtehen, und davon der Erſte enthalten, einen kurzen dem Bürger nöthigen und nützlichen Auszug aus der Naturgeſchichte und Naturlehre; das Wichtigſte über die Kenntniß des Menſchen und der Mittel, wie er in geſunden und kranken Tagen behandelt werden müſſe; die nöthigſten Vorerkenntniſſe von der Eintheilung der Zeit, und überhaupt der im Calender befindlichen Dinge, der teutſchen Sprache und der Briefſtellerey, der Landesgeſetze,

der Religion, der Sittenlehre, der Rechenkunst und anderer andern nützlichen Sachen; der zweyte Theil aber: kurze Auszüge aus der Weltgeschichte, der Erdbeschreibung, der Geometrie fürs gemeine Leben, der vornehmsten Künste und Handwerke; und Nachrichten von Menschen die sich um das gemeine Beste verdient gemacht haben.

Das Verdienst eines solchen Buchs ist nicht Neuheit der Materien; sondern kluge Auswahl, Ordnung und richtige Ideenfolge in Zusammenstellung der Sachen, planer und lichtvoller Vortrag der jedoch, ohne allen Schein von Gelehrsamkeit, seine eigene Würde hat. Auch bekennt der V., seines Verdienstes halber, selbst sehr gern daß er bey diesem Buche Blschings, Raffs, Wünschens, Sanders, Heinatzens, Moritzens und Splittegards Arbeiten genutzt habe. Die erste Probe welche hier vor uns liegt, ist so gut gerathen, daß sie dem Hrn. Verf. gewiß einstimmigen Beyfall erwerben muß; und führt er seinen Plan — wie wir von einem Manne der es kann, auch billig erwarten — so gründlich und schön ferner aus, so kann dies Lesebuch ein höchstgemeinnütziges Vademecum für jeden Menschen werden, der sich nicht eben unter die Gelehrten rechnet.

Die Kupfer und Holzschnitte sind auch alle zweckmäßig und gut, und machen, so wie auch Druck und Papier dem Verleger Ehre.

II. Anzeigen.

1) Erklärung der Herausgeber des Journals aller Journale an das Publikum.

(Ist eingesandt und wird auf ausdrückliches Verlangen eingerückt).

Ein Ungenannter hat sich unterstanden eine schimpfende nieder-

niederträchtige und verläumderische Schmähschrift, auf Veranlassung des angekündigten Journals aller Journäle gegen dieses Werk, dessen Herausgeber und zum Theil Verfasser eigener darinn vorkommender Aufsätze, in den Anzeiger des teutschen Merkur No. XI. einrücken zu lassen.

Dieser Verläumder will dem Publikum weiß machen, daß die Herausgeber keine andere Absicht hätten, als aus andern Journälen aufzuschreiben, und im genauesten Verstande das Nachdrucker-Handwerk zu treiben.

So etwas von einem Werke zu behaupten das man noch nicht gesehen hat und noch nicht kennt, verräth die äusserste Einfalt und Bosheit — sonst wäre es ohnmöglich gewesen, in der ausgestreuten Ankündigung Begriffe hinein zulegen, die nicht darinnen sind.

Die allgemeine teutsche Bibliothek, die Jenaische vortrefliche Litteratur-Zeitung, alle andre Recensionen gewidmete Blätter, beschäftigen sich mit nichts anderm, als damit, daß sie den Inhalt fremder litterarischer Werke detailliren, ihr Urtheil darüber sagen, und die Richtigkeit ihrer Anzeigen und kritischen Richtersprüche mit herausgezogenen wörtlich abgedruckten Stellen belegen. Ist das alles diebischer Nachdruck? Man muß in hohem Grade einfältig seyn, alle diese periodischen Werke für Nachdruck zu halten — bloß weil einzelne Stellen darinn abgedruckt sind, um dem Publikum von den beurtheilten und angezeigten Seelenspeisen zu kosten zu geben.

Nur hierin hat indessen das Journal der Journäle mit obigen periodischen Schriften einige Aehnlichkeit; in allen übrigen unterscheidet es sich von den übrigen als ein eigenes — bisher noch gar nicht existirendes Werk.

Die kritischen Journäle richten alle Bücher — das Journal der Journäle will grösstentheils und vorzüglich die periodischen

diſchen Werke beurtheilen — nur beyläufig auch andre ſich auszeichnende Bücher. Die übrigen Journäle extendiren ſich über alles, was im Reich der Litteratur ihnen vor der Hand kömmt. — Dieſes, bis jezt in ſeiner Art noch einzige Journal der Journäle, läßt alles bey Seite liegen was die Herausgeber, welche die ſaure Mühe übernehmen, alle Journäle zu leſen, ſo die Journal-Leſer unmöglich ſich alle anſchaffen und durchſehen können; merkt aus jedem immer das Vorzügliche an, um auch diejenigen damit bekannt zu machen, die nicht Zeit noch Muße haben, das Vortrefliche aus einer ſo ſehr vermiſchten Maſſe heraus zu ſuchen. Wenn dies Nachdruck iſt, ſo iſt auch das Nachdruck, wenn, um ein ſchlechtes Buch herab zu würdigen, in der Menge von Recenſionen nur die ſchlechteſten Stellen ausgezogen und — dem Publikum bloß eckelhafte Biſſen aufgetiſcht werden.

Durch detaillirte, mit Extrakten belegte Beurtheilung, der jezt ſo häufig cirkulirenden Journäle, müſſen die Guten gewinnen; ſo wie ein Buch gewinnt, welches in Recenſionen durch herausgehobene gute Stellen beſſer empfohlen wird als durch unbewieſene declamatoriſche Machtſprüche.

Der gröſte Theil der Journaliſten hat dafür geſorgt, daß ihnen nichts nachgedruckt werden wird, weil man nur das ausgezeichnete Gute herausziehen will — und die wenigen durch innern Werth hervorſtechende periodiſchen Werke werden gewiß nicht zu kurz dabey kommen — wenn man des beſten gedenkt was ſie in ſich faſſen. Das Publikum, welches mehrere Journäle halten kann, wird ſie deshalb nicht minder ſchäzen, weil eine ſich beſonders auszeichnende Stelle in dem Journal der Journäle ſo gut abgedruckt iſt, wie in der teutſchen Bibliothek.

Mit Einem Wort, von teutſchen Journälen wird nur der Geiſt herausgezogen, und ſich gewiß ſo wenig zu der Rubrik des

Nach-

Nachdrucks qualificiren als l'eſprit des Journaux de Paris — ein Werk, welches das teutſche Publikum zum Theil längſt wünſchte und bisher noch nicht hatte. L'eſprit des Journaux de Paris und ein ähnliches Engliſches the ſpirit of the engl. Magaz. hat noch niemand für Nachdruck dort einheimiſcher Producte erklärt.

Dies iſt es noch weniger durch die Art, wie der Geiſt der teutſchen Journäle zum Beſten des Publicums wird extrahirt werden, — da es bey dieſer Unternehmung vorzüglich auf auswärtige Franzöſiſche, Engliſche, Schwediſche und Rußiſche Geiſtes Producte angeſehen iſt. Wie vielen werden dieſe in Teutſchland bekannt? und wer ſollte nicht Dank verdienen, dieſe alle für Tauſende, die dazu weder Geld noch Muße haben durch zu leſen, und das Beſte daraus mitzutheilen.

Gleich nach der im Merkur eingerückten ſchmähvollen Warnung, worin das angekündigte Werk für diebiſcher Nachdruck ausgegeben wird, folgt die Ankündigung eines wirklichen Nachdrucks der theuren engliſchen Ausgabe von Schakeſpears Werken, welche die Hofbuchhandlung in Hannover herausgeben will. — Wenn dem Publikum damit gedient wird, ein einziges gutes engliſches Werk wohlfeiler zu erhalten, ſo wird ihm auch wohl damit gedient ſeyn, von mehrern ausgewählten Geiſtes-Producten Notiz, und zwar in teutſcher Sprache zu bekommen.

Wird nun noch hinzu gerechnet, daß in dem Journal der Journäle auch andere Original-Aufſätze — ähnliche wie die, aus welchen die noch beſonders gute Berliniſche Monatsſchrift komponirt iſt, vorkommen, ſo fällt aller Begriff vom Nachdruck weg, der höchſt einfältiger weiſe aus der Ankündigung geargwöhnt ſeyn würde, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daß Bosheit daran eben ſo viel Antheil hätte.

Das

Das beweißt die hämiſche Bosheit in der Frage: „Wer die Societäts-Männer wären, auf deren Auswahl ſich das Publikum verlaſſen ſolle?„ Was würden auf dieſelbe Frage die litterariſche Societäten, welche andere kritiſche Journale herausgeben, wohl antworten? Gewiß ſie würden den unqualificirten ſelbſt ungenannten Fraaer für ſehr naſeweiß halten! Das Werk lobt oder tadelt ſeinen Meiſter! Wird die Auswahl der zu liefernden Sachen gut ſeyn, ſo werden die Auswähler auch wohl ohne Namen gelten. Aber wer jemand anklagen, als Dieb beym Publikum anklagen will, der muß mit ſeinem Namen als Ankläger hervortreten, oder — er iſt ein Schurke. Dafür hält man den Ankläger noch nicht, weil man ihm ſo viel Ehrliebe zutraut, ſich ſelbſt mit ſeinem Namen öffentlich zu nennen — alsdenn wird er blos als verläumderiſcher falſcher Ankläger erſcheinen, und ſich rechtlich anhalten laſſen zu wiederrufen, wenn — wie billig iſt, einer dieſer Societät ihm auch als Mann namentlich unter die Augen treten wird — um ſeine anderweitige ausgeſtoſſene Injurien — die Ausdrücke von Unverſchämtheit, Raubſucht, Rotte, Banditenſtreich etwas näher zu berichtigen.

Der erſchienene erſte Abſchnitt von dem Journal aller Journäle liegt jetzt dem Publikum vor Augen — dieſes mag nun näher richten was daran iſt.

Ehrliebende Buchhändler — Chaidron und Comp. als Verleger, und hieſige Buchhändler als Commiſſionär werden es debitiren, und kein Poſtamt wird erröthen dürfen ein Werk zu expediren, das vom Nachdruck ſo weit entfernt iſt.

Die Herausgeber.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Februar 1786.

I. Neue Bücher.

1) Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Cruſius 1785. Zwanzig vierſtimmige Chöre, im philanthropiſchen Betſaale geſungen. In Muſik geſezt und in Partitur mit untergelegten Klavierauszuge herausgegeben von Carl Spazier, Lehrer und Aufſeher am Deſſauiſchen Erziehungs-Inſtitute.

Dieſe Chöre waren zu den Gottesverehrungen beſtimmt, die im Deſſauſchen Inſtitute für die philanthropiniſche Familie, und für Chriſten aller Partheien, des Sonntags gehalten werden. Zöglinge (ſagt die Vorrede) zu einem ſimpeln Vortrage geübt und vorbereitet ſangen ſie ungeſchmückt, herzlich und ohne gezierte Künſteley, — ſie wurden gewöhnt richtig zu intoniren und zu deklamiren, die Stimme nach den wahren Ausdruck zu nüanziren, u. ſ. w. Der Hr. Herausg. glaubt, daß dieſe Chöre, nach ihrem Charakter vorgetragen, auch anderwärts gefallen, und dem Ohre und Herzen einige Nahrung geben können. Ganz natürlich muß der Gottesdienſt durch ſolchen Vortrag, durch ſolche der Erbauung würdige Chöre gewinnen; und es wäre zu wünſchen, daß alle Fürſten zu einer dergleichen liturgiſchen Verbeſſerung übereinſtimmten! (Weil ex nihilo, nil fit) Es iſt gewiß, (heißt es ferner) daß man dem Dichter ſeinen Vers lange nicht ſo entſtellen, aber auch nicht ſo durch Ausdruck beleben und verſchönern kann, als dem Componiſten ſeinen Geſang. Es iſt aber auch ge-

 niß

wiß (ſetzt Recenſ. hinzu) daß ſo wohl bey Liedern als Chören, treffende Ton- und Tactart, treffender Accord, treffende Melodie-Formel, Modulierung, Accent u. ſ. w. wie hier, das Augenmerk des Componiſten ſeyn muß. Recenſ. bekennet, daß ihm beym Durchſpielen und Durchſingen dieſer Chöre, in dieſer Rückſicht, nichts Widriges aufgeſtoſſen iſt, und das daher dieſe Compoſition dem Hrn. S. als Layen, Ehre macht. Wenn ihm aber noch ein Punkt des Augenmerks übrig bleibt: nehmlich, daß die Harmonie ſolcher Chöre eben ſo rein ſeyn muß, als des Menſchen Herz, von dem ſie geſungen werden, wenn es in ſeiner Empfindung nicht geſtöhrt werden ſoll, wenn ſie, dieſe Harmonie, durch die Wolken dringen, und zu Gott kommen ſoll: ſo hätte er gerne geſehen, der Hr. Verf. hätte durch einen, der Sache Kundigen, die vielen darinnen enthaltenen Fehler von verbotenen Quinten und Oktaven vor der Herausgabe verbeſſern laſſen. z. B. Seite 1. ſtehen im Alt und Baß, über dem Worte, erſchuf am Ende vor dem 3/4 Takt, zwey Quinten in gerader Bewegung, gegen einander; S. 2. Syſt. 2. T. 2. in Tenor gegen den Diskant, über dem Worte Ziel, zwey Octaven; S. 2. Syſt. 1. T. 8—9. im Tenor gegen den Baß, zwey vollkommene Quinten; S. 4. Syſt. 1. T. 1—2. im Baß, gegen den Tenor, zwey Octaven; S. 5. Syſt. 1. T. 3. im Tenor gegen den Baß, zwey Octaven; und ſo iſt ferner keine einzige Seite von ſolchen Fehlern frey. — Diejenigen, die da glauben und ſagen: reine Harmonie ſey eine mathematiſche Kunſt, für die Empfindung entbehrlich, und nur der Aufmerkſamkeit des Pedanten werth, ſagen weiter nichts, als daß ſie von der ganzen Sache nichts verſtehen. Man nehme doch die Werke der älteſten Italiener, die Werke der größten Genieen, nehmlich eines Leoni, Bononcini, Zarlino, Tevo, etc. man nehme die Werke unſerer ältern Teutſchen, eines Stölzel, Händel, Telemann, Bach u. ſ. w. — Woraus beſtehen ſie? Aus

reiner

reiner Harmonie und feiner ſchöner Modulation derſelben. Die Harmonie iſt vielmehr die einzige, auf Vernunft und Geſetz gegründete, wahre Muſik, wovon nur das vollendete Ohr urtheilen kann, und die, wenn alle Mode-Schnörkel, die wir alle, (weil doch die Herren einmal bedient ſeyn wollen), bey der Luſtigmacherey gerne brauchen, durchgegangen ſind, immer dieſelbige und in Ewigkeit bleiben wird. Zur Fuge gehört vorzüglich die Kenntniß des reinen Satzes, die Kenntniß der Verſetzung, der Nachahmung, des Canons, des doppelten Contrapunkts, in allem Verſtande und in allen Intervallen, Verlängerung und Verkürzung, Vergrößerung und Verkleinerung des Thema's in Rückſicht der Taktglieder, der Zergliederung, Repercuſions-Schönheit, und alles übrige, was zur Inſtrumental- und Sing-Compoſition gehört. Wer nun hierinnen nicht Fertigkeit erlangt hat, ſollte doch nicht glauben, er habe eine Fuge gemacht. Das angehängte Lied vom Ritter Gluck iſt, auſſer dem harmoniſchen Fehler im 2ten Takte, gut deklamirt, und getroffen.

---

2) Magazin der Philoſophie und ſchönen Litteratur: 1, 2, 3tes Heft. Maynz bey Craß, und Leipzig bey Göſchen. 1785. 8vo. 268 S. In blauen Umſchlag geheftet.

Dies Journal, das ſich unter ſeinen unzähligen Brüdern, die anjezt in Teutſchland ſo häufig, wie Schwämme in einer Sommernacht, aufſchieſſen, ſehr vortheilhaft auszeichnet, verdient allerdings die Aufmerkſamkeit und Achtung des Publici. Es hat im Ganzen genommen, Mannichfaltigkeit und gute Auswahl der aufgenommenen Beyträge, einen beſcheiden-männlichen Ton, und reine Sprache. Rec. iſt in dieſen drey erſten Stücken ſogar auf einige Aufſätze geſtoſſen, die in allem Betracht unter die Per-

Warwik.

Wir haben, Gnädigſter Herr.

König Heinrich.

Ihr habt alſo daraus erſehen, in welch einem verderbten Zuſtand unſer Staats-Körper ligt, wie ſehr ſeine innerliche Schäden zunehmen, und wie nahe die Gefahr zu ſeinem Herzen gedrungen iſt.

Warwik.

Die Krankheit iſt nicht ſo gefährlich, daß dieſer fiebriſche Körper nicht durch gute Diät und ein wenig Medicin zu ſeiner vorigen Stärke hergeſtellt werden könnte; Milord von Northumberland wird bald abgekühlt ſeyn.

König Heinrich.

O Himmel, wer im Buche des Schikſals leſen könnte, was für Veränderungen die kommenden Zeiten mit ſich bringen, wie ſie Gebürge ebnen, und das feſte Land, troz ſeiner unbeweglichen Dauerhaftigkeit, in die See zerſchmelzen werden; oder wie zu einer andern Zeit der felſichte Buſen des Oceans zu weit für Neptuni Hüften wird; wie ein Wechſel den andern verdrängt, und der Zufall den Becher des Glüks bald mit ſüſſem bald mit bitterm Getränk anfüllt! O, könnte diß geſchehen werden, der glüklichſte Jüngling, wenn er durch dieſe Ausſicht vergangner und zukünftiger Widerwärtigkeiten hindurchſchaute, würde das Buch zumachen, ſich niederlegen und ſterben! Es ſind noch nicht

zehn

ten unſerer philoſophiſchen und ſchönen Litteratur gehören; H. E. Timons Warnungen an ſeinen zu G. ſtudierenden Neffen; die Briefe über die Aufklärung; der Kanarienvogel, und die Kritick über die Schillerſchen Schauſpiele. Dies iſt, ſo weit ſich ein periodiſches Werck ſo vermiſchten Innhalts aus den erſten drey Stücken beurtheilen läßt, Rec. Urtheil von dieſer neuen Sammlung, die vorjezt ein angenehmes Geſchenck iſt, das Hr. Prof. Engel zu Maynz dem Publico macht; und von ſeinem Geſchmack und gelehrten Verdienſten kann man erwarten, daß ſie ſich auch in dieſem guten Tone erhalten werde.

---

3) Kurze Geſchichte der Stol-Gebühren oder geiſtlichen Accidenzien, nebſt andern Hebungen, nach ihrer erſten Entſtehung und allmähligen Entwickelung abgehandelt, von H. M. G. Grellmann, d. W. D. Göttingen bey Dieterich. 1785. 8vo. 106 S.

Die Leſer der Schlözeriſchen Staats-Anzeigen werden ſich noch aus dem 20. Hefte der Haupt-Skizze dieſer kleinen wohlgerathenen Schrift erinnern; die nun hier weiter ausgeführt erſcheint. Die Veranlaſſung dazu gaben die bekannten in Mecklenburg aufgeworfenen Fragen über Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit der geiſtlichen Accidenzien, und die getheilten Meynungen über den Punkt, ob man ſie abſchaffen ſolle und könne, oder nicht: ſo wie auch die gegründeten Klagen über die noch völlige Dunckelheit des Urſprungs der jurium ſtolæ. Man muß es alſo Hrn. Mag. Grellmann, deſſen fleißige und gründliche Benutzung hiſtoriſcher Quellen man ſchon aus ſeinem ſchätzbaren Verſuche über die Zigeuner kennt, ſehr dancken, daß er die gewiß nicht leichte Mühe übernahm, auch hier den dunklen und beynahe verloſchenen Spuren des Urſprungs und

der

der Geſchichte der Stolgebühren nachzuſpüren, und zum erſten in dieſer Materie ein Licht aufzuſtecken, bey dem ſich die Ergänzungen der noch offenen Lücken darin nun leichter ſuchen laſſen. Der Hr. V. theilt ſeine Abhandl. in drey Haupt-Abſchnitte. Der erſte handelt von dem Aufkommen der geiſtl. Accidenzien, und zwar vom Unterhalte der erſten Religions-Lehrer überhaupt, und den dabey entſtehenden Abgaben bey Taufen, Confirmationen, Abendmal, Kirchenbuſſen, prieſterlicher Einſegnung; vom Glockenläuten, Leichen-Geldern, Beichtpfennig, Buſsthaler, Klingelbeutel, Quartalopfer und Oſterey. Der zweyte, von Fortdauen dieſer Accidenzien bis zur Reformation, und der dritte, von dieſen Accidenzien in der proteſtantiſchen Kirche, und ihrer durch obrigkeitliche Befehle beſtätigten Rechtmäßigkeit. Herr G. ſagt und behauptet nichts ohne Beweis, führt ſeine Quellen, wie ſichs bey einer hiſtoriſchen Unterſuchung gebühret, alle auszugsweiſe an, und man wird dieſe kleine intereſſante Abhandlung gewiß nicht ohne Zufriedenheit aus der Hand legen.

---

4) Roſalie von Felsheim, oder Liliput. Luſtſpiel in fünf Akten, von Jul. Freyh. v. Soden. Leipzig, in Comm. der Buchhandl. der Gel. 1785. 8vo.

Ein junger geckenhafter Graf, Herr von etlichen Dörfern und einem kleinen Land-Städtchen, der nach dem Tode ſeines Vaters, mit angemaßtem Prinzentitel, den fratzenhafteſten Hof hält, und die Rolle eines Sultanchens in nuce auf die lächerlichſte Art ſpielt, war allerdings für unſer komiſches Theater ein Charackter von reichhaltigem Stoffe, den Hr. v. S. auch gut zu benutzen gewußt, und glücklich bearbeitet hat. Der klug geordnete Contraſt, den der ſoi disant Prinz ſamt ſeinem ganzen windigen Höfchen, mit

dem edlen Baron Reinthal, von Blum, von Stock, macht; die grillenhafte Platonische Liebe der Wittwe, Rosalie v. Felsheim, und Bar. Reinthals stürmische Ungeduld, deren Knoten am Ende doch geschickt und sehr delicat gelöst wird, geben zu einer Menge komischer Situationen und lustigen Scenen Anlaß. Sprache und Dialog ist lebhaft und natürlich, und die Handlung fortschreitend. Die Unterhaltung welche dem Rec. dies Stück beym Durchlesen gewährt hat, müßte ihn sehr getäuscht haben, wenn es, gut gespielt, auf dem Theater nicht die gewünschte Würckung thun sollte; und er glaubt mit Ueberzeugung, daß unsere, noch immer arme Teutsche komische Bühne einen guten Beytrag dadurch erhalten hat.

II. Ankündigungen.

1) Ehlers Winke für gute Fürsten.

Ueber Verschiedenes, das für das Wohl der Völker und der Staaten vorzüglich wichtig ist und zugleich sich besonders auf unsere Zeiten bezieht, bin ich jezt im Begriff kleine Aufsätze drucken zu lassen. Eben die Gründe, die vor einigen Jahren es mir zur Pflicht machten, die von dem Druck meiner Abhandlung über die menschliche Freyheit zu haltenden Vortheile vermittelst einer Subscription mir in möglichst hohem Grade zuzuwenden, nöthigen mich den Subscriptionsweg auch dießmal einzuschlagen. In Ansehung jener Schrift wurde ich auf eine blos in einigen Zeitungen bekannt gemachte Anzeige von sehr vielen bekannten und unbekannten Freunden auf eine sehr gütige Art unterstützt. Ich wage es zu hoffen, daß ich auch in Ansehung der itzigen Aufsätze auf die Unterstützung Vieler von denen rechnen darf, die glauben, daß sie durch Beförderung dieser Subscription der

menschs-

menſchlichen Geſellſchaft eben ſo wohl, als mir einen nicht unwichtigen Dienſt leiſten. Und in dieſer Hoffnung nehme ich mir die Freyheit, alle nahe und entfernte Freunde, die ſo denken, und ſo gütig gegen mich geſinnt ſind, hierdurch öffentlich um jenen Dienſt zu bitten. Alle, welche Journäle, gelehrte Zeitungen, oder Anzeigen irgend einer Art herausgeben, erſuche ich zugleich insbeſondere dieſe Anzeige auf irgend eine Art bekannt zu machen, und ſich dafür meiner herzlichſten Dankbarkeit verſichert zu halten. In Abſicht auf den Inhalt gedachter Aufſätze muß ich noch anmerken, daß derſelbe in Unterſuchungen über die Zärtlichkeit der Aufklärung des Volks; in einer Darſtellung der höchſtgefährlichen Folgen, welche man in der proteſtantiſchen und griechiſchen Kirche von unweiſen Toleranz-Einrichtungen zu fürchten hat; in einem Entwurf gewiſſer Glaubens-Artikel, zu welchen alle Religionspartheyen, die öffentliche Duldung und Religionsübung verlangen, in jedem wohleingerichteten Staat ſich feyerlich zu bekennen haben; in einem Entwurf eines allgemeinen Glaubensbekenntniſſes, deſſen Annehmung man von jedem Staatsbürger, ohne der Gewiſſensfreyheit nahe zu treten, fordern kann, mit beſondern dazu kommenden Artikeln für chriſtliche Religionslehrer, und endlich in Grundſätzen, nach welchen Ordensgeſellſchaften geduldet werden können, beſtehen, und daß die Sammlung dieſer Aufſätze gegen die nächſte Oſtermeſſe auf Schreibpapier, unter dem Titel: Winke für gute Fürſten, Prinzenerzieher und Volksfreunde, in Octav erſcheinen und etwas über ein Alphabet ſtark ſeyn wird. In Anſehung der Subſcription wird folgendes feſtgeſetzt. 1) Der Subſcriptionspreis iſt ein Reichsthaler und zwar auſſer den Däniſchen

Staaten nach alten Louisd'or zu 5 Rthlr. berechnet. Auf das zehnte Exemplar wird eins und auf jedes folgende zehnte werden noch zwey Exemplare frey gegeben. 2) Wer Subscribenten sammelt, erhält die Exemplare frey bis Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Berlin, Bremen und Leipzig. 3) Wer ausser Kiel wohnt und nur ein einzelnes Exemplar verlangt, besorgt die Subscription, die Bezahlung und Abforderung des Exemplars durch einen hiesigen Freund, oder einen, der Subscription annimmt. In Kiel kann sich ein jeder an mich selbst wenden. 4) Die Namen der Subscribenten, so fern es nicht verbethen wird, sollen vorgedruckt werden und es ist daher nöthig, daß deren Namen und etwanige Charaktere und Amtsbenennungen, aufs deutlichste geschrieben, und vor Ausgang des Märzmonats, mir mitgetheilt werden. Wenn dann die Beförderer des Werks zugleich die Subscriptionsgelder senden könnten: so würden sie dadurch mich sehr verbinden und auch dadurch alles fernere Hin- und Herschreiben nebst dem darauf fallenden Porto vermeiden.

Nachschrift. Verlangten etwa Liebhaber gedachten Werks zugleich Exemplare von meinen Schriften über die Unzulässigkeit des Nachdrucks und von der französischen Uebersetzung der Schrift über die Lehre von der menschlichen Freyheit: so kann ich bey Wegsendung des itzt angekündigten Werks auch davon Exemplare beylegen. Die ebengenannte Uebersetzung rührt von Herrn Perein, dem hiesigen Lektor der französischen Sprache, her, der nicht nur beyder Sprachen mächtig ist und nicht nur seine Sprache vortreflich schreibt, sondern auch vielen philosophischen Scharfsinn mit jenen Geschicklichkeiten verbindet. Da manche einzelne Gelehrte diese beyden Schriften von mir mit der Anzeige verlangt haben, daß sie sich nicht im Buchladen gefunden hätten, so dürfte diese Nachschrift Manchen vielleicht nicht unwillkommen

kommen seyn. In Ansehung beyder Schriften habe ich aber noch anzumerken, daß gedachte französische Uebersetzung Zusätze von mir erhalten hat, die dem Original fehlen, und daß die den Nachdruck betreffende Schrift nicht blos Leser, die über jene Rechtsmaterie gerne nachdenken, sondern auch solche Leser interessiren dürfte, die über die zwischen dem Zwangsrecht und Gewissensrecht zu ziehende Gränzlinie und über die Art, wie man bey Rechtsbegriffen Beyspiele äusserst vorsichtig zu gebrauchen habe, wenn diese nicht Irrthümer veranlassen sollen, in Verbindung mit mir nachzudenken geneigt sind. Von jeder Schrift kostet das Exemplar einen halben Reichsthaler. Wer deren mehrere nimmt, dem werden eben die Vortheil bewilligt, die ich in Ansehung der izt angekündigten Schrift anbiethe. Kiel den 12. Dec. 1785. M. Ehlers.

In Weimar nimmt Herr Hofrath Wieland Subscription auf diese Bücher an.

---

2) Reichardts, Leben Veit und Matth. Conrad Schwarzens.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebten zu Augsburg Matthäus und Veit Konrad Schwarz, Vater und Sohn, zwey reiche und drollige Männer, welche von einer ganz ausserordentlichen Lust und Neigung belebt wurden, sich nach allen Veränderungen und Abwechselungen ihrer Lebensumstände, vornemlich in Absicht auf die Kleidung, jeder in einem besondern Buche abschildern zu lassen, und also die damaligen Trachten und Kleidermoden auf die Nachwelt zu erhalten. Diese Bilder sind insgesamt nach dem Leben von einer Meisterhand mit erstaunlichem Fleiße, mit bewundernswürdiger Feinheit und Delikatesse, so schön, so natürlich, und überall mit einer so vollkomme-

nen Aehnlichkeit der Gesichter gemalet, daß man solche nicht ohne Verwunderung und Vergnügen beaugenscheinigen kann. Und in den kurzen Erklärungen derselben, worinn sich beyde Schwarze ungemein herzig und traulich ausdrücken, kommt, auch in Ansehung der Geschichte und Sprache, so viel Merkwürdiges vor, daß der Herausgeber sich nicht ohne Grund schmeichelt, seine von diesen zwey Büchlein aufgesetzte Beschreibung, welche durchgängig mit historischen und moralischen Anmerkungen, wie auch mit Erläuterungen der veralteten Wörter begleitet wird, werde dem Publikum überhaupt, besonders aber den Alterthumsliebhabern, vielleicht auch den Seelenkundebeflissenen und den Sprachforschern kein unwillkommenes Geschenk seyn. Denn auch einzelne Ueberbleibsel, die den Geist und Charakter sonderbar sich auszeichnenden Männer darstellen, sind schätzbar und für den, mit Scharfblick begabten, Menschenspäher nicht unbrauchbar. Man erblickt hier ein vielfach redendes Gemälde von den damaligen Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der ehrlichen Schwaben. Man sieht in mehr als hunderterley Gestalten die beyden obbenannten augsburgischen Bürger, wie sie von Zeit zu Zeit bey verschiedenen Vorfällen und Gelegenheiten sich gekleidet und dabey benommen haben. Der ältere hat sogar den seltsamen Einfall gehabt sich nicht nur in der allerersten Kleidung, welche er theils in seiner Mutter Leibe theils in der Färschen getragen, sondern auch hernach, als er schon mannbar und, wie er schreibt, faist und dick geworden war, um sein Pourpoint recht sichtbar zu machen, ohne Bekleidung vorwertlingen und hinterwertlingen, doch züchtiglich und schamhaft, abmalen zu lassen. Daher denn auch sein Sohn wohl Recht hat, wenn er sich vernehmen läßt: „Sprich, daß wir Theut„schen mit Klaidungen ye und alwögen nie anderst gewest „seyn, als wie die Affen; was wir gesechen, haben wir

„muessen nachmachen auff vielerlei Nationen Artt, zue Zeit„te auch dieselben bastartiert. Obssen gibt mir Zeugnuß „meines Vattern Klaidungsbuechlein ꝛc. ꝛc. Dieweill ich „dann nun sich, daß die Wellt ye länger ye nerrischer wird „und noch kein Aufhören mit den neuen seltzamen Gebreu„chen der Klaidungen bis datto ist: so hab ich angefangen, „meine Klaidungen, die ich von Kinthait auff getragen, hier„inn controfaiten zue lassen ꝛc. vnd doch auch vber 20. 30. „Jaren zue sechen, was sich sider abermalls verendert hab, „erlöb ichs nit, so erlöbens doch andere, die es gern se„chen werden“ (vermuthlich werden es denn die heutigen Leser doch auch wohl gern sehen.) „vnd sein dise mei„ne Klaidungen nur die fürnembsten, hipschen vnd bunteſten; „die schlechten vnd alltäglichen hab ich weggelassen dann es „mir gar zu vil weitt ingenommen hett. — Ye seltzamer „Klaidung van Schnitt ann Hosen, Wammes und Schnech „ainer auffbringt, ye lieber ichs trag. Ich hab gemeinig„klich all Schnitt selbs erdicht, auch mermals die stuck „selbs erschnitten. Datum Augspurg den 2. Jenner 1562. „nachmittag vmb Zwue Vr, meines Alters justo 19 Jar „68 Tag und 6½ Stund. Wers nit glaubt, der rechnes „hienach.“

Auſſer vielen andern Nebenperſonen, beſonders aus der Fuggeriſchen Familie, findet man hier auch K. Maximilianus I. Freudenmacher, Kunz von der Roſen, welchen man aus der Beſchreibung eines alten Familiengemäldes im Journal von und für Teutſchland, St. XI. S. 364 ſchon kennen wird, gerade ſo, wie dort, abgebildet, indem Matth. Schwarz, als ein Büblein von 8 Jahren bey demſelben in Dienſten ſtand; wiewohl er nur 3 Wochen bey ihm blieb, weil derſelbe einen gar böſen Strick aus ihm zog. Ueberhaupt enthalten dieſe zwey Pinakotheken weit über 200 Figuren, denn oft ſind auf Einer Seite mehrere zuſam-

men gruppirt: und man muß in der That über den Reichthum, über die Modesucht und Verschwendung dieser zwey Augsburgischen Kaufleute erstaunen, wenn man wahrnimt, daß dieselben sich alle Jahre so viele, ja zuweilen in Einem Monate wohl 5 bis 6 neue kostbare Kleider haben anschaffen können. Die Originale beyder Bücher sind ein Schatz der Fürstlich Wolfenbüttelschen Bibliothek; und der Verfasser der hier angekündigten Beschreibung derselben hat solche, mit gnädigster Bewilligung des höchstseligen Herzogs Karl, über Jahr und Tag in Händen gehabt, auch die huldreichste Erlaubniß erhalten, seine Arbeit durch den Druck gemein zu machen. Sie wird also, unter der Aufschrift: „Matthäus und Veit Konrad Schwarz, nach ihren merkwürdigsten Lebensumständen beschrieben und mit Anmerkungen erläutert; ein Beytrag zur Geschichte der Kleidermoden, zur Beförderung der Menschenkunde und zur Kenntniß der teutschen Sprache des 16ten Jahrhunderts" g. G. zuverläßig auf die Leipziger Ostermesse 1786. ans Licht treten. Auf besondere Veranlassung will man das Büchlein auf Pränumeration drucken lassen. So gedränavoll auch dieser Weg von Schriftstellern ist, die ihre Waare auf solche Art an Mann zu bringen suchen: so hofft man doch zu diesem Werkchen, da es keinen ätherischen empfindelnden Roman, sondern wahre Begebenheiten enthält, wenigstens auch so viele Liebhaber unter den Teutschen zu finden, daß die vorausgezahlten Gelder, ausser den Druckkosten, vielleicht noch einen kleinen Ueberschuß abwerfen, der lediglich zur Erziehung und Unterstützung zwey vaterloser Waysen gewissenhaft bestimmt bleiben, und in dieser Rücksicht den Herren Pränumeranten, in dem beyzufügenden Verzeichnisse ihrer Namen, als Wohlthätern auf die Rechnung geschrieben werden soll. Gegenwärtiges Blatt, um dessen Verbreitung und Mittheilung an andere gute Freunde gebeten

wird,

wird, iſt eine Probe von dem Papier, Druck und Format, worinn das Werkchen erſcheinen ſoll; und da daſſelbe etwan 12 bis 13 Bogen betragen möchte: ſo wird der für ein Exemplar auf Druckpapier zu 9 Gr. und für eines auf Schreibpapier zu 10 Gr. angeſetzte Pränumerationspreis hoffentlich nicht übertrieben ſeyn. Hieſiges Orts nimmt der Profeſſor und Rektor, Reichard, und das Zeitungscomtoir bis zum Ablauf Märzes Pränumeration darauf an. Magdeburg 1786.

Hier in Weimar nimmt Hr. Kirchner, Erbe, Subſcription an.

---

3) Benzlers poetical. Library.

Jeder, der die poetiſche Litteratur der Britten auch nur aus unſrer Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften kennt, weiß, daß ſie einen groſſen, noch immer anwachſenden Reichthum an vortrefflichen didaktiſchen, maleriſchen, romantiſch-epiſchen und allegoriſchen Gedichten hat; nur Wenige unter uns aber kennen dieſe Gedichte, (das, was die ältern Engliſchen Dichter von der Art geliefert haben, ausgenommen,) mehr als dem Namen nach, ſo ſehr ſie, ihres innern Werths wegen, allgemein bekannt zu ſeyn und geleſen zu werden verdienten: da ſie es vorzüglich ſind, was dem Denker ſowohl, als dem Mann von Gefühl und Einbildungskraft, die poetiſche Litteratur der Britten ſo intereſſant und ſchätzbar macht; worin die Engliſchen Dichter die aller andern Nationen ſo weit hinter ſich zurücklaſſen; worin ſie Wahrheit, Schönheit, Erhabenheit der Gedanken mit den feinſten, edelſten, ſchmelzendſten Empfindungen des Herzens, mit den reizendſten Schilderungen aus Natur, Kunſt und Leben ſo unübertrefflich zu paaren wiſſen; und das alles in einer Sprache, die an Kraft, Präciſion, Eleganz und Gewandtheit, wenigſtens unter uns, kaum ihres gleichen hat.

Die

zehn Jahre, daß Richard und Northumberland als die beſten Freunde einander Bankette gaben, und zwey Jahre darauf lagen ſie gegen einander zu Felde. Es iſt kaum acht Jahre, daß dieſer Percy meinem Herzen der nächſte war, daß er ſich mit dem Eifer eines Bruders für mich bearbeitete, und ſeine Liebe und ſein Leben unter meine Füſſe legte. Er gieng ſo weit, daß er um meinetwillen Richarden ins Geſicht den Gehorſam aufkündigte. War nicht einer von euch dabey? Ihr, Vetter Revil, denke ich -- als Richard, von Northumberland mit bittern Vorwürfen angefallen, mit thränenvollen Augen dieſe Worte ſagte, die nun zu einer Prophecevung geworden ſind: Northumberland, du Leiter, auf welcher Bolingbroke zu meinem Thron hinaufſteigt, (obgleich damals, der Himmel weiß es, eine ſolche Abſicht weit von mir entfernt war, und in der Folge erſt die Umſtände des Staats mich zu Uebernehmung der Crone nöthigten;) die Zeit wird kommen, fuhr er fort, daß dein ſchändliches Verbrechen, wie ein reifſes Geſchwür, in faulen Eiter ausflieſſen wird; und ſo fuhr er fort, dieſen Bruch unſrer Freundſchaft und die Umſtände worinn wir itzt ſind, vorher zu ſagen.

Warwik.

Das menſchliche Leben iſt ſeinen hauptſächlichſten Zügen nach eine bloſſe Abbildung der vormaligen Zeiten; das künftige ligt wie ein Embryon in dem Gegenwärtigen eingehüllt, und wer alſo das Vergangne und Gegenwärtige wohl beobachtet hat, mag oft mit vieler Richtigkeit vorherſagen, was für noch ungebohrne Veränderungen die Zukunft ausbrüten

wird.

Die ſo lehrreiche als angenehme und herzerhebende Unterhaltung, welche dieſe trefflichen Geſchöpfe der britiſchen Muſe mir ſo oft gewährten und noch gewähren, und der Mangel unſrer eigenen poetiſchen Litteratur an Werken dieſer Art, dem vielleicht durch Aufſtellung vortrefflicher Muſter zur Nacheiferung in etwas abzuhelfen wäre, erregte längſt den Wunſch in mir, ſie auch unter uns allgemeiner ausgebreitet zu ſehen; jedes neue Werk dieſer Art, weckte dieſen Wunſch aufs neue; und ſo bin ich endlich entſchloſſen, zu ſeiner Erfüllung das Meinige zu thun, und eine Sammlung der beſten dieſer Gedichte, unter dem Titel:

The poetical Library, being a Collection of the beſt modern English Poems, chiefly didactik, deſcriptive, romantik and allegorical.

in einer Reihe von Bänden herauszugeben.

Die Arten von Gedichten, welche dieſe Sammlung enthalten wird, nennt der Titel. Ich erinnere nur noch, daß ich jede derſelben in ihrem weiteſten Umfang nehme; alſo auch die beſten Satyren und Epiſteln, kleine Epopeen, Erzählungen, Heroiden u. ſ. w. liefern, und nur groſſe Heldengedichte und Schauſpiele ausſchlieſſen werde. Die ältern Gedichte dieſer Art aber, von allgemein bekannten Dichtern, deren Werke längſt geſammelt ſind, zum Theil ſonſt in Teutſchland gedruckt ſind, und in der, bey Dietrich in Göttingen erſcheinenden Johnſonſchen Ausgabe enthalten ſeyn werden, übergeh' ich ganz. Meine poetiſche Bibliothek wird blos die beſten neuern, in den lezten Decennien erſchienenen Werke dieſer Art von weniger bekannten Verfaſſern enthalten. Kleinere Gedichte gehören zwar eigentlich nicht in meinen Plan. Damit aber dem Liebhaber der Engliſchen Poeſie nichts zu wünſchen übrig bleibe, werde ich jedem Bande eine Anthologie der beſten neuern Oden, Lieder, Elegien, Epiſteln, Fabeln u. ſ. w. anhängen; mich dabey aber hüten, nichts aufzunehmen, was ſchon in

des Herrn von Retzers Choice, und in Herrn Duſchens Student's Miſcellany ſteht, damit niemand etwas zweymal kaufe.

Jede Meſſe wird ein Band dieſer Sammlung, kein Alphabeth ſtark, von Format, Druck und Papier, wie dieſe Anzeige (ſo daß ſie zu der Dietrichſchen Ausgabe der Works of the English Poets, und zu Hrn. v. Retzers Choice paſſen wird) erſcheinen. Da ich unter meinen Augen drucken laſſen, und ſelbſt die Correctur beſorgen werde, ſo hoff ich, daß der Druck ſauber und correct ausfallen ſoll: eine nothwendige, aber im Teutſchland leider ſehr vernachläſſigte Eigenſchaft, deren Mangel die ſchönen Retzerſchen und Duſchiſchen Sammlungen ſo ſehr entſtellt und faſt unbrauchbar macht!

Vorausbezahlung wird nicht verlangt, da der Buchhändler, Hr. Adam Friedrich Böhme in Leipzig, den Verlag übernommen hat. Wer indeß, bis zu künftiger Oſtermeſſe, bey mir, oder Hrn. Böhme, oder in irgend einer Buchhandlung poſtfrey ſubſcribirt, erhält jeden Band auf Druckpapier für 12 gr. und auf fein Schreibpapier für 14 gr. in Golde, da der Ladenpreis nachher 16 und 18 gr. betragen wird.

Da die Liebe zur engliſchen Litteratur unter uns täglich mehr zunimmt; da die Gedichte dieſer Art in England gewöhnlich mit vieler Pracht gedruckt werden, und daher etwas theuer ſind; da ſie ſelten in teutſche Buchläden kommen, und ſie aus England zu verſchreiben doppelt koſtbar und umſtändlich iſt: ſo hoff ich, daß mein Unternehmen Beyfall und Unterſtützung finden werde. Von der Aufnahme des erſten Bandes, den ich auf künftige Oſtermeſſe gewiß zu liefern gedenke, wird die Fortſetzung dieſer Sammlung abhängen. Wernigerode, im Auguſt, 1785.

J. L. Benzler,
Gräfl. Stolbergiſcher Bibliothekar.

Hier

Hier in Weimar nimmt Herr Legations-Rath, Bertuch, darauf Subscription an.

---

4) Aussichten von Berlin.

Herr Johann Morino und Compag. in Berlin, wollen Berlins schönste Prospekte in Geschmack des Canaletto auf feines starkes und großes Papyier auf Subscription herausgeben. Die erste Lieferung von 20 Blatt mit Erklärung kostet in schwarzen Abdrücken 3 Luisd'or à 5 Thlr. Sehr sauber illuminirt aber 4 1/2 Luisd'or. Ein mehreres davon stehet in einer besondern Anzeige, so in der Hoffmannischen Hof-Buchhandlung in Weimar gratis ausgegeben, wo auch Subscription angenommen wird.

---

5) v. Born Abhandlung über das Amalgamiren der Erzte.

Der Herr Hofrath von Born, hat der Wapplerischen Buchhandlung in Wien den Druck seiner Abhandlung über das Anquicken (Amalgamiren) der Gold und silberhältigen Erze, Rohsteine, (Rohleche,) Schwarzkupfer und Hüttenspeiße, überlassen.

Dieses Werk wird mit vielen, zur Erläuterung der Sache nothwendigen, und sauber gestochenen Zeichnungen, zur Ostermesse in Quartformat, und mit einem kaiserlichen Privilegio, um es gegen den Nachdruck sicher zu stellen, versehen, erscheinen.

Die genannte Buchhandlung nimmt darauf 3 fl. 30 kr. Pränumeration an, und verspricht denjenigen, welche diese Vorausbezahlung leisten, die Exemplare, auf saubern Schreibpapier gedruckt, zu Ostern gegen Rückstellung des Pränumerationsscheines abzuliefern. Nach der Hand wird jedes Exemplar auf Druckpapier nicht anders als um 4 fl. verkauft werden.

Die Liebhaber, welche auf dieses Werk pränumeriren wollen, werden ersucht, sich unmittelbar an die Wapplerische Buchhandlung allhier zu wenden; alle Freunde und Buchhandlungen ausser Wien, welche Pränumeration auf dieses Werk sammeln, erhalten das zehnte Exemplar umsonst. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt.

Wien, den 18ten Jänner 1786.

Die Wapplerische Buchhandlung.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
März 1786.

I. Neue Bücher.

1) Herrn Sven Rinman, K. Schwed. Bergraths, Directors der Schwarzſchmiede, Ritters des K. Waſa-Ordens, Mitglieds der K. Schwed. Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. Verſuch einer Geſchichte des Eiſens, mit Anwendung für Gewerbe und Handwerker. Aus dem Schwed. überſezt von Johann Gottlieb Georgi, ordentl. Mitglied der Ruſſ. K. Akad. der Wiſſenſchaften, ingl. der freyen ökonom. Geſellſchaft zu St. Petersburg und der Naturforſchenden zu Berlin. Mit Kupfern. Erſter und Zweyter Band. Berlin, bey Haude und Spener, 1785. gr. 8. I. Band 512. S. II. B. 456. S. excl. Vorrede und Regiſter.

Das allgemeinſte Metall in der Natur, das ſeit Jahrtauſenden am nützlichſten und mannigfaltigſten verbraucht wird, hat demungeachtet die Aufmerkſamkeit der Chemiſten bisher nicht ſo ſehr auf ſich gezogen, als diejenigen Metalle, welche durch den conventionellen höhern Waarenwerth den Namen der theuren und edlen — dem Weltlauf gemäß — erlangt haben. Swedenborg, Jars, Reaumur, Horn, Perret, Bergmann, haben bey weitem nicht alle Eigenſchaften des Eiſens umfaßt. Wie ruhmvoll iſt daher die Standhaftigkeit, mit welcher Herr Bergrath R. alles das, was von

dieſem vortreflichen Metall während einer vierzigjährigen Erfahrung, in welcher ihm ein dazu beſoldeter ſachkundiger Gehülfe aſſiſtirte, zu ſeiner Kenntniß gelangte, aufgeſammelt und hieraus ein ſo klaſſiſches Werk aufgeführt hat. Den Plan dazu legte er genau nach Lewis Geſchichte des Goldes an, und daher kommt es wohl, daß er die Natur-Geſchichte in demſelben expreß nicht aufnahm, wiewohl er beyläufig manches dazu beyträgt. Deſto vollkommener führt er das Metallurgiſche und Technologiſche aus, und macht ſich dadurch um die Chemiſten, Künſtler und Arbeiter gleich verdient.

Das Original des Werks nimmt ſechs Alphabet in 4to ein; der Herr Ueberſetzer hat es durch Vermeidung unnöthiger Wiederholungen verkleinert und ſich dadurch der Käufer und Leſer Dank erworben. Man merkt es auch der Ueberſetzung an, daß ſie von einem Sachverſtändigen und con amore gemacht iſt.

Kaum würde man ſich entſchlieſen können, wornach man zuerſt greifen wollte, wenn man einen Auszug der merkwürdigſten Beobachtungen und Anweiſungen geben ſollte. Wir müſſen uns begnügen, die Rubriken der zehn Abſchnitte, worin das Werk eingetheilt iſt, und etwas von ihrem Inhalt überhaupt anzuführen. 1) Von dem Färben des Eiſens. Hier wird zugleich von dem Schleifen, Scheuren, Poliren, Beizen, Reinigen, Firniſſen, Bruniren, Anlaufen und Damasziren des Eiſens gehandelt. 2) Von der Schwere des Eiſens. Die Dichtigkeit und Federkraft des Eiſens wird vorzüglich erwogen und auf Verfertigung der Uhrfedern und Klingen angewendet. 3) Von den Würkungen des Magnets auf das Eiſen. Hier ſind die Geſetze des Magneten, die Entdeckung und Probirung der Eiſen-Erze durch ſie, die Verfertigung der Stahlmagneten

und

und Kompaßnadeln angegeben. 4) Von dem Verhalten des Eisens in Wärme und Feuer. Theorie und Praxis des Eisenschmelzens sind hier entwickelt, so wie in dem 5ten Abschnitt, der von der Geschmeidigkeit des Eisens handelt, die Grundsätze und Ausübung des Schmiedens gelehrt werden. 6) Von dem Verhalten des Eisens mit andern Metallen, sowohl den vollkommenen, als den sogenannten Halb-Metallen, unter welche letztern auch Magnesium, so wie die neuentdeckten metallischen Substanzen, Wasser-Eisen, (das man jedoch schon wieder fallen lassen,) Molybdenum und Schwerstein (Tungsten) mit begriffen werden. 7) Von den Farben des Eisens. Ein wichtiger Abschnitt für die Färbereyen. 8) Von Auflösung des Eisens, wobey das Verhalten desselben an der Luft, in Wasser, mit Säuern, Alkali, Oelen, in Betracht kommt. 9) Vom Stahl, dessen Bereitung und Härtung. 10) Vom Roh-Eisen — Ein beygefügter tabellarischer Abriß des Inhalts und ein wohlbearbeitetes Register machen das Werk noch brauchbarer, und berechtigen uns noch mehr zu der Behauptung, daß nicht leicht gelehrter Fleiß eines Uebersetzers und Bemühung des Verlegers besser angewendet worden sind als hier.

---

2) Historisch-Genealog. Calender, oder Jahrbuch der merkwürdigsten neuen Weltbegebenheiten, für 1786. in 16mo. Leipzig zur Messe, bey Haude und Spener in Berlin.

Wenn Schriftsteller und Verleger die einigermaßen auf die Probe gestellte Geduld des Publikums so reichlich entschädigen, als hier Hr. Prof. Sprengel und Hr. Spener, so verzeyht man ihnen gern wenn sie auch allenfalls ein Jahr defekt machen. Das Vehikel, das diese schöne und vortrefli-

che Waare einschließt, ist ohnedieß nur zufällig; und sie würde unter jedem Titel verkäuflich und gangbar seyn. Bekanntlich enthielt dieser Hist. Calender vor zwey Jahren die Geschichte des Nordamericanischen Freystaats. Heuer ist er ganz Ost-Indien gewidmet, und entspricht, ja Recens. möchte sagen, übertrift selbst die Erwartung die alle Kenner und Liebhaber davon haben mußten.

Das Tableau, das Hr. Prof. Sprengel von dem gegenwärtigen Zustande von Ostindien, und aller Provinzen die dazu gehören, seinen Verhältnissen und Verbindungen, sonderlich den neuesten mit Europa, entwirft, ist ein Meisterstück; dem er auch durch die genaue Anzeige der vielen, meist Französischen und Englischen Quellen, aus welchen er dabey schöpfte, die größte kritische Korrektheit zu geben nicht unterlassen hat. Das ganz neue Licht, das dadurch über die Geschichte von Ostindien verbreitet wird, muß sowohl Statistikern als Liebhabern der Erd- und Völkerkunde höchst interessant seyn. Unentbehrlich war für diese vortrefliche Abhandlung die durch Hrn. Sotzmann verkleinerte und sauber illuminirte Rennelsche Charte von Ostindien. Indessen ist Recensenten bey dieser niedlichen Charte doch ein Zweifel einer Unrichtigkeit aufgestiegen, den er wohl gehoben, und sich eines bessern belehrt zu sehen wünschte. Calcutta nemlich liegt, nach Aussage eines Kenners, der selbst einige Jahre dort lebte, hart am Ganges, so daß die größten Kauffarthey- und Kriegs-Schiffe an der Stadt landen, und nur fünf französ. Meilen weiter hinauf, aber an dem nemlichen Flusse, Chandernagore; und hier finden wir Calcutta um 25 teutsche Meilen weit von dem Ganges ab, an einem andern kleinern Flusse, Huglei, und Chandernagore ebenfalls an einem andern liegend angegeben.

Auf diese vortrefliche Abhandlung von Ostindien folgen noch einige kleinere interessante Aufsätze die dazu dienen den

Le-

Leſer ſowohl mit den Sitten und Gebräuchen der Oſtindier, als der Lebensart der Engländer in Bengalen, dem Engliſch-Oſtindiſchen Handel und den Geſchäften der Londner Oſtind. Geſellſchaft ganz bekannt zu machen. Die darauf folgende Erklärung der Kupfer ſetzt den angenehmen Commentar fort, und vollendet ein hiſtoriſch-geographiſch-politiſch-merkantiliſch-philoſophiſches Gemälde von Oſtindien, dergleichen von dieſem für Europa ſo wichtigem Lande noch nie, und von ſolch einer Meiſterhand ausgeführt worden iſt.

Der artiſtiſche Theil dieſes Kalenders iſt nicht minder intereſſant als der litterariſche. Die zwölf Monate-Kupfer, welche entweder oſtindiſche Gebräuche oder Scenen aus der Geſchichte von Oſtindien liefern, ſind nicht allein mit Geſchmack gezeichnet und ausgeführt, ſondern haben auch zugleich den Werth der Neuheit und Treue, indem Hr. Exener Gelegenheit fand ſich dazu Originalzeichnungen von oſtindiſchen Mahlern und Europäern, die ſich lange in jenem Welttheile aufgehalten, zu verſchaffen. Die beyden Porträts der zwey berühmteſten Engl. General-Gouverneurs von Oſtindien, Lords Clive und Herrn Haſtings, ſind nach guten Engl. Kupfern von Hrn. Berger ſauber geſtochen. Hrn. Haſtings-Porträt iſt freylich, ſo wie auch das Engl. Original, zu jugendlich; denn dieſer Hr. Haſtings, der Jüngling, war noch nicht Gen. Gouverneur von Bengalen; allein es exiſtirt vielleicht kein ſpäteres Bild von ihm. Die vier colorirten Blätter Oſtindiſcher Landes-Trachten, welche 1) einen Tſchubdar oder Ceremonienmeiſter an Hyder Ali's Hofe; 2) einen Hindoſtaniſchen Edelmann in Hoftracht, 3) einen Scapoy, oder oſtind. Soldaten im Dienſt der Engl. Comp.; und 4) einen Soldaten von der Leibwacht des Mogols vorſtellen, ſind mit vielem Geſchmack und Delikateſſe geſtochen und illuminirt. Ueberhaupt liefert, unſers Dafürhaltens,

dieser Calender einen sichern Beweis, daß nicht jede teutsche Buchhändler-Unternehmung auf großen Gewinn calculirt sey: denn bey dieser Entreprise, wo Hr. Spener den Kalender, der ihn wahrscheinlich so viel als das beste Verlagswerk von zwey bis dritthalb Alphabeten kosten kann, um einen Gulden Ladenpreis giebt, möchte Ehre wohl der einzige reine Ertrag seyn, den wir ihm davon garantiren können.

---

3) Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1786. Herausgegeben von J. F. Ratschky und A. Blumauer. Wien bey Georg Philipp Wucherer.

Seitdem mit Josephs Regierung auf den Feldern der Österreichischen Litteratur die Luft der Freyheit zu wehen anfieng, waren die Blumen der Dichtkunst das erste Product des einheimischen Genies, welches durch frischere Blüthe, lieblichern Geruch, und größere Mannichfaltigkeit den Einfluß des wohlthätigen Elementes ankündigte. Hievon zeugen unter andern die artigen Blumensträusser, welche die Herren Blumauer und Ratschky, die letzten sechs Jahre her, auf ihrem vaterländischen Boden gesammelt haben, und die unserer Meynung nach, nur noch einer kleinen vorläufigen Musterung bedürfen, um in den unverwelklichen Kranz mit aufgenommen zu werden, den Teutschlands Muse von Oesterreichs Erstlingen flechten, und in dem Tempel des Geschmackes der Nachwelt aufbehalten wird. Durch die Beyträge von Männern, über deren Verdienste um Litteratur und Dichtkunst die allgemeine Stimme des Publikums schon lange entschieden hat, und durch den rühmlichen Wetteifer junger Männer von vorzüglichen Talenten, erhielt der Wienerische Musenalmanach gleich im ersten Jahre seiner Erscheinung (1781) einen inneren Werth, der ihn den beliebtesten seiner älteren Brüder in Teutschland an die Seite setz-

te.

gl. Er hat diesen Rang bisher rühmlich behauptet; und wenn ihm anfangs die Namen eines Denis, Göckingks, Maſſaliers, Sonnenfels, u. ſ. w. auswärts zur Empfehlung nöthig waren: ſo muſte man bald ihm ſelbſt Dank wiſſen, daß er die Namen eines Alxingers, Blumauers, Ratſchkys, Haſchkas, Prandſtetters, Leons, u. ſ. w. entweder zuerſt, oder näher bekannt machte, von denen man ſchätzbare Sammlungen eigener Arbeiten in verſchiedenen Fächern der Dichtkunſt theils bereits erhalten, theils noch zu erwarten hat. Der Gegenwärtige, der übrigens an innerem Gehalt ſeinen Vorgängern nicht ganz gleich kömmt, enthält auſſer vier vortrefflich bearbeiteten Epigrammen aus der griechiſchen Anthologie von Maſſalier, und einigen feinen Sinngedichten von Sonnenfels und Retzer, geſchmackvolle Beyträge von den obengenannten Dichtern, worunter ſich die vier Weltalter, ein Fragment einer neuen Ueberſetzung der Ovidiſchen Verwandlungen, und die ſchöne Müllerinn, eine komiſche Ballade beyde von Prandſtetter, an meine Leyer, und Glück und Unglück von Alxinger, etliche Oden von Haſchka, bey welchem es dem Verfaſſer gelungen iſt über die Dunkelheit, die ſonſt ſo ſehr den Genuß ſeiner gewiß nicht gemeinen Schönheiten erſchwerte, Meiſter zu werden, das Minnelied und an die künftige Geliebte von Leon, beſonders vortheilhaft auszeichnen. Sonſt verdienen noch die liebenswürdige Dichterinn Gabriele von Baumberg mit ihrer vielſprechenden Anlage, und Anton Grolzhamer ſeiner leichten Verſification, ſeines muntern Coloris, und naiven Tones wegen, genennt zu werden. Vornehmlich aber gehören die Einfälle der Blumauerſchen Muſe, und die Ergieſſungen der reichen Ader ihres ſcharfſinnigen Witzes zur vornehmſten Zierde dieſes Almanachs, ſo wie aller ſeiner Vorgänger. Wir glauben den Leſern des Merkurs keinen unangenehmen Dienſt zu erwei-

wird. Auf dieſe Art konnte König Richard mit einer Art von gewiſſer Vermuthung vorherſehn, daß der mächtige Northumberland, der damals ihm untreu war, aus dem nemlichen Saamen in eine noch größre Untreue aufſchieſſen würde, die keinen andern Grund, um Wurzeln zu faſſen, finden könnte als euch.

König Heinrich.

Sind denn alle dieſe Dinge unvermeidliche Nothwendigkeiten? Nun ſo laßt uns ihnen auch als Nothwendigkeiten entgegen gehen — Man ſagt, der Biſchoff und Northumberland ſeyen fünfzig tauſend Mann ſtark.

Warwik.

Das kan nicht ſeyn; das Gerücht verdoppelt, wie ein Echo, die Anzahl der Gefürchteten. Geruhet euch zu Bette zu begeben, Gnädigſter Herr. Bey meinem Leben, die Macht die Eu. Majeſtät ihnen bereits entgegen geſtellt hat, iſt hinlänglich, den Sieg davon zu tragen. Zu eurer noch gröſſern Beruhigung bring' ich die gewiſſe Nachricht, daß Glendower todt iſt. Eu. Majeſtät hat ſich dieſe vierzehn Tage her übel befunden, und dieſes unzeitige Wachen muß eure Unpäßlichkeit nothwendig vermehren.

König Heinrich.

Ich will euerm Rath folgen, und wären wir nur einmal dieſer einheimiſchen Unruhen los, ſo wollten wir bedacht ſeyn, liebſte Lords, unſern beſchloßnen Zug ins gelobte Land auszuführen.

[Sie gehen ab.]

ſen, wenn wir ihnen hier das Epigram mittheilen, mit welchem Blumauer dem berühmten Herrn von Born zu deſſen wohlthätiger Erfindung, die edeln Metalle mittelſt des Queckſilbers aus den Erzen zu ziehen, Glück wünſchet. Man muß vorher wiſſen, daß das Silber von dem Queckſilber, welches zu dieſer neuen Operation gehört, geſchieden wird, indem man das Letztere durch ein Leder durchdrückt.

Die Schätze, die bisher nur allzutheuer
Sich die Natur von uns bezahlen ließ,
Und die der Menſch ihr nur durch Gift und Feuer
Und durch Gewalt mit lahmer Hand entriß,
Die ſchenkt ſie Dir — zum ſichern Unterpfand,
Daß du ihr Liebling biſt — auf einen Druck der Hand.

---

4) Magazin für Frauenzimmer auf 1785. Zwölf Monats-Stücke, Januar bis December. Strasburg in der Akademiſchen Buchhandlung.

Dieſe Monatsſchrift, welche ſchon im Jahre 1782. ihren Anfang nahm, hat ſich ſeitdem immer durch Mannigfaltigkeit und gute Auswahl ihrer Aufſätze in Werthe erhalten. Die Veränderung, welche ſich heuer mit ihr zutrug, indem die Akademiſche Buchhandlung zu Strasburg den Verlag davon übernahm, iſt ihr, wie der Augenſchein zeigt, ſowohl in Rückſicht der illuminirten Titelkupfer, als auch ihres innern Gehalts, weſentlich vortheilhaft geweſen; und wir können von dem bekannten guten Geſchmacke des Hrn. Herausgebers ſicher hoffen, daß er nun, von einem ſo guten Verleger unterſtützt, Alles thun werde, dieß Journal ſeinen teutſchen Leſerinnen ſo nüzlich und intereſſant als möglich zu machen.

II. Anzeigen.

1) An die Beförderer des Guten und Schönen.

Die Geſellſchaft Patrioten und Verehrer groſſer Männer, welche bereits laut der Ankündigung vom 1ſten Jun. 1785 mit der Errichtung eines Monuments zum Andenken Leibnitzens, Lamberts und Sulzers, ſich beſchäftigt, iſt nunmehr entſchloſſen, die vierte Seite dieſes öffentlichen Denkmals mit dem Bruſtbilde des verſtorbenen Weltweiſen Moſes Mendelsſohn auszufüllen. Aber die bisher eingelaufenen und ſubſcribirten Beyträge ſind noch bey weitem zur Ausführung dieſes Werks nach dem erſten Plane nicht hinreichend, und um ſo weniger zu deſſen Ausführung nach dem zweyten Plane.

Es werden daher die ächten Patrioten und Schätzer wahrer Verdienſte, denen die aufmunternde Verewigung groſſer Männer, die Teutſchland hervorgebracht und gebildet, keine gleichgültige Sache iſt, nochmals zur Theilnehmung an dieſem wichtigen Werke eingeladen und um ihre Unterſtützung erſucht. Der künftigen Beſchreibung und Abbildung des Denkmals wird die Liſte derer, bey welchen ihr Gefühl für das Vaterland ſich in Thätigkeit geäuſſert, vorgedruckt werden.

Man iſt auch ſo frey, die unten benannte Männer, als vorausgeſetzte Freunde der erwähnten Weltweiſen und Beförderer des Guten und Schönen, aufzufordern, daß ſie die Mühe des Colligirens übernehmen und die gegen ihre Quittung eingehende Beyträge nebſt genauer Benennung den Berliner Collecteurs zuſchicken mögen.

Bey einer ſolchen Wahl Teutſcher Männer als die gegenwärtige iſt; bedarf es wohl keiner Entſchuldigung, daß

man ihnen keine Anerbietung von merkantiliſcher Proviſion für ihre Mühe macht? —

Berlin, den 17ten Febr. 1786.

Engel. Nicolai. Bieſter.
M. Herz. D. Friedländer. J. D. Itzig.

* * *

Verzeichniß der Freunde, welche gebeten werden, die Mühe des Colligirens zu übernehmen.

Altona.
Der Hr. Etats-Rath Hennigs.
Amſterdam.
Die Hrn. Banqu. Cohen und Comp. Theodor Guilcher.
Anſpach.
Hr. Aſſeſſor Uz.
Arolſen.
Hr. Banquier Marck.
Augsburg.
Hr. Banqu. Ludwig Brucker.
Baſel.
Hr. Pfarrer Grynäus.
Bern.
Hr. Bibliothekar Wagner.
Braunſchweig.
Hr. Rath Camre.
— Hofrath Ebert.
— Profeſſor Eſchenburg.
Breßlau.
Hr. Profeſſor Garve.
— Münzdirector Leſſing.
— Banquier Sommus.
Caſſel.
Hr. Rath Caſperſen.
Coppenhagen.
Hr. Banquier J. Gugenheim.
Hr. Profeſſor Tode.
Danzig.
Hr. Archidiaconus Lengnich.
— Banquier Simpſon.
Deſſau.
Hr. Auguſt Rode.
Dresden.
Hr. Bibliothekar Daßdorff.
Erfurt.
Hr. Profeſſor Weiſſenborn.
Erlangen.
Hr. Hofrath Meuſel.
Franecker.
Hr. Profeſſor Camper.
Frankfurt am Mayn.
Hr. Banquier Willemer.
Frankfurt an der Oder.
Hr. Inſpector Löffler.
Gotha.
Hr. Legations-Rath Gotter.
Göttingen.
Hr. Hofrath Feder.
— Hofrath Käſtner.
— Profeſſor Meiners.
Halberſtadt.
Hr. Canonicus Gleim.
Halle.
Hr. Profeſſor Eberhard.

Hans

Wien.
Hr. von Atzinger.
— Banquier Arnſtein.
— Hofrath von Sonnenfels.

Wittenberg.
Hr. Profeſſor Schrökh.

Zürich.
Hr. Profeſſor Fueßli.
— Profeſſor Meißer.

---

2) Voigts Briefe über die Gebürgslehre.

In unſerm Verlage wird noch vor Oſtern eine neue Ausgabe von Hrn. Berg-Sekretair Voigts allhier, drey Briefen über die Gebürgslehre herauskommen. Sie iſt hin und wieder näher berichtiget vermehrt und verbeſſert worden. Den Briefen hat man zum Beweis der ſich immer mehr ausbreitenden Theilnehmung an Kenntniß der mineraliſchen Natur, das Pränumeranten-Verzeichniß vorgedruckt, auch iſt das Verzeichniß der Gebürgsarten, die in kleinen Cabinets verſchickt werden, beygefügt worden. Die Cabinets ſelbſt ſind mit drey einfachen Kalkgebürgsarten vermehrt, und nach wie vor bey dem Hrn. Bergſecretair Voigt allhier in Weimar, um den gewöhnlichen Preis à 1 Louisd'or zu haben. Auch hat Herr Profeſſor Lenke in Leipzig dergleichen in Commiſſion übernommen, und wird ſie, franco Leipzig, beſtändig vor 5 Rthlr. 12 gr. in Golde, ſo wie auch der Herr Univerſitäts-Apotheker Sander in Göttingen, franco Göttingen, um 5 Rthlr. 18 gr. den Liebhabern gefällig abliefern. Es ſtehet alſo frey, ſich deshalb an den Verfaſſer der drey Briefe ſelbſt, oder an die obgedachten Herren Commiſſairs zu wenden, von denen auch die neue Ausgabe der drey Briefe vor 6 gr. zu erlangen ſeyn wird. Briefe und Gelder werden franco erbethen. Weimar, den 6ten März 1786.

Hoffmanns ſeel. Wittwe und Erben.

---

3) Wilhel

3) Witherings Nachricht von der rothen Fingerhut-Pflanze.

In der Joh. Gottfr. Müllerſchen Buchhandlung zu Leipzig, iſt mit Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegium unter der Preſſe: D. Wilhelm Witherings Nachricht von dem rothen Fingerhut (Digitalis purpurea) und von deſſen mediciniſchen Gebrauch; nebſt einigen praktiſchen Bemerkungen über die Waſſerſucht und andern Krankheiten, aus dem engliſchen, mit einen illuminirten Kupfer. Die Ueberſetzung iſt vom Hrn. D. Chriſt. Friedr. Michaelis, praktiſchen Arzte in Leipzig; und da das Kupfer der engliſchen Originalausgabe, der Natur nicht völlig getreu iſt, ſo iſt das, welches bey der Ueberſetzung geliefert wird, nach einem Original und der Flora danica verbeſſert geſtochen und ausgemahlet worden.

4) Kruſens Ankündigung und Probe einer allgemein verſtändlichen und praktiſchen Anweiſung zur Orthographie, oder Rechtſchreibung, für Frauenzimmer, Unſtudirte und Kinder.

Der Titel dieſes Buchs zeigt ſchon an, was ich eigentlich zu leiſten denke; ich ſetze indeſſen noch folgendes hinzu.

1) Diejenigen, für welche ich ſchreibe, bedürfen einer etwas vollſtändigern Anweiſung zur Orthographie, als ihnen in den mir bekannten, guten Lehrbüchern dieſer ertheilt wird. Ich habe daher allen Fleiß angewandt, meinem Buche eine zweckmäßige Vollſtändigkeit zu geben: und hoffe, daß meinen Leſern und Leſerinnen nicht leicht ein urſprünglich teutſches oder fremdes Wort im Schreiben vorkommen wird, von deſſen Rechtſchreibung ſie nicht an ſeinem

Orte eine deutliche Regel, oder ſonſt hinlängliche Nachricht finden ſollten.

2) Da ich bey meinen Leſern keine Bekanntſchaft mit Grammatik vorausſetzen darf, ſo enthalte ich mich ſorgfältig aller unverſtändlichen Kunſtwörter; oder erkläre ſie vorher ſo deutlich, daß ſie unmöglich Schwierigkeiten verurſachen können. Ueberhaupt habe ich nichts niedergeſchrieben, ohne mich zuvor durch mehrere Verſuche überzeugt zu haben, daß Kinder beyderley Geſchlechts mich völlig verſtehen können.

3) Selbſt Kinder wollen bey dem, was ſie ins Gedächtniß faſſen ſollen, auch Beſchäftigung fürs Nachdenken haben; und keine Forderung iſt billiger. Ich zeige daher nicht nur, wie gewöhnlich, erſt in einigen Beyſpielen, wie jede Regel verſtanden und angewendet werden muß; ſondern füge dann auch ſogleich mehrere Beyſpiele zur eignen Uebung hinzu. In dieſen Beyſpielen zur Uebung ſind alle Wörter, worauf die Regel ſich bezieht, mit größrer Schrift gedruckt. Die meiſten darunter ſind richtig geſchrieben, einige aber auch fehlerhaft, und die Anzahl der Fehler wird unten angezeigt. Selbſt träge Kinder machen ſich ein Vergnügen daraus, dieſe Fehler aufzuſuchen, und beym Abſchreiben zu verbeſſern. Dieſes können ſie aber nicht, ohne die Regel vorher zu leſen, und — was ſie ſonſt ſelten thun — auch durchzudenken. Mehr iſt nicht nöthig, um ſie zugleich dem Gedächtniſſe einzuprägen.

Da z. E. die Wörter das und daß von Ungeübten häufig verwechſelt werden: ſo zeige ich den Unterſchied derſelben in einem beſondern kleinen Abſchnitte, den ich hier zur Probe vorlegen will.

Von den Wörtern das und daß.

§. 12. Wenn man anſtatt des Worts das zur Noth auch dieſes oder welches ſagen kann: ſo wird es mit einem s geſchrieben; ſonſt aber mit einem ß.

Z. E. 1. Anſtatt das Buch, das ich da leſe kann man ſagen, dieſes Buch, welches ich leſe: alſo muß das hier beidemal mit einem s geſchrieben werden.

2. Aber anſtatt ich weiß, daß er noch lebt kann man nicht ſagen, ich weiß, dieſes er lebt, oder welches er lebt; alſo muß es hier daß mit einem ß ſeyn.

Anmerk. Wenn man dieſe Probe macht: ſo iſts nicht genug, daß die Wörter dieſes oder welches ſich zu dem nächſtfolgenden Worte paſſen; ſondern ſie müſſen ſich auch in den ganzen Zuſammenhang ſchicken. Z. E. für das Gewitter kann man meiſtentheils dieſes Gewitter ſagen; aber es giebt auch Fälle, wo es nicht angeht z. B. daß Gewitter ſehr heilſam ſind, iſt bekannt.

Beyſpiele zur Uebung.

Das Gewitter war heftig — das war ein Glück, das ich nicht erwartet hätte — es war ein Glück, das ich blieb — ich hoffe, daß ers thun wird — ich hoffe das auch — es iſt gewiß, daß auch Kinder gern nachdenken — ich ſehe, daß das ſchwer iſt — das alles war mir lieb, — daß alles vergänglich ſey, zeigt die Erfahrung — daß war nicht gut.

3 Fehler.

(Zur Vollſtändigkeit obiger Regel gehört eigentlich noch eine Anmerkung, welche ich hier auslaſſen muß, weil das Wort Artikel, welches ich im Buche vorher erkläre, nicht allen verſtändlich ſeyn möchte.)

4) Wenn man darauf achtet, daß Kinder dieſe Beyſpiele auch rein und zierlich abſchreiben: ſo wüßte ich kein

leich-

leichteres Mittel, als dieſes, ihnen zu gleicher Zeit Uebung in der Orthographie, im Schönſchreiben und einer nützlichen Beſchäftigung ihres Verſtandes zu geben.

5) Für diejenigen, welchen mit den fehlerhaften Beyſpielen zur Uebung etwa nicht gedient ſeyn möchte, werde ich Exemplare drucken laſſen, worin dieſe Fehler nicht vorkommen. Ich wünſchte indeſſen zu erfahren, wie viel Exemplare jeder Art ohngefähr gedruckt werden müſſen, und erbitte mir deßhalb Subſcription. Wegen der vielen Beyſpiele zur Uebung wird dieſes Buch, mit Inbegriff eines nützlichen Anhangs, etwas über 24 Bogen ſtark werden, und im Buchladen 1 Rthlr. koſten. Die Herren Subſcribenten erhalten es für 16 gute Groſchen, den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Auf 9 Exemplare wird das 10te frey gegeben.

Schullehrer und andere Kinderfreunde, inſonderheit auch ſämtliche löbl. Poſtämter und Buchhandlungen, werden erſucht, die weitere Bekanntmachung dieſer Anzeige gütigſt zu befördern, und dem hieſigen Herzogl. Poſtamte gegen Oſtern die Anzahl der verlangten Exemplare zu melden.

Gleich nach dem Abdruck dieſes Buchs werde ich auch eine praktiſche Anweiſung zur lateiniſchen Sprache zum Handbuch für Anfänger herausgeben, auf welche ich gleichfalls, gegen Verſicherung eines ähnlich billigen Preiſes, den ich aber noch nicht genau beſtimmen kann, Subſcription annehme.

Oldenburg im Herzogthum,
den 1ſten Febr. 1786.

C. Kruſe,
Subconrecter.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
April 1786.

I. Neue Bücher.

1) Unterſuchung der Beſchuldigungen des Hrn. Prof. Garve wider meine Reiſebeſchreibung durch Teutſchland und die Schweiz; nebſt einigen Erläuterungen, die nützlich, auch wohl gar nöthig ſeyn möchten, von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin. 1786. 187 S. gr. 8.

Daß es eine Korporation von Religionslehrern gebe, die ſich ſelbſt für unfehlbar, ihren Vorſteher für das Oberhaupt der chriſtlichen Welt, und ihre Gemeine für die allein ſeligmachende Kirche ausgiebt, — daß ſich bey dieſer allenthalben verbreiteten Korporation Herrſchſucht und Gewiſſenspflicht, zwey der mächtigſten Triebfedern des menſchlichen Herzens, vereinigen, und alle ihre Kräfte und Künſte aufforderu, um ihr Gebieth auszubreiten, und vorzüglich ihre verlohrnen Unterthanen zum Gehorſam, und auf den einzigen Weg des Heils zurückzuführen, — daß endlich dieſen Grundſätzen zufolge von eigens dazu beſtellten Vermehrern ihres Reiches auch an der Bekehrung des proteſtantiſchen Teutſchlandes unabläſſig gearbeitet werde — ſind Thatſachen, die wohl keiner unſerer denkenden Zeitgenoſſen in Zweifel ziehen wird. Daß aber die Gleichgültigkeit über Religionsſachen auf der einen, und Schwärmerey auf der anderen Seite, welche in den letztern zehn Jahren unter den

Dritte Scene.

[Verwandelt ſich in den Ritter-Siz des Friedens-Richters Schallow in Glocesterſchire.]

Schallow und Silence, mit Schimmel, Schatten, Warze, Schwächlich, und Bullkalb treten auf.

Schallow.

Kommt herein, kommt, kommt; gebt mir eure Hand, Sir; ihr ſeyd früh auf, früh auf, wahrhaftig! Und was lebt denn meine werthe Frau Baſe Silence?

Silence.

Guten Morgen, lieber Vetter Schallow.

Schallow.

Was macht meine Baſe, eure Bettgeſellin? und eure hübſche Tochter, und die meinige, meine Pathe Elsgen?

Silence.

O das Mädel wird ſo ſchwarz wie eine Kohl-Amſel, Vetter Schallow.

Schallow.

Auf mein Wort, Sir, ich ſag es nicht, weil ihr's hört, aber mein Vetter Williams iſt ein guter Student worden; iſt er noch immer zu Oxford? Iſt er nicht?

Silence.

Protestanten beynahe in gleichem Verhältnisse zugenommen haben, den Aposteln des blinden Glaubens höchst willkommen seyn mußten, war freylich nur eine Vermuthung der wenigen aufmerksameren Beobachter, aber eine Vermuthung die sich, auch ohne von besondern Begebenheiten erst veranlasset zu werden, schon aus der Natur der ersterwähnten Thatsachen ergeben mußte. Man hatte allen Grund zu befürchten, daß durch jene sorglose Gleichgültigkeit die Wachsamkeit über die Maasregeln der Proselytenmacher, und durch die Schwärmerey der Abscheu vor dem blinden Glauben immer mehr und mehr geschwächt werden müßte. Man konnte sogar voraussehen, daß bey den bis dahin gleichgültigen durch die übertriebene Nachrichten von den gegenwärtigen Reformationen des Papstthums in Teutschland, und durch den künstlichen Anstrich von Vernunftmäßigkeit, den man den katholischen Dogmen zu geben wußte, bey den Schwärmern aber durch den besonders in geheimen Gesellschaften aufs höchste getriebene Hang zum Geheimnißvollen und Wunderbaren nach und nach Neigung zum Katholicismus entstehen würde. Wenn sich aber diese Besorgnisse jedem Wahrheitsfreunde, dem das Interesse der gesunden Vernunft und ihres freyen Gebrauchs näher am Herzen lag, gleichsam a priori aufdringen mußten; so erhielten sie durch die vielen und höchst bedenklichen Thatsachen, die Herr Nicolai in seiner Reisebeschreibung und in der A. D. Bibliothek, Herr Biester in der Berlin. Monatschrift, und nach ihrem Beyspiele mehrere unsrer besseren Journale bekannt gemacht haben, ihre volle Bestätigung. Es fehlte, wie leicht zu vermuthen war, nicht an Bemühungen die erregte Aufmerksamkeit des Publikums theils zu vereiteln, theils zu zerstreuen und die Leser der Berl. Monatschrift haben die ängstliche Verwirrung und die ungestüme Zudringlichkeit, womit jene Besorgnisse von einem offenbarem Gegner der Vernunft abge-

abgewieſen, und die ſcharfſinnigen Raiſonnemente womit ſie von einem unſrer berühmteſten Philoſoph·n für überflüſſig erklä·ret worden, nebſt ihren Gegengründen kennen gelernet. Dem Widerſpruche eben dieſes Philoſophen haben wir die gegenwärtige höchſt merkwürdige Schrift des Herrn Nicolai zu verdanken, der man ſehr Unrecht thun würde, wenn man ſie ungeleſen unter die Rubrike gewöhnlicher Streitſchriften verſetzen wollte. Sie iſt, unſrer Meynung nach, das Vollſtändigſte und Gründlichſte, was bisher über dieſe Angelegenheit geſchrieben worden, liefert die Reſultate einer auf mühſame Unterſuchungen und langwierige Beobachtungen gegründeten, unter Proteſtanten äuſſerſt ſeltenen Bekanntſchaft mit dem Katholicismus, und begreift in wenigen Bogen faſt alle merkwürdigere, theils vom Hrn. V. ſelbſt gemachte, theils in vielen Zeitſchriften zerſtreuete Entdeckungen über die geheimen Maaßregeln der katholiſchen Proſelytenmacherey. Wir glauben den Freunden der guten Sache nicht mehr ſagen zu dürfen, um ſie auf dieſe Abhandlung aufmerkſam zu machen; und wollen unſre Meynung zu begründen, nur einige von den wichtigſten Thatſachen, auf welche ſich Hr. V. beruft, indem er ſeinen gutgeſinnten Glaubensgenoſſen Wachſamkeit und Vorſicht empfiehlt, ausheben, und ſie unſern Leſern in dem folgendem Stücke des Merkurs mittheilen.

---

2) Patriotiſches Archiv für Teutſchland. Vierter Band. Frankfurt und Leipzig in der Schwaniſchen Hofbuchhandlung, 1786. gr. 8. 554 Seiten.

Das Bildniß Johann Jacob Moſers, des allbekannten ehrwürdigen teutſchen Patrioten, der am 30 Sept. 1785 im 85ſten Lebensjahre ſein müdes Auge ſchloß, eröfnet dieſen Band. Er iſt ſo reichhaltig, und der Herr V. hat den bey Anfang des Werks ſich vorgeſetzten Zweck ſo feſt vor Augen,

daß man nur wenig Sammlungen finden wird, die ihrem Plane ſo treu bleiben. Der Inhalt wird dieſes Urtheil rechtfertigen. I. Lebensbeſchreibung Pfalzgrafen Philips, von deſſen Bruder, Pfalzgrafen Otto Heinrich, ſelbſt entworfen und mit Anmerkungen von Joh. Chriſtoph Oeſeli erläutert. Eine Archivs-Urkunde. Wir zeichnen von dieſem treulichen Aufſatz nur eine Stelle zum Beyſpiel aus: „§. 17. Den 6. May 1532 hat der Kayſer ihm (Pfalzgrafen Philipp) ſein gülden Schaf oder Orden angehängt, aber ihm keine Gnad dabey erzeigt — ſondern er hat ſein eigen Geld verzehrt.“ II. Leben und Ende König Chriſtians III. in Dänemark, geſt. den 1ſten Jan. 1559. Aus einer gleichzeitigen Druckſchrift. III. Lezte Stunden von Philipp Ludwig, regierenden Grafen zu Hanau, geſt. den 9 Aug. 1612. Aus einem gedruckten Bericht. IV. Fall und Verurtheilung des Kayſerl. Geheimenraths und HofcammerPräſident. Georg Ludwigs Grafen von Sinzendorf, 1680. Aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammengetragen. V. Zum Gedächtniß des großen und gelehrten Staatsmanns, Chriſtoph Forſtners, Herz. Würtemb. Geh. Raths, geſt. den 29 Dec. 1667. VI. Denkmahl altdeutſcher weiſer Staatswirthſchaft des Fürſtl. Hauſes Heſſen-Caſſel in dem Schreiben Landgraf Wilhelm IV. an ſeinen Bruder Landgrafen Philipp zu Rheinfels, vom 14 März, 1575. VII. Chriſtliche, dringende, rührende Vorſtellung eines rechtſchaffenen Geheimen Raths an ſeinen noch jungen und von ſchädlichen Menſchen umgebenen Fürſten, vom 19 Febr. 1752. Aus dem Original. VIII Bemerkung der Spuren von Ausbreit- Fortpflanz- und Erhaltung der Evangel. Lehre in Steyermark, Kärnten und Crän. Aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammen getragen. IX. Beurkundete Erziehungsgeſchichte Pfalzgrafen Friedrichs, Churfürſts Ludwig VI. zu Pfalz einigen Sohn und Landes-Nachfolgers, als ein (merkwürdiger) Beytrag zur Prinzen-Pädagogik des 16ten Jahrhunderts. Aus

Origi-

Originalien und beglaubten Handſchriften. X. Briefwechſel zwiſchen Iſelin und einem teutſchen Staatsmann, von 1764 bis 1771. Aus den Originalien. XI. Ueber das Genie, als eine Seuche unſerer Tage. Von dem Verf. der Gedanken über die Staatsklugheit im 2ten Band. XII. Auch ein Wort über den heutigen Philantropinismus. Fragment eines unvollendeten Briefs an Hrn. Geh. Hofrath Schloſſer, vom April 1776. (Ein herrliches Fragment! Die Sache der Brüder-Gemeinden, vornehmlich in Beziehung auf Erziehungsweſen, iſt unter andern ſehr treffend beurtheilt.) XIII. Zuſätze und Verbeſſerungen zu den vorigen drey Bänden. (Hier iſt beſonders auch das genutzt und verglichen, was in der zu Lübeck herauskommenden Eclektiſchen Monatſchrift, an verſchiedenen Actenſtücken und Nachrichten zur Geſchichte der Enthauptung des von Katt, neuerlich vorgekommen.) XIV. Kabinetsſtücke. Hierunter ſind merkwürdige Stücke, die jeder Leſer leicht davor erkennen wird. Den Schluß macht ein kurzes Ehren-Andenken des berühmten Joh. Jacob Moſer. Wer ſollte es dem Hrn. Verf. verdenken, daß er ſeine Empfindungen darüber ergießt, daß er das Glück hatte, der Sohn eines ſolchen Vaters zu ſeyn, „und daß er verhoffen darf, einſt in den Deutſch-patriotiſchen Leidensgeſchichten das ſchöne Zeugniß; — Vater und Sohn — zu erringen.„

---

3) Freymaurer Gedichte, von Blumauer. Wien bey Grüſſer. 1786. 8vo. 169 S.

Hätten dieſe Gedichte keine ſtärckere Empfehlung, als daß ſie Freymaurer-Gedichte wären, ſo würden wir ſie ruhig ihre Straße, in vicum vendentem thus et odores, wandern laſſen. Allein es ſind Kinder von Blumauers geiſtvoller Muſe, die ſich hier den myſtiſchen Schleyer nur darum über

das Geſicht geworfen zu haben ſcheint, um deſto ſüßer und lieblicher darunter hervorzulächeln. Ihr, der jede Kleidung gut ſteht, hört man gerne zu, ſie ſpreche von welchem Stuhle ſie wolle; und wir dürfen daher dieſe kleine Sammlung, nur als Gedichte von Blumauer anzeigen, ſo haben wir genug geſagt, um eine umſtändlichere Schätzung ihres Werthes, wozu uns hier der Raum gebricht, entbehrlich zu machen.

---

4) Verzeichnis des Kupferſtich-Werks von Hrn. *Joh. Friedr. Bauſe*, Mitgliede der Kurfürſtl. Sächſ. Akad. der bildenden Künſte zu Leipzig; nach der Zeitfolge geordnet. Leipzig 1786. bey *Hilſcher*.

Allen Kunſtliebhabern wird dieſer Catalog von Hr. Bauſens Wercken, der, da er unter den Augen des noch lebenden Künſtlers ſelbſt und von einem erfahrnen Liebhaber gemacht iſt, um ſo ſicherer Zuverläſſigkeit verſpricht, höchſt willkommen ſeyn. Er enthält ſchon 154 Platten von dieſem fleißigen und vortreflichen Künſtler, auf welchen Teutſchland mit Rechte ſtolz ſeyn kann, geſtochen; und jeder Liebhaber der Kunſt wird mit uns wünſchen, daß er wenigſtens noch einmal ſo ſtark werden möge.

II. Ankündigungen.

1) Weimariſches Magazin.

Bey der Menge von periodiſchen Schriften Teutſchlands hat noch keine eine allgemeine Gemeinnützigkeit beabſichtiget, hat noch keine mit dem von uns entworfenen Plan eine völlige Gleichheit. Nur hie und da iſt zuweilen ein Intelligenz-

genzblatt, deſſen Exiſtenz oft nicht bis über die Gränzen eines benachbarten Staates bekannt war, entſtanden, das aber durch ſeine eigene innerliche Verfaſſung, durch ein leeres Einerley, durch Aufſtellung ſpeculativiſcher Gegenſtände, die einen wirklichen Nutzen nicht leiſten, durch Verletzung bald dieſer bald jener Pflichten, eben ſo ſchnell wieder in ſein voriges Nichts zurückgegangen iſt. Da wir in derjenigen periodiſchen Schrift, welche wir unter dem Titel:

Weimariſches Magazin

jährlich auf Pränumeration von einem halben Louisd'or in Golde, für die Nichtpränumeranten aber nachher zu 2 Rthlr. herauszugeben entſchloſſen ſind, die Vorwürfe, die jenen Wochen- und Monatsblättern, welche uns vorausgegangen, gemacht worden, zu vermeiden ſuchen, und uns ſelbſt die ſtrengſten Richter ſeyn werden; da wir uns in ſelbiger vorzüglich auf alles, was in die Polizey und Finanzen einſchlägt, mit einzulaſſen geſonnen ſind, der Bezirk beyder aber ſo weitläuftig, und die Menge ihrer Gegenſtände ſo groß iſt, daß noch viele Verſuche, Erfindungen und Vorſchläge Platz finden; da überhaupt in dem Reiche der gemeinen Erkenntniß noch viele unentbehrliche Wahrheiten ans Licht zu bringen ſind, noch viele treffliche Anſtalten hin und wieder eine Bekanntmachung erwarten: ſo ſchmeicheln wir uns mit der Hofnung, bey dem Publikum damit Dank zu verdienen, wenn wir jenem Endzweck entſprechende und ſolche Nachrichten zu liefern bedacht ſeyn werden, die das verſchiedene Verhältniß eines Landes mit dem andern, oder einer Stadt mit anderen Städten, in Abſicht auf die Wirthſchaft und Nahrungsgeſchäfte beſtimmen, wenn wir allerley Polizey- und andere Geſetze und Nachrichten von Anſtalten mittheilen, woraus auf das Verhältnis der Polizey in einer zu der andern Stadt geſchloſſen werden kann.

Um aber unsere Anzeigen noch gemeinnütziger zu machen, so erbieten wir uns alles, was an uns eingesendet wird, unentgeldlich öffentlich bekannt zu machen, nur darf es nichts wider den Staat und die im Reich geduldeten Religionen, nichts wider die gemeinen Pflichten der Ehrbarkeit und des Wohlstandes enthalten.

Wir werden Anschläge von zu verkaufenden Gütern, gesuchtwerdende und zu verleihende Capitalien, Preiß-Currenten von allerhand Waaren, den Geld- und Wechsel-Cours der vorzüglichsten Städte Teutschlands, Dienstgesuche, wobey wir uns doch nur auf studierte Personen, Sprachlehrer und Lehrerinnen, Kaufleute, Fabricanten und Handwerker einlassen, alle Arten gerichtlicher Anzeigen, Steckbriefe, Ediktalien und Subhastationen, unsern Anzeigen einverleiben, auch sollen in unser Magazin, ausser den gedachten ökonomischen Bemerkungen und Polizey-Nachrichten, Anzeigen von allem zum Besten der Menschheit errichteten Instituten ihren Platz finden. Ausser vorbemerkten Nachrichten haben die Leser statistische, ökonomische, militärische, mathematische, theatralische ꝛc. Nachrichten und Aufsätze zu erwarten. Wir werden die neuesten Erfindungen, Beschreibungen und Abbildungen von neuerfundenen Maschinen mittheilen, die Erfindungen mögen seyn von welcher Art sie wollen, oder in welches Fach der Künste sie gehören.

Wir erbitten uns zu unserm Unternehmen den Beytrag derer, die es zu befördern Lust, Erfahrung und Gelegenheit haben, und werden mit Vergnügen die Namen derer, die uns damit beehren, unter die Beyträge setzen, es sey dann, das der Einsender derselben sich merken lasse, daß er unbekannt bleiben wolle.

Eingeschickte Nachrichten von Regierungen und Aemtern, welche unser gegenwärtiges Magazin pränumeriret haben,

den, werden bey der Menge von Materialien, wie billig, allerdings einen Vorzug vor andern mitgetheilten Nachrichten erhalten.

Dieſes Magazin wird mit dem Monat Julius des jetzt laufenden Jahres ſeinen Anfang nehmen. Wöchentlich wird ein Stück von zwey Bogen mit getheilten Columnen erſcheinen. Die Pränumerations-Gelder werden längſtens im Monat September dieſes Jahres poſtfrey eingeſendet. Nachher wird der Preis, wie vorgedacht, 2 Rthlr. in Golde ſeyn.

Mit Ende eines jeden Jahres liefern wir einen Haupttitel und ein Regiſter über dieſen Jahrgang unentgeldlich.

Alle Briefe mit Aufſätzen oder Nachrichten werden unter der Addreſſe:

An die Expedition des Weimariſchen Magazins
zu Weimar.

uns poſtfrey zugeſendet, oder doch, wenn es den Intereſſenten mehr bequem iſt, an die ihnen zunächſt gelegene Buchhandlungen, und von dieſen an uns befördert, weil wir ſonſt von keiner Nachricht Gebrauch machen werden.

Uebrigens erbietet ſich noch die Expedition dieſes Magazins, alle Arten von erlaubten Negotiationen und Unterhandlungen, welche man nicht unmittelbar machen will, auf dazu erhaltene Aufträge ſowohl hier als auswärtig zu betreiben, wobey man alle Verſchwiegenheit in voraus verſpricht, und ſich demnächſt anheiſchig macht, im Fall daß etwa von einem oder dem andern im Stillen Wohlthaten abgegeben werden ſollten, ſolche ohnentgeldlich zu ſpediren, jedoch ſoll die Quittung öffentlich bekannt gemacht werden.

Alle ſonſtige Negotiationen aber, von welcher Art ſie ſeyen, werden nach dem Werth der Sache oder dem Umfang der

Bemühung mit 1/4 oder 1/2 bis 1 Procent bezahlt, doch muß der Intereſſent das Porto und andern auſſerordentlichen Aufwand noch beſonders über ſich nehmen.

Ueberhaupt wird man ſich angelegen ſeyn laſſen, eines jeden Wünſche und Verlangen, ſo viel an uns, zu befördern, und ſich aller Orten die beſten Connexionen zu verſchaffen ſuchen.

Bey uns und auf allen Poſtämtern Teutſchlands, und in den angeſehenſten Buchhandlungen iſt dieſes Magazin allein um oben beſtimmte Preiſe zu haben. Weimar, den 20ſten März, 1786.

Die Herausgeber.

---

2) Dr. Engels, Wir werden uns wieder ſehen.

Herr Doctor Engel in Schwerin will zum Beſten einer dürftigen Wittwe und ihrer noch unerzogenen Kinder, ein Geſpräch auf Subſcription herausgeben, welches den Titel führt: Wir werden uns wiederſehen; und die Vernunftgründe erörtert, wodurch tugendhafte Freunde und Liebende zu einer ſolchen Hofnung berechtiget werden. Irren die Freunde des Verfaſſers nicht, ſo iſt dieſes auf keine trockene, ſondern auch fürs Herz intereſſante Weiſe geſchehen; wie denn auch Handlung und Raiſonnement miteinander verbunden ſind. Der Subſcriptionspreis iſt ſechzehn ggr. Es wird nur Schreibpapier genommen. Der Termin iſt bis Himmelfahrt angeſetzt. Diejenigen, welche ſich der menſchenfreundlichen Mühe unterziehen wollen Subſcription anzunehmen, warum man inſonderheit ſämmtliche löbliche Poſtämter und alle Herren Buchführer ergebenſt erſucht, werden alſo die Güte haben, ihre etwanige Liſten noch vor Ausgang des Mays entweder nach Schwerin an den Verfaſſer ſelbſt, oder, wenn es näher, nach Göttingen, an den Hrn. Buchdrucker Roſenbuſch einzuſenden. Der Verfaſſer bietet jedes achte Exemplar oder den Werth an.

---

3)

3) Anzeige wegen Hrn. v. Hallers Schweitzer-Geſchichte.

Die Freunde des Vaterlandes und der Litteratur werden mit Antheil den Verluſt ermeſſen, den wir an dem rechtſchaffenen, im Leben unermüdeten Geſchäftsmann und Gelehrten, dem würdigen älteſten Sohne des großen Hallers, Herrn Gottlieb Emanuel von Haller, weyland des großen Raths des Freyſtaats Bern und regierenden Landvogt zu Nyon, erlitten. Er ſtarb den 9ten April 1786. in Bern, wo er kaum ein Paar Tage zuvor in Amtsgeſchäften, zwar ſchon kränklich angekommen war, im ein und funfzigſten Jahre ſeines ruhmvollen Lebens. Nur der eiſerne Fleis eines Mannes von dieſer Thätigkeit, dieſem Patriotismus und Litteratur-Liebe, konnte auf den wichtigſten Poſten, die er in ſeinem Vaterlande verdienſtvoll bekleidete, noch in ſeinen Erholungsſtunden ein ſo weit umfaſſendes höchſt mühſeliges Werk zu Stande bringen, als das Publikum in den ſechs Bänden der Bibliothek der Schweizer-Geſchichte erhält und das Reſultat einer dreyßigjährigen Unterſuchung und des koſtbarſten Aufwandes iſt. Man bewundert in dieſem Werke die auſſerordentliche Accurateſſe, Vollſtändigkeit und kritiſchen Fleiß. Der dritte Band davon iſt eben erſchienen, und der vierte unter der Preſſe; die beyden letztern folgen darauf von ſechs zu ſechs Monaten unverzüglich nach. Denn das Werk war bereits ſeit mehrern Jahren im Manuſcripte völlig ausgearbeitet, correkt abgeſchrieben, und von dem würdigen Verfaſſer mit gröſter Sorgfalt deponirt: ſo daß ſein Tod, den er ſchon einige Jahre vorausſahe, gar keine Verzögerung verurſachen, oder dem Ganzen irgend einen Nachtheil bringen wird. Der Selige hat ſich auch auf den Fall ſeines Abſterbens bereits ſelbſt einen verehrten würdigen Helvetiſchen Patrioten zu dem Fortſetzer und Pflegevater

dieſes

Silence.

Ja, Sir, mein Beutel empfindt es wol.

Schallow.

So müßt ihr eben machen, daß ihr ihn bald ins Juriſten-Stipendium bringt; ich war ehmals in Clements-Inn; ich denke, man wird noch vom närriſchen Schallow drinn zu ſagen wiſſen.

Silence.

Man nannte euch den luſtigen Schallow, Vetter.

Schallow.

Man nannte mich was man wollte, und ich machte euch alles mit was man wollte, mein Seel! und das friſch weg, dazu. Es waren da, ich, und der kleine John Deut von Staffordshire, und der ſchwarze Georg Bare, und Franz Pik-Bone und William Saucle von Cotes-Wold (in Glocesterſchire,) vier gröſſere Rauffer waren nicht im ganzen Collegio, das verſichr' ich euch; ich kan's euch ſagen, wir wußten wo die Bona-Roba's waren, und wir hatten immer die hübſcheſten davon zu unſern Dienſten. Hänschen Falſtaff, (izt Sir John) war damals noch ein junger Burſche, und Edelknabe von Thomas Mombray, Herzogen von Norfolk.

Silence.

Iſt das der Sir John, Vetter, der heute mit Soldaten hieher kommen ſoll?

dieſes Buches ausgebeten, welcher ſich in der Vorrede zu dem vierten Bande nennen dürfte, und den wir hier, weil wir ſeine Erlaubniß noch nicht dazu erhalten haben, vor jezt noch verſchweigen: Wiewohl wir völlig überzeugt ſind, ſein Name, der dem Vaterlande ſchon lange als Schriftſteller und Staatsmann gleich ehrwürdig iſt, werde der Erwartung und den Wünſchen des Publikums nach allen Rückſichten entſprechen. / Bern, am 10ten April. 1786.

---

4) Nachricht die *Oeuvres de Voltaire* betreffend.

Acht Bände der zweyten Lieferung von den Oeuvres de Voltaire als Tome 12. 20. 21. 22. 25. 26. 27. und 28. die wir einſtweilen im vorigen Monate abgeſandt haben, werden nun in den Händen derjenigen ſeyn, die auf die zweyte Lieferung pränumeriret haben. In allem haben wir bis jezt Ein und dreyſſig Alphabete geliefert; die zur Ergänzung der zweyten Lieferung noch fehlenden neun Alphabete aber liegen ſchon größtentheils bereit, um im Monat May hier oder in der bevorſtehenden Oſtermeſſe, gegen Vorausbezahlung von zwey Louisd'ors auf die dritte Lieferung, ausgegeben zu werden. Unbillig kann und wird dieſe Bedingung niemand finden, wer ſich zu erinnern beliebt, daß Vorausbezahlung von Lieferung zu Lieferung einer der vorzüglichſten Punkte des zwiſchen unſern Subſcribenten und uns geſchloſſenen Contrakts iſt; wer ferner Begriffes genug von dem Umfange der zu einem Unternehmen dieſer Art erforderlichen Koſten hat, um einzuſehen, daß wir nicht im Stande geweſen wären, den Preis dieſer Ausgabe faſt unter das Verhältniß von Papier und Druck herunter zu ſetzen, wenn wir nicht hierbey auf die unentbehrliche Unterſtüzung des Vorausbezahlens gewiſſe Rechnung gemacht hätten; wer endlich

lich billig genug denkt, zu überlegen, daß die Erfüllung der versprochenen Bedingungen auf unserer Seite uns auch ein Gleiches von Seiten der Subscribenten zu erwarten berechtigt, mithin keinem von beyden Theilen freystehe, hierunter eine einseitige Aenderung zu treffen. So sehr nun diejenigen, welche die Zahlung zu der bestimmten Zeit entrichten werden, Ursache hätten unzufrieden zu seyn, wenn wir von der Geschwindigkeit des Drucks nachlassen, und etwa künftig von Messe zu Messe nur etwa vier bis sechs Bände liefern wollten; eben so wenig können die saumseligen Vorausbezahler (und es giebt deren, die sogar noch mit Bezahlung der zweyten Lieferung zurückstehen) auf den Genuß derjenigen Vortheile Anspruch machen, die nur den pünktlichen Unterstützern dieses Unternehmens gebühren. Wir müssen vielmehr die Nichtentrichtung der vorauszubezahlenden Termine für einen Wink aufnehmen, daß es dergleichen Subscribenten und ihre Collecteurs mit der Fortsetzung des Werks wie mit einem jeden andern ordinären Buch gehalten wissen wollen, das erst dann bezahlt wird, wenn es fertig ist. Sich selbst werden es also diese Herren zuzuschreiben haben, wenn wir uns in Ansehung des Preises nach dieser Voraussetzung richten, und ihnen die zur gesetzten Zeit nicht pränumerirten obgleich unterzeichneten Exemplare nach Ladenpreis anrechnen, auch die Bände alsdann nicht eher als bis eine Lieferung vollständig ist, gegen Zahlung ausliefern. Denn Nachzahlung kann unmöglich für Vorausbezahlung gelten.

Gotha, den 16. März 1786.

Ettingersche Buchhandlung.

---

5) Wolfs, sechs leichte Clavier-Sonaten.

Der Herr Kapellmeister Wolf allhier ist gesonnen sechs leichte Klavier-Sonaten auf Subscription herauszugeben.

Er

Er bittet Freunde und Gönner gegen zehn Procent ſich für dieſes Werk gütigſt zu intereſſiren, und Subſcription darauf zu ſammeln. Da die Sonaten aber nicht eher gedruckt werden können, bis die gehörige Anzahl Subſcribenten beyſammen iſt: ſo erſucht er jeden ſeiner Freunde, die Namen derer, ſo ſich geneigt zu unterzeichnen belieben möchten, längſtens gegen Johannis d. J. hierher an ihn zu ſenden. Der Subſcriptions-Preis iſt zwölf Groſchen in Louisd'or zu 5 Rthlr. Man kann das Geld entweder gegen Michaelis voraus-, oder nach Belieben erſt nach Empfang der Sonaten bezahlen. Weimar, den 24ſten April 1786.

---

6) **Allgemeiner Europäiſcher Contoriſt**, darinnen von allen europäiſchen Handlungsplätzen, in alphabetiſcher Ordnung, alle zu wiſſen nöthige und nützliche Handlungs-Nachrichten, nämlich: von der auf jedem Platz eingeführten Art zu handeln, den vornehmſten daſelbſt beſtehenden Handlungshäuſern, Fabriken und Manufacturen; Handlungs-Anſtalten; die auf jedem Platz courſirende Gold- und Silber-Sorten, Wechſelvaluta und Wechſelcourſe, die öffentliche Handlungsgeſellſchaften und Banquen; die Wechſelgebräuche, Uſo, Acceptationen, Zahlungen und Proteſte; die Concurs- und Fallitenordnung, Mäklerordnung, Zoll- und Abgabentariffe; die auf jedem Platz gewöhnlichen Preiſe von Waaren; die Transport- und Speditionseinrichtung zu Waſſer und zu Lande; das auf jedem Platz eingeführte verſchiedene Gewicht; das Ellenmaas, das flüßige Maas, das Getraidemaas; die Entfernung eines Handlungsplatzes von verſchiedenen andern, und die gewöhnliche Reiſeroute dahin, die Einrichtung des Poſt- und Botenweſens, die beſten Gaſthöfe; Nachrichten von denen auf einem oder andern Platz beſtehenden Meſſen und Märkten einzuführen verbotenen Waaren und Contrebande u. ſ. w. gründliche und aus

zuver-

zuverläſſigen Quellen geſchöpfte, auch meiſt aus eigener Correſpondenz berichtigte Nachrichten mitgetheilet werden.

Es wird jedem Kenner, nach dem hier gelieferten ausführlichen Titel dieſes veranſtalteten Werkes, ſogleich ſelbſt einleuchten, daß noch kein ähnliches, das mit ſolcher Vollſtändigkeit als das gegenwärtige ausgearbeitet wäre, wirklich vorhanden ſey, und daß alſo der Handlung mit Herausgabe deſſelben ein wichtiger Dienſt geleiſtet werde, da es das Reſultat vieljähriger in dieſem Fache erworbener Kenntniſſe und Erfahrungen iſt. Man nehme einen Kauſe, einen Accarb, Roth und andere mehr für ſich, und prüfe ihren Werth und Inhalt gegen dieſes Werk, ſo wird jeder unpartheyiſche den Vorzug des gegenwärtigen bald einſehen, und erkennen, daß dadurch endlich dem Publico ein Werk in die Hände geliefert wird, das allgemein brauchbar iſt, und ſeinem Endzweck vollkommene Gnüge leiſtet.

Ein auffallender Mangel aller bisherо erſchienenen ähnlicher größern Werke iſt wohl dieſer, daß man darin nur von den vornehmſten europäiſchen Handlungsplätzen Nachricht findet, von andern beträchtlichen Handlungs- und Fabrik-Plätzen aber keine Auskunft erhält; wodurch dem ſpekulirenden Kaufmann manche vortheilhafte Ausführung ſeiner Entwürfe erſchweret wird; in dem gegenwärtigen Werke ſoll alſo auch dieſem Mangel vorzüglich abgeholfen werden.

Die Herausgabe des Werks wird ſo veranſtaltet, daß die bevorſtehende Leipziger Michaelismeſſe der erſte, und in der Oſtermeſſe 1787. der zweyte Band in groß Quarto auf ſchönem Papier, und mit neuen Lettern ſehr correct abgedruckt, geliefert werden ſoll.

Um

Um die Anſchaffung dieſes wichtigen Werkes zu erleichtern, wird von jetzo an in der unterzeichneten Buchhandlung auf den erſten Band zwey Thlr. ſechs Gr. in Louisd'or à 5 Thlr. Pränumeration angenommen, und bey Ablieferung deſſelben auf den zweyten Band wiederum zwey Thlr. ſechs Gr. bezahlet; der gewöhnliche Ladenpreis wird von jedem Bande drey Thlr. ſeyn. Die Namen der Hrn. Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Die Herren Liebhaber können, mehrerer Bequemlichkeit halber, bey jeder anſehnlichen Buchhandlung, ſo ihnen am nächſten iſt, pränumeriren, und von derſelben die Exemplare bekommen.

Erinnerungen, Erläuterungen, Bemerkungen Nachrichten, wenn ſie gründlich und zuverläſſig ſind, und documentirt werden können, werden mit dem verbindlichſten Dank angenommen, nur müſſen dergleichen Beyträge vor dem erſten Julii dieſes Jahres eintreffen.

Von Seiten des Herausgebers wird übrigens weder Mühe noch Fleis geſparet werden, um das Werk in einer ſolchen möglichſten Vollkommenheit aus ſeinen Händen zu liefern, als es die Wichtigkeit deſſelben erfordert, ſo wie er auch für die äuſſerſte Genauigkeit in Abdruck der Zahlen und Rechnungsarten auf das ſorgfältigſte bedacht ſeyn wird, um dem Werke auch in Anſehung der Zuverläſſigkeit einen gründlichen Vorzug zu verſchaffen.

Briefe mit Anfragen und mit Pränumerationsgeldern beliebe man franco einzuſenden. Leipzig, den 16. März 1786.

Schwickerts Buchhandlung in Leipzig.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

May 1786.

I. Neue Bücher.

1) Geſchichte von Baiern für die Jugend und das Volk. Auf höchſtem Befehl ſeiner Kurfürſtlichen Durchlaucht herausgegeben von der Baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften München bey Johann Baptiſt Strebl. 1785. 2 Bände gr. 8.

Die baierſche Akademie der Wiſſenſchaften hat ſich ſeit ihrer Entſtehung die Aufnahme ihrer vaterländiſchen Geſchichte zum erſten, und vorzüglichſten Ziel ihrer litterariſchen Arbeiten geſezt, und, wie die Vorrede verſichert, die Schwierigkeiten großentheils gehoben, welche bisher auch den kühnſten Geiſt zurückſchreckten, wenn er den Beruf in ſich fühlte eine baierſche Geſchichte zu ſchreiben. Es fehlte nämlich nicht ſo viel an einem hinlänglichen Vorrath hiſtoriſcher Schriften; aber es fehlte deſto mehr an einer hinlänglichen Prüfung und Auswahl derſelben, an genau zuſammenhangender Verbindung der Begebenheiten, und die Geſchichte Baierns blieb bey allem ihrem Reichthume unbenutzt, wurde höchſtens von einzelnen Gelehrten ſchüchtern beſucht, und im Allgemeinen miskannt. Dieſem Mangel abzuhelfen hat die Akademie nicht nur die Monumenta Boica veranſtaltet, ſondern ſo wohl durch hiſtoriſche zweckmäſige Preisfragen als durch eigene Arbeiten, welche theils in den Bänden der akademiſchen Abhandlungen, theils noch

ungedruckt im Archive vorhanden sind, sich sorgfältigst bestrebt das dunkle aufzuklären, das wesentliche vom blos episodischen, das blos wahrscheinliche vom unverläßlichen zu trennen, und auf diese Weise die einzelnen Bruchstücke und Theile zu sammeln, woraus einst, wie lange die Absicht war, ein wohlgeordnetes Gebäude hervorkommen sollte.„ Dieß Gebäude steht nun da, und niemand wird ihm die Brauchbarkeit und Schönheit abstreiten, die man von solchen Materialien, und einem Baumeister, wie der würdige Herr Prof. Westenrieder, erwarten konnte; einem Manne den man schon lange Zeit her gewohnt ist, die Gunstbezeugungen, die er von mehr als einer Muse erfähret, zum Besten seines Vaterlandes verwenden zu sehen. Unstreitig ziert das gegenwärtige Werk den bisherigen rühmlichen Bemühungen desselben die Krone auf, und macht nicht nur seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, seinen geläuterten Grundsätzen, und seinem feinen Geschmacke, sondern selbst auch seiner Freymüthigkeit Ehre, wenn man den Stand des Verfassers mit den gegenwärtigen Zeitumständen seines Vaterlandes in Anschlag bringt. Man wird aus eben diesem Grunde um so viel geneigter seyn die Erscheinung dieser Geschichte als eine glückliche Vorbedeutung für jenen ansehnlichen Theil unsers teutschen Vaterlandes anzusehen; und wenn wir diesem Buche besonders in Bayern und unter dem dortigen Klerus viele Leser, dem Herrn Verfasser Gesundheit und Muße zu ferneren ähnlichen Unternehmungen, und der bayerschen Akademie ewige Fortdauer wünschen, so glauben wir alle Gutgesinnten auf unsrer Seite zu haben.

---

2) Gartenkalender auf das Jahr 1786. herausgegeben von C. C. L. Hirschfeld. Fünfter Jahrgang. Kiel beym Herausgeber.

Man

Man hat zur Empfehlung dieſes Jahrganges alles geſagt, wenn man ihm das verdiente Zeugniß giebt, daß er ſeinen Vorgängern an Werth und Reichthum des Inhalts nichts nachgiebt. Die ſtehenden Artikel: Gartenlitteratur von 1788 und [illegible]; Neuſte Gartenberichte aus verſchiedenen Ländern aus neuen Reiſebeſchreibungen und Briefen, kleine Abhandlungen und Aufſätze, und vermiſchte Gartenna hrichten, enthalten Anzeigen und Beurtheilungen der vorzüglichſten neuen Schriften aus dem ganzen Umfange der Gärtnerey, Beſchreibungen einer großen Menge ausländiſcher Bäume, Blumen und Früchte, nebſt Anweiſungen über den Nutzen, Gebrauch, und die Behandlungen derſelben, nützliche Vorſchläge, intereſſante Bemerkungen, neue und wenig bekannte Entdeckungen aus allen Fächern der Gartenkunſt u. ſ. w. Der bisherige Artikel Beſchreibung von Gärten wird im gegenwärtigen und allen folgenden Jahrgängen durch einen Neuen erſetzt, der unter der Rubrike Fortgänge und Veränderungen des Gartengeſchmackes einen fortgehenden Nachtrag zu der Theorie der Gartenkunſt des Herrn Herausgebers liefern wird, und ſich über alles ausbreiten ſoll, was auf die Erweiterung, Veredlung und Beurtheilung des Gartengeſchmacks in und auſſer Teutſchland Bezug hat. Das große Titelkupfer, das den Gartenkalender diesmal anſtatt der Monatskupfer ziert, ſtellt Barrington, den Landſitz der Gräfin Talbot in Glouceſterſchire, vor. „Die Architektur des Landhauſes, die Lage der Gegend und die Anordnung des Parkes wovon hier ein Theil erſcheint, vereinigen ſich ein ſchönes Landgemählde zu vollenden, daß ſich jedem verſtändigen Auge ſelbſt erklärt.„

---

3) Charaktere und Sittengemählde aus der teutschen Geschichte des Mittelalters. Mit Nachrichten die deren Aufzeichner betreffen von D. H. Hegewisch Professor zu Kiel. Erste Sammlung. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1786. 236 S. 8.

Herr Prof. Hegewisch liefert hier Nachrichten von eilf teutschen Geschichtschreibern des Mittelalters, und Auszüge aus neuen derselben. Die Namen dieser Männer sind Eginhard, der Mönch von St. Gallen Ruhard, Theganus, Regino, Wittekind, Ditmar, Tangmar, Wippo, Lambert von Aschaffenburg und Bruno. Die Wahl der Fragmente aus ihren Schriften ist vollkommen zweckmäßig, und gewährt eine eben so angenehme als unterrichtende Unterhaltung. Diejenigen, denen daran gelegen ist mit dem Geiste des für die Geschichte unsrer religiösen und politischen Mißbräuche besondere merkwürdigen Mittelalters bekannt zu werden, dabey aber entweder keine Muße oder keine Lust haben die freylich etwas trüben Quellen selbst aufzusuchen, werden dem Hrn. Verfasser für seine rühmliche Arbeit Dank wissen, und der Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehen.

II. Ankündigungen.

1) Eine Handausgabe von Luthers Schriften.

Daß Luther durch seine Schriften nicht nur sein sondern auch künftige Jahrhunderte aufgeklärt, ist bekannte Sache. Das Resultat von dem, was er für Religion, Wissenschaften, Freyheit, und für das Wahre und Gute in allen Ständen gewirkt, liegt der Welt vor Augen: und hätte er auch weiter nichts gethan, als daß er den Fürsten Europens, die Unterthanen ihrer eignen Unterthanen geworden zu

seyn

seyn schienen, ihre wesentlichen Rechte wieder verschafft, Christenheit und Menschheit aus der schimpflichsten Sclaverey des Gewissenszwangs herausgezogen, und ihr das Recht des eignen Nachdenkens und Untersuchens, wieder zurückgegeben, so könnte er schon auf Dank und Erkenntlichkeit der Nachwelt den gegründetsten Anspruch machen. Daher werden auch seine Schriften, die diese Revolution bewirkt, allemal Achtung in und ausser der protestantischen Kirche verdienen. Niemand kann sie in die Hand nehmen, ohne sich mit dankbarem Herzen zu erinnern, daß durch sie, nach der Finsterniß vieler Jahrhunderte, ein schöneres und lichtvolleres Zeitalter begonnen: so wie es auch nicht abgeläugnet werden kann, daß sie in Betracht des großen Nutzens, den sie gestiftet, und noch stiften, dem guten Saamen gleichen, der zu allen Zeiten schöne Blüthen und Früchte bringt und treibt. Denn so wirds z. E. nimmer todter Buchstab bleiben, was Luther zuerst von den Gerechtsamen der Fürsten in geistlichen Sachen gelehrt hat: und mich dünkt, daß auch unser gegenwärtiges Zeitalter hievon ganz auffallende Beweise aufstellet.

Luthers Schriften sind oft und vielmals gedruckt, auch in ganzen Sammlungen, der Wittenbergischen, Jenaischen, Leipziger und Walchischen enthalten. Ich will diesen Sammlungen, besonders der Walchischen, ihr Verdienst nicht absprechen. Inzwischen hat auch eine vor der andern Mängel und Gebrechen: des unbequemen Formats und der allzugroßen Weitläuftigkeit nicht zu gedenken, da bald mehr oder weniger Schriften mit eingewebt sind, die auf die Geschichte des damaligen Zeitalters Beziehung haben, und Luthern nicht eigenthümlich zugehören. Daher kömmts, daß auch die Walchische Sammlung so voluminös worden ist, und dabey noch den Fehler hat, daß sie die Schriften nicht in chronologischer Ordnung, auch die lateinischen nicht in der

Schallow.

Eben der Sir John, eben der; ich erinnre mich noch, wie er vor der Thür des Collegii dem Schoggan ein Loch in den Kopf ſchlug, da er nur noch eine kleine Krabbe war, kaum ſo hoch, was ich ſage; und noch am nemlichen Tag ſchlug er ſich hinter Grays-Inn mit einem gewiſſen Samſon Stokfiſch einem Obſt-Händler herum, daß die Fezen davon flogen. O das närriſche Zeug das wir angegeben haben! Und wenn ich denke, wie viele von meinen alten Bekannten ſchon todt ſind!

Silence.

Die Reyhe wird an uns auch kommen, Vetter.

Schallow.

Gewiß, o das iſt gewiß, wahrhaftig, wahrhaftig; der Tod iſt, wie der Pſalmiſt ſagt, allen gewiß; alle Menſchen müſſen ſterben. Habt ihr ein hübſches Joch Ochſen auf dem Stamforder Markt verkauft?

Silence.

Meiner Treu, Vetter, ich war nicht dort.

Schallow.

Alle Menſchen müſſen ſterben, ja wol! Ey, lebt auch der alte Double noch in eurer Stadt?

Silence.

Er iſt todt, Sir.

Schallow.

Urſprache, ſondern in einer teutſchen und zuweilen ſchlechten Ueberſetzung liefert.

Ich habe mich daher entſchloſſen, eine Handausgabe von Luthers Schriften in gros Oktav zu veranſtalten, jedoch ſo und dergeſtalt, daß ſie nur die, ſo auf Entwickelung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs Beziehung haben, enthalten ſoll. Denn einen groſſen Theil der andern Schriften, z. E. die exegetiſchen, können wir für unſer Zeitalter, da wir in der Exegeſe ſeit Luthers Zeit, beſonders in den drey letzten Jahrzehenden, groſſe Vorſchritte gemacht, füglich entbehren: ob ich gleich durch dies Urtheil Luthers kritiſchem und exegetiſchem Gefühl und dem Commentar über die Geneſin und Galater von ſeinem Werth nichts entzogen haben will.

Ich hoffe, daß dieſe Handausgabe ſowohl dem Theologen, Hiſtoriker und Philologen, als auch dem Liebhaber der teutſchen Sprache willkommen ſeyn werde. Denn Luthers reiner, ungekünſtelter kraftvoller Stil verdient für ſein Zeitalter allemal Bewunderung: und Kenner der Sprache haben es längſt bemerkt, daß er Ausdruck, Wendung und Bildern allemal Original iſt, und bleibt. Dieſe Handausgabe gedenke ich folgender geſtalt einzurichten:

1) Es werden darin die vorzüglichſten Schriften Luthers, z. E. deſſen Streit- Lehrbücher und andere Volksſchriften, wodurch die groſe Revolution für Reinigung des chriſtlichen Lehrbegriffs und Gerechtſame der Fürſten in geiſtlichen Dingen bewirkt worden, nach Original-Ausgaben, (autographis) und zwar die teutſchen mit Beybehaltung der alten Rechtſchreibung, abgedruckt werden. Auf ſolche Weiſe wird ſich die Ausgabe durch kritiſche Treue empfehlen, und einen kritiſch betrachtet richtigern Text liefern, als er hie und da in den ſogenannten Tomis angetroffen wird. Ich kann dies Verſprechen um deſto leichter bewirken, weil die hieſige Herzogliche Bibliothek eine ſehr vollſtändige Samm-

lung

lung von Original-Ausgaben Lutherischer Schriften in sich faßt, und ich schon dafür Sorge getragen, daß ich die, so etwa noch fehlen, aus den angesehensten Bibliotheken Teutschlands erhalten kann.

2) Ich werde auch bey dieser Handausgabe, nach der mir gnädigst ertheilten Erlaubniß, das hies. Herzogl. Sächs. Archiv zu Rathe ziehen. Denn so werde ich z. E. die Schmalkaldischen Artickel nach dem Original im vorgedachten Archiv liefern, mit diplomatischen Zeichnungen der Namens-Unterschriften der Theologen, so solche unterzeichnet. Die Varianten von Luthers erstem Druck sollen unter den Text aufgenommen werden.

3) Sowohl die teutschen als lateinischen Schriften Luthers sollen, jede in ihrer Originalsprache, in chronologischer Ordnung folgen. Das letzte ist um deswillen nöthig, damit man dadurch in Stand gesetzt werde, zu sehen, wie sich die Ideen nach und nach aus Luthers Seele hervorgesponnen, und von Zeit zu Zeit immer mehr Licht, Bestimtheit und Vervollkommnung erhalten haben.

4) In der Vorrede eines jeden Bandes wird eine historisch-litterarische Nachricht von denen darin enthaltenen Schriften, deren Veranlassung, Inhalt, erste Ausgaben u. s. w. gegeben werden. Die Schriften selbst aber sollen jede mit einem besondern Titel im Druck erscheinen, theils daß der Leser dadurch Ruhepunkte gewinne, theils weil diese Einrichtung des Drucks dem Auge einen bessern Blick gewähren wird, als wenn teutscher und lateinischer Text unmittelbar auf einander folgen würde.

5) Der Titel eines jeden Bandes soll mit dem Brustbild der zu damaliger Zeit lebenden Reformatoren, z. E. eines Luthers, Melanchthons, Erasmus, Zwingels u. s. w. von der Hand eines guten Meisters, nach einer authentischen Zeichnung gestochen, gezieret werden.

6) Dieſe Handausgabe wird etwa ſechs oder acht Bände in gros Oktav, jeder ohngefähr drey Alphabet ſtark, betragen. Dem letzten Band ſoll nicht nur ein brauchbares Regiſter, ſondern auch ein Verzeichniß von Luthers Originalſchriften beygefüget werden, die von 1517-1546 herausgekommen ſind. Die ſchöne und beträchtliche Sammlung der hieſ. Herzogl. Bibliothek wird hiebey zum Grunde gelegt, und was ihr fehlt, ſoll theils aus andern ſchon gedruckten Sammlungen, theils aus öffentlichen und Privatbibliotheken ergänzt werden: ſo daß dies Verzeichniß alle andere an Genauigkeit und Vollſtändigkeit übertreffen ſoll.

7) Sowohl Papier als Druck, zu welchem neue ſcharfe Lettern genommen werden ſollen, werden dieſe Ausgabe empfehlen.

8) Die Varrentrapp Sohn und Wennerische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn wird dieſe Handausgabe von Luthers Schriften auf Subſcription drucken laſſen. Sie verlangt 10 gr. für das Alphabet, den Louisd'or zu 5 Rthl. Dagegen verſpricht ſie die Exemplare frachtfrey bis Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg zu liefern. Auch wird ſie denen, ſo 10 Subſcribenten anmelden, das 11ſte Exemplar frey folgen laſſen.

9) Die Subſcription ſteht bis zur Michaelis-Meſſe d. J. offen, und findet Luther in und außer Teutſchland Freunde, die dieſe Handausgabe durch Subſcription unterſtützen, ſo ſoll in der Leipziger Oſtermeſſe 1787 der erſte Theil geliefert werden, und jede folgende Meſſe ein Band folgen. Die Namen der Subſcribenten werden vorgedruckt, es ſey denn, daß ſolches verbeten wird. Wer nicht ſubſcribirt, bezahlt nachher für das Alphabet 15 gr. in Golde.

In Weimar und hieſiger Gegend kann man bey dem Herausgeber unterzeichnen. Weimar, den 25 April 1786.

Georg Gottlieb Weber,
Stiftspred. an der Hauptpfarrk. zu St. Peter u. Paul.

---

2) Das

2) Das Hezel'ſche Neue Teſtament, mit vollſtändig-erklarenden Anmerkungen.

Wir ſetzen als bekannt voraus, wie vielen Beyfall die bisher herausgekommenen Theile des Hezel'ſchen Bibelwerks gefunden haben. Gründlichkeit, Unpartheilichkeit und Deutlichkeit habens ſeines Beyfalls fähig und würdig gemacht. Da nun mit dem ſiebenten Theil die ſämmtlichen kanoniſchen Bücher des Alten Bundes vollendet ſind, und der Hr. Verfaſſer zu dem für Chriſten wichtigſten Theil der Offenbarung, dem Neuen Teſtament, ſchreiten will: ſo machen wir dieſes denjenigen, welche das Hezelſche A. T. noch nicht beſitzen und ſich wo nicht das A. T. doch wenigſtens deſſen neues Teſtament, welches ein ganzes Heer exegetiſcher Schriften-über N. T. entbehrlich machen dürfte, anzuſchaffen Luſt haben, nicht nur im voraus hierdurch bekannt, ſondern erbieten uns auch, um Ihnen die Anſchaffung dieſes Werks zu erleichtern, noch Subſcription auf daſſelbe anzunehmen, und denjenigen, welche binnen hier und Johannis 1786 ſubſcribiren, jede zwey Alphabet, deren Ladenpreiß 3 Rthlr. ſeyn wird, für 1 Rthlr. 8 Ggr. baare Bezahlung verabfolgen zu laſſen. Man kann nicht nur bey allen Buchhandlungen Teutſchlandes, ſondern auch bey den bisherigen Herren Collecteurs dieſes Bibelwerks ſubſcribiren. Wer auſſerdem zehn Subſcribenten ſammelt, bekommt, wie gewöhnlich, das eilfte ganz, und von fünfen das ſechſte halb, von zwanzigen zwey, von dreyſſigen drey Exemplare frey u. ſ. f. Der erſte Theil des Hezelſchen erklärten neuen Teſtaments, aus zwey Alphabeten beſtehend, wird g. G. zur Oſtermeſſe 1787 gedruckt erſcheinen, bis dahin alſo die Subſcriptionsgelder durch diejenigen Gönner, Freunde, oder Buchhandlungen, bey welchen man ſubſcribiret hat, nach Leipzig, an untenſtehende Buchhandlung, beſorgt ſeyn müſſen, wenn man ſich des Empfangs der gewünſch-

wünſchten Exemplare verſchont halten will. Lemgo, zur Leipziger Oſtermeſſe 1786.

Meyerſche Buchhandlung daſelbſt.

---

3) Leipziger Europäiſche Handlungszeitung.

Dieſe Europäiſche Handlungszeitung wird von allen in der Handlung von Europa ſich ereignenden Handlungsvorfallenheiten die zuverläßigſten und neueſten Nachrichten jederzeit mittheilen, indeme der Herausgeber auf allen europäiſchen Handlungsplätzen zu dieſem Ende einen ſorgfältigen Briefwechſel unterhalten wird.

Man wird alſo in dieſer Zeitung nicht allein die Handlungsneuigkeiten von den vornehmſten teutſchen Handlungsplätzen, als Hamburg, Leipzig, Frankfurt am Mayn, Bremen, Lübeck, Augſpurg, Nürnberg, Wien, Berlin, Frankfurt an der Oder, Breslau, Ulm, Heilbrunn, Cölln u. ſ. w. ſondern auch von allen andern auswärtigen groſſen Handlungsplätzen, von Amſterdam, Rotterdam, Londen, Paris, Lyon, Bourdeaux, Cadix, Lißabon, Copenhagen, Stockholm, Riga, Danzig, Petersburg, Venedig, Trieſte, Mailand, Genua, Livorno u. ſ. w. jederzeit genau und richtig angezeigt finden.

Unter dieſen Handlungsneuigkeiten iſt alles begriffen, was nur die Handlung intereſſirt, als:

Verordnungen, die in Handlungsſachen ergehen.

Neue Etabliſſements, die auf einem Handlungsplatz vorkommen.

Fallimente, die ſich ereignen.

Die Veränderungen der Waarenpreiſe.

Die Veränderungen der Wechſelcourſe.

Die Veränderungen der Geldcourſe.

Die Preiſe der öffentlichen Staatspapiere.

Die

Die Getraidepreiſe.

Die Etabliſſements neuer Fabriken und Manufakturen.

Nachrichten vom Transport- und Spedizionsweſen.

Neue oder veränderte Poſt- und Botenanſtalten.

Nachrichten von vorgehenden Veränderungen, in Anſehung der Zölle und Abgaben.

Oeffentliche Verkaufungen.

Berichtigung der Kenntniß einzelner Artikel in der Waarenhandlung.

Fingirte Berechnungen, wie verſchiedene Waaren zu beziehen.

Anzeigen der neueſten Bücher, ſo über die Handlung herauskommen.

Aufſätze über Handlungsgegenſtände.

Vorſchläge zum Beſten der Handlung.

Todesfälle und Separationen und neue Societäten u. ſ. w.

Es kann alſo bey dieſen ſo reichhaltigen Gegenſtänden der Zeitung nie an Stoff und auch nie an Leſern, die gerne was nützliches und gründliches, und doch dabey neues leſen, fehlen, und ſie wird nicht allein für jeden Kaufmann, ſondern auch für jeden andern, er mag Staatsmann, Finanzier, Cameraliſt, und Beamter ſeyn, jederzeit eine nützliche Lectüre ſeyn.

Von dieſer Zeitung wird jede Woche, und zwar allemal am Dienſtage, ein ganzer Bogen, in groß 8. auf ſchön weißes Papier geliefert werden.

Ohnerachtet der bey einem ſolchen Werke erforderlichen koſtſpieligen Correſpondenz, ſoll dennoch der Jahrgang nicht mehr als zwey Thaler koſten.

Zu jedem Jahrgang wird ein Regiſter geliefert, daß man es auch als ein Buch zum Nachſchlagen gebrauchen kann.

Mit

Mit dem Erſten Julii dieſes Jahres wird auch das erſte Stück dieſer Zeitung ausgegeben, und ſodann damit in behöriger Ordnung fortgefahren werden.

Die Herren Liebhaber belieben ihre Pränumeration an die endesſtehende Buchhandlung zu leiſten, die auswärtigen aber an die hieſige löbliche Zeitungsexpedition ſich zu verwenden, oder auch jeder an das löbl. Poſtamt an dem Orte ſeines Aufenthalts, oder bey der Buchhandlung, ſo ihm am nächſten liegt, ſich zu addreſſiren, und ſeine Beſtellung zu machen, und ſodann aller genauen und richtigen Zuſendung ſich verſichert zu halten. Leipzig den 16 März. 1786.

Schwickerts Buchhandlung daſelbſt.

---

4) Rechts-Catechiſmus für die Preuſſiſchen Staaten.

Religion und Polizey ſind die Stützen eines jeden Throns; ſie machen den Weltbürger glücklich. Wie kann er ſich aber zu dieſer Glückſeligkeit hinauf ſchwingen, wenn er die Geſetze der einen oder der andern nicht kennet? Die Theologen unterweiſen die Kinder ſchon frühzeitig in der Religion: aber der Tempel der Gerechtigkeit bleibt den Layen verſchloſſen; nur die Rechtsgelehrten dringen in das Allerheiligſte: und doch wär es jedem Weltbewohner ſehr nöthig, zu wiſſen, was in dem Staat, in welchem er lebt, Recht und Unrecht iſt. Wie viele Proceſſe würden dadurch unterbleiben?

Unwiſſenheit des Rechts bringt die Fehltritte gegen daſſelbe, und dieſe die meiſten Proceſſe hervor. Hebt man dieſe Urſach: ſo muß der Erfolg nothwendig, wo nicht aufhören, doch verringert werden.

Durch einen Catechiſmus werden dem Gehirn des dickgeſcheidelten Bauerjungen die ſogar die Vernunft überſteigende Grundſätze des Glaubens eingeprägt: ſollte dem Bürger und Bauer nicht auch das ſo leicht faßliche, mit der

Vernunft ſo nahe übereinſtimmende Recht beygebracht werden können? Wird die Materie zu einem Rechts-Catechiſmus mit Ueberlegung ausgewählet: ſo kann man durch einen ſolchen auch den unſtudirten Menſchen zum ehrlichen Mann und guten Bürger des Staats bilden.

Zu dieſem Ende habe ich einen Rechts-Catechiſmus für die Preußiſchen Staaten, in denen ich ein Mitbürger zu ſeyn das Glück habe, ausgearbeitet, dem Druck bereits übergeben, und zu Ende des Maymonats wird er fertig ſeyn. Ich werde mich eines zweckmäßig populären und doch beſtimmten Vortrags bedienen, und dem unſtudirten Leſer die Geſetze und den Rechtsgang, welche ich ſo kurz als möglich aus dem Corpore Conſtitutionum und dem neuen Codice Fridericiano ausziehen werde, in leicht faßlichen Rubriken bekannt machen, und ihn in Stand ſetzen, daß er ſein richtiges Atqui und Ergo ſelbſt machen, und ſich hüten könne, das Recht Anderer zu kränken, Hülfe ſuchen lerne, wenn ihm ſein Recht von Andern gekränkt wird, und es nicht für gekränkt halte, wenn es nicht wirklich iſt.

Das Werk wird nicht unter zwölf gedruckten Bogen ſeyn, vielleicht aber höher heran wachſen. Da es eins der ſchwerſten und mühſamſten iſt: ſo wollte ich mich gern für Schaden und Nachdruck hüten, und ſchlage alſo den Weg der Pränumeration und Subſcription ein. Der Pränumerationspreis iſt 12 Groſchen, der Subſcriptionspreis 14 Groſchen. Die Namen der Pränumeranten und Subſcribenten werden dem Werke vorgedruckt.

Diejenigen, welche pränumeriren oder ſubſcribiren wollen, können ſich im von Saſſerotſchen Hauſe auf der Franzöſiſchen Straße in Berlin melden, und erhalten einen Schein. Sind es Auswärtige, ſo machen ſie die Briefe frey.

Auch ersuche ich auswärtige Postämter und Buchhandlungen, die Pränumerationen und Subskriptionen anzunehmen, und bald an mich einzusenden. Wer 9 Exemplarien nimmt, bekommt das 10te frey, oder von der Einnahme an Gelde 10 Procent.

Auswärtige Zeitungsexpeditionen werden mich verbinden, wenn sie diesem Avertissement einen Platz in ihren Blättern gönnen und die Kosten vom Postamte verlegen lassen, da ich solche dem hiesigen bey Erhaltung der Zeitung vergüten werde. Berlin, den 25sten Marz 1786.

J. W. F. Fh. von Archenholz,
Königl. Pohln. Scheimerrath.

---

5) Lasius, über die Gebirgsarten des Harzes.

In den Jahren 1784 und 1785 habe ich eine topographische Carte vom Harze entworfen, und da ich meiner Vermessungen halber jeden Berg betreten mußte, konnte ich diese Gelegenheit sehr leicht dahin benutzen; es mir zu einem angenehmen Nebengeschäfte zu machen; meine Neigung zum Studio der Naturgeschichte des Mineralreiches, hauptsächlich der Gebirgslehre, zu befriedigen, und auf die Gebirgsarten des Harzes, und die Umstände worunter solche vorkommen, genau acht zu haben. Auf diesen meinen Wegen fand ich manches interessante, welches ich durch gütige Unterstützung einer Hochwohlgebohrnen Berghauptmannschaft nur noch besser zu benutzen angetrieben wurde, und erhielt ich also die schönste Gelegenheit, mir eine vollständige systematische Suite der Gebirgsarten des Harzes zu samlen, die etwas über hundert Exemplare enthalten wird.

Beydes, sowohl die Liebhaberey an schönen und sauberen Carten, als auch der Beyfall womit das die Naturforschung von Tag zu Tag immer mehr schätzende Publikum die Bemühungen des Herrn Hofraths Charpentier zu Freyberg, und nachher die des Herrn Bergsecretair Voigt zu Weimar durch ihre Lieferungen von Gebirgarten, und deren mineralogische Beschreibungen aufgenommen hat, verspricht mir von den Liebhabern der Naturgeschichte des Mineralreiches, einen gleichen Dank zu verdienen, wenn ich sie mit den so sehr interessanten und wichtigen Harzgebirgen näher bekannt mache, und ihnen meine

Beobachtungen über die sämtlichen Gebirgsarten des Harzes, nebst einer genauen petrographischen Carte vom Harzgebirge und deren Erklarung,

auf

auf etwa 12 Bogen in 4to auf großem holländiſchem Papier vorzulegen mich erbiete.

Ein Freund meiner Arbeit, der, wenn ich ihn nennen würde, dem Publikum gewiß als genugſamer Kenner bekannt iſt, um ſie beurtheilen zu können: Der mich immer gern unterſtützete, wenn ich ſeinen Rath ſuchte, wird eine befriedigende Vorrede dazu geben; und die Carte von einem der beſten teutſchen Kupferſtecher geſtochen werden.

Da ich keine Koſten ſcheuen werde der Carte alle mögliche Genauigkeit und Schönheit zu geben, auch ſolche auf ſtarken holländiſchen oder franzöſiſchen Royalpapier abdrucken laſſe, und darauf die Gebirgsart die in einer Gegend am häufigſten ſich findet, durch ſauberes Illuminiren anzeige, ſo kann ich es mit Gewißheit verſprechen, daß ſie den beſten jezt bekannten ſauberſten und genaueſten Carten ſoll können an die Seite geſetzet werden.

Der Maasſtab nach welchem 2000 Calenbergiſche Ruthen 5 Zoll auf dem Papier ausmachen, wird die Carte eine Höhe von 23 Zoll, und eine Breite von 28 Zoll geben, alſo groß genug ſeyn, um die genaue Figur der Berge, und überhaupt alles darauf anzudeuten, was Liebhabern genauer Carten intereſſant ſeyn kann. Die Carte wird daher einer gedoppelten Abſicht entſprechen, und bloß als Carte betrachtet, ohne Rückſicht auf die petrographiſche Illuminirung auch für den Geographen brauchbar ſeyn: alſo ein mehreres leiſten, als die ſehr kleinen Maasſtäbe der bekannten petrographiſchen Carte von Churſachſen, und der vom Hochſtift Fulda, zulaſſen konten, die freylich für ihre beſondere, und bloß petrographiſche Abſicht, groß genug gewählet waren.

Die Sammlung der ſämtlichen Gebirgsarten des Harzes, in einer vollſtändigen ſyſtematiſchen Suite, welche denen Liebhabern zu liefern ich hiermit mich erbiete, wird weit über hundert Exemplare enthalten, deren jedes, bey etwan 8 Cubikzoll Größe, durchgehends friſchen Bruch hat, und verſpreche ich ſolche überhaupt ſo intereſſant als möglich anzuordnen.

Ich hoffe daß dieſes Anerbieten denen, welche ſowohl die neuerlich von Herrn Bergſecretair Voigt gelieferte, als auch andere Samlungen von Gebirgarten beſitzen, nicht anders als willkommen ſeyn wird, um ihre Samlungen durch dieſe Suite der Gebirgarten des Harzes, ſo ſich gewiß noch in äuſſerſt wenigen Cabinetten ſo vollſtändig findet, erweitern zu können, um ſolche entweder zwiſchen ein zu ordnen, oder als eine vollſtändige Localſamlung abgeſondert aufzubewahren.

Je-

Schallow.

Iſt er todt? Seht doch, ſeht doch; er ſpannte einen guten Bogen; und iſt er todt? Er war ein guter Bogenſchüze. John von Gaunt mochte ihn wol leiden, und wettete viel Geld auf ſeinen Kopf. Todt! Er ſchoß euch auf zweyhundert und vierzig Schritte das Centrum heraus, daß es eine Luſt war zuzuſehen -- Was gilt izt die Mandel Schaafe?

Silence.

Darnach ſie ſind; eine Mandel gute Schaafe mag izt ſieben bis acht Pfund werth ſeyn.

Schallow.

So iſt der alte Double todt!

Vierte Scene.

Bardolph und der kleine Lakay zu den Vorigen.

Silence.

Hier kommen zween von Sir John Falſtaffs Leuten, denk' ich.

Schallow.

Guten Morgen, mein werther Herr.

Jeder Liebhaber der Mineralogie, kann ſich mit Briefen gerade an mich wenden: Nur bitte ich, daß die Beſtellungen ſo bald als möglich eingehen mögen, und keine länger ausſtehenbleiben als bis höchſtens zum Ende des kommenden Julius-Monathes.

Die Zeit in welcher der Stich und Abdruck der Carte vollendet werden kann, wird nicht ehender als mit Ende des jetztlaufenden Jahres einfallen können: Dann überkommt das Cabinetchen ſorgfältig eingepacket und numeriret, nebſt dem Buche und der Carte zuſammen.

Der Preis für ein ſolches Cabinetchen, nebſt Buch und Carte, iſt drey alte Louisd'or. Es kann aber keine Beſtellung als gültig und ernſtlich angeſehen werden, der nicht die Hälfte des Preiſes beygeſchloſſen iſt. Wer aber alles bey der Beſtellung pränumeriren will, erhält ſolches für Fünf vollwichtige Ducaten.

Diejenigen, ſo Buch und Carte allein verlangen, erhalten ſolches für 2 Reichsthaler Subſcription. Wer bloß die Carte beſtellet für 2 Rthlr. 12 Gr. den Louisd'or zu 5 Rthl. gerechnet, und hat letzterer die Freyheit die petrographiſche Illumination zu verbitten, und die Carte unter dem veränderten Titul einer topographiſchen Carte vom Harze zu verlangen.

Briefe und Gelder bitte ich Poſtfrey einzuſenden.

Wer es übernehmen will auf Buch und Carte, oder die Carte allein, Subſcribenten zu ſammlen, dem erbiete ich mich Zehn Procent für ſeine Mühe zu vergüten, oder ihm das 10te Exemplar frey zu geben.

Die Namen der Herren Beförderer meines Unternehmens, werden dem Buche vorgedruckt, wenn ſolches nicht ausdrücklich verbeten wird.

Hannover, im Monat März 1786.

Georg Sigismund Otto Laſius,
Churfürſtl. Braunſchweig-Lüneb. Ingenieur-Offizier.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Junius 1786.

I. Neue Bücher.

1) Ueber die Liebe des Vaterlandes. Von J. von Sonnenfels. Wien, mit von Baumeiſterſchen Schriften 1785. 223 S. 8.

Der wichtige Gegenſtand dieſer vortreflichen Abhandlung hat vor andern das Unglück gehabt, von dem groſen Haufen unſrer volkreichen Schriftſteller-Republik eine geraume Zeit her mißhandelt zu werden. In weſſen Andenken ſchwebt nicht die Epoche, wo man es in allem Ernſte in Proſa und Verſen darauf anlegte, den ſämtlichen Bürgern des h. r. Reichs teutſcher Nation den Patriotiſmus der alten Republikaner, und die Teutſchheit der alten Germannen in den Kopf zu predigen und ins Herz zu ſingen? Wie jede Ueberſpannung nothwendig Erſchlaffung nach ſich zieht: ſo wurde auch jene Periode der warmherzigen Patrioten von der gegenwärtigen der kaltherzigen Weltbürger abgelöſet; und die Loſung des Modetons hieß von nun an: „Wir haben kein „Vaterland mehr„ — Dem beſſeren Theile des leſenden Publikums, der dieſes ſchiefen Geſchwätzes überdrüßig, und von dem ſchlimmen Einfluſſe deſſelben überzeugt iſt, muß es daher um ſo viel erfreulicher ſeyn, wenn Patrioten im edelſten Sinne des Wortes auftreten, und von der Vaterlandsliebe mit der reifen Sachkenntniß und hinreiſſenden

Wärme ſprechen, die man nur von Virtuoſen, wenn ſie ſich über ihre Fächer ausbreiten, gewohnt iſt. Die gegenwärtige Schrift zeigt uns in der Vaterlandsliebe eine Quelle öffentlicher- und Privatglückſeligkeit, die urſprünglich aus der menſchlichen Natur hervorquillt, bey keinem Volke unter was immer für einem Zuſtande deſſelben ganz verſiegen kann, in der Beſchaffenheit der Länder, der Geſetze, der Regierungsformen, der Religionen u. ſ. w. mehr oder weniger Nahrung und Gedeihen findet, bey den heutigen kultivirten Nationen zwar nicht ſo ungeſtüm aber eben darum um ſo viel reiner als in der Vorzeit daherſtrömt, und von den Vätern des Vaterlandes, wenn ſie anders wollen, verſtärkt, und zu großen und wohlthätigen Zwecken geleitet werden kann. Der würdige Herr Verfaſſer hat ihren Gang und deſſen verſchiedene Modificationen mit hellem philoſophiſchen Blicke im unermeßlichen Felde der älteren und neueren Geſchichte verfolgt, ihre merkwürdigſten Erſcheinungen ausgehoben, und in einer lichtvollen Ordnung aneinander gereiht. Das Ganze iſt ſo gedrängt voll von Thatſachen, daß man ſagen möchte, man würde von Scene zu Scene fortgeriſſen: wenn man nicht mit angenehmer Gewalt durch die vielen und fruchtbaren Gedanken aufgehalten würde, die der V. oft auch nur durch die bloße Wahl und Stellung ſeiner Thatſachen veranlaſſet, und den Leſer ſelbſt mit Leichtigkeit und Vergnügen finden läßt. Bey mancher neuen Ausſicht, die gleichſam im Vorbeygehen der Geſetzgebung eröfnet wird, und bey heilſamen Wahrheiten, die faſt auf jedem Blatte mit eben ſo vieler Freymüthigkeit als Anſtand den Vätern und Dienern des Vaterlandes geſagt ſind, wird niemand, der die rühmliche Laufbahn des verdienſtvollen Mannes kennt — und welcher Teutſche kennt ſie nicht? — die Reſultate der geläuterten Grundſätze verkennen, die Sonnenfels als Schriftſteller, als öffentlicher

cher Lehrer, und als Rath ſeiner Monarchen bey jeder Gelegenheit geltend zu machen geſucht, und zum Theil wirklich geltend gemacht hat.

Von den vielen Verdienſten der Schreibart, durch welche ſich dieſe Abhandlung eben ſo ſehr als durch den Inhalt unter den übrigen Sonnenfelsiſchen Schriften auszeichnet, wollen wir nur dieſes bemerken, daß ſich der Hr. V. vorzüglich angelegen ſeyn ließ, die neologiſchen Inverſionen, die leider noch lange nicht aus der Mode ſind, ſo wie die gekünſtelte Nachläßigkeit, und das Holzſchnittmäßige des Styls zu vermeiden, und daß er Nachdruck und Numerus bey einer durchgängigen Klarheit des Vortrags hauptſächlich vor Augen hatte. Sichtbar iſt ſeine Sorgfalt für die Reinigkeit des teutſchen Ausdrucks. Sie war es allem Anſehen nach, die ihn verleitet hat, einige ungewöhnliche Worte aufzunehmen, die in einem Werke, das man ſonſt mit ununterbrochenem Beyfall und Vergnügen lieſt, ſo unangenehm auffallen, daß wir uns des Wunſches nicht entbrechen konnten, der Hr. v. S. möchte lieber ſeinen Privatüberzeugungen, (deren Gründe bey manchem dieſer Worte uns ſelbſt einleuchteten) als dem Eigenſinne des Sprachgebrauchs Gewalt angethan haben. In einer neuen Ausgabe werden auch dieſe kleinen Flecken verſchwunden ſeyn. Bey der gegenwärtigen iſt die im Jahre 1771 zuerſt erſchienene Abhandlung durch Erweiterung einzelner Hauptſtücke, und den Zuſatz eines neuen ſehr intereſſanten Geſpräches über den Einfluß der Religion auf die Vaterlandsliebe, über die Hälfte angewachſen. Wir glauben die Stimme des leſenden Publikums auf unſrer Seite zu haben, und durch manchen Anſchein vielverſprechender zum Theil noch unentwickelter Kräfte, die in dieſem Werke liegen, aufgefordert zu werden, wenn wir uns mit der Hofnung ſchmeicheln, daſs

ſelbe bey ſeinem nächſten Auftritte in der Welt noch einmal ſo groß gewachſen wiederzufinden.

---

2) Winke für gute Fürſten, Prinzenerzieher und Volksfreunde. Von Martin Ehlers, Profeſſor der Philoſophie zu Kiel. Erſter Theil. Kiel und Hamburg beym Verfaſſer und in Commiſſion bey Bohn 1786. 8.

Bey der großen Menge unberufener Aufklärer, welche über jeden Gegenſtand, der zur Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftiget, ſo lange und ſo viel unverdautes Zeug ſchwätzen, bis das Publikum von Ekel überwältiget, von der Sache ſelbſt nichts mehr hören will; und bey der noch größeren Menge wohlmeynender und aengſtiger Beförderer der alten Nacht, die allenthalben, wo ſie aufblickende Lichtſtralen der Wahrheit gewahr werden, einen betäubenden Feuerlermen erheben, und tauſend künſtliche Maſchinen in Bewegung ſetzen — gehört ein Buch, wie das gegenwärtige unter die ſeltenſten, wichtigſten, und jedem Menſchenfreunde höchſt willkommenen Erſcheinungen. Wer immer mit dem würdigen Herrn Verfaſſer das Ende gewiſſer für unſer Vaterland wenigſtens unnöthig gewordener Uebel wünſcht, über die es endlich unter uns ſo allgemein zur Sprache gekommen iſt; vorzüglich aber wem es ſein Poſten zur Pflicht macht, ſelbſt Hand ans Werk zu legen: dem ſind dieſe Winke gegeben, der wird ſie verſtehen, billigen, und dem menſchenfreundlichen Weiſen danken, von dem ſie herrühren.

Der gegenwärtige erſte Theil enthält fünf Aufſätze, wovon der erſte die wichtige Frage behandelt: wie weit es

dem

dem Volke zuträglich ſey aufgeklärt zu werden? Der zweyte entwickelt die höchſtgefährlichen Folgen, welche man in der proteſtantiſchen und griechiſchen Kirche in Rückſicht auf die Glückſeligkeit des Staats von unweiſen Toleranzeinrichtungen zu befürchten hat. Der dritte liefert einen Entwurf gewiſſer Glaubensartikel, zu welchen alle Religionspartheyen, die öffentliche Duldung und Religionsübung verlangen, in jedem wohleingerichteten Staate ſich feyerlich zu bekennen haben. Der Vierte entwirft ein allgemeines Glaubensbekenntniß, deſſen Annehmung man von jedem Staatsbürger, ohne der Gewiſſensfreyheit zu nahe zu treten, fordern kann, mit beſondern dazu kommenden Artikeln für chriſtliche Religionslehrer. Der Fünfte endlich giebt die Grundſätze an, nach welchen man die Duldung und den Werth der Ordensgeſellſchaften zu beſtimmen hat.

Die bloße Anzeige des Innhalts beweiſet ſchon, wie ſehr der Herr Verfaſſer die Bedürfniſſe der gegenwärtigen Zeit vor Augen gehabt habe. Im Verfolge des Werkes ſelbſt wird man nicht ohne Vergnügen gewahr werden, daß ihm keine der neueſten merkwürdigen Thatſachen entgangen iſt, die es für ſo manchen Gutgeſinnten unentſchieden laſſen, wohin es über kurz oder lang mit dem Gange unſrer ſogenannten Aufklärung kommen dürfte. Durch die fortwährende Rückſicht auf dieſe Thatſachen erhalten die mit eben ſo vieler Mäßigung als Freymüthigkeit vorgetragenen Erinnerungen, Warnungen, und Vorſchläge des Hrn. Verfaſſers wirkliche Brauchbarkeit, Gemeinnützigkeit und gegenwärtiges Intereſſe: und ſein Buch gehört in dieſer Betrachtung unſtreitig unter die wenigen Werke der kleinen Anzahl philoſophiſcher Köpfe, die ſich in die Angelegenheiten der höheren Gegenden der Spekulation, und in die der wirklichen Welt mit gleicher Leichtigkeit zu finden wiſſen.

Die geläuterten Grundsätze, die er allenthalben zum Grunde legt, sind zwar heut zu Tage bekannt genug (aber noch lange nicht so allgemein angenommen und gebraucht,) daß die Beleuchtungen, die sie bey jedem Anlaße in diesem Werke erhalten, nicht wenigstens für einen beträchtlichen Theil der Leser von vielem Nutzen seyn sollen. Die übrigen hingegen, welche an diesen Beobachtungen weniger Neues finden dürften, werden durch das viele vortrefliche schadlos gehalten, was über die noch immer allgemein genug theils bezweifelte, theils bestrittene Anwendbarkeit jener Grundsätze auf unsre gegenwärtigste Zeitbedürfnisse gesagt wird. Der Raum des Anzeigers erlaubt nicht, uns in eine nähere Beurtheilung der einzelnen Aufsätze besonders einzulassen. Wir erinnern hier nur noch, um einem leicht zu besorgenden Mißverständnisse vorzubeugen, daß es mit den von dem Hrn. Verf. vorgeschlagenen Glaubensartikeln und selbst dem allgemeinen Glaubensbekenntnisse keineswegs auf die Einführung eines allgemeinen Symbolums angesehen sey; und daß die im 3ten und 4ten Aufsatze enthaltenen Artikel nichts mehr und nichts weniger als allgemein anerkannte, aber genauer als gewöhnlich bestimmte, und den sophistischen Verdrehungen jesuitischer Schleichhändler entgegengesetzte Grundsätze aus dem Naturrechte und der Moral sind. Vielleicht würde der Hr. V. selbst die so sehr gemisbrauchten Ausdrücke Glaubensartikel und Glaubensbekenntniß vermieden haben, wenn ihm die Beschuldigung eines projektirten philosophischen Papismus, die Männern von seiner Denkungsart gegenwärtig immer lauter gemacht wird, damals schon bekannt gewesen wäre.

---

3) Choice of the best poetical pieces of the most eminent englisch Poets, published by *Joseph Re-*

Retzer Vol. IV. Vienna, printed for John David Noerling 1786.

Mit Vergnügen ſehen wir auch durch den gegenwärtigen Band unſern Beyfall gerechtfertiget, den wir dieſer ſchätzbaren Samlung bey Erſcheinung ihrer vorigen Bände zugerufen haben. Ohne alſo das geſagte noch einmal zu ſagen, können wir dieſer Anzeige nichts weiter hinzufügen, als daß die Liebhaber der engliſchen Litteratur, welche ſowohl die geſegnete Fruchtbarkeit des engliſchen Parnaſſes, als auch die ſeltene Bekanntſchaft des Herrn von Retzers mit den vorzüglichſten Produkten deſſelben in Erwägung ziehen, bey der Seltenheit und dem hohen Preiſe der engliſchen Bücher in Teutſchland ſehr gerne hören werden, daß die Sammlung mit dieſem Bande noch nicht geendiget iſt.

---

4) A. B. C. des Zeichners, von G. M. Kraus, H. S. W. Rath und Direktor der Fürſtl. freyen Zeichen-Schule in Weimar. Mit zehn Kupfertafeln. Leipzig, bey Göſchen. 1786. 8vo.

Dieß kleine Lehr- und Handbuch für Meiſter und Schüler iſt ſo zu ſagen ganz gediegene Praxis der Zeichenkunſt. „Man wählte von jeher — ſagt der Verf. in der Einlei„tung — bey Zeichen-Akademien und Schulen den menſch„lichen Leib, und die Verhältniſſe ſeiner Theile und Glie„der gegen einander, vor allen darum zum Anfange des Un„terrichts, weil er die vollkommenſten und feinſten Verhält„niſſe im Ebenmaaße hat, und der ſchönſten, edelſten For„men, ſo wie auch der mannigfaltigſten Veränderungen durch „ſeine Bewegung fähig iſt. Die Urſach aber warum junge „Leute nicht gern mit den Proportionen des Menſchen an„fangen, iſt hauptſächlich, weil ſie keinen leichten und rich-

„tigen Maasstab dazu in den Händen haben. Es fehlt ih„nen gleichsam das Gerüst, an dem sie ihren Menschen auf„bauen können. Meine Schüler also den kürzesten Weg zu „führen, habe ich diesen Bogen, welcher das Resultat mei„ner eignen und anderer guten Meister Theorie enthält, „als ein A. B. C. Buch des Zeichners für sie entworfen.„ Der Verf. geht nun in zehn kurzen Lectionen, deren jede durch eine Kupfertafel erläutert wird, die ganze Proportion des Menschen, von den einfachsten Linien an bis zur ganzen Figur durch; und wir müssen gestehen daß wir darin fast kein Wort zu viel, und in keinem Lehrbuche mehr praktischen Gehalt in reichere Kürze gedrängt gefunden haben als hier. Jeder Zeichenmeister wird es sicher mit Nutzen bey seinem Unterrichte brauchen können.

II. Anzeigen.

1) Ankündigung einer allgemeinen politischen Zeitung für alle Stände.

So sehr ich auch Ursache hatte zu hoffen, daß die seit dem 12. April d. J. in mehrern öffentlichen Blättern wiederholte Anzeige von der künftigen Einrichtung unsrer hiesigen (seit 1703 ununterbrochen fortgesetzten) politischen Zeitung, einige Erwartung zum Vortheil derselben veranlassen dürfte; so konnte ich mir doch nicht schmeicheln, gleich mit den ersten Wochen dieser Veränderung, selbst noch mitten im Vierteljahre, mit einem so lohnenden Zutrauen beehrt zu werden, als es bisher wirklich geschehen ist. Zwar muste mich der gütige Beyfall, den meine bisherige litterarische Versuche gefunden hatten, auch bey diesem Unternehmen einigen Erfolg in der Zukunft vermuthen lassen: aber dennoch berechtigte mich dies noch nicht, eine so rasche, thätige Beförderung

derung dieſes Geſchäftes zu erwarten; nachdem zumal öffentlich die offenherzige Erklärung vorhergeſchikt worden, daß ich bis Johannis d. J. auſſer der Benuzung meiner gewöhnlichen Korreſpondenz nur einen entfernten Antheil daran nehmen könnte.

Je angenehmer es alſo für mich iſt, die geringe Erwartung von der Aufnahme meiner erſten Zeitungsblätter ſehr weit übertroffen zu finden; je ſchmeichelhafter es ſeyn muß, daß z. B. Halberſtadt allein, (wo vorher lange keine Halliſche Zeitung war geleſen worden), 10 Exemplare, und verſchiedene Orte von ohngefehr 2 — 3000 Einwohnern 4 — 5 Exemplare ſeit der letzten Veränderung zur Lektüre bedürfen: deſto eifriger und deſto gewiſſenhafter muß auch auf meiner Seite mein Beſtreben werden, die Forderungen der Leſer nach allen Kräften zu befriedigen.

Inwieferne günſtige Lage und weitläuftige Verbindungen die Erfüllung meiner Verbindlichkeit erleichtern, kann man ſchon ohne mein Erinnern vermuthen, wenn ich hiermit die Verſicherung gebe, daß von beynahe 200 Freunden, die mich bisher theils wöchentlich, theils monatlich, theils auch noch ſparſamer mit ihren Briefen beſchenkt haben, mehr als die Hälfte Hofnung macht, mich theils wöchentlich, theils monatlich zum Beſten meiner Zeitung mit ſichern Nachrichten zu unterſtützen. Mehrere von dieſen thätigen Freunden haben die erwünſchteſte Gelegenheit, jede neue Begebenheit, auch auſſerhalb Teutſchland, einige ſogar auſſerhalb Europa, aus der erſten Quelle zu erfahren. Auf ſolche Weiſe kann man ſich leicht überzeugen, daß wir nie nöthig haben werden blos teutſche Zeitungsblätter zu kopiren. Eben ſo wenig dürfen wir beſorgen, ſelbſt bey einer allgemeinen politiſchen Ruhe in die Verlegenheit zu kommen, unſre Leſer mit weitläuftigen Erzählungen von den Fehden des Londner Parla-

Bardolph.

Ich bitte euch, wer iſt Junker Schallow, der Friedens-Richter?

Schallow.

Ich bin Robert Schallow, Sir, ein armer Land-Edelmann in dieſer Gegend, und einer von Sr. Majeſtät Friedens-Richtern; worinn kan ich zu euern Dienſten ſeyn?

Bardolph.

Mein Hauptmann, Sir empfiehlt ſich euch; mein Hauptmann Sir John Falſtaff; ein anſehnlicher Edelmann, beym Himmel! und ein braver Officier.

Schallow.

Er empfiehlt ſich ſeinem Diener; ich weiß daß er ein Mann iſt, der ſeinen Degen verſteht. Was lebt der gute Ritter? Darf ich fragen, wie ſich Milady, ſeine Gemalin, befindt?

Bardolph.

Um Vergebung, Sir, ein Soldat iſt beſſer accommodirt als mit einer Frau.

Schallow.

Das iſt wol gegeben, Sir; und recht wol gegeben, dazu, in der That -- Beſſer accommodirt -- es iſt gut, ja in der That iſt es; gute Phraſes, ſicher, ſind, und wa-

rem

ments zu unterhalten, um etwan unſre Blätter mit einer guten Manier auszufüllen.

Ohnerachtet übrigens die Geſellſchaft von Mitarbeitern anſehnlich genug iſt, um ſchon durch bloſſe handſchriftliche Nachrichten unſern Blättern genug Intereſſe zu verſchaffen; ſo werden wir nichts deſtoweniger nicht ermangeln, nicht nur die beſten teutſchen Zeitungen, ſondern auch verſchiedne engliſche, franzöſiſche, holländiſche, italieniſche, und andre gehörig zu benutzen; ſo wie auch ſchon die nöthige Veranſtaltung getroffen worden, inskünftige 2 Amerikaniſche und eine Aſiatiſche ſo früh als möglich zu unſerm Gebrauche zu erhalten.

Wenn auf ſolche Weiſe Summe der Neuigkeiten ſowohl, als auch ſoviel als möglich frühe Bekanntmachung der merkwürdigſten politiſchen Begebenheiten ein Hauptſtück in unſerm Plane ausmacht, ſo kann man um ſo viel gewiſſer auch uneingeſchränkte Freymüthigkeit in unſern Anzeigen erwarten; je bekannter es iſt, daß wir in den Preuſſiſchen Staaten keine von den Einſchränkungen in Abſicht der Preßfreyheit kennen, die ſonſt mancher vortreflichen teutſchen Zeitung ſo unangenehme Hinderniſſe in den Weg legt. Da ſogar offenbar hiſtoriſche Unwahrheiten, niedrige Pasquille, beleidigender und ſtrafbarer Tadel wohlthätiger obrigkeitlichen Einrichtungen u. d. gl. ſelbſt in der Hauptſtadt der Preuſſiſchen Monarchie, geſchrieben, gedruckt und öffentlich verkauft werden können; ſo dürfen wir um ſo viel weniger ſchüchtern ſeyn, jedes zuverläſſige Faktum, ohne Rükhalt in unſern Zeitungen (ſo wie dies bisher im Geographiſchen Magazine und in einigen andern Journalen, ohne die geringſte Ungelegenheit geſchehen iſt) zu erzählen.

Um ferner unſre Zeitung als hiſtoriſches Handbuch und als Urkundenſammlung, dem Geſchichtforſcher ſowohl, als

den

Statiſtiker und dem bloſſen Dilettanten nützlich zu machen, ſo ſoll bey jeder Nachricht ihre Quelle ſo beſtimmt als möglich angezeigt werden. Ein Hauptvorzug, wodurch ſich, ohne unſer Erinnern, dieſe Zeitung von ähnlichen Blättern unterſcheiden wird.

Auſſer den politiſchen Neuigkeiten wird man uns überdies erlauben auch litterariſche Arbeiten, Muſikalien, Karten, Proſpekte und andere Kunſtprodukte kurz aber inſtruktiv anzuzeigen; wozu beſonders die Beylagen, ohne Nachtheil der politiſchen Merkwürdigkeiten, hinlänglichen Plaz verſchaffen werden. Intelligenznachrichten bleiben, ſo wie ſonſt bey andern Zeitungen, auch mit dieſer verbunden. So viel von dem innern Gehalte! Und nun noch kürzlich das nöthigſte in Abſicht der äuſſeren Einrichtung:

1. Wöchentlich erſcheinen vom erſten Julius d. J. 3 Stücke ohne die Beylagen, theils in halben, theils in ganzen Bogen in Quart, und zwar Dienſtags, Donnerſtags, Sonnabends, mit der ſimpeln Aufſchrift: Allgemeine politiſche Zeitung für alle Stände.

2. Jährlich folgt eine kurze Ueberſicht der vorgefallenen Veränderungen, der erzählten Neuigkeiten, nach der Ordnung der Länder, Provinzen, Städte u. ſ. w. mit Anführung der Seite, wo ſie erzählt werden.

3. Jährlich wird ein dreyfaches Regiſter beygefügt.

4) Der Preis eines jeden Jahrgangs von 156 Nummern, iſt mit Inbegriff der erwähnten Beylagen in der hieſigen Zeitungsexpedition 3 Thaler Konventionsgeld, den alten Louisd'or zu 5 Thalern, den Dukaten zu 2 Thaler 20 Groſchen und den Karolin zu 6 Thaler 4 Groſchen gerechnet. Dieſe 3 Thaler werden entweder vor dem Ende des Junius auf einmal, oder in 2 Terminen bis den 20ſten Junius und den 20ſten December vorausbezahlt. Die Pränumeranten erhal-

ten

ten die Zeitung auf gutem weiſſem Drukpapier; diejenigen, die ſich ſpäter melden, auf einer etwas ſchlechtern Papierſorte.

5. Die Hauptſpedition bey der zweymaligen wöchentlichen Verſendung beſorgt das königl. preuß. Grenzpoſtamt in Halle und das kaiſerl. Reichspoſtamt in Jena. Wer alſo wünſcht die Zeitungen wöchentlich 2 mal zu erhalten, pränumerirt auf den Poſtämtern ſeines Orts, oder bey dem nächſtgelegenen halbjährig oder aufs ganze Jahr, und vergleicht ſich wegen der Koſten der Spedition, der Couvertirung und andrer Bemühungen, ſo wie bey andern Zeitungen, mit denſelben; wobey ich übrigens im voraus verſichern kann, daß das Exemplar auch in den entfernteſten Gegenden von Teutſchland, bey zweymaliger wöchentlicher Verſendung kaum 5 Thaler koſten wird.

6. Abonnenten, die von Seiten ihres Poſtamts Schwierigkeit finden unſre Zeitung auf vorhererwähnte Weiſe zu erhalten, werden erſucht ſich an die Hallische Zeitungsexpedition oder an Endesunterſchriebnen zu wenden.

7. Einzelne Exemplare kann die Zeitungsexpedition nicht wöchentlich verſenden. Sollten indeſſen Kollekteurs eine Anzahl von 10 und mehrern Exemplaren beſtellen, ſo wird man ſich geneigt finden laſſen, ihnen dieſelben unter gewiſſen Bedingungen, wenigſtens in den preußiſchen Staaten, poſtfrey zuzuſenden.

8. Wer die Zeitung monatlich nur in 2 Lieferungen verlangt, wendet ſich an die Buchhandlung ſeines Orts oder an die nächſtgelegne, wo die Pränumeranten ſie brochirt, alle 14 Tage für den billigen Preis von 4 Thalern Konventionsgeld finden werden. Die Hauptverſendung für dieſe beſorgt die Hemmerdiſche Buchhandlung in Halle. Da ſchon in den bisher erſchienenen Blättern mehrere politiſche Merkwürdigkeiten 14 Tage früher als in andern politiſchen Zei-

tun-

tungen erzählt worden ſind, ſo iſt die Beſorgniß überflüſſig, daß unſre politiſche Neuigkeiten auf dieſem Wege veralten dürften.

Schlüſlich erinnere ich, daß noch Exemplare von unſrer Zeitung vom gegenwärtigen Quartale für den Preis von 22 Groſchen in unſrer Expedition zu finden ſind. Halle in Sachſen, im May 1786.

M. Fabri,

Inſpektor der königl. Freytiſche, wie auch Sekretär der Hallſchen naturforſchenden Geſellſchaft und Mitglied der Gelehrten Geſellſchaft in Frankfurt an der Oder.

---

2) Nachricht den Ilmenauer Bergbau betreffend.

In der erſten Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau d. d. Weimar den 24ſten Februar 1785. iſt der Berg-Gewerkſchaft Hofnung gemacht worden, daß mit Schluß jeden Jahres eine Nachricht von dem Erfolg des Bergbaues, mit beygefügtem ſummariſchen Extrakt des Aufwands, öffentlich bekannt gemacht werden ſolle.

Es iſt aber dergleichen Nachricht für das Jahr 1785. bis jetzt noch nicht erſchienen, weil man vorher die Erbauung des neuen Treibwerks und die dazu nöthige Herſtellung des Berggrabens vollendet ſehen wollte, um in den Stand geſetzt zu ſeyn, das, was geleiſtet worden, mit den erſten Geld-Anſchlägen zu vergleichen, und hierdurch dem Zweck des vorzulegenden Extrakts des Aufwands näher zu kommen.

Da ſich die Vollendung dieſes Baues verzogen hat und die Sommermonathe dieſes Jahres darüber noch hingehen dürften; ſo hat man durch gegenwärtiges Avertiſſement hierüber Aufſchluß geben, und das Publikum, mit Vorwiſſen der Fürſtl. Bergwerks-Commiſſion, benachrichtigen wollen, daß

ſo

ſo bald der zweckmäſige Rechnungs-Abſchnitt gemacht werden kann, die verheiſſene Nachricht ſofort erſcheinen werde.

Weimar, den 3ten April 1786.

---

3) Des H. Pr. de Luca Oeſterreichiſche Staatenkunde.

Mit dem ans Licht getretenen zwölften Hefte der Erbländiſchen Staatsanzeigen iſt der erſte Band geſchloſſen. Für den folgenden Band liegen die Materialien bereit: noch aber bin ich unbeſtimmt, ob ich die Fortſetzung heftweiſe, oder in zwey Abtheilungen liefern werde. Die Einrichtung bleibt wie beym erſten Bande, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ich blos Facta ohne alles Urtheil, ſo wie ichs gröſtentheils bisher gethan habe, aufſtellen werde. Alſo blos dürre Thatſachen, aber fruchtbar jedem, der ſie wird benutzen können und wollen. So bald der Druck des zweyten Bandes anfängt, wird man durch die Zeitungen davon Nachricht geben.

Unter der Aufſchrift: öſterreichiſche Staatenkunde werde ich eine Statiſtiſche topographiſche Beſchreibung der ſämmtlichen Kayſerl. Königl. Staaten in Druck geben. Die Länder werden in dieſer Ordnung beſchrieben: 1. Oeſterreichiſch. Kreis, a) das Land unter der Ens, b) das Land ob der Ens, c) Steyermark, d) Kärnten, e) Krain, f) Gbrz, und Gradiska, g) das Hiſterreich, h) Tyrol, und i) die Vorlande. 2. Burgundiſch. Kreis oder die Niederlande. 3. Böhmen. 4. Mähren. 5. Schleſien. 6. Ungarn im ausgedehnteſten Verſtande. 7. Pohlen, und 8. die Lombardey. Nach dem Grundriſſe, den ich im zwölften Hefte meiner Staatsanzeigen von dem Lande unter der Ens mitgetheilet hab, werden alle erwähnte Staaten beſchrieben, und man kann daraus erkennen, was man zu erwarten hat. Dieſes muß ich noch beyfügen, daß bey jedem Lande die Topogra-

phiſ

rhie ſeiner Städte, Märkte, Pfarren u. ſ. w. angehängt iſt. Nach der ſtatiſtiſchen Topographie der kaiſ. königl. Staaten folgt unter der Aufſchrift Oeſterreichs Produkte ein alphabetiſches Verzeichniß der Produkte, die in den k. k. Landen aus allen 3 Reichen der Natur zu finden ſind. Wie ohngefähr dieſes Verzeichniß ausſehen mag, zeigt zu Genüge der in dem eben erwähnten Hefte meiner Staatsanzeigen mitgetheilte Verſuch aus dem Mineralreich. An das Produktenverzeichniß ſchließt ſich an eine alphabetiſche Anzeige der ſämmtlichen in den k. k. Landen befindlichen Fabriken. Z. B. unter dem Worte Tuch ſind alle die Oerter zu leſen, in welchen in den Erblanden Tücher fabrizirt werden. Den Beſchluß des ganzen Werks macht ein ſehr vollſtändiges Ortregiſter, welches allenfalls die Stelle eines erbländiſchen geographiſchen Lexikon vertreten könnte. Mein Hauptaugenmerk bey dieſer Länderbeſchreibung hab ich dahin gerichtet, jede politiſche Einrichtung, welche jedes der k. k. Landen unter der ſehr merkwürdigen Regierung Joſephs des Groſſen bis jetzt erhalten hat, genau anzuzeigen, und auf ſolche Art hoffe ich, daß das Werk nicht nur nützlich, ſondern auch intereſſant für jedermann werden dürfte. Aus wie viel Bänden das ganze Werk beſtehen werde, kann ich bis jetzt nicht beſtimmen: indeſſen wird in Wien in der Gräfferiſchen Buchhandlung im Schulhof Nr. 241. und bey van Ghelen in der Singerſtraſſe, Ein Gulden auf den erſten Band Pränumeration angenommen, und beym Empfang deſſelben auf den 2ten zugleich mit Einem Gulden pränumerirt. In Prag nimmt darauf das dortige Waiſeninſtitut, zu Inſpruk, Hr. Rektor Magnifikus und Profeſſor Stadler, in Leipzig der Buchhändler Göſchen Pränumeration an.

Damit diejenigen, welche die Staatsanzeigen nicht beſitzen, in etwas die Gegenſtände vorhinein kennen lernen, nach welchen jedes der k. k. Lande beſchrieben wird; ſo ſetze

ich

ich ſolche hieher. Sie ſind, Name des Landes, deſſen Größe, Gränzen, Berge, und Fläche, Flüſſe, Clima, Wohnplätze, Eintheilung des Landes, Volksmenge, Temperament, Induſtrie, Landesprodukte, Landesfabrikata, Mängel, Ausfluß des Geldes, Landwirthſchaft, Geſetze, politiſche- und Juſtizdepartemente, Religion, Schulen und Ritterakademien, Armeninſtitute, Armen- und Krankenhäuſer, Militär, Cirkulation des Geldes, Einkünfte. u. ſ. w.

Um auch von dem Produktenverzeichniß einige Begriffe zu bekommen, mag folgender Artikel zur Probe dienen. Bley, Plumbum: Bleyberawerke im Lande unter der Ens zu Dürnitz und Droſſendorf, in Steuermark 13 als: zu Pichelhof, Feiſtritz an der Mur, Rabenſtein, Waldſtein, Stübming, Stubek in der Lokautz, Thal, Taſchen. Gunek, Raßwor, am Rechberg und Hoja; dann 7 Bleyanbrüche, als: zu Gonowitz, in der Pack, Pretſtein: Schweathal, Stiboll, Leisberg und Oberzeyring. Bleyberawerke in Böhmen zu Bleyſtadt, Heinrichsarün, Przibraum, Mils und Tätſchen. in Mähren zu Trieſch, in Iglauerkreis, in Oberöſtreich bey Hofarund, in Kärnthen zu Bleybera, Meiſeldingen und Rabl; in Tyrol bey Leermoß, Naßereit. Laks, Schlanders bey Uemſt, am Feigenſtein; in den Niederlanden zu Namur und in Henegau; in Ungarn zu Doanaska, Gladna Moldava, Kaska, in Siebenbürgen 1 bey dem Dorf Offenbanya, Joſephi, Emerici, zu Kleinmuntſchel, zu Rodna 6. als Thereſia Altjohann, Johann Nepomuk, Anton, Peter, Barbara: Bleyerze die man auf Silber benüzt, wovon in Böhmen zu Joachimsthal, Jungwoſchitz und Ratiboritz.

Da ich ein beſonderes Verzeichniß von unſern Produkten und Fabrikaten liefere, ſo fand ich überflüßig, bey jeder Provin; insbeſondere den Ort eines Produkts oder Fabrikats anzuzeigen. Endlich gebe ich die Verſicherung, daß ich im ganzen Werke nichts unbeſtimmtes und ungewiſſes anſetzen werde, und wo ich nichts beſtimmtes anzugeben weiß, werde ich ganz ſchweigen. Auf dem Papier ſind Millionen — — bald geſchrieben; unterſucht man aber die Angabe genauer, ſo zeigt ſichs anders. Ich werde auch mit aller Genauheit meine Schöpfungsquellen anzeigen, ob ich ſchon die Verſicherung geben kann, daß nichts ſoll angeſezt werden, was ich ich nicht ſelbſt unterſucht und richtig gefunden habe. Wien, den 1. Februar 1786.

Ignaz *de Luca*,
K. K. Rath und Profeſſor.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1786.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

ren immer in groſſem Werth, accommodirt -- es kommt von accommodo; recht gut, eine recht gute Phraſis.

Bardolph.

Um Vergebung, Sir, ich habe das Wort ſo gehört. Phraſes nennt ihr's? Beym Element, ich weiß nicht was Phraſes iſt; aber was dieſes Wort betrift, da will ich mit meinem Degen behaupten, daß es ein gutes ſoldaten-mäſſiges Wort iſt, und ein Wort das einem unvergleichliche Dienſte thun kan. Accommodirt, das iſt, wenn einer -- wie ſie's nennen -- accommodirt iſt; oder wenn einer, es mag nun ſeyn was es will, wovon man denken kan, es accommodire ihn; ihr verſteht mich ſchon, es iſt ein vortreffliches Ding darum.

Fünfte Scene.

Falſtaff zu den Vorigen.

Schallow.

Ihr habt vollkommen recht. Seht, hier kommt der gute Sir John. Gebt mir eure gute Hand: gebt mir Eurer Herrlichkeit gute Hand: Bey meiner Treu, ihr ſeht recht gut aus, recht gut für einen Mann von euern Jahren. Willkommen, guter Sir John.

Falſtaff.

Es erfreut mich, euch zu ſagen, mein lieber Herr Ro-

Der
Teutſche Merkur.

Julius 1786.

I.

Des Herrn Abts Clavigero Abhandlung von der natürlichen Beſchaffenheit des Königreichs Mexico und der neuen Welt überhaupt.

Wer die Beſchreibungen, welche einige Europäer von dem Erdreich und Klima, von den Pflanzen, Thieren und Bewohnern der neuen Welt entworfen haben, betrachtet, der könnte auf den Gedanken verfallen, daß ſolche Schriftſteller entweder ihre Feder in Gift und Galle eingetunkt haben, oder daß Amerika ein von Gott verfluchtes, und zur Beſtrafung ruchloſer Verbrecher beſtimmtes Land ſey. Der Graf von Büffon hält es für ein ganz neues Land, das unlängſt aus dem Waſſer hervorgekommen ſey *), für einen faſt nie unterbrochenen Sumpf, für eine mit Holz und unbeſteigbaren Gebürgen bedekte Wüſte, wo nur ein ſehr gerin-

*) Hiſtor. nat. Tom. 6.

ger Theil angebauet und bewohnt werden kann, für ein unglükliches Land unter einem ungünstigen Himmel, wo alle Thiere, die von der alten Welt dahin gekommen, ausgeartet, und die einheimischen klein, ungestaltet, schwach, und zu ihrer Vertheidigung wehrlos sind. Der Herr von Pauw, welcher den Herrn von Büffon entweder abschreibt oder seine Fehler vergrössert, macht Amerika zu einem unfruchtbaren Lande, in welchem alle Europäische Pflanzen, ausser den saftreichen und jenen die im Wasser wachsen, ausarten; dessen stinkendes Erdreich mehr giftige Gewächse, als die übrigen Welttheile insgesammt, hervorbringt; welches mit Bergen, Wäldern, Seen bedeckt ist, und dem Aufkommen des größten Theils der vierfüßigen Thiere, und der viehisch gewordenen, kraftlosen, und in allen Theilen ihrer Organisation fehlerhaften Einwohner widerstrebet *).

Herrera, der sonst klug und mäßig in seinen Urtheilen ist, überschreitet alle Schranken der Wahrheit, und sündiget sogar wider die ersten Grundsätze der Geographie, wenn er das europäische Klima und Erdreich mit dem Amerikanischen vergleicht. Unsere Halbkugel, sagt er, ist in Ansehung des Himmels besser als die der neuen Welt. Unser Pol ist mit schönern Sternen geschmükt. Wir haben den Vortheil, daß die Sonne sich sieben Tage länger beym Wendezirkel des Krebses, als bey jenem des Steinboks aufhält; daher

*) Recherches philos. Part. I.

daher es kommt, daß der Arktiſche Theil kälter, als der Antarktiſche iſt. Unſer Erdtheil, fährt er fort, breitet ſich mehr von Weſten gegen Oſten aus, und iſt daher für das menſchliche Leben bequemer, als die neue Welt, welche von Abend zu Morgen eng eingeſchloſſen, und von einem Pol zum andern allzuweit ausgeſtrekt iſt; daher es kommt, daß in Europa eine gröſſere Gleichheit der Entfernung von der Kälte des Nordpols und von der Wärme des öſtlichen Himmelſtrichs herrſcht *). Ich überlaſſe Schülern der Geographie, die Fehler dieſer Sätze zu entwickeln.

Dieſen und anderen dergleichen Verkleinerungen der neuen Welt, welche einen blinden Patriotiſmus zum Grunde haben, könnte ich die Lobſprüche vieler berühmter und einſichtsvoller Männer entgegen ſetzen, wenn ich nicht fürchtete, meinen Leſern dadurch überläſtig zu werden. Ich werde zwekmäßiger handeln, wenn ich der Wahrheit zu Liebe die Verläumdungen der genannten Schriftſteller, welche Amerika überhaupt, und Mexico insbeſondere betreffen, gründlich widerlege.

§. 1.

Von der vorgeblichen Ueberſchwemmung der neuen Welt.

Faſt alles, was der Graf von Buffon und der Herr von Pauw wider Amerika, in Anſehung ſeiner

*) Herrera Dec. 1. Lib. 1. C. 5

Gewächse, seiner Thiere und Einwohner vorbringen, gründet sich auf die Voraussetzung einer allgemeinen Ueberschwemmung, welche von der Sündfluth unterschieden, und in viel neueren Zeiten vorgefallen seyn soll. Von dieser Zeit leitet der Herr von Büffon die Schädlichkeit des Klima, die Unfruchtbarkeit des Erdreichs, die Unvolkommenheit der Thiere und der Menschen in Amerika her. Die Natur sagt er, hatte nachher nicht Zeit genug, ihren Plan auszuführen, und sich in ihrer ganzen Kraft auszubreiten. Von den Seen und Sümpfen, die ein Ueberbleibsel dieser allgemeinen Ueberschwemmung seyn sollen, sagt der Herr von P. entstehen die übermäßige Feuchtigkeit der Luft, die Ungesundheit des Dunstkreises, die ausserordentliche Vermehrung der Insekte, die Kleinheit der vierfüßigen Thiere, der geringe Ertrag und der Gestank des Erdreichs, die Unfruchtbarkeit der Weiber, der Ueberfluß an Milch in den Brüsten der Männer, die Dummheit der Amerikaner, und tausend andere Erscheinungen, die er in seiner Studierstube in Europa besser beobachtet hat, als wir in unserem langen Aufenthalte in Amerika. So sehr diese zwey Schriftsteller in der allgemeinen Ueberschwemmung einig sind, so verschieden ist ihre Meynung in Ansehung der Zeit, in welcher sie sich ereignet haben soll. Der Herr von P. hält sie für weit älter, als der Graf von B.

Der Herr von P. gründet sich auf das Zeugniß des P. Acosta, auf die unzähligen Seen und Sümpfe, auf

auf die Erzadern, die man beynahe auf der Oberfläche der Erde gefunden hat, auf die Menge Seekörper, die man in den niedern Gegenden des Landes antrift, auf die Vertilgung der gröſſeren vierfüßigen Thiere, und endlich auf die Tradition der Mexikaner, Peruaner, und aller wilden Amerikaner von der Magellaniſchen Meerenge bis zum Lorenzfluſſe, welche einſtimmig bezeugen ſollen, ihre Vorfahren hätten während dieſer Ueberſchwemmung die Berge bewohnt.

Wahr iſt es, daß der P. Acoſta in ſeiner Geſchichte*) zweifelt, ob die Amerikaner unter der allgemeinen Ueberſchwemmung, die ihnen durch die Tradition bekannt iſt, die Noachitiſche, oder vielmehr eine andere ſpätere, wie jene des Deukalion oder des Ogyges in Griechenland, verſtehen; und er ſcheint auch wirklich in der geſagten Stelle dieſer Meynung geneigt zu ſeyn. Allein im 19. Kap. des 5. Buchs, wo er von den Eroberungen der erſten Incas handelt, erklärt er ſich ziemlich deutlich für die entgegengeſetzte Meynung, da er ſagt: der Vorwand, unter welchem die Inkas ſich des Landes bemächtigten, ſey dieſer geweſen, weil nach der allgemein bekannten Sündfluth, Sieben von ihnen aus der Höle Pacaritambo hervorgegangen, und das Land bevölkert hätten. Was würde dieſer Schriftſteller nicht geſagt haben, wenn er, auſſer der allgemeinen Tradition auch die Urkunden, die wir haben, in

*) 1. Buch, 25. Kap.

Händen gehabt hätte! Alle Mexikaniſche Geſchichtſchreiber kommen darin überein, daß die Mexikaner von keiner allgemeinen Ueberſchwemmung wußten, als von einer ſolchen, die bey ihnen zugleich die Erinnerung an die Verwirrung der Sprache, und an die Zerſtreuung der Völker hervorbrachte. Dieſe drey groſſe Begebenheiten ſtellten ſie jederzeit unzertrennt in Gemälden vor, wie jenes iſt, welches der berühmte Doktor Siguenza von Ferdinand von Alba-Ixtlilxochitl erhielt, und dieſer von ſeinen Königlichen Ahnen erbte. Eben ſo war auch die Idee, welche man bey den Chiapaneſern, Tlaſkalleſern, Michuacaneſern, Cubanern, und in Terra firma bey den Indianern antraf, beſchaffen *). Die Fabeln, in welche ſie die allgemeine Sage von der Sündfluth verhüllten, waren entweder Allegorien, wie jene von den ſieben Höhlen der Mexikaner, worunter ſie die ſieben Stammvölker des Landes Anahuac verſtanden, oder Erdichtungen der Unwiſſenheit oder Herrſchſucht. Keine der Nationen glaubten, daß ſich ihre Stammväter auf Bergen gerettet hätten, wohl aber in einem Fahrzeug; und ſollte ja eine unter den vielen ſeyn, die von dieſer Tradition weſentlich abgewichen wäre, ſo würde es kein Wunder ſeyn, wenn die Länge der Zeit das Andenken der Sündfluth gänzlich bey ihr vertilget hätte. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo iſt es doch ſchlechterdings falſch, daß bey allen

*) Herrera Dec. 3. Lib. 3. c. 10. Dec. 4. Lib. 1. c. 11. and Torquemada, Garcia, Boturini u. a. m.

len Amerikaniſchen Völkern eine Tradition von einer allgemeinen Ueberſchwemmung, die von der Sündfluth unterſchieden ſey, geherrſcht habe.

Die vielen Seen und Sümpfe, deren ſich die Herren von B. und P. zum Beweiſe einer ſpätern allgemeinen Ueberſchwemmung bedienen, ſind ganz natürliche Folgen der groſſen Flüſſe, der unzähligen Quellen und häufigen Regen, die der neuen Welt eigen ſind. Wären ſie Folgen einer alten Ueberſchwemmung, ſo würden ſie ſeit vielen Jahrhunderten durch die von der groſſen Sonnenhitze bewürkte Ausdünſtung, wenigſtens in dem hitzigen Erdgürtel, ſchon längſt ausgetroknet oder beträchtlich vermindert worden ſeyn. Man bemerkt aber keine Verminderung, auſſer in den Seen, von welchen man die Flüſſe und Bergſtröme abgeleitet hat, wie im Mexikaniſchen Thale geſchehen iſt. Ich habe die fünf vornehmſten Seen in Neu-Spanien, nehmlich die von Tezcuco, Chalco, Cuiſeo, Pazcuaro und Chapalla, geſehen und beobachtet, und bin überzeugt, daß ſie ihr Waſſer vom Regen, von Flüſſen und Quellen erhalten. Da jedermann weiß, daß die Regengüſſe nirgends ſo häufig und die Flüſſe nirgends ſo groß und waſſerreich ſind als in Amerika: ſo iſt es zu wundern, wie man die ganz natürlichen Wirkungen derſelben einer allgemeinen Ueberſchwemmung zuſchreiben, und ohne alle Nothwendigkeit ſie hierzu erdichten könne. Man würde vielmehr Urſache haben,

das ſchwarze und weiſſe Meer, die Oſtſee und das Kaſpiſche Meer der alten Welt, die zwar unter die Meere gezählt werden, aber nach dem Geſtändniß des Herrn von Büffon eigentlich von Flüſſen gebildete Seen ſind und die Amerikaniſchen an Gröſſe weit übertreffen, als Beweiſe einer allgemeinen Ueberſchwemmung anzuſehen: beſonders wenn man ſich noch die vielen andern groſſen Seen in Italien, in der Schweiz, in Rußland, in der Tatarey und in andern Ländern der alten Welt hinzudenkt. Der See von Chapalla, welchem auf den Landcharten der prächtige Titel, Mar chapallico, gegeben wird, hat nicht über 100 ital. Meilen im Umfange. Wenn die Flüſſe Don, Wolga, Nieſter, Donau, Oder und andere Ströme der alten Welt ſo groſſe Seen bilden können, ſo weiß ich nicht, warum die weit gröſſern Flüſſe in Amerika nicht hinreichend ſeyn ſollen, kleinere Seen zu bewirken. Der Herr von P. ſagt, die amerikaniſchen Seen ſehen Waſſerbehältniſſen gleich, die ſich, wegen einer gewaltthätigen der ganzen Erdkugel eingedrükten Erſchütterung, ihres Waſſers noch nicht haben entledigen können. Die ſehr vielen Vulkane der Cordileras, (der Amerikaniſchen Alpen) und der Mexikaniſchen Felſen, und die Erderſchütterungen, die ſich bald in dieſer bald in jener Gegend dieſer Alpen verſpüren laſſen, beweiſen, daß dieſer Welttheil bis auf den heutigen Tag noch nicht ruhig iſt. Wenn wahr wäre, daß die ganze Erdkugel gewaltig erſchüttert worden: ſo müßte Euro-

pa,

pa, welches wie die Herren von B. und P. ſelbſt bekennen, ſich bey weitem nicht ſo hoch über das Meer erhebt als Peru und Mexico, vielmehr als dieſe der allgemeinen Ueberſchwemmung unterliegen. Wer die erſtaunliche Höhe der mittleren Strecke von America betrachtet, dem wird nie einfallen, daß ſie das Waſſer habe erreichen können, ohne zu gleicher Zeit ganz Europa zu bedecken. Wer wird übrigens aus den Entzündungen des Veſuvs, des Aetna, Hekla, und der vielen Vulkane auf den Molukiſchen und Philippiniſchen Inſeln, und in Japan, und aus den öftern Erdbeben dieſer Inſeln und in China, Perſien, Syrien, in der Türkey und Italien, ſchließen, daß die alte Welt bis auf den heutigen Tag noch nicht ruhig ſey?

Die Erzadern, fügt der Herr v. P. hinzu, welche man hier und da in America auf der Oberfläche antrift, beweiſen, daß dieſer Erdtheil ehedem überſchwemmt geweſen, und daß die Waſſerſtröme den obern Theil der Erde weggeſchwemmt haben. Kann dieſes nicht vielmehr durch den gewaltigen Ausbruch des unterirdiſchen Feuers, welches ſich in den vielen Vulkanen der Cordileras ſo augenſcheinlich äußert, bewirkt worden ſeyn?

Wenn die Menge der Seekörper, die man in einigen mittelländiſchen Gegenden der neuen Welt wahrnimmt, eine allgemeine Ueberſchwemmung bewieſe, wie der Herr von P. weiter vorgiebt: ſo müßte die

noch

vert Schallow: das iſt Herr Sure-Card, wo mir recht iſt --

Schallow.

Nein, Sir John, es iſt mein Vetter Silence; Mein College in der königlichen Commißion.

Falſtaff.

Mein guter Herr Silence, es iſt nicht mehr als billig daß ihr des Friedens wegen da ſeyd.

Silence.

Eu. Herrlichkeit iſt willkommen.

Falſtaff.

Ey, das iſt heiſſes Wetter, meine Herren; habt ihr mir um ein halb Duzend wakre Kerle geſehen?

Schallow.

Sapperment, das haben wir, Sir: Wollt ihr euch nicht ſezen?

Falſtaff.

So laßt mich ſie ſehen, wenn ich bitten darf.

Schallow.

Wo iſt der Rodel? wo iſt der Rodel? wo iſt der Rodel? Laßt ſehen, laßt ſehen, laßt ſehen; ſo, ſo, ſo, ſo; ja, meiner Sir, Sir Ralph Schimmlich; ſie ſollen herbey kommen, ſo wie ich ſie aufruffe; ſie ſollen auftreten, wie ich ſie aufruffe, das ſollen ſie. Laßt ſehen, wo iſt Schimmlicht?

Schimm-

noch viel größere Menge derſelben, die man innerhalb Europa antrift, auch hier zu einem gleichen Beweis dienen. Der Oerter, wo ſich dergleichen verſteinte Körper finden, ſind weit weniger in America als in Europa, welches faſt durchaus, ſelbſt die Alpen nicht ausgenommen, damit angefüllt iſt. Wenn die Noachitiſche Sündfluth dieſes bewirkt hat, warum ſoll ſie das nemliche nicht auch in America verurſacht haben? Hat aber auch in Europa, wie der Herr von Büffon vorgiebt *) eine ſpätere Uberſchwemmung die Seekörper ins Land geführt, (er nennt es ein neues Land, welches unlängſt noch mit Seen und Wäldern bedeckt war) ſo möchte ich wiſſen, warum man daſelbſt eben ſo wenig jezt, als vor zwey tauſend Jahren, die ſchreklichen Folgen davon wahrnimmt, die ſich in America noch jezt äuſſern ſollen? Warum hat ſich die Natur der Thiere in Europa nicht eben ſo ſehr als in America verſchlimmert? Warum ſind die Europäer nicht von ſo kaltem Temperamente als die Americaner? Warum ſind die Weiber in beyden Welttheilen nicht gleich unfruchtbar? oder warum waren ſie es nicht in älteren Zeiten? Warum wurde die Erde in America ihrer Fruchtbarkeit beraubt, Europa aber nicht, obgleich hier die Ueberſchwemmung gröſſer ſeyn mußte? Warum blieb Europens Himmel dem Aufkommen der Menſchen und Thiere günſtiger,

als

*) Theorie de la Terre T. I.

als jener der neuen Welt? Soll Europa allein das Gute, und America alles Uebel zu Theil worden seyn?

Seinen lezten Beweis führt der Herr v. P. von der Vertilgung der gröſseren vierfüſsigen Thiere in Amerika, welche, wie er meynt, bey groſsen Ueberſchwemmungen die ersten sind die zu Grunde gehen. Alſo glaubt er, daſs es vor der Ueberſchwemmung Elephanten, Camele und andere dergleichen Thiere von der gröſsten Art in America gab, und daſs dieſe insgeſamt im Waſſer umkamen. Wie kommt es aber, daſs das Faulthier Pericolizero, von welchem der Herr von Büffon ſchreibt, es mache nicht über eine Ruthe Weges in einer Stunde, ſich von der einbrechenden Ueberſchwemmung gerettet: der Elephant hingegen welcher, der Ausſage des nemlichen Naturforſchers gemäſs, gegen 150 Meilen in einem Tage zurücklegen kann, und eben ſowohl als die Menſchen zu den Gipfeln der Berge ſeine Zuflucht nehmen konnte, unter den Waſſerfluthen begraben worden iſt? Wenn (wie der Herr v. P. in einer andern Stelle *) ſich ausdrückt) die Urſachen, welche die gröſseren Thiere in America vertilget haben,' ſchwer aufzulöſende Knoten und ſehr wichtige Gegenſtände der Naturlehre ſind, ſo widerſpricht er ſich ſelbſt, wenn er in einem ſo entſcheidenden Ton ihre Vertilgung einer Ueberſchwemmung zuſchreibt.

Die

*) Recherches Phil. P. I.

Die Beweisgründe, welche der Herr Graf von B. eine von der Sündfluth unterschiedene Ueberschwemmung zu behaupten, vorbringt, will ich mit wenigen Worten widerlegen. Wenn Amerika, sagt er, so alt ist, als die übrigen drey Welttheile, warum war es so wenig bevölkert? Ich antworte: die Bevölkerung war nur gering in Vergleichung mit der Größe des Landes. Die Völker, welche in bürgerlicher Gesellschaft lebten, z. B. die Mexicaner, Michuacanenser, Acolhuer, und die anderen, welche die große Strecke Landes vom 9ten bis zum 23sten Grad der Breite, und vom 271. bis zum 294. Grad der Länge bewohnten, waren so zahlreich, als die Europäer, wie ich in einer eigenen Abhandlung beweisen werde; die aber zerstreut lebten, waren kleine Völker oder vielmehr Stämme. In allen Welttheilen würden die Wilden wenig zahlreich seyn. Denn entweder sagt Montesquieu, führen sie ein Hirten-Leben oder sind Jäger; im ersten Falle haben wenige Leute eine große Strecke Landes zu ihrem Unterhalt nöthig: im zweyten, (welcher den wilden Amerikanern eigen war) kann ihre Bevölkerung ebenfalls nur sehr gering seyn.

Warum waren sie, fährt Herr v. B. fort, fast alle wild und zerstreut? Wie kann der gelehrte Mann dieses sagen, da er weiß, daß die Mexicaner, und Peruaner, und die vielen Völker, welche ihnen unterworfen waren, in bürgerlicher Gesellschaft lebten,

und

und er ſelbſt von ihnen ſagt, ſie ſeyen ſehr zahlreich und nichts weniger als neue Völker geweſen. *) Die übrigen Nationen blieben bey ihrer wilden Lebensart, entweder aus Liebe zur Freyheit, oder aus andern uns unbekannten Urſachen, welches ihnen eben ſo wenig verübelt werden kann, als einigen Völkern Aſiens, die, ſo alt auch dieſer Welttheil iſt, wild und zerſtreut leben.

Diejenigen, welche in Geſellſchaft lebten, zählten nicht über zwey oder dreyhundert Jahre ihres geſellſchaftlichen Lebens. Dieſen Irrthum behaupten nicht nur die Herrn v. B. und P. ſondern auch Robertſon und andere europäiſche Schriftſteller, welche das geſellſchaftliche Leben der Mexicaner und anderer Völker nicht über die Zeit der Stiftung ihrer Hauptſtädte und neueſten Regierungsarten ausdehnen. Sie wiſſen nicht, daß die Mexikaner, Tolteker, Acolhuer, Michuacaneſer, Tlaſcalleſer und andere Nationen, bevor ſie ſich in Anahuac niederließen, ſchon ſeit undenklichen Zeiten in den nördlichen Gegenden, woher ſie gekommen waren, in bürgerlicher Geſellſchaft lebten.

Warum wußten dieſe Nationen, auch die in Städten lebten, die Kunſt nicht, das Andenken ihrer Begebenheiten durch dauerhafte Denkmäler und Zeichen auf die Nachkunft zu bringen, da ſie doch das Mittel erfunden hatten, durch geknüpfte Knoten einander ihre

*) Hiſt. nat. Tom. 6.

ihre Gedanken in der Entfernung zu wiſſen zu thun? — Was waren die Gemälde und Züge der Mexikaner und anderer Völker von Anahuac anders, als eine Art von Schrift, ihre Geſchichte zu verewigen? Man leſe, was Acoſta im 7. Kapitel des 6. Buchs ſeiner Geſchichte hiervon angemerkt, und meine Abhandlung über die Kultur der Mexikaner.

Warum hatten ſie, auſſer dem Lama, und dem Paco, (die doch nicht ſo zahm, ſo getreu und gelehrig wie unſere Thiere ſind,) keine Thiere zahm gemacht? — Welche andere Thiere ſollten ſie wohl zahm machen? den Tyger? oder den Pama? die Wölfe, oder andere dergleichen Thiere? Hatte denn der Herr v. B. vergeſſen, daß er anderswo ſagt, daß ſie den Alco oder Techichi (welcher mit dem Hunde eine Aehnlichkeit hat,) zahm gemacht; und wußte er etwa nicht, daß ſie zahme Kaninchen, Enten und Truthähne hatten? Was der Herr von P. den civiliſirten Nationen vorwirft, ſie haben ſich der Rennthiere nicht zu bedienen gewußt, iſt leicht zu beantworten. Dieſe Thiere lebten in weiter Entfernung von Anahuac. Und wer kann es den Wilden verübeln, wenn ſie ſich derſelben nicht bedienten? Ohne Zweifel bedurften ſie ihrer nicht.

Ihre Künſte, fährt der Herr v. B. fort, waren bey ihnen ſo neu als ihr geſellſchaftliches Leben, ihre Talente ſo unvollkommen, ihre Ideen noch nicht entwickelt,

wickelt, ihre Organen rauh, und ihre Sprache ungeſchliffen. Alle dieſe Irthümer werde ich in den folgenden Abhandlungen widerlegen.

Was Mexico insbeſondere anbelangt, ſo iſt es ſo weit von der Wahrheit entfernt, daß es durch eine neuere allgemeine Ueberſchwemmung verwüſtet worden ſey, daß vielmehr wichtige Beweisgründe vorhanden ſind, es vor allen andern Theilen der Welt von der Noachitiſchen Ueberſchwemmung auszunehmen, wenn man behaupten wollte, dieſe ſey nicht allgemein geweſen. Denn kein Land iſt ſo hoch über die See erhoben, und ſo arm an verſteinten Seekörpern, als Mexico.

§. 2.

Vom Klima in Mexico.

Wenn ich mir die Mühe geben wollte, alle die Unwahrheiten, welche der Herr von P. wider das Klima von Amerika geſchrieben hat, zu rügen, ſo müßte ich anſtatt einer Abhandlung ein groſſes Buch ſchreiben. Er hat alles, was andere Schriftſteller wahres und falſches von einzelnen Ländern geſagt haben, zuſammen geſtoppelt, ſeinen Leſern ein abſcheuliches und fürchterliches Ungeheuer vor Augen zu legen. Wenn mir daran gelegen wäre, auf gleiche Weiſe ein Bild von der alten Welt zu entwerfen: ſo ſollte es mir nicht viel Mühe koſten, ein noch viel häßlicheres Monſtrum heraus zu bringen.

Weil Mexico ein so grosses und in so viele Provinzen von verschiedener Lage getheiltes Land ist, so muß nothwendiger Weise eine grosse Verschiedenheit des Klima daselbst herrschen. Viele Länder, die am Meere liegen, sind warm, feucht und ungesund. Andere, vom Meer entfernte, sind größtentheils von mäßiger Wärme, trocken und gesund. Diese liegen allzu hoch, und jene allzu niedrig. In einigen herrscht der Mittagwind, in einigen der Ost- und in andern der Nordwind. Die größte Kälte aller bewohnten Gegenden ist geringer als jene von Frankreich und Kastilien, und die gröste Hitze ist mit jener von Afrika, oder einiger europäischen Länder in den Hundstagen, nicht zu vergleichen. Zwischen dem Frühling und Sommer ist überall ein so geringer Unterschied, daß auch die empfindlichsten Personen im Januar und August die nemliche Kleidung tragen. Alles dieses ist so bekannt, daß ich keines Zeugnisses bedarf, es zu beweisen.

Das Klima von Amerika anzuschwärzen, bringt der Herr von P. folgendes zum Beweise vor: 1) die Kleinheit, und Feigheit der Thiere, 2) die Größe und unermeßliche Vervielfältigung der Insekten, und anderer dergleichen Ungeziefer, 3) die Krankheiten der Amerikaner, besonders die Lustseuche, 4) die Mängel ihrer physischen Beschaffenheit, 5) die übermäßige Kälte in Ansehung der Länder, die mit der alten Welt in der nemlichen Entfernung vom Aequator liegen.

Was

Was die Kleinheit und den minder wilden Charakter der Thiere in Amerika anbelangt, ſo dient dieſer Vorwurf mehr zur Empfehlung, als zur Verachtung des daſigen Klima; weil dadurch bewieſen wird, daß es ſanft und gut iſt. Der Graf von B. bedient ſich zwar in vielen Stellen ſeiner natürlichen Geſchichte der Kleinheit der Amerikaniſchen Thiere zum Beweis eines ſchädlichen Klima; allein im eilften Bande, wo er von den wilden Thieren handelt, ſpricht er aus einem ganz andern Ton, und ſagt: „Gleichwie alle Dinge, „und ſogar die mit freyem Willen begabten Geſchöpfe „den Geſetzen der Natur, und ſowohl die Menſchen „als Thiere dem Einfluß des Himmels und der Erde „unterworfen ſind, alſo haben auch unter unſeren Himmelsſtrichen die nemlichen Urſachen Menſchen und „Thiere geſittet und zahm gemacht. Der Wolf, der „vielleicht das grauſamſte Thier des mäſigen Erdgürtels iſt, erreicht weder die Grauſamkeit des Tygers, des Löwen und des Pantherthiers der heiſſen „Zone, noch jene des weiſſen Bären, des Luchſes, „und der Hyäne des kalten Erdgürtels. In Amerika, wo Luft und Erde ſanfter als in Afrika ſind, „haben der Tyger, der Löwe, und das Pantherthier „nichts fürchterliches, als den Namen. Sie ſind „ausgeartet, wenn anders die mit Grauſamkeit verbundene Wildheit zu ihrer Natur gehört; oder ſie „haben vielmehr dem Einfluß des Himmels gefolget, „unter einem ſanftern Himmel hat ſich ihr Naturel

„gemildert. Nur die allzu heiſſen Himmelsſtriche ſind „es, woher wir die Gewürze, das Rauchwerk, das „Gift, und alle Pflanzen von allzu hitziger Natur er„halten. Hingegen bringt ein mäßiges Klima nur „gemäßigte Dinge hervor. Die ſüſſeſten Kräuter, „das geſundeſte Gemüſe, die angenehmſten Baums„früchte, die ſanftſten Thiere und Menſchen ſind ſein „Eigenthum. Die Erde giebt den Pflanzen ihr We„ſen; Erde und Pflanzen bilden die Thiere, Erde „Pflanzen und Thiere den Menſchen. Die phyſi„ſchen Eigenſchaften des Menſchen, und der Thiere „die ſich vom Fleiſch anderer Thiere nähren, müſſen, „obgleich etwas weiter, von den nemlichen Urſachen, „die auf ihre Gemüthsart und Sitten würken, her„geleitet werden. Zum gröſten Beweis der Wahr„heit, daß in einem mäßigen Klima alles gemäßiget, „und in einem übermäßig warmen oder kalten alles „übermäßig ſey, kann die Gröſſe und Geſtalt der „Thiere dienen. So beſtimmt auch ſonſt dieſe Ei„genſchaften zu ſeyn ſcheinen, ſo hängen ſie dennoch „wie die übrigen Eigenſchaften von dem Einfluß des „Klima ab. Die Gröſſe unſerer vierfüßigen Thiere, „kann mit jener des Elephanten, des Nashorns und „Wallroſſes in keinen Vergleich kommen. Unſere „gröſten Vögel ſind klein in Vergleichung mit dem „Straus, mit dem Condor und Caſoar.

Wenn alſo wahr iſt, was hier der Herr von B. ſagt, daß die großen und grauſamen Thiere der über-

mäßig heiſſen Zone, und die kleinen und minder wil-
den den mäßigen Erdgürtein eigen ſind; daß ein ge-
mäßigtes Klima auf das Naturell und die Sitten der
Menſchen und Thiere würket, und ihnen ein viel
glücklicheres Temperament einflößt: ſo mußte der Hr.
v. P. von der Kleinheit und dem ſanfteren Charakter der
Thiere weit mehr auf ein gemäßigtes und glückliches,
als auf ein ſchädliches Klima ſchließen. Widrigen-
falls würde auch die Kleinheit und das mäßigere Na-
turell der europäiſchen, mit der Größe und Grauſam-
keit der afrikaniſchen Thiere verglichen, zum Beweis
eines ſchlechten Klima dienen. Ein Philoſoph von
Guinea würde mit Recht von Europa ſagen können,
was der Herr v. P. der neuen Welt vorwirft: „Das
Klima der Europäer iſt dem Aufkommen der vierfü-
ßigen Thiere allzuſehr zuwider, weil ſie daſelbſt weit
kleiner und feiger ſind, als bey uns. Was ſind das
Pferd und der Ochſe gegen unſere Elephanten, Nas-
hörner, Flußpferde, Kamele? Was ſind ihre Schlan-
gen und Eidexen gegen unſere Crocodile? ihre Wöl-
fe und Bären gegen unſere Löwen und Tyger? ihre
Adler, Geyer und Kraniche gegen unſere Straußvögel?„
Ich übergehe, was er ſonſt noch mit den nemlichen
Worten, deren ſich der Herr v. P. wider die Ame-
rikaner bedient, den Europäern vorwerfen könnte.
Was die Herrn v. B. und P. dem Afrikaner ant-
worten würden, das antworte ich ihnen: Ihre ange-
führten Gründe beweiſen entweder nichts wider das

Schimmlich.

Hier, mit Verlaub.

Schallow.

Was ſagt ihr zu dieſem da, Sir John? Ein guter grob-gliediger Geſelle; jung, ſtark, und aus einer guten Freundſchaft.

Falſtaff.

Iſt dem Name Schimmlich.

Schimmlich.

Ja, mit Eurer Erlaubniß.

Falſtaff.

So iſt es die höchſte Zeit, daß man dich brauche.

Schallow.

Ha, ha, ha, ein vortrefflicher Einfall, mein Treu! Ein Ding wird ſchimmlicht, wenn man's nicht braucht; unvergleichlich gut. Ein guter Einfall, Sir John, ein guter Einfall!

Falſtaff.

Zeichnet ihn auf.

Schimmlich.

Ich bin gezeichnet genug, wenn ihr mich meines Wegs gehen laſſen wolltet; meine Großmutter wird ihre liebe Noth haben jemand zu finden, der ihr ihre Haushaltung verſieht; ihr brauchtet mich gar nicht zu zeichnen, daß ihr's wißt; es ſind Leute genug die gehen können, ohne mich.

Klima von Amerika: oder wenn ſie wahr ſind, ſo paſſen ſie auch auf Europa, oder beweiſen wenigſtens, daß Europens Klima ſchlechter iſt, als das von Africa.

Was Herr v. D. von der Größe und Menge der Inſekten und andern Ungeziefers in Amerika ſagt, iſt theils übertrieben, theils grundfalſch. „Die „Oberflache der Erde, ſagt er, durch die Fäulniß „vergiftet, war mit Eidexen, Schlangen, unacheuer „großem und vergiftetem Unaeziefer und Gewürme be„deckt, welche ihr würkſames Gift aus den überflüßi„gen Säften dieſes verderbten und ſich ſelbſt über„laſſenen Erdreichs zogen; aus Safien, die ſo herb „waren, wie die Milch in den Brüſten der Thiere, „welche ihre Fortpflanzungskraft nicht üben. Die „Raupen, Aſſeln, Schmetterlinge, Käfer, Spin„nen, Fröſche und Kröten waren rieſenmäßig groß, „und hatten ſich über alle Maßen vermehrt. — Pa„nama wird von Schlangen, Cartagena von unge„heuer großen Fledermäuſen, Portobello von Kröten, „Surinam von Kakerlaken, (einer Art Kellereſel) „Guadaloupe und andere Inſeln von Käfern, Lima „von Läuſen und Wanzen geplagt. Die alten Köni„ge von Mexico und von Peru fanden kein anderes Mit„tel, ihre Unterthanen von dieſem freſſenden Ungezie„fer zu befreyen, als daß ſie ihnen auferlegten, eine „beſtimmte Anzahl, als einen jährlichen Tribut zu lie„fern. Ferdinand Cortes fand ganze Säcke voll Läu„ſe

„ſe

„ſe im Pallaſt des Königs Motezuma.„ Geſezt, alles dieſes wäre wahr, ſo würde es weder überhaupt wider das Klima von Amerika, noch insbeſondere wider jenes von Mexico etwas beweiſen. Denn wenn es in einigen warmen, feuchten und unbewohnten Gegenden groſſe und überaus viele Inſekten giebt, ſo beweiſet dieſes noch bey weitem nicht, daß die Oberfläche der Erde in America überhaupt durch die Fäulniß vergiftet, ſtinkend, verderbt und ſich ſelbſt überlaſſen ſey. Wer würde wohl aus den vielen einzelnen Gegenden der alten Welt, welche mit groſſen Inſekten, und ſchädlichem Ungeziefer angefüllt ſind, die Folge ziehen, daß die ganze Oberfläche der alten Welt faul, vergiftet und verderbt ſey? Wer weiß nicht, daß die Philippiniſchen Inſeln von überaus groſſen Ameiſen und ſcheuſslichen Fledermäuſen, Japan von Scorpionen, das ſüdliche Aſien und Africa von Schlangen, Aegypten von Blindſchleichen, Guinea und Aethiopien von groſſen Heeren Ameiſen, Holland von Feldmäuſen, die Ukräne von Kröten, wie Herr von P. ſelbſt geſteht, Campagna di Roma von Ottern, Kalabrien von Taranteln, die adriatiſche Seeküſte von ganzen Wolken ſtechender Mücken, Frankreich ſeit einigen Jahren, wie Herr v. P. ſelbſt klagt, von einer Art groſſer Feldmäuſe, die er Surmulots nennt, Paris und die benachbarten Gegenden, von 77 verſchiedenen Gattungen Wanzen, wie der Herr von Bazin in ſeinem Auszug einer Inſektengeſchichte bezeuget,

geplagt werden? Es würde sehr unschiklich seyn, von diesen einzelnen Gegenden auf ganze Welttheile zu schliessen. Es ist wahr, daß es in America Oerter giebt, wo die Menge des Ungeziefers die Menschen sehr beläſtiget; es ist aber noch nirgends zu einer solchen Menge gelangt, daß es Städte oder Dörfer entvölkert hätte, wie dieses nach dem Zeugniß des Theophrastus, Varro, Plinius, und anderer Schriftsteller in der alten Welt geschehen ist. Die Frösche entvölkerten eine Stadt in Gallien, die Heuschrecken eine Andere in Africa. Die Mäuse vertrieben die Einwohner aus Claros, die Schlangen aus Amyclä, die Scorpionen und giftige Ameisen aus einem Orte an den Grenzen von Aethiopien; und kurz vor unsern Zeiten vermehrten sich die Mäuse so sehr auf der Morizinsel, daß die Einwohner beynahe gezwungen wurden, sie zu verlassen.

Der Herr von P. erzählt, in der Provinz Louisiana gebe es Frösche, die 37 französische Pfunde wiegen, und das Gebrülle der Kühe nachmachen. Er beziehet sich auf die Memoires des Herrn Dumont, und es wundert mich, wie er diesem Schriftsteller so blindlings habe Glauben beymessen können, da er in seiner Beantwortung der Streitschrift des Herrn Pernetty im 17. Kap. sagt: alle diejenigen, welche, seit Hennepin, le Clerc, und dem Ritter Tonti, bis auf Dumont, von der Provinz Louisiana geschrieben, haben sich bald in diesem, bald in

jenem

jenem Artikel widerſprochen. Aber noch mehr verwundere ich mich über ſeine Kühnheit, zu ſchreiben, ſolche Ungeheuer gebe es in der alten Welt nicht. Ich weiß wohl, daß es daſelbſt keine Frösche von 37 Pfund giebt: es finden ſich aber in Aſien und Afrika Schlangen, Fledermäuſe, Ameiſen, welche andere dergleichen amerikaniſche Ungeheuer an Größe weit übertreffen. Wo hat man je in Amerika eine zwanzig römiſche Ellen lange Schlange angetroffen, wie jene war, welche Auguſtus dem Römiſchen Volke in den Schauſpielen zeigte*)? oder wie jene, die unter der Regierung des Claudius auf dem Vatikan zu Rom getödtet wurde, und nach dem Zeugniß des Plinius ein verſchlungenes Kind noch ganz in ſeinem Bauche hatte? Auch in den einſamſten Wäldern hat man noch keine Schlange von hundert und zwanzig Fuß wahrgenommen, wie jene war, welche die Römer unter Attilius Regulus in Afrika mit Kriegsmaſchinen tödteten. Ich weiß wohl, daß einige Schriftſteller behaupten, es finde ſich in einigen Wäldern in Amerika eine rieſenmäßige Gattung von Schlangen, welche mit ihren Hauch die Menſchen an ſich ziehe und verſchlinge; ich weiß aber auch, daß ſowohl neue als alte Schriftſteller das nemliche und noch mehr von Aſiatiſchen Schlangen erzählen. Plinius, der ſich auf Megaſthenes und Metrodor beziehet, ſagt: in Aſien gebe es Schlangen, welche ganze

*) Sueton. in Octaviano Caeſare.

Ochſen und Hirſche auf einmal verſchlingen, und andere, die einen jeden Vogel, ſo hoch er auch in der Luft fliegen möge, mit ihrem Hauch herabziehen *). Gemelli erzählt in ſeiner Reiſebeſchreibung, auf den Philippiniſchen Inſeln ſeyen Schlangen von ungeheurer Größe beſonders eine, Namens Ibitin, die ſich mit dem Schwanz an einen Baum hänge, um vorbeygehende Menſchen, Hirſche, wilde Schweine, mit ihrem Hauche an ſich zu ziehen, und ganz zu verſchlingen**). Man ſiehet hieraus, daß dieſe uralte Sage der neuen und alten Welt gemein iſt.

Es würde dem Herrn v. P. nichts helfen, wenn er vorgäbe, in ältern Zeiten, da die alte Welt noch nicht zu ihrer Vollkommenheit gelangt war, habe es wirklich ſolche ungeheure Schlangen gegeben. Denn wenn man dasjenige, was die Alten von Aſien und Afrika ſchreiben, mit dem vergleicht, was wir von dem jetzigen Zuſtande dieſer Welttheile wiſſen; ſo findet man, daß in ihrem ehemaligen und jetzigen Klima, kein weſentlicher Unterſchied iſt. Vor zwey tauſend Jahren waren Aſien und Afrika nicht wärmer, nicht trockener oder feuchter, als jetzt, und brachten die nemlichen Gewächſe, Thiere und Menſchen hervor. Sie ernähren aber auch jetzt verſchiedene Gattungen Thiere von ungeheurer Größe, die in der neuen Welt viel

*) Hiſt. nat. Lib. 8. c. 14.

**) Giro del mondo, Tom. 5.

viel kleiner ſind. Denn wo findet man in Amerika Ameiſen, die, wie die Sulum genannten in den Philippiniſchen Inſeln, 6 Zoll lang, und einen Zoll breit ſind?*) oder Fledermäuſe, die ſo groß ſind, als jene der Bourboniſchen, und der Philippiniſchen Inſeln, und des ganzen oſtindiſchen Inſelmeers? Die größte Fledermaus von Amerika, die ſich in warmen und ſchattigten Gegenden aufhält, und vom H. von Büffon Vampir genannt wird, iſt wie dieſer Autor ſelbſt ſagt, nicht gröſſer als eine Taube. Hingegen erreicht die Aſiatiſche, Rouſſette genannt, die Größe einer groſſen Henne**) Wenn ſie ihre Flügel ausbreitet, ſo mißt ſie 3 Pariſer Fuß, und, wie ſie Gemelli auf den Philippiniſchen Inſeln befunden hat, 6 Spannen***). Der Herr von Büffon bekennt zwar, daß die Aſiatiſchen Fledermäuſe die Amerikaniſchen an Größe übertreffen, behauptet aber daß ſie nicht ſo zahlreich ſind. Allein Gemelli, ein Augenzeuge, ſagt, auf der Inſel Lüßon ſey ihre Anzahl ſo groß, daß ſie den Himmel bedecken, und daß man das Geräuſche, welches ſie in den Wäldern durch das Freſſen der Baumfrüchte verurſachen, eine Stunde weit höret.****) Was die Größe der Schlangen anbelangt, ſo geſtehet der Herr von Pauw ſelbſt,

*) Hernander Hiſt. Inſect. N. Hisp. c. 30.

**) Hiſt. nat. Tom. 19. edit. in 8.

***) Tom. 5.

****) Einige glaubwürdige Leute, die ſich lange auf dieſer Inſel aufgehalten, haben mir dieſe Wahrheit beſtätiget.

ſelbſt, man könne nicht behaupten, daß man in der neuen Welt je eine Schlange gefunden habe, die gröſſer ſey, als diejenigen, welche Herr Adamſon in den Afrikaniſchen Wüſten geſehen hat *). Die gröſſte Schlange, welche der Doktor Hernandez mit aller möglichen Mühe in Mexico entdecken konnte, war nicht über 18 Fuß lang. Hingegen in den Moluckiſchen Inſeln giebts Schlangen von 32 Fuß **), und in Ceylon, wo dieſe Gattung Anacandaja genannt wird, von 33 Fuß, und in andern Gegenden Aſiens und Afrikas noch andere, die ebenfalls gröſſer als die Amerikaniſchen ſind ***). Ueberhaupt iſt der von der Menge und Gröſſe des Amerikaniſchen Gewürmes und Ungeziefers genommene Beweis eben ſo ſchwach als jener von der Kleinheit und geringen Anzahl der vierfüßigen Thiere. In beyden Beweiſen fehlt es an Kenntniß, und an Aufrichtigkeit im Vergleichen der Amerikaniſchen Thiere mit jenen der alten Welt.

Was Herr von P. von einem Tribut ganzer Säcke voll Läuſe ſchreibt, beweiſet offenbar, daß er es mit der Wahrheit nicht aufrichtig meynt. Wahr iſt es, daß Cortes im Pallaſte des Königs Axajacatl Säcke voll dieſes Ungeziefers fand, und daß Motezuma ſeinen Unterthanen dieſen ſeltſamen Tribut auflegte. Allein Herr

*) Defenſe des Rech. philoſ. chap. 22.

**) Bomare Diction. univ. d'Hiſt. nat. V. Couleuvre.

***) ibid. V. *Anacandaja*.

Herr von P. verſchweigt, daß dieſer Tribut nur die Armen betraf, und zwar nicht deswegen, weil ſie etwa von der Menge der Läuſe aufgefreſſen wurden, wie er vorgiebt: ſondern weil Motezuma, der ein auſſerordentlicher Feind des Müſſiggangs war, und die Reinlichkeit über alle Maßen liebte, auch den elendeſten Menſchen, die nicht arbeiten konnten, eine Beſchäftigung geben wollte. Dieſes war nach dem Zeugniß des Torquemada, Betancurt, und anderer Geſchichtſchreiber die wahre Urſache des ſeltſamen Tributs. Nur der Herr von Pauw deutete denſelben auf die übermäßige Menge dieſes Ungeziefers aus, weil es Waſſer auf ſeine Mühle war.

Die Beweiſe, welche Herr von P. von den Krankheiten, und der phyſiſchen Beſchaffenheit der Amerikaner wider das Klima der neuen Welt hernimmt, werde ich in einer eignen Abhandlung widerlegen. Hier will ich fortſchreiten, zu unterſuchen, was er von dem Uebermaaß der Kälte in Amerika, in Vergleichung mit den Ländern der alten Welt, die in der nemlichen Entfernung von Aequator liegen, vorbringt. Wenn man, „ſagt er, die Verſuche, welche die Herrn „de la Condamine und Johann (Anton heißt er) von „Ulloa mit dem Thermometer in Peru angeſtellt haben, mit denen die vom Herrn von Adamſon in Se„negal geſchehen ſind, vergleicht, ſo findet man, daß „die Luft in der neuen Welt nicht ſo warm, als in

„der

„der alten iſt. Berechnet man den Unterſchied mit „möglichſter Genauigkeit, ſo glaube ich, beläuft er ſich „in der Breite auf 12 Grade, das iſt: im dreyßigs „ſten Grade der nördlichen und ſüdlichen Breite iſt es „in Africa ſo warm, als im achtzehnten Grade in „America. Der Thermometer ſtieg in Peru im Mits „telpunkt des heißen Erdgürtels nicht ſo hoch, als in „Frankreich im heißeſten Sommer. Quebec und Pas „ris liegen faſt in dem nemlichen Grade der nördlichen „Breite, und dennoch iſt das Klima von Quebec weit „rauher und kälter, als das von Paris. Eben ſo merks „lich iſt der Unterſchied zwiſchen der Hudſons-Bay, „und der Themſe, ob ſie gleich beyde unter dem nems „lichen Grade der Breite ſind.„

Ich könnte alles dieſes zugeben, weil es nichts weniger als ein ſchlechtes Klima in Amerika beweiſet. Denn wenn man von der gröſſeren Kälte der neuen Welt auf ein ſchlechteres Klima derſelben ſchlieſſen kann: ſo wüßte ich nicht, warum nicht auch aus der übermäßigen Wärme der Länder der alten Welt, welche mit den kälteren der neuen unter einem Paralell-Zirkel liegen, auf ein ſchlechteres Klima derſelben zu ſchlieſſen erlaubt ſey. Alle gemachten Verſuche ſind nicht hinreichend, dieſes als eine allgemeine Wahrheit feſtzuſetzen: daß alle Länder der neuen Welt, welche mit andern der alten Welt in dem nemlichen Grade der Breite liegen, dieſe an Kälte übertreffen; und

noch

noch viel weniger, daß es im dreyßigſten Grade der alten Welt ſo warm ſey, als im achtzehnten der Neuen. Wenn dieſes wahr wäre, ſo würde in Amerika unter dem 67ſten Grade der Breite die Kälte ſo groß ſeyn, als ſie in der alten Welt in dem 80ſten Grade iſt. Da der Herr v. P. in ſeinen Recherches philoſophiques ſagt:*) die Kälte müſſe in der alten Welt über dem 80ſten Grade im Monat November ſo heftig ſeyn, daß kein Menſch da leben könnte; ſo würde folgen, daß auch in Amerika über dem 67ſten Grade vor Kälte niemand leben könnte; welches doch ſeinem Geſtändniß, das er in der nemlichen Stelle thut, „die Länder der Eſquimaux ſeyen auch „über dem 75ſten Grade bewohnt,„ widerſpricht. Wenn die kraftloſen Amerikaner in dieſem Grade der Breite leben, warum ſollen es die ſtarkgebildeten Europäer im 80ſten Grade nicht können? Dem Grundſatze des Herrn v. P. gemäß, müßte es zu Jeruſalem, welches beynah im 32ſten Grade der Breite liegt, ſo warm ſeyn, als zu Veracrux im 20ſten Grade, welches keinem Menſchen einfallen kann. Noch viele andere dergleichen abgeſchmackte Folgen würde man daraus ziehen können; beſonders wenn man die Berechnung des Hrn. Doktor Michell annimmt, welcher, wie Robertſon ſagt, nach einer dreyßigjährigen Beobachtung den Unterſchied der Wärme zwiſchen der alten und neuen Welt auf 14 bis 15 Grade der Breite geſezt, und behauptet

*) Part. 3. Sect. 1. p. 304.

Falstaff.

Geh, geh; nur ruhig, Schimmlich, du mußt gehen, Schimmlich; es ist Zeit, daß du gebraucht wirst.

Schimmlich.

Gebraucht?

Schallow.

Still, Bursche, still; auf die Seite! wißt ihr, wo ihr seyd? Zu den andern, Sir John -- Laßt mich sehen; Simon Schatten.

Falstaff.

Sapperment, den muß ich haben, der ist gut zum Untersitzen; er wird ein ziemlich kühler Kriegsheld seyn.

Schallow.

Wo ist Schatten?

Schatten.

Hier, Sir.

Falstaff.

Schatten, wessen Sohn bist du?

Schatten.

Meiner Mutter Sohn, Sir.

Falstaff.

Deiner Mutter Sohn! Das ist sehr wahrscheinlich; und deines Vaters Schatten, aber nicht von deines Vaters Körper; das begegnet oft genug, in der That.

Schallow.

tet haben ſoll, in einem Lande der alten Welt, welches im 29 oder 30ſten Grade liegt, ſey es eben ſo warm, als in einem andern der neuen Welt, der im 15ten Grade liegt. Die Wahrheit iſt, daß es in Amerika viele Gegenden und Oerter giebt, welche kälter, und viele andere die wärmer ſind, als diejenigen, die in der alten Welt gleichweit vom Aequator entfernt ſind. Agra, die Hauptſtadt des Großmogols, und der Hafen von Loreto in Californien, ſind faſt in dem nemlichen Grade der Breite, und dennoch iſt die Wärme des Californiſchen Hafens weit größer, als jene der oſtindiſchen Stadt. Hue, die Hauptſtadt in Cochinchina, iſt vom Aequator faſt eben ſo weit entfernt als Acapulco, und doch iſt das Klima der Erſten kühle, in Vergleichung mit der brennenden Hitze der Zweyten. Aber noch weit unwahrſcheinlicher iſt das Vorgeben des Herrn von Pauw: im Mittelpunkte des heißen Erdgürtels in America ſteige der Thermometer nicht ſo hoch, als zu Paris in der größten Sommerhitze. Es würde hieraus folgen, daß der Unterſchied zwiſchen dem europäiſchen und amerikaniſchen Klima nicht etwa 12, wie der Herr v. P. vorgiebt, ſondern 49 Grade ausmachte, ſo weit es nemlich von dem Mittelpunkt des heißen Erdgürtels bis nach Paris iſt. Es iſt wahr, daß den zu Quito angeſtellten Beobachtungen gemäß, welche man mit den zu Paris gemachten, verglichen hat, die Wärme der beſagten äquinoctialiſchen Stadt nie jene von

Paris

Paris in der gröſsten Sommerhitze erreicht; hingegen iſt auch dieſes durch die Beobachtungen der nemlichen Gelehrten beſtätiget worden, daß in der Stadt Cartagena, welche 10 Grade von dem Mittelpunkt des heiſsen Erdgürtels entfernt iſt, die gewöhnliche Wärme dem höchſten Grade der Wärme zu Paris gleich kommt. Dieſes bezeugt Don Antonio Ulloa, Einer der beſagten Beobachter. *)

Auſser der gröſsern oder geringern Entfernung vom Aequator giebt es viele andere Urſachen, welche die Kälte oder Wärme eines Landes vermehren können, z. B. die hohe oder niedere Lage deſſelben, die Nachbarſchaft eines mit Schnee bedeckten Gebürges, herrſchendes Regenwetter, Mangel an Waſſer, die Menge des Sandes ꝛc. In Citta Reale, der Hauptſtadt des Bisthums Chiapa, herrſcht eine empfindliche Kälte, weil ſie hoch liegt: hingegen iſt es in der nicht weit davon entfernten Stadt Chiapa, welche niedrig liegt, ſehr warm. Zu Chachicomula, welches am Fuſse des ſehr hohen Berges Orizaba liegt, iſt es kalt: aber zu Veracrux iſt es in dem nemlichen Grade der Breite äuſſerſt warm. Noch auffallender iſt der Unterſchied zwiſchen Citta Reale, und Loreto in Californien. Obgleich die erſte im $16\frac{1}{2}$ Grade der Breite liegt, ſo iſt es doch in der zweyten, welche im $25\frac{1}{2}$ Grade gelegen iſt, weit wärmer. Die

*) Relacion del Viage a la America meridional P. I. Tom. I.

Die Beobachtungen, welche Herr von P. selbſt anführt, beweiſen, daß das Klima in Amerika weit weniger abwechſelnd iſt als in Europa, und daß die Amerikaner ſich nicht ſo ſehr als die Europäer gezwungen ſehen, von der äuſſerſten Kälte einer Jahrszeit zum äuſſerſten Grad der Wärme einer andern überzugehen; folglich den ſchädlichen Wirkungen ſolcher plötzlichen Veränderungen nicht unterworfen ſind. In Quito ſteigt der Wärmemeſſer nie ſo hoch als zu Paris im heißen Sommer: hingegen fällt er auch daſelbſt nie ſo tief, als in den temperirteſten Ländern Europens im Winter. Kann ein Klima erwünſchter ſeyn, als ein ſolches, welches von den äuſſerſten Graden der Wärme und Kälte gleichweit entfernt iſt, wo man das ganze Jahr hindurch der Landluſt genießen kann, wo die Erde beſtändig mit Kräutern, Blumen, Getraide bedeckt, und die Bäume mit Obſtfrüchten beladen ſind? Wo die Viehheerden das ganze Jahr unter freyem Himmel, und ohne Bemühung der Menſchen ſich ſelbſt ernähren? Wo weder der Froſt die Menſchen zwingt, beym Feuer zu ſitzen, noch die Hitze ſie in den ländlichen Geſchäften ſtört? Wenn die Dichter die Annehmlichkeit eines Klima rühmen wollen, ſo ſagen ſie, es herrſche in demſelben ein ewiger Frühling. So rühmt Virgil Italien *), und Horaz die glücklichen Inſeln. **)

Der

*) Georg. 2.

**) Lib. 3. Ode 4.

Der P. Acoſta, deſſen Geſchichte vom Hrn. von Pauw ſelbſt als ein vortrefliches Werk geprieſen wird, der das Klima der alten und der neuen Welt kannte, und für Amerika gar nicht partheiſch war, giebt folgende Idee von deſſelben Klima. „Da ich, ſagt er, „die ſanfte Luft, und die Annehmlichkeit des Klima „vieler Länder in Amerika wahrnahm, wo man nicht „weiß, was die beißende Kälte des Winters, und die „beängſtigende Hitze des Sommers ſey; wo ſich die „Einwohner wider eine jede unangenehme Witterung „mit einer Matte ſchützen können, und in keiner Jahrs„zeit nöthig haben, ihre Kleidung zu verändern: fiel „es mir oft ein, und noch jezt bin ich der Meynung, „daß, wenn die Menſchen ſich von den Fallſtricken „des Geizes losmachten, und gewiſſe unnütze Anſprü„che fahren lieſſen, ſie in Amerika ein ſehr angeneh„mes und ruhiges Leben führen könnten. Denn was „ehedem die Dichter von den Elyſiſchen Gefilden, und „von dem berühmten Tempe ſangen, was Plato von „ſeiner Inſel Atlantis dichtete und erzählte, das alles „würden ſie in Amerika finden.„ *) Das nemlich ſagen andere Geſchichtſchreiber von der neuen Welt, beſonders von Mexico, und deſſelben benachbarten Provinzen, von der Erdenge Panama bis zum 40ſten Grad der Breite, ſo weit man nemlich auf der nordweſtlichen Seite gekommen iſt. In allen dieſen Ländern, die wenigen ausgenommen, welche entweder

*) Hiſt. nat. e mor. Lib. 2. c. 14.

wegen ihrer niedrigen Lage warm und feucht, oder wegen ihrer allzugroßen Erhabenheit, einer rauhen Witterung unterworfen sind, genießen die Menschen einer sanften Luft, und eines dem menschlichen Leben sehr günstigen Himmels.

§. 3.

Von der natürlichen Beschaffenheit des Erdreichs in Mexico.

Es ist gewiß, sagt der Herr von Pauw, daß Amerika überhaupt von jeher ein unfruchtbares Land gewesen, und es auch noch ist. Ich aber behaupte, daß dieser Satz überhaupt eine große Unwahrheit ist. Will der Herr von P. sich der Wahrheit versichern, so frage er die vielen Teutschen, (Exjesuiten) die unlängst aus Amerika zurückgekehrt, und nun in Oesterreich, Böhmen, in der Pfalz, und sogar in Preussen zerstreuet sind, oder er lese die vortrefliche Geschichte des P. Acosta. *) Dieser unpartheyische Spanier vergleicht die neue Welt überhaupt mit einem Paradiese, und von Mexico insbesondere, worunter er den nördlichen Theil der Spanischen Besitzungen verstehet, sagt er, es sey das beste Land unter der Sonne. **) Thomas Gages, welcher in Sachen, die Amerika betreffen, das Orakel der Engländer und Franzosen ist, lege Mexico folgende Lobsprüche bey. „In Mexico fehlt „nichts

*) Ibid. **) Ibid. lib. 3.

„nichts von allem dem, was eine Stadt glücklich mas„chen kann; und wenn die Schriftſteller, welche ihre „Feder mit dem Lobe der Provinzen Granada in Spa„nien, der Lombardie und Toſkana in Italien, die ſie „in irdiſche Paradieſe verwandeln, beſchäftiget haben, „dieſe neue Welt und die Stadt Mexico geſehen hät„ten, ſo würden ſie ſogleich alles, was ſie zum Lobe „der gemeldten Länder geſagt, widerrufen.„ *) So ſpricht von Mexico ein Schriftſteller, der ſonſt von keinem Lande gut zu ſprechen gewohnt iſt.

Die Herren von B. und P. bilden ſich ein, ganz Amerika beſtehe aus unüberſteiglichen Bergen, undurchdringlichen Wäldern, überſchwemmten und ſumpfigten Ebenen. In den Beſchreibungen von Amerika laſen ſie, daß das berühmte Gebürge Andes zwey überaus lange Ketten hoher und zum Theil mit Schnee bedekter Berge bildet; daß die weite Wüſte des Amazonenlandes aus dichten Wäldern beſtehet; daß Guayaquil, und andere Oerter auf feuchtem und ſumpfigem Grunde liegen: und dies war ihnen ſchon genug, zu ſchließen, ganz Amerika ſey mit Bergen, Wäldern und Seen bedekt. Der Herr von P. las in des Gumilla Geſchichte, die Art und Weiſe, wie die Wilden des Orinoco das ſchrekliche Gift zu ihren Pfeilen bereiten; und in der Geſchichte des Herrera und anderer fand er, daß die Cannibalen und andere wilde

*) Part. I. c. 28.

Nationen ſich vergifteter Pfeile bedienten: und dieſes war ihm Stoff genug, niederzuſchreiben, die neue Welt bringe mehrere giftige Kräuter hervor, als der Ueberreſt der Welt. Er las, daß in allzu warmen Ländern weder der Waizen, noch die europäiſchen Baumfrüchte wachſen: und dieſes war ihm genug zu behaupten, der Pfirſich- und Aprikoſenbaum gedeihe nur auf der Inſel Juan Fernandez, *) der Waizen und die Gerſte nur in einigen nördlichen Gegenden. So iſt die Logik beſchaffen, nach welcher der Herr von P. in ſeinem ganzen Werke raſonnirt.

Was er vom Erdreich in Amerika überhaupt ſagt, iſt in Anſehung des Königreichs Mexico grundfalſch. Es giebt hier zwar ſehr hohe Berge, die mit ewigem Schnee bedekt ſind, groſſe Wälder, und von Seen bewäſſerte Gegenden; aber der angebaute und fruchtbare Theil des Landes iſt weit größer, wie es einem jeden, der dieſes Land geſehen, bekannt ſeyn muß. In dieſem unermeßenen Lande, welches jezt Weizen, Gerſte, Maiz, und andere Gattungen Getreide, und Hülſenfrüchte in Ueberfluß hervorbringt, wurden ehedem Maiz, ſpaniſcher Pfeffer, Schminkbohnen, Caccao, Chia, Baumwolle und andere Pflanzen

*) Mich hat der Abbe Don Joſeph Garcia von Valenza, der ſich ein halbes Jahr, und zwar zur Obſizeit, auf dieſer elenden Inſel befand, verſichert, daß Pfirſiche und Aprikoſen hier am ſchlechteſten, in dem übrigen Spaniſchen Amerika überall ſehr gut, und in Chili beſſer als in Europa gerathen.

gen, die zum Unterhalt, zur Kleidung und zum Vergnügen der Bewohner dienten, angebauet. Wie würden so viele und so zahlreiche Völker haben leben können, wenn das ganze Land mit hohen Bergen, Wäldern und Sümpfen bedekt wäre? Daher ist nicht zu begreifen, wie der Hr. von B. im ersten und fünften Bande seiner Geschichte sagen konnte: Amerika sey ein immerwährender See — und die unbesteiglichen Berge in Amerika lassen kaum etwas Raum zum Ackerbau, und zur Wohnung der Menschen übrig; da er doch in dem nemlichen fünften Bande bekennt, Mexico und Peru seyen sehr stark bevölkert gewesen. Bey so zahlreichen Völkern, die nach seinem eigenen Geständniß in bürgerlicher Gesellschaft unter Gesetzen lebten, und, wie bekannt ist, sich nur von den Produkten des Landes ernährten, war es nicht möglich, daß das Land ein fortgesezter See, und das bewohnte und angebaute Erdreich so sehr eingeschränkt hätte seyn können.

Betrachtet man die Menge, die Verschiedenheit, und den innern Werth der Gewächse in Mexico, so kann nichts heller in die Augen fallen, als der Ungrund des erdichteten Tadels der Unfruchtbarkeit. Neu-Spanien, sagt der Pater Acosta, hat vortrefliche Weiden, welche eine unzählige Menge Pferde, Rindvieh, Schafe und andere Thiere ernähren. Auch hat es großen Ueberfluß an Baumfrüchten, und an allerley Gattungen Getreide. Der Weizen, welchen der Herr von

B. kaum einigen nördlichen Gegenden von Amerika zugeſtehet, geräth zwar eben ſo wenig in den heiſſeſten Gegenden Neu-Spaniens, als in dem größten Theile von Afrika, und in vielen andern Ländern der alten Welt: doch gedeihet er in den kalten und gemäßigten Gegenden dieſes großen Landes vortreflich, und in größerer Menge als in Europa. In dem Kirchſprengel von Angelopolis allein wird er in ſolchem Ueberfluß eingeerndet, daß er nicht nur zur Nahrung der ſehr zahlreichen Einwohner hinreicht, ſondern auch ehedem die Antilliſchen Inſeln, und die ehemalige Flotte Barlovento bey der Inſel Havana damit verſehen wurden. In Europa iſt nur Eine Weizenernde: in Neu-Spanien wird mehr als einmal im Jahr geſäet und eingeerndet. In den Ländereyen, ſagt Torquemata, der ſich viele Jahre in Mexico aufhielt, welche zum Weizenbau beſtimmt ſind, ſiehet man in jeder Jahrszeit den Weizen ſäen, ſchoſſen, reifen, und einerndten. Jezt, da wir im Monat November ſind, wird der Weizen, den die Einwohner Temporal nennen, geſchnitten, indeß daß eine andere Gattung, Riego genannt, zu Arriſco und anderswo grünet, und eine andere anderswo geſäet wird. *) Welches ein Bei-

*) Der Weizen Riego wird im Oktober, November oder December geſäet, und im May oder Junius geſchnitten. Der Temporal-Weizen wird im Junius geſäet und im Oktober geerndtet, der Weizen Aventurero aber im November geſäet, und bald früher, bald ſpäter eingeerndtet.

weis von der wunderbaren Fruchtbarkeit des Erdreichs ist. *) Der nemliche Geschichtschreiber nennt einige Länder, wo der Weizen sich bald 60, bald 80, bald 100 mal vermehrt; und ich selbst habe in einigen Ländern eine solche Fruchtbarkeit wahrgenommen, als sie nirgends in Europa anzutreffen ist; und zwar mit viel geringerer Arbeit, wie alle diejenigen bezeugen können, die diese Gegend von Amerika besucht haben. Ich habe mich in einem Lande befunden, wo der Weizen sich 50 mal, und oft 100 mal vermehrt. In Cinaloa, wo es ziemlich warm ist, vervielfältiget er sich, wie mich ein sehr glaubwürdiger Mann versichert hat, 200 mal. Mein gelehrter Freund, der Abbe Ignaz Molina, sagt in seiner kurzen Geschichte des Königreichs Chile, die er vor einigen Jahren zu Bologna herausgegeben hat: daß in Chile der Weizen 150 für eins abwirft, und jährlich 30 Schiffe nach Peru damit befrachtet werden. Die Fruchtbarkeit der Gerste ist nicht geringer; es wird aber nur soviel davon gesäet, als zum Unterhalt der Pferde, Maulthiere und Schweine nöthig ist. An Maiz, welcher hier in seinem eigenthümlichen Vaterlande ist, ist das Land noch viel fruchtbarer.

Der Herr v. P. giebt vor, alle Europäische Pflanzen seyen in Amerika aus der Art geschlagen, ausser

*) Della Monarchia Indiana c. 4. Man sehe auch, was dieser Autor und Herrera in vielen Stellen seiner Geschichte von dem Ueberfluß an Baumfrüchten sprechen.

Schallow.

Gefällt er euch, Sir John?

Falſtaff.

Schatten wird im Sommer gute Dienſte thun; ſchreibt ihn auf; wir haben ſchon eine Menge ſolcher Schatten im Muſter-Buch; ſie ſind immer gut, die Luken auszufüllen.

Schallow.

Thomas Warze!

Falſtaff.

Wo iſt er?

Warwik.

Hier, Sir.

Falſtaff.

Heißt du Warze?

Warwik.

Ja, Sir.

Falſtaff.

Du ſiehſt ſo ziemlich zerlumpt aus, Warze.

Schallow.

Soll ich ihn aufſchreiben? (*) Falſtaff.

(*) Das Sinnreiche der Antwort, welche Falſtaff hierauf giebt, liegt in dem Doppelſinn des Worts prick, welches eigentlich ſtechen bedeutet; und wie das franzöſiſche Wort piquer auch ſo viel heißt, als jemands Namen zu einem gewiſſen Dienſt, wozu man einen gebrauchen will, aufzeichnen.

den Wässerigen, und denen die im Wasser wachsen. Diese Unwahrheit zu beweisen fügt er hinzu: die Pfersiche und Aprikosen seyen nirgends als auf der Insel Johann Fernandez gediehen. Wenn ich ihm auch dieses zugäbe, so würde es, als ein einzelnes Beyspiel, nichts allgemeines beweisen. Es ist aber grundfalsch. Ich beziehe mich hierin auf das Zeugniß des P. Acosta, welcher sagt: in Amerika, und am meisten in Mexico gerathen die Pfersiche, Quitten und Aprikosen sehr gut; und fordre auch alle Europäer, die sich in Neuspanien aufgehalten haben, auf, zu bezeugen, daß nicht nur die oben besagten, sondern auch alle die übrigen Obstfrüchte, die man aus Europa dahin verpflanzt hat, daselbst überall, ausser in allzu warmen Gegenden, im Ueberfluß und sehr wohl gerathen. Fast Alles, schreibt endlich Acosta noch, was Spanien gutes hervorbringt, findet sich auch in Amerika, theils besser, theils nicht so gut, z. B. Weizen, Gerste, allerley Küchenkräuter, Sallat, Hülsenfrüchte. ꝛc. So spricht Acosta von Amerika überhaupt. Wäre die Rede von Mexico allein gewesen, so würde er das Wort fast ausgelassen haben.

Was aber der neuen Welt sogar den Vorzug vor Europa zu verschaffen scheint, ist dieses: daß die Europäischen Produkte, wenn sie nach Amerika verpflanzt werden, hier besser oder eben so gut, als in Europa, hingegen die Amerikanischen in Europa schlecht

oder

oder gar nicht fortkommen. Man hat in Mexico, wie ſchon geſagt worden iſt, alle Arten von Getreide und Reis, alle Arten von Erbſen, Bohnen und anderer Hülſenfrüchte; Lattich, Kohl, Rüben, Spargel, alle Arten Sallat, Wurzeln und Kräutern, die in Europens Gärten gezogen werden; Pferſiche, Aepfel, Birnen, Quitten und andere Obſtfrüchte; Nelken, Roſen, Veilchen, Jaſmin, Baſilicum, Gartenmünz, Majoran, Meliſſe, und andere von Europa dahin gebrachte Blumen, und wohlriechende Kräuter. Hingegen gedeihet der gröſßte Theil der Amerikaniſchen Gewächſe in Europa nicht, oder ſchlecht. Der Maiz wird in Europa viel kleiner und ſchlechter. Die Amerikaniſche Muſa und der Ananas, wenn ſie auch in Treibhäuſern mit großer Mühe und Sorgfalt gezogen werden, gelangen dennoch nicht zu ihrer vollkommenen Reife, und zu dem Ueberfluſſe, wie in Amerika; und die noch viel köſtlichern Früchte Chirimoya, Mamey und Chicozapote ſind meines Wiſſens noch in keinem Europäiſchen Garten fortgekommen. Die Urſach dieſes Unterſchieds iſt die gröſſere Verſchiedenheit des Temperaments der Luft in Amerika, weswegen ein jedes Gewächs, in wohl gewählter Gegend gepflanzt, die ſeiner Natur angemeſſene Vollkommenheit erlangen kann. Man ſiehet daher, daß es eben ſo wenig ein Beweis von Unfruchtbarkeit iſt, wenn in Amerika nicht in allen Gegenden die europäiſchen Gewächſe fortkommen, als daß in Europa nicht alle amerikaniſche

ſche Gewächſe gedeihen; denn non omnis fert omnia tellus. Hic ſegetes, ibi proveniunt felicius uvæ.: Die warmen Länder, wo der Weizen und einige europäiſche Baumfrüchte in Amerika nicht fortkommen, ſind die angenehmſten, und überaus fruchtbar an andern Produkten, wie es den Leuten, die des Landes kundig ſind, wohl bekannt iſt.

Wollte man aber Amerika mit der ganzen alten Welt vergleichen, ſo glaube ich, würde man eine ziemliche Gleichheit in den Produkten finden. Denn in Aſien und Afrika giebt es Länder, deren Klima den amerikaniſchen Gewächſen, die in Europa nicht fortkommen, angemeſſen iſt. Allein das allzuſehr entfernte Europa gewinnt hierdurch nicht, daß es mit Neus Spanien, welches alle die Früchte der alten Welt ſelbſt beſizt, zu vergleichen wäre. Der Markt zu Mexico, (wie in ſehr vielen andern Städten in Amerika) iſt der Mittelpunkt wo alle Gaben der Natur zuſammenfließen. Hier findet man Aepfel, Pferſiche, Aprikoſen, Birnen, Weichſeln, Kirſchen, Weintrauben, Camoten, Xicanle, Nüſſe, Ananas, Muſa, Anonen, Chirimoyen, Masmey, Chicozapoten, ſchwarze und weiſe Zapoten, Melonen, Kürbiſſe, Pomeranzen, Citronen, Granatäpfel, Ahuacaten, und unzählbare andere Früchte warmer und kalter Gegenden, und zwar auch in den Jahrszeiten, da die Europäer ſich mit gedörrten Kaſtanien und Nüſſen, oder höchſtens mit Aepfeln und Birnen, die ſie im Keller verwahrt haben, begnügen müſſen.

Nicht

Nicht geringer iſt in dieſem glücklichen Lande der Ueberfluß an Kräutern, die zu Arzeneyen dienen. Wer ſich hiervon überzeugen will, der leſe in dem mehrmal citirten Werke des berühmten Naturforſchers Herrera. Er wird hier über 900 verſchiedene Kräuter und Pflanzen beſchrieben und abgezeichnet finden, (faſt alle aus der Nachbarſchaft von Mexico) deren Heilkraft durch die Erfahrung beſtätiget iſt; und noch 300 andere, deren mediciniſcher Gebrauch nicht angezeigt wird, und vielleicht viele andere, die der Aufmerkſamkeit des Verfaſſers entgangen ſind, vermiſſen. Wie wird nun Herr von P. mit ſeinem dreiſten Satz, Amerika bringe mehr giftige Kräuter als der Ueberreſt der Welt hervor, zurechte kommen? Kennt er etwa alle Pflanzen, die in dem mittleren Theile von Afrika und Aſien wachſen? Es wäre freylich kein Wunder, wenn die an allen Gewächſen ſo fruchtbare neue Welt auch an giftigen Gewächſen einen Ueberfluß hätte; allein ich weiß nicht, ob man bisher auch nur den zwanzigſten Theil der giftigen Pflanzen, von welchen die europäiſchen Aerzte und Naturforſcher in ihren Schriften Meldung thun, in Neu-Spanien, das ſonſt an allen Gewächſen ſo fruchtbar iſt, entdeckt habe.

Unter die Produkte, welche Neu-Spanien vor vielen Ländern der alten Welt den Vorzug geben, gehören auch die vielen Gattungen von Gummi, Harz, Oel, und andere nutzbare Säfte, die entweder natürlich,

türlich, oder durch Kunſt von den Bäumen herkommen. Hier giebt es ganze Wälder von Acacien Holz, das den wahren arabiſchen Gummi, der hier wegen ſeines Ueberfluſſes in ſehr geringem Werth ſtehet, liefert Hier giebt es Balſam, Wevrauch, viele Gattungen Kopal, fließenden Ambra, Tecamaca, Tannenöl, und viele andere wegen ihres Geruchs und ihrer Heilungskraft ſchätzbare Säfte.

Selbſt die Wälder, mit welchen Amerika ganz bedeckt ſeyn ſoll, — deren jedoch nicht ſo viele ſind, daß man nicht eine Reiſe von fünf oder ſechs hundert Meilen thun könnte, ohne auch nur Einen anzutreffen, — beweiſen die Fruchtbarkeit dieſes Welttheils. Sie beſtehen entweder in fruchtbaren Bäumen, als da ſind der Muſa, Mamey, Chicozapote, Apfelbaum, Pomeranzen- und Citronen Baum, wie die Wälder bey Coatzacoalco, Miſteca, und Michuacan: oder in Bäumen, die ihres Holzes, oder Harzes wegen ſchätzbar ſind, wie jene, welche das Mexikaniſche Thal von dem Kirchſpiele Angelopolis ſcheiden, und jene bey Chiapa, der Zapoteker, und viele andere. Es fehlt hier nicht an Fichten, Eichen, Tannen, Nuß- und Eſchenbäumen, und anderem dergleichen Gehölze, das auch der alten Welt gemein iſt: doch iſt das der neuen Welt eigenthümliche das zahlreichſte und ſchätzbarſte. Es giebt ganze Wälder von Cedernholz. Ferdinand Cortes wurde von ſeinen Feinden beym Kaiſer Karl V. ver-

verklagt, er habe in dem Pallaſt, den er zu Mexiko errichtete, ſieben Tauſend Balken von Cedernholz gebraucht, und er entſchuldigte ſich damit, daß dieſes hier ein ganz gemeines Holz wäre. Auch iſt es wirklich ſo gemein, daß man es in ſumpfigen Gegenden in die Fundamente der Häuſer einrammelt. Auch giebt es Wälder von Ebenholz in Chiapa, Jucatan, Cozumel, und in den wärmſten Gegenden Braſiliens, und von wohlriechenden Aloeholz in Miſteca. So iſt auch das Holz der Bäume Tapinceran, Granadillo (rothes Ebenholz) und Camote ohne Vergleichung beſſer, als ein jedes andere in Europa. Wer hiervon eine größere Kenntniß zu haben verlangt, der leſe die Schriften des Acoſta, Hernandez, Ximenes und anderer Europäer, die Neu-Spanien beſucht haben, ob ſie gleich nicht hinreichend ſind, eine vollſtändige Idee von der Fruchtbarkeit dieſes Landes zu verſchaffen. Der P. Acoſta hat allerdings Recht, wenn er ſchreibt: Amerika ſey ſowohl an Verſchiedenheit als an Zahl der Bäume welche die Natur ſelbſt hervorbringt, reicher als Aſien, Afrika und Europa. *)

Eben dieſe natürliche Fruchtbarkeit des Erdreichs, welches in Amerika ſo viele fruchtbringende Pflanzen, ohne einige Pflege der Menſchen, hervorbringt, iſt ein Vortheil, welcher der neuen Welt einen weſentlichen Vorzug vor Europa verſchaft. „Die Urſache, ſagt

*) Lib. 4. c. 30.

ſagt Monteſquieu, „warum es in Amerika ſo viele „wilde Völker giebt, iſt keine andere, als weil daſelbſt „die Erde ſo viele Früchte freywillig hervorbringt, wo„von ſie ſich ernähren. . . Ich glaube nicht, daß Euro„pa ſich dieſes Vortheils rühmen könnte, wenn es nicht „angebauet würde. Es würde nichts anders, als „Eichen, und andere unfruchtbare Bäume hervorbrin„gen *). Der Herr von P. geſtehet ſelbſt: daß, „wenn wir die Geſchichte und den Urſprung unſerer „Gartenfrüchte, unſerer Obſtbäume, und unſerer Ge„treidearten unterſuchten, wir finden würden, daß ſie „alle aus entfernten Himmelsſtrichen hierher verpflanzt „worden ſeyen; daher kann man leicht erachten, wie „groß das Elend der alten Gallier und Teutſchen „war, in deren Ländern, nicht einmal zu Zeiten des „Tacitus ein Obſtbaum war. . . Sollte Teutſchland „ſeine fremden Gewächſe zurückgeben müſſen, ſo würde „ihm faſt nichts übrig bleiben, von eßbaren Körnern, „als wilder Mohnſamen, und wilder Haſer **). „ Was Herr von P. von Gallien und Teutſchland ſagt, das gilt auch von andern europäiſchen Ländern, und ſogar von Griechenland und Italien, obgleich andre Länder von hieraus alles erhalten haben. Wenn Italien alle die Früchte zurückgäbe, die ihm nicht urſprünglich eigen ſind, was würde ihm viel übrig bleiben, als Eicheln? Die Namen Malum perſicum, malum

*) L'Eſprit des Loix Lib. 18. C. 9.

**) Recherches philoſ. P. I.

Malum medicum, malum aſſyrium, malum punicum, malum cydonium, malum armeniacum, Nux pontica &c. &c. dienen zum Beweis, daß Italien dieſe Früchte Aſien und Afrika zu verdanken hat. Es iſt bekannt, ſagt Büſching in ſeiner Vorbereitung zur Kenntniß von Europa, daß die ſchönſten und beſten Obſtfrüchte aus Italien gekommen ſind. Italien erhielt ſie aus Griechenland, Aſien, und Afrika. Den Apfel bekam es aus Syrien, Aegypten, Griechenland ꝛc. Die Abrikoſe aus Epirus, die Birne aus Alexandrien, Syrien, Numidien und Griechenland, die Citrone und Pomeranze aus Medien, Aſſyrien und Perſien, die Feige aus Aſien, die Granatapfel aus Carthago, die Kaſtanie aus Caſtania in Magneſia, einer Provinz von Macedonien, die Kirſche aus Cerafus in Pontus, die Mandel aus Aſien über Griechenland, die Wallnuß aus Perſien, die Haſelnuß aus Pontus, die Olive aus Cypern, die Pflaume aus Armenien und Syrien, die Pfirſche aus Perſien, den Quittenapfel aus Cidonia in Candia über Griechenland.

Plinius ſagt, die Menſchen hätten anfänglich nur von Eicheln gelebt *). So falſch dieſes in Anſehung aller Menſchen iſt, ſo wahr ſcheint es in Anſehung der erſten Bevölkerer Italiens zu ſeyn. Wenigſtens kommen hierin alle alte Schriftſteller überein. Plinius ſagt

*) Hiſt. nat. lib. 2. 56.

fügt hinzu, noch zu seinen Zeiten habe es in Italien ganze Völker gegeben, die sich aus Mangel an Getreide nur nach dem Maaße ihres Vorraths an Eicheln reich schätzten, woraus sie Brod baken, wie heutzutage in Norwegen aus der Fichtenrinde, und in andern nördlichen Gegenden Europens aus zermalmten Fischgräten Brod gebacken wird. Ein größeres Elend kann man sich kaum einbilden. Der Herr von Bomare versichert, daß alle Schönheiten der Europäischen Gärten aus fremden Ländern, und die schönsten Blumen aus der Levante gekommen sind *). Selbst der Herr von P. gestehet aufrichtig, alle nützliche Pflanzen, deren sich die itzigen Europäer erfreuen, seyen aus dem südlichen Asien nach Aegypten, von Aegypten nach Griechenland, aus Griechenland nach Italien, aus Italien nach Gallien, und von hier nach Teutschland gekommen **). Also ist Europa in Ansehung seiner ursprünglich eigenen Produkte der ärmste aller Welttheile.

Man siehet hieraus, was die Amerikaner dem Chronickenschreiber Herrera, der ihnen in seiner ersten Decas vorwirft, zur Zeit der Spanischen Eroberung habe es ihnen an Citronen, Pomeranzen, Granatäpfeln, Feigen, Quitten, Melonen, Weintrauben, Oliven, Zucker, Reis, Weitzen ꝛc. gefehlt, antworten können,

*) Dictionn. univ. d'Hist. nat. v. Plante und Fleur.

**) Recherches phil. P. I.

können, nemlich 1) hat es auch den Europäern an allen dieſen Früchten gemangelt, ehe ſie aus Aſien und Afrika zu ihnen gebracht wurden; 2) beſitzen ſie jetzt dieſe Früchte eben ſo gut, und größten Theils in gröſſerer Vollkommenheit und Menge als die Europäer; 3) Wenn es ihnen an Weitzen fehlte, ſo fehlte es den Europäern an Maiz, welcher nicht weniger nutzbar und geſund als der Weitzen iſt; 4) hatte Amerika keine Granatäpfel Citronen ꝛc. ſo hat es dieſelben jetzt: Europa aber hat nie Chirimoyen, Ahuacaten, Muſen, Chicozapoeen und viele andere amerikaniſche Früchte gehabt, und wird ſie auch nie haben.

Endlich ſollten die Herrn v. B. und P. welche mit der Unfruchtbarkeit, mit den Wäldern, Seen, und Wüſten der neuen Welt ſo viel Aufhebens machen, ſich erinnern: daß die elenden Länder Lappland, Norwegen, Island, Nova Zembla, Spitzbergen, und die grenzenloſen Wüſten in Siberien, in der Tatarey, in Arabien, in Afrika und anderwärts zur alten Welt gehören, und wenigſtens den vierten Theil davon ausmachen. Wie unglücklich ſind dieſe Länder nicht? Man leſe, was Herr von Büffon ſelbſt von den Arabiſchen Wüſten ſchreibt: „Ein Land ohne grünes Gras, und „ohne Waſſer, eine immer brennende Sonne, ein „immer trockner Himmel, mit Sand bedeckte Ebe„nen, verdorrte Berge, auf welchen man, ſo weit „das Auge reicht, keine lebende Seele entdeckt, ein „todtes und von den Winden gleichſam abgeſchunde„nes

Falſtaff.

Das wäre ſehr überflüßig; alle ſeine Habſeligkeit iſt auf ſeinen Rüken gebaut, und das ganze Werk ſteht auf Stek-Nadeln; ſtecht ihn nicht noch mehr.

Schallow.

Ha, ha, ha, was ihr für gute Einfälle habt, Sir! ha, ha! das muß man euch laſſen, darinn ſeyd ihr ein Meiſter, das muß man euch laſſen. -- Franz Schwächlich -- (*)

- - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - - -

Falſtaff.

Sind das nun alle?

Schallow.

Man hat noch zween mehr rufen laſſen, aber ihr braucht nur viere von hier; kommt alſo mit mir herein, Sir, und nehmt bey mir auf den Mittag vorlieb.

Falſtaff.

Kommt, ich will eins mit euch trinken, aber bis über Mittag

(*) So lobt Hr. Schallow die wizigen Einfälle derjenigen, welche Falſtaff aus Verlegenheit der Namen und Profeſſionen dieſer Rekruten hat, ſo ekelhaft ſauren ſie ihm, dem Liebhaber, und vermuthlich auch dem Leſer zu werden. Wir überſchlagen alſo den Antrag des Franz Schwachlich, Feuermauer-Schneider, und Peter Kalbfell, nebſt anderm trivialem und zum Theil völlig maulwurfsmäßigem Zeug, ſo in dieſer Szene vorkommt.

„nes Land, welches nichts anderes, als todte Gerip„pe, zerſtreute Steine, ſtehende und eingeſtürzte „Felſen vorſtellt; eine ganz offene Wüſte, in welcher „ein Reiſender nie einen Schatten findet, worunter er „friſch athme, wo ihn nichts begleitet, wo nichts iſt, „was ihn an die lebende Natur erinnern kann; die „vollkommenſte Einſamkeit, die viel Grauſenvoller als „jene der Wälder iſt, in welchen wenigſtens die Bäume „ein lebendes Weſen ſind und dem Menſchen einige „Tröſtung einflößen, der ſich aber in dieſen leeren und „grenzenloſen Wüſten allein, von allen lebenden Ge„genſtänden abgeſchnitten, entblößt und verirret ſiehet, „und den ganzen Erdboden, den er überſchauet, als „ſein Grab betrachtet. Das Tageslicht, welches ihm „trauriger als die Schatten der Nacht vorkömmt, „ſcheint ihm nur deswegen wieder aufzugehen, daß es „ihm ſeine Blöße, ſein Unvermögen, und ſeine ſchreck„liche Lage zeige; daß es die Grenzen des leeren Raumes „entferne, und die Unermeſſenheit der Lücke, die ihn „von der bewohnten Welt abſondert, um ihn her er„weitere, eine Unermeſſenheit, die er vergeblich ſuchen „würde durchzuſetzen; denn Hunger, Durſt, und „brennende Hitze ſchneiden ihm die wenigen Augen„blicke ab, die ihm zwiſchen Verzweiflung und Tod „übrig bleiben *).

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

*) Hiſt. nat. Tom. 11.

II.

Schreiben

an

Herrn Hofrath Wieland,

bey Einsendung des folgenden Aufsatzes.

Das schmeichelhafte und in der That zu gütige Urtheil, welches Sie über die im Maymonat des Merkurs abgedrukten Frey-Maurer-Rede über den Werth des Lebens gefällt haben, veranlaßt mich, Ihnen hier einen ähnlichen Aufsatz zu schicken, der als eine Antwort auf die Aeusserung, womit Sie Ihre Anmerkung beschliessen, jener Rede zum Gegenstücke dienen kann. Sie sagen dort: „wozu sollte eine Gesellschaft, „die durch den Geist solcher Grundsätze, als in jener „Rede herrschen, beseelt würde, Geheimnisse nöthig „haben: da ihr wahres Geheimniß gerade in Etwas „bestände, was die Bestimmung aller Menschen ist, „und das Glück aller Menschen machen würde, de„nen es durch Unterricht und Beyspiel mitgetheilt „werden könnte?„ Dieser Vorwurf ist den Frey-Maurern schon oft noch allgemeiner zur Last gelegt worden. Man hat gesagt: wenn sie überhaupt nur etwas Gutes im Schilde führten, so brauchten sie es nicht zu verbergen; und insbesondere hat man ihnen

den Umstand hoch angerechnet, daß sie das schöne Geschlecht ganz und gar von ihrer Verbindung ausschliessen. Einige haben darin eine Art von Möncherey oder noch etwas Schlimmeres finden wollen; und der scharfsichtige Verfasser der Enthüllung des Systems der Weltbürger-Republik, der im hellen Mittag heimliche Nacht siehet, hat sich nicht gescheuet, das alte Diktum wieder aufzuwärmen: daß sich die Frey-Maurer nicht zutrauen müßten, bey verschlossenen Thüren und Fenstern gegen das andere Geschlecht Zucht und Ehrbarkeit beobachten zu können. Der Gesellschaft dürfte nun wohl das Urtheil eines Mannes, der sie kennen will, und über diesen Umstand doch so schief urtheilt, sehr gleichgültig seyn; aber es ist ihr nichts weniger als gleichgültig, was das treue Weib eines Frey-Maurers von ihrem Manne in Rücksicht dieser Verbindung denke. Aus dieser Ursache wußte ich, da am verwichenen Johannis-Feste die Gattinnen der verheyratheten Mitglieder unserer Loge mit einer kleinen Abendmahlzeit in der Loge bewirthet wurden, keinen schiklichern Gegenstand zu einer Vorlesung für dieselben zu finden, als eben die Vertheidigung des Ordens wegen dieses Vorwurfs. Sollten Sie nun auch meine Gründe für den Nutzen der maurerischen Verschwiegenheit für blosse argumenta ad hominem, oder eigentlicher ad foeminam halten: so werden Sie auch finden, daß die Gründe, welche der Verf. der seyn sollenden Enthüllung des Kosmopolitis-

tismus dagegen anführt, nach dieſem Maaßſtabe nichts anders als argumenta ad tyrannum ſind; vor deren Gültigkeit uns Gott in Gnaden behüten wolle! Finden Sie aber nur überhaupt, daß mein Aufſatz Ihren Leſern zu einigem Nutzen oder nur zur Unterhaltung dienen könne: ſo gönnen Sie ihm eine Stelle, und laſſen Sie darüber urtheilen, was jedem beliebt.

Ueber den Nutzen der Geheimniſſe.

Eine Vorleſung

am St. Johannis-Feſt 1786. in einer Freymaurer-Loge an die zum Abendeſſen eingeladenen

Gattinnen der Mitglieder

gehalten

vom Bruder Redner.

Verehrungswürdige Schweſtern!

Weil wir heute einmal ſo glücklich ſind, unſre Loge durch Ihre Gegenwart geziert zu ſehen: ſo hat mir unſer hochw. M. v. St. das ehrenvolle Geſchäft übertragen, Sie auch mit einer Vorleſung über einen maureriſchen Gegenſtand zu unterhalten. Ich ſehe nun Ihre uns ſo angenehme Erſcheinung in unſerm ſtill geſchloſſenen Kreiſe als einen Beweis an, daß Sie keine ungünſtige Meynung von unſerm Orden hegen

und ergreife daher mit Vergnügen diese Gelegenheit, einem uns von Seiten des ſchönen Geſchlechts oft gemachten Vorwurfe, der uns ſehr empfindlich iſt, zu begegnen; in der Hoffnung, Ihre Gütigkeit werde das erſetzen, was meinen Gründen vielleicht am Gewicht abgehen dürfte.

Dieſer Vorwurf iſt kein anderer, als der: „daß „wir Frey-Maurer den holden Gefährtinnen unſers „Lebens den Eintritt in unſre Geſellſchaft verſagen, „und wenn ihnen ſonſt unſer ganzes Herz offen ſteht, „doch unſere Ordensangelegenheiten ihrer freundſchaft„lichen Theilnehmung entziehen müſſen.„

Daß dieſes in der That ein Grundgeſetz bey uns iſt, kann und will ich nicht läugnen; ich bitte Sie vielmehr um geneigtes Gehör für die Gründe, die ich zur Entſchuldigung deſſelben anführen werde und dann — um Gerechtigkeit, oder um gütige Nachſicht, wenn ich ſtatt der Ueberzeugung, Sie durch meinen unberedten Vortrag etwa nur ermüden ſollte.

Sie wiſſen, Verehrungswürdige, daß den Mann, der eines rechtſchaffenen Weibes werth ſeyn ſoll, verſchiedene Tugenden zieren müſſen, die ſich nicht gar leicht ſchweſterlich mit einander vertragen. Es hält z. B. ſchwer, daß die Sparſamkeit freygebig, die Güte gerecht, die Bedachtſamkeit fröhlichen Gemüthe, die Verſchwiegenheit offenherzig, und die Offenherzigkeit verſchwiegen ſey. Und ſo grenzen auch die Gefilde

der

der Tugend faſt überall an das Gebiet des Laſters. Wie leicht kann nicht die Sparſamkeit Geiz, die Gütte Weichlichkeit, die Gerechtigkeit Härte, die Verſchwiegenheit Mangel an Vertrauen, und die Offenherzigkeit Plauderey erzeugen? Ohne Leitung der Klugheit kommt man daher mit der wärmſten Tugendliebe oft in Gefahr Uebels zu thun; und es iſt nicht genug, daß man ſeine Pflichten kenne und liebe: man muß auch in jedem wirklichen Falle die dem Scheine nach entgegengeſetzten Tugenden zu vereinigen und die feine Grenzlinie zu halten wiſſen, über welche hinaus zwar aus Unrecht niemals Recht, aber aus Recht leicht Unrecht werden kann.

Dieſe Bemerkung, welche bey jeder menſchlichen Tugend Statt findet, laſſen Sie uns hier blos auf die Offenherzigkeit und Verſchwiegenheit anwenden.

Unter allen Verbindungen geht dem Manne gewiß keine näher ans Herz, als das ſüſſe, ſelbſt von der Religion geheiligte Band, das ein treues Weib mit ihm verknüpfet. Der Gehülfin, die den Kummer und die Freuden des Erdenlebens mit ihm theilt, ſteht billig ſeine ganze Seele offen. Er lebt in ihr und ſie in ihm. Ihr Glück iſt das ſeinige, und was Er leidet, leidet Sie. Auch hat ſich das zärtliche Geſchlecht wegen des ihm zuweilen vorgeworfenen Mangels an Verſchwiegenheit längſt gerechtfertiget. Wie oft wurden nicht ſchon die tiefſten Staatsgeheimniſſe

im weiblichen Busen ſicher verwahret, und wie oft wurde Krieg und Friede durch ein Paar ſchöne Augen in der Stille entſchieden; indeſſen die Zeitungen vom Lobe Staatskluger Miniſter wiederhallten? — Und nur der Freo-Maurer darf ſein Geheimniß nicht vor ſeiner Buſenfreundin enthüllen, die ihm auch die kleinſte Falte ihres zärtlichen Herzens aufſchließt? Wird da nicht Verſchwiegenheit zum Verbrechen, wo Offenherzigkeit ſo ſehr Pflicht iſt?„

Sie ſehen, V. Schw. aus dem was ich geſagt habe, daß wir die Schwere dieſes Vorwurfs fühlen. Hören Sie nun, ob folgende Vertheidigungsgründe ihr das Gegengewicht halten.

In allen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens erſtrekt ſich die Pflicht nie weiter, als genau bis zur Erfüllung desjenigen Endzweckes, der dadurch erreicht werden ſoll. Wer mehr thut als er ſoll, kann dadurch eben ſo leicht ſchaden als nützen. So iſt es mit der Offenherzigkeit auch beſchaffen. So wahr es iſt, daß die vertrauliche, unbefangene, gegenſeitige Mittheilung der innerſten Empfindungen und Gedanken liebender Seelen das gröſte Glück des Erdenlebens ausmacht: ſo iſt doch eben dieſer edle Hang des Menſchen zu ſeinesgleichen, in ſo fern er mehrere in gröſſere Geſellſchaften vereinigt, ſelbſt die Urſache, daß einer dem andern oft ſeine Meynungen, Abſichten, ja ſelbſt ſeine Empfindungen verbergen muß.

Blos im rohen thierischen Zustande, wenn ein Brodfruchtbaum ihm Nahrung und Obdach reicht, und in der Kindheit, so lange die zärtliche Mutter seiner Nothdurft ungeheischt entgegen geht, kann der Mensch der Verschwiegenheit entbehren, und das Herz, wie man sagt, auf den Lippen tragen. Sobald er aber Eigenthum besitzt, sobald er seine Bedürfnisse und seine Kräfte kennt, sobald dem Mädchen die Puppe, dem Knaben der Kräusel aneckelt, und beyder Herzen einander entgegen reifen: sobald macht auch die Bewerbung mehrerer um denselben Vortheil Zurückhaltung und Verschwiegenheit nothwendig. Der Hausvater verbirgt nun seinem Nachbar die Absichten, worin ihm dieser zuvorkommen könnte; Mädchen und Jünglinge wählen den Mond und die Bäume des Waldes zu Zeugen der neuen Gefühle, die sich in dem höher schlagenden Busen entwickeln. So verhehlt dann auch jeder Staat mit Recht gewisse Gegenstände nicht nur vor seinen Nachbarn, sondern selbst vor seinen Bürgern; der Staatsdiener legt seinem Herrn blos über die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte, nicht über seine Familienangelegenheiten Rechnung ab; fast jedes bürgerliche Gewerbe hat seine Geheimnisse; und selbst im Reiche der Wahrheit giebt es Gegenstände, welche nicht allen Menschen zu allen Zeiten unverhüllt dargestellt werden dürfen — wo Offenherzigkeit schaden würde, und wo Schweigen Pflicht ist. Selbst die innigste Freundschaft erfordert nicht, daß ein Freund dem andern

dern alles entdecke, was er weiß, sondern blos dasjenige, was den Freund und die Freundschaft selbst betrift; und so ist natürlicher Weise in der noch engern ehelichen Verbindung die Offenherzigkeit zwar strenge Pflicht: aber auch immer nur — in so fern sie sich auf die gemeinschaftliche Glückseligkeit der Ehegatten bezieht. Der Mann kann z. B. Amts-Geheimnisse haben, und die Gattin kann die ihr anvertrauten Herzensangelegenheiten einer Freundin vor ihm verschweigen, ohne die zärtlichste Liebe und Treue dadurch zu verletzen. Blos die Umstände können jedesmal entscheiden, ob Offenherzigkeit oder Verschwiegenheit Pflicht sey?

„Aber, werden Sie vielleicht sagen, in den angeführten Fällen sieht man den Nutzen des Geheimnisses, und Gesetze, Obrigkeiten, Religion oder Vernunft gebieten, es zu verschweigen. Dagegen thun es die Frey-Maurer freywillig, und man weiß nicht was sie für Absichten haben? Wären sie gut und löblich, was brauchten sie dieselben in hieroglyphische Dunkelheit zu hüllen? Wer ist uns Bürge, daß eine Verbindung, die das Herz des Mannes so fest verschließt, es nicht endlich gar von seiner Gattin und ihren Kindern abziehen, und wer weiß an welches Phantom von überspannter Vollkommenheit heften werde; wenn anders die Tugend so sehr dabey im Spiel ist, als es das Ansehn haben soll?„

So hat ſchon manche würdige Perſon Ihres Geſchlechts über die Frey-Maurerey geurtheilt, und der Orden iſt freylich nicht ſo glüklich, ſich deshalb auf die Thaten aller ſeiner viel zu zahlreichen Glieder berufen zu dürfen. Aber erlauben Sie, m. V. Schw. daß ich Ihnen einige die Sache erläuternde Fälle erzähle, ehe Sie auch den Stab über uns brechen.

In einer gewiſſen volkreichen und üppigen Stadt war zuletzt auch das Armuth in Wohlleben und Müſſiggang verſunken. Fleiß war keine Ehre, Betteln keine Schande mehr, und die Unverſchämtheit riß der wahren Noth den Biſſen, den ihr die Barmherzigkeit reichte, vor dem Munde weg. Polizey gab es damals noch nicht. Durch die ausgezeichnete Gutherzigkeit der wohlhabenden Einwohner wurde das Uebel nur immer ärger. Da kamen dieſe mit einander überein, keine Wohlthat mehr öffentlich auszutheilen. Dagegen legten ſie die von ihnen zu Liebeswerken beſtimmten Summen in eine gemeinſchaftliche Caſſe, beſtellten in jedem Bezirk der Stadt einige Mitglieder der Geſellſchaft zu Armenpflegern, welche die Noth ihrer Nachbarn in geheim erforſchten und in den wöchentlichen Verſammlungen Bericht davon erſtatteten. Hier wurde über die zu leiſtende Hülfe reiflich berathſchlagt; dann wurde ſie von verborgenen Händen ausgeſpendet; und immer wurden Rathſchläge für den Empfänger beygefügt, wie er ſie am beſten anwenden ſolle.

Mittag kan ich mich nicht aufhalten. Es freut mich euch zu ſehen; aufrichtig, es freut mich, Herr Schallow.

Schallow.

O Sie John erinnert ihr euch noch daran, wie wir die ganze Nacht in der Windmühl in Sanct Georgen-Feld lagen?

Falſtaff.

Nichts mehr davon, Herr Schallow, nichts mehr davon.

Schallow.

Ha! es war eine luſtige Nacht. Und lebt Hannchen Nacht-Werk auch noch?

Falſtaff.

Sie lebt noch, Herr Schallow.

Schallow.

Sie konnte nie von mir wegkommen.

Falſtaff.

Nie, nie; ſie ſagte immer: Man kan doch nicht ohne Hrn. Schallow ſeyn!

Schallow.

Sapperment, ich konnte ihr recht im Herzen weh machen; Sie war damals eine Bona-roba. Stehen ihre Sachen noch gut?

Falſtaff.

In der Folge erhielt die Stadt eine ordentliche Polizey, welche den gesunden Bettlern Arbeit gab und die unvermögenden versorgte. Da schränkte sich die wohlthätige Gesellschaft auf die heimlichen und schamhaften Armen ein, und fuhr fort, ihre Gaben unbemerkt, gleichsam als einen von der Vorsehung selbst geschenkten Lohn der Rechtschaffenheit, auszutheilen. Durch ihre Verborgenheit vermied sie also den Ueberlauf muthwilliger Armen, und verhinderte, daß Schmeicheley, Verstellung und Zudringlichkeit die dem wahren Dürftigen bestimmte Hülfe ihr nicht abdringen konnten. Die geretteten Unglüklichen dankten daher Gott desto inbrünstiger: weil sie die Hand nicht sahen, deren er sich zu ihrer Rettung bediente; und die Gesellschaft verursachte bey Leidenden, die der Hülfe werth waren, eben so viel dankbare Freudenthränen, als sie ihnen Thränen des Kummers abtrocknete. Und das alles in weit grösserm Maaße, mit mehr Nutzen durch ihre Verborgenheit, als wenn sie ein Schild ausgehangen, oder ihre Werke auf offenem Markte verrichtet hätte. Konnte da wohl die Gattin auf den Mann zürnen, wenn er die der Gesellschaft versprochene Verschwiegenheit auch gegen sie beobachtete?

Nun ein anderer Fall. — Die Gesetze der Staaten haben eigentlich nur vorzuschreiben: was der Mensch nicht thun soll; damit keiner den Andern im Verfolg der Glückseligkeit, die sie alle von selbst su-

chen-

chen, mehr hindere, als es der Vortheil aller nothwendig erfordert. Der König trägt das Schwert, die Widerſpänſtigen zu ſtrafen, und den Zepter, um damit auf das große Ziel ſeiner Würde, die Glückſeligkeit des Volks, hinzuwinken. Aber jede einzelne gute That des Bürgers kann und ſoll er nicht belohnen. Es iſt genug wenn die Geſetze gelten, und wenn die Diener des Landes jenem Winke des Regenten treulich folgen. Auch belohnt ſich in einem Lande, wo es ſo hergeht, jede Tugend ſelber, und ein nützliches Talent bleibt nicht leicht ungeſchäzt, wenn es nur thätig iſt.

Aber es giebt doch ſtille unerkannte Tugenden und Verdienſte, ſo wie es heimliche Noth giebt; und mancher Keim menſchlicher Güte und Größe verdirbt aus Mangel an Pflege.

Eine Anzahl kluger Patrioten eines gewiſſen Landes unternahm es daher, der belohnenden Gerechtigkeit einen geheimen Tempel zu erbauen. Sie wurden einig, jeder in ſeinem Kreiſe ſich eben ſo emſig auf Kundſchaft guter Geſinnungen und Thaten zu legen, wie das Spionenheer der berühmten Pariſer Polizey im Auskehricht der Menſchheit Verbrechen aufſucht. In den monatlichen Verſammlungen legte jeder die ſchönen Früchte vor, die er nicht ſelten auf dem unangebauteſten Boden eingeerndtet hatte, und keine Verſammlung wurde ohne Freudenthränen über das Gute, das die einander ſo ſehr verſchreyenden

Men-

Menſchen doch noch an ſich haben, beſchloſſen. Es wurde dabey überlegt, wie die Thäter des Guten am ſchicklichſten zur Standhaftigkeit zu ermuntern, oder wie ihr Beyſpiel wenigſtens am gemeinnützigſten zu machen wäre? Ein kleines Geſchenk von unbekannter Hand, mit der Anzeige, warum es gereicht würde; ein zu rechter Zeit gethaner Vorſchuß oder andere Unterſtützung des Gewerbes; eine Empfehlung; ein aufmunternder Brief; eine freundliche Anrede von einem Vornehmern; eine beyfällige Erwähnung in öffentlichen Blättern und andere dergleichen Mittel wurden immer auf ſolche Art angewendet, daß ſich nach und nach im Lande die Meynung ausbreitete: Tugend und Geſchiklichkeit wären daſelbſt in der That die ſicherſten Mittel zu Wohlſtand und Ehre zu gelangen, wie ſie es überall ſeyn ſollten. War ja ein vorzüglich redlicher, geſchickter und fleißiger gemeiner Bürger oder Bauer den Augen der Geſellſchaft bis an ſeinen Tod verborgen geblieben, und entſchied nun erſt die gerechte Stimme des Nachruhms ſeinen Werth: ſo begleitete dieſer oder jener Vornehmer ſeinen Ueberreſt noch zum Grabe.

Beyläufig zeigte die Erfahrung bey allen dieſen Anſtalten, daß die belohnende Gerechtigkeit eben keines reichen Fonds bedürfe, und daß die Großen eines Landes moraliſche Wunder thun würden, wenn ſie nur öfter bedächten, was ſie durch ein ſanftes Wort, einen freundlichen Blick, eine geſchriebene Zeile, über

die

die Gemüther vermögen. Die Geſellſchaft that ſolche Wunder mit wenig Koſten: jedoch nicht ohne vielen Eifer und guten Willen. Daß ihr aber nicht Gleißnerey für Frömmigkeit, Empfindeley für Empfindung, moraliſches Geſchwätz für Thaten, glänzende Laſter für Heldenthum verkauft werden konnten: davor war ſie allein durch ihre Verborgenheit geſichert. Welches tugendliebende Weib würde nun nicht gern ein ſolches Geheimniß im treuen Buſen ihres Mannes verſchloſſen laſſen?

Mein dritter Fall iſt dieſer: Es gab Zeiten, wo geſunde Vernunft eine Sünde, Selbſtdenken ein Hauptverbrechen war, und wo die Wahrheit mit Feuer und Schwerdt verfolgt wurde. Glückliche Geiſter kamen ihr gleichwohl auf die Spur, und fanden ſich auf dem Wege zu ihrem Tempel: mußten ſie ſich nun nicht in Dunkelheit einhüllen und der Göttin des Lichts im Schatten der Nacht ihre Opfer darbringen? Mußten ſie nicht die Jünglinge, die ſie der Erleuchtung würdig achteten, zu einem unverbrüchlichen Geheimniß verpflichten? Und mußten ſie nicht ihre gefahrvollen Arbeiten vor dem zärtern Geſchlecht verbergen, das in ſolchen unglücklichen Zeiten nur zu ſeinem Verderben daran Theil nehmen konnte?

Es gab ferner im Lauf der Schikſale eines gewiſſen Volkes ein Jahrhundert der Inconſequenz und des Widerſpruchs. Durch Geſetze war verordnet, was man glauben und nicht glauben ſollte, und an

demſelben Orte, oft von demſelben öffentlichen Lehrſtuhle, wurden widerſprechende Lehrſätze behauptet, auch wohl beſchworen, und jederman glaubte was ihm beliebte. Was einem Menſchen gut, nützlich oder angenehm ſey, darüber befragte man ſelten ſein eignes Gefühl und ſeine Vernunft, als die Meynung Anderer. Der Geiſt wurde nicht durch eigne Erfahrung und Anſchauen der Dinge zur Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten geleitet: ſondern man trug die einmal in Worten und andern Zeichen in künſtlicher Ordnung aufgeſtellten Lehren und Meynungen aus Büchern in Köpfe und aus den Köpfen wieder in Bücher über; ſo daß einer viel reden und ſchreiben konnte, ohne es eben ſelbſt deutlich zu denken oder zu empfinden. Der Buchſtabe hatte den Geiſt getödtet. Dabey waren die herrſchenden Sitten den hergebrachten und autoriſirten Meynungen oft ſo ſehr zuwider, als dem gemeinen Menſchenverſtande. Alles predigte Tugend und Religion und die meiſten thaten, was ihnen am beſten behagte, und am wenigſten verwehrt war. Das Schild der Menſchenliebe hieng oft da aus, wo Undank und ſeiler Eigennutz herbergte. Man war aber ſtillſchweigend darin überein gekommen, im geſellſchaftlichen Umgange alles das zu ſcheinen, was der Menſch ſeyn könnte und ſollte, und Täuſchung gegen Täuſchung um des Friedens willen gelten zu laſſen. So waren im Menſchen Empfindung, Gedanken, Neigung und That faſt beſtändig im Widerſpru-

che und kaum daß ſich der ſtärkſte auf ſich ſelbſt verlaſſen konnte.

Die Quelle dieſes Zuſtandes war freylich keine andere, als die Natur des Menſchen ſelbſt, die ihn nur durch unmerkliche Stufen zu der ihm beſtimmten Glückſeligkeit gelangen läſt. Da dieſe nun auf dem Genuſſe ſeiner geſammten körperlichen und geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten beruht: ſo ſollte wohl der Staat ſich eigentlich die Entwickelung der Kräfte bey den bürgerlichen, moraliſchen und religiöſen Anſtalten zum unmittelbaren Ziele ſetzen; indem der Genuß ſich dann von ſelbſt ergeben würde. Aber ſinnlicher Genuß mußte bey der Bildung der Nationen, eben ſo wie beym einzelnen Menſchen, als der natürliche Reiz zu geiſtiger Anſtrengung vorhergehen. Das Kind thut für Zuckerwerk, was der Mann aus Ehrtrieb verrichtet. Deshalb begnügten ſich die beſten Staatsverfaſſungen anfänglich ihren Gliedern Sicherheit des Lebens, Eigenthum und Erwerbs zu verſchaffen, und die Vervielfältigung und den gegenſeitigen Umtauſch der Freuden und Bequemlichkeiten der Bürger unter einander und mit Fremden zu erleichtern. Darum führten ſie das Geld als ein von der Staatsgewalt beglaubigtes Zeichen jedes veräuſſerlichen Genuſſes ein. Wer dieſes beſaß, konnte nun die ſinnlichen Vergnügungen aller Art und ſelbſt öffentliche Ehre und Achtung dagegen eintauſchen. Hätten ſie zugleich die Einrichtung getroffen, daß niemand anders, als durch

Tugend und Geſchicklichkeit, und nach dem Maaße ſeiner dem Vaterlande geleiſteten Dienſte zum Beſitz des Geldes hätte gelangen können; ſo wäre es eine treffliche Erfindung geweſen: aber die Einſichten der erſten Geſetzgeber reichten noch nicht ſo weit, und ſie konnten das nicht voraus ſehen, was uns die Erfahrung und das Elend ſo vieler Jahrhunderte gelehrt hat. Sie ließen das Geld als ein Stück des Eigenthums von einem verdienten Vater auf einen Taugenichts von Sohn forterben; man konnte große Summen davon durch verwegene Handelsſpeculationen, durch das Spiel, durch Betrug und Raub gewinnen, und zulezt kam es ſo weit: daß, in der Regel, die gemeinnüzigſten Verwendungen des Bürgers, daß wahre Aufopferungen fürs gemeine Beſte unſicherere Mittel wurden, es zu erlangen, als Laſter und Miſſethaten — eine öffentliche Verführerin der Jugend konnte Schäze aufhäufen, während daß Tauſende ihrer redlichſten Lehrer am Hungertuche nagten. So mußte das Streben nach dem Zeichen, das den Genuß aufwog, überall das Streben nach der Kraft verdrängen, die ihn hervorbringen ſollte: weil der vorhandene Schaz des allgemeinen Wohlſeyns nicht mehr nach dem Maaße ausgetheilt wurde, wie jeder das Seinige dazu beytrug, ſondern wie viel er Geld dagegen aufwiegen konnte.

Dieſes bedünkt mich der eigentliche Siz der Krankheit eines Jahrhunderts zu ſeyn, das ſo inconſequent war,

war, wie — was ſoll ichs verheelen? — wie das achtzehnte,*) wie das Jahrhundert des Unglaubens und Aberglaubens — der Menſchenliebe und des Menſchenhandels — der Philoſophie auf den Thronen und der belohnten Verrätherey, der Plusmacherey und der gefeſſelten Betriebſamkeit — der Aufwandsgeſetze und der Zahlenlotterien. Doch wer wollte die Widerſprüche alle aufzählen? —

Es kam dazu, daß die Großen durch die Staatsverhältniſſe genöthigt waren, ſich immer in Bereitſchaft zum Kriege zu halten, und daß der Krieg mehr koſtbare Maſchinen und Geld, als Tapferkeit und Vaterlandsliebe erforderte. Daher dann auch die Finanz alle ihre Kunſt aufbieten mußte, in die Staatskaſſen immer mehr hinein zu ziehen, und weniger heraus zu geben; während daß eine zügelloſe Nachahmungsſucht im Luxus alle Stände der Nation verleitete, mehr auszugeben als jeder einzunehmen hatte. So erhielt das Zeichen einen höhern Werth als die Sache die es bezeichnen ſollte: Geld wurde die allgemeine Loſung und der Maaßſtab der Talente und des Verdienſtes.

Zu gleicher Zeit war aber die Aufklärung bey einem großen Theil der Nation ſo weit fortgerückt, daß man dieſen Fehler einſah, ohne ihm jedoch abhelfen zu können; und dieſes vermehrte die allgemeine In-

*) Welches vorige Jahrhundert iſt, alle Umſtände in Anſchlag gebracht, nicht eben ſo inconſequent geweſen? d. H.

dolenz des Geiſtes und Herzens. Religion mußte auf dieſe Art bey den meiſten äuſſere Form, Tugend eine Floskel des Stils, Ehre eine wächſerne Naſe werden; Toleranz mußte man gegen Laſter faſt lieber als gegen Meynungen und Lehrſätze beweiſen. Jener Funken der Gottheit, der in jeder Menſchenbruſt glimmet, der Trieb ſich immer weiter und höher zu ſchwingen, konnte ſich nur ſelten anders, als im Streben nach äuſſerm Glanz und in der Unerſättlichkeit der Sinne und der Phantaſie zeigen. Doch ich will das Bild des inconſequenten Jahrhunderts nicht weiter ausmahlen! Es iſt ihm ſchon am Profil anzuſehen, daß es mit demjenigen, der ſich erkühnt das ſeyn zu wollen, mit deſſen Schein ſich Andere begnügen, nicht ſympathiſiren kann; daß es wahrer Empfindung ein bedauerndes Achſelzucken, thätiger Vernunft und Tugend Spott und Mißtrauen entgegenſezt.

Müßten nun diejenigen, die in einem ſolchen Jahrhundert im Ernſt Glückſeligkeit in Selbſtveredlung, Genuß in harmoniſcher Ausbildung der Kräfte ſuchen, und den verlohrnen Zuſammenhang zwiſchen Wiſſen, Wollen und Thun wenigſtens in ſich wieder herſtellen wollten — müßten ſie, wenn mehrere gleichgeſinnte Seelen dieſen ſchönen Pfad betreten und einander auf demſelben brüderlich die Hand reichen wollten, ſich nicht vor dem höhniſchen und argwöhniſchen Blicke der Menge verbergen? Müßten ſie nicht ſelbſt

aus

aus ihrer Bemühung richtiger zu denken und handeln zu lernen als der groſse Hauſe, ein Geheimniß machen? Würden ſie nicht wenigſtens wohl daran thun? Gäbe es nicht gegründeten Verdacht wider ihre Abſicht, und Anlaß ſie zu vereiteln, wenn ſie dieſelbe ausposaunen ließen? Und iſt es dem Urheber guter Thaten nicht genug, ſie verrichtet zu haben? Dem Glückli-chen, ſich am Buſen eines Freundes ſeines Glücks zu freuen?

Sie ſehen, V. Schw. daß es in dieſen vier Fällen, dergleichen ſich leicht noch mehrere angeben lieſſen, in der That nützlich und gut ſeyn würde, die ſtrengſte Verſchwiegenheit zu beobachten.

Ich will und kann nun zwar nicht ſagen, ob die F. Maurerey ſich mit ähnlichen Gegenſtänden beſchäftige; aber wenn ſie doch überhaupt nur löbliche Abſichten hätte, wobey die Verſchwiegenheit ſo nützlich wäre, als in den angeführten Fällen: könnten ſie es wohl Ihren Ehegatten als einen Mangel an der Ihnen ſchuldigen Offenherzigkeit zur Laſt legen, wenn ſie ihr Geheimniß vor Ihnen verborgen hielten? Könnten Sie den Mann mehr lieben, dem ſein bey einer guten Sache gegebenes Wort nicht heilig wäre? Und wenn Ihnen einige Zweifel übrig bleiben ſollten, wird Sie der Umſtand nicht beruhigen, daß Männer von ausgemachter Rechtſchaffenheit und geprüftem Verſtand, wie z. B. ein von Born, kein Bedenken tra-

Falſtaff.

Sie iſt eben alt, Herr Schallow, alt.

Schallow.

Sie muß alt ſeyn, das iſt wahr; ſie kan nicht anders als alt ſeyn; ganz gewiß, alt iſt ſie, ſie hatte ſchon Robin Nachtwerk von dem alten Nachtwerk, eh ich noch in Clements-Inn kam.

Silence.

Das war ſchon vor fünf und fünfzig Jahren.

Schallow.

Ha, Vetter Silence, du ſollteſt geſehen haben, was dieſer Ritter und ich geſehen haben! -- Ha, Sir John, hab' ich nicht recht?

Falſtaff.

Wir haben des Nachts manchmal die Gloken auf allen Thürmen ſchlagen gehört.

Schallow.

Das haben wir, das haben wir, meiner Treu, Sir John, das haben wir; unſere Wach-Parole war, hem; Jungens! -- Kommt, wir wollen zum Mittag-Eſſen; o was wir für Zeiten geſehen haben! Kommt, kommt!

Bulkalb.

Lieber Herr Corporal Bardolph, ſeyd mein guter Freund,

tragen, ſich bey Gelegenheit öffentlich vor der Welt zur Maurerey zu bekennen? —

Ich hoffe in der That, Sie durch alles dieſes mit unſrer Verſchwiegenheit ausgeſöhnt zu haben; und daß es nicht ſchicklich ſey, beyde Geſchlechter in Eine Geſellſchaft, welche geheim ſeyn und bleiben ſoll, zu vereinigen: das darf ich nach dem eben entworfenen Schattenriſſe des Geiſtes unſrer Zeit wohl nicht weiter beweiſen.

Aber erlauben Sie, V. Schw. daß ich auf die Gefahr, Sie zu ermüden, nur noch Einen möglichen Fall aufſtelle.

Es war ein Land, wo das ſchöne Geſchlecht der Nachahmung ausländiſcher Moden, Sitten und Manieren ſehr ergeben war; und das männliche nicht weniger. Ein benachbartes liſtiges und geſchmeidiges Volk hatte durch die ihm eigne Geſchicklichkeit, ſich und ſeine leichte Waare geltend zu machen, das Monopolium des Geſchmacks im geſelligen Leben erſchlichen. Man konnte nicht anſtändig wohnen, gekleidet ſeyn, ſich gebehrden, ſprechen, auch wohl denken, als nach dem Modell dieſer Nation. Und doch war ſie im Charakter ſo ſehr von ihren Nachahmern verſchieden, daß ihre Artigkeit bey dieſen leicht in Ziererey, ihre Sorgfalt für Kleinigkeiten in Steifheit, und ihr ungezwungenes Weſen in Unanſtändigkeiten ausartete. Dazu wurden auch nicht die Sitten des Landes überhaupt,

haupt, ſondern der ungeheuern in Luxus, Verdorbenheit und Elend verſunknen Reſidenz zum Muſter genommen. Von dieſer erhielten die gutwilligen Nachbarn für ihr baares Geld Kleider und Putzwerk von allen Formen, immer eine wunderlicher als die andere, und ließen ſich durch übergelaufene Putzmacher, Haarkräuſeler, Schneider und Tanzmeiſter dieſes Volks in dem Wahne unterhalten: es ſey in der Welt nichts ſchön und geſchmackvoll, was nicht aus den Händen ihrer Landsleute herkäme. Das ſchlimmſte war, daß man auch den Töchtern durch ausländiſche, theuer bezahlte Erzieherinnen mit einer fremden Sprache fremde Sitten und Geſinnungen einzwängen ließ, und daß man die Söhne nach der fremden Reſidenz ſchickte, um ſie daſelbſt für das Vaterland bilden zu laſſen. Unter dieſen Umſtänden kam es ſo weit, daß man nicht mehr trug, was Geſicht und Wuchs am ſchönſten kleidete, oder was man am bequemſten fand: ſondern immer — was bey dieſen Nachbarn eben Mode war; Farbe und Schnitt mochten ſo häßlich, oder ſo unbequem ſeyn, als ſie wollten. So hielt man es auch mit der Auszierung der Gebäude und der Form der häuslichen Geräthſchaften. Die Mode erlangte gleichſam eine geſetzgebende Gewalt, und die Ehrfurcht gegen ihre Vorſchriften ſtieg ſo hoch, und ſie änderte ſolche ſo oft ab, daß die Gelehrten es ſogar für nöthig hielten, ihren Umlauf durch eigne Kalender und Journale zu beſchleunigen. Die Folge

davon war — eine ſo anſehnliche Vermehrung des Aufwandes, daß viele junge Männer deshalb dem Glücke entſagen mußten, ſich mit einer geliebten Gattin zu verbinden und dem Staate junge Bürger zu erziehen. Auch benahm die Aufmerkſamkeit auf eine Menge von der Mode wichtig gemachter Kleinigkeiten der geſellſchaftlichen Unterhaltung beyder Geſchlechter faſt allen Reitz. Sie trennten ſich in beſondere Cotterien. Das männliche Geſchlecht verlor dadurch an Feinheit und geſelliger Munterkeit, und das weibliche machte aus der ihm ſonſt natürlichen Gewalt über die Männerherzen, um ſie ferner zu behaupten, ein künſtliches Studium, auf welches die beſten Jahre des Lebens verwendet und wodurch doch meiſtens nur die Auſſenſeite zum Reitz der Sinnlichkeit gebildet wurde; der übrigen ſchlimmen Folgen dieſer falſchen Richtung der Geſelligkeit für den Geiſt, für das Glück des häuslichen Lebens und für die Nachkommenſchaft nicht zu gedenken.

Die Mode hätte dieſes Land der Nachahmung durch ihr launiſches Regiment bey nahe in einen Bankrut an Herz und Geiſt, ſo wie an Gut und Habe geſtürzt.

Da faßte ein edles Weib, ausgerüſtet mit Verſtand und hohem Muth, wie mit Schönheit und Grazie, und von einem Range, der ihr einiges Gewicht über ihre Zeitgenoſſinnen gab, den großen Gedanken, die Tyrannin vom Throne zu ſtoßen, und

ihre

ihre zierlichen Feſſeln zu zerreiſſen. Sie verſammelte eine Anzahl weiblicher Seelen, die eines ſolchen Gedankens auch werth und fähig waren, in einen ſchweſterlichen Kreis. Sie entwarf einen Plan, wie die Verbundenen einander gegenſeitig in der höhern Bildung ihres Geiſtes und Herzens beyſtehen, dem geſellſchaftlichen Umgange mehr innern Gehalt und die verlorne Herzlichkeit wieder geben, das rechte Verhältniß zwiſchen beyden Geſchlechtern wieder herſtellen könnten. Unter den Geſetzen, denen ſich die Geſellſchaft freywillig unterwarf, war eins: daß die Ordensdamen ſich nicht nach den veränderlichen Befehlen der Mode, auch eben nicht nach einer vorgeſchriebenen Nationaltracht oder Uniform: ſondern nur jede nach ihrem freyen Belieben kleiden, und daß ſie dabey auf wahre Schönheit im Anzuge eben ſowohl, als auf Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Erſparniß ſehen ſollten. Ein anderes Geſetz gebot: daß ſie in den Verſammlungen nie ohne ein Kleidungsſtück von eigner Arbeit erſcheinen ſollten. Eins unterſagte die Erziehung der Töchter durch Ausländerinnen, bey Strafe der Ausſchließung. Den ſchmutzigen Händen eines Friſeurs durfte keine Schweſter ihr Haar, und ſeinen leichtfertigen Blicken ihr Morgengewand nicht Preiß geben. — Doch dies waren alles nur Nebendinge. Der große Plan gieng unmittelbar auf höhere Veredlung der weiblichen Seele, um ihr unſterbliche Reihe zu geben, die nicht mit der Roſe aufblühen und wieder dahin welken.

Und

Und — so weit es die menschliche Unvollkommenheit gestattet — gelang dadurch: „daß die verbundenen Schwestern einander am Altar der Tugend unverbrüchliche Verschwiegenheit zuschworen, und ihren „Eid hielten."

Als nun in diesem slavischen Lande der Nachahmung auf einmal eine edle Frau nach der andern hervortrat, die das ausübte, was in den geheimen Versammlungen beschlossen worden war, die sich ohne viel Redens davon zu machen, standhaft über Vorurtheile hinwegsetzte; weil sie auf den Beystand ihrer zahlreichen geheimen Freundinnen rechnen konnte: so kehrte Wohlhabenheit und äußer Friede in viele Haushaltungen zurück, wo bisher glänzendes Elend und verbissener Unwille an der ehelichen Zärtlichkeit genagt hatten. Die Männer fanden die beste Erholung von ihren Arbeiten fürs Vaterland wieder an der Seite ihrer Gattinnen und im frohen Kretse ihrer Kinder. Die Söhne strebten durch Enthaltsamkeit und feine Sitten einmal eines edlen Weibes würdig zu werden. Die Töchter wurden wie die Mütter, und wer ein gutes Weib haben wollte, mußte die Familien, wo der Ordens-Geist herrschte, zu finden, als ob er die geheimen Kennzeichen der Gesellschaft verstanden hätte. Ja die vielen Beyspiele würdiger Gattinnen und Jungfrauen verbreiteten ihren wohlthätigen Einfluß bald über das ganze Land. Daß sich dadurch auch die Sitten des männlichen Geschlechts veredlen mußten,

läßt

läßt ſich ſchon daraus abnehmen, daß die verbundenen Schönen den Grad der Gefälligkeit und Gunſt, die ſie Mannsperſonen erwieſſen, immer nach der Achtung abzumeſſen ſuchten, die jeder verdiente.

Doch ich brauche die herrlichen Früchte, welche dieſe Verbindung natürlicher Weiſe hervorbringen mußte, vor einer Verſammlung wie die gegenwärtige iſt, nicht umſtändlich zu entwickeln. Ich kann es, V. Schw. Ihren eignen Herzen überlaſſen.

Nur dieſes muß ich noch einmal anmerken: der ſchöne Plan kam blos dadurch zur Wirklichkeit: daß die verbundenen Schweſtern die ſtrengſte Verſchwiegenheit dabey beobachteten. Hätte ihn die hundertzüngige Frau Fama austrompetet, ehe er zu einer gewiſſen Feſtigkeit gelangte: ſo hätte die Verläumdung ihren gelben Zahn daran verſucht, und er wäre im Entſtehen ſchon vernichtet, oder zum thatenloſen Gepränge und Ceremoniel, wie ſo viele andere hochgeprieſene Anſtalten, herabgeſezt worden. Konnte nun wohl der Mann mit der Gattin, die einer ſo erhabenen Verbindung fähig war, zürnen, wenn ſie das verſprochene Stillſchweigen auch gegen ihn beobachtete? Ihre Thaten und die Bekanntſchaft mit einigen ihrer verbundenen Schweſtern mußten alle Beſorgniß aus dem Herzen des Glücklichen entfernen: eben ſo wie weiſe Beherrſcher der Staaten, die F. Mauretey ruhig beſtehen laſſen, wenn ſie ſelbſt, oder einige ihrer

ter ersten Diener in ihren ersten Geheimnissen eingeweihet sind. Daß aber die Pforte dieses Tempels der weiblichen Veredlung unserm Geschlecht verschlossen seyn und bleiben mußte, so lange sie geheim und doch über den Stachel der Verläumdung erhaben bleiben sollte: bedarf wohl keines weitern Beweises.

Dieser so schöne mögliche Fall einer geheimen Verbindung der Besten Ihres Geschlechts mag daher die Vertheidigung des maurerischen Geheimnisses beschließen. Ich hoffe nemlich, Sie dadurch überzeugt zu haben, daß die Offenherzigkeit, die der rechtschaffene Mann der lieben Gefährtin seines Lebens schuldig ist, nicht darunter leidet, wenn er die dem Orden versprochene Verschwiegenheit gegen sie beobachtet.

Den herzlichen Wunsch füge ich noch bey, daß jeder F. M. ein guter braver Ehemann und Hausvater seyn möge, und die Versicherung, daß der Orden seinen Gliedern diese Verbindlichkeit zur heiligsten Pflicht macht. Ja! Sie können und sollen es wissen, verehrungswürdige Schwestern: „ein Mann „dem die Zufriedenheit seines Weibes und das Glück „seiner Kinder nicht über alles am Herzen liegt, ist „nicht werth F. Mr. zu seyn."

III.

*) Der Hr. Br. R. hat den mdglichen Nutzen der Verheimlichung gewisser an sich selbst idblicher Anstalten und

und Handlungen ſeines geheimnißvollen Ordens durch ſeine argumenta ad foeminam (wie Er ſie ſelbſt mit rühmlicher Beſcheidenheit zu nennen beliebt) zum theil ſo einleuchtend dargethan, und bey dieſer Gelegenheit ſo viel Gutes und Schönes geſagt, daß die Verehrenswürdige Schweſtern die Saiten ſehr hoch ſpannen müßten, wenn ſie ſichs nicht daran genügen lieſſen. Ob aber meine neuliche Frage durch dieſe Argumente beantwortet ſey, iſt ein neues Problem, welches Hr. * * ſelbſt voraus geſehen zu haben ſcheint, und auf deſſen ſcharfer und categoriſcher Beantwortung beſtehen zu wollen, vor der Hand wenigſtens, vielleicht Zudringlichkeit ſcheinen könnte?

W.

III.

Ein kleiner Beytrag zur Geſchichte der See-Kriege.

Im vorigen Jahrhundert, da Grauſamkeit im Kriege zu Waſſer und zu Lande noch Sitte war, bediente man ſich auf den Kriegsſchiffen, ſelbſt der cultivirteſten Nationen, bisweilen gewiſſer Mord-Maſchinen, die man Orgeln nannte. Dieſes waren eigentlich Pyramiden von Flinten-Läufen, deren vierhundert und fünf und ſechzig auf einander gelegt waren. Die Grundlage beſtand

ſtand aus dreyſſig Stück, die zweite aus neun und zwanzig, die dritte aus acht und zwanzig und ſo fort bis nach oben zu, da ein einziger Lauf die Pyramide vollendete, die durch eiſerne Stangen zuſammen gehalten wurde. Ein Brandfaden lief durch alle Lagen, ſo daß derjenige, der die Orgel regierte, nach Gefallen mehr oder weniger Schüſſe, auch alle auf einmal thun konnte. Die ganze Maſſe ſtand auf einer ſehr beweglichen Lavette, daher man die Maſchine mit leichter Mühe wohin man wollte, drehen und richten konnte. Beym abordiren der Schiffe war die Würkung davon ganz erſchrecklich.

Herr de la Barre, der hernach Gouverneur der franzöſiſchen Inſeln in Weſt-Indien wurde, commandirte unter Ludwig XIV. eine Fregatte, auf welcher ſich zwey dergleichen Orgeln befanden. In dieſer Streitverfaſſung traf er ohnweit der Inſel St. Lucie eine Engliſche Fregatte ohne Orgeln an. Die Orgelſchüſſe waren ſo mörderiſch, daß in wenig Minuten die Hälfte der Engliſchen Schiffs-Equipage auf dem Verdeck geſtrekt lag. Es war daher den Franzoſen leicht dies Engliſche Schiff zu erſteigen. Die Ueberwundenen baten um Gnade, allein vergebens. Hier ſind die eigenen Worte eines Officiers von der ſiegenden Fregatte.

„Herr de la Barre ließ alle auf dem genommenen
„Schiffe noch lebende Engländer, ſechs und achtzig an
„der

„der Zahl in die See werfen. Unter den Gefangenen „befand ſich ein junger Menſch von zwey und zwanzig „Jahren, der ſich zu des Befehlshabers Füſſen warf, „und ihn in franzöſiſcher Sprache um Gnade flehete. „Er ſagte, daß er zwar von Geburt ein Engländer, al„lein doch ein Römiſch-Katholiſcher Chriſt wäre; daß „er von ſeiner erſten Kindheit an immer in Frankreich „gelebt hätte, und zwar bey einem in Rouen etablir„ten Onkel; daß er eine Reiſe nach London zu ſeinem „Vater habe machen wollen, den er in funfzehn Jah„ren nicht geſehen, wie er aber zu Dover angekom„men, hätte man ſich ſeiner bemächtigt, und ihn mit „Gewalt auf dieſes Schiff gebracht. Du haſt dich „wohl vertheidigt, antwortete Herr de la Barre. Du „hätteſt aber in Rouen bleiben und Advokat werden „ſollen. Dies würde dich gewiß ernährt haben. Was „zum Teufel aber hatteſt du auf dieſer Galere zu thun? „Und nun wandte er ſich zu einem Officier, dem das „Geſchäft die Engländer ins Meer zu werfen aufgetra„gen war, und ſagte: Wiſſen Sie was wir mit ihm „machen müſſen? Da jedermann von uns glaubte, „daß er ihm das Leben ſchenken würde, ſo antwortete „auch dieſer Officier, daß der arme Teufel das Anſehn „hätte, ſein Brod wohl zu verdienen. Aber er iſt ein „Engländer! erwiederte Hr. de la Barre. Weil er jez „doch ein guter Katholik iſt, ſo laſſen Sie ihn ſanfter „ins Meer werfen wie die andern. Dieſer Befehl „wurde auch ſogleich vollzogen, und die einzige Gna„de

Freund, hier habt ihr vier Harry-Zehnschilling-Stüke in franzöſiſchen Cronen. In gutem Ernſt, ſeht ihr, ich wollte eben ſo gern gehangen ſeyn, Sir, als gehen; und doch für meinen Theil, Sir, fragt' ich nichts darnach, es iſt eben bloß daß ich keine Luſt dazu habe, ſeht ihr, und für meinen Theil blieb ich halter eben lieber bey meinen Freunden; ſonſt, Herr, fragt ich eben für meinen Theil nicht viel darnach.

Bardolph.

Schon gut; ſteh nur auf die Seite.

Schimmlich.

Und lieber Herr Corporal-Hauptmann, meiner alten Großmutter zu lieb, ſeyd mein guter Freund; wenn ich fort bin, hat ſie keinen Menſchen, der ihr ihre Sachen thut, und ſie iſt alt und kan ſelbſt nicht mehr fortkommen; es ſoll mir auf vierzig Schilling nicht ankommen.

Bardolph.

Gut, gut, ſteh' auf die Seite.

Schwächlich.

Ich bekümmre mich nichts drum, ein Menſch kan nur einmal ſterben; und geſtorben muß es ſeyn, ich will mich herzhaft darein ergeben; iſt es mein Schikſal, wohl und gut; wo nicht, ſo iſt's nichts deſto ſchlimmer. Niemand iſt zu gut dazu, ſeinem Fürſten zu dienen; und es mag gehen wie es will, wer in dieſem Jahr ſtirbt, iſt quitt für das nächſte.

„de die ihm wiederfuhr, bestand darin, daß man ihm „eine grosse Kugel am Halse befestigte.„

So war die Denkart der damahligen Zeit beschaffen, daß man diese Unmenschlichkeit noch für sehr gelinde hielt; denn es war nicht ungewöhnlich, den Unglüklichen, die man nakend ins Meer warf, vorher die Hände auf den Rücken zu binden, und ihnen Blasen unter die Schultern zu befestigen, damit sie nicht sinken konnten. Glücklich waren diejenigen, die in diesem Zustande bald von den Fischen lebendig gefressen wurden, denn das Schicksal der andern übersteigt die menschliche Einbildungskraft. Was ist dagegen der glühende Stier des Phalaris? Dieses geschah im Jahrhundert Ludwigs XIV. *)

St—l.

IV.

Ausmessungen in den Amerikanischen Staaten.

Diese Ausmessungen wurden auf Befehl des Congresses unternommen, und demselben im August 1785. vorgelegt.

Das

*) Ich wünschte daß uns Hr. St — l. seinen Gewährsmann einer so unmenschlichen Anekdote genannt hätte.

W.

Das Territorium der vereinigten Staaten in Nord-Amerika enthält eine Million Engliſcher Quadrat Meilen, in welchem ſich 640 Millionen Acker Landes befinden.

	Morgen.
Hievon gehen ab an Waſſer	51, 000, 000.
bleibt	589, 000, 000.

Derjenige Theil der vereinigten Staaten, der die Weſtſeite von Penſylvanien in ſich begreift, und ſich von dem Fluß St. Croix bis zum nordweſtlichen Theil des Sees erſtrekt, der mit dem Namen Lake of the woods bezeichnet iſt, ferner der Fluß Miſſiſippi bis zur Mündung des Ohio nach Weſten, und der Fluß Ohio auf der ſüdlichen Seite bis an den Gränzen von Penſylvanien: alles dieſes beträgt 411000 Quadrat-Meilen, in welchem 263, 040, 000 Acker befindlich ſind.

Hievon gehn ab an Waſſer	43, 040, 000.
bleibt	220, 000, 000.

Von dieſen Ländereyen haben die Officiers und Soldaten des Regiments Clark bekommen	150, 000.
Andre im letzten Kriege gediente Truppen	414. 720.
Zur Unterhaltung öffentlicher Schulen	80, 640.
	645. 360.

Berechnung der Gewässer, die Nordwestlich von dem Fluß Ohio liegen, allem dennoch zu den Besitzungen der Vereinigten Staaten gehören.

	Morgen.
Der See Superior enthält	21,952,780.
Der Wilder See — —	1,133,800.
Der Regen-See — —	165,200.
Der rothe See — —	551,000.
Der See Michigan — —	10,368,000.
Der See, Puan — —	1,216,000.
Der Huronen See — —	5,009,020.
Der See St. Clair. — —	89,500.
Der See Erie, der westliche Theil	2,252,800.
Verschiedene kleine Seen und Flüsse	301,000.
Summa	43,040,000.

Berechnung der andern Gewässer innerhalb dem Bezirk der Dreyzehn Vereinigten Staaten.

	Morgen.
Der See Erie nach Norden zu und den brittischen Gränzen	610,000.
Der See Ontario	2,390,000.
Der See Champlain	500,000.
Cheasapeath Bay	1,700,000.
Albemarla Bay	330,000.
Delaware Bay	630,000.
Alle Flüsse innerhalb den dreyzehn Staaten, den Ohio mit inbegriffen	2,000,000.
Summa	7,960,000.
Alle Gewässer zusammen also betragen	51,000,000.

V.

V.

Virgils VIIte Ekloge

frey überſezt.

Im Schatten einer krauſen Eiche, die
Ein kühles Lüftchen ſanft durchſäuſelte,
Lag Daphnis jüngſt. Zu ihm geſellten ſich
Zwey Hirten, Korydon und Thyrſis, beyde
Arkadier, und blühnde Jünglinge,
Und gleich geſchikt, im Wettgeſang zu ſtreiten.
Sie trieben ihre Heerden hier verſammen:
Die Schaafe Thyrſis, Korydon die Ziegen.
Indem ich ſorgſam junge Mortenbäumchen
Vor künft'gem Froſt verwahre, hatte ſich
Mein ſchönſter Ziegenbok dorthin verlaufen.
Ich gieng, ihn aufzuſuchen. Da erblickte
Von ferne Daphnis mich, und rief mir zu:
Hier, Melibäus! hier komm her! dein Bok
Und deine Ziegenlämmer ſind gefunden.
Komm, wenn du dich ein wenig ſäumen kannſt,
Und ſetze dich zu uns! Hier iſt's ſo kühl,
Und Bienen ſumſen in des Baumes Wipfel;
Auch werden hier am ſchilfbewachſnen Ufer
Nun bald die Stiere ſich zur Tränke ſamlen.
Was ſollt' ich thun? Wer, dacht' ich, wird indeſſen

Zu Haus die abgewöhnten Lämmer mit
In ihre Hürden ſperren? Aber doch
Iſt's auch der Mühe werth, den ſchönen Streit
Des Korydon und Thyrſis anzuhören;
Sie rüſten ſich ja ſchon zum Wettgeſang.
Wohlan, ich will mir dieſe Luſt nicht rauben!
Nun fangen dann die beyden Jünglinge
In wechſelsweiſen Verſen an zu ſtreiten.
Du willſt, o Muſe! daß ich ſie erzähle;
Dies ſind ſie; erſt ſang Korydon, dann Thyrſis.

Korydon.

Ihr die ich liebe, ihr Muſen! o gebt mir die Gabe zu ſingen,
Wie ihr meinem Kodrus ſie gabt, dem nächſten an Phöbus
Im Geſange; wo nicht, ſoll meine Flöte in Zukunft
Ruhen, und ſtumm an dieſem geheiligten Fichtenbaum hängen.

Thyrſis.

Schmückt, Arkadiens Hirten! ſchmükt mir die Scheitel mit Epheu,
Mir, dem keimenden Dichter, daß Kodrus berſte vor Mißgunſt;
Oder ſprech' ich zu ſtolz, ſo bekränzt mich mit heiligen Kräutern,
Daß die mißgünſtige Zunge dem künftigen Dichter nicht ſchade!

Ko-

Korydon.

Dieſes aſt'ge Geweyh, und dieſen borſtigen Schweinskopf
Weyht dir, Schweſter Apolls, mein kleiner Mopſus; und wenn du
Meine Wünſche erhörſt, ſo ſoll dein Bildniß von Marmor
In Jagdkleidung mit rothen Halbſtiefeln aufgeſtellt werden.

Thyrſis.

Der du des Armen Gärtchen beſchützeſt, Priapus! du biſt ſchon
Mit einem Topf voll Milch, nebſt Kuchen jährlich, zufrieden.
Zwar in Marmor hab ich ſchon längſt dein Bildniß errichtet;
Aber gülden ſoll's ſeyn, wenn du die Heerde mir ſegneſt.

Korydon.

Die du mir lieblicher biſt, als duftender Thymian, weiſſer
Als der Schwan, und ſchöner als Epheu, o Galathea!
Gilt noch dein Korydon etwas bey dir, ſo komm dieſen Abend,
Wenn von der Weide das Vieh zu ſeinen Ställen zurückkehrt.

Thyrſis.

O Galathea! ich will dir bittrer als Wermuth, verhaßter
Als die ſtechende Diſtel, verächtlicher ſeyn als Sumpfgras,
Wenn die Sehnſucht nach dir nicht dieſen Tag mir zum Jahr macht.

Fort meine Stiere, nach Haus! ich muß, ich muß zu ihr eilen.

Korydon.

O ihr bemooste Quellen! ihr zarte kraftvolle Kräuter!
Wen des lichten Gebüsches unsteten Schatten umwanket,
Kühlet und stärkt meine Heerde; es kommt der brennende Sommer,
Und schon keimen die Knospen hervor aus der saftigen Rebe.

Thyrsis.

Hier am wärmenden Herd, wo die Flamme vom harzigen Kienholz
Fröhlich lodert, und rings die Balken mit Ruße bedekt sind;
Hier bekümmer' ich mich um des Nordwinds Sausen so wenig,
Als der Wolf um die Menge der Schaafe, der Strom um die Ufer.

Korydon.

Reif sind des krausen Wachholders Beeren, und die Kastanjen;
Milde Früchte entfallen den niedergebogenen Aesten:
Alles lächelt umher! Jedoch entwich Amaryllis
Diesen Fluren, dann würden auch selbst die Flüsse versiegen.

Thyrsis.

Dürr ist das Feld, es schmachten der Blumen welkende Häupter,
Dürr und entblättert sind die Rebenhügel des Bachus:
Aber

Aber wie meine Phillis erſcheint, ſo grünet die Gegend,
Und in erquickendem Regen ſinkt Jupiter nieder vom Himmel.

Korydon.

Herkules hat ſich die Pappel, Jachus den Weinſtok erwählet.
Und die lächelnde Venus die Myrte, Apollo den Lorbeer;
Aber den Haſelbuſch liebt meine Phillis, ſolang ſie ihn liebet,
Muß ihm der Lorbeer Apolls, und der Venus Myrtenbaum weichen.

Thyrſis.

Schmuck und Zierd' iſt den Wäldern die Eſche, den Gärten die Fichte,
Ufern der Bäche die Pappel, und hohen Gebirgen die Tanne;
Aber kommt Doris zu mir, dann ziert ſie mehr meine Hütte,
Als die Eſche den Wald, die ſchlanke Fichte den Garten.

Meliböus.

Dieß war der beyden Hirten Wettgeſang,
In welchem Korydon der Sieger blieb.
Dir, Korydon! geb ich ſeit dieſem Tage
Den Preiß vor allen Sängern auf der Flur.

A. Weinrich.

VI.

Miß Braddock.

Eine englische Anekdote der neuesten Zeit.

Miß Franciſca Braddock, von anſehnlicher Familie, war der Gegenſtand der Bewunderung in allen ſeinen Geſellſchaften. Ihr Körper war vortreflich gebildet, ihr Geſicht ſchön, und ihr Geiſt mit allem geſchmückt, was nur immer bey einem Frauenzimmer reitzen kann. Unglücklicher weiſe brachte ſie einige Monat in Bath zu. Alle Mannsperſonen, die zur feinern Welt gehörten, und hier zahlreich verſammlet waren, drängten ſich um ſie her, und geihten nach ihren Blicken. Sie gab nicht allein den Ton bey allen Ergöhlichkeiten an, ſondern ſie ſtimmte auch jede Aſſemblee nach ihrer Phantaſie. Ihr Wih war glänzend, und ihr Geſchmack bewundrungewürdig.

Ihr Vater hinterließ bey ſeinem Tode 12000 Pf. St. die zwiſchen ihr und ihrer Schweſter getheilt werden ſollten; das übrige Vermögen fiel ihrem Bruder dem General Braddock zu, der im Jahr 1756 in Amerika in einem groſſen Gefechte mit den Irokeſen ſein Leben verlor. *) Vier Jahre nach dem Tode ihres Vaters verlohr ſie ihre Schweſter, wodurch ihr Vermögen verdoppelt wurde; aber leider in dem kurzen Zeitraum von einem einzigen Monat, verlohr ſie durch ihre Leidenſchaft zum Kartenſpiele alles was ſie beſaß ohne Ausnahme. Dieſes war die Folge einer zu groſſen Meynung von ihrem eigenem Verſtande; ſie glaub-

*) In eben dieſen Gefecht gab Waſhington die erſten Proben ſeines militäriſchen Talents.

glaubte, daß Aufmerkſamkeit und Beurtheilungskraft beym Spiele hinreichend wäre, da ſie keinen Begriff von betrügeriſchen Künſten hatte.

Ihr Unglück nagte an ihrem Geiſt insgeheim, indeß ſie es ſelbſt vor ihren vertrauteſten Freunden eine geraume Zeit verheimlichte; bis ſie endlich dem Kampfe bey dem ſich immer häuffenden Mangel unterlag, und einer Buſenfreundin erklärte: ſo groß ihre Noth auch wäre, ſo würde ſie ſolche doch nie der Welt entdecken. Allein ohngeachtet aller ihrer Vorſicht wurde ihre Armuth doch bekannt, und ihr ſehr empfindſames Herz täglich durch das theils wahre theils falſche Bedauren ihrer Bekannten zerriſſen; und dies brachte ſie endlich zu dem raſchen Entſchluß, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Den Abend vor dieſer ſchrecklichen That begab ſie ſich in ihr Schlafzimmer, völlig geſund und dem Anſchein nach ruhig. Ihr Mädchen kleidete ſie aus und brachte ſie zu Bette, ſodann verließ ſie das Zimmer und verſchloß es. Das Licht hatte ſie wie gewöhnlich brennend zurück gelaſſen.

Die liebenswürdige Miß Braddock hatte den Gebrauch, des Morgens ſelbſt ihr Zimmer zu öfnen, und ihr Mädchen zu rufen. Da dieſe nun den folgenden Tag darauf wartete, und von ihrer Gebieterin bis Nachmittags um zwey Uhr nichts hörte, ihr wiederholtes Pochen auch nicht beantwortet wurde: ſo ward ſie unruhig und ließ einen Mann ans Fenſter herauf ſteigen, der denn das ſcheusliche und ſeltene Schauſpiel, eine Venus aufgehangen, vor ſich ſah. Folgende Umſtände wurden bey der gerichtlichen Unterſuchung bekannt.

Nachdem ihr Mädchen ſie verlaſſen hatte, ſtand ſie auf und las in einem Buch, wie man vermuthen konnte, da es aufgeſchlagen auf ihrem Putztiſche lag. Sie legte ein weiſſes Schlafkleid an, und befeſtigte es über

ihre

Bardolph.

Das heißt wie ein braver Kerl gesprochen.

Falstaff.

Kommt, Sir, welche von diesen Leuten soll ich haben?

Schallow.

Die viere, die euch am besten gefallen.

Bardolph (zu Falstaff leise.)

Sir, ein Wort mit euch -- Schimmlicht und Bulkalb bieten drey Pfund an, wenn ihr sie freylassen wollt.

Falstaff.

Gut, gut.

Schallow.

Nun, Sir John, welche viere wollt ihr haben?

Falstaff.

Wählt ihr für mich.

Schallow.

Nun so sey es dann, Schimmlich, Bulkalb, Schwächlich und Schatten.

Falstaff.

Schimmlich und Bulkalb -- Was euch betrift, Schimmlich, bleibt ihr da, bis ihr aufgebracht seyd, und ihr, Bulkalb, wachßt bis man euch brauchen kan; ich will keinen von euch.

Schallow.

ihrer Bruſt ſorgfältig mit Nadeln. Sodann band ſie zwey Gürtel, einen mit Gold und einen mit Silber durchwirkt, zuſammen, und erhieng ſich an der Thür auf folgende Weiſe. An einem Ende des Gürtels machte ſie drey Knoten einen Zoll weit von einander, damit wenn einer durchſchlüpfen ſollte, der andere doch halten könnte. Sie öfnete ſodann die Thür, warf das knötichte Ende darüber und verſchloß ſie um den Gürtel einzuklemmen; am andern Ende machte ſie eine Schlinge für ihren Hals, ſteckte den Kopf hinein, beſtieg einen Stuhl, und ſtürzte ſich von demſelben herunter, da ſie denn hängen blieb. Man fand ſie mit dem Thürſchlüſſel in der Hand, den ſie feſt hielt. Ihre Zunge war durchbiſſen, und an ihrer Stirne hatte ſie eine Beule, die wahrſcheinlich ein vorher mißlungener Verſuch verurſacht hatte; denn in ihrer Taſche wurde ein zerriſſener rother Gürtel mit einer Schlinge gefunden.

Man rief den Coroner *) herbey: deſſen Urtheil war: non compos mentis. Den folgenden Tag wurde der Körper anſtändig in der Kirche begraben, an der Seite ihres würdigen Vaters, der nicht lange genug lebte, um das Unglück ſeiner Kinder beweinen zu können.

In einem Fenſter ihres Zimmers ſahe man von ihrer Hand dieſe Verſe geſchrieben:

O death! thou pleaſing end to human woe!
Though cure for life, though greateſt good below,
Still may'ſt thou fly the coward and the ſlave,
And thy ſoft ſlumbers only bleſs the brave!

„O Tod! du angenehmes Ende des menſchlichen „Elends! Du Kur des Lebens! Du größtes Gut hienieden,

*) Eine Magiſtratsperſon in England, die, nach gewaltſamen Entleibungen aller Art, vor Vornehmung der Leiche berufen wird, um den Vorfall zu unterſuchen, und darüber ſein Urtheil zu fällen.

„nieden! Immerhin mag dich der Feige und der Skla„ve fliehn, und dein ſanfter Schlummer nur allein „den Muthigen beglücken.“

So endigte ein höchſt liebenswürdiges Frauenzimmer im drey und zwanzigſten Jahr ihres Alters durch Selbſtmord ein Leben, das die Natur zu ihrem Glücke beſtimmt hatte. Sie ſtarb im völligen Beſitz der ſeltenſten Reitzungen, eines ſehr ausgebildeten Verſtandes, und einer ſtrengen Tugend; und fiel als das Opfer — eines Mode Laſters.

Auf obige Umſchrift hat man folgende Parodie gemacht:

O Cards! ye vain diverters of our woe!
Ye waſte of life! ye greateſt curſe below!
May beauty never fall again your ſlave,
Nor your deluſion thus deſtroy the brave.

„O Karten! Ihr eitlen Zerſtreuer in unſerm Elend. „Ihr, die ihr das Leben verſchleudert, und der arbſte Fluch „diemieden ſeyd! Mag doch die Schönheit nie wieder eure „Sklavin werden, noch eure Täuſchung ſo auf dieſe Art „den Muthigen tödten.

Se l.

VII.

Vermuthliche Auflöſung des Problems wie der Graf Caglioſtro ſeine hermetiſche Weisheit von Egyptiſchen Prieſtern bekommen haben könne.

Der ſogenannte Graf von Caglioſtro erwähnte in ſeinem bekannten Memoire (welches wegen des romanhaften Berichts, den er der Welt darin von der Geſchichte ſeiner Jugend giebt, zum Scherze das neue arabiſche Mährchen genannt wurde) daß er während ſeines Aufenthaltes in Egypten Gelegenheit gehabt habe,

be, in das Innere der Tempel einzudringen und (wie er zu verstehen giebt) von den Priestern derselben in Geheimnissen initiirt zu werden, wozu andern Neugierden der Zugang verschlossen bleibe. Man hat sich über diese Prätension des Hrn. Cagliostro vielfältig lustig gemacht, und den Schluß daraus gezogen: daß seine Unwissenheit und seine Betrügerey gleich groß seyn müsse, da er sich erkühne, dem aufgeklärten Theile des Publici (für welches doch sein Memoire geschrieben seyn sollte) weiß machen zu wollen, daß es noch in unsern Tagen Egyptische Priester gebe, die im Besitz jener Hermetischen Wissenschaften seyen, um derentwillen die Pythagoren, Demokrite und Platonen der Griechen vor mehr als zweytausend Jahren nach Memphis und Heliopolis wanderten. Ich meines Orts, bin eben so weit davon entfernt die Apologie des berüchtigten Abenteurers übernehmen zu wollen, als ihn, vor der Hand, und bevor man sagen kann, daß die Beschuldigungen die ihm zur Last gelegt worden, öffentlich durch eine rechtsbeständige Art erwiesen worden seyen, so unbedingt zu verurtheilen, wie viele, die vielleicht tiefer in das Geheimniß seiner Lebensgeschichte sehen, zu thun kein Bedenken tragen. Was für einen Ausgang auch immer die seltsame Rolle, die er seit einigen Jahren spielt, endlich nehmen mag, so glaube ich weder gegen Wahrheit noch Billigkeit zu sündigen, wenn ich ihn für ein noch unaufgelöstes Räthsel halte, und über das was er ist oder nicht ist, ob — ein Betrüger oder ein Betrogener, ein Schwärmer oder ein Scharlatan, oder vielleicht in gewissem Sinne und Maaße beydes zugleich, so lange zu urtheilen Anstand nehme, bis sein Prozeß mit der Welt (wenn ich so sagen kann) besser instruirt, das dunkle und geheimnisvolle seiner Geschichte hinlänglich aufgehellt, und das unpartheyische Publikum in den Stand gesetzt seyn wird, mit möglichst vollständiger

biaer und genauer Kenntnis der Sache, ein Endurtheil über ihn zu fällen.

Inzwischen, und da man (nach dem alten Brocardico) dem Teufel selbst alle mögliche Justiz und Rechtswohlthaten angedeyhen lassen soll, habe ich es für billig gehalten, diejenigen, die aus Cagliostros obenangezogenen Vorgeben, die Egyptischen Tempel und Priester betreffend, einen seiner Ehrlichkeit nachtheiligen Schluß gezogen haben, auf eine Stelle aus dem zweyten Theile der Briefe des Hrn. Savary über Egypten aufmerksam zu machen, in welcher ich einen Schlüssel zu Cagliostros Initiation in den hermetischen Mysterien gefunden zu haben glaube. Hr. Savary spricht *) von einem Kloster des Heil. Antonius (des Einsiedlers) auf dem Berge Kolzum, das von Koptischen Mönchen bewohnt wird, und wovon die bloße Lage und die Art, wie man hinein kommt, allein schon hinlänglich wäre, in einem mit Vorurtheilen für die Weisheit der Egypter eingenommenen Jünglinge heilige Schauer und geheimnisvolle Erwartungen zu erwecken. Denn das ganze Kloster hat keine Pforte: sondern der Fremde, der hinein will, muß von den Mönchen vermittelst eines Flaschenzugs zu einem Fenster hinein gewunden werden. Die strenge Lebensart, die äusserst einfachen Nahrungsmittel, und die gänzliche Abgeschiedenheit dieser Koptischen Mönche, kurz, alle Umstände sind dazu geschickt, die Erwartungen zu unterhalten, die eine so seltsame Art den Zugang zu ihnen zu erhalten in einem für mysteriöse Dinge so empfänglichen Menschen, wie man sich den jungen zu Morea erzogenen Cagliostro denken kann, erregen mußte. Nun stelle man sich vor, wie ihm erst zu Muthe werden mochte, da er in den einsamen und durch Fasten und Abtödtung des Fleisches zu einer Art von Gespenstern abgezehrten Bewohnern dieses Klosters, Leute antraf, die (wie Hr. Sa-

*) Lettre IV. p. 38.

Savary ſagt), eine unumſchränkte Herrſchaft über die böſen Geiſter, die Schlangen und wilde Thiere zu haben glauben. Noch mehr. Der Jeſuit, P. Sicard, der auf ſeinen Reiſen in Egypten dieſes Kloſter ebenfalls beſuchte, fand den Superior deſſelben über dem groſſen Werke, dem Steine der Weiſen, in voller Arbeit. Dieſe Mönche glauben alſo im Beſitze alter hermetiſcher Geheimniſſe zu ſeyn.

Und warum ſollte nun Caglioſtro — vorausgeſezt, daß er eine Reiſe nach Egypten gethan, und daß überhaupt etwas wahres an ſeiner angeblichen Jugendgeſchichte iſt (wovon, meines Wiſſens, noch niemand das Gegentheil bewieſen hat) warum ſollte er nicht Mittel gefunden haben können, von eben dieſen Koptiſchen Prieſtern des Berges Colzums, oder andern ihres Schlages (die ein Mann wie er gar wohl für Abkömmlinge der alten Egyptiſchen Prieſterſchaft halten konnte) in ihren Magiſchen, Theurgiſchen und Alchymiſtiſchen Alfanzereyen, die er für lauter reine Hermetiſche Weisheit aus der erſten Hand anſah, unterrichtet zu werden? — Ich glaube hier wenigſtens eine Möglichkeit zu finden, wie Caglioſtro bona fide vorgeben, und alſo ſelbſt glauben konnte, daß er ſeine geheimen Wiſſenſchaften in Egyptiſchen Tempeln, aus einer den gewöhnlichen Reiſenden unzugangbaren Quelle geſchöpft habe: und daß er alſo, was dieſen Punkt betrift, wenigſtens eben ſo gut betrogen als Betrüger ſeyn könnte. — Ich überlaſſe dieſe, meines Bedünkens, nicht unwahrſcheinliche Hypotheſe der Beurtheilung meiner Leſer: und hoffe übrigens nicht nöthig zu haben, mich über meine Meynung von der Realität ſeiner geheimen Künſte näher erklären zu müſſen — um nicht etwa gar für einen heimlichen Jünger dieſes wundervollen neuen Trismegiſtus oder Triſtramgiſtus angeſehen zu werden. W.

Der
Teutſche Merkur.

Auguſt 1786.

I.

Briefe
über die Kantiſche Philoſophie.

Erſter Brief.

Bedürfniß einer Kritik der Vernunft.

Sie beſtehen alſo auf ihrer Meynung, lieber Freund, daß die Aufklärung unſres teutſchen Vaterlandes in dem proteſtantiſchen Theile abnehme, ſeit dem ſie im Katholiſchen zunimmt? Ich könnte Sie fragen, ob Sie bey der Vergleichung, die Sie darüber anſtellten, auf der einen Seite die wirklich gröſſere Raſchheit, die ſich mit dem erſten Eifer verliert, auf der andern aber die ſcheinbare Langſamkeit in Anſchlag gebracht haben, die ſich auf einen optiſchen Betrug gründet, und bey der Aufklärung, ſo wie ungefähr bey der Sonne, in eben dem Verhältniſſe auffallender wird, als beyde über ihren Horizont höher hinaufrücken? — Allein Sie haben, nach ihrer Verſicherung, den Gang des Proteſtantismus nur mit ſich ſelbſt verglichen, und befunden, daß er ſich nicht etwa nur langſamer

fortbewege, sondern wirklich zurückzugehen im Begriffe wäre. Die vielen Thatsachen, worauf Sie die Gründe dieser Behauptung bauen, geben in der perspektivischen Stellung, die Sie ihnen in ihrem Briefe zu geben wußten, allerdings keine tröstliche Aussicht in die Zukunft; und ich gestehe Ihnen, daß ich keine darunter fand, die ich läugnen oder auch nur in Zweifel ziehen könnte. Sie kommen den Einwendungen, die ich gegen manchen ihrer daraus gezogenen Schlüsse machen könnte, damit zuvor, daß Sie die Wahrscheinlichkeit ihrer Behauptung mehr von der Zusammenwirkung, als von der Stärke ihrer einzelnen Gründe herleiten. Ich glaube also diese Gründe werden nichts verlieren, wenn ich sie aus dem Gefolge der Thatsachen und Bemerkungen, womit Sie dieselben in ihrem Briefe begleitet haben, aushebe, und zu meiner Absicht neben einander setze. — „Seit dem (schreiben Sie) der freye Vernunftgebrauch in Religionssachen für seine alten Vertheidiger den Reiz einer verbothenen Frucht zu verlieren anfängt, tritt an die Stelle des vorigen Eifers für die Rechte der Vernunft eine Gleichgültigkeit ein, die bereits hin und wieder in Haß und Verachtung ausbricht, und in ein allgemeines Mißtrauen überzugehen droht. Wer nicht schon überzeugt ist, daß die Vernunft in unsren Tagen zu weit gegangen ist, der fürchtet wenigstens, sie werde zu weit gehen, und sucht entweder ihre alten willkührlichen

Schran-

Schranken wieder hervor, oder erfindet ſich Neue. — Das Ausſchlieſſende Recht der Vernunft über den Bibelſinn zu entſcheiden, dieſes Recht mit deſſen Anerkennung der ganze Proteſtantismus ſteht oder fällt, wird von proteſtantiſchen Theologen ſelbſt mit einem Eifer angefochten, der nicht wenig dazu beytragen mußte, die alten Hoffnungen und Anſtalten der römiſchen Wiedervereiniger wieder aufzuwecken — Die Apellationen von der Vernunft an Empfindung, an geſunden Menſchenverſtand, an Intuitionsſinn, Gottesgefühl u. ſ. w. werden immer lärmender und häufiger, und von jedem dieſer Winkeltribunale werden Entſcheidungen gegen die vollgültigſten Anſprüche der Vernunft eingeholt. — Die Wiſſenſchaft, von welcher alle übrigen ihre Grundſätze entlehnen, die von jeher das eigenthümlichſte und angelegenſte Geſchäft der Vernunft ausmachte, und durch deren Bearbeitung ſich die Leibnize, die Wolfe und Baumgarten, um die wahren Vorzüge unſres Zeitalters ſo ſehr verdient gemacht haben, mit Einem Worte, die Metaphyſik, wird auf eine Art vernachläſſiget, die mit den Anſprüchen unſres Jahrhundertes auf den Ehrentitel des Philoſophiſchen den ſeltſamſten Contraſt macht. Gleich einer unbedeutenden baufälligen Verſchanzung wird ſie den Feinden Preis gegeben, gegen welche ſie noch vor Kurzem der Vernunft ſo gute Dienſte geleiſtet hatte. Warmköpfige Schwärmer, und kaltherzige Sophiſten ſind gegenwärtig mehr als jemals geſchäf-

geschäftig, durch die Trümmer dieser Wissenschaft die alten Systeme des Aberglaubens und Unglaubens neu aufzustutzen, welche, weit entfernt sich einander aufzuheben, durch ihren gegenseitigen Kampf vielmehr neue Stärcke gewinnen, in der gelehrten Welt die Kräfte des menschlichen Geistes mit unnützen Streitigkeiten aufzehren, und in der Moralischen den Widerspruch zwischen Verstand und Herzen verewigen. Die Hoffnungen der Gutgesinnten, diesen unseligen Zwist durch Vermittlung der Vernunft beygelegt zu sehen, verschwinden in eben den Verhältnissen, als eben diese Vernunft in so vielen andern Fächern des menschlichen Wissens die unerhörtesten Proben ihrer Wirksamkeit und Stärke ablegt. Sie, die man noch nie so allgemein bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten herab als Schiedsrichterinn herbeygerufen hat, wird über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit immer lauter als Friedensstörerin angeklagt; und indessen ihr vorgeblicher Sieg über die alten Vorurtheile durch unbärtige Knaben mit Triumphgeschrey angekündiget wird: stehen Männer auf, und zeihen sie, im Angesichte von Männern, des Hochverraths an der Menschheit; beweisen, daß sie das Gegentheil von dem demonstrire, was Gott offenbare, und schärfen, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, die abgenützten Waffen des Aberglaubens und Unglaubens zugleich *). —

Hals

*) S. die Resultate der Jakobischen und Mendelsohnschen Philosophie kritisch untersucht u. s. w.

Halten Sie, lieber Freund, unſre Akademien der Wiſſenſchaften und Künſte mit unſren öffentlichen und geheimen Geſellſchaften zuſammen, die unter allerley Namen und Vorwänden an der Fortdauer unſrer Unmündigkeit arbeiten, und deren Verſchiedenheit das planmäſſige Anſehen hat, die Vernunft von mehrern Seiten zugleich in die Enge zu treiben: welche dieſer zwey ſo ſehr entgegengeſetzten Arten von Verbindungen iſt gegenwärtig blühender und thätiger? Welche von beyden hat eine gröſſere Menge von Mitgliedern, mehr Eifer bey ihren Bemühungen, und ein zahlreicheres und empfänglicheres Publikum aufzuweiſen? — Zugegeben endlich, daß Pfafferey und Despotismus vielleicht noch nie ſo viele Urſachen gehabt haben ſich über die Vernunft zu beklagen, ſo hatte auch eben darum die Vernunft noch nie ſo viel Urſache von beyden alles Schlimme zu beſorgen. So lange ſie durch die Reformation nichts weiter als Vorurtheile hinwegräumte, die der Freyheit der einen, und der willkührlichen Gewalt des andern im hierarchiſchen Syſteme entgegen ſtanden, hatte ſie nichts als das misverſtandene Intereſſe von beyden gegen ſich. Allein ſo wie ſie weiter geht, und Grundſätze geltend macht, neben welchen ſchlechterdings keine Pfafferey und kein Despotismus beſtehen kann: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß beyde allen Kräften, die ihnen ihr alter Beſitzſtand verſchafft, aufbieten werden, um die Stimme ihrer Feindin zu unterdrücken. Bald werden

Schallow.

Sir John, Sir John, ihr thut euch ja selbst Unrecht, sie sind ja gerade die zween ansehnlichsten, und ich wollte euch gerne mit den besten bedient wissen.

Falstaff.

Herr Schallow, wollt ihr mich lehren, wie ich meine Leute auswählen soll? Bekümmre ich mich was darum, wie groß, wie dik oder wie stark die Leute sind, was für breite Schultern sie haben, oder wie dik ihre Beine sind? Ich sehe auf Herz, Herr Schallow. Seht mir diesen Warze hier, ich sich euch davor, so zerlumpt er aussieht, so soll er mir drauf zuschlagen, wie ein Zinngiesſers-Hammer; der Kerl ist flink, das kan ich euch sagen. Und dieser schindeldürre Geselle, Schatten, hier, das ist ein Mann für mich; das ist ein Mann, dem der Feind nicht beykommen kan; der Feind könnte eben so leicht nach der Schärfe eines Federmeſſers zielen als nach ihm; und wenn es um eine Retirade zu thun ist, wie behend wird dieser Schwächlich, der Frauenzimmer-Schneider, davon lauffen? O, gebt mir die unansehnlichen Leute, und behaltet diese groſſen Kerle für euch. Gebt mir Warzen eine Flinte in die Hand Bardolph --

- - - - - - - - - - -

- - - - - - - - - - -

Diese Burſche werden ihre Sachen nicht übel machen. Herr Schallow, Gott behüte euch; lebt wohl, Herr Silence. Ich mache wie ihr seht, nicht viel Complimente;

ſie hiezu keinen andern Vorwand nöthig haben, als die immer mehr überhand nehmenden Misbräuche, die unſer ſchreibender Pöbel mit der Preßfreyheit und Publizität treibt, und die zuletzt auch die beſſer denkenden Diener der Religion und des Staates noch dahin bringen dürften, die bekannten Gegenmittel, welche die Freyheit zugleich mit der Zügelloſigkeit aufheben, für das kleinere Uebel anzuſehen.„

Sie haben mich dringend aufgefordert, Ihnen meine Meynung über die wahrſcheinliche Folge aller dieſer Erſcheinungen zuſammengenommen zu ſchreiben. Wenn ich Ihnen nun geſtehe, daß dieſe Meynung gerade das Gegentheil von der Ihrigen iſt, ſo weiß ich daß ich für Sie etwas ſehr paradoxes behaupte. Ich weiß aber auch, daß ich Ihr Herz ſchon vorläufig auf meine Seite habe, und hoffe daher um ſo viel eher mit ihrem Kopfe einig zu werden.

Ihr Brief hat das Gedränge, in welchem ſich gegenwärtig die Angelegenheiten der Vernunft im Religionsſache unter uns befinden, treffend genug geſchildert; und ſo ſehr auch die einzelnen Züge ihres Gemähldes in der Skizze, die ich davon ausgezogen habe, an Beſtimmtheit verlieren mußten: ſo glaube ich doch, daß jeder aufmerkſamere Beobachter unſres Zeitalters ſowohl die neueſten hiehergehörigen Begebenheiten ſammt ihren Helden, als auch manche ſeiner eigenen Bemerkungen darüber, auch ſogar noch

in

in dieſer Skizze wiederfinden werde. Jede der einzelnen Erſcheinungen, die in derſelben vorkommen, würde mir, an und für ſich betrachtet, mehr oder weniger bange machen; jede verdient die Aufmerkſamkeit aller Menſchenfreunde, und die Meiſten davon haben dieſe Aufmerkſamkeit bereits auf ſich gezogen. Allein, wenn ich ſie insgeſamt, in ihrem Zuſammenhange untereinander, und mit ihren Urſachen und Veranlaſſungen betrachte, werde ich ſehr geneigt, ſie für zuverläſſige Vorboten einer der weit ausſehendſten und wohlthätigſten Revolutionen anzuſehen, die ſich je in der gelehrten und moraliſchen Welt zugleich zugetragen haben.

Wenn die Erſcheinungen, die Sie, m. Fr. auf ihrem Gemählde zuſammenſtellten, wirklich einen gemeinſchaftlichen Grund haben, ſo iſt dieſer kein anderer, als das alte noch immer fortdaurende, aber gegenwärtig mehr als jemals rege, oder vielmehr, ſichtbar gewordene Mißverſtändniß über das Recht und Vermögen der Vernunft in Religionsſachen. Vorzüglich iſt unſerm Zeitalter bey dieſer Sache eigenthümlich, daß ſich die ſtreitenden Partheyen unmittelbar an die Vernunft ſelbſt halten, die ſie erheben oder herabſetzen, je nachdem ſie Urſache zu haben glauben mit den Entſcheidungen derſelben zufrieden zu ſeyn oder nicht. Die Unzufriedenen dringen an die Vernunft, und beſtürmen ſie um beſſere Antworten, oder

geben alle Hoffnung auf, und nehmen entweder Parthey gegen sie, oder werden gleichgültige Zuschauer des Streites. Dies ist ungefähr der Umriß einer Geschichte des gegenwärtigen Zustandes unsrer höheren Aufklärung in der spekulativen Religion, die auf die übrigen Angelegenheiten unsrer moralischen Welt einen weit grösseren Einfluß hat, als es die gleichgültigen Zuschauer insgemein eingestehen wollen.

Daß es den Antworten, welche die Vernunft, oder vielmehr welche man im Namen der Vernunft auf manche der allerwichtigsten Fragen bisher gegeben hat, an Evidenz oder Allgemeingültigkeit gefehlt habe, davon ist selbst der uralte und immerfortwährende Streit über diese Fragen der überzeugendste Beweis, und die Frage über das Daseyn Gottes das auffallendste Beyspiel. Lassen Sie uns bey diesem Beyspiele stehen bleiben.

Wir wollen ein für allemal voraussetzen, daß es die Vernunft war, welche von den ersten Zeiten ihrer Entwickelung an unaufhörlich diese Frage aufwarf. Ich weiß, daß Glaubige und Unglaubige dieser Voraussetzung widersprechen. Die ersteren behaupten: die Vernunft könne nie durch sich selbst auf diese Frage gerathen: und die Leztern: sie erkläre dieselbe für überflüßig. Allein ich weiß daß Sie m. F. weder ein Glaubiger noch ein Unglaubiger dieser Art, und mit mir darüber einig sind, die Vernunft habe diese Frage

nicht

nicht nur aufwerfen können, ſondern auch müſſen. — Dies nun vorausgeſezt, ſo mußte es ihr unmöglich werden, die Syſteme oder Aggregate ihrer eigenthümlichſten Begriffe, die Wiſſenſchaft ihrer Notionen, Principien und Grundſätze, mit einem Worte die nachmals ſo verſchrieene Metaphyſik, dabey vorüberzugehen. Es fand ſich, daß der ganze Gegenſtand der Frage durch keine andern Begriffe gedacht werden konnte, als ſolche, die in eben dem Verhältniſſe metaphyſcher wurden, als man ſie von den fremdartigen Zuſätzen der Phantaſie, und den Schlacken der gemeinen Vorurtheile reinigte, und bey einer fortwährenden Prüfung feſter ins Auge faßte. Die Beziehung aller übrigen Beweiſe für das Daſeyn Gottes auf den metaphyſiſchen Begriff eines unbedingt nothwendigen Daſeyns, wurde immer ſichtbarer; und es traten Männer auf, die es mehr oder weniger deutlich ſagten: daß die natürliche ſowohl als ſelbſt die übernatürliche Offenbarung die Vernunftbegriffe von der Gottheit zwar beſtätigen, aber nicht erſetzen könnte. Selbſt unſre Glaubenstheologen fanden es nicht überflüſſig, ihren aus übernatürlichen Quellen hergeholten Beweiſen auch noch den Ontologiſchen beyzufügen; und obwohl ſie demſelben in ihren gewöhnlichen Kompendien gemeiniglich die lezte Stelle anweiſen: ſo fanden ſie ſich doch immer genöthiget, ihn hervor zu ziehen, und auch wider Willen ſeinen erſten Rang anzuerkennen, ſo oft ſie es mit den Unglaubigen zu

thun hatten. Endlich haben unſre modernen Feinde und Verächter der Metaphyſik (wie die Erfahrung lehrt) keinen andern Ausweg, als über die ganze Frage ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten, oder ſich in einem Labyrinthe dunkler Gefühle herumzutreiben. Nöthiget man die einen zur Sprache, die andern aber zu einer verſtändlichen Rechenſchaft über ihre Herzensphiloſophie: ſo ſprechen ſie beyde ſo gut Metaphyſik, wie jener Edelmann Proſa ſprach, ohne es zu wiſſen und zu wollen.

Allein ſo unvermeidlich es immer geweſen ſeyn mochte, und noch jezt ſeyn mag, die Metaphyſik über das Daſeyn Gottes zu befragen: ſo wenig waren und ſind alle Antworten, die man bis jezt von ihr erhalten hat, zur allgemeinen Ueberzeugung geſchikt. Dies gilt nicht etwa nur in Abſicht auf die Claſſen, für die es keine wiſſenſchaftlichen Beweiſe giebt, ſondern auch bey Männern, die den größten Theil ihres Lebens im Umgange mit den Wiſſenſchaften, ja ſogar mit metaphyſiſchen Unterſuchungen zugebracht haben. Schriftſteller, denen man unmöglich philoſophiſchen Geiſt abſtreiten kann, ohne ſelbſt von dieſem Geiſte gänzlich verlaſſen zu ſeyn, haben alle metaphyſiſchen Beweiſe für das Daſeyn Gottes für unzulänglich erklärt: und ſind entweder der Meynung beygetreten, daß die Vernunft über dieſe Frage ſchlechterdings nichts entſcheiden könne; oder ſie ſind ſo weit gegangen, daß ſie die verneinende Antwort ſelbſt mit den Vor-

derſätzen jener Beweiſe dargethan zu haben glaubten. Wirklich hat der vielfältige Gebrauch, den die Skeptiker ſowohl als die Pantheiſten u. ſ. w. für ihre Behauptungen von der Metaphyſik gemacht haben, nicht wenig dazu beygetragen, die alte Meynung von der erblichen Verkehrtheit der Vernunft zu beſtätigen, und die Beweiſe für das Daſeyn Gottes, die man auſſerhalb des Gebiethes der Vernunft und der Natur gefunden zu haben glaubte, in dem Anſehen zu erhalten, das ſie ſonſt in eben dem Verhältniſſe verlohren haben würden, als das Gebieth der Vernunft beſſer angebaut worden war. „Troz allen bisherigen Anſtrengungen haben wir alſo noch keine Metaphyſik, aus welcher ſich die oft erwähnte groſſe Frage mit allgemein einleuchtender Gewißheit beantworten lieſſe.„ Dies iſt eine Thatſache, die von keiner unſrer gegenwärtigen philoſophiſchen Partheyen geläugnet werden kann, ſo groß auch übrigens die Meynung ſeyn mag, die jede derſelben von ihrer bereits gefundenen Antwort unterhält.

Aus der Thatſache, daß wir keine ſolche Metaphyſik haben, folgt aber noch keineswegs, daß wir keine haben können. Diejenigen, welche dieſe Unmöglichkeit zum Vortheile eines Glaubens behaupten, mit welchem ſie ſich mit allem Rechte in Ermangelung des Wiſſens behelfen, müſſen die andere eben ſo unläugbare Thatſache zugeben, „daß ſie nämlich den Principien ihres Glaubens bisher eben ſo wenig Allge-

meingültigkeit verschaffen konnten„ ja das diese Prin-cipien gerade bey den geübtesten und scharfsinnigsten Denkern insgemein am wenigsten Eingang finde. Indessen so lange die Möglichkeit einer Metaphysik, welche die Frage über das Daseyn Gottes allgemeingültig beantworten könnte, noch nicht erwiesen ist, lassen sich die Glaubenstheologen, welche das bisher fruchtlose Bestreben der Vernunft für einen Grund gegen jene Möglichkeit angeben, nicht abweisen. Allein sie können eben so wenig diejenigen widerlegen, welche die Fortdauer jenes Bestrebens, das wichtige Interesse, welches die Menschheit an einer entscheidenden Beantwortung nehmen muß, und die immer mehr zunehmende Unzulänglichkeit jeder bisherigen Antwort, als einen Grund für jene Möglichkeit anführen.

Der aus diesem Grunde und Gegengrunde entstehende Zweifel ist eine der vornehmsten Bedingungen, unter welchen jene neue Metaphysik, wenn sie in der That möglich seyn sollte, wirklich werden und Eingang finden könnte. Indem dieser Zweifel den dogmatischen Behauptungen sowohl des wirklichen Besitzes einer solchen Wissenschaft, als auch der Unmöglichkeit derselben widersteht: so hebt er die unübersteiglichen Hindernisse auf, welche von unsern Naturalisten sowohl als Supernaturalisten, der Aufsuchung, Bearbeitung und Ausbreitung der neuen Wissenschaft entgegengesezt werden müssen. Beyde Klassen von

Dog-

Dogmatikern können dieſen Zweifel, wenn er einmal Platz gegriffen hat, nicht mehr zurücktreiben, weil er ihnen in eben dem Augenblicke ihre Waffen raubt, als er ſich einfindet, und den großen Vortheil für ſich hat, daß ſeine beyde Gegner nie gegen ihn gemeine Sache machen können, ſondern in eben dem Verhältniſſe ſich ſelbſt untereinander aufreiben müſſen, als ſie wider ihn losziehen. Je eifriger ſie auf ihren Behauptungen beſtehen, deſto mehr kömmt die Schwäche ihrer beyderſeitigen Gründe an den Tag, und deſto augenſcheinlicher wird es dem unbefangenen Zuſchauer: wie wenig die Auflöſungen des großen Problems, die uns von den einen im Namen der metaphyſiſchen Vernunft, und von den andern im Namen der *) hyperphyſiſchen Offenbarung ewig wiederholt werden, zur allgemeinen Ueberzeugung geſchikt ſind.

Daß dieſes gegenwärtig unter uns der Fall iſt, ſcheinen mir eben die Zeichen unſrer Zeit anzuzeigen, die ihnen, mein Freund, ſo bedenklich vorkommen. Offenbar ſind ſie Würkungen und Merkmale einer allgemeinen Erſchütterung aller unſrer bisherigen Lehrgebäude, wovon jedes mit einem Eifer und einer Stärke angegriffen wird, von denen wir bisher noch kein Beyſpiel hatten. Die Unverträglichkeit dieſer Lehrgebäude iſt ſo ſehr ins reine gebracht, daß die Anhänger derſelben, die ſich indeſſen beſſer vertragen gelernt

*) Hyperphyſik heißt der Verf. jede übernatürliche Theorie des Uebernatürlichen.

gelernt haben, bey ihren Vorträgen ſich umſonſt gegen das Polemiſiren zu verwahren ſuchen. Sie widerlegen auch wider ihren Willen, ſobald ſie zu beweiſen anfangen; und am Ende zeigt ſich, daß ſie blos eine fremde Meynung widerlegten, ohne die ihrige bewieſen zu haben. Im würklichen Kampfe trägt der angreifende Theil, wenn er anders kein Schwachkopf iſt, immer den Sieg davon. Der Deiſt treibt den Pantheiſmus aus allen Verſchanzungen, indeſſen der Pantheiſt die Bollwerke des Deiſmus niederreißt. Die Supernaturaliſten, die unter den Proteſtanten keine unfehlbare Kirche und folglich auch kein eigenes der Vernunft unzugängliches Gebieth haben, auf deſſen Grund und Boden ihre Lehrgebäude gegen Angriffe ſicher wären, ſehen kein anderes Mittel für ſich, als die Uneinigkeit der Philoſophen zu ihren Vortheil zu benutzen, und ihren Bau, wo möglich, auf den Trümmern der von ihren Gegnern ſelbſt eingeſtürzten Vernunftſyſteme aufzuführen. Sie dringen daher mit aller Gewalt darauf, aus dem Widerſpruche jener Syſteme, die Unzulänglichkeit der Vernunft, und die Unentbehrlichkeit ihres übernatürlichen Surrogats zu erweiſen. Allein ſo wie jener Kampf angeht, der die Blößen ihrer Gegner aufdecken ſoll, ſo zeigt es ſich, daß es ihnen ſelbſt unmöglich wird, dabey gleichgültig zu bleiben. Um ſich die Pantheiſten vom Leibe zu halten, müſſen ſie ſich zu den Deiſten ſchlagen, und auf dieſe Weiſe ihre vorigen Anſprüche ſelbſt wieder

auf

aufgeben. Daher die häufigen Widerſprüche unter den Anhängern der ſupernaturaliſtiſchen Parthey; indem die einen die Unmöglichkeit, die andern die Unentbehrlichkeit eines Vernunftbeweiſes vom Daſeyn Gottes behaupten; die einen dieſes Daſeyn beym Beweiß der Offenbarung vorausſetzen, die andern daſſelbe aus der Offenbarung beweiſen; die einen vorher zu wiſſen meynen, was ſie nachher aufs Wort glauben, die andern glauben, bevor ſie noch wiſſen, wem ſie zu glauben haben.

Dieß allgemeine Schwanken unſerer angenommenen Syſteme iſt es, lieber Freund, was Sie, je nachdem Sie ihren Standpunkt nehmen wollen, auf der Seite der Philoſophen für Gefahr der Vernunft, auf der Seite der Theologen aber für Gefahr des Glaubens anſehen müſſen. Indem die in die Enge getriebenen Partheyen ihr äuſſerſtes thun, in der Hitze des Streites ihre Anſprüche übertreiben, und bey ihrer Vertheidigung Blößen geben, die ſelbſt der Angriff ihrer Gegner nicht aufgedekt hatte: ſieht der friedliche Zuſchauer nicht ohne Kummer die Verfechter der Vernunft für die Sache des Unglaubens, und die Beſchützer des Glaubens für die Sache des Aberglaubens kämpfen, und erklärt ſich das Räthſel, wie dieſe beyden entgegengeſezten Krankheiten im gleichen Verhältniſſe ſo gewaltig zunehmen.

Indeſſen, l. Fr. laſſen Sie uns bey allem dem Unweſen, das ſich durch Aufſehen und Lärmen unſrer

lebt wohl, meine Herren, beyderseits. Ich danke euch; ich muß noch ein duzend Meilen machen, eh es Nacht ist. Bardolph, gieb den Soldaten Uniformen.

Schallow.

Sir John, der Himmel geleite euch, und benedeye eure Waffen, und geb' uns bald Frieden. Besucht mein Haus, wenn ihr zurükkommt; wir wollen die alte Bekanntschaft wieder erneuern; vielleicht geh ich dann mit euch nach Hofe.

Falstaff.

Es sollte mir angenehm seyn, Herr Schallow.

Schallow.

Gut, gut, es bleibt dabey, ein Wort ein Wort. Lebt wohl.

[Sie gehen ab.]

ſter Aufmerkſamkeit zu bemächtigen ſcheint, nicht ſtehen bleiben. Während daß jener Kampf von einigen wa-
men Köpfen fortgeführt wird, greift unter den ver-
nünftigeren Anhängern jedes Syſtemes die Ueberzeu-
gung immer weiter um ſich: daß ſie ſich keine Hof-
nung zu machen hätten, ihrem Syſteme allgemeinen
Eingang zu verſchaffen. Dieſe Ueberzeugung, der wir
von unſrer gegenwärtigen Toleranz und Denkfreyheit
vielleicht mehr zu danken haben als wir uns einbil-
den, hat unſtreitig keinen geringen Antheil an der
Gleichgültigkeit, die ſowohl gegen Metaphyſik als ihr
übernatürliches Surrogat ſo ſichtbar überhand nimmt,
und die neben dem brauſenden Ungeſtüm, womit man
die metaphyſiſchen und hyperphyſiſchen Reſultate ver-
theidiget, ſo ſeltſam auffällt. Die meiſten unſerer
neueren philoſophiſchen und theologiſchen Schriftſteller,
die zum Selbſtdenken Kraft und Beruf fühlen, ſind
der Unterſuchungen, bey denen ſo wenig Beyfall und
ſo viel Widerſpruch zu erwarten ſteht, überdrüßig ge-
worden. Die einen haben den Menſchen und die
phyſiſche Natur, die andern Moral und Bibel mit je-
nem Erfolge ſtudirt, der in ſo manchem vortreflichen
Werke der Welt vor Augen liegt. Aber ſo wie auf
der einen Seite mit eben dieſem Erfolge die Gleich-
gültigkeit guter Köpfe gegen Metaphyſik und Hyperphy-
ſik zunimmt, auf der andern Seite aber durch den
fortgeſezten Kampf der Partheyen die Unerweißlich-
keit der bisherigen Syſteme immer einleuchtender wird:

ſo

ſo muß es endlich auch den Philoſophen und Theologen von jener Klaſſe unmöglich werden, die Antwort auf die Frage vom Daſeyn Gottes als gefunden vorauszuſetzen; und da ſie doch dieſe Frage weder vermeiden, noch unbeantwortet laſſen können: ſo werden auch ſie ſich genöthiget ſehen, dem vorerwähnten Zweifel über die Möglichkeit einer allgemein befriedigenden Antwort Gehör zu geben.

Dieſer Zweifel hat mit dem gewöhnlichen Skepticiſmus, der es blos beym Nichtwiſſen bewenden läßt, ſo wenig gemein, daß er in eben dem Verhältniſſe, als ſeine Bedeutung gefaßt wird, ein dringendes Bedürfniß ſeiner Auflöſung mit ſich führt. Das höchſt wichtige und immer fortwürkende Intereſſe, welches die Menſchheit an der Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes nimmt, und welchem ſelbſt die unſeligen Folgen des Aberglaubens und Unglaubens ſo laut das Wort reden, macht hier alle Gleichgültigkeit unmöglich, und ſchaft den Zweifel in die beſtimmte Frage um: iſt eine allgemein befriedigende Antwort über die Frage vom Daſeyn Gottes möglich? oder vielmehr (da dieſe Möglichkeit durch keine ſchon würkliche Antwort erwieſen werden kann, ſondern erſt unterſucht werden muß) — Wie iſt eine ſolche Antwort möglich?

Dieß Problem iſt gleichſam der Punkt, wo ſich die beyden Wege der Metaphyſik und Hyperphyſik endigen, die ſich rükwärts ins Unendliche verlieren und

immer weiter vom Ziele abführen — der Punkt, von welchem der einzige Weg vorwärts angeht. Wir haben die beyden Abwege zurückgelassen: wenn wir uns einmal bey diesem Punkte befinden, und da wir nicht stehen bleiben können, so müssen wir den Weg vor uns antreten, oder welches eines ist, wir müssen das Problem auflösen. Die Bedingungen dieser Auflösung ausserhalb des Gebiethes der Vernunft aufsuchen, oder dieses Gebieth mit unsrer bisherigen Metaphysik verwechseln, würde eben so viel seyn, als rükwärts gehen, und sich wieder auf einem der vorigen Wege verirren. Es ist also nichts anderes übrig als das noch unbekannte Gebieth der Vernunft, auf welchen die gedachten Bedingungen liegen müssen, vor allem kennen zu lernen, und der neu betretene Weg, führt zu einem neuen und zweyten Problem: Was ist durch eigentliche Vernunft möglich?

Mich dünkt, lieber Freund, ich sehe Sie bey diesem Problem den Kopf schütteln. Nicht etwa, weil Sie nicht überzeugt wären, daß die Auflösung desselben der einzig mögliche Weg sey, der allenfalls zum Ziele führen könnte. „Aber, höre ich Sie sagen, eben der kleine Umstand, daß dieses Problem nach allem, was bisher in der spekulativischen Philosophie von großen und kleinen Männern samt und sonders geleistet wurde, noch immer Problem geblieben ist, giebt eine starke Vermuthung, daß es auch immer Problem blei-

bleiben werde.„ — Ich habe freylich den Gang, den der menſchliche Geiſt nehmen mußte, um zu dieſem Problem zu gelangen, im vorhergehenden nur ſehr obenhin anzeigen können; aber nichts deſto weniger ſcheint mir ihr Einwurf ſich daraus beantworten zu laſſen. Alle die Schikſale, die unſre Philoſophie bis izt erfahren hat, mußten vorhergegangen ſeyn, ehe man ans Vorlegen, geſchweige dann ans Auflöſen dieſes Problems im Ernſte denken konnte. Beydes war auf dem Dogmatiſchen, das heißt, auf dem am meiſten betretenen Wege, ſchlechterdings unmöglich. Und doch war dieſer Weg vor der Auflöſung unſers Problems, nicht nur an ſich ſelbſt unvermeidlich, ſondern ſelbſt als Vorbereitung zu derſelben unumgänglich nothwendig. Ohne die durch ſchmeichelnde Täuſchung hingehaltenen Bemühungen der Dogmatiker, würden wir jene herrlichen Vorübungen nie erhalten haben, welchen die Vernunft den Grad von Entwickelung zu danken hat, den ſie zu einer ſo überaus ſchweren Unternehmung nöthig hat. So lange dieſer Grad von Entwickelung nicht da war, vermochte der Skepticiſmus nicht viel mehr, als die Dogmatiker zu necken. Dieſe leztern ſezten alſo ihre Wege ungehindert fort, und mußten ſie weit genug fortſetzen, bis ſie ſelbſt oder ihre Zuſchauer gewahr werden konnten, daß dieſe Wege in eben dem Verhältniſſe vom Ziele abführten, als ſie auf denſelben weiter fortrükten. Vor dieſem Zeitpunkte wäre es weder rathſam noch möglich geweſen,

ſie in ihren Fortſchritten aufzuhalten. Nichts iſt begreiflicher, als warum dieſer Zeitpunkt nicht früher eintrat. Die Geſchichte der Zeiten und Völker, die in den Wiſſenſchaften etwas beträchtliches geleiſtet haben, giebt uns deutlich genug die Urſachen an, durch welche der Gang der Philoſophie ſo oft unterbrochen wurde. Seit der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften unter uns, hatten die Dogmatiker eine geraume Zeit nöthig, bis ſie in zweyen einander ungefähr das Gleichgewicht haltenden Hauptſekten, als Orthodoxen und Heterodoxen auftreten konnten, die leztern ihre Nothdurft frey und laut genug abhandeln durften, die erſtern ſich genöthiget ſahen, die Vernunft zu Hülfe zu rufen, beyde aber mit der Bekämpfung ihrer Syſteme es dahin brachten, daß man ihren Streit, ſo wichtig auch deſſen Veranlaſſung ſeyn mag, für ſehr unbedeutend hält, und ſelbſt Philoſophen und Theologen von Profeſſion keinen Theil daran nehmen wollen.

Sie würden unſrem Zeitalter ſehr Unrecht thun, mein Freund, wenn Sie die Abneigung unſrer beſſeren Köpfe vor metaphyſiſchen und theologiſchen Zänkereyen für eine Abneigung vor allen tiefſinnigen Unterſuchungen überhaupt, und insbeſondere vor einer Unterſuchung von der Wichtigkeit unſres Problemes hielten. Es kömmt alles darauf an, daß dieſe Wichtigkeit unſren Denkern durch beſondere Umſtände ans Herz gelegt werde; und dieß, glaube ich, dürfen

wir

wir von eben den Erſcheinungen unſrer Zeit hoffen, die meinem Freunde ſo viel Böſes anzukündigen ſchei-nen. So metaphyſiſch die Frage: Was iſt durch rei-ne Vernunft möglich? auch klingen mag, ſo laut er-tönt ſie gegenwärtig durch die Stimme unſres unme-taphyſiſchen Zeitalters. Wir haben faſt keine theolo-giſchen Kämpfe mehr als die, welche ausdrücklich für und gegen die Vernunft geführt werden. „Durch Vernunft iſt wahre Gotteserkenntniß allein möglich; durch Vernunft iſt ſie unmöglich„ heiſſen die Loſun-gen der ſtreitenden Partheyen; und die würklichen und vermeynten Beweiſe für dieſe beyden Behaup-tungen ſind die gewöhnlichſten Waffen mit welchen man gegen einander zu Felde zieht. Man beſtrebt ſich alſo auszumachen, was die Vernunft zu leiſten im Stande ſey oder nicht; das heißt, man ſucht für ſeine bisherigen Meynungen die Beweiſe im Ver-nunftvermögen ſelbſt zu finden. Der Mangel an ſol-chen noch nicht gefundenen Beweiſen, oder vielmehr an allgemeingültigen Vorderſätzen zu den bisherigen Beweiſen, iſt alſo die Schwierigkeit, worauf beyde Partheyen ſtoßen, und der eigentliche Punkt des al-ten Misverſtändniſſes, dem man endlich näher ge-kommen iſt. Ein dunkles aber lebhaftes Gefühl die-ſer Schwierigkeit äuſſert ſich in der in unſren letzten Zeiten ſo ſehr ſichtbar gewordenen Verzweiflung, ſeine Meynungen durch Vernunftbeweiſe durchſetzen, und ſeine Zweifel durch Vernunftgründe auflöſen zu kön-

nen. Diese Verzweiflung hat zur gegenwärtigen Gleichgültigkeit gegen die Metaphysik nicht wenig beygetragen; unläugbar ist sie es, die so manchen veranlaßt, seine wankende Metaphysik durch Mystik und Kabalistik zu unterstützen; so manchen verleitet den Einladungen geheimer Gesellschaften, die ihm aus ihren Schätzen von Traditionen und Offenbarungen Befriedigung versprechen, Gehör zu geben; so manchen nöthiget von der Vernunft an Gefühl, Menschenverstand, Intuitionssinn, Geschichte u. s. w. zu appelliren. Sie ist es endlich, die den von Ihnen m. Fr. so richtig bemerkten, und unsrer Zeit so eigenthümlichen Phänomenen eines feindlichen Vernunfthasses zum Grunde liegt. Allerdings mag der niedrige Eigennutz der Elenden, die von der Vernunft so vieles für ihre Gewerbe zu besorgen haben, bey dieser traurigen Erscheinung mitwürken. Allein, lassen sie uns gerecht seyn! Schon die allgemein anerkannte Rechtschaffenheit manches Schriftstellers, der sich laut und öffentlich gegen die Vernunft in Religionssachen erklärt hat, müßte uns Bürge dafür seyn, daß die betrogene Erwartung einer befriedigenden Antwort für den Kopf, bey einer Angelegenheit, an welcher das beste Herz gerade den stärksten Antheil nimmt, die einzige Ursache eines so seltsamen Betragens war. Allein die gedachten Schriftsteller selbst geben diese Ursache bestimmt genug an: indem sie der Vernunft den Mangel allgemeingültiger Prinzipien, aus denen

sich

ſich die Frage über das Daſeyn Gottes beantworten lieſſe, Schuld geben. Da die Beweiſe, womit ſie dieſen Vorwurf zu erhärten ſuchen, aus der bisherigen Metaphyſik genommen, und gegen die bisherige Metaphyſik gerichtet ſind, ſo zeigt ſich, daß dieſe Schriftſteller, Vernunft mit Metaphyſik verwechſeln, und der erſteren zur Laſt legen, was eigentlich nur auf Rechnung der Letztern kommen kann. Ihre Gegner werden durch dieſen Vorwurf genöthiget, die allgemeingültigen Prinzipien, die ſie vorher längſt gefunden zu haben glaubten, erſt aufzuſuchen, und endlich ebenfalls einzugeſtehen, daß ſie der Vernunft bisher einen Beſitz verdankt haben, den ſie eigentlich nur der Metaphyſik ſchuldig waren.

So mußte ſichs denn endlich ergeben: daß die Vernunft von unſren beyden Partheyen verkannt wurde. Wie vieles vereiniget ſich nicht, unſren Zeitgenoſſen dieſe wichtige Wahrheit einleuchtend zu machen! Noch nie hat man der Vernunft ſo offenbar zu viel und zu wenig zugemuthet als gegenwärtig. Die Abgötterey, welche auf der einen Seite mit ihr getrieben, und der Abſcheu der ihr auf der andern Seite gezeigt wird, gehen bis zum Lächerlichen; indeſſen ſowohl die übertriebenen Lobſprüche, als auch die Verläumdungen, womit man ihr zu begegnen gewohnt wird, noch zu keiner Zeit ſo allgemein angegriffen, und ſo geſchickt widerlegt worden ſind. Auch die vernünftigſten und moderateſten Anhänger jeder

Parthey müssen endlich auf den Gedanken kommen, den Grund der Uebertreibungen, die ihnen an ihren eigenen Mitbrüdern auffallen, in den ihrer ganzen Parthey gemeinschaftlichen Prinzipien aufzusuchen; da auch so gar ihnen selbst, und zwar von den vernünftigsten und moderatesten der Gegenparthey einstimmig der Vorwurf übertriebener Ansprüche für und gegen die Vernunft gemacht wird. Man ist auf der einen Seite eben so allgemein und vollkommen überzeugt, daß der Vernunft zu viel — als auf der andern, daß ihr zu wenig zugemuthet werde, oder welches eben so viel heißt, beyde Theile geben sich einander das Verkennen der Vernunft Schuld. Da nun jeder Theil seine Kenntniß der Vernunft vor seinem Gegentheile rechtfertigen muß, so sieht er sich genöthiget, ausser den Gründen, die bisher nur ihn selbst befriediget hatten, neue zu finden, die auch seinem Gegner einleuchten müssen. Er muß also über seine bisherige Kenntniß hinausgehen, und Grundsätze aufsuchen, die er bis dahin noch nicht entdekt hat, mit einem Worte, er muß seine bisherigen Kenntnisse von der Vernunft neu begründen. Beyde Theile können also mit ihrer eigenen Vernunftkenntniß eben so wenig zufrieden seyn, als mit der ihrer Gegentheile, und das Bedürfniß einer neuen Untersuchung des Vernunftvermögens muß endlich von denkenden Köpfen eben so allgemein eingesehen werden, als man izt schon überzeugt ist, daß die Vernunft verkannt wird.

Das

Das Problem: Was iſt durch Vernunft möglich, wird alſo durch die gegenwärtigſten Zeitumſtände nothwendig gemacht, vorbereitet und aufgegeben. Es würde ſchon kein kleines Verdienſt unſers Jahrhunderts ſeyn, das alte unſelige Mißverſtändniß, welches die Welt den blutigen und unblutigen Kriegen der Orthodoxen und Hetorodoxen Preis gab, Unglauben und Aberglauben nothwendig machte, die Kräfte des menſchlichen Geiſtes mit unnützen Spekulationen verſchwendete, und allem Anſehen nach ewig fort dauren zu müſſen ſchien, aus der Dunkelheit verworrener Begriffe hervorgezogen, auf die einfachſten Punkte gebracht, und ein Problem näher herbey geführt zu haben, deſſen Auflöſung unſren Nachkommen nichts geringeres, als das Ende aller philoſophiſchen und theologiſchen Ketzereyen, und im Reiche der Spekulation einen ewigen Frieden verſpricht, von dem noch kein Saint-Pierre geträumt hat. Allein auch dieſe Auflöſung ſelbſt war noch unſrem Jahrhunderte vorbehalten; und eine glänzendere Krone konnte ſeinen Verdienſten wohl nicht aufgeſetzt werden.

Ich weiß, lieber Freund, daß ſie Kants Kritik der reinen Vernunft weder ſelbſt geleſen haben, noch auch ihrer Umſtände halber vielleicht in langer Zeit werden leſen können. Aber ich weiß nicht ob ſie dieſes Meiſterſtück des philoſophiſchen Geiſtes durch die Nachrichten, die Ihnen davon zu Ohren gekommen,

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein Wald in Yorkſchire.)

Der Erzbiſchoff von York, Mowbray, Haſtings und Coleville treten auf.

York.

Wie nennt man dieſen Wald?

Haſtings.

Es iſt Gaultree-Wald, Milord.

York.

Hier wollen wir Halte machen, Milords, und Kundſchafter ausſchiken, um die Stärke des Feinds zu erkundigen.

Haſtings.

Es iſt ſchon geſchehen.

York.

Ihr habt wol gethan. Nun, meine Freunde und Brüder in dieſer groſſen Angelegenheit, muß ich euch entdeken, daß ich kürzlich Briefe von Northumberland erhalten habe, deren kalter Inhalt dieſer iſt: Er wünſchte in Perſon, und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20616 / 385

auch aus dem Geſichtspuncte kennen gelernt haben, in welchem ich Ihnen den Gegenſtand, den es behandelt, in dieſem weitläuftigen Briefe gezeigt habe. Zuverläſſig haben Sie von dem alles zermalmenden Kant und deſſen tiefſinnigen Werke mit Ehrfurcht ſprechen hören. Allein vielleicht haben ſie auch Beurtheilungen des Letzteren geleſen, in welchem man den Scharfſinn des Mannes bewundert, aber an dem Werke ſelbſt Gott weiß welche neologiſche Verſuche, den Idealismus in ein Syſtem zu bringen, die ſchoolaſtiſchen Spitzfindigkeiten wieder aufzuwärmen, unnöthige Sprachneuerungen in der Philoſophie einzuführen, ja wohl gar die Ueberzeugung von unentbehrlichen Wahrheiten zu untergraben u. ſ. w. mit Befremdung entdeckt haben will. Vielleicht hat man Ihnen ſo gar berühmte Philoſophen genannt, die ähnliche Urtheile über dies Buch gefällt, oder daſſelbe wenigſtens für ſchlechterdings unverſtändlich erklärt haben. In dieſem Falle werden ſie mir um ſo viel mehr Danck wiſſen, wenn ich Sie vorläufig mit einem Werke bekannt mache, das meiner innigſten Ueberzeugung nach den dringendſten philoſophiſchen Bedürfniſſen unſrer Zeit wie gerufen kömmt, und unſren Nachkommen in ſo vielen Rückſichten eine beſſere Zukunft zuſichert. In jedem Falle aber bin ich Ihnen zu zeigen ſchuldig, daß das groſſe Problem von deſſen Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit ich bisher geredet habe, wirklich aufgelöſet iſt; wenn ich ſie vollends von der Annäherung

jener

ſener glücklichen Revolution überzeugen will, die mir von den ihnen ſo fürchterlichen Erſcheinungen unſrer Zeit angekündiget zu werden ſcheint.

Beſorgen Sie nicht, daß ich mich anmaſſen werde, Sie in die Tiefen der Spekulation hineinzuführen, aus denen Kant ſo viele bisher noch unentdeckte Schätze des menſchlichen Geiſtes hervorgeholt hat. Ihre künftige Muße wird Sie an dem Buche ſelbſt den ſicherſten Führer finden laſſen. Ich kann und will mich begnügen, einige der vornehmſten Reſultate der Kritik der Vernunft auszuheben und ihnen in denſelben die Entſcheidung eben ſo vieler wichtigen Streitigkeiten zu zeigen, die bisher durch das allgemeine Mißverſtändniß der Vernunft unterhalten wurden. Sie werden auf dieſe Art den Baum aus den Früchten kennen lernen.

Bevor ich in meinem nächſten Briefe zur Sache ſelbſt ſchreite, glaube ich nur noch einem kleinen Zweifel zuvorkommen zu müſſen, den das bisherige Schickſal des Kantiſchen Werkes bey Ihnen veranlaſſen könnte. Die Auflöſung des groſſen Problemes, wenn ſie unſren Bedürfniſſen angemeſſen ſeyn, oder vielmehr wenn ſie überhaupt auch nur dieſen Namen verdienen ſoll, muß durchaus apodiktiſch gewiß, und folglich zur allgemeinſten Ueberzeugung geſchickt ſeyn. Indeſſen iſt es eine bekannte Thatſache, daß die Kritik der Vernunft keineswegs bey allen, die ſie geleſen haben,

ben, dieſe Ueberzeugung bewürkt hat. Ohne mich in eine weitläufige Erklärung der vielen Urſachen dieſer Thatſache, die meiſtens auſſer der Kritik der Vernunft liegen, einzulaſſen, will ich ihnen nur die Newtonſchen Werke ins Gedächtniß zurückrufen, die ihrer mathematiſchen Evidenz ungeachtet lange Zeit hindurch das nämliche Schickſal erfahren haben. Und doch konnte Newton darauf rechnen, daß ihn die beſten Köpfe und geſchickteſten Mathematiker wenigſtens am leichteſten verſtehen würde. Eine Hoffnung, die ſich Kant in Rükſicht auf die geübteſten und berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit eben nicht ſo allgemein machen kann. Je tiefer ſich dieſe in ihre dogmatiſchen oder ſkeptiſchen Vorſtellungsarten hineingedacht, je reichlichere Lorbeer ſie auf ihrer eigenen Bahn eingeerndtet haben, deſto ſchwerer muß es ihnen werden eine ganz neue Vorſtellungsart anzunehmen, und einen ganz neuen Weg zu betreten, auf den nur ein einziger ihrer Zeitgenoſſen vorangeht. Kant hat den bisherigen Dogmatismus und Skepticismus eben ſo gewiß geſtürzt, als Kopernikus und Newton das Ptolomaiſche und Tycheiſche Syſtem geſtürzt haben. Aber aus ähnlichen Gründen werden die Dogmatiker und Skeptiker eben ſo gut ihr Weſen eine Zeitlang forttreiben, als die Vertheidiger jener beyden Weltſyſteme das ihrige fortgetrieben haben, nachdem das beſſere Weltſyſtem gefunden und demonſtrirt war. Nichtsdeſtoweniger hat Kant auch ſchon unter ſeinen Zeitgenoſſen

eben

eben ſo merklichen Eingang, als ehrenvolle Aufnahme gefunden; und muß beydes in eben dem Verhältniſſe immer mehr finden, als unſre Gegner und Vertheidiger der Vernunft durch die immer mehr zunehmende Mislichkeit ihres Handels geneigter werden müſſen, die angebotene Vermittelung anzunehmen.

Zweyter Brief.

Das Reſultat der Kantiſchen Philoſophie, über die Frage vom Daſeyn Gottes.

Was ich in meinem lezten Briefe von dem Mangel einer allgemein befriedigenden Antwort über die Frage vom Daſeyn Gottes behauptet habe, gilt eigentlich mehr die Gründe und Beweiſe dieſer Antwort, als die Antwort ſelbſt. Dieſe leztere fällt durch eine Mehrheit der Stimmen aus allen Zeiten und Völkern, die genau beſehen, der Einhelligkeit nichts nachgiebt, bejahend aus. Dieſes durch eine ſo allgemeine Uebereinſtimmung gefällte, und durch ein eben ſo allgemeines Intereſſe der Menſchheit beſtätigte Urtheil, iſt eben darum ein Urtheil des geſunden Verſtandes, und muß auf unumſtößlichen und allgemeineinleuchtenden Gründen beruhen, die im Ganzen genommen, immer dageweſen ſeyn, immer fortgewürkt haben müſſen, und folglich zwar gefunden und entwickelt, aber nicht erfunden und geändert werden können. Nichts deſto weniger könnte der wirkliche Antheil, den die Vernunft

nunft als ein abgesondertes Vermögen betrachtet; an diesen Gründen hatte, immer unbekannt, unentschieden und unerwiesen geblieben seyn, ohne daß dieser Antheil darum weniger würklich, oder die Gründe selbst weniger überredend gewesen wären. Die sieben Hauptfarben des Lichtes haben durch ihre gleiche Mischung immer die weisse Farbe abgegeben, auch bevor Newton das Daseyn dieser sieben Hauptfarben in jedem Lichtstrale, und die Würkung ihrer gleichen Mischung entdekt hat. Der Newtonianer, der allen denjenigen, welche die Theorie der sieben Farben entweder nicht wissen oder nicht zugeben wollen, die Empfindung der weissen Farbe abstreiten wollte, würde nicht viel thörichter handeln, als der Metaphysiker, der keine Ueberzeugung vom Daseyn Gottes gelten liesse, die nicht ausdrüklich auf Vernunftgründe gebauet ist. Hingegen würde der Unwissende, der sich auf den Augenschein beriefe, um die sieben verschiedenen Farben in der Weissen zu läugnen, vielleicht erträglicher urtheilen, als der gewöhnliche Glaubensverfechter, der sich auf den gemeinen Menschenverstand beruft, um der Vernunft allen Antheil an der Ueberzeugung vom Daseyn Gottes abzusprechen.

Dieser Antheil konnte nur nach und nach, und zwar nur in dem Verhältnisse zum Vorscheine kommen, als mit den höheren Graden von Kultur des gesellschaftlichen Lebens auch das Bedürfniß einer bestimmteren und ausdrüklicheren Leitung durch Vernunft

nünft dringender wurde. Der Aberglauben und Unglauben hatten ihre Verwüſtungen ſchon ſehr weit getrieben, bevor ſich die Theologen genöthiget ſahen, die Fragen: ob der Glaube der Vernunft widerſprechen dürfe, und ob die Vernunft den Glauben begründen könne, einer gröſſeren Aufmerkſamkeit zu würdigen. Indeſſen kann man es als eine durch die Erfahrung aller Zeiten beſtätigte Thatſache annehmen; daß die Vernunft bey allen kultivirten Nationen der allgemeinen Ueberzeugung von Daſeyn Gottes immer in eben dem Verhältniſſe zu Hülfe kam, als dieſe Ueberzeugung in ihren Gründen Gefahr lief. Noch nie vielleicht waren dieſe Gründe ſo allgemein und ſo nachdrücklich erſchüttert worden, als in unſern Tagen. Es lieſſe ſich alſo ſchon in dieſer Rükſicht hoffen, daß die Vernunft zum Beſten der allgemeinen Ueberzeugung etwas unternehmen müſſe, was ſie noch nie gethan hat. Noch nie war es ſo laut und öffentlich über ihren Antheil an jener Ueberzeugung zur Sprache gekommen; noch nie war ſie dringender aufgefordert worden, denſelben beſtimmt und allgemein befriedigend anzugeben. Er iſt der eigentliche Zankapfel zwiſchen unſern beyden Hauptpartheyen geworden, die ſich einander nichts ſo oft und ſo nachdrücklich vorwerfen, als daß ſie bey ihren Ueberzeugungsgründen vom Daſeyn Gottes, die einen zu viel die andern zu wenig, auf Rechnung der Vernunft ſezten. Beyden wird es immer unmöglicher dieſe Vorwürfe von ihren

ren Systemen durch diese Systeme selbst abzuweisen. Umsonst berufen sich die einen auf Demonstrationen, die über die Fähigkeiten des gemeinen Menschenverstandes erhaben sind, und unter den geübtesten Denkern so viel Widerspruch antreffen: umsonst berufen sich die andern auf Thatsachen, deren innere Unwahrscheinlichkeit in unsren Tagen dem gemeinsten Menschenverstande aufzufallen anfängt, indessen die historische Unerweislichkeit derselben durch die Untersuchungen unsrer Sprach- und Geschichtforscher immer mehr ins Reine gebracht wird. Wollen die einen ihre apodiktischen Gewisheit die allen Glauben überflüssig machen sollen, retten; so ist ihnen nichts anderes übrig, als den von ihren Gegnern bestrittenen Antheil, den die Vernunft an jener Gewisheit hat, bestimmt anzugeben. Wollen die andern ihren Glauben der alle Vernunftgründe überflüssig machen soll, rechtfertigen; so müssen sie den von ihren Gegnern behaupteten Antheil der Vernunft an dem allgemeinen Glauben vom Daseyn Gottes aus dem Wesen der Vernunft selbst widerlegen.

Die Frage: „Welchen Antheil hat die Vernunft an der Ueberzeugung vom Daseyn Gottes?„ zerfällt also, so wie sie von den Bedürfnissen unsrer Zeit aufgegeben wird, in zwey andere; nämlich: Enthält die Vernunft apodiktische Beweise für das Daseyn Gottes, die allen Glauben entbehrlich machen? und: Kann es einen Glauben an das Daseyn Gottes geben,

ben, der keiner Vernunftgründe bedürfte? Die Kritik der reinen Vernunft beantwortet beyde Fragen verneinend, zeigt aus dem Wesen der spekulativen Vernunft die Unmöglichkeit aller apodiktischen Beweise, aus dem Wesen der praktischen Vernunft die Nothwendigkeit eines moralischen Glaubens vom Daseyn Gottes, und nöthiget folglich die Naturalisten ihre ungegründeten Ansprüche auf Wissen gegen einen vernünftigen Glauben fahren zu lassen, und die Supernaturalisten ihren Glauben von der Vernunft anzunehmen. Diese Antworten müssen freylich beyden Partheyen sehr unerwartet kommen. Allein, so wie ihnen nun das ganze Gebieth der reinen Vernunft vor Augen liegt, müssen sie sich dem Augenscheine ergeben, der die einen auf diesem Gebiethe, vermissen läßt was sie längst besessen zu haben glaubten, und die andern gewahr zu werden zwingt, was sie daselbst nie vermuthet hatten. Beyde werden für ihre fehlgeschlagenden Erwartungen reichlich genug durch eine Entdekkung schadlos gehalten, die selbst ihre kühnsten vorigen Ansprüche übertrift. Sie glaubten wohl bisher, die angeblichen Beweise gegen das Daseyn Gottes gründlich genug widerlegt zu haben. Aber daß sich die Unmöglichkeit solcher Beweise in dem Wesen der Vernunft selbst entdecken, und apodiktisch darthun liesse, daran hat wohl noch keiner von ihnen gedacht. Die vermeynte Allgemeingültigkeit ihrer widerlegenden Gegenbeweise wurde durch die Erfahrung des

Gegentheils widerlegt, und ſo geſchickt ſie auch die Waffen ihrer Gegner bey jedem Angriffe abgewendet zu haben meynten, ſo mußte ihnen doch der Umſtand, daß dieſe Gegner immer mit denſelben Waffen wieder zurückkamen, alle Hoffnung benehmen, den Streit jemals zu Ende zu bringen. Kant hat dieſe Waffen zerbrochen, und damit den Streit ſelbſt für die Zukunft unmöglich gemacht. Er hat, den Atheismus, der gegenwärtig unter den Geſtalten des Fatalismus, Materialismus und Pantheismus mehr als jemals in der moraliſchen Welt herumſpuckt, als ein Hirngeſpenſt mit einer Augenſcheinlichkeit dargeſtellt, auf die unſre neueren Theologen bey ihrer Entlarvung des Teufels keinen Anſpruch machen können; und wenn es gegenwärtig oder zukünftig noch Fataliſten u. ſ. w. giebt, ſo ſind es Leute, welche die Kritik d. r. V. entweder nicht geleſen, oder nicht verſtanden haben.

Ich weiß, lieber Freund, wie viel dieſe meine Behauptungen ſagen wollen. Allein, vorausgeſetzt, daß Kant die Unmöglichkeit apodiktiſcher Beweiſe für und wider das Daſeyn Gottes unwiderſprechlich dargethan, und den wirklichen Ueberzeugungsgrund in dem von der Vernunft gebothenen Glauben gefunden hat, können ſie meine Behauptungen unmöglich übertrieben finden. Dieſe Vorausſetzung müſſen Sie freylich indeſſen auf mein Wort annehmen. Allein mit jedem Reſultate, das ich Ihnen in meinen künftigen Briefen

mit einer Macht, die seinem Stande proportioniert wäre, bey uns zu seyn; da es ihm aber unmöglich sey, eine solche aufzubringen, so habe er sich nach Schottland zurückgezogen, bis Zeit und Vermögen ihm erlauben würden, mehr zu thun. Den Beschluß macht er mit herzlichen Wünschen, daß unsre Unternehmung die Gefahr eines so mächtigen Widerstands überleben möge.

Mowbray.

So stürzt also das ganze Gebäude von Hoffnungen ein, das wir auf ihn gegründet hatten.

Ein Bote zu den Vorigen.

Hastings.

Nun, was bringt ihr Neues?

Bote.

Von der Westseite dieses Waldes, und kaum noch eine Meile entfernt, rükt der Feind in stolzer Schlachtordnung an; und soviel aus dem Grund den sie deken, abzunehmen ist, schäze ich ihre Anzahl höchstens auf dreyßig tausend Mann.

Mowbray.

Das ist gerade soviel als wir vermutheten. Laßt uns aufbrechen, um ihnen ins Gesicht entgegen zu rüken.

vorlegen werde, hoffe ich Sie ihrer eigenen Einsicht und Ueberzeugung näher zu führen. Mein gegenwärtiger Brief sollte Sie nur vorläufig mit der Antwort bekannt machen, welche die Kritik der r. V. auf die Frage vom Daseyn Gottes geliefert hat. Wenn gleich Kant das grosse und überaus schwere Problem: Was ist durch reine Vernunft möglich? vorher auflösen mußte, um diese Antwort mit ihren Beweisen zu finden: so haben doch wir einstweilen nichts weiter vonnöthen, als dieselbe mit den Umständen, welche eine neue Antwort überhaupt nöthig machen, und den Bedingungen, welche diese Umstände derselben vorschreiben, zusammenzuhalten, um von der Richtigkeit dieser Antwort sowohl, als ihrer Gründe, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit urtheilen zu können.

Die neue Antwort, die unsren Zeitbedürfnissen gemäß seyn soll, muß nicht so viel neue Gründe für das Daseyn Gottes enthalten, als das Allgemeingültige in den bisherigen prüfen, auseinander setzen, und bestätigen. Sie muß die schwankenden Systeme nur deswegen vollends umstossen, um aus den brauchbaren Trümmern derselben ein Neues zu errichten, das bey allen künftigen Fortschritten des menschlichen Geistes an innerer Festigkeit sowohl als äusserer Brauchbarkeit nicht nur nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen soll. Sie muß den vernünftigen Forderungen der bisherigen Partheyen Genüge leisten, ihre unrechtmäßigen

Ansprüche auf immer niederschlagen, den Grund ihres Mißverständnisses, sowohl als den Vereinigungspunkt ihrer Meynungen angeben, und folglich allen ihren bisherigen Streitigkeiten auf immer ein Ende machen. Sie muß endlich in ihren Gründen den scharfsten Denkern, und in ihrem Resultate dem gemeinsten Menschenverstande einleuchten.

Die Kantische Antwort erfüllt alle diese Bedingungen. Die Gründe, die sie für die Ueberzeugung vom Daseyn Gottes aus der Vernunft her- und zum Glauben hinleitet, sind so alt als diese Ueberzeugung selbst. Immer war die Frage vom Daseyn Gottes die angelegenste Beschäftigung der Vernunft, und der allgemeinste Gegenstand des Glaubens. Allein noch nie ist die Beschäftigung der Vernunft mit diesen wichtigen Fragen so scharf geprüft, noch nie ist der Antheil den sowohl Vernunft als Glaube an der Antwort haben müssen, so genau auseinandergesetzt, noch nie sind die rechtmäßigen Ansprüche von beyden an die allgemeine Ueberzeugung so einleuchtend dargethan und so vollgültig bestätiget worden, als in dieser neuen Beantwortung. Indem sie den von der praktischen Vernunft gebothenen Glauben festsetzt, stürzet sie die Lehrgebäude der apodiktischen Beweise und des blinden Glaubens um, und stiftet durch die glücklichste Vereinigung der geläuterten Hauptgründe von beyden Lehrgebäuden ein neues System, in welchem die Vernunft

anmaſſend, und der Glaube blind zu ſeyn aufhören, und anſtatt ſich, wie bisher, zu widerſprechen, in ewiger Eintracht ſich wechſelſeitig unterſtützen. Der Deiſt, welcher bey der Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes ſeine Vernunft, und der Gläubige welcher dabey ſeinen Glauben geltend machen will, finden beyde ihre vernünftigen Foderungen beſtätiget, ſo wie im Gegentheile ihre unſtatthaften Anſprüche abgewieſen, nach welchen der eine keinen Glauben neben ſeiner Vernunft, und der andere keine Vernunft über ſeinen Glauben zugeben wollte. Beyde treffen nun auf der ſichtbar gewordenen Linie zuſammen, welche die Schranken bezeichnet, über welche das Wiſſen nicht hinausgehen, und die Gränzen, von denen ſich das Glauben nicht entfernen darf. Der Deiſt, nimmt den Glauben auf Befehl ſeiner Vernunft an, und der Gläubige huldiget der Vernunft zum Beſten ſeines Glaubens, und ihre Zwiſtigkeit iſt auf immer beygelegt. — Endlich wird damit der unſelige Unterſchied zwiſchen einer eſoteriſchen und exoteriſchen Religion aufgehoben. Der gewöhnliche Glauben, welcher die Vernunftgründe ausſchloß, war eben ſo wenig für denkende Köpfe, als die gewöhnlichen Vernunftbeweiſe, welche den Glauben verdrangen, für den gemeinen Mann gemacht. Eben darum aber waren die Religionen dieſer beyden Menſchenklaſſen nicht durch eine bloſſe äuſſere Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten, ſondern in den Grundbegriffen ſelbſt einander entgegengeſetzt. Die Kantiſche Antwort

vereiniget beyde; in dem ſie in ihren Gründen den ſcharfſinnigſten Denker und in in ihrem Reſultate den gemeinſten Verſtand befriediget. Ihre Gründe, die zum Glauben führen, ſind wider alle Einwendungen der geübten Vernunft auf immer geſichert, die Quellen dieſer Einwendungen abgeſchnitten, und alle dogmatiſchen Beweiſe für und wider das Daſeyn Gottes, wovon die einen den Glauben überflüſſig, die andern aber unmöglich machten, vernichtet. Der geübteſte Metaphyſiker, oder welches in der Zukunft eines ſeyn wird, der Philoſoph der das Weſen und die Schranken der Vernunft am genaueſten kennt, wird alſo auch am meiſten geneigt ſeyn müſſen, der Stimme der praktiſchen Vernunft die ihm Glauben gebiethet Gehör zu geben. Es iſt dieſes die Stimme die auch dem gemeinſten Verſtande vernehmlich genug ertönt. Indeſſen die Orakel der ſpekulativen Vernunft für die Philoſophen ſo vieldeutig ausfallen, für den groſſen Haufen aber ſo viel als gar nicht da ſind, giebt die praktiſche Vernunft in ihrer Geſetzgebung der Sitten Entſcheidungen von ſich, die ihrem weſentlichen Inhalt nach allen Menſchenklaſſen gleich verſtändlich, und einleuchtend ſind: und wenn ſich der Weiſe genöthiget ſieht, ein höchſtes Weſen als Prinzip der ſittlichen und phyſiſchen Naturgeſetze vorauszuſetzen, welches mächtig und weiſe genug iſt, die Glückſeligkeit der vernünftigen Weſen, als den nothwendigen Erfolg der ſittlichen Geſetze, zu beſtimmen und würklich zu machen: ſo

fühlt

fühlt ſich auch der gemeinſte Mann gedrungen, einen künftigen Belohner und Beſtrafer jener Handlungen anzunehmen, die ſein Gewiſſen (auch wider ſeinen eigenen Willen) billiget und verwirft. In der Kantiſchen Antwort iſt es alſo ein und ebenderſelbe Vernunftgrund, welcher dem aufgeklärteſten ſowohl als dem gemeinſten Verſtande Glauben gebiethet; und zwar einen Glauben der die ſtrengſte Prüfung des einen aushält, und den gewöhnlichſten Fähigkeiten des andern einleuchtet. — Welche Empfehlung für die Kritik der r. V.! daß ſie durch eine Unterſuchung, bey der ſie alle Tiefen der ſpekulativen Philoſophie gewiſſermaſſen erſchöpft hat, eben den Erkenntnißgrund für das Daſeyn Gottes gefunden und beſtätiget hat, den die Geſchichte aller Zeiten und Völker für den älteſten, allgemeinſten und würkſamſten angiebt; und daß ſie endlich die weiſe Veranſtaltung der Vorſehung, die, bey einer allen Menſchen gleich wichtigen Angelegenheit, dem durch zufällige Umſtände gebildeten Verſtande vor dem weniger gebildeten nichts voraus, geben konnte, nicht blos wahrſcheinlich gemacht, ſondern ſtreng bewieſen hat!

Aus dem bisher geſagten ergiebt es ſich deutlich genug, daß der bekannte Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn, den Sie, lieber Freund, aus einer etwas zu weit getriebenen Aengſtlichkeit ſo bedenklich gefunden haben, ſchon einige Jahre vorher entſchie-

den war, als er wirklich ausbrach. Mendelsohn selbst gesteht in der Vorrede zu seinen vortreflichen Morgenstunden: „daß er die Werke des alles zermalmenden „Kants nur aus unzulänglichen Berichten seiner Freunde oder aus gelehrten Anzeigen, die selten viel belehrender sind, kenne;„ und Jacobi führt in seinen Streitschriften für den Glauben die Kritik der r. V. auf eine Art an, die wenigstens eben so augenscheinlich zeigt, daß er sie nicht durchgängig gefaßt, als daß er sie gelesen habe. Indessen wäre Mendelsohn von seinen Gesundheitsumständen nicht abgehalten worden die Kritik der Vernunft zu studiren, so würden wir wahrscheinlich um ein Werk gekommen seyn, welches die ontologischen Beweise mit einer seltenen Deutlichkeit aus ihren Grundbegriffen entwickelt, dieselben in ihrer möglichsten Stärke vorträgt, und mit neuen zu vermehren sucht, kurz! welches die ganze Sache des dogmatischen Deismus mit jener lichtvollen Ordnung, Gründlichkeit und Präcision darstellt, die der Kritik der Vernunft ihr Amt so sehr erleichtern, und das Ende der Streitsache, die vor ihrem Gerichtshofe geführt wird, beschleunigen muß. Hätte aber Jacobi Kants Meynung durchgängig gefaßt, so würden wir nicht nur seine trefliche Wiederaufstellung und Schärfung der atheistischen Beweise, die der Kritik der Vernunft ebenfalls jezt wie gerufen kommen, nicht erhalten, sondern auch ein auffallendes Beyspiel weniger aufzuweisen haben, wie sehr die

Bei

Bemühungen auch der geiſtvolleſten und ſcharfſinnigſten Männer zu kurz kommen müſſen, wenn ſie bey der Rechenſchaft von ihrer Ueberzeugung von Daſeyn Gottes die Vernunft durchaus übergehen wollen.

Verſuchen Sie einmal m. Fr. was Sie ſich unter einem Glauben denken können: „der zugleich das Ele„ment aller menſchlichen Wirkſamkeit und Erkenntniß „iſt*) — durch den wir wiſſen, daß wir einen Körper „haben, — der ſinnliche Evidenz und anſchauende Er„kenntniß, oder vielmehr Ueberzeugung an der ſinn„lichen Evidenz, die daſelbſt Offenbarung genannt „wird, ſeyn ſoll **) — eine neue Quelle der unmit„telbaren Evidenz im Menſchen ſelbſt, welche die Wahr„heit einer Religion nicht vorausſezt, ſondern die Ue„berzeugung von Gott und göttlichen Dingen unmit„telbar mit ſich führt — unmittelbare Gewißheit un„ſerer Beziehung auf die Gottheit — Gewißheit vom „Daſeyn Gottes als einer Thatſache für uns, durch „Erſcheinung, Begebenheit, Offenbarung, Zeugniß — „und endlich gar hiſtoriſche Erkenntniß Gottes? —„ Wenn es, wie der Verfaſſer der bekannten Reſultate, (der Jacobi's Meynung nach deſſen eigner Verſiche-

*) Ueber die Lehre des Spinoza. S. 112. S. 162.

**) Die Reſultate der Jacobiſchen und Mendelsſohnſchen Philoſophie kritiſch unterſucht von einem Freywilligen. S. 18, 24, 154, 158, 184, 253.

rung*) ganz und von Grund aus gefaßt hat), verſichert, Unbekanntſchaft mit dem Geiſte Jacobis war, was Mendelsſohn veranlaßte, dieſen Jakobiſchen Glauben für den theologiſchen und orthodoxen zu halten: ſo ſcheint es nicht weniger Unbekanntſchaft mit dem Geiſte Kants geweſen zu ſeyn, was Hrn. Jacobi veranlaßte, ſeinen hiſtoriſchen Glauben mit dem philoſophiſchen, den die Kritik der reinen Vernunft demonſtrirt, zu verwechſeln, und zu meynen, Kant habe ſeit ſechs Jahren mit ihm daſſelbe gelehrt. So wie ſich Herr Jacobi über ſeinen Glauben erklärt hat, war es Mendelsſohn ſehr verzeihlich, daß er auf die Gedanken gerieth, denſelben für etwas von der gewöhnlichen Orthodoxie nicht ſehr verſchiedenes zu halten; da er hingegen den Glauben, den Kant aus dem Sittengeſetze herleitet, und der nichts weiter als eine aus bloſſen Vernunftgründen als nothwendig erwieſene Vorausſetzung iſt, ſehr wohl mit ſeinem Grundſatze hätte vereinigen können: „In Abſicht auf Lehren ewiger „Wahrheiten keine andere Ueberzeugung gelten zu laſſen, als die Ueberzeugung durch Vernunftgründe.„ — Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo bleibt dem Streite zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn das Verdienſt, die dialektiſche Doppelſinnigkeit unſrer Metaphyſik hervorgetrieben, und in allgemeinere Aufmerkſamkeit gebracht zu haben. Mendelsſohn ſchützte und vertheidigte den demonſtrativen Deiſmus, und hielt denſelben,

*) Im Vorberichte der Antwort auf Mendelsſohns Beſchuldigungen.

ben, da ihm die neue Quelle der Ueberzeugung so gut als gar nicht geöfnet war, unter allen andern Systemen für das einzige erweisliche. Jacobi hingegen, *) „schützt und vertheidiget, Philosophie gegen Philoso„phie gehalten, den Atheismus, und läßt ihn, wenn „keine neue Quelle der Evidenz geöfnet wird, als das „bündigste unter allen Systemen gelten.„ Beyde Männer haben die Gründe ihrer so sehr entgegengesezten Meynungen in einer und eben derselben Wissenschaft — in unsrer bisherigen Metaphysik — gefunden, und auf eine Art dargethan, die ihrem allgemein anerkannten Scharfsinne, und ihrer vieljährigen Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft das vollgültigste Zeugniß giebt. Wie sehr muß also diese merkwürdige und auffallende Thatsache den tiefsinnigen Beweisen zu statten kommen, mit welchen die Kritik der Vernunft unsre bisherige Metaphysik überführt hat, daß sie widersprechende Resultate nothwendig begünstigen müsse! Wie sehr muß sie aber auch die denkenden Köpfe unter unsern Zeitgenossen auffordern, den Vorschlägen Gehör zu geben, welche eben diese Kritik der Vernunft für eine bessere Metaphysik an die Hand giebt!

K.

II.

*) Resultate. S. 154.

II.

Kleine Gedichte.

I.

Amor an Aminen.

Sieh hier den jungen Gott der Herzen,
Der im Geleit von Grazien und Scherzen,
Von einem Nymphenchor umrinnt,
Amine, dir den Preis der Schönheit bringt!
Um jeden Blick von dir mit Wollust aufzufassen,
Hat er das Band der Augen losgeschürzt,
Und, um dich nimmer zu verlassen,
Die Flittige sich selbst verkürzt.

II.

Unter S — s Bildniß.

Ob dieser Arzt für seine Müh
Viel Dank verdient, ist noch die Frage?
Durch seine Kunst vermehrt er unsre Tage,
Durch seinen Witz verkürzt er sie.

III.

An ein treuloses Mädchen.

Von Rachgier und von Neide frey,
Gönn' ich dir gern die neue Liebe.

Zweyte Scene.

Weſtmorland zu den Vorigen.

York.

Was für ein ſtattlicher Kriegs-Oberſter kommt hier auf uns zu?

Mowbray.

Ich denke, es iſt Milord von Weſtmorland.

Weſtmorland.

Heil und geneigten Gruß von unſerm Feld-Herrn, dem Prinzen John von Lancaſter.

York.

Saget an, Milord von Weſtmorland, was iſt der Beweggrund eurer Anherkunft?

Weſtmorland.

An euch, Milord, ſoll dann vornehmlich der Inhalt meiner Rede gerichtet ſeyn. Käme die Empörung in ihrer eignen Geſtalt, in verächtlichen, pöbelhaften Rotten, von blutigen Jünglingen angeführt, von wilder Raubſucht geſpornt, und von Lotterbuben und Bettlern unterſtüzt; wenn der Aufruhr, ſage ich, in dieſer ſeiner wahren, natürlichen und eigenthümlichen Geſtalt erſchiene, ſo würdet ihr, ehrwürdiger Vater, und dieſe edeln Lords nicht hier ſeyn, ſeine verabſcheute Häßlichkeit mit euerm ehrenvollen Anſehn aufzuſchmüken.

Verſucht wie du, weiß ich, daß Keine treu
Dem groſen Sc - ur und ihrem Schäfer bliebe.
Ein Graf kam aus der Ferne her;
Der hatte Gold, wie Sand am Meer:
Ich hatte nichts, als meine Liebe,
Und auch von dieſer wenig mehr.

IV.

Amor.

Daß Amor zum Geſchlecht der Himmliſchen gehört,
Iſt bey euch Reimern auſſer Zweifel:
Doch beſſer hat Korinne mich belehrt;
Er iſt kein Gott, er iſt ein Teufel.

V.

Orpheus und Euridice.

Als Orpheus um Euridicen
Sich bis ins Reich der Schatten wagte,
Erzürnte Pluto ſich und ſagte:
„Zur Strafe laſt ſie mit ihm gehn!„
Bald aber durch die Zauberlieder
Des Thraciers gerührt, bereut'
Er ſeines Urtheils Grauſamkeit,
Und nahm ſie ihm, aus Mitleid, wieder.

VI.

Triolett.

Sein Herz und seine Heerde hüten,
Das ist zuviel für eine Schäferinn.
Was Wunder, daß ich traurig bin?
Sein Herz und seine Heerde hüten, —
Wann Schäfer zärtlich Küsse bieten,
Und Wölfe durch die Fluren ziehn!
Sein Herz und seine Heerde hüten
Das ist zuviel für eine Schäferinn.

VII.

Das gerechte Lob.

Ihr findet innerhalb der Grenzen dieses Landes
Kein Frauenbild, weß Reizes und weß Standes,
Das nicht im Arm des wackern Fürsten ruht.
Die Hälfte seines Volks entsproß aus seinem Blut.
Sein Hofpoet weiß das recht gut,
Und nennt ihn drum in seiner Odenwuth
Nur: „Vater deines Vaterlandes!“

VIII.

Ueber Pharens neueſtes Werck.

Wenn Phar dem Werke, das er jüngſt der Welt geſchenket,
Voll Demuth, auch den kleinſten Werth verſagt,

Weiß

Weiß ich zwar nicht, ob er, das, was er ſagt, auch denket;
Ich aber denke, was er ſagt.

IX.

Auf einen Ahnenſtolzen.

Mit deiner Ahnen Muth erhebſt du dich, Bathyll?
Stamm' vom Therſites ab, und kämpfe, wie Achill!

X.

An einen Schmetterling.

Flattre, gaukelnder Schmetterling,
Auf die Aue, die jezt wieder der Lenz beblümt,
Die mir Flora, nach dem Modell
Ihres griechiſchen Parks, kunſtreich, im Hintergrund
Meines Dörfchens gebildet hat —
Feurig, doch nicht verliebt, artiger mehr denn treu,
Zur jungfräulichen Roſe hin!
Küß' und tändel' um ſie, bis ſie der Schaam entſagt,
Und den Buſen entſchleyert, und
Bis ſie, röther als Gold, glüht und vor Liebe krankt.
Nach ihr ſuche die Nelke, die,
Gleich der Lais der Stadt, aber rechtmäſſiger
In balſamiſchen Wölkchen ſchwebt.
Doch mit Vorſicht entfleuch, iſt dir die Ruhe lieb,
Unabläſſig auf rüſtigem

Fittig ſeegelnd, wo dir dauernde Banden drohn.
Dieſer glückliche Wanckelmuth,
Dieſe Weisheit war mein, eh ich Aißen ſah.

XI.

Auf ein Porträt.

Dieß Bildniß gliche dir, Babil, und — ſchwiege? Nein!
Unähnlicher kann wohl nichts ſeinem Urbild ſeyn.

XII.

Tiren an Daphne.

O wie biſt du meinen Augen ſchön!
Selig, ſelig wann im Thal, auf Höhn,
In der Ferne ſchon mein Blick dich findet,
Und dieß Herz ſtets heiſſer ſich entzündet,
Aber traurig ſchmachtet dein Tiren,
Keine Sprache, die ſein Leid benennnte,
Hat er einen Tag dich nicht geſehn.
O daß er dich immer ſehen könnte!
Oder, daß er nimmer dich geſehn!

XIII.

Das Thal.

Hier beym Gelifpel ſanfter Wellen,
Die durchs verwachſene Geſträuch

Aus

Aus meinem Veilchenhügel quellen,
Pflog ich der Ruh. Hier ſind die Lüfte balſamreich,
Die Schatten friſch, der Raſen weich,
Der Blumen viel, die meinen Sitz umfaſſen:
Hier bin ich glücklich, froh und reich.
Ich würde dieſes Thal um keinen Thron verlaſſen,
Doch um ein Küßchen von Lanaſſen
Verließ ichs gleich.

XIV.

Grabſchrift zweyer Ehegatten.

Jüngſt ſtarb der bidere Septil.
Sein edles Weib, vom ſchmerzlichen Gefühl
Beſieget, folgt' ihm treulich ſelbſt im Tode.
Dieß iſt, ſeit langer Zeit, die erſte neue Mode,
Die unſern Damen nicht gefiel.

XV.

Der Todtenruf.

Drey Eulen ſchreyn auf Bavs Altan;
Ein ſüßes Lied für ſeine Erben!
Fieng er nur ſelbſt zu ſingen an,
Er würde nicht — die Eulen würden ſterben.

XVI.

Auf Tuff.

Der keusche Tuff vermählte sich Alcesten:
Doch mitten im Geräusch von Schmausereyn und Festen,
Auf denen sich bey hundert Bäuche mästen,
Rief ihn der Tod aus seines Weibchens Schoos.
Der arme Mann! Von allen Hochzeitgästen
War keiner, der nicht länger sie genoß.

XVII.

An Julia.

Noch lange steigt die Sonne nicht empor,
Und doch entzücket schon der muntern Vögel Chor
Mit süßen Liedern unser Ohr.
Was Wunder, Julie? Sie sahn,
Verzeihungswerther Wahn!
Dich für Auroren an.

XVIII.

Der vergnügte Greis.

Umringt von Grazien und Scherzen
Ward ich in diesem Dörfchen alt:
Nur blieb ich jung an Geist und Herzen.
Dort jenen hohen Tannenwald,
In dessen tiefverschwiegnen Schatten

Sich Unſchuld, Treu und Liebe gatten,
Sich, unbelauſcht, am Arme gehn,
Sah ich einſt als ein Büſchchen ſtehn.
Auf dieſem reizenden Gefilde
Genießt der Luſt, der ich genoß!
Ihr ſelbſt ſitz' ich nicht mehr im Schooß,
Doch labt ſie mich auch noch im Bilde.

XIX.

An Theſtylis.

Oenone weinet noch um ihren Ungetreuen,
Der ihr die Zärtlichkeit mit Unbeſtand belohnt:
Und welche konnte je ſich einer Liebe freuen
Die immer nur auf Roſen thront?
Wo iſt ein Männerherz, in dem nicht Falſchheit wohnt?
Zwey Mädchen blieben nur alleine
Mit dieſem harten Loos verſchont:
Du, Theſtylis, und meine kleine
Geliebte Phidile; doch — unter uns geſagt —
Es koſtet dich ein Wort, und es bleibt gar nur Eine,
Die ihren Schäfer nicht verklagt.

XX.

Grabſchrift eines jungen Ehemannes.

Kaum hat er, was er wünſcht, ſo ſtirbt der arme Wicht.

Am Hypochonder, Schwindſucht, Gicht,
Am Seitenſtich, am Fieber ſtarb er nicht.
Er ſtarb, der gute Lau,
Wie mancher ſtirbt, an ſeiner jungen Frau.

XXI.

An Molly, Glycerens Lieblingskatze.

An dem ferneſten Rand der Erde kennt man
Deine Tugenden, Molly, deine Reize.
Du, die Venus der ſchöngefleckten Cyper!
Du, die Mutter von kleinen Liebesgöttern!
Dichter ſingen entzückt den Liebreiz deiner
Schmeichelmienen, beneiden deine Spiele
Auf dem Schooße Glycerens, und dein Lager
In dem Bette des liebevollſten Mädchens.
Ihre Jünglingsgeſtalt, die blauen, ſchwarzen
Augen, tauſchten ſie gern um deine grünen,
Den gebogenen Rücken; ihre Stimme
Mit dem ſchneidenden Tone deiner Kehle,
Und dies alles für Eine deiner Nächte!

XXII.

Auf den Charin.

Verläumder ſind's, die ſagen, daß Charin
Wie ein Beſeſſener zu fliehn;

Daß ſie ihn ſelbſt geſehen hätten,
Mit naktem Fuß durch Dorn und Hecken ziehn.
Wollt ihr euch zu ihm hin bemühn,
Ihr findet ihn zu Hauſ' — an Ketten.

XXIII.

Auf einen kahlen Jüngling.

Schon kahl, Aemil?
Und kaum erſt zwanzig Jahr? — —
Kein Wunder zwar,
Daß es dem ſchönen Haar
Auf dieſem Schädel nicht gefiel.

XXIV.

An Eugenien.

Ja, du geſtehſt es endlich, daß ich mehr
Und feuriger zu lieben wiſſe,
Und ganz von Zärtlichkeit und Innbrunſt überfließe;
Das Ideal des treuſten Schäfers wär';
Daß du den Preis mir laſſen müſſeſt. —
Kein andres Ziel kennt nun mein Ehrgeiz mehr.
Nur wünſcht' ich, daß du nicht zu ſehr
Dich übertreffen lieſſeſt.

XXV.

An Amor.

(Als Lucia mich vergeblich auf einen Brief warten ließ.)

Umſonſt hab ich den langen Tag geſchmachtet,
Und keinen Zug von ihrer Hand geſehn.
Und du, du rächeſt nicht das ſtrafbare Vergehn?
Du läſſeſt ruhig es geſchehn,
Daß ſie den treuſten Freund von dir ſo wenig achtet,
Und dein Gebet, voll Uebermuths, verachtet?
Daß ſie vielleicht, ach! im Geheim, ſchon trachtet
Die Roſenketten aufzudrehn,
Die uns ſeit zwanzig Monden feſſeln? —
Willſt du mich länger noch an deinem Altar ſehn
Und Kränze dir und Lieder opfern ſehn,
So räche mich! erhör' mein Flehn!
Die Blumen, die um ihre Schläfe wehn,
Verwandle du in Dornen oder Neſſeln!
Und rief ſie einſt auch reuig dich zurück,
Und bäte ſie dich ſchmeichelnd und mit Zähren:
So lächle höhniſch! (Nur vermeide ihren Blick;
Er möchte dich durch ſeinen Reiz bethören!)
Doch leider! eitel iſt, ich fühl' es, mein Begehren:
Sie kann dich leicht, du kannſt ſie nicht entbehren.

XXVI.

zuſchmüken. Ihr, Milord Erzbiſchoff, deſſen Siz durch einheimiſchen Frieden beſchüzt wird, deſſen Bart die Silber-Hand des Friedens berührt, deſſen Gelahrtheit und Wiſſenſchaft der Friede begünſtiget hat, und deſſen weiſſer Prieſter-Schmuk die Unſchuld, die Sanftmuth und jede geſegnete Eigenſchaft des Friedens abbildet; warum überſezt ihr euch ſelbſt aus der Sprache des Friedens, die ſo viel Anmuth hat, in die harte und rauhtönende Sprache des Kriegs? Warum, warum verwandelt ihr eure Bücher in Hellebarden, eure Dinte in Blut, eure Federn in Lanzen, und eure göttliche Zunge in eine kriegriſche Trompete?

York.

Warum thue ich diß? Das iſt die Frage; und darauf antworte ich kürzlich: Wir ſind alle krank, und haben uns ſelbſt durch Ueppigkeit und Schwelgerey ein brennendes Fieber zugezogen, um deſſen willen wir izt bluten müſſen; es iſt die nemliche Krankheit, an der unſer voriger König Richard ſtarb. Doch, mein ſehr edler Lord von Weſtmorland, meine Abſicht iſt hier nicht den Arzt zu ſpielen; auch iſt es weit von mir entfernt, als ein Feind des Friedens, mich unter die Hauffen kriegriſcher Männer einzumengen; dieſe mir ſonſt fremde Geſtalt iſt nur auf eine Weile angenommen, um ausſchweiſſende üppige Gemüther, die das Uebermaaß ihres Glüks krank gemacht hat, wieder in Ordnung zu bringen, und die Verſtopfungen zu reinigen, die den natürlichen Lauf unſers Lebens-Blutes ſelbſt zu hemmen angefangen haben. Ich will mich deutlicher erklären: Ich habe das Uebel ſo unſre Waffen thun können, und dasjenige

XXVI.

An Bachus.

Gott der Freude, Gott der Luſt,
Dir weih ich mich ganz,
Weih dir Herz und Sinn und Bruſt,
Lied und Lieb' und Kranz!

Sieh dir fröhnt kein teutſcher Sohn
Fleißiger, als ich:
Dulde näher deinem Thron
Keinen ſonſt, als mich.

Rebenlaub kränzt deinen Freund,
Singt er dir zum Ruhm,
Führt er den, der traurig ſcheint,
In dein Heiligthum.

Rebenſtab ſtützt ſeinen Fuß,
Wenn von Rebenhöhn,
Unter Bechern, Scherz und Kuß,
Trunkne Jubel wehn.

Und ſein Hüttchen, nett und klein,
Deckt ein Rebendach.
Becherleerend ſchläft er ein,
Dürſtend wird er wach.

Stirbt er einſt, ſo trocknet drum
Sein Pokal nicht ein:
Wächſt nicht in Elyſium
Auch den Schatten Wein?

Schaz.

III.

Fortſetzung der Abhandlung des Herrn Abts Clavigero von den Thieren Neuſpaniens, und der neuen Welt überhaupt.

§. I.

Von den Thieren, die Neuſpanien und Amerika überhaupt eigen ſind.

Die Herrn von Buffon und von Pauw behaupten, nicht nur die Thiere, welche der neuen Welt eigen ſind, ſondern auch jene, welche die Europäer aus der alten Welt dahin verſezt haben, ſeyen daſelbſt ausgeartet, und betrachten dieſes als einen Hauptbeweis von einem ſchlechten Erdreich, von einem ſchädlichen Klima, und Mangel an hinreichendem Stoff zur Fortpflanzung und vollkommenen Bildung der Thiere.

Das erſte, was der Hr. von B. als eine Würkung der erwähnten Urſachen, der neuen Welt vorwirft, iſt die

die allzu geringe Anzahl ihrer vierfüßigen Thiere im Vergleich mit jenen der alten Welt; weil sie von den zweyhundert Gattungen, welche seiner Meynung nach die ganze Erde ernährt, nur siebenzig besizt, die sich bis auf vierzig vermindern, wenn man von dieser Anzahl diejenigen abzieht, welche sie mit den übrigen Welttheilen gemein hat. Hieraus folgert er, es müsse hier ein erstaunlicher Mangel an Stoff zur Fortpflanzung und Bildung der Thiere seyn.

Man siehet hier offenbar, daß Herr von B. es nicht gut mit Amerika meynt. Denn warum sollen von den siebenzig verschiedenen Gattungen der vierfüßigen Thiere, die es ernährt, die dreißig abgezogen werden, die es mit der alten Welt gemein hat? Sind diese nicht eben sowohl, als die übrigen, sein Eigenthum, da es denselben, wie den übrigen, den Stoff, und die Nahrung ihres Daseyns giebt? Sind sie etwa allein aus der alten Welt dahin gekommen, und die übrigen hier erschaffen worden? der Herr von B. gestehet ja selbst im 29sten Band seiner Naturgeschichte, daß alle Thiere ursprünglich aus der alten Welt, nämlich aus Asien sind. Er giebt sogar selbst die Ursache an, warum weniger Thiere in Amerika seyn müssen, als in der alten Welt. Ein jedes Thier, sagt er, wenn es seinen Instinkt überlassen ist, sucht eine Zone und Gegend, die seiner Natur angemessen ist. *) Als

*) Hist. nat. Tom. 29. Edit. in 8.

ſo war nichts natürlicher, als daß die vierfüßigen Thiere, welche aus dem Kaſten Noah giengen, größtentheils in den Gegenden der alten Welt verblieben, wo ſie das Klima und Erdreich fanden, das ihrer Natur angemeſſen war. Wäre der Kaſten Noah auf einem der Amerikaniſchen Gebürge ſtehen geblieben, ſo würden vielleicht eben ſo wenige Thiere in die alte Welt übergegangen ſeyn, und die Amerikaner würden unſchiklich handeln, wenn ſie deswegen den übrigen Welttheilen einen Mangel an Stoff zur Fortpflanzung und Bildung der Thiere, und ein ſchädliches Klima aufdringen wollten.

Geſezt aber auch, die wenigern vierfüßigen Thiere wären in Amerika erſchaffen worden, ſo würde dennoch nicht daraus folgen, daß es in dieſem Welttheile an hinlänglichem Stoff zur Fortpflanzung der Thiere fehlte; wenn dieſe geringere Anzahl ſonſt der Größe des Landes angemeſſen wäre. Da Amerika den dritten Theil der ganzen Erde ausmacht, und alle Gattungen vierfüßiger Thiere ſich nicht über 200 belaufen ſollen, ſo iſt klar, daß die ſiebenzig Gattungen, die Amerika enthält, der Größe dieſes Erdtheils mehr als vollkommen angemeſſen ſind, und es ihm eben ſo wenig als der alten Welt an Stoff zur Bildung der Thiere fehlt.

Wer verſichert uns aber, daß ſich auf dem ganzen Erdboden nicht mehr als 200 Gattungen vierfüßiger

ſiger Thiere befinden, da die unterſcheidenden Merkmale der Gattungen eigentlich noch unbekannt ſind? Der Herr Graf von Buffon, und andere Naturforſcher, die nach ihm geſchrieben haben, halten dieſes für ein unfehlbares Merkmal einer ſpecifiſchen Verſchiedenheit zweyer Thiere, die ſich ſonſt in vielen zufälligen Eigenſchaften gleichen, wenn das Eine von männlichem Geſchlechte das Weibchen ſo befruchten kann, daß es ein ihnen vollkommen ähnliches und zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts taugliches Thier zur Welt bringet. Dieſes Merkmal trügt in einigen Thieren, und in einigen iſt es ſchwer zu berichtigen. Wenn der Eſel eine Stute, und der Schaafhund ein Windſpiel beiegt, ſo erzeugen ſie beyderſeits ein Thier, welches mit dem Männchen und Weibchen einige Aehnlichkeit hat. Man ſage mir nun, warum der Schaafhund und das Windſpiel nur zwey Arten einer nemlichen Gattung, der Eſel aber und die Stute zwey verſchiedene Gattungen von Thieren ſeyn ſollen, da dieſe doch ein eben ſo ähnliches Thier erzeugen, als jene. Der Herr von B. antwortet: weil die Geburt der erſten der Fortpflanzung fähig, jene aber der zweyten, unfruchtbar iſt. Wie kann aber dieſes der Herr von B. ſagen, da er im 29ſten Band der nemlichen Naturgeſchichte verſichert, die Urſach, warum das Maulthier nicht empfängt, ſey nicht ſchlechterdings eine natürliche Unfähigkeit, ſondern eine übermäßige Hitze, und auſſerordentliche Convulſionen, denen es während der

Ver-

Vermiſchung unterworfen iſt. Ariſtoteles erzählt in ſeiner Geſchichte der Thiere, zu ſeiner Zeit haben von Pferden und Eſelinnen erzeugte Maulthiere in Syrien ihres gleichen zur Welt gebracht. Des Zeugniſſes eines ſo anſehnlichen Philoſophen bedient ſich der Herr von Bomare, zu beweiſen, daß die Maulthiere der Begattung und Fortpflanzung ihres Geſchlechts fähig ſind. *) Gleiche Beweiſe von der Fruchtbarkeit der Maulthiere finden ſich in andern alten und neuen Schriften bewährter Männer, und in unſern Tagen haben ſich in Mexico Fälle ereignet, welche die Sache auſſer allem Zweifel ſetzen. Auf einem Landguthe des Ritters Fulgenz Gonzalez Rubalcaba, welches Salto de Zurita heißt, und nicht weit von der Stadt Lagos liegt, begattete ſich in den Jahren 1762, und 1763 eine von einem Eſel und einer Stute erzeugte Mauleſelin mit einem Eſel, und brachte jedesmal ein ihr vollkommen ähnliches Maulthier zur Welt. Zwiſchen den oben erwähnten Hunden und den Maulthieren ſcheint alſo kein anderer Unterſchied zu ſeyn, als daß dieſe ſelten, und jene öfters ihres gleichen gebehren.

Eben ſo ungewiß iſt es, was Herr von B. von den Affen Gibbon, Magot, Mammon und Pappion ſagt, ſie ſeyen von vier verſchiedenen Gattungen, weil ſie ſich nicht miteinander begatten, und ein jeder ſeines gleichen, das zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechts taugt,

*) Dictionn. d'Hiſt. nat. v. Mulet.

taugt, erzeugen kann. Da dieſes der Herr von B. weder durch eigene Verſuche, noch durch anderer Erfahrung beſtätigen kann: ſo weiß ich nicht, wie er in einem ſo entſcheidenden Tone ſagen konnte, daß die erwähnten Affen vier verſchiedene Gattungen ausmachen. Alſo iſt dieſes ſonſt verehrungswürdigen Naturforſchers Eintheilung der vierfüßigen Thiere der ganzen Erde in 200 Gattungen unzuverläßig.

Wie wenig man ſich hierin auf ihn verlaſſen könne, das beweiſen die vielen Stellen ſeiner Naturgeſchichte, in welchen er ſowohl in Anſehung dieſer Eintheilung, als in andern Puncten ſich ſelbſt widerſpricht. Wo er im 29ſten Band von der Ausartung der Thiere handelt, ſagt er, wenn man die vierfüßigen Thiere, welche der neuen Welt eigen ſind, einzeln durchgehen wollte, man funfzig verſchiedene Gattungen unter ihnen finden würde. Unter dieſe zählt er hier in einem Verzeichniſſe die zahme Ziege, die Gemſe, den Steinbok: hingegen ſagt er im 24ſten Bande, wo er von dieſen Thieren beſonders handelt, dieſe drey, und die übrigen ſechs oder ſieben Arten von Ziegen ſeyen insgeſamt von einer Gattung; woher denn erfolgt, daß von 130 Gattungen der vierfüßigen Thiere der alten Welt, acht oder neun abgezogen werden müſſen. Einen andern Widerſpruch begehet er, wenn er in dem obengemeldten Verzeichniß der Thiere ſagt: der Hund, die Maus und das Murmelthier ſeyen zur Zeit der

Erobe-

Eroberung nicht in Amerika gewesen; da er aber hernach von den Thieren spricht, welche beyden Welttheilen gemein sind, zählt er das Murmelthier und die Maus unter diese, und fügt hinzu, es sey aber schwer zu entscheiden, ob sie von einer und der nemlichen Gattung seyen; und im 16ten Band behauptet er, die Mäuse seyen in Europäischen Schiffen dahin gekommen. Die Hunde, welche er in dem obengesagten Verzeichniß der neuen Welt abspricht, gestattet er ihr im 30sten Band, wo er sagt, der Xoloitzcuintli, der Itzkuintepotzotli, und der Techichi seyen drey Arten von einer und der nemlichen Gattung Hunde der alten Welt. Diese Beyspiele von Widersprüchen beweisen, daß der Herr Graf von Büffon, so groß auch seine Einsicht und sein Fleiß sind, in einer Stelle manchesmal vergißt, was er in einer andern geschrieben hat.

Unter den 130 Gattungen der alten Welt zählt er sieben Gattungen Fledermäuse, deren fünf erst neulich vom Herrn von Daubenton, wie er im 16. Band sagt, in Frankreich entdekt worden sind, nachdem man sie für eine Gattung gehalten hatte. Wenn in dem gelehrten Frankreich, wo man seit Jahrhunderten die Naturgeschichte studirt hat, noch neulich fünf dasige Gattungen von Fledermäusen unbekannt waren, so ist es kein Wunder, wenn in den so weit ausgebreiteten Ländern der neuen Welt, wo man erst vor kurzem angefangen hat, das Studium der Natur werth zu

schä-

ſchätzen, noch viele Gattungen der vierfüßigen Thiere unbekannt ſind. Ich zweifele nicht daran, daß wenn ein Büffon, oder ein Daubenton daſelbſt wäre, und die Natur der daſigen Thiere in der Nähe erforſchte, er viel mehre Gattungen entdecken würde, als er von der Ferne zu thun im Stande iſt. Es thut mir herzlich leid, daß ein ſo ſcharfſichtiger, ein ſo gelehrter Naturforſcher, der mit ſo vieler Beredſamkeit von allen vierfüßigen Thieren der ganzen Welt ſchreibt, ihre Gattungen, Geſchlecht, Charakter, Gewohnheiten und Neigungen entwickelt, ihre Zähne zählt, und ihre Schwänze mißt, nicht einmal alle die gemeinſten Thiere der neuen Welt kennt. Denn welches Thier kann in Mexico gemeiner und bekannter ſeyn, als der Cojote? Alle Geſchichtſchreiber dieſes Landes thun Meldung davon, und Hernandez, deſſen Geſchichte der Herr von Büffon oft citirt, beſchreibt ihn ziemlich genau und vollſtändig. *) Dennoch wird er vom Hrn. von B. gänzlich übergangen. Wem iſt unbekannt, daß das Kaninchen unter dem Namen Tochtli ſchon

*) Die Thiere der alten Welt, ſchreibt Hernandez, welchen der Cojote gleich ſiehet, ſind der Jacal, der Adive und der Iſatis. Er iſt aber von ihnen unterſchieden. Der Jacal iſt ſo groß als der Fuchs, der Cojote aber noch einmal ſo groß. Die Jacale gehen jederzeit truppweiſe zu dreyßig und vierzig, der Cojote gehet meiſtens allein. Der Adive iſt kleiner als der Jacal und ſchwächer. Der Iſatis gehört in die kalte Zone, und vermeidet die Wälder. Der Cojote liebt die Wälder, und wohnt in der hitzigen und gemäßigten Zone.

schon unter den alten Mexicanern, welche mit der Figur desselben Eins ihrer Jahre bezeichneten, und aus seinen Haaren Röcke verfertigten, ganz gemein war? dennoch will der Herr von Buffon, das Kaninchen sey eins der vierfüßigen Thiere, welche die Europäer nach Amerika gebracht haben. Es ist unmöglich, daß er dieses aus einem der Europäischen und Mexicanischen Schriftsteller geschöpft habe, welche insgesamt dieses Thier für eins der ältesten in Mexico halten.

Der Doktor Hernandez zählt in seiner Geschichte der vierfüßigen Thiere in Mexico vier verschiedene Gattungen von Hunden, nemlich den Xoloitzuintli (kahlen Hund), den Itzcuintepotzotli (den buckeligten Hund), den Techichi, (das eßbare Hündchen) und den Tepeitzcuintli (das auf Bergen wohnende Hündchen). Diese ganz verschiedene Thiere begreift Herr von B. unter einer und der nemlichen Gattung, und giebt vor, Hernandez habe gefehlt, da er den Namen Xoloitzcuintli, der in Mexico einen Wolf bedeutet, einer Art von Hunden gegeben, welche insgesammt den Namen Alco haben; kein anderer Schriftsteller thue Meldung von einem Hundsgeschlechte dieser Benennung, und es müsse vielmehr ein Thier seyn, welches aus Europa nach Amerika überbracht worden, weil es Hernandez in Spanien gesehen hatte. Von allen diesem ist fast kein Wort wahr. Das Wort Alco oder Allco ist nicht mexikanisch, und ist nur im südlichen

jenige ſo wir leiden, genau gegen einander abgewogen, und finde unſre Beſchwerden ſchwerer als unſre Verſchuldungen. Wir ſehen, welchen Weg der Strom der Zeit läuft, und werden von der gewaltſam daherſtürmenden Gelegenheit aus unſrer friedſamen Sphäre weggeriſſen. Wir werden den Inhalt aller unſrer Klagen, ſobald es die Zeit erheiſchen wird, Punct für Punct bekannt machen; Klagen, die wir dem König ſchon vor langer Zeit vorgelegt haben, ohne daß wir durch unſer inſtändiges Bitten erhalten konnten, nur angehört zu werden. Wenn wir beleidiget werden, und unſre Beſchwerungen entfalten wollen, ſo wird uns der Zutritt zu ſeiner Perſon von eben denjenigen abgeſchlagen, die uns am meiſten beleidiget haben. Die Gefahr jener neulichen Tage, deren Andenken mit noch ſichtbarem Blut auf die Erde geſchrieben iſt; und die gegenwärtigen Beyſpiele die uns jede Minute darſtellt, haben uns in dieſe übelanſtändige Waffen-Rüſtung gezwungen; nicht den Frieden oder irgend einen Zweig deſſelben zu brechen, ſondern vielmehr einen wahren und dauerhaften Frieden, einen Frieden der den Namen mit der That führe, zu erzielen.

Weſtmorland.

Wenn iſt euch jemals eine rechtliche Klage abgeſchlagen worden? Worum ſeyd ihr von dem Könige zum Unmuth gereizt worden? Welcher Peer iſt heimlich aufgeſtiftet worden, euch anzutaſten; daß ihr dieſes geſetzwidrige blutige Patent der meuteriſchen Empörung mit einem göttlichen Siegel gültig zu machen, und das Schwerdt des Bürger-Kriegs einzuſegnen berechtiget ſeyn ſollte?

chen Amerika gebräuchlich. Der Wolf heißt in mexikaniſcher Sprache nicht Xoloitzcuintli, ſondern Cuetlachtli, und in einigen Oertern, wo man das mexikaniſche nicht zum beſten ſpricht, Tecuani, welches eigentlich ein wildes Thier überhaupt bedeutet. Aus dem übel verſtandenen Zeugniß des Hernandez erhellet vielmehr, daß der Xoloitzcuintli nicht aus Europa nach Mexico, ſondern von hier nach Europa gebracht worden, und dieſe Benennung nicht von Hernandez, ſondern von den Mexikanern ſelbſt erhalten habe. *) Hernandez hatte dieſes Thier, ehe er nach Mexico reiſete, unter andern Amerikaniſchen Produkten in den Gärten des Königs Philipp II. geſehen. Die Urſache, warum kein anderer Schriftſteller vom Xoloitzcuintli Meldung gethan, iſt leicht zu errathen: weil nemlich noch Niemand vor und nach dem Hernandez eine Geſchichte der vierfüßigen Thiere von Mexiko geſchrieben, und die übrigen Geſchichtſchreiber nur von den gemeinſten Thieren Erwähnung gethan haben. Uebrigens verdient Hernandez, welcher auf Königlichen

*) Praeter canes notos noſtro orbi, qui omnes pene ab Hispanis translati ab Indis in his plagis hodie educantur, tria alia offendas genera, quorum primum, antequam huc me conferrem, vidi in patria; cæteros vero neque adhuc eo delatos puto. Primus Xoloitzcuintli vocatus alios corporis vincit magnitudine. Hiſt. Quadrup. Novæ Hisp. c. 20.

chen Befehl und gefliſſentlich ſeine Geſchichte von den mexikaniſchen vierfüßigen Thieren ſchrieb, der ſie mit eigenen Augen zu betrachten die Gelegenheit hatte, und die mexikaniſche Sprache verſtand, mehr Glauben, als ein anderer, der nicht aus der Quelle ſelbſt geſchöpft hat.

Der Herr von Büffon will, der Tepeitzcuintli des Hernandez ſey nichts anders, als der Vielfraß der nordlichen Gegenden Europens und Aſiens; allein die Beſchreibung, welche Hernandez von jenem giebt, beweiſet, daß er vom Vielfraß weit unterſchieden iſt. *) Nach dem Herrn von Büffon hält ſich der Vielfraß in nördlichen Gegenden auf, der Tepeitzcuintli aber in dem heiſſen Erdgürtel. Jener iſt noch einmal ſo groß als der Dachs, dieſer aber iſt ſo groß als ein kleines Hündchen. Jener iſt ſo gefräßig, daß er die todten Menſchen aus den Gräbern hervorſcharrt, um ſie zu freſſen; dieſer aber iſt ſo mäßig, daß man ihn zahm macht, und mit Eyerdotter, und mit Brod, das in warmem Waſſer geweicht wird, zu erhalten pflegt. Das Fell des Vielfraßes iſt ſo ſchätzbar, als des Zobels; hingegen des Tepeitzcuintli ſeines wird nicht geachtet.

Es würde kein Ende werden, wenn ich alle Irrthümer dieſes Schriftſtellers in Anſehung der vierfüßigen Thiere von Amerika rügen wollte. Was die ſie-

bens

*) Buffon Hiſt. nat. Tom. 27. Hernand. Hiſt. Quadrup. N. Hisp. c. 21.

benzig Gattungen anbelangt, die er der neuen Welt in so entscheidendem Tone zutheilt, so werde ich dieser Abhandlung ein Verzeichniß beyfügen, welches die Unrichtigkeit seines Vorgebens noch mehr an den Tag legen wird. Was er eigentlich hierdurch beweisen will, „es habe in Amerika an hinreichendem Stoffe zur Bildung und Fortpflanzung der Thiere gemangelt,„ hat er durch die vorgeblich geringe Anzahl der Gattungen nicht hinreichend bewiesen; denn wenn man sie ihm auch zugäbe, so könnte dieser Mangel dadurch reichlich ersetzt werden, wenn die siebenzig Gattungen vierfüßiger Thiere in Amerika eben so viele und noch mehrere individuelle Thiere enthielten, als die 130 Gattungen der neuen Welt. Auch hätte er die kriechenden Thiere, und die Vögel in die Rechnung bringen müssen; denn auch diese gehören zum Beweise, daß Mangel oder Reichthum an Stoff zur Bildung der Thiere in Amerika vorhanden sey. Wem ist aber die unglaubliche Menge und Verschiedenheit der Vögel in Amerika unbekannt? Woher kommt es wohl, daß, wie die Herrn von B. und P. wollen, die Natur an vierfüßigen Thieren so sparsam, und an Vögeln so freygebig in diesem Welttheile gewesen ist?

Diese Herrn sind nicht zufrieden, die Gattungen der amerikanischen vierfüßigen Thiere der Zahl nach vermindert zu haben, sie bestreben sich auch ihre Größe so viel möglich zu verkleinern. — „Alle Amerikani-

„ſche Thiere, ſagt der Herr von Büffon *) ſowohl „diejenigen, welche von Menſchen dahin gebracht „worden, z. B. das Pferd, der Eſel, der Ochſe, das „Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund u. a. „m., als jene, die ſelbſt übergegangen ſind, als der „Wolf, der Fuchs, der Hirſch, das Elendthier ꝛc. „ſind um ein beträchtliches kleiner, als in Europa, „und zwar ohne alle Ausnahme.„ Dieſe erſtaunliche Würkung ſchreibt er dem allzukargen Himmel, der Combination der Elemente, und anderer phyſiſchen Urſachen zu. Mit ihm kommt der Herr von P. überein. In dem heiſſen Erdgürtel der neuen Welt, ſagt er, war kein groſſes vierfüßiges Thier. Das größte (von denen, die dieſem Welttheil eigen ſind) zwiſchen den Wendezirkeln iſt der Tapir, der ſo groß als ein ſtarkes Kalb iſt **). Das nemliche ſagt der Herr von Büffon, der die Gröſſe deſſelben mit jener eines Maulthiers vergleicht. Nach ihm, fügt er hinzu, kommt der Cabiai, der ſo groß als ein mittelmäßiges Schwein iſt ***).

Geſetzt auch, man gäbe zu, die vierfüßigen Thiere in Amerika wären durchaus kleiner als in der alten Welt, ſo würde doch hierdurch nichts wider das Klima und den Boden von Amerika bewieſen werden. Denn nach den eigenen Grundſätzen des Herrn von

*) Hiſt. nat. Tom. 13.

**) Recherches phil. Part. 3. Sect. 2.

***) Loc. cit. T. 13.

von Büffon, die ich in der vorigen Abhandlung angeführt habe, ſind die gröſsten Thiere das Eigenthum übermäßig kalter oder warmer Erdgürtel, und die kleinern zeugen von einem mäſsigen und ſanften Himmel; folglich würden ſie dem Klima der neuen Welt zur Empfehlung dienen. Sollte man aber von der Gröſse der Thiere auf den Werth eines Klima ſchlieſſen können, ſo würde das Klima von Afrika, und vom ſüdlichen Amerika viel beſſer ſeyn, als das Europäiſche. Denn obgleich daſelbſt zur Zeit der Entdeckung keine Elephanten, keine Kamele, noch andere Thiere von dieſer Gröſse waren, ſo beweiſen doch die ungeheuer groſſen Knochen und Gerippe, die man in verſchiedenen Gegenden dieſes Welttheils ausgegraben hat, daß in ältern Zeiten dergleichen groſse Thiere hier gelebt haben; und wenn wir einigen Stellen des 16. und 22ſten Bandes des Herrn von Büffon Glauben beymeſſen, ſo ernährte ehedem Amerika ein Thier (der Herr Müller nennt es Mammout) welches über ſechsmal gröſſer als ein Elephant war *). Hingegen kann in Europa kein Thier von der erſten Gröſſe gelebt haben; und wenn ſich gleich Europa rühmen kann, Pferde, Eſel und Ochſen nach Amerika gebracht zu haben: ſo wird dieſer Vortheil dadurch vernichtet, daß es auch ſelbſt dieſe Thiere nicht beſaß, ehe es dieſelben aus Aſia erhielt, woher alle Thiere

*) Herr Müller ſagt, der Mammout ſey 133 Fuß lang, und 105 Fuß hoch geweſen.

abſtammen. Die Nachbarſchaft und der Umgang der Europäer mit aſiatiſchen Völkern hat nicht nur den Uebergang dieſer und anderer Thiere beſchleuniget, ſondern auch viele nützliche Erfindungen und Gebräuche nach Europa gebracht, die der neuen Welt wegen ihrer allzugroſſen Entfernung nicht zu Theil wurden.

Da der Herr von Büffon niederſchrieb, das gröſſte Thier der neuen Welt ſey der Tapir, und nach ihm der Cabiai, mußten ihm der Morſe, der Seelöwe, der Biſon, das Rennthier, das Elendthier, der Bär, und der Huanach ganz entfallen ſeyn. Er ſelbſt geſtehet, daß ein Seelöwe, welchen Anſon und Roggers in Amerika ſahen, ohne allen Vergleich gröſſer waren, als alle dergleichen amphibiſche Thiere der alten Welt *). Wer wird wohl den Cabiai, der nicht gröſſer als ein mittelmäßiges Schwein iſt, mit dem Biſon oder mit dem Elendthier an Gröſſe vergleichen? Der Biſon erreicht die Gröſſe eines europäiſchen Ochſen, wie es der Herr von Bomare bezeugt, von welchem dieſes Thier im Jahr 1769. zu Paris, wohin es aus Louiſiana gebracht worden war, auf das genaueſte gemeſſen wurde **). Die Menge dieſer groſſen Thiere iſt in dem nördlichen mäßi-

*) Tom. 27.

**) Dict. d'Hiſt. nat. V. Biſon. Seine Länge war 9 Fuß und 2 Zoll, ſeine Höhe 5 Fuß und 4 Zoll, und der Umfang ſeiner Dicke war 10 Fuß. Dieſes war ein Männchen, die Weibchen ſollen noch gröſſer ſeyn.

mäßigen Erdgürtel der neuen Welt unzählig. Das Elendthier iſt in Neu-Mexiko von der Gröſſe eines ſtarken Pferdes. Ein Edelmann aus der Stadt Zacates cas bediente ſich der Elendthiere zu Kutſchpferden, wie Betancourt bezeugt. Wer da weiß, wie ſchwer die Kutſchen im vorigen Jahrhundert waren, der kann ſich ungefähr eine Idee von der Stärke des Elendthiers in Amerika machen.

Daß alle vierfüßige Thiere ohne Ausnahme in Amerika kleiner als in der alten Welt ſeyen, iſt offenbar falſch, und wird vom Grafen von B. ſelbſt in andern Stellen ſeiner Geſchichte widerſprochen. Vom Miztli oder Amerikaniſchen Löwen ſagt Hernandez, er ſey gröſſer als der Löwe der alten Welt *). Das nemliche ſagt er vom Amerikaniſchen Tyger **). Die Herrn von B. und P. haben eine unrichtige Idee von dieſem Thiere. Ich habe ſelbſt einen kaum erſchoſſenen Tyger geſehen, der viel gröſſer war, als der Graf von B. dieſe Thiere beſchreibt. Dieſe Herren ſollten doch wenigſtens den Schriftſtellern ihrer eignen Nation Glauben beymeſſen. Der Herr de la Condamine, an deſſen Zuverläßigkeit nicht zu zweifeln

*) Leoni noſtrati minime jubato aut idem eſt Miztli, aut congener, in infantia fuscus, et fulvus in juventa, interdumque rubeus, aut subalvidus, in majorem tamen aſſurgens molem, quod ob regionis diverſitatem potest evenire. Hiſt. Quadr. N. Hisp. c. XI.

**) ibid. c. X.

iſt, bekennt, Tyger in Amerika geſehen zu haben, welche an Schönheit der Farben ihrer Haut und an Gröſſe den Afrikaniſchen gleich waren. Daß der mexikaniſche Wolf in allem, auſſer dem Kopf, welcher dicker iſt, dem Europäiſchen gleich ſey, bezeuget Hernandez *). Das nemliche ſagt er von den gemeinen Hirſchen, und Oviedo bezeugt dieſes auch von den Dammhirſchen. Der Graf von B. ſelbſt bekennt im 29ſten Bande, wo er von der Ausartung der Thiere handelt, der Dammhirſch und der Rehbock ſeyen unter den vierfüßigen Thieren die einzigen, welche jene der alten Welt an Gröſſe und Stärke übertreffen. Das nemliche ſagt er im 27ſten Bande von der Fiſchotter von Canada, und dem amerikaniſchen Biber. Auch findet er zwiſchen einem amerikaniſchen und europäiſchen Wolfe keinen Unterſchied, als daß jener ein ſchöneres Fell, fünf Zehen an den vordern, und vier an den hintern Füſſen hat. Alſo haben wir ſchon den Löwen, das Tyger, den Wolf, den Dammhirſch, den Rehbock, die Fiſchotter, den Biber, welche in Amerika nicht kleiner als in der alten Welt ſind. Ich kann hier noch den mexikaniſchen Bär hinzuſetzen, von welchem ich und alle diejenigen, welche in Mexiko geweſen ſind, verſichern können, daß er eben ſo groß, und wie er mir jederzeit

*) ibid. c. XXIII.

zeit vorgekommen, noch gröſser als der Bär der italiänischen Alpen iſt *).

Eben ſo falſch iſt das Vorgeben des Herrn von Pauw, alle die vierfüſſigen Thiere der neuen Welt, welche einige Analogie mit denen in der alten Welt haben, ſeyen um den ſechſten Theil kleiner als dieſe. Der Tuza der Mexikaner iſt dem Maulwurf der Europäer gleichförmig, und doch iſt er, ſelbſt nach dem Geſtändniß des Herrn von Büffon, der ihn Tuſan nennt, gröſſer als der Maulwurf; und der Tlalmoxoli, welcher dem europäiſchen Eichhörnchen gleicht, und vom Herrn von B. Coquallin genannt wird, noch einmal ſo groß, als dieſes. Die Braſiliſche Wieſel, der Cojote oder der amerikaniſche Jakal, der Llama oder der Peruaniſche Widder, ſind gröſſer, als die Thiere der alten Welt, denen ſie gleichen.

Von der Kleinheit der Amerikaniſchen Thiere gehen die Herren Philoſophen zur Ungeſtaltheit derſelben über, und tadeln ihre Schwänze, ihre Füße, ihre Zähne. „Nicht nur, ſagt der Herr von Büffon, „fehlte es der neuen Welt an hinreichender Materie, „ſondern auch die Form der daſigen Thiere iſt unvollkommen, und ſcheint verwahrloſet zu ſeyn. **) Den

*) Herr von Büffon irrt ſich, wenn er ſagt, die ſchwarzen Bären ſeyen der Gattung nach von den braunen unterſchieden, und ſeyen gar nicht grauſam.

**) Hiſt. nat. T. 13.

„Thieren des südlichen Amerika, welche eigentlich dies„sem Welttheil zugehören, fehlt es fast durchaus an „Klauen, an Hörnern und Schwänzen. Ihre Gestalt „ist seltsam: ihre Glieder sind ohne Ebenmaaß und „schlecht zusammengefügt; und einige, z. B. der Ameisenbär und das Faulthier sind von so elender Natur, „daß sie sich kaum bewegen, und kaum ihre Nahrung „zu sich nehmen können *). Und der Herr von Pauw sagt, „die eigenthümlichen Thiere der neuen Welt „sind meistens von sehr unglüklicher, und so schlechter Bildung, daß diejenigen, welche sie zuerst zeichneten, viele Mühe hatten, das auszeichnende von „ihnen zu entwerfen. Den meisten Gattungen fehlt „es an Schwänzen, und an regelmäßigen Pfoten, wie „es der Tapir, der Ameisenbär, der Glama, das Faulthier und der Cabiai beweisen. Der Straußvogel, „welcher in der alten Welt nur zwey Zehen hat, die „vermittelst einer zähen Haut vereint sind, hat ihrer „vier in Amerika„ **).

Diese Herren erkühnen sich, wie ehedem der Kastilianische König Alphons, die Werke des weisen Schöpfers zu tadeln. Sie werden uns nie überzeugen können, die von ihnen getadelten Thiere seyen nicht so, wie sie wirklich sind, aus der Hand des Schöpfers gekommen, bis sie durch Beyspiele darthun, daß je ein durch das amerikanische Klima verunstaltetes

*) Ibid. Tom. 23.

**) Recherches Phil. P. I.

York.

Mein Bruder General, das gemeine Weſen, iſt durch eine ungerechte Partheylichkeit gegen einige von ſeinen Kindern zum Nachtheil der andern, in eine häusliche Tyranne ausgeartet, welche der beſondere Gegenſtand meiner Klagen iſt.

Weſtmorland.

Es iſt in dieſem Stük noch nirgends keine Noth einer Staats-Verbeſſerung vorhanden; und wann es wäre, ſo kommt ſie euch nicht zu.

Mowbray.

Warum nicht ihm, für ſeinen Theil, und uns allen, die noch die Schmerzen der Wunden der vorigen Zeiten, und die ungerechte und drükende Hand der gegenwärtigen fühlen?

Weſtmorland.

O Milord Mowbray, betrachtet die Zeiten in der natürlichen Verknüpfung mit ihren Urſachen und Umſtänden, und ihr werdet bekennen müſſen, daß es in der That die Zeit und nicht der König iſt, worüber ihr euch zu beklagen habt. Und dennoch kan ich, was eure eigne Perſon betrift, nicht abſehen, wie ihr, weder vom König, noch der dermaligen Zeit, nur einen Zoll breit Grund hernehmen könnt, Beſchwerden darauf zu bauen. Wurdet ihr nicht in alle Herrſchaften und Güther des Herzogs von Norfolk, eures edeln und ruhmwürdigen Vaters, wieder eingeſezt?

Mowbray.

tes Thier, in die alte Welt verſezt, nach vielen Generationen ſeinen Schwanz, ſeine Hörner, oder Hauzähne wieder bekommen habe. Soll die vorgeblich irreguläre Form ein Beweis ſeyn, warum Gott dieſe Thiere nicht ſo erſchaffen hat, ſo müſſen dieſe Philoſophen das beſſere Muſter zeigen, von welchem ſie abgewichen ſind. Wer hat ſie verſichert, daß die bekannten Thiere der alten Welt, welche einige Gleichheit mit ihnen haben, zum Maaßſtab derſelben dienen müſſen? Aus der zufälligen Aehnlichkeit folgt nicht, daß ſie je zu den nemlichen Gattungen gehörten; und wer wird von ganz verſchiedenen Gattungen fordern, daß ſie einander durchaus ähnlich ſeyen? Daß die Spanier den Techichi einen ſtummen Hund nannten, weil er dieſem bekannten Thier einigermaßen gleich ſah, daraus folget nicht, daß er je zu einer Gattung von Hunden gehörte, und daß ihm das Amerikaniſche Klima das Bellen benommen habe. Was iſt dem Hunde ähnlicher als der Wolf? warum hält man ihn nicht ebenfalls für einen Hund, dem etwa ein Zufall, wie dem Techichi, das Bellen geraubt hat? Hätten die Spanier, welche den Wolf in Amerika ſahen, ihn als einen groſſen Hund beſchrieben, der ſich nicht zahm machen läßt, und, anſtatt zu bellen, nur heult: ſo würden die Herren von B. und P. einen elenden Beweiß mehr haben, daß die Thiere in Amerika von ihrer urſprünglichen Vollkommenheit abgeartet ſind.

Von

Von dem nemlichen Schlag iſt der Beweis, welchen der Herr von P. von dem amerikaniſchen Strauſſe hernimmt. Der Toujou iſt von ganz verſchiedener Natur; weil er aber ſehr groß iſt, und viele Aehnlichkeit mit dem Afrikaniſchen Strauſſe hat, ſo nannten ihn die Spanier einen Strauß, und dieſes war dem Herrn von P. Stoff genug, den Toujou nach dem Maaßſtabe eines Strauſſen zu beurtheilen. Geſezt auch dieſe zwey Vögel wären urſprünglich von einer und derſelben Gattung, ſo weiß ich nicht, warum der Amerikaniſche deswegen irregulär gebildet ſeyn ſoll, weil er vier Zehen hat, die durch keine Haut vereint ſind. Warum ſoll er nach dem Afrikaniſchen gebildet ſeyn? Hat nicht der Amerikaner das nemliche Recht zu fordern, daß der Afrikaniſche Strauß, der nur zwey durch eine Haut vereinte Zehen hat, nach dem Amerikaniſchen geformet ſey? Unſere Welt, könnte der Amerikaner ſagen, die ihr Europäer die neue nennt, weil ſie vor dreyhundert Jahren euch noch unbekannt war, iſt ſamt ihren Thieren eben ſo alt als die Eure. Eure Thiere ſind eben ſo wenig das Muſter zu den Unſeren, als wir Schuld daran ſind, daß eure Naturforſcher ſie entweder gar nicht kennen, oder die verſchiedenen Gattungen mit einander vermengt haben. Entweder ſind eure Strauſſen ungeſtalt, weil ſie von der Form unſers Toujou abweichen: oder ihr dürft dieſen nicht deswegen ungeſtalt nennen, weil er euren Strauſſen nicht in allen gleicht. So lange

ihr

ihr nicht mit unumſtößlichen Gründen beweiſet, daß die erſten Strauſſen nur mit zwey Zehen aus der Hand des Schöpfers gekommen ſind: ſo lang werdet ihr uns von der Ungeſtaltheit unſeres Toujous nicht überzeugen. *) Eben ſo würde der Amerikaner viele andere Einwürfe der Europäer, welche aus Mangel einer vollkommenern Kenntniß, und aus blinder Vaterlandsliebe entſtehen, beantworten.

Unſere Philoſophen ſollten vielmehr die vorgebliche Ungeſtaltheit der Amerikaniſchen Thiere, die in einem Ueberfluß an Gliedern beſtehet, verſchweigen; weil ſie ihrem Grundſatz, es habe der neuen Welt an hinreichendem Stoffe zur vollkommenen Ausbildung der Thiere gefehlt, widerſpricht. Denn daß der Amerikaniſche Strauß mehrere Zehen, der Unau (ein Faulthier) ſo klein er auch iſt, ſechs und vierzig Ribben hat, indeß daß der Elephant (wie der Herr von B. ſagt) ihrer nur vierzig, das Pferd ſechs und dreyſſig, der Dachs dreyßig, der Hund ſechs und zwanzig und der Menſch vier und zwanzig hat: dieſes zeugt mehr von Ueberfluß und Verſchwendung der Materie, als von einem Mangel.

Eben

*) Der Herr von Pauw hat Unrecht, dem Toujou vier Zehen beyzulegen, er hat ihrer nur drey. Was der gemeine Mann für die vierte anſieht, iſt ein runder Knollen einer harten Haut, die ihm anſtatt der Ferſe dient.

Eben dieſes Faulthier, Unau, welches mit 46 Ribben verſehen iſt, halten unſere Philoſophen für das elendeſte Thier der ganzen Welt, weil es das unvollkommenſte in ſeiner Organiſation, das untauglichſte zur Bewegung, das wehrloſeſte zu ſeiner Selbſtvertheidigung, und das unempfindſamſte aller Thiere iſt. Der Herr von Büffon iſt ſo ſehr für die alte Welt eingenommen, daß er glaubt, dieſes elende Thier, welches von der Natur zur Trägheit, zum Hunger, und zum Wehklagen verdammt zu ſeyn ſcheint, ſey entweder daſelbſt nirgends anzutreffen, oder von der neuen Welt dahin gekommen. Daß es aber urſprünglich ein Aſiatiſches Thier ſey, dieſes beweiſen Klein, Linne, Briſſon, und vor andern der ſehr fleißige Naturforſcher Voſmaer aus Holland. *) Er hatte dieſes Thier in Bengala gefunden, erzogen, und auf das genaueſte beobachtet. Seiner Beſchreibung gemäß iſt es eben ſo elend, als das Amerikaniſche, und hat fünf Zehen an jedem Fuße. Weil das Amerikaniſche Faulthier nur zwey Zehen hat, ſo müßten ihm, wenn es aus Amerika nach Aſien gebracht worden wäre, drey neue Zehen an jedem Fuße gewachſen ſeyn, und der Herr von B. müßte geſtehen, daß die alte Welt auch den übrigen durch das Amerikaniſche Klima verhunzten Thieren, ihre Schwänze, Hörner und Hauzähne wiedergeben könnte.

*) Deſcription de pluſieurs Animaux, gedrukt zu Amſterdam.

Es iſt zu bewundern, wie der Herr von B. und P. von ſo unzuverläſſigen und offenbar falſchen Dingen in einem ſo dreiſten Ton ſprechen konnten. Ganz unbekümmert um die Wahrheit, ſagen ſie, der gröſßte Theil der amerikaniſchen vierfüßigen Thiere ſey ohne Schwanz, und beſchuldigen deshalben den amerikaniſchen Himmel einer ungünſtigen Kargheit, und die Natur einer unreiffen Würkſamkeit. Weil der Herr von B. der neuen Welt ſiebenzig Gattungen vierfüßiger Thiere zutheilt, die ſeiner Meynung nach faſt alle ohne Schwänze ſind: ſo müſßten ihrer über ſechzig, und nach des Herrn von P. Meynung, welcher vorgiebt, die meiſten ſeyen ohne Schwänze, wenigſtens ſechs und dreyſßig keine Schwänze haben. Ich will aber aus der Naturgeſchichte des Herrn von B. ſelbſt beweiſen, daß in Amerika nur ſechs Gattungen vierfüßiger Thiere, hingegen in der alten Welt vierzehen, ohne Schwänze ſind.

Die vierfüßigen Thiere ohne Schwänze in der alten Welt, aus des Hrn. v. Büffon Geſchichte gezogen.

1. Der Pongo, oder Orang-Outang.
2. Der Piteco, ein eigentlicher Affe.
3. Der Gibbon, eine andere Gattung von Affen.
4. Der Hundskopf, oder Magot, ein Affe.
5. Der türkiſche Hund.
6. Der Taurec von Madagaſcar.
7. Der Loris von Ceilon.

8. Das Indiſche kleine Schwein.
9. Die Rouſſette } zwo Gattungen Fledermäuſe in
10. Die Rougette } Aſien.
11. Der goldfärbige Maulwurf in Siberien.

Welchen noch beygefügt werden müſſen,

12. Das Bengaliſche Faulthier, beſchrieben vom Herrn Voſmaer.
13. Das unechte Murmelthier vom Gebürge der guten Hofnung, Klipda genannt, von Voſmaer beſchrieben.
14. Der Capiverd oder Capivard vom Vorgebürge der guten Hofnung, beſchrieben vom Hrn. Bomare.

Die vierfüßigen Thiere von Amerika ohne Schwänze, ſind:

1. Der Unau, ein Faulthier.
2. Der Cabiai, ein Amphibiſches Schwein.
3. Der Aperea in Braſilien.
4. Das Amerikaniſche kleine Schwein.
5. Der Saino, Pecar, oder Cojametl.
6. Der Tapeto.

Alſo ſind in der alten Welt wenigſtens vierzehn, *) und in der neuen nicht mehr als ſechs Gattungen vier-

*) Den vierzehn Gattungen könnte ich noch den **Unau** von Zeilon, welchem einige Schriftſteller den Schwanz abſprechen, und den **Porte-muſe**, welcher von den Hrn. v. Aubenton und Bomare beſchrieben worden ſind, beyzufügen; weil ich aber nicht weiß, ob nicht der Erſte der **Loris** des Grafen v. B. ſey, und ob der Zweyte nicht wenigſtens ein kleines von Hrn. v. Aubenton nicht bemerktes Schwänzchen habe, ſo habe ich beyde ausgelaſſen.

vierfüßige Thiere ohne Schwänze. In den dreyßig Octavbänden der Geſchichte des Grafen von Büffon habe ich kein anderes Amerikaniſches vierfüßiges Thier ohne Schwanz gefunden, als die ſechs erwähnten, worunter die zwey lezten nicht gerechnet werden dürfen, weil es ungewiß iſt, ob ſie keine Schwänze haben. *) Dennoch trägt er kein Bedenken zu ſagen, faſt alle vierfüßige Thiere in Amerika ſeyen ohne Schwänze.

Aus dieſem Verzeichniſſe wird offenbar, daß das Amerikaniſche Klima den Schwänzen der vierfüßigen Thiere in Amerika nicht im geringſten nachtheilig iſt. Wenn ſonſt ein Klima einen beſondern Einfluß in die Schwänze der Thiere haben kann, ſo iſt das Amerikaniſche denſelben viel günſtiger, als das Klima der alten Welt. Hier haben vier Gattungen Affen, der Pongo, der Piteco, der Gibbon, und der Hundskopf (Cynocephalus) keine Schwänze: in Amerika aber iſt kein Affe ohne Schwanz, und einige unter ihnen z. B.

*) Oviedo, Hernandez und Acoſta, welche den **Pecar** unter dem Namen **Saino** und **Cajametl** beſchreiben, ſagen nichts davon daß er keinen Schwanz habe; und zuverläßige Augenzeugen haben mich verſichert, daß er mit einem kleinen Schwanze verſehen ſey. Vom **Tapeto** ſagt Herr von B. ſelbſt, er ſey der Citli des Hernandez. Daß dieſer Haſe der Mexicaner nicht weniger als der Europäiſche ein Schwänzchen habe, daß weiß ich ſowohl als alle Mexikaner.

z. B. der Saki, haben Schweife, die um ein Drittheil länger sind, als ihr Leib. Das Eichhörnchen, der Coquallin, der Ameisenbär und andere dergleichen Thiere haben in Amerika überaus lange Schweife; und am Murmelthier von Canada, ob es gleich von der Gattung der italienischen Alpen nicht unterschieden ist, ist dieses Glied länger als an den Europäischen, wie Herr von B. selbst gestehet. Obgleich der Hirsch und der Rehbok in Amerika kleiner sind als in der alten Welt, so haben sie doch dort längere Schwänze, als hier. *) Der Amerikanische Himmel muß also den Schwänzen vielmehr günstig als schädlich seyn. Ich wüßte auch sonst nicht, warum die zahmen Thiere z. B. Schafe, Pferde, Ochsen, u. a. m. welche Columbus im Jahr 1493 von Europa und den Canarischen Inseln dahin brachte, nach einem Verlauf von 300 Jahren, weder ihre Schwänze verlohren, noch die geringste Verkürzung daran erlitten haben. Das nemliche gilt von den Hörnern und Zähnen der vierfüßigen Thiere, welchen das Amerikanische Klima schädlich seyn soll. Die vor mehr als 200 Jahren aus der alten Welt dahin gebrachten Thiere haben nicht den geringsten Schaden an ihren Hörnern, Zähnen, oder Klauen gelitten; auch nicht einmal die Wölfe und Bären, und alle die Thiere, die in älteſten Zeiten nach Amerika übergegangen sind. Wenn der Himmel von Europa einen günstigern Einfluß in die Zähne

*) Buffon Hist. nat. Tom. 13.

Zähne haben soll, so möchte ich wissen, warum die Natur eben die Thiere, welche die meisten, größten und schärfsten Zähne haben, z. B. den Tapir und Krokodill, nicht in Europa, sondern in den heißen Erdgürtel der neuen Welt versezt hat? Und wo sind denn in Amerika die vielen vierfüßigen Thiere, die keine Zähne haben? Ich kenne Keines, ausser den Ameisenbär, welcher zu seiner Nahrung keiner Zähne bedarf; und ist dieses Thier nicht auch in der alten Welt? Hat die Natur einigen Thieren die Zähne, andern die Hörner, und andern den Schwanz versagt, so dient dieses zu größerer Verschiedenheit und Verschönerung der Welt. Der längere Schweif, der dem Pferde zur Zierde gereicht, würde den Hirsch, und den Pongo verunstalten.

(Der Beschluß nächstens.)

IV.

Ankündigung

eines in der Schweitz ausgesezten patriotischen Preises. *)

Das ganze menschliche System ist einer immer gröss sern Verbesserung fähig; und Vollkommenheit in menschlichen Dingen läßt sich so wenig gedenken, als Ruhe in der Körperwelt. Kein Gedanke ist entzük

*) Auf besonderes Ersuchen eingerückt.

kender als dieser; keiner beweist mächtiger, wie unendlich die Bahn ist, welche jedes Geschöpf zu durchwandeln hat.

Wie es auf der Stufenleiter der Geschöpfe Austern, Affen und Menschen giebt, die mit undenkbar ungleichen Schritten auf dem angewiesenen Pfade der Vollkommenheit kriechen, so verschieden wandeln die vielen Nationen des Erdboden auf derselben; und nichts ist ermunternder für jede Völkerschaft, so wie für jeden einzelnen Menschen, der an seine hohe Bestimmung zu denken fähig ist, als das Bewußtseyn: Daß jedes Bestreben zum Guten ein Schritt ist, der ihn über tausende seiner trägern Mitgeschöpfe erhebet.

Das wissenschaftliche Gemälde der Schweitz hat viele Aehnlichkeit mit dem ökonomischen. Es giebt wenige Millionärs; und diese werden, wie unsere Kaufleute, oft in fremden Ländern gebildet. Der gemeine Mann aber läßt sich das alte Brod und seinen Käse recht gut schmecken, und lebt moralisch und physisch besser als keine Nation. So edel und vortreflich aber Genügsamkeit in der physischen Welt ist, so wenig ist sie es in der moralischen, wo die Auster diese Tugend im vollkommensten Grade geniesset; denn, da eine immerwährende Kraft in der Geisterwelt stets fortwirket, so ist bey jedem thätigen Geschöpfe das Böse eben in Verhältniß mit der Unthätigkeit zum Guten; und diese mit den wenigen Einsichten.

Die

Mowbray.

Womit hatte mein Vater verdient ihrer entſezt zu werden, wenn ich dieſe Wieder-Einſezung für etwas mehr halten ſoll, als was man mir ſchuldig war? Wider ſeinen Willen und ſein Herz, wurde der König, der ihn liebte, durch die damalige Verfaſſung des Staats gezwungen, ihn zu verbannen. Und o! damals, da Harry Bolingbroke und er ſich in ihre Sättel geſchwungen hatten, da ihre ſchnaubenden Roſſe ungeduldig dem Sporn zum Angriff entgegenwieherten, da ſie ihre Lanzen eingelegt, ihre Viſiere herabgezogen hatten, da ihre feurigen Augen aus ſtählernen Oeffnungen hervor funkelten, und die laute Trompete ſie zum Kampf zuſammenblies; damals, damals, (da nichts anders meinen Vater von Bolingbroks Bruſt hätte zurükhalten können) als der König ſeinen Stab hinwarf, warf er ſein eigen Leben hin, warf er ſich ſelbſt hin, und das Leben aller derjenigen, die durch Anklage oder durch die Wuth des Schwerdts unter Bolingbroke gefallen ſind.

Weſtmorland.

Ihr redet hier, Lord Mowbray, und wißt nicht was ihr redet. Der Graf von Hereford wurde damals für den tapferſten Ritter von ganz England gehalten. Wer weiß, auf wen das Glük gelächelt hätte? Und hätt' auch euer Vater den Sieg erhalten, ſo würde er ihn gewiß nimmermehr aus Coventry hinausgetragen haben. Das ganze Land haßte ihn, und ſchrie ihm mit Einer allgemeinen Stimme Fluche zu; alle ihre Liebe, alle ihre Wünſche,

Die Schweitzerſche Nation hat eine ihr ganz eigene mächtige Triebfeder zu allem Edeln und Großen, die niemals iſt benutzet worden. Dieſe iſt ein allgemeiner rühmlicher Nationaleifer aller ihrer Republiken, welcher die größten Beſtrebungen hervorbringen könnte. Jede hat ihre beſondre Vortreflichkeit in irgend einem Stück über alle andern; und wenn in einem allgemeinen Gemählde dieſe Verſchiedenheit dargeſtellt würde, ſo wäre dieſes das kräftigſte Mittel jenen Wetteifer zu bewirken.

In ältern Zeiten hat allgemeine Noth die Bande dieſer Republiken angeſtrengt. Sie erſchlafften, als die Gefahren ſich zu entfernen ſchienen. Der Menſch iſt aber eben deswegen ein vernünftiges Geſchöpf, daß mit er künftige Noth einſehen könne. Je mehr er ſich um die Zukunft bekümmert, deſto edler ſind ſeine Geſinnungen; und, wer uns nur Genuß der gegenwärtigen Stunde predigt, will uns dem Wilden ähnlich machen, der über ſeiner Mahlzeit die Noth des morgengen Tages vergißt.

Beyſammen leben, mit einander denken, gemeinſchaftliche Beſtrebungen haben, ſind ſo viele Mittel, die Schweitz nach und nach zu Einer Republik zu bilden: daher die Helvetiſchen Geſellſchaften erſt alsdann ihren ganzen Zweck erreichen, wenn ſie die vielen individuellen Vortreflichkeiten eines jeden Freyſtaats zuſammentragen, und damit den Nationalgeniu

nius bereichern werden. Daraus würde, ohne beleidigende Satyre, eine glükliche Anstrengung entstehen; denn eine Nation, gleich jedem einzelnen Menschen, wird groß durch große Beyspiele.

Der erste Schritt zur Verbesserung in der Moral, wie in der Religion und Politik, ist Selbsterkenntniß. Zu oft scheitert übereilter Eifer aus Mangel dieses Lichts. Keine dauerhafte Genesung ist jemals zu hoffen, als wo sie aus der genauen Einsicht der Krankheit entstehet. Und jedes Verbesserungsmittel würde bey uns aus dieser Erkenntniß entspringen.

Wie ferne sind wir aber noch von dieser Selbsterkenntniß! Nur in dem kleinen, aber allerwichtigsten Theil unsrer Verfassung, im Erziehungswesen, welche Nacht, welche Unwissenheit! Wie ferne sind wir also noch vollends von Verbesserungsplanen!

Diese Nacht aufzuheitern, muß die Nation das Licht nicht scheuen, und nicht mehr, wie Kinder, die im Finstern tappen, und über jeden Schall erschrecken. Der glükliche Tag ist angebrochen, wo jede Regierung fühlet, wie wichtig es ist, daß allererst diejenigen hell sehen, die alle andern anführen sollen. Selbst die Irrthümer, die in allen Nachrichten unvermeidlich sind, werden widerlegt, und nicht mehr bestraft. Denn wer Irrthum ahndet, straft auch die Wahrheit, als die bey Menschen nie reines, unvermischtes Licht ist. Kinder müssen fallen ehe sie gehen, stammeln

meln ehe ſie reden, irren ehe ſie denken; und wer dem Menſchen nicht erlaubt Kind zu ſeyn, wird nie keine Männer haben.

Der erſte Schritt zur Reforme des Erziehungsweſens in der Schweitz, (wo, wie in allen republikaniſchen Verfaſſungen, alte Einrichtungen nur nach und nach verbeſſert werden können) wäre alſo eine genaue Kenntniß des wirklichen Zuſtands der häuslichen und öffentlichen Erziehung in allem, oder doch den aufgeklärteſten Gegenden des Helvetiſchen Freyſtaats.

* * *

Zu dem Ende hat, im verſtrichenen May, in der Verſammlung der Helvetiſchen Geſellſchaft zu Olten, ein Mitglied derſelben den Vorſchlag gethan:

„Auf Unkoſten freywilliger patriotiſchgeſinnter Männer, zwey Jahre nach einander, und namentlich die „nächſtbevorſtehenden Jahre 1787. und 1788. zwey „Preiſe, jeden von zwanzig Louisd'or, zu beſtimmen: „Für die beſte und vollſtändigſte Nachricht von dem Erziehungsweſen in ſeinem ganzen Umfange, in irgend „einem unſrer Helvetiſchen Freyſtaaten.

„Jeder Schriftſteller würde jedoch erſucht, ſich auf „ſein Vaterland, und in Ariſtocratiſchen Staaten vorzüglich auf die Hauptſtadt, und allein auf die Bürgerſchaft derſelben, in den Demokratiſchen aber auf „die Erziehung der mehr begüterten Volksklaſſen einzuſchränken. So würden auch, damit der Beobach-

„ter ſich nicht in einem allzu weiten Feld verliere, hier „keine Nachrichten weder von Mädchen-Erziehungs„Anſtalten, noch von Waiſenhäuſern u. d. g. erwartet.“

„Da indeſſen die allerarößte Belohnung der Bey„fall einer ſo angeſehenen Verſammlung wäre, als „die Helvetiſche Geſellſchaft zu Olten iſt, ſo wird dies„ſelbe ehrerbietig um folgende einzele Gunſt erſucht: „Daß dieſelbe ihre dannzumalige aus dem Präſidens„ten, acht Mitgliedern und dem Sekretär beſtehende „gewöhnliche Commiſſion begewaltigen möchte: in ers„meldten Jahren 1787. und 88. die beſte der einges„laufenen Schriften auf folgende Art zu krönen.“

„Es müßten nämlich die Aufſätze, welche um den „erſten Preiß von 1787 concurriren wollten, vor dem „1ſten Januar 1787., die für den zweyten Preiß „von 1788 vor dem 1ſten Jan. 1788. entweder an

Herrn Rathsherr Füßli in Zürch, oder

Herrn Carl von Bonſtetten, des ſouverainen Raths in Bern,

„eingeſendet werden. Wer aber aus beſondrer Bey„ſcheidenheit durchaus unbekannt bleiben wollte, dürfte „nur in dem verſchloſſenen Zettul, ſtatt ſeines Nas„mens die Addreſſe bezeichnen, unter welcher der „Preiß, falls er ihm zu Theil werden ſollte, ſicher „an ihn gelangen würde.“

„Die

„Die Ao. 1787 neben der gekrönten Schrift übrig „gebliebenen würden Ao. 1788. mit den alsdann „einlaufenden aufs neue concurriren.“

„Alle Schriften würden, sobald solche an einen „der vorbemeldten Herren eingelangt sind. in Copia „mit möglichster Beschleunigung, bis auf den Ver„sammlungstag der Helvetischen Gesellschaft unter den „besagten zehn Herren Committirten circuliren; von „ihnen der besten derselben nach der Mehrheit der „Stimmen der Preiß zuerkannt, solches vor der gan„zen Gesellschaft eröfnet, und die gekrönte Schrift „selber, gleich nach der Rede des Präsidenten verle„sen werden.“

„Neben dieser gekrönten Schrift, welche jedesmal „ganz und buchstäblich abgedrukt wird, werden auch „alle concurrirenden Aufsätze, die von einiger Erheb„lichkeit sind, leztere jedoch blos, je nach dem Ver„hältniß ihres Werthes, in kürzern oder längern Aus„zügen, in einer patriotischen Schrift bekannt gemacht; „welches aber ihre Verfasser nicht hindern soll, dies„selben, wenn es ihnen beliebt, nachmals ebenfalls „in Extenso dem Publiko mitzutheilen.“

„Für das Jahr 1789 würde ein dritter Preiß „von 35 Louisd'or bestimmt werden für die beste Be„antwortung der Frage: Welches wären die Vortheil„e einer allgemeinen Helvetischen National-Erzieh„ungs-Anstalt? Wie sollte eine solche eingerichtet

„seyn, und welches wären die besten Mittel, zu der„selben zu gelangen? Auch um die Ausspendung dies„ses Preises, auf obbeschriebene Art, wird die Hel„vetische Gesellschaft gleichfalls ersucht.“

* * *

Dieser Vorschlag ward von gesammter Gesellschaft einmüthig gut geheissen, und die Substanz desselben ihren dießjährigen Versammlungen einzuverleiben erkannt. Ein vorläufiges Programma davon findet sich in No. 48. der Zürcherzeitung, welches jedoch durch gegenwärtige nähere und etwas veränderte Modification desselben als überflüßig anzusehen ist.

Um aber genauer zu bestimmen, welche Nachrichten eigentlich begehrt werden, und worauf man besonders die Aufmerksamkeit des Beobachters zu richten wünschet, so werden folgende Fragen jedem Verfasser vorgeschlagen; jedoch ohne ihm die Beantwortung aller dieser Aufgaben pünktlich vorzuschreiben.

A. Häusliche Erziehung.

I. Welches ist die Erziehnug der ersten 7 — 8. Kinderjahre? Welchen Einfluß haben die Mägde, welchen die Eltern?

II. Werden die Knaben zu Hause oder in öffentlichen Anstalten auferzogen? Warum zu Hause, warum in den Schulen?

III.

III. Wie ſind die Präzeptoren gebildet, um Magiſtratsperſonen und Weltleuten die gehörigen Grundſätze beyzubringen?

IV. Erhalten die Informatoren von den Eltern diejenige Achtung, welche erforderlich iſt, dem Zögling einen hohen Begriff von ſeinem Lehrer einzuflößen?

V. Sind die öffentlichen Sitten der häuslichen Erziehung günſtig?

VI. Wie wird dem Knaben Liebe zum Vaterland und zu den guten Sitten beygebracht?

VII. Werden ihm eben diejenigen Kenntniſſe beygebracht, die er in ältern Jahren nöthig hat; und wird das alltäglich Unentbehrliche vor dem Entbehrlichen gelehrt?

VIII. In welchen Jahren wird der Jüngling ſich ſelbſt überlaſſen; und welches ſind die Folgen ſeiner Unabhängigkeit?

IX. Warum wird eben in den wichtigſten Jahren, wo die Unabhängigkeit gefährlich, und der Geiſt einer wahren Aufklärung fähig wird, die Erziehung verlaſſen und abgebrochen? Iſt nicht ein allgemeiner Mangel an Erziehungsanſtalten für die reichern Jünglinge vom 15ten bis zum 25ſten Jahre; und wäre es nicht höchſt wich-

wichtig, daß die besten Jugendjahre der ansehnlichsten Bürgerklasse eher zum Guten benutzt, als im Müßiggang und Laster hinweggeworfen würden?

X. Wie stark ist die Anzahl der Jünglinge, welche ausser ihrer Vaterstadt, oder, wo keine Stadt ist, ausser ihrem Vaterlande auferzogen werden; und wie hoch beläuft sich nach einem möglichst genauen Ueberschlage die Summe der für fremde Erziehung jährlich aufgewandten Unkosten? Diese Berechnung scheint besonders wesentlich, um daraus die wichtigsten Resultate zu ziehn.

XI. In welchen Jahren tritt der Jüngling in die Ehe; in welchen in einen Beruf?

XII. Hat der fremde Kriegsdienst einigen Nutzen für diejenigen, die sich nicht einen eigentlichen Beruf daraus machen, und deren Eltern ihn blos als eine Vervollkommung der Erziehung ansehen?

XIII. Wünschet man aus jedem Ort das Localgemälde eines Müßiggängers; nebst Anzeige der Localquellen des dortigen Müßiggangs; Bemerkungen seiner Folgen; Gedanken, wie diese Pest in der Schweiz auszurotten wäre, und Beantwortung der Frage: Ob sie nicht die reich-

reichhaltigſte Quelle von Intriquen für immer leere Seelen ſey?

B. Oeffentliche Erziehung.

I. Iſt ſie für alle Bürgerklaſſen eingerichtet; und haben die öffentlichen Anſtalten in ihrer Entſtehung die Bildung aller Stände zur Abſicht gehabt?

II. Was wird für die Mutterſprache gethan; und wäre nicht das allererſte Mittel zur Aufklärung der Helvetiſchen Nation, daß ſie endlich eine ſchreibbare Sprache hätte? Oder könnte je die Tonkunſt in einem Lande blühen, wo kein geſtimmtes Inſtrument wäre? Sollte in dieſer Abſicht ein teutſches Schauſpiel nicht vielleicht die beſte Schule ſeyn?

III. Da jede Schulbeſchreibung einen unausſtehlichen Eckel erzeugen würde, ſo müſſen alle Vertheilungen der Stunden, Penſen, Claſſen ꝛc. in Tabellen gebracht werden.

IV. Die Methode, welche die Lehrer wirklich befolgen, ſoll kurz beſtimmt, wie auch in den Tabellen angezeigt werden, wie viel von jedem Autor jährlich geleſen wird.

V. Werden wirklich die unentbehrlichen Kenntniſſe, nach Verhältniß ihrer Wichtigkeit, mehr oder

weni-

weniger den Knaben beygebracht? Und ſollte die Kenntniß der Mutterſprache, ein nüchterner und praktiſcher Religionsunterricht, Arithmetik, Buchhaltung, und Geſchichte des Vaterlands und ſeiner Geſetze nicht allem vorgehen?

VI. Unter welcher Aufſicht ſtehen die Knaben in den Stunden, welche ſie nicht in den Schulen zubringen?

VII. Was iſt ein Schulknabe, der ſeine Schulſtudien vollendet hat? Bleibt ihm eine angenehme Erinnerung an die Schulen und Akademien übrig, und liebt er nun vorzüglich die daſelbſt docirten Wiſſenſchaften?

VIII. Wie wird die Lücke zwiſchen den Schuljahren, und denen, wo er wirklich einen Beruf antritt, ausgefüllt?

IX. Endlich wünſchte man eine gedrängte Geſchichte der Erziehungsanſtalten jeden Orts, wo es gar wenig auf Data, und noch minder auf Cathedergenealogien, ſondern allein darauf ankäme: den Grad der Aufklärung in jedem Zeitpunkt anzuzeigen, und die Urſachen des Steigens und Fallens des wiſſenſchaftlichen Thermometers zu entwickeln.

* * *

waren für Hereford, den Gegenstand ihrer brünstigen Zuneigung, dem sie, in der That, mehr Segnungen zuriefen, mehr Beyfall zujauchzten, als dem König selbst -- Doch diß führt mich nur von meinem Vorhaben ab: Ich komme hier von dem Prinzen unserm Feldherrn, euern Beschwerden nachzufragen, und euch in seiner Durchlaucht Namen zu sagen, daß er euch Gehör geben will, und daß euch alle billige Forderungen, die ihr machen könnt, zugestanden werden sollen, ohne daß auch nur der bloße Gedanke, daß ihr Feinde gewesen seyd, dagegen in Betracht kommen solle.

Mowbray.

Er hat uns gezwungen, ihm dieses Anerbieten abzudringen, welches aus bloßer Politik, nicht aus guter Meynung gemacht wird.

Westmorland.

Mowbray, ihr treibet die Einbildung zu weit, wenn ihr es so aufnehmt. Dieses Anerbieten kommt aus Gnade, nicht aus Furcht. Denn seht, dort, nah genug, um von euern Blicken erreicht zu werden, ligt unser Heer, und, bey meiner Ehre! keine Seele in ihm, die nicht den bloßen Gedanken der Furcht verschmähe. Unsre Schlacht-Ordnung hat mehr Männer von Namen als die eurige, unsre Leute sind geübter in den Waffen, unsre Munition ist zum wenigsten eben so stark, und unsre Sache die bessere. Wie könnte, bey solchen Umständen, unser Herz schlechter seyn? Sagt also nicht, unser Anerbieten sey abgedrungen.

Mowbray.

Da jeder Schriftſteller ſeinen eigenen Geſichtspunkt hat, und die Richter diejenigen Werke krönen werden, welche ihnen überhaupt zur Aufklärung des wahren Erziehungszuſtandes der Schweiz das meiſte beygetragen zu haben ſcheinen werden: ſo iſt kein Verfaſſer weſentlich an obige Fragen gebunden, ausgenommen an jene, welche die Berechnung der für fremde Erziehung aufgewandte Summen betrift, worunter das Reiſen mitbegriffen iſt. Auch wünſchet man weniger die pädagogiſche innere Beſchaffenheit der Schulen und Akademien, als ihre Beziehung auf das ganze Syſtem der Republik zu kennen; weil vielleicht die Stifter dieſer Anſtalten weniger daran gedacht hatten, gute Bürger, als nach damaliger Art gelehrte Männer zu bilden.

Da die zu betretende Bahn ſehr weitläufig iſt, ſo wird jeder Schriftſteller entweder nur hie und da tiefe Blicke werfen, oder ſich an den ganzen geographiſchen Umriß dieſes Welttheils wagen; und derjenige wird gekrönt werden, der die mehrſten Kenntniſſe mit philoſophiſchem Geiſt zu verbinden wiſſen wird. Die Wahrheit einer Beſchreibung, wie die einer Geſchichte, leuchtet aus der Logik und dem philoſophiſchen Geiſte des Beobachters hervor, und trägt an der Stirne die Merkmale, welche den Richter in ſeinem Entſcheide beſtimmen ſollen: So daß auch derjenige, der gar nichts von Carl V. gehört hätte ohne Thorheit glauben kann, Robertſon habe

ihn

ihn treulich geſchildert. Uebrigens wird in jedem wiſſenſchaftlichen Kampfe der Mann von Genie dem Richter bald die Krone aus den Händen zu reiſſen wiſſen. Dieſe Bemerkung iſt darum angebracht worden, weil verſchiedene einſichtsvolle Männer wähnten, daß obige Fragen keinen Stoff zu Preisaufgaben abgeben könnten.

*) Es iſt ſchön und rühmlich, wenn die Edlen einer Nation (die Αριστοι, Optimates, im eigentlichen Sinne des Wortes) ſich auf eine ſo angelegentliche Art mit Spekulationen beſchäftigen, die an ſich ſelbſt ſchon durchaus praktiſch ſind, und geradezu auf lauter Gegenſtände gehen, aus deren Unkunde, oder verworrener oder unzulänglicher Kenntniß und Schätzung, und ihrer daher entſtehenden Vernachläßigung, dem gemeinen Weſen mannichfaltiger großer Nachtheil zuwächſt. Der gegenwärtige Aufſatz und die darin aufgeſtellten Preisfragen ſind zwar unmittelbar auf die Helvetiſchen Republiken abgezielt, auch ſo geſtellt, daß ſchwerlich ein teutſcher Gelehrter, der nicht wirklich in der Schweiz lebt und durch einen langen Aufenthalt darin gleichſam naturaliſirt iſt, ſich bewegen laſſen kann, um dieſe Preiſe zu concurriren: aber der Hauptgegenſtand, und der größte Theil der Fragen liegt auch uns Teutſchen, bey denen das Erziehungsweſen noch größtentheils vieler Verbeſſerung bedarf, nahe genug, um durch mehrere Bekanntmachung dieſes ſchönen Beyſpiels Patriotiſchgeſinnte Männer in den verſchiedenen Theilen des großen Germaniſchen Staatskörpers, beſonders auch in unmittelbaren Reichsſtädten (deren Verfaſſung der Helvetiſchen ſo ähnlich iſt) zu einem rühmlichen Wetteifer anzureizen. Die Erziehung der Jugend, wenn ſie wirklich zweckmäßig ſeyn ſoll, wird durch ſo viele beſondere Umſtände beſtimmt und modificirt, daß man wohl mit Grund behaupten könnte: jeder Ort erfodere ſeine eigene Local-Erziehung. Und ſollten wohl unter allen beträchtlichern Städten in Teutſchland viele ſeyn, bey denen die beſte Erziehungs-Anſtalt, d. i. diejenige, die für jede derſelben in Rükſicht aller Localumſtände die ſchiklichſte und gemeinnüzlichſte wäre, nicht noch immer ein unaufgelößtes Problem heiſſen könnte. d. H.

Der Teutſche Merkur.

September 1785.

I.

Friedrich der Große.

Verſuch und Probe eines Hiſtoriſchen Gemäldes.

Selten, vielleicht niemals, hat der Tod eines Königs eine ſo allgemeine und dem Verſtorbenen ſo rühmliche Theilnehmung in ganz Europa erregt, als der Tod des Preuſſiſchen Monarchen, Friedrich des Zweyten, in allen denen hervorbrachte, welche Zeitgenoſſen und nähere oder entferntere Augenzeugen ſeiner ſo wahrhaft glorreichen Regierung geweſen ſind.

Es würde die ſchönſte Belohnung für alles Gute ſeyn, was dieſer große Fürſt in einem Zeitlauf von fünf und vierzig Jahren, in einer Regierung, die auf ewig eine der merkwürdigſten Epochen in den Jahrbüchern der Menſchheit bleiben wird, für die künftige Zeiten nicht minder als für die gegenwärtigen gewürket hat, wenn ſein verewigter Geiſt den auſſerordentlichen Eindruck hätte ſehen können, den ſein Scheiden auf die ganze Nation machte; wenn er geſehen hätte, wie ſein Tod den ſonſt ſo ſchwach unter vieler Aſche glim-

menden Funcken des Nationalgefühls auf einmal in jedem teutſchen Herzen auffachte; wie uns Allen war, als ob wir Ihm eben ſo nahe wie ſeine unmittelbaren Unterthanen angehört, eben ſo viel Recht an Ihn gehabt, und eben ſo viel als dieſe an Ihm verlohren hätten.

War dies Täuſchung, oder iſt es nicht vielmehr in mancherley Rückſicht die eigentlichſte Wahrheit? Sah nicht Germanien in Friedrich dem Großen denjenigen unter allen ihren Fürſten ins Grab ſinken, der ihr höchſter Ruhm und Stolz war, den ſie jedem Volke des Erdbodens in jedem Zeitalter darſtellen, und jedes Volk und jedes Jahrhundert kühnlich auffordern konnte, ihr hierwieder einen Fürſten wie Er entgegen zu ſtellen? War die Nation nicht, inſonderheit ſeit den letzten, auf ganz Teutſchland und Europa ſich beziehenden, edelſten und ſchönſten Handlungen ſeines thatenvollen Lebens, eben ſo gewohnt als berechtigt, Ihn als den ſchützenden Genius ihrer Verfaſſung, ihrer koſtbarſten Rechte und wichtigſten Vorzüge vor ſo vielen andern Völkern zu betrachten? —

Aber nicht Teutſchland allein empfindet ſeinen Tod als den gröſten Nationalverluſt, den es leiden konnte: wenn in ganz Europa ſchlägt ein Herz im Buſen, der nicht fühlte wieviel er bloß als Weltbürger und Menſch dadurch verlohren hat, daß dieſer Mann nicht mehr iſt? Zwar wird es jedem großen und kleinen Fürſtenſtuhl auf dieſem weiten Erdenrunde nie an weiſen oder unweiſen, guten oder ſchlechten, vortreflichen oder unbedeutenden Beſitzern fehlen: aber wie viele hat es in den Jahrtauſenden, die wir hiſtoriſch kennen, wohl gegeben, die eine Vergleichung mit dieſem Fürſten aushalten könnten? Muß man nicht die gröſten und Beſten von allen, die im Andenken der Menſchen fortzuleben verdient haben, zuſammen nehmen, um aus den einzelnen

Zü-

Zügen, die jeden von ihnen unſterblich gemacht haben, ein dieſem Einzigen ähnliches Bild zuſammenzuſetzen? Dies ſieht jeder, der Augen, dies fühlt jeder, der eine Seele hat; und wie ſollte, wer es ſieht und fühlt, kalt und gleichgültig bey dem Verluſt eines ſolchen Mannes bleiben können, wiewohl er, ſo gut wie der geringſte unter uns, mit der Bedingung zu ſterben gebohren war? Wenige können ſich einen ſolchen Verluſt in ſeiner ganzen Größe und mit allen ſeinen, meiſt unſichtbaren, aber nur deſto wichtigern Folgen deutlich machen: aber alle fühlen, daß der Tod eines Mannes, wie die Natur in Jahrhunderten kaum Einen hervorbringt, und das Glück in Jahrtauſenden kaum Einen auf einen Königsthron ſetzt, ein unerſetzlicher Verluſt für die ganze Menſchheit iſt.

Gleichwohl iſt es ein ſchöner Triumf der Humanität um einen ſolchen Augenblick! Denn er entwickelt in einem jeden die reinſte und edelſte Empfindung, deren der Menſch fähig iſt, die einzige, und die ihn über alles andere Lebende auf Erden erhebt, — die uneigennützige und ungeheuchelte Verehrung der Tugend, der ſittlichen Größe und jeder die menſchliche Natur veredelnden Eigenſchaft: — eine Verehrung und Liebe, die man mit Wahrheit rein und ungeheuchelt nennen kann, ſobald ſie eine Perſon zum Gegenſtande hat, von welcher wir, wie furchtbar auch ihr Zorn und wie beneidenswürdig ihre Gunſt ehemals geweſen ſeyn mag, nun nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen haben. Der Tod ſetzt die Könige auf einmal mit den übrigen Menſchen auf gleichen Fuß. Vor deinem Tode, ſagte Solon zum Krösus, kann ich dich weder groß noch glücklich preiſen. Welchem Tyrannen, welchem Claudius oder Domitian ward nicht geſchmeichelt, ſo lang er mit einem Worte oder Blicke über Glück oder Unglück, Leben oder Tod der

Menſchen entſcheiden konnte? Aber ein König, der nach ſeinem Tode aufrichtig beweint, aufrichtig bewundert, geehrt und vermißt wird, und nicht nur von den ſeinigen, ſondern auch von auswärtigen, von ſolchen die in keinerley näherem oder ſichtbarem Verhältniß zu ihm geſtanden ſind, bewundert, geehrt und beweint wird: ein ſolcher König muß ein großer und guter Menſch geweſen ſeyn, und ſein Daſeyn muß, gleich der Sonne, Licht und Wärme in einem großen Umkreiſe verbreitet, und weit ausſtralende, tief eindringende wohlthätige Einflüſſe auf die Menſchheit gehabt haben.

Lobreden mögen auf diejenigen gehalten werden, die des Lobes bedürftig ſind: der gröſte Panegyrikus auf einen König wie Friedrich der Große iſt eine ganz einfache und wahre Darſtellung ſeiner Thaten, und deſſen was er um ſeine Völker und um die Welt durch ſie verdient hat. Man ſchmeichelt ſich ſchon lange mit der Hofnung, die Regierung dieſes großen Fürſten von ihm ſelſt beſchrieben, als das koſtbarſte Vermächtnis das Er der Menſchheit hinterlaſſen konnte, dereinſt im Druck zu erhalten. Und wer konnte auch ein langes Leben voll merkwürdiger Schickſale und Thaten, wahrer beſchreiben als derjenige, der dies Leben gelebt, dieſe Thaten gethan hat? oder würdiger beſchreiben, als der erhabene Geſchichtſchreiber des großen Churfürſten, Friedrich Wilhelms? Von wem kann man mehr Unpartheylichkeit, und ſelbſt über ſeine Fehler — (die Fehler eines ſolchen Mannes ſind oft lehrreicher als ſeine glänzendſten und geprieſenſten Handlungen) — mehr Freymüthigkeit erwarten, als von einem ſo aufgeklärten, über alles Kleine, über eiteln Ruhm und Beyfall der Unverſtändigen ſo weit hinwegſehenden Geiſte? — als von einem Manne, der ſo gewiß ſeyn konnte, daß er Verdienſte genug habe, um ſeine Fehler auch vor dem unbeſtechlichen Richterſtuhl der Nachwelt ver-

zeyh-

zeyblich zu machen? Denn was ſind ſie zuletzt anders als Flecken, welche uns die tröſtliche Gewisheit geben, daß der Mann, den ſo große Vorzüge über die gewöhnlichen Sterblichen erheben, kein Gott, ſondern am Ende doch nur ein Menſch, und dem allgemeinen Looſe unſerer Natur ſo gut als jeder gemeine Erdenſohn unterworfen war?

Inzwiſchen aber, und bis es entſchieden ſeyn wird, was die Welt ſich über dieſen Punkt für Erwartungen zu machen hat, ſcheint es eher lobenswerth als tadelhaft zu ſeyn, daß alle unſre Zeitſchriften ſich um die Wette beeifern, der Nation die Schmerzen ihres Verluſts dadurch zu verſüßen, daß man ſie von dem was jetzt für ſie das intereſſanteſte iſt, von demjenigen unterhält, der ihr (vermöge einer leidigen, aber nur zu gewiſſen Eigenſchaft der menſchlichen Natur) durch den Verluſt ſelbſt nun deſto wichtiger und theurer geworden iſt. Dem teutſchen Merkur, dem ſowohl ſein Alter als der nachſichtsvolle Beyfall der Nation nicht erlaubt, ſich für die unbedeutendſte unſrer vielen Zeitſchriften zu halten, würde es vor vielen andern nicht zu verzeyhen geweſen ſeyn, wenn der Herausgeber, bey einer ſo ſehr auffordernden Veranlaſſung, nicht wenigſtens den Willen gezeigt hätte, der Erwartung ſeiner Leſer, ſo viel ihm möglich iſt, entgegen zu kommen. Er hat zwar an dem gegenwärtigen Verſuch eines hiſtoriſchen Gemähldes des großen Königs keinen andern Antheil, als ihn der Welt, ſo wie er ihn von guter Hand empfangen hat, mitzutheilen: aber, da es ihm nicht zukommt, dem Urtheil der Leſer vorgreifen zu wollen, ſo wird er ſichs deſto mehr zur Pflicht machen, auf daſſelbe aufmerkſam zu ſeyn, und es von der Mehrheit der Stimmen (ſo fern es möglich iſt ſich ihrer zu verſichern,) abhangen zu laſſen, ob dieſer Verſuch in einigen folgenden Stücken fortgeſetzt werden ſolle. W.

Erſter Zeitraum.

Von der Geburt Friedrichs des Großen bis zu ſeiner Thronbeſteigung.

1712 — 1740.

Wenn die Nachwelt nach einem Fürſten fragt, der alle die Vollkommenheiten, die einzeln ſchon gute, oder tapfere, oder weiſe Fürſten bilden, in Einer Perſon vereinigte, ſo wird ihr die Geſchichte **Friedrich den Zweyten** nennen.

Ein guter Fürſt, der zugleich ein guter Menſch iſt, der ſich als Held im Kriege furchtbar und im Frieden als Beſchützer der Wiſſenſchaften ſanft und milde zeigt; der in den Künſten des Krieges und des Friedens Geſetzgeber und praktiſcher Vollſtrecker iſt; deſſen Ohr das Geräuſch der Waffen und den Donner des Geſchützes eben ſo gewohnt iſt, als es bey den Accorden der ſanften Flöte und bey Geſang und Spiel der Sänger und Tonkünſtler Italiens fein und kennerhaft fühlt; der, durch eiſerne politiſche Nothwendigkeit gedrungen, das Schwerd zum Schrecken und Verderben ſeiner Feinde zuckt, aber, von väterlichen Empfindungen erwärmt, aus eignem herzlichen Antrieb Tage und Nächte für das Wohl ſeiner Unterthanen würkt und arbeitet; der das Ganze mit Scharfſinn und mit Adlerblicken überſieht, und jedes einzel-

ne Glied gern und willig hört; der aus Sandſteppen lebendige Gärten hervorwachſen, und aus Sümpfen prächtige Palläſte hervorſteigen läßt; der den politiſchen und moraliſchen Aberglauben ſelbſt verſpottet und ſeinen Unterthanen Recht und Freyheit giebt ihn zu verſpotten; der in der Religion frey und aufgeklärt denkt und Andern zu denken erlaubt, aber nie mit Feuer und Schwert zur Aufklärung der Köpfe würkt, ſo wenig als er die Bigotterie zur Verfinſterung der Köpfe mit Feuer und Schwert würken läßt; der ſeinem Lande durch Ermunterung des Kunſtfleiſſes alles verſchaft, was die Natur ihm verſagte, und dadurch aus ſeinen Unterthanen ein Volk bildet, das bey ſeiner Mäßigkeit und Genügſamkeit eines der arbeitſamſten, tapferſten und aufgeklärteſten geworden iſt; der als Jüngling den Grund zu ſeinem Ruhm legte, als Mann ihn errang und befeſtigte, und als Greis ihn erhielt und ſeiner genoß: — — ein ſolcher Fürſt iſt ein moraliſches Phänomen, das nur immer nach Verlauf von Jahrhunderten ſichtbar wird, aber dafür auf Jahrhunderte hinaus zu würken, von einen allmächtigen Finger beſtimmt zu ſeyn ſcheint.

Zu welch einem Gemählde gäbe ſein Leben dem Pinſel eines Meiſters Stoff? Die hiſtoriſche Kunſt könnte ihre ganze Energie und Würde, die Dichtkunſt ihren ganzen Zauber, die bildende Künſte könnten ihre ganze ſchöpferiſche Gewalt an dem Thema:

Friedrich der Große verſuchen, und würden ſich ſelbſt übertreffen, wenn ihnen auch nur die hervorſtechendeſten Züge gelängen.

Nur einen Umriß kann meine ſchwache Hand liefern, ſo lange bis ein Beſſerer erſcheint, der dieſes Bildniß ausfüllt und vollendet. Vielleicht erkennt man doch davon einige Züge; die übrigen kann ſich der Leſer, der dieſen Fürſten ſchätzt, leicht hinzudenken: ſo wie der Liebhaber in dem ſchwarzen Schattenriß ſeiner Geliebten, ihr helles Auge, ihren ſchönen Mund und ihre ſprechenden Züge ohne Mühe zu finden weiß.

Friedrich der Zweyte ward im Jahr 1712 am 24ſten Jänner in Berlin gebohren, zu einer Zeit wo ein allgemeiner Krieg, der faſt ganz Europa in den Waffen erhielt, zu Ende gieng, und ſchon Unterhandlungen gepflogen wurden, die in dem folgenden Jahre den Utrechter Frieden bewürkten. Sein Vater, Friedrich Wilhelm, der damals noch Kronprinz war, und es bis zum Anfange des folgenden Jahres blieb, zeugte ihn mit Sophien Dorotheen, einer Churbraunſchweigiſchen Prinzeßin. Er war der dritte Prinz dieſes königlichen Paares. Zwey ältere Brüder, Friedrich Ludwig und Friedrich Wilhelm, ſtarben noch ehe ſie ein Jahr erreicht hatten, und ließen ihm, dem Dritten, die Hofnung zur Krone.

Der reformirte Biſchof von Bär, der den Großvater des neugebohrnen Prinzen Friedrich den Erſten

Mowbray.

Gut, mit meinem Willen wird man ſich in keine Unterhandlungen einlaſſen.

Weſtmorland.

Das beweißt nur die Schändlichkeit euers Vergehens; ein böſer Schade leidet kein Anrühren.

Haſtings.

Hat der Prinz John Vollmacht von ſeinem Vater, ſich auf alle Bedingungen, worauf wir ſchlechterdings beſtehen mögen, einzulaſſen, und den Vergleich einzurichten, wie es ihm und uns gefallen mag?

Weſtmorland.

Das ligt in dem Namen unſers Generals; mich wundert, wie ihr eine ſo überflüſſige Frage thun möget.

York.

Wenn dieſes iſt, Milord von Weſtmorland, ſo nehmt dieſes Papier; es enthält alle unſre Beſchwerungen: Wird allen hierinn erwähnten Puncten abgeholfen, uns und allen unſern Anhängern, gegenwärtigen und abweſenden, der Pardon in gehöriger Form ertheilt, und eine vollſtändige Sicherheit unſrer Freyheit und unſers Eigenthums für's Künftige gewähret werden; ſo ſind wir bereit die Waffen niederzulegen, und in unſre geſezmäßige Ordnung wieder einzutreten.

Weſtmor-

ſten zum König geſalbt hatte, taufte ihn am 21ſten Jänner, und legte ihm die Namen Karl Friedrich bey, wozu das politiſche Prädicat: Prinz von Preuſſen und Oranien, gefügt ward. Sein Großvater, der bey ſeiner Liebe zur Pracht nicht ſelten die Liebe zu ſeinen Unterthanen vergaß, hatte hier Gelegenheit ſeinen Glanz und Prunk in ihrer ganzen gothiſchen Größe erſcheinen zu laſſen. Der Donner des Geſchützes und der Klang der geſammten Glocken waren das Vorſpiel eines Feſtes, das eine dankbare Nachwelt durch den Genuß des Glückes, das für ſie bey dieſer Geburt ſchon keimte, mit ſtillem Danke immer von neuem feyern wird.

Die Taufpathen des jungen Prinzen waren zwey Kayſer, eine Kayſerin, ein Churprinz der nachmals König ward, eine Herzogin, und zwey Freyſtaaten. *)

Die erſte Erziehung erhielt der Prinz unter den Augen einer franzöſiſchen Dame Namens Marthe du Val de Recoule, die ſchon Oberhofmeiſterin bey ſeinem Vater geweſen war: eine Frau voll Geiſt und Feinheit, die ihren Geſchmack nach den beſten Schriften, die damals in dem goldnen Zeitalter der franzöſiſchen Literatur erſchienen, aufs feinſte ausgebildet

*) Karl *VI.* römiſcher Kayſer; Peter *I.* Kayſer von Rußland; Wilhelmine Amalie, Wittwe des Kayſers Joſeph I.; Georg Ludwig von Hannover; Chriſtiane Wilhelmine, verwittwete Herzogin von Mecklenburg; die Generalſtaaten; der Canton Bern.

und ſich zugleich eine Welt- und Menſchenkenntniß zu erwerben gewußt hatte, die den heilſamſten Einfluß auf die Bildung ihres jungen Zöglings nothwendig mit ſich führen mußte.

Hier iſt der erſte Grund zu ſeiner Vorliebe für die Franzöſiſche Sprache, die er als Kind ſtammelte, als Jüngling mit der Leichtigkeit eines gebohrnen Gallierś ſprach, als Mann mit Zierde und Eleganz ſchrieb, und als Greis immer noch vor allen übrigen, vielleicht ein wenig auf Unkoſten derſelben, ſchäzte und lobte.

Zu jener Zeit war die franzöſiſche Sprache in Teutſchland ſchon längſt Hofſprache, und die franzöſiſchen Sitten waren ſchon Hofſitten. Unter Ludwigs des Vierzehnten Regierung mehrte ſich der Einfluß der franzöſiſchen Art und Kunſt in Teutſchland augenſcheinlich. Die Kriege, die er anfangs an den Grenzen von Teutſchland und nachmals in Teutſchland ſelbſt ſo lange führte, die Wiederrufung des Edikts von Nanies, welche mehr als die Hälfte aller durch dieſelbe Vertriebener nach Teutſchland überpflanzte; die Werke der Kunſt und der Wiſſenſchaften, die zu ſeiner Zeit ſo treffliche, zum Theil einzig gebliebene Bearbeiter hatten, und die durch ihre Urbanität, Faßlichkeit und reizvolle Leichtigkeit die Lern- und Nachahmungsluſt aller übrigen Europäer auf ſich zogen — alle dieſe Umſtände und weit mehrere, trugen dazu bey, der

der franzöſiſchen Sprache diejenige Univerſalmonarchie in der litterariſchen Welt zu verſchaffen, nach welcher ihr Gönner und thätiger Beförderer in der politiſchen — ich weiß nicht genau ob im Ernſt oder Scherz — eifrigſt gerungen haben ſoll.

Schon Churfürſt **Friedrich Wilhelm der Große** hatte über zwanzigtauſend aus Frankreich vertriebene Hugonotten in ſeinem Lande aufgenommen, und mit denſelben die Städte und Flecken, die der dreyßigjährige Krieg von Einwohnern entblößt hatte, von neuem bevölkert. Dieſe ämſigen Flüchtlinge brachten mit der Sprache und den Sitten ihres Vaterlandes auch die Künſte, Manufakturen und Fabriken deſſelben in ihre neuen Wohnplätze, und legten ſchon damals den Grund zum Umtrieb der Gewerbe aller Art, die nach der Zeit einen hohen Grad der Vollkommenheit in den Preußiſchen Ländern erreicht haben.

Unter **Friedrich dem Erſten** ſtieg der Geſchmack an allem was Franzöſiſch war, und verſtieg ſich bis ins Kindiſche. Die Prachtliebe, die dieſem König Alles in Allem war, und wahre Größe von Flitterſtaat und Theaterprunck nicht immer zu unterſcheiden wußte, verbreitete ſich bis zu den übrigen Ständen und ward von dieſen durch franzöſiſche Kleidermoden, Hausgeräthte, Köche, Gouverneurs und Gouvernanten befriedigt, während ihr der König durch mehr als aſiatiſche Aufzüge, Ceremonien, Feſte und Luſtbarkeiten opferte.

Ein

Ein franzöſiſches Theater war um dieſe Zeit auch ſchon in Berlin; auch hielt ſich die Königin eine italieniſche Oper.

So kam es, daß Friedrich der Zweyte gleichſam in einer franzöſiſchen Welt geboren ward; daß der erſte Laut, den er hörte, und die erſten Gegenſtände, die ſeine Augen ſahen und ſeine kleine Finger betaſteten, franzöſiſch waren; daß der erſte Begriff, der ſeiner zarten Seele zugeführt und in derſelben entwickelt ward, franzöſiſch war, und von ihm mit franzöſiſchen Worten zurückgegeben wurde.

Friedrich Wilhelm ſein Vater ſtiftete zwar gleich bey ſeiner Thronbeſteigung 1713. in dem Regierungs- und Wirthſchaftsſyſtem ſeines Vorgängers eine gänzliche Reform; aber er war nicht willens, zunächſt den Einfluß der franzöſiſchen Art, ſondern blos den unſtatthaften, eiteln und verderblichen Schimmer des Hofes einzuſchränken. Er verwandelte Prunkkleider in Uniformen, Galladegen in Pallaſche, Luſtläger in ſtrenge Kriegsübungen, Hausmarſchälle in Feldmarſchälle; gab den Pagen, die ſonſt nur Schleppen tragen konnten, Fahnen und Standarten, und den Kammerherren, die den Schlüſſel nicht mit dem Degen, und Muskus nicht mit Pulverdampf vertauſchen wollten, ohne Umſtände den Abſchied; kurz, er verwandelte Verſchwendung in Wirthſchaftlichkeit, Weichlichkeit in männliche Strenge, Babylon in Sparta.

In kurzer Zeit war dieſe Veränderung bewürkt, weil der, welcher ſie bewürkte, ſich derſelben am erſten unterwarf. Er lebte ſchlecht und gerecht, aß und trank ohne Aufwand und Kunſt, und trug ſich beſtändig als Soldat. Seine Hofleute beſtrebten ſich beſtändig um die Wette ſeinem Beyſpiele zu folgen, weil diejenigen, die ihm darin am nächſten kamen, ſeines Vertrauens und ſeiner Gnade gewiß ſeyn konnten.

Da er alles auf kriegeriſchem Fuß betrieb, ſo mußte auch ſein Prinz ſchon im früheſten Alter wie ein junger Spartaner gehalten werden. Die Frau von Recoule blieb nur bis in ſein ſiebentes Jahr ſeine Lehrerin, und ihre Stelle ward 1718. von einem erfahrnen, unter den Waffen altgewordenen Krieger, dem **Grafen von Finkenſtein**, eingenommen. **Friedrich Wilhelm**, deſſen Liebling dieſer Mann war, weil er unter dem vorigen König in verſchiedenen Feldzügen die Beſchwerlichkeiten des Krieges mit ihm getheilt hatte, glaubte ſeinem Sohne, den er zu einem großen Krieger bilden wollte, in keine beſſere Hände geben zu können, um dieſe Abſicht zu erreichen. **Finkenſtein**, der mit unerſchütterlichem Biederſinn eine unbegränzte Ergebenheit gegen ſeinen König verband, und durch ſein Beyſpiel den kriegeriſchen Geiſt dieſes Fürſten nicht wenig genährt hatte, that alles, um dem Prinzen Liebe und Neigung zu den Künſten und Uebungen des Krieges einzuflößen. Ihm ward der **Obriſt von Kalkſtein**,

ſtein, der auch ein erfahrner Soldat war, als Unterhofmeiſter zugegeben, und ein dritter, der Obriſtwachtmeiſter von Serning, ward des Prinzen Lehrer in der Mathematik und Ingenieurkunſt, während ihm ein Vierter, Duhan de Jendun, welchen Friedrich Wilhelm in der Belagerung von Stralſund kennen lernte, als Inſtrukteur in den übrigen nöthigen Wiſſenſchaften unterrichtete.

So war der Prinz unabläſſig unter den Augen eines Vaters, welcher der erſte Soldat unter ſeiner Armee war, und unter der Aufſicht von Lehrern, die ſich aus allen Kräften beſtrebten, ſeinen Sohn ihm ähnlich zu machen; ſo mußte er in einem Alter, wo man die Prinzen noch ſorgfältig vor der Zugluft bewahrt, ſchon reiten, fechten, exerciren, marſchiren und ſogar Schildwacht ſtehen. Er bekam ſeine Uniform, ſein kleines Ober- und Untergewehr, und einen eigenen Lehrer, der ihn in den ſoldatiſchen Handgriffen unterrichten mußte. Dieſes war ein Cadet, Namens Chriſtoph Friedrich von Kenzel, der nachmals eben dieſem ſeinem Schüler in allen ſeinen Kriegen bis zum letzten Bayerſchen Feldzuge diente, in welchem er als Generallieutenant ſtarb.

Als der Prinz 1720. acht Jahr alt war, ließ ihm ſein Vater ein eigenes kleines Zeughaus ausrüſten, das mit Stücken, Musketen, Kugeln und Säbeln angefüllt war, und worüber er ihm völlige Macht und Gewalt

walt ertheilte. Auch erhob er ihn bald hernach zum Hauptmann und Chef des Cadettenkorps, und ließ ihn mit diesen kleinen Soldaten alle die Evolutionen im Kleinen machen, die er selbst mit seinen großen Soldaten im Großen zu machen gewohnt war. In der Folge gab er ihm eine Compagnie bey seinem Leibregiment, das damals unter dem Namen der großen Potsdammer allgemein bekannt war, und zu welchem die Potentaten von ganz Europa, um sich den König zu verbinden, ungeheure menschliche Maschinen als Rekruten gestellt hatten.

So enge nun auch der Prinz auf allen Seiten von Kriegern und Kriegszeichen umlagert war, so fand er doch manche Stunde, die er den Wissenschaften und besonders der Musik schenken konnte. Freylich waren ihrer nur wenige gegen jene gerechnet, die er den militarischen Beschäftigungen widmen mußte; aber dafür wurden sie um so wollüstiger genossen. Es ist gewiß, daß des Prinzen Neigung um diese Zeit sich mehr auf die Künste des Friedens, als auf die Künste des Krieges lenkte, vielleicht schon darum, weil sie sich mehr auf die Letzten lenken sollte.

Ueberhaupt war Friedrich Wilhelm sehr strenge gegen Andere, weil er gegen sich selbst sehr strenge war. Er floh alle Vergnügungen, selbst die erlaubtesten, wenn sie auch nur von weitem zur Weichlichkeit und zur Ueppigkeit führen konnten. Das war

nende Beyſpiel ſeines Vaters, der auf dem einen Extrem ausſchweifte, verleitete ihn in ein anderes Extrem zu verfallen. Jener ſetzte alles in Pracht, Verſchwendung und Glanz, und dieſer alles in Sparſamkeit, die oft in Kargheit, in Enthaltſamkeit, die oft in Unempfindlichkeit, und in Mäßigung, die oft in wahrhafte Kaſteyung überzugehen pflegte. So geſchah es denn, daß der bejahrte und kaltere Vater, der durch Uebung und Grundſätze Meiſter ſeiner ſelbſt geworden, mit dem Sohne, in welchem Jugend, Temperament und Feuer mit dem unbedingten Machtworte des Vaters ſtritten, nicht ſelten von Herzen unzufrieden war.

Ich weiß nicht, ob es Sparſamkeit oder Beſorgniß für das geiſtliche und leibliche Wohl ſeines Sohnes, oder beydes zugleich war, was ihn abhielt den Prinzen in fremde Lande reiſen zu laſſen. Letzterer hatte keinen lebhafteren Wunſch als dieſen, und gerade war die Erfüllung deſſelben am unwahrſcheinlichſten. Sein Geiſt, des ewigen kriegeriſchen Einerley's ſatt und müde, vielleicht auch voll Sehnſucht dem ſoldatiſchen Zwange eine Zeitlang zu entkommen, und ſich mit angenehmern Gegenſtänden zu beſchäftigen, ſuchte alle Mittel hervor, den Vater in dieſem Punkte zu gewinnen: aber alle ſeine Bemühungen blieben fruchtlos. Alles was er erhielt war, daß er den König auf ſeinen kleinen Reiſen in Teutſchland, als nach Dresden in das berühmte Königliche Pohlniſche

niſche Luſtlager bey Mühlberg, und zwey Jahre dar-
auf nach einigen Städten des teutſchen Reichs, nach
Leipzig, Coburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, An-
ſpach, Augsburg, Stuttgard, Ludwigsburg, Mann-
heim, Darmſtadt, Frankfurt am Mayn, und von da
den Rhein hinab nach Weſel begleiten durfte.

Dieſe kleinen Reiſen hatten den Wunſch nach Grö-
ſſeren in dem Prinzen rege gemacht, und er beſchäfti-
te ſich während der leztern ſehr angelegentlich und
thätig mit Mitteln ihn zu befriedigen. Da er auf
Erlaubniß hierzu von Seiten ſeines Vaters nicht rech-
nen durfte, ſo traf er mit zwey oder drey Vertrau-
ten Anſtalten, ſich ſeiner Aufmerkſamkeit heimlich zu
entziehen. Aber ſein Vorhaben ward entdekt, und
der König, der von Natur ſehr jähzornig war, und
dieſe Unternehmung ſeines Sohnes für nichts geringe-
res als für einen Verſtoß gegen die kindliche Subor-
dination hielt, beſtrafte ihn mit einem Exil nach der
Feſtung Cüſtrin: und dieſe Strafe war die geringſte
unter denen, die der beleidigte König, der zugleich
General ſeines Sohnes als Oberſten war, auf dieſes
Verbrechen ſetzen zu müſſen glaubte.

Der Prinz verwandte ſeinen Aufenthalt zu Cüſtrin
auf Wiſſenſchaften und Muſik, ſo ſehr auch ſein Va-
ter wider beyde, als den kriegeriſchen Geiſt nieder-
drückende Beſchäftigungen, eingenommen war, und ſo
ſtrenge Verfügungen er auch getroffen hatte, um dem

Prinzen alle Mittel zu Cultur derſelben zu verſagen und ihm ſeine Verbannung dadurch um ſo härter und peinlicher zu machen. Der Kammer-Präſident von Münchow leiſtete dem Prinzen bey dieſer Gelegenheit, mit eigner Gefahr, wichtige Dienſte, beſonders dadurch, daß er ihm Bücher verſchafte, die ſeiner Lehrbegierde treflich zu ſtatten kamen. Als König vergalt er dieſen Dienſt mit einer ausgezeichneten Achtung und Dankbarkeit gegen dieſen würdigen Mann, der zu ſeiner Zeit einer der größten und nützlichſten Staatsmänner in Preuſſen war.

Nach Jahresfriſt ward der Prinz aus ſeinem Exil zurückberufen, das wahrſcheinlich noch länger gedauert haben würde, wenn nicht die Vermählung ſeiner älteſten Schweſter mit dem Erbprinzen von Bayreuth in dieſer Zeit gefallen wäre. Der erzürnte Vater, der überhaupt nur in den erſten Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaften fürchterlich war, konnte es nicht über das Herz bringen, ſeinen Sohn von dieſer frohen Feyerlichkeit entfernt zu wiſſen und die Freude über das Glück der Tochter ſchien den Fehler des Sohnes gänzlich zu unterdrücken.

Im folgenden Jahre ward an der Verlobung des Prinzen mit der nunmehr verwittweten Königin Eliſabeth **Chriſtine**, aus dem Hauſe Braunſchweig-Bevern, gearbeitet; einer Prinzeſſin, welche an körperlichen und geiſtigen Vollkommenheiten wenige ihres

glei-

Weſtmorland.

Ich will es dem Feldherrn überbringen. Gefällt es euch, Milords, ſo wollen wir im Geſicht unſrer beydſeitigen Armeen wieder zuſammen kommen, um entweder die Sache gütlich zu enden, (welches der Himmel geben wolle!) oder die Schwerdter ſogleich herbeyzuruffen, die den Ausſchlag geben müſſen.

York.

Wir ſind es zufrieden, Milord.

(Weſtmorland geht ab.)

Dritte Scene.

Mowbray.

Es iſt etwas in meinem Buſen, das mir ſagt, unſre Friede werde unter keinerley Bedingungen Beſtand haben.

Haſtings.

Beſorget das nicht; wenn wir unſern Frieden unter ſo ausgedehnten und vortheilhaften Bedingungen erhalten, als diejenige, worauf wir ſchlechterdings beſtehen wollen; ſo wird er ſo feſte ſtehen, als ein felſichtes Gebürge.

Mowbray.

Gut; aber alle dieſe Bedingungen werden uns doch nie das Zutrauen des Königs geben; wir werden immer mit einem Auge beobachtet werden, das voraus geneigt iſt, uns

ſchuldig

gleichen hatte, und des bekannten sonderbaren Verhältnisses ungeachtet, von ihrem erhabenen Gemahle bis ans Ende so hoch geschäzt wurde, als es ihre Tugenden und die seltene Güte ihres Herzens verdienten. Friedrich Wilhelm betrieb diese Angelegenheit wie alle übrigen, ganz militärisch; er hatte seine Ursachen, gerade diese und keine andere Prinzessin seinem Sohne zu geben, und dieser unbedingten Willkühr mußte sich der Prinz unterwerfen. Hier kam zu den politischen Zwange, der die Hände der Großen zusammenfügt, noch ein moralischer, und, wenn man will, sogar ein physischer Zwang, unter welchen sich der Prinz, der damals erst zwanzig Jahr alt war, ohne Widerrede fügen mußte. In dem darauf folgenden Jahre ward die Vermählung auf dem Herzoglich-Braunschweigischen Lustschlosse Salzdahlen, wirklich vollzogen.

Der Prinz bekam bey seiner Vermählung die Grafschaft Rupin zum Leibgedinge, und von der Zeit an, nahm er seinen Sitz in Rupin, der Hauptstadt derselben. Dieses Städtchen ward nun der Zufluchtsort der Musen, die ihrem Lieblinge hieher folgten, aber bald nachher nach Rheinsberg, einem andern kleinen Städtchen dieser Grafschaft, das an den Grenzen von Mecklenburg liegt, übergepflanzt wurden.

Dieses Rheinsberg ist der Ort, wo sich Friedrich der Zweyte theoretisch zu dem Könige und Heldem

bildete, der er nachmals ward, und deßhalb dünkt es mich einer weitern Beſchreibung nicht unwürdig.

Rheinsberg gehörte ehedem einem gewiſſen Obriſtlieutenant von Beville, dem es der König Friedrich Wilhelm abkaufte, um es dem Prinzen zu ſchenken. Unter den Händen des letztern bekam dieſer Ort in kurzer Zeit eine ganz neue Geſtalt. Er fand nichts als ein altes verfallenes Schloß und einige in ſchlechtem Geſchmack angelegte Gärten. Aber die Lage des Ganzen war reitzend, die Gewäſſer eines großen Sees ſpielten faſt bis an die Mauern des Schloſſes und ein Wald von Buchen und Eichen umkränzte dieſen See in Geſtalt eines Amphitheaters.

Das Schloß war in einem alten Styl und unregelmäßig erbauet. Der Prinz zeigte zuerſt ſeinen freyen Geſchmack in der Wiederherſtellung und Verſchönerung deſſelben, und der Freyherr von Knobelsdorf, einer der größten architektoniſchen Genien, die Brandenburg gehabt hat, führte ſeine Ideen in größter Vollkommenheit aus. Das Hauptgebäude ward ausgebeſſert, mit Fenſtern neuerer Form verſehen und mit geſchmackvollen Zierrathen verſchönert. Das alte Schloß hatte nur einen Flügel, der in einen Thurn auslief. Jezt lehnte man noch einen zweyten Flügel mit einem ähnlichen Thurme daran, um Ebenmaaß in das Ganze zu bringen. Dieſe beyden Thürme wurden mit einer Doppelreihe von Säulen verbunden,

über

über welche eine Gallerie von dem einen zum andern lief, die mit Vasen und andern architektonischen Zierrathen besezt waren. So gewann das Gebäude die Gestalt eines regelmäßigen Viereks. Der äussere Eingang lief über eine Brücke, die mit Bildsäulen besezt war, und über dem einen Eingange sahe man ein schönes Portal, auf welchem die passende Inschrift: FRIDERICO TRANQVILLITATEM COLENTI, eingegraben war. Diese Inschrift gefiel dem Könige seinem Vater, unter allen in Rheinsberg gemachten Veränderungen, am allerwenigsten.

Das Innere des Schlosses übertraf das Aeussere weit, weil die Ideen des Prinzen hier nicht durch die erste Anlage gebunden waren. Zimmer und Geräthschaften waren eben so geschmackvoll als kostbar. Wo man das Auge hinwandte, bothen sich feine Schnitzwerke und köstliche Vergoldungen dar, die einzeln unausbleibliche Würkung thaten, ohne jedoch das Ganze zu überladen.

Der Prinz war nicht für schreyende Farben; darum waren ihm hellblau, soldatenblau und fleischfarb die liebsten. Die meisten Verzierungen waren in diesen Farben angegeben, und nur immer mit schmalen Silberstreifen erhoben, die in einander verflossen und verblaßten, dem Auge einen lachenden Anblick gewährten.

Das Prächtigſte im Schloſſe war ein Saal, der mit künſtlichen Marmor verkleidet und mit großen Spiegeln und Schnörkeln von vergoldeten Metall ausgezieret war. Die Decke mahlte Pene, einer der berühmteſten Künſtler jener Zeiten. Das Stück war von ſchöner Zeichnung und allegoriſch wie man auf den erſten Blick ſehen wird. Es ſtellte den Aufgang der Sonne vor. Auf der einen Seite ſahe man die Nacht in ihrem düſtern Schleyer verhüllt und von den Horen und Nachtvögeln umgeben. Sie ſchien ſich zu entfernen, um der Morgenröthe in Begleitung des Morgenſterns, der in Geſtalt der Venus dargeſtellt war, Platz zu machen. Denn erblikte man den Sonnenwagen und Apollen auf demſelben, wie er mit eigner Hand die weißen Roſſe lenkte und die erſten Strahlen rund um ſich her verbreitete.

Kann man es der Muſe der Mahlerey verargen, wenn ſie ihren übrigen Schweſtern durch dieſe Zeichnung einen Wink gab, daß die ſo ſehnlich erwartete Zeit, die ſie von neuen in Würkſamkeit ſetzen würde, immer mehr und mehr ſich nähere?

Die Gärten, die auf den Ufern des großen Sees lagen, bekamen auch eine neue Geſtalt, und wurden nach ganz neuen Entwürfen angelegt und vertheilt. Alles was ein edler Geſchmack in der Garrenkunſt Liebliches und Erheiterndes dem Auge gewähren kann, fand man hier in ſchönen Alleen, Obelisken, Luſtwäld-

chen;

chen, Lauben, Fruchthäuſern, Cabinetten, Tempelchen, und in kunſtreichen Hecken von Epheu, Weinreben, Taxusbäumen und Cypreſſen in der angenehmſten Abwechſelung nebeneinander.

Was Rheinsberg in dieſem Punkte damals noch nicht ganz vollendet darſtellte, findet man jezt von der Hand **Heinrichs**, den der König unter allen ſeinen Brüdern am zärtlichſten liebte und dem er eben deshalb dieſe ſchöne Einſiedeley als ſein Liebſtes ſchenkte, bis auf den lezten Zug vollendet.

Kaum hatte der Prinz von Rheinsberg Beſiz genommen und die erſten Anſtalten zum Anbau der friedlichen Künſte daſelbſt gemacht, als er durch den Befehl ſeines Vaters zu dem Geräuſche des Krieges abgerufen wurde. **Friedrich Wilhelm** ließ bey Gelegenheit der pohlniſchen Erbfolgeſtreitigkeiten, die 1734. faſt ganz Europa in Waffen ſezten, zehntauſend Mann ſeiner Truppen zur kayſerlichen Armee ſtoſſen. Eugen von Savoyen, der lezterе kommandirte, ſtand mit denſelben diſſeits des Rheins, den Franzoſen gegenüber und hatte ſein Hauptquartier zu Ludwigsburg genommen.

Im Julius kam Friedrich Wilhelm mit dem Prinzen daſelbſt an. Er ſchien eine doppelte Abſicht bey dieſer Reiſe zu haben: ſeine geliebten Soldaten nicht aus den Augen zu laſſen, und ſeinen Sohn mit der Kriegskunſt praktiſch bekannt zu machen. Beyde Zwecke

wurden nicht erreicht. Der König, der ſchon kränkelte und ſich weder auf der Reiſe noch im Lager geſchont hatte (denn er ſchlief mitten unter ſeinen Soldaten, mit ſeinem Sohne unter Zeltern) bekam einen Anfall von Waſſerſucht und mußte ſich deshalb ſchon im Auguſt aus dem Lager entfernen. Die feindlichen Unternehmungen von beyden Seiten waren auch nicht von Belang, ſondern wurden mit einer gewiſſen Schläfrigkeit und mit einer etwas unkriegeriſchen Bedachtſamkeit betrieben, die für den Prinzen wenig lehrreich war. Er ſagt ſelbſt*) daß damals nur noch der Schatten des großen Eugens bey der kaiſerlichen Armee geweſen ſey; er hatte ſich ſelbſt überlebt und fürchtete ſeinen ſo männlich erfochtnen Ruhm auf das Glücksſpiel einer achtzehnten Schlacht zu ſetzen. Der Reſt des Feldzugs verſtrich mit Zügen und Gegenzügen, die um ſo weniger entſcheidend waren, da der Rhein die Kaiſerlichen und Franzoſen trennte.

Im October führte der Prinz ſeines Vaters Truppen bis nach Frankfurt am Mayn zurück, ohne daß ſie Gelegenheit gehabt hätten, ihren Muth und ihre kriegeriſche Kunſt, die ſie und ihren König während des Friedens ſo ernſthaft beſchäftigt hatte, mit Nachdruck und Glanz zu zeigen. Dieſes ward ihnen bis zur Thronbeſteigung **Friedrichs des Zweyten** aufgeſpart.

Von

*) Denkwürdigkeiten zum Behuf der Brandenburgiſchen Geſchichte.

Von Frankfurt am Mayn nahm der Prinz seinen Weg über Anspach und Bayreuth nach Potsdam zurük, wo er seinen Vater sehr krank fand. Sein Podagra war zurückgetreten und in eine Windwassersucht ausgeschlagen, die ihn aller Regierungsgeschäfte unfähig und schwach gemacht hatte, daß der Kronprinz alle Befehle in seinem Namen unterschreiben mußte. Indessen genas er diesesmal noch und der Prinz ward von ihm nach Stettin geschickt, um die dortigen Festungswerke in Augenschein zu nehmen.

Endlich kam der Prinz nach Rheinsberg zurück, um ganz der Einsamkeit und den Musen zu leben.

Von dieser Zeit an trennte ihn auch bis zu seiner Thronbesteigung von diesem Lieblings-Aufenthalt nichts als einzelne kleine Reisen die er entweder allein oder im Gefolge seines Vaters machte, und die sehr viel dazu beytrugen, daß er immerfort neue Reitze an jenem Wohnsitz der Musen bemerkte.

Die Zeit, die er von nun an daselbst zubrachte, war zwischen den schönen und ernsthaften Wissenschaften, zwischen Musik und Dichtkunst, Staatskunde, Politik und Kriegswissenschaft getheilt. Den grösten Theil des Tages war er in seiner Bibliothek, die der feinste und solideste Geschmack zusammengetragen hatte; die übrigen Stunden brachte er in einem Cirkel von Männern zu, die es verdienten von ihm genau gekannt und geschätzt zu seyn. Sie machten eine sehr

abwechselnden Gesellschaft von Kriegern, Baukünstlern, Mahlern, Gelehrten und Tonkünstlern aus, die sämtlich Liebe zu den Künsten und Wissenschaften mit dem Prinzen gemein hatten und mit diesem Vorzuge noch den verbanden, daß sie überaus gute Gesellschafter waren.

Die Vornehmsten darunter waren der Ritter Chasot, der Freyherr von Kayserling, der geheime Rath Jordan, der Hofprediger des Champs, der Freyherr von Knobelsdorf, der Obristwachtmeister von Semning, einige Officiers von des Prinzen Regiment und endlich der berühmte Geschichtsmahler Pene, der bekannte Blumenmahler du Buißon, die beyden Compositeurs, Gebrüder Graun, und Benda, einer der berühmtesten Violinisten in Europa.

Von einigen dieser Lieblinge und Freunde des Prinzen, hat uns Bielefeld der mit ihnen zu Rheinsberg lebte, und sie mithin sehr genau kannte, die Bildnisse gezeichnet.

Der Ritter Chasot war dem Prinzen in dem französischen Lager, das er bey Gelegenheit des vorhin erwähnten Rheinischen Feldzuges zu besehen, die Erlaubniß erhalten hatte, bekannt geworden. Sein vollständiger Name war Franz Isaac Graf von Chasot; sein Vaterland die Normandie. Er besaß einen hellen Verstand, viel Witz und Lebhaftigkeit und einen entschiedenen Geschmack für die Kriegskunst. Als der

Prinz

Prinz zur Regierung kam, gab er ihm ein Jägerkorps, an deſſen Spitze er in dem Kriege von 1740 bis 1742. viel Ruhm erwarb, den er in dem darauf folgenden neuen Kriege bis zur höchſten Staffel hinauftrieb, als er mit dem Dragoner-Regiment Bayreuth, unter welchem er als Major diente, in der Schlacht bey Hohenfriedberg, Sechs und Sechszig feindliche Fahnen erbeutete, und überhaupt durch ſeine unerſchütterliche Tapferkeit und Geiſtesgegenwart nicht wenig zu dem glücklichen Ausgange dieſes Treffens würkte. Im Jahr 1752. nahm er ſeinen Abſchied und ward von dem König von Dänemark mit dem Titel eines Generallieutenants zum Commandanten von Lübek ernannt.

Ein zweyter Liebling des Prinzen und ſein vertrauteſter Geſellſchafter war der Baron Dietrich von Kayſerling, ein Curiſcher Edelmann. Die Natur hatte ihn mit den glänzendſten Talenten ausgeſtattet, die ſie ſonſt nur einzeln ihren Lieblingen zutheilt. Er hatte einen Kopf, der die wichtigſten und ſchwerſten Gegenſtände mit gleichem Feuer umfaßte, und das, was ihm an Gründlichkeit abgieng, mit einem unerſchöpflichen Witze, mit einer ſiegenden Beredſamkeit und einem nie unterliegenden Muthe erſetzte. Er konnte was er wollte, that aber nicht immer was er konnte, und zeigte überhaupt in ſeinem Charakter ſo viel Geſetzheit und Etourderie, ſo viel Beharrlichkeit und Leichtſinn, ſo viel Edles und Großes, und wiederum

ſo

so viel Renomisterey und Bisarrerie, daß man oft zweifelhaft war, ob man ihn für den stärksten oder schwächsten Sterblichen halten sollte.

Als ihn der Freyherr von Bielefeld das erstemal zu Rheinsberg sah, fuhr er wie ein Sturmwind in den Saal. Er war auf der Jagd gewesen, hatte einen Schlafrok an und eine Flinte auf der Schulter. Er redete den Freyherrn von Bielefeld so munter und ungezwungen an, als ob er schon seit langer Zeit sein vertrautester Freund gewesen wäre, ergriff ihn beym Arme und trug ihn beynahe in sein Zimmer. Hier deklamirte er, während er sich ankleiden ließ, bald Stellen aus der Henriade, bald aus teutschen Dichtern, sprach bald von Pferden und von Jagd, bald von Gelehrsamkeit und Kunst, sprang und tanzte, und sprach dann wieder von Politik, Mathematik, von Malerey, von den schönen Wissenschaften und von der Kriegskunst.

Charakter dieser Art sind noch immer, wenn das erste jugendliche Feuer gedämpft war, die brauchbarsten und wohlthätigsten für die Menschheit geworden, weil bey ihnen mitten unter dem Brausen der ungebändigten Leidenschaften die Züge eines guten und fühlenden Herzens, wie Sonnenblicke durch Gewitterwolken herdurch zu schimmern pflegen.

Kayserling, den der Prinz nur immer Cäsarion nennte, wäre in der Folge einer der besten Feldherrn ge-

ſchuldig zu finden ; und die ſchlechteſte Urſache, der eiteliſte Schatten eines Verdachts wird das Andenken dieſer That wieder aufweken. Unſre künftige Treue mag den flammenden Eifer der Märtyrer haben, ſie wird doch immer zu kalt befunden werden; und das argwöhniſche Auge des Vorurtheils wird in unſern Verdienſten ſelbſt Entwürfe neuer Verbrechen ſehen.

York.

Nein, nein Milord; glaubt mir, der König iſt dieſer allzugroſſen Schärfe und dieſer nagenden Beſorgniſſe ſelbſt überdrüßig; er hat gefunden daß jeder Argwohn, dem er durch den Tod ein Ende macht, zween Gröſſere in den Ueberlebenden erwekt. Er wird alſo ſeine Schreibtafel rein auswiſchen, und, um ſeiner gegenwärtigen Ruhe willen, die Erinnrung vergangner Unruhen von ſich entfernt halten. Denn er weiß allzuwol, daß er dieſes Land nicht ſo genau ausjäten kan, als ſeine argwöhniſche Gemüthsart es wünſchte. Seine Feinde ſind ſo ſehr mit ſeinen Freunden zuſammengewurzelt, daß er keinen Feind ausreuten kan, ohne zugleich einen Freund zu entkräften. So daß dieſes Land, wie ein böſes Weib, das ſeinen Mann ſo ſehr aufgebracht hat, ihr Schläge anzubieten, indem er ſchlagen will, ihm ſein Kind entgegen ſtrekt, und dadurch die beſchloßne Züchtigung in ſeinem aufgehobnen Arm zurük hält.

Haſtings.

Ueberdem hat der König an den neulichen Verbrechern alle ſeine Ruthen abgenuzt, ſo daß es ihm izt ſogar an

Werk-

geworden, wenn er länger gelebt hätte. Er war Obriſt und General-Adjutant des Königs, als er im Jahre 1745. in der Blüthe des männlichen Alters ſtarb *).

Nicht minder lebhaft, aber weit ſteter und feſter war der Charakter des Geheimenraths Jordan, den der Prinz vorzüglich ſchätzte. Er hatte Theologie ſtudirt, begab ſich aber derſelben, weil er von ſehr ſchwacher Geſundheit und deshalb ſchon nicht im Stande war, ſeine Stelle auf der Kanzel mit Nachdruck zu behaupten. Er that eine gelehrte Reiſe nach Holland, England und Frankreich, und ward nach ſeiner Zurückkunft dem Prinzen bekannt. Dieſer nahm ihn in ſeine Dienſte und hatte ihn von der Zeit an beſtändig um ſich. Wie vertraut er mit ihm geweſen ſey, kann unter andern ein Brief beweiſen, den der Prinz als König mitten unter dem Getümmel des Krieges an ihn ſchrieb **).

Jordan war klein von Perſon, aber nicht unregelmäßig gewachſen. Er hatte viel Einnehmendes in ſeinem Aeuſſern und einen vorzüglich lebhaften und feurigen Blick. Seine Geſichtsfarbe war braun, und ſeine ſtarke Augenbraunen waren ſchwarz wie ſein Bart.

Er

*) Seine Elege findet man in den Memoire der Berliner Akademie vom Jahre 1745. auch in den Werken des Phil. von S. S. Neue Ueberſetzung 2ter Band.

**) Dieſer Brief iſt in der neuen Ueberſetzung der Werke des Phil. von S. S. 3. B. S. 227 anzutreffen.

Er beſaß viel Verſtand und eben ſo viel Geſchmack und Gelehrſamkeit, die er auf ſeinen Reiſen ungemein ausgebildet und erweitert hatte. Er iſt auch durch einige Schriften in der Litteratur bekannt geworden, die jedoch von der unerſchöpflichen Ader von Witz, die ihm die Natur verliehen hatte, nicht ſo viele Spuren zeigten, als ſeine mündlichen Unterhaltungen. Das ſchärfſte Salz war nicht ſo beißend, wie der Witz, von dem ſein Mund, wie eine lebendige Quelle immerfort überſtrömte. Doch ehrwürdiger als alles dieſes, machte ihn ſein Herz, welches der Sitz der Aufrichtigkeit, Rechtſchaffenheit und der unbedingteſten Ergebenheit für den Prinzen war. Selbſt die Hofleute geſtanden ihm dieſe Vorzüge ein, und ſchätzten ihn darum.

Als der Prinz zur Regierung kam, machte er ihn zum Geheimerath und darauf zum Vicepräſidenten ſeiner Akademie, als welcher er 1745. im fünf und vierzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

Die Vorzüge des Freyherrn von Knobelsdorf waren weniger für den geſellſchaftlichen Umgang als für ernſthaftes Wiſſen. Sein Aeuſſeres hatte nicht das Geſchmeidige, Queckſilberne und Lachende der vorhin beſchriebenen drey Freunde des Prinzen: er war immer ernſthaft und finſter und mit ſeinem Studiren beſchäftiget. „Ich vergleiche ihn mit einer ſchönen Eiche, ſagt der Freyherr von Bielefeld, und man weiß, daß es nicht nöthig iſt, alle Bäume ſo zierlich und kün-

künſtlich zu beſchneiden, als die in den Gärten von Marly. Aber wenn ich den Verſtand in Perſon mahlen wollte, ſo müßte mir Knobelsdorf dazu ſitzen.„ Sein Umgang war ungemein lehrreich, wenn man ihn auf ſeine Lieblingswiſſenſchaften, Baukunſt, Zeichenkunſt und Mahlerey zu lenken wußte.

Um ſeine Kenntniß in dieſen Fächern zu erweitern, nahm ihn der Prinz aus den Kriegsdienſten und ließ ihn eine Reiſe nach Italien thun. Von daher brachte er einen Schatz theoretiſcher Kenntniſſe zurück, die er in der Folge praktiſch zu zeigen, immerfort Gelegenheit hatte. Was man in Rheinsberg Schönes in der Architektur und den damit verwandten Künſten ſahe, hatte Knobelsdorf nach der Angabe des Prinzen mit großer Einſicht und im feinſten Geſchmacke ausgeführt. Er mahlte die reizendſten Landſchaften und zeichnete die Bildniſſe ſeiner Freunde zum Sprechen ähnlich nach der Natur. Dabey war er ein Mann von bewährter Treue und Redlichkeit.

Er ſtarb 1753. zu Berlin als geheimer Finanzrath, Aufſeher ſämmtlicher Königlicher Schlöſſer und Gärten und Oberlandbaudirektor im vierundfunfzigſten Jahre. Das Schloß von Sans Souci, das unter ſeiner Aufſicht erbauet wurde und eine Menge anderer königlicher Gebäude ſind die ſchönſten Denkmäler ſeiner Kenntniſſe in der Architektur. *)

Mit

*) Eine Lobrede auf ihn von der Hand des Königs ſteht im 3ten Bd. der neuen Ueberſ. des Philoſ. von Sans Souci.

Mit ihm hatte der Major von Semmig viel ähnliches, doch war er ſeiner Jahre ungeachtet, noch munterer und lebhafter als er. Er hatte den Prinzen in der Mathematik unterrichtet und war der erſte geweſen, der zu ſeinen Kenntniſſen in der Kriegskunſt, ſofern ſie mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften verſchwiſtert iſt, den Grund gelegt hatte. Zur Dankbarkeit ließ ihn der König nie wieder von ſich, und erhob ihn, als er zur Regierung kam, zum Obriſten beym Ingenieurcorps. Er hatte das Unglück gehabt, in einem der Flanderiſchen Feldzüge einen Schenkel zu verlieren; aber der Bildhauer hatte dieſen Verluſt mit einem hölzernen Beine ſo künſtlich erſezt, daß man, wenn eine weiße Camaſche drüber hergezogen war, den Finger der Kunſt nicht bemerkte. Er ſtarb 1743. in ſeinem ſechs und ſechzigſten Jahre.

Die übrigen Bewohner des Schloſſes zeichneten ſich ſämmtlich entweder durch Liebe zu den Künſten des Friedens oder des Krieges, oder durch Munterkeit im Umgange und durch aufrichtige Ergebenheit gegen den Prinzen aus.

Die Mittage und Abende brachte er gewöhnlich in der Mitte dieſer Männer zu. Dieſes waren ſeine eigentliche Erholungsſtunden die er auf ſeine ernſten Studien regelmäßig folgen ließ. Es muß keine ernſthaftere Tiſchgeſellſchaft gegeben haben, als dieſe. Der Prinz, der ſeinen Geiſt von Jugend auf mit den claſſiſchen

ſiſchen Schriftſtellern der Franzoſen genährt hatte, und mit einem geläuterten Geſchmack einen feinen Witz verband, war die Seele derſelben. Die übrigen, die theils durch natürliche Lebhaftigkeit, theils durch Reiſen, theils durch Umgang mit der großen Welt, theils durch Feldzüge, theils durch Studium des Menſchen, ein Magazin von Bemerkungen, Erfahrungen, Anekdoten, Charakterzügen und auch wohl von kleinen Poſſen zuſammengebracht hatten, beeiferten ſich in die Wette, was ſie wußten mit neuen unerwarteten Wendungen, freyen Raiſonnemens, Bonmots, und mit allen feinen Künſten der Converſation zu rechter Zeit an Mann zu bringen. So war das erſte Wort des Prinzen ein Blitzſtrahl in ein Pulvermagazin. — Alle Zungen wurden rührig, alle Augen funkelten, und, Schlag auf Schlag, fiel Einfall auf Einfall von allen Seiten und Enden.

Abends gab der Prinz gewöhnlich Conzert in ſeinem eigenen Zimmer, wobey er jedesmal die Flöte blies, für die er ſelbſt meiſterhaft ſetzte, und die bis in ſein Alter ſein Lieblingsinſtrument geblieben iſt.

Mit dieſen Vergnügungen wechſelten die Stunden des Tages ab, in welche der Prinz, nach dem Antritt ſeiner Regierung und mitten unter den darauf folgenden ſtürmiſchen Zeiten und den Mühſeligkeiten der Krone, noch oft mit Sehnſucht und Rührung zurückſahe.

Von Rheinsberg aus kam er mit einigen berühmten und verdienſtvollen Franzöſiſchen Gelehrten z. B. mit Voltaire, Rollin, Thiriot, Maupertuis und einigen andern in Briefwechſel, an die er größtentheils aus bloßer Achtung für ihre Verdienſte zuerſt ſchrieb. *)

Seine Bekanntſchaft mit Voltaire ward ihm ſehr nützlich, ſchon damals als ſie nur noch ſchriftlich war, noch mehr aber nachher, als dieſer Gelehrte in eigener Perſon nach Potsdam kam. Ich werde hievon, um nichts vorwegzunehmen, weiter unten ausführlicher ſprechen.

Wiewohl des Prinzen Neigung hauptſächlich auf die franzöſiſche Literatur gieng, ſo hatte er doch ein Auge auf den Zuſtand der Vaterländiſchen. Sein Vater, der aus den Brandenburgern gern ein ganzes Volk von Kriegern gezogen hätte, bekümmerte ſich wenig um Gelehrſamkeit, höchſtens um einen einzigen Zweig derſelben, die Theologie. Dieſer hieng er aus Gewohnheit, die bey ihm Bedürfniß geworden war, nach ihrer älteſten Form an, und ſie verbeſſern wollen, hieß ihm eben ſo viel als ſie ausrotten. Seine Hofprediger vermochten im Punkte der Religion nicht weniger über ihn, als ſeine dienſterfahrne Generale im Punkte des Soldatenweſens. Er war der erſte und eifrigſte Soldat, und wollte auch

der

*) Einige dieſer Briefe ſind in der neuen Ueberſetzung der Werke des Philoſ. von Sans Souci im 3ten B. zu finden.

der erſte und eifrigſte Chriſt in ſeinem Lande ſeyn. Sein Grundſatz war: ein ſchlechter Chriſt könne nie ein guter Soldat ſeyn; und dieſer Grundſatz pflanzte ſich unter den Preußiſchen Generalen dergeſtalt fort, daß noch im ſiebenjährigen Kriege die Preußiſchen Befehlshaber, beſonders von der Kavallerie, vor jedem Scharmützel ein Vater Unſer ꝛc. beteten, dann den Hut in die Augen druckten, den Degen zogen und riefen: In Gottes Namen, ihr Burſche, haut ein! *) und dann wars freylich um die feindlichen Schädel gethan!

Da Friedrich Wilhelm ſo ſtreng über das alte Herkommen in der Religion hielt, und, bey der Güte ſeines Herzens, Andacht von Andächteley und Kopfhänger von geſetzten und vernünftigen Chriſten nicht immer zu unterſcheiden wußte: ſo war es den Heuchlern ſehr leicht, durch ein Gewebe von Ränken und Cabalen, die ſie vielleicht oft nur aus heiliger Einfalt ſich erlauben zu können glaubten, das ganze Fach des Religionsweſens in ihre Hände zu leiten, und gleichſam einen theologiſchen Maasſtab feſtzuſetzen, wornach man Talente, Kenntniſſe und Verdienſte zu meſſen pflegte. Den frömmſten fielen die fetteſten Stellen in der Kirche zu, und unter den Profeſſoren galten die für die geſchikteſten, die am häufigſten in die Kirche giengen.

*) Einer der berühmteſten Preußiſchen Generals von der Kavallerie, ſagte bey ſolchen Gelegenheiten immer: In Gottes Namen, ihr Kameraden, haut die Hunde, daß ſie der T.. holt!

Aus dieſem Umſtande mag man es ſich erklären, wie man in der erſten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms den deutlichſten, gründlichſten und pünktlichſten teutſchen Philoſophen, den Profeſſor Chriſtian Wolf aus Halle vertreiben konnte, weil er ſich unterfangen hatte, das Daſeyn Gottes, welches doch durch die Bibel ſo ſtreng bewieſen war, noch zum Ueberfluß durch eine mathematiſche Kette von Vernunftſchlüſſen zu beweiſen und erſtere durch letztere zu befeſtigen. Sein erſter und hitzigſter Gegner war Doktor Joachim Lange, der für ſeine Inconſequenz und Rachſucht dadurch genugſam beſtraft zu ſeyn ſcheint, daß er für jezt und immer den Schulknaben mensa vorkäuen und immer wiederkäuen muß. — Dieſer brachte es ſo weit, daß der Philoſoph aus Halle verbannt ward, aus Halle, wo Thomaſius als an einem ſichern Zufluchtsorte die erſte Geiſel ſchwang, womit er Aberglauben und Vorurtheile aus Teutſchland vertrieb.

Der Prinz ſchätzte dieſen verfolgten Philoſophen, und ſtudirte ſeine Werke nicht nur eine Zeitlang faſt ausſchließend, ſondern ließ ſogar einige derſelben ins Franzöſiſche überſetzen und drucken. Es that ihm weh, dieſen Mann aus einem Lande vertrieben zu ſehen, auf deſſen Dankbarkeit er hätte ſollen rechnen können, und deshalb wagte er unter der Hand verſchiedene Schritte um ihn zurückzubringen. So wurde auf Befehl des Königs eine Commiſſion niedergeſetzt,

die

die halb aus reformirten, halb aus lutheriſchen Gottesgelehrten beſtand, um Wolfens Lehren noch einmal zu unterſuchen und Bericht zu erſtatten, ob man wirklich die verderblichen und glaubenswidrigen Grundſätze darin finde, deren man ihn beſchuldiget hatte. Dieſes geſchah, und Wolf wurde für unſchuldig erklärt. Nun that der König alles, um ihn in ſein Land zurückzubringen: aber der Philoſoph wollte ſich einer neuen Verbannung nicht ausſetzen, und ſchlug ſein Anerbiethen aus. Er wußte wohl, daß ein König, deſſen Fach es nicht war über abſtrakte Dinge nachzudenken, und der lieber andere darüber nachdenken und ſich dann Bericht davon erſtatten ließ, in beſtändiger Gefahr ſey, von frommen Denkern hintergangen zu werden, die, weil ſie ihren Kopf, deſſen kühnſte Frage in der Bibel ihre genugthuendſte Antwort fand, für den Normalkopf hielten nach welchem alle übrigen ſich richten müßten, immer bereit waren die wohlthätige Denkfreyheit zu verfolgen und in Feſſeln zu halten.

Der Prinz war betrübt, daß es ihm nicht gelungen war, den Philoſophen auf dieſem Wege zurückzubringen, aber er konnte die Gründe deſſelben unmöglich mißbilligen, weil er ſelbſt ſeinen Vater in dieſem Punkte kannte. Seine Hochachtung für den Philoſophen ſtieg immer höher, und ſobald er an die Regierung kam, war Wolf wieder in Halle.

So wie sich des Prinzen Verstand bey diesem miß-verstandnen Eifer für das Beste der Religion empörte; so wie er das Betragen der Verfolger Wolfens für nichts rühmlicheres als für eine religiöse Coquetterie ansahe, die auf Kosten des rechtschaffenen Mannes Gott und dem König gefallen wollte: eben so ward um diese Zeit sein Herz und Verstand durch die berühmte Schrift des Machiavel, die den Fürsten lehrt, den Despotismus lebhaft empört, und er wandte seine besten Stunden, seine besten Kenntnisse und Erfahrungen auf eine Widerlegung dieses Buchs, die unter dem Titel, Antimachiavel, im Jahr 1740 erschien. *)

Ich wage es, sagt er in der Vorrede, die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, das dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit, Sophismen und Lastern entgegen zu stellen. — Ich habe den Fürsten des Machiavel immer für eins der gefährlichsten Bücher angesehen, die der Welt bekannt geworden sind. Es ist ein Werk, das natürlicherweise in die Hände der Fürsten und Staatskundigen fallen muß; und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeitziger junger Mann, dessen Herz und Urtheilskraft noch nicht Festigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen richtig

*) Antimachiavel, ou Examen du Prince de Machiavel avec des notes historiques & politiques. 1740.

Werkzeugen zur Züchtigung fehlt; und ſeine Macht, wie ein Löwe dem die Klauen benommen ſind, zwar drohen, aber nicht faſſen kan.

York.

Es iſt in der That ſo; ſeyd alſo verſichert, mein lieber Lord Marſchall, daß wenn wir mit dem König nur erſt recht ausgeſöhnt ſind, unſer Frieden, wie ein gebrochnes Glied das wieder eingerichtet worden, nur deſto ſtärker werden ſoll.

Mowbray.

Ich wünſch' es. Hier kommt Milord von Weſtmerland zurük.

Weſtmorland zu den Vorigen.

Westmorland.

Der Prinz iſt nicht weit von hier; gefällt es euch, Milords, mit ſeiner Durchlaucht, in gleicher Entfernung von beyden Armeen zuſammen zu kommen?

Mowbray.

Milord von York, ſo gehet dann in Gottes Namen voran.

York.

Gehet ihr voran, und grüſſet ſeine Durchlaucht: Milord, wir kommen.

tig zu unterſcheiden, durch Maximen verderbt werde, die ſeinen Grundſätzen und Leidenſchaften ſchmeicheln.„

„Wenn es unrecht iſt, die Unſchuld einer Privatperſon zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat, ſo iſt es um ſo ſchädlicher, Fürſten zu verderben, welche Völker beherrſchen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, Beyſpiele davon ihren Unterthanen aufſtellen, und durch ihre Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit lebendige Ehrenbilder der Gottheit ſeyn ſollen. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeitlang, verwüſten nur einige Gegenden, und dieſe Unfälle laſſen ſich wieder gut machen, aber die Verbrechen der Könige bringen weit längere Leiden und zwar ganzen Völkerſchaften. — Wie bedauernswürdig iſt die Lage der Nationen, die von dem Misbrauche der höchſten Gewalt alles zu befürchten haben, wenn ihre Güter der Habſucht des Fürſten, ihre Ruhe ſeinem Ehrgeitz, ihre Sicherheit ſeiner Treuloſigkeit, und ihr Leben ſeiner Grauſamkeit ausgeſetzt ſind? — Man ſollte in der Geſchichte nur die Namen der guten Regenten aufbewahren, und die andern ſamt ihrer Unthätigkeit, ihren Laſtern und Ungerechtigkeit auf immer erſterben laſſen. Die Anzahl der Geſchichtsbücher würde dadurch freylich verringert werden, aber der Menſchheit würde daraus Nutzen erwachſen, und die Ehre, in der Geſchichte zu leben, und ſeinen Namen künftigen Jahrhunderten und der

Ewigkeit zu übergeben, würde nur der Lohn der Tugend seyn. „

Man sieht aus diesen Gedanken, wie rein die Quelle war, aus welcher des Prinzen Unwille über das System des Machiavel herfloß. Statt daß jeder Andere in seiner Lage und in seinen Jahren von den sophistischen Schlingen dieses Politikers wäre gefangen worden, erkannte er sie auf den ersten Blick und hütete sich nicht nur selbst vor ihnen, sondern, was noch rühmlicher ist, warnte auch andre davor. Er folgte diesem Schriftsteller Punkt für Punkt, damit man wie er selbst sagt, gleich neben dem Gifte das Gegengift fände. Der Antimachiavel wird immer ein schönes Denkmal von dem Verstande, den Kenntnissen, der Menschenliebe und dem edlen Herzen eines Fürsten bleiben, der hier in frühern Jahren gleichsam den Weg angab, den er als Vater seines Volks, als Monarch im Verhältniß gegen andre, und als Krieger in spätern Jahren zu betreten willens war. Kein Wunder also, wenn man diesem Buche, als es erschien, mit allgemeinen Beyfall entgegen kam, und es in kurzer Zeit in fünf Sprachen übersetzte.

Diese Achtung für die Menschheit, deren Rechte der Prinz mit so viel Wärme vertheidigte, ward um diese Zeit durch den Umstand, daß er in den Freymaurerorden trat, noch mehr befestiget. Dieser Orden, dessen stärkster Grundpfeiler die sechs Haupttugenden

genden ſind, deren der Menſch fähig iſt: — der Redlichkeit, Brudertreue, Wohlthätigkeit, Wahrheitseifer, Uneigennützigkeit und Verſchwiegenheit als Haupteigenſchaften von ſeinen Gliedern verlangt; der unbekannt ſo viel Gutes in der Welt gewürkt hat, und da, wo er nicht durch den Arm eines Herrſchers ans Licht gezogen wird, immer noch würkt; der, wo er verfolgt wird, die tiefſten Wurzeln treibt; wo er geduldet wird, gedeihet, wo er aber öffentlich erlaubt und geſchützt wird, ſeine friſcheſten Blätter fallen läßt; der, wenn er auch nicht ſo alt ſeyn ſollte, als ſeine eifrigen Genealogen meynen, dennoch an Würde, Ernſt und Wohlthätigkeit keinem andern Inſtitute von der Art nachſtehen darf; der den Armen und den Reichen, den Unterthan und den Fürſten zu einerley Zweck vereinigt, und, um dieſen deſto gewiſſer zu erreichen, ſie alle gleich macht; der, ohne daß die Welt es weiß, ohne daß ſelbſt viele ſeiner Glieder es bemerkt haben, der vollkommenſte Freyſtaat iſt, den der menſchliche Verſtand ſtiften konnte, und deſſen innere Verfaſſung ſo ausſchließend auf Menſchenwerth gebauet, ſo eng mit Menſchenliebe verſchwiſtert, und ſo ſichtbar auf Menſchenglück berechnet iſt, daß ein angehender Regent ſie nicht anders als mit dem wohlthätigſten Einfluße auf das Wohl der ihm Unterworfenen, oder menſchlicher geſagt, denen die ſich ſeiner Führung anvertrauen, kennen gelernt und ſtudirt haben kann — Dieſer Orden nahm den Kronprinzen in ſeinem

ſechs und zwanzigſten Jahre zu Braunſchweig in ſeinen Schooße auf.

Zu jener Zeit ward die Maurerey von allen frommen Chriſten mit der Peſt, die im Finſtern ſchleicht, verglichen; die Maurer galten für Vorläufer des Antichriſt, und man warnte die Welt vor ihren Fallſtricken ſo ſehr, als man ſie jezt vor den Cabalen der aufgehobenen aber nicht ausgerotteten Jeſuiten- vielleicht ein wenig zu ängſtlich, zu warnen beſchäftiget iſt. Freymaurerey und Atheismus waren damals dem großen Haufen gleichbedeutende Wörter, und deßhalb zog ſie die Geiſtlichkeit vor ihr Tribunal. Man weiß ſchon, daß dieſe immer bereit iſt, Waſſer zuzutragen wo kein Feuer iſt, und über Sachen am dreiſteſten zu entſcheiden, von denen ſie am wenigſten weiß. Ihre Vorſtellungen giengen durch die tauſend Canäle, die ſie ſich zu den Herzen des Volks eröfnet hat, in Letzteres über, und wo nun Viehſeuchen, anſteckende Krankheiten, Miswachs, Feuers- und Waſſersgefahren ſich einfanden, da waren die Freymaurer die erſten, durch deren loſe Künſte dieſe Würgegeiſter des menſchlichen Geſchlechts waren herbeygezaubert worden.

Friedrich Wilhelm hatte eben dieſe Vorſtellung, und vielleicht in keinem ſubtilern Grade, von der Maurerey. Bey Fürſten findet ſie überhaupt ſchon darum Feinde, weil es ihre Eigenliebe beleidigt, in ihrem Staate noch einen kleinen Staat gegründet und ſo feſt

ge-

gegründet zu wiſſen, daß ihn ſelbſt die ſchärfſten Verbote nicht ausrotten ſondern vielmehr befeſtigen. Die Unüberlegten unter ihnen ſuchen ihn deshalb mit dem Rufe der Schädlichkeit und der Empörung zu brandmarken, und verfolgen ihn; die Klügern nennen ihn Gaukeley und privilegiren ihn.

Der König ſcheint ihn für ſchädlich gehalten zu haben, nicht weil er von ſeinen Gliedern politiſche Cabalen, ſondern weil er boshafte Unternehmungen auf die Religion von ihnen befürchtete. Bey einem Beſuche, den er dem Prinzen von Oranien zu Loo in Begleitung des Kronprinzen machte, kam einmal das Geſpräch bey der Tafel auf die Freymaurerey. Friedrich Wilhelm erklärte ſich mit ſeiner gewöhnlichen Hitze wider ſelbige; aber der Graf zu Lippe-Bückeburg, Albert Wolfgang, der in England Maurer geworden war, trat auf ihre Seite, und vertheidigte ſie mit einem Feuer, einer Freymüthigkeit und Beredtſamkeit, die zwar wider das Vorurtheil des Königs nichts, aber deſto mehr über das Herz ſeines Sohnes, des Kronprinzen, vermochten. Dieſer zog den Grafen gleich nach der Tafel auf die Seite, und erklärte ihm ſein Verlangen, in eine Geſellſchaft aufgenommen zu werden, die ſo freymüthige und wahrheitliebende Glieder hätte. Dieſe freye Entſchließung des Prinzen iſt kein kleiner Triumph für die Maurerey, und ein ſicherer Beweis, daß ſie keiner Proſelytenmacherey benöthigt iſt, um

Män

Männer von Verſtand auf ihr Weſen aufmerkſam zu machen.

Der Graf von der Lippe war über dieſen Erwerb eines neuen Bruders, von dem man damals ſchon durch ganz Europa mit Ehrfurcht und Achtung ſprach, ſehr erfreut, und verſprach alle Anſtalten zu treffen, daß er zu Braunſchweig, wohin der König von Loo gieng, könnte aufgenommen werden.

Deshalb ſchrieb der Graf ſogleich nach Hamburg, that den dortigen Brüdern das Verlangen des Prinzen kund, und bat ſie, einige aus ihrer Mitte mit dem Ordensapparat nach Braunſchweig zu ſenden, und daſelbſt eine Loge zu formiren, in welcher der Prinz aufgenommen werden könnte. Auch nach Hannover ſchrieb er in dieſer Abſicht. Ob es damals in Braunſchweig keine Loge gab, oder ob man die Maurerey daſelbſt nicht duldete, daß man Brüder aus Hamburg und Hannover verſchreiben mußte, kann ich aus Mangel maureriſcher Urkunden nicht beſtimmen. Vielleicht geſchah es auch, um das Ganze heimlicher auszuführen, welches nicht geſchehen konnte, wenn man die Braunſchweigiſchen Maurer, wovon vielleicht einige als ſolche dem Publikum bekannt waren, zur Arbeit gezogen hätte. Ihre Annäherung zum Prinzen würde ſeinem Vater auf der Stelle Verdacht erwekt, und er würde nach ſeiner raſchen Art ganz Braunſchweig in Empörung gebracht haben. Dem Prinzen, von dem er ohnehin

mit

mit äuſſerſten Mißfallen vernommen, daß er mit Voltaire und andern berühmten Unchriſten in Briefwechſel ſtand, hätte dieſer Schritt zum Irrglauben wenigſtens ein zweyjähriges neues Exil nach Cüſtrin zugezogen. Die fremden Maurer fürchteten ſich auch vor dem König, und der Freyherr von Bielefeld, der zu ihnen gehörte und damals ſeine erſte Bekanntſchaft mit dem Prinzen machte, ſchrieb kurz nach des Letztern Aufnahme an einen ſeiner Freunde nach Hamburg: „Wir haben nicht Luſt lange in Braunſchweig zu bleiben. Es iſt ein gekröntes Haupt zuviel hier, daß von der Aufnahme ſeines Sohnes Nachricht bekommen, und in einer hitzigen Minute die Achtung für unſre ehrwürdigen Brüder leicht aus den Augen ſetzen könnte.„

Indeß gieng alles mit äuſſerſter Heimlichkeit und Verſchwiegenheit zu, und weder der König noch ſeine Getreuen erfuhren etwas davon. Zugleich mit dem Prinzen ward der Graf Leopold Alexandre von Wartensleben, der ſeiner vorzüglichen Zuneigung genoß, in den Orden aufgenommen. Der Prinz ward ein eifriger Maurer; in den erſten Tagen nach ſeines Vaters Tode, erklärte er ſich öffentlich für einen ſolchen, und hielt zu Charlottenburg eine Loge, in welcher er als Meiſter vom Stuhl den Prinzen Wilhelm, den Markgrafen Carl von Schwedt, und den Herzog von Hollſtein aufnahm. Nach der Zeit beſuchte er die Logen zwar ſeltner und in ſpätern Jahren gar nicht mehr

aber

aber er gab der Maurerey immerfort Beweiſe ſeiner Achtung und Zuneigung, und nahm ſie öffentlich in ſeinen Schutz.

Die Zeit näherte ſich nun immer mehr, wo der Prinz zum Beſitz der Krone gelangen ſollte. Er hatte lange und thätig gearbeitet und ſich eine Menge theoretiſcher Grundſätze geſammelt, zu deren Vollſtreckung ſich nun ein weites Feld öfnete. Der König, ſein Vater, war ſeit einiger Zeit von ſeinem alten Uebel öfter und gefährlicher befallen als vorher, und es verſchlimmerte ſich um ſo mehr, da er ihm mit einem ſeltnen Heroismus zu trotzen ſuchte. Er beſorgte alle ſeine Geſchäfte, muſterte ſeine Soldaten, gieng auf die Jagd und legte ſich nur immer erſt dann, wenn der Schmerz ihn des letzten Reſtes ſeiner Kräfte beraubte.

Der Prinz war immer noch zu Rheinsberg und ſah ſeinen Vater nur ſelten. Immer noch waren ſeine Stunden zwiſchen den Muſen und dem Mars getheilt, doch waren die erſten ſeine liebſten Gefährtinnen, ob er gleich vor Letzterem nie eine wirkliche Abneigung bezeigte. Sein Vater war ſogar mit ſeinen Fortſchritten in der Kriegskunſt zufrieden, und bedauerte nur immer, daß er ihr nicht alle ſeine Kräfte widmen wollte. Er behielt bis an ſein Ende eine thätige Geringſchätzung der ſchönen Künſte, deren Verehrer er geradezu für untaugliche Weichlinge erklärte. Die meiſten

Gesellschafter seines Sohnes tolerirte er auch nur, und kaum durften sie sich vor ihm sehen lassen. Der Prinz mußte deshalb sehr behutsam seyn; besonders in den letzten Jahren, wo die Krankheit und die dadurch verursachte böse Laune des Königs ihm von dieser Seite sehr zur Last fiel. Oft hatte der König in gewissen Anwandlungen von Verdruß öffentlich gedrohet, die schönen Geister, die Freygeister, die Philosophen, Irrlehrer und Verführer seines Sohnes aufheben und sämmtlich auf die Festung Spandau setzen zu lassen. Solche Aeusserungen setzten gemeiniglich ganz Rheinsberg einige Tage hindurch in das äusserste Schrecken, und oft mußte der Prinz seine ganze Beredtsamkeit anwenden, um seine ängstlichen Freunde zu beruhigen und von einer förmlichen Flucht abzuhalten.

Doch der Prinz hatte einige Getreue zu Potsdam, die das Ungewitter abzuleiten wußten, und Rheinsberg kam mit dem bloßen Schrecken davon.

In den ersten Monaten des Jahres 1740. ward die Krankheit des Königs immer gefährlicher, und zu Ende des May eben dieses Jahres tödlich. In der Nacht zwischen dem 26sten und 27sten kam ein Courier von Potsdam nach Rheinsberg, und meldete dem Prinzen, daß sich der König schlechter als je befände. Die Freunde des Prinzen, die ihn abgesandt hatten, baten ihn zugleich, sich bey seiner Ankunft in Potsdam zu stellen, als ob er die Lebensgefahr

seines Vaters nicht wüßte, sondern aus bloßem Antriebe der kindlichen Zärtlichkeit, die sich von seinem Befinden mit eignen Augen unterrichten wollte, dahin gekommen sey.

Der Prinz reisete schleunig ab, und befolgte pünktlich den Rath seiner Vertrauten. Aber statt seinen Vater von der Krankheit ganz niedergedrückt zu finden, wie er vermuthet hatte, sah er ihn in seinem Rollstuhle so lebhaft und feurig sprechen und sich bewegen, als ob ihm nichts fehlte. Indessen erlag er noch von Zeit zu Zeit den Anfällen des Uebels, die oft zu Todesähnlichen Ohnmachten sich verschlimmerten, und diese führten den Prinzen von dem Verdachte zurück, als ob seine Freunde mit ihren Nachrichten zu voreilig gewesen wären.

Am 27sten May Abends glaubte der König sein herannahendes Ende zu fühlen. Er ließ die beyden Hofprediger Cochius und Oesfeld rufen. Er hustete stark und hatte eine erstickende Beklemmung in der Brust. Ich kann nicht leben und nicht sterben, sagte er, und darum habe ich euch kommen lassen mit mir zu beten! „Er that eine lange Beichte, bekannte seine Sünden, und es beruhigte ihn, sich vieler Laster, als Ehebruch u. s. w. nie schuldig gemacht zu haben. „ Freylich, sagte er, hätte ich noch weit mehr Gutes thun sollen und hätte es auch gekonnt; aber ich habe doch immer viele Achtung vor der Geistlichkeit gehabt,

Vierte Scene.

Prinz John von Lancaſter tritt auf.

Lancaſter.

Wer iſt angenehm, mein Vetter Mowbray, euch hier anzutreffen; guten Tag, mein lieber Lord Erzbiſchoff, und ſo euch, Lord Haſtings, und allen. Milord von York, ihr hattet ein weit beſſers Anſehen, wenn euch eure Heerde, von der Gloke verſammelt, umzirkelte, voller Ehrfurcht eure Erklärung des heiligen Texts anzuhören, als izt in dieſer Geſtalt eines eiſernen Mannes, in der ihr eine Rotte von Aufrührern mit der Trummel aufreizet, um das Wort in Schwerdt, und Leben in Tod zu verwandeln. Der Mann, der das Herz eines Monarchen hat, und im Sonnenſchein ſeiner Gewogenheit reift, wie viel Böſes, wenn er die Macht des Königs mißbrauchen wollte, wie viel Unheil könnte er im Schatten eines ſolchen Anſehens anrichten? So iſt es mit euch bewandt, Lord Biſchoff. Wer hat nicht davon gehört, wie tief eure Einſicht in die Bücher des Himmels iſt? In unſern Augen ſeyd ihr der Sprecher in ſeinem Parlament; wir glauben die Stimme des Himmels ſelbſt zu hören, wenn wir euch hören; wir ſehen euch als den Canal an, durch den die Gnaden des Himmels zu uns fliessen, und durch den wir ihm unſre Bitten vortragen. O! wer muß nicht glauben, daß ihr das ehrwürdige Anſehen eures Amts mißbraucht, und gleich einem treuloſen Günſtling, den Namen eures Fürſten zu Aus-

übung

habt, habe gern Gottes Wort gehört und fleißig die Kirche besucht.„ Die Prediger bejaheten dieses und sagten, daß dieses allerdings eine freudige Beruhigung für einen Christen wäre.

Der Prinz war viel bey ihm, und erhielt die väterlichsten Ermahnungen und Vorschriften von ihm. Auch die Königin, seine Kinder und die Generals, die er am meisten schäzte, waren in den letzten Tagen oft bey ihm, aber die Prediger verließen ihn nie. Er entschlug sich endlich aller irdischen Geschäfte, betete, wenn ihm der Schmerz einige ruhige Augenblicke erlaubte und gab mit dem Ausruf: o! alles, alles ist eitel! den 31sten May um 3 Uhr seinen Geist auf, seinen Thron einem Sohne überlassend, der bestimmt war alle seine Vorfahren zu verdunkeln, und allen seinen Nachfolgern mit jeder Tugend eines vortreflichen Regenten als Muster vorzuleuchten.

Zusatz des Herausgebers.

Da ich mir in fremden Aufsätzen keine beträchtliche Aenderungen zu machen erlauben mag noch darf, so kann es — bey der Verschiedenheit der Vorstellungsarten, Gesichtspunkte, Gemüthsstimmungen, und Grade der mehrern oder mindern Klarheit, Genauheit und Vollständigkeit der Kenntniße, wodurch die Gelehrten und Schriftsteller sich nicht weniger als

durch die Verſchiedenheit ihrer natürlichen Geiſteskräfte von einander unterſcheiden — nicht wohl anders ſeyn, als daß zuweilen Urtheile, Meynungen und Vorſtellungsweiſen in dieſem Journale vorkommen, die von den meinigen ſehr verſchieden ſind. Wo dieſe Verſchiedenheit den Leſern und mir ſelbſt gleichgültig ſeyn kann, bedarf es ihrentwegen keiner Erinnerung: aber es kann Fälle geben, wo mir wenigſtens, aus dieſem oder jenem nicht unerheblichen Grunde, daran gelegen iſt, die Leſer wiſſen zu laſſen, daß die Vorſtellung, die ſich ein Verfaſſer von einer gewiſſen Sache macht, keinesweges die meinige iſt. Da dieſer Fall dermalen an zwey Orten des vorſtehenden Aufſatzes, nehmlich bey dem Urtheile des Verfaſſers über Macchiavells Fürſten, und bey der epiſodiſchen Lobrede, die er dem Freymaurer-Orden hält, eintritt: ſo finde ich nöthig, wegen des einen und des andern Punktes ein paar Anmerkungen beyzufügen.

Ueber den Werth des Anti-Machiavells zu urtheilen, oder die Frage — ob der große König dieſes Buch zwanzig Jahre ſpäter wohl auch geſchrieben, oder nicht wenigſtens in vielen Stücken beſſer gemacht hätte? — zu beantworten, maße ich mich hier nicht an. Wenn der erhabene Verfaſſer des Anti-Machiavells ſich gleich darin geirrt hat, daß er den guten Machiavell, der in ſeinen Leben und in ſeinen übrigen Schriften ſich als einen der eifrigſten Freunde der Freyheit und republikaniſchen Verfaſſung zeigt, mit dem Verfaſſer

des

des Ersten, im J. 1586. herausgekommenen Anti Machiavells (dem Französischen Advocaten Gentillet) für ein Ungeheuer, das die Menschen ausrotten will, erklärt: so verdienen darum die Grundsätze, Reflexionen und Sentimens, die er dem Principe des Florentiners entgegensetzte, nicht weniger Verfall; wie denn ohnfehlbar derjenige, der für Gerechtigkeit und Güte gegen Gewalt, Betrug und Tyranney declamirt, allemal Recht behalten wird. Ob es aber billig sey, einen so großen Geist, wie Machiavell war, wegen seiner meisterhaften Darstellung dessen, was die meisten und berühmtesten Fürsten gewesen sind, für ein Ungeheuer auszuschreyen, und als einen angeblichen Vergifter junger Fürstenseelen und Feind des menschlichen Geschlechts dem Abscheu und den Verwünschungen der Nachwelt von einem Jahrhunderte zum andern zu übergeben, ist eine andere Frage. Gesetzt auch, daß es ein nicht vollkommen aufzulösendes Problem wäre: ob Machiavell in seinem Fürsten, eine verdekte Satyre gegen die Borgia's und Medicis, und gegen alle gekrönte und nach Kronen strebende Böſewichter, oder ob er ein Modell für die Fürsten habe schreiben wollen: so ist doch eine unter den Gelehrten ziemlich ausgemachte Sache, daß das erste viel wahrscheinlicher als das letzte ist; und das Gewicht derjenigen, die sich für die erste Meynung erklärt haben, wiegt das Verdammungsurtheil eines

Menſchen wie der Jeſuit Poſſevin *) und der längſt vergeſſene Advocat Gentillet, und die nachhallenden Stimmen aller der wackern Leute, die gerne Bücher über Lieux-communs ſchreiben; wo ſie, um der längſt ausgemachten Güte der Sache willen, bey der ganzen Welt ſchon zum voraus Recht haben, — ſo ſehr zu Boden, daß man ganz neue, mir wenigſtens unbekannte Gründe müßte anführen können, wenn man es lieber mit den Poſſevin, Noze, Ribadeneira, la Popelinicre, und ihres gleichen über dieſen Punkt halten will, als mit einem Baco von Verulam, der in ſeinem unſterblichen Werke *de Augment. Scientiar.* ſagt: „Macchiavell und ſeines gleichen Schriftſteller verdienten unſern Dank dafür, daß ſie offenherzig und auf eine angenehm unterhaltende Art zu Tage legten, was die Menſchen zu thun pflegen, nicht was ſie thun ſollten.„ — „Es iſt zu „verwundern, (ſagt Bayle in ſeinen Nouvell. de la Rep. des Lettres. Ianv. 1687.) „daß noch ſo viele „Pers

*) Dieſer Jeſuit war es hauptſächlich, der dem Macchiavell in ſeinem auf Befehl Papſts Innocentius IX. abgefaßten, und 1592 publicirten Verdammungsurtheil über vier der berühmteſten damaligen Schriftſteller, **La Noue, Bodin, du Pleſſis-Mornay**, und **Macchiavell**, einen ſo böſen Ruf gemacht hat; wiewohl der berühmte **Couring**, in der Vorrede zu ſeiner treflichen Ausgabe des Macchiavells Princeps, augenſcheinlich beweiſet, daß der Jeſuit das Buch, das er verdammt, **nicht einmal geleſen hatte**, ſondern es nur **aus Widerlegungen** kannte.

„Perſonen in der Meynung ſtehen, Macchiavell leh„re die Fürſten eine gefährliche Politik: es iſt juſt „umgekehrt, die Fürſten haben den Macchiavell ge„lehrt was er geſchrieben hat. Man verbrenne ſein „Buch; widerleg' es, überſetz' es und kommentier' „es ſo lang und oft man will, in Abſicht der Staats„verwaltung wird alles in der Welt bleiben wie es „war. Eine unglückſelige Nothwendigkeit will nun „einmal, daß die Politik ſich immer über die Moral „wegſetzt; ſie geſteht es nicht ein, aber ſie macht es „doch nicht beſſer als Achilles beym Horaz: iura ne„gat ſibi nata.„ — Wie dem auch ſeyn mag, Preis und Ehre und Unſterblichkeit, und Statuen und Tempel dem Könige, der Weisheit, Güte — und Glück genug hätte, ſeine ganze Regierung durch den Grundſatz des königlichen Anti-Macchiavells unverbrüchlich getreu zu bleiben, und gleichwohl, wie Friedrich der Große, ſeinem Nachfolger ſeine Staaten, um die Hälfte größer, mächtiger, bevölkerter und reicher zu hinterlaſſen als er ſie empfangen hätte! — Und ſo viel zu Verſöhnung des gekränkten Schattens des weiland Nicolaus Macchiavells, der bey ſeinen Lebzeiten ſchon zuviel von Fürſten leiden müſſen, um noch zweyhundert Jahre nach ſeinen Tode, in Geſtalt eines Ungeheuers, hinter dem Litterariſchen Siegeswagen eines jungen Königsſohnes nachgeſchleppt zu werden.

Was die Digreſſion zum Lobe des Freymaurer-Ordens betrift, zu welchem ſich unſer ungenannter

Verfaſſer, durch einen ſonderbaren Anfall von Leidenſchaft, bey einer Gelegenheit, wo gewiß niemand eine ſolche Ejaculation erwartete, hinreiſſen ließ: ſo begnüge ich mich zu erklären: daß ich, mit aller möglichen Ehrerbietung für die bekannten und unbekannten Obern und Glieder einer ſo weit ausgebreiteten Geſellſchaft, an dieſem unverlangten Zeugniß von der Herrlichkeit und den Verdienſten dieſes Ordens, (deſſen Myſterien, wie es ſcheint, nun bald das öffentliche Geheimniß ſeyn werden) nicht den geringſten Antheil nehme. Wahrſcheinlicher weiſe wird kein Menſchenalter mehr dazu gehören, um die Welt über dieſen noch mit vieler Finſterniß umhüllten Gegenſtand ins Klare zu ſetzen: aber, um zu ſehen daß das eloge unſers V. übertrieben iſt, braucht man wohl nicht mehr von der Sache zu wiſſen als die meiſten Ordens-Glieder ſelbſt, und ich kann deswegen kühnlich auf ihr eigenes Bewuſtſeyn provociren. Vermuthlich wurde der V. durch eine beſondere Anhänglichkeit an irgend eine beſondere Loge, die größtentheils aus ſehr vortreflichen Gliedern beſtand, und, anſtatt an dem furchtbaren Tempel der Hierarchie, an einer unſchuldigen Capelle für die große Göttin MENS BONA arbeitete, in einem Augenblick von wohlmeynender Raſchheit dazu gebracht, alles Gute, was er von dieſer kleinen Maureriſchen Republik dachte, dem Ganzen, das doch aus ſo ungleichartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, im höchſten und eminenteſten

testen Grade zuzuschreiben. Es giebt, vom Egyptischen Priester-Orden bis zum Orden der Table-Ronde, und von diesem herab bis zum Kapuziner-Orden inclusive, keinen Orden in der Welt, von welchem nicht mit Wahrheit viel gutes und viel böses zu sagen wäre. Ob das Gute oder das Böse, das ein solcher Orden in der Welt gestiftet und veranlaßt hat, das Uebergewicht hat, darauf kömmt es an: und diese Frage wird in Rükſicht des Freymaurer-, sowohl als des Kapuziner-Ordens, in weniger als zwanzig Jahren, so Gott will, völlig entschieden seyn. Inzwischen scheint unsers Verfassers guter Genius vergessen zu haben, ihn zu erinnern, daß ein Geschichtschreiber von keinem Orden seyn, sondern als ein ganz unbefangener Zuschauer der menschlichen Dinge (welches die Pythagorische Definition des Philosophen ist) ohne Liebe und Haß, ohne Bewunderung und — ohne Picken, von diesen Dingen denken und schreiben müssen.

W.

Kleine Gedichte.

I.

An Doris.

Wenn das Knäbchen Amor dich,
Kleiner Schmetterling,
In dem goldnen Gärnchen fieng,
Mach' es ſo wie ich.

Flieg ihm freundlich in dem Schoos,
Stelle dich vergnügt.
Sieh, durch dieſe Liſt beſiegt,
Läßt er bald dich loos.

Aber thuſt du, ſonder Raſt,
Wild und jüngferlich,
Steckt er in den Käfig dich,
Der die Sprödden faßt.

Und den Käfig ſchencket er
Seinem Bruder dann:
Hymen theilet, wie er kann,
Dieſes Sprödenheer

Unter Männer aus, und kaum
Bey der Mädchen Flehn,
Wird ein Mädchen, klug und ſchön,
Oft des Wüſtlings Raub.

Venus, die mir jüngſt erſchien,
Gab mirs zu verſtehn:
„Willſt du meinem Sohn entgehn,
„Darfſt du ihn nicht flehn.„

II.

An Lila.

Wo flieh ich hin? Folgt er mir nicht
Auf jedem Pfade nach?
Vom Morgen bis zum Abendlicht,
Zum Walde, Thal und Bach?

Sprich! wer entrinnet Amors Hand,
Der allesfaſſenden,
Nun alle Götter, ſchrecklichs Band!
An ſeiner Seite gehn?

Mit allen Göttern hat er ſich
Verbunden, mich zu fahn:
Sieh, jetzt ergreift er, feſſelt mich
Dem Siegeswagen an.

Und meine Wange fächelt nicht
Der kühne Weſtwind mehr;
Er weht — es glüht mein Angeſicht! —
Er weht von Paphos her.

Im Waſſer ſchlürf ich nun, im Wein
Die martervolle Luſt
Mit langen, ſüßen Zügen ein,
Schwer athmet meine Bruſt.

Zwar ſchenket, iſt der Tag verweint,
Er mir im Traume Ruh:
Doch ach! was mir im Traum erſcheint,
Iſt mehr als er — biſt du!

Komm, Lila, lindre meinen Schmerz,
Du kannſt es nur allein.
Komm, ſüßes Mädchen, laß dein Herz
Der Liebe Ruhbett ſeyn.

III.

An Chloris.

Chloris, ſieh die Roſe blühn,
Wie ſie aus dem jungen Grün
Jungfräulich beſcheiden ihre Wange hebet,
Und die Hülle leiſe zu durchbrechen ſtrebet!

Kühnlicher wird jetzt ihr Thun,
Aufgeblühet iſt ſie nun.
Aufgeblühet und verblühet. Sie verhöhnen
Hirten, die mit Blumen die Hirtinnen krönen.

übung böser Thaten gelten macht? Ihr habt unter einem verstellten Eifer für die Sache Gottes, die Unterthanen seines Statthalters, meines Vaters, aufgewigelt, und sie, beydes gegen den Himmel und gegen ihn, in diesen Schwarm hier zusammen getrieben.

York.

Gnädigster Herr, ich bin nicht gegen euern Vater hier; sondern, wie ich bereits dem Lord von Westmorland sagte, die Verwirrung dieser Zeiten treibt uns zusammen, und gruppiert uns in diese ungeheure Form, um unsre Sicherheit zu erhalten. Ich sandte Eu. Durlaucht die besondern Puncte, worinn wir uns beschwert befinden, und womit wir bey Hofe mit Verachtung abgewiesen worden sind. Daher dieser Aufstand, der durch Gewährung unsrer gerechten Forderungen augenbliklich wieder gestillet werden kan, um zahm und unterwürfig sich zu den Füssen der Majestät hinzulegen.

Mowbray.

Wo nicht, so sind wir bereit, unser Glük bis auf den lezten Mann zu versuchen.

Westmorland.

Gefällt es Euer Durchlaucht, ihnen darauf zu antworten, in wie fern ihr ihre Artikel genehmiget?

Lancaster.

Ich genehmige sie alle, und gestehe sie alle zu; und

hier

So entrinnet mit dem Tag,
Chloris, was uns freuen mag.
Unſre Jugendſtunde fliehet, und vergebens
Rufet man ihn wieder, dieſen Lenz des Lebens.

Pflücke ſie beym Morgenlicht,
Oft ſieht ſie der Mittag nicht,
Jene Roſe, Chloris, die in Cyperns Haine
In der Kühlung duftet und im Mondenſcheine.

Was ſoll dein verſchämt Geſicht?
Kennſt du Amors Röschen nicht?
Keiner Alten wird es in den Strauß gebunden,
Und kein Mädchen hat es je allein gefunden.

IV.

An Demoiſelle F. F...r.

Drey Worte ſind genug, dir, Theuerſte, zu ſagen,
Was ſich für dich in meinem Buſen regt,
In meinen Adern wallt, in meinem Herzen ſchlägt:
Doch alle die vereinten Sprachen,
In welchen je ein Dichter ſang,
Sind noch zu arm an Worten und an Bildern,
Das Chor der Tugenden und Grazien zu ſchildern,
Das mich in deine Feſſeln zwang.

V.

Robert.

eine Romanze.

(Geſungen in der Höhle, wo Roberts Geiſt umgeht.)

Niemand ſteige dieſer Höhle
Sonder Thränenopfer zu!
Weiht es Roberts irrer Seele,
Daß ſie fürder ſich nicht quäle,
Finde die verlorne Ruh!

Robert war ein edler Krieger
Freund von Arbeit, Müh und Schmerz:
Wo er ſtritt, da war er Sieger:
Doch ein tückiſcher Betrüger
Stahl ihm ſeines Mädchens Herz.

Fern von Blanka ſchien das Leben
Härter ihm als jeder Tod:
Tauſende, die ſich beſtreben,
Was ſie weigert, ihm zu geben,
Lindern nicht des Helden Noth.

„Ha! mein Blut nur will ſie fließen
„Sehen, und ſie ſoll es ſehn! — —
„Räuber! auf von Blankas Füßen!
„Dieſes Sitzes zu genießen,
„Muß man erſt dieß Schwerd beſtehn.„

Bernhard focht mit Roberts Muthe,
Bis die Abendſonne kam,
Bernhards Schwerd, nach träger Spule,
Roth gefärbt von Heldenblute,
Roberten die Seele nahm. —

Seht, dieß iſt der Lohn der Treue,
Den die ſpröde Liebe giebt!
Eh man ſich der Thorheit weihe,
Lieber, ohne Schaam und Scheue,
Jedes Mutterkind geliebt!

VI.

An eine herrſchſüchtige Frau.

Nach jeder deiner Launen muß
Dein Mann — der Tropf! — in Demuth ſich bequemen.
Lang fleht er oft umſonſt um Einen Kuß,
Und doch verfolgt auf Tritt und Fuß
Ihn deine Eiferſucht, und — wirſt du dich nie ſchämen? —
Er zittert, wenn umwölkt ſich deine Stirne weiß;
Gehorſam jedem Wink, ſieht man ihn gehn und kommen.
Er ſelbſt — ein Autor! ſchöner Geiſt! —
Er ſelbſt bereitet ſich die Schüßel, die er ſpeiſt —
Wie? haſt du deinen Mann zum Weibe dir genommen?

VII.

VII.

An * * *.

An ſeinem 77ſten Geburthstage.

Der jugendliche Schwarm der holden Genien,
Der einſt ſich dicht um deine Wiege drängte,
Und in das weiche Herz, durch ſanfte Melodien
Den Edelmuth, die frohe Weisheit ſenkte,
Des Lebens lange Bahn durch heitre Fluren lenkte,
Den raſtlos forſchenden Verſtand
Stets aus der reinſten Quelle tränkte,
Und deinem Geiſt den weiſen Argwohn ſchenkte,
Der, der Erfahrung an der Hand,
Des Arztes frommes Gift, des * * frommen Tand
Entbehrlich oder ſchädlich fand —
Noch ſchwebt er hier und giebt die goldne Leyer
Dem edlen Gotter in die Hand,
Der zu des ſchönſten Tages Feyer
Mit dieſem Chore ſich verband.
Und — wag' ichs noch ein Opfer dir zu bringen?
Vor jenem Lied verſtummet mein Geſang.
Nachahmend will ich ſingen,
Was, unſichtbar, mir eine Stimme ſang:
„Nicht eh zerreiſt den theuren Faden,
„Die Lebensſpinnerinn,
„Als bis nach ſechs Olympiaden,

„Bey

„Bey ewig frenem Sinn
„Ein zweyter Fontenelle,
„An Alter, wie an Geiſt,
„Er endlich, an des Tempels Schwelle
„Der Freundſchaft ſich entreiſt.
„Entſchläft er ſo, voll Lebensüberdruß,
„Erwach' er, dort wie hier, die Weisheit vorzubilden,
„Einſt in Elyſiens Gefilden,
„Und ſey der Freude Genius! —"

Schaz.

VIII.

Amor und der Tod.

Nach dem Lateiniſchen des Sautel.

Der alte Krippenreiter Tod
Traf einſt zur Nachtszeit auf der Reiſe
Den jungen kleinen Liebesgott.
Ein Regenauß, der Eimerweiſe
Aus einer Wetterwolke drang,
Und Rheens irdenes Gehäuſe
Dem Weltmeer ähnlich machte, zwang
Die zwey berittnen Bogenſchützen
Vor einem Gaſthof abzuſitzen.
Weil es kein klügres Mittel gab

Als willig hier zu übernachten,
So legten ſie die Köcher ab,
Und ließen ſich zwey Gänſe ſchlachten.

Nachdem ihr kleiner Abendſchmaus
Verzehrt war, wozu beyde Gäſte,
Vor Schlummer gähnend, die durchnäßte
Vom Regen ſchwere Kleidung aus,
Verſenkten tief ſich in ein niedlich
Bepfühltes Bett', und pflogen friedlich
Des Schlafes, der mit raſchem Flug
Sie bald ins Reich der Träume trug.

Die Wirthin, der der blinde Bube
Samt dem verdorrten Greis, der ihn
Begleitete, verdächtig ſchien,
Schlich nun aus Neugier in die Stube,
Wo die zwey Fremden ſchnarchten, hin,
Durchſuchte bey dem Schein der Leuchte,
Die in des Zimmers Mitte hieng
Und zitternd flimmerte, das feuchte
Gewand der Schlafenden, und fieng
Am Ende, da ſie in den Ficken
Der Wandrer weder Reiſepaß,
Noch ſonſt was durch das Zauberglaß
Der feinſten Brille zu erblicken
Vermochte, einem Pavian

An

An Vorwiz gleich, mit den bemalten
Zwey Köchern Muſterung zu halten,
Und rings ſie zu begaffen, an.

Die alte gute Wirthin hatte
Die Pfeile auf der Marmorplatte
Des Tiſches eben ausgekramt,
Und ihrem Inquiſitoramt
Kaum halb genug gethan, als plözlich
Der ſchelmiſche Beelzebub
Kupido, träumend, ein entſezlich
Geheul in ſeinem Bett' erhub.
Betroffen las ſie nun in Eile
Die blindlings ausgeleerten Pfeile
zuſammen, die durch ihr Verſehn
Sich insgeſamt ſo arg verwirrten,
Daß in Kupidens Köcherchen
Des Todes Pfeile ſich verirrten,
Und manches Pfeilchen Amors ſich
Mit in des Todes Köcher ſchlich.

Dieß ſonderbare Abenteuer
Iſt Schuld, daß, gleich dem jüngſten Freyer,
Der Graukopf nun um Liebe wirbt,
Und oft zu früh der Jüngling ſtirbt:
Weil itzt der Tod aus ſeinem Köcher
Kupido's Pfeil auf alte Schächer

Aus Irrthum oft zu ſchlendern pflegt,
Und mit des Knochenmannes Pfeilen
Der kleine blinde Gott zuweilen
Den Jüngling todt daniederſtreckt.

J. F. Ratſchky.

Parodie

von Horazens neunzehnter Ode im zweyten Buch.

Augsburg im Heumond 1786.

Ich ſah (ihr Enkel, ohne Scherz!)
Heut Nacht im Traum den Eifrer Merz
Den Prediatſtuhl beſteigen,
Sah Küchenmumfen und ein Korps
Von Handwerksjungen Aug' und Ohr
Hin nach der Kanzel neigen.

Poz Bliz! wie weidlich klopfte nicht
Der wackre Kämpfer das Gezücht
Der Ketzer auf die Finger!
Mir gellen, traun! die Ohren noch:
„Ach, ſchone rief ich, ſchone doch,
Du tapfrer Schnupftuchſchwinger!

Ich will ja glauben, daß die Hand
des Pabſtes zum gelobten Land,
Wo Milch und Honig fließen,

Den

Den Schlüßel hat, um all den Herrn
Sekturern und Schismatikern
Das Pförtchen zu verschließen;

Will glauben, daß du, bibelfeſt,
Der Proteſtanten Drachenneſt
Schon halb zu Spreu zerſtobeſt,
Und manchem armen Paſtor ſchon
Zu Leibe giengeſt, und mit Hohn
Ihn aus dem Sattel hobeſt.

Du bändigſt, groſer Thaumaturg!
Halb Augsburg, Ulm und Regensburg,
Ja faſt das ganze Schwaben,
Und keiner von der Ketzerbrut
Vermag mit aller ſeiner Wut
Dir je was anzuhaben.

Du hauteſt Luthern, welcher ſich
Den Vatikan ſo freventlich
Zu ſtürmen unterſtanden,
Und ſeiner Jünger Rieſenſchwarm
Mit deinem orthodoxen Arm
Totaliter zu Schanden.

Zwar wähnt das böſe Lutherthum,
Es ſtünd' um unſrer Kirche Ruhm
Weit beſſer, wenn du ſchwiegeſt:

Allein wer bannt' in Teutſchland nun
Den Ketzern allen Einhalt thun,
Wenn du ſie nicht bekriegeſt?

Dich würde ſelbſt, du tapfrer Mann!
Der Höllenhund mit ſeinem Zahn
Nicht wagen anzubleken,
Und, wedelnd mit dem zottichten
Gekrauſten Schweife, dir die Zehn
Mit zahmer Sanftmuth leken."

J. F. Ratſchky.

III.

Briefe aus Caſſel.

Caſſel, den 1ſten Jun. 1786.

Daß ich Ihnen von hier aus zu ſchreiben verſprach, mein Lieber, das war nicht mehr als billig; daß ich aber auch von dem Flor der Künſte und von Kunſtwerken zu ſchreiben einwilligte, das finde ich nun, da ich zu Werke ſchreiten will, aufs gelindeſte geſagt — unbedachtſam, und ich denke immer, mein Brief wird Ihnen ſo viel Reue erwecken, als mir meine Zuſage. Ich bedachte nicht, daß ein wenig Stümperey im Zeichnen bey weitem zu wenig ſey, um über Kunſtwerke

hier ſchwör ich, bey dem ehrenvollen Blut von dem ich ſtamme, meines Vaters Abſichten ſind mißgedeutet worden, und es ſind einige um ihn, die ſeinen Willen und ſeine Autorität mit einer übertriebnen Schärfe gelten gemacht haben. Milord, dieſe Beſchwerden ſollen ſchleunig gehoben werden, bey meinem Leben! ſie ſollen. Wenn ihr hiemit zufrieden ſeyd, ſo entlaßt eure Truppen, wie wir mit den unſrigen thun werden; und laßt uns hier zwiſchen beyden Heeren uns umarmen, und auf unſre wiederhergeſtellte Freundſchaft trinken, damit ihrer aller Augen dieſe Pfänder unſrer Ausſöhnung mit nach Hauſe tragen mögen.

York.

Ich nehme euer Fürſtliches Wort für die Abſtellung dieſer Beſchwerden.

Lancaſter.

Ich geb' es euch, und will es behaupten; und hiemit trink ich Eu. Gnaden zu.

Haſtings (zu Coleville.)

Geh, Hauptmann, und kündige der Armee dieſe Friedens-Zeitung an; laß ſie ihren Sold haben und gehen; ich weiß es wird ihnen angenehm ſeyn. Beſchleunige dich, Hauptmann.

(Coleville geht ab.)

York.

Auf euer Wohlſeyn, Milord von Weſtmorland.

werke zu urtheilen, oder, daß die begeiſterte Empfindung nicht ſo leicht auf das Papier gehaucht wäre, als ſie durch den Anblick eines Meiſterſtücks entflammt wird.

Nehmen Sie hierzu die Beſorgung meiner Geſchäfte, Viſiten, und Beſchauung hieſiger Merkwürdigkeiten, die mir den ganzen Tag wegnehmen: ſo werden Sie von den flüchtigen Abendſtunden, die ich Ihnen zu widmen gedenke, gewiß eine nur ſchwache Erfüllung Ihres Verlangens erwarten dürfen.

Ich gieng heute in die Akademie, wo gerade die heurige Ausſtellung zu ſehen war. Weder an Zahl noch innerm Gehalt der von Liebhabern und Schülern gelieferten Stücke kömmt ſie der bey, die ich vorigen Herbſt in Weimar ſah. Deſto beſſer haben ſich etliche hieſige und ein paar auswärtige Künſtler gezeigt. Ich habe zur Zeit noch nichts beſehen als die drey Stücke vom Herrn Rath Tiſchbein. Zuerſt eine Cleopatra. Ein Stück in Lebensgröße, vortreflich ausgeführt. Es iſt der Augenblick ihrer Gefangennehmung, wo ihr Proculejus in den Arm fällt, indem ſie den Dolch gegen ihre entblößte Bruſt zuckt. Wuth, Schaam und Aerger blitzen aus ihren hervorrollenden Augen, und ein Stolz — ſie drücken ganz das aus was ſie, wenn ich mich recht entſinne, Plutarch ſagen läßt: „Mich gefangen nehmen? mich — eine Königin? — Das ſalbe Colorit verräth den Affect noch

mehr, doch ist sie noch reizend genug um unsere innige Theilnehmung rege zu machen. Wenn Proculejus es nicht thäte, jeder würde zuspringen wollen um ihr den Dolch aus der Hand zu winden. Der wilde Krieger reißt die Augen weit auf, mit geöfnetem stammenden Munde. Sein linker Arm schlingt sich um ihre Hüfte, den sie mit ihrer linken Hand abzustoßen sucht.

Darf ich es sagen, oder irrte ich mich? des Römers Stellung scheint mir etwas zu gedehnt, zu mühsam. Rechts zu der unglücklichen Königin Füßen beugt sich eine liegende Sklavin, ihre Vertraute vielleicht, mit zusammengeschlagenen, das Gesicht vor Grausen bedeckenden Händen vorwärts, so täuschend, man meynt, sie trete zum Bilde heraus.

Die sorgfältige Ausführung der Kleidung, des Schmuckes und anderer Nebenstücke, nebst dem schönen Colorit, ist ein Verdienst mehr, zieht an. Doch — was dünkt Ihnen davon, ists Gewohnheit des Auges, oder was sonst? — ich hätte den Fleiß dabey eben so gern entbehrt, als z. B. bey dem großen Oeser und andern. Bey Tischbein zwar nicht, aber bey vielen andern verbirgt der Fleiß oft Fehler der Composition und Zeichnung, oder soll sie entschuldigen, oder zieht von der Hauptsache ab. So erinnere ich mich einmal ein Familien-Gemälde gesehen zu haben, wo ein Kind mit der Puppe vorn im Hauptlichte

stand,

ſtand, und Puppe und Kind ſo mit einander wetteis ferten in der Auspinſelung, daß man nicht wußte, welches von beyden die Hauptfigur war, und viele Zuſchauer beym erſten Anblick ausriefen: Ei die ſchöne Puppe! Wie natürlich die Wachsmaske! u. ſ. w. Es muß einer ein Gerhard Dow ſeyn, wenn man es ihm nicht übel nehmen ſoll, daß er vierzehn Tage bloß an einem Beſenſtiel gemahlt habe. Nicht wahr von dieſem ſagt man das? — Aber weiter!

Die zwey kleinern Stücke, jedes ohngefähr zwey Fuß hoch, ſind Artemiſia, die ihres Gemals Aſche trinken will, und die ihren Vater ſäugende Pera.

Ueber die zärtliche Tochter vergißt man den Vater indem man bloß einen alten Mann erblikt. Er ſcheint mir zu gerade und bequem zu ſeiner Mahlzeit zu ſitzen. Die Hauptfigur macht unſer ganzes Mitleid rege; der linke Arm ſtüzt den Kopf des frommen Mädchens. Ein holdes Antlitz voll tiefes Schmerzes, doch mit dem tröſtenden Gefühle ihrer edlen Handlung innig vereint.

Artemiſia die Heldin ehelicher Treue des Alterthums, zeigt in dem wehmüthig frohen, liebevollen Blick, den täuſchenden Troſt, den ihr der Trank des geliebten Ueberreſtes gewähren ſoll. Doch ſinds nur milde, ſchwache Strahlen der noch umhüllten Sonne, noch Spuren des Leides in allen Zügen, mit einer vergänglichen Heiterkeit überwebt, ſo fein, ſo zart, wie

der bläuliche Schleier, der von ihrem Kopf auf die Schultern herabfällt. Staunend, unbegreiffend ſieht der Mohr an ihr hinauf, der das goldne Trinckgeſchirr bringt. Das Mädchen zur rechten ſcheint ihrer Gebieterin nur zweydeutigen Beyfall zuzulächeln. Man ſieht ihr an: Sie würd' es ſo nicht machen. Sie ſchien mir mit mancher anweſenden Dame zu ſympathiſiren, die ſich dieſe Geſchichte mit zweifelndem Kopfſchütteln erklären ließ. Ich wünſchte der Künſtler behandelte noch ein paar Seltenheiten unſers Zeitalters: **Wahre Liebe und treue Freundſchaft.** Morgen beſchau' ich die übrigen.

den 2ten Jun.

Gleich unter dieſem Gemälde hingen zwey Familien Stücke, aus der untern Menſchen-Claße, von dem geſchickten Herrn Rath Kraus, in Weimar, die viele Liebhaber anzogen. Ich hielt mich aber zu dem dritten Stücke dieſes Künſtlers, der Scene aus Oberon, wo Hüon und Rezia am Lager des todten Greiſes knien. Er liegt mit gefaltenen Händen; noch ſchwebt auf dem erblichenen Angeſicht der letzte edle Gedancke, mit welchem ſeine Seele die morſche Hütte verließ. Rezia hinter dem Lager, über ihn hingebeugt, ſo daß ſie uns ihr ſchmerzvolles Angeſicht entdeckt, voll Jammer über den Verluſt:

O Vater, ruft ſie aus, ſo haſt du uns verlaßen?

Oberon.

Hüon

Hüon kniet vorn, seitwärts; ein ernstes Lächeln zeigt, „ein Strahl aus jener Welt senke sich in seine Brust,“ er empfinde mit die Seligkeit des Eremiten. Mit Hüons und der Rezia ähnlichen Zügen wollte wohl der Künstler ihre Seelen-Verwandschaft andeuten. Die Beleuchtung der Höle ist schön. Das Licht fällt durch eine Fenster-Oeffnung auf die Gruppe. Fleiß in der Ausführung und Colorit verräth die Tischbeinische Schule.

Nun billig zu des Herrn Böttners Arbeiten. Er ist ein noch junger, fleißiger Mann. Sein farbiges glühendes Colorit macht ihn den Franzosen sehr beliebt. Er ist jetzt eben nach Frankreich verschrieben, wie ich höre.

Ausser etlichen Porträts waren vier Original-Stücke von ihm vorhanden. Ein schönes Stück von sechs Fuß Höhe: Ein Dädalus der dem Sohne die Flügel anbindet. Der Alte ist, däucht mir, zu braun, und der Sohn hat rosige Glieder, wie Wielands badender Idris. In des Jünglings Knaben-Gesichte glänzt Entzücken; er kann kaum erwarten aufzufliegen, und steht schon auf den Zehen, den einen Fittig in der rechten Hand haltend.

Unter den drey kleinern Stücken ist eine Diana unter Nymphen und Faunen, sehr fleißig und mit blendenden Farben gemalt. Dianens Mine, Lage und Nudität giebt keine Ueberzeugung von ihrem vestalischen

Sinne. Es gefiel einer gewißen Dame am beſten. Wenn ein Frauenzimmer als Kunſtkennerin ſpricht, ſo thut es ihr keine männliche Zunge in Deklamation gleich: Sie hätten das Fräulein ſollen ſprechen hören. Sie kannte alle Meiſter an der Manier, und irrte nur in den Tenier. —

Doch es warten noch zwey Böttneriſche Stücke auf uns. Ein Chriſtus am Oelberge, und eine Verkündigung.

In jenem iſt des Engels Ausdruck, Stellung und Gewand ſehr ſchön; des Erlöſers Leiden ſucht ich, däucht mir, vergeblich im Antlitz. — Maria, ein holdes jungfräuliches Angeſicht, voll Ergebung: der himmliſche Bothſchafter aber ſchien nicht gegückt.

Unter den Concurrenten um den Preiß bemerkte man vier Copien von einem Herrn Heyer aus Braunſchweig, ich dencke, nach Tenier, Janſtein, van der Werf und Gonzales. Ueberaus treu und fleiſſig; ſie ſind auch ſchon nach Holland beſtellt. Die Originale ſind in der hieſigen Galerie. Vorzüglich waren das Wachtzelt und der Bohnen-König. Unter den vielen Carricatur Geſichtern im letztern iſt des Künſtlers Janſtein ſeines, und ſcheint zur Familie zu gehören. Noch waren da zwey gute Kopien nach Schalken vom Herrn Spangenberg. Eine Minerva vom Herrn Robert, ein jugendlich Geſicht ohne beſondern Ausdruck; und verſchiedene Arbeiten von den Herren Höckel, Kobold ꝛc.

derer ich mich nicht recht entſinne. In der hieſigen Commerzien-Zeitung aber ſtehen ſie alle lang und breit.

So viel erinnere ich mich daß ein alter Kopf vom jüngern Kobold beſſer war als das Familienſtück des Vaters. Getroffen mochten die Perſonen wohl ſeyn, aber alles Licht zerſtreut, ohne Perſpektive, ohne Haltung. Die Figuren wie mit Stecknadeln anfgeheftet, ſagte mir hernach ein gewiſſer großer Sachverſtändiger, und deckte mein Urtheil.

Wenn ich Zeit habe muß ich noch die Bildhauer-Stücke beſuchen. Ich hatte nur noch ein paar flüchtige Augenblicke für eine Diane vom Herrn Prof. Nahl, von cararischen Marmor. Es ſcheint ſie kömmt aus dem Bade, und es muß ihr gütlich gethan haben, denn ſie iſt gar zu freundlich.

Von den übrigen Schilderenen und Zeichnungen nichts. Die Schüler-Arbeiten waren — Schülerarbeiten, und die Liebhaber-Sachen — Stümperey. In allem wenige.

Saluo meliori!

Den 4ten Jun.

Heute war ich im Muſäum. Ein ſtolzes Gebäude, nur Schade, daß es auf der einen Seite an einem abhängigen Platze ſteht. Die Fronte ſieht nach dem Friedrichs-Platz, wo die ſchöne Friedrichs Bildſäule vom verſtorbenen Nahl ſteht. Ich habe viel und wenig

nig geſehen, wie Sie wollen. Die Bilder einer ſo großen Menge Sachen machen nur flache Eindrücke in mein Gedächtniß, und verlöſchen, wie die Farben des Regenbogens, bald. Von dem wenigen was ich wirklich ſah, nur etwas für Sie. In der Natur-Geſchichte iſt nichts vollſtändiges, aber einzelne gute Stücke und Seltenheiten, z. B. eine große Sammlung von Paradies-Vögeln, der ſehr verſtändig ausgeſtopfte Elephant u. ſ. w. In dem Thierſaale nimmt ein Thier-Gemälde von Roos, alle ehemals in der Menagerie geweſene Stücke enthaltend, die eine ganze Wand ein. Von Moſaik fällt ein Johannes in Lebensgröße und ein Petrus-Kopf, beyde Stücke alt, in die Augen. Neuer und noch feiner gearbeitet iſt eine Magdalene.

Es war ſo ſpät als wir an die antiken Bildſäulen kamen, nun mußten wir mit Extrapoſt durch. Freylich kömmt ſie der Dresdner Sammlung an Zahl und Güte nicht bey, ſteht aber geräumiger zur Ueberſicht als jene in den Pavillons des großen Gartens. Eine Minerva von Pariſchem Marmor aus der ältern Kunſt-Epoche, ſcheint mir mehr wegen der künſtlich tief gearbeiteten Falten als ſonſt merkwürdig. Dann ein Paris mit der phrygiſchen Mütze; ein Pertinax und Commodus in Medaillon von Porphyr. Sehr anziehend, voll launiſchen Ausdrucks iſt ein junger Faunkopf.

Niedlich ſind die Modelle — ſollen auch höchſt wahr ſeyn — aller antiken Gebäude um und zu Rom, in Kork geſchnitten von Antonio Chichi. Inſcriptionen, Bas reliefs, alles iſt fein und fleißig daran; beſonders ſchön iſt des Veſpaſians Triumphbogen.

Am längſten hielt mich unter den Neuern eine Flora von cararischem Marmor von Cavaceppi. Zwar nicht im ſublimen Stil, nicht Majeſtät — aber deſto mehr für die Empfindung. Man ſollte alle, die über ſeine unglückliche Ergänzungen geeifert haben, hieher führen; Flora verſöhnte ſie. Eine himmliſche Lieblichkeit, hold und blühend, wie die Königin der Blumen in Edens-Gefilden — ein Leben in dem kalten Marmor. — So was iſt nicht für meine Feder. Man ſagte mir hernach, ſie zöge alle hieherkommenden mit magiſcher Kraft an ſich. Kommen Sie einmal nach Caſſel, ſo fragen Sie ja gleich nach meiner ſchönen Göttin. Doch opfern Sie ihr nicht zu lange. Pygmalions-Wünſche gehen in unſern Wunderleeren Zeiten nicht mehr in Erfüllung. Den Eindruck zu verändern, wenden Sie ſich bald zu der Bachantinn von Taſſärt. Fürchten Sie ſich vor keiner Orpheiſchen Tragödie. Es iſt kein unnatürlich wüthendes Weib; ſie athmet nichts als Wonnetrunkenheit. — Unſere geſprächige Führerin erwartet uns am Ausgange — Leben Sie wohl!

den 6. Jun.

Die Gallerie kennen Sie alſo? deſto beſſer! Was hälf' auch eine magere angſtvolle Enumeration aller Rubens, Potter, Rembrande, Holbein, Claude Lorrain u. ſ. w. Von dem Seelenmahler Raphael eine einzige Madonne; mir däucht, eine frühere Blume ſeiner Dichtung. Von da Vinci eine heilige Familie, ungeachtet des verbrannten Colorits der Betrachtung ſehr werth. Gut, daß ich meine Lieblinge meiſt ſelbſt traf; unſer Cicerone, ein alter Iſegrimm, hatte eine Bleyzunge. Er ließ ſich alles mühſam abfragen, beantwortete die Fragen nur buchſtäblich, nicht nach dem Sinne, und ſchleppte ſich eilfertig genug durch die Zimmer. Ich ließ die andern ſich zerfragen, und wählte meine Gerichte ſelbſt. In Dresden fand ichs gefälliger. Den Sold für ſeine ſtumme Begleitung wog der Herr Burggraf in der Hand, obs auch genug ſey. Doch weg damit! Folgen Sie mir zum Herrn Rath Tiſchbein. Hier können Sie die ganze Geſchichtsfolge der großen Königin Cleopatra, theils in Lebensgröße theils in kleinen Stücken ſehen. Sie ſey ſein Liebling, ſagte der Künſtler. Täuſchend und wahr iſt ſein Familien-Gemälde, daher vielleicht die unglückliche Nachahmung vom Herrn Kobold.

Des würdigen Mannes letzte Arbeit noch auf der Staffeley, Mendelſohns Phädon, ein Nachtſtück. Der weiſe Lehrer und der begreifende Schüler voll karakt-

Weſtmorland.

Ich werde Eu. Gnaden Beſcheid thun, und wenn ihr wißtet, wie viele Mühe ich angewandt habe, dieſen Frieden zu Stande zu bringen, ihr würdet deſto muntrer trinken; aber ich werde künftig Anlas haben, euch meine Freundſchaft deutlicher zu zeigen.

York.

Ich ſeze keinen Zweifel in ſie.

Weſtmorland.

Es erfreut mich. Auf eure Geſundheit, Milord und Vetter Mowbray.

Mowbray.

Die Geſundheit die ihr mir wünſcht, käme ſehr gelegen, denn es wird mir plözlich etwas übel.

York.

Vor ſchlimmen Zufällen ſind die Menſchen gemeiniglich munter, und Bangigkeit iſt oft der Vorbote einer glüklichen Begebenheit.

Weſtmorland.

Seyd alſo munter, Vetter, weil dieſe plözlichen Anflöſſe von Bangigkeit von ſo glüklicher Bedeutung ſind.

York.

Glaubt mir, es iſt mir ungemein leicht ums Herz.

Mowbray.

rakteriſtiſchen Ausdrucks. Ein Wunder, daß der Mann noch ſo viel leiſtet, da ihn die zunehmende Blödigkeit ſeines Geſichtes hindert, mehr auf einmal zu überſehen, als den Geſichtspunckt, den der Pinſel berührt. —

Nachmittags bin ich auf dem ſo berühmten weißen Stein geweſen; ich ſtieg hinauf, fand eine ſchöne Ausſicht und eine kältende Luft. In die Keule des Herkules — oder, welches die Herren Caſſeler lieber hören, des groſſen Kriſchtoffels — (ein liebliches Getön für die Ohren) — können nicht fünf, nur zwey Perſonen klettern, wenn ſichs der Mühe lohnte.

Herunter! das groſſe jet d'eau ſpringt. Wahrlich recht hoch, aber — was es für gedrukte Lügen giebt! — nicht 180 Fuß hoch, auch nicht Mannesſtark.

Jezt zu den Environs. Sie ſind merkwürdig wenigſtens von einer Seite. Im neueſten Geſchmacke, das heißt, bunt wie die Pariſer Weſten und Zeuge, ſtehen in einem Umkreis von zweyhundert Schritten, eine Windmühle, Chineſiſche Pagode, Türkiſche Moſchee, und etliche bemooste Hütten (heißen ein chineſiſch Dörfchen) traulich beyſammen; des Windmüllers Wohnung, eben ſo bunt, dabey. Alles flüchtig von Holz gebaut. Rechts eine Eremiten-Wohnung. Von auſſen Baumrinde, innen ſäuberlich von Weißbinder — nach unſerm Ausdruck — Tüncher Arbeit ausgepinſelt; Einfaſſungen mit Tabakspfeifen, Biergläſern ziemlich bemalt, und die Bewohner? — Sie rathens nim-

mers

mermehr. Drey Philoſophen, die ich bis jezt ſelbſt noch nicht recht kenne. Plato, denk ich, war dabey, von Gyps aufs beſte in roſenroth und himmelblau gekleidet. Ne rideas quæſo! wenigſtens daß man's hier nicht höre! Wer Geſchmack hat, entſchuldigt die Anlagen als Modelle — (die gleichwohl ſchon lange unausgeführt — und zum Glück! — paradiren —) und man hoft, der jetzige Landesherr, der, auſſer dem Militär, auch das Bauen liebt, und ſchon manches — zum großen Leidweſen der Menge — zerſtören laſſen, werde nach einem beſſern Plane abändern. Leer und müde machte ich mich nun unter den großen Haufen derer die da gekommen waren, zu ſehen und ſelbſt geſehen zu werden.

den 7ten Jun.

In dem Augarten fand ich keine beſondere Anlage; ewig lange, dichte Lindengänge, und den ehemaligen Geſchmack die Natur zu verputzen — die Holländiſche Kleinlichkeit im Großen. Das beſte darin iſt die bewegliche Natur. Verſtehen Sie recht; nicht der Thiergarten, der iſt bis auf wenig Wildpret und Federvieh zerſtört, — die luſtwandelnden Schönen mey'n ich. Die Kleidertracht iſt ſo überein unter den Fräulein, Bürgerlichen, Schuſter- und Freuden-Mädchen wie zu den Hirtenzeiten, da es noch keine Fräulein und dergleichen gab; nur, wie ſichs verſteht, mit dem Prunk und Bagatellen unſerer erfinderiſchen Zeit beladen.

Das

Das Marmorbad in der Aue, eine kleine Rotunde, hat gute Gruppen und Basreliefs von Peter Monnot.

Aber manche hätt' ich nicht hieher geſetzt. z. B. Marſyas und Apollo (den unſere alte Matrone uns als den Martius und Apollux bekannt machte, ſo wie ſie einen jungen Faun Narciſſus taufte.) Eine Nudität ohne Haut möcht ich ſo wenig hier als ein hochzeitlich Kleid. Ueberhaupt genommen findet ſich die vermuthete Kunſtliebe und Kennerey en gros nicht hier.

Ein berühmter Gelehrter, den man trauen darf, gab zu verſtehen: Es ſey alle Anſtalt da, Wiſſenſchaften, und endlich auch Künſte, ums Leben zu bringen *)

Man ſoll Nahle Statue zu rieſenhaft finden, man ſagt gar vom Wegnehmen. Eine kleinere, wie etwa die zu Leipzig vorm Peters-Thore, müßte ein niedliches Päppchen für den großen Friedrichs Platz ſeyn.

Seit den Reductionen klagt man ſehr über Nahrungs-Verfall, und es ſollen jetzt an 200,000 Rthlr. weniger jährlich in Caſſel umlaufen; der baare Nachlaß des lezten Landgrafen ſoll aber auf 18 Millionen betragen.

Herr Rath Tiſchbein hat zwar ſeine 400 Rthlr. Penſion behalten, hingegen ſoll er, wie ich von vielen gehöret die es wißen konnten, dafür, alles umſonſt mahs

*) Das iſt eine harte Rede! Wer mag ſie tragen?

S.

mahlen, was verlangt wird. Gut, daß ihn ſeine blöden Augen ſchützen können; er wird den Pinſel nicht viel mehr führen. Gar nichts iſt noch weniger, als was weiland der arme Correggio für die berühmte Kuppel bekam; man trägt ſich aber auch nicht dabey zu tode wie jener.

Sind Sie zufrieden wenn ich aufhöre? Gleich! Verzeihen Sie nur die Nachläßigkeiten des Styliſten der gedrungenen Eile des Briefſtellers. ꝛc.

Der Einſender dieſer Briefe würde mich verbinden, wenn er ſich mir zu erkennen gäbe, und mir über die Kobolde, deren er nicht im Beſten gedenkt, und mit denen ich hier zum erſtenmal Bekanntſchaft mache, etwas mehr Auskunft geben wollte. Denn daß der Nahme etwa gar falſch geſchrieben wäre, will ich — nicht hoffen.

d. H.

IV.

Etwas

über die

frühzeitigen Begräbniße.

Unter allen Zufällen und Widerwärtigkeiten, denen der größte Theil der Menſchen auf Erden ausgeſetzt iſt, ſcheint mir keiner ſchrecklicher, keiner ſchaudervoller als das Wiedererwachen im Grabe zu ſeyn.

Ins

Immerhin mag der Chriſt, der Philoſoph, der Held — den Tod als etwas Gleichgültiges betrachten; ihm mit Freudigkeit, mit gelaſſenem Muthe, oder mit einem gefühlloſen Trotze entgegen gehen, und die Auflöſung ſeines Körpers, die Verweſung, als eine nothwendige Folge der in dem Kreislaufe der Dinge feſtgeſetzten Ordnung anſehen, oder ſich durch ſeligere Hoffnungen einer künftigen Auferſtehung beruhigen: ſo kann es ihm doch unmöglich einerley ſeyn, ob ſeine Auflöſung auf dieſe oder jene Art geſchehe; ob ſie mehr oder weniger ſchmerzhaft ſey; am allerwenigſten aber, ob er, wirklich oder nur ſcheinbar todt, dem Grabe überliefert, und in letzterm Falle, im Falle des Wiedererwachens, der Gefahr, ohne alle Hülfe, ohne alle Rettung, den grauſamſten, den fürchterlichſten Tod zu ſterben, ausgeſetzt, oder nicht ausgeſetzt werde? —

Mehrere traurige Beyſpiele von dieſer Art, haben die Menſchen aufmerkſamer auf die allzufrühzeitigen Beerdigungen gemacht. Man fieng ſelbſt von Obrigkeitswegen an, auf Mittel zu denken, wodurch jene Folgen verhindert werden könnten. *) Man gab Geſetze, daß kein Todter vor dem dritten Tage begraben werden ſollte, und auch noch ſelbſt vor der Begräbniß

*) In dem Journal encyclopedique 1786. Tom. II. part. I. finden ſich einige gute Vorſchläge zur Verhinderung dieſes Uebels.

mußte zu deſto größerer Sicherheit, an dem Todten eine Beſichtigung vorgenommen werden. *)

So nothwendig und löblich indeſſen dieſe Anſtalten immer ſeyn mögen, und ſo ſehr deswegen zu wünſchen wäre, daß dieſelben allgemeiner gemacht und mehr nachgeahmt worden wären; ſo wenig ſcheint mir hier noch alles erſchöpft zu ſeyn, was ſich über dieſe Sache ſagen läßt. Und wenn gleich auch die Menſchen durch jene Verordnungen gegen das Wiedererwachen im Grabe vielleicht geſichert werden: ſo ſcheint noch immer etwas verborgen zu liegen, deſſen Entdeckung eine der wichtigſten, der wohlthätigſten für das ganze menſchliche Geſchlecht ſeyn würde, und wozu wir durch Unterſuchungen, die mit geringer Mühe anzuſtellen und mit gar keinen Koſten verknüpft ſind, vielleicht mit der Zeit gelangen könnten.

Für den Menſchenfreund nicht weniger als für den vernünftigen Arzt und Naturforſcher höchſtwichtig ſollte die Unterſuchung der Frage ſeyn:

„Woher kömmt es wohl, daß man an den „Orten, wo niemand vor dem dritten Tag be„graben werden darf, keine Beyſpiele hat, daß „perſonen, die man für todt hält, vor ihrer „Begräbnis wieder zurück ins Leben kommen?**)

Soll

*) Dieſe Verordnung iſt noch in den Oeſterreichiſchen Staaten eingeführt.

**) Einige Beyſpiele, ſo ich mich in Zeitungen geleſen zu haben erin-

Sollte dieſes nicht zu der Vermuthung Anlaß geben, daß die Urſache des Wiedererwachens bey denjenigen Perſonen, welche ſehr frühzeitig begraben werden, nicht in der frühen Beerdigung allein gelegen haben müſſe? Wäre dieſe allein die Urſache geweſen; ſo würden wir doch vielleicht einige Beyſpiele haben, daß Perſonen, die jetzt erſt den dritten Tag begraben werden, vor ihrer Begräbniß wieder zurück ins Leben kommen; aber dieſe ſind nun nicht mehr vorhanden, und es läßt ſich daher ferner ſchließen, daß die Unvorſichtigkeit, daß man nemlich Perſonen würcklich für todt hielt die es nicht waren, nicht ganz allein daran Schuld ſeyn konnte.

Daß diejenigen, welche würcklich todt ſind, ſollten ſie auch in dem Augenblicke ihres Hinſcheidens begraben werden, nicht wieder erwachen, darf ich nicht erſt anmercken. Nur aber iſt die Frage: Wenn iſt der Menſch todt, und wenn ſcheint er todt zu ſeyn? Kann dieſes in allen Fällen ſo genau beſtimmt werden? und ſind die Merckmale, welche man bisher als zuverläſſig angab, in allen Fällen ſo zuverläßig? Lauter Fragen, die mir noch lange nicht hinreichend beantwortet zu ſeyn ſcheinen, noch vielweniger durch die bisherigen Erfahrungen beſtärkt werden können.

erinnere, und deren Richtigkeit vielleicht noch Beſtärigung braucht, gehen dahin, daß Perſonen vor ihrer Beerdigung, die jedoch aber ſchon im Sarge gelegen, wieder zurück ins Leben gekommen.

Wenn ich nun voraussetze *), daß die Ursache des Wiederauflebens im Grabe

1) nicht in der frühen Beerdigung allein,

2) auch nicht in der Unvorsichtigkeit allein, daß man nemlich Personen für todt hielt, die es nicht waren, gelegen habe; wenn es ferner

3) gewiß ist, daß sich nicht in allen Fällen so untrügliche Kennzeichen von dem würcklichen Tode angeben lassen, und der Beweiß, den man zur Bestätigung dieses Kennzeichens aus der darauf erfolgten angehenden sichtbaren Verwesung hernimmt, noch lange nicht hinreichend ist; so glaube ich, daß es weder etwas überflüssiges, noch etwas vergebliches seyn soll, wenn wir uns bemühen, die wahre Ursache davon ausfindig zu machen.

Es lassen sich überhaupt drey Ursachen denken, wovon entweder jede einzeln für sich, oder alle drey gemeinschaftlich, oder nur eine, oder zwey allein, oder zwey gemeinschaftlich verbunden, jene Würckung hervor bringen können. Daß der Körper die gehörige Disposition dazu haben müsse, versteht sich von selbst. Was für eine Disposition dazu erf

*) Diese Voraussetzung beruht auf dem gleich anfangs angeführten Grund, sind dieser glaub ich hat immer so viele Wahrscheinlichkeit vor sich, daß er einer nähern Untersuchung würdig ist.

erfordert werde, verdient eben ſo ſehr unterſucht zu werden.

Indeß wollen wir uns nur einſtweilen nach den äuſſerlichen Urſachen umſehen; ſind einige vorhanden, und ſind dieſelben entdeckt, ſo wird ſich zu jeden der Weg ausfindig machen laſſen.

Dieſe ſind nun entweder in dem Holze, d. i. in dem Sarg, oder in der Farbe, womit die Särge gemeiniglich beſtrichen werden, oder in der Erde zu

Das Holz giebt bekanntlich, beſonders wenn es zu einer gewiſſen Zeit gefället wird, von dieſer oder jenen Gattung iſt, mehr oder weniger Feuchtigkeit in ſich hält, einen ſtarken, durchdringenden Geruch von ſich, der, da durch das Einſchlieſſen des Grabes die Evaporation und der Zufluß der äuſſern Luft verhindert wird, um ſo mehr auf den Körper würcken muß.

Dieſe nemliche Würkung läßt ſich auch von der Farbe dencken; und mit der Erde hat es die nehmliche Beſchaffenheit. Wir kennen ihre Ausdünſtungen und den Einfluß, den ſie auf unſern Körper hat. Wie ſchädlich, ja oft tödtlich ſind dieſe Ausdünſtungen nicht zum Theil unſerer Natur? Dies wäre ſchon allein genug auf das Gegentheil zu ſchlieſſen, und ihnen die Möglichkeit einer gewiſſen Heilungskraft beyzulegen, da alles ſchädliche und nützliche in der ganzen weiten Natur bloße Relativa ſind, und es nur nach Beſchaf

fenheit der Qualität und Quantität in Beziehung auf den Gegenstand werden, auf den sie würcken.

Aber wir können selbst von ihrem wohlthätigen Einflusse auf unsern Körper, und von ihrer Heilungskraft Fälle anführen.

So hat die frisch ausgerissene Ackererde die Kraft, die Lunge, die Brust, die Nerven zu stärken.*) Der Verlust der Stimme **), die von den geschwächten Theilen, die zur Sprache erfordert werden, herrührt, wird durch sie wieder ersezt, wenn man diejenigen vegetabilischen Theile, welche sie, besonders im Anfange des Frühlings ausdünstet, von einem frischgeackerten Feld einige Tage einathmet. Ihr frischer Geruch heilet gar oft eine gewisse Gattung von Kopfschmerzen, den oft die besten Arzneymittel nicht heilen können, und wie viele Fälle giebt es vielleicht noch, wo sie ein Heil

*) Diese Gedancken wurden schon vor 4 Jahren, so wie sie hier sind, zu Papier gebracht; Ich wollte aber davon noch keinen Gebrauch machen, bis ich vorher Gelegenheit gehabt hätte einige Versuche anzustellen. Allein ich konnte noch bis jezt nicht dazu gelangen. Es freuet mich nun um so mehr, daß meine damalige Vermuthung durch die Versuche, welche man seit kurzer Zeit mit dem sogenannten Erdbade bey Nervenkrankheiten anstellte, in diesem Punckt zum Theil schon bestätiget ist.

**) Hierüber habe ich an mir selbst einen glücklichen Versuch gemacht. Ich gieng im Merz einige Tage nach einander hinter dem Pflug her, mit welchem ein Feld frisch aufgerissen wurde, und befand mich dadurch gebessert.

Mowbray.

Deſto ſchlimmer, wenn eure eigne Regel wahr iſt.

[Man hört ein Freuden-Geſchrey.]

Lancaſter.

Der Friede iſt angekündigt; horcht! wie ſie froloken.

Mowbray.

Nach einem Sieg würde das angenehm getönt haben.

York.

Ein Frieden iſt die glüklichſte Art von Erobrung; beyde Theile ſind dann überwunden, und keiner verliehrt.

Lancaſter (zu Weſtmorland.)

Geht, Milord, und entlaßt auch unſre Armee. (Weſtmorland geht ab.) Und wenn es euch gefällt, mein lieber Lord, ſo wollen wir die Truppen bey uns vorbeyziehen laſſen, damit wir ſehen, mit was für Leuten wir uns hätten meſſen ſollen.

York.

Geht, Lord Haſtings, und laßt ſie hier vorbey ziehen, eh ſie auseinander gehen.

[Haſtings geht ab.]

Lancaſter.

Ich hoffe, Milords, wir werden dieſe Nacht beyſammen ligen.

Heilungsmittel ſeyn kann, die uns aber alle noch unbekannt ſind

Eben ſo iſt auch zum Theil ihre Kraft auf todte Körper bekannt. Wer weiß nicht Beyſpiele, daß man oft nach vielen Jahren Leichname ausgrub, an welchen weder ein Zeichen einer Verweſung noch Austrocknung zu finden war? Dieſe ſeltene Erſcheinungen, die dem Aberglauben Stoff zu neuen Thorheiten gegeben, und den Vernünftigen oft zum unvernünftigen Zweifler gemacht haben, haben ſich in mehrerer Zahl in Ungarn und den dort umliegenden Gegenden zugetragen, und finden ſich daſelbſt noch gegenwärtig. *)

Aber, ſo wie man ſich gar oft damit begnügt eine Sache zu wiſſen, ohne ſich um den Grund zu bekümmern; ſo iſt man auch hier dabey ſtehen geblieben, ohne auf weitere Unterſuchungen und Entdeckungen bedacht zu ſeyn.

Es iſt dieſes ein Feld, welches vorzüglich bearbeitet zu werden verdient, und wo man noch gar keinen Anfang gemacht hat. Enthält nicht die Erde den Grundſtoff zu allen Wurzeln und Kräutern, zu allem, was zu dem animaliſchen, mineraliſchen und vegetabiliſchen Reiche erfordert wird? — Und wäre es wohl etwas Unmögliches, viele Dinge daſelbſt in beſſerer Kraft zu finden, als es ſonſt durch chymiſche Kunſt, durch Auflöſung der erſten Grundſtoffe, nicht geſchehen kann?

Wenn wir dieſes mit einiger Aufmerkſamkeit erwägen, und mit dem obigen verbinden: ſo werden wir gewiß ſo viel zugeben können, daß Holz, Farbe und Erde entweder einzeln, oder in Verbindung miteinander,

*) Dergleichen Erſcheinungen mögen auch bey den Wallachen die Gedancken zu ihren Blutſaugern, Vampirs oder Moroi wie ſie ſie nach ihrer Sprache nennen, gegeben haben. Kein Aberglaube iſt ſo groß, der, genau analyſirt, nicht etwas reelles zum Grunde haben ſollte.

der, Miturſachen jener furchtbaren Erſcheinungen vom Wiedererwachen im Grabe geweſen ſeyn können; und wenn wir dieſes zugeben, ſo werden wir auch jede weitere Unterſuchung, wodurch dieſe Hypotheſe in ein beſſeres Licht geſezt wird, für höchſtwichtig halten dürfen.

Was für Unterſuchungen ſollen nun angeſtellt werden? Dieſe ſind meines Erachtens keinen großen Schwierigkeiten ausgeſetzt, und könnten noch mehr erleichtert werden, wenn uns bekannt wäre, wie das Erdreich, das Holz vom Sarg, die Jahreszeit und die Krankheit von denen beſchaffen war, von denen wir wiſſen, daß ſie im Grabe wieder lebendig wurden. Allein, dergleichen Beobachtungen ſind noch nicht gemacht worden, und wie viele müßten nicht auch gemacht worden ſeyn, wenn wir hieraus ſchon etwas ſollten ſchließen können! — Der Umſtände ſind zu viele, die vielleicht in einander würken. Die uns am unbedeutendſten ſcheinende Sache kann hier von groſſer Wichtigkeit ſeyn. Wir können alſo anfangs nichts vorausſetzen, ſondern müſſen uns bey einem Gegenſtande verhalten wie bey dem andern, und dieſes ſo lange, bis ſich durch die genaueſten, richtigſten Beobachtungen etwas angeben läßt, was der Gewißheit nahe kommt.

Der kürzeſte und beſte Weg zu dieſen Unterſuchungen ſcheint mir nun dieſer zu ſeyn, daß wir jeden, den wir nach den äuſſerlichen Merkmalen für todt halten, und von dem wir nicht mit der größten Zuverläſſigkeit wiſſen, daß er wirklich todt iſt, gleich nach ſeinem vermeynten Abſcheiden, oder ſo geſchwind es nämlich ſeyn kann, in einen Sarg bringen und ordentlich ins Grab ſetzen laſſen, *) jedoch mit derjenigen Vorſicht, daß

1)

*) Es muß dieſes eben nicht der ordentliche Begräbnißort ſeyn. Ein Feld oder Garten, wo ſich gute Erde befindet, könnte auf dieſe paar Tage, und bis zur ordentlichen Beyſetzung in den Gottesacker die Stelle vertreten.

1) der Sarg nicht zu enge verſchloſſen, oder zu ſtark und dicht mit Erde überſchüttet wird, und 2) in jedem Augenblicke dem Begrabenen Hülfe geleiſtet werden kann. Dazu wird nur nöthig ſeyn, daß wir das Grab zwey bis drey Tage bewachen laſſen. Iſt dieſe Zeit vorbey, ſo öfne man das Grab und finden ſich an dem Begrabenen nicht die geringſten Veränderungen, nahet ſich derſelbe vielmehr der Verweſung; *) ſo ſetze man ihn alsdann ordentlich bey, wie es ſonſt zu geſchehen pflegt.

Wenn wir zu gleicher Zeit das Holz des Sarges, das Erdreich, die Jahrszeit, Krankheit des Todten, auch allenfalls deſſen Alter mit anmerken: ſo werden wir zugleich auch in dieſem Stücke mehrere Kenntniſſe erlangen, die uns die Verſuche mit der Zeit erleichtern, und vielleicht zur Ausfindigmachung ſolcher Mittel behülflich ſeyn können, wodurch der Menſch, ehe er ſich noch dieſem dem Tode ähnlichen Zuſtande nähert, geheilet würde.

Bis hieher iſt nun alles nichts als eine bloße Hypotheſe, die nicht etwa durch einige, ſondern durch viele hundert, auch vielleicht tauſend vernünftig angeſtellte Verſuche, erſt ihren Werth oder Unwerth erhalten muß. Es fragt ſich nun, verlohnt es ſich der Mühe dieſe Unterſuchungen vorzunehmen? Ich glaube allerdings, und dieſes um ſo mehr, da das Gegentheil nicht nur nicht ausgemacht iſt, ſondern ſich ſogar Gründe für die Möglichkeit anführen laſſen; da die Mühe, welche auf dieſe Verſuche verwendet wird, von gar keiner Bedeutung iſt, und der Nutzen, im Fall ſich dieſe Vermuthung beſtätigen ſollte, ſo auenehmend groß, ſo äuſſerſt wichtig wäre. —

Kein

*) Das einzige untrügliche Kennzeichen iſt die angehende Verweſung.

Keine Sache iſt ſo gering, daß ſie unſerer Aufmerkſamkeit ganz unwürdig ſeyn ſollte, und woraus durch Hülfe eines weitern Nachdenkens nicht oft die wichtigſten Folgen ausfindig gemacht worden ſind. Wie lange iſt es denn, daß man angefangen hat mit Ertrunkenen die nämlichen Verſuche anzuſtellen, und ſie mit einem glücklichen Erfolg wieder zurecht zu bringen, die man mit einer ertrunkenen Fliege ſchon ſo oft angeſtellt hatte, und die faſt allgemein bekannt waren? — Viele Menſchen wurden begraben, die auf dieſe Art hatten können gerettet werden; aber niemand dachte daran, auch jenes bekannte Mittel einmal bey den Menſchen zu verſuchen, und ſo giebt es vielleicht der Falle unzählige, mit denen es eine gleiche Beſchaffenheit hat.

Was gab Newton Gelegenheit zu ſeiner Theorie von dem Licht und den Farben? — Was hatte Columbus, was Magellan für Gründe? — Hätte erſterer wohl Amerika entdekt, und der letztere den Weg nach den Philippinen gefunden, wenn beyde erſt da hätten Gewißheit haben wollen, wo es kaum noch einige Grade von Wahrſcheinlichkeit gab. ? —

Aber dieſe Entdeckung wäre noch weit nützlicher für die Menſchheit als die Entdeckung jenes Welttheils — und die Mittel dazu nicht mit jenen Gefahren für den Entdecker, und Koſten für den Staat verknüpft. Es koſtet uns nichts als eine geringe Mühe — und ſollten wir uns wohl dieſer gereuen laſſen? — Hier entſcheide der, in deſſen Bruſt noch Gefühl von Menſchlichkeit ſchlägt — der um das Wohl ſeiner Mitmenſchen, ſeiner Brüder eben ſo ſehr als um ſein eignes bekümmert iſt.

C. C. S.

V.

V.

Epiſtel
an Herrn J * *
Im März 1784.

Ganz recht! Wir ſind nicht Bürger von Athen;
Noch bauten wir den Muſen nicht Altäre:
Noch ward uns nicht in Mannus Volck die Ehre,
Der weiſen Barden Streit, als Richter, vorzuſtehn.
Der Ueberfluß blüht nicht auf unſern Triften,
Und Königin Natur
Vergaß, auf dieſer Flur,
Wie in Theſſalien, ſich einen Thron zu ſtiften.
Kein Ruheplatz für Grazien! — Allein,
Was tadelſt du noch mehr, als dieß, an unſerm Städtchen?
Fand nicht ein jeder hier noch einen Freund, ein Mädchen,
Und für den Durſt — doch Waſſer, wo nicht Wein?

Und iſt der Ort, der dich in ſeinen Thoren
Bald feßeln wird, drum eine beßre Stadt,
Weil ſie viel Speiſe für die Ohren
Und Bürden für die Seele hat?
Sind jene weltberühmte Männer
Deshalb in ihrer Kunſt auch Kenner?
Und wären ſie's, zeigt ihre Künſteley
Der Traurigkeit den Weg, auf dem ſie froher ſey?
Und wiſſen ihre Hippocratien
Ein Tränkchen gegen Spleen und den Tarantelſtich
Troſtloſer Liebe anzurathen?
Und werden ihre Prieſter dich
Auch nicht alsdann des Pöbels Wuth verrathen,

Dich

Dich dann noch brüderlich in ihren Himmel laden, *)
Wenn krückenfrey dein Leib, und ohne Feßeln geht,
Und ohne Bart, und ohne Amulet? —

Wird dich ein Kritiker wohl lehren
Den fühlenden Tibull verſtehn?
Zwar wirſt du, hie und da, in troknen Worten hören:
„Das iſt nicht übel! das iſt ſchön!“
Wer aber ſelbſt, wie du, der Liebe Glück empfunden,
Bedarf des Lehrers Winke nicht,
Der von Gedichten, kalt, wie von Proceſſen ſpricht.

Doch iſt einmal dein Späherblick gebunden,
Und dünkt dich im Homer ein Dogma räthſelhaft;
So mach nur nicht, den Knoten aufzulöſen,
Mit Scholiaſten Brüderſchaft.
Sie ſtehen alle — Gott ſey bey uns! mit dem Böſen
Im Bunde, zaubern dir ein luft'ges Blendwerk her!
Wo iſt der Unſinn wohl, der ihnen dunkel wär'?

Flieg zu Eliſen hin, und laß in ihren Armen
Die kalte, leere Bruſt erwarmen;
Beflügle deinen Geiſt mit Libers **) Zaubertrank,
Sing' Amorn einen Lobgeſang,
Und rechne dann auf ſeinen Dank;
Er lehret Meles Sohn ***) und alle ſeine Brüder

Dich

*) d, und th' reimen nur in Ober-Sächſiſchen Ohren; ſo wie g und ch oder g und k. Ein guter Dichter kann in dieſen Kleinigkeiten nicht ſtreng genug gegen ſich ſelbſt ſeyn. Dieſe Anmerkung gilt auch meinen Wieneriſchen Brüdern im Apollo. Pflegt und geſtrekt, bemahlten und Falten, reimen nur in öſtreichiſchen Ohren; und wir müſſen entweder gar nicht oder für die Ohren derjenigen reimen, welche unſre Sprache ohne Provinzialismen ſprechen.
d. H.

*) Bacchus. **) Homer.

Dich kennen, und ſein Zauberſtab
Bringt aus der Scholiaſtik Grab
Den jugendlichen Geiſt in ihre Schriften wieder.

Ihr, die ihr an der Allgewalt
Der Liebe zweifelt, Thoren! fallt
Beſchämt vor ihrem Throne nieder,
Erkennet ihren Scepter wieder,
Und ſinget ihn, und ihr nur Lieder!

Hoch im Olympus ſteht ihr Thron!
Ihr dient der Gott, dem alle Götter dienen.
Sie löſt dem Mars die blutbeſpritzten Schienen,
Raubt ihm ſein Schwerd, und du, Neptun, *)
Muſt den Trident in ihren Händen ſehen:
Ja, ſelbſt der Tartarus errichtet ihr Trophäen.

Und dennoch wählt ſie nur beym Widerſtand erſt Krieg,
Und mild iſt immerdar ihr Sieg.
Der Freundſchaft und des Friedens Mutter, kettet
Sie Herzen liebevoll zum Paar;
Und nur wo Tugend ſich im Schoos der Wolluſt bettet.
Glüht, ihr gefällig, ein Altar.
Dem Künſtler und dem Muſenſohn
Giebt ſie Genie, macht Kenner aus Pedanten,
Ja, Weiſe ſelbſt, die ſie ſonſt Thörin nannten,
Knien, dichtgedrängt, um ihren Thron.
Sie zeiget, daß man glücklich lebe,
Wenn man an ihre Wunder glaubt;
Doch, was ich gerne ganz dir gäbe —
Mein Herz — hat ſie ſchon halb geraubt.

Sch.

---

*) In der Handſchrift ſtand noch, der Hohn! — Aber lieber keinen Reim, als ein Flikwort, das den Vers noch dazu ſteif und unverſtändlich macht. d. H.

Inhalt des dritten Vierteljahres.

Julius.

I. Des Herrn Abts Clavigero Abhandlung von der natürlichen Beschaffenheit des Königreichs Mexico und der neuen Welt überhaupt. S. 4
II. Schreiben an Herrn Hofrath Wieland. u. s. w. 53
III. Ein kleiner Beytrag zur Geschichte der Seekriege. 79
IV. Ausmessungen in den Amerikanischen Staaten. 82
V. Virgils VIIte Ekloge frey übersetzt. 85
VI. Miß Braddock. Eine englische rührende Anekdote der neuesten Zeit. 90
VII. Vermuthliche Auflösung des Problems, wie der Graf Cagliostro seine hermetische Weisheit von Egyptischen Priestern bekommen haben könne. 94

August.

I. Briefe über die Kantische Philosophie. S. 99
II. Kleine Gedichte. 142
III. Fortsetzung der Abhandlung des Herrn Abts Clavigero von den Thieren Neuspaniens, und der neuen Welt überhaupt. 154
IV. Ankündigung eines in der Schweiz ausgesetzten patriotischen Preises. 181

September.

I. Friedrich der Große. Versuch und Probe eines Historischen Gemäldes. S. 195
II. Kleine Gedichte. 250
III. Briefe aus Cassel. 262
IV. Etwas über die frühzeitigen Begräbnisse. 276
V. Epistel an Herrn J**. Im März 1784. 283.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1786.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Fünfte Scene.

Weſtmorland kommt zurük.

Nun, Vetter, warum bleibt unſre Armee ſtehen?

Weſtmorland.

Die Officiers, welche den Befehl, Stand zu halten, aus Eu. Durchlaucht Mund haben, wollen nicht gehen, bis ſie den Befehl dazu von Euch ſelbſt bekommen würden.

Lancaſter.

Sie kennen ihre Schuldigkeit.

Haſtings kommt zurük.

Haſtings.

Milord, unſre Armee iſt bereits zerſtreut: Gleich jungen noch unbeiochten Stieren rennten ſie gegen Oſt, Weſt, Süd und Nord davon; oder wie, wenn die Schule aus iſt, die Schul-Jungens in wimmelndem Gedräng hervor ſtürmen, und jeder ſeinem Haus oder ſeinem Spielplaz zuſpringt.

Weſtmorland.

Eine gute Zeitung, Milord Haſtings, für welche ich dich, Verräther, und euch, Lord Erzbiſchoff, und euch, Lord Mowbray, ſämtlich als des Hochverraths ſchuldig in Verhaft nehme.

Mowbray.

Der
Teutſche Merkur.

October 1786.

I.

Geſchichte
Friedrichs des Großen.

Zweyter Zeitraum.

Von ſeiner Thronbeſteigung bis zum Breslauer Frieden.

1740 — 1742.

Dieſer Zeitraum, der nur zwey Jahre umfaßt, iſt gleichſam die ganze Geſchichte Friedrichs im Kleinen. Er zeigt ſich darin als Beſchützer der Wiſſenſchaften, Künſte, Handlung und Manufakturen; als ſiegreicher Krieger, als Erweiterer ſeines Landes; als Spiralfeder in dem großen Uhrwercke von Teutſchland; als Staatsökonom; als Muſter und Geſetzgeber in der Kunſt zu kriegen, und in der Kunſt ſein Volk durch ſtrenge Wachſamkeit auf ſeine Diener, durch Gewiſſens- und Denkfreyheit, und durch Verbeſſerung der Rechtspflege, zu beglücken.

Gleich nach dem Tode ſeines Vaters begab er ſich nach Charlottenburg, einem angenehmen Luſtſchloſſe, das eine Stunde weit von Berlin entfernt iſt. Friedrich der Erſte hatte es mit vielem Glanze unterhalten; aber ſein Nachfolger achtete es, wie Alles, was ſich von ihm herſchrieb, ſehr wenig, und hatte es ganz in Verfall gerathen laſſen. Gewiß mit Unrecht: denn außer der reizenden Lage an den Ufern der Spree, hat es noch den Vortheil, daß es wegen ſeiner Nähe der genaueſten Verbindung mit der Hauptſtadt des Landes fähig iſt.

Der König hatte in den erſten drey Tagen ſeiner Regierung die wichtigſten Angelegenheiten ſchon abgethan, Geſandte abgeſchickt, das Staatsruder förmlich übernommen, und ſich von den Truppen huldigen laſſen. Andere minder wichtige Geſchäfte füllten die Zeit aus, die zwiſchen dem Tode und der Beerdigung ſeines Vaters verſtrich.

Die Augen Aller waren auf ihn gerichtet. Schon lange vor dem Tode Friedrich Wilhelms hatte man allen den Veränderungen nachgegrübelt, die man mit Friedrichs Thronbeſteigung unzertrennlich verbunden zu ſeyn glaubte, weil die Neigungen des Sohnes von den Neigungen des Vaters ſo ſehr verſchieden waren. Jeder Stand, jedes Alter, jede Religionspartey glaubte fürchten oder hoffen zu müſſen, und die meiſten betrogen ſich in ihrer Furcht und Hoffnung.

Der

Der Soldatenſtand vermuthete zwar keine gänzliche Vernachläßigung, aber doch Zurückſetzung; und betrog ſich. Der neue König vermehrte ihn mit einigen Regimentern und ließ ihm ſeine Grundverfaſſung. Nur das Potsdammer Rieſen Regiment, das er mehr für ſeltſam als für nützlich hielt, ward zerriſſen und unter andere Regimenter, bis auf ein Bataillon vertheilt, welches zum Andenken ungetrennt blieb.

Der Bürger- und Bauernſtand blieb in der vorigen Verfaſſung.

Das Religionsweſen litt einige Veränderungen. Friedrich Wilhelm hatte den Lutheranern, um ſie den Reformirten näher zu bringen und ſie allmählig ganz mit ihnen zu vereinigen, einige Ceremonien, die bey den Reformirten nicht üblich waren, verbothen. Der neue König beſtätigte ihnen ihr altes Ritual in ſeiner vollkommenſten Ausdehnung. Unter der vorigen Regierung mußte bey Heyrathen in der Verwandſchaft, wenn ſie auch noch ſo entfernt war, Diſpenſation vom Hofe gelöſet werden. Der neue König hielt dies der Bevölkerung für nachtheilig, und erlaubte jedermann, in Fällen wo die Ehe nicht klar in der Bibel verbothen ſey, zu heyrathen. Dieſe Verordnungen erſchienen ſchon am dritten Tage ſeiner Regierung, und ließen helle Blicke in ſeinen großen Plan thun.

Die Geſellſchafter und Freunde des Königs, die in Rheinsberg beſtandig um ihn geweſen waren, ſahen

dem Antritte ſeiner Regierung mit hohen und zum Theil überſpannten Erwartungen entgegen. Die jüngern unter ihnen, und die ſich am meiſten geſchätzt glaubten, erwarteten ein Favoriten-Leben, aber ſie wurden in dieſen Erwartungen getäuſcht. Der König hatte als König keine Günſtlinge, aber als witziger Kopf, Gelehrter, und bey der Tafel, zeichnete er einen zwey oder drey als ſolche aus. Dieſe Unterſcheidungsart ſchien man an ihm nicht bemerkt zu haben; und daher manche betrogene Erwartung, mancher geſcheitterte Plan!

Der Sprudelkopf Kayſerling betrug ſich, wie man es nach der oben von ihm gegebenen Schilderung erwarten wird. Charlottenburg wimmelte von Menſchen aller Stände, Arten und Alter, die der lebhafteſten Freude lauten Ausbruch verſtatteten. Kayſerling war an ihrer Spitze. Sein Zimmer wurde nie leer; an allen ſeinen Thüren ſtand Cäſarion geſchrieben, ein Name, den ihm der König gegeben hatte, und den er, wie man wußte, gern hörte. Glückwünſchungs- und Geſchäftsbriefe drängten ſich zu ihm und erforderten zu ihrer Beantwortung einige Schreiber. Er machte ſo viel Verſe als er nie gemacht hatte, ſprang mit einem Pfeifchen von Bernſtein umher, raſſelte auf ſeiner Baßgeige, ſpielte, ſang, lachte, und war ſo ausgelaſſen, daß man für ſeinen Verſtand in Sorgen war.

Man ſieht aus dieſen Zügen, was Kayſerling und andere mit ihm vermutheten. Aber hat man je gehört, daß Kayſerling dem Könige das war, was Rooy (nachmals Sully) Heinrich dem Vierten, und Brühl, Auguſt dem Andern?

Sehr richtig iſt das, was der Freyherr von Bielefeld bey dieſer Gelegenheit nicht ohne einen ſichtbaren kleinen Zwang an einen ſeiner Freunde ſchrieb:

„Ich habe einen ſehr vortheilhaften Begrif von den Herzen derer, die jezt ihre Freude und Ergebenheit für ihren neuen Gebieter ſo lebhaft äuſſern: aber der Verſtand derer wird mir verdächtig, welche glauben können, der König werde nun ſeine Schätze öfnen und Geld auf ſie regnen laſſen, während ſie ſich nur bücken dürfen um es aufzuleſen. Die gehoft haben, der Prinz werde ihnen ein glänzendes Glück machen, betrügen ſich eben ſo ſehr, als die welche fürchten, daß ihnen ein Leid von ihm widerfahren möchte — und kurz, der Tag, wo dieſer weiſe Fürſt die Regierung antrat, kann ſeinem ganzen Lande ein Tag der fehlgeſchlagenen Vermuthung heiſſen.„

Indeſſen nahm der König dennoch viele Standeserhöhungen vor, die ſeine bisherigen Freunde und andere verdienſtvolle Männer, die er als ſolche kennen gelernt hatte, betrafen. Jordan ward Geheimerrath; aber nicht etwa um ein ſtarkes Jahrgeld ruhig zu verzehren, ſondern ſeine Beſoldung unter einen Wirbel

von Geſchäften zu verdienen; Kayſerling ward Oberſt und Adjutant des Königs, und mußte ſich der Kriegskunſt ſtreng befleißigen; Chaſot bekam ein Jägerkorps — und ſo wurden alle Uebrige an ihre rechte Stelle verſezt; ein Beweis, daß der König als Prinz ſie alle ſtudirt, und ihre Talente und Fähigkeiten geprüft hatte. Den meiſten war das, was er für ſie that, zu wenig, und es galt von ihnen genau das, was Bielefeld, den er zum Legations-Sekretär machte, von ſich ſelbſt ſagte: ich geſtehe aufrichtig, das heißt einen etwas kleinen Anfang machen.

Dieſem Grundſatze, nach welchem der König damals ſchon handelte, iſt er während ſeiner ganzen Regierung getreu geblieben. Man hat kein Beyſpiel, daß er bloß aus Gunſt einen ſeiner Diener empor gehoben hätte; ſie mußten ſich ihre Stellen alle ſehr ſauer verdienen. Daher kommt es aber auch, daß kein Monarch ſo thätige und brauchbare Diener hätte als er, und daß funfzig Hände in Preuſſen mehr thun, als hundert in jeder andern Monarchie. Fleiß und Geduld waren die einzigen Mittel von dem Monarchen bemerkt zu werden. Geburt, glänzende Talente, Reichthum, Nepotiſmus verhalfen zu nichts; der König bediente ſich der Subjekte, die ſolche Vorzüge beſaßen, zu Berloquen an der politiſchen Uhr, und ſelbſt darauf konnten ſie noch nicht ſicher rechnen.

Am ſchmerzlichſten ſahen ſich die Abentheurer getäuſcht, die, beſonders aus Frankreich, nach Berlin ſtröm-

ſtrömten, und dort ihr Canaan zu finden hoften. Die Vorliebe des Königs für alles was franzöſiſch war, hatte ſie glauben gemacht, daß man nur franzöſiſch dürfe ſprechen können, um bey dieſem Roi du Nord ein ſchimmerndes Glück zu machen. Die brauchbaren unter ihnen nahm er freylich auf, aber die andern ſandte er ohne Anſehn der Perſon fort. Das franzöſiſche Verdienſt mußte ſich bey dieſer Gelegenheit nicht ſelten queer durch Teutſchland nach Berlin, und von da nach Frankreich zurückbetteln.

Es wird nöthig ſeyn, einen kurzen Abriß von der ſtatiſtiſchen, politiſchen und bürgerlichen Verfaſſung, worin der neue König ſeine Länder fand, zum Behufe des Leſers hieher zu ſetzen. Er wird darnach beſtimmen können, was dieſe Staaten damals waren, und was ſie jezt ſind. Die Mittel wodurch ſie an Wohlſtand und Macht ſo ſehr gewachſen ſind, muß er im Laufe dieſer Geſchichte aufſuchen.

Friedrich Wilhelm hinterließ ſeinem Sohne folgende Provinzen, Grafſchaften, Herrſchaften, Baronien und Ortſchaften.

Das Königreich Preuſſen.

Das Herzogthum Pommern mit Ausſchluß des ſchwediſchen Antheils von Vorpommern.

Die Churmark Brandenburg.

Das Herzogthum Croßen nebſt Cotbus und Peiz in der Niederlauſitz.

Das Herzogthum Magdeburg mit zwey Fünftheilen von der Grafſchaft Mannsfeld.

Das Fürſtenthum Halberſtadt mit der Grafſchaft Hohnſtein.

Das Fürſtenthum Münden.

Das Herzogthum Cleve.

Das Fürſtenthum Mocurs.

Die Grafſchaft Mark und Ravensberg.

Das Herzogthum Geldern.

Die Grafſchaft Teklenburg und Lingen.

Herrlichkeit und Amt Montfort in Ober-Geldern.

Die Meyerey Turnhut in Brabant.

Die Baronie Harſtal.

Die Herrſchaften: Oranien, Polder, Thaaldieryk, Wateringen, Ober- und Nieder-Schwaluwe, Klein-Waspick, Twintig, Horven, Honderland, Graveſande.

Das Schloß, der alte Hof genannt, im Haag.

Das Militär fand der neue König auf dem beſten Fuß; gut gekleidet, geübt, an die ſtrengſte Ordnung und Mannszucht gewöhnt, und nahe an 87000 Köpfe ſtark. Es beſtand aus ſechsundſechzig Bataillons Fußvolk in drey und dreißig Regimentern; in 114 Escadronen Reiterey, in zwanzig Regimentern, aus vier Garniſonregimentern, vier Garniſonbataillons, neun Garniſoncompagnien und aus einer verhältnißmäßigen Anzahl von Artilleriſten, Ingenieurs, Mineers, Pontoniers und Cadetten. Nach den neueſten Berechnungen

gen iſt die Preuſſiſche Armee jezt über zweymalhundert tauſend Mann ſtark. Was für ein Zuwachs?

Die Finanzen, die unter Friedrich dem Erſten äuſſerſt zerrüttet waren, brachte Friedrich Wilhelm durch ſeine Sparſamkeit wieder in ſo gute Ordnung, daß er ſeinem Sohn einen anſehnlichen Schatz hinterlaſſen konnte. Den eigentlichen Betrag der Einkünfte, die er aus den obenangeführten Beſitzthümern zog, kann ich aus Mangel an Daten nicht angeben: aber es iſt gewiß, daß er ſie nicht die Hälfte ſo hoch nutzte als der jetzige König, unter welchem Bevölkerung, Manufacturen, Fabriken und Handel weit höher geſtiegen, und ganz neue Zoll-Accis- und Abgaben-Syſteme eingeführt worden ſind.

Wie die Volksmenge ſeit Friedrich Wilhelms Tode geſtiegen ſey, kann man ungefähr aus dieſem einzelnen Datum beſtimmen: im Jahr 1740 zählte man in den Städten und auf dem platten Lande des Departements der Churmärkiſchen Kammer 475 991, und im Jahre 1781 genau 663 282 Köpfe; mithin hat ſich die Bevölkerung in dieſem einzigen Departement um 187 291 vermehrt.*)

Ich ſammle noch einige vermiſchte Bemerkungen über den damaligen Zuſtand der Preuſſiſchen Länder

aus

*) S. Hiſtor. Polit. Geogr. und Milit. Beyträge die Königl. Preuſſ. Staaten betreffend. 2ter Th. 1ſter Band S. 271.

des Königs Denkwürdigkeiten zum Behuf der Brandenburgischen Geschichte, und lege ſie dem Leſer vor. Er mußte ſein Land allerdings am beſten kennen.

Friedrich Wilhelm hatte eine ganz militäriſche Regierungsform eingeführt. Gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung vermehrte er die Löhnung der Soldaten; die Compagnien wurden bis auf 120 Köpfe, die Regimenter der Reiterey bis auf fünf Eſcadrons, und die ganze Armee, die ihm ſein Vater 30000 Mann ſtark hinterlaſſen hatte, bis auf 87000 Mann vermehrt. Die Soldaten wurden in die Städte verlegt, um Ordnung und Mannszucht unter ihnen zu erhalten. Jedem Officier ward durch eine gedruckte Verordnung ſeine Pflicht gezeigt, und Verſtoßungen gegen dieſelbe wurden mit der größten Strenge geahndet. Der König war ſelbſt Aufſeher über ſein Heer; er muſterte und exercirte es ſelbſt, und konnte daher auf keinem Wege hintergangen werden. Die Regimenter wurden von ſolchen Officieren gereinigt, deren Geburt oder Aufführung ihrem ehrenvollen Stande nicht entſprach, und die Officiers ſelbſt hielten ſeit der Zeit ſtrenge darauf, daß ſie nur mit rechtlichen und untadelhaften Cameraden dienten. Der König ſchafte die Mäntel des Fußvolks ab, und gab kürzere Uniform, um ihm den Marſch zu erleichtern. In allen ſeinen Provinzen errichtete er Kornkammern; in Theurungen konnte er durch ſie ſein Volk unterſtützen, und

im

Mowbray.

Iſt das ein erlaubtes und rechtſchaffnes Verfahren?

Weſtmorland.

War es euer Aufſtand?

York.

Brecht ihr eure Treue ſo?

Lancaſter.

Ich verſprach euch keine; ich verſprach euch, daß dieſen Beſchwerden abgeholfen werden ſollte, worüber ihr klagtet, und bey meiner Ehre, ich will es mit der chriſtlichſten Sorgfalt halten. Ihr aber, Empörer, empfangt den Lohn eurer Thaten. Der Ausgang eurer thörichten Unternehmung entſpricht der Unbeſonnenheit ihres Anfangs -- Laßt unſre Trummeln rühren, verfolgt die zerſtreuten Flüchtlinge, der Himmel, nicht wir, hat an dieſem Tag einen unblutigen Sieg für uns erfochten -- Man ſorge davor, daß dieſe Verräther bis zu ihrem Todes-Urtheil wol verwahret werden.

(Sie gehen ab.)

im Kriege hatte er fertige und ausgerüſtete Magazine an ihnen für ſeine Soldaten. — Große Leute waren, beſonders vom Jahre 1732 an, ſeine Leidenſchaft. Zehnzöllige kaufte er um 700, ſechs Fuß hohe um 1000 Rthlr. Viele Regimenter hatten keinen Mann unter fünf Fuß 8 Zoll, und der kleinſte in der Armee hatte 5 Fuß 6 Zoll. — Er theilte die Provinzen in militäriſche Kantons; jeder derſelben lieferte dem ihm angewieſenen Regimente in Friedenszeiten jährlich dreyßig, und in Kriegszeiten bis auf hundert Köpfe. — Auch die Reiterey beſtand aus großen Leuten, und eben ſo großen Pferden, die oft bey den Muſterungen vor lauter Unbehülflichkeit einmüthig zu Boden fielen. Ihre Officiers hatten weder theoretiſche noch praktiſche Kenntniſſe von den Evolutionen, die man von der Reiterey fordert, wenn ſie in Schlachten nützlich werden ſoll. Ueberhaupt hatte der Friede die Leute zum Dienſte unthätig gemacht. — Anfangs hatte Friedrich Wilhelm darauf gedacht ſeine Armee zu verſtärken, und ſie gut einzurichten; als aber von dieſer Seite alles gethan war, verfiel man auf geringfügige lächerliche Dinge: der Infanteriſt polirte ſeine Waffen, der Reiter lackirte ſein Lederwerk, und zierte die Mähnen der Pferde mit Bändern. Bey dieſer Kleinigkeit verſäumte man die wichtigern Theile der Kriegskunſt gänzlich, und es war gut, daß der Friede nicht länger dauerte, ſonſt wären Schminke und Schönpflaſterchen bey der Armee Mode gewor-

den. Doch war bey allen dieſen Mißbräuchen das Fußvolk in der beſten Verfaſſung. Die Officiers wandten Eifer und Fleiß auf den Dienſt, und hielten auf ſtrenge Ordnung und Mannszucht. Aber unter den Generalen gab es mehr Männer von Muth und Unerſchrockenheit, als von Kopf.

Die Zeughäuſer waren treflich ausgerüſtet, einige Feſtungen im beſten Vertheidigungsſtand; die Ingenieurs waren in ihrer Kunſt geübt, und die Artilleriſten ohne Tadel. Das Cadetten-Corps, eine gute militäriſche Pflanzſchule, erſetzte die Abgänge unter den Officiers in der Armee mit jungen ganz kriegeriſch erzogenen Männern.

Bey der großen Neigung, die Friedrich Wilhelm zum Soldatenſtande hatte, ließ er Gelehrſamkeit und alle übrige Künſte des Friedens völlig in Verfall gerathen. Die von Friedrich den Erſten geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften vegetirte ſchläfrig fort; die erledigten Stellen bey derſelben wurden ſchlecht und ohne Wahl beſetzt; der König trieb ſeinen Spott mit der ganzen Geſellſchaft, machte einen ſeiner Spaßmacher ſogar zum Vicepräſidenten derſelben, und einem andern wieß er ſeine Beſoldung auf die Caſſe der Akademie an. Auswärtige Gelehrte hüteten ſich wohl Mitglieder einer Geſellſchaft zu werden, die der Landesherr ſelbſt lächerlich machte. So gab er ihr zuweilen gewiſſe ſcherzhafte Fragen auf, und verlangte

ihre

ihre Entſcheidung darüber, die gewöhnlich nicht min-
der ſcherzhaft ausfiel. Der König und der Gelehrte
verloren dadurch von ihrer Würde. Wundershalber
erlaube man mir ſolch eine Aufgabe und Entſcheidung
den Freyherrn von Bielefeld nachzuerzählen:

Der König gab dieſe Frage auf: „Was iſt die phyſikaliſche Urſache, daß zwey Gläſer, wenn ſie mit Champagner angefüllt ſind und an einander geſtoſſen werden, nicht ſolch einen ſtarken und hellen Klang geben, als wenn ſie mit jedem andern Wein angefüllt ſind, und warum iſt ihr Klang ganz dunkel und gedämpft?„

Die Akademiker antworteten darauf: weil ſie nicht Geld genug hätten, Champagner zu trinken, ſo könnten ſie auch dieſes phyſikaliſche Phänomen weder beobachten noch erklären. Der König ſandte ihnen hierauf ein Dutzend Flaſchen von dieſem Wein. Sie tranken ihn, und erklärten nichts.

Man ſieht hieraus, auf welchem Fuß man die Gelehrten behandelte: und doch arbeiteten damals im phyſikaliſchen Fache der Akademie die berühmten Naturforſcher Pott, Markgraf und Eller, die Einzigen, durch deren Fleiß und Talente ſich dieſes mit dem Tode ringende Inſtitut noch lebendig erhielt.

Friedrich Wilhelm hätte es gewiß noch ganz eingehen laſſen, wenn es nicht von einer Seite dem Solda-

tenſtande Vortheil gebracht hätte. Leibnitz, der bekanntlich dieſe Akademie zuerſt einrichtete, hatte mit derſelben ein anatomiſches Theater verbunden. Dieſe Anſtalt nützte Friedrich Wilhelm für die Wundärzte ſeiner Armee, die bey demſelben ihren Curſus in der Chirurgie und allen übrigen damit verwandten Kenntniſſen machen mußten. Dieſer Umſtand rettete die Akademie von ihrem gänzlichen Untergange.

Die Mahlerakademie gieng völlig zu Grunde. Pesne, ihr Aufſeher, war Portraitmahler; dagegen warfen ſich Tiſchler zu Bildhauern, und Maurer zu Baumeiſtern auf.

Gunſt und Cabale beſetzten die Catheder der Univerſitäten, und Andächteley, die in Fanatismus übergieng, verfolgte und vertrieb in dem ſcharfſinnigen Wolf geſunde Vernunft, gründliche Philoſophie und Aufklärung.

Die jungen Edelleute, die ſich den Waffen widmeten, glaubten der Ehre ihres Standes durch Studieren zu nahe zu treten, hielten Unwiſſenheit für Verdienſt, und Kenntniße für unnütze Pedanterey.

Für die Manufakturen that Friedrich Wilhelm ungleich mehr, als für die Gelehrſamkeit. Er verboth die Ausfuhr der Wolle und legte zu Berlin ein großes Lagerhaus an, aus welchem er den unvermögenden Tuchwebern Wolle vorſtreckte, die ſie durch ihre Arbeit

nach

nach und nach abbezahlten. Abſatz fanden die Tücher bey der Armee, die jährlich neu gekleidet ward, und auch bey den Ruſſen, denen eine Handelsgeſellſchaft, (die 1720. errichtet ward) das Tuch für ihre ganze Armee lieferte. Als nachher die Engländer dazwiſchen kamen, und dieſen Handelszweig den Preuſſen dadurch abſchnitten, daß ſie den Ruſſen wohlfeilere Tücher lieferten: litten zwar die Preuſſiſchen Wollenmanufacturen eine Zeitlang darunter, aber ſie öfneten ſich bald neue Canäle, durch welche ſie ſoviel ihrer Produkte vertrieben, daß ſie an der inländiſchen Wolle nicht genug hatten und von den Meklenburgern kaufen mußten. Im Jahr 1733 ſetzten ſie 44.000 Stück Tücher (das Stück zu 24 Ellen) bey den Ausländern ab.

Alle Gewerbe, Künſte und Handwerker, die zum Behuf des Soldatenſtandes arbeiteten, waren blühend, und hatten ſich alle in Berlin, Spandau, Potsdam, kurz zu dem Mittelpunkt des Kriegsweſens zuſammengedrängt.

Den Coloniſten gab Friedrich Wilhelm viele Vortheile und Aufmunterungen; wie er denn überhaupt auf Anbau und Verſchönerung ſeines Landes, gleich nach dem Soldatenſtande, die größte Sorgfalt wandte. Er erweiterte und verſchönerte Berlin, und ſchuf und bevölkerte Potsdam. Berlin erhielt durch ihn eine Polizey auf den Pariſer Fuß, und ward durch er-

richtete Armen- und Arbeitshäuser von überläſtigen Bettlern gereinigt.

Das Finanz-Syſtem hinterließ Friedrich Wilhelm auf einem ſehr dauerhaften Fuß: er hatte ein General-Directorium eingeführt, das in vier Departements abgetheilt war, deren jedes einen Staatsminiſter an der Spitze hatte. Dieſem Hauptdepartement war in jeder Provinz ein Juſtiz- und Finanz-Collegium untergeordnet. Die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der Juſtiz, der Finanzen ꝛc. mußten dem König täglich Bericht abſtatten, und er ſprach über alle Angelegenheiten das Endurtheil. Während ſeiner ganzen Regierung erſchien auch nicht die kleinſte Verordnung, die er nicht eigenhändig unterſchrieben, noch der geringſte Verhaltungsbefehl, den er nicht ſelbſt abgefaßt hätte.

In dieſem ernſten, ſparſamen, häuslichen und kriegeriſchen Zuſtande, fand Friedrich der Zweyte ſeine Staaten, als er die Regierung antrat. Er ſagt ſelbſt: daß das thätige Leben Friedrich Wilhelms den Grund zu dem Wohlſtande und der Macht gelegt habe, worin ſich die Preuſſiſchen Staaten nach deſſen Tode befunden hätten.

Friedrichs des Zweyten erſte Sorge war, auf dieſem dauerhaften Grunde nicht blos fortzubauen, ſondern auch den Grundriß des Staatsgebäudes zu erwei-

erweitern. Er wollte nicht bloß ein kriegeriſches, abgehärtetes, thätiges und ſparſames, ſondern auch ein aufgeklärtes, geſittetes, feines und zugleich mächtiges Volk aus ſeinen Unterthanen ziehen. Ob und wodurch er dieſen großen Zweck erreichte, wird ſich im Laufe der Geſchichte zeigen.

Die erſten zwey Monate nach dem Antritt der Regierung verliefen dem Könige unter neuen Anſtalten, Reiſen und verſchiedenen öffentlichen Staatsangelegenheiten. So verordnete er zum Nutzen ſeiner Univerſitäten, daß kein Landeskind, das auf einer fremden hohen Schule ſtudirt hatte, in den Preuſſiſchen Staaten befördert werden ſollte. Unter dem vorigen Könige wurden die Kindermörderinnen geſäckt: eine Todesſtrafe, die ſo grauſam als ſonderbar war — dieſe ward abgeſchaft. — Um das Verdienſt zu belohnen ſtiftete der König den Orden pour le merite. Er ſcheint zunächſt dem militäriſchen Verdienſte gewidmet zu ſeyn, denn ſelten ſind Civil-Bediente damit bekleidet worden.

Unter den Reiſen, die der neue König that, ſind die nach Preuſſen, und nach ſeinen Weſtphäliſchen Staaten, die vornehmſten. Beyde geſchahen zunächſt der Huldigung wegen. Auf der letztern beſuchte er auch Straßburg, und man ſagt, daß er Willens geweſen ſey von da incognito nach Paris zu gehen. Die Umſtände davon werden folgendergeſtalt erzählt.

Der König kam unter dem Namen eines Grafen du Four, mit seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, der jezt ein Graf von Schafgotsch war, in Straßburg an. Er hatte ein kleines Gefolge, das von zwey Kutschen füglich fortgeschaft werden konnte. Die beyden Brüder nahmen nicht in einem Gasthofe Quartier, sondern der König im heiligen Geist, und der Prinz im Raben. Vor allen Dingen kleideten sie sich nach französischer Sitte. Gegen Abend gieng der König in ein Caffeehauß, machte Bekanntschaft mit einigen Officiers, und bat sie zu sich zu Tische. Einer von ihnen sagte ziemlich laut: Wir müssen hingehen, ich bin begierig, was das für ein böhmischer Graf seyn mag! — Sie wurden sehr überrascht, als sie fanden, daß ihr böhmischer Graf ein überaus feiner, witziger Gesellschafter war, der sein französisch so gut sprach als sie. Er gefiel ihnen; und den andern Morgen fanden sie sich auch wieder zum Frühstück ein.

Den Nachmittag gieng der König auf den Paradeplatz; hier ward er von einem Soldaten, der ehedem in preußischen Diensten gestanden, auf den ersten Blick erkannt. Sogleich ward dieses dem Gouverneur von Straßburg, dem Marschall von Broglio, hinterbracht, der den König, als er sich unter seinem angenommenen Namen melden ließ, sehr ausgezeichnet empfieng und während des Gespräches sich auch ein paarmal Ew. Majestät soll haben entfahren

lassen

laſſen. Dem König war es unangenehm daß man ihn entdeckt hatte, und da ſchon den folgenden Tag das Gerücht: der König von Preußen ſey in Strasburg, von Ohr zu Ohr lief; da der Schneider, der die Kleider gemacht hatte, kein Geld nehmen, ſondern mit der Ehre für einen ſolchen Monarchen gearbeitet zu haben zufrieden ſeyn wollte; da endlich des Abends einige Straßen erleuchtet und unzählige Vivat gerufen wurde: ſo änderte der König ſeinen Plan, und reiſete den folgenden Morgen in aller Frühe von Strasburg ab, mit dem Entſchluß, ſeine Reiſe nach Paris bis zu einer bequemern Gelegenheit zu verſchieben.

Der König that in Weſtphalen eine kleine Irrung ab, die vielleicht ein Vorſpiel der bald darauf folgenden größern Irrungen war. Er behandelte aber ſchon dieſe kleine, wie er nachher alle größere behandelte.

Der Biſchof von Lüttich behauptete die Landeshoheit über Herſtall, eine Freyherrſchaft, die aus der Oraniſchen Erbſchaft an Preußen fiel. Friedrich Wilhelm ſetzte ſich zwar im Jahr 1732. in den Beſitz derſelben, aber die Unterthanen weigerten ſich ihm zu huldigen. Dieſe Streitigkeit, in die ſich auch der kaiſerliche Hof miſchte, der den König, der zur Gewalt ſchreiten wollte, ſchriftlich davon abmahnte, zog ſich in die Länge, und war bey ſeinem Tode noch nicht entſchieden. Jetzt weigerten ſich die Herſtaller auch dem neuen König zu huldigen, und ſie wurden dabey von dem Biſchof un-

erſtützt. An dieſen ſandte der König den geheimen Rath Rambonnet, und ließ ihn fragen: Ob er die Landeshoheit über Herſtall noch länger behaupten, und die Empörer unterſtützen, oder der erſten entſagen, und den letztern nicht länger Vorſchub thun wollte? Als der Biſchof die Antwort verzögerte, ſtanden zwölf Compagnien Infanterie und eine Schwadron Dragoner in ſeiner Grafſchaft Horn, und lebten auf ſeine Koſten. Er wandte ſich an den Kaiſer, an Frankreich, an die Niederlande. Der erſte brachte die Sache an den Reichstag; der König vertheidigte ſich; die letztern waren Vermittler, und durch ſie ward er bewogen, ſein Recht auf Herſtall für 150,000 Rthlr. an den Biſchof käuflich abzutreten. Nun ruckten die Preußiſchen Truppen wieder aus.

Der König war Willens, den Reſt dieſes Jahres in Rheinsberg zuzubringen, theils ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen deſto ruhiger zu leben, theils ſeine Geſundheit, die durch ein heftiges Fieber zerrüttet wurde, wieder herzuſtellen. Aber ein merkwürdiger Zufall, der auf das ganze politiſche Syſtem von Teutſchland und von ganz Europa wirkte, ſetzte ihn plötzlich wieder in Bewegung. Dieſes war der Tod Kaiſers Karls des Sechſten, der den 20ſten October 1740. an einer Unverdaulichkeit zu Wien ſtarb.

Die Nachricht davon kam gerade zu einer Zeit nach Rheinsberg, wo der König den Anfällen des Fiebers erlag. Seine Hofleute waren in Verlegenheit, wie

Sechste Scene.

Ein Kriegs-Getümmel. Excurſionen. Falſtaff und Coleville treten auf.

Falſtaff.

Wie iſt euer Name, Sir? Von welchem Stand ſeyd ihr? Und von welchem Plaz, wenn ich bitten darf?

Coleville.

Ich bin ein Ritter, Sir, und mein Nam iſt Coleville vom Thal.

Falſtaff.

Gut, Coleville iſt alſo euer Nam', ein Ritter iſt euer Stand, und euer Plaz das Thal. Coleville ſoll immer euer Name bleiben, ein Verräther euer Stand, und ein Loch im Gefängniß euer Plaz; ein Ort das tief genug iſt, damit ihr immer Coleville vom Thal bleibet.

Coleville.

Seyd ihr nicht Sir John Falſtaff?

Falſtaff.

Ein ſo braver Mann, Sir, als er, ich mag ſeyn wer ich will; wollt ihr euch ergeben, Sir, oder ſoll ich um euertwillen ſchwizen? Muß ich ſchwizen, ſo ſind meine Schweiß-Tropfen die Thränen deiner Freunde, die deinen Tod beweinen. Zittre alſo ſo gut du kanſt, und bitte um Gnade.

Coleville.

wie ſie ihm dieſe wichtige Nachricht hinterbringen ſollten. Sie kannten ſein feuriges Temperament, vermutheten auch wohl, daß der plötzliche Hereinbruch einer Begebenheit, deren Folgen ihn ſchon lange vorher beſchäftigt zu haben ſchienen, eine doppelt ſtarke und eben darum gefährliche Wirkung auf ſein Nervenſyſtem thun würde. Man berathſchlagte lange, wie man ſich dabey benehmen ſollte, bis man endlich das Geſchäft ſeinem Kammerdiener auftrug, der ihn auf eine behutſame Art vorzubereiten ſuchte. Dieß geſchah; aber es fand ſich, daß man viel zu furchtſam geweſen war. Der König ließ in ſeinem Aeuſſern nichts blicken; er las die Briefſchaften ſeines Geſandten zu Wien, und ließ ſich die mündlichen Nachrichten vortragen, die der Courier von den nähern Umſtänden jenes Todesfalls überbracht hatte. Bald nachher ſtand er auf, und befahl dem geheimen Rath Eichel, an den Feldmarſchall Schwerin, und an den Grafen Podewils, Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, zu ſchreiben, und beyde nach Rheinsberg zu berufen. Dieſe kamen eilig von Berlin, und der König hatte einige Tage hindurch lange und geheime Unterredungen mit ihnen. Ihren Inhalt errieth man früh genug, beſonders da auf das bloße Gerücht bald thätige Bewegungen in der Armee erfolgten. Des Königs Fieber verſchwand nach einigen leichten Anfällen gänzlich, und in den erſten Tagen des Decembers war er in Berlin.

Hier war ſchon alles in Bewegung: die Regimenter waren zuſammengezogen, das Feldzeug war ausgetheilt, Zelter und alles übrige Heergeräth, mit Stücken und Mörſern war ſchon in Bereitſchaft. Zu Frankfurt an der Oder und zu Croſſen wurden Magazine angelegt, und die Regimenter aus den entlegenen Provinzen waren im Anmarſch. Es war nicht länger zweifelhaft, daß der König ſich in den Beſitz von Schleſien ſetzen wollte. Am 13ten gieng er von Berlin nach Croſſen ab, und ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Armee; am 16ten betrat der Preußiſche Vortrupp bereits den ſchleſiſchen Boden.

Bekanntlich erloſch der männliche Stamm Habsburg, der während fünf Jahrhunderten dem teutſchen Reiche ſechszehn Kaiſer gegeben hatte, mit Karl dem Sechsten, und nur zwey weibliche Zweige, die Erzherzoginnen Maria Thereſia und Mariane, blieben davon übrig. Durch die Pragmatiſche Sanction war zwar feſtgeſetzt worden, daß auch die weiblichen Nachkommen Karls regierungsfähig ſeyn ſollten; aber man weiß ſchon, daß die Großen ihre Rechte mit bewafneter Hand gegen andere Große vertheidigen müſſen, und daß man ſolche nur dann für gegründet und unumſtößlich anerkennt, wenn ſie von Hunderttauſenden unterſtützt werden. Karl der Sechſte hinterließ weder eine furchtbare Armee, noch geordnete Finanzen, und darum ſtanden von allen Seiten Erben auf, die ſeinen Nachlaß,

laß, auf Koſten ſeiner natürlichen Erbin, Maria Thereſia, entweder ganz oder Theilweiſe an ſich zu bringen ſuchten.

Friedrich der Zweyte trat zwar nicht als Erbe auf, aber er hatte gegründete Anſprüche auf einige ſchleſiſche Fürſten- und Herzogthümer, die ſeinen Voreltern ſeit mehr als Hundert Jahren von den Kaiſern waren vorenthalten worden. Es waren Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau nebſt einigen dazu gehörigen Herrſchaften. Hier iſt der ſummariſche Innhalt von des Königs Anſprüchen:

Der Markgraf Georg von Brandenburg kaufte im Jahre 1524 für eignes Geld das Fürſtenthum Jägerndorf von dem Geſchlechte Schellenberg, und erhielt darüber von dem Könige Ludwig von Böhmen die Inveſtitur als ein Erblehn, das veräuſſert werden könnte. Ferdinand *I.* beſtätigte dieſe Inveſtitur, als er böhmiſcher König ward, in allen Punkten und Clauſeln. Als Markgraf Georg ſtarb, kam Jägerndorf an ſeinen Sohn Georg Friedrich. Da dieſer keine Erben hatte, vermachte er es, mittelſt eines förmlichen Teſtaments, ſeinem nahen Verwandten, dem Churfürſten von Brandenburg Joachim Friedrich, dem Stammvater des noch regierenden königlichen Hauſes Preußen. Dieſer nahm es nach Georg Friedrichs Tode ohne Widerſpruch und Hinderniß in Beſitz, und vereinigte es auf ewig mit ſeinen Erbländern. Zwar überließ er es nachmals ſeinem zweyten Prinzen Johann Georg als ein Appa-

nage, doch mit dem Vorbehalt, daß kein Geld darauf aufgenommen werden, und daß es nach seinem Tode an die Churfürstliche Linie von Brandenburg zurückfallen, und auf immer damit verbunden bleiben sollte.

Vermöge alter Familien-Verträge des Hauses Brandenburg, besonders des im Jahr 1603 zu Gera geschlossenen, worin des Fürstenthums Jägerndorf ausdrücklich gedacht wird, und vermöge der Conventionen, die von allen Kaisern nach der Reihe sind bestättigt worden, ist es den Churfürsten und Markgrafen von Brandenburg nicht verstattet, eins ihrer Länder, wäre es auch nur ein späterer Erwerb, auf immer zu veräussern, oder auf irgend eine Art von ihren Erbbesitzungen zu trennen. Geschieht es doch, so bleibt es ihren Nachfolgern vorbehalten, die Rechte ihres Hauses auf das abgerissene Stück geltend zu machen.

Während der böhmischen Irrungen unter Kaiser Ferdinand dem Zweyten, trat der Markgraf Johann Georg auf die Seite Friedrich des Ersten, Churfürsten von der Pfalz, weil er seine Ansprüche für gültig erkannte. Ferdinand *II.* erklärte dies Betragen für Felonie, that ihn in die Reichsacht, und zog das Fürstenthum Jägerndorf ein. Auch auf seinen Sohn, der zur Zeit der böhmischen Unruhen noch kein Jahr alt war, erstreckte der Kaiser dies harte Urtheil, und dieser unglückliche Prinz starb seines väterlichen Erbes beraubt, im Jahre 1642. in den dürftigsten Umständen.

Sein

Sein Tod gab dem Churhauſe Brandenburg den Beſitz aller ſeiner Gerechtſamen, namentlich des Fürſtenthums Jägerndorf und der damit verbundenen Länder. Das Verbrechen der Felonie, welches Johann Georgen den Verluſt dieſes Landes zugezogen hatte, konnte dieſe Gerechtſame nicht umſtoßen: denn das Land kam nicht von ihm her, ſondern war ihm nur als Fideicommiß, das von dem Hauſe Brandenburg auf keine Weiſe für immer getrennt werden konnte, von ſeinem Vater vertragsweiſe überlaſſen worden.

So unſtreitig dieſe Anſprüche des Hauſes Brandenburg waren, ſo wenig war es im Stande ſie geltend zu machen. Ein unglücklicher Krieg, der ganz Teutſchland verwüſtete, war mit ſeiner ganzen verheerenden Laſt auch auf die Churbrandenburgiſchen Länder gefallen. Friedrich Wilhelm der Große war alſo zu ſchwach, ſich den Beſitz eines Rechts zu verſchaffen, das ihm der kaiſerliche Hof nicht ſtreitig machen konnte, aber dennoch hartnäckig vorenthielt. Man wußte allerley Auswege und Scheingründe. Man gab unter andern vor: es ſey nicht erlaubt, in einem Lande, das man zum katholiſchen Bekenntniß zu bekehren ſuche, Beſitzungen eines proteſtantiſchen Fürſten zu dulden; aber man ſetzte nicht hinzu, wer, welches Zeitalter, und welche Gründe, ſolch ein ſeltſames Recht erdenken, bewähren und beſtätigen konnten. Man both endlich dem Churhauſe Brandenburg ein Aequivalent an, aber nicht an Ländern, ſondern an Gelde. Da der

Chur-

Churfürſt dies nicht annehmen konnte ohne die Grundverfaſſung ſeines Hauſes umzuſtoßen, ſo zerſchlugen ſich dieſe Unterhandlungen nach einer Dauer von mehr als vierzig Jahren.

Unter dieſen Umſtänden erloſch im Jahre 1675. der männliche Mannesſtamm der Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau, in Georg Wilhelmen. Die älteſten Fürſten dieſes Hauſes waren unumſchränckt, und weder der Krone Böhmen, noch der Krone Polen unterworfen. Doch trugen ſie im Jahre 1329. ihre Beſitzungen dem König in Böhmen, Johann von Lützelburg, als ein Lehn, aber als ein Erblehn an, mit dem Vorbehalt aller ihrer Rechte, beſonders deſſen, daß ſie es nach Willkühr verkaufen, veräuſſern und verpfänden könnten. Die folgenden Könige von Böhmen, Ladislaus und Ludwig, beſtätigten, um die Herzoge vor jedem hinterliſtigen Eingriffe zu ſichern, dieſes Recht von neuem, mit dem Zuſatz, daß ſie es auch mittelſt Teſtaments, an wen ſie nur wollten, vererben könnten.

Bey dieſer Freyheit, mit ihren Ländern nach Gutdünken zu ſchalten, traten die Fürſten von Liegnitz im Jahre 1537 mit dem Churhauſe Brandenburg in einen Erb-Vereinigungs- und Verbrüderungs-Vertrag folgendes Inhaltes: Beyde Häuſer ſollten eine ewige Vereinigung unterhalten, und ihre Fürſten ſollten ſich Brüder nennen; wenn Liegnitz ausſtürbe, ſollte Churbrandenburg oder ſeine Zweige, die Brandenburgiſchen

Mark-

Markgrafenhäuſer, der böhmiſchen Lehnsherrlichkeit unbeſchadet, in den Beſitz aller herzoglichen Länder treten; ſtürbe Brandenburg aus, ſo ſollten deſſen böhmiſche Lehne auf eben die Weiſe ſämtlich an Liegnitz fallen. Ein Eid von beyden Seiten beſtätigte dieſen Tractat.

Er mißfiel dem damaligen Könige von Böhmen, Ferdinanden; aber er konnte ihn nicht hintertreiben, ohne die Grundrechte des Hauſes Liegnitz, die er ſelbſt beſtätigt hatte, förmlich aufzuheben. Man regte alſo die böhmiſchen Stände auf, daß ſie durch eine Vorſtellung an Ferdinand auf den Umſtoß dieſer Verbrüderung dringen ſollten. Sie wollten ſie für nichtig erklären, wußten aber keine Gründe. Sie dreheten ſich in lauter Scheingründen herum, und behaupteten unter andern: es ſey der Krone Böhmen nachtheilig, wenn die Beſitzungen des Hauſes Liegnitz an Brandenburg fielen. Aber hatte denn Böhmen irgend ein anderes Recht über dieſe Beſitzungen, als die Lehnsherrlichkeit? War ihm dieſe nicht von Liegnitz freywillig übertragen, und zwar mit der Haupt-Clauſel übertragen worden, nach Willkühr drüber ſchalten und walten zu dürfen? War es den böhmiſchen Ständen nicht gleich, ob ſie über Liegnitz oder Brandenburg Lehnsherrlichkeit übten?

Was man nicht mit Gründen beweiſen konnte, bewies man mit Machtſprüchen. Ferdinand erklärte den Erbverbrüderungs-Tractat der beyden Häuſer im Jahr 1546. für unſtatthaft und nichtig. Vergeblich

beſchwer-

beſchwerte ſich Liegnitz über dies eigenmächtige vertragbrüchige Verfahren; es war zu ſchwach ſich der Macht des Königs zu widerſetzen: es ward ſogar durch ſeine Ueberlegenheit gezwungen, das Original des Tractats auszuliefern.

Brandenburg proteſtirte wider das ganze Verfahren unabläßig, und ließ von den durch dieſen Traktat erhaltenen Gerechtſamen auch nicht eine Clauſel ſinken. Man hätte ihn, erklärte es ſich, gewaltthätig umgeſtoßen, und obgleich ſich Brandenburg für ſeine Aufrechthaltung nicht thätig verwenden könnte, würde es doch dieſe Eigenmächtigkeit nie und nimmer gut heißen, und von ſeinen Enkeln das erwarten, was der Vater, durch politiſche Conjunkturen gebunden, nicht auszuführen vermöchte. Das Original jenes Traktats blieb alſo bey dem Hauſe Brandenburg.

So ſtand dieſe Begebenheit, als das Haus Liegnitz ausſtarb. Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große erneuerte ſeine Anſprüche auf Liegnitz, und zugleich auf Jägerndorf. Er hätte die bequemſte Gelegenheit gehabt, ſie geltend zu machen, weil der Kaiſer damals in dem großen Kriege verwickelt war, der ſich nachher durch den Nimwegiſchen Frieden endigte. Aber er zog den Vortheil des Ganzen ſeinem Privatintereſſe vor, und wollte den Kaiſer durch dringende und thätige Unternehmungen nicht noch tiefer in Mißhelligkeiten verwickeln. Er glaubte, daß der kaiſerliche Hof, für den er ſein Land und ſich ſelbſt ſo großmüthig aufgeopfert

pfert hatte, ihm aus Erkenntlichkeit den Besitz seiner Gerechtsame abtreten würde. In dieser Meynung bestärkte ihn auch der kaiserliche Hof durch tausend schöne Versprechungen, die aber immer, wenn es zur Erklärung kam, wieder zurückgenommen wurden. Man both ihm endlich wieder Geld, und als er es verwarf, das Gebieth von Swiebus in Schlesien an. Dieß war nicht zur Hälfte Ersatz für Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, und doch war der Churfürst ohne Falsch und Tücke damit zufrieden.

Beyde Höfe schloßen also im Jahre 1686. einen Traktat, worinn der Churfürst allen seinen Ansprüchen auf die Schlesischen Fürstenthümer entsagt, und dafür von dem Kaiser für sich und seine männliche Erben das Gebieth von Swiebus, und die Garantie auf die Bezahlung einer Geldsumme erhielt, die das Haus Lichtenstein auf den Herrschaften Esens und Witmend in Ostfriesland ausstehen hatte.

Diesen geringen Erwerb vertauschte Churfürst Friedrich Wilhelm nur darum gegen einen rechtmässigen größern, weil er sich mit dem kaiserlichen Hofe genauer vereinigen wollte, um der Verfassung von Europa neue Consistenz zu geben. Aber der kaiserliche Hof war nicht fähig, sich ihm in dieser Uneigennützigkeit nur von weitem zu nähern; er hintergieng ihn vielmehr, während er jenen für ihn gewiß nicht vortheilhaften Vergleich schloß, in der Stille dadurch, daß er durch

seinen Minister mit dem Sohne des großen Churfürsten, nachmaligen Friedrich dem Ersten, einen heimlichen Vertrag schließen ließ, den dieser weder schließen konnte noch durfte, und worinn er versprach, gleich beym Antritt seiner Regierung, den Swiebußer Kreis an den Kaiser zurückzugeben. Man drang diesen Vertrag dem Prinzen, der noch keine helle Blicke in die Verfaßung von Teutschland gethan hatte, besonders dadurch ab, daß man ihn zwischen dem Wohlwollen des kaiserlichen Hofes, welches man ihm als unendlich wichtig und ehrenvoll anpries, und zwischen dem ewigen Haß desselben, den man ihm äusserst schädlich schilderte, die unumgängliche Wahl vorlegte. Der Prinz ward durch diese ränkevolle Verhandlungen so bestrickt, daß er sich von der ganzen Sache gegen niemand etwas merken lies, und ihre Schlüpfrigkeit erst einsehen lernte, als er die Regierung antrat. Nun entdeckte er sie mit allen vorhergegangen Umständen seinen Ministern, und diese erklärten das ihm abgedrungene Versprechen für nichtig, weil es den Grundsätzen seines Hauses gerade entgegen war.

Friedrich der Erste that dem kaiserlichen Hofe wiederholte Vorstellung über diesen Tractat, und erklärte die darin gemachte Versprechung für ungültig, weil man ihn überrascht und mit falschen Vorspiegelungen hintergangen hätte. Er erhielt keine andere Antwort darauf als die Drohung, daß man sich mit Gewalt in den Be-

Coleville.

Ich denke, ihr ſeyd Sir John Falſtaff, und in dieſer Meynung geb ich mich zu euerm Gefangnen.

Falſtaff.

Ich hab' eine ganze Schule voll Jungen in dieſem Bauch, und nicht eine einzige davon redt was anders als meinen Nämen: Hätt' ich nur einen Bauch von etwas indifferenterm Umfang, ich wäre ohne weiters der activſte Kerl in ganz Europa; mein Wanſt, mein Wanſt, mein Wanſt iſt mein Unglük -- Hier kommt unſer General.

Der Prinz John von Lancaſter, und Weſtmorland treten auf.

Lancaſter.

Die Hize iſt vorbey, folgt ihnen nicht weiter, ruft die Unſrigen zurük, mein lieber Vetter Weſtmorland.

(Weſtmorland geht ab.)

Nun, Falſtaff, wo ſeyd ihr dieſe ganze Zeit über geweſen? Wenn alles und jedes vorbey iſt, dann kommt ihr. Dieſe Langſamkeit ſchikt ſich nicht gut zu euerm Handwerk; bey meinem Leben, ſie wird über lang oder kurz noch einmal einem Galgen den Rüken brechen.

Falſtaff.

Es ſollte mir leid thun, Milord, wenn es nicht ſo wäre; ich habe nie anders gehört, als daß Verweiſe und

Beſitz von Swiebus ſetzen würde. Er gab es alſo gegen eine Geldſumme zurück, die kaum hinreichte, die darauf verwandten Meliorationen zu erſetzen.

So verlor Churbrandenburg auch den einzigen geringen Vortheil, den der Traktat von 1686. mit ſich führte; und für ſeine rechtmäßige Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer hatte es nichts; denn auch die Lichtenſteiniſche Schuldforderung, deren Auszahlung der kaiſerliche Hof damals garantirt hatte, ſchmolz durch deßen geheime Künſte bis auf das Zehntheil zuſammen.

Es iſt ſichtbar, daß der kaiſerliche Hof durch dieſes Betragen jenen Traktat völlig brach. Hält die eine Parthey die Bedingungen eines Vergleichs nicht: ſo iſt die andere auch nicht verbunden, ſie zu halten. Brandenburg ward um Swiebus gebracht, deßen Beſitz allein es bewog, ſeinen Anſprüchen auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer zu entſagen; es konnte alſo ſeiner Seits dieſe Renuntiation rechtmäßigerweiſe aufheben. Die Miniſter Friedrichs des Erſten drangen in ihn, es zu thun, und er ſah ihre Vorſtellungen für ſehr gegründet an; verſprach deshalb nichts im Namen ſeiner Nachkommen, erneuerte auch den Entſagungstraktat auf dieſe Fürſtenthümer, als er Swiebus abtrat, nicht wieder, welches doch höchſt nöthig geweſen wäre.

„Ich muß mein Wort halten, sagte er bey dieser Gelegenheit zu seinen Ministern, obgleich man es mir abgelockt hat. Meine Ansprüche auf Schlesien gebe ich in die Hände meiner Nachkommenschaft, die ich nicht binden kann und will. Ich bin itzt in einer Lage, wo ich Ungerechtigkeiten dulden muß. Wollen Vorsehung und Zeit nicht, daß mein Haus zum Besitz seiner alten Rechte gelangen soll, so hilft kein Sträuben; befiehlt Gott aber anders, so werden meine Nachkommen wißen, was sie in dieser Sache zu thun oder zu laßen haben."

Unter diesen Nachkommen war Friedrich der Zweyte in der Lage, diese Worte seines Grosvaters in Erfüllung zu bringen. Er erklärte dem kaiserlichen Hofe die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche *) verhandelte Anfangs in Güte darüber, und sandte in dieser Angele-

*) Wir verweisen die Leser, die sich davon weitläuftiger unterrichten wollen auf eine Schrift des Canzlers Joh. Ph. von Ludewig die den Titel führt: Rechtsgegründetes Eigenthum des königlichen Churhauses Brandenburg und Preußen auf die Herzog- und Fürstenthümer Jägerndorf u. s. w. 1740. womit man eine andere des nahmaligen Grefs Canzlers Cocceji, Nähere Ausführung des gegründeten Eigenthums u. s. w. verbinden muß. In Fabers Staatskanzley 78. 79. u. 80sten Bande sind diese und auch die von Seiten Oestreichs erschienene hierhergehörige Staatsschriften zu finden. Denn freylich muß auch der andere Theil gehört werden.

gelegenheit den Grafen Gotter nach Wien; aber er richtete nichts aus, weil sich Maria Theresia geradezu wider die mindeste Abtretung und Zergliederung ihrer Länder erklärte. Der Krieg war also unvermeidlich, und der König war, wie nachmals immer, der erste auf dem Kampfplatze.

Es könnte einigen Lesern ein gewagter Schritt scheinen, daß sich der junge König ganz ohne Bundesgenoßen mit einer Macht in Krieg verwickelte, die ihm doppelt überlegen seyn mußte. Aber folgende Data werden beweisen, daß er gerade keine gelegnere Zeit finden konnte, als eben iht. Er übersah die Lage und das Interesse von Europa mit hellen Blicken, und folgendes war das Resultat seiner Beobachtungen.

Spanien, Churbayern und Churſachsen hatten Ansprüche auf Karls des Sechsten Verlaßenschaft: er sah, daß sie damit, wie er, von Marien Theresien abgewiesen werden würden.

Frankreich war mit Bayern verbunden und mußte deßen Ansprüche thätig unterstützen.

Alle diese Höfe mußten die Waffen ergreifen; mußten aber auch seine Freundschaft suchen, wenn sie nicht wollten, daß er durch einen Vergleich mit Marien Theresien die Ueberlegenheit auf die Seite der leztern lenken sollte.

Schweden, Pohlen, Dännemark, waren ihm nicht gefährlich; leztere waren zu ohnmächtig, und ersteres stand mit Frankreich im Bunde.

Nur Rußland, Großbritannien und die Generalstaaten konnten seinen Unternehmungen Ziel setzen; aber auch diese waren beschäftiget.

Rußland, das schon durch innere Veränderungen, die der Tod der Kaiserinn Anna mit sich führte, beunruhigt ward, bekam Krieg mit Schweden.

Großbritannien zog zwar eine Armee von Hannoveranern, Hessen und Dänen zusammen, aber der König setzte ihr ein Beobachtungsheer unter dem Fürsten Leopold von Anhalt entgegen und arbeitete daran, daß Frankreich vom Rheinher Truppen gegen die Hannöverische Gränze rücken lassen möchte, welches auch im folgenden Jahre geschah. So ward Großbritannien zur Neutralität gezwungen.

Von den Generalstaaten fürchtete der König nichts. Er kannte ihr friedfertiges System, und wußte daß sie es bey freundschaftlichen Vorstellungen würden bewenden lassen. Auch mußten sie das benachbarte Frankreich fürchten.

So waren alle die Mächte, die über die Pragmatische Sanction Gewährschaft geleistet hatten, mehr oder weniger beschäftigt, und keine konnte sich auf die Seite der Königinn von Ungarn stellen.

Endlich wußte er auch, daß die Schlesischen Provinzen wehrlos und die Finanzen Oesterreichs erschöpft waren.

Alle dieſe Umſtände, verbunden mit dem kriegeriſchen Feuer des Königs, das die zahlloſen Beſchwerlichkeiten eines Winterfeldzugs nicht ſcheuete, ließen vermuthen, daß er in kurzer Zeit ein Land erobern würde, welches man ihm nicht in Güte zurückgeben wollte. Weil er es ſelbſt ſchon für ſein Land anſah, ſo hielt er die ſtrengſte Kriegszucht in ſeinem Heere, und die Laſt des Krieges fiel auf die Schleſier nicht ſchwerer, als auf ſeine übrige Unterthanen. Freylich mußte er diejenigen unter ihnen, die der Oeſterreichiſchen Parthey Vorſchub leiſteten, ſeinerſeits auch als Feinde behandeln; aber zur Beruhigung der übrigen ließ er ein Manifeſt ausgehen, worin er auf ſein königliches Wort verſprach, ſie bey allen ihren Rechten und Freyheiten, bey ihrer Religion, ihrem Privateigenthum, ihren Würden und Aemtern nicht nur zu erhalten, ſondern ſie auch bey jeder Veranlaßung, thätig und väterlich zu beſchützen.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

II.

Etwas
über die
erſten natürlichen Rechte des Menſchen,
nebſt
Anmerkungen über einige Sätze in Moſes Mendelsſohns Schrift: Jeruſalem.

Bey meinen Nachforſchungen über die erſten Gründe des Rechts und die Grundbegriffe des Naturrechts, hat mir folgende Theorie — wovon ich hier die erſten Grundlinien angebe — wahr und des Erweiſes fähig geſchienen.

Ich bin: alſo darf ich ſeyn, oder, ich bin zum ſeyn berechtigt. Mein Recht zu ſeyn — das erſte, unveräußerlichſte meiner Rechte — iſt unmittelbar auf ein phyſiſches Factum, auf meine Exiſtenz, gegründet. Meine Exiſtenz iſt Folge allgemeiner und beſonderer Naturgeſetze, und alſo dieſen gemäß, wie die Folge ihrem Grunde.

Was allgemeinen und beſondern Naturgeſetzen gemäß iſt, iſt legal, iſt Recht. Das Moraliſche muß zuletzt auf etwas Phyſiſches, auf Nezeſſität, gegründet ſeyn.

Wenn

Wenn ich ein Recht habe, zu seyn *), so habe ich auch ein Recht, mich in meinem bestimmten Seyn zu erhalten. Existenz ohne alle Dauer läßt sich nicht denken. Also auch Recht zur Existenz nicht ohne Recht zur Fortsezung der Existenz.

Das Recht der Selbsterhaltung ist mithin untrennbare Folge des Rechts zu seyn.

Diese Tendenz, sich in seinem bestimmten Seyn (Zustande) zu erhalten, äußert sich in allen Theilen der Schöpfung — von den leblosen Körpern an, wo sie vis inertiæ heißt, und sich durch Widerstand gegen äußere Gewalt äußert, bis zum Menschen hinauf, der seinen Trieb zugleich empfindet.

Dieses Recht der Selbsterhaltung ist unveräußerlich. Selbsterhaltung ist unserm Grundtriebe, also unserer Natur, und deren Gesetzen gemäß, mithin, etwas, wozu wir berechtigt sind. Niemand kann uns

*) Spinoza behauptet mit Grund, daß die Natur jedes einzelnen Dinges die Erhaltung dieses einzelnen Dinges zum Objekt hat, daß jedes Ding sein Wesen zu behalten strebt, und daß eben dieses Streben das ist, was wir seine Natur nennen. Das Individuum sucht sich nicht aus irgend einem erkannten Grunde, oder zu einem gewissen Zwecke zu erhalten, sondern es strebt, sich zu erhalten, weil dis seine Natur, oder die Kraft, mit welcher es das ist, was es ist, so verlangt. Man vergleiche Jacobi, über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn, p. 92.

zwingen, oder gültig verbinden, dieſem Recht zu entſagen. Denn, wir können nie verbunden ſeyn, unſerer Natur entgegen zu handeln, weil — keine Kraft wider ſich ſelbſt, oder auf ihre eigene Zerſtörung, gerichtet ſeyn, niemand zu etwas phyſiſch unmöglichem verbunden ſeyn kann.

Folge des Rechts der Selbſterhaltung iſt das Recht der Selbſtvertheidigung. Es verhält ſich nämlich Selbſtvertheidigung zur Selbſterhaltung, wie Mittel zum Zweck. Wenn ich zur Selbſterhaltung, als zu meinem Zwecke, berechtigt bin, ſo bin ich auch zum Gebrauch desjenigen Mittels, Selbſtvertheidigung, berechtigt, ohne welches ich jenen legalen Zweck nicht würde erreichen können.

Es ergiebt ſich hieraus, daß man ſogar in gewiſſen Fällen berechtigt iſt, gefährliche Angreifer — welche Willen und Vermögen uns zu entleiben haben — zu tödten.

Entſpricht aber meinem Rechte, einen ſolchen Angreifer zu tödten, von ſeiner Seite eine Verbindlichkeit ſich tödten zu laßen? — Nach der gewöhnlichen Theorie, welcher auch Herr Mendelsohn beyſtimmt, allerdings! — Lezterer ſagt S. 173. ſeines vortreflichen Phädons (Berliner Ausgabe von 1776.): „Dem Rechte zu thun, entſpricht allzeit eine Ver„bindlichkeit zu leiden“ Ihm zufolge iſt (S. 174. des Phädons) der Beleidiger denn auch verbunden,

ſelbſt

ſelbſt die Todesſtrafe an ſich vollziehen zu laſſen. Ich geſtehe, daß ich dieſen Satz mit andern ausgemachten Wahrheiten nicht wohl zuſammenreimen kann. —

Sollte der Beleidiger durch eine einzige unrechtmäßige Handlung das erſte, das unveräußerlichſte ſeiner Rechte — das Recht zu ſeyn und ſich zu erhalten, — verlohren haben? Wird durch dieſe ſeine unerlaubte Handlung der erſte, der unauslöſchlichſte ſeiner Triebe, der Trieb zu leben und ſich zu vervollkommnen, ausgelöſcht? und wenn das nicht iſt, thut er unrecht, wenn er dieſem Grundtriebe, alſo der Natur gemäß, ſich noch zu erhalten ſtrebt? Ich frage noch einmal: kann der Menſch je verbunden ſeyn ſeiner Natur entgegen zu handeln, und zu ſeiner Zerſtörung beyzutragen?

Der Staat, dieſe ſittliche Perſon, hat in gewiſſen Fällen das Recht, böſe gefährliche Bürger, welche ſeine Exiſtenz in Gefahr ſetzen, zu tödten. Er hat dieſes Recht, ſo wie es im Naturſtande jede phyſiſche Perſon gegen boshafte Aggreſſoren in gewißen Fällen hat. Von der Unrechtmäßigkeit der Todesſtrafen überhaupt kann ich mich nicht überzeugen.

Iſt nun der zum Tode verurtheilte Verbrecher verbunden, ſich tödten zu laßen?

Die Rechte ſind hier auf beyden Seiten gleich. Ich meyne das Recht des Staates, und das Recht des Einzelnen — zu exiſtiren. Kolliſionen

gleicher Rechte kann nicht das Recht — alſo nur die Gewalt — entſcheiden. Die Gewalt erzeugt kein Recht, ſo wie das Recht keine Gewalt erzeugen kann *). Aber die gröſsere Gewalt des Staates, ſetzt ihn in Stand, ſein auf anderweiten Gründen beruhendes Recht, auszuüben. Gewalt iſt weſentliche Bedingung (conditio ſine qua non) der Ausübung des Rechts; Mangel der Gewalt iſt Hinderniſs der Ausübung des Rechts.

Jeder Kraft iſt durch ihre eigene Natur, oder durch die Natur ihrer Urſache, eine Regel, nach welcher ſie wirken ſoll, vorgeſchrieben. Wenn dieſe Kraft ſich zugleich ihrer Thätigkeit bewuſst iſt, ſo kann man ſagen, ſie ſey zu allen denen Wirkungen berechtigt, welche dieſer ihrer vorgeſchriebenen Regel gemäſs ſind. Die kleinere Kraft iſt eben ſowohl zum Wirken berechtigt als die gröſsern. Aber gleichwohl iſt es allgemeingültiges Naturgeſetz: daſs in Kolliſionsfällen, durch die gröſsere Kraft die Wirkung der kleinern eingeſchränkt, und ganz oder zum Theil aufgehoben wird. Wer dieſes Uebergewicht der gröſsern, ebenfalls ihrer Regel gemäſs wirkenden, Kraft unbillig findet, der verlangt eigentlich, daſs das kleinere dem gröſsern gleich

*) Mendelsſohn gründet den Beweis auf die Ungleichartigkeit der Begriffe; Recht und Gewalt. vid. Phädon, in der Note, p. 174. die Berliner Ausgabe von 1776.

Demüthigungen der Lohn der Tapferkeit ſind. Denkt ihr, ich ſey eine Schwalbe, ein Pfeil oder eine Kugel? Kan ich armer alter Mann die Geſchwindigkeit eines Gedankens haben? Ich eilte mit dem äuſſerſten Punct des äuſſerſten Grads der Möglichkeit hieher. Ich habe hundert und etlich und achtzig Poſtpferde zu Schanden geritten; und kaum war ich abgeſtiegen, ſo nahm' ich, ſo matt ich von der Reiſe war, in meiner reinen und immaculirten Tapferkeit dieſen Sir John Colevill vom Thal, einen ganz furioſen Ritter und höchſt furchtbaren Feind, gefangen: Doch was ſag ich? Er ſah mich, und ergab ſich; ſo daß ich in Wahrheit mit jenem Haaken-naſichten Geſellen aus Rom da, dem Cäſar, ſagen kan; ich kam, ſah und ſiegte.

Lancaſter.

Das war eine bloſſe Höflichkeit von ihm daß er ſich ergab, und ihr könnt euch kein Verdienſt daraus machen.

Falſtaff.

Ich weiß nicht; hier iſt er, und hier lieſe' ich ihn aus, und bitte Eu. Durchlaucht, daß es mit den übrigen Thaten dieſes Tages aufgeſchrieben werden möge; oder bey G*** ich will eine eigne Ballade darauf machen laſſen, und oben drüber mein Bild in Holzſchnitt, und Colevillen wie er mir die Füſſe küßt; wenn ich genöthiget werde, ſo was zu thun, und wenn ihr nicht alle wie vergüldte Doppel-Pfenninge gegen mich ausſehen ſollt, und ich am hellen Himmel des Ruhms euch nicht eben ſo weit überglänzen werde, als der Vollmond die Funken in einer heiſſen Aſche,

die

gleich ſeyn, daß, gegen Euklid's neuntes Axiom, ein Theil, der Stärke nach wenigſtens, ſo groß wie das ganze ſeyn ſoll. Heißt aber dieſes nicht etwas unmögliches fodern? — Oſſervate, ſagt Beccaria, che la' parola Diritto non è contradittoria alla parola Forza: mà la prima é piútoſto una modificatione della ſeconda, cioé la modificatione piú utile al maggior numero. Was ich hier aus dieſer Behauptung dieſes Schriftſtellers brauchen kann, iſt der Satz: der Begriff des Rechts widerſpricht dem Begriffe der Gewalt nicht. Das erſtere iſt vielmehr eine Modification der leztern.

Eben, um den fatalen Wirkungen der Ungleichheit der Kräfte, bey aller Gleichheit der Rechte, zu entgehen, oder ſie zu mindern, begiebt ſich der Menſch in den Staat.

Ein Aggregat von Kräften, die zu Einem gemeinſchaftlichen Zwecke wirken, iſt gewis einem Theile deſſelben, der einzelnen Kraft, die ſich vom ganzen Syſtem losreißt, und in einer dem Endzweck des ganzen Aggregats contrairen Richtung wirkt, an Stärke überlegen. Gebrauch dieſer Stärke, zur Erhaltung des Ganzen, iſt rechtmäßig. Und wenn das Ganze nicht anders, als durch den Untergang eines Theils erhalten werden kann, der ſein Intereſſe vom allgemeinen Intereſſe abgeſondert hat, und dem Staate Zerſtörung drohet: warum ſollte in ſolchen (zum Glück ſeltenen!)

Fallen

Fällen der Staat die Erhaltung des Theils dem Glücke des Ganzen vorziehen? Der Verbrecher ſtirbt, weil er den Staat in die Nothwendigkeit geſetzt hat, ihn zu tödten; weil er durch ſeine Schuld ſeine eigne Erhaltung unmöglich gemacht hat; weil er ſich der Gewalt, deren der Staat ſich bedient, ſein Recht der Selbſterhaltung auszuüben, unterwerfen muß. Eine andere Verbindlichkeit deßelben zu ſterben, auf ſeine Exiſtenz, auf das erſte und größte ſeiner Güter, welches nur allein den Genuß aller übrigen möglich macht Verzicht zu thun, kann ich mir nicht denken. Trieb ſich zu erhalten, und zu vervollkommnen, iſt unſer Grundtrieb, iſt Naturgeſetz. Giebt es ein Geſetz, welches einem Weſen gebiethen kann, ſeiner Natur entgegen zu handeln?

A—e.

III.

Des Abts Clavigero

Abhandlung von den Thieren der neuen Welt.

Fortgeſezt.

Was die Ungeſtaltheit der vierfüßigen Thiere in Amerika anbelangt, ſo geſtehe ich gern, daß es daſelbſt unter ſo vielen einige giebt, deren Geſtalt der Idee, die wir uns von der Schönheit der Thiere gebildet haben, nicht

nicht entſpricht. Wer verſichert uns aber, ob dieſe Idee richtig und vollkommen, oder wegen eingeſchränkter Einſicht mangelhaft ſey? Und giebt es nicht auch in der alten Welt ſehr ungeſtaltete Thiere? Unter den vierfüßigen daſelbſt iſt gewiß keins von ſo ſcheußlicher und unproportionirter Geſtalt, als der Aſiatiſche Elephant, welchen Büffon ſelbſt ein Monſtrum von Materie nennt. Faſt eben ſo ungeſtaltet ſind das Cameel, der Dromedar, der Macaco. Wer wird deswegen das Klima tadeln, welches ſie ernährt?

Und noch viel weniger dürfen unſere beyden Philoſophen den Mangel an Wildheit und Grauſamkeit, als einen Beweis eines ſchädlichen Klima anführen, da derſelbe vielmehr ein Beweis eines milden und wohlthätigen Himmels iſt, und Herr von B. ſelbſt geſtehet: wegen der mildern Luft und Erde ſeyen in Amerika der Löwe, Tyger und Panther nur dem Nahmen nach erſchrecklich, unter einem ſanfteren Himmel ſey ihr Naturell ſanfter geworden *). Ich will aber dieſen Herrn beweiſen, daß ſie die Amerikaniſchen Thiere nicht kennen. Es iſt wahr, daß der Mexikaniſche Mitzli mit dem bemähnten Afrikaniſchen Löwen nicht zu vergleichen iſt. Dieſe Gattung von Thieren iſt entweder nie nach Amerika übergegangen, oder daſelbſt von den Menſchen ausgerottet worden. Jedoch giebt er den unbemähnten Löwen ſeiner Gattung, die ſich in der alten

*) Hiſt. nat. Tom. 12.

ten Welt befinden, an Wildheit und Stärke nichts nach, wie Hernandez, der sie von beyden Seiten her kannte, bezeigt. Der Mexikanische Tyger, er mag von der Gattung des Königlichen Tygers seyn, oder nicht, ist von erstaunlicher Stärke und Grausamkeit. Kein Thier von Europa und Amerika kann ihm widerstehen. Unerschrocken fällt er an, und zerreißt Menschen, Hirsche, Pferde, Ochsen, und die erschrecklichsten Krokodille, wie Acosta*, und Oviedo**) und der Abt Gily ***) bezeigen. Ich glaube, sagt Oviedo, daß auch der größte der königlichen Löwen aus Afrika ihm weder an Stärcke noch an Grausamkeit gleich kommen. Er ist der Schrecken der Amerikanischen Wälder. Erwachsen läßt er sich weder fangen, noch bändigen, und wenn er noch jung ist, kann man ihn nicht ohne Gefahr aufbewahren, ausser in sehr starken und eisernen Käfigen. So ist der Charakter der Thiere beschaffen, welche der Herr von P. und andere Europäische Schriftsteller feig und furchtsam schelten. Vom königlichen Tyger in Afrika glauben sie Wunderdinge: und was die bewährtesten Augenzeugen, und sogar der sonst so hoch geschätzte de la Condamine von dem Amerikanischen Tyger erzählen, das läugnen sie. Der Herr von Büffon glaubt, ich weiß nicht aus welchen Nach-

*) Hist. ant. y moral. de las Indias, lib. 3. c. 17.

**) Summar. Hist. nat. c. 11.

***) Storia dell' Orinoco, lib. 5. c. 6.

Nachrichten er es geſchöpft haben mag, der Königliche Tyger ſey bis 14 Fuß lang, und 5 Fuß hoch; er könne es mit drey Elephanten aufnehmen, er tödte einen Büffelochſen, und ſchleppe ihn ohne viele Mühe wo hin er wolle, und andere dergleichen Wunder, die nicht ein jeder glaubt, der nicht allzuſehr für die alte Welt eingenommen iſt. Was Plinius von der Art erzählt, wie die Jäger dem Tyger ſeine Jungen rauben, und von dem Phlegma, mit welchem derſelbe die ihm zurückgeſtellten Jungen eins nach dem andern in ſein Neſt zurück trägt*), und die Erzählung des Herrn von Bomare von einem zu Windſor im Jahr 1764. angeſtellten Kampf zwiſchen einem Hirſch und einem Aſiatiſchen Tyger des Herzogs von Cumberland, wo der Hirſch den Sieg davon trug **), beweiſen augenſcheinlich, daß die Wildheit und Stärke dieſer Aſiatiſchen Thiere nicht ſo übertrieben groß iſt, als ſie von den Herrn von B. und P. beſchrieben wird.

Die Amerikaniſchen Wölfe ſind nicht weniger ſtark und kühn als die Europäiſchen, wie allen denen bekannt iſt, welche beyde kennen. So gar die Hirſche, welche nach dem Zeugniß des Plinius die feigſten Thiere ſind***), fallen in Mexiko oft unerſchrocken die Jäger

*) Hiſt. nat. lib. 8. cap. 18.

**) Dictionnaire d'Hiſt. nat. V. Tigre.

***) Hiſt. nat. lib. 8. c. 31.

Jäger an, wie Hernandez bezeigt *), und es daſelbſt allgemein bekannt iſt. Ich ſelbſt bin Augenzeuge von einem erſchrecklichen Auftritt eines faſt zahmen Hirſchen geweſen, der in meinem Hauſe eine arme Amerikanerin auf eine grauſame Weiſe ums Leben brachte.

Wenn das Klima in Amerika einen ſo unglücklichen Einfluß in die vierfüßigen Thiere hat, daß es denſelben die Größe, die Stärke, den Muth, die proportionirte Geſtalt und faſt alle gute Eigenſchaften benimmt, warum bewirkt es nicht eben dieſes in den kriechenden Thieren, und in den Vögeln? Der Herr von P. ſagt zwar, nach den Beobachtungen des Herrn du Pratz, und einiger Anderer ſcheine es, die Amerikaniſchen Krokodilen ſeyen weniger grauſam, und gewaltthätig als die Afrikaniſchen; allein Hernandez, welchem beyde wohl bekannt waren, findet keinen Unterſchied unter ihnen **). Acoſta hält ſie für äuſſerſt grauſam, obgleich langſam in den Wendungen zu einer oder der andern Seite, welches ſie mit den Afrikaniſchen gemein haben; und wenn man übrigens noch betrachtet, was Hernandez vom Acuetzpalin, oder Mexikaniſchen Krokodill ſagt, er fliehe vor denen die ihm zu Leibe gehen, und verfolge diejenigen welche vor ihm fliehen, und er ſey ſieben Schritte lang, ſo

ſins

*) Hiſt. nat. lib. 9. c. 14.

**) ibid. 23.

findet man eine ziemliche Aehnlichkeit zwiſchen ihm, und dem Afrikaniſchen, welchen Plinius beſchreibt *).

Aus dem Reich der Amerikaniſchen Vögel begnügt ſich Herr von P. nur den Straus anzuführen, um die Ungeſtaltheit derſelben zu beweiſen. Er hielt es für beßer, ſich in dieſem Fache nicht weiter einzulaſſen; denn wenn man die Amerikaniſchen Vögel an Menge, Verſchiedenheit der Gattungen, Unerſchrokkenheit, Schönheit ihrer Federn, Vortreflichkeit ihres Geſangs mit den Europäiſchen vergleicht: ſo müſſen dieſe jenen weit nachſtehen. Ihre erſtaunliche Menge iſt jedermann bekannt. Die Felder, Flüße, Seen und Wälder ſind mit unzähligen Gattungen gleichſam bedeckt. Gemelli, welcher die ganze Welt umreiſet, und die beſten Länder in Aſien, Afrika, und Europa beſucht hatte, verſichert, es ſey an Schönheit und Verſchiedenheit der Vögel kein Land in der Welt mit Neuſpanien zu vergleichen **). Man leſe, was andere hierin von Neufrankreich, Louiſiana, Braſilien, und andern Länder der Neuen Welt geſchrieben haben.

Von

*) Terribilis hæc contra fugaces bellua eſt, fugax contra inſequentes. Plin. Hiſt. nat. Lib. 8. c. 25. Plinius giebt dem Afrikaniſchen 18 Cubites oder 27 Römiſche Fuß, welche ſieben Kaſtilianiſche Schritte ausmachen.

**) Giro del Mondo T. 6. Lib. 2. c. 9.

Von der Unerſchrockenheit und Stärke einiger Amerikaniſchen Vögel kann Niemand zuverläſſiger urtheilen, als Hernandez, der am Hofe Philipps II, wo damals die Falkenjagd blühete, alle Arten von Raubvögeln zu kennen die Gelegenheit hatte, und ſie mit jenen von Mexiko, die er ſelbſt geſehen, vergleichen konnte: er bekennet, keine Art von Fangvögeln der alten Welt ſey mit dem Mexikaniſchen Quauhtotli und andern Gattungen ſeines Geſchlechts an Muth zu vergleichen *). Herrera bezeugt, Kayſer Karl V. habe verordnet, daß ihm jährlich funfzig Falken aus Neuſpanien, und eben ſoviele von der Inſel Hiſpaniola an ſeinen Hof geſchickt wurden **): und der P. Acoſta erzählt, die Falken von Mexico und Peru ſeyen ihrer Vortreflichkeit wegen den Großen nach Spanien zum Geſchenke überſendet worden ***). Dem Condor oder Amerikaniſchen Geyer legt er eine ſolche Größe und Stärke bey, daß er Schaafe und Rinder zerreiſſen kann ****). Anton Ulloa fügt hinzu, mit einem Flügel

*) Fateor accipitrum omne genus apud hanc novam Hispaniam, Iucatanicamque provinciam repertum praestantius atque animolius vetere in orbe natis. De Avib. Nov. Hisp. c. 92.

**) Dec. 3. Lib. 6. c. 1.

***) Hiſt nat. y moral. de las Indias Lib. 4. c. 35.

****) ibid. c. 37.

Flügel könne er einen Menſchen tödten *). Hernandez ſagt: der Itzquauhtli, oder königliche Adler von Mexico greife die Menſchen und die fürchterlichſten der vierfüßigen Thiere an **).

Daß die Amerikaniſchen Vögel jene der alten Welt an Schönheit der Federn weit übertreffen, dieſes bekennen auch diejenigen, welche alle die übrigen guten Eigenſchaften den Amerikaniſchen Vögeln abſprechen. Wer ſich einen vollkommenen Begrif hiervon zu machen verlangt, der leſe die Werke des Oviedo, Hernandez, Acoſta, Ulloa, und anderer europäiſchen Schriftſteller. Was aber den Geſang der Amerikaniſchen Vögel anbelangt, ſo wollen einige, ſie kämen den Europäiſchen hierin nicht bey. Dieſe urtheilen wie der Blinde von der Farben. Denn außerdem daß es Nachtigallen, Stieglitze, Lerchen, und andre europäiſche Singvögel daſelbſt giebt, und die Nachtigal daſelbſt, beſonders in der Provinz Louiſiana, mit mehr Abwechſelung der Töne, und das ganze Jahr hindurch ſingt, ſo finden ſich daſelbſt unzähliche andere Gattungen Singvögel, die in Europa unbekannt ſind. Hätte aber Amerika keinen andern Singvogel, als den Centzontli oder Polyglotten, ſo

*) Beſchreibung ſeiner Reiſe in das ſüdliche Amerika. 1. Theil 6tz. 8. Kap.

**) De Avibus N. Hiſp. c. 100.

würde dieſer allein hinreichend ſeyn, der neuen Welt hierin den Vorzug vor der alten zu verſchaffen. Herrandez zieht ihn der Nachtigal weit vor, *) und daß dieſes wahr ſey, müßen alle diejenigen geſtehen, die ihn, wie ich, gehört haben. Nebſt der überausgroßen Annehmlichkeit ſeines Geſangs, der ſich durch eine ganz erſtaunliche Verſchiedenheit der Töne empfiehlt, hat er auch die Eigenſchaft alle Stimmen der Vögel und vierfüßigen Thiere auf das vollkommenſte nachzuahmen **), iſt zahmer, und viel gemeiner als die Nachtigal; denn ſeine Gattung iſt eine der zahlreichſten. Ich könnte ſogar zur Empfehlung des Amerikaniſchen Klima einen Vogel anführen, der in Europa des Geſanges wegen nicht geachtet wird, in Amerika aber nach dem Zeugniß des Valdecebro ***), beßer als der Stieglitz ſingt. Ich meyne den Sperling. Allein ich bin nicht überzeugt, daß er zum Geſchlecht der Sperlinge gehöre.

Wenn die Geſchicklichkeit, die menſchliche Stimme nachzuahmen, den Werth eines Vogels erhöhen kann, ſo hat die Neue Welt hierin den Vorzug vor der

*) In caveis, quibus detinetur, ſuaviſſime cantat... Philomelam noſtram longo ſuperat intervallo &. De avib. N. Hiſp. c. 30.

**) ibid.

***) Gobienno de las Aves Lib. 5. c 29.

die nur wie Steknadel-Köpfe gegen ihn aussehen, so glaubt keinem Edelmann auf sein Wort. Laßt mir also mein Recht wiederfahren; laßt das Verdienst steigen.

Lancaster.

Zum Steigen ist das deine zu schwer.

Falstaff.

So laßt es scheinen.

Lancaster.

Dazu ist es zu dicht.

Falstaff.

Laßt es nur etwas thun, mein gütiger Lord, das mir wohl thut, und nennt es wie ihr wollt.

Lancaster.

Ist dein Name Coleville?

Coleville.

Ja, Milord.

Lancaster.

Du bist ein berüchtigter Rebell, Coleville.

Coleville.

Ich bin, Milord, was bessere als ich sind, die mich hieher führten; hätt' ich ihnen rathen sollen, ihr solltet sie theurer bezahlt haben, als ihr habt.

der alten; denn die Papaganen ſind daſelbſt ſo wohl an Menge als Verſchiedenheit der Gattungen viel zahlreicher als in Aſien und Afrika, beſonders in den Peruaniſchen Gebürgen, auf den Inſeln Portoricco, und S. Dominico, und am meiſten in Mexico an den Ufern des ſtillen Oceans.

Weil hier die Rede von den Vögeln iſt, ſo fällt mir der vom Herrn Grafen von Buffon beſchriebene Orientaliſche Dronte ein, welcher unter den Geſchlechte der Vögeln das Faulthier iſt. Er iſt gröſſer als der Schwan. Er gleicht einer mit Federn bekleideten Schildkröte. Die Natur ſcheint ihm die unnütze Zierde der Flügel und des Schweifes nur deswegen verliehen zu haben, ſeiner Schwere ein neues Hinderniß der Bewegung beyzulegen, und ſeine unbehülfliche Dicke ihm fühlbarer zu machen, indem ſie ihn erinnert, daß er ein Vogel iſt. So beſchreibt ihn Herr von Buffon. Iſt dieſer aſiatiſche Vogel nicht viel elender als das Amerikaniſche Faulthier, deſſen ſich dieſe Herrn bedienen, das Amerikaniſche Klima zu verſchwärzen?

Aus allem dieſem ſiehet man, wie unbillig und ungerecht es ſey, den Amerikaniſchen Himmel einer allzu groſſen Kargheit, und die daſelbſt wirkende Natur eines Unvermögens in Anſehung der Thiere zu beſchuldigen. Wir haben bewieſen, wie wenig es den

Herrn von B. und P. geholfen hat, ihre Beſchuldigung auf die vorgebliche Kleinheit, Ungeſtaltheit, und Mängel der vierfüßigen Thiere, die dieſem Welttheil eigen ſind, zu gründen. Nun wollen wir unterſuchen, ob ſie mit der vorgegebenen Ausartung der Thiere, die von Europa nach Amerika gebracht worden ſind, ihr Ziel erreichen.

§. 2.

Von den europäiſchen Thieren, die nach Amerika gebracht worden ſind.

„Alle nach Amerika gebrachten Thiere, z. B. das „Pferd, der Eſel, der Ochſe, das Schaaf, die Ziege, „das Schwein, der Hund, ſagt Herr Graf von Buffon *), ſind ohne alle Ausnahme daſelbſt kleiner, „als in Europa". Vergebens ſucht man in der ganzen Naturgeſchichte dieſes Philoſophen einen andern Beweisgrund, als daß die Kühe, Schaafe, Ziegen, Schweine, und Hunde in Canada kleiner ſind, als in Frankreich. Der Herr von P. ſingt ihm dieſes Lied nach, und ſagt, „die Thiere, welche aus Aſien „und Europa in die neue Welt überbracht worden, „ſind ausgeartet. Ihre Geſtalt hat ſich vermindert; „ſie haben einen Theil ihres Inſtinkts und ihres Charakters verlohren. Die Knorpel und Fibern ihres „Fleiſches ſind ſteifer und dicker geworden. Dieſe „allgemeinen Sätze beweiſet er mit folgenden einzelnen

„Bey-

„Beyſpielen. 1) Das Rindfleiſch iſt auf der Inſel „Hiſpaniola ſo voll zäher Faſern, daß man es kaum „eſſen kann. 2) Die Schweine auf der Inſel Cubas „gua veränderten in kurzer Zeit dermaßen ihre Ge„ſtalt, daß man ſie nicht mehr kannte; ihre Klauen „wuchſen ſo ſehr, daß ſie eine halbe Spanne lang „waren. 3) Die Schaafe waren auf der Inſel Bar„bada großen Veränderungen unterworfen. 4) Un„ſere Hunde verlieren in dem größten Theile der Neu„en Welt die Stimme, und das Bellen. 5) Die „Kälte in Peru verdarb in den Kamelen, die aus „Afrika dahin gebracht wurden, die Zeugungsglieder“. Wer iſt wohl in der Vernunftlehre ſo unerfahren, daß er nicht wiſſe, wie unſchicklich es ſey, aus einzelnen Fällen, einen allgemeinen Schluß zu bilden? Das Schweinfleiſch kann auf der Inſel Hiſpaniola ſchlecht, die Schaafe können in Barbada verſchlimmert, die Schweine auf der elenden Inſel Cubagua verunſtaltet worden ſeyn, ohne daß ſie in allen übrigen Theilen der Neuen Welt die geringſte nachtheilige Veränderung erlitten haben. Bekennt nicht der Herr von P. ſelbſt, die europäiſchen Schaafe haben in dem Ueberreſt der Neuen Welt eine ganz auſſerordentliche Leibesſtärke erhalten; ihr Fleiſch habe ſich dermaßen verbeſſert, daß es die Aerzte den Kranken viel lieber, als ein jedes andere Fleiſch erlauben? Wenn ich mich dieſer ſchlechten Methode zu ſchließen bedienen wollte, ſo würde mir die Geſchichte des Gra-

ſen von B. und die Reiſebeſchreibungen ſo viele Beyſpiele von Ausartung und Verſchlimmerung der Thiere, die in der alten Welt von einer Gegend in die andere verſetzt werden, an die Hand geben, daß dem Klima derſelben keine Ehre mehr übrig bliebe. Die Kameele z. B. können in Spanien nicht fortgepflanzt werden, ſo ſehr ſich auch dieſes Klima dem Vaterlande derſelben nähert. Das Rindvieh iſt in der Barbarey aus der Art geſchlagen, und in Island hat es die Hörner verlohren. Die Schafe ſind in unſern Ländern von ihrer urſprünglichen Art abgewichen, und in allen heißen Gegenden der alten Welt verändert ſich ihre Wolle in Haare. Die Ziegen ſind in Guinea kleiner geworden. Die Hunde werden in Lappland klein und ungeſtaltet, und wenn ſie aus dem mäßigen Erdgürtel in einen kalten gebracht werden, hören ſie auf zu bellen, und nach der erſten Generation kommen ſie mit aufgerichteten Ohren zur Welt. Nicht weniger arten die europäiſchen Hunde zu Madagaſcar, Calicut, Madure, auf der Malabariſchen Küſte, in Guinea, und am Fluße Senegal aus. Die Hirſche werden in trockenen, bergichten, und warmen Ländern, z. B. in Corſica und Sardinien viel kleiner. Würde ich mich nicht lächerlich machen, wenn ich von dieſen und unzähligen andern einzelnen Beyſpielen auf ganze Welttheile, oder wohl gar auf die ganze alte Welt ſchließen wollte? Ich würde jedoch den Vortheil vor unſern beyden Philoſophen

ſehen haben, daß meine vorgebrachten Beyſpiele an ſich ſelbſt wahr wären. Daß die ihrigen übertrieben ſind, wird ſich jetzt zeigen, da ich die vornehmſten Thiere, welche die Europäer aus der alten Welt nach Amerika überbracht haben, eins nach dem andern unterſuchen werde.

(Der Beſchluß künftig.)

IV.

Noch etwas über die Menſchenraßen.

An Herrn D. Bieſter.

Wilna, den 20ſten Jul. 1786.

Wir dürfen es mit Recht zu den Siegen der Aufklärung zählen, mein lieber B. daß Ihr vortreffliches Journal bis ins Innere dieſer ſarmatiſchen Wälder dringt, und auf demſelben Fleck geleſen wird, wo noch im Jahr 1321, Gedimin *) Auerochſen jagte, und erſt ſeit vierhundert Jahren das dem Donnerer Perkunas geweihte ewige Feuer verloſch. Zwar erhalte ich dieſe mir ſo ſchätzbaren Hefte ſpät genug, und leſe erſt im Julius, was teutſche Leſer bereits im Januar verſchlangen: allein dafür genieſſe ich auch das

*) Der Geiſter von Wilna. Koialowicz, Hiſt. Lituan. Danzic. 1650. 4to.

Vergnügen der Wiederholung, welches bey einem Ueberfluß an geiſtiger Nahrung unmöglich wäre; und kann daher aus Erfahrung von manchen lehrreichen Aufſätzen in Ihrer Monatſchrift ſagen: decies repetita placebunt! Wenn ſich gleich zuweilen ein gewiſſes Sehnen nach den vollen Fleiſchtöpfen einſtellt, ſo iſt es doch leichter aus der Noth eine Tugend zu machen, wenn man wenigſtens ſtatt der loſen Speiſe, die unſer Zeitalter ſo reichlich auftiſcht, ſich an Ihren geſunden, herzſtärkenden Gerichten laben kann. Denn hier vertritt die Lektüre die Stelle des Umgangs mit denkenden Männern, der in großen Städten und ſelbſt auf teutſchen Akademien über manche Gegenſtände ein ſo helles und ſo neues Licht verbreitet. Dort werden uns zähligemal die feinſten Bemerkungen gemacht, die weitumfaſſendſten Geſichtspunkte angegeben, die reichhaltigſten Reſultate entdeckt, zu denen der beleſenſte Autor in ſeinem Studierzimmer nie gelangt. Wenn dort der durchdringende Scharfblick des Geſchäftsmannes auf den Ideenvorrath des ſyſtematiſchen Gelehrten ſtößt, ſo blitzt es Funken, bey deren Anblick es einem wohl wird ein Menſch zu ſeyn, und in unſerm Jahrhundert zu leben. Für ſolche Vortheile iſt Lektüre eine unvollkommene Entſchädigung; allein fürjetzt bleibt ſie meine einzige Zuflucht, und ich fühle mich deſto ſtärker zum Danke verpflichtet, je gewiſſer ich überzeugt bin, daß nur ſie vermögend iſt, mich hier wirkſam zu erhalten, und eine Paralyſis des Geiſtes abzuwehren,

die

die wenigſtens zufälligerweiſe durch eine Verwickelung der Umſtände befördert werden könnte, wenn ſie auch nicht in den Plan gewiſſer Menſchen gehören ſollte.

Ich habe daher die beyden lehrreichen Abhandlungen des vortreflichen Herrn Profeſſors Kant im November 1785, und im Januar 1786, Ihrer Monatſchrift, mit doppeltem Vergnügen geleſen; denn ſie befriedigten nicht nur meine Wißbegierde von der Seite, von welcher mich praktiſche Bemühungen im Fach der Naturkunde am meiſten entfernt gehalten haben; ſondern ſie erweckten auch eine Reihe von Gedanken in mir, die mich eine Zeitlang lebhaft und angenehm beſchäftigten. Der Wunſch, zu neuen Belehrungen für mich, und alle die mit mir in gleichem Falle ſeyn möchten, Veranlaſſung zu geben, verführte mich, meine Bemerkungen über die erwähnten Aufſätze des Aufſchreibens werth zu halten. Sie werden mir die Abſicht nicht beymeſſen, dadurch, daß einmal neben einem ſo berühmten Namen der meinige genannt wird, mir ein Anſehen geben zu wollen. Sie wiſſen, daß der Ruhm des Weltweiſen, den wir beyde ſo aufrichtig verehren, viel zu feſt gegründet, viel zu hoch emporgewachſen iſt, als daß er durch meine Beypflichtung den kleinſten Zuſatz erhalten, oder durch eine Erinnerung gegen eine ſeiner Aeußerungen beeinträchtigt werden könnte. Am beſten wird der wahrhaft große und verdienſtvolle Mann den Grad der Ehrfurcht und Hochachtung die

ich

ich ihm weihe, selbst ermessen können, wenn ich ohne weitere Rücksicht auf die Person, mich geradesweges zur Sache wende.

Ich glaube einzusehen, daß man endlich dem Abstraktionsvermögen Abbruch thun könne, indem man zu fest an der Anschauung klebt; und so mislich es auch immer ist, sich von ihr zu entfernen, so scheint doch der Aufklärung und dem Fortschritt in der Erkenntniß nicht gerathen zu seyn, wenn irgend eine Anlage der menschlichen Natur vernachläßigt werden sollte. Das Mittel, wodurch man Einseitigkeit vermeiden wollte, kann auf diese Art leicht einseitig machen. Eben deswegen aber dünkt mich, es müsse dem Philosophen, wo er von Erfahrungen ausgeht, äußerst wichtig seyn, daß die Fakta, aus welchen gefolgert wird, ganz richtig aufgefaßt werden; weil ohne diese Vorsicht alle Syllogistik umsonst verschwendet wird. Denn ob es gleich Fälle giebt, wo Spekulation und abstrakte Bestimmtheit voraus ahnden können, was die Anschauung hernach für wahr erkennt: so sind doch jene nicht selten, wo sie auf Abwege gerathen und die Erfahrung rechts liegen lassen.

Laßen Sie mich dieses auf die Naturgeschichte anwenden. Ein großer Theil des Verdienstes, das sich Linné um diese Wissenschaft erwarb, bestand unstreitig in den genauen Definitionen, wodurch er die verschiedenen Grade der Verwandschaft des Aehnlichen zu unterschie-

terſcheiden lehrte. Nach gewiſſen angenommenen Sätzen, die er aus ſeiner Erfahrung abſtrahirt hatte, entwarf er ſein Fachwerk, und paßte nun die Weſen der Natur hinein. Allein ſo lange unſere Erkenntniß mangelhaft bleibt, ſcheinen wir von einer Infallibilität der Principien noch weit entfernt zu ſeyn. Beſtimmungen, die ſich auf eingeſchränkte Erkenntnis gründen, können zwar innerhalb dieſer Schranken brauchbar ſeyn; aber ſobald ſich der Geſichtskreis erweitert, der Geſichtspunkt verrückt, werden ſie da nicht einſeitig und halbwahr erſcheinen? In der Litterargeſchichte der Naturkunde giebt es hievon auffallende Beyſpiele. Die Botanik, die Chymie und die Phyſik ſind lediglich aus dieſem Grunde jetzt ganz etwas anderes als vor funfzig Jahren. Vielleicht wird unſer jetziges Schema der Wiſſenſchaften ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, eben ſo wie das vorige, veralten und mangelhaft werden. Sogar die ſpekulative Philoſophie dürfte dieſem allgemeinen Schickſal unterworfen ſeyn. Wer denkt hiebey nicht gleich an die Kritik der reinen Vernunft?

Wenn alſo der Satz: daß man in der Erfahrung nur alsdenn finde was man bedarf, wenn man vorher weiß, wornach man ſuchen ſoll, (Berl. Monatſchrift, Novemb. 1785. S. 390.) auch ſeine unangefochtene Richtigkeit hätte: ſo wäre gleichwohl bey der Anwendung deſſelben eine gewiſſe Vorſicht nöthig, um die gewöhnlichſte aller Illuſionen zu vermeiden, dieſe nämlich,

lich, daß man bey dem bestimmten Suchen nach dem was man bedarf, dasselbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht ist. Wie vieles Unheil ist nicht von jeher in der Welt entstanden, weil man von Definitionen ausgieng, worein man kein Mißtrauen setzte, folglich manches unwillkührlich in einem vorhinein bestimmten Lichte sah, und sich und andere täuschte! In sofern der unbefangene Zuschauer also nur getreu und zuverläßig berichtet, was er wahrgenommen, ohne lange zu ergrübeln, welche Spekulation seine Wahrnehmung begünstige, — und hiezu braucht er nichts von philosophischen Streitigkeiten zu wissen, sondern lediglich dem angenommenen Sprachgebrauch zu folgen — in sofern würde ich zuversichtlicher bey ihm Belehrung suchen, als bey einem Beobachter, den ein fehlerhaftes Princip verführt, den Gegenständen die Farbe seiner Brille zu leihen. Dieser letztere mag immerhin einen größeren Vorrath von Beobachtungen liefern können, weil er überall nach bestimmten Erfahrungen hascht: allein hier kommt es ja mehr auf den reinen Ertrag, als auf die Summe an. Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines bloßen, jedoch scharfsichtigen und zuverläßigen Empyrikers, den vielen geschminkten eines partheyischen Systematikers vorziehen? Ueberdies pflegen auch die offenen Augen des ersteren zuweilen wichtige Dinge zu bemerken, die derjenige nie gewahr wird, der sein Augenmerk stets auf gewisse, ihm vorher zur Aufsuchung anbefohlene

Vor-

Falſtaff.

Ich weiß nicht, wie theuer ſie ſich ſelbſt verkauften, aber du warſt ein ſo gutherziger Geſelle, und gabſt dich gratis weg; und ich danke dir davor.

Siebende Scene.

Weſtmorland zu den Vorigen.

Lancaſter.

Nun, habt ihr das Nachſezen gehemmet?

Weſtmorland.

Unſre Leute ſind wieder zurük, und warten nur auf Befehl, wegen der Gefangnen.

Lancaſter.

Sendet alſo Colevillen mit ſeinen Conſorten nach York, ihr Urtheil unverzüglich zu empfangen. Blunt, führe ſie ab, und ſorge daß ſie wol bewacht werden.

(Blunt geht mit Coleville ab.)

Und nun, Milords, will ich nach Hofe; ich höre, der König mein Vater iſt krank; unſre Zeitungen ſollen uns zuvorkommen, und ihr, Vetter, ſollet ſie ſeiner Majeſtät überbringen; vielleicht werden ſie von beßrer Würkung ſeyn, als alle andre Arzneyen. Wir werden euch ſobald als möglich folgen.

(Sie gehen ab.)

Achte

Vorwürfe richtet. Doch dieſe Gegenſätze ſtehen vielleicht zu ſchneidend neben einander, und ſowohl der empyriſche als der ſyſtematiſche Kopf kann unter gewiſſen Umſtänden die beſten Beobachtungen liefern. Denn Aufmerkſamkeit, Beurtheilungskraft und Unpartheylichkeit ſind die Erforderniſſe, von welchen hier alles abhängt; dieſe mögen mit ſpekulativer Theorie verbunden ſeyn oder nicht. Das Geſchäft des Philoſophen iſt es, aus einzelnen wahren Angaben die allgemeinen Begriffe zu berichtigen; und wahrlich! bey dieſem Geſchäfte iſt Irren ſo möglich, wie im Augenblick des Beobachtens. Fordere ich zuviel, indem ich den Werth des Beytrags, den die neuern Reiſenden zur Kentnis der Menſchengattung geliefert haben, nach dem obigen Maasſtabe geprüft zu ſehen wünſche? Wenigſtens befinden ſich unter der beträchtlichen Anzahl von Perſonen, welche dieſer Ausdruck in ſich faßt, verſchiedene glaubwürdige Männer, denen man es nicht abſprechen kann, daß ihre Beobachtungen genau, beſtimmt, zuverläßig, und folglich brauchbar ſind, ſo wenig übrigens auch ihre etwanigen Begriffe in Anſehung des Worts: Menſchenraße, mit einander übereinſtimmen mögen. Die Kritik dürfte wahrſcheinlich die von vielen Reiſenden auf eine gleichlautende Art erzählten Fakta gerade aus dem Grunde für wahr erklären, weil ſo verſchiedene Menſchen, von ſo verſchiedenen Begriffen und Kenntniſſen, in ihrer Darſtellung des Beobachteten übereinkamen.

Um

Um zuverläßig beobachten zu können, ob ein gewiſſes Objekt ſchwarz oder weiß ſey, braucht man nicht zu wiſſen, daß die ſchwarze Farbe der Abweſenheit des Lichts, und die weiße der Vereinigung aller verſchieden gebrochenen Strahlen zugeſchrieben wird: wenn aber ein Beobachter, der dieſen beſtimmtern Begrif hat, und ein anderer, der blos empyriſch weiß, was ſchwarz ſey, beyde von demſelben Gegenſtande erzählen, daß er ſchwarz erſcheine, ſo iſt das Faktum deſto unläugbarer.

In wie fern iſt alſo die Behauptung (S. 393.) gegründet, „daß man ſich, nach allen bisherigen Beſchreibungen, noch keinen ſicheren Begrif von der eigentlichen Farbe der Südſeeinſulaner machen könne?“ Was ich herſetzen will, finden Sie beſtimmt und gleichlautend von den neuern Reiſebeſchreibern erzählt. Die Einwohner der meiſten Inſeln des ſtillen Meeres, und der übrigen Südſee, ſind nicht nur von hellbrauner Farbe, anſehnlicher Statur, ſchönem Wuchs, angenehmer Geſichtsbildung, mit lockigtem ſchwarzem Haar und ſtarcken Bärten, ſondern verrathen auch ihre Verwandſchaft auf den erſten Blick durch die Gleichförmigkeit ihrer Sitten und ihrer Sprache, welche oſtwärts bis zur Oſterinſel, ſüdwärts bis nach Neuſeeland und nordwärts bis auf die Sandwichsinſeln, geringe Abweichungen abgerechnet, dieſelbe iſt. Hingegen haben ſich kleinere, hagere, ſchwarze Menſchen mit krauſem Woll-

Wollhaar und häßlicheren Geſichtszügen, die ſich auch von Seiten der Lebensart, und insbeſondere durch gänzlich verſchiedene Sprachen von den hellbraunen unterſcheiden, in einigen nahe am moluckiſchen Archipel liegenden Inſeln verbreitet, und bewohnen Neuguinea, Neuholland, Neukaledonien, die Charlotteninſeln und die Hebriden. Die ſchwarze Farbe hat hier Nüancen wie in Afrika, und iſt auf einigen Inſeln ſo dunckel wie in Guinea. Carteret und Bougainville beſchreiben dieſe Menſchen ſo ſchwarz wie afrikaniſche Neger. Dampier und Cook fanden die Neuholländer ſchwarz, und ihr Haar ſo wollig, wie ein Eingebohrner von Guinea es nur immer aufweiſen könne. In den neuen Hebriden ſah Bougainville, und ſahen wir, ganz ſchwarze, ſchwarzbraune und dunkelbraune Menſchen; doch ſcheint die letzte Schattirung ſehr wahrſcheinlich von einer Vermiſchung mit der hellbraunen Völkerſchaft, deren Inſeln hier nicht weit entfernt ſind, herzurühren; da auch in Tanna, neben der gewöhnlichen Landesſprache, von etlichen Einwohnern ein Dialekt der Sprache der hellgefärbten Nation geſprochen wird. Ich breche ab; denn ich müßte wiederholen, was bereits über dieſe zwey ſo deutlich verſchiedenen Völker geſagt worden iſt, wenn ich noch jetzt Beobachtungen und Wahrnehmungen, wobey es lediglich auf die noch nie zuvor bezweifelte Glaubwürdigkeit der Augenzeugen ankömmt, vor dem Publikum vertheidigen wollte. Allerdings ſehe ich wohl ein, daß es um manche Hy-

potheſe beſſer ſtehen würde, wenn ſich die häßlichen Schwarzen gänzlich aus der Südſee wegdemonſtriren ließen. Sie ſind nun aber einmal da; und wenn nicht eine Stelle in Carterets Reiſebeſchreibung Herrn K. zu einem etwas gewagten Schluß verleitet hätte, würde er ſelbſt vermuthlich weniger zweifelhaft von ihnen geſchrieben haben. Erlauben Sie mir, dieſe Stelle, und die darauf gegründete Aeuſſerung etwas näher beleuchten zu dürfen.

Auf Freewills Eilanden (S. 393.) ſoll Carteret zuerſt das wahre Gelb der indiſchen Hautfarbe geſehen haben; und hieraus ſchließt Herr K. daß die Bewohner der meiſten Inſeln in der Südſee Weiſſe ſeyn müſſen. Der eben genannte Weltumſegler hatte aber, wie Herr K. ſehr richtig erinnert, nur wenig Land im Südmeere betreten, und nur in den weſtlichen Gegenden deſſelben, zuerſt bey den Charlotteninſeln und ſodann in Neubrittannien, Menſchen geſehen. Schwerlich dürfte daher der Schluß von einem ſo geringen Theile auf das Ganze gelten. Wenigſtens könnte man nach dieſen Prämiſſen mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit auf Schwarze rathen; denn aus Carterets Worten folgt nur, daß er bis dahin, Menſchen von anderer Farbe geſehen habe. Warum befragen wir den ehrlichen Seefahrer nicht ſelbſt? Wie geſagt: die einzigen bewohnten Inſeln, die er im ſtillen Meere beſuchte, ſind die Gruppen der Königin Charlotte und die von

Neu

Neubrittannien, nebſt den dazwiſchen liegenden Gowers und Carterets Eilanden: und hier fand er überall — nur ſchwarze Bewohner mit wolligem Haar. Leſen Sie ihn ſelbſt nach, um ſich zu überzeugen, daß es nicht allemal des Beobachters Schuld iſt, wenn man ihn unrecht verſteht.

In meinem Exemplar von Carterets Reiſebeſchreibung *) leſe ich ferner: daß die Einwohner der Freewills Eilande von der gewöhnlichen Kupferfarbe der Indianer ſind. Das wahre indiſche Gelb, welches Herr K. an dieſer Stelle ließt, habe ich nicht finden können. Durch das Wort, Indianer, werden hier keinesweges die gelbbraunen Hindus, ſondern überhaupt ſolche Menſchen bezeichnet, die man ſonſt mit einem nicht weniger ſchwankenden Ausdruck, Wilde nennt. Herr Carteret bedienet ſich deſſelben durchgehends in dieſer Bedeutung. Byron und Wallis geben ohne Bedencken den Patagoniern und Peßeräh's an der magellaniſchen Meerenge dieſe Benennung, die dem engliſchen Sprachgebrauch gemäß iſt. Auch hätte Carteret ſchwerlich die Einwohner des Ganges kupferfarbig genannt, ſo wenig übrigens dieſes Beywort ſich ausſchlieſſender Weiſe von den urſprünglichen Ameri-

 kanern

*) Die engliſche Urſchrift habe ich hier nicht nachſchlagen können. In der Oktavausgabe der Ueberſetzung, im zweyten Bande S. 233. (Berlin bey Haude und Spener, 1775.) ſtehen die von mir angeführten Worte.

kanern gebrauchen läßt. Wenn man annimmt, daß es eine Schattirung des röthlichbraunen ohne Einmiſchung einiger Schwärze bedeuten ſoll, — und an metalliſchen Glanz iſt hierbey wenigſtens im Allgemeinen nicht zu dencken — ſo können die hellbraunen Völker im Südmeere, auf Neuſeeland, den Societäts- Marquiſen- Sandwichs- Carolinen- Marianen- und Freundſchaftsinſeln füglicher damit bezeichnet werden, als gewiſſe mehr ins ſchwärzliche fallende Nationen im mittägigen Amerika. Aus dieſem Grunde finde ich auch keinen Anſtand, die Inſulaner auf Freewills Eilanden zu der im Südmeer allgemein verbreiteten hellbraunen Völkerſchaft zu zählen, wozu mich das wenige, was Carteret von ihrer Kleidung und ihren Sitten erzählt, noch mehr berechtigen kann.

Indem ich aber nun behaupte, daß in Abſicht der Südſeeinſulaner alles geleiſtet worden iſt, was man billiger Weiſe von den Beobachtern fordern konnte, läugne ich freylich nicht, daß der Verſuch, den Herr K. verlangt, — daß nämlich ein Kind von einem dortigen Paare in Europa gezeugt werden müſſe, um die ihnen von Natur eigene Hautfarbe ohne Zweydeutigkeit zu entdecken, — noch nicht angeſtellt worden ſey, und vielleicht nie ſtatt finden werde. Allein ſollte er wohl ſo unentbehrlich ſeyn, wie unſer Herr Verfaſſer glaubt? Ich geſtehe Ihnen, lieber Freund, ich kann mich hievon um ſo weniger überzeugen, da ich ihn ſo

gar zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Negern und Weissen für unsicher halte. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß die Negerkinder, auch in Guinea nicht schwarz, sondern roth gebohren werden, und von den neugebohrnen Kindern der Europäer an Farbe nur wenig verschieden sind*). Wenige Tage nach der Geburt werden sie schwarz, und in kurzem kann man sie der Farbe nach von ihren Eltern nicht mehr unterscheiden. Daß aber dieses Phänomen an Negerkindern auch ausserhalb Afrika wahrgenommen werde, ist ein Faktum, an welchem in Ländern wo man sich täglich davon überzeugen kann, wie Frankreich, England und Nordamerika, niemand mehr zweifelt. Ich selbst habe Negerkinder gesehen, die in Europa oder auch in Nordamerika geboren, und daselbst, wie in ihrer Eltern Vaterlande, durch Einwirkung der Atmosphäre auf ihre Haut, schwarz geworden waren. Wenn also nur die Neugebohrnen vermöge ihrer Organisation, und der Mischung ihrer Grundstoffe zu dieser Verwandlung vorbereitet sind, geschieht sie überall auf eine gleichförmige Art, indem die Luft hier verrichtet, was das Sonnenlicht in Ansehung des Pflanzenreichs bewirkt. Die vor den Lichtstrahlen sorgfältig verwahrte Pflanze ist von bleichgelber Farbe; wird aber, nachdem sie an das Licht gestellt worden ist, in wenigen Tagen völlig grün.

*) Buffon Hist. Naturelle Tom. III. p. 522. Paris, 4to 1750.

Ganz anders verhält es ſich mit der allmähligen Einwirkung des Klima, welche viele Generationen erfordert, ehe ſie ſichtbar und bemerklich wird. Ihr Gang iſt langſam, aber unausbleiblich. Die ſpäten Enkel in warme Länder verſetzter Weiſſen, erlangen eine dunckelere Farbe, und werden endlich im heißen Erdgürtel nach Verlauf von Jahrhunderten beynahe völlig ſchwarz. Umgekehrt, wenn Schwarze über die Gränzen des Wendekreiſes hinaus treten, verliert ſich unter ihrer Nachkommenſchaft die ſchwarze Farbe: ſie werden ſchwarzbraun, olivenfärbig, und vielleicht, — denn wer kann hier mit einiger Wahrſcheinlichkeit das non plus ultra abſtecken? — noch einige Grade heller, je höher ſie vom Aequator ab, in mildere Zonen hinaufziehen. Die Beyſpiele dieſer langſam bewirkten Veränderung der Farbe ſind ſo auffallend, ſo unbezweifelt an ganzen Nationen erweislich, daß man ſich billig wundern muß, wie immer noch darüber hinweggeſehen wird. Das Faktum iſt unläugbar, daß der weiſſe Menſch in Spanien, Mauritanien, Egypten, Arabien und Abyſſinien dunkler gefärbt iſt, als in Teutſchland, Polen, Preußen, Dännemark und Schweden; ja ſogar, daß die dunkle Schattirung ohngefähr in der Stufenfolge, wie ich jene Länder nenne, zunimmt, bis ſie in Abyſſinien und in den arabiſchen Pflanzſtädten an der Oſtküſte von Afrika ſchon ſehr ins ſchwarze fällt. Nicht minder in die Augen fallend iſt es, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonien, die ſich ge-

gen die ſüdliche Spitze von Afrika gezogen haben, das ſelbſt anjetzt unter dem Namen der Kaffern und Hottentotten, je nachdem ſie ſich dem Einfluß der ſcheitelrechten Sonne mehr entzogen, weiter polwärts oder tiefer ins kalte Gebirge rückten, nach Verlauf einer unbekannten Zeit, ſchwarzbraun und gelbbraun angetroffen worden. Eine ähnliche Farbenleiter, deren Extrema aber weit näher zuſammen liegen, iſt in Amerika bemerklich; und ſo wie man die urſprünglichen Bewohner allmähliger dunkler findet, wenn man von Canada hinab gegen den Aequator und bis nach Guiana und Braſilien reiſet: ſo bemerkt man, daß die Männer weiter ſüdwärts, auf den Pambasebenen, in Chili, an Magellans Meerenge und im äußerſten Feuerlande wieder heller werden. Endlich verhält es ſich auch nicht anders mit den Völkern, welche die verſchiedenen Zonen Aſiens bewohnen. Von China über Tunquin und Kochinchina, von Tibet über Pegu und Malakka, trift man Nüancen des Weiſſen, die ſich bis ins tiefſte ſchwarzbraun verlieren. Die Belege hiezu finden Sie in dem zahlreichen Heere der Reiſebeſchreiber zerſtreut; doch zum Theil hat Büffon ſie geſammelt. Nur die Länge der Zeit können wir nicht beſtimmen, welche erfordert wird, wenn eine Familie die Reihe aller Schattirungen zwiſchen Weiß und Schwarz, die ihr erreichbar ſind, aufſteigend oder abſteigend durchlaufen ſoll. Denn hierüber fehlt es uns an hiſtoriſchen Nachrichten und Denkmälern, de-

ren gänzlicher Mangel gleichwohl in der Hauptsache nicht das mindeste ändert.

Wenn es demnach erwiesen werden kann, daß die Hautfarbe der Menschen, zwar spät und mit unmerklichen Schritten, aber demnach unfehlbar in die Länge, dem Einfluß des Klima gehorcht; daß im brennenden Afrika die Abkömmlinge weisser Menschen schwärzlich werden; daß am Vorgebirge der guten Hofnung die Nachkommenschaft der schwärzesten Neger zu olivenfärbigen Hottentotten sich bleicht: wie wird es alsdenn noch möglich seyn, durch die Erzeugung eines einzigen Negerkindes in Europa, zu bestimmen, wieviel von seiner schwarzen Farbe seinen Eltern, wieviel dem Klima gehört? Im Gegentheil, da diese Farben-unterschiede sich überall klimatisiren, so hat der Abbé Demanet so gänzlich Unrecht nicht, wenn er, wie es scheint, den Satz behaupten will: ein Neger sey eigentlich nur in seinem Vaterlande ein rechter Neger. Ein jedes Wesen der Natur ist, was es seyn soll, nur an dem Orte, für den sie es entstehen ließ; eine Wahrheit, die man in Menagerien und botanischen Gärten täglich bestätigt sieht. Der Neger, in Europa geboren, ist wie eine Treibhauspflanze, ein modificirtes Geschöpf; in allen der Veränderung unterworfenen Eigenschaften mehr oder weniger dem unähnlich, was er in seinem Vaterlande geworden wäre.

Achte Scene.

(Verwandelt ſich in den Palaſt zu Weſtmünſter.)

König Heinrich, Warwik, Clarence und Gloceſter treten auf.

König Heinrich.

Nun, Milords, wenn der Himmel dieſem Streit, der vor unſrer Thüre blutet, ein glükliches Ende macht, ſo wollen wir unſre Jugend in höhere Gefilde führen, und hinfort keine andre als geheiligte Schwerdter ziehen. Unſre Flotte iſt ausgerüſtet, unſre Macht beyſammen, die Regierung in unſrer Abweſenheit iſt beſtellt, und alles iſt ſo wie wir's wünſchen; auſſer daß wir uns ein wenig beſſer befinden ſollten, und noch verziehen müſſen, bis dieſe Rebellen zu paaren getrieben ſind.

Warwik.

Beydes, Gnädigſter Herr, wird, wie wir nicht zweifeln, in kurzem nach Wunſch erfolgen.

König Heinrich.

Humphrey, mein Sohn von Gloceſter, wo iſt der Prinz euer Bruder?

Gloceſter.

Gnädigſter Herr, ich denke, er iſt nach Windſor auf die Jagd gegangen.

König

Linné, deſſen tiefes Studium der Natur ſelten recht erkannt wird, weil er es in ſeinen aphoriſtiſchen Schriften eher vergraben als zur Schau getragen hat; Linné zählte die Farbe bey Thieren und Pflanzen unter jene zufälligen, veränderlichen Eigenſchaften, welche für ſich allein, auſſer dem Zuſammenhange mit andern Kennzeichen, zur Unterſcheidung der Gattungen nicht hinreichend ſind. Ich weiß, wie wenig ich befugt bin, meine Stimme entweder für oder wider ſeinen Canon zu geben; *) und folglich laſſe ich ihn in ſeinem Werthe beruhen. Hier kommt es darauf an, ob die Farben-Unterſchiede, die man bey verſchiedenen Menſchenſtämmen bemerkt, einer klimatiſchen Abänderung fähig ſind, oder ob ſie vielmehr, wie S. 403 behauptet wird, ſich auch auſſerhalb des Erdſtrichs, drin ſie jedesmal eigen ſind, in allen Zeugungen unvermindert erhalten? Ich baue hier nichts auf das ſchwankende Zeugnis des Heidenbekehrers Demanet, und auf ſein ſchwarzes Portugieſenkind. So etwas mag gut genug ſeyn, wenn man Voltairen widerlegen will, welcher zu verſtehen gegeben, daß die Neger vielleicht einen andern Stammvater als die Europäer hätten. Sie, lieber B. ſind in der Geſchichte der Ketzereyen zu wohl bewandert, um nicht zu wiſſen, daß dieſer Einfall, der bey jedem andern der unſchuldigſte von der Welt wäre, nichts geringeres als Gotteslästerung ſeyn kann, ſo bald Voltaire

*) S. deſſen Critica botanica. §. 266.

ihn denkt und sagt. Ist nun solchergestalt des Feuer im Dach, so müssen ja die Gläubigen löschen, — womit und wie sie können. Ich wähle meine Beyspiele von schwarzgewordenen Abkömmlingen weisser Menschen, unter Völkern die Herr K. auch selbst noch zu den Weissen zählt, unstreitig weil er überzeugt ist, daß sie trotz ihrer jetzigen schwarzbraunen Farbe von Weissen entsprungen sind. Die Kaffern hingegen, die Herr K. von den Schwarzen absondert, ohne ihrer Abstammung von diesen zu erwähnen, sind mir, und wie mich dünkt jedem Unbefangenen, Beweises genug, von einer durch milderes Klima sanft vertuschten Schwärze.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt vorwärts. Anstatt die Extreme an ein ander zu knüpfen, und den Neger aus Guinea mit den Blonden aus Skandinavien zusammenschmelzen zu wollen, setzen wir den möglichen Fall, daß ein schwarzbrauner Abessinier mit einer Kafferin von gleicher Farbe sich vermählte. Mithin vereinigen wir die Stämme auf dem Punkt, wo sie sich einander wirklich am nächsten sind, sich gleichsam auf halbem Wege begegnen. Der Blendling, der aus dieser Mischung entsteht, wird unstreitig Vater und Mutter macharten; aber seine Hautfarbe wird nicht mehr das Mahlzeichen dieser Nachartung, und der gemischten Naturen seyn; denn beyde Eltern hatten einerley Farbe. Tritt nun der Umstand

ſtand ein, wo ein angenommenes Unterſcheidungszeichen dasjenige nicht leiſtet, was man ſich von ihm verſprach; das iſt, im gegenwärtigen Falle: giebt es nicht mehr eine wirklich geſchehene Miſchung zweyer Menſchenſtämme an: ſo erkennen wir, daß es übel gewählt und verwerflich ſey.

Ich fühle wohin mich dieſe Unterſuchung zu führen ſcheint. Sie betrift nicht mehr die Anwendung des Begriffes, den man zum Grunde legt, ſie untergrabt vielmehr das Prinzip ſelbſt, und zeigt deſſen Unzuläßigkeit. Immerhin! denn es gilt um Wahrheit; und das Prinzip kann ſeinem Erfinder nur in ſofern es Stich hält, etwas werth ſeyn. Eines der zuverläßigſten Mittel, in einer glückſeligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, ſich in demüthiger Geiſtesarmuth unter das Joch der thörichtſten Vorurtheile zu ſchmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnden, iſt dieſes: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämiſſen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieſer unmännlichen Furcht! Statt derſelben nachzugeben, unterſuche man nochmals ſorgfältig den zurückgelegten Weg, und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Iſt alles ſicher, nirgends ein Sprung geſchehen, nirgends auf betrüglichen Triebſand gefußet worden: ſo trete man getroſt dem neuen Ungeheuer

unter

unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demſelben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verſchwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß ſich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum erſten mal behauptet, oder man höre deſſen zehntauſendſte Wiederkäuung. Denn Wahr kann dem Selbſtdenker doch nur dasjenige ſeyn, was von ſeine Vernunft, nicht jene aller anderen Menſchen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt. So thue dann auch ich ohne Scheu das Bekenntnis, daß ich anderwärts mich Raths erholen muß, um die Abſtände zwiſchen verſchiedenen Nüancen im Menſchengeſchlecht zu meſſen.

Wollen Sie alſo, mein Freund, in einem gedrängten Inbegrif überſehen, worauf es eigentlich bey der Beſtimmung der Unterſchiede im Menſchengeſchlecht ankommt, ſo leſen Sie einen Sömmerring, über die körperliche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer *). Mir drückt die Freundſchaft die Hand auf den Mund, daß ich nicht loben darf, was ſo uneingeſchränktes Lob verdient; daß ich Empfindungen unterdrücke, die mich durchdrangen, als ich laß, was ſeit manchen Jahren an Intereſſe für den Philoſophen, an Fleis, an Wahrheitsliebe, an Beſcheidenheit, an geiſtvoller Gelehrſamkeit und Kunſt, in meinen

*) Frankf. und Leipz. 1785.

nen Augen nicht übertroffen ward. In der wichtigen Schrift dieſes vortreflichen Mannes werden Sie nicht nur finden, daß die Farbe unter die minder weſentlichen Eigenſchaften gehöre, woran man Neger von Europäern unterſcheidet; ſondern was das merkwürdigſte iſt, daß der Neger ſichtbarlich ſo wohl in Rückſicht äuſſerer als innerer Geſtaltung weit mehr übereinſtimmendes mit dem Affengeſchlecht habe, als der Weiſſe. Schon der Augenſchein giebt gewiſſermaßen dieſes Reſultat; allein hier wird es mit phyſiologiſchen und anatomiſchen Gründen erwieſen. Ich bin indeſſen weit entfernt, nunmehr mit Herrn Fabricius zu vermuthen, daß irgend ein Affe an der Bildung des Negers Antheil gehabt haben könne. Vielmehr beſtätigt ſich immermehr, auch durch dieſes Faktum, der fruchtbare Gedanke, daß alles in der Schöpfung durch Nüancen zuſammenhängt *). Camper, der als Phyſiolog, und von ſo vielen andern Seiten groß und liebenswürdig iſt, zeigte mir in einem ſeiner Briefe, an einem Theile des Körpers, den Füßen, wie ſorgfältig die Analogie der Bildung durch alle Säugthiere hindurch bis auf die Wallfiſche beobachtet iſt. Und vortreflich hat Herder einen ähnlichen Gedanken aufgefaßt und ausgeführt, indem er ſagt: es ſey unläugbar, daß bey aller Verſchiedenheit

der

*) Zimmermann in ſeiner vortreflichen geographiſchen Geſchichte des Menſchen und der vierfüßigen Thiere. 1. B. 5.

der lebendigen Erdweſen, überall eine gewiße Einförmigkeit des Baues, und gleichſam eine Hauptform zu herrſchen ſcheine, die in der reichſten Verſchiedenheit wechſelt *). Gewis, in mehr als einem Betracht, und ſelbſt in moraliſcher Beziehung, iſt das Mancherley auf unſerm Planeten nicht auffallender und an Stof zum Nachdenken ergiebiger, als das darin nur ſtets verkleidete, und immer wieder durchſchimmernde ewige Einerley; der gröſte Reichthum neben der äuſſerſten Dürftigkeit!

Der affenähnlichſte Neger iſt dem weiſſen Menſchen ſo nahe verwandt, daß bey der Vermiſchung beyder Stämme, die auszeichnenden Eigenſchaften eines jeden ſich im Blendling in einander verweben und verſchmelzen. Die Abweichung iſt ſehr gering; die beyden Menſchen, der ſchwarze und der weiſſe, ſtehen ganz nahe neben einander; und anders konnte es nicht wohl ſeyn, wenn Menſchheit nicht in Affennatur übergehen, der Neger nicht, anſtatt ein Menſch zu bleiben, ein Affe werden ſollte. Denn auch die beyden Thiergeſchlechter, (genera) der Menſch und der Affe, gränzen in der Reihe der Erdenweſen unglaublich nahe aneinander; näher als viele andere Thiergeſchlechter miteinander verwandt ſind. Gleichwohl bemerken wir einen deutlichen Zwiſchenraum oder Abſtand

*) Ideen zur Philoſ. der Geſch. 1. S. 18.

Abſtand zwiſchen dieſen beyden phyſiſchen Geſchlechtern; jenes ſchließt ſich mit dem Neger, ſo wie dieſes mit dem Orang-utang anhebt. Ein affenähnlicher Menſch iſt alſo kein Affe.

Ob nun aber der Neger und der Weiſſe, als Gattungen (ſpecies) oder nur als Varietäten von einander verſchieden ſind, iſt eine ſchwere, vielleicht unauflösliche Aufgabe. Mit dem Schwerdt drein zu ſchlagen, überläßt der kaltblütige Forſcher denen, die nicht anders lösen können, und doch alles lösen wollen. Was ihm zu verworren iſt, läßt er lieber als einen Knoten zurück, deſſen Band ſich doch einmal, früher oder ſpäter, wenn die Fäden erſt alle gefunden ſind, entwickeln laßen wird. Trennt man mit Herrn K. die Naturwiſſenſchaft in Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte, — eine Eintheilung die ich gar wohl gelten laßen kann, wenn beide nur immer wieder vereinigt und als Theile eines Ganzen behandelt werden, — ſo möchte es ſcheinen, daß der Naturbeſchreiber eher mit der Frage fertig werden kann. Zwar ſcheint Herr K. anzunehmen, eine jede Verſchiedenheit der Merkmale ſey dem Naturbeſchreiber hinreichend, um eine Art daraus zu machen. Ich kann hierauf nicht ganz befriedigend antworten, denn der vorzüglichſte Schriftſteller, der die Wiſſenſchaft ſyſtematiſch behandelte, Linnè hat lateiniſch geſchrieben. Seine Eintheilungen heißen: claſſes, ordines,

genera

genera, species, varietates. Nun scheint mir Varietät immer durch veränderliche, zufällige Merkmale definirt zu werden; es wird dabey angenommen, eine Varietät könne in die andere übergehen. Will Herr K. in diesem Sinne lieber Art als Varietät sagen, so ist das nur eine Verwechselung der Worte, worüber man sich leicht verständigen kann. Gattung hingegen, wenn species so übersetzt werden soll, erfordert im Linnäischen Sinne unveränderliche Merkmale. In der Naturgeschichte muß es sich anders verhalten, wenn es in derselben, wie Herr Kant behauptet, nur um die Erzeugung und den Abstamm zu thun ist. Allein in diesem Sinne dürfte die Naturgeschichte wohl nur eine Wissenschaft für Götter und nicht für Menschen seyn. Wer ist Vermögend den Stammbaum auch nur einer einzigen Varietät bis zu ihrer Gattung hinauf darzulegen, wenn sie nicht etwa erst unter unsern Augen aus einer andern entstand? Wer hat die kreißende Erde betrachtet in jenem entfernten und ganz in Unbegreiflichkeit verschleyerten Zeitpunkt, da Thiere und Pflanzen ihrem Schoße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entsproßen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, ohne Samengefäße, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer ursprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen, gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Gestalt, in ganz verschiedenen Weltgegenden sich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchteten

ſten Schlamm organiſirten? Wer iſt ſo weiſe, der uns lehren könne, ob nur einmal, an einem Orte nur, oder zu ganz verſchiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, ſo wie ſie allmälig aus des Oceans Umarmung hervorgiengen, organiſche Kräfte ſich regten?

Vielleicht wird man einwenden, daß es hiebey auf ein Experiment ankomme, welches alles leicht und ohne Widerrede entſcheidet. Man nehme zwey Thiere von verſchiedenen Merkmalen, die jedoch ganz nahe verwandt zu ſeyn ſcheinen; man laſſe ſie ſich mit einander begatten. Entſteht aus dieſer Vermiſchung ein Mittelgeſchöpf, welches wieder zur Fortpflanzung fähig iſt, ſo waren ſeine Eltern von einerley Gattung, obſchon verſchiedener Varietät (oder Art). Ich meines Theils finde hier, ſtatt aller Entſcheidung blos eine neue Definition. Man nenne den Windhund und den Bologneſer, die zuſammen fruchtbare Mittelgeſchöpfe zeugen, Gattungen, oder Varietäten; ſo iſt man dadurch der Erforſchung ihres gemeinſchaftlichen Abſtamms von einem urſprünglichen Paare, nicht um ein Haarbreit näher gekommen, und jene Ausdrücke bleiben nach wie vor Erfindungen des ſyſtematiſchen Naturforſchers, wodurch er auffallendere oder geringere Nüancen unter den Weſen der Erde bequem und ſchnell unterſcheiden will. Allein ſo geht es freylich immer, wenn man Begriffe verwechſelt, und eine Hypotheſe, die irgend

jemand auf eine Thatsache baute, nun selbst für Thatsache ansieht.

Es läßt sich a priori nicht läugnen, daß Thiere von verschiedener Art sich im wilden oder freyen Zustande paaren, wiewohl es mir höchst unwahrscheinlich ist. Allein ein Beyspiel dieser Paarung ist mir wenigstens noch nicht bekannt. Man hat zuweilen sehr ungleichgestalte Insekten gepaart angetroffen: indessen beweisen die meisten und bewährtesten der hiehergehörigen Beyspiele nur, daß die Natur dem weiblichen und männlichen Geschlecht in einerley Gattung zuweilen sehr verschiedene Bildungen ertheilt; keineswegs, daß verschiedene Gattungen sich mischten. Tausend und aber tausendmal blühen in unsern Gärten die allernächst verwandten Pflanzenarten neben einander ohne daß je eine die andere befruchte. Nur die Hand des Menschen hat bey diesen keuschen Geschöpfen künstlichen Ehebruch veranstalten können. Im Thierreich hat jede Art, jede Nüance, was diesen Punkt betrift, einen unwiderstehlichen Hang zu seines Gleichen, einen entschiedenen Abscheu vor andern Thieren, wenn gleich diese wenig, oft nur unmerklich, verschieden sind. Nicht einmal vom Affen, der den Geschlechtstrieb so heftig fühlt, ist es erwiesen, daß im freyen Zustande eine Gattung sich mit der andern belaufe. Und horchten Menschen nur der Stimme des Instinkts, wäre

es

König Heinrich.

Mit was für Gesellschaft?

Glocester.

Ich weiß es nicht, Milord.

König Heinrich.

Ist nicht sein Bruder, Thomas von Clarence, bey ihm?

Glocester.

Nein, Gnädigster Herr, er ist hier gegenwärtig.

Clarence.

Was wünscht mein Gebietender Herr und Vater?

König Heinrich.

Nichts als Gutes für dich, Thomas von Clarence. Wie kommt es, daß du nicht bey dem Prinzen deinem Bruder bist? Er liebt dich, und du sezest ihn bey Seite, Thomas; du hast einen bessern Plaz in seinem Herzen als deine Brüder; trage Sorge dazu, mein Sohn, du kanst dereinst nach meinem Tod die Mittels-Person zwischen ihm und deinen Brüdern seyn, und ihnen wichtige Dienste thun. Verabsäume ihn also ja nicht; und verscherze den Vortheil seiner Liebe nicht, durch den Schein der Kaltsinnigkeit, oder, als wenn du dich nichts um ihn bekümmertest. Er ist gütig und freundschaftlich gegen diejenige, die er ihm ergeben sieht; er hat Thränen für andrer Leiden, und eine immer offne Hand zur Wohlthätigkeit. Allein, wenn er gereizt

wird,

es nicht ihre Vernunft, welche Lüsternheit und Begierde erkünstelt: wie dies Herr K. so scharfsinnig und meisterhaft (Berlin. Monatschr. Januar 1786. S. 6.) entwickelt: so würden wir sowohl bey Schwarzen als bey Weissen, vor der ungleichartigen Vermischung Ekel und Abscheu bemerken. Noch jetzt, glaube ich, darf man diesen Widerwillen vom rohen unverdorbenen Landmann erwarten; er wird die Negerin fliehen; wenigstens wird Geschlechtstrieb nicht das erste seyn, was sich bey ihrem Anblick in ihm regt.

Als Beweis eines gemeinschaftlichen Ursprungs darf man also die künstliche und an Thieren durch Gefangenschaft erzwungene ungleichartige Begattung nicht anführen, obwohl sie in einer andern Hinsicht einigen Nutzen für die Naturkunde hat. Es ist nämlich außer allem Zweifel, daß die Blendlinge von Kanarienvögeln und Stieglitzen, auch mehreren Finkenarten, die Fortpflanzungsfähigkeit besitzen, die man auch dem von Hund und Fuchs entsprossenen Mittelgeschöpfe nicht absprechen kann. Hingegen sind die Fälle von fruchtbaren Maulthieren sehr selten. Zwischen Gattung und Gattung ist folglich nicht immer ein gleichweiter Abstand; eine Bemerkung, die sich auch sonst aus der Vergleichung der Bildungen durch das sogenannte Thier- und Pflanzenreich ergiebt. Panther, Leopard, Unze und Jaguar sind mit einan-

der näher verwandt, als mit dem geſtreiften Tiger auf den ſie folgen; und zwiſchen dieſem und dem Löwen iſt wiederum ein größerer Zwiſchenraum, obgleich keine Lücke. Die beyden Orang-Utangs, der afrikaniſche und der aſiatiſche, ſtehen ungleich enger aneinander gerückt, als wiederum an beide der langarmigte Gibbon ſich anſchließt. Die beyden Kameele der alten Welt ſind einander ungemein ähnlich; der Abſtand zwiſchen ihnen und den amerikaniſchen, die auch wieder im engſten Verhältniſſe unter ſich ſtehen, iſt weit größer. Man verſetze den Dachs ins Bärengeſchlecht oder unter die Viverren, ſo iſt der amerikaniſche dem europäiſchen ungleich näher, als jeder andern mit ihnen verwandten Gattung. Will man auch lieber jeden etwas größern Abſtand zwiſchen den Gattungen für die Gränze eines Geſchlechts halten, ſo hat man hiedurch dennoch nichts gewonnen. Erſtlich vermehrt man dadurch die Anzahl der Geſchlechter (genera) auf eine für das Gedächtniß äußerſt läſtige Art; zweytens iſt die allgemeine generiſche Verwandſchaft in einigen angeführten Beyſpielen, wie zwiſchen Löwe, Panther und Tiger unläugbar; und drittens iſt Geſchlecht ein eben ſo unbeſtimmter Begrif als Gattung, ſobald es auf das Maas des Abſtandes ankommt, wodurch eines von dem andern getrennt iſt. Das Naſehorngeſchlecht faßt zwey nahe aneinander gränzende Gattungen in ſich, und nun iſt gleichſam zwiſchen ihm und

den

den nächſten Geſchlechtern eine groſſe Kluft vorhanden. Eben ſo iſolirt ſteht der Elephant; beynahe ſo das Pferdegeſchlecht, und das Nilpferd. Dafür gränzen die Igel ſehr nahe an die Stachelſchweine, die Haſen an die Zerbos, die Antilopen an die Ziegen von einer, an die Hirſche von der andern, an die Ochſen von der dritten Seite. Ueberall trift man alſo völlig ungleiche Abſtände zwiſchen den einzelnen Erdweſen, die unſeren beſtimmten Eintheilungen nicht entſprechen. Unſere Fächer ſind alle nach Einem Maasſtabe entworfen, alle gleichgros, alle gleichweit voneinander gerückt, alle in einer langen unabſehlichen Reihe hintereinander geſtellt. Von alle dem findet ſich nichts in der Natur. Sie bringt Weſen hervor, die ſich bald ſo völlig ähneln, daß wir keinen Unterſchied an ihnen wahrnehmen können; bald ſolche, die in geringen Kleinigkeiten abweichen; bald andere, wo nur von ferne die Analogie beybehalten iſt; jetzt iſt es die Bildung, jetzt die Größe, jetzt die Farbe, die in ihren Formen wechſelt. Oft ſtoßen wir auf ein Geſchöpf, das wie im Mittelpunkt zwiſchen mehreren verwandten Gattungen ſteht. — Mit einem Worte, die Ordnung der Natur folgt unſeren Eintheilungen nicht, und ſobald man ihr dieſelben aufdringen will, verfällt man in Ungereimtheiten. Ein jedes Syſtem ſoll Leitfaden für das Gedächtniß ſeyn, indem es Abſchnitte angiebt, welche die Natur zu machen ſcheint; daß nun aber alle gleichnamige Abſchnit-

ſchnitte, wie Geſchlecht, Gattung, Varietät, überall in gleichen Entfernungen von einander ſtehen, kann und darf niemand behaupten. Daher eifert Büffon gegen alle ſyſtematiſche Entwürfe, wiewohl es auch des Syſtematikers Schuld nicht iſt, wenn man mehr von ſeiner Methode fordert, als er ſelbſt davon verſpricht.

Wie viel iſt demnach für die Entſcheidung jener Frage zu hoffen? Iſt der Neger eine Varietät oder eine Gattung im Menſchengeſchlechte? Wenn es hiebey auf die erwieſene Abſtammung aller Varietäten von einem urſprünglichen gemeinſchaftlichen Elternpaare ankommt, die außer unbezweifelten hiſtoriſchen Belegen nicht dargethan werden kann, ſo findet keine beſtimmte Auflöſung ſtatt; denn ſolche Belege finden ſich nirgends. Genügt uns hingegen die Linnéiſche Beſtimmung; iſt eine Varietät von einer Gattung blos durch die Unbeſtändigkeit ihrer Merkmale verſchieden: ſo erfordert es noch eine kleine vorläufige Unterſuchung, in wie fern dieſe Definition auf die mancherley Menſchenſtämme paßt.

(Der Beſchluß im künftigen Stück.)

V.

V.

Sendſchreiben
an Fräulein Gabriele von B*mb*rg.
Innſpruck, im Brachmond 1786.

Ein junger Prieſter des Apolls,
Der in den Alpenhöhn Tyrols,
Um ſeine ſieche Milz zu heilen,
Nach friſcher Bergluft ſchnappt, entbeut durch dieſe Zeilen
Der ſchönen Sängerin am ſtolzen Iſterfluß
Hier vom beſcheidnen Inn der Freundſchaft trauten Gruß.
Verehrungswerthe Gabriele,
Die du des Körpers Reiz durch Bildung deiner Seele
Verſchönerſt, Häuslichkeit mit Geiſt und Wiz vereinſt,
Und, gegen den Gebrauch der weiblichen Pagoden,
Für die das Studium der Moden
Das *Non plus ultra* iſt, mehr zu bedürfen meinſt,
Als das Talent, das Lärvchen weiß zu ſchminken,
Aus hundert Bändern flugs das ſchönſte zu erſpähn,
Mit Artigkeit Kaffe zu trincken,
Auf weichen Sophas ſich hoch-adelich zu blähn,
Des Gatten Zuverſicht mit ſchlauer Kunſt zu täuſchen,
Und wackrer Leute Ruf mit Anſtand zu zerfleiſchen:

Wenn meine rohe Zeichnung dir
Nicht mißfällt, ſo vergönne mir,
O ſüße Schweſter der Kamönen,
Die mannichfaltigen Schattirungen und Scenen
Der unverkünſtelten Natur,
Die hier zu Land mir zu Geſichte kamen,
Mit ungeübter Hand, im Schattenriſſe nur,
Auf dieſem Blatte nachzuahmen!

Wie man aus Wälſchland ſich dem rauhen Norden naht,
Und der berühmten Vaterſtadt
Des leckeren Katulls (der hier bey manchem ſüßen
Gedichtchen, dem es noch an Politur gebrach,
Nach ältrer Dichter Art die Nägel ſich zerbiſſen)
Den Rücken kehrt, thürmt allgemach
Die Erde ſich empor, und wolckenhoch erheben,
Von grauen Nebeln rings umgeben,
Der Berge Häupter ſich, die Wälſchlands milder Luft
Den Eintritt in Tyrols verwachsne Thäler wehren.
Es reiht ſich Berg an Berg: des Thales enge Kluft,
Voll finſtrer Tannen, gleicht der Heymath wilder Bären.
Hier richtet ſenkrecht ſich bis in der Wolcken Saum
Die ſteilſte Steinwand auf, aus deren dunckler Ritze
Einſiedleriſch ein halb verwelckter Baum
Emporzuwachſen ſtrebt: dort ſtreckt die nackte Spitze

Ein

Ein traurig kahler Berg empor,
Den gränlich gelbes Moos und grauer Kies umhüllen.
Aus ſeinem Rücken ragt ein Felſenſtück hervor,
Und droht, zum Sturze reif, den tiefen Schlund zu füllen.
Des Thales Raum iſt dicht mit Steinen überſät.
Aus denen hie und da ein Diſtelſtrauch entſteht,
Es herrſchet weit und breit ein ſchauerliches Schweigen:
Vergebens ſucht man nur ein Hüttchen zu erſpähn.
Nichts regt ſich rings umher: kaum ächzt ein Vögelchen
Auf halbentwurzelter geſpaltner Bäume Zweigen.
Wie freut' ich mich, als dieſes wüſte Land,
Mit ſchroffen Felſenhöhn, gleichwie mit einer Kette,
Umſchloſſen, mehr und mehr vor meinem Blick verſchwand,
Und mich des ſchmalen Thals gewäſſerreiches Bette,
In dem, umſchanzt von hoher Berge Damm,
Sich Rovereid, Trient und Bozen
Verbergen, beyderſeits in ſeine Schatten nahm!
Zwar ſcheint die Erd' auch hier verwildert; denn es trozen
Noch, ſchichtenweiſ' in blanken Schnee verhüllt,
Mit Tannenbäumen dicht und wild
Bewachſen, und mit Wolkenſchleyern
Bemäntelt, ſteile Reihn von rauhen ungeheuern
Gebirgen um und um dem nahen Horizont.
Es ſtürzen brauſende mit Schaum bedeckte Bäche
Sich raſch von Fels auf Fels hinunter in die Fläche:

Doch iſt der Boden rings bepflanzet und bewohnt.
Bald blinkt ein kleines Dorf, bald einzeln eine Hütte,
Bald der zerfallne Rumpf von einem Ritterſchloß
Durch ſchattigtes Geſträuch, bald weidet ſorgenlos
Ein Schafhirt ſeine Heerd' auf eines Hügels Mitte.

Aus dieſem langen Thal und ſeiner Haine Grün
Zieht nun der enge Pfad ſich gegen Brixen hin.
Hier wird, ob wohl auch da nicht weniger gigantiſch
Das waldichte Gebirg ſich in die Luft erhebt,
Und oft ſein Gipfel frey auf niedre Wolken ſchwebt,
Die Ausſicht um und um viel heller, und romantiſch
Von Bett zu Bett bald falb, bald braun, bald grün bemalt,
Erweitert ſich das Thal, durch das die Eiſack wallt.
An Korn und Reben reich, erhöhen ſtufenweiſe
Sich muntre Alpen rings im Kreiſe.
Hier zeigt ein Sommerhaus ſein rothgefärbtes Dach:
Dort gleitet ſanft ein ſilberheller Bach
Den Hang des Bergs hinab, und wäſſert eine Wieſe:
Kurz, dieſes holde Thal gleicht einem Paradieſe.

Doch allen dieſen Reiz und mehr noch überwiegt
Des Hügels Anmuth weit, auf welchem Ambras liegt.
Hier hat das Auge Raum, ſich rings an Matten, Auen,
Fruchtfeldern, Rebenhöhn und Quellen ſatt zu ſchauen.
Dieß alte Schlößchen iſt's, wo an der Schwanenbruſt
Der ſchönen Welſerin im Taumel ſüßer Luſt

Einſt

Einſt Herzog Ferdinand ſo gerne ſich verſäumte,
Als er, troz ſeines Vaters Drohn
Und Philippinens Stand, bey Tag' ihr auf dem Thron
Und Nachts in ſeinem Bett' ein kleines Plätzchen räumte.
O Freundin, wenn ein Mann von teutſcher Biederart
Bald das, was Ferdinand einſt Philippinen ward,
Auch dir wird, und dich liebt, wie treue Gatten lieben,
So denkt dabey an den, der dieſes Blatt geſchrieben,
Und mit dem warmen Wunſch es ſchließt,
Einſt im zufriednen Kreis von Kindern dich zu ſehen,
Die mit Entſchloſſenheit die Bahn der Tugend gehen,
Und gut und edel ſind, wie's ihre Mutter iſt.

J. F. Ratſchky.

VI.

Fabeln.

I.

Die beyden Elephanten.

Ich habe heut den alten Einſiedler belauſcht, der jüngſt in dem nahen Palmenhaine ſich eine Hütte baute: erzählte ein junger Elephant ſeinem Vater. Mit gebeugten Knien und thränender Wange flehte er leiſe zum Himmel: Wann — wo werde ich dich endlich einmal finden, Tochter der Weisheit, himmliſche Ruhe? "

Ehe-

Thörichte Menſchen, unterbrach ihn der Vater. Die Uebermüthigen, die ſich weit über alle Geſchöpfe erhaben wähnen, werden nie einſehen lernen, was wir ſo lange wußten. Ruhe, die Tochter der Weisheit? Ach! ſie würden ablaſſen, ſich zu wundern, daß ſie die Tochter nicht finden können, wüßten ſie, daß die Mutter noch gebohren werden ſoll.

2.

Das Schaaf und der Fuchs.

Die undankbare Ziege! beklagte ſich das Schaaf gegen den Fuchs. Erſt geſtern fand ich ſie, abgemattet und traurig, auf dem verſengten Boden ſchmachten. Ich trug ihr reichliches Futter herbey, führte ſie auf die fruchtbarſte Weide — und nun —

Freund, unterbrach der Fuchs das gutherzige Schaaf: ich ſehe, du lebſt noch in den Träumen eines goldenen Zeitalters. Heut zu Tage muß man entweder auf allen Dank Verzicht thun, oder, wie wir Füchſe es zu halten pflegen, ſich ihn jedesmal pränumeriren laſſen.

3.

Der Staar und die Eule.

Ein Vogel aus dem geſelligen Geſchlechte der Staare, verließ ſeine Geſpielen, und verbarg ſich in die Ruinen eines verfallnen Schloſſes, das in den ſchwärzeſten Schatten eines einſamen Waldes begraben lag. Hier hoffte er die Ruhe und alle beſeligenden Gefühle zu genieſſen, die ihm ein phi-

wird, iſt er lauter Feuer, launig wie der Winter, und gäh wie ein Windsſtoß an einem kühlen Morgen. Man muß ſich daher nach ſeiner Gemüthsart richten lernen. Tadelt ihn wegen ſeiner Fehler, jedoch mit Ehrerbietung, wenn ihr ſehet daß er bey guter Laune iſt; aber wenn er aufgebracht iſt, ſo gebt ihm Plaz, bis ſeine Leidenſchaft, wie ein zu Grund ſinkender Wallfiſch, durch ihre eigne heftige Bewegungen ſich entkräftet hat. Lerne diß, Thomas, und du wirſt ein Schirm deiner Brüder ſeyn, ein goldner Reiff, der ſie zuſammenbinden wird, damit das vereinigte Gefäß ihres Bluts, wenn es, wie vielleicht begegnen kan, durch den Gift heimlicher Aufſtiftungen in Gährung geſezt wird, nicht lek werde, und ſollt' es gleich ſtärker würken als Aconitum oder raſches Schieß-Pulver.

Clarence.

Ich werde mir angelegen ſeyn laſſen, ſeine Liebe zu verdienen.

König Heinrich.

Warum biſt du nicht zu Windſor bey ihm, Thomas?

Clarence.

Er iſt nicht zu Windſor; er ſpeißt in London zu Mittag.

König Heinrich.

Und wer iſt bey ihm? Kanſt du mir's ſagen?

Clarence.

Peins, und ſeine andern gewöhnlichen Begleiter.

König

philoſophiſcher Ruhe von einer gänzlichen Abgeſchiedenheit verſprochen hatte. Aber, was er fand, war genau das Gegentheil von dem, was er ſuchte, — Unruhe und Langeweile.

Eine Eule, die einzige Mitbewohnerin der Einöde, wurde der Oedipus, der ihm dies unbegreifliche Räthſel löſe.

Dein Philoſoph hat dich hintergangen, war ihr Ausſpruch, wenn er dir die Einſamkeit als eine Schöne ſchilderte, die durch eigne Reize zu locken und zu feſſeln im Stande ſey. Nur im Taumel der Geſellſchaft, im Geräuſche der Welt und nicht in der Einſamkeit iſt es, wo man die Einſamkeit liebgewinnt.

4.

Der Stier und der Fuchs.

„Ein zitterndes Reh, vom Wolfe gejagt, rettete ſich in die Höhle des Löwen „.

Das war gut gemacht! unterbrach der Stier dem erzählenden Fuchs. Dem ſchwächern Feind entfliehn, um ſich dem Stärkern in die Arme zu werfen „

Iſt nicht immer ſo thöricht, als es dir ſcheinen mag, fiel der Fuchs ihm ein. Der glückliche Erfolg rechtfertigte das Reh. Der Löwe kann wenigſtens dann großmüthig und ſchonend ſeyn, wenn er ſatt iſt; aber der Wolf mordet immer, und wäre es auch nur, um zu morden.

Schatz.

VII.

Auszüge

aus einem Briefe aus Schemnitz.

Glashütte unweit Schemnitz
den 2. Sept. 1786.

Ich lebe noch, lieber Freund, und was noch mehr ist, lebe unbeschreiblich vergnügt, zwischen den schätzbarsten Männern, die hier in einem höchst angenehmen Zirkel eine wahre Akademie bergmännischer Wissenschaften ausmachen. Es scheint, sie sind hier aus aller Welt Enden zusammen gekommen, um in einer feyerlichen Synode das Amalgamiren auf feste Grundpfeiler zu setzen und seine Ausbreitung in alle Welt einzuleiten. Unser Präsident ist der ehrwürdige von Born, ihm zur Seite sitzt der Vater Poda, dem folgen von Trebra vom Harz, Ferber aus Schweden, der edle d'Elhuyar aus Madrid, (den sein König in diesen Tagen zum Director der Bergwerke in Mexiko mit 4000 Piaster Gehalt ernennt hat,) Weber aus der Pfalz, zwey Henkel aus Norwegen, *Hawkings* aus England. Unser erster Professor ist der kenntnißreiche, thätige Bergrath von Ruprecht. Unsere Gehülfen sind eine Menge junger Leute aus den Ungarischen Praktikanten, die Theils bey der Amalgamirhütte

hätte angestellt, theils gekommen sind um zu lernen. Fürsten, Bischöffe, Grafen und Herren, aus Oestreich, Böhmen, Schweiz, England, Frankreich, kommen und besuchen uns als Dilettanten. Gleichwohl leben wir nur auf einem geringen Dorf, das eigentlich Szkleno (Glas) heißet, sitzen auf hölzernen Stühlen, entbehren oft die Reinlichkeit des Engländers oder Holländers auf unsern Zimmern, haben aber gutes Brod, herrliches Rindfleisch und über alles, den köstlichen Ungarischen Wein. Wirklich es gefällt mir hier so wohl, daß es mir schwer ankommen wird, mich los zu reißen. — Natur-Geschichte und Bergbau habe ich nur nebenher mitnehmen können; beydes ist hier lehrreich und vortreflich. — Saxum metalliferum ist Pseudoporphyr, in tausenderley Modificationen. Vermengung vieles Schwefelkieſels, selbst mit der Felsart, ist Eigenheit der Ungarischen Gebürge; daher vielleicht die vielen warmen Quellen, und selbst die große Wärme, ja Hitze mancher Gegenden in den Ungarischen Gruben, die Erdbeben vielleicht, und wer weiß nicht gar ob nicht hin und wieder damit eingestreute Vulkane — doch davon einst mündlich, wenn Sie mich besuchen werden, sonst nicht — Meine Hauptsache hier, war Amalgamiren, und das habe ich denn auch mit vielem Fleiß und Vergnügen studirt, bin ganz auf den Grund gekommen, habe die vollkommenste Ueberzeugung, nicht allein von der Nützlichkeit dieser

Ueber-

überaus groſsen Verbeſſerung alles unſers bisherigen Bratens und Kochens der Erze, ſondern kann auch zu jeder Stunde jedem, wer es verlangen möchte, in meiner Küche die Beweiſe vor die Augen legen, wie einleuchtend vortheilhaft das Anquicken iſt. Mir war beſonders an Berichtigung des Kupfer-Amalgamirens gelegen, worüber man nur erſt einige flüchtige Verſuche gemacht hatte. Ich habe nicht allein die ſilberärmſten Kupfer ſo vollkommen gut bearbeitet, daſs das zurückgebliebene Kupfer nun 1 1/56 Loth Silber hielt, ſondern habe auch einen Drittheil des Kupfers ſelbſt, (aber nicht mit dem Silber zugleich) noch beſonders mittelſt des Queckſilbers herausgezogen, ohne allen Queckſilber Verluſt, mit geringer Mühe, binnen 2 1/2 Stunde, und in einer Güte, die wo nicht das Japaniſche Kupfer überſteigt, doch demſelben gewis beykommt. Sehr leicht werde ich Ihnen, wenn ich zurück komme, wo ſie es haben wollen, den Beweiſs machen, daſs, was ich Ihnen hier ſchreibe, ſo wahr iſt, als ich es ſchreibe — Sehen Sie, ſo ſteht es um die Amalgamationsmethode des Edlen von Born. *) Nicht leicht wird eine neue Erfindung ſo bald auf einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden ſeyn. —

*) Der T. M. wird in dem nächſten Monatſtück eine umſtändliche Anzeige des in einer Berlinſchen Werke: Ueber das Anquicken der gold- und ſilberhältigen Erze, Rohrſteine, Schwarzkupfer und Hüttenſpeiſe, von Ignaz Edlen von Born — liefern können.

Der
Teutſche Merkur.

November 1786.

Moriz
Sechſtes Buch.

Erſtes Kapitel.
Neue Wunden.

Als ich zu mir ſelbſt kam, ſah ich mich noch im Schlafzimmer der Gräfin auf einem Kanape, der ihrem Bette gegenüber ſtand. Mir zur Seiten erblickte ich die beyden jungen Fräulein, welche Todesangſt auf dem Geſichte trugen. Die eine hatte ein Wachslicht in der Hand; die andere ein Glas voll Waſſer, womit ſie mir das Geſicht beſprengte. — „Er lebt „noch;" rief die letztere, als ich die Augen öffnete. Die Gräfin richtete ſich im Bette auf.

Guter Wilhelm! rief ſie mit ſchwacher Stimme, und ſtreckte die rechte Hand nach mir aus. — Ich wollte aufſpringen, um ſie zu ergreifen, und ſank kraftlos zurück.

Ihr ſchönes Auge, welches feſt an mir haftete, ſchwamm in Thränen. „O, kommen ſie noch nicht?" rief

*) Das 5te Buch befindet ſich im May 1786.

rief ſie voller Angſt und Ungeduld, als ſie einen Blick auf das Blut warf, womit der Kanape über und über bedeckt war. — „Gehe, laufe, fuhr ſie zum älteſten Fräulein fort — ſieh, ob ſie kommen!“ —

Das Fräulein ſah ſie mit dem Blicke der allerhöchſten Angſt an, und wagte es nicht, den Fuß aus dem Zimmer zu ſetzen. „So geht beyde!“ fuhr die Gräfin fort. Sie ſchloßen ſich feſt an einander, und giengen langſam in das Vorzimmer. Die eine zog Muth aus der Furcht der andern. Sie nahmen das Licht mit, und das Schlafzimmer ward nur noch von dem matten Schein der Nachtlampe, die nahe bey dem Bette der Gräfin ſtand, dürftig erleuchtet.

Immer noch war ihr Auge mit dem Ausdrucke des innigſten Mitleids auf mich gerichtet. Ihr Haupt hatte ſie auf die linke Hand geſtemmt, und die rechte, in welcher ſie ein Schnupftuch hielt, ruhte auf dem Deckbette. Ihr blondes Haar floß in reizender Unordnung über Schultern und Bruſt herab, und überwebte gleichſam ſtellenweiſe den Umriß des vollen Buſens, der, durch Schrecken, Todesfurcht und Nothwehr aus ſeinen Schranken gedrängt, langſam ſtieg und ſank.

Verloren in dem Anſchauen der Schönheit, die hier meinem Blicke ſo überraſchend ſich entſchleyerte, fühlte ich keinen Schmerz, wußte ich von keiner Wunde, von keiner Entkräftung mehr. Meine ganze Seele lebte

lebte in meinem Auge; und in dem ihrigen flimmerten die hellen Perlen, in welche ſich das Mitleid anſtöſt, wenn die Zunge dem gerührten Herzen nicht folgen kann. Immerfort begegneten ſich unſre Blicke, und immerfort ſanken ſie zu Boden, als wenn wir wechſelsweiſe vor einander erſchräcken.

„O, wenn ſie mir doch noch einmal die Hand reichte!“ Dieſer Wunſch ward nach einigen Augenblicken der herrſchende in meiner Seele. Ich hütete alle ihre Bewegungen; und als ſie einmal die rechte Hand aufhob, glaubt' ich ihn erfüllt, ſprang auf und that einen raſchen Schritt nach dem Bette. Sie fuhr erſchrocken zuſammen, zog den Arm unter die Decke, und hüllte ſich völlig ein. Ich taumelte nach dem Kanape zurück, warf den Blick ſeitwärts, und — dachte an meine Wunde, und fühlte meinen Schmerz und meine Entkräftung von neuem.

Die beyden Fräulein kamen zurück, und brachten die Nachricht, daß ſie eine Laterne von weitem geſehen hätten: es würde wohl der Gärtner mit der Jungfer und dem Chirurgus ſeyn. „Dem Himmel ſey es gedankt!“ rief die Gräfin freudig. — Nun, wird ſich der arme Wilhelm nicht verbluten!“

Mein ganzes Herz bewegte ſich bey dieſen Worten. Für jedes hätte ich willig einen neuen Stich erdulden wollen. Ich beſtrebte mich, ihr zu ſagen, wie ſehr ihre Theilnehmung mich rührte, aber die Zunge ver-

ſagte mir ihren Dienſt; ich ſprach mit Blicken, und ſie ſchien ſie zu verſtehen.

Bald nachher kamen der Gärtner, der Chirurgus und das Kammermädchen. Man führte mich in meine Kammer, unterſuchte meine Wunde und verband ſie. Der Chirurgus fand ſie nicht gefährlich und nannte ſie eine Kleinigkeit, was nicht alle Wundärzte in ähnlichen Fällen zu thun pflegen.

Zweytes Kapitel.

Moriz in lezten Zügen.

Ich wollte den Gärtner, dem es von der Gräfin ausdrücklich aufgetragen war, bey mir zu wachen, mehr als einmal fortſchicken; aber er gieng nicht. Wie läſtig war mir ſeine Sorgfalt und Theilnehmung! Ich fühlte ja keinen Schmerz, ich wußte ja von keiner Wunde, mir war ſo leicht und wohl wie mir nie geweſen war! — O, ich hatte aus den Augen der Gräfin eine Stärkung geſogen, welche die feinſten meiner Fibern innig durchdrang, und, wie der Balſam der Unſterblichkeit, mein ganzes Weſen zu einem neuen Leben ſtärckte und auffriſchte.

Immer noch ſaß ich ihrem Bette gegen über auf dem Kanapee; immer noch liſpelte ihre melodiſche Stimme: Armer Wilhelm! vor meinem Ohre; immer noch ſah ich die runde Hand, auf die ſich ihr Haupt,

Haupt, wie auf eine Säule von Elfenbein geſenkt hatte; immer noch die ſanften Wogen des blühenden Buſens, der, hie und da vom ſeidenen Haar überfloſſen, bey der ſchwachen Dämmerung des Nachtlichts, den Schneehügeln Nordens ſich verglich, um deren Häupter feine, mondenhelle Silberwölckchen leiſe weben und ſchimmern.

Und wenn mir auch Malchen getreu geblieben wäre, ſo hätte ich doch in dieſen Augenblicken nicht an ſie gedacht.

Je tiefer ich mich in meine Kiſſen verhüllte, deſto lebhafter wurden jene Bilder, deſto fruchtbarer ward meine Phantaſie (denn mein Verſtand feyerte) an abentheuerlichen Entwürfen, wodurch ich mir das Glück verſchaffen wollte, der Gräfin — noch einmal ſo gegenüber zu ſitzen. Es iſt ſonderbar, aber ſehr natürlich, daß die kühnſten meiner Wünſche gerade nur auf dieſen Umſtand ſich einſchränkten, der ihnen die Entſtehung gegeben hatte.

Am andern Morgen erſchien die Kammerjungfer der Gräfin, und erkundigte ſich im Namen ihrer Gebietherin nach meinem Befinden. Ich ſtellte mich Wunder wie ſtark, und ſagte mit einer Stimme, die nichts weniger als einen kränklichen Ton hatte: mir iſt wohl, mir fehlt nichts, ich werde ſogleich aufſtehen! Ich zitterte vor dem Gedancken, daß ſie an meinem Wohlbefinden zweifeln möchte.

„Aber die Gräfin iſt herzlich krank — ſagte ſie, und wird wohl unter drey Tagen das Bette nicht verlaſſen dürfen!„

Drey Tage? drey Tage? rief ich erſchrocken, denn ich hatte Rechnung darauf gemacht, ſie heute noch zu ſehen, und deßhalb befand ich mich vorhin ſo wohl, deßhalb fehlte mir nichts, und deßhalb wollte ich ſogleich aufſtehen! Jetzt glaubte ich mich weit übler zu befinden, als zwey volle Minuten vorher, und ich ſagte zu der Kammerjungfer, daß es auch bey mir leicht drey Tage dauern könnte, ehe ich meine Kräfte wieder erlangte.

„Und die Gräfin glaubt — unterbrach ſie mich mit naſſen Augen — daß Sie in drey Tagen nicht mehr leben werden.“ —

Was? rief ich, indem ich mich ſchnell im Bette aufrichtete — Was? — Nicht mehr leben? Bin ich nicht friſch und geſund?

Ich wollte aus dem Bette ſpringen, aber der Gärtner hielt mich zurück.

„Ach — fuhr ſie fort — wenn die Kranken nicht wiſſen, wie krank ſie ſind, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie in den letzten Zügen liegen!„

Sie weinte und ſchluchzte ganz erbärmlich, und ich — ich hätte verzweifeln mögen über ihre Albernheit!

In dem Augenblicke trat der Wundarzt herein.

Er

König Heinrich.

Der fetteſte Boden trägt das meiſte Unkraut, und er das edle Bild meiner Jugend, iſt ganz damit überwachſen; Urſache zu einem Kummer, der ſich über mein Leben hinaus erſtrekt. Das Blut weint aus meinem Herzen, wenn ich mir die regelloſen Tage, die verderbten Zeiten vorſtelle, die ihr ſehen werdet, wenn ich einſt bey meinen Voreltern ſchlafe: Denn wenn ſeine wilde Schwelgerey keinen Zügel mehr hat, wenn Wuth und ſchäumendes Blut ſeine Räthe ſind, wenn Macht und ſchlimme Sitten ſich vereinbaren; oh, mit was für ſtürmenden Schwingen wird er ſeinem Fall und Verderben entgegen ſtürzen.

Warwik.

Mein Gnädigſter Herr, ihr mißkennt ihn in dieſem Augenblik. Der Prinz ſtudiert nur ſeine Geſellſchafter, wie eine fremde Sprache; will man die Sprache beßzen, ſo iſt nöthig daß man auch das unanſtändigſte Wort anſehe und lerne; wenn man's aber einmal verſteht, ſo weiß Eu. Majeſtät, daß es zu keinem andern Gebrauch kommt, als daß man es kennt und verabſcheut. So wird es der Prinz, zu ſeiner Zeit, mit ſeinen Geſellſchaftern halten, und die Kenntniß die er von ihnen hat, wird eine Art von Modell oder Maasſtab ſeyn, woran er den Werth beßrer Leute meſſen wird.

König Heinrich.

Selten macht die Biene ihren Waben in ein Todtenaaß. -- Wer kommt hier? Weſtmorland?

Neunte

Er unterſuchte meinen Puls, prophezeihete daß ein Wundfieber unterweges ſey, und rieth mir, mich aller Gemüthsbewegungen zu enthalten. Darauf gieng er mit der Kammerjungfer zur Gräfin. Ich flüſterte ihm ins Ohr: er ſollte der Gräfin ſagen, ich wäre geſund wie ein Fiſch, und bat ihn zugleich noch heimlicher und leiſer, mir Nachricht zu bringen, was ſie dazu geſagt hatte.

Drittes Kapitel.

Er ſieht Sie.

Mit dem dritten Tage fand ich mich völlig geſund. Der Arzt mochte ſagen, was er wollte, ich blieb nicht im Bette. Das Wetter ward gegen Mittag ſo ſchön, daß er mir erlauben mußte, einen Spaziergang im Garten zu machen. Es hieß, die Gräfin werde heute auch das erſtemal wieder ihr Zimmer verlaſſen, und in den Garten kommen. In eben dem Augenblicke, wo ich dieſe Nachricht erhielt, griff mir der Arzt von ungefähr an den Puls, und verſicherte, mein Blut ſey ſehr in Wallung! Ich fühlte es wohl, verſicherte ihm aber das Gegentheil.

Ich gieng mit ihm in den Garten, und in weniger als zehn Minuten ſahen wir die Gräfin mit der Kammerjungfer die große Allee herabkommen, uns entgegen. „Es ſchickt ſich wohl nicht — ſagte mein ängſtlicher Führer — wenn wir auf eben derſelben Allee

ſpatzieren gehen, wo die gnädige Herrſchaft geht, wir wollen umkehren.„

Er wälzte mir durch dieſen Vorſchlag einen Stein vom Herzen. Mir war gerade ſo zu Muthe, als damals, da ich auf meinem großen Ritterzuge nach L** Malchen mit verſchloſſenen Augen am Fenſter zu ſehen glaubte. Wir kehrten um, gienaen aber ſehr langſam, woran jedoch mein Begleiter nicht ſchuld war.

In wenig Augenblicken hörte ich die Stimme der Gräfin nahe hinter mir. Sie ſprach ſtärker, als gewöhnlich — „Vermuthlich, dachte ich bey mir, damit ichs hören ſoll!“ — Aber ich hatte nicht den Muth mich umzuſehen.

„Warum laufen Sie vor mir, mein lieber Doktor?“ rief ſie meinem Begleiter zu, und es that mir weh, daß ſie nicht mir zurief.

Wir ſtanden ſtill, und ſie trat näher.

„Was macht Ihr Patient?“

Er antwortete; ich ſchwieg unzufrieden.

„Wird ihm die Bewegung nicht ſchaden?“

Ich hoffe nicht! ſagte er.

Auch nicht eines Blickes würdigt ſie mich! ſagte ich bey mir ſelbſt, und meine Unzufriedenheit ſtieg —

„Sehn Ihr' Gnaden wohl, wie blaß der arme Wilhelm ausſieht?„ — ſagte die Kammerjungfer.

Ich

Ich glühete über und über bey dieſer Bemerkung; und die Gräfin, die mich nur mit einem halben Blicke von der Seite anſah, glühete wo möglich noch ſtärker.

„Ja — ſagte ſie — recht blaß, recht ſehr blaß!“ Sie drehete ſich um, und that, als wenn ihr ein Staubkörnchen ins Auge gefahren wäre.

„Haſt du es ihm ſchon erzählt?“ fuhr ſie nach einer Pauſe zur Kammerjungfer fort.

Ich? — ſagte dieſe — Nein! Ihr' Gnaden wollten ihm ja ſelbſt erzählen.

Die Gräfin ward von neuem roth; wandte das Geſicht weg, und ſagte ſtammelnd: es kann ein andermal geſchehen! Ich habe jetzt — er wird jetzt — er darf wohl nicht lange in der freyen Luft ſeyn, Herr Doktor?

„So lange die gnädige Gräfin befehlen“ — rief ich eilig, weil ich glaubte, der Arzt würde mir mit einem bedenklichen Achſelzucken zuvorkommen. Ich war nicht wenig mit mir zufrieden, daß ich dieſe Worte glücklich herausgebracht hatte.

„Alſo kurz — nahm die Gräfin das Wort — man hat die Gouvernante und den Pater Benedikt auf der Gränze ertappt, und beyde nach P** geliefert. Ich erwarte in einigen Tagen nähere Nachricht. Gewiß iſt es, daß ſie ihrer Strafe nun nicht entgehen werden. — Aber — fuhr ſie mit weggewandtem Geſichte

fort — dadurch werden die Schmerzen des armen Wilhelms nicht gelindert!"

„Ich habe keine Schmerzen!" rief ich mit aufwallender Freude.

Weinen möchte ich über solche Großmuth! — sagte sie zur Kammerjungfer, und legte die rechte Hand vor die Augen. — Gute Besserung! mein lieber Wilhelm, rief sie nach einer Pause, indem sie den linken Fuß fortsetzte, und mit der rechten Hand auf mich winkte.

Ich sprang, wie ausser mir, hin, und ergriff diese Hand, und legte sie an mein Herz, und drückte sie, und küßte sie, und — o, ich weiß nicht mehr, was ich in diesen Augenblicken alles that!

Auf ihren Wangen brannte Bestürzung und holde Schaam. Sie riß sich mit Mühe von mir los, und verschwand in eine Seiten-Allee. Ich sah ihr mit starren Blicken nach, und als ich sie aus den Augen verloren hatte, sagte ich zu meinem Begleiter, der mich seinerseits auch starr ansah: mir ist nicht wohl! — Das glaub' ich gerne! erwiederte er, und führte mich aus dem Garten.

Viertes Kapitel.

Mißverständnisse.

Die Gräfin ließ sich fast stündlich nach meinem Befinden erkundigen, und das Kammermädchen versicherte mir,

mir, daß ſie troſtlos ſey, wenn ſie an die Schmerzen dächte, die ich ihrentwegen erdulden müßte; daß ſie ihren ganzen Verſtand beſchäftigte, um eine Belohnung zu erſinnen, die dem Dienſte entſpräche, den ich ihr erwieſen hätte; daß ich ſelbſt verlangen möchte, was ich nur wollte, ſo ſollte ichs haben, und wäre es ihr auch das liebſte und theuerſte auf der Welt — Dieſes ließ ſie mir durch ihre Vertraute verſichern, und wenn ich ſie dann ſelbſt ſah, und eben dies von ihr ſelbſt wiederholt zu hören vermuthete: ſo war eine kalte Frage nach meinem Befinden, die ſie noch dazu nur immer mit weggewandtem Geſichte an mich that, das einzige, was ſie meinem dürſtenden Herzen darzubiethen pflegte.

„Ich wüßte wohl, was ich mir von ihr zur Belohnung ausbitten wollte„ — ſagte das Kammermädchen bey einer Gelegenheit zu mir —

Ich verlange nichts! ſagte ich.

„Einen Kuß, mein lieber Wilhelm, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!„ — Sie ſah mich dabey mit einem bedeutenden Lächeln an, welches mir mein ganzes Blut ins Geſicht trieb. — „Errathen? fuhr ſie fort, indem ſie zur Thür hinaus gieng — Sie bekommen ihn gewiß, wenn Sie ihn verlangen!„

Ich muß ein höchſt albernes Geſicht gemacht haben; denn es kam in dieſen Augenblicken auf nichts Geringeres an, als die höchſte Verlegenheit, die höchſte

ſie

ſte Freude und die ſüßeſte Hoffnung unter einer gleichgültigen Miene zu verbergen.

Was ſoll ichs läugnen! Meine Eigenliebe wollte trotz dem kalten Betragen der Gräfin irgend etwas in ihren Blicken geleſen haben, das nichts weniger als Kaltſinn wäre. Alle die kleinen Züge, Winke und Bewegungen; das ganze Spiel Ihrer Augen, ihrer Lippen und ſelbſt ihrer Finger; den Ton ihrer Stimme, bis auf den unmerklichſten Accent, den ſie auf das kleinſte ihrer Worte legte — muſterte und erklärte mir dieſe Zauberin, die das ganze menſchliche Geſchlecht mit ſichtbaren oder unſichtbaren Fäden umſpinnt, und es tanzen läßt wie der Puppenſpieler ſeine Puppen.

Ich glaubte alſo im Grunde meines Herzens, daß mir die Gräfin durch jene Aeuſſerung ihrer Vertrauten einen Wink hätte geben wollen, in Zukunft nicht mehr ſo übertrieben ſcheu und furchtſam zu ſeyn; aber ich hatte doch nicht Muth genug, dieſe Ueberzeugung durch mein Betragen kundbar werden zu laſſen. Indeſſen war ich feſt entſchloſſen, bey der erſten Gelegenheit, wo die Gräfin von Belohnung ſprechen würde, Herz zu faſſen, und, anſtatt alles übrigen, einen Kuß von ihr zu verlangen. Wie ſelig mich dieſer Vorſatz machte, den ich im Geiſte ſchon ausgeführt ſah, kann man ſich ohne Mühe denken.

Gegen Abend bat mich die Kammerjungfer, ein wenig mit ihr auf ihr Zimmer zu kommen. Ich that es

es gern und willig, obgleich ich ſonſt alle Einladungen dieſer Art mit Hartnäckigkeit von mir gewieſen hatte. Aber was für eine Ausſicht öfnete ſich mir, wenn ich es dieſesmal ihr nicht abſchlug! Das Zimmer der Gräfin ſtieß an das ihrige — wie leicht konnte ſie ihr nicht irgend einen Auftrag zu machen haben — ſie mußte mich ſehen, und gewiß mit mir ſprechen — ich hätte dann Gelegenheit, das von ihr zu fodern, was ſie mir durch ihre Vertraute hatte — anbieten laſſen — und vielleicht geſchah dieſe Einladung wiederum auf ihr ausdrückliches Verlangen.

Dieſe Gedanken jagten mich gleichſam zu dem Zimmer der Kammerjungfer. Es mußte der Bübin ſehr leicht werden, dieſe ungewöhnliche Bereitwilligkeit auszudeuten.

Kaum fünf Minuten vorbey, ſo gieng die Thür auf, und in derſelben ſtand die Gräfin. Ich ſprang auf.

„Laßt euch nicht ſtören, Kinder! ſagte ſie mit einer überaus gnädigen Miene — Ihr ſeyd überdieß ſo ſtill, daß man euch kaum hört! — Wilhelmen iſt heute wohl? fuhr ſie zu mir fort.

Recht wohl! erwiederte ich, und in dieſen Augenblicken fühlte ich mich auch wirklich recht wohl.

„O, es iſt ihm ja nie weh geweſen!„ ſchnatterte die Kammerjungfer darzwiſchen. Die Gräfin ſchien flüchtig zu erröthen, aber ich brannte über und über.

„Er

„Er verlangt auch nicht einmal ein kleines Schmerzengeld!„ fuhr ſie fort.

Ich war wie mit heiſſem Waſſer begoſſen, und zitterte an Händen und Füßen.

„Ich habe ihm eins in Vorſchlag gebracht — fuhr ſie fort, und huſtete auf eine ſchelmiſche Art, indem ſie mich ſcharf ins Auge faßte und mich bey der Hand nahm —

„Soll ichs ſagen, Wilhelm?„

Vorher dürſtete ich nach einer Gelegenheit, der Gräfin mein Anliegen vorzutragen, und jetzt, als ich ſie in Händen hatte, war ich halbtodt!

„Er will weiter nichts als„ — ſie führte mich zur Gräfin, und deutete mit dem Zeigefinger der linken Hand auf ihre Lippen und auf die meinigen —

„O, rief die Gräfin wie aufgebracht — meine Einwilligung habt ihr! Wenn der Herr zurückkömmt, will ich es ihm vortragen. Wenn das alles iſt, was Wilhelm verlangt, das ſoll ihm gewährt werden„ —

Ich fuhr nach ihrer Hand, denn ich bildete mir ein, ſie hätte die Pantomine der Kammerjungfer gerade ſo verſtanden wie ich —

„Ja, ja — rief ſie noch hitziger als vorher, und zog die Hand zurück — ja, ja! Ihr ſollt — Mann und Frau werden, auf mein Ehrenwort.„ — Sie ſchlüpfte in ihr Zimmer, und ich wußte nicht, ob ich

im Himmel oder auf Erden war. Die Kammerjungfer wollte ſich halbtodt lachen.

„Mann und Frau!“ rief ich, wie aus einem Traum erwachend — Wir beyde Mann und Frau?“

Nicht anders, mein lieber Wilhelm! ſagte ſie lachend, und wollte mich bey der Hand nehmen. Ich ſchleuderte ſie unſanft von mir.

„Ich bin nicht in Sie verliebt — rief ich ſo laut, daß mich die Gräfin wohl hören konnte — ich bin nicht in Sie verliebt! Ich mag Sie nicht heurathen! Ich mag keine Frau! Das iſt ein Mißverſtand —

Unter dieſen Worten lief ich lärmend aus dem Zimmer, und die Treppe hinunter. Aber kaum war ich unten, ſo fuhr mir der Irrthum der Gräfin von neuem wilder als vorher durch den Kopf; ich ſtürmte die Treppe hinan, rannte, ſchier ohne Bewußtſeyn, durch das Zimmer der Kammerjungfer, machte das Zimmer der Gräfin weit auf, und rief hinein: Nein, gnädige Gräfin, ich bin nicht in Liſetten verliebt! ſchlug die Thür zu, und ſtürzte wie vorher die Treppe hinunter.

Wie bitter war ich getäuſcht! Ich glaubte eines Kuſſes von ihren Roſenlippen ſchon ſo gewiß zu ſeyn, und ſtatt deſſelben ſoll ich bekommen — eine Frau?

Fünftes Kapitel.

Welch eine Heldenthat.

Was wollte ich nicht alles thun, um der Gräfin zu beweisen, daß es mir nie eingefallen wäre, mich in ihr Kammermädchen zu verlieben, vielweniger sie von ihr zur Frau zu begehren. Halbverrückt machte mich dieses Mißverständniß! Aber ich bekam auch dadurch Muth, alles zu wagen. Meine Liebe und meine Ehre wirkten hier vereint, und diese ersteigen, wenn sie wollen, den Himmel!

Am Abende dieses Tages, dem schönsten in der Natur, saß ich trübsinnig und in Gedanken verloren in dem kleinen Lustgehölze, das an den Garten stieß, unter Bäumen, deren Zweige, vom leisen Abendwinde bewegt, sanft über meinem Haupte zitterten. Vor mir wallte ein großer Teich, den der aufgehende Mond in fliessendes Silber verwandelte, und neben mir rauschte ein kleiner Bach in gekräuselten Wellen dem Wasserbehälter zu. Bald sah ich mit starren Blicken in den spiegelhellen Teich, und beschäftigte mich mit den kleinen Wölkchen, die dem Monde vorüberschwebten; bald blickte ich in das Gewimmel der kleinen Kristallwellen, die sich rauschend in tausend Brillanten zerschlugen, über einander hüpften, von neuem sich sammleten, und von neuem auseinander rauschten.

Ich sah das alles, sah es aber nur. Eine süsse Wehmuth bemächtigte sich meines Herzens, und meine

Phan-

Neunte Scene.

Weſtmorland tritt auf.

Weſtmorland.

Heil, Gnädigſter Herr, und neues Glük, zu demjenigen, ſo ich anzukündigen komme! Prinz John, euer Sohn küßt eure königliche Hand; Mowbray, der Biſchoff Scroop, Haſtings und die übrigen haben die Straffe eurer Geſeze erfahren, kein einziges aufrühriſches Schwerdt iſt mehr entblößt, und der Friede treibt ſeine Oliven allenthalben hervor. Die Art und Weiſe und den ganzen Zuſammenhang der Umſtände, wie alles dieſes geſchehen iſt, geruhe Euer Majeſtät mit beßrer Muſſe aus dieſer Relation zu erſehen.

(Er übergiebt ein Papier.)

König Heinrich.

O Weſtmorland, du biſt ein Sommer-Vogel, der mitten im Winter den aufgehenden Tag anſingt.

Harcourt zu den Vorigen.

Seht, noch mehr Neuigkeiten.

Harcourt.

Der Himmel bewahre Eure Majeſtät vor Feinden, und ſtehen Feinde gegen euch auf, ſo mögen ſie fallen wie diejenige, von denen ich komme, euch Nachricht zu geben. Der Graf von Northumberland, und der Lord Bardolph,

mit

Phantaſie hieng an dem Bilde der Gräfin, das ſich mir immer noch in eben dem Lichte zeigte, worin es den erſten gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Was würde ich ihr nicht alles ſagen — wenn ich ſie jetzt ſehen ſollte! — rief ich, und in dem Augenblick hörte ich ein kleines Geräuſch hinter mir. Ich ſah mich um, und vor mir ſtand — die Gräfin. — Fort war mein Muth, meine ſchönen Phantaſien mit ihm!

Sie ſetzte den Fuß erſchrocken zurück. Mit Zittern erwartete ich ihr erſtes Wort; ihre Verwirrung ſchien der meinigen nichts nachzugeben.

Iſt Liſette hier? ſagte ſie endlich mit zitternder Stimme.

Was ſollte die hier? verſetzte ich haſtig.

Ich dachte! fuhr ſie gleichgültig fort. Jetzt Muth gefaßt, ſagte ich bey mir ſelbſt, oder nimmer.

„Die gnädige Gräfin glauben wohl immer noch, daß ich in Liſetten verliebt bin?„

Sie lächelte bey dieſen Worten die ich mit Mühe hervorbrachte.

„Nein, ſagte ſie, nach Ihrer heutigen lauten Erklärung glaub' ichs nicht mehr. Sie dachten gewiß, man wollte Sie zwingen. Sie waren außer ſich!„

Kein Wunder — ſagte ich — ſolch ein Mißverſtand!

„Liſette hat mir aus dem Traum geholfen!„ erwiederte ſie. Sie wollte lachen, aber es ſchien ihr ſauer zu werden. Auch kam es mir vor, als wenn ſie immer noch eben ſo ſehr verlegen wäre, als ich ſelbſt.

„Liſette hat alles geſagt?„ rief ich, und trat näher, und ergrif ſie, als ſie den Fuß fortſetzen wollte, bey der Hand. Sie wandte ihr Geſicht ſorgſam auf die Seite, gleichſam als ob ich ſchon im Begrif wäre, mir das bewußte Schmerzengeld von ihren Lippen auszahlen zu laſſen. Dieſes ſehen, ſie umfaſſen, und ihr den feurigſten Kuß mit Ungeſtüm auf die Wange drücken, war das Werk eines Augenblicks, während deſſen ich drey Himmel vor mir aufgethan zu ſehen glaubte.

Sie entriß ſich, der ſchönſten Verwirrung voll, meinen Armen, und rief mir, indem ſie ſich eilig entfernte, die Worte zu: ein Glück für Sie, daß Sie mir das Leben gerettet haben!

Welch eine Heldenthat! Triumphirend gieng ich in meine Kammer; aber ich ſchlief dieſe Nacht nicht weniger unruhig, als die vorhergehenden.

Sechſtes Kapitel.

Der Graf kömmt zurück.

Ich konnte es nicht gewiß wiſſen, ob die Gräfin bey allen dieſen Auftritten mit ihrer Vertrauten aus

Einer

Einer Karte ſpielte oder nicht. Bey der vorletzten Scene, als die Gräfin mich ſo ſchmerzlich mißverſtand, ſchien Liſette uns beyde zum Beſten zu haben; aber die Begebenheit des vorigen Abends dünkte mich nicht bloßer Zufall geweſen zu ſeyn, denn die Gräfin gieng ſonſt ſelbſt bey hellem Tage nicht allein im Garten ſpatzieren, noch weniger des Abends. Auch glaubte ich aus gewiſſen kleinen geheimnißvollen Aeuſſerungen der Kammerjungfer ſchlieſſen zu können, daß ſie von meiner heldenmüthigen Unternehmung auf die Lippen der Gräfin etwas müſſe gewußt haben. Auf jedem Fall benahmen ſich beyde ſehr meiſterhaft: die Gräfin als eine Dame von Erziehung und feinem Gefühl für Ehre und weibliche Würde; und ihre Vertraute als ein Mädchen voll Schlauheit und Erfahrung, verbunden mit einer unumſchränkten Ergebenheit für ihre Gebieterin.

Man glaube nicht, daß ich dieſe Bemerkung auf der Stelle habe machen können! Kopf und Herz ſtanden mir ja damals in lichten Flammen.

Nach jedem Kampfe wuchs meine Liebe mächtiger heran. Ich ſuchte die Gräfin, und floh ſie, wenn ich ſie gefunden hatte; ich zitterte wenn ich mit ihr ſprechen ſollte, und zitterte wenn ich ſchweigen ſollte. O, die Erfüllung des erſten Wunſches war die Mutter von Millionen andern geworden! Seit jenem Kuß

brannte ein Feuer in meinen Adern, das meine ganze Lebenskraft aufzulöſen und auszutrocknen drohete.

In dieſem Zuſtande war ich, als der Graf zurückkam. Er trug mich faſt auf den Händen, und bot mir Belohnungen an, deren Größe und Umfang mich beſchämten. Aber was konnte er mir anbieten, das nicht ſchon tauſendfach von der Belohnung überwogen ward, die ich mir ſelbſt genommen hatte? Der alte Tobias ſagte: ich könnte wenigſtens den Titel eines Leibjägers dafür verlangen.

Die Zurückkunft des Grafen machte, daß ich die Gräfin nicht ſo oft mehr ſehen und ſprechen konnte als vorher. Sie war durch ihren Gemahl gebunden, und ich durch den alten Tobias. Wenn auch beyde oft ganze Tage auf der Jagd waren, ſo blieben doch immer die übrigen Bedienten im Hauſe. Meine Wunde ward auch zuſehends beſſer, und meine Jägerspflicht wartete auf mich.

Aber das war noch nicht alles. Liſette ſagte mir, daß eine Buſenfreundin der Gräfin unterwegs ſey, die den ganzen Sommer, und auch wohl — je nachdem es wäre — ſetzte ſie geheimnißvoll hinzu — den Herbſt bey ihr zubringen würde. Da ſie ſich ſehr lange und immer als die beſten Freundinnen in L * gekannt hätten, ſo würden ſie wohl unzertrennlich ſeyn. Es hätte eine beſondere Bewandniß mit dieſer Dame — fuhr ſie erröthend fort — die ſie mir aber nicht ſagen könn-

te

ꝛc. — Es würde auch zu R. (der nächſten Stadt) ein Logis für ſie gemiethet, weil es dort (ſie that die Hand vor die Augen) einen geſchickten — Accoucheur gebe.

Ich hörte wenig auf alles, was ſie mir ſagte, weil ich mehr mit dem Hinderniß meiner Liebe ſelbſt, als mit den Umſtänden beſchäftigt war, die es veranlaßten. Von allen Seiten war alſo meine Leidenſchaft eingeengt, und ſie ward gewaltiger dadurch. Sie drohete Durchbruch wie ein verhaltner Strom.

Seit drey Tagen, ſo lange der Graf zurück war, hatte ich ſie nicht geſprochen. Was für Plane machte ich nicht während dieſen drey Tagen! Ich gieng täglich hundertmal in den Garten, und machte mir, das Grabſcheit oder das Gärtnermeſſer in der Hand, unter ihrem Fenſter etwas zu ſchaffen. Aber dadurch erhielt ich nichts, als daß ich ſie zuweilen am Fenſter ſah. — „Ehedem, als ich ihr noch nicht das Leben gerettet hatte — ſagte ich oft in gewiſſen Anwandlungen von Unwillen bey mir ſelbſt — ſprach ſie zuweilen aus dem Fenſter zu mir, und jetzt kehrt ſie mir den Rücken zu wenn ſie mich erblickt!„ —

Ich glaube, daß ich damals dieſen Umſtand ganz falſch deutete.

Am Morgen des vierten Tages, als der Herr auf der Jagd war, und der alte Tobias den Vogelſteller machte, ſah ich, daß Liſette das Frühſtück der Gräfin in den Garten trug. Ich flugs hinterdrein; band ei-

nen Strauß von Blumen, um einen Vorwand zu haben, und erwartete ſodann die Gräfin.

Sie erſchien bald, und ich näherte mich der Laube, wo das Frühſtück auf ſie wartete. Liſette hüpfte mir entgegen, und ſagte, ſie wolle hinaus, dem alten Tobias entgegen, welcher der Gräfin eine Amſel zu bringen verſprochen hätte.

Ich zeigte ihr den Strauß, und fragte ſie, ob ſie ihn der Gräfin einhändigen wollte. „Ich ſollte es ſelbſt thun!„ ſagte ſie und flog davon. Ich wäre auch in Verzweiflung geweſen, wenn ſie ſich dazu erboten hätte.

Mit ſchwankenden Knieen trat ich in die Laube, die rund herum dicht überwachſen war. Sie ſaß im Hintergrunde derſelben. Ich trat hinzu und überreichte ihr die Blumen, ohne einen Laut hervorbringen zu können.

Für mich, mein lieber Wilhelm? ſagte ſie.

„Für Sie, gnädigſte Gräfin! Ich habe Sie ſelbſt gezogen?„

Sie müſſen das ganze Bett geplündert haben, ſo viel ſind es! —

„Auch nicht eine einzige, die ſchön war, iſt ſtehen geblieben!„

Es folgte eine Pauſe. Ich weiß nicht, wer von uns beyden in der größten Verlegenheit war. Um die

ihrige

ihrige zu verbergen, zog ſie den Duft meiner Blumen ohne Aufhören in ſich. Ich beſtrebte mich zu ſprechen, und über dieſem Beſtreben ward ich ſtummer und ſtummer.

„Sie pflegen immer viel, ſehr viel zu geben, Wilhelm!„ hub ſie endlich in Bezug meiner letzten Worte wieder an.

O, immer zu wenig — rief ich — immer zu wenig! — „Auch Todesgefahr nennen Sie wenig?„

Sie lächelte mit naſſen Blicken auf mich her.

Auch Todesgefahr — rief ich — auch Todesgefahr, wenn ich ein Leben dadurch retten kann, das mehr werth iſt, als Millionen andere!

„Guter, guter Wilhelm!„ — rief ſie, und ich — ſtürzte ihr zu Füßen. Mein Auge ſuchte das ihrige und fand es; meine Seele folgte meinen Blicken, und ich ſog aus den ihrigen ihre Seele. Dieſes war der Augenblick, wo Herz und Herz einander entgegen flogen, wo, innig und innig verſchwiſtert und verſchlungen, beyde dem Körper ſich entſchwangen; wo Auge und Lippe, wo Finger und Arm, wo jeder Nerve, jede Fiber und jeder Pulsſchlag: ich liebe dich! ich liebe dich! zu ſagen ſich beſtrebte, und nur die Zunge allein ſchwieg. — O Sprache, arme Sprache, woher nimmſt du Worte für dieſen Augenblick? — der uns in ein Elyſium hinüber zauberte, in welchem tauſend neue Elyſien mit ihren Freuden vor unſerm verklär-

ten Auge in himmlischer Schönheit sich entwickelten!

Plötzlich hörte ich einen lauten Seufzer, und in eben dem Nu flatterte ein Vogel zur Laube herein, der mit seinen Flügeln die Decke derselben rauschend schlug. Ich sprang auf, und sah den alten Tobias vor mir. Die Gräfin sank ohnmächtig zurück.

Siebentes Kapitel.

Freundschaft und Pflicht.

Lieber Tobias — rief ich — und die Worte erstarben mir auf der Zunge.

Er drehete sich um, und sagte: „Ich bin dein lieber Tobias nicht mehr, und du bist mein lieber Wilhelm nicht mehr„ — Ich wollte ihn halten, aber er riß sich von mir los.

„Sieh nur, rief ich, und zeigte auf die Gräfin — hilf doch!" —

Hilf Du selbst! sagte er unwillig, und gieng mit schnellen Schritten aus der Laube.

Ich sprang, zwischen Schrecken und Angst und Liebe und Mitleid getheilt, zur Gräfin zurück, und schüttete ein ganzes Glas Wasser, das beym Chokolat stand, ihr über das Gesicht! Sie schlug die Augen auf!

„Seit

„Gott, was ſoll aus mir werden! — rief ſie — Er ſagt es dem Herrn!“

In dem Augenblick trat Liſette in die Laube.

„Hier! ſagte ich — hier! indem ich auf die Gräfin zeigte — Hülfe!“ — Es fehlte mir an Athem und Worten, und das gewaltſame Klopfen meines Herzens drohete mir die Bruſt zu ſprengen. Ich eilte dem alten Tobias nach. Er war todtenblaß, und die Augen ſtanden ihm voll Waſſer. Ich nahm ihn bey der Hand —

„O, wenn du doch ein Schurke wärſt, Wilhelm, — ſagte er, und die Thränen rollten ihm in den grauen Bart — mit Freuden wollte ich meine Pflicht thun!„

Er ſtand ſtill, faltete beyde Hände feſt in einander, und ſah mit ſtarren Blicken zur Erde.

„Ja, rief er nach einigen Augenblicken, er muß es wiſſen — ich kann es nicht verſchweigen!„ —

Tobias — rief ich und umſchloß ihn, und drückte ihn an mein Herz — lieber Tobias! —

Er machte ſich ſanft von mir los, und ein heftiges Schluchzen ließ ihn nicht zu Worten kommen.

„Und wenn du ein Wilddieb wärſt — ſagte er endlich — ſo wollte ich dir durch die Finger ſehen.„ —

Er ſchluchzte von neuem heftiger.

„Aber ein Ehrendieb, fuhr er fort — ein Ehrendieb meines Herrn, meines Grafen — Nein, ich kann dich nicht mehr anſehen. Geh mir aus den Augen!„

„Lieber Toobias — rief ich — wenn du auch meiner nicht ſchonen willſt, ſo ſchone doch wenigſtens der armen Gräfin!„

Er ſtutzte einen Augenblick. Ich benetzte ſeine rechte Hand mit meinen Thränen, während er mit der linken die ſeinigen abwiſchte.

„Ach Gott — rief er, indem er den Kopf langſam und entkräftet auf die linke Schulter ſinken ließ — ich kann es ja nicht verſchweigen, ich darf es ja nicht verſchweigen!„

Fodere was du willſt — rief ich — von der Gräfin und von mir, du ſollſt es haben. Lege mir irgend etwas auf, das ich für dich thun ſoll, ich ruhe nicht bis ich es gethan habe. Willſt du dich glücklich machen, deine ganze Familie glücklich machen, ſo rede, ich bringe dir die ganze Schatulle der Gräfin.

„Wie, rief er, und der Zorn gab ſeinen Augen neues Leben — du willſt mir meine Pflicht abkaufen?„

Er ſchob mich unſanft von ſich.

„Hätteſt du mir doch lieber ein Meſſer ins Herz geſtoßen, Wilhelm, als das geſagt!„ — ſetzte er ſanfter hinzu —

mit einer anſehnlichen Macht von Engländern und Schotten, ſind von dem Scheriff von Yorkſhire aufs Haupt geſchlagen worden. Die nähere Umſtände und Folgen dieſer Action enthält dieſes Paquet.

König Heinrich.

Und warum müſſen dieſe guten Zeitungen mich kränker machen? Kan das Glük keine unvermengte Gunſt gewähren, und muß, wenn ſie uns nichts als Gutes zu ſagen hat, der angenehme Inhalt wenigſtens in häßlichen Lettern geſchrieben ſeyn? Entweder giebt ſie einen guten Magen und nichts zu eſſen; oder ſie ſtellt uns ein Banquet auf, und nimmt den Appetit hinweg. Ich ſollte mich über dieſe gute Zeitungen erfreuen, und nun vergeht mir mein Geſicht, und mein Kopf wird mir ganz taumlicht. O! o! kommt näher -- mir wird ganz übel --

Glocester.

Der Himmel ſtärke Eu. Majeſtät.

Clarence.

O mein königlicher Vater!

Weſtmorland.

Mein Gnädigſter Gebieter, richtet euch auf, ermuntert euch!

Warwik.

Geduld, meine Prinzen; ihr wißt, dieſe Anfälle ſind

bey

Wir waren während der Zeit bis vor ſeine Kammer gekommen. Er trat hinein, und ich wollte ihm folgen, aber er drückte die Thür vor mir zu, und ſchloß ſie ab.

Achtes Kapitel.
Moriz läuft Sturm.

Ich durfte nicht laut vor ſeiner Kammer ſeyn, um das übrige Geſinde nicht herbey zu ziehen. Mit ſtillem verhaltnen Schmerz lief ich in den Garten zurück. Ich traf die Gräfin und Liſetten noch in der Laube. Liſette lag vor der Gräfin auf den Knieen, als ich hineintrat, und ich hörte nur noch die Worte: „O Gott, warum mußte ich den alten Spürhund fehlgehen! Er geht oben herein, während ich unten Wache halte!„ Sie ſprang auf, als ſie mich ſah, und die Gräfin erröthete, mitten unter der Angſt.

„Er wird uns verrathen! — rief ich — Es iſt keine Rettung!„

Die Gräfin ward von neuem ohnmächtig. Ich gieng mit großen Schritten in der Laube auf und ab. Schrecken, Angſt und Verzweiflung, uns rettungslos zu ſehen, raubten mir Bewußtſeyn und Verſtand.

Mitten unter dieſer Verwirrung, trat ein Wachtelhund, des Grafen Liebling, in den Eingang der Laube, witterte, und rannte davon. Beweis genug, daß der Graf in der Nähe ſey. Die Gräfin ſprang

auf

auf, und wußte nichts von Ohnmacht; Liſettens Thränenquell verſiegte; und ich — fühlte mich ganz leicht. Hier ward Schrecken von Schrecken übermeiſtert, und die Betäubung, die nun folgte, dauerte lange genug, um uns dem Grafen entkommen zu laſſen, ohne daß es ihm aufgefallen wäre. Er ſprach zwey Worte mit der Gräfin, und ließ ſie gehen, und als er mich um meine Verrichtung in der Laube befragte, ſagte ich friſch und rund: Tobias hätte eine Amſel fliegen laſſen, die hätte ich wiederfangen wollen; aber ſie wäre fort.

Er gieng, und ließ mich ſtehen. Sogleich eilte ich zur Kammer des alten Tobias zurück. Weil niemand in der Nähe war, ſo ſah ich durch das Schlüſſelloch. Er gieng, beyde Hände feſt in einander geſchlungen, jammernd auf und ab, und fuhr ſich zuweilen mit der verwandten Hand über die Augen. Ich pochte leiſe an die Thür.

Wer iſt da? rief er mit ſchwacher Stimme —

Ich bins, lieber Tobias! rief ich kläglich.

Er antwortete nicht, machte aber auch nicht auf. Ich pochte noch einmal und ſtärker; aber kein Gehör; ich nahm die Fauſt, die Thür blieb zu — „und nun geh' es drunter und drüber — rief ich in raſender Wuth — und fieng an die Thür mit den Fäuſten, mit den Knieen, mit den Schultern, und endlich gar mit dem Kopfe zu bearbeiten, daß ſie donnerte und krachte.

In wenig Augenblicken ſtand das ganze Hausgeſinde in einem halben Cirkel um mich herum, und Knecht und Magd, und Jungfer und Diener bezeigten mir ihr Staunen, und ihre Neubegierde, jedes nach ſeiner Art. — Ich glaubte der Himmel fiele über mich zuſammen.

Ich durchbrach das Getümmel, und ſuchte das Freye, aber der Haufen zog hinter mir her; ich bat die Verſtändigſten darunter, kein Aufſehen zu machen, ſie ſollten alles erfahren. — Der Haufen folgte. Ich drohete den erſten, der mir zu nahe käme, mit Gewalt zurückzuführen — Der Zug blieb mir auf den Ferſen. Ich ſtieß einige ziemlich unſanft zurück, dieſe blieben hinten, die hinterſten drangen vor, und die Proceſſion folgte mir in ſchönſter Ordnung auf dem Fuße. — So umzingelt und von allen Seiten umlagert, blieb mir nichts übrig, als mich durchzuſchlagen, und dieſes gelang mir ſo gut, daß ich meine Kammer erreichte, und Zeit genug behielt, ſie hinter mir abzuſchließen. In eben dem Augenblick riefen ein paar Stimmen: der Herr kömmt! Ich warf mich ohne Athem und aller Sinne beraubt auf mein Bette, drückte die Augen feſt zu, und beſtrebte mich, auch das letzte Fünkchen von Bewußtſeyn, das noch in meinem Kopfe glühete, in bitterer Verzweiflung zu erſticken.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem Zuſtande blieb. Die Stimme des alten Tobias erweckte mich end-

endlich. Ich öfnete ihm meine Kammer; er nahm mich ſtillſchweigend und mit abgewandtem Geſichte bey der Hand, führte mich über den Schloßhof, durch ein altes verfallenes Nebengebäude, ſchloß eine eiſerne Thür auf, ſchob mich hinein, und legte das Schloß wieder davor.

II.

Des Abbate Albert Fortis

Phyſiſch-Geographiſche Briefe über Calabrien und Apulien

an den

Grafen Thomas von Baſſegli, Raguſaniſchen Patrizier.

Aus dem Italieniſchen.

Vorerinnerung.

Gegenwärtige Briefe ſind den Freunden der Naturgeſchichte darum bisher unbekannt geblieben, weil der Verfaſſer nur 50 Exemplare davon für ſeine Bekannte hatte abdrucken laſſen. In dieſer Ueberſetzung ſind noch Briefe (der erſte und vierte) hinzugekommen, die der Verfaſſer handſchriftlich mitgetheilt hat, und des

nen

nen man es bald anſehen wird, daß ſie ſchwerlich durch irgend eine Italiäniſche Cenſur hätten gehen können. Dieſe Ueberſetzung iſt alſo in doppelter Rückſicht ſo gut als ein Original, und ich darf hoffen, daß ſie den Liebhabern der Naturgeſchichte willkommen ſeyn werde. Zugleich gebe ich die Nachricht, daß der Verfaſſer verſpricht, die vollſtändige Beſchreibung ſeiner mineralogiſchen Reiſen durch Italien, dem teutſchen Publikum gleichfalls zu ſchenken. Wer es weiß, wie ſelten Italien mit Naturhiſtoriſchen Abſichten iſt bereiſet worden, und wie mangelhaft die Kenntniß ſeines mineralogiſchen Zuſtandes bis daher immer noch geblieben iſt, dem können die Nachrichten eines Mannes, der, wie Fortis, ſo genau beobachtet und zugleich ſo gut ſchreibt, nicht anders als ſehr angenehm ſeyn. Uebrigens haben Kenner und Freunde der Naturhiſtorie die Bekanntſchaft mit dieſen Briefen einem Manne zu danken, dem ſie ſchon ſo viel Neues, Gründliches und Nützliches in ihrem Fache danken: ich meyne den Herrn Hofrath von Born in Wien, *) der ſie mir zur Ueberſetzung mitgetheilt, und den mineralogiſchen Theil der letztern durchgeſehen und berichtiget hat.

Schulz.

---

*) Der Schwiegervater des Grafen Buffegli.

Erſter Brief.

Barletta, den 30. Oct. 1783.

Mein theurer Freund!

Die Peſt, die in der Türkey wüthete, und mich die Gränze eures Staats nicht überſchreiten ließ; die vielleicht zu weit getriebene Beſorgniß vor eben dieſer Seuche in dem Venetianiſchen Dalmatien, die nie keine Waſſerreiſe durch die Inſel hin erlaubte; die Geſellſchaft deiner vortreflichen Eltern, die meinem Herzen ſo theuer iſt; die angenehme Unterhaltungen mit der liebenswürdigen und geiſtvollen Gräfin Mariane Giorgi; die Hofnung endlich, die auch erfüllt ward, den gelehrten und ehrwürdigen Grafen Michael Sorgo, deinen Onkel, und den arbeitſamen Reſti, deſſen gebildeter lateiniſcher Styl an das goldne Zeitalter dieſer Sprache erinnert, auf einige Tage bey uns zu ſehen — alle dieſe Umſtände nimm zuſammen, und dann fodre von einem rechtlichen Manne, daß er das ſüſſe Landleben zu Breno mit dem Rücken hätte anſehen ſollen!

Die Naturgeſchichte würde meinetwegen bis zu Ende des Herbſtes im tiefſten Schlafe vergraben geblieben ſeyn, wenn uns nicht eine der ungewöhnlichſten Naturerſcheinungen gewaltſam verſtimmt, und mich ins beſondre bewogen hätte, Zerſtreuung zu ſuchen, und am Ende den Sitz des Friedens und der Freundſchaft,

ſchaft, der ſo plötzlich und ſo grauſam beunruhigt ward, ganz und gar zu verlaſſen.

Hier haſt du einige Bemerkungen, die ich, ohne mich über die Linien deines väterlichen Hauſes zu verſteigen, auf einer kleinen Reiſe nach Bruchiza zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Die Anſicht der einförmigen Kalkberge, die das Littorale Dalmatiens und der Inſeln bilden, dünkte mich von jeher von der natürlichen Ordnung abzuweichen, die ich gewöhnlich an dergleichen Bergreihen bemerkt hatte. Zu Breno hatte ich Zeit darüber nachzudenken, und ich glaube eine Erklärung davon gefunden zu haben, die mir auf den erſten Blick nicht ſo einleuchtend war, als ich ſie nachmals fand. Das platte Land von Breno iſt vom neueſten Datum, nicht minder die dortherum angebaute Ebene. In ältern, nicht in den älteſten Zeiten, muß alles das, was jetzt Ackerland, Oelgarten und Weinberg iſt, ein Hafen geweſen ſeyn. Das Waſſer in den daſigen Brunnen iſt überall ſalpetrig; die edlere Baumarten kommen nicht gut fort, und ſterben nach einigen Jahren ab, vielleicht darum, weil ſich bey zunehmendem Alter zuviel Salpeter an ihre Wurzeln legt. Die Ulmen machen eine Ausnahme von der Regel, weil ſie ihre Wurzeln mehr horizontal als tief zu treiben pflegen. Theils dieſem Umſtande, theils auch der Einwirkung des Bodens, der an der Küſte erhabener iſt, glaube ich die rieſen-

mäßige Höhe, welche dieſe Baumart, beſonders zu Srebarno erreicht, zuſchreiben zu müſſen. Für ihre angenehmen Schatten werde ich auf immer eine unverdringliche Vorliebe behalten. Der Grund des Anbaufähigen Erdreichs, welcher aus lauter grobem Gries beſteht, den das Waſſer von den benachbarten Bergen herabgeſpült hat, beweiſt unwiderſprechlich, daß der ganze Landesſtrich, der iht die Ebene von Breno ausmacht, vor einigen Jahrhunderten ein Meerbuſen geweſen ſeyn müſſe, der nach und nach zum Sumpfe ward, und ſich endlich durch wiederholte Erdenanſätze zu einem feſten Boden condenſirte, der ſich an die Fläche anſchloß, die ſich bis nach Cuppari hin erſtrecket.

Aber wie verhielt es ſich denn mit dem Bergen von Poſtragne, Bergato ꝛc. bevor das neuere Meergewäſſer in dieſes Thal drang, das es allmählig wieder verlaſſen mußte? O, es verhielt ſich mit ihnen gerade ſo als mit den rauhen Bergen von Sabioncello, von Stagno, dem ganzen Littorale des kleinen Meeres, und mit den großen Inſeln Meleda, Lageſta, Conzola, Leſina und der kleinen Klippen, die im Golfo di Venetia zerſtreut liegen. Sie waren die Gipfel hoher Kalk-Alpen, die dem Meere, wie ihre Verſteinerungen beweiſen, den Urſprung zu danken hatten. An ihren Wurzeln hatten ſie kleinere Berge und Hügel der dritten Ordnung, wie alle übrigen der großen Kette. Sie beherrſchten das niedere, lange und brei-

te Thal, das itzt den Grund des Adriatiſchen Meeres ausmacht. Der Po mußte dieſem Thale das ſeyn, was der Nil Aegypten iſt, und dieſer Fluß muß ſich in irgend einen großen See ergoſſen haben, der ungefähr wie der Caſpiſche ſeyn konnte, und vielleicht an der ſchmalſten Seite des großen Keſſels, der das mittelländiſche Meer einſchließt, gelegen ſeyn konnte. Die Ueberbleibſel von zerriſſenen und eingeſtürzten Schichten, ihre tiefen Einſchnitte, die Zeichen von Zernagung und Einſturz, die das ſcharfe Schneewaſſer bewirkte, ſind eben ſo viel unbezweifelte Merkmale der Alpiniſchen Beſchaffenheit dieſer Berge, die ihrer jetzigen geringen Höhe ganz und gar nicht zukommen. Auch die Thäler (nicht bloß euer Breno-Thal, ſondern das weit größere von Canali) und die erſtaunliche Steilheit des Geſtades nach den faſt unkenntlichen Ruinen des ſüdlichen Illyriſchen Epidaurus zu, ſind überzeugende Beweiſe, daß ungeheure Ströme, die von unermeßlichen Schneemaſſen ausgiengen, dieſes rieſenmäßige Werk in frühern Jahrhunderten anfiengen und vollbrachten.

Ich berufe mich gern auf alte Ströme, und auf ihre langſamen Arbeiten, weil ich mich mit der Vorſtellung von einem plötzlichen Hereinbruch der Gewäſſer, von einer Empörung des Oceans, und von einem gewaltſamen Einſturz, durch welche mehr als ein vortreflicher Naturforſcher die großen Phänomene in den

Alpen erklären will, nie und nimmer werde befreunden können. Wenn auch dieſe meine Hartnäckigkeit von keinem erhabenen Geiſte zeigen mag — immerhin! ich ringe nicht nach dieſem Ehrennamen, und mich überläuft jedesmal ein kalter Schauer, wenn ich die Natur einen Salto mortale thun laſſen ſoll. Nach allen dem, was ich über die langſamern Schritte der Natur, die ſich zu einem beſtändig ſichtbaren Zwecke lenken, beobachtet habe, iſt mir eine Art von Ekel vor allen den Hypotheſen unſerer Naturhiſtoriſchen Zeitkrämer aufgeſtiegen, die mit der Zeit ſo karg umgehen, als wäre es eine Waare, die man für baares Geld kaufen müßte.

Du wirſt mir gewiß nicht einwenden, daß der noch vorhandene kleine Bach Breno, deſſen Gewalt ſo vorübergehend als plötzlich iſt, und die nach hundert Jahren kaum merklichen Erdanſätze, unmöglich ein Thal gebildet haben könnten, welches doch nur ein kleiner Theil der ältern itzt vom Meere bedeckten Hohlung wäre, die ſich zwiſchen Bergen und kleinen Hügeln bis zu der Vertiefung erſtreckte, die nach und nach von dem Adriatiſchen Meere ertränkt ward ..... Du haſt zu viel natürlichen Verſtand, du haſt ihn noch dazu durch das unterrichtende Schauſpiel der Schweizeralpen, durch Lektüre, und durch den Umgang mit den berühmten göttingiſchen Naturforſchern zu ſehr ausgebildet, als daß ich fürchten ſollte, du werdeſt über

bey Sr. Majeſtät nicht ungewöhnlich. Tretet weiter zurük, gebt ihm Luft, er wird gleich beſſer werden.

Clarence.

Nein, nein, er kan dieſe Bangigkeiten nicht mehr lange aushalten. Der langwierige Kummer, und die Unruhe ſeiner Seele haben die Mauer welche ſie einſchlieſſen ſoll, durchgearbeitet; und das Leben ſcheint allenthalben durch, und kan alle Augenblike ausbrechen.

Glocester.

Das Volk erſchrekt mich: Man ſpricht von allerley unnatürlichen Wunderzeichen und vaterloſen Mißgeburten; die Jahrszeiten haben ihre Sitten geändert, und es iſt, als ob das Jahr einige Monate ſchlafend gefunden und ſie überſprungen habe.

Clarence.

Der Fluß iſt dreymal ohne Ebbe angeſchwollen, und alte Leute (die waſchhaften Chroniken der Zeit) ſagen, er habe eben das gethan, da unſer groſſer Anherr Eduard ſtarb.

Warwik.

Redet nicht ſo laut, Prinzen, der König erholt ſich wieder.

Glocester.

Dieſer Schlag wird ganz gewiß ſein Ende ſeyn.

das Alter unſerer Kugel eben ſo denken als der große Haufen.

Stelle dir das Thal Ombla vor: ſeine engen und im Ganzen genommen ſehr ſteilen Ränder, die auf beyden Seiten correſpondiren, die abhängige Lage der Schichten, die in der Nachbarſchaft des Meeres, und die horizontale Stellung derer, die höher hinauf liegen, und endlich die Trümmer die dieſes Thal unterhalb Giuncheto verſperren — — erinnerſt du dich nicht hierbey an den langen und engen Vierwaldſtädter See, den wir beyde beſchifften, als wir aus Graubündten nach Schweiz wollten?

Wenn du an Geiſt und Körper geſund und mit nützlichen Kenntniſſen bereichert zur Freude deiner Familie zurückkehreſt, um das öffentliche Wohl thätig zu befördern, oder in philoſophiſcher Ruhe den Wiſſenſchaften zu leben; wenn dir der Muth ſinkt, bey allen den Hinderniſſen, die dir bald Eiferſucht, bald Schläfrigkeit, bald der natürliche republikaniſche Wankelmuth in den Weg legen — — ſo hoffe ich, wirſt du es machen wie Pomponius Atticus: Bewerber ſich bewerben, Ehrgeitzige Plane ſchmieden, und Rangſüchtige nach Rang ſtreben laſſen, während du dem Gange und Weſen der Natur, mit Friede und Heiterkeit im Herzen, unabläßig nachſpüreſt. Dann wirſt du auch auf das gerathen, was ich dir itzt geſchrieben habe: du wirſt überall Spuren alter Waſſerfälle finden, die jetzt nicht

mehr exiſtiren können, weil das Klima der Gebürge nicht mehr alpiniſch iſt, wie in frühern Jahrhunderten, und weil ſich kein immerwährender Schnee mehr auf denſelben halten kann. Alles wird dir Beweiſe liefern, daß die Oberfläche der dortigen Gegend in ältern Zeiten, eine Reihe von Veränderungen durchlaufen ſey, die von ihrem jetzigen Zuſtande gänzlich verſchieden waren.

Der erſte Schritt, den du in die Dunkelheit vergangener Jahrhunderte zurück thun wirſt, dürfte die Ausfüllung der Meerbuſen betreffen; der zweyte den Einbruch des gegenwärtigen Meeres in die weiten Ebenen und in die Zwiſchenräume der Berge, die ſie auf den Seiten einſchlieſſen; und der dritte, den ehemaligen Zuſtand des ungeheuern niedrigen Erdſtriches, der itzt von dem Adriatiſchen, Joniſchen, Schwarzen und Mittelländiſchen Meere bis zur Erdenge von Gibraltar, die du in jenen Zeiten noch nicht von den Gewäſſern durchbrochen erblicken wirſt, über und über unter Waſſer geſetzt worden iſt. Der vierte wird dich die unermeßliche Ausſicht über die Alpenketten bemerken laſſen, die mit ewigen Schnee bedeckt und mit tiefen Thälern durchſchnitten ſind. Die Abtheilungen dieſer Thäler werden ſich dir serratis jugis, nach den großen Ebenen gerichtet, und als ungeheure Dämme wider die Flüſſe zeigen, die ihre Gewäſſer in einem unermeßlichen See und in große Sümpfe ſtürzten,

die

die durch die tägliche Ausdünſtung in ihren Ufern und Schranken zurückgehalten wurden. Du wirſt bemerken, wie ſich an den Seiten dieſes Sees, der zu den Füßen zerſpaltener Berge liegt, nach und nach mächtige abgeriſſene Thonmaſſen, und mit denſelben andere Schichten und Lagen, die mit Vitriol, Schwefel, Steinöl und Aſphalt durchdrungen ſind, und große Bänke von Meerſalz und Gyps, allmählig anhäufen werden. Die Beſtimmung dieſer abgeriſſenen Maſſen wirſt du auf den erſten Blick einſehen. Sie ſind der ewige Zunder und Urſprung der warmen Quellen, des Geſtanks der Schwefelleber, der tödtlichen Moſetten, des Aufſprudelns der Teiche, der Salzwaſſer und der Moräſte, der wilden Wuth der Feuerberge, und der zerſtörenden Uebergewalt des Erdbebens.

Der fünfte Schritt wird dich in den Stand ſetzen, den urſprünglichen Zuſammenhang der großen Ketten von Kalkbergen, die allmählig durch Anſatze von Meeresgrund (depoſitione marine) gebildet wurden, zu unterſuchen, und zu erforſchen, wie ſie zu der Zeit beſchaffen waren, als das Meer zurücktrat, und als gewaltige Regengüſſe noch nicht die tiefen Hölungen und unergründlichen Waſſerſchlünde in und zwiſchen denſelben ausgegraben hatten. Die Spuren von dem ſtufenweiſen Zurücktritt eines uralten Oceans; die noch unausgebildeten Pflanzen und Landthiere, und endlich die Amphibien, die nie auf dem Lande ohne nahes

Waſſer, und nie im Waſſer ohne nahes Land zu leben gewohnt ſind, werden dir ein weites Feld zum Nachdenken darbieten.

Der ſechſte Schritt wird dich auf die unermeßlichen und langwierigen Arbeiten der unterirdiſchen Gewäſſer leiten, die ſo unzählige Schichten von Sand und Schlamme, — voll von Geſchöpfen, deren Orginale entweder bis jezt ganz unbekannt geblieben ſind, oder deren Art, nach einem Geſetze der Natur, ſein Ziel erreicht und ganz ausgegangen iſt, — bildeten und eine über die andere abſetzten. Jeder Kieſel im Fluſſe wird dir Gelegenheit geben über die große Kriſis nachzudenken, die unſer Globus durch Waſſer erlitten hat, weil ſich in jenen Gegenden auch nicht die mindeſten vulkaniſchen Merkmale finden. Doch bin ich überzeugt, daß du auch an die Berge und Felſen, die eine unterirdiſche Glut emporgehoben hat, zuweilen denken, und dich dabey eines Freundes erinnern wirſt, mit dem du zu Vicenza, am Mittelpunkte uralter Entzündungen und Brände, gewohnt haſt! O, ich denke wohl tauſendmal täglich an dein Breno; die kleinſten Umſtände treten mir immer wieder vors Auge zurück; ich könnte dir jeden Stein dieſes lieben Landſitzes vorzählen!

Wenn du in deinem Garten umherwandelſt, oder, wenn du dich (was mir noch lieber iſt) im Luſtwäldchen unter einen Baum niederſetzeſt, auf deſſen Rinde Verſe und Wünſche für den entfernten Freund eingegra-

graben ſind, ſo wirſt du auf Steine treten, oder ſie vor dir in den Mauern verarbeitet ſehen, die faſt ganz aus der porpita lenticularis et numismalis beſtehen. Dieſes verſteinerte Meerprodukt iſt in den Dalmatiniſchen Bergen ſehr häufig, ſo wie die Lituiten und Orthoceratiten, die ſich durch ganz Europa entweder am Fuße, oder in der Mitte, oder auf dem Gipfel der Kalkberge, aber im Meere ſich nirgends mehr lebendig finden. Du wirſt die verſchiedenen Syſteme der Geologen muſtern; du wirſt bey ihnen Entwickelung der beſondern einzelnen Erſcheinungen ſuchen, aber ſtatt Aufklärung nichts als jene Verwirrung finden, durch welche die Hypotheſen, die mehr Werke des Genius als der Beobachtung ſind, gewöhnlich über den Haufen geworfen werden. Und deſto beſſer, mein lieber Freund! Du wirſt dich dann hüten, dergleichen weder zu bauen noch zu entwickeln, und dir mit unerklärbaren geheimnißvollen Dingen das Gehirn zu verbrennen: du wirſt deine Kenntniſſe ganz deinem großen Zwecke, dem Beſten des Vaterlandes und der Mutter der Künſte, widmen, die bey euch ein wenig zurückgeſetzt zu ſeyn ſcheint; du wirſt durch Beyſpiel und That, die immer belehrender ſind als die erſten Meiſterſtücke der Beredſamkeit, eine beſſere und zweckmäßigere Landeskultur und eine geſchiktere Verarbeitung der ländlichen Produkte, in Schwung zu bringen ſuchen, und dies um ſo leichter bewürken, wenn du dich, wie es mir ſehr glaublich iſt, mit deinen Büchern aufs Land

zurückziehen ſollteſt. Hielten dich aber die Umſtände in der Stadt zurück, ſo wirſt du daſelbſt Anſtalten thätigſt zu fördern ſuchen, die ſo angenehm als nützlich, und der Vereinigungspunkt zur Kultur des Geiſtes werden könnten. Die guten Köpfe, deren ihr eine große Anzahl beſitzt, würden ſich wechſelsweiſe elektriſiren, und herrliche Funken würden aus der Lichtmaſſe, die bis jezt verborgen lag, oder auch nicht zweckmäßig verwendet wurde, lebhaft emporſchwellen. Den Hypothetiſchen Unterſuchungen würdeſt du einige Augenblicke von deiner Muße ſchenken, und ſie für das nehmen, was ſie ſind: für den poetiſchen Theil der Naturgeſchichte, der darum nicht zu verachten iſt! Gut und genau analogiſch durchgeführt, können ſie von großen Nutzen ſeyn.

Noch ehe ich das Raguſaniſche Gebiet ganz verließ, habe ich einen Ausflug nach Jerpaga und nach Eurem Vruchiza gemacht. Cannoſa, ein Landgut, hatte uns deine liebe Schweſter, mit Gatten und Kindern, auf einige Tage geraubt, und ich hätte mir es ewig nicht verzeihen können, wenn ich nicht hinauf gereiſet wäre, um dieſe mir ſo theure Perſonen noch einmal zu ſehen. Auf dem langen Damme, der von dem Meere nach dem Landgut führt, bemerkte ich Klumpen von Pudding-ſtein (Helmintholithus porpitæ numismalis) deren einige [illegible] Zoll im Durchmeſſer hatten. Du könnteſt eine Menge davon zuſammen bringen um

keine naturforschende Freunde in Teutschland, wo dieſe Gattung von Verſteinerungen ſelten iſt, damit zu verſorgen.

Das kleine Schloß, mit ſeinen angenehmen Gärten und herrlichen Environs hat mich entzückt. Der mächtige Springbrunn, die kleinen klaren Silberbäche, die dichten Alleen von rieſenhaften Lorbeern, und die luſtigen Plätze in welchen Orangenduft wehte, belebten und durchdrangen mein Herz. Nie hab ich ſolch einer himmliſchen Empfindung genoſſen! Deine kleinen Neffen feyerten das Feſt meiner Ankunft ſo herzlich, daß das Schloß von ihrer Freude wiederhallte. Ich unterhielt mich lange mit ihnen, ehe ich das Zimmer der Frau vom Hauſe betrat. Deine Decia empfieng mich mit dem ganzen herzlichen Erguß der Freude, womit deine theure Mutter und du, mich immer empfienget, wenn ich euch unvermuthet überraſchte. Wir ſpatzierten in den Alleen auf und ab; wir ſetzten uns an dem ſchönen Springbrunnen nieder, dem einzigen der zwiſchen Trieſt und den Dardanellen durch die Kunſt verziert iſt; wir machten dem Platanus unſeres Kaſti, dem ſchönſten, ſtolzeſten und prächtigſten [illegible], den ich je geſehen habe, einen förmlich [illegible] ſuch; täglich würde ich ſeinen Stamm [illegible] friſchen Kränzen umwunden haben, wenn es [illegible] möglich geweſen wäre, an dieſem glücklichen [illegible]e und Empfindung geſchaffenen Orte, einige Wochen zu verweilen.

len. Aber der bittere Gedanke an Trennung von ſo vielen mir ſo theuren Freunden und Freundinnen in deiner Familie und Verwandtſchaft, hatte mein Herz durchdrungen; ohne ihn wäre ich in dieſen wenigen Augenblicken ſo fröhlich, ſo glücklich geweſen!

Es war mir zur Gewohnheit geworden, im Raguſaniſchen Gebiete nichts als Steine und Felſen und immer wieder Felſen und Steine zu ſehen; deshalb glaubt' ich mich, mitten in dem ſchönen, dichten, friſchen Grün von Cannoſa bey dem Geräuſche der lebendigen Gewäſſer, bezaubert! Aber wie bald flattern ſolche Zauber dahin! — Meine Bootsknechte lieſſen mir keine Ruhe. Ich war gezwungen mich den Umarmungen deiner guten Schweſter, deines Schwagers und der Kleinen zu entreiſſen, die meine ſchnelle Abreiſe gar nicht begreifen konnten, und weit mehr Gründe dagegen wußten als ich.

Gegen Abend kam ich nach Stagno, wo mich der Graf ** und ſeine junge Gemahlin, mit derjenigen uneigennützigen Hoſpitalität empfiengen, die durch das ganze Gebiet von Raguſa gäng und gebe iſt. Den folgenden Morgen ſchiffte ich mich auf der andern Seite der Erdenge ein, und ſtach in das kleine Meer, das von grünbekleideten Ufern angenehm umſchloſſen iſt. Wer an die Stadt gewöhnt iſt, dürfte dieſe Gegend zu rauh und zu wild finden; aber mir war ſie ſo eben recht! Alles was ſich dort für die Mineralogen findet,

iſt

iſt einförmig; ich habe, indem ich eine Strecke nicht fern vom Lande hinſchiffen ließ, nichts als Lituiten und Ortoceratiten in Kalkſteinen bemerkt. Aber in den entlegenen kleinen Bayen, in jenen Schlupfwinkeln, die ſelten eine Barke beſucht — was für eine reiche Erndte von Beobachtungen über die Geſchichte der Seethiere erwartet dort deiner! Dieſe Gewäſſer liefern alle die Schaalthiere, die das Meer von Taranto (dem wahrſcheinlich noch lange ein einſichtsvoller Beobachter abgehen wird) in Menge beſitzt — alle die Schaalthiere ſage ich, die bis jezt den Naturforſchern bekannt geworden ſind. Es muß eine Menge Zoophiten und noch völlig unbekannte Seeinſekten daſelbſt geben; du wirſt dadurch die Naturgeſchichte, deren Notiz von den Waſſerthieren (wie des berühmten Pallas catalogus Zoophytorum beweißt) noch ſo beſchränkt iſt, zu bereichern Gelegenheit haben.

Ungefähr eine Meile von Prapratu bemerkte ich von meiner Barke aus, eine große Schicht, die über und über voll Seekörper war, welche ſich in einem weiſſen Kalkſpat verſteinert hatten. Ich ſtieg ans Ufer, um ſie genauer zu beſehen, und fand, daß es größtentheils der Helmintolithus bucardiæ war. Dieſe Schicht ſchien ſich weit auszudehnen; aber ſie hatte ihre natürliche, urſprüngliche Lage nicht mehr: einige ihrer Maſſen ſtiegen ſenkrecht hinauf. Dieſe Erſcheinung, die man nicht ſelten an den Meerufern und an den Einfaſ-

ſun-

ſungen großer Thäler findet, ſcheinen mir durch nichts als durch unterirdiſche fließende Gewäſſer erklärt werden zu können. Ihre Exiſtenz iſt unleugbar; auf ihrem Laufe nach dem Meere zu, benagen, trennen und entführen ſie almählig die Grundlage der obern Schichten; daher entſtehen mit der Zeit Riſſe, Verſchiebungen, Fälle und Einſtürze. Vielleicht irre ich: aber ich geſtehe, daß mir dieſe Theorie, wenn man ſie mit den vorhinerwähnten Erſcheinungen zuſammenhält, zur Erklärung der verſchobenen und zerriſſenen Schichten, nach der Beſchaffenheit des Orts wo man ſie findet, überaus geſchikt zu ſeyn ſcheint. Diejenigen alſo, welche glauben, daß die Schichten ſich ſo verſchoben haben ehe ſie die gehörige Härte erreichten, ſehen die Sache nach meiner Meynung in einem falſchen Lichte. Doch glaube ich auch, daß viele dieſer Schichteinſtürze älter ſind als der Hereinbruch des neuen Meeres. Gleich nach meiner Ankunft in dem fruchtbaren Ländchen Teopagu, machte ich mich, ohne auf ein Pferd zu warten, nach Vruchiza auf den Weg. Der enge von hohen Rändern eingeſchloſſene Holzweg, der in dein Gebiete führt, erinnerte mich an den Paß von Thermopilä, der durch den Heldentod des Leonidas und ſeiner dreyhundert Spartaner ſo berühmt geworden iſt. Du könnteſt dein Beſitzthum auch mit dreyßig Mann gegen eine ganze türkiſche Armee vertheidigen. Zu Vruchiza, wo mich dein guter Vater erwartete, habe ich nichts erwähnenswerthes geſehen, als daß ich die

Ruis

König Heinrich.

Ich bitte euch, hebt mich auf, und tragt mich in ein anders Zimmer: Sachte, ich bitte euch; sorget davor, daß kein Getöse gemacht werde, meine werthen Freunde, ausser irgend eine mitleidige, tröstende Hand, wollte Musik meinem schmachtenden Geiste zuflüstern.

Warwik.

Ruft Musik in das Nebenzimmer --

König Heinrich.

Sezt mir die Crone auf dieses Küssen hier.

Clarence (bey Seite.)

Seine Augen sind hohl, und er verändert sich ungemein.

Warwik.

Nicht so laut, nicht so laut.

Zehnte Scene.

Der Prinz Heinrich tritt auf.

Prinz Heinrich.

Wo ist der Herzog von Clarence?

Clarence.

Hier bin ich, Bruder, voller Kummer.

Ruinen des Luſtſchloſſes beſah', welches Euer berühmter Dichter, der Ritter von Raguina, vor zweyhundert Jahren, an einer wahrlich ſehr ſchlecht gewählten Stelle, für ſich und ſeine Freunde hatte erbauen laſſen. Eine kleine Meile weiters hin kletterte ich zu dem Orte hinan, der die minera ferri hemalitica globularis liefert, deren ſich die Einwohner zu Flintenkugeln bedienen. Wenn es wahr iſt, was mir die Bauern ſagten, daß der Gang dieſes Erztes mächtig und ausgedehnt ſey, ſo könnteſt du ihn mit der Zeit nutzen, weil du überflüßiges Gehölz in der Nachbarſchaft, und auch an dem nöthigen Waſſer, wenigſtens im Frühlinge, keinen Mangel haſt.

Deine Berge zeigen keine Spuren von unterirdiſchen Schätzen, haben auch ſonſt keine natürliche Merkwürdigkeiten; doch bin ich auf die Vermuthung gekommen, daß ſich in den Haufen von Kalkſteinhügeln an dem Capo Cunnano ſolche Fiſchgerippe wie auf der Inſel Leſina bey Parboska finden dürften. Wenn du zurückkommſt, wirſt du zwiſchen dieſen Bergen den Bau der Pataten, die daſelbſt unfehlbar gut fortkommen würden, thätig zu befördern ſuchen.

Es würde mir indeſſen nicht lieb ſeyn, wenn du dich lange zu Vruchiza aufhalten wollteſt. Mache es vielmehr ſo kurz als möglich; denn die Luft, die von der benachbarten Narenta *) inficirt iſt, kann für die

Ge-

*) Ein Sumpf.

Gesundheit nicht zuträglich seyn. Als ich mein Lebewohl an dich in die Rinden einiger Oelbäume schnitt, war ich wirklich gemeynet, auch diesen waldigten Gegenden auf immer gute Nacht zu sagen. Sollte ich durch Zufälle, die ich nicht vorhersehen kann, je in den Staat von Ragusa zurückkommen, so sage ich es dir in voraus, daß ich nie über Val di Noce und Camosa einen Fuß hinaussetzen werde.

Bey dieser Gelegenheit muß ich eines Phänomens erwähnen, das deinem Val-di-Noce eigen ist; ich kenne es zwar nicht selbst, aber ich kann an seiner Existenz nicht zweifeln, weil mir die Erzählung deiner vortreflichen Mutter genugsame Bürgschaft leistet. Ich meyne die Höhle, die furchtbar heult und brüllt, wenn das Meer vom Südostwind aufgeregt wird. Du weist, daß die Einwohner von Ravigna, Faenza und Forli viel von dem heulenden Felsen zu Premilcore zu erzählen wissen. Man giebt als die Ursach seines Geheuls den Fall eines kleinen Flusses an, der sich zwischen jähen Ufern durch ein enges Thal in die Ebene herabstürzt. Ich hatte nicht Zeit diesen Ort zu untersuchen, habe auch, als ich neben Faenza und Forli hinreisete, den heulenden Felsen nicht gehört. Die Höhle zu Val-di-Noce, die nahe am Landhause liegt, kannst du ohne große Mühe und Zeit untersuchen und ihre Beschaffenheit aufklären. Du müßtest damit anfangen, daß du dem Geheul auf verschiedenen Standpunkten

punkten zuhörteſt, und den Grad und die Beſchaffenheit der Luft beſtimmteſt, unter welcher es ſich am deutlichſten hören läßt. Auch die Unterſuchung der innern Beſchaffenheit der Höhle müßte ſehr intereſſant ſeyn. Genug, du muſt uns über dieſe natürliche Poſaune ein Licht aufſtecken! Ich ſchmeichle mir mit Recht, daß die Republik der Naturforſcher eine Menge von Aufklärungen über eine Menge Erſcheinungen auf der Fläche von Boſſina und auf den Inſeln des Dalmatiſchen Meeres, dir mit der Zeit zu danken haben wird. Gewiß, dieſe Vermuthung wird nicht getäuſcht werden. Du wirſt die Pflichten des Bürgers mit dem Studium der Gegenſtände, die dir näher oder entfernter liegen, geſchikt zu verbinden wiſſen. Wenn es dir gelänge, Theilnehmung und Wetteifer unter deinen Landsleuten zu entflammen, was würde dann nicht lehrreiches ans Tageslicht kommen: was für Data zur Aufklärung der Geſchichte nicht bloß des Vaterlandes, ſondern der ganzen Nation und der benachbarten Völker! Dein würdiger Onkel, Graf Michael von Sorgo, hat einige wichtige Manuſcripte von der Hand eines gewiſſen Abbe Gradi, der an der Bibliothek des Vatikans ſtand, dem Staube und den Motten entriſſen. Für die Diplomatik Slavoniens müſſen ſich in dem Archiv zu Raguſa viele verborgene Schätze finden, weil ihr mit den Deſpoten und unmenſchlichen Beherrſchern von Servia, Reſcia ꝛc. in ſo viele Händel verwickelt geweſen ſeyd. Dies iſt ein

ganz neues Feld, das noch eröfnet werden muß, und zu ſehr merkwürdigen und allgemein intereſſanten Unterſuchungen über die alten Denkmäler, Geſetze und Sitten der Nation, führen wird. Man hat guten Grund zu glauben, daß ihr mehr Documente, als jeder anderer Aſt des Slaviſchen Völkerſtammes, über die Geſchichte eurer Ahnen aufzuweiſen habt. Wenn auch das Entziffern der alten Documente nur den Nutzen hätte, daß man die Kunſt lernte, die proſaiſchen und verſificirten Inſchriften zu erklären, welche die rohen mitlern Zeiten vergruben, und die man aus Unkunde der Schriftzeichen nicht mehr verſtehet, ſo wäre dieſes allein ſchon ein wichtiger Erwerb. Eure Geſchichte beſonders, die bis jezt ſo ſchlecht bearbeitet worden iſt, würde dadurch Gründlichkeit, Wahrheit und Intereſſe gewinnen.

Euer Staat hat die Einrichtung einer Buchdruckerey in Raguſa, die bis jezt noch die einzige in Dalmatien iſt, unterſtüzt und gutgeheiſſen: nun fehlte dieſer Stadt noch eine Akademie der nüzlichen und vaterländiſchen Gelehrſamkeit, die der Mittelpunkt des Wiſſens der Nation würde. In vorigen Zeiten hattet ihr wohl drey dergleichen; aber ſie beſchäftigten ſich hauptſächlich mit kleinen poetiſchen Tändeleyen, wie die Akademien in den italieniſchen Provinzialſtädten faſt alle. Ich hoffe, ihr werdet eine Geſellſchaft zuſammenziehn, die unſers Jahrhunderts werth iſt; Ihr werdet auch einen Poeten in der Qualität eines Akademikers,

ters, aber nie einen Akademiker in der Qualität eines Poeten aufnehmen! Die Dichtkunſt *) iſt bey der Tafel, in fröhlichen Geſellſchaften, im Luſtwäldchen zu Breno, in dem reizenden Cannoſa, an ihrem rechten Platze, aber nie in ernſthaftwiſſenſchaftlichen Verſammlungen. Kunſt, Handel, Wiſſenſchaften, vaterländiſche Alterthümer müſſen eure Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich ziehen. Die Beredtſamkeit, dieſe große Kunſt, gehört nicht für die Akademie: dieſe muß den Direktoren der öffentlichen Schulen, für welche ſich Eure Regierung ſo freygebig verwendet, empfohlen werden. Vielleicht gelingt es dir auch, die Nothwendigkeit, jene unwiſſende, unnütze und ungeſittete klöſterliche Müſſiggänger aufzuheben, deinen Mitbürgern begreiflich zu machen, und ſtatt ihrer eine Erziehungsanſtalt für die adeliche Jugend eures Landes und der benachbarten Städte zu errichten. Dieſe würde viel Gutes ſtiften, und unter andern den immer ſchädlich beſchäftigten Ahnenſtolz, wo nicht ausrotten, doch wenigſtens vermindern. Unter tauſend Geſta'ten hat dieſes Ungeheuer den Saamen zu ſchleichenden Krankheiten in euerm politiſchen Körper gelegt, und ihm allein hat eure Republik ſo mancherley Verluſt und Schaden zuzuſchreiben.

Aber, laß uns zur Naturgeſchichte zurückkehren! Am Schluſſe dieſes langen Briefes, werde ich dich nicht ermuntern, jenem Morlacken Pſillo nachzuahmen,

*) Doch wohl nur die, welche man jetzt in Italien Dichtkunſt nennt, und die ſich nur ſelten über die Sonnete verſteigt.

der die Schlangen mit gottesfürchtiger Gaſtfreundſchaft zwiſchen ſeinen vier Mauern, ſogar in ſein Bette aufnahm, und klagte und ein ſchlechtes Jahr weiſſagte, wenn ihn dieſe ſonderbaren Gäſte nur in geringer Anzahl überraſcht hatten. Dieſem alten Naturkundiger ſollſt du nicht nachahmen, aber zween andern, die im vorigen Auguſt geſtorben ſind, ſollteſt du und dein Vater, deine Mutter, dein Schwager, dein Onkel, deine Schweſter, und deine kleine Neffen fleißig in die Karte gucken. Der eine war ein Jude Namens Abraham Auſti in Raguſa, der 104 Jahr lebte, und 103 dieſer Jahre ſtark an Körper und Geiſt zubrachte; der andere, der noch mehr wußte als der erſtere, obwohl er ein Bauer war, hieß Ruſſan und wohnte in dem Dorfe Cuccichia. Nachdem er 118 Jahr und einige Monate ſpeculirt hatte, entſchloß er ſich, die Welt mit dem Rücken anzuſehen. Zwey Jahre vorher, war er noch nach der Stadt gegangen, die vierzig Meilen von ſeinem Dorfe entfernt liegt; und er betrieb ſeine häuslichen Angelegenheiten bis zu dem letzten Tage ſeines Lebens mit dem vollkommenſten Bewuſtſeyn ſeiner ſelbſt. Noch bis jezt lebt ein wackerer Greis von 102 Jahren, Namens Zeuze, zu St. Stefano d' Ombla, bey guter Geſundheit. Die Anzahl ſteinalter Leute die unter Euch leben, iſt ſehr beträchtlich, und iſt nicht bloß eine Lobrede auf Euer Klima und Eure unverdorbene Lebensart, ſondern auch auf den kernhaften, feſten Stamm Eurer Nation. Der Mor-

lacke

lacke Ragus der vor einiger Zeit in seinem 121sten; die Bäurin Lucia aus dem Flecken Scoput die im 103ten, und die Mutter Eures berühmten Boscowich, die auch im 103ten Jahre starb, sind eben soviel Beruhigungsgründe für diejenigen denen das Leben lieb ist. Ich wünschte Ursache zu haben, einen Werth darauf zu setzen; flugs würde ich mich auf einer Küste ansiedeln, die so viel hundertjährige Bewohner aufzuweisen hat. O, mein guter Tomo, der Wunsch, Euch im Alter mit dem Ragus und Russan wetteifern zu sehen, wird vielleicht meinem Herzen nie gewährt, weil dessen Erfüllung nicht bey Euch steht! Aber dem Beyspiele der Biedermänner, mit denen du in der Schweiz und anderwärts heilige Bündnisse geknüpft hast, zu folgen, dieß kannst du, und dieß wünscht mein Geist und mein Herz einmüthig. Ich werde mich herzlich freuen, wenn ich höre, daß du in dem Schooße deiner Familie und deines Vaterlandes, die beyde der Ehrfurcht und der Zärtlichkeit eines wackern Mannes so sehr werth sind, glüklich zurückgekommen bist. Dahin zielen die herzlichen Wünsche

deines Freundes

Fortis.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Beſchluß
der im vorigen Monat angefangenen
Abhandlung
des Herrn G. R. Forſters
über
die Menſchen-Raſſen.

Offenbar giebt es Farbenunterſchiede in einem jeden, ſowohl dem weiſſen, als dem ſchwarzen Menſchenſtamme. Der Weiſſe wird in Afrika ſchwärzlich, der Neger im Kafferlande olivenfärbig. Allein ob dieſe Veränderlichkeit bis zu einer völligen Umwandlung der weiſſen in die ſchwarze Farbe, und umgekehrt, der ſchwarzen in die weiſſe gehen könne, dies lehrt bis jetzt noch kein Experiment. So auffallend verſchieden die Bildung des Negers, zumal ſeines Kopfes vom Weiſſen iſt, ſo gewiß giebt es doch auch in Afrika verſchiedene Nüancen, die an verſchiedenen Völkerſchaften bemerkt worden ſind. Die Eigenthümlichkeit der Nationalbildungen unter den Weiſſen hat niemand geläugnet. Allein auch hier kann ſchlechterdings nicht bewieſen werden, daß die Geſtalt eines Negers ſoweit abartet bis ſie den Weiſſen gleichkommt; und umgekehrt, ſind ſchwarzgewordene Portugieſen, oder Araber der Bildung nach keine Neger. Im Gegentheil, iſt im

Kaf-

Kaffern und Hottentotten die charakteriſtiſche Negerphyſiognomie unverkennbar; und im Araber, ſey er auch noch ſo ſehr verbrannt, leuchtet ſeine Abſtammung von Weiſſen aus dem Antlitz hervor. Wir finden hier zwar Progreſſionen, aber nicht ſolche, deren Reihen ſich endlich begegnen; ſondern ſie rücken vielmehr auf Parallel-Linien fort, ohne je ſich näher zu kommen. Auf dieſem Wege gelangen wir alſo nicht zum Ziele: und nun bleibt nur noch Ein Zugang offen, durch welchen wir vielleicht der Entſcheidung unſerer Frage näher kommen können. Wenn Menſchen aus verſchiedenen Stämmen, wie z. B. Weiſſe mit Negern, ſich vermiſchen, ſo artet ihre Farbe in dem von ihnen erzeugten Mittelgeſchöpfe, zu gleichen Theilen unausbleiblich an; kein anderes Kennzeichen, woran man ſonſt die beyden Stämme unterſcheidet, trägt in dem Blendling dieſe unausbleibliche Spur der ungleichartigen Zeugung. Farbenunterſchied alſo iſt weſentlicher als alle übrigen Verſchiedenheiten, er iſt beſtändiger, ſie aber zufällig und einem bloßen Ohngefähr unterworfen, welches bald vom Vater, bald von der Mutter einen Zug der Bildung des Kindes einverleibt. Dies, wenn ich nicht unrecht verſtanden habe, iſt der Inbegriff einer Behauptung, auf welche Herr Kant ſeine neue Definition gegründet hat. Laſſen Sie uns ſehen, in wie fern ſie haltbar iſt. Oben verwarf ich bereits dieſe Beſtimmung, weil ſie ſich nicht auf alle Fälle anwenden läßt, denn ſo wie die Farbe blos durch

klimatiſches Einwirken ſich ändert, auch ohne Vermiſchung, ſo tritt die Möglichkeit ein, daß einzelne Menſchen aus zweyerley Stämmen gleichgefärbt ſeyn können. Hier kommt nur noch das Anarten überhaupt in nähere Betrachtung. Zum Beweiſe, daß auſſer der Farbe nichts unausbleiblich anarten könne, führt Hr. K. die zufälligen Gebrechen, Schwindſucht, Wahnſinn, Schiefwerden, u. ſ. w. an, denen er allenfalls auch noch die Bilfinger und Kakerlaken hätte hinzufügen können. Allein von Krankheiten und Mißgeburten auf natürliche Eigenthümlichkeiten der Bildung zu ſchlieſſen, ſcheint mir noch etwas gewagt. Noch nie habe ich einen Mulatten oder Meſtizen geſehen, dem man es nicht auch in den Geſichtszügen angeſehen hätte, daß er ein Blendling von zwey Völkern ſey. Und wie wollte man auch daran zweifeln, da nicht nur, wenn Perſonen von zweyerley Stämmen, ſondern auch, wenn Menſchen aus einerley Volk, aus Einer Stadt und Einer Familie ſich heurathen, die Eltern wieder in den Zügen der Kinder erkannt werden können. Wahr iſt es, ein geübteres Auge wird zur Bemerkung dieſer Aehnlichkeiten erfordert. Farbenunterſchiede fallen auf, denn ſie ſind auf der ganzen Oberfläche des Körpers bemerklich: Nachartung in einzeln Theilen, kann auch nur in dieſen Theilen geſucht werden. Daher, und nicht weil die Farbe ein weſentlicheres, dauerhafteres Unterſcheidungszeichen als die Geſtalt, z. B. des Gerippes, iſt, können auch einzelne

Züge

Prinz Heinrich.

Warum das? Warum habt ihr alle Thränen in den Augen? Wie ſtehts mit dem König?

Glocester.

Sehr ſchlecht.

Prinz Heinrich.

Weiß er die guten Zeitungen? Sagt ſie ihm.

Glocester.

Er alterirte ſich ungemein, da er ſie hörte.

Prinz Heinrich.

Wenn er vor Freuden krank wurde, ſo wird er ohne Arzney geſund werden.

Warwik.

Nicht ſo laut, Milords; liebſter Prinz, redet leiſe; der König, euer Vater, hat einen Anſaz zum Schlaffen.

Clarence.

Wir wollen in ein andres Zimmer gehen.

Warwik.

Gefällt es Eu. Hoheit, mit uns zu kommen?

Prinz Heinrich.

Nein; ich will mich hier ſezen, und dem König wachen.

(Alle gehen ab, bis auf Prinz Heinrich.)

Züge nicht allemal unausbleiblich gleichförmig anarten, ſondern müſſen bald vom Vater, bald von der Mutter ohne Miſchung genommen werden. In weiſſen Familien ſieht man freylich die blauen und die braunlichen Augen, bald dem Vater, bald der Mutter nachgeartet; allein es ſcheint hier bloß deswegen keine Zwiſchennüance ſtatt zu finden, weil die Farbe der Iris vermuthlich auf Umſtänden beruht, die mit den Erſcheinungen chemiſcher Miſchungen Aehnlichkeit haben. Je nachdem der Niederſchlag mit dieſem oder jenem Grundſtoffe mehr oder weniger geſättigt iſt, wird das Auge blau oder braun, und dieſen Sättigungspunkt beſtimmt im Augenblicke der Zeugung die zufällig überwiegende Energie des einen oder des andern Zeugungſtoffes. Hier iſt allerdings noch ein weites Feld für künftige Beobachter offen. Eine Reihe ſorgfältig geſammleter Erfahrungen würde höchſt wahrſcheinlich zeigen, daß von der Gleichförmigkeit des Anartens in Mittelgeſchöpfen noch vieles wegfallen muß. Nicht jede Zeugung von denſelben Eltern fällt gleichförmig aus, wenn beyde aus einerley Stamme ſind: a priori ſieht man nicht ein, warum bey zweyerley Eltern mehr Gleichförmigkeit ſtatt finden müſſe; a poſteriori, iſt man uns den Beweis noch ſchuldig. Ein Beyſpiel vom Gegentheil entſcheidet das Schikſal der Theorie. Man hat demnach vorerſt Erkundigungen einzuziehen: ob es nicht Fälle giebt, wo bald der ſchwarze Vater, oder die ſchwarze Mutter, bald umgekehrt die weiſſen Eltern,

tern, ſichtbarlich den ſtärkſten Antheil an ihrer Nachkommenſchaft haben?

Sie ſehen nun wohl, mein Freund, daß dieſe Sache noch nicht aufs Reine gebracht iſt. Man gebe uns ein unbezweifeltes Beyſpiel, daß eine Negerfamilie, nachdem man ſie in unſer Klima verſetzt, in einer gewiſſen Reihe von unvermiſchten Generationen ihre Farbe verloren, ihre Affenähnliche Bildung allmählig für die Europäiſch-klimatiſche vertauſcht habe: ſo nennen wir ohne Widerrede den Neger eine Menſchen-Varietät in Linnäiſchem Verſtande, weil ſeine Merkmale blos klimatiſch und veränderlich ſind. Allein ein ſolches Beyſpiel exiſtirt nicht, und wird wohl immer entbehrt werden müſſen. Nun werde mit einiger Wahrſcheinlichkeit dargethan, daß die Farbe des Weiſſen, ſo wie des Negers, nur bis auf einen gewiſſen Punkt veränderlich ſey, ſodann aber bey vermiſchten Zeugungen ohnfehlbar gleichförmig nacharte: ſo habe ich nichts dawider, wenn man auf dieſen Grund hin, den Weiſſen und Schwarzen als Varietäten (Raſſen oder Arten) derſelben Gattung aufführt. In ſo fern aber gemeinſchaftlicher Urſprung aus einer oder der andern Beſtimmung gefolgert werden ſoll, wird man auf jenen Beyfall Verzicht thun müſſen, der nur auf klare unwiderſtehliche Evidenz erfolgt.

Nehmen wir auf einen Augenblick an, das Faktum der halbſchlüchtigen Zeugung ſey ſo unfehlbar, wie es

nach

nach Herrn Kant Vorausſetzung ſeyn muß, und fragen wir nur, aus welchen Gründen wir glauben ſollen, daß ein unausbleiblich erblicher Unterſchied nicht allemal eine urſprünglich verſchiedene Gattung bezeichne? Sich nur im gegenwärtigen Fall auf eine Race eines und deſſelben urſprünglichen Stammes beziehe? Hier antwortet Herr Kant, er könne nicht begreifen, wie Organiſationen ſo nahe verwandt ſeyn ſollten, daß aus ihrer Miſchung unausbleiblich ein Niederſchlag entſtehen müſſe, falls ſie nicht alle aus einem einzigen erſten Stamme entſproſſen wären. Manchem iſt es vielleicht eben ſo unbegreiflich, daß derſelbe Vater den Weiſſen und den Neger gezeugt haben könne; denn die Keime dieſer unähnlichen Brüder mußten, wie Ledas Eyer, Zwillinge in ſich ſchlieſſen, damit jedem Bruder auch ein gleichförmiges Weib zu Theil würde; und nimmt man vollends vier Haupt-Raſſen an, ſo iſt hier mehr wunderbares als in jener griechiſchen Fabel.

Seltſam, und vielen unbegreiflich muß es auch immer bleiben, daß Herr K. ſeiner Theorie zu Gefallen ſich in die große Schwierigkeit verwickelt, in einem Falle zuzugeben, ja ſogar als nothwendig zu behaupten, was er in einem zweyten völlig ähnlichen Falle für ganz unmöglich hält. Wenn man annimmt, daß die Menſchen, die gewiſſe Länder allmählig bevölkerten, nach langer Zeit durch Klimatiſirung einen eigenthümlichen Karakter annehmen konnten: ſo läßt es ſich auch allen-

allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menschen, deren Anlage ſich für dieſes oder jenes Klima paßte, da oder dort, durch eine weiſe Fügung der Vorſehung, gebohren wurden. Allein wie iſt nun derſelbe Verſtand, der hier ſo richtig ausrechnete welche Länder und welche Keime zuſammentreffen müßten, und ſie auch wirklich alle aus irgend einem Winkel Aſiens an den Ort ihrer Beſtimmung in ihrer Väter Lenden tragen ließ, auf einmal ſo kurzſichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweyten Verpflanzung vorausgeſehen? Dadurch wird ja die angebohrne Eigenthümlichkeit, die nur für Ein Klima taugt, gänzlich zwecklos; hätten folglich auch auf dieſen Fall wieder veränderliche Keime aufgehoben werden müſſen, die ſich in dem zweyten Klima entwickeln, und ſich ihm anpaſſen ſollten. Mit andern Worten: war es in einem Falle möglich, daß in verſchiedenen Weltgegenden Menſchen einerley Stammes ſich allmählig ganz veränderten, und ſo verſchiedene Karaktere annahmen, wie wir jezt an ihnen kennen: ſo läßt ſich die Unmöglichkeit einer neuen Veränderung nicht nur a priori nicht darthun; ſondern auch, wo ſie ſtatt findet, macht ſie den Schluß auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung höchſt verdächtig. Jezt gehen wir weiter.

'Sie werden mir zugeben, daß das jetzige Verhältniß der grasfreſſenden Thiere zu den fleiſchfreſſenden von jeher ſtatt gefunden haben muß, weil ſonſt die erſteren

ſieren von den letzteren gleich nach ihrer Entſtehung verzehrt worden wären. Es gab alſo von jeher eine weit größere Menge von jeder grasfreſſenden Gattung als es Raubthiere gab, die ſich von jenen nährten. Einer der beſten zoologiſchen Schriftſteller, Herr Zimmermann *), hat ſogar mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, daß der ganze Erdboden gleich anfänglich ſich überall mit Thieren und Pflanzen bedeckte. Er zeigt, daß es unmöglich ſey, alle Thierarten an einem Orte entſtehen zu laſſen, und eben ſo leicht, oder eben ſo ſchwer, — wie man will, — ſich die Entſtehung eines einzigen Paares von jeder Art, oder von vielen hunderten auf einmal als möglich und wirklich zu denken. In der That, wenn doch einmal von unbegreiflichen Dingen geſprochen werden darf, ſo würde mir das unbegreiflichſte von allen ſeyn, daß die unzähligen Erdweſen nur einzeln oder paarweiſe hervorgegangen wären; indem ein jedes, bis auf eine geringe Anzahl von Raubthieren, irgend einer andern Gattung zum Unterhalte dient. Man macht weit weniger Schwierigkeit, ſich eine allgemeine Bekleidung der Erde im Pflanzenreiche zu denken, vermuthlich wohl, weil man noch jetzt die ganze Oberfläche mit jedem Frühling grün werden ſieht, ohne daß man die Anſtalten dazu, die man im Thierreich leichter wahrnimmt, ſo unmittelbar vor Augen hat. Iſt aber die Erde jetzt

reis

*) S. Geographiſche Geſchichte des Menſchen, u. ſ. w. 2ter Theil, S. 203.

reicher an organiſchen Kräften, als ehemals? Und wo iſt vor andern das beglückte Plätzchen, welches allein den ganzen Vorrath der Natur in ſich beſchloſſen hielt, den Vorrath für jedes Klima und jedes Element? Wenn im Gegentheil, jede Gegend die Geſchöpfe hervorbrachte die ihr angemeſſen waren, und zwar in dem Verhältniſſe gegeneinander, welches zu ihrer Sicherheit und Erhaltung unentbehrlich war: wie kommt es, daß der wehrloſe Menſch hier eine Ausnahme machen ſoll? Die Natur hat vielmehr, wie Herr K. ſelbſt behauptet, einem jeden Stamme ſeinen Charakter, ſeine beſondere Organiſation, urſprünglich in Beziehung auf ſein Klima und zur Angemeſſenheit mit demſelben, gegeben. Unſtreitig läßt ſich dieſes genaue Verhältniß zwiſchen dem Lande und ſeinen Bewohnern am leichteſten und kürzeſten durch eine lokale Entſtehung der letztern erklären. Brachte Afrika ſeine Menſchen hervor, wie Aſien die ſeinen, ſo iſt es, dünkt mich, nicht ſchwer zu begreifen, warum jene ſo wie dieſe, ſich ſo beſonders zu ihrem jedesmaligen Klima paſſen? Warum aber dieſe beyden Menſchenarten, wenn ſie ja zuſammen kommen, ihr Geſchlecht miteinander fortpflanzen können, iſt mir nicht räthſelhafter, als der Grund, weshalb unſere Rinder mit den Biſons in Amerika und Aſien, und mit den indiſchen Buckelochſen einen Mittelſchlag geben: es ſind Arten, die ſehr nahe an einander gränzen; oder es ſind Varietäten von einer Gattung, die das Siegel des Klima's

ma's an ſich tragen, in welchem ſie zuerſt entſtanden: jenes, wenn ihre unterſcheidende Merkmale unauslöſchlich ſind; letzteres, falls ſie, wie es der Linnäiſche Begriff erfordert, blos durch Verpflanzung, ohne Vermiſchung, eine in die andere übergehen können.

Ich habe mich im vorhergehenden gefliſſentlich öfter des Worts Varietät bedient, zugleich aber zu verſtehen gegeben, daß ich es mit Raſſe für gleichbedeutend halte; letzteres war freylich bisher noch wenig beſtimmt. Wir haben es von den Franzoſen entlehnt; es ſcheint mit racine und radix ſehr nahe verwandt, und bedeutet Abſtammung überhaupt, wiewohl auf eine unbeſtimmte Weiſe; denn man ſpricht im franzöſiſchen von der Race Cäſars, ſo wie von Pferde- und Hunde Races, ohne Rückſicht auf erſten Urſprung, aber doch, wie es ſcheint, allemal mit ſtillſchweigender Unterordung unter den Begriff einer Gattung. Es wäre ein Auftrag an einen geſchäftsloſen Menſchen, zu entwickeln, in welchem Sinne jeder Schriftſteller dieſes Wort gebraucht haben mag. Von den Reiſebeſchreibern, welche neuerlich die Bewohner der Südſeeinſeln geſchildert haben, darf ich wohl ſagen, daß ſie ihre Zuflucht zu dem Worte Raſſe nur da zu nehmen ſcheinen, wo es ihnen unbequem ward Varietät zu ſagen. Es ſollte mehr nicht heiſſen, als ein Haufen Menſchen, deren gemeinſchaftliche Bildung eigenthümliches und von ihren Nachbarn abweichendes genug

nug hat, um nicht unmittelbar von ihnen abgeleitet werden zu können; ein Stamm, deſſen Herkunft uns bekannt iſt, und den man folglich nicht ſo leicht unter eine der gewöhnlich angenommenen Menſchenvarietäten rechnen kann, weil uns die Kenntniß der Zwiſchenglieder fehlt. So nannte man die Papuaner und die übrigen mit ihnen verwandten ſchwarzen Inſulaner im Südmeere, eine von den hellbraunen ebendaſelbſt befindlichen Völkern Malaiſcher Abkunft, verſchiedene Raſſe, das iſt: ein Volk von eigenthümlichem Charakter und unbekannter Abſtammung. Will man ſich inskünftige an dieſe Definition halten, wenn von Menſchen die Rede iſt, ſo kann das Wort noch beybehalten werden: wo nicht, ſo können wir es füglich entbehren. Herrn Kants Beſtimmung hingegen ſcheint um ſo weniger annehmlich zu ſeyn, je ungewiſſer und unwahrſcheinlicher es iſt, daß es unter Thieren eines und deſſelben Stammes jemals einen unausbleiblich erblichen Unterſchied geben könne.

Von jenen veränderlichen Spielarten, die unter unſern Augen entſtehen, wiſſen wir daß ihre Unterſcheidungszeichen auch vergänglich ſind, daß eine in die andere übergeht und in den Enkeln wieder die unveränderte Bildung der Vorfahren zum Vorſchein kommt, wenn gleich die Zwiſchenglieder davon abgewichen waren. Wenn ſich aber Unterſchiede nicht mehr hiſtoriſch bis auf ihren Entſtehungspunkt nachſpüren laſſen,

ſen, ſo iſt es das geringſte was man thun kann, ihren Abſtamm für unentſchieden zu halten; und jener Unterſchied den Herr K. zwiſchen den Begriffen des Naturbeſchreibers und des Naturgeſchichtskundigen machen wollte, muß ganz und gar wegfallen.

Ich erlaube mir dennoch keinesweges die Frage: ob es mehrere urſprüngliche Menſchenſtämme giebt? entſcheidend zu bejahen. Allein nach allem, was Herr K. von dem dauerhaften Unterſchiede zwiſchen dem Neger und dem Weiſſen darlegt; nach billiger Erwägung des wehrloſen Zuſtandes, in welchem ſich der Naturmenſch befindet, und der Gefahren, denen er von großen Raubthieren, giftigen Amphibien, Inſekten und Pflanzen blosgeſtellt iſt: kann ich es wenigſtens nicht für unwahrſcheinlich oder unbegreiflich halten, daß zwey verſchiedene Stämme, und vielleicht von jedem eine hinlängliche Anzahl von Individuen, als Autochtonen, in verſchiedenen Weltgegenden hervorgegangen ſind. Wären die Unterſchiede zwiſchen den Indiern und den Weiſſen erheblicher, ſo könnte man jene vom aſiatiſchen Erdbuckel, und dieſe vom Kaukaſus ableiten. Amerika, als ein Welttheil, welcher ſpäter bewohnbar geworden iſt, hat vielleicht gar keine Autochtonen gehabt; doch hier iſt freylich alles ungewiß.

Uebrigens ſehe ich bey der Vorausſetzung, daß es mehrere urſprüngliche Menſchenſtämme giebt, auch kei-

ne einzige Schwierigkeit mehr, als bey der Hypotheſe von einem einzigen Paare. Wenn in Afrika die Neger, am Kaukaſus die Weiſſen, am Emaus die Scythen und Indier entſtanden, ſo konnten Jahrhunderte verſtreichen, ehe dieſe verſchiedenen Menſchen, die noch dazu vermuthlich durch Oceane getrennt waren, einander nahe kommen konnten. Herr K. befürchtet zwar, (Berl. Monatſch. Jannar 1786. S. 3.) daß bey der Vorausſetzung von mehr als einem Paare, entweder ſofort der Krieg entſtanden ſeyn müſſe, oder die Natur wenigſtens dem Vorwurf nicht entgehen könne, ſie habe nicht alle Veranſtaltungen zur Geſelligkeit getroffen. Ich geſtehe es, mir leuchtet dieſer Einwurf nicht ein. Wenn es überhaupt nothwendig war, daß von gewiſſen Gattungen wehrloſer Geſchöpfe mehrere Einzelne zugleich hervorgebracht werden mußten, ſo kann man ſich leicht überzeugen, daß der Erhaltungstrieb allein hinreichend geweſen ſey, ſie geſellig zu machen. Wie manche Gattungen geſelliger Thiere giebt es, nicht auſſer dem Menſchen; wie viele hat nicht die Natur gelehrt, aus ihrer Vertheidigung und Erhaltung eine gemeinſchaftliche Angelegenheit zu machen! Hingegen hat ſie nirgends zwiſchen Weſen, von gleicher Art Feindſchaft und Zerſtörungswuth geſetzt. Krieg, wie Herr K. das unwiderleglich und muſtergroſſ (S. 19.) beweiſet, iſt eine der erſten Folgen des Misbrauchs der Vernunft, die dem Inſtinkt zuwider handelt. Wenn die Mythologie, die er zum Leitfaden wählt, in der

Ge-

Warum ligt die Crone hier auf dieſem Küſſen, ſie, die eine ſo unruhige Bettgeſellin iſt? O du goldne Sorge! die ſo manche durchwachte Nacht die Thüren des Schlummers weit offen hält, izt läſſeſt du ihn doch ſchlaffen! Aber nicht ſo geſund, nicht halb ſo tief und ſüß als der ſchläft, der mit einem groben Tuch um ſeine Schläfe, die lange Nacht hinweg ſchnarcht. O Majeſtät! du ligſt auf dem der dich trägt, wie eine goldne Rüſtung, an einem heiſſen Mittag. -- Hier ligt eine Pflaumfeder auf ſeinen Lippen, die ſich nicht bewegt; wenn er athmete, ſo müßte dieſer leichte Pflaum nothwendig erregt werden. Ach! Mein Herr! Mein Vater! was für ein Schlaf iſt das? Das iſt der Schlaf, der ſo manche Engliſche Könige von dieſem goldnen Reiff geſchieden hat. Was dir nun von mir gebührt, ſind Thränen und herzliche Trauer, und die ſoll dir Natur, Liebe und kindliche Zärtlichkeit in vollem Maaß bezahlen. Was mir von dir gebührt, iſt dieſe Königs-Crone, die von dir auf mich, als den nächſten an dir, unmittelbar herabſinkt. Nun, hier ſizt ſie; (Er ſezt ſie auf.) der Himmel ſoll ſie ſchüzen; und legt in eines Rieſen Arm die Stärke der ganzen Welt, nimmer ſoll er dieſe angeſtammte Ehre von meiner Stirne reiſſen. Ich will ſie den meinigen verlaſſen, wie du ſie mir verlaſſen haſt.

(Er geht ab.)

Geſchichte eines Menſchenpaares ſogleich den erſtgebohrnen Sohn zum Brudermörder macht, ſo ſcheint doch freylich für die Sicherheit der Menſchen durch ihre gemeinſchaftliche Abſtammung ſchlecht geſorgt zu ſeyn. Da der Inſtinkt hingegen die Antilopen in Afrika in Heerden vereinigt, damit ihrem feſtgeſchloſſenen Phalanx die Löwen, Panther und Hiänen nichts anhaben mögen; da der Inſtinkt einen Trupp Affen mit Prügeln bewafnet, womit ſie den Elephanten aus ihren Nuß- und Obſtwäldern verjagen: ſo ſcheint es mir nicht ungereimt, durch dieſen dunkeln Trieb auch Menſchen ſich verſammeln zu laſſen, damit die Folgen ihres geſelligen Lebens, Sprache und Vernunft, ſich deſto ſchneller entwickeln mögen.

Doch indem wir die Neger als einen urſprünglich verſchiedenen Stamm vom weiſſen Menſchen trennen, zerſchneiden wir nicht da den letzten Faden, durch welchen dieſes gemishandelte Volk mit uns zuſammenhieng, und vor europäiſcher Grauſamkeit noch einigen Schuz und einige Gnade fand? Laſſen Sie mich lieber fragen, ob der Gedanke, daß Schwarze unſere Brüder ſind, ſchon irgendwo ein einzigesmal die aufgehobene Peitſche des Sklaventreibers ſinken hieß? Peinigte er nicht, in völliger Ueberzeugung, daß ſie ſeines Blutes wären, die armen duldſamen Geſchöpfe mit Henkerswuth und teufliſcher Freude? Menſchen einerley Stammes, d'e der unerkannten Wohlthat einer gerei-

nigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten ſich ja darum nicht duldſamer und liebreicher gegeneinander. Wo iſt das Band, wie ſtark es auch ſey, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weiſſen Mitmenſchen eben ſo despotiſch wie über Neger zu herrſchen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbſtgefühl und Widerſtreben desjenigen den man bedrücken wollte, das hie und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie ſollen wir alſo glauben, daß ein unerweißlicher Lehrſatz, die einzige Stütze des Syſtems unſerer Pflichten ſeyn könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moraliſten von einem falſchen Begriffe ausgehen, ſo iſt es wahrlich ihre eigne Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktiſche Erziehung, die jeden Grundſatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beyſpiele erläutert, und aus der Erfahrung abſtrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menſchen künftig fühlen, was ſie Menſchen ſchuldig ſind, was jede Thierart ſogar, mit denen ſie doch willkürlich umgehen, an ſie zu fordern hat; Köhlerglauben hat es nie gekonnt, und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig iſt, wo alles durch die feinſten Nüancen zuſammenhängt, wo endlich der Begrif von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller einzeln Theile des Ganzen beſteht, ſtellte ſich vielleicht dem

dem höchſten Verſtande die Idee einer zwoten Menſchengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdweſens würdig ſind, und dadurch dieſes Weſen ſelbſt um ſo viel feſter in den Plan des Ganzen zu verweben. Weiſſer! der du ſo ſtolz und ſelbſtzufrieden wahrnimmſt, daß wohin du immer drangſt, Geiſt der Ordnung und Geſetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wiſſenſchaft und Kunſt den Bau der Kultur vollführen halfen; der du fühlſt, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erſte Kindheitsſtufe erſteigt, und unter deiner Weisheit erliegt — Weiſſer! du ſchämſt dich nicht am Schwachen deine Kraft zu misbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verſtoſſen, bis auf die Spur der Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, iſt er das edelſte. Du ſollteſt Vaterſtelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickelteſt, das Werk der Veredlung vollbringen, was ſonſt nur ein Halbgott, wie du oft glaubteſt, auf Erden vermogte. Durch dich konnte, ſollte er werden, was du biſt, oder ſeyn kannſt, ein Weſen, das im Gebrauch aller in ihm gelegten Kräfte glücklich iſt; aber geh, Undankbarer! auch ohne deinen Willen wird er es einſt, durch dich; denn auch du biſt nur ein Werkzeug im Plane der Schöpfung! — —

Das ſind die Gedanken, lieber B. — die des würdigen Philoſophen beyde Aufſätze bey mir erregt haben: ich hänge nicht ſo feſt daran, daß ich ſie nicht von Herzen gern fahren lieſſe, ſobald man ſie widerlegt haben wird. Indeſſen gebe ich keinen geringen Beweis von dem Durſte nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich ſie bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die ſichs beykommen laſſen in dieſem Punkt vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, iſt ſchon geſprochen. Obſchon ein altes Buch, wogegen niemand ſchreiben darf, mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obſchon der groſſe Mann, der angebliche Verfaſſer deſſelben, vermuthlich keinen Neger je geſehen: ſo iſt es doch ein Angrif auf dieſes alte Buch, wenn man von mehr als Einem Menſchenſtamme ſich eine Möglichkeit vorſtellt, und dieſer Streich, der niemand verwundet, heißt eine Ketzerey. Die Ketzer aber ſind boshafte Leute; ſie treibt die Neuerungsſucht, ſie führt die blinde Unwiſſenheit. Wenn Sie mich aber auch nicht immer von dem Verdacht einer ſolchen Begleiterin befreyen können, ſo wird wenigſtens eine ächte philoſophiſche Jury mich, in Anſehung der beyden andern Punkte, nicht für ſchuldig erkennen. Für jezt genug hievon; vielleicht nehme ich dieſe Materie von den Menſchen-Varietäten künftig wieder zur Hand; denn mir fällt noch vieles ein, worüber ich nicht einverſtanden bin. Leben Sie wohl.

Georg Forſter.

IV.

IV.

Neue Aussicht zu Vertilgung der Blattern.

Ueber fünftausend Jahre wüthete das Gift, das wir unter dem Namen der Pest kennen, ungestört. Die Menschheit beugte sich unter dem Schwerte des Würgengels, und ließ sich geduldig morden. Betäubt durch die schnelle und allgemeine Verwüstung, verlohr sie den natürlichen Gang der Sache aus den Augen, und suchte die Hülfe jenseits der Wolken, die ihr schon von dorther im Lichte der Vernunft geschenkt war. — Der Blitz, ein verzehrendes vom Himmel herab geschleudertes Feuer, was konnte er anders seyn, als der Bote einer zürnenden Gottheit, und was blieb den hülflosen Menschen übrig, als zittern und zagen? Der bloße Gedanke von Gegenwehr wäre Gotteslästerung gewesen. — Wie sehr haben diese Schrecken der Vorwelt ihre Gestalt verändert? Beyde sind uns nicht mehr übernatürlich, nicht mehr unvermeidlich. Die Menschen des achtzehenden Jahrhunderts haben die Pest entlarvt, und über die Grenzen gejagt, und lassen nun den Würgengel, vor dem sonst Monarchien zitterten und unüberwindliche Heere erlagen, mit leichter Mühe an den Thoren abweisen. Der Blitz ist ein Feuerwerk geworden, mit dem

man ſpielt; Kinder laſſen ihn ohne Schaden durch die Hand laufen, und ſeine fürchterlichſten Ausbrüche kann man ſich mit einem Drate vom Leibe halten. — Dieß ſind nur zwey Beyſpiele aus mehreren; und wer ſieht nicht ſchon hieraus mit freudigem Erſtaunen, was Menſchen thun können, wenn Aufklärung ſie leitet, und thätiger Eifer ſie beſeelt. Wer fühlt ſich nicht glüklich, das Ende eines Jahrhunderts zu erleben, in welchem der Menſch ſeine Kräfte und Rechte fühlte und ſo edel nutzte, in welchem die Maſſe des Guten und Nützlichen ſo beträchtlich vermehrt, und die des Uebels würklich weniger ward? Gewiß es gab noch keine Zeit, wo Menſchen-Wohl ſo allgemein Loſung war, und wo wachſende Erkenntniß, groſſe Entdeckungen, und beſonders die Verdrängung aller menſchenfeindlichen Vorurtheile jenem Public Spirit den Weg ſo ſehr erleichterten, würkſam und wohlthätig zu werden. Es iſt Pflicht, dieſe glükliche Periode nach allen Kräften zu benutzen; den menſchlichen Geiſt, der nur zu gern bey einmal erhaltenen Vortheilen einſchlummert, auf das aufmerkſam zu machen, was noch zu thun übrig iſt; und der Nachwelt zu zeigen, daß man auch im letzten Viertheil des achtzehenden Jahrhunderts nicht blos von Menſchen-Wohl ſprechen, ſondern auch daran arbeiten konnte.

Unter allen phyſiſchen Uebeln, die uns noch drüken, wüſte ich keines, was ſo ſehr den Namen einer Peſt verdiente, als die Blattern, eine Krankheit, die

uns

uns wahrlich nur die lange Bekanntſchaft hat erträglich machen können, die der Peſt an Tödtlichkeit nichts nachgiebt, und an Abſcheulichkeit ſie übertrift, und deren Folgen für das Ganze eben ſo verheerend als im Einzelnen bejammernswürdig ſind. Mehr als der blutigſte Krieg, mehr als irgend eine andere Seuche hat ſie dem menſchlichen Geſchlecht gekoſtet. In London fraß ſie in Zeit von 67 Jahren 113, 850 Menſchen; in Schweden rafften Blattern und Maſern in 11 Jahren 95, 101 Menſchen, alſo gerade den neunten Theil der Volksmenge weg. Es hat Blattern gegeben, wo nur die Hälfte, ja wo kein einziger davon kam; und, nach Junkers Berechnung, haben ſie den vierzehenden Theil des menſchlichen Geſchlechts aufgerieben. Und nun von ſtatiſtiſchen Berechnungen auf Scenen zu kommen, die unſerm Herzen näher ſind: wie viele erinnern ſich nicht noch, was ſie ſelbſt in der Gluth dieſes verzehrenden Feuers litten, was ſie andere leiden ſahen, wie oft die Wohnung häuslicher Freude dadurch mit Trauer und Klage erfüllt ward, in wie wenig Tagen ein Ideal von Schönheit dadurch zum eckelhaften Fleiſchklumpen wurde, vor dem die Menſchheit zurückbebte? Wie mancher Jüngling beweint noch jetzt ſeine Verlobte, wie manche Mutter ihren kleinen Liebling, die beyde Opfer dieſer Seuche wurden? Und wie glücklich, wenn noch der Tod die Jammerſcene endigte, und das furchtbare Heer der Blatter-Folgen verhinderte! Denn dieß iſt das ſchrecklichſte dieſer Krank-

heit, daß ſie oft die traurigen Spuren ihres Daſeyns auf Zeitlebens einprägt, und die, welche ſie nicht würgt, zu lebendigen Leichen macht. Nicht genug, daß die abſcheulichſten Verunſtaltungen und Verzerrungen der menſchlichen Geſtalt, unheilbare Blindheit, Verluſt des Gehörs, Schwindſucht, und gänzlicher Ruin des phyſiſchen Zuſtandes, häufige Folgen ihrer Wuth ſind: ſelbſt die höhern geiſtigen Kräfte des Menſchen vermag ſie zu zerrütten, und die Beyſpiele ſind nicht ſelten, wo aus dem geiſtreichſten Menſchen durch ſie ein Dummkopf ward. Gewiß Thränen möchte man vergießen, wenn man unſere blühende, durch verbeſſerte Erziehung geſtärkte, und durch frühe Entwickelung des Geiſtes ſo einnehmende Jugend anſieht, und bedenkt, daß ſie dem unausbleiblichen Würgengel entgegen reift, der über lang oder kurz ſein Schwert über ihren Häuptern ſchwingen, und durch einen Streich die ſchönſten Hoffnungen, die Früchte vieljähriger Mühe und Sorgfalt vernichten wird. Welche Mutter iſt, der nicht in bangevoller Ahndung der Zukunft der Wunſch aufgeſtiegen wäre, daß eine gänzliche Abwendung dieſes Uebels möglich ſeyn möchte? Welcher Menſchenfreund, dem nicht der bloße Gedanke dieſer Möglichkeit das Herz heben, und jeden Nerven zu reger Mitwürkung aufbieten ſollte? Eine kurze Unterſuchung dieſer Materie verdient alſo die ganze Aufmerkſamkeit unſerer Leſer, und vielleicht wird es ihnen nicht ſo ſchwehr zu begreifen, daß Aus-

rot-

rettung der Blattern möglich iſt, als vielmehr, daß ſie nicht ſchon längſt ausgeführt wurde.

Was ſind Blattern? Wer hat uns die traurige Nothwendigkeit aufgelegt, dieſem Fürſten der Finſterniß den ſchwerſten Tribut zu entrichten? Gehört dieß Uebel vielleicht zum Loos der Menſchheit, und iſt es eben ſo unzertrennlich von dem phyſiſchen Erdenleben, als Fieber und Schnupfen? Oder iſt es die Folge unſrer Sünden, eine Zuchtruthe, deren höherer Urſprung nicht zu verkennen iſt? Oder gar ein teufliſches Gift, wie Prediger Maßey meynt, vom Satan ſelbſt zuerſt dem armen Hiob inoculirt? — Ein Blick auf ihre Geſchichte wird uns den beſten Aufſchluß über alle dieſe Meynungen geben.

Die Vorwelt hatte keine Idee von der Exiſtenz dieſes Giftes. Erſt im ſechſten Jahrhundert erſchien es in Arabien, wahrſcheinlich in Aethiopien, der Mutter der giftigſten Seuchen, ausgebrütet, und von da aus verbreitete es ſich, durch Kriege, Handel und Schiffarth, ſchnell über Europa und Aſien. Noch vor 300 Jahren kannte es Amerika nicht: aber ſchon iſt es, durch europäiſchen Saamen dahin verpflanzt, die tödlichſte Volkskrankheit worden. Erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts drang es bis nach Island, und nach Grönland im Jahr 1733. Kamtſchatka iſt nur erſt vor 19 Jahren damit bekannt worden, da es ein rußiſcher Soldat dahin brachte, und noch jezt exiſtiren glückliche Inſeln der Südſee, die noch nie den Namen dieſer Peſt gehört haben.

Jedermann ſieht hier den Gang einer anſteckenden Krankheit, eines Gifts, das, nachdem es ſich einmal, Gott weiß wie, entwickelt hatte, von Menſchen zu Menſchen fortgetragen ward, das eben deswegen die entfernteſten Orte ſehr geſchwind, und die nahe liegenden ſehr ſpät erreichte, wenn dieſe weniger Verkehr mit einander hatten als jene *), das endlich noch jezt nicht überall hat durchdringen können, wenn es nicht bald Menſchen gefällt, es ihren noch freyen Brüdern zu überbringen. Selbſt unter uns, wo es nun ſo lange einheimiſch iſt, iſt es noch kein Beſtandtheil unſrer Säfte geworden; es entſteht nie anders als durch Anſteckung, und es giebt ſogar Menſchen, die, aller Mittheilung ungeachtet, Zeitlebens davon frey bleiben. Und dieſes Gift, das, ſo gut wie Arſenik, nur dem ſchädlich iſt, der es ſich zueignet, haben wir freundſchaftlich in unſre Hütten aufgenommen! Wer erklärt den ſonderbaren Widerſpruch, daß Menſchen, denen die Flucht vor allem, was ſie als Gift erkennen, eben ſo natürlich iſt als die Liebe zum Leben, dieſes, das ſchrecklichſte unter allen, ſogar nicht wie Gift behandelten, ihm ſogar ein Vorrecht ertheilen konnten, unter ihnen zu wüthen? Warum flohen ſie es nicht? warum hielten ſie den nicht für unſinnig, der es aufſucht, den nicht für einen Böſewicht, der es ihnen zuträgt? Es

iſt

*) Aus dieſem Grunde konnte China die Blattern wenige Jahre nach ihrer Erſcheinung in Arabien bekommen, und die China ſo nahe liegende Halbinſel Kamtſchatka 1200 Jahre frey bleiben.

Eilfte Scene.

Warwik, Gloceſter und Clarence kommen wieder.

König Heinrich.

Warwik! Gloceſter! Clarence?

Clarence.

Ruft der König?

Warwik.

Was befiehlt Eu. Majeſtät? wie befindet Sie ſich?

König Heinrich.

Warum ließt ihr mich ſo allein, Milords?

Clarence.

Gnädigſter Herr, wir lieſſen den Prinzen meinen Bruder hier, welcher ſich ſezen, und neben Eu. Majeſtät wachen wollte.

König Heinrich.

Den Prinzen von Wales? Wo iſt er? laßt mich ihn ſehen.

Warwik.

Hier iſt eine Thür offen, er muß da hinausgegangen ſeyn.

Gloceſter.

Er gieng nicht durch das Zimmer, wo wir warteten.

iſt ja kein Gift in der Welt, das nicht ſeinen beſtimmten Würkungskreis, einen gewiſſen Berührungspunct hätte, durch welchen allein es unſerm Körper ſchaden kann. Einige würken durch die Lunge, andre durch den Magen, noch andre durch die Haut auf uns, einige durch unmittelbare Berührung, andre in Dunſtgeſtalt, und wir verwahren uns vor ihnen nach Verſchiedenheit ihrer Mittheilungsart. Die allgiftigen Pflanzen, Kirſchlorbeer, den rothen Fingerhuth, Eiſenhüthlein u. ſ. w. haben wir täglich in den Zimmern; ſie ſchaden uns nicht, wenn wir ſie nicht genieſſen. Im Viperngift kann man ſich ohne Schaden ſatt eſſen, wenn man will: nur in eine Wunde gebracht wird es uns Gift. In fixe Luft kann man ſich ohne Nachtheil bis an den Hals tauchen, und ein einziger Athemzug davon verſetzt die Lunge in eine tödliche Lähmung; da hingegen die Ausdünſtungen von Lilien, Taxus u. ſ. w. die Lunge gar nicht angreifen, aber die Kopfnerven betäuben. Selbſt dem Bohon Upas (Gift-Baum) wenn er wirklich exiſtirt, kann man ſich nähern, ja ihn berühren, wenn man den Wind vor ſich hat. Nun gehört freylich das Blattergift zu derjenigen Claſſe von Giften, welche ſich durch eine beſondere Durchdringlichkeit und Verwandſchaft mit der thieriſchen Natur auszeichnen, und das eigne haben, daß ſie eben ſowohl durch Mund und Naſe, als durch die ganze Oberfläche des Körpers, eindringen können, und daß ein Stäubchen derſelben, gleich einer Hefe, die ganze Maſſe

der

der Säfte in eine Gährung bringt, durch welche jedes Theilchen derſelben in das nemliche Gift umgewandelt wird. Aber daß auch dieſe auſſerordentliche Wirkſamkeit ihre Grenzen habe; die menſchlicher Scharfſinn entdecken und benutzen kann, hat die Erfahrung bewieſen. Was kann zerſtörender ſcheinen, als das Peſtgift? und doch wie ohnmächtig iſt es, ſeitdem man entdeckt hat, daß es ſich nie ohne unmittelbare Berührung mittheilt! Durch Hülfe dieſes einzigen Umſtands konnte in der ſchrecklichen Peſt zu Moskau 1771 Fürſt Orlow ſich mitten unter die Peſtkranken wagen, ohne angeſteckt zu werden; und wir können mit der größten Gleichgültigkeit in den Zeitungen leſen, daß vielleicht keine funfzig Meilen von uns Tauſende ihrer Wuth unterliegen. — Das abſcheuliche Gift des Auſſatzes, der den Menſchen in ein Geſchwür verwandelt, und der durch die Kreuzzüge ſehr gewöhnlich bey uns geworden war, hat das einfache Mittel der Abſonderung ganz vertilgt. Und um unſere ſo leicht zu behauptende Superiorität über dergleichen Gifte recht auffallend zu zeigen, wüſte ich kein treffenderes Beyſpiel, als das alltägliche — das Feuer. Dieſes Element, trotz aller Vertraulichkeit, die uns der tägliche Umgang damit giebt, und trotz alles Reſpekts, den ſeine nützliche Seite verdient, bleibt doch das zerſtörendſte das anſteckendſte Gift was ich kenne. *) Es verzehret nicht nur alles, was

es

*) Selbſt der Sprachgebrauch rechtfertigt mein Gleichniß. Wie

es berührt, in der äuſſerſten Geſchwindigkeit, ſelbſt ſeine Atmoſphäre iſt anſteckend; ja auch darinn gleicht es jenen Giften, daß ein davon angeſteckter Körper ſogleich es tauſend andern mittheilen, und ſich ins unendliche vervielfältigen kann. Und dieſes Gift haben wir in allen Häuſern, in allen Zimmern, und wie äuſſerſt ſelten hören wir von Anſteckung. Wir begreifen und beobachten die Verwahrungsregeln ohne alle Mühe, ja ohne es zu wiſſen, und ſchelten ein Kind aus, das ſich am Ofen verbrennt. — Alles dieß ſetzt es auſſer Zweifel, daß, wenn wir die Mittheilungsart des Blattergifts kennen, es in unſrer Gewalt ſteht uns davor zu hüten, es einzuſchränken, ſeltner zu machen und endlich ganz auszurotten, oder es wenigſtens nach Aethiopien zu relegiren, woher es uns zugebracht wurde.

Dieſe Ideen ſind nun ſo natürlich und einleuchtend, daß ſie ſchon in manchem kosmopolitiſchen Kopfe wirkſam wurden, und Plane zu Ausrottung der Blattern hervorbrachten. Schon der Araber Abenzaar rieth ſie an, und Chanvell, Cachet, Dicmerbroek, Medicus u. a. m. folgten ihm. Den neueſten Vorſchlag that der groſſe Italieniſche Arzt Sarcone: aber er fand ſo wenig Gehör, wie die vorigen. Man hielt dieſe Männer für wohlmeynende Träumer; aber Hand ans Werk

zu

dem Worte Anſteckung, bezeichnen wir die Mittheilung des Feuers und jedes andern contagiöſen Giftes.

zu legen, durch eigne Mitwürkung den Traum zu realiſiren, das fiel niemand ein. Eine lange Gewohnheit macht uns blind. Wir finden es äußerſt lächerlich und türkiſch, daß die Türken als gute Fatalisten die Peſt unter ſich ſchalten und walten laſſen, wie es ihr gefällt; und welchen Namen verdienen wir, die wir, ohne Glauben ans Schickſal, den Blattern eben dieſe Freyheit geſtatten? Wir zanken uns bis auf dieſen Tag über die Möglichkeit, und verzweifeln an der Ausführung dieſes Problems: und ſiehe! Völker, die manchem europäiſchen Philoſophen wie Mittelgattungen der Thier- und Menſchheit vorkommen, Hottentoten und Tatarn beſchämen uns. Ohne Theorie, ohne Akademie, haben ſie ſich von der anſteckenden Natur dieſes Gifts überzeugt, die Mittheilungsart deſſelben eingeſehen, und darauf das unverbrüchliche Geſetz gegründet, jeden Blatterkranken von ihrer Geſellſchaft auszuſchlieſſen. Durch dieſe einfache, freylich etwas roh executirte Methode erhalten ſie ſich, bey allen ihren Kriegen und ihrer nomadiſchen Lebensart, bis auf den heutigen Tag frey von dieſer Plage. Selbſt die wilden Abiponer, die wahren Centauren der neuern Zeit, fliehen die Blattern wie ihren ärgſten Feind, und zwar, um ſich ihren Verfolgungen deſto eher zu entziehen, mit groſſen Umſchweifen und krummen Wegen. — Wir leben doch jetzt in Zeiten, wo die Ueberzeugung, daß der Reichthum der Staaten in Volksmenge beſteht, allgemein, und jedes Project der Plusmacher willkom-

men

men iſt, wo man Beförderung der Population ſelbſt auf Koſten der Sittlichkeit nicht zu theuer zu erkaufen glaubt; und über dieſe nur auf Möglichkeiten, auf das, was noch nicht da iſt, berechneten Spekulationen vergißt man ein weit leichteres, weit ſichreres Mittel, dem Staate das zu erhalten, was er ſchon hat, ihn, wenn ſeine Volksmenge ſich auf 3 Millionen beläuft, ganz zuverläßig und nach einer ſehr mäßigen Berechnung, in Zeit von 100 Jahren um 237.600 Menſchen reicher zu machen; denn ſo groß iſt der Verluſt, den er in dieſer Zeit von den Blattern erleidet. *) Ohnmöglich kann dieß bloß Folge von Sorgloſigkeit und Unachtſamkeit ſeyn; man muß wichtige Gründe gehabt haben, ſo lange gegen die lauten Aufforderungen des eignen Intereſſe taub zu bleiben. Ich glaube ſie im folgenden gefunden zu haben.

Einmal hatte man die Begriffe von der Natur dieſes Gifts durch Hypotheſe zu ſehr verwirrt, und nicht genug durch Verſuche berichtiget. Da glaubte der eine: es ſey uns ſo angebohren wie die Erbſünde: der andere, es werde durch Luft und Winde ſo fortgeführt, und es brauche ſich nur eine ſolche Blatterwolke auf einen

*) Welcher Gewinnſt z. E. für die Oeſterreichiſche Monarchie! Ihre Volksmenge nur auf 21 Millionen gerechnet, ſo würde der Zuwachs durch Verhütung der Blattern in 100 Jahren eine Million und 663200 Menſchen ſeyn.

einen Ort niederzulaſſen, um alle Verhütungsanſtalten vergeblich zu machen; der dritte, ihre anſteckende Kraft ſey ſo groß, daß alles, was nur in ihre Atmoſphäre käme, inficirt würde, und die ängſtlichſte Vorſicht würde folglich nicht im Stande ſeyn alle Mittheilungswege abzuſchneiden. Wie wenig der erſte Punkt gegründet ſey, haben wir ſchon aus obigem geſehen, und die beyden letztern haben neuere Verſuche, die wir nun bald mittheilen werden, auch widerlegt. — Die Hoffnungen und Bemühungen ein wahres Gegengift gegen die Blattern aufzufinden, waren wahrſcheinlich ein zweyter Grund, der manchen verdienſtvollen Mann einen Boerhave, Lobb u. a. von der Idee ihrer gänzlichen Ausrottung abzog. — Eine vorzügliche Urſache aber, die uns das Bedürfniß der Blatternausrottung in neuern Zeiten weniger fühlbar gemacht hat, iſt (zur Ehre der Medicin ſey es geſagt) die erwieſene mindere Tödlichkeit der Krankheit durch die ſeit vierzig Jahren ſo ſehr verbeſſerte Heilart, die jezt Erquickung und Rettung der Kranken gerade in der freyen kühlen Luft findet, welche man ihnen ſonſt ganz entziehen zu müſſen glaubte. Doch bey dem allen kann menſchliche Kunſt nicht verhüten, daß nicht noch oft körperliche Verunſtaltungen und andere Gebrechen zurückbleiben; daß nicht zuweilen bösartige Blatterepidemien entſtehen ſollten, die ſelbſt den Hippokrates nicht reſpektiren; *) daß

*) So ſtarben noch 1752 zu Rom in vier Monaten 6000, und 1784 zu Amſterdam 2000 Menſchen an Blattern.

daß endlich das Individuelle des Kranken, des Orts, der Jahreszeit, die gutartigſten Blattern in höchſtgefährliche umwandeln, und alle Mühe vergebens machen kann; ein Umſtand der gerade bey einem Kranken eintreten kann, von deſſen Erhaltung die Ruhe der Welt und das Glück vieler Millionen abhängt. — Zu dem allen kam nun noch die wohlthätige Inoculation! die ich zwar, unter ſo bewandten Umſtänden als das gröſſte Geſchenk der Vorſehung, und als das ſicherſte Milderungsmittel der Blattern verehre, aber doch glaube, daß, ohne ihre Erfindung die Menſchheit, durch Noth angetrungen, eher den Plan einer allgemeinen Ausrottung ausgeführt haben würde. Man hatte wirklich die gerechteſten Erwartungen, dadurch nach und nach die Blatter-Krankheit im Ganzen ſo leicht und ſo wenig gefährlich machen zu können, als ein Schnupfenfieber. Aber dazu gehört Allgemeinheit der Inoculation; und da dieſe bey ſo manchen Schwierigkeiten, die ihr in den Weg gelegt werden, und bey dem Widerwillen, den ſelbſt cultivirte Nationen dagegen bezeugen, wohl nie möglich ſeyn möchte: ſo folgt ganz natürlich, daß ihre Vortheile immer nur einem kleinen Häuflein, nur einzelnen Subjecten zu gute kommen werden; und das heißt nach meiner Meynung den Gebrauch von der Sache machen, der uns gerade nur den kleinſten Theil ihres Nutzens, aber ihre nachtheilige Seite ganz empfinden läßt. Die Vortheile der Inoculation ſind aufs Ganze berechnet, und der Verluſt Ei-

nes ſchwindet gegen den Gewinnſt mehrerer Hunderte; wir drehen es um, inoculiren um einen uns wichtigen Menſchen dadurch zu retten, es trift ſich gerade daß dieſer das unglückliche Opfer wird, und wir erleiden den empfindlichſten Verluſt, ohne des Gewinnſtes, der damit verbunden war, theilhaft zu werden. Und dieß abgerechnet, bleibt es nicht immer eine ſehr harte ſclaviſche Nothwendigkeit, freywillig nach dem Giftbecher greiffen zu müſſen, um das Gift mit etwas mehr Behutſamkeit und Vorbereitung trinken zu können? Es bleibt immer Gift, und wenn wir es ganz überhoben ſeyn können, wozu die Kunſt es zu mildern. — Noch ein Einwurf iſt übrig, der aber nicht die Sache ſondern die dazu nöthige Abſonderung der Kranken trift. Wir können den Gedanken nicht ertragen, uns gerade in dem Zeitpunkte, wo der Mitbürger leidet, von ihm zu trennen, ihn auszuſtoſſen, und wir ſetzen uns lieber der größten Gefahr aus, als die heiligen Bande der Geſellſchaft zu zerreiſſen. Gewiß ein Einwurf, der, wenn er gegründet wäre, die größte Aufmerkſamkeit verdiente; aber auch hierinnen kommen uns die neuern Erfahrungen, wie wir hernach ſehen werden, ſo gut zu ſtatten, daß ſich das ſo fürchterliche Wort, Abſonderung, in eine unbedeutende Quarantaine verwandelt, welche dem Kranken den ihm gehörigen Beyſtand noch mehr zuſichert als auſſerdem. Und da wir einmal das Beyſpiel des Feuers paſſend gefunden haben, ſo frage ich, wer

hat

V.

Ueber das

Anquicken der gold- und ſilberhaltigen Erze, Roh-ſteine, Schwarzkupfer und Hüttenſpeiſe,

von

Ignaz Edlen von Born,

des H. H. R. Ritter. K. K. wirkl. Hofrath bey der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, der K. Akademie der Naturforscher und jener zu St. Petersburg, der K. Akademie der Wissenschaften zu London, Stockholm, Upsal, Lund, Göttingen, Toulouse, Turin und Siena, wie auch anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Wien, bey Christian Friedrich Wappler, 1786. gr. 4t. 1 Alph. 7 Bog. mit 21 Kupfertafeln.

Mehr als alles Zeitungsgeſchrey von Arkanum, Kunſtſtück u. ſ. w. konnte zwar gleich Anfangs der perſönliche Charakter des edlen Erfinders verſprechen; auch hat ſein Werk über die erfundene Anquickungs-Methode ſelbſt dieſes Vertrauen ganz beſtätiget. Aber man kan demunerachtet nicht in Abrede ſeyn, daß ihr Erfolg die Erwartung jedes unbefangenen Sachkundigen noch übertroffen habe. Nun, da es bey der Sache nicht mehr blos auf den Glauben an den Mann ankommt, ſondern viele der erſten Kenner das metallurgiſche Evangelium als Augenzeugen bekräftigen, und es in alle

Welt

König Heinrich.

Wo iſt die Crone? Wer nahm ſie von meinem Küſſen.

Warwik.

Wie wir uns weg begaben, Gnädigſter Herr, war ſie noch da.

König Heinrich.

Der Prinz hat ſie alſo weggenommen? Geht, ſucht ihn auf. Iſt er ſo ungeduldig, daß er meinen Schlaf für meinen Tod anſieht? Sucht ihn, Milord von Warwik, und ſchmählt ihn unverzüglich her. (Warwik geht ab.) Dieſer Zug ſeiner Gemüthsart vollendet die Würkung meines Uebels, und beſchleunigt meinen lezten Augenblik. Seht, Söhne, was für Dinge ihr ſeyd! Wie leicht ſich die Natur zum Abfall bringen läßt, wenn Gold der Verſucher iſt! Für diß haben närriſche ſorgenvolle Väter ihren Schlaf mit Nachſinnen unterbrochen, ihr Gehirn mit Sorgen erſchöpft, ihre Gebeine mit Arbeit entkräftet; für diß, für dieſen Dank haben ſie Tag und Nacht darauf gedacht, ihre Söhne durch Künſte und martialiſche Uebungen zu bilden, für diß haben ſie mit ſo vieler Mühe Gold auf Gold gehäuft. Gleich der Biene flattern wir von Blume zu Blume, ſaugen ihre beſten Düfte aus, und wenn unſre Beine mit Wachs und unſre Lippen mit Honig beladen ſind, tragen wir's in den Stok; und wie Bienen, werden wir für unſre Müh getödtet. Bitterer Gedanke für einen ſterbenden Vater! --

Warwik

Welt verbreiten *), möchte es eben zur rechten Zeit, wenigſtens nicht zu ſpät ſeyn, mit dem Haupt-Inhalt eines Werks, das ſicherlich der ganzen Nation Ehre bringt, auch die Leſer des T. M. bekannt zu machen. Es geſchieht dieſes nicht ohne allen Beruf; da man ſich im Stande befindet, dieſen Auszug mit den ſicherſten Nachrichten des weitern Fortgangs der Erfindung ſelbſt, einigermaßen zu erweitern.

Wenn man nur einige hiſtoriſche Begriffe davon hat, wie es z. B. hergeht, die aus den rohgeſchmolzenen metallhaltigen Schiefern — (welche vor dem Schmelzen und nachher als Rohſtein die Röſtefeuer beſonders haben durchgegangen ſind,) fernerweit ausgeſchmolzenen ſilberhaltigen unreinen Kupfer, (Schwarzkupfer) nun erſt mit Bley in dem ſogenannten Friſch-Ofen zu verſchmelzen, die geſchmolzenen Stücke alsdann auf dem Saigerherd des Bleyes, welches ſich mit dem Silber verband, zu entledigen, hierauf die erhaltenen Stücke Kupfer in dem Darroſen von dem überbliebenen bleyiſchen Weſen und andern Unarten zu reinigen, ſie nun ferner zu Benehmung der Sprödigkeit auf den Gahrheerd zu bringen, jenes mit Bley zuſammengeſchmolzenes Silber aber in dem Treibeofen wieder von dem Bley durch Verjagung eines großen theils deſſelben los zu machen, dieſes Silber auf einem kleinen Heerd oder ſogenannten Teſt noch einmal in Fluß zu bringen und fein zu brennen, (des Kratz- und Heerdfriſchens,

(*) T. Merkur, September 1786. S. 94.

auch Ausspurschens der Schlacken nicht zu gedenken): der wird uns gewiß erfreuen, diese feuriaen Arbeiten an dem Rohstein oder Schwarzkupfer auf eine mildere Art, und mehr durch fleissige Menschenhände, sanftere Auflösungsmittel und kürzere Behandlungsart, als durch vielfache zerstörende Gluthen, vollbracht, und hierbey einen großen Aufwand an Geld und Zeit erspart zu wissen.

Sehr artig kontraſtirt es mit der Geheimnißkrämerey, die man bey verschiedenen Bergwerks-Anstalten mit den bekantesten Dingen treibt, daß eine neue Methode von so großer Erheblichkeit, auf die neidloseste Weise, nach ihrer Theorie und mit allen Handgriffen öffentlich bekannt gemacht, ja einem jeden, der etwa auf Zweifel stoßen sollte, freygelassen wird, sich bey den dazu eingerichteten öffentlichen Anstalten praktisch zu unterrichten.

Die Erfindung des Herrn v. B. ist nichts mehr und nichts weniger, als eine auf gesunde chemische Grundsätze gebaute Lehre, die Gold- und Silbertheilchen aus den Erzen zu enthüllen und mit dem Queckſilber zu vereinigen. Der Zweck des hierüber gelieferten Werkes beruhet auf Beantwortung der Frage: Können die Gold- und Silber-Erze angequickt werden, und ist es vortheilhafter, sie anzuquicken, als zu schmelzen?

Die

Die Metalle werden in gediegene, verkalkte oder eingehüllte, und vererzte eingetheilt. Die Vererzung geſchieht, wenn die Metalle durch irgend ein chemiſches Auflöſungsmittel aufgelöſt und umgeſtaltet werden. Folglich wird das Metall, als Kalk, ſo daß ihm ein Theil des Brennbaren entzogen iſt, bey der Vererzung in die Beymiſchungen eingehüllt. Kein Chemiſt und Mineralog, den einzigen Scopoli ausgenommen, (und in der Folge in Anſehung des Goldes auch Bergmann und Kirwan), bezweifelte bisher die Vererzung des Goldes und Silbers. Da es nun ausgemacht iſt, daß das Queckſilber ſich mit metalliſchen Kalken nicht vereinigt, ſo folgte hieraus freylich, daß aus den eigentlichen Gold- und Silber-Erzen der Gehalt durch das Queckſilber nicht ausgebracht werden könne, ſondern daß den Gold- und Silberkalken nur durch irgend eine Niederſchlagung, oder durch eine unmittelbare Berührung der Kohlen, oder wohl gar nur durch das höchſt feine Brennbare der Feuer-Hitze ihr Phlogiſton und dadurch die metalliſche Geſtalt wieder gegeben werden könne.

Alſo glaubte man, daß nur die eingehüllten, gediegenen Gold- und Silbertheilchen ſich mit dem Queckſilber verbänden, die vererzten und folglich verkalkten aber unaufgelöſt zurückgelaſſen würden.

Man ſchloß hieraus, daß das Anquicken der Gold- und Silber-Erze im Großen bey Bergwerken nie mit

Vortheil getrieben werden könne. Daher hielt z. B. Sellütter, der klaſſiſche Hüttenmann, es für keine Möglichkeit, mit der Amalgamation bey den Bergwerken fortzukommen. Wallerius, Cramer und Gellert verlangten reiches, gediegenes Silber, u. ſ. w.

Mit einem über angenommene Meinungen erhabenen Geiſt vermuthete aber der Hr. v. B. da er auf der einen Seite keine überzeugenden Beweiſe von der Unmöglichkeit fand, und erwog, daß in den Spaniſchen Bergwerken ſeit Jahrhunderten die Silber-Erze angequickt wurden, daß vielleicht dennoch dieſe Arbeit nicht ſo unthulich ſeyn dürfte, als man bisher glaubte. Er ſammelte alſo zuförderſt alles auf, was über das Anquicken in dem ſüdlichen Amerika geſchrieben worden war, holte von allen Seiten Nachricht darüber ein, zog daraus Grundſätze, ſtellte einige Jahre hindurch Verſuche an, ließ ſich durch keinen Aufwand abſchrecken, das was im Kleinen gelang auch im Großen auszuführen, und war endlich ſo glücklich, (und verdiente es zu ſeyn) trotz aller Einwendungen, die ihm Vourtheil und Unwiſſenheit entgegen ſetzten, ſeine Amalgamation der Gold- und Silber-Erze, ja ſogar der Silberhaltigen Ungariſchen Schwarzkupfer, (welche höchſtens 2 Mark Silber im Centner haben,) in den K. K. Staaten mit dem glücklichſten Erfolg eingeführt zu ſehen. Zu dem guten Fortgang der erſten Arbeit im Großen, trug der Herr Bergrath von Rupprecht

prec t und der Hr. Adjunkt Heidinger durch ihre Kenntnisse und Thätigkeit in Einrichtung der ersten Amalgamier-Hütte nicht wenig bey.

In Mexiko und Peru führte zuerst Don Petro Fernandez de Velasco, ein Spanier, 1566. und 1571. die Methode ein, das Silber aus den Erzen durch Queckſilber auszuziehen. Beynahe iſt ihre Methode die einzige, wie man jetzt noch die ärmern Gold- und Silbererze in jenen Welttheilen aufbereitet. Die reichſten und gediegenſten ſchmilzt man mit Bley. Vielleicht waren die Spanier durch keine Theorien von Veredlung der Metalle angeführt; denn ſie haben nicht einmal ein Wort, welches unſern Begriff von Erz ausdrücket, ſondern bedienen ſich ſtatt deſſen gerade des Wortes el Metal. Vielleicht war es auch ein bloſſes, (durch den Mangel des Holzes in jenem Welttheile hervorgebrachtes) Wagſtück, zu verſuchen, ob man das Gold und Silber aus dem Erz nicht auf eben die Art ausbringen könne, wie man es durch das Queckſilber aus dem Fluß- und Waſch-Sande von jeher auszog. Indeſſen hat man dieſe Anquickungsarbeit nicht ſo verbeſſert, um den ganzen Metallgehalt damit auszubringen. Wie ließ ſich dieſes auch in einem Lande vermuthen, wo jedes vernünftige Buch eine Contrebande-Waare iſt; wo die Lehrſtühle mit unwiſſenden Mönchen beſetzt ſind; wo man weder Phyſik, Mechanik noch Chemie lehren darf, ohne Gefahr verbrannt

braunt zu werdrn, und wohin ſeit der Entdeckung jenes Welttheils kein Mineralog, kein wahrer Bergverſtändiger und Metallurg gekommen iſt? Die übelverſtandene Politik der Spanier, die keinem Fremden den Zutritt zu jenem Welttheil verſtatten, hat es gehindert, daß niemand das eigentliche Verfahren bey dem Anquicken der Erze ſelbſt beobachten können.

Dieſen Mangel einigermaſen zu erſetzen, hat der Hr. v. B. die vorzüglichſten ſchriftlichen Nachrichten vor. Sie ſind zum Theil aus Acten der K. K. Hof-Kammer zu Wien genommen, (nach welchen man ſchon 1588. hätte auf den Weg kommen können, welchen der Hr. von B. jetzt eröfnet hat, wenn es nicht ſchon damals ſtörriſche Bergbeamte gegeben hätte,) theils aus den Reiſebeſchreibungen des Acoſta, Frezier, Bayer, Gamboa, Montalvo, Ulloa, Bowles und Molina. Dieſe ſämtlichen Amalgamations-Vorſchriften und Nachrichten widerſprechen ſich zum Theil, zum Theil beſchäftigen ſie ſich mit ganz offenbar unnützen Zuſätzen; das ſchlimmſte aber iſt, daß man damit höchſtens nur zwey Drittheile aus den Erzen herausbringt. Vortheilhafter war zwar die ebenfalls beſchriebene Methode des Alonſo Barba, welcher zuerſt das Sieden bey der Amalgamation der Silbererze in Vorſchlag brachte; aber man hat ſie in Amerika nicht befolgt, ſondern gänzlich der Vergeſſenheit überlaſſen. Indeſſen iſt der Hr. v. B. ſo weit davon entfernt, den Spaniern die Ehre der erſten Erfindung zu beſtreiten,

daß

daß er vielmehr ſich ihrer wider Hrn. Beckmann annimmt, indem man vor Erſcheinung der Schriften des Barba in Teutſchland zwar ganz wohl wußte, daß ſich gediegen Gold und Silber mit Queckſilber amalgamiren laſſe, aber nie glaubte, daß ſich die ſogenannten Gold- und Silber-Erze anquicken ließen, welches die weitläuftigen Hüttenarbeiten am beſten beweiſen.

Ob nun aber des Herrn von Born Methode weiter nichts als der ſpaniſche Amalgamations-Proceß ſey, wie es viele, die anfänglich ihre Möglichkeit beſtritten, bey ihrem glücklichen Erfolg kaltſinnig zu behaupten für gut fanden, das liegt nun wohl dem Publikum, welches beyde Verfahrungsarten miteinander vergleichen kann, öffentlich vor Augen. Es will auch etwas für die Sache ſagen, daß bereits vier in der Chemie unterrichtete Spanier auf Königlichen Befehl in die niederungariſchen Bergwerke abgeſchickt worden, um ſich dort zureichende Kenntniß der neuen Anquickungsart zu erwerben und davon bey den Bergwerken im ſüdlichen Amerika Gebrauch zu machen. (Vielleicht wird dadurch allein in der Zukunft jährlich ſo viel an Verbrauch des Queckſilbers ſelbſt erſpart werden, als ſämtliche europäiſche Bergwerke, bey Einführung der Amalgamation dazu jährlich nöthig haben möchten.)

(Fortſetzung und Beſchluß nächſtens.)

VI.

Auszug aus einem Schreiben an den H. die Berichtigung eines hiſtoriſchen Punktes im vorigen Monatsſtücke betreffend.

Erlauben Ew. ꝛc. daß ich einen kleinen Irrthum verbeſſere,

beſſere, der ſich in einen Aufſatz im Sept. d. J. des T. Merkur eingeſchlichen hat.

Es wird Seite 221 von dem Grafen von Chaſot geſagt:

„und ward von dem König von Dännemark „mit dem Titel eines General-Lieutenants zum „Commandanten von Lübek ernannt.

Es muß aber heiſſen:

„ward 1759 von dem Rath der Reichsſtadt Lü„bek als Oberſter zum Commendanten dieſer „Stadt erwählt, und erhielt, mit Beybehaltung „ſeiner Stelle in Lübek, von dem König von „Dännemark im Jahr 1762 den Titel eines Ge„neral-Lieutenants.

Zur Erläuterung dieſer Berichtigung, die ich erforderlichen Falls mit Urkunden beweiſen könnte, will ich nur noch hinzuſetzen: daß Herr Graf von Chaſot ſchon einige Zeit vorher, ehe er in hieſige Dienſte trat, hieſelbſt anſäſſig und Bürger geworden war, daß er bis zum Jahre 1762 mit dem däniſchen Hofe in keiner Verbindung geſtanden, bis er in dieſem Jahre, als die däniſche Armee gegen die ruſſiſche nahe bey dieſer Stadt vorbey ins Mecklenburgiſche zog, die Bekanntſchaft der Grafen St. Germain und Ahlfeld machte, welche ihm bey dem König Friedrich V. das Prädikat eines General-Lieutenants bewürkten.

Der höchſtſelige König von Preuſſen liebte ſeinen Jugend-Freund den Grafen Chaſot bis an ſein Ende, führte mit ihm beſtändig einen vertrauten Briefwechſel, und ließ ihn bisweilen zu ſich kommen, um ſich ein paar Monate täglich mit ihm zu unterhalten, verſorgte auch ſeine beyden Söhne zu Lieutenants bey der Cavalerie, nachdem ſie dem König von Frankreich als Freywillige ein paar Jahre gedient hatten.

Sollt

Sollte Ew. ꝛc. und dem Herrn Verfaſſer des Aufſatzes im Merkur, dieſe kleine Bemerkung nicht miſsfallen, ſo iſt meine Abſicht erreicht. ꝛc.

Lübek, den 15. Nov. 1786 M. M.

VI.

Sinngedichte. *)

Belinde.

Warum Belinde ihr Geſicht
In dichten Schleyer mag verſtecken?
Vielleicht in unſerm Buſen nicht
Den Zunder böſer Luſt zu wecken?
Vielleicht durch liſtiges Verſtecken
Die Neugier ſichrer zu erwecken?
Vielleicht auch aus Beſcheidenheit?
Ihr rathets nicht! Sie thuts aus bloſer Menſchlichkeit,
Belinde will uns nicht erſchrecken.

Junker Loh.

Wird mir der Himmel Söhne geben
So wird der Dümmſte — Pfaff, ich ſchwörs bey meinem Leben!
Erzach jüngſt zu ſeinem Pfarr der witz'ge Junker Loh:
Vortreflich rief der ſchlaue Vater,
Sehr gut geſagt! doch, Ihr Herr Vater
Der dachte, Gnäd'ger Herr, nicht ſo.

Frau

*) Zur Probe vieler anderer, welche in einer Sammlung der ſämtlichen Schriften des Herrn Schink bald erſcheinen werden.

Frau von Emmen.

Sie glaubt ſich ſelbſt die Frau von Emmen
Und ſie hat Recht, ſagt Antiquar von Knopf,
In einer Sammlung alter Gemmen
Wär ſie ein ſchöner Hochrelief.

An eine Schauſpielerin

die als Statue des Pygmalion ſehr beklatſcht wurde.

Willſt du daß wir dir klatſchen ſollen,
So wähle dir das Fach der — ſtummen Rollen.

Impromptü

ohnweit der Statue des Aeſculapius zu Pyrmont.

Hier wars, wo Hermann ſtand, und Tod und Felſenſtücke
Auf Römer niederwarf; hier floß Tyrannenblut;
Tief fiel die Sklaverey, und Freyheit kam zurücke,
Und Söhne teutſcher Kraft, geſund und ſtark und gut,
mit blauen Aug und hohem Muth im Blicke
gebahr das teutſche Weib am Buſen der Natur.
Jezt hinkt wo Hermann ſtand, ſein Enkel an der Krücke
im Hayn des Siegs herum und — braucht die Brunnen-Cur.

An die Verfaſſer von Sinngedichten.

Ein Sinngedicht ſoll gleich der Biene ſeyn,
So ſüß wie ſie, ſo ſtechend, und ſo klein.

W.

Warwik kommt zurük.

Nun, wo iſt er? er, der nicht warten kan, bis ſein Freund, Krankheit, mit mir fertig iſt?

Warwik.

Gnädigſter Herr, ich fand den Prinzen in dem nächſten Zimmer, mit Thränen der zärtlichſten Wehmuth ſeine Wangen badend, und in ſeiner Mine und Stellung eine ſo tiefe, ſo rührende Bekümmerniß ausgedrükt, daß die Grauſamkeit ſelbſt, bey ſeinem Anblik, ihren blutigen Dolch mit milden Thränen gewaſchen hätte.

König Heinrich.

Aber warum nahm er dann die Crone weg?

Der Prinz Heinrich zu den Vorigen.

Seht, hier kommt er. Komm hieher zu mir, Harry; verlaßt das Zimmer, laßt uns allein.

(Die Lords gehen ab.)

Prinz Heinrich.

Ich dachte nicht, daß ich Eu. Maieſtät wieder reden hören würde.

König Heinrich.

Dein Wunſch, Harry, war Vater zu dieſem Gedanken. Ich lebe zu lange für dich, du wirſt es müde. Iſt deine Begierde nach meinem leeren Thron ſo heftig, daß du dich meiner Vorrechte ſchon anmaaſſeſt, eh deine Stunde reif

Der
Teutſche Merkur.

December 1786.

I.

Geſchichte
Friedrichs des Großen.

Zweyter Zeitraum.

Von ſeiner Thronbeſteigung bis zum Breslauer Frieden.

1740 — 1742.

[Fortgeſetzt von Seite 37. October.]

Zu Ende des Decembers 1740. ſtand er ſchon vor Breslau, das die Oeſterreicher zu beſetzen Anſtalt machten. Auf ſeinem Zuge bis dahin hätte er keinen Widerſtand gefunden. Der kaiſerliche General Browne zog zwar einige Bataillons Infanterie und einige Eskadrons Cavallerie zuſammen, aber er war zu ſchwach, um etwas zu unternehmen. Die drey Feſtungen Glogau, Brieg und Neiß hatten zwar noch einige Bataillons in ihren Mauern, aber ſie brauchten ſolche zu

ihrer Vertheidigung. Der König ließ Glogau, das ziemlich stark befestigt war, nicht förmlich belagern, sondern nur einschliessen. Auf diese Weise hatte er sich schon zu Ende dieses Jahres in einem großen Theil von Niederschlesien festgesetzt.

Zu Anfang des folgenden Jahres drang er tiefer in Schlesien ein, nachdem er der Stadt Breslau die Neutralität in diesem Kriege zugestanden hatte. Der linke Flügel seines Heers traf am 3ten Jannar in der Gegend von Breslau ein, während der rechte Flügel unter dem Feldmarschall Schwerin, längs dem Böhmischen Gebirge hin, seinen Zug, dem König immer zur Rechten, nach Oberschlesien fortsetzte.

Von Breslau drang der König nach Oblau vor; der Commandant dieser Festung ward aufgefodert, und er räumte sie gegen freyen Abzug nach Mähren. Von hier sandte der König den General-Major von Jeetz ab, um das Land an der polnischen Gränze in seinem Namen in Besitz zu nehmen. Dieser fand daselbst den festen Ort Namslau mit dreyhundert Oesterreichern besetzt. Sie zogen sich, als sie seine Annäherung erfuhren, auf das Schloß, und ergaben sich erst zu Ende des Jänners nach einer mannhaften Gegenwehr.

Unterdessen rückte der König von Oblau über Grotkau nach Ottmachau, um sich daselbst mit dem Feldmarschall Schwerin zu vereinigen. Dieser hatte ein Corps

österr

öſterreichiſcher Dragoner, das ihm die Brücke über die Neiß ſtreitig machen wollte, zurück geworfen, und die Stadt Otmachau beſetzt. Die Beſatzung derſelben hatte er deshalb noch nicht zur Uebergabe zwingen können, weil es ihm an grobem Belagerungsgeſchütze fehlte. Dieſes brachte nun der König, und kaum hatte er einige Mörſer auffahren laſſen, um das Schloß zu bombardieren, als ſich die Beſatzung zu Kriegsgefangenen ergab.

Glatz ſollte unterdeſſen der Obriſt von Camas berennen. Aber er fand die Hohlwege, die zu dieſer Feſtung führen, ſtark verrammelt, verhauen und beſetzt, und deshalb jeden Angriff unthunlich und vergebens.

Von Otmachau ward der Feldmarſchall Schwerin über die Neiß detaſchirt, um den Feldmarſchallieutenant Grafen Browne, der in der Gegend von Neuſtadt ein Corps zuſammenzog, zu verjagen. Aber dieſer erwartete den preußiſchen Feldherrn nicht, ſondern rückte über Troppau und Jägerndorf nach Mähren. Schwerin beſetzte Troppau, und der Generalmajor von Kleiſt, Oppeln.

Dieſe Unternehmungen ſollten den erſten Feldzug beſchlieſſen, und die Völker ſollten in den Winterquartieren ausruhen. Der König gieng zu Ende des Januars nach Berlin zurück. Vorher ließ er noch die Feſtung Neiß drey Tage hindurch mit Bomben und

Feuerkugeln drängen, weil ihre Besatzung den Kriegsgebrauch barbarischer weise verletzt, und auf den Trompeter, der sie im Namen des Königs aufforderte, Feuer gegeben hatte.

Zu Berlin empfieng man den König mit mehr als zärtlicher Freude. Alles drängte sich, um einen Fürsten zu sehen, der seinen Unterthanen kaum gegeben ward, als er sie schon verließ und sich an der Spitze seines Heers den Gefahren des Krieges bloß stellte. Das königliche Haus glaubte ihn den Winter hindurch in seinem Schooße zu behalten; aber schon nach drey Wochen flog er nach Schlesien zurück, wo seine Gegenwart nöthig war.

Die Festungen Brieg, Glogau und Neiß waren (1741.) noch von seinen Völkern eingeschlossen. In Oberschlesien hatten sie unter dem Generalmajor La Motte, der den festen Paß Jablunka erobert und Teschen besetzt hatte, rasche Fortschritte gethan. Aber nun wurden auch die Oesterreicher thätiger. Sie zogen in Mähren ein Heer zusammen, das stark genug war, den König zu vermögen, daß er seine zerstreute Truppen näher zusammen rücken ließ.

Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, der Großglogau eingeschlossen hielt, dürstete nach einer Gelegenheit Kriegsruhm zu erwerben. Die Bloquade ward ihm langweilig. Das Geschütz zu einer förmlichen Belagerung war noch nicht angelangt, und seine

sieben

ſieben Bataillons waren für eine ſolche auch zu wenig. Er legte alſo dem Könige einen Entwurf zur Beſtürmung der Feſtung vor; der König billigte ihn und ſandte ihm noch zwey Bataillons Verſtärkung.

Leopold vertheilte ſein Corps in fünf Haufen. Alle mußten ſich äußerſt ſtille verhalten. Die erſte Glocke, die in der Stadt zwölfe ſchlug, gab das Zeichen zum Angriff. Sogleich näherten ſich von jedem dieſer Haufen einige Hauptleute mit ihren untergeordneten Officiers, mit Zimmerleuten, Trommelſchlägern und einem Detaſchement von Grenadieren und Musquetieren auf verſchiedenen Seiten der Stadt; ſie durchbrachen die Umpfählungen, räumten die ſpaniſchen Reiter und Verhacke fort, ſprengten die Thore, warfen die Grenadiers, die ſie beſetzt hielten, über den Haufen, bemächtigten ſich der Wälle und Batterien, drangen in die Stadt, überſchwemmten die Straſſen und zogen von allen Seiten nach dem Markte zu. Hier ſtieſſen ſie auf den Commandanten der Feſtung, den Grafen Wallis, der ſich mit 200 Mann ergab. Um Ein Uhr war die Feſtung erobert. Ihre Beſatzung ſtieg auf Tauſend Mann, die zu Kriegsgefangenen gemacht wurden.

Prinz Leopold führte den Angriff und war nebſt dem Markgrafen Carl einer der erſten, die den Wall erſtiegen. Durch ſeine Wachſamkeit verhütete er, daß der Soldat das Eroberungsrecht durch Plünderung

nicht ausübte. Der König versicherte dem Prinzen in einem Handbillet seiner Erkenntlichkeit und Freundschaft, den Prinzen Carl und die Officiers seiner Zufriedenheit und Gnade, und unter die Soldaten ließ er eine ansehnliche Geldsumme austheilen.

Die Eroberung von Großglogau war die erste wichtige und glücklich ausgeführte Unternehmung der preussischen Völker in Schlesien; auf diese folgten bald andere, die mehr ins Große giengen und deshalb entscheidender waren. Die erste darunter war die Schlacht bey Mollwitz.

Schon zu Ende des Februars war der unter den Waffen grau gewordene Krieger, Feldmarschall Graf von Neuperg, an die Spitze der Oesterreichischen Armee getreten. Der König schloß aus den Bewegungen die er machte, daß er willens sey, aus Mähren über Ziegenhals nach Oberschlesien hereinzubrechen, um den Feldmarschall Schwerin, der sich dort befand, von ihm abzuschneiden. Schon waren die leichten österreichischen Truppen, welche den preussischen an Menge weit überlegen waren, in Oberschlesien, und breiteten sich, indem sie letztere im kleinen Kriege zurücktrieben, immer mehr daselbst aus. Der König befahl dem Feldmarschall, sich gegen Neiß zurückzuziehen; aber der Feind war ihm zu nahe und zu stark, als daß ihm dieses hätte gelingen können. Sonach rückte ihm der König mit dem größten Theil seines Heers nach Oberschlesien

ſchleſien entgegen. Als er ſich am 2ten April von Jägerndorf nach Neiß zurückzuziehen gedachte, um letzteres einzuſchlieſſen, erfuhr er, daß ſich der Feind bey Freudenthal kaum zwey Meilen von Jägerndorf gelagert habe. Sogleich befahl er, daß ſich die ganze Armee zwiſchen Steinau und Neuſtadt zuſammenziehen ſollte. Der Feind hatte ſich in der Gegend von Neiß geſetzt, war über den Neiſſtrohm gegangen, bis Grotkau vorgerückt, und hatte daſelbſt achthundert preuſſiſche Rekruten, die unter einer ſehr ſchwachen Bedeckung ſtanden, ohne Mühe aufgehoben und zu Gefangenen gemacht. Vermöge ſeiner Stellung ſchnitt er den König von ſeiner Artillerie und ſeinen Magazinen bey Ohlau ab. Eine Schlacht war unvermeidlich. Der König bereitete ſich zum Angriff; aber wegen des unfreundlichen rauhen Schneewetters, kam es erſt am 10ten dazu.

Den 10ten April 1741 theilte der König ſein Heer in vier Haufen: die Reuterey in zwey, und das Fuſsvolk in zwey. In ihre Mitte nahmen ſie das Geſchütz. So rückte er gerade auf Ohlau loß. Auf dem Marſch erfuhr er durch Ueberläufer, daß das ganze Oeſterreichiſche Heer in und um dem Dorfe Mollwitz läge: als er dieſem Dorfe näher kam, konnte er deutlich ſehen, wie ſich die feindlichen Völker ſtellten. Plötzlich commandirte er halt! und ſein Heer dehnte ſich zur Rechten und Linken in zwey Schlachtordnungen aus. Die erſte führte Schwerin unter Aufſicht

des Königs, und die zweyte der Erbprinz Leopold. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückte der König in geschlossenen Gliedern dem Feinde entgegen. Vor der ersten Linie seines Heers, fuhren die Feldstücke. Diese feuerten auf die österreichischen Husaren und warfen sie um. Als der König dem Feinde näher kam, ließ er seine Linie mit Geschwindschüssen bedrängen. Der Feind litt großen Schaden dadurch, und entschloß sich des Königs Heer anzugreifen.

Plötzlich zog sich seine Reiterey zum rechten Flügel der Preußen, und stürmte von da mit solcher Gewalt und Wuth auf einen Theil der Preußischen Reiterey, der aus vier Schwadronen Husaren und einem Carabinierregiment bestand, daß dieser stode und zwey ihm anvertraute Bataillons im Stiche ließ. Aber diese verloren den Muth darum nicht. Sie feuerten pelotonweise auf die andringenden feindlichen Reiter, und wichen keinen Fußbreit. Er zog sich darauf nach der Flanke und brachte die Preußische Cavallerie auf dem rechten Flügel des Hintertreffens mit gleichem Muthe zum Weichen. Aber Leopold, dessen wachsames Auge überall sahe, drehete und schwenkte den Fußsoldaten, da wo Noth war, mit Vorsicht und Geschicklichkeit, und der Feind konnte seines Vortheils nicht genießen. Auch auf dem linken Flügel that die feindliche Reiterey einen Angriff, brachte auch dort die preussische zum Weichen, und ward wiederum von der

Infan-

Infanterie, die zwiſchen ſelbige geſtellt war, zurückgeſprengt.

Unterdeſſen rückte das Gros der preuſſiſchen Infanterie der öſterreichiſchen immer näher. Als ſie ſich mit kleinen Gewehren erreichen konnten, feuerten ſie von beyden Seiten auf einander, und die preußiſche drang unabläſſig vor. Leopold füllte eine Lücke in der preuſſiſchen Flanke, die durch das Vorrücken entſtanden war, mit zwey Bataillons aus dem Hintertreffen, und verhütete dadurch den Einbruch der feindlichen Reiterey, die von neuem anprallte. Sie ſtürzte ſich auf die Regimenter des Königs, Leopolds, Carls und Kleiſts; aber ſie ſtanden unverrückt; noch einmal ſtürmte ſie auf die rechte Flanke, ward abermals zurückgeworfen, und nun ergrif der feindliche Fußſoldat endlich die Flucht und der Reiter mit ihm. Die Preußen ſetzten ihnen durch Mollwitz bis Hühnern nach, und vierzehn Schwadronen unter Schwerin verfolgten ſie noch eine halbe Meile weiter.

Der Sieg war auf des Königs Seite, aber er hatte ihn von ſeinem tapfern Gegner mit nahe an fünf tauſend Todten, Verwundeten und Vermißten ſehr theuer erkauft. Unter den Todten befand ſich der Prinz und Markgraf Friedrich von Preuſſen, der General Graf Schulenburg, und der Oberſt Bork. Der Prinz ward, als er auf dem rechten Flügel nahe bey dem Könige focht, durch einige Flintenſchüſſe getödtet. Der

Graf Schulenburg bekam bey dem erſten Anfall der öſterreichiſchen Reiterey auf dem rechten Flügel, einen Hieb übers Geſicht. Er ließ ſich eilig verbinden, und jagte von neuen in die Schlacht. Hier traf ihn eine feindliche Kugel, und tödtete ihn auf der Stelle. Andere vortrefliche Feldherrn des Königs waren dem Tode ſehr nahe: Prinz Wilhelm, Schwerin, Kleiſt, Finkenſtein ꝛc. wurden verwundet; letzterer ein beſonderer Liebling des Königs, ſtarb auch einige Wochen nachher an ſeinen Wunden.

Die öſterreichiſchen Truppen zogen ſich nach Neiß zurück. Der König verſtärkte ſeine Armee durch ſieben Bataillons und ſieben Eskadrons, die unter dem Herzog von Holſtein Beck in den Fürſtenthümern Schweidnitz und Münſterberg in Winterquartieren gelegen hatten. Er hatte vor, die Feſtung Brieg zu erobern und machte alle Anſtalten dazu. Schon am 11ten April, ließ er alle Zugänge zur Stadt durch Detaſchements verſperren; einige Tage darauf rückte das ganze Heer in das Lager bey Mollwitz. Am 27. wurden die Laufgräben vor Brieg eröfnet, Batterien errichtet, Kanonen und Mörſer aufgefahren. Das Geſchütz beſtürmte die Stadt von vier Batterien: eine Bombe ſchlug in ein Heu- und Stroh-Magazin, und zündete; der Wind trieb die Flamme aufs Schloß, das in die Aſche gelegt ward. Die Belagerten konnten der Wuth des feindlichen Feuers nichts entgegen ſetzen.

Der

iſt? O thörichter Jüngling! Du ſuchſt eine Hoheit, die dich zu Grunde richten wird. Warte nur noch ein wenig; die Wolke meiner Würde wird von einem ſo ſchwachen Wind noch emporgehalten, daß ſie bald zertrieſſen wird. Du haſt etwas geſtohlen, das in wenigen Stunden ohne Verbrechen dein geweſen wäre; in meiner Todesſtunde ſelbſt haſt du noch das Siegel auf meine Erwartung gedrükt; dein Leben bewies, wie wenig du mich liebeſt; und du willt, daß ich mit der völligen Ueberzeugung davon ſterben ſoll. Du verbirgſt tauſend Dolche in deinen Gedanken, die du an deinem ſteinernen Herzen gewezt hat, eine halbe Stunde zu ermorden, die ich noch zu leben gehabt hätte. Wie? Kanſt du mich nicht noch eine halbe Stunde ertragen? So geh' dann, und grabe ſelbſt mein Grab, und laß die frölichen Gloken in dein Ohr tönen, daß du gekrönt biſt, nicht daß ich todt bin. Mögen alle die Tropfen, die meine Leiche bethauen ſollten, zu Balſam-Tropfen werden, dein Haupt zu heiligen; nur bedeke mich vorher mit ein wenig faulem Staub, und gieb den der dir das Leben gab, den Würmern. Stürze meine Staats-Bediente, vernichte meine Verordnungen; denn nun iſt eine Zeit gekommen, die aller geſezlichen Ordnung ſpottet. Heinrich der fünfte iſt gekrönt: Auf, Thorheit! Herab, königliches Anſehn! Alle ihr weiſen Räthe, hinweg! Und nun verſammelt euch aus allen Enden an den Engliſchen Hof, ihr müßigen Affen; nun, angrenzende Nachbarn, reinigt euch von euerm Unrath! Habt ihr einen Lotterbuben, der ſchwört? ſäuft? tanzt? die Nächte durchſchwärmt? raubt? mordet? und die älte-

ſten

Der Commandant ſteckte ſchon am 4ten May die weiſſe Fahne aus. Es ward ihm und ſeinen Leuten, unter der Bedingung binnen zwey Jahren nicht wider den König zu dienen, ein freyer Abzug nach Neiß zugeſtanden.

Der König blieb bis zu den letzten Tagen des May in dem Lager bey Molwitz; die öſterreichiſchen Völker lagen auch noch bey Neiß; bey dieſer kleinen Entfernung beyder Läger von einander, ward der kleine Krieg mit groſſer Lebhaftigkeit betrieben. In demſelben hatten die Wurm, Kiemark, Ziethen, Wunterfeld, dieſe nachmals ſo berühmten preuſſiſchen Feldherren, oft Gelegenheit ihren Muth und ihre kriegeriſche Talente zu zeigen.

Zu Anfange des folgenden Monats rückte der König näher an den Feind, um ihm eine Schlacht anzubieten; aber er zog ſich über die Neiße zurück, und der König nahm ſein Lager bey Strehlen. Daſelbſt blieb er bis in die Mitte des Auguſts, und während dieſer ganzen Zeit fiel nichts merkwürdiges war, auſſer daß die Kriegsgefangenen von beyden Seiten ausgewechſelt, und daß im leichten Kriege, einige kleinere und gröſſere Scharmützel unternommen wurden.

Um dieſe Zeit erfuhr der König, daß die Stadt Breslau, die er ſo ſchonend behandelt hatte, ein heimliches Verſtändniß mit der Gegenparthey unterhielte, und ſonſt mancherley unternähme, das ſeinem Intereſſe

esse zuwieder wäre. Er beschloß also, sie zu besetzen. Feldmarschall Schwerin machte den Entwurf, wie man sich ihrer ohne Blut und Schwerdtstreich bemächtigen könnte: (Sie hatte bey ihrer Weitläuftigkeit, ihre eigenen Soldaten und eine gut bewaffnete Bürgerschaft) und der Prinz Leopold und der Generalmajor von Selchow führten diesen Entwurf mit großer Geschicklichkeit aus. Bürger, Rath und Geistlichkeit leisteten dem Könige den Eid der Treue.

Unterdessen zog sich der Feldmarschall Neuperg in die Gegend von Schweidnitz, wo der König ein großes Magazin angelegt hatte. Um letzteres von dieser Stadt abzuschneiden, lagerte er sich bey Frankenstein. Sogleich verließ der König das Lager bey Strehlen, und lagerte sich auch bey Frankenstein, nahe an dem Feind. Dieser hatte sein Lager so vortheilhaft genommen, daß er unmöglich mit gutem Erfolg angegriffen werden konnte. Um ihn aus seiner Stellung zu locken, zog sich der König auf Neiß zu, und den 11ten September kam er in der Ebene von Woitz nicht weit von dieser Stadt an. Unmöglich konnte sich der Feind von Neiß abschneiden lassen; er brach also auf, lagerte sich dem Könige gegenüber bey Otmachau, und verwehrte ihm dadurch den Uebergang über die Neiße. Er zog also weiter, lagerte sich bey Neuendorf und gieng dann bey Köppitz ungehindert über diesen Fluß, um in Oberschlesien einzudringen und seinen Gegner entweder zu

einer

einer Schlacht oder zum Rückzuge nach Mähren zu zwingen. Oppeln und Krappitz ließ er beſetzen, und ſo rückte er dem Feinde immer näher bis nach Zülz. Letzterer wich der unvermeidlichen Schlacht abermals aus, verließ Neiß, und zog ſich nach Jägerndorf.

Neiß blieb nun ſeiner eigenen Vertheidigung überlaſſen. Der König theilte ſein Heer in drey Haufen: der eine ſollte unter dem Erbprinzen Leopold, Neiß berennen; der andere unter dem Generalmajor Truchſeß, den Feind verfolgen; und der dritte ein Lager ohnweit Neiß beziehen.

Prinz Dietrich von Anhalt-Deſſau erhielt Befehl, die Belagerung von Neiß zu regieren. Die Belagerten hatten den Biela-Fluß eingeſtemmt und dadurch alles um die Feſtung her unter Waſſer geſetzt. Das Waſſer mußte abgeleitet werden, ehe die Laufgräben eröfnet werden konnten. Dies geſchah, und nach dreytägiger unausgeſetzter Arbeit hatten die Belagerer drey Batterien: eine von dreyßig Zwölfpfündern, eine andere von zehn Mörſern, und eine dritte kleinere von zwey Mörſern, zu Stande gebracht. Drey Tage hindurch warf dieſes Geſchütz eine ungeheure Menge Bomben und Kugeln in die Stadt. Am dritten Tage Abends, den 31ſten October 1741, ließ der Commandant Chamade ſchlagen, und erhielt freyen Abzug mit allen kriegeriſchen Ehrenzeichen.

Nieder-

Niederschlesien war nun ganz in der Gewalt des Königs; doch glaubte er in diesem Jahre noch nicht genug gethan zu haben. Er selbst reisete zwar nach Breslau, und ließ sich dort als Herr von Schlesien huldigen, gieng auch von da weiter nach Berlin: aber statt seiner ließ er den Feldmarschall Schwerin in Ober-Schlesien zurück, der durch seine Tapferkeit und Kriegserfahrung die Oesterreicher nicht nur aus ganz Schlesien vertrieb, und Jägerndorf nebst Troppau besetzte, sondern auch Olmütz einnahm, und sonach seine Völker in Mähren die Winterquartiere beziehen lassen konnte.

Der Erbprinz Leopold mußte mit vierzehn Bataillons und funfzehn Eskadrons von Neiß nach Böhmen gehen, um sich mit den sächsischen und bayerischen Völkern zu verbinden, die schon seit dem October und November wider die Königin von Ungarn in Böhmen agirt hatten. Leopold hatte den Befehl, Glatz zu belagern, und die Winterquartiere in Böhmen zu nehmen. Beydes geschah. Der Prinz nahm das Hauptquartier zu Jungbunzlau, und verlegte seine Völker dergestalt, daß sie einen genauen Zusammenhang mit dem vereinigten Heere unterhalten konnten.

Ich führe nun meine Leser von dem kriegerischen Schauplatz zu dem politischen des Jahres 1741. über. Der König hatte auf diesem nicht weniger zu thun, als auf ersterm. An ihn, als an die Hauptperson, wandte sich alles, und schon sein Lager bey Strehlen war

war der Mittelpunkt aller Unterhandlungen. Faſt ganz Europa nahm mehr oder weniger Antheil an den Unruhen in Teutſchland.

Die Wahl eines neuen teutſchen Kaiſers ward ſchon zu Ende des Jahres 1740 angekündiget. Der König ward feyerlichſt dazu eingeladen und er ernannte ſeine beyden Miniſter Broich und Bogislav von Schwerin als Bevollmächtigte von ſeiner Seite. Am 1ſten März 1741. ſollte die Wahl vor ſich gehen, aber ſie kam kaum erſt nach Jahresfriſt zu Stande. Maria Thereſia hatte ihrem Gemahl, dem Grosherzoge Franz von Toskana, die böhmiſche Churſtimme übertragen. Churſachſen proteſtirte dawider, und bewies, daß dieſe Uebertragung den Reichsgrundgeſetzen und der pragmatiſchen Sanktion zuwider laufe. Dieſe Irrungen und der Krieg in Schleſien waren Urſach, daß man die Kaiſerwahl um drey oder vier Monate aufſchob, jedoch vorher die Streitigkeit wegen der böhmiſchen Churſtimme dadurch beyzulegen ſuchte, daß man ſie bey der dieſemaligen Wahl, doch ohne Folge für die Zukunft, völlig auſſer Wirkſamkeit ſetzte. Aber der böhmiſche Wahlgeſandte verließ Frankfurt und widerſprach dieſer Verfügung.

Unterdeſſen hatte Churfürſt Carl Albert von Bayern eifrigſt daran gearbeitet, den König für ſich zu gewinnen. Frankreich arbeitete mit ihm daran. Der König erklärte ſich für den Churfürſten, gab ihm ſeine

Stimme

Stimme bey der Kaiſerwahl, und trat mit ihm in eine nähere Verbindung, die zur Abſicht hatte, ſeine Anſprüche an Marien Thereſien zu unterſtützen. Auch Frankreich ließ, durch den Traktat von Nymphenburg verpflichtet, für ihn zwey Heere nach Teutſchland überſetzen. Das eine verband ſich mit den Bayeriſchen Völkern und machte Eroberungen in Oeſterreich und Böhmen; das andere näherte ſich den Hannöveriſchen Grenzen, um ſich dem Könige von England, der Marien Thereſien thätig unterſtützen wollte, entgegen zu ſetzen. Zu dieſer Verbindung traten noch zwey Mächte: Spanien und Churſachſen.

Spanien behauptete näheres Recht auf die Verlaſſenſchaft Carls des Sechſten zu haben, als Maria Thereſia, und gründete ſeine Anſprüche auf die Verzichts Akte Philipps des Dritten, worinn er ſich vorbehält: daß die männlichen Sprößlinge ſeines Hauſes, ſofern der öſterreichiſche Mannsſtamm ausgienge, den weiblichen Zweigen deſſelben auf ewige Zeiten vorgehen ſollten. Es machte Anſtalt dieſe Rechte mit den Waffen in der Hand auszuführen, und trat deshalb auf die Seite von Frankreich, Preuſſen und Bayern.

Bey der Uebermacht, die durch dieſe fünffache Verbindung Oeſterreich zu unterdrücken drohte, nahm Maria Thereſia ihre Zuflucht zu Unterhandlungen mit dem Könige. Sie glaubte ſich gerettet, wenn ſie ihn zum Freunde haben könnte; und wirklich er allein konnte

der groſſen politiſchen Gährung den Ausſchlag geben. Ihr Beſuch ward durch Grosbritannien und die Generalſtaaten unterſtützt. Die Geſandten dieſer Mächte ſuchten ihn in Schleſien auf, aber ihre Vorſchläge zum Vergleich wurden nicht angenommen. Als erſte Bedingung deſſelben verlangten ſie: Der König ſollte ſeine Truppen aus Schleſien zurückziehen — ſich mithin aller der Vortheile begeben, die er in dieſem Jahre ſo mühevoll errungen hatte? Dies war wider Ehre und Rechte des Königs, und er ſetzte ſeine Unternehmungen fort, ohne ſich vor Großbritannien und den Generalſtaaten zu fürchten, die ihre Verbindlichkeit gegen Marien Thereſien durch Soldaten und Hülfsgelder in Ausübung zu bringen drohten.

In den letzten Monaten dieſes Jahres, ließ Maria Thereſia dem König einen Theil von Schleſien gegen einen Frieden anbieten. Es wurden auf dem Schloße Klein-Schnellendorf in Oberſchleſien Unterhandlungen diesfalls gepflogen, aber es kam keine förmliche Convention zu Stande. Der engliſche Geſandte, Graf von Lynedoch, war in dieſer Sache von Seiten Oeſterreichs bevollmächtiget, und hatte eine Akte von achtzehn Artikeln aufgeſetzt, über die man zwar berathſchlagte, die aber nichts anders als eine Vorbereitung zu einem künftig zu ſchlieſſenden Frieden war, und mithin die Kraft einer förmlichen Convention nicht haben konnte; beſonders da ausdrücklich in

derſelben ſteht, daß der eigentliche Abtretungs-Traktat erſt gegen das Ende des Decembers geſchloſſen werden ſollte. Dieſes geſchah aber nicht, und der König war feſt entſchloſſen, ſeine Anſprüche, wie vorher, durch die Waffen geltend zu machen.

Rußland, Schweden und Dännemark ſchickten auch Geſandte zum Könige nach Schleſien, um einen Frieden mit ihm und der Königin von Ungarn zu vermitteln. Rußland drohte, wenn er ſeine Unternehmungen in Schleſien nicht einſtellte, der Königin thätig zu Hülfe zu kommen; und ſobald Anna die rußiſche Regentſchaft übernommen hatte, ſetzte ſich wirklich ein Corps ihrer Völker nach den Grenzen von Liefland in Bewegung. Bey ihrer eifrigen Theilnehmung an Marien Thereſien, würde ſie ſich bald mit Nachdruck für ſie verwendet haben, wenn ſie nicht bald darauf mit Schweden in Krieg verwickelt worden wäre. Dieſe Macht, die nicht ſowohl ihre Hand zur Vermittlung eines Friedens zwiſchen Oeſterreich und Preuſſen both, als vielmehr letzteres bey einem Kriege mit Rußland auf ſeiner Seite zu haben wünſchte, hatte alſo bey dieſen Umſtänden nichts von dem Könige zu befürchten.

So wie Schweden nur ſcheinbar einen Frieden zwiſchen dem König und der Königin von Ungarn zu vermitteln ſuchte, ſo auch Dännemark. Dieſes wünſchte nach dem Tode des Königs von Schweden dieſes Reich an ſich zu bringen, und gieng damit um, ſeinen

ſeinen Entwurf von den übrigen Mächten, wo nicht geſchützt, doch wenigſtens nicht verhindert zu ſehen. Der Kronprinz von Dännemark ſollte zum Thronfolger des ſchon bejahrten Königs Friedrich des Erſten von Schweden, der keine Erben hatte, erwählt werden, und Dännemark hatte ſich, um dieſen Zweck zu erreichen, einen ſtarken Anhang in Schweden zu verſchaffen gewußt. Die Beyſtimmung des Königs zu dieſer Unternehmung war nöthig, und auf dieſe zweckten die Unterhandlungen des Däniſchen Geſandten vorzüglich ab.

Große und glückliche Unternehmungen, wie ſie der König dieſes Jahr hindurch ausgeführt hatte, mußten natürlich Neid und Beſorgniß in gleichem Maaſſe erwecken. Wäre er durch die damalige politiſche Lage von Teutſchland und ganz Europa nicht ſo ſehr begünſtiget worden, ſo würden bald mehrere Feinde gegen ihn aufgeſtanden ſeyn. Die Tapferkeit ſeiner Truppen, ſeine eigne Kentniß der Kriegskunſt und die Erfahrung ſeiner Generale, wurden allen ſeinen Nachbarn fürchterlich, und einige unter denen, die nothgedrungen ſeine Freunde waren, arbeiteten ſogar in aller Stille daran, ihm Feinde zu erwecken, da ſie es ſelbſt nicht ſeyn konnten. Man legte ihm eine unwiderſtehliche Vergrößerungsſucht zu Laſt, und ſuchte dadurch ſeine nächſten Nachbarn, z. E. Pohlen und einige Reichsfürſten, mißtrauiſch zu machen. Man gab ihm

Schuld, er ſuchte als Proteſtant das katholiſche Bekenntniß zu unterdrücken, und man ſchilderte die Gefahren, die dem römiſchen Glauben dadurch erwachſen würden, wenn er im Beſitz eines Landes bliebe, wo ein bis daher dieſer Glaube der herrſchende geweſen ſey, als unausbleiblich und ſchrecklich. Er mußte alſo durch Staatsſchriften ausdrücklich erklären laſſen, daß weder die Freyheit Polens noch der Glaube des katholiſchen Schleſiens von ihm das mindeſte zu beſorgen hätten. Eben ſo mußte er die Gerüchte widerlegen, als ob er auf Bamberg, Würzburg und die Lauſitz, Anſprüche zu machen Willens wäre.

Alle dieſe Beſchuldigungen ſollten ſein Anſehen und ſeinen Einfluß bey ſeinen Nachbarn und Reichsſtänden ſchwächen, aber es gelang ihren Urhebern nicht. Viele Reichsſtände freuten ſich, in ihm einen Beſchützer ihrer Rechte und des Reichs auftreten zu ſehen, und giengen engere Verbindungen mit ihm ein. Einige überlieſſen ihm ſogar ihre Soldaten.

So ſehr der König durch dieſes Gewirre von kriegeriſchen und politiſchen Angelegenheiten faſt Tag und Nacht beſchäftigt ward, vergaß er doch das Wohl ſeiner Erbſtaaten keinen Augenblick. Alles gieng dort, von treuen und wachſamen Dienern geleitet, den alten feſten Gang. Einige hundert Coloniſten aus den pfälziſchen und zweybrückiſchen Ländern, wurden auf ſeinen Befehl aufgenommen, und mit vielen Freyhei-

ſten Sünden nach der neueſten Mode begeht? Freut euch, er wird euch nicht länger beunruhigen, in England wird er Dienſte, Ehre und Gewalt bekommen; denn Heinrich der fünfte nimmt der gekrümmten Ausgelaſſenheit den Maulkorb des Zwangs ab, und der raſende Hund hat nun Freyheit, ſeine Zähne in jeden Unſchuldigen einzuhauen. O! mein armes Land! von bürgerlichen Wunden entkräftet! Wenn meine Sorgfalt deine Ausſchweiffungen nicht dämmen konnte, was wird aus dir werden, wenn die Ausſchweiffung deine Fürſorge iſt? O du wirſt wieder eine Wildniß werden, von Wölfen, deinen alten Einwohnern, bewohnt!

Prinz Heinrich (kniend.)

O! vergebet mir, mein Gnädigſter Oberherr! Wenn ich vor Beklemmung und Thränen hätte reden können, ſo würde ich dieſe harte und ſchmerzliche Beſcheltung eher unterbrochen haben. Hier iſt eure Crone, und derjenige, der die Crone der Unſterblichkeit trägt, möge ſie euch noch lang' erhalten. Wenn ich ſie mehr liebe als euer Leben, und eure Ehre, ſo mög' ich nimmer von dieſem Boden aufſtehen, auf den mein getreues und von ſeiner Pflicht durchdrungnes Herz meine Knie niedergeworfen hat. Der Himmel iſt mein Zeuge, was für ein kalter Schauer mich befiel, da ich herein kam, und keinen Athem mehr an Eurer Maje, ſtät ſpürte. Wenn diß Verſtellung iſt, o! ſo mög' ich in meiner gegenwärtigen Wildheit ſterben, und die Zeit nicht erleben, daß ich der ungläubigen Welt die Veränderung zeigen könne, die ich bey mir ſelbſt beſchloſſen habe. Ich war gekommen euch zu beſuchen, und in der Meynung daß ihr

gen begnadiget. Die Privilegien der vorigen Könige wurden erneuert, und die Ausfuhr der Lebensmittel nach Sachsen ward wieder frey gegeben.

Für Gelehrsamkeit und schöne Künste verwandte er sich trotz den kriegerischen Stürmen nicht weniger wirksam. Wolf war schon seit dem sechsten Tage nach dem Antritt seiner Regierung wieder in Halle. Euler, in seiner Art nicht minder groß, ward aus Petersburg nach Berlin berufen. Eine Commission, deren Glieder die beyden Staatsminister Cocceji, und Marschall, der Vicekanzler Wolf und geheime Rath Jordan waren, besetzte von nun an alle Stellen an den Universitäten in seinem Namen.

Die schönen Künste, Malerey, Bildhauerkunst, Baukunst und Musik blieben mitten unter dem Geräusche des Krieges unaufhörlich beschäftigt. Die Schlösser zu Potsdam, Schönhausen und Charlottenburg wurden verschönert und in Berlin ward ein neues Operuhaus erbauet, wozu der Prinz Heinrich in des Königs Namen den Grundstein legte: dieses geschah den 5ten Sept. 1741. Tonkünstler, Sängerinnen und Tänzer wurden eben so angelegentlich zum Anbau der schönen Künste, als Rekruten zur Fortsetzung des Krieges, angeworben.

Weil der König Schlesien, sobald er es in Besitz genommen hatte, ganz als sein Land ansahe, so machte

er auch auf der Stelle ſehr mannichfache und vortheilhafte Veränderungen in deſſen innerer und äuſſerer Verfaſſung. Die Erzählung derſelben ſpare ich bis zu dem Zeitpunkte auf, wo ihm noch eine glückliche Schlacht den Frieden, und dieſer ihm den Beſitz von Schleſien verſchafte.

Schon in der Mitte des Jänners 1742 ging der König von Berlin nach ſeiner Armee zurück. Die veränderte Lage der Sachen machte eine frühere Anweſenheit nothwendig. Der Churfürſt von Bayern, Carl Albert, war an der Spitze der vereinigten Armee glücklich geweſen; er hatte Prag erobert, und ſich daſelbſt zum Könige von Böhmen krönen laſſen. Zwar eilte ein öſterreichiſches Heer zum Entſatz dieſer Stadt herbey; aber es kam zu ſpät. Sonach theilte es ſich in zwey Haufen. Der eine ward vom Prinzen Carl von Lothringen, und der andere vom Fürſten Lobkowitz angeführt. Jener ſetzte ſich in Böhmen, und dieſer in Mähren. Ein drittes Corps unter dem Grafen von Khevenhüller zog ſich in Oeſterreich zuſammen, ſchloß Linz, das von den alliirten Völkern beſetzt war, förmlich ein, und that ſchon Streifzüge bis nach Bayern. Um es von dort wegzuziehen, war es nöthig, daß das öſterreichiſche Heer in Böhmen und Mähren mit vereinten Kräften angegriffen wurde.

Der König nahm ſeinen Weg über Dresden. Dort beſprach er ſich mit dem König von Pohlen über die künf-

künftigen Unternehmungen in Mähren, wobey er ſich der ſächſiſchen Völker bedienen wolte. Von Dresden zieng er nach Prag, und beſprach ſich daſelbſt mit den franzöſiſchen Generalen über die Anſtalten und Entwürfe des bevorſtehenden Feldzuges. Von Prag eilte er nach Ollmütz, wo er in dem Schloſſe des Fürſt-Biſchofs Wohnung nahm.

Dieſe Stadt hatte Schwerin ſchon zu Ende des vorigen Jahres in Beſitz genommen. Sein Corps ward durch den Erbprinzen Leopold von der böhmiſchen Seite gedeckt. Der Generalmajor Derſchau hielt Glatz eingeſchloſſen, und hatte die Stadt auſſer der Burg in Beſitz. Der Ritter von Sachſen hatte mit 19 Bataillons und 30 Escadrons nicht weit von den mähriſchen Grenzen ſein Quartier genommen. In dieſer Stellung fand der König ſeine Völker.

Mit dem Könige kam neuer Muth und neue Thätigkeit zur Armee. Er blieb nur ſo lange zu Ollmütz, bis die Völker aus Schleſien ankamen, welche die Poſten, die er zu verlaſſen im Begrif ſtand, von neuem beſetzt halten ſollten. Sein Plan war, ſich ganz Mähren zu unterwerfen und von dort aus ſelbſt in Oeſterreich einzudringen. Dazu war nöthig daß man Iglau und Brünn in Beſitz nahm. Er beſchloß, jenes anzugreifen und einzunehmen, dieſes aber vor der Hand nur einzuſchlieſſen.

Um dieſe Zeit that der Baron von Pfinzner von öſterreichiſcher Seite abermals Vorſchläge zum Frieden, aber der König wies ſie, als unbefriedigend, von der Hand.

In der Mitte des Februars 1742 ſchickte der König den Prinzen Dietrich von Anhalt-Deſſau mit einem ſtarken Vortrupp nach Iglau voraus, und er ſelbſt folgte ihm mit der Armee. Der Feind verließ Iglau bey ſeiner Annäherung, und die Stadt ward mit Sachſen beſetzt. Der König rückte bis Znaim vor. Von da ſchickte er unter Poſadowsky und Schmettau ein Brandſchatzungscorps nach Oeſterreich, welches bis vier Meilen vor Wien ſtreifte. Zu Anfang des März nahm der König das Hauptquartier zu Selowitz, und Brünn ließ er enger einſchlieſſen.

Aber bald traten wichtige Umſtände zuſammen, die den König zum Rückzug aus Mähren nöthigten. Er hatte Mangel an Lebensmitteln; die Witterung war unerträglich; es riſſen Krankheiten unter den Soldaten ein; das öſterreichiſche Heer, das gegen ihn ſtand, hatte ſich anſehnlich verſtärkt, und die Hauptmacht der Königinn von Ungarn war im Begrif, ſich auf Prag und auf die weit ſchwächere Armee des Marſchall von Broglio zu werfen.

Der König zog ſich alſo zurück nach Böhmen. Die öſterreichiſchen leichten Völker beunruhigten ſeinen Rückzug,

zug, aber ſie wurden von ſeinem Nachtrab mit beſtändigem Verluſt zurückgetrieben. Auch der Ritter von Sachſen zog ſich nach Böhmen zu den ſächſiſchen Grenzen zurück.

Die Gegend, welche dem Heere des Königs, das durch Mangel, Witterung und ſtarke Märſche ſehr gelitten hätte, zur Cantonirung angewieſen ward, iſt eine der fruchtbarſten in Böhmen, und hat auſſerdem eine ſehr vortheilhafte Lage zwiſchen der Elbe und Saſſawa. Der rechte Flügel des Königs lief von Kattenberg, über Czaslau und Chrudim, bis Landskron; der Linke dehnte ſich bis Glatz aus. In dieſer Stellung erwartete er eine Verſtärkung aus ſeinen Erbſtaaten, die durch die Lauſitz zu ihm ſtoſſen ſollte. Er hatte vor, ſeine Völker in zwey Heere zu theilen: das eine ſollte unter ſeiner Anführung in Böhmen, und das andere unter dem Erbprinzen Leopold zu Bedeckung Oberſchleſiens gebraucht werden.

Unterdeſſen ergab ſich Glatz, den 25. April 1742, nachdem es vier Monate hindurch mit den Belagerern und mit dem äuſſerſten Mangel an friſchen Lebensmitteln mannhaft gerungen hatte, an den König. Die Beſatzung war bis auf 560 Mann, worunter ſich 300 Kranke befanden, herabgeſchmolzen.

Um eben dieſe Zeit erhielt auch der König die Nachricht, daß Prinz Dietrich von Anhalt-Deſſau

eine der ſchwerſten Unternehmungen glücklich ausgeführt habe. Dieſer muthige Feldherr, der ſchon den Rückzug des Königs nach Böhmen ſo glücklich gedeckt hatte, war mit ſeinem Corps ganz allein in Mähren zurückgeblieben. Er hatte Befehl, die dort noch vorhandene Magazine nach Troppau ſchaffen zu laſſen, und darauf ſich ſelbſt nach dieſer Stadt zu ziehen. Dies that er dann, von einem ſtärkern Feinde auf allen Seiten verfolgt, mit ſoviel Standhaftigkeit und Geiſtesgegenwart, daß er nichts verlor als einige Wagen, die bey dem ſchlechten Wege nicht fortgebracht werden konnten.

Der König war Willens ſeine Völker eine Zeitlang ausruhen zu laſſen; aber die Unternehmungen des feindlichen Heeres änderten die Lage der Sachen. Oeſterreich hatte immer noch geglaubt, den König zum Frieden zu bewegen, und ihn dadurch von ſeinen Bundsgenoſſen abzuziehen; deshalb hatten ſeine Generals den Befehl, ſich in kein Treffen mit ihm einzulaſſen. Aber da er alle Vorſchläge verwarf, die ſeine Forderung, die er itzt zum Erſatz der Kriegsunkoſten auf den größten Theil Schleſiens ausdehnte, nicht erfüllten: ſo bekam der Befehlshaber des öſterreichiſchen Heeres, Prinz Carl von Lothringen, den Befehl, ihn aufzuſuchen, und eine Schlacht mit ihm zu wagen. Ward ſie gewonnen, ſo glaubte man daß der König ſeine Forderungen mildern würde: gieng ſie verloren, ſo

mußte man dem Kriegsgeſchicke weichen, ſeine Forderungen erfüllen, und um jeden Preis mit ihm Frieden ſchlieſſen.

Prinz Carl brach demnach aus Mähren, das von den Preuſſen verlaſſen war, in höchſter Eil nach Böhmen auf, und war dort ehe man ihn vermuthete. Sobald der König ſeine Annäherung erfuhr, zog er ſeine Völker zuſammen, und legte ſie auf den Höhen von Chrudim in ein Lager. Prinz Carl ſchien den König von Prag und von ſeinen reichen Magazinen zu Nimburg, Podiebrad und Pardubitz abſchneiden zu wollen. Um dies zu verhindern, ſetzte ſich der König am 15ten May mit dem Vortrupp, der aus Zehn Bataillons Fußvolk, Zehn Schwadronen Huſaren und eben ſoviel Dragonern beſtand, in Bewegung. Erbprinz Leopold erhielt das Commando über die ganze zurückgebliebene Armee, und den Befehl, dem König mit derſelben zu folgen, ſobald ſie mit Brod verſorgt ſeyn würde.

Als der König mit ſeinem Corps auf den Höhen von Chotiebors angekommen war, erforſchte er den Feind von einem Hügel herab, und bemerkte ein Lager für ungefähr ſieben oder acht tauſend Köpfe. Am andern Morgen war dies Lager verſchwunden, und es fand ſich, daß es der Vortrupp des Feindes geweſen war, deſſen Hauptmacht ſich zwiſchen Setſch und Bojanow gelagert hatte. Sogleich ſandte der König an den Prinz Leopold den Befehl, bey Czaslau ſein Lager

ger zu nehmen, und überhaupt der Stadt Kuttenberg, von wo der König zu ihm ſtoſſen wollte, ſich ſoviel möglich zu nähern. Aber der Prinz fand Czaslau, wohin ihm der Feind zuvor geeilt war, ſchon beſetzt; deshalb lagerte er ſich zwiſchen Czirkowitz und Sehouſitz dergeſtalt, daß er das Dorf Chotuſitz vor der Fronte behielt.

Der König hatte vor, die Armee den 17ten ruhen zu laſſen, und am 18ten den Feind anzugreifen: aber Carl ließ ihm nicht Zeit dazu. Leopold ſahe ſchon den 17ten Morgens ſeinen Gegner dahereilen. Sogleich ließ er die äuſſern Poſten einziehen, die Reiterey aufſitzen, und das Fußvolk ausrücken. Dann ſandte er Eilbothen an den König mit der Nachricht, daß der Feind da, und das Heer ausgerückt ſey. Der König gab den Befehl zurück: ſeine Völker ſo zu ſtellen, daß er, wenn er zu ihm ſtieße, die Regimenter, die er mitbrächte, in das zweyte Treffen ſchieben könnte.

Unterdeſſen hatte Prinz Carl ſein Heer ſo geſtellt, daß ihm Czaslau im Rücken blieb. Der rechte Flügel ſeines Fußvolks hatte Chotuſitz, und ſeine Reiterey den linken Flügel der Preußen vor ſich. Letztere ward durch Untiefen, Graben und Schlüfte, die ſie vor ſich fand, gehindert, ihren Unternehmungen Lebhaftigkeit genug zu geben.

Leopold feuerte zuerſt auf den Feind, und unter den erſten Schüſſen kam der König an. Er billigte die

die Anſtalten des Prinzen, und befahl dem General-Lieutenant Buddenbrock mit der Reiterey des linken Flügels den rechten Flügel des Feindes anzugreifen. Der preußiſche Reiter ſtürzte auf den feindlichen, warf ihn zurück, ward aber, da er ſich dem Ausbruche ſeines wilden Muths zu ſehr überließ, von der zweyten Linie des feindlichen ſeinerſeits zurückgeworfen. Unterdeſſen fiel der feindliche Reiter linken Flügels den Preußiſchen auf dem rechten Flügel von der Seite an, und brachte einige Schwadronen zum Weichen: aber die übrigen ſtanden unverrückt, hielten den ganzen Anfall ab, und trieben dann den Feind ſo kräftig zurück, daß er die Ordnung unter ſich nicht wieder herſtellen konnte. So ſchwebte das Kriegsglück wechſelsweiſe von einer Seite zur andern, und der preußiſche Reiter konnte den öſterreichiſchen, und dieſer den preußiſchen nicht unterdrücken. Es wurden endlich nur Neckereyen. Einzelne Schwadronen warfen ſich wechſelsweiſe auf einander, ſchlugen, und wurden geſchlagen, und entſchieden nichts.

Der Fußſoldat kämpfte entſcheidender. Der Oeſterreichiſche griff den Preußiſchen an, drängte einige Bataillons durch Chotuſitz und ſteckte dieſen Flecken in Brand. Einige feindliche Bataillons, die ſchon zwiſchen den preuſſiſchen Linien waren, zogen ſich durch Chotuſitz zurück, weil ihnen Hülfe fehlte, ſetzten ſich aber ſogleich wieder hinter Zäunen und holen Wegen gerade

im

im Rücken der Regimenter Leopold und La Motte. Plötzlich ſchwenkten ſich dieſe, feuerten einigemal, ſtieſſen, da der Feind nicht wich, die Bajonnette auf, und drangen mit wildem Ungeſtüm auf ihn ein, zerriſſen ſeine Reihen, und trieben ihn in äuſſerſter Unordnung aus dem Flecken heraus. Aber ihr Muth vermochte nichts gegen die Uebermacht des Feindes. Sie wurden durch ein mörderiſches Feuer bedrängt, und ſtanden in Gefahr den errungenen Vortheil zu verlieren. Dies, bemerkte der König, und im Nu ließ er ſeinen rechten Flügel gegen Chotuſitz ſchwenken. Der Feind fürchtete die Gefahr überflügelt zu werden, ſchwenkte ſich, und verließ das Schlachtfeld in groſſer Unordnung. Der preuſſiſche Fußſoldat kanonirte und verfolgte ihn bis Czaslau. Die Reiter und Grenadier ſetzte ihm noch weiter nach. Der König nahm Czaslau ein, und machte daſelbſt einen feindlichen Generalmajor, viele Offiziers, und über fünf hundert Gemeine zu Gefangenen.

Dieſe Schlacht, in welcher die Reiterey beyder Heere nichts wichtiges that, und nur ein Theil des Fußvolks kämpfte, endigte ſich ohne groſſen Verluſt auf beyden Seiten. Bey den Angriffen ſelbſt, war ſich die Stärke faſt immer gleich. Der Reiter hatte auf beyden Seiten geworfen, und war geworfen worden. Dieſes Gleichgewicht endigte ſeine Unternehmungen. Der Fußſoldat hatte zum Weichen gebracht, und

war

todt seyd, und von dem Gedanken daß ihr es seyd, selbst beynahe todt, redte ich die Crone an, als ob sie mich verstehen könnte, und machte ihr diese Vorwürfe: Die Sorgen, die du machst, haben das Leben meines Vaters aufgezehrt, und also bist du, obgleich das feinste, das schlimmste Gold; anders Gold, obgleich minder fein, ist kostbarer, da es, in eine trinkbare Arzney aufgelößt, ein Mittel zu Erhaltung des Lebens ist; du hingegen, das feinste, das hochgeschäzteste, das glorreicheste, hast den der dich trug des Lebens beraubt. Indem ich sie so beschalt, mein Königlicher Herr, sezte ich sie auf mein Haupt, um mit ihr, wie mit einem Feind, der meinen Vater vor meinen Augen ermordet hatte, die Sache eines rechtschaffnen Erben auszufechten. Wenn sie aber mein Blut mit Freude anstekte, oder mit irgend einem stolzen Gedanken meine Seele schwellte, wenn ein rebellischer oder hochstrebender Geist in mir, auch nur mit dem schwächsten Grad von Vergnügen, ihre Macht willkommen hieß; so verhindre der Himmel, daß sie nie auf mein Haupt komme, und mache mich dem Aermsten unter allen gleich, die mit zitternder Ehrfurcht vor ihr knien!

König Heinrich.

O! Mein Sohn, der Himmel gab dir ein, sie von hinnen zu nehmen, um zu dieser Erklärung Anlaß zu machen, die dir deines Vaters Liebe in desto vollerm Maaß wieder giebt. Komm näher, Harry, seze dich zu meinem Bette, und höre, ich denke den lezten Rath, den ich dir jemals geben werde. Der Himmel weiß, mein Sohn, durch was

für

war gewichen; aber die Bewegung des Königs gab dem Preuſſiſchen Uebermacht und Sieg.

Der König nahm ſein Lager anfangs bey Nrzse, und darauf bey Kuttenberg; hier verſtärkte er ſich mit ſieben Bataillons und acht und zwanz'g Schwadronen aus Schleſien. Prinz Carl zog ſich bis Deutſchbrod zurück und unternahm nichts weiter, auſſer daß er ſeine leichten Völker in verſchiedenen Haufen abſandte, theils um die Bewegungen des Königs auszuforſchen, theils um ſeinen Völkern die Zufuhr abzuſchneiden, oder ſeine Magazine anzugreifen. Aber ihre Unternehmungen waren nicht von Belang, weil ſie gegen den disciplinirten Preuſſen nicht Stand halten konnten. So trieb der Obriſtwachmeiſter von Retzow ihrer viertauſend mit einem einzigen Bataillon von Pardubitz, und der Hauptmann Billerbeck ihrer fünfhundert mit hundert Grenadieren von Braunau ab.

Aber dieſe leichten Völker waren auch nur ein unordentlicher Haufen von Bauern, aus allen ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Provinzen zuſammengerafft, in alle Farben gekleidet und mit allen Arten von Wehren bewaffnet: mannhafte nervigte Leute, die allem Ungemach des Krieges und der Witterung Trotz bothen, wenn ſie Beute zu machen wußten; die aber, weil ſie von Kriegszucht nichts wußten, gegen keine gliederfeſte Linie regelmäßiger Völker zum Stehen zu bringen waren. Deſto beſſer waren ſie im kleinen Kriege auf

Vor-

Bergen, in Wäldern, in Hohlwegen, zum Ausforschen, zu gähen Anfällen auf sorglose Gegner; und zu andern kleinen Unternehmungen, die keinen festen Fuß verlangten, zu gebrauchen. Ihre Anführer waren nichts als Partheygänger, die von der Kriegskunst nichts wußten, den Zufall sorgen liessen, und ihr Volk in kleine, wie in grosse Fahrlichkeiten, ohne Ueberlegung hineintrieben.

So fruchtlos die Angriffe dieser Völker in Böhmen waren, eben so fruchtlos waren sie in Schlesien, (wo ein ansehnliches Corps Preussen unter dem alten Fürsten von Anhalt Dessau bey Jägerndorf stand) bis auf einen einzigen, da sie ein Regiment Kürassier-Reuter, das in der Hitze über eine schmale Brücke setzte, viertehalbtausend Köpfe stark umringten, und schier zu Grunde richteten.

Die Schlacht bey Chotusitz machte nun dem Krieg ein Ende. Maria Theresia ward nachgebender, und der König nahm die Vorschläge an, die sie ihm durch den britischen Gesandt-Grafen Hyndfort thun ließ. Er schloß mit ihr einen Separat-Frieden, dessen Präliminarien zu Breslau unterzeichnet wurden. Der Friedensschluß selbst kam den 28sten Jul. 1742 in Breslau zu Stande. Er gründete sich auf siebzehn Artickel, worunter der siebzehnte ein Separatartickel war. Die wichtigsten darunter sind folgende;

Bey-

Beyde Theile verſprachen ſich ewige Freundſchaft, und Vergeſſenheit alles deſſen, was vor und während dieſes Krieges vorgefallen. Sie wollten wechſelſeitig nie mit ihren Feinden in ein Bündniß treten, das wider dieſen Frieden wäre, auch vorhergemachten Bündniſſen, wodurch er beſchädigt würde, völlig entſagen. Diejenigen ihrer Unterthanen, die wechſelſeitig von einer Parthey zur andern übergetreten wären, ſollten einer förmlichen Amneſtie genieſſen, und in ihre Beſitzungen, die ſie verlaſſen, oder die man ihnen während des Kriegs genommen hätte, ohne Furcht der Strafe zurükkehren. Wollten ſie das Gebieth des Königs verlaſſen, und ihre Güter verkaufen, ſo ſollte es ihnen binnen fünf Jahren frey ſtehen; auch ſollte den öſterreichiſchen wie den nunmehrigen preuſſiſchen Unterthanen erlaubt ſeyn, in öſterreichiſche oder preuſſiche Dienſte nach Gefallen zu treten, oder, wenn ſie ſchon in ſolchen ſtünden darin zu bleiben.

Die Königin von Ungarn trat ganz Nieder- und Oberſchleſien mit Ausſchluß des Fürſtenthums Teſchen der Stadt Troppau und des Gebiets jenſeits der Oppau ꝛc. nicht minder die Grafſchaft Glatz an den König ab, und entſagte als Königin von Böhmen der Landeshoheit über dieſe Länder für ſich und ihre Nachkommen auf immer und ewig; dagegen that der König für ſich und ſeine Nachkommen auf alle alte und neue Anſprüche feyerlich Verzicht. Er verſprach, den katholi-

ſchen Glauben und deſſen Anhänger im ungeſtörten Beſitz ihrer Rechte und Freyheiten zu laſſen, behielt ſich aber vor, neue Verfügungen zu Gunſten des proteſtantiſchen Bekenntniſſes, jenen unbeſchadet zu treffen, und deſſen Bekenner in den Genuß unumſchränkter Gewiſſensfreyheit zu ſetzen. Er verſprach ferner, die auf Schleſien haftenden Schulden an Großbrittannien und die Generalſtaaten zu bezahlen, auch die Summen abzutragen, die einige Privatperſonen in Schleſien dem Steueramte und der Bankalität vorgeſchoſſen, und auf die Domainen von Schleſien geliehen hätten. Eben ſo verſprach die Königin von Ungarn, die Forderungen der preuſſiſchen Unterthanen an die Bank zu Wien, abzutragen.

Dieſer Friede, den der König ſeinem Muthe und ſeiner Standhaftigkeit zu danken hatte, ſetzte ihn in den Beſitz eines volkreichen, fruchtbaren Landes, deſſen Einwohner an erfinderiſcher Betriebſamkeit in Manufakturen und Künſten alle ihre Nachbarn übertrafen.

Nach einigen vorläufigen Anſtalten, die hauptſächlich die Regierung derſelben angiengen, begab ſich der König nach Berlin zurück; und ſeine Völker folgten ihm allgemach, und vertheilten ſich in die väterlichen Provinzen.

II.

Moriz.

Beſchluß des ſechſten und letzten Buchs.

Neuntes Kapitel.

Moriz ſchüttelt den alten Tobias.

Nun hatte ich Zeit und Gelegenheit genug, über das, was geſchehen war und geſchehen würde, nachzudenken. Es war gewiß, daß Tobias dem Herrn die ganze Begebenheit entdeckt hatte. Aber mein Schickſal lag mir nicht ſo ſchwer auf dem Herzen, als das Schickſal der Gräfin. Ich zitterte für ſie, wenn ich an die hitzige Gemüthsart des Grafen dachte; doch ward ich wieder durch den Umſtand getröſtet, daß er ſich gegen mich nichts weniger als jachzornig benommen hatte. Jeder andre wäre thätlich mit mir verfahren, aber er, läßt mich blos einſperren, und noch dazu durch einen Andern. Was auf dieſen Verhaft folgen würde, wußte ich freylich noch nicht.

Ich befand mich in einem runden Thurme, der vor Alters eine Warte geweſen zu ſeyn ſchien, jetzt aber als ein Gefängniß für ungehorſame Bauern gebraucht wurde. Eine ſchmale Wendeltreppe führte

hinab in ein finſteres Gewölbe, und eine andre hinauf in eine Art von Stube, die durch drey oder vier ſtark vergitterte Löcher ihr Licht erhielt. Ich ſaß eine Zeitlang auf der unterſten Stufe der Treppe, die hinan führte, und war in tiefen und traurigen Betrachtungen verſunken. Die Finſterniß, die rund um mich herrſchte, machte die Bilder, die meine Phantaſie ſich ſchuf, um ſo heller und heller; auch wurden ſie um ſo mannigfaltiger und zahlreicher, je verwickelter und verwirrter mein Schickſal mich dünkte, und je weiter ſich die Hoffnung eines guten Ausgangs von meinem Herzen entfernte. Man kann leicht denken, daß auch Malchen in dieſen Augenblicken mir erſchienen ſeyn müſſe. Mein Beſtreben, dieſes Bild, das mir doppelt peinlich war, von meinen Augen zu entfernen, gieng jedesmal in eine förmliche Herzensangſt über.

Endlich ſtieg ich die Treppe hinan. Ich fand in dem obern Behältniſſe nichts, als eine ſteinerne Bank und einen ſteinernen Tiſch. Dieſer handfeſte Hausrath erweckte in mir eine Beſorgniß, die mich mit jeder Minute heftiger peinigte. — „Wer wehrt es dem Grafen, rief ich troſtlos aus, mich Zeitlebens in dieſem undurchbrechlichen Kerker eingeſperrt zu halten? Er iſt Herr über ſein Geſinde, und kann den Verbrecher nach Willkühr ſtrafen! — Wenn ich auch rufe, wer hört mich? Wer es hört, kann mich nicht retten! Die großen Schlöſſer an der eiſernen Thür wider-

widerſtehen der Art, und die dicken Quadern und ſtarken Gitter dem Brecheiſen!„

Während ich ſo ſprach und dachte, hatte ich doch die Stärke meines Armes an den Gittern verſucht.

Es war ſchon finſter in meinem Kerker, als ich ein Geraſſel an der eiſernen Thür und die Stimme des alten Tobias hörte. Ich ſtieg hinab, und er reichte mir durch die Klappe, die in der Thür angebracht war, Brod und Waſſer herein. Ich darf dir nichts beſſeres geben, ſagte er gerührt, er hat es ſo befohlen!

„Aber, was ſoll aus mir werden, Tobias?“ rief ich, als ich meine karge Aetzung neben mir auf die Erde geſetzt hatte.

Gott weiß es! ſagte er, indem er den Kopf auf die Seite drehte.

„Und die Gräfin? Ich bitte dich, was iſt ihr geſchehen?„

Nichts! Er iſt dieſen Nachmittag lange mit ihr ſpatzieren gegangen: er war ſehr freundlich mit ihr, und ſie lachte einigemal laut auf.

„Lachte?“ rief ich mit Bitterkeit.

Ja, ich begreife es auch nicht, wie ſie lachen kann und wie er lachen kann — Er hat mich wohl zehnmal gefragt: „alſo nur auf den Knieen lag er vor ihr?“ — Ja, Gnädiger Herr, ſagte ich. — „Alter Narr, ſagte er darauf, ſo lange man auf den Knieen

liegt, hat es nichts zu ſagen. — Indeſſen laß ihn ſitzen bey Brod und Waſſer!„ — Aber wie lange gnädiger Herr? — „So lange ich will?„ ſagte er und kehrte mir den Rücken zu. O, lieber Wilhelm, dieſe kurze Antwort that mir ſehr weh.

„Und mir thuts weh, rief ich in raſender Wuth, daß ich — daß ich dich nicht habe — daß ich dich nicht den Berg hinabſtürzen kann — du alter verwünſchter Zeitungsträger!“

Ich fuhr bey dieſen Worten mit dem Arm plötzlich durch die Klappe, packte ihn bey der Schulter und ſchüttelte ihn gewaltig.

„Weiß man es dir nun Dank?“ fuhr ich fort, indem ich ihn bey jeder der folgenden Frage aus allen Kräften zuſammenrüttelte — „Haſt du mich nicht muthwillig in dies Loch gebracht? Habe ich dich nicht faſt auf den Knieen gebeten, du ſollteſt mich nicht verrathen? Und doch (hier ſchüttelte ich ihn am allergewaltigſten) und doch gehſt du hin und giebſt mich an?“

Mein Gott, ſchrye er, ich wußte ja nicht, daß das Knieen nichts auf ſich habe!

Ich ließ ihn endlich los, und er ſchlich ſich kopfhängend davon. In dem Augenblicke dauerte er mich wieder.

Zehntes Kapitel.

Noch ein Beſuch.

Als ich mich bückte, um meine Gefangenkoſt aufzuheben, fand ich weder Waſſer noch Brod. Ich hatte in der Hitze die Waſſerflaſche zertreten, und das Brod hinter mir die Treppe, die in das unterirrdiſche Gefängniß führte, mit dem Fuße hinabgeſtoßen. Kaum war ich dieſes Unglücks gewiß, als ich die Klappe in der Thür aufriß, und ein paarmal Tobias! Tobias! mit ſolcher Anſtrengung herausbrüllte, daß das Echo ein zehnfaches Tobias, Tobias, von den umliegenden Felſen eben ſo gewaltig zurückgab.

Jeſus, ich ſterbe! ließ ſich in eben dem Augenblick eine Stimme hören — Ach, ach, ach!

Ich ſah hinaus, und erblickte eine weibliche Geſtalt, die vor Schrecken zu Boden geſunken zu ſeyn ſchien. Mit der linken Hand hielt ſie ſich die Bruſt, wie wenn man auſſer Athem iſt, und mit der rechten bedeckte ſie beyde Augen. —

Wer iſt da? rief ich. Ein paar Dutzend O und Ach waren die Antwort.

Ums Himmels willen, wer iſt denn da? rief ich von neuem. Aber die O und Ach nahmen kein Ende. Endlich hörte ich nach einem dritten Zuruf ein klägliches: Ach lieber Wilhelm! und nun erkannte ich — Liſetten.

„Was bringst Sie mir? ſagte ich wildes Herzens — Kommt Sie auch, um zu lachen, wie Ihre Frau?„ Nur ſtille erwiederte ſie, daß uns niemand hört! Ich habe mich unvermerkt hinter dem alten Tobias hergeſchlichen, und ſo lange verſteckt gehalten bis er weg war. Als Sie ſo abſcheulich ſchryeen, bin ich —

„Ich bitte Sie um alles in der Welt mach' Sie's kurz! — Iſts wahr, daß die Gräfin gelacht hat?„ —

Freylich hat ſie das, und warum ſollte ſie nicht? Sie hat für den Grafen einen ſo herrlichen Roman erſonnen, und er hat ihn ſo treuherzig für wahr gehalten, daß wohl der Ernſthafteſte hätte lachen müſſen. Sie ſind zu einem blöden Schäfer gemacht worden, der ſchon beym Gedanken an ſeine Geliebte auf die Kniee fällt. Sie hätten ſich in die Gräfin verliebt (ſo lautete die Geſchichte) ohne daß ſie etwas dafür gekonnt, und gerade damals, als Tobias in der Laube dazu gekommen ſey, hätten Sie ihr knieend einen Blumenſtrauß überreicht, und daß Uebermaaß Ihrer Liebe hätte Ihnen beym ihe das Herz abgeſtoßen. Sie würde die ganze Geſchichte dem Grafen ſelbſt erzählt haben (ſetzte ſie hinzu) wenn ſie nicht auf eine Gelegenheit gewartet hätte, wo er ſich mit eignen Augen von Ihrer demuthsvollen Liebe hätte überzeugen können. Ich that während der ganzen Erzählung, als ob ich vor Lachen auſſer mir ſey, und flochte gelegentlich noch eine Menge närriſcher Anmerkungen ein, die ich über

ihre

für Seiten-Wege und krumme Pfade ich zu dieſer Crone gekommen bin, und ich ſelbſt weiß am beſten, wie unruhig ſie auf meinem Haupte ſaß. Zu dir wird ſie in beßrer Ruhe, mit beſſrer Meynung und mit einem beſſern Titel herabſteigen: Denn alle Vorwürfe, die der Gelangung dazu gemacht werden können, gehen mit mir zu Grabe. Dieſe Crone ſchien an mir nur eine gewaltthätig an mich geriſſene Zierde, und es lebten ihrer viele die mir vorrüken konnten, daß ſie mir dazu verholfen hätten; und daraus mußte täglich Zank und Blutvergieſſen entſtehen; der Friede, deſſen ich genoß, war unſicher, und alle Augenblike von Unternehmungen unterbrochen, die meine Crone und mein Leben in Gefahr ſezten. Meine ganze Regierung war wie ein Schauſpiel, wovon Empörung und Selbſtvertheidigung der Inhalt war. Aber nun ändert mein Tod die Scene; was bey mir erobert war, fällt unter einem ſchönern Titel auf dich, denn du trägſt die Crone durch das Recht der Erbfolge. Allein ob du gleich ſichrer ſtehſt als ich, ſo ſtehſt du doch nicht feſt genug, da die Beſchwerden noch ſo friſch ſind, und allen denen, die du nun zu deinen Freunden machen muſt, der Stachel erſt ſo kürzlich ausgezogen worden iſt. Ich rede von den Erben und Freunden derjenigen, durch deren verbrecheriſche Künſte ich emporgeſtiegen, durch deren Macht ich beſorgen mußte, wieder geſtürzt zu werden, und denen ich deßwegen zuvor kam. Meine Abſicht war, ſie in das heilige Land zu führen, damit nicht Ruhe und Muſſe ſie veranlaſſen möchte, zu tief in unſern Staat hinein zu ſchauen. Laß es alſo deine vornehmſte Maxime ſeyn,

mein

ihre verliebte Raſerey gemacht haben wollte, da Sie mich zur Vertrauten ihrer Qualen gebraucht hätten. Genug, wir brachten den Grafen ſo weit, daß er lachte, und damit hatten wir gewonnen. Am Ende machte er aber doch die Anmerkung, es ſchicke ſich, ſo lächerlich auch die Geſchichte ſey, dennoch für eine Gräfin ſehr ſchlecht, einen armen Pinſel zum Narren zu machen; und wenn ſie ihm eher einen Wink davon gegeben hätte, ſo würde er's ihr unterſagt haben. Sie wären ein ehrlicher Kerl, der ihr noch dazu das Leben gerettet hätte, und hätten es nicht verdient, daß man ſich luſtig über Sie machte.

„Bey Gott! rief ich auf einmal aus der Tiefe meines Herzens: das habe ich auch nicht verdient!„

Seltſamer Menſch, ſagte Liſette, haben Sie denn vergeſſen, daß das alles nur im Spaße geſagt war? Im Herzen dachte die Gräfin ganz anders.

Dieſe Worte brachten mich wieder zu mir ſelbſt. Ihre Erzählung, und das ewige Lachen über mich, hatten meine Empfindlichkeit rege gemacht, und allmählig hatte ſich der Gedancke in meinem Kopfe feſt geſetzt: ob mich die Gräfin nicht würklich zum Beſten gehabt hätte? Daß ſie ſo ſprechen mußte, um ſich und mich zu retten, hatte ich ganz vergeſſen.

„Und was beſchloß der Graf über mich?„ fuhr ich fort.

Er verlöre an Ihnen einen treuen Kerl, ſagte er, denn er ſehe ſich genöthigt Sie wegzuſchicken. Leuten Ihres Standes ſey es wohl erlaubt, mit eigener Lebens-Gefahr Gräfinnen das Leben zu retten, aber ſich in ſie zu verlieben, müſten ſie ſich nicht einfallen laſſen. Deshalb wollte er Ihnen, um Ihres eigenen Beſten willen, mit einem kleinen Denkzettel den Abſchied geben.

„Denkzettel, Denkzettel! rief ich: Mit was für einen Denkzettel? Ließ er ſich nicht drüber aus, was für ein Denkzettel das ſeyn ſollte?“

Dieſe Worte ſagte ich mit einer Heftigkeit, die meinen Thurm wiederhallen machte.

Ich weiß nicht, wie er es meynte!

„Machte er keine Bewegung mit den Augen, oder mit der Hand, woraus du hätteſt ſchlieſſen können wie er das meynte? Ich bitte dich, ſaheſt du gar nichts?„ —

Nun, was wird es ſeyn? Er hob die rechte Hand in die Höhe und ließ ſie wieder ſinken.

„Himmel und Hölle, ſchrye ich: ſo wie man die Hetzpeitſche oder den Prügel ſchwingt? — Es iſt ſein Tod, wenn er ſich thätlich an mir vergreift — ſein und mein Tod, das ſchwöre ich ihm!„

„Dafür laſſen Sie uns ſorgen! Es wird Ihnen nichts geſchehen! Morgen kömmt eine Freundin der Grä-

Gräfin an, für die er ſich ihres Schickſals wegen beſonders intereſſirt, und deren Bekanntſchaft er ſchon lange zu machen gewünſcht hat: da bitten wir ihn während der erſten Freude, daß er Sie los läßt, und die Fremde muß mit uns bitten, ſo kann er nicht widerſtehen!

Ich hörte ihre Reden wie im Traume an; denn ich hatte während derſelben ſchon einen Plan erſonnen, wie ich den Schimpf nach den Geſetzen der Ehre abwaſchen wollte, wenn er mich prügelte, oder prügeln ließe. Ich wollte hingehen, die Fuchshöhle aufſuchen, worinn ich meine Uniform und Degen vergraben hatte, und mich ihm als Soldat und Cavalier, den bloſſen Degen in der Hand, vor die Augen pflanzen! Da ſollte er erſtaunen, da ſollte er ſich wundern, was aus ſeinem Jäger geworden wäre! Dieſer Gedanke gefiel mir ſo, daß ich heimlich, und ohne es ſelbſt zu billigen, endlich ſogar wünſchte, es möchte dem Grafen gefallen, mich mit einem thätlichen Denkzettel fortzuſchicken.

„Aber wenn ich nun fort muß?„ ſagte ich kläglich. — Dieſe Worte waren die Quelle zu einem Thränenſtrom von Seiten Liſettens. Jedes Wort, das ſie ſagte, flog mir mit einem Schluchzer entgegen, und da ſie am Ende keinen artikulirten Laut mehr hervorbringen konnte, ſo floß ihre ganze Tonleiter in eine ſeltſame Heulſprache zuſammen, die eben ſo ſchwer zu beſchreiben als unangenehm anzuhören iſt.

Mit

Mir war es ſehr leid, daß ich zu dieſer ſonderbaren aber gut gemeynten Muſik den Ton angegeben hatte. Um ſie zu beruhigen, ſtellte ich mich auch betrübt, und ich tröſtete ſie, da ich von ihr nach jener traurigen Aeuſſerung Troſt erwartet hatte. Die Grämin lag mir tiefer im Herzen, als ich es mir je geſtanden hatte, doch bey weitem nicht mehr ſo tief, als drey Stunden vorher, wo ich noch nicht wußte, daß ſie, während ich in einem finſtern Kerker, von aller Welt verlaſſen, jammerte, ſo herzlich hätte lachen können. Man wird über mich lachen nach dieſem Geſtändniß, ich weiß es wohl: aber ich gebe mich jedem Spotte willig bloß, weil ich weiß, daß man in dieſem Falle nicht mich, ſondern die Natur ausſpottet.

Auch auf Liſetten fiel ein Theil meines Unmuths, weil ich mich, ſobald ich mich ihrer gewöhnlichen guten Laune und Verſchmitztheit erinnerte, des Gedankens nicht erwehren konnte, daß ſie und ihre Frau mich würklich zum Beſten gehabt hätten. Ich wurde jeden Augenblick ſtiller und zurückhaltender, und als mich Liſette um die Urſache davon fragte, antwortete ich: mich plagten Hunger und Durſt zugleich, weil ich meine Gefangenkoſt die finſtere Treppe hinab geſtoßen hätte.

Sie flog davon, kam aber eben ſo hurtig zurück, und trippelte unentſchloſſen, und ohne eine Urſache ihrer plötzlichen Zurückkunft angeben zu können, vor mei-

meinen Augen herum. Endlich kam es heraus, daß ſie ſich fürchte, den dunklen Gang durchs alte Schloß zurückzugehen. Ich wußte nicht, ob ich lachen, oder mich erzürnen ſollte. Es hatte allen Anſchein, daß ich dieſe Nacht hungrig und durſtig würde zubringen müſſen. Auch ſie hätte am Fuße meines Thurms, von der friſchen Nachtluft durchdrungen, ein trauriges Lager gehabt. Ich ſtellte ihr dies vor, und vermogte ſie, ein paarmal von neuem anzuſetzen; aber ſie kam jedesmal auſſer Athem zurück. Sie weinte endlich über ihre Furchtſamkeit, ward aber um nichts beherzter dadurch. Je weniger ich Hoffnung behielt, meine Eßluſt zu befriedigen, deſto ſtärker ward dieſe; je öfter Liſette verſuchte ihre Furcht zu überwinden, deſto furchtſamer ward ſie. Wir waren beyde in der aller bedauernswürdigſten Lage!

Da es aber keine Verlegenheit giebt, aus welcher ſich nicht ein Weiberkopf gut — oder ſchlecht zu ziehen wüßte, ſo blieb auch Liſette in der gegenwärtigen nicht ſtecken. Sie bannte den Geiſt der Furchtſamkeit mit einem — o Wunder! — mit einem Zwirnfaden!

Ich mußte meine Hand zur Klappe herausſtrecken. Nachdem ſie mir ſolche herzlich gedrückt hatte, band ſie mir einen Faden an den Daum, behielt den Knäuel in der Hand, und ſo unternahm ſie das große Wagſtück, durch den finſtern Gang des alten Schloſſes zurückzugehen. — „Ich ſollte nicht vergeſſen zuweilen zu

zu-

zupfen, sagte sie, als sie ihre Reise antrat, damit sie sicher wäre, daß der Faden nicht zerrissen sey!„ — Wahrhaftig, diese Anstalten musten ihren Muth anfrischen! Mit einem bekannten herzhaften Menschen, der in einem Thurm zwischen drey Ellen dicken Quadern eingesperrt ist, durch einen Zwirnfaden, auf zwey bis dreyhundert Schritte zusammenzuhangen, und durch sein Zupfen jede Minute erfahren zu können, daß — der Faden noch an seinem Daum befestigt ist: dies war ein Umstand, der alle Furcht vor Gespenstern und Kobolden, eben so gewiß von ihr entfernt halten mußte als es ausser allem Streit ist, daß Amulette und Lukaszettel (die seit einiger Zeit unverdienter Weise einen übeln Geruch angezogen haben) mehr als Einen gefährlich Kranken vom Tode errettet haben.

Sie kam in kurzer Zeit, mit einer zweyten Aegide in Gestalt einer Blendlaterne gegen die Furcht bewafnet, zurük, und brachte mir allerley Gebacknes, welches ihr die Gräfin selbst für mich gegeben hatte. Die Gräfin ließ mir sagen, ich sollte mich nur bis morgen ruhig verhalten, und meiner Loslassung wegen ausser Sorgen seyn. Würklich bemengte ich mich jezt nicht mehr so sehr mit bangen Erwartungen über den Ausgang meines Verhafts. Der Graf sahe den Vorfall in der Laube von einer lächerlichen Seite an, und schickte er mich mit einen Denkzettel fort, so wußte ich, daß nicht weit von hier in einer Fuchshöhle die Werkzeuge meiner Rache zu finden waren.

Aber

Aber die Beruhigung, die mir dieſer Gedanke verſchaffte, war von kurzer Dauer. Liſette, die es ſich, während ich aß, ſehr angelegen ſeyn ließ, mich zu unterhalten, erzählte mir als eine ſeltſame Mordgeſchichte, daß der Graf dieſen Nachmittag in einer — Fuchshöhle, auf die ihn ſeine Diane aufmerkſam gemacht hätte, eine vollſtändige S** Officiers-Uniform mit Degen und Cordon gefunden habe, die noch ganz neu wäre und vor kurzem erſt dort vergraben ſeyn müßte. Ihr Beſitzer ſey vermuthlich im Walde angefallen und erſchlagen worden. Um durch den Verkauf ſeiner Uniform nicht verrathen zu werden, hätten ſie die Räuber in jener Höhle vergraben.

Mir vergieng Hören und Sehen bey dieſer Geſchichte. Die gefundne Uniform war die meinige, welches noch dadurch auſſer allem Streit geſetzt ward, daß Liſette, die ſie ſelbſt geſehen haben wollte, mir verſicherte, ſie habe einen rothen Kragen und rothe Aufſchläge gehabt. — „Weil ſie den Erdgeruch angezogen hätte, ſetzte ſie hinzu, ſo habe ſie der alte Tobias unter der Linde aufgehängt, damit ſie austrocknen ſollte. Unter dem Stichblatte des Degens hätten Buchſtaben geſtanden, die vermuthlich den Namen des Erſchlagenen angedeutet hätten. Der alte Tobias habe ſie aufmerkſam betrachtet, und zum Herrn geſagt: er habe dieſe Buchſtaben ſchon ſonſt irgend wo geſehen, wo ſie ihm aufgefallen wären; aber da ſein alter Kopf ſchwach ſey, ſo erinnere er ſich nicht mehr, wo?

„Die

Dieſer letzte Umſtand brachte mich vollends aus aller Faſſung. Unter dem Stichblatte meines Degens waren die Anfangsbuchſtaben meines Namens eingegraben; auf dem Knopfe meines Rohrs, das ich nicht mit vergraben hatte, ſtanden ſie auch: dies hatte der alte Tobias geſehen, und daher war ihm der Chiffer bekannt. Ich war ſo gut als verrathen, wenn ihm mein Rohr unter die Augen kam, oder wenn er ſich auch nur daran erinnerte.

Um Liſetten meine Beſtürzung nicht zu verrathen, gab ich Müdigkeit vor, und bat ſie, mich zu verlaſſen. Sie wünſchte mir unter Seufzern und Thränen, die um ſo häufiger wurden, da ſie ſich an mein hartes Nachtlager erinnerte, eine herzliche gute Nacht, und entfernte ſich.

Eilftes Kapitel.

Moriz ein Mörder.

Aber, ich hätte keine gute Nacht gehabt, und wenn ein Lager von Flaum und Eiderdunen auf mich gewartet hätte. Tauſend ängſtliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf, und hielten den Schlaf weit von mir entfernt. Was ſollte aus mir werden, wenn man mich als Beſitzer der gefundnen Uniform, und zugleich als S** Officier, der Deſerteur war, entdeckte, feſt hielt, und an mein Regiment zurücklieferte, oder mir, wohl

wohl gar, als einem Spion, der die nahgelegene neue Feſtung hätte aufnehmen und verrathen wollen, den ſchimpflichſten Proceß machte? Daß auch der Graf nach dieſer Entdeckung, das Knien vor ſeiner Gemahlin ernſthafter, als vorher da er mich für einen gewöhnlichen Jäger hielt, aufnehmen würde, und daß die Folgen davon für mich und ſeine Gemahlin um ſo ſchrecklicher ſeyn würden, da er wohl wiſſen konnte, daß mein Regiment in L**, alſo an eben dem Orte ſtand, wo ſie in Penſion geweſen war, und er mithin leicht glauben konnte, meine Verkleidung als Jäger ſey ausdrücklich unter uns abgekartet geweſen, um ihn zu entehren: daß alle dieſe Umſtände, ſo bald jene Entdeckung ins Klare geſetzt war, wie Blitz und Schlag über mich hereinbrechen müßten, fand ich ſo natürlich, ſo unumgänglich gewiß, daß ich in eine Raſerey darüber verfiel, die durch das Bewußtſeyn meiner undurchbrechlichen Verwahrung, bis zum höchſten Grade wilder Verzweiflung getrieben wurde. Dieſe Nacht werde ich nie vergeſſen. Aber auf ſie folgten noch zwey ſchrecklichere Morgenſtunden.

Ich hatte, als es lichte ward, ganz unwillkührlich eines der Papiere in die Hand genommen, worein das Kuchenwerk, das mir Liſette brachte, gewickelt war. Lange hatte ich es in der Hand zerdrückt und wieder entfaltet, je nachdem mich der Schauer der Verzweiflung zuſammenſchüttelte, oder mich auf eine Zeitlang

wieder verließ. Auf einmal fiel mir der Name Amalia von Lehmnitz in die Augen. Ein gewaltſamer Schlag fuhr mir durch alle Glieder. Ich hatte nicht Muth genug zu leſen, was in dieſem Briefe ſtand, ſo wenig es auch war. Nur dieſe vier Zeilen waren es:

„Morgen in der Frühe, meine Liebe, drücke ich Dich an mein Herz. Nicht eher werde ich Dich verlaſſen, bis mein Schmerz geheilt iſt: ſey es durch Deine Freundſchaft, oder durch den Tod.“

O, das war zuviel für ein menſchliches Herz! Ich ſchlug ohne Bewußtſeyn zu Boden. Wie weſenloſe Schatten ſchwebten Malchen, und ihre Schweſter als Mannsperſon verkleidet, mit einem Stich durch die linke Seite, vorüber. Ich ſtrebte nach dieſen geliebten Schatten, ich rang, ich weinte nach ihnen; aber ach! mich ſchloß ein dunkler Kerker ein, und ſie ſchwanden und zerflatterten in Luft!

Dieſer Traum, den ich wachend träumte, war ein unordentliches Gemählde der Gedanken-Trümmer, die während dieſen ſchrecklichen Augenblicken durch ihr Gedränge meinen Verſtand zerrütteten, und meinen Körper zu Boden warfen.

Was für ein Licht gieng mir durch dieſe vier Zeilen auf! Malchen war alſo doch die Freundin, die jenen Brief, deſſen Aufſchrift mich damals ſo erſchreckte, an die Gräfin geſchrieben hatte! Mein Nebenbuhler, deſſen Anblick mir damals den Verſtand raubte,

mein Sohn Harry, schwindlichte Köpfe mit auswärtigen Angelegenheiten zu beschäftigen; damit sie ihr Feuer in entfernten Provinzen ausarbeiten, und unter dieser Arbeit das Andenken der vorigen Tage verlichren. Ich wollte noch mehr mit dir reden, aber meine Lunge ist so schwach, daß ich es nicht länger aushalten kan. Wie ich zu dieser Crone kam, o Gott, vergieb mir! und laß sie ruhig und glüklich auf meines Sohnes Haupte sizen!

Prinz Heinrich.

Mein Gnädigster Herr, ihr habt sie gewonnen, getragen, erhalten, und auf mich gebracht; mein Besiz ist also klar und rechtmäßig; und rechtmäßig will ich ihn auch, so viele Müh es kosten mag, gegen die ganze Welt behaupten.

Lord John von Lancaster und Warwik, treten auf.

König Heinrich.

Sieh, sieh, hier kommt mein Sohn Lancaster.

Lancaster.

Gesundheit, Frieden und Glük, meinem Königlichen Vater.

König Heinrich.

Du bringst mir Glük und Frieden, Sohn John; aber die Gesundheit ist mit jugendlichen Schwingen aus diesem kahlen verdorrten Stamm weggeflohen. Nachdem ich nun auch dich gesehen habe, so sind meine zeitlichen Geschäfte vorbey -- Wo ist Milord von Warwik?

Prinz

und nach welchem ich ſtach, war alſo ihre Schweſter! Ein Scherz, den ich mißverſtand, hatte ihr einen Schmerz verurſacht, deſſen Linderung ſie nur vom Tode hoffte. Ich hatte, während ſie verlaſſen trauerte, einer neuen Liebe in meinem Herzen Raum gegeben, und die Arme, die durch meine Uebereilung unglücklich ward, gänzlich vergeſſen! Jetzt kömmt ſie, vom Kummer verzehrt, als Märtyrin ihrer Liebe zu mir hieher, und findet mich in einem ſchimpflichen Gefängniß, das mir eine Untreue zuzog, die ich mit eben der Freundin, von deren Theilnehmung ſie Linderung ihrer Schmerzen erwartete, an ihr begangen hatte! Ich wußte nun, daß ſie kam, daß ſie vielleicht ſchon da war — ich wollte zu ihr fliegen und um Leben oder Tod bey ihr bitten, und konnte nicht — und konnte nicht, weil eiſerne Thüren und eiſerne Stäbe, und dicke ewige Quadern mir den Ausgang zu ihr verſperrten! — O, dies war zuviel, zuviel für ein menſchliches Herz!

Wie lange dieſer grauſame Zuſtand dauerte, weiß ich nicht. Ein gewaltſames Rütteln brachte mich zu mir ſelbſt. Ich fand meine Hände mit ſtarken Stricken gebunden, und um mich ſahe ich vier Männer beſchäftigt, die mich aufzuheben und fortzuſchaffen verſuchten. Der alte Tobias war an ihrer Spitze. Die erſten Worte die ich vernahm, waren ſeine Worte: „Er war ſonſt ein Rieſe, ſagte er, jetzt hat ihn das böſe Gewiſſen ſo ſchwach wie ein Kind gemacht! —

Aber wer ſollte unter ſeinem Geſichte einen Räuber und Mörder geſucht haben?„

Wo bin ich? rief ich — Biſt du es Tobias? Kein Laut zur Antwort! Sie hoben mich ſtillſchweigend auf, und trugen mich die Treppe herunter, und ich ließ es geſchehen, ohne eine deutliche Vorſtellung, oder vielmehr, ohne Kraft zu haben, mir eine Vorſtellung von dem was vorgieng, zu machen. Unten an der Thüre richteten ſie mich auf. Nur mit Mühe trugen mich meine Füße.

Sie führten mich auf das Schloß in einen großen Saal, wo man Gericht zu halten pflegte. Ich ſahe auf demſelben ein dickes Gewimmel von Leuten, deren ſtaure Blicke, ſobald ich erſchien, ſich feſt auf mich hefteten. Auf der Tafel ſahe ich meine Uniform, meinen Degen, mein Rohr und eins meiner Schnupftücher liegen. Ich fuhr bey dieſem Anblick zuſammen, und das Volk brach in ein lautes Gemurmel aus. Man erwartete nur noch den Grafen.

Dieſer erſchien endlich und hatte zwey Frauenzimmer und eine Mannsperſon hinter ſich, die in der Thür des Seitenkabinets ſtehen blieben. Die Bedienten trennten das Gedränge, damit mich, wie ſie ſagten, die Herrſchaft ſehen könnte. In eben dem Augenblick, wo das Getümmel auseinander fuhr, hörte ich ein Geſchrey: „Gott, es iſt nicht ſein Mörder!

der! Er iſt es ſelbſt!“ — Und zu mir her flog ein Frauenzimmer, flog mein Malchen, und umarmte mich, und drückte mich an ihr Herz, und weinte ſprachlos an meiner Bruſt; und ich Armer, ich konnte ſie nicht umſchlieſſen, ich konnte ſie nicht an mein Herz drücken, weil meine Hände gebunden waren!

Der alte Tobias war der erſte, der herzuſprang, und unter Freudenthränen meine Bande löſte! Und nun hatte ich Malchen, nun hatte Malchen mich wieder! Wir ſagten uns Worte, die wie Feuerfunken in unſre Herzen fuhren, und unſer ganzes Weſen zur wildeſten Freude entflammten! „O Moriz! O Malchen! Ich habe dich wieder! Du biſt wieder mein!“ — Dieſe Worte waren die Loſung unſers Entzückens. Wir ſchlungen einen Knoten, den die Ewigkeit ſelbſt nicht wieder auflöſen ſollte!

Zwölftes Kapitel.

Plötzliche Abreiſe.

Während der Ergieſſungen unſerer Freude, hatten ſich die Zuſchauer allmählig vom Saale verlohren, und wir erblickten, als wir ein wenig zu uns ſelbſt kamen, niemand mehr, als den alten Tobias, dem das Vergnügen aus den Augen lachte. Er ſagte uns: der Graf, die Gräfin und der junge Herr (Malchens Bruder) wären in ein Seitenzimmer gegangen, um — uns nicht zu ſtören. Wir ſprangen Hand in Hand

zu ihnen: ich hieng dem Grafen am Halſe, Malchen der Gräfin. Kein Wort vom Vergangenen, Lemberg! ſagte der Graf mit einer Ernſthaftigkeit, die ſichtbar auf den Vorfall in der Laube Bezug hatte — Sie ſind mein Freund, nehmen Sie meine Hand drauf! — Ich drückte ſie mit naſſen Augen an mein Herz." Der Gräfin konnte ich nicht ins Geſicht ſehen, und ſie mir eben ſo wenig. Sie verſuchte, mir ihre Freude über die glückliche Entwicklung meiner Geſchichte zu bezeigen, und ſtotterte — Komplimente. Ich verſuchte, ihr für ihre Theilnehmung zu danken, und ſtotterte auch Komplimente. Wir waren in dem gezwungenſten Verhältniß gegeneinander, das um ſo peinlicher war, da Malchen zwiſchen uns ſtand, und in unſern Augen Entzücken und Freundſchaft ſuchte, aber nicht fand. Malchens Bruder, der bey allen dieſen Ereigniſſen den kalten Zuſchauer ſpielte, that endlich den Vorſchlag, daß wir uns heute um niemand als um uns ſelbſt bekümmern ſollten, weil wir doch wohl für niemand als für uns ſelbſt Auge und Ohr hätten. Sie verließen uns hierauf und wir waren wieder allein.

Wieviel wollten wir uns nicht ſagen, und wie wenig ſagten wir uns! Ich machte Malchen einen ſehr unordentlichen Bericht, von dem was mir ſeit unſerer Trennung begegnet war; ich geſtand ihr ſogar, daß ich mich beynahe in die Gräfin verliebt hätte. Sie gerieth in eine ſichtbare Bewegung bey dieſem Geſtändniß,

niß, und that mir gleich darauf den Vorſchlag, daß wir heute noch nach Lehmnitz zurück wollten, um — unſerm Vater, der vor Unruhe und Gram vergienge, endlich wieder eine frohe Stunde zu machen. Ich fühlig ein, und damit ſie dieſen Entſchluß noch mehr in mir befeſtigte, ſagte ſie, daß ſie mir ihre Geſchichte nicht eher erzählen würde, als bis wir im Wagen ſäßen.

Sogleich ſuchten wir den Grafen, die Gräfin, und den jungen Lehmnitz auf, und thaten ihm unſern Vorſatz kund. Sie fanden ihn zwar ſehr übereilt, ſetzten ihm aber keine ſtarken Gründe entgegen. Malchens Bruder erklärte, daß er nicht mitreiſen, ſondern binnen einigen Tagen, wenn er des Grafen Wildbahn erſt recht genoſſen hätte, mit Muße nachkommen würde.

Kaum zwey Stunden nahmen wir uns zur Erhohlung Zeit. Es ward mir ganz leicht ums Herz, als man uns Nachricht brachte, Pferde und Wagen wären bereit. Malchen und die Gräfin zerdrückten und zerküßten ſich beym Abſchiede mit — trockenen Augen, und ich ſtand mit dem Grafen Hand in Hand, und ſprach mit ihm ſehr ernſthaft von — dem guten Wege den wir zu unſerer Reiſe haben würden. Endlich küßte ich der Gräfin mit einer tiefen Verbeugung die Hand, welches ſie eben ſo höflich erwiederte. Liſette machte es ihrer Frau ſehr geſchickt nach: aber der alte Tobias, ließ ſeinem Vergnügen freyen Lauf, und nannte

mich im Ausbruche desſelben Herr von Wilhelm und duzte mich dabey.

Vier Rappen flogen mit uns bis zur nächſten Station. In wenig Minuten war das Schloß hinter uns verſchwunden. Ich umarmte Malchen, und Malchen umarmte mich, mit einer Inbrunſt, als ob wir uns heute zum zweytenmal widerfänden, und nun fieng ſie an zu erzählen:

Dreyzehntes Kapitel.

Malchen erzählt.

„Ein unſchuldiger Scherz, mein Moriz, hätte dich mir alſo beynahe auf ewig entriſſen! Meine Schweſter war der junge Menſch in blauer Uniform, nach welchem du ſtacheſt, den du erſtochen hätteſt, wenn dein Ungeſtüm dich einen gewiſſen Stoß hätte thun laſſen. Du ſprengteſt davon, ohne auf unſer Geſchrey zu hören; von der Terraſſe herab, ſahen wir dich noch einige Augenblicke, und dann verſchwandeſt du hinter Gebüſchen und Bergen.“

„Ich ſank, als dich mein Auge verlohr, ohnmächtig zurück, und meine Schweſter, die mehr von Unwillen, als von Schmerz durchdrungen war, rannte ins Schloß, um Hülfe zu hohlen, und meinem Vater die Begebenheit zu entdecken!“

„Dieſer ſetzte ſich mit drey von unſern Leuten zu Pferde und ſprengte dir nach. Gegen Abend kam er zurück,

zurück, ohne eine Spur von dir gefunden zu haben. Sein Zorn auf uns beyde zerſchmolz, da er ihn auf uns herab gedonnert hatte, in Zärtlichkeit und Schmerz; denn wir waren beyde ſo ſchwach, daß man uns zu Bette bringen mußte."

„O Moriz, die Nacht, die auf dieſen Tag folgte! Wer könnte mir für ihre Qualen je Erſatz geben, als du, der du ſie über mich ergehen ließeſt! O Moriz (ihr Haupt ſenkte ſich ſanft auf meine Schulter) wirſt du mir dieſen Erſatz je verweigern können?"

Ich drückte ſie mit naſſen Augen ſprachlos an meine Bruſt.

„Ein, zwey Monate vergiengen, und wir hörten nichts von dir. Mein Vater war ſelbſt in deiner Garniſon und erkundigte ſich mit vieler Behutſamkeit nach dir. Er ließ ſeine Beſtürzung nicht merken, als er fand, daß man auch hier keine Nachrichten von dir hatte. Immer beſtand er darauf, daß du zu viel auf Ehre hieltest, als daß du über deinen Urlaub ausbleiben, und dich, wie er ſagte, austrommeln laſſen würdeſt. Auch ich bauete auf dieſen Grund. Worauf hätte auch mein armes Herz ſonſt noch bauen ſollen? Nur ſo lange kann dein Schmerz noch dauern, ſagte ich mir immer, als ſein Urlaub! Kömmt er zurück, ſo kann er bald aus ſeinem Irrthum geriſſen werden, und dann iſt er wieder dein!"

„Unterdessen — unterdessen — fand — meine Mutter für gut, mich auf jedem Fall, von Hause zu entfernen, weil ich — weil es — und damit man nicht" —

Sie verbarg ihre glühenden Wangen an meiner Brust.

„Niemand war mit meinem Herzen so vertraut, als die Gräfin. Ich entdeckte ihr meine Bekümmernisse: und ihr nächster Brief, war eine förmliche Einladung, zu ihr zu kommen und so lange bey ihr zu bleiben, als es mir beliebte. Es war mir, als ob dieser Brief mir neues Leben gäbe. Mein Entschluß war bald gefaßt und meine Eltern billigten ihn. Ich flog, von meinem Bruder begleitet, zu meiner Freundin; ich konnte die Zeit nicht erwarten, wo ich sie wieder sehen würde. Ich schrieb ihr fast von jeder Station einen Brief, den ich als Herold meiner Ankunft jedesmal voranschickte." —

O, rief ich, solch einen Brief hab ich diesen Morgen gelesen! Er hat mir zwey Stunden gemacht, die deine schreckliche Nacht, für die du Ersatz soderst, weit aufwiegen! Sie lächelte und fuhr fort:

„Je näher ich dem Orte meiner Bestimmung kam, desto leichter ward es mir ums Herz. Ich weidete mich an dem Gedanken, eine zärtlich geliebte Freundin, nach langer Trennung wieder an mein Herz zu schliessen, und bey ihr Trost und Linderung meines

Schmer-

Schmerzes zu finden. Wir kamen endlich an, und fuhren in das Schloß. Was mir zuerſt in die Augen fiel, war eine weiße Uniform mit rothen Aufſchlägen, die unter einer Linde hieng. Du trugſt eine ſolche Uniform, und ich konnte die Zeit nicht erwarten, ſie näher zu betrachten. Ich ſprang aus dem Wagen, lief hinzu, und war wie vom Donner gerührt, als ich in einem Schnupftuche, das daneben hieng, deinen Namen erblickte. „Woher iſt dieſe Uniform und dieſes Schnupftuch?“ rief ich mit aufwallender Freude, denn ich glaubte daß du nicht weit ſeyſt. — Ich habe es im Walde vergraben gefunden! ſagte der alte Jäger — und ich ſtürzte ohnmächtig in ſeine Arme. „Er iſt ermordet! ſchrye ich: Moriz iſt ermordet! O ich Unglückliche! Wo, wo ſind ſeine Mörder?“

„Der Graf und die Gräfin eilten herzu, und fragten erſchrocken nach der Urſach meiner Klagen. Aber ich redete irre, und mußte es meinem Bruder überlaſſen, ihnen die Geſchichte meiner Verzweiflung zu erzählen. Sie ſuchten alles hervor um mich zu tröſten, aber meine Troſtloſigkeit ſtieg dadurch. „Moriz ermordet! rief ich: Moriz ermordet!“ Und was für eine Idee, hätte ich Arme auſſer dieſer noch haben ſollen!“

„Unterdeſſen kam der alte Jäger gelaufen und rief, der Mörder iſt entdeckt! Zugleich zeigte er ein Rohr

vor

vor, das ich auf den erſten Blick für das Deinige erkannte, und das er bey einem Jäger gefunden haben wollte, der ſich im Schloßthurme eingeſperrt befände.“ „Ich will zu ihm, ſchrye ich, ich will von ihm ſelbſt hören, wo mein Moriz geblieben iſt!“ Man brachte mich aber durch Vorſtellungen und durch das Verſprechen, daß der Mörder unter meinen Augen förmlich vernommen werden ſollte, von dieſem Gedanken ab.“

„Es geſchah. Ich brannte vor Ungeduld, den Unmenſchen zu ſehen, der meinen Moriz umgebracht haben könnte! Ich kam, und ſahe, und erkannte in dem Mörder meines Moriz, meinen Moriz ſelbſt! Ich hatte ihn wieder, auf ewig hatte ich ihn wieder!“

Neue Umarmungen, neues Entzücken!

So ſchwanden Meilen und Stationen, ſo rollten wir durch Städte und Dörfer ohne Raſt und Schlaf. Lehmnitz war der Mittelpunkt unſres Glückes, und dieſen ſtrebten wir ohne Verzug zu erreichen. Wir kamen endlich an, ſprangen aus dem Wagen, liefen ins Schloß, riſſen die Thüren auf und warfen ſie zu, und ſtürmten endlich das Zimmer unſers Vaters, wo wir unſre Mutter und Schweſter auch fanden. Schrecken und Erſtaunen erregte in ihnen unſer unerwarteter Anblick. Stumme Umarmungen und Freudenthränen empfiengen uns, und ein frohes Willkommen ſtammelte uns jede Lippe.

„Zum

Prinz Heinrich.

Milord von Warwik! --

König Heinrich.

Hat das Zimmer, wo ich die erſte Ohnmacht bekam, nicht irgend einen beſondern Nahmen?

Warwik.

Man nennt es Jeruſalem, Gnädigſter Herr.

König Heinrich.

Gott ſey gelobt! Dort muß ich mein Leben enden. Es iſt mir vor vielen Jahren prophecezet worden, ich könnte nirgends als in Jeruſalem ſterben: und ich bildete mir fälſchlich ein, es müßte im gelobten Lande ſeyn. Aber bringet mich in dieſes Zimmer, das iſt das Jeruſalem, wo ich ſterben will.

[Sie gehen ab.]

„Zum Paſtor, zum Paſtor! rief der alte Obriſt — daß Springinsfeld nicht noch einmal davon rennt! Junge, Junge! ſetzte er mit naſſen Augen hinzu, indem er mich an ſein Herz drückte: „Du haſt mir viel Leid gemacht, aber auch viel Freude!“

III.

Beſchluß

des im lezten Monat abgebrochenen Artickels:

über

die gänzliche Vertilgung der Blattern.

Das Blattergift ſteckt nur auf zweyerley Art an: entweder durch unmittelbare Berührung des Blatter-Kranken und der von ſeinem Körper abgeſonderten Theilchen, als Eiter, Schorf, Schweiß, Speichel und andrer Ausleerungen; oder durch Berührung der vergifteten Atmoſphäre, welche ſich nahe um den Kranken oder die ebengenannten Abſonderungen bildet. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß ſich das Gift in der Luft auflöſen könne, aber dieſe Giftauflöſung iſt nur in der Nähe des Gifts ſo concentriert daß ſie anſtecken kann; in einiger Entfernung wird ſie durch die Zumiſchung andrer Luft ſo verdünnt, daß ſie alle anſteckende Kraft verliert, (gerade ſo wie die ſtärkſten Gifte, Sublimat,

und ſie durch Verdünnung mit Waſſer ganz unwürkſam gemacht werden können.)

Es iſt daher ungegründet, daß die Atmoſphäre des Blattergifts in einem Hauſe für Leute auſſer demſelben ſchädlich werden könne, und daß die Luft eines ganzen Orts, wo Blattern herrſchen, vergiftet und anſteckend ſey.

Es iſt falſch und gegen alle Erfahrung, daß die Atmoſphäre des Gifts ſich in Speiſen, Kleider, Meublies, Thiere, Geld, Arzneyen, Briefe und dergl. ziehen, und dieſe Dinge anſteckend machen könne; ausgenommen hohle Geräthe und Kleidungsſtücke, wie z. E. Flaſchen, Stiefeln, Handſchuhe, in welchen ſich vielleicht etwas vergiftete Luft verhalten und fortgetragen werden könnte. Und wenn durch irgend einen von obengenannten Körpern die Krankheit fortgepflanzt wird, ſo kann man verſichert ſeyn, daß es durch daran hangendes Gift, Schweis, Speichel u. dergl. nicht durch die hineingezogene Atmoſphäre geſchehen iſt.

Es iſt erwieſen, daß der Blatterkranke und ſeine Atmoſphäre nicht eher anſteckend werden als 2 Tage nach dem Ausbruch der Blattern, und es zu ſeyn aufhören, ſobald der lezte Schorf abgefallen iſt, ſo daß die anſteckende Periode oft nur 10, nie aber über 40 Tage dauert. — In Materien und Schorfen aber

bliebt

bleibt das Gift, wenn es gleich für den Zutritt der Luft wohl verwahrt wird, lange, ja wohl Jahre anſteckend, da es hingegen durch Berührung der Luft auch in dieſer Verbindung bald erſchöpft wird.

Folglich beruht die ganze Kunſt der Verhütung und Ausrottung der Blattern auf dieſer einzigen ſimplen Regel: Niemand nähere ſich dem Gift in der Entfernung, in welcher es ſich mittheilen kann: — ſo wird es aus Mangel der Nahrung von ſelbſt aufhören, wie das ſtärkſte Feuer verlöſcht, wenn es keine brennbaren Materialien mehr findet.

Durch dieſe Ueberzeugung aufgemuntert, und durch die Verwüſtungen der Blattern in den lezteren Jahren gerührt, trat nun zu Cheſter im März 1778. eine Geſellſchaft edeldenckender Bürger zuſammen, zu Vertilgung der natürlichen Blattern durch Beobachtung gewiſſer auf obige Wahrheiten gegründeter Verhütungsregeln, und durch eine alle zwey Jahre vorzunehmende allgemeine Einimpfung, welche leztere Hülfe in einem von allen Seiten mit Blattern umgebenen Orte freylich unvermeidlich, aber, wie man leicht einſieht, bey einer allgemeinen Beobachtung jener Regeln ganz entbehrlich iſt. Die ganze Volksanweiſung beſtand in dieſen 4 Punkten:

1. Soll man nicht leiden, daß eine Perſon, die die Blattern noch nicht gehabt hat, in ein angeſteckt[es]

Haus

Haus komme. Niemand, der einige Verbindung mit Personen, die der Ansteckung fähig sind, hat, soll bey einem Besuche eine ansteckende Sache berühren, oder sich in dem Zimmer niederlassen.

2. Gebe man nicht zu, daß ein Patient, nachdem die Blattern herausgekommen, auf die Straße oder einen andern lebhaften Ort gehe.

3. Die äusserste Aufmerksamkeit auf Reinlichkeit ist unumgänglich nothwendig. Während und nach der Krankheit soll keine Person, keine Kleider, Speisen, Hausgeräthe, Hunde, Katzen, Geld, Arzneyen oder andre Dinge, von denen man weiß oder vermuthen kann, daß sie mit Blattermaterie, Speichel oder andern Ausleerungen des Patienten beschmutzt sind, eher aus dem Hause gelassen werden, als bis sie gewaschen und hinlänglich der freyen Luft ausgesezt worden. Keine schwarze Wäsche oder andre Sachen, welche das Gift enthalten können, sollen zusammengelegt und in Schubladen, Kisten oder auf andre Art für der Luft verschlossen, sondern unmittelbar ins Wasser geworfen werden, bis man sie wäscht. Wenn ein Kranker an den Blattern stirbt, so soll man besondere Sorge tragen, daß nichts ansteckendes aus dem Hause gebracht werde.

4. Man muß dem Kranken nicht eher erlauben, sich einer Person, die der Ansteckung fähig ist, zu nähern, als bis alle Schorfe abgefallen, bis alle Kleidung, Gerä-

Geräthe, Speiſen und andre Dinge, die von dem Kranken in der Krankheit berührt worden, bis der Fußboden des Krankenzimmers, bis ſeine Haare, Geſicht und Hände ſorgfältig gewaſchen worden. Wenn alles vollkommen geſäubert iſt, ſollen die Thüren, Fenſter, Schubladen, Kiſten und Schachteln, und alle andre Oerter, welche anſteckende Luft enthalten, ſo lange geöfnet bleiben, bis ſie ganz aus dem Hauſe weggeſchaft worden.

Belohnungen und Vermahnungen wurden angewendet, um die Mitbürger zu Beobachtung dieſer Vorſchrift zu bewegen, und ein eigner Aufſeher ernannt, welcher die erſten Nachrichten von Erſcheinung der Blattern in einer Familie baldmöglichſt einziehen, ihnen die Vorſchriften bekannt machen, ſie öfters beſuchen, und ein Regiſter halten mußte, welches die Fortpflanzung der Krankheit und den Erfolg der Vorſchriften enthielt.

Dadurch ward bewürkt, daß vom Jahre 1778 an bis 1779 die Krankheit an 37 Plätzen ganz gehemmt und in 32 Fällen niemand weiter mitgetheilt wurde. Im Februar 1782 wurde ſie wieder durch Soldaten in die Stadt gebracht, welche ſich durchaus keiner Ordnung unterwerfen wollten. Man ſah ſich genöthigt, die Anordnungen auf einige Monate ganz aufzuheben, die Blattern breiteten ſich in dieſer Stadt ſehr ſtark

aus, und waren im May in dreyßig Familien. Nun fieng die Geſellſchaft wieder an zu würken, und mit ſo glüklichem Erfolg, daß ſie ſchon den 17ten Junius ganz ausgerottet waren. Nachher erſchienen ſie nochmals in zwey verſchiedenen Gegenden der Stadt, wurden aber ſogleich wieder unterdrükt. Ja durch genaue Befolgung der Vorſchriften erreichte man, daß zwey Perſonen, die noch nie die Blattern gehabt hatten, in demſelben Hauſe, wo Blatterkranke lagen, und drey von einer angeſtekten Familie, vor aller Anſtekkung verwahrt wurden. — In dieſen vier Jahren wurden 416 inoculirt, von denen nur zwey ſtarben. — Und dieß alles war möglich unter den ungünſtigſten Umſtänden, bey allem Ungehorſam von Seiten vieler, bey allen Hinderniſſen, die Vorurtheile, Armuth u. ſ. w. in den Weg legten, bey gänzlich mangelndem Beyſtand der Obrigkeit, und beſtändiger neuen Anſtekkung durch Fremde! Nun denke man ſich ein ganzes Reich, einen ganzen Welttheil, verbunden wie dieſe Blatterngeſellſchaft! was lieſſe ſich nicht davon erwarten? und wie leicht wäre dieß! und wie gewiß die Ausrottung der Blattern! Doch, wem obiges Beyſpiel noch nicht hinreichend ſeyn ſollte, der höre noch, was man ſchon längſt auf Rhodeisland in Nord-Amerika that, aus einem Briefe eines dortigen Arztes D. Waterhouſe:

„Rhodeisland iſt 14 Meilen lang und 7 breit, von „dem feſten Lande gegen Weſten ohngefähr 6 Meilen,

„und

„und gegen Oſten kaum eine halbe Meile entfernt, ge„gen Süden iſt die offene See. Durch dieſe Inſel ge„hen alle Reiſende, die von Connecticut, NewYork, „den Jerſeys, Penſylvanien, und allen ſüdlichen Inſeln „kommen. An der Küſte des feſten Landes gegen Oſten „liegen die Städte Briſtol, Warren, Tiverton u. a. „von denen keine einzige unter 1000 Einwohnern hat. „Ueber dieſe Furth kommen meiſt alle Marktleute. „Hierzu rechne man die groſſe Anzahl von Leuten, „welche auf der groſſen Heerſtraße von Boſton und „den anliegenden Gegenden von Providence kommen, „von welchem Orte beſtändig Reiſende nach der Haupt„ſtadt Neuport ziehen. Dieſe Stadt hat ohngefähr „11000 Einwohner, liegt ſehr vortheilhaft und wird „für geſund gehalten, ſo daß ſie jeden Sommer von „einer groſſen Menge aus den weſtindiſchen Inſeln und aus den ſüdlichen Provinzen der Geſund„heit wegen beſucht wird. — Da die Einimpfung „ſowohl in Boſton als Rhodeisland unterſagt iſt, ſo „gehen diejenigen, welche ſie vornehmen wollen, nach „einer der ſüdlichen Provinzen, wo ſie verſtattet wird. „Ich weiß, daß die Kinder von einem halben Dut„zend Familien zuſammen nach dieſen Orten gereiſet, „und zuſammen wieder zurückgekommen ſind: und „doch haben wir es ſo eingerichtet, daß die Verbreitung dieſer ſchrecklichen Krankheit unter uns verhütet „wurde. Dieß iſt durch Beobachtung folgender Vor„ſchriften geſchehen: Niemals darf eines ihrer Kleider,

„das sie während ihres Aufenthalts an dem Einim„pfungsplatze getragen haben, zurückgebracht, und „dieser Ort nicht eher, als nach einem von den Einim„pfern bestimmten Zeitraum verlassen werden, die „Krankheit sey auch noch so gering. Haben die Kran„ken noch einige Geschwüre, wenn sie in den Hafen „ankommen, so dürfen sie nicht eher das Land betre„ten, als bis sie von dem dazu bestellten Aufseher un„tersucht sind. Ist jemand in der Stadt in Verdacht, „daß er die Blattern habe, so wird der Aufseher hin„geschikt; glaubt er, daß die Person wahrscheinlich an„gesteckt ist, so nimmt er, einige von den Blatteraufse„hern mit, und wenn diese in Verbindung eines Arz„tes sie für die Blattern erklären, so hat die Familie „nichts mehr mit dem Kranken zu thun, der von der „Zeit an bis zu Ende der Krankheit ganz unter der Auf„sicht dieser Bedienten steht, die ihn auf eine Insel „bringen, wo bereits für alles nöthige gesorgt ist. Die„se Insel wird Coasters Harbour genannt, ist eine „und eine halbe Meile lang, und eine breit; sie ist anmu„thig, und von dem festen Lande vor den Nord- und „Ostwinden geschützt, und ungefähr eine halbe Meile „von dem Ufer von Rhodeisland, welche Küste zwi„schen zwey und drey Meilen von der Stadt ist. Erst„lich fahren sie den Kranken in einer breiten Kiste, „die groß genug ist um ein kleines Bett hineinzulegen. „Der Deckel ist mit hinlänglichen Löchern durchbohrt, „um den Kranken Luft zu geben. Die Kiste wird auf

„eine

„eine leichte Schleiſe geſezt, von einem Pferde ge„zogen, und von den Auſſehern bis ans Ufer begleitet, „wo die Kiſte und Schleiſe zuſammen in ein Boot ge„bracht werden, und in wenig Minuten iſt der Kran„ke im Hoſpital. Finden die Einwohner, daß dieſe „fürchterlichen Zubereitungen beſonders bey Furchtſa„men mehr Schaden thun als die Krankheit ſelbſt, ſo „laſſen ſie die Kiſte weg, und nehmen dafür einen „Tragſeſſel. — Es iſt mehr als einmal geſchehen, „daß die Krankheit, ehe man wuſte daß es die Blat„tern waren, ſchon ſo weit war, daß der Kranke nicht „ohne die äuſſerſte Gefahr fortgeſchaft werden konnte. „In dieſem Fall verſchloſſen ſie die Gaſſen, zeigten es „in den Zeitungen an, und beſtellten Wachen, die je„den in gewiſſer Entfernung dem Hauſe nahe zu kom„men, abhalten muſten. Wenn ein Schiff in dem Ha„fen ankommt, das Blattern an Bord hat, ſo muß „es, nachdem der Kranke nach Coaſters Harbour ge„bracht worden, Quarantaine halten, und ein Zeichen „an ſeine Taue machen, worauf kein Boot ſich ihm „nähert. Aber gemeiniglich leidet der Handel dieſer „Krankheit wegen keine Einſchränkung. Ich bekenne „daß einige dieſer Vorſchriften unnöthig und unſchicklich „ſind, aber die Furcht vor dieſer Krankheit macht, daß „das Volk ſie mit Vergnügen befolgt. Ein Fremder „wird vielleicht glauben, daß dieß nicht ſo gewiſſenhaft „erfüllt werden könne ohne dem Volke Gewalt anzu„thun; aber dieß iſt nicht der Fall; denn die Einhelli-

„ge Stimme des Volks und der Obrigkeit giebt jeder „Anordnung die gewünſchte Würkung, ſo daß es mehr „eine Volksgewohnheit zu ſeyn ſcheint, als eine Ein„ſchränkung durch Geſetze. Die Aufſeher ſind gewöhn„lich Perſonen von Wichtigkeit, ſehr pünktlich in den „Pflichten ihres Amts, und bekommen nach den Ge„ſetzen etwas für ihre Bemühung.„

So würkſam dieſe Methode geweſen iſt, Rhodeis-land ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren vor den Blattern zu ſichern, ſo würde ſie doch für unſere Gegenden weniger brauchbar ſeyn als für jene, wo noch der natürliche Abſcheu vor den Blattern in ſeiner erſten Stärke zu würken, und alle andren Gefühle zu unterdrücken ſcheint. Aber das Beyſpiel von Cheſter zeigt uns, daß wir auf einem weit leichtern Wege dieſelben Vortheile erlangen können. *)

Ich

*) Geſetzt die Blattern zeigten ſich an einem Ort, der ſie unterdrücken wollte. Bekanntlich ſind es anfangs immer nur ein oder ein Paar Subjekte, und durch frühe Aufmerkſamkeit auf dieſe wenigen läßt ſich die Verbreitung auf mehrere gewiß verhüten. Iſt der Blatterkranke von Stand oder bemittelt, was iſt leichter, als ihn, die zunächſt mit ihm beſchäftigten Leute, ſein Geräthe, Kleidung u. ſ. w. auf eine Zeit von 4 bis 5 Wochen zu iſoliren? Niemand kommt zu ihm als ſeine Wärter oder die von ſeinen nächſten Verwandten, die ſich der Wartung unterziehen, und ſichs ja auch auſſerdem gern gefallen laſſen, einige Wochen Ihrem Kranken zu Liebe nicht auszugehen. Die entferntere Klaſſe von Dienern braucht nie in das Krankenzimmer

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Schallow's Siz in Gloſterſchire.)

Schallow, Silence, Falſtaff, Bardolph, und der kleine Lakay treten auf.

Schallow.

Beym Sappermoſt, Sir, ich laß euch dieſe Nacht nicht fort! He! Davy, ſag ich --

Falſtaff.

Ihr werdet mich entſchuldigen, Herr Robert Schallow.

Schallow.

Ich werd' euch nicht entſchuldigen; ihr ſollt nicht entſchuldiget werden; ich nehme keine Entſchuldigung an; es hilft keine Entſchuldigung; ich laſſe keine Entſchuldigung gelten -- He! Davy --

Davy tritt auf.

Davy.

Hier, Sir.

Schallow.

Ich glaube nun zur Genüge gezeigt zu haben, daß der große wohlthätige Plan, zu Ausrottung der Blat-

 tern

mer zu kommen, kann aber alle Bedürfniſſe herbenholen, ſie in die Hände der nächſten Wärter überliefern, und ſo die Gemeinſchaft mit dem ganzen Orte ohne die geringſte Gefahr der Anſteckung unterhalten. So würde ſich die Abſonderung auf ſehr wenige Perſonen, auf ein Paar Zimmer des Hauſes einſchränken, und der übrige Theil ſeiner Bewohner völlige Freyheit haben, auswärtige Beſuche zu geben und anzunehmen. Iſt der Kranke aber dürftig oder nicht im Stande ſich ſelbſt ſo unabhängig zu machen? ſo würde es das Wohl des Staats erfordern, die gewiß unbeträchtlichen Koſten ſeiner Abſonderung zu übernehmen, und hier ſtehen zwey Wege offen: entweder ein öffentliches Blatterhaus (wie man ſchon an mehrern Orten Inoculirhäuſer hat) in welchem der Kranke während ſeiner Quarantaine verpflegt würde; oder eine verpflichtete Perſon, welche den Kranken, der in ſeinem Hauſe bey ſeinen Verwandten bliebe, mit allem benöthigten verſorgte, und auf die Befolgung der obigen Verhütungs- und Abſonderungsregeln ſähe. Was aber Geiſtliche, Aerzte, Wundärzte betrift, Perſonen, welche den Kranken nahe kommen müſſen, ſo würde es erſtern beyden ſehr leicht ſeyn, die Mittheilung alles Gifts zu verhüten, wenn ſie ſich bey dem Kranken gar nicht niederſetzten, und ſich hüteten, ſowohl ihn als ſein Bette zu berühren, die Aerzte aber das Pulsfühlen entweder durch einen feinen Handſchuh von Blaſe oder Goldſchlägerhaut verrichteten, oder die Hand gleich nachher ſtark mit Kampfergeiſt abwüſchen. Den Wundärzten würde es nun freylich ſchwerer ſeyn, bey vorkommenden Gelegenheiten ſich und ihre Kleider ganz frey von Gift zu erhalten, und es wäre zu wünſchen, daß man dazu einen eigenen Blatterchirurgen beſtellte, welcher ſich nur mit dieſen und keinen andern Kranken beſchäftigte, und man

tern in dem cultivirten Theil der Welt, noch nie ſeiner Ausführung ſo nahe gebracht war, als jezt; und daß durch die Nachforſchungen und Bemühungen der Aerzte der Weg nun völlig gebahnt iſt, das Glück allgemein zu machen, welches ſchon würklich einzelne Gegenden in der Befreyung von dieſem Uebel finden."

Und nun zum Schluß noch ein Wort an euch, Beherrſcher der Völker, die Ihr Euer Glück in dem Glück Eurer Staaten, und Euern ſchönſten Ruhm in dem Zeugniſſe findet, Väter und Wohlthäter der Menſchen geweſen zu ſeyn! Schenket Eure Aufmerkſamkeit einem Problem, das ſo ſehr durch die Stimme der Menſchheit, durch die Stimme Eures eignen Herzens unterſtüzt wird; befreyet die Welt von einem Feinde, der ihr fürchterlicher als alles iſt, Eure Staaten von einem ſchleichenden Gifte, das ihnen am Herzen nagt, Eure Thronen von einem Mörder, den keine Wache, keine Majeſtät zurückſchrecken kann. *) Es iſt nicht mehr Problem, ſondern Thatſache, daß die Blattern auszurotten ſind. Die wildeſten Nationen haben es glücklich durchgeſezt, und neuere Erfahrungen zeigen, daß es ohne große Mühe, ohne ſonderliche Koſten und ohne

könnte dazu die Veſtchirurgen nehmen, die noch faſt an allen Orten exiſtiren, und vor Alters eben dieſe Obliegenheit hatten.

*) Wie nahe ſind uns noch die Beyſpiele eines Chriſtian, Kurfürſten von Sachſen; Maximilian von Bayern und anderer Großen, die an den Blattern ſtarben?

ohne Verletzung geſellſchaftlicher Pflichten möglich iſt. Die Vorſehung hat uns den Feind in die Hände gegeben, und es braucht nur Euren mächtigen Beyſtand, um ihn in wenig Jahren ganz zu vertilgen. — Ihr habt ſchon ſo viel gethan, um Euer Daſeyn mit Wohlthun zu bezeichnen: ſtiftet Euch noch dieſes Denkmal, und Eure Namen werden der Nachwelt ewig heilig ſeyn; das achtzehende Jahrhundert wird den Ruhm des Menſchenbeglückenden auf immer behaupten.

D. Hufeland.

IV.

Beſchluß

des im vorigen Stücke angefangenen Artickels:

über

das Anquicken der Gold- und Silberhaltigen Erze, u. ſ. w.

Das Queckſilber hat die bekannte Eigenſchaft, ſich mit andern Metallen und Halbmetallen zu verbinden oder zu verquicken. Einige Metalle und Halbmetalle z. B. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley, Wismuth und Zink, vereinigen ſich kalt mit dem Queckſilber, einige nicht anders als während des Schmelzens. Die Auflöſung der kalt verquickbaren Metalle geſchieht

ſchicht geſchwinder, wenn theils durch die Wärme das Queckſilber flüſſiger und wirkſamer gemacht, theils die Zwiſchenraume der aufzulöſenden Körper erweitert werden, und durch die Bewegung und Reibung des Gemenges eine beſtändige wechſelſeitige Berührung des Auflöſungsmittels mit den aufzulöſenden Metallen hervorgebracht worden iſt. Zu Erleichterung dieſer Verbindung gehört vorzüglich eine zureichende mechaniſche Zertheilung oder Vermehrung der Oberfläche der aufzulöſenden Körper, ſo wie die Hinderung deſſen, daß die Oberfläche des Queckſilbers, oder der damit zu verbindenden metalliſchen Körper, nicht mit irgend einer fremdartigen Rinde oder Haut umgeben bleibe. Dieſes Hinderniß zeigt ſich aber vornemlich bey den ſogenannten Erzen. Die edeln Metalle, oder vielmehr die feinſten gediegenen Theilchen derſelben, ſind mit Schwefel und Arſenick oder andern metalliſchen Kalken umgeben, ſo daß man ſie mit freyen Augen nie ſehen kann. Die unedlen Metalle und Halbmetalle aber ſind wahrhaft verkalkt, und, wenigſtens nach der Meinung aller Chemiſten, ihres brennbaren Beſtandtheils beraubt. Die edlen Metalle müſſen alſo ihrer äuſſern Hülle entledigt werden, wozu mechaniſche und chemiſche Hülfsmittel gehören. Aus Stein- und Erdarten, worinnen dieſe Metalle oft als ein feiner Staub verborgen ſind, geſchieht dieſe Entwickelung durch eine mechaniſche Zermalmung. Wenn aber die edlen Metalle aus ſchwefligten oder arſenikaliſchen Erz-Arten

anderer unedlen Metalle abgesondert werden sollen, so muß man die fremdartige Rinde durch eine Röstung wegzuschaffen suchen. Hierbey ergiebt sich aber, daß die durch Zerlegung eines Theils Schwefels entstandene Vitriolsäure sich mit den beygemischten alkalischen Erden und metallischen Kalken vereiniget, und in dieser Gestalt, oder auch die metallischen Kalke allein, die Gold- und Silberstäubchen zum Theil noch immer umhüllen.

Die hier dienlamen chemischen Auflösungsmittel, wodurch die Gold- und Silbertheile von jener fremdartigen Beymischung befreyet, und ihre Oberflächen sowohl als die des Queckſilbers rein erhalten, und zur wechselseitigen Verbindung fähig gemacht werden können, ohne jedoch das Gold und Silber oder Queckſilber ſelbſt anzugreifen, ſind vornemlich die mineraliſchen Säuren, und zwar zur Verquickung der metalliſchen Gold- und Silbertheile, die Salzſäure. Am bequemſten erhält man dieſe durch ihre Ausſcheidung aus dem Küchenſalz oder Steinſalz. Sie kann aber aus demſelben im naſſen oder trocknen Wege ausgeſchieden und zur Thätigkeit gebracht werden.

Bedient man ſich des naſſen Wegs, ſo muß das anzureibende Gemenge alſo geröſtet werden, daß es nicht ganz tod geröſtet wird, d. i. daß die Vitriolſäure durch einen zu ſtarken Grad der Hitze nicht zugleich mit den brennbaren Theilen des Schwefels ganz weggetrieben wird.

wird. Denn die Gegenwart einer zureichenden Menge vitrioliſchen Salzes in den zu verquickenden Erzen iſt zu Zerlegung des Küchenſalzes nothwendig. Dürre oder alles Schwefels beraubte Erze erhalten daher entweder noch vor der Röſtung einen Zuſatz von Schwefelkies oder von einem andern ſchwefelhaltigen Körper, oder man ſetzt ihnen nach der Verröſtung, wenn ſie mit Waſſer vermengt worden, einen Theil Eiſen- oder Kupfer-Vitriol zu.

Iſt der Schlich gehörig abgeröſtet, ſo muß er mit Waſſer begoſſen und von Zeit zu Zeit untereinander gerührt werden, um die bey der Abſchwefelung entſtandene Vitriolſäure aufzulöſen. Alsdenn wird eine verhältnißmäſſige Menge Küchen- oder Steinſalz hinzugegeben, worauf die Vitriolſäure, in Verbindung des mineraliſchen Laugenſalzes, das bekannte im Waſſer leicht auflösliche Glauberſalz bildet.

Wählt man den trocknen Weg, um die Zerlegung des Küchenſalzes zu bewirken: ſo wird vor der Verröſtung des Gemenges eine anpaſſende Menge Küchen- oder zerriebenes Steinſalz beygemiſcht, und mit verröſtet. Führt das Gemenge hinlänglichen Schwefel, ſo entſteht aus der Zerlegung des Schwefels mittelſt des Röſtfeuers die Vitriolſäure, welche ſich mit dem mineraliſchen Alkali des Küchenſalzes vereinigt, und das ſogenannte Wunderſalz darſtellt. Im Fall die zu verröſtenden Gemenge keinen Schwefel führen, kann zwar die

die Entbindung der Salzſäure, chemiſchen Erfahrungen nach, durch die anhaltende Hitze allein gewirkt werden. Es iſt aber räthlicher, ja bey goldhaltigen Kupfern nothwendig, dieſe Entbindung durch den Zuſatz ſchwefelhaltiger Zeuge, beſonders des Schwefelkieſes, zu beſchleunigen.

Die auf dieſe Weiſe entwickelte, und mit den alkaliſchen Erden und metalliſchen Kalken in leicht auflösbare Mittelſalze übergehende Salzſäure löſet durch dieſe ſtillen Wirkungen die fremdartigen Theile, in welchen die Gold- und Silbertheile gefeſſelt liegen, mehr und vollſtändiger auf, als man es je durch die feinſte mechaniſche Zertrennung bewerkſtelligen könnte, um die nachfolgende Verquickung der edlen Metalle zu befördern.

Aus dieſen in dem v. Borniſchen Werk umſtändlicher entwickelten Grundſätzen entſpringen folgende Hauptſchlüſſe: Das zu verquickende Gemenge muß mechaniſch zerkleint und zertheilt, ſodann aber verröſtet werden, um, nebſt dem entblößten Antheil der edlen Metalle, auch den eingehüllten Ueberreſt derſelben aus den Erzen durch die Abſchwefelung, aus den metalliſchen und halbmetalliſchen Miſchungen aber durch die Verkalkung der unedlen Metalle und Halbmetalle zu entwickeln. Die verröſteten Zeuge müſſen ſodann mit Küchenſalz, wenn ſolches nicht ſchon vor der Verröſtung zugeſetzt worden, mit zureichendem Waſſer und einer verhältnißmäſigen Menge Queckſilber angerieben wer-

werden. (Neuerlich hat man am beſten befunden, das zuzuſetzende Salz halb bey der Verröſtung und halb beym Anreiben zuzugeben. So werden die Vortheile auf dem naſſen und trocknen Weg das Küchenſalz zu zerlegen mit einander vereiniget.)

Im Großen erfordert das alles mancherley Arbeiten, das Pochen, Mahlen und Durchſieben der Erze, das Verröſten der zum Anquicken vorbereiteten Schliche, (oder kleingepochten und reingewaſchenen Erze,) das Durchlaſſen und Wiederſieben der geröſteten Zeuge, das Sieden, Anreiben und Verquicken der Gemenge, das Durchpreſſen des ſilberhaltigen Queckſilbers, das Ausbrennen der durchgepreßten Amalgame, das Abtreiben oder Feinbrennen der durchgeglühten Amalgame, das Deſtilliren des ſilberhaltigen Queckſilbers, die Zugutbringung der angequickten Rückſtände. Alle Einrichtungen, Beobachtungen und Handariffe dieſer Arbeit hat der Herr v. B. (mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit, wenn es darauf ankommt, der Welt nützlich zu ſeyn,) der Ordnung nach vorgetragen, und mit phyſikaliſchen und chemiſchen Gründen beleuchtet. Und das ſind nicht etwa blos Spekulationen und Vorſchläge, ſondern Thatſachen und Manipulationen, die in der Glashütte bey Schemnitz in reellem Umtrieb ſtehen, und noch beſonders durch 21 große Kupfertafeln erläutert ſind, durch welche die Beſchaffenheit der Pochwerke, Erzmühle, Röſtofen, Siedofen, Keſſel, Treib-

und

und Rührwerkszurüſtungenn, Waſchmaſchiene, Ausglüheherde, Deſtilliroſen, Anquickfäſſer ꝛc. vorgelegt wird.

Der Zweck dieſer ſummariſchen Ueberſicht des Werks läßt zu, etwas von dieſen verſchiedenen Operationen anzuführen, die in demſelben umſtändlich vorgetragen ſind.

Das Pochen der nur wenig anzufeuchtenden Erze geſchieht durch trockne Stampf- und Pochwerke. Schwarzkupfer, die hierzu tauglich ſeyn ſollen, dürfen nur 60 bis 70 Pfund Kupfer im Centner halten, weil ſie ſich ſonſt weder pochen, noch ihrer Zähigkeit wegen zermahlen laſſen.

Auch müſſen die Schwarzkupfer ungleich mehr, als die Erze, beneht werden, um ihre leichtere den Arbeitern ſehr beſchwerliche Stäubung zu verhüten. (Eigentlich werden ſie itzt ſchon ganz naß verpocht.)

Von der guten Verröſtung oder Verkalkung der Erze hängt die Entwickelung des in denſelben enthaltenen Goldes und Silbers, mithin der gute Erfolg der Verquickung vorzüglich ab.

Dieſes Geſchäft wird daher in dem Werke des Hrn. v. B. ſehr genau entwickelt. Zu 100 Pfund Schwarzkupfer werden 12 Pfund Kochſalz zugeſetzt, ingleichen, vier, zehn bis zwölf Pfund gebrannten Kalkes, welcher die Zuſammenballung der Theile verhindert. (Man hat aber auch dieſen Kalkzuſchlag vorlzt ſchon in Schemnitz

nitz ganz überflüſſig, und eher ſchädlich als nützlich befunden.)

Das Röſten geſchiehet auf engen zweyheerdigen Flammöfen, mit einem geſchickt zu richtenden Flamm-Feuer, zu deſſen Unterhaltung das ſchlechteſte aus dünnen Aeſten und Ruthen beſtehende Reisholz gebraucht wird.

Was von den Erzen verflüchtiget wird, fangen eigene Fluggeſtäbkammern, mit denen der Schornſtein verbunden iſt, noch auf. Dieſes Fluggeſtäbe hält $3\frac{1}{2}$ bis 4 Loth Silber im Zentner.

Die verröſteten Gemenge werden, wenn man von deren hinlänglicher Feinheit nicht verſichert iſt, durch Walzſiebwerke durchgelaſſen und nochmals durchgeſiebt; denn die Ungleichheiten des Korns würden auf die größern Silber-Abgänge einen weſentlichen Einfluß haben. Dieſes Walzſiebwerk wird durch ein Waſſer- oder Tretrad in Umtrieb geſetzt. Man ſchüttet das Gemenge in einen mit einem Schüttkaſten verſehenen Trichter auf. Eine mäßige Bewegung dieſes Schütt-Kaſtens läßt das Gemenge zwiſchen zwey gegeneinander ſich bewegende Walzen fallen, von welchen das Mehl ſich auf ein Dratſieb ergießt. (Es iſt hieran in Schemnitz ſchon wieder einiges geändert, und man verhoft mit Grunde, bey verbeſſerter Vorrichtung des Röſtofens dieſer Mühle künftig ganz entrathen zu können.)

Das

Schallow.

Davy, Davy, Davy, laß mich ſeh'n, Davy, laß mich ſehen; ja, Sapperment! der Koch William ſagt ihm, er ſoll herkommen -- Sir John, ich laß keine Entſchuldigung gelten.

Davy.

Ja, Herr; aber dieſe Regeln können nicht gehalten werden; und noch eins, Sir, ſollen wir das Ek mit Weizen anſäen.

Schallow.

Mit rothem Weizen, Davy -- Aber auf William Koch zu kommen -- ſind keine jungen Dauben da?

Davy.

Ja, Sir -- Hier iſt des Schmidts Conto, für Schuhe, und Pflug-Eiſenwerk.

Schallow.

Laß ihn bezahlt und quittirt werden -- Sir John, ich nehme keine Entſchuldigung an.

Davy.

Itzt, Sir, brauchte man nothwendig einen neuen Ring an den Waſſer-Eymer. Und, Sir, iſt nicht eure Meynung, dem William den Betrag von dem Sak, den er neulich auf dem Hinkley-Markt verlohr', an ſeinem Lohn abzuziehen.

Schallow.

Das durch die Zermahlung und Röſtung entwickelte Silber wird durch Zutheilung des Queckſilbers mit Beyhülfe der Wärme, einer angebrachten beſtändigen Bewegung, mittelſt einer Rührmaſchine, und abwechſelnden Berührung der Theile, aus den erdigten, metalliſchen oder erzigen Gemengen geſchieden und in eigenen ſtarken kupfernen Keſſeln, deren mehrere in gemauerte Sied-Oefen verſenkt ſind, mit dem Queckſilber vereinigt. Dieſe mechaniſche Arbeit heißt das Anreiben und Anquicken. Das zu Flüſſigmachung der Gemenge zugetheilte Waſſer wird nicht bis zum Sieden erhitzt. Hierzu kann auch Torf und Steinkohle gebraucht werden. Das Uebermaß des Queckſilbers iſt niemals ſchädlich, wohl aber die Unzulänglichkeit. Gewöhnlich könnte ein Centner deſſelben gegen zwey Centner der übrigen Miſchung gerechnet werden; doch reichen meiſtens auch 50 Pfund zu, wenn ſonſt gehörig zu Werk gegangen wird. Die Bewegung der Rührmaſchine geſchiehet durch einen an einem Waſſerrade angebrachten Krumzapfen, der einen wagerechten auf feſten Unterlagen und metallenen Rädchen ruhenden Kammwagen hin und herſchiebt, deſſen Kämme in die Trillinge der Rührſpindel eingreifen. Durch jeden $3\frac{1}{2}$ Fuß langen Schub des Wagens wird die Rührſpindel zweymal umgetrieben.

Das in den angequickten Gemengen befindliche, mit edlen Metallen geſchwängerte Queckſilber wird

durch Beyhülfe des Waſſers in einem eigenen, dazu vorgerichteten Waſchbottich von dem ſeines ehemaligen Gehaltes beraubten Schlich- und Erzmehl abgeſondert. Dieſer Waſchbottich iſt ein koniſches hölzernes Gefäß, worinnen eine Rührſpindel mittelſt eines an einer liegenden Welle angebrachten Kammrades in Umtrieb geſetzt wird. Solchergeſtalt werden die Schliche vollends verwaſchen, die vom Queckſilber und Amalgam befreyete Trübe des Gemengs wird durch einige Seitenpipen in ein Rinnwerk und aus dieſen in die dazu vorgerichteten Sümpfe abgelaſſen; wogegen das Queckſilber und Amalgam, die ſich auf dem concaven Boden ſammlen, durch eine Wendepipe abgezapft wird.

Um aber die angequickten Gold- und Silbertheile von dem überflüſſigen Queckſilber zu befreyen, und in die Enge und nahe an einander zu bringen, ob ſchon noch immer etwas Queckſilber damit verbunden bleibt, geſchieht das Durchdrücken des Queckſilbers, in einem beſonders eingerichteten Kaſten, erſt durch einen linnenen aus Drillich zuſammengenähten Sack, und alsdenn, guten Nachrichten zu Folge, auch noch beſonders durch einen ledernen Beutel. *)

Die

*) Dieß iſt die Operation von der Blumauer dichtete:

Die Schätze, die bisher nur allzutheuer
Sich die Natur von uns bezahlen ließ,
Und die der Menſch ihr nur durch Gift und Feuer

Und

Die übrbleibenden Quickkugeln beſtehen noch immer aus einem Theil Silber und vier bis fünf Theilen Queckſilber. Aus dieſer Verbindung des Goldes und Silbers wird daſſelbe durch die austreibende und ausdehnende Kraft des Feuers abgeſchieden. Dieſes Durchglühen der Quickkugeln wird in großen übereinander geſtellten und mit ihren Mündungen ſich berührenden gegoſſenen eiſernen Tiegeln vorgenommen, worinnen die Quickkugeln auf eiſernen Durchſchlag-Blechen aufgeſtellt werden. Der untere Tiegel iſt in das unter dem Glühheerd befindliche mit kaltem Waſſer angefüllte Rinnwerk bis zur Hälfte verſenkt (Man füllt denſelben gegenwärtig mit gutem Vortheil auch ſelbſt mit Waſſer an.) Wie ſich das Queckſilber durch die Hitze des obern Tiegels entwickelt und in Dünſte verwandelt, verſammelt es ſich in dem untern Tiegel durch eine Art von Salzerung, und wird bey der beſtändigen Abkühlung gehindert, wieder in Dämpfe aufgelöſt zu werden, die hier ſich verdicken. Hierdurch erhält man das Queckſilber ohne einigen Verluſt wieder ganz zurück, und bekommt ſodann ſilberweiße Amalgame, mit mooſähnlichen Zeichnungen auf der Oberfläche. Sind ſie ja etwas kupfericht oder diepiſch,

Und durch Gewalt mit lahmer Hand entriß,
Die ſchenkt ſie Dir — zum ſichern Unterpfand,
Daß Du ihr Liebling biſt — auf einen Druck der Hand.

Wiener Muſen-Almanach, 1786. S. 108.

ſo werden ſie allenfalls auf Teſten unter einer feuerbeſtändigen flachen Muffel oder auf dem gewöhnlichen Treibherd feingebrannt, oder abgetrieben.

Das Queckſilber behält nach dem Durchpreſſen immer noch einen kleinen Antheil edler Metalle, die durch die Zwiſchenräume des Preßbeutels mit durchgehen. Weil es aber jedesmal wieder zur Verquickung genommen wird, ſo darf es nur alsdenn, wenn es bey dem jährlichen Abſchnitt der Rechnung auf die genauere Beſtimmung des darinnen rückſtändigen Gold- und Silbergehalts ankommt, übergezogen und davon abgeſchieden werden. Dieſes geſchieht aus tubulirten eiſernen Retorten mit gegoſſenen eiſernen enghälſigen Vorlagen.

Der Aufwand aller dieſer Vorrichtungen, beſonders der kupfernen Keſſel bey der warmen Anquickung, ſo wie das nothwendige Siedholz, ſo unbedeutend es auch gegen das bey den Schmelzwerken erforderliche Holz- und Kohlenbedürfniß iſt, haben den Gedanken rege gemacht, ob ſich die Verquickung nicht auch in hölzernen Gefäßen und ohne Beyhülfe des Feuers bewürken laſſen würde. Auſſer dem Vortheil im Aufwand erlangte man auch hierdurch ganz feine Amalgame, die keines Feinbrennens und Abtreibens bedürften, dagegen mit dem warm angeriebenen Silber ſich meiſtens etwas Kupfer verbindet, das erſt durch das Feinbrennen von der durchgeglühten Amalgame geſchieden werden muß. Die Verſuche aber, die man mit dem kal-

ten

ten Anquicken in besonders dazu vorgerichteten Fässern angestellt hat, sind zur Zeit noch mit einem allzubeträchtlichen Queckſilber-Abgang verbunden gewesen; man hat jedoch noch nicht aufgehört, diese Versuche fortzusetzen.

Die angequickten Rückstände werden bey dem Verwaschen in eigenen dazu vorgerichteten Sümpfen aufgefangen. Bey ihrer Ueberschlemmung gewinnt man auch das Queckſilber wieder, das etwa in ihnen zurückgeblieben seyn möchte.

In Schemnitz betrug der Aufwand des Anquickens vom Zentner Silbererz und Schlich, der im Durchschnitt acht Loth Silber enthielt, 1 fl. 30 Kreutzer mit Einschluß des Queckſilber Verluſts, (zu 167 fl. den Zentner gerechnet,) und des in den Rückständen noch befindlichen Silbers. Die Berechnung hierzu wird in dem Werke des Herrn v. Born so genau geliefert, daß ſie jedem Sachverständigen zum Maßſtab dienen kann, die Vortheile die ſich von der Amalgamations-Methode erwarten laſſen, verhältnißmäßig zu berechnen. (Hierbey aber iſt zu erwägen, daß bey den ersten Arbeiten das Anquicken bey weitem noch nicht auf den höchſten Grad von Vollkommenheit steigen können. Selbſt die Anlage der Hütte zu Szkleno bey Schemnitz iſt nicht die zum vortheilhaften Arbeiten bequemſte. Bey künftiger mehrerer Vollkommenheit der Arbeiten und bequemerer Anläge der Gebäude werden die Koſten

noch viel geringer ausfallen, als ihre Berechnung von den verquickten erſten 1000 Zentnern ergeben hat.)

Auch der Vortheil der Zeit iſt nicht gleichgültig; in weniger Tagen, als man zu den gewöhnlichen Schmelzhütten-Arbeiten Wochen nöthig hat, kann die reine Abſonderung der edlern Metalle durch die Anquickung vollracht werden. Alſo bleibt nicht ſo lange, wie bey den Schmelzwerken, immer eine namhafte Summe in den vorräthig geſchmolzenen Zeugen ſtecken. Auch wird das bisher in Rauch aufgegangene Bley damit erſpart; mit Inbegriff der Saigerung betrug dieſer Verluſt in Niederungarn jährlich allein auf 12000 Zentner, wogegen bey der Ausbringung von 40 bis 50000 Mark Silber höchſtens 60 bis 70 Zentner Queckſilber verlohren gehen. (Schon iſt es ſicher, daß auf jeden Zentner des zu verquickenden Gemenges nur ein Loth Queckſilber verlohren geht. Der Verluſt wird künftig noch kleiner werden, wo nicht gänzlich wegfallen.) Der Gebrauch des Queckſilbers iſt zugleich für die Hüttenarbeiter erwünſcht, weil bey allen Arbeiten davor geſorgt iſt, daß es nicht ſchädlich werden kann: ſtatt daß der Bleyrauch ſo viele Hüttenarbeiter hingerafft oder ihnen die ſchrecklichſten Zufälle zugezogen hat. Auch beſteht der Aufwand des Anquickens größtentheils in Arbeitslöhnen; ein Umſtand, der für die Bewohner der Gegenden, wo Bergbau getrieben wird, nicht gleichgültig iſt.

Eine

Eine weitere Folge der Borniſchen Amalgamation der gold- und ſilberhaltigen Erze wird in Zukunft noch die Amalgamation des Kupfers ſeyn, wodurch nicht allein die Behandlung der Kupfer im Feuer gröſstentheils erſpart, ſondern auch dieſes Metall in vorzüglicher Güte, und ſofort zum Meſſingmachen geſchickt, hergeſtellt werden wird. In kurzer Zeit wird das Publikum hiervon mehr zu vernehmen haben.

Der gröſste öffentliche Gewinn der Anquickungsarbeiten aber iſt das Holz-Erſparniſs. Zu geſchweigen, daſs künftig Bergwerke, die, wegen der in Rückſicht der Holzpreiſe ſich ergebenden Unſchmelzwürdigkeit der Erze, ungebaut erliegen bleiben mußten, wieder in Umtrieb geſetzt werden können, ſo muß hierbey jedem Freunde der Menſchheit eine allgemeine Rückſicht nicht entgehen.

Wenn die Stufen, auf welchen die Kultur der Länder und Völker anſtieg, dem Kreislauf der Dinge gemäſs irgend einmal wieder rückwärts betreten werden ſollten, ſo würde der Holzmangel ſicherlich viel dazu beytragen. Er fängt ſchon an ſich in ganz Europa zu äuſſern; ja man weiſs aus ſichern Nachrichten, daſs, da er die Erzgebirgiſchen Gegenden von Süd-Amerika ſehr drückt, man ſchon den fürchterlichen Gedanken gehegt hat, den Reichthum jener Gebirge zum Holzaufkauf in Europa mitanzuwenden, und europäiſches Holz dorthin überzuſchiffen. Nur an wenigen

Orten wird dem einbrechenden Holzmangel mit Anſtalten begegnet, die entweder auf Vermehrung der Wälder durch hinlängliche Anſaat, oder auf Verminderung des Holzverbrauchs durch Einführung guter Sparmittel und Verſchwendungsgeſetze, abzielten. Vielmehr nimmt mit der von allen Seiten zunehmenden Weichlichkeit das Holzbedürfniß immer noch zu, nicht nur im häuslichen Leben, ſondern auch durch Betriebſamkeit ſo vieler Fabriken, deren Förderung und Aufnahme gleichwohl die Staatskunſt ſich angelegen ſeyn laſſen muß. Es kommen zwar noch Patrioten vor, (z. B. die Geſellſchaft der Holzſparkunſt zu Berlin,) die im Einzelnen und Kleinen an Schonung des Holzes arbeiten; aber noch vielmehr iſt derjenige für einen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts anzuſehen, der zu Fortdauer ſeiner behaglichen Exiſtenz durch Erfindung der Holzerſparung ins Große beytragen hilft.

V.

Klingende Steine in China. *)

Unter den muſikaliſchen Inſtrumenten in China wird eines aus klingenden Steinen verfertiget. Vielleicht hat

*) Deſcription generale de la *Chine*, ou tableau de l'etat actuel de cet Empire par M. l'Abbé *Groſier* à Paris chez Moutard 1785. 4. p. 300-307. 778. Man beſe mit

hat ſonſt kein Volk in der Welt dieſen Gebrauch von den Steinen gemacht. Ein altes Geſchichtbuch des Chu-king erzählt: die Alten hätten bemerkt, wie von dem Strömen des Waſſers einige Steine an den Ufern erklungen; ſie hätten daher einige davon herausgenommen, und aus Vergnügen über ihren ſchönen Ton daraus einen King gemacht. So heißt in China das alte und ſehr beliebte muſikaliſche Inſtrument, was man aus dergleichen Steinen zuſammenſetzt. Man unterſcheidet das Tſe-king und Pien-king, jenes beſteht aus einem einzigen tönenden Stein, und giebt mithin nur einen einzigen Ton von ſich. Das Pien-king hingegen entſteht aus ſechszehn aufgehängten Steinen, welche das ganze Tonſyſtem der alten Chineſiſchen Muſik umfaſſen. Dieſe Steine ſind in Form eines Winkelmaaſſes ausgehauen. Um den Ton tiefer zu ſtimmen, nimmt man von ihrer Dicke ab; will man hingegen den Ton erhöhen, ſo muß von der Länge abgenommen werden. Man hat auch ein Inſtrument von 16 Glocken erfunden, das man zur Begleitung des King braucht.

Die verſchiedenen Arten der in China bekannten klingenden Steine weichen in der Schönheit, der Stär-

mit der Ueberſetzung dieſer Stelle aus einem noch wenig bekannten Werke den Leſern des T. M. nicht zu mißfallen; will jedoch an der Mineralogie des Herrn Abts keinen Antheil nehmen, weil ſie hin und wieder nicht die richtigſte zu ſeyn ſcheint.

ke und der Dauer des Tons, den ſie von ſich geben, ſehr merklich von einander ab, und, was zu verwundern iſt, man kann weder aus den verſchiedenen Graden der Härte, der Schwere, der Feinheit des Korns, noch aus andern Eigenſchaften den Grund dieſer Verſchiedenheit ausfindig machen. „Man findet ſehr harte Steine, die ſehr ſchön klingen, aber auch weiche, die eben ſo ſchön klingen. Einige ſehr ſchwere geben einen vorzüglich angenehmen Ton, aber auch manche, die ſo leicht ſind wie Bimſtein, haben einen angenehmen Klang.

Der berühmteſte, koſtbarſte und ſchönſte, dieſer klingenden Steine in China iſt der ſogenante Yu. Dieſer iſt von den älteſten Zeiten her bekannt. Was die alten Chineſiſchen Schriftſteller von ihm erzählen, iſt ſo auſſerordentlich, (wenn ſie ſeine Schönheit und Vollkommenheit nicht übertrieben haben,) daß die heutige Gattung dieſes Steins der alten unläugbar ſehr nachſtehet. Indeß ſcheint es, als wenn man ſich über die Aufrichtigkeit der alten Schriftſteller beruhigen könnte. Denn dieſer ſchon unter den erſten Tſcheou, deren Dynaſtie 1122 Jahr vor Chr. Geb. anfing, bekannte Stein, war unter der Dynaſtie der Han, 206 Jahre vor unſrer Zeitrechnung ſehr ſelten, und gehörte unter die koſtbarſten Dinge. Der Kaiſer, Tſching-ty, von dieſer Dynaſtie, ſah es als eine glorreis

Schallow.

Er muß es verguten. Etliche Dauben, Davy, ein Paar kurz-beinichte Hennen, eine Schöps-Keule, und etliche artige kleine Beyeſſen: Sag's dem Koch Wilhelm.

Davy.

Bleibt der Mann im rothen Rok die ganze Nacht da, Sir?

Schallow.

Ja, Davy. Ich will ihm eine Ehre anthun. Ein Freund bey Hofe, iſt beſſer als ein Pfenning im Beutel. Mach' daß ſeine Leute ihre Sachen recht bekommen, Davy; denn es ſind Erzſchelme, ſie würden uns durchhecheln, daß es eine Art hätte. Geh izt an deine Arbeit, Davy.

Davy.

Ich bitte euch, Herr, helfet doch dem William Viſor von Woncot gegen Element Perkes vom Bühel.

Schallow.

Es gehen groſſe Klagen, Davy, über dieſen Viſor; dieſer Viſor iſt ein Erz-Schelm, ſo viel ich weiß.

Davy.

Ich geſteh es Eu. Herrlichkeit ein, daß er ein Schelm iſt; aber behüt uns G**, Sir, daß ein Schelm keine Gunſt ſollte finden können, wenn ein guter Freund für ihn bittet. Ein ehrlicher Mann, Sir, iſt im Stand für ſich

ſelbſt

che Epoche ſeines Reichs an, als man an dem Ufer eines Fluſſes ein altes Ring, aus 16 Yu beſtehend, gefunden hatte. Dieſe klingenden Steine finden ſich gegenwärtig in den Waſſerriſſen, Waldſtrömen und Bächen, am Fuß des Gebirgs Yun-nen, Kori-tſchin, Tſchen-ſi, Y-li und Y-oguen. Der Stein Yu gleicht äuſerlich den Flußkieſeln. Groſſe Stücke ſind ſelten; die gröſten Stücke, welche die Miſſionarien in dem Kaiſerlichen Pallaſt davon ſahen, waren 2½ bis 3 Fuß lang, und 1 Fuß 8 bis 10 Zoll breit, und dieſe ſah man als einzig an. Man findet die Yu auch unter der Erde, in Thälern, und bey den Erz Gruben. Ihre Oberfläche iſt aber weniger glatt; auch ſind ſie inwendig nicht ſo vollkommen und von keinem ſo feinen Gewebe, als jene. Ueberhaupt hat man fünf verſchiedene Eigenſchaften an dem Yu zu bemerken: die Härte, die Schwere, die Farbe, das Korn, und den Klang.

Die Schwere des Yu ſteht mit ſeiner Härte im Verhältniſs. In dem Kaiſerlichen Pallaſt wird ein rohes Stück aufbewahrt, welches das Anſehen hat, als ſollte es ein einziger Menſch wegtragen können. Aber es gehören deren vier dazu um es nur zu bewegen; gleichwohl iſt dieſes Stück nur 2½ Fuß lang und ½ Fuß dicke. Es iſt grün und von irregulärer Geſtalt; die grüne Farbe iſt die gemeinſte bey dem Yu. Einfärbig, milchweiß, iſt hingegen ſeine ſchönſte und

am meiſten geſchätzte Farbe; darauf kommen die hell-blauen, himmelblauen, indigoblauen, citrongelben, orangegelben, rothen, (nach Farbe des rothen Indianiſchen Holzes,) blaßgrünen, meergrünen, dunkelgrünen, aſchfarbigen Yu ꝛc. Die Chineſer machen mehr aus einem ganz rein einfarbigen Yu; es müßte denn ſeyn, daß er auf angenehme Weiſe fünffarbig marmorirt wäre. In Rückſicht auf das Korn iſt immer der am härteſten und ſchwerſten, der das feinſte Korn hat. Aber welche Gattung im Klang den Vorzug habe, darüber getrauet ſich der Miſſionär, dem wir dieſe Nachricht verdanken, nicht zu antworten, weil er auſſer Stande geweſen die nöthigen Vergleichungen anzuſtellen. Dieſes würde nirgend anders als bey dem Kayſer geſchehen können, wo ſich allein alle Arten des Yu beyſammenfinden. Noch iſt es auch zweifelhaft, ob die King, die man dort antrift, nach einerley Dimenſionen und Verhältniſſen gearbeitet ſind, welches doch zu Anſtellung einer Vergleichung nothwendig wäre.

Der Niu-yeu-che oder der fette Ochſenſtein iſt die andere in China bekannte Gattung der klingenden Steine. Er hat weder die Härte, noch die Schwere noch den angenehmen Ton des Yu, iſt auch weniger ſelten und weniger geſchätzt. Doch hält es ſehr ſchwer, Stücke von der Größe zu finden, wie ſie ſich zum King ſchicken. Der geſuchteſte iſt der gelbe, welches

der

der eigentliche fette Ochſenſtein iſt, und zwar ganz von ebenderſelben Farbe, ohne Nüancen oder Abſtufungen. Er kommt aus der Provinz Yun-nan und findet ſich in der Erde, bey den Erzanbrüchen, oder auch in Thälern am Fuß der Gebirge. Seine erſte Oberfläche iſt rauh, von ſchmutziger Farbe, aus grün und kaſtanienfarben gemiſcht; darauf kommt eine molkenweiſe Streife, und darauf eine gelbe, welche immer dunkler wird, je näher ſie dem Mittelpunkt kommt. Eine intereſſante Unterſuchung würde es ſeyn, warum eben der Mittelpunkt dieſes Steins vollkommner, feiner, feſter und von dunklerer Farbe iſt, als die übrigen Theile. Der Yu giebt am Stahl Feuer, der Niu-yeu-che aber nicht. Er ſcheint ſich mehr dem Achat zu nähern. Wenn er einen Klang von ſich geben ſoll, muß er recht gelb, und ohne Kriſtalltropfen ſeyn; es fehlt aber viel daran, daß er ſo wohlklingend ſeyn ſollte, wie der Yu.

Die dritte Art der klingenden Steine heißt Kiang-che. Dieſer Stein hat einen ſo metalliſchen Klang, daß man in Verſuchung kommt, ihn für eine Compoſition zu halten. Es iſt aber ausgemacht, daß er ſteinartiger Natur iſt. Man findet ſchwarze, graulichte und grünlichte, einfärbige ſowohl als mit Weiß marmorirte. Die ſchwärzeſten ſind die klingendeſten. Dieſer ſonderbare Stein kommt aus einem See der Provinz Tſche-Kiong. Er ſcheint eine Art von Alabaſter

zu

zu ſeyn, welche vom eingedrungenen Waſſer geſchwärzt und entſtellt iſt.

Eine vierte Gattung gleicht, wegen ihrer grauen, ſchwarzen und ſchmutziggelben Nüancen auf milchfarbigen Grunde, dem Marmor. Die mehrſten dieſer Steine haben durchſcheinende Flecken, die eine aufgefangene Verglaſung und ein Mittel zwiſchen Kalk und Kriſtall ſind. Man bemerkt daß die Bebungen ihres Klangs ſich etwas brechen und nicht ſo lange anhalten.

Die gelehrten Chemiker in Europa haben bis jetzt ſich noch mit der Beobachtung abgegeben, ob nicht einige unſerer Steine die nemlichen Eigenſchaften haben, wie die klingenden Steine im äuſſerſten Aſien. Die Römer ſcheinen einen von der Claſſe der Klangſteine gekannt zu haben. Denn Plinius erzahlt von einem Steine, den er Kalkophonas nennt, daß er ſchwarz von Farbe ſey, und, wenn man ihn anſchlage, einen metalliſchen Klang gebe. *)

Einige nach Frankreich überſendete Klangſteine haben endlich die Neugier der Chemiker gereizt, zu unterſuchen, zu welcher Gattung der Steine ſie zu rechnen ſeyn möchten. Der verſtorbene Herzog von Chaulnes beſchäftigte ſich inſonderheit mit dieſer Arbeit; das Re-

*) Calcophonas nigra eſt, ſed illiſa, æris tinnitum reddit. Plin. H. N. L. 37. c. 56.

Reſultat ſeiner Erfahrungen, die er an einem Ring aus dem Kabinet des Herrn Bertin angeſtellt hat, iſt folgendes:

„Man hat ſich bey der Akademie der Wiſſenſchaften, bey dem Herrn Romé de Liſle, und bey andern gelehrten Mineralogen erkundiget, ob ſie den ſchwarzen Stein an dem Ring kennten. Sie haben hierauf mit der von Bomare, Linné, und andere ſchon angeführten Stelle des Plinius geantwortet und hinzugefügt, daß Anderſon in ſeiner Naturgeſchichte von Island ebenfalls von einem klingenden blaulichten Steine rede. Da nun der ſchwarze klingende Stein blaulicht wird, wenn man ihn feilet, ſo iſt es wahrſcheinlich eben derſelbe; überdieß hatte ihn nicht einmal jemand geſehen. Der Schineſiſche gleicht beym erſten Anblick dem ſchwarzen Marmor und iſt kalkartig, wie dieſer; aber ordentlicher weiſe iſt doch der Marmor nicht klingend. Auch gleicht er äuſſerlich dem vulkaniſchen Baſalt, der gleichwohl zu den Verglaſungen gehört.

„Seine Aehnlichkeit mit dem ſchwarzen Marmor veranlaßte mich, Vergleichsweiſe damit Verſuche zu machen. Er phosphoreſcirt nicht; der ſchwarze Marmor auch nicht. Er wirkt nicht auf den Magnet und enthält folglich keine Eiſentheilchen in metalliſchem Zuſtand. Auflöſungen in Säuern (die man vorher prüfte, ob ſie kein Eiſen enthielten,) zeigten durch das phlogiſtiſche Alkali, daß der Stein eine Anzeige davon enthielt.

hielt. Da nun der ſchwarze Marmor dieſe Erſcheinung nicht wirkte, wurde der klingende Stein aufmerkſamer unter dem Vergröſſerungs-Glaſe beobachtet, und da entdeckte man Kiespunkte, denen man jene Erſcheinung zuſchrieb. Uebrigens brachte er in der Auflöſung mit Vitriolſäure, Salpeter- und Kochſalzſäure eben dieſelben Erſcheinungen zu Wege, wie der ſchwarze Marmor. Er gab nemlich mit Vitriolſäure eine gräuliche Magna (die nichts anders als ein mit Bitumen tingirter Kalk iſt,) und ließ ein ſchwarzes Sediment zurück, welches in Salpeter- und Kochſalzſäure nicht auflöslich war, und, wie in dem ſchwarzen Marmor, ein wahres brenliches Bitumen iſt. Calcinirte man den klingenden Stein und den ſchwarzen Marmor, ſo wurden beide weiß und gaben einen ſehr lebendigen Kalk. Im Feuer verloren ſie ihr Bitumen. Der klingende Stein ſchien jedoch etwas weniger von phlogiſtiſcher oder färbender Materie zu enthalten; denn der Niederſchlag durch fixes Alkali war ein wenig weiſſer, als bey dem ſchwarzen Marmor, ja ſo gar blaulicht. In der Probe mit dem flüchtigen Alkali enthielt er kein Kupfer. Die übrigen Präcipitate durch verſchiedene Subſtanzen gaben immer einerley Erſcheinungen."

So weit war der Herzog von Chaulnes mit ſeiner Analyſe, als er von den Marmorarbeitern Erkundigungen einziehen ließ. Dieſe antworteten, daß der Türkisblaue Marmor allerdings ſehr klingend ſey. Man hat

auch

auch wirklich groſſe Tafeln davon geſehen, die es ſehr waren; aber als man ein Ring daraus verfertigen ließ, behielten ſie dieſe Eigenſchaft nicht mehr. Als man mit dem ſchwarzen Flandriſchen Marmor Verſuche anſtellte, fand man endlich Stücke, die viel Ton gaben, und man ließ ein Ring daraus ſchneiden, welches bey nahe ſo wohl klingend wie ein Chineſiſches war. Alle dieſe Bemerkungen laſſen glauben, daß die Steine zu dem Ring nichts anders, als ſchwarzer Marmor und aus eben derſelben Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſind, und daß ſie nur einiger Unterſchied der Organiſation mehr oder weniger klangbar macht. Der Herzog von Chaulnes bemerkt ferner, daß die Chineſen auch Ring aus Criſtall verfertigen, und daß man von dieſer Art zu S. Brice im Kabinet des Herrn de la Tour, Secretär des Königs, ſehen könne, ingleichen daß die Chineſer eine Art Alabaſter dazu brauchen. Herr Bertie erhielt aus China Stücke dieſes Alabaſters, in Form eines Ring von ſchwarzem Stein, die man für klingend ausgegeben hatte, die aber keinen Ton gaben. Der Yu, woraus die Chineſen ihre ſchönſten Rings machen, kann nichts anders als ein Achat ſeyn.

VI.

Urſprung der fabelhaften Geſchichte des Vogels Greif.

An der Naturgeſchichte des ältern Plinius beſitzen wir unſtreitig einen wahren Schatz des Alterthums. Wer mit dieſem Schriftſteller bekannt iſt, wird mir dieſes willig zugeben. Nur Schade iſt es, daß der Text nach und nach in der ältern Zeit, durch die unfehlbar oft wiederholten Abſchriften, in ſehr vielen Stellen verunſtaltet worden iſt. Dabey iſt es aber nicht zu läugnen, daß Plinius ſelbſt hin und wieder Flüchtigkeit im Zuſammentragen und Unkunde in der Wiſſenſchaft ſehr deutlich verräth. Ungeachtet unter den alten Autoren Plinius einer meiner Lieblinge iſt, ſo kann ich dennoch dieſes Urtheil nicht verhalten. Ich will aber auch gleich den Beweis beyfügen, daß ich ihm nicht zuviel thue.

Mein jetziger Gegenſtand iſt eine Stelle, die ſchon ſehr oft ihrer Seltſamkeit wegen in andern Schriften aufgenommen worden iſt. Es heißt nemlich, im 7ten Buch §. 2. nach Großens neueſten Ueberſetzung, daß — „nahe am Urſprunge des Aquilo, und an der Höhle deſſelben, welchen Ort man Geſcliton nennt, die Arimaſper wohnen, die ſich dadurch auszeichnen, daß ſie nur ein Auge mitten auf der Stirn haben.

Sie

Sie führen beſtändig mit den Greifen, einer Art wilder Vögel, wie man ſie eigentlich beſchreibt, um die Erzgruben Krieg. Dieſe krahen das Gold begierig aus den Gängen hervor, und bewahren es, und die Arimaſper rauben es ihnen. Dies ſchreiben viele. Die berühmteſten darunter ſind Herodot und Ariſteus der Proconneſier. „

Weil Plinius ſeine Währmänner angeführt hat, ſo ſcheint der doppelte Unſinn dieſer Stelle — Menſchen, die nur ein Auge vor der Stirnn haben, und Vögel, welche Gold aus der Erde holen, es bewachen und deshalb mit Menſchen Krieg führen ſollen — auf ſeine Vorgänger zu fallen. Aber, es muß der andere Theil auch mit ſeiner Rechtfertigung gehört werden. Ich habe in dieſer Abſicht den ganzen Herodot genau überſehen, und drey Stellen gefunden, wovon Plinius nach aller Wahrſcheinlichkeit nur eine mag vor Augen gehabt haben. Es kann daraus evident dargethan werden, daß der zweyte Unſinn dieſer Stelle auf des Plinius Unvorſichtigkeit und Unkunde beruht. Die erſte Stelle ſelbſt lautet in Herodots Geſchichte — von Goldhagen überſetzt, B. 4. §. 25 alſo: „Weiter hinauf wohnen, wie die Iſſedoner ſagen, einäugigte Leute, und die Gryphen, „(Greife) welche das Gold bewahren. Von dieſen „haben es die Skythen, von den Skythen aber wir „andern bekommen;" (nemlich das Gold) und wir „nennen ſie (jene einäugigen) auf ſkytiſch Arimaſ„per. Denn Arima heißt bey den Skythen Eins, „Spu, das Auge." In der mittlern Periode dieſer Stelle bin ich vom Herrn Prof. Goldhagen abgewichen, der ſie folgendermaßen überſetzt hat — von jenen haben es die Skythen gehört, von den Skythen haben wir andern die Meynung angenommen. ꝛc.

Die andere Stelle iſt im dritten Buche §. III. befindlich und lautet alſo: „Gegen Norden zu hat

„Europa, wie bekannt iſt, viel Gold: wie es aber „gewonnen werde, kann ich auch nicht mit Gewißheit „ſagen. Man giebt vor, als nähmen es die Arimaſper „welches einäugige Leute ſeyn ſollen, den Greifen weg: ich laſſe mich aber nicht bereden, daß Leute mit einem Auge gebohren werden, und doch in „andern Dingen mit andern Menſchen einerley Natur haben."

Von dieſen beyden Stellen hat Plinius wahrſcheinlich nur die erſte vor Augen gehabt. Denn wenn er die zweyte dabey erwogen hätte, ſo würde er wegen der einäugigten Leute zweifelhafter worden ſeyn. Im Gegentheil aber erſieht man unläugbar, daß Plinius nicht gezweifelt und noch dazu das Sonderbare gar Wunderbar gemacht, indem er dieſen Leuten ein Auge vor die Stirn ſetzet, wovon doch in Herodots Beſchreibung nichts angeführt iſt. Konnte gleich Plinius nicht einſehen, was es mit jenen einäugigten Leuten für eine Bewandniß hatte: ſo ſollte er doch nicht noch mehr ausſchmücken, ſondern getreu erzählen und gewußt haben, daß nirgends ganze einäugigte Völkerſchaften vorhanden wären. Nach Bocharts Vermuthung war es nur ein beygelegter Name, und vermuthlich daher entſprungen, daß jenes Volk aus guten Bogenſchützen beſtund, und zur richtigen Zielung daben ein Auge zuſchloß. Aus dieſem Grunde könnten ſie vielleicht von ihren Nachbarn, ironiſch, Einäugigte genannt worden ſeyn. Hienächſt iſt wohl zu bemerken, daß in beyden Stellen nicht die allergeringſte Veranlaſſung vorkommt, die Gryphen für eine Art wilder Vögel zu halten, wofür ſie Plinius geradezu ausgiebt. Hätte er die jezt gleich nachfolgende dritte Stelle des Herodots in Vergleichung gezogen, welche ſich in angeführter Ausgabe im 4ten Buch § 12. befindet, und eben diejenige iſt, die Herodot aus dem Ariſteus anführt, ſo würde er die Gry-

ſelbſt zu reden, das iſt ein Schelm nicht. Ich hab' Euer Herrlichkeit treulich gedient, dieſe acht Jahr, her; und wenn ich nicht auch ein oder zweymal in einem Quartal einem Schelmen gegen einen Bidermann hinaushelfen kan, ſo iſt wahrlich mein Credit bey Eu. Herrlichkeit nicht groß. Der Schelm iſt mein guter Freund, Sir, und ich bitte Euer Herrlichkeit alſo, laßt ihn durchwiſchen.

Schallow.

Geh, geh, ſag' ich, es ſoll ihm nichts gethan werden: Sieh zu den Sachen, Davy. -- Wo ſeyd ihr, Sir John? Kommt, herab mit euern Stiefeln! Gebt mir eure Hand, Herr Bardolph.

Bardolph.

Es freut mich, Eu. Herrlichkeit wohl zu ſehen.

Schallow.

Ich danke dir von Herzen, mein wakrer Herr Bardolph; (zum kleinen Lakayen) ha, willkommen, mein hübſcher Burſche -- Kommt, Sir John.

(Sie gehen ab.)

phen nicht für eine beſondere Art wilder Vögel aus gegeben haben.

Dieſe Stelle heißt: „Man hat noch eine andere „Erzählung bey den Griechen und Ausländern zugleich. „Ariſteus, des Kaſtrobius Sohn, aus Prokonneſus, „ein Dichter, gab vor, er ſey, als er vom Phöbus „begeiſtert worden, zu den Iſſedonern gekommen. „Ueber den Iſſedonern, ſagte er, wohnen die Arimaſ„per welche nur ein Auge haben; über dieſen die „Gryphen welche das Gold bewahren; weiter hinauf „die Hyperboreer, welche ſich bis an das Meer erſtrek„ken. Alle dieſe, die Hyperboreer ausgenommen, „fielen ihren nächſten Nachbarn in das Land, nachdem „die Arimaſper den Anfang gemacht hatten: von dieſen „wurden die Iſſedoner, und von den Iſſedonern die „Skythen aus dem Lande getrieben.“

Dieſe dritte Stelle giebt nun ſonnenklar zu erkennen, daß unter den Gryphen keine wilde Vögel, ſondern ein beſonderes Volk der Skythen zu verſtehen ſey. Ein Volk, das in einer goldreichen Gegend gewohnet, wo vermuthlich goldführende Flüße geweſen, daraus das Gold von ihnen geſammlet und an die benachbarten Arimaſper verhandelt worden. Kürzer darzu zu kommen, mögen letztere die erſten wohl oft überfallen haben, um ihnen das Gold zu rauben, und daraus der beſtändige Krieg unter ihnen entſprungen ſeyn.

Hier liegen nun die vom Plinius begangenen Fehler offenbar am Tage. Er hat aus Uebereilung und Unkunde der Naturgeſchichte den Arimaſpern ein Auge an die Stirn geſetzt — ein Volk zu einer beſondern Art wilder Vögel gemacht — läßt dieſe Vögel mit Völkern um Erzgruben Krieg führen — wovon in den von ihm ſelbſt angeführten Autoren nicht ein Wort ſtehet.

Dieſe Stelle habe ich deswegen ins Licht geſetzt, weil ſie der einzige und wahre Grund der fabelhaften

Geſchichte des Vogels Greif iſt, die immerfort, auch noch im gegenwärtigen Jahrhundert, in naturhiſtoriſchen Schriften fortgepflanzet worden iſt. Da ſich Plinius einmahl die Exiſtenz eines ſolchen wunderbaren Vogels vorgeſtellt hatte, und jener Name Gryphus von den Ueberſetzern Greif verdeutſcht worden, ſo war es unſern abergläubiſchen Vorfahren ſehr leicht, ihm noch andere wunderbare Eigenſchaften anzudichten.

Wiegleb.

Die im Auguſt angefangenen Briefe über die Kantiſche Philoſophie, welche durch zufällige Urſachen unterbrochen, und zum Theil durch andere Artikel, die man nicht zurückſetzen konnte, verdrängt worden ſind, ſollen in dem bevorſtehenden Jahrgang von Monat zu Monat ununterbrochen fortgeſetzt werden; und dies um ſo gewiſſer, da ſie, wie wir hören, die Aufmerkſamkeit unſerer ernſthaften Leſer erregt haben und der Wunſch, ſie fortgeſetzt zu ſehen, uns von vielen Orten her zu erkennen gegeben worden iſt.

Eben ſo ununterbrochen ſoll auch die Fortſetzung der Lebensgeſchichte Friedrichs des Großen, der Briefe des Abt Fortis an den Herrn Grafen v. Vaſſegli, und anderer angefangener Artikel geliefert werden. Was mehrere andere, ſeither (zum theil ſchon ſeit geraumer Zeit) eingelangte Beyträge betrift, ſo bleibt einer kleinen Zahl derſelben, die an einen Plaz im T. M. Anſpruch machen kann, die Einrückung auf die erſte ſchickliche Gelegenheit in dem erſten Quartale des Jahrganges 1787 vorbehalten. Uebrigens erneuere ich hier abermals die Bitte, die ich ſchon ſo oft, aber leider! immer fruchtlos gethan habe, mich mit nahmenloſen Beyträgen von Verfaſſern, die mir unbekannt bleiben wollen, und mit ſogenannten Gedichten, denen auch der nachſichtvolleſte Herausgeber eines Muſenallmanachs (wo es doch nicht immer ſo genau genommen wird)

wird) keine Gnade wiederfahren laſſen würde, künftig zu verſchonen. Ich ſchrecke nicht gern ein aufkeimendes Talent ab; einem jungen Apelles iſt es ſehr erlaubt, ſein Gemählde auszuſtellen, und hinter dem Vorhang auf die Urtheile der Kenner und Nichtkenner zu horchen: aber dieſe jungen Apellen ſind ſelten; und nicht alle erſten Verſuche, auch von ſolchen die vielleicht nicht ohne Anlage ſind, verdienen darum gleich an den Herausgeber des T. M. zu gefälliger Bekanntmachung eingeſchickt zu werden. Ich hatte von Horazens Epiſteln und meinem Schreiben an einen jungen Dichter mehr Würkung erwartet: aber unſre meiſten jungen Dichter leſen, wie es ſcheint, nichts als — ihre eigene Werke.

W.

Inhalt

des vierten Vierteljahres.

October.

I. Geſchichte Friedrichs des Großen. Zweyter Zeitraum. Von ſeiner Thronbeſteigung bis zum Breslauer Frieden. 1740 — 1742. S. 3
II. Etwas über die erſten natürlichen Rechte des Menſchen; nebſt Anmerkungen über einige Sätze in Moſes Mendelſohns Schrift: Jeruſalem. ‚ ‚ ‚ ‚ 38
III. Des Abts Clavigero Abhandlung von den Thieren der neuen Welt. Fortgeſetzt. ‚ 44
IV. Noch etwas über die Menſchenraſſen. An Herrn D. Bieſter. ‚ ‚ ‚ 57
V. Sendſchreiben an Fräulein Gabriele von B*mb*rg. Innſpruck, im Brachmond 1786. ‚ 87
VI. Fabeln. ‚ ‚ ‚ ‚ 91
VII. Auszug aus einem Briefe aus Schemnitz. ‚ 94

November.

I. Moriz ein kleiner Roman. Sechstes Buch. S. 97
II. Des Abbate Albert Fortis Phyſiſch-Geogra-phiſche Briefe über Calabrien und Apulien an den Grafen Thomas von Baſſegli, Raguſa-niſchen Patrizier Aus dem Italieniſchen. „ 126
III. Beſchluß der im vorigen Monat angefange-nen Abhandlung des Herrn G. R. Forſters über die Menſchen Raſſen. „ „ 150
IV. Neue Ausſicht zu Vertilgung der Blattern, von Herrn Hofmedikus D. Hufeland. „ „ 167
V. Ueber das Anquicken der gold- und ſilbera tigen Erze, ꝛc. von Ignaz Edlen von Born. „ 182
VI. Auszug aus einem Schreiben an den H die Berichtigung eines hiſtoriſchen Punktes im vorigen Monatsſtucke betreffend. „ „ 139
VII. Sinngedichte. „ „ „ 191

December.

I. Geſchichte Friedrichs des Großen. Zweyter Zeitraum. Von ſeiner Thronbeſteigung bis zum Breslauer Frieden. 1740-1742. S. 193
II. Moriz. Beſchluß des ſechſten und letzten Buchs. „ „ „ „ 227
III. Beſchluß des im lezten Monat abgebroche-nen Artickels: über die gänzliche Vertilgung der Blattern. „ „ „ „ 253
IV. Beſchluß des im vorigen Stücke angefange-nen Artickels: über das Anquicken der Gold- und Silberhaltigen Erze, u. ſ. w. „ „ 265
V. Klingende Steine in China. „ „ „ 280
VI. Urſprung der fabelhaften Geſchichte des Vo-gels Greif. „ „ „ 290

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Julius 1786.

I. Neue Bücher.

1) Geſchichte des Thomas Jones eines Findelkin des. Erſter Band, aus dem Engliſchen, Leipzig bey G. Joachim Göſchen. 1786. 330 S. 8.

Wir können den Liebhabern des Fieldingſchen Meiſterwerkes, oder wie wir ſicher annehmen können, allen Claſſen unſers leſenden Publikums die gegenwärtige neue Ueberſetzung nicht nachdrücklicher empfehlen, als wenn wir ihnen die angenehme Nachricht geben, daß ſie das Werk des Mannes iſt, der ſich durch ſein allgemein anerkanntes Verdienſt um Sterne, Smollet und Goldſmith und ihre teutſchen Leſer bereits unvergeßlich gemacht hat. Nach dieſer Vorausſetzung wäre es überflüſſig uns in eine nähere Charakteriſtik dieſer vortreflichen Ueberſetzung einzulaſſen, bey welcher die Kenner und Bewunderer des engliſchen Originals viel eher manche Schönheit des leztern, die ihnen vorher entgangen war, entdecken, als die bereits bemerkten vermiſſen werden. Wir wollen daher auch von den vielen Vorzügen, die ſie vor allen ihren bisherigen Vorgängerinnen voraus hat, nur den einzigen erwähnen: daß ſie die Stellen des Originals, die durch lokale Beziehungen eigentlich mehr für Engländer verſtändlich und anziehend ſeyn können, durch einheimiſche aber mit Fieldings Geiſte gewählte Gleichniſſe

und Scenen erſetzt, und folglich im ſtrengſten Sinne verteutſcht liefert. — Auch die übrigen fünf Bände ſind unſers Wiſſens bereits unter der Preſſe, und wir werden nicht ſäumen, unſere Leſer von ihrer Erſcheinung zu benachrichten.

---

2) Verſuch über den Grundſatz des Naturrechts nebſt einem Anhange von Gottlieb Hufeland der W. W. und b. R. D. Leipzig bey G. J. Göſchen 1785. 294 S. 8.

Wenn die Verſchiedenheit der Grundſätze, aus denen man das Naturrecht abzuleiten verſucht hat, bey der Grundlegung zu dieſer noch nicht ſehr lange her bearbeiteten Wiſſenſchaft auf der einen Seite unvermeidlich, ja ſogar zuträglich war: ſo iſt ſie auf der andern Seite ſo wohl Urſache als auch Beweis, daß wir an unſerm bisherigen Naturrechte noch keine Wiſſenſchaft im eigentlichen Verſtande, das heißt, kein feſtſtehendes, zuſammenhängendes, und vollſtändiges Syſtem hatten, das durch ſeine allgemein einleuchtende Evidenz die Rechte der Menſchheit, wenigſtens in ihren erſten Principien auf immer feſtzuſetzen vermochte. Nichts kann der Aufſtellung eines ſolchen Syſtemes mehr entgegen ſtehen, als die beyden widerſprechenden Meynungen, die gegenwärtig ziemlich allgemein ſind, wovon die eine ſogar an der Möglichkeit deſſelben verzweifelt, und die andere den wirklichen Beſitz davon behauptet. Wir halten es daher für eines der vorzüglichſten Verdienſte des gegenwärtigen Verſuches, daß er dieſe beyden Meynungen ſehr gründlich widerlegt. Wenn der Verfaſſer ſein großes Problem den einzigen Grundſatz des Naturrechtes, und mit demſelben die Wiſſenſchaft ſelbſt zu finden, in dieſem erſten Verſuche noch nicht

zur allgemeinen Befriedigung aufgelöſet hat: ſo hat er doch unſtreitig manche bisher überſehene und vernachläßigte Bedingung zu dieſer Auflöſung angegeben, und ſowohl über das viele was bereits in dieſem Fache geleiſtet worden, als auch über das mehrere was noch zu leiſten übrig iſt, viel auffallend Wahres, Neues und Selbſtgedachtes geſagt. Die Art wie er den Gegenſtand des Naturrechtes nach der allgemeinen Uebereinſtimmung der vorzüglichſten Schriftſteller feſtſetzt, den Begrif des Rechtes entwickelt, und die nothwendigen Eigenſchaften ſeines aufzuſuchenden Grundſatzes beſtimmt, die Darſtellung und Prüfung der merkwürdigſten Syſteme, und vorzüglich die ſcharfſinnige Entwicklung der Urſachen von der Verſchiedenheit in den bisherigen Grundſätzen, gereichen, unſrer Meinung nach, dem philoſophiſchen Geiſte und der ausgebreiteten Gelehrſamkeit des Verfaſſers zu gleicher Ehre, und machen ſein Buch nicht blos Anfängern allein unentbehrlich.

---

3) Hiſtoriſche Abhandlungen der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Koppenhagen, aus dem Däniſchen überſezt, und zum Theil mit Vermehrungen und Verbeſſerungen ihrer Verfaſſer, auch einigen eigenen Anmerkungen, herausgegeben von Valentin Auguſt Heinze, der Weltweisheit Doktor und Profeſſor zu Kiel. Zweyter Band. Kiel bey dem Herausgeber, und Hamburg bey Benjamin Gottlob Hofmann. 1786.

Bey der Seltenheit teutſcher Gelehrten, die der Däniſchen Sprache kundig ſind, und den Reichthum hiſtoriſcher Kenntniſſe, die in den Abhandlungen der königlich-däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften enthalten ſind, und über man-

che einzelne Theile unſrer vaterländiſchen Geſchichte vieles Licht verbreiten können, iſt eine gute Ueberſetzung dieſer Abhandlungen, wovon uns Herr Prof. Heinze den zweyten Band liefert, ein Geſchenk, das unſern Geſchichtforſchern ſehr angenehm ſeyn muſs. Der Mangel an Unterſtützung von Seiten unſers gegen gründliche Werke oft ſo ſehr gleichgültigen Publikums, den der erſte Theil, welcher bereits vor viertehalb Jahren herauskam, erfahren hat, iſt endlich durch die Freygebigkeit des Königs von Dännemark erſetzt worden, der ſowohl für dieſen als für jeden künftigen Band ein Gnadengeſchenk zur Beſtreitung der Druckkoſten bewilligt hat. Der gegenwärtige Band enthält nur eine einzige aber dafür deſto wichtigere Abhandlung, nämlich Hans Grams Verbeſſerungen zur Geſchichte des Königs Waldemars Chriſtophs Sohn, mit vielen zum Theil ſehr merkwürdigen Urkunden und Beylagen. Der künftige ſoll unfehlbar in der nächſten Michaelismeſſe erſcheinen.

Das neue Kieliſche Magazin für die Geſchichte, Staatsklugheit und Staatenkunde, wovon der Herr Prof. Heinze des erſten Bandes erſtes Stück geliefert hat, enthält eine ſehr gut geſchriebene Beurtheilung des Schlettweinſchen Lehrbuchs, Rechte der Menſchheit, von Herrn Juſtizrath Chriſtian; eine gründliche Abhandlung vom Herrn Herausgeber ſelbſt über den Werth des Allaurens in der Geſchichte; Vorſchläge zu einer im Nordlande zu errichtenden Stadt, und endlich die von dem Eigenthümer des Oldesloer Salzwerks gemachte Verſuche bey Brunnenarbeiten.

II. Ankündigungen.

1) Pandora, oder Kalender des Luxus und der Moden, auf das Jahr 1787. von J. F. Bertuch und G. M. Kraus.

Da

Der ſchmeichelhafte Beyfall, mit welchem das Publikum in und auſſer Teutſchland das Journal der Moden, als das erſte Stück unſers Plans, aufnahm, iſt uns die ſtärkſte Aufmunterung zum zweyten Schritte, den wir nicht minder glücklich zu thun wünſchen und hoffen. Auf das Journal muß, nach unſerm Plane, der Kalender folgen. Für jenes, das im Grunde nichts mehr als Zeitung iſt und ſeyn ſoll, gehört blos die Nouvelle du jour des Luxus und aller Moden, deren ephemeriſche Exiſtenz wie ein Glas Champagner im Mouſſiren genoſſen werden muß; die, wie ſchöne Blumen, im Aufblühen aller Welt gefallen, und wenn ſie verblüht ſind, nicht mehr angeſehen werden. Für dieſe und ihr Schmetterlings-Leben iſt das Journal beſtimmt; und wir ſind gewiß daß viele unſerer aufgeklärteren Leſer und Leſerinnen, die gerne den Geiſt der Zeit beobachten, ihren ganzen Genuß davon darein ſetzen, es als Nekrolog der Moden und des Geſchmacks unſers Zeitalters zu leſen. Vieles alſo das im Journal neu und unterhaltend iſt, würde nach Verlauf eines Jahres im Kalender nicht mehr intereſſant ſeyn.

Für dieſen gehören daher Tableaux von auserwählter Compoſition und delikaterem Colorit; kleine Abhandlungen über Luxus, Moden und verfeinertes Wohlleben bey allen Völkern der Erde, die ſchon Reſultate aus einer Reihe Beobachtungen liefern; gleichſam kleine Kabinet-Stücke von guter Hand, die, ſie mögen hängen in welchem Rahmen ſie wollen, immer ihren Werth behalten. Intereſſante Auswahl und geſchmackvolle Zuſammenſtellung und Behandlung der Materien müſſen ſeinen Werth ausmachen. Die Dame muß ihn an der Toilette mit Vergnügen durchblättern und Zeitvertreib und Unterricht zugleich daraus ſchöpfen, und eben ſo der Mann von Kenntniſſen Spuren eines ſoliden Studiums ohne Pedanterey darin finden.

Dies ist mit etlichen Strichen nur der Entwurf des schon in unserer ersten Ankündigung versprochenen Kalenders, der nun für das Jahr 1787. unter dem Titel

Pandora,

oder

Kalender des Luxus und der Moden *)

in nächster Leipziger Michael. Messe erscheinen wird. Wir geben ihm diesen charakteristischen Namen, weil Pandora, die Allbegabte der Götter, das schönste und passendste Symbol von Luxus und Mode unter allen Dichtungen der Alten ist.

Er wird in dem gewöhnlichen Taschen-Formate der andern schon bekannten kleinen Kalender, und sowohl teutsch als französisch zur freyen Auswahl der Leser, erscheinen. Neue Schriften, schönes Papier und Druck, zweckmäßige und von unsern besten Künstlern gestochene Kupfer, nebst einer Charte, saubere Illumination, wo sie nöthig ist, und feiner Band, wofür wir, oder unser Verleger, Hr. Göschen zu Leipzig, schon gesorgt haben, wird ihn auch von aussen dem Auge empfehlen.

Ohne den Lesern den Genuß der Ueberraschung und unserer Pandora den Reiz der Neuheit zu rauben, müssen wir noch ein Paar Worte über das Innere der Einrichtung sagen.

Das Titelblatt ist diesmal colorirt, und wird stets dem Innhalte angemessen seyn.

Der Kalender an sich selbst ist dreyfach; der neue oder verbesserte, der Russische und der Jüdische, so daß er in Ansehung der Zeitrechnung mehreren Nationen und Glau-

*) Oder auch ohne Kalender, als Taschenbuch des Luxus und der Moden aller Völker.

Zweyte Scene.

[Verwandelt ſich in den Hof zu London.]

Der Graf von Warwik, und der Lord Ober-Richter treten auf.

Warwik.

Wie ſteht es, Milord Ober-Richter, wohin?

Ober-Richter.

Wie befindt ſich der König?

Warwik.

Vollkommen wohl; ſeine Sorgen ſind nun alle geendigt.

Ober-Richter.

Ich hoffe, er iſt nicht todt?

Warwik.

Er iſt den Weg der Natur gegangen, und für uns lebt er nicht mehr.

Ober-Richter.

Ich wünſchte, Se. Majeſtät hätte mich mit ſich genommen. Die getreuen Dienſte, die ich ihm in ſeinem Leben geleiſtet, haben mich allen Kränkungen ausgeſezt gelaſſen.

Warwik.

Glaubensgenoſſen brauchbar iſt. Auſſerdem enthält er die wichtigſten Meſſen von Europa, und einen Blumen-Kalender.

Die zwölf Monats-Kupfer enthalten immer die möglichſt treuen Copien von Trachten aller Nationen der Erde, nach den beſten Originalen, entweder Handzeichnungen oder zuverläßigen Kupfern gewählt, und mit einer erläuternden Beſchreibung verſehen. Jedes Jahr macht ein vollſtändiges Stück des Ganzen, und nach unſerer Idee, ſoll zugleich die Reihe mehrerer Jahre nacheinander, dem Liebhaber der ſie ſammlen will, ein fortlaufendes und ſo unterhaltendes Werck als dermalen noch keins exiſtirt, über National- Provinzial- Würden- Stand- Ordens- Theater- und Pruncк- Trachten und Kleidung aller Völcker, liefern. Vielleicht erhält unſer Kalenderchen, das dem Anſehen nach ein bloſes Joujou des Dames iſt, dadurch, und durch den Gehalt ſeiner andern Artikel, das Glück, bey Manchem länger als nur ein Jahr zu leben, und für ein buchhäbliches Etwas zu paſſiren.

Die Charte! — Vielleicht ſchütteln unſere Leſer den Kopf? — Es ſey drum! Wie es möglich geweſen einem Kalender des Luxus und der Moden eine Charte zu adartiren, überlaſſen wir vor der Hand noch ihrer Divinations-Gabe auszufinden: wir verſichern ſie aber ernſtlich, daß ſie eine der Sache ſehr angemeſſene, nach einer neuen Idee ſauber gezeichnete und geſtochene, brauchbare Charte bey unſerem Kalender finden ſollen.

Ein Paar Kupfer werden wir jedesmal zu Behufe der übrigen Artickel, je nachdem es der eine oder der andere zur Erläuterung und hellerer Darſtellung der Sache bedarf, beſtimmen. Wir werden aber nie eins liefern, damit nur ein Bildchen daſtehe.

Dies ſey vor der Hand hinreichend unſere gütigen Leſer mit dem Kalender der Musen im Voraus etwas bekannter zu machen. Wir ſind nicht ſtolz genug dazu, unſerm Weine gar keinen Epheu-Kranz auszuhängen; ſondern wünſchen zum Beſten unſers Herrn Verlegers, daß der Name, den wir, nach Meynung und Theorie des ehrlichen Sir Walter Shandy, für unſer Kindlein erwählt haben, ihm Glückbringend ſeyn möge. Weimar, den 18ten Juny 1786.

F. J. Bertuch,
H. S. W. Legations-Rath.

G. M. Kraus,
H. S. W. Rath und Direktor der H. Freyen Zeichen-Schule.

* * *

Ich verſpreche auf die äußere Schönheit und möglichſte Bequemlichkeit dieſes Kalenders alle Sorgfalt anzuwenden, und bitte meine Freunde und Gönner, mich bey dieſer Unternehmung mit Güte zu unterſtützen und ſolches ſo viel als möglich bekannt zu machen. Man kann die Pandora in allen Buchhandlungen und durch die löbl. Poſtämter und Intell. Comptoirs, welche eine billige Proviſion für ihre Bemühung genieſſen, beſtellen. Sollte an irgend einem Orte ſich jemand beſonders für mich intereſſiren wollen, den bitte ich ſich an mich deshalb zu wenden, und ſich eines namhaften Vortheils und einer uneigennützigen und ſorgfältigen Behandlung zu verſprechen. Um in der Leipziger Michaelis-Meſſe die Gelegenheiten an alle Oerter bey der Verſendung benutzen zu können, bitte ich die Beſtellungen ſo viel als möglich zu beſchleunigen, und dabey Rückſicht zu nehmen, ob ich die Pandora mit oder ohne Kalender, gebunden oder ungebunden, in franzöſiſ. oder teutſcher Sprache, im gewöhnlichen Kalenderband, oder in Lederband aller Art, oder auch in Seide ſenden ſoll. Der Preiß wird ſo billig als

mbalich ſeyn, und ein Exemplar im gewöhnlichen Kalenderband den Preiß von 20 gr. in Louisd'or à 5 Rthlr. oder Ducaten à 2 Rthlr. 20 gr. gewiß nicht überſteigen. Sollte jemand, deſſen Bekanntſchaft ich noch entbehre, Exemplaria in Commiſſion verlangen, ſo muß ich mir dabey von ſeiner Güte hinlängliche Sicherheit durch Beziehung auf einen Bekannten hieſigen Ortes oder durch andere Beweiſe, erbitten. In allen Fällen aber erfordert die Nothwendigkeit es zur Bedingung zu machen, dasjenige was nicht abgeſetzt iſt, im Anfange bis zur Mitte des März-Monates 1787. wieder in meine Hände zu liefern. Nach dieſem Termin wird nichts mehr zurückgenommen, ſondern als verkauft angeſehen.
Leipzig, den 1. Jul. 1786.

Georg Joachim Göſchen.

---

2) Zu Michael dieſes Jahres wird der zweyte Theil meiner leichten Sonaten fürs Klavier oder Piano-Forte im Druck erſcheinen. Es beſteht aus drey einfachen Sonaten, aus zweyen mit Begleitung einer Flöte oder Violine, und aus einer für vier Hände, und ſoll, um ihn noch gemeinnützger zu machen, auſſer der hin und wieder beygefügten Applikatur, in beyden Schlüſſeln abgedruckt werden.

Wenn ungeſuchte Leichtigkeit, natürlich einhergehender, edler Geſang, Wahrheit im Ausdruck der Leidenſchaften, und — vielleicht nicht ganz mißlungene Darſtellung einiger beſondern Charaktere, Anſpruch auf den Beyfall des Publikums machen dürfen: ſo bin ich eitel genug, von der Güte dieſes Publikums, das meine bisherigen Klavierarbeiten mit ſo allgemeinem Beyfall beehrt hat, eine, wo nicht noch günſtigere, doch gewiß eben ſo ſchmeichelhafte Aufnahme für gegenwärtiges Werk zu hoffen.

Bis zur Mitte des Septembers wird von mir und Hrn. Breitkopf in Leipzig, wie auch von dem hiesigen Universitäts-Buchhändler, Herrn Kayser, Subscription darauf angenommen, um deren abermalige Beförderung ich alle meine Gönner und Freunde gehorsamst bitte.

Der Subscriptionspreiß ist ein Thaler, den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet; nach Verlauf obangezeigten Termins aber kostet das Exemplar 1 Thlr. 12 Ggr. Die Erhöhung dieses Preises wird entschuldigt werden, wenn ich dem Publikum sage, daß es ungleich mehr Waare dafür erhält.

Ich bin von vielen Tonkünstlern und Freunden gebeten worden, ihnen mein Leben, und die Wege, auf welchen ich zu meinem jetzigen Standpunkt fortgeschritten bin, zu beschreiben. Ich finde es für Anfänger nützlich, zur Warnung für diejenigen, die irre gehen könnten, wenn sie es für gut halten sich mit verschiedenen Geschäften einzulassen; zur Zurechtweisung für diejenigen die schon irre gegangen sind, und zur Aufmunterung derer, die das Streben des Kunstgenies in sich fühlen, und doch keinen Wegweiser haben, der ihnen die rechte Bahn zeigen kann oder will. Es würde Eitelkeit und Prahlerey scheinen, wegen ich mir so viele Wichtigkeit zutrauen sollte, daß mein kurzes Leben ein eignes Werk verdiente; ich will daher die Beschreibung desselben diesen Sonaten vordrucken lassen, und im voraus wünschen, daß sie für angehende junge Tonkünstler vom besten Erfolg seyn möge.

Da ich den ersten Theil des zu kurzen Zeitraums wegen nicht bekannt genug machen konnte: so versichere ich die Subscribenten dieses zweyten Theils, da sie doch wünschen werden, das Werk vollständig zu besitzen, daß sie den ersten Theil bey Uebersendung des zweyten noch um den Subscriptionspreis zu 16 Sgr. haben sollen. Die Namen der Subscri-

ſcribenten werden vorgedruckt. Auf zehn Exemplare wird das eilfte, und auf fünf die Hälfte des ſechſten frey gegeben. Die Zahlung geſchieht gleich nach Auslieferung des Werks; doch ſteht auch die Pränumeration in eines jeden Willkühr. Erfurt, den 1ſten Junius 1786.

Johann Wilhelm Häßler,
Muſikdirektor des öffentlichen Konzerts und
Organiſt der Barfüßer-Kirche.

---

3) Bey der ſo großen und bunten Menge von Monatſchriften und Wochenblätter allerley Art, fehlt es dennoch in mittlern und kleinen Städten, wo wenige derſelben nur in wenige Hände kommen, an ſolchen Blättern, wodurch wiſſenswerthe und wiſſensnöthige Nachrichten, gemeinnützige Kenntniſſe und zeitkürzende Unterhaltungen unter die gröſſere Menge verbreitet werden.

In dieſer Rückſicht ſind wir geſonnen, den Verſuch eines ſolchen wöchentlichen Blattes zu wagen, das in Anſehung allerley Bekanntmachungen zwar vorzüglich auf den hieſigen Bezirk hennebergiſcher und thüringiſcher Städte, Waſungen, Suhl, Schleuſingen, Ilmenau, Stadt Ilm, Königſee und anderer Nachbarinnen mehr, gerichtet werden, übrigens aber auch für andre Gegenden nicht unbrauchbar ſeyn ſoll.

Gemeinnützigkeit iſt der Hauptgegenſtand; Zeitvertreib und Unterhaltung unſre Mitabſicht.

Dieſes Blatt wird alſo, auſſer den Ankündigungen, der Polizey, Statiſtik, Oekonomie, Naturlehre und Naturgeſchichte, auch über ſpeciale Landes- und Städte-Geſchichte ſich verbreiten; darneben aber Erzählungen, moraliſchen und vergnügenden Aufſätzen eine Stelle gönnen.

Alles

Alles, was auf bürgerliche Verfassung, Nahrungsstand überhaupt, was auf Fabrikwesen und Feldbau Beziehung hat, alles was der Menschheit interessant seyn kann, was Cultur und Aufklärung, das heißt, sinnlichen und Geistes Genuß und Vervollkommung, befördert, wird unsre vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, um dies Blatt für das grössere Publikum, Bürger und Landmann brauchbar und dem gebildeten Leser unterhaltend zu machen.

Wir erbieten uns aber gegen die löblichen Gerichte, Privat-Personen, Künstler und Fabrikanten, alle Arten von Nachrichten und Meldungen, gegen eine ganz mäßige Vergütung, einrücken zu lassen, auch laden wir alle und jede hiermit ein, die sich für unsere gutgemeinte Anstalt interessiren, uns mit recht vielen Beyträgen und Abhandlungen, die in die Gränzen unsers Plans gehören, zu unterstützen, und durch warme, patriotische Theilnehmung zu des Blattes Werth und Dauer beyzutragen. Aufmerksame Köpfe haben viel Gelegenheit gute Beobachtungen in den obgenannten Fächern zu machen, einer weitern Bekanntmachung werth, aber zum einzelnen Druck zu kurz. Auch diesen steht unser Blatt gern offen. Indeß werden uns sichere Correspondenten wenigstens einige Zeitlang mit hinlänglichem Stoff zur Unterhaltung unterstützen.

Wir sind daher entschlossen wöchentlich einen Bogen in 4to, oder monatlich vier Stück, unter dem Titel:

Provinzial-Blatt

aus

dem Hennebergischen,

auf halbjährige Vorausbezahlung von 16 Gr. herauszugeben.

Vielleicht scheint der Titel nicht passend oder schön genug, allein wir mochten unmöglich, der Mode nach, uns lange den

den Kopf damit zerbrechen. Dem Liebhaber kann es gleich seyn.

Bey den Kosten des Drucks, der Korrespondenz, vieler Wochenblätter und Zeitschriften, die wir halten müssen, ist der Preiß von 16 Gr. gewiß so gering, daß er allen Verdacht von Gewinnsucht von uns entfernt, so wie uns vor dem Vorwurfe eitler Ruhmbegier und Autorsucht die Unternehmung selbst, wo weder weite Gelehrsamkeit noch kunstreicher Styl statt findet, schützen muß.

Findet also unser Vorhaben keine warme Unterstützung, so werden wir es gelassen aufgeben, ohne eine Jammermiene zu machen, denn wir haben das beruhigende Bewußtseyn unserer guten Absicht und das nicht seltene Schicksal aller derer, die den Leuten wider ihren Willen Dienste erzeigen wollen. Ilmenau, den 1sten May 1786.

D. H.

N. S.

Der Pränumerations-Termin steht bis im August, man bittet aber die Liebhaber sich sobald als möglich zu melden, damit wir wissen, ob wir die Unternehmung ohne merklichen Schaden ausführen können, dann sollen die vier Stücke des Aug. am Ende des Monats zusammen, in der Folge aber die Stücke einzeln ordentlich erscheinen. Bey einzelnem Verkauf läßt sich der Preiß noch nicht genau bestimmen, er wird aber höher als 16 Gr. aufs halbe Jahr seyn. Liebhabern schlagen wir folgende Oerter und Herren vor, um bey denselben zu pränumeriren: in Coburg Herrn Hofadvocat Wernike. Meiningen Herr Candidat Schenk. Wasungen Herr Regierungs-Advocat Schenk. Hildburghausen Herr Audit. Schüler. Schleußingen Herr Stud. Weißleder. Suhl Herr v. Glaser. Arnstadt Herr Reg. Adv. Hellbach. Gotha Herr Hofmeister Schenk. Erfurth Herr Rektor Nicolai. Weimar

Herr

Herr Amtsadvocat Etzdorf. Saalfeld Herr Poſtmeiſter Pfeiffer. Stadt Ilm Herr D. Heer. Königſee Herr D. Treiner. Amt Gehren Hr. Actuarius Lübn. Jena Hr. Stud. Ackermann. Auch wer ſonſt für uns ſammlen will, erhält das eilfte Exemplar frey.

Beyträge und dergleichen bitten wir unter der Addreſſe:

An die Herausgeber des Provinzial-Blattes
in Ilmenau

einzuſenden, jedoch verſteht ſich poſtfrey, was nicht beſtimmte Correſpondenten ſind.

---

4) Berliniſcher Briefſteller für das gemeine Leben. Enthält: 1) einen allgemeinen Unterricht über die innere und äuſſere Einrichtung der Briefe. 2) Beyſpiele von Briefen allerley Art nach ihrem Hauptinhalte in 9 Klaſſen geordnet, nebſt vorgängigen Regeln über das Eigenthümliche jeder Gattung. Zum Gebrauch für Schulen und für jeden, der in der Briefſtellerey Unterricht verlangt und bedarf. Mit einem Anhange, enthaltend: 1) Unterricht über das Poſtweſen in den Königl. Preuſ. Landen. 2) Ueber den Gang der Geſchäfte in den Königlichen Staaten. 3) Auszug aus dem Stempeledikt. 8. Mit dem Anhange à 18 Gr. ohne demſelben 12. Gr.

Es kann für dem Hrn. Verfaſſer, welcher der Hr. Prediger Bolte, ohnweit Ruppin iſt, nichts anders als ſchmeichelhaft ſeyn, ſein Werk in ſo kurzer Zeit dreymahl aufgelegt zu ſehen. Auſſer einigen Berichtigungen, die nur hie und da in beſtimmtern und beſſer gewählten Ausdrücken beſtehen

ſtehen, daß dieſe dritte Auflage keine Hauptverbeſſerungen erhalten, vielmehr iſt der Plan der vorigen Auflagen völlig beybehalten worden. Auſſer den innern Werth des Buchs an und für ſich ſelbſt, hat auch der ſehr geringe Preis deſſelben, da es 43 Bogen ſtark iſt, nicht wenig zum Abſatz beygetragen.

---

5) Johann Elert Bode, (Aſtronom der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin) Beſchreibung und Gebrauch einer allgemeinen Himmelscharte, mit einem tranſparenten Horizont. (24 Rheinl. Zoll im Durchmeſſer.) à 2 Rthlr.

Faſt durchgängig beſchwerten ſich die Beſitzer der Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels, daß die dabey befindliche Himmelscharte (8 Zoll im Durchmeſſer) viel zu klein und für das Auge ermüdend ſeye. Dieſen Beſchwerden abzuhelfen, hat ſich der Hr. Verfaſſer entſchloſſen, dieſer Charte den Diameter von 24 Rheinl. Zoll zu geben auf welcher er über 7000 Sterne den Augen ſehr deutlich zur Ueberſchauung des geſtirnten Himmels darſtellt. Durch Mittheilung dieſer ſehr ſauber geſtochenen Charte, erweiſet der Hr. Verf. den Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft nicht allein einen reellen Dienſt, ſondern verſchaft ihnen auch im Gegenſatz eines kleinen Globi celeſtis, der gewöhnlich in Berlin um 4 Rthlr. verkauft wird, eine Gelderſparung. Wie dieſe Charte von Liebhabern zu gebrauchen, und wie die Herren Buchbinder damit bey Aufziehung derſelben zu verfahren haben, erklären die dabey befindliche wenige Bogen.

---

6) Jo-

6) Johann Elert Bode, (Aſtronom der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.) Anleitung zur allgemeinen Kenntniß der Erdkugel. Mit vielen Kupfern und einer Charte. gr. 8. à 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Hr. Verf. deſſen aſtronomiſche Werke ihrer Deutlichkeit und Faßlichkeit wegen, allgemein beliebt ſind, hoffet, daß auch dieſer Zweig gelehrter und gemeinnütziger Kenntniſſe, ob ſelbige gleich bereits in manchen guten Büchern bearbeitet ſind, dennoch, und ohne ſeine Vorgänger gerade hin abzuſchreiben, nicht ohne Nutzen aufs neue bearbeitet ſey, und daß er dieſe Materien für die größte Klaſſe von Lehrern und vornehmlich zum Unterricht in der Geographie, nach ſeiner Art faßlich, deutlich und nach einem ihm am ſchicklichſt ſcheinenden Plane vorzutragen ſich bemühet habe. Der Hr. Verf. ſetzet dabey blos die erſten Grundſätze der Mathematik und Aſtronomie als bekannt voraus. Die bey dem Werke befindliche Kupfertafeln, worauf die unentbehrlichſten Figuren vorkommen, und eine allgemeine Charte der ganzen Erdkugel nach einer neuen Vorſtellungsart, die zugleich die neueſten Entdeckungen zeigt, machen es nützlich und angenehm.

Warwik.

In der That, ich denke der junge König iſt nicht euer Freund.

Ober-Richter.

Ich weiß, daß er's nicht iſt; und ich rüſte mich auf alles was begegnen kan; es kan nicht ſchlimmer ſeyn, als ich's erwarte.

Lord John von Lancaſter, Gloceſter und Clarence zu den Vorigen.

Warwik.

Hier kommen die betrübten Söhne des todten Heinrichs. O hätte der lebende nur die Gemüthsart des ſchlechteſten unter dieſen drey Prinzen, wie viele Männer von Stand und Verdienſt würden dann ihre Pläze behalten, die izt vor Leuten von der verächtlichſten Claſſe die Segel ſtreichen müſſen.

Ober-Richter.

Ich beſorge, leider! es werde alles zu unterſt zu oberſt gekehrt werden.

Lancaſter.

Guten Morgen, Vetter Warwik.

Gloceſter. Clarence.

Guten Morgen, Vetter.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Aug. 1786.

I. Neue Bücher.

1) Preisausſetzung der Kurpfälziſchen teutſchen Geſellſchaft.

Vor zwey Jahren ſetzte die teutſche Geſellſchaft einen Preis von 50 Ducaten auf das beſte neue Luſtſpiel, das ihr eingeſendet würde.

Im verfloſſenen Jahre erhielt dieſelbe zehn Stücke, deren keines des Preiſes würdig geſchätzt wurde. Die Geſellſchaft erneuerte und erhöhte den Preis auf 75 Ducaten für das beſte Luſtſpiel auf das Jahr 1786. Auſſerdem verhies dem Sieger die Theaterintendanz die Einnahme bey der zweyten Vorſtellung des Stückes. Man ſetzte folgende Bedingungen: „Luſtſpiel ſey hier im eigentlichſten Verſtande genommen; die Abſicht der Geſellſchaft gehe eben ſo wenig auf die ernſthafte, zärtliche und ins traurige übergehende Komödie, als auf das Poſſenſpiel. Die Geſellſchaft verwerfe weder das weinerliche Luſtſpiel, noch ſonſt eine Gattung von theatraliſchen Stücken. Jedoch ſey ſie nicht geſonnen, den Geſchmack an jener Gattung durch Preisausſetzung zu befördern. Sie richte hauptſächlich ihr Auge auf das, was unſern Schaubühnen am meiſten abgeht. Bearbeitung komiſcher Charaktere, Erfindung neuer angemeſſener Situationen, Philoſophie im Gewande des Scherzes, mannichfaltige Abſtiche eines und mehrerer Charaktere zur Erhaltung einer Hauptlau-

ne, treffende Zeichnung, den Thoren zum Lachen über sich selbst zu reizen, Kunst den Weisen zu belustigen; mit einem Worte, Lustspiel — sey freylich eine sehr schwere Sache: aber Sieg an diesem Ziele sey großer, ruhmvoller Sieg, Unsterblichkeit sey sein Lohn.„

„Die vorzüglichsten eingesandten Lustspiele würden auf der hiesigen Kurfürstl. Nationalbühne aufgeführt, und erst nach ihrer Vorstellung würde das Urtheil über dieselben abgefaßt, und der Preis dem Sieger erkannt. Die Bekrönung des Siegers würde alsdann bey der nächsten Vorstellung seines Stückes auf der hiesigen Schaubühne noch einmal öffentlich verkündet und gefeyert.„

„Die Gesellschaft hoffte, auf solche Erklärungen, wo nicht ein großes Meisterwerk der Kunst, doch wenigstens einige Stücke, die sich von den bisher in Teutschland erschienenen Lustspielen auszeichneten, zu erhalten, und dadurch einen wichtigen Vortrag zur Beförderung des guten Geschmacks für die Schaubühne zu machen.„

Folgende acht Stücke wurden eingesandt:

1) Der Selbstmörder in der Einbildung.
2) Nannchen und Meyer.
3) Die Bratwurst.
4) Die Geisterbeschwörer.
5) Elisa, oder Einfalt und Bosheit.
6) Der Schlaftrunk.
7) Der Geizige.
8) Der Erbschleicher.

Die vier ersten sind unter der Beurtheilung. Der Geizige ist eine schwache Nachahmung des Mollierischen. Der Schlaftrunk ist zur Hälfte von Lessing, von dem auch der ganze Plan entlehnt ist. Der Verfasser zeigte es selbst an, hoffte jedoch, um den Preis wettlaufen zu dürfen. Die Gesell-

fellſchaft, um ſich des Verdachtes vor dem Publikum zu entledigen, als treibe ſie ihre Forderungen zu weit, wenn auch diesmal der Preis nicht ertheilt würde, gab dies Stück mit dem Erbſchleicher und Eliſen zur Aufführung. Sie äuſſert hierdurch keinesweges ihr Urtheil. Sie erfüllt ihr Versprechen, die vorzüglichern unter den eingeſandten Stücken dem Urtheil des Publikums ſelbſt auszuſetzen. Drey Monate wurden von der Schauſpiel-Direction zum Einſtudiren und zur Vorſtellung derſelben beſtimmt. Erſt nach dieſer Zeit kann alſo die teutſche Geſellſchaft ihr Urtheil bekannt machen. Sie beſchließt die Verſammlungen ihres Geſellſchaftjahres mit der heutigen. Der künftige Jahrgang wird mit dem nächſten Wintermonat eröfnet, wo dann das geſellſchaftliche Urtheil über die drey angezeigten Stücke durch den Druck wird bekannt gemacht werden. Unſer Durchlauchtigſter Stifter hat uns ein zweyfaches Ziel beſtimmt, die Vaterlandsſprache, und die ſchönen Wiſſenſchaften. Zu dem Ende hat Höchſtderſelbe uns zum Geſetze gemacht, jährlich eine Preisfrage aus einem dieſer Fächer mit Abwechſelung zu ſetzen. Dies nächſte Jahr trift die Reihe die teutſche Sprache. Die Geſellſchaft ſetzt den Preis des Stifters, eine Münze von 25 Ducaten auf die beſte Beantwortung folgender Frage:

„Hat die teutſche Sprache Vorzüge vor der lateiniſchen und griechiſchen? und welche ſind dieſe? und welche Vorzüge haben die lateiniſche und griechiſche Sprachen vor der teutſchen?

Die Abhandlungen müſſen vor dem erſten April 1787 mit einem Denkſpruche auf einem verſchloſſenen Zettel mit dem Namen des Verfaſſers an Herrn Klein, kurfürſtl. ach. Sekretär, der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften Profeſſor, und der kurpfälz. Geſellſchaft beſtandigen Geſchäftsverweſer eingeſchickt ſeyn.

---

2) Des Herrn G. R. von Göthe zu Weimar sämtliche Werke in acht Bänden. Bey Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Ohnstreitig wird dem Publiko die Nachricht sehr angenehm seyn, daß der Herr Geheime Rath von Göthe zu Weimar sich entschlossen hat, eine vollständige Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu besorgen und in meinem Verlage herauszugeben. Lange schon wünschten seine Freunde und die Verehrer seiner Muse in und ausser Teutschland diesen Entschluß, und das Publikum sehnte sich nach mehrern Werken von dem Schriftsteller, den es schon von Anfange her unter seine Lieblingsdichter gestellt hatte; man rafte daher ohne sein Wissen zusammen, was man nur von ihm fand, oder glaubte, daß es von ihm seyn könne, druckte, und so entstanden die sogenannten Sammlungen seiner Werke, darin Sachen zusammengestellt wurden, die er theils nicht für seine Arbeiten anerkannt hatte, theils offenbar andern Verfassern zugehörten, und überdieß nicht zur Hälfte complet waren, weil das Meiße von des Herrn Verfassers Schriften bis jezt noch ungedruckt lag.

Es sind eigene Veranlassungen, welche den Herrn Geheimen Rath von Göthe zu dem Entschluß bewegen, sich der Kinder seiner Muse selbst anzunehmen, und dem Publiko die erste, ächte und vollständige Ausgabe seiner sämmlichen Werke, von eigner Hand, zu schenken. Er erklärt sich selbst ausführlich darüber in einem Briefe an einen Freund, und es ist mir erlaubt von folgender Stelle daraus öffentlichen Gebrauch zu machen:

„Ihnen sind die Ursachen bekannt, welche mich endlich nöthigen eine Sammlung meiner sämmtlichen Schriften, sowohl der schon gedruckten, als auch der noch ungedruckten, herauszugeben.

„Von

„Von der einen Seite dreht wieder eine neue Auflage,
„welche, wie die vorigen, ohne mein Wiſſen und Willen
„veranſtaltet zu werden ſcheint, und jenen wohl an Druck-
„fehlern, und andern Mängeln und Unſchicklichkeiten ähnlich
„werden möchte; von der andern Seite fängt man an meine
„ungedruckten Schriften, wovon ich Freunden manchmal
„eine Copie mittheilte, ſtückweiſe ins Publikum zu bringen.

„Da ich nicht viel geben kann, habe ich immer ge-
„wünſcht das Wenige gut zu geben; meine ſchon bekannten
„Werke des Beyfalls, den ſie erhalten, würdiger zu ma-
„chen; an diejenigen, welche geendigt im Manuſcripte da-
„liegen, bey mehrerer Freyheit und Muſe den letzten Fleiß
„zu wenden, und in glücklicher Stimmung die unvollendeten
„zu vollenden. Allein dieß ſcheinen in meiner Lage fromme
„Wünſche zu bleiben; ein Jahr nach dem andern iſt hinge-
„gangen, und ſelbſt jezt hat mich nur eine unangenehme
„Nothwendigkeit zu dem Entſchluß beſtimmen können, den
„ich dem Publiko bekannt gemacht wünſchte.

„Sie erhalten in dieſer Abſicht eine Vertheilung meiner
„ſämmtlichen Arbeiten in acht Bänden.

Erſter Band. Zueignung an das teutſche Publikum. Die Leiden des jungen Werthers. Zweyter Band. Götz von Berlichingen. Die Mitſchuldigen. Dritter Band. Iphigenie. Clavigo. Die Geſchwiſter. Vierter Band. Stella. Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel. Fünfter Band Claudine. Erwin und Elmire. Lila. Jeri und Bätely. Die Fiſcherin. Sechſter Band. Egmont, unvollendet. Elpenor, zwey Akte. Siebenter Band. Taſſo, zwey Akte. Fauſt, ein Fragment. Moraliſch politiſches Puppenſpiel. Achter Band. Vermiſchte Schriften und Gedichte.

„Von den vier erſten Bänden kann ich mit Gewißheit
„ſagen, daß ſie die angezeigten Stücke enthalten werden;

„wie ſehr wünſche ich mir aber noch ſo viel Raum und „Ruhe, um die angefangenen Arbeiten die dem ſechſten und „ſiebenten Bande zugetheilt ſind, wo nicht ſämmtlich doch „zum Theil vollendet zu liefern; in welchem Falle die vier „lezten Bände eine andere Geſtalt gewinnen würden. Das „übrige werden Sie nach Ihrer gefälligen Zuſage gütig „beſorgen „

Da dieſe ausführliche Erklärung des Herrn Verfaſſers — welche zugleich das ſicherſte Certificat über die Aechtheit und meinen rechtmäßigen Beſitz dieſer Ausgabe iſt — mich aller übrigen Erläuterung über die innere Einrichtung überhebt, ſo will ich dies das noch hinzufügen, was ich als Verleger dem Publiko dabey zu ſagen habe.

Ich werde alles Möglichſte thun, daß dieſe vortreflichen Werke auch ein ihrem innern Werthe entſprechendes Aeuſſere erhalten. Der Herr Verfaſſer hat klein Octav zum Format gewählt. Sie ſollen daher in ſolchem Format mit ganz neuen teutſchen Schriften gedruckt, mit 8 Kupfern von Chodowiecki und acht Vignetten von Meil geziert werden.

Obgleich ich ſie mit Röm. Kayſerl., Kön. Preuſſ. und Churf. Sächſ. allergnädigſten Privilegiis drucken werde, ſo finde ich doch nöthig mich bey dieſer Unternehmung gegen die Räuberey unſerer chriſtlichen Nachdrucker, welche auf dieſe Beute gewiß lauren werden, durch den Weg der Subſcription zu decken. Ich bin gewiß, der vortrefliche Herr Verfaſſer hat zu viel Freunde und Verehrer in und auſſer Teutſchland, als daß nicht Viele davon deren Zeit und Geſchäfte es erlauben, ihm dies Zeichniß ihrer Hochachtung gern geben, Subſcribenten zu Sicherung dieſer Ausgabe ſammlen und mir gütigſt melden ſollten. Die Subſcribentenliſte wird dem lezten Bande beygefügt werden.

Der

Der Subscriptionspreis dieser Ausgabe in klein Oktav für alle 8 Bände, wovon jeder ohngefähr ein Alphabet stark werden wird, und wovon vier Bände auf Ostern und die andern vier zwischen Johannis und Michaelis 1787 geliefert werden, ist 6 Rthlr. 16 Gr. in Louisd'or à 5 Rthlr. oder Ducaten à 2 Rthlr. 20 Gr.

Der Subscriptionstermin bleibt bis Ostern 1787. offen: mit Ende der Jubilate-Messe aber kostet das Werk 8 Rthlr. im Ladenpreis.

Die Herren Subscribenten erhalten das Buch nicht allein wohlfeiler, sondern auch den Vortheil der ersten Abdrücke der Kupferplatten, welches ich als ehrlicher Mann verspreche. Den Liebhabern guter Kupfer, kann dieses Versprechen bey einer etwas starken Auflage nicht gleichgültig seyn. Die Zahlung der Subscription wird in der Ostermesse 1787 gänzlich entrichtet, und ohne den Empfang der Gelder kein Exemplar abgeliefert.

Ich ersuche alle Liebhaber der Göthenschen Muse, welchen dieses Avertissement zu Gesichte kommt, entweder sich bey mir unmittelbar, oder bey den Buchhandlungen ihres Orts, oder in Ermangelung derselben, bey den üblichen Postämtern wegen der Subscription zu melden. Die Herren Buchhändler und die üblichen Postämter bitte ich die Subscription anzunehmen, und verspreche ersteren von der Subscription den völligen Rabat, welchen ich Ihnen von meinen übrigen Verlagsartikeln, die nicht auf Subscription gedruckt sind, gebe, und letztern eine namhafte Vergütung für ihre Bemühung. Leipzig, im Monat Julius 1786.

Georg Joachim Göschen.

Hier in Weimar erbietet sich Herr Legationsrath Bertuch Subscription anzunehmen.

---

3) Ankündigung einer topographisch-ökonomisch- und militärischen Karte des Herzogthums Meklenburg-Schwerin. in 16 Blättern.

Seine Durchlaucht der regierende Herzog von Meklenburg-Schwerin haben aus Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, und zur Beförderung des Wunsches vieler Herren Land-Stände dieses Herzogthums mir den Auftrag gegeben, auf Höchst Dero Kosten, aus denen zum Behuf der Wirthschaft vorhandenen Vermessungs-Karten jeder einzelnen Feldmark, eine topographisch-ökonomisch- und militärische Karte des ganzen Herzogthums Meklenburg-Schwerin, gleich der, welche ich 1780. durch den Weg der Subscription, von dem Herzogthum Meklenburg-Strelitz herausgegeben habe, in gehöriger Graduation zusammen zu tragen, und durch Eintragung der Berge völlig anfertigen zu lassen.

Die, dieser Ankündigung vorangestochene zwey Probestücke stellen, das eine das graduirte Tableau dieses ganzen Werks, und das andere eine Quadrat-Meile, von dessen Ausarbeitung in seinem wahren Maasstab, welcher 4 Decimal-Zoll für eine Meile von 2000 Rheinländischen Ruthen ist, vor, und mögen statt meiner dafür oder dawider sprechen.

In Folge des von vielen Seiten her mir geäusserten Wunsches, dieses Werk öffentlich bekannt zu machen, habe ich mich dazu, in so fern es ohne meinen Schaden geschehen kann, entschlossen.

Die Kosten, welche die Beförderung dieses Werks zum Stich erfordert, sind ansehnlich; und wie folgend zu übersehen.

Das Herzogthum Meklenburg-Schwerin enthält ohngefähr 220 Qm.; die Ausfüllung über den Grenzen über 100 Qm.; der Stich einer jeglichen Qm. beträgt an 10 Rthlr., wofür aber auch solche Arbeit, als die vorangestochene Qm.

zei-

zeiget, durch den berühmten Kupferſtecher, Herrn Jäck geliefert und verſichert wird. Hierzu kommen an 16 Rieß Papier zu ohngefähr 300 Exemplar, und sehr viele nicht zu beſtimmende Nebenkoſten, welche die ganze Ausgabe auf 3500 Rthlr. heranwachſen laſſen.

Die Subſcription, durch welche die Herausgabe des Herzogthums Meklenburg Strelitz iſt bewürket worden, belief ſich auf 16 Gr für das Blat. Ob nun gleich die volle Section der hier angekündigten Karte, welche in einem kleinern Maaßſtab als jene ausgearbeitet iſt, ohne ihr an Deutlichkeit und Genauigkeit das mindeſte nachzuarben, 24 Qm. enthält, da doch jene nur 9 Qm. enthielten; ſo will ich den Subſcriptions-Preis dennoch nicht erhöhen, ſondern für eine jegliche Section auf 16 Gr, die bey deren Ablieferung bezahlet werden, und in Summa auf 10 Rthr. 16 Gr. Courant für ein Exemplar des ganzen Werks in 16 Sectionē, feſtſetzen.

Die Subſcription geſchiehet in Berlin bey mir; in Hamburg bey den Kaufleuten Schramm und Kerſten; in Roſtock bey der Koppenſchen Buchhandlung; in Schwerin bey der Bödnerſchen Buchhandlung; in Breslau bey Friedrich und Wilhelm Korn; in Dresden bey dem Hof-Buchhändler Walther; in Braunſchweig bey Herrn Bremer; in Leipzig bey Herrn Roſt; in Weimar bey Herrn Legations-Rath Bertuch.

Die geringe Koſten der Emballage und des Porto, welche pro Exemplar kaum auf 8 Gr. ſich belaufen können, tragen die Subſcribenten.

Nach beendigter Subſcription wird dieſe Karte nicht unter 16 Rthlr. verkauft.

Um mich in Stand zu ſetzen, an der Herausgabe dieſes Werks Hand anzulegen, brauche ich 300 Subſcribenten,

welche zu 10 Rthlr. 16 Gr. eine Summe von 3200 Rthlr. leiſten.

Ich ſuche keinen Gewinn bey dieſem Unternehmen. Nur aber wäre es unbillig, da ich nur fürs Publikum arbeite, indem ich ſelbſt dieſe Karte gezeichnet beſitze, daß ich einen anſehnlichen Verluſt dabey hätte. Sollte ich alſo ſo glücklich ſeyn, 300 Subſcribenten zur Beförderung dieſes Werks in Folge dieſer Ankündigung zu finden: ſo werde ich es ſogleich durch die Hamburger und Berliner Zeitungen bekannt machen, und zugleich beſtimmen, wenn ohngefähr die erſte Section, und zu welcher Zeit das ganze Werk wird können abgeliefert werden. Berlin den 16ten Jul. 1786.

Friedrich Wilhelm Carl Graf von Schmettau, Domherr zu Havelberg, Erbherr zu Garzau, und ehemaliger Brigade-Major im Dienſt und Gefolge Sr. Maj. des Königs von Preuſſen.

---

4) Ankündigung eines Syſtems der tranſzendentellen Chemie.

Meine neuerliche Entdeckung, „daß die geringſte Erſchütterung des Aethers eine Zerſetzung des Elementarfeuers und Phlogiſtons bewürken kann, leitete mich auf die Gedanken: daß die höchſten Beſtandtheile der ganzen Körperwelt nur Elementarfeuer und Phlogiſton ſeyen, — daß alle Körper nur Phänomene der verſchiedentlichen Verbindung des Elementarfeuers und Phlogiſtons ſeyen — daß alle Erſcheinungen in der Natur, die der Chemiker und Phyſiker Kräfte der Natur nennt, nur verſchiedene Aeuſſerungen der weſentlichen Bewegkraft des Elementarfeuers, und der weſentlichen Trägheitskraft des Phlogiſtons ſeyen, — daß ein Lichtſtral

Lancaſter.

Wir kommen zuſammen, wie Leute die das Reden vergeſſen haben.

Warwik.

Wir erinnern uns noch wol, aber der Inhalt unſrer Gedanken iſt zu ſchwer, als daß ihn Worte ſollten tragen können.

Lancaſter.

Nun, Friede ſey mit dem, der uns dieſe Schwermuth verurſacht hat.

Ober-Richter.

Friede ſey mit uns, oder wir werden noch ſchwermüthiger werden.

Glocester.

O, mein lieber Lord, ihr habt in der That einen Freund verlohren, und ich darf ſchwören, ihr borgtet dieſes kummervolle Geſicht nicht; es iſt ganz gewiß euer eignes.

Lancaſter.

Obgleich niemand gewiß weiß, wie es ihm ergehen wird, ſo habt ihr doch am wenigſten gutes zu erwarten; dis vermehrt meinen Kummer, ich wollt' es wär' anders.

Clarence.

Wai, ihr müßt izt Sir John Falſtaffen gute Worte geben: ſeine Kunſt vermag izt mehr als eure Verdienſte.

Ober-

ſtral zum Körper werden, und ein Körper wieder zum Lichtſtral werden könne, — daß vielleicht der Erdball, von ſeinem Kerne an bis zur ätheriſchen Grenze der Sonne hin, nichts anders als ein aus einem geſättigten Aethermeere durch einen erſten ſchaffenden Sonnenſtral niedergeſchlagener Körper ſey, — daß die Natur, in der Stufenfolge, Aether, Luft, Waſſer, Säuren, Erden, urſprüngliche Granitkruſte der Erde, bis zum dichten Kern der Erde, die Säuren dieſes ſchaffenden Sonnenſtrals, und in denſelben die untergeordnete Auflöſungsmittel und reſp. Niederſchläge vorzeige, u. ſ. w."

„In dieſer Theorie fand ich die möglichſt ſchickliche Mittel, alle chemiſche und phyſiſche Erfahrungen von Wirkungen der Körper, und ihrer zum Grund liegenden Kräfte, auf eine höchſtleichte und durchaus übereinſtimmende Weiſe zu erklären; und ich ſahe in den neueſten chemiſchen Entdeckungen eine vollkommen beſtätigte Hypotheſe, ſo daß ich dieſe nach den ſtrengſten Regeln der Logik, zu einem unleugbaren Grundſatze erhoben fand, und nun darauf eine Wiſſenſchaft zu gründen ſuche, der ich den Namen tranſzendentelle Chemie gegeben habe. Aus dem Grundſatze, „ein Lichtſtral kann zum Körper werden, und ein Körper kann zum Lichtſtral werden," (ein Satz, der von der moſaiſchen Schöpfung-geſchichte an, bis zum Newton, und von dieſen bis auf den heutigen Tag von Manchem, und gewiß nicht ohne Grund behauptet worden) leite ich die Erklärung aller Erſcheinungen, auf eine, wie der Erfolg zeigen wird, höchſtzuſammenhängende und für den ſelbſtdenkenden Chemiker und Phyſiker überzeugende Weiſe her; lehre in ſyſtematiſcher Form „den erſten Urſprung aus einem Lichtſtral, und die höchſte Scheidung aller Körper in Elementarfeuer und Phlogiſton, und ſtelle alle chemiſche und phyſiſche Erfahrungen über die Erſcheinungen der Kräfte in der Natur auf die Modification

der

der beyden einzigen Naturkräfte, nemlich der wesentlichen Beweakraft des Elementarfeuers, und der wesentlichen Trägheit des Phlogistons, d. i. der Kräfte zweyer (Grundwesen in chemischen Verstande) Substanzen, (im metaphysischen Verstande) die die ersten Bestandtheile eines Elementarkörpers, und die ersten und lezten eines jeden grobsinnlichen Körpers sind."

Dieses System der transcendentellen Chemie, (die über alle Sinnlichkeit sich zuerst erhebt, hier einen höchsten Grundsatz festsetzt, und dann von diesem bis auf bekannte, oder vor jezt noch unbekannte Scheidungen der Körper in den chemischen Laboratorien herabsteigt) läßt keine der schwierigsten Naturerscheinungen unerklärt, führt von Grundsätzen zu Erfahrungen und von diesen wieder zurück zu Grundsätzen, und sezt richtig gebildete Regeln fest, wornach der Chemiker bey seinen feinsten Scheidungen zu verfahren, und zugleich mit dem Physiker über Versuche, Messungen und Berechnungen gleichförmig zu denken hat.

Das Werk liegt zum Drucke bereit. Man pränumerirt auf ein Alphabet einen Thaler, (den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet). Nur so viel Exemplare, als Pränumeranten sind, deren Namen vorgedruckt werden sollen, werden auf Schreibpapier abgedruckt, und wer sich der Pränumerationssammlung unterzieht, erhält auf zehn Exemplare eins und auf fünf ein halbes frey.

Die mir ehrwürdige Namen der Gönner und Freunde, die ich zur Uebernehmung der Mühwaltung, Pränumerationsgelder und Namen zu sammlen, und höchstens bis zum 1sten Sept. d. J. einzusenden, erbeten habe, sind: in Berlin Hr. Dir. Achard und Hr. Dr. Bloch; in Braunschweig Herr Leibarzt und D. Brückmann; in Breslau Hr. D. Warburg; in Cassel Hr. Hofr. und Leibarzt Baldinger; in Göttingen die Dieterichsche Buchh.; in Gotha die Ettingersche Buchh.; in

in Greifswalde Hr. D. und Prof. Otto; in Halle die Gebauerſche Buchh.; Hamburg Hr. D. und Prof. Gieſeke; in Hannover Hr. D. Marx; in Helmſtädt Hr. Bergr. Crell; in Königsberg Hr. Höfr. und Prof. Hagen und die Hartungſche Buchh.; in Leipzig Hr. Prof. Lecke; in Lübeck Hr. D. Wallbaum; in Mitau Hr. D. und Prof. Beitler und Hr. D. Eckhof; in Mosckau Hr. Apotheker Wolf; in St. Petersburg Hr. Prof. Böber und Hr. Apotheker Behrens; in Riga die Hartknochſche Buchh.; in Stettin Herr Hofapotheker Meyer; in Warſchau die Gröllenſche Buchh. — Mitau, den 11ten März 1786.

J. M. G. Beſeke,
Prof. hieſelbſt.

Der Verfaſſer dieſes jetzt angezeigten Werkes war anfangs Willens, daſſelbe in Mitau unter ſeinen Augen drucken zu laſſen, entſchloß ſich aber doch nachher, der ſchweren Verſendung und anderer Urſachen wegen, ſolches der zu Ende genannten Buchhandlung in Verlag zu geben, die für einen korrekten Abdruck mit typographiſcher Schönheit alle Sorge tragen wird. Aus oben angeführten Grunde ſchlug der Verf. den Weg der Pränumeration ein; und die Verlagshandlung wird nun die verſprochnen Bedingungen nicht nur aufs genaueſte erfüllen, ſondern die Vortheile der Pränumeranten noch auf alle Art erweitern. Die Pränumeranten erhalten alſo das Werk um ein Viertel des Ladenpreiſes wohlfeiler und ihre Exemplare auf Schreibpapier. Die Vorausbezahlung iſt 1 Thl. in Louisd'or à 5 Thl. für ein Alphabet: wird das Werk ſtärker als ein Alphabet, ſo zahlen die Pränumeranten einen verhältnißmäßigen Nachſchuß. Der Termin zur Pränumeration iſt bis zur Michaelismeſſe verlängert, als zu welcher Zeit das Werk unabänderlich ausgegeben wird. Leipzig, den 1. Jul. 1786.

Joh. Gottfried Müllerſche Buchhandlung.

Liebhaber können ſich deßhalb auch hieher an Herrn Stifts-Prediger Weber in Weimar wenden.

II. Anzeige.

Auf die im März dieſes Jahres angekündigte Beobachtungen über die Gebürgarten des Harzes nebſt der Petrographiſchen Karte und dem dazu gehörigen Cabinetchen, wird noch bis zu Ende des October Monats Pränumeration angenommen. Für das Buch ein halber Thaler, für die Karte zwey und ein halber Thaler, und für das dazu gehörige Cabinetchen zwölf Thaler, Summa 15 Rthlr. Pränumeranten welche alles zuſammen beziehen, zahlen für alles nur fünf vollwichtige Ducaten. Nach Ablauf dieſer Pränumerationszeit, wird das Ganze nicht unter 16 Rthlr. den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, verlaſſen werden; da wegen anſehnlicher, über meinen erſten Plan hinausgehender Erweiterung der Karte, die nun 26 Zoll lang wird, der Ladenpreis für ſolche alsdann 2 Rthl., und der des Buches 1 Rthl. betragen wird.

Alle Freunde der Naturgeſchichte des Mineralreiches, alle Herren Buchhändler, Zeitungsexpeditoren und Intelligenz-Comtoire erſuche ich, ſich um Pränumeranten zu dieſem gewiß ſehr intereſſanten Werke zu bemühen, und entweder das 10te Exemplar, oder zehn pro Cent an Gelde für ihre Mühe zu decouniren. Mit den Beſtellungen wendet man ſich in Leipzig an den Herrn Profeſſor Leske, in Erlangen an den Herrn Profeſſor und Hofrath Schreber, in Weimar an den Herrn Bergſecretär Voigt, in Berlin an den Herrn Prediger Herbſt, in Göttingen an den Herrn Univerſitäts-Apotheker Sander, in Hamburg an den Hrn. Buchhändler Bohn, in Braunſchweig an die Bremiſche Kunſthandlung, in Hannover an das Intelligenz-Comptoir, oder geradezu an

Georg Sigismund Otto Lasius,
Kurfürſtl. Braunſ. Lün. Ingenieur-Officier.

Hannover, den 1ſten Auguſt
1786.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
September 1786.

I. Neue Bücher.

1) Beyträge zur philoſophiſchen Geſchichte der heutigen geheimen Geſellſchaften. Ohne Druckort. 208 S. 8.

Der gegenwärtig vor dem Richterſtuhle des Publikums anhängige Rechtshandel der geheimen Geſellſchaften, iſt vielleicht das gröſte und merkwürdigſte unter den vielen Wundern, welche die Göttin Publicität, während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts unter uns gewürkt hat. Die Fakeln, welche ſie zur Erleuchtung der Menſchheit aus dem Himmel mit ſich gebracht hat, und die anfangs ſelbſt bey ihren beſtellten Dienern — den Journaliſten — theils ausgeſchlagen, theils mit vieler Geringſchätzung angenommen wurden, befinden ſich jezt ſogar in den Händen ſo manches Vorſtehers und Aufbewahrers der Myſterien; ſelbſt das Geſpenſt des fürchterlichen Maurer-Eids, welches das innere Heiligthum bewacht, löſet ſich bey der Annäherung ihrer Lichtſtralen in Dünſte auf, und der erſte beſte Unengeweihte mit geſunden Augen weiß nun von dem groſſen Geheimniſſe genau ſo viel, als der funfzigjährige Eingeweihte. „Es erſchien endlich einmal die Zeit, ſchreibt der Herausgeber der gegenwärtigen Beyträge in ſeinem Vorberichte, wo die Freymaurer einander ernſtlich fragten: Wer ſind wir? Die-

ſe wichtige Frage, die niemand entſcheiden konnte, der gerne wollte, und ſo umgekehrt, veranlaßte erſtlich einzelne Zuſammentretungen, und endlich nichts geringeres als einen förmlichen maureriſchen Reichstag (zu Wilhelmsbad 1782). Indem dieſer ausgeſchrieben wurde, bewegte ſich die Cauſe active (des Buches Des erreurs et de la Verité, die unſre Leſer aus der berliniſchen Monatſchrift April und Auguſt 1785 wahrſcheinlich kennen werden) und fieng vorläufig ihre Stöße an. Vielleicht hätte ſie ihren Endzweck erreicht, wenn nicht der Verfaſſer folgender Briefe, und einige andere vernünftige Männer, gewaffnet mit Muth, männlichen Verſtand und Redlichkeit, den Stoß zum Theil abgewendet hätten. H** und W** zwey Geſandte vielleicht von verſchiedenen Orden, aber beyde voll Wunderkraft, und ein jeder in ſeiner Art unternehmend genug um die Abſichten der geheimen Triebräder zu befördern, rühmten ſich des Beſitzes übernatürlicher Geheimniſſe. Beyde waren Männer von ganz verſchiedenem Charakter; beyde ſchrieben ihren vorgeblichen Kenntniſſen ganz verſchiedene Quellen, Endzwecke und Beſtimmungen zu; und dennoch gaben beyde, obgleich leiſe, doch deutlich zu verſtehen, daß ein empfängliches Subjekt ihre verſchieden ſcheinenden Kenntniſſe gleichwohl in ſeiner Perſon vereinigen könne. Der Zeitpunkt, in dem die folgenden Briefe (die den ganzen Inhalt der Beyträge ausmachen) geſchrieben worden, iſt der vor dem Wilhelmsbader Convent. Man ſieht wohl (aus den Briefen) daß ſowohl H. als W. wichtige, und, wo nicht offen doch verdekt, die vornehmſten Rollen dabey ſpielen wollten, und daß ſie es darauf angelegt hatten, den ganzen (Maurer-) Körper nach ihrer Richtung zu lenken, oder vielmehr nach der Richtung derer, die ſie geſandt hatten. Es ſcheint ferner (oder vielmehr es erhellet einleuchtend genug aus den erwähnten Briefen) daß die bekannten (wirklich ver-

ehrungs-

ehrungswürdigen) Vorſteher der Freymaurer ſich nicht ſogleich dem Begehren eines oder des andern gefügt, ſondern Leute von Verſtand und geprüfter Redlichkeit darüber zu Rathe gezogen haben: und daraus ſind die Briefe (an W. und H. ſelbſt nebſt ihren Antworten) entſtanden, deren Authenticität alle, die davon wiſſen, ohnehin erkennen werden, wenn ſie auch nicht das Gepräge der Vernunft und Wahrheit ſo deutlich zeigten.„ Die Sätze, die H** bey den Obern des Ordens geltend zu machen ſuchte, und die in dem erſten Briefe an ihn mit wahrem philoſophiſchem Geiſte geprüft werden, ſind folgende: 1) daß die freymaureriſchen Wiſſenſchaften in den Ordens-Hieroglyphen und Symbolen verborgen liegen, und folglich nothwendig mit dem Weſen der FMy. verbunden wären. 2) daß das ſchwediſche FMr-Ritual der drey Grade das wahre, alte, ächte Ritual wäre, obgleich die ſchwediſchen Brüder (vermuthlich als Proteſtanten) nur die Schaale davon behalten hätten. 3) Daß wahre FMr. nichts anders als wahre chriſtliche Religion wäre. 4) Daß Gefangennehmung der Vernunft, und inneres Gefühl der einzige Weg zur Empfänglichkeit der maureriſchen Wiſſenſchaften: und 5) daß Er, der Hochwürdige Bruder H**, für alles dieſes Bürge wäre.„ Man vergleiche mit dieſen Sätzen die in der Berlinischen Monatſchrift vom Julius dieſes Jahres enthaltenen frühern Ausſagen und Zumuthungen, von zweyen andern Abgeſandten, die nämlich dem Hochw. Br. Archidemides ab Aquila ſalva und dem Hochw. Br. Gugomos, im Namen gewiſſer unbekannter heiligen Väter, beym Directorium der teutſchen FMr. angebracht worden: und man wird über die Wachſamkeit und den Eifer erſtaunen müſſen, womit die Cauſe active den Orden zu keiner Zeit aus den Augen ließ, immer unter einer andern Auſſenſeite wieder auftrat, aber auch immer auf eine und eben dieſelbe Unterwerfung der

Vernunft und Empfänglichkeit für Religionsgeheimniſſe drang.

Der zweyte Apoſtel, den wir aus dieſen Briefen kennen lernen: W** tritt leiſer auf: „Er hat durch die Gnade des höchſten Baumeiſters aller Welten erhabene Kenntniſſe zu erhalten das Glück gehabt, durch welche er, ob ſolche gleich nicht den mindeſten Bezug auf die Frey. haben, dennoch ſeinen Mitbrüdern und allen ſeinen Nebenmenſchen nützlich zu werden wünſcht.„ — Nichts deſtoweniger widerſetzte er ſich den vernünftigen Vorſchlägen des Verfaſſers zu einem Ordensgeſetzbuche, deſſen vornehmſte Abſicht war, den Orden gegen den ſchlimmen Einfluß der Geheimnißkrämer und Wundermänner zu ſchützen; und zwar unter dem ſeinerzvorigen Behauptung widerſprechenden Vorwande: „höhere Wiſſenſchaften wären die einzige wahre Beſtimmung des Ordens, ſie „gehörten zu dem Weſen der FMy., man müßte bey der äuſſern Geſetzgebung des O. die höhern Kenntniſſe als den „Hauptzweck der FMy. nicht aus den Augen verlieren. Die „Beybehaltung der eigenthümlichen maureriſchen Wiſſenſchaften wäre das erſte Geſetz, das der Convent zu beobachten hätte, wenn er ſeinen und ſeiner Brüder wahren Vortheil verſtünde, und ſich nicht ſtrafbar machen wollte.„ Alles dieſes behauptet er zwar nur unter der Vorausſetzung, daß die Exiſtenz dieſer Wiſſenſchaften unwiderſprechlich zu behaupten ſey. Allein wie ſehr dieß Vorausſetzen einem Hinterthürchen ähnlich ſieht, welches ſich Herr W** auf alle Fälle offen vorbehält, erhellet aus ſeiner folgenden Aeuſſerung: „Man wird mir wohl nicht widerſprechen, daß die „Väter des erſten Zeitalters, Propheten und Apoſtel höhere Kenntniſſe hatten. Ich glaube daß dieſes bey der Maurerey der Fall iſt.„ Auch giebt er zu verſtehen, die vorgeſchlagene Feſtſetzung einer äuſſern Form würde nur dann nicht überflüßig ſeyn, in ſo fern nicht ſchon eine feſtgeſetzte

Form

Form in der Maurerey bey denjenigen, welche Glieder derſelben ſind, vorhanden wäre. Die Mitglieder des Conventes und Beamten des Direktoriums, die mit dem Plan zu einer neuen Verfaſſung umgiengen, und von keinem bereits vorhandenen etwas wußten, waren nach Herrn W . . s Aeuſſerung) alſo keine Glieder der Maurerey? Auf eben dieſe Art unterſcheidet Archidemides (im Jul. der berl. Monatſ.) die ächten Freymaurer ſelbſt von den Obern des O. mit denen er zu thun hat, und glaubt Männer, deren Rang, Rechtſchaffenheit und Verdienſte Teutſchland und die Welt kennt, ſehr geehrt zu haben, wenn er ſie für weltliche Beſchützer ſeines ihnen ſelbſt unbekannten innern Heiligthums anerkennt; ohngefähr nach der Vorſtellungsart jenes Zeitalters, wo der Adel, und ſelbſt die Würde der Regenten, in nichts anderm, als in dem leidigen Vorrechte beſtand, für die Pfafferey den Degen zu führen.

Weit entfernt alſo, daß dieſe wichtigen Briefe, die dem Verſtande und Herzen ihres Verfaſſers, ſo wie die Vorrede ihrem Herausgeber, Ehre machen, der ehrwürdigen Geſellſchaft wohlgeſinnter und aufgeklärter Männer, der ſich ein Archidemides, Guaomos, H . . W . . u. ſ. w. aufdringen wollten, zur Schande gereichten: ſind ſie vielmehr die unwiderſprechlichſten Beweiſe ihrer Unſchuld, und der ſelbſt von vielen ihrer Mitglieder bezweifelten Wahrheit: daß die Häupter des Ordens ſo wenig als jedes angehende Mitglied auf den wirklichen Beſitz übernatürlicher Einſichten und Wunderkräfte jemals Anſprüche gemacht haben.

---

2) Nöthige Beleuchtung einer Rezenſion der auf Oſtern d. J. erſchienenen Quartal-Schrift, Beyträge zur Kritick der ſchönen Wiſſenſchaften, in dem 86ſten Stück der Leipziger gelehrten Zeitungen.

So wenig uns Tadel verdrießen, und Lob erfreuen kann, wenn beydes ohne angegebene Gründe ertheilt wird; und so gleichgültig uns jedes seichte Geschwäz der Art ist; so sehen wir uns dennoch genöthigt, über eins dergleichen in dem oben angeführten Stück d. L. G. Z., einiges zu sagen. — Denn ausserdem, daß in der drey Seiten langen Rezension, ganz ohne angegebene Gründe, viele bittere und beleidigende Urtheile gefällt werden, deren Gerechtigkeit wir nicht einsehen können; (ein Fehler, den anonyme Rezensenten vor allen vermeiden sollten, da ihnen Autorität völlig mangelt), so hat uns zu dieser öffentlichen Rüge, eigentlich nur ein ungemein beleidigender Zug, den der Rezensent zweymal äußerte, gereizt.

Seite 1243 sagt er „ — — — diesen folgen eingesendete Gedichte, wie sie die Herausgeber nennen — und bald drauf, „unter den, dem Vorgeben nach, eingelieferten Gedichten" u. s. w.

Einem jeden wird sogleich einleuchten, daß der R. hierdurch andeuten will, daß die sogenannten eingelieferten Gedichte wohl unsere eigene Arbeit sind, und wie offenbar der Fabel von der Henne sein, (unserer ausdrücklichen Protestation in der Ankündigung ungeachtet) dennoch eine Anwendung auf uns selbst gegeben haben sollen. Da nun unter allen möglichen Thorheiten und Narrheiten, die ein Schriftsteller, besonders ein angehender verüben kann, ein solches, so dummes als lächerliches Selbstlob, nach unserer Ueberzeugung, die gröste und schändlichste ist: so kann uns das Publikum nicht verdenken, wenn wir jetzt öffentlich uns wegen solcher boshaften Verläumdung rechtfertigen, und hiermit erklären: Der Verfaßer, der im ersten Stück unserer Quartal-Schrift Seite 13. 32. 37. 45. 52. mit der Unterschrift F. eingerückten Gedichte, ist keiner von den Herausgebern

Ober-Richter.

Liebſte Prinzen, was ich that, that ich als ein rechtſchafner Mann, nach der Vorſchrift meines Gewiſſens und meiner Pflicht; und niemals ſollt ihr mich eine niederträchtige Verzeihung erbetteln ſehen. Wenn Wahrheit und aufrichtige Unſchuld meinen Fall verurſachen, ſo will ich zu dem König meinem abgelebten Herrn, und ihm ſagen, wer mich ihm nachgeſchikt hat.

Warwik.

Hier kommt der Prinz.

Dritte Scene.

Der Prinz Heinrich, nunmehr König Heinrich der fünfte, zu den Vorigen.

Ober-Richter.

Gott erhalte Eu. Majeſtät.

König Heinrich.

Dieſes ungewohnte und ſtrozende Kleid, Majeſtät, ſizt mir lange nicht ſo leicht als ihr euch einbildet. Brüder; eure Traurigkeit iſt, wie mich däucht, mit Furcht vermiſcht: diß iſt der Engliſche, nicht der Türkiſche Hof; kein Amurath folgt auf einen Amurath, ſondern Heinrich auf Heinrich. Und doch ſeyd immerhin traurig, meine Brüder; aber, da die Urſache dazu uns allen gemein iſt, ſo betrachtet ſie auch

gebern und Verfertigern der Rezenſionen drüber, weder Endesunterzeichneter, noch ſein Mitarbeiter, Hr. Nioch, ſondern ein junger Mann von vielen Talenten in Jena, Hr. Faber, aus Liefland; der vielleicht eher zu entſchuldigen iſt, wenn er unter die meiſte treflichen Arbeiten ſeines lebhaften Genie's, die ihm die Achtung und Liebe vieler Kunſtverſtändiger und angeſehener Männer in Jena und Weimar erwarben, ſeinen Nahmen nicht ganz ſetzte, als wenn einer Feigheit und Niederträchtigkeit genug beſitzt, die Ehre ſeiner Nebenmenſchen, anonymiſch, mit ſchaalem Geſchwätz anzugreifen.

So lange nun dieſer Rezenſent der Beyträge zur Kr. d. Sch. W., uns nicht die Unwahrheit dieſer Erklärung beweiſt, oder uns künftig ähnlicher Streiche überführt, wird er und jeder Wahrheit- und Gerechtigkeit-liebende Mann uns erlauben ihn für einen ehrloſen Verläumder zu halten, da er ſich unterfangen hat, durch beleidigende Grobheiten und beweißloſe Vermuthungen uns, gleich bey unſerm erſten Auftritt im gelehrten Publicum verdächtig zu machen, ohne einen andern Grund zu haben, als ſchändliche Partheylichkeit, oder Ihdrichte Grille eines unwiſſenden Kritikaſters.

Zu mehrerer Einſicht wie wenig Stolz und Partheylichkeit Antheil an dieſer Rüge haben, habe nur eben ich den jener Recenſent mit ſeinem Lobe*) (auch ganz ohne angezeigte Gründe) heimgeſucht hat, dieſen Aufſatz verfertigen und mit meinem Namen unterzeichnen wollen.

Urban.

*) Seite 1244 heißts: „Dieſe Abtheilung (nemlich Commentare u. ſ. w.) hat uns am meiſten gefallen, beſonders die Ue-

II. Vermiſchte Anzeigen.

3) Anzeige Gock'ſcher Gedichte betreffend.

Vielleicht iſt mehrern, welche die nach und nach herausgekommenen 3 Theile meiner Gedichte beſitzen, damit gedient, wenn ich auch diejenigen ſammle, welche in den letzten 6 Jahren hin und wieder einzeln gedruckt worden, oder noch im Manuſkript in meinen Händen ſind. Sie beſtehen gröſtentheils aus Epiſteln und Liedern für den Geſang; unter jenen ſind mehrere, die zum erſtenmal gedruckt werden. Für die Beſitzer jener 3 Theile werden ſolche als ein vierter und letzter Theil, für diejenigen aber, welche dieſe Sammlung ohne jene ſich anſchaffen wollen, unter dem Titel ausgeben: Neue Sammlung — Epiſteln und Lieder von Goeckingk.

Die Beſitzer der Ausgabe von den 3 erſten Theilen, welche in der Breitkopfiſchen Buchdruckerey auf Pränumeration gedruckt worden, können dieſen vierten und letzten Theil, in Format, Druck und Papier den drey erſten gleich, nur unter der Bedingung erhalten, wenn Sie vor dem Neujahrstag 16 Gr. Pränumeration, den alten Luisdor zu 5 Rthlr. ge-

Ueberſetzung des petrarchiſchen Sonnetts und der beyden Canzoni.„ — Kann daraus der Kenner Vermuthung ziehen daß ſie wirklich gut iſt? — Wer iſt der Una? — Wer bürgt mir dafür daß er italieniſch verſteht, oder den Petrarca leſen konte, und ſo las? — Eben ſolch allgemeines Lob dieſer Arbeit, deren viele Fehler ich itzt ſchon ſelbſt einſehe und die durch zwey unglückliche Druckfehler ſo gar an grammatiſcher Richtigkeit gelitten hatte, läßt mich ſtark fürchten, daß ich das Unglück jenes Malers im Gellert hatte, und es wird für mich auch Zeit ſeyn wird — das übrige vollends auszuſtreichen.

gerechnet, an die Hermannische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn, frey einsenden, oder durch Ihren ehemaligen Collecteur einsenden lassen. Bloße Subscription wird nicht angenommen, und kein einziges Exemplar vom 4ten Theil zu dieser Pränumerations-Ausgabe mehr gedruckt, als worauf würklich baar vorausbezahlt worden. Ich selbst kann mich, meiner übrigen Geschäfte wegen, mit Besorgung der Pränumeration schlechterdings nicht abgeben, muß daher allen Briefwechsel hierüber, so wie das Zusenden der Gelder, verbitten.

Die Pränumeranten werden die Güte haben, und gleich Anweisung geben, an welche Buchhandlung ihre Exemplare in künftiger Leipziger Oster-Messe zur weitern Beförderung abgegeben, oder wie sie Ihnen sonst zugeschikt werden sollen. Es bleibt übrigens bey meinem ehemals gethanen Versprechen, daß ich vor Ablauf der 15 Jahre von Herausgabe des ersten Theils an gerechnet, keine neue, wenigstens keine veränderte Ausgabe veranstalten werde. Ellrich, den 4ten Sept. 1786.

Göckingk.

Die Hermannische Buchhandlung macht zugleich bekannt, daß diejenigen, welche 2 Rthl. 4 gr. in Louisd'or zu 5 Rthl. und Ducaten zu 2 Rthl. 20 gr. baar und postfrey einsenden, alle vier Theile von Herrn Göckings Gedichten auf ord. Schreibpapier, in der Leipziger Ostermesse künftigen Jahres franco zugesandt erhalten sollen. Diejenigen, denen Frankfurt zu entfernt ist, können nach der Lage ihres Orts ihre Pränumerationsgelder an folgende Buchhändler bezahlen: in Augsburg an Hrn. Klette seel. Frau Wittwe und Frank; in Berlin an Hrn. Nicolai oder an Hrn. Haude und Spener; in Breslau an Herrn Korn den ältern; in Cleve an Herrn Hahnemann; in Dresden an Herrn Walther; in Göttingen an Hrn. Van den Hoek seel. Frau Wittwe; in Hamburg an Hrn. Hoffmann; in Hannover an Hrn. Gebr.

Hellwing; in Königsberg an Hrn. Hartung; in Leipzig an Hrn. Haugo seel. Frau Wittwe; in Liegnitz an Hrn. Dav. Siegert; in Nürnberg an Hrn. Grattenauer; in Riga an Herrn Hartknoch; in Wien an Hrn. A. Gräffer oder an Hrn. J. C. Zierch! in Zürch an Hrn. Orell Geßner, Jueslp & Compagnie. Frankfurt den 8. Sept. 1786.

Hermann.

---

4) Warnung vor einer unächten Sammlung der Gedichte des Herrn R. R. von Halem zu Oldenburg.

Ein unberufener Sammler, hat, wie ich in Magdeburg sicher erfahre, meine zerstreuten Gedichte zusammengeschrieben und unter dem Vorgeben, daß es mit meiner Bewilligung geschähe, Buchhändlern zum Verkauf angeboten. Wenn doch gesammelt werden soll, so thu' ichs lieber selbst und zwar binnen Jahresfrist. Daß ich die Gedichte bey dieser Gelegenheit des Beyfalls würdiger zu machen suchen werde, versteht sich. Dem Publikum, dem Buchhändler, der etwa betrogen werden konnte, und mir selbst bin ich diese Anzeige schuldig.

Oldenburg den 6ten Sept. 1786.

v. Halem.

---

5) Sechs Sonaten für das Klavier gesetzt von Herrn Seydelmann, Churfürstl. Sächsischen Kapellmeister, die mir der Herr Kapellmeister, um zu meinem Besten herauszugeben, geschenket hat, kündige ich hiermit allen Liebhabern der Musik und edlen Menschenfreunden auf Vorausbezahlung an, wovon ich den Ertrag den Wissenschaften widmen werde.

Der

Der Pränumerationspreis iſt Ein Thaler, Louisd'or zu 5 Thaler gerechnet. Die Churfürſtl. Sächſ. Zeitungs-Expedition, die Breitkopfiſche Buchhandlung in Leipzig, und der Herr Expediteur Pehme, im hieſigen Hof-Poſtamt, nehmen zur Sicherheit der Herren Pränumeranten die Pränumerationsgelder an, man kann auch bey allen löchlöbl. Poſtämtern, Addreß- und Intelligenz-Comtoirs, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen pränumeriren. Wer ſieben Exemplare nimmt, erhält das Achte frey.

Die Namen der Herren Pränumeranten bitte ich längſtens bis Ende Decembers poſtfrey einzuſenden, damit ſie vorgedruckt werden können. Zur Leipziger Oſtermeſſe 1787. werden die Exemplare ganz gewiß abgeliefert.

Alle Herausgeber periodiſcher Schriften werden ergebenſt gebeten, dieſes Unternehmen durch gefällige Verbreitung und Bekanntmachung zu unterſtützen. Dresden, im Julii 1786.

N. F. Günther.

---

6) In der Hallerſchen Buchhandlung in Bern iſt ſeit einem Jahre gedruckt worden

1) Gotthold Ephraim **Leſſings Analekten für die Litteratur, 4 Bände.**

Der Herausgeber ſagt in der Vorrede: „es werden in dieſer Nachleſe zu den Schriften des großen Mannes nur zerſtreute noch nicht geſammelte Aufſätze aufgenommen, die theils in Zeitſchriften, theils in fliegenden Blättern unerkannt oder nachläßig umher lagen; und die unter einen Geſichtspunkt gebracht, nothwendig ein neues Intereße im Publikum hervorbringen müſſen. Dieſe Analekten dienen alſo ganz eigentlich zur Ergänzung der bisher erſchienen Sammlungen Leſingiſcher Schriften. —

„Herr Münz-Direktor K. G. Leßing, der Beſitzer und Herausgeber des handſchriftlichen Nachlaſſes ſeines Bruders, erklärte ſich bey der Herausgabe des vierten Theils der vermiſchten Schriften, daß es zugleich der Letzte ſey. Meine Analekten, wie ſich der Augenſchein einem jeden aufdringt, konkurriren mit jener Sammlung darin: daß ſie ſolche ergänzt, aber durchaus keine Wiederholung geſtattet." — Und in der That man thut dem Herausgeber unrecht und will gefliſſentlich die beſten Abſichten verkennen, wenn man dieſe Sammlung als Nachdruck tarirt, da dadurch allen Freunden der Litteratur ein eben ſo angenehmer als wichtiger Dienſt geleiſtet worden, und ſie nicht ohne groſe weſentliche Vorzüge noch Anordnung, Auswahl und korrekter Druck im Publiko erſcheint.

Der Herausgeber der Analek.

2) Litterariſche Chronick, in Auſſammlung zerſtreuter Blätter zur ſchönen Gelehrſamkeit, Philoſophie und Kritik, 2 Bände.

Nach der Vorrede heißt es: der Zweck dieſer litterariſchen Kronick iſt: kleinere Aufſätze teutſcher Originale, die in fliegenden Blättern, oder in gröſern Wercken zerſtreut liegen, zu ſammeln, und dadurch manche Seltenheitsſchrift, manchen vortreflichen Aufſatz zu erhalten, die von ihren Verfaßern nicht geſammelt, leicht das Opfer der Zeit und der Vergeſſenheit werden dürften!" Die Gegenſtände dieſer litterariſchen Kronick ſind: die Theorie der ſchönen Litteratur; Philoſophie und ihre Geſchichte: Pädagogik und teutſche Sprache; — durch deren allmäligen Anwachs ſie künftig eine Sammlung kleiner zerſtreuten Original-Schriften der Teutſchen, genannt werden kann.

3) Ge-

3) Gemälde aus dem aufgeklärten Philoſophiſchen Jahrhundert.

„Nach der Vorrede: In dieſem hiſtoriſchen Gemälde gehe ich ſeit dem letzten Jahrzehend einige der merkwürdigſten Vorfälle durch; ſchildere den Geiſt unſerer Regenten, Miniſter und Gelehrten; von letztern vorzüglich diejenigen, ſo ſeit kurzen verſtorben, und deren Werke den Zeitgenoſſen anheim gefallen ſind. In der Folge liefere ich neben andern Charakteren vorzüglich ſolche, die theils durch ihre Schikſale, theils durch Originalzüge in dem gleichen Zeitraum berühmt geworden; oder es zu ihrer Ehre oder Schande verdienten zu ſeyn. Ich gehe darauf in der vierten Reihe, zu abwechſelnden Scenen über: von merkwürdigen Inſtituten, öffentlicher Anſtalten und menſchenfreundlicher Duldung: und im Kontraſte zu Scenen des Aberglaubens, der Intoleranz und Schwärmerey.“ — Es iſt ein ſo lautes Gerede von einem aufgeklärten Jahrhundert, daß es einmal der Mühe werth ſcheint, die neuern Zeiten mit den ältern in Vergleichung zu ſtellen, und zu unterſuchen, welches denn eigentlich die Kennzeichen der Aufklärung unter uns ſeyn? Ob wir in Polizey- und öffentlichen Anſtalten, in Geſchmack und Wiſſenſchaften, in Toleranz und ächter Gottesverehrung in der That auf einer höhern Stufe ſtehen als nur noch vor funfzig Jahren. — Zu dem Reſultat über dieſe Frage liefert dieſes Buch unverwerfliche, aber bey weitem nicht vollſtändige Belege.“ —

---

7) Muſikaliſches Handwörterbuch.

Bey Carl Ludolf Hoffmanns ſeel. Wittwe und Erben in Weimar iſt erſchienen, Muſikaliſches Handwörterbuch, oder kurzgefaßte Anleitung, ſämmtliche im Muſikweſen vorkommende, vornehmlich ausländiſche Kunſtwörter rich-

tig zu ſchreiben, auszuſprechen und zu verſtehen — Nebſt einem Anhange, welcher ſehr wichtige Muſik-Vortheile, und eine neue Erfindung beſchreibt. Ein Buch für jeden, der die Muſik treibt, lehrt oder lernet, mit einer Kupfertafel. 18 Gr.

Unter den Teutſchen war Joh. Gottfr. Walther, Hofmuſikus und Organiſt an der Stadtkirche zu Weimar, der Erſte, der ein Muſikaliſches Lexicon zu Leipzig 1732. in gr. 8. herausgab, welches allerdings ſeinen Werth hat, aber freylich in unſern Tagen ſeine meiſte Brauchbarkeit verlohren hat, weil es in terminologiſchen Artikeln am allerunvollſtändigſten iſt ꝛc. Daher hat ſich der V. des hier angezeigten Werks bemüht, etwas vollſtändiges zu leiſten, und ein Handwörterbuch zu liefern, welches zu gleicher Zeit, über richtige Schreibart, Ausſprache, und Verſtändniß der fremden Kunſtwörter belehrt, dabey aber kurz, und wohlfeil, folglich um deſto gemeinnütziger iſt.

Da es ſo viel Muſiker von Profeſſion giebt, denen es an Gelegenheit gefehlt hat öffentliche Schulen und Akademien zu beſuchen, und ſich mit der Italieniſchen und Franzöſiſchen Sprache hinlänglich bekannt zu machen, und die gleichwohl die muſikaliſchen Kunſtwörter, die wir von den Italiänern und Franzoſen angenommen haben, verſtehen müſſen: ſo hat der Verfaſſer ſich ein wahres Verdienſt um ſolche Muſiker gemacht, da er ſich die Mühe genommen, ihrem dießfalſigen Bedürfniß abzuhelfen.

Der Anhang vermiſchter Regeln betrift unter andern bey Erlernung der muſikalichen Inſtrumente ſehr vortheilhaften Regeln, vorzüglich auch die Erhaltung der Geſundheit; und zum Beſchluß folgt die Beſchreibung einer neuerfundenen Art von Noten-Pulten für Blödſichtige und andere, vom Autor gezeichnet, und von C. Müller geſtochen.

---

8) Nach-

8) Nachricht von Herrn Bergsträßers Synthemato-graphik.

Die dritte Sendung meiner Synthemategraphik war, der ersten Anlage nach, für die eigentliche Auflösung der Aufgabe, die ich bearbeite, allein bestimt. Aber nun treten fast blos Versuche und Zeugnisse in ihre Stelle; nur daß noch das historische, so hieher gehört, in Rücksicht auf Schwentern und Linguet ergänzt, und die Einrichtung des Parolebuchs nebst seinem Gebrauche, zum voraus und im allgemeinen angezeigt und entwickelt worden ist. Zu den Versuchen und Proben, wie man sie nennen will, entschloß ich mich, weil edeldenckende Fürsten mich dazu aufforderten, während daß andere mir das Vorurtheil der Unmöglichkeit entgegensetzten. Und sollten nicht Erfahrungen, wenn sie als Grundlagen, auf welche man baut, vor der Theorie vorhergehen, jedem Interessenten und Beförderer dieses Werkchens angenehm sein? Dies ist das sicherste Mittel der Ueberzeugung gegen das Unglaubliche und Lächerliche, das eine Theorie oder gar eine bloße Ankündigung zu erwecken scheint, wenn von weit um sich greifenden Wirkungen die Rede ist, die durch wenige und geringe Kräfte hervorgebracht werden.

Noch gereuet mich dieser weitläuftige und beschwerliche Weg nicht. Ich fieng von bekannten Methoden an, um von Stufe zu Stufe zu den unbekannten, oder zu den meinigen überzugehen: wiewohl ich auch bemüht gewesen bin, dem bekanntern eine vortheilhaftere und leichtere Einrichtung zu geben, wenn ich anders glaubte, daß es in manchen Fällen brauchbar sein möchte. Leser, die über die nämliche Materie nachgedacht haben, oder es noch thun wollen, werden dieses aus der Geschichtserzählung der Versuche schon auffassen, und dem Gange, den ich nahm, mit Vergnügen nachspühren; ja mehr als einmal die Auflösung aus ihrem

eignen

eignen Kopfe nehmen, wozu ich ihnen wenigstens keine Gelegenheit vorenthalten habe. Leser von der Art können alsdann in der Folge auch im Ueberblicke entdecken, ob Sie mir etwas Gutes, wie ich hoffe, zu danken haben. Uebrigens werde ich mich im Vortrage der einzelnen Aufgaben auf die vergangenen und künftigen Versuche, wie auf Beyspiele, zur Erläuterung beziehen. Und dieses soll nun bald folgen, wenn ich nur erst mit den neuen Proben, die ich noch zu machen gedencke, fertig geworden bin.

Da aber dieser Weg mir mehr Arbeit und Kosten verursacht, wie mich dann jeder Bogen dieser dritten Sendung eine beträchtliche Summe zu stehen kam, ehe er noch zur Druckerey eingegeben worden ist: da ich dem nämlichen Aufwande auch noch für die folgende vierte Sendung ausgesetzt bin; die gröbere Mühe und die Zeit nicht gerechnet: so sehe ich mich um der neuen und weitläuftigen Versuche, und der zu nehmenden Anzahl von Bogen willen, genöthiget, für das Vergangene die Beförderer meines Werckchen wegen der nachfolgenden Sendungen, es mögen ihrer nun noch eine oder zwo werden, um den kleinen Beytrag von zu bis guten Groschen; oder um vier und funfzig Kreuzer in hiesigem Gelde zu ersuchen; in der gewissen Hoffnung, daß sie dieses Gesuchen billig finden, da ich für Sie arbeite, und zur Vervollkommung des Wercks auf der einen Seite eine ausgedehntere Anlage, als ich anfänglich versprach, auf der andern aber einen gröbern Aufwand mache; für das zukünftige hingegen, oder für neue Theilnehmer der Preis der Vorauszahlung auf zween Reichsthaler und einen guten Groschen, oder in hiesigem Gelde auf drey Gulden und vierzig Kreuzer bis auf den Zeitpunckt der völligen Ausgabe festzusetzen. Das letzte gilt auch noch auf den Fall der Ankündigung, die ich im Februar dieses Jahrs habe ausgehen lassen.

Vielleicht glauben manche, das Geheimniß der Methode käme selbst durch die Versuche zu früh an einzelne Personen. Allein jeder der angesehenen Beobachter, ohne die ich nicht versuchen kann, hat nur sein Ehrenwort, selten schriftlich gegeben, und Niemand weiß noch das Ganze: Ja die wichtigsten Versuche stelle ich nicht einmal an, als bis ich die Methode derselben in die Druckerey geben muß. Und so bleibt meine Syntheomatographik ein Eigenthum des Publikums, das sie bezahlt. Hanau, den 11ten August 1786.

Bergsträßer.

nicht anders als wie eine Laſt, die uns gemeinſchaftlich zu tragen auferlegt iſt. Von mir ſeyd verſichert, daß ich euer Vater ſowol als euer Bruder ſeyn will: Schenket mir nur eure Liebe, und überlaßt mir eure Sorgen. Weint, daß Heinrich todt iſt, ich thue es auch; aber ein Heinrich lebt, der alle dieſe Thränen, ſoviel ihrer ſind, in eben ſo viele glükſelige Stunden verwandeln wird.

Lancaſter. Glocester. Clarence.

Wir hoffen nichts anders von Eu. Majeſtät.

König Heinrich.

Ihr ſeht mich alle mit ſeltſamen Geſichtern an, ſonderlich ihr. (Zum Lord Ober-Richter.) Ich denke, ihr ſeyd verſichert, daß ich euch nicht liebe.

Ober-Richter.

Ich bin verſichert, daß, wenn ich nach Billigkeit beurtheilt werde, Eu. Majeſtät keine Urſache hat mich zu haſſen.

König Heinrich.

Keine? Soll ein Prinz von meinen Hoffnungen ſo groſſe Beleidigungen vergeſſen können, als mir von euch wiederfahren ſind? Wie? den Cron-Erben von England auszuſchelten, öffentlich zu beſchimpfen und ins Gefängniß zu ſchiken? War das eine Kleinigkeit? Kan das in Lethe gewaſchen, und vergeſſen werden?

Ober-

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

October 1786.

I. Neue Bücher.

1) Blick auf die moraliſche und politiſche Welt, was ſie war, was ſie iſt, und ſeyn wird, von Chriſtian Friedrich Freyherrn von Ungern Sternberg. Bremen 1786. in Commiſſion bey Georg Ludwig Förſter. 225 S. kl. 8.

„Es iſt ein groſſes herrliches Gefühl, ſchreibt der Herr Verfaſſer auf d. 22. Seite, eben da, wo derjenige, welcher hiſtoriſche Gegenſtände außer dem Zuſammenhange des Ganzen betrachtet, nichts als Verwirrung, als zufällige Wirkung der Leidenſchaft und des Unverſtandes der Menſchen findet, den Finger der tiefſten, die allmählige Vollkommenheit des Ganzen ſchaffenden Weisheit — höchſte Uebereinſtimmung zwiſchen Zweck und Mittel, zwiſchen ſittlicher Cultur und Staatsverfaſſung, mit einem Worte, einen alle Zeiten und Völker umfaſſenden Plan zu ſehen.„ Und wir ſetzen hinzu: Die Ueberzeugung, welche dieſem Gefühle zum Grunde liegt, iſt ſowohl zur höhern moraliſchen Geſinnung überhaupt, als insbeſondere zum feſten und dauerhaften Entſchluſſe unentbehrlich, an Menſchenbeſſerung und Menſchenglückſeligkeit, aller anſcheinenden Vergeblichkeit ungeachtet, mit Wort und That zu arbeiten. Je mehr dieſe Ueberzeugung an Leben und Ausbreitung gewinnt, deſto ſchneller und gewiſſer nähert

ſich der Gang unſrer Aufklärung ſeinem hohen Ziele, der ſittlichen Bildung; die Bemühungen unſrer denkenden Köpfe werden von dem einſeitigen Einreiſſen, oder vielmehr von dem zweckloſen Herumwühlen unter den Trümmern der eingeſtürzten Lehrgebäude des Unſinnes nachundnach abgerufen, und vereinigen ſich endlich, nach einem gemeinſchaftlichen Grundriſſe, zur Vollendung des neuen Gebäudes, deſſen gegenwärtiger Zuſtand nicht wenig dazu beyträgt, daß ein beträchtlicher Theil unſrer Zeitgenoſſen und Landesleute in der Irre des Unglaubens herum läuft, und ein noch weit gröſſerer unter den Ruinen des alten Aberglaubens ſein Obdach aufſucht. Vorzüglich haben einige neueren Verſuche über die Geſchichte der Menſchheit vieles beygetragen, uns mit der eigentlichen Beſtimmung und dem wahren Intereſſe unſrer Gattung bekannter zu machen; und die Ausführung des vortreflichen Plans, welchen Kant zu einer ſolchen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht vorgezeichnet hat, würde dieſem Verdienſte die Krone aufſetzen, wenn ſie unſerm Jahrhunderte aufbehalten wäre. Der Hr. Verfaſſer des gegenwärtigen Verſuches hat ſeinen Blick auf den Gang des menſchlichen Geiſtes aus dem Kantiſchen Geſichtspuncte gethan, und niemand wird dieſem Blicke durchdringende Schärfe und männliche Feſtigkeit abſprechen können. Wir wollen nur die Grundzüge ſeines Planes herſetzen. Der Stufenweiſe Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts (den der V. nicht blos vorausſetzt, ſondern mit probehältigen Gründen darthut) muß endlich eine künftige allgemeine gleichzeitige Kultur herbey führen, durch welche zwar die Welt immer Welt bleiben wird, das heißt „S. 245. die Sache der Vernunft und Tugend zwar nicht das Ziel jedes einzelnen Gliedes der groſſen Menſchenfamilie, aber doch die allgemeine Sache des menſchlichen Geſchlechtes überhaupt, der Zweck jeder bürgerlichen Vereinigung, das

das erhabene Augenmerk der Könige und Vormünder der Völker (die ihren eigenen Vortheil dabey finden ſollen) werden muß, um, ſo weit es die Schranken der Erdbeſtimmung des Menſchen erlauben, alle Kräfte der Erkenntniß, und des Wirkens zur Wahrheit, und zur höchſten geſellſchaftlichen Glückſeligkeit hinzulenken." Wir würden Unrecht haben (heißt es S. 69) uns dieſem Syſteme allgemeiner weltbürgerlicher Glückſeligkeit ſchon nahe zu glauben. Aber näher ſind wir ihm, als irgend eine Periode der Vorzeit war. Und viele Gründe (die im Verfolge des Werkes vorkommen) hauptſächlich aber der bisherige Gang des menſchlichen Geiſtes, berechtigen uns zu glauben, daß der Zweck der Vorſehung auf nichts geringeres als ſeine Herbeyführung gehen könne. Der V. nimmt drey Hauptſtufen der Kultur an, auf welchen er die Menſchheit durch eben ſo viele Perioden nach ihrer großen Vollendung begleitet. „Die erſte, oder die Periode der ungebildeten Kraft, in welcher es der Natur blos ums Wirken und Ueben der Menſchheitskräfte, noch unbekümmert um ihre Anwendung, zu thun iſt. Die zweyte, oder die der Aufklärung, welche jenen rohen Kräften ihre wahre und eigentliche Richtung giebt, indem ſie an die Stelle jenes, blos aufs ſinnliche Wohlleben beſchränkten Eigennutzes allmählig das beſſere Principium des Mitwirkens zur Harmonie des Ganzen ſetzt. Die dritte Periode endlich, wo dieſes Principium das herrſchende, und folglich die Geſetze der Vernunft und der Billigkeit die überwiegenden in Abſicht der bürgerlichen, ſo wie der politiſchen, Verhältniſſe ſeyn werden. Der Herr Verfaſſer hat unſrer Meynung nach bey der Behandlung dieſes reichhaltigen Stoffes mehr geleiſtet, als man von dem geringen Raume ſeiner Blätter erwarten durfte, und dabey ſo viel ächten, durch ausgebreitete Beleſenheit und eigenes Nachdenken genährten Philoſophiſchen Geiſt, ſo viel reines, erleuchtetes und warmes

Wohlwollen, ſo viel Geſchmack und Geſchicklichkeit im didaktiſchen Vortrage, ſo viel Stärke in der Sprache gezeigt: daß wir ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beruf, von dem er mit ſo vieler Beſcheidenheit ſpricht, für eine ausgemachte Sache halten, und die Stimmen aller derjenigen, für die er ſeinen gegenwärtigen Verſuch geſchrieben hat, auf unſrer Seite zu haben glauben, wenn wir ihn erſuchen, den Gegenſtand, dem er ſo ganz gewachſen iſt und deſſen Wichtigkeit für unſer Zeitbedürfniß ihm ſo ſehr einzuleuchten ſcheint, nicht leicht gegen einem andern fahren zu laſſen.

---

2) Gervin, über die peinliche Geſetzgebung aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Johann Ernſt Grumer, Herzogl. Sachſ. Coburg. Canzley-Sekretair. Mit einer Vorrede von H. Hofrath Feder. Nürnberg im Verlag der Felſeckeriſchen Buchhandlung 1786. 543. S. gr. 8.

Die peinliche Geſetzgebung hat aus allen übrigen Feldern der Rechtwiſſenſchaft und Rechtspflege den Einfluß der wohlthätigen Strahlen, durch welche das alte Eis der Barbarey allenthalben aufzuthauen anfängt, unſtreitig am wenigſten empfunden. So wenig nun Frankreich in dieſem Punkte vor unſerm teutſchen Vaterlande voraus haben mag: ſo verdiente doch das gegenwärtige Werck, als eine ihrer Seltenheit ſowohl als ihres inneren Werthes wegen merkwürdige Blume der Menſchlichkeit, auf unſeren vaterländiſchen Grund und Boden herüber verpflanzt zu werden. Wir glauben zu ihrer Empfehlung nichts nachdrücklicheres anführen zu können, als das Urtheil unſres Feders, der in den Götting. gelehrten Anz. vom Jahre 1783. St. 10, wohin wir unſre

Leſer

Leſer verweiſen, das franzöſiſche Original ausführlich rezenſirt, und den Wunſch geäuſſert hat, „daß ſich zu dieſem beſten philoſophiſchen Buche über das peinliche Recht, das ihm bekannt wäre, ein Ueberſezer finden möge.“ Herr Grunert hat, unſrer Meynung nach, dieſen Wunſch auf eine Art erfüllt, die ſeiner Sach- und Sprach-Kenntniß gleiche Ehre macht.

---

3) Patriotiſches Archiv für Teutſchland. Fünfter Band. Frankfurt und Leipzig, und in der Schwanſchen Hofbuchhandlung zu Mannheim, in Commiſſion, 556. S. gr. 8., mit dem Bildniß des Schwediſchen Reichskanzlers Axel Oxenſtirna.

Auch den dieſem Band wird die Anzeige ſeiner Beſtandtheile die beſte Empfehlung ſeyn.

1) Sammlung des ungedrukten Briefwechſels und der Staatsſchriften des um teutſche Freyheit und Vaterland unſterblich verdienten König Guſtav Adolphs in Schweden, und ſeines groſſen Miniſters, des Reichskanzlers, Axel Oxenſtirna. Von den Jahren 1623-1638. Aus den Originalien und Schwediſchen Reichs-Canzley-Abſchriften. — Patriotiſche Klagen über die ſchlechte Unterſtüzung der izigen Zeiten zu Veranſtaltungen ähnlicher gröſſerer Sammlungen, wo hundert Preiſe auf das beſte Schauſpiel gegen eine zur Belohnung einer nüzlichen Erörterung aus der vaterländiſchen Geſchichte ausgeſezt werden, — machen zum Theil den Eingang zu dieſer Sammlung, welche erhebliche Aufſchlüſſe über die Anfänge des dreyſſigjährigen Kriegs erhält. Die ganze Sammlung, bis auf wenige Stücke iſt lateiniſch geſchrieben.

2) Nachrichten von dem Ableben Ferdinands des Erſten, Römiſchen Kaiſers. Geſtorben den 25. Jul. 1565. Eine Gebetsformul des Kaiſers iſt dabey, als eine herrliche Beylage zum erſten Artikel der K. Wahlkapitulation.

3) Letzte Stunden des den 8. Jan. 1557. zu Pforzheim verſtorbenen Markgrafen Albrechts des jüngern zu Brandenburg — die letzten Unterhaltungen dieſes unbändigen Fürſten mit dem Paſtor, D. Herrbrand, waren ſehr lakoniſch.

4) Churf. Johann Philipps zu Maynz politiſche Vorſchläge, wie die Catholiſche und Evangeliſche Kirche zu vereinigen, v. J. 1660 mit Anmerkungen. Dieſes Projekt kommt itzt zur rechten Zeit, denn die Jeſuiten wollten auch damals zur Vereinigung helfen.

5) Nachricht von einem ſeltenen alten teutſchen Schauſpiel, benennt: Hof Teufel, v. Jahr 1562. In jener Zeit war die Statiſtik der Teufel eine Buchhändler-Spekulation; es wurden Sauf-Teufel, Wucher-Teufel, Faul-Teufel, Geſinde-Teufel, Bau-Teufel geſchrieben. Endlich fand ſogar ein verſchmitzter Buchhändler ſeine Rechnung dabey, eine Allgemeine Teutſche Bibliothek von lauter Teufeleyen in einen ſtarken Folianten, unter dem Titul, Theatrum Diabolorum, 1570. herauszugeben, welche 24 verſchiedene Teufel enthält. Aus dem Hofteufel, einem verſificirten Drama, deſſen Stoff Daniel in der Löwengrube iſt, ſind hier ſtarke Stellen ausgezogen worden.

6) Fürſtl. Heſſen-Darmſtädtiſche Verordnung wegen Aufhebung des privilegirten Lotto, und Verbots

der

der Einlegung in auswärtige Zahlen-Lotterie, vom 9. May 1780. Aus den gedruckten aber wieder unterdrückten Original. Der Eingang erzählt die Geschichte dieser Verordnung.

7) Erfahrungs-Weisheit in vermischten Gedanken des weyl. Königl. Staats-Ministers, Herrn Gr. v. W. Amalgamirung des Gedächtnisses mit Dummheit — ist allerdings eine nicht seltene Erscheinung.

8) Zwölf Schreiben meines seel. Vaters an seinen sterbenden Sohn, Christian Benjamin von Nieser, II. Badischen wirklichen Hof- und Regierungsrath — Nebst einer Rose auf das Grab dieses geliebten Bruders. Die Studien- und Geschäfts-Geschichte dieses edlen jungen Mannes, und die eingemischten Familien-Situationen, sind so rührend als lehrreich.

9) Kabinet-Stücke. Das letzte hierunter ist: An J. J. Niosers Urne.

Hier liegt ein Christ und Patriot,
Der Wahrheit treu bis in den Tod,
Die er mit Wandel, Wort und That
Bekennt und kühn vertheidigt hat.
Er brachte Frucht zu seiner Zeit
Auf Blättern, werth der Ewigkeit.
Mit Licht und Recht in seiner Hand
Stritt er für Gott und Vaterland.
Auch trug er den Bekenner-Lohn
Im schönen Märtrer-Cranz davon.
Ruh' sanft, du lieber fester Mann!
Dir thu es nach, wer's wagen kann!

II. Anzeigen.

1) **Vorſchlag auf welche Art Endesbenannter ſeine Bücher, nebſt der dazugehörigen Land-Karten, Proſpecten und Diſſertations-Sammlung an einen beliebigen Käufer zu überlaſſen gedenkt.**

Dieſe Bibliothek beſtehet 1) aus mehr als 12000 Bänden gedruckter Bücher, welche gröſtentheils zur Geſchichte, Litteratur und Philologie nach ihrem ganzen Umfange gehören, und aufs beſte conditionirt und gebunden ſind.

2) Aus einer Collection von wenigſtens zehen Tauſend Stück Landkarten und Proſpecten, worunter ſich ganze Suiten befinden, und wenn ſie einmal nach Geographiſcher Ordnung gebunden ſind, über 60 Bände in Royal-Folio betragen werden.

3) In etlich Tauſend Stück hiſtoriſchen, litterariſchen, und antiquariſchen Diſſertationen.

4) In verſchiedenen, nicht unbeträchtlichen Manuſcripten, vorzüglich die neuere Geſchichte betreffend.

Unter den gedruckten Büchern ſind auſſer einer groſen Anzahl Italiäniſcher und Franzöſiſcher Werke, nachfolgende Collectionen vorzüglich zu bemerken. a) Von Reiſebeſchreibungen Geo- und Topographiſchen Werken, die ſich über 3000 volumina belauft. b) Von neuern Lateiniſchen und Griechiſchen Dichtern, über 700 Bände. c) Von griech. und lat. auct. claſ. ſind beynahe alle Ausgaben cum notis variorum vorhanden. d) Von Epiſtolographen in verſchiedenen Sprachen. e) Von Catalogis berühmter Bibliotheken, über 300 Bände. f) Von den ſogenannten Elzeviriſchen Republicken, u. ſ. w.

Die-

Dieſe vortrefliche Bücherſammlung, in welche ich mein ganzes, ſehr anſehnliches Vermögen geſteckt habe, will ich unter folgenden Conditionen einem Käufer überlaſſen:

1) Werden mir ſogleich drey tauſend Gulden bey Acceptirung des Vorſchlags baar ausbezahlt.

2) Wird mir eine jährliche Penſion von acht hundert Gulden verwilligt, wovon nach meinem Tode die Hälfte auf meinen Sohn fällt.

3) Uebergebe ich dagegen ein Inventarium des ganzen Vorrathes, welches auch jährlich in Anſehung des Zuwachſes geſchehen wird.

4) Ueberliefere ich ſogleich einige Tauſend Stücke von den Büchern, das übrige bleibt lebenslang in meinen Händen, und wird, nebſt allem was ich noch ferners hinzu ſchaffe, nach meinem Todte dem Käufer auf ſeine Koſten getreulich ausgeliefert, und übergeben. Nürnberg, den 26ſten Auguſt 1786.

Georg. Fried. Caſimir Schaden.

---

3) *Gazzetta di Weimar.*

Durch Zureden anſehnlicher Perſonen bewogen, werde ich unter voranſtehendem Titel mit Anfang des Jahrs 1787. eine Italiäniſche Zeitung herausgeben, wenn ſich eine hinreichende Anzahl Abonnenten einfindet.

Sie wird von den merkwürdigſten Begebenheiten, die ſich auf der Schaubühne der Welt ereignen, und von den vornehmſten und neueſten Werken und Erfindungen Italiens in allen Fächern der Wiſſenſchaften und Künſte, Nachricht ertheilen, und oft auserleſene Proben italiäniſcher Dichtkunſt beyfügen.

Meine Hauptabsicht ist, den Liebhabern der Italiänischen Sprache ein periodisches Blatt von interessantem und angenehmen Inhalt in reinem Toskanischen Stil, zu liefern, welches ihnen zu einem Lesebuche diene, sich in der Sprache der Grazien zu üben.

Mit Anfang des Januars 1787. wird jede Woche ein Bogen, in Quart-Format, weissem Papier und neuen Lettern erscheinen; wozu sich Jedermann auf allen Postämtern in und außer Teutschland abonniren kann. Dieselben werden sich mit dem Kaiserlichen Postamte zu Weimar einverstehen, und einem jeden die Blätter pontfrey überliefern.

Der Preis des jährlichen Abonnements für Auswärtige ist 3 1/2 Reichsthaler, zu Weimar aber 3 Rthlr. nach Leipziger Münzfuß gerechnet, welcher vor Ausgang des Monaths März abzutragen ist.

Man kann sich zu jeder Zeit des Jahrs abonniren, wenn man sich zu den vorausgegangenen Blättern des nemlichen Jahrs verbindlich macht, damit keine Jahrgänge defekt bleiben. Wer aber willens ist, im folgenden Jahre von dem Abonnement abzugehen, der muß es ein Vierteljahr vorher aufkündigen, sonst verbindet er sich auf das folgende Jahr.

Die Herren Abonnenten werden sehr gebeten, ihre Namen noch vor der Mitte des nächsten Decembers in den k. Postämtern ihres Orts aufzeichnen zu lassen, weil die Ausführung des Unternehmens von einer hinreichenden Anzahl Abonnenten abhängt.

Zu Weimar abonnirt man in der Expedition des Weimarischen Magazins.

Weimar, den 30sten Sept. 1786.

Jagemann,
Fürstl. Sächs. Rath und Bibliothekarius.

Ober-Richter.

Ich stellte damals die Person euers Vaters vor, nicht die meinige. Ich war mit der Handhabung seines Gesezes, und der öffentlichen Gerechtigkeit beschäftiget, als es Euer Hoheit beliebte, mein Amt, die Majestät und Gewalt des Gesezes, und des Königs, den ich vorstellte, zu vergessen, und in meinem Richter-Stuhl gewaltsame Hand an mich zu legen. Als einen Verbrecher gegen die Person euers Vaters, ließ ich euch, kraft der Autorität die mir anvertraut war, in Verhaft nehmen; und wenn ich daran unrecht that, so laßt es euch immerhin gefallen, einen Sohn zu bekommen, der eurer Verordnungen spotte, der die Gerechtigkeit von euern ehrwürdigen Bänken herabreisse, den Lauf der Gesezе hemme, und das Schwerdt stumpf mache, das eure eigne Person und die allgemeine Sicherheit beschüzt; ja der euer königliches Ebenbild schmählich antaste, und eure Handlungen in der Person euers Repräsentanten verspotte. Fraget eure königlichen Gedanken, macht den Fall zum eurigen, seyd nun der Vater, und stellt euch einen Sohn vor, von dem euer Ansehn so sehr angegriffen werde; und dann bildet euch ein, daß ich eure Parthey nehme, und in euerm Namen und durch eure Macht euern Sohn so zur Gebühr weise. Nach dieser kalten Ueberlegung sprecht mein Urtheil, und saget nun, da ihr ein König seyd, was ich gethan habe, das meinem Amt, meiner Person, und der Majestät meines Königs nicht gemäß war?

König Heinrich.

Ihr habt vollkommnes Recht, Milord, und wäget

3) Zwölf Lieder fürs Clavier.

Mit der festen Ueberzeugung, daß hier und da Menschenfreunde leben, die meine Absicht großmüthig unterstützen werden, wage ich es, Zwölf Lieder fürs Clavier, besonders für junge Klavierspieler, auf Pränumeration anzukündigen. Nicht mir — einer armen Familie, die im Verborgenen, ungekannt von Wohlthätern, in Bedürfniß lebt, habe ich das zuerkannt, was edelmüthige Menschenfreunde dazu sammlen werden. Der stille Dank, den die Leidenden ihren Wohlthätern weinen, wird jedem menschenfreundlichen Beförderer Lohn genug seyn, wenn nicht jedem Edlen das innre Seelenvergnügen, Unglückliche gerettet zu haben, der wichtigste, der vollgültigste Lohn ist. Ihre Namen und Charakter, um die ich ergebenst bitte, werden vorgedruckt, und jeder Edeldenkende wird sie nicht als Pränumeranten, sondern als Wohlthäter der Armen verehren. Sehr menschenfreundlich haben sich in Dresden zur Pränumerantensammlung angeboten Ein Seidelmann und Ein Schuster — Männer, die der allgemeine Beyfall des Publikums und jeder Kenner der Musik mit Recht verehrt. Der Preis ist nur 8 Gr. und bis Ende des Monats Decembers dieses Jahrs dauert die Pränumeration, dann werden die Lieder ausgegeben. Von dem Drucke brauche ich, wie ich glaube, nichts weiter zu sagen, als daß ihn Herr Breitkopf in Leipzig, und überdieß noch mit einer sehr rühmlichen Art, übernommen hat, der auch die Gütigkeit haben wird, Pränumeranten zu sammlen. Daß ich weder die unglückliche Familie, noch mich, nenne, wird man mir, wie ich hoffe, vergeben. Von 8 gesammleten Exemplaren will ich ein Freyexemplar nicht abschlagen, es müßte denn ausdrücklich verbeten werden.

---

4) Zur Warnung des Publikums muß ich hiermit einen Menſchen bekannt machen, der die Pflichten eines ehrliebenden Mannes gar ſehr überſchritten. Ich werde genöthiget, ihn als einen Schandfleck der Natur, als einen Verfälſcher und Betrüger darzuſtellen. Er hat, ob ich ihn gleich noch zur Zeit nicht zu nennen weiß, das praktiſche Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden, welches der Herr Johann Ludwig Schmidt hieſelbſt, der Erbkeriſchen nunmehro an mich gelangten Buchhandlung in Verlag gegeben, und wovon an nächſt vergangner Oſter-Meſſe dieſes 1786ſten Jahres die dritte vollkommnere Auflage auf meine Koſten in groß Octav erſchien, ohne mein Wiſſen nachzudrucken, ſich unterfangen. Er iſt, wie gedacht, ein Schandfleck der Natur, weil er dadurch wieder den erſten Grundſatz des natürlich vollkommenen Rechts, niemand zu beleidigen, gehandelt, und, um ſich mit dem Schaden ſeines Nächſten zu bereichern, mich durch den Nachdruck zu bevortheilen geſuchet hat. Er iſt zugleich auch ein Verfälſcher und Betrüger, weil er zu meinem Nachtheil die Wahrheit verſtellt, und das Publicum zu hintergehen ſich nicht entblödet hat. Denn es ſtehet auf den Titel ſeines ſchändlichen Nachdrucks: dritte vollkommnere Ausgabe; und er hat auch die Vorrede zu meiner dritten Auflage mit vordrucken laſſen: allein es iſt gleichwol das ganze Buch nur ein bloſſer Abdruck der zwoten Auflage, ohne daß darin, die in meiner wahren dritten Auflage befindliche Abänderungen der Druckfehler, Verbeſſerungen einiger Stellen, Einſchaltung mehrerer Sätze, Anzeige der nach den beyden erſten Ausgaben in Druck erſchienenen neueſten hieher gehörigen Schriften, in mindeſten anzutreffen ſind. Beyſpielsweiſe vergleiche man nur einmal, um ſich davon gleich zu überführen den §. 1389. 1390. 1391. und 1392. der zweyten ſowohl ächten als dermahligen unächten Auflage, mit eben dieſen Paragraphen meiner dritten Auflage, ſo wird die

groſe

groſe Abweichung gleich in die Augen fallen. Seiner Richtheit aber wird es nicht gelingen, daß die Liebhaber dieſes Buches eine ältere unächte Ausgabe einer neuern ächtern und vollkommnerern vorziehen werden. Wie denn auch edler denkende Buchhändler ſich zugleich für einen ſolchen ſich ſelbſt zur Unehre lebenden Bücher-Nachdrucker zu hüten wiſſen werden. Jena den 4. Oct. 1786.

Johann Gottlieb Reinhardt,
dermaliger Beſitzer der Erdkerſchen Buchhandlung.

---

5) Ausführungen zur teutſchen Geſchichte.

Herr Kirchenrath Titel zu Carlsruh hat ſich entſchloſſen, im Felseckerſchen Verlage zu Nürnberg: Ausführungen zur teutſchen Geſchichte in 3 oder 4 Bänden jeden zwiſchen 30 bis 40 Bogen herauszugeben, die zugleich dem jungen Geſchichtforſcher und dem Geſchichtliebhaber dienen und ein Mittel zwiſchen Compendium und Syſtem halten ſollen. Nebſt dieſer zweckmäßigen und ſyſtematiſchen Anlage wird dabey beſonders auf die Karakteriſtik der Kaiſer und die Anzeige der gleichzeitigen Pabſtvolae Bedacht genommen. Auf künftige Neujahrsmeſſe ſoll der erſte Theil davon ſauber und korrekt erſcheinen. Wiewohl darauf eigentlich weder Pränumeration noch Subſkription angenommen wird: ſo wird dennoch dieſes Werk den Liebhabern in einem mäßigeren Preis als der Ladenpreis ſeyn wird, überlaſſen werden, wenn ſie ſich mit ihren Beſtellungen zwiſchen hier und Neujahr an gedachte Buchhandlungen wenden werden.

---

6) Dokter Bahrds neues Syſtem.

Herr Dokter Bahrd in Halle wird ſeine mündlich gehaltenen moraliſchen Vorleſungen unter dem Titel: vollſtändiges Syſtem der moraliſchen Religion zur endlichen Beruhigung der Zweifler und Denker herausgeben. Dieſes Werk wird das ganze Reſultat ſeines vieljährigen Nachdenkens über alle moraliſchen Wahrheiten enthalten, und wahrſcheinlich ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn im theologiſchen Fache beſchlieſſen. Er hofft daß es für unſere Zeiten, wo Aberglauben und Irreligion mit einander kämpfen, und wo ſo viele Menſchen nicht mehr wiſſen, was ſie von der Reli-

gion

gion glauben sollen, ein vorzüglich brauchbares und erwünschtes Buch seyn soll. Das Werk wird künftige Ostern erscheinen, und denen, die binnen hier und nächster Michaelismesse 16 Gr. an ihm oder dem Buchhändler Friedrich Viedweg in Berlin voraus bezahlen, um ein ganzes Drittel wohlfeiler zu stehen kommen als es hernach im Laden verkauft wird. Wer Pränumeranten sammelt, erhält das 10te Exemplar gratis.

---

7) Hermes Kommunionbuch; neue Auflage.

Von dem Kommunionbuche des Herrn Oberkonsistorialraths zu Quedlinburg, Johann August Hermes, wird zu Berlin bey Himburg eine dritte Auflage erscheinen. Große und wichtige Vermehrungen wird der H. Verf. mit dieser dritten Auflage nicht vornehmen, wohl aber einige ihm öffentlich und besonders gemachte Erinnerungen befolgen. So z. B. werden die Betrachtungen des ersten Abschnittes ihrer Länge wegen in mehrere zertheilt werden. Auch aus der dritten Betrachtung wird der H. Verf. ein und anderes in das angehängte Gespräch einweben, das Buch aber an der Bogenzahl dennoch nicht viel vermehrt, und der ehemalige Preis von 8 gar. dennoch nicht erhöhet werden. Das Papier zu dieser dritten Auflage ist von ausserordentlicher Weiße, und die dazu genommenen Buchstaben sind ganz neu. Ausserdem erhalten die Subskribenten, die sich binnen itzt und Ende Oktobers melden, noch drey Kupferstiche, die wegen ihrer Schönheit an Zeichnung und Stich, sowohl zur Zierde des Buchs als zur Erbauung dienen werden. Das 1ste oder das Titelkupfer ist Christus mit dem Brod und Kelch nach Dolce von Herrn Glasbach gestochen. Das 2te Christus am Oelberge betend. Das 3te Christus am Kreutz mit den Worten: Es ist vollbracht. Die beyden letzteren sind von H. Chodowiecki gezeichnet, und von Henne gestochen. In dem Buchladen kommen keine Exemplare mit Kupfern, es sey denn, daß man davon vor anberaumter Zeit bestelle.

Zu gleicher Zeit warnt H. H. das Publikum vor den in Reutlingen von Johann Joseph Grotzinger veranstalteten Nachdruck des Handbuchs der Religion von eben dem Verf. Daher ist nach der zweyten Auflage gedruckt, von der jeder weiß, daß der Herr Verfasser mit den vorgenommenen Veränderungen, und Verstümmelungen des Leipziger Censors sehr

ſehr unzufrieden zu ſeyn Urſache hatte. Er bietet ſonach jeden die rechtmäßige dritte Auflage binnen itzt und Ausgang dieſes Jahrs um den niedrigen Preis von 1 Rthlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 30 Kr. an, da der elende Nachdruck dennoch 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. koſtet.

---

8) Allgemeine Geſchichte der Preiſe.

Da ich itzt theils zum Behuf einiger meiner Schriften, theils und Vorzüglich zur immer beſſeren Berichtigung und Erweiterung meiner eigenen hiſtoriſchen Kenntniſſe als Docent der Geſchichte auf einer Univerſität die beſten Quellen der Geſchichte überhaupt beſonders der teutſchen ſtudire: ſo bin ich auf den Gedanken gerathen, beyläufig ein Werk der Art mit auszuarbeiten als Fleetwood in England mit ſeinen Chronicon pretioſum geliefert hat, nämlich eine beſtimmte Angabe der jedesmaligen Preiſe der Sachen in Teutſchland von den älteſten Zeiten bis etwa z. J. 1618. herunter — und mache es deßwegen vorläufig bekannt um Kenner und Beförderer eines ſolchen Werks hiemit gefliſſentlichſt erſuchen zu können, mich hiebey gefälligſt zu unterſtützen, beſonders aber mir gegen Erſtattung der Koſten ihnen etwa aufſtoſſende handſchriftliche Nachrichten der Art aus Akten u. ſ. w. Saal- und Lehnbüchern u. ſ. w. ingleichen ſolchen Druckſchriften, in welchen gar nicht geſucht werden kann, mitzutheilen. Um es genauer zu beſtimmen theile ich ſelbſt die vorzüglichſten Rubriken mit, nach welchen ich meine Sammlungen anſtelle. Es ſind 1) Preiſe von Grundſtücken, Gütern, Rechten, ganzen Ländern. 2) Menſchenpreiſe von Sklaven, Mädchen u. ſ. w. Gliederpreiſe bey Verletzungen zum Erſatz. 3) Arbeitslohn, Geſindelohn, Sporteltaxen, Honorarium, Beſoldungen, Kriegsſold. 4) Lebensmittel aller Art; Getränke, Wein, Bier, Meth, Brod, Fleiſch, Confituren, Gewürze, Spezereyen, und überhaupt Apotheker- und Kramerwaaren. 5) Handels- und Fabrikwaaren aller Art — ingleichen Preiſe der Aemter, Pfarren u. ſ. w. — Pallium. 6) Zinſen und Miethen aller Art — Leibrenten u. ſ. w. 7) Sündenpreiſe, Ablaß, Hurenlohn, Geldſtrafen u. ſ. w. 8) Landesrevenüen, Lehnwaare u. ſ. w. Wer mich hiebey gefälligſt unterſtützen will und kann, der wird mich zum lebhafteſten Danke verpflichten, und wenn er die Leipziger Meßgelegenheiten benutzt, durch die Curtiſche Buchhandlung der richtigen Beſorgung gewiß ſeyn können. Halle, den 20. Sept. 1786.

M. Joh. Chriſt. Krauſe.

---

9) Aus-

9) Ausführliches Lehrgebäude der Religion.

Der Verfasser des Sittenbuchs fürs Gesinde, will itzt sein durch anhaltendes Forschen über Religion entworfenes System bekannt machen. Das erzene desselben wird seyn, daß es alle Wahrheiten der Glaubens- und Sittenlehre vollständig entwickelt, diese Wahrheiten blos aus der Lehre Jesu herleitet, und mit keinen Religionsstreitigkeiten zu thun hat, daß es in unsren itzigen Zeiten, wo blinder Glaube und zügellose Zweifelsucht mit einander wetteifern, eine Lücke ausfüllen, und die Religion so vortragen wird, wie sie auf der einen Seite der gemeinste Menschenverstand fassen, und auf der andern der Zweifler und Denker ehrwürdig finden, und liebgewinnen soll, und daß es eine Menge sehr wichtiger Artikel der Moral enthalten wird, die allen unsren Moralen noch fehlen! Der Titel wird seyn: Ausführliches Lehrgebäude der Religion, erbaut auf der reinen und unverfälschten Lehre Jesu von dem Verf. der Sittenlehre fürs Gesinde. In der Ostermesse 1787 wird dieses Buch ungefähr 26 bis 28 Bogen stark auf schönes weisses Papier gedruckt zu haben seyn. Wer 16 Gr. in Gold Pränumeration an den Verleger der Sittenlehre fürs Gesinde den Buchhändler Viehweg in Berlin postfrey einsenden und seine Addresse melden will, erhält es 8 Gr. wohlfeiler als der Ladenpreis seyn wird. Auf 10 Exemplare erhält man das 11te umsonst. Briefe und Gelder bittet man sich franko aus. Der Termin ist bis Ausgang Decembers d. J. offen.

---

10) Zur Geschichte des Luftsalzwassers.

Nachdem viele Zeitgenossen es zur Pflicht gerechnet, über das Luftsalzwasser, das ich in drey kleinen Aufsätzen für ächte hermetische Arzney erklärt habe, sich lustig zu machen, so ganz unbekannt es ihnen war, und so wenig die chemische Auflösung von statten gieng: so erzähle ich nun, daß der Baron von Hirschen seit einigen Wochen in Berlin, unter wirklicher Aufsicht und mit Genehmhaltung des königl. Oberkollegii Medici, an Kranken, die man bisher nicht heilen konnte, sein Luftsalzwasser wirklich zur Cur angewendet, daß schon glücklicher Erfolg sich gezeigt, daß die Attestate aus der königl. Residenz öffentlich im Druck erscheinen sollen. Ich hoffe, daß auch meine Freunde es gerne sehen, daß die Sache es bewährt: ich hätte nicht aus Einbildung oder Anmassung diese Arzney öffentlich zu empfehlen gesucht.

Halle, den 17. Sept. 1786. D. Sal. Semmler.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
November 1786.

I. Neue Bücher.

1) Abriß der Geſchichte der Philoſophie von J. Gurlitt. Zum Gebrauch der Lehrvorträge. Leipzig im Verlag der J. G. Müllerischen Buchhandlung. 1786. 280 S. gr. 8.

Herr Oberlehrer Gurlitt im Kloſter Berge liefert hier eines der ſeltenen Lehrbücher, welche Vollſtändigkeit mit Kürze, Gründlichkeit mit guten Vortrage, und durchgängige lichtvolle Ordnung mit Reichhaltigkeit des Stoffes vereinigen. Er behandelt in demſelben die eigentliche Geſchichte der Philoſophie in ihrem ganzen Umfange, nach allen ihren merkwürdigen Veränderungen und Schickſalen, von ihrer erſten Rohheit, bis zur feinſten Ausbildung (von den erſten Spuren philoſophiſcher Einſichten unter den Morgenländern bis auf die Erſcheinung der Kritik der Vernunft.) Er benutzt dabey nicht nur die vornehmſten Reſultate von den ſcharfſinnigen Unterſuchungen der neuſten Schriftſteller in dieſem Fache; eines Meiners, Tiedemanns, Büſchings u. a. m. ſondern faßt auch die einzelnen, in den philoſophiſchen Werken eines Garve's, Platners, Cäſars, u. a. m. zerſtreuten Erörterungen zuſammen, webt ſie ſeinem eigenen Ideengange ein, und macht ſie zum Eigenthume ſeines Planes. Auſſer manchen neuen ſowohl ſpekulativen Aufſchlüſſen, als hiſtoriſchen Berichtigungen, womit er aus ſeinem eigenen Vorrathe von

philoſophiſchen Einſichten, Sprachkunde, und Bekanntſchaft mit den Schriften älterer und neuerer Weltweiſen, die Geſchichte der Philoſophie bereichert, macht er ſich vorzüglich durch ſeine Methode ſowohl um den öffentlichen Vortrag, als auch um das Privatſtudium dieſer Wiſſenſchaft verdient. Allenthalben leuchten ſeine glücklichen Bemühungen, Ueberſicht im Ganzen und in den einzelnen Theilen zu befördern, den eigenthümlichen Geiſt jeder Schule aufzufinden, und überhaupt alles unter allgemeine Geſichtspuncte zu bringen, in die Augen. Um unſern Leſern im Vorbeygehen nur eine einzige Probe davon zu geben, wollen wir die Tafel der Epochen herſetzen, wodurch er die ſonſt ſo ſchwer zu überſehende Geſchichte der griechiſchen Schulen eintheilt, und charakteriſirt: (S. 26 und 27. „1) Dichteriſcher Geiſt der Philoſophie; J. „V. W. 2500 bis 3100. Orpheus bis Lykurg. 2) Politiſcher Geiſt der Philoſophie; J. d. W. 3100 bis 3400. Lykurg bis Thales. 3) Phyſiſch-ſpekulativer Geiſt der Philoſophie, Joniker, Pythagoräer, Eleatiker J. d. W. 3400 „bis 3600, Thales bis Sokrates. 4) Dialektiſcher Geiſt „der Philoſophie; Sophiſten J. d. W. 3530 bis 3600. 5) „Praktiſcher Geiſt der Philoſophie; Sokrates, Cyrenaiker, „Eriſtiker, Akademiker, Cyniker, Stoiker, Epikuräer; J. d. „W. 3600 bis 3750, Sokrates bis Epikur. 6) Syſtematiſcher Geiſt des nun abgetheilten und erweiterten Gebietes „der Philoſophie; Peripatetiker. J. d. W. 3700. 7) Skeptiſcher Geiſt der Philoſophie; zweyte und dritte Akademie, „Pyrrhoniker; J. d. W. 3800. 8) Synkretismus der Neuplatoniſchen Philoſophie. J. d. W. 3900 bis 300 nach Chriſtus.“ — Bey der Darſtellung einzelner Schul- und Lehrſyſteme iſt die Angabe des Zweckes, den die Stifter vor Augen hatten, und die Aushebung der Hauptſätze von denen ihre Philoſophie ausgieng, der vornehmſte Augenmerk unſres Verfaſſers. Dadurch gewinnt er natürliche Erklärungen manscher

cher Lehrmeinungen, die vormals nur darum ſo ſonderbar und widerſinnig ſchienen, weil man ſie auſſer dem Zuſammenhange mit ihrem Entſtehungsgrunde zu betrachten gewohnt war; und ſetzt ſeine Leſer in den Stand, die übrigen Lehren und eigenthümlichen Sätze jeder Schule durch eigenes Nachdenken abzuleiten. Nie verliert er übrigens den allgemeinen Gang des menſchlichen Geiſtes, und der allmählichen Entwicklung ſeiner Begriffe unter den kultivirten Völkern aus den Augen; knüpft durchgängig die Geſchichte der Wiſſenſchaft an die Geſchichte der Menſchheit und der Nationen, ſteht ſie in ihrem innigen Zuſammenhange mit Staatsverfaſſungen, Volksreligionen, politiſchen Revolutionen, u. ſ. w. und vermeidet auf dieſe Art den andern Abweg, auf welchen die Geſchichtſchreiber der Philoſophie nicht ſelten gerathen, ſeitdem ſie dem einen, vor welchen ſie Leibnitz gewarnet hat auszuweichen beſtiſſen ſind — mit einem Worte! Herrn Gurlitts Geſchichte der Philoſophie iſt eben ſo wenig trokene Klaſſifikation der Schulſyſteme, als Biographie der Philoſophen.

X.

---

2) Ueber die Frage: Gewinnt ein Volk in Abſicht auf ſeine Aufklärung dabey, wenn ſeine Sprache zur Univerſalſprache wird? Von J. G. Büſch, Profeſſor in Hamburg. Berlin bey Carl Spener 1787. 104 S. 8. 6 gr.

Die Frage wird in dieſer höchſtleſenswürdigen Schrift mit Nein beantwortet, und wir wollen von den triftigen Gründen, worauf der Hr. Verf. ſeine Urtheile gründet, und die er vortreflich auseinander ſetzt, nur einige zur Probe ausheben: „Die extenſive Aufklärung nimmt ab, wenn und wo die intenſive ſtille ſteht. — Ehemals erſchienen alle Beyträge zur extenſiven Aufklärung in der latein. Sprache, itzt

in den lebenden Sprachen der Völker, in welchen deren Urheber leben. — In Europa kann ſich ein Volk nur durch zwey Veranlaſſungen mit ſeiner Sprache iſoliren: 1) Wenn es ihm ſo ſehr an Aufklärung fehlt, daß bey ihm der Wunſch nicht entſteht bey andern Völkern Aufklärung zu ſuchen. 2) Wenn es kein Bedürfniß fremder Sprachen in Rückſicht auf Aufklärung und für die Zwecke des bürgerlichen Lebens zu fühlen glaubt? Das Letzte iſt der Fall bey den Franzoſen, und zwar eine Folge der ſogenannten Univerſalität ihrer Sprache. — Eine weitere unzertrennliche Folge davon iſt der Stillſtand in der intenſiven Aufklärung, der an der franz. Nation ſo auffallend ſichtbar wird, und wovon ihre Wörterbücher über Realwiſſenſchaften, ihre überflüſſigen Kommentare über die Werke der bewunderten Vorgänger, ihr unaufhörliches Wiederkauen der alten Syſteme ſichere Anzeigen ſind. — Den Deutſchen, deren Sprache auſſerhalb ihres Landes ſo wenig bekannt iſt, bleibt indeſſen kein Fortſchritt anderer Völker in der Aufklärung unbekannt; einer der Gründe, warum Deutſchland in allem was zur intenſiven Aufklärung beyträgt, andern Nationen voritzt zuvoreilt, indeſſen die Beſitzer der Univerſalſprache unſere Sachkenntniſſe nicht einmal durch Ueberſetzungen kennen lernen.„ — Wir empfehlen dieſe Schrift vorzüglich denenjenigen, deren Patriotismus durch die bekannte Preisfrage einer teutſchen Akademie: über die Univerſalität der Franzöſiſchen Sprache, etwa zur Unzeit in Aufwallung gerathen ſeyn möchte.

---

3) Anweiſung, wie auf eine leichte Art alle nur mögliche Feuerungen zur Holzerſparung eingerichtet werden können, um dadurch der jedem Lande höchſt verderblichen Holzverſchwendung Einhalt zu thun, von

Hein-

dieſe Sache richtig ab; fahret alſo fort, die Wage und das Schwerdt zu tragen; und möchtet ihr, mit zunehmenden verdienten Ehren, ſo lange leben, biß ihr einen Sohn von mir ſehet, der, wenn er euch ſo beleidigt hätte, euch ſo gehorche wie ich that: So würd ich's erleben, wie damals mein Vater ſagen zu können: Glüklich bin ich, daß ich einen Mann habe, der Muth genug hat, die Juſtiz gegen meinen eignen Sohn auszuüben; und nicht weniger glüklich, daß ich einen Sohn habe, der ſeine Gröſſe ſo willig in die Hände der Gerechtigkeit überliefert -- Zum Beweiß alſo, daß ich eure Tugend ehre, übertrag' ich euch ferner das unbefleckte Schwerdt, das ihr bißher getragen habt, mit der Erinnerung, daß ihr eben dieſen gerechten, kühnen und unpartheyiſchen Geiſt, den ihr damals gegen mich gezeigt habet, über alle eure Handlungen herrſchen laſſet. Hier habt ihr meine Hand, daß ihr bey meiner Jugend die Stelle eines Vaters vertreten ſollt; meine Stimme ſoll tönen, was ihr meinem Ohr eingebet, und Eure Weisheit und wohlgeübte Erfahrenheit ſoll in allen meinen Entſchlieſſungen mich leiten. Und, ihr Prinzen alle, glaubet mir, ich bitte euch, mein Vater hat den beſten Theil meines Herzens mit ſich ins Grab genommen; und ich lebe nur mit ſeinem Geiſt, die Erwartungen der Welt zu beſchämen, voreilige Weiſſagungen zu vereiteln, und die ſchlimme Meynung auszulöſchen, die man nach meinem äuſſerlichen Schein von mir gefaßt hat. Die Fluth meines Bluts, die bisher von vielen Ausſchweiffungen aufgeſchwollen daherſtrömte, ſoll nun zum Meer zurük ebben, und daſelbſt mit dem allgemeinen Staat

der

Heinrich Jachtmann, mit Kupfern. Berlin bey C. Spener 1787. Erſter Theil. 168 S. gr. 8.

Obwohl der Verf. die Mängel, die er ſeinen Vorgängern, den Schriftſtellern über die Holzerſparung, mit vielem Grunde vorwirft, ſelbſt nicht ganz vermieden hat, und vorzüglich im Anfange ſeiner Abhandlung über die Natur, Entſtehung und Würkung des Feuers manches ſagt, das bey einer künftigen neuen Auflage der Zweckmäßigkeit und Kürze aufgeopfert werden dürfte: ſo verdienen doch ſowohl ſeine Theorie der Holzerſparung überhaupt, als auch die Vorſchläge, die er darauf gründet, die allgemeinſte Aufmerkſamkeit. Er iſt Schornſteinfeger in Berlin; und nur aus dieſem Umſtande, verbunden mit einer vieljährigen Erfahrung, einem immer regen Beobachtungsgeiſte, und unermüdeten Eifer, läßt ſich der Reichtum von Sachkenntniſſen und praktiſchen Bemerkungen erklären, womit der Verf. ſeinen Gegenſtand behandelt, und die ihm nicht weniger, als ſeinen reifen Einſichten in der Phyſik und Mechanik Ehre machen.

---

4) Der Bürgerfreund, ein Leſebuch für Kinder in Bürgerſchulen, von Samuel Ludwig, Lehrer der Normalſchule in Berlin. Berlin 1787. bey Hand und Spener. 218 S. 8.

Ein wohlgerathener Verſuch zu von Rochows Kinderfreund einen Pendant zu liefern, der in den kleinen Stadtſchulen ungefähr das ſeyn könnte, was jener in den Dorfſchulen iſt. Wir glauben zur Empfehlung dieſes Leſebuches kaum etwas nachdrücklicheres ſagen zu können, als daß es durch die Menge der bisherigen Verſuche dieſer Art keineswegs überflüſſig geworden ſcheint.

---

5) Moſes Mendelsſohns Abhandlung über die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften. Neue Auflage. Berlin bey Haude und Spener. 1786. 144 S. 8. 8 gr.

Dieſe neue Auflage der allgemein bekannten, und längſt vergriffenen Mendelsſohniſchen Preisſchrift, empfiehlt ſich beſonders durch den Umſtand, daß ſie im Formate der übrigen Schriften des verewigten Mannes abgedruckt iſt.

II. Anzeigen.

1) Anzeige einer neuen Ueberſetzung der ſämtlichen Werke Lucians von Samoſata.

Seit der Vollendung meiner Arbeiten über Horazens Epiſteln und Satyren, beſchäftigt die Ueberſetzung, die ich hier vorläufig ankündige, den größten Theil meiner Zeit. Lucian iſt keine neue Bekanntſchaft für mich, wie viele wiſſen. Schon vor mehr als 26 Jahren gieng ich ernſtlich damit um, dieſen in ſeiner Art einzigen griechiſchen Schriftſteller, der, in ſeiner eignen und in fremden Sprachen, immer ein Liebling der geſundeſten Köpfe geweſen iſt, unſerer Zeit, welche ſeiner nicht weniger als die Zeiten eines Erasmus und Thomas Morus bedürftig zu ſeyn ſcheint, in deutſchem Gewande vorzuführen. Aber eben da ich im Begriffe war die Hand an das Werk zu legen, erhielt ich die Nachricht, daß der damalige Hr. Diakonus Waſer in Winterthur (einer meiner ſchätzbarſten ältern Freunde in den glücklichen Tagen meiner Jugend) die Arbeit, die ich erſt unternehmen wollte, bereits ausgeführt, und mich alſo einer zwar angenehmen, aber gewiß nicht leichten Mühe überhoben habe. Der ſel. Diakonus Waſer war ein ſcharfſinniger und philoſophiſcher Kopf, und überdieß ein natürlicher Geiſtesverwandter

ter von Lucian und Swift (wiewohl mehr von letzterem) auf deren Ueberſetzung er die wenige Muße, die ihm ſein Amt übrig ließ, gröſtentheils verwandte. Er konnte alſo nichts ſchlechtes liefern. Er verſtand ſeinen Autor, und man kann auch ohne Ungerechtigkeit nicht läugnen, daß er, ungeachtet ſeine Sprache mit Helvetismen reichlich angefüllt iſt, mit der Stärke und dem Reichthum der teutſchen Sprache ziemlich bekannt war. Seine Ueberſetzung hatte unſtreitige Verdienſte: ſie war das was ich von ihm erwartet hatte, aber freylich nicht ganz, wie ich ſie aus Liebe zu meinem Lucian hätte wünſchen mögen. Waſer hatte einen ſcharfen Sinn für den Sinn Lucians, aber wenig oder keinen für ſeine Grazie. Er ſchrieb deutlich und kräftig; allein, auſſer der Reinigkeit der Sprache, fehlte es ſeinem Styl an Leichtigkeit, Gewandtheit und Anmuth: und daher kommt es ohne Zweifel, daß man, wenn die Rede von ſeiner Ueberſetzung iſt, ſo oft ſagen hört: ſie ſoll getreu ſeyn, aber ſie läßt ſich nicht leſen. — Doch es iſt hier nicht darum zu thun, die Verdienſte und Mängel der Waſeriſchen Ueberſetzung kritiſch zu unterſuchen. Ich glaube, daß dermalen über ihren Werth in jeder Betrachtung, beſonders in Rükſicht auf Sprache, Geſchmack und Eleganz, nur Eine Stimme iſt; und daß ſelbſt derjenige, der am günſtigſten von ihr urtheilt, die neue Ueberſetzung, zu welcher ich mich hiemit anheiſchig mache, nicht überflüſſig finden wird. Eine Zeit von mehr als 25 Jahren macht in ſolchen Dingen einen beträchtlichen Unterſchied, und Lucian verdient es ſo gut als irgend einer dem dieſe Ehre wiederfahren iſt, mehr als einmal bearbeitet, und, auch in der Nachbildung, der Vollkommenheit ſo nahe als möglich gebracht zu werden. Ich weiß nicht wieviel Zutrauen das Publikum in dieſer Hinſicht auf mich ſetzen wird: aber ich fühle ſehr lebhaft was ich Ihm, was ich dem Geiſte Lucians (den ich für einen der beſten und wohlthätigſten Geiſter halte) und

was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.' Meine Ueberſetzung wird mit ſo vielen Anmerkungen und Erläuterungen aller Art verſehen ſeyn, als ich für nöthig halte, damit nicht nur Leſer, die keine Gelehrte ſind, ſondern auch Gelehrte, die nicht alles wiſſen, und nicht immer Zeit und Gelegenheit haben in den Quellen nachzuſuchen, in den Stand geſetzt werden, einen der angenehmſten und intereſſanteſten Schriftſteller, die je geweſen ſind, mit möglichſtem Genuß und Vergnügen leſen zu können.

Ich habe mir den alten Spruch, Eile mit Weile, in allen meinen Arbeiten zum Geſetze gemacht, und kann alſo den gütigen Freunden, die von meinem Vorhaben bereits Wiſſenſchaft haben, und die Ausführung mit einiger Ungeduld erwarten, nichts befriedigenderes hierüber ſagen, als daß die zwey erſten Bände meines Lucians, in gr. 8. im Verlag von Weidmanns Erben und Reich, zur Oſtermeſſe 1788. unfehlbar zugleich erſcheinen werden. Weimar, den 24ſten November 1786.

Wieland.

---

2) Sammlung der Gedichte des Herrn Gotter.

Herr Hofbuchhändler Ettinger in Gotha kündigt in mehrern Zeitungen eine Sammlung der Gedichte des Hrn. Geh. Secretär Gotter an, wodurch er, mit gröſten Rechte, einen ſchon lange gehegten Wunſch aller Liebhaber der teutſchen Litteratur zu befriedigen hoffet. Der vorzügliche Werth der Lieder, Romanzen und Epiſteln des Hrn. Gotters, — welche bisher in vielen periodiſchen Schriften zerſtreut lagen, und wovon die Epiſtel über die Starkgeiſterey ehemals (im Julius 1773.) eine Zierde unſers Merkurs war — iſt ſchon lange entſchieden, und Hr. G. hat nicht zu beſorgen, daß

der

der Gott des Geſchmaks ihn der ehrenvollen Stelle berauben werde, die ihm die öffentliche Stimme unter unſern beſten Dichtern einräumt.

Die von Hrn. E. verſprochene Sammlung wird aus 2 Bänden in gr. 8. beſtehen. Der Erſte wird die Epiſteln, Romanzen, Lieder, flüchtige Stücke und Impromptüs nebſt dem Monodrama Medea, der zweyte die verſificirten Trauerſpiele enthalten. Zu denen im erſten Theile enthaltenen, bereits gedruckten, und aufs neue gefeilten und verbeſſerten Stücken werden viele andere noch nie gedruckte hinzukommen. Beyde Bände erſcheinen in der Oſtermeſſe 1787. auf ſchönes weiſſes Poſtpapier mit teutſchen Lettern gedruckt und mit 2 Kupfern und 2 Vignetten von den beſten Meiſtern geziert. Der Herr Verleger verſichert daß er alles thun werde, dieſe vortreflichen Gedichte in einer ihrem innern Werthe angemeſſenen Geſtalt in die Hände des Publikums zu liefern. Um aber zu verhindern, daß ſie nicht durch ſchmutzige Kopien gewinnſüchtiger Nachdrucker entſtellt werden mögen, habe er den ſicherſten und einzigen Weg eingeſchlagen, der alle ihre Verſuche fruchtlos und völlig unfruchtbar machen müſſe, wie der Erfolg zeigen werde. Man ſubſcribirt auf beyde Theile zwey Thaler. Die Namen der Subſcribenten werden vorgedruckt, und die Subſcription bleibt bis Ende Februars 1787. offen. Wer ſich der Mühe des Sammlens unterzieht, erhält auf 10 Exemplare das 11te, und auf 5 die Hälfte des ſechſten frey.

---

3) Blumauers ſämmtliche Gedichte in zwey Bänden in Oktav mit Kupfern.

Meine Gedichte, die zum Theil vor einigen Jahren geſammelt erſchienen, größtentheils aber noch in Almanachen

und Journalen zerſtreut ſind; theils auch in mangelhaften Abſchriften zirkulirn, ja ſogar mehrmals nachgedruckt und widerlegt worden ſind, bevor ich ſie ſelbſt öffentlich bekannt machte, werden dem Publikum in einer vollſtändigen, korrekten, von mir ſelbſt veranſtalteten und nettgedruckten Sammlung hoffentlich nicht unwillkommen ſeyn. Es gehen ſo mancherley Gedichte, theils im Druck, theils in Abſchriften, unter meinem Namen in der Welt herum, daß ich mich ſchlechterdings genöthiget finde, das, was ich davon als mein anerkenne, zu ſammeln, und mich ſo in Rückſicht der ächten und unächten Kinder meiner Muſe ein für allemal auseinander zu ſetzen.

Es werden daher meine ſämmtlichen Gedichte (die bereits gedruckten Freymaurergedichte ausgenommen) bis zur künftigen Leipziger Oſtermeſſe 1787. auf feinem Poſtpapier gedruckt mit Kupfern in zwey Oktavbänden erſcheinen. Die allumfaſſende Nächſtenliebe der Nachdrucker nöthiget mich dieſe Ausgabe durch Pränumeration zu decken. Man pränumerirt demnach auf beyde Bände mit 2 fl. Wienerkurrent bey Herrn Rudolf Gräffer, Buchhändler in Wien. Wer ſonſt noch das freundſchaftliche Geſchäft des Kolligirens über ſich nehmen will, erhält nebſt meinem Danke das 10te Exemplar frey, und kann ſich unter der Adreſſe:

An Herrn Blumauer k. k. Bücherzenſor in Wien, unmittelbar an mich wenden. Den inländiſchen Pränumeranten liefere ich die Exemplare frey bis an den Ort ihres Aufenthaltes, den Auswärtigen frey bis Leipzig. Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Auch der dritte Theil meiner travestirten Aeneis wird bis Oſtern 1787. gewiß erſcheinen, auf welchen ebenfalls bis dahin noch 50. kr. Pränumeration angenommen wird. Wien, den 12. Oct. 1786.

Blumauer.

In

In Weimar erbietet ſich der Hr. Hofr. Wieland und Herr Legations-Rath Bertuch Pränumeration anzunehmen.

4) Nachricht von der mit allerhöchſtem k. k. Privilegium neu errichteten von Kurzbek-Blumenfeld- und Cottaiſchen Letterngieſſerey.

Es iſt bekannt, daß der Schriftkaſten, den John Basquerill in London, Didot in Paris, Ibara in Spanien (Künſtler deren Namen in ihrer Klaſſe unſterblich worden) beſitzen, das vollkommenſte iſt, was die Buchdruckerey aufzuweiſen hat.

Mein Plan war nicht allein, alles, was dieſe bewunderte Künſtler an lateiniſchen Lettern erzeugt haben, in die von mir errichtete Gieſſerey zu erhalten, ſondern ſie auch mit den ſchönſten teutſchen und orientaliſchen Lettern zu vermehren.

Ob es mir gelungen iſt, dieſe Schönheit an Lettern, worauf England, Frankreich, Spanien, Teutſchland, und Florenz, beſonders auf die Mediceiſch-orientaliſchen, ſo ſtolz iſt, zu erreichen, überlaſſe ich durch die beigelegte Probe*) der Beurtheilung der Kenner; an Fleiß und namhaften Koſten zum mindeſten habe ich es nicht mangeln laſſen, dieſes mit ſo vielen Beſchwerden, und faſt unüberſteiglichen Hinderniſſen verbundene Geſchäft herzuſtellen, und meinem Vaterlande für das durch 30 Jahre mir geſchenkte Vertrauen und Unterſtützung ein Andenken zurückzulaſſen.

Um dieſes dem Vaterlande ſo nützliche Werk theils in ſeiner wirklich beſtehenden Schönheit zu erhalten, theils zu noch größerer Vollkommenheit, durch Verbeſſerung der teutſchen Lettern zu bringen, habe ich den in ſeiner Kupferſtecherkunſt bereits rühmlich bekannten Herrn Johann Ernſt Blans-

*) Nehmlich, Blumauers Verſe über die Buchdruckerkunſt, mit Latein. Lettern gedruckt, deren Anblik einem jeden das Zeugnis abnöthigen wird, daß dem Hrn. v. B. ſeine rühmliche Abſicht aufs vollkommenſte gelungen ſey.

Manefeld, und Herrn Fr. Cotta Herzogl. Würtenbergiſchen Hofbuchdrucker, der mir die Matrizen ſeiner herrlichen teutſchen Letterngieſſerey käuflich überlaſſen hat, in Kompagnie genommen. Durch Herrn Manefeld ſind diejenigen Gattungen von Baſquervilliſchen Matrizen, wovon man einige beinahe für keinen Preis und durch keine Spekulazion zu erhalten im Stande war, beſonders aber die vortreflichen und von jedem Kenner ſo ſehr bewunderten Didotſchen ſo vollkommen nachgeſchnitten worden, daß ſie die Originale ſelbſt, wo nicht übertreffen, doch an Schönheit, wie man uns ohne Schmeicheley verſichert, zuverläſſig erreichen.

Da es aber bei einer Letterngieſſerey hauptſächlich auf das Materiale und die genaue Zurichtung ankömmt, ſo habe ich die geſchickteſten Künſtler aus Holländiſchen, Leipziger, Braunſchweiger und Stutgarter Gieſſereyen, unter annehmlichen Bedingniſſen, hieher kommen laſſen, von deren Kunſt die bereits gedruckten Proben das Publikum anſchauend überzeugen können.

Die angenehmſte Belohnung für mich bei dieſem ſo mühſam gewagten Unternehmen wird der Beyfall desjenigen Publikum ſeyn, für deſſen Nutzen ich mich von jeher nach allen Kräften zu verwenden beſtrebet habe.

Die vollſtändige Lettern-Probe kann bei Herrn Manefeld, oder in meiner Buchhandlung in der untern Brennerſtraße nach Belieben eingeſehen werden. Wien, den 1. September 1786.

Joſeph Edler von Kurzbek,
k. k. Hofbuchdrucker, Groß- und
Buchhändler.

Wer ſich mit dieſen Lettern zu verſehen Belieben trägt, darf die billigſten Preiſe erwarten, und hat ſich der Beſtel-

lung

lung wegen an den Herrn Joh. Ernſt Manefeld, der dieſe Gieſſerey dirigirt, unter folgender Addreſſe zu wenden:

An die Edel von Kurzbek-Manefeld- und Corraiſche k. k. privilegirte Letternguieſſerey-Compagnie in Wien, in der Joſephſtadt im Graf Anderliſchen Garten, der Piariſtenkirche gegen über Nro. 111.

---

5) Allgemeine politiſche Zeitungen aufs Jahr 1787.

So ſehr ich mir auch ſchmeichelte, meiner Allgemeinen Politiſchen Zeitung ſchon mit Anfange des Julius d. J. als dem Zeitpunkte ihrer Entſtehung, ſo viel Vollkommenheit zu verſchaffen, als das Zutrauen meiner nähern und entferntern Freunde erforderte: ſo war doch dieß Geſchäft, theils in Abſicht eines ſchädloshaltenden Debits, theils in Abſicht der Erhöhung ihres innern Werthes zu weitläuftig, und mit zuviel unerwarteten Hinderniſſen verknüpft, als daß ich gleich mit den erſten Monaten meinen eigenen Wünſchen hätte auf eine befriedigende Art genuthun können. Aber um deſto mehr erfordert die gütige Aufnahme, die dieſe Blätter ſchon bisher, ohnerachtet ihrer vorerſt unvermeidlichen Mängel, in nahen und entfernten Gegenden fanden, meinen und meiner Herren Mitarbeiter wärmſten Dank. Ich fühle zugleich meine doppelte Verpflichtung mich aus allen Kräften zu beſtreben, die Erwartung der Leſer ſo ſchnell als möglich zu befriedigen, und vielleicht in einigen Stücken noch zu übertreffen.

Die bevorſtehende Veränderung meines bisherigen Wohnorts — da ich mit Ende dieſes Jahres dem gnädigen Rufe der Durchlauchtigſten Erhalter der Univerſität Jena dahin folge, iſt für die Fortſetzung ſowohl als für die Vervollkommnung meines Zeitungsinſtituts zu günſtig, als daß ich nicht daher Veranlaſſung nehmen ſollte, dem Publikum ſowohl von dem

dem ununterbrochnen Fortgange dieſer Zeitung, als von den weſentlichen Schritten die ich zu Erhöhung ihres Werths, und um ihr auszeichnende Vorzüge zu ſchaffen, gethan habe, gegenwärtige Anzeige bekannt zu machen.

Der läſtige Mechanismus der Debitſache, und tauſend unangenehme Zerſtreuungen, auch mannichfaltige Verdrüslichkeiten, die mit Beſorgung des Drucks, Verlags und der Expedition einer Zeitung unzertrennlich verbunden ſind, hinderten mich zu ſehr denjenigen Theil von Arbeit für die Zeitung, den ich allein thun muß und kann, ſo vollſtändig zu vollenden, als ich es gern wünſchte und wollte. Da Geſchäfte dieſer Art einen Schriftſteller weit mehr als einen darin geübten Mann aufhalten, und Mühe machen, und dennoch oft mit weniger Accuratesse ausfallen: ſo kann es gewiß allen meinen bisherigen Zeitungslesern nicht gleichgültig ſeyn, wenn ich Ihnen hiermit anzeige, daß ich mich aller dieſer zeitfreſſenden Zerſtreuungen entſchlagen habe, und daß meine Allgemeine politiſche Zeitung mit Anfange des Jahres 1787. im Verlage der Mauriſchen Offizin zu Jena herauskommt; ſo daß dieſe, Verlag und die ganze Expedition davon allein beſorgt.

Eifrige Benutzung meiner gröſſeren Muße, die ich hierdurch gewinne, auch promptere und richtigere Spedition der Zeitung ſind zwey Hauptvortheile, die das Publikum ſchon ohne mein Erinnern von dieſer Veränderung erwarten wird. Aber ich darf wohl noch etwas mehr als dies verſprechen.

Schon jetzt haben mehrere unpartheyiſche angeſehene Leſer das Urtheil öffentlich wiederhohlt, daß ſeit dem erſten Julius kein Blatt erſchienen iſt, worin man nicht wenigſtens einige ganz neue ungedrukte Nachrichten gefunden hätte; und mehrmalen iſt die Summe von handſchriftlichen intereſſanten Neuigkeiten ſo angewachſen, daß ſchlechterdings kein Raum zu Nachrichten aus andern gedrukten Blättern übrig blieb. Ein Beweis daß meine Herren Mitarbeiter und ich, auch bey der Menge der Hinderniſſe, die uns im Wege lagen, und mit jeder Einrichtung eines ſo weitläuftigen Geſchäfts verbunden ſind, nicht müßig waren unſerm Zwecke näher zu kommen. Aber auch in dieſem Stücke kann man mit Anfange des kommenden Jahres ſchon etwas Vollkommners erwarten. In mehreren Orten ſowohl in als auſſerhalb Teutſchland, ja ſelbſt auſſerhalb der Gränzen von Europa, bin ich ſo glücklich geweſen neue Beförderer und Freunde meines Zeitungs-

der Waſſer vermengt, hinfort in feſtlicher Majeſtät einherfließen. Wir ſind nun im Begriff unſer Parlament zuſammen zu beruffen, und wir werden vor allen Dingen daranf bedacht ſeyn, unſern edeln Staatsrath, in welchem ihr, mein Vater, (zum Lord Ober-Richter,) den Vorſiz haben ſollt, mit würdigen Gliedern zu verſtärken; damit der groſſe Körper unſers Staats mit den beſtregierten Nationen in gleicher Linie ſtehe, und Krieg oder Frieden oder beydes zugleich, uns bekannte und vertraute Sachen ſeyn mögen. Sobald unſre Crönung vorbey ſeyn wird, werden wir, wie ich ſchon erinnert, unſern ganzen Staat zuſammen beruffen, und, wenn der Himmel meine guten Abſichten bekräftiget, ſo ſoll kein Prinz noch Pair eine gerechte Urſache finden zu wünſchen, daß der Himmel Heinrichs glükliches Leben um einen einzigen Tag verkürzen möge.

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

Dieſe Scene ſtellt das Gaſtmahl vor, das der Junker Schallow dem Sir John Falſtaff giebt; es iſt ein vortreffliches Gemählde in ſeiner Art, aber man muß nach London reiſen um es zu ſehen; denn nichts als die würkliche theatraliſche Vorſtellung kan ihm das Leben und den Grad von Abgeſchmaktheit geben, worinn der ganze Werth davon beſteht. Das was bey der Vorſtellung den beſten Effect machen muß, iſt der gute ehrliche Junker Silence, der aus dem mehr als Pythagoräiſchen Stillſchweigen, das er nüch-

tunesinſtituts zu finden: verſchiedene unthätige Correſpondenten ſind mit thätigern vertauſcht, und in einigen Gegenden für ganze Landſchaften Correſpondenz-Comptoire errichtet worden, die vielleicht die einzigen in ihrer Art ſeyn dürften. An andern Orten, wo die Neugierde der Leſer nur eine Zeitlang etwas mehr als gewöhnliche Befriedigung verlangt, und ſchon itzt Anſtalten getroffen unſere Correſpondenz in der Folge zu verdoppeln. Wenn ich auf ſolche Weiſe auſſer einer täglichen und ausgebreiteten Correſpondenz noch die beſten in- und ausländiſchen Hülfsquellen mit zufälliger Auswahl zu haben verſpreche, ſo kann man wohl auſſer der ſo viel als möglich frühen Erzählung jeder Neuigkeit, auch noch in Abſicht der Summe unſerer Nachrichten die möglichſte Vollſtändigkeit erwarten; denn es war bisher immer eine Hauptregel unſers Inſtituts, nie eine Begebenheit d. ywelt nur mit andern Worten zu erzählen, und uns blos auf eine einfache Lieferung zu beſchränken; wodurch der Leſer das Faktum um deſto leichter überſieht, und unſere Blätter um ſo viel mehr Raum für andre Neuigkeiten gewinnen.

Der Beyfall, den meine ausführliche Innhaltsanzeige auf dem Umſchlage des dritten Hefts der Zeitung fand, veranlaßt mich auch in der Folge vierteljährig eine dergleichen Ueberſicht zu liefern. Jährlich folgt eine Hauptüberſicht nebſt den nöthigen Regiſtern, und eine aufrichtige Anzeige unſerer gebrauchten hauptſächlichſten oder gedruckten Quellen; ſo daß man alſo mit dem Anfange des Jahres 1787. ein ſicheres Verzeichnis von allen Zeitungen, Journalen und andern Blättern zu erwarten hat, die wir bey unſerer Arbeit mehr oder weniger brauchbar gefunden haben.

Schon in dieſem Entwurfe wird man ohne meinen Fingerzeig manches bemerken, was dieſe Blätter von ähnlichen auszeichnet. Aber noch mehr hoffe ich, ſoll unſer Inſtitut ſich den Beyfall der Leſer erwerben, wenn wir beſcheidene Freymüthigkeit und ſtrenge Unpartheylichkeit zum heiligſten Geſetze unſerer Zeitung machen, und mit die zuverläßigſte Verſicherung verbinden, uns niemalen niedrige Sklavenſprache oder leere Declamation und nichtsſagende Floskeln und dergleichen zu erlauben, die nur zu oft den gewöhnlichen Ton in manchen unſerer politiſchen Blätter ausmachen.

Obgleich Intelligenz-Nachrichten eigentlich nicht zum Plane der Allgemeinen Politiſchen Zeitung gehören; ſo ſoll doch, auf häufiges Verlangen eine beſondere Intelligenz Beylage, die der Leſer unentgeldlich erhält, alle gerichtl.

richtliche und Privat-Bekanntmachungen, welche franco an die Expedition eingesandt werden, liefern. Alle einaesandte Anzeigen werden darin um die gewöhnlichen Inserat-Gebühren aufgenommen, und wörtlich abgedruckt. Eben so werden wir auch unsere bisherigen Anzeigen von litterarischen Arbeiten, Musikalien, Landkarten, Prospekten und andern Kunstprodukten, in besondern Beylagen fortsetzen.

Inserate und andere Zeitungssachen werden vom 12ten Dezember dieses Jahres an, unter der Addresse

An die Expedition der Allgem. Polit. Zeitung in Jena

eingeschickt, und sowohl bey dieser als bey dem Löbl. Kayserl. Reichs-Postamte und Fürstl. Sächs. Postamte daselbst die Hauptbestellungen gemacht. Alle Haupt-Commissionairs, welche bisher den Debit derselben befördert haben, bleiben nach wie vor in ihren Expeditionen ungestört.

Uebrigens kann man die A. P. Zeitung auch durch alle Löbl Postämter, Zeitungs-Expeditionen und Intelligenz-Comtoire postäglich, so wie durch die Buchhandlungen halbmonatlich breschirt erhalten.

Der Pränumerations-Preiß eines jeden Jahrgangs von 365 Nummern ist mit Inbegriff der erwähnten Beylagen für die Interessenten vier Rthlr. Sächß. Conventions-Geld, den alten Louisd'or zu 5 Rthlr. den Dukaten zu 2 Rthlr. 20 gr. und den Carolin zu 6 Rthlr. 4 gr. gerechnet. Diese 4 Rthlr. werden entweder vor Ende Junii auf einmal, oder in zwey Terminen bis den 20sten Dec. und 20sten Junius aufs halbe Jahr voraus bezahlt. Die Pränumeranten, die sich vor Anfange des Jahres melden, erhalten die Zeitung, ausser dem wohlfeilen Preiße, auf feinem weissen Druck-Papiere; diejenigen aber, so später kommen, auf etwas schlechteren.

Wir machen den Lesern zugleich die Bequemlichkeit, daß sie mit Quartale im Jahre antreten und wieder abgehen können; nur muß bey dem Abgehen ein volles Vierteljahr voraus aufgekündigt werden. Halle im November 1786.

Fabri, Prof.

Verbesserung.

Ein a ist leicht mit einem o verwechselt; aber dieser so klein scheinende Irthum kann zuweilen von Bedeutung seyn. Dies ist der Fall, auf der CXLsten S. unsers Anzeigers vom Septembermonat, wo, Zeile 13. statt noch, nach, oder in gelesen werden muß. Statt correcter, sollte es auch correctem heissen. Ingleichen unten, statt der Herausgeber — der Verleger, nemlich Hr. Emanuel Haller. W.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
December 1786.

I. Neue Bücher.

1) **Ludwig Ernſt** Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc. Kaiſerl. Königl. und des heil. röm. Reichs Feldmarſchall ꝛc. Ein aktenmäßiger Bericht von dem Verfahren gegen deſſen Perſon, ſo lange Höchſtderſelbe die erhabenen Poſten als Feldmarſchall, Vormund und Repräſentant des Herrn Erbſtatthalters in der Republik der Ver. Niederlande bekleidet hat. Göttingen, in der Vandenhöckiſchen Buchhandlung 1786. gr. 8.

Der T. Merkur wird kaum eine Klaſſe von Leſern aufzuweiſen haben, der die Erſcheinung dieſes merkwürdigen Werkes nicht in einer, oder jeder der folgenden Rükſichten höchſt willkommen ſeyn müßte. Männer, die aus Pflicht oder Neigung aufmerkſamere Beobachter des neuſten politiſchen Weltlaufes ſind, erhalten hier die Geſchichte einer Reihe von Begebenheiten, welche die Aufmerkſamkeit von ganz Europa ſeit einigen Jahren auf Holland gefeſſelt hielten; und zwar eine vollſtändige Geſchichte, nach welcher man durch die zerſtreuten Nachrichten über einzelne Umſtände, von denen unſre Zeitungen ſo lange Zeit hindurch voll waren, nur um ſo viel begieriger werden mußte; eine Geſchichte endlich, wie man ſie nur von der Hand eines unſrer arbeiten Geſchichtforſcher und Staatskundigen — eines Schlözers, er-

warten konnte. — Patriotisch gesinnte Teutsche, welche sich und ihre Nation in der Person Herzog Ludwig Ernstens von Braunschweig, des teutschen Reichs Feldmarschalls, Sprößlings eines der ersten teutschen Fürstenstämme, und nahen Blutsverwandten der vornehmsten teutschen Regenten, gekränkt fühlten, finden hier die ehrenvollste Art von Genugthuung, die dem hohen Beleidigten, und dem theilnehmenden Vaterlande von einem teutschen Manne verschaft wird, bey dessen Namen sich Einheimische und Ausländer den eben so warmen Vertheidiger als erleuchteten Lehrer der Rechte der Menschheit zu denken gewohnt sind. — Alle endlich, denen auch nur so viel von moralischem Gefühl zu Theil geworden, als sie nöthig haben, um von dem Anblicke des schwärzesten öffentlichen Undanks gegen den Wohlthäter einer Nation, der Unterdrückung eines unschuldigen und höchstverdienten Mannes, und der Beschimpfung eines fürstlichen Greises, empört zu werden, müssen es mit Vergnügen sehen, daß das Publikum, Zeitgenossen und Nachwelt, durch den gegenwärtigen aktenmäßigen Bericht so vollkommen in Stand gesetzt worden ist, über die wichtige Rechtssache, die nun ganz allein seinem unbestechlichen Richterstuhle heimgefallen ist, einstimmig dasjenige Urtheil zu fällen, welches die einzige Entschädigung enthält, die dem Charakter und der Denkungsart des erhabnen Verfolgten, gemäß und Seiner würdig ist.

Da wir nicht ohne Grund voraussetzen können, daß es manchem unsrer Leser, der den ganzen Verlauf der Sache nur aus unzuverläßigen Gerüchten und unzusammenhängenden Zeitungsnachrichten kennt, vielleicht an Zeit und Gelegenheit fehlen möchte, ein Werk zu lesen, welches als aktenmäßiger Bericht durch die Einschaltung so vieler wichtigen Hand- und Druckschriften zur Stärke von 696 gr. 8. Seiten angewachsen ist: so wollen wir in einem möglichst kur-

kurzen Auszuge wenigſtens ſo viel mittheilen, als einem der Sache ganz Unkundigen zu wiſſen nöthig ſeyn dürfte, um mit ſeiner Stimme dem Urtheile der näher unterrichteten Leſer des Werkes ſelbſt beytreten zu können.

Herzog Ludwig Ernſt von Braunſchweig, der ſich im Jahr 1750 durch dringende Bitten nach einem dreyjährigen Widerſtande hatte bewegen laſſen, aus den Dienſten des ihm nahe verwandten Wienerhofes in die Holländiſchen überzutreten; dem die Generalſtaaten die ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen, unter welchen allein ſich Maria Thereſia bereden ließ, ihren zerrütteten Feldzeugmeiſter und Freund den Bedürfniſſen einer fremden Nation zu überlaſſen, mit ſo vieler Bereitwilligkeit zugeſtanden hatten; der, nachdem er den minderjährigen Erbſtatthalter als Generalkapitain repräſentirt, und ſieben Jahre lang als adminiſtrirender Vormund an der Spitze der Republik geſtanden hatte, den feyerlichſten und thätigſten Dank nicht nur der Generalſtaaten ſondern auch der Stände aller vereinigten Provinzen einärndtete; der ſich nach ſeiner geendigten Vormundſchaft durch das ſo laut und ſo allgemein geäuſſerte Zutrauen der Nation, und durch die ausdrückliche Bitte ihrer Repräſentanten; ſeine groſſen Talente noch ferner zum Wohl des Staats anzuwenden, nicht weniger, als durch das Erſuchen ſeines bisherigen Mündels des Erbſtatthalters, aufgefordert, durch die Conſultations-Akte verbunden hatte, der Republik, die ihm die Oberaufſicht über ihre Heere, nebſt vielen andern wichtigen Militärchargen, anvertraut hatte, auch durch ſeinen, durch lange Erfahrung gereiften und bewährten, Rath in ihrem eminenten Haupte zu dienen, — mit einem Worte, der unter dreyſſigjährigen Sorgen und Arbeiten grau gewordene Feldmarſchall und Freund der vereinigten Niederlande wird auf einmal dem Muthwillen öffentlicher, von Magiſtraten geſchützter, und wahrſcheinlich

gar bezahlter Pasquillanten preis gegeben. Die Lügen dieſer Namenloſen Verläumder werden ohne rechtliche Unterſuchung, als Stimmen des Volks und ausgemachte Wahrheiten gegen ihn geltend gemacht; Souveraine Häupter einiger Provinzen verdammen ihn ungehört, und verhängen einen Oſtracism über ihn, von welchem man auſſer dem Vaterlande der Ariſtiden und Phocionen (und auch hier nur, da der Pöbel den Meiſter ſpielte) kaum ein Beyſpiel aufzuweiſen hat.

Die Nation ſelbſt hat an dieſem abſcheulichen Verfahren nur in ſofern Antheil, als ſie daſſelbe durch Uebermacht der Uebelgeſinnten, oder vielmehr durch die Mängel ihrer Conſtitution gezwungen, geſchehen laſſen mußte. Auch dieſesmal unterlag ſie einer Parthey, die, wie ſich Herr Schlözer S. 76 ausdrückt, „ſo alt iſt als die Republik ſelbſt, und dauern muß, ſo lange Holland ein handelnder Staat ſeyn, und Handelsleute abwechſelnd zu ſeinen wirklichen Häuptern, und nur einen wehrloſen Statthalter zum beſtändigen ſogenannten eminenten Haupte haben wird.„ Die drey verſchiedenen Claſſen dieſer Parthey, deren meiſterhaft gezeichnete Schilderung wir ſehr ungern hier der Kürze aufopfern, nemlich 1) „die Reichen vom Handels- und Handwerksſtande beſonders am Ufer der Amſtel, 2) die ſchwärmeriſchen gegen alle Obrigkeit feindſeeligen Mennoniſten oder Taufgeſinnten in Holland, Seeland, und vorzüglich in Friesland (und folglich da, wo die heftigſten Stürme gegen den Herzog-Feldmarſchall ausbrachen) und endlich 3) ein zuſammengerafter Pöbel, der von den Reichen lebt, kommen alle in der Raſerey überein, freye Leute ſeyn, das heißt gar keine Regierung, und folglich auch kein eminentes Haupt haben zu wollen. „Dreymal ſchon (S. 84.) ſo lange die Republik „exiſtirt, hatte dieſe Rotte völlig die Oberhand erhalten, „und den Staat an den Rand des Untergangs gebracht. In „den letzten Jahren der Gouvernante ſetzte ſie zum vierten

„male

„niale an, aber da ſcheuchte ſie der Herzog Ludwig in ihre „Höhlen zurück. Zwanzig Jahre ſpäter wagte ſie einen neuen „Verſuch im Jahr 1781; und ſollte dieſer beſſer gelingen: „ſo mußte vor allen Dingen der ſtarke Wächter der Con„ſtitution, der Herzog Ludwig, aus dem Wege — und die„ſer Hauptſtreich gelang.“

„Im Jahre 1651 hatten (S. 96.) die Kaufleute von „Amſterdam beſchloſſen, zu ihrer und des Staats Sicherheit „innerhalb fünf Monaten 100 Kriegsſchiffe zu liefern. — „Im Jahre 1781 beſchloſſen ſie 100 Zeitungsſchreiber, Men„nonitenprediger und Pasquillanten in Sold zu nehmen. „Man hörte von den Kanzeln herab, und las wöchentlich in „tauſend Blättern: der Fürſt-Statthalter ſey an England „verkauft; er habe den Krieg angezettelt,“ — den damals die Engländer durch die Mißhandlungen eben dieſer Amſterdamer, durch deren vorläufigen Traktat mit den Amerikaniſchen Colonien, und die wiederholten den Franzoſen geleiſteten Unterſtützungen gereizt, der Republik angekündigt hatten — „und doch wäre er (S. 106) nur ein Werkzeug in „den Händen ſeines Mentors; dieſer (der Herzog Feldmar„ſchall) habe den plötzlichen Angriff auf die Republik mit „dem Ambaſſadeur York verabredet u. ſ. w. und für ſeine „Verrätherey große Summen Geldes aus England gezogen.“ Man gieng ſo weit, daß man die engländiſche Penſionsliſte, die jährlich in London gedruckt, und in Amſterdam nachgedruckt wird, verfälſchte, und bey der Rubrike F. (Ferdinand) Duke of Brunswyk, das F. in L. verwandelte! (S. 106.)

Nach dieſer Vorbereitung geſchah im Junius 1781 der erſte öffentliche Ausfall der Faktion auf den Herzog. Die Amſterdamer Burgermeiſter Temink und Rendorp begaben ſich zum Fürſt-Statthalter, wiederholten im Namen ihrer Principalen die Läſterungen der Pasquillanten, nur in allgemeinen und gemilderten Ausdrücken, und forderten ohne einen

Beweis ihrer Anklagen vorgebracht, oder auf ein einziges Faktum hinzuweisen zu haben — die Entfernung des Herzogs. Umsonst war hier alles dringende Ansuchen des gekränkten Fürsten um strenge Untersuchung und Gerechtigkeit; umsonst erklärten die Generalstaaten ihr Mißvergnügen über die so unedle und öffentliche Beschimpfung des Feldmarschalls; umsonst erklärten sie die wider ihn ausgestreuten Gerüchte für injurieuse Verläumdungen, und sprachen ihn von aller Blame frey und rein. — Die Faktion gewinnt in ein paar Provinzen Mehrheit der Stimme und folglich Souveränität, und verweigert dem Herzoge nicht nur seine Forderung um Gerechtigkeit, sondern macht ihm dieselbe noch obendrein durch offenbar sykophantische Wendungen zum Verbrechen S. 113 — 376.

Der zweyte öffentliche Angriff auf die Ehre des Herzogs, der sich indessen vom Haag auf sein Gouvernement Herzogenbusch zurückgezogen hatte, geschah im December 1783 durch den Syndikus Gryzelaar, der den Feldmarschall in der Versammlung der Stände von Holland geradezu für einen Verräther erklärte, und ihn als die Hauptursache von dem schlechten Vertheidigungs-Zustande der holländischen Gränzen angab. Allein die zur Untersuchung des Zustandes der Fortifikationen u. s. w. niedergesetzte Commission fand den Herzog unschuldig; (S. 411.) und die Faktion sah sich genöthiget zu einem neuen und

Dritten Hauptversuche zu schreiten. Nun wurde die oben erwähnte, sogenannte Consultations-Akte hervorgesucht, die Pasquillanten wurden zu diesem Entzwecke vorläufig wieder in Arbeit gesetzt, und die von ihnen der Akte angedichteten nachtheiligen und bedenklichen Umstände den Anklagen und Anfragen zum Grunde gelegt, welche die Mitglieder und Deputirten der Souveränität von Holland dem

Fürs-

Fürſt-Statthalter darüber vertragen mußten. Mit eben dem Bewußtſeyn von der Unſchuld und Rechtmäſſigkeit dieſer Akte, mit welchem der Herzog Feldmarſchall ſchon lange vorher auf ihre Bekantmachung gedrungen hatte, wurde ſie itzt von dem Fürſt-Statthalter allen Provinzen mitgetheilt. Und hierauf erfolgten endlich die „beyſpielloſen und wirklich „ſchrecklichen“ Reſolutionen der Stände von Friesland und Holland, welche, unter einem Schwall von Ungezogenheiten, Unwahrheiten, und Unſinn, die Vernichtung der Akte, die Dimiſſion des Herzogs von allen ſeinen Militairchargen der Republik, und deſſen Entfernung aus dem Gebiethe der Generalität beſchloſſen.“ — Die Holländiſche Ritterſchaft hatte ſich durch eine, ihr und dem Herzoge gleich ehrenliche, Proteſtation gegen das höchſt ungerechte Verfahren der Städte erklärt, und die übrigen Provinzen hatten noch gar nichts beſchloſſen: als der Herzog Feldmarſchall, einige Tage nach dem der bekannte theure Schuſs auf der Schelde geſchehen war, ſeine Chargen freywillig in die Hände der Generalſtaaten reſignirte, und Tags darauf das unglückliche Land verlieſs. (S. 417-533.)

Die Faktion hatte nun zwar ihren Zweck, oder vielmehr das, was ſie für ein Hauptmittel zu ihrem Zwecke hielt, erreicht. (Der Wächter der Conſtitution war entfernt; und der Erbſtatthalter wurde nach und nach um die Rechte geplündert, die nur erſt vor 28 Jahren ſeinem Vater und deſſen ganzen Nachkommenſchaft von der Nation feyerlich beſchworen worden waren.) Allein ſie mochte nun gefühlt haben, wie ſehr die Falſchheit, die Beweisloſigkeit, und die Ungereimtheit der Anklagen, auf welche ſie die Mishandlung des Herzog gegründet hatte, dem übrigen Europa in die Augen ſpringen müßten. Sie hatte alſo einen neuen Vorwand nöthig, welcher die Abſcheulichkeit ihres Verfahrens zu bedecken geſchickter wäre; und nun erdichtete und verbreitete

ſie auf der einen Seite den abentheuerlichen Komplot, den der Herzog gemacht haben ſollte, um Maſtricht an den Kaiſer auszuliefern, und ſchmiedete auf der anderen Seite den wirklichen Komplot, dem Herzog auf teutſchem Grund und Boden ſeine Papiere durch bezahlte Banditen rauben zu laſſen. Allein nicht lange, ſo hat die von den Generalſtaaten über den als Mitſchuldigen an der vorgeblichen Verrätherey von Maſtricht angeſehenen Herrn von Ahype verhängte Unterſuchung, die Falſchheit jener ſchrecklichen Verläumdung — und der Schöppenſtuhl von Aachen, die Wirklichkeit dieſer ſchändlichen Verſchwörung der Welt vor Augen gelegt. Und ſo wurden gerade die letzten und giftigſten Anſchläge auf die Ehre des Herzogs, in dem ſie ſeine Feinde in ihrer ganzen Blöße zeigten, zugleich laut ſprechende Urkunden ſeiner Unſchuld, und ſeines großen von allen Edeldenkenden in und auſſer Holland anerkannten, Werthes — Urkunden, die auch bey der Nachwelt ſo lange zu ſeinem Vortheile ſprechen müſſen, als der Haß von Böſewichtern dem rechtſchaffenen Manne, und von Feinden des Vaterlandes dem Patrioten, Ehre bringen wird.

---

2) Pandora, oder Kalender des Luxus und der Moden fürs Jahr 1787 von J. F. Bertuch und G. M. Kraus. Weimar und Leipzig bey G. J. Göſchen. In ordinärem feinem Bande mit Futteral 20 Gr. in Seide 1 Rthlr. Teutſch und Franzöſiſch.

So vortheilhaft auch die Erwartung war, welche ſowohl der Name der Herrn Herausgeber, als auch die erſte, ihrer Arbeiten über Luxus und Moden (das beliebte Journal der Moden) für die Zweyte erwecken mußten; ſo glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß ſie durch die wirkliche Erſcheinung der Pandora um ein beträchtliches übertroffen werde.

Wir

tern zu halten pflegt, in das andre Extremum fällt, und in trunknem Muth ein dummes Liedlein nach dem andern singt.

Fünfte Scene.

Während daß Herr Silence und Sir John im Streit begriffen sind, wer den andern zu Boden trinken könne, kommt Pistol von London an, und unterbricht das Landsunkerische Bacchanal durch frohe Zeitungen vom Hofe, die er ankündiget, ohne gleich zu sagen, worinn sie bestehen. Dieses giebt unserm Autor Anlas zu einer kleinen spöttischen Parodie eines abgeschmakten Schauspiels vom König Cophetua, so vermuthlich damals noch von Marionetten-Spielern oder andern Comödianten von dieser Art gespielt wurde; endlich macht die Weisheit des Hrn. Schallow dem Mißverständniß auf folgende Art ein Ende:

Schallow.

Um Vergebung, Sir: Wenn ihr mit neuen Zeitungen von Hofe kommt, Sir, so sind, wie ichs begreiffe, nur zwey Wege; entweder ihr müßt sie sagen, oder ihr müßt verschweigen. Ich bin unter dem König in einiger Autorität, Herr.

Pistol.

Unter welchem König? Nichtswürdiger, sprich oder stirb! (*)

Schallow.

(*) Dieses Wort scheint wieder eine Parodie zu seyn.

Wir berufen uns bey dieſem Urtheile nicht etwa blos auf die ſchöne Auſſenſeite dieſes Taſchenbuchs, die gleich beym erſten Anblicke für daſſelbe einnimmt, ſondern auch mit Zuverſicht auf den innern Werth, den ihm die Herausgeber durch eine ſolche Auswahl und Bearbeitung der darin vorkommenden Artikel, worin das Nützliche mit dem Angenehmen unverkennbar verbunden iſt, zu geben gewußt haben.

Die Monatskupfer ſind von den geſchickten Grabſtichelu der Herrn Gerſter und Lenzel nach den neuen Zeichnungen des Herrn Rath Kraus geſtochen, und liefern dieſsmal „Trachten der fünf Welttheile, von den vorzüglich„ſten Nationen jedes Welttheiles, und den vornehmſten „Klaſſen jeder Nation gewählt.“ Der Authenticität der vorgeſtellten Koſtüme liegen durchaus theils gute Originalzeichnungen, nebſt den Erläuterungen ihrer Verfertiger, die ſelbſt an Ort und Stelle waren, theils zuverläſſige Kupfer, deren hiſtoriſcher Werth allgemein bekannt iſt, zum Grunde. Mit dieſen Monatskupfern, und der erläuternden Beſchreibung derſelben, beginnt nun die Ausführung des wohlangelegten Planes, nach welchem die Herrn Herausgeber in einer Reihe künftiger Jahrgänge, „ein fortlaufendes Werk, wie dermalen vielleicht noch keines „exiſtirt, über National- Provinzial- Würden- Stands- „Ordens- Theater- und Prunktrachten, und Kleidung „aller Völker der Erde, ankündigen. Ihr Zweck „das weite „und intereſſante Feld der Länder- und Völkerkunde mit be„arbeiten zu helfen,“ iſt ernſthaft und dem Menſchenforſcher wichtig; und da man aus der gegenwärtigen Probe mit Grund auf die Menge und Beſchaffenheit der Mittel, die ſie dazu in Händen haben, ſchlieſſen kann: ſo hat ſich der philoſophiſche Menſchenbeobachter von dieſem Inſtitute

eine Sammlung brauchbarer Materialien zu verſprechen, mit welchen er ein beträchtliches und bisher unbearbeitetes Fach ſeines Studiums ausfüllen kann. — Der hiſtoriſche Theil, welcher auf den Kalender folgt, und das eigentliche Taſchenbuch ausmacht, enthält folgende Artikel: 1) Pandora, ein mythologiſches Märchen ſtatt Einleitung. 2) Epochen einiger Moden. 3) Zur Geſchichte der Schminke. 4) Die Schellentracht. 5) Beytrag zur Geſchichte der Tanzkunſt. 6) Sprache durch Blumen. 7) Toiletten-Gebräuche und Putz der Damen des alten Roms. 8) Tracht der Damen zu Manilla. 9) Moden und Ceremonien der Chineſer bey ihren Gaſtereyen. 10) Gebräuche und Luxus der Alten bey ihren Gaſtmahlen. 11) Moden des Schuhs, ſeine Fehler und beſte Form. 12) Erläuterung der Kupferſtiche die den Leſer durch alle fünf Welttheile führt. 13) Verſuch einer allgemeinen Kleidungs-Charte. 14) Spiel-Rechnung vom Laufenden Jahre nebſt allgemeinen Anmerkungen über das Spiel. — Alle dieſe Artikel empfehlen ſich durch Mannigfaltigkeit und Reichthum, und vorzüglich der 11te durch Wichtigkeit des Inhalts nicht weniger, als durch die Annehmlichkeit und Munterkeit ihres Vortrags. — Da wir den künftigen Leſern der Pandora das Vergnügen der Ueberraſchung nicht gerne rauben möchten, begnügen wir uns von der allgemeinen Kleidungscharte der Weltbewohner nichts weiter anzuführen, als daß ſie von dem geſchickten Herrn Güſſefeld nach dem Weimarſchen Meridian gezeichnet, und von Herrn Frenzel in Leipzig mit Fleiß und Kunſt geſtochen iſt.

II. Ankündigungen.

1) The Britiſh Mercury, von Archenholz.

Ich bin entſchloſſen, eine Engliſche periodiſche Schrift herauszugeben, die allen Teutſchen, die nur mit der Engliſchen

ſchen Sprache bekannt ſind, willkommen ſeyn muß. Es erſcheinen, wie man weiß, wöchentlich in der einzigen Stadt London eine große Menge Zeitungen, davon jede Gattung etwas Characteriſtiſches hat. Dieſes Auszeichnende in Nachrichten von öffentlichen und privat Vorfällen, Bemerkungen, Bizarrerien, Anecdoten, ſonderbaren Briefen und wunderlichen Avertiſſements, desgleichen Parlamentsreden, Bonmots, Epigrammen, fliegenden Poeſien, kurz alles, was die Engliſchen Zeitungen ſo anziehend macht, ſoll in den hier angekündigten Blättern, entweder in Bruchſtücken, oder ganz, nach Beſchaffenheit der Gegenſtände und des Intereſſe, und zwar mit den eigenen Worten der Engliſchen Paragraphenſchreiber, gleich nach der Erſcheinung in England, geliefert, und gehörig geordnet werden. Man wird dabey das Teutſche Publicum nicht aus den Augen verlieren, und daher alles weglaſſen, was zu local, desgleichen was nur für einzelne Stände allein geſchrieben iſt, als Schiffsnachrichten, Getreidepreiſe, Anzeigen von Todesfällen, Auctionen, u. ſ. w. dagegen wird man die den ſittlichen Menſchen betreffende ſonderbaren Begebenheiten, die in dieſer an Originalen ſo fruchtbaren Inſel ſich faſt täglich ereignen, deſto ausführlicher berühren. Ich getraue mir, vermittelſt dieſer mit der größten Sorgfalt zuſammengetragenen Zeitungsmaterien, eine überaus intereſſante Lectüre allen denen zu verſprechen, die Engliſch verſtehen, zu welcher Klaſſe von Leſern ſie auch immer gehören mögen; weil nicht allein für den Politiker und Statiſtiker, ſondern auch für den Philoſophen, den Litterator, den Künſtler u. ſ. w. geſorgt werden wird; ja ſelbſt für diejenigen, die erſt jetzt die Engliſche Sprache lernen, ſoll dieſes Werk ein ſehr nützliches Handbuch werden; zugleich wird man die neuen Engliſchen Bücher, gleich nach der Erſcheinung oft auch vorher, wenn ſie noch unter der Preſſe ſind, anzeigen, und wenn der Inhalt auſſerordentlich iſt, auch etwas

davon

davon melden. Da, wo zu näherer Kenntniß der Dinge Erläuterungen erforderlich ſind, ſollen Noten in Teutſcher Sprache von mir beygefügt werden. Mein Endzweck iſt, dieſe Schrift über den gewöhnlichen Rang eines Zeitungsblatts zu erheben, damit ſie auch nach Jahren noch als ein brauchbares Buch betrachtet werden könne. Zu einer ſolchen Unternehmung iſt kein Ort in Teutſchland ſo bequem als Hamburg, wegen der groſſen Verbindung dieſer Städt mit England, und der frühen Nachrichten, die man hier aus dieſer Inſel erhält.

Da die Engliſche Sprache jetzt ſo ſehr in Teutſchland cultivirt wird, und man anfängt mit der Characteriſtik Englands näher bekannt zu werden, ſo wünſche ich, das meinige hiezu beyzutragen, und werde daher den Anfang mit dieſem Werke machen, ſobald ich nur durch eine hinreichende Anzahl Subſcribenten für die Entſchädigung, des groſſen Aufwandes geſichert bin, der zu einer ſo ungeheuren Sammlung von Engliſchen Blättern in groß Folio gehört. Iſt dieſe Anzahl bis Ende des März 1787 vollſtändig: ſo ſollen mit Anfang des Aprils von dieſem Werk wöchentlich 2 Stücke, jedes zu einem Bogen, in groß Octavformat auf gutem Schreibpapier ſauber und correct gedruckt, unter dem Titel: The British Mercury, erſcheinen, ſo daß vierteljährig 26 Bogen einen Octavband ausmachen werden. Hiezu kommt ein Titelblatt, und am Ende des Jahrs ein Regiſter. Der Preiß des Jahrgangs iſt in Hamburg 6 Rthlr. Hamburger Courant, auſſerhalb aber 7 Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Die Subſcribenten, die wöchentlich bedient ſeyn wollen, wenden ſich deshalb an die reſp. Poſtämter ihrer Wohnörter, die hiemit erſucht werden, die Subſcription gefälligſt anzunehmen, und davon die nöthige Anzeige hieher zu machen. Diejenigen Intereſſenten aber, die ſich mit einer monatlichen Spedition dieſer Blätter begnügen,

ſollen

ſollen ſolche regelmäſſig durch die Hoffmannſche Buchhandlung allhier erhalten. Die Bezahlung geſchieht halbjährig bey Empfang der erſten Stücke. Da aber der Anfang nicht mit dem neuen Jahre ſtatt hat, ſo wird nur im April 1787 der Betrag für ein Vierteljahr, oder ein Reichsthaler und achtzehn gute Groſchen, den Louisd'or zu 5 Rthlr., entrichtet, und ſodann im Julius halbjährig mit der Bezahlung fortgefahren. Hamburg, den 10ten November, 1786.

J. W. v. Archenholtz.

---

2) Tagebuch für die Jugend zu Bildung des Herzens und Uebung des Gedächtniſſes, neue Wochenſchrift.

Bey der groſſen Anzahl von Kinderſchriften, die ſeit den beyden letzten Jahrzehnden unſers an pädagogiſchen Büchern reichhaltigen Jahrhunderts heraus gekommen ſind, ſcheint es doch, daß man auf verſchiedene der teutſchen Jugend höchſt wichtige Dinge ſehr wenig Rückſicht genommen hat, nemlich auf vaterländiſche Geſchichte und Schärfung des Gedächtniſſes. Man hat bis jetzt noch keine kurze vollſtändige und Kindern faßliche Geſchichte unſres Vaterlandes, und eben ſo wenig eine Sammlung von gutgewählten Gedichten, die zum Auswendiglernen der Jugend gebraucht werden könnten. Zu dem Ende kündigen wir hiemit mit dem Anfang des neuen Jahrs 1787 dem Publikum, hauptſächlich aber Eltern, Lehrern und Kinderfreunden, eine Wochenſchrift unter dem Titel:

Tagebuch für die Jugend zur Bildung des Herzens und Uebung des Gedächtniſſes.

an, das vielleicht geſchickt ſeyn könnte, dieſen Mangel in etwas zu erſetzen. Es wird nemlich von dieſer Schrift mit dem neuen Jahr jeden Sonnabend ein Bogen ausgegeben werden,

den, der eine interessante Scene aus der teutschen Geschichte in Kupfer gestochen und deren Beschreibung enthalten soll. Ferner wird man für jeden Tag eine schöne Stelle aus den beliebtesten teutschen Schriftstellern liefern, die eines Theils dazu dienen können, daß die jungen Leser und Leserinnen sie auswendig lernen, andern Theils aber Eltern und Lehrern, einen Leitfaden an die Hand geben, ihren Kindern und Zöglingen mit den vorzüglichsten Lehren der Weisheit und Tugend bekannt zu machen. Da aber diese beyde Gegenstände nicht einen ganzen Bogen füllen können, weil es gar nicht zweckmäßig ist, jungen Leuten das Gedächtniß mit Hintenansetzung aller andern Seelenkräfte zu überladen: so wird man diesen Platz dazu benutzen, durch wahre aus der Geschichte gesammlete Anekdoten, verschiedene der wichtigsten dieser moralischen Sätze anschaulich zu machen; und den jungen Lesern dadurch Gelegenheit verschaffen, sowohl ihr Herz nach diesen Mustern zu bilden, als auch ihre Beurtheilungskraft durch Schätzung der angeführten Begebenheiten zu schärfen.

Der Kupferstiche wegen, die von einem hiesigen geschickten Künstler angefertiget werden, sieht sich der Verleger genöthigt, den Weg der Subscription einzuschlagen, der für die Subscribenten für das Quartal 16 Gr. seyn wird, wovon aber der Kaufpreis wegen der Kupfer 1 Rthlr. seyn muß. Findet sich zwischen hier und Neujahr eine hinreichende Anzahl von Subscribenten, so wird den ersten Sonnabend nach Neujahr das erste Blatt ausgegeben, und jeden Sonnabend damit fortgefahren werden.

Uebrigens müssen wir noch anmerken, daß dies Wochenblatt mit Schluß des Jahres geschlossen seyn wird, um einem Theil des Publikums die Furcht zu benehmen, es werde, wie so manche dieser Wochenschriften eine unzählbare Reihe von Bänden ausmachen, sondern daß es vielmehr mit weni-

gen

gen Koſten und als ein immer brauchbares Buch für die Jugend angeſchaft werden kkne. Es wird in allen preuſiſchen Poſtämtern und in allen Buchläden Subſcription angenommen.

---

3) Geiſtliche Poeſien von Sam. G. Bürde.

Dieſe Sammlung wird eine Anzahl von Liedern, gröſtentheils für die häusliche Erbauung beſtimmt, darunter auch einige für Kinder, auſſerdem aber Hymnen, Oden und verſchiedene gröſere Poeſien, als Texte zur gottesdienſtlichen Muſik, enthalten. Sollte jemand im Publiko dieſe Gedichte, die von ihrem Verfaſſer zunächſt für einen Zirkel vertrauterer Freunde beſtimmt waren, zu beſitzen wünſchen, den erſuche ich ſein n Namen als Subſcribent bey mir einzureichen. Die Subſcription bleibt bis Oſtern 1787 offen. Der Preis für die Subſcribenten iſt 16 gr. der nachherige Ladenpreis aber 1 Rthlr. Für typographiſche Schönheit und Correktheit ſoll die äuſſerſte Sorgfalt getragen werden. Breslau, den 23ſten October 1786.

Gottlieb Löwe.

---

4) Nachdem mir der wohlſel. Herr Geh. Regierungsrath Hellfeld ſeine opuſcula iuris civilis privati übergeben, ſolche ans Licht zu ſtellen, dieſelben auch mit vielem Beyfall aufgenommen worden, und beſonders jetzo, da ſie bey der neuſten Ausgabe der allgemeinbeliebten Hellfeldiſchen Pandekten, vielfältig allegirt werden, dadurch ſie ſowohl den Lehrern als Zuhörern derſelben nicht nur nützlich und faſt nothwendig geworden ſind, ſondern auch ein ſo großes Verlangen nach den übrigen kleinen juriſtiſchen Hellfeldiſchen Schriften, davon mir der wohlſel. Hr. geh. Regierungsrath den Druck und Verlag lediglich überlaſſen, erwecket, daß man mich nicht nur öffentlich, als auch durch Briefe aufgefordert und erinnert, auch dieſe unter der Aufſchrift des *Hellfeldii* ſeli ordinarii, opuſcula iuris canonici, criminalis, feudalis et publici 4to, nach meinem vormaligen Verſprechen, wie deſſen opuſcula iuris civilis, herauszugeben, meinem Verſprechen nachzukommen, und dem Verlangen des gelehrten Publici ein Genüge

nige zu thun, und die Hellfeldiſchen opuſcula den Kennern und Liebhabern um billigen Preis liefern zu können, will ich Pränumeration darauf annehmen, und, wenn ſich die Herren Pränumeranten frühzeitig und zahlreich einfinden ſollten, nicht mehr Exemplare, als pränumerirt worden, drucken laſſen. Falls aber die Anzahl der Pränumeranten zur Auflage nicht zulänglich; ſo kann kein Druck-Exemplar unter 1 Rthlr. 12 gr. gegeben werden, dahingegen die Herren Pränumeranten für ein Druck-Exemplar von *Hellfeldii* opuſculis iuris canonici, criminalis, feudalis et publici 4to 20 gr., auf ein Schreib-Exemplar 1 Rthlr. 8 gr. gegen Zurückgebung der von mir erhaltenen Pränumerations-Scheine zu geſetzter Zeit bekommen ſollen. Auch will ich den Herren Pränumeranten *Hellfeldii* opuſcula iuris civilis privati eius pandectas illuſtrantia, welche ordinär 1 Rthlr 20 gr. koſten, für 1 Rthlr. 4 gr. laſſen.

Die Pränumeration wird von Dato an bis Ende Februarii 1787 angenommen, und auch nur bis dahin die opuſcula iuris civilis privati um den heruntergeſetzten Preis gegeben werden.

Die Pränumerationsgelder müſſen in Louisd'or à 5 Rthlr. oder den Dukaten à 2 Rthlr. 20 gr. poſtfrey an mich eingeſendet werden.

Die auswärtigen Herren Liebhaber können ſich entweder an die nachſtehende erwählte und erbetene Freunde und Commiſſäre oder an die Poſtämter wenden, und durch dieſelben ihre Pränumeration an das hieſige Herzogl. Poſtamt poſtfrey übermachen.

Die Pränumeration werden geneigt übernehmen: in Göttingen Hr. Dietrich, in Gotha Hr. Wachler, Candidatus iuris, in Gieſſen und Marburg Hr. Krieger iunior, in Berlin Hr. Hande und Spener, in Halle die Hemmerdiſche Buchhandlung, in Königsberg Hr. Hartung, in Lübek Hr. D. Hafenthün, in Frankfurt am Mayn Hr. Brönner, in Leipzig Hr. Heinſius, in Regensburg Hr. Legationsſekretär Oppermann, in Hamburg und Kiel Hr. Bohn, in Griffswalde Hr. Lange, in Mannheim Hr. Löffler, in Coburg Hr. Fiſcher, Candidatus iuris, in Weimar die Hoffmanniſche Buchhandlung.

Wer auf zehn Exemplare pränumerirt, bekommt das eilfte frey. Jena, den 24. September 1786.

Johann Chriſtian Fiſcher,
F. S. W. Commercien-Rath.

Schallow.

Unterm König Heinrich!

Piſtol.

Heinrich dem vierten oder dem fünften.

Schallow.

Heinrich dem vierten.

Piſtol.

So geb' ich dir einen T** für dein Amt. Sir John, dein zartes Lämmchen iſt nun König. Heinrich der fünfte iſt der Mann. Was ich ſag' muß wahr ſeyn. Wenn Piſtol lügt, ſo thut das, und prellt mich wie den prahlenden Spanier.

Falſtaff.

Was, iſt der alte König todt?

Piſtol.

Wie ein Nagel in der Thür; das muß wahr ſeyn.

Falſtaff.

Auf, Bardolph, ſattle mir mein Pferd. Herr Robert Schallow, ſuch' dir ein Amt im Königreich aus, was für eins du willt, es iſt dein, Piſtol; ich will dich doppelt mit Ehrenſtellen beladen.

Bardolph.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1787.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Januar 1787.

I.

Briefe
über die Kantiſche Philoſophie.

Dritter Brief.

Das Reſultat der Kritik der Vernunft über den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Moral und Religion.

Die Beſtätigung des Gerüchtes, daß der öffentliche Vortrag der Kritik der Vernunft auf einer gewiſſen teutſchen Univerſität verbothen ſey, würde mir lange nicht ſo unerwartet ſeyn, als Ihnen, mein Freund, der ſie ſo wenig von der Erleuchtung unſres Zeitalters hoffen, die Widerlegung deſſelben ſeyn müßte. Was beſorgen ſie nicht alles von der mehr als jemals geſchäftigen Parthey von Religionseiferern, die ihre Ueberzeugung aus jeder anderen Quelle, die einzige Vernunft ausgenommen, herzuleiten gewohnt ſind? Ich hingegen, der ich der entgegengeſetzten und beſſeren Parthey (der Name Parthey ſey hier im guten Sinne

genommen) eine immer mehr zunehmende Oberhand zutraue; ich erwarte gerade von dieſer Seite den heftigſten und wirkſamſten Widerſtand gegen die neue Philoſophie, ohne ihn jedoch auch in ſeinen ſtärkſten Ausbrüchen zu fürchten. Hat es die Kritik der Vernunft durch die Feſtſetzung des Vernunftglaubens mit den Schwärmern auf beyden Seiten verdorben, wovon die einen ihren Glauben durchaus nicht von der Vernunft annehmen, und die andern, auf das Wiſſen erpicht, der Vernunft ſelbſt nicht glauben wollen: ſo hat ſie es durch die Vernichtung aller demonſtrativen Beweiſe für das Daſeyn Gottes auch mit allen den aufgeklärten Vertheidigern der Religion aufzunehmen, die mit Mendelſohn dieſe Beweiſe für die Grundwahrheiten aller Religion anſehen, oder wenigſtens der Meynung des verewigten Mannes beypflichten *): „Kein Verehrer der Gottheit müſſe den mindeſten Beweisgrund „verwerfen, der nur einige Ueberredungskraft mit ſich „führt.„ Sie, mein Freund, der Sie ſich ſelbſt zu dieſer Klaſſe bekennen, geben mir keinen geringen Beweis ſowohl ihres Zutrauens, als ihrer unbefangenen Wahrheitsliebe, indem ſie mich auffordern, der Kritik der Vernunft hierüber das Wort zu reden.

Sie fragen in ihrem letzten Briefe: „Was ſoll die „Religion durch den Umſturz von Beweiſen gewinnen,

*) Abhandlung über die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, S. 102. der neuen Auflage, Berlin bey Spener 1786.

„denen eine ſo beträchtliche Menge groſſer und kleiner „Geiſter ausſchlieſſend die Kraft der Ueberzeugung eins „räumt, und denen die Religion ſo viel von ihren „Siegen über die Zweifelſucht der Ungläubigen, und „die Vernunft von dem Anſehen zu verdanken hat, das „ihr nach und nach von den Gläubigen in Religionsſa„chen eingeſtanden wird?„ — Ich glaube hierauf mit Zuverſicht antworten zu können: „Die Religion gewinnt durch die Hinwegräumung dieſer Beweiſe, ſo wie ſie durch die Kritik der Vernunft ausgeführt wird, nichts geringeres: als einen einzigen unerſchütterlichen und allgemeingiltigen Erkenntniſsgrund, der auf dem Wege der Vernunft die Vereinigung zwiſchen Religion und Moral vollendet, welche durch das Chriſtenthum auf dem Wege des Herzens eingeleitet worden iſt.„ Ich hoffe mich hierüber zu Ihrer Befriedigung zu erklären.

Dieſe Vereinigung, gegründet zu einer Zeit, wo die Trennung zwiſchen Religion und Moral den höchſten Grad erreicht zu haben ſchien, iſt ein Verdienſt des Chriſtenthums, das ihm ſeine Feinde ſelbſt nicht abſprechen können, ſeine Freunde aber nicht genug zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie noch ein gröſſeres fordern, um den erhabenen Stifter deſſelben mit dem Ehrennamen eines Retters der Menſchheit zu benennen. Chriſtus hatte bey dem groſſen Haufſen ſeiner Zeitgenoſſen Religion ohne Moral, und bey ein paar philoſophiſchen Sekten Moral ohne Religion angetroffen. Der Sin-

nesart desjenigen gemäß, der ihn gesandt hatte, mußte seine Aufmerksamkeit den größeren Theil treffen, ohne den Kleineren zu vernachlässigen; und Religion, wozu die allgemeinere Anlage und Vorbereitung da war, mußte die Grundlage des neuen sittlichen Gebäudes werden, welches den Bedürfnissen des gemeinen Mannes sowohl als des aufgeklärteren Denkers angemessen seyn sollte. Seine Lehre setzte also den Mittelbegriff fest, an den sich die feinste Spekulation und die sinnlichste Vorstellungsart der Menschen mit gleicher Leichtigkeit anschliessen konnte; und allenthalben, wo man sich dieser Lehre gemäß das höchste Wesen als Vater, und das menschliche Geschlecht als dessen Familie dachte, wurde die Moral auch für den gemeinsten Verstand einleuchtend, und die Religion für den kaltblütigsten Philosophen rührend. Moral und Religion waren nun nicht nur mit einander ausgesöhnt, sondern auch durch ein inniges Verhältniß vereiniget, nach welchem die Moral wenigstens in so ferne von der Religion abhieng, als sie derselben Ausbreitung und Wirksamkeit zu danken hatte. Die religiöse Sanktion verschafte den feineren und erhabneren Vorschriften der Moral den allgemeineren Eingang, den sie ausserdem bey dem rohen und ungebildeten Verstande des gemeinen Mannes nicht gefunden hätten; und gab ihnen das höhere Interesse, ohne welches sie auf das Herz des kälteren Denkers gemeiniglich geringe Wirkung äussern. Der eine vergab nun seinen Feinden „um des himmlischen

„Va-

„Vaters willen, der ſeine Sonne über die Guten und „Böſen aufgehen läßt“ und erfüllte damit eine Pflicht von deren Daſeyn ſich noch vor kurzem ſo mancher Moralphiloſoph nichts träumen ließ. Der andere hingegen den ſeine Philoſophie wirklich zur Ueberzeugung von dieſer Pflicht geführt hatte, traf nun in ſeiner Religion, die ihm an ſeinem Feinde „den Sohn des allgemeinen „Menſchenvaters“ vorhielt, den Beweggrund an, den er der Widerſpenſtigkeit ſeines Herzens entgegenſetzen konnte. — Auf dieſe Weiſe bildete das Chriſtenthum im eigentlichſten Verſtande Weltbürger, und hatte bey dieſem groſſen Geſchäfte vor der Philoſophie den Vorzug voraus, daß es ſich keineswegs, wie dieſe, nur auf jene Klaſſen von Menſchen einſchränken durfte, denen das zufällige Loos einer höheren Cultur zu Theil ward. Seine eigentliche Beſtimmung war alſo, und wird es zu allen Zeiten ſeyn: „die moraliſchen Ausſprüche der Vernunft theils für den Verſtand des gemeinen Mannes zu verſinnlichen, theils dem Denker ans Herz zu legen, und folglich der Vernunft bey der ſittlichen Bildung der Menſchheit wohlthätig an die Hand zu gehen. Weit entfernt alſo Behauptungen durchzuſetzen, bey welchen die Philoſophie den Finger auf den Mund zu legen hätte, noch weniger aber Philoſophie überflüſſig zu machen, oder ſie vom Angeſichte der Erde zu vertilgen, war vielmehr dem Chriſtenthume aufbehalten, die Reſultate von den tiefſinnigen Betrachtungen der Weltweiſen zum gemeinſchaftlichen Beſitz aller Stän-

de zu machen, den kalten Beyfall, den ſie bis dahin bey einer kleinen Anzahl denkender Köpfe gefunden hatten, in warme Liebe und thätige Ausübung umzuſchaffen, und, was die Sokrate vergebens verſucht haben — die Philoſophie aus den unfruchtbaren Gegenden der Spekulation herabzuziehen, und in die wirkliche Welt einzuführen. — Ich darf nicht beſorgen, lieber Freund, daß Sie an dieſen Grundzügen, ſo idealiſch ſie auch manchem andern vorkommen dürften, das Chriſtenthum verkennen werden; wohlgemerkt! in ſo fern als es ſich durch die Lehre und die Beyſpiele ſeines Stifters dem geſunden Auge des unpartheyiſchen Forſchers darſtellt, den Grund zur glücklichen Vereinigung der Religion und Moral gelegt, und ſelbſt mitten unter allen Mißhandlungen, die es von Aberglauben und Unglauben zu leiden hatte, nie ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung der Menſchheit ganz verlohren hat.

Warum muß ich hier von dem Unding ſprechen, welches den Namen des Chriſtenthums ſo lange her gemisbraucht, und den Geiſt deſſelben beynahe erſtickt hat? und warum kann ich ihm keinen andern Namen geben, als denjenigen, unter welchem es ſo viel Unheil angerichtet hat — Orthodoxie? Während der Zeit, als die freye und wiſſenſchaftliche Cultur der Vernunft mit dem römiſchen Reiche verfiel, und unter dem Schutte deſſelben von Despoten und Barbaren vergraben wurde, errang ſich dieſe Ausgeburt der Unwiſſenheit und des Stolzes diejenige Uebermacht

über

über den menſchlichen Geiſt, durch welche es ihr in Kurzem eben ſo leicht wurde, denkenden Köpfen Vorurtheile des Pöbels, als dem gemeinen Manne unverſtändliche Sätze einer verdorbenen Schulweisheit — als göttliche Ausſprüche aufzudringen, dieſelben an die Stelle der einfachen und gemeinnützigen Lehren des Evangeliums zu ſetzen, und den blinden Glauben an ihr Machtwort nicht nur als die erſte aller moraliſchen Pflichten, ſondern auch als den genugthuenden Erſatz für die Vernachläßigung aller übrigen geltend zu machen. In eben dem Verhältniſſe, als es ihr gelungen war, den Gebrauch des Vermögens, welches den Menſchen zum moraliſchen Weſen erhebet, zu unterdrücken, zerſtörte ſie die Früchte des ſchönen Bundes wieder, den Chriſtus zwiſchen Religion und Moral geſtiftet hat. Sie unterſchob dem groſſen und rührenden Gemählde, das Chriſtus von dem himmliſchen Vater aufgeſtellt hat, ein Bild, an welchem alles unbegreiflich war. Kein Wunder! daß es durchaus unmoraliſch wurde; indeſſen die abenteuerlichen Vorſtellungsarten, welche das Heidenthum von ſeinen Göttern unterhielt, ſo manche rührende und herzerhöhende Züge von Humanität aufzuweiſen hatten. Die Menſchheit war nun weit ſchlimmer daran, als ſie es bey der vorigen Trennung zwiſchen Religion und Moral geweſen war. Die Religion wurde die Sanktion der Unſittlichkeit, und ganze Tribunale, hohe Schulen, Nationen beſchloſſen nun, und führten nun

ter dem Vorwand der Religion Unthaten aus, von denen man in der Geſchichte des Fanatismus vor der Einführung des Chriſtenthums kaum ein Beyſpiel finden wird. — Die Vernunft fieng an ſich mit der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften zu erholen; und nun ſchienen ſich ſogar ihre Freunde mit ihren Feinden zu vereinigen, um die Trennung zwiſchen Religion und Moral aufs äuſſerſte zu treiben. Wenn die letzteren allen Handlungen, welche blos aus *) vernünftigen Beweggründen geſchahen, im Namen Gottes alles Verdienſt abſprachen; ſo ſuchten und fanden die Erſtern ihre Moral in den Schriften der Alten und in ihrer eigenen Vernunft wieder auf, und wurden dadurch um ſo viel geneigter, alle Religion überhaupt entbehrlich zu finden, da ſie nicht ſelten viele Jahre hindurch vergebens gearbeitet hatten, die vielen und groben Irrthümer, die ſie mit dem Religionsunterricht in ihrer Jugend eingeſogen hatten, von dem Wahren und Wohlthätigen der Religion abzuſondern.

So viel auch die Vernunft, ſeitdem ſie durch die Reformation, wenigſtens in der einen Hälfte der chriſtlichen Welt, den freyern Gebrauch ihrer Kräfte zurück erhalten, und beſonders ſeitdem ſie ſich in den letztern Zeiten von den natürlichen Folgen ihrer vorigen Gefangenſchaft ſo ſichtbar erholet hat, geleiſtet haben mag, um die Vereinigung zwiſchen Religion und Moral

wies

*) d. h. Vogreiflichen, Natürlichen. Man erklärte ſogar die Tugenden eines Socrates für glänzende Laſter.

Bardolph.

O freudenvoller Tag! Ich wollte kein Ritter-Gut um mein Glük nehmen.

Piſtol.

Gelt! Ich bringe gute Zeitungen?

Falſtaff.

Tragt Herrn Silence zu Bette: Herr Schallow, Milord Schallow, ſag nur was du ſeyn willſt, ich bin Fortuna's Haushofmeiſter -- Zieh deine Stiefel an, wir wollen die ganze Nacht durch reiten.

O! ſüſſer Piſtol, ſag mir noch mehr, und vergiß mit allem dem nicht, dich zu beſinnen, was du gern hätteſt. Stiefel, Stiefel an, Herr Schallow. Ich weiß, der junge König ſchmachtet nach mir. Wir wollen Pferde nehmen, wo wir ſie finden, die Geſeze von England ſtehen izt zu meinem Befehl. Glüklich ſind die, die ſich meine Freunde nennen können; und weh dem Milord Ober-Richter!

wieder herzuſtellen: ſo war doch der bisherige Erfolg ihrer Bemühungen unſtreitig mehr Vorbereitung, als Vollendung dieſes großen Geſchäftes. Wer weiß nicht, daß die Partheyen der gegen die Moral der Vernunft gleichgiltigen Orthodoxen, und der gegen die Religion gleichgiltigen Moraliſten, gegenwärtig am eifrigſten geſchäftig ſind, die Begriffe ihrer Zeitgenoſſen durch ihr unglückliches Misverſtändniß zu verwirren. Die einen wollen die Moral höchſtens nur als ein Kapitel ihrer Theologie, und die andern die Theologie nicht einmal für ein Kapitel ihrer Moral gelten laſſen. Dieſe beſtreben ſich ihrer Vernunft alle Religion entbehrlich zu machen; und jene, ihre Religion gegen alle Vernunft zu verwahren. Ihr gemeinſchaftliches Misverſtändniß beſteht alſo darin, daß ſie die Religion der reinen Vernunft verkennen, die ſich zum Chriſtenthume, oder welches eines iſt, zur Religion des reinen Herzens, wie die theoretiſche Sittenlehre zur praktiſchen verhält.

Die Feſtſetzung und Verbreitung dieſer auf reine Vernunft gegründeten Gotteserkenntniß iſt es alſo, worauf bey der Wiedervereinigung der Religion und der Moral, oder bey der Wiederherſtellung des Chriſtenthums, in unſren Zeiten das Meiſte ankömmt: ſo wie auf die Feſtſetzung und Verbreitung reiner Moral das Meiſte ankam, als das Chriſtenthum bey ſeiner Einführung zur Vereinigung der Religion und Moral den Grund legte. Reine Religion iſt gegenwärtig

in eben dem Sinne Zeitbedürfniß, als es reine Moral vor achtzehn Jahrhunderten war; und da wir von der letztern im Ganzen genommen ungleich mehr, als von der erstern aufzuweisen haben: so muß der Wiederherſteller des Chriſtenthums die allgemeinere Dispoſition zur Moral in eben dem Verhältniſſe benutzen, in welchem der Stifter deſſelben, die zu ſeiner Zeit allgemeinere Dispoſition zur Religion benutzt hat, das heißt: er muß von der Moral ausgehen, wie Chriſtus von der Religion ausgegangen iſt. Mit einem Worte, ſo wie damals die Religion als eine der gemeinſten und wirkſamſten Triebfedern des menſchlichen Herzens, in Bewegung geſetzt werden mußte, um einer wenig bekannten, und den herrſchenden Gewohnheiten ſo ſehr entgegengeſetzten Moral Eingang zu verſchaffen: ſo muß eben dieſe Moral, die heut zu Tag unter die gewiſſeſten, kultivirteſten und populärſten Kenntniſſe gehört, von allen denjenigen zum Grunde gelegt werden, die das Ihrige dazu beytragen wollen, das reine Chriſtenthum in den von Aberglauben und Unglauben uſurpirten Beſitz zu ſetzen.

Die Philoſophie iſt bisher noch immer Schuldnerin derjenigen Religion geblieben, welche die erhabenſten und wichtigſten Reſultate der praktiſchen Vernunft in der wirklichen Welt feſt ſetzte und verbreitete. Der Zeitpunkt, wo ſie dieſen groſſen Dienſt vergelten kann und muß, iſt gegenwärtig angekommen, wo die Vernunft

nunft ſo dringend aufgefordert wird, die Erkenntniß und Verehrung der Gottheit gegen unphiloſophiſche Irrthümer zu ſichern, gegen philoſophiſche Zweifel zu rechtfertigen, und gegen die in gleichem Verhältniſſe zunehmende Schwärmerey und Gleichgiltigkeit durchzuſetzen. Soll nun die Philoſophie nach ihrer Art an der Religion thun, was das Chriſtenthum nach der Seinigen an der Moral gethan hat, indem es von Religion zur Moral durch den Weg des Herzens führte, ſo muß ſie von der Moral zur Religion durch den Weg der Vernunft zurückführen; das heißt: Sie muß den Beweisgrund der verkannten und bezweifelten Religion aus den allgemein anerkannten Grundſätzen der Moral herleiten; ſo wie das Chriſtenthum die Beweggründe, womit es die Moral verbreitet und belebt hat, aus der Religion geſchöpft hat.

Ob ſich unſre Philoſophie bisher wohl rühmen konnte, den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen den Grundbegriffen der Moral und der Religion ins reine gebracht, und die Formel angegeben zu haben, welche dieſen Zuſammenhang beſtimmt und einleuchtend ausdrückt? — Sie hat zwar das Sittengeſetz aus der Natur der praktiſchen Vernunft (oder des vernünftigen Willens) mit einer Evidenz abgeleitet, deren ſiegende Kraft ſchon allein aus dem Umſtande erhellen würde, daß in unſren Tagen nur ſelten, und nie ohne auf den Namen eines Philoſophen vorher Verzicht gethan zu ha-

haben, ein Orthodox auftritt, der den Atheiſten von der Verbindlichkeit des Sittengeſetzes frey ſpräche. Sie hat alſo den Erkenntnißgrund der Moral von der Religion in ſo ferne unabhängig gemacht, und damit freylich ſo viel gewonnen, daß ſich bey der Ableitung der Religion aus der Moral der ſonſt gewöhnliche Cirkel vermeiden läßt: auf der anderen Seite aber auch zu dem Vorurtheile Anlaß gegeben, welches die Religion in moraliſcher Rückſicht für entbehrlich erklärt. Um alſo den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Moral und Religion durchzuſetzen, hätte ſie dieſe aus jener ableiten müſſen. Hier ſtanden ihr bisher die beyden Hauptpartheyen entgegen, welche beynahe die ganze Chriſtliche Welt ausmachen, und wovon die eine ihre Religion auf Hyperphyſiſche Begebenheiten, und die andere auf metaphyſiſche Spekulationen baut, und folglich beyde die Erkenntnißgründe ihrer Religion aus Principien herholen, die von den Principien des Sittengeſetzes ganz verſchieden ſind. Der Einfluß dieſer beyden Erkenntnißgründe liegt deutlich genug in der ungeheuren Verwirrung am Tage, welche unter den Begriffen beyder Partheyen von dem Verhältniſſe der Moral zur Religion herrſcht. Die Hyperphyſiker ſehen ſich nothgedrungen zwey verſchiedene Sittengeſetze anzunehmen, ein Natürliches aus der Vernunft, und ein Uebernatürliches aus ihrem von der Vernunft ganz unabhängigen Glauben; und je nachdem der Metaphyſiker in ſeinen Spekulationen Gründe für oder wi-

wider das Daſeyn Gottes gefunden zu haben glaubt, nennt er entweder ſeine Moral Religion, oder er verſagt ihr dieſen Namen, das heißt: er hebt die Religion entweder in ihrem weſentlichen Unterſchiede von der Moral, oder gerade zu, and alſo in beyden Fällen in der Sache ſelbſt, auf. Es haben wohl manche verſucht weder Metaphyſiker noch Hyperphyſiker ſeyn zu wollen; allein ſie haben eben dadurch die Widerſprüche von beyden, ohne es zu wiſſen, auf ihre eigene Rechnung genommen. Wir haben erſt vor kurzem das Beyſpiel eines berühmten Schriftſtellers erlebt, welcher der Metaphyſik allen Beyfall aufkündigte, aber ihr zugleich nicht nur einräumte, ſondern durch ſie zu erweiſen ſuchte: *) „Jeder Weg der Demonſtration gehe in den „Fatalismus aus" — und der von dem orthodoxen, dem blinden, oder Wunder-Glauben nichts wiſſen **) wollte, aber dennoch die Religion auf einen Glauben gründete, den die Vernunft nicht geben kann. Wenn ſich nun ein Eklektiker dieſer Art über den Zuſammenhang der Religion und Moral kaum ohne Widerſprüche erklären kann, wenn er bald die eine der anderen, bald die andere der einen zum Grunde legt, bald beyde aus ganz ver-

*) Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moſes Mendelsſohn.

**) Der Verfaſſer der Reſultate, von dem H. Jakobi verſichert, er habe ſeine wahre Meynung ganz und von Grund aus gefaßt, behauptet wenigſtens S. 10. „Aus Unbekanntſchaft mit dem Geiſte Jakobis habe Mendelsſohn deſſen Glauben für den theologiſchen und orthodoxen gehalten.

verſchiedenen Quellen herholt: ſo werden Sie, lieber Freund, ohne Zweifel mich warnen, die Schuld davon der Philoſophie anzurechnen. Aber ich werde ihnen die Unſchuld ihrer Freundin an dieſem Unweſen nicht eher eingeſtehen, bis ſie mir das philoſophiſche Werk aufweiſen, welches die gänzliche Verſchiedenheit zwiſchen den Erkenntnißquellen der Religion und Moral nicht vielmehr begünſtiget, als aufgehoben hätte. Oder nennen ſie das Religion von Moral ableiten, wenn man die ſogenannten Pflichten der Religion aus dem Sittengeſetze demonſtrirt, den Grund aller Religion aber, die Ueberzeugung vom Daſeyn und den Eigenſchaften der Gottheit, auſſer dem Felde der praktiſchen Vernunft aufſucht, und noch dazu von einer Wiſſenſchaft borgt, die theils durch ihre Doppelſinnigkeit, durch welche ſie das Daſeyn und das Nichtſeyn der Gottheit mit gleicher Leichtigkeit beweiſt, ihre eifrigſten Anhänger im ewigen Streit erhält, theils die Gleichgiltigkeit und Verachtung unbefangener Zuſchauer immer mehr und mehr auf ſich zieht? Und iſt es nicht eben dieſer ſtreitige metaphyſiſche Erkenntnißgrund, der durch die Ungleichartigkeit ſeines Urſprungs ſo wohl als ſeiner Evidenz die Religion von der Moral trennt? Kann endlich der Philoſoph hoffen, das oberſte Criterium der Vernunft gegen diejenigen behaupten zu können, die ihm einen von der Vernunft unabhängigen Glauben aufdringen wollen: ſo lange er ſelbſt genöthiget iſt ſeinen Gegnern ein Wiſſen aufzudringen, das

in

in ſeinen Gründen eben ſo wenig allgemein einleuchtend iſt, und mit den Gründen der Moral eben ſo wenig nothwendig zuſammenhängt, als der blinde Glauben, den es verdrängen ſoll!

Um alſo die Religion vollſtändig und allgemein einleuchtend auf Moral zu gründen, müßte die Philoſophie, erſtens, den Erkenntnißgrund für das Daſeyn und die Eigenſchaften der Gottheit aus den Principien des Sittengeſetzes ableiten; und zweytens dieſen moraliſchen Erkenntnißgrund als den einzigen geltend machen. Das Erſte wird ihr nicht beſſer als bisher gelingen: das Zweyte aber iſt ſchlechterdings unmöglich, wenn ſie nicht die beyden anderen unſtatthaften Erkenntnißgründe zugleich hinwegräumt, und folglich an dem Metaphyſiſchen eben ſo deutlich den Mißbrauch der Vernunft aufdeckt, als ſie an dem Hyperphyſiſchen den Eingriff in die Rechte der Vernunft erwieſen hat. Das Problem, welches unſre Philoſophie zum Behuf der Religion auflöſen hätte, wäre alſo: „Die „Nichtigkeit der metaphyſiſchen Beweiſe nicht nur „ohne Nachtheil, ſondern zum Beſten der vernünftigen Ueberzeugung vom Daſeyn und den Eigenſchaften der Gottheit darzuthun.“ — Ich glaube mit beſtem Grunde behaupten zu können, daß ſie dieſes Problem vor der Erſcheinung der Kritik der Vernunft nicht aufgelöſet habe. Alles, was bis dahin in ihrem Namen von Supernaturaliſten, Naturaliſten

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20617 / 386

ſten, und Skeptikern gegen die metaphyſiſchen Beweiſe auf die Bahn gebracht wurde, traf eben ſo ſehr die Sache ſelbſt, als die Beweiſe. Da die logiſche Form dieſer Beweiſe, ohne deren Richtigkeit ſie auch keinen denkenden Deiſten getäuſcht haben würden, gegen alle Dialektik feſt ſtand: ſo giengen die Einwürfe gerade auf den Inhalt, und wurden hierdurch eigentliche Gegenbeweiſe, metaphyſiſche Gründe des Gegentheils, die alle darauf hinaus liefen, daß man der Vernunft das Vermögen das Daſeyn Gottes zu beweiſen abſprach, weil man in ihr das Vermögen, das Nichtſeyn Gottes zu beweiſen, gefunden zu haben glaubte. Auch hievon giebt uns die lehrreiche Streitigkeit zwiſchen Jakobi und Mendelsohn ein Beyſpiel. Ich wähle hiezu den bereits angeführten Satz, den der Gegner der metaphyſiſchen Beweiſe aufſtellt: „Jeder Weg der Demonſtration geht in den Fatalismus aus.“ Hat es mit dieſem Satze ſeine Richtigkeit, und ſind alle dieſe zum Fatalismus führende Wege (oder auch nur ein einziger davon) der Vernunft unvermeidlich, oder durch Vernunft unwiderlegbar: ſo iſt der Widerſpruch zwiſchen Vernunft und Glauben entſchieden; ſo iſt die Vernunft entweder nothwendig ungläubig, oder der Glauben nothwendig unvernünftig; ſo reißt die Vernunft durch Demonſtration ein, was ſie durch das Sittengeſetz baut, oder, wie Herr Jakobi will, auf das Zeugniß der Geſchichte annimmt. Sind hingegen, wie Herr J. ſelbſt vorausſetzen muß,

die

die fatalistischen Wege alle so beschaffen, daß sie die Vernunft für Blendwerke anerkennen kann, und muß: so stehen Mendelsohns deistische Beweise wenigstens in so weit fest, als sie sich auch selbst als Blendwerke durch kein anderes Blendwerk aufheben lassen. Und warum sollte der Gläubige aus zweyen Blendwerken, wovon das eine seinem Glauben widerspricht, das andere aber denselben bestätiget, gerade dieses angreifen, und jenes schonen wollen?

Sollen nun die metaphysischen Beweise nicht nur ohne Nachtheil sondern zum Vortheile des moralischen Erkenntnißgrundes widerlegt werden, so muß dieses nicht durch Gegenbeweise, sondern durch Gründe geschehen, durch welche alle Gegenbeweise selbst, so gut als die Beweise, aufgehoben werden; durch Gründe, welche, da sie den Deisten seiner eingebildeten Schutzwehre berauben, ihn zugleich aller Furcht vor den nicht weniger eingebildeten Waffen seiner Gegner überheben. Noch mehr! Soll dem moralischen Erkenntnißgrunde sein Vorzug der Einheit auf immer zugesichert, und der Vernunft ihr endloses Bestreben nach neuen Beweisen, (welches auch nur durch bloßen Zweifel an der unausgemachten Unmöglichkeit solcher Beweise unterhalten würde) auf immer eingestellt werden: so müssen die Gründe, welche die Nichtigkeit der metaphysischen Beweise für und wider das Daseyn Gottes aufdecken, nicht nur die bisher vorgebrachten, sondern alle möglichen Beweise dieser

Sechste Scene.

[Verwandelt ſich in eine Straſſe von London.]

Die Wirthin und Dortchen Tear-Scheet, von zween Bütteln geführt, treten auf.

Eine kleine Scene, von der pöbelhafteſten und unanſtändigſten Art, die ſich nicht überſezen läßt.

Siebende Scene.

[Ein öffentlicher Plaz nicht weit von der Weſtmünſter-Abbtey.]

Zween Bediente von Hof, die den Boden mit Binſen beſtreuen.

1. Bedienter.

Mehr Binſen, mehr Binſen!

2. Bedienter.

Die Trompeten haben ſchon zum zweytenmal geblaſen.

1. Bedienter.

Es wird zwey Uhr ſeyn, eh ſie von der Crönung zurük kommen.

[Sie gehen ab.]

Falſtaff

Art, oder vielmehr, ihre Möglichkeit ſelbſt treffen; eine Sache an die ſich nicht denken läßt, bevor es nicht apodiktiſch erwieſen iſt, „daß die Vernunft kein Ver„mögen beſitze, das Daſeyn, oder Nichtſeyn von Ge„genſtänden zu erkennen, die auſſer der Sphäre der „Sinnenwelt liegen." Dieſes, lieber Freund, war durch unſre bisherige Philoſophie nicht ausgemacht; und Sie begreifen leicht, daß es nicht ausgemacht werden konnte, ohne nicht über alle unſre metaphyſiſchen Syſteme hinauszugehen, eine neue Unterſuchung unſres geſammten Erkenntnißvermögens anzuſtellen, das verkannte Gebieth und die unbeſtimmten Gränzen der reinen Vernunft mit gröſter Genauigkeit anzugeben, ihre theils miſverſtandenen, theils ganz unbekannten Geſetze zu finden, und Regeln ihres Gebrauches anzugeben, von denen ſich bisher noch kein Logiker träumen ließ.

Die Kritik der Vernunft hat eine ſolche Unterſuchung des Vernunftvermögens vorgenommen, und eines ihrer vornehmſten Reſultate heißt: „daß ſich „aus der Natur der ſpekulativen Vernunft die Un„möglichkeit aller apodiktiſchen Beweiſe für und wider „das Daſeyn Gottes, und aus der Natur der praktiſchen Vernunft die Nothwendigkeit des moraliſchen „Glaubens an das Daſeyn Gottes ergebe." Die Kritik der Vernunft hat alſo durch dieſes Reſultat die Bedingungen erfüllt, durch welche allein, wie wir bisher geſehen haben, unſre Philoſophie in Stand geſetzt

ſetzt werden konnte, die metaphyſiſchen Beweiſe für das Daſeyn Gottes zum Vortheile des moraliſchen Erkenntnißgrundes aufzuheben, die Religion durch ihre erſte Grundwahrheit auf Moral zu gründen, und dadurch die Vereinigung von beyden auf dem Wege der Vernunft zu vollenden, die der Zweck des Chriſtenthums iſt, und von dem erhabenen Stifter deſſelben, auf dem Wege des Herzens eingeleitet wurde.

Aus dem bisher geſagten glaube ich zwar ohne Bedenken folgern zu dürfen, daß das Intereſſe der Religion, und namentlich des Chriſtenthums mit dem Reſultate der Kritik der Vernunft vollkommen übereinſtimme. Allein dieſe Behauptung ſcheint mir zu wichtig, als daß ich ſie nicht durch folgende Bemerkungen über den Erkenntnißgrund der Religion, den jenes Reſultat mit Ausſchluß aller übrigen feſtſetzt, erhärten zu können wünſchen ſollte.

Fürs erſte führt dieſer Erkenntnißgrund den groſſen Vortheil mit ſich, der allein ſo manchen ſcharfſinnigern Freund der Religion bewegen konnte, die Sache mit den metaphyſiſchen Beweiſen nicht ſo genau zu nehmen, und der in der That die erſte und wichtigſte Bedingung enthält, um die Religion allgemeingiltig zu begründen: — Er iſt aus der Vernunft abgeleitet, und darf ſich weder auf natürliche noch übernatürliche Erfahrung berufen. Ueber die Unumgänglichkeit und Wichtigkeit dieſer Bedingung hat ſich Kant (in einem ſeiner Aufſätze in der Berl. Monatsſch.

Oktober 1786) auf eine Art erklärt, die alles übertrift, was ich Ihnen hierüber ſagen könnte, und alles erſchöpft, was ſich hierüber ſagen läßt. Er mag alſo hier ſelbſt ſprechen. „Der Begriff von Gott, und ſelbſt die Ueberzeugung von ſeinem Daſeyn, kann nur allein in der Vernunft angetroffen werden, von ihr allein ausgehen, und weder durch Eingebung noch durch eine ertheilte Nachricht von noch ſo großer Authorität, zuerſt in uns kommen. Widerfährt mir eine unmittelbare Anſchauung von einer ſolchen Art, als ſie mir die Natur, ſo weit ich ſie kenne, gar nicht liefern kann: ſo muß doch ein Begriff von Gott zur Richtſchnur dienen, ob dieſe Erſcheinung auch mit allem dem übereinſtimme, was zu dem Charakteriſtiſchen einer Gottheit erforderlich iſt. Ob ich gleich nun gar nicht einſehe, wie es möglich ſey, daß irgend eine Erſcheinung dasjenige auch nur der Qualität nach darſtelle, was ſich immer nur denken, niemals aber anſchauen läßt: ſo iſt doch wenigſtens ſo viel klar, daß, um nur zu urtheilen, ob das Gott ſey, was mir erſcheint, was auf mein Gefühl innerlich oder äuſſerlich wirkt, ich es an meinen Vernunftbegriff von Gott halten, und darnach prüfen müſſe, nicht ob es dieſem adäquat ſey, ſondern blos, ob es ihm nicht widerſpreche. Eben ſo: wenn auch bey allem, wodurch es ſich mir entdeckte, nichts angetroffen würde, was jenem Begriffe widerſpräche, ſo würde dennoch dieſe Anſchauung, Erſcheinung, unmittelbare Offenbarung,

oder wie man ſonſt eine ſolche Darſtellung nennen will, das Daſeyn eines Weſens niemals beweiſen, deſſen Begriff (wenn er nicht unſicher beſtimmt, und daher der Beymiſchung alles möglichen Wahnes unterworfen werden ſoll) Unendlichkeit, der Größe nach, zur Unterſcheidung von allen Geſchöpfen fordert, welchem Begriffe aber gar keine Anſchauung oder Erfahrung adäquat ſeyn, mithin auch niemals das Daſeyn eines ſolchen Weſens unzweydeutig beweiſen kann. Vom Daſeyn des höchſten Weſens kann alſo niemand durch irgend eine Anſchauung zuerſt überzeugt werden. Der Vernunftglauben muß vorher gehen, und alsdann könnten allenfalls gewiſſe Erſcheinungen oder Eröfnungen Anlaß zu Unterſuchungen geben, ob wir das, was zu uns ſpricht, oder ſich uns darſtellt, wohl befugt ſind für eine Gottheit zu halten, und nach Befinden, jenen Glauben beſtätigen. Wenn alſo der Vernunft in Sachen, welche übersinnliche Gegenſtände betreffen, als das Daſeyn Gottes und die künftige Welt, das ihr zuſtehende Recht zuerſt zu ſprechen, beſtritten wird: ſo iſt aller Schwärmerey, Aberglauben, ja ſelbſt der Atheiſterey eine weite Pforte geöfnet.„

Die Lehrſätze nun, welche die Vernunft zuerſt über dieſe Gegenſtände feſtſetzt, machen die Theorie der reinen Religion aus, die jeder poſitiven Religion, in ſo fern ſie wahr und der Menſchheit wohlthätig ſeyn ſoll, ſo wie den poſitiven Geſetzen das Naturgeſetz, zum

Grunde liegen muß. Es iſt dieß eine Wahrheit, die heut zu Tage von den aufgeklärteren Anhängern aller Religionsbekenntniſſe ohne Bedenken unterſchrieben wird. Man iſt ſogar über die weſentliche Einheit, Allgemeinheit, und Unveränderlichkeit dieſer Religion der Vernunft; — nur nicht über ihre Grundbegriffe einig. Dieß gilt vorzüglich von dem Erkenntnißgrunde für das Daſeyn und die Eigenſchaften der Gottheit. Man nenne mir Einen von den vielen, die man bisher dafür angenommen hat, welcher nicht mit Erfolg beſtritten, und, wenigſtens in ſo weit als man ihn für den Erſten ausgegeben hat, widerlegt worden wäre. Sie waren, ein jeder für ſich betrachtet, weder durchaus wahr, noch durchaus falſch, und erwarteten ihre durchgängige Beſtimmung und Bewährung von einem höheren noch nicht ausgewickelten Grundbegriffe, deſſen Abweſenheit ihren Zuſammenhang unter einander, und ihre Vereinigung in einem und eben demſelben denkenden Subjekte unmöglich machte. So wird die chriſtliche Welt durch die Sätze: Die Vernunft kann das Daſeyn Gottes nur glauben — und: Die Vernunft allein kann wahre Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes gewähren, in zwey Partheyen getrennt, die ſich untereinander über Aberglauben und Unglauben anklagen. Wirklich iſt jeder dieſer Sätze, in ſo fern als er von einer der beyden Partheyen für ihren erſten Grundſatz angenommen wird, nur halbwahr, und widerſpricht dem erſten Grundſatze der Gegenparthey; indeſſen beyde Sätze, wenn

wenn ſie den moraliſchen Erkenntnißgrund vorausſetzen, durchaus wahr ſind, und von jedem, der den Vernunftglauben annimmt, ohne alle Einſchränkung unterſchrieben werden müſſen. Allein zerfielen nicht ſelbſt die entſchiedenſten Anhänger der Religion der Vernunft untereinander in weſentlich entgegengeſetzte Sekten, ohne auch nur zu vermuthen, wie leicht ſich ihre Behauptungen vereinigen lieſſen, wenn der gemeinſchaftliche Grund ihres Mißverſtändniſſes gehoben würde? Hielt nicht der Deiſt, der ſeinen erſten Erkenntnißgrund in der Ontologie, oder Kosmologie gefunden zu haben glaubte, den Theiſten, der ſich dießfalls an die Phyſikotheologie hielt, für einem Schwärmeriſchen Anthropomorphiſten; in deſſen er ſelbſt in den Augen des Letztern für einen Atheiſten galt? — Unſere gewöhnlichen Compendienſchreiber konnten und durften es freylich nicht ſo genau nehmen. Ihnen war jede nur irgend wo benutzte Erkenntniß für eine Wahrheit willkommen, die für ſie und ihre Leſer ſchon vorhinein ausgemacht war. Sie ſtellten daher in ihren Lehrbüchern der ſogenannten natürlichen Theologie ontologiſche, kosmologiſche, phyſikotheologiſche Argumente u. ſ. w. ohne Unterſchied neben einander auf, überzeugt, daß ſie des Guten nicht zuviel thun, und die liebe Jugend gegen die Gefahren des ungläubigen Zeitalters nicht zu ſorgfältig verwahren könnten; übrigens verſichert genug, daß der Grübler für einen Feind der Religion und des Staates gelten müßte, der zu zeigen wagte, daß ſie

nichts weiter als taube Nullen angehäuft hätten. Wirklich ſahen ſie vor lauter Gelehrſamkeit nicht, daß der eigentliche Grund ihrer Ueberzeugung — die Einheit, die ſie ohne es zu ahnden vor ihre Nullenreihe ſetzten — in der vorhergegangenen Ueberredung lag, welche ſie zwar zunächſt ihrem Katechismus und einer Zuſammenwirkung zufälliger Umſtände, wodurch ſie ihrem Katechismus getreu blieben, zu danken hatten, die aber zuletzt, und in ſo ferne als ſie die Probe der Vernunft aushalten ſollte, immer nur auf den moraliſchen Glauben hinauslief, deſſen Gründe in ihren Lehrbüchern eben ſo flüchtig als ſchief angedeutet wurden, und unter der Rubrik rationum moralium als eine bloße Zugabe zu den demonſtrativen Beweiſen, die letzte Stelle einnahmen. — Auf dieſe Weiſe iſt nichts begreiflicher, als wie es zugieng, daß derjenige Theil unſrer bisherigen Metaphyſik, womit wir uns in Ermanglung der reinen Theologie der Vernunft behelfen mußten, nichts weiter als ein Aggregat unbeſtimmter und unzuſammenhängender Sätze war, dem zu einem Syſteme nichts als die Einheit der mannigfaltigen Erkenntniſſe unter Einer Idee — das heißt, die weſentlichſte Bedingung eines Syſtemes fehlte. Es iſt aber auch eben ſo einleuchtend, daß der moraliſche Erkenntnifgrund, inſofern als er nach dem Sinne der Kritik der Vernunft mit Ausſchluß aller übrigen für den Einzigen angenommen wird, dieſem weſentlichen Mangel abhilft, dem abgeholfen werden muß, wenn reine Theologie

logie nicht immer nur ein angenehmer Traum, der von jedem ihrer Anhänger auf eine andere Art geträumt wird, bleiben, und den Einwürfen der Atheisten und Hyperphysiker ausgesetzt seyn soll, die, weil sie alle über den Satz einig sind, daß sich die Religion durch Vernunft nicht begründen lasse, allein durch ein feststehendes Vernunftsystem der Religion widerlegt werden können.

Und wirklich hat der moralische Erkenntnißgrund, den die Kritik der Vernunft als den Einzigen festsetzt auch diese Eigenschaft des ersten Grundsatzes von einem Systeme an sich, daß er allen metaphysischen Lehrsätzen, welche zur Theologie der Vernunft gehören, Bestimmung und inneren Zusammenhang ertheilt. Man würde die Kritik der Vernunft sehr misverstehen, wenn man im Ernste glaubte, sie zermalme alles, sie reisse ohne Unterschied ein, was unsre großen Denker bisher gebaut haben, und erkläre unsre bisherige Metaphysik ohne Einschränkung für unbrauchbar. Sie thut gerade das Gegentheil. Indem sie dieser Wissenschaft, das von ihr so schlecht behauptete Vermögen das Daseyn Gottes zu demonstriren abspricht, weiset sie derselben die große Bestimmung an, den moralischen Glauben, von den groben und feinen Irrthümern, die ihn bisher verdunkelt haben, zu reinigen, und von der Ausartung in Aberglauben und Unglauben auf immer zu verwahren; eine Bestimmung, welcher die Metaphysik bisher um so viel weniger gewachsen war, als sie die Kräfte

des

des Geiſtes mit der vergeblichen Beſtrebung, eitle Anmaſſungen durchzuſetzen, verſplitterte, und das Mißverſtändniß begünſtigte, welches dem Aberglauben und Unglauben zum Grunde liegt. Das Beyſpiel, an welchem ich Ihnen zeigen kann, wie Metaphyſik durch die Kritik der Vernunft für die Theologie brauchbar gemacht wird, führt mich auf meinen Weg zurück. Die Kritik der Vernunft giebt der Theologie an dem moraliſchen Erkenntnißgrunde einen erſten Grundſatz, den ihr die Metaphyſik nicht geben konnte, und ſichert ihr damit alles dasjenige zu, was ihr die Metaphyſik wirklich geben kann. Denn ſo wie der moraliſche Erkenntnißgrund als der einzige Probehältige feſt ſteht, erhalten die Notionen, welche von der Ontologie, Kosmologie und Phyſikotheologie zum Lehrgebäude der reinen Theologie geliefert werden, auf einmal Inhalt, Zuſammenhang und durchgängige Beſtimmung. So bald das ſonſt unerweisliche Daſeyn des Weſens, deſſen Idee ſie der ſpekulativen Vernunft feſtſetzen, und vollenden helfen, auf das nothwendige und unwiderſtehliche Geboth der praktiſchen Vernunft angenommen iſt, empfangen ſie gewiſſer maſſen ihr wirkliches auſſer der Idee befindliches Objekt. Die Begriffe von nothwendigem Weſen, Erſter Urſache, höchſter Vernunft, haben zwar aufgehört, die erſten Erkenntnißgründe für das Daſeyn Gottes zu ſeyn: ſind aber eben dadurch über alle Gegenbeweiſe und Zweifel, denen ſie in jener Eigenſchaft ausgeſetzt waren, erhaben, dem Einzigen wah-

wahren Erkenntnißgrunde unentbehrlich geworden, und machen mit ihm zuſammengenommen wohlgeordnete Theile eines einzigen und vollendeten Gebäudes aus, das von nun an auf ſeiner unerſchütterlichen Grundfeſte für die Ewigkeit daſteht. — Kein Wunder! daß die Metaphyſiker, ſo lange ſie mit dem Gerüſte zu dieſem Gebäude die Hände voll Arbeit hatten, die Grundfeſte weniger beachteten, und wohl gar zu vergeſſen ſchienen. Allein nachdem ſie es endlich damit ſo weitgetrieben haben, daß denjenigen, die ſich ihr Gebäude nicht ſelbſt aufführen können, nichts übrig blieb, als entweder neben ihnen auf dem Gerüſte ſelbſt, oder unter den Trümmern des einſtürzenden Aberglaubens ihre Wohnung aufzuſchlagen: ſo war es hohe Zeit, daß ein Bauverſtändiger mit der Zurechtweiſung auftrat: „daß der „bisherige Bau weiter nichts als das Gerüſt wäre, „welches die Arbeiter in Stand ſetzten ſollte, die Ma„terialien der Spekulation über der Grundfeſte der „praktiſchen Vernunft anzuordnen, und feſtzuſetzen.“

Ich nannte den moraliſchen Erkenntnißgrund die unerſchütterliche Grundfeſte der Religion; und ich berufe mich hierüber auf die Feſtigkeit und Evidenz, die er aus ſeiner Quelle, der praktiſchen Vernunft, zieht, und woran ihm kein hiſtoriſcher, und kein ſpekulativer Beweis gleich kommen kann. Wer dieß noch nicht gefühlt hat, der hat über den Grund des Vernunftglaubens entweder gar nicht, oder nur flüchtig nach-

Falſtaff, Schallow, Piſtol, Bardolph und der kleine Lakey treten auf.

Falſtaff.

Steht hier, neben mich, Herr Robert Schallow, ich will machen, daß der König euch eine Gnade erweiſen ſoll: Ich will ihn von der Seite anſchielen, wenn er kommt, und gebt nur acht, was er mir für ein Geſicht machen wird -- Komm hieher, Piſtol, ſteh' hinter mich. O! wenn ich nur Zeit gehabt hätte, neue Livreen machen zu laſſen, ich wollte die tauſend Pfund dazu angewandt haben, die ich von euch borgte. Aber es hat nichts zu bedeuten, dieſer ſchlechte Aufzug iſt beſſer; er zeigt an, wie groß mein Verlangen war ihn zu ſehen.

Schallow.

Das thut es.

Falſtaff.

Es zeigt die Heftigkeit meiner Liebe an.

Schallow.

Das thut es.

Falſtaff.

Meine Devotion.

Piſtol.

Das thut es, das thut es, das thut es.

Falſtaff.

nachgedacht; hat ihn über den Scheingründen, womit er sich bisher beholfen hat, vernachläßiget; hat sich von den unbestimmten Begriffen von moralischer Gewisheit *), die bisher in der gelehrten Welt gäng und gäbe waren, irreführen laßen. Die Evidenz des Sittengesetzes ist die einzige, die sich der Mathematischen an die Seite setzen läßt. Indeß alle Ideen der spekulativen Vernunft ohne Ausnahme von aller Anschauung leer sind, das heißt, keinen Gegenstand haben, der in einer wirklichen oder möglichen Erfahrung, den einzigen Erkenntnißgründen alles Daseyns, vorkommen könnte: sind die Ideen der reinen praktischen Vernunft, durchaus bestimmt, in einer wirklichen Erfahrung (in den moralischen Handlungen der Menschen) ihre Gegenstände zu erhalten; und so wie sich die Principien des Sittengesetzes auf der einen Seite in das Wesen der Vernunft selbst auflösen lassen: so lassen sie sich auf der anderen Seite in ihrem Einflusse aufs Herz versinnlichen, und in wahrer Anschauung darstellen. Der Erkenntnißgrund, den sie für das Daseyn und die Eigenschaften der Gottheit enthalten, ist also nicht nur so fest und unveränderlich als das Wesen der Vernunft selbst, sondern auch so anschaulich, und einleuchtend, als

*) Wie mancher Theolog fürchtete nicht die Sache der Religion zu verrathen, wenn er zugäbe, daß es für ihre Grundwahrheiten keine grössere Gewisheit geben könne, als die Moralische — bey der er sich nichts als eine Art von Wahrscheinlichkeit zu denken gewohnt war?

als das Selbſtbewußtſeyn, welches der Menſch von ſeiner vernünftigen Natur hat; freylich immer dabey vorausgeſetzt, daß die falſchen Erkenntnißgründe hinweggeräumt werden, welche dem Verſtande theils durch gedankenloſen Aberglauben, theils durch grübelnde Schulweisheit bisher aufgedrungen worden, und ihm den wahren Geſichtspunkt verrückt haben.

So ſehr der moraliſche Erkenntnißgrund an ſeinem wohlthätigen Einfluſſe durch die übrigen Erkenntnißgründe gelitten hat: ſo beweiſt doch das Daſeyn der Letztern ſo wenig gegen die Allgemeingiltigkeit des erſtern, daß es dieſelbe vielmehr in ein höchſtauffallendes hiſtoriſches Licht ſetzt. Während daß ſich jene Scheingründe mit jedem Zeitalter und Klima veränderten, und ſich untereinander nicht nur zu verſchiedenen Zeiten, und bey verſchiedenen Völkern, ſondern zu gleicher Zeit, und bey einem und ebendemſelben Volke förmlich widerſprachen: blieb der Vernunftglaube, der ſich allenthalben und immer neben ihnen fortpflanzte, im Weſentlichen durchaus ſich ſelbſt gleich; immer dieſelbe Vorausſetzung eines überirdiſchen über die Sittlichkeit menſchlicher Handlungen erkennenden Richterſtuhls, oder eines höheren Weſens, welches das Schickſal der Menſchen nach ihrem gegenwärtigen Verhalten zu beſtimmen, Macht und Weisheit und Willen genug hätte. Man durchgehe die Religionsſyſteme aller älteren und neueren Völker, ſo weit ſie uns

uns bekannt ſind; und man wird in jedem derſelben mehr oder weniger mythologiſche Mährchen, und bey vielen metaphyſiſche Argumentationen antreffen, wovon dieſe für philoſophiſche, jene für hiſtoriſche Erkenntnißgründe gegolten haben. Man laſſe die Glaubwürdigkeit der einen, und die Evidenz der andern dahin geſtellt ſeyn; vergleiche ſie ihrem Inhalt nach unter ſich ſelbſt, halte Wundererſcheinung gegen Wundererſcheinung, Schulbeweis gegen Schulbeweis, und man wird finden, daß ſie ſich rein untereinander aufheben, und daß alle Traditionen, ſo wie alle Demonſtrationen zuſammengenommen in keinem andern Punkte übereinſtimmen, als daß ſie den Glauben, den die Vernunft ſich ſelber ſchuldig war, entweder auf Thatſachen gegründet, oder durch Demonſtration in Wiſſen verwandelt, und folglich die Vernunft misverſtanden haben. Man wird finden, daß ſich alles Ungereimte und Sittenverderbliche, was man in den verſchiedenen theologiſchen Syſtemen antrift, entweder auf ſogenannte Thatſache, Begebenheit, Erſcheinung, Offenbarung und Zeugniß *), oder auf metaphyſiſche Scheinbeweiſe gründe; alles Wahre und Wohlthätige hingegen, das ihnen anhängt, ſich

*) Der, oder die, Verfaſſer der Reſultate Jakobiſcher und Mendelsſohnſcher Philoſophie nennen das Daſeyn Gottes Thatſache, und glauben daß wir von dieſer Thatſache nicht gewiß werden können als durch Erſcheinung, Begebenheit, Offenbarung und Zeugniß. S. 184.

ſich wie der Antheil verhalte, den die Moralität an ihrem Erkenntnißgrunde hatte. Man wird endlich finden, daß das Mehrere oder Wenigere, was ſie vom moraliſchen Glauben mit ſich führten, das Einzige war, was bey der unaufhörlichen Veränderung aller ihrer übrigen Beſtandtheile feſt ſtand.

Wie der Erkenntnißgrund für das Daſeyn und die Eigenſchaften der Gottheit: ſo die Religion. Iſolirte Sinnlichkeit, vernunftloſes Gefühl, blindes Glauben reiſſen unaufhaltſam zum Fanatismus dahin; Iſolirte Vernunft, kalte Spekulation, ungeregelte Wißbegierde führen, wenns hoch kömmt, zum froſtigen, grübelnden, unthätigen Deismus. Vernunft und Gefühl hingegen in ihrer Vereinigung, — die Elemente der Sittlichkeit, — bringen den moraliſchen Glauben hervor, und machen, wenn ich mich dieſes Ausdruckes bedienen darf, den einzigen, reinen und lebendigen Sinn aus, den wir für die Gottheit haben. So wie ich mir die allgemeine Geſchichte der Religion denke, ſcheint ſie mir den Gang Schritt vor Schritt anzugeben, den die Entwicklung dieſes Sinnes genommen hat. Ich unterſcheide an dieſem Gange drey Hauptepoken. Die zwey erſteren bezeichnen Perioden, während welcher immer einer von den beyden angezeigten Beſtandtheilen dieſes Sinnes mehr als der andere ausgewickelt wurde. Mit der dritten beginnt die höhere Kultur von beyden zugleich. In jeder dieſer Perioden

verhält ſich der Vernunftglauben, wie die Kultur ſeiner weſentlichen Anlagen; und ſo wie Anfangs Gefühl, dann Vernunft, und endlich beyde vereinigt nach und nach den Erkenntnißgrund für das Daſeyn und die Eigenſchaften der Gottheit näher beſtimmt haben: gab es hiſtoriſche, philoſophiſche (eigentlicher hyperphyſiſche und metaphyſiſche) und endlich moraliſche Religion.

In den früheren Zeiten des Menſchlichen Geſchlechts, wo das Gefühl ſo laut, und die Vernunft ſo leiſe ſprach, konnte die Stimme der moraliſchen Vernunft, wenn ſie Glauben an die Gottheit verkündigte, nur durch das Medium der ſinnlichen Darſtellung, unterrichtender Beyſpiele, und auffallender Thatſachen vernehmlich genug werden. Die Gottheit offenbarte ſich damals z. B. durch den Segen, der dem Rechtſchaffenen, und den Fluch, der dem Böſewichte auf dem Fuße nachfolgte; und dieſe Begebenheiten, die ohne moraliſche Vernunft eben ſo unverſtändlich geweſen ſeyn würden, als die aus ihnen abgezognen Religionslehren, ohne die Begebenheiten — gaben den Stoff zu den Traditionen, worauf ſich der Religionsunterricht gründete. Bey dem Uebergewichte, welches die rohe Sinnlichkeit über die unentwickelte Vernunft behauptete, und welches, durch die mit den erſten Fortſchritten des bürgerlichen Lebens erwachten Leidenſchaften, vielmehr wachſen als abnehmen mußte, waren misverſtandene Religionsbegebenheiten und ausgeartete

Tra-

Traditionen unvermeidlich. Mit ihnen vervielfältigten ſich die hiſtoriſchen Religionsſyſteme (Mythologien) und der gemeinſchaftliche Erkenntnißgrund für das Daſeyn und die Eigenſchaften der Gottheit wurde in eben dem Verhältniſſe mehr blinder, Unterſuchung ſcheuender Glauben, als ſich der Antheil, den die Vernunft an ihm hatte, in dem Gedränge von Wundermährchen verlohr. Kaum war interessen mit der Entſtehung und Verbreitung der Wiſſenſchaften aus der Kultur des Geiſtes ein eigenes Geſchäft geworden: ſo gieng man zum andern Extreme über. Der Antheil der Vernunft an der Ueberzeugung von Daſeyn Gottes wurde nun von den Philoſophen eben ſo ſehr übertrieben, als von den gemeinen Theologen vernachläſſiget. Hatte man vormals Träume der Sinnlichkeit hypoſtaſirt; ſo widerfuhr nun dieß Schickſal den Regeln der Vernunft. Notionen, die von der Gottheit nicht mehr und nicht weniger zu erkennen gaben, als was die Gottheit — nicht ſeyn könne, wurden für poſitive Merkmale des Daſeyns und der Eigenſchaften der Gottheit angenommen; und weil man die logiſche Richtigkeit gewiſſer theologiſcher Vernunftideen demonſtriren konnte, ſo glaubte man die Wirklichkeit ihres Gegenſtandes demonſtrirt zu haben. Man hatte nun neben dem hiſtoriſchen Erkenntnißgrunde des blinden Glaubens einen philoſophiſchen — des leeren Wiſſens.

Beyde Erkenntnißgründe dauren noch heutzutage unter uns fort, und wenn die neuſten Verfechter des

einen nicht eben durchaus auf Religion ohne Moral, und die Freunde des andern — auf Moral ohne Religion dringen, ſo haben wir es dem wohlthätigen Einfluſſe des von beyden gleich verkannten Vernunftglaubens zu danken. Dieſes Einfluſſes ungeachtet, iſt die Gottheit der hiſtoriſchen Religion bis auf dieſen Augenblick noch ſo unmoraliſch, als ſie es nothwendig ſeyn muß, wenn man die Vernunft von dem Erkenntnißgrunde derſelben ausſchließt. Auch ihren heutigen Apoſteln zufolge iſt ſie noch immer im Streite mit ihrem eigenem Werke — der Natur; denkt noch immer nichts als Geheimniſſe; wirkt nichts als Wunder; haßt was die Menſchheit liebt, und liebt was die Menſchheit haßt; ſieht die Vernunft als ein ihr fremdes und feindſeliges Weſen mit ungnädigen Augen an, und vereitelt die Ausſprüche derſelben durch Gegenbefehle. — Die Gottheit der gewöhnlichen ſogenannten philoſophiſchen Religion iſt freylich nicht unmoraliſch; denn ſie hat, genau unterſucht, eigentlich gar nichts mit der Sittlichkeit zu thun, und ihre Bekenner haben gemeiniglich nur in ſo ferne Religion, als ſie dem Vernunftglauben, deſſen überredende Kraft ſie durch eine ſehr natürliche Erſchleichung auf Rechnung ihrer Metaphyſik ſetzen, Gehör geben. Wirklich iſt die Theologie der konſequenteren Deiſten, wie ihr Erkenntnißgrund, ganz ſpekulativ, ein Gedankending, ohne Zuſammenhang mit ihrer Moral. Sie müſſen es bey dem allerrealſten Weſen, deſſen Idee

ſie

ſie aus lauter logiſchen Bejahungen zuſammenſetzen, bey der abſoluten Nothwendigkeit, die ſich denken läßt, und bey der Urſache, von der man nichts weiter weiß — als daß ſie keine Wirkung ſeyn kann, bewenden laſſen, ohne aus dieſen Begriffen entſcheiden zu können, ob ſie dieß Weſen in oder auſſer dem Weltall aufſuchen, ob ſie ihm bloße Naturnothwendigkeit oder Freyheit zuſchreiben, ob ſie daſſelbe zur Materie oder zum Geiſte machen, mit einem Worte ohne zu wiſſen, was ſie ſich darunter denken ſollen. Der Phyſikotheolog, der ſeinen Erkenntnißgrund auf die in der Einrichtung der Welt ſichtbare Ordnung, und den regelmäßigen Gang der Natur baut, darf nur auf einen ſcharfſinnigen Gegner der Endurſachen und des Anthropomorphiſmus treffen, um ſich in endloſe Streitigkeiten zu verwickeln; darf nur ſeines moraliſchen Glaubens, den er keineswegs jener Weltbetrachtung zu danken hat, vergeſſen, um ſich durch den Gedanken an Calabriſche Erdbeben, Iſländiſche Erdbrände, alleinſeeligmachende Kirchen, kanoniſirte Taugenichtſe, otahitiſche Menſchenopfer — und tauſend ähnliche Thatſachen, auch nur aus ſeiner Zeit, verleiten zu laſſen, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Welt wenigſtens für nicht mehr und nicht weniger ſcheinbar, als ihr Gegentheil anzuſehen. — Ueberhaupt müſſen wir an den ewigen Einwürfen, denen jeder aus der ſpekulativen Vernunft entlehnte Beweis ausgeſetzt iſt, und die auch ſelbſt auf die entſchloſſenſten Vertheidiger

biger dieſer Beweiſe nicht ohne geheimen Einfluß ſind, ſo wie an der Natur des ſpekulativen Erkenntnißgrundes, der das Herz nothwendig kalt läßt, eine der Haupturſachen der immer zunehmenden Gleichgiltigkeit gegen alle Religion überhaupt aufſuchen, — der Irreligioſität, die man den denkenden Köpfen unſres Zeitalters eben ſo wenig ohne Grund als ohne Ausnahme vorwerfen kann, und die beſonders unter dem vornehmen Pöbel in eben dem Verhältniſſe Mode geworden iſt, als das Anſehen eines denkenden Kopfes zu ſteigen angefangen hat.

Umſonſt ſind alſo alle Bemühungen der Wenigen, denen wahre Religion am Herzen liegt, und die mit ſo vielem Eifer beſchäftiget ſind, durch reine Moral der Vernunft die Finſterniß der hiſtoriſchen Religion aufzuhellen, und die Froſtigkeit der philoſophiſchen zu erwärmen. Ewig wird ihre Moral von der einen verdunkelt, und von der andern verkältet werden; ewig wird ſie der hiſtoriſchen Gottheit angepaſſet werden müſſen, ewig wird ſie der metaphyſiſchen Gottheit gleichgiltig bleiben: und es läßt ſich kein anderes Ende des Streites der in ihren Erkenntnißgründen ungleichartigen Religion und Moral abſehen, als daß die eine durch die andere verdrängt werde, und entweder die Zeiten wieder zurückkommen, wo Religion ohne Moral, allgemeiner Aberglauben, herrſchte, oder eine Zeit komme, wo Moral ohne Religion, allgemeiner Unglauben, herrſchen würde.

Das

Das Evangelium des reinen Herzens hat in jenen Zeiten durch die Feſtſetzung des einzigen Mittelbegriffes, der von Religion zur Moral durch den Weg des Herzens führt, die Moral mit der Religion vereiniget. Gegenwärtig, da der traurige Zuſtand der Religion, ſo wie ſie von Philoſophen zum metaphyſiſchen Gedankending, und von Schwärmern zum myſtiſchen Unſinne herabgewürdiget worden iſt, nichts geringeres als einen allgemeinen Unglauben befürchten läßt; gegenwärtig haben wir ein Evangelium der reinen Vernunft erhalten, welches die Religion durch Vereinigung derſelben mit der Moral rettet, indem es den Einzigen Erkenntnißgrund feſtſetzt, der von Moral zur Religion durch den Weg der Vernunft führt; den Einzigen, der das Daſeyn Gottes über alle Einwürfe hinaushebt, denen die bisherigen hiſtoriſchen und metaphyſiſchen Beweiſe ausgeſetzt waren; den Einzigen der alle religiöſen Traditionen berichtiget und bewährt, allen metaphyſiſchen Notionen von der Gottheit Zuſammenhang, Haltung und ein Intereſſe giebt, das für Kopf und Herz gleichwichtig iſt; den Einzigen endlich, welcher der reinen Religion der Vernunft, die er unerſchütterlich begründet, Einheit des Syſtems gewährt, und ihr, weil er für alle Menſchen, für den gemeinſten, ſo wie für den aufgeklärteſten Verſtand gemacht iſt, ebendieſelbe Ausbreitung verſpricht, die der reine Lehrbegriff des Chriſtenthums der Moral verſchaft hat. R.

Falſtaff.

Tag und Nacht zu reiten, und ſich nicht einmal ſo viel Zeit zu nehmen, ſich nicht einmal zu beſinnen noch Geduld zu haben, ein weiſſes Hemd anzuziehen.

Schallow.

Das iſt gewiß!

Falſtaff.

Sondern ſo beſchmuzt, wie man von der Reiſe kommt, dazuſtehn, und vor Begierde ihn zu ſehen ſchwizen, an nichts anders denken, alles andre vergeſſen, als ob ſonſt nichts in der Welt zu thun wäre, als ihn zu ſehen.

Schallow.

So iſt es, in der That.

Piſtol.

Mein Ritter, ich muß dir was ſagen, daß deine edle Leber in Flammen ſezen wird: Dein Dortchen, die Helena deiner edeln Gedanken ligt in tiefer Noth und in anſtekendem Gefängniß, von ſchmuzigen mechaniſchen Händen weggeſchleppt. Laß die Rache mit Alectos Schlangen-Haaren aus ihrer düſtern Höhle hervorſtürmen. Dortchen iſt eingeſtekt. Was Piſtol ſagt, muß wahr ſeyn.

Falſtaff.

Ich will ſie in Freyheit ſezen.

Piſtol.

II.

Geſchichte Friedrichs des Großen.

Dritter Zeitraum.

Vom Breslauer bis zum Dresdner Friedensſchluß. 1742 — 1745.

Des Königs eifrigſte Sorge war nunmehr die Wunden zu heilen, die der Krieg ſeinem alten und neuen Lande geſchlagen hatte. Die Mark, Pommern, Preuſſen, Magdeburg, Weſtphalen, waren durch Rekrutirungen des Kerns ihrer Bewohner beraubt worden, und die Landleute an den Grenzen hatten Wagen, Pferde, Geſinde und Zeit den Proviantlieferungen aufopfern müſſen. Ackerbau, Viehzucht und Bevölkerung hatten dadurch nicht wenig gelitten.

Schleſien war der Schauplatz des Kriegs geweſen. Freunde und Feinde hatten ſich wechſelsweiſe von ſeinem Vorrathe genährt. Fußvolk und Reiter hatten ſeine Saaten und Wieſen zertreten, und in der allgemeinen Zerrüttung ſchliefen Betriebſamkeit und Kunſtfleiß. Der Ackermann wußte nicht, für wen er ſäete, der Künſtler nicht, für wen er arbeitete, der Bürger nicht, an wen er ſeine Abgaben bezahlte. Schleſiens

Schick-

Schikſal lag auf der Schleuder des Zufalls, und Kriegsglück warf es bald hierhin bald dorthin. Nie muß ein Land in einer peinlichern Lage geweſen ſeyn! Durch den Frieden ward es endlich aus derſelben geriſſen.

Aber ein neuer Landesherr iſt wie ein neues Kleid. Es kann von einem ſchönern feſtern Stoffe ſeyn als das alte; aber die Gewohnheit hat es noch nicht allen Theilen ſo angeſchmiegt, daß nicht hie und da Gezwungenheit und Spannung unvermeidlich ſeyn ſollten.

So gieng es den Schleſiern als ſie Unterthanen des Königs wurden. Sein Regierungeſyſtem war ihnen ganz neu. Die ſoldatiſche Strenge, die aus derſelben überall hervorſchien, verwechſelten ſie mit Despotie und darum glaubten ſie mehr fürchten als hoffen zu müſſen. Die Katholiken beſorgten, unter einem proteſtantiſchen Fürſten, wo nicht zu Luther oder Calvin gewaltſam bekehrt, doch wenigſtens ſehr eingeſchränkt und gedrückt zu werden, und dieſe Beſorgniß mußte in ihnen deſto ängſtlicher ſeyn je lebhafter ſie ſich an ihr eignes Betragen gegen die Proteſtanten erinnerten. Die Staatsbeamten die unter der vorigen Regierung faſt ohne alle Aufſicht genommen und gegeben hatten, was ihnen gut dünkte, mußten vor der kriegeriſchen Pünktlichkeit zittern, mit welcher der neue Landesherr die Staatsgeſchäfte zu betreiben pflegte. Der Bürger und der Bauer fürchtete ſich vor den Rekrutirungen, und der adeliche Vaſall, der den Un-

abhängigen zu spielen gewohnt war, vor der milden Gesinnung eines Fürsten, der die Rechte der Menschheit kannte und schätzte. So fürchtete das ganze Land und nur allein der protestantische Theil seiner Bewohner hofte, und hofte vielleicht zuviel, wenn er nun über seine katholischen Mitbürger zu triumphiren gedachte.

Wirklich betrafen des Königs erste Verfügungen die Gewissensfreyheit der Protestanten. Schon im Jahre 1741 ließ er aus seinen Erbstaaten Geistliche nach Schlesien kommen, die alle gottesdienstliche Geschäfte daselbst verrichten musten. Bis daher hatten die Protestanten nicht selten zehn Meilen nach einer Predigt reisen müssen, und ihre wenigen Kirchen dankten sie nicht der aufgeklärten Denkungsart ihrer vorigen Herren, sondern einer nothgedrungenen Duldung, die einer derselben durch den Vergleich von Altranstädt im Jahre 1707 Carl dem Zwölften hatte versprechen müssen. Schon diese politische Nothwendigkeit war dem Wohl der Protestanten nicht zuträglich, am allerwenigsten aber die geistliche Nothwendigkeit, welche dem Hirten der katholischen Heerde das Gesetz gab: die verirrten Schaafe zurückzuführen, oder wenn Gelindigkeit nicht helfen wollte, zurückzuhetzen.

Die Bedränguisse, die für die Protestanten hieraus erwuchsen, hörten nun gänzlich auf. Sie wurden aber nicht unversehens, auch nicht durch das bloße

unbe-

unbedingte Machtwort des Königs gehoben, sondern immer mit einer behutsamen Rücksicht auf die Vorrechte des bisher herrschenden Bekenntnisses und seiner niedern und höhern Vorgesetzten. Dieses Verfahren war höchst nöthig, weil aus Unterdrückten gern Unterdrücker zu werden pflegen.

Indessen sah doch die katholische Geistlichkeit die Schritte, die der König zu Gunsten der Protestanten mit musterhafter Vorsicht that, für nichts geringeres als eine gänzliche Unterdrückung oder mindestens für die Vorboten derselben an. Darum lehnte sie sich heimlich und öffentlich gegen ihn auf. Der damalige Bischof von Breslau, Graf von Sinzendorf, unterhielt, obwohl er schon in der Gewalt des Königs stand und als sein Unterthan anzusehen war, ein geheimes Verständniß mit dem kaiserlichen und päpstlichen Hofe, das dem Könige unmöglich gleichgiltig seyn konnte. Er bediente sich also seiner Rechte, und ließ ihn durch ein Commando Husaren auf seinem eignen Schlosse zu Ottmachau aufheben und nach Breslau bringen. Dieses strenge Verfahren mit einem Bischof, der zugleich Cardinal war, machte großes Aufsehen, und der Papst setzte schier die ganze katholische Christenheit in Bewegung, freylich nicht mehr, um ihr Krieg zu gebiethen, sondern um sich ihre Vermittelung beym Könige zu erbitten; aber noch ehe diese Vermittelung zu Stande kam, war der Bischof schon wieder freygegeben,

ben, mit der Erlaubniß, ſo lange der Krieg dauerte, ſeinen Aufenthalt in Wien zu nehmen.

Das Domkapitel zu Breslau betrug ſich nicht min der widerſpänſtig. Als der König im Jahre 1741 von der Stadt Beſitz nahm, weigerten ſich deſſen Glieder, ſeinen Bevollmächtigten den Eid der Treue zu leiſten. Zum Vorwande geben ſie an, daß ſie vom Biſchof abhiengen; daß ſie der Krone Böhmen Huldigung geleiſtet, und daß ſie, wenn ſie auch dieſe Pflicht vergeſſen und dem Könige als künftigen Landesherrn huldigen wollten, aller ihrer Güter und Beſitzungen in Oberſchleſien und Mähren von der Königin beraubt zu werden fürchten müßten. Als ſie auf dieſer unſtatthaften Entſchuldigung beharrten, erhielten ſie den Befehl, Breslau in zweymal vier und zwanzig Stunden zu räumen. Ihre Effekten und Einkünfte wurden in Beſchlag genommen.

Dieſe Strenge, die man nicht der politiſchen Nothwendigkeit, ſondern dem Religionshaſſe zuſchrieb, mußte die Beſorgniſſe der Katholiken natürlich vermehren und beſonders dadurch zu einem hohen Grade treiben, daß ſie gerade ihre erſten Obern betraf, die ſie nur immer mit einer unverletzbaren Glorie um das Haupt zu ſehen und anzubeten gewohnt waren. Geſchah das dieſen, was hatten die gemeinen Katholicken zu erwarten?

Die

Die Folge zeigte, daß dieſe Furcht völlig ungegründet war. Auch das kleinſte Vorrecht in ſo fern es das Weſen ihrer Religion und ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche betraf, blieb ihnen unverrückt; aber auſſerswesentliche, wie jene waren, vermöge welcher ſich der Prieſter in weltliche Händel miſchte, und der Laye ſeinen proteſtantiſchen Bruder verachtete und drückte, wurden ihnen freylich nicht gelaſſen, und die Beſſern unter ihnen haben ſich nie darüber beklagt.

Der Biſchof und das Domcapitel wurden zur Huldigung, die zu Ende des Jahres 1741 vor ſich gieng, zurückberufen. Sie leiſteten dem Könige den Eid der Treue und traten in alle ihre Rechte und Beſitzungen wieder ein. Der Biſchof behielt das Generalvikariat, und allen königlichen Collegien ward befohlen, ihm den ganzen Titel zu geben, den er unter der vorigen Regierung geführt hatte. Das geiſtliche katholiſche Conſiſtorium ward beſtätigt und den Katholicken die ausgebreitetſte Gewiſſensfreyheit zugeſichert; ſogar für verſtorbene Proteſtanten muſten die Begräbniſſe auf katholiſchen Kirchhöfen der Geiſtlichkeit dieſer Kirche bezahlt werden.

Dieſe und mehrere Verordnungen kamen den Katholicken, beſonders ihren Lehrern, völlig unerwartet und ihre Beſorgniſſe legten ſich allgemach. Selbſt der Papſt war über das Betragen des Königs ſo gerührt, daß er in einem Briefe an den Cardinal ſagte: er habe ſo große

Ach-

Achtung für den König, daß er ihm ſelbſt ſeinen ſchriftlichen Dank geſagt haben würde, wenn die bekannten Umſtände es nicht verhinderten. — Dieſe bekannten Umſtände ſind wohl keine andere, als die: daß der König als Calviniſt ein Abtrünniger war, der, wenn er auch der vortreflichſte Mann ſey, doch nur als ein gebornet Empörer gegen den römiſchen Stuhl angeſehen werden müſſe, und dem man daher für irgend ein verdienſtliches Werk eben ſo wenig perſönlich danken könne, als ein Regent einem Uſurpator dafür, daß er ihm nur die Krone, und nicht zugleich das Scepter genommen habe; daß ferner der Erzbiſchof der römiſchen Kirche ſeiner Freundin Maria Thereſia ſehr zweydeutig hätte vorkommen müſſen, wenn er nicht nur an ihren Feind geſchrieben, ſondern ihm ſogar für ſeine Mäßigung gedankt hätte; und daß endlich das Volk den Wahn gefaßt haben möchte, es ſey völlig einerley, Unterthan eines proteſtantiſchen oder katholiſchen Fürſten zu ſeyn, wenn ſogar der oberſte Biſchof ſich herabließe an ihn zu ſchreiben und ihm zu danken, ſtatt daß er nach der Regel nur an Irrgläubige ſchriebe, um ſie mit Fluch und Bann zu belegen.

So werden wir Proteſtanten ewig nur unſere Schuldigkeit thun, wenn wir unſern katholiſchen Brüdern mit der Liebe und Mäßigung begegnen, die ſie uns verſagen.

Unter den vorigen Landesherrn waren viele Sekten ganz aus Schleſien vertrieben worden. Alle dieſe

rief

rief der König zurück und gab ihnen unumschränkte Religionsfreyheit. Hussiten, Herrenhuther und Schwenkfelder kamen in Schaaren nach Schlesien, und wurden, trotz der Verschiedenheit ihrer Bekenntnisse, getreue und fleißige Unterthanen.

So wie das Religionssystem vom Könige verändert ward, so setzte er auch das ganze Justiz- Finanz- Abgaben- und Regierungssystem von Schlesien auf einen andern Fuß. Schon im Jahre 1741 ward der Anfang dazu gemacht, aber im folgenden Jahre kam das Ganze erst zu Stande.

Die Abgaben der Schlesier an die vorige Regierung waren stark und unbestimmt, und darum den Eingriffen der Steuerbeamten sehr ausgesetzt. Es gab vorher ein Generalsteueramt, das unter einer allgemeinen Versammlung der Fürsten und Stände Schlesiens stand. Dieses ward aufgehoben, und statt seiner wurden zwey Kriegs- und Domainenkammern, eine zu Breslau und eine zu Gros-Glogau, gerade auf demselben Fuß eingesetzt, wie dergleichen Kammern in den alten Ländern des Königs schon längst vorhanden waren. Bey ihnen stand nun die Verwaltung der Schlesischen Finanzen, wie sie aus den Steuern, den Accise- und Domainen-Gefällen erwuchsen. Das Accisesystem ward eben so eingerichtet, wie in den königlichen Erbstaaten. Nur die Städte entrichten Accise, nicht aber die Flecken, Dörfer und Schlösser, die dagegen

gegen eine gewiſſe Contribution, die im Frieden wie im Kriege unabänderlich beſteht, an den Landesherrn abzutragen haben.

Vorher waren in den verſchiedenen Kreiſen Schleſiens ſogenannte Landesälteſte aus dem Adel angeſtellt, die ſich mit dem Steuerweſen beſchäftigten. Dieſe wurden durch das neue Steuerſyſtem völlig unnöthig gemacht. An ihre Statt ſetzte der König einen Landrath ein, dem drey Gehülfen, wenn überhäufte Geſchäfte es verlangten, zugegeben wurden. Auſſer dieſem beſtellte er noch in jedem Kreiſe einen Steuereinnehmer, einen Kreisphyſikus und zwey, drey oder vier Landdragoner ꝛc. die zur Eintreibung der Rückſtände gebraucht wurden.

Auch die Juſtizverfaſſung von Schleſien bekam eine neue Geſtalt. Der König ſetzte zwey neue Oberamtsregierungen, eine zu Breslau und eine andere zu Glogau nieder. Unter der erſten ſtanden auch die oberſchleſiſchen Provinzen, ſo lange bis für ſie eine eigene Regierung beſtellt wurde. Die geiſtliche Rechtspflege unter den Proteſtanten beſorgten zwey Oberconſiſtorien, die ſich gleichfalls zu Breslau und Glogau befanden.

Die Einrichtung mit dem Stempelpapier, den Spielkarten und dem Salzweſen gieng aus den alten Provinzen des Königs gleichfalls in die neuern über.

Han-

Handel, Gewerbe, Manufakturen und Fabriken unterſtützte der König in Schleſien auf das thätigſte. Breslau ward zur dritten Hauptſtadt ſeiner Länder erhoben, die Einwohner wurden von Rekrutirungen frey geſprochen; zwey große Meſſen wurden errichtet, die in kurzer Zeit beſonders dadurch in Flor kamen, daß die Einkäufer von jeder Abgabe frey waren, und daß eine eigene Handlungscommiſſion niedergeſetzt wurde, die über alle kaufmänniſche Streitigkeiten ohne Zeitverluſt entſchied.

Künſtler und Manufakturiſten aller Art wurden nach Schleſien eingeladen und durch anſehnliche Freyheiten und Belohnungen aufgemuntert. Da viele ſolcher Leute aus Furcht, gewaltſam zu Soldaten geworben zu werden, nicht wagten das preuſſiſche Gebieth zu betreten, ſo nahm ihnen der König dieſe Furcht durch geſchärfte Edikte wider gewaltthätige Werbungen, die unter der Regierung ſeines Vaters freylich ſehr im Schwange giengen. In eben dieſer Abſicht befreyte er auch das ganze Fürſtenthum Jauer und zwey Kreiſe des Fürſtenthums Schweidnitz von den Rekrutirungen. Einigen andern ſchleſiſchen Städten erlaubte er Vieh- Wollen- und Roßmärkte. Er legte neue Poſten zum Behuf der reiſenden Kaufleute an, und ließ bey Croſſen einen ganzen Berg abtragen, um die Ab- und Zufuhr der Waaren zu erleichtern.

Piſtol.

Da heulte die See; die Trompeten ſchallen.

Achte Scene.

Der König tritt mit ſeinem ganzen Gefolge auf.

Falſtaff.

Heil dir, König Hal; Heil, mein königlicher Hal.

Piſtol.

Der Himmel ſchüze dich, du ruhmvolles Reis von königlichem Stamm!

Falſtaff.

Gott grüß dich, mein ſüſſer Junge!

König Heinrich.

Milord Ober-Richter, ſprecht zu dieſem thörichten Mann.

Lord Ober-Richter.

Seyd ihr bey Sinnen? Wißt ihr auch was ihr redt?

Falſtaff.

Mein König, mein Jupiter; ich rede mit dir, mein Herz.

König Heinrich.

Ich kenne dich nicht, alter Mann; bereite dich zu dei-

nem

Selbſt bis auf das phyſiſche Wohl ſeiner neuen Unterthanen erſtreckte ſich ſeine Sorgfalt. Man braute faſt überall in Schleſien ein trübes ſchweres Bier. Um dieſem Fehler abzuhelfen, ſandte er Brau-meiſter aus Berlin und Potsdam, die das Brauweſen auf einen vollkommenern Fuß ſetzen mußten.

Dieſe Aufmerkſamkeit mußte in den Schleſiern Liebe und Vertrauen zu ihrem neuen König um ſo gewiſſer erwecken, da es ihre vorige Landesherren nicht der Mühe werth gehalten hatten, ſich ſo genau um ſie zu bekümmern.

Aber des Königs Sorgfalt zeigte ſich in ſeinen ältern Staaten nicht minder thätig. Gelehrſamkeit, Künſte und Gewerbe aller Art blüheten daſelbſt auf; der Handel breitete ſich aus, und die Kriegsmacht wuchs immer furchtbarer heran.

Noch mitten im Kriege gab der König Verordnungen, die auf das Wohl ſeiner alten Unterthanen abzweckten: z. B. ein Trauerpatent, um den Aufwand bey Begräbniſſen einzuſchränken, und eine neue Depoſitalordnung zur Sicherheit der gerichtlich niedergelegten Gelder, die ein Muſter in ihrer Art iſt.

Gleich nach dem Frieden richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf inländiſchen Kunſtfleiß. Sein großer Plan war, ſeine Staaten in Abſicht ihrer Bedürfniſſe, ſowohl derer, die zur Nothdurft, als die zum Luxus

gehör-

gehörten, von den benachbarten Staaten völlig unabhängig zu machen, und dadurch das Geld im Lande zu erhalten. Zu dieſem Zweck wirkten alle ſeine Verordnungen, welche die inländiſche Induſtrie betrafen. Er ſuchte dem Seidenbau emporzuhelfen; that den Unterthanen Vorſchüſſe zu Maulbeerpflanzungen; theilte unentgeltlich Seidenwurm-Eyer aus, und ſetzte Belohnungen auf gewiſſe Quantitäten im Lande erzeugter Seide. Den Umtrieb des inländiſchen Handels zu erleichtern, ließ er auch mit großen Koſten bey Plauen in der Mark einen Kanal graben, der nach zwey Jahren glücklich zu Stande kam.

Gleich nach dem Frieden fieng er an, ſein Heer zu verſtärken. Er errichtete noch im Jahr 1742 zwey neue Huſarenregimenter, und vermehrte die ſchon vorhandenen jedes bis auf zehn Schwadronen. Er ſtellte drey neue Garniſonregimenter, ein Regiment Fuſeliers, ein Pionnier-Regiment, und ein Artillerie-Bataillon. Zu dieſen kamen im folgenden Jahre 1743 neue Verſtärkungen. Er vermehrte die Grenadiercompagnien ſeines ganzen Heeres mit drey und dreyßig Mann; errichtete drey neue Fuſelier- zwey neue Huſaren- und zwey neue Garniſonregimenter; und zog ein Jägercorps zu Pferde und eins zu Fuß zuſammen. Im Reiche ließ er immerfort werben, weil es in ſeinen eigenen Ländern an Mannſchaft fehlte. Zum Feſtungsbau in Schleſien wies er große Summen an.

Ueberhaupt ſah er ſehr wohl, daß er Wohlſtand, Macht und Ruhe ſeines Landes auf den Muth eines furchtbaren geübten Heeres würde bauen müſſen. Seine Nachbarn, die ihm alle überlegen waren, ſahen mit neidiſchen Augen ſeiner ſteigenden Größe zu; und einer unter ihnen, der derſelben gleichſam eine Folie hatte unterlegen müſſen, ſchien nur eine günſtigere Wendung der politiſchen Conjunkturen zu erwarten, um ihm ſolche wieder zu entreiſſen. Aus dieſen Gründen blieb er und ſein Heer mitten im Frieden nicht müſſig. Der Soldat ward geübt, gemuſtert; der Offizier zum Dienſt ſtreng angehalten; die Regeln der Mannszucht wurden verſchärft; und alles dieſes geſchah nur um ſo pünktlicher, da der König ſelbſt den Kriegsſtand nie aus den Augen ließ. Die näher liegende Völker muſterte er jährlich zweymal: über die entfernteren hielt er alljährlich eine Heerſchau. Bey dieſer Gelegenheit ſah er alle ſeine Provinzen, forſchte nach ihrem Wohlſtande und nach ihrer Verfaſſung, und lernte ſie dadurch vom Grunde aus kennen.

Während aller dieſer Geſchäfte blieb ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten ſo lebhaft als vorher. Er hatte itzt ſeinen Aufenthalt zu Potsdam genommen, und die Muſen waren ihm aus Rheinsberg dahin gefolgt. Letzteres hatte er nur darum verlaſſen, weil es von der Hauptſtadt ſeines Landes zu entlegen war. Potsdam lag ſo ziemlich im Mittelpunkt ſeiner

Pro-

Provinzen, und war der engſten Gemeinſchaft mit der Hauptſtadt fähig. Dort errichtete er eine kleine Geſellſchaft, die jener zu Rheinsberg nicht unähnlich war, und itzt den Philoſoph Voltaire eine Zeit lang in ihrer Mitte hatte.

Dieſer Schriftſteller, deſſen Werke mehr als die Werke irgend eines Alten und Neuern auf ſeine Zeitgenoſſen gewirkt haben; der zugleich als Philoſoph, als Dichter und als Geſchichtſchreiber auftrat, und in dieſen drey ſchweren Fächern berühmter ward, als die berühmteſten, die jedes derſelben einzeln bearbeiteten; der Epigrammen und Trauerſpiele, Heldengedichte und Luſtſpiele, komiſche Romane und allgemeine Weltgeſchichten, philoſophiſche Wörterbücher und Ammenmährchen mit gleicher Leichtigkeit ſchrieb; der, bey einer unerſchöpflichen Ader von Witz und muthwilliger Laune, hohe und groſe Wahrheiten gleichſam ſpielend durch die halbe Welt in Umtrieb ſetzte, und Aberglauben, Mißbräuche, politiſche, bürgerliche und moraliſche Lächerlichkeiten durch Spott und Scherz bekämpfte und vertilgte; der einer Menge von Originalköpfen, die damals in ſeinem Vaterlande gedrängt beyſammenlebten, Originalkorf, und den Geſetzgebern des feinen Geſchmacks Geſetzgeber ward, der, wenn er auch kein gründlicher Gelehrter war, wenn er auch bey den Ergieſſungen ſeines Witzes der Grundpfeiler des Menſchenglückes, der Religion, Tugend und Sittſamkeit

nicht immer geſchont hat, dennoch ein Herold der Duldung, Aufklärung, Menſchenliebe, der hellern Philoſophie und der Befreyung von Aberglauben und Prieſter-Deſpotismus für ſeine Zeitgenoſſen und für die Nachwelt geworden iſt, — — dieſer Schriftſteller mußte die Aufmerkſamkeit, Achtung und Freundſchaft eines Königs auf ſich ziehen, der damals ſchon die erſten Schritte gethan hatte, um in dem politiſchen Syſtem von ganz Europa eben ſo große Veränderungen hervorzubringen, als Voltaire in deſſen religiöſen und literariſchen Syſtem ſchon hervorzubringen gewußt hatte.

Der König hatte ſchon als Prinz mit dem Herrn von Voltaire in Briefwechſel geſtanden, und ihn bis daher fortgeſetzt. Faſt in jedem Briefe hatte er ihn um einen Beſuch gebeten, damit ſie perſönliche Bekanntſchaft machen könnten. Als der König den Krieg geendigt hatte, wiederholte er ſeine Bitte, und Voltaire kam endlich auf zwey oder drey Monate nach Potsdam. Er erfüllte des Königs Erwartung ganz: er zeichnete ſich in der Geſellſchaft eben ſo vortheilhaft als in ſeinen Schriften aus. Seiner Kenntniß entgieng nichts (ſagt der König ſelbſt von ihm) ſeine Unterhaltung war eben ſo lehrreich als angenehm; ſeine Einbildungskraft eben ſo glänzend als fruchtbar; ſein Witz ſo ſchnell als gegenwärtig ſein Geiſt; durch den Zauber der Einkleidung belebte er die trockenſten Materien; mit einem Worte, er war

das

das Vergnügen und die Seele der Converſation. Aber der König hatte das Vergnügen ihn zu ſehen, nicht lange. Schon im Oktober gieng er nach Frankreich zurück. (Die Fortſetzung nächſtene.)

III.

Gedichte.

An Graun *).

Vedrai, che ziru non parenta
L'onda lenta
Del pallido Lete,
E che indarno d'inſidie ſegrete
La circonda l'inſtabil età;
Che ſicura fra tanti nemici
Si rinforza nel duro cimento,
Come al ſoffio del torbido vento
Vaſto incendio più grande ſi fà.

Als wir vor Jahren — laß uns ſie nicht zählen! —
Am ſalben Oberfluß

*) Einer der Kammergerichtsräthe, die bey der bekannten Arnoldiſchen Sache litten. Das Vergnügen ihrer Herſtellung war Friedrich Wilhelmen aufbehalten.

Der Themis und — wir dürfen es nicht hehlen —
Den Muſen opferten, und, glücklich im Genuß
Der Jünglingsfreuden, unſer Leben lebten,
Nach Rechtthun und nach Kenntniß ſtrebten,
Und das Geſpinnſt der Zukunft webten:
Ach! Freund! kaum dacht' ich da, fürwahr!
Daß auch auf ſolcher Bahn Gefahr
Dem Waller droht. Dir aber ſchwebte
Oft düſtrer Zukunft Ahndung vor.
Dann flohſt du uns: Taub war dein Ohr
Der Freundſchaft leiſem Ruf. Den Saiten nur entbebte
Der Troſt, nach dem die Seele rang;
Die Thräne rann in den Geſang:

*) Des Schickſals langſam ſchwellende Fluth
Erreichet uns Alle. Der Redliche ſteht,
Wie Felſen, und trotzet voll innerer Gluth
Den tobenden Wogen. Ja! wehet nur, wehet
Ihr Stürme der Prüfung! Ermüdet die Schwingen.
Die Flamme der Tugend wird höher nur dringen.

So ſangſt du oft und ſchriebſt beym Scheiden
Den Sang in's Buch der Freundſchaft ein.
Bedrängten mich dann Seelenleiden,
Dann, lieber Graun! dann dacht' ich dein

Und

*) Eine freye Nachbildung des oben ſtehenden Motto's, welches mein Freund mir beym Scheiden in's Stammbuch ſchrieb.

Und deines Sangs und was du ſchriebeſt.
Zwar wo du ſeyſt, und was du triebeſt,
Vernahm ich nicht: das wußt' ich nur,
Daß Graun, wohin des Königs Wille
Ihn rufe, treu die Pflicht erfülle.

Wie Bliz aus heiterm Himmel, fuhr
Da deines Unfalls laute Kunde
Mir durch das Herz. Doch Balſam für die Wunde
War der Gedanke: wenn die Welt
Im Drang des Rechts ihr Urtheil fällt
Und frey den Leidenden erkennet, —
Ob ihn ein König ſchuldig nennet,
Und wär' es Friedrich — frey iſt er;
Sein Kerker iſt kein Kerker mehr!
Heil ihm, der Themis Märtyrer,
Daß ſie, für deren Schutz er brannte,
Zu leiden auch ihn werth erkannte!
Und Heil — den Edeln allen Heil!
Die mit ihm ſanken vor dem Strahle
Der Allgewalt! Zum erſten male
Entſchlüfte dieſer Donnerkeil
Den Händen Friedrichs. Felſen ſprangen:
Doch ſieh! durch tiefe Riſſe drangen
Entblößter Minen Schimmer *). Gold —

*) Ein Gedanke Möſers. Suum cuique.

Nie ſah die Welt es lautrer — zollt
Die reiche Grube den Geweihten,
Und wohl uns! bis in ſpäte Zeiten
Wird ſie uns zollen. Denn es wich
Dämon Chicane, der die Schachte
Nach altem Brauche gern bewachte,
Und nannte Sieger, Carmer, dich!

Ich dacht's, und wälzte meine Tonne
Beruhigt, weiter auf und ab. —
Da ſtieg am Horizont die Sonne,
Die Friedrichs Schöpfung Wärme gab.
Ein milder Strahl aus ihrer Fülle
Fiel auch, mein edler Freund! auf dich.
Da that der Unſchuld Blume ſich
Nun ſchöner auf. — In meiner Stille
Bracht' ich dem guten König Dank. —
Noch lag ich nicht am Neide krank;
Und Fürſten neiden, — Gott im Himmel!
Wer das thut, kennt das Weſen nicht;
Doch ſchaut man ihn in dem Gewimmel
Der Tauſend, die an ſeinem Licht
Sich wärmen, Gnad und Recht ihm danken,
Wohl könnte man am Neid' erkranken.

Du dankeſt ihm — Gerechtigkeit. —
Und, Freund! (wir dürfen es geſtehen;)

Sie, die von Fürſten Gnade flehen,
Meiſt flehn ſie um Gerechtigkeit.
Doch, wer ſich der Erhörung freut,
Wohl mag er dankbar es erkennen:
Geſetze ſind des Staates Sennen,
Doch iſt nicht Fürſtenmacht der Geiſt?
Wenn dieſer nicht belebt die Säfte,
Nicht ſtete Wirkſamkeit ergeußt,
Erſchlaft werden bald der Sennen Kräfte,
Der Körper welkt, das Band zerreißt.
Sind wir doch Freund! nicht erſt ſeit heute
Der Göttin Nemeſis Geweihte;
Wir wiſſen, was der Geiſt vermag.
Vor allen kann er Tag vor Tag
Verſtärken Ein Geſetz. Zwar haben
In Marmor nicht und nicht in Erz
Die Sterblichen es eingegraben:
Doch grub's ein Gott uns tief in's Herz.
Der Menſchen-Satzungen vergehen;
Beſtehn wird dieſes, wird beſtehen
Und Kraft gewinnen durch die Zeit!
Iſt nicht ſein Name: Sittlichkeit? — —
Wohl, wohl dem Sohn der beſſern Erde,
Der dann ſich mit den Brüdern freut,
Daß, was einſt Zwang war, Sitte werde!
Und wohl ihm, der, des Staates Heft

nem Tode: Wie übel ſtehen graue Haare einem Narren und Pikelhäring an! Ich habe lange von einem ſolchen Mann geträumt, der ſo von Schwelgerey aufgeſchwollen, ſo alt und ſo ruchlos war; aber da ich erwacht bin, verſchmäh' ich meinen Traum. Sorge daß dein Bauch kleiner -- zurük! -- und dein Werth gröſſer werde; laß dein Schwelgen; bedenke, daß das Grab ſeinen Rachen dreymal weiter gegen dich aufſperrt, als gegen andre Leute -- Antworte mir keinen abgeſchmakten Spaß auf diß; bilde dir nicht ein, daß ich das Ding bin das ich war; der Himmel weiß, und die Welt ſoll es gewahr werden, daß ich mein vormaliges Selbſt von mir geworffen habe, und ſo will ich's auch mit meiner Geſellſchaft machen. Wenn du hören wirſt, ich ſey wie ich war, dann komm zu mir, und du ſollt ſeyn was du warſt, der Vormünder und Pfleger meiner Ausſchweiffungen. Bisdahin verbann' ich dich, bey Straffe des Todes, dich und den Reſt meiner Verführer, euch niemals unter zehn Meilen meiner Perſon zu nähern. Ich will euch den nöthigen Unterhalt reichen laſſen, damit euch Dürftigkeit nicht nöthige böſes zu thun; und ſo wie wir hören werden, daß ihr euch beſſert, wollen wir euch, euerm Stand und eurer Tüchtigkeit nach, Beförderung geben -- Sorget dafür, Milord, daß dieſem unſerm Willen nachgelebt werde. Weiter fort! --

[Der König und ſein Gefolge gehen ab.]

In ſeiner Hand, zu jenen Zeiten
Uns leiſes Druckes hinzuleiten,
Sich macht zum ſeelnen Geſchäft.
Der Muſen Künſte, ſie bereiten
Die edleren Gefühle vor:
Gern dienet ihm ihr heilig Chor.
So kämpft er Kämpfe, die der Tage
Der Menſchenliebe würdig ſind.
Heil Friedrich Wilhelm! Er beginnt
Den ſchönen Kampf. — Ja! König! wage,
Hier groß zu ſein! Du kannſt es, Du!
Die Ewigkeit jauchzt Beyfall zu.

v. Halem.

Diaz.

Als kühn Diaz die große Meeresbahn
um Afrika's beſtürmtes Vorgebirg
eröfnete, und nun die Felſen, roth
vom letzten Sonnenſtrahl, dem Blick entflohn:
Da ſtand der Führer einſam. Lange ſann
er dem Gedanken nach: Kein Sterblicher
befuhr dies weite Meer! Mein Name lebt
im Buch der Zeit! — Er dacht's und mächtig hob
ihn das Gefühl. — Da wölkt' es plötzlich ſich
um ihn, die Wogen donnerten, und ſieh!

ein

...s Geiſtgebilde ſtieg gigantiſch aus
der ſchwarzen Flut. Umnachtet war die Stirn,
und drohte Untergang: dem hohlen Aug'
entſprühten Funken. Nun erſcholl es, gleich
dem dumpfen Laut aus Abgrunds Tiefen, ſo:

Was wagſt du, Verwegner!
zu brechen die Schranken,
die Keiner der Sterblichen brach?

Jahrtauſende hauſ' ich hier
am Vorgebirge der Stürme;
und nimmer entweihet' ein Segel
mein unzugängliches Reich.

Du wagſt es, Verwegner!
zu Trotzen den Stürmen,
zu brechen die Schranken,
die Keiner der Sterblichen brach. —

Habſucht entführet
die Söhne Europens
der milderen Heimath, zu ſuchen
an Malabar's Ufern, am Ganges
das Glück, das den Suchenden flieht.
Gewaltthat iſt in ihrem Gefolge
und Unterdrückung und Tod.

Oeffnete dir ſich die Zukunft, Diaz!
Vernähmſt du, wie ich, das vereinte Gewinſel
der Millionen Sterbender,
Ha! du erlägeſt dem tödtenden Blick. — —

Verfolge den Lauf!
Das Schickſall gebeut:
aber bebe, Diaz! —
Rache über dich,
und über dein Geſchlecht!
Du, du ſtirbſt den Tod der Wogen;
doch eher nicht, bis du den Deinen
den Weg des Verderbens gezeigt.

In jeglichem Folgejahrhundert
wird unerſättlicher Durſt nach Gold
Tauſende führen die Bahn.
Doch wiſſe! mein ewiger Fluch
ereilt die Tauſende hier:

Feſſelt die Könige!
Raubet, verheeret Provinzen!
Aber vertilgt euch unter einander
und darbet unter den Schätzen,
die euch der Orient zollt. —
Flieht dann, flehet verfolget
von der Entfeſſelten Hohn.

Und

Und ha! die Flüchtenden ſchlinge
mir zum Opfer der Abgrund hinab!

Er ſprach's und ſchwand. Ein Blitz erleuchtete
die Stätte rings: der Donner kracht' im Strahl;
und furchtbar ſcholl der Felſen Widerhall.

v. Salis.

Der eilfte May *)

beſungen den 19. May 1786.

Im Monden, da die ganze Natur gebiert,
Glück Nachtigallen werden, und Eichen grün,
Vielen düften, Quellen lauten,
Und Afrodite dem Meer entſchwebet,

Den Eilften dieſes Mondes, der hell und klar,
Nach Sturm und Nacht den oberen Erdenkreis
In ein Gewand von Sternenſtrahlen
Kleidet', ein Sinnbild geweihter Dichter!

Sprang aus erhitzter Stirne, mein Alringer!
Dein Doolin dir. Es tönte die Rüſtung ihm —
Wir dachten größer: Liebesklage
Weinte ſein Mund — wir empfanden zarter.

Da

*) An dieſem Tage ward meines Freundes Rittergedicht Doolin von Mayntz feerig, welches nun bald im Drucke erſcheinen wird.

Da ſteht er nun, halb Zeus und halb Siegmars Sohn,
Voll deutſcher Kraft, voll griechiſcher Nettigkeit,
Leicht angeflogen von Orlando's
Wildheit, des Kriegs und der Liebe Schutzgott!

Er ſteht mit ſeiner Zeit und mit ſeiner Welt
Lebendig da, und beſſert durch Wort und That
Der Schauenden Verſtand und Willen,
Beides ergötzend und unterrichtend!

Er ſteht, ein Denkmahl Wieneriſches Genius
Zu fremden und verwandten Geſchlechtern da,
Und hält, Freund! deinen Ruhm, in einen
Nimmerverblühenden Kranz gewunden

Empor mit ſtarkem Arme: tief unten treibt
In einem engen Strudel der Strohm der Zeit
Mit grauſenvoller Stille Völker,
Länder und Namen hinuntergurgelnd.

Freund! rette meinen! daß noch der letzte Bard'
Einſt ſinge: Seyd großmüthig, wie Alxinger, *)
Ihr Teutſchen! und wie Haſchka, dankbar,
Redlich, wie beide, wie beide, Freunde!

Lor. Leop. Haſchka.

*) Seit 1779 dank ich Alxingern die Unabhängigkeit, die Muße und die Bequemlichkeit meines Lebens.

An Herrn S — d.

S — a. am erſten Jänner 1787.

Wenn, ſagt ein altes Sprüchwort ſchön,
wenn unſre Wünſche Pferde wären,
wer würde noch zu Fuße gehn? —
Und doch — ſo ſelten auch die Götter uns gewähren,
um was, bethört von Wahn und Leidenſchaft, wir flehn —
und doch vergnügen uns die goldenen Schimären!
Und, nicht nur uns allein, die wir es gern geſtehn,
Uns Weiber — (Könnten wir nur durch den Schleyer ſehn,
wodurch ſie unſerm Blick verwehren
die Falten ihres Herzens zu durchſpähn!)
auch weiſe Männer, die durch weiſe Lehren
den Narren predigen, und — keinen Narrn bekehren,
auch Weiſe laſſen oft von einem leiſen Wehn
der Hofnung und des Glücks zu Wünſchen ſich bethören,
die, wenn ſie ſie aus fremden Munde hören,
Sie lächerlich und unbeſonnen ſchmähn.

Allein, die weiſen Herrn in Ehren!
da ſelbſt die Billigen von ihnen eingeſtehn,
die Thorheit ſey des Menſchen Erb' und Lehn,
und ganz könn' ihrer auch die Weisheit nicht entbehren —

Halt, Mädchen, halt! auf welche ſteile Höhn
verirrſt du dich? Hinab aus dieſen Sphären!

Die Henne ſoll nicht gleich dem Hahne krähn.
Philoſophie gehört den Männern. Sie verſtehn
die Kunſt, das Näschen ihr bald rechts, bald links zu drehn:
Auch ihnen heift ein Ding bald häßlich und bald ſchön,
wie es die Mode will; und jedesmal beſchwören
Sie keck ihr Recht ... Doch ſtill! ich mag den wilden Bären
nicht foppen, in kein Neſt erzürnter Weſpen ſtören.

Und auch nicht länger Dich durch mein Geſchwätz beſchweren.
Dem häßlichen Verdacht von Gernwitz zu entgehn,
will ich nun, kurz und gut, — du wirſt mich nicht verſchmähn —
in deinen Schoos mein Körbchen Wünſche leeren!

So wie im Lenz, wenn laue Weſte wehn,
der Erde Mark durch tauſend zarte Röhren
in Baum und Staude ſteigt, den Lebensgeiſt zu nähren:
ſo müſſe, Freund, geführt von Amorn und Cytheren,
Geſundheit, Muth und Scherz — in jubelvollen Chören,
die Götter alle, die des Lebens Wonne mehren,
in deinen Buſen wiederkehren,
und jedes Unmuthswölkchen ſchnell verwehn,
und jeden Kummer ab von deiner Hütte wehren,
und alle ſcheuslichen Megären,
das Podagra — den Spleen, der Einen Nu zu zehn
umwölkten Tagen macht — Schmarotzer, die mit zween
geräum'gen Magen ach! von deinem Fette zehren! —

Dis

Die Freude müſſe nie dir falſch den Rücken kehren;
Nein! treu, wie mir mein Damaren,
liebkoſend dir zur Seite ſtehn,
an deinem Arm mit dir durchs Leben gehn;
und, ohne dein ausdrückliches Begehren,
der Knochenmann dich nicht mit ſeiner Senſe mähn!

Friderike F — r.

IV.

Fortſetzung der Briefe des Herrn Abbate Fortis an den Herrn Grafen Thomas von Taſſegli.

Zweiter Brief.

Barletta, den 30. Nov. 1783.

Die Muße, welche mir die Contumaz hier wider meinen Willen ſchenkt, hat mich auf den Gedanken gebracht, Dir die erſten Grundlinien von der natürlichen Beſchaffenheit des Landes zu zeichnen, das neuerlich von dem Erdbeben ſo ſchreklich iſt zerrüttet worden, in ſo fern es nemlich, ohne es ſelbſt noch einmal zu bereiſen, geſchehen kann. Du weiſt, daß ich ſchon im Jahre 1780, wo ich die geſellſchaftlichen

Freunde zu Ragusa mit den Beschwerlichkeiten einer naturhistorischen Reise vertauschte, einen Streifzug nach Calabrien unternahm, um von Neapel nach Sicilien zu gehen, gerade zu einer Zeit, wo der Aetna und das Erdbeben zugleich daselbst wütheten. Die Methode, deren sich die Neapolitanischen Schriftsteller bey der Beschreibung dieser traurigen Naturbegebenheiten bedienten, war mir nach wiederholten Beobachtungen ein wenig verdächtig geworden. Es fiel mir auf, daß sie die Beschaffenheit des Bodens, der diesen schrecklichen Phänomenen unterworfen ist, nicht mineralogisch und in der Sprache der Naturforscher beschrieben, welches doch, nach meiner Meynung, das bey unumgänglich erforderlich wäre. Jetzt gieng mein Verdacht in Ueberzeugung über, und ich beschloß, ihre Mangelhaftigkeit in diesem Punkte in einigen Briefen an dich, einigermaßen zu ergänzen, doch ohne den stolzen Vorsatz, dir etwas ganz vollständiges liefern zu wollen.

Um diese Absicht zu erreichen, will ich die Beobachtungen, die ich in dem Journal meiner damaligen Reise durch Calabrien finde, sammlen und ordnen. Ich thue dieß um so lieber, da die Nachrichten von jener Zerstörung, die mir vor Augen gekommen sind, ihren Gegenstand sehr superficiell behandeln, und da selbst Barrio, der eine Geschichte seines Vaterlandes herausgab, vieles nicht bemerkt und beschrieben hat.

Die

Dieſer Abriß kann der Leitfaden zu einem Compendium abgeben, welches man aus den voluminöſen Werken der Neapolitaniſchen Gelehrten über dieſen Gegenſtand herausziehen könnte, und du kannſt ihn, wenn du willſt, den wackern Männern, unter denen du jetzt lebſt, mittheilen: vielleicht kann er auch einige leere Minuten in einer Sitzung der dortigen berühmten Akademie ausfüllen, zu welcher auch ich mit der Zeit zugelaſſen zu werden hoffen darf.

Gabriel Barrio, ein Calabrier, aus Francica, einer Landſchaft gebürtig, die durch das letztere Erdbeben gänzlich verwüſtet worden, gab unter Pius dem Fünften ein Werk de antiquitate & ſitu Calabriæ heraus. Er brauchte die Vorſicht, in demſelben die Beſchreibung des Bodens der verſchiedenen Gegenden zu liefern, und zwar für jene Zeiten ziemlich genau und vollſtändig. Zwar würdigt der gute Barrio ſein Buch durch eine ſtarke Doſis frommer Leichtgläubigkeit herab: aber dieſes abgerechnet, was man auch ſeinem Zeitalter gern verzeihen wird, enthält ſeine Arbeit, eine weitläuftige Gelehrſamkeit und einen hinlänglichen Vorrath geſunder Beurtheilungskraft, wenn ihn auch zuweilen die Vaterlandsliebe, die ja auch auf alle übrige Erdenſöhne ihren Einfluß zu behaupten pflegt, zuweilen ein wenig getäuſcht haben mag.

Calabriens Länge hält ungefähr 190 römiſche Meilen (davon 75 auf einen Grad gehen) von Norden

Neunte Scene.

Falſtaff.

Herr Schallow, ich bin euch tauſend Pfund ſchuldig.

Schallow.

Ja, mein Seel, Sir John, und ich bitte euch, gebt ſie mir wieder mit heim.

Falſtaff.

Das kan ſchwerlich ſeyn, Herr Schallow. Macht euch keine Gedanken hierüber; es wird in Geheim nach mir ſchiken; ſeht ihr, er mußte vor den Leuten ſo dergleichen thun. Seyd ohne Sorge wegen eurer Beförderung, ich will doch der Mann ſeyn, der euch groß machen ſoll.

Schallow.

Ich kan nicht begreiffen wie das zugehen müßte, auſſer wenn ihr mir euer Wamms gebt, und mich mit Stroh ausſtopft. Ich bitte euch, guter Sir John, gebt mir nur wenigſtens fünfhundert Pfund.

Falſtaff.

Sir, mein Wort iſt eben ſo viel. Was ihr da hörtet, war nur Verſtellung, ein Kunſtgriff, wie ich ſage; kommt mit mir zum Mittag-Eſſen; kommt, Lieutenant Piſtol: kommt, Bardolph. Er wird heute Nacht bald nach mir ſchiken.

nach Süden, und zwar von der Mündung der Flüsse Talar und Siri (itzt Sinno genennt) bis zum äussersten Ende des Capo di ſpartivento; ſeine Breite, wo ſie am geringſten iſt, als zwiſchen Squillace und dem Golfo die S. Eufemia (ehmals Sinus lameticus genannt) hält kaum 20; und wo ſie am beträchtlichſten iſt als zwiſchen dem Capo d' Alice und Paola ungefähr 70 ſolcher Meilen.

Wenn man eine Linie von ungefähr ſechs und vierzig Meilen unterhalb den Mündungen des Talar und des Siri beſchreibte ſo kommt man nahe an dem Landgute Lauria vorbey, welches zwiſchen Bergen in dem alten Lucanien liegt, und das itzt den Namen Baſilicata führt. Ich erwähne dieſes Orts, obwohl er auſſerhalb den Gränzen Calabriens liegt, darum beſonders, weil einer der arbeitſamſten Naturforſcher, die Italien in unſern Zeiten hervorgebracht hat, im Jahr 1779 ſein Leben daſelbſt beſchloß. Dieſes war der gelehrte Cavalier Joſeph Mozzi von Macerata, welcher wiederholte und lange Reiſen in den jenſeitigen Gebürgen gethan, und beſchloſſen hatte, ein gleiches in Calabrien zu unternehmen; aber auf den Gränzen dieſes Landes mit einem Entzündungsfieber befallen ward, das ihn für die Ehre ſeines Vaterlandes und für die Erweiterung der Wiſſenſchaften, zu früh der Erde entriß. Ich ward daſelbſt von Sig. Joſeph Ginnori, ohne ihn zu kennen, ohne an ihn empfohlen zu ſeyn,

ſehr

ſehr höflich aufgenommen. Eben dieſer vortrefliche Mann hatte, wie ich erfuhr, dem wackern Mozzi die letzten Pflichten der Gaſtfreyheit und Menſchlichkeit mit vieler Theilnehmung erwieſen.

Von Lauria aus nahm ich meinen Weg nach dem Fluſſe Lao zu, und kam durch * * * wo ich einen tölpiſchen und groben Landjunker antraf. Ich wandte mich an ihn, nicht etwa, daß er mich in ſeinem Hauſe aufnehmen, ſondern daß er mir nur ein erträgliches Quartier für mein baares Geld verſchaffen möchte, wo ich vor den glühenden Stralen der Mittagsſonne (es war gerade am 24ſten Juni) gedeckt wäre; aber auch dieſe unſchuldige Bitte war er hartherzig genug mir abzuſchlagen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß ich in dem ganzen Königreich Neapel, wo man, wie ich aus Erfahrung weiß, die Gaſtfreyheit in ihrer ganzen Stärke ſchätzt und ausübt, ſolch ein Brutum nicht wieder gefunden habe. Eine Meile weiter, ſagte man mir, daß die Gemahlin des Herrn Barons eben ſo artig und gefällig, als ihr Gemahl unartig und unhöflich ſey, und daß ſie ihn nicht ſelten zu ſeiner Pflicht zurückzuführen wüßte. Ich ſetzte meine Reiſe fort, während ich an meinen Unſtern dachte, und mir feſt vornahm, in Zukunft mich immer nach den Geſinnungen der Frauen zu erkundigen, wenn ich fände daß die Männer unfreundlich wären. Du kannſt wohl denken, liebſter Tomo, daß ich mich bey

dieſer Gelegenheit aller der lieben Weiber aus unſerer Bekanntſchaft erinnerte, die mit ihren Männern eben ſo ungleich zuſammengepaart ſind, als dieſe Freyfrau mit ihrem Freyherrn.

Es iſt gewiß, daß dieſe kleine Epiſode mit der Menſchenliebe ſehr ſchlecht zuſammenhängt, aber ſie gehört doch immer zur natürlichen Geſchichte des Thieres, das man Menſch nennt.

In der Gegend von Caſtelluccia beobachtete ich große Schichten einer weißlichten Kalkerde, die zur Düngung der Aecker ſehr geſchickt ſeyn müßte; in einigen derſelben fand ich, ehe ich an das Ufer des Lago kam, eine Menge kleiner ſehr weißer Conchilien, die den berühmten Conchilien zu Touraine ähnlich waren.

Zwiſchen Caſtelluccio und dem Meere erheben ſich Kalkhügel, in welchen man Steine für die Oelmühlen bricht, dergleichen vormals, namentlich zu den Zeiten des Barrio, in dem Gebiethe von Tortora und Ajeta gehauen wurden. Barrio ſagt auch, daß man längſt den Ufern den Probierſtein gefunden habe; aber dies iſt vermuthlich falſch, und er hat den ſchwarzen marmorartigen Kalkſtein mit dem Probierſtein verwechſelt; zu welchem Irrthum ihn die italieniſchen Steinmetzen, die dieſe Steinart uneigentlich ſo zu nennen pflegen, verleitet zu haben ſcheinen.

Eben dieſe Berge erzeugen auch die Steinart, die in Italien gemeiniglich pietra Fungaja (Schwammſtein)

ger

genennt wird, und allerdings ſchwammigt und voll kleiner Steine, aber bey weitem kein Stein iſt. Wenn man dieſe Tufſtein-Art, wie du weiſt, von Zeit zu Zeit in warmen Waſſer erweichen läßt, ſo bringt ſie, ſey ſie auch noch ſo weit von dem Orte ihrer Erzeugung entfernt, ziemlich ſchmackhafte und völlig unſchädliche Schwämme hervor. Ich habe dergleichen Tufſtücke geſehen, die an zwey Fuß im Durchmeſſer hatten; aber es finden ſich ihrer noch größere, beſonders in Umbria und im Herzogthum Urbino.

Barrio nennt im Laufe ſeines Werks folgende Oerter, wo der Lapis Phrygius erzeugt werden ſoll; ſie ſind: die Berge Pollino, Mula, St. Agatha, St. Marco, Faggiano, Fuscaldo, Nocera, Caſtel-Minardo, Monte-Santo, Monteroſſo, Galatro, Alecci, Santo-Stefano, Amendolia, und endlich Bovalina. Er hätte eben ſo gut ſagen können, dieſe Steinart fände ſich von einem Vorgebürge Calabriens bis zum andern. Ich weiß nicht gewiß, kann auch, da ich keine Bücher zur Hand habe, nicht nachſchlagen, ob dieſes Produkt des Steinreichs auſſerhalb Italien ſo häufig anzutreffen ſey; doch erinnere ich mich, daß auſſer Umbria und Urbino, auch die Landſchaften Sabina und Abruzzo daſſelbe erzeugen. Die von Cora und von dem Berge Carpineto kommen, ſind berühmt. Ueberhaupt iſt es ein Erzeugniß, das die Sorgfalt eines fleißigen Beobachters verdient, da man noch ſo wenig davon weiß.

An der Mündung des Talar befinden ſich verſchiedene kleine Inſeln bey welchen man ehemals Perlen fiſchte, und vielleicht noch immer fiſcht.

Die Landſtraße von hier aus hätte mich durch die reizende und fruchtbare Ebene Campo Teneſe genannt, führen ſollen; weil ich aber erfuhr, daß eine Räuberbande dortherum kreuzte, und ich mich nicht verſucht fühlte mit dieſen Herren Bekanntſchaft zu machen, ſo hielt ich mich an den Bergen hin, kam durch einen langen Wald, ſetzte über den Lac an den Gränzen der Landſchaft Lamno, die von ihm den Namen führt, und wandte mich darauf nach Mormanno. Ich mußte einige Meilen über einen Bergrücken von glimmerichten Thonſchiefer (Schiſtoja micacea) machen; mein Führer ſagte mir, daß man ihn Le Sadole zu nennen pflegten. Dieſe ganze Strecke trug alle Zeichen eines mineraliſchen Bodens an ſich, und wirklich redet Barrio von Bleygruben, die ſich im Gebiethe von Scalea, welches zehn Meilen weiter unten nach der Küſte zu liegt, befunden haben ſollen. Thatſache iſt es indeſſen, daß der glimmerichte Thonſchiefer des Sadole auf Kalkſchichten, wie ſie ſich in den Appenninen finden, ruhet. Der Bach, der von Mormanno herabkommt, und ſich hier ein tiefes Thal gegraben hat, ſetzt dieſe Bemerkung auſſer allen Zweifel. Ich wollte mich durch eine fleißige Unterſuchung feſt davon überzeugen, um nachher über die weiſen Männer, die auf ihren Studierſtuben Syſteme bauen, ein wenig zu lachen.

Die

Die Gegend um Scalea erzeugt kalkartige Mühl- und Wetzſteine (macine calcarie, e cote.) Zu den Zeiten des Barrio baute man daſelbſt Zuckerrohr. Dies geſchahe auch in einigen andern Gegenden Calabriens, als zu Cirella, S. Cineto, Belvedere, Fuscaldo, Laconia, Bivonna u. a. a. d. Dieſer Zweig des Landbaues iſt itzt, wo nicht ganz, doch gröſtentheils vernachläſſiget oder gar aufgegeben worden.

Zu Mormanno ward ich von der daſigen freyherrlichen Familie ** ſehr artig empfangen. Man ſagte mir, daß es hier Profeſſoren der Philoſophie, Theologie und Jurisprudenz gäbe. Ich war nicht ſo glücklich einen von ihnen zu ſehen; aber dennoch hielt ich ſie mit gläubigem Herzen für eben ſo viel Ariſtoteles Santomaſe und Bartoli. Die Anhöhe von Mormanno, die ſich an eine überaus ſteile Klippe von Kalkſtein lehnt, kann man nur mühſam zu Pferde erſteigen, und man muß gewohnt ſeyn, über den Klüften und Abgründen Dalmatiſcher Felſen zu ſchweben, wenn man hier Muth genug behalten ſoll, im Sattel zu bleiben. In der umliegenden Gegend findet man kleine blaugrüne Quarzkryſtallen, welche Barrio fälſchlich Beryllen nennt.

Von Mormanno aus nahm ich meinen Weg auf der Landſtraße durch das obenerwähnte Thal, und gelangte zu einem kleinen runden Keſſel, *il Lago* (der See) genannt, der rings umher mit Kalckbergen umſchloßen war, und vor Alters Waſſer gehalten zu haben ſcheint.

ſcheint. Ich bemerkte nach Norden zu, einen kleinen Hügel von ſandigem vulkaniſchem Tuff, der geradezu als ſolcher zu erkennen war. Der Hügel hatte ungefähr eine (italieniſche) Viertelmeile im Umfang und etwa vierzig Fuß in der Höhe. Dieſer Tuff iſt den Tuffarten von Vizenz und Padua ähnlicher, als denen um der Gegend von Neapel. Er iſt grau und giebt Feuer am Stahle. Auch giebt es hier grünliche Laven, in welchen ſich kugelförmiger kalkartiger Tropfſtein befindet.

Hier ſah ich alſo die erſten Spuren vulkaniſcher Ausbrüche in dem Striche von Calabrien, den ich berührt hatte. Vielleicht hätte ich mehr dergleichen angetroffen, wenn ich Abſtecher machen, und die Kreuz und Quere hätte herum ſchweifen können. Gleichwohl erwähnt, ſoviel ich weiß, kein einziger Neapolitaniſcher Schriftſteller etwas davon. Als ich den Berg gegen Urſomarſo hinabſtieg, um in das Thal des Tao zurückzugehen, ſtieß ich nahe am Wege auf eine Schicht, die aus einem harten Kalkſteine beſtand, der durch die ſcharfen ſchwefelichten Ausdünſtungen völlig durchdrungen war. In dieſer Steinart fand ich den Helmintholithum madriporae coralloidis fiſtulosae.

Als ich meinen Weg durch einen Eſchenwald nahe bey Urſomarſo, immer bergab fortſetzte, bemerkte ich ein großes Felſenſtück an dem Ufer des Flußes, der eben dieſen Namen führt, welches der Calcarius niger albi-

bicantibus venulis variegatus war. Er hatte Aehnlichkeit mit dem ſchwarzen Porphyr, war aber ein vollkommener natürlicher Kalkſtein.

Die Anſicht des ganzen vor mir liegenden Thales war völlig vulkaniſch. Lava, Bimsſtein, und alle übrige unwiderſprechliche Beweiſe von einer ehemaligen Entzündung, fanden ſich hier beyeinander. Ein Novize in der Naturgeſchichte würde ſich hier in das ſchwarze Reich des Pluto verſetzt zu ſehen glauben. Noch leichter könnte man dieſes diejenigen glauben machen, die auf dem Syſtem, daß alles durch Feuer hervorgebracht ſey, leben und ſterben. Aus eben dieſer Gegend kamen wahrſcheinlich die ſchwarzen Steine herab, welche Barrio für Probierſtein hielt; denn der Fluß Urſomarſo vereiniget ſich mit dem Lao kurz vorher, ehe ſich dieſer ins Meer ergießt.

Indem ich an dem linken Ufer des Urſomarſo und nachher des Lao, bis nahe zu ſeiner Mündung meinen Weg fortſetzte, bemerkte ich Schichten vom calcarius cærulescens, welche ſenkrecht von Waſſer durchſchnitten waren. Dieſe Steinart iſt zelligt, und hält in den Hölungen weiße Glimmertheilchen, und kleine Quarzkriſtallen, die denen ähnlich ſind, welche zu Tolfa, zu Selvino in Bergamasco u. a. a. O. gefunden werden. Sie iſt merkwürdig in ihrer Art: und ich kenne bis itzt kein Produkt des Mineralreichs, welches Aehnlichkeit mit ihr hätte.

Die

Die Olivenbäume gedeihen an dem Fluſſe Lao bes wundernswürdig, und können ſich getroſt mit unſern groſſen Maulbeerbäumen meſſen. Sie ſtehen ziemlich dicht an einander, und haben Feigenbäume zwiſchen ſich, deren Nachbarſchaft ihnen nicht ſehr zuträglich ſeyn kann, weil ſie ihre Wurzeln auf eine ſchwelgeriſche Art überallhin ausſtrecken. Auch zieht man in dieſer Gegend einige Arten von Weinreben, ſäet Getraide, und bauet Baumwolle, die vortreflich ausfällt.

In den Paduaniſchen, Veroneſiſchen und Vicentiniſchen Gebirgen, beſtellt man das Land auf eine ähnliche Art, und niemand fürchtet, daß ſie dem Oelbaum ſchädlich ſeyn dürfte. Aber in dem Staat von Raguſa iſt dieſes leere Vorurtheil eingeriſſen: in Gegenden wo der Verluſt, der aus der Leerlaſſung des Landes entſteht, das man noch dazu ſo mühſam wie ein Getraideſeld bearbeitet, nothwendig ſehr beträchtlich ſeyn muß. Solche Gegenden ſind die ſchönen Felder von Cannoſa. Ich habe den Anbau derſelben mit Getraide deiner würdigen Schweſter angeprieſen, die meine Gründe wohl einſah, aber vielleicht war es nicht möglich den Vorſchlag auszuführen.

Nach Eurem Syſtem des Landbaues erfordert der Oelgarten alle Jahre den Pflug, oder den Karſt, und den Dünger. Da ſchieſt dann mancherley Kraut hervor, das unnütz oder gar ſchädlich iſt, und auf Koſten des Beſitzers wuchert. Warum ſäet man nicht lieber

nütz-

nützliche Körner darein? Ich hoffe, daß Erfahrung und beſſere Einſicht den alten Schlendrian der Landeskultur, der ſeine Rechte, wären ſie auch noch ſo albern, ſo hartnäckig vertheidigt, mit der Zeit noch beſiegen werden.

In dem Thale, das der Lao durchſtrömt, ſah ich die Bauern den Maiz Korn für Korn ſtecken. Einer zog mit dem Pfluge ganz kleine Furchen, und ein anderer grub kleine Löcher mit den Fingern, legte das Korn hinein, und deckte es mit Erde zu. So macht dann das Behacken keine Schwierigkeit, weil das Erdreich ſchon vorher iſt aufgelockert worden. Wir *) werden wohl erſt dann die Ausſaat auf dieſe Weiſe betreiben, wenn der Mangel vor der Thür iſt; denn bey der jetzigen geht mehr als die Hälfte des ausgeſtreuten Maiz verlohren. Und doch ſind wir aufgeklärte kluge Leute, und die Calabrier, rohe unverſtändige Barbaren!

Der Berg Pollino ſchien mir aus der Ferne ein Kalkberg zu ſeyn; er theilt ſich in zwey Spitzen, wovon der eine der große, und der andere der kleine Pollino von dem Volke genannt wird. Barrio ſagt, daß ſich in demſelben Goldadern befänden, und es kann ſeyn, daß ſich in den innerſten Thälern Belege zu dieſer Behauptung fänden, die jedoch durch den äuſſern Anſchein nicht begünſtigt wird. Auch zu Saracena finden ſich, nach Barrios Bericht Bley- und Goldgänge. In eben dieſe Gegend ſetzt er auch Gyps, welcher

*) d. i. Venetianer. Der Verfaſſer iſt ein ſolcher.

Der Lord Ober-Richter und Lancaſter treten auf.

Lord Ober-Richter (zu ſeinem Gefolge.)

Geht, bringt Sir John Falſtaffen in den Fleet. Nehmt ſeine ganze Geſellſchaft mit.

Falſtaff.

Milord, Milord, --

Ober-Richter.

Ich kan izt nicht reden; ich will bald mehr von euch hören. Führt ſie fort.

Piſtol (ſingt.)

Si fortuna me tormenta, il ſperare me contenta.

[Sie gehen ab.]

Lancaſter und Lord Ober-Richter bleiben.

Lancaſter.

Dieſes Verfahren des Königs gefällt mir, es iſt edel. Er will, daß ſeine gewohnten Geſellſchafter mit allem Nöthigen verſorgt ſeyn ſollen; aber ſie ſind verbannt, bis eine beſſere Aufführung ſie mit der Welt ausgeſöhnt haben wird.

Lord Ober-Richter.

Das ſind ſie.

Lancaſter.

Der König hat ſein Parlament zuſammen beruffen, Milord.

welcher ſich an den Wurzeln jener Berge finden ſoll, und der in den übrigen Gegenden Italiens nur immer ein Attribut der untern Appenninen iſt, und an keine Erzgänge denken läßt. Ganz neuerlich ſchrieb mir mein gelehrter Freund D. *Ciro Minervino* von Neapel, daß man in dem Bezirke des Berges Pollino vor kurzem eine Schicht mit Ichthyotypoliten entdeckt habe. Dieſes wäre denn die fünfte dieſer Art, die ich in dieſem Königreiche kenne. Die eine und vielleicht die merkwürdigſte, befindet ſich in der terra di Lavoro oberhalb Cereto in den Bergen della guardia, nahe bey dem Dorfe Pietrarojа, (ich habe ſie beſehen und werde bey einer andern Gelegenheit von ihr ſprechen;) die zweyte iſt zu Vitulano bey Benevent; die dritte zu S. Marco die Cavotti im Gebiethe von Montefuſco; die vierte zu Aleſſano an dem Capo di Leuca in der Landſchaft Otranto, und die fünfte wäre jene am Berge Pollino, wenn ſich die Nachrichten davon beſtätigen. Auch zu Stabia ſollen ſich Skelette faſſiler Fiſche finden, und in dem Kabinet meines vorhingedachten Freundes habe ich Exemplare davon geſehen; aber wir fanden beyde die Sache dadurch noch nicht auſſer allen Zweifel geſetzt.

Kaum war ich aus dem Thale des Lao heraus, als ſich eine Reihe von Bergen vor mir erhob, die bis ans Meer hinſtrichen, und an deren Wurzeln kleinere Hügel hervorſprangen, die durch zufällige Steinarten (materiali avventizi) gebildet waren. Die Breite

dieſer Bergkette war nicht von Belang. Nicht weit von derſelben ſah ich eine andere, die auch nach dem Meere hinlief, weit beträchtlicher war, und aus ſchimmerndem marmorartigem Kalkſtein (marmo calcario ſalino) beſtand, der weiß und aſchfarbig und der feinſten Politur fähig iſt. Verarbeitet ſah ich dieſe Steinart zu Cirella bey dem dortigen Duca einem ſehr gefälligen Herrn, deſſen Gaſt ich zwey Tage hindurch war. Der Garten hinter ſeinem Schloſſe, der nach dem Meere zu in einer reizenden Terraſſe ausläuft, iſt ein merkwürdiges Stück des Alterthums, obwohl es einem nicht ſogleich in die Augen fällt; denn nicht völlig vier Fuß unter dem angebauten Erdreich finden ſich ganze Eſtriche und Fußböden von moſaiſcher Arbeit. In der umliegenden Gegend findet man häufig Sarkophagen von Backſtein, aber edlere Denkmäler des Alterthums ſind ſeltner. Cirella war vor Alters eine Stadt, aber gewiß keine der ſehenswürdigſten; ſie muß, nach Art der alten Städte, in gewiſſe abgeſonderte Marktbezirke abgetheilt geweſen ſeyn, welches mir ihr Name, der in der mehrern Zahl ſteht, anzudeuten ſcheint.

Ich erholte mich zu Cirella von meinen langen und mühſeligen Ritten, darum iſt es billig, daß auch du, mein Lieber, dich hier ein wenig von dieſem langen Briefe erholeſt. Lebe wohl.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Gedanken

aus Veranlaſſung eines Briefes 1)

des Herrn D. Bicker in Bremen

an Herrn Hofrath Baldinger

über

Lavaters Magnetismus. 2)

Das bekannte Dictum des Shakſpeariſchen Hamlets — „mein guter Horazio, es giebt viel Dinge im „Himmel und auf Erden, wovon ſich unſer philoſo„phiſches Compendium nichts träumen läßt„ — gehört unter die Gedankenformen, die ein jeder mit leichter Mühe ſeinem Verſtande anpaſſen kann, und womit man, ohne viel dabey zu denken, ſehr viel geſagt zu haben glaubt; wiewohl man, im Grunde, nichts damit geſagt hat, als die gemeine, unläugbare, uralte Alltagswahrheit: die fünf Sinnen nebſt dem Abſtrac

1) Der im 3ten Stücke des Hannoveriſchen Magazins von gegenwärtigem Jahre abgedruckt zu leſen iſt.

2) Ich erſuche alle meine Leſer, die bey der nähern Erörterung dieſer Sache auf irgend eine nähere oder entferntere Art intereſſirt ſeyn können, ihr Urtheil über dieſen Aufſatz bis zur Endigung deſſelben zurückzuhalten.

W.

Abſtractions- und Vergleichungs-Vermögen des unendlichkleinen albernen Thierchens, Menſch genannt, welches auf einem unendlich kleinen Sonnenſtaub, Erde genannt, über andere noch kleinere oder noch albernere Thierchen den Meiſter ſpielt, ſind nicht das Maas alles deſſen, was im Unermeßlichen, worin jenes Stäubchen unter unendlich vielen Millionen ſeinesgleichen herumſchwimmt, möglich und wirklich iſt — oder, um uns eines faßlichern Bildes zu bedienen, einer Spinne, die in irgend einem unzugangbaren Winkel der Peterskirche zu Rom ihr Mückennez aufgehangen hat, iſt ſehr vieles unbekannt und unverſtändlich, was in beſagtem Tempel zu ſehen und zu hören iſt. Gewiß, keine mathematiſche Wahrheit iſt evidenter als dieſe: aber was für einen Gebrauch können wir von ihr machen? Was ſoll daraus folgen? Etwa — daß ungeachtet ſeit zwey Jahrhunderten unſere Kenntniſſe von der Natur, ihren Kräften, Geſetzen und Würkungen, vergleichungsweiſe mit dem was man vorher davon wußte, ungemein zugenommen haben — ungeachtet wir mit künſtlich bewafneten Augen Entdeckungen gemacht haben, die uns einen Begrif vom Weltall geben, gegen welchen die erhabenſten Begriffe eines Platon, Ariſtoteles, Philolaus, u. ſ. w. nur ſehr kindiſche Vorſtellungen waren — daß, dieſem allen ungeachtet, unſer Wiſſen bloßes Stückwerk iſt, und daß wir von den Erſcheinungen der Natur nur einen unendlich kleinen Theil kennen, von ihren Kräften aber, ihrer Oeko-

nomie, und dem inwendigen des unermeßlichen Schauspiels, das vor unſern Sinnen ſteht und unſern Verſtand in Erſtaunen ſetzt, ſoviel als gar nichts wiſſen? — Wer zweifelt daran? Gewiß die am wenigſten, die am meiſten wiſſen, und in dem engen Geſichtskreiſe, den die Natur uns zugeſtanden hat, am ſchärfſten und deutlichſten ſehen! — Aber dieß folgt nicht aus jenem Satze; es iſt der Satz ſelbſt mit andern Worten. — Oder ſoll etwa daraus folgen: daß wir nichts für gewiß behaupten ſollen, was wir nicht gewiß wiſſen? nichts als unmöglich läugnen ſollen, deſſen Unmöglichkeit wir nicht beweiſen können? über nichts urtheilen ſollen, was wir nicht verſtehen? — Wahrlich, wem dieſe Vernunftgeſetze erſt von Hamlet gepredigt werden müſſen, deſſen Stimme wird bey einer Umfrage über neue Wundererſcheinungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt von keinem groſſen Gewichte ſeyn!

Doch, ich will es gelten laſſen, daß man einer gewiſſen blödſinnigen und maſchinenmäßigen Art von Menſchen, denen alles Neue, Ketzerey, und gleichwohl beynahe alles was andere wiſſen, neu iſt, durch dieſen Spruch in etwas anſchaulich machen wolle, wie kindiſch es ſey, wenn ſie Thatſachen läugnen, weil ſie unbegreiflich ſind, oder für erweisliche Wahrheiten die Augen verſchlieſſen, weil ſie ihren vorgefaßten Meynungen widerſprechen. — Aber, wenn heute oder morgen einer von Yorks *Lying Travelers* von einer Reiſe

um

um: oder durch die Welt zurückkäme, und erzählte uns:

„er habe, auf irgend einer Inſel des ſtillen Meeres Menſchen angetroffen, die ſo ſchnellfüßig wären, daß ſie, um einen Haſen im Laufen einzuholen, ihre Füße mit einem Bande ſperren müßten, weil ſie ſonſt, ohne dieſe Précaution, den Haſen immer überlaufen würden —

oder:

„er habe einen Braminen, Namens Padmanaba, zu Benares kennen gelernt, der das Geheimniß beſitze alle blaue Augen, vermittelſt eines gewiſſen Saftes, womit er ſie beſtreiche, ſo zu organiſiren, daß ſie durch eine vier Ellen dicke Mauer hindurchſchauen könnten —

oder wenn irgend ein franzöſiſcher Luftſchiffer bekannt machte:

„er ſey in den Mond aufgeſtiegen, habe dort mit dem Könige Endymion ſoupirt, und alles daſelbſt genau ſo befunden, wie es Lucian im zweyten Buche ſeiner wahrhaften Geſchichten beſchrieben habe —

Und wenn dieſe Herren, etwa aus der geheimen Abſicht unſern Verſtand zum Voraus auf ihre Seite zu bringen, und ihren Erzählungen eine Art von Beglaubigung dadurch zu verſchaffen, ſich auf Hamlets

Spruch berufen, und dadurch auf einmal allen Ungläubigen und Zweiflern den Mund geſtopft zu haben glauben wollten: dann hätten ſie offenbar unrecht. Denn daraus, daß wir ſehr vieles nicht wiſſen, und viele Erſcheinungen, die wir mit Augen ſehen, gar nicht oder nicht vollkommen begreifen können, folgt nicht das geringſte für die Wahrheit eines vorgeblichen Factums, das dem gemeinen Menſchenverſtand auffallend, und mit allen Erfahrungsbegriffen und den daraus abgeleiteten Begriffen vom Glaublichen und Unglaublichen im Widerſpruch iſt.

Aber geſetzt nun, es geſchehen ſolche unglaubliche, der bisherigen allgemeinen Erfahrung und dem was von jeher Sensus communis geweſen iſt, zuwiderlaufende Thatſachen vor unſern Augen — wäre es recht und wohl gethan, wenn der Philoſoph, (nach dem Rathe eines berühmten Mannes unſrer Zeit) ſeine Finger dabey auf den Mund legte und ſchwiege? — Oder ſollte es nicht weit beſſer ſeyn, wenn der ſagter Philoſoph, gerade das Gegentheil thäte, und ſeinen Mund nun erſt recht weit öfnete, um ſeine, zur Leichtglaubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigte Nebenmenſchen bey einem ſolchen Facto vor ſolchen Uebereilungen zu warnen, und ſie zu erinnern; daß die Vernunft bey ganz iſolirten und alſo völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar ſich alles Erklärens und Urtheilens

enth

enthalte; aber deſto aufmerkſamer und geſchäftiger ſey, vor allen Dingen ſich von der Wirklichkeit, und von allen Umſtänden dieſer Begebenheiten, durch die genaueſte, behutſamſte und anhaltendſte Beobachtung zu verſichern.

Wir leſen ſeit etlichen Tagen in einem öffentlichen Blatte eine auſſerordentliche Begebenheit, die der größten Aufmerkſamkeit des verſtändigen Publikums würdig iſt, und wovon ich hier nur das Weſentlichſte im Auszuge mittheile.

„Ein Frauenzimmer von 20 Jahren aus einer angeſehenen Familie in der Reichsſtadt Bremen lag ſeit länger als drey Vierteljahr an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigſten Krämpfen und Convulſionen faſt ohne Hofnung darnieder. Zwey Aerzte, D. Wienhold und D. Olbers — die als Männer von aufgeklärter Denkart und großen praktiſchen Talenten in ihrer Kunſt bekannt ſind — beſorgten dieſe Kranke. Alle Hülfsmittel, welche die Arzneywiſſenſchaft in ſolchen Fällen darbietet, alles was der angeſtrengteſte Fleiß der beyden Aerzte erdenken konnte, die Krankheit zu heben oder doch zu mildern, wurde vergebens angewandt. Hr. Lavater, der eben um dieſe Zeit in Bremen war, ſah die Patientin, rieth das Magnetiſieren an, und glaubte, daß ſie dadurch geneſen könnte. Auf ſeinen Rath wurde alſo

das magnetiſche Reiben oder Berühren 3) vorgenommen. Volle ſechs Wochen blieben dieſe Manipulationen ohne auffallende Würkung auf den Körper oder auf die Krankheit. Doch giengen nach vier Wochen die Veränderungen im Körper der Kranken vor, daß ordentliche tägliche, oder um den andern Tag vorkommende Oefnung erfolgte, und das Monatliche (das ſonſt acht Tage dauerte und mäßig war) in der nächſten Periode ſehr ſtark wurde und vierzehn Tage dauerte. In der achten Woche kam ein ſehr heftiger Fieberanfall, der einige Tage dauerte, ſich mit heftigen Schweiſſen endigte, und in jenen ſonderbaren exaltirten Zuſtand übergieng, der aus der Beſchreibung des Hrn. Lavaters (als welcher die Probe mit dieſer ſogenannten Deſorganiſation oder magnetisme animal, oder wie man es ſonſt nennen will, im vorigen Jahre an ſeiner eigenen kranken Ehegattin gemacht hatte) unſern Leſern bereits bekannt ſeyn wird. Nunmehro erſt (ſagt Hr. D. Bicker) wurde Hr. D. Olbers, der bis dahin an der Wahrheit der ganzen Sache gezweifelt hatte, bekehrt, ſah und glaubte. 4)"

„Nun

3) Wer dieſes Reiben vorgenommen habe, und die Art und Weiſe dieſer Manipulationen, wird in der Geſchichtserzählung nicht bemerkt.

4) d. i. er änderte ſeine Meynung, nachdem er das, was geſchah, mit Augen geſehen hatte, und glaubte ſeinen Augen, daß er das was er ſah, würklich ſehe. Oder haben dieſe Worte einen andern Sinn?

„Nun traf ſichs, daß Hr. D. Olbers gerade damals ein anderes Frauenzimmer von achtzehn Jahren an einer ſehr ähnlichen Nervenkrankheit in der Kur hatte, welche als eine Folge eines heftigen Schreckens und unterdrückter Monatszeit entſtanden war, und wobey ebenfalls alle Mittel vergeblich gebraucht wurden. Man beſchloß dieſe Kranke ebenfalls zu magnetiſieren. Der Erfolg war auch hier volle vier Wochen ohne Würkung; darauf aber ſtellten ſich während des Manipulierens convulſiviſche Bewegungen und endlich der magnetiſche Schlaf ein. Nachdem beyde Aerzte, durch eine Menge mit der ſorgfältigſten Unterſuchung angeſtellter Erfahrungen und unläugbarer Thatſachen, ſich von der Wahrheit überzeugt hatten, theilten ſie dem Hrn. D. Bicker ihre Entdeckung mit, und machten ihn zum Augenzeugen dieſer bewundernswürdigen Erſcheinung, da er vorher, ob er gleich der Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe ſeiner Herren Collegen nichts entgegen ſetzen konnte, die ganze Sache bezweifelt hatte."

Und was ſahen und bemerkten nun dieſe drey Aerzte an beyden Kranken? Hier iſt alles, was in dem Schreiben des Hrn. D. Bicker an Hrn. Hofrath Baldinger davon zu leſen iſt.

„ 1) Während des Magnetiſierens bekommen ſie mehr oder minder convulſiviſche Bewegungen des ganzen Körpers; der gewöhnlich ſchwache Puls erhebt

Lord Ober-Richter.

Er hat.

Lancaſter.

Ich wollte wetten, daß wir, eh diß Jahr zu Ende iſt, unſre bürgerlichen Schwerdter nach Frankreich tragen werden. Ich hörte einen Vogel ſo ſingen, deſſen Muſik, wie mich däuchte, dem König wol gefiel. Kommt, wollen wir gehen?

(Sie gehen ab.)

Ende des fünften Theils.

ſich, wird geſchwinder, und ſchlägt über 90mal in einer Minute, das Athemholen wird ſichtbar ängſtlicher und beſchwehrlicher, die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulierens unwillkührlich zu, und ſie ſind unvermögend ſie zu öfnen; zuletzt kommt ein tiefer Seufzer und ſie ſchlafen ein. Es ſtellt ſich darauf eine gelinde Ausdünſtung über den ganzen Körper ein, die, während des Schlafs immer fortwährt; beyde Kranke haben, ſeitdem der Magnetiſmus auf ſie gewürkt hat, täglich ordentliche Oefnung, die ſie vorhin niemals ohne Klyſtiere und eröfnende Mittel bekamen; bey der erſten Kranken hat es auch ſehr ſtark auf das Monatliche gewürkt; bey der zweyten aber noch nicht."

So weit iſt die Erzählung des Hrn. D. Bicker rein hiſtoriſch, und in dem einfachen Ton einer mediciniſchen Krankheits- und Kur-Geſchichte abgefaßt. Wie ſehr wird jeder Wiſſensbegierige, der in einer in der That ſo bewundernswürdigen Erſcheinung, ſoviel möglich mit eignen Augen ſehen möchte, bedauern, daß der Herr Doctor dieſe Erzählungsart nicht auch im folgenden, wo es um die Hauptſache zu thun iſt, beybehalten hat! Denn gewiß macht dieſe Veränderung des Tons, und daß uns, anſtatt bloſſer umſtändlicher einzelner Thatſachen, gröſtentheils nur Reſultate derſelben, oder das Allgemeine, was die Beobachter aus dem geſehenen und gehörten abſtrahiert und geſchloſſen haben, gegeben wird, für uns andere, die wir nicht geſehen

hen

hen haben und doch glauben ſollen, (bey aller möglichen Hochachtung für die aufgeklärten und unbefangenen Aerzte, die ſo glücklich geweſen ſind ſelbſt zu ſehen) einen ſehr beträchtlichen Unterſchied. — Ich fahre fort, den Hrn. V. B. ſelbſt reden zu laſſen.

„Die zweyte Würkung des magnetiſchen Manipulierens iſt der ekſtatiſche Zuſtand der Seele, oder das Divinationsvermögen, welches die Kranken zu beſitzen glauben, und welches ſie auch in Anſehung des Vorherſagens über ihre eigene Krankheit wirklich zu beſitzen ſcheinen. Hiebey muß ich mit Lavatern ausrufen: es giebt viele Dinge in der Natur, wobey der Philoſoph den Finger auf den Mund legen und ſchweigen muß. Können wir doch oft die gewöhnlichſten und alltäglichſten Erſcheinungen in der Natur nicht demonſtriren" 5). — „Dieſer ekſtatiſche Zuſtand iſt unſtreitig wunderbar zu nennen, weil er, nach unſrer Meinung, allen uns bekannten pſychologiſchen Erfahrungen widerſpricht. Die Perſonen haben das vollkommenſte Bewußtſeyn, die deutlichſten Vorſtellungen, das treuſte Gedächtnis, ziehen aus den Reden

5) Niemand wird auch ſo unvernünftig ſeyn, von den gelehrten Augenzeugen dieſer Magnetiſationsgeſchichte eine Demonſtration des Zuſammenhangs zwiſchen Würkungen und Urſachen zu fodern. Man wünſcht blos umſtändliche Erzählung richtig beobachteter Thatſachen, um ſich erſt von der wahren Beſchaffenheit der leztern überzeugen zu können. Denn Finger auf den Mund zu legen, dazu hat es noch immer Zeit.

Reden anderer die feinſten Schlüſſe, antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit dem gröſten Scharfſinn, Beurtheilung und Präciſion; 6) beſtimmen mit der genaueſten Pünktlichkeit vorher, was ihnen in Anſehung ihrer Krankheit oder der Beſſerung oft erſt in acht oder mehrern Tagen begegnen wird; beſtimmen die Arzneymittel, oder ändern äuſſerliche Hülfsmittel, die bey ihnen angewandt werden ſollen. Oft wählen ſie auch unter denen ihnen vorgeſchlagenen Mitteln diejenigen die ſich für ihren Zuſtand am beſten ſchicken; und wenn auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen ſcheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt haben würde, ſo ſind es doch insgemein ſehr würkſame Mittel und die Erfahrung lehrt, daß ſie ihnen wohl bekommen. Wir getrauen uns nicht zu urtheilen, ob dieſe während der Extaſ

6) Wie ſehr würde ſich Herr D. B. auch nur durch ein einziges Beyſpiel von jeder dieſer Verſicherungen und Urtheile das denkende Publicum verbindlich gemacht haben! Natürlicher Weiſe wünſchte man auch zu wiſſen, auf welche Gegenſtände und wie weit ſich dieſe erſtaunliche Vollkommenheit und Erhöhung aller Seelenkräfte bey dieſen magneriſierten Perſonen erſtrecke. Die meiſten Menſchen haben in ihrem natürlichen wachenden Zuſtande ein ſo unvollkommnes Bewuſtſeyn, ſo undeutliche Vorſtellungen, ſo wenig Scharfſinn und Präciſion im Urtheilen, und ziehen oft ſo grobfädige Schlüſſe aus dem was andere ſagen, daß dieſer neuentdeckte erſtaunliche Vorzug eines magneriſierten hyſteriſchen Frauenzimmers vor den gewöhnlichen Menſchen einem jeden auffallen muß. Die Sache iſt wahrlich von zu groſſer Wichtigkeit als daß ſie nicht in das möglichſte Licht geſetzt zu werden verdienen ſollte.

Ekſtaſe beobachtete Kenntniß der Seele durch eine höhere oder gleichſam prophetiſche Kraft herbeygebracht werden 7) — Genug, daß wir ſehen und beobachten, die Wahrheit ſagen können und wollen. Auſſer dieſer Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekſtaſe, ſind die Organe der Sinne (das Geſicht ausgenommen,) auf das höchſte verfeinert. Sie unterſcheiden Farben, beſtimmen durch das Gefühl geſchriebene und gedruckte Wörter, hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Menſch mit geſunden Ohren nichts hören kann, und (was ich unter den pſychologiſchen Bemerkungen bald vergeſſen hätte 8) wiſſen nichts von Blödigkeit, nichts von Gezwungenheit oder *Gêne*, nichts von allem was Etikette oder Vorurtheil oder Erziehung junge Frauenzimmer gewöhnlich in der Unterhaltung mit dem männlichen Geſchlechte zurückhält, oder

7) Wie ſollten aufgeklärte Männer ſich eines ſo voreiligen Urtheils ſchuldig machen können? Aber nicht jedermann iſt ſo beſcheiden, und es fehlt nicht an wackern Leuten, die ſich kein Bedenken machen, unbegreifliche Dinge durch eben ſo unbegreifliche und **unverſtändliche**, aber **allen Ohren wohlbekannte Worte** zu erklären, und dadurch (auch wohl gegen ihre Abſicht) Unheil in der Welt zu ſtiften. Es iſt daher um ſo nöthiger, daß Begebenheiten, die ſo leicht in groſſen Mißbrauch gezogen werden könnten, vor der ganzen Welt in ein Licht geſtellt werden, das nichts zweifelhaftes, zweydeutiges und unbeleuchtetes übrig läßt.

8) Und was doch gleichwohl eine ſehr merkwürdige und Nachdenken erweckende Erſcheinung iſt!

oder die Ergieſſungen ihrer Seele 9) unterdrückt. Ihr Divinationsvermögen von abweſenden oder zukünftigen ganz auſſer ihrer Sphäre liegenden Dingen iſt nicht ſo beſtimmt, nicht ſo zuverläßig, begründet ſich (nach ihrem eigenen Geſtändniß) oft auf bloßen Glauben oder Muthmaßungen; jedoch trift es nicht ſelten richtig ein. — Die wichtigſte Folge dieſer beſondern Kur iſt unſtreitig die erfolgte Beſſerung, bey beyden Kranken, indem ihre Krämpfe und Convulſionen (auſſer den kurzen convulſiviſchen Erſchütterungen, die ſie noch während des Manipulierens, aber nicht oft, bekommen) aufgehört, und ihre Kräfte zugenommen haben."

Dies iſt bis jetzt, und ſo viel wenigſtens weiß, alles was von dieſer, durch Hrn. Lavaters Rath und ſelbſt gegebenes Beyſpiel veranlaßten wundervollen Deſorganiſationsgeſchichte dem Publiko bekannt gemacht worden iſt. Ich geſtehe offenherzig, daß mir aus der ganzen Bibliotheque bleue keine einzige Wunderbegebenheit erinnerlich iſt, welche unglaublicher wäre als das

9) Wer wird nicht auch hier mit mir wünſchen, daß uns Herr P. B. theils um der Sache ſelbſt willen, theils zu Verhütung alles beſorglichen Mißverſtändniſſes, **detaillierte Beyſpiele** ſolcher von allen Schlacken des Vorurtheils und der Erziehung geremigten **Seelenergieſſungen** gegen Perſonen unſeres Geſchlechtes hätte geben wollen oder können? Da man dem Publico ſo viel geſagt hat, warum ſollte man ihm nicht **alles** ſagen dürfen?

das, was uns hier von den Würkungen der magnetiſchen Manipulation auf ein junges Frauenzimmer, die an Nervenkrämpfen litt, von dem dadurch bewürkten magnetiſchen Schlaf, 10) von der in dieſem Zauber-Schlaf ſich äuſſernden höchſten Verfeinerung der Sinne, Exaltation der Seelen-Kräfte, Divinationsgabe, medicinisch-praktiſcher Kenntniß ihrer eigenen Krankheit und der beſten Heilungsart deſſelben, u. ſ. w. berichtet wird. Meiner Vernunft kommt es vor, dieſe angebliche Thatſachen, als Würkungen der magnetiſchen Manipulation betrachtet, gehören mit zu der Erzählung des lying Travellers „von den blauen Augen, die durch die Beſtreichung des Braminen Padmanaba durch eine vier Ellen dicke Mauer ſehen können" in Eine Claſſe 11) und ich finde es nicht unglaublicher, daß Hr. Blanchard, (wenn es ihm einmal einfallen ſollte in den Mond zu ſchiffen) mit dem König Endymion ſoupiren werde: als daß Mademoiſelle N. N. in Kraft gewiſſer, durch eine mit ihr in Rapport ſtehende Perſon,

10) Von den franzöſiſchen Magnetiſeurs auch Somnabulisme magnetique genannt.

11) Wem dies beym erſten Anblick etwa zu viel geſagt ſcheinen möchte, den erſuche ich, ſich aus dem eilften Stücke der Berl. Monatſchrift von 1785. S. 431. zu erinnern, daß der Marquis von Puiſegür zu Strasburg auch dieſes Wunder zu Stande gebracht hat, und daß gewiſſe von ihm magnetiſierte Perſonen durch dicke Mauern haben ſehen können.

ſon, an ihrem Leibe vorgenommener magnetiſcher Handhabungen, die Wundergabe erhalte im Schlaf zuſammenhängend zu reden, mit den Fingern zu ſehen, ihr eigener Arzt zu werden, und zu divinieren.

Aber hier ſind drey Aerzte, die ſich als unbefangene Beobachter und Augenzeugen dieſer Wunderbegebenheiten mit Namen nennen! Männer, die in beſtätigtem Rufe einer vorzüglichen Aufklärung, Rechtſchaffenheit und Kenntniß ihrer Kunſt ſtehen, — kurz, in deren Glaubwürdigkeit, in Abſicht deſſen was ſie geſehen und beobachtet haben, nicht der geringſte Zweifel ſtatt findet. Dies giebt der Sache doch wohl eine andere Geſtalt? — Wir wollen ſehen.

W.

(Die Fortſetzung wird im nächſten Stücke folgen.)

Der
Teutſche Merkur.

Februar 1787.

I.

Geſchichte
Friedrichs des Groſſen.

[Fortgeſezt von S. 55 des vorigen Monatſtücks.]

Im Jahre 1743 kam auf des Königs Befehl eine gelehrte Geſellſchaft in Königsberg zu Stande, deren Hauptgeſchäft die Cultur und Verbeſſerung der teutſchen Sprache ſeyn ſollte. In eben dieſem Jahre lebte die Akademie der Wiſſenſchaften unter ſeinem Schuze in Berlin wieder auf.

Dieſe Geſellſchaft ward bekanntlich von Friedrich dem Erſten geſtiftet, nicht ſowohl um der Gelehrſamkeit zu nüzen, als um den Glanz ſeines Hofes zu erhöhen. Aber durch ſeine Gemahlin, Sophia Charlotte, erhielt ſie einen gröſſern Zweck, und eine würdigere Beſtimmung. Dieſe Fürſtinn, eine der geiſtreichſten Frauen, welche die Geſchichte kennt, war eine eifrige

Beſchützerin der Wiſſenſchaften. Sie zog ſich aus dem ewigen Cirkeltanz langweiliger Prunktafeln, Bälle, Jagden und aller übrigen Geiſt und Geſchmack tödtenden Luſtbarkeiten, ſo viel es ſich thun ließ, in die Einſamkeit und zu ihren Büchern zurück; und ſie war es, die ihren Gemahl zu Gründung der Akademie vermochte. Leibnitz mit dem ſie ſchon lange in Briefwechſel geſtanden hatte, übernahm, auf ihr Bitten, die Einrichtung deſſelben und ward ihr erſter Präſident. So lange er und Friedrich der Erſte lebte, hatte die Akademie gelehrte und thätige Mitglieder; aber ſobald Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, näherte ſie ſich ihrem Untergange.

Ich habe ſchon oben erzählt, in welchem traurigen Zuſtande ſie Friedrich der Zweyte fand; Er hätte ſchon früher für ihre Herſtellung geſorgt, wenn ihn nicht Krieg und wichtige Arbeiten im Kabinet beym Antritt ſeiner Regierung daran gehindert hätten. Nach geſchloſſenem Frieden ward er bald wiederum in einen Wirbel von Geſchäften hineingezogen, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erfoderten, und ſeine Blicke eine Zeitang von der Gelehrſamkeit ablenkten.

Unterdeſſen hatten zwey ſeiner Hofleute, die von eben der Liebe zur Litteratur beſeelt waren, den Einfall, eine gelehrte Privatgeſellſchaft zuſammen zu ziehen, die ſich mit der Kultur gemeinnütziger Gelehrſamkeit beſchäftigen ſollte. Dieſe würdigen Männer waren der

Staats-

Staatsminiſter von York und der Generalfeldzeugmeiſter Graf von Schmettau. Sie theilten ihren Plan der beſten Köpfen, die damals in Berlin beyſammen waren, mit, und fanden an ihnen eifrige Theilnehmer. In wenig Zeit war eine zahlreiche Geſellſchaft von Gelehrten aller Art errichtet, die ihre erſte Verſammlung bey dem Grafen von Schmettau hielt.

Der König erfuhr die Exiſtenz dieſer Privatgeſellſchaft bald, und ſchenkte ihr ſeinen ganzen Beyfall. Er erklärte ſich für ihren Protektor, und räumte ihr ein ſchönes Zimmer in ſeinem Schloſſe zu ihren Verſammlungen ein; durch ſie ward er auf den Gedanken zurückgebracht, die alte Akademie der Wiſſenſchaften wieder herzuſtellen, und ſie mit dieſer neuen Privatgeſellſchaft zuſammenzuſchmelzen. Er ſetzte noch in eben dieſem Jahre eine Commiſſion nieder, die den Zuſtand der alten Akademie in Abſicht ihres Fonds und ihrer Einkünfte unterſuchen, und für die neue, Geſetze entwerfen mußte. Sie führte dieſes Geſchäft nach den Willen und Plan des Königs aus; er unterzeichnete die Statuten, und legte ihr den Titel einer königlichen Akademie der Wiſſenſchaften bey. Zwey Jahre darauf erweiterte und beſtätigte er ihre Geſetze, Privilegien und Verfaſſung, und in dem Zuſtande blühet ſie noch. Sie hat ſeit ihrer Wiedererweckung eine Menge großer Männer zu ordentlichen und Ehrenmitgliedern gehabt und die Sammlung ihrer Schriften, iſt ein treffliches

Magazin von nützlichen und angenehmen Kenntniſſen.

Während der König für das Privatwahl ſeiner Staaten von allen Seiten beſorgt war, verlohr er auch das Wohl des geſammten Teutſchlands, das immer noch von Uneinigkeit und Kriegen gedrückt wurde, niemals aus den Augen. Oeſterreich, Bayern, Frankreich, Heſſen, Hannover ſtanden in den Waffen, und das Kriegsglück flatterte wechſelsweiſe von einer Seite zur andern. Seit dem Breslauer Frieden beobachtete der König eine ſtrenge Partheyloſigkeit, ließ aber keinen Weg unverſucht, Ruhe und Frieden unter den kriegenden Mächten zu vermitteln. Er ward oft eingeladen, auf eine oder die andere Seite zu treten, und dadurch der einen oder der andern das Uebergewicht zu geben, aber nichts vermogte ſeinen Entſchluß der Neutralität zu erſchüttern. Nur dann war er Willens dazwiſchen zu treten, wenn der Grundbau des teutſchen Reichskörpers in Gefahr geriethe.

Durch den Breslauer Frieden ſchien zwar das gute Vernehmen zwiſchen ihm und der Königin von Ungarn wieder hergeſtellt zu ſeyn; aber im Grunde war dieſe Wunde zu ſchnell geheilt, als daß ſie nicht über kurz oder lang hätte wieder aufbrechen ſollen. Der König hatte den Churfürſten von Bayern unter dem Namen Karls VII. als teutſchen Kaiſer anerkannt, und obwohl er ſich ſeit dem Breslauer Frieden nicht mehr

im

im Felde für ihn verwandte, geſchahe es um ſo thätiger im Kabinet. Aber die Königin von Ungarn war durch kein Mittel zu bewegen, ihn gleichfalls als Kaiſer anzuerkennen; ſie erklärte die geſchehene Wahl immer noch für ungültig und verfocht ihre Rechte mit den Waffen.

Dieſes Betragen konnte dem Könige nicht gleichgültig ſeyn, um ſo weniger da die Königin, die im Breslauer Frieden verſprochene gänzliche Entſagung der Krone Böhmen auf Schleſien immer noch von einer Zeit zur andern aufſchob. Nach wiederholten ernſthaften Vorſtellungen, geſchah es endlich, als ſie ſich zur Königin von Böhmen krönen ließ. Die bey dieſer Gelegenheit verſammelten Stände, ſetzten eine förmliche Entſagungsakte auf, begaben ſich aller Anſprüche auf Beſitz und Lehnsherrlichkeit von Schleſien, und erklärten es, zugleich mit der Grafſchaft Glaz, mit Croſſen und den niederlauſitziſchen Herrſchaften, für ein völlig unabhängiges Land. Alle Dokumente, die Schleſien betrafen, wurden aus den Archiven an den König abgeliefert.

Von dieſer Seite waren die Wünſche des Königs erfüllt, aber von der andern Seite zeigten ſich deſto größere Schwierigkeiten. Karl *VII.* ward von der Königin von Ungarn und Böhmen hart gedrängt; er ſuchte alſo um Vermittelung und Beyſtand des teutſchen Reiches an. Der König unterſtützte ſein

Geſuch auf dem Reichstage mit aller Kraft, und als bey dieſer Gelegenheit eine neutrale Reichs-Vermittelungs-Armee in Vorſchlag gebracht ward, zu welcher auch ein Corps von preußiſchen Völkern ſtoßen ſollte, war der König der erſte, der ſich zur eifrigſten Theilnehmung erbot. Er verſicherte, daß es ſeine Pflicht ſey, eine Armee zu verſtarken, die dazu beſtimmt ſey, die kaiſerliche Würde zu unterſtützen, dem Kaiſer ſeine Erbſtaaten wieder zu verſchaffen, die fremden Völker, die ſich auf Unkoſten des teutſchen Vaterlandes nährten, zu vertreiben, und die Ruhe und den Wohlſtand im teutſchen Reiche wieder herzuſtellen. Aber des Königs wohlthätige Entwürfe wurden vereitelt. Die Königin von Ungarn und Böhmen erklärte: das teutſche Reich könne in dieſer Sache nicht Mittler ſeyn, weil es ſelbſt die pragmatiſche Sanktion garantirt habe, und die Vermittlungsarmee kam nicht zu Stande. Eben ſo fruchtlos waren die Unterhandlungen, die wegen eines Specialfriedens zwiſchen Karl *VII.* und Marien Thereſien unternommen wurden.

Die Feſtmüthigkeit dieſer Fürſtin bekam bald einen neuen Zuwachs. Der König von Sardinien ward durch den Traktat von Worms ihr Bundesgenoß und verſprach ihre Völker in Italien mit aller ſeiner Macht zu unterſtützen. Durch dieſe neue Hülfe verſtärkt, gieng dieſe Fürſtin immer weiter. Sie ließ auf dem Reichstage zu Frankfurt am Mayn ihre Verwahrungsurkun-

urkunden durch Chur-Maynz wirklich zur Diktatur bringen, und erklärte darinn ohne Umschweife: sie werde die Kaiſerwahl, die mit Ausſchließung der böhmiſchen Churſtimme vollzogen ſey, ſo lange für ungültig erklären, bis man ihr für dieſe Zurückſetzung eine hinlängliche Genugthuung geleiſtet, und ihre Stimme im Churfürſtenkollegium wieder aufgenommen hätte.

Dieſer Schritt war ein Eingriff in die Grundrechte des teutſchen Reichs. Sie konnte als bloßer Reichsſtand keinesweges irgend etwas ſo eigenmächtig zur Diktatur bringen. Der Kaiſer und der König proteſtirten alſo wider dieſes Verfahren. Jener verlangte, daß die Verwahrungsurkunden aus den Reichsakten entfernt und vernichtet werden müßten; Dieſer ließ zu Wien erklären: er könne das Benehmen der Königin nicht gleichgültig anſehen, ſondern müſſe ſich, wenn ſie darauf beharrte, demſelben aus allen Kräften widerſetzen.

Es kam noch ein Umſtand hinzu, der das wechſelſeitige Mißvergnügen des Königs und der Königin von Ungarn vermehrte. Die Proteſtanten in Ungarn, die ſich ungefähr in eben der Lage befanden, als vorher die Proteſtanten in Schleſien, brachten ihre Klagen wegen Religionsbedrückungen an den König, und baten um ſeine Fürſprache bey Marien Thereſien. Er erfüllte ihre Bitte, und ließ durch ſeinen Geſandten zu

Gunſten ihrer bey dem Wieneriſchen Hofe Vorſtellungen thun. Dieſer nahm ſolche mit mehr als einer bloßen Befremdung auf, und ließ dem Geſandten ſehr deutlich ſeinen Unwillen merken. Er erklärte die Beſchwerden der ungariſchen Proteſtanten für eine Zunöthigung, die um ſo unverſchämter wäre, da ſie ſolche mit Vorbeygehung ihrer Königin, einem ganz fremden Monarchen vorgetragen, und ſie gleichſam bey ihm verklagt hätten. Zu beyden Schritten hätten ſie nicht Urſache, weil man ihnen in Ungarn mehr Freyheit geſtatte, als ſie mit Recht fodern könnten. Genug, des Königs Vorſtellung ward geradezu abgewieſen. Dieſe und mehrere Mißhelligkeiten rückten einen offenbaren Bruch immer näher und näher.

Unterdeſſen ſuchte der König mit den übrigen Europäiſchen Mächten Freundſchaft und gute Nachbarſchaft zu unterhalten. Sachſen ſchien zwar nicht ſehr geneigt dazu zu ſeyn, legte aber ſein Mißvergnügen noch nicht deutlich an den Tag. Es war unzufrieden mit dem Könige, weil er mit Marien Thereſien einen Separatfrieden ohne ſeinen Beytritt geſchloſſen hatte und weil er ſein Verſprechen, Schleſien mit Sachſen zu theilen, noch nicht gehalten hatte. Es machte alſo kurz nach ihm mit der Königin von Ungarn und Böhmen Frieden, und trat nach und nach in ein enges Bündniß mit ihr, das dem Könige mit der Zeit ſehr ſchädlich hatte werden können, wenn es den geheimen

heimen Entwürfen beyder Höfe gelungen wäre, ſeiner unermüdlichen Wachſamkeit zu entgehen.

Mit Großbritannien ſchloß der König bald nach dem Breslauer Frieden ein Schutzbündniß, worin ſich beyde Höfe ihre Beſitzungen wechſelſeitig garantirten und ſelbige zu ſchützen verſprachen.

Mit den Generalſtaaten unterhielt der König nicht minder eine aufrichtige Freundſchaft. Eben ſo mit Rußland. Dieſe Krone war ſchon dem Breslauer Frieden beygetreten, und hatte dem Könige die Gewähr über Schleſien geleiſtet. Auch im folgende Jahre (1743) gab ihm dieſer Hof thätige Merkmale ſeiner Freundſchaft, die ſelbſt die Feinde des Letztern nicht wankend zu machen vermochten. Sie hatten ihn beſchuldigt, er habe mit dem Oeſterreichiſchen Geſandten Marquis von Botta, an der Verſchwörung des Generallieutenants Lapuchin, wider die Rußiſche Kaiſerinn Antheil genommen. Letztre verachtete dieſe Verleumdungen, wie ſie es verdienten, und trat mit dem König in ein enges Bündniß, worin beyde Höfe ihre Staaten einander wechſelſeitig garantirten.

In den erſten Monaten des folgenden Jahres (1744) erloſch der Stamm der Fürſten von Oſtfriesland in Carl Eduard. Der König, deſſen Voreltern im Jahre 1694 die Anwartſchaft auf dieſes Land vom Kaiſer Leopold erhalten hatten, nahm es ſogleich mit 400 Mann ſeiner Truppen in Beſitz, und erweiterte dadurch ſeine

Staaten mit einer fruchtbaren und einträglichen kleinen Provinz. Er sandte Bevollmächtigte dahin, um die Huldigung anzunehmen; neue Einrichtungen zu treffen, und wegen der Beschwerden der Stände, die mit den Fürsten in einem ewigen Streit verwickelt gewesen waren, zu verhandeln und ihnen abzuhelfen. Alles dieses geschah, und in der Mitte eben dieses Jahres ward die Huldigung vollzogen.

Die Generalstaaten hatten Geldforderungen an Ostfriesland, und hielten deshalb zu Leerort und Emde Besatzungen, die schon über hundert Jahre daselbst gestanden hatten. Der König unterhandelte dieserhalb mit ihnen, und versprach die Schulden des Landes abzutragen. Die holländischen Soldaten verliessen also fort Ostfriesland.

Als der König den Kaiser um Belehnung dieses Landes bitten, und wegen der dadurch erhaltenen Stimme auf der Fürstenbank dem Reichstage Anzeige thun liess, standen der König vor Großbritannien als Churfürst von Hannover, und der Graf von Wied und Runkel wider ihn auf, erklärten die Besitznehmung von Ostfriesland für unrechtmäßig, und suchten ihre, wie sie sagten, mehr gegründete Ansprüche auf dasselbe geltend zu machen. Großbritannien berief sich auf eine Erbverbrüderung, die im Jahr 1691 zwischen den Fürsten von Ostfriesland sey vollzogen worden. Der König erklärte solche für nichtig, weil sie ohne Einwilligung

gung des Kaiſers war unternommen worden, und behauptete, Oſtfriesland ſey ein Reichsmannlehn. Der Graf von Wied und Runkel, der eine Oſtfrieſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin gehabt hatte, behauptete, ſeinen mit derſelben erzeugten Söhnen gebühre die Erbfolge, weil das Land ein vermiſchtes Reichslehn ſey, in welchem der weibliche Nachkomme beym Abſterben des männlichen erbfähig würde. Auch hierauf antwortete der König mit Nachdruck. Dieſer Streit blieb zwar unentſchieden, und iſt es bis dieſe Stunde geblieben: aber der König ſah das Land darum nicht weniger als das ſeinige an.

Dieſer kleine Streit, der (1744) nur Federn beſchäftigte, war gleichſam der Vorbote eines größern, der den preußiſchen Staaten die jüngſt erſt zurückerhaltene Ruhe auf eine Zeitlang von neuem entriß. Das Verhältniß des Königs gegen die Kaiſerin ward immer bedenklicher. Sie verſchaffte ſich immer mehr Freunde, und bekam dadurch eine große Ueberlegenheit. Ihre Heere waren ſiegreich und warfen ihre Gegner überall. Die franzöſiſchen Völker wurden über den Rhein zurück gedrängt, und im Elſaß ſelbſt angegriffen. Karl der Siebente war aus ſeinen Erbſtaaten vertrieben, ohne Geld, ohne Einkünfte, ohne Unterſtützung. Der König von Sardinien, die Generalſtaaten und Großbritannien, ließen Völker zu den Oeſterreichiſchen ſtoßen. Die Reichsſtände waren faſt alle auf Thereſiens Seite,

beſon-

beſonders Sachſen, welches ſich ſehr genau mit ihr verbunden hatte. Niemand war wider ſie, als Frankreich und Spanien, mit welchen ſich nachher der König beyder Sicilien noch verband.

Frankreich, das bis dahin ſich nur als Bundesgenoſſe des Kaiſers benommen hatte, erklärte itzt der Königin von Ungarn und Böhmen und dem Könige von England, auch als Churfürſten von Hannover, den Krieg. Letzterer verlangte Hülfe von Friedrich, um ſeine teutſchen Erbſtaaten zu decken. Er berief ſich auf den Traktat von Weſtmünſter, den er mit dem Könige gleich nach dem Breslauer Frieden geſchloſſen, und worin beyde Theile ſich zehntauſend Mann Hülfsvölker verſprochen hatten, wenn einer oder der andere angegriffen werden ſollte. Dieſe zehntauſend Mann verlangte itzt Großbritannien von dem Könige: aber er ſchlug dieſe Forderung unter dem Vorwande ab, daß die Urſachen des Krieges zwiſchen Großbritannien und Frankreich erſt genauer unterſucht worden müßten, ehe er ſich zu einer Hülfsleiſtung verſtehen könne. Denn Frankreich behauptete, Großbritannien ſey angreifender Theil, nicht angegriffener, und nur in dieſem Falle habe er Hülfe verſprochen.

Man nehme dieſe Entſchuldigung für ſtatthaft oder unſtatthaft: genug der König ward durch politiſche Nothwendigkeit gedrungen, ſo und nicht anders in dieſer Sache zu handeln. Maria Thereſia war ihm itzt

ihr ſchon durch Kriegsglück und Macht gefährlich; ſollte er ſelbſt ſeine Hand biethen, um beydes zu verſtärken? Frankreich war die einzige Macht, die mit ihm zu gleichem Zwecke ſich aufopferte. Dieſe ſollte er zu unterdrücken ſuchen? Er ſollte Großbritannien helfen, das ſeiner Feindin half? Für ſolche hielt er Marien Thereſien würklich, und gewiß nicht ohne Grund. Auſſer ihren Eingriffen in die Reichsverfaſſung, hatte ihm noch der Traktat, den ſie mit dem Könige von Sardinien zu Worms abſchloß, mancherley Vermuthungen erweckt. In dieſem Traktat garantirten ſich dieſe beyden Mächte wechſelſeitig alle ihre Länder, und auf Seiten der Königin von Ungarn und Böhmen ward ſogar Schleſien in dieſe Gewährleiſtung mit eingeſchloſſen, welches ſie doch ſeit dem Breslauer Frieden nicht mehr als ihr Land anſehen konnte.

Dieſer Umſtand, und noch weit mehrere, ließen den König mit großer Gewißheit vermuthen, daß Maria Thereſia nur auf eine Gelegenheit warte, Schleſien wieder zu erobern. Dieſe Gelegenheit war unausbleiblich, wenn Frankreich und der hülfloſe Kaiſer durch das Glück ihrer Waffen zu einem Frieden gezwungen würden. Sie hätte ſodann an der Spitze eines ſiegreichen Heeres über die Zwiſtigkeiten im teutſchen Reich entſchieden, und durch ihre Furchtbarkeit nicht Einwilligung erbeten, ſondern Gehorſam gebothen. Hätte ſich der König nicht fügen wollen, ſo wäre der Krieg

erklärt

erklärt geweſen, und Schleſien die Beute des Stärkeren geworden.

Der König konnte alſo der Königin von Ungarn und Böhmen als Bundsgenoß von Großbritannien nicht beyſtehen; er mußte ſich ihr widerſetzen. Er mußte ihr Heer, das ſie ganz gegen Frankreich zuſammenzog, zu zertheilen, und es auf einer andern Seite lebhaft zu beſchäftigen ſuchen. Um ſeinen Plan deſto ſicherer auszuführen, befeſtigte er ſeine Freundſchaft mit Rußland und Schweden, und ſtiftete dann den Frankfurter Unionstraktat.

Er hatte zu Wien und London über das Verfahren der Maria Thereſia, welche die Kaiſerwahl für ungültig erklärte, und ihre Vorwahrungsurkunden dagegen einſchreiben ließ, die lebhafteſten Verſtellungen thun laſſen. Als dieſe auf keinem Wege angenommen wurden, trat er mit dem Kaiſer, mit dem Churfürſten von der Pfalz, und mit dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Heſſenkaſſel, zuſammen, und ſchloß mit ihnen einen Vereinigungstraktat, der die Ruhe von Teutſchland und die Aufrechthaltung der Reichsgrundgeſetze zum Zweck hatte.

Um dieſen zu erreichen, beſchloſſen die theilnehmenden Mächte die Kaiſerwahl als gültig und den Kaiſer als rechtmäßig zu unterſtützen; alle Wege der Güte zu verſuchen, daß Maria Thereſia bewogen würde, den Kaiſer gleichfalls anzuerkennen, ihm ſeine Erbſtaaten

zu

zurückzugeben, und das Reichsarchiv, das ſie nach Wien geſchaft hatte, an ihn auszuliefern; einen allgemeinen Waffenſtillſtand in Teutſchland zu vermitteln, und endlich zu bewirken, daß die öſterreichiſchen Erbfolgſtreitigkeiten durch eine allgemeine Verſammlung der teutſchen Reichsſtände auf dem Wege der Güte, oder der rechtlichen Entſcheidung, beygelegt werden möchten.

Maria Thereſia war die Zeit her in ihren Unternehmungen zu glücklich geweſen, als daß ſie das Verlangen des vierfachen Bündniſſes hätte erfüllen ſollen. Der Geſandte des Königs vermochte mit ſeinen Vorſtellungen immer noch ſo wenig als vorher, und deshalb erklärte er endlich in Namen ſeines Herrn den Bruch. Dieſes geſchah in den erſten Tagen des Auguſts 1744 und in der Mitte dieſes Monats, brach des Königs Heer ſchon nach Böhmen auf.

Es zog in drey Colonnen dahin. Die erſte gieng vom Könige ſelbſt angeführt durch Sachſen, und nahm ihr erſtes Lager bey dem Dorfe Peterswalde. Die andere rückte unter Leopold Erbprinz von Anhalt-Deſſau durch die Lauſitz, über Zittau und Krottau nach Böhmen, und nahm ihr erſtes Lager bey Brandeis; und die dritte brach unter Anführung Schwerins aus Schleſien durch den Königsgrätzer Kreis ebenfalls in Böhmen ein. Alle drey Colonnen ſtieſſen im Lager vor Prag zuſammen. Die Eroberung dieſer Stadt ſollte den Feldzug eröfnen.

Sobald

Sobald das Belagerungsgeſchütz angelangt war, befahl der König die Laufgräben zu öffnen. Es geſchah ohne großen Verluſt. Darauf ließ er drey Schanzen, eine große und eine kleine auf dem Ziskaberge beſtürmen. Freywillige griffen ſie an, und einer unter ihnen, der mit Löwenmuth eindrang, gegen einen überlegenen Feind unerſchütterlich ſtand, ſeine Kriegsbrüder mit That und Wort aufmunterte, und der erſte auf der eroberten Schanze war, David Kraul, ein Magdeburger, ward unter dem Namen Kraul von Ziskaberg, auf der Stelle vom Könige geadelt und zum Lieutenant erhoben. Der König umarmte ihn, und dankte ihm und ſeinen muthigen Brüdern. Leopold und die übrigen Generals überhäuften ihn mit Geſchenken und Liebkoſungen. Hier ſieht man einen Grund, warum der preußiſche Soldat ſo oft überwand, und ſo ſelten überwunden ward.

Unterdeſſen ward Prag durch ein mörderiſches Feuer aus dem groben Geſchütze bedrängt. Die Häuſer geriethen in Brand, und fielen zuſammen; das Geſchütz der Belagerten ward auf verſchiedenen Seiten unbrauchbar gemacht; der Belagerer grub ſich immer näher herzu; die Garniſon war zu Beſchützung einer ſo weitläuftigen Stadt zu klein; Entſatz war ſo bald nicht zu erwarten, und ein Hauptſturm ward vom Könige veranſtaltet: alle dieſe Umſtände traten zuſammen, um den Befehlshaber der Feſtung, der ſich als

ein

ein erfahrner und tapferer Soldat vertheidigt hatte, zur Uebergabe zu vermögen. Er that es am 16. Sept. Die Beſatzung kam in Kriegsgefangenſchaft.

Der König verlohr bey dieſer Belagerung kaum zwey Hundert Todte; aber unter dieſen war ein junger Held, der ein großer Feldherr zu werden verſprach: Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen, Marggraf von Brandenburg, ein Enkel des großen Churfürſten und Liebling des Königs. Eine feindliche Kanonenkugel tödtete ihn in den Laufgraben. Der König wandte ſtillſchweigend ſein Geſicht, als er dieſe traurige Nachricht erhielt.

Friedrich war in ſeiner Unternehmung auf Prag durch kein öſterreichiſches Heer geſtört worden. Zwar befand ſich ein ſolches in Böhmen, aber es war zu ſchwach, um ſich ihm zu widerſetzen. Es beſtand aus etwas mehr als zwanzig Tauſend Mann, die aus Bayern nach Böhmen geeilt, aber zu ſpät gekommen waren. Ein Treffen durfte ihr Anführer, Graf von Bathyan, nicht wagen; deßhalb ſuchte er ſich, während der König Prag belagerte, mit ſeinen Völkern vortheilhaft zu ſetzen, um dem Sieger das fernere Vordringen zu erſchweren. Letzterer ſandte, um ihn zu beunruhigen oder zurückzutreiben, ſchon in den erſten Tagen der Belagerung von Prag, ein kleines Corps wider ihn ab, das aber einen doppelt ſtärkern Widerſtand fand, als es vermuthet hatte. Es kam

bey Berau zu einer Action, in welcher die beyden Hauptanführer der Preußen gleich anfangs verwundet, aber dadurch nicht muthlos gemacht wurden. Sie zogen das Fußvolk in ein dichtes gliederfeſtes Viereck zuſammen, und hielten ſolchergeſtalt das wiederholte wütende Anprallen des öſterreichiſchen Reiters ab. Das Viereck war undurchbrechlich und der preußiſche Fußſoldat ward ohne groſſen Verluſt geborgen.

So bald der König Prag in Beſitz genommen hatte, legte er eine Beſatzung von ſeinen Völkern darein, und die Einwohner mußten dem Kaiſer Karl dem Siebenden den Eid der Treue leiſten. Das ſchwere Kriegsgepäck für ſeine ganze Armee ließ er nach eben dieſer Stadt ſchaffen, damit der lange und ſchwerfällige Zug deſſelben die Soldaten auf den Eilmärſchen nicht hinderlich wäre. Darauf ſandte er den Generallieutenant von Naſſau mit einem Haufen Fußvolk und Reiter voraus, um der nachfolgenden Armee Lebensmittel zu verſchaffen, und die Plätze Tabor, Budweis und Frauenberg zu beſtürmen und zu erobern. Dieſe doppelte Beſtimmung erfüllte dieſer Feldherr mit Geſchwindigkeit und Glück. Zu Ende des Septembers waren jene Plätze ſchon in der Gewalt des Königs, der, weil er zu Tabor ein reiches Magazin zugerüſtet fand, ſeinen Zug von Prag über Tabor, Bechin und Tein mit Gemächlichkeit hatte fortſetzen können.

Un-

Unterdeſſen hatte Prinz Karl von Lothringen, der jenſeits des Rheins wider die franzöſiſchen und kaiſerlichen Völker ſtand, von Marien Thereſien den Befehl erhalten, mit ſeinem Heere zurück und nach Böhmen zu eilen. Dieſer erfahrne Feldherr vollzog den Befehl ſeiner Monarchin mit einer raſtloſen Eile, und kam ſchon zu Ende des Septembers mit ſeinem Heer in Böhmen an. Die Fahrloſigkeit der franzöſiſchen und kaiſerlichen Generale hatte ſeinem Rückzuge keine Hinderniſſe in den Weg geſetzt, ſo leicht es auch geweſen wäre; und dieſes unkriegeriſche Betragen hatte den widrigſten Einfluß auf des Königs fernere Unternehmungen.

Sobald Prinz Karl in Böhmen angekommen war, zog er das Corps des Grafen von Bathyan an ſich, und verſtärkte ſich dadurch bis auf achtzig tauſend Mann. Einen neuen Zuwachs bekam ſeine Macht durch zwey und zwanzig tauſend Sachſen, die durch den Pilſner Kreis zu ſeiner Verſtärkung in Böhmen einrückten. Hier zeigte der Churſächſiſche Hof zuerſt wie eng die Verbindung war, die er ſeit dem Breslauer Frieden mit Marien Thereſien geſchloſſen hatte. Zwar erklärte er: ſeine Truppen ſeyen nur Hülfsvölker, die er kraft eines geſchloſſenen Vertrags der Königin zu ſenden verbunden wäre, und er ſey nicht Willens, die Freundſchaft, die zwiſchen ihm, dem Kaiſer und dem Könige von Preußen beſtanden hätte, feindſelig zu unterbrechen, noch wider die

Würde des Erſtern etwas Nachtheiliges zu unternehmen; aber dieſe Diſtinktion, die, troz ihrer Widerſinnigkeit, in der politiſchen Welt ſchon lange gäng und gebe iſt, war nichts als eine gelinde, entſchuldigende Erklärung, daß jene Freundſchaft zwiſchen Sachſen, Bayern und Preußen längſt aufgehört habe.

Der König kam durch dieſe Verbindung ins Gedränge. Karl wußte ſich ſeiner Macht ſehr geſchickt zu bedienen. Er rückte dem Könige immer näher, und trieb ihn, indem er jedem Anlaß zu einer Schlacht auswich, durch klug gewählte Stellungen und geſchickte Gegenzüge allmählig zurück, ſo daß er einen Poſten nach dem andern verlaſſen mußte. Schon den achten Oktober gieng der König bey Lein über die Moldau zurück, weil ſein Gegner Mine machte, ihn von Prag, wo ſeine Hauptmagazine waren, abzuſchneiden. Sein Rückzug ward von den öſterreichiſchen leichten Völkern, unter General Nadaſtys Anführung, ſehr beunruhigt; aber der preußiſche Nachtrab ſchlug alle ihre Anfälle muthig ab und ſtieß ohne beträchtlichen Verluſt zur Hauptarmee des Königs. Auch Tabor, wo ſich preußiſche Magazine und Bäckereyen befanden, ward von den Völkern des General Nadaſty einigemal vergebens aufgefodert und beſtürmt.

Unterdeſſen folgte Karl dem Könige auf der Ferſe. Auch er ſezte über die Moldau und nahm bey Chlumetz ſolch eine glückliche Stellung, daß er die preußiſchen

Ba

Beſatzungen zu Tabor, Budweis und Frauenberg vom Könige abſchnitt. In dieſem Lager vereinigte ſich auch das ſächſiſche Hülfskorps mit ihm. Seine leichten Völker ſtreiften überall umher, und ſie waren die nächſte Urſache, daß die Garniſonen jener drey Plätze in des Prinzen Hände fielen. Sie hatten die Befehle des Königs aufgefangen, und dadurch den Rückzug der Garniſonen verhindert. Letztere hielten ſich doch gegen einen ſtärkern Feind ſo lange, als es bey dem Mangel an Lebens- und Kriegsbedürfniſſen möglich war; aber da ſie weder Zufuhr noch Entſatz mehr hoffen konnten, ergaben ſie ſich endlich.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

II.

Briefe über die Kantiſche Philoſophie.

Vierter Brief.

Ueber die Elemente, und den bisherigen Gang der Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der Religion.

Die Kritik der Vernunft hat durch Beweiſe, *) deren Gründlichkeit Sie, lieber Freund, zu ſeiner Zeit

 ſelbſt

*) Der Verfaſſer erinnert hier nicht ohne Veranlaſſung, daß er die Reſultate der Kr. d. V. nur in Rückſicht auf die wichtigen

ſelbſt prüfen werden, dargethan: „Daß es der ſpeku„lativen Vernunft eben ſo unmöglich ſey, die Unſterb„lichkeit der Seele, als das Daſeyn der Gottheit zu „demonſtriren; daß hingegen die praktiſche Vernunft „durch eben daſſelbe Poſtulat, wodurch ſie ein höchſtes „Princip der ſittlichen und natürlichen Geſetze voraus„ſetzt, auch die Erwartung einer künftigen Welt nothe„wendig mache, in welcher Sittlichkeit und Glückſee„ligkeit nach der Beſtimmung jenes höchſten Princips „in vollkommenſter Harmonie ſtehen müſſen". Ich werde dieſes Reſultat, welches die letzte und für immer entſcheidende Antwort auf die zweyte Hauptfrage enthält, womit ſich unſre ſpekulative Philoſophie bisher beſchäftiget hat, in meinem nächſten Briefe näher beleuchten. Im gegenwärtigen erwähne ich deſſelben nur als einer Probe von der höchſtauffallenden Fruchtbarkeit

gen Bedürfniſſe unſrer philoſophiſchen und moraliſchen Welt, denen, ſeiner Ueberzeugung nach, durch dieſe Reſultate abgeholfen wird, betrachten wolle. Er begnügt ſich alſo, wenn ſeine Leſer ihr Urtheil über die **inneren** Gründe derſelben bis auf diejenige Prüfung aufſchieben, zu welcher er einzuladen und vorzubereiten wünſcht. Die unphiloſophiſchen, und — philoſophiſchen Vorurtheile, welche dieſen Reſultaten entgegen ſtehen, und mit denen es der Verf. eigentlich zu thun hat, können aus den **inneren Gründen des kritiſchen Vernunftſyſtems** um ſo weniger widerlegt werden, als ſie theils den Willen abgeneigt, theils den Verſtand mehr oder weniger unfähig machen, ſich auf die Prüfung jener **inneren** Gründe einzulaſſen.

keit des moraliſchen Erkenntnißgrundes, und der bewundernswürdigen Einfachheit, welche die religiöſe Ueberzeugung durch denſelben erhält. Die Richtigkeit des angeführten Reſultates voraus geſetzt, gewinnen wir nicht nur ein Vernunftſyſtem der reinen Theologie, welches die ganze Lehre von der Gottheit auf den einzigen, erſten und unerſchütterlichen Grundſatz des Vernunftglaubens gründet, wovon in meinem vorigen Briefe die Rede war; ſondern auch eine wahre, und ſyſtematiſche Philoſophie der Religion, welche die Lehre von der Wirklichkeit und Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens neben der eigentlichen Theologie, und als einen eben ſo weſentlichen Beſtandtheil umfaßt, und mit ihr aus einem und ebendemſelben Grundſatze ableitet.

Mir deucht, l. Fr., noch nie habe ſich die Spekulation vor dem geſunden Menſchenverſtande beſſer gerechtfertiget, noch nie ſeyen Ausſprüche des letztern mit Reſultaten der erſtern übereinſtimmender, noch nie Philoſophie und Geſchichte über eine wichtigere Angelegenheit ſo einig geweſen, als in dem gegenwärtigen Falle: wo eine Unterſuchung, von deren Tiefe man eben ſo wenig ein Beyſpiel aufzuweiſen hat, als von dem Scharfſinne, mit dem ſie ausgeführt wurde, den höchſten Grundſatz aller Philoſophie der Religion aus der Natur der reinen Vernunft abgeleitet hat — und dieſer Grundſatz nicht mehr und nicht weniger

Shakespeare's
Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt.

von

Herrn Wieland.

VIter Band.

Mit Königl. Pohln. Churfürstl. Sächsischen Privilegio.

Zürich, bey Orell, Gessner und Comp. 1765.

als die Formel enthält, die das Bedürfniß ausdrückt, welches die Vernunft von jeher genöthiget hat, ſich ſelbſt zwey Glaubensartikel vorzuſchreiben. Wenn man dasjenige, worin alle auch noch ſo verſchiedene Religionen von den älteſten Zeiten herab übereingekommen ſind, aus den mythologiſchen und metaphyſiſchen Einfaſſungen aushebt, und wie billig auf die Rechnung des geſunden Verſtandes (des Senſus communis) ſetzt: ſo bleiben zu dieſem Behuf genau jene zwey Glaubensartikel übrig. Und wenn man dem Grunde nachforſcht, auf welchen der geſunde Verſtand, der weder blind glaubt, noch vernünſtelt, dieſe uralte und allgemeine Ueberzeugung gebaut haben konnte; dem Grunde, warum die Philoſophie ihre erſten und älteſten Beſchäftigungen mit den Eigenſchaften der Gottheit, und der Beſchaffenheit eines zukünftigen Lebens begann, warum das bey dieſen Beſchäftigungen vorausgeſetzte Daſeyn von beyden einen ſo frühzeitigen und allgemeinen Eingang gefunden, und bey dem mislichen Zuſtande ſeiner angenommenen Beweiſe bis auf den heutigen Tag, Dauer und Ausbreitung erhalten hat: — ſo ergiebt es ſich, daß dieſer Grund in nichts anderem beſtehen konnte, als in dem Gefühle des moraliſchen Bedürfniſſes, welches durch die Kritik der Vernunft in deutliche Begriffe aufgelöſet, und zum einzigen und höchſten philoſophiſchen Erkenntnißgrunde der Religion erhoben worden iſt.

Es mußten Zeiten vorhergehen, wo die Menschheit für die deutliche Erkenntniß jenes Bedürfnisses eben so wenig empfänglich, als ihr dieselbe unentbehrlich war, und wo das bloße Gefühl davon diejenige Ueberzeugung von den beyden Grundwahrheiten der Religion bewirkte, bey welcher weit weniger an der Erkenntniß ihrer Gründe, als an der Benutzung ihrer Folgen für die Sittlichkeit gelegen war. Das Christenthum, welches der Menschheit aus keinem andern Zwecke gegeben wurde, als um ihr diese wohlthätigen Folgen zuzusichern, setzte daher, und setzt noch immer jene Ueberzeugung als bereits vorhanden voraus. Die Absicht seines erhabenen Stifters war, weder die Philosophie noch die Theologie seiner Zeit zu reformiren. Er ließ es daher in beyden Fächern bey den Aussprüchen des gesunden Verstandes bewenden; und ohne sich auf die Beweise der Religion einzulassen, hob er ihre reinsten und mächtigsten Bewegungsgründe aus, stellte sie in ihrem nothwendigen Zusammenhange mit der Sittlichkeit dar, und gründete auf diese Art jene praktische reine Religion, welche durch die allgemeinere Verbreitung sittlicher Begriffe, und durch das höhere Interesse, das sie die Vernunft an denselben zu nehmen nöthigte, nicht nur die moralische Kultur der Menschheit überhaupt, sondern auch die wissenschaftliche Kultur der Moral selbst, so sehr befördert hat.

Beyde von einander unzertrennliche Gattungen der Kultur mußten auf einen hohen Grad getrieben werden, bevor es möglich, und endlich gar nothwendig werden ſollte, die Religion in ihrem Ueberzeugungsgrunde auf eben dieſe Moral zu bauen, die ihre Feſtſetzung und Verbreitung wenigſtens großentheils den Beweggründen der Religion zu danken hatte. Bevor die Grundbegriffe der Moral ins Reine gebracht waren, würde man die Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der Religion untergraben haben, wenn man gezeigt hätte, daß ſie keine anderen Beweiſe für ſich habe, als den Grund eines moraliſchen Bedürfniſſes. Das Chriſtenthum konnte alſo ſo wenig den wahren und moraliſchen Erkenntnißgrund, als irgend einen von den übrigen und falſchen, feſtſetzen, oder vorſchreiben; ſondern mußte ſowohl die Entwicklung des einen, als die Hinwegräumung der andern den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes überlaſſen, die es durch ſeinen thätigen Einfluß zu leiten und zu beſchleunigen beſtimmt war.

In der Zwiſchenzeit, das heißt, während der langwierigen Periode, die der menſchliche Geiſt nöthig hatte, um von dem dunklen Gefühle zum deutlichen Bewußtſeyn des moraliſchen Bedürfniſſes überzugehen, waren misverſtandene Erklärungen jenes Gefühles unvermeidlich. Die Vernunft befand ſich auf einem gewiſſen Grade ihrer Entwicklung nothgedrungen, ſich von ihren Ueber-

herzeugungen Rechenſchaft zu geben, nothgedrungen für Wahrheiten, die ſich ihr, ohne daß ſie wiſſen konnte woher, aufdrangen, Gründe aufzuſuchen, und dieſe Gründe, die ihr einmal ſo unentbehrlich waren als jene Wahrheiten ſelbſt, in derjenigen Form anzunehmen, in welcher ſie ſich ihr bey ihrem damaligen Zuſtande, darſtellen konnten. Man bedenke die Natur dieſer Wahrheiten. Aller Anſchauung eben ſo unfähig, als den Begriffen nach nothwendig, ſind ſie der Sinnlichkeit eben ſo gänzlich unzugänglich als der Vernunft unvermeidlich, dem einem unſrer Erkentnißvermögen eben ſo fremd, als dem andern innigſt eingewebt, von der einen Seite durchaus unbegreiflich, von der andern durchaus begreiflich; ein unauflösliches Problem für die *) Vernunft vor ihrem vollſtändigen Selbſterkenntniſſe! In ihrer Kindheit konnte und mußte ſie jeden anſchauungsleeren Begrif, ſo wie er zu ihrem Bewußtſeyn gelangte, unmittelbar an Erfahrungen anknüpfen. Sie konnte es; denn vor der vollſtändigen Entwicklung des theologiſchen Vernunftbegriffes, war der Widerſpruch zwiſchen ihm und der Anſchauung, dieſer weſentlichen Bedingung aller Erfahrung, entweder gar nicht ſichtbar, oder doch nicht auffallend genug. Sie mußte es; denn

*) Wir haben für die Vernunft im ſubjektiven und objektiven Sinne leider nur ein einziges Wort, welches der Verf. um nicht zu weitläuftig zu werden, bald in dem einen und bald in dem anderen Sinne braucht, indem er jedesmal die Aufmerkſamkeit der Leſer auf den Zuſammenhang vorausſetzen zu können glaubt.

denn wie hätte ſie ſonſt den Begrif ohne Anſchauung feſt halten können? Die früheſte Gotteserkenntniß gieng alſo allerdings von der Geſchichte aus. Allein ſo wenig der Philoſoph an den Mythologien der Vorzeit das Uebergewicht einer regelloſen und wilden Phantaſie über die Vernunft bezweifeln kann; ſo wenig wird er an denſelben die Spuren der religioſen Vernunftbegriffe verkennen, und läugnen können, daß es eigentlich dieſe, obgleich nur dämmernden Vernunftbegriffe waren, von denen die Phantaſie die Göttlichkeit ihrer ungöttlichen Träume entlehnte.

Die auf dieſe Weiſe entſtandenen Traditionen hätten alſo auch ohne eine unmittelbare Offenbarung (von der hier keineswegs die Rede iſt) die erſten Erklärungsgründe werden müſſen, die ſich der Vernunft darbieten konnten, als ſie mit ihren Fortſchritten einmal ſo weit war, um ſich über ihre religiöſe Ueberzeugung befragen zu können und zu müſſen. Dieſe Ueberzeugung wurde daher Glauben, den die Vernunft von ſich ſelbſt, auf wunderbare Begebenheiten, Thatſachen, Erſcheinungen übertrug. Wir erklären daher den Wunderglauben ſehr einſeitig, wenn wir ihn, nach der Modephiloſophie unſrer Nachbarn, aus der bloßen Unwiſſenheit, oder der Unbekanntſchaft mit der Natur, herleiten. Wir überſehen dabey den merkwürdigen Umſtand, daß der anſchauungsleere Vernunftbegrif von einem höheren Weſen, der bey jeder hyperphyſiſchen Naturerklärung mehr oder

weni-

weniger vorkommt, nichts weniger als Folge der Unwiſſenheit ſeyn könne. Wirklich war es beym älteſten Wunderglauben die Vernunft, welche die Gründe ihrer Ueberzeugung, die ſie in ſich ſelbſt nicht finden konnte, von auſſen aufzuſuchen genöthiget war; übrigens aber ſchon damals aus einer und ebenderſelben Urſache glaubte, aus welcher ſie heut zu Tag glaubt, und ewig glauben wird; nämlich: weil ſie ihren nothwendigen religiöſen Begriffen keine Anſchauung unterlegen kann. Dieſer Mangel an Anſchauung, (den uns die Kritik der Vernunft ſo befriedigend erklärt, und der für uns keine andere Folge haben kann, als daß er uns nöthiget, uns mit einem Glauben zu begnügen, den wir unſrer praktiſchen Vernunft bermeſſen), war in jenen Zeiten ſchlechterdings unerklärbare Unbegreiflichkeit der Religionswahrheiten, welche die Vernunft nöthigte, ihren Glauben auf Anſchauungen zu gründen, die ebenfalls etwas Unbegreifliches enthalten muſten, um das Daſeyn unbegreiflicher Gegenſtände bezeugen zu können. Die Thatſachen, worauf ſich der ſogenannte hiſtoriſche Erkenntniſsgrund auch noch heut zu Tage beziehet, ſind durchaus Wunderwerke!

Wer wird es läugnen können, daß die Grundwahrheiten der Religion durch jenen Erkenntniſsgrund das allgemeine und lebendige Intereſſe für die Menſchheit erhielten, das ihnen die Vernunft nicht geben konnte; und welches die Vertheidiger des hiſtori-

ſtoriſchen Glaubens ihren Gegnern mit triumphirender Miene vorwerfen, ohne dabey zu bedenken, daß dieſes Intereſſe, in ſo ferne ſeine Lebhaftigkeit von dem befriedigten Hange zum Wunderbaren abhängt, keineswegs jenem minder allgemeinen, und minder lebhaften vorzuziehen iſt, welches der moraliſche Erkenntnißgrund gewährt, und das in eben dem Verhältniſſe auch an Allgemeinheit und Lebhaftigkeit zunehmen muß, in welchen der vernünftige Glaube, den blinden verdrängt haben wird. — Indeſſen war der Vortheil des hiſtoriſchen Erkenntnißgrundes für jene Zeiten entſcheidend. So wie er auf der eine Seite allen Kräften der Sinnlichkeit und Phantaſie für das Intereſſe der Religion aufbieten konnte und mußte, wenn bey dem damaligen Zuſtande der höheren Geiſteskräfte die Aufmerkſamkeit der Menſchen vom Sichtbaren auf das Unſichtbare gelenket werden ſollte: ſo war auf der andere Seite nichts natürlicher, als daß er die Religion, eben durch das Uebergewicht, welches er dem Unſichtbaren über das Sichtbare gab, zum erſten und älteſten Gegenſtande der Nachforſchungen denkender Köpfe machen mußte. So war der hiſtoriſche Erkenntnißgrund als Vorbereitung zum Philoſophiſchen unentbehrlich.

Auch ſelbſt noch am Gängelbande der Imagination konnte ſich die Philoſophie nur in ſo ferne mit der Religion beſchäftigen, als ihr dieſe eine begreifliche Seite dar-

darzubieten hatte. Es war freylich nur Dämmerung, was ihr von dieſer Seite zuerſt in die Augen fallen konnte; aber mit jedem ihrer Fortſchritte hellte ſich dieſe Dämmerung mehr in Morgenröthe auf, und mit jedem ihrer Fortſchritte entfernte ſich die Philoſophie von dem blinden Glauben, der auf der entgegengeſetzten Seite in die Nacht des Unbegreiflichen hinüber ſtarrte. Das Licht jener Morgenröthe war Abglanz der reinen Vernunft, die ſich dem Geſichtskreiſe des menſchlichen Geiſtes näherte. Wer kann an den Ueberbleibſeln der älteſten Philoſophie die Merkmale der Ontologiſchen, Kosmologiſchen und Phyſikotheologiſchen Vernunftbegriffe verkennen, die von Zeit zu Zeit ſichtbarer und beſtimter wurden? Und was iſt die Geſchichte der eigentlichen Philoſophie viel anders, als die Geſchichte der mannigfaltigen, bunten und phantaſtiſchen Geſtalten, unter welchen jene Vernunftbegriffe, während des Kampfes der reinen Vernunft mit dem Nebel der Sinnlichkeit, vor dem Auge des menſchlichen Geiſtes erſcheinen mußten, bis ſie nach und nach in ihrer eigenthümlichen, beſtimmten, und unwandelbaren Form hervortreten konnten?

Die erſten Beſchäftigungen der Philoſophie mit der Religion betrafen die Eigenſchaften der Gottheit und die Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens. Sie ſetzten alſo das Daſeyn von beyden voraus. Hätten die älteſten Weltweiſen ihre Ueberzeugung von dieſem Daſeyn einer Offenbarung, man mag ſie nun natürlich

lich oder übernatürlich nennen, zu danken gehabt, ſo hätte ſie dieſe Offenbarung von dem Daſeyn des unbekannten Gegenſtandes durch die Eigenſchaften deſſelben unterrichten, und ihnen folglich eben hiedurch auch dieſe Eigenſchaften offenbaren müſſen; und in dieſem Falle würden ſie freylich die vielen und groſſen Irrthümer erſpart haben, in welche ſie beym Nachforſchen über dieſe Eigenſchaften gefallen ſind, und die ſo vielen aus ihnen den Vorwurf des Atheiſmus zugezogen haben. Allein ſo wie ihre Ueberzeugung die Folge eines gefühlten, und auf unentwickelte Begriffe gegründeten Bedürfniſſes war: ſo waren auch ihre Irrthümer über den Gegenſtand ihrer Ueberzeugung nicht nur möglich, ſondern vor der Entwicklung jener Begriffe unvermeidlich. Ihre erſten theologiſchen Verirrungen konnten eben darum nicht das Daſeyn der Gottheit treffen, weil dieſes ſeiner Unbegreiflichkeit wegen ganz auſſer dem Wege lag, auf welchem ſie durch die Strahlen der Vernunftbegriffe auf die Unterſuchung der göttlichen Eigenſchaften geleitet wurden. Jeder Schritt auf dieſem Wege war eine nähere, mehr oder weniger glückliche Beſtimmung jener Vernunftbegriffe, und das metaphyſiſche Ideal der Gottheit war in den ſchönen Zeiten der griechiſchen Philoſophie wenigſtens in allen ſeinen weſentlichen Grundlinien entwickelt worden.

Die Entdeckungen, die man auf dem Wege der Vernunft über den Gegenſtand des Glaubens gemacht hatte,

wur-

Würden auf den Grund des Glaubens in eben dem Verhältniſſe übertragen, als mit der Kultur des Geiſtes einerſeits die Evidenz jener Entdeckungen, andererſeits aber das Bedürfniß zugenommen hatte, ſich über den Grund des Glaubens Rechenſchaft zu geben. Von dieſem Bedürfniſſe gedrungen, und von jener Evidenz geblendet, ſchloß man von den Attributen der Gottheit in der Idee, auf das Daſeyn derſelben im Objekte, unterſchob den Gegenſtand des Wiſſens dem Gegenſtande des Glaubens *) und glaubte von dem letztern bewieſen zu haben, was eigentlich nur von dem erſteren gelten konnte. Der philoſophiſche Erkenntnißgrund des leeren Wiſſens, der ſich hierauf immer mehr und mehr feſtſetzte, war alſo der Vernunft auf ihrem Wege zum Moraliſchen eben ſo unvermeidlich als der hiſtoriſche.

Im

*) In der Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes ſind die nothwendigen und unwandelbaren Vernunftbegriffe, aus denen die Idee vom höchſten Weſen beſteht, durchaus Gegenſtände des Wiſſens. Der Begriff des Daſeyns hingegen, der ſeiner Natur nach nicht der Vernunft, ſondern dem Verſtande angehört, und nur in der Erfahrung, d. h. ſo fern ihm eine Anſchauung unterlegt werden kann, objektive Gültigkeit hat, kann keinesweges weder zum Subjekt noch zum Prädikat jenes Vernunftbegriffe gebraucht werden, wenn ihm nicht der Glauben vorher das mangelnde Objekt erſetzt. Er iſt alſo hier bloß Gegenſtand des Glaubens.

Bibl.
Acad.
Lanic.

In eben dem Verhältniſſe als der hiſtoriſche Erkenntnißgrund der herrſchende blieb, konnte der Widerſpruch zwiſchen ihm und dem Philoſophiſchen weniger zum Vorſcheine kommen. Selbſt in den Augen vieler Weltweiſen ſchienen die Vernunftſchlüſſe nur gemacht zu ſeyn um das Reſultat der religiöſen Traditionen zu beſtätigen, und auch ſelbſt in den für die Philoſophie günſtigſten Epochen waren die Gränzlinien zwiſchen Wiſſen und Glauben, und zwiſchen dem Natürlichen und Uebernatürlichen nicht allenthalben beſtimmt und ſichtbar genug, um zu verhindern, daß nicht wieder beyde Erkenntnißquellen der Religion in eine einzige zuſammenflieſſen, und die religiöſe Ueberzeugung auch ſelbſt in den Augen der Aufgeklärteren das Anſehen gewinnen mußte, als ob ſie von der Geſchichte die Materie, von der Philoſophie aber die bloſſe Form entlehnte.

Wenigſtens war dieß letzte der Fall, als die Philoſophie bald darauf unter den Händen der neueren Platoniker verdorben, und nach und nach zur Theorie desjenigen blinden Glaubens herabgeſunken war, der in den darauf folgenden Jahrhunderten zu einer Alleinherrſchaft gelangte, welche ihn nach und nach in Stand ſetzte, dem geſunkenen Rom den Scepter über die Welt durch Aberglauben zurückzugeben, den es durch Despotismus verlohren hatte — eine Alleinherrſchaft, die ihn zum oberſten Princip nicht nur der Theologie und

Moral,

Moral, ſondern auch der poſitiven und natürlichen Rechte, der Staats- und Kriegskunſt, mit einem Worte aller Ueberbleibſel des menſchlichen Wiſſens machte, die er ihrer äuſſerſten Unentbehrlichkeit wegen nicht hatte vertilgen können. Die unterdrückte Vernunft, welcher während dieſer ganzen Periode ihrer Dienſtbarkeit nichts anders zu thun übrig war, als ihrem Despoten zu fröhnen, brachte nun das groſſe Religionsſyſtem der Unfehlbarkeit zu Stande, das einzige unter allen auf hiſtoriſchem Grunde entſtandenen Lehrgebäuden der Religion, das durch den Zuſammenhang und die Gleichartigkeit ſeiner Theile den Namen eines Syſtemes verdient. Die Vernunft hat an demſelben alles erſchöpft, was ſie zum Vortheile des blinden Glaubens thun konnte, alles was ſich aus ſeinem Grundſatze folgern läßt, und gefolgert werden muß. Jeder Anhänger des blinden Glaubens hat ſeitdem keine andere Wahl als dieſem Bekenntniſſe beyzupflichten, oder ſich in ungleich gröſſere Widerſprüche zu verwickeln; und in dieſer Rückſicht dürfte es die Chriſtliche Welt wohl groſſentheils der menſchlichen Inkonſequenz zu verdanken haben, wenn ſie wenigſtens ihrer einen Hälfte nach, nicht mehr unter den Befehlen der unfehlbaren Glaubensrichter ſteht. Laſſen ſie mich im vorübergehen anmerken, lieber Freund! daß der verführeriſche Reiz, den die Religion des neuen Roms in den Händen eines geſchickten Werbers erhalten kann, hauptſächlich in ihrer ſyſtematiſchen Grundlage liegt, und

vielleicht dürften gegen dieſen Reitz gerade jene proteſtantiſchen Eiferer am wenigſtens geſichert ſeyn, die nicht begreifen können, wie ein vernünftiger Katholik in dem vollendeten Gebäude ruhig und bequem wohnen könne, indeſſen das Zion, welches ſie bewachen zu müſſen glauben, aus lauter Trümmern jenes Gebäudes beſteht.

Denkenden Köpfen hingegen kann und muß die Betrachtung des noch aufrecht ſtehenden Syſtems der Unfehlbarkeit den Vortheil gewähren, daß ſie ihnen an einem höchſtauffallenden Beyſpiele zeigt, wohin die misverſtandene Unbegreiflichkeit des göttlichen Daſeyns in dem Erkenntnißgrunde der Religion führt. Denn, fürs Erſte: wird dieſe Unbegreiflichkeit nicht aus dem Mangel der Anſchauung hergeleitet, die wir unſren Vernunftbegriffen von der Gottheit nicht unterlegen können, ſo wird ſie von unſerm ſubjektiven Unvermögen ganz auf das Objekt unſrer Begriffe übertragen; dieſe, von ihrem unbegreiflichen Gegenſtande modificirt, hören dann auf Vernunftbegriffe zu ſeyn, und die Gottheit wird unter Eigenſchaften vorgeſtellt, die alle eben ſo wenig begreiflich ſeyn dürfen, als ihr Daſeyn, mit einem Worte, unter lauter Geheimniſſen. — Zweytens: wird jene den Vernunftbegriffen fehlende Anſchauung nicht durch einen Glauben vertreten, den die Vernunft ſich ſelbſt vorſchreibt: ſo muß es durch einen Glauben geſchehen, den ihr ein äuſſeres

Zeug-

Zeugniß von Thatſachen aufdringt, die der Vernunft eben ſo unbegreiflich ſeyn müſſen, als die Wahrheit, die durch ſie zuerſt angekündiget, und bezeugt wird, mit einem Worte — Wunder. Sollen nun dieſe Geheimniſſe und Wunder bey allen Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes nichts von ihrer Glaubwürdigkeit verlieren, oder ſollen ſie vielmehr überhaupt Glaubwürdigkeit für alle diejenigen haben, die nicht ſelbſt Augen- und Ohrenzeugen bey der übernatürlichen Begebenheit ſeyn konnten: ſo muß der Zeuge, der für ihre Wahrheit bürgt, unfehlbar ſeyn; und da der todte Buchſtabe erſt von den Begriffen ſeiner Ausleger Leben erhält: ſo muß jener unfehlbare Bürge ein ſicht- und hörbarer Ausleger des Sinnes ſeyn, der den Formeln der Geheimniſſe, und den Urkunden der Wunder entſpricht.

Daß dieſe Geheimniſſe und Wunder *) mit dem unfehlbaren Glaubenstribunale ſtehen und fallen, beweiſet das Schickſal, das ſo manches von ihnen erfahren hat, ſeitdem das unpolitiſche Betragen der Unfehlbaren einen Theil der Chriſtenheit genöthiget hat, gegen ihre Unfehlbarkeit zu proteſtiren. Freylich

*) Um einer nur gar zu ſehr beſorglichen Mißdeutung vorzubeugen, erklärt der Verfaſſer, daß hier durchaus nur von ſolchen Geheimniſſen und Wundern die Rede iſt, welche der Vernunft ihr göttliches Recht bey der religiöſen Ueberzeugung zuerſt zu ſprechen rauben müßten.

herrſcht auch noch bey dieſem Theile blinder Glaube, und wird noch ſo lange herrſchen, als man das Unbegreifliche aus noch unbegreiflicheren Gründen glauben wird. Allein was iſt aus denjenigen Ueberbleibſeln des römiſchen Syſtems geworden, welche unſre Reformatoren mit und ohne ihren Willen beybehalten haben, nachdem dieſe einmal ihren Nachfolgern das Recht und Beyſpiel hinterlaſſen haben, an den Trümmern zu thun, was ſie an dem Ganzen gethan hatten? Welcher Unterſchied zwiſchen der katholiſchen Hyperphyſik, die durchaus ſich ſelbſt gleich bleibt, den weſentlichen Gliederbau ihres Syſtems unverrückt erhält, und bey allen ihren Reformationen durch den weltlichen Arm immer nur ihre Auſſenſeite verſchönert, — und der proteſtantiſchen, die nicht nur den Anfällen der Vernunft von allen Seiten blos ſteht, ſondern auch ſogar der Einbildungskraft ihrer eigenen Apoſteln preisgegeben iſt, und die durch keine Geſellſchaft der reinen Lehre verhindern könnte, daß ſie nicht durch die inneren Uneinigkeiten ihrer Anhänger ſelbſt endlich aufgerieben werden müßte, wenn dieſe Anhänger nicht durch einen auswärtigen Streit genöthiget würden, gegen gemeinſchaftliche Gegner gemeine Sache zu machen. — Es iſt dieß der Streit der Hyperphyſiker mit den Metaphyſikern.

Die Vernunft hatte kaum durch die Wiederaufleſung der Wiſſenſchaften im Occidente einigen Gebrauch

ihrer

ihrer Freyheit zurück erhalten, und die Philoſophie ihre ſo lang unterbrochene Beſchäftigung mit dem Erkenntnißgrunde der Religion wieder hervorgenommen, als es ſich zu zeigen anfieng, daß ſich die philoſophiſchen Gründe für das Daſeyn Gottes und der künftigen Welt mit den hiſtoriſchen nicht mehr ſo leicht als vorher vereinbaren lieſſen. In der Folge wurde der Widerſpruch zwiſchen den beyden Erkenntnißgründen in eben dem Verhältniſſe ſichbarer, als die Oberherrſchaft des blinden Glaubens abnahm. Die Vernunft ſollte durch zwey Extreme auf den Mittelweg der Wahrheit geleitet werden. Die Hyperphyſik hatte, während ihrer goldenen Zeit, durch Vervielfältigung ihrer Wunder und Geheimniſſe das Unbegreifliche an der Religion ſo weit getrieben, als ſich der lichtbegierige Geiſt, ſo bald er ſich frey fühlte, mit einer Art von leidenſchaftlicher Wärme auf die Seite des Begreiflichen ſchlug. Die theologiſchen Begriffe der reinen Vernunft wurden nun mit Eifer hervorgeſucht und beſonders von Descartes an bis auf unſre Zeiten bis zu einer Vollſtändigkeit entwickelt, die ſelbſt der Kritik der Vernunft in dieſer Rückſicht wenig mehr zu thun übrig ließ. Man war mit den Bedingungen des ſtrengern Beweiſes näher bekannt geworden, und die Bemerkung, daß die Uebereinſtimmung unter den Merkmalen des theologiſchen Vernunftbegriffes des ſtrengſten Beweiſes fähig wäre, vollendete den metaphyſiſchen Erkenntnißgrund, wozu bereits alle Materialien in der griechiſchen Philoſophie

vorhanden waren, und durch welchen man in der Religion eben ſo ſehr alles Glaubens überhoben zu ſeyn wähnte, als man ſich durch den Hyperphyſiſchen zum Verzicht auf alles Wiſſen verpflichtet hielt.

Die augenſcheinlichſte Probe, wie nahe die vermeintliche Demonſtration an den Unglauben, den ſie eben ſo ſehr als den Aberglauben unmöglich machen ſollte, angränzt, hat der Spinoziſmus gegeben, der ſich dem metophyſiſchen Syſteme der Theologie gegenüber ſtellte, da Descartes durch die Feſtſetzung des ontologiſchen Beweiſes kaum eben die letzte Hand an dieſes Syſtem gelegt zu haben ſchien. In einem und eben demſelben Begriffe vom vollkommenſten Weſen, in welchem der eine große Mann das nothwendige Daſeyn gefunden hatte, entdeckte der andere die einzige Subſtanz. Beyde irrten über den Begrif vom göttlichen Daſeyn. Der eine glaubte denſelben von einem Gegenſtande beweiſen zu können, von dem keine Anſchauung möglich iſt; und der andere glaubte dieſem Begriffe jene Anſchauung unterlegen zu müſſen, die zu jedem Beweiſe von der Wirklichkeit eines Gegenſtandes nothwendig iſt. Spinoza irrte, indem er dem Vernunftbegriffe eine Anſchauung aufdrang, durch welche der Vernunftbegrif zerſtört werden mußte; aber er hatte recht, daß er ſich kein Daſeyn ohne Ausdehnung des Beweiſes fähig denken konnte. Kant hat unwiderſprechlich dargethan, daß der Begrif des Daſeyns ein

urſprüng-

urſprünglicher Stammbegrif des Verſtandes iſt, der ohne mögliche Anſchauung im Raume (Ausdehnung) und in der Zeit durchaus leer, das heißt, ohne Gegenſtand iſt. Sollte dieß nicht für manchen Halbdenker Veranlaſſung geweſen ſeyn, den Verfaſſer der Kritik der Vernunft für einen Spinoziſten zu erklären?

Der Spinozismus iſt auf dem Felde der Metaphyſik ungefähr das, was der Katholicismus auf dem Felde der Hyperphyſik iſt, — das Syſtem, welches unter allen Scheinſyſtemen des Unglaubens den meiſten Zuſammenhang und die größte Scheinbarkeit hat, übrigens aber den Anhängern des metaphyſiſchen Erkenntnißgrundes eben denſelben Dienſt thun kann, den ich vom Katholicismus in Rückſicht auf die aufgeklärteren Vertheidiger des Hyperphyſiſchen behauptet habe, nemlich, ihnen die Augen über ihre Grundſätze eröfnen zu helfen. Die Verwechslung der Gottheit mit der Sinnenwelt iſt dem Methaphyſiker unvermeidlich, ſo bald er auf dem Wege der Demonſtration über kurz oder lang gewahr wird, daß er ſich dem Begrif der Wirklichkeit nicht ohne Anſchauung denken kann. Und hier liegt der Grund des einheimiſchen Streites, welcher unſre Metaphyſiker entzweyt, und der durch jeden Fortſchritt unſrer bisherigen Philoſophie viel eher weiter getrieben, als beygelegt werden mußte. Der Begrif des göttlichen Daſeyns wurde von den einen bey ihren Beweiſen mit Ausſchluß aller Anſchauung, und

alſo in der bloßen logiſchen Bedeutung, von den andern aber mit Inbegrif der Anſchauung, und alſo im phyſiſchen, oder reellen Sinne genommen. Beyde konnten und mußten alſo einander widerlegen, ohne darum ihre eigenen Behauptungen durchſetzen zu können. Der Deiſt konnte den Vorwurf nicht von ſich ablehnen, daß ſeinem durchaus richtigen Vernunftbegriffe, die weſentliche Bedingung fehle, unter welcher allein ein Daſeyn überhaupt erweislich iſt; und ſein Gegner mußte ſich überzeugen laſſen: daß ſein richtiger Begrif vom Daſeyn auf den Begrif von der Gottheit nicht angewendet werden könne, weil er ſonſt den ſtreng erweislichen Vernunftbegrif zerſtören müßte. Die Kritik der Vernunft tritt zwiſchen beyde ins Mittel, und findet den eigentlichen Streitpunkt durch die Verhandlungen der Partheyen ſelbſt ſchon in ſo weit erörtert, daß ihr Ausſpruch den helleren Köpfen auf beyden Seiten nicht leicht unverſtändlich ſeyn kann. Dieſer Ausſpruch iſt im folgenden Reſultat ihrer Unterſuchungen enthalten: „Die Idee des Unendlichen Weſens, die „von dem Theologiſchen Vernunftbegriffe unzertrennlich „iſt, widerſpricht der Anſchauung, die ſich von dem reellen „Begriffe des Daſeyns eben ſo wenig trennen läßt.“ Hieraus ergiebt ſich alſo, das der Pantheiſt eben ſo ſehr berechtiget war, für die Bedingungen ſeines Exiſtenzialbegriffes, als der Deiſt, für die Bedingungen ſeines Vernunftbegriffes zu ſtreiten; daß aber der eine eben ſo unrecht hatte, wenn er mit ſeinem Exiſtenzialbegriffe

begriffe den Theologiſchen Vernunftbegrif widerlegt, als der andere, wenn er jenen aus dieſem erwieſen zu haben glaubte. Denn die Unmöglichkeit der Anſchauung, die dem Widerſpruche zwiſchen dem Exiſtenzial- und Vernunftbegriffe zum Grunde liegt, kann eben ſo wenig etwas gegen die Möglichkeit des Gegenſtandes an ſich ſelbſt, als der anſchauungsleere Vernunftbegrif für die Wirklichkeit deſſelben beweiſen. Der Deiſt muß alſo die Unbegreiflichkeit des göttlichen Daſeyns zum Vortheile des theologiſchen Vernunftbegriffes einräumen; ſein Gegner aber eingeſtehen, daß dieſe Unbegreiflichkeit keineswegs von einem Widerſpruch von Seiten des Gegenſtandes, ſondern blos von dem Mangel an Anſchauung von unſrer Seite herrühre; und in dem ſich auf dieſe Art der eine mit der Erweislichkeit des Vernunftbegriffes begnügen muß, der andere aber gegen dieſelbe nichts mehr einzuwenden hat: ſo bleibt beyden nichts anders übrig, als der praktiſchen Vernunft Gehör zu geben, die ſie zu glauben nöthiget, was ſie nicht begreifen können.

Wenn man alſo aus den bisherigen Erkenntniß-gründen der Religion alles Widerſprechende hinwegräumt, ſo bleiben folgende drey Elemente der religiöſen Ueberzeugung übrig: Erſtens der nothwendige Vernunftbegrif, oder das metaphyſiſche Ideal von der Gottheit; zweytens, die Unbegreiflichkeit des göttlichen Daſeyns; und drittens das Geboth der praktiſchen Vernunft,

Viel

Lermens um Nichts.

Ein

Luſtſpiel.

nunft, welches den moraliſchen Glauben nothwendig macht. Dieſe ſind die Elemente des Vernunftglaubens, oder der deutlichen Einſicht des Bedürfniſſes, welches uns das Daſeyn Gottes vorauszuſetzen nöthiget; ſie machten vor ihrer Entwicklung das Gefühl eben dieſes Bedürfniſſes aus, und enthielten in ſo ferne, ohne dafür anerkannt zu ſeyn, von jeher den wahren Grund aller religiöſen Ueberzeugung. — Jenes Gefühl erwachte zugleich mit dem Moraliſchen, von dem es eine nothwendige Folge iſt, und mit dem es im Ganzen genommen immer einerley Schickſal erfahren hat. Das Geboth der praktiſchen Vernunft war alſo durch die Stimme des moraliſchen Gefühls die erſte Aufforderung zum Glauben an die Gottheit. Aber da die Entwicklung der moraliſchen Begriffe, die durch dieſen Glauben befördert werden ſollte, vorhergehen mußte, bevor jenes Geboth deutlich anerkannt werden konnte; ſo iſt es begreiflich genug, warum eben daſſelbe Element der religiöſen Ueberzeugung, welches ſeiner Wirkſamkeit nach das erſte war, in der Reihe, wie es zur Evidenz der Vernunfteinſicht gelangen konnte, das Letzte ſeyn mußte. — Das erſte in dieſer Reihe war die Unbegreiflichkeit des göttlichen Daſeyns. Wir haben geſehen, wie dieſe Unbegreiflichkeit, bey der Dunkelheit der beyden übrigen Elemente, nothwendig den hyperphyſiſchen Erkenntnißgrund erzeugen mußte, der es jedoch nicht verhindern konnte, daß ſich ihm nicht der metaphyſiſche Erkenntniß

niſsgrund entgegen ſetzte, nach dem die Vernunft an ihrem nothwendigen Begriffe von der Gottheit das andere Element der religiöſen Ueberzeugung deutlich entwickelt hatte. — Die Urſache, warum ſich dieſe beyden Erkenntniſsgründe eben ſo wenig vereinigen laſſen, als ſie einander verdrängen können, liegt in der Natur der beyden Elemente, aus welchen ſie entſtanden ſind, und die ſich ohne Dazwiſchenkunft des dritten nothwendig einander ausſchlieſſen, ohne ſich untereinander aufzuheben. Die Unbegreiflichkeit des göttlichen Daſeyns verträgt ſich ſo lange nicht in einer und eben derſelben Vorſtellung mit dem nothwendigen Vernunftbegriffe von der Gottheit, als nicht das unwiderſtehliche Geboth der praktiſchen Vernunft anerkannt wird, welches den Begriff des Daſeyns, der ſich hier nicht beweiſen läßt, mit dem Vernunftbegriffe, der durchaus bewieſen werden muß, zu verbinden nöthiget, und den Ueberzeugungsgrund der Religion vollendet, in dem es dasjenige, was an demſelben ewig unerweislich bleiben muß, zu unſrer Befriedigung erſetzet. — Der unvermeidliche Streit zwiſchen den Hyperphyſikern und Metaphyſikern, — der gegenwärtig nur darum weniger Aufſehen macht, weil er mehr vor dem Richterſtuhle der Vernunft, als vor dem Winkeltribunälen des Aberglaubens und Unglaubens geführt wird, — muß alſo das Wahre ſowohl als das Falſche an den beyden angenommenen Erkenntniſsgründen immer ſichtbarer hervortreiben; und ſo wie auf dieſe Weiſe

die wirklichen Elemente der religiösen Ueberzeugung, die in jedem dieser Erkenntnißgründe einzeln enthalten sind, an Evidenz gewinnen müssen: so muß auch ihre Unverträglichkeit ohne das Dritte, welches sie unter einander verbindet, immer einleuchtender werden. — Wir können uns also den Gang der religiösen Ueberzeugung, sowohl als die Entstehungsart, die Naturabsicht und das Schicksal jener beyden Erkenntnißgründe, mit ziemlicher Sicherheit erklären. Der hyperphysische und Metaphysische Erkenntnißgrund mußten den Moralischen vorbereiten; übernatürliche und natürliche Religion sollen sich in die Sittliche auflösen; Aberglauben und Unglauben werden den Vernunftglauben herbeyführen. K.

III.

Leopoldine
ein Gegenstück zum Moriz.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.
Leopoldine in der Räuberhöle.

O, meine Mama, meine Mama! rief ich, als ich erwachte, und glaubte vor Angst zu sterben, als ich mich

mich in dem schrecklichen Gewölbe umfaß, das von einer düstern Lampe nur dürftig erleuchtet ward. — Die schwarzen Männer haben sie todt geschlagen, und mich werden sie auch noch todt schlagen.

„Sie thun dir nichts, kleines Mädchen — sagte ein Knabe, der schmeichelnd neben mir auf der harten Streu saß — Sie haben mir auch nichts gethan, als sie mich aus dem Bette meines Papa genommen haben!“

„Rede ihr nur zu, Fritz, — sagte eine Alte, deren Anblick mir eben so fürchterlich war, als die dunkle Höle selbst — damit sie aufhört zu weinen. Sie könnte krank werden, und dann müßt' ich es ausbaden! Sey nur stille, mein Töchterchen, fuhr sie zu mir fort — es geschieht dir nichts. Deiner Mama ist auch nichts geschehen; du sollst sie bald wieder haben.“

Aber ihr Zureden und Trösten goß Oel ins Feuer. O, die grausende Begebenheit war mir noch zu lebhaft vor Augen! Immer noch sah ich die vier schwarzen Männer, wie sie auf unsre Kutsche zu sprengten, wie sie den Kutscher knebelten; wie sie den Schlag aufrissen, und meine arme Mutter, die knieend und weinend um ihr Leben bat, ausplünderten, und darauf auch mich mit Gewalt aus ihren Armen rissen; wie sie aus dem Wagen sprang, und die Unbarmherzigen beschwor, nur mich, nur mich, ihr Einziges, ihr zu lassen; wie sie ausser Athem hinter ihnen herlief, und immer klägli-

cher

cher ſchrie, je weiter ſie zurückblieb — — — e, ich mußte laut aufſchreyen, wenn alle dieſe Bilder ſich mir von neuem zeigten, und mit ihrer ganzen erdrückenden Laſt auf mein Herz fielen!

Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, waren ſie durch lauter Wald und dicke Gebüſche mit mir fortgeritten. Wenn ich ſchrie, hielten ſie mir den Mund zu, und wenn ich bat, mich wieder zu meiner Mutter zu bringen, ſo verſprachen ſie es mir, thaten es aber nicht. Sie ritten immer vorwärts, und hielten endlich im ſchwärzeſten Walde ſtill. Sie hoben mich vom Pferde, ſtampften mit den Füßen, und plötzlich that ſich der Boden auf, verſchlang uns, und that ſich wieder zu. Zwey ſchwarze Männer mit Fackeln kamen uns entgegen, die noch fürchterlicher waren, als der, welcher mich vor ſich auf dem Pferde hatte, und mich jetzt auf dem Arme trug. Durch lauter Kreutzgänge und Winkel, über Stufen hinauf und über Stufen herunter, führte der enge Weg, der bald ſo niedrig war, daß die Männer ſich bücken mußten, bald ſo hoch, daß die Flammen der Fackeln ihn nicht völlig erleuchteten. Ich hörte Worte, die ich nicht verſtand; ſah Augen und Mienen, vor denen ich erbebte, und hörte Gelächter, das mir die Haare zu Berge trieb. Feſt ſchloß ich mich an den ſchrecklichen ſchwarzen Mann, der mich trug, und an allen Gliedern kalt und ſtarr, drückte ich die Augen zu, um nicht zu wiſſen, wie grauſend es über und unter mir ausſah.

Plötz

Plötzlich hörte ich drey ſtarke Schläge, und im Nu gieng eine eiſerne Thür klirrend und raſſelnd auf; ich hörte die Stimme eines Knaben, der den ſchwarzen Männern entgegen ſprang, und freudig rief: „Da iſt der Hauptmann; er bringt ein kleines Mädchen!“ — Jetzt ſchlug ich die Augen wieder auf, und der Anblick des Knaben, der mich bey der Hand nahm, und mir freundlich ins Geſicht ſah, richtete mich ein wenig auf. Der ſchwarze Mann ſetzte mich nieder; aber Angſt und Schrecken hatten mir die Kräfte geraubt. Ich ſank wie todt darnieder, und erwachte, nach einem unruhigen Schlaf, mit jenem angſtvollen Ausruf, der mir das Andenken an meine gute Mutter und an die fürchterliche Höle, die mich lebendig verſchlungen hatte, in den Mund legte. Der Knabe brachte alle ſeine Spielſachen, und pflanzte ſie vor mir auf. Er zog mich mit Ungeſtüm zu einer langen Tafel, und hob mich wider meinen Willen auf einen hölzernen Stuhl, wobey ihm die Alte half. Er zermarterte ſich bis zum Unwillen, mir Geſchmack an ſeinen Spielwerken einzuflößen; aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich: jedes Geräuſch jagte ein Fieber durch meine Glieder; jeder Blick in den finſtern Hintergrund des Gemachs, und jeder Gedanke an meine Mutter und an die unbarmherzigen Räuber erpreßte mir einen lauten Schrey. Die Alte brachte mir Kuchen, aber ich nahm ihn nicht; ſie gab mir ſüſſen Wein, aber er ſchmeckte mir bitter. Meine Augen waren ein nie verſiegender Thränenquell,

mein Herz ſchlug gewaltſam, und alle meine Glieder zitterten, und wurden von krampfartigen Zuckungen unnatürlich erſchüttert.

Ich würde dieſen gewaltſamen Bewegungen erlegen ſeyn, wenn nicht bald nachher derjenige von den ſchwarzen Männern erſchienen wäre, der mich vor ſich auf dem Pferde gehabt hatte. Er bückte ſich zu mir herab, und ſein Geſicht kam mir ſo nahe, daß ſich ſein ſchwarzer Bart an meinen Backen rieb. Er ſetzte mir eine ſchöne glänzende Doſe hin, machte ſie auf und ſagte: „Hier iſt deine Mama, Mädel! Nun ſey ruhig!“ — Es war die Doſe meiner Mama mit ihrem Bildniß. Sie war mir ſehr wohl bekannt, weil ich oft damit geſpielt hatte. Mit beyden Händen griff ich nach ihr, als der Knabe kam und ſie auch anſehen wollte. Ich drückte ſie mit einer Inbrunſt, als ob ich meine wirkliche Mama wieder fände, an mein Herz, und von dem Augenblick an verließ mich ein großer Theil meiner Troſtloſigkeit. Ich glaubte, meine Mutter auch bald wieder zu ſehen, da ich ihre Doſe ſchon in meinen Händen hatte. Die Freundlichkeit der Alten und des Knaben, und die Entfernung der ſchwarzen Männer, deren Stimme ich nur zuweilen in dem Neſbengemach hörte, kamen dazu, um meine Einbildungskraft nach und nach zu beruhigen, und mein Herz von ſeinen bangen Kümmerniſſen größtentheils zu befreyen.

Zweytes Kapitel.

Der Knabe und die Alte.

„Ich ſollte mir nicht ſo viel wiſſen mit meiner Doſe, ſagte der Knabe: er habe einen Ring von ſeinem Vater, der wohl eben ſo viel werth ſey!“ — Zugleich drang er in die Alte, ihm den Ring zu geben, den ſie in einem Wandſchranke verwahrt hielt. Er legte ihn mir hin, und meynte, ich ſollte ihn ſolange als Unterpfand behalten, bis er meine Doſe geſehen hätte; ich that ihm dem Willen, doch ohne ſie aus der Hand zu laſſen. Ich faßte Vertrauen zu ihm, als er ſagte, meine Doſe ſey doch wohl ſo viel werth als ſein Ring; hatte aber einen Rückfall, als er hinzuſetzte: meine Mama in der Doſe ſähe recht freundlich aus.

So ſpielten wir ſtundenlang mit einander. Ich wurde nicht ſatt, meine Doſe anzuſehen, und er nicht ſatt, ſeinen Ring ans Licht zu halten, und die Brillanten deſſelben ſpielen zu laſſen. Es kam ſehr bald unter uns zu einer herzlichen Vertraulichkeit, die von meiner Seite nie zärtlicher war, als wenn mir das Andenken an meine Mutter Thränen erpreßte, bey ihm aber im Nu zu Ende gieng, wenn ſein Zureden nichts über meine Traurigkeit vermochte. Er weinte zwar ſelbſt mit, aber vor Verdruß: „Du biſt ein dummes Mädchen, daß du weinſt! ſagte er dann ſchluchzend, kein Menſch thut dir ja was! Wenn du nicht aufhörſt, ſpiel ich in meinem Leben nicht wieder mit dir!“

Die Alte billigte ſeinen Unwillen und ſezte jedesmal hinzu, daß mir der Hauptmann die Doſe wieder wegnehmen würde, wenn ich nicht aufhörte zu weinen. Dieſe Drohung verwandelte die Furcht, die ich anfangs vor ihr hatte, in Abneigung.

Ueberhaupt war ihr Aeuſſeres nicht gemacht, um Liebe zu erwecken. In ihren Augen ſaß der Neid, auf ihrer ſpitzen Naſe der Zank, auf ihren Lippen Geſchwätzigkeit; ihr dürrer Körper war das Bild der Mißgunſt, und der Anzug, der dieſen Körper bedeckte, das Bild der Unſauberkeit. Ihre Finger waren ſo lang, wie es ſich für die Geſellſchaft, in der ſie war ſchickte; und ihre Augen ſo tief und klein, daß ſie zu einem Maulwurf ohne Gewiſſen Herr Bruder ſagen konnte. Sie trug gewöhnlich einen Mantel von ſchwarzer Leinwand, und einen langen ſchleppenden Rock von gelbem Taffet, der von Thee, Kaffee, Wein und Oel große Ueberſchwemmungen gelitten hatte. Ihre Haube war vor Jahren weiß geweſen, jezt war ſie vom Lampendampfe gelb geräuchert. Ihr Haar war bleyfärbig. In ihren langen Ohrzipfeln hiengen große brillantne Ohrringe, und um ihre dürren Hände trug ſie dergleichen Armgeſchmeide. Sie aß den ganzen Tag, und wenn ſie Zahnſchmerzen hatte, rauchte ſie Tobak.

Der kleine Fritz mußte ſie Ihre Gnaden, Frau Mama nennen: und von mir verlangte ſie eben dieſen Titel; aber ſie hätte mich zerreiſſen können, und dieſer

Name

Name wäre nicht über meine Lippen gekommen. Wenn ich etwas von ihr wollte, ſo ließ ich es durch Fritzen begehren, damit ich nicht nöthig hatte ſie anzureden. Schon in den erſten vierzehn Tagen ließ ſie mich ihren Verdruß hierüber fühlen.

Unſre Herren, (ſo nannte ſie die ehrlichen Leute, die mich entführt und meine Mutter geplündert hatten) bezeigten ihr keine ſonderliche Achtung. Sie nannten ſie, je nachdem ſie mit der Küche zufrieden waren (denn ſie war Köchin, Hausmutter und Wäſcherin zugleich) bald gnädige Frau, (was ihr beſonders ſanft that) bald alte Hexe. „Daß ſie eine alte Hexe ſey, pflegte ſie immer zu ſagen, das könne ihr niemand beweiſen, daß ſie aber von Stande ſey, wolle ſie der ganzen Welt darthun: womit ſie das wollte, iſt mir entfallen. Gewiß iſt es, daß eine einzige gnädige Frau zehn alte Hexen wieder bey ihr gut machte.

Fritz hatte ſich in großen Reſpekt bey ihr geſetzt. Er ahmte unſern Herren in allem nach, und hatte, wo er gieng und ſtund, einen alten verroſteten Hirſchfänger und zwey kleine ungeladene Sackpiſtolen bey der Hand, weil er einmal gehört hatte, daß wir keine Minute vor einem Ueberfalle ſicher wären. Auch machte er ſchon den Schnapphahn, und nichts, was ſich eſſen und trinken ließ, war vor ihm ſicher. Unſern Herren machte dies Talent große Freude, und ſie munterten ihn bey jeder Gelegenheit zur Ausbildung deſſelben auf.

Perſonen.

Don Pedro, Prinz von Arragon.
Leonato, Statthalter von Meſſina.
Don Juan, unehlicher Bruder von Don Pedro.
Claudio, ein junger Edelmann von Florenz, und Günſtling des Don Pedro.
Benedict, ein junger Edelmann von Padua, gleichfalls bey Don Pedro beliebt.
Balthaſar, einer von Don Pedro's Dienern.
Antonio, Leonato's Bruder.
Borachio, Vertrauter des Don Juan.
Conrad, deſſen Freund.
Hundsloch, Spießruthe, } zween närriſche Gerichts-Beamtete.
Hero, Leonato's Tochter.
Beatrix, eine Nichte von ihm.
Margarethe, Urſula, } Kammer-Jungfern der Hero.
Ein Franciſcaner-Mönch, Wache, Stadtſchreiber, Küſter, und verſchiedene Bediente.

Die Scene iſt in Meſſina in Sicilien.

Halbe Tage kroch er ganz allein mit einer kleinen Laterne durch alle Gänge und Gewölbe der Höhle, und er wußte beſſer Beſcheid darinn, als unſre Herren. Ein paarmal hatte er ſich verirrt, und erſt nach vier und zwanzig Stunden hatte man ihn mit Mühe wiedergefunden, ohne daß er irgend eine andre Angſt, als die Angſt des Hungers ausgeſtanden hatte. Von der Zeit an, mußte ihm die Alte einen Torniſter verſchaffen, in welchem er ſich Proviant mit nahm, wenn er eine Reiſe antrat. Sein Hauptplan, den er um die Zeit, als ich in die Höhle kam, auszuführen ſuchte, war die Sprengung einer mächtigen eiſernen Thür, die wie er ſagte, mit drey unacheuren Schlöſſern und Riegeln verſchloſſen war. Unſre Herren lachten über die vergebliche Mühe die er ſich damit machte, und die Alte ſagte immer, um ihn von dieſer Unternehmung abzuſchrecken: der böſe Feind habe die Schlöſſer vorgelegt: aber er nannte ihn einen H ....., und ſagte: er ſollte nur kommen, wenn er Herz hätte, ſeine Thür zu vertheidigen!

Einmal hatte er von unſern Herren gehört, daß man ſich der Sachen Anderer nicht beſſer bemächtigen könnte, als wenn man den Beſitzer knebelte: ſogleich ſucht er in aller Stille Stricke zuſammen, und knebelt Ihro Gnaden unſre Frau Mama, die gerade ein Mittagſchläfchen machte, an Händen und Füſſen, um ihr einen Kuchen abzunehmen, den ſie, ohne ihm ſatt

davon

davon zu geben, in ihren Kaſten verſchloſſen hatte. Unſre Herren, die das Geſchrey der Alten herbeyzog, fanden ihn bey dieſer Arbeit, lachten herzlich darüber, und befreyeten darauf die Alte von ihren Banden. Ein groſſes Stück Kuchen war das Löſegeld.

Erzählen zu hören war ſeine Leidenſchaft. Wenn die Alte auf keinem Wege etwas von ihm erhalten konnte, ſo war das Verſprechen, ihm etwas zu erzählen, die letzte Mine, die ſie ſpringen lieſſ, und die ihrer Wirkung nicht verfehlte. Um den Finger konnte ſie ihn nun wickeln, ſo geſchmeidig und folgſam wurde er. Beſonders hörte er gern, wenn ſie ihm erzählte, wie es am Tageslichte, in den Städten u. ſ. w. zugienge, und ſein heiſſeſter Wunſch war, das Tageslicht zu ſehen. Sie muſte ihm immer beſchreiben, wie die Sonne ausſahe, die die Welt ſo helle machte, daß man keine Fackeln und Lampen auf derſelben brauchte. So oft unſre Herren auf Unternehmungen ausgiengen, hieng er ſich bald an dieſen, bald an jenen, und bat ſie, ihn mitzunehmen, damit er die groſſe goldne Lampe (ſo ſtellte er ſich die Sonne vor) endlich einmal zu ſehen bekäme. Sie hielten ihn von Zeit zu Zeit mit Verſprechungen hin, die ſie nicht Willens waren ihm zu halten.

Fritz war um dieſe Zeit ungefähr eilf Jahr alt, alſo zwey Jahr älter als ich. Seit ſeinen fünften Jahre war er in dieſer Höhle vergraben geweſen.

Drittes Kapitel.

Unſre Herren und ihre Höhle.

Unſre Herren kamen oft in vierzehn Tagen kaum einmal zu Hauſe: aber wenn ſie kamen, brachten ſie ganze Magazine von koſtbaren Sachen, die ſie ſich nach dem Rechte des Stärkern (wie einer unter ihnen, den ſie immer den Pfaffen nannten, zu ſagen pflegte) durch Einbruch, Ueberfall und Beutelſchneiderey zugeeignet hatten. Wie uns die Alte erzählte, ſo mußten ſie jedesmal weite Reiſen thun, um ihr erworbenes Gut unter tauſenderley Verkleidungen zu Gelde zu machen. Einen Theil der daraus gelöſten Summe wandten ſie zu Lebensbedürfniſſen, als Wein, Mehl, Kaffee u. ſ. w. an, das übrige hoben ſie in einem groſſen mit dreyfachen Thüren verſchloſſenen Gewölbe auf, in welches ſelbſt die Alte nie gekommen war. Sie waren Willens, dieſen ihren Schatz bis auf einen gewiſſen Punkt zu vergrößern, ihn dann unter ſich zu theilen, und einzeln in ein andres Land damit zu gehen.

Die Alte ſollte auch ſo viel davon bekommen, daß ſie ſtandesmäßig leben könnte: und dieſen Zeitpunkt erwartete ſie mit Verlangen. Sie erzählte uns, wie ſie ihren Antheil, der ſehr reichlich ausfallen müßte, anzulegen Willens wäre; aber wir verſtanden wenig von ihren Entwürfen, und nahmen keinen Antheil an ihren ſchmeichelhaften Hoffnungen. Merkwürdiger

war

war uns der Umſtand, daß auch wir alsdann unſern Eltern zurückgegeben werden ſollten. Zwar wußte ſich Fritz nur noch an zwey oder drey Umſtände aus ſeiner frühern Geſchichte zu erinnern, aber dieſe hatten ſich ſeinem Gedächtniß deſto feſter eingeprägt. Der eine war, daß ſein Vater ein großer aber ſehr freundlicher Mann geweſen ſey, der einen ſchönen grünen Rock mit goldenen Treſſen getragen habe: der zweyte, daß er ein kleines Pferdchen gehabt habe, auf welchem er alle Tage geritten ſey. Dieſe beyden Umſtände erweckten in ihm von Zeit zu Zeit eine Sehnſucht, die ſo ſtark war als die meinige, und nicht ſelten in Thränen und lautes Geſchrey ausbrach. Wir wußten uns freylich bey ſolchen Anwandlungen von Wehmuth zu helfen: er, ſteckte ſeinen Ring an, und ritt auf dem erſten dem beſten Stecken herum, und ich — ſprach mit dem Bildniſſe meiner Mutter und drückte und küßte die Doſe — doch dieſe Mittel, ſo kräftig ſie auch von dem natürlichen Leichtſinn jener Jahre unterſtützt wurden, konnten dennoch das Sehnen der kindlichen Liebe nur hinhalten, aber nicht unterdrücken.

Daß ſich unſre Herren die Mühe gegeben hatten, uns zu entführen, beruhete auf guten Gründen. Wir dienten ihnen, nach der Erklärung der Alten, zu Geiſeln, die ihre Hälſe vor Schwerdt und Strick ſicher ſtellen ſollten. Darum war es ein Hauptſtück ihres Plans, Kinder vornehmer Eltern aus den umliegen-

den Gegenden zu entführen, damit ſie, wenn einer oder mehrere von ihnen der Gerechtigkeit in die Hände fielen, dem Blutrichter drohen könnten, uns von ihren übriggebliebenen Spießgeſellen ermorden zu laſſen. Je angeſehener alſo unſre Eltern waren, deſto nachdrücklicher mußte für uns, und mithin auch für ſie gearbeitet werden. Ich erinnere mich, ſchon damals dieſen Umſtand ſehr wohl begriffen zu haben; aber Fritz hatte keinen Sinn dafür, weil er nicht einſehen konnte, wie man ſo ſtarke Leute wie unſre Herren, die noch dazu mit Säbel und Piſtolen bewafnet waren, feſthalten und henken könnte. Selbſt davon hatte er keinen Begrif, daß das Handwerk unſrer Herren, ungerecht und verboten ſey: und dies war kein Wunder, da ihm die Alte, die uns, wenn ſie ein wenig zu viel getrunken hatte, beten lehrte, nur die ſechs erſten und drey letzten Gebote beygebracht, das ſiebente aber, vermuthlich um ihrem zarten Gewiſſen nicht wehe zu thun, ohne Umſtände überhüpft hatte.

Die Zahl unſrer Herren belief ſich auf ſechs. Ihr Oberhaupt war der vorhin erwähnte Hauptmann. Die Alte erzählte mir oft, wes Standes ſie geweſen wären, ehe ſie Räuber geworden; aber die eigentlichen Umſtände davon ſind mir entfallen. So viel weiß ich noch, daß einer davon ein Forſtmeiſter, ein andrer ein Metzger und ein dritter Dragoneroffizier geweſen war. Der Hauptmann hatte (wie die Alte ſagte) nie

nie ein Amt begleitet, hatte aber in den Jahren . . . (ich habe dieſe Jahre vergeſſen) Schau- und Trauerſpiele geſchrieben. Derjenige unſrer Herren, den ſie den Pfaffen nannten, ſey bey Einbrüchen und Ueberfällen nicht zu gebrauchen, ſondern mache den Spion und Briefträger gewiſſer Leute, die ſie nicht nannte, die ſich aber mit unſern Herren verbunden hätten, und dafür, daß ſie ihnen alles zuliefern, was ihnen bey Einbrüchen an Briefſchaften in die Hände fiele, ihnen ſicheres Geleit, und, wenn ſie ertappt würden, gewiſſe Hülfe verſprochen hätten. Dieſe gewiſſen Leute, von denen ich aber niemand in unſrer Höhle je geſehen habe, beſaßen auch ein eigenes Gewölbe in derſelben, das, nach Verſicherung der Alten, mit lauter Briefen und Schriften angefüllt war, und worin ſie auch einige Mönchskleider geſehen haben wollte.

Die Erbauer unſrer Höhle waren, nach der Erzählung der Alten, die böſen Geiſter, deren Toben, durch oberwähnte Mönchskleider, wie ſie uns im Vertrauen ſteckte, im Zaum gehalten wurde. Nur zuweilen, (und zwar immer nur dann, wenn die Alte getrunken hatte) ließen ſich dieſe ungeſtüme Geſellen hören, auch wohl gar ſehen, je nachdem der Wein ihre Augen verklärt oder umnebelt hatte. Weder mir noch Fritzen haben ſie dieſe Ehre je erwieſen.

Uebrigens bekümmerten ſich unſre Herren wenig um uns. Sie hatten ihre beſondern Gemächer, wo

ſie

ſie ihr Weſen trieben, und kamen nur ſelten in das Gewölbe, das uns und der Alten angewieſen war. Dieſe hatte den ſtrengen Befehl, uns, bey Verluſt ihres Kopfes, zu hüten, und vor jedem Unfall zu bewahren.

Viertes Kapitel.

Der Spiegelſcherben.

Es dauerte einige Wochen, ehe meine Augen, die einen hellern, weitern und angenehmern Geſichtskreis zu umfaſſen gewohnt waren, die großen, nur von Lampen erleuchteten Gewölbe, die engen Gänge und die einförmige und verdrüßliche Geſellſchaft der Alten, die man mir als Mutter aufgedrungen hatte, in einem leidlichen Grade ertragen lernten. Noch länger würden die Würkungen der Gewohnheiten an mir zu arbeiten gehabt haben, wenn nicht Fritz, durch gleiches Schickſal an mich gezogen, mein unzertrennlicher Spießgeſell geworden wäre. Was ich wollte, wollte er; aber ich wollte nicht immer was er wollte; und wir beyde wollten nicht immer, was Ihro Gnaden, unſre Frau Mama wollten. Dies gab zuweilen geſpaltnes Intereſſe, und innerliche Kriege, die unſre kleine Republik erſchütterten, und oft in ſo gefährliche Irrungen übergiengen, daß unſre Hochmögenden mit Sturm und Donner dazwiſchen fahren mußten; die Alte bekam in ſolchen Fällen einen kräftigen Verweis,

mir

mir ward meine Doſe, und Frihen wurden ſeine Wehr und Waffen auf einige Tage abgenommen.

Unſre Mama verdroß es, daß mir Fritz ſo herzlich ergeben war. Vor meiner Ankunft (ſagte ſie immer) ſey Fritz der gutherzigſte und ſolaſamſte Junge geweſen: jetzt ſpiele er ihr, auf mein Anſtiften, alle nur erſinnliche Poſſen, und ſelbſt ihren Erzählungen höre er nicht mehr ſo aufmerkſam zu. — Dieſe Beſchuldigungen, die ihr der Neid eingab, mußte ich täglich hören, zuweilen auch wohl fühlen, wenn Fritz nicht gerade bey der Hand war; denn in dieſem Falle wagte ſie es nicht ſich an mir zu vergreifen, weil er ſich mit ſeinem vertroſteten Hirſchfänger augenblicklich zwiſchen uns pflanzte, und jeden Schlag, der auf mich fiele, doppelt zu erwiedern drohete. Daß er Wort hielt, hatte ſie mehr als einmal erfahren, und deshalb ſtieg ihre Erbitterung auf mich mit jedem Tage.

Sie beſaß unter ihrem Hausrath ein Stück von einem Spiegel, deſſen ſie ſich des Morgens wenn ſie aufſtand ſehr lange, am allerlängſten aber bediente, wenn ſie vermuthete, daß unſre Herren von einer Unternehmung zurückkommen würden. In den erſten Tagen hatte ſie mir immer erlaubt, daß ich mich in demſelben beſehen, und mich ein wenig — anlachen durfte; aber bald verſagte ſie mir dieſe kleine Freude, die meinem Herzen, nächſt meiner Doſe, eins der unentbehrlichſten Bedürfniſſe geworden war. Sie verſchloß

ihren

ihren Spiegel, und fertigte mich, wenn ich ſie darum bat, mit unfreundlichen Worten und Gebährden ab. Ich klagte endlich Fritzen meine Noth; aber er lachte mich aus, und ſagte: ich müßte wohl ein recht dummes Ding ſeyn, daß ich mir aus einem Glasſcherben etwas machte! Wenn mir daran gelegen wäre, wollte er mir wohl hundert dergleichen bringen! — Er lief fort und brachte in kurzer Zeit ein ganzes altes Fenſter herzu, deſſen Scheiben er eine nach der andern einſchlug. Die Trümmer davon legte er mir mit großer Freude und Allgenügſamkeit zu Füßen. Er ward von Herzen böſe, als ich ſeine Spiegelmanufaktur auch nicht eines Blickes würdigte.

Gewiß iſt es, daß er noch nie ſo neugierig geweſen war, in einen Spiegel zu ſehen. Es koſtete mich große Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ſeine Spiegel keine Spiegel ſeyen, weil man ſeine Geſtalt darin nicht ſehen könnte, daß aber das wunderbare Stück Glas, welches die Alte unter dem Schloſſe hielte, die Eigenſchaft beſäße, den Menſchen, der hinein ſähe, wie er leibte und lebte abzumahlen.

Durch dieſe Nachricht machte ich ſeine Neubegierde, und den Wunſch, ſich ſelbſt zu ſehen, in ihm rege, und wir ſannen nun gemeinſchaftlich auf Mittel, der Alten den Spiegel abzunehmen — „Ich muß die Mama wieder knebeln!“ ſagte er kaltblütig und holte

holte eine ganze Handvoll Stricke, womit er immer verſehen war, aus der Taſche. —

„Nein, du mußt ſie darum bitten!“ ſagte ich leiſe zu ihm.

Aber wenn ſie es nicht thut?

„Sie thuts gewiß, wenn du recht freundlich bitteſt!“

Gnädige Frau Mama — ſagte er laut, denn ſie war während der Berathſchlagung im Gemach, und hatte ſie gewiß gehört — gieb mir deinen Spiegel!

Das hat dir gewiß das eitle Aeffchen in den Kopf geſetzt — ſagte ſie, und zeigte auf mich. Ich drehete mich mit naſſen Augen um. — Fritz, der es bemerkte daß mich dieſer Schimpfname verdroß, lief auf ſie zu, that, indem er mit ſeinem Zeigefinger auf ſie deutete, einen hohen Sprung, und rief mit Anſtrengung; Du biſt ein altes Aeffchen, Mama!

In dem Augenblicke ſprang die Alte auf, und nahm mich beym Fittig. Fritz that einen gewaltigen Schrey: denn ſein Hirſchfänger, womit er mich ſonſt ritterlich beſchützte, war fort. Als er aber doch verſuchte mich zu vertheidigen, ſchleuderte ihn die Alte einige Schritte zurück, und mir gab ſie einige kräftige Püffe. Fritz ſprang wieder auf, und ward wieder weggeſchleudert. Sein Grimm konnte nicht erſetzen, was ihm an Kräften abgieng, und ich war zu furchtſam und zu ſchwach, um ihm beyzuſtehen. Aber das ſchlug ſeinen Muth

nicht

Viel

Lermens um Nichts.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein Hof vor Leonatus Hauſe.)

Leonato, Hero und Beatrice mit einem Courier treten auf.

Leonato.

Ich erſehe aus dieſem Briefe, daß Don Pedro von Arragon dieſe Nacht nach Meßina kommt.

nicht nieder, und er wehrte ſich noch eine Zeit lang mit unſäglicher Erbitterung.

Endlich bemächtigte ſich die Alte ſeiner Hände und band ſie mit eben den Stricken, womit er ſie vorhin hatte binden wollen. Als die Hände auſſer Thätigkeit geſezt waren, band ſie ihm auch die Füſſe, und darauf bemächtigte ſie ſich des ganzen Kerls und band ihn auf einen hölzernen Stuhl feſt. „Da ſitz, daß du ſchwarz wirſt!“ ſagte ſie zu ihm, und Fritz machte ihr ein höchſt tragiſches Geſicht, das er mit einem ſchrecklichen Geſchrey begleitete.

Ich ſprang zu ihm, und ſchloß mich feſt an ihn. Die Alte wollte mich von ihm losreiſſen, aber ich nahm alle meine Kräfte zuſammen, und behauptete dadurch meinen Platz, den ſie mir nicht nehmen konnte, ohne den Stuhl, worauf Fritz gebunden ſaß, zugleich mit umzureiſſen. In dieſer Stellung weinten wir ein überaus rührendes Adagio, das nur von Seiten meines gebundenen, tief gedemüthigten Freundes, durch ein paar Dutzend alte Hexen in ein brauſendes Allegro verwandelt wurde.

Da wir alſo unter der Hand des Stärkern erlagen, blieb uns nichts übrig, als den Weg der Güte einzulenken, und dies war um ſo nöthiger, da alle unſere Herren ausgeflogen waren, und erſt in vierzehn Tagen zurück erwartet wurden.

Frik unterſtützte meine Bitten, die ich wegen ſeiner Befreyung an die Alte that (die ich bey dieſer Gelegenheit das erſtemal gnädige Frau Mama nannte) wenigſtens in ſofern, daß er die alten Hexen, die ihm beſtändig auf der Zunge ſaßen, niederſchluckte, und ſich ſo gut er konnte, leidend verhielt. Aber meine Bitten waren vergeblich, und als ich ſie endlich zu arg damit beſtürmte, gab ſie mir ſtatt der Erhörung, noch ein Paar Püffe, die Fritzen von neuem dergeſtalt in Harniſch brachten, daß er ſich mit ſeinem Stuhl durch einen Schwung umwarf, und nun wie eine Schnecke mit ihrem Hauſe, auf Ellenbogen und Knieen fortrutſchte, um die Alte, an die er weder mit Hand noch Fuß kommen konnte, wenigſtens in den Fuß zu beiſſen, und ſolchergeſtalt, den Zorn, der ihn auſſer ſich ſetzte, einigermaßen auf ſie abzuleiten.

Aber auch dieſe letzte Anſtrengung ſeiner Ergebenheit für mich, war ohne alle Würkung. Die Alte hatte wenig von einem Buben zu fürchten, der an Händen und Füßen gebunden und von der Laſt eines ſchweren hölzernen Stuhls niedergedrückt, hinter ihr herrutſchte, um ſie — zu beiſſen. Seine Kräfte verlieſſen ihn auch ſehr bald, und er blieb endlich ohne Bewegung unter ſeinem Stuhle liegen.

Fünftes Kapitel.

Die Alte wird belagert.

Mir brach das Herz, daß ich ihn so hülflos auf der Erde liegen sehen mußte. Ich strengte alle meine Kräfte an, um ihn mit dem Stuhl aufzuheben, aber vergebens. Ich bat die Alte, unter Thränen und lautem Geschrey, ihm aufzuhelfen: keine Erhörung. „Da soll er liegen, bis er mürbe wird, der ungezogene Bube!" sagte sie, und gieng zur Thür hinaus.

Mein Kummer stieg auf den höchsten Grad. Ich warf mich weinend auf die Knice, und ergrif seine Hände, die durch die Gewalt des Zusammenschnürens kalt und starr geworden waren. Ich bückte mich zu ihm hinunter und drückte meine rechte Wange an seine brennende linke; ich umschloß ihn, oder vielmehr die Stuhllehne, fest und innig, und nahm mir vor, nicht eher aufzustehen, als bis er selbst wieder aufgehoben würde. Fritz gab keinen Laut von sich, der weinerlich geklungen hätte, und wenn ich ihn mitleidig fragte: ob ihm seine Hände oder Füße wehe thäten? so sagte er Nein, und gab sich Mühe dazu zu lachen. Aber dieses heldenmüthige Bestreben, mir seinen Schmerz und Verdruß zu verbergen, vermehrte, statt mich zu trösten, meine schmerzliche Unruhe. Und ach! die Alte kam auch nicht zurück, daß ich sie noch einmal um seine Befreyung hätte bitten können!

Haſt du kein Meſſer? ſagte Fritz — nach einer Weile — du ſollſt mich losſchneiden!

Ich war hurtig auf den Füßen, und ſuchte im ganzen Gemache nach einem Meſſer; fand aber keins. In der Küche hätte ich wohl mehr als eins zu finden gewußt, aber die Alte war in derſelben. Indem ich mich mit naſſen Augen im Gewölbe umſah, fielen mir die Glasſcherben in die Augen, die mir Fritz vorhin als Spiegel angeprieſen hatte. Ich nahm einen davon, und fieng an, die Stricke die nicht ſehr dick waren, zu durchſägen. Ungeduld, und Angſt daß die Alte mich bey der Arbeit überraſchen möchte, gaben mir ungewöhnliche Kräfte. Als erſt der Knoten, der ſeine Hände gefeſſelt hielt, durchſägt war, gieng es doppelt geſchwind. Fritz konnte ſich nun umkehren, und mit einem andern Glasſcherben, den ich ihm gab, die Stricke an ſeinen Füßen durchſägen, während ich diejenigen, die ihn an die Stuhllehne feſſelten, mit gleicher Eilfertigkeit zerſchnitt.

In kurzer Zeit ſtand er, aller ſeiner Banden entledigt, vor mir, und ich hüpfte freudig um ihn herum.

Ich muß die Mama todſtechen! ſagte er ganz kaltblütig, und hob eine ziemlich ſtarke eiſerne Stange von der Erde auf, die er bey ſeinen Unternehmungen auf die vorhin erwähnte eiſerne Thür zu brauchen pflegte. — Mich überlief ein kalter Schauer bey dieſen Worten, und ich that einen Schrey, als ob er ſein

Brecheiſen ſchon auf mich gezückt hätte. Weinend fiel ich ihm in die Arme, und ſchrie: Ach nein, nicht todt ſtechen, nicht todſtechen!

In dem Augenblicke trat die Alte, die durch mein Geſchrey herbeygezogen worden, ins Gewölbe, und machte große Augen über Fritzens Befreyung. — Aber dieſer ließ ihr nicht lange Zeit, ſich zu verwundern; er ſprang wie eine Furie auf ſie los, und ſie behielt kaum Zeit, ſich in ein anderes Gewölbe, das zu einer Küche eingerichtet war, zu retten, und die Thüre hinter ſich zu verriegeln.

Nun gieng Fritz, ohne ein Wort zu ſagen, mit einem höchſt ernſthaften Anſtande, vor der Thür ihres Gefängniſſes auf und ab. Nur zuweilen nickte er ſelbſtzufrieden mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: Du ſollſt mir nicht entgehen, Alte! Mein Bitten und meine Verſicherungen, daß mir an ihrem Spiegel nun nichts mehr gelegen ſey, vermogten eben ſo wenig über ihn, als die Drohung der Alten, daß ihn unſere Herren, ſobald ſie zurückkämen, in ein Loch ſtecken ſollten, wo ihm Hunger und Durſt, und Ratten und Schlangen den Uebermuth austreiben würden. Als ſie aber endlich den Weg der Güte einſchlug, ihn lieber Fritz nannte, und mir den Spiegel und ihm ſeinen Hirſchfänger zu geben verſprach, und zugleich reumüthig verſicherte, es ſey ihr von Herzen leid daß ſie ihn ſo hart gebunden habe, da floß ſein gutes Herz

über,

über, und er verſicherte ihr, ſie könne nur herauskommen, er ſey wieder gut, und habe alles vergeſſen und vergeben, wolle ſie auch in Zukunft weder knebeln, noch todſtechen, noch alte Hexe nennen.

Sie kam alſo aus ihrer Verſchanzung hervor, um die Bedingungen ihres freyen Abzuges zu erfüllen. Den Hirſchfänger lieferte ſie auf der Stelle aus, aber den Spiegel nicht ohne Einwendungen und Zaudern. Als Fritz von neuem darauf drang, gab ſie ihn endlich her. Fritz griff begierig darnach, blickte hinein, fuhr in eben dem Nu erſchrocken und todtenblaß zurück, und ließ den Spiegel auf die Erde fallen. Ohne ein Wort zu ſagen, ſah er bald mich bald die Alte mit ſtarren Blicken an, und es fehlte wenig daß er nicht geweint hätte.

Ich würde ihn über ſein lächerliches Erſchrecken vor ſich ſelbſt, ausgeſpottet haben, wenn ich mich vor den unerträglichen Blicken der Alten, die ihren Spiegel zertrümmert auf der Erde liegen ſehen mußte, hätte retten können. Aengſtlich verbarg ich mich hinter Fritzen, weil ich jeden Augenblick fürchten mußte, daß ſie mit ihren langen knöchernen Händen über mich herfahren würde. Ich ſahe ſehr deutlich, wie unendlich ſchwer es ihr ward, ihren Ingrimm zurückzuhalten, und dies war Winks genug für mich, keinen Augenblick von Fritzens Seite mich zu entfernen.

Sechstes Kapitel.

Die eiſerne Thür ſpringt auf.

Deshalb gieng ich heute das erſtemal mit ihm, als er, durch die glückliche Unternehmung wider unſre gnädige Mama, aufgemuntert, den mannhaften Entſchluß faßte, die ſchon erwähnte eiſerne Thür zu ſprengen, und diesmal nicht eher abzulaſſen, als bis es ihm gelungen ſey. Die Alte ſuchte ihn mit ihren gewöhnlichen Waidſprüchen von böſen Geiſtern und Kobolden abzuſchrecken: aber er pfiff mit ſeinem Schwerdte durch die Luft, und foderte mit einer Herzhaftigkeit, die mir die Haare zu Berge trieb, alles heraus, was ſich an böſen Geiſtern in der Höhle befände! Ich vermuthete zwar jeden Augenblick, daß ihn eins dieſer ſchrecklichen Weſen beym Worte nehmen, und ihn (was ſie, nach dem Berichte meiner Amme, doch thun mußten) das Genick umdrehen würde; aber dennoch (man wird es mir kaum glauben) gieng ich mit ihm, weil ich mich vor der Alten, die ich ſah, mehr fürchtete, als vor den böſen Geiſtern, die ich nicht ſah. Sonſt iſt es gewöhnlich der umgekehrte Fall: aber man muß wiſſen, daß mir die böſen Geiſter, wenn ich nach einer fürchterlichen Abenderzählung der Alten von ihnen träumte, immer nur in der Geſtalt der Erzählerin erſchienen; und daß ſich dadurch die Vorſtellung in mir feſtſetzte, daß ſie in ihrem Aeußern Aehnlichkeit mit ihr haben müßten. Erſchien mir alſo einer von ihnen, ſo ſah ich nichts Neues. Ge-

Genua, ich machte mich mit meinem heldenmüthigen Freunde auf den Weg. Die Alte ſuchte mich zwar mit Vorſtellungen zurückzuhalten, aber ich glaubte, den zerbrochenen Spiegel noch ſehr deutlich in ihren Augen zu ſehen, und war überzeugt, daß ſie mich, ſo bald ſie den Rücken gewandt, ihren Unwillen fühlen, und ſeinen Triumph über ſie einfach abbüßen laſſen würde: ich gieng alſo mit ihm.

Fritz trug in der Hand eine Fackel, und auf dem Rücken einen Torniſter mit Eßwaaren. Ich folgte ihm unter Zittern und Zagen. Mit der rechten Hand hielt ich mich feſt an ſeinem Rockſchooß, und in der linken trug ich eine Leuchte. Die Alte rief uns nach: wir ſollten bald wieder kommen, ſonſt, würde ſie uns holen.

Mir war es, als gieng es herunter in eine unermeßliche Tiefe. Wohin ich ſah, zeigten ſich mir Gegenſtände, die in meinem Herzen ein ewiges Klopfen und in meinen Gliedern ein ewiges Zittern unterhielten. Ueber meinem Haupte ſchwebten gewaltige Felſenſtücke, die ſich zu bewegen, und hin und her zu drängen ſchienen, wenn mein erſchrocknes Auge von der Seite hinauf blickte. Die Flamme der Fackel ſetzte alles, was mich umgab, in eine bald zitternde, bald hüpfende Bewegung, die meine Blicke verwirrte, und ihnen alle Figuren doppelt und dreyfach vergrößert und erweitert darſtellte. Ich wollte in dieſes erſchreckliche

Gewirre nicht hineinblicken, aber eine innere unwiderſtehliche Regung zwang mich wider meinen Willen hineinzublicken, und neue Nahrung zu einer Angſt daraus zu ziehen, die um ſo ſchrecklicher wurde, da ich — meine Hände nicht brauchen konnte, und meinem Führer, der keine Vorſtellung von meinen Quaalen hatte, mit ſchnellen Schritten zu folgen gezwungen war.

Die Angſt übermannte mich endlich ganz, als ich ſo unbeſonnen war, die Augen zuzudrücken. Wie ein unermeßlicher Zirkel, in deſſen Mittelpunkt ich ſtand, drehete ſich die ganze Gruppe fürchterlicher Gegenſtände um mich herum, und die Figuren, die vorher leblos waren, fiengen an ſich zu regen und wurden in Löwen, Bären, große Hunde, ſchwarze Kerls und häßliche alte Weiber mit ſpitzigen Naſen und brennenden Augen verwandelt! Dieſes optiſche Gemählde, das die Angſt mit ihrem friſcheſten Farben zur allerhöchſten Lebendigkeit ausmalte, war mir zu fürchterlich, als daß ich Kräfte genug hätte haben ſollen, ſeinen Anblick länger zu ertragen: ich that einen lauten Schrey und ſank ohne Bewußtſeyn zu Boden.

Als ſich meine Kräfte wieder zu ſammeln anfiengen, war es mir, als ob ich in einer weiten Entfernung meinen Namen nennen hörte. Noch flüſterte und ſchwirrte alles vor meinen Ohren, und ein Gedränge von dunklen Gefühlen, wiegte mich in einen ſüſſen

Schlum-

Schlummer ein, während deſſen ich auf grünen Wieſen, unter ſchattigten Bäumen, an hellen Teichen und hüpfenden Wäſſerchen luſtwandelte, und mein ganzes Weſen in einen leichten Schatten aufgelöſt fühlte, der wie ein Schmetterling, von ſüſſen Düften trunken, von Blume zu Blume, von Luſtbeet zu Luſtbeet herumflatterte, und endlich von einem leiſen Lüftchen gehoben, und in Regionen entrückt ward, deren Klarheit und reitzende Mannigfaltigkeit ewig und ewig dem verklärten Auge meiner Seele vorſchweben werden.

Deſto ſchrecklicher war mir der Augenblick, wo ich von dieſem unbeſchreiblich angenehmen Halbtode erweckt wurde. Es war mir, als ob die Stimme, die meinen Namen nannte, immer näher und näher käme, und als ob ſich die himmliſchen Gefilde, in denen ich mich zu befinden glaubte, immer mehr und mehr verdunkelten und entfernten. Plötzlich kam mein Bewußtſeyn zurück, und ich ſchlug die Augen wieder auf. Die Höhle mit allen ihren ſchrecklichen Gegenſtänden war auf einmal wieder vor mir, aber ſie dünkte mich bey weitem nicht mehr ſo fürchterlich als vorher, vielleicht blos darum, weil ich Fritzen, der ſich vorher nicht um meine Pein bekümmerte, nun vor mir auf den Knien liegen, und über meinen Zuſtand in Thränen zerfließen ſah.

Courier.

Er wird nicht lange mehr verziehen; er war nur noch drey Meilen von der Stadt, wie ich ihn verließ.

Leonato.

Wie viele Leute habt ihr in dieſer Action verlohren?

Courier.

Sehr wenige, und keinen von Bedeutung.

Leonato.

Der Sieger hat doppelt geſiegt, der ſeine Schaaren vollzählig zurük bringt; ich finde hier, daß Don Pedro einem jungen Florentiner, Claudio genannt, groſſe Ehrenbezeugungen angethan habe.

Courier.

Keine gröſſere als er verdient hat; er übertraf alles was man von ſeiner Jugend erwarten konnte, und that in der Geſtalt eines Lamms die Thaten eines Löwen.

Leonato.

Er hat einen Oheim hier in Meßina, den dieſe Nachricht ſehr erfreuen wird.

Courier.

Ich hab' ihm ſeine Briefe ſchon übergeben, und er ſchien eine groſſe Freude darüber zu haben; eine ſo groſſe

Freude,

Ach biſt du todt, Leopoldine — rief er mit heftiger Anſtrengung — ach biſt du todt? Ach, wenn du todt biſt, ſo will ich auch ſterben! —

Er warf ſich, voll der ſchmerzlichſten Unruhe, neben mir auf die Erde nieder, und wiederholte beſtändig die Worte: Ach ſie iſt todt, ſie iſt todt!

Ich richtete mich ſchüchtern auf und ſagte: Nein, ich bin nicht todt! Nun dummes Mädchen, rief er unwillig, indem er aufſprang, und ſich die Thränen von den Backen wiſchte — warum ſtellſt du dich denn ſo?

Zugleich nahm er mich bey der Hand, und hob mich auf. Ach, ich kann nicht mit dir gehen — ſagte ich ſchluchzend — ich fürchte mich ſo ſehr.

So geh zur Mama zurück! — ſagte er, und ließ mich ſtehen.

Ich that einen Schrey, als ob die Höhle über mich zuſammenſtürzte. Der Gedanke allein zu bleiben war mir unerträglich. Ich hieng mich an ihn, und fühlte von dem Augenblicke an nicht halb ſo viel Furcht mehr als vorhin.

Wir kamen endlich an Ort und Stelle, und Fritz fieng ohne Verzug die große Arbeit an. Unbegreiflich war mir der Eifer, womit er die Riegel und Schlöſſer der eiſernen Thür beſtürmte. Ich ſtand von der Seite, und fuhr bey jedem Schlage, den er mit einem ſtarken Hammer unter der allerhöchſten Anſtrengung

ſei-

ſeiner Kräfte auf das Eiſen führte, erſchrocken zuſammen; nur zuweilen wagte ich ſchüchtern die Frage: ob wir nicht bald wieder zur Mama zurückwollten? aber er nahm ſich gar nicht die Mühe, mir darauf zu antworten. Meine hervorſtechendſten Gefühle in dieſen Augenblicken waren Angſt und Bewunderung. Es war mir, als ob mir Fritz ſeines Ungeſtüms und ſeiner Unfreundlichkeit wegen nur um ſo lieber würde.

Meine Augen waren ſtarr auf die Thür geheftet, weil ich jeden Augenblick erwartete, daß ſie aufſpringen würde. Bey dieſer Gelegenheit bemerkte ich eine ſtählerne Scheibe unter dem größten der drey Schlöſſer, die ſehr hell geſchliffen war, und die Flamme meines Lichtes dreyfach zurückgab. Ich trat näher, und erblickte mich ſelbſt gleichfalls verdreyfacht darin. Sogleich machte ich Fritzen aufmerkſam darauf und bat ihn, mir dieſes artige Spielwerk abzuſchlagen. Er war gleich bereit dazu, und that einen ſtarken Schlag auf die Scheibe: plötzlich ſprang mit einem entſetzlichen Geräuſche die Thür auf. Die Angeln pfiffen, und über und unter uns hörten wir ein Rollen und Raſſeln wie von tauſend eiſernen Rädern und Ketten. Mir fiel die Leuchte aus der Hand, und das Licht darin erloſch. Ich wollte mich in dieſer Angſt, Fritzen, der einige Schritte von mir ſtand, in die Arme werfen; ich ſetzte meinen Fuß vorwärts, fühlte, daß der Boden unter mir nachgab, und in eben dem Nu ſtürzte

ich in eine Tiefe hinab. Dicke Finſterniß vergrub mich in ihren ſchwarzen Schoos, und nur zuweilen hörte ich wie aus tiefer Ferne, die Stimme Fritzens, der mir klagend nachrief: Ach, liebe Leopoldine, wo biſt du, wo biſt du? S.

(Ende des erſten Buchs.)

IV.

Beſchluß der Gedanken über Hrn. D. Bickers Schreiben an Herrn Hofrath Baldinger.

(Fortgeſetzt von S. 96. des vorhergehenden Stückes.)

Geſetzt alſo, einer meiner Freunde, der mir von vielen Jahren her als ein glaubwürdiger Mann bekannt iſt, erzähle mir: er ſelbſt ſey mit noch drey oder vier andern, mir eben ſo bekannten, rechtſchafnen, verſtändigen und herzhaften Männern ein Augenzeuge davon geweſen, daß ein gewiſſer Geiſterbanner, auf ſein, des Erzählers, Verlangen, unſern vor drey Jahren verſtorbenen Freund N. N. citirt habe; der Verſtorbene ſey würklich unter einem gewaltigen Donnerſchlag, wo von alle Lichter im Zimmer ausgelöſcht worden, in glänzender Geſtalt zur Thür hereingekommen, habe

ſich

ſich mitten in den Kreis geſtellt, ſey von ihm erkannt worden, habe auf ſeine Fragen Antwort gegeben, und ſey mit abermaligem Donner und Blitz wieder verſchwunden — was wird dieſe Erzählung meines Freundes für eine Würkung auf meinen Verſtand thun?

Werde ich den Finger auf den Mund legen und ſchweigen? — Gewiß nicht!

Werde ich von meinem Freunde glauben, er habe mich belügen oder betrügen wollen? — Noch weniger!

Werde ich alſo die Erſcheinung unſers verſtorbenen Freundes für eine wirkliche wahre Begebenheit halten, und mich mit Hamlets Spruch, „es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden u. ſ. w.“ darüber tröſten, daß ich nichts davon begreifen kann? — Am allerwenigſten!

Und warum das?

Die Antwort muß, ſollte ich denken, jedem vernünftigen Menſchen auf der Zunge liegen: „Weil „ich, wenn ich dieſe einzige Erſcheinungsgeſchichte „glaube, alle Geiſter- und Geſpenſter- und Wunder„Legenden, die von Anbeginn der Welt an bis zu den „Wundern des laufigten Bettlers Labre, erzählt und „geglaubt worden ſind, für eben ſo wahre Begebenheiten halten müßte: — denn alle dieſe Wundergeſchich„ten, von denen die Mönchschroniken und Legenden „wimmeln, ſind durch glaubwürdige, angeſehene, „zum Theil heilige Männer bezeugt, ja viele derſelben „ſind,

„ſind, trotz ihrer Unwahrheit, ſogar gerichtlich er„wieſen worden.“ Ich ſage noch mehr: wenn ich dieſe einzige Erſcheinungsgeſchichte glaubte, ſo wäre ich, um conſequent und mit mir ſelbſt einſtimmig zu ſeyn, genöthiget, alle Begebenheiten, die in allen Feenmährchen und Amadiſen der Welt erzählt werden, für ſehr glaubliche Dinge zu halten, denen, um auch vollends glaubwürdig zu ſeyn, nichts als anſehnliche, in gutem Ruf und Leumund ſtehende, Augenzeugen fehlten, die man, ohne ſich böſe Händel zuzuziehen, weder Lügen ſtrafen, noch ohne Unhöflichkeit beſchuldigen könnte, daß ſie ſich durch falſchen Schein, künſtliche Maſchinerie, oder ein zwiſchen den ſichtbaren und verborgenen Acteurs der Komödie verabredetes Spiel, hätten täuſchen laſſen. — Wenn ich nun aber dieſes ganze unermeßliche Chaos von Wundergeſchichten und Wundermährchen theils für wahr, theils für möglich und an ſich ſelbſt glaublich halten müßte, was würde aus meinem Menſchenverſtande werden?

Was bliebe mir alſo, in dem angenommenen Falle übrig, als meinen Freund zu bitten: daß er mir alle Umſtände der beſagten Geiſterbeſchwörung, von Anfang bis zu Ende, mit allen ihren Cauſalitäten und Modalitäten, ſo genau als möglich erzählen möchte; und wenn dies von ihm und den übrigen Augenzeugen geſchehen wäre, zu verſuchen, ob ſich nicht die ganze Erſcheinung, ohne eine abgeſchiedene Seele, aus

ſehr

ſehr natürlichen Urſachen ſehr natürlich und begreiflich erklären laſſe? — Ich würde zu meinem Freunde ſagen: lieber Freund, ich habe eine große Meynung von deinem Verſtande, und ich traue deiner Redlichkeit wie mir ſelbſt: aber du biſt doch nichts weiter als ein Menſch wie ich auch, der, trotz ſeinem Verſtand und Willen, der Täuſchung auf unzählige Arten und Weiſen unterworfen iſt. Ich glaube, daß du geſehen haſt was du geſehen haſt; aber ich glaube nicht was du — nicht geſehen haſt, und vielleicht nicht ſehen konnteſt. Ich glaube deinen Augen: aber ich traue weder deiner Imaginatien, noch den Trugſchlüſſen, die ſich vielleicht deinen würklichen Beobachtungen unvermerkt unterſchoben haben. Du kannſt manches gut beobachtet haben: aber es iſt auch möglich, daß manches, und gerade das, worin der Aufſchluß des ganzen Räthſels liegt, deiner Bemerkung entgangen iſt. Es iſt gar zu leicht, in Dingen dieſer Art, — wo unſere angebohrne Liebe zum Auſſerordentlichen und Wunderbaren unvermerkt der Täuſchung mehr Raum giebt als wir uns ſelbſt zutrauen, — getäuſcht zu werden."

Man mache die Anwendung des vorausgeſetzten Falles, in ſo ferne er paſſend iſt, auf die vorliegende Deſorganiſationsgeſchichte; aber man laſſe mich nicht mehr ſagen als ich ſagen will und würklich ſage. Alle in dieſe Geſchichte verwickelte Perſonen ſind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt.

Den

Den letztern habe ich, bey ſeinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erſtenmal und öfters geſehen, und mein Herz iſt dem ſeinigen beym erſten Anblick entgegen gekommen; aber die Verſchiedenheit unſrer Vorſtellungsart, und was davon abhängt, iſt natürlicher Weiſe geblieben, wie ſie war. Jeder Menſch muß in Sachen des Herzens nach ſeinem Herzen, in Sachen des Verſtandes nach ſeiner Einſicht und Ueberzeugung handeln. Ich, meines Ortes, kann eben ſo wenig glauben, daß eine magnetiſirte Perſon durch eine Mauer ſehen oder im Schlafe ſchärfere Sinnen und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem gröſten Zutrauen zu Lavaters und ſeiner Gemalin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetiſchen Zuſtandes begegnet iſt, wie Herr Marcard in ſeiner Antwort an Lavater. Mit der beſten Meynung von den drey Bremiſchen Aerzten, und den beyden magnetiſchen Schläferinnen, vermuthe ich, daß ihnen allen in dieſer Sache — etwas Menſchliches wiederfahren ſey. Es iſt hier, meiner Meynung nach, wie mit einer verwickelten Rechnung, wobey das Facit nicht herauskommt, das herauskommen ſollte. Irgendwo muß der Fehler liegen, wenn wir ihn auch noch ſo lange nicht finden könnten. Aber eben darum wollen wir ſo lange ſuchen bis wir ihn finden. —

Doch,

Doch was rede ich ſchon von ſuchen wo der Rechnungsfehler ſtecke? Alles ſuchen würde vergebens ſeyn, ſo lange man uns nicht alle Data an die Hand giebt, welche zu einer vollſtändigen Kenntnis des Factums nothwendig ſind. Ein jeder, der das Schreiben des Hrn. D. Bicker im Hannöveriſchen Magazine ſelbſt durchleſen hat, wird zwar darin einleuchtende Proben der Aufrichtigkeit, womit es geſchrieben iſt, wahrnehmen: aber an der Vollſtändigkeit der Erzählung fehlt noch vieles. Ich begreife ſehr wohl, daß Umſtände und Verhältniſſe dem Erzähler einer auſſerordentlichen Begebenheit, die ſich in einer angeſehenen Familie des Ortes ſeines Aufenthalts (zumal wenn dieſer Ort eine der erſten Reichsſtädte iſt) in mehr als Einer Rückſicht Grenzen ſetzen. Aber darum bleibt es nicht weniger richtig: daß man dem Publico von dieſer Sache entweder gar nichts hätte ſagen ſollen, oder daß man ſich mit Rechtſchaffenheit ſchwehrlich wird entbrechen können, ihm alles zu ſagen. So ſcheint, z. B. dasjenige, was von der Leibes und Seelen-Beſchaffenheit der beyden Patientinnen, beſonders der älteſten, erzählt wird, nicht hinlänglich zu ſeyn, um alles Licht, das man zu haben wünſchen muß, über die Fragen zu geben: in wie fern dieſe ſonderbare Nervenkrankheit in ihrem vorigen Zuſtande gegründet, und was die nähere oder nächſte Veranlaſſung dazu geweſen? Ob und wie fern etwa ihre beſondere Lebensumſtände, Situationen, Verhältniſſe, Lectüren, Leidenſchaften u. dergl. mehr

oder weniger Einfluß auf die Krankheit ſowohl als die magnetiſche Kur gehabt haben können? — Ferner ſcheint es nicht Vorwiz ſondern Erfodernis der Sache zu ſeyn, wenn jeder Leſer deutlich unterrichtet zu ſeyn wünſchet: Worin die magnetiſche Manipulation, die an den beyden jungen Frauenzimmern vorgenommen worden, eigentlich beſtanden habe? Von wem ſolche vorgenommen worden, ob von einer Manns- oder Frauensperſon? wie oft? wie lange jedesmal? In welchem Rapport die manipulierende Perſon mit der Patienten geſtanden und noch ſtehe? Ob man verſichert ſey, daß ſich nicht irgend eine, an ſich unſchuldige, geheime Leidenſchaft, — etwas das ſich bey einem ſchönen und liebenswürdigen jungen Frauenzimmer, ohne Beleidigung, gar wohl als möglich vorausſetzen läßt — in die Sache gemiſcht habe? — Niemand kann die Achtung, die der zarten Hälfte des menſchlichen Geſchlechts gebührt, und die Delicateſſe womit eine Sache zu behandeln iſt, worin ein paar ſchazbare junge Perſonen dieſes Geſchlechtes ſo nahe betroffen ſind, ſtärker fühlen als ich: aber dieſe Sache iſt nun einmal, durch die Publicität, die ihr das Hannöveriſche Magazin gegeben hat, eine Angelegenheit aller derjenigen geworden, denen das Intereſſe der Menſchheit nicht gleichgültig iſt; conventionelle Rückſichten können nun nicht mehr in Betrachtung kommen; und es iſt billig zu erwarten, daß nichts von dem, worüber (nach dem eigenen Geſtändnis des Hrn. D. Bicker) ſich dieſe jungen Damen

in

in ihrem magnetiſchen Zuſtande ſo leicht hinwegſetzen, als ein Vorwand werde angeführt werden, der Welt alle die Nachrichten zu verſagen, die einiges Licht über dieſe räthſelhafte Geſchichte verbreiten können.

Ueberhaupt ſcheint es unumgänglich zu ſeyn, daß alles, was in dem mehrbeſagten Briefe des Hrn. D. B. von den ſeltſamen und unerklärbaren Würkungen der magnetiſchen Manipulation auf beyde Patientinnen nur im Allgemeinen geſagt worden ..., mit mehreren ausführlich erzählten Beyſpielen belegt werde. Ohne Zweifel haben die Aerzte, welche, von Anfang der magnetiſchen Kur an, den Erfolg derſelben ſo genau beobachtet haben, ein Journal über ihre Beobachtungen und Bemerkungen geführt, deſſen vollſtändige Bekanntmachung die meiſten Fragen, die bey Leſung des Schreibens an Hrn Hofrath Baldinger in einem aufmerkſamen Leſer entſtehen müſſen, beantworten würde. Ich ſehe nicht, was wohl denkende Männer mit Recht zurückhalten könnte, ſich dieſes Verdienſt um die Welt zu machen.

Die Quelle der meiſten falſchen Rechnungen, die unſer Verſtand beym Urtheilen über verwickelte oder ungewöhnliche Naturbegebenheiten macht, liegt darin, daß man die Unterſuchung zu früh für geendigt annimmt, und alſo aus unvollſtändigen Datis eben ſo getroſt ſchließt, als ob man aufs vollſtändigſte von allem unterrichtet wäre. Ich geſtehe gern, daß gelehrte und

Freude, daß ſie ohne ein Merkmal von Schmerz ſich nicht beſcheiden genug zeigen konnte.

Leonato.

Brach' er in Thränen aus?

Courier.

In groſſem Maaß.

Leonato.

Die milde Ergieſſung einer ſanften Gemüths-Art! Keine Geſichter ſind ſchöner, als die ſo gewaſchen werden. Wie viel beſſer iſts vor Freuden weinen, als ſich freuen wenn andre weinen!

Beatrix.

Ich bitte euch, iſt Signor Montante (*) ſchon aus dem Felde zurük gekommen oder nicht?

Courier.

Ich kenne keinen der ſo hieſſe, Gnädiges Fräulein; es giebt keinen ſolchen bey der Armee, wenigſtens nicht unter den Officieren.

Leonato.

Nach wem fragt ihr, Nichte?

(*) Montante bedeutet im Spaniſchen ein breites Schlacht-Schwerdt. Wird Beatrix fragt unter dieſem Namen nach Benedikten, den ſie damit als einen Prahler und Raufbold analiſieren will.

ſcharfſinnige Männer ſeltner in dieſen Fehler fallen als andere; aber auch dem Weiſeſten kann etwas menſchliches begegnen. — Die Aerzte konnten keine materielle Urſache der Krankheit des Frauenzimmers von zwanzig Jahren entdecken, und ſchrieben ſie alſo einer widernatürlichen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Nervenſyſtems zu. Aber was war die Urſache dieſer widernatürlichen Reizbarkeit bey einem wohlgebildeten, ſchönen, geiſtvollen, vortreflich erzogenen und cultivierten Mädchen? Dieſe Urſache war doch vermuthlich natürlich? — Und wenn alle Kunſt der Aerzte nichts gegen die Krankheit vermochte, ſollte man nicht beynahe genöthigt ſeyn, zu vermuthen, daß irgend eine moraliſche oder phyſiſch-moraliſche Anliegenheit die Urſache des beſagten widernatürlichen Zuſtandes ihres Nervenſyſtems geweſen ſey? Könnte dieſe nicht auf die eine oder andere Art mit den magnetiſchen Manipulationen in Beziehung ſtehen, und wenn wir zur Einſicht in dieſe ſo natürlichen, gewöhnlichen und erklärbaren Myſterien zugelaſſen werden könnten, am Ende auch der glükliche Erfolg der Kur ein großes Licht daher erhalten? — Von der ähnlichen Krankheit des achtzehnjährigen Mädchens wird zwar ein heftiger Schrecken als die nächſte Urſache angegeben; aber nicht geſagt, was dieſen Schrecken veranlaßt habe: da doch (weil dieſes ganze Schreiben auf Information des Publici abgezielt iſt) unſere Unwiſſenheit über dieſen Punct nicht gleichgültig ſcheint. Übrigens iſt auch dieſe junge

Per-

Perſon „ſchön und wohlgeſtaltet; zwar nicht ſo lebhaft von Imagination, nicht ſo ausgebildet als die erſte, aber ein ſanftes gutes Mädchen, das bey einem weniger vollkommnem Gegenbilde (als die erſte iſt) auch bey dieſer Erſcheinung ſehr glänzen würde." — Dieſe Verſchiedenheit der Temperamente und Anlagen bey dieſen beyden Perſonen macht zwar (wie Herr D. B. ſagt) keine Veränderung in den phyſiſchen Würkungen des Magnetiſmus, welche bey beyden gleich ſind: aber die pſychologiſchen Phänomene ſind ſehr verſchieden, und das Divinationsvermögen und die Seelenkräfte erſcheinen bey der erſten Patientin in ſo viel höhern Glanze als ihre natürliche Anlagen und deren Ausbildung unterſchieden ſind. — Dieſe Beobachtung, (von welcher man ebenfalls die unmittelbaren Facta und Beyſpiele, wovon ſie nur das Reſultat iſt, zu ſehen wünſchen muß) ſcheint meiner Vermuthung, daß in dieſer ganzen Wundergeſchichte alles ſehr natürlich, und vielleicht das meiſte (wo nicht alles) ſehr erklärbar zugehe, nicht wenig zu ſtatten zu kommen. Aber freylich wirft uns die gleich darauf folgende Verſicherung: „Daß die Aerzte auch bey der zweyten Patientin im magnetiſchen Schlafe Kentniſſe, Scharfſinn, Urtheilskraft bemerken, die ſie im wachenden Zuſtande nicht äuſſern konnte" — in unſre vorige Verlegenheit zurück. Wir kennen eine Leidenſchaft, die, es ſey nun daß ſie nur noch unbeſtimmtes und unbefriedigtes Naturbedürfniß, oder auf einen beſondern Gegenſtand ge-

richtet ſey, unter gewiſſen Umſtänden, eine gewiſſe Verfeinerung und Schärfung der Sinne, ein lebhafteres Spiel der Einbildungskraft, und ſelbſt einige Erhöhung der übrigen Seelenkräfte, auf eine ganz natürliche Art, (wiewohl freylich nicht bey allen Menſchen ohne Unterſchied) bewürkt. Mit acht und mehr Wochen langen magnetiſchen Manipulationen verbunden, ſollte dieſe, ihrer Allgemeinheit ungeachtet, ſehr myſteriöſe Leidenſchaft, zumal wenn ſie durch Umſtände genöthigt wäre geheim zu bleiben, in dieſem Stücke ſehr große und ſonderbare Würkungen hervorbringen können. Aber Kentniſſe, Kentniſſe die man im wachenden Zuſtande nicht äuſſern konnte, mitzutheilen, (ich nehme die einzige aus, die Adam und Eva erhielten, nachdem ſie von der verbotnen Frucht gegeſſen hatten) dieſe Würkung läßt ſich aus jener Leidenſchaft nicht erklären. Dieſes Wunder thut alſo die magnetiſche Manipulation! — Und wenn dieſe Kentniſſe der Perſon, welche ſie im magnetiſchen Schlafe äuſſert, würklich auf keinem andern natürlichen Wege zugekommen, ſondern durch die magnetiſche Behandlung gleichſam eingerieben oder eingekrabbelt worden ſind, — ſo hat freylich alles, was man ſeit ſo manchem Jahrtauſend aus der allgemeinen Erfahrung von der Natur des Menſchen herausgebracht zu haben glaubte, auf einmal ein Ende! — Aber dafür fängt auch mit Mesmer und Puiſegür eine neue Epoke der Menſchheit an; ihre Entdeckung wird die wichtigſte aller Entdeckungen, die

jemals

jemals gemacht worden; und, da ſie (um mich des bekannten Franklinſchen Ausdrucks zu bedienen) ſchon in ihrer Kindheit ſolche große Dinge thut: ſo kann man ſich von ihrer Ausbildung und Maturität mit Recht eine allgemeine Umgeſtaltung der menſchlichen Dinge, und eine Erhöhung und Vervollkommung unſerer Natur und unſeres Zuſtandes verſprechen, wovon gemeine Menſchen ſich, ſelbſt jezt da dieſer novus ſeclorum ordo vor unſern Augen zu entſtehen anfängt, noch keine Vorſtellung machen können.

Noch wage ichs freylich nicht, dieſen zauberiſchen Hofnungen, und den herrlichen Ausſichten, die ſie ins Unendliche vor mir aufſchlieſſen, mich ſo ſchwärmeriſch zu überlaſſen, als vielleicht vor dreiſſig Jahren geſchehen ſeyn könnte. Es könnte noch zu früh ſeyn über neue Entdeckungen zu triumfieren, da alles noch ſo dunkel iſt, und unter dem Schleyer des Geheimniſſes verborgen liegt! Noch ſind Unterſuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzuſtellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulöſen, die gar leicht Schwierigkeiten und Hinderniſſe finden könnten, woran unſre ganze Hofnung ſcheitern dürfte. Indeſſen wollen wir den Muth nicht ſinken laſſen. Die Sache verdient von allen Philoſophen, Naturforſchern, Aerzten und Menſchenkennern, mit der gröſten Aufmerkſamkeit in Erwägung genommen zu werden. Das allgemeine Beſte der Menſchheit iſt auf die eine oder andere Art gleich

ſtark dabey intereſſiert, der animaliſche Magnetismus mag nun am Ende triumphieren oder zu Schanden werden. Aber daß eines von beyden geſchehe, iſt, ſo wie die Sachen gegenwärtig liegen, unumgänglich nöthig. Der abgekühlte vernünftige, und (mit Erlaubnis zu ſagen) egoiſtiſche Theil der Menſchen hat ſich bisher immer zu gleichgültig bey ſolchen Gelegenheiten verhalten. Man hat ſich begnügt, über alles was in den Kreis der verborgenen Philoſophie, der Alchymie, Magie, Theoſophie und Theurgie gehört, über Geiſtererſcheinungen und Teufelsbannerey, über Talismane und Zauberſpiegel, die Jugendquelle und den Stein der Weiſen, über St. Germain, Calliostro, Bleton, Meſmer, Puiſegür, und über den ewigen Juden (der hoffentlich auch bald wieder auftreten und ſeine Rolle ſpielen wird) zu lachen und zu ſpotten. Man hat denjenigen, die ſich mit ſolchen Dingen abgeben, oder an ſolche Menſchen glauben, ihren rechten Namen zu geben gemeynt, wenn man ſie Energumenen, Schwärmer, Narren, oder Scharlatane und Beutelſchneider betitelte; übrigens aber die Thatſachen, auf welche ſie ſich beriefen, als keiner Aufmerſamkeit würdig, nur zu oft ununterſucht und unberichtigt gelaſſen. — Und eben daher iſt es gekommen, daß es der Vernunft noch immer unmöglich geweſen iſt, einen entſcheidenden Sieg über ihre Gegner zu erhalten.

Aber nunmehr, in einer Zeit, wo die Aufklärung gemeiner iſt als jemals — wo die Wiſſenſchaften einen

Punct

Punct der Höhe erreicht haben, auf dem ſie noch nie geſtanden, und wo, dieſem ungeachtet, ja vermuthlich eben deswegen, Wunderglaube, Geiſterſeherey, und Magie, von neuem in Anſehen kommen, und deſto mehr Anhänger finden, je anlockender die Hofnung iſt ohne gründliche Wiſſenſchaft, auf bequemen Schleichwegen, noch mehr als uns jene jemals verſprechen kann zu erlangen, den Schlüſſel des geheimſten Cabinets der Natur zu finden, und von der Geiſter und Körperwelt auf einmal Meiſter zu werden; — in einer Zeit, wo eine ganze Reyhe auſſerordentlicher Männer ſich das Wort gegeben zu haben ſcheinen, durch auſſerordentliche Wege und Mittel auſſerordentliche Würkungen auf die Menſchen thun, und wo die ordentlichen Menſchen ſo auſſerordentlich geneigt und aufgelegt ſind, ſolche Würkungen nicht nur zu leiden, ſondern ſo viel an ihnen iſt, durch Erhitzung ihrer Imagination und Anſtrengung ihres Glaubens; vielleicht auch gelegenheitlich durch pias Fraudes, noch zu befördern: in einer ſolchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geſchehen, ohne daß ſo gleich (wie wenn ſich eine Bête de Gevaudan ſehen lieſſe) Lerm gemacht, und nicht eher abgelaſſen werde bis das Wunderthier geſchoſſen oder gefangen iſt, und ſich dann ergiebt, daß es — nichts als ein etwas gröſſerer Wolf, aber doch ein Wolf wie andere Wölfe iſt.

V.

V.

Zuruf eines Mannes in der Wüſte an teutſche Freymäurer. *)

Teutſche Freymäurer! — — mit euch rede ich, die ihr den Namen Freymäurer führt, und annoch den erſten einfachen Grundaeſetzen dieſes Ordens im ſtillen nachlebt, — und an euch wenige ergehet mein Ruf, die ihr eure Knie noch nicht vor dem Baal aebeugt habt. Männer! — reibt den Staub aus euren Augen, — was ſehet ihr?

Ihr ſehet und höret, daß eure ſogenannten Ordensacheimniſſe auf den Dächern geprediat werden; — ihr ſehet, daß heuchleriſche böſe Menſchen einen buntſchäckigen Vorhang nehmen, denſelben vor ihren neuerbauten Bühnen hängen, die Rollen austheilen, und magiſche, heilige, myſtiſche, theoſophiſche, mediciniſche, und andere ſchädliche Poſſen ſpielen, — — Ihr ſehet

*) Dieſer ſonderbare Aufſatz iſt mir von einem Unbekannten durch die Poſt zugeſchickt worden, mit Bitte, ihn in den T. Merkur einzurükken. Da er nur wenig Raum einnimmt, und der Inhalt mir eben ſo unſchuldig als die Abſicht dieſes Mannes in der Wüſte wohlmeynend ſcheint, ſo trage ich kein Bedenken, ihm dieſen Platz einzuräumen. W.

ſehet den Zulauf zu dieſen Bühnen, und höret den Beyfall, den Betrogne den Spielenden zu jauchzen.

Dies ſehet ihr, und demungeachtet ſetzt ihr noch immer die Maurerey (ein Name, den die Engländer der Sache gegeben haben) durch Haltung ſogenannter Logen, welches ihr arbeiten nennt, fort. Ihr verſchließt eure Logenthüren, und drauſſen reden Gaſſenknaben laut von euren Geheimniſſen; und die klüge Welt ſieht eurem Thun zu, und lacht. Merkt! — — auf Lachen folgt Spott, auf Spott Verachtung. Spott und Verachtung werden und müſſen euch treffen, wenn ihr nicht ablaſſet, das Spiel mit Hülſen ohne Kern fortzuſetzen.

Laſſet ab — entrinnet, auf daß euch nahe und ſchwere Verſuchungen nicht verſchlingen.

Gehet ruhig in eure Kammern, und harret.

Seyd thätige Chriſten.

Bisher habt ihr ſtets mehr geſchienen als ihr waret; werdet praktiſche Chriſten, im reinen Sinn des Worts; ſcheint weniger als ihr ſeyd: — Dann kann ich erſt Theil an euch haben.

Wollt ihr euch zu Zeiten in Häufſtein ſammlen, ſo geſchehe es ohne Schein. Ermahnet und ſtärkt euch unter einander brüderlich, und ſeyd mildthätig gegen Arme. — Was drüber iſt, das iſt vom Uebel.

An euch, die ihr ächte Maurerey bezweifelt, ein paar Worte. — Sie entſtand als Enos dem Seth geboren ward. Ihr ſehet ihre Spuren in den Prophéten-Schulen der neuen Welt: leſet Ev. Marc. IX. v. 39, 40. und Ev. Matth. XI. v. 2. Wollt ihr ferner zweifeln, ſo zweifelt. Für euch iſt weder dabey etwas zu gewinnen, noch zu verlieren. — Dies ſey genug für euch.

Teutſche Freymäurer! — Der Baum eurer ſogenannten Maurerey iſt bis an die Wurzel mit Schwämmen, Auswüchſen, Raupen und Ungeziefer bedeckt: — Hauet ihn ab und werft ihn ins Feuer! Iſt dieſer Ruf euch nicht laut genug, ſo ſey es wenigſtens mein Rath: Weichet von hinnen, daß euch der Baum nicht erſchlage. Ob deſſen Wurzel noch guten Saft und Kraft zur Treibung eines Schößlings habe — Ob es nach dem Zuſammenhang der Dinge nothwendig ſey, daß in teutſchen Boden ein junger Baum gepflanzt werde — Dies überlaßt nun ſchon der Vorſicht!

Hütet euch vor falſchen Abgeſandten!

Sehet nicht auf Schein und Worte, ſehet auf ihre Werke. Prüft mit männlicher Kälte und klugem Mißtrauen, und ihr werdet ihre Geiſter erkennen, und vor Verirrung ſicher ſeyn.

Wie wenige wahrhaft praktiſche Chriſten erblicke ich unter euch! — und dennoch wollt ihr auf den Nacken,

cken, der das leichte und ſanfte Joch des Meſſias nicht zu tragen vermag, ein ſchweres Joch laden? — Weichet zurück — Glaubt ihr, daß Menſchen leichter zu täuſchen ſeyn dürfen, als der Herzens-Kündiger, den ich und meine Brüder im Geiſt und in der Wahrheit anbeten? — Glaubt ihr das? — ſo weint über eure Thorheit.

Teutſche Freymäurer! — Gehet ruhig in eure Kammern, und harret. Horcht nicht auf Trometenſchall. Oeſnet und reiniget eure Ohren, auf daß ihr das ſanfte Säuſeln vernehmen möget, wenn es kommt!

VI.

Etwas zur Rechtfertigung der bisherigen teutſchen Rechtſchreibung,

von

R. F. Splittegarb.

Unter den Kämpfen, welche jetzt Orthodoxie und Heterodoxie, Vernunft und Schwärmerey, Unglaube und Aberglaube, Menſchenliebe und Selbſtſucht mit einander beſtehen, iſt vielleicht der einer der unbedeutendſten, den Ortografie und Orthographie mit einander begonnen haben. Indeſſen kann es einer Nation doch nicht ganz gleichgültig ſeyn, ob ihre Schriftſteller

eine

Hero.

Meine Baſe meynt den Signor Benedict von Padua.

Courier.

O, der iſt ſchon zurük, und ſo ſpaßhaft als jemals.

Beatrix.

Er ſchlug ſeine Zettel hier in Meßina an, und forderte den Cupido auf einen Wettſtreit aus, wer am ſchnelleſten ſtechen könne; und meines Oheims Narr, der die Ausforderung zu leſen kriegte, unterſchrieb ſie im Namen des Cupido, und forderte ihn auf ein Vogel-Rohr heraus. Ich bitte euch, wie viele hat er getödtet und gegeſſen, dieſen Feldzug über? Oder, ſagt mir nur, wie viele er erlegt hat; denn, in der That, ich verſprach ihm, daß ich alle eſſen wollte, die er umbringen würde.

Leonato.

Ihr geht unbarmherzig mit Signor Benedict um, Nichte; aber ihr werdet euern Mann an ihm finden. Das glaubt mir.

Courier.

Er hat in dieſem Feldzug gute Dienſte gethan, Gnädiges Fräulein.

Beatrix.

Ihr hattet muſſigen Proviant, und er half ihn aufeſſen,

nicht

eine gleichförmige oder verſchiedene Rechtſchreibung beobachten. Sobald hie und da Abänderungen darin gemacht werden, ſo wird der Ausländer im leichteren Verſtehen der Sprache gehindert; die Jugend, die unmöglich im Stande iſt das Beſſere zu prüfen, wird irre geleitet; und der Geſchäftsmann, oder die würdige Matrone, die einmal der alten Rechtſchreibung gewohnt ſind, einmal ihre Begriffe mit den ſo und nicht anders geſchriebenen Zeichen feſt verknüpft haben, dieſe werden im Leſen ſolcher neumodiſcher Schriften verdrießlich. Sie müſſen bey jedem anders geſchriebenen Worte einhalten, ſeinen Sinn erſt durch den Zuſammenhang errathen, und werden daher oft in dem ſo angenehmen Fortgange der Ideen geſtört.

Zum Glück haben die neuern Heterographen die wenigſten Stimmen erhalten. Teutſchlands klaſſiſche Schriftſteller, *) faſt alle gelehrte Zeitungen, viele Journale, ſelbſt unſer großer literariſcher Heerwagen, die allgemeine teutſche Bibliothek, die gewiß der Vernunft in allen ihren Fortſchritten folgt; alle dieſe ſind unverändert der alten Orthographie treu geblieben. Nur hier und da wagen es beſonders jüngere Schriftſteller, eigenmächtige Abänderungen in dem alten Gebäude unſerer Rechtſchreibung zu machen. Ich ſelbſt ergrif einſt dieſe Neuerungen ſehr begierig, und glaubte, mich unge-

*) Wer ſind wohl dieſe? Wer erkennt ſie dafür? Und wie hat Hr. Sol. Klopſtoks Verſuch einer zwar ſehr neuen, aber ihres Erfinders gewiß nicht unwürdigen Art unſre Sprache zu ſchreiben, in dieſem Augenblick vergeſſen können?

ungemein um das Beſte der jungen Nachwelt verdient zu machen, wenn ich ſolche durch Schriften für die Jugend mit einführen hälfe. Doch war es mir immer befremdend, daß die Zierden unſrer gelehrten Republik dieſen Neuerungen ſo wenig beytraten; ja ich fieng an, mich oftmals deshalb verlegen zu finden, daß ich mich jener Freyheit bedient hatte. Endlich kam ich auf den Gedanken, daß unſere gewöhnliche Orthographie doch vieles für ſich haben müßte; ich nahm mir vor, über ihre Gründe nachzudenken, und da fand ich denn, daß ſie auf ſehr weiſen Grundſätzen beruhe.

Ich theile meine Bemerkungen hier mit, ob ſie gleich vielleicht nichts neues enthalten, um meine jungen Landsleute, die wohl nicht gern eine trockne Sprachlehre zur Hand nehmen, zu warnen, daß ſie ſich nicht den Anſchein von Sparſamkeit oder Bequemlichkeit blenden laſſen, den etwa die Heterographie für ſich hat, noch von den Grundſätzen unſrer alten Rechtſchreibung abgehen, ehe ſie ſolche ruhig geprüft, und inconſequent befunden haben.

Man hat zuvörderſt die Dehnungszeichen verworfen, welche entweder in der Verdoppelung eines Vocals (ae, ee, oo) oder in einem hinzugeſetzten h. oder e. beſtehen (ah, äh, eh, ie, ih, oh, öh, üh.)

Indeſſen unſre Vorfahren hatten bey der Erfindung derſelben einen weiſen Zweck. Er war dieſer:

1) anzuzeigen, wenn ein Vocal lang auszuſprechen ſey;

2)

2) gleichlautende Worte von einander zu unterſcheiden, und den Leſer durch die Augen auf die Bedeutung derſelben zu leiten. Denn es iſt in der That ein Vorzug einer Sprache, wenn das Auge ohne Anſtoß über die Schrift hinlaufen, und der Geiſt ſich ungeſtört mit den vorgetragenen Sachen beſchäftigen kann. Wie oft muß man aber nicht den Gang ſeiner Ideen unterbrechen wenn man im Leſen auf folgende oder ähnliche Worte ſtößt, als: beſelt, Erſucht, Rat, gezirt, anfürt, Soneſon, Urbans u. d. gl. „Dem Auge einen ungewohnten Anblick verurſachen, ſagt Hr. Prof. Klügel „in ſeiner Encyclopädie Theil III, S. 562, iſt eben „ſo viel, als in einer Allee Steine herumſtreuen. Darum iſt es beſſer, ſelbſt einen unſchädlichen Ueberfluß, „das ey neben ei, und th neben t zu dulden, als dem „Auge den geringſten Anſtoß zu verurſachen. Es iſt „wahrlich nicht der Mühe werth, ein Wort, das dem „Auge einmal ganz bekannt iſt, nach dem Geſetze der „Sparſamkeit umzukleiden. Oder ſollte das Auge „nicht eben ſo gut die Beobachtung des eingeführten „Gebrauchs fordern können, als das Ohr?“

Ich habe zwar manchmal den Gedanken gehabt, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn man die Vocalen mit einem Accent oder Circumflex bezeichnet hätte, um ſie in der Ausſprache zu unterſcheiden? Allein theils ſcheint es, als wenn die Accente den teutſchen Druck verunſtalten würden, theils muß man auch darauf Rückſicht

ſicht nehmen, daß in einer Sprache weit mehr geſchrieben als gedruckt wird, die eingeführten Dehnungszeichen aber für die Schreibenden bequemer ſind, als Accente.

Dies aber, dünkt mir, iſt unwiderſprechlich gewiß, daß unſre gedruckte Schrift eine Vollkommenheit mehr haben würde, wenn zu den Vocalen mit Dehnungszeichen beſondre Lettern verfertiget würden, wo der Vocal mit dem Dehnungszeichen durch einen feinen Strich verbunden wäre. Hat man doch die Buchſtaben ſi, ſt, ſi, ll zuſammengegoſſen, welche den Anfängern das Sylbenheben erſchweren, wenn ſie in den Worten höflich, tieflich, wollen u. u. m. gebraucht werden; wie viel ſchicklicher würde dies bey den gedehnten Vocalen Aa, aa, Ah, ah, Ae, Aeh, äh, Eh, eh, Ih, ih, ie, Oh, oh, oo, Oeh, öh, uh ingleichen bey den Mitlautern Ch, ph, th, ſch geſchehen? Wie conſequent wäre dann unſre gedruckte Schrift, und wie ſehr würde den Kindern das Leſenlernen erleichtert, wenn ſie ſich nur merken dürften, Ah (verbunden) ſey nichts anders als ein langes a, eh nicht anders als ein langes e u. ſ. w. Wie bequem wäre ſelbſt eine ſolche Verrichtung für die Setzer, wenn die Anordnung dazu einmal in der Druckerey gemacht wäre! Es brauchte dann nur einen Grif, wo jetzt ihrer zwey bis drey nöthig ſind — Jedoch was bedarf es hier des Declamirens? taugt dieſe Einfall etwas, erhält er den Beyfall der Grammati-

ker: ſo werden ihn gewiß ſolche Männer, als ein Breitkopf, Decker, von Zurzbök, ſind, bald zum Beſten der Jugend und zur Vervollkommung unſrer Schriftzeichen realiſiren.

Gewiß iſt es, die Anfänger im Leſen würden ſehr dadurch gewinnen, denn die Dehnungszeichen oder die untergeſchobenen ſtummen Buchſtaben verurſachen ihnen keine geringe Schwierigkeit. Sie müſſen ſolche beym Buchſtabiren mit nennen, ob ſie gleich nicht eigentlich gehört werden, und nur dazu dienen, ihr Gehör zu verwirren, und ihnen die Ausſprache der härteren Buchſtaben zu erſchweren, w. z. B. die Buchſtaben e h in ſieht, ſieht u. a. Indeſſen da wir vor der Hand noch einige Zeit auf jene Vervollkommung unſrer Schriftzeichen warten dürften, ſo habe ich in einem kürzlich herausgegebenen neuen Bilder A. B. C. *) einen andern Ausweg getroffen, der Jugend dieſe Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Ich habe nämlich dieſe ſtummen Buchſtaben mit zwey kleinen Lettern drucken laſſen, ſo daß ſie von den Kindern leicht bemerkt, und anfänglich bey dem ſo nöthigen Buchſtabiren übergangen werden können. Z. B. das Wort ehrlich erſcheint ſo: ehr·lich. Nun kennt das Kind blos die beyden groß gedruckten Buchſtaben e, r;

*) Es führt den Titel: Neues Bilder A. B. C., eine Anleitung zum Leſen, dergleichen es bisher noch nicht gab. Berlin bey C. A. Lange, 1787.

r; damit es ſie aber nicht falſch ausſpreche, ſagt man ihm, deswegen ſtünde das kleine h drein, daß man nicht err, ſondern er ſpreche. Auf dieſe Weiſe wird dem Kinde nicht nur das anfängliche Zuſammenleſen der Buchſtaben ſehr erleichtert, ſondern ſie bekommen auch gleich einen deutlichen Begrif von der Abſicht des hineingeſetzten ſtummen Buchſtaben, und lernen das Leſen etwas vernünftiger als gewöhnlich.

Die Heterographen haben zweytens auf das y einen ſolchen Haß geworfen, daß ſie daſſelbe durchaus nie brauchen, oft ſogar in ſolchen Worten nicht, die aus dem Griechiſchen herkommen, und doch in dieſer Sprache mit einem y geſchrieben werden. Ich geſtehe zwar, daß ich keinen wichtigen Grund ausfinden kann, warum die Geſetzgeber unſrer Rechtſchreibung das i niemals am Ende der Worte gebraucht, ſondern allezeit ein y geſetzt haben; es wäre denn der, daß ihnen die Worte, nicht Fülle genug zu haben, geſchienen hätten. Mir kommt es ſogar vor, als ob unſre Schrift ein helleres, deutlicheres Anſehen bekäme, wenn man in den Worten, wo keine Zweydeutigkeit veranlaßt wird, ſtatt des y ein i brauchte. (Denn daß man meynen (putare) von meinen (meum), imgleichen ſeyn (eſſe) von ſein (ſuus) durch y zu unterſcheiden ſucht, iſt gewiß ſehr gut.) Demohngeachtet iſt der Vortheil von der Verdrängung des y ſo geringe, daß es immer beſſer gethan iſt, daſſelbe mit den meiſten und angeſehenſten

Schriftſtellern ſo lange herzuhalten, bis einmal die Stimme teutſcher Akademiker das Beſſere entſcheidet. Aeuſſerſt unrecht und gewaltthätig aber iſts, wenn man es wagt, fremde Worte ſo umzumodeln, daß man ihnen ihre urſprüngliche Bildung nicht mehr anſehen kann. Es iſt vielmehr in mancher Abſicht belehrend, wenn man einem Worte auch in ſeiner fremden Tracht noch anſieht, wie es in ſeiner Urſprache geſchrieben ward. Warum ſollten wir auch das y ſo ſtehen, da es der junge Leſer doch einmal kennen muß, und die Ausſprache deſſelben gar keine Schwierigkeit hat, ſo bald man es nur nicht Ypſilon, ſondern i nennen läßt?

Unter den Conſonanten hat man beſonders das c angefeindet, weil es anders vor a, o, und u, und anders vor e und i lautet. Dieſe verſchiedene Ausſprache, hat man geglaubt, ſey für Kinder und das leſende Publicum zu ſchwer zu behalten; man müſſe daher lieber ein k oder z brauchen, und Kato, Zäſar, Zizero, Konzilium, Kornelius, Kurzius, u. ſ. w. ſchreiben. Allein nicht zu gedenken, daß man hierdurch wieder fremde Wörter zum Theil verunſtaltet, zum Theil unkenntlich macht: ſo iſt es auch eine übertriebene, unnöthige Herablaſſung; denn wer leſen lernt, muß ja doch einmal jene Regel über die Ausſprache des c faſſen; wozu alſo die vorläufige Verzärtelung oder Verwöhnung?

Faſt

Faſt eben ſo ſchlimm geht es den Buchſtaben ck und tz. Sehr viele wollen ſie gar nicht dulden, und bedienen ſich lieber eines einfachen oder doppelten k und z. Allein was zuerſt diejenigen betrift, die ſtatt des ck und tz ein einfaches k und z in der Mitte der Worte ſetzen: ſo erlauben ſie ſich eine zu groſſe Sparſamkeit, indem der Leſer alsdann gar keinen Fingerzeig bekommt, ob er den vorhergehenden Vocal lang oder kurz auszuſprechen habe. Er iſt genöthiget, erſt inne zu halten, und ſein Ohr zu Rathe zu ziehen; ja er würde gewiß noch öfterer im Leſen heterographiſcher Schritten aufgehalten werden, wenn ihm nicht ſein Gedächtniß ſchnell die wahre Rechtſchreibung dieſer Worte aus andern Büchern vorhielte, und folglich die Ausſprache derſelben erleichterte.

Es iſt alſo billig, daß man auch im Schreiben einen Unterſchied mache zwiſchen Kraken und knacken, Sekel und Säcken, Friederike und Bricke, Kritiker und Sticker, blöken und Röcken. Meſtizen und ſtützen, Toze und Trotze, ſchmuzig und ſtuzig. Und wie könte dies beſſer geſchehen, als durch den Gebrauch des ck und tz? Einige bedienen ſich zwar zu dieſer Abſicht eines doppelten k und z. Allein wer ſieht nicht gleich, daß kk ſehr hart iſt, und zz zu viel ausdrückt. Z iſt ſo viel als ts; zz in blizen müßte alſo ausgeſprochen werden blitsitſen, wie in dem Worte Kreuzzüge. Dieſes geſchiehet aber nicht, ſondern man

ſpricht blitzen weit' ſanfter aus; folglich iſt es fehlerhaft. Ueberdem brauchen die Freunde des kk und zz doch nur ein einfaches k und z am Ende ſolcher Wörter, die ſie in der Mitte mit kk oder zz ſchreiben, als Sak, Flek, Blik, Stük, Saz, Bliz, u. ſ. w. Die Vocalen in dieſen Worten ſollen nur kurz ausgeſprochen oder geſchärft werden, und doch fehlt die Anzeige davon, die Verdoppelung des Endconſonanten. Denn „in allen Sylben, ſagt der Hr. Prof. Klügel, S. 404, „welche ſich auf einen doppelten Hauptlaut endigen, iſt „iſt der Vocal ſcharf, als Lamm, ſchnell, ſtill, voll. „Die Verdoppelung des Endconſonanten zeigt nicht „allein, daß das Wort bey der Biegung einen doppelten Conſonanten haben muß, als Lämmer; ſondern „iſt auch das zuverläßigſte Bezeichnungsmittel der Ausſprache. Wer ſie wegwirft, verkennt eine der ſchönſten Eigenſchaften unſrer Sprache." Oder ſollte es etwa unnöthig ſeyn, die Worte erſchrak und Sack, Kolik und Blick, die ſo verſchieden ausgeſprochen werden, auch in der Schreibart zu unterſcheiden?

Und wenn nun dieſe Heterographen hernach bey der Declination oder Conjugation ſolcher Wörter ein kk oder zz ſetzen, möchte man dann nicht zu dem zweyten k oder z ſagen; Freund, wie kommſt du herein? — Wie weit treffender räſonnirten die Erfinder des ck und ſch, wenn ſie der Meynung waren, jedes Wort müſſe die nöthige Fülle zu ſeiner Biegung in ſich ſelbſt enthalten,

halten, daß es beym Genitiv und den andern Abänderungen keines eingeflickten Buchſtaben bedürfe? Dies findet aber nur ſtatt, wenn jene Worte mit ck oder k geſchrieben werden; denn Flekk, Blizz, ſind theils zu hart, theils falſch. Aus eben dem Grunde darf man auch die Worte Begriff, Königinn u. a. mit keinem einfachen f oder n ſchreiben. Schreibt man nun aber z. B. Glück, ſo muß man auch glücklich, beglücken, beglückt und alle davon abſtammende Wörter der Gleichförmigkeit mit ck ſchreiben.

Die Verdrängung des ph und v in den Worten Filoſofie, Pulſer iſt unter aller Kritik.

Zulezt hat man noch das ß angefochten, und es ganz aus der Mitte der Worte verweiſen wollen, weil es ein bloßes Endſſ ſey. Allein es iſt wirklich ein uns Teutſchen unentbehrlicher Buchſtabe, um die Vocale in den Worten ſtoßen, große, Füße u. a. m. zu verlängern, oder vielmehr ihre zu dehnende Ausſprache dem Auge ſichtbar zu machen.

Da ich eben einen kleinen Kampf für die unveränderte Beybehaltung unſrer gewöhnlichen Orthographie gewagt habe: ſo möchte ich nun auch etwas für die Beybehaltung des E in den Worten Eltern, Erndte, und Grenzen ſagen.

Die Einführung des E. in Eltern geſchahe wohl ſehr weislich, um dieſes Wort von den Aelteren (ſeniotibus) zu unterſcheiden.

nicht wahr? Er iſt ein ſehr tapfrer Mann, wo es auf gute Kinnbaken ankommt; er hat einen heldenmäßigen Magen.

Courier.

Er iſt auch ein guter Soldat, Gnädiges Fräulein. (*)

Leonato.

Ihr müßt meine Nichte nicht unrecht verſtehen, mein Herr; es iſt eine Art von ſcherzhaftem Krieg zwiſchen Signor Benedict und ihr; ſie kommen nie zuſammen, ohne daß es einen Scharmüzel von ſinnreichen Einfällen abſezt.

Beatrix.

Ja leider, aber er gewinnt nicht viel dabey. In unſerm lezten Gefecht, lieſſen vier von ſeinen fünf Sinnen (†) als Krüpvel davon, und der arme Mann muß ſich ſeit dem mit einem behelfen; wenn er noch Witz genug hat, einem Heuwagen auszuweichen, ſo mag er's für den Unterſchied nehmen der zwiſchen ihm und ſeinem Pferd iſt; ein bißchen Menſchen-Verſtand iſt alles, was er davon gebracht hat -- Wer iſt heutigs Tags ſein Günſtling? Denn er hat alle Monate einen neuen Herzens-Freund.

Courier.

Iſt das möglich?

(*) Die Antwort der Beatrix hierauf dreht ſich um Wortſpiele, die ſich nicht überſezen laſſen.

(†) Wieder Wortſpiele mit Wit, (Witz, auch innerlen Verſtand,) und Wits, im plurali, (die fünf Sinnen.)

Das allgemein mit E geſchriebene Wort Erndte bedarf ebenfalls keines Merkmals ſeiner Abſtammung zu ſeiner Deutlichkeit, zumal da das Wort ernen, wovon man es herleitet, ſo ganz in Vergeſſenheit gerathen iſt. Daſſelbe gilt auch von Grenze Ueberdem theilt das á den Worten Erndte, Grenze ſo was ſchwerfälliges mit.

Nun habe ich noch einen Wunſch auf dem Herzen, den ich den Herrn Schriftgieſſern und Buchdruckern hierdurch mittheilen will. Er iſt folgender, daß man zum Beſten der Anfänger im Leſen, das große Jot von dem i unterſcheiden möchte, und dieß könnte ſehr leicht vermittelſt eines gebogenen Querſtrichs durch die Mitte des J geſchehen.

Unſer ß und ꝛ würden ſich auch beſſer ausnehmen, jenes, wenn es ſich mehr dem geſchriebenen Canzley ß näherte, dieſes, wenn es aus einem loſen t und z zuſammengeſetzt wäre und unten keinen ſolchen Gothiſchen Schnörkel hätte. Denn da es doch einmal nicht ſo ganz thunlich iſt, unſre teutſchen Schriftzeichen mit den lateiniſchen zu verwechſeln: ſo ſind wohl die Bemühungen derer ſehr rühmlich, die unſern gewöhnlichen Schriftzeichen beſſere Formen zu geben ſuchen, wie uns ſolches die öffentlichen Nachrichten von dem Edlen von Kurzböck melden.

Des
Teutſche Merkur.

März 1787.

I.
Geſchichte
Friedrichs des Großen.

[Fortgeſezt von S. 117 des vorigen Monatſtücks.]

1744.

Des Prinzen Hauptplan war, den König, ohne eine Schlacht zu wagen, allgemach aus Böhmen zu verdrängen. Dazu war es nöthig, ihm die Zufuhr zu erſchweren, und ſeine ſchon vorhandenen Magazine entweder wegzunehmen oder zu verderben. Zu dieſem Zweck ſuchte er bald durch Gewalt, bald durch Liſt zu gelangen. So hatte der König ein reiches Magazin zu Pardubitz im Rücken ſeiner Armee, das der Prinz mit einer Kriegsliſt zu Grunde richtete. Ein Zug von Heu- und Stroh-Wagen, von verkleideten Grenadiers begleitet, näherte ſich dem Städchen Pardubitz. Hinter denſelben hielt ſich ein ſtarkes Detaſchement von Grenadieren und leichten ungariſchen Völkern verborgen, in der Abſicht, die preuſſiſche Beſatzung, wenn ſie ſich der Stadt bis zu einer gewiſſen

Entfernung genähert hätten, durch ihre plötzliche Erſcheinung zu überraſchen, zu werfen, und das Magazin in Beſitz zu nehmen. Aber ihr Vorhaben entgieng der Wachſamkeit des Preußen nicht. Er ſtellte ſich dem Angreifer entgegen, hielt ihn muthig ab, und ſchlug ihn endlich zurück; doch war es dieſem gelungen, Feuer in das Magazin zu werfen, wodurch es ohne Rettung verloren gieng.

Der König konnte ſich allen dieſen Unternehmungen des Prinzen nicht mit Nachdruck widerſetzen, weil dieſer die Vortheile der Ueberlegenheit und des Bodens auf ſeiner Seite hatte. Mehr als einmal verſuchte er ihn anzugreifen und zu einer Schlacht zu zwingen; aber bald war der Prinz durch Moräſte, bald durch Flüſſe, bald durch Teiche und Tiefen gedeckt. Der König zog ſich alſo abermals zurück, um ihn endlich in eine Gegend zu locken, wo er einer Schlacht nicht ausweichen könnte. Er gieng über die Saſſawa, um den Poſten von Kuttenberg zu beſetzen, und von dort weiter nach Collin vorzurücken. Aber der Prinz war ihm zuvorgekommen, hatte dieſen Poſten ſchon mit einem ſtarken Vortrab in Beſitz genommen, und ſein Hauptheer ſo gelagert, daß ihn der König auch dieſes mal von keiner Seite angreifen konnte. Unterdeſſen fiel eine ſtrenge Kälte ein, die, mit dem Mangel an Futter verbunden, den König vermochte, ſein Lager bey Collin zu verlaſſen, über die Elbe zu

gehen

geben und ſeine Völker in Cantonirungsquartiere zu verlegen. Er that dieſes dergeſtalt, daß er die zurückgebliebenen Poſten in Collin und Pardubitz deckte, und längſt dem rechten Ufer der Elbe in gewiſſen Entfernungen Haufen von Grenadieren und Huſaren ſtellte, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, und, falls er einen Uebergang über die Elbe verſuchte, Nachricht davon zu geben.

Aber trotz dieſer Vorſorge gelang es doch dem Prinzen mit ſeinem Heere über die Elbe zu ſetzen. Sein erſter Verſuch zwiſchen Pardubitz und Przelautſch mißlang, aber ein zweyter zwiſchen Collin und Pardubitz glückte. Hier war der Strom ſo ſeicht, daß er an mehrern Orten durchwadet werden konnte. Dieſen Umſtand benutzte der Prinz um Huſaren hinüber zu ſenden, die ein großes Gehölz beſetzten und alle Nachrichten auffingen, die wegen des unternommenen Ueberganges an den König liefen. Der öſterreichiſche Vortrab warf zwey preußiſche Bataillons nach einer tapfern Gegenwehr zurück, und das Hauptheer ſetzte ohne Hinderniß über den Fluß.

Der Poſten vor Collin, den der General von Naſſau beſetzt hielt, war ſonach von dem Könige abgeſchnitten, und bedurfte einer ſchleunigen Hülfe. Der König ſetzte ſich bey Wiſchenowitz, und ſchlug ſein Lager ſo dicht an dem feindlichen Heere auf, daß dieſes den Rückzug des Generals von Naſſau nicht verhindern

konnte. Nach ſechs Tagen ſtieß dieſer Feldherr in meiſterhaften Zügen und Bewegungen, durch welche er ſich gleichſam mitten durch den Feind wand, ohne Verluſt zu dem Könige.

Dieſer beſchloß nun, ſich ganz aus Böhmen nach Oberſchleſien zurückzuziehen, und Winterquartier zu nehmen. Er lenkte den Zug über Königgrätz, Jaromirs und Trautenau, und behielt den Feind beſtändig auf den Ferſen. Sein Nachtrab ward mehr als einmal heftig angegriffen, unter andern bey Jaromirs, wo ein blutiges Gefecht vorfiel, das über vier Stunden dauerte, dem Feinde aber keinen Vortheil brachte. Zu Anfang des Decembers war der König mit ſeinem ganzen Heere, die Beſatzung von Prag ausgenommen, ſchon in Schleſien.

Die Beſatzung von Prag war durch den Uebergang des Prinzen über die Elbe gleichfalls vom Könige abgeſchnitten worden; ſie erhielt ſonach Befehl, ſich ohne Zeitverluſt nach Schleſien zu ziehen, vorher aber die Feſtungswerke der Stadt in die Luft zu ſprengen. Nie muß ein Corps ſo hart beſtürmt und doch ſo muthvoll geweſen ſeyn. Es hatte, um durch das Sprengen keinen Schaden zu leiden, ſchon früh die Wachten und Wälle verlaſſen, und ſich in die Stadt gezogen. Zum Unglück würkten die Minen nicht ſtark genug. So gleich bemächtigten ſich die Bürger der Thore und der

Wälle

Wälle, und ließen den Feind, der gegen fünf hundert Köpfe ſtark war, auf der einen Seite herein, noch ehe der preußiſche Vortrab auf der andern Seite hinaus war. Eine Menge Wagen, die das Gepäcke der Beſatzung führten, verſtopften die Straßen, und verſperrten dem folgenden Soldaten den Ausgang. Beſonders gerieth der preußiſche Nachtrab, der nur aus einem Bataillon beſtand, in ein unſägliches Gedränge. Vor ſich hatte er eine Brücke, die durch Wagen verſtopft war, hinter ſich eine enge Straße, die keine Gegenwehr erlaubte, und neben ſich das Jeſuitenkloſter, das der Feind ſchon beſetzt hielt. Aus allen Fenſtern und Thüren, von Thürmen und Dächern flogen Steine und Kugeln auf den kleinen Haufen, der ohne ſich wehren zu können, alles über ſich ergehen laſſen mußte. Sein heldenmüthiger Anführer Oberſt von Brandes verlohr dennoch ſeine Geiſtesgegenwart nicht. Er ließ mitten unter der unbeſchreiblichen Verwirrung die Brücke räumen, die Kanonen jenſeits derſelben abprotzen, und ſolchergeſtalt die Moldau von dem Feinde reinigen, der ihm auf Fahrzeugen in den Rücken zu kommen verſuchte. Unter dem Schutze der Kanonen kam der Nachtrab auch endlich über die Brücke, und machte ſich den Rücken frey. Drey Stunden mußte das Bataillon noch in dieſer peinlichen Lage ausdauern, weil es wegen der Wagen immer noch nicht fort konnte. Die Knechte hatten, um doch etwas zu retten, die Pferde ausgeſpannt und die Wagen ſtehn

laſſen, ohne zu bedenken, daß ſie ihrer Bedeckung den Weg dadurch verſperrten.

In dieſer grauſamen Verlegenheit raffte das Bataillon ſeine letzten Kräfte zuſammen. Ein Theil widerſetzte ſich dem andringenden Feind; ein anderer räumte die Straße, und ein dritter ſpannte ſich, da keine Pferde bey der Hand waren, vor das Geſchütz. So kam es bis zum Hratſchin. Auch dieſer war ſchon vom Feinde beſetzt, und die übrigen Preußen befanden ſich ſchon auſſerhalb der Stadt. Das Bataillon war alſo mitten unter einem ſtärkern Feinde allein, und wußte keinen andern Retter als ſeinen eigenen Muth. Mit jedem Augenblicke ſtieg die Gefahr; aber ſie konnte den Anführer der Preußen nicht auſſer Faſſung bringen.

Er rief zwanzig Freywillige heraus, und ſtellte ſie an den Fuß des Hratſchin, mit dem Befehl nicht eher von dannen zu weichen, bis ſie Nachricht erhielten daß er ſich mit den Uebrigen durchgedrängt habe. Er ſetzte ſich in Bewegung, und ſchlug ſich mit dem Bataillon mannhaft durch. Aber nun waren die zwanzig Männer von ihm getrennt und ohne Hülfe und Rettung verloren? Nein, alle zwanzig wurden gerettet. Sie ſtürzten ſich auf einen zehnfach ſtärkern Feind, ſchoſſen, ſpießten und ſtießen ihn zu Boden, und brachten ſechs Gefangene mit zum Bataillon.

Dieſe wahrhaft griechiſche und römiſche Tapferkeit iſt in unſern Tagen um ſo ſeltner, da Ein brennender

tender Haufsaden tausend Helden zu Boden streck-
en kann.

Wenn diese heldenmüthige Besatzung dem Tode und der Gefangenschaft in Prag entgangen war, so war sie darum noch nicht von allen Mühseligkeiten befreyt. Sie hatte einen langen Weg vor sich, der sie mitten durch einen Feind führte, dessen überflüssigste Macht schon hinreichend gewesen wäre, die Abgemateten und Hülflosen zu umzingeln und aufzureiben. Zum Unglück wurden sie noch von einem falschen Kundschafter auf einen Abweg geführt, der sie auf einmal mitten unter einen Haufen sächsischer Völker brachte. Da die Preussen nicht blos ihre Person, sondern noch gegen zwey tausend Wagen beschützen mußten, so hatten sie sich in viele kleine Haufen vertheilt, die sie nicht so schnell zusammenziehen konnten, um dem stärkern Feinde gemeinsamen Widerstand zu thun. Dieser erhielt dadurch Zeit, auf den Anhöhen eine so vortheilhafte Stellung zu nehmen, daß die Preussen, die sich ihrer gefährlichen Lage ungeachtet zum Angriff entschlossen, denselben nicht bewerkstelligen konnten. So standen sie nun mitten im hohen Schnee, ohne Zelte, ohne Brod, ohne Mehl, ohne Salz. Viele sanken unter den Beschwerlichkeiten der Witterung und des Marsches zu Boden, und niemand konnte ihrer pflegen; andere gaben ihr Leben unter den Kugeln und Lanzen der feindlichen Husaren und Ulanen auf.

In dieſer Noth bekamen ſie endlich Nachricht, daß der Generallieutenant von Naſſau mit zwölf tauſend Mann ihnen zu Hülfe eile. Sie wurden ihrer Rettung bald gewiſſer, da die Sachſen ſich zurückzogen und ihnen den Weg nach Friedland in Schleſien offen ließen. Nach zwanzig mühſeligen Tagen kamen ſie endlich in Schleſien an.

Nun hatte der König ſeine ganze Armee in Schleſien und der Feldzug dieſes Jahres (1744.) war ſomit beendigt. Prinz Karl rückte zwar auch in der letzten Hälfte des Decembers in Schleſien ein; aber er ward ſchon zu Anfang des folgenden Jahres daraus vertrieben. Die Unternehmungen dieſes Feldherrn ſchienen mit dem Rückzuge des Königs aus Böhmen ihr Ziel erreicht zu haben.

Dieſer Rückzug, der den König aller der Vortheile beraubte, die er ſich zu Anfang des Feldzuges erworben hatte, iſt von ſeinen Freunden und Feinden verſchiedentlich beurtheilt worden. Erſtere ſchreiben alles das einer weiſen Bedachtſamkeit, einer wohlüberlegten Nachgiebigkeit und vielen widrigen äuſſerlichen Conjunkturen zu, was Letztere einer Zaghaftigkeit, einem Mangel an Wahl und Anwendung paſſender Mittel, und einer ungemeinen Kriegserfahrung ſeines Gegners zuſchreiben. Beyde Theile ſcheinen zu weit zu gehen. So ſchwer es iſt, in der mißlichſten aller Künſte, in der Kriegskunſt, die von ſo unſäglich

man-

mannigfaltigen kleinen Umſtänden abhängt, zu beſtimmen, was Glück, was Muth des Soldaten, was Geiſtesgegenwart und Scharfblick des obern, und was Treue und Unerſchrockenheit des untern Feldherrn geweſen ſey: ſo hart und ungerecht iſt es, einem Manne Feigheit, Unüberlegtheit und Sorgloſigkeit Schuld zu geben, der bey hundert Gelegenheiten die entgegengeſetzten Vorzüge in einem ſo hohen Grade gezeigt hatte. Wozu dieſe Partheylichkeit auf beyden Seiten? Die Umſtände, die den König aus Böhmen zurücktrieben, liegen ja klar vor Augen. Folgende ſind es.

Des Königs Bundesgenoſſen am Rhein waren zu fahrläßig. Ein Feind, der ſich zurückzieht, iſt nie fürchterlich, und kann bey ſeiner äuſſerſten Wachſamkeit, immerfort zu ſeinem Schaden beunruhigt und überraſcht werden. Prinz Karl, der ſich mit ſeinem Heere nicht aufhalten durfte, wenn er ſich den Unternehmungen des Königs bald und thätig widerſetzen wollte, wäre in einer doppelten Verlegenheit geweſen, wenn ſich die ganze franzöſiſche Macht auf ihn geworfen, und ihn, wo nicht zu einem Treffen gezwungen, doch wenigſtens durch wiederholte Angriffe aufgehalten und zu ſeinem Nachtheil beſchäftiget hätte. Während er ſich gegen dieſen Gegner am Rhein hätte wehren müſſen, würde ſich der Andere in Böhmen deſto feſter zu ſetzen Zeit gehabt haben. Aber man ließ ihn ſchier ungeſtört über den Rhein und von da

Beatrix.

Sehr leicht; denn er hat es mit ſeiner Treue, wie mit ſeinem Hut; die Façon davon wechſelt mit jedem neuen Kopf, den er zu ſehen kriegt.

Courier.

Wie ich ſehe, Fräulein, ſo iſt Herr Benedict nicht zum beſten bey euch angeſchrieben.

Beatrix.

O nein; wenn er's wäre, ſo wollt' ich alle meine Schreiberey verbrennen. Aber, ich bitte euch, wer iſt izt ſein Camerad? Hat er keinen jungen Schwindelkopf, der die Reiſe zum Teufel mit ihm machen will?

Courier.

Er iſt meiſtens in der Geſellſchaft des edeln Claudio.

Beatrix.

O Himmel! er wird ihn an den Hals kriegen, wie eine Seuche; man wird ſchneller von ihm angeſteckt, als von der Peſtilenz, und der Angeſteckte wird auf der Stelle toll. Helfe Gott dem edeln Claudio, wenn er den Benedict am Halſe hat; es wird unter tauſend Pfunden nicht wieder von ihm geheilt werden.

Courier.

Ich will mich wol in Acht nehmen, Fräulein, daß wir gute Freunde bleiben.

Beatrix.

nach Böhmen ziehen, belagerte unterdeſſen mit groſſem Eifer das Städtchen Freyburg, und ſcharmuzirte mit fliegenden Völkern ſehr ernſthaft in Bayern. So kam Prinz Karl wohlbehalten nach Böhmen. Hier ward er durch Batthyanys Völker verſtärkt und dem Könige ſchon überlegen. Noch furchtbarer wurde er durch die Sachſen, die in Böhmen einrückten. Durch ſie wurden die Vortheile des Krieges völlig von des Königs Seite auf die ſeinige gelenkt. Erſterer verlohr durch dieſen Schritt des ſächſiſchen Hofes die Zufuhr auf der Elbe, die ihm überaus wichtig war; ſah ſeinen Feind um ein Drittheil ſtärker, als er ſelbſt war, und wußte, daß es dieſem, da ihm der fruchtbarſte Theil von Böhmen, Mähren und Oeſterreich zu Gebothe ſtand, nie an Lebensmitteln fehlen konnte, indeſſen er die ſeinigen theils von einem ausgezehrten, und theils von einem weit entlegenen Lande erwarten mußte. Unter dieſen Umſtänden, und da Prinz Karl ein entſcheidendes Treffen gefliſſentlich vermied, ſchien es dem Könige unmöglich, ſeine Vortheile in Böhmen länger zu behaupten, und deshalb beſchloß er den Rückzug. Als Fehler rechnet man ihm an, daß er den Sachſen die Vereinigung mit den Oeſterreichern nicht erſchwerte, da es doch in ſeiner Gewalt ſtand, und daß er ſeine Soldaten früher als der Prinz in Raſtquartiere legte, und dadurch Letztern den Uebergang über die Elbe erleichterte. Es kann ſeyn, daß er ſich, wenn er dieſe Fehler vermied,

länger

länger in Böhmen hätte halten können: aber was half es ihm, länger darin zu bleiben, wenn es nicht auf immer seyn konnte? Und dieſes ließen die obenbemerkten Haupttriebfedern ſeines Rückzuges nicht zu.

Es iſt leicht zu vermuthen, daß der König, während er in Böhmen war, Schleſien nicht unbeſetzt gelaſſen haben werde. Ein Corps von achtzehn tauſend Mann hatte er unter dem General von Marwitz bey ſeinem Zuge nach Böhmen in Oberſchleſien zurück gelaſſen, mit der Beſtimmung, dieſes Land gegen feindliche Anfälle zu ſchützen und in Mähren Brandſchatzungen einzutreiben. Marwitz hatte beſonders die Ungarn wider ſich, die zu einem Generalaufſitz waren aufgebothen worden. Er hielt ſie von den preußiſchen Schleſien nicht nur glücklich ab, ſondern drang auch in den öſterreichiſchen Antheil dieſes Landes, beſetzte ihn und nahm bey Troppau ein feſtes Lager. In dieſen Vortheilen behauptete er ſich bis zu Ende dieſes Jahres, wo die Ungariſchen Inſurgenten von der einen und die Völker des Prinzen Karl von der andern Seite kamen und ihn bis nach Oppeln zurück drängten.

Als ſolchergeſtalt die preußiſchen Völker den öſterreichiſchen überall wichen, glaubte die Königin von Ungarn und Böhmen ohne Mühe Meiſterin von Schleſien zu werden. Um dem Könige ſeinen Aufenthalt in dieſem Lande deſto mißlicher zu machen, ſprach ſie die Schleſier in einem Manifeſte von allen

ihren

ihren Pflichten gegen ihn los. Sie erklärte: er habe den Frieden, der ihm Schlesien verschaft, aus eigenem Antriebe gebrochen, mithin selbst für ungültig erklärt; dadurch habe er dies Land verlohren, und sie sey in den Besitz desselben von neuem eingetreten. Der König widerlegte diese Schrift durch eine andere, welche die Schlesier an ihre Pflichten erinnerte, und sie warnte, an den feindlichen Unternehmungen irgend einen Antheil zu nehmen. Dieses unglückliche Land gerieth dadurch von neuem in die schrecklichste Verlegenheit. Begünstigte es den König, so ward es von den Oesterreichern verheert; erklärte es sich für Maria Theresia, so betrachtete es der König als feindliches Land. Immer war und blieb es die Beute des Stärkern. Doch ward es bald von dieser ängstlichen Ungewißheit befreyet.

Als der König in der Mitte des Decembers nach Berlin gieng, übertrug er die Oberbefehlshaberschaft des ganzen in Schlesien versammelten Heers, dem grauen Helden Leopold, Fürsten von Anhalt-Dessau. Dieser deckte durch eine bewafnete Linie Niederschlesien gegen die Anfälle des Feindes, und zog zwischen Neiß und Otmachau ein Corps zusammen, womit er ihn aus Oberschlesien vertreiben wollte.

In den ersten Tagen des folgenden Jahres war dieses Corps beysammen, und sogleich setzte sich Leopold in Bewegung. Er gieng in vier Colonnen über die Neiß und trieb die Ungarischen Völker, die an den

Grenz

Grenzen von Oberſchleſien eine Linie gezogen hatten; bis hinter Troppau und Jägerndorf, und von da aus ganz Oberſchleſien zurück. Seine Unterbefehlshaber ſäuberten die übrigen Gegenden Oberſchleſiens, auch die Grafſchaft Glatz, mit gleichem Glück, und zu Ende des Märzen war Schleſien vom Feinde gänzlich befreyt.

In der Mitte eben dieſes Monats kam der König zur Armee zurück. Die Bewegungen des vereinigten öſterreichiſch-ſächſiſchen Heeres deuteten auf einen Einbruch in Niederſchleſien. Um ſich dieſem mit Nachdruck entgegen zu ſtellen, verſammelte er ſein ganzes Heer zwiſchen Schweidnitz und Striegau. Er zog die Völker aus Oberſchleſien an ſich, und ließ ſelbſt die Päſſe in die Niederſchleſiſchen Gebürgen offen und unbeſetzt, um ſeine Macht ganz auf einem Punkt beyſammen zu haben. Die ganze Lage der Sachen erforderte eine entſcheidende Schlacht, und des Königs Hauptentwurf war, den Prinzen Karl zu einer ſolchen zu zwingen. Es war alſo nöthig, daß er ihn aus den Gebürgen in die Ebene herablockte, und ihm alle Zugänge zu derſelben erleichterte. Der König that noch mehr um dieſen Zweck deſto gewiſſer zu erreichen. Er ließ ausſprengen, daß er den Prinzen in ſeinem Lager zwiſchen Striegau und Schweidnitz nicht erwarten, ſondern ſich zurückziehen und zwiſchen Breslau und Glogau einen feſten und ſichern Poſten beſetzen werde, um die Zufuhr für ſeine Armee zu decken und zu erleichtern. Prinz

Karl

Karl glaubte dieſem Gerüchte leicht, weil er ſich an die glücklichen Unternehmungen des vergangenen Jahres erinnerte, und hoffte, wie damals, den König von Marſch zu Marſch vor ſich herzutreiben. Er trat alſo in die Schlinge, die ihm Kriegsliſt legte, und kam mit ſeinem Heere in die Gegend von Hohenfriedberg herab, wo er auf der Fläche zwiſchen den Dörfern Ronſtock, Thomaswalde und Hausdorf ein Lager bezog.

Der König verhielt ſich in ſeinem Lager ſo ſtill und ruhig, verbarg die Maasregeln, die er für den künftigen Tag genommen hatte, und die eigentliche Stärke ſeines Heers ſo glücklich und geſchickt, daß der öſterreichiſche General, wie der öſterreichiſche Gemeine, ohne Gefahr der Ruhe pflegen zu können glaubte. Man war allgemein überzeugt, daß der König ſich ſo ſchleunig als möglich zurückziehn, und mit ſeinen abgematteten, und durch den vorigen Feldzug zaghaft gewordenen Soldaten nichts weniger als einen Angrif wagen würde. In dieſem Wahne ſchmauſten die Befehlshaber, und die Untergebenen tranken oder ſchliefen.

Aber wie erſtaunte alles, da am andern Morgen die Preußen nicht flohen, ſondern in gedrängten Gliedern feſten Haufen daher zogen! Schrecken und Verwirrung ergrif die Feldherrn, wie die Gemeinen; ſie wußten nicht, ob ſie ſtehen oder fliehen ſollten!

Der linke Flügel des öſterreichiſchen Heeres, der faſt ganz aus den ſächſiſchen Hülfsvölkern beſtand, ward von

von den Preußen mit einer Erbitterung und Hitze angegriffen, die den letztern nachtheilig hätte werden können, wenn ihre Befehlshaber weniger gefaßt und sorgsam gewesen wären. Der Preußische Fußsoldat drang ein und machte sich wechselsweise mit Feuer, mit Bajonet und Säbel Luft; der preußische Reiter warf sich in zwey Linien auf den feindlichen, trieb ihn zurück, und jagte ihn aus einer Gegend in die andere. Der feindliche Fußsoldat ward aus seinen Reihen gerissen, getrennt und über den Haufen geworfen. Die Preußen fochten mit unsäglicher Wuth, weil sie die Sachsen für heimtückisch und treulos hielten: sie gaben und nahmen keine Gnade, und preußische Offiziere, die einige Unglückliche retten wollten, geriethen in Gefahr von ihren eigenen Leuten niedergehauen zu werden. Zwey sächsische Bataillons wurden völlig zu Grunde gerichtet, und drey sächsische Schwadronen, welche die preußische erste Linie mit rasender Wuth durchbrachen, von der zweyten aber umzingelt wurden, starben fast Mann für Mann unter dem preußischen Säbel.

Die Sachsen vermochten den Angriffen der Preußen nicht länger zu widerstehen. Sie warfen sich acht bis zehn tausend Mann stark in die großen Tiefen und Hohlwege bey Volkenhayn, und entgiengen dadurch einer gänzlichen Niederlage. Trotz der Verwirrung machten sie jedoch ihren Rückzug regelmäßig, und nützten die Vortheile des Bodens so geschickt, daß sie ihren Verlust dadurch gleichsam wieder gut machten.

Alles

Alles was bis itzt von den Preußen glückliches vollführt war, hatte ihr Vortrab, der linke Flügel ihrer Reiterey, und ein kleiner Theil vom rechten Flügel vollführt, noch ehe ihr linker Flügel die Oesterreicher angegriffen hatte. Auch dieser, an dessen Spitze sich der Könia selbst befand, setzte sich nun in Bewegung. Er hatte sich durch Moräste, durch Gesträuche und über Gräben schlagen müssen, aber dadurch seinen Muth nicht verlohren. Mit einer Tapferkeit, die von der Gegenwart des Königs bis zur Raserey erhitzt ward, grif er an, drang er in den Feind, der sich seinerseits mit wahrhaften Muthe vertheidigte. Während des Handgemengs machte der Könia mit seinem ganzen rechten Flügel eine Wendung, um seinem Gegner in die Seite zu fallen. Er erreichte seinen Zweck, obwohl er den Soldaten durch Moräste, durch Gebüsche und Gräben treiben mußte; er grif ein Dorf an, das der feindliche Fußsoldat besetzt hielt; zog die Reiterey des rechten Flügels, die in acht Angriffen alles geworfen hatte, was an der Seite vom Feinde getroffen ward, zu seinen Fußsoldaten; sprengte sie von neuem auf den Feind, der nach einem fünf bis sechsmal wiederholten Angrif endlich zu weichen anfing, bis auf die Brigade des Obersten von Thüngen, die aus den besten feindlichen Regimentern bestand. Schon wichen auf ihrer rechten und linken Seite die Regimenter, als diese immer noch unerschütterlich stand, und sich mit einem mörderischen Feuer dergestalt vertheidigte, daß die

die preußiſchen Bataillons, die wider ſie angeführet wurden, ſchon nicht mehr mit ihrem gewöhnlichen Muth anrücken wollten.

Sogleich erhielt das Dragonerregiment von Bayreuth den Befehl, in dieſe heldenmüthige Brigade zu ſprengen. Die Preußiſchen Bataillons machten Platz, und der Dragoner brach hervor, nahm den Feind in den Rücken, umringte ihn, hieb ein und warf ihn völlig über den Haufen. Er machte an zwey tauſend Gefangene, erbeutete alle Kanonen der Brigade und ſechs und ſechszig Fahnen. Eine That die in der Geſchichte der Schlachten immer und ewig im Andenken bleiben wird. Die Brigade von Thüngen beſtand aus ſieben Infanterieregimentern, die zum Kern des öſterreichiſchen Heeres gezählt wurden. Geßler, Schwerin, und Chaſot führten die Helden an, die dieſe Helden ſchlugen.

Das ganze öſterreichiſche Heer wich nun, und hinterließ dem Könige den Kampfplatz. Es zog ſich in drey Haufen mit lobenswürdiger Ordnung zurück: die Sachſen über Seifersdorf, der rechte Flügel der Oeſterreicher über Friedberg und das Haupttreffen durch die Gebürge vor Kander. Der König ſetzte dem Feinde eine Zeitlang nach, und nahm dann ſein Lager an dem Fuße der Berge, über die er zurückgeflohen war.

Dieſe blutige Schlacht, (1745 den 4. Jun.) die unter dem Namen der Schlacht vor Hohenfriedberg

in der Geſchichte bezeichnet wird, dauerte fünf volle Stunden, nach deren Verlauf ſich der Sieg auf des Königs Seite lenkte. Das vereinigte Heer verlor fünf tauſend Todte, ſieben tauſend Gefangene, und eine Menge Standarten, Fahnen, Paucken, Wagen und Stücke. Die Armee des Königs hatte nahe an tauſend Todte und vier tauſend Verwundete.

Die Folgen dieſes Sieges waren für den König überaus wichtig; ſein Gegner ward aus Schleſien vertrieben und der Schauplatz des Krieges ward in ſein eigenes Land verlegt; Oberſchleſien konnte von den leichten feindlichen Völkern, die es beunruhigten, ohne große Mühe gereinigt, und das Heer, welches der König gegen Sachſen beſtimmt hatte, konnte anſehnlich vermehret werden.

Der König rückte nach der Schlacht über Friedland in Böhmen ein, und nahm ein Lager bey Kralowelhota. Prinz Karl hatte das Seinige hinter Königingrätz an dem Ufer der Adler genommen und zwar ſo vortheilhaft, daß er jene Stadt im Angeſicht, und im Rücken und auf den Seiten Gehölze, Moräſte und Berge behielt. So ſtanden ſich beyde Feldherrn eine Zeitlang gegen über, ohne daß etwas merkwürdiges vorfiel. Die Friedensunterhandlungen, die um dieſe Zeit Großbritannien zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu betreiben anfieng, ſcheinen die Haupturſache dieſes ruhigen Benehmens beyder Heere geweſen zu ſeyn.

In

In der letzten Hälfte des Jul. 1745 verließ der König sein Lager, setzte über die Elbe, und lagerte sich von neuem bey Chlom, so daß er nur zwey Stunden von seinem Gegner entfernt war. Dieser Nähe ungeachtet kam es doch zu keiner Schlacht. Prinz Karl befolgte seinen alten Plan: er ließ den König durch seine leichten Völker, die er in grosser Anzahl besaß, beunruhigen, und ihm die Zufuhr erschweren. Dadurch hofte er ihn ohne Schwerdtstreich abermals aus Böhmen zu vertreiben. Nachdem er ansehnliche Verstärkungen an sich gezogen hatte, setzte er über die Adler und nahm bey Anjest ein vortheilhaftes Lager. Der König that ein gleiches bey Jaromirs.

Letzterer hatte, weil er zur Beschützung seiner Länder nach allen Seiten Soldaten senden mußte, sein Heer in Böhmen so vermindert, daß es kaum noch zwanzig tausend Köpfe stark war. In Schlesien stand der General von Nassau, und an den Gränzen von Sachsen der Fürst von Anhalt-Dessau mit ansehnlichen Corps. Auch mußte er, um den Rücken der böhmischen Armee und die für sie bestimmte Zufuhr zu decken, beständig starke Detaschements bereit halten. Dadurch schmolz seine Armee sehr zusammen. Zwar hatten die Sachsen des Prinzen Armee verlassen, um ihr Vaterland zu schützen; aber letztere blieb darum doch um mehr als die Hälfte der preußischen überlegen.

Beatrix.

Thut das, guter Freund.

Leonato.

Ihr werdet nie toll werden, Nichte.

Beatrix.

Nein, auſſer in einem heiſſen Zimmer.

Courier.

Don Pedro kommt.

Zweyte Scene.

Don Pedro, Claudio, Benedict, Balthaſer und Don Juan zu den Vorigen.

Pedro.

Mein lieber Signor Leonato, ihr kommt eurer Unruhe entgegen; die Welt iſt ſonſt ſorgfältig, Unkoſten zu vermeiden, und ihr ſucht ſie.

Leonato.

Niemals kam die Unruh in der Geſtalt von Euer Hoheit in mein Haus; ſie flieht vielmehr vor dem Vergnügen, welches ein ſo angenehmer Gaſt mit ſich bringt; und nur wenn ihr von mir ſcheidet, nimmt die Glükſeligkeit Abſchied.

Pedro.

Der König blieb bis zur letzten Hälfte des Septembers in dem Lager bey Jaromirs; da aber ein allgemeiner Mangel an Lebensmitteln einriß, die Wege schlecht zu werden anfiengen, und kein haltbarer Ort in seinen Händen war: so brach er auf, und gieng nach Studenetz, wo er von neuem ein Lager bezog. Prinz Karl folgte ihm, und lagerte sich, kaum einen Marsch von ihm, bey Königshof. Er hatte einen Anschlag auf das Heer des Königs, den er schleunigst auszuführen suchte, und von dem ihm alle Umstände einen glücklichen Ausgang versprachen. Die Armee des Königs hatte, bey ihrer Schwäche, noch eine unbequeme Stellung hinter Anhöhen und Wäldern, die den Gegner vor ihr verbargen; sie mußte um jedes Mittagsmahl mit ihm kämpfen, und deshalb ihre Macht in viele kleine Haufen vertheilen; ein Gewimmel von leichten Völkern, die bald hier, bald dort die Vorposten neckten und angriffen, schwärmte beständig um sie her, forschte sie aus, hielt sie aber ab, den Gegner auszuforschen. — — Alle diese Umstände brachten den Prinzen auf den Entschluß, die widrige Lage des Königs zu nutzen, und ihn ohne Aufschub anzugreifen.

Er brach also am neun und zwänzigsten September auf, und ließ sein Lager samt seinem ganzen Kriegsgepäcke stehen. Unter Begünstigung der vor ihm liegenden Wälder und Anhöhen und der hereinbrechenden Nacht zog er gegen das preußische Lager heran, besetzte die

die Anhöhen, die es beherrſchten, dehnte ſeinen rechten Flügel bis hinter Burkersdorf und ſeinen linken bis an Teutſch-Prausnitz aus, deckte beyde mit ſtarken Batterien von Kanonen und Haubitzen, und pflanzte längſt ſeiner ganzen Fronte eine große Menge von Feldſtücken auf. Eine furchtbare Stellung für das preußiſche Heer! Es mußte, wenn es ſich vertheidigen wollte, unter des Feindes Kanonen und unter dem Feuer ſeines linken Flügels, das ein Theil ſeines Mittelpunktes noch verheerender machte, hervortreten und ſich in Ordnung ſtellen.

Der König erfuhr ſchon den 29ſten früh durch einen Ueberläufer, daß Prinz Karl ſein Heer in Bewegung ſetzte. Er ſchickte einen Haufen Reiter und Fußvolk ab, um ihn zu beobachten; aber die leichten Völker des Feindes hielten alle Aus- und Zugänge ſtark beſetzt, und es war ſonach unmöglich ſeinen Plan zu erforſchen. Gefangene ſagten aus, Prinz Karl ſey Willens nach Arnau zu marſchiren. Sogleich ließ der König das Lager abbrechen, um die Folgen dieſes Zuges, der ihm den Weg nach Schatzlar abgeſchnitten, und ihn in eine enge Gegend eingeſchloſſen hätte, mit Nachdruck abzuwenden. Schon war den 30ſten frühmorgens der Befehl zum Abzuge nach Trautenau an alle Befehlshaber ausgetheilt; als die Vorpoſten dem Könige berichteten: ſie ſähen öſterreichiſche Reiter und Fußſoldaten auf den Anhöhen vor Teutſch-Prausnitz

heranrücken. Diese Nachricht bestätigte sich bald darauf, und ward von der zweyten, daß das ganze österreichische Heer in vielen Colonnen herbeyziehe, unmittelbar begleitet.

Nun war dem Könige der Plan seines Gegners nicht länger zweifelhaft. Die Trommeln wirbelten und die Trompeten schmetterten durch sein Lager, und Fußsoldat und Reiter drängte sich, von den feindlichen Kanonen und Haubitzen umbrüllt, zur Schlacht. Der rechte Flügel der Reiterey war der erste zu Pferde und zog sich rechts. An sie schloß sich der Fußsoldat und bildete mit ihr einen halben Cirkel, dessen äusserste Rundung gegen den Feind gerichtet war, um ihm die Seite nicht blos zu geben. So bald sie den Ort, der zum Angriff der gelegenste war, erreicht hatten, setzte sich die Reiterey. Funfzehn Schwadronen prellten hervor, überwanden die Schwierigkeiten des unebenen, durchschnittenen Bodens, sprengten die Anhöhe hinan, die der feindliche Reiter besetzt hielt, und warfen sich auf ihn mit einer Geschwindigkeit und Wuth, daß er, der fünf und funfzig Schwadronen in drey Linien stark war, wankte und wich. Seine erste Linie ward beym ersten Anfall zerrissen und geworfen. Der preußische Reiter verfolgte sie, und jagte sie in die zweyte Linie; diese ward dadurch in Unordnung gebracht und mit fortgerissen, die dritte ebenmäßig, und so sprengte das Ganze in höchster

Ver-

Verwirrung davon. Einige Schwadronen wurden ſogar mitten unter das Fußvolk getrieben, und verurſachten dadurch unter demſelben eine Verwirrung, die zum glücklichen Ausgange der Schlacht nicht wenig beytrug.

Der Heldenmuth des preußiſchen Reiters feuerte den preußiſchen Fußſoldaten zur Nacheiferung an. Drey Bataillons Grenadier beſtürmten die große Batterie, die von einem vierfach ſtärkern Feinde beſchützt wurde, und ein erſchreckliches Feuer unterhielt. Sie ſtürzten herzu; aber ein Hagel von Cartätſchen und Flintenkugeln ſchlug ſie zurück; ſie ſtürzten zum zweytenmal herzu und wurden zum zweytenmal zurückgetrieben. Ganze Rotten wurden von den feindlichen Kugeln zu Boden geriſſen. Unterdeſſen eilte eine Verſtärkung herzu. Plötzlich thaten ſie den dritten Angriff, und die Batterie war erobert. Nun fielen ſie der erſten Linie des Feindes in die Seite, und jagten ſeinen ganzen linken Flügel von der Anhöhe herab.

Alles dieſes that der rechte Flügel des Königs. Den Mittelzug und den linken Flügel ſeines Heeres hatte er ſorgfältig geſchont, und für den Fall, wenn der rechte Flügel geſchlagen würde, haushälteriſch aufgeſpart. Da dies nicht mehr zu beſorgen war, ſo ſetzte er auch dieſe nach und nach in Bewegung. Aber ſie fanden einen gefaßten Feind vor ſich, der mit ihnen um jede Spanne Erdreich kämpfte. Jedes Gehölz,

jede Anhöhe war mit einem doppelt ſtärkern Haufen beſetzt, und hatten ſie dieſen vertrieben, ſo waren ſie mitten unter dem Feuer eines friſchen Haufens. Doch dies fachte den Muth des Brandenburgers ſtatt ihn zu unterdrücken, nur deſto ſtärker an. Er reinigte mitten in dem gräßlichſten Ungewitter von Cartetſchen und Flintenkugeln jedes Gehölz, jede Anhöhe vom Feinde, ſtellte ſich an ſeine Statt, und ſtürzte endlich mit aufgepflanztem Bajonet in ſeine Reihen. Sie wurden zerriſſen und zum Weichen gebracht.

Um endlich dem Gefechte den Ausſchlag zu geben, ſprengte der König den linken Flügel ſeiner Reiterey, nachdem er ihn mit einigen Schwadronen des rechten Flügels verſtärkt hatte, gegen den feindlichen Reiter. Aber dieſer, der ſeine Parthey auf allen Seiten geſchlagen ſah, und einen Widerſtand nicht für möglich oder für nützlich hielt, nahm die Flucht und ſuchte ſeine Sicherheit. Statt ſeiner fand die preußiſche Reiterey zwey öſterreichiſche Infanterie-Regimenter, die im Begriff waren, ſich regelmäßig zurückzuziehen. Auf dieſe ſtürzte ſie ſich, warf ſie über den Haufen, und nahm ihnen acht Fahnen und achthundert Gefangene ab.

Somit war die Schlacht geendigt. Der öſterreichiſche rechte Flügel, folgte dem linken, der ſchon lange vorher geflohen war, haufenweiſe nach, und die preußiſche Reiterey verfolgte ihn bis zum Dorfe Soor,

von welchem dieſe merkwürdige Schlacht (1745. den 30. September), den Namen in der Geſchichte führt. Die Geiſtesgegenwart des Königs, die bey der plötzlichen Ueberraſchung im Angeſicht und unter dem Feuer eines doppelt ſtärkern Feindes, der zur Unternehmung gefaßt war, die kräftigſten und paſſendſten Maaßregeln zu nehmen wußte, und die unerſchütterliche Standhaftigkeit des Soldaten, der ſeine Entwürfe mit Gehorſam und Unerſchrockenheit unterſtützte, haben dieſe Schlacht gewonnen. Der Zufall, der oft im Kriege alles thut, hat bey dieſem Siege nichts gethan, und deshalb iſt er um ſo rühmlicher.

Der Verluſt der Oeſterreicher ſtieg auf ſiebentauſend Köpfe an Verwundeten, Gefangenen und Todten; des Königs Verluſt auf drittehalb tauſend. Sein Lager und Gepäck fiel den öſterreichiſchen leichten Völkern unter Nadaſty in die Hände, vielleicht zu ſeinem Glücke, denn die Plünderung des Lagers hielt dieſes Corps ſo lange auf, daß es ſeine Beſtimmung, dem König in den Rücken zu fallen, nicht zu erfüllen im Stande war.

Nach dieſem Siege zog ſich der König aus Böhmen nach Schleſien zurück. Der eintretende Winter ſetzte den Unternehmungen im Felde ein Ziel, und eine tiefer Schnee, der in den Gebürgen gefallen war, hatte die Wege ſchon längſt beſchwerlich gemacht. In der Mitte des Oktobers kam das preußiſche Heer nach

Schleſien, und ward ſolchergeſtalt verlegt, daß der Reiter in der Ebene von Striegau und Schweidnitz, und der Fußſoldat am Fuße des ſchleſiſchen Gebürges das Quartier bezog. Nach vier Wochen verließ der König Schleſien und gieng nach Berlin, um dort im Schooße ſeiner alten Unterthanen auszuruhen; aber die Entwürfe ſeiner Gegner zogen ihn bald zu dem Geräuſche der Waffen zurück.

Der König hatte dem Churſächſiſchen Hofe ſchon im Sommer den Bruch erklärt. Kaiſer Karl der Siebente war ſeit dem 20ſten Junius todt, und mit ſeinem Tode hörte ſonach der Frankfurtiſche Unionstraktat auf. Der König ſtellte dem ſächſiſchen Hofe vor, ſeine Völker hörten auf Hülfsvölker zu ſeyn, ſobald ſie mit den Oeſterreichern den ſchleſiſchen Boden beträten, und er würde, wenn dies geſchähe, Sachſen ſeinerſeits auch als offenbaren Feind behandeln. Als demungeachtet die Sachſen nach Schleſien kamen, erklärte dies der König für einen Friedensbruch, und zog unter dem Fürſten von Anhalt-Deſſau an den Gränzen von Sachſen ein Heer zuſammen, das er nach und nach aus Schleſien und Böhmen verſtärkte. Er nahm ſein Lager bey Dieskau, während ein ſächſiſches Corps bey Leipzig ſeinerſeits auch ein Lager bezog. Feindſeligkeiten fielen hier nicht vor, theils weil von Seiten Grosbritanniens an einem Frieden gearbeitet ward, theils weil die Kaiſerin von Rußland gedrohet hatte,

hatte, ein Hülfsheer zu Gunsten Sachsens abzuschicken, sobald es vom Könige angegriffen würde. Diese Umstände würkten so viel, daß der König das Anhaltische Corps auseinander gehen ließ, und es in Cantonirungsquartiere verlegte. Ein gleiches that der sächsische Hof mit dem seinigen. In dieser ruhigen Verfassung blieben beyde Armeen bis gegen das Ende des Septembermonats.

Um diese Zeit (1745.) eilte der König mit seinem Heere nach der Lausitz, und der Fürst von Anhalt erhielt Befehl, auf der andern Seite in Sachsen einzurücken. Die Sicherheit des Königs verlangte diesen Schritt, denn Oesterreich und Sachsen hatten folgenden Anschlag wider ihn gemacht:

Sie wollten ihn, damit er nicht Zeit hätte, während des Winters sein Heer vollzählig zu machen, und zu verstärken, noch vor Einbruch desselben angreifen. Das österreichische Hauptheer sollte sich nach der Lausitz ziehen, und von dort in Schlesien eindringen; ein anderes Corps das unter dem General von Grüne vom Rhein herkam, sollte sich in Sachsen mit einer Anzahl sächsischer Völker verstärken und gegen Berlin rücken; und die sächsische Hauptmacht sollte das Anhaltische Corps entweder in seinen Standquartieren überfallen und aufreiben, oder es zu einem ungleichen Kampfe nöthigen.

Kaum erfuhr der König dieſen fürchterlichen Plan, als er ſein Heer in Bewegung ſetzte, und dem Feinde entgegen eilte. Dieſer hatte ſchon die Lauſitz betreten und daſelbſt Kantonierungsquartiere genommen. Der König rückte über Naumburg am Queis auf ihn zu, während der Fürſt von Anhalt-Deſſau ſeine Völker zuſammenzog und in Sachſen einbrach.

Der Vortrab des Königs gerieth mit vier ſächſiſchen Regimentern bey Katholiſch-Hennersdorf zuſammen, und erfocht in einer hitzigen Aktion einen vollſtändigen Sieg. Er trieb ſie vor ſich her, und machte gegen tauſend Gefangene. Der König folgte mit ſeiner Hauptmacht in ununterbrochenen Eilmärſchen und kam dem öſterreichiſchen Heere immer näher. Dieſes zog ſich je näher er kam, deſto weiter zurück, bis es endlich über Zittau ſeinen Rückweg nach Böhmen nahm. Es verlohr eine Menge von ſeinem Kriegsgepäcke und ließ ein reiches Magazin zu Görlitz unter einer ſchwachen Bedeckung zurück. Der König eroberte Görlitz und dieſes Magazin, und nahm die Beſatzung gefangen. Ein anderes Magazin zu Guben fiel auch in ſeine Hände. Er ſetzte ſich nun bey Lauban, Görlitz, Zittau und Bautzen, um ſein Heer von den Beſchwerlichkeiten des Eilmarſches ausruhen zu laſſen, und den Fortgang der Unternehmungen des Anhaltiſchen Corps zu erwarten.

Dieſes

Dieſes war unter ſeinem erfahrnen Anführer gegen das Ende des Novembers in Sachſen eingerückt. Die ſächſiſchen Völker hatten bey Leipzig ein verſchanztes Lager bezogen, das aber zu weitläuftig war, um von ihnen mit Erfolg vertheidigt zu werden. Sie zogen ſich nach einem lebhaften Handgemenge, das aber blos von den Reitern beyder Theile abgethan ward, weiter zurück und ließen dem Fürſten Leopold ihr Lager und Leipzig. Von da rückte der Fürſt über Eulenburg nach Torgau und dann nach Meiſſen. Dieſe Stadt war wegen der Verbindung beyder preußiſchen Heere äußerſt wichtig, und darum mußte ſie erobert werden. Der Fürſt fand, als er in dieſer Abſicht heranrückte, ein Verſtärkungscorps unter dem General von Lehwald, das ihm der König zugeſchickt hatte. Lehwald hatte Meiſſen ſchon vor der Ankunft des Fürſten aufgefordert, aber der Commandant hatte die Uebergabe verweigert. Itzt als der Fürſt ſelbſt kam, und ihn aufforderte, zog er ſich, nachdem er in Haſt und Eile ein Stück der Elbbrücke abgeworfen hatte, mit der Beſatzung zurück; der Fürſt nahm Meiſſen in Beſitz, und vereinigte ſich mit den Lehwaldiſchen Hülfsvölkern.

Unterdeſſen hatte das ſächſiſche Heer in der Gegend von Keſſelsdorf eine überaus vortheilhafte Stellung genommen. Es war durch das Corps des Generals Grüne anſehnlich verſtärkt worden, und hatte um ſo

weni-

Pedro.

Ihr umfaßt eure Laſt zu willig; ich denke, das iſt eure Tochter.

Leonato.

Das hat mir ihre Mutter oft geſagt.

Benedict.

Hattet ihr Zweifel, Herr Leonato, daß ihr ſie fragtet?

Leonato.

Nein, Signor Benedict; denn damals war't ihr noch ein Kind.

Pedro.

Ihr habt euren Theil, Benedict; wir können hieraus errathen, was ihr als ein Mann ſeyd; in Wahrheit, die junge Dame kündigt ihren Vater beym erſten Anblik an; ich wünſche euch Glük, Fräulein, ihr ſeyd einem edeln Vater ähnlich.

Benedict.

Wenn Signor Leonato ihr Vater iſt, ſo würde ſie wahrlich um ganz Meſſina ſeinen Kopf nicht auf ihren Schultern haben wollen, ſo ähnlich ſie ihm iſt.

Beatrix.

Mich wundert, daß ihr immer was geſagt haben müßt, Signor Benedict; es giebt ja niemand darauf acht.

Benedict.

weniger Urſach den Angriff der Preuſſen zu fürchten, da auch Prinz Karl mit dem öſterreichiſchen Hauptheer von neuem aus Böhmen nach Sachſen zu ziehen im Begrif war.

Fürſt Leopold hatte Befehl den Feind anzugreifen, ehe er ſich mit dem Prinzen Karl vereinigen könnte. Er brach alſo von Meiſſen auf und näherte ſich der ſächſiſch-öſterreichiſchen Armee in vier Colonnen. Den 14ten December kam er bis Röhrsdorf, wo der Soldat in Schlachtordnung unter dem Gewehre ſtehen blieb; den 15ten ſahe er ſich zwiſchen Keſſelsdorf und Bennerich im Angeſicht des Feindes. Seine Huſaren warfen des Letztern leichte Völker und trieben ſie zur Hauptarmee zurück.

Dieſe ſtand bey Bennerich und Keſſelsdorf und hatte alle Vortheile des Bodens auf ihrer Seite. Vor ſich hatte ſie eine durchſchnittene Fläche, die ihre erſte Linie bis auf hundert Schritte mit dem kleinen Gewehre beſtrich; Keſſelsdorf welches ſie beſetzt hatte, liegt tiefer als die übrige Gegend, und iſt mit Hügeln, Abhängen und Tiefen umgeben; zwar hatten einige Häuſer und Gärten einen ebenen Boden vor ſich; aber dieſer ward durch den feindlichen Grenadier unzugänglich gemacht; letzterer hatte fünf Kanonen zwiſchen fünf Reihen von Bäumen, und zur Rechten auf einem etwas erhabenen Platze fünf und zwanzig Kanonen vor ſich aufgepflanzt; nach dem linken Flügel zu vor dem Dorfe

ſtan-

ſtanden drey Regimenter leichter Reiter; zwiſchen dem Dorfe und dem linken Flügel der ſächſiſchen Armee ſtanden abermals ſechs, und rechts dem Dorfe Zülmen zwölf ſchwere Kanonen. Hinter dieſem Dorfe ſtand der Mittelpunkt der ſächſiſchen Armee, der durch einen Moraſt und zwey Batterien jede von acht Kanonen gedeckt ward. Der rechte Flügel der vor Bennerich ſtand, ſchützte ſeine Seite mit Gründen, Hohlwegen und Hügeln, und hatte weiter hinauf das öſterreichiſche Corps des Generals Grüne zur Rechten, das mit zwey und zwanzig Kanonen auf zwey Batterien, den Durchgang durch den Schronergrund beherrſchte.

In dieſer furchtbaren Stellung fand Leopold ſeinen Gegner. Ihm ſchlug das Herz, als er vor ſich dieſe mörderiſche Anſtalten, und hinter ſich den wackern Soldaten ſah, den er gegen dieſe Feuerſchlünde hinaus ſchicken ſollte. Aber er mußte ſchlagen, wenn er nicht geſchlagen ſeyn wollte, und ſonach ließ er ſein Heer anrücken. Er beſchloß Keſſelsdorf zu erobern, und ſodann dem Feinde die Seite abzugewinnen.

Er ſtellte ſein Heer ſolchergeſtalt, daß der rechte Flügel ſeiner Reiterey über Keſſelsdorf, und der linke Flügel bis über das Dorf Rötzſch ſich hinaus erſtreckte. Das Fußvolk dehnte er in zwey Linien von dem Hufen- bis zum Lerchen-Buſch aus. Dem Grünſchen Corps ſetzte er nichts entgegen, weil es ſich durch ſeine Stellung hinter Gründen, Hohlwegen und Moräſten

räſten zu einer Bewegung vorwärts ſelbſt den Weg verſperrt hatte.

Um zwey Uhr Nachmittags marſchirten die Völker Leopolds auf, und kaum hatte man ſie auf den Höhen erblickt, ſo ließ ſich der Donner der furchtbaren ſächſiſchen Batterien ſchon hören. Der Haufen, der Keſſeledorf beſtürmen ſollte, rückte hervor. Er beſtand aus drey Grenadierbataillons, denen das Infanterieregiment Leopolds ſelbſt, das Dragonerregiment von Bonin und ein Regiment ſchwerer Reiter folgte. Der Fußſoldat fieng an die Höhe vor Keſſeledorf zu erſteigen. Ein Hagelſchlag von Cartätſchen und Flintenkugeln ſtürzte auf ihn, und vereinigte ſich mit dem Eiſe und Schnee womit die Anhöhe bedeckt war, und ſo dem heldenmüthigen Angreifer keinen feſten Fuß erlaubte, um letzteren mit großem Verluſt zurückzuwerfen. Aber er ermannte ſich wieder, ſetzte ſich und that den zweyten Angrif. Einer half dem Andern im Hinaufklettern mit der Hand oder dem Gewehre; wer oben war, half dem untern heran, und dieſer half dem, der auf ihn folgte. Aber kaum hatte ein Haufen ſo mühſam die Anhöhe erſtiegen, ſo ſpie ein Feuerſchlund Tod und Verderben unter ihn, und ſchleuderte ihn vom Berge herab. So mißlang auch der zweyte Angrif der Preußen und da ihr Rückzug nicht in der beſten Ordnung geſchah, ſo glaubte die Beſatzung von Keſſeledorf gewonnenes Spiel zu haben. Sie ſchrie Viktoria! und verließ ihren Poſten um den zurückeilenden Preußen zu verfolgen.

Kaum

Kaum ſahe dieſes Leopold, als er dem Dragonerregiment von Bonin Befehl gab, den verfolgenden feindlichen Grenadier zurückzuwerfen. Plötzlich ſtürzte es ſich auf Letztern, hieb ein, zerriß ſeine Reihen und trieb ihn mit groſſem Verluſt nach Keſſelsdorf zurück. Der preuſſiſche rechte Flügel unterſtützte dieſen Angriff und eroberte nicht ohne Ströme von Blut Keſſelsdorf und ſeine Batterien. Das Regiment von Jeetz vollführte dieſe ſchöne That und erbeutete zwanzig Kanonen, vier Mörſer, eine Fahne und zwey Pauken.

Unterdeſſen ſetzte ſich auch der preuſſiſche linke Flügel in Bewegung, um den Feind anzugreifen. Aber dieſer ward durch einen moraſtigen Graben gedeckt, der auf beyden Seiten zugefroren und in der Mitte offen war. Es ſchien unmöglich, daß der Fuſſoldat hindurch kommen könnte. Aber ſein unerſchrockener Anführer, Prinz Moritz von Anhalt, zeigte, daß dem Heldenmuthe nichts unmöglich ſey. Er ſprang mit zwey Muketieren in den Graben, ſetzte hindurch; und ſeine ganze Brigade, die aus neun Bataillons beſtand, folgte ihm. Am Fuſſe des Berges, auf welchem der rechte Flügel des Feindes ſtand, ſtellte und richtete er den Soldaten und dann bergauf. Als er ſich dem Feinde auf ſechszig oder ſiebenzig Schritte genähert hatte, empfieng ihn dieſer mit einem mörderiſchen Flintenfeuer. Im Nu ſetzte ſich der Prinz, den Degen in der Hand, vor das Regiment Prinz von

Preuſſen und dieſes ſtürzte ſich, von dem Muthe ſeines Anführers beſeelt, mit gefälltem Bajonet auf ein feindliches Regiment, warf es auf das zweyte Treffen und brachte dadurch auch dieſes in Verwirrung. Aber die übrigen ſtanden und unterhielten immer noch ein heftiges Feuer gegen den Ueberreſt von des Prinzen Brigade. Dieſer ſetzte ſich, ſobald Keſſelsdorf gewonnen war, von neuem vor ein preußiſches Regiment, führte es, wie das erſte, gegen ein anderes feindliches und warf auch dieſes, ſo daß der feindliche rechte Flügel endlich zum Weichen gebracht ward. Er zog ſich über Bennerich zurück und warf eins ſeiner Regimenter hinein. Aber auch dieſes vertrieb der Prinz an der Spitze von zwey Bataillons aus dieſem Dorfe.

Während der preußiſche Fußſoldat den feindlichen auf allen Seiten vertrieb, war der Reiter nicht müßig. Er war nach der Eroberung von Keſſelsdorf dem Feinde in die Seite gefallen, hatte ſich auf die feindliche Reiterey geſtürzt und ſie nach einer hartnäckigen Gegenwehr vertrieben. Entſcheidender würden ſeine Unternehmungen geweſen ſeyn, wenn er ſeine ganze Gewalt hätte brauchen können. Aber ſein linker Flügel konnte wegen des Schonergrunds nicht an den Feind gelangen, und mußte bis zu Ende der Schlacht unthätig ſtehen bleiben. Er wurde darauf zur Verfolgung des fliehenden Feindes gebraucht, der ſich über Corbitz nach Dresden zurückzog.

So

So endigte ſich die Schlacht bey Keſſelsdorf (1745. den 15. December,) eine der blutigſten in der neuern Kriegsgeſchichte. Ihr Gewinn koſtete den Sieger faſt ſo viel als ihr Verluſt den Ueberwundenen. Der Brandenburger ſiegte hier über Natur, über Geſchütz und Tapferkeit ſeines Gegners. Seinem heldenmüthigen Anführer, dem Fürſten Leopold, der mitten im heftigſten Feuer überall zugegen war, fuhren drey Flintenkugeln durch den Mantel; ſeinem Sohne dem Prinzen Moritz ward das Pferd dreymal unter dem Leibe verwundet und der rechte Schoos des Rockes durchſchoſſen; doch Vater und Sohn blieben unverletzt.

Prinz Karl ſtand während der Schlacht mit ſeiner Armee im Planiſchen Grunde bey Dresden. Er vereinigte den folgenden Tag das Sachſiſche und Grünſche Korps mit ſeinem Heere, und zog ſich am 17ten über Pirna nach Böhmen zurück. Sachſen war alſo ganz in den Händen des Siegers. Der König erſchien mit ſeinem Heere vor Dresden, und der Statthalter, der auf keinen Entſatz hoffen durfte, entſchloß ſich zur Uebergabe. Am 18ten rückte der König ein; aber er hielt ſich nicht lange daſelbſt auf, weil ſchon gegen das Ende dieſes Monats der Dresdner Friede zu Stande kam.

Dieſes war um ſo leichter da alle Partheyen denſelben wünſchten. Grosbritannien war auch diesmal der eifrigſte Vermittler des Friedens geweſen.

Schon im vorigen Jahre hatte dieſe Macht daran gearbeitet, aber ohne Erfolg. Als Kaiſer Karl der Siebente zu Anfang dieſes Jahres ſtarb, fieng ſie die Unterhandlungen von neuem an; aber Maria Thereſia beſtand auf ihrem Plan, Schleſien von neuem in Beſitz zu nehmen, mit einer Entſchloſſenheit die alle Vorſchläge von ſich wies, und nachmals durch das vierfache Bündniß von Warſchau bis zur Unbiegſamkeit verarbeitet wurde. Großbrittannien, welches durch Frankreich und den Prätendenten, der um dieſe Zeit in Schottland landete, bedrängt ward, und wegen des in Teutſchland dauernden Krieges ſich nicht mit Nachdruck dieſen beyden widerſetzen konnte, ward nicht müde, die Friedensunterhandlungen in Teutſchland immer von neuem anzufangen. Der König ſetzte ihnen keine Hinderniſſe in den Weg, ſondern war der erſte der ſich zum Frieden erboth. Er ſchloß im Auguſt (1745.) mit Großbrittannien die Hannöveriſche Convention, welche die Grundlage des künftigen Friedens werden ſollte. Die Hauptbedingungen derſelben waren folgende: Der König ſollte Schleſien nebſt Glatz auf den Fuß des Breslauer Friedens behalten, und dagegen dem Erzherzog Franz, Gemahl der Maria Thereſia, bey der bevorſtehenden Kaiſerwahl ſeine Stimme geben. Sachſen ſollte allen Anſprüchen auf Schleſien entſagen. Großbrittannien als Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, Polen, als Churfürſt von Sachſen, Heſſen-Caſſel und Churpfalz ſollten in den Frieden mit eingeſchloſ-

ſchloſſen ſeyn — Als Maria Thereſia ſich weigerte, dieſer Convention beyzutreten, hörte Großbrittannien auf, ſeine Hülfsgelder zu bezahlen: aber dieſes machte ſo wenig Eindruck auf ſie, daß ſie den Krieg um ſo eifriger fortſetzte, und um ſo feſter ſich vornahm, Schleſien zu erobern, und dann dem Könige Geſetze vorzuſchreiben. Als aber dieſer die Schlacht bey Soor, die ihn ganz aufreiben ſollte, ſo unbezweifelt gewann; als er das öſterreichiſche Hauptheer, das ihn in ſeinen eigenen Provinzen aufreiben ſollte, mit Verluſt nach Böhmen zurücktrieb, als er bey Keſſelsdorf einen neuen blutigen Sieg errang, und Dresden in Beſitz nahm, ſo entſchloß ſich Maria Thereſia endlich zum Frieden, und in kurzer Zeit kam er, auf die Hannöverſche Convention gebauet, den 25ſten Dec. zu Stande. Dem Könige ward dadurch Schleſien nebſt Glatz ganz auf dem Fuß des Breslauer Friedens von neuem zugeſichert: und Maria Thereſia erhielt dafür die Churſtimme des Königs für ihren Gemahl, den Erzherzog Franz von Toskana. Sachſen und Preußen verſprachen ſich ewige unerſchütterliche Freundſchaft. Die Völker zogen ſich nach und nach von dem Schauplatze des Krieges zurück, und Schleſien, Mähren, Böhmen und Sachſen wurden von den Drangſalen eines verheerenden Krieges befreyet.

Anmerkung.

Der Verfaſſer dieſes hiſtoriſchen Verſuchs, der deſſen Mangelhaftigkeit wohl ſo lebhaft als ſeine geübtere und unterrichtetere Leſer fühlt, ſchließt mit dieſem Zeitraum vor der Hand ſeine Geſchichte Friedrichs des Großen, und erwartet, daß unter der Menge von Köpfen und Federn, die jetzt eben dieſes Thema bearbeiten, einige ſeyn werden, die dem philoſophiſchen Geſchichtsforſcher wichtigere Data, als er liefern kann, mit Auswahl, Einſicht, und Ordnung aufſammlen, und ihm ſolchergeſtalt hinreichende Materialien zu einem vollſtändigen Geſchichtsgemälde zuſammen tragen werden. Bisher iſt zu dieſem Behufe noch ſehr wenig gethan worden, wie jeder, der ſich in dieſem Felde verſuchen will, fühlen muß: und nur aus dieſer Rückſicht kann ſich der Verfaſſer jener drey Zeiträume wegen der Unvollſtändigkeit ſeines Verſuchs gegen ſich ſelbſt entſchuldigen. Uebrigens erkennt er die Dienſte, die ihm die Geſchichte Friedrichs des Andern (Leipzig, 1783 — 86 in 3 Bänden) bey ſeiner Arbeit geleiſtet hat, mit derjenigen Dankbarkeit, auf die ihr ungenannter Verfaſſer durch ſeine Wahrheitsliebe, durch ſeinen Fleiß und ſeine Sachkenntniß, die gerechteſten Anſprüche machen kann: wenn man auch ſeinen Vortrag altmodiſch, unkorrekt, und ſeinem Gegenſtande nicht anpaſſend genug, finden dürfte.

Schulz.

II.

An Herrn Sr., Verfaſſer des Schreibens über das Recht des Stärkern.

(Eine Beylage zum teutſchen Muſäum Jänner 1781., verglichen mit dem teutſchen Merkur November 1777.)

Als ich vor fünf Jahren, Ihren Aufſatz über das Recht des Stärkern las, hatten Sie mich ſo ziemlich auf Ihre Seite gebracht. Die Behauptung, daß Stärcke ein allgemeines Naturgeſetz ſey, läßt ſich durch die Erfahrung ſo wahrſcheinlich machen, und der Beweis ſcheint ſich allenthalben ſo ſichtbarlich anzubieten, daß man nur darauf bedacht iſt, die frappante, obgleich ſich aufdringende Folgerung, daß nemlich Stärke auch Recht verleihe, zu retten. Die hitzige Tugendliebe Ihres Freundes S. mußte ihn daher gegen Wieland aufbringen, weil dieſer ihm mit ſehr ſcheinbaren Gründen den Grundſaz der Stärke als das allgemeine Naturgeſetz aufdrang, ohne die paradoxen Folgerungen, die alle Tugend aufheben, und die ſich Hauſenweis anbieten, wegzuräumen. Hobbes und Spinozá zogen ſich auf eben dieſe Art den Haß ihrer *) Zeitgenoſſen zu, und die Verunglimpfungen der leztern haben bey den Nachkommen mehr gewirkt

*) albernen und intoleranten. — W.

Benedict.

Wie, mein liebſtes Fräulein Verachtung, leben ſie auch noch?

Beatrix.

Wie ſollte Verachtung ſterben können, wenn ſie eine ſo gute Nahrung vor ſich hat, wie Signor Benedict iſt? Höflichkeit ſelbſt muß ſich in Verachtung verwandeln, wenn ihr euch ſehen laßt.

Benedict.

So iſt Höflichkeit ein Ueberläufer; denn das iſt gewiß, alle Damen lieben mich, euch allein ausgenommen, und ich wollte, ich könnte in meinem Herzen finden, daß ich kein hartes Herz hätte: denn bey meiner Treu! ich liebe keine.

Beatrix.

Ein ſchäzbares Blut für unſer Geſchlecht; es würde ſonſt mit einem gefährlichen Liebhaber geplagt ſeyn. Ich danke Gott und meinem kalten Blut, daß ich in dieſem Stük eures Sinnes bin; ich wollte lieber meinen Hund nach einer Krähe bellen hören, als einen Mann ſchwören, daß er mich liebe.

Benedict.

Gott erhalte Eu. Gnaden immer bey dieſer Geſinnung, ſo wird einer oder der andre ehrliche Mann dem Schikſal eines zerkrazten Geſichts entgehen.

Beatrix.

als alle Berichtigungen und Vertheidigungen ihrer Syſteme. Sie, lieber Freund, ſuchten V. gegen alle nachtheilige Folgerungen zu retten, und — wenn man einmal gezwungen iſt, den erſten Satz zuzugeben, und folglich Stärke auch der Prüfſtein unſerer Handlungen iſt: ſo ſcheint dem, der doch auch das Gefühl von Rechtmäßigkeit und Moralität nicht fahren laſſen will, nichts weiter übrig zu ſeyn, als Ihren vorgeſchlagenen Kontrakt einzuachen, ſich eine Summe ſolcher Kräfte auszuſuchen, welche Vollkommenheit, allgemeine Glükſeligkeit, Wohlſtand auch wohl Tugend befördern, und dieſe Summe als die wahre und ächte Stärke gelten zu laſſen. Dieſen Ausweg hat Herr Hofrath Wieland, dieſen Ausweg haben Sie getroffen, und ich beruhigte mich mit mehrern andern auch hierbey.

Aber l. F. ſeit dem ich etwas tiefer in dieſe Unterſuchung eingedrungen bin, ſcheint mir unſere Beruhigung nichts zu ſeyn, als eine gutmüthige Einwilligung in das was wir wünſchen, eine Ueberredung, die wir zu unſere Moralität nöthig haben: alle Beweiſe, alle Erklärungen und Beſtimmungen ſind nur Blendwerke, die wir wohl gegen uns ſelbſt brauchen, aber mit denen wir gar nichts auch nur gegen den mittelmäßigſten Gegner ausrichten, wenn er den Angrif verſteht.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Schwierigkeiten, welche hier verborgen liegen, vorſtelle, und

daß

daß ich Ihnen zugleich erweiſe, daß der Grundſatz der Stärke ganz unmöglich der Grundſatz des Rechts ſeyn könne: und daß alſo der Monarch deshalb kein Recht habe über uns zu herrſchen, weil er ſtärker iſt.

Es käme hierbey nothwendig zuerſt auf die Entwickelung der beyden Begriffe Recht und Stärke an: der letztere iſt (S. 74.) von Ihnen beſtimmt genug angegeben worden, und Ihre Beſtimmung des erſtern folgt aus der ganzen Abhandlung. Es muß nemlich das Recht ſeyn, was den Geſetzen der Stärke gemäß geſchieht. Hier ſind wir nun, Sie mögen ſich ſträuben wie Sie wollen, an dem Satze: Alles was geſchieht iſt Recht. Cartouche, der mir mit ſchlauer Liſt meine Uhr aus der Taſche ſtiehlt, handelt eben ſo rechtmäßig, als Freund N., der mir meinen verlohrnen Wechſel wieder zuſtellt. Ravaillac hatte nicht weniger Recht, den edelmüthigen Heinrich zu ermorden, als Joſeph der Zweyte den grauſamen Horia hinrichten zu laſſen.

Umſonſt ſuchen Sie und M. Ausflüchte, umſonſt reden Sie von Misbrauch der Stärke, von beſſerer Einſicht Ihres Syſtems. Spinoza war conſequenter, als Sie beyde, denn er gab die Folgerung gerade zu. Wie können Sie auch vom Misbrauch reden, wo Naturgeſetz iſt? Wenn Stärke einmal Recht giebt, ſo muß auch da Recht ſeyn wo Stärke iſt, ſie ſey von einer Gattung von welcher ſie wolle. Chriſtian iſt ge-

recht durch ſeine Barbareyen; Friedrich durch ſeine weiſe Geſetzgebung; der Karrenſchieber durch ſeine Fauſt; der ſchwächliche Mendelsſohn durch ſeinen Verſtand; Cromwell durch ſeine Klugheit; Hildebrand durch ſeine Schlauigkeit; der Bandit erſticht den unſchuldigen Winckelmann mit Recht, und wenn ihn die Obrigkeit erhaſcht, ſo rädert ſie ihn mit Recht. Bürgen prügelt ſich in der Schenke mit Recht, wird mit Recht von der Kanzel ausgehunzt, zahlt ſeine Strafe mit Recht, ſchlägt mit Recht den Amtmann todt, wird mit Recht aufgehängt, und (ſo Gott will) mit Recht einmal auferſtehn.

Dahin führt Sie Ihr Grundſatz nothwendig; denn wollen Sie ſagen: ſtarke Knochen, Liſt, Spitzbüberey, Tyranney ꝛc. geben keine wahre Stärke: ſo weiß ich gar nicht, was das heißt. Eine jede Kraft iſt eine wahre Kraft, welche wirkt, und alſo muß auch jede wirkende Kraft ein wahres, reelles Recht verſchaffen; Knochen ſowohl als Verſtand, Liſt ſowohl als Weisheit; der Degen nicht minder als Gründe, wenn ſie nur ſich wirkſam beweiſen können. Sie ſagen ferner, „aber die Kraft des Laſters gewährt keine dauerhafte Stärke;„ was kümmert dies den Laſterhaften? — das thut doch der Rechtmäßigkeit ſeiner Handlungen keinen Eintrag? denn er wendet ja reelle Kräfte an. Alſo das Recht hat er immer auf ſeiner Seite. Wollen Sie ihn aber um ſeines eigenen Vortheils willen bereden, lieber die Kräfte, welche Tugend gewährt, zu gebrauchen,

chen, ſo werden Sie ſicher von ihm ausgelacht. Und — wie wollen Sie denn uns beweiſen, daß Tugend mehr und dauerhaftere Stärke gewährt, als alles übrige? Aus ihrem eigenen Gefühl? — Das iſt für Sie Antriebs genug, ſich um Tugend zu bemühen; Aus ſpekulativen Raiſonnement? Man würde Sie mit jenem Blinden vergleichen, der über die Farben raiſonnirt. Sie müſſen alſo zu Thatſachen ihre Zuflucht nehmen. Aber, lieber Freund, wie wollen Sie hier durchkommen? Hat die Tugend wohl öfter triumphirt, als das Laſter? War Eliſabeth mit ihren Britten tugendhafter, als Maria von Schottland? Dachte Cromwell edler, als der gute König von Pohlen? Sind die Glieder Ihres Raths tugendhafter, als die Bürger, die er unterdrückt? Würde die Weisheit des Philoſophen ihn gegen die Keule eines Raſenden ſchützen?

Und ſehen Sie, daß auch nur ein einziger Fall wo das Laſter die Oberhand hat, Ihre Theorie umwirft? oder ſie müßten Ihrer Theorie zu Gefallen Morden, Plündern und Rauben ꝛc. keine Laſter nennen. Reden Sie mir nicht davon! Es kann unmöglich Ihr Ernſt ſeyn. Ich darf Sie nur an Ihre eignen Erfahrungen erinnern, die Sie in Ihren mannichfaltigen Verbindungen zu machen Gelegenheit gehabt haben. Iſt nicht Liſt und Tücke gemeiniglich ſtärker als Ehrlichkeit und Treue, und wird nicht in der Welt weit mehr (ſelbſt zufälliges Gute) durch jene als

durch

durch dieſe gewirkt? — Wenn Sie anders nicht zu Subtilitäten Ihre Zuflucht nehmen, wenn Sie mich nicht etwa auf geheime, unſichtbare Wirkungen verweiſen wollen, ſo müſſen Sie dieſes eingeſtehen. Wo alſo, frag ich noch einmal, wollen Sie nun die Gründe hernehmen, daß Sie doch die Kräfte gebrauchen möchten, welche Tugend, Menſchenliebe, Wohlwollen ꝛc. gewähret? Was meynen Sie, würde Ihnen Cromwell geantwortet haben, wenn Sie ihm hätten demonſtriren wollen, daß die Art, wie er ſich auf den Thron geſchwungen, ihm doch keine dauerhafte Stärke gewähre, und daß er weit ſtärker wäre, wenn er als ein ruhiger Privatmann ſeine Pflichten erfüllete? — Nein, wollen Sie den Dieb, den Rauſer, den liſtigen Betrüger, den Spion ꝛc. die ſich alle ihrer Ueberlegenheit über ſo viele unſchädliche Tröpfe bewußt ſind, wie wollen Sie dieſe überreden, daß ſie auch dann nicht ſtark ſind, wenn ihre Liſt ihr ganzes Leben hindurch ſie vor dem Anfalle der obrigkeitlichen Gewalt ſchützet, und wenn ſie ihre Minen, ſogar ohne von den Menſchen geſehen zu werden, ſpringen laſſen, und ſie unter dem Scheine der Tugend bey der Naſe herumführen? Sagen Sie mir nicht: Es iſt bey dem Einzelnen anders, als bey dem Ganzen. Wenn das Princip der Stärke vom ganzen Staat gilt, wenn es ein Naturgeſetz ſeyn ſoll: ſo muß es auch von allen Theilen, von allen Handlungen der Menſchen und Thiere, jedes einzelnen und jeder Geſellſchaft ſo wohl

gel-

gelten, als von der Kraft großer und kleiner Körper: die Erde wirbelt ſich mit Recht um die Sonne, und der Ziegelſtein fällt mit Recht auf den Kopf meines Hausshunds.

Sie ſehen, daß ſie entweder von dem Begriffe Recht alle Moralität trennen und das Nothwendige, das was geſchieht, allein Recht nennen müſſen, und alsdenn wär es nichts, als eine blos willkührliche, ganz unbefugte Wortveränderung; oder, wenn Sie den moraliſchen Begriff Recht ſtehen laſſen, ſo können Sie das Recht ganz unmöglich nach der Stärke abmeſſen wollen. Als Moralprincip iſt der Grundſatz der Stärke, Sie mögen ihn beſchneiden, erklären und aufſtutzen, wie Sie nur immer wollen, ein elendes und ganz unzureichendes Princip.

Ich weiß auch, daß Sie ſelbſt die damit verbundnen Schwierigkeiten wohl einſehen, und nur in Ermangelung eines beſſern, dieſes ergriffen haben. Aber ich denke doch, wir nehmen ſtatt eines falſchen, lieber gar keines, und laſſen uns lieber vom Gefühl und der in uns verborgnen Kraft ſo lange leiten, bis wir vielleicht die Natur dieſes innern ſtets verborgnen und ſtets wirkſamen Führers entdecken. Laſſen Sie uns alſo nur erſt eine Frage gemeinſchaftlich beantworten, damit wir wiſſen, nach welchem Punkte wir unſre Unterſuchungen richten ſollen! Denn daß es Ihnen nicht um ein leeres Hin- und Herſchreiben, nicht um

Recht

Rechthaberey zu thun iſt, davon bin ich überzeugt. Alſo die Frage: Wie muß ein Satz beſchaffen ſeyn, der als Grundſatz zur Beurtheilung menſchlicher Handlungen dienen ſoll? Dieſe Frage iſt mit der völlig einerley — Wie müſſen Grundſätze überhaupt beſchaffen ſeyn? — Ich antworte mit den gewöhnlichen Logikern: Ein Grundſatz (acroama) *) muß ſogleich von jedermann, der ihn verſteht, als wahr erkannt werden, oder er muß objektive Wahrheit enthalten. Wenn Sie nun Ihr Princip der Stärke nach dieſer Regel prüfen, ſo müſſen Sie bald inne werden, daß ihm dieſe Evidenz auf keine Weiſe eingeräumt werden kann. Wie viel iſt nicht ſchon an dieſem Princip ſeit Hobbes Zeiten gehobelt und gekünſtelt worden? und doch haben es alle die Sach- und Wortkünſtler nicht ſo weit bringen können, daß Männer, denen ſie ſonſt weder Vernunft noch Verſtand abſprechen, mit ihnen einſtimmig wären oder Sie auch gehörig faßten, ohnerachtet die Begriffe gut vorbereitet waren. Ein ſicheres Zeichen, daß, wo nicht viel Falſches, doch gewiß viel Unverſtändliches und Zweydeutiges in Ihrem Satze liegen muß. Aber, vielleicht fodern Sie mich auf, Ihnen irgend einen Grundſatz, auſſer den mathematiſchen Propoſitionen, aufzuſtellen, der nicht mit dem Ihrigen gleiches Schickſal gehabt? — Ich bin nicht abgeneigt, dieſe Aufforderung anzunehmen; aber zuerſt laſſen Sie uns unterſuchen, woher es komme, daß weder

*) Soll doch wohl *axioma* heiſſen? W.

weder Ihr Princip noch irgend ein andres bisher gewöhnliches Moralprincip als Grundsatz aufgestellt zu werden verdiene?

Der Grund liegt, dünkt mich, in der Natur der Sache. Begriffe, deren Inhalt aus der Erfahrung geschöpft werden muß, können ihrem Inhalte nach niemals bey allen Menschen gleich seyn, sondern müssen nothwendig so verschieden seyn, als die Subjekte es sind, welche die Begriffe bilden; und eben deshalb behaupte ich nun, daß kein Erfahrungsbegrif in der Moral jemals als Grundsatz aufgestellt werden könne, eben weil in der Beurtheilung uber die Moralität einer Handlung (wenn die Data richtig angegeben sind) schlechterdings allgemeine Gleichförmigkeit aller vernünftigen Wesen herrschen muß. In der Staatskunst oder in andern Erfahrungswissenschaften kann, ihrer Vollkommenheit unbeschadet, ein Erfahrungsbegrif als Grundsatz angenommen werden; z. B. Macht, Reichthum, Glückseligkeit u. s. w. und ein System, worinnen der Zusammenhang aller Mittel zu einem dieser Zwecke gezeigt wird, ist ein vollkommenes, obgleich nicht immer ein gutes Staatssystem. Denn hier wird nur Plan des Regenten, und das Vermögen demselben gemäß zu verfahren und die Mittel zu gebrauchen, erfordert. Aber bey moralischen Handlungen ist es anders. Hier muß die Stimme eines jeden Vernünftigen gültig seyn. Doch vielleicht komme ich mit diesen Ideen noch zu früh. Ich muß wohl etwas tiefer ausholen.

Ich

Ich behaupte, Stärke iſt ein bloſſer Erfahrungsbegriff. Recht aber ein bloſſer Vernunftbegriff, eine Idee, die gar keinen Gegenſtand in der Erfahrung hat, ſondern die uns blos als eine Norm dient, die Handlungen der Menſchen darnach zu beurtheilen. Der Begriff Recht muß nothwendig in allen vernünftigen Weſen völlig gleich ſeyn; dahingegen von Stärke faſt jeder Menſch einen andern Begriff hat. Recht heißt nur das, was den Geſetzen der Vernunft*) gemäß geſchieht. Nun dirigirt unſre Vernunft blos menſchliche Handlungen; alſo kann auch der Begrif Recht blos menſchlichen Handlungen zukommen. Sie dehnen alſo den Begrif viel zu weit aus, wenn Sie ihn auf alles dasjenige beziehen, was geſchieht. Denn um die Rechtmäßigkeit alles deſſen einzuſehen, was geſchieht, müßten wir die Regeln und Geſetze vollſtändig kennen, nach denen es geſchieht, d. h. wir müßten die göttliche Vernunft haben. Die einzigen Geſetze, die wir vollſtändig kennen, welche in dem Weſen einer jeden menſchlichen Vernunft liegen, ſind die Regeln, nach welchen menſchliche Handlungen geſchehen ſollen, und von dieſen können wir alſo auch ganz allein urtheilen, ob ſie rechtmäßig oder unrechtmäßig ſind.

Ob es wirklich menſchliche Handlungen giebt, die allein nach den Regeln der Vernunft geſchehen, oder ob

*) Und möchte jemand fragen, die Geſetze der Vernunft? — dieſe Frage ſoll nächſtens beantwortet werden.

ob ſie alle durch Nothwendigkeit der Natur getrieben werden, und ob alſo unſer Begrif von Recht nur eine Chimäre ſey — dieſe Unterſuchung können wir gänzlich liegen laſſen. Denn wenn es auch in dieſem Verſtande keine rechtmäßige Handlung gäbe, ſo würde uns doch der Begrif von Recht bleiben, und ſogar der ſicherſte Beweis ſeyn, daß wir ihn gar nicht aus der Erfahrung haben konnten; und es würde uns auch hier nichts berechtigen, dieſem Begriffe eine ganz andere Bedeutung unterzuſchieben und ihn mit dem Begriffe der Stärke gleichbedeutend zu machen. Man könnte immer noch ſagen: die Prieſter zu Conſtanz hatten wohl Macht genug Huſſen zu verbrennen, aber recht thaten ſie doch nicht daran. Auch pflegt unſre Sprache das Wort Recht nur da zugebrauchen, wo die Geſetze, nach denen etwas geſchehen ſoll, bekannt ſind. Von Rechtswegen, ſagt Forſter in ſeinen Reiſen, ſollten wir den Paſſatwind nun früher haben, und ſetzt dabey voraus, daß er die Regeln, nach denen der Paſſatwind erfolgt, richtig kenne. Hier wird aber das Wort Recht blos hypothetiſch gebraucht, und auf die vorhergehende Kenntniß bezogen, indem dieſe als richtig vorausgeſetzt wird. Dingen, deren Regel wir gar nicht kennen, legen wir niemals Recht und Unrecht bey. Wer die Regeln des Windes und der Witterung gar nicht kennt, kann nicht ſagen, es iſt recht, daß der Wind aus Norden geht, daß es geſtern geregnet hat ꝛc. So bald aber etwas den bekannten

Beatrix.

Krazen könnt es nicht ſchlimmer machen, wenn es ein Geſicht wäre, wie das eurige.

Benedict.

Gut, ihr würdet eine vortreffliche Lehrmeiſterin für Papageyen abgeben.

Pedro.

Signor Claudio, und Signor Benedict, mein werther Freund Leonato hat uns alle eingeladen; ich ſage ihm, wir werden längſtens einen Monat hier verweilen, und er wünſchet herzlich, daß irgend eine Veranlaſſung uns länger zurückhalte; ich wollte ſchwören, daß er kein Heuchler iſt, ſondern aus ſeinem Herzen ſpricht.

Leonato.

Ihr würdet gewiß nicht falſch ſchwören, Gnädigſter Herr -- (zu Don Juan.) Erlaubet mir, Milord, euch nach dieſer glücklichen Ausſöhnung mit dem Prinzen, euerm Bruder, willkommen zu heiſſen; ich widme euch alle meine Dienſte.

Don Juan.

Ich danke euch; meine Gewohnheit iſt nicht, viele Worte zu machen, aber ich danke euch

Leonato.

Gefällt es Eu. Gnaden hinein zu gehen?

Pedro.

Regeln widerſpricht, nennen wir es unrecht. Dieſe Art zu reden iſt aber nur erſt von Handlungen auf andre Dinge übergetragen, und wenn wir nur einigermaßen nachdenken, ſo werden wir unſer Urtheil über die Rechtmäßigkeit deſſen, was in der Natur geſchieht, bald einſchränken und bekennen, daß wir nicht wiſſen was hier recht ſey. Nicht ſo bey menſchlichen Handlungen. Hier urtheilen wir mit apodiktiſcher Gewißheit, daß ein Tyrann, ein Meuchelmörder, ein Dieb ꝛc. unrecht handele. Kein Menſch, und wenn er auch noch ſo ſtarke Knochen hätte, meynt oder vermuthet, daß es unrecht ſey ſeinen Vater zu erſchlagen, ſondern er weiß es ganz gewiß. Nur weder Nero noch Kromwell wollten ſich nach dem richten, was ihre Vernunft als Recht erkannte. Wenn nun das was geſchieht jederzeit mit dem was die Vernunft für Recht erkennt, zuſammen ſtimmte, ſo könnte man allerdings die Principien der Stärke und des Rechts mit einander vertauſchen: da aber das was geſchieht, oft dem widerſpricht was geſchehen ſollte, oder was Recht iſt; ſo kann das erſtere unmöglich der Prüfſtein deſſen ſeyn was Recht iſt, ſondern die Macht muß zuförderſt durch die Vernunft geordnet und nach den Regeln des Rechts gebraucht werden, wenn ſie rechtmäßig ſeyn ſoll. Stärke des Menſchen iſt die Summe aller ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte, er habe ſie in ſich ſelbſt oder durch andre. Nun wiſſen Sie, daß alle dieſe Kräfte erſt durch die Erfahrung erkannt werden; daß

es ferner unmöglich iſt alle Kräfte zu beſitzen, und daß ſich alſo jeder Menſch aus den vorhandnen eine Summe zueignen machen müſſe. Was wollen Sie ihm nun für ein Merkmal geben, nach welchem er dieſe Auswahl treffen ſoll? — Nach Ihren Grundſätzen müſſen Sie ſagen: nimm die, durch welche du am ſtärkſten wirſt! Frägt er Sie ferner, welche ſind dieſe? ſo werden Sie ihm ſagen: du mußt weiſe, tugendhaft, klug, tapfer ꝛc. werden. Aber er wird bald finden, daß Sie ihn betrogen haben. Wenn ihn der Meineidige oft hintergeht, der Treuloſe betrügt, der Muskulöſe prügelt; dann wird er ſeine wahre Stärke auch hervorſuchen. Dem Treuloſen ſetzt er weit geſchickter Argliſt entgegen; Dumme benutzt er und ſchickt ſie für ſich in die Schlacht; Kluge läßt er für ſich denken, Geld und Eiſen für ſich handeln, u. ſ. w. und ein mäßiges Glück macht, daß er durch ſeine eignen Anſchläge ſich weit ſtärker fühlt und auch ſtärker iſt als durch die Ihrigen.

Kurz Sie ſind nicht im Stande, ihm eine richtige Regel an die Hand zu geben, nach welcher er nothwendig, ohne unrecht zu handeln, diejenige Summe von Kräften wählen müßte, die Sie ihm anweiſen. Der körperliche Muth, den er in ſich fühlt, wird eben ſo rechtmäßig angewandt ſeyn, wenn er einen unſchuldigen und wehrloſen Kranken prügelt, als wenn er einen Feind des Vaterlandes in die Flucht jagt. Dies haben Sie und Herr W. auch wohl gefühlt *). Die ewigen

*) Wirklich? wer ſollte Hrn. W. ſo viel Gefühl zugetraut haben?

Verwahrungen gegen Misverſtand, die immerwährenden Foderungen, daß alles recht verſtanden werden müßte, empfehlen nur einen Grundſatz, an welchen doch alles deutlich ſeyn ſollte, niemals zum beſten.

Doch tröſten Sie ſich, lieber Freund! es geht mit den übrigen Grundſätzen, die man noch aufzuſtellen pflegt, nicht beſſer. Sie wollten gern (S. 84) Ihren Freund dadurch beruhigen, daß Sie dem Worte Stärke den Begrif Vollkommenheit unterſchieben, und glaubten ſo alles wieder gut gemacht zu haben. Aber Sie wären in der That aus dem Regen in die Traufe gekommen. Denn ſehen Sie nicht, daß der Begrif Vollkommenheit noch mehrerer Verſchiedenheit fähig iſt als der Begrif Stärke? denn durch Kraft muß doch allemal etwas gewirkt ſeyn: aber Vollkommenheit beſteht ſo gar oft in bloßer Einbildung. Der ganze Begrif iſt allein ſubjektiv, ſo bald er nur irgend eine Bedeutung erhalten ſoll. Vollkommenheit ſoll überhaupt jede Realität bezeichnen. Von dieſen aber giebt es wiederum eine ſo groſſe Menge, daß wir ſchlechterdings wieder einer neuen Regel bedürfen, um unter einer ſo ungeheuren Maſſe wirkliche Auswahl zu treffen, welche für uns am ſchicklichſten iſt, und ſie untereinander zu ordnen, damit nicht eine die andere verdränge, oder wir gar von der Laſt zermalmet werden. Kommen Sie mir nicht mit dem Schulſatze, daß Realitäten ſich nicht widerſtreiten können. Im Kopfe kann man freylich ſo viele zuſammenreihen als man Luſt hat; aber der Fechtmeiſter

meiſter Milo, deſſen Ochſentragen und Ochſenfreſſen doch wahrlich keine Negation war, wird niemals ein tiefer Metaphyſikus werden können, und der Geiger Lolli wird ſeine Geigerkraft verliehren, wenn Sie ihn zum Grobſchmidt bilden wollen. Alſo nur auf eine gewiſſe Summe von Vollkommenheiten müſſen wir uns einſchränken: aber wer will ſich nun anmaßen, uns dieſe Summe anzuweiſen? Wer iſt berechtigt den Hannibal zu lehren, daß Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit eine größere Vollkommenheit ſeyn, als puniſche Liſt und Schlauigkeit? Wer will ſich hier zum Geſetzgeber aufwerfen? Denn offenbar reichen wir mit dem Geſetze perfice te nicht aus; alſo brauchen wir wiederum ein neues, das uns bey dieſem zurechte weiſet, und wer ſoll dies neue geben? — Ein einzelner, der ſich weiſe nennt? Weg mit dieſem Stolzen! Dieſe Regel muß nothwendig in der Natur eines jeden Menſchen liegen, ſonſt würde ewige Empörung gegen den ſeyn, der es wagen wollte, eine ſolche Vorſchrift dem Menſchen zu geben. — Mit gleichem Rechte würde der Böſewicht ein vollkommner Böſewicht, als der Tugendhafte ein vollkommner Weiſer zu werden ſuchen. Beide ſtreben nach Realitäten, und beide erlangen ſie, und es iſt nicht entſchieden, daß die Obermacht auf der Seite des letzteren ſey.

Dieſer letzte Grundſatz, welchen wir ſuchen, kann auch nicht der Grundſatz der Glückſeligkeit ſeyn, von dem man in den neuern Zeiten ſo viel Aufhebens

gemacht hat, und der doch unter allen, wenn Tugend noch geltend bleiben ſoll, gerade der ſchlechteſte iſt. Der Grund iſt eben der, vermöge deſſen der Grundſatz der Vollkommenheit verworfen werden muß. Die Materialien zu dem Begrif der Glückſeligkeit werden aus der Erfahrung geſammelt, und er iſt ſubjektiv, alſo bey jedem verſchieden. Wer will ſich nun wieder anmaßen mir die Empfindungen auszuleſen, die zu meiner Glückſeligkeit gehören? Wer mag den Hippias überreden, daß er in ſeinen wollüſtigen Umarmungen nicht glücklich ſey? Wollen Sie ihn aus dem Erfolg, aus tauſend Beiſpielen unglücklicher Wollüſtlinge belehren, daß Wolluſt doch am Ende unglücklich mache? — Die Einfältigen! wird er Ihnen ſagen, warum waren ſie nicht klüger? — Der epikuräiſche Philoſoph zu Ferney war weit glücklicher und lebte weit länger, als der für Tugend glühende Bürger zu Genf. Wie wollen Sie ihm nur erweiſen, daß Rouſſeau bey ſeiner Tugend ein glücklicherer Mann war als Voltäre bey ſeinem leichtſinnigen Leben? *) — Wie wollen Sie dem ungerechten Sachwalter R. erweiſen, daß Sie bey Ihrer armen Gerechtigkeitsliebe ſich beſſer befinden als er in ſeinen auf Koſten vieler Unglücklichen gekauften Rittergütern? Gilt das Principium, mache dich glücklich ſo gut du kanſt: ſo iſts mit aller Moral auf einmal aus; man mag an dem Grundſatz knaupeln und hämmern ſo viel und ſo lang man will, er wird doch nicht geſäubert.

*) Woher weiß Hr. J..b daß Voltaire leichtſinnig gelebt hat?

bert. Wenn der Glücklichſte der Tugendhafteſte iſt, ſo iſt Hippias ein Tugendheld, und Ariſtides fröhnt dem Laſter.

Ich weiß, was Sie mir einwenden können, und was mir die Vertheidiger jener Syſteme ohne Aufhören vorkäuen werden. Dies iſt, ſchreyen Sie alle, ein falſcher Begrif von Vollkommenheit, ein falſcher Begrif von Glückſeligkeit! Aber, ihr Herren, ſeyd ihr es denn, die ihr dieſe Begriffe pro lubitu beſtimmen wollt? Stat pro ratione voluntas? Und wenn ihr einen allgemeinen Grund habt, wornach ihr dieſe Begriffe beſtimmt; ſo ſagt ihn nur heraus! Denn dieſen wollen wir eben wiſſen. Dieſer allgemeine Grund muß eben daß letzte Princip der Moral ſeyn, wenn ihr nicht einen heranbringt, der wiederum eines neuen Grundes bedarf. Aber nur verbitte ich alle Berufung auf das moraliſche Gefühl; denn dies iſt ein ſo ſchwankendes Ding, daß man ſelber nicht recht weiß, was man damit anfangen, oder wie man es anfaſſen ſoll, um es zu begreifen. Ueberhaupt hab ich nichts mit Gefühlen zu thun, wo Gründe angegeben werden ſollen. Das moraliſche Gefühl fodert ebenfals wieder Grundſätze, die es leiten müſſen, und ſo wären wir nicht um einen Schritt weiter. Der Wille Gottes iſt nicht viel beſſer, denn da bedürfen wir wieder neuer Regeln, um dieſen zu beurtheilen. Von der Selbſtliebe will ich gar nichts erwähnen.

Wenn alſo nicht ein weit ſicherers Principium in dem Menſchen ſelbſt verborgen läge, deſſen er ſich heimlich zur Beurtheilung ſeiner und andrer Handlungen bediente, ſo wäre Recht und Unrecht, Pflicht und Tugend ſchon längſt, ſelbſt der Idee nach, ausgerottet. Es muß ſchlechterdings etwas da ſeyn, das noch über Stärke, Vollkommenheit, Glückſeligkeit, moraliſchem Gefühl und Selbſtliebe iſt, und worunter noch alle dieſe Principien ſtehen. Dieſes Etwas kann keine Einbildung ſeyn. Denn dieſe findet ſich nicht in allen Menſchen, und alle Menſchen ordnen doch jene Grundſätze noch unter dieſes Etwas. Der Neger erkennt es doch nicht für Recht, wenn ihn ſein Herr unſchuldig prügelt, ob er gleich deſſen Gewalt kennt; und der Wilde hält es doch nicht für Recht, ſeinen König zu ermorden, ob er gleich dadurch glücklicher werden könnte. Sie ſehen alſo, daß ſich wenigſtens unſre Urtheile nach keinem dieſer Principien richten, und daß alſo dieſen ſchlechterdings ein andres zum Grunde liegen muß, da ſie allgemein mit ſo entſcheidender Gewißheit gefällt werden. Es wird auf Sie ankommen, ob Sie Ihre Geduld noch der Unterſuchung über dieſen letzten Grund aller Moralität widmen wollen.

J . . b.

N. S.

Nur einem Einwurfe muß ich noch zuvorkommen, der Ihnen, wie es ſcheint, der wichtigſte iſt, indem er es war, der Sie zu der Behauptung, daß Stärke

Recht

Recht gebe, verleitete. Wenn Stärke kein Recht giebt, ſagen Sie: ſo iſt eine allgemeine Zerrüttung in der ganzen Natur. Ueberall herrſcht die Stärke, das iſt unwiderſprechliche, Thatſache; und nirgends ſollte ſie ein Recht dazu haben? (S. 71.) Hiergegen bemerke ich folgendes:

1) Der Satz, den Sie als Axiom annehmen, Ueberall herrſcht die Stärke, läßt ſich auf keine Art erweiſen. Sie wollen dieſes aus der Erfahrung beweiſen, und berufen ſich auf Thatſache; aber Sie bedachten hierbey nicht, daß ſich dieſes gar nicht erfahren läßt, und daß dasjenige, was die Kräfte ordnet und gebraucht, weit über alle Erfahrung hinausliegt. Alles was geſchieht, wird durch Stärke bewirkt; das iſt wahr: aber ob gerade die Summe der wirkenden Kräfte ſo groß ſey ſoll, als ſie ihrer Natur nach ſeyn kann, das wird gar nicht durch die Geſetze der Stärke beſtimmt, ſondern hier muß nothwendig etwas anders ſeyn, welches dieſe thätige Kraft ordnet, und welches von den ſich wirkſam beweiſenden Kräften ein ganz verſchiedenes Ding iſt, und ſich zu der Stärke wie Herr zu Sklav verhält. Der Zuchtknecht, welcher Diebe geiſſelt, könnte auch viele ehrliche Leute geiſſeln, wenn es blos auf ſeine Fauſt ankäme: aber er iſt nur ein Werkzeug, deſſen ſich der Richter nach den Geſetzen bedient. Dieſe Geſetze ſind nicht die Geſetze der Stärke: Thue was du kannſt: ſondern ſie verweiſen auf die Vernunft. Gebrauche von deinen Kräften nur ſo viel als die Ver-

nunft gebietet. Wozu ſonſt ſo viel ruhende, ſo viel unthätige Kraft?

2) Nun könnten Sie ferner ſagen, „ſo iſt die Vernunft die Kraft, welche die übrigen im Zaume hält, und wir ſind alſo wieder an einer Stelle, wo die Stärke gilt.“ Alsdenn würde aber nur Das Recht ſeyn, was der Vernunft gemäß geſchieht, und ſo wären wir auf den Punkt, wo ich Sie hin haben will. Aber dann müßte auch, wenn das Geſetz der Stärke gelten ſollte, die Vernunft das Stärkſte ſeyn, und müßte alle Kräfte völlig in ihrer Gewalt haben; und da dieſe Kräfte durch ſie doch eingeſchränkt werden müßten: ſo würde doch nicht das recht ſeyn, was vermittelſt dieſer Kräfte geſchehen kann, ſondern nun was der Vernunft gemäß geſchieht, und es müßte alles der Vernunft gemäß geſchehen, was geſchieht. Dieſem widerſpricht aber unſre Erfahrung.

3) Wollen Sie endlich behaupten, daß zwar nicht alles unſrer Vernunft gemäß geſchehe, daß aber doch alles der göttlichen Vernunft gemäß geſchehen und alſo in Gottes Augen doch alles was geſchieht recht ſeyn müſſe; ſo reiſſen Sie ſich und mich auf einmal aus dem Erfahrungskreis hinaus, und ſpielen die Unterſuchung in das bodenloſe Gefilde der Spekulation, wo überall nichts haltbares für uns iſt. Sie wollen Geſetze nach Etwas prüfen, das Sie gar nicht kennen und das zu erkennen auch unmöglich iſt.

Wenn

Wenn wir über Rechtmäßigkeit der Handlungen Unterſuchungen anſtellen, ſo fragen wir niemals was geſchieht? ſondern was hätte nach der Vernunft geſchehen ſollen? Was es aber mit der Vernunft für eine Bewandniß habe, wie ihr die Stärke untergeordnet werden könne und müſſe, und wie ſie ſelbſt, wenn ſie der Stärke unterliegt, doch das Recht auf ihrer Seite habe; davon in dem folgenden Briefe.

Zuſatz des Herausgebers.

Wiewohl es mir ganz angenehm ſeyn könnte, den Meditationen eines philoſophiſchen Kopfes wie der Verfaſſer dieſes Schreibens an Hrn. Sr. zu ſeyn ſcheint, durch meine vor mehr als neun Jahren in dieſes Journal eingerückte Gedanken über das göttliche Recht der Obrigkeit, zwar ohne meine Abſicht, und alſo ohne alles Verdienſt auf meiner Seite, eine Richtung gegeben zu haben, wodurch vielleicht der Moralphiloſophie einiger Vortheil zuwachſen könnte: ſo kann ich doch nicht umhin eine kleine Verwunderung darüber zu bezeugen, wie es möglich geweſen iſt, daß dem Herrn J..b der wahre Sinn meiner vorbemeldten Gedanken über das ſogenannte Jus divinum der Gewalt aber ein Räthſel bleiben konnte, und wie er, oder irgend ein andrer vernünftiger Menſch hinlänglichen Grund in denſelben zu finden vermeynte, mir den offenbar unſinnigen Satz aufzubürden: die Stärke oder phyſiſche Kraft ſey das erſte Principium deſſen

Pedro.

Eure Hand, Leonato; wir wollen mit einander gehen.

(Alle gehen ab, bis auf Benedict und Claudio.]

Dritte Scene.

Claudio.

Benedict, bemerkteſt du nicht die Tochter des Signor Leonato?

Benedict.

Ich bemerkte ſie nicht, ſondern ich ſah ſie an.

Claudio.

Iſt ſie nicht eine ſittſame junge Lady?

Benedict.

Fragt ihr mich, daß ich euch, wie ein ehrlicher Mann, meine wahre aufrichtige Meynung ſagen ſoll? oder ſoll ich euch, meiner Gewohnheit nach, als ein erklärter Feind ihres Geſchlechts antworten?

Claudio.

Nein, ich bitte dich; ſprich in vollem Ernſt wie du denkſt.

Benedict.

Nun auf meine Ehre, ſo denk' ich (*), alles was ich zu ihrem

(*) Man muß hier ein paar Wortſpiele auslaſſen, welches in dieſem Stük noch öfters vorkommt; denn ſie machen einen guten Theil des Witzes aus, worauf Hr. Benedict und ſeine Dame ſich ſo viel zu gut thun.

deſſen was in menſchlichen Handlungen recht oder unrecht iſt. Da ich es (auch nach dem unerwarteten hitzigen Ausfall, den einer meiner alten Freunde, aus Veranlaſſung jener Gedanken im D. Muſeum auf mich gethan hatte) gar nicht für möglich hielt, von mehr als einem Menſchenſohne ſo ſeltſam mißverſtanden zu werden: ſo konnte ich auch nie von mir ſelbſt erhalten, mich in eine ſchulgerechte Erörterung derſelben einzulaſſen; und das bekannte Mährchen Schach Lolo (welches im T. M. vom May 1778. und, mit einigen Verbeſſerungen, im 5ten Bande meiner auserleſenen Gedichte zu finden iſt) beſonders der Prolog zu demſelben, (der mir für alle, die eine Naſe haben, ein hinlänglicher Commentar über den Sinn meiner Meynung vom göttlichen Rechte der Obrigkeit zu ſeyn ſchien) war alles, was ich mich entſchlieſſen konnte zur Erläuterung derſelben für die Armen am Geiſte beyzutragen. Indeſſen bekam ich einige Jahre nachher neue Gelegenheit zum Erſtaunen, da ein bis auf dieſen Tag mir unbekannter Secundant im D. Muſeo auftrat, der meine Ruhe bey den Angriffen des Hrn. G. A. Jacobi vielleicht für Unvermögen mich ſelbſt zu vertheidigen anſehen mochte, und alſo ein gutes Werk zu thun glaubte, wenn er ſich meiner aufgegebenen Sache annähme. Unglücklicher Weiſe aber glaubte er mich nicht anders retten zu können, als durch die Behauptung des Satzes: daß die Stärke überhaupt der Grund des Rechts ſey;

eines

eines Satzes, welchen, ſeiner Meynung nach, meine Behauptung des göttlichen Rechtes der Obrigkeit, ſo nothwendig vorausſetze, daß ſie mit demſelben ſtehen oder fallen müſſe. Ich geſtehe, daß dieſe Erſcheinung mir noch weit ſtärker wieder die Stirne fuhr als der erſte Anfall meines Freundes zu Düſſeldorf. Schach Lolo, dachte ich, hätte doch dem wackern Manne den Schlüſſel zu meiner Meynung geben können! Aber vermuthlich gehörte er zu den weiſen Männern, die keine Verſe, oder doch wenigſtens keine Mährchen leſen, und von deren einem ich vor einigen Jahren in einem weitläuftigen und ſehr motivirten Briefe gebeten und beſchworen wurde, doch endlich einmal, *relictis nugis*, geſcheidt zu werden, und, anſtatt der leidigen Mährchen, ſchöne dogmatiſche Abhandlungen über „das Laſter weh den Menſchen thut, die Tugend iſt das höchſte Gut," und dergleichen noch ſo wenig gepredigte Wahrheiten zu ſchreiben. — Wie dem auch ſeyn mag, es kam mir ſo luſtig vor, mich von jemand ſo in ganzem Ernſte wegen einer Meynung, die mir nie in den Sinn gekommen war, vertheidigt zu ſehen, daß ich abermals ſchwieg, und die Sache um ſo getroſter auf ſich ſelbſt beruhen ließ, weil ich glaubte, jeder, den dieſe Dinge intereſſiren könnten, brauchte bloß meine Gedanken über das Göttliche Recht der Obrigkeit noch einmal zu überleſen, um zu ſehen, daß mich mein ungebetener und unbekannter Vertheidiger noch weniger verſtanden habe als

mein

mein Gegner. Daß ich mich aber hierin abermals geirret habe, beweiſet der vorſtehende Aufſatz des Herrn J..b, worin der Herr Hofrath Wieland von neuem als ein unvorſichtiger Lehrer und Behaupter des Grundſatzes, „die Stärke ſey das Principium des Rechtes„ auftritt, und deswegen (wie billig) mit ſolchen Elenchis zu paaren getrieben wird, vor welchen Pyrrho ſelbſt verſtummen müßte. Aber warum hatte auch der kurzſichtige W. nicht ſoviel Menſchenverſtand, zu ſehen, daß derjenige, der das Ius divinum der Gewalthaber mit dem Rechte eines Sturmwinds die Antillischen Inſeln zu verwüſten, in Eine Linie ſtellt, „die paradoxen Folgerungen, die alle Tugend „aufheben und die ſich hauffenweiſe darbieten, „hätte „wegräumen ſollen, wofern er nicht Gefahr laufen wollte, von wackern Leſern, die über ſolche Dinge keinen Scherz verſtehen, und auch die handgreiflichſte Ironie, ſobald ſie mit einer ernſthaften Mine vorgebracht wird, im Wortverſtande nehmen, nicht mißverſtanden zu werden. Bey ſo bewandten Umſtänden, werde ich dann am Ende doch wohl genöthigt ſeyn, über den Sinn, und die Abſicht des Sendſchreibens über das göttliche Recht der Obrigkeit, über den Gang meiner Gedanken in demſelben, und den Antheil, den ein bischen Witz und Laune daran haben, ſo platt und handgreiflich als es mir nur immer möglich ſeyn wird, mich in einem der nächſten Stücke des Merkurs vernehmen zu laſſen. W.

III.

III.

Der entwaſnete Amor.

(Nach dem Engliſchen des Prior.)

Unter einer Myrte Schatten
ſchlummert Chloe; leiſe ſchlich
Amor zu ihr hin, und wiegte
ſanft auf ihrem Buſen ſich;

Will da wohnen, ſtreitet drüber
ſeine ſeidnen Flügel hin,
nimmt ſein Bettchen in der Mitte,
niſtelt tief ſein Köpfchen drin.

Süß gewiegt entſchläft der Kleine.
Chloe wachet auf, erſchrickt;
faßt ſich doch, und ſinnt, zu fangen
ihn, der alle Welt beſtrickt.

Ihr Corſett ſchnürt ſie geſchwinde
auf, und ſchlingt mit leichter Hand
um die kleinen runden Arme
unvermerkt das ſeidne Band.

Er erwacht und ſtrebt die Händchen
Chloens Feſſeln zu entziehn,

drey-

dreymal ſchüttelt er die Flügel,
doch ſie läßt ihn nicht entfliehn.

Weinend legt er ſich aufs Bitten:
„Ach, ſagt er, erbarme Dich,
„edles Mädchen, eines Blinden,
„der den Weg verlohr, und ſich"

„Hier auf Deine Bruſt verirrte —
„Ach zu glücklich! — doch daben
„warlich an nichts Böſes dachte;
„laß mich alſo wieder frey!"

Mich, verſetzt ſie, kümmerts wenig
wo und wie Cupido fliegt,
was er ſuchet, ob er irret,
reiſet, oder ſtille liegt:

Aber frey laß ich ihn nimmer;
bös iſt bey ihm Sinn und That;
und wer weiß, ob nicht der Falſche
auch auf mich gezielet hat?

„Eitle Furcht nährſt du im Herzen:
„Pfeil und Bogen geb ich Dir,
„brich nur, Schöne, meine Ketten,
„ſchenke nur die Freyheit mir!"

Gut!

Gut! ſo gieb mir Pfeil und Bogen,
daß ich ſicher vor Dir ſey,
und ich will die Feſſeln löſen,
flieg dann immer, und ſey frey.

Er entwafnet ſich, ſie bindet
den Gefangnen wieder los;
und von dieſer Zeit an ſitzet
lächelnd er auf ihrem Schooß:

Bringt in unſchuldsvollen Spielen
ſeine Tage bey ihr zu,
gaukelt bald um ſie, bald weilet
er auf ihrer Bruſt in Ruh.

Chloe herrſcht an Amors Stelle
in der Welt; auf ihr Geboth
fliegen Pfeile, Schmerz, Entzücken,
Leben giebt ſie, oder Tod.

J. v. K.

IV.

Die neuern Amazonen.

Seitdem der historische Romanen-Dichter, Quintus Curtius, die Geschichte der Amazonen erzählt, und die Berichte älterer Dichter und Historiker in ein Ganzes zu vereinigen gewußt hat: seit dieser Zeit sind periodenweise über Existenz und Nichtexistenz dieser Halbmänner lange und nicht unwichtige Streitigkeiten geführt worden. So wunderbar und fabelhaft auch die Nachrichten von ihnen klingen mögen, kann man sie doch nicht geradezu für unwahr oder gar ungereimt erklären. Denn wer dem weiblichen Charakter unter wilden Nationen Festigkeit, Tapferkeit, oder auch Härte und Grausamkeit absprechen wollte, der ist in der Geschichte der rohen Völker älterer und neuerer Zeiten wenig belesen; und wer behaupten will, daß eine ganze Nation von Weibern ohne Männer, und von Männern ohne Weiber, sich nicht erhalten könnte, hat die unumstößlichen Zeugnisse eines Pallas gegen sich, der uns die Saporager Kosacken, die zu tausenden in den asiatischen Steppen ohne Weiber herum schwärmen, und sich durch Knabenraub fortpflanzen, näher kennen gelehrt hat.

Noch wahrscheinlicher wird die vorgebliche Existenz einer Weibernation dadurch, daß man sie in eine Welt-

gegend

gegend verſetzt hat, wo die Weiber Sklavinnen der Männer ſind, und wo es ihnen mithin leicht einfallen konnte, ſich der Geiſel ihrer Deſpoten zu entziehen, und ſie nur ſo lange unter ſich zu dulden, als ſie ſolche brauchten, um ihr Geſchlecht fortzupflanzen.

Daß ſie die von ihnen erzeugten Kinder umbrachten, war bey ihnen eine politiſche Nothwendigkeit, die nicht unnatürlicher und grauſamer iſt, als die, welche noch in unſern Zeiten unſere Beherrſcher zwingt, tauſende ihrer Unterthanen gegen Feuerſchlünde hinan zu treiben, und ſie von Leuten, die ſie nicht perſönlich beleidigten, niedermetzeln zu laſſen.

Sie ermordeten alſo das männliche Kind, weil ſie es für ihren natürlichen Feind hielten: ſo wie die Kindermörderinnen unter uns geſitteten Neuern ihre Frucht aus dem Wege räumen, weil ſie ſolche als das lebendige Zeugniß ihrer Schande fürchten.

In der Natur, die ſolchen grauſamen Ausnahmen zuweilen Platz giebt, und in der Erfahrung findet alſo die Sache keinen Widerſpruch; aber an hiſtoriſcher Gewißheit fehlt es ihr noch allerdings. Ihre ganze Geſchichte iſt auf Traditionen gebauet, welche die Dichter durch ihre Phantaſie, und die Geſchichtſchreiber durch ihre Leichtglaubigkeit ausbildeten. Was Curtius ſo genau und zuverſichtlich von ihnen erzählt, ſoll er immer noch eben ſo gut verificiren, als Voltaire

viele ſeiner hiſtoriſchen Angaben in ſeiner Weltgeſchichte und in ſeinen übrigen hiſtoriſchen Romanen.

Die alten Amazonen können alſo wohl exiſtirt haben; die neuern Amazonen können noch exiſtiren, aber ihre Exiſtenz iſt eben ſo wenig hiſtoriſch erhärtet.

Kurz nach der Entdeckung der neuen Welt kam die Nachricht nach Europa, daß man im ſüdlichen Amerika eine Weibernation entdeckt habe, die, eins in das andere gerechnet, ſehr viel Aehnlichkeit mit den alten Amazonen haben ſollte. Oviedo, der Geſchichtſchreiber der Eroberung von Peru und Mexico, erwähnt ihrer zuerſt in einem Briefe an den Cardinal Bembo, worin er ihm die Unternehmungen des Orellana beſchreibt. Seine hieher gehörigen Worte ſind folgende:

„In einer gewiſſen Gegend lieferten Orellana und „ſeine Begleiter ein blutiges Treffen. Die Anführer „der Feinde waren kriegeriſche Weiber. Sie ſchienen „das oberſte Commando zu führen, und wurden deshalb von den Spaniern Amazonen genannt. Sie „waren den ältern Amazonen auch wirklich in manchen „Stücken ähnlich: Sie lebten ebenfalls ohne Männer, „beherrſchten viele Provinzen und Völker, und ließen „nur zu einer gewiſſen Jahreszeit Männer zu ſich kommen, um ſich mit ihnen zu verbinden, ſchickten ſie „aber ſobald es geſchehen war, ohne Aufſchub wieder „fort. Ihre männlichen Kinder tödten ſie, oder ſchicken

„cken

„ken ſie den Vätern zu, die Töchter aber erziehen ſie,
„um ihren Staat vollzählig zu erhalten. Alle dieſe
„Weiber ſind einer reichen Königin unterthan, die ei-
„nen ſehr glänzenden Hofſtaat von lauter Damen un-
„terhält.“

So genau und umſtändlich auch dieſe Erzählung iſt, kann man ſie doch nicht geradezu als wahr annehmen, weil Oviedo dieſe weiblichen Männer nicht ſelbſt geſehen, ſondern das, was er von ihnen erzählt, nur vom Hörenſagen hat. Eben dieſes iſt der Fall mit dem Pater La Condamine der von ihnen gleichfalls Nachricht liefert:

„Wir erkundigten uns ſorgfältig, ſagt er, bey al-
„len Indiern der verſchiedenen Nationen, ob es auch
„wahr wäre, daß ſie (die Amazonen nemlich) von den
„Männern abgeſondert lebten, und dieſe nur einmal
„des Jahres zu ſich kommen lieſſen. Alle antworteten,
„daß ſie dieſes von ihren Vorfahren gehört hätten, und
„fügten noch viel beſondere Umſtände hinzu, die alle
„beſtätigten, daß es in dieſem Lande eine ſolche Repu-
„blick von Weibern gäbe, und daß ſich dieſe aus den
„weſtlichen Gegenden tiefer ins Land hinein, entweder
„an dem Rio Negro, oder an einem von den andern
„Flüſſen, die auf derſelben Seite in den Maragnon
„fallen, zurück gezogen hätten.“

„Ein Indier von den Omaguis ſagte uns, daß
„wir vielleicht noch jetzt zu Koari einen alten Mann

ihrem Lob und Preiß ſagen kan, iſt, das wenn ſie anders wäre als ſie iſt, ſo wäre ſie nicht hübſch; und weil ſie nicht anders iſt als ſie iſt, ſo gefällt ſie mir nicht.

Claudio.

Du denkſt, ich ſcherze; ich bitte dich, ſag mir aufrichtig, wie ſie dir gefällt?

Benedict.

Wollt ihr ſie kauffen, daß ihr ſo ernſtlich nach ihrem Preiß fraget?

Claudio.

Kan die ganze Welt ein ſolches Kleinod kauffen?

Benedict.

Ja wohl, und ein Futteral dazu; aber warum ſagt ihr das mit einer ſo ſchwermüthigen Mine? Oder macht ihr nur den Hanswurſt, um uns zu ſagen, daß Cupido ein guter Haſen-Jäger und Vulcan ein rarer Zimmermann iſt? Kommt, was für einen Schlüſſel muß man brauchen, um euch ſingen zu machen?

Claudio.

In meinen Augen iſt ſie die liebenswürdigſte Perſon, die ich in meinem Leben geſehen habe.

Benedict.

Ich kan noch ohne Brille ſehen, und ich ſehe nichts dergleichen,

„finden würden, deſſen Vater die Amazonen geſehen „habe. Zu Coari aber erfuhren wir, daß dieſer In„dier todt ſey; indeſſen verſicherte uns ſein Sohn, ein „vernünftiger Mann, daß man uns keine Unwahrheit „berichtet hätte: Sein Großvater habe an der Mün„dung des Cuchivara wirklich dieſe Amazoner geſehen, „und ſie ſeyen von dem Fluſſe Camaja, der ſich in den „Maragnon ergießt, herunter gekommen. Er habe „mit Vieren von ihnen geſprochen, die er uns namentlich angab. Eine davon hätte ein Kind an der Bruſt „gehabt. — Unterhalb Coari beſtätigten alle Indier „dieſe Erzählung, und ſetzten noch viel andere Umſtände hinzu, die aber alle in der Hauptſache übereinkommen.“

„Unter der Nation der Topayos ſahen wir gewiſſe „grüne Steine, von denen ſie uns ſagten, ſie hätten „ſolche von ihren Vorfahren geerbt, die ſie von den „Coungnantainſecuima (d. h. Weibern ohne Männer) „bekommen hätten.„ — „Ein gewiſſer Indier, fährt „La Condamine fort, der in meiner Miſſion wohnte, „erbot ſich auch, mir einen Fluß zu zeigen, auf welchem man nahe bis an den gegenwärtigen Wohnort „der Amazonen gelangen könnte. Wo aber der Fluß „der Waſſerfälle wegen unſchiffbar würde, müßte man, „um ihr Land zu erreichen, viele Tage in den weſtlich gelegenen Wäldern, und durch ein gebürgiges „Land reiten. Dieſer Fluß heißt der Irizo, und ich „reiſte in der Folge bey ſeiner Mündung vorbey.“

„Fer-

„Ferner erfuhr ich von einem alten Soldaten der „Garniſon zu Cayenne, der im Jahre 1726 mit einem „Detaſchement ins Innere des Landes geſchickt wurde, „um Entdeckungen zu machen: daß ſie bis zu einer „langöhrigten Nation, die ſich Amicuani nannte, und „jenſeits der Quelle des Oyapoc wohnte, vorgedrungen „wären. Hier hätte er am Halſe der Weiber und Kin„der die vorhin gedachten grünen Steinchen geſehen, „und auf ſeine Nachfrage erfahren, daß ſie ſolche von „den Weibern ohne Männer erhielten, deren Wohnun„gen 7 bis 8 Tagereiſen weiter nach Weſten befindlich „wären."

„In allen dieſen verſchiedenen Zeugniſſen herrſcht „in Abſicht auf die Hauptſache eine vollkommene Ueber„einſtimmung. Denn wenn einige den Wohnort der „Amazonen nach Oſten, andere nach Norden und noch „andere nach Weſten verlegen, ſo treffen doch alle dieſe „verſchiedenen Richtungen in Einen Mittelpunkt zu„ſammen, nemlich, in den Bergen, die in der Mit„te von Guiana, mithin in einer Gegend liegen, wo„hin bisher weder die Portugieſen von Para, noch die „Franzoſen von Cayenne gekommen ſind. Demunge„achtet muß ich geſtehen, fährt La Condamine fort, „daß ich zweifle, ob die Amazonen ſich noch wirklich in „dieſen Gegenden aufhalten, ſo lange man keine be„ſtimmte Nachricht von ihnen durch die Indier erhält, „die in der Nachbarſchaft der europäiſchen Kolonien von „Guiana wohnen. Es iſt freylich möglich, daß ſie ih„

„ren Wohnort nachmals verändert haben: doch iſt es „wahrſcheinlicher daß ſie, wenn ſie auch wirklich dort „exiſtirt haben, ſeitdem von irgend einer andern Na„tion unterjocht worden, oder, ihres einſamen Zuſtan„des müde, die Lebensart ihrer Mütter verlaſſen, und „ſich wieder zu den Männern geſellt haben. Sollte „man alſo gegenwärtig keine Spuren mehr von dieſer „Weiberrepublik finden, ſo beweiſet dies immer noch „nicht, daß ſie nie exiſtiret habe.“ —

So weit La Condamine. Die neueſten Nachrichten über diesen Gegenſtand giebt der Abbate Gilii in ſeiner Geſchichte der Völker am Oronoko. Seine hieher gehörigen Worte ſind folgende:

Ich befragte einmal die Quaquis, eine Nation die am Cucciveró wohnt, ganz genau wegen der übrigen Völker, die an den Ufern und in der Nähe dieſes nicht unanſehnlichen Fluſſes wohnen. Man nannte mir verſchiedene, und unter andern auch die Aicheam-benano. Da ich die Sprache verſtehe, wußte ich gleich, daß dieſes eine bloße, aus Weibern beſtehende Nation bedeutet. Doch ſtellte ich mich erſtaunt, und ſagte: ein Volk aus bloßen Weibern, wie iſt das möglich! Der Indier verſicherte mir hierauf, daß es wirklich ſo ſey, und ſetzte hinzu, ſie wären äuſſerſt kriegeriſch, und anſtatt daß andere Weiber Baumwolle ſpännen, beſchäftigten ſie ſich blos mit Blasröhren und andern Waffen. Einmal des Jahres erlaubten ſie den Männern

nern sie zu besuchen, und diese wären von der Nation der Vocheart, die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Sobald sie sich schwanger befänden, beschenkten sie die Männer mit Waffen, und schickten sie wieder fort. Bey der Entbindung tödteten sie die männlichen Kinder, und die Töchter erzögen sie um ihre Nation fortzupflanzen.

Diese Erzählung hörte Herr Gilii noch von mehrern Indiern und alle kamen dahin überein, daß der Wohnort der Amazonen, in eben der Gegend befindlich sey, wohin die Wilden, deren Berichte La Condamine aufgezeichnet hat, denselben versetzten.

Man sieht also, daß auch die Geschichte der neuern Amazonen auf Sagen beruhet: indessen sind doch auch die Zeugnisse so vieler Nationen, die zum Theil in gar keiner Verbindung mit einander stehen, und doch in der Hauptsache zusammen treffen, nicht geradezu umzustoßen, und die ganze Sache wird so lange, bis ein Reisender den Wohnort der Amazonen selbst besucht, unausgemacht bleiben müssen.

S—z.

V.

Ursprung der Fabel vom Laude Dorado.

Bald nach der Entdeckung von Amerika, verbreitete sich in Spanien, und von dort aus durch ganz Europa

das Gerücht von einem Lande, welches die Natur gleichſam zur Niederlage ihrer herrlichſten Schätze gemacht haben ſollte. Man wußte, ohne dies Land geſehen zu haben, ſehr genau, daß in demſelben der Straßenſtaub Goldſand, die Kieſel Diamanten, und die Felſen Gold- und Silber-Erze wären; daß die Flüſſe von Perlen und gediegenenen Goldkörnern ſtarreten, und daß man Rubinen, Smaragden, und alle übrige edlere Steinarten mit Schaufeln zuſammenſchaufelte, um ſie auf den Märkten des Goldlandes als Spielwerke für Kinder für einen Spottpreis zu verkaufen. Der Goldgeitz ſpannte alle Kräfte der Phantaſie an, um dies Land der Wunder nach Werth und Würde zu beſchreiben, und glaubte darin nichts übertreiben zu können, da die Diamantgruben in Braſilien, und die Gold- und Silberminen in Mexiko und Peru die höchſten Erwartungen diesfalls zu rechtfertigen ſchienen.

Eine Menge von Abentheurern ſchickte ſich demnach an, dies Land zu ſuchen. Zwar wußten ſie nicht recht, wo ſie es finden ſollten, aber dies war die kleinſte Schwürigkeit. Einige ſuchten es an der Küſte von Carthagena oder S. Martha; als ſie es dort nicht fanden, zu Bogata, der alten Hauptſtadt von Neugranada. Hier war es auch nicht, aber in dem nahe gelegenen fruchtbaren Thale Sogamoſa ſollten ſie es, wie man ihnen ſagte, ganz gewiß finden. Sie

zogen

zogen hin, und fanden wirklich Gold, aber viel zu wenig für ein Dorado.

Man ſuchte es ferner in Quito, in Venezuela, in den Ländern am Guaviari, am Rio-Negro, oder dem See Parima. Eine Zeit lang glaubte man auch, es läge hinter den groſsen Gebürgen, die der Stadt S. Fede in Neugranada gegen Morgen und Mittag liegen: aber überall wo man es ſuchte, verſchwand es vor den Augen der Suchenden.

Unter andern Abentheurern machte ſich auch Queſada im Jahre 1543 mit zweyhundert Soldaten auf den Weg, um es aufzuſuchen. Er kam, nachdem er die vorhin erwähnten ungeheuern Gebürge überſtiegen hatte, in eine Ebene, fand aber weder Dorado, noch Menſchen. Indeſſen gründete er hier eine Stadt, die zwar unbedeutend iſt, aber doch noch unter dem Namen S. Jago de las Atalayas exiſtirt. Von da ſchlug er ſich durch den Airiko, oder den groſsen Wald, und kam ohne den geringſten Nutzen von ſeiner Reiſe gezogen zu haben, und mit Verluſt des gröſsten Theils ſeiner Mannſchaft, unter unſäglichen Beſchwerden nach Timana. So endigte ſich eine der berühmteſten Expeditionen nach Dorado.

Zu gleicher Zeit machte ein anderer Spanier, Philipp Utre, eben den Verſuch, und hofte dem Queſada zuvor zu kommen. Er reiſte mit 120 Mann von Coro, einer Stadt in der Provinz Venezuela, ab;

und

und glaubte ſchon auf dem Punkte zu ſeyn, wo die unermeßlichſten Schätze ſeiner erwarteten, als er von einem Caciquen das Schickſal ſeines beneideten Nebenbuhlers Quesada erfuhr. Er ſetzte dennoch ſeinen Weg längs dem Guaviari fort, ward aber an dem erſten Dorfe der Omaguis von 15000 Wilden angegriffen, denen jedoch einer ſeiner Begleiter, Namens Pedro Limpions mit 30 Mann Einhalt that. Aber Utre ſelbſt wurde in dieſem Gefechte ſchwer verwundet, und mußte ſich deshalb nach Coro zurück ziehen, wo er ſtarb.

Alle dieſe fehlgeſchlagenen Verſuche konnten gleichwohl den Wunſch, ein Dorado zu entdecken, bey den golddürſtigen Spaniern nicht vertilgen. Um das Jahr 1596. ſchifften ſich, nach dem Bericht des Torrubia, von neuem eine Menge Menſchen mit dieſem Vorſatz in Spanien ein. Sie nahmen, weil ſie ihrer Sache ganz gewiß zu ſeyn glaubten, nicht nur Werkzeuge zur Bearbeitung des Ackers, ſondern ſogar ihre Weiber und Kinder mit zu Schiffe. Ihre Anzahl belief ſich auf 400 Familien, und unter dieſen waren 14 Franziskaner, die allem Vermuthen nach dieſe Schlachtopfer ihres Goldgeitzes angeworben haben mogten.

So ausgerüſtet ſegelten ſie gerade nach dem Orinoko. Hier geriethen ſie unter die Caribben, die unter ihren Weibern und Kindern ein entſetzliches Blutbad anrichteten. Dem ungeachtet ſetzten ſie, durch die

Vit-

Bitten und Vorſtellungen der Franziskaner gedrungen, ihre Reiſe fort. Sie gelangten unter unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten nach Guiana, wo ſie ſich einige Tage bey den ſpaniſchen Koloniſten aufhielten, und dann durch die dicken caribiſchen Wälder, ihren Weg fortſetzten. Aber das unglückliche Schickſal, welches ſie auf ihrer Waſſerreiſe erfahren hatten, verfolgte ſie auch auf ihrer Landreiſe. Die vergifteten Pfeile der Cariben, verbunden mit Krankheiten, welche durch das ungewohnte Klima unter ihnen entſtanden, rieben ſie in kurzer Zeit ſo weit auf, daß es ihnen unmöglich ward, ihre Entdeckungsreiſe weiter fortzuſetzen.

Seit dieſer Zeit unternahm kein Spanier wider die Entdeckung von Dorado. Aber ein Engländer, der berühmte Ritter Walter Raleigh, machte von neuem einen Verſuch, der ſich wie alle übrige endigte, und immer mehr dazu beytrug, die Nonexiſtenz des Goldlandes auſſer allen Zweifel zu ſetzen.

Wir kommen nun auf den wahrſcheinlichen Urſprung dieſer Fabel, welchen wir in einen Briefe des Oviedo an den Cardinal Bembo zu finden glauben. Er beſchreibt darin, die Entdeckung des Maragnon durch den berühmten Orellana, und ſetzt noch folgendes hinzu:

„Nicht ſo wohl um den Zimmt zu entdecken, un„ternahm Gonzalo Pizarro, dieſe Reiſe, als vielmehr „um einen groſſen Fürſten aufzuſuchen, welchen man

„den

„den Vergoldeten (dorado,) nennt und der in dieſen Ge„genden ſehr berühmt iſt. Man erzählt von ihm, daß er „beſtändig mit fein geſloſſenem Golde bedeckt ſey, weil „er ſich einbildet, daß dieſes der höchſte und prächtigſte „Schmuck für einen Fürſten ſey. Sich in verarbeites„tes Gold zu kleiden, ſcheint ihm niedrig und ärmlich, „weil jeder andere das auch könnte. Aber ſich mit „Goldſtaub über und über einzupudern, den man des „Abends abwäſcht, um dem andern Morgen, ſich von „neuem damit zu beſtreuen, ſey ohne Beyſpiel prachts„voll. Solch eine Kleidung ſey die allerbequemſte, „hindere ihn in ſeinen Bewegungen nicht, und verber„ge keinen Theil ſeines ſchönen Cörperbaues. — Dem „zufolge benetzt ſich dieſer Fürſt alle Morgen mit einem „wohlriechenden harzigen Waſſer, ſtreut Goldſtaub „darauf, welcher kleben bleibt, und ſolchergeſtalt dem „ganzen Menſchen das Anſehn einer künſtlich gearbei„teten goldnen Statue giebt. Hieraus iſt klar daß die „Gegend, die er bewohnt, ſehr reich an Goldbergwer„ken ſeyn müſſe; und deshalb wollte Gonzalo Pizarro „dieſelbe aufſuchen.“

So weit der Brief des Oviedo.

Hier ſieht man den wahren Grund der ganzen Geſchichte. Sie iſt ganz auf Sagen gebaut, und nie hat ſie die Erfahrung eines Reiſenden beſtätigt. In dem Briefe ſelbſt, iſt nicht angemerkt, von welcher Nation dieſer ſeltſame Cacique geweſen ſey; um ihn aber zu

einem

einem beträchtlichen Fürſten zu machen, hat man in neuern Zeiten, die Nation der Onaguas als ſeine Unterthanen angegeben. Dieſe Fabel wurde allgemein geglaubt, und in Rom ſieht man ſo gar eine Charte von Neu-Granada, auf welcher, ſüdwärts der caribiſchen Länder folgende ſpaniſche Inſchrift ſteht: El Dorado, Gente del Inga Enaguas.

So viel Mühe gab man ſich, um die wirkliche Exiſtenz dieſes Landes zu beweiſen. Indeſſen iſt nach Candiden noch Niemand wieder ſo glücklich geweſen, daſſelbe zu ſehen; und auch dieſer konnte die darin erworbenen Schätze nicht nutzen, weil man, wie ſein kleiner Schöpfer durch ſeine ganze Geſchichte, dem großen Schöpfer zum Trotze, beweiſen will, in dieſer Welt nicht glücklich werden kann und ſoll. S—z.

VI.

Fortſetzung

des

Etwas über die erſten natürlichen Rechte des Menſchen,

nebſt

Anmerkungen über einige Sätze in Moſes Mendelsohns Schrift: Jeruſalem.

(Teutſcher Merkur, Oktober 1786. S. 38.)

„Der Menſch im geſellſchaftlichen Leben, ſagt Moſes „Mendelsohn, muß auf manches von ſeinen Rechten

„zum

gleichen, ihre Baſe hier, wenn ſie nicht eine ſolche Furie im Leibe hätte, übertrift ſie an Schönheit ſoweit als der erſte May den letzten December; aber ich hoffe, ihr habt keine Gedanken ein Ehmann zu werden; oder habt ihr?

Claudio.

Ob ich ſchon das Gegentheil geſchworen habe, ſo wollt' ich mir doch kaum ſelbſt trauen, wenn Hero mein Weib werden wollte.

Benedict.

Nun, wahrhaftig! Iſt es dazu gekommen? Hat die Welt nicht einen einzigen Mann, der ſeine Kappe ohne Sorge tragen will? Soll ich keinen Junggeſellen von ſechzig Jahren mehr ſehen? So ſey es dann; wenn du ja deinen Hals in ein Joch ſchmiegen willſt, ſo trag es und ſeufze deine Sonntage weg; ſieht, Don Pedro kommt zurük, und ſucht euch.

Vierte Scene.

Don Pedro und Don Juan zu den Vorigen.

Pedro.

Was habt ihr hier für Geheimniſſe, daß ihr nicht mit uns in Leonato's Haus gegangen ſeyd?

Benedict.

Ich wollte, Ew. Hoheit nöthigte mich, es zu ſagen.

„zum allgemeinen Beſten Verzicht thun; oder, wie „man es auch nennen kann, ſehr oft ſeinen eigenen „Nutzen dem Wohlwollen aufopfern. Nun iſt er „glücklich, wenn jene Aufopferung eigenes Triebes „geſchichet, und er jedesmal wahrnimmt, daß ſie „blos zum Behuf des Wohlwollens von ihm geſchehen „ſey. Wohlwollen macht im Grunde glücklicher, als „Eigennutz; aber wir müſſen uns ſelbſt und die Aeuſ„ſerung unſerer Kräfte dabey empfinden. Nicht, „wie einige Sophiſten es auslegen, weil Alles am „Menſchen Eigenliebe iſt: ſondern weil Wohlwollen „kein Wohlwollen mehr iſt, weder Werth noch Ver„dienſt mit ſich führt, wenn es nicht aus freyem Triebe „des Wohlwollenden fließt.“ *)

Es iſt unläugbar, daß der Menſch im geſellſchaftlichen Leben manches von ſeinen Rechten, dem Intereſſe der Geſellſchaft aufopfern muß. Aber die Frage iſt nur, ob dieſe Aufopferung aus Eigenliebe oder aus Wohlwollen geſchiehet? —

Allerdings aus Wohlwollen, antwortete Hr. Mendelsohn, denn man opfert ja hier ſeinen eigenen Nutzen auf.

Mich dünkt, es verhalte ſich gerade umgekehrt. Man opfert irgend einen beſondern Nutzen, irgend ein beſonderes Gut auf, aber nur, um irgend ein gröſſeres Guth zu erlangen, oder irgend einem gefürchteten Uebel zu entgehen.

*) Mendelsohns Jeruſalem, S. 21. Hät-

Hätten wir für unſer Opfer gar keinen Erſatz, keine Entſchädigung zu hoffen, ſo ſähe ich wirklich nicht, was uns zu einer That bewegen könnte, die — nur andern nützlich, uns ſelbſt aber bloß ſchädlich wäre.

Der Menſch, ſagt M., iſt glücklich, wenn jene Aufopferung aus eigenem Triebe geſchiehet, und er jedesmal wahrnimmt, daß ſie bloß zum Behuf des Wohlwollens von ihm geſchehen ſey.

Aber kann ich mich denn nicht aus eigenem Triebe, zu einer, gleichwohl — man lache nicht über den ſcheinbaren Widerſpruch! — ſehr eigennützigen Aufopferung entſchließen?

Zum Beyſpiel! — Ich ſehe, daß ich irgend ein Gut nicht ruhig, nicht mit Sicherheit, werde genieſſen können. Andern kann es nützlich ſeyn, wenn ich es ihnen abtrete, wenn ich meinem Rechte daran entſage.

Durch gewiſſe Aufopferungen mache ich andere zu Gegengefälligkeiten — zu Dienſtleiſtungen geneigt, welche mir nützlich oder angenehm ſeyn werden. Zudem: der Menſch ſoll nach Mendelsſohns Theorie glücklich ſeyn, wenn er freywillig, d. h. ohne Zwang von Seiten eines andern, etwas aufopfert.

Aber das Glück, welches aus dieſer freywilligen Aufopferung, für ihn ſelbſt entſpringt, ſoll es denn

blos eine Folge dieſer Aufopferung, und nicht auch — in ſo fern es geahndet, dunkel vorhergeſehen wird, die Abſicht, der Beweggrund dieſer Aufopferung ſeyn? —

Man ſoll glücklich ſeyn, wenn man wahrnimmt, daß eine Aufopferung bloß zum Behuf des Wohlwollens geſchehen ſey.

Aber ich frage: iſt man denn nicht — nur in ſo fern, und eben dadurch glücklich, daß dieſe Wahrnehmung der — wenigſtens ſcheinbaren — Uneigennützigkeit unſerer Aufopferung mit einem angenehmen Gefühl, z. B. der Zufriedenheit mit uns ſelbſt, des Wohlgefallens an uns ſelbſt, verbunden iſt? — Ohne angenehmes, inneres oder äuſſeres Gefühl kann ich mir kein Glück denken. Und glücklich ſoll der Menſch, nach Mendelsohn, durch Wahrnehmung ſeiner Aufopferungen aus Wohlwollen, werden.

Iſts denn nicht auch Eigennutz, wenn ich mir angenehme Empfindungen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, zu verſchaffen ſuche? — Oder, hat Mendelsohn irgendwo bewieſen, daß der Menſch bey Ausübung der Akte des Wohlwollens, den Vortheil, das Vergnügen, welches daraus für ihn ſelbſt reſultirt, gar nicht mit in Anſchlag bringe?

Dieſen Beweiß wäre ich begierig zu hören.

Wohlwollen, ſagt er, macht im Grunde glücklicher als Eigennutz. Wenn dem ſo iſt, ſo handle ich

im

im Grunde eigennütziger, wenn ich aus Wohlwollen, als, wenn ich aus Eigennutz — im gröbern Sinne — handle.

Oder, um verſtändlicher zu reden! — Ich ſtrebe nicht bloß, mich ſelbſt, ſondern auch andere glücklich zu machen, denn meine eigne Glückſeligkeit, meine Zufriedenheit kann nicht ſtatt finden, wenn alles, was mich zu nächſt umgibt, elend, und in ſeiner Art unvollkommen iſt.

„Wohlwollen macht glücklicher — aber wir müſſen „uns ſelbſt und die Aeuſſerung unſerer Kraft dabey „empfinden.“

In der That, mehr brauchten wir nicht, um gegen Hrn. Mendelsſohn, unſere Reduktion des Wohlwollens auf Selbſtliebe zu rechtfertigen.

Man muß alſo, um durch das Wohlwollen glücklich zu werden, durchaus die Aeuſſerung ſeiner Kraft empfinden?

Es iſt eine eben ſo bekannte als richtige Lehre der Pſychologie, daß das Gefühl der Realität, d. h. der Kraft und ihrer Aeuſſerung, allzeit mit Luſt oder angenehmer Empfindung, ſo wie das Gefühl eines Mangels, einer Einſchränkung der Kraft, einer gehinderten Kraftäuſſerung, mit Unluſt verbunden ſey.

Die Vervielfältigung der Grundtriebe ſcheint ſich am wenigſten für Philoſophen zu ſchicken, welche die

Einheit der Grundkraft im Menſchen und allen Weſen, die man alo für ſich beſtehend anſieht, ſo poſitiv behaupten. *)

Bey der Einheit der Grundkraft läßt ſich die Mehrheit der Grundtriebe nicht denken.

Wohlwollen iſt, wie der Name ſchon giebt, eine Aeuſſerung des Willens. Wille aber iſt zuverläßig ohne vorausgeſetzte Vorſtellungskraft — deren Modification er iſt — nicht denkbar.

Wenn nun die Grundkraft der Seele — jenen Philoſophen zufolge — ein Beſtreben iſt, Vorſtellungen zu wirken: ſo iſt Wille nichts anderes, als das Beſtreben dunkle Vorſtellungen aufzuklären, und klare Vorſtellungen, in ſo fern ſie uns unangenehm ſind, zu verdunkeln.

In allen dieſen Fällen iſt Wille Selbſtliebe. Dieſe ſchließt das Wohlwollen ſo wenig aus, daß vielmehr kein Menſch je ſo unglücklich geweſen iſt, in ſeinem ganzen Leben gar nichts zu lieben.

Aber nur ein von der Selbſtliebe unabhängiges, als Grundtrieb wirkendes Wohlwollen ſcheint ein Unding zu ſeyn.

Schon

*) Wie Mendelsſohn, Eberhard in der Theorie des Denkens und Empfindens, Hrn. Rath Campe, u. a. m. Ich geſtehe übrigens, daß ich unſre abſtracten Begriffe von einfachen Weſen für völlig unrealiſirbar halte.

Schon im Begriffe eines empfindenden Weſens ſcheint es à priori zu liegen, daß es ſich ſelbſt mehr als alles auſſer ihm lieben müſſe.

Es fühlt nichts unmittelbar, als ſich ſelbſt, oder ſeine eigene Empfindungen. Die Empfindungen anderer kann es nur unvollkommen, nur nach der Analogie mit den ſeinigen, ſchätzen.

Wenn ein Verliebter ſich um des Verluſts ſeiner Geliebten willen tödtet, ſo tödtet er ſich aus Eigennutz, nicht aus Wohlwollen. Seiten wird ſie durch ſeinen Tod glücklicher. Aber Er — fühlte ſich bey ſeiner verſtimmten Einbildungskraft unfähig, die Qualen der Trennung von einem Gegenſtande zu ertragen, deſſen Beſitz das Ziel ſeiner eigennützigen Wünſche war. Er dachte ſich den Schlaf im Grabe als das kleinere Uebel, und zog es, einem nothwendigen Naturgeſetz zufolge, dem ſcheinbar größern Uebel — den Leiden troſtloſer Liebe vor.

A—e.

VII.

Die Zwillingsbrüder aus Mezzorania.

Ein Mezzoraniſches Mährchen.

Mitten in den großen Wüſten von Afrika iſt ein Land, deſſen Einwohner ſo zahlreich, und eben ſo civi-

liſirt ſind, als die Chineſer. Man nennt ſie die Meyzoranier.

Zwey Zwillingsbrüder aus dieſem unſern Erdbeſchreibern noch wenig bekannten Lande, verliebten ſich in ein junges Frauenzimmer, die auch beyden gleich günſtig war. Die beyden Liebhaber und die Schöne hatten einander von ungefähr bey dem Feſte der Sonne angetroffen. Dieſes Feſt wird zweymal im Jahre gefeyert, weil das Königreich zwiſchen den beyden Wendezirkeln, jedoch etwas mehr dieſſeits der Linie liegt, und zwey Frühlinge und zwey Sommer hat. Beym Anfange eines jedem Frühjahres wird in allen Nomen oder Diſtrikten des Landes dem großen Lichte dieſe Verehrung erwieſen. Es geſchieht in offnem Felde, um dadurch anzuzeigen, daß die Sonne die unmittelbare Urſache alles deſſen ſey, was die Natur hervorbringt. Sie opfern derſelben in goldenen Schüſſeln, fünf kleine Pyramiden von Weyhrauch. Fünf Jünglinge und eben ſo viel Jungfrauen werden von der Obrigkeit ernannt, ſie auf den Altar zu ſtellen, wo ſie ſo lange bleiben, bis ſie von dem Feuer verzehrt ſind. Jedes von dieſen jungen Leuten iſt in der Farbe ihrer Nome gekleidet, und trägt ein Diadem auf dem Kopfe.

Einer von den beyden Brüdern machte mit dem Mädchen, von welchem hier die Rede iſt, das erſte Paar aus, das den Weihrauch auf den Altar legen ſoll-

ſollte. Nachdem ſie es gethan hatten, grüßten ſie einander. Es war die Gewohnheit, daß ſie nun ihre Plätze wechſelten, und der Jüngling auf die Seite der Mädchen, dieſes aber zu jenen übertrat. Wenn die fünf Paare auf dieſe Art fertig ſind, ſo folgen alle übrige die dabey ſtehen, in der nehmlichen Ordnung, wodurch ſie Gelegenheit haben, einander genau zu ſehen.

Gemeiniglich entſchließen ſich hier diejenigen, die noch keine Wahl getroffen haben zu einer; und da es einzig auf den Entſchluß der Mädchen ankommt, ſo bemühen ſich die Jünglinge auf alle Art, die Liebe derjenigen, die ſie ſich auserſehen haben, zu gewinnen. Um allen Mißverſtand und Eiferſucht zu vermeiden, nimmt die Jungfrau, wenn der Jüngling ihr gefällt, eine noch unaufgeblühte Blume, die er ihr darreicht, von ihm an, und ſteckt ſie an ihren Buſen. Iſt ſie aber ſchon in einiger Verbindung, ſo giebt ſie es ihm dadurch zu verſtehen, daß ſie ihm eine Blume zeigt; und wenn dies nur eine Knoſpe iſt, ſo iſt's ein Zeichen daß ihr nur der erſte Antrag gemacht worden; iſt ſie halb aufgeblüht, ſo bedeutet es, daß die Liebe ſchon einige Schritte gewonnen hat; iſt ſie aber völlig aufgeblüht, ſo giebt das Mädchen dadurch zu verſtehen, daß ihre Wahl geſchehen iſt, und ſie nicht mehr zurücktreten kann. So lange ſie aber noch nicht öffentlich dies Zeichen getragen, ſteht es ihr frey, zu thun was ſie will.

Iſt ſie frey, und der Mann der ihr die Blume darbietet, gefällt ihr nicht, ſo macht ſie ihm eine tiefe Verbeugung, und ſchließt die Augen ſo lange zu, bis er fort iſt. Zwar pflegt es zuweilen jedoch nur ſelten, hier eben ſo wie an andern Orten, zu geſchehen, daß ſie ſich gegen ihre Liebhaber verſtellen. Steht eine Mannsperſon in Verbindung, ſo trägt er ebenfalls ein Zeichen. Diejenigen Mädchen die noch keinen Liebhaber gefunden haben, haben die Wahl, entweder Jungfrauen zu bleiben, oder ſich unter die Wittwen zählen zu laſſen, alsdenn dürfen ſie aber auch nur Wittwer heyrathen. Jedoch, wir wollen zu unſern Zwillingen zurück kehren.

Der Bruder, der mit dem jungen Frauenzimmer am Altar war, fühlte eine ſo heftige Leidenſchaft für ſie, als ſie für ihn. Die Ceremonie beſchäftigte ſie zu ſehr, als daß ſie einander die gewöhnlichen Zeichen hätten geben können. Indem ſie vom Altar weggieng, ſahe ſie auch der andre Bruder, verliebte ſich in ſie, und fand Gelegenheit, als die Ceremonie vorüber war, ihr die Blume zu überreichen. Sie nahm ſie an, weil ſie gewiß glaubte, es ſey der, welcher mit ihr am Altare geweſen war. Allein, weil ſie ſich mit ihren Geſpielinnen in einiger Eile hinweg begab, verlohr ſie das erhaltne Zeichen, ohne es gewahr zu werden. Der älteſte Bruder begegnete ihr nunmehr, und bot ihr auch eine Blume an. Ach! ſagte ſie mit liebens-

würdiger Verwirrung zu ſich ſelbſt, es iſt der nehmliche! und nahm ſie auch an. Der junge Menſch, der es gehört hatte, glaubte gewiß, er ſey gemeynt: da ihnen aber die Geſetze nicht länger erlaubten beyſammen zu bleiben, ſo trennten ſie ſich.

Derjenige, der die Blume zuerſt überreicht hatte, fand nach einigen Tagen Gelegenheit, ſeine Schöne an einem Gitterfenſter bey der Nacht zu ſehen. Dergleichen Unterredungen, ob ſie gleich nach den Geſetzen eigentlich verboten waren, wurden dennoch nachgeſehen. Das Mädchen ſchien ſo gütig, daß er es wagte, ihr das Zeichen, eine halb aufgeblühete Blume, zu geben. Sie nahm ſelbige an, und ſchenkte ihm dagegen eine Scherpe, die mit Herzen geſtickt und mit Dornen durchflochten war. Sie gab ihm hierdurch zu verſtehen, daß immer noch einige Hinderniſſe zu überſteigen wären; zugleich erlaubte ſie ihm, ſich für ihren Liebhaber zu erklären, ohne jedoch ſie zu nennen, und ohne ſelbſt ihm die Urſache davon anzugeben.

Kurz darnach traf ſie auch der ältere Bruder an dieſem nehmlichen Fenſter; die Nacht aber war ſo dunkel, daß er die zweyte Blume, welche ſie an ihrem Buſen trug, nicht erkennen konnte. Die auſſerordentliche Freude, die ſie bey ſeiner Ankunft zeigte, kam ihm zwar etwas beſonders vor; allein er ſchrieb es einer Sympathie zu, die allen Zwang zwiſchen Liebenden verbannt. Er fieng an ſich zu entſchuldigen, daß er ſie

Pedro.

So befehl ichs dir, bey deiner Lehens-Pflicht.

Benedict.

Ihr hört es, Graf Claudio; ich kan so verschwiegen seyn als ein Stummer, des dürft ihr versichert seyn; aber bey meiner Lehens-Pflicht, merket auf das, bey meiner Lehenspflicht -- er ist verliebt; in wen? wird Euer Hoheit fragen; die Antwort ist kurz, in Hero, in Leonato's kurze Tochter.

Claudio.

Wenn es so wäre, so wär es gesagt.

Benedict.

Wie ein Alt-Weiber-Mährchen; Gnädigster Herr, es ist nicht so, und war nicht so, und Gott verhüte, daß es jemals so sey.

Claudio.

Wenn meine Leidenschaft sich nicht in kurzem ändert, so verhüte der Himmel, daß es anders seyn sollte.

Pedro.

Amen, wenn ihr sie liebt, denn sie ist es wohl würdig.

Claudio.

Ew. Hoheit sagt das, um mich hineinzuziehen.

Pedro.

ſo lange nicht geſehen habe, und verſicherte ihr, wenn es blos nach ſeinen Wünſchen gienge, ſollte keine Nacht vergehen, wo er ſie nicht ſeiner Neigung verſicherte. Sie bewunderte die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft. Dieſer Liebhaber empfieng ſolche deutliche Merkmale ihrer Neigung, daß er glaubte, die Ceremonie mit dem zweyten Zeichen übergehen zu können, und gab ihr alſo das dritte, eine beynahe aufgeblühete Blume. Sie nahm ſelbige an, ſagte ihm aber, ſie würde ſie nicht ſogleich tragen; er müſſe erſt noch durch gewiſſe Formalitäten, auch müſſe ſie noch einige Proben ſeiner Treue ſehen. Jedoch um ihn von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu verſichern, gab ſie ihm ihre Hand durch das Gitter, die er mit dem größten Entzücken küßte. Hierauf machte ſie ihm ein Geſchenk mit einem Bande, mit zwey Herzen von ihren Haaren durchwirkt, und mit einem Kranze von Granatäpfeln, die beynahe reif waren. Ein frohes Zeichen, welches ihm zu verſtehen gab, daß die Zeit des abpflückens nahe ſey.

So waren alle drey in ihrem Irrthume glücklich. Bey allen öffentlichen Gelegenheiten trugen beyde Brüder die Zeichen ihrer Neigung, und wünſchten einander Glück dazu; da aber das Geheimniß Reize *) für ſie hatte, ſo verheelten ſie einander ſorgfältig jeden Umſtand, wodurch es hätte können aufgeklärt werden. Der große Feſttag war nicht weit mehr entfernt, als auch

*) Die Scene iſt in Afrika. A. d. V.

auch der jüngſte Bruder glaubte, daß es nun Zeit ſey, ſeiner Geliebten das dritte Zeichen ſeiner Liebe anbieten zu dürfen. Er ſagte ihr, er hoffe, ſie werde die völlig aufgeblühte Blume als einen Beweis ihrer Einwilligung nunmehr tragen; zugleich gab er ihr eine künſtliche Nelke, die mit kleinen Flammen und Herzen durchflochten war. Sie weigerte ſich nicht dies neue Geſchenk, welches ſie dem Feuer ſeiner Leidenſchaft zuſchrieb, anzunehmen. Sie ſtellte die Nelke an ihren Buſen, und konnte ihre Freude dabey nicht verbergen; ihr Liebhaber ward hierüber ſo entzückt, daß er beſchloß, bey ihren Eltern um ſie anzuhalten.

Sein älterer Bruder, der die aufgeblühte Blume gegeben hatte, glaubte auch daß ſeiner Glückſeligkeit nichts weiter fehlte, als die Einwilligung ihrer Verwandten. Der Zufall führte ſie beyde an dem nehmlichen Tage zu den Eltern ihrer Geliebten. Aber wie groß war ihre Verwundrung, als ſie einander antrafen! Sobald der Vater zu ihnen kam, hielt ein jeder um ſeine Tochter an; er verſicherte ihnen, er habe nur ein Kind, von deren Tugend er überzeugt ſey, daß ſie nie, gegen die Geſetze des Landes, zwey Liebhaber zugleich begünſtigen werde. Jedoch ſchloß er aus der vollkommnen Aehnlichkeit der beyden Brüder, daß hier ein Irrthum vorgegangen ſey, und ſchickte um ihn aufzuklären nach ſeiner Tochter. Sie erſchien, mit den vier Blumen, die ſie empfangen hatte, geſchmückt,

in der gewiſſen Meynung daß die beyden aufgeblühten von Einer Hand wären.

Venus ſelbſt, von den Grazien begleitet, konnte nicht ſchöner ſeyn, als Berilla — ſo hieß das Mädchen. Ihre Geſtalt war edel und majeſtätiſch; ihre Geſichtsfarbe beſchämte die Roſen. Kaum ward ſie ihre beyden Liebhaber, ihre große Aehnlichkeit, und die Zeichen ihrer Neigung die beyde trugen gewahr, ſo rief ſie aus: „ich bin hintergangen! Mächtige Sonne Du kennſt meine Unſchuld!“ — Mehr konnte ſie nicht ſagen, ſondern fiel ohnmächtig hin. Ihr ſchönes Geſicht war mit dem Schleyer des Todes bedeckt. Der Vater, vor Schmerz auſſer ſich, hielt ſie in ſeinen Armen, und drückte ſie an ſein Herz. Lebe, meine einzige Tochter, oder ich ſterbe mit Dir; ich weiß, Du biſt unſchuldig. — Man rief ihre Mutter und Bediente, die ſie mit vieler Mühe wieder zu ſich ſelbſt brachten.

Sie ſchlug ihre Augen auf, holte einen tiefen Seufzer, ſchloß ſie wieder zu und ſagte: „unglückliche „Berilla, Du biſt entehrt! Du warſt der Troſt Deiner Eltern, die Dich herzlich liebten, und zur Belohnung ihrer Zärtlichkeit, wirſt du der Gegenſtand „ihres Kummers.“ Bey dieſen Worten weinte ſie heftig. Ihr Vater, den die Betrübnis ſelbſt niederdrückte, ſuchte ſie dennoch durch Liebkoſungen, und durch die Verſicherung daß er von ihrer Unſchuld überzeugt ſey, zu beruhigen. „Vater! rief ſie, bin ich noch Deiner

„wür-

„würdig?“ — „Daß du es bist, sprach er, zeigt „dein Kummer, der zugleich deine Rechtfertigung ist. „Beruhige dich, setzte er mit seufzen hinzu, — ich „kenne deine Unschuld.“ Die beyden Brüder standen bey dieser traurigen Scene sprachlos; sie warfen einander wechselsweise, mißtrauische, zornige, und wieder mitleidige Blicke zu.

Unterdessen erholte sich das liebenswürdige Mädchen völlig, und konnte nur einige Fragen, die ihr vorgelegt wurden, beantworten. Sie erklärte, daß der erste, der sie zum Altar geführt, ihr gefallen habe; daß sie kurz darauf, wie sie geglaubt, von ihm das erste Zeichen seiner Neigung empfangen, und zuletzt eingewilliget die Seinige zu werden, dadurch daß sie die aufgeblühete Blume getragen: allein sie wisse nicht welcher von beyden Brüdern, sie ihr gegeben habe. Sie fügte hinzu, sie sey bereit sich dem Urtheile der Aeltesten zu unterwerfen, und jede Strafe, die man ihr auflegen werde, zu ertragen.

Da die Einrichtungen in Ehesachen unter die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs gehörten, und wegen eines so besondern Falles kein Gesetz vorhanden war, so ward es der Entscheidung des Pophars oder Regenten dieses Landes überlassen. Die Sache ward in seiner und der Aeltesten Gegenwart vorgetragen. Die Aehnlichkeit der beyden Brüder war würklich so groß, daß man sie kaum unterscheiden konnte. Der

Regent

Regent frug, wer von beyden ſie an den Altar geführt hätte? Der älteſte antwortete, er ſey es. Berilla geſtand, daß er ihr im Anfange zwar gefallen; allein der Eindruck, den er auf ſie gemacht, ſey nur leicht geweſen. Es wurde darauf gefragt, wer den erſten Strauß gegeben? und es fand ſich, daß es der jüngſte war. Berilla ſagte, ſie habe dieſen verlohren; allein kurz darauf hätte ihr Liebhaber ihr ſelbigen zurück gegeben, ob er ihr gleich in dieſem Augenblicke weniger liebenswürdig als vorher geſchienen, wiewohl ſie immer geglaubt, es ſey der nemliche. Der Punkt welcher die Richter am meiſten verwirrte war, daß das Mädchen die aufgeblühte Blume von beyden Liebhabern erhalten hatte. Sie ſahen einander an, und wagten es nicht einen Ausſpruch zu thun. Der Polyhar fragte das junge Frauenzimmer, ob ſie, indem ſie ihre Einwilligung gegeben, nicht geglaubt habe, ſie gebe ſie demjenigen, der ſie an den Altar geführt? Sie geſtand dies zwar zu, allein ſie ſagte auch, daß ihre größte Neigung auf den gefallen ſey, von welchem ſie die erſte Blume empfangen. Beyde Brüder wurden ihr hierauf vorgeſtellt, und ſie gefragt, welchen von beyden ſie wählen würde, wenn man ihr die Wahl ließe? Sie ward roth, und nach einer kleinen Verlegenheit ſprach ſie: „Der Jüngſte ſchien mir die größte „Neigung für mich zu haben;“ zugleich warf ſie ihm einen Blick zu, der ihre ganze Seele verrieth.

Jedermann erwartete nun mit Ungeduld den Ausſpruch des Regenten, und verſuchte es, in ſeinen Augen das Urtheil zu leſen: beſonders ſchien es, als ob die beyden Liebhaber den Spruch über Leben und Tod erwarteten. Endlich ſprach der Regent mit einem finſtern und ernſten Blicke zu Berilla: „Dein Unglück „oder vielmehr Deine Unvorſichtigkeit hindert Dich auf „ewig einen von den Brüdern zu bekommen. Du haſt „beyden ein unſtreitiges Recht über Dich gegeben. Nur

„eins

„eins ist noch für Dich übrig, und das ist, wenn einer „von ihnen seine Anspruche zurück nehmen will. Nun, „Söhne, sprach er, was sagt ihr dazu? Wer von euch „beyden will seine Zufriedenheit der Glückseeligkeit sei„nes Bruders aufopfern?“ Sie antworteten beyde, sie wollten eher ihrem Leben entsagen. Der Regent wendete sich wieder zu dem Mädchen, das beynahe in die Erde sank, und sagte: „Dein Fall dauert mich, allein „da beyde nicht nachgeben wollen, so muß ich Dich „zum ehelosen Stande verdammen, bis einer von „Deinen beyden Liebhabern seine Meynung ändert, „oder stirbt.“

Dies Loos war grausam, denn in Mezzoranien war der ehelose Stand, eine Schande. Die Versammlung wollte sich eben auseinander begeben, als sich der jüngere Bruder vor die Richter auf die Knie warf: „Wartet einen Augenblick, rief er, ich will lieber mein „Recht aufopfern, als Berilla so hart behandelt sehen; „nimm Sie, Bruder, und lebe lange glücklich mit ihr! „Und Du, Theure, verzeih den Verdruß den meine „unschuldige Liebe Dir verursacht hat, dies ist meine „einzige Bitte an Dich.“ Die Versammlung stand auf, und der großmüthige Liebhaber wollte sich eben hinweg begeben, als ihn der Regent aufhielt. „Sohn, „warte ein wenig, sprach er, Dein Edelmuth verdient „belohnt zu werden. Das Mädchen ist Dein, denn „durch dies Opfer hast Du Sie verdient. Gieb Ihr „die Hand, und lebe glücklich mit Ihr!„

Sie wurden kurz darauf verheyrathet; und der Regent erwarb sich durch diesen Ausspruch großen Ruhm.

W—rf.

Inhalt
des erſten Vierteljahres.

Januar.

I. Briefe über die Kantiſche Philoſophie. S. 3
II. Geſchichte Friedrichs des Großen. Dritter Zeitraum. Vom Breslauer bis zum Dresdner Friedensſchluß 1732—1745. „ 24
III. Gedichte. „ „ „ „ 55
IV. Fortſetzung der Briefe des Herrn Abbate Fortis an den Herrn Grafen Thomas von Paſſegli. „ „ „ „ 67
V. Gedanken über Hrn. D. Bickers Schreiben Lavaters Magnetismus betreffend. „ 82

Februar.

I. Geſchichte Friedrichs des Großen. Fortgeſetzt. S. 97
II. Briefe über die Kantiſche Philoſophie. „ 117
III. Leopoldine, ein Gegenſtück zum Moriz. 142
IV. Beſchluß der Gedanken über Hrn. D. Bickers Schreiben an Herrn Hofrath Baldinger. „ 172
V. Zuruf eines Mannes in der Wüſte an teutſche Freymäurer. „ „ „ „ 186
VI. Etwas zur Rechtfertigung der bisherigen teutſchen Rechtſchreibung. von B. F. Splittegarb. 189

März.

I. Geſchichte Friedrichs des Großen. Fortſ. S. 201
II. An Herrn Sr., Verfaſſer des Schreibens über das Recht des Stärkern. „ 239
III. Der entwafnete Amor. „ „ 260
IV. Die neuern Amazonen. „ „ 263
V. Urſprung der Fabel vom Lande Dorado. 270
VI. Fortſetzung des Etwas über die natürlichen Rechte des Menſchen ꝛc. „ „ 279
VII. Die Zwillingsbrüder aus Mezzoranien. Ein Mezzoraniſches Mährchen. „ „ 285

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1787.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

April 1787.

I.

Hekabe,
Ein Trauerſpiel des Euripides, *)
von
J. v. Alxinger.

An Sr. Excellenz den Freyherrn von Swieten.

O Swieten, deſſen Nam' ein Lobſpruch iſt,
Und der den allerunbedeutendſten
Der Namen bald zum Lobſpruch machen würde!
Schon lange liebt und ehret Dich mein Herz,
Kennt Deine Größe, fühlet Deinen Werth.
Nicht nur den Werth des Staatsmanns, den die erſte
Der Herrſcherinnen an der Herrſcher erſten

*) Ich habe nach der Leipziger Ausgabe überſetzt, wovon ich dem dritten Theile voll Verlangen und guter Erwartung entgegenſehe, nachher aber auch einige andere Ausgaben, beſonders die ſo ſehr gerühmte Musgraviſche, zur Hand genommen. Ich muß geſtehen, daß ich in dieſer nicht ſo viel Troſt, als ich hofte, wohl aber ein Paar grobe Unrichtigkeiten gefunden habe, die ich in den Anmerkungen zu rügen mich nicht entbrechen konnte.

Pedro.

Auf meine Ehre, ich rede wie ich denke.

Claudio.

Ich auch, gnädigſter Herr.

Benedict.

Und ich.

Claudio.

Daß ich ſie liebe, das fühl ich.

Pedro.

Daß ſie liebenswürdig iſt, das weiß ich.

Benedict.

Und daß ich weder fühle, wie man ſie ſollte lieben kön, nen, noch weiß wie ſie es ſollte würdig ſeyn; iſt eine Meynung, welche Feuer nicht aus mir herabſchmelzen kan; ich will am Pfahl dafur ſterben.

Pedro.

Du warſt jederzeit ein verſtokter Kezer in Verachtung der Schönheit.

Claudio.

Und er konnte ſeine Rolle nie anders behaupten, als indem er ſeinem Willen gegen ſeine eigne Ueberzeugung Gewalt anthat.

Geſandt hat, dort ihr Stolz, ihr Bild zu ſeyn:
Nicht nur den Werth des Wiſſenſchaftenpflegers
Der überall mit ſeinen Augen ſieht,
Mit ſeinen Ohren höret und die kleinſte
Von ſeinen Pflichten, wie die größte, thut:
Auch jenen beſſern Werth des Menſchenfreunds,
Aus deſſen Kiſten in die hagre Hand
Schuldloſen Armuths ein Pactolus fließt,
Der vielen Waiſen Nahrung für den Geiſt
Und für den Körper reicht. Zwar dieſe Thaten
Sind unbekannt; der edle Thäter wirft
Den Mantel des Geheimniſſes um ſie:
Allein die Muſe tritt zu ihnen hin,
Entreiſſet ihnen dieſen Mantel, hüllt
Sie in ein Feyerkleid, das ihre Hand
Aus Strahlen der Unſterblichkeit gewebt,
Und führt ſie, ſo geſchmückt, dem Enkel zu.

Auch dieſes, edler Swieten, iſt dein Werk,
Daß man den Gaumen unſrer Jünglinge
In reicherm Maaß, als hiebevor geſchah,
Die honigſüßen Früchte ſchmecken läßt,
Die Helle's Boden trug, ein Boden, wie
Es keinen gab und keinen geben wird. —
Auf deine Liebe zu den weiſen Alten,
Auf dieſe gründet meine Hofnung ſich,
Du werdeſt auch der deutſchen Hekabe
Dein Auge gönnen. Freylich iſt ſie nur
Ein Holzſtich jenes göttlichen Gemähldes,
An dem der Vorwelt heiſſe Thräne klebt,
Und auch der Nachwelt Thräne, wenn Geſchmack
Und Menſchlichkeit nicht ausſtirbt, kleben wird.

Alxinger.

Per-

Perſonen.

Der Schatten des Polydoros.
Hekabe.
Chor der gefangenen Trojanerinnen.
Polyxene.
Odyſſeus.
Talthybios.
Eine Magd Hekabens.
Agamemnon.
Polymeſtor.

Erſte Handlung.

Der Schatten des Polydoros.

Ich Polydoros, Sohn des Priamos
Und Hekabens, erſcheine hier
Nun ich dem Thor der Finſterniß enteilt,
Und dem verborgnem Schattenreich, wo Hades
Von andern Göttern fern ſein Haus gegründet.
Als die Gefahr, zu fallen unterm Speer
Der Griechen, Trojen näher kam, da ſandte
Mein banger Vater mich aus ſeinem Lande
Zum Hauſe ſeines Gaſtfreunds Polymeſtor.
Der baut das ſegenreichſte Land von Thrakens
Halbinſel, und beherrſchet mit dem Speer
Ein Roſſenährend Volk. Auch gab mein Vater
Viel Golds mir heimlich mit, daß, ſtürzten auch
Die Mauern Ilions, doch ſeine Söhne
Die noch am Leben ſind, kein Mangel drücke.
Mich als den jüngſten konnt' er leicht entrathen,
Da ich nicht Waffen tragen, nicht den Speer
In ſchwacher Knabenrechte bäumen konnte.

So lang' als aufrecht Iliens Gemäuer,
Die Thürme, nicht verſehrt von Feuer, ſtanden,
Mein Bruder Hektor mit der Lanze ſiegte,
Verpflegte mich der Thraker wohl; ich wuchs
Gleich einem ſtets begoßnen Baum empor.
Doch kaum war Hektor und mit Hektorn Troia
Dahin, und meines Vaters Heerd geſtürzt,
Er ſelbſt, vom blutbetrieften Sohn Achills
Erwürget, am Altar gefallen,
Da tödtet mich, mich Unglückskind, der Gaſtfreund
Und wirft mich in die See, daß er des Goldes
In ſeinem Hauſe ſich bemächtigte.
Nun lieg ich an dem Ufer, unbeweint
Und unbegraben, von der Fluth des Meers
In manchem weiten Kreis herumgetrieben.
Doch meiner Mutter wegen fährt mein Geiſt
Empor, verläßt den Leichnam und beſchwebt
Drey Tage ſchon der Oberwelt Gebieth,
Seit nehmlich meine jammervolle Mutter,
Von Trojens Ufern ſegelnd, hier verweilt.
Denn in dem Hafen liegt der Griechen Flotte,
Sie ſelber ſitzen am Geſtade müßig,
Weil über ſeinem Grabe Peleus Sohn
Erſchienen, und ihr ganzes Heer, deß Ruder
Der Heimath zugeſteuert, ſäumen macht.
Er fodert zum Geſchenk und als ein Opfer,
Deß Blut ſein Grab benetze, meine Schweſter
Polyxene; (1) die wird er auch erhalten.
Die Griechen, ſeine Freunde, laſſen ihn
Nicht unbeſchenkt; heut ſtirbt Polyxene
Verurtheilt von dem Schickſal, heut erblickt
Die Mutter zweyer Kinder Leichen, jene
Der unglückſeligen Jungfrau und die meine.

Ich, der Beſtattung Ehre zu erlangen,
Werd' am beſpülten Ufer einer Maad
Erſcheinen, weil ich von den untern Mächten
Erhalten, daß mein Körper in die Hände
Der Mutter fall' und grablos nicht verweſe
Mir alſo wird das, was ich wünſche, werden.
Doch fort! ich will der greiſen Hekabe
Hier aus dem Wege gehn; ſie naht dem Zelt
Des Agamemnon, durch mein Schattenbild
Geängſtiget. O Mutter, die gerüſten
Aus hoher Burg den Tag der Knechtſchaft ſah,
So elend itzt, als glücklich hiebevor,
Ein Gott hat für dein vorig Wohlergehn
Mit gleichem Maaß dir Elend zugemeſſen!

Hekabe. Chor der Trojanerinnen.

Hekabe. Ihr Mäade, führet führt aus dem Hauſe mich,
Mich greiſes Weib, einſt eure Beherrſcherin,
Nun eurer Knechtſchaft Mitgemeſſin,
Richtet mich auf und ergreift und bebet
Den matten Körper, faſſet die alte Hand,
Ich aber will auf einem gekrümmten Stab (a.)
Die Rechte lehnen, will die langſam
Wankenden Schritte zu fördern ſuchen.
O Blitz des Zeus, o finſtre Nacht! was will
So manches Schrecken, manches Phantom, das mich
Vom Schlaf emporſträubt, Erde, hehre
Mutter der Träume mit ſchwarzen Flügeln?
Ich ſuche zu verbannen das Nachtgeſicht
Das ich von dir, o theure Polyxene,
Von dir mein Sohn, der nun gerettet
Thraken bewohnt, im Traum erblickte;

Ach! ich erblickt' es deutlich, nicht zweifelhaft
Das ſchreckliche Gerücht: o erhaltet mir
Den Anker meines Hauſes, meinen
Einzigen Sohn, ihr der Hölle Götter!

Zwar ſchützet ihn im ſchneeigen Thrazien
Die Obhut unſers Gaſtfreunds; doch neue Qual
Bedräuet mich, uns Jammervollen
Kommt nun bald wieder ein Jammerbothe.

Noch niemals fühlt' ich Schrecken und Bangigkeit
So unabläßig; O! wenn erblick' ich doch
Des Helenos und der Kaſſandra
Göttliche Seele, daß ſie die Träume

Mir deuten! Denn ich ſah wie mit blutger Klau
Der Wolf ein Kurſchkalb tödtete, das er erſt
Erbärmlich mir aus meinem Schooße
Wegriß; das ſah ich, und meine Schrecken

Vermehrt Achillens Geiſt, der ob ſeiner Gruft
Erſchienen iſt und eine Trojanerin
Zum Opfer heiſchet. Wendet Götter
Dieſes von meiner, O! meiner Tochter!

Chor.

Schnell lauf ich, Hekabe, zu dir
Vom Zelt des Herrn, dem ich durchs Loos
Als Sklavin zufiel, mit dem Speer
Der Danaer erbeutet und
Getrieben aus der Vaterſtadt.
Verringern werd ich nicht dein Leid,
Schwer ſchwer iſt meiner Bothſchaft Laſt,
Ein Schmerzenbereid bin ich dir.
Denn der geſammten Griechen Rath

Las, ſo verlautet's, las dein Kind
Zum Opfer dem Peliden auf.
In goldnen Waffen, wie du weißt,
Erſchien er über ſeinem Grab;
Er hielt die Schiff auf, die durchs Meer
Zu wallen an den Seilen ſaßen
Die Scael feſt gemacht, und ſchrie:
„Wohin, ihr Griechen, ſchifft ihr fort
„Und laſſet undeſchenkt mein Grab?“
Laut, wie des Meeres Woge rauſcht,
Erhob ſich nun ein Streit im Heer;
Es theilte ſich in zwey Parthey'n:
Die eine ſprach dem Geiſt Achills
Das Opfer zu, die andre nicht;
Auf eure Rettung war bedacht
Der Sohn des Atreus als Gemahl
Der Seherin Kaſſandra: doch
Die Heldenzwietracht von Athen,
Des Theſeus Söhne, redeten
Dawider und dafür; zuletzt
Vereinigt, gaben ſie den Rath:
Mit innerm Opferblut das Grab
Des Helds zu ſchmücken. Wollte man,
So ſagten ſie, Kaſſandrens Bett
Mehr ehren, als Achilles Speer?
Der Streit ward heftig, beyderſeits
Der Eifer gleich: doch ihn bekehrt
Ulyſſens, der gefällige
Ränkevolle ſüße Sprecher, ſich
Zum Volk und überredet es,
„Man dürfe nicht den Tapferſten
„Der Griechen um ein Sklavenblut
„Jehlbitten laſſen, daß im Haus

„Perſephonens ein Tochter nicht
„So ſchmähete: die Danaer
„Verließen Ilions Gebieth,
„Undankbar gegen Danaer,
„Die für ihr Wohl gefallen ſind.“
Nicht lange, ſo erſcheint er ſelbſt,
Zieht ſie von deinem Buſen weg, (4.)
Reißt ſie aus deinem alten Arm.
In Tempel, zu Altären fleuch,
Umfaſſe des Atriden Knie,
Fleh zu den Göttern im Olymp,
Fleh zu den unterirdiſchen!
Erhalten dir Gebete nicht
Die arme Tochter, ach! ſo mußt
Du ſehn, daß auf das Grab Achills
Die Jungfrau hinſinkt, daß ihr Blut
Schwarzglänzend aus dem Halſe ſtürzt, (5.)
Und ihrer Locken Gold befleckt. (6.)

Hekabe. Weh mir Armen! welcher Klagruf
Soll von meinen Lippen tönen?
Elend macht ein elend Alter,
Elend macht mich dieſe Knechtſchaft!
Ach! ſie iſt nicht zu ertragen
Nicht zu dulden! wer beſchützt mich?
Welche Städte, welche Völker?
Mein Gemahl iſt hin, dahin ſind
Meine Kinder! — Soll ich hieher,
Soll ich dorthin? wo verweil ich?
Welcher Dämon wird mein Helfer?
Unheil, o ihr Trojerinnen,
Unheil habt ihr mir verkündet,
Mich zu Grund, zu Grund gerichtet.

Freudenleer iſt dieſes Leben
Mir geworden — führe Du mich
Unglücksfuß zu jener Halle
Führe Du die Greiſe. — Tochter
Einer unglückſelgen Mutter,
Komm komm aus dem Hauſe, höre
Deiner Mutter Stimm', erfahre
Welche welche Schreckenpeſt mich
Für Dein Leben zittern machet!

Polyxene. O Mutter, Mutter warum rufſt Du?
Was giebſt Du mir für neue Kunde,
Und machſt daß ich mit Vogelſchnelle
Das Haus verließ nicht ohne Schrecken
Und hieher flog?

Hekabe. O weh mir Tochter!

Polyxene. Wozu der ahndungsvolle Zuruf?
Ein fürchterlicher Eingang!

Hekabe. Wehe!
Weh deinem Leben!

Polyx. Rede, birg es
Mir länger nicht; ich bebe, Mutter,
Ich bebe, warum ſtöhnſt Du? rede!

Hekabe. O Kind! Kind einer armen Mutter!

Polyx. Was, was bedeuten dieſe Reden?

Hekabe. Der Sohn des Peleiden dringet
Auf einen Rathſchluß, der auf ſeines
Erzeugers Grab Dich ſchlachten heiſſe.

Polyx. O welch ein übergroßes Uebel
Verkündeſt Du! erklär' erkläre
Mir alles!

Hekabe.

Hekabe. Nun ich will, ſo ſchrecklich
Es auch zu ſagen iſt, dir's ſagen.
Vernimm mir der Griechen Ausſpruch;
Sie haben deinen Tod beſchloſſen.

Polyx. O arme Mutter, alles, was ſchrecklich iſt,
Erraaſt Du! welches neue Verderben hat
Ein Dämon dir bereitet? kläglich
Iſt es, mit Worten nicht auszuſprechen!

Hin iſt ſie deine Tochter! ſie wird mit Dir
Im kummervollen Alter, ſelbſt kummervoll,
Nicht dienen. Gleich dem Kind der Löwinn,
Gleich der auf Bergen genährten Färſe,

Wird ſie aus Deinen Armen geriſſen, und
Mit abgeſchnittner Gurgel zur Unterwelt,
Hinab zu Hades finſtrer Wohnung
Wandern und elend bey Todten liegen.

O arme Mutter! Dich nur beklag' ich mit
Der Wehmuth Laut und Thräne beklag' ich Dich,
Nicht meine Schmach, mein traurig Ende;
Beſſer geſtorben, als ſo gelebet!

Zweyte Handlung.

Odyſſeus, Hekabe, Polyxena, der Chor.

Der Chor.

Sieh Hekabe! mit ſchnellem Fuße naht
Odyſſeus, neue Kunde Dir zu bringen.

Odyſſeus. Mich dünkt du weißt des Heeres Willen ſchon,
Weißt, welche Meinung ſiegte; man beſchloß

Auf

Auf des Achilles hohem Grab dein Kind
Polixenen zu ſchlachten; mir befahl man
Die Jungfrau zu geleiten; doch als Prieſter
Steht des Achilles Sohn dem Opfer vor.
Was willſt Du nun? doch wohl nicht mit Gewalt
Sie mir entreiſſen und ins Handgemenge
Mit mir gerathen? Denk, daß Uebermacht
Mein Loos ſey, Dein Loos Unglück; auch im Unglück
Des Beſten ſich beſinnen, das iſt Weisheit.

Hekabe. Ach! ach! es ſcheint mir ſteht ein Kampf bevor,
Ein Kampf voll Seufzer, nicht der Thränen leer.
Und ich ſtarb nicht da, wo ich ſterben ſollte:
Zeus hat mich nicht getödtet, nein, erhalten
Daß ich von einem Uebel in ein größers
Mich ſtets geſtürzet ſähe, ich Elende!
Doch darf ich (wenn es Sclaven ja vergönnt iſt
Von Freyen Dinge, die nicht bitter, nicht
Herznagend ſind, zu forſchen) Dich befragen
Und deiner Antwort harren?

Odyſſeus. Frage nur:
Zeit kann ich Dir wohl gönnen.

Hekabe. Weißt Du noch
Wie Du nach Ilion, als Späher, kamſt?
Das Kleid zerriſſen, das Geſicht verſtellt,
Den Bart voll Thränen, die die Furcht des Todes
Dem Aug' entpreßt. (7.)

Odyſſeus. Wohl weiß ichs; ſolch ein Unfall
Berührt nicht bloß des Herzens Oberfläche.

Hekabe. Die Tyndarid' erkannte Dich, entdeckt' es
Mir, mir allein.

Benedict.

Daß ein Weib mich empfangen hat, dafür dank' ich ihr; daß ſie mich aufgezogen hat, auch dafür ſag ich ihr demüthigſten Dank; aber daß ich meine Stirne zu einem Signal mache, um die Hunde auf die Spur zu bringen, oder daß ich mein Horn an einen unſichtbaren Riemen hängen ſoll, da wird mich das geſammte Frauenzimmer für entſchuldiget halten; weil ich ihnen das Unrecht nicht thun möchte, irgend eine im Verdacht zu haben, ſo will ich mir ſelbſt das Recht wiederfahren laſſen, keiner zu trauen; und das Ende vom Lied iſt, daß ich ein Junggeſelle bleiben will.

Pedro.

Ich will es noch erleben, daß du vor Liebe ſo blaß ausſehen wirſt, wie ein Mädchen von dreyzehn Jahren.

Benedict.

Vor Zorn, vor Krankheit oder vor Hunger, aber nicht vor Liebe, Gnädigſter Herr; wenn ich iemals aus Liebe mehr Blut verliehre, als ich durch eine Flaſche Wein wieder bekommen kan, ſo krazt mir die Augen mit eines Balladen-Machers Feder aus, und hängt mich ſtatt des Schilds über die Thür eines Bordels für den blinden Cupido auf.

Pedro.

Gut, wenn du iemals von dieſem Glauben abfällſt, ſo wirſt du ein merkwürdiges Beyſpiel gegen die Weiberhäſſer abgeben.

Benedict.

Odyſſeus. Ja! die Gefahr war groß.
Hekabe. Du, tief gebeugt, umfaßteſt meine Knie.
Odyſſeus. Daß mir die Hand an deinem Kleid erſtarb. (8)
Hekabe. Gerettet hab' ich Dich, Dir fortgeholfen.
Odyſſeus. So daß ich noch dieß Tageslicht erblicke.
Hekabe. Was ſagteſt Du da, ganz in meiner Macht?
Odyſſeus. Was ich erſinnen konnte, nur um nicht
Zu ſterben.

Hekabe. Nun, beweiſt nicht Dein Beginnen
Du ſonſt ein böſer Mann? Ich that Dir wohl
Du ſelbſt geſtehſt es, aber thuſt entgegen
Mir Gutes nicht, nein — Böſes, was Du kannſt.
Ihr die ihr ſprecht zum Volk, und euch um Ehre
Beeifert, undankbar Geſchlecht! o hätt' ich
Euch nie gekannt! Ihr achtet Freunde nicht,
Ihr ſchadet ihnen, um der Menge Gunſt
Euch zu erſprechen. Doch, durch welches Klügeln (9)
Verführt, beſchloß man meiner Tochter Tod?
Zwingt euch das Schickſal Menſchen auf dem Grab
Zu ſchlachten, wo vielmehr der Rinder Blut
Vergoſſen werden ſoll? — Will der Pelide
Die todt, die ihn getödtet? O mein Kind
That ihm nichts Böſes! Helenen, die muß er
Auf ſeinem Grab zum Opfer heiſchen! Die
Zog ihn nach Troja, riß ihn ins Verderben.
Will man von den Gefangnen jene wählen,
Die Schönheit über andre hebt? auch dieß
Kommt uns nicht zu: die Tyndaride läßt
An Wohlgeſtalt ja alle hinter ſich,
Und unrecht ward ſie, wie wir, erfunden.
Mit dieſen Gründen ſtritt die Billigkeit;
Nun hör' erſt das, was ich als eine Schuld

Von dir zurücke fodre! Du geſtehſt
Daß flehentlich du dieſe Wang' und Hand
Berührteſt: ich berühre nun die Deine;
Ich flehe Dir. Erwiedre meine Wohlthat!
Reiß nicht mein Kind aus meinen Armen! Tödtet
Sie nicht Ihr habt der Todten ja genug.
An ihr labt ſich mein Herz, vergißt des Unglücks,
Sie iſt mir Troſt für alles Vaterland
Wegweiſerinn, Ernährerinn und Stütze. —
O! wer befiehlt, muß Böſes nicht befehlen,
Wer glücklich iſt, nicht wähnen, daß er ſtets
Es ſeyn werd'! Ich wars auch, und bins nicht mehr.
Ein Tag entriß mir alles Wohlergehn.
O theurer Mann, deß Knie ich faſſe, hör',
Erbarme dich! Geh zu der Griechen Heer,
Sprich, daß es euren Ruf beflecke, Weiber,
Die ihr nicht gleich getödtet, itzt erſt weg
Von dem Altar zu reiſſen, und zu tödten;
Erbarmt euch! Das Geſetz heißt euch nicht minder
Das Blut der Sklaven als der Freyen ſchonen.
Sprich, wenn auch kunſtlos! Deine Würde ſchon
Wird überzeugen, denn dieſelbe Rede,
Wenn ſie vom Mund des unberühmten Mannes
Und des berühmten kommt, wirkt nicht das ſelbe.

Chor. Nein, nein! ſo hart iſt keines Menſchen Herz,
Daß es bey Deinen Seufzern, Deinem Weinen,
Und bangen Klagen trocknen Auges bliebe.

Odyſſeus. Laß, Hekabe, Dich doch beſcheiden, bring
Durch Eifer den nicht auf, der redlich ſpricht.
Dich, der ich Rettung danke, Dich zu ſchützen
Bin ich bereit; ich bleib' auf dieſer Rede.

Doch

Hek. O Tochter, all mein Flehn dich nicht zu ſchlachten
War in den Wind geflehet; vermagſt du mehr
Als deine Mutter, o ſo laß in Eile
Es deine That, als einer Nachtigall,
Erſcheinen daß man Deines Lebens ſchone!
Umfaſſe klagend dieſes Mannes Knie,
Bereds ihn [denn an Gründen fehlts Dir nicht,
Er ſelbſt iſt Vater] dein ſich zu erbarmen.

Polyxene. Ich ſeh, Odyſſeus, du verbirgſt im Kleide
Die rechte Hand, verwendeſt das Geſicht,
Daß ichd ein Knn nicht faſſe: forae nichts.
(12) Ich ſeh dir nicht, bey Zeus, ich ſolge dir
Nicht nur aus Zwang, auch weil ich ſterben will;
Wollt' ich es nicht, ſo hieß' ich eine feige
Die ſchnöd' ihr Leben liebt; wozu auch ſollt' es
Mir ferner noch? Mein Vater war der König
Von allen Phrygern, ſo begann mein Daſeyn.
Ich wuchs mit ſchönen Hoffnungen empor,
Viel königliche Freyer ſtritten ſich,
Wer mich als Braut nach Hauſe führen ſollte.
Ich war beglückt, von den Idäerinnen
Als Frau geehret, und, die Sterblichkeit
Nur abgerechnet, einer Göttinn gleich.
Nun bin ich eine Sklavinn; ſchon der Name,
Der mir ſo fremd iſt, macht den Tod mir werth.
Wie wenn mein Herr [und dieſes wird, wer immer
Mit Silber mich erkauft] wenn er ein Mann
Von hartem Herzen wäre? mich, des Hektor
Und vieler (13) Helden Schweſter, zwänge Brod
In ſeinem Haus zu baken, die Gemächer
Zu reinigen, am Webeſtuhl zu ſitzen,

Und täglich meine Tage zu verleben?
Wie, wenn ein irgendwo gekaufter Knecht
Mein Bett beflecke, das man hiebevor
Nicht unwerth eines Königs achtete?
Nein, lieber schliefe ich, nun ich noch frey bin,
Mein Auge, weih mein Körper sich dem Hades!
Drum führe, führe mich zum Tod, Odyſſeus!
Denn keine Hoffnung seh ich, keinen Grund
In Griechenland je Glück mir zu erwarten.
Du hindere mit Wort und That uns nicht,
O Mutter! billige, daß ich den Tod
Unwürdiger Behandlung vorgezogen.
Wer Böses zu verkosten nicht gewohnt hat,
Erträgt es zwar und beugt den Hals ins Joch:
Doch schmerzt es ihn, und todt wär er beglückter;
Denn schmählich leben ist kein kleines Uebel.

Chor. Wie zeichnet doch, wer edler Abkunft ist,
Sich merklich unter andern aus! wie wächst
Bey Würdigen der hohen Abkunft Glanz!

Hek. Kind, edel sprichst Du zwar, doch mischt sich Schwert
In diesen Edelmuth. Soll Peleus Sohn
Befriedigt werden; ihr dem Vorwurf frey:
So tödtet die nicht! Mich, Odyſſeus, führt
Zu seinem Scheiterhaufen, mich durchbohrt,
Mich! Keine Schonung! ich gebahr ja Paris
Durch dessen Pfeil der Sohn der Thetis fiel.

Odyſſeus. Nicht Dich, o Greise, foderte der Geist
Achilleus, sondern die!

Hekabe. O immer tödtet
Zugleich mich mit der Tochter, tränkt die Erde

Und

Und euren Todten, der es heiſchet, zweyfach
Mit Blute.

Odyſſeus. Nein! der Tochter Tod genügt;
Fern ſey von uns zu häufen Tod' auf Tode;
O daß wir dieſen nicht verhängen müßten!

Hekabe. Du mußt mit ihr mich ſterben laſſen, mußt!

Odyſ. Muß? wußt' ich doch nicht, daß ich Herren habe.

Hekabe. Wie Epheu an der Eiche, will ich hangen
An ihr.

Odyſſeus. Nicht doch, dafern Du Klüger hörſt.

Hekabe. Mit meinem Willen ſoll ſie nicht von hier.

Odyſſeus. Nicht ohne ſie werd' ich von hinnen gehn.

Polyxene. O Mutter, höre mich; und Du, Odyſſeus,
Gieb der mit Recht erzürnten Mutter nach.
Du Unglückſelge widerſtrebe nicht
Den Steuern, oder willſt du auf den Boden (14)
Mit wunder Haut dahin geſtreckt, entſtellt,
Von jugendlichen Händen weg von mir
Gerißen werden? nein, das ſollſt Du nicht!
Unwürdig wär' es. Nun, geliebte Mutter,
Gieb mir die theure Hand und füge Wang'
An Wange; denn der Sonnenſcheibe Glanz
Seh ich nur itzo noch und dann nicht mehr.
Drum nimm mein letztes Lebewohl, o Du,
Die mich gebahr; ich geh zur Unterwelt.

Hekabe. Ich aber, Tochter ſoll auf dieſer dienen.

Polyxene. Geh unverlobt, das mir beſtimmte Brautbett
Beſtieg ich nicht.

Hekabe. Weh Dir und weh mir Armen!

Polyxene. In Hades Klüften lieg' ich fern von Dir.
Hekabe. Ach! was nun thun? wann wird mein Leben enden!
Polyxene. Ich, eines Freyen Tochter sterb' als Sclavinn!
Hekabe. Ich kinderlos, die funfzig Kinder trug!
Polyxene. Was soll ich dir an Hektorn und den alten Gemahl bestellen?

Hekabe. Sag', ich sey der Weiber Unseligstes.

Polyxene. O Brüste, die mich süß Ernährt!

Hekabe. O du noch vor der Zeit vom Tod Ereilte!

Polyxene. Lebet wohl Kassandra, Mutter!

Hekabe. Wohl leben mögen andre, nie werd' ichs.
Polyxene. Und Bruder Polydoros bey den Thrakern Den Rossebändigern.

Hekabe. Wenn er noch lebt;
Kaum glaub' ichs, so zürnt mir das Glück in Allem.

Polyx. Er lebt und drückt Dein sterbend Aug' einst zu.

Hekabe. Noch eh ich sterbe, tödtet mich des Elend.

Polyxene. Hüll' in Gewänder mir das Haupt, und führe Von hinnen mich, Odysseus, denn sonst schmilzt Es man mich würgt, mein Leben durch die Klagen Der Mutter, und durch mein Gewein das ihre. O Licht! ich darf dich noch beym Namen nennen, Doch dein' genießen länger nicht, als ich Noch zwischen des Achilles Scheiterhaufen, Und seines Sohnes Opfermesser schwebe.

Hekabe. Ach ich vergehe! jedes Glied erstirbt mir, Kind, schlieve dich fest an die Mutter, streckt

Die

Die Hand aus, gieb! verlaß mich Kinderloſe
Verlaß mich nicht! Es iſt um mich gethan'
Freundinnen! ha! daß ich Sie jetzo doch
Hier vor mir ſäh, die Sparterinn, die Schweſter
Der Söhne Zeus; ihr ſchönes Augenpaar
Hat ſchändlich die beglückte Stadt zerſtört.

Chor. Seeluft, die Du über den Schwall der Fluten
Schnelle meerdurchwallende Schiffe leiteſt,
Wo wirſt Du mich hin wehn, wo werd' ich fremdes
Eigenthum werden?
Etwan an den Küſten von Doris, etwan
Am Geſtade Phtiens, wo flurbefruchtend
Durch das Land Apidanos rauſcht der Vater
Schönen Gewäſſers.
Oder werd ich, ausgeſchift in der Inſel,
[Wo zuerſt erzeuget ſo Palm' als Lorber,
Um der Läto Göttergeburt zu ſchmücken,
Heilige Sproſſen
Ihr gereichet] klänlich als Hausgenoſſin
Leben, und der Artemis goldnes Stirnband
Ihren goldnen Bogen mit Delos Jungfraun
Siegend erheben?
Oder dort, wo Pallas die Göttinn mit dem
Schönen Wagen herrſchet, am Strand Iliſſos,
Zierlich in den purpurbeblümten Teppich
Allerley Farben
Sticken, mit der Nadel bald Pferd an Wagen
Spannen, bald Kroniens Erzeugten mit dem
Rinas umflammten Blitze die Söhne Titans
Bändigen laſſen?
Weh mir weh! ob meinen Erzeugten, meinen
Eltern, meiner Vaterſtadt, die erobert

Von dem Speer der Griechen und angezündet
Unter dem Rauch ſtürzt.
Aber ich ich werde den fremden Völkern
Sklavinn heiſſen, Aſien, das Europens
Magd geworden, verlaſſen, mein Ehbett mit dem
Hades vertauſchen.

Dritte Handlung.

Talthybios. Chor, Hekabe.

Talthybios.

Wo, Troerinnen, find' ich Hekaben,
Die vormahls über Ilion geherrſcht?

Chor. Sie liegt nächſt dir, Talthybios, verhüllt
In ihr Gewand, den Rücken auf der Erde.

Talthyb. O Zeus, was ſoll ich denken? ſiehſt Du wirklich
Auf Menſchen nieder, oder nährt ihr Wahn
Umſonſt die Meinung von der Götter Daſeyn,
Und lenkt all unſer Thun ein blinder Zufall?
Iſt Die die Königin der weichen Phryger,
Des ſelgen Priamos Gemahlin Die?
Erobert iſt nun ihre Stadt, ſie ſelbſt
Liegt eine greiſe kinderloſe Sklavinn
Hier auf dem Boden und befleckt in Staub
Ihr elend Haupt! Weh! weh! alt bin ich zwar,
Doch eher wollt' ich ſterben, als in ſolch
Ein Elend fallen! Auf, Du Arme, hebe
Die Seit' empor, empor Dein ſchneeweiß Haupt.

Hek. Nun denn, wer du auch ſeyſt, warum mißgönnſt du
Ruh meinem Körper, ſchüttelſt mich Betrübte?

Tal. Ich bin Talthybios, im Dienſt der Griechen,
Und Agamemnon ſandte mich nach Dir.

Hekabe. O Theurer, kamſt du, weil die Griechen mich
Mitſchlachten wollen, o erwünſchte Botbſchaft!
Auf! laß uns eilen, Greis! fort, führe mich.

Talthyb. Daß du dein todtes Kind beweinteſt, dieß
Dir meldend, kam ich her; es ſchickten mich
Die zwey Atriden und Achäens Volk.

Hekabe. Weh mir! was ſagſt du? alſo nicht um Tod,
Um Unglück mir zu bringen, kamſt du her.
O Tochter, von der Mutter weggeriſſen,
Starbſt du; ich armes dein beraubtes Weib!
Doch melde mir, wie habt ihr ſie getödtet
Mit Schonung, oder grauſam und als Feinde? (15)

Tal. Du machſt zum zweytenmahl ob deiner Tochter
Mich weinen; nun, ihr Unglück dir erzählend,
Netz' ich das Aug', und netzt' es als ſie fiel.
Beym Opfer deiner Tochter ſtand das ganze
Zahlreiche Heer der Griechen um das Grab
Achilleus; oben auf dem Hügel ſtellte
Sein Sohn Polexenen zu recht'; ich ſtand
Mit viel daher beſchiednen Jünglingen
Damit wir deinem Kind herabzuſpringen
Verwehrten. Sieh! nun faßt Achilleus Sohn
In ſeine Hand den vollen goldnen Becher.
Gießt ſeinem todten Vater Sühnungsopfer;
Dann giebt er mir ein Zeichen, daß ich Schweigen
Dem ganzen Heer gebiet'. Ich ſtehe mitten

Benedict.

Wenn ich's thue, ſo hängt mich wie eine Kaze in einer Flaſche auf und ſchießt nach mir; und den, der mich triſt, klopft auf die Schulter, und nennt ihn (*) Adam.

Pedro.

Gut, gut, die Zeit wird es lehren; mit Zeit und Weile lernt ein wilder Ochs das Joch tragen.

Benedict.

Das mag der wilde Ochs; aber wenn es jemals der empfindliche Benedict tragen lernt, ſo reißt dem Ochſen ſeine Hörner aus, und ſezt ſie an meine Stirne, und laßt mich in dieſer Geſtalt von einem Sudler abmahlen, und in ſo groſſen Buchſtaben wie man ſchreibt: Hier ſind gute Pferde zu vermiethen; laßt unter mein Bildniß ſchreiben: Hier iſt zu ſehen Benedict, der verheurathete Mann.

Pedro.

Wenn Cupido nicht ſeinen ganzen Köcher in Venedig (†) verſchoſſen hat, ſo wirſt du in kurzem für dieſen Uebermuth beben.

(*) Adam Bell, ein berühmter Bogenſchüze der damaligen Zeit. Hr. Theobald.

(†) Alle moderne Schriftſteller ſtimmen überein, Venedig in eben demſelben Licht vorzuſtellen wie die alten Cypern. Der Hr. de St. Didier, da er von ihren Courtiſanen ſpricht, ſagt: Je ſuis certain, que rien ne peut egaler ce qui ſe voit à Veniſe, tant pour la multitude, que pour la pleine liberté -- Il y a deux cent cinquante quatre ans, que la republique fut obligée d'en faire venir un grand nombre d'etrangeres. Und Bayle, da er von den zügelloſen Sitten der Venetianiſchen Geiſtlichen ſpricht, ſagt: Je me ſouviens d'avoir demandé un jour à un homme, qui me conſoit

Im Haufen. Schweigt, ſchweigt Griechen, alles Volk
Verſtumme, ruf' ich. Nun ich ſie geſchweigt.
Sprach er: Nimm Peleus Sohn und mein Erzeuger
Die Göttungsvolle, die die Abgeſchiednen
Zur Oberwelt heraufziehn! komm' und trinke
Dieß ſchwarze, nicht befleckte Mädchenblut,
So wir dir geben, ich und dieſes Heer.
Sey uns geneigt, laß uns zu ſchneller Schiffart
Die Seile löſen, laß uns glücklich kehren
Und jeden ſeine Vaterſtadt erreichen!
So ſprach er, wünſchend fiel das Volk ihm bey.
Nun faſſet er ein goldnes Schwert am Grif;
Entzuckts der Scheid' und winket den daher
Beſchiednen die Jungfrau anzufaſſen.
Sie, als ſie es bemerkt, erklärt ſich ſo:
Ihr Griechen, die ihr meine Vaterſtadt
Zerſtöret habt, ich ſterbe gern und niemand
Betaſte mich; ich biethe hohen Muths
Den Hals dar, aber laßt mich, laßt mich los,
Frey tödtet mich; ich flieh euchs bey den Göttern.
Frey will ich ſterben, denn ich Fürſten ſchände
Mich in der Unterwelt des Sklavennahmens.
Das Volk rief murmelnd Beyfall: Agamemnon
Der König ſelbſt befahl den Jünglingen
Sie frey zu laſſen. Dieſe thaten es,
So bald die königliche Stimme deß,
Der über alle herſcht, zu ihnen ſcholl.
Sie aber, als ſie jetzt der Herren Wort
Vernommen hatte, faſſet ihr Gewand,
Zerreißts hoch von der Schulter bis zur Mitte
Des Leibs hinab, zeigt ihren ſchönen Buſen
Schön wie der Buſen eines Marmorbilds;
Kniet dann ſich hin, die Jammerworte ſprechend:

Sieh Jüngling, willſt Du dieſen Buſen hier
Durchſtoßen, ſo durchſtoß' ihn, oder willſt Du
Den Hals da ſpalten, ſieh hier iſt die Gurgel
Bequem zurück gebogen! Voller Mitleid,
Halb wollend und halb nicht, zerſchneidet er
Ihr mit dem Schwert die Luftkanäle; Brunnen
Des Blutes ſprangen, ſie war noch im Tod
Beſorgt, daß ſie nicht unanſtändig fiele,
Und das verhüllte, was vor Männeraugen
Sich zu verhüllen ziemt. Als nun die Wunde
Den Tod ihr bracht' und ſie den Geiſt verhauchte,
War jeder Grieche rund um ſie her anders
Beſchäftiget: denn dieſe warfen Zweige
Auf die Entſeelte, jene trugen Aeſte
Des Fichtenbaums herbey, zum Scheiterhaufen
Sie aufzubaun; wer nichts herbeytrug, hörte
Von denen, welche trugen, ſo ſich ſchelten;
„Nichtswürdiger Du ſtehſt mit leerer Hand,
„Verhüllteſt, ſchmückſt ſolch eine Jungfrau nicht?
„Eilſt Du nicht auch der heldenmüthigen,
„Der großen Seel' ein Traurgeſchenk zu bringen?“
So ſprachen ſie von deiner todten Tochter.
Dich aber, einſt die glücklichſte durch Kinder,
Seh ich nun elend, wie kein Weib es iſt.

Chor.

Ach bittres Unglück gohr im Kelch das Schickſals
Für meine Vaterſtadt und Priamos
Erzeugte, ſo verhängten es die Götter.

Hekabe. O Tochter, welches meiner Uebel ſoll ich
Betrachten? Gar zu viele ſind um mich,
Und eines hält mich ab, dem andern mich

Zu überlaſſen; ſtets ruft neuer Jammer
Mich von dem alten weg, und Unglück folgt
Auf Unglück: doch kann ich mir Deinen Tod
Nicht aus der Seele wiſchen, dieſen muß ich
Betrauern, doch der Schmerzen Uebermaß
Haſt Du gemildert, da Du edel ſtarbſt.
(16) Nicht ſelten trägt ein ſchlechter Grund, wenn heilſam
Der Himmel einwirkt, gute Frucht, dagegen
Ein guter Boden ſchlechte Frucht, ſo bald
Er jener Dinge, die er brauchet, darbt.
Nicht ſo bey Menſchen! denn der Böſe bleibt
Stets böſe, gut der Gute, Mißgeſchick
Verderbt ſein Herz nicht; immer iſt er gut.
Doch was wirkt mehr auf Menſchen, Eltern, oder
Erziehung? Wahr iſts; wohl erzogen werden
Iſt eine Tugendſchul, und kennet man
Die Tugend wohl, ſo lernt man aus den Regeln
Des Guten auch was ſchändlich iſt erkennen.
Doch fruchtlos ſteß' ich dieſe Reden aus.
Doch du, Talthybios, du geh und melde
Dem Herrn der Araeier, daß mir keiner
Mein Kind berühren, und daß man die Menge
Von dannen halten ſoll: denn Feuer iſt
So arg nicht, als die ungezähmte Menge
Der Krieger iſt, und ein geſetzlos Schifvolk.
Der ſo nichts Böſes thut, heißt ihnen Böſe!
Du aber alte Dienerinn, du geh,
Nimm ein Gefäß, tauch' es ins Meer und bring
Seewaſſer, daß ich nun zum letzten Mahle
Die Tochter waſche, ſie des Bräutigams
Beraubte Braut, die jungfräuliche Gattinn,
Und ſo ſie ſchmücke, wie ſies würdig iſt.
Doch womit ſchmück ich ſie? ich habe nichts!

Wohlan

Wohlan ſo gut ich kann in meinem Unglück.
Von meinen Mitgefangnen hier im Zelt
Will ich Geſchmeide ſammlen; manche hat
Ja doch vielleicht ein Stückchen ohne Wiſſen
Des neuen Herrn aus eignem Haus entfremdet.
O Burg voll Glanz, o mein einſt glücklich Haus!
O Priamos, an Koſtbarkeiten und
An Kindern reich! und ich, ich greiſe Mutter
So vieler Kinder, wie ſind wir zum Nichts
Herabgekommen! wie beraubt des einſt
Gehegten Stolzes! Dennoch ſchwillt der Menſch
Von Hochmuth, der in ſeinem reichen Haus,
Der wann der Bürger ihn mit Ehrennahmen
Begrüßt! Wie nichts iſt dieß, und alle Schlüſſe
Der Menſchen, ihrer Zunge Prahlereyen
Wie eitel! Wen von einem Tag zum andern
Kein Unfall trift, der iſt der Glücklichſte.

Chor. Strophe.

Elend wurde damahls mir ſchon, mir wurde
Untergang ſchon damahls beſtimmt als Paris
Auf des Ida waldiger Höh die erſte
Tanne gefället;
Daß er über ſchwellende Fluthen führe,
Führe zu der Helena Bett, der ſchönſten
Erdentochter, welche der goldgelockte
Titan beſtrahlet.

Gegenſtrophe.

Uns umringet Arbeit, und Zwang der bittrer
Iſt als Arbeit! Troja liegt da zerſtöret:
Eines Bürgers Thorheit hat allgemeines
Uebel geſtiftet.

Andern

Andern iſt ihr Unterganz beyzumeſſen.
Alſo ward der wichtige Zwiſt entſchieden
Den auf Ida zwiſchen drey Götterkindern
Paris entſchieden.

Schlußgeſang.

Krieg war die Entſcheidung, und Mord und meines
Hauſes Sturz; doch ſeufzen auch an Eurotas
Schönen Fluthen ſpartiſcher Jungfraun viele,
Die ſich zu Hauſe
Satt geweint, und Mütter gefallner Söhne
Leaen Hand ans ſilberne Haar, zerfleiſchen
Sich die Wang' und färben in ſelbſtgemachten
Wunden die Nägel.

Vierte Handlung.

Eine Magd, der Chor, Hekabe.

Die Magd.

Ihr Mädt, wo iſt Hekabe, die ganz
Elende, die an Unglück allen Männern
Und Weibern vorgeht; keins nimmt ihr den Kranz.

Chor. Was will hier Deine laute Zunge, die
Weiſſagerinn der Uebel? werden denn
Nie deine traurevollen Poſten ſchlummern?

Die Magd. Schmerz bring ich Hekaben; es iſt nicht leicht
Elenden eine frohe Bothſchaft bringen.

Chor. Sieh, eben kommt ſie aus dem Hauſe, wie
Geruſen dich zu hören.

Die

Die Magd. O du ganz
Unglückliche, mehr, als ich ſagen kann.
Gebärderinn, du biſt dahin, du ſiehſt
Das Licht nicht mehr, des Gatten, deiner Kinder
Und deiner Vaterſtadt beraubt, verloren!

Hekabe. Du meldeſt mir nicht neue Dinge, ſagſt
Ein ſchon bekanntes Unglück. Kommſt du mir
Den Leichnam der Polyxene zu bringen,
Die zu beſtatten aller Griechen Hand
Beſchäftigt ſeyn ſoll?

Die Magd. Ach! ſie weiß es nicht,
Beweint die Tochter, und berührt den neuen
Verluſt nicht.

Hekabe. Oder bringſt du mir Kaſſandrens
Der Seherinn, beraubtes Haupt?

Die Magd. Du ſprichſt
Von der, die lebt, und weinſt nicht um den Todten?
Sieh jenen nackten Leichnam, wohl wird dieß
Ein Wunder dir und unerwartet ſcheinen.

Hekabe. Weh mir! ich ſehe meinen todten Sohn,
Eh Polydoros, den der Thraker mir
In jenem Haus bewahrt! Hin bin ich Arme,
Ich bin vernichtet! Sohn, o Sohn! weh! weh!
Ich raſe wie Bachantinnen nun ich
Das Unglück weiß, das ein erzürnter Dämon
Von neuem mir bereitet.

Die Magd. Ach Du weißt
Unglückliche! Du weißt den Tod des Sohns.

1 Strophe.
Unglaublich iſts unglaublich dieß Schauſpiel, neu
Ja neu! es ſtürmen Uebel auf Uebel her

Nicht

Nicht Einer meiner Tage gehet
Thränenleer unter und ohne Klage.

Chor. Entſetzlich iſts, entſetzlich, was wir dulden!

2 Strophe.

Hekabe. Sohn Sohn, der Unglückſeligſten
Der Mütter, ach durch welch Geſchick
Starbſt du, durch welch Verhängniß liegſt
Du hier und wer erwürgte dich?

Die Magd. Ich weiß es nicht; ich fand ihn nächſt
Der Küſte.

Hekabe. Trank ein Speer das Blut
Des Jünglings? warf die See ihn aus?

Die Magd. Die Welle trieb ihn auf des Ufers Sand.

3 Strophe.

Hekabe. Weh mir! ach! ich verſteh den Traum,
Der vor den Augen mir geſchwebt,
Dir galt er, Sohn, dem nun nicht mehr
Zeus Sonne ſcheint; es täuſchte nicht
Das ſchwarzgeflügelte Phantom.

Chor. Wer tödtet' ihn, kannſt Du mir dieß
Anzeigen, Träumedeuterinn?

4 Strophe.

Hekabe. Der Thraker that's, der Reiſige,
Mein Gaſtfreund, der, in deſſen Haus
Sein greiſer Vater ihn geſandt,
Daß er ihn bürge vor dem Feind.

Chor. Weh mir! was ſagſt Du? that er dieß
Des Golds ſich zu bemächtigen?

Hekabe. O That, die auszusprechen ſich
Die Zunge ſcheut! verruchte That,
Den Glauben überſchreitet ſie,
Sie iſt nicht zu erdulden, wo
Wo bleibt das Gaſtfreunds heilig Recht!

5 Strophe.

Konnteſt Du, verfluchteſter aller Menſchen,
Konnteſt Du zerfleiſchen den Leib des armen
Jünglings? ohn' Erbarmen den Stahl in ſeine
Glieder verſenken?

Chor. Unſelge, dir lud eines Dämons Zorn
Mehr Qualen auf, als allen Sterblichen!
Doch itzo ſchweigt, Freundinnen, denn ich ſeh
Daß ſich der König Agamemnon naht.

Agamemnon. Hekabe.

Agamemnon. Was zauderſt Du o Hekabe, die Tochter
Im Grab zu bergen Hat? Taltbybios
Mir nicht gemeldet, daß der Griechen keiner
Dem Kind berühren ſoll? auch lieſſen wir
Sie unberührt; Du aber ſteheſt müßig;
Deß wundr' ich mich und komme Dich zu rufen.
Denn das was dort geſchehn iſt, war doch wohl
Gethan [wenn ja an allem wohl gethan war]
Doch wie? im Zelt dort ſeh ich einen todten
Trojaner! denn (17) das Kleid, das ſeinen Leib
Umhüllet ſagt, daß es kein Grieche ſey.

Hekabe. (18) Elender Sohn, nein! Du biſt Hekabe!
Was thun? Soll ich zu Agamemnons Knie
Hinfallen oder ſtill mein Unglück tragen?

Agam. Was kehrſt Du mir den Rücken zu, und weinſt
Und ſagſt nicht, was geſchehen? wer iſt der?

Hekabe.

Hek. Wenn er als Sklavinn mich, als Feindinn mich
Von ſeinen Knieen wegſtieß', o ſo mehrt'
Ich meine Qual.

Agamemnon. Ich bin kein Seher, kann
Nicht deinen Willen, wenn du ſchweigſt, ergründen.

Hek. Vielleicht verkenn ich auch ſein Herz und fürchte
Feindſeligkeit, an die es gar nicht denkt.

Agam. Wenn du nicht reden willſt, ſo bin ichs auch
Zufrieden und verlange nichts zu hören.

Hekabe. Was ſinn' ich lang'? ich kann ja ohne dieß
Für meine Kinder keine Rache nehmen.
Erhalten oder nicht, ich muß es wagen!
Bey deinem Knieen flieh ich, Agamemnon,
Bey deinem Bart und der beglückten Rechte!

Agamem. Was foderſt du? die Freyheit? leicht erlangſt
Du die.

Hekabe. Nicht doch! nur Rach' an dem Verräther,
Die nur, dann dien' ich gern mein Lebenlang.
Agamem. Wohlan, warum rufſt du denn mich zu Hülfe?
Hekabe. Ganz andrer Dinge wegen, als du denkſt.
Siehſt du den Körper dort um den ich weine.
Agam. Ich ſeh ihn; doch was willſt du weiter?

Hek. Ich
Gebahr ihn, trug ihn unter meinem Herzen.
Agamem. Du Arme du! ists deiner Kinder eines?
Hekabe. Kein Priamide, der bey Troja fiel:
Agamem. Gebahrſt du, Weib, denn andre Kinder noch?
Hekabe. Den auch, wiewohl umſonſt! ſo zeigt ſichs jetzt.
Agamem. Wo war er bey dem Umſturz Ilions?
Hekabe. Der Vater, ihn zu retten, ſandt' ihn fort.
Agamem. Nur ihn von allem andrem Geſchwiſter?
Wozu denn?

Hekabe.

Hekabe. Hieher wo man todt ihn fand.
Agamemnon. Vielleicht zum König Polymestor?
Hekabe. Ja!
Zu dem, und mit ihm das unselge Gold.
Agamem. Doch wie, wie starb er, wer hat ihn getödtet?
Hekabe. Wer sonst als unser Gastfreund Polymestor!
Agamem. O Arme! nicht wahr, durch das Gold vereint?
Hekabe. So wars; so bald er Trojens Sturz vernahm.
Agamem. Wo fandst du ihn? wer trug den Leichnam her?
Hekabe. Die Magd! sie stieß an dem Gestad' auf ihn.
Agamem. Ihn suchend, oder sonst beschäftiget?
Hekabe. Sie hohlte Wasser für Polyxenen.

Agamem. Es scheint, er warf, nachdem er ihn ermordet,
Ins Meer den Körper.

Hekabe. Hier durchbohrt' er ihn,
Und ließ den Todten auf den Fluthen irren.
Agamem. Du dauerst mich! unermeßlich ist dein Leiden!
Hekabe. Nun bin ich! unversucht blieb mir kein Uebel.
Agamem. Ach! war wohl je ein Weib so unglückselig.

Hekabe. Keins! wenn du nicht das Unglück selber nennst.
Doch hör' itzt was ich fleh, dein Knie umfassend;
Ich gebe mich zufrieden, schein' ich dir
Mit Recht zu leiden; doch wo nicht, so werde
Mein Rächer an den ungerechten Gastfreund.
Die ungerechteste That begieng er, nicht
Die obern Götter, nicht die untern scheuend.
Er saß mit mir so oft an Einem Tisch,
Der erste meiner Gäste, meiner Freunde.
Und nun er alles was er fodern konnte
Genoß, und wir den Sohn ihm anvertrauten,
Erschlug er ihn und würdigt den Erschlagnen

Benedict.

Ja, wenn die ganze Erde mitbebt.

Pedro.

Gut, andre Zeiten, andre Gedanken; indeſſen, mein lieber Signor Benedict, geht in Leonato's Haus, macht ihm mein Compliment, und ſagt, daß ich auf den Mittag unfehlbar bey ihm ſeyn werde; denn in der That hat er groſſe Zurüſtungen gemacht.

Benedict.

Ich habe Stoffs genug in mir für eine ſolche Geſandtſchaft; und hiemit empfehl' ich euch --

Claudio.

dem Schuz Gottes; von Hauſe, wenn ich ein's hätte --

Pedro.

den ſechsten Julii, euer getreuer Freund, Benedict.

Benedict.

Nein, ſpottet nicht, ſpottet nicht. Eure Converſation iſt zuweilen mit alten Lappen verbrämt, und das Verbräm iſt beym einen und beym andern ſehr ſchwach aufgenäht; eh

voit mille & mille dereglemens des Eccleſiaſtiques de Veniſe, comment il ſe pouvoit, faire que le Senat ſouffroit -- On me fit reponſe, que le bien public obligeoit le ſouverain à cette indulgence -- & que le Senat étoit bien aiſe, que le peuple eut le dernier mepris pour les Prêtres; car dès lors ils ſont moins capables de le faire ſoulever. Dr. Warburton.

Nicht einmal eines Grabs, wirft ihn ins Meer.
Sklavinnen ſind wir zwar, vielleicht auch machtlos,
Doch mächtig ſind die Götter, mächtig iſt
Das über ſie ſelbſt herrſchende Geſetz.
Denn durchs Geſetz erkennen wir die Götter.
Dieß zeichnet uns die Gränzen zwiſchen Recht
Und Unrecht vor, dieß kam zu dir, o König,
Und wenn du es zu Grunde gehen läſſeſt,
Wenn du nicht Gaſtfreundsmord und Meineid rächſt,
So iſt den Sterblichen nichts heilig mehr.
Doch nein! du wirſt ſo große Laſterthaten
Verabſcheun, mich mit Achtung mit Erbarmen
Bedauren! Wie ein Mahler der ein Bild
Von ferne nur betrachtet, ſo betracht'
Auch du nur obenhin mein Leiden; ich
War eine Fürſtinn, bin nun deine Sklavin —
War reich an Kindern, bin nun kinderlos;
Bin alt, bin ohne Vaterſtadt, verlaſſen
Und aller Menſchen unglückſeligſte.
O weh mir Armen! weg ziehſt du den Fuß,
Ich werde nichts erflehn! o weh mir Armen!
Was mühn wir uns, wir Sterbliche, was ſtreben
Wir allen Künſten nach, ſo viel wir können,
Und lernen doch in der Beredſamkeit,
Der einzigen Menſchenherrſcherinn, nicht aus;
Und miethen uns nicht Meiſter, die uns lehren,
Wie man bereden, wie erhalten könne?
Wer darf wohl künftighin ſich Glück verſprechen?
So viele meiner Kinder ſind dahin!
Ich ſelbſt, gefangen, eile meiner Schmach (19.)
Entgegen, ſeh den Rauch von meiner Stadt
Aufwallen; ach vielleicht flieh ich auch jetzt
Bey Cypris Freuden dir umſonſt, doch wag' ichs.

An deiner Seite ruhet meine Tochter,
Die Seherinn, die welche Phrygien
Kaſſandra nennt; willſt du nicht zeigen, daß
Dir ihre Küſſe theuer ſind, nicht ihr
Und mir um ihretwillen ihre ſüſſe
Umarmung lohnen? Herr, die Menſchen ſetzen
Ja ſonſt auf nächtliche Liebkoſungen
Und ihre Reitze keinen kleinen Werth.
Drum höre mich! Du ſiehſt den Todten hier:
Was Du ihm Gutes thuſt, das thuſt du deinem
Verwandten. (20) Doch wie ſchwach iſt meine Stimme,
Da nur die Zung' alleine bitten kann.
O daß durch Dädals Kunſtwerk oder eines
Unſterblichen in meine Händ' und Arme
Und Füß' und Haare (21) Sprache kommen könnte!
Sie ſollten alle dir mit einem Wahl
Die Knie umfaſſen alle, ſollten weinen
Mit mancherley Geſprächen dich beſtürmen,
Und rufen; Herr, der Griechen gröſtes Licht,
Erhör uns, beut zur Rache deine Hand
Der Greiſen hier; zwar iſt ſie bis zum Nichts
Herab geſunken; doch beut ihr die Hand.
Der Gute muß ja die Gerechtigkeit
Handhaben, ſtets den Böſen Böſes thun.

Chor. Wie wunderbar regiert uns doch der Zufall!
Der Zeiten (22) Wechſel wirkt ſelbſt auf den Bund
Der Freundſchaft, ſöhnet uns mit Feinden aus,
Und macht zu Haſſern, die uns wohl gewollt!

Agamem. Gerührt durch dich, durch dieſe flehnde Rechte,
Durch Dein und deines Sohnes Mißgeſchick,
Auch der Gerechtigkeit, der Göttter wegen,
Schaft' ich dir gern an dem Verräther Rache.

Wenn ich mir, die willfahrend, den Verdacht
Des Heers, als hätt ich bloß Kaſſandren wegen
Den Thrakerkönige den Tod bereitet,
Nicht auf mich lad'! Ich fürchte dieß mit Recht:
Das Heer erblickt im Könia einen Freund
Im Todten einen Feind; Dir iſt er werth,
Doch das iſt Deine Sache, nicht des Heers.
An Dieſes denke! willig ſollſt du mich
Zu deinem Dienſte finden und bereit;
Doch ſäumig, falls die Danaer mich ſchmähten.

Hekabe. Ach! von den Menſchen iſt nicht Einer frey!
Der iſt des Reichthums Sklave, der des Glücks;
Dem wehrt das Volk, dem das Geſetzes Buchſtab,
Daß er der Willkühr folg' und ſeinem Herzen.
Doch, weil du gar ſo ſehr das Kriegsheer ſcheuſt,
So will ich dich von dieſer Furcht befreyn.
Mitwiſſer ſey, nicht Helfer, da ich Unglück
Dem Mörder dieſes Todten hier bereite;
Ja, halte noch mich ohne Rückſicht ab,
Wenn ein Tumult im Heer entſteht, der Thraker
In Mitte ſeiner Qual um Hülfe ruft!
Sonſt ſorge nichts; ich führ' es glücklich aus.

Ag. Doch wie? was willſt du? wirſt du mit dem Schwert,
Du greiſes Weib, den Barbarn tödten, oder
Mit Giftgetränken, oder fremder Hülfe?
Wer wird den Arm dir leihn? wo findſt Du Freunde?

Hekabe. Dieß Dach verbirgt der Troerinnen Schaar.
Agamem. Sie, die Gefangenen, der Griechen Beute.
Hekabe. Durch ſie beſtraf' ich meinen Mörder.
Agamem. Doch
Wie werden Weiber Männer bändigen?

Hekabe.

Hekabe. Die Meng' iſt mächtig, ja unüberwindlich
Durch Ränke.

Agamem. Mächtig iſt ſie, doch ich kann
Auf Weiber nicht vertraun.

Hekabe. Wie? tödteten
Nicht Weiber des Aegyptus Söhne? trieben
Nicht Weiber alles Männervolk aus Lemnos?
Wie ichs bewirke, das ſey meine Sorge.
Gieb dieſer Maad nur ſicheres Geleite
Durchs Heer! Du aber, Maad, geh zu dem Thraker
Und ſprich mit Liſt: „Dich ruft Hekabe,
„Vordem die Fürſtinn Trojens, deinetwegen
„So ſehr als ihretwegen, ruft ſie dich
„Samt deinen Kindern; denn die müſſen auch
„Aus ihrem Munde manche Reden hören.“
Du, König, laß mit der Beerdigung
Der erſt ermordeten Polyxene
Mich zaudern, daß den Bruder und die Schweſter
Ein Feuer aufzehr' und die Mutter, doppelt
Bekümmert, in die Erde ſie verberge.

Agamem. Es ſey! Zwar dürft' ich deine Bitte nicht
Gewähren, kennt' ich unter Segel gehn.
Doch da kein Gott uns günſtge Winde ſchickt,
So müſſen wir wohl einer beſſern Fahrt
Entgegen ſehn und hier verweilen. Möchte,
Was du beginnſt, gelingen! Wichtig iſt
Für Staaten und für einzelne, daß Böſes
Die Böſen leiden, Gute glücklich ſeyn!

Chor.

1 Strophe.

Du, mein Troja, du wirſt unüberwindlichen
Städten künftig nicht mehr beygezählt; rings bedeckt

Dich ein Nebel der Griechen,
Stürzet dich mit dem Speer, dem Speer:

Abgeſchoren iſt die Arme, die herrliche
Thurmkron', und von dem Rauch, der dich umſingelte
Biſt du ſchwarz und befleckt,
Nie ergeh ich mich mehr in dir!

1 Gegenſtrophe.

Das Verderben ergriff mich in der Mitternacht,
Da wann ſüſſer der Schlaf ſich in das Auge ſtreut,
Nach dem Mahl, da der Gatte
Vor Geſängen und frohem Schmaus

Sanft im Bette geruht (wie an dem Nagel ſein
Speer geruht) und den Lärm kommender Danaer
Nicht gehöret — ſie ſtröhmten
Von den Schiffen nach Ilion.

2 Strophe.

Ich, ich wand um mein Haar Binden, und ſah dabey
In das glänzende Rund goldener Spiegel, trat,
Daß ich ſänk' auf das Lager,
Näher ſchon zu dem Bettgeſtell:

Da durchrauſcht' ein Geton Ilion; alſo ſcholls
Durch die bebende Stadt: „Sohne der Griechen! wann
„Eilet ihr nach dem Umſturz
„Dieſer Feſte der Heimath zu?

2 Gegenſtrophe.

Da verließ ich das Bett, Doriſchen Mädchen gleich,
Sonder Oberkleid — floh, floh zu der Artemis
Tempel, aber vergebens!
Denn ich Elende ſah den Tod

Meines

Meines Gatten, und ward dann in ein Schif geſchleppt,
Sah, ſchon fern, nach der Stadt, und wie das kehrende
Schif den Gränzen enteilt iſt,
Ward ich lange vor Schmerzen ſtumm.

Schluß.

Ich verwünſchete Dich, Schweſter der Söhne Zeus,
Dich idäiſcher Hirt, Paris, ihr brachtet mich
Um mein Vaterland! euer
Brautfeſt trieb mich aus meinem Haus!

Doch nicht Brautfeſt, es war eines erzürnten Gotts
Strafgericht — o daß doch Helene von der Fluth
Nie mehr heimgebracht würde,
Nie ihr väterlich Haus mehr ſäh!

Fünfte Handlung.

Polymeſtor. Hekabe.

Polymeſtor.

O theuerſter der Menſchen, Priamos,
Und du geliebte Hekabe! mir treten
Die Thränen in die Augen, wenn ich dich
Erblicke, wenn ich deiner Stadt und deiner
Vor kurzem erſt geſtorbnen Tochter denke.
Wie darf man doch auf gar nichts bauen! nicht
Auf Herrlichkeit, nicht darauf, daß, wer einſt
Beglückt war, künftig nicht unglücklich ſeyn wird.
So miſcht die Hand der Götter Glück und Unglück,
Und ſchickt Verwirrung uns von allen Seiten,
Damit wir ſie in dieſer Ungewißheit

Verehren; Doch wozu die Klagen? Denn
Die lindern nicht die Uebel, die uns treffen.
Doch, wenn du zürnſt, daß ich nicht gleich zu dir
Geeilet, ſo verzieh! Als du gelandet,
War ich im Herzen Thrakens: wie ich wieder
Hier eintraf, ſetzt' ich über meine Schwelle
Den Fuß ſchon, herzueilen, als die Maud
Mir Nachricht von dir gab; ich hört' und kam.

Hekabe. Ich ſchäme mich die Blicke zu erheben,
So ſchrecklich ſchlug mein Unglück mich zu Boden,
Und kann in dieſem Zuſtand dir, der glücklich
Mich kannte, nicht gerad' ins Auge ſehn.
Doch halte dieſes nicht für Mißgunſt, nein!
Der Wohlſtand ſelbſt verbeut es, Polymeſtor,
Daß Weiber Aug' in Aug' auf Männer ſchauen.

Polym. Kein Wunder! doch worin bedarfſt du mein?
Daß du aus meinem Haus mich hieher riefſt?

Hekabe. Mich, mich betrift es, was ich deinen Kindern
Und dir zu ſagen habe, drum befiehl,
Daß dein Gefolge ſich von hier entferne.

Polym. Geht! ſicher kann ich hier alleine bleiben.
Denn du biſt gut geſinnet gegen mich
Und gut geſinnet iſt der Griechen Heer.
Doch wie, wie ſoll der Freund im Glück der Freundin
Im Unglück dienen? ſprich: ich bin bereit.

Hek. Erſt ſage mir: mein Sohn, den du aus meiner
Und ſeines Vaters Hand empfangen haſt,
Und bey dir aufbewahret, lebt er noch?
Vom Uebrigen hernach.

Polym. Was den betrift,
Da biſt du glücklich.

Hekabe.

Hekabe. O du Theurer! ſprichſt
So wie du handelſt!

Polym. Was verlangſt du noch
Zu wiſſen?

Hekabe. Denkt er noch an ſeine Mutter?

Polym. Er wollte gar verſtohlen dich beſuchen.

Hekabe. Und ſein aus Troja mitgebrachtes Geld iſt
Unangegriffen.

Polym. Iſt unangegriffen,
In meinem Haus verwahrt.

Hekabe. Verwahr' es ferner
Und trachte nicht nach deines Freundes Habe.

Polym. Bedürft' ich eines von dem Meinigen.

Hekabe. Weißt du nun was ich dir und deinen Kindern
Entdecken will?

Polym. Nein: doch ich ſollt' es wiſſen.

Hekabe. Du, liebe meinen Sohn, ſo, wie ich dich.

Polym. Was aber werden wir von dir erfahren?

Hekabe. Erfahren ſollt ihr, wo die Priamiden
Ihr Gold vergruben.

Polym. Willſt du, daß dein Sohn
Es höre?

Hekabe. Ja! und zwar von dir, du biſt
Ein edler Mann.

Polym. Wozu die Gegenwart
Der Kinder?

Hekabe. Daß, wenn du ſtürbſt, dennoch ſie
Es wüßten.

Polym. Klug, und beſſer überdacht,
Als ich es hätte.

Hekabe. Weißt du Pallas Tempel
In Ilion?
Polym. Dort iſt das Gold? doch welches
Wahrzeichen?
Hekabe. Ein erhabner ſchwarzer Stein.
Polym. Haſt du ſonſt nichts von dem, was Troja birgt,
Mir zu vertraun?
Hekabe. Die Schätze, die ich mittrug,
Sollſt du verwahren.
Polym. Wo ſind die, verhüllt
In deinen Kleidern? oder ſonſt verſteckt?
Hekabe. Sie ſind in dieſem Haus, wo aufgehäuft
Die Beute liegt.
Polym. Und wo liegt denn die Beute?
Nicht an dem Strande, nächſt der griechſchen Flotte?
Hekabe. Dieß Dach verbirgt nur uns gefangne Weiber.
Polym. Doch iſt es ſicher? Sind nicht Männer hier?
Hekabe. Kein einziger Achäer, wir allein.
Doch komm ins Haus! die Griechen werden bald
Zur Heimfahrt in ihr Land die Anker lichten.
Komm, daß du das vollbringeſt was du ſollſt,
Und dann mit deinen Kindern wiederum
Dort hinkehrſt, wo du meinen Sohn verbargſt.

Der halbe Chor.

Noch haſt du nicht die Strafe gefühlet, doch
Du wirſt es! dem vergleichbar, der wo die Fluth
Kein Port bekränzet, zuvor hineinfällt,
Hin iſt ſein Leben; auch muß Verderben
Den faſſen, welcher Götter und Recht zugleich
Beleidigt. Ha! die Hofnung mit der du kamſt,
Täuſcht dich, führt dich zum Todtenherrſcher,
Dich, nicht von kriegeriſcher Hand Entſeelten.

Polx-

Polymeſtor in der Scene.

Weh mir! man raubet mir das Augenlicht.

Der halbe Chor.

Freundinnen, höret ihr des Thrakers Klagruf?

Polym. Weh! wieder weh! o! meiner Kinder Mord!

Der halbe Chor.

Ein neuer Gräuel wird im Haus verübt.

Polym. Doch euer ſchneller Fuß entflieht mir nicht;
Zerſtören will ich dieſes Haus, zertrümmern!

Der halbe Chor.

Seht, ſeht! er ſchleudert nun den ſchweren Wurfſpieß!
Wie wenn wir Hekaben und ihren Mägden
Beyſprängen, auf ihn ſtürzten? itzund ruft
Uns die Gelegenheit.

Hekabe. Zerſtöre ſie,
Zertrümmre dieſe Thore! nichts verſchont!
Doch ſchaffſt du dir nicht mehr das Augenlicht,
Siehſt nicht die Kinder mehr, die ich getödtet.

Der halbe Chor.

Haſt du gefangen, überwältiget
Den Thraker und behandelt, wie du ſagſt?

Hekabe. Du wirſt ihn bald vor dieſem Hauſe ſehn,
Blind, und mit blindem irrem Fuße wandeln;
Wirſt ſeiner beyden Kinder Leichen ſehn,
Die ich mit den erleſnen Troerinnen
Getödtet. Ha! gebüßet hat er mir!
Doch wie du ſiehſt, da kommt er aus dem Haus

eh ihr die Leute mit ſo abgenuzten Einfällen foppen wollt, prüft euer Gewiſſen, und hiemit nehm' ich meinen Abſchied.

Fünfte Scene.

Claudio.

Mein Gebietender Herr, izt könnte mir Eure Hoheit eine groſſe Gnade erweiſen.

Pedro.

Sage mir nur worinn; du haſt meine Freundſchaft, und du ſollſt finden, daß ihr nichts zu ſchwer iſt, womit ich dein Glük befördern kan.

Claudio.

Hat Leonato einen Sohn, Gnädigſter Herr?

Pedro.

Er hat kein Kind als Hero, ſie iſt ſeine einzige Erbin; haſt du Abſichten auf ſie, Claudio?

Claudio.

O mein Gnädigſter Herr, wie wir in dieſen nun geendigten Krieg zogen, ſah ich ſie mit den Augen eines Soldaten an; ſie gefiel mir, aber ich hatte eine rauhere Arbeit vor mir, als Liebes-Neigungen nachzuhängen; izt da ich wieder zurükgekommen bin, und dieſe Kriegs-Gedanken ihren Plaz ledig gelaſſen haben, drängen ſanfte und zärtliche Triebe ſich an ihre Stelle, die mir alle zuflüſtern, wie

Ich will von hier, will ferne ſtehen — denn
Unbändig fließt Zorn von dem Thraker aus.

Polym. Ach! wo ach ich bin? wo ſteh ich?
Wen ruf' ich nun um Hülf'? ich ſtürze
Gleich des Walds vierfüßgen Thieren
Mich im Gehen auf die Hände.
Soll ich hieher, ſoll ich dorthin?
Daß ich ſie, die mörderiſchen
Furiennen haſche! Dieſe
Haben mich zu Grund gerichtet.
Die verruchten Furiennen,
Die Verruchten! Ha! wohin ſind
Sie vor mir? in welche Winkel?
Sonne nimm von mir den Nebel, (23)
Heile Du den Blinden, heile
Mir die blutgen Augenlieder!
Doch ſtill! ſtill! ich höre leiſe
Der Furienerinnen Fußtritt.
Wann, wann werd' ich auf ſie ſtürzen?
Zur Genüge ſie zerfleiſchen,
Ihr Gebein zermalmen, meine
Qualen rächen, und den wilden
Thieren ſie zum Futter geben!
Wo we, ſtürz' ich hin? ich Armer!
Laſſe meine Kinder dieſen
Dienerinnen Hades, dieſen
Raſenden! Zerſtückelt werden
Sie die Armen auf den Bergen,
Sie verſinnt, ſie vor die Hunde
(Eine blutge ſchreckenvolle
Greuel!) vor die Hunde werfen!
Ach wo ſeh ich, und nach welcher

Seite kehr' ich mich? ich wende,
Meine Kinder ſchlecht bewahrend,
In dieß Haus des Gräuls zurücken,
Wie ein wüſtes Schiff, das keinen
Segel los gebunden wallet.

Chor. Elender, großes Unheil kam auf Dich,
Und bitter hat ein dir erzürnter Dämon
Die Laſterthat, die Du verübt, gerächet.

Polyx. O kommet ihr Thraker,
Dem Mutes begierig!
Ihr Frauen der Lanzen
Und herrlicher Waffen!
Räuber, Plünderer!
Euch ruf' ich, laut ruf' ich,
Kommt, kommt, kommt den Gattern!
Wie? hört man mich? eilet
Holt Feuer? was ſaumt ihr?
Die Weiber, die Weiber
Die haben mich ſchändlich
Zu Grunde gerichtet.
Entſetzlich, entſetzlich
Iſt das, was wir litten.
Ach meine Verſtümmlung!
Wohin iſt mich wenden?
Soll, ich durch den Aether
Zum hohen Pallaſte
Der Himmliſchen fliegen?
Wo kommende Strahlen
Den feurigen Augen
Deines entſtammen,
Entſtammen den Augen
Des Stroh? Soll ich

Hinab an das ſchwarze
Geſtade des Hades
Ich Elender! ſtürzen?

Chor. Wem mehr des Unglücks aufgebürdet wird
Als er ertragen kann, dem darf man nicht
Verargen, wenn er ſein unglücklich Leben
Mit einem andern zu vertauſchen ſucht.

Agamemnon. Die Vorigen.

Agamem. Ich kam auf das Geſchrey; denn leiſe nicht
Ertönete die Felſentochter Echo
Durchs Lager; wüßten wir nicht, daß die Thürme
Der Phrygier durch unſern Speer gefallen,
So ſchreckete nicht wenig dieſer Lärm.

Poly. Du Theurer (denn ich kenne deine Stimme
O Agamemnon) ſiehſt Du was wir litten?

Agamem. Wer, armer Priamestor, richtete
Dich ſo zu Grunde? blendte dir die Augen
Und mordete die Kinder? ſchrecklich mußt' er
Wer es auch war, dir und den Deinen zürnen.

Poly. Ach Hekabe mit den Gefangnen hat mich
Zu Grund gerichtet, mehr noch als zu Grund
Gerichtet.

Agamem. Wie? was ſagſt du? iſt es wahr,
Was er dich zeihet, Weib? Wie durfteſt du
Dich einer ſolchen Gräulthat unterwinden?

Poly. Weh mir! was ſagſt du? iſt ſie unfern? ſprich.
Wo iſt ſie? daß ich ſie mit meinen Händen
Zerreiß' und ihre Haut mit Blut beflecke.

Agamem. Was willſt Du?

Poly. Bey den Göttern bitt' ich dich,
Laß meine Hände wüthen wider ſie.

Agamem. Gelaſſen! wirf die Wuth aus deinem Herzen
Und ſprich daß ich, ſie gegen dich verbrend,
Ob du mit Unrecht litſt, nach Billigkeit
Entſcheide.

Polyx. Ja ich ſpreche; Polydoros
Der Priamiden jüngſter, Hekabens
Gebohrner ward von ſeinem Vater mir,
Als dieſem Troiens Sturz ſchon ahndete,
Vertrauet, daß ich ihn bey mir erzöge.
Ich tödtet' ihn. Warum ich ihn getödtet
Wie klug, wie vorſichtsvoll ich hierin that,
Das hör'. Ich fürchtete dir einen Feind
Zu ſchonen, welcher Troiens Schaaren wieder
In neu erbauter Stadt verſammelte.
Ich fürchtete, die Griechen, wenn ſie hörten
Ein Priamide lebe, brächten dann
Zum zweyten Mahl den Krieg nach Phrygien;
Verwüſteten und plünderten mein Thrake,
Und wir Benachbarten wir litten wieder,
Wie jetzt geſchah, um der Trojaner willen.
Nun Hekabe den Tod des Sohns erfuhr,
Lockt ſie mich mit der Liſt (als wollte ſie
Mir anvertrauen, wo in Ilion
Der Priamiden Gold vergraben ſey,)
Ins Haus, mich nur allein und meine Kinder,
Daß, ſagte ſie, kein Andrer es erführe.
Ich ſetzte mich aufs Bett, die Knie beugend.
Da ſaßen rechts und links die Troerinnen
Um mich als einen Freund herum: ſie hielten
Dieß Kleid hier, das Geweb' Edoniſcher Hände,
Betaben es beym Lichte, rieſens, nahmen,
Indeſſen andre meinen Speer betrachten,

Den Mantel und das Oberkleid mir weg.
Die, welche Mütter waren, ſtreichelten
Bewundernd meine Kinder, gaben ſie
Von Hand zu Hand, ſie von dem Vater zu
Entfernen. Mitten unter freundlichen
Geſprächen, kannſt du 's glauben? zogen ſie
Unrühmlich Dolch' aus ihrem Kleid, und bohrten
Die Knaben nieder; andre faſſeten
Feindſelig meine Händ' und Füße, riſſen
Mich bey dem Haar zurück, wenn ich das Antlitz
Erheben, und den Kindern helfen wollte.
Ja, nicht niemahl die Hände konnt' ich regen
Ich Elender! gefangen von der Menge.
Itzt ward an mir der Gräuel aller Gräuel
Verübt; ſie ſtaken Nadeln, bohrten mir
Die unglückſeligen Augenäpfel aus;
Blut' quoll darnach; ſie flohn durch die Gemächer.
Ich ſpringe wie ein wildes Thier empor,
Verfolge dieſe blutigen Hunde, ſuche
Gleich einem Jäger, ſuche längſt der Mauer,
Brech' und zertrümmre — Siehſt du, Agamemnon
Das litt ich deinetwegen, deinen Feind
Ermordend litt ichs! Doch wozu die langen
Geſpräche? Was man von den Weibern Böſes
Je ſagte, ſagt und ſagen wird, dieß faſſ' ich
In dieſe Worte: weder Land noch Meer
Nährt eine ſolche Brut, als Weiber ſind.
Wer immer um ſie war, der kennet ſie.

Chor. Schmäh nicht, noch table deiner Leiden wegen
Das ganze weibliche Geſchlecht ſo ſehr.
Zwar mehren einige der Böſen Zahl,
Doch viele ſind von neidenswerther Tugend.

Hekabe.

Hekabe. Die Zunge ſollt', o Agamemnon, nie
Mehr bey den Menſchen gelten, als die That.
Gut ſprechen ſollte der, der gut gehandelt,
Schwach deſſen Rede ſeyn, der Arges that.
Nie ſollte die Beredſamkeit ein Unrecht
Beſchönigen; es hieſſen freylich die,
So dieſe Künſte wohl verſtanden, Weiſe.
Allein ſie heiſſen ſo nicht bis ans Ende,
Sie gehn zu Grund; und keiner noch entrann.
Der Einzige, Herr, galt dir; nun wend' ich mich
Zu jenem, ſeine Rede zu erwiedern.
Was? Agamemnons wegen, und den Griechen
Den zweyten Krieg zu ſparen, würgteſt du
Gottloſer! meinen Sohn? Fürs erſte wiſſe:
Nie werden, ja, nie können Barbarn hold
Den Griechen ſeyn; und dann um weſſen Gunſt
Bewarbſt du dich ſo eifrig, ſuchteſt du
Die Eidſchaft (24) der Achaier? biſt du ein
Verwandter; oder was bewog dich? Doch
Du fürchteteſt, daß bey der zweyten Landung
Die Griechen nicht dein blühend Land verheerten.
Ey! Ey! wem hoffſt du dieſes einzureden?
Das Gold, wenn du die Wahrheit ſagen willſt,
Das und dein Vortheil würgten meinen Sohn.
Warum ſonſt, lehre mich's, warum erſchlugſt du
Nicht damahls ihn, als Ilion noch aufrecht,
Umringt, von Thürmen, ſtand; als Priamos
Am Leben, Hektors Lanze ſiegreich war,
Ihn, welchen du in deinem eignen Haus
Genähret, oder übergabſt ihn lebend
Den Griechen, wenn du den verbinden wollteſt?
Warum mußt itzt erſt der zu deinem Heerd
Geflohne Gaſt getödtet werden, itzt,

Da uns nicht mehr des Glückes Sonne ſcheint,
Und Trojens Rauch von ſeinem Umſturz zeugt?
Nun höre, daß für einen Böſewicht
Dich alle Welt erkenne, höre, wie
Du als ein Freund der Griechen handeln mußteſt.
Du mußteſt ihnen, da ſie, lang' entfernt
Von ihrem Vaterlande, Mangel litten,
Dieß Gold, das, wie du ſelbſt nicht läugneſt, ſein
Nicht dein war, überreichen; aber du
Verwahrſt es immer fort in deinem Haus;
Kannſt itzo noch die Hand davon nicht wegziehn.
Ruhm wäre dir geworden, hätteſt du
Nach Pflicht genährt, gerettet meinen Sohn.
Der Edle zeigt im Unglück ſich als Freund:
Das Glück hat allenthalben Freunde gnug.
Hätt' Armuth dich gedrückt, mein Sohn im Wohlſtand
Gelebt, ſo wär' er dir ein großer Schatz
Geweſen; nun haſt du nicht ihn zum Freund,
Verloreſt den Genuß des Golds, verlorſt
Die Kinder, und biſt ſelbſt in dieſem Zuſtand.
Dir aber, Agamemnon, ſey geſagt;
Man wird dich wenn du dieſem Hülfe leiſteſt
Für böſe halten; einem redlichen
Gerechten, frommen, edlen Gaſtfreund ſoll
Man wohlthun; aber er iſt dieſes nicht.
Man wird dich ſchmähn, wird ſagen, daß du ihm gleichſt,
Und Wohlgefallen an dem Laſter trägſt — — — —
Doch meine Herrn zu ſchmähen ziemt mir nicht.

Chor. Sieh! wie den Menſchen eine gute Sache
Gelegenheit zu guten Reden giebt!

Agam. Zwar fremde Händel ſchlichten iſt mir läſtig,
Doch muß ich es; mit Anſtand kann man ein

Schon

Schon vor die Hand genommenes Geſchäft
Nicht wieder von ſich ſchieben. Wiſſe denn
Mir ſcheint, du tödteteſt den Gaſtfreund nicht
Der Griechen wegen, meinetwegen nicht.
Du thatſt es um des Golds, das du zu Haus
Bewahret, Herr zu ſeyn, und ſuchſt, ergriffen
Auf böſer That, dich zu beſchönigen.
Iſt Mord des Gaſtfreunds eine Kleinigkeit
Bey euch? bey uns Achäern iſts ein Gräuel.
Wie könnt' ich alſo ſelbſt gerechtem Tadel,
Erräch' ich dich ſo, entgehn? ich könnt' es nicht?
Drum da du das, was ſich nicht ziemt, gethan,
So leide nun auch das, was nicht gefällt.

Polym. Weh mir! es ſcheinet eine Sklavinn ſiegt,
Und ein verächtlich Weib ſtraft mich, mich Fürſten!
Hekabe. Und iſts nicht billig, da du Böſes thatſt?
Polym. Weh! meine Kinder! weh! mein Augenlicht!
Hekabe. Du leideſt ihretwegen; glaubſt du, ich
Ich leide meines Sohnes wegen nicht?
Polym. Du freueſt dich Verruchte, ſpotteſt mein?
Hekabe. Und ſollt' ich mich nicht freuen, bin ich nicht
Gerächt an dir?
Polym. Nicht länge freuſt du dich.
Denn in das Meer wirſt du —
Hekabe. Bringt man zu Schif mich
Nach Hellas?
Polym. Von der Segelſtange ſtürzen.
Hekabe. Wer ſchleudert mich gewaltſam in die See?
Polym. Du ſelber ſteigſt am Maſt des Schifs hinauf.
Hekabe. Mit Flügeln auf den Rücken, oder wie?
Polym. Du wirſt in einen Hund mit Flammenaugen
Verwandelt.

Hekabe. Wie erfuhrſt du die Verwandlung?
Polym. Von Thrakens Seher von dem Dionyſos.
Hekabe Sagt' er denn dir nicht auch dein Unglück vor?
Polym. Dann hätteſt du mich nicht mit Liſt gefangen.
Hekabe. Werd' ich zum Hund todt oder lebend werden?
Polym. Todt, und das Grab wird deinen Namen führen.
Hekabe. Den Namen meiner Ungeſtaltung, oder
Den jenigen?
Polym. Man nennt es das Grab
Des armen Hunds, ein Schreckenbild dem Schiffer.
Hekabe. Ha! immerhin! weil ich nur dich beſtraft.
Polym. Auch muß dein Kind Kaſſandra ſterben.
Hekabe. Schrecklich!
Dir dir geſchehe ſo!
Polym. Da deſſen Gattinn,
Die itzund übel haushält, wird ſie tödten.
Hekabe. Nie wolle ſo die Tochter Tyndars raſen!
Polym. Und ihn, ihn auch, das Beil noch einmahl hebend.
Agam. Biſt du von Sinnen, willſt du durchaus Strafe?
Polym. Ja tödte mich, doch harrt das Blutbad dein
In Argos.
Agamem. Knechte ſchleppt ihn weg von hier.
Polym. Kränkt dich die Rache nicht?
Agamem. Stopft den Mund ihm zu!
Polym. Schließt mir ihn immer; ich hab' ausgeredet.

Agam. Gleich werft ihn auf ein unbewohntes Eiland,
Da er mit frechem Mund mich alſo läſtert.
Du Hekabe! du Unglückſeligere!
Begrabe beyde Todten! aber ihr
Eilt in der Herren Zelte, denn ich fühle
Daß heimwärts ſchon die günſtgen Winde wehn.
O möchten wir nach ſo viel Trübſal glücklich

In

In unſer Vaterland zurücke ſchiffen,
Und glücklich ſehen die wir dort verließen!

Chor. Eilet, o ihr Freundinnen! nach dem Hafen,
Eilet in die Zelte! bald werden eure
Hände Sklavenarbeit verſuchen müſſen;
Hartes Verhängniß!

Anmerkungen.

(1) Polyrene. Ein großer, ja vielleicht der größere Theil unſerer Dichter würde Polyrēne ſagen, ſo wie er Helene ſagt; das klingt aber ſehr ungriechiſch, und ſo widerlich als Carōlus. Ich glaube, daß die Nachahmung der Franzoſen, und die nur zu gewöhnliche Verwechslung des Accentes mit der Länge, hiezu Anlaß gegeben hat. Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß das griechiſche Sylbenmaß nicht überall beobachtet werden kann, als: in Hēliaden. Machen wir hier die dritte Sylbe nicht lang, ſo bekommen wir drey kurze Sylben nach einander, welches weder der Natur unſerer Sprache, nach dem Bedürfniſſe des Dichters angemeſſen wäre. Aber wie kommt es, daß bey einigen dreyſylbigen, oder den vierſylbigen Worten, wo man die zweyte Sylbe lang machen könnte und ſollte, das griechiſche Sylbenmaß nicht beybehalten, und dennoch das Ohr nicht beleidigt wird, ja viel mehr durch die Beybehaltung beleidigt werden würde? So macht Rāmler (und wer nicht?) in Mānade die zweyte, in Philippiden die dritte Sylbe lang, ob er gleich in Helene und anderen Namen genau dem griechiſchen Sylbenmaße folgt. Ich wünſchte ſehr daß dieſe Zweifel erörtert würden, und thue deßhalb im Namen aller Lehrbegierigen eine Bitte an meine verehrten Freunde Rāmler und Wieland ergehen.

ſchön die junge Hero iſt, und daß ich ſie ſchon liebte, eh ich in den Krieg gieng.

Pedro.

Du biſt, wie ich ſehe, nach der allgemeinen Weiſe der Liebhaber, auf gutem Wege, den Hörer mit einem Mährchen das kein Ende nimmt, einzuſchläfern; wenn du die ſchöne Hero liebſt, ſo laß dir's nicht leid ſeyn; ich will ihr und ihrem Vater den Antrag machen, und du ſollſt ſie haben: War es nicht zu dieſem Ende, daß du eine ſo ſchöne Hiſtorie zu fechten anfiengſt?

Claudio.

Wie ſchnell hat Euer Hoheit meine Wünſche in meinen Augen geleſen, und wie gütig iſt eure Herablaſſung, meiner Liebe beförderlich zu ſeyn! Aber ich wünſchte doch, daß die Sache nicht ſo ſchnell betrieben würde, damit meine Neigung nicht das Anſehen einer plözlich auffahrenden Flamme habe.

Pedro.

Wozu braucht die Brüke breiter zu ſeyn als das Waſſer? Siehſt du nicht, daß die gröſten Vorbereitungen ſchon ſo viel als gemacht ſind? Du biſt nun einmal verliebt, das iſt eins, und für das Mittel für deine Krankheit will ich ſorgen. Ich weiß, wir werden dieſe Nacht einen Masken-Bal haben; ich will mich verkleiden, daß man mich für dich anſieht, und der ſchönen Hero ſagen, ich ſey Claudio; ich will, in deiner Perſon, mein Herz in ihren Buſen ausleeren,

Noch muß ich anmerken, daß ich die griechiſchen Endeſylben in η mit keinem ä ſchreibe; weil ſie teutſch gebogen werden; und es ein bischen ſonderbar iſt im Nominative Athänä, im Genitiv Athänene zu ſchreiben.

(2) Scipiones in universum recti sunt, non curvi. Loquitur ergo non de vero scipione, sed metaphorice de brachio, quod ancillis innitens scipionis usum præstabat, quodque ob cubiti flexuram σκολιον σκηπτρωνα vocat. *Musgravius.* Solent scipiones fere in summo esse curvi, ut ad innitendum aptiores sint. *Heusleras.* Man ſieht daß die Ausleger der Claſſiker ſo einig ſind, als die Ausleger der Schrift.

(3) Göttliche Seele heißt es wörtlich; doch wird unter Seele nicht Schatten verſtanden, wie der Leipziger Herausgeber wider den Scholiaſten mit Recht behauptet: wodurch alſo die Lesart κτανοῦσαν überflüßig wird. Hekabe ſcheint in der Abſicht, ſich von Kaſſandra ihren Traum deuten zu laſſen, nach dem Zelte Agamemnons zu gehen, wo ſie dieſelbe als die Sklavinn und Geliebte Agamemnons anzutreffen hofte.

(4) Man wird mir wohl kein Verbrechen daraus machen, daß ich hier πωλον, und in der dritten Handlung V. 526 und 559 μοσχα und σφαλον nicht wörtlich überſetzte.

(5) μελαναυχης heißt nicht nur nigricans, oder wie der Scholiaſt ſagt: μελανας ὀφθαλμους ἐχων; ſondern führt zugleich den Begrif eines Glanzes (αὐχη) mit ſich.

(6) — ου χρυσοδετου

Δειρας. Wer dieſe Stelle von dem goldenen Geſchmeide verſtehet, womit Polyxenes Hals behangen geweſen ſeyn ſoll;

ſoll; der denkt wohl nicht daran, was Hekabe am Ende der dritten Handlung ſagt:

Doch womit ſchmück' ich ſie? ich habe nichts. ꝛc. ꝛc.

(7) Malim δολῳ ταλαιπωροι lacrumæ fraudulentæ. *Musgr.* Und warum will denn Musgrave lieber δολῳ als φευ? vermuthlich weil es wider die gemeine Leſart iſt, und gewiſſe Ausleger ein gelehrtes Jucken ſpüren, welches nicht anders zu heilen iſt, als wenn ſie ſich am Texte reiben. Eine andere Urſache läßt ſich wohl nicht angeben. Odyſſeus Reden, ſeine Verheiſſungen mochten betrügeriſch ſeyn; ſeine Angſt aber und ſeine Thränen waren nur zu wahr. Die griechiſchen Helden ſterben nicht ſo gerne, als die franzöſiſchen — Trauerſpiels Helden.

Madame, le deſtin, aux Heros peu propice,
Perſecute la Grêce, en vous livrant Ulyſſe.
C' eſt elle, que je plains; voulant la ſécourir,
Les Dieux ne m'ont laiſſé que l' honneur de mourir.
Apellez votre fils! que ſa main triomphante
Frappe, et perce le ſein, qu' Ulyſſe lui préſente. &. &.

So würde ſich ein Racineiſcher Odyſſeus ausdrücken; aber dafür zieht ihn auch ſein Freund Boileau, der Geſetzgeber auf dem Parnaß, dem Euripides vor.

Il ſeut reſſuſciter Sophocle en ſes écrits,
Et dans l' art d' enchanter les coeurs et les eſprits
Surpaſſer Euripide, et balancer Corneille.

Nun das heißt wahrhaftig jetter l' encenſoir au viſage.

(8) Ich finde dieſe Stelle verſtändlich, wenn wir annehmen Odyſſeus habe aus Angſt das Kleid der Hekabe ſo lange, ſo feſt gehalten, daß ihm die Hand einſchlief, oder mit einem ſtärkeren Ausdrucke erlahmte, erſtarb. Der um die alte Litteratur ſo hoch verdiente Herr Brunk ſchlägt vor,

daß man ſtatt ὥστ' ἐνθανεῖν γε, ὥστ' ἐντακῆναι leſen ſoll. Freylich wird es nicht leicht ſeyn das ἐνθανεῖν in dem Sinne, in welchem ich, und vermuthlich jedermann es nahm, irgendwo zu finden, welches auch den Hrn Brunk zu ſeiner Verbeſſerung bewogen haben wird. Der Scholiaſt aber ſtimmt dennoch meiner Meinung bey. καὶ ἡδέμην ἂν τοῦτο, ὥστε δοξαι τεκμαίρεσθαι ἐν τοῖς ἐμοῖς ἐνδιμάσι τὴν ἐμὴν χεῖρα ὑπὸ τοῦ θεοῦ.

(9) Es kann auch heiſſen: — doch man glaubte wohl, es ſey ſo genug mein Kind dem Tod zu weihn?

(10) Einige nehmen das καθ' ἡμέραν in ζῶντι. So überſetzt Eraemus:

Et mihi quidem, donec hac luce fruar.

καθ ἡμέραν aber heißt hier das tägliche Bedürfniß. S. das Wört. das Henr. Steph unter Ἡμέρα.

(11) Herr Adelung lehrt, daß es durchaus gewöhnlich ſey in Barbar die zweyte Sylbe lang zu machen. Ich kann ihm Beyſpiele entgegen ſetzen:

Und von verſchwornen Barbarn überfallen. Ramler.
Ohne den Kleiderprunk weicher Barbarn. Ramler.
Verſtöhmt ein Barbar oft ſo muthig, als ein Held Uz.

welcher letztere dieſe zweyte Sylbe, als das Wort: Grauſame Menſchen bedeutete, lang gemacht hat:

Selbſt Barbaren bedauern einen Feind.

(12) Nach der Meinung einiger Auctoren: Zeus, der die Bittenden in Schutz nimmt, zürnt Dir meinetwegen nicht.

(13) Τὴν ἔκτοσθε τε κἀγαθῶν πολλῶν κάσιν. Brunk.

(14)

(14) Brumoi, der ſich doch durch die Leſung der Griechen ſo viel als möglich entfranzöſierte, hat nicht gewagt, dieſe Stelle zu überſetzen; freylich würde ſie gegen das ehrfurchtsvolle Madame, womit ſein Odyſſeus Hekaben anredet, ſchlecht genug abſtechen. Epargnez moi l'affront de me (vous ſollte es heiſſen) voir tirer par violence, überſetzet er und fügt erſchrocken hinzu. le Grec dit plus. Ueber den ungeſchliffenen Griechen, der Polyrenen ohne Complimente, ohne die den Damen ſchuldige Achtung, zum Tode führen läßt!

(15) Es heißt zwar ἐχθεαν; aber meine Ueberſetzung und dieſes gehen auf Eines hinaus.

(16) Ich wünſchte dieſe Rede lieber aus dem Munde des Chors, als der Hekabe zu hören.

(17) Euripides ſcheint vergeſſen zu haben, daß er im 679ſten Verſe die Maad ſagen läßt: Sieh jenen nackten Leichnam. Incuria ſudit.

(18) Dieſe Stelle verſtehe ich nicht, und fürchte, daß die, welche ſie erklärten, in eben dem Falle waren.

(19) Αὐτη δ' ἐπ' αἰσχεοις αἰχμαλωτος ἐιχομαι.

Ἐπ αἰσχεοις. Recte hoc diceret *Caſſandra* vel alia quaevis ſerva furtivae Veneri deſtinata V. Hipp. 511. non item *Hecubae* convenit, quam *ab hoc turpitudinis genere* ſatis, credo, aetas ipſa vindicavit. Legendum forte,

Ἐπ' ἀισχεσ', In contumelias. *Heſychius.* Λίσχεα, ἐνιδη ὕβρεις. Probris et contumeliis, quibus omnis aetas obnoxia eſt, nihil ſane mirum ſi affici metueret. Musgr

Ey wie gelehrt! Nur Schade, daß der Mann vor lauter Gelehrſamkeit vergeſſen hat, daß αἰχεος iede Schmach, jede ſchändliche Handlung, nicht aber ausſchlieſſungsweiſe hoc turpitudinis genus bezeichnet. Sonſt müßten wir den 38. V. im γ. der Iliade.

Τον δ' Ἕκτωρ νωκησεν ἰδων αἰσχροις ἐπεεσσι

alſo überſetzen: Hektor ſah ihn und ſchalt ihn mit dieſen unzüchtigen Worten.

Doch wir brauchen nur einige Verſe hinauf zu rücken, ſo finden wir, daß Hekabe von dem Mord, den Polymeſtor an ihrem Sohne begangen hat, zum Agamemnon ſagt:

Ταυτ' ὠν εν αἰσχρῳ θεμενος.

(20) Dieſe Erklärung iſt gewiß der Erasmiſchen vorzuziehen: Hunc ſi juvabis, quum ſit affinis tibi, facies probe.

(21) Forte κομαισι: ideo minus convenit κομαται, quia in luctu comas tonderi foeminis et capita radi mos erat. Vid. Troad. 148. *Musgr.*

Schon wieder eine unnöthige Verbeſſerung! Ein Trauerſpiel ſteht mit einem andern Trauerſpiele in keiner Verbindung. Hekabe kann alſo in den Trojanerinnen die Haare abgeſchnitten haben, und hier nicht. Eine nothwendige Leichenceremonie war das Haarabſchneiden wohl nicht. Homer läßt es beym Ausraufen bewenden, welches aber nur ein Ausbruch des Schmerzens, kein Ceremoniel iſt. Ω. 710.

(22) Και τας ἀνιαχητις ἐι νεκροι διωρισαν. *Musgr.*, welches auch Brunk annimmt.

(23) νεφος ἀπαλλαξις *Musgr.* nach Reiske.

(24) Ich glaube daß Sippſchaft das lateiniſche Affinitas eben ſo gut ausdrückt, als das unedle Schwägerſchaft, und beſſer als Verwandſchaft, ſo auch für Conſanguinitas gebraucht wird.

Noch Ein paar Worte von dem Herausgeber.

Ich übergebe den Liebhabern dieſe Ueberſetzung einer der ſchönſten Tragödien des beredten Euripides, wie ich ſie von meinem Freunde erhalten haben, ſogar ohne das mir mißfällige in der Art die Griechiſchen Namen zu ſchreiben, abzuändern. Kenner des Originals werden alles was an dieſer Copie zu loben iſt, nicht verkennen: was die Kritik oder der Geſchmack etwa daran zu tadeln haben könnte, wird in kurzem von dem Verf. ſelbſt bemerkt werden, und bey mehrerer Ausfeilung ſeiner Arbeit leicht zu verbeſſern ſeyn. Mein Lob würde partheyiſch klingen, und tadeln mag ich nicht gern anders, als indem ich verſuche ob ich es beſſer machen könne. Mein Ideal, wie Euripides zu überſetzen wäre, gedenke ich, nach Vollendung des Luciano, der mich jezt noch ganz beſchäftiget, in einigen Verſuchen zu zeigen.

Was die Frage betrift, ob man Helena oder Heléna im teutſchen ausſprechen, d. i. ob die mittlere Sylbe lang oder kurz ſeyn ſoll, ſo entſcheidet meine Meynung — nichts: aber ich ſpreche im teutſchen Heléne, nicht nur aus eben der Urſache warum ich Mänade ſpreche, ſondern hauptſächlich weil es der Gebrauch im teutſchen ſo mit ſich bringt. Ein anders iſt wenn man Helena ſtatt Helene ſchreibt; denn da erfodert der Gebrauch gerade das Gegentheil. Bey der Note 7 erinnere ich nur beyläufig daß ich auch der Meynung des Boileau bin, daß Racine den Euripides in vielen Stücken übertroffen habe; und wiewohl mein Freund A. ſehr berechtigt iſt anders zu denken, wenn er nicht anders denken kann: ſo iſt mir doch leid, daß er ſich über dieſe Sache auf eine Art ausgedrückt hat, die leicht ſo mißgedeutet werden dürfte, als ob Er auch zu den Patriotiſchen Teutſchen gehöre, die ſich durch Geringſchätzung der gröſten

Fran-

Franzöſischen Dichter bey Perſonen von Geſchmack und geſundem Urtheil lächerlich machen: welches doch, wie ich verſichert bin, bey Ihm keinesweges der Fall iſt, noch ſeyn kann. W.

II.

Leopoldine,

ein Gegenſtück zum Moriz.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ich will ſchlafen.

Ich ſtreckte weinend meine Hände nach Hülfe aus, und niemand rettete mich. Vergebens rief ich Fritzen zu: er ſchien mich nicht zu hören. Vor meinen Augen wälzten ſich ſchwarze Wolken, und wenn ich ſchwieg, ſauſte und ſchwirrte es fürchterlich vor meinen Ohren. Alle die entſetzlichen Geſtalten und Bilder, die mich vorhin in Ohnmacht warfen, traten mir jetzt aufs neue vor die Augen, und nur durch unaufhörliches Schreyen und Klagen konnte ich ſie aus meiner Phantaſie von Zeit zu Zeit entfernen.

Endlich hörte ich Fritzens Stimme wieder. Biſt du noch da, Leopoldine? rief er. — Ach, ich habe kein Licht, ich kann mich nicht zur Mama finden!

O,

O, bleib hier, bleib hier! — ſchrie ich, und ſtreckte meine Hände nach der Gegend, woher ſeine Stimme kam: Ich ſterbe, eh du wieder kömmſt!

Ich will herunter kommen! rief er mir zu, und in eben dem Augenblick fuhr er, von Schutt und Steinen begleitet, zu mir herab. Schrecken und Freude bemächtigten ſich meiner mit gleicher Gewalt. Ich tappte mit zitternden Händen nach ihm herum, und als ich ihn endlich fand — — o, da gab es für mich keine Finſterniß und keine Furcht mehr! Ich ſchmiegte mich an ihn mit einer Innigkeit, als wollte ich mich in ihn hineindrücken. Bleibſt du nun bey mir, lieber Fritz? ſagte ich.

Ja! erwiederte er kurzweg.

„Ach, ich fürchte mich ſo ſehr! — Es iſt ſo finſter! — Iſt dir nicht bange?“

Nein! ſagte er — Ich will ſchlafen! Bey dieſen Worten, die mich ſehr erſchreckten, ſetzte er ſich nieder. Er nahm ſeinen Torniſter ab, und gab ihn mir: Du kannſt deinen Kopf darauf legen! ſagte er — Er ſetzte voraus, daß ich eben ſo müde wäre als er; aber da hätte ich auch eben ſo unerſchrocken ſeyn müſſen. Ich ſah dem Augenblicke, wo er einſchlafen würde, mit herzlicher Bangigkeit entgegen, und fürchtete, daß die Geſpenſter, ſo bald er die Augen geſchloſſen hätte, ihr Hausrecht an mir ausüben würden. Ich ſetzte mich nieder, und ſchlug beyde Hände um ſeinen Hals; aber er machte ſich ziemlich unſanft von mir los und ſagte:

te: Du drückſt mich! — Die Hände ſanken mir in den Schooß, und über meine Backen rollten große Thränen.

Fritz ließ mich bald hören, daß er eingeſchlafen war. So bald ich deſſen gewiß war, legte ich mich auch nieder, und rückte ſo nahe an ihn, als es meine Beſorgniß ihn wieder aufzuwecken zuließ. Ich nahm auch endlich, als ich glaubte, daß er feſter eingeſchlafen ſey, ſeine rechte Hand, und legte ſie um meinen Hals, während ich meine Linke ſanft auf ſeine Schultern ſinken ließ. In dieſer Lage glaubte ich vor den Kobolden und Erdgeiſtern ſo ziemlich ſicher zu ſeyn, obgleich es mir weit lieber geweſen wäre, wenn er gewacht hätte.

Es kam noch ein Umſtand hinzu, der meine Angſt von Zeit zu Zeit unterdrückte: ich glaubte jeden Augenblick, daß die Alte kommen und uns holen würde. Dieſe Erwartung machte mir das Herz leichter, und vereinigte ſich endlich mit der Entkräftung, die mir Schrecken, Weinen und Schreyen zugezogen hatten, um mich in einen unruhigen Schlummer zu verſenken, der zulezt in einen förmlichen Schlaf übergieng.

Zweytes Kapitel.

Sie ſehen das Tageslicht.

Als ich erwachte, und mich mit meiner Hand von der Gegenwart meines Beſchützers überzeugen wollte,

war

war er fort! Mit einem heftigen Schrey ſprang ich auf. Dreymal rief ich, was ich rufen konnte: keine Antwort. Erſt auf den vierten Ruf vernahm ich ſeine Stimme, die dreyfach wiederhallte: Ich komme ſchon! rief er: Ich will dich holen! Hier iſt Mama mit der Lampe!

In wenig Augenblicken war er bey mir. Er nahm mich bey der Hand, und zog mich raſch mit ſich fort. In der Eile ſtieß er ſich oft an den großen Steinen, die unter unſern Füßen lagen; aber er ſagte nichts als Au weh! und gieng darum nicht langſamer. Wenn ich mich ſtieß, ſo ſagte er auch Au weh! und das war alles.

Wir kamen endlich an ein lichtes Fleckchen; Fritz zeigte in die Höhe und ſagte: Siehſt du, da iſt Mama! Ich ſah weder die Mama noch ihre Lampe, denn keine von beyden war da. Was er für eine Lampe hielt, war ein kleines rundes Loch, durch welches ein Sonnenſtrahl in die Höle fiel. Ich hatte große Noth ihn zu überzeugen daß er ſich irrte; er glaubte es nicht eher, als bis er einige mal aus allen Kräften: komm herunter, Mama! gerufen, aber keine Antwort erhalten hatte.

Nicht weit von uns bemerkten wir abermals einen lichten Fleck, der von größerm Umfange war als der erſte. Da iſt gewiß Mama! ſagte er; aber ſie war es eben ſo wenig als vorher. Nur das Luftloch war größer. In einiger Entfernung war wieder eins; einige Schritte weiter, noch eins. Sie ſtanden immer

leeren, und ihr Ohr durch die Gewalt meiner verliebten Klagen gefangen nehmen; alsdann will ich mich an ihren Vater machen, und das Ende vom Lied iſt, daß ſie dein ſeyn ſoll. Wir wollen uns auf der Stelle zur Ausführung anſchiken.

(Sie gehen ab.)

Leonato und Antonio kommen zurük.

Leonato.

Bruder, wo iſt mein Vetter, euer Sohn? Hat er die Muſik beſorgt?

Antonio.

Er macht ſich ſehr viel damit zu thun; aber, Bruder, ich kan euch etwas Neues ſagen, wovon ihr euch wol nicht hättet träumen laſſen.

Leonato.

Iſt es was Gutes?

Antonio.

Je nachdem es der Ausgang ſtempeln wird; wenigſtens iſt das äuſſerliche Anſehn gut; es fällt gut ins Geſicht. Der Prinz und Gräf Claudio, die in einem dicht-verwachſenen Gang in meinem Garten ſpazieren giengen, wurden von einem meiner Leute behorcht: Der Prinz entdekte dem Claudio, daß er in meine Nichte, eure Tochter, verliebt ſey, und im Sinn habe, ihr heute Nacht beym Bal ſeine Erklärung zu machen; und wenn er finde, daß ihr Herz

mer näher bey einander, der Gang ward immer heller und heller, und endlich ſahen wir eine Stelle vor uns, die größer und lichter war, als alle vorige. Fritz ließ mich los und ſprang darauf zu, fuhr aber erſchrocken zurück und ſchrie: Ach alles brennt! — Es freute mich nicht wenig, daß ich ihm jezt meine Ueberlegenheit zeigen konnte. Was er für Feuer hielt, war die Sonne ſelbſt, die ihre Strahlen auf den Ausgang der Höle warf. Kurz, wir waren am Tageslicht; und meine Freude hatte keine Gränzen!

Das iſt die große goldne Lampe! — rief ich triumphirend: wovon dir die Mama immer erzählt hat! — Ich nahm ihn bey der Hand, und wollte ihn aus der Höle ziehen. Er folgte mir ſehr langſam. Als er einen Stein, der von den Sonnenſtrahlen erhizt war, von ungefähr berührte, wollte er mit Gewalt in die Höle zurück: und als er mich endlich gar von der Sonne um und um erleuchtet ſah, that er einen großen Schrey, riß ſich von mir los, und ſprang, als ob ihm ſchon das Haar brennte, in die Höle zurück. Er blieb dabey, daß draußen alles brennte. Ich wußte nicht ob ich lachen oder erſchrecken ſollte. Seine Furcht war mir eben ſo lächerlich, als mir der Gedanke, er möchte mich allein laſſen, fürchterlich war.

Ich blieb indeſſen am Eingange der Höhle ſtehen, und rief ihm beſtändig zu: Sieh nur, ich brenne ja nicht! Endlich gab ihm ſein Stolz wieder Muth: er kam zu mir und fragte mich, ob mir nicht warm ſey,

und

und wo die groſse goldne Lampe wäre? Ich nahm ihn bey der Hand, zog ihn ins Freye, und nun ſah er mit groſsen Augen in die Sonne hinein, fuhr aber plötzlich zurück, legte beyde Hände vor das Geſicht, und drehete ihr den Rücken zu: Ich mag ſie nicht ſehen, rief er unwillig: ſie macht mich blind! die kleinen Lampen ſind beſſer!

Dieſe Aeuſſerung (die, wie ich gehört habe, oft alten und ſehr gelehrten Leuten in unſern Tagen entfahren iſt) war mir ſehr lächerlich; aber ich durfte es nicht merken laſſen, weil ich fürchtete, daß ich ihn dadurch in dem Vorſatze zur Alten zurückzugehen, den er wirklich ein paar mal kund gab, beſtärken möchte. Ich begnügte mich alſo damit, in der Sonne herumzuſpringen, und ihm wiederholt zu verſichern, man würde, wie er ſelbſt ſehe, nicht blind davon; er ſollte nur herauskommen, und mit mir gehen; nun würde ich meine Mama bald finden, und dieſe ſollte ihn zu ſeinem Papa bringen.

Jetzt wäre die Reihe zu lachen an Fritzen geweſen: denn meine Einbildung, daß ich nur aus der Höle heraus ſeyn dürfte, um meine Mama wiederzufinden, war nicht weniger belachenswerth, als die ſeinige, daß ihm die Sonne den Schopf verſengen möchte. Wirklich kamen mir alle Gegenſtände, die ich um mich erblickte, ſehr bekannt vor; und kein Wunder; die Bäume waren eben ſo — grün, und die Hecken eben ſo flachlicht, als jene, die damals, als man mich mei-

ner Mutter raubte, um uns herum ſtanden. Es fehlte nun nichts weiter mehr, als ein gebahnter Weg, eine Kutſche mit Vieren, und meine Mutter in dieſer Kutſche. Doch es ſchien mir eine Kleinigkeit, auch dieſe zu finden.

Die Reiſe ging alſo fort. Fritz ſprach und träumte viel von ſeinem Papa und ſeinem kleinen Pferde, die ihm auf einmal ſehr lebhaft ins Gedächtniß zurückgekommen waren; und ich unterhielt mich mit meiner Doſe, die, wie es ſich von ſelbſt verſteht, unzertrennlich von mir geweſen, eben ſo unzertrennlich als Fritz von ſeinem Ringe, Hirſchfänger und Torniſter. Wenn dieſe Vorſtellungen und Träume uns von Zeit zu Zeit verließen, ſo pflückte ich Blumen, und Fritz führte Krieg mit den Gebüſchen und Stauden, die unter der Schärfe ſeines Schwertes Zweige und Blätter fallen laſſen mußten.

Mit jener kindiſchen Sorgloſigkeit, die der Seele eben das iſt, was Opium dem Körper, krochen wir durch Buſch und Hecken, kletterten wir über Steck und Stein, ohne eine Vorſtellung von der Mißlichkeit unſrer Lage zu haben. Daß der Wald, worin wir uns befanden, viele Tagreiſen lang und breit ſeyn könnte; daß wir uns Wochen lang in demſelben herumdrehen, und doch keinen Ausgang finden könnten; daß unſre Lebensmittel mit der Zeit aufzehren, und dem Hunger freye Hand über uns laſſen würden; daß die feuchte Nachtluft und die gefährlichen Ausdünſtungen

der

der Bäume und Gebüsche uns krank machen, und den Tod zuziehen könnten, gesezt auch, daß die Bären, (vor deren Konexistenz in diesem Walde uns niemand sichen konnte) sich nicht die Mühe geben wollten, uns zu zerreissen, oder ihrer jungen Familie als kleine Spielsachen mitzubringen — — von allen diesen Zufallen, die einem Erwachsenen Schweißtropfen gekostet haben würden, hatten wir keinen Begrif: und wie konnten wir auch, da wir hinter jeder Hecke eine Kutsche mit Vieren vermutheten, und da wir glaubten, daß wir nur rufen dürften, um uns, wenn uns etwas zustieße, von den Bewohnern des Waldes die schleunigste Hülfe zu verschaffen? Daß dieser finstre Wald unbewohnt seyn könnte, fiel mir nicht ein, und Fritzen, wie man leicht denken kann, noch weniger.

Als aber der Abend herzukam, und keine Kutsche mit Vieren sich sehen ließ; als die Bäume immer dunkler, und die Gebüsche immer schwärzer wurden, und kein anderes Obdach, als das was sie uns gewähren konnten, zu vermuthen war: da stahl sich endlich eine leichte Unruhe in mein Herz, die anfangs ein Kind der fehlgeschlagenen Hofnung war, bald aber durch das Andenken an das gute Schlaftalent Fritzens, und an die gefährlichen Thiere, die sich, wie ich oft gehört hatte, in solchen Wäldern aufhalten sollten, zu einer förmlichen und sehr peinlichen Herzensangst vergrößert wurde.

Ich verſuchte das letzte Mittel, den Schrecknissen der einbrechenden Nacht zu entgehen: ich ſchrye zweymal aus allen Kräften: Hier iſt Leopoldine! und glaubte dadurch meiner Mama, die — doch in der Nähe ſeyn mußte, ein ſehr hörbares Nothzeichen gegeben zu haben. Fritz, der beſtändig voran gieng, drehete ſich, als er mein Geſchrey hörte, verwundert um, und glaubte, ich ſchriee vor lauter Wohlbehagen; um mir alſo auch das ſeinige zu zeigen, that er einige Luftſprünge und rief wohl zehnmal in einem Athem: Hier iſt Fritz! Hier iſt Fritz! — Ich kann nicht beſchreiben, wie unruhig mich die gute Laune des kleinen Sorgenfrey machte. Ich wäre gerne böſe auf ihn geworden, wenn ich es nur irgend hätte möglich machen können.

Je finſterer es wurde, deſto näher ſchloß ich mich an ihn. Immer erwartete ich den ſchrecklichen Augenblick, wo er ſich niederſetzen und einſchlafen würde. Um dieſen ſo lange als möglich entfernt zu halten, erzählte ich ihm, was für ſchreckliche Thiere ſich in ſolchen Wäldern aufhielten; ich beſchrieb ihm die Geſtalt dieſer Thiere ſo genau, als ich ſie nach den Bildern, die mir aus den Erzählungen meiner Amme und der Bilderfiebel vorſchwebten, zu zeichnen im Stande war; aber ſo lebhaft auch meine Schildereyen ausfielen, und ſo ſtark auch der Eindruck war, den ſie auf meine eigene Einbildungskraft machten, erweckten ſie ihm doch nicht die mindeſte Furcht, ſondern gar das Verlangen,

dieſe reiſſenden Thiere ſelbſt zu ſehen, und ſich, wenn ſie ihn nicht gehen ließen, mit ihnen herumzuſchlagen.

Mein ſehnlicher Wunſch, ihn eben ſo furchtſam zu machen, als ich ſelbſt war, um mir dadurch größere Herzhaftigkeit zu verſchaffen, wollte mir alſo auf keinem Wege gelingen. Ich mußte froh ſeyn, daß ich ihn nur dahin brachte, ein paarmal aus allen Kräften zu rufen: Kommt her, Leute, hier ſind zwey Kinder! Als er dieſe Worte, die ich ihm vorſagte, drey- oder viermal wiederholt hatte, und niemand erſchien, rief er eben ſo laut: Wenn ihr nicht kommen wollt, ſo laßt es bleiben! und damit ſezte er ſich nieder, machte ſeinen Torniſter auf, reichte mir ein Stück Kuchen, nahm dann eins für ſich, und verzehrte es mit einem Appetit, der mir meinen Appetit eben ſo gewiß verderben mußte, als ſeine Herzhaftigkeit die meinige ſchon längſt unterdrückt und ohne Rückkehr verjagt hatte.

Darauf machte er ſich fertig um einzuſchlafen. Ich rückte dicht an ihn, und ſchlug, da er es nicht unfreundlich aufnahm, meine beyden Arme feſt um ſeinen Hals. Alle meine Glieder zitterten. Als er dies bemerkte, ſagte er: Friert dich, du arme Leopoldine? und in eben dem Nu ſprang er auf, zog ſein Jäckchen aus, und deckte mich damit zu. Ich wußte nicht, ob ich vor Angſt oder vor Rührung am meiſten weinen ſollte. Er legte ſich wieder zu mir, und zwar ſo nahe als möglich, um mich, wie er ſagte, warm zu machen.

Dadurch riß ſich ein groſſes Stück Furcht von meinem Herzen los, und ich ſchlief bald nach ihm ziemlich beruhigt ein.

Drittes Kapitel.

Kukuk!

Junge, laß den Hund gehn! rief eine ſtarke Stimme, die mich aus dem Schlafe aufſchreckte: er zerreißt dich! — Ein Löwe! Ein Löwe! rief Fritz, und ſprang mit bloßem Hirſchfänger hinter den Hund her. Ein Mann, der am ganzen Leibe und im Geſichte ſchwarz wie eine Kohle war, ſetzte ihm nach und kriegte ihn endlich zu packen. Er thut dir ja nichts, Junge! ſagte er. Fritz arbeitete um ſich los zu reißen, aber der Mann blieb ſeiner mächtig.

Ich wußte nicht, was ich zu dieſer Erſcheinung ſagen ſollte. In den erſten Augenblicken hätte ich vor Angſt zu Boden ſinken mögen: denn Fritzens Geſchrey, der groſſe Hund, der ihm ſeine Zähne wies, und der ſchwarze Mann, der ihn packte, waren Gegenſtände, die mich herzlich erſchreckt haben würden, wenn ich auch die Nacht über nicht ſo viel von Bären, Löwen und Räubern geträumt hätte. Aber nach und nach erholte ich mich, als ich ſah, daß der groſſe Hund, ſtatt ihn zu zerreiſſen, vor ihm lief, und daß der Mann, der ihn feſt hielt, keine unfreundliche Miene macht.

Der

Der Umſtand, daß es ſchon lichter Tag war, trug auch nicht wenig zu meiner Beruhigung bey.

Als mich Fritz auf den Füßen ſah, rief er mir zu, daß ich ihm helfen ſollte. Aber dazu hatte ich weder Luſt noch Muth. Der Mann ließ ihn auch los, als er ihm den Hirſchfänger abgenommen hatte. Er fragte uns einmal über das andere, wie in aller Welt wir in dieſen Wald kämen? Aber Fritz hatte mir ſo viel von dem Löwen (wofür er den großen Hund immer noch hielt) zu erzählen, daß ich ſeine Fragen nicht beantworten konnte.

Das groſſe Thier wäre gekommen, (ſagte Fritz) und habe ſeine kalte Naſe auf ſein Geſicht gelegt. Darüber wäre er aufgewacht, und erſchrocken aufgeſprungen. Weil das Thier gelb ausgeſehen und einen groſſen Rachen gehabt hätte, ſo habe er gleich gemerkt, daß es ein Löwe wäre, der uns zerreißen wollte. Deßhalb habe er ihn todt ſtechen wollen.

Der Mann lachte herzlich über dieſe Erzählung, und ich zur Geſellſchaft mit. Wir ſuchten ihn zu überzeugen, daß das Thier kein Löwe, ſondern ein Hund wäre, der niemand etwas zu Leide thäte. So haſt du mir was vorgelogen! ſagte Fritz endlich zu mir: Du haſt geſagt, ein Löwe ſähe gelb aus, und hätte ein groſſes Maul!

Der Mann wiederholte ſeine Frage, wie wir in den Wald gekommen wären, und ich beantwortete ſie

ihm so gut ich konnte, während Fritz den Hund streichelte, und sich mit ihm aussöhnte. Ich mengte in meiner Erzählung Kutschen, schwarze Männer, finstre Gewölbe, und alte Weiber so bunt durch einander, daß der Mann einmal über das andre bedenklich den Kopf schüttelte, und immer wieder fragte, und wieder den Kopf schüttelte, ohne am Ende aus meinem Berichte, wie es schien, klüger geworden zu seyn. Er nahm uns darauf bey der Hand, und führte uns in ein armseliges Haus, das ungefähr drey hundert Schritte von unserm Nachtlager unter Bäumen und Gebüschen versteckt lag. Hier trafen wir seine Frau und seinen erwachsenen Sohn, die nicht weniger über unsre Erscheinung verwundert waren, und nicht weniger Fragen an mich thaten, als vorhin der Vater. Sie schienen endlich, durch Verbindung aller meiner Aussagen, auf den wahren Grund unserer Geschichte zu kommen; dies schloß ich aus den Aeusserungen der Frau, die sich verlauten ließ: daß wir vornehme Kinder seyn müßten, die man ungern verloren hätte, und daß sie, wenn sie unsre Eltern wüßte, uns zu ihnen bringen wollte, und wenn sie hundert Meilen entfernt wohnten. Das Geschenk, welches dafür fallen müßte, würde ihre Mühe hundertfach ersetzen, und sie und ihre Familie zeitlebens glücklich machen.

Dieser hohe Begrif von unsern Eltern war wohl zunächst durch meine Dose und Fritzens Ring bey ihnen entstan-

entſtanden. Wir hatten dieſe Kleinodien gezeigt, doch ohne ſie aus der Hand zu geben, ſo ſehr uns auch die ganze Köhlerfamilie darum bat. Vater, Mutter und Sohn konnten ſie nicht anſehen, ohne jedesmal den Wunſch zu äuſſern, daß wir die ſchönen Sachen doch ja nicht verlieren, und daß wir ſie ihnen aufzuheben geben möchte. Aber daran war nicht zu denken.

Nach einer Weile zog ſich der Vater an, um, wie ich vernahm, nach der Stadt zu gehen, und uns in die Zeitung ſetzen zu laſſen. Ich ließ mir dieſen Umſtand erklären, und freute mich nicht wenig, als ich hörte, daß dieſes der beſte Weg ſey, unſern Eltern Nachricht von uns zu geben. Ich theilte auch Fritzen meine Freude mit; aber er war mit dem Hunde und dem jungen Köhler zu tief beſchäftigt, als daß meine Nachricht hätte Eindruck auf ihn machen ſollen. Dem Köhler half er Feuer an den Meiler legen, und mit dem Hunde machte er Bocksſprünge.

Es dauerte nicht lange, ſo kam der Alte zurück und hatte einen Mann bey ſich, auf deſſen linker Bruſt ich einen ſilbernen Stern gewahr wurde. Er war im Geſichte voller Blut, und hinkte auf dem rechten Fuß. Mein erſter Gedanke bey dieſem Anblicke war, daß dies ein Werk unſerer Herren ſey, und ich ſah mich ſchon nach der dickſten Hecke um, worein ich mich verkriechen wollte; aber ich wurde aus meinem Irrthum geriſſen, als der Alte ſeiner Frau erzählte, der gnädige

einwillige, ſo gedenke er, ohne ſich lange zu beſinnen, euch einen Antrag zu machen.

Leonato.

Hat der Burſche einigen Verſtand, der euch das erzählte?

Antonio.

Es iſt ein guter fein-ohriger Burſche; ich will ihn ruffen laſſen, damit ihr ihn ſelbſt ausfragen könnt.

Leonato.

Nein, nein; wir wollen es für einen Traum halten, bis es ſelbſt erſcheint; aber ich will doch meiner Tochter davon ſagen, damit ſie ſich deſto beſſer auf eine Antwort gefaßt machen kan; geht ihr und ſagt ihr davon -- (Man ſieht verſchiedene Perſonen über die Bühne lauffen.) Vettern, ihr wißt was ihr zu thun habt -- o! ich bitte euch um Vergebung, mein Freund, kommt mit mir, ich will mich eurer Geſchiklichkeit bedienen -- Lieber Vetter, traget Sorge, ſo lange dieſe unruhige Zeit daurt --

[Sie gehen ab.]

Herr wäre vom Postillon in einen Graben geworfen worden, und daher rührte sein blutiges Gesicht und sein lahmer Fuß. Nicht weit von hier, stände sein Wagen, der erst gemacht werden müßte, eh er weiter reisen könnte. Er wollte dem Postillion helfen, und sie solite unterdessen dem gnädigen Herrn zur Hand gehen, und ihm geben, was sie in der Küche hätte.

Ich fühlte grosses Mitleid für den Herrn, denn er sah ganz blaß und doch dabey so freundlich aus. Fritz war auch um ihn herum, und ließ nicht ab, seinen schönen silbernen Stern und seine Perücke anzusehen. Beyde Stücke schienen ihm sehr zu gefallen, und er warf gewisse lechzende Blicke darauf, die ich schon oft in der Höle an ihm bemerkt hatte, wenn er den Kasten ansah, worin die Alte ihr Backwerk zu verschliessen pflegte. Er trippelte beständig um ihn herum, faßte den Stern an, und schüttelte mißvergnügt den Kopf, als er ihn fest auf den Rock genähet fand. Darauf besah er auch die Perücke von allen Seiten; und plötzlich riß er sie dem Herrn vom Kopfe, und lief jauchzend damit zur Thür hinaus. Vor der Thür setzte er sie auf, sprang erst einige Augenblicke wie närrisch im Grase herum, und trat dann ans Fenster, rief herein: Kukuk! und lief im Sprunge davon.

Viertes Kapitel.

Trennung.

Ich ſtand bey dem vornehmen Herren und hütete in ängſtlicher Erwartung alle ſeine Blicke und Bewegungen. Fritzens Betragen erpreßte mir groſſe Schweißtropfen, weil ich fürchtete, daß der Herr böſe darüber werden möchte. Er ſprang wirklich auf, und rief Fritzen aus dem Fenſter ziemlich unwillig nach: er ſollte ihm ſeine Perücke wieder geben; aber der kleine Strauchdieb war über alle Berge. Das iſt ein gottloſer Junge! ſagte er zu mir: Iſt er dein Bruder? — Nein, nein! rief ich ſchnell und mit einem bedeutenden Accent, der ihm zu verſtehen geben ſollte: er möchte nicht glauben, daß ich ſolch einen ungezogenen Bruder haben könnte. Ueberhaupt ſprach ich in dieſen Augenblicken mit einer gewiſſen Geringſchätzigkeit von Fritzen, die in dem Unwillen des Herrn, in meiner Ehrfurcht für ihn, und in meinem eigenen kleinen Stolze ihren Grund hatte. Ich ſagte ſogar bey dieſer Gelegenheit, daß wir uns zwar Du nennten, daß es mir aber nicht länger anſtändig wäre, mich von ihm dutzen zu laſſen.

Unterdeſſen trat die alte Köhlerin in die Stube, und ſetzte dem Herrn etwas aus ihrer Küche vor. Als ſie ihn mit mir beſchäftigt ſah, nahm ſie Gelegenheit, ihm unſer Abentheuer zu erzählen. Der Herr hörte ſehr aufmerkſam zu, und fragte mich am Ende: ob

ich

ich mit ihm fahren wollte? Er wollte mich zu meiner Mama bringen. Ich ſagte mit Freuden ja, und fragte ihn mehr als einmal: ob er ſie denn kennte? Er verſicherte mir, daß er ſie recht gut kennte.

In dem Augenblick hörte ich eine Peitſche knallen, und auf einem Poſthorn blaſen. Meine Leute werden fertig ſeyn? ſagte der Herr, und gieng ans Fenſter. Ich ſah auch hinaus: aber es war nicht der Poſtknecht, ſondern Fritz, der Eulenſpiegel, der den Hut des Poſtknechts auf die Perücke geſtülpt, ſein Poſthorn umgehangen, und ſeine groſſe Peitſche in beyden Händen hatte. Als er uns ſah, that er einige krumme Sprünge, und wollte ſich halb tod lachen. — „Gieb die Pe„rücke her!“ — rief ich, wie auſſer mir vor Unwillen, der auf den höchſten Grad ſtieg, als ihm der Herr eben das zurief, aber eben ſo wenig Gehör erhielt. Die hellen Thränen liefen mir vor Verdruß über die Backen, und ich nannte ihn einen dummen Jungen über den andern. Endlich drohete ihm der Herr; aber Fritz, ſtatt ſich zu fürchten, ſtellte ſich patzig vor ihn, und ſagte: Thu mir 'mal' was, Kahlkopf! — Nein, das war nicht auszuhalten! Ich ſetzte mich in eine Ecke, und ſchluchzte von ganzem Herzen. Jeder Schluchzer ſtieß einen dummen Jungen über meine Zunge, und mit jedem dummen Jungen riß ſich ein Stück von meiner Liebe zu ihm aus meinem Herzen los. Ich fürchtete, daß der vornehme Herr, durch ſo viel Beleidigungen

gungen aufgebracht, ſein Verſprechen, mich zu meiner Mutter zu bringen, wieder zurücknehmen möchte. Ich gieng alſo zu ihm, nahm ihn bey der Hand, und verſicherte ihm: ich könnte nichts dafür, daß Fritz ſo unerzogen wäre; er ſollte auch deshalb auf mich nicht böſe werden! — Der Herr ſah mich freundlich an, und nannte mich ein gutes Mädchen.

Unterdeſſen kamen die beyden Köhler und der Poſtillon. Dieſer verlangte von Fritzen Hut, Peitſche und Horn zurück; aber Fritz ſagte ihm gerade zu: die Sachen gehörten ihm, er würde ſie behalten. — Das will ich dir wohl zeigen! ſagte der Poſtillon, und ſtreckte ſeine Hand aus, um ihn zu greifen; aber Fritz gab ihm in eben dem Nu mit ſeiner eigenen Peitſche einen kräftigen Hieb über den Kopf, und ſuchte das Weite. Ein boshafter Junge! rief der vornehme Herr; der hat unter den Beutelſchneidern trefflich zugenommen! — Dieſe Aeuſſerung war mir ein Stich durchs Herz: aber meine Unruhe ward noch ſchmerzlicher als ich ſehen mußte, daß der unbändige Junge auch dem guten alten Köhler, der ihn aufhalten wollte, und bald darauf auch ſeinem Sohn, einen ähnlichen Streich über den Kopf gab.

Die drey Männer trieben ihn wie einen gehetzten Haſen herum, und würden ihn ſchwerlich eingeholt haben, wenn ihm nicht das Poſthorn zwiſchen die Füße gekommen wäre, und ihn zum Fallen gebracht hätte.

Nun

Nun waren sie über ihn her, plünderten ihn, so herzhaft er sich auch mit Händen und Füßen wehrte, völlig aus, und ließen ihn darauf los. Er sprang wie ein ergrimmter Hahn hinter ihnen her, und der Postknecht konnte ihn nur damit in Entfernung halten, daß er ihm zuweilen mit seiner Peitsche um die Füße hieb. Ich weinte laut, als ich dies sah, und bat den Grafen (daß er dies sey, hörte ich jezt zuerst) daß er Fritzen nicht möchte schlagen lassen; aber er sagte: ich sähe ja selbst, daß der gottlose Bube nicht Ruhe hielte; ein paar Hiebe könnten ihm nicht schaden! Diese Aeußerung that meinem Herzen nur noch weher. Ich lief zur Stube hinaus, und bat den Postillon, daß er ihn nicht mehr hauen möchte; ich lief zu Fritzen und bat ihn, Ruhe zu halten, der vornehme Herr sey sehr böse auf ihn; und es gelang mir endlich, den Frieden zu vermitteln. Fritz, obwohl er der überwundene Theil war, schrieb dennoch die Bedingung des Friedens vor, und verlangte, daß ihm der vornehme Herr seinen silbernen Stern abschneiden möchte; aber es ward ihm gerade zu abgeschlagen. Fritz war nicht übel Willens den Krieg von neuem anzufangen, aber die Peitsche hielt ihn in Furcht.

Der Graf schickte sich nun zur Abreise an. Er nahm mich bey der Hand, und sagte: Komm Kleine, du sollst deine Likama bald wiedersehen! — Ich blickte Fritzen mit nassen Augen an, und war immer im Begriff,

griff, den Grafen zu bitten, daß er auch ihn mit nehmen ſollte; aber ich fürchtete, daß er mich ſelbſt, wenn ich ihm mein Verlangen kund thäte, zurück laſſen möchte. Der Graf ſagte dem alten Köhler, er ſollte Fritzen je eher je lieber in die Zeitung ſetzen laſſen, damit ſeine Eltern erführen, wo er zu finden wäre: für mich würde er ſelbſt die nöthigen Verfügungen von B** aus, wohin er mich mit ſich nehmen wollte, zu treffen wiſſen. — „Dich würde ich auch mit nehmen — ſagte „er zu Fritzen — wenn Du nicht ſo ein ungezogener, „boshafter Bube wäreſt“ —

Als Fritz merkte worum die Rede war, drehte er ſich ſtillſchweigend um, ſchluchzte erſt eine Weile, und brach dann auf einmal in ein gewaltiges Geſchrey aus. Ich will auch mit! du ſollſt mich auch mitnehmen! rief er; aber der Graf führte mich fort, ohne auf ihn zu hören. Mir wollte das Herz brechen bey ſeinen Thränen, und Mitleid überwog bey mir endlich die Furcht, den Grafen unwillig zu machen: ich bat ihn dringend, Fritzen auch mitzunehmen; aber meine Bitten vermochten eben ſo wenig über ihn, als die Vorſtellungen des alten Köhlers und ſeines Sohnes, die durch Fritzens Reue eben ſo weichherzig waren gemacht worden. Die alte Köhlerin ſtimmte nicht mit ein: vermuthlich, weil ihr das Geſchenk, das ſie für Fritzens Auslieferung von ſeinen Eltern zu erhalten hoffte, zu lebhaft in Gedanken ſchwebte.

Ich folgte dem Grafen langſam bis zu ſeinem Wagen. Er hob mich hinein, und ſetzte ſich zu mir. Nun hielt ſich Fritz nicht länger. Er ſchrie und weinte, und wandte ſich endlich an mich, als er ſah, daß ſeine Thränen nicht auf den Grafen wirkten. Er ſtreckte ſeine rechte Hand, worin er ſeinen Ring, ſein Liebſtes auf Erden hielt, nach mir aus, und rief mir höchſt kläglich zu: Nimm hin, nimm hin! — Ich dachte bey dieſem Anblick vor Leid zu vergehen: aber der Graf blieb ungerührt, und befahl dem Poſtknecht fortzufahren.

Fritz lief noch eine Weile neben dem Wagen her: als er aber ſah, daß alles vergeblich war, und daß er immer weiter zurückblieb, gieng ſein Schmerz in Wuth über. Ein Stein nach dem andern fiel auf und neben dem Wagen nieder, und er beſchoß uns ſo lange, als er uns erreichen konnte! Siehſt du, ſagte der Graf: was das für ein böſer Bube iſt! Wenn du länger bey ihm geblieben wärſt, hätteſt du eben ſo ungezogen werden müſſen! — Ich ſagte kein Wort dazu, und ein ſtiller Schmerz erpreßte mir helle Thränen.

Fünftes Kapitel.

Spring! —

Es war mir unbeſchreiblich enge ums Herz, mich bey einem Manne, den ich doch lange nicht ſo gut kannte

könnte als Fritzen, so ganz allein zu sehen. Zwar tröstete mich der Gedanke, daß ich durch ihn meine Mutter wiederfinden sollte, von Zeit zu Zeit; aber die Hoffnung einer künftigen Freude konnte den Schmerz über den gegenwärtigen Verlust nicht unterdrücken. Fritz schwebte vor meinen Augen und lebte in meinem Herzen. Am liebsten versetzte ich mich mitten unter die gefährlichen Abenteuer zurück, die ich in seiner Gesellschaft glücklich bestanden hatte. Nichts war mit der süßen Rührung zu vergleichen, die mir meine lebhafte Phantasie verschafte, wenn sie mich mit Fritzen in die Höle zur Alten, — in die Grube, die mich verschlang und in welche Fritz mir so herzhaft folgte, — und in den schwarzen Wald unter eingebildete Löwen, Bären und Tiger zurückzauberte. Nichts gieng über den Schmerz, den mir der Gedanke erweckte, daß ich mich bey einer drohenden Gefahr nicht mehr so innig an ihn schliessen, so eng mit ihm verweben könnte, als damals, wo die Gespenster in der Höhle und die wilden Thiere im Walde mir nach dem Leben trachteten. Aber ganz ausser mir kam ich, wenn ich mir ihn dachte, wie er um meinetwillen von der Alten so unbarmherzig mit Stricken gebunden wurde; wie er, als mir die Schrecknisse der Höle eine Ohnmacht zugezogen hatten, auf den Knien neben mir lag und weinte; wie er mir trostlos nachrief, als ich in die Grube hinabgestürzt war; wie er sein Jäckchen auszog, und mich, als er glaubte, ich zitterte vor Frost, damit zudeckte; und

wie er endlich, im Augenblicke unſrer Trennung, ſein Liebſtes auf Erden, ſeinen Ring mir weinend darreichte, um mich dadurch zu bewegen, daß nicht ich mit dem Grafen fortreiſen ſollte — — o, das Herz hätte mir ſpringen mögen, wenn alle dieſe Vorſtellungen in meine Seele zurück kamen, und mit ihnen der ſchmerzliche Gedanke, daß ich ihn ganz allein, und ohne Hofnung ihn je wieder zu ſehen, im Walde unter unbekannten Leuten ohne Noth zurückgelaſſen hatte! Warum blieb ich nicht bey ihm, bis unſre Eltern uns abholten? Warum vertauſchte ich ihn mit einem Manne, der zwar ſehr freundlich gegen mich war, von dem ich aber keine ſo unwiderſprechliche Proben eines guten Herzens hatte, als von ihm; der mir vielmehr ein gewiſſes ſchüchternes Mistrauen dadurch gegen ſich eingeflößt hatte, daß er, ungeachtet meiner Bitten, Fritzen von dem Poſtknecht hauen ließ, und nachher, trotz ſeiner lebhaften Reu, trotz den Bitten, womit ich in Geſellſchaft der Köhlerfamilie ihn beſtürmte, dennoch unbewegt und hartherzig blieb, und Fritzen nicht mitnahm. — Daß Fritz für ſeine Ungezogenheit ſeinen Unwillen verdient hatte, fiel mir jetzt nicht mehr ein, und ich machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich ihn ſogar eine Zeitlang deshalb verläugnen und mich ſeiner hätte ſchämen können! — —

Dieſes Gewimmel von peinlichen Vorſtellungen, beſchäftigte und erfüllte mein Herz dergeſtalt, daß ich

mehr

mehr als einmal laut ſchrie: man ſollte mich wieder zu Fritzen bringen; ich verlangte nicht mit nach B** zu reiſen! — Der Graf redete mir zu, und hatte viel Geduld mit mir, mehr als ſein Kammerdiener, den ich von der Seite ſeines Herrn weg, und auf den Bock der Kutſche verpflanzt hatte. Dieſer erbot ſich, mich zu den Köhlersleuten zurückzubringen; aber der Graf wollte nichts davon hören, ſondern befahl dem Poſtillon zuzufahren, damit wir bald zur nächſten Stadt kämen, wo mich der Anblick neuer Gegenſtände von meiner Sehnſucht und Traurigkeit bald befreyen würde.

Der Graf hatte Recht. Schon der Anblick der Stadt weckte eine Menge neuer Ideen in mir auf. Ich erinnerte mich, daß ich mit meiner Mutter durch ſelbige gekommen war: und daß ſie mir geſagt hatte, dieſe Stadt ſey vorzeiten eine der mächtigſten Reichsſtädte geweſen. Ich wußte auch noch, daß ſie über die Armee dieſer Stadt, die, wie ſie ſagte, aus funfzig Gemeinen und ein und funfzig Officieren beſtünde, wovon ein Theil auf dem rechten, ein andrer auf dem linken Fuße lahm, und ein dritter vorn und ein vierter hinten bucklicht wäre, von ganzen Herzen gelacht hatte. Ich hatte das Komiſche dieſer Bemerkung damals ſehr lebhaft gefühlt. Jetzt trat ſie mir in die Seele zurück, und verfehlte ihrer Wirkung nicht. Ich theilte ſie dem Grafen lachend mit. Er wunderte ſich nicht wenig, als er mich auf einmal mit naſſen Augen lachen ſah, und ſetzte, um die Schilderung

Sechste Scene.

(Ein Zimmer in Leonato's Hauſe.)

Don Juan und Conrad treten auf.

Conrad.

Wie, luſtig, Gnädiger Herr, warum ſeyd ihr ſo unmäſſig ſchwermüthig?

Don Juan.

Weil ich unmäßig viel Urſache dazu habe.

Conrad.

Ihr ſolltet die Vernunft anhören.

Don Juan.

Und wenn ich ſie angehört habe, was wird es mir für Vortheil bringen?

Conrad.

Wo nicht würkliche Hülfe, doch Geduld.

Don Juan.

Mich wundert, daß du, (der deiner eignen Ausſage nach, unter dem Einfluß des Saturns gebohren iſt,) die vergebliche Mühe nehmen magſt, eine moraliſche Arzney gegen ein Uebel wie das meinige iſt, gebrauchen zu wollen: Ich kan nicht verbergen, was ich bin: Ich muß ſchwermü-

thig

meiner Mutter zu vollenden, noch hinzu: der Commendant des Heeres ſey ſchon ſeit zehn Jahren todt, das Oberhaupt der Artillerie habe auf einem Auge den Staar, das Ingenieurcorps beſtehe aus Maulwürfen, und das Miniercorps, aus den Thieren welche die Juden nicht eſſen dürfen.

Ich geſtehe, daß ich darüber eine Zeitlang meines Schmerzes vergaß; aber bald wurde er von neuem und ſtärker als vorher, in mir erweckt. Als wir in dem Gaſthofe ankamen, half der Kammerdiener dem Grafen aus der Kutſche; aber zu mir ſagte er, als ich erwartete, daß er mir auch heraushelfen ſollte: Spring! —

Ich ſetzte mich nieder, und weinte bitterlich: Nun — fuhr er fort — man ſoll das ſchmutzige Ding wohl heraustragen? — Nein, das war zu arg! Ich that vor Verdruß einen lauten Schrey, und machte dadurch den Grafen, der ſchon einige Schritte entfernt war, aufmerkſam. Er kam zurück und fragte mich: was mir fehlte? Der Kammerdiener antwortete ſtatt meiner: Sie will nicht heraus! — Da ich vor Schluchzen kein Wort hervor bringen konnte, ſo ſchüttelte ich wenigſtens den Kopf, um dem Grafen zu verſtehen zu geben, dies ſey die Urſach meiner Thränen nicht. Der Graf half mir ſelbſt aus dem Wagen, und führte mich auf das Zimmer, das für uns beſtimmt war. Hier ſah ich wohl, daß der Kammerdiener Urſach hatte, mich ſchmutzig zu nennen, aber deſto weniger vergab ich es ihm.

Ich

Ich ließ meinen Thränen eine Zeit lang freyen Lauf. Endlich gestand ich nach vielen Fragen, dem Grafen, wo mich der Schuh drückte: ich erzählte ihm, daß mir der Bediente nicht aus dem Wagen helfen wollen, und mich ein schmutziges Ding genannt hätte. Der Graf gab ihm in meiner Gegenwart einen Verweis, und befahl ihm, auf der Stelle einen Schneider zu holen, der mir zu einem neuen Reiſekleide das Maas nehmen ſollte. Dies war ein großer Triumph für mich, und die Zufriedenheit, des Menſchen Grobheit beſtraft zu ſehen, vereinigte ſich mit der Hofnung zu einem neuen Anzug, um mich nach und nach beſſerer Laune zu machen.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

III.

Ueber Wunder.

Ueberzeugt, daß das Weſentliche der Religion gar nicht auf Wunder beruhet, daß Wahrheit ihre eigenthümlichen, von menſchlichen Zeugniſſen unabhängige Merkmale haben müſſe, und daß die Wunder, welche uns aus vorigen Zeiten, als geſchehen, erzählt werden, doch nicht eigentlich für uns geſchehen ſind, wage ich es, meine Reflexionen über dieſen Gegenſtand mitzutheilen.

Philoſophen, und ſelbſt Theologen, ſcheinen jezt von der Strenge vieles nachzulaſſen, womit ſie noch vor nicht langer Zeit über den feſtgeſetzten Begrif des Wunders hielten: es ſey nehmlich ein Erfolg, der durch kein endliches Ding habe gewirkt werden können. *)

Man hat eingeſehen, daß dieſer Begrif unmöglich zu realiſiren ſey; daß, wenn jede Wirkung, die unſern Sinnen erſcheint, nothwendig etwas endliches ſeyn muß, man von ihr auch nur auf eine ihr proportionirte — alſo endliche — Urſache ſchließen können; daß folglich keine Begebenheit, die jemals Object unſerer Wahrnehmung werden kann, als ein rigoroſes Wunder angeſehen werden könne.

Schon der ehrliche Rouſſeau hat die Wunder in dieſem Sinne, als Dinge, die völlig unerweisbar wären, nicht ohne Erfolg beſtritten.

Auſſer dem aber lieſſe ſich hier der 28ſte Lehrſatz im Erſten Theil von Spinoſens Ethik anwenden, welchen Spinoza, wo ich nicht irre, ſehr richtig erwieſen hat.

Dieſem Theorem zufolge können endliche durchgängig beſtimmte Dinge — alſo auch wohl endliche Begebenheiten — nicht ohne eine Urſache da ſeyn, welche gleichfalls endlich und beſtimmt iſt, und dieſe Urſache bedarf

*) Oder, ein Erfolg, der in den Kräften der (endlichen) Natur nicht zureichend gegründet iſt. Man ſehe unter andern die Erklärung des Wunders in Baumgartens Metaphyſik.

Bedarf — da ſie abermals endlich iſt — eben ſowohl einer ihr proportionirten, alſo endlichen, Urſache, ſo, daß in der Welt ein regreſſus in infinitum nothwendig iſt.

Man ſiehet alſo, daß die nächſte Urſache, eines Endlichen, allemal ein anderes Endliches iſt, und da nun jede Begebenheit, welche Objekt unſere Wahrnehmung werden kann, etwas endliches iſt, ſo kann auch keine als unmittelbare Wirkung der Allmacht mit Recht angeſehen werden.

Die Freunde der Kantiſchen Philoſophie werden ſich hier eines ſehr wahren und wichtigen Lehrſazes ihres ſcharfſinnigen Lehrers erinnern. *) Dieſem zufolge leidet das Naturgeſetz: daß, alles was geſchiehet, eine Urſache habe, und daß die Aktion dieſer Urſache ſelbſt ihre Urſache in der Reihe der Erſcheinungen, durch welche ſie beſtimmt wird, haben müſſe, durchaus keine Ausnahme.

Es iſt alſo, wenn von der wirkenden Urſache irgend einer einzelnen Begebenheit die Frage iſt, eine mit dem Geiſte ächter Philoſophie ſtreitende Thorheit, aus der Sinnenwelt — dem Felde möglicher Erfahrung — in die intelligible Welt hinüber zuſpringen, und aus ihr eine unſichtbare Macht zu Hülfe zu rufen. **)

*) Kritik der reinen Vernunft, p. 542. ſeqq.

**) Es mag nun von dem Ritt Mohämmeds in den Himmel, oder von der Verwandlung der Miltſchen Bauern in Froſche, die Rede ſeyn

Man fängt daher an, eine andere Erklärung des Wunders zu geben. Es soll ein Erfolg seyn, der durch eine Ursache existirt, deren natürliche Kräfte er zu übersteigen scheint. *)

Hier sind nur zwey Fälle denkbar. Entweder die erzählte Wirkung übersteigt das Maaß der Kraft ihrer Ursache wirklich, nicht blos dem Scheine nach; oder sie scheint bloß die Kraft der Ursache, welche wir dabey handeln sehen, zu übersteigen.

Im ersten Falle müssen wir die Erzählung eines solchen Fakti gerade zu als fabelhaft verwerfen, weil das Erzählte absolut unmöglich ist. Denn es ist Naturgesetz, welches keine Ausnahme leidet, daß die Ursache allemal ihrer Wirkung proportionirt seyn muß. Der Mangel der Proportion zwischen der Ursache und ihrer Wirkung ist also etwas physisch unmögliches. Dagegen ist es gar sehr physisch möglich, daß ein Erzähler lüge, oder sich irre.

Im andern Falle, wenn nehmlich die wahrgenommene Wirkung, die Kraft ihrer Ursache nur zu übersteigen scheint, nicht wirklich übersteigt, so ist kein Grund vorhanden, die Begebenheit ein Wunder zu nennen. Denn die Wirkung ist der Kraft — also der Natur — des handelnden Subjekts ganz gemäß, und

in

*) Miraculum est eventus caussæ alicujus nutu et auctoritate existens, cujus naturales vires excedere omnino videri debeat. *Feder*, Instit. Metaph.

in ſo fern ſie uns erſcheint, oder Theil der Sinnenwelt iſt, darf man, jenem Kantiſchen, oben angeführten Naturgeſetz zufolge, ihre Urſache nicht auſſer dem Felde möglicher Erfahrung, in der intelligibeln Welt, aufſuchen.

Zu dem ſcheint auch der Zeugenbeweis für angeblich geſchehene Wunder eine ganz unmögliche Sache zu ſeyn. Einem einzigen Zeugen kann man ſchlechthin nicht glauben, wenn er Wunder erzählt. *)

Aber auch die Exiſtenz von tauſend Lügnern oder Irrenden iſt noch immer unendlich wahrſcheinlicher, unendlich eher anzunehmen, als die Exiſtenz eines Mirakels, ſo lange wir nicht aus Erfahrung wiſſen daß es Wunder gibt, und auf der andern Seite nicht zweifeln können, daß die Menſchen zu allen Zeiten gelogen und ſich geirret haben.

Es ſcheint daher, als ob man, ohne die Untrüglichkeit des Wundererzählers vorauszuſetzen, ſeinen Erzählungen gar keinen Glauben beimeſſen könne; weil, wenn die Möglichkeit zugegeben wird, daß er ſich hat irren können, auch alsbald die Vermuthung eintreten muß, daß er ſich wirklich geirret hat, wenn er uns Fakta referirt, die von aller Wahrſcheinlichkeit entblößt ſind.

*) Si unicus ſolum teſtis, *licet fide dignißmus*, de miraculo quodam perhibeat teſtimonium, tum fide in hoc caſu omni, ad alia nimirum ſufficiente, deſtituitur. *Hißoire*

Jene Untrüglichkeit eines Erzählers aber würde selbst ein Wunder, und zwar, da sie auf Inspiration beruhet, ein unsichtbares Wunder seyn, welches, da es nie Objekt der äussern Sinne seyn kann, nur von Einem einzigen bezeugt werden könnte, von dem nehmlich, der inspirirt zu seyn vorgiebt.

Alsdenn würde Hißmanns oben angeführter Satz wieder eintreten *).

Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß wir uns bey Vertheidigung der Thaumaturgien nothwendig in einem Zirkel herumdrehen müssen.

Das erzählte Wunder können wir nur um der vorausgesetzten Untrüglichkeit des Erzählers willen — seine Untrüglichkeit aber, als eine der allgemeinen menschlichen Natur widersprechende Eigenschaft, nur um der sichtbaren Wunder willen glauben, wodurch er sich allenfalls legitimirt hätte. Diese Wunder aber würden, um für uns glaublich zu werden, wieder einer Bestätigung durch die Aussagen untrüglicher Geschichtschreiber bedürfen.

*) Wozu noch der bemerkenswerthe Umstand kommt, daß derjenige, welcher die unmittelbare Einwirkung eines hyperphysischen Wesens in seine Seele bezeugt, eigentlich nicht ein Zeugniß, von einer erhaltenen Erfahrung ablegt, sondern nur ein Urtheil über die Ursache fället, wodurch seines Bedünkens, eine gewisse Idee in seiner Seele hervorgebracht worden ist. Dieses Urtheil aber kann nicht als Zeugniß gelten, weil Zeugnisse nur die Realität möglicher Erfahrungsobjekte erhärten können, und ein ausserweltliches Wesen — folglich auch dessen unmittelbare Einwirkung — kein Objekt möglicher Erfahrung seyn kann.

bedürfen, und hier würde die Noth wieder von neuem angehen.

Anonym.

IV.

Verſe.

Mein Wallen zu Friederich.

August 1786.

Teutonia! du darfſt Ihn deinen nennen;
ſtolz ſchaueſt du umher
und ruffſt, den Blick auf Friederich den Brennen,
wer iſt, wer war wie er?

Wer wird ihm gleich? ſo ſtimm' ich ein:
Ihr Enkel! wunderbar
iſt ewig er, deß Thun ein halb Jahrhundert
nur Ein Gedanke war.

Schon ſah Sein Aug' an jenem großen Tage,
der Ihn zum Throne trug,
die Göttin, ſie, die mit gerechter Waage
die Macht der Völker wog.

„Auf! gleiche ſie!“ Sie ſprach's in heil'ger Stunde.
dem Ruhm weiht' Er ſich,

ſchlug

ſchlug Schlachten nun, nun rief er auf zum Bunde
bis er die Schaalen glich.

Und froh des Glücks, erreicht — erreicht zu haben,
was Andre träumten, ſtand
der Held und ſah des Friedens goldne Gaben
nun ſtrömen auf ſein Land.

Da feierten die Muſen, die ihn weihten,
und die Philoſophie
vor ſeinem Thron ihr Bundesfeſt. Sie freuten
ſich ſchön'rer Tag nie.

Ich hört' ihr Lied dem Einzigen erſchallen.
„Ihn will ich ſchau'n und dann
froh des Gefühls zur fernern Heimath wallen:
ich ſah den größten Mann!„

Ich dachte' und gieng. Schon war ich nah, da bebte
die leiſe Klag' umher:
Ach! der zum Glük der Millionen lebte,
Ach! Friedrich iſt nicht mehr!

„Er iſt nicht mehr! Weint, weint Tuiſkons Söhne!„
Scholl's ehern durch die Luft.
So ſchauert' ich im Schall der Trauertöne
bis zu des Todes Gruft.

Hier ſank ich ſchweigend hin. Der Tempel hallte;
es dämmert' um mich. — Da,

Da war's als träf Verweſung! deine kalte
Berührung mich. — Doch da!
Schnell ſtrahlt' es rings. Ich fühlt' ein freudig Beben
und rief, erfüllt von Dank;
Du biſt! du biſt, Unſterblichkeit! Wir leben;
denn Friedrich — Friedrich ſank!

v. Salem.

Der Vorſatz. 1784.

An dir, o weiſe Frölichkeit, *)
kehrt ſich mein volles Herz, und freut
ſich Gottes ſchönſter Gabe;
Dir ſey des Lebens Reſt geweiht
den ich noch übrig habe.

Mein Glück ſoll nicht erkünſtelt ſeyn:
Sah einer je in äuſſern Schein
ſich wahre Freude kleiden? *)
Mein eignes Herz ſey mir allein
der Quell von tauſend Freuden.

Die weiſe Frölichkeit entweicht
wenn ſie der laute Lärm verſcheucht,
Beim ſchäumenden Pokale
wird ein ſokratiſch Feſt ſo leicht
zum wilden Bachanale.

Auch Cythereens kleiner Sohn
giebt Thränen oft zum Minnelohn
und läßt die Händ' uns ringen.
Vor Zeiten wußt' ich ſelbſt davon
einmal ein Lied zu ſingen.

thig seyn wenn ich Ursach habe, und über niemands Einfälle lächeln; essen wenn ich hungrig bin, und auf niemand warten; schlafen wenn mich schläfert, und um niemands Geschäfte willen wachen; lachen, wenn ich lustig bin, und mich nichts darum bekümmern ob andre im Humor sind mitzulachen oder nicht.

Conrad.

Das ist wohl alles gut, aber ihr müßt euch's nicht so stark ansehen lassen, bis ihr es ohne euern Nachtheil thun könnt; es ist noch nicht so lange, daß ihr euch mit euerm Bruder abgeworfen habt, und er hat euch erst kürzlich wieder in seine Gnade aufgenommen, in welcher ihr unmöglich Wurzeln schlagen könnt, wenn ihr nicht selbst gutes Wetter dazu macht; ihr müßt euch nothwendig den Sommer für euern Herbst selber machen.

Don Juan.

Ich wollte lieber ein Krebs in einem Zaun als eine Rose in seiner Gnade seyn; für mein Blut schikt sichs besser von jedermann gehaßt zu seyn, als ein künstliches Betragen anzunehmen, um jemands Liebe zu erschleichen; in dieser Absicht ists richtig, wenn ich schon kein schmeichlerischer Biedermann bin, so kan man mir doch nicht absprechen, daß ich ein aufrichtiger Böswicht bin; man traut mir in so fern ich einen Maulkorb trage, und läßt mir, mit Fesseln an den Füssen, soviel Freyheit als ich will; ich bin

Itzt wandl' ich hin auf grüner Flur,
dan oft mir Schlöſſer, aber nur
von einer Geiſtesſtranke; *)
zur Schönen wähl' ich die Natur,
und Waſſer mir zum Tranke.

Wenn dann umher mein Auge ſieht
ſing' ich manch muntres Freudenlied
in meine kleine Zither,
und meinen Himmel überzieht
kein fürchterlich Gewitter.

So leb' ich froh, und thue recht,
bin Niemands Herr, und Niemands Knecht,
und lebe Keines Gnade,
und wandle ſorglos, grad' und ſchlecht,
auf meinem ebnen Pfade.

Und rückſt du einſt, Freund Knochenmann,
auf langen dürren Beinen an,
und winkſt mir mit der Hippe,
ſo ſtirbt der Freudenlaut mir dann
gewiß nicht auf der Lippe.

Getroſt den Blick dir zugewandt,
reich ich dir ruhig meine Hand
und folge gern, du Lieber;
du führſt mich ja ins Vaterland
der Fröhlichkeit hinüber.

Anmerkungen des Verfaſſers.

*) Die beyden erſten Strophen dieſes Gedichts haben einen unleidlichen kanzelmäßigen Ton, den ich aber aller Mühe ungeachtet, nicht habe wegſchaffen können. Im Anfange ſchien mir es noch ſchlimmer. Ich hatte:

Es ſey der weiſen Fröhlichkeit
des Lebens ganzer Reſt geweiht.
Was helfen Gram und Schmerzen?
Dies bange Heer verbann' ich weit
aus meinem frohen Herzen.

Mein Glück ſoll nicht von auſſen ſeyn.
Nie wird ſich in erborgten Schein
die wahre Freude kleiden ꝛc.

Ich glaubte die Kathederſprache dadurch etwas abzuſchleifen, daß ich in der erſten Strophe die Fröhlichkeit anredete, und in der zweyten den alltäglichen, vielleicht nicht einmal genau wahren Satz, den man indeſſen einem Dichter, der mit Geisblattlauben ſpielt, wohl zu gute halten kann, in eine Frage einkleidete. Ob des Lebens, Reſt — den ich übrig haben, nicht eine gar zu arge Tautologie, und ſtatt deſſen etwa zu ſetzen ſey:

dir ſey der ganze Reſt geweiht
den ich zu leben habe

mag Einer entſcheiden, der es beſſer verſteht als ich. Daß ich übrigens das ganze Machwerk bey ſo vielen, ſchon im Anfange hervorſtechenden Fehlern, vor einer Menge anderer Aufſätze einſendete (erſchrick nicht, armer Merkur, dies ſey keine Drohung, dich künftig mit noch mehr zu belaſten) rührt von einer Art von Vorliebe her, die ich für daſſelbe habe, und die vielleicht ſich daher ſchreibt, weil ein Zuſtand darin beſungen wird, in dem wir armen Adamskinder, wenigſtens ich, uns ſo ſelten zu befinden pflegen.

2) Ich hatte erſt eine Lindenranke, weil mirs viel natürlicher ſchien, unter einem Lindendache zu ſitzen. Ein Botanikus verſicherte aber, daß die Linden keine Ranken, ſondern

dern Aeſte und Zweige hätten, und eine Ranke muſte es doch ſeyn. Was wollte ich alſo machen? Bey den Schloſſern dachte ich mir übrigens die ſogenannten Chateaux d'Espagne.

Ausſichten. 1784.

Einſam wandelt noch mein Fuß
in des Lebens Gleiſe.
Aber wohl mir! denn ich fühle
Todtenahndung an dem Ziele
meiner kurzen Reiſe.

Friedensland! zu dir empor
ſchau' ich auf, und weine.
Land des Friedens, nimm den matten
Pilger auf in kühlen Schatten
deiner Palmenhaine.

Eine Morgenroſe ſtand
im bethauten Glanze;
Eh die Mittagsglut ſie drückte
kam die Gärtnerin, und pflückte
ſie zum ſchönen Kranze.

Der Verfaſſer dieſer zwey Lieder hat nicht gut gefunden ſich mir zu nennen. Er wünſchte ſie nebſt den Noten im T. M. gedruckt zu ſehen; und warum ſollten ſie ihr Glück nicht eben ſo gut in der Welt machen als manche andere, die es weniger verdienen?

W.

Der
Teutſche Merkur.

May 1787.

I.
Leopoldine,
ein Gegenſtück zum Moriz.

(Fortgeſetzt von S. 25. des vorigen Monats.)

Sechſtes Kapitel.
Das Kammermädchen.

Die Abwechſelung der Gegenſtände, die Freundlichkeit des Grafen, die ſüße Hoffnung, daß ich meine liebe Mutter nun bald wieder ſehen würde, ſetzten das Andenken an Fritzen allmählig in meinem Herzen zurück. Nur zuweilen erwachte es, durch äuſſere Gegenſtände, z. B. durch einen dicken Wald, durch ein finſteres Zimmer, durch den Anblik eines trotzigen Kerls oder einer ſchmutzigen Alten aufgeregt, von neuem mit groſſer Lebhaftigkeit, und eine gewiſſe ſtille Wehmuth war die Folge davon: aber die Wirkungen derſelben auf mein Herz, waren nicht mehr von der gewaltſamen,

zermalmenden Art, die jedes Troſtes und jeder Hoffnung ſpottet.

Wir kamen endlich in B** an, nachdem wir wohl länger als zehn Tage auf der Reiſe zugebracht hatten. Wo iſt meine Mama? war meine erſte Frage: denn ich hatte mir feſt eingebildet, daß ſie in B** ſey. „Du mußt nur Geduld haben mein Kind! ſagte der Graf: ſo geſchwinde geht es nicht. Sie muß erſt deinen Aufenthalt erfahren! Bis dahin bleibſt du bey mir!„ — Ich weinte bitterlich über dieſen unerwarteten Aufſchub meiner Freude. Daß ich beym Grafen ſo lange bleiben ſollte, hatte auch nicht alles das tröſtende für mich, was es hätte haben können: denn ich fühlte ein gewiſſes ſchüchternes Mistrauen gegen ihn, das er von dem Augenblick an, wo er zugab, daß der Poſtillon Kritzen um die Füße hieb, ſich in meinem Herzen feſtſetzte, und durch eine gewiſſe lächelnde geheimnißvolle Miene, womit er meine Fragen nach meiner Mutter jedesmal beantwortete, oder ihnen auswich, immer mehr vergröſſert wurde. Daß der grobe Menſch, der mir nicht aus dem Wagen helfen wollen, und mich ein ſchmutziges Ding genannt hatte, beſtändig um ihn war, und ſich manches bey ihm herausnehmen durfte: dieſer Umſtand bewirkte nicht weniger böſe Laune bey mir.

Alles, was im Hauſe war, machte große Augen, als ich aus dem Wagen ſtieg. Man flüſterte ſich zu

heim-

heimnißvoll ins Ohr, und Verwunderung ſprach aus allen Mienen. Der Kammerdiener ward mit Fragen, die, wie ich wohl merkte, mich betrafen, beſtürmt, aber er beantwortete ſie alle mit einem bedeutenden Kopfſchüttein. Sobald der Graf den Rücken gewandt hatte, ſummten ſie wie Bienen um mich her: Wo ſind Sie denn her, mein Kind? — Sind Sie eine Verwandte von unſerm Herrn? Kommen Sie weit her? — Dieſe Fragen thaten ſie alle auf einmal an mich, und als ich mich anſchickte, ſie zu beantworten, trat der Kammerdiener dazwiſchen, und ſagte: Glaubt der Schelmin nicht! Sie belügt Euch! Ich weiß es wohl beſſer! — und führte mich in das Zimmer des Grafen.

Seine herrlichen Tiſche, Pulte, Spiegel und Tapeten machten einen groſſen Eindruck auf mich, und ich ließ nicht eher ab, als bis ich Stück für Stück durchgemuſtert hatte. Als der Graf ſah, daß mich der Glanz ſeines Hausraths entzückte, ſagte er: Das ſoll alles Dein ſeyn, wenn Du bey mir bleibſt! — Dies Verſprechen brachte mich zum Lächeln; denn es gefiel mir nicht übel.

Es fiel mir auf, daß ich nicht einen einzigen weiblichen Dienſtbothen erblickte; auch regte ſich bey mir eine heimliche Neubegierde zu wiſſen, ob der Graf verheyrathet wäre. Schon hatte ich die Frage, die ich hierüber an ihn ſelbſt thun wollte, auf der Zunge,

als eine gewisse verschämte Regung mich über und über heiß machte, und die Frage plötzlich unterdrückte.

„Sind denn keine Frauenzimmer im Hause?„ fragte ich den Kammerdiener, der den Auftrag hatte, mir mein Zimmer zu zeigen. — Wir brauchen keine— erwiederte er — und Du bist schon um eins zu viel! Er lachte dazu, damit ich diese letztere Aeusserung für Scherz halten sollte; aber sie kränkte mich nicht wenig, weil seine Augen das zu Ernst machten, was sein verzerrter Mund für Scherz ausgeben wollte. — „Aber, wer soll mich denn ausziehen und zu Bette bringen?„ sagte ich in aller Unschuld. — Sieh doch! erwiederte er, und ich sah es ihm an, daß er schon wieder eine boshafte Anmerkung auf der Zunge hatte; aber er lenkte ein: dazu wird sich schon ein Kammermädchen finden. — Diese Worte machten mir große Freude, und ich bat ihn, mir das Kammermädchen zu bringen.

Er gieng fort, und ich sprang unterdeß in meinem Zimmer, das viel kleiner aber eben so schön war als das Zimmer des Grafen, von einem Spiegel, von einem niedlichen Schränkchen zum andern, bewegte alles, was sich bewegen ließ, und schloß alles auf, was sich aufschließen ließ.

Der Kammerdiener kam zurück, und brachte einen kleinen stockdürren Menschen, dessen rechte Schulter höher als die linke, und der linke Fuß kürzer als der

rechte

rechte war, mit ſich, und ſtellte ihn mir, als — meine künftige Kammerjungfer vor. Ich wußte in der Eile nicht, ob ich lachen oder weinen ſollte. Der kleine Menſch war unendlich freundlich, machte mir hundert poſſierliche Bücklinge, und ſchickte ſich an, mich auf der Stelle auszuziehen und zu Bette zu bringen. Ich that einen lauten Schrey, und wehrte mich womit ich mich wehren konnte; und er, um mir Vertrauen zu erwecken, rief zehnmal in einem Athem: „Ich bin meiner Profeßion ein Damenſchneider! Ein Damenſchneider! Ich weiß mit Frauenzimmerchen umzugehen!„ —

Mein Angſtgeſchrey und ſeine Verſicherungen, die er mit einem ſeltſamen ſchnarrenden Ton herausſtieß, verurſachten ein höchſt lächerliches Concert. Er ſprang immer noch um mich herum, und ſchien die Hoffnung nicht aufzugeben, mich im Sprunge auszuziehen. Wenn er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn jedesmal herzhaft zurück, und als es ihm endlich gelang, ſich meiner linken Hand zu bemächtigen, gab ich ihm mit der rechten eine ſo kräftige Maulſchelle, daß er drey Schritte zurück fuhr, und ſich troſtlos den Backen rieb.

Der Kammerdiener wollte ſich ausſchütten vor Lachen, und ich hätte ihn und den kleinen Damenſchneider vor Verdruß zerreiſſen mögen. „Ich will fort — rief ich — ich will nicht länger hier bleiben!„ — Unter dieſen Worten wollte ich zum Zimmer hinaus,

aber in dem Augenblick trat mir der Graf entgegen. Als er mich weinen, den Kammerdiener lachen, und den Kleinen ganz verzagt in einer Ecke ſtehen ſah, wußte er nicht, was er zu dieſer Erſcheinung ſagen ſollte. Wir klagten ihm alle drey auf einmal unſre Noth: Der will mich zu Bette bringen, rief ich: Sie will ſich nicht ausziehn laſſen, rief der Kammerdiener: Mir hat ſie eine entſetzliche Ohrfeige gegeben! ſtotterte mit naſſen Augen der Zwerg. — Der Graf konnte der Lächerlichkeit dieſer Situation nicht widerſtehen, und trieb dadurch meinen Verdruß auf den höchſten Grad. Ich will fort! rief ich von neuem: Ich will nicht länger hier bleiben! — Aber der Graf hielt mich, und nahm mich mit auf ſein Zimmer. Ey, ey! rief der kleine Schneider hinter mir her: Sie ſind ſo ſchön, und doch ſo ſchlimm! — Die erſte Hälfte dieſer Aeuſſerung gab ihm ein Freypatent wider alle gegenwärtige und zukünftige Maulſchellen von meiner Hand.

Siebentes Kapitel.

Der Mentor und ſeine Telemachen.

Der Graf beruhigte mich ſo gut er konnte, und verſprach mir ein anderes Kammermädchen, das mir gewiß beſſer gefallen würde. Er ließ mein Bette in eins ſeiner Kabinetter bringen, mit dem Verſprechen, daß es ſo lange mein Schlafzimmer bleiben ſollte, bis

ich mich nicht mehr fürchtete, allein zu ſchlafen. Der kleine Chriſtel (ſo hieß der Damenſchneider im Hauſe) ſchlug das Bette auf, klopfte und legte die Küſſen ſorgſam und zierlich, und ergriff, als er fertig war, geſchwind meine rechte Hand, küßte ſie mit einem tiefen Bückling, und ſtotterte dazu: Das iſt die kleine böſe Hand, die ſich herabließ, mir eine Ohrfeige zu geben! — Ich konnte in dieſem Augenblick auf die gute kleine Haut nicht böſe ſeyn.

Bald nachher brachte er mir ein artiges Nachtzeug, zeigte mir zum Ueberfluß, wie es anzulegen ſey, und entfernte ſich unter Hüpfen und Springen.

Ich ſchlief dieſe erſte Nacht ziemlich ruhig, und fuhr nur ein paarmal aus dem Schlummer auf, als es mir vorkam, daß eine warme Hand meine Backen, und ein warmer Mund den meinigen berührte. Ob dieſe Erſcheinung Traum oder Wirklichkeit war, bin ich nicht im Stande zu beſtimmen. Große Angſt und Furcht erweckte ſie mir nicht.

Als ich erwachte, war es heller Tag. Ich ſah den kleinen Chriſtel in meinem Schlafzimmer ämſig beſchäftigt. Geh hinaus! rief ich, und er fuhr erſchrocken zur Thür hinaus. Der Graf trat im Schlafrock und Nachtmütze ins Kabinet. Ich kann nicht beſchreiben, was für einen widrigen Eindruck die Nachtmütze auf mich machte. Kaum konnte ich ihm antworten'

alſo entſchloſſen in meinem Geſicht nicht zu ſingen; hätt' ich meine Zähne frey, ſo würd' ich beiſſen; hätt' ich meinen freyen Lauf, ſo würd' ich thun was mir beliebt; biß dahin laßt mich ſeyn was ich bin, und verlangt nicht, daß ich anders ſeyn ſoll.

Conrad.

Aber was für einen Gebrauch wollt ihr denn von euerm Mißvergnügen machen?

Don Juan.

Einen jeden, wozu ich Gelegenheit finden werde, damit ich es nicht unnüzlich verbrauche -- Wer kommt hier? Was bringt ihr neues, Borachio?

Borachio zu den Vorigen.

Borachio.

Ich komme von einer groſſen Abend-Mahlzeit; der Prinz, euer Bruder wird königlich von Leonato tractiert, und ich kan euch vorläufig ſagen, daß eine Heurat auf dem Tapet iſt.

Don Juan.

Das kan mir vielleicht Anlaß geben, meinen wohlthätigen Humor zu beſchäftigen. Wer iſt der Narr, der ſich ſelbſt eine immerwährende Unruhe antrauen will?

Borachio.

als er mich fragte: wie ich geſchlafen habe? Entweder brachte ſein ſilberner Stern, gegen dieſe Nachtmütze gehalten, zunächſt dieſe unwillkührliche unangenehme Empfindung in mir hervor, oder es iſt ein Eigenſinn des menſchlichen Herzens, daß es Leute, vor denen es Ehrfurcht hat, ſich in Schlafrock und Nachtmütze nicht denken kann. Genug ich wagte nach dem erſten Blick keinen zweyten auf ſeinem Kopfputz.

Ich habe dir eine Geſellſchaft zum Frühſtück gebeten, ſagte er: damit du Zeitvertreib haſt. Ich hoffe, ſie wird dir gefallen. — Dieſe Nachricht machte mir ſolche Freude, daß ich mit gleichen Füßen aus dem Bette ſprang. Iſt ſie ſchon da? rief ich — indem ich vor ihm herum hüpfte, ihn aber nicht anſah, aus Furcht, ich möchte ſeine Nachtmütze erblicken. — Zieh dich nur erſt an!, ſagte er, und mit einem Sprunge war ich wieder in meinem — Bette. Ich brannte über und über vor Schaam; denn die Worte des Grafen erinnerten mich, daß ich unangezogen meine Freudenſprünge vor ihm gethan hatte! „Gehn Sie weg!„ rief ich unter dem Deckbette, worein ich mich feſt gewickelt hatte, kläglich hervor. Er lächelte über meine Verlegenheit und entfernte ſich.

Ich ſtand auf und zog haſtig mein Negligee an. Kaum war ich fertig, ſo erſchien der kleine Chriſtel mit einem Friſeur; man friſirte und puderte mich; und ſo geſchwind auch alles gieng, dauerte es mir doch viel zu lan-

länge. Ich war ſehr lebhaft mit der Geſellſchaft beſchäftigt, die der Graf meinetwegen veranſtaltet hatte. Da er mir nicht geſagt hatte, ob es eine männliche oder weibliche ſey, ſo hatte ich ein weites Feld zum Grübeln. Mein erſter Gedanke war: der Graf wollte mir eine heimliche Freude machen; er habe meiner Mutter meinen Aufenthalt kund gethan, und dieſe ſey ſchon da, um mich abzuholen. Dies hätte freylich mit einem kleinen Wunder zugehen müſſen: aber einer ſo jungen Einbildungskraft, als die meinige damals war, iſt nichts unmöglich.

Ich trieb aus allen Kräften, um nur bald fertig zu werden: ich duldete es ſogar, daß mir der kleine Chriſtel den Puder von der Stirne wiſchte.

Der Graf nahm mich bey der Hand, um mich zur Geſellſchaft zu führen, die wie er ſagte, in meinem Zimmer ſchon auf mich wartete. Ich riß mich von ihm los, weil er mir viel zu langſam gieng, ſprang nach meinem Zimmer, machte es auf, und — machte es wieder zu.

Was iſt Dir? ſagte der Graf, als er meine Beſtürzung ſah: Warum prallſt du zurück? — Ich bin erſchrocken! ſagte ich und wollte fort; aber er nahm mich bey der Hand und führte mich ins Zimmer.

Ich ſah drey junge Herrn in Chapeaubas und Degen, hoch und modiſch friſirt, vor mir. Sie ſtanden

der Thür gegen über in einer geraden Linie dicht bey einander, der gröſste oben, der kleinſte untenan. Ein ältlicher Mann in einer Stuzperücke war an ihrer Spitze. Als ich mit dem Grafen erſchien, machten ſie alle vier auf einmal eine gleich tiefe, gleich abgemeſſene Verbeugung; darauf trat die Stuzperücke einen Schritt vor, und rief: Graf Eduard! Der gröſste der jungen Herren that einen kurzen Schritt vorwärts, machte noch eine Verbeugung, küſste mir die Hand, und ſtrich mir, weil er mir zu nahe trat, mit ſeiner hohen und ſtark gepuderten Vergette über Augen, Naſe und Mund. Statt einer Gegenverbeugung muſste ich mir den Puder abwiſchen. Der Hofmeiſter warf ihm einen ſtrafenden Blick zu und rief: während er in die Linie zurück trat: Graf Wilhelm! Der mittelſte der jungen Herrn trat hervor, machte eine Verbeugung, küſste mir die Hand, und trat mir dabey unbarmherzig auf den Fuſs. Jeſus! ſchrye ich: er hat mich getreten! — Es hat nichts zu ſagen! rief der Graf, um dem Hofmeiſter und dem ungeſchickten Grafen Wilhelm, die in der allerhöchſten Verlegenheit waren, Muth zu machen. Aber es thut mir weh! rief ich, indem ich mich bückte, und mit der Hand nach dem getretenen Fuſse fuhr. — So gar ſehr weh kanns dem gnädigen Fräulein nicht thun, ſagte der aus dem Sattel gehobene Gouverneur: unſer Graf Wilhelm iſt nicht ſchwer! — Ich richtete mich auf, und nun rief er: Graf Karl, den Handkuſs! Graf Karl ſah ihn

ſtarr

ſtarr an und blieb ſtehen. Nun? den Handkuß! rief der Mentor von neuem. Graf Karl ſah ihn noch eine Weile wie vorher an, und ſtammelte dann: Nicht erſt die Reverenz? — Mein Gott, ja doch! rief der Hofmeiſter: und nun trat Graf Karl näher, machte einen tiefen Bückling, und griff nach meiner Hand. Aber ich zog ſie zurück, weil ich mein Geſicht und meinen Fuß nicht ſicher hielt. Indem er ſich beſtrebte meine Hand zu erhaſchen, kam ihm der Degen zwiſchen die Beine, und er ſtolperte über mich her. Der Mentor, der ſeinen Fall verhüten wollte, fuhr herzu, und ſtieß in der Haſt an ein Tiſchchen, worauf ſechs Becher mit Chokolade ſtanden: Klirr! Klirr! ſtürzten die Taſſen über einander. Der Graf, der das Tiſchchen wanken ſah und es halten wollte, verlor das Gleichgewicht und fiel mit Taſſen und Tiſch auf den Grafen Wilhelm und ſeinen Mentor, während ein Strom von Chokolade über ſie herſchoß, und ſie über und über und von allen Seiten überſchwemmte.

Die beyden andern Grafen blieben wie angedonnert in Reih und Gliedern ſtehen, während ich über den Sturz meiner ſchönen Chokoladebecher, die mir den Tag vorher ſo großes Vergnügen gemacht hatten, vor Traurigkeit auſſer mir war.

Trauriger Zufall! rief der Mentor, als er ſich wieder aufgerafft hatte. — Es hat nichts zu ſagen! rief der Graf mit ſichtbarem Verdruß! Graf Karl weinte,

und

und hielt ſich mit dem linken Arm den rechten. — Eine allgemeine Stille. —„ Wir müſſen uns empfehlen.„ ſagte der Mentor. — Ergebenſter Diener! ſagte der Graf. — Wieder eine allgemeine Stille. — Machen ſie ihre Verbeugungen! ſagte der Mentor. — Laſſen ſie es gut ſeyn! ſagte der Graf. — Wieder alles ſtille. — So wollen wir dann gehen! ſagte der Mentor. — Warum eilen ſie ſo? ſagte der Graf. Wir möchten beſchwerlich fallen! ſagte der Mentor. — Nicht im mindeſten! ſagte der Graf, indem er die Thür des Zimmers aufmachte. — Nun zogen ſie in keilförmiger Schlachtordnung unter tiefen abſeitigen Reverenzen langſam vor uns vorbey: der kleine Karl voran, und der Mentor zulezt. Graf Karl ſtolperte über die Schwelle, Graf Wilhelm verlor den Hut, Graf Eduard riß mir mit ſeiner Gürtelſchnalle ein groſſes Loch in die Schürze, und der Mentor fuhr mit dem kleinen Chriſtel, der eben ins Zimmer wollte, ſo kräftig zuſammen, daß ſich beyde einige Augenblicke ſtumm gegen über ſtanden, und ſich die Stirne riebem.

Traurige Zufälle! rief der Mentor von neuem. Sehr traurig! rief der Graf. — Die ſind alle recht dumm! rief ich, und lief davon.

Achtes Kapitel.

Perücke, kahler Kopf und Nachtmütze.

Daß der Graf mich und ſich ſo ſorgfältig vor dem Umgange mit Perſonen meines Geſchlechts verwahrte, hatte ſeinen Grund in ſeinem ſeltſamen Eigenſinn. Er haßte die Weiber, aber, wie man ſieht, nicht das Weib. Der kleine Chriſtel, der ſchon in den erſten vierzehn Tagen mein Vertrauter geworden war, gab mir die erſten Aufſchlüſſe hierüber. Zwar verſtand ich nicht alles, was er mir diesfalls und beſonders von der Art und Weiſe wie der Graf zu dieſer Geſinnung gekommen war, vorſchwazte, aber die Summe davon begriff ich nur zu wohl: der Graf hatte den Plan, mich für ſich zu erziehen, und wie ein zweyter Pygmalion, eine Braut für ſich aus mir zu ſchnitzeln, aber, wie man ſieht, ziemlich pfuſchermäßig zu ſchnitzeln. — Mich meiner Mutter zurückzugeben, davon war jetzt die Rede nicht mehr; wenigſtens ſollte dies nicht ſobald geſchehen; träfe es ſich aber, daß man auf irgend eine Art meinen Aufenthalt erführe, ſo verließ er ſich auf ſeinen Rang und Reichthum, wodurch er die Einwilligung meiner Mutter ſicher zu erlangen hoffte. Wer und wo dieſe eigentlich ſey, wußte er nicht, und ich ſelbſt konnte ihm, ſo oft und angelegentlich er mich auch über dieſen Umſtand befragte, nichts befriedigendes darüber ſagen, weil ich ſelbſt — nichts wußte.

So lange ich denken konnte, war ich bey einer bejahrten Dame geweſen, die auf dem Lande eine Erziehungsanſtalt unterhielt. Sie hatte mir nie etwas von meinen Eltern geſagt, und meine Geſpielinnen, die ich oft, wie unſre Gouvernante ſelbſt, darüber befragte, konnten oder wollten es mir nicht ſagen. Endlich erhielt ich den Aufſchluß des Geheimniſſes. Meine Mutter erſchien ſelbſt, und kündigte ſich mir als ſolche an. Mein Herz flog ihr freudig entgegen, und meine Zärtlichkeit für ſie war um ſo herzlicher, je länger ich mich nach ihr geſehnt hatte. Ihre Liebe zu mir hatte keine Gränzen, wie hätte die meinige Gränzen haben können? Nur drey Tage blieb ſie bey meiner Erzieherin. Wir reiſeten ab, und bey der ungeſtümen Freude über meine wiedergefundene Mutter, die mein ganzes Weſen unumſchränckt beherrſchte, war es mir nie eingefallen, ſie zu fragen, wohin ſie mit mir reiſen wollte. Nach drey Tagereiſen kamen wir in jenen Wald, wo ſie mir, und ich ihr durch die Räuber von neuem entriſſen wurde.

Das war es alles, was ich dem Grafen erzählen konnte. Meine Abkunft blieb ihm alſo ein undurchdringliches Geheimniß. Zwar verſprach er mir, daß er alles anwenden würde, um ſich Aufklärung darüber zu verſchaffen: aber er gab ſich entweder dieſe Mühe gar nicht, oder er betrieb die Sache ſehr langſam; denn es vergieng eine Woche nach der andern, ohne daß Nachrichten von meiner Mutter einliefen.

Unterdeſſen wußte er mich beſtändig mit Gegenſtänden zu beſchäfftigen, die mit der Sehnſucht nach meiner Mutter in ewigem Streite lagen. Was ich nur von ferne wünſchte, erhielt ich, eh ich noch wußte daß er meinen Wunſch errathen hatte. Glänzende Spielwerke, niedliche Anzüge für jede Tages- und Jahreszeit, artiger Hausrath zum Aufputz meines kleinen Zimmers, und alle übrige Geräthſchaften, die Auge und Herz eines jungen Mädchens feſſeln und blenden konnten, beſchäftigten unter beſtändigem Wechſel meine Aufmerkſamkeit, und befriedigten alle meine Wünſche, nur den nicht, daß ich alle dieſe ſchönen Sachen einer Perſon meines Geſchlechts und meines Alters zeigen, und mit ihr meine Freude möchte theilen können.

Dieſer Wunſch wurde deſto brennender, je weniger ich auf die Erfüllung deſſelben rechnen konnte. Der Graf beharrte in dieſem Punkt auf ſeinem Eigenſinn; und alle Bitten, die ich deßhalb an ihn that, blieben unerfüllt. Zwar ſchlug er ſie mir nie geradezu und unfreundlich ab, auch verſprach er mir zuweilen, ſie ſollten mir gewährt werden; aber mehrentheils kaufte er ſich durch ein neues Geſchenk von ſeinem Verſprechen los, ohne zu bedenken, daß eben dies neue Geſchenk meinem ſehnlichſten Wunſche neue Nahrung geben mußte.

Wie wenig er Willens war, denſelben je zu erfüllen, zeigte mir der Umſtand, daß er einmal den klei-

nen

nen Christel aus dem Hause jagen wollte, weil er mir, während seiner dreytägigen Abwesenheit, die beyden Töchter unsers Nachbars, mit denen ich aus dem Fenster durch Winke und Blicke eine zärtliche Freundschaft geschlossen hatte, zugeführt, und zugegeben hatte, daß sie einen halben Tag in meinem Zimmer hatten zubringen dürfen. Nur durch unabläßiges Bitten und tausend Thränen hatte ich den Wiederruf dieser harten Sentenz mit Mühe von ihm erhalten können.

Diese Hartherzigkeit vereinigte sich mit seiner Perücke, seinem kahlen Kopfe und seiner Nachtmütze (die ich leider immer noch sehen mußte) um mir eine gewisse Unzufriedenheit einzuflößen, die endlich in eine geheime Geringschätzung übergieng, welche sich nie lebhafter in mir regte, als wenn mich der kleine Christel (der sich nach und nach meines ganzen Vertrauens bemächtigt hatte) scherzweise die kleine Hochgräfliche Braut nannte.

Neuntes Kapitel.

Ein alter Bekannter erscheint.

Ich war ungefähr vier Wochen bey dem Grafen gewesen, als sein Geburtstag einfiel, der durch eine glänzende Gesellschaft, in welcher ich die einzige Dame war, gefeyert wurde. Nach der Tafel sezte sich der Graf mit mir und zwey andern Herren in seinen Staatswagen,

wagen, um in den Thiergarten zu fahren, wo einer derſelben ihm zu Ehren ein groſſes Soupee veranſtaltet hatte. Es war nicht das erſtemal, daß ich in des Grafen Geſellſchaft öffentlich erſchien: er hatte mich ſchon oft unter den Linden und im Luſtgarten an ſeiner Hand ſpazieren geführt. Er hatte vorgegeben, daß ich eine weitläuftige Verwandte von ihm ſey, deren Erziehung er nach dem Tode ihrer Eltern auf ſich genommen habe: mithin fiel es nicht mehr auf, wenn man mich beſtändig in ſeiner Geſellſchaft ſahe, um ſo weniger, da er ſchon allgemein als ein Sonderling bekannt war. Die Damen konnten, wenn ſie ihn mit mir gehen ſahen, das Lachen und Ohrenflüſtern freylich nicht unterlaſſen.

Wir kamen unter den Zelten an. Die Herren nahmen mich in die Mitte, und führten mich ſpazieren. Ich war heute ſo prächtig angezogen, als es der feyerliche Tag, und der Stand und Reichthum des Grafen erforderten; und ich ſelbſt gefiel mir nicht wenig.

Als wir in der Allee einigemal auf- und ab gegangen waren, machte uns ein Rudel von Straſſenbuben aufmerkſam, die ſich in zwey Partheyen getheilt hatten, und Krieg mit einander führten. Sie fochten mit einer Erbitterung, die uns anfangs zweifelhaft machte, ob es Ernſt oder Scherz mit ihrem Spiele ſey. Sand, Prügel, Peitſchen, Erdklöſſe waren ihre Waffen, und ſie führten ſie mit groſſer Behendigkeit und

Borachio.

Er iſt euers Bruders rechte Hand.

Don Juan.

Was, der unvergleichliche Claudio?

Borachio.

Er ſelbſt.

Don Juan.

Ein junger Herr, wie ich ihn brauche! und mit wem? mit wem? Auf wen hat er ſeine Augen geworfen?

Borachio.

Auf nichts geringers als Hero, die Tochter und Erbin des Leonato.

Don Juan.

Ein vorzeitiges Merzen-Hühnchen, wahrhaftig: Wie kommt ihr zu dieſer Zeitung?

Borachio.

Man hatte mich zum Parfümierer beſtellt; wie ich nun dran war ein Zimmer auszuräuchern, wo es ziemlich muffig roch, da kommt mein Prinz und Claudio Hand in Hand und in ſehr ernſthafter Unterredung begriffen: ich krieche geſchwind hinter die Tapeten, und da hört ich, daß man mit einander abredete, der Prinz ſollte um Hero für ſich ſelbſt werben, und wenn er ſie bekommen habe, ſie dem Grafen Claudio geben.

Don

mit wahren Muthe. Besonders zeichnete sich der Anführer des schwächern Hausens, der demungeachtet immer siegreich war, unter allen aus. Er war über und über schwarz, ritt auf einem grosen Stecken, und hatte an der Seite einen Hirschfänger, und in der rechten Hand einen gewaltigen Prügel. Wo er sich sehen ließ, da wich alles vor ihm, und wo der feindliche Hausen am dicksten war, da war er der erste, der einhieb. Wir traten dem Schlachtgewühl näher, weil es uns viel Vergnügen machte. Als sie auf eine Zeitlang Frieden schlossen, und sich in Reih und Glieder stellten, zog jener furchtbare Anführer mit seinem Hausen dicht neben uns vorbey. Ich faßte ihn genauer ins Auge, und auf einmal erkannte ich — Fritzen. — Es ist Fritz! es ist Fritz! — rief ich voll herzlicher Freude, und machte den Grafen aufmerksam auf ihn. In dem Augenblick kam Fritz, der seinen Namen hatte nennen hören, herangesprengt, und erkannte mich auf den ersten Blick: Bist Du da? rief er mit freudigem Erstaunen, und Steckenpferd und Commandostab sanken ihm aus der Hand: Spiele mit! sezte er hinzu, und nahm mich bey der Hand, um mich mit sich fortzuziehen. — Pfui! schrie ich voller Angst: Geh, du machst mich schmuzig!

Aber er hatte keinen Begrif von meiner Besorgniß; er hieng sich an mich, und versuchte mich mitten unter meinen Führern herauszuziehen. Die Zärtlichkeit für mein neues Kleid gerieth mit meiner Liebe zu ihm in

einen

einen ſchweren Streit. Die eine unternahm es, mich von ihm loszumachen, und die andere zog mich nur deſto feſter an ihn. Der Graf und ſeine Freunde, die durch die Neuheit und Lächerlichkeit dieſes Auftritts überraſcht waren, ſahen ihm eine ziemliche Weile zu. Der Graf trat endlich näher und drohete Fritzen mit ſeiner Badine. Dieſer ſchien erſt jezt den Grafen zu erkennen. Eine Art von Schrecken bemächtigte ſich ſeiner nach dieſer Entdeckung; er faßte mich mit beyden Händen an und rief ängſtlich: Ach komm, wir wollen fortlaufen! Er nimmt Dich ſonſt wieder mit! Dieſe Worte, die bewegliche Art, womit er ſie hervorbrachte, und das ganze Gewimmel von Vorſtellungen und Ideen, die ſie in mir rege machten, ſiegten über meine Liebe zu meinem Anzuge, und über meine Furcht vor dem Grafen. Ich ſträubte mich nicht länger, ſondern folgte ihm vogelſchnell in das Gebüſche. Durch Strauch und Hecken, über Stock und Stein eilten wir wie geflügelt davon, ohne daß wir in den erſten Minuten einen Nachſetzer hinter uns ſpürten. Entweder glaubte der Graf und ſeine Freunde, daß es uns mit dem Davonlaufen kein Ernſt ſey, oder ſie konnten uns durch das Gebüſche nicht ſo ſchnell folgen, als wir davon trabten. Ich hörte während unſrer Flucht ſehr deutlich, daß ſie die Bedienten riefen; aber dieſe ſaßen eine ziemliche Strecke von ihnen entfernt unter einem Zelte, und ehe ſie herzu kamen, hatte uns die Angſt ſchon ein paar tauſend Schritte weiter gejagt.

Fritz ließ meine Hand nicht los; er war taub und ſtumm gegen mein Geſchrey, das mir die Dornen und Stacheln auspreßten. Geſicht und Hände waren mir wund gerißen, und an allen Zweigen flatterte eine Wimpel von meinem ſeidenen Kleide. Er kommt! Er kommt! rief er eines Rufens, und jeder neue Ausruf ſchien ihm neue Kräfte zu geben. Ach, ich kann nicht mehr laufen! rief ich endlich, und ſank vor Schmerz und Entkräftung darnieder. — Ich will dich tragen! rief er, und im Nu richtete er mich auf, ſtellte mich auf einen Baumſtrunk, und lud mich auf ſeinen Rücken. So rannte er noch eine Zeit lang bald im Sprunge bald im Trabe mit mir fort. Endlich verließen auch ihn die Kräfte. Ich kann dich nicht mehr tragen! rief er mit Thränen der Ungeduld im Auge, und als er mich niederſetzen wollte, fiel er längelang mit mir zu Boden.

G.

Ende des zweyten Buchs.

II.

Fortſetzung der Briefe des Herrn Abbate Fortis an den Herrn Grafen Thomas von Baſſegli.

Dritter Brief.

Barletta, den 4. Nov. 1781.

Nicht wahr, lieber Tomo, meine Briefe machen dir wegen

wegen ihrer Trockenheit und Unendlichkeit ein wenig lange Weile? Ich argwohne dies; aber dir zum Poſſen will ich doch fortfahren. Weil du mich liebſt, wirſt du, vor lauter Furcht mich zu beleidigen, das Gähnen mit aller Gewalt zurückhalten wollen? Ich bitte dich, Freund, gähne nur, gähne ſo viel dir genug däucht; dafür will ich es über kurz oder lang eben ſo machen, wenn du von mir von republikaniſchen Partheyen und Verwirrungen, die dich zu ihrer Zeit unglücklicher weiſe intereſſiren müſſen, ein langes und breites vorerzählen wirſt.

Von Cerilla aus nahm ich meinen Weg nicht zu Lande. Es war eine erſchreckliche Hitze. Meine gefälligen Gaſtfreunde wiederholten mir dieſes unabläſſig, und erklärten es endlich feyerlich für eine Unbeſonnenheit, wenn ich zu Fuße gehen und mich den ſchmerzlichen Sonnenſtichen ausſetzen wollte, um eine kleine einförmige Gegend zu beſehen, die ich nachher in einer Karte eben ſo gut umkreuzen und unterſuchen könnte. Ich mußte alſo wohl auf ihren Rath hören. Barrio hat mancherley Merkwürdigkeiten von dem Innern der Gegend daherum in ſeinem Werke aufbehalten, und es würde mir itzt nicht wenig lieb ſeyn, wenn ich ſie mit eigenen Augen hätte berichtigen und beſtätigen können. Sie ſtimmen mit der Vorſtellung vollkommen überein, die ich mir von den Apenninen und Subapenninen immer gemacht, und durch viele Reiſen und Beobachtungen beſtätigt gefunden habe.

Das Gebieth von Altamonte (welches an dem Fuße des Berges Mula ſich empor hebt, und wie Saracena auch zur Kette der untern Apenninen gehört, die nach dem Adriatiſchen Meere ſieht) enthält nach dem Bericht des Barrio, ganze Berge von Steinſalz, die man mit Hauen bearbeiten kann, wie die in Polen, in Spanien, Sicilien u. ſ. w. Hier ſind ſeine eigene hiehergehörigen Worte: Montes ſunt nativi salis quod lapicidinarum modo creditur. Eſt pellucidus, densus, concretione ſua aequalis, nec lapidosus (er will gewiß ſagen daß ſich keine Steine darinnen befunden hätten) intus gemma eſt salis candidi ac translucidi. Er fügt noch hinzu, daß eben dieſe Gegend Alabaſter und Gyps erzeuge. Hierin iſt nichts, das von der gewöhnlichen Regel der Natur abwiche; denn in den Staaten von Parma und Modena, und am Monteſeltro finden ſich eben dieſe Produkte. Der Bergkriſtall, die Eiſenerze und Gold- und Silber-Adern, die ſich nach eben dieſem Schriftſteller in denſelben Gegenden finden ſollen, laſſen Gänge vermuthen, die von ganz verſchiedener Art, und, allem Anſcheine nach, durch eine weit ältere Formation entſtanden ſind. Eben dieſe Erſcheinung kömmt in einigen andern Gegenden Italiens vor, beſonders im Gebiethe von Volterra, wo ſich häufig Alabaſterbrüche in Thongebürgen finden. In den Thälern trift man Serpentin, (gabbro) Schiefer, und Züge metallhaltigen Steines, und auf ihrem Rücken nicht ſelten Berg-

kriſtall

kriſtall und Jaſpis an. Dieſe Aehnlichkeit mit der Gegend von Volterra macht den Diſtrikt von Altamonte ſehr intereſſant. Gewiß giebt es auch noch viele andere Merkwürdigkeiten daſelbſt, die dem Barrio nicht bekannt geworden ſind. In der Gegend um S. Donato finden ſich Quarzkriſtallen und Jaſpis.

Den Berg Mula habe ich nicht unterſucht, aber Barrio will an ihm kein anderes mineraliſches Abzeichen gefunden haben als Rothſtein, d. i. einen rothen Eiſen-Oker; er macht mich glauben, daß er ein Kalkberg ſey, wie die ganze lange Kette des Appenninengebirges. Die Oker- und Blutſteinartigen Eiſengänge finden ſich gewöhnlich, wie du weiſt, in den Riſſen und Höhlungen der Kalkſchichten, und ſondern ſie oft die eine von der andern ab. Wirklich arbeitete man ehedem in der Nachbarſchaft von Policaſtrello, welches am Fuße des Mula liegt, Mühlſteine von Kalk aus, die man zur Bereitung des Oels und Zuckers, der vorzeiten hier gebauet ward, zu gebrauchen pflegte.

Nicht weit von Policaſtrello liegt S. Genito, wo man nach dem Berichte des Barrio Granit, den er fälſchlich Ophites nennt, finden ſoll. Dieſer Wink, daß in der Nachbarſchaft Schieferlager befindlich ſeyen (weil der Granit gemeiniglich nicht weit vom Schiefer gelagert iſt) wird noch glaublicher dadurch, daß man zu S. Agneſe und in den Kupferminen bey Malvito Vitriol antrift. Malvito hieß (was ich hier im

Vorbemerken anmerken will) in alten Zeiten Temeſa (auch Temeſa) und war wegen ihres Kupfers berühmt, womit ſie einen lebhaften Handel trieb. Dieſe Temeſäiſche Gruben ſind nicht mehr in Umtrieb; und man ſagt, ſie wären darum eingegangen, weil ihre Ausbeute die Förderungskoſten kaum abgeworfen hatte. Dieſe Urſach giebt man auch von allen übrigen in Italien eingegangenen Bergwerken an; aber die wahreſte und gewiſſeſte Urſach iſt, die laßige Unwiſſenheit, worin die Italiener in Abſicht des theoretiſchen wie des praktiſchen Theils der Mineralogie verſunken ſind, und die Unthätigkeit der Fürſten, die ſich um einſichtsvolle Männer, die ſolche in Schwung bringen könnten, im geringſten nicht bekümmern.

Im Kirchenſtaate giebt es allem Anſcheine nach, keine nützliche und edle Erzgänge, und ſoviel ich dort erfahren bin, ſcheint es, als ob ihm die Natur nichts als Schwefel, Salz und Alaun gegeben hätte. Man baute daſelbſt einmal, und zwar in der Gegend der Tolfa, eine Grube, welche Kupfer, Bley und Silber lieferte, und von welcher wahre Kenner keinen Vortheil verſprachen. Wirklich war das Geld, das man darauf verwandte, weggeworfen. Im Toskaniſchen Gebiethe, wo die alten Etrusker und die Freyſtaaten der mittlern Zeit alle Arten von Erz brachen, findet man jetzt keine einzige beträchtliche Grube. Die reichen Minen zu Agordo im Gebiethe der Republik Venedig koſteten ſeit

vielen Jahren weit mehr, als ſie einbrachten, und hätten nothwendig ganz einaehen müſſen, wenn die Herren nicht noch zu rechter Zeit ſo weiſe geweſen wären, den wackeren und gelehrten Profeſſor Dembſcher von Schemnitz zu berufen, der ſie von neuen in Flor zu bringen gewußt hat. Ich bin überzeugt, daß Sr. Majeſtät der König beyder Sicilien, wenn er eine mäſſige Anzahl von gelehrten und redlichen Männern bey den Bergwerken in Calabrien und Sicilien anſtellen wollte, der glänzendſten Vortheile gewiß ſeyn könnte. Man hat ſeit langer Zeit nicht daran gedacht. Einige unglückliche Verſuche, die in der Mitte dieſes Jahrhunderts, unter der Aufſicht von Leuten angeſtellt wurden, die entweder unredlich oder unerfahren, oder beydes zugleich waren, haben die Regierung ſchüchtern gemacht. Noch ganz neuerlich hat der verehrungswerthe Profeſſor Vairo zu Neapel, der einzige, der daſigen Orts die Wichtigkeit des mineralogiſchen Studiums kennt, und der als Meiſter darin arbeiten und davon ſchreiben kann, mit Mund und Feder eine Menge vernachläſſigter Reichthümer vergebens in Anregung gebracht! Indeſſen ſcheint es doch, als wenn unter der gegenwärtigen Regierung der Zeitpunkt kommen dürfte, wo ſich diesfalls die Augen der Neapolitaniſchen Naturforſcher öfnen, und wo ſie endlich mit Eifer und Nachdruck darauf denken werden, die milden Gaben der großmüthigen Mutter Natur nach ihrem ganzen Umfang zu benutzen.

Man kann nicht glauben, wie verſchwenderiſch gleichſam die Hand des Schöpfers nur allein die Nachbarſchaft von Neapel mit merkwürdigen Erſcheinungen und nützlichen Produkten ausgeſtattet, und wie übel man ſie bisher behandelt, oder ganz vernachläſſiget hat. Der Veſuv, die Solfaterra und die erbärmliche Grotte del Cane*) ſind die einzigen Gegenſtände, an welchen die Neubegierde der Reiſenden haften bleibt, da es doch noch andere eben ſo merkwürdige und ſehenswerthe giebt. Die Neapolitaner ſind durch ihr Clima zu ſehr verzärtelt, und durch die ununterbrochne Kette von Spektakeln aller Art zu ſehr zerſtreut, als daß ſie ſolche Oerter wiederholt beſuchen ſollten. Auch haben ſie noch keine Proben gegeben, daß ſie ihnen ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten. Ein Ausbruch des Veſuv macht gewöhnlich zwanzig armſelige Federn rührig, und man hat mehr als zweyhundert Bücher, die über die mannichfaltigen Phänomene dieſes Berges von Zeit zu Zeit ans Licht getreten ſind, aber ſämmtlich die gründlichen und nützlichen Kenntniſſe, die der Herr Profeſſor

Vais

*) Der erſtickende Dampf (Moſeta) zu Latera, über welchen ſich einige Bemerkungen von mir in den Sammlungen der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften (Jahrgang 1779) finden, iſt weit merkwürdiger als jener in der obengedachten Höle; eben ſo die Moſeten zu Pireta, zu San Filippo in den Saneſiſchen Bädern und zu Anſante. Letztere war bey den Alten ſehr berühmt, aber von den neuern wird ſie nur ſelten beſucht.

A. d. H.

Vairo in einem halbſtündigen Geſpräche mittheilen kann, bey weitem nicht aufwiegen. Er hat den Veſuv und die Solfaterra als Mann und nicht als Kind, wie die neugierigen und vorüber fliegenden Reiſenden ſtudiert; er hat ſeinen Blick auf zwey groſe Gegenſtände gerichtet, durch die ſie beyde den Wiſſenſchaften und dem Wohlſtande der Nation gleich wichtig werden können; aber zum Unglück predigt der gute Mann tauben Ohren, ſo oft er der Regierung Entwürfe von groſſen unbezweifelten Vortheilen vorträgt. Deßhalb kann er auch ſeine ſchönen und fruchtbaren Bemerkungen, vorzüglich über die Solfaterra, keinem Fremden mittheilen. Es gab zudringliche Leute, die einen Theil derſelben ſich zueignen wollten, aber der ſcharfſinnige und gelehrte Vairo ward wieder in den Beſitz ſeiner Entdekungen geſetzt. Seine Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Neapolitaniſchen Mineralogie liegen ſeit langer Zeit, wie vergeſſen in der Staatskanzley. Vielleicht kömmt eine Zeit, wo ſie, zum Vortheile der Nation und zum Ruhm ihres redlichen und beſcheidenen Urhebers, der Vergeſſenheit entriſſen werden. Einer der Entwürfe, auf deſſen Ausführung er vorzüglich gedrungen hat, iſt die Errichtung einer Alaunfabrik in den Cratern der Solfaterra, die man ein unerſchöpfliches Magazin von ſolchem Salze nennen kann. Er hat bewieſen, daß man von dieſem Produkt ſoviel man nur wollte ziehen könnte, beſonders da die Natur ſchon für ſich die nöthige Wärme zur Ausdünſtung

der

Don Juan.

Kommt, kommt, wir wollen hingehn, das kan Futter für mein Mißvergnügen abgeben: Dieſer kürzlich zu einer wichtigen Perſon gewordne Erdenſohn, dieſer Claudio, hat mich um all mein Anſehn gebracht; es ſoll mir höchſt angenehm ſeyn, wenn ich ihm eins beybringen kan; ihr ſeyd beyde zuverläßig, und könnt mir behülflich ſeyn.

Conrad.

Bis in den Tod, Gnädiger Herr.

Don Juan.

Wir wollen zu ihrem Gaſtmahl; ihr Wohlleben iſt deſto gröſſer, weil ich zu Grunde gerichtet bin; ich wollte, der Koch dächte wie ich -- wollen wir gehn, und ſehn was zu thun iſt?

Borachio.

Wir werden Euer Gnaden begleiten.

(ab.)

der Laugen hervorbrächte, ohne daß man nöthig hätte auf Holz oder andere Brennmaterialien große Kosten zu verwenden. Aber wirst du es glauben? Die Alaunfabrik auf einem so reichen Grunde ist elend bestellt, und giebt jährlich kaum etwas mehr als sechszig Centner, da sie ihrer sechstausend geben könnte, wenn man die Aufsicht darüber einem sachverständigen Mann übertragen wollte.

So wie die Stadt Temesa vor Alters wegen ihres Kupfers berühmt war, eben so war es Argentanum, itzt Santo Marco, wegen seines Silbers. Auch hievon sind itzt keine Spuren mehr vorhanden. Jene Gegenden haben viel Gyps, der bis Locio, Cetraro und nahe ans Meer bis La Guardia sich erstreckt, wo sich warme Schwefelwasser und ein säuerlicher eisenhaltiger Quell befinden. Barrio merkt an, daß die Einwohner von La Guardia, von Lobrico, Sittiano und Tavenna so gut Lateinisch als Italienisch gesprochen hätten. Er sagt von ihnen: bilingues sunt, nam et sua et latina lingua utuntur. Man kann in diese Nachricht keinen Zweifel setzen, weil ihr Gewährsmann es wissen konnte, und dies, um so mehr, da er eine besondere Vorliebe zur lateinischen Sprache zeigt. Die leztere ist in Italien weit später als man gewöhnlich glaubt, eingeschlummert, und eben dieser Barrio erzählt die traurige Geschichte ihres gänzlichen Unterganges folgendergestalt. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ließen sich die Lateinisch-Sprecher zu La

Guar-

Guardia von den neuerungsſüchtigen Lutheranern verführen, und dafür ließ ſie der damalige Vice-König von Neapel faſt alle henken: a transpadanis Gallis (ſagt Barrio) Lutherana hæreſi infecti ſui sceleris pendere poenas, nam omnes fere ſuspendio vitam finierunt. Dieſe grauſame Methode, Verirrte zurückzuführen, giebt einen Beweis, wie drückend das Joch war, welches der grauſame und abergläubiſche Don Petro de Toledo in jenen traurigen Zeiten dem Königreiche Neapel auflegte. Die Hinrichtung der aufgeklärteſten Einwohner von La Guardia, das tyranniſche Verboth der Akademien, die aus den Geiſtvollſten Männern von Neapel beſtanden, die gewaltſamen Verſuche die Inquiſition in Neapel einzuführen, und endlich das Experiment mit dem armen unſchuldigen Sklaven, der in den Dämpfen der Grotte del Cane erſtiken mußte — alle dieſe Schandthaten ſind eben ſo viel Beweiſe, daß das Andenken dieſes gekrönten Barbaren für nun und immer verwünſchungswerth bleiben wird. Wahrſcheinlich ward nach dem traurigen Ende der Guardeſer die lateiniſche Sprache nicht ferner im Königreiche geſprochen, um ſo weniger, da die Bildung des Geiſtes damaliger Zeit als ein Verbrechen beſtraft wurde.

Unſer Barrio merkt an, daß ſich zu La Regina und am Montalto Gyps, Alabaſter, Vitriol und Bley finden ſoll. Als ich von Citella bis Paola zu Waſſer reiſte, kam es mir vor, als ob die ganze Küſte aus

glimm.

glimmrigten Thonſchiefer beſtände. Die Gipfel der Berge ſind Kalk, und ihre Zweige erſtrecken ſich an drey oder vier Orten bis ans Meer. Den Kalk-Appennin (d. i. den eigentlichen ſogenannten Appennin) findet man in dem diesſeitigen Calabrien von Lauria bis Coſenza gemeiniglich näher an dem Mittelländiſchen als an dem Adriatiſchen Meere. Am breiteſten iſt dieſe Gebirgskette zwiſchen beyden Meeren von Coſenza bis zum Vorgebirge Alice. Dieſe Verſchiedenheit, welche die Appenninen in ihrer Breite zeigen, die kleinen Hügel, welche iſolirt aus Thonbergen oder aus dem Meere hervorſtechen, die Einſchnitte und die ſervata juga, deren Plinius ſchon erwähnt, ſind lauter Gegenſtände, die der tiefſten Nachforſchung würdig ſind. Wie weit ſind die Gewäſſer des Meers, das den Thon der untern Appenninen abgeſetzt hat, von ihrem urſprünglichen Standpunkte verrückt? Wieviel Jahrhunderte gehörten dazu, um dieſe Umbildung zu bewirken? Wahrhaftig die Zeit, welche zur Aushöhlung groſſer Thäler, zur Trennung an einander hängender Flächen erfodert wird, iſt eine Nulle gegen jene, die über die Bildung *dieſer Berge vergangen ſeyn muß.*

Denke du ſelbſt ein wenig weiter hierüber nach, mein lieber Tomo, und lebe wohl für dieſesmal!

Vierter Brief.

Barlette den 9. Nov. 1785.

Auf meiner Reiſe von Cirella nach Paola habe ich nicht lauter unfruchtbare Bemerkungen gemacht. Wenn ſie auch ihrer Natur nach von denen, die der Hauptgegenſtand meiner Reiſe waren, ſehr verſchieden ſind, ſo will ich ſie dir doch mittheilen. Ganz gewiß haſt du von der heiligen Capelle zu Paola gehört, worin man, nicht etwa den Körper des hochheiligen Stifters der Minimen, ſondern ein Paar alte Schuh und einen Stab verehrt, die bey Lebzeiten zu ſeinem Gebrauche gedient haben ſollen. Die Ehrfurcht, welche man durch das ganze Königreich Neapel ſolchen Reliquien erweiſt, die zufälligerweiſe einem Heiligen gehörten (auch wohl nicht gehört haben können) iſt ein ſonderbares Beiſpiel der ſchwärmeriſchen Erhitzung, die Kopf und Herz der Menſchen entzünden kann, und die den Verſtändigern nothwendig übertrieben dünken muß. So könnten die Italiener, ohne darum für ſchlechte Katholiken erklärt zu werden, frey ihre Meynung über die berühmte Reiſe ſagen, welche die Santa caſa von Bethlehem bis Loretto (als ein Typus der neuerfundenen Montgolfieren) durch die Luft gemacht hat. Der ehrwürdige Biſchoff Campagnoni hat dies zu ſeinem ewigen Ruhme ſchon gethan. Auch der gelehrte Franzoſe P. Le Brün, und der wahrhaft fromme Muratori haben dem Aberglauben, welchen das Volk und die eigennüzigen

ßigen Führer deſſelben mit der Religion zu verwechſeln pflegen, mit feilen Muthe den Krieg erklärt; und darum kann es auch einem reiſenden Naturforſcher wohl erlaubt ſeyn, von den Beobachtungen, die er über dergleichen Erniedrigungen des menſchlichen Geiſtes gemacht hat, Rechenſchaft zu geben, ohne zu fürchten als ein Ungläubiger ausgezeichnet zu werden. Ich weiß wohl, daß es den ehrwürdigen Vätern nicht gefallen wird, wenn ich die Tugenden des heiligen Franciſcus von Paola nach Verdienſt anerkenne, ohne jedoch zu ſeinen Schuhen zu wallfahrten. Weil aber der Pater Merſenno, der Pater Le Sueur und eine Menge anderer Biedermänner aus dieſem Orden nicht mehr am Leben ſind, ſo bekümmere ich mich um dieſe Herren nicht weiter.

Ungeachtet der geringen Zärtlichkeit, die der beſagte Heilige gegen ſein Vaterland blicken läßt, ſtürmen doch aus allen benachbarten Provinzen Wallfahrer herzu, um ſich alle Arten von Wohlthaten von ihm zu erbitten. Ich ſchiffte mich auf einer Felucke ein, die einen volljährigen Freyherrn von Baſilicata, ſeine junge Ehehälfte, ſein übriges Haus, und einige Weltprieſter aus ſeinem Gefolge, nach der heiligen Capelle überzuführen im Begriff ſtand. Man gieng damit um, einen männlichen Erben zu erflehen, damit der unglückliche Zuſtand der geplagten Vaſallen ſich nicht zu geſchwinde verbeſſern möchte. Dieſen frommen Zweck ſollte die Reiſe zu dem heiligen Stabe und zu den heiligen

ligen Schuhen des Patrons von Paola bewirken. Weder dem Baron noch seinen Priestern fiel es ein, daß sie ein verdienstlicheres Werk stiften würden, wenn sie das Geld, was die Reise kostete, einer armen Wittwe oder Waise, oder einem armen kranken Alten gegeben hätten! Vielleicht dachte die Baronesse eben so wie ich; denn sie sah nicht so aus, als ob sie schuld an ihrer Kinderlosigkeit wäre! Ein paar große schwarze Augen voll Gluth und Flamme erheiterten ihr Antlitz, und ließen mich ganz etwas anders darin lesen als in dem Gesichte des Barons und der Priester. Einer der letzten ward des Schwatzens gar nicht müde. Er unterhielt die ganze Schiffsgesellschaft mit den ausgesuchtesten Mirakeln, und die Bootsknechte hörten ihm mit weitoffenem Munde zu. Der Baron nickte ihm entweder auf eine gravitätische Art Beyfall, oder stellte kindische Betrachtungen an, seine Ehehälfte lachte — mit den Augen, und ich Armer wußte nicht wohin ich die meinigen wenden sollte. Bey solchen Gelegenheiten weiß man nicht immer die beste Parthey zu nehmen; ich half mir diesmal damit, daß ich ein Buch aus der Tasche zog, und in aller Stille darin las. Der Pfarrer Sprecher hatte die fromme Unverschämtheit, mich anzureden, und mir sein Mißfallen zu bezeigen, daß ich den erbaulichen Geschichten, die er auskramte, meinen Beifall versagte. Ich antwortete ihm in lateinischer Sprache ganz trocken, daß ich das Unglück hätte, die Landessprache nicht zu verstehen.

Der gelehrte Prieſter blieb einige Minuten ſtumm; worauf ſie mich einmüthig für einen Einfaltspinſel erklärten. Die Baroneſſe lachte abermals mit den Augen über ihre große Dummheit und über meine kleine Bosheit.

Auf eben dieſer Ueberfahrt hörte ich auch das erſtemal etwas von gewiſſen kleinen meſſingenen Ringen, die durch Berührung der Suppenſchüſſel und des Brautringes der heiligen Mutter, wunderthätig geworden ſind. Dieſe Reliquien werden mit großen Prunke zu Perugia aufbewahrt, und gehören auch zu den dragerlichen Poſſen, die in unſern hellern Zeiten durch politiſche oder kirchliche Klugheit und Macht entweder zum Feuer verdammt oder wenigſtens entfernt werden ſollten, wie es mit der heiligen Vorhaut des heiligen Chriſtoph, und mit den Elefantenzähnen geſchehen iſt, welche die würdigen Brüder Bartholomäer zu Rom für die Backenzähne eben dieſes großen Heiligen ausgaben. Obgedachte kleine Ringe bewahren die Augen aller derjenigen, die ſie mit herzlichem Glauben am Finger tragen und alle Morgen ihr Ave treulich wiederholen, vor jedem Uebel und jedem Unfall. Welch ein herrliches Präſervativ für Naturforſcher, die ihre Augen mit dem Microſcop verderben! So weit geht die obergläubiſche Inconſequenz! Sollten nicht vielmehr die Prieſter ſelbſt ſtatt ihres Reliquienkrams, der nach dem Heydenthume ſchmeckt, dem Volke lehren, daß es nur von guten Thaten und Werken, und von aufrich-

tigen

eigen Erhebungen zu Gott, die Erhaltung oder Heilung der Augen oder der andern Glieder zu erwarten habe?

Faſt alle unſere Bootsknechte hatten auf ihren Armen ſchwarze Figuren und Sinnbilder, die in Haut und Fleiſch eingeätzt waren. Ich war ſo neugierig, den einen, der mir am nächſten war, in aller Stille genauer zu betrachten. Er hatte ſeine Arme mit Hieroglyphen, die denen am großen Obelisk auf dem Platz Navona zu Rom glichen, über und über bedeckt. Auf jedem Finger der rechten Hand hatte er ein Kreutz; auf der Hand einen Fiſch; weiter hin ein Schiff in vollen Segeln; dann einen Cometen; dann eine Armkette, an welcher ein Herz hieng, das mit einem Pfeil durchbohrt war; dann ein Wappen des Königreichs beyder Sicilien; weiter oben ein Crucifix von Engeln umgeben, und endlich eine mit Sternen bekränzte Mutter! Und dieſe ganze Proceſſion auf einem einzigen Arm! Auf dem linken hatte er den Sankt Michael der über und über bepanzert war, und den Drachen unter die Füße trat; ferner den Mond, eine Menge Sterne, eine Sirene u. ſ. f.

Dieſe ſeltſame Gewohnheit der italieniſchen Schiffsleute, die ſie den Wilden von Nova Zembla ähnlich macht, findet man auch hier und da in Dalmatien und im Venetianiſchen Gebiethe. Auch trift man auf dem feſten Lande viele Bauern an, die ſich ihre Arme ſo

bunt ähen laſſen. Ich weiß nicht, ob ſich ſchon jemand in Unterſuchungen über dieſe barbariſche Gewohnheit eingelaſſen hat; mir ſcheint ſie es zu verdienen. Herrſchte ſie bey den alten Griechen oder bey andern Völkern? Kam ſie aus den Ländern, welche die wilden Partheygänger nach dem Verfall des römiſchen Reichs hieherſandten? Oder haben ſie urſprünglich dieſelbe Veranlaſſung, vermöge welcher alle wilde Völkerſchaften etwas dergleichen thun, ohne daß die eine von der andern etwas weiß? Wirklich wachſen die Schiffsleute auf dem Mittelländiſchen und Adriatiſchen Meere und die dürftigen Bauern auf unſern (den venetianiſchen) reizenden Ebenen, wie wahre Wilde auf.

Als der vorhingedachte Sprecher ein wenig Athem ſchöpfte, nahm ein zweyter Prieſter das Wort, und unterhielt die Zuhörer auf gleiche Weiſe. Er gab ihnen eine lange Geſchichte von der Seereiſe zum Beſten, die der Körper des heiligen Beatus gemacht hatte. Eine ſchöne Dame von ihrer Kammerfrau begleitet, machte den Piloten, und ſo reiſte er, ich weiß nicht genau, ob nach dem Perſiſchen Meerbuſen oder nach dem Palus Mäotides, von Küſte zu Küſte, bis er endlich unterhalb Maratea, einer kleinen Stadt in der Landſchaft Baſilicata anlandete. Hier, als an dem Orte ſeiner Beſtimmung, blieb das Schiff unbeweglich ſtehen, und der Wind blies vergebens in die Segel. Man mußte alſo die heiligen Gebeine ausla-

den

den und nach Buono bringen, von wo es ſeine Reiſe nach Maratea weiter fortſetzte.

Dieſe fromme Novelle erinnert mich an eine andere, welche die Geiſtlichen zu Rovigno von einem groſſen marmornen Kaſten erzählen, in welchem der Körper der heiligen Euphemia geweſen ſeyn ſoll. Dieſer kam von Calcedon bis zu den Küſten von Iſtria geſchwommen, mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Papierſchiffchen geweſen.

Die Einwohner von Maratea rühmen ſich nicht, den Körper des heiligen Beatus ganz zu beſitzen, ſondern geſtehen, daß ſein Haupt und einer ſeiner Arme ſich zu Neapel befänden. Von den Reliquien zu Ragusa und Venedig ſprechen ſie mit lächelnder Verachtung, und bedauern Eure und unſre Leichtglaubigkeit. Die Hüfte des heiligen Beatus ſchwitzt jährlich zwölf bis vierzehnmal Manna. So nennt man auch zu Bari ein gewiſſes Waſſer, welches daſelbſt aus einem Beine des heiligen Nicolaus hervorſickert. Aber wirſt du es glauben? Noch in dieſem Jahre führte ein ſehr eifriger, aber nicht ſehr verſtändiger Neapolitaniſcher Schriftſteller das Manna von Maratea als einen Beweis von der Wahrheit der chriſtlichen Religion auf, und verband damit die groſſen Quantitäten von Blut, Fett und Milch, die alljährlich in der katholiſchen Chriſtenheit bald flüßig werden, bald ſchmelzen, bald gerinnen, die in barbariſchen Zeiten Betrüger

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein bedekter Gang in Leonato's Hauſe.)

Leonato, Antonio, Hero, Beatrix, Margaretha und Urſula.

Leonato.

War der Graf Don Juan nicht beym Eſſen hier?

Antonio.

Ich ſah ihn nicht.

Beatrix.

Wie ſauer dieſer Don Juan ausſieht! Ich kan ihn nie anſehen, ohne daß ich auf eine ganze Stunde lang das Sodbrennen kriege.

Hero.

Er iſt in der That von einem ſehr melancholiſchen Temperament.

Beatrix.

Das wär ein vortreflicher Mann, der ſo gemacht wäre, daß er gerade das Mittel zwiſchen ihm und Benedict hielte;

erfanden, und in hellern Tagen Gewinſüchtige in Ehren und Würden bey dem Volk zu erhalten ſuchen, das, zur Schande der Vernunft, nur immer nach dem Auſſerordentlichen und Wunderbaren zu laufen geneigt iſt. Unſre gute, geſunde und ehrwürdige Religion hat immer Schaden, und nie Vortheil von ſolchen albernen, handgreiflichen Betrügereyen.

Zu Morates, (ſieh nur wie gelehrt ich in meiner Reiſegeſellſchaft geworden bin) fabricirt man auch kleine Brödchen, die mit dem Bildniß des heiligen Beatus geſtempelt ſind. Sie vertreiben das Fieber und gebiethen den Stürmen, als eben ſoviel kleine Aeoluſſe. Die Schamanen des Barons hatten uns ſchon verſprochen, bey entſtehendem Sturm die Wogen des Meeres dadurch zu ſtillen, daß ſie den Fiſchen einige dieſer kleinen mägiſchen Paſtetchen vorwürfen! Zum Glück behielten wir gutes und heiteres Wetter, und es blieb auch ſo, weil es unſere Bootsknechte nicht wagten — Knoten zu knüpfen, um den Sturm herbeyzuziehen.*) Du weiſt, daß die Bewohner der Dalmatiniſchen Inſeln dieſes herrliche Kunſtſtück verſtehen und es für unbezweifelt halten; obwohl die Geſitteten und Gottesfürchtigen aus ihrem Mittel ſich deſſen enthalten.

*) *legare i becchi* (Hahnreye binden) Soviel Hahnreye ein Bootsmann gemacht zu haben glaubt, ſoviel Knoten knüpft er in ein Schnupftuch; wer die meiſten Knoten hat, iſt Herr der Winde.

halten. Du ſiehſt daraus, wie wenig dazu gehört, die Geſetze der Natur, welche die Philoſophen für unwandelbar halten, nach Willkühr zu verändern. Vier Drachmen Mehls mit ſimplem Waſſer geſättigt, ſtillen die Wuth des Meeres; vier Knoten, in ein Schiffeſeil geknüpft, rufen die Winde von den Angeln unſeres Planeten herbey.

Gegen Abend hatten wir Muſik. Der Prieſter Sprecher intonirte Loblieder auf die heilige Mutter, die ſein eigenes Machwerk zu ſeyn ſchienen. Das Chor der Ruderer wiederholte mit immer ſteigender Andacht jede Strophe. Nie habe ich Lieder gehört, die ſtatt Andacht ſoviel Liebe athmeten. Der Enthuſiasmus des guten Prieſters, der von lauter Inbrunſt durch und durch elektriſirt war, floß in die ganze rudernde Geſellſchaft ſtraks über. Mit zitternder Stimme und unter allen Zeichen der innigſten und feurigſten Verliebtheit riefen ſie zur gebenedeyten Jungfrau:

„O heilige Mutter
Ich ſterbe für dich!“

Die höhere Andacht hat unter allen Himmelsſtrichen ſehr viel Aehnliches mit der Liebe; aber in Calabrien und Sicilien erreicht dieſe Aehnlichkeit ihren höchſten Grad. Die Einwohner von Palermo und andern kleinen Städten dort herum, ſind in die heilige Roſalie (die wahrſcheinlich nicht mehr exiſtirt, weil das einzige Ueberbleibſel, das man von ihr zeigt, offenbar

ſenbar untergeſchoben iſt) ſo ſterblich verliebt und ſprechen von ihr mit ſolchem Feuer, daß man nicht weit von der Wahrheit entfernt iſt, wenn man ſie für ein wenig närriſch hält. Dergleichen Erhitzungen ſind anſteckend; und ich weiß nicht, ob der gründlichſte Mann für ſich ſtehen könnte, wenn er eine Weile unter ſolchen Verliebten leben ſollte. Ich wenigſtens dachte, daß ich wohl ſelbſt ein ſolches Loblied auf die Maria verfertigen würde, um es mit ſolcher Erhebung und Salbung von den guten Schiffsleuten ſingen zu hören, und daß ich gewiß am Ende ſelbſt meine Stimme mit der ihrigen vereinigt hätte.

Paola (wo ich mich von meinen Gefährten trennte) iſt eine kleine freyherrliche Stadt, mit ungefähr 4000 Einwohnern. Sie liegt am Abhange eines Berges und iſt nicht übel gebaut. Die umliegenden Gegenden erzeugen nichts als glimmerichten Schiefer, der mit Quarz und röthlichtem oder grauem Granit und Probierſtein abwechſelt. Die Schichten des lezten nehmen den erhabenern Theil der Küſte ein; die beyden Bäche, zwiſchen welchen Paola in der Mitte liegt, führen nichts als obige Steinarten; ein Beweis, daß ſie nicht weit herkommen.

Von der Kirche und dem Kloſter der Minimen, die in einem holen Keſſel etwa eine Meile von der Stadt liegen, will ich dir nur dieſes ſagen: die erſtere iſt von ſchlechter Bauart, mit ſehr geſchmackloſer Stuka-

katur-Arbeit verziert, ſchlecht unterhalten und hat keinen Quaderſtein aufzuweiſen, der einen Kreutzer werth wäre; das leztere iſt mit Brüdern bevölkert, die, ſtatt fromme Gaſtfreundſchaft auszuüben, auf eine unanſtändige Art Schenk- und Gaſtwirthe machen. Ich habe viele Ställe geſehen, die reinlicher waren als der Vorhof dieſer Kirche und die Zellen dieſes Kloſters. Mir erweckte dies Eckel und Abſcheu; denn Oerter, die durch Gegenſtände der Andacht berühmt geworden ſind, müſſen wo nicht prächtig, doch wenigſtens reinlich ſeyn. Jedoch wünſchte ich, daß ſie beydes zugleich wären, und daß ſie von Männern bedient würden, die durch Wandel und Lehre ſich verehrungswerth zu machen wüſten. Unanſtändige und von ungeſitteten Leuten bewohnte ſogenannte heilige Oerter, würde ich, wenn es in meiner Macht ſtände, ohne Umſtände aufheben. — — Aber das ſind melancholiſche Betrachtungen! Mögen die Dinge gehen, wie ſie können; die Zeit wird endlich ausrotten, was albern, zwecklos und ſchädlich iſt. — Lebe wohl!

Fünfter Brief.

Barletta den 15. Nov. 1783.

Wenn mich die groſſe Hitze nicht abgehalten hätte, ſo würde ich einen Verſuch gemacht haben, der Braunſtein-Schicht (minera di manganeſe) welche ſich nach

dem Barrio bey dem Dorfe Niceto, vier Meilen von Paola befunden haben soll, auf die Spur zu kommen. Auf der neusten Charte des Königreichs Neapel finde ich dieses Niceto nicht. Vielleicht existirt es gar nicht mehr. Das Erdbeben und die durch dasselbe zunächst veranlaßte Entvölkerung, haben gemacht, daß eine Menge Städte, Flecken und Dörfer nach und nach verschwunden sind. Denn seit der Zeit, in welcher Barrio lebte, erfuhr das diesseitige Calabrien das schreckliche Erdbeben vom Jahr 1683, vielleicht das einzige, welches mit dem diesjährigen verglichen werden kann. Wenn man durch Calabrien, Apulien, Abbruzzo und durch die Provinzen des Königreichs Neapel reiset, und alle die zertrümmerten Schlösser und Dörfer siehet, so kann man nicht ohne Schauder daran denken, daß diese schöne Gegenden in weniger als vierthalb Jahrhunderten mehr als hundert und zwanzigtausend Bewohner durch das Erdbeben verloren haben.

Von Paola aus setzte ich meine Reise zu Pferde fort und zwar längs dem Meere hin, um der Zugluft zu genießen. Zu einer Landreise hatte ich bey der glühenden Hitze nicht Muth genug. Die Bäche, deren sich viele längst der Küste mit Ungestüm ins Meer herabstürzen und eine Menge Steine mit sich fortreissen, lassen auf die innere Beschaffenheit der dortigen Gegend sicher schliessen. Sie bedecken und verderben sehr oft die angebauten Aecker mit Horn- und Glimmer-Schiefer.

Das

Das Landſtädtchen Santo-Lucido, an welchen die Straſſe vorbey führt, liegt auf einem Hügel der aus köthlichen Kalkſtein beſteht, und der wahrſcheinlich ein Zweig der Appenninen iſt.

Unter den Bächen, die längſt dem Wege zwiſchen ſteilen und engen Ufern herabrauſchen, und das Meer von den Wurzeln der Berge gleichſam zurückſtoſſen, iſt nur ein einziger der edle Steinarten mit ſich führt, und zwar derjenige, der ſich zwiſchen den beyden Dörfern Fiume-Freddo und Langobardo ins Meer ergießt. Dieſer bringt Stücke von einem ſchönen Granit und große Klumpen von Hornſchiefer aus den Gebürgen herab.

Zu Belmonte höret der Granit und der Schiefer auf. Das Bette des Flußes Vere, auf welchen man ſtößt ehe man dieſen Ort erreicht, zeigt dem aufmerkſamen Beobachter daß ſich die Scene verändern werde. Man ſieht da ſchon Hügel die aus Kalkklumpen oder aus Grand, Sand und Schaalthieren zuſammengeſetzt ſind; auch findet man hie und da Stücke von Lava, die ich von Mormanno bis hieher nicht entdeckt hatte. Am Meere lag es voll abgeriſſener Stücke, und aus dem Waſſer ſahen ganz kleine Klippen eben dieſes Produktes hervor.

Ich ſehe auf der Landkarte einen großen und kleinen See in dieſer Gegend angegeben. Wiewohl ich von der Vorſtellung derjenigen weit entfernt bin, die

jedem

jedem See einen vulkaniſchen Urſprung geben, oder ſie für eingeſtürzte Krater halten, (eine Meynung die niemand billigen kann, der in den Alpen gereißt iſt, oder am Fuß derſelben gewohnt hat, wo man in großen Buchſtaben den Urſprung der Seen leſen kann) ſo glaube ich doch vermuthen zu dürfen, daß ſolch ein Erdfall, der durch einen innern verzehrenden Brand veranlaßt worden, zu der Bildung der vorhin erwähnten Seen mitgewirket habe. Dieſe Vermuthung iſt freylich eben ſo wenig beweiſend als alle übrige Conjekturen in dieſem Punkt, die nicht durch eine perſönliche Unterſuchung an Ort und Stelle beſtättiget werden; aber die Lavatrümmer, die ſich dort herum finden, die nicht weit davon entfernte Inſel Aeolia, und ein ſchwarzer Berg (Montenegro) wenige Meilen weiter hin, ſind doch immer Umſtände, die meine Vermuthung rechtfertigen. Aber du weißt, daß ſolche Combinationen nichts erweiſen: denn es iſt ſehr oft der Fall, daß Laven in Gegenden verführt werden, wo nie ein vulkaniſcher Ausbruch war; daß ſich große Landſtriche, die von unterirrdiſchen Gewäſſern ausgehöhlt ſind, unmittelbar bey vulkaniſchen Bergen befinden; und daß endlich ein waldigter Berg eben ſo wohl ein ſchwarzer Berg genennt werden kann, als ein ausgebrannter. Wehe denen, die ſich durch Benennungen oder andre natürliche Zufälligkeiten verleiten laſſen, große Syſteme zu bauen! Wenn ſie unter tauſend Unwahrheiten eine Wahrheit aufbringen, ſo

iſt

iſt es ein Wunder! — Indeſſen iſt es gut, wenn man von allem getreuen Bericht erſtattet; doch ohne ſich weder für das eine, noch für das andere ausſchlieſſend zu erklären. In den Gegenden vor Padua, von Verona, von Vicenza, von Neapel u. ſ. w. würde ein ſchwarzer Berg wahrſcheinlich einen vulkaniſchen Berg bezeichnen. Die Urſache davon iſt, daß in dieſen Ländern die alten Berge entweder aus der Fläche hervorgeſtiegen ſind, oder in den Wurzeln der höhern Gebürge auf kleinen Erhöhungen, mithin in Gegenden gebraunt haben, die bewohnbar und anbauſähig waren, und eben darum den Tannenbaum und ähnliche Bäume nicht wachſen und zu ſo dicken Wäldern heranwachſen lieſſen, daß ſie einem Hügel den Namen eines ſchwarzen hätten zu wege bringen können. Die ſchwarzen Wälder finden ſich nur auf hohen, kalten und wenig bewohnten Bergen. Auch hat der ſchwarze Berg in Calabrien ſolch eine Lage, daß ich ihn für einen waldigten Kalk-Appennin halten zu müſſen glaube.

Die Küſte zwiſchen Paola und Amantea würde auſſerordentlich ſteil und unwegbar vom Meere emporſteigen, wenn die beſtändigen Zuführen der Bäche nicht eine Art von abhängigem Damme gebildet hätten. Aber eben dieſer Damm beſtehet aus einem Erdreich, das einen traurigen Anblick gewährt: es iſt ſandigt, ſteinicht und ſalpetricht: dennoch ſuchen die Einwohner dieſen ärmlichen Boden urbar zu machen, und ſchonen

dabey

dabey weder Schweiß noch Koſten. Gewöhnlich bepflanzen ſie ihn mit ſchwarzen Maulbeerbäumen, aber ihre Mühe verintereſirt ſich ſchlecht. Die Bäume erheben ſich höchſtens ſechs Fuß hoch von der Erde, und haben ein unangenehmes kränkelndes Anſehen. Die armen Calabrier graben und begieſſen das Erdreich mit unendlicher Mühe, und ſäen dann Korn, Bohnen und andere Feldfrüchte darein.

Ich bemerkte im Vorbeygehen einige Landhäuſer die ziemlich gut in die Augen fielen; aber ſie waren ſämmtlich mit Mauern und Thürmchen umgeben, wodurch ſie ein gothiſches Anſehen bekommen. Ich würde ſie für Werke des barbariſchen Zeitalters gehalten haben, wenn ich nicht auf eins geſtoßen wäre, das man ſo eben erbaute, und auch mit dergleichen Zierathen umgab, die, wie ich nun erfuhr, nicht müßig da ſtehn, ſondern zu Schutzwehren wider die Streifereyen der Seeräuber beſtimmt ſind.

Von dem Innern dieſer Gegenden ſagt Barrio wenig. Unter der Burg von Coſenza giebt es Spuren einer Bleygrube; zu Migliano Steinſalz; Gyps zu Crepiſto; Bley und Gold zu Macchia-Germana; Kupfer zu Teſſano und Domiri.

La Sila, eine Gruppe von Bergen, die ihrer ſchönen Wälder wegen berühmt iſt, bringt den Rubus Idäus, deſſen Frucht ich ſo ſehr liebe, im Ueberfluß hervor. Ich wünſchte, daß du ihn bey deiner Zurück-

kunft

kunft aus Teutſchland nach unſerm Brenо übergepflanzt finden möchteſt. Deine gute Mutter wird es dir ſchon verrathen haben, daß mehr als Ein fremder Baum dich daſelbſt an deinen entfernten Freund erinnern werde. Siehe, mein Tomo, ich weide mich an dem Gedanken, daß du und die deinigen immer Gegenſtände vor Augen habet, die euch an meine zärtliche Freundſchaft zurückerinnern müſſen.

Amantea, das nach einigen das alte Nepetia ſeyn ſoll, itzt aber nichts Antikes mehr aufzuweiſen hat, iſt eine kleine Stadt am Meere. Ich kam daſelbſt ohne Empfehlungsſchreiben, ohne irgend eine Addreſſe, in der heiſſen Mittagszeit an. Meine Verlegenheit ſtieg auf den höchſten Grad, weil ich weder Wohnung noch Koſt zu finden wuſte. Aber ein junger Edelmann, Don Piccola de Vecchis, nahm meine Noth zu Herzen und überhäufte mich mit Höflichkeiten. Ich bekam ſchönes Eſſen und ſchlief in ſeinem eigenen Bette, welches er mir mit jener herzlichen Willigkeit anboth, die jede Wohlthat doppelt wohlthätig macht. Eine Dame, die ich nicht zu ſehen bekam und deren Namen ich bis dieſe Stunde nicht weiß, ſchickte mir, ehe ich mich wieder auf den Weg machte, Caffee, weil ſie gehört hatte, daß ich ein Venetianer ſey. Immer werde ich mich mit der lebhafteſten Dankbarkeit an dieſe menſchenfreundliche Aufnahme erinnern. Sie ward durch kein läſtiges Ceremoniel unſchmackhaft gemacht

und

der eine iſt wie eine Bildſäule, und ſagt gar nichts; und der andre wie meiner Gnädigen Frauen älteſter Sohn, und plappert immer.

Leonato.

Folglich würde die Hälfte von Signor Benedicts Zunge in Don Juans Mund, und die Hälfte von Don Juans Melancholey in Signor Benedicts Geſicht --

Beatrix.

Mit einem hübſchen paar Waden und einem feinen Fuß, Onkel, und Geld genug in der Taſche; ſo ein Mann würde ein jedes Weibsbild in der Welt gewinnen, wenn er ein Mittel finden könnte, ſich bey ihr in Gunſt zu ſezen.

Leonato.

Auf meine Ehre, Nichte, du kriegſt deiner Tage keinen Mann, wenn du ſo ſpizig biſt.

Antonio.

In der That, ſie iſt zu böſe.

Beatrix.

Zu böſe, iſt mehr als böſe; auf dieſe Art komm ich um eine Gabe Gottes (*); denn man pflegt zu ſagen: Gott

(*) Der Ueberſezer nimmt, (wie man ihm auch ohne dieſe Protestation verhoffentlich zutrauen würde) an dieſen und ähnlichen profanen Phraſen, die in unſerm Autor häufig genug ſind, keinen Antheil; ſie mochten zu ſeiner Zeit einen andern Theil des Mode-Witzes ausmachen, wie aus den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen von der Feinern Zunft erhellet: und niemand ärgerte ſich daran. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſe Zweyte profan und frivol zugleich ſind. Allein, wer verlangen wollte, ſkrupuleuſer zu ſeyn als Dr. Warburton, und dulden dürfte, was er nicht ausdrücklich verwirft.

und kam geradezu aus einem guten aufrichtigen und wohlwollenden Herzen. Ich bin dieſem guten Menſchen zwiefachen Dank ſchuldig, weil ſie, auſſer dem Dienſte den ſie mir im Augenblicke leiſteten, noch einen Fond von Vergnügen in mein Herz legten, der durch die ſüſſe und dankbare Erinnerung an ſie immer von neuem lebendig wird.

Vier Meilen von Amantea (welches übrigens auf einem kalkigten, ſandigen und grandigten Boden liegt) finden ſich Marmorbrüche, die ich aber nicht unterſucht habe. In einiger Entfernung rauſcht der Turbido, ein wüthender Bach, der durch viele kleinere, die aus den Thongebürgen herabfallen, verſtärkt wird. Seine hohen Ufer, die weit über die Fläche der umliegenden Gegend hervorſteigen, glichen den Ufern des Agno und des Chiampo im Vicentiniſchen, auf deren Deiche wir ſo manchen Zug zu Pferde gemacht haben; aber die Deiche die den Turbido einſchlieſſen, ſind bey weitem nicht mit ſo groſſer Einſicht angelegt als jene. Daher kömmt es, daß ſie faſt alle Jahre von den Fluthen zerriſſen werden, die immer neues Erdreich über die Felder hinſpühlen, und dadurch in der That mehr Nutzen als Schaden bringen. Nicht weit vom Ausfluß des Turbido fand ich am Seeufer von neuem den glimmerichten Schiefer, der bald grau, bald röthlich, bald grün war.

Ohngefähr ſechs Meilen von Amantea führte der Weg über ein Vorgebürge von Schiefer, das von den

Wogen

Wogen gewaltig beſtritten ward. Die Schieferplatten krümmten ſich wellenförmig in einander und machten tauſend andere kleine Bewegungen, die ſich nicht beſchreiben laſſen. Eine Meile weiter hin zeigt ſich der Kalkſtein von neuem in großen zertrümmerten Maſſen; der Weg führte mich zwiſchen zwey dergleichen hindurch und ich fand ihre Oberfläche ſo geglättet, daß ich wenig Werke der Kunſt ſo fein polirt geſehen habe. Dieſe zerrißne und zertrümmerte Stelle wird Corracia genannt, wahrſcheinlich von der Menge Raben die hier haushalten, und beſonders nach Stürmen überflüßige Nahrung an den Fiſchen finden, die durch die Wuth der Wellen gegen und zwiſchen die Felſen geſchleudert werden.

Ein aufmerkſamer Beobachter, kann hier, ohne in das Innere des Bodens gedrungen zu ſeyn, recht wohl ſehen, daß längſt der Küſte hin der Kalk älter iſt als der Schiefer. An einigen Stellen iſt es mit Händen zu greifen, daß letzterer ſich in den Spalten und Höhlungen der großen Kalkmaſſe angeſetzt hat, die mit den Appenninen, wovon ſich ein Zweig bis hieher erſtreckt, verbunden iſt. Wohin werden nun die voreiligen Syſtemklitterer ihren Urſchiefer verſetzen? Werden ſie ſich endlich überzeugen, daß nur vieljährige Beobachtungen, von unbefangenen Augen angeſtellt, in dieſer Sache etwas vermögen? Bis jezt ſind wir noch mit wirklichen oder ſcheinbaren Widerſprüchen über-

häuft, und wir müſſen unſern Urenkeln die Vereinbarung und Entwickelung derſelben überlaſſen.

Der Fluß Oliva führt Trümmer von Kalk und glimmerichtem quarzigtem Schiefer, unordentlich durcheinander. Das Bette des Savito iſt voll kleiner Trümmern von Granit und ſchwarzem Serpentinſtein. In Toskana ſind Gyps und Schwefel die treuen Begleiter des Serpentin, alſo auch in Calabrien: in dem Gebieth von Caſtiglione giebt es Gypsbrüche: und zu S. Euphemia, zu S. Biagio und Forolito finden ſich heiſſe Schwefelbäder.

Die Luft in der Gegend von Euphemia iſt höchſt ungeſund, wegen der vielen ſalpetrigten Lachen, die dort herumſtehen und ſtinkend werden. Ich brachte daſelbſt ohne Abendbrod, ohne Bette, und in einer Stube die mit mehr als ſumpfigten Ausdünſtungen verpeſtet war, die traurigſte aller Nächte zu.

Lebe wohl. In meinem künftigen Brief ſollſt du mit mir diejenigen Gegenden des Landes durchreiſen die der Schauplatz des letzten Erdbebens geweſen ſind.

III.

Briefe an einen Freund

auf einer Reiſe von Baden in der Schweiz, in die Savoyſchen Eisthäler, und nach Lyon: im Jahr 1786.

von

Reichard.

I.

Bern im Junius 1786.

Die Bäder von Baden, liegen eine kleine Viertelſtunde vom Orte; die Privatbäder ſind bequem eingerichtet, und belaufen ſich auf 103. Widrig und ekelhaft iſt der Anblick der Armenbäder, worin ſich eine Menge Preßhafte, öffentlich, wie in einer Schwemme, durcheinander baden, und bey denen man nothwendig vorbeygehen muß, um in die andern Bäder zu kommen. Das Schauſpiel von ſo vielem menſchlichen Elende, und von zum Theil offenen Schäden, erfüllt Auge und Seele mit höchſt unangenehmen Empfindungen, und man ſollte mehr Schonung ſowohl für dieſe Armen ſelbſt als für die Zuſchauer haben. Der ziemlich kleine und niedrige Speiſeſaal für die Badegäſte, hat die Ausſicht auf die Limmat, die ſich unter ſeinen Fenſtern, mit melancholiſchem Rauſchen, an

Felſenſtücken bricht. Von Baden aus werden die Wege wieder gute Straßendämme; die Gegend iſt lachend und geſegnet. Man erblickt die Ruinen von Braunek und von Habsburg, deſſen Trümmer mich zu eben ſo ehrfurchtsvollen Gefühlen, wie die von Hohenzollern, ſtimmten. Die Gegend von Königsfelden, berühmt durch Albrechts Tod, der hier unter den Streichen der Rache fiel; das anmuthige Schinznach, das für die Zürcherinnen ſo viele Reitze hat, Arau ꝛc. begleiten den Weg des Reiſenden, in mäßiger Ferne. Man kömmt durch das niedliche Städtchen Lenzburg, wo ſich das Berner-Gebiet, und mit ihn die auffallende Berner Reinlichkeit, Wohlhabenheit und die guten Anſtalten dieſer reichen Republik, anfangen.

Das Dörfchen Morgenthal hat einen der beſten Gaſthöfe der Schweiz, den kein Reiſender vorbeyfährt, und wo mancher Wirth in mancher teutſchen großen Stadt Sauberkeit, gute Einrichtung und Wohlfeilheit lernen könnte. Sonderlich waren unſre Damen von der ſchönen Tochter des Wirths entzückt, die in ihrer artigen Berner Bäuerinnen-Tracht, bey Tiſche, nach der Sitte der Schweizeriſchen Dorf-Gaſthöfe, aufwartete, und eine Feinheit und einen Anſtand in ihrem ganzen Betragen verrieth, wie man ſie von dem wohlerzogenſten Frauenzimmer erwarten könnte. Sie ſprach ſehr gut franzöſiſch, weil dieſe Sprache in Bern ſehr geläufig iſt, und die meiſten Berner, ſelbſt vom

gemei-

gemeinen Stande, ihre Kinder zur Erlernung des Franzöſiſchen, nach Neuſchatel, oder ins Pays de Vaud, in die Koſt zu geben pflegen.

In Hindelbank, in der Kirche, findet man jetzt von Thon, und um den Preis von zwey Laubthalern, Abbildungen des Nahlſchen Grabmals zu Kauf, die ziemlich ähnlich gerathen ſind, und die ein Bauer verfertigt; doch würde ich immer noch den Mechelſchen Kupferſtich vorziehen.

Auch diesmal war mir der Anblick der ſchönen Stadt Bern, und die Einfahrt zu ihren Mauern willkommen. Den Eindruck den der mit Spatziergängen eingefaßte Weg vor ihren Thoren, ein Werk von altrömiſcher Schönheit, das Lachende und Erhabene der breiten und belebten Gaſſen; die hohen Häuſer, von graugrünlichen Steinen erbaut; und das Eigene der bedeckten Gänge darunter; auf meine Reiſegeſellſchaft machten, erinnerte mich lebhaft an die angenehmen Wirkungen, welche eben dieſes Schauſpiel, in ſeiner Neuheit, auf mich gethan hatte; ich genoß ſie noch einmal. Nichts iſt freundlicher und einladender als ein Spatziergang auf der Plateforme beym Münſter, oder auf den ſchönen Wällen! Hier der Blick auf die fruchtbare Ebene voll Landhäuſer, Dörfer, waldigter Hügel, Wieſen, Getraidefelder, von der Aar durchſchlängelt: dort in der Ferne die majeſtätiſche Scene der ſich thürmenden Schneegebirge von Lauterbrun-

nen, Grindelwald, Haoli, Randelſten; im hohen Roſenroth der untergehenden Sonne ſchimmernd; eine Scene, die das Auge unwiderſtehlich feſſelt, die der Pinſel jedes Meiſters, ſelbſt eines Aberli, nur ſchwach nachmahlt, und von der man ſich ungern, und voll des Daſeyns eines unendlichen, allmächtigen Weſens, wegwendet.

Der gefällige und gelehrte Naturforſcher, Herr Diaconus Wyttenbach in Bern, der eben im Begrif ſtand wieder eine Reiſe in die Gegenden das Gotthards und der Furka zu thun, blos in der Abſicht, um an Ort und Stelle die Beſchreibungen zu revidiren und zu vergleichen, die er für das neue, prächtige franzöſiſche Werk über die Schweiz verfertigt, — vermehret jetzt ſein anſehnliches Naturalien-Cabinet durch einen glücklichen Gedanken; er ſammlet auch Opera Inſectorum, und dieſe neue Sammlung war ſchon ziemlich beträchtlich.

Ich würde mein vorjähriges Tagebuch *) abſchreiben müſſen, wenn ich Ihnen die Merkwürdigkeiten von Bern noch einmal ſchildern ſollte. Nur noch eins, von dem prächtigen Armenhauſe, das alle Anſtalten von der Art, die ich in andere Städten ſah, ſoweit hinter ſich läßt. Die Zimmer für die Penſionair's, deren Preiß, mit der Koſt, des Jahres nicht mehr als 70 Thaler beträgt, ſind ſo einladend und ſauber, daß

*) Kleine Reiſen, 3ter Band, Berlin, 1786.

daß dem, der von der Welt abgesondert, und in jener seeligen Ruhe, die Horaz so süß schildert, sein Leben beschließen wollte, sich nothwendig hier einkaufen müßte. Der magnetische Baum im Spital auf der Insel, den ich im vorigen Jahre antraf, und mit dem man im Spital wirklich Kuren vornahm, ist jetzt entmagnetisirt: man hat die Stricke abgeschnitten.

Wöchentlich ist zu Bern, zweymal im Sommer, öffentlicher Ball, Dienstags und Sonnabends. Der Platz ist die Engi, eine angenehme Promenade mit Hecken und Baumgängen, wo in der Tiefe die Aar fließt, und die an einen, mit Alleen durchhauenen, Wald stößt. Man tanzt unter Zelten. Die Gegenwart des Herzogs von Cleveseler, seiner Gemahlin und liebenswürdigen Kinder machte den heutigen Ball, der Abends um fünf Uhr anfing, und Nachts um zehn Uhr von einem Gewitter unterbrochen wurde und von Erleuchtung und einem Feuerwerke begleitet war, besonders glänzend und zahlreich. Es war ein recht angenehmes ländliches Fest. Man tanzt hier viele Walzer und teutsche und französische Tänze. Kein Frauenzimmer über dreyßig tanzt mehr auf öffentlichen Bällen. Die Damen waren fast alle in Weiß gekleidet, und in Strohhüten aufgesezt. Man muß der feinen Höflichkeit dieser Damen und Herren, die sie gegen Fremde beobachten, und von denen wir sehr schmeichelhafte Beweise empfingen, um so mehr die

ſtrengſte und verbindlichſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, da ſich einige Reiſende ſehr widerſprechende Gerüchte davon erlaubt haben.

Die Bernerinnen haben gröſtentheils niedliche Geſichter und ſind gut gewachſen. Viele von ihnen verdienen mit Recht, ſchön genannt zu werden. Man legt hier Roth auf; doch bemerkte ich dieſes nicht an allen. Schon Meiners hat angemerket, daß man Fremde in Bern gewöhnlich franzöſiſch anredet. Die Damen thun dieſes ſonderlich gegen Teutſche, und dies aus einer liebenswürdigen Beſcheidenheit, weil ſie glauben, daß ihre Mundart, die doch ſo angenehm und artig von ihren Lippen tönt, uns auffallen müſſe. Einige von ihnen baten meine Frau, teutſch zu ſprechen, und dann drängte ſich immer ein Kreis um ſie her, das ſächſiſche Teutſch zu hören.

2.

Genf im Julius 1786.

Man hat längſt gewünſcht, daß in der Schweiz Poſten angelegt werden möchten, um den Prellereyen und Uebertheuerungen der Lohnkutſcher und Wirthe, und dem läſtigen zögernden Aufenthalt an unbedeutenden Oertern ſich weniger ausgeſetzt zu ſehn.

Zwey Herrn Fiſcher zu Bern haben eine ſolche Poſt, ſeit dem Februar dieſes Jahres, wirklich geſtiftet, allein nur im Berner-Gebiete, und mit groſſem Widerſpruche. In einem benachbarten Kanton ſtrafte man ſogar den

den um eine anſehnliche Summe Geldes, der ſich zur Förderung dieſer Poſt, in der Gegend dieſes Kantons, hatte gebrauchen laſſen. Und doch verdiente dieſes Inſtitut ſo ſehr Unterſtützung. Einen Fehler begingen die Herren Unternehmer, daß ſie den Preiß ihrer Poſt zu hoch anſetzten, und die Reiſenden nöthigten, eine zu groſſe Anzahl Pferde zu nehmen, die auf ſo guten Straſſendämmen, wie die Berner Wege ſind, gar nicht erfordert werden. Dies rührt aber daher, weil man die franzöſiſche Ordonance des poſtes zum Grunde gelegt hat. Man reiſet alſo faſt wohlfeiler mit Lohnkutſchern, und gewinnt mit der Poſt nur an Zeit, ohngeachtet ein Reiſender, wenn er die vielen theuren Zehrungen und Nachtlager rechnet, denen er mit Lohnkutſchern nicht entgehen kann, bloß ein geringes mehr anſwendet, wenn er Poſt nimmt. Das Poſt-Reglement iſt gedruckt, und in allen Wirthshäuſern teutſch und franzöſiſch angeſchlagen. Der Preiß eines Pferdes iſt 12½ Batzen, oder 37½ franzöſiſcher Sols von Einer Poſt oder Station, die aber klein ſind. Ein vierrädriges Fuhrwerk, bepackt und

mit 1 oder 2 Perſ. wird beſp. mit 4 Pf. geführt v. 1 Poſt.

— 3 — — — 4 bezahlt 5 — 1 —
— 4 — — — 6 — 2 —
— 5 — — — 6 — 7 — 2 —
— 6 — — — 8 — 9 — 2 —

Das Trinkgeld des Poſtillions iſt 9 franzöſiſche Sols, oder 3 Batzen von jeder Poſt, und kein Poſtillion

giebt einer böſen Kuh kurze Hörner; aber einer zu böſen Kuh giebt er keine.

Leonato.

Alſo, weil ihr zu böſe ſeyd, wird euch Gott keine Hörner geben.

Beatrix.

Richtig, wenn er mir keinen Mann giebt; eine Gnade, wovor ich ihm alle Morgen und Abend auf meinen Knien danken werde. Herr! wie könnt ich einen Mann mit einem Bart im Geſicht ausſtehen. Ich wollte lieber in Wolle liegen.

Leonato.

Ihr könnt ja einen Mann kriegen, der keinen Bart hat.

Beatrix.

Und was ſollt' ich mit ihm anfangen? ihm meine Kleider anziehen, und ihn für mein Kammer-Menſch brauchen? Wer einen Bart hat, iſt mehr als ein Knabe, und wer keinen hat, iſt weniger als ein Mann; wer mehr als ein Knabe iſt taugt nicht für mich, und wer weniger iſt als ein Mann, für den taug' ich nicht; folglich will ich eben von dem Bärenhüter einen Sechspfenninger zum Lohn nehmen, und ſeine Affen zur Hölle treiben. (*)

Antonio

(*) Auf dieſen dummen und brutalen Einfall ſetzen ein paar weiſe Männer, die wir anführen. Dr. Blankenburg vollzieht ſie hatte für ſeine Damen Unrecht, denn Shakeſpeare verſichert wo, und den Beweis ein wenig Selbſtkenntniß einzuflößen habe; eine Gerechtigkeit, deren ſich dieſe Herren gerne mit den Fehlern unſerer Autoren annehmen haben wollen.

wird den Reiſenden um ein höheres Trinkgeld anſprechen. Sie ſind in Kurier-Jacken, roth mit ſchwarzen Aufſchlägen gekleidet, und führen keine Poſthörner, ſondern kurze Peitſchen, wie die franzöſiſchen Poſtillione; man fährt ſehr raſch, und wird geſchwind und in Zeit von wenigen Minuten vor den Poſthäuſern abgefertiget. In dieſer Rückſicht ſind die Anſtalten unverbeſſerlich, und verdienen den Reiſenden empfohlen zu werden. Die Schmiergeld-Prellerey unſrer teutſchen Wagenmeiſter kennt man nicht, und niemand denkt daran den Reiſenden damit aufzuhalten, wenn er es nicht ſelbſt verlangt.

Der Reiſende, der ſich dieſer Poſt bedienen will, muß auf dem Poſthauſe des Ortes, von welchem er abgeht, ein Billet gegen pränumerante Bezahlung der Anzahl Pferde löſen, die er bis an den Ort ſeiner Beſtimmung nöthig hat. In dem Billet iſt die geſchehene Zahlung, das Ziel der Reiſe, und die Zahl der Pferde, nebſt einem Befehl zu ſchneller Förderung des Reiſenden ausgedruckt. Nach der Poſtordnung ſoll dieſes Billet auf jeder Station vorgezeigt werden, allein mir iſt es nur ein paarmal abgefodert worden. Am Ende der Reiſe, oder auf der lezten Station muß das Billet zurück gegeben werden. Bey einem vorgegebenen oder wirklichen Verluſt deſſelben, muß man, wenn man ſeine Reiſe fortſetzen will, bey dem nächſten Poſthalter ein neues Billet löſen oder bezahlen; jedoch

verpflichtet ſich das General-Poſt-Bureau zu Bern, die Summe dieſer zweyten Bezahlung wieder zu erſtatten, ſobald die Sache, aber wohlverſtanden auf Unkoſten des Verlierers, unterſucht worden iſt. Uebrigens kann man an einem Orte mit Poſt ankommen, und doch mit Miethpferden ſeine Reiſe ſogleich weiter fortſetzen. Ich habe mich bey dieſer neuen Berner-Poſtordnung etwas weitläuftig aufgehalten, weil ſie auswärts noch nicht ſehr bekannt iſt, und ich andere Reiſende darauf aufmerkſam machen möchte. Dergleichen oeconomiſche Winke ſind auf Reiſen nützlicher und unentbehrlicher als mancher hinter ſeinem Pult ſich einbildet.

Das Poſt-Reglement ſchließt mit der Aeuſſerung: „Bey leichten, und nicht mit Gepäcke überladenen „Fuhrwerken, wird man ſich nicht zu genau an die „in dieſem Reglement gemeldete Anzahl Pferde, „halten.“ Man iſt auch wirklich jetzt auf dem Poſt-Bureau zu Bern nachgiebiger gegen Einwendungen dieſer Art geworden, und man erlaubte mir vor meinem Wagen vier Pferde zu nehmen, ohne das fünfte der Verordnung gemäß bezahlen zu müſſen.

Ich hatte den Weg der Poſt auf Lauſanne vorgezogen, weil ich mir das Läſtige von ein paar Nachtlagern, und ſechs Mittags- und Abendmahlzeiten erſparen wollte, und keinen Lohnkutſcher bewegen konnte, mich früher als in zwey Tagen nach Lauſanne zu fahren.

Statt

Statt dieſes unnöthigen Zeitverluſtes, legte ich jetzt dieſen Weg in 11½ Stunden mit der Berner Poſt zurück.

Lauſanne, das durch ganz Europa wegen ſeines guten Tons und ſeiner feinen Lebensart berühmt iſt, empfielt ſich von Auſſen nicht ſehr; die Gaſſen ſind ſo bergigt und ſteil, daß das Fahren darin höchſt unangenehm iſt. Deſto entzückender ſind die Gegenden umher, und ihre Lage am See. Wir beſuchten ſogleich die ſchöne Promenade Montbenon; ihr Name iſt von Ben, Hügel, und von On, Waſſer, zwey celtiſchen Wörtern, zuſammen geſetzt. Die Ausſicht auf den Genfer-See gewährt ihr Vorzüge, die ihr wenige Promenaden in der Welt wohl ſtreitig machen können. Heute wurde dieſe Ausſicht doppelt intereſſant, weil der See anfing, von Wallis und der Savoyiſchen Küſte her, unruhig zu werden, und ſeine weißen, ſchäumenden Wellen, gleich Schwanen-Zügen, in der Ferne daher zu wälzen. Derſelbe Wind flüſterte zu unſerer Rechten in dem Rebenlaube der Weinhügel, die ſich längſt dem Schweizer-Geſtade erſtrecken, und wo der in dieſen Gegenden ſo berühmte la Côte-Wein gekeltert wird; auf ſeinen Fittigen kamen die Wohlgeräche der Alpen-Kräuter zu uns herüber.

Wir ſahen in Savoyen die Dächer der Stadt Thonon ſchimmern, verfolgten den Flug einiger kleinen Schiffe, die mit ihren weiſſen hochgeſchwollenen Segeln nach den Häfen der dieſſeitigen Küſten eilten,

oder

oder hefteten unſere Blicke auf das fürchterlichſchöne Schauſpiel der mit Schnee bedeckten Walliſer-Alpen, und der öden rauhen Felſengebirge Savoyens, über denen Gewitterwolken brüteten, die vonder Abendſonne noch ſchwärzer gefärbt wurden.

Ces monts affreux, célèbres dans l'hiſtoire,
Ces monts, qu'ont traverſé par un vol ſi hardi
Les Charles, les Othons, Catinat & Conti,
Sur les ailes de la victoire. *Voltaire.*

Von Lauſanne bis Genf verläßt man den ſchönen See nicht, von dem noch jeder ungern ſchied, ſo mannichfaltig und anziehend ſind ſeine Reize. Zu Nyon, wo ich leider! den würdigen Sohn des groſſen Haller's nicht mehr am Leben fand, überſieht man dies niedliche Miniatur-Gemälde des Oceans, wie es Ritter Bouflers nennt, und die gegenüberliegenden Küſten, treflich aus den hintern Zimmern des Gaſthofs zum weiſſen Kreutz, an deſſen Mauer der See ſpühlt.

Das neue Thor, durch welches man von Lauſanne in Genf kommt, und an welchem vor dem Jahre noch gebaut wurde, iſt jetzt geendigt, und nimmt ſich vortreflich aus. Das franzöſiſche Komödienhaus zu Genf ſteht leer, und die Truppe war abgedankt. Man hofte aber daß im Winter wieder geſpielt werden würde.

Man ſprach bey meiner Ankunft noch vieles von der Reduction der öffentlichen Gottesverehrungen, die man, nicht ohne Murren der Andächtler, von 1600 auf 1300 ver-

verringert hatte. Die Kirche der Lutherischen Gemeine ist nun geendigt, und ein sauberes freundliches Gebäude. Die Auswanderungen unzufriedener Bürger haben nachgelassen. Dies ist alles Neues, was ich von dieser schönen Stadt meinem vorjährigen Tagebuche hinzufügen kann; ich schließe mit der Abschrift der Verse, welche Landgraf Moritz von Hessen, 1602 hier zum Andenken hinterließ, und die das treffendste und ungeschmeichelteste Gemälde von Genf enthalten.

Quisquis amat viram sobriam castamque tueri,
Perpetua esto illi casta Geneva domus.
Quisquis amat vitam hanc bene vivere, vivere et illam,
Illi iterum fuerit pulchra Geneva domus.
Illic invenies quidquid conducit utrique,
Religio hic sana est, aura, ager, atque salus.

(Der Beschluß künftig.)

IV.

Anmerkungen über einige der betrüglichsten Copien von den Kupferstichen Albrecht Dürers.

Unter die mancherley Apotheosen, die einem großen Künstler nach seinem Tode wiederfahren, gehört unstreitig auch diese, daß sich geschickte und ungeschickte Meister

ſter daran wagen, unter ſeinem Stempel falſche Münze in die Welt zu bringen. Jedermann kennt die ſchöne Copien die Wierix nach Albr. Dürer verfertigt hat. Sie ſind aber im geringſten nicht verführeriſch, weil der junge Mann allzeit ſein Zeichen mit dem Jahre ſeines Alters hinzugefügt hat. Er hat ſich auch nicht ſtrenge an ſeine Manier gebunden, hat oft neue Schraffierungen verſucht, und überhaupt ſcheint er die Art von Haltung nicht begriffen zu haben, die in dieſes groſſen Mannes Blättern würklich herrſcht. Eben ſo wenig täuſchen andere Copien, die der Anzeige nicht werth ſind, und die in neuen Zeiten von aller Art von Stümpern ſind verſucht worden, die ſich auch oft nicht einmal die Mühe gegeben haben, die Abdrücke wieder umzuzeichnen, wodurch denn der Abdruck der Copie auf der Gegenſeite erſcheint. Von dieſen iſt hier die Rede nicht, und man würde Unrecht haben, ihnen in ſeiner Sammlung einen Platz zu gönnen. Allein es giebt einige, die von unbekannten, aber in der mechaniſchen Bearbeitung ſehr geſchickten Künſtlern verfertigt ſind, und die uns oft ſchmeicheln, daß wir in ihnen das Original beſitzen, ſo lange man noch nicht Gelegenheit gehabt hat, beydes mit einander zu vergleichen. Die Platten von dieſen letztern ſcheinen noch immer fortzudauren, und, wo ich nicht irre, ſo iſt ein berühmter Kunſtverlag in Paris Beſitzer davon, der faſt immer bereit iſt, jedem Liebhaber mit den noch fehlenden Blättern auszuhelfen. Ich werde ſie nach Zügens Verzeichnis benennen.

Die

Die meiſten Sammler, und beſonders die Kunſt-Mahler, ſind ſo unwiſſend in Beurtheilung des Kunſt-Werkes ſelbſten, daß ſie nicht im Stande ſind, ſich in das geringſte Detail einzulaſſen, und Gründe anzugeben, warum dieſes oder jenes ein ohnfehlbares Kennzeichen von Copie iſt; ſo daß ihn nichts übrig bleibt, als durch Angabe der Gegenſeite, oder aus dem mangelnden Namenzeichen, ihren Beweis zu führen.

Maria mit dem Beutel von 1514. no. 39. Von dieſer Platte geht in allen Kunſt-Sammlungen ein Abdruck herum, den wenn er nicht eine Copie iſt, doch wenigſtens von einen neuern aber ſehr geſchickten Künſtler ſo umgearbeitet iſt, daß man ihn, gegen die Erſte Abdrücke gehalten, bey nahe nicht wieder kennt. An nichts iſt der Unterſchied am deutlichſten als an dem Kopfe des Jeſus-Kindes. Der älterer Original-Abdrucke hält den Kopf des Kindes beynahe in einem vollkommen Lichte. Die linke Seite des Backens ſcheidet ſich von der Naſe durch nicht die mindeſte Schraffierung ab. In dem neuen Abdruck hingegen iſt das untere Augenlied zur linken ganz beſchattet, und der Schlafmuſkel und Stirnmuſkel ſo ſtark angegeben, daß das Kind ganz grimaſſirt, und Bauchgrimmen zu haben ſcheint. In dem ältern Abdruck hat das Geſicht ein offenes ruhiges Anſehen. Auch der rechte Arm iſt im neuen Abdruck wie eine Wurſt aufgetrieben, und in allen Biegungen des Conturs viel zu hart. In dem ältern iſt in

dem

dem Kopf der Mutter die Naſe in einen breiten Licht gehalten, auch iſt die rechte Bake und das rechte Augenlied wenig beſchattet, da das letztere in den neuen Abdrucke, oder vielleicht in der Copie, ganz beſchattet iſt. In dem alten findet ſich bey nahe kein Schatten auf dem linken Baken wo das Gewand das Ohr bedeket. In dem neuern Abdrucke geht ein mächtiger Schatten herab. Die Falten des Gewandes auf der linken Bruſt ſind im ältern Abdrucke äuſſerſt weich gehalten, in den neueren wie von genäßtem Papier. Auf dem Arm der das Kind hält iſt bey dem ältern Abdruck ein ziemlich breites Licht, in den neuern aber alles überſchattet. In den übrigen Theil des Gewandes, ſo wie in den verſchieden Partheyen der Landſchaft iſt bey dem neuern Abdruck alles mit Schraffierung überladen und bedeckt, und manche zarte Lichter ſind dadurch ganz verlohren gegangen. Ueberhaupt genommen iſt die ältere und urſprüngliche Maria Dürers eine wohlbelebte gutmüthige Nürnberger Bürgersfrau, wie alle ſeine übrige Marien: dieſe aber eine ſpizfündige magere Italiänerin.

Von dieſen älteren Blatt hat man eine widrige Copie, auf eben derſelben Seite.

Maria mit dem Affen No. 42. Von dieſer Copie hat Huske eben ſo wenig gewußt. Sie iſt auf ebenderſelben Seite wie das Original, und ohne Zeichen, von Wierix, aber vortreflich gearbeitet. Im Original iſt der Kopf des Affen ſo ſchwarz, daß nichts weiſſes

daran erſcheint, als die Augenlieder, das Haar unter der Naſe, und die Unterlippe, auch die Backenhaare. In der Copie iſt der Hauptſtrich auf der Naſe auch weiß. Im Original iſt der Kopf der Jungfrau ſo gezeichnet, daß der Mund nicht im Winkel in die Höhe gezogen iſt wie in der Copie, ſondern eine ſchiefe Richtung gegen die rechte Seite macht. Auch iſt das Naſenläppchen in der Copie viel gröſſer. Die Falten des Gewandes in der Copie ſind zu ſteif, und wie von Bronze. Die Schatten beynahe ohne alle Reflexe, und zu flach. Auch ſind in der Landſchaft alle Striche zu hart, und keine Haltung darin, ſo wie auch in den Wolken. Der Schwanz am Affen iſt im Original wie abgeſtümpft, und biegt ſich am Ende aufwärts. In der Copie ſcheint er ganz, und biegt ſich mit der Spitze nieder. Das Gras und Schilf im Vordergrund iſt auch zu hart in der Copie.

Der heilige Chriſtoph der über ſich ſieht.

Das Kind hat in der Copie die Augen ganz zu. Die Finger deſſelben ſind verzeichnet, das Gewand des Kindes iſt zu ſteif. Der Bart des heiligen Chriſtoph bedeckt zuviel vom Unterkinn. Auch ſieht man die Zähne nicht ſo deutlich, wie im Original. Das ganze Gewand iſt in allen Brüchen zu ſteif. Der Baum iſt zu hart, und ganz veraugeburgert.

Maria mit der Sternen-Krone von 1516. Die Copie iſt auf der entgegengeſetzten Seite ſtatt 1516 — ſteht 1578.

Der.

Der kleine Albertus. Sic oculos sic ille genas sic ora ferebat. Das obere Augenlied iſt abgeſchnitten in der Copie. Im Originale zieht ſich die Augenbraun in der Mitte hoch in die Höhe, hier in der Copie iſt er gerade, und hinten ſtärker beſchattet, da wo er im Original wie billig ganz ſchwach zugeht. In den Haaren herrſcht durchgängig ein zu hartes Licht. Die untere Lippe iſt im Original ſehr viel breiter und ſtärker als die obere, hier in der Copie iſt dieſer Unterſchied nicht ſehr merklich. In der Copie iſt der Schnitt des Mundes viel zu ſcharf, ſo wie die obere Lippe. Alle Backenmuskeln ſind wie geſchunden, und die Haare viel zu hart abgeſtumpft. Das Unterkleid iſt zu ſteif, oben am Hals, beſonders da wo es umgeſchlagen iſt.

Die große Creuzigung No. 26. Dieſe Copie iſt vortreflich gearbeitet, nur iſt es die Gegenſeite, und, wenn man es genau betrachtet, ſo hat die ſorgfältige Beybehaltung des Ausdrucks die Unbequemlichkeit bey dem Copiſten verurſacht, daß alle Geſichter nothwendigerweiſe zu alt geworden ſind.

Das Schweistuch No. 22. Von dieſem Schweißtuch geht eine ſehr betrügeriſche Copie herum, ohne Wierixs Namen. In dem Kopfe Chriſti iſt das linke Auge verzeichnet. Das obere Augenlied nicht gehörig mit Reflex verſehen. Das untere Augenlied zu hell. Der Haupt-Dornenzweig in der Krone geht im Original links in die Höhe, in der Copie geht er herunter.

Antonio (zu Hero.)

Nun, meine Nichte, ich hoffe, ihr werdet euch von euerm Vater regieren laſſen.

Beatrix.

O ja, wahrhaftig, es iſt meiner Baſe Pflicht, einen Knix zu machen, und zu ſagen: Vater, wie es euch gefällt; aber bey allem dem, Baſe, laßt es einen hübſchen Geſellen ſeyn, oder ſonſt macht ihr einen andern Knix, und ſprecht: Vater, wie es mir gefällt.

Leonato.

Gut, gut, Nichte; ich hoffe den Tag noch zu erleben, da ihr einen Mann kriegen werdet, der eurer würdig iſt.

Beatrix.

Nicht eher, bis unſer Herr Gott die Männer aus einem andern Stoff als aus Erde machen wird. Sollt' es ein ehrliches Weibsbild nicht verdrießen, ſich von einem Stück lapfern Staub übermeiſtern zu laſſen? Einem ſauerlöpfiſchen Erdenkloß Rechenſchaft von ihrem Thun und Laſſen zu geben? Nein, Onkel, ich will keinen; Adams Söhne ſind meine Brüder, und in vollem [illegible], ich mache mir ein Gewiſſen, ſo nah in meine Freundſchaft zu heurathen.

Leonato.

Tochter, erinnert euch meiner Anweiſungen; wenn der Prinz euch auf eine ſolche Art verſuchen wollte, ſo wißt ihr

Die Engel in der Copie ſind ſchlecht gearbeitet. Gewand und alles iſt undeutlich. Die Schleppen in den Schatten ſind zernichtet. Der Engel, der die ausgeſtrekte Hand im Original zur linken Seite aufhebt, hebt ſie in der Copie zur rechten Seite auf.

Die Melancholie. Die Copie von der ich hier rede iſt ſchön, und im höchſten Grade betrügeriſch. Ohne genaue Gegeneinanderhaltung mit dem Original iſt es ſchwer, ihr das Urtheil zu ſprechen. Indeſſen hat das ganze Gewand keine Haltung, und nicht die gehörige Reflexe wie das Original. Die Schattierungen ſind zum Theil zu eng daran, und ohne Verſtand. Die Kämme der Schlüſſel ſind nicht gehörig ausgearbeitet. In der Copie iſt der mittlere Einſchnitt im Kamm viel zu groß. Im Original ſieht er einem umgelehnten L gleich. Der untere Einſchnitt im Kamm iſt auch zu ſtark und tief in der Copie.

Der Kopf des Hundes iſt wie geſchunden: das rechte Auge zu klein, und mehr geſchloſſen, als im Original. Das Licht des Oberliedes iſt zu Grunde gerichtet. Das Ohr iſt zu ſteif, ſo wie die Muskeln des Halſes, die auch am ganzen Körper zu kahl beleuchtet ſind. Das Eiſen des Hammers iſt in der Copie zu hell gehalten. Alle feine Nuancen des Steins ſind im Würfel weggewiſcht. Die beleuchtete Seite iſt viel zu einförmig helle. Das Hauptlicht im Waſſer iſt zu ſchmal angegeben, und hat keine Connexion mehr mit dem beleuch-

leuchteten Ufer. Das Kind auf dem Mühlſtein iſt viel zu helle gegen das Ganze; ſo wie das Licht zu breit in den Wagſchaalen. Die aufſtehenden Blätter am Kranze der Hauptfigur ſind zu ſteif, ſo wie die Fahne der Federn des Flügels zu oft ausgeſperrt. Alle Brüche des Gewandes ſind noch von näſſerem Papier wie im Original, und die Schatten zu hart. Das M in Melancolia iſt mehr ein umgelehntes ΛΛ im Original, da es hingegen in der Copie ein modernes M iſt. Die Strahlen der Sonne ſind ohne Tranſparenz und viel zu ſteif. Die Zacken der Säge ſind nicht ordentlich abgeſetzt, und der Schatten der Klinge nicht ſchmal genug geführt.

Das Wappen mit dem Hahn. Dieſe Copie iſt die betrüglichſte von allen. Man hat die gröſte Mühe ſie ſelbſt bey Gegeneinanderhaltung des Originals für Copie zu erkennen. Im ganzen unterſcheidet ſie ſich aber dadurch, daß mehr Haltung beſonders im Hahn, und in den Schnörkeln des Wappens iſt, daß die Striche ungleich kühner geführt, und die Hauptſchatten kräftiger (plus nourries) ſind. Der Kopf des Hahns ſcheint im Original mehr vorgeſtreckt, er ſelbſt mehr ſchreyend, und alles in den Federn mehr ſträubend, und gewiſſermaßen lebendig.

Der kleine Satyr. No. 80. Der Queerſtrich, und der linke heruntergehende Strich in dem Zeichen Albr. Dürers ſind viel ſtärker und ſchwärzer im Original.

Das Licht iſt zu hell auf der Hüfte, oder zu breit. Der obere Muskel am Schenkel drückt ſich nicht genug in die Höhe, wie im Original. Die Wade iſt nicht genug vom untern Theil des Schienbeins abgeſondert, und auch zu ſtark in der Copie. Die untern Muskeln des Schienbeins drücken ſich nicht genug heraus, der Fuß iſt überhaupt verzeichnet, beſonders an den Zehen. Der Schatten am Jochbein im Geſicht fällt nicht genug herunter, die Haare ſind nicht gehörig nuanzirt, die Bruſt zu groß und hängend. Das ganze Ohr iſt häßlich verzeichnet, zu nahe hervor, und nicht in Verkürzung genug geſetzt. Vom Satyr und den Bäumen rede ich nicht, dieſe ſind ganz abſcheulich. Doch iſt im Ganzen die Sache erträglich, ſo lange man ſie nicht mit dem Original vergleicht, und es iſt zu begreifen, wie Knorr ſagen konnte, daß es eine feine Copie ſeye.

Dies wird genug ſeyn, die Liebhaber für Schaden zu warnen, und ſie aufmerkſam zu machen. Nicht allezeit iſt es Betrug bey den Händlern, ſondern oft Ignoranz, wenn ſie Copien für Originalien verkaufen. Dieſe von denen wir hier geredet haben, können leicht ein Auge in Irrthum führen, das durch eigene Wiſſenſchaften nicht gehörig geſtärkt iſt.

M.

V.

V.

Briefe
über die Kantiſche Philoſophie.

Fünfter Brief.

Das Reſultat der Kritik der Vernunft über das zus künftige Leben.

Die Kritik der Vernunft, hat, wie ich in meinem letzten Briefe erwähnt, habe, den höchſten Grundſatz aller Philoſophie der Religion in jenem Poſtulate der praktiſchen Vernunft, welches zugleich die Erwartung einer zukünftigen Welt, und die Vorausſetzung eines höchſten Princips der ſittlichen und natürlichen Geſetze nothwendig macht — entdeckt, und auf immer feſtgeſetzt. Ich glaube Ihnen lieber Freund bisher aes zeigt zu haben; „daß die Anerkennung jenes höchſten „Grundſatzes, in ſo fern er den einzigen probehältis „gen Erkenntnißgrund für das Daſeyn und die Eigens „ſchaften der Gottheit beſtimmt, von dem Gange, den „der menſchliche Geiſt in Abſicht auf die religiöſe Ueber„zeugung ſeiner Natur nach nehmen muß, herbeygeführt werden müſſe: und daß von dieſer Anerkennung „die Ausſöhnung und Vereinigung zwiſchen Religion „und Moral, worauf es gegenwärtig mehr als jemals „ankömmt, ſchlechterdings abhänge.“ Beydes muß ſich von eben demſelben höchſten Grundſatze zeigen laſ-

ſen, in ſo fern er auch den einzigen probehältigen Erkenntnißgrund für das zukünftige Leben enthält. Die beyden Glaubensartikel der Vernunft ſind ſo genau mit einander verknüpft, ſo vollkommen von einerley Natur, und haben ſo ganz ähnliche Schickſale erfahren, daß ſich faſt alles, was ich bisher von dem einen behauptet habe auch auf den andern anwenden läßt. Es bleibt mir daher gegenwärtig nicht viel mehr zu thun übrig, als Ihnen die kleine Mühe dieſer Anwendung durch einige Winke zu erleichtern.

Der Gedanke einer unbegränzten Fortdauer unſres Daſeyns hat ein doppeltes Intereſſe für uns; ein ſinnliches und ein moraliſches. Das erſte bedarf keiner Erklärung. Es iſt eine nothwendige Folge des natürlichen Triebes zum Leben, der ſich wenigſtens, bey geſunden Leib und Gemüthe, ſo wenig verläugnen läßt, als er ſich ſelbſt Gränzen ſetzen kann. Allein dieſes Intereſſe kann um ſoviel weniger für einen Ueberzeugungsgrund von der Fortſetzung unſres Daſeyns nach dem Tode gelten, da es von jeher die Menſchen aufgefordert hat, und noch auffordert, dergleichen Ueberzeugungsgründe aufzuſuchen. Das Moraliſche hingegen, welches von der Kritik der Vernunft zuerſt in ſeine reine Elemente aufgelöſet worden, gründet ſich auf das entweder gefühlte, oder deutlich erkannte Bedürfniß, welches die Vernunft nöthiget, zum Behuf ihrer moraliſchen Geſetze eine Welt, in welcher Sittlichkeit und Glückſeligkeit in vollkommenſter Harmonie ſtehen, anzuneh-

zunehmen, und die anſchauende Erkenntniß dieſer Harmonie für die Zukunft zu erwarten. Es iſt alſo hier nicht um die Befriedigung eines Triebes zu thun, der nicht nothwendiger iſt, als unſer Daſeyn ſelbſt, mit dem er zugleich aufhören würde, und der ſeinen ganzen Zweck vollkommen erreichen müßte, wenn er zu unſrer Selbſterhaltung ſo lange fortwürkte als wir ſelbſt da ſind. Es iſt nichts geringeres als das Intereſſe des Sittengeſetzes ſelbſt, welches entweder für ein bloßes Ideal gelten, oder ein zukünftiges Leben vorausſetzen muß; ein Intereſſe folglich, welches uns nicht blos zu wünſchen und zu hoffen antreibt, ſondern ſchlechterdings zu erwarten gebietet, und den ſtärkſten, und wie wir in der Folge ſehen werden, allein vollgiltigen Ueberzeugungsgrund für jene zweyte Grundwahrheit der Religion mit ſich führt.

Beyde Arten von Intereſſe ſind in der weſentlichen Einrichtung der menſchlichen Natur gegründet, und von einander unzertrennlich. Nichtsdeſtoweniger konnte eben jener Einrichtung zufolge das Moraliſche in dem Gange ſeiner Entwickelung unmöglich mit dem Sinnlichen gleiche Schritte halten. Bevor das erſtere auch nur dunkel geahndet werden konnte, muſte das moraliſche Gefühl (die undeutlichen Aeuſſerungen der praktiſchen Vernunft) bereits bis auf einen gewiſſen Grad der Thätigkeit erwacht ſeyn; bevor es ſich auf beſtimmte und deutliche Begriffe zurückführen ließ, mußte die wiſſenſchaftliche Cultur der Moral ziemlich

weit vorgerückt ſeyn: und bevor es ſich aus ſeiner, ſo weit die Gränzen des Begreiflichen reichen, erſten Quelle, aus der Natur der praktiſchen Vernunft, apodiktiſch herleiten ließ, muſte jene unerwartete Selbſterkenntniß der Vernunft vorhergehen, die wir der kritiſchen Unterſuchung unſres geſamten Erkenntnißvermögens zu danken haben.

Eben ſo wenig konnte das moraliſche Intereſſe in irgend einem auch noch ſo geringen Grade des Bewuſtſeyns erwachen, bevor nicht der Vernunftbegriff von der Gottheit an der Morgendämmerung des moraliſchen Gefühls bereits ſichtbar geworden war. Die rohen Geiſteskräfte des jungen Sohns der Natur fanden an den ſinnlichen Eindrücken des Sichtbaren und Gegenwärtigen volle Beſchäftigung; und erſt im Schooſe der Geſellſchaft waren ihnen Muſſe und Veranlaſſungen aufbehalten, um ſich bis zum Unſichtbaren und Zukünftigen zu erheben. Nur das geſellſchaftliche Leben konnte diejenige Reihe von Erfahrungen herbeyführen, an welcher ſich die Begriffe von guten und böſen Handlungen, von Recht und Unrecht, von Lohn und Strafe, und endlich von einem unſichtbaren Austheilender von beyden, nach und nach entwickeln konnten. Da die Begebenheiten woran ſich die Begriffe erläuterten, beſtätigten, oder eigentlicher verſinnlichten, z. B. der Seegen der dem Rechtſchaffnen, und der Fluch der dem Böſewichte auf dem Fuße nachfolgten, nichts als zeitliche Belohnung und Strafe von

dem

dem Mächtigen Unſichtbaren ankündigten; ſo ſchränkte ſich wohl alles was man eine Zeitlang von der Gottheit hoffte und fürchtete, auf das gegenwärtige Leben ein; und es wird begreiflich genug, warum man an den Ueberbleibſeln der älteſten Geſchichte ſo ungleich ältere und häufigere Spuren des moraliſchen Glaubens an die Gottheit, als der moraliſchen Erwartung eines zukünftigen Lebens antrifft. Vielleicht dürften in dieſer Rückſicht diejenigen nicht ſehr Unrecht haben, welche aus der älteſten Religionsgeſchichte der Hebräer als ein hiſtoriſches Reſultat längſtens ſchon angemerkt haben, daß man an die Gottheit weit früher als an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt habe.

Die Erwartung von Belohnung und Strafe ſetzt dem Glauben an einen Richter voraus; und zukünftige Belohnungen und Strafen, waren die erſten und einzig möglichen Vorſtellungen, unter welchen ſich die Menſchen eine Fortdauer nach dem Tode, ein Daſeyn nach der Auflöſung und Zerſtörung ihres ſichtbaren und fühlbaren Selbſtes, denken konnten, bevor ſie ſich den ſpät entſtandenen metaphyſiſchen Begriff erkünſtelt hatten. Der Gedanke eines Lebens nach dem Tode, eines Seyns ohne Körper, der noch heut zu Tag mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, war in jener Zeit durchaus undenkbar, wo man noch von keinen Unterſchied zwiſchen Seele und Körper träumte. Selbſt das ſinnliche Intereſſe an der Fortſetzung unſers Daſeyns

seyns nach dem Tode hatte zu seiner eigenen Erweckung und Entwicklung des früheren oder wenigstens gleichzeitigen Begriffes künftiger Belohnungen und Strafen vonnöthen. Denn sollte sich der Trieb zum Leben jenseits des Grabes Aussichten eröfnen, so muste etwas vorhanden seyn, was sich der Mensch an der Stelle desjenigen Lebens denken konnte, welches mit dem Tode aufhörte. Dieses etwas war und ist in der sichtbaren Welt keineswegs vorhanden. Allein aus der unsichtbaren drangen sich die Begriffe des grosen Belohners und Bestrafers, und der Vergeltung auf, die der Abgeschiedene in seinen Leben noch nicht empfangen hatte. Von nun an gab es für den menschlichen Geist eine bestimmte Form, unter welcher er sich in seiner Jugend ohne Schwierigkeit eben denselben Begriff des Daseyns nach dem Tode denken konnte, der ihm in seinen reiferen Jahren so viele Mühe und Streit kostete, seitdem er ihn unter anderen Formen zu denken versucht hatte. Die Hoffnung und die Furcht, die diesen Begrif unter jener Form nothwendig begleiteten, drückten ihn tief in die Gemüther ein. Beyde Gemüthsbewegungen waren die natürlichen Folgen des Bewußtseyns guter oder schlimmer Handlungen, Aeusserungen, die bey aller ihrer Eigennützigkeit dennoch wirkliche Thätigkeit der moralischen Vernunft voraussetzten, welcher folglich der Glauben an ein zukünftiges Leben eben so viel von seinem Wachsthume als von seiner Entstehung zu verdanken hatte.

Man

Man trenne von den verſchiedenen alten Volkslehren, und den älteſten philoſophiſchen Hypotheſen über das Leben nach dem Tode das offenbar Fabelhafte und Widerſprechende, ſo ſie mit ſich führen, hebe dasjenige heraus was ihnen ſamt und ſonders zum Grunde liegt, oder welches eben ſo viel iſt, ſondre alles Gemeinſchaftliche an ihnen ab, und ſetze es, wie billig auf die Rechnung des geſunden Verſtandes, und man wird zuverläßig für den Antheil der letztern nicht mehr und nicht weniger übrig behalten, als den Begriff eines guten oder ſchlimmen Schickſals nach dem Tode, welches von dem ſittlichen Wandel vor dem Tode beſtimmt wird. So ſehr jene Fabeln und Hypotheſen, dieſen Begriff verunſtaltet haben, ſo iſt es doch augenſcheinlich genug, daß ſie den Schein von Wahrheit, den jede von ihnen eine Zeitlang behauptet hat, nur ihm allein ſchuldig ſeyn, und daß ſie nicht das mindeſte zu derjenigen Evidenz beytragen konnten, von welcher ſeine Verbreitung, die weiter als jede einzelne Volksreligion und philoſophiſche Sekte reichte, und ſeine Dauer, durch welche er ſie alle überlebte — abhängen mußte.

Dieſer Begriff alſo, deſſen moraliſcher Urſprung wohl keinem Zweifel unterworfen ſeyn kann, liegt derjenigen Ueberzeugung von zukünftigen Leben zum Grunde, die vor allen hiſtoriſchen Traditionen, und metaphyſiſchen Spekulationen da war, ſich bey den unaufhörlichen Veränderungen derſelben unverrückt erhielt, und nach

ihnen

was ihr zu antworten habt -- Die Masken kommen, Brüder, macht Platz.

Zweyte Scene.

Don Pedro, Claudio, Benedict, Balthasar und andre, maskirt.

Don Pedro.

Madam, gefällt es euch, mit eurem Freund zu gehen?

Hero.

Wenn ihr langsam geht, und freundlich aussieht, und nichts sagt, so bin ich von der Partie, sonderlich wenn ich Laven habe.

Pedro.

Mit mir, in eurer Gesellschaft?

Hero.

Das kan ich, zum Exempel, sagen, wenn es mir gefällt.

Pedro.

Und wenn gefällt es euch?

Hero.

Wenn mir eure Mine gefällt; denn Gott verhüte, daß die Laute dem Futteral gleich sey

Pedro.

ihnen allen fortdauren muß, nachdem ſie jenen Grad von allgemeiner Evidenz erreicht haben wird, zu welchen ſie nur auf den Trümmern derſelben emporſteigen kann.

Alle hiſtoriſchen Traditionen und metaphyſiſchen Spekulationen giengen von jener Ueberzeugung aus. Die erſten Offenbarungen der Propheten ſowohl, als die erſten Unterſuchungen der Philoſophen, betraffen blos die Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens; ſie ſetzten alſo die Wirklichkeit deſſelben voraus. Dieſe Vorausſetzung hatte keinen andern Grund als das gefühlte Bedürfniß der Vernunft, zukünftige Belohnungen und Strafen anzunehmen. Denn auch ſelbſt alle Nachrichten der Propheten aus der andern Welt, und alle Reſultate der Philoſophen über den künftigen Zuſtand der Seele, ſetzten wiederum die künftigen Belohnungen und Strafen als etwas bereits bekanntes voraus, und alles das Neue, was ſie zum Vorſchein brachten, beſtand in nichts anderen als in verſchiedenen Vorſtellungsarten von der Art und Weiſe der Vergeltung jenſeits des Grabes, deren Wirklichkeit an ſich ſelbſt ſo ausgemacht war, daß ſie kein Prophet zu offenbaren und kein Philoſoph zu beweiſen unternahm — bis nicht eben die Offenbarungen und Beweiſe über die Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens, die Zweifel an der Wirklichkeit deſſelben veranlaſſet, und herbeygeführt haben. Allein gleichwie die Beſchäftigungen des menſchlichen Geiſtes in Rückſicht dieſer wichtigen

Ange-

Angelegenheit mit der Vorausſetzung der Wirklichkeit, und der Unterſuchung der Beſchaffenheit des zukünftigen Lebens begannen, eben ſo werden ſie ſich vermittelſt der Kritik der Vernunft mit der Ueberzeugung endigen, daß jene Beſchaffenheit unbegreiflich, und jene Vorausſetzung eben ſo rechtmäſſig als nothwendig ſeyn und bleiben müſſe.

So wie der menſchliche Geiſt von den Geſetzen ſeiner Natur geleitet wurde, auch bevor er ſie kennen gelernt hatte; wie z. B. die Menſchen lange vorher Vernunftſchlüſſe machten, als ſie wußten was ein Vernunftſchluß iſt; eben ſo bewirkte das moraliſche Intereſſe an der Fortdauer unſres Daſeyns Ueberzeugung von der Unſterblichkeit, ohne für den eigentlichen, und einzig probehältigen Grund jener Ueberzeugung gehalten zu werden. Dieſe höchſtwichtige Entdekung war ſo lange unmöglich, oder mußte wenigſtens ſo lange nur Vermuthung bleiben, als nicht einerſeits die Evidenz des Sittengeſetzes durch die Fortſchritte der moraliſchen Cultur jenen Grad von Stärke erreicht hatte, die der Einzige Ueberzeugungsgrund von den Grundwahrheiten der Religion haben muß, anderſeits aber die ſpekulative Vernunft in ihrem Selbſterkenntniſſe ſo weit gekommen war, daß ſie die Unmöglichkeit ſowohl hiſtoriſcher als ſpekulativer Beweiſe für das Daſeyn und die Beſchaffenheit von Gegenſtänden, die auſſerhalb der Sinnenwelt liegen, einſehen mußte.

Die

Die beyden unſtatthaften Erkenntniſsgründe, mit welchen ſich die religiöſe Ueberzeugung während der langen Zwiſchenzeit beholfen hatte, waren zur Vorbereitung auf jene große Entdeckung ſchlechterdings unentbehrlich. In dem der hiſtoriſche den Grund der Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben aus einer übernatürlichen Offenbarung herleitete, machte er die Beweiſe, für welche jene Zeiten durchaus nicht empfänglich geweſen wären, überflüſſig, erſetzte ſie durch das Gewicht eines untrüglichen Authorität, und verſchafte damit der Grundwahrheit der Religion jene Fortpflanzung und Verbreitung, die auſſerdem nicht zu erhalten geweſen wären. Wer wird es läugnen können, das ihm die moraliſche Kultur in dieſer Rückſicht gröſstentheils alle die vielen und wichtigen Vortheile zu danken hatte, welche ſie aus der Hofnung und Furcht des Himmels und der Hölle gezogen hat? Der metaphyſiſche Erkenntnißgrund half durch die ſcheinbare Evidenz ſeiner Beweiſe die religiöſe Ueberzeugung fortpflanzen, vertheidigte ſie auf der einen Seite gegen die Angriffe der Zweifler, und ſicherte auf der anderen der Vernunft den Einfluß auf dieſelbe zu, den ihr der hiſtoriſche Erkenntnißgrund auſſerdem gänzlich geraubt haben würde. Endlich beförderte er durch die Streitigkeiten, die er veranlaßte, die Entwicklung und die Selbſterkenntniß der ſpekulativen Vernunft, ohne welche die Entdeckung und Anerkennung des einzigen wahren Erkenntnißgrundes ein auf immer unauflösliches Räthſel hätte bleiben müſſen.

Allein

Allein die beyden ſcheinbaren Erkenntniſsgründe waren auf dem Wege zu jener Entdeckung und Anerkennung eben ſo unvermeidlich als — unentbehrlich Schon der nothwendige Zuſammenhang des Daſeyns Gottes mit den künftigen Belohnungen und Strafen macht es begreiflich genug, daß der Erkenntniſsgrund für dieſe in eben dem Verhältniſſe hiſtoriſch werden mußte, als es der Erkenntniſsgrund für jenes geworden war. Die Gottheit, die ſogar ihr Daſeyn offenbarte, offenbarte ſich um ſo viel mehr auch als Richter der Lebendigen und der Todten, und man fand dieſe übernatürliche Belehrung für deſto nothwendiger, je weniger man ſich den eigentlichen Urſprung einer Ueberzeugung zu erklären wuſte, die bey aller ihrer auffallenden Unentbehrlichkeit und Verbreitung, entweder gar keinen begreiflichen Grund, oder höchſtens nur ſolche Beweiſe aufzuzeigen hatte, die theils dem großen Haufen ganz unverſtändlich bleiben muſten, theils ſelbſt unter den Wenigen, die ſich damit abgeben konnten, endloſe Streitigkeiten verurſachten. — Beydes war und iſt der Fall bey den metaphyſiſchen Gründen für die Fortdauer unſres Daſeyns; ungeachtet ſie aus einer Quelle gefloſſen ſind, die jedem denkenden Kopfe in die Augen ſpringen mußte. Der auffallende Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des inneren und des äuſſeren Sinnes, zwiſchen Gedanken und Senſationen, zwiſchen Bewußtſeyn und Bewegung machte jene Unterſcheidung zwiſchen Körper und Seele unvermeidlich, auf welche die

Metaphyſik ihre bekannten Demonſtrationen gründete, die in der Folge um ſo wichtiger und einleuchtender werden mußten, da ſie die einzigen Waffen waren, womit ſich die Lehre vom zukünftigen Leben ſowohl gegen die Beſtreiter der Offenbarung, als auch gegen alle diejenigen vertheidigen ließ, welche in der Unbegreiflichkeit eines einfachen Weſens Grundes genug gefunden zu haben glaubten, die Seele in eine Klaſſe mit ihrem Körper zu ſetzen, und ihr einerley Schickſal mit demſelben vorherzuſagen.

Allein ſo unentbehrlich und unvermeidlich die Entſtehung und Verbreitung der beyden unächten Erkenntnißgründe in Rückſicht auf die bisherige Bildung der praktiſchen und ſpekulativen Vernunft geweſen war: eben ſo unentbehrlich und unvermeidlich iſt ihre Hinwegräumung in Rückſicht auf den zukünftigen rechten Gebrauch der praktiſchen und ſpekulativen Vernunft; oder, beſtimter zu reden, ſo ſehr hängt von dieſer Hinwegräumung erſtens die Ausſöhnung und Vereinigung zwiſchen Religion und Moral, und zweytens die Rettung der Grundwahrheiten der Religion gegen die heutigen Angriffe, und die Feſtſetzung derſelben für alle künftigen Zeiten ab.

Wenn Sie bedenken wollen, lieber Freund, daß eine und ebendieſelbe Maaßregel der Erziehungskunſt, welche bey der Behandlung des Kindes unentbehrlich war, dem Knaben, und noch mehr dem Jünglinge verderblich ſeyn könne: ſo werden Sie es vielleicht

wenig

weniger parador finden, wenn ich behaupte, daß eben dieſelben Erkenntnißgründe, welche eine Zeitlang unentbehrlich waren um der Religion ihren wohlthätigen Einfluß auf die moraliſche Bildung zuzuſichern, in der Folge die Religion um dieſen Einfluß bringen müßten. Laſſen ſie mich dieſes zuerſt von dem hiſtoriſchen Erkenntnißgrunde zeigen.

Um mir den Weg hiezu abzukürzen unterſcheide ich die beyden folgenden Sätze: „Das Sittengeſetz „muß beobachtet werden, weil künftige Belohnungen „und Strafen darauf geſetzt ſind" — und: „Weil das „Sittengeſetz beobachtet werden muß, ſind künftige Belohnungen und Strafen darauf geſetzt." Die Ueberzeugung von dem erſtern dieſer Sätze kann zwar Handlungen hervorbringen, die vollkommen die Auſſenſeite und die wohlthätigen äuſſeren Folgen der Moraliſchen an ſich haben, ſie kann überhaupt als Vorbereitung zur moraliſchen Bildung beytragen. Sie kann, ſage ich, und ſie kann es nur in der Vorausſetzung, daß die äuſſere Handlung, wodurch ſich der Gläubige den Himmel erhandeln und von der Hölle loskaufen will, wirklich dem Sittengeſetze angemeſſen iſt. Allein ſie muß jede eigentliche moraliſche Handlung unmöglich machen, weil ſie die uneigennützige Geſinnung erſtickt, die der Sittlichkeit weſentlich iſt. Dem zweyten Satze hingegen liegt diejenige Ueberzeugung zum Grunde, welche die moraliſche Geſinnung mit der Erwartung künftiger Be-

lohnungen und Strafen vereiniget, die äuſſeren Bewegründe der Hofnung und Furcht der inneren Verbindlichkeit des Sittengeſetzes unterwirft, und die Letztere geltend macht, ohne ſie der Unterſtützung, die ihr die erſtere gewähren kann und muß, zu berauben. Laſſen ſie uns ſehen, lieber Freund, welche von dieſen beyden Ueberzeugungen bey dem hiſtoriſchen Erkenntnißgrunde ſtatt finde. Wir wollen annehmen, die Quelle der Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben läge ganz auſſer dem Gebiethe der Vernunft — und dieß müſſen wir annehmen, wenn wir ſie urſprünglich von einer übernatürlichen Offenbarung herleiten wollen. In dieſem Falle giebt es zwiſchen dem Sittengeſetze, und den zukünftigen Belohnungen und Strafen keinen nothwendigen, der Vernunft einleuchtenden Zuſammenhang, und die geoffenbarte Verbindung von beyden hängt einzig und allein von dem Willen der Gottheit ab; und noch dazu von einem Willen, der dabey nach keiner Maxime der Vernunft verfähret, weil ſich ſonſt ſein Entſchluß aus eben dieſer Maxime, und folglich auch ohne Offenbarung, hätte angeben laſſen müſſen. Wenn ſie mir hier einwenden wollten, die göttliche Vernunft könne durchaus nicht nach dem Maaßſtabe der menſchlichen beurtheilet werden, und ihre Regeln müßten uns ſchlechterdings unbegreiflich bleiben; ſo kommen Sie ſelbſt meiner Abſicht auf dem halben Wege entgegen. Denn iſt die Geſetzgebung, die wir die Sittliche nennen, das Produkt eines unbegreiflichen Verſtandes

und unerforſchlichen Willens: ſo iſt die innere, der Vernunft einleuchtende Nothwendigkeit, wodurch ſich die ſittlichen Geſetze von den poſitiven unterſcheiden, eine bloſſe Täuſchung, und wir folgen bey der Beobachtung des Sittengeſetzes keineswegs unſrer eigenen Ueberzeugung der Leitung unſrer Vernunft, der Neigung unſeres vernünftigen Willens, ſondern der Uebermacht eines fremden Willens, dem es eben darum, weil er ſich durch unbegreifliche Gründe beſtimmt, ewig unmöglich bleibt uns von ſeiner Rechtmäßigkeit zu überzeugen, und der ſich damit begnügen muß, uns durch Hofnung und Furcht zu einem eigennützigen und ſklaviſchen Gehorſam zu zwingen. Soll alſo die Sittlichkeit von der Offenbarung nicht vielmehr ganz aufgehoben, als unterſtützt werden: ſo muß die Letztere die Vernunftmäßigkeit der ſittlichen Geſetzgebung, und mit derſelben eine nothwendige, der Vernunft begreifliche und folglich auch erweisliche Verknüpfung zwiſchen dem Sittengeſetze und den zukünftigen Belohnungen und Strafen vorausſetzen; ſo muß ſie der Vernunft das Recht einräumen, bey der Ueberzeugung von dem zukünftigen Leben zuerſt zu ſprechen; ſo kann ſie keineswegs den erſten, höchſten, mit einem Worte den einzigen Erkenntnißgrund für dieſe Grundwahrheit der Religion abgeben.

Ueberall und zu allen Zeiten, wo ſie dafür angeſehen wurde, war die Religion von der Moral getrennt,

oder hat es vielmehr zwey verſchiedene Sittengeſetze gegeben, ein Natürliches und ein Uebernatürliches, die mit einander in einem unaufhörlichen Streite waren. Eine nothwendige Folge davon war, daß die Religion derjenigen, die ſich Chriſten nannten, mit ihrer Sittlichkeit gemeiniglich im ungekehrten Verhältniſſe ſtand, und daß es Zeiten gab, wo die Lehrer des Chriſtenthums feyerlich erklärten: der unſchuldigſte und rechtſchaffenſte Lebenswandel, in ſo ferne er von der Gelehrigkeit gegen die Ausſprüche der Vernunft herrühre, könne nicht einmal vom ewigen Feuer retten, vielweniger zur Erwartung einer künftigen Glückſeeligkeit berechtigen. Die Chriſtliche Moral, war wirklich ſo unbegreiflich geworden, als der Wille der Gottheit, wovon ſie hergeleitet wurde, und welchen man entweder durch unmittelbare Erleuchtung von oben herab, oder aus den Religionsbüchern der Hebräer erfahren zu müſſen glaubte. Wer vermag die Ungereimtheiten und Abſcheulichkeiten aufzuzählen, die der hiſtoriſche Erkenntnißgrund durch dieſe beyden Kanäle über die vortrefliche Lehre des Evangeliums gebracht hat! Man entſagte dem Gebrauche der Vernunft in der Religion, das heißt, gerade in derjenigen Angelegenheit, wo er am unentbehrlichſten war; erhob ſinnloſe Schulformeln in den Rang der Grundwahrheiten der Religion, und den blinden Glauben an offenbare Widerſprüche zur erſten Bedingung des göttlichen Wohlgefallens; verſchwor den Ehſtand und mit ihm alle übrigen Pflichten

ten gegen die Geſellſchaft; beſtrafte die Verſchiedenheit der Religionsmeynungen mit Feuer und Schwerd u. ſ. w. Der Ueberzeugungsgrund, warum man dieß alles thun müſſe, war der unbegreifliche Wille der Gottheit, und der Beweggrund, warum man es wirklich that, Hofnung des Himmels und Furcht vor der Hölle; ohne welche man es ſehr überflüſſig gefunden haben würde, ſich nach jenem unbegreiflichen Willen zu richten.

Noch galten unter dem Namen der zehn Gebothe einige Naturgeſetze, freylich nicht als ſittlich, aber doch wenigſtens als poſitiv. Sie hatten ihre Erhaltung gröſtentheils ihrer äuſſerſten Unentbehrlichkeit, und vielleicht auch dem geiſtlichen Schöpenſtuhle über die Gewiſſen zu danken, der aus ihren Uebertretungen ſeine beſten Renten zog, aber dadurch die Menſchheit auch ſogar um die äuſſeren Vortheile brachte, die ihr ſonſt die blinde und unmoraliſche Beobachtung jener Gebothe hätte gewähren müſſen. Die Lehre von der Schlüſſelgewalt und den genugthuenden Bußwerken privilegirte alle Schandthaten, indem ſie die Furcht vor einer zukünftigen Strafe, worüber man ſich mit den Prieſtern abfinden konnte, überflüſſig machte. Und doch iſt dieſe abſcheuliche Lehre nichts weniger als ungereimt, wenn man den hiſtoriſchen Erkenntnißgrund, als den einzig probehältigen vorausſetzt. Denn warum ſollte der unerforſchliche Wille, der nach keinem uns bekannten Vernunftgeſetze handelt, eine Verbindung zwiſchen

Pedro.

Meine Maske iſt wie Philemons Hütte; ſie macht wenig Anſehen, aber es iſt ein Jupiter darinn.

Hero.

Wenn das iſt, ſo ſollte eure Maske mit Stroh gedeckt ſeyn.

Pedro (zu Balthaſer.)

Redet ſachte, wenn ihr verliebte Dinge reden wollt.

Balthaſer (zu Margaretha.)

Gut; ich wollte ihr liebtet mich.

Margaretha.

Das wollt' ich um euers eignen beſten willen nicht, denn ich habe eine Menge böſer Eigenſchaften.

Balthaſer.

Zum Exempel, nur eine davon?

Margaretha.

Ich bete überlaut.

Balthaſer.

Deſto lieber ſeyd ihr mir, denn ſo können die Zuhörer ſagen Amen.

Margaretha.

Die Götter verleihen mir einen guten Tänzer!

Geſetz und Vergeltung, die blos auf ſeiner Willkühr beruht, nicht aufheben können, ſo oft es ihm beliebt? Warum ſollte er die Vollmacht dieſer Aufhebung nicht auf diejenigen übertragen, welche uns ſeine geheimnißvollen Dekrete, die wir ohne Ankündigung nie erfahren könnten, anzukündigen beſtellt ſind? Warum ſollen die Bedingungen, an welche dieſe Gewalthaber die Nachlaſſung der Strafe knüpfen, eben vernünftig ſeyn; da die Vernunft ſchon an der Verknüpfung des Geſetzes und der Vergeltung keinen Antheil hatte? —

Seit dem es den Proteſtanten gelungen hat, ſich von der Nothmäßigkeit der unfehlbaren Ausleger des unbegreiflichen Willens loszumachen, hat ſich ihre religiöſe Moral mit ſtarken Schritten der Moral der Vernunft genähert. Die Anhänger des hiſtoriſchen Erkenntnißgrundes unter ihnen haben ſeit jener glücklichen Epoche das Recht erhalten, ſelbſt nachzuforſchen, was der unbegreifliche Wille von ihnen verlange. Durch eine eben ſo natürliche als wohlthätige Erſchleichung ſchoben ſie nach und nach dem todten Buchſtaben von dem ſinnlichen Dokumente jenes Willens die Reſultate unter, welche ihre heterodoxen Brüder in ihren Nachforſchungen über den begreiflichen, das heißt durch Vernunft beſtimmten Willen der Gottheit, gefunden haben. Allein auſſerdem, daß unter dem Schutze des hiſtoriſchem Erkenntnißgrundes jedem Schwärmer unbenommen bleibt, die Gottheit wollen zu laſſen was ſeine kranke Phantaſie für

gut

gut findet, ſo iſt auch ſelbſt die Befolgung der reinſten Lehren des Evangeliums nur in ſo ferne moraliſch, als ſie uneigennützig, oder eine Folge der innern Ueberzeugung iſt, die nur dann mit dem äuſſeren Zwange der Furcht und Hofnung beſtehen kann, wenn es die Vernunft ſelbſt iſt, welche den Grund von jener Furcht und Hofnung mit der inneren Verbindlichkeit des Sittengeſetzes vereiniget; oder, was eben ſo viel iſt, wenn der Erkenntniſsgrund des zukünftigen Lebens unmittelbar auf Moral gebaut wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Aphorismen

aus dem Lateiniſchen eines bekannten aber wenig geleſenen Schriftſtellers, des vorigen Jahrhundertes.

Es lieſſe ſich durch unzählige Beyſpiele darthun, daß die Menſchen dem Aberglauben am meiſten Gehör geben, wenn ſie von einer heftigen Furcht gequält werden; daß die Gegenſtände, womit ſie ſich aus mieverſtandener Religion abgegeben haben, meiſtens ſelbſtgeſchaffene Schreckenbilder eines von Furcht und Traurigkeit eingenommenen Gemüths waren; und daß die Wahrſager (Zeichendeuter, und Geheimnißkrämer) vorzüglich in den Zeiten allgemeiner Landplagen, ihre unumſchränkte, und ſelbſt den Königen ſo furchtbare Herrſchaft über den Pöbel ausgeübt haben.

Hieraus ergiebt es ſich, das alle Menſchen von Natur aus mehr oder weniger dem Aberglauben unterworfen ſind; was auch gewiſſe Leute dagegen einwenden mögen, welche die Anlage zu dieſer Verirrung des Geiſtes in gewiſſen dunkeln Vorſtellungen von der Gottheit aufſuchen, die allen Menſchen angebohren ſeyn ſollen.

Eine andere eben ſo gewiſſe Folge davon iſt, daß der Aberglaube, ſo wie alle Täuſchungen des Gemüthes und Anfälle leidenſchaftlicher Wuth, ſehr veränderlich und unzuſammenhängend ſeyn müſſe. — So leicht es daher ſeyn mag, die Menſchen für jede Gattung von Aberglauben einzunehmen; ſo ſchwer läßt es ſich dahin bringen, das ſie bey einer gewiſſen Gattung und beſtimmten Form deſſelben ſtehen bleiben. Ja, weil der Pöbel bey jedem Heilmittel, das ihn ſeine falſche Frömmigkeit finden läßt, immer gleich elend bleibt: ſo kann ihn keines derſelben lange befriedigen; ſo gefällt ihm das Neuſte immer am Beſten; ſo ſetzt er immer ſein gröſtes Vertrauen auf dasjenige, was ſeine Erwartung noch nicht betrogen — das heißt, was er noch nicht verſucht hat.

Dieſe natürliche Veränderlichkeit des Aberglaubens war ſehr oft eine der vornehmſten mitwirkenden Urſachen von Meutereyen und blutigen Kriegen. Denn da (nach der Meynung des Curtius) der große Hauffen durch nichts ſo nachdrücklich als durch Aberglauben beherrſcht wird: ſo war es bey der großen Geſchmei-

ſchmeidigkeit dieſes Mittels etwas ſehr leichtes, damit zu bewirken, daß die Menſchen, aus einem und eben demſelben Beweggrunde ſcheinbarer Religion, ihre Könige bald als überirdiſche Weſen anbetheten, und bald als gemeinſchaftliche Feinde des menſchlichen Geſchlechtes verabſcheuten.

Um dieſem Uebel vorzubeugen, hat es eine gewiſſe Staatskunſt zu ihrem angelegenſten Geſchäfte gemacht, der Landesreligion, ohne Rückſicht auf Wahrheit oder Falſchheit derſelben, ihrer innern und äuſſeren Geſtalt nach, ein höchſt wichtiges und dauerhaftes Anſehen zu geben, und ihr die allgemeinſte Verehrung zuzuſichern; Eine Sache die bey keinem Volke beſſer gelungen zu haben ſcheint als bey den Türken, die ſogar jeden theologiſchen Schulſtreit für Sünde halten, und die Köpfe ihrer Gläubigen mit ſo vielen Vorurtheilen anzufüllen gewußt haben, daß die geſunde Vernunft bey keiner ihrer Handlungen, den kleinſten Zweifel nicht ausgenommen, Raum findet.

Allein wenn es eine der wichtigſten Angelegenheiten und eines der erſten Staatsgeheimniſſe einer deſpotiſchen Regierung iſt, die Menſchen in unaufhörlicher Täuſchung zu erhalten, und den Kapzaum der Furcht, den man ihnen über die Köpfe wirft, mit der ſchönen Farbe der Religion zu übertünchen, damit ſie für ihre Sklaverey wie für ihr eigenes Beſte kämpfen, und ſichs zu keinem Schimpfe, ſondern vielmehr

zur

zur Ehre anrechnen, für die Habſucht und Aufgeblaſenheit eines einzigen aus ihrem Mittel Blut und Leben zu verſchwenden: — ſo kann im Gegentheile eine republikaniſche Regierung oder vielmehr jede, die das höchſt mögliche Wohl des gemeinen Weſens zum Zwecke hat, auf keinen unglücklicheren Einfall gerathen, als die Denkfreyheit freyer Bürger durch vorgeſchriebene Vorurtheile feſſeln, oder auf was immer für eine Art einſchränken zu wollen.

Was die öffentlichen Unruhen betrift, die bey Gelegenheit von Neuerungen in der Lehre zu entſtehen pflegen: ſo kommen ſie unſtreitig nur daher, weil man Gegenſtände der bloſſen Spekulation (Gedankendinge) unter die Gegenſtände der Geſetzgebung aufgenommen, und Meynungen mit Verbrechen in eine Klaſſe geſetzt hat; — Meynungen, deren Anhänger nie dem gemeinen Beſten ſondern immer nur dem Haſſe und dem Verfolgungseifer ihrer frommen Gegner aufgeopfert zu werden pflegen.

Wenn ſich die oberſte Gewalt mit dem Rechte über Handlungen zu erkennen begnügen, und Behauptungen ungerügt laſſen wollte: ſo würde jede ſcheinbare Veranlaſſung zum Aufruhr von ſelbſt wegfallen, und keine gelehrte Streitigkeit in Meuterey und Bürgerkrieg ausarten.

Ich habe mich oft genug gewundert, daß Menſchen, die uns bey jeder Gelegenheit wiederholen, daß

ſie

ſie ſich zum Chriſtenthume, das heißt zur Religion der Liebe, der Fröhlichkeit des Herzens, des inneren Friedens, der Mäßigung und der Redlichkeit gegen jedermann bekennen, — daß, ſage ich, gerade dieſe Menſchen immer zanken, bey ihren Zänkereyen die boshafteſte Gemüthsart äuſſern, und ſich untereinander mit einem Haſſe begegnen, den man, weit eher, als jene Eigenſchaften des Chriſtenthums, für das Merkmal ihrer Religion zu halten verſucht wird. Schon lange iſt es unter uns ſo weit gekommen, daß man einen Chriſten von einem Juden, Türken und Heiden durch keine andere Kennzeichen unterſcheiden kann, als durch die Kleidung, mit welcher er öffentlich erſcheint, den Tempel, den er beſucht, die Meynung, die er laut werden läßt, und den Namen des Meiſters, auf deſſen Wort er geſchworen hat.

Ich habe über die Urſachen dieſes Unheils reiflich nachgedacht, und glaube eine der wichtigſten in dem Umſtande gefunden zu haben, daß man es zur Angelegenheit der Religion gemacht hat, die Bedienungen der Kirche in Ehrenſtellen, und ihre Aemter in Pfründen zu verwandeln. Seitdem dieſer Misbrauch in der Chriſtenheit aufgekommen iſt, hat den nächſten beſten Taugenichts die Lüſterheit nach Kirchenämtern ergriffen; iſt der ſchändlichſte Geiz, und die unbändigſte Herrſchſucht an die Stelle des reinen Religionseifers getreten, und der Tempel des Allerhöchſten ein Schau-

platz

Platz geworden, wo ſich Prunkredner im Kleide der Religionslehrer hören lieſſen, worunter es keinem um Unterricht, und Erbauung der Gemeinde, ſondern nur um Gelegenheit zu thun war, ſich Anhänger und Bewunderer zu verſchaffen, die Verſchiedendenkenden öffentlich herunter zu machen, und dem Volke unerhörte und ihm unbegreifliche Lehren beyzubringen.

Kein Wunder alſo, wenn von der alten Religion nichts als äuſſerliche Beobachtungen übrig geblieben ſind, womit der Pöbel der Gottheit viel eher zu ſchmeicheln, als ſie anzubeten ſcheint; und wenn das, was man unter uns Glauben nennt, aus nicht andern als aus Leichtgläubigkeit und Vorurtheilen beſteht; —

Und zwar aus Vorurtheilen, welche den Menſchen vom Range eines vernünftigen Weſens zum gemeinen Viehe herabwürdigen; indem ſie ihn um den freyen Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte bringen, und mit der ausdrücklichen Abſicht erfunden zu ſeyn ſcheinen, um das natürliche Licht der Vernunft gänzlich auszulöſchen.

Gottſeligkeit und Religion läuft endlich auf nichts als ungereimte Geheimniſſe hinaus, und Leute welche alle Vernunft vernichten, und den Verſtand, als etwas von Natur aus verdorbenes verabſcheuen, werden für die einzigen Beſitzer des göttlichen Lichtes ausgerufen.

Freylich höre ich ſie immer von ihrer gränzenloſen Bewunderung der Geheimniſſe ſprechen, die ſie in der Schrift entdeckt haben wollen. Aber wenn ich ihre Lehren durchmuſtere: ſo finde ich, daß ſie nichts weiter als die Grübeleyen der ausgearteten Ariſtoteliſchen und Platoniſchen Schulen ſind, denen ſie, um nicht Nachbeter der Heiden zu heiſſen, die Bibeltexte mit Gewalt anpaſſen.

Je mehr ſie nun dieſe Geheimniſſe anſtaunen, deſto mehr beweiſen ſie, daß ſie den Glauben, den ſie der Schrift beyzumeſſen vorgeben, mehr heucheln als fühlen. Und dies beſtätiget ſich auch dadurch, daß die

meiſten aus ihnen die durchgängige Untrüglichkeit und Göttlichkeit der heiligen Bücher der Hebräer zum Hauptgrundſatze ihrer Erklärungskunſt annehmen, und folglich gerade dasjenige ohne Beweis vorausſetzen, was ſich nur durch ſtrenge Prüfung und vollſtändige Kenntniß dieſer Bücher ausmachen läßt.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen haben mich auf den Entſchluß gebracht, die Bibel von neuem und mit einem freyen und unbefangenen Geiſte zu unterſuchen, und keine Lehre für die ihrige anzunehmen, die ich nicht in ihr ſelbſt mit einleuchtender Gewißheit gefunden haben würde.

Mit dieſer Vorſicht begann ich zu forſchen, was es mit den Prophezeyungen für eine Bewandniß habe, und wodurch die Seher (Religionslehrer der Hebräer) die beſondere Gewogenheit Gottes erhalten haben konnten: ob durch ihre erhabenen Ideen von Gott und der Natur, oder durch ihre Gottſeligkeit allein? Nachdem ich einmal hierüber mit mir ſelbſt einig war, wurde es mir leicht mich zu überzeugen, daß das Anſehen der Propheten nur in ſo fern gelten könne, als ſie Weisheit des Lebens und wahre Tugend gelehrt haben; daß uns aber übrigens ihre Privatmeynungen ſehr gleichgültig ſeyn könnten.

So wie dieſer Punkt für mich einmal entſchieden war; fragte ich mich weiter: Warum die Hebräer das auserwählte Volk Gottes geheißen haben? und ſo wie ich fand, daß dieſes nur darum geſchah, weil ihnen Gott eine gewiſſe Gegend zur Wohnung angewieſen hat: ſo zeigte ſich mir auch, daß das von Gott dem Moſes geoffenbarte Geſetz, nichts andres war, als der Codex des poſitiven Staatsrechts und der Polizeyverfaſſung für die Hebräer, und daß es folglich für kein anderes Volk in der Welt, ja nicht einmal für die Hebräer ſelbſt nach dem Verluſte ihrer Staatsverfaſſung, verpflichtend ſeyn könne.

Ich unterſuchte hierauf, ob ſichs aus der Bibel erweiſen ließe, daß der menſchliche Verſtand ſeiner Natur nach verdorben wäre. Ich glaubte hiezu nichts weiſer nöthig zu haben, als mich zu überzeugen, ob die allgemeine Religion, oder das göttliche Geſetz, welches durch die Propheten und Apoſtel dem ganzen menſchlichen Geſchlechte geoffenbaret worden iſt, von demjenigen unterſchieden wäre, was ſich durch das natürliche Licht der Vernunft erkennen läßt?

Da ich aber unter allem, was von der Schrift ausdrücklich gelehrt wird, ſchlechterdings nichts gefunden habe, was nicht mit der Vernunft übereinſtimmte, vielweniger, was ihr geradezu entgegen wäre; da ich auch in den Propheten ſelbſt nichts entdecken konnte, als ſehr einfache Lehren, die jederman zu ſeiner Zeit leicht verſtehen konnte, und die überdieſes immer in eine Schreibart eingekleidet und auf Gründe gebaut waren, die offenbar für die Fähigkeiten des großen Haufens der Zeitgenoſſen berechnet worden ſind: ſo wurde ich ganz überzeugt, daß die Schrift der Vernunft ihre vollkommene Freyheit laſſe.

Weil nun über dieſes die Fähigkeiten des Geiſtes ſo äuſſerſt verſchieden ſind, und immer der eine Menſch bey dieſer, und der andere bey jener Vorſtellungsart mehr Beruhigung findet; ſo zwar, daß eine und eben dieſelbe Sache, die den einen mit heiligem Schauder erfüllt, den andern zum Lachen bringt: ſo ziehe ich den endlichen Schluß daraus: daß man einem jeden Menſchen die Freyheit nach ſeinen Begriffen zu urtheilen, und nach ſeinen Einſichten zu glauben, geſtatten müſſe. Auf dieſe Art werden Alle der Gottheit mit ganzer und freyer Seele gehorchen, und Gerechtigkeit und Liebe zu ihrer ſo ſehr verdienten allgemeinen Werthſchätzung gelangen.

Der
Teutſche Merkur.

Junius 1787.

I.

Baſtian und Baſtienne
oder
der Dorfwahrſager,
ein ländliches Singſpiel in einem Aufzug.
nach
J. J. Rouſſeau.

An Eliſabeth Gräfin von Thun,
als Bauermädchen im teutſchen Hausvater.

Du, die der Einfalt Zauberbild
Als Lieschen uns ſo ſanft und mild,
So reizend dargeſtellt, Eliſe!
Zum Lohn bring' ich das Veilchen dir,
Verpflanzt auf teutſchen Boden hier
Aus Johann Jacobs Blumenwieſe.

Wenn es an ſeinem Duft und Flor
Kein Reizchen nun durch mich verlor,
Und deinem Herzen Luſt gewähret:

Balthaſer.

Amen!

Margaretha.

Und behüten mich vor ihm, ſobald der Tanz aus iſt! Antwortet, Kuſter!

Balthaſer.

Nichts mehr, der Küſter hat ſeine Antwort.

Urſula.

Ich kenne euch gar wohl, ihr ſeyd Signor Antonio.

Antonio.

Auf mein Wort, ich bin's nicht.

Urſula.

Ich kenn' euch an eurem wakelnden Kopf.

Antonio.

Die Wahrheit zu ſagen, ich mach's ihm nach.

Urſula.

Ihr könntet ihn unmöglich ſo gut nachmachen, wenn ihr nicht der Mann ſelbſt wäret: Hier iſt ſeine dürre Hand auf und nieder; ihr ſeyd's, ihr ſeyd's.

Antonio.

Auf ein Wort, ich bin's nicht.

O dann, Eliſe! ſey zum Sold
Dem biedern Gärtner lieb und hold,
Der Geiſt und Herz an dir verehret.

Gottlieb Leon.

Perſonen:

Baſtian.
Baſtienne.
Der Wahrſager in Pilgrimshabit mit Bart.
Chor junger Dorfleute.

Der Schauplatz ſtellt auf der einen Seite das Haus des Wahrſagers, auf der andern Seite Bäume und Springbrunnen, im Grunde aber einen Weiler vor.

Erſte Scene.

Baſtienne.

Seufzt und troknet ſich die Augen mit ihrer Schürze.

All mein Glück hab' ich verloren;
Den mein Herz ſich auserkohren,
Baſtian iſt ungetreu!

Herz und Hand konnt' er verſchenken!
Ich will nicht mehr an ihn denken:
Doch fällt ſtets ſein Bild mir bey.

All mein Glück hab' ich verloren,
Den mein Herz ſich auserkohren,
Baſtian iſt ungetreu!

Er liebte mich vorhin, und dieß macht nun mein Unglück. Aber was iſt es denn für ein Mädchen, das er mir vorzieht? Iſt es denn ſo gar reizend? — Unbedachtſame! fürchteſt du nicht die nämlichen Leiden, die ich eben ausſtehe. Baſtian konnte mich verlaſſen; dies kann auch dein Loos ſeyn. — Aber was nützt mir's nun daran zu denken?

Rückerinnrung ſüßer Triebe!
Ach! du heilſt nicht meine Liebe,
Machſt mir meine Qualen neu.

All mein Glück hab ich verloren,
Den mein Herz ſich auserkoren,
Baſtian iſt ungetreu!

Ich will ihn haſſen! — ich muß es — aber vielleicht liebt er mich noch? — warum ſoll er mich denn auf ewig meiden? vormals ſuchte er mich ſo ſehr. In dieſer Gegend wohnt der Wahrſager; er weiß alles, er wird auch das Schikſal meiner Liebe wiſſen. Ich will zu ihm, will mirs heute noch enträthſeln.

Zweyte Scene.

Der Wahrſager. Baſtienne.

Indeß der Wahrſager gravitätiſch hervortritt, zählt Baſtienne einige Geld, wickelt es dann in Papier, und reicht es dem Wahrſager hin, indem ſie etwas ſtokt, ihn anzureden.

Baſtienne. furchtſam. Soll ich Baſtian ohne Hofnung verlieren? — Sagt mir, muß ich ſterben?

Wahrſager. gravitätiſch. Ich leſe in deinem Herzen, und las auch in dem ſeinigen.

Baſtienne. O Himmel!

Wahrſager. Beruhige dich!

Baſtienne. Und nun? Baſtian —

Wahrſager. Iſt treulos.

Baſtienne. Ich bin des Todes!

Wahrſager. Und gleichwohl liebt er dich noch ſtets.

Baſtienne. lebhaft. Was ſagt ihr?

Wahrſager. Die Gebieterin dieſes Orts, mehr verführeriſch, als ſchön —

Baſtienne. Er verläßt mich um ſie?

Wahrſager. Ich habe dir's ſchon geſagt, er liebt dich noch ſtets.

Baſtienne. traurig. Und flieht mich auf ewig.

Wahrſager. Rechne auf meinen Schuz. Ich ſtehe dir dafür, den Flüchtling wieder zu deinen Füßen zurückzubringen. Baſtian geizt nach Anſehen, er liebt Pracht und Zierde; ſeine Eitelkeit zog dir dieſes Unbild zu, wofür ſeine Liebe dich ganz wieder entſchädigen ſoll.

Baſtienne.

Hätt' ich manchem Stadtgalane
Einſt ein willig Ohr gereicht,
Wär mir's, andre Liebesplane
Auszuführen, nun ſo leicht.
Jeden Tag glänzt' ich voll Pracht
Stolz in reicher Fräulein Tracht.

Alle meine Kleidungsſtücke
Zierten Blumen, Spitz' und Band;
Nun entſagt' ich dieſem Glücke
Um des Falſchen Herz und Hand:
Doch gern wär' ich nicht ſo ſchön,
Wollt' er nicht mein Herz verſchmähn.

Wahrſager. Ich will dir ſein Herz wiedergeben, es ſoll mein Werk ſeyn. All deine Sorge ſey nun, es in Zukunft beſſer zu bewahren. Ihn um ſo verliebter in dich zu machen, ſtelle dich nun an, als ob du weniger in ihn verliebt wärſt.

Unbefriedigt wacht die Liebe;
Doch befriedigt ſchläft ſie ein:
Oft lehrt unſre Flattertriebe
Buhlerey beſtändig ſeyn.

Baſtienne. Ich überlaſſe mich ganz euern weiſen Lehren.

Wahrſager. Nimm einen andern Ton mit Baſtian an.

Baſtienne. Ich will thun als ob ich das Beyſpiel nachahmte, ſo er mir giebt.

Wahrſager. Thu der Sache nicht zu viel, daß er's nicht merkt. Meine Kunſt ſagt mir, daß er bald erſcheinen wird. Ich werde dich rufen, wenns Zeit dazu ſeyn wird.

Baſtienne ab.

Dritte Scene.

Der Wahrſager.

Das Ganze erfuhr ich ſchon von Baſtian, und dieſe armen Kinder bewundern nun beyde meine tiefe Kunde, die mich all das errathen läßt, was ſie mir ſelbſt entdeckten. Ihre Liebe kömmt mir eben heute wie gerufen. Ich mache ſie glücklich, und demüthige zugleich den Hochmuth der ſtolzen Beſitzerin dieſes Landgutes.

Vierte Scene.

Der Wahrſager. Baſtian.

Baſtian. Die Liebe und euer weiſer Rath haben mich endlich klug gemacht; ich ziehe Baſtienne allen überflüßigen Gütern vor. In meiner Dorfjacke habe ich ihr gefallen, was könnte mir im reichen Hofrocke beſſeres zu Theil werden?

Wahrſager. Baſtian, nun iſts zu ſpät, ſie vergißt dich.

Baſtian. Sie vergißt mich? o Himmel! Baſtienne kann ſich ſo verändern?

Wahrſager. Sie iſt ein junges artiges Mädchen, ſollte ſie ſich nicht rächen?

Baſtian. Nein, unmöglich!

Trug wohnt nicht in Baſtiennen;
Sie, die mir die Treue ſchwur,
Kann für keinen andern brennen,
Als für ihren Schäfer nur.

Wahrſager. Es iſt kein Dorfjunge, den ſie vorzieht, es iſt ein ſchönes Stadtherrchen.

Baſtian. Wer ſagt euch das?

Wahrſager. mit Nachdruck. Meine Kunſt!

Baſtian. Ich kann nicht daran zweifeln! Ach! was wird nun aus mir, der ich ſo leichtſinnig war, mich durch die Schmeichelreden der Hofſyrenen von ihr abſchwätzen zu laſſen. Soll ich ſie denn auf ewig verloren haben?

Wahrſager. Man iſt übel dran, wenn man dem Glück und der Liebe zugleich fröhnt; und man iſt nicht immer ſo ungeſtraft ein hübſcher Junge.

Baſtian. Ich bitt' euch, zeigt mir doch ein Mittel, dem Unglücksſtreich zu entkommen, den ich befürchte.

Wahrſager. Laß mich einen Augenblick mit mir ſelbſt drüber zu Rathe gehn. Er langt ein Zauberbuch ſamt einem Zauberſtäbchen aus ſeiner Taſche, und beginnt damit eine Beſchwörung. Die jungen Dorfmädchen, die ſchon bey ihm Rathe zu

erholen kommen, laſſen ihre Geſchenke fallen, und flüchten ſich alle erſchrocken hinweg, als ſie ſeine Verzerrungen erblicken. Die Beſchwörung iſt geſchehn! Baſtienne wird ſogleich erſcheinen. Du haſt ſie hier zu erwarten.

Baſtian.

Beſänftigt ſie wohl meine Reue?
Ach! hört ſie wohl mein brünſtig Flehn;

Wahrſager.

Ein Herz, voll Zärtlichkeit und Treue,
Kann jeden Wunſch befriedigt ſehn.

Von Seite. Nun will ich ſie auf das vorbereiten, was ſie ihm zu ſagen hat. ab.

Fünfte Scene.

Baſtian.

Schlöſſer, reich an Pracht und Golde,
Euer Glanz reizt mich nicht mehr;
Nun nehm' ich zu dir, o Holde!
Meine ſüße Wiederkehr.
Können meine heißen Thränen,
O Geliebte, dich verſöhnen,
Dann bringt jeder Augenblick
Mein verlornes Gut zurück.

Alles Glück dünkt klein und nieder
Dem, der treu und zärtlich liebt:

Schönſte, gieb dein Herz mir wieder,
Nun dein Hirt dir ſeines giebt!
Dieſes Rohr ſamt dieſem Stabe
Sey allein mein gröſztes Habe,
Nur dein Herz mein Fürſtenthum,
Seine Huld mein Stolz und Ruhm.

Fürſten tauſchen Macht und Ehren
Gern um ihre Zärtlichkeit:
Doch, bey aller Macht, entbehren
Sie das Glück, das ſie mir beut.
Fort mit Reichthum, Pracht und Golde!
Mich entzückt allein die Holde:
Reichthum, Ehre, Pracht und Zier,
Alles find' ich nun in ihr.

Sechſte Scene.

Baſtian. Baſtienne. geſchmückt.

Baſtian. bey Seite. Himmel! da iſt ſie! — Ich zittre ihr unter die Augen zu kommen. Ich will fort! — Doch ich verliere ſie, wenn ich fliehe. —

Baſtienne. bey Seite. Er ſieht mich! — wie bewegt bin ich! — das Herz ſchlägt mir! —

Baſtian. Ich weiß nicht wo ich bin.

Baſtienne. Ich bin ihm zu nahe gekommen, ohne daß ichs merkte.

Baſtian. Länger halt' ichs nicht aus; ich muß ſie anreden. Zu Baſtienne mit einem gemilderten Ton und einer halblächelnden, halbverlegenen Miene. Meine Baſtienne! biſt du böſe? Ich bin Baſtian! Sieh mich nur ein wenig an!

Baſtienne, die ihn kaum anzublicken wagt. Baſtian liebte mich, Baſtian war mir treu: ich ſehe dich, aber nicht meinen Baſtian.

Baſtian. Mein Herz hat ſich nie verändert, mein zu grauſamer Irrthum kam von einem Loos, das ein böſer Geiſt über mich auswarf. Der Wahrſager hat ihn zernichtet. Trotz dem Neide, bin ich noch immer dein Baſtian, liebe dich immer zärtlicher.

Baſtienne. Auch ich fühle mich von einem Verhängniß verfolgt. Der Wahrſager trägt keine Schuld daran.

Baſtian. Wie unglücklich bin ich!

Baſtienne. Von einem treueren Liebhaber —

Baſtian. Ach! deine Treuloſigkeit wird mein Tod ſeyn.

Baſtienne.

Eitel iſt dein Wahn und leer;
Nein, ich liebe dich nicht mehr.

Baſtian.

Nein, ich kann es noch nicht glauben;
Du nimmſt nicht dein Herz zurück:

Kannſt

Kannſt du mir das Leben rauben,
Dann zerſtörſt auch du dein Glück.

Baſtienne. bey Seite. Ach! zu Baſtian. Nein, du verrathſt mich!

Eitel iſt dein Wahn und leer;
Nein, ich liebe dich nicht mehr.

Baſtian. So ſey es denn! du willſt, daß ich ſterbe, und ich gehe denn, mich auf ewig aus dieſem Dorfe zu entfernen.

Baſtienne. ihn, da er ſich langſam entfernt, zurückrufend. Baſtian!

Baſtian. halb unwillig. Was?

Baſtienne. Du fliehſt mich?

Baſtian. Soll ich bleiben, um dich in den Armen deines neuen Geliebten zu ſehen?

Baſtienne.

So lang ich Baſtian entzückte,
War ich an meiner Wünſche Ziel.

Baſtian.

O wie war ich nicht der Beglückte,
Als ich noch, Schönſte, dir gefiel!

Baſtienne.

Da er mein Herz verſchmäht, ernennet
Es einen edlern Jüngling ſich.

Baſtian.

Da ſie die ſüßen Bande trennet,
Hat wohl die Welt ein Gut für mich?

Urſula.

Kommt, kommt, meynt' ihr ich kenn' euch nicht an euerm lebhaften Wiz? Kan Tugend ſich ſelbſt verbergen? Geht, geht, ihr ſeyd Antonio; Annehmlichkeiten laſſen ſich nicht verläugnen, und damit iſt's aus.

Beatrix (zu Benedict.)

Wollt ihr mir nicht ſagen, wer euch das ſagte?

Benedict.

Nein, das bitt' ich mir aus.

Beatrix.

Wollt ihr mir auch nicht ſagen, wer ihr ſeyd?

Benedict.

Izt nicht.

Beatrix.

„Ich habe einen widerwärtigen Humor, und mein „ganzer Wiz ſey aus den hundert luſtigen Erzählun„gen -- Gut, der war Signor Benedict, der das ſagte.„

Benedict.

Wer iſt der?

Beatrix.

Ich bin ſicher, ihr kennt ihn ſo gut als euch ſelbſt.

Mit innigſter Rührung.

Wie, Baſtienne löſt das Band.

Baſtienne.

Sie ſcheuet deinen Unbeſtand.

Beyde.

So löſe denn auch ich das Band:
Dies Herz, das du ſo ganz beſeſſen,
Beruhigt ſich, und wird vergeſſen
Was es dereinſt für dich empfand.

Baſtian.

Welch glänzend Schickſal mir auch immer
Ein angebotnes Herz verſprach,
Setzt' ich doch aller Erde Schimmer
Einſt, Baſtienne! weit dir nach.

Baſtienne.

Obgleich, geſchmückt mit Gold und Seide,
Ein Höfling mich zur Braut erkohr,
Zog ich des Hofes Glanz und Freude
Doch, Baſtian! einſt weit dich vor.

Baſtian. zärtlich.

Ach, Baſtienne!

Baſtienne. ſenkend.

Flattergeiſt!
Den doch mein Herz mich lieben heißt.

Baſtian wirft ſich zu ihren Füßen, ſie macht ihm an ſeinen Hut ein reiches Band bemerken, das er von der Dame des Orts erhielt. Baſtian wirft es voll Verdruß von ſich. Baſtienne reicht ihm ein einfacheres, womit ſie geziert war, das er entzückt annimmt.

Baſtienne.

Mit dieſem ſüßen Band umwindet
Auf ewig Baſtienne dich.

Baſtian.

Mit dieſem ſüßen Band verbindet
Dir Baſtian auf ewig ſich.

Beyde.

So ſey dir denn mein Herz und Treue
Zum ſteten Unterpfand geſetzt,
Und unſer Bund ſey nie durch Reue,
Nie mehr durch Unbeſtand verletzt.

Siebente Scene.

Der Wahrſager. Baſtian. Baſtienne.

Wahrſager. Nun befreyt' ich euch von dem grauſamen Zauber, und ihr liebt euch noch trotz dem Neide.

Baſtian. Beyde bieten dem Wahrſager ein Geſchenk an. Welche Gabe vermag je einen ſolchen Dienſt zu belohnen?

Wahrſager, nimmt ihre Geſchenke mit beyden Händen auf. Ich bin durch euer Glück belohnt genug. Kommt, ihr Jungen, kommt, liebe Mädchen! verſammelt euch, und folgt ihrem Beyſpiel. Alles komm, was jung und artig im Dorf iſt. Laßt uns durch unſern Geſang an ihrem Glücke Theil nehmen.

Achte und letzte Scene.

Der Wahrſager, Baſtian, Baſtienne, Chor der Dorfjungen und Dorfmädchen.

Chor.

Seht, der Schäfer kehrt zurücke;
Feyern wir dies ſchöne Glücke!
Ihre Liebe, ſeine Treu
Sey an Reizen immer neu.
Preiſt, o preiſt durch frohe Lieder
Unſers Meiſters hohe Macht,
Der ein Flatterherz nun wieder
In der Treue Schoos gebracht.

Es wird getanzt.

Baſtian. Kommt.

Zwar wechſeln alle Tage
Im Hüttchen hier, mein Kind,
Nur Sorge, Müh' und Plage
Mit Sonne, Froſt und Wind.
Doch zieheſt du, mein Liebchen,
Bey mir als Wirthin ein,
Dann wird in meinem Stübchen
Nichts mehr zu wünſchen ſeyn.

Wenn mich aus Flur und Weide
Der Abend zu dir bringt,
Dann biſt du's, die voll Freude
Mich wärmer ſtets umſchlingt,

Und ruft mich Morgens frühe
Der Pflug auf's Feld zurück,
Dann lindre Sorg' und Mühe
Ein Lied von unſerm Glück.

Tanz und Pantomime.

Wahrſager. Jederman zeigt hier ſeine Freude ſo gut er kann; da ich nicht mittanzen kann, ſo ſollt ihr ein neues Lied von mir hören. Er zieht ein Lied aus ſeiner Taſche.

Die Liebe huldigt oft der Kunſt,
Doch huldigt auch die Kunſt der Liebe;
In Städten triſt man ihre Gunſt,
Das Land folgt ſichrer ihrem Triebe.
Gewöhnlich iſt die Liebe blind:
Hier ſtraft ſie, was ſie dort erlaubet,
Dort giebt ſie, was ſie hier uns raubet,
Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Baſtian mit dem Chor.

Gewöhnlich iſt die Liebe blind!
Hier ſtraft ſie, was ſie dort erlaubet,
Dort giebt ſie, was ſie hier uns raubet,
Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Baſtian das Lied anſehend. Es hat mehrere Abſätze. Ich find' es ganz artig.

Baſtienne baſta. Laßt doch ſehn, laßt doch ſehn; wir wollen auch ſingen. Sie nimmt das Lied.

Hier

Hier folgt ſie kunſtlos der Natur,
Und Einfalt giebt ihr das Geleite;
Dort ſucht ſie Pracht und Hoheit nur
Und Eitelkeit rauſcht ihr zur Seite.
Gewöhnlich iſt die Liebe blind:
Hier ſtraft ſie, was ſie dort erlaubet,
Dort giebt ſie, was ſie hier uns raubet,
Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Chor.

Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Baſtian.

Oft heiſcht der Liebe ſanfter Brand
Des Herzens treue Huldigungen:
Doch oft wird auch durch Unbeſtand
Ein flatterhaftes Herz bezwungen.
Gewöhnlich iſt die Liebe blind:
Hier ſtraft ſie, was ſie dort erlaubet,
Dort giebt ſie, was ſie hier uns raubet,
Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Chor.

Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Wahrſager.

Sie macht, wie ihr's die Grille heißt,
Uns bald zu Königen und Sklaven:
Bald duldet ſie den Eifergeiſt,
Bald ſucht ſie ihn auch zu beſtrafen.

Gewöhnlich iſt die Liebe blind:
Hier ſtraft ſie, was ſie dort erlaubet,
Dort giebt ſie, was ſie hier uns raubet,
Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Chor.

Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Baſtian.

Wer ſtets von Herz zu Herzen irrt,
Wird oft der Liebe Glück verſcherzen:
Doch treibt der flatterhafte Hirt
Den Treuern auch aus manchen Herzen.
Gewöhnlich iſt die Liebe blind:
Hier ſtraft ſie, was ſie dort erlaubet,
Dort giebt ſie, was ſie hier uns raubet,
Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Chor.

Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Baſtienne.

Stets ſtellt ſie ihrer Laun' uns frey,
Bald liebt ſie Scherze, bald auch Klagen:
Man kann, man kann —

Baſtian.

hilft ihr leſen.

Man kann ſie oft durch Tyranney,

Baſtienne.

Oft auch durch Schmeicheley verjagen.

Beyde.

Gewöhnlich iſt die Liebe blind:
Hier ſtraft ſie, was ſie dort erlaubet,
Dort giebt ſie, was ſie hier uns raubet,
Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Chor.

Kurzum, ſie iſt ein Kind, ein Kind!

Es wird getanzt.

Baſtienne.

In meines Liebſten Armen hier
Fühl' ich nur Luſt und keine Plage;
Er tanzt, er lacht, er ſingt mit mir:
Welch eine Kette froher Tage!

Wenn man wohl zu lieben weiß,
O wie reizend iſt das Leben!
Leben heißt dann wechſelsweis
Freude nehmen Freude geben:
Und die frohen Stunden fliehn
Wie ein Bach durch Blumen hin.

Es wird getanzt.

Baſtienne.

Hurtig, ſchlinget euch in Reihn,
Friſchgemuth, ihr Schäferinnen!
Nehmt die Flöten und Schallmey'n,
Laßt uns Lied und Tanz beginnen.

Chor der Dorfmädchen.

Hurtig, ſchlinget euch in Reihn u. ſ. w.

Baſtienne.

Laſſet den Geſang ertönen
Eure Herzen zu erfreun;
Aber laßt auch ſtets, ihr Schönen!
Lieb' und Luſt gepaaret ſeyn.

Chor der Dorfmädchen.

Hurtig, ſchlinget euch in Reihn u. ſ. w.

Baſtienne.

Zwar macht der Städter viel Geprahl,
Allein vergnügt ihn auch ſein Ball?
Iſt er ſtets ſingend,
Fröhlich und ſpringend,
Ungeſchminkt ſchön
Wie wir zu ſehn?
Kömmt all ſein künſtliches Konzert
Je unſrer Flöte gleich an Werth?

Hurtig, ſchlinget euch in Reihn u. ſ. w.

Chor der Dorfmädchen.

Hurtig, ſchlinget euch in Reihn u. ſ. w.

II.

Fortſetzung der Briefe
des Herrn Abbate Fortis ꝛc.

Sechſter Brief.

Barletta den 20. Nov. 1783.

Faſt gereuet es mich, lieber Tomo, daß ich es unternommen habe, dieſe dürftige Beobachtungen über die mineraliſche Beſchaffenheit Calabriens zuſammen zu ſuchen. Sie ſind wahrhaftig von ſo kleinem Belang, daß ich mich ihrer gern ein wenig ſchäme. Indeſſen will ich doch, trotz dieſen kleinen Anwandlungen von Schaam, meine Erzählung fortſetzen, in der Hofnung, dir mit der Zeit etwas beſſeres liefern zu können. Wäre es auch möglich, daß der mineralogiſche Zuſtand Calabriens noch länger eben ſo unbekannt bleiben könnte als der von Sibirien und von Amerika, unter einer Regierung die ſo ſichtbar das Wohl einer Nation zu befördern ſucht, die ſie von ſo vielen Seiten ſchon beglückt hat?

Das jenſeitige Calabrien iſt eine Halbinſel, die mit dem feſten Lande durch eine niedrige Landenge verbunden iſt, welche die Reihe der Kalk-Appenninen nicht mehr fortzupflanzen ſcheint, wie ſie ſolche vor Alters gewiß fortgepflanzt hat. Diejenige Seite, die nach dem Mittelländiſchen Meere hinſieht, iſt eine Ebene,

die

die durch Sand und Thon, welche der Fluß Amato herzuführt, und durch den Bimsſtein, welchen das Meer nach einem vulkaniſchen Brande auf Stromboli oder den Lipparischen Inſeln hier auszuwerfen pflegt, unſtreitig iſt gebildet worden. Die Seite nach dem Jonischen Meere zu iſt gebürgigt, und ſoviel ich ohne dort geweſen zu ſeyn vermuthen kann, ſind die daſigen Berge keine Kalkberge, oder wenigſtens müſſen ſie mit andern abwechſelnd und unterbrechungsweiſe gefunden werden.

Die Mitte der Landenge muß ſicherlich Kalkberge enthalten, aber allen Anſchein nach läuft die Kette der Appenninen daſelbſt aus. Ich war nicht im Stande dieſen Landesſtrich mit aller dazu erforderlichen Genauigkeit zu unterſuchen, und deshalb will ich es dir nicht als Gewisheit aufdringen, daß die Appenninen zwiſchen dem Meerbuſen von S. Euphemia und dem von Squillace aufhörten. Ich ſuchte über dieſe merkwürdige Aufgabe aus der phyſiſchen Erdbeſchreibung von eingebornen und verſtändigen Leuten einiges Licht zu bekommen: aber dieſer Himmelsſtrich ſcheint keine aufmerkſame Beobachter hervorzubringen. Ich erfuhr von ihnen nichts als die Gewisheit von der außerordentlich niedrigen Lage der Landenge, und daß man in einigen Gegenden, die weit genug von der Temperatur der hohen Berge entfernt liegen, beyde Meere ſehen könnte. Hieraus folgt, daß das jenſeitige Calabrien vor Zeiten eine Inſel geweſen ſeyn müſſe. Dieſe Folgerung wird

Benedict.

Nein, gewiß nicht.

Beatrix.

Machte er euch nie zu lachen?

Benedict

Ich bitte euch, wer iſt er?

Beatrix.

Wer er iſt? Des Prinzen Hof-Narr, eine dumme, abgeſchmakte Art von einem Narren, deſſen einziger Talent darinn beſteht, Läſterungen zu erſinnen, die auf niemand paſſen; er hat keine andre Freunde, als Leute von liederlicher Lebensart, und die Urſach warum ſie ihn gerne haben, iſt nicht ſein Wiz, ſondern daß er ein Taugenichts iſt; denn wenn er ihnen auf dieſer Seite gefällt, ſo ärgert er ſie auf der andern, und dann lachen ſie über ihn, und prügeln ihn zu gleicher Zeit; ich bin gewiß, er iſt hier; ich wollt' er hätte ſich an mich gemacht.

Benedict.

Wenn ich dieſen Cavalier finde, ſo will ich ihm melden, wie ihr von ihm ſprecht.

Beatrix.

Thut es, thut es, er wird höchſtens ein oder zwey Gleichniſſe an nur zerbrechen; und wenn es ſich fügt, daß niemand drauf Acht giebt, oder drüber lacht, ſo wird er

augen-

dir nicht ganz einleuchtend seyn; aber laß sie nur dies esmal durchschlüpfen und erwarte mit der Zeit eine nähere Entwickelung derselben.

Wenn man mir Wahrheit berichtet hat, so finden sich auf dem erhabenen Theile der Landenge Thonhügel, die höher sind als die Kalkhügel; und du begreifst leicht, daß sie nicht anders als durch Gewässer, die zwischen den Unterbrechungen des Appenninen-Gebürges hindurch flossen, gebildet seyn können.

Auf meiner Reise von Euphemia bis Pizzo hatte ich das Ländchen Maida, dessen Hügel aus Thon bestehen, immer zur Linken. Barrio merkt an, daß sich Brüche von marmorartigem Gyps und eine salzige Quelle daselbst fänden. Die Gegenden um Marcellinara, welches etwas weiter hin liegt, sind von eben dieser Beschaffenheit. Aus diesen Angaben läßt sich sicher schliessen, daß in den tiefer liegenden Schichten Schwefel und Steinöl zu finden seyn müsse.

Dieses ist die gewöhnliche Beschaffenheit der Berge und Hügel, die sich seitwärts an die Appenninen lehnen; und gerade so findet man sie, nach den Beobachtungen gelehrter Reisenden, überall, wo die verschiedenen Zweige der großen Kalkappenninen, die durch Europa streichen, ein Ende nehmen. Der trübe Fluß Angitola (über welchen man, da ich ihn passirte, eine prächtige Brücke führte) zeugt sehr deutlich von den Bestandtheilen der Berge im Innern der Landenge.

Seine

Seine Gewäſſer ſind aſchgrau, wie die Gewäſſer des Pescara-Fluſſes in Abruzzo, der wegen ſeiner ſchwärzlichen Farbe von den Alten Aternus genannt wurde.

Indeſſen muß es doch im Innern der Landenge auch Granit- und Schiefer-Berge geben, weil auch hiervon der Fluß Angitola unverkennbare Merkmale mit ſich führt. Ueberdies findet ſich auch auf der ganzen Strecke von Angitola bis nach dem Städtchen Pizzo Granit auf der Landſtraße.

Ich ſetzte eilig über den Angitola, und ſtieg auf einem angenehmen Wege, wo ein friſches Lüftchen wehete, nach Pizzo hinan. Auf dieſem Wege bemerkte ich an der Seite eines Granithügels einige Stellen, die genau das Anſehen des decomponirten Granits hatten. Denn er lag hier zwiſchen ziemlich harten Maſſen von gemeinem Granit, unordentlich zerſtreut. Eben dieſer Hügel zeigt alle Merkmale eines durch vulkaniſche Gährung aus dem Meere emporgehobenen Berges, und hat einige Aehnlichkeit mit dem Berge bey Vuerbo. Er iſt ein neuer Beytrag zur Aufrechthaltung des Syſtems einiger Naturforſcher, die den Granit durch Feuer bilden laſſen. Um meiner Sache ganz gewiß zu ſeyn, habe ich alles ſehr genau unterſucht. Ich fand längs dem Wege eine Maſſe von Kalk, die rund umher von Granitplatten umgeben war, welche bereits anfiengen zu verwittern. Jene Kalkmaſſe war von Meerinſekten durchbohrt und durchlöchert, wie es ſich bey Kalk, der

im Meere gelegen hat, gewöhnlich zu finden pflegt. Ich konnte mich nicht genau überzeugen, ob ſich dieſe Maſſe wirklich ganz iſolirt unter dieſem verwitternden Granit befinde, oder ob ſie unten mit einer verborgenen Kalkſpitze des Appenningebürges zuſammen hange. Im erſten Fall wäre dies ein ſtringenter Beweis für den vulkaniſchen Urſprung jenes Granithügels; aber man kann dieſe Erſcheinung durch nichts anders als durch ein Emporſchnellen und Herabfallen aus der Höhe erklären. Aus eben dieſer Urſach finden ſich auch in den Vulkaniſchen Hügeln, die aus Tuf beſtehen, ſehr oft groſſe Stücke von alten Laven und Kalkſtein: wir ſelbſt haben dergleichen mehr als einmal in den Gegenden von Vicenza beobachtet. Wenn die Kalkmaſſe tiefe Wurzeln hat und zu irgend einem unſichtbaren Zweige der Appenninen gehört, ſo könnten unerfahrne Beobachter, die zumal der Hypotheſe anhangen, daß der Granit durch das Waſſer gebildet worden, leicht verleitet werden, zu glauben, daß die Materien, mit welchen er umgeben oder unter welchen er begraben iſt, einzig und allein von dem Meere ausgearbeitet ſeyn müſſen. Aber nicht alſo würden die andern ſchlieſſen, die feines Auge genug haben, um die plutoniſchen Merkmale der mineraliſchen Produkte zu erkennen.

Die äuſſere Schaale dieſes Hügels (denn Schicht kann man ihn nicht nennen) iſt ein Haufen von groſſen Granitſchollen, die nach und nach verwittern und ſich

in

in Platten zerlegen, gleichſam als ob ſie aus ſolchen Platten wären zuſammengeſetzt worden. Ihr Kern iſt überaus hart, wie in den Lavaklumpen die man auf der Vicentiniſchen Gebürgen ſo häufig antrift, und die ſich, weil ſie den Anfällen der Luft ebenfalls ausgeſetzt ſind, nach und nach ſpalten und in Schulfern zerblättern. Der verwitternde Granit dieſes Hügels enthält eine Menge kleiner Klumpen eines ſchwarzen leuchtenden Glimmers, der demjenigen ſehr ähnlich iſt, welchen man in den Laven von Freskati und noch häufiger in den Laven des Berges Voltura findet; deshalb fehlt es ihnen an Härte. Wenn dieſe Beſchaffenheit der Berge bis weiter hinunter zum Meerbuſen von Squillace fortdauert, ſo iſt der Urſprung dieſer Landenge bald beſtimmt: ſo iſt es bewieſen, daß das jenſeitige Calabrien in den älteſten Zeiten eine Inſel war; wie ich dann auch irgendwo geleſen zu haben glaube, daß hiervon bey den Alten eine Tradition im Umlauf geweſen ſey.

Pizzo, welches in dem letztern Erdbeben, nach den eingelaufenen Berichten völlig zu Grunde gerichtet ſeyn ſoll, war eine Stadt von ungefähr fünf tauſend Einwohnern. Letztere trieben eine lebhafte Schiffahrt, und machten ſie dadurch zur Stapelſtadt für die umliegende Gegend. Der Boden worauf ſie lag, war ein ſandiger Tuf, der deshalb bey einem ſtarken Erdbeben nicht zuſammenhalten konnte. Nach dem Berichte des Sign. Vivenzio kamen nur 9 Perſonen dabey ums Leben —

o wie wünſchte ich, daß ſie ſich alle gerettet haben möchten!

Auch Pizzo verließ ich mit wahrer Zuneigung gegen die Calabrier. Der erſte Eindruck entſcheidet doch immer über Liebe und Haß. Ich fand daſelbſt einen Grundehrlichen Gaſtwirth, der mich mit Höflichkeiten überhäufte, und doch nachher ſolch eine kleine Rechnung machte, daß ich bis dieſe Stunde glaube, er hat ſich zu ſeinem Schaden verrechnet. Als ich mich am andern Morgen ſehr früh und noch halb im Schlafe auf den Weg machte, ließ ich meine Uhr im Wirthshauſe zurück. Ich war ſchon weit von Pizzo als ich es erſt gewahr ward. Schon wollte ich umkehren, als mir ein Knecht ganz auſſer Athem entgegen kam, und mir ein Namen ſeines Herrn die Uhr überbrachte — Geh und ſuche mir ſolche gefällige Redlichkeit in den Gaſthöfen unſers gebildeten Italiens! Dieſer gute Gaſtwirth hieß Bruno di Marcello! Wenn er doch einmal erführe, wie gern ich mich ſeiner erinnere! Und wenn doch er und ſeine ganze Familie die ſchönen Tugenden, Rechtſchaffenheit und Gaſtfreundſchaft, zu üben nie müde werden möchten! — Du erinnerſt Dich an die herzliche Aufnahme, mein lieber Temo, die wir in der Brückenſchenke in Graubündten fanden? Gewiß erinnerſt Du Dich daran; denn Herzen wie das Deinige vergnügen ſich mit dem Andenken guter Menſchen. Die Familie des redlichen Bruno di Marcello war das Gegenſtück zu jener!

Ich

Ich machte auch eine kleine Waſſerreiſe, um die Küſte von Bivona zu ſehen, die vor Alters Hirpenien hieß und dieſem Meerbuſen, der auch Golfo Lamelico und Terineo genannt wird, den Namen gegeben hat. Ein reizendes Grün bekleidete dieſe Küſte, ob wohl es ſchon in den heiſſen Tagen des Julius war. Die Felder und Fluren, die von oben bis unten angebauet waren, die herrlichen Oelgärten und ſchönen Weinberge grünten ſo fruchtbar und friſch, daß man ſich keine Ausſicht maleriſcher denken kann. Die Alten waren berechtigt zu dichten, daß Proſerpina aus Sicilien hiehergekommen ſey, um Blumen zu pflücken.

An dem Geſtade von Bivona finden ſich Klüfte von weichen Kalkſtein, der mit allerley Seeprodukten vermengt iſt. Schichten dieſer Steinart bleiben bis Tropea und noch weiterhin ſichtbar. Die ſeltſame Beſchaffenheit des Striches, der das Vorgebürge Zambrone bildet, entſtehet hauptſächlich daher, daß er längs dem Meere hin einerley Beſtandtheile, aber in ſeinem Innern eine große Mannigfaltigkeit von Produkten zeigt.

In der Nachbarſchaft von Pizzo entſpringt eine ſäuerliche eiſenhaltige Quelle, deren ſich die Einwohner auf mancherley Weiſe bedienen. Auch finden ſich Schmergel und einzelne edle Granitmaſſen daſelbſt, ohne daß man tief ſuchen darf. Ueberhaupt müßte dieſe Gegend, wenn man ſie mit Fleiß unterſuchte, eine Menge von angenehmen merkwürdigen und belehrenden

den Gegenſtänden darbiethen. Ich hoffe, daß die Akademiker von Neapel, die ausgeſandt ſind, um die Zerſtörung des letzten Erdbebens zu unterſuchen, in kurzen viel Gutes über dieſen Gegenſtand bekannt machen werden.

Als ich von Pizzo aus zu Lande nach Monteleone reiſte, führte mich der Weg, der von Schiefer und verwitterndem Granit durchbrochen war, immer Bergauf; ſobald ich aber auf der Höhe war, breitete ſich eine ſchöne fruchtbare Fläche vor mir aus, auf welcher einmal über das andere anſehnliche Bänke eines weichen Kalkſteins zu Tage lagen. Aber der gröſte Theil dieſer Ebene beſteht aus einem weißlichen Mergel (marga biancaſtra) voll verkalchter Schaalthiere, die auch mitunter ihre natürliche Geſtalt beybehalten haben. In den groſſen Riſſen, die das Waſſer gemacht hat, finden ſich Sandlagen, die auch voller Seethiere ſind.

Monteleone iſt eine freyherrliche Stadt, mit noch nicht völlig 8000 Einwohnern. Von außen macht ſie eine ziemlich gute Figur; aber von innen iſt ſie abſcheulich ſchmutzig. Das letztere Erdbeben hat ſie hart mitgenommen; doch haben nur ſehr wenig Einwohner ihr Leben dabey eingebüßt. Schon ſchwamm auf den Feldern vor Monteleone ein Meer von reifen Aehren; aber dieſer Anblick war mehr prächtig als angenehm, weil nicht Grün genug vorhanden war, um gegen die einförmige Dürre der Halmen vortheilhaft zu kontraſtiren.

ren. Nur einige Ulmenbäume am Eingange in die Stadt, und eine Allee, die zum Schloße gehört, konnten dem Auge eine erquickende Labung verſchaffen.

Die vulkaniſchen Ausbrüche, welche die Berge hinter Pizzo emporheben, müſſen bis Belforte wirkſam geweſen ſeyn, wenn man dem umſtändlichen Bericht des Barrio von den vulkaniſchen Produkten, die ſich dort finden ſollen, Glauben beymeſſen will. Er ſagt, daß ſich bey einer Kirche der Ciſtercienſer der lapis obſidianus (vulkaniſches Glas) finde, und fügt hinzu, daß man ihn zu ſeiner Zeit in den Glashütten gebraucht habe. Ich theile dir ſeine eigene Wort mit; ſie ſind wichtig, weil ſie über eine ökonomiſche und phyſikaliſche Manipulation damaliger Zeit Licht verbreiten. Secundum aedem, ſagt er, lapis obſidianus nascitur, ex quo fit vitrum optimum. Ich weiß, daß man ſich in einigen andern Ländern des vulkaniſchen Glaſes in den Glasmanufakturen bedient, und mittelſt deſſelben Waaren verfertiget, die den engliſchen Glaswaaren beykommen, und die doppelte Vollkommenheit haben, daß ſich die Liqueurs beſſer darin halten, und daß ſie nicht ſo leicht zerbrechen, als die übrigen.

Die beſten Karten ſtellen das Appenninengebürge zwiſchen Belforte und Simbario als ziemlich erhaben vor; aber demungeachtet belehrt uns Barrio, daß auch an dem letztern Orte lapis obſidianus gefunden werde. Aus dieſem Umſtande kann man ſchließen, daß in alten

Zeiten

Zeiten an und um der groſsen Kette der Kalkgebürge Vulkane gebrannt haben, ſo wie ihnen in Campanien und Apulien der Veſuv zur Rechten und der Volturna zur Linken brannten. In der Nachbarſchaft von Belforte, auf dem Wege, der nach Stilo führt, findet ſich auch, nach dem Barrio, Fraueneis (geſſo ſpecolare.) Es iſt gewiſs kein gemeiner Fall, dieſe Gypsart und vulkaniſches Glas ſo nahe bey einander zu finden, und ich weiſs kein einziges Beyſpiel im Groſsen davon. Indeſſen iſt es gewiſs, daſs ich in den Bergen von Lugo, und in den an vulkaniſchen Produkten ſo reichen Vicentiniſchen Verſteinerungen von zweyſchaaligen Seethieren (petrificationi di Bivalvi) gefunden habe, die in ihren Höhlungen Gypskriſtallen enthielten. Indeſſen ſehe ich nicht ab, warum in vulkaniſchen Gegenden ſich kein Gyps befinden ſollte: giebt es nicht in dem Thale Renca und anderwärts regelmäſsige Schichten von Kalk die mit Lava abwechſeln?

Zu Soriano, wo es Töpferwerkſtätten, Gyps und Schleifſteinbrüche giebt, fand ich es beſtätiget, daſs die untern Appenninen aus Thon, Gyps und Sand beſtehen. Eben ſo giebt es auch zu Atrivarni und Crano Selenit (pietra ſpecolare) und in der Nachbarſchaft der nun zerſtörten Stadt Mileto arbeitet man in marmorartigen Gyps, und brennt auch gemeinen Gyps. Dieſe unglückliche Stadt war auf dem Rücken eines Thonhügels gewiſs ohne alle Ueberlegung erbauet. Die

eiſens

eiſenhaltige Erde zu Leo und Serrata, die Salzwaſſer zu Stritantone und die Schwefelquellen zu Feroleto, Galatro und Cinquefrondi, zeugen deutlich von der Beſchaffenheit der Kette der untern Appenninen, ſo wie die Kalkhügel von Borello, von Arena, von Scrito und von Aneja den unregelmäſigen und niedrigen Auslauf der Appenninen beweiſen.

Lebe wohl für dieſesmahl, mein theurer Freund; lebe wohl!

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

III.

Ueber den verſtorbenen Muſikdirektor, Herrn Johann Heinrich Rolle, zu Magdeburg.

Sie wünſchen, mein würdiger Freund, einige biographiſche Nachrichten über unſern Rolle. Im Cramerſchen Magazin der Muſik vom Jahre 1783. Seite 1379. finden Sie ſchon über ihn einen ganz kurzen Aufſatz, den er ſelbſt eingeſchickt hat. Das weſentliche daraus iſt: „Er ward gebohren den 23ſten Decb. 1718. „zu Quedlinburg, wo ſein Vater, Chriſtian Friedrich, „damals Muſikdirektor war, kam mit dieſem in ſeinem „dritten

augenbliklich melancholiſch, und dann iſt ein Rebhuhn-Flügel gerettet; denn der Narr wird ſo ſchwermüthig darüber, daß er nicht zu Nacht eſſen kan. (Man hört eine Muſik hinter der Scene.) Wir müſſen den Anführern folgen

(ab.)

Dritte Scene.

Don Juan, Borachio und Claudio bleiben.

Don Juan.

Nichts gewiſſers, mein Bruder iſt in die Hero verliebt, und hat ihren Vater bey Seite genommen, um ihm den Antrag zu machen; die Damen folgen ihr, und es iſt nun noch eine Maske hier.

Borachio.

Und das iſt Claudio; ich kenne ihn an ſeinem Gang.

Don Juan.

Seyd ihr nicht Signor Benedict?

Claudio.

Ihr kennt mich wol, ich bin's.

Don Juan.

Signor, mein Bruder hat viele Freundſchaft für euch; er iſt in Hero verliebt; ich bitte euch, redet ſie ihm aus, ſie ſchikt ſich nicht für ſeinen Stand; ihr könntet ihm

„dritten Jahre nach Magdeburg, und ſtudierte unter „ihm die Muſik mit ſo gutem Erfolg, daß er ſchon in „ſeinem dreyzehnten Jahre ein vollſtimmiges Kirchen„ſtück componirte, welches ſein Vater hier öffentlich „aufführte. Im vierzehnten Jahre ward er Organiſt „an der hieſigen Petrikirche; er ſetzte dabey ſeine Schul„ſtudien fort, gieng im achtzehnten Jahre — nicht „im 28ſten wie durch einen Druckfehler im Cramerſchen „Magazin ſteht — nach Leipzig und ſtudierte daſelbſt „die Rechte, wollte 1740 ein Juſtitiariat unweit Ber„lin annehmen, als er in der Berlinſchen Kapelle an„geſetzt wurde. Hier ſtand er ſechs Jahr, kam als „Organiſt an der Johanniskirche wieder nach Magde„burg zurück, und ward ſechs Jahr darauf an ſeines „Vaters Stelle zum Muſikdirector hier erwählt, wo er „unter vielen Kirchen- und Gelegenheits-Stücken, „Symphonien, Klavierconcerten und kleineren Stücken, „hauptſächlich 8 vollſtimmige Paſſionen, und 18 Dra„men componirt hat.“

Sie verlangen aber über dieſe vortreflichen Mann mehr Detail von mir; beſonders wollen Sie wiſſen, was er für Magdeburg und das teutſche Publikum war, wie er das, was er war, geworden iſt, und wo„durch er ſich beſonders gehoben hat. — Was ich durch meinen vieljährigen vertrauten Umgang mit ihm, oder durch ſeine Freunde weiß, will ich Ihnen mit Vergnügen melden.

Der

Der Künſtler wird gebohren, ſagt man. Auch Rollens muſikaliſches Genie zeigte ſich früh. Er war ſechs Jahr alt, und hatte noch keinen Unterricht in der Muſik gehabt, als er in einer Klavier-Stunde, die ſein Vater einem der ältern Brüder gab, dem Anſcheine nach, ſpielend zuſah. Bey einer etwas ſchwerern Stelle, die ſein Bruder nicht gleich faſſen konte, ſprang unſer Rolle zu, und machte ſie mit großer Leichtigkeit. Sein Vater hierdurch ſehr überraſcht, hörte nun erſt, daß ſein Sohn blos für ſich weiter gekommen ſey, als ſein Bruder durch Unterricht. Er hatte ſich die Uebungsſtücke ſeiner Brüder auf den von den großen Partiturbogen abgeſchnittenen leeren Rändern abgeſchrieben, und ſie, wenn es keiner hörte, geübt. Nun unterrichtete ihn der Vater ſelbſt, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß er ſchon in ſeinem achten Jahre in dem Hauſe des damaligen Commendanten von Grävenitz Klavierunterricht ſelbſt gab, im dreizehnten componirte, und im vierzehnten hier Organiſt ward. Da ihm dieſe Stelle nur wenig Zeit nahm, ſo konnte er ſeine Schulſtudien dabey fortſetzen. Er that es mit Fleiß, und machte in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache merkliche Fortſchritte. Auch verſtand er die franzöſiſche und italieniſche recht gut, ſprach erſtere, und hat in letzterer, auſſer kleinen Arien, ein Singeſtück zu des Königs Geburtstag componirt. Auf der Akademie in Leipzig ſtudirte er, nebſt der Rechtsgelahrtheit, beſonders Philoſophie, ſetzte dabey die Muſik eifrig fort, machte bey

Feſtivitäten verſchiedene Compoſitionen, übte das Fagott, und erwarb ſich in einigen guten Häuſern Zugang.

Seine Hauptbildung erhielt er aber in Berlin. Er ſpielte in der damals eben errichteten Königl. Kapelle die Violine, wurde jedoch nachher, bey dem Mangel eines guten Bratſchiſten, mit Beybehaltung ſeines Gehalts, bey der Bratſche angeſetzt. Hier genoß er, ſechs Jahre lang, den vertrauten Umgang der beyden Graun und der Benda's, und ſein Geſchmack erhielt dadurch eine Bildung die ihm ſein Vater, der ſonſt ein guter Theoretiker war, nicht geben konte. Die Meiſterſtücke von Graun, Haſſe und andern großen Tonkünſtlern, die dort und bey der Kammermuſik des Königs mit der Lebhaftigkeit vorgetragen wurde die der Enthuſiasmus einer erſt errichteten Kapelle, und die Theilnehmung des Monarchen ſelbſt giebt, und die reifen Urtheile der Kenner darüber mußten auf ſein junges feuriges Genie auſſerordentlich wirken. Er ſetzte auch dort ſchon ein Paſſionsoratorium, das er ſeinem Vater nach Magdeburg zur Aufführung ſchickte, welches aber des ſehr ſchlechten Textes wegen, ſo wie ſeine mehreſten nachfolgenden Kirchenſtücke, unendlich verlieren mußte, und nur den Muſikus intereſſiren kann. Es kann nicht fehlen, daß Graun's Manier und das öftere hören und ſpielen ſeiner Stücke ſeine eigene Compoſitionsart etwas geſtimmt hat. Er konnte es indeſſen nicht wohl leiden, wenn man ihm, als einem glücklichen Schüler oder Nachahmer Graun's,

ein

ein Compliment machen wolte. Er ſchätzte vielmehr Haſſen und den Concertmeiſter Graun höher, als den Kapellmeiſter, und hatte gegen die berühmte Paſſion des letztern, als Kirchenſtück betrachtet, manches zu erinnern. In Symfonien galt Ditters bey ihm das meiſte. — In vielen guten Berlinſchen Häuſern, beſonders im Hauſe des Miniſters von Happe, wo er täglich freyen Zutrit hatte, erwarb er ſich die Weltkenntnis und den guten Anſtand, womit er jederman einnahm. In Berlin bekam er den Antrag, mit zwey jungen Grafen nach Italien zu gehen. Seine Eltern wolten es aber nicht geſtatten. Es iſt eine Aufgabe für den Muſiker, welchen Einfluß dieſe Reiſe auf ſeine Compoſitionen gehabt haben würde.

Sein Abſchied aus Berlin, den er auf den Ruf zur Organiſtenſtelle an der hieſigen Hauptkirche ſuchte, ward ihm ſchwer gemacht, weil ihn der König ungern aus der Kapelle verlohr. Er bekam ihn jedoch nach einem halben Jahre, behielt aber immer noch einige Verbindung mit dem Bendaſchen Hauſe bey, wohin er auch in den erſten Jahren noch zuweilen eine Ouvertüre, zur Feier des Stiftungstags der Kapelle ſandte, wovon eine den beſondern Beyfall des Königs erhielt.

In Magdeburg fand er vorzüglich in den geſchmackvollen Häuſern des Generals von Bork, und der Kaufleute Schwartz und Bachmann edle Freunde, die ihn ſchätzten. Beſonders machte er im letztern Hauſe die

Bekantſchaft des berühmten Sulzer, der damals Hofmeiſter bey dem hernach in Petersburg verunglückten Bachmann war, und lernte in dieſer Verbindung einige unſerer beſten Köpfe kennen. Hätte dieſer Umgang länger gedauert, oder hätte er früher einen kritiſchen Freund und beſſere Texte zu ſeinen Muſiken gehabt: ſo würde er eher bekant geworden ſeyn. So aber möchten von ſeinen damals und bis zu den Jahren 1760 geſetzten vielen ſchönen Singeſtücken, wenn nicht andere Poeſien gut untergelegt werden, wenige bleiben. Die während dieſer Zeit componirten Symfonien und Clavierconcerten, welche letztere er ſelbſt von Zeit zu Zeit mit Fertigkeit und Beyfall ſpielte, werden auch bey veränderten Claviergeſchmack, von Kennern immer geſchätzt werden.

Mit dem Jahre 1764, oder mit dem Anfange des von ihm hier geſtifteten öffentlichen Concerts, geht ſeine beſſere Periode an. Zwar war er ſchon vorher durch ſeine Paſſionen und Kirchenmuſiken, wovon er viele an auswärtige Freunde ſchickte, zu ſeinem Vortheil bekannt. Auch hörte und ſchätzte ſeine Compoſitionen der Berliniſche Hof, der ſich im ſiebenjährigen Kriege hier aufhielt, bey deſſen Anweſenheit er im Jahre 1760 eine Paſſionscantate ſetzte, die beſonders in den Chören und einigen vortreflich begleiteten Arien, zu ſeinen beſten Arbeiten gehört, und die hier und auswärtig mit ausnehmenden Beyfall viele Jahre gehört worden iſt. Doch hoben

ben seinen Ruf hauptsächlich erst seine Oratorien oder Dramen. Man hat diese zuweilen als Kirchenstücke beurtheilt, weil sie mehrentheils geistlichen Inhalts sind. Sie wurden aber allein zum hiesigen Concert gemacht, welches unter Rollens Direction anfing, und über zwanzig Jahre bestanden hat. Die Texte dazu versertiate, ein paar ausgenommen, damals der Herr Pastor panke, welcher unter andern großen Verdiensten um Magdeburg, besonders auch das hat, unseren Rolle durch bessere Poesien zuerst Gelegenheit gegeben zu haben, seine Talente würdiger anzuwenden und mehr zu verbreiten. Abels Tod, der von seinen Dramen zuerst im Klavierauszug herauskam, verbreitete seinen Ruhm auswärtig allgemein. Die nachfolgenden Stücke, wovon sich Davids Sieg, und besonders Saul auszeichnen, bestätigten ihn.

Weniger bekannt wurden die im Jahre 1770 auf Veranlassung des hiesigen Pastor Sturms, von ihm zum Clavier heraus gegebenen geistlichen Lieder und Naturgesänge. So viel schöne Melodie und natürlichen Gesang diese Stücke auch haben: so war diese Art Composition doch Rollens Fach nicht. Er war mehr für das Große und Feyerliche, wo er in ein ganzes Orchester wirken konnte. Hier war er in seinem Elemente, und entwickelte seine ganze Kraft.

Dies that er besonders in den Dramen, Abraham auf Moria, Lazarus und Thirza, die der Herr Pro-

feſſor Niemeyer vom Jahre 1776 an, wo ich — erlauben ſie mir den Stolz, es zu ſagen — dieſe beyden edeln Männer zuſammen führte, für ihn arbeitete. In dieſen erzielte er die gröſßte Höhe ſeines muſikaliſchen Flugs. Die kräftigere Sprache, die erhabenen Gedanken, die Abwechſelung und neue Manier in den Chören, die feurige Imagination, und das Intereſſe der Charaktere und Situationen, die der junge Dichter — ich ſchreibe dies gröſtentheils nach Rollens eignen Bemerkungen — in ſeine Singeſtücke brachte, gaben dem ältern Componiſten einen neuen Stoff. Sobald er ſich nur in die ihm Anfangs etwas ungewohntere Sprache einſtudirt hatte, ward er bald mit den ſtärkern Empfindungen des Dichters vertraut, und, ſelbſt davon durchdrungen, drückte er ſie mit einer Wahrheit und Energie aus, welche ſelten ihre Würkung verfehlte, und ſeine Muſik mehr zur Sache des Herzens als des Ohrs machte. Mechala, das vierte Niemeyeriſche Drama, hat dieſen gröſsern Eindruck hier weniger gemacht, ob man ſchon die Meiſterhand in vielen Parthien nicht verkennt. Vielleicht fand ſein Geiſt weniger Nahrung in dieſem mehr weltlichen Sujet. Dies hat man in mehrern Rolliſchen Stücken dieſer Art bemerkt. Nur Urania war ſeine Muſe. Bey ſeiner letzten Paſſionmuſik: die Feyer des Todes Jeſu, vom Hrn. Prof. Niemeyer ſcheint mir der Komponiſt vielleicht dadurch, daſs er dieſelben Situationen ſchon in ſieben Paſſionen vortreflich bearbeitet hatte, in einigem Zwange geweſen

zu ſeyn, um ſich nicht auszuſchreiben. Sie hat hier weniger reüſſirt. Hingegen iſt ſein neueres Drama, Melida vom Herrn Kammerreferendarius Sucro, ihm ſehr geglückt, weil es wieder in einer andern Manier gedichtet iſt, und ſehr gute Arienpoeſie hat. Sein letztes Stück, Cedor, von Herrn Kandidat Harreſee, welches eine Auferſtehungs-Scene enthält, und womit er wenige Wochen vor ſeinem Tode fertig wurde, hat er ſelbſt nicht mehr aufgeführt. Der Clavierauszug wird jetzt auf Pränumeration veranſtaltet. Man ſpürt darin noch nicht die mindeſte Abnahme ſeiner Kräfte, vielmehr ſcheinen ihm die höhern Auftritte, denen er nahe war, eine neue Begeiſterung gegeben zu haben.

Das Herz, voll Himmelsvorgefühl,
die Ewigkeit im Blick,
ſank ahnend ihm ſein Saitenſpiel
aus ſeiner Hand zurück!
Und ſein Engel faßt' es auf,
da es ihm entſank;
Ach! des Lebens ſchönen Lauf
ſchloß der himmliſche Geſang. (*)

Soll ich Ihnen, mein wertheſter Freund, noch etwas über Rollens Art zu komponiren, und ſeinen muſikaliſchen und moraliſchen Charakter ſagen? — Ich weiß nicht, wie es andere Muſiker machen. Bey der

(*) Eine Arie aus der Trauermuſik des ſeel. Rolle.

erſtaunlichen Fertigkeit und muſikaliſchen Kenntniß unſers Rolle, ward ihm die Arbeit ſehr leicht. Hatte er ſeinen Text genau gefaßt und ſtudirt: ſo diſponirte er erſt im allgemeinen die Tonart jedes einzelnen Stücks, warf das Thema dieſer oder jener Arie, mit der Violinſtimme oder mit dem Baß, auf das Papier, und bemerkte mit wenigen Punkten die Blaſe-Inſtrumente. Von dieſen hielt er ſehr viel, und ſetzte ſie mit Diſcretion immer am rechten Ort und oft mit auſſerordentlicher Wirkung. War das Ganze eingetheilt und durchdacht, dann ſchrieb er ſeine Partitur gleich in das reine, und änderte hernach ſelten etwas. Weil alles was er ſetzte ihm aus ſeinem eignen gerührten Herzen floß, ſo war die Arbeit ſeiner Compoſition ſehr lebhaft. Man ſah das Feuer womit er arbeitete in ſeinem Geſicht und in ſeinen Geberden. Die Scene ſtand lebendig vor ihm da; das Orcheſter war in ſeinem Kopf; alles tönte ihm; und er ſchien mit Enthuſiasmus nur nachzuſchreiben, was ſeine himmliſche Muſe ihm dictirte. Da lag dann ſeine Partitur, das unſterbliche Werk, fertig vor ihm. Kein phyſikaliſcher Ton, ſagte er mir einſt bey einem ſeiner größern Werke, iſt davon in mein Ohr gekommen, ich weiß aber doch: es klingt! In der erſtern Zeit hatte er nicht einmal ein ſpielbares Clavier. Nur vor wenigen Jahren erhielt er eines aus Braunſchweig, worauf der gefällige Mann ſeinen Freunden, auf ihre Bitte, aus ſeinen unaufgeführten Stücken zuweilen ein paar Arien und Recitative vorſpielte, ob ihm ſchon das Singen

ſauer ward, und er dem Eindruck des Ganzen bey der Aufführung der vollen Muſik dadurch zu ſchaden glaubte.

Den eigenthümlichen Charakter der Rolliſchen Compoſitionen kennen Sie, und das Publikum aus ſeinen verſchiedenen Arbeiten. Ein Muſikus mag ihn kritiſch beſtimmen. Mir ſcheint das vorzügliche darin zu liegen, daß er mit Grauns ſingbarer und gefälliger Muſik Händels Kraft und Pathos, beſonders in den Chören verband; daß er ſeine Begleitung mit tiefem Verſtändniß der Inſtrumente ſimpel und immer Effect thuend ordnete; daß er ſeine Wiederholungen nicht ſo häufig, ſondern, ſo wie ſeine glücklichen Inverſionen, beſtändig am rechten Orte anbrachte; und daß er überhaupt die Kunſt ſeiner richtigen Empfindung ganz unterordnete. Da er in der gebundenen und ungebundenen Schreibart durch Theorie und lange Uebung ein gleich großer Meiſter war; ſo gebrauchte er beyde, je nachdem dieſe oder jene ihm mehr Würkung zu thun ſchien. Dies hob vorzüglich ſeine Fugen und Chöre, wo er, bey der ſchönſten Harmonie die Stimmen ſo richtig und geſchmackvoll vertheilte, daß ſie immer deutlich blieben, und das Ganze kräftig, voll, harmoniſch und doch durchſichtig war. Dieſe Chöre, und viele ſeiner Accompagnements, für welche er eine gewiſſe Vorliebe hatte, weil er es für ſchwerer hielt ein gut Accompagnement als eine Arie zuſetzen, drangen gröſtentheils tief ein, und werden ſich erhalten, ſo lange richtiger muſikaliſcher

hierinn einen Dienſt thun, der eines rechtſchaffnen Mannes würdig wäre.

Claudio.

Woher wißt ihr, daß er ſie liebt?

Don Juan.

Ich hört' ihn, es mit Schwüren bekräftigen.

Borachio.

Und ich; er ſchwur, er wollte ſie dieſe Nacht noch heurathen.

Don Juan.

Kommt, wir wollen zur Tafel.

(Don Juan und Borachio gehen ab.)

Claudio.

So antwort' ich zwar in Benedicts Namen, aber höre dieſe ſchlimme Zeitung mit Claudio's Ohren. Es iſt richtig, der Prinz wirbt für ſich ſelbſt. Freundſchaft iſt in allen andern Dingen zuverläßig, nur nicht in Liebes-Angelegenheiten; o Liebhaber, laßt euch das zur Warnung dienen, laßt eure eigne Zungen eure Unterhändler ſeyn, und traut keinem Agenten; die Schönheit iſt eine Hexe, durch deren Zauberkünſte Treue in Blut zerſchmilzt. (*) Mein unvorſichtiges Zutrauen macht mich in Zeit einer Stunde ſo klug. So lebe dann wohl, Hero!

Benedict

(*) Eine Anſpielung auf den alten Aberglauben, daß Hexen Milch, Wein, und dergl. durch ihre Zaubereien in Blut verwandelten. D. Warburton.

Geſchmack herrſcht, und natürlicher Geſchmack und Empfindung nicht durch Künſteley und moderne Zierrathen verdrängt wird.

Man hat Herrn Rolle Flecken in der Accentuation, in dem Uebertriebenen des Mahleriſchen, und in dem eigentlichen Opernſchen des Satzes vorgeworfen. Letzteres verſteh' ich nicht; aber vem erſtern Vorwurfe über die Accentuation möcht' ich beſonders ſeine frühern Stücke nicht ganz frey ſprechen. Die Urſach davon liegt in dem Zeitpunkte, wo er anfing zu komponiren, und wo man an richtige Declamation, die leider jetzt noch ſelten genug iſt, zumal bey ſeinen Texten, gar nicht dachte. In den letztern Zeiten iſt er weniger in dieſen Fehler gefallen, und er nahm in verſchiedenen Stellen die Kritik ſeiner Freunde, wenn ſie ihn überzeugte, gern darüber an. So auch mit dem Mahleriſchen! Die Hauptſache war bey ihm das Effect thuende, und dazu nahm er oft ſeinen eignen dreiſten Gang. Ein paar Fälle, deren ich mich erinnere, ausgenommen, möcht' ich die Sache des Ohrs und der Empfindung, wofür doch Muſik eigentlich iſt, wohl gegen die kältere Kritik der Theorie vertheidigen. Man muß auch bey richtiger Beurtheilung der Rolliſchen Arbeiten immer auf ſein Orcheſter, und vorzüglich auf ſein Publikum wofür er ſetzte, Rückſicht nehmen. Da ſeine Inſtrumentaliſten und Sänger abwechſelnd ſchwach waren, ſo mußte er ſeinen Flug hemmen, und ſich nach dem kleinern Umfang ihrer Töne richten. Aber ſo ſchön wie

ſie

ſie waren, that er damit, nach dem Ausſpruch mehrerer Kenner, bey der Execution auſſerordentliche Würkung. Dies beweiſet die aufmerkſame Stille und die ſichtbare Theilnehmung eines gedrängten Auditoriums von mehrern hundert Perſonen, deren Herzen er, ich möchte ſagen, in ſeinen Händen zu haben ſchien, und die er bald erſchütterte, bald bis zu Thränen erweichte. Viel trug hierzu das Anſehen und die Liebe bey, die er im Publikum und bey ſeinem Orcheſter hatte, von welchem jeder gern unter ihm ſtand, und ſich der möglichſten Accurateſſe befließ. Auch kannte er ſeine Zuhörer, und wußte, was faßte. Daher fielen hier auch fremde Sinaeſtücke, die er, beſonders in den letzten Zeiten, öfters gab, weniger gut aus. Er ſelbſt las ſelten anderer Arbeiten und Kritiken; war gegen fremdes Verdienſt oft gleichgültiger, ja ich möchte faſt ſagen, unbilliger, als man es von einem Mann wie Rolle, erwarten ſollte. Man kann ihm daher das ausſchreiben nicht Schuld geben. Hat er mit einem andern Tonkünſtler einen gleichen Gedanken, ſo würde ich es eher für Zufall halten.

Sein perſönlicher Charakter ſteht ſeinem muſikaliſchen nicht nach; ich glaube vielmehr, daß der einen in den andern faßte. Denn die Grundlage von beyden war ein feines und ſchnelles Gefühl für alles Edle und Erhabene, und beſonders für das Rührende und Religiöſe. Wie oft hab ich, wenn ich ihm die Dramen,

die

die er aus meiner Hand empfieng, zuerſt vorlas, Thränen in ſeinen Augen geſehen, und den Ausdruck geahndet, den er dieſer oder jener Stelle geben würde? — Er war ſonſt der offenſte heiterſte Geſellſchafter, der gefälligſte Freund, der zärtlichſte Vater und Ehegatte, ganz für häusliche Glückſeligkeit geſtimmt und in dieſem häuslichen Zirkel ganz glücklich, der rechtſchaffenſte thätigſte Mann, liebreich gegen ſeine Untergeordnete, oft bis zur Bewunderung geduldig, und, was ſeine Verdienſte krönt, der wärmſte Verehrer der Religion, die er öffentlich und im ſtillen übte, und die er durch ſein Leben, wie durch ſeine Geſänge, pries.

Er ſtarb den 29. December 1785, nachdem er eine faſt ununterbrochene Geſundheit genoſſen, und die Schwächen des herannahenden Alters wenig gefühlt hatte. Einige Wochen vor ſeinem Tode, wo er ſich durch anhaltende Arbeit angegriffen hatte, bekam er einen Zufall, der ſein Geſicht ſchwächte. Er erholte ſich wieder, als ein unvermutheter Schlagfluß ihn befiel, der ihn ſprachlos machte, und nach wenigen Tagen in einem Alter von 67 Jahren ſein Leben endete.

Von ſeinem Geſichte, das viel Ausdruck und Würde hatte, hat Herr Buſchek, ein hieſiger geſchikter Künſtler, nach ſeinem Tode einen Gipsabguß genommen, und darnach ſeine Büſte ſehr ähnlich abgeformt. — Magdeburg hat an ſeinem Rolle, der ſich vierzig Jahre lang um ſeine Unterhaltung ſo verdient machte, und

der

der unter ſeinen Einwohnern der erſte, war der es im Fache der ſchönen Künſte hob, ſehr viel verloren, und weiß es. Es ehrt dankbar ſein Andenken. Es ließ ihm eine eigne von Herrn Profeſſor Niemeyer verfertigte und von ſeinem geſchikten Nachfolger, Hrn. Muſikdirector Zachariä, komponirte Trauercantate, mit Begräbnißchören aus dem Lazarus, nebſt dem Gebet aufführen. Seine Büſte war dabey aufgeſtellt; das volle Auditorium war gröſtentheils in Trauer, und weinte ihm manche ſtille Thräne; der große Stamitz, der eben hier durchreiſte, ſpielte mit. Die Entreegelder, die einige hundert Thaler betrugen, erhielten die Wittwe und Kinder. Auch iſt für letztere noch eine beſondere Sammlung von mehrern hundert Thalern, zu ihrem beſſeren Fortkommen, veranſtaltet. Edle Mildthätigkeit iſt ein charakteriſtiſcher Zug von Magdeburg. Ich bin ꝛc.

Magdeburg, den 19. Dec. 1786.

K. v. K.

IV.

Gedichte.

An Schulz und Voß,

zum Dank für Ihr Lied,

„Troſt am Grabe.„

Einſam, bang, mit Thränenleerem Blicke,
Tief verſenkt in finſtre Grübeley,

Fodert'

Fodert' ich den Bruder kühn zurücke
In des trübſten Jammers Phantaſei!

Sah den Strom der wirbelnd mit Ihm eilet,
Tief hinab Ihn zieht im ſchnellen Lauf,
Riß die Wunde, die durch Dulden heilet,
Grauſam, eigenmächtig wieder auf,

Horchte jedem Lüftchen, jedem Säuſeln,
Schaute ſtarr nach jedem Schatten hin,
Foderte von jedem leichten Kräuſeln
Deiner Wog', o Meer! den Theuren Ihn!

Harmonie, du Freundinn meiner Thränen,
Flohſt ſeit jenem Abend meine Bruſt, (*)
Und verſagteſt meinem bängſten Sehnen
Deiner Klaggetöne ſüße Luſt!

Träumend wankt' ich zu den goldnen Saiten,
Die ſo oft mir ſanften Troſt gewährt,
Troſt am Grabe, tönte mir vom weiten,
Leiſer Laut, den ich ſo lang entbehrt!

Freyer Athem, Stimme füllte wieder
Die zum Seufzen nur gehobne Bruſt,
Thränen floßen mildiglich hernieder
Mit der Wehmuth bitterſüßen Luſt!

O! wie

(*) Wir hatten den Abend der Todesbotſchaft, bis auf den unglücklichen Augenblick, mit Muſik uns erfreut.

O! wie dankt, wie dankt Euch meine Seele,
Seelenſänger! Schulz, du Edler Dir!
Aus des trocknen Schmerzens grauſer Höhle
Schufet Ihr ein Lichtgefilde mir!

Wandelt, edle Männer, wandelt weiter,
Hand in Hand die Dankumtönte Bahn
Jede Thrän' hebt auf der Weſen Leiter
Eine Stuf' Euch mehr zum Lohn hinan! !

Nach dem Tode meines geliebten Bruder Balthaſars, im Sept. 1786.

Strahlender Jüngling woher?
„Schweſter!„
Bruder du mir? Jüngling im Silbergewand
Ach! dieß Auge! der Blick iſt Sein!

„Ich tauchte' im fröhlichen Jugendſpiel,
Die heißen Glieder im kühlenden Strom,
Da brauſte die Wege ſchwellend empor —
Ich ſank!
Schweſter, ich ſank!
Weine nicht, du, die ich liebte,
Als ich ein Pilger noch wallte,
Du, die ich nun inniger liebe!

Leicht

Leicht wie Blumenduft,
Fühlt' ich empor mich gehoben —
Es ſchwebten Engel über der Fluth!
Ach, mehr als Engel! es ſchwebten
Freunde um mich!
Wie tönte gleich Harfengeliſpel,
Lieblich die zärtliche Stimme,
Unſers Tireſias (*) mir:

Willkommen, willkommen Geliebter!
Steig' empor aus der Endlichkeit Strom!
Unſterblicher Jüngling!
O, labe dich an der Ewigkeit Strom!

O Geliebte, ich trank,
Trank aus der Ewigkeit Strom,
Der ſilbern hernieder
Sich vom Thron des Erbarmers gießt!
Jeder Schatten entfloh!
Ach! auch die Thräne,
Die Thräne der Trennung von Euch,
Wie löſte Sie in Entzückung ſich auf!

In kindlich ſchüchterner Unſchuld
Schwebte zwiſchen den Blüthen
Ein wonniges Knäblein um uns!

(*) ſo nannten wir den ſeeligen Bernſtorf.

„Siehe der deinen Einen!„
Rief Tireſias, hob daß ſchimmernde Knäblein,
Und küßte mit dem Kuſſe des Friedens ihn,
Und glänzender blühten die Roſen,
Auf den Wangen des Knäbleins auf!

Du gebahrſt Ihn dem Leben!
Traure nicht Schweſter um uns.
Laß deine Klagen ſeyn
Wie der ſanften Laute Nachhall,
Die bald empor tönt zum höhern
Seelenvolleren Lied!
Zum Liede meines Erwachens,
Meines Jubels am Thron!

Jammernde Mutter, die mich gebahr
Ein winſelndes hülfloſes Kindlein,
Mutter! Vater! freuet euch mein!
Und ſegnet die Fluth, die von Schlacken
Hat gereinigt das Gold!

Schweſter, ich ſcheide!
Wenn einſt die große Stunde dir kömmt,
Wenn in die Nacht des Todes,
Dahin ſinket dein Haupt,
Zum Leben empor ſtrebt dein Geiſt,
Siehſt du mich wieder!

An meine Freundin,
Charlotte von Bernſtorf,
An ihrem 16. Geburtstage den 9. May 1786.

Zwar im Schleier trüber, ſtiller Schmerzen,
Und vom Blick voll Thränen ſchwer begrüßt,
Schwebe ſanft herab, Tag der meinem Herzen
Doch die Feyer ſüſſer Freuden iſt!

Schau empor, du Liebling meiner Seele,
Schau empor, entwölke deinen Blick!
Daß nicht tiefer bittrer Gram dich quäle,
Oeffnet dir ſich hohes Himmelsglück!

Himmliſcher Jüngling!
O ſchwebe herab!
Trocknet er Trauernden Thränen,
Und mit deiner Friedenspalme,
Weht Ihr ſanfte Kühlung zu!

Himmliſcher Jüngling,
Wie liebten wir dich!
Engel des Friedens,
Du liebteſt auch uns!
O der Wonne! der Wonne des Himmels!
Engel des Herrn, du liebeſt uns noch!

O wie liebten, wie lieben wir dich!!
Euch das kleine Häuflein,
Deine Mutter weinen!

Theure Mutter, werth der Wenne
Daß ein Engel dein Sohn iſt!
Weinten Engel,
Sie weinten wie du!
Denn in deine ſanften Thränen
Miſchet Ruhe des Himmels ſich!

Trockne, trockne, Lottchen, die Thräne!
Sieh wie der Himmliſche leuchtet und ſtrahlt!
Wie im Gewande der Unſchuld Er prangt!
Sieh den unnennbaren Blick,
Der ſo oft hienieden
Tief in unſere Herzen drang!

Ach! dort ſchwebt Er empor!
Bete für uns, Erbe des Lichts!
Sende der Schweſter,
Sende den Brüdern,
Sende den Freunden die Ruhe herab
Deren Fülle dich labt.

Benedict tritt auf.

Benedict.

Graf Claudio?

Claudio.

Der bin ich.

Benedict.

Wollt ihr nicht mit mir gehen?

Claudio.

Wohin?

Benedict.

An die nächſte Weide, in euern eignen Angelegenheiten, Graf. Wie wollt ihr den Kranz tragen? Um den Hals wie eine Wucherers Kette, oder unterm Arm, wie eine Lieutenants-Schärpe? Tragen müßt ihr ſie, auf die eine oder andre Art, denn der Prinz hat eure Hero weggeſchnapt.

Claudio.

Ich wünſch ihm Glük zu ihr.

Benedict.

Nun, das iſt geſprochen, wie ein ehrlicher Viehhändler; ſo endigt man einen Ochſen-Kauf: Aber hättet ihr wohl gedacht, daß euch der Prinz einen ſolchen Streich ſpielen würde?

An meine Kinder,

den 20. April 1785.

Wie ſüß du ſchläfſt!
Als hätten Himmelsengel
Zu Schlummer dich geküßt!

Gerne holder Knabe,
Küßte deine Mutter
Dir die Roſenwange,
Dir die Roſenknospe
Der halboffnen Lippen —
Doch ſie fürchtet zu ſcheuchen,
Den Leisathmenden Schlaf!

Ach vor wenig Tagen
Schlummerteſt, Geliebter,
Du nicht leiſen Schlaf!
Feuchte Todesbläſſe
Deckte deine Wangen,
Und die Roſenknospe
War verblüht!
Und des Schlafes Bruder
Schwebte ernſten Fluges,
Nahe, nahe Dir!

Ach! es fließt die Thräne
Bang' die Wang' herab!

Kleine

Kleine ſüſſe Seele,
Schatten meines Kindes,
Schwebeſt du um mich?
Flüſterſt du dem Bruder
Aus den Himmelslauben
Engelträume zu?

Ach es gebahr mit Schmerzen,
Deine Mutter dich!
Ach! es ſäugte mit Schmerzen
Deine Mutter dich!
Und mit blutendem Herzen,
Gab die arme Mutter
Dich dem treuen Schooße,
Deiner erſten Mutter hin!

Unter duftendem Schatten
Hoher Lebensbäume,
An den blühenden Ufern
Ewger Lebensbäche
Leiten ſanfte Engel
Zartes Knäblein dich!
Flößen beſſre Nahrung,
Als der Mutter Buſen,
Süſſes Kind, dir reichte,
Flößen Himmelſpeiſe
Deinem jungen Geiſte ein!

Schlummert beyde ſanft!
Erſtgebohrner, dich wecket,
Aus der Kindheit frohem Schlummer
Einſt der Leidenſchaften Sturm!
Und auf wildem Meere
Treibt der kleine Nachen,
Dann umher!

Glücklicher, den frühe
Still der Tod gepflückt,
Keine wilden Stürme
Drohen dir!

F. B. g. M.

V.

Fortſetzung der Briefe an einen Freund auf einer Reiſe von Baden in die Savoyiſchen Eisthäler und nach Lyon u. ſ. w.

3.

Genf im Julius 1786.

Die Savoyiſchen Gletſcher ſind eine zu merkwürdige und Genf zu nahe Natur-Erſcheinung, als daß ich nicht meinen Reiſegefährten ihr auffallendes Schauſpiel

ſpiel hätte geben, und mir zugleich das Vergnügen meiner vorigen Wanderungen dahin *) erneuern ſollen. Gewöhnlich nöthigt man die Reiſende anderthalb Tage auf den Weg von Genf bis in die Prieuré de Chamouny zuzubringen. Ich hatte aber aus Erfahrung gefunden, daß man dieſe neun teutſche Meilen ſehr bequem in einem Tag endigen kann, wenn man Genf bey früher Tages-Zeit verläßt, und zu Salenches, ohne ſich durch die Vorſtellungen des Wirths irre machen zu laſſen, nur ſo lange weilt, als nöthig iſt ſich mit Pferden oder einem Char-à-banc zu verſehen; man kömmt alsdenn in Chamouny noch bey guter Zeit an: man erſpart ſich ſo ein übles Nachtlager, und den Aufwand von zwey Tagen Pferde-Miethe, indem man nothwendig die Genfer Pferde in Salenches auf ſich warten laſſen muß, wenn man denſelben Weg, (und nicht, wie viele thun, über Valorſine, Gex, Vevai, oder über Thoinon, Evien, mit Maulthieren aus Chamouny) nach Genf zurückkehrt.

Ich habe verſchiedenen Fremden dieſe Beſchleunigung empfohlen, die davon Gebrauch machten, und es mir Dank wußten.

Wir durchflogen ſchnell mit unſerm Fuhrwerke auf den ſchönen Dammwegen die anmuthige Gegend bis Bonneville, und die Savoyiſchen ärmlichen Dör-

*) S. Magazin fürs Frauenzimmer. 1786. in No. 2. und 12.

ſer. Das Regiment Mariniers cantonirt in dieſen Gegenden. Wir weilten nur die Zeit der Pferde-Fütterung lang in den drey Mohren zu Bonneville — einem elenden Wirthshauſe, deſſen Dürftigkeit einem auffallen mußte, wenn man auch nicht aus einem ſo guten Hotel, wie die Wage zu Genf iſt, dahin verſetzt würde — und kamen nun tiefer in die Alpen, und in die wildern, aber romantiſchen Engen bey Cluſe, und an dem einige hundert Fuß hohen Waſſerfalle, genannt Nant d'Arpenaz und der Balmen-Höhle vorbey, nach Salenches.

Chenet weigerte ſich ſchlechterdings uns in einen Char-à-banc nach Chamouny zu bringen. Ein wilder Waßerſtrom, die ſchwarze Arve genannt, hatte den Weg zerrißen, und fürchterliche Klüfte ausgehöhlet. Eine Geſellſchaft Holländer und Holländerinnen kehrte abgeſchreckt wieder um, und entſagte der Reiſe in die Gletſcher. Einer ſolchen Zähmung ihrer Neugier waren meine Reiſegefährten nicht fähig. Die Gipfel des Mont-blanc und ſeiner Aiguilles ſchimmerten zu einladend uns entgegen. Ich weidete mich mit ihnen an dem Anblick dieſer alten Bekannten. Chenet vertröſtete uns endlich damit, daß es vielleicht möglich ſey zu Pferde die Wände des geriſſenen Abgrundes hinab und hinauf zu klimmen. Der Vorſchlag wurde angenommen. Das einzige was uns noch zögern machte, war die Furcht, ob unſre Gefähr-

tin dieſen Beſchwerlichkeiten Troz zu bieten wage. Da wir ſie feſt dazu entſchloßen fanden, ſo beſtiegen wir ohne Zeitverluſt unſre Roße und Maulthiere, unter Ebeners Führung. Wir hatten um ſo mehr zu eilen, weil es ſchon vier Uhr des Nachmittags war, und man noch ſtarke ſieben Stunden bis zur Prieuré de Chamouny zurück zu legen hat. Sieben Stunden in dieſen Alpen, ſind ein länger daurender und weit ermüdender Ritt als in unſern Ebenen. Die Pfade ſind ſchmal, und entweder ſehr jähe und ſteil, oder faſt ſenkrecht abſchüßig; man kann deswegen beynahe nichts als Schritt reiten, und das beſtändige Hinauf- und Hinabklettern, und die Anſtrengungen des Thiers dabey, machen dieſen Schritt weit ſtauchender und angreifender für einen Ungewohnten, als den ſchärfſten und anhaltendſten Trab. Wir paſſirten glücklich die Arve Noire, und vertieften uns immer mehr in die Gebirge. Die mannichfaltigen reizenden Ausſichten in das Arve-Thal, das an Anmuth mit dem Grindelwald und Frutigen-Thal wetteifert; der niedliche kleine Lac de Chede, mit den ſich darin ſpiegelnden Schneebergen; die Waſſer-Fälle die aus den Felſenwänden ſtürzen; die Trümmer eingeſchoſſener Berge, die ſich am Wege thürmen; die maleriſchen Seiten des Bleybergwerks von Servoz; der Blick in das ſchauerliche Tannendunkel, in dem ſich dort die Arve bey der Brücke hervor wälzt ꝛc. alles dieſes und noch tauſend andre wilde Berg-Schönheiten verleiteten oft meine Geſell-

ſchafter zu langen Stillſtänden, um ganz den Genuß ihres Anſtaunens zu ſchmecken, und es war ſchon Dämmerung als wir Serves erreicht hatten, was ungefehr die Halbſchied unſers Weges ausmacht.

Dies Bleywerk gewinnt einen guten Fortgang. Ich fand ſeit meiner vorjährigen Anweſenheit die Anzahl der Gebäude beträchtlich vermehrt; die meiſten Arbeiter ſind Teutſche. Der Vorſteher, Herr Jacquet, hat vom Montanvert und dem Mont-blanc eine Karte en relief, nach Art der berühmten Pfyfferſchen zu Lucern, angefangen, und macht ſich ein Vergnügen daraus, dies ſehenswürdige Werk Fremden zu zeigen.

Die Spitzen der umliegenden Berge fiengen an weiß von friſchgefallenen Schnee zu werden; nicht lange ſo ſenkten ſich die Wolken tiefer, und löſeten ſich in einen dichten Regenguß auf. Die Nacht wurde immer dunkler; wir befanden uns nun auf den gefährlichſten und ſchmalſten Pfaden. Oft mußten wir durch die Betten wilder Waſſer reiten, die vom Regen angeſchwollen waren, die wir wohl unter den Füßen unſerer Saumthiere brauſen hörten, aber vor Finſterniß der Nacht nicht erkennen konnten. Dieſe öden Gegenden dienen oft Salz-Schleichhändlern zur Zuflucht. Plötzlich befanden wir uns hinter einer Reihe Mauleſel, die wahrſcheinlich ſolchen Contrebandiers zugehörten, welche aber unſrer zahlreichen Karavane nicht getraut, und ſich nach zwey oder drey durchdringenden Pfiffen in

dem

dem Gehölze verborgen hatten. Es iſt gefährlich fremden Mauleſeln zu nahe zu kommen; dieſe Thiere ſind äuſſerſt tückiſch und boshaft gegen Perſonen die ſie nicht kennen. Wir mußten alſo geduldig uns den ſchmalen Weg durch ihren trägen ſtörriſchen Schritt verſperren laſſen, bis eine Aushölung in der Felſen-Wand unſern Führer in Stand ſetzte vorzureiten, und uns mit ſeiner Peitſche Platz zu ſchaffen.

Unſere Kleider und Ueberröcke waren von dem anhaltenden Regen ganz durchnäßt. Wir kamen gegen zehn Uhr in ein kleines Dörfchen, und unſer Führer bat beym Paſtor loci um Regenmäntel. Der gutmüthige tolerante Pfarrer beſaß nichts von der Art als ſeinen ſchwarzen Chorrock; aber er ſtand keinen Augenblick an, ihn meiner Frau mit der gefälligſten Bereitwilligkeit zu leihen, ohngeachtet er ſie für eine Engländerin (welche dieſe Gebirge am häufigſten bereiſen) und folglich für eine Ketzerin hielt. Der Weg drängte ſich nun näher an die tobende Arve, die unſichtbar und gräßlich zu unſerer Rechten rauſchte, und erſt um Mitternacht erreichten wir Chamouny, und die Herberge der Madam Couteran. Der Lerm unſrer Ankunft verſammelte viele Einwohner und Guides um uns. Sie ſagten, daß wir die erſte Karavane wären, die um dieſe mitternächtliche Zeit, und in einer ſolchen regnichten Dunkelheit, die Reiſe zu ihnen zu Pferde gewagt hätte. Ihre Verwunderung wuchs, als ſie unter unſrer Geſellſchaft ein Frauenzimmer erblickten.

In dieſen Bergklüften wechſeln ſchlechtes und gutes Wetter gar ſchnell mit einander. Der frühe Morgen zeigte uns reinen und heitern Himmel, und wir zauderten nicht lange, den Weg zum Gletſcher von Montanvert und zum Eismeer anzutreten. Dies geſchah unter der Leitung zweyer Wegweiſer oder Guides, von denen Ihnen der eine aus meiner vorjährigen Reiſe erinnerlich ſeyn wird. Es war der Neiller Lombard, der mehr unter dem Namen des Grand Joraſſe bekannt iſt, ein treuer, eifriger, wackerer Mann, und Bourrits Lieblings-Wegweiſer. Der zweyte war Balma, der auserwählte Führer eines nicht minder berühmten Phyſikers, des Herrn von Sauſſure, der ſeiner gar oft in ſeinen Schriften erwähnt. Balma beſitzt alle Eigenſchaften ſeines Standes in hohem Grade, und vereinigt damit Wiſſenſchaften, Kenntniſſe und eine Geſchliffenheit, die ihn noch ſchätzbarer machen. Michel Paccard, der Doyen des Guides, wie ihn Bourrit nennt, iſt mehr der Wegweiſer der Engländer, die ihn vielleicht aus Dankbarkeit wählen, weil er der erſte war, der ihre Landesleute, die erſten Fremden in dieſen Alpen, begleitete und leitete.

Bewafnet mit langen Alpen-Stöcken, die mit eiſernen Stacheln beſchlagen waren, begannen wir die Wallfahrt auf den drey Stunden hohen Montanvert. Ein Alpengewächs, das juſt um dieſe Jahreszeit mit hohen, purpurrothen Blumen in Blüthe ſtand, ſchmükte

te reichlich ſeine Gelände, und unſern Fußſteig, der Kriſtalljäger-Weg genannt. Ueber der Hälfte des Weges iſt eine ſilberhelle Alpenquelle, wo man gemeiniglich eine Station zu machen pflegt, in die umliegende Gebirge bis in die Gegend des großen Bernhard ſchaut, und Chamouny, gleich Kartenhäuſerchen, tief im Thale liegen ſieht. Eine Menge muntrer Mädchen und Knaben hatten ungebeten unſer Gefolge vermehrt. Die Mädchen trugen Erdbeeren, friſche Milch, oder Alpenblumen-Sträußer, und boten uns dieſe ihre Waaren an; die Knaben aber giengen gleichſam zur Lehre mit, um einſt ſich auch zu Guides zu bilden.

Gutherzigkeit und Willigkeit iſt ein Hauptzug im Charakter dieſer treuherzigen Bergbewohner. Sie leiſteten uns tauſend kleine Gefälligkeiten, ohne Anſpruch auf klingenden Dank. Einer meiner Gefährten, ein Liebhaber der Inſectologie, ſammelte einige ſeltene Exemplare, die ſeinem Kabinette mangelten. Kaum waren unſre Begleiter dieſes inne geworden, ſo durfte ſich nun kein Schmetterling und kein Inſekt mehr blicken laſſen, ohne daß nicht aller Füße und Hände ſogleich in Bewegung kamen, um das Thierchen oft mit Halsbrechender Gefahr zu fangen und ihm zu überliefern.

Bis zur Quelle kann man reiten, dann wird aber der Pfad zu jäh, zu ſchmal und zu gefährlich. Meine Frau verließ alſo ihr Maulthier, und ſetzte, wie wir,

den

Claudio.

Ich bitte euch, laßt mich allein.

Benedict.

Ho, ho! ihr ſchlagt ja wie der Blinde; der Junge hat euch euer Eiſen geſtohlen, und ihr ſchlagt den Pfoſten.

Claudio.

Wenn ihr nicht wollt, ſo will ich.

(Er geht ab.)

Benedict.

Au weh! das arme verwundete Waſſer-Hühnchen! Izt wird es ſich in die Buſen verkriechen -- Aber daß Madam Beatrix mich kennen und doch nicht kennen ſoll! des Prinzen Hof-Narr! ha? es mag ſeyn, daß man mich für ſo was anſieht, weil ich ſpaßhaft bin; eine ſolche Reputation wurde wenig Vortheile bringen. Doch es iſt nicht wahr, daß die Welt das von mir denke; es iſt bloß der bittre und boshafte Humor der Beatrix, die mich gern in einen ſolchen Ruf bringen möchte; gut, ich will mich an ihr rächen, wenn ich kan.

den Weg zu Fuße fort. Ich will Ihnen die Art beſchreiben, wie man hier zu Lande die Damen die Alpenpfade mit Sicherheit klettern läßt.

Vorher gieng einer der Führer, der mit der einen Hand das Ende der Stange faßte, die sein nachfolgender Kamerad bey dem andern Ende hielt, ſo daß dieſe horizontale Stange, nach der Seite des Abgrunds hin, für meine Frau, die in der Mitte gieng, eine Art von wanderndem Geländer bildete, und das Schauerliche des Blicks in die Tiefen durch die Gewisheit einer ſichern Stütze verminderte. Von Blair's Hoſpital, einer Hütte, die dieſer Engländer für Reiſende, bey böſem Wetter, auf dem Gipfel des Montanvert erbauen ließ, erblickt man zuerſt das Eismeer im Thal, und ſeine Geſtade, die hohen öden Gebirge: gewiß ein magiſches auſſerordentliches Schauſpiel, wo man in der Nachbarſchaft des ſchönen Italiens alle Schrecken beyder Pole vereinigt, und das Bild der Natur ſchaut, wie ſie war als ſie aus dem Chaos hervorging. Wir ſtiegen zu dem Meere in Zeit von einer ſtarken Viertelſtunde hinab. Je näher wir kamen, jemehr wuchſen ſeine, von oben wie Acker-Fürchen ſcheinende, erſtarrte Wellen, zu Hügeln vondreiſſig und mehr Fuß. Auf den Höhen der Alpen überliefern die Organe dem Herzen die Eindrücke der Sinne weit lebhafter. Nie kann eine Maſſe von Gegenſtänden ein erhabeners und fürchterlichers Ganzes erzeugen, als dieſe! Meine Gefähr-

Gefährten geriethen über dieſe Scenen in eben das ehrfurchtsvolle Erſtaunen, daß mich bey meinem erſten Hierſeyn überraſchte, und das jeden faſſen wird, der nur das mindeſte Gefühl für die Größe ſolcher Natur-Schönheiten hat. Sie geſtanden mir, daß ſie meine Schilderung und ihre Einbildungskraft gar weit von der Wirklichkeit übertroffen fänden. Sonderlich weilten ihre Blicke auf der 7000 Fuß hohen Granit-Säule der Aiguille de Drü, bis eine Nebelwolcke ihre Spitze umſchleyerte. Ich ſelbſt fand dies Eismeer weit gräßlicher ſchön als im vorigen Jahre; es hatte in dieſer kurzen Zeit eine ganz andere Geſtalt gewonnen; neue Hügel, neue Schlünde waren entſtanden, und der Grand Jorasſe ließ mich den Granitblock bemerken, der uns damals zur Mittags-Tafel diente, und der jezt tiefer hin vom wachſenden Eis getragen wurde. Sie haben Ihren Bourrit, Ihren Sauſſüre bey der Hand; ſchlagen Sie dort die Beſchreibung des Eismeers nach, nehmen Sie Hackerts Kupferſtich vor ſich, und verſetzen Sie ſich an unſre Seite!

Wir klimmten wieder zu Blair's Hoſpital hinan, und überließen uns nun einem wohlthätigen Feuer, der Ruhe, und der Befriedigung unſers Hungers, mit alle dem Eifer, den eine zehrende und feine Bergluft und ein vierſtündigis Klettern einflößen können. Unſer Getränke war Gletſcher-Waſſer; das ſchmackhafteſte, unſchädlichſte und erfriſchendſte Getränke, das je einem Durſtigen Labetrunk wurde!

Unſern

Unſern Rückweg nahmen wir von der Seite des Arveron; Hier beträgt der Weg nur dritthalb Stunde, allein er geht an einer Bergwand hinunter, die wie abgeſchnitten, und ſo ſenkrecht iſt, daß dem, der im Thale weilt, nicht anders dünkt, als ob ſich die daran klebenden Menſchen hinabſtürzen wollten. Dieſer Pfad, der Ziegenweg genannt, ſchlängelt ſich jedoch in einem beſtändigen ſehr engen Zickzack, und wird für den Wandelnden ſo minder gefährlich. Alle Frauenzimmer aber müſſen vorher ihren ſpitzigen Abſätzen entſagen; ſie werden ihnen auf einem Stein abgehackt, wo ſchon viele Engländerinnen und Schweizerinnen dieſes Opfer brachten.

Indem wir dieſen Weg zurücklegten, genoſſen wir des Glücks, wohl über zwanzig Staub-Lawinen, von dem in der Nacht gefallenen Schnee, den Gletſcher des Montanvert unter fürchterlich ſchönem Donner herabrollen zu ſehen.

Die Eishöhle des Arveron zeigte das ſchöne blaulichte Grün, das ſie bekleidet, in vollem Prunk. Nicht weit von ihr pflückten wir unter den Berg-Ruinen, die ſie und ihr Gletſcher, wie Ufer, vor ſich her thürmen, Erdbeeren und Blumen; ſo nahe ſind hier Zerſtörung und Leben der Natur gepaart! — Wir ſahen den noch übrigen Kakerlacken, welchen Hr. Blumenbach im neueſten Stücke ſeiner mediciniſchen Bibliothek ſo richtig beurtheilt. Stupidität ſchien im Hauptzug ſeines Geſichts.

Geſichts. Auch hier war das Eis, ſeit dem vorigen Jahre, wohl auf dreiſſig Fuß weiter, vorgedrungen. Steigt ſein Wachsthum in dieſem Grade, ſo wird es das benachbarte Dörfchen, wie jetzt den gröſsten Theil des Tannenwaldes, bald verſchlungen haben.

An dem Felſen des Montanvert, wo der junge Genfer, le Comte, im vorigen Jahre durch ſeine Unvorſichtigkeit, in einem viele hundert Fuß hohen Sturz ſeinen Tod fand, ſoll folgende Inſchrift eingehauen werden:

Paſſant, que le hazard a conduit vers ce bord,
Plaignez d'un Genevois la funeſte avanture:
En voulant dans ces lieux admirer la Nature,
Sur cet affreux rocher il a trouvé la mort.

Wir waren glücklicher als le Comte. Wir erreichten auf unſern Roſſen, die uns bis am Arveron entgegen gekommen waren, den Abend Chamouni, und den andern Tag Genf, ohne den mindeſten Unfall.

4.

Lyon, im Julius 1786.

Hinter Fort l'Ecluſe, das ſo pittoresk zwiſchen der Rhone-Kluft und den Wänden des ſteilen Gebirges gepreſst iſt, fand ich in dem Bureau de Longeterre die Viſitatoren ungewöhnlich ſcharf. Man kann ihre Strenge mildern, wenn man ſich vom Sekretär des

franzöſiſchen Reſidenten zu Genf eine ſchriftliche Empfehlung mitgeben läßt. Da ich mich wegen alles Schleichhandels ſicher wußte, ſo glaubte ich dieſe Vorſicht überflüßig, und wurde über eine Stunde aufgehalten. Man öffnete meinen Koffer, meine Reiſe-Schatulle, die Einſetz-Käſten meines Wagens, ſogar meine Ring-Futterale. Nichts blieb undurchſucht als meine Rocktaſchen, ob dieſes gleich vor mir einem andern Fremden geſchah. Der Vorgeſetzte des Büreaus war ſelbſt zugegen, und dies machte die Commis ſogar gegen die Reize eines Sechzig-Sols-Stück fühllos, ohngeachtet mir dieſes ſelbſt die Barrieres von Paris ohne Widerrede öfnete. Die funfzig Karolinen, die man noch vor kurzem für jeden vierrädrigen Wagen an den Grenz-Bureaux von Frankreich deponiren mußte, hielten manchen Reiſenden ab ſeinen Weg durch Frankreich zu nehmen; ſogar bis auf die Schweiz war der Einfluß davon merklich, indem man die diesjährige geringe Anzahl der beſuchenden Fremden blos dieſem Verbot zuſchrieb. Durch eine neue Königl. Verordnung war dieſe Abgabe nur auf ſolche engliſche Wagen eingeſchränkt worden, von denen ſich mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen läßt, daß ſie als Waare, und nicht als Reiſewagen des Eigenthümers, nach Frankreich gebracht werden ſollen.

Als die Verordnung noch in ihrer ganzen Strenge galt, genirte ſie die Reiſenden auf mancherley und empfindliche Weiſe. Ein Herr Porta aus Lauſanne, der

im

im Bureau de Longeterre fünfzig Karolinen für ſeinen Wagen erlegt hatte, und ſolche bey ſeiner Rückreiſe, gegen Aushändigung des Scheins, wieder erheben wollte, bekam zur Antwort: daß alleweile nicht ſo viel Geld vorräthig ſey, und war genöthigt an den Miniſter zu ſchreiben um dieſe Summe wieder zu erhalten. Vor einigen Tagen hatte man hier einem franzöſiſchen Roßkamm, der in die Schweiz zum Pferdekauf reiſete, Eintauſend ſechshundert Stück alte Louisd'or conſiscirt, vielleicht weil man die Ausfuhr einer ſo beträchtlichen Summe Goldes, zu einer Zeit wo man ſich mit ſeiner Umprägung beſchäftigte, für Contreband hielt.

Zwey Natur-Merkwürdigkeiten zeichnen den Weg von Genf auf Lyon aus; das Verſchwinden der Rhone unter der Erde, und der pittoreske Felſenweg im Gebirge bey Cerdon. Es iſt gewiß ein auffallendes Schauſpiel, einen der mächtigſten und größten Flüſſe plötzlich verſchlungen zu ſehen, als wäre hier das Ziel ſeiner Vernichtung, als hätte er ſich auf ewig in den Eingeweyden der Erde verlohren — bis man ihn endlich, wenige Schritte davon, aus ihrem Schooſe auferſtanden und neugeboren, ſeinen pfeilſchnellen Lauf verfolgen ſieht. — Welch eine Reihe von Jahrhunderten wurde erfordert, bis ſich die Rhone ihr Bette durch den Schlund dieſer Berge wühlte! Die Einbildungskraft erſchrickt vor ihrer Zahl. Und was konnte dann vor dieſer Epoche die Ebene gen Genf anders ſeyn, als ein

weites Meer, wovon wir noch ein ſchwaches Bild, im Genfer See erblicken?

Schön iſt der Blick auf den breiten Strom, von den Höhen von Montluel; man ſieht ihn in voller Pracht Lyon zu eilen, deren hohe Gebäude in langen Linien von Ferne ſchimmern; weiterhin erſtrecken ſich die fruchtbaren, großen Ebenen, denen die Gebirge von Dauphiné zur Einfaſſung dienen.

Das Theater zu Lyon hatte in meiner Abweſenheit einen großen Verluſt durch die Entfernung der Madam St. Aubin erlitten, die einem Ruf nach Paris, zum italiäniſchen Theater, gefolgt war. Die Aktrize, welche ihr Rollenfach erhalten hatte, beſaß eine ſchöne Stimme, allein es mangelte ihr der Zauber der reizenden Figur der St. Aubin, und die auſſerordentliche Natur und Einfachheit ihres Spiels. Ich ſah ſie als Roſiere und als Alceſte. Als Roſenmädchen waren ihre Geſtikulationen mehr die einer Heldin aus dem hohen Trauerſpiele, als einer unſchuldigen Bäuerin. Oft ſchritt ſie einher, wie eine Dido oder Medea. Als Alceſte windete und gebehrdete ſie ſich gar zu kläglich. Der Herkules war eine lange ſchmächtige Figur, an dem alles ſo wenig Herkuliſch war, als die pappene Keule und die taffetne Löwenhaut. Er erſchien in Begleitung von vier kleinen Herkuleſſen, die aber nicht von ſeinem Muth beſeelt ſeyn mußten, weil ſie ihn in dem Gefecht mit den Dämonen im Stich lieſſen. Dieſe Katzbalgerey

reth mit der Hölle und ihren Geiſtern fiel ſehr ins Lächerliche. So was ſollte man nie in Scene ſetzen, ſondern lieber ihre Vorſtellung der Ausmalung und Verſchönerung der Einbildungskraft des Zuhörers überlaſſen, und ſich an der Erzählung begnügen. Weit erhabenere Ideen erweckt die Rede des teutſchen Herkules, wenn er dem Admet auf ſeine Frage: Wie konnteſt du lebendig in den unzugangbaren Sitz der Schatten dringen? die edle Antwort giebt:

Begehr es nicht zu wiſſen!
Ein heil'ger Schleyer, den die Götter ſelbſt
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimniſſen des Geiſterreiches;
Der Eumeniden Hand ſchließt meinen Mund.

Die Wirkung der Gluckiſchen Muſik, ſonderlich in den Chören, möchte ich Ihnen gern ſo lebhaft und innig ſchildern, wie ich ſie empfand; allein ich vermag es nicht. So ſehr man auch ſchon durch Journale und Erzählungen auf ihre Herzerſchütternde Größe vorbereitet iſt, ſo findet man doch noch mehr in der Wirklichkeit.

Eine Griechin, die in ihrer Nationaltracht in einer Loge erſchien, und mit Goldſtoffen, Diamanten und Blumen belaſtet war, machte einen gewaltigen Eindruck auf das Parterre. Man klatſchte ihr Beyfall zu', und drängte ſich beym Ausgang ſo ſtark um ſie her, daß die Wache ihr Platz machen mußte.

Die Manufakturen zu Lyon ſind eine der größten Merkwürdigkeiten der Stadt. Ein Fremder der ſie ſehn will, muß ſich aber erſt mit Empfehlungen an die Kaufleute verſehn, denen ſie zugehören: dieſe geben einen von ihren Commis zum Begleiter, welcher den Zutritt öfnet, der ſonſt für jeden verſchloſſen bleibt. Auf dieſe Weiſe beſuchte ich einige Goldſtoff- und Sammet-Fabriken, und erſtaunte über die Induſtrie, und das ſinnreiche, ſchöpferiſche Genie des menſchlichen Verſtandes, der ſich hier von einer ſehr glänzenden Seite zeigt. Die Hauptſache liegt in der Ordnung und Anlage der unzähligen Fäden und Rollen, worin ſchon das ganze Muſter des zu verfertigenden Stücks verborgen ſteckt, und gewiſſermaſſen als Embryo ſchläft. So glichen die aufgeſpannten Fäden eines Stück Sammets, das zu einem Damenkleid beſtimmt, und in Arbeit war, mit ihren verſchiedenen Nuancen, ganz den gemiſchten Farben eines Regenbogens oder Prisma's. Ein Arbeiter in reichen Stoffen verfertigt wöchentlich eine Elle, ein Sammetmacher täglich eine halbe. Das Arbeitslohn des erſtern iſt eine Caroline die Woche. Man ſchlägt auf fünfundſechzig Millionen Livres den Ertrag an, den die Stadt Lyon jährlich aus ihren verſchiedenen Fabriken zieht. Die neueſten Moden der geſtickten Gilets, die man uns zeigte, waren ziemlich ſonderbar. Auf manchen ſtanden ganze Arien und Ouverturen aus berühmten Opern, die man von einer ſolchen Weſte, wie vom Pult, wegſpielen oder wegſin-

gen

gen konnte: auf andern erblickte man ganze Kompagnien Reuter und Fußvölker; Menagerien; Jockey's die über Schlagbäume ſetzten ꝛc. ꝛc. Wir ſahen in einer Fabrik eine Probe von einem ſammetnen Kleide, das mit weiſſen Steinen für den Fürſten Potemkin geſtickt worden war. Man kann ſich nichts prächtigers, ſonderlich bey Lichte denken, und ſelbſt in Lyon erinnerte man ſich keines reichern Gewandes. Das ganze Kleid hatte doch nicht mehr als ſiebzehn Pfund gewogen, und nur tauſend Karolinen zu ſticken gekoſtet.

Das Rathhaus zu Lyon iſt ein majeſtätiſches Gebäude, allein ſein Inneres enthält wenig Merkwürdiges, den alten römiſchen Altar ausgenommen, der in einem der Säle aufgeſtellt, und ſehr gut conſervirt iſt. Im Veſtibul ſieht man die bronzenen Tafeln, welche einen Auszug aus der Rede enthalten, durch welche Kayſer Claudius Lyon die Privilegien einer römiſchen Kolonie zugeſtand. Dieſe Tafeln wurden erſt 1528 wiedergefunden.

Das Andenken der berühmten Louiſe Labé, des Wunders ihres Zeitalters, deren Gedichte, Talente, Reitze und verliebte Abentheuer alle Großen und alle ſchönen Geiſter unwiderſtehlich an ſich zogen, lebt noch in den Namen der Straße wo ſie wohnte, die bis auf den heutigen und künftigen Tag, „die ſchöne Seilerin" **la belle cordiere** heißt.

Vierte Scene.

Don Pedro tritt auf

Pedro.

Wo iſt der Graf? Habt ihr ihn nicht geſehen?

Benedict.

Aufrichtig zu reden, Gnädigſter Herr, ich habe der Dame Fama Rolle geſpielt. Ich fand ihn hier ſo melancholiſch, wie ein Jäger-Häuschen in einem Forſt; da ſagt' ich ihm, (und ich denke, ich ſagte ihm die Wahrheit) Eure Hoheit hätte das Herz dieſer jungen Dame gewonnen und bott' ihm meine Geſellſchaft an, wenn er einen Weiden-Baum ſuchen wollte, entweder ihm einen Kranz zu machen, oder eine gute Ruthe für ihn zu binden.

Pedro.

Warum eine Ruthe? Was hat er begangen?

Benedict.

Die alberne Sünde eines Schulknabens, der voller Freuden, daß er ein Vogel-Neſt gefunden hat, es ſeinem Cameraden zeigt, der's ihm ſtiehlt.

Pedro.

Willſt du das Zutrauen zu einem guten Freund zur Sünde machen? Die Sünde iſt in dem Stehlen.

In dem Hôtel des Monnoies prägte man neue dop-
pelte Louisd'or. Diese Münzstätte allein hatte davon
bis jetzt für sechsundfunfzig Millionen Livres geschla-
gen. Man erzählte uns, daß ein Sprung in dem
Stempel einer andern französischen Münzstätte das
Bildniß des Monarchen verunstaltete. Es waren be-
reits dreyhundert Stück geschlagen, ehe man dieses inne
wurde. Man wechselte sie sorgfältig wieder ein, allein
es blieben doch einige im Umlauf, die nun von den
Besitzern der Münz-Kabinette als eine Seltenheit
gesucht werden.

Im Fauxbourg de Vaise, wo der Weg nach Paris
durchführt, liegt das Kloster der beyden Liebenden, das
Grabmal von Amandus und Amanda, das Yorik durch
ein eigenes Kapitel im Tristram Schandy weihte, und
von dem er auf seine launige Art sagt, daß er niemals
an Lyon denken oder davon sprechen, und nicht einmal
eine Lyoner Weste ansehn könnte, ohne daß dies Ueber-
bleibsel sich seiner Einbildung darstellte. In eben die-
ser Vorstadt steht auch die schlichte hölzerne Statüe,
welche die Dankbarkeit des Volks einem wohlthätigen
Echevin, einem Teutschen Namens Flemberg 1546
setzte. Sie steht auf einem Felsen, und wenn Alter
und Zeit, wie schon oft geschah, sie herabstürzen oder
zerstören, so ersetzt sie der gemeine Mann sorgfältig
durch eine neue.

Der berühmte Diebstahl, den die H. H. Scheerer
und Fingerlin vor einem Jahre erlitten, ist gewiß der
ansehn-

anſehnlichſte, der je an baarem Gelde verübt wurde. Den Abend vorher hatte Herr Scheerer ſechstauſend Louisd'or in die Münze geſchickt, ſonſt würde er noch um ſo viel beträchtlicher geweſen ſeyn. Gleich den Tag nach dem Raube hatte das Haus eine große Zahlung zu leiſten, und dieſe geſchah, Troz des friſchen Verluſts, ohne den mindeſten Verzug.

Eine Anekdote von dem weitausgebreiteten Wirkungskreiſe der treflichen Pariſer Policey, muß ich Ihnen mittheilen. Ich erfuhr ſie aus des Herrn Scheerers eigenem Munde, deſſen Bekanntſchaft eine von den vielen Verbindlichkeiten iſt, die ich der Gütigkeit des Herrn Banquier Metzler zu Frankfurt verdanke. Herr Fingerlin war zu Paris, als der Kurier mit der Nachricht vom Diebſtahl anlangte. Er ging ſogleich zu ſeinem Freunde, dem Lieutenant de Police. Dieſer gab ihm einen von ſeinen beſten Exempts. Der Exempt langte zu Lyon an. Ich kenne die Verfaſſung ihrer Stadt nicht, ſagte er; allein die und die, welche ſich hier aufhalten, ſind mir als Gauner und Taugenichtse ſchon längſt notirt worden. Die Kuriere die man an die Policey-Anſtalten zu Genf und ins Savoyiſche abgefertigt hatte, brachten gleichfals Warnungen vor eben dieſen Perſonen mit, und die Folge wieß aus daß ſie wirklich die Thäter geweſen waren. Die Herren Scheerer und Fingerlin haben ſo edel gedacht, den Wittwen und Wayſen der beyden Mouches, die bey der Aufhebung einiger dieſer Diebe getödtet wurden, eine

Lebenslängliche Verſorgung auszuſetzen. Der Haupt-dieb dürfte ſchwerlich gefangen werden. Es mangelt ihm durch ſeinen Raub nicht an Geld ſich Freunde zu machen, und noch weniger an Kopf. Er hat die Vorwegenheit gehabt, noch lange nach der That in Lyon zu weilen. Man weiß jetzt drey Häuſer, wo er ſich unter verſchiedenen Geſtalten verborgen hielt. Nun aber hat er Lyon wirklich verlaſſen.

Meinen nächſten Brief erwarten Sie aus Dijon, denn ich bin dem Beyſpiel der liebenswürdigen Dichterin, der Madame du Boccage gefolgt, und habe von den ſechs Poſtſtraßen, die von Lyon auf Paris führen, die längſte aber intereſſanteſte, durch Burgund gewählt.

VI.

Ueber die Schwierigkeit antiken weiblichen Statuen ſogleich ihren wahren Charakter anzuweiſen.

So leicht es einen Italiäniſchen Cicerone ſeyn mag, dem Fremdling, der ſich bey ihm unterrichten will, die Götter und Göttinnen mit Namen zu zeigen, und einen ganzen Olymp in kurzer Zeit zu verſammlen: ſo ſchwer wird es dem wahren Kenner, auf das trügliche Kennzeichen

zeichen der Attribute und Nebenſachen ſogleich ſeine Meynung darüber auszuſprechen. Wer je das Beinhaus der Antiken Reſte und Trümmer bey einen Cavaceppi aufgethürmt geſehen, und den Leichtſinn bemerkt hat, womit den verſtümmelten Statuen Arme, Köpfe und Füſſe angeſetzt, und, wenn dieſe nicht paſſen wollen, oft die unentbehrlichſt-ſichtbare Muſkeln weggemeiſſelt werden, der wird einiges Mißtrauen in dieſe Schöpfungskraft der Neuern ſetzen, womit ſie Helden und Götter nach Belieben zum Leben auferwecken. Keine der berühmteſten Statuen iſt in vollkommenen wohl erhaltenem Zuſtande gefunden worden, ſondern es haben entweder die Beine, der Kopf, ein Arm oder eine Hand gefehlt. Es ſtund nun in dem Belieben des Künſtlers, der ſie anfänglich zum Verkauf ergänzte, oder des Beſitzers, der ſie durch den Künſtler nach eignen Abſichten ergänzen ließ, welcher Gott daraus geſchnizt werden, und mit welchem Attribut dieſer Haupt-Idee nachgeholfen werden ſolte.

Ich ſetze den Fall, daß eine Statue auch in allen Theilen unverſehrt gefunden, oder daß dieſe Theile, obgleich zertrümmert, doch leicht wieder geſammlet, und zuſammengeſetzt worden: ſo iſt es doch zuweilen ſchwer, ſogleich zu entſcheiden, ob das vorgeſtellte Bild ein Gott oder ein Held, oder, wenn auch dieſes feſtgeſetzt iſt, welcher von den Göttern oder den Helden es eigentlich ſeye. Denn die Vorſtellungen auf antiken

Nomus

Monumenten, wie auf Münzen, auf Cameen und tiefgeschnittnen Steinen, oder auf Basreliefs der Sarkophagen und Urnen, die dem Verderben weniger unterworfen sind, setzen oft den größten Kenner in eben dieselbe Verlegenheit. Man hat zwar allgemeine Kennzeichen, die aber in der Anwendung allerley Ausnahmen leiden. So glaubt man eine ganz nakte Figur ohne alle andere Attribute sey eher ein Fechter, als ein Gott; weil die Alten selten ihre Götter abgebildet haben, ohne ihnen ein über die Schultern geworfenes Gewand zu geben. Sitzend und liegend kommen wenige Figuren vor. Die meisten sind stehend. So glaubt man daher, die ruhende Figuren gehörten eher in den Olymp als andere, um die süsse Ruhe der Götter auszudrücken. Dieses soll auch der über den Kopf geschlagene Arm des Apollo und Herkules vornehmlich vorstellen; Lucian führt eben so einen solchen Merkur an. Allein die vielen liegenden Figuren auf den Sarkophagen sind offenbar etwas anders als Götter, und stellen nichts als die darin ruhenden Personen vor. Man glaubte ehedem, alle Figuren die eine Patera in der Hand hielt bildeten Priester oder Priesterinnen ab; allein seitdem sich Götter und Göttinnen mit der Patera in der Hand vorgefunden haben, ist dieses Merkmal zweifelhafter geworden.

Bedenkt man ferner, daß es bey den Alten eine sehr gemeine Sitte gewesen sey, sich selbst unter dem

Habitus

Habitus und den Attributen eines gewählten Gottes oder Göttin porträitiren zu laſſen, und daß beſonders die kleinen Bronzen, die man als Penates und Lares aufgeſtellt, die offenbarſte Beweiſe davon geben: ſo wird es auch bey den deutlichſt ausgedrückten Attributen noch immer eine Frage bleiben, ob die Vorſtellung ein Bild der Gottheit überhaupt, oder eine Aufbewahrung der Geſichtsbildung einer geliebten Perſon zum Endzweck habe?

Das geübte Auge eines Künſtlers, oder eines durch eignes Arbeiten und den Umgang mit Künſtlern weiſe gewordenen Kenners, wird zwar leicht aus dem Charakter des Fleiſches, dem Ausdruck der Muſkeln, und dem Individuellen des Geſichts urtheilen können, ob die Statue einem Herkules, einem Fechter, einem Merkurius, oder Apollo zugehören könne. Allein die vielen Nuancen von Stärke, Jugend und Alter, gelinden oder ſtark gearbeiteten Muſkeln, die bey männlichen Körpern dem Auge den Weg zeigen, verſagen dieſen Dienſt hingegen bey weiblichen Figuren. Sie ſind entweder meiſt halb oder ganz bekleidet, immer jung, und in dem ſanften Schwunge des Contours einander ſehr ähnlich. Da hier der Kopf eben ſo ſelten auf ſeinem alten Rumpfe zu ſitzen pflegt, als bey den männlichen, ſondern meiſtens entweder ganz von einer andern Figur entlehnt, oder in bedeutenden Theilen, wie z. Ex. die Naſe und die Lippen ſind, ergänzt, oder gar von einen

neuen

neuen Künſtler darzu erfunden iſt, ſo will dieſe gemeine Phyſionomie hier nicht viel entſcheiden. Eben ſo ſind die übrigen Extremitäten welche die Attribute dar ſtellen, da ſie bey nahe alle neu und zugeſetzt ſind, in den meiſten Fällen höchſt verdächtig. Unter dem ganzen Heere der Diana, Ceres, Pomona, Fortuna, Abundantia, der Atalanta, der Bachantinnen und Amazonen, Nymphen und Muſen, ſind wenige, welche vermöge ihres als Statuen der Alten, unter dieſen ihnen zugeſchriebnen Eigenſchaften, berühmt zu ſeyn.

Doch ſind einige darunter, die vor andern ſo wohl dem innern Werthe der Arbeit nach, als auch wegen der Aechtheit ihrer Attribute, allen Liebhabern der Antiken merkwürdig ſeyn müſſen. Eine ſchön drappirte Diana Venatrix findet ſich zum Beweis in Florenz, die ſchönſte aber in Rom in der Villa Pamfili. Kurz bekleidet kommt ſie in der Galeria Giuſtiniana vor; lang bekleidet in Rom im Campidoglio. Die ſo ſehr gerühmte Diana zu Verſailles, verdient hier aber wegen ihrer vielfachen Ergänzungen keinen Platz. Eben dieſes müſſen wir leyder von der ſchönen Diana Lucifera ſagen, die in der Sammlung des Campidoglio bewundert wird. Sie hat einen Schleyer über den Kopf, den ihr der Wind von hinten aufblaßt. Es iſt höchſt zu bedauern, daß man nicht weiß, was alt an ihr iſt. Die Fakel wenigſtens iſt neu. Die Ceres hat gewöhnlich ein ſchönes länglichtes Geſicht. Ihre Attribute ſind

Korn

Korn-Aehren, Mohnköpfe, Füllhörner. Da aber dieſe Attribute an dem Kopf, und in den Händen ſich befinden, welche Theile meiſtens neu ſind, ſo iſt daraus nicht viel zu ſchließen. Ihre Kleidung, Stellung, und Attribute auf Münzen unterſcheiden ſie ſchwerlich von der Spes, Abundantia, und Fortuna. Es war überdieß ein Charakter, worunter die Kayſerinnen ſehr gerne erſchienen (von der Livia weiß man es gewiß) alſo iſt es unmöglich zu beſtimmen, ob man ein Porträt einer vornehmen Perſon, oder ein Ideal einer Gottheit vor ſich ſieht.

Unter Amazonen haben die Alten junge Mädchen von wilder abgehärteter Natur in Griechiſcher Tracht abgebildet. Dieſe von den Künſtlern ſehr geliebte Idee kommt aber mehr auf Basreliefs als in Statuen vor. Die am längſten berühmteſte iſt in den Orti Martelli mit dem Köcher unterm Arm. Die ſchönſte Figur dieſer Art ſoll aus Italien entführt worden ſeyn, und ſich in dem Schaze des Herzogs von Pembrok befinden. Sie iſt unter einem Pferde liegend vorgeſtellt, und vertheidigt ſich gegen einen Reuter. Man behauptet es ſey ein Werk des Cleomenes, der die berühmte Mediceiſche Venus gearbeitet habe. In dem Pallaſte Ceſi ſteht eine ſchöne lang bekleidete Figur unter dieſem Namen. Sie iſt wegen ihrer Drapperie berühmt, und noch unergänzt. Kyſtopius hat ſie auf ſeinem 37. Blatte abgebildet. Allein es iſt dieß keine Amazone, ſondern vielmehr eine Juno Regina.

Auch

Auch die Juno Regina gehört in die Claſſe derje-
jenigen Statuen die oft mit andern verwechſelt werden.
Das Diadem um den Kopf und die Majeſtät bezeich-
nen ſie. Im Giuſtinianiſchen Pallaſt iſt unter dieſem
Namen eine auſſerordentliche ſchön drappirte weibliche
Statue längſt berühmt. Allein das gar zu individuelle
in dem Charakter des Kopfs, das von dem Ideal die-
ſer Göttin völlig abweicht, läßt vermuthen, daß es das
Porträt irgend einer Kayſerlichen Perſon ſeye. Die un-
ter dieſem Namen bey dem Perrier über Lebensgröße
vorkommende Figur iſt vielleicht eher eine Muſe in
Begeiſterung. Die Juno Regina iſt oft der Venus
Coeleſtis ähnlich, und oft hat der Ergänzer nach Will-
kühr aus einem alten Tronk dieſe oder jene gemacht.

Juno Lanuvina, wie ſie zu Lanuvium verehrt
wurde, mit über den Kopf gezogenen Gewande ſteht im
Campidoglio. Sie hat mit bloßem Arm eine Patera
in der Hand, und iſt wunderſchön bekleidet.

Atalanta mit dem Hippomenes kommt vielleicht
ein einzigmal ungezweifelt im Alterthum vor, und die-
ſes iſt die Gruppe in Barberiniſchen Pallaſt. Sie iſt
noch fliehend mit um die Hüften flatternden Gewand.
Hippomenes ganz nakend hat ſie eben erreicht. Bey
dem Perrier ſteht aus dem Pallaſt Della Valle
eine Figur unter dieſen Namen, die man Atalanta ge-
nannt, weil es weder eine Nymphe noch eine Diana
ſeyn konnte. Eine ähnliche aus dem Pallaſt Ceſi kommt
beym Sandrart vor.

Die-

Diejenige Figuren, die anjezt unter dem Namen der Bacchantinen erscheinen, sind vielleicht oft weit von dem Endzweck entfernt, zu dem sie ihr erster Künstler geschaffen hatte. Es ist ein Gegenstand den die Alten ausserordentlich geliebt haben, weil er der Kunst ein weites Feld ließ, viele schöne und verschiedene Stellungen anzubringen. Ein fliegendes Gewand, aufgelößtes Haar, Thyrsusstab, Trauben in der Hand oder im Schooße, und eine tanzende Stellung pflegen sie zu bezeichnen. Sie kommen weniger als Statuen, viel mehr aber auf Reliefs und Gemmen vor. An den Sarkophagen und Altären ist beynahe nichts anders als die Geschichte des Bacchus vorgestellt. Gewöhnlich sind sie leicht bekleidet, die Arme nakend, und durch das Gewand schimmern alle Contoure des Körpers durch, sie halten auch wohl mit der Einen Hand das Gewand in die Höhe, wie man beym Perrier sehen kan. Langgekleidet sind diese Figuren seltener, wie die Bacchantin im Capitolio, die mit der Bassara, oder dem langen Gewand umgeben ist, von welchem Bacchus den Namen Bassareus führt. Den schönen Kopf, den Winkelmann, durch eine Stelle des Euripides verführt, zu einer Leucothea umschuff, werden wohl andere Augen eher für den Kopf einer Bacchantin halten.

Bey diesem Gegenstand gilt die schon so oft gemachte Bemerkung, daß die Ergänzung neuer Künstler auch hier öfters eine Nymphe, Tänzerin oder andere Figur

Benedict.

So würd' es doch nicht umsonst gewesen seyn, wenn die Ruthe gemacht worden wäre, und der Kranz dazu; denn den Kranz hätt' er selbst tragen können, und die Ruthe gegen euch gebrauchen, der ihm sein Vogel-Nest gestohlen hat.

Pedro.

Ich will seine Vögel nur singen lehren, und sie dann dem Eigenthumer wieder zustellen.

Benedict.

Wenn ihr Gesang mit euern Worten übereinstimmt, so ist das, bey meiner Treue, edel gesprochen.

Pedro.

Das Fräulein Beatrix hat einen Handel mit euch; der Cavalier, der mit ihr tanzte, sagte ihr, ihr hättet sehr schlimm von ihr gesprochen.

Benedict.

O! gerade das Wiederspiel! Sie sprach von mir, daß es nicht auszustehen war; eine Eiche, die nur noch ein einziges grünes Laub gehabt hätte, würde ihr geantwortet haben; meine Maske fieng an Leben zu kriegen und mit ihr zu keifen; sie sagte mir, indem sie mich für einen andern ansah, ich sey des Prinzen Hof-Narr, und ich sey dummer als Thau-Wetter; das gieng, Streich auf Streich, mit einer so verfluchten Geschwindigkeit, daß ich unmöglich aus-

parriren

durch zugesetzte Extremitäten und Attribute zur Bacchantin umgeschaffen haben.

Wir fällen über die Artikel, Fortuna, Abundantia, Pomona, dasselbe Urtheil, und sie sind unmöglich von einer Ceres zu unterscheiden. So wohl auf Münzen als in Statuen und kleinen Bronzen ist es oft deutlich wahrzunehmen, daß der Kopf das Porträt irgend einer bestimmten Person vorstellt, und sich auch in den meisten Fällen aus denen durch die Münz-Cabinete bekannten Charakteren entziffern läßt.

Alle zusammen kommen die Musen in Statuen ein einzigmal aus dem Alterthum vor. Gewöhnlich unterscheiden sie sich nur durch die Attribute, und wer weiß nicht, wie zweifelhaft dieser Charakter ist. Allgemein unterscheidet man sie an dem langen Gewande, an der meist sitzenden Stellung, und dem begeisterten tiefsinnigen Gesichte. Die Achte besaß die Königinn Christine. Die Neunte und den Apoll ließ sie durch einen Schüler des Bernini darzu verfertigen. Aus ihrem Vermächtniß kamen sie in die Odescalchische Sammlung, und von da nach Ildefonse in Spanien. Man kann sie im 10 B. des Maffei abgebildet nachsehen. Apollo ist sitzend, und in der Stellung eines Rasenden. Clio hat in der Hand die Tuba und eine Rolle. Euterpe mit der Flöte, hat den Amor bey sich; Melpomene mit einer Rolle und tragischen Maske, neben sich eine Keule. Terpsichore, spielt auf der Cither; Erato

auf

auf der Teſtúdo und hat den Amor bey ſich, zu deſſen Füſſen Köcher und Bogen liegen. Polyhymnia hält mit der einen Hand das Gewand in die Höhe, die Feder in der Hand der Calliope iſt gewiß der Zuſaz eines neuen Künſtlers. Urania in einer denkenden Stellung hat die Himmelskugel in der Hand, und den Kopf auf die andere geſtüzt. Thalia hat die comiſche Maske, und die Tibia. Indeſſen darf man dieſen Attributen und angeſezten Köpfen eben ſo wenig glauben als andern. Die Köpfchen ſind zuverläßig neu mit franzöſiſcher Süſſigkeit erfunden, und die Attribute geſchickt nach alten Bakreliefs ergänzt.

Unter den Einzelnen Figuren iſt Calliope unſtreitig die ſchönſte zu Wiltonhouſe. Allein die in eben derſelben Sammlung ſo berühmte Urania, eine ſitzende Perſon, den Kopf auf die Hand geſtüzt, iſt keine Muſe, ſondern vielmehr eine Provincia Victa.

Ganz unergänzt und ächt iſt die Terpſichore mit der Leyer unter den Oxfordiſchen Monumenten. Eine ſehr ſchöne Euterpe zu Wiltonhouſe wird für eine Arbeit des Cleomenes gehalten. Wir übergehen hier Kürze halben die andern, die beym Perrier, Epiſcop. Maffei, de Rubeis, Cavaceppi, und der Statuen-Sammlung zu Venedig vorkommen.

Die beſte Beſtimmung der Muſen und ihrer Attribute geben die im Herculano gefundene Gemälde mit

Waſſer-Farben. Sie ſtehen im 11ten Tom. der Pitture Ercolane gleich Anfangs. Apollo iſt ſitzend in einer ruhigen Stellung. Clio hat einen Lorbeer-Kranz, eine Rolle in der Hand, und neben ſich ein Gefäß mit andern Rollen. Thalia iſt ſtehend, hat Maſke und Pedum; Melpomene iſt ſtehend mit der Keule und tragiſchen Maſke. Terpſichore ſtehend mit der Lyra und begeiſtert. Erato mit der Cither. Polyhymnia hat nur das Deutende der Fackel. Urania iſt ſitzend mit der Weltkugel in ruhiger Stellung, Calliope hat nur die Rolle. Euterpe fehlt.

Auf einem Grabmal in Villa Mattei kommen ſie alle in relief auf Marmor vor.

Es würde ein Buch erfordern, wenn man nur eine flüchtige Unterſuchung über die vielen nakte weiblichen Statuen anſtellen wollte, die von jeher für Abbildungen der Venus ſind ausgegeben worden, oder über die in langer Stola bekleideten, die man als Minerven gekauft hat.

Dies wenige angeführte wird hinlänglich ſeyn, den Liebhaber des Alterthums einigermaßen auf die Schwierigkeiten aufmerkſam zu machen, die bey Entſcheidung über Aechtheit oder Unächtheit dieſer oder jener antiken Figur oder Statue erwachſen können. Ob die Arbeit ſelbſt im Ganzen wirklich antik oder neu ſeye, darüber wird nicht leicht ein wahrer Künſtler in langen Zweifel

ſtehen,

ſehen, und nicht auffallender erſcheint dieſer Contraſt, als wenn in Einer und Ebenderſelben Sammlung Altes und Neues gemiſcht iſt, wie in Sans-Souci. Aber dieß wird ſchwerer zu entſcheiden ſeyn, wo ſich jede Ergänzung anfange, oder endige? ob dieſer Kopf ehedem auf dieſem Rumpf geſeſſen habe? — und beſonders in weiblichen Figuren, welches eigentlich urſprünglich der von den Erſten Künſtlern der Figur zugedachte und Eigens beſtimmte Charakter geweſen ſey? Denn nicht immer haben Stümper ergänzt, ſondern oft die gröſten Meiſter der neuern Zeit, wie Wilh. della Porta an dem Farneſiſchen Herkules, und andere, die verdienten, den Alten an die Seite geſetzt zu werden.

M.

VII.

Eine nöthige Anſtalt.

Jedes Glied einer Geſellſchaft muß vor allen Dingen ſeine Geſellſchaft, das iſt die Einrichtung derſelben, kennen. Dieſes iſt ihm als Geſellſchafter das einzige Nothwendige.

Hat ihm die Geſellſchaft noch beſonders einen Theil ihrer geſellſchaftlichen Angelegenheiten zu beſorgen anvertraut, ſo wird ihm die Kenntniß der geſellſchaftlichen Einrichtung zu einer deſto heiligeren Pflicht; weil

er ohne dieſe Kenntniß, ohne eine gründliche Kenntniß, nicht im Stande iſt das Beſte ſeiner Geſellſchaft zu beſorgen.

Je gröſſer und verwickelter eine Geſellſchaft iſt, je mehrere und je edlere Zwecke ſie ſich vorgeſetzt hat, deſto ſchwerer iſt es ihre Einrichtung gründlich kennen zu lernen, deſto nöthiger aber wird es, ſie zu kennen, deſto mehr Fleiß muß alſo auf die Erwerbung dieſer Kenntniß verwandt werden.

Die gröſßte, verwickeltſte, zweckreichſte, wichtigſte Geſellſchaft iſt diejenige die man Staat nennt, und doch iſt keine Geſellſchaft in unſerm geſellſchaftreichen Jahrhundert, deren Mitglieder mit der Einrichtung unbekannter ſind, als dieſe; keine, deren Einrichtungen man kennen zu lernen ſich weniger Mühe giebt, als dieſe; keine wo für die Erlernung ihrer Geſetze weniger geſorgt iſt, als dieſe.

Ich darf die Gröſße dieſes Gebrechens nicht weiter beweiſen, ſie fällt an ſich ſelbſt ſtark auf. Ich will die Pflicht, den Schaden zu heilen, nicht rügen. Man muß ganz ohne moraliſches Gefühl ſeyn um ſie zu verkennen. Ich mag die Quellen dieſes alten Schadens nicht aufſuchen; es iſt ein unangenehmes und für meine Abſicht unnützes Geſchäfte.

Alle Menſchen in einem Staate ſind Glieder des Staats, und in dieſem Sinn ſind ſie alle Bürger. Alle ſollten alſo die Einrichtung ihrer Geſellſchaft kennen.

Gott

Gott hat alle ſehend erſchaffen, und ich finde keinen einzigen Grund warum von hundert, neun und neunzig blind ſeyn müſſen; gerade als wenn das der beſte Staat wäre, worin zwar alle Augen haben, der kleinſte Theil aber dieſelben braucht. Doch will ich mich hier nicht auf dieſes Unterrichtsobjekt in ſeiner Allgemeinheit einlaſſen; ich will nur von denen Gliedern ſprechen, die durch die ihnen anvertraute Beſorgungen einen großen Einfluß in die Geſellſchaft haben.

„Regiere wer will, nur regiere er gut" — ſagte ein alter Republikaner. Eine mäßige und gerechte Forderung! — „Wer nur regieren ſoll, muß dazu erzogen ſeyn und zu dieſer Erziehung iſt gründliche Kenntniß der Geſellſchaft weſentlich." — Das ſind des Sokrates Begriffe. Wer alſo in einem ſelbſtthätigen Poſten der Geſellſchaft ſteht, der muß ſich äuſſerſt angelegen ſeyn laſſen, ſich dieſe Kenntniß zu erwerben.

Allein in einem wohl eingerichteten Staat überläßt man eine ſo wichtige Sache nicht der Willkühr der Glieder; der Staat ſelbſt nimmt alle mögliche Maaßregeln, daß ſeine Diener die erforderlichen Kentniſſe wirklich beſitzen. Es wäre zu viel gewagt, es aufs Ungefähr ankommen zu laſſen. Die Leidenſchaften der Menſchen hätten hier ein zu offenes Feld, und der Staat würde dabey den kürzern ziehen.

Was thut alſo der Staat um ſicher zu ſeyn, daß ſeine Diener die nöthige Kenntniß der Verfaſſung haben?

ben? Er giebt ſie ihnen ſelbſt, oder, er errichtet eine Anſtalt, in welcher von ihm beſoldete geſchickte Männer den genannten Perſonen den nöthigen Unterricht geben, und ſetzt keinen Mann an einen ſelbſtwirkenden Poſten, der nicht dieſe Anſtalt fleißig beſucht, bey ſeinem Austritt aus derſelben in einem ſcharfen Examen reif befunden, und vor ſeinem Eintritt in ein Amt über dieſen Gegenſtand ſcharf noch einmal examinirt worden.

Eine ſolche Anſtalt fehlet, ſo viel ich weiß, noch aller Orten in Europa, und ich will hier verſuchen, ihre Einrichtung zu beſtimmen. Wie viel in einem Staate, und wo ſolche Anſtalten zu errichten, gehöret nicht hieher. Wie eine, ſo ſind ſie alle; und wenn es mir glücket, die eine in einer natürlichen und ſimpeln Form darzuſtellen, ſo habe ich meine Abſicht erreicht.

Der Gegenſtand der Anſtalt iſt gründliche Kenntniß ſeines Staates oder ſeines Vaterlandes, und da ſind nur drey Dinge, Gegenſtand, Unterrichtsweiſe, Einrichtung.

Gegenſtand. Der Gegenſtand zerfällt natürlich in drey Hauptobjekte. a) Landesbeſchreibung. b) Geſchichte des Landes. c) Verfaſſung des Landes. Dehnet man den Plan nicht weiter aus, ſo entſteht keine Verwirrung, und man läuft nicht Gefahr, das unnöthige auf Koſten des nöthigen zu treiben. Es verſteht ſich, daß dieſe Gegenſtände einzig das Vaterland betreffen; denn dieſes will man kennen, mehr nicht, —

oder beſſer, weniger nicht. Denn wer dieſes kennt, dem wird es keinen merklichen Schaden bringen, wenn er weder von Schineſen noch Margatten ſchwatzen kann.

Methode. Die Methode iſt bey den zwey erſten Gegenſtänden die ſimple Erzählung. So iſts, ſo iſts geweſen. Das viele Räſonniren in Geographie und Geſchichte taugt nichts. Beym dritten Gegenſtande muß Räſonnement hinzukommen; man muß zeigen, wie eine Einrichtung in ſich ſelbſt, eine mit der andern, alle mit allen zuſammenhängen. Der Mann zu dieſem Gegenſtande muß vorzüglich wohl gewählt ſeyn.

Es iſt hierin gar nicht darum zu thun, aufs Herz zu wirken, ſondern einzig auf den Verſtand; daher iſt ein kalter, nicht ſchläfriger, deutlicher Vortrag nöthig. Tiraden, Phraſen, Porträte, Erklamationen, fallen in dem ganzem Kollegium weg. Ich ſage dieſes beſonders in Abſicht auf die Geſchichte, welche durch ſolche Aufſtutzungen ihr weſentliches verliert. Wir ſind Zuſchauer, die aus einer Ferne in vollkommener Ruhe und Sicherheit Scenen zuſehen, die gleichſam in einer andern Welt vorgehen. Dieſes giebt uns Vortheile, die der gegenwärtige Zuſchauer, der Mitſpieler nicht hat. Er wird von den Leidenſchaften anderer mit weggeriſſen, wir aber bleiben bey einer kalten Unpartheilichkeit; und dieſes wichtigen Vortheils berauben uns die Geſchichtserzähler, welche allen äſthetiſchen Putz zu Hülfe

nehmen; es ſind hiſtoriſche Rhapſodiſten, die uns mit in ihre Viſionen hineinreiſſen.

Die Gegenſtände haben übrigens ihre natürliche Subordination, die ſich nicht ohne Schaden verkehren läßt. Der erſte iſt die Landesgeographie. Man muß das Land kennen, wo die Scenen der Geſchichte aufgeführet worden, ehe man dieſe aufführet; man muß die Producte kennen, ehe man die Einrichtungen verſtehen kann, die in Abſicht derſelben gemacht werden.

Der zweyte Gegenſtand iſt die Geſchichte, ſie iſt die wahre Quelle der Abänderungen in den Einrichtungen, ſie enthält die Gründe, aus welchen die Güte der Einrichtungen beurtheilt werden kann; ſie geht alſo dem Objekt der Verfaſſung vor.

Dieſe, der dritte Gegenſtand, nimmt gleichſam beyde vorige zuſammen, bringt ſie in Verbindung, bedarf ihrer alle Augenblick, um verſtändlich zu werden. Alſo folgt er natürlich auf den zweyten, und mit ihm, als dem weſentlichſten, ſchließt ſich der ganze Kurs.

Einrichtung. Ein ſolches Kollegium braucht alſo drey Lehrer, und einen Diener. Es braucht zwey Säle in einem öffentlichen Hauſe, und Feurung im Winter. Bey Lichte ſollte aus vielen Gründen in keiner Schule geleſen werden.

Jeder wöchentlich vier Stunden, die Stunde einen Thaler, macht zwölf Thaler wöchentlich, kurz das Kollegium kann jährlich tauſend Thaler koſten.

Hätte

Hätte ich zwanzig tauſend Thaler zu fünfe fürs hundert, ſo könnte ich ſie miſſen, weil ich ohne ſie lebe, und ſo wollte ich dem Publikum ein reelleres Geſchenk machen, als dieſes Papier iſt. Einzige zwanzig tauſend Thaler ſind, und wir haben jährlich zwanzig Diener der Geſellſchaft mehr, welche zum Dienſt geſchickt ſind.

Einen Viſitator muß die Schule haben, der fleißig nachſieht; ob alles geſetzmäßig zugehe.

Charten, Bücher und andere Sachen, die nöthig ſind, müſſen die Zuhörer ſchlechterdings haben, und jedesmal mitbringen.

Es wird nie diktirt. Ein Autor muß in allem zum Grunde gelegt werden, und über dieſen nicht ein neuer Autor gemacht, ſondern dieſer Autor erklärt und ergänzt werden.

Pünktlich muß alles da ſeyn und angefangen werden.

Genau, ohne alle Ausnahme oder Partheilichkeit müſſen die Abweſenden jedesmal verzeichnet, dieſe Liſten vorgeleget, und jedes Vierteljahr die Zahl der Abſenzen in eine Summe gebracht werden.

So oft ſechs ſich melden zum folgenden Objekt fortzurücken, ſo werden ſie von dem Viſitator und den drey Lehrern in einer beſondern Stunde ſcharf examinirt, und nach Befinden rücken ſie oder bleiben ſie. Wer alſo

pariren konnte; ich ſtuhnd nicht anders da, als wie ein Mann in einer Scheibe, mit einer ganzen Armee, die nach mir ſchoß; ſie ſpricht lauter Dolche, jedes Wort durchbort; wenn ihr Athem ſo gefährlich wäre als ihre Ausdrüke, ſo wäre keine Möglichkeit mit ihr zu leben; ſie würde die ganze Natur anſteken. Ich wollte ſie nicht heurathen, und wenn ſie alles beſäſſe, was Adam hatte eh er ſündigte; ſie würde den Hercules gezwungen haben, daß er ihr die Braten hätte wenden müſſen; ja, er hätte noch ſeine Keule ſpalten, und Feuer damit machen müſſen. Wir wollen nicht mehr von ihr reden; ſie iſt eine hölliſche Furie, mit dem einzigen Unterſchied, daß ſie beſſer gekleidt iſt. (*) Wollte der Himmel, wir hätten iemand der ſie beſchwören wurde; denn wahrhaftig, ſo lang ſie hier iſt, lebt man in der Hölle ſo ruhig wie in einem Heiligthum, und die Leute ſündigen mit allem Fleiß, weil ſie gerne dort wären; alle Quaalen und Plaggeiſter folgen ihr wohin ſie geht, und die Hölle iſt nirgends als wo ſie iſt.

Fünfte Scene.

Claudio, Beatrice, Leonato und Hero zu den Vorigen.

Pedro.

Seht, hier kommt ſie.

Benedict.

(*) Hone Anmerkung auf die Gewohnheit der Mahler und Poeten, die Furien in Lumpen vorzuſtellen.

so für sich zu Hause fleisig ist, der macht seinen Kurs auch schneller.

Die aus dem zweyten Objekt zum dritten fortrücken wollen, werden auch wieder über das erste examinirt, damit sie dasselbe für sich treiben. Die aus dem dritten Objekt weg, also das Institut verlassen wollen, werden aus allen dreyen examinirt, und ihnen dann nach Befinden ein gewissenhaftes Zeugniß nach einem Formular gegeben.

Bestimmte Instructionen für die Lehrer.

Vor zurückgelegten sechszehnten Jahre kann keiner die Anstalt besuchen. Von der Aufnahme wird keiner ausgeschlossen, wer er seyn mag, allein dann wird auch keiner mit einem Zeugniß entlassen, als der den ganzen Kurs gemacht hat.

Teutsch? Versteht sich, und zwar gut teutsch. Ein teutscher Staat will weder lateinisch noch französisch bedient seyn. Die Einrichtung seines Vaterlandes kennen, ist dem gesellschaftlichen Menschen, was Essen und Trinken dem natürlichen. Er verdaut nicht besser, wenn er weiß, was verdauen auf lateinisch heißt, aber er thut seine Pflicht schlechter, wenn sie ihm in einer fremden Sprache vorgestammelt wird.

So viel hievon! — Zu viel? — Es sey! Es ist ein ausgeworfener Saame; der Wind wirft ihn auf den Felsen, die Vögel haschen ihn im Fall, die Feuchtigkeit

tigkeit der Erde erſäufet ihn; und er iſt verlohren. Wenn aber ein günſtiger Zufall ihn in fruchtbares Erdreich ſenket, dann kann er zum Baum emporwachſen, unter dem der Wanderer Ruhe und Schatten findet. — Der Saame iſt geworfen. Fahre wohl.

Müller.

VIII.

Lied bey Aufhebung des Lotto.

Braunſchweig, den 29. Jun. 1787. *)

Gottlob! die Hyder iſt erlegt
und ihre junge Brut,
die lange Jahre ſich gemäſtet
von Menſchenmark und Blut.

Dem Herkul, der die edle That
zum Wohl für uns beſtand,
dank jeder, der hieher ſich naht! —
Ihm danke Vaterland! —

Ey

*) Der Verfaſſer dieſes Liedes macht, wie man ihm gerne glauben wird, keinen Anſpruch an die Laurcam Apollinarem. Es iſt bloß ein Ausbruch gerechter und dankbarer Freude über eine Begebenheit, die keinem Braunſchweigiſchen Patrioten gleichgültig ſeyn kann, wiewohl ſie alle Urſache hatten ſich zu der Wirkheit ihres großdenkenden Fürſten auch dieſer wohlthätigen Frucht ſeiner landesväterlichen Sparſamkeit zu verſehen. D. H.

Es kommt nun Alle, Jung und Alt,
zieht einen Kreis um mich,
und ſeht des Thieres Ungeſtalt,
auch todt noch fürchterlich!

In Staub iſt es dahin geſtreckt,
ohnmächtig liegt es da,
das uns oft mit Geheul erſchreckt',
wann es ſich Raub erſah,

ihn haſchte, und mit Mordbegier
in ſeine Klauen ſchloß,
und dann vor unſern Augen hier
heißhungrig ihn genoß.

Sieh, Knabe! dieſes Unthier riß
den Vater weg von dir:
mein', Mädchen! deine Mutter ließ
auch ihm das Leben ſchier.

Geliebte, Freunde, Eltern, ſeyd
nun wieder froh! Vergeßt,
daß euch einſt ſeine Grauſamkeit
viel Thränen ausgepreßt!

Und euch, ihr Opfer ſeiner Liſt,
euch Arme! rächt ſein Tod,
der Arzt für eure Wunden iſt,
begrenzend eure Noth. —

Noch einmal ſieht das Unthier um
mit feſtem, ſtarren Blick!
denkt, welchen Schaden es gethan,'
und dankend geht zurück!

Ihm dankend, der die ſchöne That
als Vater unternahm,
und manchen noch gerettet hat,
der ſonſt wohl nicht entkam.

Ihr teutſchen Fürſten! die ihr jetzt
noch dieſe Hyder hegt,
denkt, daß ſie Euer Herz verletzt,
und Unglück nur erregt!

Ahmt unſers Fürſten Beyſpiel nach,
ſeyd Väter, wie Er war!
Dann feyert Teutſchland einen Tag,
der Euren Ruhm gebahr.

* * *

Inhalt.

April.

I. Hekabe, ein Trauerſpiel des Euripides, aus dem Griechiſchen überſezt von J. v. Alxinger. S. 3.
II. Leopoldine, ein Gegenſtück zum Moriz, fortgeſezt. — 60.
III. Ueber Wunder. — 85.
IV. Verſe. — 91.

May.

I. Leopoldine, ein Gegenſtück zum Moriz, fortgeſezt. — 97.

II. Fortſetzung der Briefe des Herrn Abbate Fortis an den Herrn Grafen Thomas von Paſſegli. S. 116.

III. Briefe an einen Freund auf einer Reiſe von Baden in der Schweiz, in die Savoyiſchen Eisthäler und nach Lyon: im Jahr 1786. von Reichard. — 147.

IV. Anmerkungen über einige der betrüglichſten Copien von den Kupferſtichen Albr. Dürers. — 158.

V. Briefe über die Kantiſche Philoſophie. — 167.

VI. Apherismen aus dem Lateiniſchen eines bekannten aber wenig geleſenen Schriftſtellers des vorigen Jahrhundertes. — 185.

Junius.

I. Baſtian und Baſtienne, oder der Dorfwahrſager, ein ländliches Singſpiel in einem Aufzug, nach J. J. Rouſſeau. — 193.

II. Fortſetzung der Briefe des Herrn Abbate Fortis. — 212.

III. Ueber den verſtorbenen Muſikdirektor, Herrn Joh. Heinr. Rolle, zu Magdeburg. — 223.

IV. Gedichte. — 237.

V. Fortſetzung der Briefe an einen Freund auf einer Reiſe von Baden in die Savoyiſchen Eisthäler und nach Lyon u. ſ. w. — 246.

VI. Ueber die Schwierigkeit antiken weiblichen Statuen ſogleich ihren wahren Charakter anzuweiſen. — 266.

VII. Eine nöthige Anſtalt. — 277.

VIII. Lied bey Aufhebung des Lotto. Braunſchweig, den 29. Jun. 1787. — 285.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.
Januar 1787.

I. Neue Bücher.

1) Thalia. Herausgegeben von Schiller 2. 3. u. 4. Heft. Leipzig bey G. J. Göſchen, gr. 8. 1786.

Mit dem erſten Hefte, das bereits im Jahr 1785 heraus kam, hat dieſe Thalia aufgehört die Rheiniſche zu ſeyn; ſie hat die vorigen Lokalbeziehungen aus ihrem Plane weggelaſſen, und ſcheint ſeitdem, wenigſtens ſo viel ſich aus ihren bisherigen Artikeln ſchlieſſen läßt, ſich mehr durch den Wehrt ihres Inhalts als durch Individualität ihres Zweckes unter ihren vielen Brüdern und Schweſtern unterſcheiden zu wollen. Das gewiſſeſte, was man ſich von den eigenen Arbeiten des Herrn Herausgebers vorhincin verſprechen konnte, war, daß ſie insgeſamt mit dem Stempel ſeines unverkennbaren Genius bezeichnet ſeyn würden; und wenn die Thalia durch manche ſchätzbare Probe gezeigt hat, als dieſer Genie den Beyfall des beſſeren Theiles vom leſenden Publikum der Bewunderung des Gröſſeren vorzuziehen wiſſe: ſo hat ſie gewis die Erwartung ihrer Leſer vielmehr gerechtfertiget als übertroffen. Unter dieſe Proben ſcheinen vorzüglich die Philoſophiſchen Briefe zu gehören, die durch die Gedankenfülle und den ſcharfſinnigen Witz, womit ſie ſo reichlich ausgeſtattet ſind, und durch ihre bilderreiche, gedrängte, kräftige Sprache, die bereits bekannten Talente ihres Verfaſſers, durch

ihre Deutlichkeit, Ungezwungenheit, und Eleganz aber den Bund ankündigen, den seine Muse mit den Grazien geschlossen hat. Eben dieß ist auch an dem Aufsatze über moderne Größe, und selbst, obgleich vielleicht in einem etwas geringeren Grade, an Dom (sollte heissen Don) Carlos von Spanien sichtbar. Die ersten Scenen dieses — wie Herr Rath Schiller es genannt wissen will — Familiengemähldes aus einem königlichen Hause, erschienen bereits in der Rheinischen Thalia, und die Fortsetzungen davon, die in jedem der vor uns liegenden Hefte vorkommen, nehmen einen beträchtlichen Raum des Journals ein, und werden ihn allem Ansehen nach auch in der Folge einnehmen, ohne daß die Leser, unsrem Gefühle nach, Ursache haben werden, darüber unzufrieden zu seyn. Wir enthalten uns hier aller näheren Beurtheilung dieses in mancher Rücksicht merkwürdigen Versuches, und hoffen, daß uns die Vollendung desselben eine bessere Gelegenheit, und der Merkur ein geräumigeres Plätzchen dazu geben wird, als wir ihm gegenwärtig zumuthen können. — Der Verbrecher aus Infamie im Zweyten Hefte interessirt, so wohl durch seinen für alle Leser-Classen, insonderheit aber für Psychologen und Gerechtigkeitspfleger, äusserst richtigen Inhalt sowohl als durch seine treffliche Einkleidung, die uns ein Meisterstück in dieser Art scheint. Dieß letztere möchten wir auch von dem Geisterseher, einer Erzählung im Vierten Hefte, behaupten; wenigstens wird man nur selten einen abgebrochenen Artikel eines Journals mit einer so ungeduldigen Begierde nach der Fortsetzung aus der Hand gelegt haben. — Von den eingestreuten Gedichten, worunter sich manches Gute, keines aber der Aufnahme ganz unwürdige, befindet, erwähnen wir hier der Freygeisterey aus Leidenschaft im 4 Hefte, vorzüglich darum, weil wir dem Dichter unsren Wunsch nicht vorenthalten können, daß er die Energie in Gedanken und Ausdruck, die er so sehr in

seiner

ſeiner Gewalt hat, an würdigeren Gegenſtänden verſuchen möchte. Wir ſind zwar, wie der Herr Herausgeber in einer beygefügten Note von jedem ſeiner Leſer vorausſetzt, „billig genug, um eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für „ein philoſophiſches Syſtem, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des „Dichters zu halten“: nichts deſtoweniger aber ſind wir überzeugt, und das erwähnte Gedicht beſtärkt uns nur noch mehr in dieſer Ueberzeugung, das es gewiſſe Grade der Leidenſchaft, zumal der Verzweiflung giebt, wo der Ausdruck derſelben Verzerrung wird, die in der poetiſchen Nachahmung ſowohl als in der Natur das äſthetiſche und moraliſche Gefühl empört, und ſich mit dem Zwecke des Dichters ſchlechterdings nicht vereinigen läßt.

---

2) Fridrichs Gedichte. Erſter Theil. Situationen. Wien, beym Verfaſſer und in Commiſſion bey Gräffer 1786. 356 S. 8.

War es der zu heiſſe Wunſch, eine neue Entdeckung auf dem Parnaſſe durch eine eben ſo neue Benennung auszuzeichnen, oder die Magie der Gewohnheit, welche ſo leicht die ſubjektive Verſtändlichkeit eines willkührlich gewählten Gedankenzeichens mit der Objektiven des Sprachgebrauchs verwechſeln kann, was Herrn Fridrich über die Bedenklichkeiten hinwegſetzte, die uns, und vielleicht jeden ſeiner Leſer, auf eine etwas unangenehme Art bey ſeinem Titelblatte zu verweilen nöthigen? Der Platz, den das Wort Situation auf demſelben einnimmt, macht den Sinn, den er damit verbunden wiſſen will, keineswegs deutlicher; und er darf es blos dieſem übelgewählten Namen zuſchreiben, daß, (wie er ſelbſt geſteht,) faſt alle ſeine Recenſenten über den Begriff von ſeiner neuen Dichtart in Verlegenheit gerathen

rathen ſind. Die beſtimmte Erklärung, die er von dieſer Dichtart in der Vorrede zur gegenwärtigen vermehrten Originalausgabe giebt, hat uns mit jenem Namen viel eher noch mehr entzweyt als ausgeſöhnt. Was er Situation im engſten Verſtande nennt, iſt dieſer Erklärung zufolge „das Gedicht, welches entweder eine Reihe wichtiger philoſophiſcher Betrachtungen, oder ein Gemählde großer leidenſchaftlicher Empfindungen und Ideen, wie ſie in einem gewiſſen Charakter durch eine beſtimmte Lage veranlaßt werden, in ihren mannigfaltigen Miſchungen, Abſtufungen, und Wandlungen dramatiſch darſtellt.“ Die beſtimmte Lage, oder dasjenige, was eigentlich Situation heißt, iſt alſo hier nur die Veranlaſſung, nicht der Gegenſtand des Gedichtes; und dieſer Gegenſtand iſt nichts anders als ein Selbſtgeſpräch, welches (hier ſowohl als jederzeit) durch Situation veranlaſſet wird, und (hier ſowohl als jederzeit) Situation des Gemüthes ausdrückt. Das Wort Selbſtgeſpräch kömmt alſo durch ſeine eigenthümliche Bedeutung dem vom Hrn. Verfaſſer beſtimmten Begriffe ungleich näher, als das Wort Situation, welches in der Dichtkunſt alle möglichen beſtimmten Lagen aller möglichen Dinge, die einer dichteriſchen Schilderung fähig ſind, eben ſo gut ausdrückt, als die lautwerdende Gemüthslage, die Hr. F. meynt. Uebrigens paßt das Kunſtwort Selbſtgeſpräch allerdings beſſer auf philoſophiſche, als auf leidenſchaftliche Gedankenfolgen; und dieß war der Grund, warum der Herausgeber des Merkurs, — auf den ſich Herr Fr. in ſeiner Vorrede beruft, und der aus der Probe, die im April 1785 des Merkurs eingerückt worden, nicht anders urtheilen konnte, als daß die verſprochene Sammlung aus lauter philoſophiſchen Lehrgedichten in einer neuen Form beſtehen würde, — die Benennung Selbſtgeſpräch dem Verf. als eben ſo gut, oder noch beſſer vor-

vorſchlug. Herr Fr. hat dieſen Vorſchlag offenbar miſsverſtanden, wenn er in Beziehung auf denſelben behauptet, daß die Benennung Selbſtgeſpräch „nur auf die individuelle Darſtellung philoſophiſcher Ideenreihen paſſe.“ Der Grund, den er für dieſe Behauptung angiebt, „daß ſich das Wort Selbſtgeſpräch, wegen des kalten Begriffes Sprechen mit den leidenſchaftlichen Empfindungen, (die ebenfalls in ſeinen Gedichten entwickelt werden) nicht vertragen würde,“ müßte, wenn er gelten ſollte, den allgemeinen Sprachgebrauch aufheben, welcher auch dem höchſten Grade der Leidenſchaft, ſo bald dieſe in artikulirte Töne ausbricht, Sprache beylegt. Ueberhaupt ſcheint er Hrn. Wielands Idee eben ſo wenig gefaßt zu haben, als dieſer die Idee des Hrn. Fridrich, ſo wie ſie in der Vorrede zur gegenwärtigen Sammlung zuerſt feſtgeſetzt, und noch weniger, wie ſie in den Gedichten ſelbſt ausgeführt worden iſt, aus jenem Verſuche über die Unſterblichkeit der Seele errathen konnte. Nach dieſem Verſuche nannte der Merkur die Situation mit Fug und Recht eine neue Art von Lehrgedicht. Hr. F. ließ ſich dieſe Benennung gefallen, und verſichert S. VIII. der Vorrede: „man könne die Situation auch zugleich ein Lehrgedicht im dramatiſchen Style nennen.“ Allein in eben dieſer Vorrede beſtimmt er die Situation als eine Gattung, die zwey Arten unter ſich begreift, wovon nur die eine als Lehrgedicht betrachtet werden, die andere aber, „das bloße Gemählde leidenſchaftlicher Empfindungen“ eben ſo gut Elegie, Hymne, Lied u. ſ. w. als Lehrgedicht ſeyn kann; und zum überſchwenglichen Beweiſe, daß dieſe zweyte Art von Situation nichts weniger als Lehrgedicht ſeyn dürfe, kommen in der Sammlung zwey Lieder vor, worunter das erſtere S. 156 eine, man weiß nicht wodurch, motivirte, Läſterung auf die Hofnung überhaupt; und das andere die

Benedict.

Hat Euer Hoheit keine Commißion nach dem Ende der Welt für mich? Ich bin bereit um des ſchlechteſten Auſtrags willen zu den Antipoden zu gehen; ich will euch aus der äuſſerſten Spize von Aſien einen Zahnſtocher holen, euch das Maas von Prieſter Johannes Fuß bringen, oder ein Haar aus des groſſen Caus Bart; kurz, ich will eher eine Geſandſchaft zu den Pygmeen übernehmen, eh ich nur drey Worte mit dieſer Harpye wechſeln wollte; habt ihr nichts zu thun für mich?

Pedro.

Nichts, als daß ich mir eure gute Geſellſchaft ausbitte.

Benedict.

O Himmel, hier iſt ein Gerichte wovon ich kein Liebhaber bin; ich kan die Zunge dieſer Dame nicht ausſtehen.

Pedro.

Kommt, Madam, kommt, ihr habt Signor Benedicts Herz verlohren.

Beatriz.

In der That, Gnädigſter Herr, er lehnt' es mir eine Zeit lang, und ich gab es ihm mit Wucher wieder, ein doppeltes für ein einfaches; er gewann mir's mit falſchen Würfeln ab, und deßwegen kan Euer Hoheit wol ſagen, daß ich's verlohren habe.

Pedro.

Phantaſie eines Schwermüthigen auf einem Kirchhofe enthält, die damit endigt, daß der Unglückliche den Tag ſeiner Geburt verwünſcht! — Endlich hatte Herr Hofrath Wieland aus der erwähnten Probe geſchloſſen, „daß zu dieſer Art von „Gedichten zwey weſentliche Beſtimmungen erfordert wür„den; nämlich: der Charakter der Perſon, welche — und „die Situation, in welcher, und durch welche dieſe Per„ſon — auf die Gedankenfolge geleitet wird, woraus das „Gedicht beſteht.“ Allein in der vor uns liegenden Sammlung kommen mehrere der ſogenannten Situationen vor, in welchen man vergebens nach dem Charakter der Perſon, und nach der individuellen Lage ſuchen wird. Z. B. das Gedicht die Lebensweisheit. (S. 35) das in mehr als einer Rückſicht zu tief unter dem Werthe der übrigen ſteht, als daß wir es nicht aus der Sammlung wegwünſchen ſollten, und die ſonſt treflichen Stücke: die Heilige Ausſicht S. 162, und die Selbſtberuhigung (166.)

Deſto genauer ſind die Bedingungen dieſer Dichtart, auſſer dem oftgenannten Verſuche über die Unſterblichkeit der Seele, im Heldendenkmale auf Leopold (T. Merk. December 1785) im Tempelherrn bey den Ruinen eines Tempelhofes, und im ausgeſchloſſenen Pythagoräer beobachtet worden; denen man auch mit Recht das Streben des Zweiflers nach Wahrheit und die beyden folgenden Gedichte ähnlichen Inhalts beyzählen kann, wenn gleich die veranlaſſende Situation derſelben weniger individuell iſt. In allen dieſen Gedichten werden die Leſer des Merkur die Erwartung, welche die ihnen bekannte Probe erweckt hat, erfüllt, und zum Theile übertroffen finden. Unſtreitig hat H. Fr. auf den Weg, den er ſich gebahnt hat, die zwey weſentlichſten Erforderniſſe, philoſophiſchen Scharfſinn, und dichteriſche Einbildungskraft, mit ſich gebracht. Auffallend iſt, daß ſich ſein Geſang in den Feſſeln des Reims mei-

meiſtens anmuthiger und leichter fortbeweget, als ohne dieſelben. Hat vielleicht die Anſtrengung, den Leſern das Vergnügen des Reimes durch Gedanken und Ausdruck zu erſetzen, den letztern hie und da das Räthſelhafte, Steife und Pretiöſe gegeben, das wir darin gefunden haben. Um nur ein einziges Beyſpiel anzuführen: ſo beginnt, das Gedicht, der Naturſchwärmer S. 209.

Willkommen, Lüftchen von des Morgens Roſenwange,
Dein Lilienſittig führe mir vom Hügel
Indeß der Eichen hohe Wölbung mich
In ihre holde Dämmrung hüllet,
Die Wollustkühlungen der Blüthendüfte zu.

Doch der Poeſie des Style, dem Ausdruck, der Sprache, in dieſen Gedichten durch Lob und Tadel ihr ganzes Recht anzuthun, erforderte einen weit größern Raum als dieſes Blatt uns geſtattet.

---

3) Der Einſiedler in Felſa. Berlin und Leipzig bey G. J. Decker, 786. 246 S. 8.

Ein wohlgelungener Verſuch des glücklichen, und bisher noch wenig benutzten Einfalls, ſich des Romans zum Vehikel gereinigter Religionsbegriffe zu bedienen, bey welchem der unbekannte Verfaſſer ſeinen Zweck um ſo weniger verfehlen wird, da er für den Zweck der Leſer, für die er eigentlich geſchrieben zu haben ſcheint, ſo gut zu ſorgen gewußt hat. Wirklich werden unſre zahlreichen Liebhaber und Liebhaberinnen der zeitvertreibenden Lektüre aus hundert in- und ausländiſchen Produkten, womit ſie auf jeder Buchhändlermeſſe ſo reichlich verſehen werden, neun und neunzig zur Hand nehmen, bevor ſie auf ein einziges verfallen werden, das ihnen auf einer kleineren Anzahl von Blättern eine größere Mannigfaltigkeit intereſſanter Begeben-

denheiten, Charaktere, Natur- und Lebens-Scenen in einer reineren und angenehmeren Sprache darbiethe, als dieser ernsthafte Roman, welcher durch das neue Licht, so er über einen wichtigen, aber so manchen Romanenleser fremde oder gleichgiltig gewordenen Gegenstand verbreitet, und durch das unerwartete Interesse, das er ihn daran finden läßt, keineswegs weniger unterhaltend seyn kann.

---

4) Fischergedichte und Erzahlungen. Von *Bronner*. Zürch, bey Orell, Gesner, Fueßli und Comp. 1787. 174 S. 8.

„Der Verfasser hat diese Gedichte in einsamen Stunden der Muße verfertigt: vom Fenster seiner Kloster-Zelle, wo er die Jahre seiner Jugend auch unter ernsthaftern Studien der Mathematik und Naturkunde hindrachte, hatte er die ausgebreitete Aussicht auf einen Fluß, und seine schattenreichen Ufer, und auf die anmuthigen Inseln, die er umschwamm. Bey der Lektür des Theokrit, Virgil, Sanazar stimmte er diese Scenen an, beobachtete die mannigfaltigen Schönheiten, die vor ihm lagen, und die Bewohner der Gegend, deren meiste Beschäftigung der Fischfang ist; ward begeistert, und schrieb so was er sah, was ihn rührte: und so entstanden seine ersten Fischergedichte."

„Bey seinem Aufenthalt in Zürch erwarb er sich durch seine Talente, durch die Naivetät seiner schüchternen Bescheidenheit, und durch das feinste Gefühl für alles Edle und Gute die allgemeine Achtung, und alle Männer von Kenntnissen und Geschmack waren seine Freunde. In seinen Gedichten mahlt sich sein eigener Charakter. Zu bescheiden wagte er es lange nicht, seine Gedichte seinen Freunden zu weisen. Aufgemuntert durch ihren Beyfall, faßt er fort. Er besuchte den Landmann in seiner Hütte,

oder

oder bey ſeinen verſchiedenen Landarbeiten, beſuchte die angenehmſten Gegenden an Flüſſen und Bächen, und entwarf da ſeine Gemählde. Daher das naive Detail von ſo neuen anmuthsvollen kleinen Bildern; daher dieſe Wahrheit, dieſe friſche wahre Farbe. Ueberall ſieht man das feinſte Gefühl für jedes ſittliche Schöne, überall die feinſte Bemerkung jeder Schönheit der Natur. Verſchiedene Stücke waren faſt gar keines poetiſchen Schmuckes fähig, und gehören in die Claſſe der Fiſcherbriefe des Alciphron, wo die einfältigſten kleinſten Situationen durch die naiveſte natürliche Darſtellung ſo viel Anmuth bekommen. Zuweilen ſchienen mir ſeine Gemählde an kleinen Umſtänden zu reich; ich wollte ausſtreichen; denn ich hatte unumſchränkte Erlaubniß; aber die mehrern male ließ ichs ſtehen, denn ſie empfehlen ſich durch ihre naive Wahrheit zu ſehr.* So ſchreibt von dieſen Fiſcher-Idyllen ihr Herausgeber — Geßner; und unterſtützt überdieß dieſe in ſeinem Munde ſo vieldedeutende Empfehlung durch das ſchöne typographiſche Gewand, in welchem er ſie dem Publikum vorführt.

---

5) Kiel. Herr Profeſſor Cramer, hat durch ſeine Polyhymnia abermals herausgegeben; Chöre und Geſänge zur Athalia von Racine. Clavierauszug der Partitur von J. A. P. Schulz, Capellmeiſter Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preuſſen. Herausgeber und in Hamburg in Commiſſion bey Herrn Hofmann, Buchhändler 1786.

Joram, König von Judä, Joſaphats Sohn, und der Siebente aus dem Hauſe Davids, heurathete Athalia, eine Tochter des Ahab und der Jeſabel, die beide, vermeinlich aber Jeſabel, wegen ihrer blutigen Verfolgung der Prophe-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20618 / 387

ten berüchtigt ſind. Athalia, nicht weniger gottlos als ihre Mutter, riß ſehr bald ihren Gatten mit zur Abgötterey fort; und ließ ſo gar in Jeruſalem dem Baal, einem Götzen aus dem Lande von Tyrus und Sidon, wo Jeſabel herſtammte, einen Tempel bauen. Joram, nachdem er alle ſeine Kinder, den Ahaſia ausgenommen, von der Hand der Araber und Philiſter hatte umkommen ſehen, ſtarb ſelbſt elendiglich an einer Krankheit, die ihm das Eingeweide verzehrte. Sein trauriger Tod hinderte den Ahaſia nicht, die Gottloſigkeit ſeiner Eltern nachzuahmen. Aber auch dieſer Fürſt ward, da er nur ein Jahr regiert hatte, bey einem Beſuche, den er bey dem Könige Iſraels, dem Bruder der Athalia ablegte, mit in den Untergang des Hauſes Ahab verwickelt, und auf Befehl Jehus, welchen Gott durch ſeine Propheten zum Herrſcher über Iſrael und zum Werkzeuge ſeiner Rache hatte weihen laſſen, getödtet. Jehu rottete die ganze Nachkommenſchaft Ahabs aus, und ließ die Jeſabel aus dem Fenſter herab ſtürzen. Sie ward, der Weiſſagung des Elias gemäß, ein Raub der Hunde in dem Weinberge deſſelben Naboths, weil ſie ehemals getödtet hatte, ſich ſeines Erbtheils zu bemächtigen. Athalia ihrerſeits, wie ſie in Jeruſalem von dieſer Hinrichtung Botſchaft bekam, beſchloß das königliche Haus Davids zu vertilgen, und tödtete alle Kinder des Ahaſja, ihre Enkel. Glücklicherweiſe kam Joſabeth, die Schweſter Ahaſjas und Tochter Joroms dazu, indem man ihre Neffen erwürgte; und fand Mittel, unter den Todten den noch ſäugenden Knaben Joas zu retten. Sie vertraute ihn, nebſt ſeiner Amme, dem Hohenprieſter, ihrem Gatten, an. Er verbarg beyde in dem Tempel, und der kleine Joas ward darin bis zu dem Tage erzogen, da man ihn zum Könige von Juda ausrief. Dieſes Sujet hat Racine bearbeitet. Als es 1691 gedruckt erſchien, wurde es ſehr wenig gekauft, weil die Vornehmern erzählen gehört hatten, es ſey

für

für St. Cyr geschrieben, ein Kind mache die Hauptrolle aus; also wäre es auch Werk für Kinder! u. s. w.

Sobald aber die Stimme der Cabale und der Dummheit verhallt war, und Racine mit dieser Athalia seine poetische Laufbahn beschlossen hatte, wurde es wieder hervorgesucht, und nach seinem Tode mit dem erstaunlichsten Beifall aufgeführt. Es hat Buchhändler seitdem reich gemacht; und behauptet nun fast schon ein Jahrhundert seinen Ruhm.

Sr. Kön. Hoheit der Prinz Heinrich von Preussen, der, wie ehmals sein großer Bruder, Liebe zu den Dichtern Frankreichs hegt, trug vor einigen Jahren seinem Capellmeister auf, für sein Privattheater, welches in Reinsberg seine liebste Erholung ausmacht, die Chöre dieser Tragödie in Musik zusetzen. Herr Schulz erfüllte diesen Befehl, und so kam sie nach Teutschland. Sie fand Beifall; und durch das Gerücht davon gereizt, bat Herr Prof. Cramer, der Athalia schon lange geschätzt hatte, den Komponisten um die Mittheilung der Partitur, welche Bitte ihm gewähret wurde; er übersezte sie; erreichte nicht allein sein Original, sondern übertraf es noch in manchen Stellen, indem er Flecken im Originale abwischte, die abgewischt werden konnten; und so erscheint nun die ganze, in Betracht auf Handlung, auf Verschiedenheit und Festigkeit der Caractere, auf Pracht u. s. w. ganz Vortrefliche, und ohne Liebes-Intrigue, vortrefliche Oper hier französisch und teutsch, in fünf Akte eingetheilt. — Wer die Uebersetzung der Armida vom Herrn Prof. C. gesehen und gelesen hat, wird sich überzeugen können, daß auch bei dieser treffender Ausdruck und Schönheit herrsche, und daß ihm für ein so herrlich Geschenk Dank gebühre. — Ein Wort über die Musik: Die Ouverture in Dmoll; die im tempo rubato gegen einander sich bewegende Stimmen; die hin und wieder angebrachten, schnell sich bewegende, unterbrochnen Sätze — Nachahmungen — sanfte Rückungen der Stimmen; die

punk-

punktirten Noten — Alles verkündet große — traurige — mit Zärtlichkeit verwebte Handlung. Erſter Akt, Chor, Allegro maeſtoſo. „Laut durch die Welten thut Jehovas groſſer Name“ — Im Tone der helltlingenden Poſaune, ſtark, voll Majeſtät beginnt dieſer Geſang. „Ihn verehrt der Staub, wie der Engel am Th·on“! — Stille, wie Wunder, klingt hier die, in zwo Stufen bewegte, Harmonie. „Eh' noch Bergen und Felſen die Feſte geſenkt ward, war Gott! bringet Lob ihm, und Dank! frolokt! bringet Lob ihm und Dank“! — Hoher, glühender Dank. Eine Stimme. „Umſonſt aebdten uns die Frevler“ ꝛc. — Herrliche Deklamation! Zwei Stimmen. Frolokt, bringet Lob ihm und Dank! “nun wieder der Chor einfallend: “ „laut durch die Welten“ ꝛc. — Lauter Hoheit, und Pracht. Andantino. Eine Stimme. „Er kränzt mit Laub den Baum, und mit röthlicher Blüthe“ ꝛc. — Wer fühlt nicht hier den ſchönſten der Sommertage? — Maeſtoſo. Hier fällt der Geſang in ein akkompagnirtes Recitativ. Eine andere Stimme. „Berg Gottes Sinai! “ ꝛc. — Natur, ganz Natur iſt dieſe Sprache! „Erhalte das Gedächtnis jenes heiligen Tages ewig unter uns, da furchtbar der Verſammlung des Volks in wolkendicker Nacht deinem glühenden Haupt die Herrlichkeit des Herrn mit Poſaunentönen enthallte!“ — Geflügelt ſteigen die Inſtrumente empor; fallen vereinigt herab im hohen Pauken Donner. „Verkünds! wozu im Donnerſturm der Blitz? — Dieſe Ströme von Rauchdampf? — jenes Brauſen der Luft? — Dieß Geſchmettere der Trommete? “ — Nicht muſikaliſche Mahlerei, ſondern wahrer Ausdruck bringt aus Herz! Alles iſt Meiſterwerk. Zweiter Akt. Larghetto, e cantabile — „O ſeelig, ſeelig, tauſendmal, das Kind das Jehova liebt!“ — Himmliſcher Geſang, mit Deklamation verbunden; ein ſanfter Fagott begleitet die Singſtimme, welche ein Grundbaß trägt ꝛc.

Im

Im ganzen Stücke iſt keine Periode vorhanden, in welcher ſich nicht der Stempel der Kunſt, des guten Geſchmacks und des Genies offenbahret. Wir ſagen daher nichts mehr, als daß dem Clavierauszuge auch noch die vollſtändige Partitur angehängt iſt.

---

6) Lieder einſamer und geſellſchaftlicher Freunde, componirt und dem Hochgebohrnen Freyherrn Carl Ludwig von Mengden, ehrfurchtevoll zugeeignet von Carl Spazier. Zu finden in Wien bey Artaria & Compagnie.

Dieſe wohl gewählten Lieder ſind mit vielem Ausdruck komponiert; und ob wir gleich mehr Richtigkeit in Auflöſung der Diſſonanzen zu finden gewünſcht hätten, wie im Trinkgeſang No. 3. Syſt 2 Takt 1 : 2 die kleine Quinte $\frac{f}{h}$ ihrer Natur zuwider aufwärts $\frac{f\ g}{h\ c}$ aufgelöſt ſtehet, und fernerhin vom 4ten bis 5ten Takte durch eine Durchgehende Note im Baſſe zwo vollkommene Quinten in gerader Bewegung entſtanden ſind: ſo ſind wir doch durch den übrigen melodiſchen und harmoniſchen natürlichen Gang dieſer Lieder vollkommen entſchädigt.

---

7) Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von Bertuch und Kraus. Zweyter Band. 1ſtes Stück. Jänner 1787. (mit ausgemahlten und ſchwarzen Kupfertafeln.)

Dieſes erſte Monatsſtück enthält 1) Neuheit, eine artige allegoriſche Fabel (frey aus dem Franzöſiſchen überſetzt von B.) 11) Eine ſehr intereſſante Beſchreibung von Klein-Trianon, auch le Jardin de la Reine genannt, von R—d, nebſt

nebſt einem noch unbekannten franzöſiſchen Gedicht über dieſen wahren Feen-Ort. III) Franzöſiſche Moden. IV) Engliſche Moden. V) Unter der Rubrick: Equipagen, eine neue Erfindung, den Gang aller Fuhrwerke überhaupt, vorzüglich der Caroſſen und Reiſewagen, ſehr zu erleichtern. Dieſe Erfindung wurde zuerſt im Journal de Paris bekannt gemacht. Die Anwendung derſelben auf Caroſſen und Reiſewagen, vermittelſt einiger noch angebrachter kleiner Friktions-Räder, ſchreibt ſich von dem hieſigen Herzogl. Herrn Oberſtallmeiſter, Freyherrn von Stein, her, deſſen hierüber angeſtellte Verſuche und deren Erfolg hier umſtändlich beſchrieben werden. Es ergab ſich aus dieſen Proben, daß zwey Pferde mit einer Laſt von 1619 Pfund ſo leicht als ohne dieſen Mechaniſmus mit der Hälfte derſelben davon liefen. VI) Ueber bürgerliches Ameublement. Ein Artikel, den die Herrn Herausgeber, wegen ſeines vorzüglichen Intereſſe für ihre meiſten Leſer, auch mit beſonderm Fleiße ferner zu bearbeiten verſprechen. VII) Beſchreibung der Kupfertafeln. Dieſe liefern diesmal in drey Tafeln: 1) Eine Londner Dame in vollem Anzug. 2) Zwey weibliche Büſten No. 1. Eine Franzöſiſche Dame en bonnet à la Turque u. ſ. w. No. 2. Eine Engliſche Dame en Negligé. 3) Die erſte Platte zu dem bürgerlichen Ameublement. Fig. 1. 2. Ein Piedeſtal unter Spiegel; auf demſelben eine Engliſche Theemaſchine. Fig. 3. 4. Eine Encoignure oder Winkelſchrank. Das hiezugehörige Intelligenzblatt, welches hauptſächlich dazu beſtimmt iſt, Teutſche Induſtrie und Kunſtfleiß mehr zu heben, bekannter zu machen und zu empfehlen, liefert diesmal 1) Nachricht von der neuerrichteten Kurzbek-Mannsfeld und Cottaiſchen Lettern-Gießerey in Wien. 2) Tarif der Krombergiſchen Bley- und Rothſtift-Fabrik in Potsdam. 3) Nachricht und Tarif der K. K. Fahrafelder Spiegelfabrik.

Pedro.

Ihr habt ihn zu Boden gelegt, Madam, ihr habt ihn zu Boden gelegt.

Beatrix.

Ich wollte nicht daß er das mir thäte, Gnädigſter Herr, ſonſt möchte ich eine Mutter von Narren werden: Ich habe den Grafen Claudio mit mir gebracht, den ihr mir zu ſuchen befohlen hattet.

Pedro.

Wie ſtehts, Claudio; warum ſo ſchwermüthig?

Claudio.

Nicht ſchwermüthig, Gnädigſter Herr.

Pedro.

Was dann? Krank?

Claudio.

Auch das nicht.

Beatrix.

Der Graf iſt weder ſchwermüthig, noch krank, noch luſtig, noch wohl; aber höflich, Graf, höflich wie eine Pomeranze, und ein Bißchen von der eiferſüchtigen Art.

Pedro.

In der That, Fräulein, ich denke ihr habt es errathen,

II. Ankündigung.

1) Die großen Thaten der Engländer in Oſtindien und ihre Ungerechtigkeiten gegen die Eingebornen des Landes; das Reich der Maratten und der Staat, welchen Hyder Aly geſtiftet hat, geben dieſem Erdtheile in unſern Tagen einen Glanz, der die Augen des ganzen Europa auf ſich ziehet; eine Aufmerkſamkeit die Oſtindien auch auſſerdem noch verdienet, da es das Vaterland der köſtlichſten Produkte und eines Volks iſt, deſſen ganzer phyſiſcher und moraliſcher Charakter eines der intereſſanteſten Gemälde abgeben. Unter den Männern, welche unſre Kenntniſſe von dieſem merkwürdigen Lande berichtigt und vollſtändiger gemacht haben, nimmt Herr Sonnerat gewiß keine der niedrigſten Stellen ein. Er war zweymal an Ort und Stelle; er ſah alles mit den Augen eines Philoſophen, und ſeine Reiſe enthält eine Menge Nachrichten über Naturgeſchichte, Kultur, Sitten, Gebräuche und Religion von Oſtindien, die man in andern Werken entweder gar nicht oder doch nicht ſo genau findet. Auch zur Kenntniß von China, dem ſo fälſchlich verläſterten China und einigen Theilen Afrika's hat Hr. Sonnerat einige gewiß nicht überflüßige Beyträge geliefert, ſo daß ſein Werk unſtreitig des Beyfalls würdig iſt, den es nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Teutſchland erhalten hat; wo es auch Hr. Prof. Spengel in dem beliebten hiſtoriſchen Taſchenbuch für 1786, welches die Geſchichte der Oſtindiſchen politiſchen Revolutionen enthält, in mancher Rückſicht benutzt hat. Von dieſem Werke nun haben wir vor drey Jahren unter dem Titel: Reiſe nach Oſtindien und China, auf Befehl des Königs unternommen vom Jahr 1775. bis 1781. von Hrn. Sonnerat in zwey Quartbänden eine Ueberſetzung geliefert, die durch den rühmlichen Fleiß des Hrn. Pezzl, der auch des Hrn. Coxe ſo intereſſante in unſerm Verlag erſchienene Reiſe durch Polen, Rußland ꝛc. verdeutſcht hat, dem Originale gewiß in nichts nachſtehet. Ja wir können dies um ſo mehr ſagen, da auch wir keinen Aufwand geſpart haben, und die 140 bey der Ueberſetzung befindlichen Kupfer alle von den Pariſer Originalplatten abgezogen ſind. Daß aber dieſe Kupfer zu mehrern Verſtändlichkeit ganz unentbehrlich ſind, und jede Ueberſetzung ohne dieſe Kupfer beynahe ganz unbrauchbar iſt (oder man müßte gerade das intereſſanteſte des ganzen Werks weglaſſen) wird jeder, der Sonnerats Reiſe kennt, eingeſtehen. So koſtbar aber auch die Kupfer und der Druck eines Werks waren, das über

2 1/2 Alphabet ausmachte, so hatten wir doch den Pränumerationspreis nur auf 2 Louisd'or in Gold geſetzt, nachher ihn aber um 1/3 erhöhet. Jetzt wiſſen wir unſre reſp. Herren Pränumeranten in einem dreyjährigen Beſitze des Werkes, und nun da wir nicht fürchten dürfen, dem Zutrauen zu unſrer Pränumeration Schaden zu thun, wollen wir uns in das Verlangen derjenigen fügen, die bald, nachdem das Werk im Druck erſchienen war, es um den Pränumerationspreis zu haben wünſchten. Wir ſetzen alſo dieſes Werk von jetzt an bis zu Ende dieſes Jahrs wieder auf den Pränumerationspreis von 10 Rthlr. oder 2 Louisd'or herunter, verſichern aber, daß wir nach Ablauf dieſer Zeit kein Exemplar anders als um den gewöhnlichen Kaufpreis à 15 Rthlr. verlaſſen können.

Dieſelben Gründe bewegen uns auch, die Denkwürdigkeiten Maximilian von Bethune, Herzogs von Sulli; ein Werk, das die Geſchichte der wichtigſten Revolutionen Frankreichs und ſeines großen Königs Heinrichs IV. mit der größten Treue ſchildert, auf dieſelbe Weiſe wieder auf den Pränumerationspreis zu ſetzen. Die Ueberſetzung iſt nach der neueſten und vollſtändigſten Ausgabe, welche 1778 in 10 Bänden in gr. 12. herausgekommen, verfertigt, und beſteht aus 7 Octavbänden, von denen jeder mehr als 1 Alphabet beträgt. Der Pränumerationspreis war nicht mehr als 4 Thaler, die wir uns für die 6 erſten Bände zahlen lieſſen, und nunmehro für alle 7 Bände mehr nicht als 4 Rthlr. 16 Gr. und für dieſen letztern Preis ſind wir denn geſonnen, das ganze Werk von jetzt bis zu Ende dieſes Jahrs baar zu verkaufen, nach dieſer Zeit aber können wir es nicht anders als zu 7 Rthlr. verlaſſen. Wer bis dahin auf 5 Exemplare Beſtellung macht, und dieſe uns gleich voraus bezahlt, erhält jetzt noch wie zuvor das 6te gratis. Buchhandlungen geben wir eine billige Proviſion; und wir erſuchen alle ſolche Handlungen, welche ohnedem mit uns in Verbindung ſtehen, Kommißion darauf anzunehmen. Zürich, 1787.

Orell, Geßner, Füßli und Komp.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Februar 1787.

I. Neue Bücher.

1) Joh. Val. Andreä, Dichtungen zur Beherzigung unſers Zeitalters. Mit einer Vorrede von J. G. Herder. Leipzig bey G. J. Göſchen 1786. 181. S. 8.

Eingeladen durch manche ſchöne Probe von Andreäs Geiſt und Schriftſtellertalenten, die uns aus den Briefen über das Studium der Theologie noch im friſchen Andencken ſchwebten, und durch den Namen des Mannes, der auf dem Titelblatte genannt wird, nahmen wir dieſe Verteutſchung eines ungenannten Verfaſſers zur Hand, und fanden uns durch eine, wenigſtens dem Grade nach unerwartete Befriedigung des Verſtandes und Herzens überraſcht, die mit jedem Blatte zuzunehmen ſchien, und es uns unmöglich machte, uns von dem Buche zu trennen, bis es ganz durchgeleſen war. Die Apologen, die in demſelben gefeiert werden, ſind aus dem merkwürdigen Werke Mythologiæ chriſtianæ, ſive virtutum et vitiorum vitæ humanæ imaginum Libri tres, welches im Jahr 1619. zu Straßburg zuerſt heraus kam, mit ſorgfältiger Wahl ausgehoben, und von dem geiſtvollen Ungenannten meiſterhaft bearbeitet worden. Er hat, wie Er ſelbſt ſagt, Andreäs Gedancken in Andreäs Manier gegeben, mit Abänderung des Anſtößigen und Unverſtändlichen, dem er durch Umarbei-

arbeitung, und Vergegenwärtigung der Anſpielungen abzuhelfen geſucht hat. Was durch dieſe Behandlung aus den Apologen des Andreä geworden iſt, mögen unſre Leſer aus folgender Probe beurtheilen, die zugleich ein Beyſpiel von Rückſicht giebt, die der Verfaſſer bey ſeiner Arbeit auf die Bedürfniſſe unſrer Zeit genommen hat.

Der Religionsvereiniger.

„Ein Augur, ein Rabbi, ein Derwiſch, und ein Meßprieſter trafen ſich — der Himmel weiß wie — an einem Orte. Dem erſten Blicke, den jeder auf einen der übrigen warf, folgten Vorwürfe über Stumpfſinn und Betrug; die jeder dem andern zurückgab. Nur meynte keiner, daß ſie ihn träfen. Der Heide knüpfte ſich alſo an ſeine Mythologie, der Jud an den Talmud, der Moslem an den Koran, und der Päpſtler an die Legende der Heiligen erinnern laſſen. Jeder fand drey dieſer Bücher äuſſerſt abgeſchmackt und boshaft, und gerade das, was er annahm, ſetzte ſein Nachbar unter den Verirrungen des menſchlichen Verſtandes obenan. Da erboth ſich endlich ein Fremdling zum Schiedsrichter. Ein Menſch, gottesfürchtig wie ein Heide, redlich wie ein Jude, ſanft wie ein Türk, und blöde wie ein Mönch, kurz ein Jeſuit, und hier, kraft der neuſten Modifikation ſeines Ordens — Religionsvereiniger. Jedes der vier Syſteme wollte er unumſtößlich, als das einzige wahre darthun, und dann ſie alle — vereinigen. Dem Scheine nach ein ungeheurer Widerſpruch; für ſo einen Kopf aber die natürlichſte leichteſte Sache auf der Welt, hätt' er ſie nur ausführen dürfen. Allein ſein General unterſagte es ihm: (und welchen andern könnte der Orden, der im finſtern ſchleicht, haben, als den Fürſten der Finſterniß?) Nicht als hätte er Mißtrauen in ſeine Kräfte geſetzt! er kannte ſie als zu groß dafür. „Jene Sekten, ſchrieb er ihm, haben ſo vieles gemein, daß ſie in Eine zu brin-

gen

gen wohl ein Aufklärer vermöchte. Dein harret, lieber Schüler! ein würdiger Geschäft. Vereine die Gottesverehrung des Forschers mit der Bigotterie des blinden Glaubens, vereine Protestanten und Katholiken, und du sollst vom Mitarbeiter an der Mainzer geistlichen Monatschrift emporsteigen zum Obersten der unbekannten Obern des mächtigen Ordens der Weltbürger.„

Die Herdersche Vorrede ist, wie leicht zu erachten, sehr lesenswürdig, und wichtig und treffend ist was in derselben über Andreäs persönlichen und schriftstellerischen Charackter, über die Schwierigkeiten dessen Schriften für unsre Zeiten zu übersetzen, über dessen Verhältnisse gegen die Rosenkreuzer, und über gewisse auffallende Aehnlichkeiten zwischen jenem Zeitalter und dem unsrigen gesagt wird. Nicht nur, heißt es S. XV., daß hundert Sekten, insonderheit die Rosenkreuzer, damals ihr Gewerbe trieben (mit welchen letztern er (Andreä) wenigstens in dem Verhältnisse stand, daß beynahe keine seiner Schriften mir vorgekommen ist, in der er ihrer nicht hoffend, spottend, oder warnend gedächte) nicht nur diese gährenden Sekten selbst, sondern auch die unsichtbare Hand, die sie damals führte, sind seiner und unserer Zeit gemein.„ — — jene unsichtbare Hand, „die (S. XXIII.) seit der Reformation, insonderheit aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts so ausserordentlich wirksam war, daß sowohl im Staat als in der Kirche, an Höfen und in den Wissenschaften, sie auch dem stumpfsten Auge des Geschichtforschers dieser Zeit unverkennbar bleibt; jene unsichtbare Hand, die so gern im symbolischen Nebel wirket, die die verschiedensten Menschen mit ihrem eigenen Wahn betäubt, und zu dieser Absicht auch das verschiedenste zu gebrauchen wußte; sie wußte auch die Fama fraternitatis, und den unschuldigen Christian Rosenkreuz zu ihrem Zweck zu gebrauchen, und dem guten Andreä blieb

nichts übrig, als in hundert und abermals hundert Einkleidungen der Welt zu sagen, daß sie betrogen werde.

---

2) Tagebuch einer Reise durch die Schweiz von der Verfasserin von Rosaliens Briefen. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung 1787. 435 S. 8.

Es ist ein beneidenswerthes Vorrecht der liebenswürdigeren Hälfte des menschlichen Geschlechtes, daß sich dieselbe bey ihren Wanderungen auf den Feldern der Wissenschaften begnügen darf, aus den bereits vorhandenen Blüthen und Früchten des Geistes diejenige Nahrung des Herzens zu ziehen, die man, bey der mühsamen und trockenen Bearbeitung jener Felder, so oft mit und ohne Verschulden aus den Augen verliert. Die genaue Beobachtung der Grenzen, die sich eine Schriftstellerin, der die edle Bestimmung ihres Geschlechtes weder fremd noch gleichgültig ist, in dieser Rücksicht selbst vorschreibt, belohnt sich reichlich genug durch das praktische Interesse, die reizende Lebhaftigkeit, und die liebliche Wärme, wodurch sich die weibliche Geistesarbeit gemeiniglich vor der männlichen auszeichnet, wenn man beyde in ihrer Behandlung eines und ebendesselben Gegenstandes vergleicht. Zur Erläuterung und Bestätigung dieser Gedancken glauben wir mit Recht die Schriften der würdigen Verfasserin von Rosaliens Briefen, und unter denselben vorzüglich das gegenwärtige Tagebuch anführen zu können. Man möchte dasselbe die Geschichte ihres Herzens während ihrer Reise durch die Schweiz nennen. Fast alles was die Verfasserin sieht und hört, wirkt auf ihr sittliches Gefühl, und beschäftiget ihre zur Natur gewordene Fertigkeit an jedem Gegenstande, selbst den unbedeutendsten nicht ausgenommen, der sich ihrer Beobachtung oder Betrachtung darbietet, ein moralisches Interesse

ſe ausfindig zu machen. Dieſes Intereſſe iſt der Geſichtspunkt aus welchen ſich die phyſiſchen und moraliſchen Merkwürdigkeiten des geſegneten Landes, das ſie bereiſet, in ihrer ſchönen Seele abſpiegeln, und der Faden, an welchen ſie ihre geographiſchen, hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen, politiſchen, ökonomiſchen u. ſ. w. Bemerkungen anreihet, womit ſie dieſelben auf die ungezwungenſte Weiſe zu einem Ganzen verbindet, und wodurch ſie jede insbeſondere zu einer Angelegenheit des Herzens zu machen weiß. — Doch wir erinnern uns noch eben zur rechten Zeit der bekannten Verhältniſſe in welchen Merkur mit ſeiner Freundin Domona ſteht; und wollen es ihm nicht zumuthen, das übrige, was wir noch zum Lobe, und vielleicht auch mit unter zum Tadel dieſes Werkchens auf dem Herzen haben, in ſeinem Bericht ans Publikum aufzunehmen.

---

3) Leonhard Meiſters, öffentlichen Lehrers bey der Kunſtſchule zu Zürich, Hauptumriß der ältern Völkergeſchichte, nebſt kurzer Einleitung in die ſchönen Künſte und Litteratur. Zürch bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie 1787. 602 S. 8.

Es läßt ſich nicht leicht errathen, warum es der Herr Verfaſſer für ſo ganz überflüſſig gehalten haben mag, in einem auch noch ſo kurzen Vorberichte einige Auskunft über die Beſtimmung, die Einrichtung und den Gebrauch dieſes Werkes zu geben, welches, wie wir aus dem am Ende beygefügten Verzeichniſſe des Inhalts erſehen, in vier und zwanzig Abſchnitte zerfällt, wovon die vier erſten die Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, die übrigen aber die ältere Völkergeſchichte enthalten. Die fortlaufenden römiſchen Zahlen, welche dieſe Abſchnitte auf

der Tafel des Inhalts verbinden, machen den Salto mortale von §. IV. der Geſchichte der Sprache zu §. V. der indianiſchen Geſchichte nicht weniger merklich; der freylich beym Leſen des Werkes ſelbſt noch mehr auffällt, wenn man ſich auf einer und eben derſelben Blattſeite, wo vom Zeitmaaße des Ausdrucks die Rede war, auf einmal, ohne zu wiſſen wie und warum, mitten in die Geſchichte von Indien verſetzt findet. Wir geſtehen, daß dieſe Mängel gegen die vielen und beträchtlichen Vorzüge dieſes Compendiums, welches allem Anſehen nach zum Leitfaden bey den Vorleſungen des Verf. beſtimmt iſt, nur ſehr gering ſind. Bey der Geſchichte ſind unmittelbar die Quellen benutzt worden, ohne dabey die Erörterungen und Berichtigungen zu vernachläßigen, welche ſie durch die neuern und neuſten philoſophiſchen Sprach- und Geſchichtsforſcher erhalten haben. Der philoſophiſche Geiſt, die ausgebreitete Gelehrſamkeit, und der gute Geſchmack, die aus dem ganzen Buche hervorleuchten, gehören zum ſchriftſtelleriſchen Charakter des Herrn Prof. Meiſter, den das leſende Publikum bereits aus ſo manchem ſchätzbaren Werke deſſelben kennt. Zum Beweiſe, daß wir über eine Schrift urtheilen, die wir geleſen haben, rügen wir hier ein paar kleine Unrichtigkeiten, die mehr im Ausdrucke, als in den Gedanken zu liegen ſcheinen. S. 495 wird vom Sokrates geſagt: er habe ſichs verbeten, ſich ſelbſt eine Strafe zu wählen, „weil er ſich in keinem Stücke für „fehlbar anſah.“ Wenn Sokrates zu ſehr Sokrates war, um ſich für unfehlbar zu halten, ſo iſt hier wohl durch ein Verſehen des Copiſten fehlbar für ſtrafbar geſchrieben worden. Wenn der Herr Verf. auf der 501 ſagt: „Plato hatte eine noch feurigere Phantaſie als Sokrates, vielleicht aber weniger ſchwärmeriſche Verzuckungen als dieſer,“ ſo hätte wohl, um einen der Ehre des Sokrates nachtheiligen Mißverſtand zu verhüten, ein Wort über dieſe ſchwärmeriſche

ſche Verzückungen geſagt werden ſollen: beſonders, da kurz vorher nüchterner und geſunder praktiſcher Verſtand als der Charakter von der Philoſophie und Perſon des Sokrates angeprieſen, und unmittelbar darauf vom Plato verſichert wurde, daß er in eben dem Verhältniſſe geſchwärmt habe, als er ſich von der Lehre des Sokrates entfernt hat. Verdienen aber wohl die Erſtaſen des tiefen Nachdenkens, die Sokrates mit dem Archimedes gemein hatte, wenn er ſie ja gehabt hat, und welche der Hr. Verf. vielleicht gemeynt haben mag, den Namen ſchwärmeriſcher Verzückungen? Eben ſo wenig läßt ſich ein Grund angeben, warum er für Ariſtoteles ſo oft Ariſtot, und für Pythagoras, Pythagor ſchreibt, da er es doch mit Demoſthenes, Anaxagoras, ja bey anderern Gelegenheiten ſelbſt mit jenen beyden Namen beym alten Herkommen und allgemeinen Gebrauche bewenden läßt.

---

4) Geographiſches und hiſtoriſches Handbuch der Länder- Völker- und Staaten-Kunde, als ein Leſebuch für alle Stände, von P. H. Norman, Subrektor am Hamburgiſchen Johanneum. Des erſten Bandes erſte, zweyte und dritte Abtheilung. Hamburg bey L. G. Hofmann 1786. 1500 S. gr. 8.

Der Herr Verfaſſer beklagt ſich in der Vorrede, der zweyten Abtheilung (warum nicht lieber des zweyten Bandes?) ſeines erſten Bandes, daß nur ſehr wenige Recenſenten die Abſicht ſeiner nützlichen Unternehmung gefaßt haben. Da er unſrer Ueberzeugung nach dieſe Abſicht wirklich ſehr gut ausgeführt hat, ſo wollen wir ſie mit ſeinen eigenen Worten herſetzen. „Meine Abſicht iſt nicht die geographiſche

Län-

Länderkunde blos politisch und topographisch, oder antiquarisch zu behandeln, sondern jedes Land, jede Provinz, jeden Distrikt, jede Stadt statistisch zu beschreiben. Daher sehe ich hauptsächlich auf Staatsverfassung und Staatswirthschaft, auf physikalische Beschaffenheit, Landwirthschaft und Bergbau, auf das Gewerbe in Ländern, Städten und Dörfern, auf die Mittel zur Aufnahme desselben, oder auf die Ursachen seines Verfalls, auf jeden Zweig der Regierung, Nahrungsart und Industrie, auf die Geschichte der Länder, und einzelner Gegenden, in Rücksicht ihrer Aufnahme und ihres Verfalles, und suche aus allem was den Staat als Staat, und dessen Einwohner nach dem, was sie itzt sind, oder seyn könnten charakterisirt, folglich aus dem Staatsrechte, Manufaktur- und Handlungszustande, aus der Aufklärungsgeschichte, Religionsverfassung u. s. w. mit dem äußersten Fleiß und der größten Sorgfalt, das Nöthigste und Interessanteste in gedrängter und sachreicher Kürze beyzubringen, um dies Werk für Leser aller Stände zu einem Handbuch zu machen, das zum beständigen Nachschlagen gebraucht werden könne, u. s. w. — Der gegenwärtige erste Band enthält die Beschreibung des teutschen Reichs, die aber mit der dritten Abtheilung, welche die Churbrandenburgischen Länder in sich faßt, und ausführlicher als die beyden vorhergehenden ist, noch lange nicht vollendet ist. Die Schreibart ist rein, fliessend und angenehm; ein Umstand, der um so viel mehr hier angeführt zu werden verdient, je seltner er bey Werken dieser Art vorkömmt.

then, ob ich gleich ſchwören wollte, daß er unrecht hat, wenn er's iſt. Hier, Claudio, ich habe in deinem Namen um deine Liebſte geworben, und die ſchöne Hero iſt gewonnen; ich habe mit ihrem Vater geſprochen, und ſeine Einwilligung erhalten; nenne deinen Hochzeit-Tag, und ich wünſche dir Glük dazu.

Leonato.

Graf, ich übergebe euch meine Tochter, und mein Vermögen mit ihr; ſeine Hoheit hat die Heurath gemacht, und der Himmel ſpreche Amen dazu!

Beatrix.

Redet, Graf, die Reyhe iſt an euch.

Claudio.

Schweigen iſt der beſte Herold der Freude; ich wäre nicht ſo glüklich als ich bin, wenn ich ſagen könnte, wie ſehr ich's bin. Gnädiges Fräulein, wie ihr mein ſeyd, ſo bin ich euer; ich gebe mich ſelbſt um euch hin, und ſchmachte nach dem Augenblik der Auswechslung.

Beatrix.

Redet, Baſe, oder wenn ihr nicht könnt, ſo ſtopft ihm den Mund mit einem Kuß, und laßt ihn auch nichts ſagen.

Leonato.

Baſe, wollt ihr ſo gut ſeyn, und zu den Sachen ſehen, wovon ich euch ſagte.

Beatrix.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

März 1787.

I. Neue Bücher.

1) *Schauſpiele mit Chören* von den Brüdern *Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg.* Erſter Theil Leipzig bey *Georg Joachim Göſchen* 1787. 460 S. gr. 8.

Der berühmte Nahme der Herren Verfaſſer überhebt uns einer umſtändlichen Aufzählung und Erörterung der vielen Vorzüge, welche dieſen Schauſpielen ihren Platz unter den merkwürdigen Erſcheinungen auf unſrem Parnaſſe anweiſen. Wer die Stollbergiſchen verſchwiſterten Muſen kennt, — ein Umſtand den wir bey allen Leſern des Merkurs mit Recht vorausſetzen — der erwartet an dieſen neueſten Proben ihrer Fruchtbarkeit was wir an denſelben wirklich gefunden haben, — ächten, angebohrnen, an der Quelle der Natur und der griechiſchen Kunſt genährten Dichtergenius, Reichthum an neuen, durch Gegenſtand, Zeichnung und Kolorit gleich anziehenden Gemählden, an feinen, kühnen und erhabenen Gedanken, an großen und herzerhebenden Geſinnungen, und endlich eine originelle, und beyden Dichtern, bey aller ihrer übrigen Verſchiedenheit, gemeinſchaftliche Diktion voll Energie und Schönheit. Um alſo unſre Leſer in den Stand zu ſetzen, ſich von den gegenwärtigen Schauſpielen einen vorläufigen

Begriff zu machen, kömmt es hier mehr auf eine kurze Charakteriſtik ihrer Art und Eigenthümlichkeit, als ihres Poetiſchen Verdienſtes an.

Wenn man bedenkt, wie gern und mit wie vielem Rechte ſich der wahre Genie ſeine eigene Bahn bricht, und wie mancher unbeſtimmte, willkührliche und eingeſchränkte Begriff unſren gewöhnlichen Claſſificationen der Dichtungsarten zum Grunde liegt; ſo wird man um ſo viel eher unſrer Verſicherung glauben, daß wir nichts weniger als Tadel dabey im Sinne haben, wenn wir geſtehen, daß wir dieſe dramatiſchen Gedichte auf keine der uns bisher bekannten Dichtungsarten dieſer Gattung zurückführen können. Die Chöre ſind hier noch weit weſentlichere Beſtandtheile, als ſie es bey der alten griechiſchen Tragödie nur immer ſeyn konnten; ſie ſind gewiſſermaſſen die Hauptfiguren an dieſen dramatiſch-lyriſchen Gemählden, wobey Handlung und Dialog keine andre Beſtimmung zu haben ſcheinen, als die Situationen vorzubereiten und herbey zuführen, welche der Dichter zum Stoffe für die ſchönen Oden nöthig hat, die er ſeinen Chorſängern in den Mund legt. Unſtreitig wird durch dieſes Mittel der Ode, dem eigenthümlichſten und edelſten Producte der lyriſchen Kunſt, ein viel weiteres Feld eröfnet, als ſie bisher eingenommen hat. Der Odendichter, „der vor„dem ſich große und rührende Handlungen, die natürlichſten und reinſten Quellen dichteriſcher Begeiſterung, zum Thema wählte, fand ſich bey dieſer Wahl immer auf Begebenheiten eingeſchränkt, bey denen er vorausſetzen konnte, daß ſie ſeinen Leſern bekannt wären; und auch dieſe misliche Vorausſetzung, konnte ihn nie ganz von einer gewiſſen Aengſtlichkeit befreyen, in welche ihn die Gefahr unverſtändlich zu werden verſetzte, wenn er ſich dem freyen Schwunge ſeiner Phantaſie überlaſſen wollte. Er mußte wenigſtens die Hauptumſtände

der

der Veranlaſſung, aus welcher ſeine Empfindungen hervorſtrömten, in ein Gedicht aufnehmen, welches nichts als den Strom der Empfindungen ſelbſt enthalten ſollte. Alle dieſe Unbequemlichkeiten fallen bey der erwähnten neuen Dichtungsart von ſelbſt weg. Man kann ein jedes dieſer Schauſpiele für eine Reihe von Oden anſehen, welche aus lauter individuellen Situationen hergeleitet, ſich auf eine einzige Hauptbegebenheit beziehen, und durch die dramatiſche Form in ein ſchönes Ganzes zuſammengewebet ſind. Dieſe Dichtungsart ſelbſt unterſcheidet ſich übrigens von dem bekannten ernſthaften, oder höheren Singſpiele vorzüglich dadurch, daß ſie weder für die muſikaliſche Kompoſition, noch für die Vorſtellung auf dem Theater gemacht iſt; man müßte denn die große Revolution in der Denkart und den Sitten unſrer Zeit für wahrſcheinlich halten, welche nothwendig vorhergehen müßte, wenn die altgriechiſchen Schauſpiele mit ihren Chören und übigren Individualitäten für unſer Parterre genießbar werden ſollten. Wir halten es für eine leicht zu erklärende Folge des vertrauten Umganges, den die edlen Verfaſſer von Jugend auf mit ihren griechiſchen Geiſtesverwandten gepflogen haben, daß ſie uns in ihren vortreflichen Werken nicht nur die unverwelklichen Schönheiten, ſondern auch manche von denjenigen Eigenthümlichkeiten ihrer Muſter aufſtellen, die in den beſondern und vorübergehenden Umſtänden der Zeit und des Ortes ihren Grund haben, und eben darum in keinem andern Zeitalter und Klima gedeihen; aber freylich durch die Magie der Gewohnheit Reiz genug für Männer erhalten können, die durch ihr Lieblingsſtudium unvermerkt zu Zeitgenoſſen und Landesleuten eines Sophokles geworden ſind. Die Veranlaſſungen zu dieſer Bemerkung haben ſich uns bey Durchleſung der vor uns liegenden Schauſpiele öfter als bey den übrigen Schriften der Herren Grafen angebothen. Allein wegen der Kürze unſres

Raumes führen wir nur Beyspiele von ungewöhnlichen Worten und Ausdrücken an, deren Sonderbarkeit uns vorzüglich auffiel, und die sich vielleicht mit Beyspielen aus den Idiotismen der griechischen Sprache belegen, aber gewiß durch keine bekannte Analogie aus unsrer Muttersprache rechtfertigen lassen. Hieher zählen wir die Hauptwörter: Schimmerhals, Schreckenhand, Nervenarm, Rosenschaam, Frevelblut, Flehgeberh, Heilgesang, Murmelquell, Murmelwellchen, Schaumgetöse, Glutenofen u. s. w. die Beywörter: sternbeblümt, graunbelaster, schreckenbewafnet, wogenumwölbt u. s. w. und endlich Redensarten; wie der Apfel des Kinns, das nardige Flechtenhaar; Ihr Weiber meines Bettes! der Lenden Frucht, die Ferse lecken u. s. w. Der Ausdruck Veilchenhaar schien dem würdigen Herrn Verfasser selbst einer Rechtfertigung, oder wenigstens Erläuterung, zu bedürfen; er leitet ihn daher in einer besonderen Note von einem griechischen Beyspiele ab. Allein schwerlich wird irgend ein teutscher Leser mit dem Worte Veilchenhaar den Begrif verbinden, den der Grieche mit dem Worte ιοπλοκαμος verbunden haben mochte, und der sich in dem Ueberbleibseln seiner nunmehr todten Sprache nur errathen läßt. Und sah sich nicht der Herr Graf selbst genöthiget, sich in der gedachten Note das Veilchen im Schatten zu denken, um nur einiger maßen den Contraß zu mildern, der wirklich das einzige ist, was einem bey der Vergleichung in die Augen springt, die dieser Metapher zum Grunde liegt? Eben dieser (warum sollen wir es nicht rund heraus sagen?) zu weit getriebenen Gewissenhaftigkeit, wo mit das edle Brüderpaar beschäftiget ist griechische Art und Kunst in ihrer ganzen Individualität wieder aufleben zu machen, schreiben wir die Beharrlichkeit bey der zwar bekannten, aber noch immer seltsam gebliebenen Orthographie der griechischen Nahmen zu, welche von

ihren

ihren eifrigſten Vertheidigern ſelbſt durch nichts als durch die Abſicht die griechiſche Ausſprache mit möglichſter Treue nachzuahmen, entſchuldiget werden kann. Allein wenn je, der Sprachgebrauch ſeine Anſprüche durchgeſetzt hat: ſo wird er ſie im gegenwärtigen Falle durchſetzen, wo er nicht blos ſeinen Eigenſinn, (dem ſich doch in ſo vielen andern Fällen jeder einzelne Schriftſteller, er mag noch ſo groß ſeyn, fügen muß) ſondern triftige Gründe, und unter andern das Beyſpiel aller europäiſchen Nationen von der Römer Zeiten bis auf die unſrigen herab, für ſich anzuführen hat. Recenſent geſteht übrigens offenherzig, daß er ſeine beſondern Urſachen habe, die vielleicht in einer ihm eigenen Schwäche liegen mögen, warum er den Worten Hümän, Häbä, Härä, Härakläs, Küpris u. ſ. w. ſo herzlich gram iſt; ihr widriger Anblick hat ihn um den reinen ruhigen Genuß mancher der ſchönſten Stellen gebracht! R.

---

2) Phyſiologie des weiblichen Geſchlechts von D. M. Rouſſel, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Chriſtian Friedrich Michaelis, der Arzneykunſt Doktor und Arzt am Johannisſpital zu Leipzig. Berlin bey Friedrich Viehweg 1787.

Der Umſtand, daß der franzöſiſche Verfaſſer dieſes Werkchens bey der Ausarbeitung deſſelben wenigſtens eben ſo ſehr die Unterhaltung des männlichen als die Belehrung des weiblichen Geſchlechtes vor Augen gehabt hat, mag wohl das meiſte zu der guten Aufnahme beygetragen haben, die daſſelbe in Frankreich gefunden hat. Der gelehrte Herr Ueberſetzer zeigt in den hin und wieder eingeſtreuten Noten eine zu genaue Kentniß desjenigen, was bisher in ſeinem Fache, zumal in der Phyſiologie, geleiſtet worden, als daß er daran

denken konnte, die gegenwärtige Abhandlung Aerzten und Nicht-Aerzten für mehr als bloßen Zeitvertreib vorzuschlagen. So sehr wir in diesem Punkte seiner Meynung sind, so wenig können wir ihm in Rücksicht auf den Nutzen beystimmen, den er bey diesem Büchlein dem Frauenzimmer verspricht. Die Geburtshelferinnen werden daraus zu wenig, die übrigen Frauenspersonen aber, selbst die Verheyratheten nicht ausgenommen, zu viel lernen. Manche treffende Bemerkung, mancher nützliche Vorschlag, mancher glückliche Einfall, vielleicht auch selbst die Anlage und der Plan des Büchleins hätten wohl eine gänzliche Umarbeitung verdient, wobey die langen und frostigen Declamationen, und die kindischen Galanterien, zugleich mit der technischen Sprache der Wund- und Leibärzte, die mit jenen so seltsam kontrastirt, hätten wegbleiben müssen.

R.

---

3) Leopold von Mannsfeld, eine Geschichte in Briefen, Hamburg bey Hoffmann 1786. 436. S. 8.

Der Name Mannsfeld, noch mehr aber die reichliche Ausstattung an Muth, Tapferkeit, Ruhmbegierde u. s. w. womit der Verfasser seinen Helden auftreten läßt, liessen uns ganz andere Dinge erwarten, als wir in der Folge gefunden haben: nähmlich einen Jüngling, der sich gegen den Willen seines Vaters verliebt, seine Universitäts-Jahre mit Nutzen zurücklegt, mit seinem Hofmeister gut steht, und sich durch Gespräche über allerley moralische Gegenstände, mit ihm die Zeit vertreibt; nichts desto weniger aber, da ihn sein Vater nöthigen will, sein armes Mädchen gegen ein reiches fahren zu lassen, aus Desperation Soldat wird, sich mit Spielern einläßt, und endlich durch ein Duell von der Scene abtritt. Dieß ist im Wesentlichen der ganze Inhalt dieses

neuen

neuen Romans, der ſich übrigens wenigſtens durch ſeine Unſchädlichkeit, vielleicht auch durch manche gut geſagte moraliſche Wahrheit, und eine angenehme, meiſtens fehlerfreye Sprache, unter der Menge ſeinesgleichen vortheilhaft genug auszeichnet.

---

4) Das Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus, enthält im Februar 1787. I. Ein ſeit kurzem in Frankreich Mode gewordenes Muſikaliſches Würfelſpiel, mit 5 dazu gehörigen Notentafeln. II. Hiſtoriſche Bemerkungen über den Gebrauch der Schminke. III. Unſchädliche Schminke und Farben zum Gebrauche für Schauſpieler. IV. Ueber Kinder-Kleidung. V. Franzöſiſche Moden. VI. Ameublement. 1) Ein leichtes Arbeits-Tiſchchen für Damen. 2) Ein Winkel-Camin. VII. Antworten an unſere Correſpondenten, worinn die Herausgeber des Magaſin des Modes, zu Paris, und Hr. Prof. Kern zu Ulm, ihre reſpektive ſtandesmäßige Abfertigung erhalten. VIII. Die Kupfertafeln liefern 1) die im Art. IV. beſchriebene Moderne und Zweckmäßige Kindertracht. 2) und 3) das im Art. VI. beſchriebene Arbeits-Tiſchchen und Winkel-Camin.

Das Monatsſtück vom März enthält: I. William Hay's, Esq. witzige und humoriſtiſche Diatribe über die Ungeſtaltheit, (Eſſay on Diformity) aus dem Engliſchen, mit einem paſſenden Prolog. II. Veränderungen in der Hof-Etikette zu Wien. III. Engliſche Moden. IV. Franzöſiſche Moden. V. Teutſche Neuigkeiten, in Auszügen aus Briefen. VI. Ameublement, moderne Stühle. VII. Equipagen. Neue Erfindung, die ſogenannten Böhmiſchen oder Wiener-Chaiſen durch Spiralfedern bequemer zu machen. VIII. Die Kupfertafeln liefern 1) Zwey weibliche Büſten,

die ſich auf Art. IV. und V. beziehen. 2) Einen Pariſer Elegant aus dem Palais-Royal. 3) Drey moderne engliſche Stühle zum bürgerlichen Ameublement gehörig.

II. Ankündigungen.

1) Seine Majeſtät der König haben dem durch meine Koſten errichteten Etabliſſement, in welchem ich bisher eine Anzahl Kupferblätter durch einige verſchriebene Künſtler habe verfertigen laſſen, im Monat December vorigen Jahres, mittelſt eines Patentes, nicht nur das Prädicat Königl. Hofkupferſtichofficin, allergnädigſt beyzulegen geruhet, ſondern zugleich auch dieſer meiner Officin verſchiedene wichtige Privilegien und nahmhafte Vortheile ertheilt.

Wie nun hieraus erhellet, daß Seine Königl. Majeſtät, nicht allein ein erhabener Beſchützer, ſondern auch ein hoher und thätiger Beförderer der Künſte ſind: ſo hat, meiner Seits, dieſe große Königl. Gnade mich ermuntert, und zu dem Entſchluß gebracht, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, alles mögliche zu thun und anzuwenden, die Kunſt in den Staaten Seiner Königl. Majeſtät ausbreiten zu helfen, und in Verbindung mit Kunſtliebhabern thätig dahin zu ſtreben, und zu arbeiten, daß jener Endzweck durch die leichteſten und beſtmöglichſten Mittel, erreicht werde.

Zu dem Ende habe ich bereits einen ziemlich ſtarken Verlag von Kupferblättern angelegt und in Vorrath gebracht, wovon ich das Verzeichniß im vorigen Jahre herausgegeben, und unter die Kunſtliebhaber ausgetheilt habe, ſolches auch noch, in meinem Hauſe in der neuen Friedrichsſtraße, umſonſt austheile, worin man die Verlagsblätter, nach ihren Meiſtern, Manier, Maas und Preißen, angezeigt

gezeigt findet. Ich bin aber gesonnen hieben nicht allein stehen zu bleiben, sondern ich habe mich entschlossen, in meinem Hause ein Kunstmagazin anzulegen, in welchem ein jeder Künstler und Kunstliebhaber, dem daran gelegen ist, seine Kunstwerke mag aufstellen, und den Verkaufspreis selbst festsetzen können. Zu dem Ende lade ich hiermit alle Künstler und Kunstliebhaber ein, ihre Werke und Kunstsachen, es mögen Gemählde, Kupferstiche, Handzeichnungen, Bildhauerarbeiten, kurz Kunstwerke, von welcher Art sie wollen, seyn, in diesem meinem Kunstmagazin aufzustellen, und den Verkaufspreiß festzusetzen. Sollten Kunstliebhaber einige Stücke aus ihren Kabinetten verkaufen wollen, und sie deshalb in meinem Magazin niederlegen, so versteht sichs von selbst, daß es keine schlechte noch mittelmäßige Sachen seyn dürfen. Sobald aber das Werk eines Künstlers oder Kunstliebhabers, das mit seinem Namen und mit dem von ihm selbst bestimmten Verkaufspreiß bezeichnet seyn muß, verkauft wird, empfängt der Eigenthümer desselben sogleich die Summe baar, nach Abzug einer Provision von Zehen pro Cent. Würde das Kunstwerk in meinem Kunstmagazin, während der Zeit da es aufgestellt ist, einigen Schaden leiden, so mache ich mich hiemit anheischig, denselben zu tragen und zuersetzen.

Durch diesen Weg hoffe ich, Kunstwerke aller Art, die mir zugesendet und in meinem Kunstmagazin aufgestellt werden, bekannter zu machen, und vortheilhaft zu verkaufen, da fast täglich Künstler, Kunstliebhaber, Standespersonen und reisende Fremden meine Hofkupferstichofficin und Niederlage mit ihren Besuchen beehren. Auch auswärtige Künstler und Kunstliebhaber, können auf diesem Wege ihre Werke und Kunstsachen hier in der Residenz bekannt werden lassen, wo es so manchen feinen Kenner giebt, nur müs-

sen ihre Einsendungen postfrey seyn. Und da auch die Kö nigl. Hofkupferstichofficin bereits verschiedene einheimische und ausländische Künstler in Arbeit hat, auch in der Folge mehrere engagiren wird, so erbietet sie sich zugleich hiedurch, allerhand Arten Commissionen anzunehmen, in so fern sie in Kunst und Kunstwerke einschlagen, als Bestellungen von Gemählden, Kupferstichen, Bildhauerarbeiten und dergleichen. Da auch gedachte Königl. Hofkupferstichofficin alle Arten von Utensilien und Kunstzubehör angeschaft hat, und noch anschaffen wird, so bietet sie solche, für billige Preise, allen denen an, die ihrer benöthigt seyn möchten.

Die Eröfnung des Kunstmagazines, und die Aufstellung der Kunstwerke und Kunstsachen in demselben, habe ich auf den Monat April festgesetzt, gegen welche Zeit ich eine größere Parthie theils eigener, theils fremder Kunstwerke, von Künstlern und Kunstliebhabern in Vorrath zu haben denke. Damit aber auch jeder Fremde die gehörige Kentniß von gedachtem Vorrath erhalten möge, so bin ich willens eine periodische Anzeige drucken zu lassen, und umsonst auszutheilen, in welcher die vorhandenen aufgestellten Kunstwerke umständlich und genau beschrieben werden sollen. An diesen Kunstanzeigen mögen auch Künstler und Kunstliebhaber durch Einsendung ihrer Beyträge Antheil nehmen, und ich verspreche hiemit, von denselben jederzeit Gebrauch zu machen, wenn sie interessante, nützliche und brauchbare Bemerkungen für die Kunst enthalten, an deren Bekanntmachung einheimischen und auswärtigen Künstlern und Kunstliebhabern, gelegen ist. Daß in diesen einzusendenden Beyträgen Ausfälle auf Künstler, mithin der polemische Ton, nicht Platz haben könne, versteht sich von selbst. Sie werden frey eingesandt, unter der Addresse: an die Königl. Hofkupferstichofficin, deren Niederlage ich oben angezeigt habe.

Und

Beatrix.

Ich bitte um Vergebung, Onkel; mit Euer Hoheit Erlaubniß.

(Sie geht ab.)

Sechste Scene.

Pedro.

Bey meiner Treu, ein Frauenzimmer von einem aufgeräumten Humor!

Leonato.

Sie hat wenig von dem melancholiſchen Element in ihr, Gnädigſter Herr; ſie iſt nie ernſthaft, als wenn ſie ſchläft, und auch dann nicht einmal; denn ich hörte meine Tochter ſagen, ſie träume oft närriſches Zeug, und weke ſich ſelbſt mit Lachen auf.

Pedro.

Sie kan nicht leiden, wenn man ihr von einem Gemahl ſagt.

Leonato.

Um alles in der Welt nicht, ſie ſpottet alle ihre Liebhaber von ſich weg.

Pedro.

Sie würde eine vortrefliche Frau für Benedicten abgeben.

Und ſonach dächte ich, daß ich durch meine Bemühungen die Kunſt in den preußiſchen Staaten, und in dieſer Königsſtadt, dem Ziele höherer Vollkommenheit näher zu bringen, einigermaßen würde mitwirken können, um ſo mehr, da auſſer der hohen Protection Seiner Majeſtät des Königes, ich auch auf die patriotiſche und thätige Unterſtützung Seiner Excellenz des Herrn Staatsminiſters Freyherrn von Heinitz mitrechnen darf, der mit unermüdeter Sorge auch zum Beſten der Künſte wirkſam iſt; wodurch bereits die Königl. Akademie der Künſte einen erneuerten Glanz erhalten hat, ſo daß zu hoffen ſteht, Seine Excellenz werde meine Officin Ihres Beyfalles und Schutzes gleichfalls werth halten, damit ſie dem Ziele höherer Vollkommenheit, nach welchem ſie ſtrebt, näher rücke, und in der Folge Werke liefere, die den beſten Meiſterwerken der Ausländer zur Seiten geſtellt werden können, welches nicht allein mein Wunſch iſt, ſondern auch hoffentlich der Wunſch eines jeden ächten, teutſchen und preußiſchen Kunſtpatrioten ſeyn wird.

Endlich zeige ich auch noch das Gemählde an, welches der potsdammſche Hofmahler Hr. Bock gemahlt hat, deſſen bereits in den hieſigen öffentlichen Blättern erwähnt iſt. Es ſtellt Seine Majeſtät den Hochſel. König Friedrich den Zweyten vor, wie Er im Audienzſaal auf dem potsdammſchen Schloß im Paradeſarge liegt. Auſſer der vollſtändigen Darſtellung des Innern des Saales, ſind zugleich nach der Natur, wie alles übrige, die drey wachthabenden Herren Oberſten gemahlt, von Hahnefeld, von Borch und von Röder. Da dies Kunſtwerk den Beyfall der Kunſtliebhaber erhalten hat, ſo habe ich mir vorgenommen, ſolches in einem genau ähnlichen und ſaubern Blatt in ſchwarzer Kunſt durch den Hofkupferſtecher Hrn. Townley aus London nachmachen zu laſſen, und ſolches in der Königl. Hofkupferſtichofficin, auf

Prä-

Pränumeration heraus zu geben. Die Breite wird 25 Zoll, die Höhe 21 Zoll betragen, und ich denke, solches den Pränumeranten für 6 Thaler abzuliefern. In Potsdam wird der Herr Conducteur Rock die Pränumeration annehmen, hier in Berlin ich selbst. Das Originalgemählde ist bey mir zu sehen. Diesem Blatt soll in kurzem ein anderes von den nehmlichen beyden Künstlern folgen, welches die Scene in Sanssouci abbildet, wie Seine jetzt regierende Majestät der König dem eben verschiedenen Hochseligen Könige Sich nähern. Zugleich sind auch auf diesem Blatt, ebenfalls nach der Natur, wie alles übrige gemahlt, Seine Excellenz der Herr Graf von Herzberg, Seine Excellenz der Herr General Graf von Götz, und der Herr Professor Selle. In einiger Entfernung erblickt man die Königl. Cammerhusaren, die Herren Schöning und Neumann, nebst andern Hofbedienten. Sobald das Gemählde fertig seyn wird, soll es durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, und die Pränumeration eröfnet werden. — Noch sind auch einige Blätter von Moses Mendelssohn übrig, in punktirter Manier von Herrn Tassard dem Sohn, nach einer Marmorbüste von Herrn Tassard dem Vater. Der Preiß ist 16 Groschen. Berlin den 15. Januar 1787.

Jean Marc Pascal.

---

2) Nachricht an die Liebhaber der Musik.

Mit Vergnügen kündigen wir den Verehrern der Musik ein neues Journal an, das vor andern seiner Art gewis den Vorzug verdienet.

Ein berühmter, in Teutschland und Frankreich bekannter Compositeur, dessen Bescheidenheit aber die Nennung seines Namens sich verbeten, hat sich auf unser Ansuchen entschlossen, das Publikum mit den neuesten, in Paris aufgeführ-

geführten Singſpielen bekant zu machen, und zu dem Ende aus allen neuen Stücken, welche mit ausgezeichnetem Beifall daſelbſt aufgenommen worden, die vorzüglichſten Arien, in einem gutgeſetzten Klavierauszuge herauszugeben.

Die Unvollkommenheiten, die in den mehrſten der in Teutſchland (mit oft ſehr elenden, ins teutſche gereimten, und dem Geiſte der Muſik wenig anpaſſenden Texte) herausgekommenen Klavierauszügen dieſer Art herrſchen, und die deswegen auch nicht ſelten ſchon dem mindern Kenner unangenehm und unbefriedigend ſind, laſſen uns an der günſtigen Aufnahme dieſes Werkes gar nicht zweifeln, dem keine dieſer Unvollkommenheiten ankleben, ſo wenig, als ſauberer und korrekter Stich, oder irgend andere typographiſche Schönheiten mangeln ſollen.

Vierteljährlich erſcheint von dieſem Journale ein Heft von 10 bis 12 Bogen auf gutem ſtarkem Papier, in gewöhnlichem groſſen Format.

Einem jeden dieſer Hefte wird eine, gleichfalls aus den beſten und neueſten Opern gezogene, Ouvertüre vorgeſetzt: auf dieſe folgt ſodann eine Auswahl der fürtreflichſten Arien im Klavierauszuge, mit beygeſetzter Singſtimme und dem Franzöſiſchen Texte.

Liebhaber, die ſich oft mit ſehr mittelmäſſigen muſikaliſchen Meßwaaren, die unſer liebes Vaterland überſchwemmen, begnügen, werden vielleicht dieſes Werk, das ſich blos den Geſchmack einer fremden Hauptſtadt zu ſeinem Gegenſtande wählet, für entbehrlich halten; den Freunden und Verehrern eines Dezede, Gretry, Philidor, Dalayrac, Gluck, Piccini und anderer groſſen Tonkünſtler hingegen, wird es gewis ein ſehr angenehmes Geſchenk ſeyn.

Um aber wenigſtens, wegen eines Theiles der hierauf zu verwendenden Koſten geſichert zu ſeyn, ſchlagen wir den

Weg der Subscription ein, und machen uns verbindlich, denjenigen, welche auf dieses Journal unterzeichnen, das Heft von 10 bis 12 Bogen für zwey Gulden dreyßig Kreuzer, frey bis Köln, Frankfurt, Würzberg, Nürnberg, Augsburg, München, Passau, Basel und an mehrere Orten dieser Entfernung, postfrey — den Liebhabern der hiesigen Gegend aber, und solchen, die es bey uns abholen oder sich unfrankirt zuschicken lassen, für zween Rheinische Gulden zu liefern.

Liebhaber, welche voraus bezahlen, erhalten das Heft, und zwar die aus hiesiger Gegend, für einen Gulden 45 Kreuzer; Ausländische aber für zween Gulden franko überschickt.

Die Subscription ist für ein ganzes Jahr, oder für vier Hefte dieses Journals, verbindlich. Die Abbestellung wird bey dem Empfange des dritten Heftes erwartet. Die frühere oder spätere Erscheinung dieses Journals hängt von der sich findenden Anzahl Subscribenten ab. Ehe sich 200 Subscribenten gefunden haben, wird mit dem Stich nicht angefangen. Nach unserer Erwartung dürfte das erste Heft zu Anfange des Aerntemonats, das zweyte aber, auf den ersten Weinmonat u. s. w. allvierteljährlich erscheinen.

Die Liebhaber der Musik, und unsere übrigen verehrungswehrten Gönner und Freunde ersuchen wir höflichst, sich der Subscribentensammlung gütigst zu unterziehen, und zu dem Ende dieses Unternehmen in den öffentlichen Blättern Ihrer Gegend nicht nur kürzlich anzuzeigen, sondern auch die Namen der Subscribenten längstens gegen die Mitte des Maies, entweder an Hrn. Rheinwald, Lehrer der Herzoglichen Edelknaben auf dem Karlsberge, oder an unterzeichnete Verlagshandlung beliebig einzuschicken. Briefe und Geld erbitten wir uns franco.

Wer

Wer für 9 Exemplare Subscriptionen einsendet, erhält das zehente unentgeltlich; Buch- und Musikalienhandlungen, welche für uns kolligiren, genieſſen den gewöhnlichen Rabat. Zweybrücken, den 15ten Jänner 1787.

L. P. Hahn und Komp.

In Weimar nimmt die Hoffmannische Buchhandlung Commissionen an.

---

3) *Avantcoureur*, oder wöchentliches Verzeichniß der neuesten französischen Bücher, mit den Preisen und einer kurzen Anzeige des Inhaltes, nebst den interessantesten litterarischen Nachrichten aus Paris. Zweyter Jahrgang 1787.

Vor anderthalb Jahren (Julius 1785) hat die Akademische Buchhandlung in Straßburg dieses Journal der französischen Litteratur angefangen. Französisch geschriebene Journale, dachte sie, sind in Teutschland schwer zu haben, zu kostspielig, zu voluminös, und mit zu vielen unwichtigen Dingen angefüllt. Teutsche Journale sprechen zu spät von französischen Büchern. Eine bloße Anzeige der Schriften, so wie sie erscheinen, mit den Preisen und dem Nothwendigsten des Inhaltes, ist für die meisten Liebhaber hinlänglich. Das leistet der Avantcoureur. Der Beyfall, mit dem er beehrt worden ist, obgleich einige Reisen des Redakteur's die Geduld der Leser einigemale auf eine unangenehme Probe gestellt haben, sind der akademischen Buchhandlung eine Aufmunterung gewesen, diesem periodischen Blatte mehr Interesse zu geben. Sie hat daher die Einrichtung getroffen, daß künftig die Stücke regelmäßiger erscheinen sollen, und zwar immer den ersten und sechszehnten jedes Monats vier Stücke. Die litterarischen Nachrichten werden reichhaltiger seyn, weil sie sich mit einem Gelehr-

ten

ten der Hauptſtadt einverſtanden hat, der ihr wöchentlich das Neueſte aus der litterariſchen Welt berichtet, und ſie auſſer dem einige gedruckte und handſchriftliche *bulletins* zu Rathe zieht. Ihr ausgebreiteter Briefwechſel ſetzt ſie auch in den Stand bisweilen ſpaniſche Nachrichten einzurücken, welche ſo ſehr ſelten nach Teutſchland kommen.

Der erſten Einrichtung nach war dieſes Blatt nur für wenige Perſonen beſtimmt, und daher in geringer Anzahl auf ſehr feines Papier niedlich gedruckt. Die vielen wiederholten Nachfragen, welche nach dieſem periodiſchen Verzeichniſſe geſchehen, haben die Verlagshandlung genöthigt, von 1787. an, einige Exemplare auf geringeres Druckpapier zuſchieſſen zu laſſen. Der Preiß der Exemplare auf feines Poſtpapier bleibt derſelbe, nämlich 4 Rthlr. oder 6 Fl. der Jahrgang. Auf geringes Druckpapier iſt der Preiß 2 Rthlr. 12 Gr. oder 3 Fl. 45 Kr. Am Ende jedes Jahres wird ein Regiſter nach den Materien beygefügt.

Der Jahrgang 1785. und 1786. wird zuſammen nun nicht mehr anders als zu einer Carolin erlaſſen.

Man kann ſich bey allen Buchhandlungen Teutſchlandes, oder, wer ihn alsbald zu erhalten wünſcht, bey allen löbl. Poſtämtern abonniren. Es wird ein hinlänglicher Rabat gegeben, damit der Preiß nirgends erhöhet werden darf.

Wer die angezeigten Bücher um die beygeſetzten Preiße zu kaufen begehrt, kann ſie entweder durch die Herren Göſchen und Pater in Leipzig, oder durch die Hermannſche Buchhandlung in Frankfurt am Mayn, oder gerade aus der akademiſchen Buchhandl. in Straßburg monatlich erhalten.

Dieſelbe Buchhandlung nimmt auch Beſtellungen auf ſpaniſche, engliſche, italieniſche und holländiſche Bücher an, inſonderheit auf gröſſere Werke für öffentliche oder ſonſt zahlreiche koſtbare Bibliotheken.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

April 1787.

I. Neue Bücher.

1) Der Mönch von Carmel, ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. Auf der Mannheimer Bühne den 10. Sept. 1786. zum erſtenmal aufgeführt. Berlin und Leipzig bey G. J. Decker 1787. 136 S. 8.

Wenn man bedenkt, daß die teutſche Litteratur und Kunſt, wenigſtens ſo viel ſich aus ihrer bisherigen Geſchichte ſchlieſſen läßt, einmal beſtimmt iſt, ſich aus eigener innerer Kraft gegen unzählige Hinderniſſe, wovon ſo manches unſrer Nachbarn fremd iſt, und nicht ſelten wider Willen und Anſtalten, — meiſtens aber ohne Unterſtützung der Großen, emporzuarbeiten, und daß die dramatiſche Kunſt gerade diejenige iſt, die ohne den Schutz, die Aufmunterung und Pflege der Regenten und ihrer Stellvertreter am wenigſten gedeihen kann; ſo wird man es ſehr begreiflich finden, daß die Kunſt, für welche Leſſing gearbeitet hat, und Engel noch arbeitet, bisher ſo weit hinter ihren übrigen Schweſtern zurückgeblieben iſt. Ein Blick auf den blühenden Zuſtand der Mannheimer Bühne zeigt woran es den meiſten übrigen teutſchen Bühnen fehlt, und wie bald es unſerer Nation gelingen würde, ſich auch in dieſem Fache mit jeder andern meſſen zu können, wenn Miniſter, die zugleich Liebhaber, Kenner und thätige

Beförderer der Kunſt ſind, weniger einzig in ihrer Art wären. Es war uns unmöglich dieſe Bemerkung, ſo wenig neu ſie auch übrigens ſeyn mag, bey einer Gelegenheit zu unterdrücken, da wir von dem neuſten Verdienſte, das ſich der berühmte Herr Kammerpräſident, Freyherr von Dalberg, nicht nur um das unter ſeiner Aufſicht ſtehende Theater zu Mannheim, ſondern auch um die dramatiſche Kunſt überhaupt gemacht hat, zu ſprechen haben.

Das verſificirte Drama, ein ohnehin unter uns ſehr vernachläßigter Zweig dieſer Kunſt, ſchien dem einſichtsvollen Freunde derſelben, durch einen nur allzuleicht beſorglichen Miſverſtand der ſcharfſinnigen Beweiſe Gefahr zu laufen, wodurch Herr Engel im zweyten Bande ſeiner Mimik die Verſification aus dem Ideal des eigentlichen Drama zu verbannen bemüht war. Herr von Dalberg hat gegen dieſe Gefahr die ſicherſte Maßregel, wenigſtens in ſo fern, ergriffen, als er durch ſein eigenes Beyſpiel unſre Dichter aufzumuntern ſucht, den dramatiſchen Rhythmus durch beſſere und beſſere Verſuche jenem Grade von Vollkommenheit näher zu bringen, der allein im Stande iſt, die beſtrittene Gattung ſowohl gegen die Bedenklichkeiten der Kritik zu ſchützen, als auch mit dem Geſchmacke des Publikums auszuſöhnen. Dieſer rühmlichen Abſicht hat Cumberlands Carmelite das metriſche Gewand zu verdanken, in welchem er gegenwärtig als Mönch von Carmel auf teutſchen Grund und Boden erſcheint, nachdem er unter der Hand ſeines zweyten Schöpfers durch manche glükliche Aenderung in ſeinem vorigen Plane, durch Weglaſſung vieler müßigen Tiraden, beſſere Vorbereitung einiger Hauptſcenen, und raſchere Folge der Entwicklung merklich gewonnen hat. Ueberhaupt wird man weder im Stücke ſelbſt, noch in dem Schreiben des Herrn Verfaſſers an Herrn Gotter, welches ſtatt eines Vorberichts

vorgedruckt iſt, Proben der bekannten Vertraulichkeit vermiſſen, womit Thalia den edlen Mann belohnt, der ſie für die Gleichgültigkeit ſo manches ſeiner Standesgenoſſen ſchadlos hält.

---

2) *Marcus Valerius Martialis* in einem *Auszuge, lateiniſch* und *teutſch* aus den poetiſchen Ueberſetzungen verſchiedener Verfaſſer, geſammelt von *Karl Wilhelm Rammler.* Leipzig bey *Weidmanns, Erben, und Reich.* 1787.

So ſehr Martial, dem nach Leſſings Verſicherung nicht nur der Ruhm des Erſten Epigrammatiſten der Zeit nach, ſondern auch bis jezt die Ehre des vorzüglichſten dem Werthe nach gebührt, eine Ueberſetzung in unſre Mutterſprache verdiente, eben ſo ſehr bedurfte er auch eines Auszuges, oder vielmehr derjenigen Auswahl unter den tödtlichen Produkten ſeines Witzes, die er, wenn er gegenwärtig unter uns lebte, ſowohl in Rückſicht auf den Inhalt als auch auf die Behandlung der meiſten, zum Beſten unſrer Zeitgenoſſen und Landsleute treffen würde. Schon der berühmte Nahme des vortreflichen Herausgebers der gegenwärtigen Ueberſetzung und Auswahl aus dem Martial, müßte für den Werth derſelben Bürge ſeyn, wenn dieſer auch nicht von der gröſſeren Anzahl der vorkommenden Stücke bereits rühmlichſt bekannt wäre. Viele, die von Herrn Rammler ſelbſt herrühren, haben wir in der berlinischen Monatſchrift, noch mehrere vom Herrn Rath, einem ſehr achtungswürdigen jüdiſchen Gelehrten, im teutſchen Muſeum, und die von Opiz, Logau, Leſſing, Hagedorn, Kleiſt, u. ſ. w. in den bekannten Sammlungen dieſer Dichter mit Vergnügen geleſen. Auch ſind die mit † unterzeichneten Stücke, von einem oder mehreren Ungenann-

ten Verfaſſern, keinesweges der Geſellſchaft unwürdig, in der ſie hier auftreten. Das ſchätzbare Denkmal des Martial durch dieſe Sammlung unter uns erhalten hat, gewinnt unſtreitig durch den Umſtand, daß ſo viele geſchickte Hände daran gearbeitet haben; wobey auch die typographiſche Schönheit, die daſſelbe dem Herrn Verleger zu danken hat, angemerkt zu werden verdient.

---

3) Johann Caſpar Lavaters Rechenſchaft an ſeine Freunde, erſtes und zweytes Blatt. Winterthur bey Heinrich Steiner und Compagnie.

Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenſchaft an ſeine Freunde, und über H. Pater J. M. Sailers zu Diſſingen Mährchen; von Friedrich Nikolai. Berlin und Stettin 1787. 202 S. gr. 8.

Wir glauben eine der neueſten, ernſthafteſten, wenigſtens von der einen Seite hitzigſten, aber nichts deſto weniger lehrreichſten Fehden, die ſie mit der Feder geführt worden ſind, nicht ſo ganz vorbeylaſſen zu dürfen, ohne nicht aus den vielen Streitſchriften, die von beyden Seiten gewechſelt wurden, ein paar auszuheben, die nach unſrer Ueberzeugung hinreichen, Perſonen, die keinen näheren Beruf haben unter den Partheyen ſelbſt aufzutreten, oder welches eben ſo viel iſt, den meiſten Leſern des Merkurs, ſo wohl von dem Gegenſtande als von der Art jener Fehde die kürzeſte und zugleich vollſtändigſte Auskunft zu geben. Herr Pfarrer Lavater, der, wie wir aus ſeiner Herzenserleichterung (oder Verſchiedenes an Verſchiedene St. Gallen 1784. 8.) erfahren, ſeiner Celebrität, oder wie er es daſelbſt nennt, Publicität, ſo herzlich gram iſt, hat bekanntermaßen nichtsdeſtowe-

niger

Leonato.

Gnädigſter Herr, ſie würden einander in der erſten Woche toll ſchwazen.

Pedro.

Graf Claudio, wenn gedenkt ihr euern Hochzeit-Tag zu haben?

Claudio.

Morgen, Gnädigſter Herr; die Zeit geht auf Krüken, bis die Liebe im Beſiz aller ihrer Rechte iſt.

Leonato.

Nicht eher bis Montag, mein lieber Sohn; es ſind gerade noch ſieben Tage, und auch dieſe Zeit iſt noch immer zu kurz, um alles ſo zu veranſtalten wie ich es gerne hätte.

Pedro.

Kommt, ihr ſchüttelt den Kopf über einen ſo langen Aufſchub; aber ich ſtehe dir dafür, Claudio, wir wollen indeß keine lange Weile haben. Ich will in der Zwiſchen-Zeit eine von Herculeiſens Arbeiten über mich nehmen, und Signor Benedicten und Fräulein Beatrix in eine ungeheure gegenſeitige Leidenſchaft ſezen. Ich möchte gern ein Paar aus ihnen machen, und ich habe die beſte Hoffnung, damit zu Stande zu kommen, wenn ihr drey mir dazu behülflich ſeyn und die Rollen ſpielen wollt, die ich einem jeden geben will.

Leonato.

niger nicht verhindern können, daß nicht seine Person fast in jeden der neusten Auftritte der Schwärmerey und des Aberglaubens, zumal in diejenigen, die das meiste Aufsehen machten, verwickelt wurde. Er fand sich also am Ende genöthiget, dem zahlreichen Publikum seiner Freunde über die wahre Beschaffenheit seines Antheils an den beliebten Modeartikeln unsrer Zeitschriften und Conversationen Rechenschaft zu geben. Da kömmt denn ganz natürlich gleich unter der ersten Rubrike der Magnetismus vor. Hierüber bekennt H. L. daß er zwar an Meßmers System noch nicht ganz glaube, wohl aber überzeugt wäre, „daß eine gewisse Kraft in dem Menschen, (oder vielmehr nach den bisherigen Erfahrungen nur in dem Manne)„ sey, die durch eine gewisse Berührungsart in den andern„ (eigentlicher, in nervensiche, hysterische Frauenespersonen) „hinüber gehen „kann, und die frappantesten und bestimmtesten Wirkungen „hervorbringt„ Man weiß daß H. L. seitdem der erste Apostel dieser unbekannten Kraft in Teutschland geworden ist; daß er die gewisse Berührungsart zweyen empfänglichen Aerzten in Bremen mitgetheilt, und vermittelst derselben an drey jungen Patientinnen Wirkungen hervorgebracht hat, die, wo nicht bestimmt, doch wenigstens frappant genug dem Publikum angekündigt worden sind. Da die Philosophie, aller dieser Wunderdinge und des wohlgemeynten Raths von Herrn L. ungeachtet, sich durchaus nicht bequemen wollte, den Finger auf den Mund zu legen, so scheinen endlich die Herrn Magnetiseurs in Bremen selbst diesen Ausweg ersonnen zu haben; und sind vielleicht gar im Begriffe, die Convulsionen und den Wahnsinn, den sie durch vier und sechs Wochen lange Manipulationen bewirkt haben, so natürlich zu finden, als — die Versetzung eines Berges, wobey der Thaumaturg und Consorten ihre Hände, so lang es nöthig ist, brauchen dürfen. — Wir kehren zu H. L. Rechen-

schaft zurück, wovon der § II. Kagliostrs überschrieben ist. Es ist an sich selbst sehr glaubwürdig, was Herr L. versichert, daß er mit diesem verschlagenen Betrüger in keinem Societätsch en Verhältnisse, in keiner Art von besonderer Liäson gestanden habe. Aber durch den geschraubten Respektvollen Ton, in welchem er von ihm spricht, hat er keinesweges sein voriges Urtheil über ihn zurückgenommen: „O daß er „einfältig und demüthig wäre wie ein Kind, daß er Sinn „hätte für die Einfalt des Evangeliums, und die Hoheit des „Herrn, wer wäre gröſſer als er! — Ich halte seine „Operationen nicht für Betrügereyen, obgleich lange nicht „für das, wofür er sie ausgiebt.„ — § III. Geheime Gesellschaften. H. L. erklärt hier mit seinem gewöhnlichen Nachdruck, daß er weder Mitglied noch Werkzeug geheimer Gesellschaften sey. Das eine kann freylich niemand besser, aber das andere vielleicht niemand weniger wissen als H. L. selbst. Unsrer Meynung nach wird lange nicht wieder ein Mann auftreten, der weniger zum Mitgliede, aber mehr zum Werkzeuge geheimer Gesellschaften gemacht wäre als eben H. L. Wie viel haben ihm in der leztern Eigenschaft nicht die Philalethen für die in Teutschland eingeführte Desorganisation, die Mystiker für den geprediaten physisch-wirkenden, sinnlich-genieſsbaren, politisch-souvrainen Heiland, die Geisterseher für sein physiognomisches Gutachten über das Portrait des dienstbaren Geistes Gablidone; die Teufelsbanner für seinen starken Glauben an Gaſsner (den er in seinem so eben bekannt gewordenen Brief an diesen Gaukler: einen lebendigen Zeugen des Lebenden, einen unmittelbar Verbundenen Jesu und Knecht des Herrn nennt, und von dessen Zusammenkunft mit ihm er vielen tausend Seelen gewissen Segen verspricht) und endlich die geheimen Proselytenmacher für seine Anpreisung katholischer Gebethbücher, seine Lobgesänge auf mönchische Ceremonien,

nien, und beynahe für jeden Artikel seiner Lehre, welche blinden Glauben vorbereitet, unterstützt, erweitert und verbreitet — zu verdanken! — §. IV. Nichtchrist Atheist. Man weiß wie freygebig H. L. mit diesem Namen ist, und was er gewöhnlich darunter versteht. In der Herzenserleichterung zweyer Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über J. C. Lavaters Glaubensbekenntniß. Frankf. und Leipz. 1785. einer Schrift, gegen welche dieser §. gerichtet ist, deren Titel aber H. L. sorgfältig verschweigt; vermuthlich um sie nicht selbst bekannter zu machen — hatte der eine Correspondent Wahrmund, die Stelle des Lavaterschen Glaubensbekenntnisses: „Mir muthe kein Mensch „und kein Gott zu, den, der das Gegentheil von Christo sagt, „was ich von ihm sage, einen Bruder in Christo zu nennen,„ anstößig gefunden, und nach einer Vergleichung derselben mit einer andern, wo der Nichtchrist für einen Atheisten erklärt wird, behauptet, daß L. das Christenthum eben so sehr einschränke als den Atheismus ausdehne. Dagegen vertheidiget sich nun H. L. auf folgende höchst bedenkliche, und so viel wir wissen, bisher noch nie öffentlich gerügte Weise. „Er wolle nicht wissen (sagt er nach seiner eigenen Art über die Blößen seiner Gegner den Mantel der Liebe zu werfen) er wolle nicht wissen, warum gewisse Wahrmunde nicht die ganze Stelle, wo seine erwähnte Behauptung vorkömmt, anzuführen für gut fanden. Da würde sichs gezeigt haben, daß er, Lavater, jeden einen Bruder in Christo nenne, der Christum für das Göttlichste hielte, was der Menschheit zu Theil geworden wäre, oder wie es S. 12. der Rechenschaft heißt: daß Christus unter allen Menschen der Göttlichste sey.„ Wer diese Formel (und besonders das Wort Göttlichste in derselben) näher betrachtet; wird bald finden, daß sie mehrere, verschiedene und sogar entgegengesetzte Bedeutungen zuläßt; daß sie eben darum von

Lavatern, Proteſtanten und Catholiken, nicht weniger als von Socinianern und Deiſten unterſchrieben werden, daß aber ihre Bedeutung in gewiſſen Fällen beſtimmt, und keinem Zweifel unterworfen ſeyn kann, und daß dieſer Fall bey H. L. wirklich eintrat, der ſeine Gedanken von Chriſto in ſo vielen Bänden, und ſelbſt in jenem Glaubensbekenntniſſe, ſo umſtändlich der Welt kund gethan hat. Dieſer letztere Umſtand machte es für Wahrmunden überflüſſig, die beſagte Formel einer beſondern Rückſicht zu würdigen, an der ihm nichts weiter als der ungewöhnliche Ausdruck auffallen konnte, in welchem man von H. L. die gewöhnlichſten Dinge zu hören gewohnt iſt. Wie hätte er ſich ſollen einfallen laſſen, daß H. L. bey jener Formel bedächtlicher zu Werke gienge, als ſonſt überall bey der Wahl ſeiner Ausdrücke, und daß er dieſelbe beym Angriffe, in ſeinem eigenen orthodoxen oder vielmehr hyperorthodoxen Sinne, bey der Vertheidigung aber im Sinne der Socinianer oder gar der Deiſten, welche Chriſtum in Ehren halten, gebrauchen würde? Und doch iſt dieſes wirklich eingetroffen! Herr L. der in ſeinem Glaubensbekenntniſſe unter der Göttlichkeit Chriſti nicht etwa das Göttlichſte unter mehreren göttlichen Dingen, ſondern etwas abſolut göttliches, Fatum bezwingendes, u. ſ. w. verſtanden wiſſen wollte, behauptet nun in ſeiner Rechenſchaft S. 17. „Es iſt (im S. B.) durchaus nicht vom Lavaterichen, ſondern vom Chriſtenthume aller Chriſten die Rede; ich ſage ohne Furcht;„ Aller; denn ich kenne keine Chriſtengemeine (liegt hier nicht etwa wieder ein Fußangel, da vorhin von allen und folglich auch von den einzelnen Chriſten die Rede war?) „ſelbſt die Socinische nicht, die nicht behaupte: „Chriſtus iſt das non plus ultra aller göttlichen Offenbarung.„ Wer ſollte hier nicht verſucht werden, mit eben den Worten auszurufen, die ſich H. L. gegen Wahrmund erlaubt hat: „Vernunft! Wahrheitsliebe! Redlichkeit! Bleibt

noch

noch ein Wort zu ſagen übrig, um die Chikane, und welche Liebe kann es anders nennen? klärer als klär zu machen!„

Noch mehrere, und dringendere Veranlaſſungen zu dieſem Ausrufe giebt H. L. im zweyten Blatte ſeiner Rechenſchaft, wo er genannte und ungenannte Schriftſteller, die ſich der geſunden Vernunft gegen ihn angenommen haben, wirklich auf die unwürdigſte Weiſe behandelt; ohne auch nur die Spur eines Beweiſes aufbringen zu können, von Spionenorden, beſtochenen und unbeſtochenen Auflaurern, Zuſammenverſchwörungen, Inquiſitionsanſtalten, und geheimen Verbindungen wider ihn ſpricht, und endlich mit einer Unklugheit, die er ſelbſt entſetzlich nennt, zu erklären ſich nicht entblödet: „das Monopolium des Unglaubens oder (NB.) der Antiſchwärmer, Thomas Akatholiken, u. ſ. w. wäre eine Anmaſſung dieſer und aller übrigen „genannten und ungenannten Apoſtel einer neuen Verbrüderung, der er keinen Nahmen geben möge, und die ſich „ziemlich laut mit der Hofnung zu tröſten dumm und frech „genug wäre, daß der Nahme Jeſus in zwanzig Jahren nicht „mehr religios genannt werden ſoll“ ! ! !

Die gründlichen und treffenden Anmerkungen des Hrn. Nikolai in Berlin über dieſes zweyte Blatt machen die unſrigen ganz überflüßig, geben eine lichtvolle Ueberſicht der ſämtlichen Gegenſtände ſeines Streites mit H. L., und machen dem Streite ſelbſt wenigſtens in ſo fern ein Ende, als ſie es wohl für keinen, der nicht ſelbſt unheilbarer Schwärmer iſt, unausgemacht laſſen können, auf welcher Seite das Recht ſey: er müßte dann geſonnen ſeyn, ſich durch Vertheidigung von Paradoxen in unſren Zeitſchriften unſterblichen Namen zu erringen. — In der zweyten Hälfte der Anmerkungen zerſtäubt Herr N. den ſophiſtiſchen Nebel, den Pater Sailer mit wahrer jeſuitiſcher Art und Kunſt um die ganze Streitſache zu ziehen bemüht war. Eine Menge merk-

würdiger Thatsachen, und scharfsinniger Erörterungen der neusten Geschichte der Schwärmerey und des Aberglaubens macht diese Schrift auch für diejenigen höchst interessant, die bereits wissen, was sie von der Streitsache selbst zu denken haben.

II. Ankündigungen.

1) Die vertraulichen Briefe Friedrichs des Einzigen an seine Freunde, sind gleich denkwürdig — für Ihn und für Sie. Denkwürdig als Monument Seiner erhabensten Menschheit und als Dokument Ihrer Verdienste.

Friedrichs Vertraulichkeit war der Ruhepunkt des Adlerblicks seiner Prüfung. Wo er sich weilte, traf er auf einen vortreflichen Kopf — oder auf ein vortrefliches Herz.

Beydes vereinigte sich in dem Freyherrn *de la Motte Fouqué* — der als General von der Infanterie im Jahr 1774 auf seinen Lorbeern entschlief.

Friedrich schätzte seine Verdienste, und liebte seinen Umgang — und so war der Freyherr *de la Motte Fouqué* einer seiner ältesten und vertrautesten Freunde.

Der Briefwechsel zwischen dem Monarchen und seinem Feldherrn, ist der höchste Triumph der Menschheit; er liefert ein seltenes Schauspiel, werth, der Nachwelt treu überliefert zu werden; das seltne Schauspiel, wie das edle Gefühl der Menschheit den einzigen Monarchen vieler Jahrhunderte zur Gefälligkeit eines Privatmanns herabstimmte, und den Privatmann zur Freymüthigkeit eines Fürsten erhob.

Dieser Briefwechsel, eine Sammlung von ohngefähr zweyhundert auserlesenen Briefen, interessiret nicht blos als Beytrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, sondern mehr noch als Charakterzeichnung Friedrichs und seines Feldherrn.

Ich werde diesen Briefwechsel mit den Denkwürdigkeiten der Lebensgeschichte des Freyherrn *de la Motte Fouqué*

verbinden, und dabey das Gemählde der Freundschaft Friedrichs — für diesen verdienstvollen Mann — dem ich als Sekretair diente, und dem ich in der Stunde seines Todes zur Seite stand, ergänzen.

Der Freundschaft Friedrichs! Das will viel sagen. Daher diesen Beweis — den kleinsten, der mir zur Hand liegt.

In den letzten Lebenstagen des Freyherrn *de la Motte Fouqué*, schreibt Friedrich auf die Nachricht von der zunehmenden Entkräftung desselben, an ihn:

„Ihr Brief, mein lieber Freund, betrübt mich. Sie sprechen von ihrer Abreise, und wenn ichs könnte, behielte ich Sie gerne so lange als möglich zurück. Man findet überall Menschen, aber selten so rechtschaffne Leute und so treue Freunde — wie Sie. Sorgen Sie so viel als möglich für sich, damit ich Sie nicht so bald verliere, und denken Sie sich die Kränkung, die ich empfinden würde, wenn ich mich auf immer von Ihnen getrennt sehen sollte."

„Das schwere Gehör thut nichts zur Sache; man hat kleine Röhre, welche solches erleichtern. Die verstorbene Madam Roconle hatte dergleichen, und ich werde Ihnen welche machen lassen, indem ich hoffe, daß die gute Witterung die Wiederherstellung Ihrer Kräfte begünstigen, und ich noch das Vergnügen haben werden, Sie bey mir in Sans-Souci zu sehen."

„Hiervon ganz überzeugt — bitte ich Sie, alle erfinnliche Sorgfalt für Ihre Erhaltung zu tragen, damit ich alsdann die Freude habe, Sie zu umarmen, und Ihnen Beweise meiner aufrichtigen Zärtlichkeit zu geben. Leben Sie wohl."

Friedrich.

Aeusserungen, wie diese, konnten dem sterbenden Fouqué nicht gleichgültig seyn, er antwortete seinem Fürsten:

„Ich bin ausser Stande Sire! auf Ihre Güte zu antworten; mein Herz schwimmt in Thränen, und Worte fehlen mir."

„Mein

„Mein einziger Troſt und meine gröſte Wonne — iſt — daß Sie mich Ihrer Freundſchaft würdigen. Wer bin ich aber — der ich ſo viele Gnade genieße? ein todter Hund, wie Mephiboſeth.“

„Empfindſame Seelen ſind nicht gewöhnliche Eigenſchaften der Fürſten, und wie geht es zu, Sire! der Sie alle übertreffen, daß die Ihrige ſo empfänglich für Freundſchaft iſt?“

„Um ſo höher ſchäze ich die Vortreflichkeit — die Größe — und den Werth derſelben; ja, ich ſchweige, Sire! und Gott ſey Zeuge — ob es möglich ſeyn könne, Ihrer erhabenen Perſon ergebner zu ſeyn, als ichs bin.“

„Meine Lebenskräfte ſinken ſichtbar, ich ſpreche wenig, weil man mich kaum verſtehen kann, und bisweilen fehlet es mir an der Ausſprache, wie dem verſtorbenen General Rochow.“

„Vielleicht hilft der Frühling dieſem Uebel noch ein wenig ab, und ſchaft mir noch einmal das einzige Glück — was ich in der Welt wünſche — Sie zu ſehen.“

Ich bin u. ſ. w.

La Motte Fouqué.

Zufälliger Weiſe ſind einige zu dieſer Sammlung gehörige Briefe in fremde Hände gerathen. Sie wurden bekannt gemacht, unter andern im Jahr 1772 durch das Recueuil de Lettres de S. M. le Roi de Pruſſe pour ſervir à l' Hiſtoire de la Guerre derniere; aus dieſer Schrift ſcheinen die Briefe des Königs an den General *Fouqué* — in der dritten Sammlung der Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweyten übertragen zu ſeyn. Die vollſtändige Sammlung der Briefe des Königs und der Antworten des Freyherrn *de la Motte Fouqué* iſt in meinen Händen; ihr Original iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben und ſo liefre ich ſie in denen *Memoires de Mr. le Baron de la Motte*

Fou-

Fouqué &c. zugleich aber auch ihre teutſche Ueberſetzung in denen Denkwürdigkeiten von dem Leben des Königl. Preußiſchen Generals von der Infanterie, Freiherrn *de la Motte Fouqué*, mit dem Portrait des gedachten Generals.

Original und Ueberſetzung unterſcheiden ſich im Aeußeren durch nichts, als durch die Sprache.

Die mit der Herausgabe dieſer Schriften verbundene Koſten machen den Weg der Pränumeration nothwendig.

Der Pränumerationspreis für jedes Exemplar beträgt Ein Thaler Acht gute Groſchen. Der Ladenpreis wird ohnfehlbar höher zu ſtehen kommen. Die Pränumeration wird bis Ende des Monats May angenommen, und die Ausgabe der Pränumerations-Exemplare Sechs Wochen darnach folgen.

Der Buchhändler Hartung hat die weitere Beſorgung dieſes Geſchäfts übernommen, und wird den auswärtigen Komittenten das Zehnte Exemplar für ihre Bemühung überlaßen.

Die Namen der Pränumeranten ſollen, wie gewöhnlich, mit beygedruckt werden. Königsberg, den 6ten März 1787.

G. A. Büttner.

---

1) Ich bin geſonnen, Predigten nach Anleitung aller Sonn- und Feſttags-Evangelien in der Form einer freundſchaftlichen Unterredung herauszugeben. Ohngefähr ſo, wie ſie der Herr Superintendent Lange in ſeinem catechetiſchen Magazin Th. 1. S. 218. beſchreibet, oder wie der Herr Geh. Rath Daries in ſeiner philoſophiſchen Sittenlehre die Wahrheit entwickelt.

Weil

Weil ich vielen Nutzen spürte, da ich meinen gedruckten Catechisationen über die Bibel diese Form gab, so habe ich sie auch bey meinen Predigten mit gutem Erfolg anzubringen gesucht. Es ist doch auch wohl eine ganz schickliche Art, den Zuhörern den Verstand von den Wahrheiten beyzubringen, und sie zugleich zu rühren. Sie können deswegen jedermann nützlich seyn, und auch allenfalls zum Gebrauch meiner in diesem Stücke noch ungeübten Amtsbrüder dienen.

Sollte ich auch in Ansehung des Charakteristischen dieser Predigten den Zweck nicht ganz erreichen, so hoffe ich doch, des ausgesuchten Inhalts wegen, dadurch etwas zur Veredlung und wahren Beruhigung meiner Mitmenschen beyzutragen. Die Hauptsätze vom ersten Theile sind: „Die rechte „Art unsers schuldigen Gehorsams gegen Gott: Der Unterschied zwischen Gottlosen und Frommen in bösen Zeiten: „Der treue Gebrauch der Gelegenheiten zum Guten: Die nöthige Selbsterkenntniß: Die Schuldigkeit der Menschen bey „der Geburt Christi: Das christliche Betragen alter Leute: „Christliche Gedanken an dem Neujahrstage: Bewegt einer „besondern Vorsehung Gottes: Die Aufrichtigkeit und Niederträchtigkeit, in welche die gerathen, welche einmal eine „Sünde begangen haben: Das Vornehmste bey der Kinderzucht: Ein christlicher Ehestand ist am geschicktesten, uns zu „dem Besitz einer wahren Freundschaft zu verhelfen: Das „Verhalten eines Christen gegen äußere Ehre: Die Größe „Gottes auf dem Meere: Ein seliger Tod: Das christliche „Verhalten bey Verträgen: Die Kraft der Wahrheit: Die „unaussprechlich große Liebe Jesu zu den Menschen: Daß es „schwerer sey, den Menschen, als Gott zu dienen: Einen „gütigen Menschen liebet jedermann mehr als einen gerechten: „Die nothwendige Einigkeit bey gesellschaftlichen Verbindungen: Die nützliche Pflicht zu beten: Das große Glück eines „guten Gewissens: Das Hauptsächlichste zum Ruhme des „Ehestandes: Durch unsere Frömmigkeit und Wohlfahrt wird „Gott am mehresten geehrt: Eine erbauliche Betrachtung „über das heil. Abendmahl: Die Gewißheit von einem künftigen Leben nach dem Tode: Die hauptsächlichen Folgen „aus der Auferstehung Jesu: Von der Vorbereitung zum heil. „Abendmahl, die man Beichte nennt: Die Vorzüge des Chri„sten vor den Nichtchristen, in Ansehung der Erkenntniß: „Von der Rechtmäßigkeit und Wichtigkeit der Leichenreden: „Der Gedanke: Ich gehe zum Vater, ist der größte Trost „sterbender Christen: Die Rechtmäßigkeit des Gebets für „Andere."

Die

Leonato.

Gnädigſter Herr, ich bin zu euern Dienſten, und wenn es mich zehn ſchlafloſe Nächte koſten ſollte.

Claudio.

Und ich, Gnädigſter Herr.

Pedro.

Und ihr auch, liebenswürdige Hero?

Hero.

Ich will alles thun was ſchiklich ſeyn kan, um meiner Baſe zu einem braven Mann zu verhelfen.

Pedro.

Und Benedict iſt keiner von den unhofnungsvolleſten Männern, die ich kenne; ſo viel kan ich wenigſtens zu ſeinem Vortheil ſagen, daß er von edler Abkunft, bekannter Tapferkeit und bewährter Ehrlichkeit iſt. Ich will euch lehren, Fräulein, wie ihr es eurer Baſe beybringen ſollt, daß ſie in Benedicten verliebt werde; und ich will, mit euer beyder Hülfe Benedicten ſo bearbeiten, daß er troz ſeinem Queckſilber-mäßigen Wiz und ſeinem ekeln Magen in Fräulein Beatrix verliebt werden ſoll. Wenn wir das zu Stand bringen, ſo ſind wir künftig die Götter der Liebe, und Cupido kan ſein Amt niederlegen wenn er will; kommt mit mir hinein; ich will euch meinen Plan ſagen.

(Sie gehen ab.)

Die Böhmische Buchhandlung in Leipzig will diese Predigten in zwey Theilen, davon der erste auf die Michälis-Messe 1787 und der andere auf die Jubilatemesse 1788 in groß Octav herauskommen wird, der nicht unbilligen Sicherheit wegen, hauptsächlich für diese, welche sich anheischig machen dieselben zu kaufen, drucken lassen. Der Preis für die Subscribenten wird seyn für jeden Theil 16 gr. und alsdenn in Buchläden 21 gr.

Ich bitte deswegen die bekannten Gönner und Freunde des Guten überhaupt, und insbesondere die, welche ich persönlich verehre und liebe, daß Sie an Ihrem Orte und Gegenden die Subscription gegen das neunte Exemplar hochgeneigt und gütigst besorgen, und die Namen, die vorgedruckt werden sollen, gegen den 1sten September dieses Jahres, bis dorthin der Subscriptionstermin offen bleibt, an den Verleger oder an mich franco schicken. In der Michaelis-Messe, geb. Gott, wird der erste Band gewiß ausgegeben, und wer von den Herren Subscribenten von Leipzig zu entfernt ist, und einer bequemern Gelegenheit mangelt, seine Exemplare von daher kommen zu lassen, der beliebe sie 3 bis 4 Wochen nach der Messe in der ihm zunächst gelegenen Buchhandlung gegen Erlegung des Subscriptionspreises und eines mäßigen Portos, gütigst abzufordern. Crannichfeld bey Erfurth, im Januar 1787.

Adam Fr. Ernst Jacobi,
Herzogl. Sachsen-Goth. Superint.

In Weimar nimmt die Hoffmannische Buchhandlung Commissionen an.

---

4) Der Beyfall, den meine Sammlung kleiner Klavier- und Singstücke vor einigen Jahren fand, munterte mich auf, eine ähnliche unter diesem Titel, für die künftige Michaelmesse, herauszugeben. Diese Sammlung, die Sechs Bogen in großem Notenformat betragen wird, erhalten die Liebhaber gegen Vorausbezahlung von 12 gr. in Convent. Gelde bis zu Ende des Monat Julius; nachher wird sie in den Buchläden 18 gl. kosten. Denjenigen Buch- und Musikhandlungen, so wie jedem Beförderer meines Unternehmens

mens, die mir die Gefälligkeit erzeigen wollen Pränumeration anzunehmen, biete ich von jeden zehn Exemplaren das eilfte für ihre Bemühung an. Wer es bequem findet, kann sich entweder an die Ettingerſche Buchhandlung hier, oder an mich selbst wenden; wobey ich mir jedoch, in beyden Fällen, Briefe und Gelder postfrey erbitte. Die Namen der Pränumeranten, die sich binnen der oben bestimmten Frist gemeldet haben, werden vorgedruckt. Die Gedichte der Einsätze haben die Herren Gotter, Heß, Reichard und Schmidt zu Verfassern. Gotha, den 21sten Februar 1787.

Scheidler,
Herzogl. Kammermuſikus.

Freunden des Tanzes mache ich hiermit bekannt, daß ich gesonnen bin, auf künftige Ostermesse Zwölf neue englische Tänze mit vollstimmiger Musik, worunter Zwey Quadrillen und Eine Seize sind, herauszugeben. Ich habe beym Setzen derselben vornämlich darauf gesehen, eine gefällige Melodie mit einer unaekünstelten Begleitung zu unterstützen. Wegen der Touren werde ich auf einem beygelegten Blatte Auskunft geben. Uebrigens glaube ich versichern zu können, daß niemand den Werth von 12 Groschen, welches der Pränumerations-Preiß ist, für Verlust erklären wird. Der Pränumerationstermin bleibt bis zum 14ten April. Freunde, welche die Gefälligkeit haben wollen, für mich einige Pränumeranten zu sammeln, erhalten das 8te Exemplar frey. Geld kann von auswärtigen Orten, entweder an mich selbst oder an die Ettingerſche Buchhandlung, welche den Debit übernimmt, eingeschickt werden. Gotha, am 1. März 1787.

Johann Gottfried Schade.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

May 1787.

I. Neue Bücher.

1) Orpheus, ein Singſpiel in drey Aufzügen vom Herrn von L** zu Dresden, in Muſik geſetzt und Ihro Königlichen Hoheit der Prinzeſſin Friederike Charlotte Ulrike Catharine von Preuſſen in tiefſter Unterthänigkeit zugeeignet von Friedrich Benda, Königl. Preuſſiſchem Cammermuſikus, im Verlage des Autors, gedruckt und in Commiſſion in der Rellſtabiſchen verbeſſerten Muſikdruckerey zu Berlin.

Da dieſes Sujet ſchon ſo verſchieden bearbeitet iſt, ſo ſtellen wir es hier dem Publico vor Augen, um über den Unterſchied zwiſchen dieſer und einer andern Bearbeitung urtheilen zu können.

Erſter Aufzug.

(Die Scene iſt ein Zipreſſenhain, in deſſen Mitte ſich das Grabmal Euridicens erhebt. Der Mond erleuchtet die Gegend.) Herſilia, als Nebenbuhlerin der Euridice erſcheint, und indem ſie ſich nun der Liebe des Orpheus gewiß glaubt, trotzt ſie als Siegerin dem Erebus, erblickt weit umher Trophäen ihrer Liebe, ihrer Wuth. Für ihre Eiferſucht hat Zeus zu wenig Donner, zu wenig Blitze

das brauſende Meer zu wenig Stürme; eine Trauermuſik iſt ihrem Ohr ein Dithyrambe! (Prieſter und Anverwandte der Euridice kommen, und ſtellen ſich mit Zipreſſenzweigen in den Händen, mit Fackeln, Rauchfäſſern und Opferſchaalen um das Monument her, und bereiten ſich zum Opfer.) Sie ſingen ein Wechſelchor.

Die Anverwandten.

Traurig ließ ſie unſre Herzen,
Oed' und finſter wie ihr Grab.

Die Prieſter.

Hekate, ſieh unſre Schmerzen!
Stral auf uns dein Licht herab! ꝛc.

(Orpheus mit zerſtreutem Haar, die Leyer in der Hand, kommt in den Zipreſſenhain. Er eilt vom Schmerz betäubt bey dem Opfer vorbey, ohne es zu bemerken.) Er fühlt nicht mehr die Freuden, den hohen Felſen, die ihn zu hören ſich aus den Wurzeln riſſen, etwas vor zu ſpielen; denn für ihn ſind keine Freuden mehr. ꝛc. (Der Chor läßt ſich wieder hören.) Orpheus wird das Opfer gewahr; fühlt zu laut Euridicens Namen in ſeinem Herzen wieder tönen: (ſtürzt ſich vor das Grabmal) flehet die Götter um Euridicen. — Herſilia. Ach Orpheus, kehrt denn nie der Friede in die zerriſſne Seele zurück? Orpheus. (Der Herſilien vorher nicht geſehen hat.) Weß iſt die Stimme? — Heiliger Schauer! — Iſts der Geliebten Stimme? (Er erblickt ſie.) Nein! Entſetzen! Konnt' ich der Natter Ziſchen mit jenen reinen Ton der Nachtigall vertauſchen? ꝛc.

Herſilia.

Du zürneſt? und mit heißer Liebe,
Du ſüßer Sänger, lieb ich dich.

Orpheus.

Sie iſt nicht mehr — die ſüße Liebe!
Und hier nur Haß, nur Haß für dich.

Herſilie.

Für Liebe, Rache, Tod für Freuden
Schwört nun dies Herz, o Frevler, dir!
(Sie geht voll Wuth ab.)

Orpheus.

Selbſt dieſer Tod iſt mir zu neiden,
Er führt, Euridice, zu dir.

Orpheus, der vor Plutos Grimme nicht bebt, bey dem Verzweiflung Gefahren Hohn ſpricht, will zum Orkus hinab. Der Chor der Anverwandten und Prieſter hält ihn auf. Er aber, von Liebe geſtärkt entreißt ſich ihnen.

Umſonſt verhüllt in enge Schatten
Des Grabes Nacht, Geliebte, dich.
Was hält den jammervollen Gatten?
Hinab! Hinab! Empfange mich! u. ſ. w.

Zweyter Aufzug.

(Die Scene iſt ein mit ſchwarzen Säulen umſtellter Vorhof des plutoniſchen Pallaſtes. Gegen den Eingang, wo man den Höllenfluß in flammenden Wogen vorbeyrauſchen ſiehet, ſind die Furien.) Orpheus, (indem er aus dem Nachen des Charons ſteigt.) ſingt den fürchterlichen Wellen, dem Phlegeton, dem Charon Dank. ꝛc. Er ſieht die Hölle ſelbſt um Euridicen trauren. Der Acheron geräth in Aufruhr; Phlegeton wirft ſtärkere Flammen. Der Abgrund bebt; die Schlünde toben. Ein fürchterliches Brauſen ſcheint alles zu verwüſten. Die Furien erheben ſich von ihrem eiſernen Lager. (Unter ſich aufmerkſam.) Aufruhr! — Auf-

ruhr! (Orpheus rührt die Leyer ohne Geſang, die Ungewitter werden ſtiller und er dringt näher.) (Die Furien dringen mit Schlangen und Fackeln auf ihn los:) Ein Sterblicher! —

Ein Sterblicher! —
Furchtbare Schweſtern,
Stürzt ihn! Stürzt ihn ins Flammenmeer! ꝛc.

Orpheus.

Iſt lieben Göttern ein Verbrechen,
Unſterbliche, ſo ſtrafet mich! ꝛc.

(Die Furien erſtaunen; ſie wagen einen zweyten, jedoch geſchwächtern Angrif.)

Thörichter Sterblicher,
Hier ſuchſt du Frieden?
Auf, Eumeniden!
Stürzt ihn ins Flammenmeer.

Orpheus.

Doch wollt ihr nicht ein Herz verdammen,
Das Zevs mir ſelbſt zur Liebe gab,
So ſchonet! Wehrt der Blicke Flammen!
Denn meine Lieb' iſt ſchon mein Grab.

Die Furien.

Welch eine Zauberkraft!
Furien bändigt er,
Flammen des Acheron
Sterben vor ihm!

(Die Fackeln entſinken den Furien.) Eine fürchterlich majeſtätiſche Muſik kündigt die Ankunft des Höllengottes an. Orpheus nähert ſich, die Leyer ſpielend, dem Vordergrunde. Pluto. (Kommt auf ſeinem Wagen, von ſeinem Gefolge begleitet daher.) Wer biſt du, kühner Sterblicher?

u. ſ. w.

u. ſ. w. Orpheus. (mit edlem Stolz.) Mein Nam' iſt Orpheus, Apoll mein Vater. Pluto. Und welches Recht giebt dieſer Name dir? Orpheus. Nicht dieſer Name, Herr! ꝛc. Der Tod Euridicens beſeelte die Furcht, den Acheron zu ſehen, in meiner Seele. Pluto ſingt eine Arie:

Vor dieſem grauſen Throne
Weicht ſchaudernd der Donnergott ſelber zurück.

Du bebſt nicht? Dich ſchrekt nicht mein tödtender Blick?

Auf Furien! Reißt ihn fort! Ihr zaudert? — Orpheus. Sie haben Mitleid, Herr, mit meinen Schmerzen — ꝛc. Laß Gnade mich vor deinem Throne finden! — Pluto. (Unentſchloſſen) Hier? — Ein Erbarmen? Orpheus bittet in einer ſehr zärtlichen Arie um ſeine Euridice. Pluto. Was hör ich? — Welche Töne! Orpheus wiederholt die Bitte; er will ſeine Gattin zurück, oder den Tod — Pluto. Wohlan, o Jüngling, du entwaffneſt mich ꝛc. — Geh! lehre nun die Sterblichen, daß an des Acherons Geſtaden Gerechtigkeit und Mitleid noch nicht ſtarben! — Dein ſey Euridice! — Dir folge die Gattin, — doch wiſſe: ein Blick ſtürzt ſie auf ewig zum Orkus zurück. (Pluto geht ab.)

Orpheus.

Mein iſt ſie! Götter! welche Wonne.
Nicht Staub, ein Gott, ein Gott bin ich.
Es drinat ein mächt'ger Stral der Sonne,
O, Reich der alten Nacht, durch dich.
Ich habe ſie entriſſen,
Entriſſen durch Geſang.
In dieſen Finſterniſſen
Wohnt Freude, ſchallt mein Dank.
(Er eilt in Elyſium.)

Die Furien.

Oefnet die Pforten!
Löſet die Riegel!
Er naht ſich der Sänger!
Von ewigen Banden
Entfeſſelt er ſie!

Dritter Aufzug.

(Elyſium.) Zwiſchen Roſenbüſchen und Lilien fließt hier Lethe in ſilbernen Wellen. Heilige Wälder, in deren Gängen edle Schatten wandeln. Ein ſanfter Weſt ſcheint durch die Blätter zu rauſchen. Die Vögel ſingen auf den Gipfeln der Bäume.) Während folgenden Chors erſcheint Euridice mit ihren Gefrielinnen.

Chor der Schatten.

Schmerz der Vergangenheit
Schwindet hier
Lethe, vor dir!
Ströme der Seeligkeit
Schöpfen wir,
Lethe, aus dir.

Ein Schatten. (Euridicen eine Schaale Waſſer reichend.) Und du, Euridice, du koſteſt nicht aus dieſen Zauberquellen?

Euridice.

Den heißen Durſt ſollſt du nicht kühlen
Strom der Vergeſſenheit!
Mit der Erinnrung von Gefühlen
Sel'ger Vergangenheit
Will ich des Herzens Gram berauſchen,
Sie nicht um deine Ruhe tauſchen,
Strom der Vergeſſenheit!

Kehrt

„Kehrt wieder mir, ihr Thäler Thraciens! Ihr Zeugen unſrer Liebe! Kehrt wieder mir! Seyd mir Elyſium! — Sie ſieht im Geiſte den beſten Sänger Griechenlands, ihren zärtlichſten, treuſten Gatten, ihren Orpheus, in jener Thäler Schatten wandeln — an ihrer Urne ſtehn — hört ſeiner Leyer Klagetöne, die der Zipreſſen noch mehr um ihr Grabmal verſammlen werden ſieht, wie Bäche ſtehn und auf ſein Trauerlied hören.

Geliebter, noch in dich verlohren
Denkt jeglicher Gedanke dich ꝛc.

Die Schatten.

Dort oben nur ſeufzt bange Klage;
Am Lethe wohnt Zufriedenheit.

Orpheus, (geführt von Linus, ſeinem Lehrer, erſcheint.) Wo iſt Euridice? O, warum heiſcht der Götter Wille, daß dieſes Auge, das lange nach ihr ſchmachtet, in dieſer Unterwelt ſie nicht erblicken ſoll? (Es haben ſich Schatten um Orpheus verſammlet, die ihm mit Verwunderung zu hören.) (Euridice, die ſich durch die Schatten drängt.) O das iſt Orpheus Stimme! Orpheus! — (Orpheus.) Euridice! — Mächtiger Pluto! — Verbirg dich meinen Blicken, o Euridice! Eur. Mein Gatte, mein Getreuer! Orpheus. Geliebteſte, ich habe dich errungen, verbirg dich meinen Blicken! Euridice. Ich mich verbergen? — Dir? Welch ein Gebot iſt das? Orpheus. Die Götter wollen's. Euridice. Und ich ſoll deinen Blicken mich verbergen? Und nicht an deinen ſüßen Lippen hangen? Und nicht in meines Orpheus Auge den Himmel ſeiner Liebe leſen? Orpheus. — Ein jeder Blick in dieſen Gegenden nach dir iſt neuer Tod! Euridice. Welch ſchreckliches Geheimniß! Orpheus. — Die Oberwelt wird das Geheimniß dir enthüllen. Beide wollen

wollen den Aufenthalt der Schatten schleunig verlassen? Sie folgt ihm. Beyde singen.

Dank euch, ihr Götter, deren Gnade
Der Liebe Stärke kund gemacht!
Noch führt uns diese rauhen Pfade!
Erhellet uns des Schikſals Nacht!

Die Schatten.

O leitet ſie die rauhen Pfade!
O führt ſie durch des Schikſals Hand!

(Der Schauplatz wird verwandelt, und stellt eine fürchterliche Gegend am Eingange der Hölle vor. Ein anmuthiger Hain mit Bergen auf der andern Seite. Orpheus bringt Euridicen zwischen den Felsen geführt. — Man hört ſie anfangs ohne ſie zu ſehen.) Orpheus. Du folgſt mir doch, Euridice? Euridice. Hier bin ich, mein Geliebter! O welche ſchroſe Felsen! O welche rauhe Steige! — Orpheus nähert ſich mehr — ſie erscheinen.

Euridice.

Ins Reich der Schatten ſtiegſt du nieder!
Dem Orkus bringſt du mich zurück.

Orpheus.

Dich meine Gattin hab ich wieder!
Elyſium bring ich zurück.

Euridice.

Ach wenn darf ich dies Auge ſehn?

Orpheus.

Ach wenn darf dich mein Arm umfangen?

Beyde.

Nein, o Geliebte / Geliebter } dem Verlangen
Kann ſelbſt ein Gott nicht widerſtehn.

Or-

Siebende Scene.

(Ein andres Zimmer in Leonato's Hauſe.)

Don Juan und Borachio treten auf.

Don Juan.

Nun iſt es richtig, der Graf Claudio wird Leonato's Tochter heurathen.

Borachio.

Ja, Gnädiger Herr, aber ich kan einen Queerſtrich drein machen.

Don Juan.

Jeder Riegel, jedes Hinderniß wird eine Arzney für mich ſeyn; ich bin krank von Haß gegen ihn; und alles was ſeinen Neigungen entgegen fährt, lauft mit den meinigen parallel. Wie kanſt du dieſe Heurath hindern?

Borachio.

Auf keine ehrliche Art, Gnädiger Herr; aber ſo verdekt, daß niemand den mindeſten Argwohn auf mich werfen ſoll.

Don Juan.

Wie dann? mach es kurz!

Borachio.

Orpheus (kehrt ſich haſtig um) Euridice ſtürzt in den Abgrund.) Götter! Himmel! Hölle! Nach, nach in den Abgrund! (Er will nach, Flammen, die aus dem Abgrund empor ſteigen, halten ihn zurück.) Nach in die Hölle, nach in den Orkus! In den Abgrund! Nach in den Abgrund! (Immer ſtärkere Flammen ſteigen aus dem Abgrund auf; Blitze die ihn zu treffen ſcheinen.) Auf mich ihr Blitze, dieſe Bruſt ſteht euch um Tod, um Tod! Du zauderſt Zevs? Ach dieſe Bruſt ſteht dich um Tod, um Tod! (Es donnert immer ſtärker.) So biſt du unerbittlich, Donner! ꝛc.

Ach, ewig, ewig will ich hier
Um dich, Geliebte, will ich weinen,
Ihr Tiger, weint in dieſen Hainen!
Ihr hohen Eichen, weint mit mir!

Durch Wälder will ich irren —
Auf Felſen will ich klimmen —
Nach dir, o Gattin, girren,
Nur ſeufzen, Geliebte, nach dir.

(In ereſiſcher Raſerey.) Ich Unglückſeliger! Fluchen iſt mein Theil! Verzweiflung iſt mein Theil! Euridice! Erbarme dich! Erbarme dich! — Ach ſie verzeiht! Wohlthätiges Geſchöpf! Sie kömmt! — Sie winkt mir, ſie reicht mir die Hand — Wie kalt die Hand! wie kalt! Wie Schauer des Todes. Ich ſterbe. (Er ſinkt entkräftet zu Boden. Bacchanten kommen vom Berge herab. Herſilia iſt Anführerin.)

Die Bacchanten. Wir opfern dir voll heiliger Glut,
O Evan, Evoe!

Herſilia.

Es ſtröme des Verächters Blut!
O Evan! Evoe.

(Sie toben umher.) Herſilia (zu einer Bacchantin.) — ſelbſt in des Orkus Rachen ſoll der Verächter unſrer Flammen, meinem Grimme nicht entfliehn.

Es ſtröme des Verächters Blut!
O Evan! Evoe! (Sie durchſuchen den Hain.)

Herſilia. Hier iſt er! Auf daß ich ihn erwürge! Erwache! Orpheus beklagt ſich, daß man ihm auch dieſen Todesſchlummer nicht gönne. Hinweg! — Doch nein, bleib' hier! Vielleicht, daß mich dein Anblick tödtet. Herſilia. Habt ihr den Raſenden vernommen? Auf Schweſtern, fallt über ihn! Reißt Bäume aus der Wurzel! Reißt Felſen, reißt Felſen herab! Ruft den Löwen, ruft Tigern, ruft in der Wüſten! Auf! Tödtet den Raſenden! (Sie fallen über ihn her, aber der Olymp thut ſich auf. Euridice erſcheint unter den Göttern, und ein Wolkenwagen kommt zur Erde herab.)

Die Götter.

Wir kommen! Kommen ihn zu rächen!
Ihr Frevler! Götter ſchützen ihn.

Orpheus.

Nur Lieb' und Treu war mein Verbrechen,

Die Bacchanten.

Die Götter zürnen! laßt uns fliehn!

Euridice. Orpheus! Komm Orpheus! Nun mein auf ewig!
Wer nennet die Freuden,
Wer ſingt das Entzücken,
Das Liebe nach Kummer und Thränen gewährt?
Wer nennet die Freuden,
Wer ſingt das Entzücken,
Das dieſer Buſen unſterblich nun nährt?
Der Liebe, die zum Orkus tief
Mir nach den treuſten Gatten rief,

Der

Der Liebe, die im Götter Flug
Empor uns zum Olympus trug.
Gebt Namen zu nennen, gebt, Götter, Geſang
Zu ſingen der Lieb unausſprechlichen Dank!

Die Götter.

Selbſt Götter ſtimmen in den Geſang,
Der Liebe, die auf zum Olympus ſich ſchwang.
(Ende.)

Wir dürfen nicht vergeſſen etwas über das muſikaliſche Gewand zu ſagen. Die Ouvertüre mit der Quinten Fuge, die eine große Handlung verkündet, verräth, durch die weitere und engere Nachahmung des Hauptſatzes, durch geſchikte Zwiſchenſpiele, Zergliederung der Sätze, und durch den am Ende, durch die Augmentation, angebrachten Hauptſatz im Baſſe, den Meiſter des Contrapunkts. Nach einem folgenden fröhlichen Satze tritt das Recitativ unvermuthet ein. Ueberhaupt müſſen wir geſtehen, daß die Arien einen ſchönen Gang haben, voll Ausdruck, und vom Neuen, Ueberraſchenden nicht leer ſind, ſo, daß ſie unter den Arien der beſten Meiſter Europens nicht den lezten Platz behaupten dürften. Das Chor der Furien: Aufruhr! — Aufruhr! iſt ſchreklich ſchön. In den Recitativen aber fehlt es manchmal an richtigem Accent. Gleich am Anfang S. 8. Ich folge dir, liegt der Accent im Geſange auf dem Worte dir, da er doch auf der Sylbe fol — ſtehen ſollte. Wenn der Ton auf dem Worte folge einerley Intervall, und die erſte Note einen Punkt hinter ſich hätte, ſo wäre das, was hier unnatürlich klingt, verbeſſert. S. 14. Beym Anfang des zweyten Recitativs: „doch welch ein feyerlicher Zug iſt dies?“ ſteht der Accent auf dies, da doch der Taktſtrich vor dem Worte Zug ſtehen ſollte. — „Für wen dies Trauerlied?“ Hier ſollte der Accent auf der Sylbe Trau — ſtehen, und nicht auf Lied.

Lied. — Man findet dergleichen Irrungen mehr; und da es beym Recitativ auch sehr darauf ankömmt, ob eine Note höher oder tiefer steht: so findet man hier und da auch Töne, die der wahren Deklamation nachtheilig sind. Doch wir übergehen diese Kleinigkeiten. — Um diesen Orpheus ganz zu bewundern, müssen wir noch den dritten Akt Musik erwarten, der gegen Johannis d. J. erscheinen soll.

---

2) Wielands auserlesene Gedichte. Neue verbesserte Ausgabe. 1 bis 7. Band. 1784 — 1787. bey Weidmanns Erben und Reich, im Taschenformat.

Wir glauben den Freunden der Wielandischen Schriften keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn wir, durch einige Anfragen veranlasset, ein Verzeichniß der in die gegenwärtige neue Ausgabe aufgenommenen, und durch die letzte Feile des Verfassers gegangenen Gedichte liefern.

I. Band. Musarion. Olympia. Die erste Liebe an Psyche. Ueber einen schlafenden Endymion. Der verklagte Amor. Der Mönch und die Nonne. *II.* Band. Griechische Erzählungen (und zwar: Endymion. Aurora und Cephalus. Das Urtheil des Paris. Combabus. Aspasia.) Gandalin, ein Gedicht in VII. Büchern. *III.* Band. Die sieben ersten Gesänge des Oberon. *IV.* Band. Die fünf letzten Gesänge des Oberon. Geron der Biederherzige. *V.* Band. Vermischte Erzählungen: (Schach Lolo, oder das göttliche Recht der Gewalthaber. Das Wintermärchen. Hann und Gulzenhee. Des Maulthiers Zaum, oder das Sommermärchen. Der Vogelgesang. Pervonte oder die Wünsche. Der Wettstreit zwischen Male-

ſey und Muſik. Ueber eine Magdalene von Oeſernach Cianani.) VI. Band. Idris und Zeide. VII. Band. Clelia und Sinnibald, oder die Verblikerung von Lamprouſe. La Philoſophie endormie.

3) Wielands kleine proſaiſche Schriften, neue verbeſſerte Auflage, I. und II. Band, ebenfalls im Taſchenformate, und in ebendemſelben Verlage, enthalten im erſten Bande I. Ueber das Verhältniß des Angenehmen zum Nüzlichen. II. Bonifaz Schleichers Jugendgeſchichte. III. Ueber die vorgebliche Abnahme des Menſchengeſchlechts. IV. Ueber die Ideale der Alten. V. Was iſt Wahrheit? VI. Philoſophie die Kunſt zu leben und die Heilkunſt der Seele. VII Etwas von den älteſten Zeitkürzungsſpielen. VIII. Ueber den Charakter des Erasmus von Rotterdam. IX. Wie man lieſt. Eine Anekdote. X. Aeſopus und Solon. XI. Die ſterbende Polyxena des Euripides. Im zweyten Bande. I. Dialogen im Elyſium. II. Etwas über die Erzählungen von Geiſtererſcheinungen. III. Briefe über Johann Jacob Rouſſeau, Mariane, und das entwandte Band. IV. Nachtrag zu den vorſtehenden Briefen. V. Patriotiſcher Beytrag zu Teutſchlands höchſten Flor u. ſ. w. VI und VII. Geſpräche zwiſchen Walder und Dietheim. VIII. Sendſchreiben an einen jungen Dichter. IX. Urſprung der guten und ſchlechten Dichter nach der Edda. X. Chriſtine von Piſan. XI. Marguerite von Valois, Königin von Navarra als Schriftſtellerinn. XII. Kardinal Du Perron, und Fra Paolo Sarpi.

4) Auch iſt die von ebenderſelben Verlagshandlung angekündigte Allgemeine Damenbibliothek, eine freye Ueberſetzung des franzöſiſchen Werks dieſes Namens mit zweckmäßigen Veränderungen und Zuſätzen, und einer Vorrede von Hrn. Hofrath Wieland, bis zum vierten Bande gediehen; wovon

wovon der Erſte die erſte Abtheilung, Erd und Völkerkunde, mit einer allgemeinen Ueberſicht der Erdkugel, und die Zweyte Abtheil. Geſchichte, mit der allgemeinen politiſchen Geſchichte beginnt; welche im zweyten Bande fortgeſetzt, und in der einen Hälfte des dritten Bandes bis zur Eroberung Griechenlandes durch die Römer fortgeführt wird. In der zweyten Hälfte dieſes Bandes beginnt die Dritte Abtheilung, Vermiſchte Schriften, mit einem Verſuch über die Mythologie; deſſen Beſchluß, nebſt dem Anfange der Vierten Abtheilung, Moral, welcher einen Verſuch über das Leben und die Meynungen der alten Moralphiloſophen liefert, den Inhalt des Vierten Bandes ausmachen.

---

5) Das Journal des Luxus und der Moden von Bertuch und Kraus, enthält im April 1787. I. Ueber Thiermagnetismus, Somnambulismus, und Desorganiſation als Moden. Dieſer ſehr intereſſante Artikel, den wohl niemand hier am unrechten Orte finden wird, liefert gegenwärtiges inorthodox-magnetiſches Glaubensbekenntniß, nebſt Anfrage um weitere Belehrung von einem Landſchulmeiſter, u. einer Frau Amtmannin in Briefen an die Hrn. Herausgeber. Leſerinnen, die nicht ihre beſondere Urſachen haben, den Thiermagnetismus in Schutz zu nehmen, werden ſich ſo wohl durch dieſe mit Witz und Laune reichlich gewürzten Briefe, als auch durch die im folgenden Monatsſtücke vorkommenden treffenden Antworten der Herausgeber eben ſo angenehm unterhalten, als gründlich belehrt finden. II. Reliquienhandel aus der Garderobbe Sr. Maj. des Königs Friedrich II. von Preuſſen. III. Vergleich zwiſchen dem Luxus der Franzoſen und der Engländer. IV. Einem jeden das Seine. V. Weibliche Kleidungen. 1) Franzöſiſche Moden, 2) Kleidung einer Dame von geſetzten Alter. VI. Ameublement. Eine engli-

ſche

ſche Halbkommode. Die Kupfertafeln liefern. 1) Zwey weibliche Büſten. 2) Eine Dame von geſetzten Alter, 3) die erwähnte engliſche Halbkommode.

1. Das Monatſtück May, enthält I. Die bereits obenerwähnte Fortſetzung des Artikels Ueber Thiermagnetismus u. ſ. w. II. Ueber den Geiſt der Berliner, in Anſehung der Erfindung. III. Engliſche Wettrennen in Wien. IV. Es war ſonſt eben ſo; Ein Beytrag aus der Geſchichte des Luxus im ſechzehnten Jahrhundert. V. Ueber Hrn. Coad'es Lithodipira, oder Kunſtbackſteinfabrik zu Lambeth in England. VI. Weibliche Kleidung. 1) Franzöſiſche Moden. 2) Neueſte Garnirung eines Damenkleides zum vollen Putze. 3) Engliſche Moden. VII. Teutſche Moden-Neuigkeiten. VIII. Vermiſchte Artikel. 1) Engliſche Gartenſitze. 2) Sidebothams neuerfundener Ofen in London. 3) Anekdote von der Gräfinn Eſpilly. 4) Neueſte Modetücher. IX. Erklärung der Kupfertafeln, welche 1) Zwey weibliche Büſten. 2) Die Zeichnung zur Garnirung eines Damenkleides zum vollen Anzuge im neuſten Geſchmacke, 3) Drey engliſche Gartenbänke in verſchiedenen Geſchmacke liefern.

Ankündigung

Gottlieb Leon's ſämmtliche Gedichte.

Da die Freunde und Freundinnen meiner Muſe ſchon lang und vielmals ein beſonderes Verlangen äuſſerten, meine ſchon ſeit acht Jahren in den Wieneriſchen, Bürgeriſchen und Voſſiſchen Muſenalmanachen, wie auch im teutſchen Muſeum und noch andern weniger bekannten Zeitſchriften zerſtreuten Gedichte geſammelt zu ſehen: ſo ſollen ſie nun alle, durchgehends verbeſſert, rein und korrekt gedruckt, und

mit

mit paſſenden Vignetten geziert, auf Pränumeration erſcheinen.

Die ganze Sammlung wird ungefähr 20 Bogen enthalten. Das Verzeichniß der Abonnenten, die ihre Exemplare gegen eigenhändig von mir unterzeichnete und geſtempelte Scheine erhalten ſollen, wird derſelben nebſt Stand und Charakter beygefügt. Hr. Rudolph Gräffer und Kompagnie im Schulhof nimmt darauf bis Michaelis oder längſtens bis Ende Oktobers dieſes Jahrs für 1 fl. Wienerkurrent Pränumeration an. Nachher aber wird der Ladenpreis für das Exemplar auf Schreibpapier nicht anders als 1 fl. 15 kr. betragen. Da nun das Manuſcript ſchon bereits fertig liegt, ſo kann es ſogleich unter die Preſſe genommen werden, ſo bald ſich nur die für den Druck beſtimmte Anzahl von Pränumeranten dazu findet.

Wer übrigens aus beſonderer Freundſchaft für meine Muſe das Geſchäft des Kollegirens auf ſich nimmt, erhält nebſt meinem warmen Danke das zehnte Exemplar frey, und kann ſich in ſeinen Beſtellungen entweder unmittelbar an mich unter der Adreſſe:

An Herrn Gottlieb Leon, Official an der k. k. Hofbibliothek in Wien

oder noch füglicher an die vorbenannte Buchhandlung des Hrn. Rudolph Gräffer und Kompagnie in Wien wenden. Zur nächſten Oſtermeſſe ſollen die Exemplare Franco bis Leipzig geliefert werden

Jene, die etwa meinen Namen noch nicht aus den obenangezeigten Almanachen und Zeitſchriften kennen dürften, bitte ich ſehr, mich nicht, wie bisher ſo oft geſchah, mit einem andern meiner Namensgenoſſen nämlich Hrn. Auguſtin Edlen von Leon, Sekretär bey der k. k. Bankaldirection, der einen Verſuch in kleinen Gedichten 1782. bey Joh. Paul Krauß drucken ließ, zu verwechſeln.

Wien, den 28 April 1787.
an der k. k. Hofbibliothek.

Gottlieb Leon.

In Weimar erbietet ſich der Herr Rath Reinhold Pränumeration anzunehmen.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Jun. 1787.

I. Neue Bücher.

1) Nachricht von des berüchtigten Caglioſtro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779. und von deſſen dortigen magiſchen Operationen, von Charlotte Eliſabeth Conſtantia von der Recke, geb. Gräfinn von Medem. Berlin und Stettin bey Friedrich Nikolai 1787. 168 S. gr. 8.

Während daß auf der einen Seite Männer von nicht gemeinem Schriftſtellerruhme und bisher noch nie bezweifeltem philoſophiſchem Geiſte zur Parthey der frommen Gegner der Vernunft hinübertreten, die ſteigende Schale der Hyperphyſik durch das Gewicht ihres Namens und ihrer Beredſamkeit herabzuſenken trachten; und — ſey es nun, daß ſie der Religion, oder der Freundſchaft, oder ihrem Ruhme dieſen Dienſt ſchuldig zu ſeyn glauben — die bedrängten Geheimnißkrämer und Wundermänner öffentlich in Schutz nehmen: während daß, auf der anderen Seite, die Entdeckungen der geheimen zur Verewigung des blinden Glaubens angelegten Maſchinen die letzte Neuigkeit des Tages zu ſeyn aufhören, die halbausgemachte Sache von Journaliſten und ihrem Publikum gegen friſchere Modeartikel aufgegeben wird,

ſo mancher Betrüger durch dieſen Umſtand nicht weniger als durch die Erfahrung, daß er ſich auf die Verſchwiegenheit des Betrogenen wie auf ſeine eigene verlaſſen könne, aufgemuntert, ſein Handwerk wieder hervorſucht, — mit einem Worte! mitten unter allen dieſen düſtern Ausſichten iſt die Erſcheinung des gegenwärtigen Werkchens eine Begebenheit die allen Freunden der guten Sache eben ſo erfreulich als unerwartet ſeyn muß. Caglioſtro, der unter allen Wundermännern unſrer Zeit an Thätigkeit und Celebrität kaum noch ein Paar ſeines Gleichen aufzuweiſen hat, der aber nichts deſtoweniger durch alle bisherigen wahren, halbwahren, und falſchen Zeitungsnachrichten von ſeinen Schickſalen und Großthaten, *) unter uns noch ſo wenig bekannt war, daß nur ein ſehr kleiner Theil unſres leſenden Publikums wußte, was es eigentlichen von dem Manne zu denken hatte, Caglioſtro, deſſen erhabene Wiſſenſchaft und heilbringende Kunſt noch neuerlich ſo manchen berühmten Bewunderer und Zeugen unter uns gefunden hat, erſcheint endlich, unſers Wiſſens zum erſtenmale, durch einen aktenmäſſigen Bericht in ſeiner wahren Geſtalt, das heißt, als ein unwiſſender unverſchämter, liſtiger Betrüger, der unter der dreyfachen Maske von Religion, Magie und Freymäurerey Abſichten auf den Beutel und den Verſtand ſeiner Zeitgenoſſen durchgeſetzt, und wahrſcheinlich, wie es wenigſtens einige auffallende im Verlauf der Geſchichte vorkommende Umſtände nicht anders vermuthen laſſen, auf Befehl und Anleitung der bekannten Unbekannten ſeine ſchändliche Rolle geſpielt hat. Das Verdienſt, welches ſich die durch Geburt,

*) Selbſt ein paar wichtige, authentiſche, aber leider! anonyme Brochüren, z. B. diejenige welche uns die Geſchichte ſeines Aufenthalts in Warſchau liefert, nicht ausgenommen.

Borachio.

Ich denke, ich ſagte Eu. Gnaden ſchon vor einem Jahr, wie weit ich es in der Gunſt der Jungfer Margretha, des Kammermädchens der Fräulein Hero, gebracht habe.

Don Juan.

Ich erinnre mich's.

Borachio.

Ich kan ſie, in welcher Stunde der Nacht ich will, beſtellen, daß ſie aus ihrer Fräulein Kammer-Fenſter herausſehe.

Don Juan.

Und was ſoll das zur Sache thun können?

Borachio.

Das iſt alsdann eure Sache, Liſt aus dieſem Umſtand zu ziehen; ihr geht, zum Exempel, zum Prinzen, euerm Bruder, und ſagt ihm, daß es ihm wenig Ehre machen werde, einen ſo braven Cavalier wie Claudio, (deſſen Verdienſte ihr dann mächtig erheben müßt) mit einer ſo unzüchtigen Meze wie Hero, zu verheurathen.

Don Juan.

Und womit ſoll ich die Probe davon machen?

Borachio.

Probe genug, um den Prinzen zu betrügen, den Clau-

Geburt, Rang und Verwandſchaft, noch mehr aber durch Geiſt und Herz verehrungswürdige Frau von der Recke durch dieſe Entlarvung des Böſewichtes um die Menſchheit gemacht hat, ſteigt bis zu einer bewundernswürdigen Höhe, wenn man die Größe des Opfers bedenkt, welches Sie der Wahrheit durch den Sieg über die mannigfaltigen Bedenklichkeiten gebracht hat, womit dieſer öffentliche Schritt für Sie begleitet war; Bedenklichkeiten, die eben darum, weil ihnen nur eine ſehr ungewöhnliche Geiſtesſtärke gewachſen iſt, ſo manches wichtige Dokument in ſo manchem Pulte verſchloſſen halten, und eine der Haupturſachen ſind, warum das ganze Geheimniß der Bosheit, ſelbſt von vielen unbefangenen Beobachtern, vielleicht noch lange für eine bloße Chimäre gehalten werden wird. „Wir ſchämten uns recht ſehr, ſchreibt die edle Verfaſſerin, „von Caglioſtro ſo arg angeführt worden zu ſeyn. Itzt hab' ich, Dank ſey es dem „Himmel! ſelbſt Stärke genug zur Steuer der Wahrheit „öffentlich zu ſagen: „ich habe geirret! habe durch „falſche Begriffe von Religion nach der Gemeinſchaft „mit höheren Geiſtern geſtrebt, und habe nichts als „argliſtigen Betrug auf dieſem Wege gefunden.“ Ein Geſtändniß dieſer Art würde zu allen Zeiten edel und rührend geweſen ſeyn; allein wie wichtig und wie nachahmungswerth iſt es nicht vorzüglich in der Unſrigen!

---

2) Ueber Preuſſens König **Friedrich den II.** mit Rückſicht auf die monarchiſche Regierung und den Däniſchen Staat. Von Tyge Rothe. Aus dem Däniſchen überſetzt, mit einigen Anmerkungen von Valentin Auguſt Heinze, der Weltweisheit Doktor und Profeſſor zu Kiel. Koppenhagen und Leipzig bey Proft. 1787. 204 S. 8.

Unter dem vielen auslandischen Gelegenheitsschriften in Versen und Prosa, welche durch die Verewigung Friedrichs des Zweyten veranlasset wurden, scheint uns die gegenwärtige sowohl in Rücksicht auf die Wichtigkeit ihres Inhalts als auch auf die Schönheit ihres Vortrags die Verpflanzung auf teutschen Grund und Boden vorzüglich verdient zu haben. Sie ist das Werk eines Mannes, der als philosophischer Kopf, als Gelehrter und Staatsmann, durch seine Schriften sowohl als durch anderweitige Verdienste um sein Vaterland auch unter uns bereits rühmlichst bekannt ist. Obwohl sich seine Betrachtungen zuweilen etwas zu sehr ins Allgemeine, und seine rednerischen Details hin und wieder in Deklamation und den französischen Eleganten verlieren: so wird man doch, im Ganzen genommen, weder den einen Gründlichkeit, Wichtigkeit und Neuheit, noch den andern das Verdienst derjenigen Beredsamkeit absprechen können, die Schriften dieser Art angemessen ist, und leider! unter uns durch den trockenen und schwerfälligen didaktischen Vortrag, den man für die Sprache des philosophischen Geistes hält, immer mehr und mehr verdrängt zu werden anfängt. Der geschickte Uebersetzer, der zu dieser Arbeit von dem Verfasser selbst aufgefodert wurde, hat dieses Zutrauen, und den Beyfall, den er sich bereits durch andere ähnliche Arbeiten erworben hat, allerdings gerechtfertiget. Zum Beweise, daß wir auch in dieser Rücksicht das Werkchen nicht ohne Aufmerksamkeit gelesen haben, erlaube er uns einige Kleinigkeiten hier auszuzeichnen durch deren Verbesserung seine Sprache nicht unmerklich gewinnen dürfte. Die Präpositionen vor und für sind fast durchgängig verwechselt und am unrechten Orte gebraucht worden. Z. B. S. 2. Glückseeligkeit vor Völker, S. 5. sich vor einen denkenden Politiker ausgeben, S. 105. vor reich gehalten werden, ebendaselbst „vor seine Gehalte„ und wie gesagt, fast allenthalben.

ben. Das Wort Gehalte für Beſoldungen iſt überhaupt ungewöhnlich, und fällt zumal in einem eleganten Aufſatze unangenehm auf. Das Wort Werke kömmt mehr als einmal vor, wo es Thaten oder Unternehmungen heiſſen ſollte, z. B. Friedrichs Werke — Werke ausführen — der Kaiſer hat Werke genug die er ſich zueignen kann. Die Worte hochherzig und Hochherzigkeit ſcheinen mit Unrecht Lieblingsausdrücke des Ueberſetzers geworden zu ſeyn; ſie werden bis zum Ueberdruſſe wiederholt. Sehr unrichtig wird der Menſch S. 1. das herzliche Weſen der Schöpfung genannt. S. 35. vom Kayſer die Möglichkeit behauptet ſich verleiten zu laſſen „der ausſchlieſſend berühmte, Fürſt ſeines Zeitalters zu ſeyn; und von den morgenländiſchen Fürſten, daß „ſie die Häuſer der Wittwen und Waiſen verzehrten.„ Unſtreitig wird der Ueberſetzer bey Gelegenheit einer neuen Auflage Stellen, wie die Folgenden umarbeiten: S. 18. „Eine ſolche Geſellſchaft gränzte nahe an einem Werke der Natur, welches der Anlage, welche Mutter Natur mit ihren Kindern vor die Zeit gemacht hatte, wo ſie ſolche feſt hielt, und ihren Gang leitete, ſehr ähnlich war.„ — und S. 34. „Ein Alexander bejammerte es, daß nichts mehr vor ihn zu thun übrig bliebe; aber er kannte auch keine andere Verrichtung eines Königs, als die Beſchäftigung zu erobern.„

II. Ankündigungen.

1) Geſchichte der Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer ꝛc. Sechſter Band, u. ſ. w. Berlin, bey Haude und Spener. 1787. 4.

Nachricht der Verleger.

Wir liefern hiemit dem Publikum die teutſche Ausgabe von

Cooks dritter Entdeckungsreiſe.

Des Ueberſetzers, Herrn geheimen Rath Forſters, Verpflanzung von Caſſel nach — Wilna; die dortige gänzliche Veränderung ſeiner äußeren und ſeiner häuslichen Verhältniſſe: Krankheit des Verlegers, und die Schwierigkeit, in Teutſchland, zu vorzüglich ſchönen Kupferſtichen, auch vorzüglich geſchickte Kupferſtecher aufzufinden zu machen, ſind, wie die Leſer bereits aus unſerer neulichen Ankündigung dieſes Werkes wiſſen, Schuld daran, daß es jetzt erſt erſcheint, ohnerachtet wir uns ſchon ſeit dem Jahre 1784 damit beſchäftigt haben.

So unangenehm der Ungeduld der Leſer dieſe Zögerung geweſen ſeyn mag, ſo gewiß haben ſie doch derſelben den Grad von Vollkommenheit zu verdanken, in welchem dieſes Werk jetzt erſcheint und hoffentlich wird nicht leicht Jemand ſeyn, der, um der früheren Erſcheinung willen, von dem inneren Werthe der Ueberſetzung und der reichhaltigen Zuſätze, oder von der Zahl und von den Vorzügen der Verzierungen, etwas hätte entbehren mögen.

Unmercantiliſch bleibt unſere Zögerung immer: ob auch unrühmlich und unverdienſtlich, mag der beſſere Theil des Publikums entſcheiden, der, bey einiger Beobachtung und Prüfung, den mit Gewiſſenhaftigkeit und mit Achtung für ſein Publikum arbeitenden Bücherverleger, von jenem rüſtigen Bücherfabrikanten unterſcheidet, der individuellen Gewinnes wegen, den allgemeinen Nutzen, die intenſive Vervollkommnung der Wiſſenſchaften, der Künſte und des Geſchmacks, aufopfert, oder vielmehr von daher abzielenden Pflichten, Bemühungen, und von Verläugnungen mancher Art, nicht einmal einen Begriff hat.

Von

Von dieſer Seite des Beyfalls und des Zutrauens des Publikums bey unſern Unternehmungen werth zu ſeyn — das iſt der beſſere Lohn nach welchem wir ſtreben, und wir glauben auf der Leſer und der Autoren Aufmunterung deſto ſicherer zählen zu dürfen, da wir, mit Erreichung jener höheren Zwecke, zugleich eine mehr als gewöhnliche Billigkeit gegen die Käufer beobachten.

Von dieſer letzteren, die wir allemahl bewieſen zu haben glauben, mag, auch in dem vorliegenden Falle, ein jeder ſelbſt urtheilen.

Der gegenwärtige erſte Band von Cooks dritter Reiſe ꝛc. enthält 576 Seiten in groß Quartformat, mit neu gegoſſner Schrift auf Holländiſch Papier gedruckt; dazu drey Charten (von welchen eine im größten Imperialformat) und vierzehn Kupfer, darunter fünf Portraits, vier Landſchaften, zwey hiſtoriſche Vorſtellungen, eine zur Naturgeſchichte gehörige und zwey die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes erläuternde Kupfertafeln, nebſt zwey allegoriſchen Vignetten.

Der zweyte Band enthält eine ungefähr gleich ſtarke Bogenzahl gedruckten Textes, vier Landcharten, (von welchen eine in groß Folio) und 22 Kupfer, worunter eilf Portraits, vier Landſchaften, zwey hiſtoriſche, zwey zur Naturgeſchichte gehörige, und drey die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes erläuternde Kupfertafeln.

Folglich, beyde Bände zuſammen, gegen ſechs Alphabet Text, 36 der ſchönſten Kupfer, zwey Vignetten und ſieben Charten, für zehn Thaler, (denn ſo viel bleibt, nach Abzug der Proviſion für die Sammler, von dem, für die erſten Käufer, auf 12 Rthlr. 12 gr. Conventionsgeld geſetzten Preiſe nur übrig.)

Rechnet man für die ſechs Alphabet gedruckten Textes, nach heutiger Art, ſechs Thaler; ſo kommen die 36 Kupfer,

* Vignetten, und 7 Charten auf nicht mehr als vier Thaler zu ſtehen, welche der Liebhaber und Sammler von Kupferſtichen oft für den mittelmäßigen Abdruck eines einzelnen kleinen, oft ebenfalls ſehr mittelmäßigen Engliſchen oder für Engliſch ausgegebenen Kupferſtiches, ganz ohne Bedenken hingiebt!!

Der zweyte Band erſcheint zu Michaelis dieſes Jahres und mit demſelben zugleich werden drey Kupfertafeln nachgeliefert, die zu gegenwärtigem erſten Theile gehören, aber ſo friſch, als ſie jetzt aus der Kupferdruckerpreſſe kamen, ohne Gefahr, beym Verpacken abzufärben, durchaus nicht geliefert werden konnten.

Ueberhaupt kann dieſer erſte Band, des im Winter vorgenommenen Drucks und der erſt allzu neuerlich gedruckten Kupferplatten wegen, ſelbſt von dem geſchickteſten Buchbinder nicht ohne Beſorgniß, durch Abſchmutzen verdorben zu werden, eingebunden, ſondern muß vor der Hand blos geheftet werden.

Von der Geſchichte der neueſten Seereiſen und Entdeckungen im Südmeere kam in unſerm Verlage im Jahre 1772 die von Hawkesworth herausgegebene Sammlung in drey groß Quartbänden heraus. Wir denken jetzt an eine neue Auflage davon.

Die erſte Fortſetzung derſelben erſchien gleichfalls in unſerm Verlage, in den Jahren 1778 - 1780, und enthielt Cooks zweyte, oder Forſters Reiſe um die Welt. Dieſe gaben wir damahls, unter dem zwiefachen Titel: Forſters Reiſe um die Welt, erſter und zweyter, — oder Geſchichte der neueſten Engliſchen Seereiſen und Entdeckungen im Südmeere vierter und fünfter Band, heraus.

Für diejenigen Intereſſenten, bey deren Exemplaren der letzte Titel von dem Buchbinder etwa weggeſchnitten werden,

den, und die gleichwohl, nächſt der Hawkesworthiſchen Sammlung, Forſters Reiſe nicht als ein iſolirtes Werk in ihrer Bücherſammlung zu ſehen wünſchen, für dieſe fügen wir hier jenen Titel, welcher der Forſteriſchen Reiſe ihren Platz in der ganzen Sammlung anweiſet, nochmals bey, und ſie werden, wenn bey ihren Exemplaren der Fall nöthig iſt, ihren Buchbinder ausdrücklich dahin beſcheiden, daß er ſtatt jenes Titels Forſters Reiſe ꝛc. erſter Band, den hierbey befindlichen Titel: Geſchichte der Engliſchen Seereiſen ꝛc. vierter Band einkleben ſoll, wodurch alle bisher gehörige Reiſen alsdann in einer Reihe fortlaufen. Berlin, am 2ten May 1787.

Haude und Spener.

* * *

Zuſatz des H. d. M. zur Spenerſchen Nachricht.

Der erſte flüchtige Anblick dieſes erſten Theils, deſſen ausführlichere Anzeige ſich der Merkur bis zur Erſcheinung des zweyten vorbehält, wird jeden Kenner überzeugen, daß der Herr Verleger von den inneren und äuſſeren Vorzügen ſeines vortreflichen Buches nur mit jener ſeltnen Beſcheidenheit geſprochen habe, die man an ihm gewohnt iſt. Wenn man je von einer Ueberſetzung behaupten konnte, daß ſie vor ihrer Urſchrift unläugbare und beträchtliche Vorzüge habe: ſo iſt dieſes der Fall bey der gegenwärtigen. Herr Forſter, — das heißt, gerade der Mann, der aus unſern Zeitgenoſſen und Landsleuten zu dieſer Arbeit den nächſten Beruf hatte, hat die Douglaſiſche Einleitung der Urſchrift, die aus mehr als Einer Rückſicht des unſterblichen Cookes unwürdig war, weggelaſſen, und mit einer neuen 206 Quartſeiten ſtarken Denkſchrift erſetzt, die er, wie er in ſeiner leſenswürdigen Vorrede verſichert, „ganz dem Andenken des großen Mannes weihte, unter deſſen Führung drey der merkwürdigſten

Jahre ſeines Lebens verfloſſen ſind.„ Der Text des Originals, der bis auf die Ankunft in O-Weibi, und folglich dieſen ganzen erſten Theil hindurch aus der Feder des verewigten Weltumſeglers gefloſſen iſt, und in der Ueberſetzung mit jener Treue erſcheint, die man von der Bekanntſchaft des Ueberſetzers mit Cooks Geiſte und den beſchriebenen Gegenſtänden erwarten kann, iſt überdies durch viele wichtige Anmerkungen und Zuſätze anſehnlich bereichert worden. Die typographiſche Schönheit und Pracht der Ausgabe macht dem bereits ſo rühmlich bekannten Beſtreben des Hrn. Verlegers, vorzügliche Geiſteswerke in einem ihrer würdigen Gewande dem Publikum vorzuführen, und wenn man das Buch mit dem verhältnißmäßig geringen Preiſe zuſammenhält, ſeiner wir möchten ſagen, beynahe zu weit getriebenen Uneigennützigkeit, neue Ehre. Von den Kupfern, die im gegenwärtigen Bande, auſſer der großen auf eigens dazu verfertigtes Papier abgedruckten Charte der ſämtlichen Cookſen Entdekkungsreiſen, und einer zweyten Charte von Kerguelensland 1) einen Mann aus van Diemens Land, 2) eine Frau aus man Diemens Land, 3) einen Oroſſuy aus van Diemens Land, 4) einen Mann aus Manaea, 5) eine Charte von den freundſchaftlichen Inſeln, 5) das Bildniß von Paulaho dem Könige dieſer Inſeln, 6) eine Frauensperſon aus E-u-a, 7) eine Otahitiſche Tänzerin in eigenthümlicher Tracht, 8) eine Grabſtätte eines vornehmen Otahitiers, 9) ein Marai in Atuai, 10) Götzenbilder der Einwohner in Atuai, 11) Handarbeiten der Einwohner dieſer Inſel, vorſtellen, und denen noch vier andere zu dieſem Bande gehörige nachgeliefert werden ſollen — läßt ſich nichts geringeres aber auch gewiß nichts vortheilhafteres ſagen, als daß ſie den engliſchen Originalen, die wir geſehen haben, ohne zu verlieren an die Seite geſetzt werden können. Mit einem Worte, der Geiſt des unſterblichen Cooks, und die Ehre der teutſchen Litte-

ratur,

ratur, woran ſich unſre rüſtigen Bücherfabrikanten bey Gelegenheit der letzten Entdeckungsreiſe, und vornehmlich ein namenloſer Dollmetſcher in Nürnberg ſo ärdlich verſündigt haben, erhalten hier die vollſtändigſte Genugthuung.

Für die Beſitzer der Hawkesworthiſchen Sammlung und der Forſteriſchen Reiſebeſchreibung, welche die zweyte Cookiſche Entdeckungsreiſe betraf, iſt dieſe dritte Cookſche Reiſe in dieſer Ausgabe unmittelbare Fortſetzung, ohne welche ſie ein unvollſtändiges Werk haben würden; und für ſie ſind dem Werke die paſſenden Titelblätter beygelegt. Für die übrigen Liebhaber iſt durch die Forſterſche Einleitung geſorgt, daß ſie auch bey den bloßen Beſitze des gegenwärtigen Buches nichts vermiſſen, was aus der Geſchichte der vorigen Entdeckungsreiſen, und zumal der Cookſchen, hieher gehörte um demſelben das Intereſſe und die Vollſtändigkeit eines beſonderen Werkes zu geben.

---

2) Nachricht der Verleger, bey Herausgabe des Erſten Theils von der Hymne auf die Natur, in Muſick geſetzt von Franz Chr. Neubauer, Fol. 1787.

Hr. Neubauer iſt durch verſchiedene Kompoſitionen ſchon als einer der erſten Tonkünſtler bekannt: es wird alſo den Liebhabern der Muſik erwünſcht ſeyn, eine ganz ausgeführte, mit vollſtändigem Accompagnement geſetzte geiſtliche Cantate von ihm zu erhalten.

Was wir jetzt liefern, das macht gerade die Hälfte der ganzen Kompoſition aus. In einem fort, wäre es für Sänger und Obligat-Inſtrumente beſchwerlich, ja unmöglich, die ganze Kantate aufzuführen.

Vielleicht mag es überflüßig ſcheinen, daß wir Partitur, und zugleich auch das vollſtändige, ausgeſchriebene Accompagnement verkaufen. — Aber die Mäßigkeit des Preiſes, in Vergleichung mit andern muſikaliſchen Werken, wird uns

ſo

ſo weit rechtfertigen: daß es nicht Wirkung von Eigennutz ſey. Auf der andern Seite beliebe man zu bedencken: daß eine Kantate mit ſtarckem Accompagnement nicht ohne den alles überſchauenden Kapellmeiſter gut aufgeführt werden kann. Dieſem zu lieb haben wir die Sparte gedruckt, welche zugleich für das Organon — oder Clavier dienlich iſt. Wären wir da ſtehen geblieben, ſo wäre die Sparte, ohne den abgedruckten Auszug, zur Ausführung unbrauchbar geweſen. Die Handſchriftliche Kopie eines ausführlichen Werkes iſt nicht nur koſtbar, ſondern oft ſehr fehlerhaft. In weit geringern Koſten liefern wir beydes, ſo daß die Kantate ohne weitere Mühe und Koſten aufgeführt werden kann.

Uns, den Verlegern, war es Gelegenheit, den Verſuch zu machen: ob wir im Druck von Muſik den berühmten muſikaliſchen Werkſtätten Teutſchlands mit unſern ſelbſt verfertigten Noten einigermaßen beykommen. Das freymüthige Urtheil der Kenner werden wir mit Dank annehmen, und noch da verbeſſern, wo es Verbeſſerung bedarf.

Wäre der Weg des Vorſchuſſes nicht durch Eigennutz der meiſten Unternehmer bey dem Publikum auſſer aller Achtung und Zutrauen gekommen, ſo hätten wir dieſes Werck auf Pränumeration gedruckt. Nun aber ſind wir im Stande in dieſem Fall alles Mißtrauen zu verbannen, und jedem Käufer die Hälfte des Werkes vorzulegen, daß er für ſein Geld zu erhalten hat.

Wir liefern alſo, gegen baare Bezahlung von Zwey Carolins, oder 12 Rthlr. 12 gr., den gegenwärtigen erſten und noch folgenden Zweyten Theil, welcher ohne fehl zu Michaelis d. J. gedruckt ſeyn ſoll, wofür wir dann keinen weitern Nachſchuß fodern werden.

Diejenigen nun, die bis zur Michaelis-Meſſe 1787. das Werk erſtehen, belieben uns ihre resp. Namen beſtimmt anzugeben, damit wir dieſelben zu Bezeugung unſers Danckes dem Ende des zweyten Theils beydrucken können.

Neben

dio zu quälen, Hero zu Grund zu richten, und Leonato ums Leben zu bringen; was verlangt ihr mehr?

Don Juan.

Wenn ich ihnen nur Verdruß machen kan, so soll mir nichts zu viel seyn.

Borachio.

Geht also und sucht eine bequeme Stunde, wo ihr mit Don Pedro und mit Claudio allein sprechen könnt; sagt ihnen, ihr hättet zuverläßige Nachricht von einem Liebes-Verständniß zwischen Hero und mir; affectiert einen grossen Eifer für den Prinzen sowol als für Claudio, und stellt euch, als ob nichts als eure Sorge für die Ehre euers Bruders, der diese Heurath gemacht, und seines Freunds, der so schändlicher Weise durch die Maske der Unschuld hintergangen werde, euch zu dieser Entdekung bewogen habe; sie werden euch schwerlich ohne Beweis glauben; bietet ihnen an, daß ihr sie zu Augenzeugen machen wollet; und das soll nichts geringers seyn, als daß sie mich vor ihrem Kammer-Fenster sehen und hören sollen, wie ich Margrethen Hero nenne, und Margrethe mich Borachio nennt; laßt sie das unmittelbar in der Nacht vor dem Hochzeit-Tag sehen; ich will indeß schon Anstalt machen, daß Hero um selbige Zeit abwesend seyn soll; kurz, es sollen sich solche Proben von Hero's Untreue zeigen, daß Eifersucht, Gewißheit scheinen, und alle Zurüstungen zur Vermählung unnüz gemacht werden sollen.

Don

Neben dieſer Kantate haben wir noch von dem gleichen Komponiſten zum Druck bereit: Fernando und Pariko, eine Operette in vollſtändigem Klavierauszug mit der Singſtimme, und 24 Geſänge, von den beſten teutſchen Dichtern. Dieſe haben vor andern Sing- und Klavier-Kompoſitionen das eigene, daß hierin jede Strophe des Gedichts ſeine beſondere Melodie hat, und man der unnatürlichen Gewohnheit enthoben iſt, dem mannichfaltigen Schwung des Dichters in einer langweiligen Monotonie folgen zu müſſen.

Zürich, im May 1787.

Orell, Geßner, Füßli und Komp.

---

4) In der von Trattneriſchen Buchhandlung iſt erſchienen: *Choice* of the beſt poetical pieces of the moſt eminent engliſh Poets. Published by *Joſeph Retzer*. Vol. V. and VI. Vienna printed for *Thomas Trattnern*. MCCLXXXVI.

Mit dieſem ſechſter Bande iſt die Auswahl engliſcher Gedichte, die 800 Stücke aus 225 theils mehr, theils weniger bekannten Dichtern enthält, geſchloſſen. Von Chaucer angefangen, der 1400 ſtarb, bis Hayley, der voriges Jahr die erſte vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltete, folglich von einer Periode von 386 Jahren, glaube ich wenige Dichter von einiger Bedeutung übergangen zu haben, ohne von ihnen wenigſtens eine Probe aufzuſtellen. Kurz dieſe ſechs Bände enthalten nicht nur alle, ſondern ſelbſt mehr Dichter, wie man ſich aus nachfolgendem Autorenverzeichniſſe überzeugen kann, als in Johnſon's und Bell's Sammlungen vorkommen, wovon erſtere aus ſechzig und letztere aus 109 Bänden beſtehet.

Nach dem für mich ſo ſchmeichelhaften Beyfalle, den meine Unternehmung gefunden, wie man, um minder gangbarer Journale nicht zu erwähnen, aus den Recenſionen der allgemeinen teutſchen Bibliothek, der allgemeinen Litteraturzeitung, des teutſchen Merkurs, des *Esprit des Journeaux* u. ſ. w. ſehen kann, wäre es überflüßig, mich über die Wahl der Stücke zu rechtfertigen: nur muß ich erſuchen, bey Beurtheilung des Ganzen die Hauptabſicht, Unterhaltung und Verbreitung der engliſchen Litteratur, nicht aus den Augen zu verlieren. Von allgemein bekannten Dichtern, wie Pope, Gay, Swift, Prior u. ſ. w. habe ich nur jene Stücke gewählt, die entweder in den gewöhn-

wöhnlichen Ausgaben ihrer Werke nicht enthalten sind, oder, in sofern es nothwendig war, von einer bestimmten Gattung kürzerer Gedichte Proben zu geben. Einige Dichter, wie z. B. Young, Dyer, Grainger, Harley, u. s. w., deren Hauptverdienst, das Lehrgedicht, ausser den Gränzen meiner Unternehmung liegt, erscheinen in meiner Sammlung in minderem Glanz. Warts sieben Bände Nachahmungen jüdischer Gedichte, mehr ein Gegenstand der Andacht, als der Litteratur,

Cantiques sacrés,
Sacrés il sont, car personne n'y touche,
Voltaire.

waren samt ihren bloß konventionellen Schönheiten, zwey Stücke ausgenommen, für mich ganz unbrauchbar. Von Churchill, der das so gefährliche Talent der Personalsatyre gegen die verdienstvollsten Männer, gegen Hogarth, Garrick, und die Reviewers in vollem Maaße, besaß, konnte ich, um meinem Plane treu zu bleiben, kaum ein Gedicht wählen. In Absicht auf diese Gattung von Satyre denke ich wie d'Alembert: Il y a de tout tems une ligue secrète et générale des sots contre les gens d'esprit, et de la médiocrité contre les talents supérieurs. Cette ligue est composée dans sa plus grande partie de poltrons, qui n'ont pas le courage de frapper, mais qui sont toujours prêts d'applaudir ceux, dont la main plus hardie, sans être plus forte, osera porter quelques coups perdus aux objets de l'envie. La satyre sera donc dans tous les tems le talent de ceux, qui ne s'en trouveront pas d'autre, parcequ'ingénieuse ou grossière, gaie ou triste, amère ou fine, elle sera toujours offensante et par conséquent toujours lue, peut être même secrètement protégée. Es wäre eben nicht schwer, diesen Satz mit aus der Nähe hergenommenen Beyspielen historisch zu belegen.

Hingegen stehen in dieser Sammlung Gedichte von Männern, wie Bacon, Bolingbroke, Chesterfield, Wharton, Strafford, Voltaire u. s. w., deren mindestes Verdienst die englische Dichtkunst war, an ihrem rechten Platz.

Es thut mir leid, daß ich nicht im Stande war, mehrere bisher noch ungedruckte Gedichte von dem Werthe zu liefern, wie die im 1. Theil S. 194. und im 4. Theil S. 84. von der liebenswürdigen Dichterinn Miß Knight sind, die in Rom lebt, und mit englischer Freymüthigkeit die Thaten unsers teutschen Kaysers besingt. Von dem ersten haben wir bereits eine meisterhafte Nachahmung von Wieland.

In

In Beurtheilung meiner Wahl muß man nicht vergeſſen, daß es darauf ankam, von dieſem oder jenem beſtimmten Dichter Proben zu geben, daß es auch eine relative Güte giebt, und daß manches mittelmäßige Gedicht in dieſer Abſicht gut wird. So wäre z. B. das beſte Gedicht von Donne unter Pope's Werken das ſchlechteſte.

Denjenigen, die mit meiner Erklärung in der erſten Ankündigung nicht zufrieden waren, „daß meine Sammlung, in welcher ich mehr auf Abwechslung, als auf die Reihung der Gedichte von gleicher Gattung geſehen habe, nicht einem wohlkommentirten franzöſiſchen Garten, ſondern einem engliſchen, in welchem die hier und da eingerückten altengliſchen Gedichte die Stelle der Ruinen vertreten, gleichen ſoll," hoffe ich, wird das dem 6ten Bande nebſt der Autorenliſte angehangte Verzeichniß Genüge leiſten, in welchem die Gedichte in die gewöhnliche ſyſtematiſche Ordnung, nämlich in Oden, Lieder, Epiſteln, Elegien, Schäfergedichte, Erzählungen, Fabeln, Sinngedichte, Grabſchriften, Madrigale, Sonette und vermiſchte Gedichte eingetheilt ſind.

Von eben dieſen zu-ſyſtematiſchen Leuten erwarte ich noch einen Vorwurf, nämlich daß ich zu viele erotiſche Tändeleyen in meine Sammlung aufnahm. Dagegen wäre das Alter des Herausgebers die beſte Entſchuldigung — doch ich hatte hiebey noch eine andere Abſicht. Das leſende Publikum in Teutſchland theilet ſich in zwey Klaſſen. Die eine verachtet aus Patriotismus, der nahe an Ignoranz gränzet, die franzöſiſche Litteratur, ohne zu denken, daß ächtes Studium derſelben für die teutſche Litteratur groſſer Gewinn wäre: die andere ungleich zahlreichere und meiſtens vornehmere Klaſſe hat, mit Vernachläßigung der vaterländiſchen und aller übrigen fremden Litteratur, ihre franzöſiſchen allein ihre Kultur zu verdanken. Dieſe Klaſſe, von ihrer Jugend auf gewohnt, vielleicht mit der Apoſtrophe an Young: ce triſte ton! Urtheile wie folgende nachzulallen, (z. B. über Popes Verſuch über die Kritik: On remarque de la confuſion et de l'embarras dans le poète anglois. Rien n'y fixe l'eſprit: il eſt difficile d'en lire deux chants ſans fatigue, da doch bekanntlich dieſer Verſuch nur aus einem Geſange von 744 Verſen beſtehet; oder: Pope a reduit les ſifflemens aigres de la trompette angloiſe au ſon doux de la flute, und von Schakeſpearn zu wähnen: ſes pieces ſont des monſtres admirables, dans leſquels parmi des irrégularités groſſières et des abſurdités barbares on trouve des ſcénes ſuperieurement rendues) dieſe Klaſſe wünſchte ich durch dieſe

dieſe poetiſche Blumenleſe zu überzeugen, daß die flüchtigen Stücke der brittiſchen Dichter und Liebhaber der Poeſie, die noch wenig oder doch nicht im Verhältniſſe mit dem Reichthum ihrer Litteratur in dieſer Dichtart unter uns bekannt ſind, die Vergleichung mit den franzöſiſchen Dichtern ganz aushalten, und daß die Engländer, wie der teutſche Merkur ſich ausdrückt, in der unermeßlichen Opulenz ihrer mit der Beute aller anderen bereicherten Sprache und in der Kürze ihrer arbßtentheils ein- und zweyſylbigen Worte groſſe Vortheile haben, wo es darauf ankömmt, Fülle der Gedanken mit Klarheit und Leichtigkeit des Ausdruckes zu verbinden, und Empfindung oder Witz und Laune in Verſen, wo beynahe jedes Wort eine funkelnde Spitze iſt, ſpielen zu laſſen.

---

5) Berghofers Schriften, verminderte und verbeſſerte Auflage.

Der Verfaſſer, der als Landmann den Reſt ſeiner Tage in Einſamkeit hinbringt, beſchließt mit dieſer durch reifere Kritik ganz umgeſchmolzenen, gereinigten und verminderten Auflage ſeine litterariſche Laufbahn, zufrieden, wenn der kleinſte Theil ſeiner Schriften, als Denkmal eines hienieden nach Wahrheit ſtrebenden Geiſtes, der Achtung ſeiner ihn überlebenden Brüder noch werth iſt. Vielleicht würde er ſeine Geiſteskräfte noch länger aufrecht erhalten haben, wenn er ſein geliebtes Thal, das ihn vor der Welt umſchließt, früher und mit mehr Sicherheit erreicht hätte. Mit der Menſchheit iſt er, ſeit ſeinem philoſophiſchen Nachdencken über ihre angeſchaffene Würde, ausgeſöhnt. Mit ſeinen gerechteren Zeitgenoſſen, denen er unbekannt blieb, hofft er ſich einſt innig und tröſtlich zu vereinigen. Möchte ſeine Familie, die ihn noch ſo ſchmerzhaftliebreich an dieß Erdeleben feſthält, auf minder dornichten Pfaden wandeln, als der ſeinige war. Für dieſe iſt der Lohn ſeiner letzten litterariſchen Arbeit beſtimmt. Das Publikum vergeb' ihm, daß er ehdem von ſeinen Schriften um die Hälfte zu viel herausgab.

Pränumeration iſt 1 fl. in der k. k. Taubſtummen-Inſtitutsbuchdruckerey auf dem Dominikanerplatz an der Schulaternaaſſe Nro. 728, — Bey Herrn Gaſſler auf dem hohen Markt in Graf Waldſegas Hauſe, Buchhändler — In Wienerisch-Neuſtadt bey Herrn Adam, Kunſt- und Buchhändler, — und bey dem Verfaſſer ſelbſt, in Helena zu Baaden nächſt Wien.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahre 1787.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Julius 1787.

I.

Beſchluß der Briefe des Abbate Fortis an den Grafen Thomas von Baſſegli.

Siebenter Brief.

Barletta, den 16. Nov. 1783.

Das Thal, welches der Metauro durchfließt, der daſelbſt die Gewäſſer der abſchüßigen Ebene von Montefeone aufnimmt, war damals, als ich es durchreiſte, ein überaus reizender Landesſtrich. Einige iſolirte Thonhügel, die mit einer kunſtreichen Nachläßigkeit gleichſam hingeworfen ſchienen, und gröſtentheils mit Grün bekleidet waren, auch nicht vulkaniſchen Urſprungs ſeyn konnten, weil ſie nicht das mindeſte Merkmal davon zeigten, beſtätigten die Bemerkung von neuem, auf die mich die letztern Unfälle dieſer Gegenden, die durch Erdfälle und Spaltungen hervorgebracht ſeyn müſſen, ganz natürlich leiteten: es ſey nemlich gefährlich auf dem Rücken oder Abhange von Hügeln dieſer Art und Natur zu wohnen. Auch ohne Erdbeben pfle-

gen ſie gern einzuſchieſſen und ſich ſtückweiſe abzulöſen; und dieſes bringt ihre urſprüngliche und weſentliche Struktur ſo mit ſich. Thon und Sand der Berge zweyter Ordnung liegen auf der ſteinigten erſtern Baſis gröſſerer und älterer Ketten, die nothwendig einen Abhang nach dem Meere haben müſſen. Die weſentliche Verſchiedenheit, die zwiſchen den unzuſammenhängenden Erdärten, Sand und kleinen Steinſpitzen, und zwiſchen den tiefern veſten Kalkwurzeln der Appeninnen ſtatt findet, iſt Urſache, daß letztere gegen alle zufällige neuere Geſchiebe ihren Platz als Urgebürge behaupten, und den unterirrdiſchen Gewäſſern zwiſchen ſich und jenen bald mehr, bald weniger Raum laſſen. Dieſe Gewäſſer nun verurſachen, wenn die Baſis der kalkichten Grundgebürge ſehr abſchüſſig iſt, und wenn ſie nach und nach unabläſſig ihr Bette zu erweitern ſtreben, jene groſſen Riſſe, die oft, ohne daß eine Wirkung von auſſen dazu kömmt, unverſehens entſtehen und deſto häufiger entſtehen, wenn eine fremde Gewalt die im Innern ſich ſtemmenden Gewäſſer, die langſam abzulaufen beſtimmt waren, plötzlich auseinander treibt oder emporhebt. Dieſe Erſcheinungen ſind nach einem groſſen Regen, oder nach einem jähen Thauwetter am gewöhnlichſten, weil ſich dann die Gewäſſer mit Macht in die unterirrdiſchen Canäle hineinſtürzen, die ſich immer zu erweitern ſtreben, wenn ſie in einer weichen Materie ſich befinden. Durch dieſe übermäßige Ausdehnung veranlaſſen ſie den Sturz der obern Schichten,

wodurch

Don Juan.

Entſtehe ſo viel Unheil daraus als kan, ich will deinen Plan ausführen helfen: Spiele deine Rolle gut, und tauſend Ducaten ſollen deine Belohnung ſeyn.

Borachio.

Sey du nur ſtandhaft in der Anklage, von meiner Rolle will ich gewiß keine Schande haben.

Don Juan.

Ich will gleich geh'n und mich erkundigen, was für einen Tag ſie zur Hochzeit angeſezt haben.

[Sie gehen ab.]

Achte Scene.

(Leonato's Garten.)

Benedict und ein Junge.

Benedict.

Junge --

Junge.

Gnädiger Herr.

Benedict.

In einem Fenſter meines Zimmers ligt ein Buch, bring mir's hieher in den Garten.

wodurch alsdenn ihre Ausgänge verſtopft werden; die Gewalt des eingeprägten Waſſers vermehrt ſich nach Verhältniß, und ſo entſtehn Stürze aus Stürzen und die Gewäſſer ſtemmen ſich immer gewaltiger. Auf dieſe innern Empörungen der Thonberge folget faſt immer die Entſtehung neuer Seen, oder ſtehender Lachen, oder auch wohl tiefer und weitläuftiger Sümpfe. Noch häufiger iſt das Einſchieſſen der Ufer die aus unzuſammenhängendem Grand beſtehen; aber ſelten zieht es verwickelte oder merkwürdige Erſcheinungen nach ſich. Wem das Schickſal ein Land zur Wohnung angewieſen hat, das dem Erdbeben unterworfen iſt, der baue ſein Haus nicht auf einen Thon- Sand- Tuff- und Grand-Boden; und wenn er es nicht mitten in eine Ebene hinſtellen kann, ſo ſtelle er es an einen feſten lebendigen Felſen, dann kann er unbeſorgt und ruhig ſchlafen. Ich machte dieſe Bemerkungen nach dem Erdbeben im Jahr 1780 zu Cattaro; dort waren alle auf lebendige Felſen gebaute Häuſer unbeſchädigt geblieben, aber die auf weicherm Boden ſtanden litten alle. Die abgeriſſene Stücke des Geſtades, die in das Meer hinabgerollt waren, hatten keine andere Beſtandtheile als Sand und Meer-Grand. Ich will nicht geradezu behaupten, daß der Bewohner eines wohl bewurzelten Felſens, der ſich nahe an dem Centrum eines ſtarken Erdbebens befindet, drum ganz ſicher und gedeckt ſey; aber gewiß iſt es, daß er eine gänzliche, unverſehene Zerrüttung ſeines Wohnplatzes ſchwerlich zu beſorgen haben wird.

Das ſchöne Thal, welches der Metauro durchfließt, erzeugt keine zum Verarbeiten taugliche Steine; deshalb muß man zum Bau der neuen Straßen aus der Nachbarſchaft von Pizzo Granit und Hornſchiefer herbeyſchaffen. Der Fluß iſt nicht tief, hält aber doch Waſſers genug um ſein Bette auszudehnen, und es giebt einen ſchönen Anblick wenn man ihn von obenher ab überſieht. Indeſſen hat doch dieſe Gegend, trotz ihrer äuſſerlichen Schönheit, gleichſam eine innerliche Krankheit, die durch eine Menge ſtehender Lachen veranlaßt wird. Im hohen Sommer iſt daſelbſt die Luft ſogar lebensgefährlich.

Es iſt eine wichtige und durch die Erfahrung genugſam erprobte Bemerkung, daß ungewöhnlich breite Betten der Flüſſe ein entvölkertes, unangebautes und ungeſundes Land ankündigen. Gewäſſer die keinen weiten Lauf zu machen haben und nicht mit Dämmen eingefaßt ſind, pflegen nie tief zu ſeyn, und flieſſen deshalb langſam. Ihre Betten ſind ungleich, voll Erhöhungen und Vertiefungen, die, wenn die heiſſe Jahrszeit hereinbricht, ſtehende Lachen bilden, worinn Inſekten und andere kriechende Thiere ſich entwickeln und vermehren, und endlich noch ehe ſie durch die Sonne ins Trokne geſetzt werden, an der giftigen Gährung in welche das Waſſer durch die Hitze geſetzt wird, ſterben und in Fäulniß übergehen. Die peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen werden durch die Seewinde auseinander

und

und ſelbſt in Gegenden hineingetrieben, die wegen ihrer höhern Lage nichts zu befürchten haben ſollten. Wehen dann binnen einigen Tagen dieſe Winde nicht, ſo müſſen jene Dünſte die Luft der niedrigern Gegenden mit einem tödtlichen Gift anſtecken, das beſonders in der feuchten Abenddämmerung gefährlich ſeyn muß.

Die Landſtadt Koſarna, welche auf einem ſchmalen länglichen Hügel am Ufer des Metaure liegt, gewährt keinen übeln Anblick. Fünf Arten Mönche haben ſich daſelbſt eingeniſtet: ein Beweis daß das Land keinen Mangel an — Lebensmitteln habe. Weil ich keine erträgliche Herberge daſelbſt fand, ſo entſchloß ich mich in die Ringmauern eines der Klöſter zu gehen, um mir wider die ſtechenden Strahlen der Mittagsſonne ein Obdach zu ſuchen. Nie habe ich einen Ort geſehen der einem Stalle ſo täuſchend ähnlich war, nie ſolche tölpiſche unreinliche Leute als dieſe Brüder und Söhne des hochheiligen Franciſkus. Kaum konnte ich einen plumpen und unreinlichen Stuhl bekommen, und auch dieſen ließ man mir auf eine äuſſerſt grobe und verächtliche Art durch einen ſtinkenden Laienbruder hinſtellen, der mir die Thüre vor der Naſe zuſchlug. Ich weiß nicht wie man Klöſter dieſer Art dulden kann, und warum man nicht die dazugehörigen Kirchen, die durch Unanſtändigkeiten unſere gute und ehrwürdige Religion herabſetzen, ohne Umſtände verſchließt? Doch glaube ich, daß der Zeitpunkt nahe ſey, wo die wohlthätige

und aufmerkſame Regierung das unglückliche Calabrien von dieſer Menſchenart befreyen wird, die durch ihr böſes Beyſpiel noch mehr als durch ihre Faulheit ex profeſſo, vermöge welcher ſie das arme Volk ausſauget, ſo ſchädlich geworden iſt. Nach den letzten traurigen Unfällen bedürfen die Calabrier beſonders Beyſpiele einer wirkſamen Thätigkeit; Beyſpiele der Trägheit müſſen ihnen aus den Augen, und dieſe Blutigel müſſen ihnen von der Haut geriſſen werden.

Hinter Roſarna fand ich eine ſandige Fläche. Ich reiſte über ſelbige nach dem elenden kleinen Landſtädtchen Gioja, das eine ungeſunde Luft hat, nicht weit vom Meere liegt, und auf den Trümmern des alten Metauria, der Vaterſtadt des Stesichorus, erbauet ſeyn ſoll. Nahe bey derſelben bemerkte ich kleine Erhöhungen, bald von Muſchel-Tuff (tufo fluviatile) bald von Meer-Grund und andern Seeprodukten. In ältern Zeiten muß der Metauro ſeinen Lauf hierdurch genommen, und der alten Stadt, von welcher auch nicht die kleinſte Spur übrig geblieben iſt, den Namen gegeben haben.

Fünf Meilen von Gioja lag die angenehme Stadt Palmi, von welcher, ſeit dem letzten unglücklichen Erdbeben, nichts als Trümmer übrig geblieben ſind. Ein nachgebender Boden, der dem von Seminara und Bagnara gleicht, veranlaßte die Zertrümmerung dieſer Stadt.

Zwi-

Zwiſchen Bagnara und Scylla dauert das ſteile Ufer immer noch fort. Es zeigte abwechſelnd bald Schiefer, bald Granit, bald Streifen von weißem Quarz voll ſchwarzem Schörl. Bey Scylla ſah ich Granit in wellenförmigen Schichten auf ſolche Weiſe gelagert, daß er den Schieferarten einiger Länder ſehr ähnlich ſahe. Dieſe Aehnlichkeit ſcheint mir einer nähern Unterſuchung würdig zu ſeyn; ich habe ſie in dieſen Gegenden längſt dem Meere öfter als einmal bemerkt.

Scylla iſt die Vaterſtadt des thätigſten unter allen Neapolitaniſchen Naturforſchern, des P. Minaſi, eines Dominicaners, der ſich durch mancherley Schriften bekannt gemacht hat. Er iſt zwiſchen vierzig und funfzig Jahr alt, und ein Mann voll Feuer und Aemſigkeit. Unter den Schriften, die er bis itzt herausgegeben hat, handelt die erſte von der berühmten Luſterſcheinung Fata Morgana (die Fee Morgana) genannt, die ſich über den Canal von Meſſina in der heißeſten Jahreszeit vor Sonnenaufgang zu zeigen pflegt; die zweyte enthält intereſſante Bemerkungen über die großen See-Krebſe; die dritte, die ohne ſeinen Namen heraus kam, liefert ein Verzeichniß der Conchylien des Meerbuſens von Taranto, und mancherley Betrachtungen über die Conchyliologie die hauptſächlich ihre Nutzbarkeit beweiſen ſollen. Du findeſt die Schriften des P. Minaſi, wenn ich nicht irre, zugleich mit nervigten Beurtheilungen derſelben, in den Deliciis unſers vortreflichen Corbes angegeben.

Der Pater Minaſi hat dem Ueberſetzer und Commentator des Gedichtes, Deliciæ Farentinæ betittelt und von D' Angumio verfaßt, eine Menge Sachen aus ſeinem naturhiſtoriſchen Schatze mitgetheilt. Eigentlich hat der Verfaſſer dieſes Gedichts ſeinen Gegenſtand nur in ungefähr zweytauſend Verſen behandelt: aber der gute Carducci, der es commentirte und herausgab, verlieh ihm Corpulenz, und fütterte es in einen Quartband von 550 Seiten mit den kleinſten Lettern gedruckt, ſorgſam und väterlich ein. Dennoch finden ſich in dieſem Buche unter tauſend ekelhaften Mikrologien viel gute Sachen, die den Minaſi zum Urheber haben mögen. Die Noten ſind ganze vollſtändige Abhandlungen, z. B. über die Tarantel, über den Nautilus, über die Fiſcherey und die verſchiedenen Wohnungen der Thunfiſcher; über die Lebensart und den Fang der Auſtern; über die Schneckenmuſchel (pinno) über die Kannenmuſchel (pettino) über Ebbe und Fluth des Meeres von Tarento u. dergl. m.

Die Lage von Scylla hat ſich ſeit den Zeiten des Strabo ſehr verändert; ihr Hafen iſt verſchlemmt, und wo ſonſt Waſſer war, iſt jetzt trokues Land. Zwiſchen dieſen berühmten Felſen und zwiſchen Reggio iſt die Küſte größtentheils ſehr ſteil; aber da, wo die Betriebſamkeit der Calabrier ſie nur immer zu nutzen wußte, iſt ſie ein Wunder der Schönheit und Kultur geworden. Mit was für Augen muß Brydone dieſe Gegenden angeſehen

geſehen haben, da er in ſeinen Briefen ſolch eine traurige Schilderung von ihnen macht! Hat er denn die Ebene von Pentimele, und die ſchönen Gärten am Geſtade hin gar nicht geſehen?

Barrio erwähnt bey der Beſchreibung von Fiume di Muro eines Pfarrers, der im ſechszehnten Jahrhundert daſelbſt lebte, und die Kunſt verſtand unendlich kleine Sachen in Holz auszuſchneiden. Unter andern hatte er eine Kutſche geſchnittelt, die von zwey Ochſen gezogen wurde und demohngeachtet nicht größer als ein Waizenkorn war. Man ſah den Kutſcher auf dem Bok, und im Wagen ſelbſt Reiſende vom weiblichen und männlichen Geſchlecht aufs deutlichſte und feinſte ausgedrückt. Eine andere ähnliche Kutſche von ſeiner Arbeit ward von einem Floh mittelſt eines hölzernen Kettchens gezogen. Armſelige Talente! Und was für einen Abſatz machen ſie gegen jene, die unſere thätigen Forſcher auf die Erweiterung unſrer Wiſſenſchafts-Sphäre verwenden, die, weit entfernt, das Groſſe zu verkleinern, lieber das Kleine groß, das Unſichtbare ſichtbar machen!

Die Hügel zwiſchen Scylla und Reggio beſtehen, ſoviel ich bemerken konnte, aus Sand, Schiefer und Grand von Granit und Hornſtein. Aber das Capo dell armi, ungefähr ſechs Meilen von Reggio, gehört zum Appenninengebürge und beſteht aus ſehr feſtem Kalkſtein, der voll verſteinerter Seeprodukte iſt. In Reggio hielt ich mich nicht lange auf, vielleicht nicht

ſo

ſo lange, als nöthig war, um Gegenſtände aufzufinden, die der Aufmerkſamkeit der Naturforſcher würdig geweſen wären.

Von dem alten Glanze der Stadt Reggio findet man heut zu Tage keine andere Spuren, als eine kleine Anzahl von Inſchriften, theils in griechiſcher theils in lateiniſcher Sprache. Ein dortiger Gelehrter, Signor Morſani, hat ſie in einem dicken Quartbande erläutert. Ich hatte Luſt das Werk zu leſen, als ich aber gleich anfangs auf eine ewige Abhandlung über die beyden Worte Rheginis Iulienſibus ſtieß, die auf einem zerbrochnen Steine waren gefunden worden, ſank mir der Muth, und ich fühlte mich zu ſolch einer Unternehmung plötzlich zu ſchwach.

In ganz Italien muß keine Gegend reizender und bezaubernder ſeyn, als das Ufer von Reggio. Es iſt über und über mit Citronen, Orangen und andern edeln Frucht-Bäumen bepflanzt. Der ſüße Duft, den ihre Blüthen des Abends aushauchen, die Kühlung die ſie immerfort unterhalten, die artigen Landhäuſer über die ſich ihre Schatten verbreitet, und endlich die Gutmüthigkeit, Artigkeit und Gefügigkeit der Einwohner geben dieſer Landſchaft einen Reiz, den ich keinem andern mir bekannten Lande in gleichem Grade zugeſtehen kann.

Ich kann nicht ohne eine gewiſſe innerliche Beklemmung von Reggio und ſeinen nachbarlichen Gegenden ſchreiben. Die grauſamen Verwüſtungen des letzten

Erd-

Erdbebens haben fünf Perſonen aus der würdigen Familie des Marcheſe Grimaldi, von der du mich tauſendmal mit Entzücken haſt ſprechen hören, das Leben gekoſtet! Franz Anton Grimaldi, der Annaliſt, verlor vor kurzem ſeine Gattin, eine angenehme, tugendhafte und verſtändige Dame, durch eben die Krankheit, die unſerm guten Wyttenbach zu Bern die ſeinige raubte. Alle meine Freunde zu Neapel ſind betrübt über dieſen Verluſt. Donna Aurora Grimaldi war die Seele und die Freude des auserleſenen Cirkels, der das Haus ihres Gatten beſuchte. Dieſer iſt untröſtlich, und wir fürchten die traurigen Folgen ſeiner gerechten Betrübniß.

Du biſt noch jung, mein Tomo, aber auch du haſt ſchon erfahren, daß der Verluſt einer vortreflichen Freundin einen Schmerz mit ſich führt, der tief im Herzen wurzelt, und den die Zeit zwar mildern, aber nie ausrotten kann. Wenn es mir freygegeben würde, eine einzige Gnade von dem Urheber der Natur zu verlangen, ſo wäre es die: daß er mich meine Freunde nicht überleben laſſen möchte.

Es iſt von vielen Neapolitaniſchen ältern und neuern Schriftſtellern bis zum Eckel geſagt und wiederholt worden, daß Reggio ſeinen Namen von der großen Trennung erhalten habe, die durch ein Erdbeben veranlaßt ward, welches Sicilien, das urſprünglich mit Calabrien zuſammenhieng, vom feſten Lande dergeſtalt abriß, daß

ein Meerkanal zwiſchen beyden entſtanden ſey. Unglaublich iſt es, wie eine ſolche alberne Vorſtellung ſo allgemein hat Platz greifen können! Die Geſchichte der allerſtärkſten Erdbeben hat kein Beyſpiel aufbewahrt, das auch nur vermuthen ließe, wie eine bergigte Inſel, die im Umkreiſe mehr als dreyhundert und im Durchmeſſer mehr als hundert Meilen hat, wie dieſe Inſel, durch Feuer oder eine andere unterirrdiſche Gewalt von Calabrien abgeriſſen und einige Meilen weiter hin hätte getrieben werden können. Einige Schriftſteller haben die Worte avulſio und abruptio einiger Alten, die von dieſem vorgeblichen Abſceß reden, buchſtäblich genommen und ſie auf obige Weiſe erklärt. Der Älteſte von denen, die dieſes Mährchen in Umlauf brachten, iſt Aeſchylus, dem man es jedoch bey dem damaligen ſchlechten Zuſtande der Phyſik gern verzeihen wird. Weniger Nachſicht verdient der lateiniſche Dichter, der im vollen Ernſte jene Erzählung von dem ſchreklichen Phänomen glaubt, welches

Heſperium Siculo latus abscidit

und durch welches das Meer

arvaque & urbes littore diductas angusto
interluit æstu;

Aber am allerwenigſten können Strabo, Seneca, und Plinius entſchuldigt werden, die über die Unmöglichkeit, eine ſo große Maſſe von der Stelle zu bewegen, wenn es nicht durch eine horizontale Gewalt geſchehen

Junge.

Ich bin den Augenblik hier, Gnädiger Herr.
(Geht ab.)

Benedict.

Das weiß ich, aber ich will dich fort haben, und hernach wieder hier -- Mich wundert doch, wie es möglich iſt, daß ein Menſch, der geſehen hat was ein verliebter Menſch für ein närriſches Geſchöpf iſt, und der ſolche ſchaale Thorheiten an andern lange genug belacht hat, zulezt der Gegenſtand ſeiner eignen Verachtung und ſelbſt verliebt werden kan! und ein ſolcher Mann iſt Claudio. Ich weiß die Zeit, da Trummel und Querpfeiffen die einzige Muſik war die er leiden konnte, und izt hört' er lieber Flöten und Biſcayer-Trummeln; ich weiß die Zeit, da er zehn Meilen zu Fuß gegangen wäre, um eine ſchöne Waffen-Rüſtung zu ſehen, und izt kan er zehn Nächte ungeſchlafen ligen, um einen neuen Schnitt von einem Wamms auszuſinnen. Sonſt redte er ungekünſtelt, platte, geſunde Vernunft, wie ein ehrlicher Mann und ein Soldat; izt iſt er ein Wortklauber worden, und ſpricht lauter Figuren und Kauderwelſch. Sollt' ich, ſo lang ich mit dieſen Augen ſehe, ſo verwandelt werden? Ich kan's nicht ſagen; aber ich denk', es iſt unmöglich. Ich will nicht ſchwören, daß mich Cupido nicht in eine Auſter verwandeln könnte; aber darauf wollt' ich wol einen Eid ablegen, daß er mich vorher in eine Auſter verwandeln muß, eh er einen ſolchen Narren aus mir machen ſoll. Dieſes Frauenzimmer iſt ſchön, das thut mir noch nichts; eine andre iſt wizig, das

thut

ſchehen ſeyn ſoll, ein wenig näher hätten nachdenken ſollen. Der Ausdruck ἀποῤῥηγνυσι . . . ὑπο σεισμων, deſſen ſich Strabo bey dieſer Gelegenheit bedient, heißt durch ein Erdbeben abgeriſſen werden. Eben dieſen Sinn verrathen die Worte: vides totas regiones a ſuis ſedibus revelli, deren ſich Seneca in ſeinen quaeſtionibus naturalibus von eben dieſer Erſcheinung bedient. Wenn nur einer von ihnen die Gewalt, die zur Bewegung und Fortſchaffung ſolch einer ungeheuren Maſſe erforderlich wäre, hätte berechnen wollen, er würde ſich auf der Stelle anders beſonnen haben. Ich bin überzeugt, daß jeder gute Beobachter auf dem erſten Blick einſehen wird, daß der Canal von Meſſina, der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach, ein Werk grauer Jahrhunderte und zunächſt der Gewäſſer ſey, die das Mittelländiſche Meer gebildet haben. So verhält es ſich ja augenſcheinlich mit den vielen Canälen, welche die kleinen Inſeln Dalmatiens und der Levante vom feſten Lande trennen, und es iſt gar nicht nöthig, überall das Erdbeben zu Hülfe zu nehmen. Die Bewohner von Ceylon haben die alte Sage, daß ihr Wohnplatz durch einen unverſehenen Einbruch des Oceans von der großen Indiſchen Halbinſel ſey getrennt worden. Auch die Malabaren, die ſonſt keine große Philoſophen ſind, ſagen daß die Maldiven auf eben die Weiſe vom feſten Lande abgeriſſen wären. Die Küſte von England zeigt unverkennbare Spuren, daß ſie vor Alters mit Frankreich zuſammen gehangen habe, und

nach

nach dem guten Mann Rayo ſcheint kein verſtändiger Naturforſcher dieſe Wirkung einem Erdbeben zugeſchrieben zu haben. Wenn die Natur der Schichten auf beyden Seiten des Canals von Meſſina, groſſen Aushöhlungen, von unterirrdiſchen Gewäſſern verurſacht, empfänglich hätte ſeyn können, ſo dürfte man vielleicht ſagen: das Erdbeben habe dieſe Wölbungen eingeſtürzt und dadurch dem hereinbrechenden Meere Platz verſchaft, u. ſ. w.; aber die Ränder des Canals ſind von ganz anderer Natur als die aushölungsfähigen Berge durch welche ſtarke Gewäſſer hinlaufen.

Indeſſen kann es ſeyn, daß das andringende Waſſer, weil es, ſtatt eines Canals, eine ſchmale Landenge zwiſchen Sicilien und Italien vor ſich fand, vor ſelbiger ſich ſtemmte, und nur erſt nach und nach, vielleicht auch durch ein zufälliges Erdbeben unterſtützt, dieſelbe durchbrochen hat. Claudian ſcheint dieſer Meynung geweſen zu ſeyn:

— — pontus & aeſtus
Mutavere ſitum, rupit confinia Nereus
Victor, & abſciſſos interluit aequore montes.

Strabo hatte eine doppelte Theorie über den Urſprung der Inſeln, die er ſchlechtweg in zwey Gattungen theilte: in ſolche, die dem feſten Lande nahe, und ſolche, die von demſelben entfernt liegen. Die erſtere Art war ihm durch Erdbeben entſtanden, das ſie

vor dem feſten Lande abriß; die andere durch Feuer, indem er eine ſolche Erſcheinung, die ſich zu ſeiner Zeit auf dem Aegäiſchen Meere wirklich zutrug, zur allgemeinen Regel machte. Aber mit Corſika und Sardinien verhält es ſich ganz anders, ſo wie auch mit Liſſa und Lagoſta, und mit andern Inſeln des Adriatiſchen Meeres, die längſt der Küſten liegen. Erſtere ſind gewiß nicht durch unterirrdiſches Feuer emporgehoben, und letztere gewiß nicht durch Erdbeben vom feſten Lande abgeriſſen worden.

Ich habe vorhin des Phänomens erwähnt, das unter dem Namen Fata Morgana bekannt iſt. In der Pariſer Encyclopädie ſteht eine Abhandlung darüber, die von Ungereimtheiten ſtarrt, wie mehrere andere, die leider! in dieſem ſonſt reſpektabeln Werke einen Platz gefunden haben. Der Pater Minaſi iſt der zuverläßigſte Schriftſteller in dieſem Punkte, und ich kann ihm getroſt folgen, da ich nicht das Glück gehabt habe, dieſe auſſerordentliche Erſcheinung mit eigenen Augen zu ſehen. Wenn man im Sommer frühmorgens bey ruhigem Meere, die Sonne im Rücken, von einem erhabenen Orte den Canal überſieht, ſo erblickt man in deſſen Gewäſſern die Paläſte, Balüſtraden, Wälle und Thürme von Reggio, die Menſchen die zu Pferde und zu Fuße am Geſtade wimmeln, die Thiere und Bäume, und alles was ſich regt und bewegt, wunderſam vervielfältigt. Das Gewirre von Bildern,

Gruppen und Figuren, die ſich immer vervielfachen und gigantiſch vergröſſern, wandelt und wechſelt mit unglaublicher Schnelligkeit, und fliegt gleichſam über den hellen Spiegel des Canals dahin. Dieſe Erſcheinung nennt Minaſi Morgana marina. Wenn die Luft durch Dünſte verdickt iſt, ſo erblickt man dieſes Schauſpiel ungefähr dreiſſig Fuß hoch über der Oberfläche des Meeres, wie von einer Wolke umſchleyert: dieſes nennt Minaſi: Morgana aerea. Wenn endlich die Luft feucht, doch nicht zu nebelicht iſt, ſo iſt das ganze Schauſpiel mit rothen, grünen, himmelblauen, gelben, u. a. Farben rund umzogen, und Minaſi nennt dies Morgana Fregiata d' Iride. Er hat über dieſe Erſcheinung ein eigenes Werk herausgegeben, auch in die Encyclopädie von Yverdun einen Artikel, wenn ich nicht irre, unter dem Titel, Iris dans le canal de Meſſine, verfertiget, welchen du, wenn du Zeit haſt, nachleſen kannſt. Lebe wohl.

Achter Brief.

Barletta, den 28. Nov. 1783.

Meine Excurſion durch Calabrien endigte ſich bey Reggio; deßhalb bin ich nicht Bürge für das, was ich dir in dieſem Briefe ſagen werde, in welchem ich dem Barrio und andern neuern Nachrichten gänzlich gefolgt bin. Du weißt, daß jener Schriftſteller ſich wenig Lob bey den Naturforſchern verdient hat, der, ohne

zu

zu unſern wackern Schweizeriſchen Freunden hinaufgeſtiegen zu ſeyn, und ohne bewährtere Quellen als das Gedächtniß Anderer zu haben, ein Buch zu ſchreiben unternahm, worin er eine geographiſch-phyſikaliſche Parallel zwiſchen den Gebürgen der Schweiz und den Gebürgen von Canada (die er auch nie geſehen hatte) ziehen zu wollen ſich die Miene gab. Doch weiß ich wohl, daß ich mir ſolcher Lächerlichkeit nicht ſchuldig machen werde. Nimm alſo eine der erträglichſten Charten von Calabrien zur Hand, und folge mir: ich werde dich ſchneller als gewöhnlich reiſen laſſen.

Das erſte Dorf von Reggio aus iſt Cannavo, wo ſich, nach dem Barrio, eine Kupfermine befunden haben ſoll; und wirklich ſind die Berge, an welchen Sankt Agatha liegt, erzhaltig. Jeder mittelmäßige Beobachter muß, ohne daß man ihm einen Wink darüber giebt, beym erſten Blicke ſehen, daß die Berge Pittaro, Sagittario und Sairo, wie ſie auf der Charte angegeben ſind, Kalkappenninen ſeyn müſſen; falls die Geographen dieſen Landſtrich nicht nach bloßem Willkühr und Gutdünken gezeichnet haben. Wenn man über dieſe Berge hinüber kömmt, (ihr äuſſerſtes Ende bildet das Capo dell' Armi, vor Alters Leucopetra genannt, ein Name, der ihre Natur deutlich bezeichnet,) ſo findet man zwiſchen den Appenninen-Gebirgen und dem Adriatiſchen Meere gerade dieſelbe mineraliſche Beſchaffenheit des Bodens, wie wir ſie bis-

her auf der entgegengeſetzten Seite bemerkt und angegeben haben. Bagaladi hat Bley- und Silber-Werke, die aber nicht im Umtrieb ſind. Durch den Diſtrikt von Brancaleone ſtreicht ein Zweig der Appenninen, in welchem vor Alters Mühlſteine gebrochen wurden; auch Braunſtein giebt es daſelbſt. Zwiſchen Bagaladi und Brancaleone, nicht weit vom Meere, liegt Amendolia, ein Ort, der nach dem Barrio deßhalb merkwürdig iſt, weil er auf den Ruinen von Paripolis, der Vaterſtadt des göttlichen Praxiteles, iſt erbauet worden.

Merkwürdig ſind die Beobachtungen, die der Sig. Leone in einem ſeiner Berichte von dem Erdbeben, und auf ſein Wort der berühmte Vivenzio über die patriarchaliſche Simplicität der Bergbewohner in der Gegend von Amendalia mitgetheilt haben. Letzterer ſagt: „In Cadafuri, einem Diſtrikt von 1036 Einwohnern, „in Galliciano von 358, in Ragudi von 623, und in Paſ„lizzi von 863 Einwohnern, weiß man nichts von ge„prägten Münzen; aller Handel wird durch Tauſch ge„trieben, wie bey den erſten Bewohnern der Erde; „ſie leben in ihren Felſen verſchloſſen, zu denen weder „Weg noch Steg führt, und halten keine Gemeinſchaft mit der übrigen Welt.„ — Eine genauere Nachricht von dieſen Halbwilden müßte nicht wenig unterhaltend ſeyn. Ich habe mich vergebens bemüht, über dieſen intereſſanten Gegenſtand, ſo wie über einige andere die Naturgeſchichte Calabriens betreffend, mich

mich näher zu unterrichten. Derjenige, an den ich mich diesfalls mit einer Art von Zuversicht wandte, bewieß sich nicht sehr dienstfertig gegen mich.

Die Reihe von Bergen, die den Namen Aspromonte führt, muß sehr interessant seyn. Nach den Beobachtungen, die mir einer meiner Freunde (ein erfahrner Ingenieur, der bey dem letzten Erdbeben in Calabrien war) gefälligst mitgetheilt hat, haben die Wurzeln und Aeste dieses Alpinischen Gebirges einen Ueberfluß an Granit und erzhaltigem Schiefer.

Nach den Beobachtungen eben dieses Mannes, findet man auch zu Montebello, (wo ein erzhaltiger Schiefer prädominirt, und Kupfer- und Eisen-Minen vorhanden sind) das Factum aufs neue bestätigt, wovon ich in einem meiner vorhergehenden Briefe gesprochen habe: nämlich Kalkschichten unter Schieferlagen. Dieser Kalk ist weiß, marmorartig, sehr fein, an einigen Orten aschfärbig, und für Bildhauer brauchbar.

Ein Zweig des Aspremonte, der das Vorgebürge Bruzzano bildet, soll (nach dem Berichte meines vorhingedachten Freundes) aus kleinen granitartigen Klippen bestehen. Zu Caraffa und S. Agatha bemerkte er, daß die Bergart aus einem aschgrauen, weisgesprengelten Granit bestand. Die Masse war von Natur in dicke, an den Winkeln rundlichte Stücke gespalten, wie die Granitfelsen insgemein zu seyn pflegen. Die

Beſchreibung die er mir davon machte, erinnerte mich an die Gipfel des Gebirges Campo auf der Inſel Elba.

Die Landſchaft Precacore liegt auf einer Breccia, deren Theile durch eine feſte natürliche Aſche unter einander verbunden ſind; zu den Füßen von fünf pyramidenförmigen Klippen liegt das Land Pentedattillo. Dieſe Klippen ſteigen aus einer Braunſtein-Schicht, die in der Farbe dem Dachſchiefer gleich kommt, aber nicht ſchulfrigt iſt (ſciſſile). Zwiſchenlagen eines ſandigen Tuffs ſind daſelbſt ſehr häufig.

Das Ländchen Bianco ſcheint den Namen von ſeiner Anſicht zu haben, wie die Berge Biancane im Toskaniſchen die aus Tohn beſtehen, der beſonders zur Sommerszeit mit Salzblüthen (fioritura ſalina) bekleidet iſt, den ihrigen auch erhalten haben. In dieſem Bianco hat ſich ein ſeltſames Mönchshiſtörchen zugetragen, daß mir von einem ſehr glaubwürdigen Manne iſt erzählt worden. Ich werde es dir zwar für jetzt, aber nicht für immer vorenthalten.

Der Boden von Bevalina iſt im Ganzen genommen, thonicht, deshalb findet man auch Gyps daſelbſt und Klapperſtein, (delle Etiti) ein Produkt, das auch zu Condojanne häufig iſt. Der Berg Condojanne und der Hügel Ardore, der zum Theil aus Sand, zum Theil aus Thon und Gyps beſteht, erheben ſich zwiſchen Bianco und Oſeraci. Weißer Thon bildet die

Sei-

Seiten des erſtern, auf deſſen Gipfel ſich auch eine Tuffſchicht befindet, deren gröſter Theil aus Brocken von Schaalthieren beſteht. In den Höhlungen dieſes Tuffs findet ſich eine Menge angeſchoſſenen Salpeters, der die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit der Naturforſcher und der Regierung verdiente, demohngeachtet aber nur entdekt iſt, um einige arme Individuen in Schaden zu ſetzen, und nicht um der ganzen Nation Vortheil zu bringen. Von hier ſtammt vielleicht das nitrum minerale, deſſen Donzelli in ſeinem famoſen Geſchreibſel über die Pharmacie Erwähnung thut. Auch ſoll der heilige Hilarius daſelbſt eine Bley- und Silber-Grube beſitzen. Nicht weit von Condojane zwiſchen den Bächen Merito und Novito zeigen ſich deutliche Spuren von dem alten Lokri, der berühmten Vaterſtadt des Zaleukus und Timäus. Aus den Ruinen Lokris iſt die benachbarte Stadt Geraci entſtanden. Aus den Berichten des Barrio erhellet, daß der Boden da herum thonigt ſey: es giebt daſelbſt Salzquellen, Schwefelbäder, und weiter hin nach dem Berg Esope, der zu den Appenninen gehört, Braunſtein und Kalkſtein, der zu Mühlſteinen verarbeitet werden kann.

Barrio erwähnt bey der Beſchreibung dieſer Gegenden einer ſeltſamen Erſcheinung: In hac ora, ſagt er, ab agro hoc usque cocynthum promontorium (Capo di ſtilo) & alibi, novilunio terra evomitur, *Maramuscam* vocant, ceu quum a talpis motu aſſur-

gie &c. Ich ſuchte mich von dieſer Merkwürdigkeit näher zu unterrichten, und hoffe daß es mir zu Cannolo wo dieſe Erſcheinung nicht ſelten iſt, gelingen wird. Von dort aus werde ich dir nähere Nachrichten mittheilen: doch kannſt du leicht denken, daß ich über den Punkt, „es erſcheine nur immer alle Neumonde„ keine Beſtätigung erwarte.

Zu Grotteria findet ſich, nach dem Barrio, Bley und Gold; zu Giojoſa Steinſalz und Waſſerbley (molybdena); zu Rocella, in Flußſande Goldkörner; zu Caſtelvetere, welches auf den Trümmern des alten Caulonia liegen ſoll, Gyps, Steinſalz, Kupfer, Bley und Gold. Die Minen zu Stilo liefern Silber, Kupfer, Eiſen, Bley, Arſenic, und die umliegenden Berge enthalten einen Ueberfluß von edlem Granit. Die Minen zu Bivongi, Bley und Silber; und die zu Pazzano, Eiſen, Silber, Gold, und wahrſcheinlich, auch Kobold. Die Gegenden um St. Catharina ſind reich an Steinſalz, Schwefel und Vitriol; zu Satriano findet ſich Gyps. Squillace beſitzt, auſſer guten Töpferthon, Gypsbrüche, auch Marmorbrüche, Wetzſteine, Vitriol, und ſogar, wenn wir dem Barrio glauben, auch Gold und Silber. Ein anderes Mineral, an deſſen daſiger Exiſtenz man nicht zweifeln kann, iſt das Waſſerbley (molybdena) das hier noch weit reiner und beſſer als das engliſche gefunden wird. Auch hat man von Seiten der Regierung ein wachſames Auge darüber, und es darf bey ſchwerer Strafe nicht ausgeführet werden,

thut mir auch nichts; eine dritte tugendhaft; gut, das thut mir immer nichts; bis ſich alle Vollkommenheiten in einem einzelnen Frauenzimmer vereinigen, ſoll kein einzelnes Frauenzimmer Gnade vor mir finden. Reich muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht; klug, oder ich bedanke mich ihrer; tugendhaft, oder ich werde gewiß kein Bott auf ſie ſchlagen; ſchön, oder ich möchte ſie nicht anſehen; ſanft, oder bleib mir vom Leibe; edel, oder ich wollte ſie nicht, wenn ſie ſonſt ein Engel wäre; von angenehmer Converſation, eine gute Muſicantin, und wenn ſie das alles iſt, ſo ſey ihr Haar von welcher Farbe Gott will! -- Ha! da kommt der Prinz und Herr Amor! Ich will mich in dieſe Laube verbergen --

Neunte Scene.

Don Pedro, Leonato, Claudio und Balthaſar.

Don Pedro.

Kommt, wollen wir dieſes Stük hören?

Claudio.

Mit Vergnügen, Gnädigſter Herr; wie ſtill der Abend iſt, als ob er mit Fleiß eingewiegt worden wäre, damit unſre Muſik eine deſto angenehmere Würkung mache.

Don Pedro (leiſe.)

Seht ihr, wo Benedict ſich verſtekt hat?

Claudio.

den, damit der Vortheil der Verarbeitung dem Lande nicht entzogen werde. Dieſes Mineral wird alſo ſorgſamer genutzt, als alle übrige natürliche Reichthümer des Königreichs Neapel.

In dem Diſtrikt von Cantazaro findet ſich Gyps und wahrſcheinlich auch Kobold; der Fluß Alli, der die Felder deſſelben bewäſſert, führt Brocken von Antimonium und Eiſen, und vor den Thoren von Cantazaro findet man Hyacynthen, vielleicht auch Granaten; aber nicht ſo gewiß auch Rubinen, wie andere ſagen. Zu Cirialo, welches Cantazaro gegen Weſten liegt, befindet ſich eine Steinkohlengrube, aber ſie wird nicht gebaut. Das Ländchen Sellia, welches ungefähr eine Meile von Cantazaro entfernt liegt, liefert das Sal mirabile Glauberi, welches der vortrefliche Profeſſor Vairo zu Neapel zuerſt in Ruf und Anſehn gebracht hat. In die Nachbarſchaft von Cantazaro ſetzt Barrio einen Anbruch von Waſſerbley. Bey Jageriſa und Belcaſtro gab es, nach ſeinem Bericht, Salzquellen, von denen man zu ſeiner Zeit Gebrauch machte. Das Frauencis (gello ſpecolare) pflegt immer nicht weit von ihnen entfernt zu ſeyn. — Töpferthon und Farbenerde trift man häufig zu Meſuraca, und in einem daran ſtoſſenden Walde einige ſchöne Marmorarten.

Der gröſte Theil des Gebiethes von Crotona, dieſer berühmten Stadt, wo Pythagoras lehrte, iſt wegen der ungeſunden Luft, die aus ſtehenden Lachen ausdün-

ſtet, gänzlich unbewohnbar. Töpferthon ſcheint der Hauptbeſtandtheil des dortigen Bodens zu ſeyn. Schwefelquellen giebt es nach dem Barrio zu Caccuri und Meliſſa. Letztern Ort finde ich nicht auf den neuern Charten des Königreichs Neapel. Aber einen rauchenden Berg finde ich auf denſelben ſehr deutlich ausgedrückt, und es ſcheint mir ein merkwürdiger Umſtand zu ſeyn, daß nicht weit von dieſen Berge, zwiſchen ihm und dem Berg Clibeno, auch Schwefelwaſſer quillt, welches nach dem Barrio die allaunhaltige Steinart ganz durchdringet, die dennoch von den Einwohnern unüberlegt genug zum Häuſerbau gebraucht wird.

Alle dieſe Umſtände beweiſen, daß der Boden hier herum, wo nicht ſchon gebrannt habe, doch gewiß eine groſſe Diſpoſition dazu zeige. Das Steinſalz und die Schwefel- und Gyps-Höhlen in den Gegenden um Verzino, Cerenzo und Caſobuono beſtätigen dieſe Behauptung. Im Diſtrikte der lezten Stadt findet ſich Amianth und Serpentin. Auch zu Verzino, glaubt mein Gewährsmann, müſſe ſich Alaun, Vitriol, Trippel, Eiſen und Silber finden. Sey es wie es wolle, genug der daſige Boden zeigt alle Merkmale einer Beſchaffenheit, welche die Forſchbegierde der Mineralogen ſpannen kann; und man darf im voraus ohne ſelbſt an Ort und Stelle geweſen zu ſeyn, behaupten, daß eine Reiſe von einem einſichtsvollen Manne nach dieſen Gegenden unternommen, einen glänzenden Erſatz für

die

die Naturgeſchichte ſowohl als für den öffentlichen Vortheil, unfehlbar gewähren würde.

Der Ueberreſt von Barrios Buch enthält nur wenig mineralogiſche Bemerkungen, und du würdeſt dir an den Beobachtungen, die blos die untern Appenninen betreffen, bald einen Eckel leſen. Doch erwähnt er noch eines **Judenpechs** (Gagate) von der beſten Güte unterhalb **Bocchigliero**; Silberminen zu **Longobuco**, die zu ſeiner Zeit Ausbeute gaben; er ſagt: **etiam nunc argentum ibi conflatur in maſſam.** Der Fluß **Crati** führt nach ſeinem Bericht Gold'and; auch erwähnter, auf Autorität der Alten, der beſondern Kunſt, Thierhäuten eine ſchöne Weiße zu geben; man ſchreibt ſie dem Waſſer zu, und es kann ſeyn; hatte doch das Waſſer des benachbarten Sybaris ſogar die Eigenſchaft, **Alle die davon tranken keuſch zu machen.**

Hier muß ich dir eine meiner Seltſamkeiten vertrauen: ich kann mich nemlich nicht entſchlieſſen, auch nur den Hundertſten Theil von dem zu glauben, was die Alten von der Weichlichkeit, Zügelloſigkeit und dem Reichthum der **Sybariten** zu faſeln für gut befunden haben. Darf ich es dir geſtehen? Sie ſcheinen mir Mährchen zu ſeyn, die den Kindern, nach ihren großen Mahlzeiten von bezauberten Palläſten, als Deſert von ihren dienſtfertigen Wärterinnen, ſind vorgeſetzt worden. Was iſt es anders, wenn man ſagt, ein Sybarit

rit habe nicht ſchlafen können, wenn ſich auch nur der Rand eines Roſenblatts wider ſeine Seite geſtemmt hätte: es habe eine Frechheit zu Sybaris geherrſchet, die nicht nur die ſchändlichſten Thaten erlaubte, ſondern ſogar gut hieß: Dreymalhunderttauſend Krieger habe Sybaris wider die Crotoniater ins Feld rücken laſſen, ein Heer, das eine ungeheure Volksmenge auf einem unendlich kleinen Raum vorausgeſetzt hätte; die Stadt endlich, mit ihren funfzig Stadien Vorſtädten ſey unter Sand begraben und von dem Bächlein Crati verſchlemmt worden — Glaube das, wer es will, mir iſt es unverdaulich! Du wirſt ſagen: aber Strabo und Diodor und andere ehrenveſte Schriftſteller haben das Zeugniß gegeben! Gut! ich antworte dir: Gott verzeihe ihnen, auſſer vielen Ungereimtheiten, auch dieſe! Die Klaſſe der Gelehrten, die den Griechen und ihren Nachſchreibern den Lateinern alles bis auf die Sylbe glaubt, wird mich wenigſtens für einen Ketzer ausſchreyen; aber trotz dem werde ich in ſolchen Sachen eine geſunde Kritik beſtändig einer kindiſchen Gläubigkeit vorziehen. Darum behaupte ich getroſt von neuem: daß die unterirrdiſchen Wohnungen der Cimmerier nicht weniger lächerlich ſind, als die Fältchen des Roſenblatts, die dem wollüſtigen Sybariter den Schlaf raubten. Nach dem Bericht einiger dürren Antiquarien verbarg ſich dieſes Volk auf eine ſehr alberne Weiſe in Grüften, um der Gefahr der Moſſeten zu entge-

hen,

hen, die gerade in ſolchen Grüften am meiſten zu beſorgen iſt. *)

Doch laß uns zur Naturgeſchichte zurückkommen. Barrio erwähnt einer Grotte bey Caſſano, worin ſich warme Bäder befänden, die durch zwey Quellen, eine ſchwefliche, und eine reine, unterhalten würden. Deshalb ſcheint der Fluß Lico, jezt Coldena genannt, bey ſeinem Urſprunge warm zu ſeyn. Er fließt nahe bey Cerchiara aus einer ſchönen geräumigen Grotte am Fuße eines Berges hervor; und führt Schwefeltheile mit ſich. In den Gegenden dort herum, auch zu Paola, findet ſich Gyps und Steinſalz. Noja, der lezte Ort in Calabrien, der nach dem Barrio mineraliſcher Natur iſt, erzeugt Antimonium.

Mehr kann ich dir, weder aus eigenem noch fremdem Vorrathe, über die Naturgeſchichte Calabriens nicht zum Beſten geben. Bekomme ich mit der Zeit mehr Kenntniſſe darin, ſo werde ich ſie dir gewiß mittheilen. Lebe wohl!

II.

*) Man ſolte es für unmöglich halten, daß in Neapel, wo jedes Kind weiß, daß die Meffeten unter der Erde viel häufiger ſind als über der Erde, ſolch eine Ungereimtheit könnte niedergeſchrieben werden: und doch iſt es geſchehen!

II.

Beſchluß
der Abhandlung des Abbts Clavigero über die Thiere der neuen Welt, gegen die Herren von Büffon und von Pauw.
(S. T. M. Octob. 1786.)

Das Kameel.

„Unter allen vierfüßigen Thieren, ſagt der Herr von „P. welche aus der alten Welt in die Neue verſetzt „worden ſind, iſt das Kameel am wenigſten gediehen. „Im Anfang des ſechszehnten Jahrhunders wurden ei„nige aus Afrika nach Peru gebracht, wo aber die Käl„te ihre Zeugungsorganen verdarb, und ſie zur Fort„pflanzung ihres Geſchlechts untüchtig machte.“ — Den Fehler, den P. hier wider die Zeitrechnung bege„het, will ich mit Stillſchweigen übergehen. *) und ihn fragen, ob nicht das nämliche auch in Europa, beſonders in den kalten Gegenden deſſelben geſchehen würde, wenn man Kameele dahin verſetzte? Wenn die Kälte die Fortpflanzung derſelben verhinderte, ſo waren diejenigen Schuld daran, welche die Kameele in eine Gegend verſetzten, die ihrer Natur nicht angemeſſen war, nicht

*) Peru wurde erſt gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts entdeckt.

nicht Amerika ſelbſt, wo es gar nicht an trokuen und warmen Ländern fehlt, die zur Fortpflanzung dieſer Thiere erforderlich ſind. Man hat in Spanien die nemlichen Verſuche gemacht, und zwar mit einem noch ſchlechteren Erfolg, obgleich dieſes Land das wärmſte in Europa iſt. Nach der Meynung des Grafen von B. würden ſie ſowohl hier als in Amerika fortkommen, wenn man alle nothwendige Vorſichten brauchte, und ich glaube, daß Neu-Gallizien in Amerika ſich am beſten dazu ſchicken würde. Uebrigens iſt falſch, daß die nach Peru verſetzten Kameele ihres gleichen nicht erzeugten; denn der P. Acoſta, welcher einige Jahre ſpäter dahin kam, verſichert als Augenzeuge, daß ſie ſich, wiewohl nicht ſtark, vermehrt haben. *)

Das Rindvieh.

Das Europäiſche Rindvieh ſoll ſich unter dem ſchädlichen Klima von Amerika verſchlimmert haben. Wenn ich auch zugäbe, was der Graf von B. will, das Rindvieh habe in Canada etwas von ſeiner Größe und Stärke verloren, und wie der Herr von P. vorgiebt, auf der Inſel Hiſpaniola ſey das Rindfleiſch voll harter Faſern: ſo findet doch dieſes in dem größten Theile der neuen Welt nicht ſtatt; und wenn dem ſo wäre, ſo würde dieſes keineswegs der Kargheit des Himmels, und dem Mangel an hinreichendem Stoff in der Natur

beyz

*) Hiſt. natural. et moral. Lib. 4. cap. 33.

beyzumeſſen ſeyn. Die erſtaunliche Vermehrung dieſer Gattung vierfüßiger Thiere beweiſet es. Der P. Acoſta erzählt: auf der Flotte, mit welcher er im Jahr 1787 (ungefähr ſechzig Jahr, ſeitdem das erſte Rindfleiſch nach Amerika gekommen war) von Mexico nach Spanien zurückkehrte, habe man aus dieſem Lande 64360 Ochſen- und Küh-Häute nach Europa gebracht. Ich glaube ſicher, daß wenn man die Anzahl der aus der alten Welt in die neue gebrachten Ochſen und Kühe mit der Zahl der Häute, welche die neue Welt zur Wiedervergeltung nach Europa geſchickt hat, vergliche, mehr als fünf Millionen für jedes dieſer Thiere herauskommen würden. Valdecebro, ein Spaniſcher Dominikaner, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich einige Jahre in Mexico aufhielt, erzählt als eine allgemein bekannte Sache: einem Mexicaniſchen Edelmanne, Namens Johann Ordugna, habe ſeine Heerde in einem Jahre 36000 Kälber abgeworfen, welches eine Heerde von 200000 Stück alt Vieh vorausſetzt. *) Es giebt heutzutage noch Beſitzer von 5000 Stück. Nichts beweiſet dieſen Ueberfluß an Rindvieh im Spaniſchen Amerika ſo augenſcheinlich, als der ungemein wohlfeile Preiß deſſelben, obgleich daſelbſt wegen der Menge des Geldes alles theuer iſt. In der volk-

*) Und alſo doch wohl ein Mährchen iſt, dergleichen man im Fall der Noth einem Spaniſchen Dominikaner wohl zutrauen kann. W.

volkreichen Gegend der Hauptſtadt Merico kauft man ein gutes Paar Ochſen zum Pflügen um zehn Ducaten, und einen einzelnen Stier um ſieben Thaler. Bey Guadalarara koſtet das Joch Ochſen nicht über ſieben Ducaten, eine Kuh nicht ganz vier Thaler, und ein Rind von ohngefähr zwey Jahren zwey Thaler. In vielen Oertern der Provinzen des Plata-Fluſſes koſtet eine Kuh nicht über achtzehn Groſchen. Ein ſehr zuverläßiger Mann hat mich verſichert, daß die Rindviehheerden in allen Provinzen des beſagten Fluſſes ſich auf fünf Millionen belaufen, ohne die wilden Ochſen, welche auch leicht ein paar Millionen Stück ausmachen können. Man ſieht hieraus, daß das Rindvieh in Merico, in Paraguai und andern Ländern der neuen Welt ſich ſtärker vermehrt hat, als ſelbſt in Italien.

Was die Größe des amerikaniſchen Rindviehes, welche ſo ſehr beſtritten wird, anbelangt, ſo darf man nur die Kuh- und Ochſen-Häute meſſen, welche jährlich in großer Menge nach Cadix und Liſſabon in Schiffen gebracht werden *), um ſich zu überzeugen, daß ſie eben ſo groß und noch größer als die Europäiſchen ſind. Die aus Paraguai dahin kommen, ſind wenigſtens drey, und viele vier Varas (über zehn Pariſer Schuh) lang. Wer ſiehet nicht, wie falſch die Nachrichten unſerer Philoſophen, wie ſchlecht ihre Betrachtungen ge-

*) Paraguai treibt den ſtärkſten Handel mit Ochſen-Häuten nach Spanien.

gegründet, und wie phantaſtiſch ihre Syſteme ſind? Was Herr von P. von dem Rindfleiſch der Inſel Hiſpaniola ſagt, iſt nicht minder falſch. Oviedo, der ſich einige Jahre auf dieſer Inſel aufhielt, ſagt: das Rindvieh iſt hier größer, und viel ſchöner als in Spanien; und weil hier die Luft ſanft, und nie kalt iſt, ſo iſt dieſes Vieh nie mager, und ſein Fleiſch iſt überall von gutem Geſchmack *). Der Graf von B. hat unrecht wenn er ſagt, kalte Länder ſeyn dem Rindvieh zuträglicher, als warme. Denn in Neuſpanien gedeihet es in den wärmern Gegenden, beſonders am Meere, am beſten. Das daſige Rindfleiſch wird ſo werth geſchätzt, daß man es 250, und 300 italieniſche Meilen weit in die Hauptſtadt ſchickt.

Die Schaafe.

Der Graf von B. bekennt, die Schaafe ſeyen ſowohl in den warmen, als kalten Ländern der neuen Welt ſehr gut gediehen, was ihre Vermehrung anbelangt; doch ſeyen ſie magerer, und ihr Fleiſch nicht ſo ſäftig und zart, als in Europa. — Wer ihm dieſe Nachricht ertheilt hat, hat ihn hintergangen. In den wärmern Ländern gedeihen ſie nicht ſo gut als in den mäßigen und kalten, gleichwie dieſes auch in der alten Welt geſchiehet. Ihr Fleiſch iſt in den wärmern Gegenden ſchlecht, und der Hr. von Büffon lehrt ja ſelbſt, daß ſich in allzuwarmen Ländern der alten Welt ihre Wolle

*) Summar. della Hiſtor. nat. dell' India c. 2.

Claudio.

O, ſehr wohl, Gnädigſter Herr, wenn die Muſik vorbey iſt, ſo wollen wir ihn accommodiren, wie es ihm gehört.

Pedro.

Kommt, Balthaſar, wir wollen euer Lied noch einmal hören.

Balthaſar.

O Gnädigſter Herr, nöthiget mich nicht mit einer ſo ſchlechten Stimme der Muſik mehr als einmal Schande zu machen.

Pedro.

Eine beſcheidne Meynung von ſich ſelbſt, iſt allezeit die Eigenſchaft eines würklichen Talents; ich bitte euch, ſingt, und laßt mich nicht länger bitten. (Das Accompagnement fängt an.)

Benedict (leiſe.)

Nun, o göttliche Harmonie! Nun iſt ſeine Seele in Verzückung! Iſt es nicht was ſeltſames, daß Schaaf-Därme menſchliche Seelen aus ihren Leibern ziehen können? Gut, ein Waldhorn für mein Geld wenn ihr fertig ſeyd!

Balthaſar ſingt.

Don Pedro.

Bey meiner Ehre, ein ſchöner Geſang.

Balthaſar.

Wolle in Haare verwandelt. Hingegen haben ſie ſich in den gemäßigten und kalten Gegenden Neuſpaniens noch mehr als das Rindvieh vervielfältiget; ihre Wolle iſt daſelbſt in vielen Gegenden ſo fein als in Spanien, und ihr Fleiſch ſo gut als das Beſte in Europa. Ihre Vermehrung iſt zu bewundern. Der P. Acoſta bezeuget, ehe er dahin gekommen, habe es in Amerika Leute gegeben, welche 70 bis 100 tauſend Schaafe beſaſſen. Jetzt giebt es einzelne Landgüter mit vier, fünf, auch ſiebenmal hundert tauſend Stück Schaafe. Ich würde mich vor ſo vielen Perſonen, die mich Lügen ſtrafen könnten, nicht unterſtehen, dieſes zu ſagen, wenn es nicht wahr wäre. Valdecebro ſagt, *) Didacus Munnez Camargo, ein Tlaſkalleſiſcher Edelmann, von welchem wir unter den Mexikaniſchen Geſchichtſchreibern Meldung gethan haben, habe von zehen Schaafen in zehn Jahren eine Heerde von vierzig tauſend Stück Schaafen erhalten. Wem wird nun wohl einfallen, daß das Amerikaniſche Klima der Viehzucht zuwider ſey? Was die Größe der Schaafe betrift, ſo verſichere ich einen jeden auf mein Wort, daß ich bisher in Europa keine ſo große Schaafböcke geſehen habe, als ſie in Mexiko ſind.

*) Gobierno de Animales lib. 4. c. 34. welches von andern Geſchichtſchreibern beſtätiget wird.

Die Ziegen.

Auch von dieſen bekennt der Graf von Büffon, daß ſie in Amerika ſehr gut fortgekommen, und ſich hier ſtärker als in Europa vermehren. *) In Europa bringen ſie nur ein oder höchſtens zwey Jungen, in Amerika aber drey, vier und manchmal fünfe, zur Welt. Der Herr von P. der ihn den Plinius von Frankreich nennt, und will, daß man ihn, wo die Rede von Thieren iſt, als einen Gewährsmann erkenne, eben als hätte er alle Thiere der Erde durch die Muſterung paſſiren laſſen, ſollte dieſes und andere dergleichen Geſtändniſſe des großen Naturforſchers beherziget haben, ehe er es unternahm, von den Amerikaniſchen Thieren zu ſchreiben.

Die Schweine.

In dieſem Artikel ſtimmen unſre Philoſophen nicht zuſammen. Der Herr Graf von B. zählt die Schweine unter die Thiere, welche in Amerika ſich verſchlimmert haben; hingegen behauptet der Herr von P. ſie ſeyen die einzigen europäiſchen Thiere, die in Amerika zu einer viel größern Stärke gediehen, und deren Fleiſch ſich verbeſſert habe. Es kann ſeyn, daß in Anſehung verſchiedener Länder beyde recht haben. Mir iſt aber in Amerika kein Land bekannt, wo die Schweine die Größe der Europäiſchen verlohren hätten, und

ich

*) Hiſt. nat. Tom. 18.

ich kann versichern, daß sie in Neuspanien, auf den Antillen, in Terrafirma, und andern Ländern eben so groß als in Europa sind. Auf der Insel Cuba giebt es sogar eine Art Schweine, die noch einmal so groß sind, wie es allen denen bekannt ist, welche diese Insel besucht haben. Was die Güte ihres Fleisches, und ihre erstaunliche Vermehrung anbelangt, so beziehe ich mich hierin auf die Europäischen Schriftsteller, welche die Schweine zu Toluca und Angelopolis in Neuspanien, zu Cartagena, auf der Insel Cuba ꝛc. gesehen haben. Der P. Acosta sagt: Die Schweine haben sich in ganz Amerika zu großem Ueberfluß vermehrt. In vielen Ländern ißt man ihr Fleisch frisch, und hält es für eben so gesund als Hammelfleisch, wie z. B. zu Cartagena. — In einigen Gegenden werden sie mit Maiz gemästet, wodurch sie überaus fett werden; und in verschiedenen, z. B. zu Toluca in Neuspanien, und in Paria, sind die Schinken und der Speck ganz vortreflich.

Pferde und Maulthiere.

In keiner Sache thun die Herren von B. und P. der neuen Welt so groß Unrecht, als da sie behaupten wollen, die Pferde haben sich daselbst verschlimmert. Der P. Acosta, ein unpartheyischer Geschichtschreiber, welcher Amerika so gut als Europa kannte, und dessen Zeugniß mehr gilt, als alle die übertriebenen Deklamationen unserer Philosophen, versi-

chert uns, in vielen Ländern, ja in dem größten Theil derſelben, gedeihen die Pferde ſehr wohl, und man treffe daſelbſt Arten an, die den beſten Spaniſchen Pferden an Schönheit, im Laufen, und in Duldung der Strapatzen nichts nachgeben. Der General-Lieutenant Don Antonio Ulloa, ein gelehrter Mathematiker aus Spanien, welcher noch lebt, ſpricht mit Verwunderung von den Pferden, die er in Chili und Peru antraf. *) Er rühmt den Schritt der Chiliſchen Pferde, den auſſerordentlich ſchnellen Lauf derer, die man dort Aquilillas und Parameros nennt, von welchen die letztern überaus geſchickt ſind, ſteile Berge hinan und herab zu ſteigen, und zur Hirſchjagd gebraucht werden. Er verſichert, auf einem der Aquilillas, welcher eben nicht der ſchnellſte ſeiner Art war, über 15 Italieniſche Meilen in 57 oder 58 Minuten gemacht zu haben.

In Neuſpanien iſt die Menge der Pferde und Maulthiere unzählig. In den Zeiten der Eroberung koſtete daſelbſt ein gemeines Pferd gegen 500 Dukaten: jetzt kauft man in Mexico ein gutes Pferd um 5 oder 6 Dukaten, in Neu-Gallizien ein mittelmäſiges um 2 Dukaten; ein Maulthier um $2\frac{1}{2}$ und um 3, und eine Heerde von 24 Stuten ſamt einem Hengſt um 25 Dukaten. In Chili ſind ſie noch wohlfeiler. Sie ſind nicht kleiner als die Europäiſchen, und es iſt eine Selten-

*) Seine Reiſe im ſüdlichen Amerika, 1 Theil, 6 B. 9 Kap.

Seltenheit, ein ſo kleines Pferd anzutreffen als ſie in Sklavonien und mehrern europäiſchen Ländern ſind. Sie ſind ſo dauerhaft und ſtark, daß es etwas gewöhnliches iſt, 70, 80, und noch mehrere italieniſche Meilen in einem Tage mit ihnen zu machen, ohne unterwegs auszuruhen. Die Reitpferde ſind meiſtens Wallachen, und ſind doch überaus muthig. Die Maulthiere braucht man in ganz Mexico zum ziehen und zum Laſttragen, und ſie ſind nicht kleiner als die gemeinen in Spanien. Sie tragen eine Laſt von fünf Centnern, und machen zwar, nach der Gewohnheit der Fuhrleute, des Tages nur zwölf bis vierzehn ital. Meilen, doch ſind die Reiſen oft 1000 oft 1500 Meilen lang. Die zum ziehen beſtimmt ſind, laufen, wie die Poſtpferde in Europa, auf ſehr langen Reiſen wenigſtens dreiſſig Meilen des Tages, obgleich die Wagen ſehr belaſtet ſind. Auf langen Reiſen bedient man ſich meiſtens auch der Maulthiere zum Reuten. Es iſt etwas gemeines, die Reiſe von Mexico nach Guatimala, welche ungefehr 1000 Meilen beträgt und meiſtens durch bergichte und ſchlechte Wege gehet, auf einem und dem nemlichen Maulthier, und jeden Tag dreiſſig und noch mehr Meilen zu machen. Aber nichts legt die Unwahrheit der vorgeblichen Ausartung und Verſchlimmerung der Pferde in Amerika ſtärker an den Tag, als die Bemerkung, die ich gemacht habe, daß die Spanier, welche ſich in Amerika niedergelaſſen, aus Liebe zu ihrem urſprünglichen Vaterlande, mit großen Unkoſten ſehr viele Dinge

daher kommen laſſen, ohne daß ſie je auf den Gedanken verfallen, ſpaniſche Pferde zu verſchreiben. Ich weiß vielmehr Beyſpiele, daß man amerikaniſche Pferde aus Mexico an den König und an die Großen in Spanien geſchickt hat.

Die Hunde.

Unter den vielen Unwahrheiten, welche der Herr von P. von der neuen Welt geſchrieben hat, iſt keine ſo lächerlich, als was er von den Hunden ſchreibt. Sobald ſie aus unſern Ländern, ſchreibt er, nach Amerika kommen, verlieren ſie in den meiſten Gegenden dieſes Erdtheils ihre Stimme, und hören auf zu bellen. Welcher Amerikaner würde nicht lachen, wenn er dieſes ſeltſame Vorgeben läſe, oder hörte? Wo in Amerika verlieren die Hunde ihre Stimme? Aus welchem Schriftſteller hat er wohl eine ſo abgeſchmackte Fabel geſchöpft? Unter allen Spaniſchen Beſitzungen, welche den größten Theil von Amerika ausmachen, iſt kein Land, wo den europäiſchen Hunden ein ſolches Unglück widerfahren ſey. Ich habe alle die glaubwürdigen Männer, die ſich aus allen Spaniſchen Ländern der Neuen Welt jetzt hier in Italien befinden *), gefragt, und ein jeder hat ſich verwundert, wie jemand ſolche Unwahrheiten in Europa ausſtreuen könne. Was ſie aber einhellig beſtättiget haben, und was der neuen Welt

zu

*) Er meynt die Exjeſuiten.

zu keiner geringen Empfehlung gereicht, iſt dieſes: daß die Hunde in Peru, Quito, Chile, und andern amerikaniſchen Ländern nicht toll werden. Geſetzt auch es wäre wahr, daß in einigen Beſitzungen der Engländer und Franzoſen die Hunde ſtumm würden, ſo würde es doch nicht erlaubt ſeyn, dieſes von dem gröſsten Theile der neuen Welt behaupten zu wollen. Ohne Zweifel hat Herr von P. von dem Techichi, dem ſogenannten mexikaniſchen Hunde, geleſen, daß er nicht belle, und hat daher geſchloſſen, die aus Europa dahin gebrachten Hunde verlieren in Amerika ihre Stimme. Allein der Techichi ſiehet wohl einem Hunde ähnlich, iſt aber eben ſo wenig ein wahrer Hund, als die ſtachlichte Frucht Nochtli oder Tuna, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Feige von den Spaniern die indianiſche Feige genannt worden, eine wahre Feige iſt. Wäre es nicht lächerlich, wenn jemand behaupten wollte, die Feigen der alten Welt bekämen Stacheln, ſo bald ſie nach Amerika verſetzt würden? Wir wollen aber annehmen, daß die Europäiſchen Hunde in Amerika ſtumm würden, was folgte daraus wider das amerikaniſche Klima, deſſen nicht auch andere Länder der alten Welt beſchuldiget werden könnten? Lehret nicht der Herr Graf von Büffon, daß die Hunde, die aus den gemäßigten Zonen in die kalten der alten Welt verſetzt werden, ihre Stimme, und in den heiſſen nicht nur die Stimme, ſondern auch ihr Haar verlieren? Nach drey oder vier Generationen, ſagt er, geſchichet dieſes in Guinea,

und andern dergleichen heiſſen Ländern in Aſien und Afrika. Es iſt zu bewundern, daß Herr von P. dieſem großen Naturforſcher hierin nicht gefolgt hat, welcher ſagt: die europäiſchen Hunde ſeyen ſowohl in den warmen als kalten Ländern der Neuen Welt wohl gedihen. *).

Die Katzen.

Obgleich der Herr Graf von B. im zehnten und eilften Band ſeiner Naturgeſchichte, wo er von Hunden und Katzen beſonders handelt, geſtehet, beyde haben ſich in Amerika nicht im geringſten verſchlimmert, und der Herr von P. gänzlich von den Katzen ſchweigt: ſo haben ſie doch dieſe Thiere in ihren allgemein Sätzen von der Ausartung der Thiere nicht ausgenommen. Doch war es beſſer, durch einen Widerſpruch die Wahrheit zu geſtehen, als bey einer ausgeſtreuten Unwahrheit zu beharren. Der Herr Graf von B. hat allerdings recht, wenn er ſagt: die aus Spanien nach Amerika verſetzten Katzen haben ihre ſchönen Farben beybehalten, und ſeyen nicht im geringſten ausgeartet. **)

Das nemliche bekennt der Herr Graf von den Guineiſchen Schwein und vom Kaninchen. Alle dieſe Thiere, die von der alten Welt in die neue verſetzt worden ſind, haben ſich, auſſer dem Kameel, nicht nur über alle maßen vermehrt; ſondern auch ihre Geſtalt, Größe und Stärke, ſamt den übrigen Eigenſchaften ihrer

*) Hiſt. nat. Tom. 10.

**) Tom. 11.

ihrer Stammthiere beybehalten. Meine Beweiſe gründen ſich theils auf das eigene Geſtändniß der beyden Widerſacher, theils auf das Zeugniß unpartheyiſcher und einſichtsvoller Schriftſteller, die der Länder der neuen Welt kundig ſind; theils auch auf das Zeugniß aller derer, die dieſe Länder beſucht haben, von denen ich einen jeden auffordere, mich Lügen zu ſtrafen. Man kann faſt nicht daran zweifeln, daß die Herren von B. und P. ſich es gefliſſentlich vorgenommen hatten, die neue Welt zu verſchwärzen. *)

III.

Ein Traum

geträumt im Merzen ſieben und achtzig des achtzehnten Jahrhunderts.

An einem ſchönen Abend gieng ich in jene Linden-Allee, aus welcher man in das kleine Thal ſiehet; ich ſetzte mich neben einen Baum auf den Raſen, und ließ meine Augen auf den Wieſen herum irren. Eine ſanfte Melancholie bemächtigte ſich meiner Seele; das aufblühen-

*) Der choleriſche Abbate erhitzt ſich (wie man ſieht) ans Eifer für die Wahrheit, bis zum Vergeſſen aller Anſtändigkeit; und wiewohl ich ſeine Ausdrücke an mehr als einer Stelle ſehr gemildert habe, ſo empfehle ich doch ſeinen polemiſchen Styl bloß als ein Muſter wie man in dieſer Art von Schriften nicht ſchreiben ſoll.

blühende Jahr und meine welkenden Kräfte vermengten frohe Erinnerungen mit düsterer Erwartung. Die gemäßigte Frühlingsluft und die schon würksamen Strahlen der Sonne erwärmten mein Blut. Ich lehnte meinen Kopf an den Baum, wiegte mich in angenehmen Fantasien, schlief ein, und träumte einen Traum, der einer Geschichte gleichet. Ich will ihn erzählen.

Eine unsichtbare Hand ergrif mich und führte mich einen Berg hinan. Als ich oben war, ließ die Hand ab von mir, und ich hörte eine mir unbekannte Stimme: Blick auf! Ich zitterte. Erhebe dein Auge wiederholte sie. Ich sahe auf und sah eine unübersehbare Fläche vor mir, flach wie der Spiegel eines Sees. Wer bist du, unbekannte Stimme, die mir ruft? sprach ich. Richte dein Gesicht gegen Abend, versetzte sie, und ich sahe gegen Abend.

Ein Punkt, gleich dem Abendstern, glänzte im Westen; allmählig wurde er heller, größer, näherte sich, schoß Strahlen, dann Flammen, dann erfüllte sein Licht das ganze Gewölbe des Himmels. Ein Sturmwind erhob sich, führte eine mit tausend Farben bemahlte Wolke daher, und, ehe ich michs versahe, trat aus einem flammenden Wagen eine weibliche Gestalt vor mich. Der Göttinnen eine, dachte ich, erschrak, wollte fliehen; bleibe, rief sie, fürchte nichts! Ihr liebevoller Blick und der Silberklang ihrer Stimme flößte mir Muth ein zu gehorchen.

Sie.

Balthaſar.

Und ein ſchlimmer Sänger.

Pedro.

Nein, nein, wahrhaftig; für den Nothfall ſingſt du gut genug.

Benedict.

Wär' es ein Hund geweſen, der ſo geheult hätte, ſie hätten ihn hängen laſſen; ich bitte Gott, daß ſeine unglückliche Stimme kein Unheil ankündige; ich wollte lieber einen Nacht-Raben gehört haben, es möchte Böſes darauf gekommen ſeyn, was gewollt hätte.

Pedro.

Hörſt du, Balthaſar? Ich bitte dich, ſieh uns um gute Muſik, wir wollten auf Morgen Nachts gern eine Serenade vor Fräulein Hero's Kammerfenſter machen.

Balthaſar.

Ich will mein Beſtes thun, Gnädigſter Herr.

(Balthaſar geht ab.)

Pedro.

Lebt wohl, indeſſen. War's nicht ihr, Leonato, der mir heute ſagte, eure Nichte Beatrix ſey in Signor Benedict verliebt?

Claudio (leiſe.)

Ha, ha; nur weiter, nur weiter, der Vogel ſitzt

(Lauter.)

Sie. Schläfst du, da alles wacht?

Ich seufzte.

Sie. Ein wahrer König auf dem Thron, ein Kranz von Patrioten um denselben, alle beschäftiget nicht Länder zu erobern, sondern rechtmäßige Besitzungen durch weise Anstalten zu ordnen, und die Einwohner zu beglückseligen: und du, den die Natur aus der Zahl der Undenkenden ausgehoben, dessen Verstand diese gütige Mutter zur Uebersicht des Ganzen geöfnet hat, du wälzest dich sorgenlos in nichtigen Träumen, und schläfst am Tage der Schlacht!

Ich. Süß und bitter ist deine Rede.

Sie. Die Gesetze heben sich aus dem Dunkel; der täuschende Nebel der Willkühr verschwindet; die menschlichen Rechte, lange herabgebeugt wilde Trophäen zu schmücken, entschütten die Fesseln und erheben ihr ehrwürdiges Haupt; Thätigkeit, durch Monopolien zusammengepreßt, ist ihrer Erlösung nahe. Gründung, feste ewige Gründung des Menschenglüks durch Bildung des Bürgers zum Bürger, ist beschlossen, und zum erstenmal öfnen sich die Schatzkammern der Staaten zu ihrer ersten heiligsten Bestimmung. Der Krieg hat ein Ende, der zweyköpfige Janus ist todt. Sechs Fürsten *) sind Freunde, und diese sechs Fürsten haben unter sich der Menschen Schikſal getheilt. Menschen bilden

*) Preussen, Oestreich, Frankreich, England, Rußland, China.

den iſt der Götter dieſer Erde erſte Pflicht; ſie erkennens, fühlens, vollziehens.

Ich. Herrlich! Aber —

Sie. Hat dieſes nichts anziehendes für dich, der du deine Lebenshälfte mit Erziehungs-Romanen verbrachteſt? willſt du im Dunkeln tappen, und wenn das Licht des Tages anbricht, wie die lichtſcheuen Thiere dich im Gebüſche verkriechen? Schlafe bey der Nacht, aber wache am Tage.

Ich. Ich fürchte —

Sie. Was denn?

Ich. Romanen ſind leicht und Plane noch leichter; das ſimple, das ausführbare, fällt nicht ins Auge; und dann die Ausführung? Zürne nicht, auch hierüber dacht ich und verlor den Muth. Der Verſtand lebt von Ideen und das Herz von erträumtem Glücke. Du, Göttliche, kommſt von oben, aus dem Lande wo das Schöne würklich und das Würkliche ſchön iſt: hienieden, unter der feuchten Decke des irrdiſchen Dunſtkreiſes, iſt das Würkliche Stückeley, und das Vollkommne Traum.

Sie. Feiger! — in Zeiten wo der Menſch denkt, und die Denkenden aller Zeiten in Schriften leben, noch denken, noch ſprechen, noch würken; wo ein Plato das mögliche, ein Rouſſeau das würkliche, ein Sulzer das thunliche mit tiefem Sinne zu Tage gebracht; wo Eroberungsſucht ſchläft, und Fürſten ſich um das Reich

der

der Wiſſenſchaften nicht ſtreiten, ſondern in Erweiterung deſſelben wetteifern!

Ich. Und doch muß der Mann ein Mann ſeyn, deres wagt zur Menſchenbildung den Grund zu legen; ſilberlockigt ſein Haupt, tief ſeine Grundſätze, kalt ſeine Ueberlegung, tauſendſeitig ſeine Ideen, lang, mühſam gewälzt, praktiſch der ganze Umfang ſeines Geiſtes, von Ehrgeiz und Eigennutz und Härte fern ſein Herz. Er muß die Blaſe der Moden-Ideen ſehen, ſie verachten, ſie zernichten können. Er muß — o ich ſchweige.

Sie. Männer gabs, Männer giebts, vereinigte Bemühung reicht weit, und vereinigte Kräfte ſind zum Werke nothwendig. Wer einzig ſich tüchtig glaubt iſt der untüchtigſte.

Ich. Sey es. Daſtehe der Aufriß und der Grundriß zum herrlichen Gebäude, noch iſt es nicht gebauet.

Sie. Zum Bauen giebt es ein gewiſſes Mittel, unfehlbar würkt es, nichts widerſteht ihm: die Fürſten kennen es, die Diener der Fürſten brauchen es, die Politik rathet es, die Sittenlehre befiehlt es, die Religion heiliget es.

Ich. O das Mittel?

Sie. Alle vernehmen, alle gewinnen, ſich nach allen ſo viel möglich bequemen, allen alles werden.

Ich lächelte.

Sie.

Sie. Ohne Eigennutz, ohne Partheylichkeit sich menschenliebend zeigen, bahnet den Weg gesunde Ideen den widrigsten Gesinnungen einzuflössen. Man scheue keine Mühe Zweifel zu heben, und sich heben zu lassen, und sie sind gehoben. Behalte dieses: Gewalt fängt an, wo Verstand ein Ende hat.

Ich. Alle vernehmen?

Sie. Alle, und dem Range nach, den sie im Fache bekleiden. Es macht Mühe: allein es besänftiget alle, macht alle geneigt dem besten nachzugeben, sich weisen zu lassen. Jedem Heiligen sein Lichtchen! Thut er nichts gutes, so thut er doch nichts böses.

Ich. Warum dem Range nach?

Sie. Den Vorwurf der Partheylichkeit zu vermeiden, und diejenigen, auf welchen das Auge der übrigen ruhet, und selbst ihr Amt, durch Ausschliessungen nicht zu verhöhnen. Es empöret den Alten und Obern vom Jungen und Untern abzuhängen; und empörte Eigenliebe im grauen Kopfe findet wirksame Wege. Der Junge hat Mangel an Erfahrung gegen sich, der Untere Mangel an Uebersicht und Verwaltungskenntnissen. Läßt man Alle dem Range nach würken, so wird sich das Reife, das Gedachte, das Thunliche hindurch drängen, und die nöthige Publicität wird den Schwachen, den Unreifen, den Grundlosen zum Widerstand entwaffnen.

Ich. Aber die Mühe, die dieſes verurſacht.

Sie. Mühe! (verdrüßlich.) Ein Blick kann ein Mädchen bezaubern — aber Nationen bilden — ich fühle daß es Mühe macht, gewiſſe Einwendungen zu widerlegen. Großer angeſtrengter Verſtandes-Aufwand, raſtloſe Arbeit alles allem anzupaſſen — Mühe ſcheuen, unglücklicher? Noch wacheſt du nicht.

Ich. Verzeihe, meine Wangen glühen, habe Nachſicht mit einem armen muthloſen! Wer ſoll aber die hunderterley Meynungen ordnen, ſichten, daraus wählen?

Sie. Wer? Der, den ſie alle billigen. Eine weiſe Lenkung, wenn Alle gewonnen ſind, kann es veranſtalten, daß ſie Alle auf den Tüchtigſten fallen. Ein Z.. findet ihn.

Ich. Den tüchtigſten? Eine Quatèrne!

Sie. Vernimmt man alle, ſo findet man ihn aus ihren Meynungen; übergehet man einige, ſo kann man gerade den tüchtigſten übergehen.

Ich. Aber Menſchlichkeiten —

Sie. Ich verſtehe dich nicht.

Ich. Können vorgehen.

Sie. Dein Argwohn iſt niedrig. Durch ächte Menſchenbildung das Glück von tauſend Generationen gründen — erhabene Idee! ſie hebet, ſie reiniget, ſie

erleuchtet. In einer von Natur edeln Seele — Erwache doch endlich!

Ich. O werde nicht müde mich zu belehren! Gewinnen muß man alle, sagst du: ist Lie es so nothwendig?

Sie. Es giebt Dinge, die sich befehlen und Dinge die sich nicht befehlen lassen. In die letzte Classe gehören die Pflichten des Lehrers der Jugend. Wo Lust, Neigung, Eifer, eigner Trieb fehlet, da wird nichts ausgerichtet. Das Geschäft hat sonst schon genug unangenehmes; kommt noch Zwang, Verachtung, Willkührlichkeit von Seiten der Obern hinzu, dann arbeitet der Lehrer der Menschen wie der Taglöhner. Erzwingen läßt sich wenig; es muß überlassen werden. Befehle können nur allgemein seyn. Die Aufsicht gehet nur aufs äußere. Die Würkung läßt sich nie so genau bestimmen. Wollen, wollen muß der Lehrer; und sanfte Behandlung ist es einzig, was dieses wollen erzeuget.

Ich. Habe Dank, reiner Geist! ein Licht geht in meiner Seele auf. So könnten wir also mit einem das herrliche Werk darstellen! Schon sehe ich es. Da stehet der Pallast hingezaubert, und wo vorher die einsiedlerische Heuschrecke hüpfte, da wohnen nun —

Sie. Feen? (lächelnd) Eile nicht so, du bist nicht in Spanien. Was bleiben soll — muß sich entwickeln; die Kunst ist, die Entwickelung leicht, sanft und gewiß zu veranstalten.

Ich.

Ich. So langſam?

Sie. In einem Staat iſt Alles verbunden; Alles greift in einander, wie die Räder in einer Uhr; Alles kann ſich hindern, ſich befördern. Wo noch vieles in der Kindheit iſt, da kann kein Theil ſeine gröſte Vollkommenheit erreichen; er muß allmählich mit dem übrigen von Stufe zu Stufe ſich heben. Der Staat iſt ein Baum; er muß erſt Wurzel haben, ehe er in die Aeſte treiben kann; langſam, bedächtlich, behutſam muß man ihn forttreiben, und alle Theile gleich pflegen: ſonſt ſetzet ſich am Fuß ein unheilbarer Schade, der den Scheitel mit zur Erde beugt.

Ich. Aber dieſe Vielfachheit, dieſe Verwebung mit dem Ganzen — O habe Mitleiden mit einem Schwachen, und verzeihe ſeinem ſchwankenden Geiſt.

Sie. Suchen muß man erſt das, worauf das Menſchen-Glück ſich gründet. Iſt man hindurch bis zu dieſem lichten Punkt gedrungen, dann verbreitet er Heiterkeit aufs Ganze; dann leget, ordnet ſich alles an ſeine Stelle, und was unüberſteiglich ſchien, wird ein angenehmer Fußſteig im flachen Thale. Einfachheit der Natur heißt der Punkt.

Ich. Das Einfache iſt kahl, matt, unkräftig.

Sie. Siehe mich an, Muthloſer, findeſt du mich ſo?

Ich. O nein! Himmliſche Schönheit erblicke ich in dir, dein Auge durchdringet mein Innerſtes, und dein

lächeln löſet es auf, alles iſt überirrdiſch, du biſt dir ſelbſt der ſchönſte Schmuck. Das fliegende Gewand, die Roſe in deinen Locken, die Perlenſchnur auf deiner Bruſt — was ſind die gegen die Fülle der Reitzungen deiner Perſon?

Sie. So iſt die Natur, einfach und edel. Im Innern Harmonie zum großen Zweck, im Aeuſſern Schmuck, der lockt, nicht ſättigt; der reitzet, das Innere zu beſchauen, und beym Anblick des Innern verſchwindet. Zuſammengeſetzt iſt der Menſch, vielfältig ſeine Verhältniſſe von Willkühr geleitet, einfach aber nach der Natur. Eins iſt ſeine Kraft, mächtig aufs einfache gerichtet, und von ſicherer Würkung. Theile ſie, ſo ſchwärmt ſie unthätig von Undingen zu Undingen: wie die eitele Schöne, die ſich Putz zu wählen von Flitter zu Flitter eilet, ein Nichts gegen das andere hält, um endlich mit beſter Ueberlegung eine nichtige Wahl zu treffen.

Ich Schön! — Dieſe Einfachheit der Natur, wird ſie ſich finden laſſen? Du kennſt die Verwickelung, Verwirrung, Grundloſigkeit, Willkührlichkeit, Misgeſtalt, Karrikatur der politiſchen Verfaſſungen; der Pferdekopf und der Fiſchſchwanz!

Sie. Anſtrengung und Unterſtützung macht alles möglich.

Ich ſeufzte.

Sie. Der Landesvater will.

Ich

Ich ſahe verlegen aus.

Sie. Hartgläubiger, Feiger! Warte bis ich wieder bey dir bin. — Hier verlohr ſich die Göttliche und mein Kopf ſchien betäubt zu ſeyn: ſie kam wieder und mit ihr mein Bewußtſeyn.

Ich. Laß mich zum Danck den Saum deines Gewandes küſſen.

Sie. Siehe in dieſen Spiegel, und dann zweifle, wenn du kannſt!

Ich ſahe — O Raphael, leihe mir deinen Pinſel! Ich ſahe ein lebendes Gemählde vor mir, das herrlichſte, das je eines Künſtlers Seele geträumt hat.

In einem fruchtbaren Gelände ſtanden auf einem Hügel vier Altäre mit einer demantnen Kette verbunden, der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, der Menſchenliebe, der Gründlichkeit geweihet; trüb war ihr Feuer und matt ihre Flamme. Larvenähnliche Figuren krümmten ſich um ſie her, mit gleißneriſcher Andacht, in allerley Geſtalten; dunckel war der ganze Horizont, und ein ſchwarzer Nebel lag auf der Erde — ein ſchaudervoller Anblick! — als ſich von Weſten her langſam und feyerlich eine Menge den Altären näherte. Voran gieng eine edle Geſtalt, ihr folgten Männer, welche das waren was ſie ſchienen, ihnen ein unzählbares Volck. Jezt ſtand der Edle vor den Altären, fiel auf die Knie, und die Menge mit ihm. Er hob ſeine Augen gen Himmel — Plötzlich erfüllte

das reineſte Licht den ganzen Erdkreis, die Larven verſchwanden, Wohlgerüche verbreiteten ſich mit dem Licht, und Stimmen des Wohlgefallens lieſſen ſich von oben herab hören. Die halberſtorbenen Flammen loderten in den Aether empor, und ihre vereinigte Spitze ſchien den Himmel zu durchdringen. Ein ſtarker Donner verkündigte einen neuen Auftritt. Ein redender Schall, wie wenn er von allen Enden wiederhallte, erfüllte mein Ohr: „Seht, Völcker, den König, der Menſch, den König, der Vater des Landes iſt! Lernet von ihm, Fürſten! Liebt ihn, Nationen!„ — Tiefe Stille herrſchte da die Stimme ſprach, und Erde erſchütternder Jubel, da ſie ſchwieg. — Wer war dieſer Geliebte der Götter? — Mäßige dein Entzücken, Preuſſiſcher Bürger, ſchlage auf deine Bruſt und ſprich: möcht ich ſeiner würdig ſeyn! — Sprachlos ſahe ich, bis meine Augen trüb wurden.

Ich. Wo biſt du, Göttliche? ich ſehe dich nicht, mein Auge iſt vom Glanz geblendet: ſprich, daß ich deine ſüſſe Stimme vernehme. Ich wache, ich lebe, du haſt mich vom Tode erwecket.

Aber die Stimme ſchwieg. Ich ſtreckte meine Hand aus, ſtieß an den Baum — weg war Schlaf und Traum.

B. Müller.

VI.

(Lauter.) Ich hatte nimmermehr geglaubt, daß dieſe Dame in jemand verliebt werden könnte.

Leonato.

Ich wahrlich auch nicht; aber das Wunderbarſte iſt, daß ſie es in den Signor Benedict iſt, den ſie, dem äuſſerlichen Schein nach, immer ſo ſehr verabſcheut hat.

Benedict (vor ſich.)

Iſts möglich, kommt der Wind von dieſer Ete?

Leonato.

Bey meiner Treue, Gnädigſter Herr, ich kan nicht ſagen was man davon denken ſoll; aber daß ſie ihn bis zum raſend werden lieb hat -- Nein, es überſteigt alles was man ſich einbilden kan --

Pedro.

Vielleicht iſt es nur Verſtellung --

Claudio.

In der That, es ſieht ihm ziemlich gleich.

Leonato.

O Himmel! Verſtellung? Wenn ihre Liebe Verſtellung iſt, ſo muß ich geſtehen, ſie kommt der Natur ſo nahe, daß man nothwendig betrogen werden muß.

Pedro.

Wie, was für Zeichen einer ſo heftigen Leidenſchaft bemerkt ihr denn an ihr?

Claudio

IV.

Gedichte.

Auf Friedrichs Tod.

Im August 1786.

Ja, trauert, trauert, Fluren Borussens,
ihr ldnigstolzen Ebenen Brandenburgs!
Gerecht war euer Stolz: des Erdballs
Neid und Bewundrung empfand und jauchzt' es!

Und Trauer wb:kt' euch? Klagen enthallen dir,
o Friedrichs Volk? — Ach! Friedrichs Volk nicht mehr!
Er sank, der hohe sturmvertraute
Fels, den Gefilden ein Schutz und Seegen.

Gerecht sind deine Thränen! der Erdenkreis,
nun ganz Bewundrung, zeuget's, vom Anadir *)
bis hin zum jungen Sohn der Freyheit,
der am Ohio sein Bündniß heischte.

O Volk, das Friedrich liebte! beweinenswerth —
doch, selig bist du. Wende dich rings und schau!
Hier starb, dort starb ein Landesvater;
siehe, da weinten ihn Heuchelthränen

wie, oder goß sich Freude die Wang' hinab?
Dir, Freund des Himmels, edleres Heldenvolk,

*) Dem äussersten Flusse Siberiens.

Dir troknet einſt die Zeit mit lindem
Schleier die ſprechende fromme Wehmuth.

Doch bis am Mittagshimmel die Sonne ſtirbt,
bis ſeines Aetherweges der Mond vergißt
Und nie den Oſten färbt, wird Friedrich
dein und der ſpäteſten Enkel Stolz ſeyn!

Der Stolz der holden Mutter Germania,
wiewohl ſeit Teut und Mana die Göttliche
viel groſſer Söhn' und Töchter zählet;
ewig der Stolz und der Liebling Klio's. *)

Du Nachwelt, glaub' ihr, ob ſie unglaubliches
von Friedrich lehret! Glaube (wir ſahen ſie)
die ſchweren Heldenkämpfe, ſchwerer,
als des gefabelten Halbgotts Mühen!

Denn Neid und Rachſucht ſchnoben Vertilgungswuth
in Fürſtenſchaaren, rotteten Tauſende
zu Myriaden Mordgeſchwornen.
Siehe, ſchon fluthete rings Verderben:

Da kam mit ſeinen Tauſenden Friederich,
der kleinen ſelbſtgebildeten Heldenzucht;
Er kam und ſchlug, wie Keine ſchlugen,
ſchirmend ſein Volk, ein gezwungener Krieger.

Glaubts,

*) Der Muſe der Geſchichte.

Glaubts, Enkel, Klio'n, glaubts dem gerechten Lied,
daß Friedrich-Cäsar gern der Lykurge Kranz
dem bluterkauften Lorber vorzog,
gern ihr Verdienst ihm — auch kranzlos — vorlag.

Nie lokten Schimmer, Aufsengestalten nie
die weise Thatkraft Friederich-Antonins:
Allein den Vaterruhm verehrend,
bot er sich jetzo zum Kampf der Hyder,

die, feist vom Mark des Landes, Gerechtigkeit
sich log, und rief Asträen vom Pol zurück:
itzt floß dem Volk', indeß der Hunger
Völker erwürgte, sein mildes Füllhorn.

Einöden, die das niederste Leben floh,
giftschwangre Sümpfe schuf er in lachende
Gefild' um, Hütten in Paläste,
Moder und Schutt in Jehorahs Tempel.

Sein ists, daß deinen Barden der Enkel lauscht,
daß Kunst und Weisheit deinen Gebieten schwur,
du neidenswerthes Volk des hohen
vielfachumlorberten Musenführers! *)

Denn auch im nie erkäuflichen Heiligthum
der Töchter Zevs prangt Friederichs Ehrenmal,

*) Musagetes, ein Beyname des Herkules und des Apollo.

geſchmükt mit Rollen, Fidl' und Leier, *)
welche das lohnende Reis umwindet. —

Doch, ha! was unternimmſt du, verwognes Lied?
Blüht nicht die Blume jegliches Fürſtenlobs
zum Kranze ſeines Ruhm? und mangelt
mehr als die Eine, die honigreiche,

die Luſt des vaterländiſchen Genius?
Und dieſe Menaen wollteſt du flechten? Schleus
den Kranz und ſprich, daß ihn der Weltkreis,
ſprich, daß ihn Joſeph den Großen nannte! —

Ihr aber, die ſein goldener Zepter zwölf
Olympiaden ſegnete, jauchzt! ihn führt
der Erbe ſeiner Königstugend, —!
Heil euch! — des teutſchen Verdienſtes Rächer.

Orwing.

An Orwing, über vorſtehende Ode.

Hört' ichs, oder umſcholl täuſchendes Zauberſpiel
mein geſchmeicheltes Ohr? Wahrlich, ſie war es, Freund,
deine Stimme; ſie wars, wie ſie zum Klange der
goldbeſaiteten Harfe tönt:

Harf'

*) Den Sinnbildern der Schriften Friedrichs in Proſe und Verſen, und ſeines Flötenſpiels.

Harf' und Stimme ſo ſtark tönend, ſo ſilberrein,
als noch kaum mir ein Lied — ob ich der reizenden
gleich ſchon viele von dir hörte, — mit holder Kraft
bis ins Innre der Seele klang.

König Friederich wars, den zu beſingen dir
itzt die Muſe gebot, wie ſie dir einſt das Lob
Joſephs, welchem die Welt Preis und Bewundrung zollt,
in hellrauſchende Saiten gab.

Joſeph lebet, — und ſpät ſchmückt ihn der Ewigkeit
Strahlenkrone! — doch ach! Friedrich lebt nicht mehr;
Er, vom Volke beweint, welches ihn Vater pries,
ſchwang ſich glänzendern Sphären zu.

Freund! Voruſſiens nicht, aber Germaniens
Sohn, empfandſt du es ganz, was für Tuiskens Volk
dieſer weiſe Monarch, Meiſter des Rathes und
Held im Felde der Schlachten, war;

Teutſchlands Rechten ein Schirm, ſeiner ihn ehrenden
Fürſten Muſter; — dem ſelbſt Joſeph die Freundeshand
bot, und, als ſie ein Zwiſt trennte, mit Edelmuth
bald verſöhnlich von neuem bot.

Würdig ſangſt du ihn ſo. Mit des Unſterblichen
Namen lebe dein Lied! beydes Voruſſiens
und Germaniens Sohn, jauchzet Kleanor dir
voll des innigſten Mitgefühls.

Früh den Fluren entrückt, wo mir der Jugendlenz
meiner Jahre geblüht, blieb ich des Vaterlands
frommer Liebe getreu, blieb ich in fremder Luft
dennoch Friederichs Unterthan.

O wie hätt' ich so gern, nun er der Erd' entfloh,
ihm, zum Opfer der Pflicht, einen Cypreſſenkranz
an die Urne gehängt, wäre Kalliope
noch dem kälteren Alter hold!

Du, fleug ferner den Flug feuriger Sänger, kühn,
wie der Vogel des Zeus, trauend den Fittichen,
ungeblendet vom Licht, das ihm entgegenſtrahlt,
immer näher zur Sonne ſchwebt!

Wenn, vom Himmel beglückt, Friedrich Wilhelms Thron
feſt, in herrlichem Glanz ſtehet wie Friederichs,
und du ſingſt dann auch ihn, jauchzet Kleanor dir
voll erneuerten Luſtgefühls.

Kleanor.

Antwort an Kleanor.

Freund des teutſchen Geſangs, ſelbſt ein belorberter
edler Sänger! verlängſt kühnte die Muſe dich,
da noch Jugend dein Haar ſchmückte, da Feuer noch
ſchärfern Blicken entglühete:

und — o ſeltnes Geſchik! — jährlich erneute ſie
deinem Haupte den Schmuck, jährlich der Lieder Kraft
deinem Buſen: hervorleuchtender ward der Kranz,
wie die Scheitel dir bleicher ward.

Spät noch gieße dein Lied weiſen Entſchluß ins Herz
ferner Enkel, und frät weck' es Bewundrung,
ſtolz in Reihen der jüngbnenden Kinder des
vaterländiſchen Genius!

Wär' auch Orwing es werth — Orwing, ein Enkel von
Hermanns Barden, — in Teuts heiligen Eichenwald
von dem lyriſchen Chor, welcher die Weihe trägt,
Freund und Barde begrüßt zu ſeyn!

Wie? verdient er es einſt? oder vermochte dich,
frommer Brenne, ſein Lied, weil es von Friedrich
ſcholl, zu täuſchen? und wer ſchiene nicht lorbernwerth,
nennt' er Friederichs Thaten nur?

Zwar nie buhlt' ich um Ruhm, nimmer verführte der
Honig ſeines Geſprächs meinen zu lüſternen
Geiſt, ob Jugend ihm gleich Folge gebot, und mein
viertes Luſtrum noch kaum entfloh:

Aber Dichtergefühl ſchwellte dem Knaben ſchon
oft den Buſen empor, mit dem verbrüderten
Vaterlandesgefühl, ſtolz auf die Sprache Teuts,
ſtolzer auf des unſterblichen

teutſchen

Teutſchen Geiſtes Geſchlecht, Thaten voll Adels, und tauſendfaches Verdienſt. Könnt' ich die Tauſende zählen? Ha, ich erlag' unter der Mengen Zahl, welche würdig des Liedes ſind.

Freund, der ragendſten ſelbſt ſing' ich nur wenige in mein zitterndes Spiel! aber ich ſänge ſie, eh kein Ohr dem Geſang horchte, der Bardenkreis nie für Orwing ſich öffnete.

Denn, wann teutſches Gefühl ſiegend zur Harfe greift, haltlos rauſchet ſie dann unter der ſtürmenden Hand: ſo rauſchte ſie einſt Joſeph dem Menſchenfreund und Teutoniens edlem Haupt.

Alſo rauſchte ſie jüngſt Friedrich dem Helden nach, eurem erblichen Stolz, Söhne Boruſſens; doch nicht eurem allein, aller germaniſchen Brudergauen gerechtem Stolz.

Und noch raſtet das Spiel, theurer Kleaner, nicht. Deines glücklichen Volks jüngere Luſt, ſchon itzt Teutſchlands Stolz und Geſang, Friederich Wilhelm, heiſcht auch von Orwing ein feiernd Lied.

Orwing.

Auf Friedrich Wilhelm.

Aleanor, dem Brennen, gewidmet.

Im September 1786.

Heil, heil! mir ward ein ſeliges Loos! die Bruſt
voll Vaterlandes, ruf' ich es laut: ich bin
Tuiſkons Enkel, gleich den groſſen
Helden des feurigen Bardenliedes!

Sie thun die Thaten, deren Bewunderung
die Zonen füllt vom Morgen zum Niedergang,
vom Pol' hinab zum Pol': und Orwins
ſinget die Thäter im ſtolzen Liede.

Empor auch iezt — es glühet von Bardenglut
mein teutſches Herz! — ſteug mächtigen Flügelſchlags
empor, o Lied! der Edeln Einem
hoch in den Lüften ein Lob zu ſtreuen!

Wohlan! wer iſt es, welchem nach ſchwerer Wahl
dein Fittig aufſchwebt? — Feierſt du abermals
den noch unausgeſungnen weiſen
Völkererhalter in Vindobona,s

ſangreichen Mauern? oder die Tochter Teuts,
die, groß wie Peter, gröſſer durch Menſchenhuld
ſelbſt ihre Welt erſchuf und göttlich
ſchützet, die Krone der Herſcherinnen?

Wie? wählſt du Deſſau's, wählſt du Badens Luſt?
Auch Karl, der Welfe, früh ſchon Hellenens und
der Muſe Liebling, und Hannovers
edler Georg iſt des Preiſes würdig,

gleich mehrern würdig, welche mein Mund verſchweigt.
Denn heute — ſieh, dir horchet ein Brennenſohn! —
heut reize deinen Flug des Erſten
Brennen entzückender Herrſchermorgen! —

Ein großer Tag ſank nieder: noch ſinkend ward
der Gott des Tages größer und herrlicher!
Zwo Dämmerungen — Schmerz und Hofnung
waren ſie — wechſelten ſchnell und ſchwanden.

Schon lacht der Morgen, prangend im Stralenſchmuck,
des ſegenvollen Tages Verkündiger,
Schon übergoldet Sol des Aethers
ſchwebende Sänger, und ſchon die Fluren.

Ihm opfert Flora's holdes Geſchlecht den Kelch
voll Balſamdufts, ihn grüßet das Morgenlied
der Zweigebarden, ſeiner Milde
ſprießet die Saat und die Heerden hüpfen.

Der Jungfraun Chöre tanzen im jungen Stral;
und ungeſehn dem ſterblichen Auge tanzt,
geſonnt im jungen Stral, ein Reigen
Himmliſcher, feirend des goldnen Alters

erwünſchte

Claudio (leiſe.)

Beſtekt nur den Angel gut, der Fiſch wird anbeiſſen.

Leonato.

Was für Zeichen? Sie ſizt euch da -- meine Tochter ſagte euch ja wie.

Claudio.

Es iſt wahr, ſie ſagt' es.

Pedro.

Wie? wie? Ihr ſezt mich in Erſtaunen; ich hätte gedacht, ihr Herz wäre gegen alle Anfälle der Leidenſchaft unüberwindlich.

Leonato.

Ich hätte darauf geſchworen, Gnädigſter Herr; ſonderlich in Abſicht auf Benedicten.

Benedict (vor ſich.)

Wenn es der graubärtige Geſelle nicht ſagte, ſo müßt ich denken, es wäre ein angeſtellter Handel; aber es iſt unmöglich, daß Schelmerey ſich in ein ſo ehrwürdiges Anſehn verkleiden ſollte.

Claudio (ſachte.)

Er hat ſchon angebiſſen: nur weiter;

Pedro.

Sie hat doch Benedicten noch nichts von ihrer Neigung merken laſſen?

Leonato.

erwünſchte Rükkehr. Siehe, den Tanz beginnt
Aſträa ſelbſt: ſanftſchwebenden Trittes folgt
dir Treu und Unſchuld nach, und jede
fromme Geſpielin der beſſern Vorwelt.

Schon rüſtet Dädals, ſchon der Cambnen Schaar *)
die kühnern Schwingen, von des Olympus Burg
der Schönheit Göttin und die Weisheit,
edeln Triumphes, herabzuführen.

Und Galeonen ſpannen, mit Neels Reich
im Bunde, ſchon ihr rauſchend Gefieder aus,
des Ganges und der Seren Reichthum
dir, o Boruſſen, aufzuthürmen.

Ha! welch ein Morgen! Muſe Germaniens,
du mit dem Seherauge! dich riß vorlängſt
dein Vorgefühl in wonnetrunkne
Taumel dahin, und du ſangſt Geſichte. **)

Erfüllung wird nun, was du bezaubernd ſangſt!
Der Tag erſchien, der deinen Altären auch
verdienten Weihrauch zollt, und deine
Prieſter mit Feiergewand umkleidet.

Ha!

*) Die Künſte und Wiſſenſchaften. Jene haben die Schönheit; dieſe die Weisheit zum Zwecke. Auf ähnliche Weiſe wird man alle hier gebrauchten Allegorien leicht zu entkleiden wiſſen.

**) Man ſehe Ramlers und der Karſchin Oden auf die Geburt F. W.

Ha! welch ein Tag! und Friederich Wilhelm iſts,
durch den er leuchtet! Jünglinge jauchzen ihm,
zu Greiſen kehrt der Jugend Freude,
daß ſie den feſtlichen Tag erblicken.

In ihre Jubel ſchalle dein Päan itzt,
o Teutonidin! Aber dereinſt, wann ſpät
mit ungetrübtem Strahl die Sonne
ſcheidet, dann lehre noch Enkelſöhne

den König preiſen, welcher, dem Schmeichler gram,
nur Wahrheit ſchätzet; welcher, voll teutſcher Kraft
im Schlachtenkampfe früh bewähret,
teutſcheren Herzens den Frieden verzieht;

und, Huld mit weiſem Ernſte vermählend, früh
des Vielgeliebten Namen verdienete,
den Er, der Gottheit treuer Jünger,
nur um erhabnere Namen tauſchet.

Seyd ſtolz, ihr Brennen! eurem Beglücker gleich
hieß ſeinen Ludwig *) Galliens Schmeichlerzunft:
allein an feilen Buſen ſank er
tief zu der Gallier Fluch hinunter.

Gleich

*) Der wollüſtige Ludwig XV. hatte in früheren Jahren den Namen des Vielgeliebten (le bienaimé) bekommen.

Gleich eurem Friedrich — Brennen, seyd stolzer! — pries
der Löhalingsstrupp den früheren Ludwig groß, *)
Ihn, der viel Arglist Völker würgend
künftige Schaaren dem Himmel raubte,
und seinem Reich der bessern Bürger Schaar . . .
weh, weh dem Liede, das mit erkünsteltem
Gefieder aufflog, ihn zu singen!
würdig vergalt es ihm Ikar's Schikſal.

Erwing.

V.

Briefe
über die Kantiſche Philoſophie.

Sechſter Brief.

Fortſetzung des vorigen. Vereinigtes Intereſſe der Religion und der Moral bey der Hinwegräumung des metaphyſiſchen Erkenntniſsgrundes für das zukünftige Leben.

Ich fühle, lieber Freund, die Schwierigkeit meines Unternehmens, indem ich von dem hiſtoriſchen zum

meta-

*) Ludwig XIV., von den Franzoſen der Groſse genannt. Ihn besangen viele nun vergeſsne Schmeichler: bekannt iſt noch Boileau's ſchwülſtige Ode auf die Eroberung von Namur u. ſ. w.

metaphyſiſchen Erkentniſsgrund der Unſterblichkeit der Seele hinüberache, um von dem letztern eben dieſelbe Unverträglichkeit mit dem gemeinſchaftlichen Intereſſe der Religion und der Moral zu erweiſen, die ich von dem erſtern vielleicht nur zu flüchtig angedeutet habe. Sie haben dieſe Flüchtigkeit bey dem bevorſtehenden Beweiſe um ſo weniger zu beſorgen, da eben der Grund, warum ich mir dieſelbe in dem einen Falle erlauben zu müſſen glaubte, in dem vorliegenden mich zur ſtrengeren Unterſuchung und umſtändlicheren Erörterung auffordert. Ich hatte es mit keinem Hyperphyſiker zu thun, der für ſeine religiöſe Ueberzeugung durchaus keine andere Quelle gelten läßt „als eine Uebernatürliche, und dem jeder Ausſpruch der Vernunft über die Grundwahrheiten der Religion eben darum verdächtig iſt, weil er ihn für einen Ausſpruch der Vernunft erkennt. Vielmehr weiß ich aus Ihren mündlichen und ſchriftlichen Aeuſſerungen, daß Sie der Vernunft ihr angebohrnes Recht über jene Grundwahrheiten zuerſt zu ſprechen eben darum um ſo williger einräumen, weil Sie Sich die Religion als eine moraliſche Angelegenheit zu denken gewohnt ſind, und weil Sie Sich keine moraliſche Angelegenheit denken können, die nicht vor dem Gerichtshofe der Vernunft entſchieden werden könnte, und müßte. „Im ganzen Umfange der moraliſchen Geſetz„gebung„ ſchreiben Sie mir bey einer anderen Gelegenheit, „kann nichts vorkommen, was an ſich ſelbſt „unbegreiflich wäre; kein Geſetz, welches nicht von der

„Ver-

„Vernunft ſelbſt unmittelbar vorgeſchrieben, keine „Sanktion, welche nicht von ihr ſelbſt für nothwendig „anerkannt, und folglich eben ſo wohl durch ihre eigene „Stimme angekündiget, als durch ihre geſetzgeberiſche „Gewalt feſtgeſetzt würde. Ohne Sie würde ſelbſt die „Gottheit keine Sprache für uns haben, die nicht ewig „todter Buchſtabe bleiben müßte — Jede Offenba„rung, die nicht ihre Prüfung aushält, iſt untergeſcho„ben; und keine hält dieſe Prüfung aus, deren Inhalt „ſie nicht mit ihren eigenen Ausſprüchen gleichlautend „findet. Daher iſt alles Uebervernünftige unvernünf„tig, und, in ſo fern es auf die Sittlichkeit Einfluß „bekömmt, unſittlich." — Indeſſen weiß ich, daß eben dieſe Grundſätze, welche den hiſtoriſchen Erkenntnisgrund, in ſofern er wenigſtens für den Erſten oder Einzigen ausgegeben wird, bey Ihnen um alles Anſehen bringen, dem metaphyſiſchen bisher wenigſtens das Wort geredet haben. Ich weiß, daß Sie mit ſo vielen anderen aufgeklärten Freunden der Religion eben darum geneigter ſind, den Beweiſen Gehör zu geben, mit welchen die rationale Pſychologie die Unſterblichkeit der Seele zu demonſtriren verſucht, weil Sie an denſelben die Rechte der Vernunft gleichſam durch den wirklichen Beſitz erwieſen, und die Meynung der Hyperphyſiker widerlegt glaubten, welche der Vernunft das Vermögen abſtreiten, ſich durch eigene Kräfte von den Grundwahrheiten der Religion zu überzeugen. Ich habe es daher dieſesmal mit Ihnen ſelbſt aufzunehmen, und

nichts geringeres zu beweiſen, als daß durch denſelben Erkenntnißgrund, der Ihnen die Ueberzeugung vom zukünftigen Leben, und das Anſehen der Vernunft zugleich feſtzuſetzen, und folglich das Intereſſe der Religion und der Moral zu vereinigen ſchien, in der Sache ſelbſt dieſes Intereſſe nicht weniger getrennt und entzweyt werden müſſe, als durch den entgegengeſetzten Hiſtoriſchen, der doch durch jenen überflüſſig gemacht werden ſollte.

Laſſen Sie uns vor allem darüber einig werden, was wir uns hier bey dem Worte metaphyſiſcher Erkenntnißgrund eigentlich zu denken haben. Ich verſtehe darunter nicht jede Form der Ueberzeugung durch Vernunftgründe überhaupt, und in ſo ferne dieſelbe dem blinden Glauben entgegen geſetzt iſt. Ueberzeugung durch Vernunftgründe iſt zur Moralität der Religion ſchlechterdings unentbehrlich, und der moraliſche Glauben, den die Kritik der Vernunft feſtſetzt, iſt ganz auf Vernunftgründe gebaut. Ich unterſcheide ſogar an dem metaphyſiſchen Erkenntnißgrunde ſelbſt den wirklichen Antheil, den die Vernunft an ihm hatte, und durch welchen er nicht nur eine Folge des rechtmäßigen Beſtrebens, womit der menſchliche Geiſt nach eigener und innerer Ueberzeugung rang, ſondern auch das einzige Mittel war, die Unabhängigkeit der Vernunft, während des Zeitraumes, als ſie zur Anerkennung des moraliſchen Erkenntnißgrundes noch nicht entwickelt genug war,

war, zu behaupten, und ſie ſelbſt im wirklichen Beſitze derjenigen Rechte zu erhalten, ohne deren Gebrauch es ihr unmöglich geblieben ſeyn würde, mit der wahren Beſchaffenheit, und dem ganzen Umfange ihres Gebietes bekannt zu werden.

Ich meyne daher auch nicht jeden Gebrauch des pſychologiſchen Vernunftbegriffes der einfachen denkenden Subſtanz, am wenigſten aber denjenigen, der zur Vertheidigung der religiöſen Grundwahrheit des zukünftigen Lebens gegen ihre Beſtreiter gemacht wird. Da dieſe durchaus mit metaphyſiſchen Waffen *) zu Felde ziehen: ſo wird der Gebrauch dieſer Gattung von Waffen zur Gegenwehre nicht nur rechtmäßig, ſondern auch ſelbſt nothwendig bleiben, ſo lange als die Fehde ſelbſt dauren, oder welches eben ſo viel iſt, ſo lange die Philoſophie der Religion durch ihre bisherigen Blößen zum Angriffe reitzen wird. Der pſychologiſche Vernunftbegriff, der unſer denkendes Ich als eine einfache und unzerſtörbare Subſtanz vorſtellt, iſt allerdings unwiderlegbar, wenn er nicht mehr und nicht weniger ausdrücken ſoll, als daß das an ſich ſelbſt ganz unbekannte Subjekt unſrer Gedanken, in ſoferne daſſelbe denkt, kein Gegenſtand der äuſſeren Anſchauung, d. i. kein Körper ſeye, und daß folglich die Zerſtörbarkeit, ein Prädikat

*) Einfaſſung und Verzierung ändert nichts an der Sache ſelbſt: die Klinge iſt jederzeit metaphyſiſch, oder das Gewehr hat, wie der Degen manches Stutzers, gar keine Klinge.

dikat das nur Körpern zukommen kann, von dem denkenden Subjekte nicht behauptet werden könne. Allein sobald die Bedeutung jenes Begriffes über denjenigen Unterschied zwischen Seele und Körper hinausgeht, der in der Erfahrung vorkömmt, und den kein Materialist wegvernünfteln kann; sobald er mehr als die bloße Verschiedenheit der Prädikate des innern und äussern Sinnes, so bald er das absolute Subjekt unsres denkenden Ichs, das eigentliche und unbegreifliche Wesen unsrer Seele ausdrücken soll, so widerspricht er sich selbst: indem er ein bloßes Prädikat der Anschauung zum Subjekte an sich selbst macht, einem ganz unbekannten Dinge, in sofern dasselbe unbekannt ist, eine bekannte Beschaffenheit beylegt, und einen leeren Begriff zum wirklichen Gegenstand umschafft. Der Anhänger des moralischen Erkenntnißgrundes für das zukünftige Leben thut daher auf allen Vortheil verzicht, den er aus dem Begriffe der Unkörperlichkeit für seine Ueberzeugung ziehen könnte; so lange sich nicht ein Gegner aufdringt, der jenen Begriff zum Nachtheil dieser Ueberzeugung bestreitet. Alsdann sieht er sich freylich genöthiget den Beweis zu führen, daß sich der Unterschied zwischen Seele und Körper soweit wir beyde kennen, nicht ohne Widerspruch aufheben lasse; allein, eingedenck seiner eigenen Ueberzeugung, daß sich dieser Unterschied, in so fern er das eigentliche Wesen von Körper und Seele treffen soll, eben so wenig ohne Widerspruch behaupten lasse, begnügt er sich die Anmaßung seines Gegners abgewie-

gewieſen zu haben, ohne ſich ſelbſt einer ähnlichen Anmaſſung ſchuldig zu machen, und iſt beſcheiden genug, ſich ſelbſt einzugeſtehen, daß er zwar die Einwürfe gegen ſeine Behauptung widerlegt, dieſe Behauptung ſelbſt aber noch lange nicht bewieſen habe. Mit einem Worte, er gebraucht den pſychologiſchen Vernunftbegriff als bloße Schutzwehre ſeiner Ueberzeugung vom zukünftigen Leben.

Der entgegengeſetzte und gegenwärtig noch ſo ſehr ausgebreitete Gebrauch, oder vielmehr Misbrauch jenes Begriffes, der ihn aus der Schutzwehre zur Grundfeſte macht, iſt es alſo, was ich unter dem metaphyſiſchen Erkenntnißgrund der Unſterblichkeit verſtehe. Die Spekulation hat den unläugbaren Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des innern und äuſſeren Sinnes auf die Gegenſtände dieſer Vorſtellungen an ſich ſelbſt ausgedehnt, und darauf die bekannte Demonſtration der künftigen Fortdauer unſrer Seele gebaut, die durch ihre Scheinbarkeit ſo wohl als durch die Allgemeinheit ihres Gebrauches nicht nur etwa bey dem groſſen Haufen der philoſophiſchen Welt in groſſen Anſehn ſteht. Ich werde dieſe Form der Ueberzeugung vom zukünftigen Leben gegenwärtig weniger in Rückſicht ihrer Gültigkeit, als ihres Einfluſſes auf das gemeinſchaftliche Intereſſe der Religion und der Moral betrachten; und ich müßte mich ſehr irren, wenn ich Sie nicht überzeugen könnte, das der Einfluß der Grundwahrheit vom

zukünftigen Leben auf die Sittlichkeit durch den metaphyſiſchen Erkenntniſsgrund entweder unwirkſam, oder gar ſchädlich werden, entweder in irreligiöſen Kaltſinn, oder in myſtiſche Schwärmerey ausarten, und daß folglich entweder die Religioſität der Moral, oder die Moralität der Religion unter jenem Erkenntniſsgrunde leiden müſſe. Doch Sie mögen ſelbſt darüber urtheilen.

Zugegeben, was ich nie zu läugnen gedenke, daß die Seele an ſich ſelbſt wirklich ein Geiſt ſey, ſo iſt ſie, als ein ſolcher, ein bloſſes Verſtandeswesen, das heißt, es kann daſſelbe nur durch den Verſtand gedacht, und nie durch Sinnlichkeit wahrgenommen werden. Selbſt wenn der Verſtand die Anſchauungen des innern Sinnes von den Anſchauungen des äuſſern unterſcheidet, und die erſtern eben darum, weil ſie nicht im Raume vorkommen, für einfach erklärt, ſo trift dieſe Einfachheit nur die wahrgenommenen Vorſtellungen, aber nicht das Subjekt derſelben, das der Verſtand zwar als Etwas überhaupt denken, aber nie als etwas Beſtimmtes erkennen kann, weil es auſſer dem Geſichtskreiſe aller möglichen Wahrnehmung liegt. „Aber,“ werden Sie mir hier vielleicht einwenden, „erkenne ich nicht ſchon dadurch etwas ſehr beträchtliches von dieſem ſonſt unbekannten Subjekte, daß ſich meine Vernunft genöthiget ſieht, demſelben die Prädikate der Subſtanz und des Einfachen beyzulegen?“ — Ich antworte: die Beylegung dieſer beyden Prädikate hat Sie viel eher

Leonato.

O Nein, und ſie ſchwört, es ſolle nimmermehr geſchehen; das iſt eben ihre Quaal.

Claudio.

Nichts anders, eure Tochter ſagte mir eben das. Soll ich, ſagt ſie, ich die ihn ſo oft mit Verachtung abgefertigt hat, ihm izt ſchreiben, daß ich ihn liebe?

Leonato.

Das thut ſie, wenn ſie einen Brief an ihn angefangen hat; denn ſie ſteht wohl zwanzigmal in der Nacht auf, und ſezt ſich in ihrem Nacht-Hemde hin, und überſchmiert euch einen ganzen Bogen Papier; ich erfahr' alles von meiner Tochter.

Claudio.

Weil ihr da von einem Bogen Papier redt, fällt mir ein artiger Spaß ein, den uns eure Tochter erzählte.

Leonato.

O -- wie ſie ihn überſchrieben hatte, und ihn überlaß, und ſich ſo erzeſerte -- (*)

Claudio.

Eben das --

Leonato.

(*) Der Scherz liegt hier in einem Wortſpiel, das in der Ueberſezung verlohren geht.

eher von der Bekanntſchaft mit dem Subjekte weiter entfernet, als derſelben näher gebracht. Denn was iſt nun dieſes Subjekt, das Sie ſich, jenen vermeintlichen neuen Aufſchlüſſen zufolge, nie als Prädikat eines andern Subjektes denken dürfen, und dem Sie alle Ausdehnung abſprechen müſſen? Hat es durch dieſe beyden Beſtimmungen aufgehört, ein bloſſer leerer Begrif zu ſeyn? hat es einen wirklichen Gegenſtand erhalten auf welchen der Begrif angewendet werden könnte? oder iſt es nicht vielmehr eben dadurch aus der Sphäre aller Dinge ausgeſchloſſen worden, die mehr als bloſſe Gedanken für uns ſind? Alle wirklichen Gegenſtände, denen wir eine Subſiſtenz auſſer unſren Begriffen einräumen, müſſen irgendwo, das heißt, im Raume daſeyn; und alles, was ſich von dieſen Gegenſtänden erkennen läßt, iſt bloſſes Prädikat. Dem einem dieſer Kriterien der Wirklichkeit wiederſpricht der Begrif des Einfachen, und dem andern der Begrif des Subjektes, das kein Prädikat ſeyn kann. — Nur Wahrnehmung allein kann mich belehren, ob einem meiner Begriffe ein wirklicher Gegenſtand entſpreche. Nur durch ſie allein bin ich überzeugt, daß der Begrif des Einfachen in Abſicht auf die Gegenſtände meiner inneren Anſchauung, und der Begrif der Subſtanz in Abſicht auf die Gegenſtände meiner äuſſern Anſchauung (alles Beharrliche im Raume) nicht bloſſe inhaltloſe Gedanken-Formen ſind. Dann ſie, und nur ſie allein kann mir denn Inhalt dieſer Begriffe liefern;

nämlich

nämlich in dem einem Falle, die wirklichen Vorſtellungen, die mir der innere Sinn, und in dem andern die Gegenſtände im Raume, die mir der äuſſere Sinn vorhält; da dann die Begriffe des Einfachen ſo wohl als der Subſtanz nicht mehr ein bloſſes Etwas ein = x, ſondern der eine wirkliche Vorſtellungen, die in der Zeit auf einander folgen, und der andere, wirkliche empyriſche Gegenſtände, die im Raume beharren, bezeichnen. Allein ſo bald der Begrif des Einfachen von der Vorſtellungsart des inneren Sinnes, und der Begrif der Subſtanz von dem Beharrlichen im Raume, auf das unbekannte Subjekt der Gedanken übertragen wird: ſo fällt der Stoff der Wahrnehmung, der nur für die gegebenen Vorſtellungen des inneren Sinnes, nicht für das Subjekt derſelben, nur für das Beharrliche im Raume, und nicht für etwas das im Raume nicht vorkommen kann, gegolten hat, gänzlich hinweg, und es bleiben für das Subjekt, das ich dadurch erkennen will keine anderen Beſtimmungen übrig, als die Inhaltsloſen Begriffe des Einfachen und der Subſtanz; Beſtimmungen, durch welche mir die Vernunft zwar verbietet mein denkendes Selbſt als eine Beſchaffenheit (ein Accidens) meines Körpers anzuſehen, aber keinesweges ankündiget, was das Subjekt meiner Gedanken an ſich ſelbſt ſey. Die Erkenntniß dieſes Subjektes, in ſo ferne daſſelbe mehr als ein bloſſer Begrif iſt, gewinnt alſo nichts, wenn wir dieſelbe durch die anſchauungsleeren Begriffe des Einfachen und der Subſtanz

zu erweitern ſuchen; ſie verliert vielmehr, in dem wir dasjenige, was uns an ihr fehlt, durch den Beyſatz zweyer unbekannten Beſchaffenheiten vermehren.

Sollten Sie, lieber Freund, meine bisherige Erörterung, die ſich freylich von der eingeführten Vorſtellungsart etwas entfernen mußte, und denen ich ihre verdoppelte Aufmerkſamkeit hätte erbitten ſollen, nach wiederholter Durchleſung nicht ganz genugthuend finden; ſo ſchlage ich Ihnen folgenden kürzern Weg vor. Ziehen Sie ſich ſelbſt zu einer ſtrengen Rechenſchaft über die Vorſtellung die ſie ſich bisher von der Seele als Geiſt gemacht haben. Da ich weiß wie ſehr Sie Ihre Phantaſie im Zaume zu halten wiſſen, ſo kann ich das Reſultat dieſer Unterſuchung leicht verberſagen. Der Geiſt iſt Ihnen ein unbekanntes und unbegreiflichtes Etwas, von dem ſie nichts weiter wiſſen, als daß er das Subjekt ihrer Gedanken iſt, und der von ihnen blos darum als einfach gedacht wird, weil ſie ihn von allen Körpern. — und als Subſtanz, weil ſie ihn von den Beſchaffenheiten ihres Körpers, unterſcheiden müſſen. Auch ſind Sie und alle Spiritualiſten mit mir darüber einig, daß dieſes ſubſtanzielle einfache und denkende Etwas als exiſtirend zwar gedacht, aber nie wahrgenommen werden könne. Denn iſt nicht Wahrnehmung das ausſchlieſſende Geſchäft der Sinnlichkeit, oder des Anſchauungs-Vermögens, einer Erkenntniß-art, über welche ein Geiſt, der nur mit dem Verſtande

gedacht

gedacht werden kann, nach dem allgemeinen Geſtändniſſe aller Spiritualiſten, die keine Geiſterſeher ſind, unendlich erhoben iſt? Indeſſen iſt doch dieſer Mangel, oder vielmehr dieſe Unmöglichkeit der Wahrnehmung, die wahre und eigentliche Urſache, warum jenes als Geiſt gedachte Etwas für uns ein unbekanntes Etwas = x iſt, und alle ſeine Beſtimmungen, Subſtanz, Einfachheit, Denkkraft u. ſ. w. (die Coëfficienten dieſes x) ewig leer und ohne Inhalt bleiben müſſen.

Und nun laſſen Sie uns ſehen, was aus der bisher erklärten Natur der Begriffe aus denen die Idee eines Geiſtes beſteht, und die den ganzen Stoff der rationalen Pſychologie ausmachen, in Rückſicht auf die religiöſe Grundwahrheit vom zukünftigen Leben nothwendig erfolgen müſſe. Ich habe es vorhin angedeutet, aber nun erſt kann ich hoffen, daß es ihnen weniger ſonderbar vorkommen wird; dieſer Erfolg iſt kein anderer als — Gleichgültigkeit, oder Schwärmerey, je nachdem man ſich die Pſychologiſchen Vernunftbegriffe entweder in ihrer natürlichen Leerheit und Inhaltsloſigkeit denkt, oder dieſelben mit unnatürlichen Anſchauungen durch Hülfe der Einbildungskraft ausfüllt.

In eben dem Verhältniſſe als ein ſpekulativer Kopf mit ſich ſelbſt einig iſt, nach ſeinen Grundſätzen konſequenter denkt, und ſeine Begriffe von heterogenen Zuſätzen zu bewahren weiß, wird auch ſein Vernunftbegriff von der Natur eines Geiſtes rein, das heißt,

von

von allen Blendwerken der Imagination eben ſo frey erhalten, als er ihn von allen Anſchauungen der Sinnlichkeit leer gefunden hat. Aber in eben dem Verhältniß wird dieſer Vernunftbegriff, den er auf keinen wirklichen Gegenſtand anwenden kann, dieſer Geiſt der ſich nur denken läßt, dieß bloſſe Gedankending, weniger Intereſſe für ihn haben müſſen. Das Etwas, das in ihm denkt, das er aber eben darum von allen ſeinen Vorſtellungen *) unterſcheidet, weil er es um der Geiſtigkeit willen, als etwas, das als abſolutes Subjekt da iſt, denken muß, — und das er von allem was er auſſer ſich ſelbſt wirkliches kennt unterſcheidet, weil er es als einfach denken muß; mit einem Worte dieſe denkende, einfache und ſubſtanzielle Etwas = x kann nichts auf ihn wirken, ſo wenig als er darauf wirken kann; greift in keine ſeiner wirklichen Vorſtellungen ein; und iſt weder ein Gegenſtand ſeines Haſſes noch ſeiner Liebe; eben weil es für ihn = x iſt. So wichtig ihm ſein Ich ſeyn mag, ſo unwichtig muß ihm jede unbekannte, jede über alle mögliche Wahrnehmung erhabene Beſchaffenheit ſeines Ichs ſeyn. Weiß er nun von keinem anderen Erkenntnißgrunde des zukünftigen Lebens, als demjenigen, der von jenen unbekannten Beſchaffenheiten, der Einfachheit, Subſtanzialität u. ſ. w. hergenommen iſt: ſo kann er, der ſcharf und richtig denkt, ſich nur in ſo fern ein fortgeſetztes Daſeyn nach dem Tode ver-

*) Das heißt, von allem, was er an ſeiner Seele Wirkliches wahrnehmen kann.

verſprechen, als er das beſagte Etwas iſt, auf welches keine der ihm bekannten Beſtimmungen wirklicher Gegenſtände paßt, und bey dem er ſich nichts als daß Subjekt derjenigen Vorſtellungen denken kann, die er während ſeines Lebens wahrgenommen hat, und von denen er nicht wiſſen kann, ob er ſie auch dann noch wahrnehmen wird, wenn mit ſeinem Körper dasjenige Beharrliche im Raume, woran das empyriſche Bewußtſeyn ſeiner Perſönlichkeit gebunden war, weggefallen ſeyn wird. Da alſo die metaphyſiſch demonſtrirte Fortdauer nach dem Tode nur dasjenige trift, was er von ſeinem Selbſte nicht kennt, alles dasjenige aber, was er während ſeines Lebens kennen gelernt hat, entweder gerade zu von der künftigen Exiſtenz ausſchließt, oder wenigſtens darüber in Ungewisheit läßt; ſo muß dem konſequenten Denker ſein künftiges Daſeyn in der unſichtbaren Welt ungefähr eben ſo gleichgültig ſeyn als ſein voriges Daſeyn im Reiche der Möglichkeiten.

Man klagt nicht ganz ohne Urſache, daß der Einfluß der Religion auf die Moralität in eben dem Verhältniſſe abnehme, als die Aufklärung des Zeitalters zunimmt; daß die Grundwahrheiten der Religion, die ſonſt der vornehmſte Gegenſtand aller ſpekulativen Philoſophie waren, und ewig der vornehmſte Zweck derſelben ſeyn müſſen, von den beſten philoſophiſchen Köpfen unſrer Zeit nicht ſelten bezweifelt, weit öfter aber gar mit Stillſchweigen übergangen werden; und

daß

daß vorzüglich der groſſe und wichtige Gedanke des zukünftigen Lebens gemeiniglich in den Schriften und Unterredungen derjenigen am allerwenigſten vorkäme, welche die größten Fähigkeiten und den nächſten Beruf hätten, denſelben dem höchſten Grade der für ihn möglichen Evidenz näher zu bringen. Das Sonderbarſte dabey iſt unſtreitig, daß die Urſache aller dieſer Klagen in der philoſophiſchen Welt hauptſächlich von dem Zeitpunkte an über Hand genommen hat, ſeitdem Des Cartes den Vernunftbegriff von der Geiſtigkeit der Seele aufs Reine gebracht, und damit an die Demonſtration der Unſterblichkeit gleichſam die letzte Hand gelegt hat. Allein eben dieſer Umſtand, der dem erſten Anblicke nach das Räthſel noch tiefer einzuhüllen ſcheint, wird uns, genauer beſehen, die Auflöſung deſſelben an die Hand geben.

So lange die Vernunftbegriffe, aus welcher die Idee der Geiſtigkeit zuſammengeſetzt iſt, noch nicht vollſtändig entwickelt waren, ſo lange konnte dieſe Idee, auch von dem ſcharfſinnigſten Denker, nicht in ihrer eigenthümlichen Reinheit, oder vielmehr Leerheit von allem Stoffe der Sinnlichkeit und Imagination gedacht werden. Eben die Unvollſtändigkeit der unentwickelten Vernunftbegriffe machte die Ergänzung derſelben durch Vorſtellungen der Sinnlichkeit und Imagination zugleich möglich und nothwendig, und beyde ſonſt ſo verſchiedenen Vorſtellungsarten floſſen in ein verworrenes Ganzes zuſammen, ohne daß ihr Widerſpruch unter-

einander ſichtbar werden konnte. So hatte man z. B. vor dem Des-Cartes den Begrif des Einfachen zwar ſchon von dem Begriffe des Zuſammengeſetzten, aber noch nicht von dem Begriffe des Ausgedehnten deutlich genug unterſchieden. Indem man ſich daher den Geiſt nicht ganz ohne Ausdehnung dachte, wenigſtens die Ausdehnung nicht geradezu davon ausſchloß, ſo wurde an der Subſtantialität des Geiſtes das Beharrliche im Raume nicht vermiſſet, ohne welches ſich keine wirklich exiſtirende Subſtanz denken, vielweniger aber beweiſen läßt. Gewann nun der Vernunftbegriff der einfachen Subſtanz durch die metaphyſiſche Entdeckung des Des-Cartes einerſeits ſeine Vollendung, ſo verlohr er andererſeits die letzte Unterſtützung, die er bisher von der Sinnlichkeit erhalten hatte; denn von nun an konnte die Seele nicht mehr ohne Widerſpruch als Etwas Beharrliches im Raume gedacht werden. Die letzte Regel, wie man ſich einen Geiſt denken ſollte, war nun gefunden: aber damit war auch der letzte Faden abgeſchnitten, wodurch die Phantaſie die Idee des Geiſtes an die Reihe wirklicher Dinge gebunden hielt. Freylich ließ man ſich darum noch nicht im Traume einfallen, daß man durch bloße reine Vernunft keinen wirklichen Gegenſtand denken könne, und man hypoſtaſirte daher noch immer den reinen Vernunftbegriff von der Seele, wie vorher; allein mit ſehr verſchiedenem Erfolge. Die reine Form des Vernunftbegriffes paßte von nun an ſchlechterdings auf keine Materie im ganzen Gebiete

der

der Erfahrung, und für den ganzen Steff, den man ihr ohne Widerſpruch unterlegen konnte, blieb nun nichts mehr übrig als der ebenfalls leere Begriff eines Etwas = x, das darum nicht aufhörte ein wahres x zu ſeyn, weil es in der Demonſtration als ein exiſtirendes x genommen wurde. Der Kaltſinn der Philoſophen in Abſicht auf das zukünftige Leben iſt alſo, von dieſer Seite betrachtet, nicht ganz ohne Entſchuldigung. Er iſt vielleicht öfter, als ſie es ſelbſt merken, eine ſehr natürliche Wirkung des wirklichen x, auf welches jeder denkende Kopf auf dem Wege der demonſtrativen Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele in eben dem Verhältniſſe mehr oder weniger ſtoſſen muß, als er ſich bey der Beſtimmung ſeines Begriffes von der Geiſtigkeit, mehr oder weniger genau an die Regel der reinen Vernunft hält.

Sie mögen nun ſelbſt entſcheiden, lieber Freund, in wie fern ich Recht hatte zu behaupten, daß die demonſtrative Form der Ueberzeugung vom zukünftigen Leben die Grundwahrheit der Religion um ihrem Einfluß auf die Moral bringen müſſe. Die beträchtlichſte Einſchränkung, welche meine Behauptung zuläßt, kömmt der Verbindung zwiſchen Religion und Moral ſo wenig zu ſtatten, daß ſie dieſelbe vielmehr von einer anderen und weit bedenklicheren Seite untergräbt. Das gemeinſchaftliche Intereſſe von beyden leidet nicht weniger darunter, wenn der Vernunftbegriff auf wel-

chen die Grundwahrheit der Religion durch Demonstration gebaut wird, durch Phantasie ausgefüllt wird, als wenn er leer stehen bleibt.

Es ist unläugbar, daß sich nur sehr wenige Menschen, und sogar auch unter den spekulativen Philosophen nur sehr wenige, die Vernunftbegriffe, aus denen die Idee der Geistigkeit besteht, rein zu denken vermögen. Theils sind die Köpfe nicht sehr zahlreich, die einen Vernunftbegriff überhaupt regelmäßig aufzufassen im Stande sind; und theils sind nicht alle Herzen, die solchen Köpfen angehören, aufgelegt genug, es in einer so wichtigen Angelegenheit bey einem leeren Vernunftbegriffe bewenden zu lassen. Die Phantasie schaft also noch immer den Stoff, womit sie entweder den noch unvollständigen Vernunftbegriff der Geistigkeit ergänzt, oder den Vollständigen, aber eben darum auch Leeren, ausfüllt. Daher die auffallende Verschiedenheit der Vorstellungsarten, worunter die Idee vom Geiste selbst bey denjenigen Schriftstellern vorkömmt, die einerley Definition darüber angeben, in ihren Notionen von Substanz, Einfachheit, Denkkraft, u. s. w. genau übereinstimmen, und folglich über die Regel, wie ein Geist gedacht werden soll, vollkommen einig sind. Die unverkennbare Gleichförmigkeit der metaphysischen Grundlinien, nach welchen diese psychologischen Ideale gezeichnet sind, verräth eben so deutlich den Cirkel und Maaßstab der reinen Vernunft, als die Verschiedenheit des eigentlichen Inhalts und des Kolorits—

den

Leonato.

O ſie zerriß den Brief in tauſend Halb-Pfenning-Stükchen, und ſchimpfte auf ſich ſelbſt, daß ſie ſo ſchaamlos ſeyn könnte, an iemand zuſchreiben, von dem ſie gewiß ſey, daß er ihrer ſpotten werde: Ich meſſe ihn, ſagte ſie, nach mir ſelbſt; denn ich würde ihn aushöhnen, wenn er mir ſchriebe; ja, ob ich ihn gleich liebe, ſo thät ich's.

Claudio.

Hernach fällt ſie auf ihre Knie, weint, ſchluchzt, ſchlägt ſich auf die Bruſt, rauft ſich die Haare aus, betet, flucht; o liebſter Benedict! Himmel! Gieb mir Geduld!

Leonato.

Das thut ſie, in der That, wie meine Tochter ſagt; und es iſt wirklich ſo weit mit ihr gekommen, daß meine Tochter zuweilen fürchtet, ſie möchte ſich in der Verzweiflung ſelbſt ein Leid anthun; es iſt leider nur gar zu wahr.

Pedro.

Es wäre gut, wenn es Benedict von iemand anderm erfuhre, wenn ſie es ihm ſelbſt nicht entdeken will.

Claudio.

Wozu ſollte das dienen? Er würde einen Spaß daraus machen, und das arme Fräulein deſto ärger quälen.

Pedro.

Wenn er das fähig wäre, ſo wär' es ein verdienſtli-

den Pinſel der Imagination. Die Vernunft, die an keinem überſinnlichen Ideale etwas billigen kann, das nicht ihr eigenes Werk iſt, proteſtirt indeſſen immer nachdrücklicher und allgemeiner gegen alle Aehnlichkeit jener übermalten Grundlinien mit ihren Ueberzeugungen von der Natur eines Geiſtes, von der ſie wenigſtens ſo viel weiß, daß ſie nichts von allem demjenigen iſt, was ſich durch Sinnlichkeit und Imagination darſtellen läßt. Allein jemehr es der Vernunft auf der einen Seite gelingt, ihrem reinen Begriffe von Geiſtigkeit, oder vielmehr den Regeln, die ſie für dieſen Begrif vorſchreibt, Eingang zu verſchaffen: deſto geſchäftiger erſcheint auf der anderen Seite die Phantaſie um ſich in ihrem alten Beſitze zu erhalten, aus welchem ſie durch jene Regeln verdrängt wird. Laſſen Sie mich dieſe Bemerkung genauer beſtimmen. Je weniger ſich die Vernunft *) bey zunehmender Feſtſetzung und Verbreitung ihrer entwickelten Begriffe von überſinnlichen Gegenſtänden, die Leerheit dieſer Begriffe verbergen kann, und jeweniger ſich dieſe Leerheit mit ihren anderweitigen Bedürfniſſen verträgt: **) deſto mehr ſieht ſie ſich nothgedrungen, die Phantaſie in eben das Ge-

*) Die ſubjektive Vernunft, die durch Annäherung zur objektiven (dem vollendeten Ideale) einer unaufhörlichen Zunahme fähig iſt. Wir ſind erſt nur ſeit der Zeit berechtiget von objektiver Vernunft zu ſprechen, ſeit dem uns die Kritik mit der reinen Vernunft bekannt gemacht hat.

**) Die ihr aber, ſo bald ſie einmal den moraliſchen Erkenntnißgrund angenommen hat, ganz und gar gleichgültig ſeyn kann.

biet einzuladen, aus welchem ſie dieſelbe durch unwiderrufliche Geſetze verwieſen hat. Als Beyſpiele hierüber kann ich die neueren bereits in meinen vorigen Briefen oft erwähnten Streitigkeiten anführen. *). Sie betreffen zwar eigentlich die erſte Grundwahrheit der Religion (das Daſeyn Gottes) auf welche die ſtreitenden Partheyen die Zweyte (vom zukünftigen Leben) zu gründen ſcheinen. Allein ſie gehören allerdings hieher, in ſofern ſie der lebendigſte Ausdruck der Verlegenheit ſind, in welcher ſich die Vernunft befindet, indem ſie das Mißverhältniß zwiſchen ihren weſentlichſten Bedürfniſſen und den bisherigen Mitteln dieſelben zu befriedigen gewahr wird, und genöthiget iſt, gegen ihre eigene Geſetze, wodurch ſie die Schwärmerey zu Paaren treibt, zu ſündigen, um dem Eindringen des grübelnden Unglaubens Schranken zu ſetzen. Auf dieſe Art erkläre ich mir nicht nur etwa die mehr als iemals häufigen und ungeſtimmen Bemühungen der offenbaren Schwärmer, um wieder gut zu machen was kalte Vernunft verderbt, zu bedecken was ſie aufgedeckt, und anzufüllen, was ſie ausgeleert hat: ſondern vorzüglich den ſonderbaren und merkwürdigen Krieg, den Männer von lebhafter Imagination und nicht gemeinem Scharfſinne der ſpekulativen Philoſophie, oder eigentlicher, der reinen Vernunft, ohne ſie zu kennen, angekündiget haben. Der leere Vernunftbegrif empört ſie. Sie wollen Sachkenntniſſe, ſie wollen anſchauende Begriffe, entweder an

*) Die Jakobiſch-Mendelſohnſchen, i. B.

an hiſtoriſchen, oder gar an phyſikaliſchen Thatſachen. Ihr reger Genius, der ſich eben darum um ſo weniger herablaſſen kann, von einem ſeiner lebenden Zeitgenoſſen zu lernen, weil er gewohnt iſt, ſie alle zu belehren, erſpart ihnen durch ſeine plaſtiſche Kraft die kritiſche Unterſuchung: ob ſich denn auch ein überſinnlicher Gegenſtand durch ſinnliche Begebenheiten und Erſcheinungen beweiſen, oder auch nur erläutern laſſe? und ob es daher über Gott und Geiſter anſchauende Begriffe geben könne? — Denn er ſchaft ſich ſolcher Begriffe ſo viel er nöthig hat; verändert eigenmächtig die alt hergebrachten und allgemein angenommenen Bedeutungen der Worte; hebt zwiſchen den Begriffen den Unterſchied auf, der doch an den Gegenſtänden derſelben in der Erfahrung vorkömmt, und macht dafür ihr gemeinſchaftliches Merkmal zum wirklichen Gegenſtand; amalgamirt Begriffe und Anſchauungen, Notionen und Bilder, Ideen und Sachen, gewagte Vermuthungen und einleuchtende Analogien, Wahrſcheinlichkeiten und Demonſtrationen; — woraus er denn jene originelle und wunderbare Maſſe von Realitäten, Wirklichkeiten und Kräften erhält, womit er die leere metaphyſiſche Gedankenform, (denn leider weiß auch er keine andere, und es zeigt ſich immer am Ende, daß nur die Materie neugeſchaffen iſt) ſo nachdrücklich und ſo voll anpfropft, das ſie darüber zu Trümmern geht. — Wie ſehr müßte nicht das ohnehin entſchiedene Uebergewicht der Phantaſie über die Vernunft in Rückſicht auf die Religion

verſtärkt werden, wenn Schriften dieſer Art auf die herrſchenden Begriffe Einfluß bekämen, und nicht die durchgängig in denſelben herrſchende Dunkelheit, — welche eine Folge der gemishandelten Vernunftbegriffe iſt, und nur vergebens durch das Wetterleuchten des Witzes erhellt wird, — den gröſſeren Theil des leſenden Publikum gleich bey den erſten Blättern zurückſchreckte!

So verfährt die Phantaſie mit der erſten Grundwahrheit der Religion; und ſo würde ſie auch mit der zweyten Verfahren, wenn man bey dieſer eben ſo ſtreng und allgemein auf Demonſtration dränge, wie bey jener. Denn alsdann würden die Vernunftbegriffe, aus welchen die Idee der Geiſtigkeit beſteht, in ihrer nothwendigen Reinheit und Leerheit eben ſo ſichtbar, und eben ſo wirkſam werden, das heißt, ſie würden die Bilder der Phantaſie mit gleicher Lebhaftigkeit zurückſtoſſen und anziehen, und ebendaſſelbe Schauſpiel geben, das uns der Theologiſche Vernunftbegrif gegeben hat. Wenn alſo die Phantaſie bey dem Begriffe der Geiſtigkeit gegenwärtig weniger Lärmen und Aufſehen erregt, ſo geſchieht dieſes, weil ſie etwas weniger in ihrem Beſitze beunruhiget wird, kraft deſſen ſie dieſen Vernunftbegrif von ſeiner Entſtehung an, zu erzänzen, oder eigentlicher zu verfälſchen, und durch ihn die Moralität der Religion zu verderben gewohnt war; wie die Geſchichte des pſychologiſchen Vernunftbegriffes, der ich meinen nächſten Brief widmen werde, umſtändlicher zeigen wird. K.

Der Teutſche Merkur.

August 1787.

I.

Leopoldine, ein Gegenſtück zum Moriz.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ein Ueberfall.

Fritz ſtand nach einer kleinen Weile wieder auf, nahm mich bey der Hand, und führte mich hinter eine dicke Hecke. Er zog ſeinen Hirſchfänger heraus, und gab ihn mir in die Hand: Wenn ſie kommen, ſagte er dabey: ſo ſtich ſie todt! Darauf entfernte er ſich und ſuchte Steine zuſammen, die er zu meinen Füſſen aufſchichtete. Seinen Knittel, der ihm noch vor wenig Minuten als Commandoſtab gedient hatte, legte er darneben.

Nun ſollen ſie uns nichts thun! ſagte er mit zufriedner Miene, nahm in jede Hand einen großen

Stein und horchte mit gespitzten Ohren. Beym kleinsten Geräusche sprang er hervor, um unsre Nachsetzer zu empfangen. Je weiter er sich mit seinen Steinen hervor wagte, desto tiefer verkroch ich mich mit meinem Hirschfänger in das Gebüsche: meine Waffen machten mir mehr Angst, als der Feind, den ich damit abwehren sollte.

Es vergieng eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß wir unsre Nachsetzer merkten. Fritz wurde zuletzt des Horchens und Wartens überdrüßig, und setzte sich stillschweigend auf seinen Steinhaufen nieder. Dieser harte Sitz benahm mir die Furcht, daß er in diesen gefährlichen Augenblicken, nach seiner sorgefreyen Art, wieder einschlafen, und mich mit meiner Angst allein lassen möchte.

Aber, wo wollen wir denn hin, lieber Fritz? sagte ich nach einer Weile. — — Zur gnädigen Mama! erwiederte er. — Zur gnädigen Mama? rief ich, und ein kalter Schauer lief mir durch alle Glieder. Meine Füße steuerten unwillkührlich vorwärts mit mir. Es war mir, als ob sie ihre spitze Nase schon über meine Schulter streckte, und mit ihren dürren Händen mich schon beym Fittig hatte. Nein, nein, schrye ich unter Thränen der Angst: lieber zum Grafen!

Jetzt war die Reihe zu erschrecken an Fritzen. Bey Erwähnung des Grafen griff er eben so rasch zu seinen Steinen, als ich vorhin linksum machen wollte.

Iſt ſie denn hier? fragte ich ihn. Aber er hatte nicht Zeit mir zu antworten: denn in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräuſch hinter der nächſten Hecke. Um ſich den Feind nicht zu nahe auf die Haut kommen zu laſſen, drängte er ihn mit Geſchwindeſchüſſen. In weniger als fünf Minuten hatte er ſeinen ganzen Steinvorrath blind in das Gebüſch hinein geworfen, und als er eben im Begrif war ſeinen letzten und größten Stein fortzuſchleudern, hörten wir eine der fürchterlichſten Baßſtimmen: Hagel und Wetter, wer ſchmeißt da? Zugleich that ſich das Gebüſch auseinander, und ein großes gelbes Geſicht, mit einem ſchwarzen Knebelbart, ſtarrte uns mit weitoffnen Augen an. Fritz riß mir den Hirſchfänger aus der Hand, und ich ſchickte mich an, um davon zu laufen: aber es ſchoß mir wie Bley in die Füße und ich konnte nicht von der Stelle kommen. Fritz ſtand mit aufgehobenem Hirſchfänger zwey Schritte von der Hecke.

In der nächſten Sekunde brachen zwey ſtarke Arme aus dem Dickigt hervor, und zugleich ſtand ein baumſtarker Mann vor uns, der Fritzen lächelnd anſah: Willſt du einhauen, Junge? ſagte er: Warte nur, ich will mich ſchon wehren! Bey dieſen Worten ſchüttelte er die eiſerne Scheide eines gewaltigen Säbels, den er in eben dem Augenblick ſchnell heraus zog und hoch über Fritzens Kopf geſchwungen hielt.

Fritzen ſank Muth und Hirſchfänger zugleich. Er ſah den breiten Säbel des Huſaren mit ſtarren Augen an, und prallte einige Schritte zurück. Mich warf die Angſt vor dem gewaltigen Mann auf die Knie nieder. Nu, ſo arg ſolls nicht werden! rief er, als er mich in dieſer Stellung ſah: ſteh nur auf, liebes Mädchen! Bey dieſen Worten ſteckte er ſeinen Säbel wieder ein, und half mir freundlich auf die Füße. — Ich will dir auch nichts thun! ſagte Fritz zum Huſaren, und ſteckte ſein Schwert gleichfalls in die Scheide. Der Friede war ſonach geſchloſſen, und ich erholte mich allmählig von meinem Schrecken.

Zweytes Kapitel.

Neuer Krieg, durch Fritzens Inſtinkt erregt.

Du hätteſt mich können todt ſchmeiſſen, heilloſer Junge: hub der Huſar an, indem er Fritzen freundlich bey der Hand nahm: und ich that dir doch nichts!

Dieſe Worte trieben mir Thränen in die Augen. Ich faßte ein unumſchränktes Zutrauen zu dem Manne, der mir noch vor wenig Augenblicken ſo fürchterlich geweſen war. Immer war ich im Begrif, ihn zu bitten, daß er uns zum Grafen bringen ſollte; aber die Beſorgniß, daß Fritz nicht mit gehen möchte, hielt mich immer wieder zurück.

Fritz schien für nichts Sinn zu haben, als für den groſsen Säbel und die Feldtasche des Husaren. Er besah und betastete sie auf allen Seiten, und kam endlich mit dem Wunsch hervor, daſs er sie gern haben möchte: er both seinen Hirschfänger und Commandostab zum Ersatz dafür an. Der Husar sagte, sie gehörte seinem Könige, darum dürfte er sie nicht weg geben — und fieng darauf an, Fritzen, den er für die Hauptperson von uns Beyden hielt, nach seinen Eltern zu fragen, und wie er hieher käme, wie sein schwarzer Anzug und mein seidnes Kleid zusammenhiengen, und ob wir Bruder und Schwester wären?

Fritz hatte keine Ohren, weil seine Augen zu lebhaft beschäftigt waren: der Husar wandte sich also mit seinen Fragen an mich, und nun erhielt er auf der Stelle Auskunft. Ich erzählte ihm, das Fritz mit mir von dem Grafen fortgelaufen wäre, und daſs er mich zur gnädigen Mama bringen wollte, zu welcher ich aber ungerne gienge. Mein Bruder wäre er nicht.

Der Husar sah mich mit groſsen Augen an, und schien meinen Bericht, der mir sehr verständlich däuchte, sehr unverständlich zu finden. Er fragte mich, wie der Graf hieſse? Aber das wuſste ich nicht, weil ich mich um seinen Namen nie bekümmert hatte. Von der gnädigen Mama die, wie ich ihm versicherte, meine Mama, auch Fritzens Mama nicht sey, wuſste ich ihm auch nichts befriedigendes zu sagen. Auf die Fra-

ge, wo der Graf und die gnädige Mama wohnten, antwortete ich ihm ohne Umschweife: in B** —

Dem guten Mann traten die hellen Schweißtropfen vor die Stirn. Da haue sich der T — — durch! rief er, und rieb seine rauchende Stirn: Entweder bin ich nicht gescheidt, oder die Krabben haben mich zum besten! Er fragte von neuem und erfuhr nichts, als was er schon wußte. Ich gab mir alle erſinnliche Mühe, mich ihm verständlich zu machen, und erzählte ihm deshalb noch mehrere Umstände vom Grafen, von der gnadigen Mama und von meiner Mama, ließ einiges von schwarzen Männern, finstern Gewölben, und eisernen Thüren einfließen, und fügte endlich, um ihm das helleste Licht aufzustecken, noch hinzu: vor dem Hause des Grafen ständen Bäume, und in der Straße, die links hinein gienge, eine Kirche.

Ich sah den Husaren an, und er mich. Er konnte nicht mehr fragen, und ich nicht mehr antworten. Er legte die Hand vor die Stirne, und drehte mir den Rücken zu. Fritz nahm diesen Augenblick wahr, zog seinen Hirschfänger heraus, und fieng an, die Riemen, woran seine Feldtasche hieng, emſiglich zu durchsägen. Ich that einen lauten Schrey als ich dies bemerkte, und in eben dem Nu bekam Fritz einen Stoß, daß er einige Schritte zurücktaumelte, und sich endlich sanft auf den St** niedersetzte. Er sah den Husaren mit starren Augen an. In seinen Minen zeigte sich eine

lächer-

ches Werk ihn zu hängen; sie ist ein vortreffliches, angenehmes Frauenzimmer, und ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß sie tugendhaft ist.

Claudio.

Und über alle Maassen klug.

Pedro.

In allen andern Sachen, ausser daß sie in Benedicten verliebt ist.

Leonato.

O, Gnädigster Herr, wenn Klugheit und Fleisch und Blut in einer so jungen Person kämpfen, so haben wir zehn Exempel gegen eines, daß das leztere den Sieg erhält; es ist mir leid um sie, und ich habe auch alle Ursache dazu, da ich ihr Oheim und Beschüzer bin.

Pedro.

Ich wollte, sie hätte sich einfallen lassen in mich verliebt zu werden; ich würde alle Bedenklichkeiten bey Seite gelegt, und sie zu meiner Hälfte gemacht haben. Ich bitte euch, sagt Benedicten davon, und hört was er dazu spricht.

Leonato.

Meynt ihr, es wäre gut?

Claudio.

Herr glaubt einmal für gewiß, es werde ihr Tod seyn; denn sie sagt, sie sterbe wenn er sie nicht wieder liebe, und

sie

lächerliche Miſchung von Schreck und Gefühl ſeiner Schwäche.

Unterdeſſen beſah der Huſar den Schaden und ward im Ernſte darüber böſe. Hundejunge! rief er, indem er auf Fritzen mit aufgehobener Hand zuſprang: ich ſchlage dich, daß du in deinen Leben nicht wieder aufſtehen ſollſt! — Fritz tauchte den Kopf unter, und ich fiel dem Huſaren in die Arme. — Ach, laß mich gehn! — ſagte er nur noch halb ſo zornig als vorher zu mir: Wer meine Montirung angreift, greift meinen König an! — Der H** ſche Junge iſt ja von lauter Schabernack zuſammen geſetzt: ein paar Tachteln können ihm nicht ſchaden!

Als Fritz von den Tachteln hörte, die ihm ſehr heilſam ſeyn ſollten, ſprang er auf und lief davon; ich ſchreyend hinterdrein; und hinter uns beyden der alte Schnurrbart. Mich hatte er bald eingehohlt: nun ſtand Fritz von ſelbſt ſtill, und kam auf die Verſicherung, daß alles vergeſſen und vergeben ſeyn ſollte, zurück. Der Huſar nahm uns bey der Hand, um uns nach der Stadt zu führen. Er verſicherte, daß er ſich im Thore bey dem Officier ſchon Auskunft unſertwegen verſchaffen würde: die Officiere wären ſämtlich ſehr — geſcheite Leute.

Drittes Kapitel.

Sie werden — verſchachert.

Als wir zur groſſen Allee kamen, begegnete uns ein Jude. Unſer Beſchützer, den die Ausſicht auf ein gutes Trinkgeld für unſre Auslieferung wieder guter Laune gemacht hatte, fieng an, weil er ein guter Chriſt war, den Juden zu necken. Er fragte ihn in der verdorbenen Judenſprache: ob er ihm zwey Kinder abkaufen wollte? — Warum nicht? ſagte der Jude mit dem Lächeln, worunter der Unterdrückte innerlichen Aerger verbirgt: Warum nicht, wenn ſie zu verkaufen ſind!

Nun erzählte ihm der Huſar, wie er uns gefunden: daß wir uns wahrſcheinlich verirrt hätten, daß er aber aus unſrer Erzählung nicht klug werden könnte. Der Jude ward aufmerkſam und der Nationalgeiſt ſchien ſich in ihm zu regen. Er unterſuchte den Stof meines Kleides, und ſchien auf der Stelle herauszubringen, daß er auf dies Pfand wohl einige Groſchen geben könnte. Vorher verſuchte er aber doch, ob er uns nicht umſonſt bekommen könnte. Er verſicherte dem Huſaren, daß er den Grafen, von welchem ich erzählte, bey ſeiner weitläuftigen Bekanntſchaft, wohl heraus bringen, und mich ihm ſicher ausliefern würde. Obgleich er nur ein Jude wäre, hielt er es doch für Schuldigkeit, ſich unſrer anzunehmen, damit wir nicht

hung-

hungrig und durſtig in der Irre herumlieſen, und wohl gar zu Schaden kämen.

Als er ſah, daß ſeine Vorſtellungen auf den Huſaren wirkten, nahm er mich bey der Hand, und wollte mit mir fortſchlendern. Für Frizens ſchmutzige Jacke ſchien ſein Herz nicht ſo lebhaft zu ſprechen, als für mein ſeidnes Kleid.

Aber der Huſar legte ſich darzwiſchen und rief: Wo das Mädchen bleibt, muß auch der Junge bleiben! Und ohne Trinkgeld nicht von der Stelle!

Der Jude ließ mein Kleid erſt noch einmal über ſeine Finger gehen, um die Feinheit und den Werth des Zeuges zu unterſuchen, und dann grif er in die Taſche, und hohlte Vier Groſchen heraus. Dies war dem Huſaren zu wenig, und er gab ihm das Geld zurück. Der Jude legte noch einen Groſchen, dann noch ſechs Pfennig, und endlich, als dies dem Huſaren noch nicht genug war, noch einen Dreyer darauf, mit der Verſicherung, daß dies alles ſey, was ein ehrlicher Mann geben könnte. Er ſetzte hinzu, daß er ihm gern einen Gulden geben würde, wenn wir die Kinder eines Bürgers wären: aber ein Cavalier gebe nicht ſo viel für ein wiedergefundenes Kind. — Der Huſar fand dieſe Behauptung grundfalſch, aber der Jude ſo richtig und wahr, daß er nichts mehr zulegen wollte, und uns bey dem Huſaren ſtehen ließ. Dieſer, der doch für den zerſchnittenen Riemen einen Erſatz haben

wolte, rief endlich den Juden zurück, und ließ uns ihm für Fünf Groschen Neun Pfennig. Der Jude führte uns hurtig zum Thore hinein.

Kaum waren wir funfzig Schritte gegangen, als Fritz einen langen Hals machte, einen Sprung that, und überlaut schrie: Da ist die gnädige Mama! — Der Jude machte grose Augen und meine Füsse wollten, gleichsam wie aus Instinkt, das Weiteste mit mir suchen. Fritz zog den Juden, und dieser mich mit sich fort. Der Jude fragte beständig: Wo ist sie? und Fritz, antwortete beständig: Da, da! Komm nur!

Der Jude fuhr erschrocken zurück, als er plözlich ein altes Bettelweib auf uns zustürzen, Fritzen bey der Hand nehmen, und mich wie ausser sich vor Freuden, aufheben, umarmen, an ihre Brust drücken sah. — Das ist sie! sagte er verstürzt, indem er sich mit der Hand hinter die Ohren fuhr: Auweih! Auweih! —

Kommt Kinderchen, kommt! rief die gnädige Mama: ach, wie froh bin ich, daß ich euch wieder habe! Sie wollte uns fortführen, aber der Jude stellte sich ihr in den Weg, und wollte seine Ansprüche auf uns geltend machen. Mama stieß ihn mit Scheltworten zurück: der Jude ward böse, und wollte sich unsrer mit Gewalt bemächtigen. Mama schrie laut, und nannte ihn einen Kinderdieb! Dies Wort fiel einigen Vorübergehenden auf. Sie standen still, und erkundigten

digten ſich noch der Urſache des Zanks. Jetzt behauptete Mama geradezu: der Jude hätte uns ſtehlen und zu Juden machen wollen. Einige Gaſſenbuben fanden dies ſehr wahrſcheinlich, und fiengen an, dem Juden mit Koth und Steinen zu beweiſen, daß ihr Glaube der einzige wahre, und daß ſein Attentat auf das Heil unſrer Seelen ein ſteinigungswerthes Verbrechen ſey. Er ſtritt eine Zeit lang für ſeine fünf Groſchen neun Pfennig, wie die Löwinn für ihre Jungen: endlich aber wurde er von der Menge überwunden, und zur Flucht gezwungen. Mama machte ſich den Lärm zu Nutze, und führte uns durch eine Seitenſtraße eiligſt aus dem Gedränge.

Viertes Kapitel.

Einzug.

Unterwegs konnte Mama nicht ſatt werden, mir ihre Freude über unſre Wiedervereinigung zu bezeigen. Aber ich erwiederte ihre Liebkoſungen ſehr kalt: denn von ihrem erſten Anblick an frohr mich wirklich. Mit Sehnſucht verlangte ich jetzt nach dem Grafen, den ich vorhin ſo ängſtlich floh: und dies Verlangen vergrößerte ſich mit jedem Blick auf Fritzen, der ſich aufrichtig freute, daß er wieder bey der gnädigen Mama war. Mein kleines Herz war voll Galle, daß er ſich mehr mit ihr zu ſchaffen machte als mit mir: er hätte ſich,

meiner

meiner Meinung nach, nicht von ihr anfassen und küssen lassen, und eben so viel Gleichgültigkeit gegen sie zeigen sollen, als ich selbst.

Mama gab noch nicht alle Hoffnung auf, meinen Widerwillen, den ich ihr so sichtbar bezeigte, durch Freundlichkeit von ihrer Seite zu überwinden. Sie erzählte, daß unsre Flucht aus der Höhle ihr eine Angst verursacht habe, die sie ums Leben hätte bringen können. Als wir nach Verlauf von sechs Stunden nicht wieder gekommen wären, hätte sich ihrer eine peinliche Unruhe bemächtigt. Mit einer Fackel in der Hand hätte sie stundenlang die ganze Höhle durchsucht, und als sie endlich unter Höllenangst die eiserne Thür erreicht und sie aufgesprengt gefunden hätte, wäre sie wie vom Schlage getroffen gewesen. Sie hätte in die Grube hinunter geleuchtet, und, als sie gefunden daß sie nicht sehr tief wäre, sich entschlossen hinabzusteigen. Sie hätte den Gang verfolgt, und wäre endlich zu ihrer größten Bestürzung ans Tageslicht gekommen. Zwey Tage hätte sie den dicken Wald durchirrt, und am dritten wäre sie zu den Köhlersleuten gekommen, wo sie Fritzen, aber ohne mich, gefunden habe. Von dem alten Köhler hätte sie erfahren, daß mich ein vornehmer Herr nach B * * geführt, und mich zu meiner Mutter zu bringen versprochen hätte. Sie wäre den Köhlersleuten verdächtig gewesen, und da sie bemerkt, daß sie immer heimlich unter einander gesprochen und sie dabey

von der Seite angesehen hätten, so hätte sich ihrer der Verdacht bemächtigt, daß man sie anhalten und den Gerichten ausliefern möchte. Sie habe sich also bey Nacht und Nebel mit Fritzen davon gemacht, der auch gern mit ihr gegangen wäre, als sie ihm versprochen hätte, ihn zu mir nach B** zu bringen. Vor drey Tagen wäre sie mit ihm hier angekommen. Fritz, der mit den Jungen aus der Nachbarschaft auf der Stelle Bekanntschaft gemacht hätte, wäre heute mit ihnen in den Thiergarten gegangen, aber plötzlich von ihnen verschwunden. Seine Kammeraden hätten ihr die Nachricht gebracht, daß er mit einer kleinen Mamsell davongelaufen wäre, und niemand wüßte, wohin. Sie wäre eben im Begrif gewesen, nach dem Thiergarten zu laufen, und nicht eher nach Hause zu kommen, als bis sie ihn und mich, (denn daß ich die kleine Mamsell gewesen wäre, hätte sie gleich gemuthmaßt) wiedergefunden hätte. Durch einen Glücksfall wäre ihr dies gelungen, und so hätte sie Fritzen, (dem der Jude vermuthlich, ich weiß nicht was, hätte thun und ihn dadurch zum Israeliten machen wollen) noch zu rechter Zeit gerettet. Sie schloß ihre Erzählung, die mein Verdruß mich nur halb und halb anhören ließ, mit neuen Liebkosungen und freudigen Ausrufungen, und versprach mir, daß sie morgen den Grafen mit mir aufsuchen, ihm zu Füßen fallen, und für meine Auslieferung nichts von ihm verlangen würde, als seinen Schutz und sein Fürwort bey der Justiz, wenn man sie

etwa

etwa als verdächtig einziehen ſollte. Darauf erkundigte ſie ſich nach meiner Doſe, und, als ich ihr dieſelbe vorzeigte, geſtand ſie, daß ſie ihre brillantne Armgeſchmeide und Ohrgehenke auch noch habe, die ſie aber aus Beſorgniß vor der Gerechtigkeit, die aus ihrem ſchmutzigen Anzuge und den Diamanten leicht den Schluß ziehen könnte daß ſie eine Diebin wäre, an einem Ort verſteckt hielte wo ſie niemand ſuchen und finden würde. Geſtohlen wären die Juwelen freylich, aber ſie hätte ſie doch nicht geſtohlen, ſondern unſre Herren hätten ſie ihr, zur Belohnung für ihre treuen Dienſte, freywillig geſchenkt. Fritz hätte ſeinen Ring auch noch, aber er dürfte ihn nicht mehr am Daumen tragen, ſondern ſie habe ihm denſelben in einem Säckchen vor die Bruſt gehangen, wo er beſſer verwahrt wäre.

Ich war jetzt mit der gnädigen Mama beſſer zufrieden als vorher; aber Fritz, der wirklich einmal mit ſeinen Ohren gehört hatte, war es nicht: er erklärte trotzig, daß er nicht zum Grafen wollte, und ich ſollte auch nicht zu ihm. Weil ich aber noch böſe auf ihn war, ſo erklärte ich eben ſo trotzig, daß ich durchaus zum Grafen wollte, und daß er immerhin bey der gnädigen Mama bleiben könnte. Plötzlich gieng ſein Trotz in Wehmuth über, und er ſchluchzte, ohne ein Wort zu ſagen, mit einem Nachdrucke, der mir das Herz im Innerſten bewegte, und mir unwillkührlich die hellen Thränen über die Backen trieb.

Unter-

Unterdessen waren wir vor einem elenden kleinen Hause angekommen, vor welchem überall gewaschene Windeln und alte Kleidungsstücke herumhiengen, deren Anblick, verbunden mit dem Geschnatter von zehn bis zwölf alten und jungen Weibern, die theils auf Bänken und Hütschen theils auf der platten Erde saßen und spannen, strickten, oder näheten, einen unbeschreiblich peinlichen Eindruck auf mich machten. Alle Zungen standen still, alle Hände sanken in den Schooß, als die gnädige Mama mit uns, wie im Triumphe, in diesen Sitz der Armuth und Lüderlichkeit einzog. Hundert Kinder beyderley Geschlechts, die vor dem Hause, wie gesäet herumlagen, riefen wie aus einer Kehle: Ah! und kamen herzu gelaufen, herzu getaumelt, oder herzu gekrochen. Mein frisirter Kopf und mein seidenes Kleid schienen diesen allgemeinen Aufstand zu nächst zu bewirken.

Mitten durch dies Gedränge führte uns Mama in das Haus, und eben war sie im Begrif, mit uns eine Treppe hinauf zusteigen, als wir eine gellende Stimme vernahmen, die hinter uns her rief: Ha, alte H * *, hier will ich dich schon finden!

Ich sah mich um, und mitten unter dem Walde von Köpfen, erblickte ich einen Judenkopf, der wie der Bock unter den Ziegen, durch seinen langen Bart sich ankündigte, und noch einige Schimpfworte zwischen den blassen Lippen käuete. Kurz, es war der Käufer

unsrer

unſrer kleinen Perſonen, der ſich wahrſcheinlich mit Lebensgefahr uns nachgeſtohlen, und unſern Schlupfwinkel ausgeſpürt hatte, um ſeine fünf Groſchen neun Pfennige nicht einzubüſſen. Mama drehte ihm den Rücken zu, und gab ihm, indem ſie mit beyden Händen ihren rauſchenden Taffetrock ein wenig hob, eine Antwort, die er ſehr verſtändlich zu finden ſchien, und die von der ganzen ehrenwerthen Verſammlung mit einem ausſchweifenden Gelächter aufgenommen wurde, das kurz nachher, in Püffe, Stöße und Schläge verwandelt, hagelicht auf den unglücklichen Iſraeliten fiel, und ihn endlich zwang das Weiteſte zu ſuchen.

Nun führte uns Mama ohne weitern Anſtoß die Treppe vollends hinan.

Fünftes Kapitel.

Entführung.

Der Anblick der ſchwarzen räuchrigen Stube in welche ſie uns führte, brachte das Bild der finſtern Gemächer in der Räuberhöhle ſehr lebhaft in meine Seele zurück, und vermehrte mein Verlangen: wieder beym Grafen auf meinem hellen Zimmer zu ſeyn. Ich drang in die Mama, mich heute noch zu ihm zu bringen, und war untröſtlich, als ſie die Unmöglichkeit vorſchützte, ihn bey hereinbrechender Nacht aufzufinden.

Frit

ſie wolle lieber ſterben, eh ſie ihm ihre Liebe bekannt werden laſſe; ja wenn er ſich auch um ſie bewürbe, ſo wolle ſie lieber ſterben, eh ſie nur das geringſte von ihrer gewöhnlichen Art mit ihm umzugehen, nachlaſſen wollte.

Pedro.

Sie hat recht; wenn ſie ihm ihre Neigung merken lieſſe, ſo iſt ſehr leicht möglich, daß er ſie mit Verachtung abweiſen könnte; denn der Mann hat, wie ihr alle wißt, einen übermüthigen Geiſt.

Claudio.

Er iſt ſonſt ein hübſcher Mann.

Pedro.

Er ſieht, in der That, nicht unfein aus.

Claudio.

Das geſteh ich, und meines Bedünkens hat er viel Verſtand.

Pedro.

Er giebt, in der That, einige Funken von ſich, die wie Wiz ausſehen.

Leonato.

Und ich ſeh ihn dafür an, daß er tapfer iſt.

Pedro.

Wie Hector, daß verſichr' ich euch; und nach der Art,

Fritz hörte meine Klagen nicht ohne eine lebhafte Theilnehmung an, die sich bald in Thränen, bald in bittenden Blicken, bald in trotzigen Gebährden äußerte, nachher aber, als ihm Mama ein Stück trockenes Brod in die Hand gab, sich in einen starken Appetit verwandelte, der ihn plötzlich von seinen Seelenleiden zu befreyen schien. — Ich gab der Mama das Stückchen Brod, das sie mir in die Hand schob, mit Verachtung zurück, weil ich keinen Hunger hatte, und weil es mir zu grob war.

Meine Aengstlichkeit stieg mit jedem Augenblicke, weil ich mir die gnädige Mama nicht ohne unsre Herren denken konnte, und weil ich zu besorgen anfieng, daß letztre auch wohl in der Nähe seyn könnten. Der Umstand, daß ich Fritzen nicht von gleichen Kümmernissen beängstigt sah, trieb meine Furcht vollends auf den höchsten Grad: ich fieng laut an zu weinen und zu schreyen, und würde dadurch die ganze Nachbarschaft zusammen geschrien haben, wenn mir nicht schon vorher mein seidnes Kleid und meine Frisur diesen Dienst erwiesen hätten. Wirklich summte es vor dem Hause, auf der Treppe, und an der Stubenthür, wie ein Bienenschwarm; man pochte zu wiederholtenmalen an, und einige weibliche Stimmen baten, eingelassen zu werden. Mama sah sich endlich gezwungen, ihnen eine Erlaubniß zu geben, die sie sich am Ende genommen haben würden, und so schoß, als sie die Thür aufmach-

te, eine Fluth von Weibern und Kindern in unsre Stube, die mich in die Mitte nahmen, von Kopf bis zu den Füßen durchmusterten, und endlich, (was wohl der Hauptzweck ihres Besuchs seyn mochte,) die gnädige Mama in Absicht meiner mit Fragen zubestürmen anfiengen, zu deren Beantwortung ein ganzer Tag, und die vierfache Dosis von dem bischen Geduld, das meine ewigen Klagen ihr noch übrig gelassen hatten, nicht hinreichend gewesen seyn würde. — Als sie nicht aufhören wollten, uns auszufragen, gab ihnen endlich Mama einige Antworten mit dem Munde, die wenig höflicher waren als jene, die sie vorhin dem erzürnten Israeliten mittelst ihrer Hände und ihres Taffetrocks gegeben hatte. Die Gesellschaft verließ uns darauf, und einige ehrbare Matronen darunter, die viel Erfahrung haben wollten, sagten ganz laut: Sie ist von Adel, das sieht und hört man wohl! — Ja, das bin ich! rief Mama, indem sie ihnen die Thür hinter dem Rücken zuwarf: das bin ich, trotz euch Bettelpack!

Es war ein Glück, daß die Thür zu war: sonst wäre Mama von den Weibern, darum daß sie sich unterstand ihre Genossenschaft bey ihrem rechten Namen zu nennen, in Stücke zerrissen worden. Sie schrien und tobten fürchterlich vor unsrer Thüre. Ich weinte, Mama schimpfte, und Fritz wollte mit seinem Hirschfänger unter sie fahren.

Nach

Nach und nach zerſtreute ſich das Getümmel. Ich ergab mich, weil ich nicht anders konnte, allmählig in mein Schickſal, und ſuchte mich über die Schreckniſſe des ſchwarzen Zimmers und der anbrechenden Nacht durch die Hoffnung eines folgenden beſſern Tages hinwegzuſetzen. Mama bath mich endlich, mich ſchlafen zu legen. Fritzen, der ſchon eine Zeitlang auf einer Bank geſchlafen hatte, legte ſie auf ein armſeliges Bette, und mir gab ſie einen Wink, daß ich an ſeiner Seite Platz nehmen ſollte.

Ich erſchrack über dieſe Zumuthung, und fühlte, daß mir über und über warm wurde. Ich hätte zwar in der Höhle und im Walde meine Nächte an ſeiner Seite zugebracht: aber das war im Walde und in der Höhle, nicht im — Bette! Dies Wort war mir von dem Augenblick an ſchrecklich geworden, wo mich der kleine Chriſtel das erſtemal die kleine gräfliche Braut nannte. —

Mama hätte mir goldne Berge verſprechen können, und ich wäre nicht zu ihm ins Bette geſtiegen.

Sie that ihr Möglichſtes, mich dazu zu bereden: aber ich ſetzte ihr Thränen und glühende Wangen entgegen. Sie ſchrieb dieſe Erſcheinung der Bosheit meines Herzens zu, und ſagte endlich, als ſie mit ihren Vorſtellungen nichts ausrichtete: weil ich es nicht beſſer haben wollte, ſo könnte ich auf der Bank, oder auf der platten Erde ſchlafen! — Ich legte mich willig auf den Fußboden nieder.

Eben war Mama im Begriff die Lampe auszulöschen, als plötzlich ein Wagen vorfuhr, Leute ins Haus und die Treppe hinanstürmten, an die Thür stießen, und sie, als Mama nicht gleich aufmachte, gewaltsam aufrissen, in die Stube brachen, mich und Fritzen ergriffen, auf dem Arm in eine Kutsche trugen, und donnernd und rasselnd mit uns davon fuhren.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

II.

Eine Lustreise in die Unterwelt.

Ich denke nicht, daß es in diesem goldnen Alter der Menschheit, wo seit weniger als zehn Jahren so viele neue Wunderkräfte in unsrer Natur aufgespürt worden sind, irgend einer Person die dieses lesen mag (wofern sie nicht an einer ganz unheilbaren Verstopfung und Verhärtung ihres Glaubens-Organs *) krank ist) bei

*) Bekanntermaßen sprechen die neuesten Adepten von dem was sie glauben nennen in solchen Ausdrücken, daß man (wenn anders eine Art von Sinn in ihren Worten seyn soll) gezwungen ist zu denken, daß sie in gewissen besonders dazu begabten Menschen, ich weiß nicht was für ein inneres Glaubens-Organ oder natürliches Werkzeug annehmen, vermittelst dessen ein Mensch eben so glaubt, wie er vermittelst seines Augel:

befremdlich vorkommen werde, wenn ich als eine ſimple Thatſache berichte, daß ich — oder, wenn man lieber will, das Etwas = x, das ich, um gewöhnliche Proſa zu reden, meine Seele zu nennen pflege, unter andern Naturgaben, ohne Ruhm zu melden, auch dieſe beſitze, vermittelſt einer gewiſſen ſehr einfachen Operation, ſo oft es ihm oder ihr beliebt, aus meinem Körper herauszugehen, und ſich in jedem ſelbſtbeliebigen Theil des Raumes und der Zeit, — mit andern Worten, in jeden Ort der Welt und in jeden Zuſammenhang des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen zu verſetzen, in welchen ein Lebendiges meiner Gattung, ſeiner Natur und Art nach, nur immer fortkommen oder zugelaſſen werden kann.

Ich ſetze dieſe Einſchränkung nicht aus bloßer Beſcheidenheit hinzu, ſondern weil ich (wie der edle und Wahrheitliebende Lukrates in Lucians Lügenfreund) meinen Freunden nicht gerne mehr ſagen möchte als wahr iſt; und ich muß daher aufrichtig geſtehen, daß der Kreis, über welchen mir nicht erlaubt iſt hinauszugehen, um ein beträchtliches kleiner iſt als jener berühmte hermetiſche Zirckel,

get ſiehet: nur mit dem Unterſchiede, daß wir andern menſchlichen Menſchen mit andern Augen nur ſichtbare Dinge ſehen: jene Virtuoſen im Glauben hingegen vermittelſt ihres innerlichen Organs auch unglaubliche Dinge glauben; welches ihnen freylich einen großen Vortheil über uns giebt.

deſſen Centrum aller Orten
deſſen Umkreis nirgends iſt.

Auſſerdem ſind mir auch, wenigſtens dermalen, noch nicht alle Elemente gleichgültig; und ich läugne nicht, daß ich, — aus Ermanglung eines gewiſſen flüchtigen Oels, das aus concentrierten Sonnenſtralen gezogen wird, und neben vielen andern Wunderkräften auch die Tugend hat, jeden damit geſättigten Körper feuerbeſtändig zu machen, — es noch nicht ſo weit habe bringen können, in dem Elemente der Salamander länger als drey bis vier Secunden auszudauern, und daher, zu meinem großen Leidweſen, nicht ſo viele Beobachtungen in dieſer merckwürdigen Region der Geiſterwelt habe machen können als ich wohl wünſchen möchte, ſeit dem mir mein alter Freund Gabalis (den ich mit dem berühmten Gablitone nicht zu verwechſeln bitte) von der Schönheit und den geiſtigen Reitzen der Salamanderinnens, mit denen er ſehr genau bekannt iſt, die auſſerordentlichſten Dinge von der Welt erzählt hat.

Man wird mir vielleicht einwenden: „drey bis vier Secunden ſeyen für eine Seele, die aus ihrem Leibe herausgehen könne, eine lange Zeit; und Mahomed habe auf dem weltberühmten Eſel Alborak in weniger als drey Secunden alle neun Himmel durchwandert, und nicht weniger als ſechzigtauſend Unterredungen mit dem Mann im Monde gehalten. *)" —

Ich

*) Die Mahommedaner ſagen, mit Gott: aber es iſt augenſcheinlich, daß es kein anderer als der Mann im Monde gewe-

Ich will nicht ſo unhöflich ſeyn, die hiſtoriſche Wahrheit dieſer muſulmanniſchen Erzählung in Zweifel zu ziehen, (oder wie wohl Mancher, der es nicht Urſache hätte, ohne Bedencken thun würde) eine von ſehr anſehnlichen Männern bekräftigte, und an ſich ſelbſt ſo ſimple Thatſache dreiſte weg zu läugnen. Ganz gewiß iſt die Zeit eben ſo unendlich theilbar als der Raum; es kann Weſen geben, denen das was wir eine Secunde nennen, ein Jahrhundert, und wieder andere, denen unſre Jahrhunderte eben ſo viele Secunden ſind: aber ich erröthe nicht zu geſtehen, daß ich keines dieſer Weſen bin — wiewohl mir (in Vorbeygehen zu ſagen) nicht unbekannt iſt, daß ein gewiſſer Grad des hermetiſchen Adepten-Ordens, wovon der berühmte Misphragmutoſiris zur Zeit der unſichtbare Obere iſt, (wenn ich nicht irre iſt es der 777ſte Grad) im Beſitz des Geheimniſſes ſeyn ſoll, ſein Seelen-Uhrwerk ſo zu richten, daß es ſo langſam oder ſo ſchnell läuft als mans haben will; ein Geheimnis vermöge deſſen es nur von ihnen abhängt, allenfalls in noch kürzerer Zeit als Mahomed alle Sterne des himmliſchen Archipelagus, den der gemeine Mann die Milchſtraße zu nennen pflegt, zu beſuchen, und

geweſen ſeyn kann. Ueberhaupt kann man ſich darauf verlaſſen, daß von allem, was ſeit zwanzig oder dreißig Tauſend Jahren auf Unkoſten des lieben Gottes geſagt und geſchrieben worden, nicht der hundertſte Theil wahr iſt.

alles da zu ſehen und in ihr Reiſe-Journal zu notiren, was darin ſehenswürdig iſt.

Wenn ich indeſſen meine Meinung über dieſe und dergleichen Dinge aufrichtig ſagen ſoll, ſo will ich zwar gerne glauben, daß eine Zeit kommen wird, wo ein Adams Sohn, um ſich aus einen Klumpen Urmaterie (materia prima) ein ſchönes und mit allen möglichen Bequemlichkeiten verſehenes Weltchen zu bauen, nicht mehr Zeit und Mühe aufzuwenden nöthig haben wird, als ein Knabe um ein Kartenhaus aufzuführen, und wo der geringſte von uns die Reiſe um das ganze Universum in eben ſo viel Minuten machen wird, als in unſerm dermaligen Raupenſtande (wie es der große Haller nennt) ein Cook Jahre nöthig hatte, die kleine Welt, auf deren Oberfläche wir kriechen, in ſeiner Nußſchale zu umſegeln; ja, ich gebe ſogar zu, daß dieſe Zeit ſo weit nicht mehr entfernt iſt als die Unglaubigen und Epikuräer denken: indeſſen wollte ich doch wohlmeynend gerathen haben, die Sayten nicht auf einmal gar zu hoch zu ſpannen, Alles nach und nach, und zu ſeiner Zeit! Ich dächte wir könnten uns vor der Hand damit begnügen, daß wir es in ſo kurzer Zeit ſchon ſo weit gebracht haben! In der Luft ſchiffen, auf dem Waſſer gehen, durch eine dreißig Schuh tiefe Erdrinde Quellen riechen, mit geſchloſſenen Augen in dem Magen eines Kranken ſehen was ihm fehlt und womit ihm geholfen werden kann, aus Urinſalz Gold,

und

und ich weiß nicht aus welchem Salz, ohne Zuthun eines Weibes, ſogar Menſchen machen, mit den Ohren riechen, mit den Augen hören, ſich von ſeiner eigenen Naſenſpitze zum Anſchauen des Unendlichen — Nichts erheben, u. ſ. w. alles das ſind doch, beym Herkules! keine Kleinigkeiten, und das alles iſt gleichwohl ſeit wenigen Jahren entdeckt, und das Antheil einer Anzahl auserwählter Erdenſöhne worden, welche (wie alles Gute ſich gerne mittheilt) bereit ſind, ihre Brüder und Schweſtern — um wenige Louisd'or in dieſen herrlichen Myſterien einzuweyhen. Nach einem ſolchen Anfang hat man alle Urſache von der Welt ſich die luxurianteſten Hofnungen zu erlauben; und ich ſehe in der That nicht, warum wir es nicht noch vor Ablauf dieſes achtzehnten Jahrhunderts (welches einige berühmte Schriftſteller, ich weiß nicht warum, das ſiebzehnte zu nennen beliebten) ſo weit gebracht haben ſollten, nach Gefallen jede Geſtalt anzunehmen, auf Beſenſtielen oder auf geflügelten Widdern, wie Phrixus und Helle, durch die Luft zu reiten, im Waſſer und im Feuer unter Ondinen und Salamandern zu leben, mit Einem Wort, alle die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tauſend einer Nacht, und der Feengeſchichte zu realiſieren, die bis auf dieſen Tag von kurzſichtigen, blödherzigen, oder übelgeſinnten Leuten für Träumerey und Kinderſpiel gehalten worden ſind.

Indeſſen dürfte es doch, des gemeinen Beſtens wegen, nöthig ſeyn, die bevorſtehende große Umkehrung

und Umgeſtaltung aller Dinge nicht gar zu ſchnell auf einmal zu bewürken. Alle plözlichen Veränderungen ſind gefährlich, wie wir die Beyſpiele täglich vor Augen ſehen. Beſonders will ich hiemit die Beſizer des Steins der Weiſen und des Waſſers aus der Jugendquelle angelegentlichſt gebeten haben, in der Mittheilung ihrer Geheimniſſe mit etwas mehr Behutſamkeit und Zurückhaltung zu verfahren als die Adepten des thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus mit dem ihrigen: denn es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß eine ganze Iliade von Verwirrung und Unheil daraus entſtehen müßte, wenn das Gold auf einmal ſo gemein würde wie Gaſſenkoth, oder wenn das Waſſer der Unſterblichkeit in Hamburg, Frankfurt und Leipzig eben ſo leicht und wohlfeil zu haben wäre als die privilegierten Univerſal-Arzneyen, Solariſchen Tincturen, gekrönten und ungekrönten Wunder-Eſſenzen, u. ſ. w. die mit allen ihren bewährten und weltbekannten Zauberkräften bisher doch nicht verhindert haben, daß alle Leute eben ſo gut an ihren Krankheiten geſtorben ſind als ob gar keine Univerſalarzneyen in der Welt wären.

Doch ich ſehe daß ich unvermerckt weiter von meinem Wege abgekommen bin als ich Willens war. Um alſo auf meine eigene Wenigkeit, und die oben beſagte Gabe zurückzukehren, ſo finde ich noch für nöthig zu erinnern, daß dieſe Naturgabe oder wie man es nennen will, nichts weniger als ein beſonderes

Pri-

wie er ſich aus Ehren-Händeln heraus zuwikeln weiß, kan man ſagen daß er Klugheit beſizt; denn entweder weicht er ſie mit groſſer Vorſichtigkeit aus, oder unterzieht ſich ihnen mit chriſtlicher Furcht.

Leonato.

Wenn er Gott fürchtet, ſo muß er nothwendig friedfertig ſeyn; und wenn er den Frieden bricht, ſo hat er alle Urſache, mit Furcht und Zittern zu einer Schlägerey zu gehen.

Pedro.

Und das thut er auch, denn der Mann fürchtet Gott, ob er gleich, ſeiner freyen Scherze wegen, nicht davor angeſehen wird. Es mag nun ſeyn wie es will, ſo dank't mich eure Nichte; wollen wir gehn und Benedicten aufſuchen, und ihm von ihrer Liebe ſagen?

Claudio.

Nimmermehr, wenn ich bitten darf, Gnädigſter Herr; man muß ihr dieſe Schwachheit auszureden ſuchen.

Leonato.

O! das iſt unmöglich; ihr Herz würde eher brechen.

Pedro.

Gut, wir wollen hören, was eure Tochter davon ſagt, und es indeſſen vertöhlen laſſen. Ich bin Benedicten gut, und ich möchte wünſchen, daß er ſich ſelbſt beſcheidentlich prüfen und erkennen wollte, wie unwürdig er iſt, eine ſo liebenswürdige Frau zu haben.

Leo-

Privilegium, deſſen ich mich ausſchließlich zu rühmen gedächte, ſondern eine Sache iſt, in deren Beſitz ſich ſchon von uralten Zeiten her mehrere Sterbliche befunden haben. Vermuthlich iſt der junge Derwiſch des Königs Fadlalla von Mouſſel in den Perſianiſchen Erzählungen, und der Wohlthätige in den illuſtres Fées der Gräfin D'Aulnoy, wenigen, die dieſes leſen unbekannt. Ich begnüge mich, dieſe zwey Beyſpiele anzuführen, weil ſie aus Quellen gezogen ſind, deren Glaubwürdigkeit hoffentlich niemand in Zweifel ziehen wird. Indeſſen kann ich doch nicht unbemerkt laſſen, daß ſich ein nicht ganz unbedeutender Unterſchied zwiſchen der Verfahrungsart dieſer beyden Adepten und der meinigen befindet. Fürs erſte konnten ſie, wie es ſcheint, ihre Seele nicht anders aus ihrem Leibe herausbringen als indem ſie ihr einen andern entſeelten menſchlichen oder thieriſchen Körper zu beſeelen gaben; und dann bewürkten ſie dieſe Metempſychoſe mit Hülfe gewiſſer magiſcher Worte, und zwar der Wohlthätige durch das bloße Ausſprechen des Wortes Quiriti birini. Ich geſtehe offenherzig, daß mir die vorgebliche Kraft dieſes und aller andern magiſchen Wörter, und Formeln, vermittelſt deren man zu fliegen, im Feuer oder unter dem Waſſer zu leben, Geiſter zu ſehen und Schätze zu erheben vermeynt, um ſo verdächtiger ſind, da, bekannter maßen, alle dieſe Wunderdinge von unſern heutigen Adepten nicht durch Zauberey, ſondern durch ganz natürliche Mittel und auf die ſimpelſte Art

von

von der Welt, zu Stande gebracht werden. Wie es aber auch damit seyn mag, meine Methode wenigstens ist von dieser ganz verschieden. Ich gehe aus meinem Körper heraus ohne in einen andern überzugehen, und die ganz schlichte Ursache hievon ist, weil meine Seele, auch nach dem sie ihren Körper abgelegt hat, ihn, oder vielmehr einen ihm völlig ähnlichen phantastischen Leib, noch immer um sich zu haben glaubt. Etwas ähnliches hat schon der große Swedenborg an den Neuverstorbenen wahrgenommen, und erklärt diese sonderbare Erscheinung sehr philosophisch aus der Macht einer alten zur andern Natur gewordenen Gewohnheit. Der Unterschied ist bloß, daß dieser phantastische Körper wegen seiner ausserordentlichen Leichtigkeit meine Seele nicht verhindern kann, durch einen bloßen Act ihres Willens und in ungemein kurzer Zeit, Reisen zu machen, die sie, mit ihrem würklichen Leibe bepackt, entweder gar nicht, oder nicht anders als in sehr langer Zeit, mit mancherley Gefahr und Beschwehrlichkeit und vielem Aufwande, hätte machen können. Ueberdies bediene ich mich dabey weder des Zauberwortes Quiribirini noch irgend eines andern Mittels, wodurch ich mit den Handhabern des berüchtigten Hexenhammers in unangenehme Verhältnisse gerathen könnte; sondern es geht dabey wenigstens so natürlich zu als bey Deserganisirung eines Mädchens von zwanzig Jahren; nur ist die dabey erforderliche Manipulation unendlich einfacher und, die Wahrheit zu sagen, auch

unendlich züchtiger; und ſo wie, bekanntermaſſen, nur eine nervenſieche Perſon die gehörige Empfänglichkeit hat, unter den Händen eines in Rapport mit ihr ſtehenden Magnetiſierers in den erhabenen Zuſtand des magnetiſchen Somnambulismus verſetzt zu werden: ſo werden, im Gegentheil, zu der Würkung wovon ich rede, und die ich aus guten Urſachen mit keinem lateiniſchen oder griechiſchen Nahmen belegen will, ziemlich geſunde Nerven erfordert.

Soviel habe ich für nöthig erachtet zu Befriedigung der Wißbegierde meiner geneigten Leſer vorauszuſchicken, da ich ſie künftig von Zeit zu Zeit mit meinen Reiſen in die Geiſterwelt zu unterhalten gedenke, und die Höflichkeit zu erfordern ſchien, ihnen aus der Art und Weiſe, wie es mit dieſen Ausflügen meiner Seele zugeht, kein Geheimnis zu machen. Sie haben nun ein neues Beyſpiel von der Wahrheit des großen Grundſatzes, in welchen der erhabene Stifter der neueſten Philoſophie, Hamlet, Prinz von Dännemark, ſein ganzes Syſtem eingeſchloſſen hat:

Es giebt der Dinge viel im Himmel und auf Erden,
die in der Schule uns nicht vordociret werden!

Eine Wahrheit, die mit Klafterlangen goldnen Buchſtaben an alle Wände geſchrieben zu werden verdient, da ſie nicht nur den Schatz der Menſchlichen Erkenntniſſe, auf die leichteſte Art von der Welt, ins unendliche vermehrt, ſondern auch durch die billige Achtung,

die jeder Entdecker neuer Naturkräfte, neuer Sinne und neuer Manipulationen natürlicher Weise für die Entdeckungen, Sinne und Manipulationen seiner Brüder trägt, die gegenseitige Duldung und allgemeine Menschenliebe unendlich mal mehr befördert, als alle Sprüche der sieben Weisen aus Griechenland zusammengenommen.

Ich bitte um Vergebung, wenn dieser Prolog diejenigen Leser, die sich lieber, in der Homerischen Manier, sobald als möglich mitten in den Strom der Erzählung hineinwerfen lassen, ein wenig ungeduldig gemacht hat; nur noch ein Wort, und ich komme zur Sache.

Die Art und Weise wie sich meine Seele bey ihren kleinen Wanderungen benimmt, oder, wenn man lieben will, der Zustand worin sie sich dabey befindet, hat eine so große Aehnlichkeit mit dem was man träumen nennt, daß ich anfangs selbst dadurch hintergangen wurde, und das, was mir in diesem sonderbaren Zustande begegnete, für einen bloßen Traum hielt. Indessen bemerkte ich bald, daß es in jenem Falle allezeit von meiner Willkühr abhieng, an welchen Ort ich mich versetzen wollte, und daß ein Zusammenhang und eine Ordnung in meinen Vorstellungen war, die in eigentlich so genannten Träumen niemals statt findet. Diesen gedoppelten sehr wesentlichen Unterschied abgerechnet, ist beynahe alles übrige in beyden Fällen gleich. Meine

Seele hat bey einer ſolchen Auswanderung aus ihrem Körper, gerade wie im Traum, nur einen Augenblick nöthig, um einen Weg von mehrern hundert oder tauſend Meilen zu machen; nichts übertrift die Leichtigkeit das Quaſi-Körpers, womit ſie, in der Meynung daß es ihr gewöhnlicher ſey, bekleidet iſt; alle ihre Sinnen ſind ungewöhnlich ſcharf; die fremdeſten Gegenſtände kommen ihr bekannt vor, ſie wundert ſich über nichts, glaubt alles ſchneller und leichter zu verſtehen als in ihrem gewöhnlichen Zuſtande, iſt gleich mit allen vorkommenden Perſonen auf dem Fuß alter Freunde, die ſich nach langer Trennung wiederſehen, u. ſ. w. Ich überlaſſe, um nicht in eine neue Digreſſion verwikelt zu werden, dem geneigten Leſer, über alles dieſes, nach dem größern oder kleinern Maaße ſeiner pſychologiſchen Weisheit, zu denken was er kann und will; da ich durch dieſe Bemerkungen bloß dem Irrthum zuvorkommen wollte, welchen die leicht wahrzunehmende Aehnlichkeit zwiſchen Seelenwanderungen und Träumen hätte veranlaſſen können.

Die Lucianiſchen Todtengeſpräche, deren Ueberſetzung mich zeither beſchäftigte, veranlaßten auf eine ſehr natürliche Art den Wunſch in mir, wo möglich mit eigenen Augen zu erkundigen, wie es in der ſogenannten Unterwelt ausſehe. Wie unwahrſcheinlich auch die Erfüllung eines ſo ſeltſamen Wunſches den Ungläubigen und Epikuräern vorkommen mag, ſo überzeugte mich

doch

doch der vor angeführte Hamlettiſche Grundſatz, daß ſie nicht unmöglich ſey. Es iſt nichts unmöglich, ſagte ich herzhaft zu mir ſelbſt, zumal ſeitdem die große Entdeckung gemacht worden iſt, daß es in irgend einem andern Planeten oder Kometen Weſen geben kann, bey denen zweymal zwey — drey oder fünfe macht. Ich dachte der Sache nach, fand aber immer den leidigen Grundſatz in meinem Wege, daß wenigſtens auf unſrer ſublunariſchen Welt, nichts ohne Mittel geſchehen kann, und daß, ordentlicher Weiſe, zwiſchen den Mitteln und dem was dadurch gewürkt werden ſoll irgend ein mehr oder weniger begreiflicher Zuſammenhang ſtatt finden muß. Zu gutem Glücke rüttelte dieſes vergebliche Nachdenken in meinem Gedächtnis endlich die Erinnerung auf, daß ich vor langer Zeit, in einem alten Bouquin ohne Titelblat und Schluß, von einer gewiſſen Manipulation geleſen hatte, vermittelſt deren die Seele aus ihrem Körper herausgehen und ſich an jeden beliebigen Ort verſetzen könne. Damals hatte ich, aus dem Vorurtheil gegen alles Wunderbare, welches unſre Wundermänner mit ſo vieler Urſache als das gröſte Hindernis der möglichſten Exaltation unſrer Natur anſehen, dieſes Kunſtſtück mit dem Quitibirini des Feenmährchens in Eine Claſſe geſetzt, und nicht der geringſten Aufmerkſamkeit gewürdiget. Aber jezt, da ich in dem Falle war zu wünſchen daß es anſchlagen möchte, hielt ich es wenigſtens des Verſuchs würdig. Die Manipulation iſt, wie geſagt, ohne Vergleichung einfacher

als

als die Somnambulatoriſche, und erfodert kaum eine Viertelſtunde Zeit. Ich verſuchte ſie, und ſiehe, es gelang. Ich befand mich, auf einmal, und ſo ſchnell als ein Menſch ſich in Gedanken nach Rom, Peking, oder in den Mond verſetzen kann, in einer Gegend, die ich beym erſten Anblick für die Gefilde Elyſiums erkannte, wovon Virgil ſchon in meiner erſten Jugend das anmuthigſte Bild in meine Seele geſenkt hatte. Nur jene Günſtlinge der Natur die mit dem zarteſten Gefühl gebohren, in den Tagen der erſten Liebe mit der geliebten Seele (denn in dieſer ſeligen Periode des Lebens webt man in einer ganz geiſtigen Körperwelt und liebt nur Seelen) allein und Arm in Arm in einer vom Monde beleuchteten lauen Sommernacht luſtwandeln gegangen zu ſeyn ſich erinnern, Sie allein können ſich von dieſen lieblichen Thälern der Ruhe eine Vorſtellung machen, die meinem Unvermögen, ſie zu ſchildern, zu Hülfe kommt: für alle übrigen würde auch die lebhafteſte Beſchreibung nur todter Buchſtabe ſeyn.

Dieſe reitzende Gefilde ſah ich von einer unzähligen Menge menſchlicher Geſtalten belebt, die in gröſſern oder kleinern Geſellſchaften unter hohen Bäumen oder an ſchattigen Quellen traulich beyſammen ſaßen, oder ſelbander, durch ſchlängelnde Gebüſche luſtwandelnd, ſich mit ſokratiſchen Geſprächen zu unterhalten, oder auch einzeln in ſtillen Lauben und Grotten ihren eignen Betrachtungen nachzuhängen ſchienen. Ich ſelbſt ſchlü-

pfte mit der Leichtigkeit eines Schattens über die Blumen hin, die allenthalben ohne Pflege dem Boden entsproſſen, und die mildeſte Luft, die ich jemals athmete, mit einem Balſam erfüllten, der alles was hier lebt und webt in ewiger Jugend zu erhalten ſchien.

Ungewiß wohin ich mitten unter ſo vielen meine Neugierde gleich anziehenden Gegenſtänden mich zuerſt wenden ſollte, blieb mein Blick endlich auf einer ſanften Anhöhe ſchweben, die mit dichten Lorberbäumen umzirkelt ein Amphitheater vorſtellte, wo eine große Schaar majeſtätiſcher Schatten im Kreiſe ſaß, und dem Anſehen nach in einer ſehr ernſthaften Berathſchlagung begriffen war. Ungeachtet der Zwiſchenraum, der mich von ihnen entfernte, ziemlich groß war, ſah ich ſie doch, vermöge der ungemeinen Schärfe der Sinnen, die ein Vorrecht der Abgeſchiedenen iſt, ſo genau als ob ſie nur drey Schritte von mir entfernt wären. Die Phyſiognomie der meiſten ſchien mir ganz bekannt zu ſeyn, und gleichwohl konnte ich mich weder beſinnen noch errathen wer ſie wären und was ſie vorhätten.

Indem ich mich nun nach jemand umſchaute der mir aus dem Wunder helfen könnte, ſah ich einen Schatten auf mich zu kommen, den ich, ſeiner Geſtalt und Kleidung nach, beym erſten Anblick für einen Kapuziner-Bruder gehalten hätte, wenn ſich dieſe Art von Thieren im Elyſium vermuthen ließe. Aber ſchon auf den zweyten Blick erkannte ich an ſeiner Glatze, an

ſeinem Fauengeſicht, und an einem gewiſſen Spotts geiſte der ihm aus den Augen lachte, den Lucianiſchen Menippus, den man, um ſeine Aehnlichkeit und Verſchiedenheit mit dem Weiſeſten der Griechen in zwey Worte zuſammenzufaſſen, den lachenden — ſo wie ſeinen Meiſter Diogenes den raſenden — Sokrates zu nennen pflegte. Dieſer Menippus wurde hier (wie ich in der Folge erfuhr) als eine Art von philoſophiſchem Harlekin ungefähr aus eben dem Grunde geduldet wie Momus unter den Göttern. Ein Spötter, der ſogar an den Bewohnern Elyſiums noch immer dies und jenes zu perſifliren fand, ſchien zur Unterhaltung einer gewiſſen genialiſchen Munterkeit in ihrer Geſellſchaft beynahe unentbehrlich; und man fand ſein Salz ſehr geſchikt, der Converſation, die unter ſo vielen gleichgeſtimmten Seelen zuweilen ins Eintönige hätte fallen können, mehr anziehendes und mannichfaltiges zu geben.

Wer ſind, fragte ich ihn in dem vertrauten Ton einer alten Bekanntſchaft, jene hohen und ehrwürdigen Geſtalten, die auf der umlorberten Anhöhe dort, wie die Amphiktyonen des ganzen Elyſiums beyſammen ſitzen, und über irgend eine wichtige gemeine Angelegenheit zu rathſchlagen ſcheinen?

Es iſt, antwortete mir Menippus, die löbliche Innung der ſämtlichen Könige im Elyſium, die, ich weiß nicht wie, auf den weiſen Einfall gekommen ſind, einen aus ihrem Mittel zu erwählen, den ſie, wie ehe-

mals die Fürſten der Griechen den Agamemnon, für ihr gemeinſames Oberhaupt erkennen wollen. Vermuthlich arbeiten ſie ſo eben an der Wahl-Capitulation.

Ich. Ich dachte hier in der Unterwelt hätten alle Einwohner gleiche Rechte?

Men. So iſt es auch; diejenigen unter uns, die in ihrem vorigen Leben Könige oder Fürſten waren, haben hier nichts mehr zu befehlen, und genießen keiner andern Vorzüge, als die ihnen ihrer persönlichen Tugenden und Verdienſte wegen freywillig zugeſtanden werden. Aber die Herren, ſcheint es, ſind des Regierens ſo gewohnt, daß ſie, in Ermanglung anderer Unterthanen, lieber ſich ſelbſt dazu machen wollen, um wenigſtens einem aus ihrem Mittel das Vergnügen zu regieren zu verſchaffen.

Ich. Du ſcherzeſt; unmöglich kann an ſo großen und von jeder irrdiſchen Leidenſchaft geläuterten Seelen eine ſo kleine Eitelkeit haften: oder ſollte ſich auch nur Einer unter ihnen finden, der das Glück ein Bürger Elyſiums zu ſeyn nicht dadurch verdient hätte, daß er ein guter König war?

Men. Darf man fragen was du unter einem guten Könige verſtehſt?

Ich. Unter einem guten Könige?

Men. Ja! denn vermuthlich denkſt du dir etwas bey der Zuſammenſetzung dieſer zwey Worte, die, wenn ich nicht ſehr irre, keine ſonderliche Anmuthung zu einander

Leonato.

Das Mittag-Eſſen iſt ſchon fertig, Gnädigſter Herr.

Claudio (ſeitwärts.)

Wenn er auf dieſes hin nicht bis zum Unſinn in ſie verliebt wird, ſo will ich mir ſelbſt mein' Tage nichts mehr glauben.

Don Pedro (leiſe zu Leonato.)

Seraet davor, daß eure Tochter und ihre Kammer-Mädchens das nemliche Nez für ſie ausſtreiten; es wird ein Spaß ſeyn, wenn eines von dem andern glaubt, daß es ſo verliebt ſey, da doch nichts d'ran iſt; das iſt die Scene, die ich ſehen möchte; es wird über eine Pantomime ſeyn; wir wollen ſie ſchiken, daß ſie ihn zum Mittag-Eſſen ruffe.

[Sie gehen ab.]

Zehnte Scene.

Benedict kommt aus der Laube hervor.

Benedict.

Das kan keine Schelmerey ſeyn; die Unterredung war zu ernſthaft; ſie haben die Gewißheit der Sache von Hero ſelbſt, ſie ſcheinen Mitleiden mit der armen Dame zu haben; es ſcheint, ihre Leidenſchaft ſey auf dem äuſſerſten Grad. In mich verliebt! Das muß erwiedert werden! Ich höre,

ander haben. Kein Ding in der Welt iſt gut oder böſe an ſich ſelbſt, und was in einem gewiſſen Verhältniſſe gut iſt, kann in einem andern böſe ſeyn. Verſtehſt du unter einem guten Könige einen König der ein guter Menſch, oder einen Menſchen der ein guter König iſt?

Ich. Ich könnte mich über dieſe Frage verwundert ſtellen; aber ich merke wo du hin willſt. Ein guter König iſt wohl öfters genöthigt ein böſer Menſch zu ſeyn —

Men. in die Rede fallend — Oder iſt auch öfters ein böſer Menſch ohne dazu genöthigt zu ſeyn.

Ich. Wie ſo?

Men. Weil kein Ding in der Welt gut iſt als wenn es das iſt, wozu die Natur es machte: Nun macht die Natur keine Könige ſondern Menſchen: Ergo —

Ich. Um Vergebung, die Natur macht eben ſowohl Könige, als ſie Sakträger, Handarbeiter, Künſtler, Poeten oder Philoſophen macht. Das wozu einer von Natur am beſten taugt, dazu macht ihn die Natur. Wer alſo unter einigen Millionen Menſchen am beſten dazu taugt die übrigen zu regieren, den hat die Natur zu ihrem Könige gemacht.

Men. Dagegen hätte ich viel einzuwenden, und will mir mein Recht hiermit vorbehalten haben. Aber, geſetzt ich gäbe dir zu, die Natur mache zuweilen einen

König: so wirst du hoffentlich so ehrenhaft seyn und mir wieder eingestehen, daß gerade dieser König keiner von den besten Menschen unter den Millionen, über die er gebietet, seyn wird.

Ich. Warum das?

Men. Mich däucht das versteht sich. Damit einer ein guter Mensch sey, muß es ihm natürlich seyn alle andere Menschen als seines gleichen zu betrachten; er muß sich nichts über sie herausnehmen, jedes ihrer natürlichen Rechte respektiren, nie vergessen daß Dürftigkeit, Schmerz, Verachtung, Zwang, Unterdrückung, Sklaverey, dem geringsten unter ihnen eben so empfindlich und verhaßt sind als ihm selbst, und diesen Grundsätzen gemäß handeln. — Wo ist jemals der König gewesen, der dies gethan hat, es immer gethan hat, es immer thun konnte und durfte? Kurz, ich kann keinen Menschen für einen guten Menschen gelten lassen, der eine Profession treibt, wobey er alle Augenblicke bereit ist, und bereit seyn muß, Tausende und Hunderttausende seiner Gattung elend zu machen.

Ich. Allenfalls würde ich sagen, daß seine Profession nicht viel tauge: aber wenn diese Profession nun einmal unentbehrlich und Er zu dieser Profession gebohren ist, so muß er, gern oder ungern, alles Böse thun, das zu Verhütung eines ungleich größern Uebels oder zu Erhaltung eines diese Uebel weit überwiegenden Gutes unentbehrlich ist.

Men. Es koſtet mich Ueberwindung dich nicht zu unterbrechen — aber rede nur fort — ich ſehe daß du noch mehr ſagen möchteſt.

J. Ich werde bald fertig ſeyn. Alles was ich ſagen wollte iſt, daß ein König, der ſeine Rolle gut ſpielen will, unmöglich immer wie ein guter Menſch handeln kann; und umgekehrt, daß der König, der ſich zum Geſetz gemacht hätte, immer wie ein guter Menſch zu handeln, gerade dadurch weit mehr Böſes thun würde als jener.

Men. Das müſte er ungeſchickt machen!

Ich. Es könnte nicht anders ſeyn, weil er ſich, anſtatt von ſeinem Kopfe von ſeinem Herzen führen ließe. Jener kümmert ſich nichts um das was einzelne Menſchen unter den Maasregeln, die er zum Beſten des Ganzen nimmt, zu leiden haben: dieſer opfert bey allen Gelegenheiten den größern Vortheil des Ganzen auf, um jedes einzelne Uebel zu heben, das ihm bekannt wird, jedes einzelne Gute zu thun, wozu man ihn auffodert. Jener iſt zufrieden, inner- und auſſerhalb ſeines Reichs gefürchtet zu ſeyn; dieſer möchte ſich von allen die ihn umgeben geliebt ſehen. Das unfehlbarſte Mittel ſich Liebe zu erwerben iſt Gefälligkeit; ein Monarch, der alles bewilligt was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Geſichter um ſich ſehen will, und, wie Titus, den Tag für verlohren hält, woran er nicht wenigſtens Einen Glücklichen ge-

macht hat, wird von seinen Höflingen die Freude und Wonne des Menschengeschlechts genennt werden; alle die bereits von ihm erhalten haben was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestättigen; Versemacher und Prosemacher werden seine Bonhommie zu göttlicher Güte erheben: und gleichwohl braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der gröste Vortheil des gütigen Titus war, daß er nur zwey Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben andere Grundsätze anzunehmen, oder das Römische Reich würde das Opfer seiner Bonhommie geworden seyn.

Men. Tiberius war also in deinen Augen ein besserer König als Titus?

Ich. Ein besserer, oder, wenn du lieber willst, ein größerer König, ganz gewiß, wiewohl ein schlimmerer Mensch.

Men. Ich sehe also, daß für das arme Menschengeschlecht nur Ein Rettungsmittel ist, um von den grossen Königen nicht durch ihre Größe, und von den guten nicht durch ihre Güte elend gemacht zu werden.

Ich. Und dies Mittel wäre? —

Men. Gar keine Könige zu haben.

Ich. Ein wohl ausgedachtes Mittel!

Men.

Men. Wenn du länger bey uns bleibſt, wirſt du ſehen daß wir Einwohner der Unterwelt uns ſehr wohl dabey befinden.

Ich. Aber wie die Menſchen auf der Oberwelt ſich dabey befinden würden?

Men. Es wäre ihre eigene Schuld, wenn es ihnen nicht eben ſo wohl bekäme.

Ich. Und würde es ihnen darum weniger übel bekommen, wenn ſie ſelbſt Schuld daran wären? Ich dächte, gerade das Gegentheil.

Men. Ich will auch nichts anders geſagt haben, als daß es ihnen würklich ſehr wohl bekommen würde. Wie ſchwach die Menſchen immer ſeyn mögen, ſo dumm ſind ſie wenigſtens nicht, daß ſie nicht wiſſen ſollten, in welcher Lage ſie am bequemſten liegen.

Ich. Und darum haben ſie ſich, laut der Geſchichte und Erfahrung, auf dem ganzen Erdboden immer zu den Füſſen der Könige gelegt?

Men. Das muſten ſie wohl! Gewalt geht über Recht.

Ich. Gewalt? Der erſte König, und wenn er nur über zweyhundert, oder auch nur über zwanzig Mann König war, konnte es doch nicht durch Gewalt ſeyn?

Men. Auch ſtehe ich dir dafür, der erſte König war ein ſehr guter König.

Ich. Der Meynung bin ich auch. Deßwegen sagte ich vorhin, gewisse Menschen machte die Natur selbst zu Königen. Der erste König eines jeden Volkes in der Welt war gewiß einer, den die Natur dazu gemacht hatte. Er war der kräftigste, der kühnste, der anschlägigste und entschlossenste unter den übrigen; er warf sich zu ihrem Anführer auf, weil er sich dazu tüchtig fühlte; und die andern folgten ihm, weil sie fühlten daß sie einen solchen Anführer nöthig hätten.

Men. Er warf sich nicht auf, sondern sie erwählten ihn.

Ich. Wozu braucht es eine Wahl? Wo du einen Haufen wilder Jungen beysammen siehst, wirst du einen sehen, dem die übrigen folgen, nicht weil sie ihn zu ihrem Obersten gewählt haben, sondern weil ers seyn will und kann. Der stärkste, der behendeste, der verwegenste steht bey allen ihren Unternehmungen an der Spitze. Sie folgen ihm weil sie ihn dafür erkennen, und erkennen ihn dafür, weil sie ihn so erfahren haben. Unter gleichartigen Wesen ist kein Anführer ehe die Gelegenheit da ist, wo man einen braucht; ist diese gekommen, so hat man keine Zeit zum Wählen; wer den Muth hat sich zum Anführer aufzuwerfen, wird dafür erkannt.

Men. Das mag seyn; aber wenigstens um es immer zu bleiben, wird eine förmliche ausdrückliche Einwilligung der übrigen erfodert; und dies ist doch Wahl?

Ich.

Ich. Alle Menſchen und vornehmlich rohe Menſchen, die überall und zu allen Zeiten den gröſten Haufen ausmachen, werden durch die Gewohnheit geleitet. Wer ſo oft es die Noth erheiſchte ihr Anführer war, wird unvermerkt bey allen Gelegenheiten für den Erſten anerkannt. Doch, wir ſtreiten nicht um Worte; nenne es Wahl, wenn du willſt; was iſt damit gewonnen?

Men. Sehr viel. Menſchen, die ſich einem ihres gleichen freywillig unterwerfen, können und werden es nie anders als um ihres eigenen Beſtens willen und alſo unter gewiſſen Bedingungen thun: beyde Theile, der neue Anführer oder König (wie wir ihn nennen wollen) und ſeine neuen Unterthanen machen ſich zu Erfüllung dieſer Bedingungen gleich anheiſchig; und dies nennt man einen Vertrag. Die Hauptbedingung des Vertrags zwiſchen dem erſten König und ſeinen Unterthanen war, daß ſich die letztern bey der Regierung ſeiner Majeſtät beſſer befinden ſollten als ohne dieſelbe. Die nemliche Bedingung liegt bey dem Vertrage aller folgenden Könige mit den ihrigen zum Grunde. Nun befinden ſich aber, wie wir ſo eben gefunden haben, die Menſchen auf der Oberwelt bey ihren Königen nicht wohl; der Vertrag hat alſo ein Ende, und die Contrahenten ſind frey ſo bald ſie wollen.

Ich. Ich ſahe dich ſchon lange kommen: aber ich läugne dir alles, den Major, den Minor, und die Conſequenz. Die Menſchen haben ſich nie freywillig,

ſondern allemal aus Noth unterworfen; nie einem ihres gleichen, ſondern immer einem, den die Natur zu etwas mehr als ſie gemacht hatte; nie vermittelſt eines vorgehenden Vertrags, der ſich hier gar nicht denken läßt, weil er die Unterthanen zu Richtern in ihrer eigenen Sache beſtellt, und es von ihrem Gefühl, ihren Launen, Aufwallungen, und einſeitigen Urtheilen, oder von den Abſichten und Intrigen des erſten beſten, der ſich zu ihrem neuen Anführer aufwerfen wollte, abhängig macht, ob ſie die Bedingung dieſes angeblichen Contracts für erfüllt oder unerfüllt halten wollen. Alle deine Vorderſätze ſind ungegründete Vorausſetzungen, denen die Erfahrung, die allgemeine Geſchichte, und ſelbſt die menſchliche Natur widerſpricht.

Men. Die menſchliche Natur? Die Menſchen ſind alſo deiner Meynung nach um der Könige willen in der Welt?

Ich. Die Menſchen — ſind in der Welt, weil ſie nicht auſſer der Welt, und die Könige, weil die Menſchen nicht ohne Könige ſeyn können.

Men. Lächerlich! Wie viele Jahrhunderte waren die Griechen, die Karthaginenſer, die Römer, ohne Könige?

Ich. Wir ſtreiten nicht um Worte, Menipp! Eine Ariſtokratie hat ſo viele kleine Könige als regierende Bürger; in einer Demokratie ſind die Unterthanen ſelbſt der König, und weil dies am Ende doch nicht

recht

recht angehen will, ſo ſiehſt du, daß alle kleine Staaten, die mit dieſer unglücklichen Verfaſſung geſtraft ſind, ſo lange zwiſchen der Regierung eines einzigen oder etlicher Demagogen hin und her ſchwanken und herumgetrieben werden, bis ſie ſich in Monarchien verwandeln, oder, in politiſchem Sinne, gar zu Nichts werden. Regiert müſſen die Menſchen immer werden, durch wen es auch ſey; und daß die Regierung durch Könige die natürlichſte ſey, bezeugt Vater Homer *) und — der ganze Erdboden.

Men. Die Menſchen kommen alſo gleich bey ihrer Geburt als Unterthanen auf die Welt? das iſt luſtig zu hören.

Ich. Luſtig oder unluſtig, es iſt Ordnung der Natur. Kinder kommen als Unterthanen ihrer Eltern auf die Welt; und jeder große Haufen erwachſner Kinder muß, gern oder ungern, ſich von dem regieren laſſen, der Gewalt über ihn hat.

Men. Immer beſſer! Alſo iſt Gewalt die Quelle des Rechts?

Ich. Erkläre dich deutlicher, lieber Menipp, damit wir nicht wieder um Worte ſtreiten.

Men. Ein Straßenräuber, der nach und nach Mittel fände, eine Armee zuſammen zu bringen, mit der er das Königreich Perſien eroberte, hätte alſo ein Recht König von Perſien zu ſeyn?

Ich.

*) Ουκ αγαθον πολυκοιρανιη, u. ſ. w. Ilias II. 204.

Ich. Wenn er die Mittel hat Persien zu erobern, so hat er wohl auch die Mittel, sich für König anerkennen zu machen; und so wird er anerkannt, und niemand, der nicht die Mittel hat ihn vom Throne zu stürzen, wird ihm sein Recht streitig machen.

Men. Und du siehst nicht, daß du Thatsachen mit Recht vermengst?

Ich. Nicht ich, sondern die Menschen haben das von jeher gethan. Alexander, Philipps Sohn, hatte kein anderes Recht an Persien; alle, oder doch gewiß die meisten Monarchien, die jetzt für rechtmäßig anerkannt werden, sind durch Eroberer gestiftet worden, die, wenn sich das Glück nicht für sie erklärt hätte, in einem Kerker oder am Galgen gestorben wären; und bis auf diesen Tag schalten und walten die Könige mit ihren Provinzen als mit ihrem Eigenthum, verhandeln sie, vertauschen sie, oder treten sie durch Friedensschlüsse ab, ohne daß es ihnen einfällt, die Unterthanen zu fragen, ob sie auch Lust haben, sich verkaufen, vertauschen und abtreten zu lassen.

Men. Und du hältst ein solches eigenmächtiges gewaltsames Verfahren für recht?

Ich. Davon ist nicht die Rede; auch kümmert es die Könige wenig, ob ich und du, und Hunderttausend einzelne Menschen unseres gleichens, ihre Handlungen für recht oder unrecht halten. Ein anders wäre es, wenn wir die Leute wären, ihnen unsre Meynung an

der

ſie mich tadeln; ſie ſagen, ich werde übermüthig werden, wenn ich merke daß ſie mich liebe; ſie ſagen auch, ſie werde eher ſterben, eh ſie mir ein Zeichen ihrer Neigung geben werde -- Ich hatte nie keinen Gedanken zu heurathen -- Aber ich will nicht für ſtolz angeſehen werden -- Glüklich ſind die, die den Anlas bekommen zu hören, was man an ihnen ausſtellt, und ſich ſelbſt darnach verbeſſern; ſie ſagen, das Fräulein ſey ſchön; diß iſt eine Wahrheit, die ich bezeugen helfen kan; und tugendhaft -- es iſt ſo, ich kan nichts dawider einwenden: Und klug, ausgenommen daß ſie mich liebe -- Bey meiner Treue, es iſt eben keine Zulage zu ihrem Verſtand, und doch iſt es auch kein groſſer Beweis ihrer Thorheit; denn ich will ſie ganz abſcheulich lieb haben. Ich muß es mir gefallen laſſen, daß etliche alberne Späſſe und abgedroſchne witzige Einfälle an mir vermizt werden, weil ich bisher immer ein erklärter Feind vom Heurathen geweſen bin; aber kan ſich der Appetit nicht ändern? und begegnet es nicht oft, daß einer in ſeiner Jugend eine Speiſe liebt, die er in ſeinem Alter nicht ausſtehen kan? Soll ſich ein ehrlicher Mann durch Spöttereyen, Wortſpiele und Sentenzen aus der Laufbahn ſeines Humors treiben laſſen? Nein; die Welt muß bevölkert werden! Wie ich ſagte, ich wollte als Junggeſelle ſterben, dacht ich nicht, daß ich ſo lange leben würde, bis ich eine Frau nähme. Hier kommt Beatrix; in der That, ſie iſt ein ſchönes Frauenzimmer; ich bemerke einige Zeichen der Liebe an ihr.

Beatrice

der Spitze eines überlegenen Kriegsheeres zu ſagen: und auch dann würde Der Recht behalten, der das Feld behalten hätte.

Men. ſeinen Knüttel ſchwingend. Du ſiehſt die Ueberlegenheit, die mir dieſer Knüttel und meine Schultern über dich geben! Ich kann dich alſo zu meinen Sklaven machen ſobald mirs beliebt?

Ich. Ohne Zweifel.

Men. Und mein Knüttel giebt mir das Recht dazu?

Ich. Das Recht? — Wir wollen ehrlich mit einander handeln. Ich fühle mich nicht zum Sklaven aufgelegt, und würde es alſo ſchwerlich jemals recht finden, wenn du mich Kraft deines Knüttels zu deinem unterthänigſten und treugehorſamſten Knechte machen wollteſt. Aber wenn dein Knüttel ein Talisman wäre womit du etliche Millionen eben ſo rüſtiger und tapfrer Männer als ich bin zu deinen Sklaven machteſt: ſo würde dein Recht an uns von dem ganzen Erdboden eingeſtanden werden; und wir armen Wichte würden, wenn wir uns dagegen ſträuben wollten, ſo lange geknüttelt, bis man uns den gehörigen Reſpekt vor dem Rechte des Stärkern eingeplaut hätte. Die Knüttel der Könige ſind ſolche Talismane, und daher haben ſie gegen die Schwächern immer Recht.

Men. lachend. Ha, ha, ha! Ich fange an zu merken, daß du deinen Spaß mit mir treibſt. Im Ernſte wären wir alſo einerley Meynung?

Ich.

Ich. Nicht ſo ganz; und um dich davon zu überzeugen, will ich (wiewohl gegen das laute Zeugniß der Geſchichte und Erfahrung) ſo höflich ſeyn und zugeben, daß alle Monarchie und überhaupt alle Obrigkeit urſprünglich aus einem förmlichen Vertrag entſtanden ſey. Nun laß einmal ſehen, was du damit gewonnen haben wirſt! Ein Vertrag zwiſchen einem ganzen Volke, das aus einigen hundert tauſend Köpfen und doppelt ſo viel Armen und Fäuſten beſteht, an Einem, und einem einzelnen Manne als König, am andern Theil, iſt ein Vertrag zwiſchen ſehr ungleichen Partheyen, und der König wird ſich alſo fürs erſte an einer ſehr eingeſchränkten Gewalt begnügen laſſen müſſen?

Men. Deſto beſſer! Natürlicher weiſe wird man über gewiſſe Grundgeſetze einig werden, zu deren Befolgung ſich ſowohl der König als das Volk anheiſchig macht.

Ich. Und um dieſen Geſetzen die gehörige Kraft zu geben, und die Uebertretung derſelben zu verhüten oder zu beſtrafen, iſt eine Gewalt nöthig?

Men. Eine geſetzmäßige Gewalt, allerdings.

Ich. Entweder du muſt annehmen, daß die rohen Völker, die deinen urſprünglichen Vertrag mit ihren Königen ſchloſſen, ganz erſtaunliche Meiſter in der politiſchen Dynamik und Statik waren, und zu gehöriger Vertheilung und Ausgleichung der Staatskräfte eine unendlich künſtliche Verfaſſung ausfindig machten: oder

dieſe

dieſe geſetzmäßige Gewalt wird uns in ziemlich kurzer Zeit böſe Händel machen. Denn iſt dieſe Gewalt in den Händen des Königs, ſo kannſt du dich darauf verlaſſen, daß er bald genug Mittel finden wird, durch die Schranken des Vertrags zu brechen und ſo willkührlich zu regieren als ihm und ſeinen Miniſtern, Höflingen, Günſtlingen, Weibern, und Kebsweibern belieben wird. Iſt ſie aber in den Händen des Volkes, wer ſoll die Unterthanen zu Erfüllung ihrer Vertragspflichten zwingen, wenn ſie in vorkommenden Fällen, aus welcher Urſache es ſey, keine Luſt dazu haben? Was für eine traurige Rolle wird da der König ſpielen, und was anders kan man von ihm und ſeinen Nachfolgern erwarten als daß ſie nicht eher ruhen werden das Mögliche und Unmögliche zu verſuchen, bis ſie ſich in den Beſitz der höchſten Gewalt geſetzt haben? Je widerſpenſtiger ſich die Unterthanen dabey bezeigen werden, deſto ſchlimmer für ſie: gegen Ein Beyſpiel, wo das Glück den Ausſchlag auf die Seite des Volkes gab, ſind wenigſtens zehn, wo es ſich für den König erklärte. Hat dieſer einmal die Macht in Händen, ſo wird der zwiſchen ihm oder ſeinen Vorfahren und dem Volke errichtete Vertrag, und wenn er mit goldnen Buchſtaben auf eherne Tafeln geſchrieben wäre, eben ſo wenig geachtet werden als ob er gar nicht exiſtirte. Wehe dann dem Volke, das ſeine dadurch verſicherten Rechte gegen willkührliche Anmaßungen und Eingriffe ſeines Monarchen geltend machen wollte! Jeder Widerſtand

wird als Empörung angeſehen, und mit Schwerdt und Galgen an den Anführern, mit gänzlicher Unterdrükkung an dem Volke gerächet werden. Was hilft alſo dein urſprünglicher Vertrag, der aus Mangel einer höhern Gewalt, wodurch beyde contrahierende Theile zu Erfüllung der Bedingungen gezwungen würden, nicht länger gilt als ihn der eine oder andere Theil gelten laſſen will?

Men. Er kann ſeine Verbindlichkeit durch unrechtmäßige Eingriffe eben ſo wenig verlieren als irgend eine Pflicht, dadurch daß ſie übertreten wird, aufhört Pflicht zu ſeyn.

Ich. Ein herrlicher Troſt für die Unterdrückten! Um wie viel wird ihr Zuſtand etwa durch den Gedanken daß ſie Unrecht leiden gebeſſert? Aber ſelbſt dieſes armſeligen Troſtes hätten ſie ſich durch die Vorwürfe beraubt, die ſie ſich ſelbſt über den Unverſtand machen müßten, ihre Rechte und Freyheiten auf einen ſo ſchwachen Grund als Worte oder geſchriebene Buchſtaben ſind, gebaut zu haben. Wie konnten ſie jemals erwarten, daß ein Vertrag, der einem herſchſüchtigen und eigenmächtigen Monarchen papierne Schrancken entgegen ſetzt, ihre Rechte gegen ſeine Gewalt ſicher ſtellen würde? Nichts als die eiſerne Nothwendigkeit ſetzt Schranken, die auch der mächtigſte Tyrann reſpectiren muß. Sie iſt das erſte und gröſte Naturgeſetz, und das einzige das nie übertreten wird, weil es nicht übertre-

ten

ten werden kann. Der erste König war der Anführer eines Volkes, das sich ihm unterwarf, weil es ein natürliches Vorrecht an ihm erkannte, und eines Anführers bedürftig war. Die Menschen fühlen sich frey, so bald sie durch keinen äussern Zwang, sondern die Ueberzeugung, daß ihr eigenes Bestes eine gewisse Art zu handeln nothwendig mache, in ihrem Thun und Lassen bestimmt werde. In so fern kann man also sagen daß die ersten Völker sich ihre ersten Anführer freywillig gaben. Einen förmlichen Vertrag mit diesen Anführern zu schließen konnte ihnen um so weniger einfallen, da sie nichts von einem Oberhaupt fürchteten, das ihnen immer mit seinem Leben für seine Aufführung bürgete. Der erste König war ganz gewiß gut, und maßte sich nicht mehr Gewalt an, als ihm seine Untergebenen zugestunden: aber der erste entscheidende Sieg den er über ein feindliches Volk erhielt, verschaffte ihm Unterthanen die es nicht freywillig waren, und legte den Grund zu künftiger Unterdrückung der freywilligen. Der Eroberer wurde nach und nach, schneller oder langsamer, ein großer Monarch, der an der Spitze eines besoldeten Kriegsheeres von dem größern friedlichen Theil seiner Unterthanen nichts mehr zu befürchten hatte, und von diesem Augenblik an sich Alles erlaubt hielt. Sein Recht war das Recht des Stärkern, d. i. ein Uebergewicht, das von den Schwächern stillschweigend und duldend so lange für rechtmäßig anerkannt wird, als es erträglich ist, oder als der Gedanke an Wider-

ſtand ihnen eben ſo wenig einfallen kann, als der Gedanke mit dem Kopfe vorwärts durch eine drey Ellen dicke Mauer zu rennen. In lange ſchon beſtehenden polizierten Staaten, — wo der Druck der oberſten Gewalt durch ein ſo künſtliches Räderwerk vertheilt iſt, daß er von den meiſten nur auf eine ſehr dumpfe Art gefühlt wird, — wo die Gewohnheit dieſes Gefühl endlich ſo mechaniſch gemacht hat, daß der gröſte Haufe die ihm aufgelegten Laſten eben ſo gedankenlos wie jedes andere Laſtthier die ſeinige trägt, — wo zu allen phyſiſchen Urſachen des leidenden Gehorſams noch ſo viele moraliſche hinzukommen, und beſonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunſten des Monarchen würkt, und die Prieſter, ſo lange er ſich nicht gelüſten läßt ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutaſten, ſeine furchtbarſte Leibwache ſind — in ſolchen Staaten wird der Tyranniſche Uebermuth auf der einen, und die ſclaviſche Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum Unbegreiflichen getrieben. Indeſſen ereignet ſich doch auch hier zuweilen der Fall, daß der allzuſtraff geſpannte Bogen auch einmal bricht, daß ein aufs äuſſerſte getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung ſeine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und, wofern günſtige Umſtände ihm das Uebergewicht geben, nun auch an ſeinem Theile das Recht des Stärkern gegen ſeinen Unterdrücker geltend macht. —

Men. Ungefehr wie ein Tyger der ſeine Kette zerbrochen, oder ein Maſtochs, der ſich vom Stricke, woran er zur Schlachtbank geführt wird, loßgeriſſen hätte?

Ich. Die Geſchichte der Monarchen und Völker, ſo weit ich ſie kenne, giebt mir kein anderes Reſultat als dieſes: der Stärkere herrſcht, und der Schwächere gehorcht ſo lange bis er ſelbſt der Stärkere wird.

Men. Ich geſtehe dir, daß ich mich nicht an eine Theorie gewöhnen kann, worin die Menſchen mit den Ochſen und Eſeln in Eine Reyhe geſtellt werden.

Ich Iſt es meine Schuld? — Aber da ſehe ich einen ſtattlichen feinen Mann, mit einer offnen Mine und einnehmenden Geſichtsbildung hinter dem Gebüſche hervorkommen. Du kennſt ihn vermuthlich. Willſt du daß wir ihn zum Schiedsrichter unſers Streites herrufen?

Men. Es iſt Xenophon, der Lieblingsſchüler des weiſen Sokrates. Ich bin es zufrieden, wenn er Luſt hat, das Richteramt anzunehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Briefe
über die Kantiſche Philoſophie.

Siebenter Brief.

Skizze einer Geſchichte des phychologiſchen Vernunftbegriffes der einfachen denkenden Subſtanz.

Daß die Unterſcheidung zwiſchen Seele und Körper unter die früheſten Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes auf dem Wege ſeiner Entwiklung gehöre, muß Ihnen, mein Lieber, bey ihrer genauen Bekanntſchaft mit den Ueberbleibſeln aus den älteſten Zeiten der morgenländiſchen und griechiſchen Philoſophie vorlängſt aufgefallen ſeyn; würde ſich aber, wenn auch alle dieſe Urkunden verlohren gegangen wären, ſchon aus der bloſſen näheren Betrachtung der Natur unſres Erkenntnißvermögens ergeben müſſen. Gleich mit der erſten Morgendämerung der Vernunft mußte ſich das denkende Ich, den Geſetzen des Bewußtſeyns gemäß, von jeder ſeiner gedachten Vorſtellungen, und folglich auch ſchon darum vom Körper, in ſo ferne dieſer unter jenen Vorſtellungen vorkam, unterſcheiden. Eben ſo machten die Geſetze der Sinnlichkeit die weſentliche Unterſcheidung zwiſchen den Gegenſtänden des inneren und des äuſſeren Sinnes, das heißt zwiſchen den Vorſtellungen in

uns,

uns, und den Dingen auſſer uns nothwendig. In ſo ferne nun alle Vorſtellungen in uns dem Ich als ihren Subjekte anhängen, der Körper aber in die Reihe der Dinge auſſer uns gehört, mußte der beym Bewußtſeyn gedachte Unterſchied zwiſchen dem Ich und dem Körper, einerſeits an den Vorſtellungen die durch den inneren Sinn, andererſeits aber an dem Körper, der durch den äuſſeren Sinn dargeſtellt wurde, auch ſogar in der Anſchauung gegeben ſeyn.

Man war daher ſehr bald darüber einig, daß das Ich und der Körper zwey ſehr verſchiedene Dinge ſeyn müßten; aber man wurde faſt eben ſo bald über die Frage uneinig, worin der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Dingen beſtände. Das eine war eine nothwendige Folge der eben angeführten Einrichtung unſres Erkenntnißvermögens, nach welcher jene Unterſcheidung auch ohne Erkenntniß ihres Grundes erfolgen mußte; das andere hingegen war eine nicht weniger nothwendige Folge der Unbekanntſchaft mit jener Einrichtung, und der dabey unvermeidlichen Misverſtändniſſe über den Grund der beſagten Unterſcheidung, zu welcher man ſich ohne zu wiſſen wodurch gedrungen fühlte. Der einzige Umſtand, daß man ſchon von den älteſten Zeiten her über die Wirklichkeit des Unterſchiedes zwiſchen Seele und Körper einig, aber bis auf die Unſrigen herab über die Möglichkeit dieſes Unterſchiedes entzweyt war, würde Beweiſes genug ſeyn, daß der menſchliche Geiſt

dieſen Unterſchied, ohne eigentlich zu wiſſen warum, behauptet, und daß folglich der Grund dieſer Behauptung nicht in ſeinen wirklichen Einſichten, ſondern in den ihm unbekannten Geſetzen ſeines Erkenntnißvermögens gelegen habe. Indeſſen hat ſich dieſer Grund bey der Zergliederung, welche die Critik der reinen Vernunft mit dem Erkenntnißvermögen vorgenommen hat, wirklich vorgefunden; und es iſt apodiktiſch erwieſen, daß es kein anderer war, iſt, und ſeyn wird, als die Regel, welche die Vernunft den Geſetzen der inneren und äuſſeren Anſchauung gemäß, für den Begrif der Seele vorſchreibt, und welche in folgender Formel enthalten iſt: Das Subjekt der Prädikate des inneren Sinnes kann unmöglich durch Prädikate des äuſſeren Sinnes gedacht werden. Sie werden l. F. ohne meine Erinnerung an dieſer Formel den pſychologiſchen Vernunftbegrif der einfachen denkenden Subſtanz erkennen, der, in ſo ferne er unſern bisherigen Metaphyſikern für Vernunfteinſicht galt, den Zankäpfel zwiſchen den Materialiſten und Spiritualiſten abgegeben, und den Unterſchied zwiſchen Seele und Körper ſo vielen Streitigkeiten ausgeſetzt hat; — in ſo fern er hingegen als unerkannte Vernunftregel in der Natur des menſchlichen Erkenntnißvermögens gegründet war, die allgemeine und unüberwindliche Ueberzeugung von einem Unterſchiede zwiſchen Seele und Körper bewirkte, der ſich nicht demonſtriren, das heißt, von dem ſich kein objektiver Grund angeben ließ. — Sie

ſehen

Beatrice tritt auf.

Beatrix.

Wieder meinen Willen bin ich geſchickt worden, euch zum Eſſen zu rufen.

Benedict.

Schönſte Beatrix, ich danke euch für eure Mühe.

Beatrix.

Dieſe Dankſagung koſtete mich nicht mehr Mühe zu verdienen, als euch ſie zu machen; wenn es muhſam geweſen wäre, ſo wurd' ich nicht gekommen ſeyn.

Benedict.

Dieſe Abſendung hat euch alſo Vergnügen gemacht?

Beatrix.

Ja, grade ſoviel als ihr auf die Schneide eines Federmeſſers nehmen könntet -- Ihr habt keinen Appetit, wie es ſcheint, mein Herr; lebt wohl.

(Sie geht ab.)

Benedict.

Ha! „ wieder meinen Willen bin ich geſchickt wor„den „ -- das kan eine doppelte Bedeutung haben -- „ Es koſtete mich nicht mehr Mühe, dieſe Dankſagung zu ver„dienen, als euch, ſie zu machen, -- das ſagt ſoviel als, eine jede Müh die ich um euertwillen übernehme, iſt ſo leicht als eine Dankſagung. Ich will ein Halunke ſeyn, wenn ich nicht Mitleiden mit ihr habe; ich will ein Jude ſeyn, wenn ich ſie nicht liebe; ich will gleich gehen, und mir ihr Portrait machen laſſen.

(ab.)

ſehen auch, warum ich die Geſchichte des Pſychologiſchen Vernunftbegriffes mit der frühzeitigen Epoke beginne, welche von der Unterſcheidung zwiſchen Seele und Körper in der Geſchichte des Menſchlichen Geiſtes eingenommen wird.

Der pſychologiſche Vernunftbegrif lag ſehr lange unentwickelt unter den Grundbeſtimmungen des menſchlichen Erkenntnißvermögens, ſeine einzelnen Beſtandtheile kamen nur allmählig und ſehr langſam zum Vorſcheine, und erhielten nur nach langen Zwiſchenräumen ihre Vollſtändigkeit. Von dem Zeitpunkte der erſten unzweydeutigen Spuren der Unterſcheidung zwiſchen Seele und Körper, die in der Geſchichte vorkommen, vergiengen Jahrtauſende, bevor der Begrif der Subſtanzialität, und noch faſt zwey tauſend Jahre darüber, bevor der Begrif der Einfachheit aus dem Chaos ſchwankender und unbeſtimter Vorſtellungen in ihrer Reinheit und Vollſtändigkeit hervortraten; und erſt ſeit ſechs Jahren beſitzen wir das Werk, welches durch die Zergliederung des Erkenntnißvermögens den Begrif des Denkens erſchöpft, und vermittelſt deſſelben die Bedeutung und den Gebrauch der Begriffe der Subſtanz und des Einfachen vollends beſtimmt hat. Wenn man alſo dieſe Begriffe für Vernunfteinſichten annimmt, ſo ſind ſie weder ſo alt, noch ſo allgemein verbreitet, noch ſo einleuchtend, als die Unterſcheidung zwiſchen Seele und Körper, die man durch ſie demonſtriren will, und

zu welcher ſie geführt haben ſollen. Als Vernunftregeln hingegen waren ſie immer unter den vielen andern unerkanten Geſetzen unſres Erkenntnißvermögens enthalten, und konnten daher ſo wenig als dieſe ohne Erfolg ſeyn. Ungefähr wie die Lichtſtralen den Körpern die Farben gaben, auch bevor ſie Newton bey dieſer wohlthätigen Wirkung ausgeſpäht hat: ſo haben die Geſetze unſres Erkenntnißvermögens, die der pſychologiſche Vernunftbegrif ausdrückt, die Unterſcheidung zwiſchen Seele und Körper verurſacht, bevor ſie Kant in dieſer Eigenſchaft entdeckt hat. Und wie man vor Newton das Licht mißverſtanden hat, indem man deſſen Farben immer den Körpern zueignete, und ihm weiter nichts als die Beleuchtung derſelben eingeſtand: ſo verkannte man vor Kant die Vernunft in ihrem pſychologiſchen Begriffe, indem man ihre ſubjektiven Regeln, nach welchen und aus welchen ſie allein dieſen Begrif hervorbrachte, auf ein Ding an ſich ſelbſt übertrug, und ihr nichts weiter einräumte, als das Vermögen jene Regeln, die doch ganz ihr eigenes Werk ſind, von dem Dinge an ſich ſelbſt, als Geſetze deſſelben, kennen zu lernen.

Wäre die Unterſcheidung zwiſchen Seele und Körper nicht anders zu erhalten geweſen, als durch Erkenntniß desjenigen was Seele und Körper auſſer unſrer Verſtellungsart an ſich ſelbſt ſind: ſo hätte ſie ſich erſt mit dem Zeitalter der Metaphyſik einfinden, und den allmäligen Fortſchritt, ſo wie überhaupt alle

Schick-

Schickſale, mit dieſer Wiſſenſchaft theilen müſſen; ſo wäre ſie auf die Metaphyſiker allein eingeſchränkt, und ſo gar auch unter denſelben, ſo wie es ihr angeblicher Erkenntnißgrund wirklich war, der Gegenſtand endloſer Streitigkeiten geweſen. Allein als ſubjektives Geſetz unſres Erkenntnißvermögens mußte ſie gleich unter den erſten Aeuſſerungen des eigentlichen Vernunftgebrauches vorkommen; daher ihr hiſtoriſches Alterthum; — mußte ſie allen menſchlichen Individuen mehr oder weniger einleuchten; daher ihre Popularität und allgemeine Verbreitung — konnten ſich weder gründliche noch ſcheinbare Einwendungen gegen ſie hervorthun, und diejenigen, welche nachmals aus dem Misverſtande ihres Urſprunges erfolgen mußten, nie über die Grenzen der Schule hinauswirken; daher die uralte und fortwährende Uebereinſtimmung, welche ihr unter den Entſcheidungen des allgemeinen Menſchenverſtandes einen unverlierbaren Rang anweiſet. Als ein Naturproduct des menſchlichen Geiſtes hatte ſie alſo alle diejenigen Eigenſchaften, die ſie haben mußte, um die Schutzwehre der religiöſen Grundwahrheit vom zukünftigen Leben abgeben zu können; Alterthum, Popularität, allgemeine Verbreitung, und Unwiderlegbarkeit; Eigenſchaften die ſelbſt der ſtolzeſte Metaphyſiker von ihr zu behaupten Bedenken tragen würde, in ſo fern ſie von der Schule zu einem Produkte vorgeblicher Wiſſenſchaft umgeſchaffen, und als Grundfeſte der religiöſen Ueberzeugung gemisbrauchet worden iſt. — Uner-

kannt

kannt und unentwickelt leiſtete der pſychologiſche Vernunftbegriff, in der Bedeutung die er von der Kritik der Vernunft erhält, der Religion den einzigen Dienſt, den er ihr erweiſen konnte, den ſie von ihm nöthig hatte, und den er ihr in der mehr verſprechenden Bedeutung, die ihm die Metaphyſik gegeben hat, nimmermehr leiſten konnte: Er bewirkte nämlich die eben ſo einleuchtende als unerläßbare Unterſcheidung, die ſich der Verwechslung und Vermengung der Seele und des Körpers ſo unüberwindlich entgegenſetzt, daß auch die ſcheinbarſten und ſcharfſinnigſten Trugſchlüſſe nichts dagegen ausrichten können; und er verhinderte dadurch, daß die auf das moraliſche Bedürfniß gegründete Erwartung des zukünftigen Lebens, durch den Tod und die Auflöſung des Körpers keineswegs widerlegt werden konnte.

Eine vollſtändige Aufzählung und Erörterung der mannigfaltigen Formen, worunter ſich der menſchliche Geiſt in ſeiner Kindheit und früheren Jugend den Unterſchied zwiſchen Seele und Körper verſinnlichte, und wovon wir unter den Materialien zur älteſten Geſchichte der Philoſophie leider nur ſehr wenige und unzuverläßige Proben aufzuweiſen haben, gehört nicht zur Abſicht meiner gegenwärtigen Skizze. Diejenigen, von denen hier die Rede ſeyn wird, kommen zwar auch unter jenen hiſtoriſchen Ueberbleibſeln vor, erhalten aber zugleich aus der Natur des menſchlichen Erkenntnißvermögens die vollkommenſte Beſtättigung.

Die

Die Phantaſie, welche ohnehin, während der langwierigen Minderjährigkeit der Philoſophie, in dem Gebiete derſelben die erſte Rolle zu ſpielen hatte, war bey der Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen Seele und Körper, vielleicht mehr als bey irgend einem anderen Gegenſtande, ſich ſelbſt überlaſſen. Die innere Anſchauung liefert nichts Beharrliches im Raume, und folglich kein Bild, worunter die Seele im Gegenſatze mit dem Körper vorgeſtellt werden könnte. Und doch war ein ſolches Bild, bey fortgeſetzter Aufmerkſamkeit auf den Unterſchied zwiſchen Seele und Körper, eben ſo unentbehrlich als unvermeidlich. Es mußte daſſelbe alſo von der Phantaſie erzeugt werden, während das Bild des Körpers in der äuſſeren Anſchauung gegeben war. Nach dieſer Vorausſetzung ſcheint mir die hypoſtaſierte Vorſtellung des Lebens, — mit Zügen ausgemahlt, welche ſich der Phantaſie an dem ſo auffallenden Unterſchiede zwiſchen einem belebten und entſeelten Körper häufig darbieten mußten — das älteſte und allgemeinſte Bild abgegeben zu haben, worunter ſich der Begrif der Seele der jugendlichen Einbildungskraft des menſchlichen Geiſtes dargeſtellt hat. Der Anblik eines Leichnams mußte über den undeutlich gedachten Unterſchied zwiſchen Seele und Körper ein plötzliches und blendendes Licht verbreiten. Was dieſer Anblick von dem ehemaligen Menſchen gewahr werden ließ, war der Körper; was er vermiſſen ließ, ſo ſtark vermiſſen ließ, war das Leben das von ihm gewichen war — die Seele

Bey jedem Fortschritte der Vernunft, die sich in gleichem Verhältnisse mit der Kultur und Muße des gesellschaftlichen Lebens entwikelte, wurde die Phantasie genöthiget, an dem erwähnten Bilde etwas zu verändern, widersprechende Züge hinwegzustreichen, und fehlende hinzuzusetzen. Es geschah lediglich zur Befriedigung der Vernunft, welche für das hypostasierte Leben ein bestimmtes Subjekt verlangte, daß die Phantasie unter ihren reichen Vorrathe nach einem Bilde suchte, welches allenfalls das Substratum der Lebendigen Kräfte des Menschen vorstellen könnte. So viel mußte sie den Forderungen der Vernunft einräumen, daß dieses Substratum unsichtbar seyn müßte, weil es von dem Leibe verschieden seyn sollte; aber so weit hatte selbst die Vernunft ihre Forderungen noch nicht getrieben, daß es ausserhalb der gesamten Sinnenwelt hergeholt werden müsse. Die Phantasie suchte und fand also an dem einzigen damals bekannten unsichtbaren Körper — der Luft — das verlangte Bild; und so wurde das Subjekt des Lebens (anima) zum unsichtbaren nur durch seine Wirkungen erscheinenden Körper, zur Luftartigen Substanz. (spiritus) Wer kann unter diesem, obgleich rohen, Schema der Einbildungskraft den psychologischen Vernunftbegrif der einfachen Substanz verkennen, wovon die Einfachheit des Subjekts der innern Anschauung durch Unsichtbarkeit, die Substanzialität desselben aber durch eine wahrgenommene unsichtbare Realität (die Luft) ausgedruckt ist.

Ich übergehe hier die verſchiedenen Modifikationen, die dieſes Schema nachmals in den verſchiedenen philoſophiſchen Schulen angenommen hat. So wie die Weltſeele auf welche man (es gehört nicht hieher, wie?) ſehr frühzeitig und ziemlich allgemein gerathen war, und die man bald mit der Gottheit vereinzelte, bald von derſelben unterſchied, ſo war auch die menſchliche Seele bald göttlicher bald ungöttlicher Natur, in beyden Fällen aber bald Luftartig, bald ätheriſch, bald reines Elementarfeuer, bald eine Miſchung aus Feuer und Aether u. ſ. w. Das Schema des unſichtbaren Körpers erhielt ſich unter allen dieſen verſchiedenen Hypotheſen, und trotzte, ſelbſt den erhabenſten Spekulationen eines Plato, ſo wie und dem Scharfſinne eines Ariſtoteles und aller ihrer Nachfolger unter dem Griechen und Römern. Der groſſe Stifter der Metaphyſik rang gegen daſſelbe mit der ganzen Schärfe ſeines durchdringenden Blutes; er erklärte die Seele für eine einfache Subſtanz (ἁπλοῦν τι οὐσίαν) für ein unkörperliches Ding (ἀσώματόν τι;) allein bey allem dem konnte er ſich nicht entbrechen, ſie gleichwohl für etwas Materielles, für eine Maſſe, (ὄγκος) für einen unſichtbaren Körper zu erkennen. Selbſt in der merkwürdigen Stelle *) wo er der menſchlichen Seele ihres Verſtandes wegen eine göttliche Natur beylegt, und daraus die Folge zieht, der Menſch müſſe ſich über bloß menſchliche Geſinnungen (ἀνθρώπινα φρονεῖν) erheben, weil

*) De moribus Lib. 10. C. 7.

weil ſein beſſerer Theil, ſeine Seele, weit über die übrigen Theile ſeiner Natur erhaben wäre, entfahren ihm folgende merkwürdige Worte, die mir ſeine Meynung von der Einfachheit dieſes beſſeren Theiles ſehr beſtimt zu charakteriſiren ſcheinen: „wenn er gleich der Maſſe nach klein wäre (ὁ γὰρ καὶ τῷ ὄγκῳ μικρὸν ἐστι) Und wenn Cicero *) in der Folge von der Natur der Seele mit Ausdrücken ſpricht, die ſo klingen als ob ſie aus den Schriften des Descartes ſelbſt der Seinigen eingeſchaltet worden wären: (naturæ individuæ et incorporeæ, omnis concretionis et materiæ expers) ſo wirft er darum nicht weniger unmittelbar darauf die Frage auf: ob wohl die Seele Feuer, Luft, oder Waſſer, oder, wie Empedokles dafür gehalten hätte, eine Miſchung aus den feinſten Theilen der vier Elemente ſeyn möge? —

Nichts deſtoweniger hatte das beſagte ſinnliche Schema, bevor man es zum Subſtratum geiſtiger Kräfte oder eigentlicher zur reinen Intelligenz erhoben hatte, und gerade in jenen Zeiten, wo man es noch am allerwenigſten entkörpert hatte, durchaus keinen Einfluß, wenigſtens keinen nachtheiligen auf den Glauben an ein zukünftiges Leben. Da die Erfahrungen von Tod und Zerſtörung nicht weiter reichten als auf den ſichtbaren, und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, leiblichen Körper: ſo blieb der unſichtbare Seelen-

*) Acad. Quæſt. Lib. IV. c. 39.

Unkörper von ihrem fürchterlichen Zeugniſſe unangefochten. Seine Unſichtbarkeit ſchützte ihn in den Augen des unmetaphyſiſchen Sohnes der Natur weit nachdrücklicher gegen die Pfeile des Todes, als ihn die Einfachheit, wodurch ihn in der Folge die Schulen nicht nur jenen Pfeilen entzogen, ſondern ſogar auſſer dem Geſichtskreis alles Begreiflichen entrückt haben, in den Augen der philoſophiſchen Welt nie ſchützen konnte. Gab gleich ſeine Natur, ſo wie ſie vor und auſſer den Schulen gedacht wurde, keinen Beweis für ſein fortgeſetztes Daſeyn nach dem Tode ab: ſo begünſtigte ſie doch wenigſtens diejenige Erwartung davon, die man, durch Gründe von anderer Art überredet, gefaſſet hatte. Die Schatten, welche bey dem Pöbel unter den Griechen und Römern die Seelen der Verſtorbenen vorſtellten, waren nicht nur bloß durch ein Wunder ſichtbar, ſondern auch ſelbſt an dem Orte ihrer Beſtrafung durch keine Macht der Götter zerſtörbar; ſo wenig als das ausgedehnte Behältniß oder Subſtratum der Geiſtigkeit, welches die eifrigſten Vertheidiger der Unſterblichkeit unter den Griechiſchen und Römiſchen Philoſophen auch ſchon darum anzunehmen genöthiget waren, weil ſie ſich kein wirklich exiſtierendes Ding ohne Beharrlichkeit im Raume und folglich ohne Ausdehnung denken konnten.

So blieb es mit den zweyen bisher erwähnten Beſtandtheilen des Pſychologiſchen Vernunftbegriffes, näm-

lich, der Einfachheit und der Subſtanzialität, bis der Dritte, der natürlichen Ordnung nach der erſte und vornehmſte, dem ich aber mit gutem Vorbedacht dieſe Stelle aufbehalten habe, auf dem Wege ſeiner Entwiklung weit genug verrücket war, um die Schulen über die Natur des Erkenntnißvermögens in zwey Hauptpartheyen zu trennen.

Es iſt dieſer der Begrif der Denkkraft, der allmählig aus der verworrenen Vorſtellung des hypoſtaſierten Lebens zum Vorſchein kam, und je nachdem er von der feinen Grenzlinie, welche den Verſtand und die Sinnlichkeit trennt und verbindet, rechts oder links abgewichen, entweder zur reinen platoniſchen Intelligenz hinaufgeläutert worden, oder zur epikuriſchen Modification des empfindenden Atoms herabgeſunken war.

Da die Erörterung der Art und Weiſe, wie der menſchliche Geiſt auf die Unterſcheidung zwiſchen Denken und Empfinden gelangte, eben nicht weſentlich mit meinem gegenwärtigen Entzwecke zuſammen hängt, ſo behalte ich mir dieſelbe für eine nahe dringendere Veranlaſſung vor, und begnüge mich hier anzumerken, daß man auch bey dieſer Unterſcheidung, die in der Geſchichte des phychologiſchen Vernunftbegrifs eine der wichtigſten Epoken ausmacht, eben ſo frühzeitig über den Unterſchied an ſich ſelbſt einig als über die Erklärung deſſelben uneinig wurde. Bis auf die Erſcheinung der Critik der Vernunft, durch welche zuerſt die

Sinn-

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Leonatos Garten.)

Hero, Margretha und Urſula treten auf.

Hero.

Mein liebes Grethchen, lauffe ſo geſchwind als du kanſt in den Saal, du wirſt meine Baſe Beatrix mit dem Prinzen und Claudio in Converſation finden; raune ihr ins Ohr, ich und Urſula gehen im Garten ſpazieren, und unſer ganzes Geſpräch handle bloß von ihr; ſage du, habeſt uns behorcht, und bitte ſie, ſie möchte ſich in die bedekte Laube ſchleichen, wo duftende Waldlilien, von der Sonne gereift, der Sonne den Eingang wehren, gleich übermüthigen Günſtlingen groſſer Herren, die ſich gegen die Macht auflaſſen, der ſie ihren üppigen Wuchs zu danken haben -- Dort ſoll ſie ſich verbergen, wenn ſie unſre Unterredung hören wolle; diß iſt dein Amt; mach es gut, und verlaß uns.

Margretha.

Sie ſoll gleich da ſeyn.

(ab.)

Hero.

Nun, Urſula, wenn Beatrix kommt, ſo muß Benedict

während

Sinnlichkeit als Receptivität unſres Erkäntnißvermögens von der Receptivität der ſinnlichen Werkzeuge mit völliger Beſtimmtheit unterſchieden, die erſtere für einen weſentlichen Theil unſres Erkenntnißvermögens, der vor aller Empfindung, und vor aller Receptivität der Organe (die ſelbſt nur durch Empfindung wahrgenommen wird) im Gemüthe vorhanden iſt, erklärt, und ihre weſentliche Zuſammenwirkung mit dem Verſtande bey aller wirklichen Erkenntniß gezeigt worden iſt — war das eigentliche Verhältniß der Sinnlichkeit zum Verſtande ein tiefes Geheimniß geblieben. Wir dürfen uns daher um ſo viel weniger wundern, daß man in den früheren Zeiten der Philoſophie die Empfindung bald zur Eigenſchaft des Körpers, bald zur Eigenſchaft einer beſonderen mit dem Körper näher verwandten Seele gemacht hat. Je mehr und je länger man ſich mit der Spekulation beſchäftigte, deſto mehr muſte der Unterſchied zwiſchen den abſtrakten Begriffen und den Senſationen ſichtbar werden, auf deſſen Erklärung der Umſtand, daß bey den letztern zugleich der Körper, bey den erſtern aber die Seele allein beſchäftiget erſcheint, von großem Einfluſſe ſeyn mußte. Die faſt gänzliche Vernachläßigungen der empiriſchen Pſychologie, und die alte Erbſünde der ſpekulativen Philoſophen, daß ſie mit ihren Erklärungen der Erfahrung und Beobachtung zuvoreilen, waren die Urſache, daß ſelbſt in den ſchönſten Zeiten der Griechiſchen Philoſophie für die Theorie des Denkens und Empfindens

beynahe gar nichts vom Belange zu Stande kam, und daß entweder um den Unterschied zwischen Verstand und Sinnlichkeit zu erklären zwey verschiedene Seelen, eine denkende und eine empfindende, angenommen, oder um die Einheit der Seele zu retten, jener Unterschied durch eben dieselben Hypothesen aufgehoben werden mußte, die man zu seiner Erklärung ersonnen hatte.

Schon der Umstand, daß man der empfindenden Seele alle Erkenntniß der Wahrheit (sogar ihrer eigenen Vorstellungen) absprechen mußte, um die denkende Seele damit auszustatten, hatte der erstern die Benennung der Unvernünftigen zugezogen. Die uralte und von jeher schief aufgefaßte Lehre von der Relativität der sinnlichen Eigenschaften der Aussendinge, bestätigte in der Folge jene Benenung in einer noch weit schlimmeren Bedeutung. Durch gemeine Erfahrungen über die Verschiedenheiten des Geschmacks, Geruchs, Gefühls u. s. w. bey verschiedenen Menschen, oder auch bey einem und ebendenselben zu verschiednen Zeiten, mußte schon sehr frühzeitig bey denkenden Köpfen die sehr richtige Bemerkung veranlasset werden: daß unsre Vorstellungen der sinnlichen Eigenschaften eben so wohl von der Beschaffenheit unsrer sinnlichen Werkzeuge, als von den Wirkungen der Dinge ausser uns abhiengen. Mit einem Sprunge, den selbst die behutsamere Vernunft der neueren Philosophen *) so oft

*) Erst neuerlich Weishaupt in seiner merkwürdigen Schrift, über Materialismus und Idealismus.

oft gewagt hat, befand man ſich von dieſer Bemerkung zu dem mehr oder weniger deutlich gedachten Satze hinüber gebracht: daß alle ſinnlichen Eigenſchaften bloſſe Verhältniſſe der Dinge zu unſrer Organiſation (nicht zu unſerm Anſchauungsvermögen überhaupt) wären. Schon die Eleatiker behaupteten, daß die wirklichen Dinge ſchlechterdings das nicht ſeyn könnten was ſie erſcheinen, und daß folglich die Urtheile der Vernunft, in ſo fern ſie ſich auf das Zeugniß der Sinne gründeten, nothwendig falſch ſeyn müßten. Ueberhaupt hat man vor der berühmten Unterſcheidung, die Loke zwiſchen den *qualitatibus primariis* und *ſecundariis* feſtgeſetzt *) hat, die Veränderlichkeit, und mit derſelben, die Trüglichkeit des Zeugniſſes der Sinne viel zu weit ausgedehnt, und auch nach jener Unterſcheidung nur in ſehr unbeſtimten Schranken eingeſchloſſen, bevor die Critik der Vernunft den bereits erwähnten Unterſchied zwiſchen der Receptivität der ſinnlichen Organe, die ſelbſt nur wahrgenommene Vorſtellung iſt, und der Receptivität der Sinnlichkeit überhaupt, die alle Vorſtellungen erſt möglich macht, genauer angegeben hat. Denn nur nach der Vorausſetzung dieſes Unterſchieds ergiebt es ſich einleuchtend genug, als zwar die ſubjek-

*) Den aber Descartes in den Principiis Philoſophiæ P. IV. §. 198. ſchon ſehr deutlich bemerkt hat, wo er ſagt: Nihil à nobis in objectis externis *ſenſu* deprehendi præter ipſorum *figuram*, *magnitudinem*, et *motum*.

tive Beſchaffenheit der Organe, aber keinesweges die Sinnlichkeit (das Anſchauungsvermögen überhaupt) Veränderungen unterworfen iſt; daß die ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge auſſer uns, in ſo ferne ſie ſich blos auf die erſtere beziehen (qualitates ſecundariæ) veränderlicher Schein genannt werden können; in ſo fern ſie ſich aber auf die Geſetze der Leztern gründen, unveränderliche Erſcheinungen ſind, und folglich eben dieſelbe Wahrheit und Zuverläßigkeit mit ſich führen, die man bisher an den Dingen an ſich ſelbſt mit Recht vorausgeſetzt, aber vergeblich geſucht hat.

Ich kehre zu meinem Gegenſtande zurück. — Eine ſehr natürliche Folge jener misverſtandnen Lehre von der Trüglichkeit der ſinnlichen Erkenntniß war, daß die Philoſophen, die ſich zu dieſer Lehre bekannten, ohne gleichwohl (wie in der Folge Pyrrho und Arceſilas) die völlige ſkeptiſche ἀκαταλήψιαν anzunehmen, die Sinnlichkeit nicht nur von dem Erkenntnißvermögen der vernünftigen Seele ausſchloſſen, ſondern ſie demſelben geradezu entgegenſezten, das heißt, nicht nur zwey verſchiedene, ſondern ſogar zwey entgegengeſezte Seelen behaupteten, und die zuverläßigen Ideen der vernünftigen Seelen, um ſie des verdächtigen Urſprunges aus der täuſchenden Sinnlichkeit zu überheben, für angebohren erklärten. Plato's angebohrne Begriffe, die man von den Verſtandesbegriffen und reinen Anſchauungen der Critik der Vernunft, welche ſich als Bedingungen

ungen der Erkenntniß auf Erfahrung beziehen, wohl unterſcheiden muß, waren Vorſtellungen von Dingen an ſich ſelbſt, die der große Mann von dem Verſtande nicht blos denken, ſondern auch anſchauen ließ, und die er aus einem vormaligen überirdiſchen Leben der Seele herleitete. Alle Erkenntniß der Wahrheit in dem gegenwärtigen Leben war ihm daher bloſſe Erinnerung aus dem vorigen; ſo wie jeder Irrthum des Verſtandes eine Folge der Vereinigung der denkenden Seele mit der empfindenden und dem Körper, den er für den Kerker, ſo wie dieſe für eine natürliche Gegnerinn von jener, anſah.

Da ſich Ariſtoteles von den Meynungen ſeines Lehrers über die Trüglichkeit der ſinnlichen Erkenntniß und den Urſprung der Begriffe ſo ſehr entfernte: ſo iſt ſeine Unterſcheidung zwiſchen der vernünftigen und empfindenden Seele, die er für zwey ganz verſchiedene Weſen von ganz verſchiedener Abkunft hielt, nur um ſo mehr auffallend. Ungeachtet ſeine Erklärung des Erkenntnisvermögens unter allen übrigen ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen der Wahrheit am nächſten kömmt, ungeachtet er nicht nur, wie ſchon Plato gethan hatte, der vernünftigen Seele das Vermögen über die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit ſinnlicher Vorſtellungen (κρίνειν τὰ αἰσθήματα) zu urtheilen zuerkennt, ſondern ihr ſogar Vorſtellung ſinnlicher Gegenſtände, und gewiſſermaſſen Empfindung einräumt, indem er den Verſtand in den

leidenden und wirkenden unterſchied (νους παθητικος, und ποιητικος) und jenen für ein beſonderes Vermögen, die ſinnlichen Bilder aufzufaſſen erklärt: ſo wurde doch die Erzeugung dieſer Bilder ſelbſt, in ſo ferne ſie, auſſer der Wirkung der äuſſeren Gegenſtände, und der ſinnlichen Werkzeuge, die ſelbſt unter jene Gegenſtände gehören, eine Vorſtellungskraft vorausſetzt, von ihm ſo gut wie vom Plato auf die Rechnung einer beſondern, ſinnlichen und unvernünftigen Seele geſetzt, die er für Theile einer beſondern animaliſchen Kraft hielt, welche, ſeiner Meynung nach durch die ganze Welt verbreitet, das Prinzipium des Lebens und Empfindens in allen Lebendigen Geſchöpfen war. Seine vernünftige Seele hingegen war aus einer von den vier Elementen der Körper und jener animaliſchen Kraft ganz verſchiedener, feurigen oder ätheriſchen Natur hergenommen; und kam von auſſen zu ihrer Beſtrafung in den Körper, von dem ſie auch mit Zurücklaſſung der empfindenden Seele und ſelbſt des leidenden Verſtandes getrennt wurde, um ihr Leben in einem anderem Zuſtande fortzuſetzen.

Man konnte ſchlechterdings nicht begreifen, wie der Verſtand und die Sinnlichkeit weſentlich verſchieden, und gleichwohl weſentliche Theile eines und eben deſſelben Erkenntnißvermögens ſeyn ſollten. Der leidende oder empfindende, Verſtand des Ariſtoteles ſollte die Einheit des Erkenntnisvermögens, und die zwey verſchiedene Seelen ſollten den Unterſchied zwiſchen

Den-

Denken und Empfinden erklären, der in allen übrigen philoſophiſchen Schulen, welche das Auskunftsmittel der zwey Seelen nicht angenommen haben, verlohren gieng. Epikur, vermuthlich durch die ſehr richtige Bemerkung, daß der Verſtand zu ſeiner Entwiklung der ſinnlichen Erfahrung bedürfe und daß die abſtrakten Vorſtellungen von den ſinnlichen abgezogen wären, verleitet, führte alle Kräfte der Seele, Verſtand und Vernunft, auf Empfindung zurück, und machte die ſinnliche Evidenz (ἐναργεια) zur Quelle aller Ueberzeugung und Gewisheit *). Zeno hingegen, oder eigentlicher die Stoiſche Schule, ſcheint die ſinnliche Anſchauung von aller beſonderen Mitwirkung mit dem Verſtande bey der Erkenntniß der Wahrheit ausgeſchloſſen, oder vielmehr ganz auf den Verſtand zurück geführt zu haben, indem er die Wirkungen der Sinnlichkeit, die Regungen des Begehrungsvermögens, die Affekten und Leidenſchaften, von den Urtheilen des Verſtandes ableitete, und alles durch den Verſtand allein erkennen oder verkennen ließ. Beyde Schulen, die Stoiſche ſowohl als die Epikuriſche, erkannten alſo keinen Unterſchied zwiſchen vernünftigen und empfindenden Seelen;

*) Auch die προλήψεις des Epikur gehörten ſo gut als die καταλήψεις deſſelben der Sinnlichkeit an; ſie waren Vorſtellungen abweſender Gegenſtände, aus vormaligen ſinnlichen Eindrücken geſchöpft, und das Criterium ihrer Wahrheit war ihre Uebereinſtimmung mit neuen ſinnlichen Eindrücken.

verſtändige Empfindung die Zerſtörung jener Werkzeuge überleben zu laſſen. Ariſtoteles hingegen, der zwar auch ſeine vernünftige Seele alle, ſelbſt ihre eigentlichſten, Begriffe den Sinnen verdanken ließ, half ſich mit der animaliſchen Seele heraus, die er durch die Empfindung in unmittelbare Gemeinſchaft mit den Sinnen verſetzte, und das Schickſal derſelben im Tode theilen ließ.

Ungeachtet nun alle benannten Philoſophiſchen Schulen darüber untereinander einig waren, daß die Seele ein von dem Leibe verſchiedener Stoff von feinerer Art wäre; ſo hatte doch die Verſchiedenheit ihrer Meynungen über das ſinnliche und vernünftige Erkenntnißvermögen einen unverkennbaren Einfluß auf ihre Gedanken von der Natur des Seelenſtoffes ſelbſt. Diejenigen, welche neben der denkenden Seele noch eine empfindende annahmen, leiteten die erſtere von einem edleren Theile der Weltſeele, oder gerade zu von der Gottheit her, und geſtanden ihr ohne Ausnahme Unſterblichkeit zu. Die übrigen aber, welche den Unterſchied zwiſchen den beyden Seelen aufhoben, läugneten entweder die Weltſeele, wie Epikur, oder ließen ſie für nichts weiter als bloſſe Materie, Luft, Feuer oder Waſſer gelten, wie die Eleatiker, Heraklit, und die Stoiker, und behaupteten geradezu die Sterblichkeit derſelben. Die empfindende Seele, man mochte in ihr zugleich das Vermögen zu denken anerkennen oder

nicht,

nicht, war mit dem Leibe zu enge verbunden und zu nahe verwandt, um des beſſeren Schickſales fähig zu ſeyn, welches die überſinnliche Denkkraft allein ihrer Selbſtthätigkeit und ihrer Verwandtſchaft mit der erſten ſelbſtthätigen Urſache zu verdanken hatte. Auf dieſe Weiſe hatte die Unterſcheidung zwiſchen Denken und Empfinden, durch den Misverſtand ihres eigentlichen Erklärungsgrundes, den Spiritualismus und Materialismus faſt um zweytauſend Jahre vorher veranlaſſet, als der reine Begrif der Spiritualität entwickelt und feſtgeſetzt war. Der eine Theil der damaligen Philoſophiſchen Welt hatte ſeinen Geſichtspunkt mehr auf das Beyſammenſeyn der Sinnlichkeit und des Verſtandes in einem und ebendenſelben Erkenntnißvermögen gerichtet. Sinnlichkeit und Verſtand galten ihm alſo für Attribute eines und ebendeſſelben Subjekts, und da erklärte er (wie die Stoiker) die Sinnlichkeit für Modifikation des Verſtandes, oder (wie die Epikuräer) den Verſtand für Modifikation der Sinnlichkeit, das Subjekt aber dieſer durch Empfindung mit dem Leibe unmittelbar zuſammenhängenden Seele, für einen Stoff ähnlicher Natur mit dem Leibe, einem ſtäten Ab- und Zufluſſe unterworfen, ſo wie von den Luft- und Feuertheilchen, die entweder die Weltſeele ausmachten, oder aus den feinſten Atomen Epikurs beſtanden, mehr oder weniger in den Leib eindrangen, oder nach der Zerſtörung deſſelben einzudringen aufhören mußten. — Der andere Theil hingegen,

welcher

während daß wir in dieſer Allee auf und ab gehen, der einzige Inhalt unſers Geſprächs ſeyn. Wenn ich ihn nenne, ſo laß es deine Rolle ſeyn, ihn ohne Ziel und Maaß herauszuſtreichen; ich werde dir dann erzählen, wie ſterblich Benedict in Beatrix verliebt ſey; und wir werden ſehen, was für eine Würkung unſer Geſpräch auf ſie machen wird. Fange an!

Beatrix ſchleicht ſich eilends hinter die Laube.

Siehſt du ſie? Sie ſchlüpft, wie ein Kibiz, über den Boden weg, um unſer Geſpräch zu belauſchen.

Urſula.

Beym Angeln iſt nichts luſtigers als zu ſehen, wie der Fiſch mit ſeinen goldfarbigen Ohren aus dem Waſſer hervorſticht, und gierig die verrätheriſche Lokſpeiſe in ſich ſchlingt; ſo angeln wir izt das Fräulein Beatrix, die ſich eben izt hinter die Decke von Geißblat geſetzt hat; ſorget nicht für meine Rolle, ich will mich gut halten.

Hero.

So wollen wir näher hin gehen, damit ſie nichts von der Lokſpeiſe, die wir ihr legen, verliehre -- Nein, in der That, Urſula, ſie iſt zu ſpröde; ich weiß, ihre Geiſter ſind ſo wild und ſcheu als die wilden Falken.

Urſula.

Aber weiß es Euer Gnaden denn gewiß, daß Benedict ſo erſtaunlich verliebt in Fräulein Beatrix iſt?

welcher mehr den wesentlichen Unterschied zwischen Verstand und Sinnlichkeit vor Augen hatte, fand das Beysammenseyn dieser beyden Eigenschaften in einem und ebendemselben Subjekte widersprechend, und schloß daher auf das Daseyn zweyer verschiedener Seelen, wovon blos die eine (die empfindende) aus den ab- und zufliessenden Feuertheilchen der gröberen Weltseele bestand, und mit dem Leibe vergänglich, die andere hingegen (die denkende) ein unveränderliches, fortdauerndes unzerstörbares Wesen, vom göttlichen Theile der Weltseele genommen, ein Ausfluß der Gottheit selbst war. Beyde Partheyen, so wohl die Materialistische als die Spiritualistische, folgerten die Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele mehr aus den Begriffen die sie sich von dem Erkenntnißvermögen, als aus denjenigen, die sie sich von dem Substratum der Seele, machten — Ich muß den weiteren Verfolg der Schicksale des Psychologischen Vernunftbegriffes für meinen nächsten Brief aufbehalten.

A.

IV.

Prolog,

gesprochen bey einer gesellschaftlichen Vorstellung in Ettersburg, *)

den 11ten August 1787.

Hascht, weise Sterbliche, hascht bey des Mantels Saume
Die Freude! sie entflieht gleich einem Morgentraume;
Und ach! Zevs rechnet uns auf dieser kurzen Bahn
Auch ungenossne Lust und leere Stunden an.
„Gekommen ist der Sturm, der lang euch fernher drohte.
Die Parze winkt. Hinweg!„ ruft einst der Götterbote,
Und schleppt die Sträubenden aus dieser schönen Welt
Hinab zur alten Nacht, die Phöbus nie erhellt. —
Ist das die Reise, Thor, auf die du Schätze sparteſt? —
Die Fässer, die du karg, wie Heiligthümer, wahrteſt,
Sprich, wer entsiegelt sie? wer leert sie nun? — wem blühn
Die Rosen deines Parks? — wer wird dein Schloß beziehn? —

Wie leicht ist Lebenskunst — wie schwer die Kunst zu leben!
Hier seh' ich Menschen blind' an Vorurtheilen kleben,
Und zu bequem, zu scheu, selbst um sich her zu schaun,
Mit abgemeßnem Schritt des Haufens Leitung traun;
Indessen dort ein Schwarm quer durch die Welt trottiret,

In

In Sümpfen untergeht, in Wäldern ſich verlieret,
Und ziellos, ohne Raſt, von Wünſchen angefacht,
Des Glückes Irrlicht ſucht, das ſeiner Mühe lacht. —
Die ſelbſt, die, ſeit zuerſt die Sonn' ihr Aug' entzückte,
Nie eine Hoffnung trog, nie eine Sorge drückte,
Günſtlinge des Geſchicks, das ſie zu Göttern ſchuf —
Wie oft verkennen ſie den glänzenden Beruf!
Der Neid (Ihr wißt, daß er, der Großen Ruhm zu ſchmälern,
Auf jede Schwäche lauſcht, und ihren kleinſten Fehlern
Die grellſten Farben leiht!) der Neid ſagt ohne Scheu:
„Daß Lebens-Nichtgenuß ihr Loos vor Vielen ſey;
Daß leicht ein Diadem ihr zartes Hirn verdrücket;
Ihr Herz, von Politik umharniſcht, oft erſticket;
Daß ihre Seele ſchläft; daß die Ideenwelt,
In der's uns Andern mehr, als unterm Mond, gefällt,
Für ſie ein Mährchen iſt ſo ungefähr, wie — Tauſend
Und eine Nacht. — Ob jetzt der Sturm, wie Donner brauſend,
Vom Felſen wiederhallt, und in den Fluten wühlt;
Ob Zephyrs linder Hauch die welken Blumen kühlt;
Für ſie gilts gleich. Was hat Natur mit ihrer Freude
Gemein? Ihr Intendant iſt — Kunſt. Für Augenweide
Und Ohrenſchmauß, für Geiſt und Herz und Sinnenluſt
Sorgt ſie — die arme Kunſt! Wohl iſt ſie ſich's bewußt,
Wie wenig ſie allein des Menſchen Durſt zu ſtillen,
Und Grillen zu zerſtreun, und Lücken auszufüllen
Vermag. — Und wenn ſie gar, von ihrem ächten Werth

Herab-

Herabgewürdiget, zum Handrath nur gehört;
Wenn eines Fürſten Stolz, wie Kakadous und Affen,
Auch Virtuoſen ſich geruhet anzuſchaffen;
Wie dann? " — —

Schweig, Läſterung! Verſtumm in dieſem Hain,
Den heut' aufs neue ſich der Freude Götter weihn.
Hier! wo, ſtatt Flittergolds, geſchmückt mit Blumenkränzen,
Die beſte Fürſtin einſt ſich gern zu Hirtentänzen
Geſellte; wo Sie oft im Anſchaun der Natur
Der Morgen fand, die Nacht Sie auf bethauter Flur
Oft überraſchte; wo die ſüßeſten Gefühle
Ihr Herz beſchäftigten; wo Freundſchaft neue Spiele
Für Sie erſann, und Witz mit Laune ſich verband,
Und ganz vergnügungsleer Ihr nie ein Tag verſchwand.
Hier! wo Sie Ettersbergo verlaſſne Oreade,
(Die ſich vier Sommer ſchon der glücklichern Najade
Tiefurts geopfert ſah) mit Jubelliedern grüßt,
Und ihrem edlen Sohn ſich jedes Herz entſchließt.
Hier! wo, mit ihr ein Prinz erſcheint, in deſſen Buſen
Ein Herz ſich regt, ſo warm, ſo gut, als je die Muſen
Sich eines heiligten; ein Prinz, der liebevoll
Verdienſte ſucht und ſchätzt; doch jeden Weyhrauchszoll
Beſcheiden meidet; der — ach! Seine Wangen glühen;
Ich muß Ihm durch Sein Lob mißfallen — oder fliehen.

Götter.

*) Ettersberg.

*) Etterſburg iſt ein Jagdſchloß bey Weimar; vor einigen Jahren der Sommeraufenthalt Ihro Durchl. der Herzogin Mutter, den ſie aber ſeitdem mit dem Landhauſe zu Tiefurt vertauſcht hat. Auf dem kleinen Theater daſelbſt wurden damals alle Gattungen Schauſpiele von der Schloßgeſellſchaft ſelbſt gegeben; und mehr als ein Stück, das jetzt das Vergnügen des Publikums ausmacht, hat jenem Zeitpunkte ſeine Entſtehung zu danken. Bey der neuern Vorſtellung, der dieſen Prolog veranlaßte, waren Ihro Durchl. der Prinz Conſtantin von Sachſ. Weimar und der Prinz Auguſt von Sachſ. Gotha mit zugegen.

V.

Rouſſeaus Lehre von den Wundern.

Mich dünkt, nicht Hume, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern Johann Jacob Rouſſeau, der mit einer groſſen Anhänglichkeit an die ewigen Grundſätze der Vernunft eine tiefe Ehrfurcht gegen das Evangelium und die Perſon ſeines erhabenen Stifters verband, hat das ſtärkſte geſchrieben, was in unſern Tagen zur Beſtreitung der Wunder geſchrieben worden iſt.

Widerlegt hat ihn noch keiner, wenigſtens gewiß nicht, auf eine Art, die für tiefe Denker befriedigend wäre.

Ein Wunder iſt nach Rouſſeaus Erklärung *) eine unmittelbare Wirkung der Allmacht, eine in die Sinne fallende Veränderung der Ordnung der Natur, eine reelle und ſichtbare Ausnahme von ihren Geſetzen.

Zuerſt unterſucht er die Frage: kann Gott Wunder thun? Wer kann es läugnen? antwortet er. Man müßte ein Hebräer ſeyn, um fragen zu können, ob Gott in der Wüſte einen Tiſch decken könne?

Die zweyte Frage war: will Gott Wunder thun? Um dieſe Frage mit Gewißheit aufzulöſen, müßte man — ſagt Rouſſeau — in den ewigen Rathſchlüſſen leſen können. Denn durch Fakta iſt ſie nicht zu entſcheiden. Gleichwohl haben wir, nach dem eigenen Geſtändniß des groſſen Mannes, mehr Gründe für die Negative. Nur der Stolz macht uns geneigt, zu glauben, daß für uns bisweilen Wunder geſchehen müßten. Wenn aber — es iſt noch immer Rouſſeau welcher redet — ein Sterblicher **) uns keklich verſichert, er habe ein Wunder geſehen: ſo ſchneidet er jene große Frage brevi manu ab. Man urtheile ſelbſt, ob ihm auf ſein Wort zu glauben iſt?

Tauſend möchten es mir bezeugen, ruft Jean Jacques hier aus, und ich würde ihnen doch nicht glauben!

Nach

*) In den lettres écrites de la montagne. Verglichen mit dem Schreiben an Herrn von Beaumont, Erzbiſchof von Paris.

**) d. h. ein Weſen, welches lügen, ſich irren, und von andern getäuſcht werden kann.

Nach Rouſſeaus Philoſophie — welche in dieſem Punkt auch wirklich die natürlichſte zu ſeyn ſcheint —, iſt es ein grobes Sophiſma, den moraliſchen Beweis zu brauchen, um dadurch phyſiſch unmögliche Fakta (des faits *naturellement* impoſſibles) zu beſtätigen. Warum? — Weil das Principium der Glaubwürdigkeit, welches auf die natürliche Möglichkeit ſich gründet, uns alsdenn im Stiche läßt.

Rouſſeau will unſtreitig ſagen: der Grund, warum wir etwas, das uns als geſchehen erzählt wird, glauben können, iſt großentheils in der phyſiſchen Möglichkeit des bezeugten Fakti, d. h. in ſeiner Uebereinſtimmung mit den bekannten beſtändigen Geſetzen der Natur oder mit dem durch allgemeine Erfahrung bekannten Naturlauf, zu ſuchen. Wenn aber das erzählte Faktum phyſiſch unmöglich iſt, d. h. ſolchen Naturgeſetzen entgegen iſt, für deren Einförmigkeit und Beſtändigkeit, für deren Begründung in der Natur der Dinge, die allgemeine Erfahrung aller Zeiten und Welttheile zeugt: ſo kann man allemal eher annehmen, daß die Erzähler gelogen, oder ſich geirret haben, als, daß ſich eine ſo unwahrſcheinliche Begebenheit zugetragen habe.

Metaphyſiſch möglich mögen Wunder immerhin ſeyn. Dis läugnet der Bürger von Genf nicht. Er beſtreitet nur ihre Erweislichkeit durch menſchliche Zeugniſſe; und hier ſcheint er wirklich gewonnen Spiel zu haben.

Denn: es ist nicht bloß metaphysisch möglich, sondern selbst physisch möglich, und den gewöhnlichen Naturlauf ganz gemäß, daß Menschen die Unwahrheit sagen, oder sich irren.

Die Menschen betrügen sich eben so leicht über Thatsachen, als über Meynungen, sagt D'Alembert.

Wenn also eine Lüge, oder eine Sinnentäuschung ein natürliches Faktum, die Verwandlung der milischen Bauern in Frösche aber ein aussernatürliches Faktum ist, so ist die Frage bald entschieden: welches von beyden Faktis, als das unendlich wahrscheinlichere, zu glauben sey? das natürliche? oder das aussernatürliche? —

Der Mann, (sagt Rousseau) der den Ausspruch thut, diese oder jene Würkung sey ein Wunderwerk, giebt dadurch zu verstehen, ihm seyen alle Gesetze der Natur bekannt, und er wisse, daß die besagte Würkung eine Ausnahme davon sey.

Aber wer kennt alle Gesetze der Natur? — alle Kräfte der endlichen Naturen?

Gesetzt aber, daß ich selbst ein Mirakel gesehen zu haben glaubte?

Auf diesen Fall erwiedert Rousseau: au lieu, de me rendre *credule*, j'aurois grand peur, qu'il ne me rendit que *fou*.

Diese Aeusserung hat man ihm sehr übel genommen. Ich glaube, mit Unrecht.

Mich dünkt, Rousseau wollte nur sagen: eine, mir unmerkliche Täuschung meiner Sinne oder meiner

Ein-

Einbildungskraft zu vermuthen, wäre in diesem Falle noch immer natürlicher, folglich vernünftiger, als, eine Ausnahme von bekannten beständigen Naturgesetzen anzunehmen. *)

Denn, daß unsere Sinne der Täuschung unterworfen sind, und daß die Imagination oft siehet, was nicht ist, dis können wir nicht bezweifeln.

Ausserdem lässen sich gewisse wunderbare Fakta des Alterthums auch nicht durch Berufung auf ähnliche, sichtbare, und unstreitige Thatsachen aus unsern Tagen wahrscheinlich machen, wofern man nicht die Mirakel so vieler Heiligen der Legende, nebst denen des Abt Paris, des Bettlers Labre, u. s. w. als unläugbare Beweise von der fortdauernden Aeusserung der Wun-

*) Ich denke nicht daß dies der Sinn der angezogenen Worte Rousseaus sey. Ich übersetze sie so: Wenn ich in den Fall käme etwas zu sehen, das ich für ein Mirakel halten müßte, so besorge ich sehr, es würde mich, anstatt gläubig, **närrisch machen**, oder, ich würde den Verstand darüber verlieren. Er will vermuthlich damit sagen: ein einziger Fall, wo das Zeugnis seiner Sinne mit dem, was vermöge des ordentlichen Laufes der Natur geschehen müßte, im Widerspruch wäre, würde ihn in die Alternative setzen, entweder seinen eigenen **Sinnen** oder seiner **Vernunft** nicht mehr trauen zu dürfen; und der violente und unnatürliche Zustand, in welchen er sich dadurch versetzt tände, wäre hinlänglich ihn um den Verstand zu bringen. Mich dünkt, Rousseau habe hiemit eine große Wahrheit gesagt. Es giebt Fälle, wo nur diejenigen den Verstand nicht verlieren, die **keinen haben**, oder, was sehr oft auf das nehmliche hinauslauft, die sich die unglückliche Gewohnheit zugezogen haben, den gewissen Gelegenheiten **keinen Gebrauch** von ihrem Verstande zu machen. W.

derkräfte in unſern Zeiten, der geſunden Vernunft zum Trotze, citiren will.

Ein gewiſſer Kardinal ſagte vielmehr: die neuern Wunder machen mir die alten verdächtig.

Si l'on nie les *preſtiges*, ſagt Rouſſeau, on ne peut prouver les *miracles*; parce que les uns et les autres ſont fondés ſur la *même* autorité. Et ſi l'on admet les preſtiges avec les miracles, on n'a point de regle *ſûre*, *préciſe* et *claire* pour diſtinguer les uns des autres: ainſi les miracles ne prouvent rien. Rouſſeau wußte wohl, daß man nicht bloß den göttlichen Urſprung einer Lehre durch Wunder, ſondern auch hinwiederum die Göttlichkeit der Wunder durch die — anderswoher erkannte — Wahrheit und Vortreflichkeit der Lehre zu beweiſen pflegt. Aber ſeinem Scharfſinn entgieng auch die ſo natürliche Bemerkung nicht, daß dis ein fehlerhafter Zirkel ſey.

Läßt ſich die Wahrheit und der Werth einer Lehre anderswoher, d. h. unabhängig von den Wundern, erkennen, ſo bedarf es der Wunder nicht, da alle Wahrheit von Gott kommt.

Die Lehre kann wahr und heilſam, und doch die Wunder falſch ſeyn. Denn die Wahrheit der Lehre hängt von andern Gründen ab, und wird aus andern Gründen erkannt.

Anonymus.

VI.

Hero.

Sie baten mich, daß ich ihr davon ſagen ſollte; aber ich beredete ſie, wenn ſie den Signor Benedict lieb hätten, ihm zu rathen, daß er ſeine Neigung bekämpfe, und meine Baſe nichts davon wiſſen laſſe.

Urſula.

Aber warum das? Iſt denn dieſer Cavalier des Glüks nicht mehr als würdig, Fräulein Beatrix zu beſizen?

Hero.

Freylich iſt er alles werth, was ein Mann nur immer werth ſeyn kan; aber was kan ihm das helfen? Niemals hat die Natur ein weibliches Herz aus einem ſprödern Stoffe gebildet, als meiner Baſe ihres. Stolz und Verachtung reiten funkelnd in ihren Augen, und verſchmähen alles was ſie anſehen; ihr Wiz ſchäzt ſich ſelbſt ſo hoch, daß alles andre nichts in ihren Augen iſt; kurz, ſie liebt ſich ſelbſt ſo ſehr, daß ſie ſonſt nichts lieben kan.

Urſula.

Ich glaube, in der That, daß Eu. Gnaden recht hat; und es wär' alſo gewiß nicht gut, wenn ſie etwas von ſeiner Liebe wißte, ſie würde nur ihr Geſpötte damit treiben.

Hero.

Darinn habt ihr Recht. Ich habe noch niemand geſehen, er mochte ſo klug, ſo edel, ſo ſchön, ſo qualificiert ſeyn als er wollte, dem ſie ſein Verdienſt eingeſtanden hätte;

VI.

Ueber die Thierarzeneykunst und Herrn Kersting, ehemahligen Lehrer derselben in Hannover.

Wie der erste Mensch in die Welt trat, und alle Gegenstände ihm neu waren, alles sich seinen Sinnen aufdrang, und er doch von keinem Dinge sich Rechenschaft geben konnte, schwebte er auf einem Ozean, wo lauter Unwissenheit ihn umgab, wo tausend Wellen auf ihn anschlugen, tausend neue Gestalten seine Sinne trunken machten, und er, gelassen und sich seiner selbst unbewußt, mit auf diesen Meere fortschwamm. Junges und frisches Leben floß durch seine Adern, alles war in ihm lebendig und neu, unverdorben jeder Lebenssaft, er unschuldig und voller Zutrauen zu allen Wesen und Dingen; er kannte und wußte ihre Eigenschaften nicht.

Er kannte keine Vernichtung, keine zerstöhrende Kraft, alles schien ihm schön und gut wie er selbst, alles ihm gegeben um sich dessen zu freuen und schönen Genuß aus ihm zu saugen.

Kurz und vorübergehend war dieser Traum. Der Naturmensch konnte nicht immer so bleiben. Sein Geist sah eine unermeßliche Ferne, sein Leben schien ihm eine Ewigkeit. Er brauchte Mittel dieses weite Feld zu

durchreiſen, Werkzeuge ſeinen Gang durch dieſe Gefilde leichter und annehmlicher zu machen.

Er erfand alſo, trat allen Weſen näher, unterſuchte ſie, und brachte oft körperlichen Schmerz, getäuſchte Erwartung und die Ueberzeugung aus dieſen Unterſuchungen mit zurück, daß nicht alles auf dieſer Erde gut ſey, daß nicht alles ihn anlächle, daß Schmerz und Mühe der Lohn ſolcher Unterſuchungen würde. Seine Arbeitſamkeit, ſeine Thätigkeit ſtöhrte den Lauf ſeiner Säfte, die Werkzeuge ſeiner Bequemlichkeit wurden oft Waffen in ſeiner Hand, mit welchen er ſich ſelbſt verwundete, und Schmerz und Wunden lehrten ihn, daß ſein Körper weich, ſeine Lebenskraft vergänglich, und alles dem Vergehn, Schmachten und Hinſinken unterworfen ſey. Nicht allein hieraus zog er dieſen Schluß; die ganze thieriſche Natur wurde ihm hierin Lehrerin; das Kommen und Verſchwinden der Geſchöpfe, das Winſeln und Aechzen eines verwundeten Weſens, eines Weſens aus der Zahl derer die mit andern in ewigen Kampfe liegen, und das in einem ſolchen Kampfe den Kürzern gezogen hatte. Andere Thiere waren ihrem Inſtinkte gefolgt, hatten ihre Thätigkeit angewendet; aber das Maas ihrer Kräfte reichte nicht zu ihrem Zweck hin, die Geſchwindigkeit, welche in ihnen lag, ließ ſie ihres Ziels verfehlen, ein harter Fall lähmte ihre Glieder, winſelnd und langſam fortkriechend predigten ſie der ganzen Schöpfung ihr trauriges Loos.

Dies

Dies war das Schicksal der Lehrer des Naturmenschen. Täglich machte er diese Erfahrung in dem großen unermeßlichen Hörsaale des Weltalls. Er empfing von seinen Lehrern nicht allein den weisen Gebrauch seiner Kräfte: er erhielt auch den Unterricht, daß die thierische Natur oft schwach, hinfällig, und in ihren einzelnen Theilen zerstörbar sey.

Die thierische Natur hatte ihn so vieles gelehrt, er hatte von ihr Töne und Sprache, Bekleidung und Kenntniß der Nahrungsmittel empfangen, sie hatte ihm ihren Schoos geöfnet, und alle die mannichfaltige Bedürfnisse gewiesen, die er brauchte um seine Kräfte zu erhöhen und zu veredeln, sein Leben schön, bequem und gefällig zu machen. Er hatte von ihr gelernt, sich Höhlen zu bauen, Vorräthe einzusammeln, zu genießen, und dem Mangel zu trotzen.

Was that er nun jetzt, da ihm Ueberfüllung, Vollsäftigkeit und körperlicher Schmerz, den die allzugroße Ausdehnung seiner Theile, oder ihre Trennung verursachten, niederwarfen, und ihm an allem einen Eckel erweckten. Er befragte seine Lehrer, er gieng ihnen nach, er lernte von ihnen Wald und Feld und ihre mannichfaltigen heilenden Kräfte kennen; er lernte von ihnen, daß Ruhe neue Spannung gäbe, und daß er auch hierin sein eigner Arzt, sein eigner Helfer seyn könnte.

Das Thier ſuchte dieſe oder jene Pflanze, die ſeinen Umſtänden zuträglich war, riß ſich, wenn das Blut aus Ueberfluß in ſeinen Adern tobte, die Adern ſelbſt auf, wurde dadurch leichter, fröhlicher und muthiger.

So bildete ſich die Arzneykunſt. Den Thieren gab die Natur, — weil ſie ihnen kein Nachdenken, keine Kraft verlieh, Abſonderungen zu machen, und einzelne Fälle zu unterſcheiden und zu beobachten, — den Inſtinkt. Dieſer wurde der Lehrer des Menſchen; ſein Nachdenken darüber wurde der ſtärkende, erleichternde und helfende Engel in Schmerz und Krankheit für ihn und ſeine Brüder.

Aber was that er für ſeine Lehrer? Undankbar gegen alles das Gute, was er von ihnen gelernt hatte, raubte er ihnen ihre Freiheit, brauchte ſie zu ſeiner Arbeit, legte ihnen ein Gebiß in den Mund, ſetzte ſich auf ihren Rücken, gewöhnte ſie an ſich, bauete ihnen Häuſer, und ſetzte ſie dadurch auſſer Stand ihre Kräfte zu benutzen, und in der weiten Natur das zu ſuchen, was ihnen nützlich und dienlich ſeyn konnte. Von ihm ſelbſt erſonnene Nahrungsmittel, überhäufte Arbeit, Gefühl des Zwangs und der Tiranney, ſtöhrte früher ihre Lebensbewegungen, das Thier lag unter, ſank hin, und ſchmachtete an ſeiner Krippe, ſeufzete unter dem Druck.

Er hatte für die Thiere keine Aufmerkſamkeit. Stets nachdenkend und beſchäftigt, ſich neue zu erziehen, vergaß er alle ihre treuen Dienſte, alle Arbeit, und war oft grauſam genug, wenn Krankheiten ſie untauglich zur Arbeit gemacht hatten, das Ziel ihres Lebens früher herbey zu rufen, und, ſtatt ihnen zu helfen, den tödtenden Stahl in ihre Bruſt zu ſtoßen.

Höre deine Lehrer, o Menſch! höre es, wie wenig menſchlich du gegen die Thiere handelſt; höre es, daß dieſe Handlungen, dieſe Grauſamkeiten dich eben ſo ſehr, eben ſo nachdrücklich vor dem Richterſtuhl der Natur anklagen, als Unterdrückung und Tiranney deiner Brüder.

Das Thier kann nur ächzen und winſeln, es hat keine Vernunft; es fühlt den Sitz ſeiner Krankheit, kann ihn aber dir nicht angeben. Wofür gab dir die Natur Verſtand? Warum machte ſie daß alles ſich deinen Sinnen aufdringt, dich rührt, und Gedanken in dir erweckt? — Daß du das Amt des Königs unter deinen Mitgeſchöpfen verwalten, ihr Schutz, ihr Troſt, ihre Hülfe, ihr König in eigentlichſten Sinn des Worts ſeyn ſollſt! — Du kannſt den Sitz ihrer Krankheiten finden, du kannſt ihn aufſuchen und das Seufzen der Kreatur lindern.

Bey den Römern fieng man an, richtiger, mitleidiger und menſchlicher in dieſer Rückſicht zu denken; man machte den Anfang die Arzneykunſt der Thiere, zu bear-

heiten. Absyrt*) Vegetius**) und Columella***) sind Namen, die in der Gallerie der Menschlichkeit ewig und unvergeßlich aufgezeichnet sind.

Aber Barbaren brachen herein, und der Sinn des Menschen wurde wieder wild und grausam. Er hatte kein Licht für sich selbst, er schwebte in Dunkelheit; wie hätte er ein Stern der Hülfe für die ganze Natur werden können? Immer seufzete noch die thierische Natur, immer schwand sie dahin unter fürchterlichen Zuckungen, unter lauten Anklagen der Nachläßigkeit des Menschen. Er that nichts für sich selbst, wie hätte er gütig und mild gegen die Thiere seyn können? Die Religion der damaligen Zeiten, die Religion der Gregore, dieses Gewebe von Plattitüden, Meinungen und absurden Lehrsätzen, die für göttlich gehalten werden sollten, beschäftigte die Köpfe der Mönche, der einzigen Schriftsteller

*) Er lebte unter Kayser Constantin dem Großen, und war Goldat. Nach dem Suidas schrieb er: Ἱππιατρικον βιβλιον, ein Buch über die Pferdearzneykunst. Einige Fragmente von ihm hat Simon Grynæus gesammelt, und seiner Collectioni Veterinariorum, welche zu Basel, 1537. herauskam, einverleibet.

**) Unter dem Kayser Valentinian lebte er, und schrieb ein großes Werk über die Kriegskunst, aus welchem die Abhandlung, die wir unter seinem Nahmen besitzen, wahrscheinlich nur ein Auszug ist. Ueber die Art die Krankheiten der Maulthiere zu behandeln, hat er 4 Bücher hinterlassen, welche Sambucus im Jahr 1534 zuerst bekannt gemacht hat.

***) Columella blühete unter der Regierung des Kayſers Claudius. Ein besonders Buch über die Thierarzeneykunst hat er nicht geschrieben; aber viele nützliche und gute Anmerkungen, über die Art die Krankheiten der Thiere zu behandeln, in sein Buch de re rustica eingestreut.

steller der damaligen Zeit; die Fürsten waren Werkzeuge in ihren Händen, ihre Religion zu verfechten, und durch Feuer und Schwert auszubreiten. Anstatt die Fürsten auf ihre gegenwärtige Pflicht aufmerksam zu machen, anstatt ihnen eine Bildung zu geben, und ihre Bemühungen auf das Glück und den Wohlstand ihrer Staaten zu richten, hörten sie nur von Himmel und Hölle, Glauben und Fegefeuer sprechen; kannten die drey Regionen des Himmels, das Terrein des Fegefeuers besser als ihre eigene Länder, und hatten mit den Heiligen mehr Bekanntschaft, als mit den Gesetzgebern der Nazionen, und den Titussen, Trajanen, und Antoninen der Vorwelt. Wie konnte also in ihrem Blick, in dem Kreise ihrer Aufmerksamkeit, die Natur liegen? Wie hätten sie die Kinder derselben schützen, unterstützen und ihre Noth lindern können?

Auch für den Menschen that der Mensch nichts. Seuchen brachen herein, und ganze Länder wurden verödet; man begegnete keiner hereinbrechenden Krankheit, man kannte keine Mittel ihr entgegen zu gehen und sie zu lindern; Pesten und Seuchen wütheten, wenn sie ihr Gift einmal verbreitet hatten, durch ganz Europa.

Aus Asien war von jeher alles was der Menschheit nützlich und heilsam war, gekommen; Alle Pflanzen der Erkenntniß, alle Blüthen der Einsicht, waren dort unter diesem glücklichen Himmelsstriche gediehen und

zu

zu schönen Früchten gereift. Auch die heilende Kunst gieng von hier aus, die Luft der Erquickung wehete von dort her, und die Europäer lernten von Arabern und Mahomedanern, Aerzte, d. h. Bothen und geliebte Söhne der Natur zu werden. Ebn-Sina und Averroes wurden unter den Europäern die Patriarchen und ersten Priester der heilenden Gottheit.

Jetzt hatte der Europäer genug mit sich selbst zu thun. Neue unerhörte Krankheiten rieben ihn auf, fürchterliches Gift rollte durch alle seine Adern. Er war voll heiligen Eifers in das gelobte Land gezogen, und hatte in dem Blute der Ungläubigen sein Schwert getränkt. Die Gottheit ließ ihn merken, wie wohlgefällig ihr diese Opfer wären, und wie dauerhaft und glücklich ein Europäisches Königreich in einem andern Welttheil, in einem fremden Klima, unter einem Volke von andern Sitten und Lebensart seyn würde. Er brachte aus diesen Lande den Aussatz, und andere Krankheiten mit zurück.

Unmäßig in jedem Genuße, heraustretend aus dem Zirkel, den um ihn die Lebensart, das Klima, die Temperatur seines Blutes gezogen, und wo sie zu ihm gesagt hatten, bis hieher und weiter nicht sollst du gehen; eilte er aus diesen Schranken, um sich in ein Meer von Wollust zu stürzen. Er genoß, und die Uebermäßigkeit seines Genußes streckte ihn auf das Krankenlager. Die Wollust gab ihm die Hefen ihres Giftbechers zu trinken,

das Gift zerriß seinen Bau, und die Luſtſeuche errichtete ihren Thron. Eiter und Beule waren ihr Schmuck, Unthätigkeit und Schmachten ihr Leben, Hoſpitäler, Charteen und Siechhäuſer ihr Reich.

Man ſuchte ſie zu heilen, Mittel gegen ſie zu entdecken, und die erſten Verſuche wurden dem Pabſte geweihet. An dem Hofe dieſes Souverains hatten ſich die Aerzte durch öfters angeſtellte Verſuche in dieſem Zweige der Heilkunſt am leichteſten routiniren können.

Tauſend neue Bedürfniſſe und Erfindungen banden unterdeſſen das Thier mit eiſernen Feſſeln feſter und unzertrennlicher an ſeinen Tyrannen. Ueberhäufte Arbeit, ganz neue Beſchäftigungen, die er ihm gab, richteten es frühe zu Grunde; ohne daß ſich ſeiner irgend einer annahm, nur eines einzigen Arm ſich zu ſeiner Erleichterung rührte. Man fing an die Erde beſſer zu bauen, wüſte Felder urbar zu machen, und der Schweiß des Thiers düngte den Boden, ſein Aechzen durchhallte die Luft.

Jetzt mit ſeinen eignen Krankheiten, die er kaum ſelbſt recht kannte, beſchäftigt, dachte der Europäer bloß an ſich, und ohnerachtet er immer ſeinen Zuſtand verbeſſern, ſeinen Reichthum vermehren, ſeinen Viehſtand mehr ausbreiten wollte, rührten ihn doch die Leiden deren nicht, durch deren Hülfe er dieſe Zwecke allein erreichen konnte.

Endlich fühlten einige dies traurige Looß der edelſten und nützlichſten Geſchöpfe des Thierreichs. An ihren Umgang gewöhnt, ſtets um ſie, ihre Bereitwilligkeit, ihren Nutzen ſehend, regte ſich die allgemeine Empfindung des menſchlichen Herzens in ihnen, ihre Hartherzigkeit wurde erweicht, ſie ſahen dieſe guten Thiere leiden, und wollten gerne helfen. Wer waren

 dieſe

dieſe, die zuerſt dieſen edeln Saamen der Liebe in ihren Herzen aufkeimen und Wurzel ſchlagen ließen? Es waren Schmiede und Hirten.

Jetzt waren ſie im ausſchließenden Beſitz dieſer Kunſt, ſie hatten einigemal mit Glück dieſe oder jene Krankheit geheilt, dieſer oder jener Landmann war, getröſtet durch ſeines Thiers Beſſerbefinden, von ihrem Tempel weggegangen, was thaten ſie jetzt? Sie merkten ſich dieſe zwey oder drey Heilmittel, die ſie den Thieren ſelbſt und einer langen Erfahrung abgeſtohlen hatten, und wendeten ſie bey allen Krankheiten an. Unaufgeklärt, mit der thieriſchen Natur nicht bekannt und vertraut, unwiſſend in der Maſchinerie des thieriſchen Lebens, bläheten ſie ſich dennoch auf, und von Geſchlecht zu Geſchlecht blieben dieſe Heilmittel die nähmliche. Da war keiner der über die Witterung, die Art der Arbeit, die Zeugung und das Gebähren dieſer Thiere nachgedacht hätte, dem dieſe Dinge Prämiſſen geweſen wären, aus welchen er ſeine Schlußfolge gezogen hätte.

So kam dieſe nützliche Wiſſenſchaft in die Hände der Ignoranten, der Stolzen, der Selbſtgenugſamen aus den Hefen des Volks. Die Landwirthſchaft litt; die Felder wurden mager, und die Heerden dünn; der arme Landmann, das gemeine Weſen, und der Wohlſtand des Staats fühlten die Kombinazionen dieſer unglücklichen Verhältniſſe. —

K.

(Die Fortſetzung nächſtens.*)

*) Ungeachtet der ungenannte Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſo weit ausholte, und in einem declamatoriſchen Tone ſchreibt, der nicht der gute Ton iſt, ſo ſchien er mir doch, des Gegenſtandes und Inhalts wegen, der Einrückung nicht unwürdig zu ſeyn.

D. H.

war er blond, ſo ſchwur ſie, der Mann ſollte ihre Schweſter ſeyn; ſchwarz, die Natur hatte ſich, wie ſie ihn machte, an einem Pikelhering (*) verſehen; war er lang, ſo hieß er eine Lanze mit einem ſchlechten Schaft; war er klein, ein übelgeſchnittnes Agat Bildchen; war er geſprächig, ein Wetterhahn; ſchwieg er, ein Kloz ohne Seele. So ſieht ſie an jedermann nur die ſchlimme Seite, räumt keinem die Vorzüge ein die er würklich hat, und zerrt ſo lange daran, bis ſie aus den beſten Figuren Caricaturen macht.

Urſula.

Gewiß, gewiß, mit einem ſolchen Humor wird ſie ſich wenig Freunde machen.

Hero.

Gewiß nicht; ſie treibt die Singularität und die Freyheit, ſich über alles wegzuſezen, zu weit. Aber wer darf ihr das ſagen? Wenn ich reden wollte, ſie würde mich mit Spöttereyen in die Luft ſprengen, ſie würde mich aus mir ſelbſt hinauslachen und mich mit Wiz zu tode preſſen. Benedict mag alſo, wie verdektes Feuer, in Seufzer verrauchen, und von verhaltenem Gram ſich verzehren; es iſt immer ein beſſrer Tod, als ſich zu Tode ſpotten zu laſſen, welches nicht beſſer iſt als zu Tode gekizelt werden.

Urſula.

(*) Miri centumodo, fuligine faciem obducti, ſagt Apulejus von einer Maſkirung von Mimen ſeiner Zeit; die, wie Hr. Warburton glaubt, das Original von einer ähnlichen Art von Pikelhärings ware, die in den alten Engliſchen Poſſen Stüken vorkommen, und auf welche unſer Autor hier anſpielt.

Der
Teutſche Merkur.

September 1787.

I.

Ueber das Denken der Materie.

Kants Philoſophie hat, wie die Freunde ſeiner Kritik ſagen, ſowohl den Spiritualiſmus als den Materialiſmus in das Feld der unhaltbaren und unbefriedigenden Hypotheſen zurückgewieſen.

Es giebt ein Syſtem, welches zwiſchen beyden in der Mitte ſtehet, und welches zur Probe zu vertheidigen, doch nicht eben Unſinn heiſſen darf? — Der Urheber dieſes Syſtems war ſo gewiß einer der tiefſinnigſten und gründlichſten Weltweiſen, als er ein rechtſchafener und liebenswürdiger Mann war. Mich freuet es, daß ihm Herr von Diez, einer unſrer kühnſten und unbefangenſten Denker, ein kleines aber elegantes Monument errichtet hat. *)

Den Beweis für der Materie Unfähigkeit zum Denken haben die Herrn Mendelsſohn, Garve, Feder, und

*) Benedikt von Spinoza, nach Leben und Lehre, von — — Diez.

und Platner unſtreitig mit der meiſten Stärke und in der ſcheinbarſten Wendung vorgetragen. Der Nerv des Beweiſes ſcheint in dem Argumente zu beſtehen, welches von der Ausdehnung und Zuſammenſetzung — als ſolchen Eigenſchaften der Materie hergenommen wird, die mit dem unausgedehnten und untheilbaren Denken unverträglich wären. „Wäre das denkende Subjekt zuſammengeſetzt, ſagt man, ſo müſte jeder Theil deſſelben, einen Theil des Gedankens enthalten, d. h. jeder Theil ſtellte ſich nur einen Theil des vorzuſtellenden Objekts vor. Die Idee des Ganzen, welche Vergleichung der Eindrücke der einzelnen Theile vorausſetzt, wäre nirgends. Nihil tunc eſſet, cui perceptio *totius* tribui poſſit, niſi in ſimplici aliqua parte partium perceptiones *colligerentur*, ſagt Feder. Man kennt zur Gnüge die ſchöne Entwicklung dieſes den Alten nicht unbekannten Arguments in Mendelsſohns Phädon — welcher immer eine der ſchönſten Schriften dieſes Jahrhunderts bleibt — und in ſeiner zu Wien 1785. gedruckten Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menſchlichen Seele.

Unter den vielen Weltweiſen, welche dieſes Argument verwerfen, iſt auch der nun verſtorbene Ragusaner, P. Boſkowich, den man für einen der ſubtilſten Köpfe halten muß. Ich will aus ſeiner zu Venedig herausgekommenen Theoria philoſophiæ naturalis, in 4. eine intereſſente Stelle herſetzen, welche beſtätigt, was ich hier ſage:

„Der

„Der Hauptbeweis für der Materie Unvermögen zu denken, wird von der Ausdehnung und Zuſammenſetzung derſelben hergenommen. Mich überzeugt dieſes Argument nicht. Die Empfindbarkeit (Fähigkeit, empfunden zu werden) als die vornehmſte Eigenſchaft der Körper und der Materie, welche dieſe von den Geiſtern unterſcheidet, hängt nicht von der ſtetigen Ausdehnung, und der Zuſammenſetzung — wie ich gezeigt habe — ſondern von der Undurchdringlichkeit ab, welche wieder nicht auf die ſtetige Ausdehnung und Zuſammenſetzung, ſondern auf die attraktiven und in der kleinſten Entfernung repulſiven Kräfte der Elemente gegründet iſt. Wenn die Materie dächte, ſagt man, ſo müßten ihre einzelnen Theile, auch einzelne Theile des Gedankens enthalten. Kein Theil ſtellte ſich alſo das ganze Objekt vor, da keiner den Theil der Perzeption hat, der dem andern beywohnt.“ Dieſes Argument (fährt Boſcowich fort) geht in meiner Theorie verlohren. Aber nach meinem Urtheil hat es keine Kraft. Man könnte dieſem Beweis entgegenſetzen: der ganze Gedanke exiſtire ungetheilt in der ganzen Maſſe der Materie, welche mit einer gewiſſen Diſpoſition der Theile begabt iſt, ſo, wie die rationale Seele von manchen Philoſophen, als untheilbar, aber doch im ganzen Körper, oder wenigſtens in irgend einem ausgedehnten Theil des Körpers exiſtirend, angenommen wird; wobey ſie zur Manifeſtation ihrer Gegenwart,

einer gewissen Disposition der Theile des Körpers bedarf. So könnte der untheilbare Gedanke, der Natur der theilbaren Materie inhäriren. — So weit P. Boscowich.

Ich bin der Meinung, daß dieser Einwurf, welchen Boscowich gegen obigen Hauptbeweis für die Einfachheit des denkenden Wesens macht, noch weiter verstärkt werden könnte.

Unzählige Fakta, welche die Natur uns vor Augen legt, beweisen dem Physiker und Chymisten: „daß ein auf gewisse Art zusammengesetztes Ganze gar wohl eine Kraft haben könne, die sich in den einzelnen Bestandtheilen, vor ihrer Verbindung zu einem Ganzen, wenigstens nicht durch uns bemerkbare Erscheinungen äusserte, und die wir also, als das Produkt einer gewissen Zusammensetzung — deren Wirkungen wir nur durch Erfahrung kennen lernen, nicht a priori bestimmen können — anzusehen berechtigt seyn. Könnten nicht der Substanz, der in Beziehung auf unsern äussern Sinn die Ausdehnung zukommt, an sich selbst Gedanken beywohnen, die durch ihren eigenen innern Sinn mit Bewußtseyn vorgestellt werden können? — *)

Auf solche Weise würde eben dasselbe, was in einer gewissen Beziehung körperlich heißt, in einer andern zugleich ein denkendes Wesen seyn, dessen Gedanken wir

*) vid. Kants Kritik der reinen Vernunft, p. 359. und an andern Orten.

wir zwar nicht, aber doch die Zeichen derſelben in der Erſcheinung, anſchauen können.

So dachte Spinoza, und ſo würde mancher Forſcher jetzt laut denken, wenn nicht ſchon der Umſtand, daß jene Theorie einen Artikel in Spinoſens Syſtem ausmacht, eine Aufforderung an theologiſche und philoſophiſche Ketzermacher wäre, mit der Poſaune des Fanatismus das Signal zur Verfolgung zu geben, und Gründe, an ſtatt ſie ſtreng zu prüfen, durch plumpe Machtſprüche, ſchale Alltagsmetaphyſik, oder, allenfalls fromme Deklamationen, ſofort niederzuſchlagen.

Ich begnüge mich, die Leſer in Abſicht auf den Urſprung unſerer Begriffe vom Einfachen auf dasjenige zu verweiſen, was einer der größten Naturforſcher und Philoſophen, der Graf von Büffon, in ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte der Thiere, in der zweyten Abtheilung, Kap. 2. „von Hervorbringung ſeines gleichen überhaupt" davon geſagt hat.

„Das Abſtrakte iſt, nach unſrer Meinung, das Ein„fache der Sachen. Das Abgeſonderte heißt bey uns „immer das Einfache; das Wirkliche (concrete) hinge„gen das Zuſammengeſetzte. In der Natur aber giebt „es nichts abgeſondertes, nichts einfaches." ——— Dies iſt Büffons Ausſpruch.

So wenig man, wegen der Theilbarkeit der Materie, die Unendlichkeit der körperlichen Subſtanz, oder daß

dieſelbe zum Weſen Gottes gehört, läugnen kann *), ſo wenig läßt ſich meines Erachtens, der Materie, wegen ihrer Ausdehnung und Zuſammenſetzung (Theilbarkeit) die Fähigkeit zu denken abſprechen.

Sollte jener ſo ſehr misverſtandene, ſo oft in den Tag hinein beſtrittene Lehrſatz Spinoſens wirklich, ſo gar ungereimt ſeyn? — „Der unmittelbare Begrif, „den ein wirklich vorhandenes einzelnes Ding (Individuum) von ſich ſelber hat, wird die Seele (mens) „deſſelben einzelnen Dinges genannt. Das einzelne „Ding ſelbſt, als das unmittelbare Objekt dieſes Begriffes, heißt der Körper. "

Jener Begrif ſeiner ſelbſt, der dem Dinge beywohnt, jene Seele des Dinges, iſt alſo eine Art zu ſeyn, eine Modifikation deſſelben Dinges.

In ſo fern man es blos als ausgedehnt, u. ſ. f. betrachtet, heißt es Leib; in ſo fern es aber ſich ſeiner ſelbſt bewußt iſt, oder unter der Eigenſchaft des Denkens wahrgenommen wird — — Seele.

Nach Spinoſens Theorie alſo ſind Seele, und Leib ein und ebendaſſelbe Ding, welches ausgedehnet iſt und denkt.

In ſo fern es ausgedehnt iſt und Körper heißt, kommt ihm Figur und Bewegung zu, wovon jene nichts iſt,

*) Siehe die Anmerkung zum 15ten Satz im 1. Theil der Ethik.

iſt, als Gränze der Ausdehnung, dieſe, (die Bewegung) eine Art zu ſeyn, ein Modus des Ausgedehnten.

In ſo fern das Ding denkt und will, d. h. ſich ſeiner ſelbſt, ſeiner Tendenz, bewußt iſt, heißt es Seele.

Aber die Seele exiſtirt nicht ohne ihren Körper, der Körper nicht ohne ſeine Seele.

Denn: Seele iſt dieſer Theorie zufolge, das Bewußtſeyn einer Sache oder der Begrif, den ſie von ſich hat.

Kann aber dieſes Bewußtſeyn, dieſer Begrif, das Individuum überleben, zu deſſen Arten zu ſeyn (modis) er gehört? — —

Denken iſt überall — wo wir es wahrnehmen können — mit Ausdehnung verbunden.

Wir kennen es nur als eine Eigenſchaft gewiſſer Thiere, welche ohne Ausdehnung, d. h. ohne Körper gar keine Exiſtenz haben würden.

Gleichwohl unterſcheidet ſich Spinoſens Syſtem von andern materialiſtiſchen Syſtemen gar ſehr.

Ihm zufolge kann weder das Denken von der Ausdehnung, noch die Ausdehnung vom Denken (die Materie von dem Geiſte) entſpringen. Gedanken ſind keine Modifikationen der Ausdehnung. Beide ſind ganz verſchieden, ob ſie gleich zuſammen nur Ein Ding ausmachen, deßen Eigenſchaften ſie ſind. Alſo

ist es auch nicht die Bewegung, welche das Denken hervorbringt. Denn Bewegung ist nur Modifikation des Ausgedehnten, in so fern es ausgedehnt ist.

Veränderung des Ortes und Gedanke sind ganz verschieden, obgleich hieraus nicht gefolgert werden kann, daß sie einander ganz entgegengesetzt wären — daß beyde nicht bey einem Individuum zugleich statt finden könnten.

Wir können uns — die orthodoxen Metaphysiker mögen sagen, was sie wollen — Substanz ohne alle Ausdehnung, unendliche Substanz ohne unendliche Ausdehnung, unmöglich denken.

Die Einfachheit — in so fern man darunter absolute Unausgedehntheit versteht — ist nur ein abstrakter, verneinender Begrif. Wie man diesen auf für sich bestehende Dinge, als eine wirkliche Beschaffenheit derselben, übertragen, wie man diese und andere, ähnliche, Abstraktionen realisiren kann, ist beynahe unbegreiflich.

Hume's Einwürfe gegen den Lehrsatz der neuern Metaphysiker von der Einfachheit des hyperphysischen Urwesens scheinen wirklich nicht ohne Grund zu seyn. *)

„Durch die Sinne, sagt er, kann das höchste Wesen — da es deren beraubt ist — keine Begriffe erhalten. Die Begriffe, die wir dem innern Sinn, der

„ins

(* David Hume, Dialogen über natürliche Religion.

„innern Empfindung zu danken haben, machen, mit den „Ideen zuſammengenommen, welche die äuſſern Sinne „uns zuführen, den ganzen Stoff unſres Verſtandes „aus. Wir können daraus ſchlieſſen, daß in Anſehung „des Grundſtoffes der Gedanken, zwiſchen dem menſch„lichen Geiſt und dem göttlichen gar keine Aehnlich„keit ſtatt finden kan. Was aber die Form des Den„kens betrift, wie können wir in Anſehung dieſer, zwi„ſchen beyden einige Analogie vermuthen? Unſre Ge„danken ſind ſchwankend, ungewiß, tranſitoriſch ſuc„ceſſiv, und zuſammengeſetzt. *) Wenn wir dieſe Be„ſtimmungen davon trennen, ſo vernichten wir ihr Da„ſeyn, und es iſt nur ein Misbrauch der Ausdrücke, „ſie noch Gedanken zu nennen.“ —

„Ein Geiſt, fährt Hume fort, deſſen Handlungen, „Empfindungen, und Begriffe nicht von einander ver„ſchieden, nicht ſucceſſiv, ſind, ſondern der ganz ein„fach und unveränderlich iſt, iſt ein Geiſt, welcher „keinen Gedanken, keine Vernunft, keinen Willen, „keine Empfindung, keine Liebe, keinen Haß hat; mit „einem Worte, er iſt ein Geiſt, der kein Geiſt iſt. „Wir könnten mit eben dem Rechte von begrenzter

*) Jacob, in einer Prüfung der Mendelsſohniſchen Morgenſtunden ſagt p. 251. ſeqq. in der Note: unendlicher Verſtand iſt ein völlig leerer Begriff, weil ihm ein Objekt fehlt, und auch keines gedacht werden kann, da das Endliche mit dem Unendlichen nicht die kleinſte Aehnlichkeit haben kann. Ferner iſt Denken ohne Succeſſion für uns gar nichts.

„Ausdehnung ohne Figur, von Zahlen ohne Zuſam„menſetzung, reden.“ —

Nachdem Hume auf das Syſtem der Weltſeele zu reden gekommen iſt, und bemerkt hat, daß die Theologen des Alterthums, wenn ſie die Entſtehung der Welt erklären wollten, mehr den — heutzutage kezeriſchen — Begrif der Zeugung, als den Begrif der Schöpfung adoptirt haben, ſo fährt er fort: „die er„wähnte Theorie hat einige Vortheile, wodurch ſie „ſich den Theologen des Alterthums empfahl.“ Nichts war, wie Hume ſagt, ihren Begriffen mehr zuwider — weil nichts der gemeinen Erfahrung mehr widerſpricht — als eine Seele ohne Körper, eine geiſtige Subſtanz welche nicht in die Sinne fällt, noch begriffen werden kann, und von der ſie auch in der ganzen Natur kein einziges Beyſpiel bemerkt hatten.

Von Seele und Körper wußten ſie, weil ſie beyde in ſich ſelbſt fühlten. Ordnung, Harmonie, Organiſation, innerer Mechaniſmus, waren ihnen gleichfalls, und aus den nehmlichen Gründen, in beyden bekannt, und es konnte nicht anderſt, als vernünftig, und der Analogie gemäß ſcheinen, dieſe Erfahrung auf das Weltall anzuwenden, d. h. vorauszuſetzen, daß Gott und Welt, oder Seele und Körper, gleichzeitig (coexiſtent) und Ordnung und Zuſammenhang, beyden weſentlich eigen, und von ihnen unzertrennlich wären.

Ich

Urſula.

Euer Gnaden ſollte ihr doch davon ſprechen; man hör-
te doch, was ſie dazu ſagte.

Hero.

Nein; lieber will ich zu Benedicten gehen, und ihm ra-
then, daß er ſeine Leidenſchaft zu unterdrüken ſuchen ſoll; und
die Wahrheit zu ſagen, ich hätte gute Luſt, eine oder an-
dre ehrliche Verläumdungen zu erſinnen, um meine Baſe da-
mit anzuſchmizen; man glaubt nicht, wie ſehr ein einziges
nachtheiliges Wort die Liebe vergiften kan.

Urſula.

O, ich bitte Euer Gnaden, eurer Fräulein Baſe kein ſo
groſſes Unrecht zu thun. Wenn ſie ſoviel Verſtand hat, wie
jedermann von ihr ſagt, ſo kan ſie unmöglich ſo gar von
aller geſunden Vernunft verlaſſen ſeyn, einen ſo vortreflichen
Cavalier wie Benedict abzuweiſen.

Hero.

Er iſt der einzige Mann in Italien, immer meinen lie-
ben Claudio ausgenommen.

Urſula.

Ich bitte Eu. Gnaden mir zu gut zu halten, daß ich
rede, wie mir's ums Herz iſt: Signor Benedict paßiert ein-
mal in ganz Italien davor, daß er an Geſtalt, Höflichkeit,
Verſtand und Tapferkeit ſeines gleichen nicht habe.

Hero.

Ich bin weit davon entfernt, dieſer Hypotheſe beyzuſtimmen. Allein mich dünkt doch, ſie ſey bey weitem ſo ungereimt nicht, als ſie es in den Augen vieler heutigen Metaphyſiker iſt.

Nach der gemeinen Vorſtellungsart, kann die Gottheit, ohne alles Organ, durch ihren bloſſen Willen, unmittelbar auf die Materie wirken, und ſie bewegen.

Willen kennen wir doch in der That nur, als ein Attribut gewiſſer organiſirten lebenden Weſen auf unſerm Globus. Dieſe können aber nichts unmittelbar bewegen als die Glieder ihres Körpers. Wollen ſie auf andre Dinge wirken, ſo können ſie es nur mittelbar, d. h. vermöge der Anſtrengung und Bewegung ihrer eigenen Organe. Ohne deren Action würde ihr bloſſes Wollen unkräftig, ohne Effect bleiben. Sie würden ein Sandkorn ſo wenig, als die Maſſe des ganzen Sonnenſyſtems, durch einen Befehl ihres Willens bewegen können.

Woher kommt uns alſo, könnte ein Skeptiker fragen, die Ueberzeugung von jener Allkraft des Willens, da wir den Willen doch nur von ſeinem uns allein bekannten Subjekt — der menſchlichen und thieriſchen Natur — abgeſondert, und auf die Grundurſache der Dinge deswegen übertragen haben, weil wir ihn für eine Vollkommenheit an ſich, halten, obgleich was wir Vollkommenheit nennen es nur beziehungsweiſe ſeyn kann? —

Hier

Hier rede ich nur von dem Wege der Speculation, und ob man auf dieſem allein, zur Ueberzeugung von Gottes Eigenſchaften gelangen könne? —

Ich ſchlieſſe dieſen Aufſatz mit einer Stelle von Diderot: „Die Unmöglichkeit, die Bildung eines Thieres „oder einer Pflanze, durch bloſſe Attraction, Trägheitskraft, Beweglichkeit, Impenetrabilität, Ausdehnung, Bewegung, u. d. zu erklären, hat den Philoſophen Baumann *) dahin gebracht, in der Natur „noch andere Eigenſchaften anzunehmen. Unzufrieden „mit den plaſtiſchen Naturen, welche alle Wunder der „Welt wirken, unzufrieden mit den intelligenten Subſtanzen, welche auf eine unbegreifliche Art in die Materie einwirken; und mit der Simultaneität der Schöpfung und Bildung der Subſtanzen, die, in einander „enthalten, ſich in der Zeit auswickeln, durch die Fortſetzung eines Erſten Mirakels; eben ſo wenig erbauet von der Extemporaneität ihrer Hervorbringung, „welche nichts als eine Kette von Wundern ſeyn würde, „die in jedem Moment der Dauer wiederholt würden, hat er gedacht, daß jene unphiloſophiſchen Syſteme nicht ſtatt gefunden haben könnten, ohne die übelgegründete Furcht, ſehr bekannte Modificationen einem „Weſen zuzuſchreiben, deſſen innere Natur uns unbekannt iſt, und aus eben dem Grunde, troz unſeres Vorurtheils, mit jenem Modificationen ſehr verträglich ſeyn „kann.

*) vid. Diſſ. metaph. de univerſali Naturæ ſyſtemate. Erlang. 1751.

„kann. Aber welches iſt dieſes Weſen? welches ſind dieſe „Modificationen? — Darf ich es ſagen? fahren D. Baumann und Diderot fort, die körperliche Subſtanz (l'Etre corporel,) iſt dieſes Weſen.' Zu ſeinen Modifikationen gehören: „Begierde, Abſcheu, Senſation, Gedächtniß. "

Anonym.

II.

Etwas von Naturgeſetzen.

Johann Bernoulli behauptete die Contingenz der Geſetze der Bewegung: Euler und d'Alembert lehren, wie es ſcheint mit mehrerm Rechte, ihre Nothwendigkeit.

Mich dünkt, d'Alembert hat den wahren Geſichtspunkt dieſer Frage, ſehr treffend beſtimmt.

Sie ſchränkt ſich darauf ein, zu wiſſen: ob die Geſetze des Gleichgewichts und der Bewegung, die man in der Natur beobachtet, von denjenigen verſchieden ſind, welchen die ſich ſelbſt überlaſſene Materie folgen würde?

Nach dem Urtheil jenes groſſen Geometers iſt es von der höchſten Evidenz, daß, wenn man nur die Exiſtenz der Materie und der Bewegung ſupponirt, aus dieſer doppelten Exiſtenz nothwendig gewiſſe Wirkungen

kungen reſultiren müſſen. Ein Körper — der durch irgend eine Urſache in Bewegung geſetzt iſt, muß entweder nach Ablauf einiger Zeit Halt machen, oder allzeit fortfahren ſich zu bewegen. Ein Körper, der, indem er ſich bewegt, den beyden Seiten eines Parallelogramms zu folgen ſtrebt, muß nothwendig — entweder die Diagonale, oder irgend eine andere Linie beſchreiben. Wenn mehrere Körper in Bewegung ſich begegnen und aneinander ſtoſſen, ſo muß, zufolge ihrer gegenſeitigen Undurchdringlichkeit, nothwendig irgend eine Veränderung im Zuſtande aller dieſer Körper — oder wenigſtens im Zuſtande einiger unter ihnen — erfolgen. Nun iſt unter verſchiedenen möglichen Wirkungen — ſey es in der Bewegung eines iſolirten Körpers, oder in der Bewegung mehrerer Körper, die aufeinander wirken — nothwendig Eine, welche zufolge der bloßen Exiſtenz der Materie, und ohne Rückſicht auf ein anderes Principium, ohnfehlbar ſtatt finden muß.

Nach d'Alemberts Regel muß der Philoſoph durch das Raiſonement zu entdecken ſuchen, welches die Geſetze der Statik und Mechanik in der ſich ſelbſt überlaſſenen Materie ſeyn würden? —

Sodann muß er durch die Beobachtung ausfindig machen, welche Geſetze wirklich in der Welt angetroffen werden. Wenn jene, welche ihm das Raiſonnement angiebt, von denen differiren, welche die Erfah-

rung

rung ihm kennen lehrt, ſo muß er urtheilen, daß die letztern zufällig ſind, oder daß ſie von einem beſondern Willen des höchſten Weſens abhangen.

Wenn aber — und dies iſt wirklich der Fall! — die durch die Erfahrung gegebenen Geſetze der Statik und Mechanik, mit denjenigen übereinſtimmen, welche uns das Raiſonnement a priori entdeckt, ſo iſt der Schluß natürlich, daß die beobachteten Geſetze, nothwendige Wahrheiten, alſo nicht von der Willkühr oder Wahl irgend eines Weſens abhängig ſind.

Man ſieht alsdenn, daß dieſe Geſetze aus der Exiſtenz der Materie ſelbſt reſultiren.

Nun iſt es demonſtrirt, daß ein ſich ſelbſt überlaſſener Körper ewig in ſeinem Zuſtand der Ruhe oder der einförmigen Bewegung bleiben muß. — es iſt demonſtrirt, daß, wenn ein ſolcher Körper in ſeiner Bewegung, auf einmal den beyden Seiten eines Parallelogramms zu folgen ſtrebt, die Diagonale die Richtung iſt, die er von ſich ſelbſt nehmen muß. Es iſt demonſtrirt, daß alle Geſetze der Mittheilung der Bewegung zwiſchen den Körpern, ſich auf die Geſetze des Gleichgewichts reduciren, und daß dieſe letztern ſich wider auf die Geſetze des Gleichgewichts zweyer gleichen Körper zurückbringen laſſen, die mit gleichen virtuellen Geſchwindigkeiten, in entgegengeſetzten Richtungen, begabt ſind.

In dieſem letztern Falle müſſen offenbar die Bewegungen der beyden Körper ſich einander wechſelsweiſe aufheben. Mit geometriſcher Nothwendigkeit wird auch dann noch Gleichgewicht ſeyn, wenn die Maſſen ſich im umgekehrten Verhältniß der Geſchwindigkeiten befinden.

Es bleibt nur noch zu wiſſen übrig, ob der Fall des Gleichgewichts einzig iſt, d. h. ob, wenn die Maſſen nicht im umgekehrten Verhältniß der Geſchwindigkeiten ſind, der eine Körper den andern nothwendig in Bewegung ſetzen muß? —

Es iſt leicht zu ſehen, daß, ſobald es einen mögs lichen und nothwendigen Fall des Gleichgewichts giebt, keine andern Fälle ſtatt finden können. Sonſt würden, wie d' Alembert ſehr wohl bemerkt, die Geſetze des Stoßes der Körper, die ſich nothwendig auf die des Gleichgewichts reduciren, unbeſtimmt werden. Dies aber kann nicht ſeyn, weil, wenn ein Körper einen andern ſtößt, nothwendig daraus eine einzige Wirkung reſultiren muß, welche die unausbleibliche Folge von der Exiſtenz und Impenetrabilität dieſer Körper iſt.

Auſſerdem hat d' Alembert die Einheit des Geſetzes des Gleichgewichts — welche Neceſſität involvirt — durch ein mathematiſches Raiſonnement, in ſeinem treflichen Traité de Dynamique, ſo gut als erwieſen.

Aus allem dem folgt, daß die durch Erfahrung bekannten Geſetze der Statik und Mechanik eben diejenigen

nigen ſind, welche aus der Exiſtenz der Materie und der Bewegung ſelbſt entſpringen. Denn die Beobachtung zeigt uns dieſe Geſetze an den Körpern, die uns umgeben. Alſo ſind die Geſetze des Gleichgewichts und der Bewegung, nothwendige Wahrheiten.

Einige Weltweiſen haben bey der Demonſtration, welche ſie von den Geſetzen der Bewegung geben, ſich des Prinzips der Endurſachen bedient, und jene Geſetze aus den Abſichten herzuleiten verſucht, welche der Urheber der Natur bey der Feſtſtellung jener Regeln ſich vorgeſetzt haben könnte.

Boſcowich, D'Alembert, und Büffon verwerfen dieſe Art zu raiſonniren, wie mich dünkt, mit gutem Grunde. Nach der Abſicht der Schwere, der anziehenden und zurükſtoſſenden Kraft, und der einfachen aber indiſpenſabeln Regeln zu fragen, nach welchen jene Kräfte wirken, iſt unſtreitig eben ſo ungereimt, als ob man nach dem Endzweck der Ausdehnung, der Undurchdringlichkeit, u. d. m. fragen wollte. Die Geſetze, nach welchen die Materie wirkt, müſſen, ſobald ſie exiſtiert, nothwendig aus ihrer eigenen Natur fließen.

„Die ewigen Geſetze nach welchen die Welt erhalten und regiert wird, ſagt ein groſſer Mathematiker, *) ſind

*) Ich glaube, es war Condorcet.

ſind ſo einfach, daß ſie ſich von ſelbſt zu etabliren ſcheinen."

At mihi nec unqnam placuit, nec placebit ſane unquam in inveſtigatione Naturæ *cauſarum finalium* uſus. Nam non perfectiones omnes innoteſcere nobis poſſunt, qui *intimas* rerum naturas nequaquam inſpicimus, ſed externas tantummodo proprietates quasdam agnoſcimus, ſagt P. Boſcowich, in ſeiner zu Venedig gedruckten Theoria philoſophiæ naturalis.

Eben dieſer wahrhaftig geometriſche Kopf verwirft den Leibniziſchen Optimiſmus, unter andern, auch aus dem Grunde: weil in jeder Art der Möglichkeiten, nur eine — obgleich ins Unendliche verlängerte — Reihe von endlichen Dingen ſtatt finden kann, und weil hier ſo wenig ein *Maximum* als ein *Minimum* der Vollkommenheit ſich denken läßt.

Quavis *finita* perfectione, utcunque magna vel parva, ſit alia perfectio major vel minor, ſagt Boſcowich.

Er ſchließt daraus, daß Gott, welchen Grad der Vollkommenheit er auch für ſeine Welt hätte wählen wollen, doch nothwendig andere gröſſere Grade hätte vorbeygehen müſſen. Optimum non ſelegit, ubi optimum eſt nullum, fährt er fort.

Mich freute es, vor kurzem zu ſehen, daß auch der Herr Geheime Kanzleyſekretair Rehberg in Hannovre,

ver, den ich für einen der tiefſinnigſten teutſchen Philoſophen halte, in ſeiner neueſten Schrift: über das Verhältniß der Methaphyſik zu der Religion, welche überhaupt mit ſeltener Freymüthigkeit geſchrieben iſt, p. 160, u. f. den Optimiſmus deswegen verwirft, weil es ihm an bündigen Beweiſen ſehr fehlt, und, weil er auſſerdem noch unauflöslichen Einwürfen ausgeſetzt iſt.

Sein Hauptbeweis, dünkt mich, gründet ſich auf die Lehre von den moraliſchen Eigenſchaften der Gottheit. Dieſe ſind aber keines Erweiſes fähig, und offenbar bloß menſchliche Vorſtellungsart.

Anonym.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

III.

Olivier Mac-Alleſters ſonderbare Nachrichten von dem was im Jahr 1758 in Frankreich mit ihm vorgegangen. *)

Bey meiner Ankunft zu Paris, am Abend des 31ſten März 1758 fand ich ein Billiet von einem Policey-

*) Aus deſſelben Series of Letters, diſcovering the ſchemes projected by France in 1759. for an intended Invaſion upon England aufgezogen.

Inſpector Nahmens Buhot, worinn er mich bat am andern Morgen ſehr früh zu ihm zu kommen, weil er wichtige Sachen mit mir zu verabreden habe. Herr Lewis *) und ich wunderten uns ein wenig hierüber. Wir glaubten es würde ein Befehl ſeyn, Paris in vier und zwanzig Stunden zu verlaßen, wie es Fremden oft wiederfährt. Wir hatten im Hauſe gehört, daß dieſer Mann, der den völligen Aufzug einer Standesperſon führte, eigentlich die Vollziehung derer Befehle auf ſich habe, vermöge deren Fremde, die nicht eine beſondre Erlaubnis vom Miniſter haben, Paris in Kriegszeiten verlaſſen müſſen; dies beſtärkte uns in unſrer Meynung. Der Einladung zu folge, begab ich mich am andern Morgen, den 1ſten April vor 8 Uhr zu ihm. Er empfieng mich in einem prächtig aufgeputzten Zimmer, einem ſehr reichen ſeidnen Schlafrocke, mit einer Art von Größe als ob er ſelbſt erſter Miniſter geweſen wäre. Er verſicherte mich ſehr höflich, er freue ſich daß mich ſein Billiet richtig getroffen. Nach einigen andern Complimenten (wovon auch der geringſte Franzos einen Ueberfluß, jedoch ohne einigen Grad von Aufrichtigkeit, zu allen Zeiten fertig hat,) frug er mich, ob ich wohl ein Geheimnis verwahren könne? Ich bejahete es. Er ſagte mir darauf, daß er es ſelbſt nicht wiſſe; allein er ſey überzeugt, es ſey von

Wich-

*) Ein vertrauter Freund des Autors dieſer Briefe der mit ihm von Dünkirchen nach Paris gekommen war.

Hero.

In der That, er ſteht in ſehr gutem Ruf.

Urſula.

In keinem beſſern als er verdient, er mag ſo gut ſeyn als er will -- Wenn iſt euer Hochzeit-Tag, gnädiges Fräulein?

Hero.

Morgen, ſagt man; komm, ich will dir etliche neue Anzüge zeigen, und du ſollſt mir rathen, welcher ſich auf morgen am beſten ſchikt.

Urſula (leiſe.)

Sie klebt an der Stange, davor will ich gut ſeyn; wir haben ſie gefangen, gnädiges Fräulein.

Hero.

Wenn es ſo iſt, ſo kan Cupido etwas von uns lernen; wo ſeine Pfeile nicht bekommen können, da kan er die Herzen in Mausfallen fangen.

(Sie gehen ab.)

Beatrix kommt hinter der Laube hervor.

Beatrix.

Was für ein Feuer brennt in meinen Ohren? Soll ich glauben, daß es ſo ſey wie ſie ſagen? Verurtheilt man mich ſo ſtrenge wegen Sprödigkeit und Stolz! So fahre wohl; Sprödigkeit, und du, jungfräulicher Stolz, fahr wohl!

Wichtigkeit, und dürfe ſchlechterdings nicht bekannt werden. Hierauf fügte er noch hinzu: „Sie ſind „nicht völlig angezogen; wollen Sie nach Hauſe fah„ren und ſich ſo kleiden, daß Sie um eilf Uhr mit mir „zu einem ſehr angeſehenen Manne gehen können, wel„cher ſchon längſt gewünſcht hat Sie zu ſprechen.“ Ich begab mich deswegen in meine Wohnung; und hier muß ich meine Schwachheit geſtehen; ich betrachtete dieſen Mann als eine ſehr wichtige Perſon, fand aber nach der Zeit, daß er nichts weiter als einer von den gewöhnlichen Spionen der Policey war. Als ich zu ihm zurück kam, fand ich den Herrn prächtig angezogen, gepudert und parfümirt. Wir begaben uns ſogleich in das Hotel des Herrn Bertin, damaligen Policey-Lieutenant, den ich vorher nie geſehen, noch etwas von ihm gehört hatte; ich war ſo gar nie in dieſer Gegend der Stadt geweſen. Es war eben der Tag, wo Lever oder Cour bey ihm war.

Ich folgte meinem Führer; wir kamen durch das erſte Vorzimmer, das ſehr groß, und mit Leuten vom mittlern Stande, als Offiziers, Abbés, Prieſtern, und dergleichen angefüllt war. Das zweyte war voller Perſonen von Range, von beyden Geſchlechtern. Kurze Zeit darnach erſchien Herr Bertin in ſeiner Amts-Peruke und Kleidung aus ſeinem Kabinete, welches nahe an dem Orte war, wo ich mit meinem Führer ſtand. Nachdem er eine Menge Bittſchriften

angenommen, mit einigen Personen gesprochen, vielen aber Versprechungen gethan hatte, entließ er die Gesellschaft, und ohne zu denen im ersten Zimmer zu gehen, kam er auf mich zu und grüßte mich höflich. Mein Begleiter war vorher bey ihm in seinem Kabinette gewesen, und hatte ihm meine Ankunft gemeldet. Mein Führer gieng hierauf in das andre Vorzimmer, und ließ uns beysammen. Bertin fieng mit vieler Höflichkeit (nach Pariser Mode) an: „er glaube ich sey zu einem sehr wichtigem Geschäfte ausersehen, und frug ebenfalls, ob ich ein Geheimnis verschweigen könne?" Ich versicherte es ihm, und fügte hinzu, „daß „wenn es auch bekannt würde, es doch nie durch mich „geschehen sollte; daß ich aber in diesem Falle unmöglich dafür stehen könnte." Er antwortete darauf, dies könnte nie geschehen; er wolle schon dafür sorgen; auch hätte ich deswegen nichts zu fürchten, weil die ganze Sache nur mir allein anvertraut werden sollte. Er bat mich also, zu überlegen, ob ich Entschlossenheit und Klugheit genug habe das Geheimnis zu bewahren, im Gegentheile aber lieber mich auf nichts einzulassen.

Alle diese große Vorsicht reitzte meine Neugierde so sehr, daß ich eifrig wünschte zu wissen, was es sey, und ihm dieserwegen alle mögliche Versicherungen gab. Er antwortete, er zweifle an denselben gar nicht, jedoch fügte er hinzu: „Sie gehen tiefer ins Land, und

„wer-

„werden dort Leute antreffen, die Sie noch nicht ken„nen. Wenn Ihnen auch nur das geringſte entwiſcht, „ſo können Sie durch Leute *) ermordet werden, von „denen Sie es am wenigſten vermuthen, und die „ich nie entdecken kann, ſo daß Sie bloß ſich ſelbſt und „Ihr eignes Betragen anklagen könnten.“ Würde ich hingegen, die Sache glücklich ausführen, ſo könnte ich auf die größte Ehre und Vortheile rechnen. Ich verſicherte ihm, daß ich für meine Aufführung mit meinem Leben haften wolle, und alſo von dieſer Seite nichts zu fürchten habe. Hierauf bat er, daß ich mich künftigen Sonntag früh in Verſailles bey dem Grafen von St. Florentin einfinden möchte, welches ich ihm auch verſprach.

Der Policey-Lieutnant, als der unterſte Miniſter, iſt verbunden, jeden Sonntag früh, wenn nicht irgend ein außerordentlicher Zufall ihn daran hindert, nach Verſailles zu gehen, um dort die Befehle des erſten Miniſters, welches damals der Graf von St. Florentin war, zu holen. Ich erſchien in der Wohnung dieſes letztern, nach der Anweiſung des Herrn Bertin; nach einer halben Stunde kam dieſer auch, und nikte mir vertraulich mit dem Kopfe, als er bey mir vorbey in das Kabinet des Miniſters gieng. Ich befand mich damals im Vorzimmer, in einer ſehr großen und vornehmen Geſellſchaft, wovon ein jeder die Ankunft des

*) Der Autor ſpricht nach der Zeit, daß er die J. ſ. . t. n mequr-

Grafen erwartete. Als dieſer erſchien und die erſten Complimente vorbey waren, bemerkte ich, daß die Augen des Miniſters und Bertin's auf mich gerichtet waren; und da es ſchien, als ob ſie ſich nach mir zu bewegten, ſo näherte ich mich ihnen, mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, ohne jedoch einige Unterwürfigkeit oder kriechendes Weſen zu verrathen. Dies Betragen ſchien ihnen zu gefallen. Der Miniſter beſah mich mit einem durchdringendem Blicke, vom Fuße bis zum Kopfe, (denn er hatte mich vorher nie geſehen) und ſagte mir etwas, das ich nicht völlig verſtand, auf meine beſcheidne Begrüßung; ich glaube aber er hieß mich warten. Bertin aber nahete ſich mir völlig, und ſagte nur halb laut, jedoch deutlicher: ich möchte verziehen, es würde ein Herr kommen und mit mir ſprechen. Da meine Neugierde aufs höchſte geſtiegen war, das Geheimniß zu wiſſen, ſo wurde ich ein wenig verdrießlich, da ich ſie beyde das Zimmer verlaſſen ſahe, ohne weiter etwas erfahren zu haben. Sie giengen gerade zum Könige, der ſich erſt in die Meſſe und von da in den geheimen Rath begab.

Ehe der Miniſter im Vorzimmer erſchien, hatte ich, unterdeſſen Bertin bey ihm war, einen Mann der ein Ludwigskreutz trug bemerkt, welcher zweymal bey ihnen aus und eingieng, als ob er Geſchäfte mit ihnen abzuthun hätte. Dieſer Mann, wie ich hernach erfuhr, war erſter Kammerdiener beym Grafen. Ich blieb

wohl

wohl eine Viertelſtunde da, und gieng aus Unzufriedenheit hin und her. Endlich ſahe ich dieſen Mann nebſt noch einem anderem hereintreten; der letzte kam auf mich zu, grüßte mich ſehr freundlich und ſagte: der Miniſter habe ihn geſchickt um mit mir zu ſprechen. Wir giengen deswegen in die Gärten. Dieſer Herr, wie er mir ſelbſt ſagte, hieß Trefraville, und war Grand Prévôt von Poitou; ein ſehr artiger einnehmender Mann im Umgange. Ich erwartete nun das Geheimnis von dieſem, deßen Stelle ſehr wichtig und einträglich iſt. Im ſpatzieren gehen frug er mich, wie lange ich in Paris wäre? wie lange ich franzöſiſch gelernt? und ſchien verwundert, daß ich es ſo gut ſpräche. Ich nahm dies für ein Compliment, denn ich ſprach es damals ziemlich ſchlecht. Hierauf ſagte er mir: daß er nicht oft nach Verſailles kämé, und auf dem Lande lebte, wo es ihm eine Ehre ſeyn würde mich zu ſehen, weil er bald von hier weg zu gehen geſonnen wäre. Er glaubte ich würde in einer höchſt wichtigen Angelegenheit, die die größte Klugheit erfordre, auf das Land geſchickt werden, wobey ich Gefahr liefe mich unglücklich zu machen, wenn ich von etwas ſpräche was mir anvertraut wäre; hingegen hätte ich nichts zu befürchten, wenn ich klug verführe. Auch wäre er in der Nähe mich zu beſchützen, wenn jemand mir einiges Leid zufügen wollte; ich ſollte nichts fürchten. Er glaubte ſogar, es würde ſich ſo fügen, daß wir zuſammen abreiſten. Endlich ſagte er: er müße in des Königs

Pallast essen, bat mich gegen vier Uhr wieder bey dem Grafen von St. Florentin zu seyn und verließ mich.

Ich war nun allein, und wieder sehr misvergnügt meine Absicht nicht erreicht zu haben. Ich hatte eben keinen großen Hunger und brauchte deswegen nicht zu Tische zu gehen. Ich wunderte mich, wie ich in die ganze Sache verwickelt worden war, und fieng an zu glauben, daß nun kein Weg mehr für mich übrig sey, herauszukommen. Demungeachtet hofte ich noch immer das Geheimniß zu erfahren. Um vier Uhr war ich im Vorzimmer des Ministers. Kaum war ich eine Viertelstunde dort, so kam Herr Trefraville und sagte mir: Herr Bertin habe versprochen um sieben Uhr zu uns zu kommen, wir wollten unterdeßen in die große Gallerie gehen, und dort mit einander sprechen. Als wir dort angekommen waren, setzten wir uns in ein Fenster, zogen den Vorhang zu, und saßen nun so allein als in einem Kabinette. Er fieng an von der Pracht von Versailles, dem Pallaste und den Gärten zu sprechen; alsdenn kam er auf den andern Punkt; aber in dem nehmlichen Tone wie ehedem, und begnügte sich, so wie der Polizey-Lieutenant, mir Stillschweigen und Verschwiegenheit zu empfehlen; ich erfuhr zu meinen Erstaunen weiter nichts. Zwischen sieben und acht Uhr begaben wir uns zu dem Minister; da aber Herr Bertin nicht zur bestimmten Zeit kam, führte mich Herr Trefraville auf sein Zimmer. Kurze

Zeit

Zeit hernach kam der Polizey-Lieutenant, ſetzte ſich zum eſſen, und ſagte: „er habe den ganzen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen;“ als er fertig war, giengen ſie beyde in ein ander Zimmer, und ſprachen lange Zeit mit einander. Endlich wurde ich auch in daſſelbe geführt. Bertin ſagte mir, ich müße in zwey oder drey Tagen in ſein Haus kommen, wo er mit mir ſprechen würde; ich wäre beſtimmt in einer Sache von der größten Wichtigkeit auf das Land zu gehen; ich würde weder von ihm noch von irgend einem Miniſter abhängen, ſondern der König ſelbſt wolle für mich ſorgen. Hierauf fuhr er fort mir Entſchloſſenheit und Verſchwiegenheit aufs neue zu empfehlen, und rieth mir einige Arzeneyen zu nehmen, weil ich in eine andre Luft kommen würde. Ich nahm Abſchied, verſprach zu ihm zu kommen, wie er es verlangt hatte, nahm einen Wagen, und begab mich nach Paris zurück.

Es iſt ſchwer, ſich meine Unruhe und Zweifel über dieſe Sache vorzuſtellen. Während dem Rückwege, als ich darüber nachdachte, ſahe ich in allem dem Betragen nichts als überflüßige Weitläuftigkeiten, Kunſt, Argliſt und Verſtellung. Demungeachtet konnte ich ohne große Gefahr mich nicht davon loßmachen. Ich beſchlos alſo, bis zur Eröfnung des außerordentlichen Geheimniſſes alles mit Gedult zu erwarten, welches ich gewiß bey der nächſten Unterredung mit dem Herrn Bertin zu erfahren glaubte. Ich begab mich

deswegen zu ihm. Er hat mich zu Duval seinem ersten Sekretär, der eben in seiner Kanzley war, zu gehen. Dieser alte Mann, der funfzig Jahr in dieser Stelle gewesen war, muß alle Wochen einmal die Bastille visitiren, und Bericht von den Gefangenen geben; allein unter dem Scheine von Weichherzigkeit, Menschlichkeit und Erbarmen, ist er von Grausamkeit verhärtet und ohne Gefühl. Die Menge der Unglücklichen, und die Gewohnheit sie zu sehen, haben ihn gegen jede Empfindung stumpf gemacht, auch sind ihm ihre Leiden und so gar ihr Tod nur Scherz. Dies sind die traurigen Folgen der Gewohnheit in verhärteten Seelen.

Ich sahe diesen alten Cerberus zum erstenmale, der, als er erfuhr wer ich war, mich so gütig empfieng, daß ich ihn für den menschenfreundlichsten Mann hielt. Er sagte mir, er erwartete den Herrn Trefraville, der auch kurz darauf kam. Sie sprachen eine kurze Zeit mit einander, und nun beschrieb Duval ein gedrucktes Pappier, worin leere Stellen waren, und schickte es herunter, damit es von dem Herrn Bertin besiegelt und unterschrieben würde. Als es zurück kam, sprach er zu mir: „mein Herr, Sie werden mit diesem „Herrn in wenig Tagen verreisen; Sie dürfen an niemand schreiben, noch jemand wissen lassen wo Sie „sind.“ Dies war unnöthig, denn ich wußte es von mir selbst. Trefraville sagte mir, er müßte mich den nächs

nächſten Abend im Louvre ſprechen. Hierauf gab mir Duval das erwähnte Papier, wobey er mich errinnerte es wohl in acht zu nehmen, und beſtändig bey mir zu tragen; hier iſt die Ueberſetzung davon.

Heinrich Leonard Johann Baptiſta Bertin, Mitglied des Königlichen Geheimen Rathes, Generallieutenant der Polizey, Prevot und Vicomte von Paris, Commiſſar des Geheimen Raths, Fügen hiermit zu wißen: daß, auf Anſuchen des Herrn Mac-Alleſier aus Irrland bey Sr. Majeſtät dem Könige wegen ſeines Aufenthalts in Frankreich, Se. Majeſtät ihn von dem allgemeinem Befehle der alle Grosbrittaniſche Unterthanen angeht, das Königreich zu verlaßen, ausgenommen haben. Zu Urkund deßen haben wir ihm gegenwärtiges Certificat ausgeſtellt. Gegeben unter unſrer Hand und Siegel, zu Paris, am 6ten Aptil. 1758.

Bertin. (L. S.)

Zufolge unſrer Abrede, traf ich Trefraville am nächſtem Abend. Er ſagte mir, er habe Geſchäfte die ihn nöthigten noch vor mir auf das Land zu gehen: allein er hofte mich noch unterwegs zu treffen, und bat mich nochmals, künftigen Morgen bey dem Polizey-Lieutenant mit ihm zuſammen zu kommen; welches ich auch that. Er bezahlte mir 300. Livres, nahm meine Quittung, und ſagte, ich ſollte das Geld zu meinem Gebrauche

anwens

anwenden, denn ich könnte viel Ausgaben unterwegs haben, ehe wir einander träfen. Dies so wohl als das übrige geheimnisvolle Betragen beunruhigte mich sehr. Ich gieng nun nach Hause, und kam zu keinem von ihnen, weil ich glaubte sie würden in einem oder etlichen Tagen wohl nach mir schicken. Da aber dies nicht geschahe, so schloß ich, es müsse irgend etwas vorgegangen und die ganze Sache in Vergeßenheit gekommen seyn, oder, daß sie mir das Geheimnis nicht anvertrauen wollten. Jedoch, ungefehr zwölf Tage darnach, als ich eben aus dem Bette gestiegen war, verlangte mich jemand zu sprechen. Es war, so viel ich mich erinnere, beynahe sieben Uhr. Ich ließ ihn herein kommen. Er bat mich, mich bereit zu halten; er sey von Buhot geschickt, ich müßte unverzüglich abreisen; Pferde und Wagen würden sogleich kommen; ich sollte befehlen, daß meine Kleider und Wäsche so gleich eingeschloßen würden. Ich frug ihn wo ich hingehen sollte? er antwortete aber, er wiße es nicht; ich brauche ihn nicht zu fragen, es warte jemand auf mich, der mir alles erklären würde. Ich zog mich an, und bestellte mein Frühstück während meine Kleider eingepakt wurden. Mein Bedienter trug das Felleisen; allein er war kaum die Straße lang gegangen, so nahm es ihm dieser Mensch ab, schickte ihn zurück, damit, wie er sagte, niemand den Ort wissen möchte wo wir hingiengen, und gab das Pakt einem Savoyarden zu tragen. Mein Freund Lewis, der mit uns gefrühstükt hatte, ließ bey meiner

Ab-

wohl! Der Ruhm iſt nicht ſein, den ihr hinter euerm Rüken laßt. Und du, Benedict, nur gutes Muths, du ſollſt keine Undankbare lieben; ich will mein wildes Herz zahm machen, und an deine liebende Hand gewöhnen; denn wenn du mich liebſt, ſo kanſt du keine andre Abſicht haben, als unſre Herzen in ein geheiligtes Band zu ſchlingen. Man ſagt, du verdienſt es, und ich glaub es mit beſſerm Grund, als auf Hören Sagen. (*)

Zweyte Scene.

(Leonato's Haus.)

Don Pedro, Claudio, Benedict und Leonato.

Pedro.

Ich halte mich nur noch auf, bis eure Hochzeit vorbey iſt, und gehe dann nach Arragon zurük.

Claudio.

Ich werde euch dahin begleiten, Gnädigſter Herr, wenn ihr nur's erlauben wollt.

Pedro.

Nein, das würde ſich übel für einen angehenden Ehemann ſchiken; das käme eben ſo heraus, als wenn man einem Kinde ſeinen neuen Rok zeigte, und verböt' ihm, daß er

(*) Dem Reo der Italier iſt im Original ein Reimen

Abreiſe einige Thränen fallen, und weder er noch ich dachte, daß ich jetzt unſchuldiger Weiſe den Grund zu ſeinem unglüklichem Tode legte. Mein Führer brachte mich in eine Straße, die Rue de Contreſcarpe heißt. In einem Wirthshauſe, Bureau des Caroſſes pour la Rochelle genannt, fand ich ein Pferd fertig für mich, ſechzehn wohlgekleidete Leute die bereit waren aufzuſitzen, und einen Mann von gutem Anſehen, der unſer Führer ſeyn ſollte, und ſchon ſeine Verhaltungsbefehle meinetwegen erhalten hatte.

Man ſagte mir nunmehr: daß ich mit dieſem Manne und ſeiner Geſellſchaft nach Rochelle gehen ſollte, wo ich den Herrn Treſraville antreffen würde. Die Bagage, wobey auch die meinige war, folgte auf einem Karren mit ſechs Pferden. Als die Reitpferde in den Hof heraus gezogen wurden, ſo fiengen alle die Herren, welche, bis auf einen oder zwey, alle Offiziers bey der Armee waren, mit der dieſer Nation eignen Lebhaftigkeit an, ſo mit ihren Peitſchen zu knallen, daß ich über dieſe lächerliche Aufführung ſehr verwundert war. Ich glaubte eben ſoviel Piſtolen-Schüße vor meinen Ohren zu hören. Dies iſt ihre Gewohnheit ſo oft ſie in eine Stadt kommen oder ſelbige verlaßen. Wir begaben uns ſogleich auf den Weg; unſer Führer der recht gut ausſah, ritt voran, und die Geſellſchaft folgte wie ein Trupp leichter Reuter. Die Reiſe war angenehm, und es begegnete uns nichts merkwürdiges,

als die ungeheure Menge Bettler, die uns überall umringten. Unſer Tiſch und übrige Aufnahme war aller Orten recht gut. Das Knallen der Peitſchen, welches unaufhörlich fortdauerte, brachte mich auf die Bemerkung, wie vieler Gefahr man ſich in England mit dieſer albernen Gewohnheit ausſetzen könnte, weil dadurch alle Hunde rege werden und Menſchen und Pferde anfallen würden.

Am Sonntage kam ich mit einem Offizier von der Geſellſchaft gegen fünf Uhr Abends an, die übrigen folgten; wir ſtiegen in dem beſten Wirthshauſe ab. In einem fremden Lande, ohne Freund oder Bekannten, konnte ich nichts beſſeres thun als mich bey den Leuten im Hauſe nach dem Herrn Trefraville zu erkundigen. Sie verſicherten mich, daß ſie ihn gut kennten, glaubten aber nicht, daß er gegenwärtig in der Stadt ſey; allein die ſicherſte Nachricht würde ich in ſeinem Hauſe oder bey dem Marſchall Seneterre erhalten. Dies beruhigte mich ein wenig; denn ich wußte noch nicht daß dieſer Ort ſein gewöhnlicher Aufenthalt war. Als ich zu ihm ſchickte, erhielt ich zur Antwort: daß weder er noch irgend jemand zu Hauſe ſey, der einige Auskunft geben könne. Ich begab mich alſo nach dem Pallaſte des Marſchalls. Dort erkundigte ich mich bey den Schildwachen, allein ſie kannten meinen Mann nicht. Ich gieng in das Haus und begegnete unten an der Treppe einem Bedienten; ich frug ihn erſt, ob der

Mann

Marſchall zu Hauſe ſey, welches er bejahete, ferner ob Herr Treſraville bey ihm wäre? Er gab mir zur Antwort, er wiſſe es nicht; es ſey eben eine groſſe Geſellſchaft bey dem Marſchall, der ſelbſt eben im Spiele begriffen ſey; es ſtände mir aber frey herauf zu gehen, und ich würde ihn in dem groſſen Zimmer gerade der Treppe gegenüber finden. Ich gieng hinauf, und war nicht wenig verwundert, mich, nachdem ich die Thüre geöfnet hatte, auf einmal in einer zahlreichen Geſellſchaft von Herren und Damen zu befinden. Es war eben dieſen Abend Spiel bey dem Marſchall; der Bediente hatte mich wegen meines Anzugs, der blau mit Silber war, vermuthlich für einen Offizier angeſehen, und dies glaubte auch wohl die ganze Geſellſchaft. Alle Augen waren auf mich gerichtet, und ich mochte wahrſcheinlicher Weiſe auch ein wenig verwirrt ausſehen; ich war in Stiefeln, hatte eine Peitſche in der Hand, und meine Kleider trieften von einem heftigen Regen der mich kurz vor der Stadt überfallen hatte.

Ein paar Herren kamen auf mich zu und fragten mich ſehr höflich was zu meinen Dienſten ſtände? Ich erkundigte mich nach Herrn Treſraville, und erfuhr daß er nicht hier ſey, aber in ein oder zwey Tagen erwartet werde. Ich entſchuldigte hierauf meinen unvermutheten Eintritt, worüber man mir aber viele Höflichkeiten ſagte, und begab mich in mein Wirths-

haus zurück. Am nächsten Abend als ich eben spazieren gieng, sahe ich Trefravillen in seinem Wagen mit sechs Pferden, von einigen Dragonern begleitet, ankommen. Er empfing mich mit offnen Armen. Nun hofte ich endlich gewiß das große Geheimniß zu erfahren: allein er erwähnte kein Wort davon, und ich hielt es nicht für meine Sache ihn darum zu fragen.

Gegen das Ende des Mayes, sagte er mir eines Abends, es würde ihm lieb seyn mich den andern Morgen bey sich zu sehen. Nie glaubte ich der Befriedigung meiner Neugierde so nahe gewesen zu seyn; ich hofte nun ganz gewiß etwas ausserordentliches zu hören, und dies geschah auch: denn er sagte mir, er habe Befehl vom Hofe mich sogleich wieder nach Paris zu schicken, und zahlte mir wieder 300 Livres aus, wofür ich ihm meine Quittung gab. So sehr auch diese schnelle Veränderung mich mit Verwundrung und Nachdenken erfüllte, so hielt es mich dennoch nicht ab, sogleich fortzureisen.

Bey meiner Ankunft zu Paris schrieb ich an den Herrn Bertin, und gieng von da nach Versailles, um mich dem Grafen von St. Florentin zu zeigen. Als ich ihm, oder vielmehr seinem Sterne und blauem Bande, meine Verbeugung machte, dankte er mir mit einer bekannten und vertraulichen Art; eine hinreichende Belohnung in den Augen eines Franzosen.

Ich

Ich machte noch oft meine Aufwartung bey dem Polizey-Lieutenant, allein er frug mich nie ein Wort wegen meiner Reise, oder erwähnte irgend etwas von dem was zu Verſailles vorgegangen war. Dies Betragen machte mir eben nicht die größten Begriffe von der Großmuth des franzöſiſchen Miniſterii. Ich beſchloß von dieſem Augenblicke mich ſo bald als möglich von ſelbigem loszumachen.

Ich lebte nun einige Zeit ſehr einſam, ohne ein Wort von einem Miniſter zu hören. Als ich einſt Abends im Luxemburg ſpatzieren gieng, begegnete mir Buhot deſſen ich ſchon erwähnt habe, und bat mich am folgenden Tag zu ihm zu kommen. Ich that es. Nachdem er von verſchiedenen gleichgültigen Dingen geſprochen hatte, frug er mich, ob ich in London jemand Nahmens Hamilton kenne? Ich gab ihm zur Antwort, es gäbe deren viele, und ich kennete ihrer ſelbſt einige. Er fuhr hierauf fort: der welchen er meynte ſey ein Prieſter. Ich erwiederte, daß mir kein ſolcher bekannt ſey, ausgenommen einer der Kaplan bey dem venetianiſchen Geſandten geweſen wäre. Buhot gieng hierauf fort ohne weiter etwas von der Sache zu ſprechen. Ungefähr zwey Monathe darnach traf er mich wieder in dem Garten von Luxemburg an, wohin er, wie ich vermuthe, gekommen ſeyn mochte mich aufzuſuchen. Er zog mich auf die Seite und ſagte: er glaube ich würde auf Befehl des Miniſters

niſters auf zwey oder drey Tage verreiſen müſſen, und hat mich am folgenden Tage zu ihm zukommen. Da ich dies nicht ſogleich des Morgens that, ſo fand ich gegen Mittag folgendes Billet von ihm.

„Ich bitte Sie, mein Herr, ſogleich nach Tiſche „zu mir zu kommen, damit ich wegen der bewußten „Angelegenheit mit Ihnen ſprechen kann. Da Sie „einige Tage abweſend ſeyn werden, ſo verſehen „Sie ſich mit etwas Wäſche, Nachtzeug und dergl. „Ich bin Ihr aufrichtiger Freund. Am 18ten No„vember 1785.

Buhot.

Ich befahl alſo meinem Bedienten einige nöthige Sachen in einen Mantelſack zu packen, ſie zu Herrn Buhot zu tragen, und ich folgte ihm. Ich fand den Caffee bey ihm ſchon fertig; er befahl eine Kutſche zu holen. Als ich ihn frug wohin wir reißten? antwortete er mir: nicht weit, wir machen nur eine Spatzierfarth. Als der Wagen gekommen war, wurde mein Mantelſack hinein gelegt, und ich wunderte mich ein wenig, daß für ihn nicht eben dieſe Vorſicht beobachtet war. Der Kutſcher, welcher vermuthlich ſchon unterrichtet ſeyn mochte, fuhr nach einer Seite der Vorſtadt wo ich noch nie geweſen war; ſie ſchien mir eben nicht ſehr volkreich zu ſeyn. Nachdem wir ungefähr zwey kleine Meilen gefahren waren, hielten wir vor einem großen Hauſe ſtill, das ich für einen anſehnli-

ſehnlichen alten Pallaſt hielt, (was es auch, wie ich nach der Zeit erfuhr, ehedem geweſen war). Das Gebäude, welches in einer Art von halbem Cirkel herum gieng, war ſehr groß und ſchön, der Hof davor ebenfalls weitläuftig und wurde von der Landſtraße durch ein ſtarkes eiſernes Geländer abgeſondert, ſo wie ſie gemeiniglich vor den prächtigſten Landhäuſern der vornehmſten Leute ſind. Auf der einen Seite war ein hübſches Haus für den Thürſteher.

Da ich mich, ſobald der Wagen ſtill hielt, umſahe, und dennoch niemand erblickte, ſondern überall eine große Stille gewahr ward, ſo ſchloß ich daraus es ſey ein Kloſter. oder der Pallaſt irgend eines Erz-Biſchofs. Sobald wir ausſtiegen kam der Thürſteher ſogleich entgegen. Bubot, den er gut zu kennen ſchien, befahl ihm dem Mantelſack heraus zu nehmen, und mich bat er meinen Degen bis zu meiner Rückkunft zurück zu laßen; wodurch ich noch mehr in meiner Meynung daß es ein Kloſter ſey beſtärket wurde. Indem wir über den Hof giengen frug ich ihn, was dies für ein Ort ſey? Es iſt Bicetre, gab er mir zur Antwort. Ich ward dadurch nicht weiſer, weil ich dieſen Nahmen nie gehört hatte. Ich bemerkte noch eine Arkade oder bedekten Gang auf der einen Seite, und ein paar ſchöne eiſerne Thore, die in einen andern geräumigen Hof führten. Ich erkundigte mich bey Bubot, was für ein Ort Bicetre ſey? und er ſagte mir: daß hier eine

Menge liederliches Volk nebſt andern Gefangenen bewahrt würden; auch wären hier Leute von Vermögen gleichſam in der Koſt, und man könne da ſehr artig, nach Verhältniß ſeiner Umſtände, leben. Endlich fügte er noch hinzu: „Sie werden vielleicht eine kurze Zeit dort „zubringen, um mit jemand über eine gewiſſe Sache, „die ich Ihnen ſchon ſagen will, zu ſprechen. Dieſe „wenigen Tage werden Ihr Glück machen. Sie ſind „der einzige Mann in Frankreich, dem dieſe Angele„genheit anvertraut wird, und es iſt für den König „ſelbſt, daß Sie hieher kommen.„ Unter dieſem Geſpräche waren wir an dem Fuße der großen Treppe, die dem Hofe gegen über iſt, angelangt, und während dem Heraufgehen ſprach er, indem er mir ein Papier gab: „nehmen Sie dies und ſtecken es in Ihre „Taſche; allein leſen Sie es nicht eher, bis wir wie„der herunter kommen. Sie werden daraus ſehen, was „Sie mit der Perſon zu reden haben. Sie dürfen „Ihren Nahmen nicht nennen, ſondern müſſen ſich den „geben, womit ich Sie nennen werde, wenn uns jemand „anreden ſollte.“ Wir kamen nunmehr in ein großes Zimmer, wo uns ein Herr empfieng mit welchem Buhot ſehr vertraut ſchien, und deſſen Nahmen Sonnete war. Mein Führer zog ein Papier aus der Taſche und gab es ihm. Kaum hatte es jener überſehen, als er, mit einem Seitenblick auf mich, ſagte: „dies „iſt alſo der Herr Philip Grandville von dem in dieſer Schrift die Rede iſt?“ Buhot bejahete es und

ich

ich ſchwieg. Herr Hommete, ein Mann von Vermögen, der, wie ich in der Folge erfuhr, ſein Equipage hält, klingelte. Hierauf trat ein dicker Mann, der ungefähr wie ein Pächter gekleidet war, herein. Zu dieſem ſprach er: „nehmt dieſen Herrn mit, und zeiget ihm das Haus„ wobey er mich bat ihm zu folgen; Ich that es, denn ich hatte nicht den geringſten Verdacht, und glaubte gewis in kurzer Zeit wieder zu Buhot und den andern zurück zu kehren. Wir giengen über den Hof, und als wir bey den eiſernen Thoren ankamen, zog mein Führer ein paar große Schlüſſel aus der Taſche, ſchloß ſelbige auf, und ſobald wir herein waren, ſogleich wieder hinter uns zu. Ich bemerkte inwendig Grenadiers mit aufgepflanzten Bajonetten, die Schildwache ſtanden; in einiger Entfernung giengen verſchiedene Soldaten herum, wie vor einer Wache, und noch einige andre Leute, die jämmerlich und wie verhungert ausſahen. Dieſe Unglücklichen giengen alle in der Uniform des Hauſes, nehmlich in einer groben braunen Jacke, langen Hoſen von eben der Farbe wie Schifferhoſen, groben Strümpfen, einer hohen braunen Mütze in Form eines Zuckerhuts, und hölzernen Schuhen.

Dieſer Anblick, ob er gleich nur flüchtig war, erfüllte mich mit Schrecken. Unterdeſſen kamen wir in ein anderes Thor, bey einem anderem Gebäude. Wie wir im erſten Stockwerk anlangten, brachte

mich mein Führer durch seine Küche, woneben eine Wohnstube, und neben dieser ein Schlafzimmer, ordentlich genug eingerichtet, war. Er bat, mich nieder zu setzen; ich that es. Was ist dies für ein Ort, frug ich ihn? — Das Spital und Gefängniß Bicetre, versetzte er. — Was für ein Amt bekleiden Sie? fuhr ich fort. — Ich bin der Aufseher über das Gefängniß. — „Sie haben wohl viel Gefangene?" — Zwischen fünf und sechstausend von beyden Geschlechtern, antwortete er, und beständig eine Wache von achtzig Mann. Ich frug hierauf, wer die Leute wären, die ich bey meinem Eingange in einem besondern Aufzuge gesehen hätte? Er sagte mir, es wären Gefangene, die schon lange hier wären, sich aber gut aufführten, und zur Belohnung die Freyheit hätten herum zu gehen, und allerhand kleine Dienste im Hause verrichteten. Ihre Kleidung sey deswegen so, damit man sie gleich erkennen könne, wenn einer entwischte; denn, fügte er hinzu, wenn der größte Mann in ganz Frankreich hierher als Gefangener kommt, so werden ihm seine Kleider, Geld, und sogar die Schuhschnallen (welches Alles er aber wieder bekömmt, wenn er die Freyheit erhält) ausgezogen, und dafür jener Anzug gegeben. Es ist ihm so gar nicht erlaubt ein Messer, eine Näh- oder Stecknadel, oder irgend etwas von Metal zu haben. Diese letzte Vorsicht sey, damit sie sich nicht selbst umbringen. Ich wollte ihn meinetwegen ausforschen, und sagte deswegen, „ich

„hoffte

er ihn nicht tragen dürfte. Ich will mich in Benedicts Geſellſchaft luſtig machen; denn der iſt vom Wirbel bis zur Fußſole lauter Fröhlichkeit. Er hat dem Cupido zwey oder dreymal die Sehne an ſeinem Bogen abgeſchnitten, und ſeitdem getraut ſich der kleine Galgenvogel nicht mehr, nach ihm zu ſchieſſen; ſein Herz iſt ſo ganz wie eine Glocke, und ſeine Zunge iſt der Klöppel; denn was ſein Herz denkt, das ſagt ſeine Zunge.

Benedict.

Junge Herren, ich bin nicht mehr, was ich war.

Leonato.

Das ſag' ich auch; mich däuchi, ihr ſeyd ernſthafter.

Claudio.

Ich lebe der Hoffnung, er iſt verliebt.

Pedro.

An den Galgen mit ihm, er hat keinen einzigen Blut-Tropfen im Leibe, der einer wahren Liebe fähig wäre; wenn er nicht aufgeräumt iſt, ſo hat er kein Geld.

Benedict.

Ich habe Zahn-Weh.

Pedro

Laßt ihn aufziehen.

Benedict

„hoffte in kurzer Zeit wieder von hier abzureiſen. —
„Nicht ſo bald, mein Herr, fiel er ein, Sie kön-
„nen nicht ohne Befehl hinweg. Sie werden ſich ei-
„nige Zeit hier aufhalten, aber nicht wie die anderen
„Gefangenen betrachtet; überdies wird binnen ei-
„nigen Tagen, wie ich glaube, noch jemand erwartet,
„den man zu ihnen bringen wird.“ Ich fand daß ich nunmehr aller Höflichkeiten ungeachtet ein Gefangener war, der zu irgend einer außerordentlichen Abſicht auserſehen worden.

Da der Abend heran nahete frug mich der Aufſeher, was ich zum Abendeſſen haben wollte? und ſagte mir dabey, daß ein recht guter Tiſch für die Offiziers gehalten würde: allein ich dankte, denn alle mein Hunger war vor Furcht und Erwartung verſchwunden. Ich frug wo ich ſchlafen würde, und er ſagte mir, in einem gutem Zimmer im erſten Stocke, welches noch kürzlich von einem Marquis, einem Manne von vornehmer Geburt, der erſt vor wenig Tagen ſeine Freyheit erhalten, bewohnt worden ſey. Ich fand daſelbſt, nebſt einem Lichte, ein gutes Feuer, einen Tiſch, zwey Stühle, und ein leidliches Bette für einen ſolchen Ort. Der Aufſeher ſchloß, als er mich verließ, die Thüre zu, und verſprach mir am nächſten Morgen Materialien zum ſchreiben, ſo wie es ihm befohlen worden, zu bringen.

Als ich allein war, beſah ich das Papier welches mir Buhot gegeben hatte; es war ſeine Hand, aber vermuthlich von dem Miniſter dictirt; hier iſt ein Auszug davon.

Inſtruction für den Herrn Mac: Alleſter.

„Die Perſon, auf die ſelbiger acht haben ſoll, ſpricht oft „von den Jeſuiten, und beſonders von einem Pater Fleu„rian, der ihm, wie er ſagt, viel Dienſte geleiſtet hat. „Es iſt nothwendig auf eine geſchickte Art von ihm zu „erfahren, wo dieſer Pater lebt und beſonders in wel„chem Kloſter er ſich aufhält.“

„Bey der genaueſten Vorſicht iſt dennoch nöthig, „die Namen, Länder, Oerter des Aufenthalts derer „Perſonen, mit denen der Gefangne ſich rühmt in Ver„bindung zu ſtehn, nicht zu vergeſſen.“

Je mehr ich dies durchlas, je weniger konnte ich mich in das Geſchäft finden. Jedoch, nachdem ich alles vorhergegangne genau überdachte, ſo glaubte ich, daß ich nunmehr durch die Perſon, die ich ausfragen ſollte, jenes berühmte Geheimnis erfahren würde. Ich ſchloß deswegen, daß mein Geſchäft, ohne daß ich es ſelbſt wußte, unter das Kapitel von Damien gehöre; daß die Leute, die man mir als ſo gefährlich geſchildert hatte, niemand anders als die Jeſuiten wären, und ich alſo bey der geringſten Unvorſichtigkeit eben der Gefahr ausgeſetzt ſeyn würde, als ehedem der König.

Ich

Ich brachte eine unruhige Nacht ohne Schlaf zu. Die Wächter, deren eine große Anzahl iſt, klopften alle Viertelſtunden mit gewaltigem Geräuſch an alle Thüren, und ſchrien mit einer fürchterlichen Stimme, iſt alles richtig? Dies und die übrigen betrübten Ueberlegungen, die mich plagten, vertrieb allen Schlaf aus meinen Augen. Denn kaum hatte das gräßliche Geſchrey an einem Ende der Gallerie, die um das ganze beynahe runde Gebäude herum geht, aufgehört, ſo fieng es an dem anderm wieder an, und dauerte ſo fort bis der Tag anbrach. Gegen ſieben Uhr endlich trat der Aufſeher in mein Zimmer, nachdem ich ſeine Ankunft ſchon durch die angenehme Muſik der großen Schlüſſel, Riegel und Schlöſſer wahrgenommen hatte. Er frug mich: ob ich wohl geſchlafen hätte? ich ihn hingegen, ob es möglich ſey daß ein Menſch in dieſen ſchreklichen Mauern ſchlafen könne? — Eben ſo gut wie in einem Schiffe, wo ſie eingewiegt werden, gab er zur Antwort. Er frug mich hierauf wegen meines Mittagseſſens, und ſagte endlich: wenn ich Luſt hätte ſpatzieren zu gehen, ſo wäre ein ſehr großes Zimmer zur rechten Hand von dem meinigen, worin ich gehen könnte ſo lange es mir beliebte. Kaum war er fort, als jemand an meine Thüre pochte; wie er hereintrat, ſahe ich an ſeiner Uniform daß es ein Officier war. Er ſagte, er käme auf Befehl des Herrn Honnete, um ſich nach meiner Geſundheit zu erkundigen; ich erwiederte ſeine Höflichkeit mit Dank. Er

frug

frug mich, ob er mir mit einem Schlafrocke dienen könnte, weil er ſahe daß ich keinen hatte; und ob ich es gleich verbat, ſo ſchickte er mir dennoch einen, nachdem er mich verlaſſen hatte. Ich gieng nunmehr in das große Zimmer, wo ich dem nemlichen Mann der des Abends vorher mein Bette überzogen hatte, antraf. Ich trat mit ihm an ein Fenſter, und erkundigte mich wegen der gegenüber liegenden Gebäude. Er ſagte: das gerade überſtehende Haus, ſey ein andres ſehr feſtes Gefängniß mit Namen Galbanon, noch fürchterlicher als die Baſtille, weil wenige von denen die einmal dort wären, je wieder heraus kämen; denn ſie würden entweder heimlich hingerichtet, oder müßten in ihren Zellen verſchmachten. Dieſe wären ſo eingerichtet, daß nicht mehr Raum als für eine kleine Bettſtelle, einen Tiſch und einen Stuhl darin ſey; die Höhe und Länge derſelben betrage ungefähr fünf Fuß, und jedes habe ein kleines mit ſtarken eiſernen Stäben verwahrtes Fenſter. Ueberdies gäbe es noch Kerker zwanzig Fuß unter der Erde, wo die Unglücklichen mit Ketten an den Boden angeſchloſſen wären. Ein Mann, der verſchiedene Jahre in einem derſelben geweſen, ſey überall mit weißen Haaren bewachſen, ſo daß man ſeine Geſichtszüge nicht anders erkennen könne, als wenn man dieſelben mit einem Kamme wegſtriche. Wenn die übrigen Gefangenen, aus dem obern Theile des Gefängniſſes requirirt würden, ſo brächte man ſie aus ihren Zellen heraus auf eine Gallerie, wo ſie ſich auf einen Stuhl ſe-

ten müßten, der von Grenadiers umgeben ſey, die ihnen die Spitzen der Bajonette auf die Bruſt ſetzen, damit dieſe Elenden nicht etwa dieſe Gelegenheit ergreifen ſich frey zu machen. Von Abſcheu über dieſe Erzählung erfüllt, ſagte ich, ich hoffe es wären deren jetzt nicht viele da. Leider! antwortete er, iſt es ganz voll. Ums Himmels willen, rief ich, was für eine Art von Leuten iſt es denn, und um welcher Verbrechen willen? Da ſind, ſprach er, Marquis, Grafen, Jeſuiten, andre Geiſtliche, Advocaten, und eine Menge Edelleute. Einige ſind aus den Provinzen, andre aus dem Schooße ihrer Familien hergebracht worden, die nichts von ihrem Schickſale wiſſen, und dennoch auf ihre Unkoſten unterhalten werden; die meiſten liegen in Ketten. Viele von ihnen leiden deswegen, weil ſie übel von der Marquiſin von Pompadour geſprochen, gegen ſie oder vielleicht einen von den Miniſtern, oder über ſehr unwichtige Staatsangelegenheiten geſchrieben haben. — Er ſchikte dieſer Dame noch einen heftigen Fluch nach, und ſchloß endlich damit; daß der Tod beſſer ſey, als in einem ſolchen Gefängniſſe, wo weder Freund noch Verwandter zugelaſſen wird, zu verſchmachten. Noch ſetzte er hinzu, daß hier Männer von ihren Weibern, die mit den Miniſtern in Verbindung ſtänden, oder es ſonſt durch Geld machen könnten, gefangen gehalten würden, und ſo vice versa.

Den andern Morgen nach dem Frühſtücke kam der Aufſeher und bat mich herunter zu kommen, weil Bu-

hot mich sprechen wollte. Ich gieng ein wenig mit diesem spatzieren. Er bat mich nicht unruhig zu seyn, denn die bewußte Person werde bald kommen; ich solte sie nur genau ausforschen, alles aufschreiben, und die Briefe durch den Aufseher selbst an den Herrn Honnete schicken, der sie sogleich durch einen Courier an den Minister bestellen würde. Ich versprach es.

Diesen Abend gegen 8 Uhr, als ich eben beym Feuer saß, hörte ich verschiedene Leute an meiner Thür, die selbige öfneten. Ich war ein wenig erschrocken als ich einen Mann, der beynahe sechs Fuß hoch war, und dessen Größe noch durch die Zuckerhut förmige Mütze, hölzernen Schuhe, und übrige Uniform des Hauses vermehrt wurde, herein treten und auf mich zu kommen sah; ihm folgte aber gleich der Aufseher und noch einer von seinen Leuten. In meiner Stube war noch eine Thüre mit starken eisernen Riegeln und Schlössern versehen; diese führte in ein anderes großes Zimmer. Indem sie aufgeschlossen ward, sagte der Gefangene, der sehr stark und gut gebaut war, und ein sehr entschlossenes Wesen zeigte, indem er näher auf mich zu kam, was für ein Landsmann ich sey? Ich fand dies sehr unverschämt, und da ich ihn für einen elenden Kerl hielt, gab ich ihm eine kurze Antwort, und sagte zum Aufseher, ich hofte er würde mir keine solchen Leute herbringen, und diesem einen andern Platz anweisen. Er gab mir zur Antwort: „machen Sie

„sich

„ſich keine Sorgen, ich will ihn ſchon zur Ruhe brin„gen.“ Der Gefangene ſchrie hierauf: „verdammt „ſeyd ihr! ich fürchte mich weder vor euch noch vor „euern Martern, — ich verachte ſie; allein, da der „König gute Wund-Aerzte für das Haus bezahlt, ſo „hoffe ich ihr werdet mir morgen einen ſchicken, der „meine Wunden, die mich ſehr ſchmerzen, verbinde.“ Sie trieben ihn nunmehr wie einen Hund in das andere Zimmer, wo kein Feuer und kein Licht war; er war alſo genöthigt im Finſtern ſein Bette zu ſuchen, welches in einer elenden Matrazze, auf einem alten Bettgeſtelle, und einer groben Decke beſtand; die übrigen verließen das Zimmer, ohne weiter ein Wort zu ſprechen. Ungefähr eine halbe Stunde darnach, fieng dieſer Mann, von dem ich glaubte er müſſe unter der Laſt ſeines Elends erliegen, an, lateiniſche Kirchengeſänge mit lauter Stimme zu ſingen; am nächſten Morgen that er es wieder um 6 Uhr, und rief am Ende eines jeden Verſes: Eli! Eli! Eli!

Morgens zwiſchen acht und neun Uhr, kam der Aufſeher mit noch einem andern Manne, der in einem kleinem Topfe dem Gefangenen eine elende Suppe brachte. Dieſer unglückliche Mann beſchwerte ſich ſehr über die Schmerzen die er von ſeinen Wunden fühlte. Er frug nach dem Gelde welches in ſeinen Kleidern geweſen ſey, als man ihn hierher gebracht habe; der Aufſeher antwortete: dies ſollte für ihn,

zu Speiſen und Wein angewendet, wenn er es haben wollte; denn ſeine angewieſene Koſt beſtünde nur in Brod und Waſſer; zugleich ſchickte er nach einem Wund-Arzte. Ich gieng während dieſer Zeit ein wenig in ſein Zimmer; er lag ausgeſtreckt auf ſeinem ſchlechtem Lager, ſchien aber ſeiner Wunden ungeachtet munter zu ſeyn und wünſchte mir einen guten Morgen. Als ich in mein Zimmer zurück gieng, folgte mir der Aufſeher und ſagte: dieſer unglückliche Mann, ſey ein gelehrter Geiſtlicher, der ſchon lange hier geweſen, aber vor wenig Tagen entkommen wäre; da man ihn aber wieder gefangen, hätte er Befehl erhalten ihn in dies Behältnis zu thun, weil es die bewußte Perſon ſey, mit der ich ſprechen ſollte. Wenn er, fuhr er fort, nicht ſelbſt darum bittet, daß ich die Thüre zwiſchen ihnen offen laſſe, ſo bitten Sie mich nur darum, ich werde es ſogleich thun; er nennt ſich Hamilton, aber das iſt nicht ſein rechter Nahme.

Dieſe Nachricht ſetzte mich in Erſtaunen, denn bis jetzt hatte ich ihn höchſtens für einen Straßenräuber gehalten. Ich gieng ſo gleich wieder zu ihm; er frug mich als ich mich ihm nahete, wie ich mich befände? Ich antwortete ihm höflich darauf, und ſagte, ob er mir auch eine Frage erlauben wollte? Von Herzen gern, erwiederte er. Sind Sie ein Geiſtlicher, frug ich? Ja antwortete er, und ein ſehr unglücklicher. Als ich ihm mein Leidweſen bezeigte, ihn an einem ſolchen Orte zu ſehen, ſagte er ſehr philoſophiſch: dafür iſt kein

Hülfe

Hülfe, und wer weiß was ich noch zu erwarten habe. Sprechen Sie engliſch? denn ich höre an Ihrer Ausſprache, daß Sie kein Franzos ſind. Ich ſagte ihm: ich ſey ein Irrländer, aber lange in London geweſen. Er fieng hierauf an engliſch zu reden, und ſprach: „Sie „ſehen ich rede es wie meine Mutterſprache, allein ich „kann noch mehr Sprachen, auſſer dem griechiſchen „und hebräiſchen. — Bitten Sie doch den Aufſeher „daß er mir erlaubt in Ihr Zimmer zu gehen, und „meine Wunden beym Feuer verbinden zu laſſen, denn „ich bin vor Kälte ganz erſtarrt.“ Dies that ich gleich, denn der Aufſeher wartete noch in meiner Stube auf den Wundarzt, und dieſer ſtand ihm ſein Geſuch zu, nachdem er zum Scheine einige Schwierigkeiten gemacht hatte.

Nachdem Hamilton mit Mühe von ſeinem Bette aufgeſtanden war, ſetzte er ſich zum Feuer. Seine Blicke waren fürchterlich. Unterdeſſen kam der Wundarzt, und verband ihn; ſeine Arme, Seiten und übrige Theile waren ſo zerriſſen, daß es nicht anders ſchien, als ob ihn die Hunde ſo zugerichtet hätten. Er ſtand viel bey dem Verbande aus, jedoch nach einiger Zeit ſchien der Schmerz nachzulaſſen. Als wir allein waren, erkundigte ich mich, wie er zu dieſen Beſchädigungen gekommen ſey? Es iſt eben kein Geheimnis, ſprach er. Ich und der Pater Fleurian waren ſchon lange Gefangene in dem Hauſe gegen

über, das dicht an Galbanon ſtößt und worüber eine Wit-
we, die die Gouvernant. heißt, die Aufſicht hat. Ich und
der Pater machten einen Anſchlag, uns, was es auch
koſten möchte, in Freyheit zu ſetzen. — Ich frug, von
welchem Orden Flerian ſey? und er ſagte, ein Jeſuit,
ein ehrlicher, rechtſchaffener, gelehrter Mann, und einer
der vornehmſten im ganzem Orden. Er fügte hinzu:
Flerian habe ihm viel Freundſchaft erzeigt, auch liebe
er ihn wie ſeinen Bruder. „Nachdem wir lange alle
„Mittel überlegt hatten (fuhr er fort) fielen wir end-
„lich auf eine kleine Treppe, die nach einem kleinem
„engen Boden, ganz oben am Dache führte, wo
„nichts als unnützer Plunder hingeworfen wurde.
„Dieſer Ort war ſo enge daß kaum ein groſſer Hund
„darinn Platz gehabt hätte, ganz oben war ein kleines
„Fenſter. Wenn die Gouvernante in andere Zimmer
„des Gebäudes gieng um wegen weiblicher Angelegen-
„heiten Befehle zu ertheilen (welches die Woche über
„drey oder viermal geſchahe) ſo kroch einer von uns
„beyden hinauf, um ſich nach der Gegend umzuſehen,
„(indeſſen der andere alle diejenigen die in der Nähe
„waren, mit geiſtlichen Geſprächen aufhielt damit jenen
„nicht geſtört würde) fragte jemand nach ihm, ſo hieß es
„allezeit, er halte ſeine Andachtsübungen. Auf dieſe
„Weiſe machten wir endlich das Loch welches das Fenſter
„vorſtellte, ſo weit, daß ein Mann durchkriechen konnte.
„Nun beſchloſſen wir auf dieſem Wege einen Verſuch zu
„machen, oder darin umzukommen. In der Nacht die

wir

Benedict (verdrießlich.)

Laßt ihn aufhängen!

Claudio.

Ihr müßt ihn zuerst hängen, und hernach ziehen.

Pedro.

Fy! Seufzen, weil euch ein Zahn weh thut!

Benedict.

Es iſt leicht über einen Schmerzen Meiſter ſeyn, den man nicht hat.

Pedro.

Ich kan nicht glauben, daß er Grillen im Kopf haben ſollte, es müßte dann die Grille ſeyn die er hat, alle Tage in einem andern ausländiſchen Habit zu erſcheinen; heute wie ein Niederländer, morgen wie ein Franzos, oder gar in der Kleidung zweyer Nationen auf einmal; ein Deutſcher von der Hüfte bis zu den Füſſen, alles ausgezakt; und ein Spanier vom Gürtel bis oben aus, ohne Wamms.

Claudio.

Wenn er nicht in irgend ein Weibsbild verliebt iſt, ſo gilt kein Zeichen im Calender nichts mehr; er bürſtet alle Morgen ſeinen Hut aus, was bedeutet das?

Pedro.

Hat ihn iemand beym Barbier geſehen?

Claudio.

„wir dazu ausersehen hatten, stellte sich Fleuriau krank,
„und bewürkte dadurch daß wir nicht eingeschlossen
„wurden.

„Als alles schlief zerrissen wir die Bettücher mei-
„nes Gefährten, dreheten sie zusammen, und befestig-
„ten ein Ende davon an einen Balken in dem kleinen
„Boden. Ich entschloß mich den ersten Versuch zu
„wagen, und Fleuriau wollte mir nachkommen, wenn
„ich hinunter seyn würde. Gegen drey Uhr des Mor-
„gens also begab ich mich auf die gefährliche Reise;
„bis ungefähr auf die halbe Höhe des Hauses kam ich
„glücklich herab; allein nun mochten vermuthlich die
„halb verfaulten Bettücher reissen, und ich stürzte also
„zwey Stockwerke hoch herunter. Wie lange ich sinn-
„los gelegen habe, weiß ich nicht; als ich mich wieder
„erholte, war es völlig Tag; ich hörte nicht weit von
„mir das Geräusch eines Wagens. Meine Sicher-
„heit nöthigte mich alle Kräfte zusammen zu nehmen
„um aufzustehen, so unausstehlich auch meine Schmer-
„zen waren; unterdessen machte ich mich doch auf den
„Weg. Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß
„ich und Fleuriau nicht die gewöhnliche Kleidung
„der Gefangenen trugen, sondern unsern geistlichen
„Anzug, weil wir nur unter der Aufsicht der Gou-
„vernante standen. Ich erreichte Paris glücklich und
„begab mich sogleich in das Hotel de Dieu, wo ich
„auch aufgenommen und gut verpflegt wurde. Kurze
„Zeit darnach aber ward ich dort wieder erkannt, und

„ſo lange bewacht bis ich wieder hieher gebracht wer„den konnte, wo man mir denn gleich bey meinem „Eintritte die Liverey des Hauſes anzog. Wenn der „gute Fleuriau noch lebt ſo ſitzt er gewis in Calbanon, „welches ſo ſchlimm iſt wie die Hölle; allein ich glau„be vielmehr, daß ſie ihn heimlich hingerichtet haben.“

Er erzehlte mir hierauf noch einige Umſtände die ihn betrafen.

Durch die Vorſorge und Geſchicklichkeit des Chirur gus befand er ſich ungefähr in zehn Tagen völlig herge ſtellt, vermuthlich um in Zukunft noch mehr zu leiden. Ich ſetzte mich nunmehr hin und ſchrieb folgende Brie fe, wovon ich aber hier nur einen Auszug gebe, an den Herrn Bertin.

NB. Hamiltons eigentlicher flämmingiſcher Nahme war Vlieghe, auch hatte er ſich zuweilen Phlins genennet.

Am 22ſten November.

„Heute erzählte mir Hamilton, daß er im Jahre 1747. Dixmüden bey Oſtende, wo er einige Jahre Pfar re geweſen, verlaſſen habe, und am 8ten April in ſei nem eigenen Wagen, mit einem paar ſchöner Pferde, zum erſtenmale nach Paris gekommen ſey. Er hatte zu ſeiner Reiſe 500 Guineen, desgleichen eine anſehn liche Summe in Wechſel- und Credit-Briefen *).

Wäh-

*) Schade, daß wir bloß errathen müſſen, warum er ſeine Pfarre verlaſſen? Was er zu Paris zu thun gehabt? Und wie er zu dem ſchönen Equippage, den 500. Guineen und den Wechſelbriefen gekommen ſey? D. H.

Während seines Aufenthalts zu Paris, der ungefähr vier Monate dauerte, ward er mit verschiedenen Leuten von hohem Stande bekannt. Im Haag ist er oft mit dem Sekretair des Gr. von E. der dazumal in Aachen war, und mit dem Sekretair des Herzogs von C. in Gesellschaft gewesen. In der Folge reiste er in seinen Geschäften durch Teutschland, und besuchte verschiedene dortige Höfe. Nachher hielt er sich einige Zeit in Petersburg, Madrid, Lissabon, und Rom auf. An den drey letzten Orten hatten ihm die Jesuiten sehr schön gethan, und grosse Summen Geld gegeben.

Am 23sten November.

Im Jahr 1750. im Monath April traf er in Brügge mit einem französischen Jesuiten Nahmens Dumont zusammen, der aus Teutschland kam. Sie unterzeichneten einen Contract mit einander nach England zu gehen. „Ich wurde (sagte er) von den Jesuiten ganz eingenommen; es sind listige Teufel; demungeachtet liebe ich sie wegen ihrer Klugheit und Ränke, und weil sie es mir nie haben an Gelde fehlen lassen. Um diese Zeit hatte ich dessen mehr als ich brauchte. Dumont gab mir zweyhundert Guineen. Als alles zur Abreise fertig war, kleideten wir uns als Kaufleute. Dumont schifte sich in Ostende, und ich in Calais ein. Im Monath May trafen wir in London wieder zusammen. Ich wohnte neun Monathe im Türken-

Kopfe nicht weit von Soho. Drey Monathe nach unſerer Ankunft gieng Dumont nach Teutſchland. Bey ſeiner Abreiſe heftete er einen Zettel an die Caſſelien-Thür des Kayſerl. Geſandten, worin er berichtete er ſey todt, und alle chriſtliche Seelen bat, für die Ruhe der ſeinigen zu beten. Er war ein feiner Mann, voll Witz und guter Laune, das Leben und die Seele aller anderen Jeſuiten."

„Zuweilen brachte er ein Frauenzimmer mit in Geſellſchaft die er für ſeine Frau ausgab. Viele andere Jeſuiten thaten das nehmliche. Dieſe Frauenzimmer waren ihnen ſehr behüflich ihre Angelegenheiten heimlich zu betreiben. Es waren um dieſe Zeit gegen 500 Jeſuiten in London. Nichts in der Welt iſt luſtiger (fuhr er lachend fort) als die Kunſtgriffe dieſer Herren mit anzuſehen, wenn man nehmlich mit ihnen zu thun hat. Sie ſind bald Kaufleute, bald Handwerksleute, Hausbofmeiſter, Bürger, Pächter, und alles was ſie nur wollen. Sie ſtellen ſich ſo unwiſſend als möglich. Ich muß geſtehen, daß ich viel ihrentwegen gelitten habe, aber ich habe auch manches Vergnügen durch ſie genoſſen. Ich übergab eines Tages dem K — als er ins P— gieng ein Gedicht; allein er nahm es nicht an. Hierauf bot ich es dem L — H — H— E— an, dieſer ſteckte es in die Taſche. Ich war bey der H — von Y. Sie gab mir Geld. Auch gab ich in London einige Bücher heraus; einige davon wurden bey der königlichen Börſe verbrannt. Es

ward

ward ein Preis darauf geſetzt wer mich fienge. Ich ſchifte mich alſo in Dover wieder ein, nachdem ich vorher von dem Provinzial-Sekretair 100 Guineen zu meiner Reiſe empfangen hatte.

Im Jahre 1751. im Junius oder Julius ſchifte ich mich wieder in Oſtende in der Kleidung eines ſchottiſchen Matroſen ein. Ich beſaß damals 200 Guineen. Als ich in London ankam, nahm ich mein Quartier in Whitechapel, kaufte mir verſchiedene reiche Kleider und einen Degen. Nachdem ich einige Wochen dort gewohnet hatte, bezog ich eine Wohnung in Towerhill und blieb dort bis auf den folgenden Julius. Während dieſer Zeit vereinigte ich mich mit den Jeſuiten und ihren Freunden, und genoß in ihrer Geſellſchaft tauſend Vergnügen. In einen blauem Rock gekleidet, den Degen an der Seite, hielt ich eine öffentliche Rede an die Kaufleute und viele andere Perſonen, auf der königlichen Börſe, über ihre Geſetze, und ermahnte ſie darin zu einer allgemeinen Religion. Ein Jude, der ſich bey dem Herzog von Mirepoix, dem franzöſiſchen Geſandten, aufhielt, kam zu mir, und rieth mir das Königreich zu verlaſſen. Ich verſicherte, daß ich mich vor niemand, ſelbſt nicht vor den Miniſtern fürchtete; denn ich kannte die engliſchen Geſetze zu gut. Im Julius 1753. ſchifte ich mich mit zwey Jeſuiten Le Grand und Finion ein, und wir kamen zu Havre de Grace an, wo wir ungefehr drey Wochen blieben. Ich und Le Grand nahmen Pferde nach Rouen. Fi-

nion ſagte mir, er wolle an den König, die Königin und den Dauphin ſchreiben. Wir wurden von allen Jeſuiten, mit denen wir faſt beſtändig in Geſellſchaft waren, geliebkoßt. Zu Rouen gieng ich mit einem holländiſchen Schiffe nach Amſterdam."

Am 24ſten November.

„Ich blieb den ganzen September 1753. in Amſterdam. Von hier gieng ich nach Berlin, von da nach Potsdam, wo ich die Ehre hatte zwey oder dreymal mit dem Könige zu ſprechen. Zuweilen war ich ein italieniſcher Kaufmann, auf dieſen Reiſen, oft aber auch ein unglücklicher Mann von Stande, der ſein Vermögen eingebüßt hatte, oder ein Geiſtlicher, nachdem es die Umſtände erforderten. Von dort gieng ich nach Wien. Während meines Aufenthalts daſelbſt war ich oft bey dem P — E—. Endlich ward ich arretirt, ins Gefängnis geworffen, und man bemächtigte ſich aller meiner Papiere. Doch ich erhielt am 2ten Julius 1755. meine Freyheit wieder, ward aber durch eine Wache über die Grenze gebracht."

„Nach verſchiedenen anderen Reiſen in Deutſchland und Flandern, kehrte ich nach Paris den 13ten Oktober 1756. zurück. Ich bezog ein meublirtes Zimmer in St. Honoré; am 19ten deſſelben Monaths gieng ich nach Fontainebleau, wo ich gefangen geſetzt wurde."

Am

Am 26ſten November.

Hamilton ſchrieb eine Liſte verſchiedener falſcher Nahmen, unter denen ſich die Jeſuiten in London aufhielten, und alles des Geldes, welches er zu ſeinen Reiſen empfangen hatte. Er ſchien an den Grafen von St. Florentin und an den Superior der Jeſuiten ſchreiben zu wollen. Er ſagt: es ſey kein Jeſuit auf der Welt, der nicht ſeine beſondere Beſtimmung wiſſe. Alle diejenigen die ſich in England aufhielten wären dem Miniſter ergeben; es wären unter ihnen Teutſche, Franzoſen, Niederländer und Holländer. Er fügte hinzu: er glaube, wenn er an den Superior ſchriebe, ſo würde dieſer thun als kenne er ihn nicht.

Am 27ſten November.

Dieſen Tag ſchickte er einen Brief an den Superior, wovon hier eine genaue Abſchrift folgt:

Ehrwürdiger Vater,

Seit dem ich hier gefangen bin, habe ich mir die Ehre gegeben dreymal an Sie zu ſchreiben, ohne einer Antwort gewürdiget worden zu ſeyn. Ich bitte Sie nochmals recht demüthig mir meine Freyheit zu verſchaffen, und an den ehrwürdigen Vater Joſeph Dumont, er mag ſeyn wo er wolle zu ſchreiben, daß er mir etwas Geld ſchicke, denn ich bin in äuſſerſter Dürftigkeit. Ich hoffe, daß die berühmte Geſellſchaft Je-

ſu ſich meiner annehmen werde. In dieſer ſchmeichelhaften Hofnung verharre ich

Ehrwürdiger Vater,
Ihr ꝛc.

Lorenz Hamilton.

Dieſer Brief ward ſo wie die übrigen dem Grafen St. Florentin geſchickt.

Am 28ſten November.

In dem Briefe an den Miniſter ſpricht er viel von einer Weibsperſon Namens Lucy Vivens, die ſich auch oft Eliſabeth Gray nenne. Er ſagt: ſie ſey eine Kundſchafterin der Jeſuiten, und ausgeſchickt worden ihn anzutreffen. Sie hat viel durch mich bekommen, (ſagte er) ſie war ſo ſchön wie die Liebe ſelbſt, aber ich habe mich nie mit ihr abgegeben. Dumont hatte ſie beſtändig bey ſich. Hier lachte er überlaut, und rief: ah! die verteufelten Politiker! Im Haag lebte ſie mit dem H — von E — und ſeinem Sekretär. Indem er die Liſte wieder durchlas, lachte er bey dem Namen Baltaſar, Gouverneur von Syracus, herzlich. Montags (ſagte er) iſt dieſer Männ ein Proteſtant; Dienſttags ein Lutheraner; Mittwoche ein Presbyterianer; Donnerſtags ein Jude; Freytags ein Calviniſt; und Sonnabends ein Quaker. So bald er wieder einmal nach London käme, wolle er dem L — H — S — ſein Schickſal ſagen.

Am

Am 30ſten November.

Hamilton ſagt: er habe in Teutſchland und in London an einer allgemeinen Religion, und fürs gemeine Beſte gearbeitet. In Wien habe er den Herrn Keith geſprochen. Die Franzoſen wären eine ſchlimme Nation, die nicht werth ſey daß man ihr diene; die Königin ſey zu beklagen; der K — ein Narr, der ſich durch eine H — leiten ließe. Die Jeſuiten, ſetzt er hinzu, ſind wie eine groſſe Kette, deren Glieder durch ganz Europa an einander hängen.

Er ſagte verſchiedenes von dem alten und jungen Prätendenten; der letztere habe ausgeſprengt, er ſey nach Frankreich gekommen ihn umzubringen, (wie er aus London erfahren habe.) Auch wäre ihm auf ſeinen Befehl das Sakrament verweigert worden, ehe er entſprungen ſey: allein, fügte er hinzu, ich verachte ihn und ſeinen ganzen Anhang. Wenn er ſeine Freyheit wieder hätte, ſollte ſeine erſte Reiſe zu dem Primas in den Niederlanden ſeyn, der die Franzoſen haſſe; von dort zur Prinzeſſin von G — nach dieſem zu dem Gr — von H — und H — von C. nebſt noch einigen andern. Ferner, ſagte er: hätte der Märtyrer Damiens ſein Meſſer nur etwas tiefer geſtoßen, ſo wäre ſein Geſchäfte gethan geweſen, und ob es ihm gleich mißlang, ſo würde er dennoch entkommen ſeyn, wenn er nur ſeinen Hut abgenommen hätte; allein er hatte den Kopf vor Schrecken verlohren, und vor Angſt die 30

Guli

Guineen zu verlieren, die er in der Tasche hatte, er, der nie eine größere Summe als zehn oder zwölf Livres gekannt hatte. Demungeachtet, da vermöge der Verbindung die sie in England haben, alles bey Hofe bekannt ist, so will ich mein Bekenntnis mit Freymüthigkeit schreiben. Vielleicht verzeiht mir der Prätendent; wo nicht, so will ich doch lieber sterben als hier leben. *) Es komme wie es wolle, ich fürchte mich nicht und verachte alle Martern.

Am 2ten December.

Er schrieb sein Bekenntnis zweymal mit Thränen in den Augen.

Am 4ten December.

Er schickte eine Abschrift davon an den Minister, und eine an den Prätendenten; in beyden sind, wie er sagt, die Nahmen der Personen angeführt die in diese Sache verwickelt sind. Er erkennt sein Verbrechen, und gestehet, daß er seine Indulgenz die er für sich und verschiedene andere vom Pabste erhalten, dem Gr. von H — gegeben habe. Nachdem er dies Bekenntnis unterschrieben und zugesiegelt hatte, frug ich ihn ob die Herren Pitt und Fox etwas um diese Sache wüßten? Er versicherte nein; auch habe er nie einen von ihnen gesehen.

Dies ist ein Auszug aus den Erzählungen des unglücklichen Hamiltons. Ob alles genau mit der Wahr-

*) Wie dies zusammenhängt, errathe Oedipus! d. H.

Claudio.

Nein, aber man hat den Barbier bey ihm geſehen; und weiland! die Zierde ſeiner Wangen iſt bereits gebraucht worden, Bälle damit auszuſtopfen.

Leonato.

In der That, er ſieht um einen Bart jünger aus.

Pedro.

Und reibt ſich mit Zibeth; könnt ihr ihm nun anriechen, wo's ihm fehlt?

Claudio.

Das iſt ſoviel geſagt, als, der holde Knabe iſt verliebt.

Pedro.

Der gröſte Beweis davon iſt ſeine Schwermuth.

Claudio.

Und wenn pflegt' er ſonſt ſein Geſicht zu waſchen?

Pedro.

Oder ſich zu ſchminken; ich höre aber wohl, was man deßwegen von ihm ſagt.

Claudio.

Nein, aber ſein ſprudelnder Geiſt, der izt in eine Lauten-Saite gekrochen iſt, und durch Claves regiert wird --

Wahrheit übereinſtimmt, kann ich nicht ſagen. Ich habe getreulich alles aufgezeichnet, wie er es erzählte, und wie ich es dem franzöſiſchen Miniſterio übergeben habe. Einen Umſtand habe ich noch vergeſſen anzuführen. Ich frug ihn: warum er gerade den Namen Hamilton angenommen habe? Er gab mir hierauf folgenden Bericht: Es ſey wahr, daß ſeine Mutter mit einem Flämminger Namens Vlieghe verheyrathet geweſen, ſie habe aber ihren Ehemann nie leiden können. Ein engliſcher Officier, Nahmens Hamilton, der in den letzten Jahren der Königin Anna in Flandern bey der engliſchen Armee gedient, und nachdem ſich in Oſtende niedergelaſſen, hätte einen vertrauten Umgang mit ihr gepflogen, und da ſie mit ihm (dem Erzähler) niedergekommen, hätte ihn jedermann für einen Sohn des engliſchen Officiers gehalten; aus dieſer Urſache habe er auch in der Folge auf ſeinen Reiſen deſſen Namen angenommen.

Er ſagte mir: er hielte mich für einen Abgeſchickten des Miniſters, der ihn ausforſchen ſolle; allein es ſey ihm ſehr gleichgültig, weil er ohnedem alles entdecken wolle; auch ſey er überzeugt, daß jeder Schritt, den er in London gethan habe, durch den Prätendenten und ſeine Freunde in England am hieſigen (franzöſiſchen) Hofe bekannt ſey. Es bleibe ihm keine Hofnung übrig, als durch ein freymüthiges Bekenntniß.

Als er sein Bekenntniß schrieb, weinte er verschiedenemale bitterlich, und sagte: er sey verlohren wenn man ihm nicht Vergebung wiederfahren ließe. Die Hofnung zu einer großen Summe, die ihm ein Bischoff versprochen, habe ihn verleitet den jungen Prätendent ermorden zu wollen; er fügte eine Liste aller der Personen bey, die um dieses Projekt gewußt hätten. W—rf.

Ungeachtet es gleich schwehr zu errathen ist, was der Minister Bertin mit dem ehrlichen Irrländer Mac-Allester, Herr Mac-Allester mit seinem Berichte, und der Verfasser dieses Auszuges mit seinem Auszuge eigentlich gewollt haben; und wiewohl man einen Spiritum Pythonis nöthig hat, um aus den Confessionen des angeblichen Hamiltons klug zu werden; kurz, wiewohl die Geschichte aus diesem Beytrage wenig Zuwachs an Licht erhalten wird: so habe ich ihn doch um zwey oder drey Ursachen willen des Druckes würdig gehalten, die ich bloß darum nicht angebe, weil ich gewiß bin, daß verständige Leser sie errathen, und mit mir darin einstimmig seyn werden. Auch werden sie in der platten, weitläufigen und doch confusen, aber treuherzigen und keinen Verdacht der Unwahrheit und Betrügerey zulassenden Manier, wie der gute Irrländer seine Geschichte erzählt, den hinreichenden Grund finden, warum ich nichts an seinen Vortrage geändert habe. L. C.

IV.

IV.

Briefe

über die Kantiſche Philoſophie.

Achter Brief.

Fortſetzung des vorigen. — Hauptſchlüſſel zur rationalen Pſychologie der Griechen.

Haben Sie Dank für die ungeſäumte Mittheilung Ihrer Zweifel gegen die letztere Hälfte meines vorigen Briefes, oder eigentlicher, gegen die Erörterung über den Materialismus und Spiritualismus der Alten, die ich daſelbſt verſucht, und deren Gründe ich freylich bisher nicht ſowohl entwickelt als blos angedeutet habe.

Die Beantwortung ihrer Einwendungen liegt ſo wenig auſſer dem Wege, den ich mit Ihnen bey meiner Geſchichte des Pſychologiſchen Vernunftbegriffes eingeſchlagen habe, daß ſie mir vielmehr nicht nur die Gefahr erſparet, dieſen Weg vielleicht gegenwärtig ohne Ihre Begleitung fortzuſetzen, ſondern auch uns beyde auf demſelben um eine beträchtliche Strecke weiter bringen wird.

Sie ſind alſo mit mir wenigſtens über folgende Reſultate, die ſich aus meinen beyden letztern Briefen ergeben, einig:

„Wenn

„Wenn das Subject unſrer Vorſtellungen, (oder „die Seele, in ſo ferne ſie mehr als das bloſſe Erkennt„nißvermögen iſt) heut zu Tag ſo unbekannt iſt, als „es vor ſechstauſend Jahren war, und unbekannt blei„ben muß, ſo lange die Menſchheit Menſchheit blei„ben wird; — wenn die Idee der einfachen Subſtanz „keineswegs wirkliche Eigenſchaften bezeichen kann, „die man an gedachtem Subjekte durch allmählige Be„kanntſchaft mit demſelben entdeckt hätte; — wenn „dieſe Idee nicht mehr und nicht weniger enthält als „die Regel des logiſchen Unterſchiedes zwiſchen dem un„bekannten Subjekte des innern Sinnes, und den be„kannten Objekten des äuſſern; und wenn dieſe Regel „von der Vernunft nicht den Dingen an ſich ſelbſt ab„gelernt, ſondern von denjenigen Geſetzen unſres Er„kenntnißvermögens abgezogen worden ſind, welche der „uralten, fortwährenden, populären Unterſcheidung „zwiſchen Seele und Körper zum Grunde liegen: ſo „iſt es offenbar, daß die in der Geſchichte der Philoſo„phie vorkommenden **Vorſtellungsarten** von der Ein„fachheit und Subſtanzialität ſowohl als von dem Den„ken und Empfinden der Seele, durch den jeweiligen „Grad der Einſicht in die Natur des Erkenntnißver„mögens beſtimmt werden mußten. Die bloſſen Na„turgeſetze des Erkenntnißvermögens konnten und muß„ten zwar auch unerkannt, und gleich beym erſten Ver„nunftgebrauch, Unterſcheidung zwiſchen Seele und „Körper bewirken. Allein der wahre Sinn dieſer Un-

„terſcheidung, die Kenntniß und der Gebrauch der Ver„nunftregel, welche den eigentlichen Grund davon an„giebt, mit einem Worte, die Bedeutung des pſychol„logiſchen Vernunftbegriffes ſetzte ſchlechterdings Kennt„niß jener Naturgeſetze voraus, und war daher dem„Grade und der Beſchaffenheit dieſer Kenntniß ange„meſſen. Das Erkenntnißvermögen mußte lange und „vielfältig misverſtanden werden, bevor die einfachen „aber darum nicht weniger tiefverborgenen Geſetze, an „welche der Unterſchied und der Zuſammenhang zwiſchen „Sinnlichkeit und Verſtand, zwiſchen innerem und äuſ„ſerem Sinn, zwiſchen Verſtand und Vernunft geknüpft „iſt, entdeckt werden konnten; und da dieſe Geſetze „(ſo wie jedes andere Naturgeſetz) auch unerkannt ihr„ren Erfolg haben mußten: ſo lag in ihnen ſelbſt der „Grund, warum man die von ihnen hervorgebrachte „Unterſcheidung zwiſchen Seele und Körper auſſer ih„rem Gebiethe aufſuchte, und durch allerley Hypothe„ſen über die objektive Natur der Seele erklären zu „können glaubte; — Hypotheſen auf welche die Mey„nungen über die Natur des Erkenntnißvermögens auch „ſchon darum entſcheidenden Einfluß haben muß, weil „die Hauptfrage dabey doch immer nur das Subjekt „des Erkenntnißvermögens betraf.“

Sie finden es daher auch ſehr natürlich, l. Fr. daß ich den Verſuch gemacht habe, den Materialismus und Spiritualismus der griechiſchen Philoſophie, das

heißt, die Trennung derſelben über die vergängliche und unvergängliche Natur der Seele, aus einem allen Schulen gemeinſchaftlichen und unvermeidlichen Misverſtändniſſe des Unterſchiedes zwiſchen Sinnlichkeit und Verſtand herzuleiten. Die Urſache, ſchreiben Sie, warum Sie mein Verſuch nicht ganz befriediget habe, läge theils in ihrer bisherigen Ueberzeugung, daß ſich der Materialismus und Spiritualismus der Alten, aus den Meynungen derſelben über die Natur der Weltſeele noch kürzer und natürlicher erklären laſſe, theils in ihrer Vermuthung, daß das Misverſtändniß, welches ich zu meinem Erklärungsgrunde gemacht habe, auf einen bloßen Wortſtreit hinauslaufe; indem die Verwechslung der Sinnlichkeit mit dem Verſtande, aus welcher ich den Materialismus, und die Trennung zwiſchen Sinnlichkeit und Verſtand, aus welcher ich den Spiritualismus erklärt wiſſen wollte, viel wahrſcheinlicher in den Ausdrücken als in den Begriffen der Alten aufgeſucht werden müßte.

Ich geſtehe Ihnen gerne ein, l. Fr. daß Sie bey ihren beyden Einwürfen auch das Anſehen der vorzüglichſten Philoſophiſchen Schriftſteller, und zumal der neueren Geſchichtſchreiber der Philoſophie für ſich haben. Da es bey dem bisherigen Zuſtande der ſpekulativen Philoſophie ſchlechterdings unmöglich war, die Meynungen der Griechen über das Denken und Empfinden zu vereinigen, oder unter einerley Geſichtspunkt zu bringen: ſo waren den bisherigen Geſchichtſchrei-

bern

bern der Philoſophie, ſo oft ſie von jenen Meynungen handelten, nur die zwey Auswege offen: entweder die gröſsten Köpfe des Alterthums der gröbſten Widerſprüche zu beſchuldigen, oder unter den verſchiedenen Behauptungen derſelben eine verſtekte Uebereinſtimmung der Begriffe vermuthen zu laſſen. Dieſes Zerhauen des Knotens, wovon unſre Philoſophiſchen Geſchichtskompendien ſo viele Beyſpiele lieferten, war alſo auch die gewöhnliche Manier ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, in die man durch die Wahrnehmung des ſonderbaren Umſtandes verſetzt wurde, „daſs die Griechen zweytauſend Jahre vor dem Des Cartes, und alſo zweytauſend Jahre vor der Entwicklung des Begriffes von der einfachen Subſtanz, gleichwohl aus der körperlichen oder unkörperlichen Natur der Seele, die Sterblichkeit oder Unſterblichkeit derſelben gefolgert haben. Man konnte ſichs unmöglich verbergen, daſs die Griechen über die Natur des Einfachen von uns weſentlich verſchieden dachten; daſs ſelbſt diejenigen, welche die Subſtanz der Seele für untheilbar hielten, ſich darum noch lange nicht in den Sinn kommen lieſsen, dieſelbe für unausgedehnt zu halten, und daſs ſie folglich die Unzerſtörbarkeit der Seele eben ſo wenig auf die Abweſenheit aller (auch homogener) Theile, als die Zerſtörbarkeit derſelben auf die unausgedehnte Natur gegründet hätten. Woher alſo dieſe vergängliche oder unvergängliche Natur der Seele, welche weder aus der Nothwendigkeit noch auch der Unmöglichkeit der Ausdehnung an

der Seele geſchloſſen, und gleichwohl der Subſtanz derſelben beygelegt wurde? — „Aus den verſchiedenen „Begriffen von der zerſtörbaren oder unzerſtörbaren „Natur der Weltſeele, aus welcher die Alten die Sub„ſtanz der menſchlichen Seele hergeleitet haben;„ ſagten faſt aus Einem Munde die neueren Philoſophiſchen Schriftſteller, die ich über dieſen Gegenſtand zu Rathe gezogen habe, und lange habe ich mir, ſo wie Sie, m. Fr. an dieſer Antwort genügen laſſen. Allein laſſen Sie uns ſehen, ob damit die eigentliche Schwierigkeit nicht vielmehr abgelehnt, als aus dem Wege geräumt iſt. Fürs erſte haben nicht einmal alle philoſophiſchen Schulen den Urſprung der menſchlichen Seele in der Weltſeele aufgeſucht. Die Epikuräer erkannten durchaus keine Weltſeele, und Ariſtoteles unterſcheidet die fünfte Natur, aus welcher er die menſchliche Seele entſtehen läßt, nicht nur von der Subſtanz der Gottheit, ſondern auch von der animaliſchen Kraft, die bey ihm als das allgemein verbreitete Principium des Lebens und Empfindens die Stelle der Weltſeele vertritt. Aber laſſen Sie uns den Einfluß, den die Meynungen von der Natur der Weltſeele auf die Meynungen von der Natur der menſchlichen Seele in den übrigen Syſtemen hatte, und den ich in mehr als einer Stelle meines vorigen Briefes ſelbſt eingeſtanden habe, immer allgemeiner annehmen, als er wirklich war: woher wurden aber dann nach dieſer Vorausſetzung die Ideale des Erkenntnißvermögens genommen, womit man dieſe verſchie-

ſchiedenen Weltſeelen ausſtattete, und wodurch ſie allein den Namen der Seelen erhalten hatten? Woher konnten, frage ich, dieſe Ideale hergenommen werden, als von dem Urbilde des Menſchlichen, dem einzig möglichen Urbilde aller für uns denkbarer Erkenntnißvermögen, Seelen, und Geiſter, ſelbſt den Göttlichen nicht ausgenommen? Woher die denkende unvergängliche, woher die empfindende vergängliche Weltſeele? woher die Erhebung der reinen Denkkraft, der Intelligenz, zur ewigen Natur der Gottheit, und woher die Erniedrigung des Empfindungsvermögens zur Zufälligkeit des thieriſchen Körpers? — Sie ſehen alſo hier unſre Frage wieder, und zwar durch ebendieſelbe Antwort hervorgeführt, wodurch man ſie bisher abfertigen zu müſſen glaubte. Meine Antwort, die ich aus dem uralten und allgemeinen Mißverſtändniſſe des Unterſchieds zwiſchen Denken und Empfinden zu geben verſucht habe, hat alſo nur noch ihre zweyte Einwendung gegen ſich, die jenes ganze Misverſtändniß bloß ſcheinbar vermuthet, und mehr auf die Verſchiedenheit der Ausdrücke als der Begriffe ſelbſt zurückgeführt wiſſen will.

„Selbſt Plato, meynen Sie, ſo ſehr er übrigens die Sinnlichkeit dem Verſtande entgegenſetze, ſpräche der vernünftigen Seele keinesweges die Sinnlichkeit geradezu ab; Er geſtehe ihr nicht nur das Vermögen *)

*) Einer unſerer philoſophiſchen Geſchichtſchreiber läßt den Plato ſchreyen: die Sinne wären in der Seele; und führt die

das ähnliche und verſchiedene an den ſinnlichen Eindrücken zu unterſcheiden, ſondern auch ſogar ein Anſchauungsvermögen zu, das ihr bereits vor ihrer Verbindung mit dem Körper beygewohnt habe. Epikur hingegen, der zwar die Begriffe des Verſtandes auf Empfindung zurükführe, läugne darum weder den Verſtand, noch den Unterſchied deſſelben von der Sinnlichkeit; welches auch ſchon aus dem einzigen Umſtand erhellen würde, daß dieſer Philoſoph dem Verſtande das Vermögen beylegt, das Zeugniß der Sinne zu prüfen, zu berichtigen und zu beſtätigen. Noch leichter ließe ſich vom Ariſtoteles zeigen, daß ſeine Eintheilung des Erkenntnißvermögens in die vernünftige und unvernünftige Seele, blos tropiſch war, und von den Stoikern, daß ſie zwar einige Handlungen des Verſtandes und der Sinnlichkeit verwechſelt, übrigens aber die beyden Erkenntnißquellen, ungeachtet des innigen Zuſammenhangs den ſie von denſelben behaupteten, ſehr genau unterſchieden hätten. Aus welchem allen ſich denn ergäbe, daß die Griechen ſowohl über die Einheit des menſchlichen Erkenntnißvermögens, als über die Verſchiedenheit der weſentlichen Beſtandtheile deſſelben im

die Worte: ἡ ἄλογός (ἐστι) δύναμις Ψυχῆς, τὸ δὲ ἔμφρονον σώματος, die Plutarch de Placit. philoſ. L. I. c. 20. dem Plato in den Mund legt. Ob Plutarch hier den Plato recht verſtanden habe, und ob Ψυχὴ hier die vernünftige Seele heiſſe, hierüber ſchweigt der Text des beſagten Philoſophiſchen Geſchichtſchreibers.

Pedro.

In der That, das bedeutet alles nicht viel gutes; ſumma, er iſt verliebt.

Claudio.

Und ich weiß auch, wer in ihn verliebt iſt.

Pedro.

Das möcht ich doch auch wiſſen: ich wette, es iſt eine die ihn nicht kennt.

Claudio.

O freylich, und die ſich, trotz allen ſeinen Mängeln und Gebrechen, um ihn zu Tode ſeufzt.

Pedro.

So ſoll ſie mit dem Geſicht aufwärts begraben werden.

Benedict.

Aber das alles hilft nicht fürs Zahnweh. Alter Herr, kommt ein wenig mit mir auf die Seite, ich habe acht oder neun kluge Worte ausſtudiert, die ich euch ſagen möchte, und die dieſe Steken-Pferde nicht zu hören brauchen.

(Leonato und Benedict gehen ab.)

Pedro.

Ich wollte mein Leben dran ſezen, er wird um Beatrix bey ihm anhalten.

Claudio.

im Grunde eben ſo einig waren als unſre heutigen Philoſophen, und daß folglich die Verſchiedenheit ihrer Meynungen über die Dauer der Seele aus ganz anderen Gründen hergeleitet werden müſſe, als aus ihrer vermeyntlichen Abſonderung der Denkkraft von der Sinnlichkeit, oder ihrer Verwechslung der beyden Erkenntnißquellen." —

Ich bin ganz Ihrer Meynung, l. Fr. daß unſre neueren Philoſophen in Rückſicht auf ihre Meynungen von der Natur des Erkenntnißvermögens bisher vor den Griechen wenig voraus hatten; und daß ſich wohl mehr als Ein Faden auffinden läßt, der die Hypotheſen der Griechen ſo wie die Syſteme der Neuern aneinander knüpfe. Ich habe mir auch nie einfallen laſſen, daß die alten Spiritualiſten jede Einheit des Erkenntnißvermögens, und die Materialiſten jeden Unterſchied von deſſen Beſtandtheilen geläugnet hätten. Es giebt einen Zuſammenhang ſowohl als einen Unterſchied zwiſchen Denken und Empfinden, über welchen Plato mit dem Epikur, Zeno mit dem Ariſtoteles eben ſo gut einverſtanden waren, als nachmals Leibnitz mit Locken, Mendelsſohn mit dem Helvetius. Aber es giebt auch einen Zuſammenhang und einen Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Erkenntnißquellen, über welchen Plato, Epikur, Zeno und Ariſtoteles ſo verſchieden dachten, als Leibnitz, Locke, Helvetius und Mendelsſohn. Es giebt eine Verſchiedenheit der Meynungen über die Natur des Denkens und Empfindens, die eine Folge der

verſchiedenen richtigen Geſichtspuncte iſt, aus welchen verſchiedene Denker das Erkenntnißvermögen betrachtet haben. Es giebt aber auch eine Verſchiedenheit unter jenen Meynungen, die eine Folge des noch nicht entdeckten einzigen Geſichtspunctes iſt, aus welchem ſich alle übrigen Geſichtspunkte vereinigen laſſen. Wir wollen dieſe beyden Gattungen der Verſchiedenheit unter den Meynungen der Alten über das Erkenntnißvermögen näher betrachten.

Epikurs Geſichtspunkt war pſychologiſch. Durch den geſunden und hellen Beobachtungsgeiſt, der den Character ſeiner Philoſophie ausmachte, geleitet, fand Epikur, daß alle Materialien des Denkens von den Sinnen herbey geſchaft würden, und daß folglich ſowohl die Subjecte als die Prädicate, die den Verſtand beſchäftigen, in ſo fern ihnen wirkliche Gegenſtände und Eigenſchaften derſelben entſprechen ſollen, durchaus in der Empfindung vorkommen müſſen. Allein indem er bey dem Beytrage, den die Empfindung zum Erkenntniſſe liefert, ſtehen blieb, verkannte er den Antheil, der dabey dem Verſtande zukömmt. Die Begriffe des letztern waren ihm daher nichts weiter als die zurückgebliebenen Eindrücke von Senſationen; und ſo blieb dem Verſtande beym Erforſchen der Wahrheit faſt kein anderes Geſchäft übrig, als das Zuſammenhalten alter Eindrücke mit neuen, und das Beobachten der Uebereinſtimmung oder des Widerſtreites unter denſelben. Da dieſe Uebereinſtimmung, nach dem Epikur

das höchſte Criterium aller Wahrheit, lediglich von dem Zeugniſſe der Sinnen abhieng, ſo wurde ſie keineswegs von dem Verſtande nach deſſen eigenen Geſetzen erzeugt; ſondern ſie wurde ihm, ſo wie den Sinnen ihre Eindrücke, von auſſen gegeben. Auf dieſe Weiſe räumte zwar Epikur nicht nur Zuſammenhang ſondern auch ſogar Unterſchied zwiſchen Verſtand und Sinnlichkeit ein, indem er beyde für verſchiedene Arten von Empfänglichkeit einer und eben derſelben Seele hielt; aber er hob den eigentlichen und weſentlichen Unterſchied zwiſchen den beyden Erkenntnißquellen darum nicht weniger auf, indem er die Selbſtthätigkeit (Spontaneität) der einen mit der Empfänglichkeit (Receptivität) der andern verwechſelte, und den Verſtand nicht nur in Rückſicht auf den Inhalt, ſondern auch auf die Form der Begriffe der Sinnlichkeit unterwarf.

Der Geſichtspunkt der Stoiker war moraliſch. Dieſe Schule hatte ſichs zum Hauptendzwecke ihres Philoſophirens gemacht, die Moral feſtzugründen, die ſie von den Epikuräern untergraben hielt. Die Folge ihrer zu weit getriebenen Beharrlichkeit bey ihrem Geſichtspunkte war, daß ſie ſogar ihre Pſychologie nach ihrem Moralſyſteme modificirte; ſo wie ihre Gegnerin ihr Moralſyſtem von ihrer Pſychologie abgeleitet hatte. Während daß dieſe ſogar die Verſtandeshandlungen aus der Quelle der empiriſchen Vorſtellungen (der Empfindung) entſtehen ließ: führte jene ſogar die Vorſtellungen der Sinnlichkeit auf die Quelle

der moraliſchen Handlungen, die Vernunft, zurück, glaubte die einzige Urſache der Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften in den Urtheilen des Verſtandes gefunden zu haben, und erklärte den denkenden Theil der Seele, το ἡγεμονικον, *) nicht etwa für ein blos mitwirkendes Vermögen der Seele, ſondern) für das Principium und den Sitz des Empfindenden. Ungeachtet alſo auch die Stoiker Unterſchied ſowohl als Zuſammenhang zwiſchen Verſtand und Sinnlichkeit in ſo ferne einräumten, als ſie die Empfindungen für Wirkungen der Organiſation auf den Verſtand, und die Regungen des Begehrungsvermögens für Wirkungen des Verſtandes auf die Organiſation hielten: ſo iſt es doch darum nicht weniger unläugbar, daß auch ſie den eigentlichen und weſentlichen Unterſchied zwiſchen den beyden Erkenntnißquellen verkannt haben; in ſo ferne ſie nämlich dem Verſtande auſſer ſeiner eigenthümlichen Handlung, dem Denken, auch noch das Eigenthum der Sinnlichkeit, Empfinden und Begehren, aufdrangen, oder, wie ich mich bereits oben ausgedruckt habe, die Sinnlichkeit zur Modifikation des Verſtandes machten, ſo wie ihre Antipoden die Epikuräer, den Verſtand zur Modifikation der Sinnlichkeit umgeſchaffen hatten.

Der Geſichtspunkt des Ariſtoteles war, wenigſtens zum Theile, logiſch. Bey ſeiner ſcharfſinnigen Zergliede-

*) eigentlich: den regierenden Theil.

gliederung des Erkenntnißvermögens gerieth er der erſte auf die deutliche und beſtimmte Unterſcheidung der Urtheile des Verſtandes von den Begriffen deſſelben, und dieſer von den bloſſen Vorſtellungen der Sinnlichkeit. Hierdurch wurde er in den Stand geſetzt auch zu dem Geſichtspunkt des Epikurs, in ſo ferne derſelbe richtig war, hinüberzutreten, und den Stoff der Verſtandesbegriffe aus der Sinnlichkeit herzuleiten, ohne darum den weſentlichen Unterſchied zwiſchen beyden Erkenntnißquellen aufzuheben, den er bey ſehr vielen Gelegenheiten in ſeinen Schriften, hauptſächlich aber im dritten Kapitel ſeines dritten Buches von der Seele, umſtändlich feſtſetzt, wo er ſich ganz mit dem Beweiſe des Satzes beſchäftiget: ἕτερον δ' ταυτὸν ἐστὶ τὸ αἰσθάνεσθαι καὶ τὸ νοεῖν. *) An andern Stellen (z. B. Analyticorum poſteriorum L. I. c. 25.) erklärt er noch ausdrücklicher, daß es keine Empfindung des Allgemeinen gebe (τὸ καθόλου ἐδέχετο αἰσθάνεσθαι ἂν ἐστὶ τῶ καθόλου ἡ αἴσθησις) und daß die Sinnlichkeit nur das Beſondere liefern könne, woraus der Verſtand das Allgemeinere abſondere, und ſich daſſelbe nach ſeinen eigenen Geſetzen denke. Wer wird alſo Ihnen, mein Freund, und den Geſchichtsſchreibern der Philoſophie, die Behauptung ſtreitig machen: Ariſtoteles habe Unterſchied und Zuſammenhang zwiſchen Verſtand und Sinnlichkeit gelehrt? Allein haben Sie auch wohl dabey die Art dieſes Zuſammenhanges erwogen, wie ſie vom Ariſtoteles ſelbſt erkläret

*) daß empfinden und dencken nicht einerley iſt.

erklärt wird? Er hatte, wie bereits erwähnt worden, zwiſchen dem wirkenden Verſtand, der das allgemeine denkt, und dem leidenden, der das Beſondere oder den Stoff der Sinnlichkeit aufnimmt, unterſchieden. Dieſer leidende Verſtand, welcher in logiſcher Rückſicht gleichſam das Band ausmachte, womit Ariſtoteles die Selbſtthätigkeit des Verſtandes, mit der Empfänglichkeit der Sinnen verknüpfte, war in metaphyſiſcher Rückſicht gleichſam die Grenzſcheidung, wodurch er die eine von der andern nicht blos unterſchied, ſondern auch weſentlich trennte, und beyde verſchiedenen Subjecten zutheilte. Denn in der letzteren Rückſicht war ihm der leidende Verſtand nicht die Urſache, ſondern die bloße Wirkung desjenigen Zuſammenhangs zwiſchen Verſtand und Empfindung, oder eigentlicher derjenigen Verbindung zwiſchen der denkenden und empfindenden Seele, die mit dem Tode aufhörte. Nur der wirkende Verſtand allein überlebte nach der Meynung des Ariſtoteles das Ende dieſer Verbindung; der leidende theilte mit der empfindenden Seele das Schickſal der Organiſation.

Und hier treffen wir den Ariſtoteles zugleich bey dem Geſichtspuncte ſeines groſſen Lehrers an, welcher der metaphyſiſche war. Platos Unterſuchungen über die Seele waren nicht ſowohl logiſche Zergliederungen der Geſetze des Denkens, oder pſychologiſche Beobachtungen über die ſubjective Beſchaffenheit des Erkenntnißvermögens, als metaphyſiſche Betrachtungen über

die

die Natur, den Urſprung, und überhaupt die objectiven Eigenſchaften des denkenden und empfindenden Weſens an ſich ſelbſt. Er verwechſelte das Erkenntnißvermögen mit dem unbekannten Subjecte deſſelben, oder wenn Sie lieber wollen, er ſchloß von der Natur des Einen auf die Natur des Andern; wobey er ſich freylich nicht mehr und nicht weniger erlaubte, als ſich alle Dogmatiker nach ihm, Materialiſten ſo wohl als Spiritualiſten erlaubten; ja, wozu ſie ſchlechterdings genöthiget waren, bevor die Kritik der Vernunft aus der Natur des Erkenntnißvermögens ſelbſt erwieſen hat, daß das Subject deſſelben für uns nothwendig = X ſey, und ſeyn und bleiben müſſe. — Ich ſchränke mich einſtweilen blos auf denjenigen Theil der Platoniſchen Theorie der denkenden und empfindenden Seele ein, der vom Ariſtoteles beybehalten, oder vielmehr näher beſtimmt und berichtiget wurde; und ſchweige daher von der Lehre des Erſtern von den angebohrnen Begriffen, und der Trüglichkeit der ſinnlichen Erkenntniß, ſo wichtig auch der Einfluß derſelben auf deſſen Meynung von der Natur der vernünftigen Seele geweſen iſt, wie wir in der Folge ſehen werden. Beyde Philoſophen waren darüber einig, daß ſich das Erkenntnißvermögen beym Denken wirkend, und beym Empfinden leidend verhalte, und daß daſſelbe, um des letztern Zuſtandes fähig zu ſeyn, ſchlechterdings der ſinnlichen Werkzeuge bedürfe. Sey es auch, daß ſie die empfindende Seele, die ihnen beyden ſo oft die Unvernünf-

nünftige (τὸ λογιον) heißt, für die Organisation, für die Reitzbarkeit, oder Empfänglichkeit der Organe gehalten hätten, wie unsre Geschichtschreiber der Philosophie wollen, so wäre doch selbst hierdurch schon offenbar, daß sie das Subject derselben von dem Subjecte der vernünftigen Seele unterschieden hatten. Die leztere war ihnen wirkende Ursache des Denkens, die erstere des Empfindens; das Denken kam der Einen als Aeusserung ihrer eigenthümlichen — das Empfinden aber nur als Einwirkung der andern, einer fremden Kraft, zu. Gesetzt auch endlich, daß sie geglaubt hätten, die Mitwürkung der vernünftigen Seele wäre der Organisation beym Empfinden unentbehrlich; so ist es doch wenigstens keinem Zweifel unterworfen, daß sie die Mitwürkung der empfindenden Seele bey der eigentlichsten Thätigkeit, dem Leben und der Fortdauer der vernünftigen, für sehr entbehrlich gehalten haben. Die Sinnlichkeit der Denkkraft, oder wie Aristoteles dieselbe nennt, der leidende Verstand, war der vernünftigen Seele so wenig wesentlich daß sie denselben mit dem Körper im Tode zurück ließ, und ohne ihm ihr besseres Denken und Leben fortsetzte. Man hat die empfindende von der vernünftigen wesentlich verschiedenen Seele des Plato für eine blos dichterische Verstellungsart erklärt, ohne dabey zu bedenken, daß der undichterische Aristoteles, der es unter allen Philosophen des Alterthums an logischen und psychologischen Einsichten in die Natur des Erkenntnißvermögens

unſtreitig am weiteſten gebracht hat, jene empfindende Seele nicht etwa für eine Modification der vernünftigen, ſondern geradezu für die Kraft eines beſondern Subjectes erklärt, und jeder der beyden Seelen eine eigene, von der andern verſchiedene Natur und Abkunft angewieſen habe — der Vernünftigen eine fünfte von den vier bekannten Elementen verſchiedene Gattung von Weſen, für welche er den eigenen Namen der Entelechie erfand, und die er für Theile der ätheriſchen Subſtanz hielt, aus welcher die Sterne gebildet waren *); der Empfindenden hingegen diejenige animaliſche Kraft, welche, ſeiner Meynung nach, durch die ganze Natur das Principium des Lebens und Empfindens verbreitet, und den Menſchen mit den Thieren gemein war, ſich zugleich mit dem Körper aus dem Saamen entwickelte, und mit dem Körper ſich wieder in ihre vorige Beſtandtheile auflöſete. **)

Die vornehmſten griechiſchen Schulen haben alſo entweder den weſentlichen Unterſchied der beyden Beſtandtheile des Erkenntnißvermögens (die Epikuräer und Stoiker) oder den weſentlichen Zuſammenhang derſelben (die Peripatetiker und Platoniker) verkannt. — Dieſes gemeinſchaftliche Reſultat meiner hiſtoriſch-kritiſchen Darſtellung der griechiſchen Pſychologie wird ihnen noch mehr einleuchten, wenn ich ihnen den nothwens

**) Ariſtoteles de anima L. 3. C. 5. — Cicero Tuſc. 1. 10. 26.

*) Ariſtoteles de gener. anim. L. 2. C. 3.

wendigen Entstehungsgrund desselben in dem uralten und allgemeinen Misverständnisse über die Natur des Erkenntnißvermögens werde gezeigt haben, welches so lange unvermeidlich war, bis der menschliche Geist durch lange genug fortgesetzte Uebung seiner Kräfte, einer so genauen und vollständigen Zergliederung seines Erkenntnißvermögens, wie die Kritik der Vernunft geliefert hat, fähig werden konnte.

Kant hat in dem erstgenannten Werke eine neue, oder wenigstens bisher ganz verkannte Quelle der menschlichen Erkenntniß entdeckt — die reine Sinnlichkeit. Sie ist weder Thätigkeit der Organisation, noch Reitzbarkeit der Organe, sondern das Vermögen der Seele überhaupt afficiert zu werden, und besteht aus den in unsrem Erkenntnißvermögen vorhandenen Bedingungen, welche jeder Anschauung (unmittelbaten Vorstellung) eines Gegenstandes zum Grunde liegen. Sie ist die subjective Beschaffenheit des Anschauungsvermögens, und heißt, weil alle Anschauungen durch sie bestimmt werden, die allgemeine Form derselben. Sie ist die Rezeptivität der Seele, welche vor allen Eindrücken durch die Organe vorhergehen muß, weil sie bey jedem derselben vorausgesetzt wird. Eben darum aber weil sie bloßes Vermögen, bloße subjective Form, bloße Receptivität ist, müssen ihr die Gegenstände gegeben, oder vielmehr muß sie durch Gegenstände afficirt werden; und dieses Afficirtwerden der reinen Sinnlichkeit durch Gegenstände ist es was Kant Empfindung, empi-

tische

Claudio.

Es iſt nicht anders. Hero und Margretha haben indeſſen bey Beatrix ihre Rolle geſpielt; und nun werden die zween Bären einander nimmer beiſſen, wenn ſie zuſammen kommen.

Dritte Scene.

Don Juan zu den Vorigen.

Don Juan.

Mein Gebietender Herr und Bruder, wenn es euch gelegen wäre, möcht' ich mit euch ſprechen.

Pedro.

Allein?

Don Juan.

Wenn es euch gefiele; doch darf es der Graf Claudio wol hören; denn was ich zu ſagen habe, geht ihn an.

Pedro.

Was iſt es dann?

Don Juan (zu Claudio.)

Gedenkt Eu. Gnaden ſich morgen zu vermählen?

Pedro.

Ihr wißt es ja ſchon.

tiſche Anſchauung nennt. Jedem nun die reine Sinnlichkeit, die Form, die Empfindung aber die Materie der empiriſchen Anſchauung liefert: ſo giebt es keine ſinnliche Erkenntniß, keine unmittelbare Vorſtellung eines Gegenſtandes ohne reine Sinnlichkeit und Empfindung. Die mittelbare Vorſtellung eines Gegenſtandes durch ſein Merkmal oder durch ein Prädikat, (der Begriff) iſt von der Anſchauung weſentlich verſchieden und eine Wirkung des Verſtandes, in ſeiner weiteſten Bedeutung, der Spontaneität der Seele, des Vermögens zu dencken, Vorſtellungen ſelbſt zu erzeugen. Da dieſe zu erzeugenden Vorſtellungen immer nur Prädikate, Merkmale von Gegenſtänden ſeyn können, ſo ſetzen ſie gegebene Gegenſtände, und alſo auch das Vermögen von Gegenſtänden afficirt zu werden, reine Sinnlichkeit und Empfindung voraus. Der Verſtand bezieht ſich alſo in ſeinen weſentlichſten Wirkungen auf reine Sinnlichkeit und Empfindung, ſo wie ſich Sinnlichkeit und Empfindung, in ſo fern Gegenſtände nicht blos durch ſie gegeben, ſondern auch erkannt werden ſollen, auf den Verſtand beziehen. Reine Sinnlichkeit liefert alſo die Form — Empfindung, den Inhalt der **Anſchauung**; Anſchauung liefert den Inhalt — Verſtand die Form des **Begriffes**; ſo daß es ohne Zuſammenwirkung von reiner Sinnlichkeit, Empfindung und Verſtand keine Erkenntniß eines wirklichen Gegenſtandes geben kann. Und dieß iſt im Allgemeinen das Reſultat der Kritik der Vernunft über den Zuſammen-

hang und den Unterſchied des denkenden und empfindenden Theiles unſres Erkenntnißvermögens.

Bis auf dieſe Theorie — welche unſer Erkennen blos auf Gegenſtände einſchränkt die der Sinnlichkeit gegeben werden können, und folglich alle Erkenntniß von Dingen an ſich ſelbſt und auſſer der ſinnlichen Vorſtellung, für unmöglich erklärt — mußte der eigentliche Unterſchied ſowohl als der Zuſammenhang zwiſchen Denken und Empfinden nothwendig misverſtanden werden. So lange man Dinge an ſich ſelbſt zu erkennen glaubte, ſo lange man die Prädikate der Anſchauungen auf Subjecte auſſer den Anſchauungen übertrug, ſo lange man, was an den Vorſtellungen, bloſſe Form des Verſtandes und der reinen Sinnlichkeit iſt, mit dem was nur durch Empfindung gegeben werden kann, verwechſelte: ſo lange war man auch genöthiget, ſowohl dem Verſtande ſeine Begriffe als der Sinnlichkeit ihre Vorſtellungen von den Gegenſtänden geben zu laſſen. Der Verſtand mußte alſo eben ſowohl Receptivität haben als die Sinnlichkeit, bey welcher letztern man ſich nichts weiter als die Receptivität der Organiſation, oder wenigſtens, durch Organiſation denken konnte. Die reine Sinnlichkeit, die wahre Receptivität, die weder dem Verſtande noch der Organiſation ſondern — dem Erkenntnißvermögen (der Seele) zukömmt, war alſo eigentlich zwiſchen dem Verſtande, und dem was man ſonſt Sinnlichkeit nannte, vertheilt,

und

und zwar ſo vertheilt, daß von ihren beyden Formen die eine (der innere Sinn) mit dem Verſtande, und die andere (der äuſſere Sinn) mit der Organiſation, oder eigentlicher mit ſeinen fünf empiriſchen Modifikationen, den fünf Sinnen, zuſammengenommen wurde. Und hier, lieber Freund, haben ſie den Faden, der ſie durch alle Labyrinthe der griechiſchen Pſychologie glücklich hindurch führen wird; und dem ich gegenwärtig nur durch die verworrene Beſtimmungen des Denkens und Empfindens bis zur Grenzſcheidung des Materialismus und Spiritualismus folgen will.

Denken hieß alſo den Alten nicht blos Einheit und Verknüpfung auf die Vorſtellungen der Sinnlichkeit bringen, ſondern auch mit dem inneren Sinne anſchauen. Beydes war ihnen eine und eben dieſelbe Handlung des Verſtandes, der entweder ſeine eigenthümliche Objecte, wie beym Plato das Weſen der Dinge, beym Ariſtoteles das Allgemeine — oder die Objecte der Empfindung, der äuſſern Sinne, wie beym Epikur und Zeno — anſchaute, nicht blos dachte. Empfinden aber hieß nicht jedes Afficirtwerden der Receptivität unſres Gemüthes, jedes empiriſche Anſchauen, ſondern nur die Receptivität des äuſſern Sinnes, das Anſchauen durch Organe; und zwar bald die Reizbarkeit, Empfänglichkeit, Thätigkeit dieſer Organe ſelbſt, bald die Wirkung derſelben auf den Verſtand, bald beydes zugleich. So war die Empfindung, die Plato

und Ariſtoteles dem Verſtande derlegen, bloſſe Thätigkeit der Organiſation oder der animaliſchen Kraft und bloſſes Leiden der vernünftigen Seele, wie dieſes aus der Einſchränkung des Geiſtes durch die Sinnlichkeit beym Plato, und aus dem leidenden Verſtande beym Ariſtoteles genug in die Augen fällt. — Der Unterſchied zwiſchen dem Verſtande und der Sinnlichkeit, wurde alſo auf der einen Seite viel zu klein, und auf der andern viel zu groß angegeben. Zu klein; indem man den innern Sinn mit dem Verſtande verwechſelte, und zu groß, indem man den äuſſern Sinn von der Seele auf den Körper übertrug. Verſtand mit dem innern Sinne zuſammengenommen war die vernünftige, der äuſſere Sinn hingegen mit den Organen die empfindende, unvernünftige, Seele. Die letztere war eben darum ihrer Natur, ſowohl als der einſtimmigen Meynung aller Philoſophen, nach — ſterblich, und blos ihr entfernteres oder näheres Verhältniß zu der erſtern, oder vielmehr der verſchiedene Geſichtspunct aus welchem man ihr wirkliches Verhältniß zu der erſtern betrachtete, entſchied auch für dieſe entweder Sterblichkeit oder Unſterblichkeit. Fand man den äuſſern Sinn zur Erkenntniß unentbehrlich, ſo gieng mit den Organen, an welche der äuſſere Sinn geheftet war, das ganze Erkenntnißvermögen, und folglich mit demſelben auch der Verſtand und die Seele überhaupt verlohren. Dieß war der Fall bey den Stoikern, den Epikuräern, und gewis bey allen übrigen Materialiſten

älterer

älterer und neuerer Zeiten. Fand man hingegen den Verſtand vermittelſt des zu ihm hinzugedachten inneren Sinnes zu einer ihm eigenen Erkenntniß zureichend, ſo war er ſeiner Wirkſamkeit und folglich auch ſeinem Daſeyn nach, von der Organiſation unabhängig, und über das Schickſal derſelben im Tode erhaben; und dieß war der Fall beym Plato, Ariſtoteles, und überhaupt allen Spiritualiſten älterer und neuerer Zeiten.

Epikur hatte aus ſeinem pſychologiſchen Geſichtspunkte den Gang der Entwiklung des Erkenntnißvermögens von den erſten ſinnlichen Eindrücken bis zu den höchſten Abſtraktionen beobachtet, und bey jeder Handlung des Verſtandes die Materien der Sinnlichkeit unentbehrlich gefunden. Er knüpfte daher den Verſtand unmittelbar an den äuſeren Sinn; ſo wie die Stoiker den äuſſeren Sinn unmittelbar an den Verſtand knüpften, indem ſie bey ihrem moraliſchen Geſichtspunkte, aus welchem ſie mit Recht die Sinnlichkeit dem Verſtande unterordneten, zu einſeitig beharrten, und die eigentlichſten Wirkungen der Sinnlichkeit auf die Rechnung des Verſtandes ſezten, ohne die Unentbehrlichkeit der ſinnlichen Werkzeuge bey dieſen Wirkungen läugnen zu können. Ungeachtet alſo ſowohl die Stoiker als die Epikuräer nicht nur das Denken vom Empfinden, ſondern auch die Seele vom Körper unterſchieden, und der leztern ſogar ein von der Organiſation ganz verſchiedenes Subjekt angewieſen haben: ſo hatte es ihnen doch

ihre Meynung von dem Verhältniſſe des Verſtandes zur Sinnlichkeit unmöglich gemacht, dem Erkenntnißvermögen jenes Subjektes, das ſie nur für ein Reſultat der Verbindung deſſelben mit dem organiſirten Körper hielten, Fortdauer nach dem Tode einzuräumen.

Ariſtoteles konnte dieſes, ungeachtet er mit den Epikurärn und den Stoikern darüber einig war, daß alle Begriffe ihren Stoff durch die Sinnlichkeit erhielten. Mit dem pſychologiſchen Geſichtspunkte, aus welchem er die Entwiklung der Begriffe aus den ſinnlichen Eindrücken beobachtet hatte, wußte er den logiſchen zu vereinigen, der ihn die Urtheile von den bloßen Begriffen des Verſtandes, und dieſe von den Vorſtellungen der Sinnlichkeit zu unterſcheiden nöthigte. Nach dieſer Vorausſetzung eignete er die Wahrnehmung des Allgemeinen, welches zwar in den ſinnlichen Eindrücken enthalten war, aber keinesweges durch die Sinnlichkeit erkannt werden konnte, der Selbſtthätigkeit der Seele, dem Urtheilsvermögen, dem wirkenden Verſtande ausſchlieſſend zu. Da nun das Allgemeine, wie er ſich ſehr deutlich darüber erklärt *) an den Dingen an ſich ſelbſt, oder den Gegenſtänden auſſer der Vorſtellung als die ſelbſtſtändige Form derſelben exiſtirte: ſo wurde die Vorſtellung deſſelben, der allgemeine Begriff, durch das Urtheilsvermögen keinesweges erzeugt, ſondern nur ents

*) Ariſtoteles Metaphyſ. L. XII. c. 6. und L. XIV. c. 3.

entwickelt; und ſelbſt dem Verſtande wurden ſeine eigenthümlichſten Begriffe, nicht blos dem Inhalt ſondern auch der Form nach, durch das Medium der Sinnlichkeit von Dingen an ſich ſelbſt gegeben. Der Verſtand hatte alſo beym Ariſtoteles auch in ſo fern er ein ſelbſtthätiges, das heißt, von der Sinnlichkeit ganz verſchiedenes Vermögen war, nicht bloß Selbſtthätigkeit ſondern auch Vermögen (vom Allgemeinen) afficirt zu werden, nicht nur Urtheilskraft, ſondern auch (innren) Sinn. In ſoferne nun dieſe Receptivität des Verſtandes das Allgemeine an den ſinnlichen Vorſtellungen, oder vielmehr die Prädikate der Dinge an ſich ſelbſt, aufnahm, und vorſtellte, machte ſie eine weſentliche Bedingung, eine Grundeigenſchaft des wirkenden Verſtandes ſelbſt aus; in ſo ferne ſie aber von der Sinnlichkeit, dem äuſſeren Sinne, den Organen afficirt werden konnte, war ſie Receptivität des Beſondern, des individuellen Eindruckes, leidender Verſtand; ein bloßes Reſultat der Verbindung des Verſtandes mit der Organiſation, ein zufälliges Vermögen des Verſtandes, dem auch ohne daſſelbe Receptivität und Spontaneität eigen war, und folglich nichts zu dem vollſtändigen Erkenntnißvermögen fehlte, welches nicht nur im Urtheilen, ſondern auch ſelbſt in ſeinen Vorſtellungen, von der Sinnlichkeit, nachdem dieſe einmal den Stoff dazu geliefert hatte, unabhängig, und folglich auch über das Schickſal der ſinnlichen Werkzeuge — den Tod — erhaben war.

Plato war, ohne eine ſo genaue Zergliederung des Erkenntnißvermögens, wie Ariſtoteles, angeſtellet zu haben, nichts deſtoweniger auf ebendaſſelbe Reſultat gerathen. Auch er hatte die Receptivität mit der Spontaneität der Seele verwechſelt, oder vielmehr den inneren Sinn mit dem Verſtande zuſammengenommen; indem er dem letztern das Vermögen das Weſen der Dinge nicht nur zu denken, ſondern auch anzuſchauen *) einräumte. Auch Er war ſchon hierdurch genöthiget, ſo wie Ariſtoteles, den Verſtand für ein beſonderes, vollſtändiges, und für ſich ſelbſt beſtehendes Erkenntvermögen anzunehmen, und demſelben ein von dem Körper und dem äuſſeren Sinne verſchiedenes Subjekt beyzulegen.

Daß Plato blos durch ſeine Verwechslung des Verſtandes mit dem inneren Sinne, und des äuſſeren Sinnes mit den fünf empiriſchen Modifikationen deſſelben auf ſeine reine Intelligenz hätte gerathen können, und, in ſofern er conſequent dachte, gerathen müſſen, auch ſogar wenn er keine angebohrnen Ideen,

und

*) Einer der vielen berühmten Gegner der Kantiſchen Philoſophie hat die Unterſcheidung zwiſchen Denken und Anſchauen als eine Probe der ſcholaſtiſchen Grillen und ſophiſtiſchen Subtilitäten angeführt, woven die Kritik der Vernunft voll ſeyn ſoll: Diſtinktion, wie man ſie angeführt in dem Sacculo Diſtinctionum, Tyrnaviæ typis Soc. Jeſu, entrifft. Ihm muß alſo wohl das Gedankending ein Synonymum des wirklichen Dinges ſeyn.

und keine Trüglichkeit der ſinnlichen Erkenntniß behauptet hätte: wird aus dem wenigen erhellen, was ich jetzt über den eigentlichen Sinn dieſer beyden Meynungen des Plato, und den Zuſammenhang derſelben mit deſſen reinen Intelligenz zu ſagen habe.

Ich habe bereits angemerkt, daß Plato, ſo wie bisher jeder der die Erkenntniß von Dingen an ſich ſelbſt zuließ, genöthiget war, die Verſtandesbegriffe keineswegs von der Spontaneität des Denkens erzeugen, ſondern von der auf den Verſtand übertragenen Receptivität des inneren Sinnes anſchauen, und folglich dem Verſtande gegeben werden zu laſſen. Beym Ariſtoteles wurden dieſe Begriffe, wie bereits erwähnt worden iſt, von den Dingen an ſich ſelbſt durch das Medium der ſinnlichen Organe gegeben. Plato hingegen, welcher, aus Gründen, deren Entwicklung ich mir für einen andern Ort vorbehalten muß, der Materie eine gewiſſe Bösartigkeit, oder, wie er ſich ausdrückte, einen böſen Geiſt beylegte, und dieſe Meynung in einen ſehr natürlichen Zuſammenhang mit der alten Eleatiſchen Lehre von der Trüglichkeit der ſinnlichen Erkenntniß gebracht hatte, fand ſowohl die Dinge an ſich ſelbſt, als auch die ſinnlichen Organe, in ſofern beyde Materie enthielten, ſchlechterdings untauglich dem Verſtande ſeine Begriffe zu geben. Woher alſo dieſe Begriffe? Ein ſehr verehrungswürdiger philoſophiſcher Schriftſteller hat neuerlich die Meynung geäuſſert: Plato ha-

be, entweder weil er die Auflösung dieſes Problems unmöglich gefunden, oder weil ſie ihn zu weit von dem Plane ſeines Dialogen abgeführt hätte, blos zum Beſten der äuſſeren Form ſeines Aufſatzes, und um in demſelben keine Lücke offen ſtehen zu laſſen, zur Präexiſtenz der Seele als zu einem bloßen Mythos ſeine Zuflucht genommen. Allein auſſerdem, daß man an der platoniſchen Lehre von der Präexiſtenz der Seele, wenn man ſie ſchärfer ins Auge faſſet, die Bedingungen vermiſſen würde, welche der erwähnte vortrefliche Schriftſteller ſelbſt am angezeigten Orte für den Begrif eines Mythos feſtgeſetzt hat: ſo würde auch Plato durch eben den Kunſtgriff, mit welchem er die vorgebliche Lücke ſeines Vortrags ausgefüllt hätte, eine andere eben ſo groſſe und ſichtbare Lücke verurſachet haben. Denn nun würde ſich jedem aufmerkſamen Leſer die Frage aufgedrungen haben: woher denn die präexiſtirende Seele ihre Ideen hätte? Geſetzt aber auch Plato habe die Präexiſtenz der Seele bereits in der Italiſchen Philoſophie (nicht Mythologie) gefunden: ſo hat doch dieſe Lehre, beſonders wie ſie von ihm angenommen wurde, einen viel philoſophiſchern Sinn, als daß ſie nichts weiter als einen Lückenbüßer ſeiner Kompoſition hätte

*) Herr Prof. Eberhard in ſeinem Aufſatze über den Urſprung der heutigen Magie. S. Berl. Monatsſchrift Julius d. J. S. 17.

Don Juan.

Ich weiß nicht was er thun wird, wenn er weiß, was ich weiß.

Claudio.

Wenn ihr ein Hinderniß wißt, ſo bitt' ich euch, entdeckt es.

Don Juan.

Ihr denkt vielleicht, ich ſey euer Freund nicht; laßt die That es beweiſen, und urtheilet beſſer von mir. Was meinen Bruder betrift, ſo denk ich, er hält euch hoch, und hat aus Freundſchaft für euch zu dieſer Heurath geholfen; wahrhaftig, eine übelangewandte Mühe!

Pedro.

Wie? Was wollt ihr damit ſagen?

Don Juan.

Ich kam hieher euch zu ſagen, und ich will es nur kurz zuſammen faſſen, daß die junge Dame ungetreu iſt?

Claudio.

Wer? Hero?

Don Juan.

Eben ſie; Leonato's Hero, Eure Hero, jedermanns Hero.

Claudio.

hätte abgeben ſollen. Sollte nicht ein tieferer Blick in die Natur der Vernunftwahrheiten den tiefſinnigen Plato auf diejenige Meynung vom Urſprunge der Verſtandsbegriffe und der Seele ſelbſt geführt haben, die den wahren Sinn ſeiner Lehre von der Präexiſtenz ausmacht? Ich will mich ſo kurz als mir möglich iſt darüber erklären.

Wenn man bey einem Verſtandsbegriffe von der Vorſtellung der Zeit, wodurch er verſinnlicht und ſeine Bedeutung auf eine wirkliche Anſchauung in uns eingeſchränkt wird, abſtrahiert: ſo wird die Bedeutung des Begriffes überſinnlich, und ſein Gegenſtand (nunmehr ein bloßes Gedankending) unveränderlich und ewig. Sie, lieber Freund, werden hieran die logiſche Unveränderlichkeit und Ewigkeit der Vernunftwahrheiten, und Verſtandesbegriffe der Subſtanzen, Eſſenzen u. ſ. w. nicht verkennen, worüber man vielleicht blos darum in unſern Schulen zu zanken aufgehört hat, weil man Gottlob etwas beſſers zu thun bekam. Daß dem Plato dieſe Ewigkeit der Vernunftwahrheiten kein Geheimniß geblieben war, wiſſen ſie ſo gut als ich aus mehr als einer Stelle ſeiner Schriften. Aber daß Plato dieſe logiſche Ewigkeit in eine metaphyſiſche umgeſchaffen habe, erhellt aus dem Umſtande, daß er unter den ewigen Wahrheiten nicht bloße ſubjective Regeln des Denkens, ſondern wirkliche Geſetze der Dinge an ſich ſelbſt, weſentliche Eigenſchaften, Weſen der Dinge, verſtand.

ſtand. Dieſe ewigen Wahrheiten ſetzten einen ewigen Verſtand voraus, oder machten vielmehr einen ewigen Verſtand aus; und wirklich waren ſie nach Platos Lehre im innendlichen Verſtande Gottes von Ewigkeit her vorhanden. Sie waren die Ideen der Gottheit, und enthielten die ewigen Urbilder, nach welchen der Schöpfer die ungeſtaltete Materie geformt, das böſeartige Prinzipium in derſelben gebändiget, und die beſte Welt hervorgebracht hat. Von dieſen Ideen konnten nur Nachbilder auf erſchaffene Dinge übertragen werden, an welchen ſie nicht als etwas Erkennendes ſondern nur als etwas Erkennbares, nicht als Begriffe, ſondern als Eigenſchaften, als die weſentlichen Formen der Dinge an ſich ſelbſt, exiſtiren konnten. Die Urbilder hingegen, das Erkennende, die Ideen ſelbſt, konnten keinem erſchaffenen Dinge mitgetheilt werden, konnten, ihrer weſentlichen Ewigkeit wegen, nirgends auſſer dem unerſchaffenen Verſtande vorhanden ſeyn. — Und doch waren ſie in den vernünftigen Seelen der Menſchen vorhanden, deren eigentliches Erkenntniß (die Vernunftwahrheiten) lauter nothwendige, unveränderliche und ewige Wahrheiten betrift. Das Subject der vernünftigen Seelen, die Subſtanz derſelben, konnte alſo von dem Subjecte des göttlichen Geiſtes, der Subſtanz der Gottheit, ſo wenig verſchieden ſeyn, als ſein Verſtand von dem göttlichen; es mußte unerſchaffen, es mußte ein Ausfluß der Gottheit ſeyn. In dieſer Eigenſchaft erkannten und beſchauten die vernünftigen

Seelen

Seelen vor ihrer Verbindung mit dem Körper (in ihrem Dämonenzustande, und folglich während ihrer Präexistenz) das ewige Wahre, Schöne und Gute, das in ihnen, und in ihrer Quelle, der Gottheit selbst, lag, aber nach ihrer Einkerkerung in dem Körper durch die Beschaffenheit ihrer materiellen Hülle, sich aus ihrem Gesichte verlohr, und Irrthümer und Leidenschaften, den Wirkungen der Sinnlichkeit, Platz geben mußte. Nichtsdestoweniger konnten die vernünftigen Seelen auch selbst in diesem Zustande ihrer Erniedrigung keineswegs ihre ursprüngliche Natur verlieren. Das Denken und Beschauen der, in den wesentlichen Formen der Materie selbst, enthaltenen Nachbilder weckte in ihnen die angebohrnen göttlichen Ideen wieder auf; und das Abziehen von der Materie, das Bekämpfen der Sinnlichkeit, die Beherrschung der Leidenschaften sicherte ihnen den Genuß ihrer vorigen Glückseeligkeit wieder zu, die dann nach der Trennung der Seele von dem Körper wieder in ihrem ganzen Umfange angieng.

Aus dieser Erklärung, die, mir wenigstens, in der ganzen Platonischen Seelentheorie alle Dunkelheiten und Widersprüche, die nicht offenbar blos im Ausdrucke liegen, aufzuhellen und zu heben scheint, glaube ich mit ziemlicher Zuversicht schliessen zu dürfen: daß, Erstens, in jener ganzen Theorie nichts was einem Mythos auch nur von weitem ähnlich sieht, vorkomme; Zweytens, daß die vernünftige Seele beym Plato, von der vernünf-

tigen

tigen Seele beym Ariſtoteles nur in Rückſicht auf den Urſprung, keineswegs aber auf die weſentliche Natur ihrer Begriffe, die Beſchaffenheit ihres Erkenntnißvermögens, verſchieden ſey. *) Die reine Intelligenz, ſo wie ſie von den beyden Philoſophen, und nach ihnen von allen Spiritualiſten gedacht wurde, und meiner oben gelieferten Deduction zufolge gedacht werden mußte, war ein eigenes, beſonderes, vollſtändiges, über die Sinnlichkeit (den äuſſern Sinn) erhabenes Erkenntnißvermögen, — das Vermögen die Form der Dinge an ſich ſelbſt, nicht nur zu denken, ſondern auch anzuſchauen.

Von den weitern Schickſalen dieſes Begriffes, der, bis auf die Zeiten des Descartes, bey allen den unzähligen Modifikationen, die er durchlaufen mußte, gleichwohl keine einzige neue weſentliche Beſtimmung erhielt, habe ich nur ſehr wenig, deſtomehr aber von ſeinem Einfluße auf Religion und Moral, der ein halbes Jahrtauſend nach dem Plato ſo allgemein und ſo entſcheidend geworden iſt, in meinem nächſten Briefe zu ſagen.

R.

---

*) Sogar die Meynung des Plato, daß die Denkkraft, oder die vernünftige Seele, zu ihrer Beſtrafung in den Körper eingeſchloſſen worden wäre, wurde vom Ariſtoteles beybehalten. Cic. Fragm. edit. Ernest. S. 1097.

Inhalt
des dritten Vierteljahres.

Julius.

I. Beſchluß der Briefe des Abate Fortis an den Grafen Thomas von Baſſegli. S. 3.
II. Beſchluß der Abhandlung des Abbés Clavigero über die Thiere der neuen Welt, gegen die Herren von Büffon und von Pauw. — 30.
III. Ein Traum, geträumt im Merzen ſiebenundachtzig des achtzehnten Jahrhunderts. — 43.
IV. Gedichte. — 53.
V. Briefe über die Kantiſche Philoſophie. — 67.

Auguſt.

I. Leopoldine, ein Gegenſtück zum Merij. Drittes Buch. S. 89.
II. Eine Luſtreiſe in die Unterwelt. — 108.
III. Briefe über die Kantiſche Philoſophie. — 142.

IV. Prolog, gesprochen bey einer gesellschaftlichen Vorstellung in Ettersburg, den 11. August 1787. S. 166.

V. Rousseaus Lehre von den Wundern. — 169.

VI. Ueber die Thierarzeney und Herrn Kersting, ehemaligen Lehrer derselben in Hannover. — 175.

September.

I. Ueber das Denken der Materie. S. 185.

II. Etwas von Naturgesetzen. — 197.

III. Olivier Mac-Allesters sonderbare Nachrichten von dem was im Jahr 1758. in Frankreich mit ihm vorgegangen. — 203.

IV. Achter Brief über die Kantische Philosophie. 247.

Druckfehler.

Seite 220. Z. 11. statt 1785. lies 1758.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1787.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

October 1787.

I.

Die Luſtreiſe in Elyſium.

(fortgeſetzt von S. 141. des Auguſtmonats.)

Xenophon hatte zufälliger Weiſe hinter dem Gebüſche, wo er ruhete, unſerer Unterredung zugehört. Er geſtand es uns ſelbſt, und überhob uns dadurch der Mühe, ihm den Gegenſtand unſers Streites vorzutragen. Wir glauben, ſagte ich, daß uns niemand beſſer auseinander ſetzen könne als der Verfaſſer des Hieron und der Cyropädie.

Xenophon. Und ich denke nicht daß es ſehr ſchwer ſeyn werde euch zu vergleichen, oder ich müßte nur eure Meynungen nicht verſtanden haben.

Menip. Ich dächte, meine Meynung wäre von der ſeinigen (auf mich deutend) gerade ſo weit entfernt als Recht von willkührlicher Gewalt, das iſt, ungefähr ſo weit als der Himmel von der Erde, wie man zu ſagen pflegt.

Xenoph. zum Menip. Du behauptest, das Recht der Könige, oder der Obrigkeit überhaupt, gründe sich auf einen Vertrag zwischen dem gehorchenden und dem befehlenden Theile des Gemeinwesens?

Menip. Das behaupte ich! der Vertrag mag nun ausdrücklich mit allen zu einer öffentlichen Handlung gehörigen Formalitäten und Feyerlichkeiten errichtet, oder stillschweigend eingegangen worden seyn, ein Vertrag muß immer vorausgesetzt werden, als die einzige mögliche Bedingung, unter welcher vernünftige und freygebohrne Wesen, wie die Menschen sind, einem ihres gleichen mit Recht unterworfen seyn können.

Xenoph. zu mir. Und du behauptest ein natürliches Recht des Stärkern, den Schwächern zu regieren, und gründest darauf das Recht der Obrigkeit?

Ich. Ich behaupte, die Nothwendigkeit sey die Quelle des Naturgesetzes, und das Naturgesetz die Quelle des Rechts. Die Menschen können ohne Regierung nicht bestehen. Die Natur ließ es also nicht auf ihre Willkühr, oder einen Vertrag der nur soviel gilt als man ihn gelten lassen will, nicht auf Zufall, oder launisches Spiel der Leidenschaften, oder das wankelmüthige Urtheil der Menschen, das fast immer von jenem abhängt, ankommen, ob und wie sie regiert seyn wollten: sie machte Anstalten, vermöge deren sie regiert werden, sie mögen wollen oder nicht. Der Stärkere regiert immer den Schwächern. Die ganze

Ge-

Claudio.

Ungetreu?

Don Juan.

Das Wort iſt noch zu gut, ihren ſchändlichen Character zu mahlen; denkt auf einen noch ſchlimmern Titel für ſie, und ich will zeigen, daß ſie ihn verdient. Wundert euch nicht, bis ihr beſſere Beweiſe habt; kommt nur heute Nachts mit mir, und ihr ſollt ſehen, daß einer in ihr Kammerfenſter ſteigt, ſogar in der Nacht vor ihrem Hochzeit-Tag; wenn ihr ſie liebt, ſo heurathet ſie des Morgens drauf; aber für eure Ehre wär' es beſſer, ihr ändertet eure Gedanken.

Claudio.

Iſt das möglich?

Pedro.

Ich kan es nicht glauben . .

Don Juan.

Ihr ſollt es niemand als euern Augen glauben. Wenn ihr mit mir kommen wollt, ſo will ich euch genug zeigen; wenn ihr mehr geſehen und mehr gehört habt, ſo thut hernach was euch beliebt.

Claudio.

Wenn ich dieſe Nacht das geringſte ſehe, weßwegen ich ſie morgen nicht heurathen könnte, ſo will ich ſie unmittelbar

Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts beſtätiget dieſen Satz, und ein paar allenfalſige Ausnahmen beweiſen nichts gegen die Regel. Das Recht des Stärkern wird auf dem ganzen Erdboden anerkannt. Wenn nach einem langen und blutigen Kriege Friede gemacht wird, ſo iſt es immer der Stärkere, der die Bedingungen vorſchreibt; und dieſe Bedingungen werden von den ſchwächern nur ſo lange gehalten als ſie die ſchwächern ſind. In den älteſten Zeiten der Welt kannte man kein anderes Völkerrecht, und die erſten großen Monarchien wurden, ſo wie alle folgenden, bloß dadurch groß, weil ſie, den Raubfiſchen gleich, viele kleinere verſchlangen. Und warum wurden in den kleinen griechiſchen Staaten die Könige, die anfangs bloß Heerführer und Häupter anſehnlicher Stämme waren, nach und nach abgeſchaft, als weil ihnen eine kleine Anzahl mächtiger Familien über den Kopf gewachſen waren? Dieſe überwiegende Macht der letztern verwandelte die Monarchien in ariſtokratiſche Republiken: das gemeine Volk, des Gehorſams gewohnt, ließ ſich anfangs nicht einfallen, den mächtigſten und reichſten aus ihrem Mittel, ſo lange ſie zuſammenhielten, das Recht der Regierung ſtreitig zu machen. Aber nach und nach zerfielen die Ariſtokraten unter einander; ſie wurden durch ihre Uneinigkeit unvermerkt die Schwächern; das Volk fieng an ſeine eigne Stärke zu fühlen; es machte eine Foderung nach der andern, nahm ſich endlich mit Gewalt was man ihm nicht gutwillig gab

ten wollte, und die Ariſtokratie verwandelte ſich in Demokratie. Dieſe letztere gränzt ſo nahe an Anarchie, daß ſie nothwendig von Zeit zu Zeit in einen Zuſtand verfallen muß, wo es einem beliebten, liſtigen und unternehmenden Menſchen gelingen kann, ſich einen mächtigen Anfang, und vermittelſt deſſelben die Alleinherrſchaft zu verſchaffen. So entſtanden die kleinen Tyrannen, wie ihr Griechen es nanntet, von denen einige eurer Republiken bald wohl bald übel regiert wurden. Auch die großen aber kurzdauernden Monarchien Alexanders und Antiochus des Großen hatten keinen andern Urſprung als überwiegende Gewalt: und die Römer wurden, vermöge eben dieſer Uebermacht, die Herren und Unterdrücker der Welt, ſobald es durch die Waffen entſchieden war, daß ihnen weder Karthago, noch Pyrrhus, noch Antiochus, noch Mithridates die Oberherrſchaft ſtreitig machen konnten. Kurz es iſt die unläugbarſte aller Thatſachen, daß alle Republiken und Monarchien, die jemals in der Welt geweſen ſind, ihr Daſeyn der überwiegenden Stärke derer, die ſie errichteten, zu danken hatten, und es bleibt alſo dabey und wird, ſo lange es Menſchen giebt, dabey bleiben:

befiehlt wer kann, gehorcht wer muß.

Xenoph. Ihr habt euch beyde ſo deutlich erklärt, daß ich eure Meynung vollkommen gefaßt zu haben glaube; und ich finde mich dadurch in dem was ich vorhin ſagte beſtätiget. Sobald ihr euch nur ſelbſt recht

recht verſtehet, werden wir, denke ich, alle drey über dieſe Sache Einer Meynung ſeyn.

Men. Das ſoll mich wundern!

Xen. Wir ſind wenigſtens über einen Punkt ſchon einverſtanden, nehmlich, daß die Menſchen, ohne bürgerliche Verfaſſung und Regierung nicht beſtehen können; man müßte denn annehmen wollen, daß die Natur die einzige Gattung von Weſen, die einer unabſehbaren Vervollkommnung fähig iſt, dazu beſtimmt habe, ewig in einem Zuſtande thieriſcher Wildheit, roher Sinnlichkeit, und eines ewigen Krieges unter ſich ſelbſt und mit der ganzen Natur zu beharren. Denn dies iſt der natürliche und nothwendige Zuſtand aller Menſchenſtämme, die ohne bürgerliche Regierung leben.

Men. Zum Beweiſe, daß ich nicht ſchicaniren will, ſoll dies von meiner Seite, unpräjudicierlich, zugeſtanden ſeyn.

Xenoph. Wenn es wahr iſt, ſo wollen wir unbeſorgt ſeyn, was daraus folgen mag. Wahrheit kann nichts als Wahrheit gebähren, und iſt nie mit ſich ſelbſt im Widerſpruch. Wir ſtimmen alſo darin überein, daß es den Menſchen um ihres eigenen Beſten willen nöthig iſt, in bürgerlicher Verfaſſung zu leben und regiert zu werden. Aber auch darin, werden wir, denke ich, übereinſtimmen, daß unter allen Thieren, die nicht von Natur ganz wild und unbezähmbar ſind, keines ungeneigter iſt ſich regieren zu laſſen, als

der Menſch. Sogar die natürliche Herrſchaft über ihre Kinder iſt ein Joch, wogegen ſich die letztern von Jugend auf ſträuben, und dem ſie ſich, da ſie es nicht ganz abſchütteln können, doch auf alle mögliche Weiſe zu entziehen ſuchen. Bey dieſem angebohrnen Triebe zur Unabhängigkeit und willkührlichen Selbſtbeſtimmung, bey dieſem inſtinktmäßigen Haß gegen alles was unſrer Freyheit Schranken ſetzt, was ſollte da wohl die Menſchen dahin bringen können, ſich regieren zu laſſen — wenn es nicht eine Nothwendigkeit wäre, der ſie ſich nicht entziehen können?

Men. Ich ſehe, wo du mich an dieſem Faden hinführen willſt: aber es giebt allerdings, auſſer der Nothwendigkeit, noch Etwas das die Menſchen bewegen kann ſich willig regieren zu laſſen; und dieſes Etwas — iſt ihre Vernunft.

Xen. Sehr wohl! Aber du vergiſſeſt doch nicht, Menippus, daß alle Menſchen als Kinder gebohren werden, deren Vernunft ſich nur langſam durch Erziehung entwickelt, und nur ſpät durch Erfahrung zur Reife gelangt? Unmöglich kann es die Vernunft ſeyn, was die Kinder ihren Eltern unterwürfig macht — und eben dies iſt und war von jeher auch der Fall bey allen noch unpolizirten Stämmen, Horden, und kleinen Völkerſchaften, aus denen ſich die größern Völker und die bürgerlichen Verfaſſungen nach und nach gebildet haben. Ein rohes Volk iſt ein Haufen großer Kinder,

eben

eben ſo raſch und heftig in ſeinen Trieben und Leidenſchaften, und beynahe eben ſo unerfahren als dieſe, aber deſto unbändiger, da ſie mehr Kräfte haben und ſich ihrer beſſer zu bedienen wiſſen.

Men. Auch die Vernunft würkt anfangs bloß als Inſtinct in dem Menſchen, ohne darum weniger Vernunft zu ſeyn. Es iſt eine Blume in der Knoſpe. Eltern, welche die Liebe und das Zutrauen ihrer Kinder zu gewinnen wiſſen, werden ſie immer ſichrer und beſſer regieren, als diejenige die ihr häusliches Regiment auf bloße Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Xenoph. Eine ſehr wahre Bemerkung, woraus wir aber nicht mehr folgern wollen, als würklich aus ihr folgt. Die Regierung der Eltern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen, unterſtüzt, erleichtert, befeſtigt: aber dieſe Empfindungen können nicht das Fundament derſelben ſeyn, oder ſie würde auf einem ſehr ſchwachen und ſchwankenden Grunde ruhen. Wir müſſen die menſchliche Natur nicht ſchlimmer, aber auch nicht beſſer vorausſetzen als ſie würklich iſt. Jene ſanften und ſchönen Bande des Herzens ſind zu zart, um nicht von der thieriſchen Sinnlichkeit eines Geſchöpfes, das immer nur im gegenwärtigen Augenblik lebt und von jeder Begierde unwiderſtehlich hingeriſſen wird, alle Augenblicke zerriſſen zu werden. Zugeſtanden, daß dieſe Bande mit zunehmender Vernunft der Kinder immer mehr Stärcke erhalten, ſo iſt

doch unläugbar, daß sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht ſtark genug ſind; kurz, lieber Meniph, die Regierung der Eltern gründet ſich augenſcheinlich nicht auf einen zwiſchen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch ſtillſchweigenden Vertrag, ſondern auf die Nothwendigkeit regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieſer Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Eltern erweckt und unterhalten wird. Und gerade dies iſt auch der Fall bey Völkerſchaften, die, ihrer rohen Unwiſſenheit und Unbändigkeit wegen, durch Nothwendigkeit und Zwang gewöhnt werden müſſen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müſſen regiert werden, weil ſie ſich ſelbſt nicht regieren können; und müſſen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen ſo beliebt, ſondern weil ſie, gern oder ungern, gehorchen müſſen.

Men. Dein Gleichnis paßt nicht ganz, denke ich; Ich will nicht auf den Umſtand drücken, daß die Ungleichheit zwiſchen Kindern und Eltern gröſſer und augenſcheinlicher iſt als zwiſchen einem Volcke und ſeinen Regenten. Du würdeſt mir entgegen halten, daß die Rede jezt von den älteſten Völkern und ihren Regenten ſey, deren perſönliche Vorzüge ſehr in die Augen fallend ſeyn mußten. Aber ich ſehe hier noch einen ſehr bedeutenden Unterſchied. Die väterliche Gewalt und Regierung erſtreckt ſich nur über die Jahre der Unmündigkeit, und hört auf ſobald die Kinder für ſich ſelbſt ſorgen

gen können: aber die Gewalthaber über die groſſen Kinder wollen nichts davon wiſſen, daß ihre Vollmacht mit der Epoke der Unmündigkeit derſelben ihre Endſchaft erreicht hat; und wie wiederſinniſch es auch iſt, daß eine durch Künſte gebildete, durch Wiſſenſchaften aufgeklärte, durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte verſtändigte Nation ſich in ihrem männlichen Alter noch eben ſo behandeln laſſen ſoll wie in ihrem kindiſchen: ſo ſehen wir doch daß die beſagten Gewalthaber ſich an dieſe Ungereimtheit nicht kehren, ſondern im Gegentheil das Joch nur deſto ſchwehrer machen, je mehr ſie Urſache haben den Unterjochten Vernunft und Stärke genug zuzutrauen, es abzuſchütteln.

Xenophon. Was an dieſer Bemerkung richtig iſt, ſtreitet nicht gegen mich. Allerdings iſt es ungereimt, ein gebildetes und aufgeklärtes Volk ſo zu behandeln als ob es noch in ſeinen Kinderjahren wäre. Aber was nennen wir ein aufgeklärtes Volk? Der gröſte Hauſſe wird dieſen Namen nie verdienen. Die Erfahrung aller Zeiten über den Geiſt und Charakter des Volkes ſowohl in monarchiſchen als populären Staaten, und in dieſen leztern vornehmlich, beweiſet unwiderſprechlich, daß der große Hauſſe immer unmündig bleibt, und immer nöthig hat, daß andere für ihn denken und ſein Intereſſe wahrnehmen. Es bleibt alſo wahr, und durch die allgemeine Geſchichte beſtätigt, daß ein ganzes Volk nie zu einem

so hohen Grade von Vernunft und Weisheit gelangt, daß es lediglich seinem eigenen Urtheil überlassen werden könnte, ob und wie es regiert werden wolle. Immerwährende Verwirrung, Anarchie, und Rückfall in die Wildheit der ältesten Zeiten würde die unausbleibliche Folge einer solchen Emancipation desselben seyn. Es muß also in jeder bürgerlichen Verfassung eine Macht seyn, die sich nicht auf Vertrag, oder willkührliches Gutbefinden des Volkes, sondern auf das große Gesetz der Nothwendigkeit gründet. Da die Menschen ohne bürgerliches Regiment das nicht seyn noch werden können wozu die Natur sie bestimmt hat: so ist es nothwendig, daß sie einer Obrigkeit gehorchen; und weil der Gehorsam gegen diese Obrigkeit, ohne Auflösung der bürgerlichen Verfassung, nicht in ihr Belieben gestellt werden kann: so ist es nothwendig, daß er aus dem Gefühl der obrigkeitlichen Uebermacht und aus Furcht vor den unangenehmen Folgen der Widerspenstigkeit entspringe. Und so möchte denn wohl der Saz dieses Fremdlings, „befiehlt wer kann, gehorcht wer muß," in der Natur der Dinge selbst gegründet, und eben dies die Ursache seyn, warum er durch die allgemeine Erfahrung auf dem ganzen Erdboden bestätiget wird.

Men. Desto schlimmer, wenn es so ist! Das Recht des Stärkern, und mit ihm ein ewiger Krieg der Stärkern mit den Schwächern, wäre also Ordnung und Absicht der Natur selbst?

Xen. Dieſer ewige Krieg iſt nichts weniger als eine Folge der Nothwendigkeit, daß der Stärkere regiere und der Schwächere gehorche. Sobald eine Macht für die ſtärkere anerkannt wird (und wie könnte ſie ohne dieſes die ſtärkere ſeyn?) ſo folgt vielmehr Friede daraus, oder der Schwächere müßte auch am Verſtande ſo ſchwach ſeyn, daß er das Unmögliche für möglich hielte.

Men. Das Recht der Wölfe über die Schafe wäre alſo feſtgeſezt. Aber wie es auf das Menſchengeſchlecht paſſen könne, das doch vor bloßem Vieh etwas nicht ganz unbeträchtliches, Vernunft genannt, voraus zu haben ſcheint, dies, ich geſtehe es, will mir noch nicht recht klar werden.

Xenoph. Da möchte denn doch wohl die Schuld nur an dir ſelbſt liegen, guter Menippus. Das natürliche Recht der Wölfe an die Schafe, wenn du es ſo nennen willſt, iſt ein Recht ſie zu freſſen; das Recht des Stärkern, wenn von Menſchen die Rede iſt, kann, eben darum weil es ein Verhältnis von Menſchen zu Menſchen, nicht von Wölfen zu Schafen, iſt, keinen andern Gegenſtand haben, als den Schwächern zu führen und zu beſchützen, falls ſich beyde noch in dem Stande natürlicher Freyheit und Geſellſchaft befinden. Iſt dieſe aber, auf welche Weiſe es nun geſchehen ſeyn mag, in bürgerliche Geſellſchaft übergegangen, die, vermöge ihrer Natur, auf eine höchſte Gewalt, die von alle-

Gliedern der Geſellſchaft anerkannt und gefürchtet werden muß, gegründet iſt: ſo iſt es abermals Natur der Sache, daß der lezte Zwek der Geſellſchaft, nehmlich das Wohl des Ganzen, oder, deutlicher zu reden, die Erhaltung ſeiner innerlichen und äuſſerlichen Sicherheit, die Anwendung und die Grenzen dieſer höchſten Gewalt beſtimmt. Ueberhaupt, lieber Menippus, müſſen wir, bey Erörterung dieſer ganzen Sache, nicht aus den Augen verlieren, daß der Menſch, ſo wie er das Tageslicht erblickt, Rechte mitbringt, die von der Willkühr anderer Menſchen unabhängig ſind, und deren ihn keine Gewalt berauben darf, wenn er ſich ihrer nicht durch ſeine eigene Handlungen verluſtig macht. Macht, Stärke oder Kraft, (welches hier, da wir jezt in allgemeinen Begriffen ſchweben, einerley iſt) und Recht ſind keine unverträgliche oder einander aufhebende Dinge; im Gegentheil, das Recht iſt das was die Macht beſtimmt, und ihr die gehörige Richtung giebt. Es giebt Fälle, wo ein Menſch um ſeiner eigenen Sicherheit willen genöthiget iſt, einen andern Menſchen, wenn er kann, zu ſeinem Sclaven zu machen; und eben dieſer Fall kann, unter beſondern Umſtänden und Einſchränkungen, zwiſchen zwey Stämmen oder Völkern eintreten: aber auſſer dieſen beſondern Fällen, kann kein Menſch den Andern, kein Volk das Andere zu ſeinem Sclaven zu machen berechtigt ſeyn. Geſezt alſo, ein Tyrann miſsbrauche, unter welchem ehrwürdigen Nahmen es auch ſeyn mag, ſeine Gewalt zur Unterdrückung

bar vor der Trauung vor der ganzen Verſammlung beſchämen.

Pedro.

Und ſo wie ich mich für dich um ſie beworben habe, ſo will ich mich mit dir vereinigen, ſie zu beſtrafen.

Don Juan.

Ich will nichts weiter von ihr ſagen, bis ihr meine Zeugen ſeyd; tragt es mit kaltem Blut nur bis dieſe Nacht, und laßt hernach die Sache ſelbſt reden.

Pedro.

O unglücklicher Hochzeit-Tag!

Claudio.

O! unbegreifliche, unſelige Cataſtrophe!

Don Juan.

O! glüklich und zu rechter Zeit noch verhütetes Unglük! So werdet ihr ſagen, wenn ihr geſehen habt was erfolgen wird.

(Sie gehen ab.)

drückung ſeiner Unterthanen, anſtatt ſie zu Beförderung ihrer Wohlfahrt anzuwenden: ſo iſt dieſe Anwendung ſeiner Gewalt, vermöge der Natur der Sache, unrechtmäßig, und die Unterdrückten ſind berechtigt ſich ſelbſt zu helfen, ſobald ſie können, d. i. ſobald ſie die Stärkern ſind.

Men. Ich ſehe nicht allzudeutlich, wie dieſes Recht, das du dem Volke gegen den Gewalthaber zugeſteheſt, mit den Begriffen von Unmündigkeit und Unvermögen ſich ſelbſt zu berathen, auf welche du noch kürzlich die Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Uebermacht gegründet haſt, verträglich ſeyn kann?

Xen. So wollen wir verſuchen, es uns deutlicher zu machen. Wir haben als einen aus der menſchlichen Natur und der allgemeinen Erfahrung erweislichen Satz angenommen: daß die Menſchen, um glücklicher als im Stande natürlicher Wildheit zu ſeyn, unter bürgerlicher Verfaſſung und alſo unter obrigkeitlicher Gewalt leben, d. i. mit Einem Worte, daß ſie regiert werden müſſen. Da ſie ſich hierin mit den unmündigen Kindern in einerley Falle befinden, ſo haben wir einem jeden Volke in ſo ferne eine Art von Unmündigkeit zugeſchrieben. In der That liegt der Grund, warum es einem Volke ſo ſchlechterdings nöthig iſt regiert zu werden, bloß in dieſer Aehnlichkeit zwiſchen den großen und kleinen Kindern. Beyde haben einen natürlichen Hang zur Geſelligkeit, zu gemeinſchaftlichen

Unter-

Unternehmungen und Spielen: aber der häufige Zuſammenſtoß ihrer Foderungen, und die wenige Gewalt ſo ſie über ihre leicht entzündbaren Leidenſchaften haben, veranlaßt alle Augenblicke Streit und Gewaltthätigkeiten unter ihnen, die bey den großen Kindern alle Bande von Geſellſchaft zerreiſſen würden. Es muß alſo, um dieſes Uebel zu verhüten, eine überwiegende Macht vorhanden ſeyn, die jene Bande zuſammenhält. Allein dieſe Macht darf, (wie keine Kraft in der Natur) nie willkührlich — ſondern ſoll und muß nach Geſetzen würken, die in der Natur des Menſchen und in dem Endzwecke der bürgerlichen Geſellſchaft nothwendig gegründet ſind. Dieſe Geſetze mögen geſchrieben oder ungeſchrieben, deutlich erkannt oder nur verwotren geahndet ſeyn, genug ſie ſind da, ſie liegen in der Natur der Sache, ſie ſind Ausſprüche der allgemeinen Vernunft, und müſſen befolgt werden, oder der Endzweck der bürgerlichen Verfaſſung wird vereitelt. Eine dieſen Geſetzen zuwiderlaufende Regierung iſt Misbrauch der höchſten Gewalt, oder Tyranney; und da das Elend der Unterthanen eine unausbleibliche Folge davon iſt, ſo haben die letztern nichts als ihr Gefühl vonnöthen, um zu wiſſen, ob ſie wohl oder übel regiert werden. Iſt das Uebel zu groß um länger ertragen zu werden, ſo wird auch dieſes Gefühl allgemein, und erweckt endlich, wenn die Mishandlungen fortdauern, ein Anderes, das lange durch Furcht und Gewohnheit zu gehorchen eingeſchläfert lag, nämlich das Gefühl eigener phyſiſcher

und

und moraliſcher Kräfte, und dieſes bricht natürlicher Weiſe in Verſuche aus, ſich derſelben zu ſeiner Rettung zu bedienen. Ein Volk kann ſich nicht ſelbſt regieren: aber es kann ſeine Arme zu ſeiner Selbſtvertheidigung gebrauchen; und wiewohl die wenigſten weiſe genug ſind, ihr Privatintereſſe dem gemeinen Beſten aufzuopfern: ſo giebt es doch Fälle, wo wenigſtens die Verzweiflung Alles wagt, um ein gemeinverderbliches Uebel abzutreiben.

Men. Und was wird dann aus dem leidenden Gehorſam, der doch, wenn die Stärke ein Recht zu herrſchen giebt, auf Seiten der Unterthanen eine nothwendige Folge ihrer Schuldigkeit iſt, der überwiegenden Gewalt unterthan zu ſeyn?

Xen. Die Natur, oder, was auf Eines hinauslauft, die Nothwendigkeit, hat den Menſchen vieles zu leiden auferlegt. Empörung gegen unvermeidliche Uebel wäre Tollheit; und ein geringeres Uebel zu leiden um eines größeren überhoben zu ſeyn, oder eines nur mit dieſem Uebel erkäuflichen Guten theilhaftig zu werden, iſt was ſich die Menſchen immer haben gefallen laſſen. In ſo ferne iſt leidender Gehorſam oft, und nur allzu oft, unvermeidliches Loos der Menſchheit, und nothwendige Bedingung des bürgerlichen Lebens. Aber zu einem Gehorſam, der immer bereit wäre, alles, auch das unerträglichſte zu leiden, ungeachtet es nur auf uns ankäme es nicht zu leiden — d. i. zu einem Gehor-

ſam, der die Menſchen zu etwas weniger als Vieh, zu bloßen Maſchinen, herabwürdigte, dazu kann uns nichts verpflichten. Uebrigens, lieber Menippus, wollen wir herrſchen und regieren nie für gleichbedeutende Wörter gelten laſſen. Die Natur hat die Menſchen nicht zu Sclaven in die Welt geſezt: ſie müſſen regiert, nicht beherrſcht werden; und wiewohl ſich, vermöge des Zuſammenhangs der menſchlichen Dinge, der nicht ganz von uns abhängt, Fälle zutragen, wo bloß die Stärke das Recht zu regieren giebt: ſo kann ſie doch niemals ein Recht geben gegen die Naturgeſetze der Menſchheit und die darauf gegründeten Grundgeſetze aller bürgerlichen Geſellſchaft zu regieren, d. i. willkührlich und tyranniſch zu herrſchen.

Men. Wir ſind alſo, wie ich ſehe, bloß in der Art wie wir uns ausdrücken, verſchieden. Die Gewalthaber ſind, wie du ſelbſt behaupteſt, verbunden nach Geſetzen zu regieren, und die Unterthanen berechtigt das Joch abzuſchütteln, wenn ſie es unerträglich finden. Das Verhältnis zwiſchen dem Regierer und den Regenten beruhet alſo auf gegenſeitigen Rechten und Pflichten, deren Beobachtung von beyden Seiten die Bedingungen deſſelben ſind — Nennen wir dies Vertrag oder nicht, der Nahme thut nichts zur Sache; aber die Sache iſt gerade ſo, als ob der Vertrag dabey zum Grunde läge: „wir wollen dir gehorchen, wenn du uns „wohl regiereſt; aber ſobald du deine Schuldigkeit ge-

„gen

„gen uns nicht erfüllen willſt, ſind auch wir von der „unſrigen gegen dich entbunden.“

Xen. Sagte ich nicht, daß wir am Ende alle drey Einer Meynung ſeyn würden, ſobald wir uns nur recht verſtanden hätten? — Aber, wie ich ſehe, Freund Menippus, ſteht dein geſellſchaftlicher Vertrag noch immer zwiſchen uns, und ich bin dir, mit allem was ich geſagt habe, noch immer unverſtändlich geblieben. Die bürgerliche Ordnung unter den Menſchen auf den Begriff eines Vertrages zu gründen iſt hauptſächlich darum unſchicklich, weil ein Vertrag vorausſezt, daß es von dem Belieben der Partheyen abhängt, ob und wie ſie ſich vertragen wollen. Dies iſt aber, wenigſtens nach meinem Begriffe, bey der bürgerlichen Ordnung keinesweges der Fall. Dieſe betrachte ich als ein Geſetz der Natur, als eine in der Beſchaffenheit des Menſchen gegründete nothwendige Bedingung ſeiner möglichſten Entwiklung und Ausbildung, als worauf die Natur alles bey ihm angelegt hat. Wenn es Menſchen-Raſſen geben ſollte, denen es an dieſer Anlage zur Vervollkommnung gänzlich oder in einem ſehr hohen Grade fehlte, ſo gehörten ſie nicht zu den Menſchen von denen hier die Rede iſt; ſie machten vielmehr eine Mittelgattung zwiſchen Menſchen und Affen aus, die durch den Mangel der Triebfedern der Vervollkommnung genöthigt wären, ſich ewig in dem engen Kreiſe des

thierischen Lebens herumzudrehen *). Die edlern Menschenrassen hingegen haben sich alle, — früher oder später, mehr oder weniger, je nachdem ihnen die äussern Umstände beförderlich oder nachtheilig waren, — aus dem Stande der wilden Natur herausgearbeitet, und in bürgerliche Gesellschaften zu Befestigung und Erhöhung eines gemeinschaftlichen Wohlstandes vereiniget. Natur und äussere Nothwendigkeit würkten hiebey zusammen auf Einen Zwek; und wiewohl es ungereimt wäre zu sagen, die Menschen hätten sich dabey bloß leidentlich verhalten: so läßt sich doch eben so wenig behaupten, daß sie bey Errichtung der ersten bürgerlichen Gesellschaften als Künstler zu Werke gegangen, und sich, nach vorgängiger gemeinsamer und freyer Berathschlagung, einhellig diejenige Staatsverfassung und Regierung gegeben hätten, die sie zu Erzielung des möglichsten Wohlstandes des gemeinen Wesens für die beste erkannt hätten. Die Geschichte widerspricht dieser Hypothese geradezu, und muß ihr widersprechen, weil sie dem Gang der Natur in Entwiklung des Menschen,

*) Ob es würklich solche Halb-Menschen (die Rede ist nicht von einzelnen zufälligerweise verunglükten, sondern von ganzen Stämmen, denen dieser Mangel natürlich wäre) auf dem Erdboden gebe? Ob vielleicht die sogenannten Päscherähs auf dem Feuerlande, und die stumpfen Neu-Holländer solche Mitteldinge zwischen Thieren und Menschen sind, — scheint, aus Abgang hinlänglicher Beobachtungen und angestellter Versuche, noch immer unentschieden zu seyn.

ſchen, und alſo dem was vermöge der Natur möglich iſt, zuwider läuft.

Um dir dieſes ſo einleuchtend zu machen als es mir ſelbſt iſt, laß uns einen Blik in die ältern Zeiten der Welt werfen. Das erſte, was uns in die Augen fällt, iſt der große Unterſchied zwiſchen der Verfaſſung der Völker im nördlichen Theile Aſiens und in Europa, und derjenigen, welche die ſüdlichern Länder Aſiens bewohnen. In den leztern finden wir ſchon lange vor der Policierung unſers Griechenlandes große monarchiſche Staaten, wo die Willkühr des Regenten das höchſte Geſez iſt; wo er wie ein Gott verehrt, und wie ein böſer Dämon gefürchtet wird; wo er Herr und Eigenthümer des ganzen Staats iſt, und die Unterthanen ſich ohne Weigerung als ſeine Sclaven betrachten, über deren Güther, Vermögen, Leib und Leben er nach Belieben diſponiren kann; kurz, wo der Monarch Alles iſt, und das Volk gar keine bürgerliche Exiſtenz oder doch nur ſoviel hat, als nöthig iſt, damit der eingebildete Gott von ſeinem furchtbaren Throne nicht bloß auf Wüſten und wilde Thiere herab blizen müſſe, die ſeiner Herrſchaft bald ein Ende machen würden.

Men. Aber wie iſt es, um aller Götter willen, möglich, daß Menſchen, die ihrer Sinne mächtig waren, ſich jemals zu einer ſo unnatürlichen Verfaſſung bequemen konnten?

Xen. Nichts iſt begreiflicher; und der Grund davon iſt, weil nichts natürlicher war als eben dieſe unnatürliche Verfaſſung in ihren erſten Anfängen. Denn ſie erwuchs, beynahe eben ſo unmerklich als eine Pflanze aus ihrem Keime wächſt, aus der älteſten patriarchaliſchen Lebensart der Menſchen. Aus dem Vater einer Familie wurde endlich das Haupt eines Stammes, unter mehrern Stämmen überwältigte der mächtigſte nach und nach die ſchwächern, und das Haupt deſſelben wurde König. Während des Zeitlaufs, der zu dieſer Progreſſion erfodert wurde, bildete ſich unter dieſen Menſchen unvermerkt eine Art von bürgerlicher Regierung nach dem Model der natürlichen Familien-Monarchie, von welcher ſie ausgegangen war: der König wurde als der Vater der Völker, die er regierte, und dieſe als ſeine Kinder angeſehen. Jener regierte ſo unumſchränkt, wie ein Vater im Stande der natürlichen Geſellſchaft über ſeine Familie: dieſe lieſſen ſich eben ſo wenig einfallen mit ihrem Fürſten, als Kinder mit ihrem Vater, einen Vertrag zu errichten, und ihnen die Bedingungen, unter welchen ſie gehorchen wollten, vorzuſchreiben. Dieſe Verfaſſung konnte, ſo lange ſie ihrem Urſprung näher war, und unter allerley günſtigen Umſtänden, eine Zeitlang das Glück der Völker machen; und man findet, ſelbſt ſeitdem beynahe der ganze Orient unter dem Druck eines eiſernen Deſpotiſmus ſchmachtet, hier und da noch einige Ueberbleibſel und Spuren der urſprünglichen Humanität dieſer Va-

terregierung. Aber unglücklicher Weiſe fehlt ihr eine Triebfeder, die der natürlichen eigen und ſo unentbehrlich iſt, daß ihr Mangel ſogar leibliche Väter zu Tyrannen macht. Das natürliche Familienregiment gründet ſich zwar, (ſo wie ſein bürgerliches Nachbild) auf die Furcht der Kinder vor der väterlichen Gewalt: aber die Natur ſorgte dafür, dieſe leztere durch die Liebe zu mildern, die ſie dem Herzen der Eltern einpflanzte. Die Väter der Völker hingegen, denen dieſer wohlthätige Inſtinct fehlt, begnügen ſich gefürchtet zu werden, ohne das Verhaßte ihrer Gewalt durch Liebe, welche Gegenliebe gebiert, zu mildern. Knechtiſche Furcht, auf den blendenden Glanz eines unzugangbaren Thrones, auf Myriaden von Trabanten, auf zahlloſe Kriegsheere und das immer gezückte Schwert der Rache, kurz auf unwiderſtehliche Gewalt gegründet, iſt das einzige was dieſe Monarchien zuſammenhält, und die Sicherheit der Deſpoten und ihrer Satrapen ausmacht. Zuweilen ſendet wohl auch das Schikſal den Unglüklichen einen Befreyer, einen Cyrus zu, der die alten Feſſeln zerbricht, und ein neugeſtiftetes Reich mit Weisheit und wahrem Vaterſinne regiert; aber dieſer Fall ereignet ſich ſelten, und das Gute, das dadurch bewürkt wird, iſt meiſtens nur perſönlich und vorübergehend; denn die erſte Quelle des Uebels, die Verfaſſung, bleibt, und eine Reyhe blöder oder laſterhafter Nachfolger zerſtört in kurzem wieder, was der einzelne wohlthätige Regent gebauet hat.

Men. Aber wenn dieſe Verfaſſung der ſüdöſtlichen Völker Aſiens den Urſprung hat, den du ihr giebſt, wie kommt es daß die nördlichern Aſiaten, und die europäiſchen Völker davon frey geblieben ſind? Wenn jenen deſpotiſchen Monarchien das natürliche Familien-Regiment zum Grunde liegt, welches man allerdings, (wie es ſcheint) als den Keim aller bürgerlichen Regierung anſehen kann: ſo müſte ja der Deſpotismus über den ganzen Erdboden ausgebreitet ſeyn?

Xen. Wäre er eine nothwendige Folge der urſprünglichen Familien-Regierung, ſo würde dies allerdings der Fall geweſen ſeyn. Aber wenn ich vorhin der unnatürlichſten aller bürgerlichen Regierungsformen dieſen natürlichen Urſprung gab, ſo fiel mir gar nicht ein, die mitwürkenden Urſachen des Klima's, der daher entſpringenden Sinnesart und Lebensweiſe, nebſt andern zufälligen Umſtänden, auszuſchließen. Bloß dieſe äuſſerlichen Umſtände haben den groſſen Unterſchied bewürkt, den man zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Bewohnern der Erde wahrnimmt. Ein warmes, bis zur Ueppigkeit fruchtbares, und eine mäßige Arbeit hundertfaltig belohnendes Klima, lud die Menſchen ein dem herumirrenden Hirtenleben zu entſagen, und in feſten Wohnſitzen ſich anzupflanzen; eine Menge friedſamer Künſte, die Töchter des Ackerbaues und einer mildern Lebensart, entwöhnten ſie von den kriegeriſchen Sitten ihrer Voreltern. Unvermerkt, aber nur deſto

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in die Straſſe.)

Hundsloch und Spießruthe, treten mit einer Wache von alten Bürgern auf.

Hundsloch.

Seyd ihr gute Leute, und treu?

Spießruthe.

Ja, ſonſt hälfe nichts davor, ſie müßten die ewige Salvation leiden, an Leib und Seel.

Hundsloch.

Nein, das wäre noch eine zu gelinde Straſſe für ſie, wenn ſie die kleinſte Fidelität begiengen, da ſie zu des Prinzen Wache auserkohren ſind.

Spießruthe.

Gut, gebt ihnen ihre Omißion, Nachbar Hundsloch.

Hundsloch.

Für's erſte, wer meynt ihr, daß am unmeritirteſten wäre, Conſtabel zu ſeyn?

1. Wache.

Hugh Haberkuchen, Herr, oder Jörge Seckohl; denn ſie können beyde ſchreiben und leſen.

unwiderſtehlicher, würkte der Einfluß des Klima auf die Leibesbeſchaffenheit und Sinnesart. Wollüſtige Ruhe und ſinnlicher Lebensgenuß iſt das höchſte Gut der Einwohner des heiſſern Erdſtrichs, und dieſem Charakter des Volkes iſt die deſpotiſche Staatsverfaſſung ſo angemeſſen, daß, auſſer den rauhern Bewohnern der gebirgigen Provinzen, ſchwerlich irgend ein Volk im ſüdlichen Aſien, vom Euphrates bis zum Indus und bis an die Ufer des öſtlichen Weltmeers, nur des Gedankens fähig iſt, die deſpotiſche Regierungsform, (zumal da ſie nun bereits Jahrtauſende lang an ſie gewöhnt ſind) gegen irgend eine freye, populare oder ariſtokratiſche, zu vertauſchen. Eine ganz andere Bewandtniß hatte es natürlicher Weiſe mit den Stämmen oder Horden der nomadiſchen Völcker, die in dem ungeheuern Steppen und Wildniſſen des nördlichen Theils von Aſien und Europa mit ihren zahlreichen Heerden umherzogen, und, ſo wie ihnen dieſe unermeßlichen Strecken zu enge wurden, ſich gegen Mittag und Abend fortdrückten, und von Zeit zu Zeit die reichen mittägigen Provinzen wie verheerende Fluthen überſchwemmten. Dieſe Völker haben Jahrtauſende lang keine andere als freye Verfaſſungen gekennt: denn die häusliche oder patriarchaliſche Regierung iſt das Urbild aller bürgerlichen, der ariſtokratiſchen eben ſowohl als der monarchiſchen. So wie eine Familie ſich in mehrere Zweige ausbreitete, ſo wurden die Väter dieſer Zweige die natürlichen Räthe und Gehülfen des gemeinſchaftli-

lichen Anherrn des ganzen Stammes. Es wuchs in der Folge jeder Zweig wieder zu einem besondern Stamme, so verlohr sich öfters der Begrif eines gemeinschaftlichen Vaters oder Oberhauptes; jeder Stamm behauptete seine natürliche Unabhängigkeit von dem andern, ohne jedoch die Familienverbindung, die durch einerley Sprache und Sitten unterhalten wurde, gänzlich zu entsagen. Bey Gelegenheit gemeinschaftlicher Gefahren oder Unternehmungen machten die Häupter dieser kleinen Herden Eines Hauptstammes den allgemeinen Rath desselben aus; eine Art von unförmlicher natürlicher Aristokratie, die nichts von ihrem Ansehen verlohr, wenn auch besondere Umstände die Ernennung eines gemeinschaftlichen Anführers oder Königs nothwendig machten; denn dieser war im Grunde doch nur der Erste unter Seinesgleichen, wiewohl ihm der gesunde Menschenverstand seiner freywilligen Untergebenen in gewissen Fällen, wo das gemeine Beste es zu erfodern schien, selbst den unbedingtesten Gehorsam selten verweigerte. Wie gesagt, Jahrtausende lang ist dies die Verfassung aller Nomadischen, Skythischen und Celtischen Völkerschaften des nördlichen und abendländischen Theils unserer Erdkugel gewesen. Sie war ihrem unruhigen, herumirrenden Jäger- oder Hirtenleben, ihrer dem rauhern Klima gemäßen rohern Sinnesart, Stärke und Unbändigkeit, und dem unaufhörlichen Kriegsstande, worin bald die größern Horden, bald die kleinern Stämme an einander geriethen, einander drük-

ten,

ten, verdrängten, zu Boden warfen, auch wohl gänzlich aufrieben, die natürlichſte und angemeſſenſte. Aber dieſe Art von Freyheit grenzt zu nahe an gänzliche Verwilderung, als daß ſie der Zuſtand ſeyn könnte, worin die Menſchliche Gattung den Grad von Ausbildung, Vollkommenheit und Wohlſtand, worauf es die Natur bey ihr angelegt hat, erreichen könnte. Freyheit ohne eine weislich ausgedachte und künſtlich organiſirte bürgerliche Verfaſſung wächſt gar bald in Barbarey und Wildheit aus, und iſt in ihren Folgen wenig beſſer als die Sclaverey der deſpotiſchen Regierungsart. Beyde hemmen den Fortſchritt der Cultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menſchengeſchlechtes, und zwingen ganze Völker mit den glücklichſten Anlagen, Jahrtauſende auf ebendemſelben Puncte ſtehen zu bleiben. Der einzige Unterſchied zum Vortheil der Wildheit iſt: daß ſie die edlern Naturkräfte des Menſchen ungeſchwächt ſchlummern läßt, da ſie hingegen von der Sclaverey abgeſtumpft und gänzlich niederſchlagen werden. Ein Haufen roher Wilden kann unter günſtigen Umſtänden, ſich nach und nach zu einem Volke ausbilden, das mit großen körperlichen und moraliſchen Kräften zu dem was die Vollkommenheit der menſchlichen Natur ausmacht, empor ſtrebt: aus einer Nation hingegen, die ſeit vielen Generationen gewohnt iſt am Joche zu ziehen, und alle Laſten die auf ihren Rücken aufgehäuft werden mit ſtummer Geduld zu tragen, wird nichts beſſers; ſie müßte nur durch auſſerordentliche

Be-

Begebenheiten, ſo zu ſagen, erſt vernichtet und dann wieder neu geſchaffen werden; wovon mir kein Beyſpiel bekannt iſt. Alle Revolutionen, die ſich gewöhnlich mit ihnen zutragen, endigen ſich damit, daß ſie der Raub eines andern Herrn worden.

Men. In der That ſcheint es beynahe gleich unmöglich zu ſeyn daß ein wildes Volk ſich freywillig dem Zwange bürgerlicher Ordnung unterwerfe, als daß ein dienſtbares jemals Muth und Stärke genug bekomme ſeine Feſſeln zu zerbrechen.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

II.

Beſchluß des Artikels über Wunder

im teutſchen Merkur, April 1787. und fortgeſezt im Auguſt d. J.

Nach dem, was ich bisher über den Artikel von Wundern geſagt habe, glaube ich, zufolge langer und ſorgfältiger Unterſuchungen, folgende — dem Weſentlichen der Religion gewiß nicht nachtheilige, aber für Superſtition und Legendenglauben zerſtörende — Grundſäze, die

die mir ſonſt noch nirgends genugſam entwikelt zu ſeyn ſchienen, aufſtellen zu können.

Eine Handlung eines Menſchen, welche uns, als ein Wunder, erzählt wird, muß entweder die Kraft deſſen, den man dabey handeln ſiehet, wirklich überſteigen, oder doch wenigſtens uns ſie zu überſteigen ſcheinen.

In jenem Falle wäre die Begebenheit ein wirkliches Wunder, in dieſem Falle aber, nur ein Scheinwunder.

Erſter Fall. Wenn eine Handlung, welche, der Erzählung zufolge, irgend ein Menſch verrichtet haben ſoll, das Maas der Kräfte dieſes Menſchen — oder gar, aller Menſchen — wirklich überſtiege: ſo wäre hier die Urſache ihrer Wirkung nicht proportionirt. Nun iſt es ein allgemeines, und ſogar ſchlechthin nothwendiges Naturgeſez: daß die Urſache, allemal der Wirkung proportionirt ſeyn muß.

Alſo müßten wir eine Erzählung, welche eine Ausnahme von dieſem Naturgeſez angäbe, gerade deswegen, weil das Erzählte abſolut unmöglich iſt, à priori, d. h. ohne Rükſicht auf etwa vorhandene Zeugniſſe, als fabelhaft verwerfen. Der Grund zur Verwerfung dieſer Zeugniſſe wird aus der Natur der bezeugten Sache ſelbſt, d. h. aus ihrer deutlich erkannten Unmöglichkeit, hergenommen. Zeugniſſe — und wären ſie noch ſo ſcheinbar — können doch das unmögliche weder möglich noch wirklich machen. Zudem ſind Uebertretungen

des

des moraliſchen Geſezes, nicht zu lügen, viel gewöhnlicher und häufiger, alſo allemal eher zu vermuthen, als Aufhebung phyſiſcher Naturgeſeze, für deren Einförmigkeit und Beſtändigkeit, allgemeine Erfahrung zeugt.

Man kann die Glaublichkeit des erzählten Wunders auch damit nicht retten, daß man aus der Sinnenwelt, wovon die erzählte Begebenheit, wenn ſie für Menſchen perceptibel ſeyn ſoll, doch ein Theil geweſen ſeyn muß, in die intelligible Welt hinüberſpringt, um aus ihr eine unſichtbare Macht zu Hülfe zu rufen.

Dergleichen hyperphyſiſche Erklärungen einzelner, in der Reihe der Erſcheinungen vorkommender, Begebenheiten, dergleichen Berufungen auf den göttlichen Willen, ſind durchaus unzuläſſig.

Der Begriff von Urſache und Wirkung iſt nur auf auf Phänomene, auf Objekte möglicher Erfahrung — alſo nur innerhalb der Grenzen der Sinnenwelt — anwendbar.

Spinoza nennt die Berufung auf den göttlichen Willen bey Erklärung der Phänomene, ein aſylum ignorantiae. — —

Zweiter Fall. Eine Handlung, welche irgend ein Menſch, wie erzählt wird, verrichtet hat, ſcheint bloß das Maas der Kraft dieſes Menſchen zu überſteigen. In dieſem Fall iſt die Begebenheit nur ein Scheinwunder. In der That wäre hier die Wirkung

ihrer

ihrer Urſache — d. h. einer endlichen oder Naturkraft, ganz proportionirt, und unſer Anſtaunen des Erfolges gründete ſich blos auf die Ungewöhnlichkeit der Sache, und auf unſere Unwiſſenheit.

Alsdenn könnte man die Wunderthätigkeit genau ſo definiren, wie Baumgarten die Magie definirt hat: Scientia, per *minus cognita* praeſtandi quid extraordinarii. — —

Wunder ſind entweder unmittelbare Wirkungen der Allmacht, oder ſie werden von Menſchen durch Mitwirkung höherer endlicher Geiſter verrichtet.

Wunder im erſten Sinne laſſen ſich gar nicht beweiſen, da ein auſſerweltliches hyperphyſiſches Weſen, und deſſen unmittelbares Wirken, gar kein Objekt für menſchliche Wahrnehmung ſeyn kann.

Wunder, welche durch Aſſiſtenz höherer endlicher Geiſter gewirkt werden, können ſo lange nicht geglaubt werden, als wir von der Untrüglichkeit der Augenzeugen und Erzähler einer ſolchen mirakuloſen Begebenheit keine Ueberzeugung haben können.

Denn: ſo lange wir — wie es immer der Fall iſt — vorausſetzen müſſen, daß die angeblichen Augenzeugen oder die Erzähler ſich haben irren können, ſo iſt es jedesmal, wenn ſie Wunderdinge *) erzählen, zu vermuthen, daß ſie ſich wirklich geirret haben, weil

Irren

*) Alſo Fakta, denen menſchliche Wahrſcheinlichkeit fehlt.

Irren menſchlich, Wunderthun aber übermenſchlich, die Exiſtenz höherer Geiſter nur Vermuthung, nicht Thatſache, und ihr wirkſamer Einfluß auf die Dinge dieſer ſublunariſchen Welt nur Hypotheſe iſt, die noch zur Zeit durch keine inconteſtable Erfahrung verificirt worden iſt.

Denkmäler, Urkunden, Zeugniſſe, können nur natürliche, nie übernatürliche Fakta beweiſen.

Man kann es nicht oft genug ſagen! — Der Grund, warum wir irgend einer Erzählung Glauben beymeſſen, liegt großentheils in der Aehnlichkeit der erzählten Dinge mit denen, die man im ordentlichen Naturlauf gewöhnlich wahrgenommen hat, d. h. in ihrer Uebereinſtimmung mit den bekannten, beſtändigen Naturgeſetzen. Je mehr ein Faktum, welches uns erzählt wird, dieſen entgegen iſt, je weniger iſt es zu glauben, wofern man nicht die Unmöglichkeit der Zeugen darthun kann.

Anonym.

III.

Zwey Gemählde aus der Alpenwelt.

Verena.

Nußbraune Dirne, ſchwarz von Aug und Haar, raſch von Geberden, ſanft von Gemüthe, — an dir hieng mein

mein junges unſchuldiges, Herze, an dich ſchmiegte ich mich, wenn du bey der Spindel oder am Näheküſſen tief in die Nacht hinein wachteſt.

Wenn ich dir dann von der ſchönen Rahel, von der ſanften Ruth vorlas, dir Adam und Eva in Pappier ausſchnitt, du zum Dank das ſchöne Mädchen mir ſangeſt, und ſtotternd die Schönheiten nicht ſangeſt, die nur für Männer ſind — dann war meine Neugier gereiht, ich ſtand auf den Stul, ſchlang meinen kleinen Arm um deinen Hals, herzte und küßte dich. Dann ſangeſt du mir, was ich nicht verſtand und jezt verſtehe, und ich war ruhig.

Du kleideteſt mich aus, legteſt mich zu Bette, gabſt einen Kuß dem Knaben, und einen feurigern im Knaben dem Jünglinge. Gedankenvoll auf den Zehen eilteſt du dann in dein Bette, und träumteſt vom Knaben als Jüngling, was der Knabe als Mann jezt von dir träumet.

Sanfte Seele! laß ab von mir! mildere das ſchmelzende Feuer deiner groſſen Augen, hülle deine ſchönen Glieder, die der Knabe mit Unſchuld ſah, der Mann jezt nur mit Unruhe ſich träumet, hülle ſie in einen dichtern Schleyer; laß mich wieder Knabe werden, und ſchläfre mit einem Ruhe gebenden Kuß mich ein!

Schöne Einfalt! Einfältige Schönheit! einfältig im glauben, einfältig im handeln, einfältig in der Liebe! Unzerſtörbare Geſundheit im Ganzen. Das

gesunde Blut und die Seelenruhe des Dichters der Alpen.

Die volle Wade, die der kurze Rok nur halb bedekte, die unter dem verbänderten Mieder sich sträubende Brust, die schwarzen in ein fliegendes Band geflochtenen Haare, der leichte feste Tritt, die Stirne voll Heiterkeit, der liebevolle, gerade Blik der offenen Augen — So sahe mein Mädchen aus im Sonntagskleide, mit Quellwasser geschminkt, parfumirt mit einem Veilchen und Rosenstrauß, der an ihrem Mieder pranzte.

Das Gemählde ist fertig. Ziehe Schlüsse, Physiognomisten; ziehe sie wer einen geraden Sinn, und gesunden Geschmak hat. Sie starb und starb nicht; sie wird leben, so lange meine Brust schlägt, und dieses Blatt lebet.

Lise.

Liebe ist Leben, Liebe der Unschuld, erste Zärtlichkeit. Die Natur ruhet, das Blut rinnet sanfter durch die Adern, der Geist wieget sich in rosenfarbenen Träumen, das Herz liebet was Liebe verdient: Wohlwollen und Güte.

Der erste liebende Pulsschlag ist der erste Funke der Menschheit. Ich will ihn mahlen diesen Pulsschlag, und auch den zweyten, der der Natur Leben gab, ehe ich wuste was Leben der Natur ist.

Hundsloch.

Kommt her, Nachbar Seekohl: Gott hat euch mit einem guten Namen begabt; ein Mann von guten Gaben ſeyn, iſt ein Geſchenk des Glüks; ſchreiben und leſen kommt von der Natur.

2. Wache.

Beydes, Herr Conſtabel —

Hundsloch.

Habt ihr; ich weiß, daß ihr das ſagen wolltet. Gut, was eure Gaben betrift, da gebt Gott die Ehre, und macht nicht viel Ruhmens davon; und euer Schreiben und Leſen, das könnt ihr auf ein andermal ſparen, wo man's nöthig hat. Man glaubt hier, ihr ſeyd der incapabelſte und tauglichſte, Conſtabel von der Wache zu ſeyn; haltet alſo die Laterne, und thut euer Amt; ihr ſollt alles Fragranten-Volk beyfangen; ihr ſeyd da, allen Leuten zuzurufen, halt! in des Prinzen Namen.

2. Wache.

Aber wenn einer nicht halten will?

Hundsloch.

Wie? Dann nehmt ihr keine Notiz von ihm und laßt ihn gehn; und ruft augenblicklich die übrige Wache zuſammen, und dankt Gott, daß ihr eines Schurken los ſeyd.

Spießruthe.

Es iſt ein Weinhügel nahe bey der alten Z. in der Mitte der Länge nach getheilet. Dahinein verbarg die ſchöne Mutter Natur ein ſtilles Thälchen — ein grüner mit Gärten, Wieſen und einigen Häuſern verzierter Teppich, der bis an den Fuß der Weinhügel reichet! Kein rauher Wind waget ſich da hinein; die Sonnenſtrahlen glitſchen ſanfter über die Hügel herunter; es iſt ein Tempe, wo die Zephyre luſtwandeln und ſchüchterne Nymphen ſorgenlos in kleinen Teichen ſich baden.

Da fieng meine Liſe ihr Leben an, da endigte ſie ihr Leben. Zehen und acht Jahre wohnte ſie ſichtbarlich unter uns. Hier — wohnet ſie noch.

Das ſchlanke Mädchen gefiel mir, ich ihr, beym erſten Blik; ich hieng an ihrem Arm, trug ihren Fruchtkorb, ſezte mich neben ſie wenn ſie nähete, war ihr Diener, wenn ſie den Garten pflegte. Kein Spaniſcher Amoroſo kann ſeine Dulcinea eifriger bedienen, als ich, achtjähriger Knabe, meine Liſe.

Die Jahre kamen, die Jahre giengen, Tage lang war ich bey ihr, ſchlich mich aus der Stadt ſo oft ich konnte. Bey Weinerndten, Obſternoten, Grasernd-ten, war ich ihr nächſter Gehülfe. Zwey Jahre, da die Arbeiter den Raum verengten, ſchlief ich bey ihr, ſchlang meinen kleinen Arm um ihren Hals, ſchmiegte mich, wie eine Epheuranke, um ihre Hüften, fühlte ihren reinen Odem auf meiner Stirne. Ein Kuß von

ihr war meiner Wünſche Ziel, ein Kuß von ihr und ich ſchlief ein.

Zwey Jahre nur genoß ich dieſes Glük; da trennete Vorſicht uns; da fieng mein einziges Leiden, die ſtrenge Sorge an, die Menſchen von Menſchen trennet, den Leidenſchaften frühe Grenzen zu ſezen. Ich klagte, da mir verſagt wurde, was ich noch lange mit Unſchuld hätte genieſſen können. Allein die mütterliche Sorgfalt galt nicht mir, ſie galt dem mannbaren Mädchen.

So war meine erſte Liebe — Liebe des ruhenden Blutes! Meine zweyte — ſonderbares Spiel der Natur!

Liſe wurde krank. Ich eilte ſie zu pflegen. Keuchend, klagend, weinend kam ich hin. Die Mutter führte mich in ihre Kammer, und ließ das kranke Mädchen mit dem noch unſchuldigen Knaben allein. O Schauſpiel, das meine Augen erblikten! Da lag nun halbbedekt das ſchönſte Mädchen in ihrem Bette. Uns ſehen, uns umarmen, war eins. Schluchzend hieng ich neben ihr, meine Rechte auf ihrer ofnen Bruſt über dem ſchlagenden Herzen, meine Linke um ihren Hals gelegt, und meinen Mund auf dem ihrigen. Ihr Arm umſchlang mich, und ihre Hand wiſchte mir die Thränen ab. „Ach meine Liſe! werde geſund! Ach ſtirb nicht! Ach ſtirb nicht!“ — Plözlich ergriff mich ein Zittern, mein Herz wurde ſchwach, meine Augen dunkel, Bläſſe überzog mein Geſicht, und ich ſank an ihren

Bette

Bette nieder. „Hülfe! Hülfe!“ Man brachte mich heim, der Arzt verſtand nichts, morgens war ich geſund.

Ein Geheimniß blieb mein Uebel mir ſelbſt, bis reiferes Alter mir Erfahrungen gab. Denn ſeit dieſem erſten Ausbruch der Natur blieb ich noch mehrere Jahre bey Unſchuld und Ruhe. So war das Sterbebette meiner Geliebten die Wiege meiner Liebe, und beynahe ihr Todestag war der Tag meines männlichen Lebens.

Eingebrannt in meine Seele iſt die ganze Scene; das Zimmer, das Sterbebette, das Bild meiner Liſe. Die ſanfteſte, gelaſſenſte Blonde. Einen ſchönern Hals auf ſo ſchneeweiſſen Schultern gab es nie. Unbeſchreibliche Reize einer jungfräulichen Bruſt, die alle Mahler und Bildhauer zurükläßt. Die durch Krankheit verurſachte Nachlaſſung gab dem Bilde der Gelaſſenheit nur mehr Harmonie, und verſtärkte den Ausdruk des Ganzen. Thränen zierten das leidenduldende Auge, zärtlicher klang die ſchwächere Stimme. Seufzer belebten, und das Leben war Liebe.

Sie ſtarb!— noch traur' ich. Nie konnte ich ohne Schmerzen ihr Wohnhaus ſehen. Das paradiſiſche Thälchen wurde mir verwandelt, ich eilte hindurch ſchüchtern, ſcheu, ſchwermüthig, ſo oft ichs betreten muſte. Nie will ichs wieder betreten. Ich fühle mich ſelbſt nach dreiſſig Jahren zu ſchwach, den Anblik ohne

Bangigkeit zu dulden. O Schwäche! O Empfindlichkeit! soll ich denken? soll ich klagen? O allintreues Gedächtniß! Nichts vergißt mein Herz, was es einmal liebte, — die Entzückungen noch die Pein. Aber die ersten vermisse ich, und dann drükt die zweyte mit doppelter Stärke.

Was soll ich von ihrem Leben erzählen? Sie lebte mir, sie lebte einem Kreise guter Menschen, sie lebte jedem der sie sah; denn jeder liebte sie, und jeder liebte in ihr Geduld, Gelassenheit, Sanftmuth. Fürsten gabs die weniger lebten! Sie lebte, wie ein fruchtreicher Baum; er giebet und ruhet, er wächst ohne Geräusch, und läst seine Früchte ohne Gepränge in den Schoos des Freundes fallen, der unter ihm Labung und Ruhe sucht.

Lise handelte ohne zu handeln; häußliche und Gartenarbeit war ihr Zeitvertreib. Sie that am meisten, wenn sie nichts that. Ihr Bild, ihre Bewegungen, ihr Sprechen, ihre Mine, flößte wo sie war, wo sie gesehen, gehört werden konnte, Sanftmuth und Liebe ein. Sichtbare Güte, fühlbare Güte, ist würksame Güte. Aus den Wohnungen der Seligen kam sie herab auf unsern Erdball, sie wählte die Hülle einer ländlichen Schönheit, und diese Schönheit war meine Lise.

Müller.

IV.

Vom
sittlichen Charakter
des
lezten Generals
der Jeſuiten.

Der Plan der Republik der Jeſuiten war ſo angelegt, daß ſie bis auf den höchſten Grad der Macht erhoben, und durch nichts, als durch ſich ſelbſt, zerſtöret werden konnte. Sie hatten es wirklich ſo weit gebracht, daß die mächtigſten Monarchen ihrem Winke gehorchten. Vom niedrigſten Bedienten bis zum erſten Staatsminiſter war alles ihre Kreatur, und von ihnen geleitet. Zu allen großen Entwürfen zogen ſie die erſten Linien, und die Ausführung, oder Vereitelung derſelben war in ihren Händen. Krieg und Friede der Völker ſtand in ihrer Macht. In der Kirche reichte ihr Haupt bis an die Sterne. Päbſte, Kardinäle und Biſchöffe beugten ſich vor ihrer Gewalt, und die übrigen Orden lagen unter ihren Füßen. Selbſt die Wahl der Päbſte und ihre Regierung war ein Werk ihrer Hände. Sie entſagten der höchſten Würde, weil es gröſſer war, nach Gefallen damit zu ſpielen, und eine heimliche Macht furchtbarer, als eine offenbare, iſt.

Ihr Arm erſtreckte ſich durch alle vier Welttheile. Ihre Kollegien wurden in Oſt- und Weſtindien nach den nemlichen Grundſätzen regiert. Ueberall belebte ſie Eine Seele und Ein Geiſt. Rom war der Mittelpunkt ihrer Herrſchaft, und der Sitz des Deſpoten, dem alles blindlings gehorchte.

Ihre Größe war auf den Misbrauch der Religion gebauet, die ſie nach der Erforderniß der Zeiten, nach dem Geſchmack aller Stände und Perſonen, und in jedem Fall ihrem Vortheil gemäß metamorphoſirten. Ihr Syſtem gründete ſich auf die natürliche Schwäche der Menſchen, die auf eine oder die andere Art getäuſcht ſeyn wollen. Sie brauchten die nemlichen Mittel, deren ſich ſtärkere Geiſter bedienen, über ſchwache Seelen zu herrſchen. Dummheit, Einfalt, und Unwiſſenheit in Großen und Kleinen war der ſichere Grund, worauf ſie baueten. In die Länder, Städte, Höfe und Privatfamilien ſchlichen ſie ſich wie geſchmeidige Schlangen ein, bezauberten jeden ihrer Wohlthäter und Freunde mit ihren ſüßen Hauche, und umſchlangen einen jeden, wie einen Laokoon, an Händen und Füßen. Die größten und gerechteſten Monarchen der Welt waren hiervon nicht ausgenommen. Sie zitterten vor ihnen, und glaubten nicht mächtig genug zu ſeyn, ſich aus ihren Netzen zu winden.

Alle Räder dieſer gefährlichen Maſchine erhielten ihre Bewegung durch die einzige Triebfeder eines blin-

den

den Gehorsams gegen den Pater General. Sollten sie ihrer Bestimmung gemäß wirken, so mußte Dieser alle die Eigenschaften, die zu einem Regenten von solcher Art gehören, auf das vollkommenste besitzen: er mußte scharfsinnig und schlau, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, wachsam, thätig und unermüdet, nachgiebig und biegsam gegen die mächtigen, intrigant, vorsichtig, entschlossen und standhaft seyn.

Der lezte General, Lorenzo Ricci, besaß ausser dem Geiste der Intrigen, wodurch er sich in dieses schwere Amt eindrang, keine der erwähnten Eigenschaften. In den wichtigsten Geschäften würde sich der Rektor eines jeden andern Collegii besser betragen haben, als er. Er richtete sich nicht nach Grundsätzen, sondern nach gewissen Modellen, die er sich von den Geschäften gebildet hatte; und auch diese befolgte er oft schlecht. Er hielt sich nicht an die Ordnung der Zeit, sondern an die Folge seiner Ideen, welche mit der gegenwärtigen Lage der Sachen selten zusammenstimmten. In seinen Meynungen gieng er immer vorwärts, ohne je einen Blick rückwärts zu werfen; wodurch seine Feinde in den Stand gesezt wurden, ihm die härtesten und gefährlichsten Streiche zu versetzen. In seinen Irrthümern und Fehlern war er keiner Verbesserung fähig. Lieber duldete er die schädlichen Folgen seiner Fehltritte, als im Angesicht anderer umzuwenden, oder zu gestehen, daß er einen Irrweg eingeschlagen hätte.

An Kenntniß der Menſchen, worauf das ganze Syſtem ſeiner Republik beruhete, fehlte es ihm ganz und gar. Er vertrauete ſich Verräthern, und verſcheuchte die Wohlgeſinnten durch ſein Mistrauen. Eben ſo wenig kannte er das Intereſſe und den Charakter der regierenden Monarchen. Er war der feſten Meinung, ihre Macht gründete ſich auf die Wohlfahrt und Größe ſeines Ordens, und ſie würden das Werk ihrer eigenen Hände nicht zertrümmern.

Er kannte vor Stolz und Hochmuth weder ſich ſelbſt noch ſeine Beſtimmung, und betrug ſich gegen die Großen nicht anders, als wie ein Kaiſer von China. Trat der Schweizer in ſein Zimmer, und ſprach: Reverendiſſimo! Der Kardinal York hält unten vor der Pforte, und verlangt mit ihnen zu ſprechen; ſo antwortete er: Heute gebe ich niemanden Gehör. Heute iſt allgemeiner Poſttag in alle vier Welttheile. Fünf oder ſechs meiner Vicekönige in Oſt- und Weſtindien erwarten meine Befehle — Der Schweizer: der Kardinal Protektor der ſpaniſchen Krone hat Depeſchen von ſeinem Hofe, die er ihnen einhändigen will. General: nimm ſie ihm ab, und beſtelle ihn auf Morgen. — Schweizer: Ein halb Dutzend Biſchöffe in partibus, und eben ſo viele Monſignori in naturalibus wollen ſich nicht abweiſen laſſen. General: Das Ungeziefer! Ich bin nicht zu Hauſe — Schweizer: Der Prätendent von England will herein. Gen. Seine

prä-

prätendirende Majeſtät werden ſichs gefallen laſſen zu warten, bis ich dieſen Brief an ſeine wirkliche Majeſtät, den König von Spanien, geendiget habe. — Schw. Eine kleine buckelichte Eminenz hält unten vor dem Collegio, und kündiget Ihnen an, daß ſeine päbſtliche Heiligkeit ſich heute gern mit Ihnen unterhalten möchten. Gen. Seine Heiligkeit mögen ſich gedulden, bis ich die Poſt abgefertiget habe.

Dieſes war ohngefehr die Sprache des ſtolzen Mannes, in welchem alle die Schwachheiten einer kleinen Seele und eines gemeinen Menſchen herrſchten. Er war hochmüthig und aufgeblaſen, wenn er demüthig und beſcheiden, niedrig und kriechend, wenn er einen edelen Stolz hätte zeigen ſollen. Oft kroch er vor eben denen, die er bey anderen Gelegenheiten mit ſeinem Hochmuth beleidigte.

Er war für ſeinen Orden ſo ſehr eingenommen, daß er glaubte, die Römiſche Kirche würde ohne die Unterſtützung deſſelben einſtürzen. Hierauf gründete ſich ſeine faſt unglaubliche Beharrlichkeit, nicht die geringſte Aenderung in den Konſtitutionen deſſelben vorzunehmen oder zu dulden.

Da in den letzten Jahren der Regierung Benedikt des XIV. aus allen Gegenden der Welt, beſonders aus Portugall, laute Klagen wider die Geſellſchaft einliefen, ſtellte ihm dieſer aufgeklärte und friedſame Pabſt mit den lebhafteſten Farben die Gefahr vor, die ſeinem

Orden

Orden bevorſtünden, wenn er ſich nicht bey Zeiten zu einer Reforme bequemte. „Die mächtigſten unter den Monarchen, ſprach er, bieten einander die Hände euch zu vertilgen, wofern ihr die Mängel und Fehler, worüber ſie wider euch aufgebracht ſind, nicht verbeſſert. Die weltliche Macht hat ſchon das Urtheil über euch geſprochen. Ihr habt mächtige Feinde im Schoos der Kirchen. Die höhere Kleriſey haſſet euch. Die Kardinäle Protectoren der Kronen können der Monarchen wegen, denen ſie dienen, eure Freunde nicht ſeyn. Alle Mönchsorden ſind euch Todfeind. Man wird endlich einen aus ihnen auf den Stuhl Petri erheben, der euere Geſellſchaft zertrümmere. Euere Grundſätze, und der Geiſt, der euer Dichten und Trachten belebt, ſind allzuſehr bekannt. Aller Widerſtand, den ihr thut, dienet zu nichts anderem, als eure mächtigen Feinde noch mehr aufzubringen, daß ſie mit verdoppelten Kräften euer Verderben beſchleunigen. Kein Pabſt wird euch erretten können. Ich ſelbſt würde ſchon das Werkzeug euerer Vertilgung geweſen ſeyn, wenn die mächtigſten Monarchen mich nicht allzuſehr liebten, als daß ſie mit Gewalt in mich dringen ſollten, die wenigen Tage die ich noch zu leben habe, mit dieſem verhaßten Unternehmen zu verbittern. Zu einer rühmlichen Reforme biete ich ſelbſt meine Hände dar. Ihr werdet noch immer vor andern Orden glänzen. Hat aber einmal die Art den letzten Streich vollführt, ſo werdet ihr zu Nichts werden, und ſoviele ſchätzbare Männer, die euer

Spießruthe.

Wenn man ihm Halt! ruft, und er nicht halten will, ſo iſt er keiner von des Prinzen Unterthanen.

Hundsloch.

Das iſt auch wahr, und ſie haben ſonſt mit niemand zu thun, als mit des Prinzen Unterthanen. Ihr ſollt alſo keinen Lerm in den Straſſen machen, denn bey der Wache zu klappern und zu ſchwazen, iſt höchſt tolerabel, und kan nicht geduldet werden.

2. Wache.

Wir werden mehr ſchlafen als reden; wir wiſſen gar wol, was einer Wache zukommt.

Hundsloch.

Wohl geſprochen! Ihr redt wie ein braver alter Wächter, denn ich kan nicht ſehen, was im Schlafen Böſes ſeyn ſoll; nur nehmt euch in Acht, daß euch eure Hellebarden nicht geſtohlen werden: Gut, ihr ſollt auch in allen Bierſchenken Nachſtrag halten, und denen die einen Rauſch haben, ſagen, daß ſie zu Bette gehen ſollen.

2. Wache.

Aber wenn ſie nicht wollen?

Hundsloch.

Nun, dann laßt ſie ſizen bis ſie wieder nüchtern ſind; und wenn ſie euch dann keine beſſere Antwort geben, ſo

ver Geſellſchaft Ehre machen, werden wie verlorne Schaafe herumirren, und vor Verdruß verſchmachten.“

Gegen dieſe väterliche Ermahnung bewies ſich Ricci ſo blind und taub, als ein verſtockter Pharao. Zu ſeiner Aufklärung half nicht, daß der gute Pabſt ſich faſt in den letzten Zügen noch genöthiget ſah, auf das dringende Erſuchen des Portugieſiſchen Hofes, zur Reforme der daſigen Jeſuiten ein Breve an den Kardinal Saldanha auszufertigen, und daß ihnen daſelbſt das Predigen und Beichte hören verbotem wurde. Damals war die höchſte Zeit, ſich einer allgemeinen Reforme freywillig zu unterwerfen. Er würde hierdurch den Verfolgungen ſeiner Feinde die Kräfte benommen, und wo nicht in Portugall (wo der Untergang ſeines Ordens beſchloſſen zu ſeyn ſchien) doch wenigſtens in andern Königreichen und Staaten die traurigſtem Folgen vermieden haben. Er glaubte aber noch immer Freunde genug zu haben, die er den offenbaren Feinden der Geſellſchaft Jeſu entgegenſetzen könne. Und doch hätte er aus dem Beyſpiel des Kardinals Saldanha, welcher ein Terziarius ſeines Ordens war, lernen ſollen, wie wenig er auf die Freundſchaft der Großen bauen konnte. Ihre Gunſt war nur noch auf die Ungewißheit des Schickſals ſeiner Geſellſchaft gegründet. Sobald es entſchieden war, zogen ſie ſich zurück, und kehrten ihre Segel nach dem Winde.

Wäre auf Benedikt XIV. ein Pabſt von gleicher Geſinnung gefolget, ſo würde ohne Zweifel die von

dem

dem Portugieſiſchen und den Bourboniſchen Höfen verlangte Reforme der Geſellſchaft zu Standz gekommen ſeyn. Da aber Pabſt Rezzonico, und ſein Staatsſekretär Torrigiani mit dem P. General gemeine Sache machten, der gerechten Forderung der erwähnten Höfe ſich zu widerſetzen, begnügten ſie ſich nun nicht mehr mit einer Reforme, ſondern drangen mit geſammter Hand auf die gänzliche Vertilgung der Geſellſchaft. Der Widerſtand dieſes ſo blinden als ſchwachen Triumvirats reizte ſie, die Jeſuiten aus allen ihren Staaten zu vertreiben. Ob nun gleich hierdurch der Geſellſchaft Jeſu gleichſam Arme und Beine abgeſchnitten waren, und ihr ſonſt ſo glänzender Körper aus allen Adern blutete; beharrte Ricci doch auf ſeinem ſtolzen Sinn, und reizte die erzürnten Höfe durch Päbſtliche Breven und Schmähſchriften, die tödlichen Streiche zu verdoppeln. Er verleitete den Pabſt zu der ſtolzen Bulla Apoſtolicum, wodurch ſein Orden allen Monarchen der Welt zum Trutz in allen Privilegien beſtätiget, in allen Stücken gerechtfertiget, und durch Lobſprüche bis an den Himmel erhoben wurde. An ſeine päbſtliche Heiligkeit feſt angeſchloßen, und voll des blinden Wahns, die Sache ſeines Ordens wäre die Sache der Römiſchen Kirche ſelbſt, begieng er mit verſchloſſenen Augen die ärgerlichſten Ausſchweifungen. Er bewies, daß ſeine Widerſpenſtigkeit nicht auf die Liebe ſeines Ordens, ſondern auf Herrſchſucht und Eigenliebe gegründet war.

Seinen

Seinen hülflosen Ordensbrüdern, die aus Portugall und Spanien, aus Ost- und Westindien vertrieben, und im äusserstem Elend nach Italien gebracht wurden, öfnete er nicht nur die Schätze seines Ordens nicht, sondern gestattete auch nicht einmal den ältesten und schwächsten unter ihnen die Aufnahme in den Kollegien zu Rom und anderen Städten Italiens. Ein Kölnischer Jesuit, der in den Amerikanischen Missionen grau geworden war, ein verehrungswürdiger und tugendhafter Mann, dessen Namen ich vergessen habe, wurde zu Rom nichts weniger als brüderlich empfangen. Sein einziger Reichthum, den er in einer Zeit von 24 Jahren in Amerika gesammelt hatte, waren seine Schriften über die Sprache und Sitten der Peruaner. Diese wurden ihm, ausser einem grammatischen Werke der besagten Sprache, welches er unter seinem Kleide verbarg, insgesammt zu Rom entrissen. Ich hatte das Vergnügen, ihm zu Florenz das Sehenswürdige zu zeigen, und seinen dasigen kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Einen so aufrichtigen, so redlichen und bescheidenen Mann habe ich nie unter den Jesuiten gekannt. Friede und Wohlfahrt sey ihm, wenn er noch lebt! Jedermann bewunderte seine kindliche Einfalt, die ihm durch den langen Aufenthalt unter den Wilden eigen geworden war. Er hatte alle Kirchengesänge ins Peruanische übersezt, auch selbst neue geistliche Lieder gedichtet, und sie in die Pfarreyen der Wilden eingeführt. In dem Hause des Herrn General Auditors von Meurs,

der

der ſein Landsmann war, ſang er ſie uns mit entzückender Anmuth und Begeiſterung bey Tiſche vor. So arm und verlaſſen er auch war, ſo bewies er doch eine auſſerordentliche Munterkeit des Geiſtes, und freuete ſich ſehr auf den Tag, da er das Glück haben würde, die vierte Profeſſion der Gelübde ſeines Ordens zu thun. Einen ſo würdigen, ſo verdienſtvollen Mann, der ſo viele tauſend Meilen zu Waſſer und zu Lande zurückgelegt, und nun noch die lange Reiſe aus Italien nach Köln vor ſich hatte, entließ der hartherzige Ricci nicht nur mit leeren Händen, ſondern auch mit zerriſſenen Kleidern, die kaum ſeine Blöße bedeckten.

Es war leicht vorzuſehen, daß nach dem Tode des Pabſtes Rezzonico die intereſſirten Monarchen alle Kräfte anwenden würden, einen ihren Abſichten entſprechenden Nachfolger auf den römiſchen Stuhl zu erheben. Unter den Kardinälen war keiner, der ſich in den Händeln der Jeſuiten ſo günſtig für die auswärtigen Höfe erklärt hatte, als Ganganelli. Sein Votum in den darüber gehaltenen Congregationen war jederzeit geweſen, den dringenden Forderungen der Höfe nachzugeben. Daher war es ſo weit gekommen, daß man ihn endlich nicht mehr um ſeine Meynung fragte. „Ich „werde ausgeſchloſſen, ſagte er dem Kardinal Cavalchi„ni, und ich weiß doch alles. Die Sache kann keinen „guten Ausgang gewinnen. Wenn der römiſche Hof „ſeine Größe behalten will, muß er ſich ſchlechterdings

„mit

„mit den bourboniſchen Fürſten ausſöhnen, und ihre „Forderungen begünſtigen. Ihre Arme reichen über „die Pyrenäen und Alpen.“ Oft hatte er ſich geäuſſert, ein geiſtlicher Orden, den die katholiſchen Mächte nicht mehr dulden wollten, müßte abgeſchaft werden. Es war bekannt, daß er als Minorit der Geſellſchaft Jeſu nie Weyrauch geſtreuet, und als Lehrer der Theologie ſeines Ordens mehr als einmal ihre theologiſchen Lehren in öffentlichen Diſputationen beſtritten hatte.

Daher war es eine unverzeihliche Unbeſonnenheit des Generals Ricci, welcher beym Pabſt Rezzonico alles vermochte, was das Beſte ſeines Ordens betraf, daß er deſſelben Erhebung zum Kardinalat nicht hintertrieb. Da nach dem Tode des Rezzonico der Kardinal Ghigi, ein großer Devote ſeines Ordens, ſchon ſo viele Stimmen im Conclave hatte, mußte er alle Schäze öfnen, und alle mögliche Triebfedern ſpielen laſſen, ſich entweder der Gunſt des Kardinals de Bernis, welcher die bourboniſchen Höfe begünſtigte, zu verſichern, oder ſeiner Parthey Abbruch zu thun. Ein Mann, der von der Niedrigkeit eines armen Abbé bis zur hohen Stelle eines Staatsminiſters und Kardinals durch weibliche Intrigen gelanget war, und nur zu Rom lebte weil man ihn vom Franzöſiſchen Hofe entfernen wollte, ſollte der wohl auf keiner Seite beſtechlich geweſen ſeyn? Allein Ricci war durch die allzugroße Begünſtigung des vorigen Pontificats und

durch das Vorurtheil, der römiſche Stuhl könnte ohne ſeine Geſellſchaft nicht beſtehen, ſo ſehr geblendet, daß er keiner auſſerordentlichen Mittel benöthiget zu ſeyn glaubte, ſeinen Orden aufrecht zu erhalten. Er bildete ſich ein, das Intereſſe des römiſchen Hofs wäre ſo innigſt in das Wohl deſſelben verwebt, daß es keinem Pabſte, von welchem Orden er auch wäre, Ernſt ſeyn könnte, ihn zu vertilgen.

Dem Kardinal de Bernis gelang es, den Kardinal Rezzonico, Neffen des großen Beſchützers der Jeſuiten, von des Ghigi Parthey zu trennen. Dieſes koſtete ihm nichts mehr, als eine Doſis der ſüßen Beredſamkeit, wodurch ſich ſeine Gedichte ſo ſehr auszeichnen. Lorenzo Ganganelli wurde Pabſt.

Es gieng damals das Gerücht, und viele wollen es noch heutzutage behaupten, Ganganelli ſey mit dem Beding erwählt worden, daß er die Geſellſchaft Jeſu vertilgen ſollte. Wahr iſt es wohl, daß das gewiſſe Vertrauen, er würde dieſen Wunſch erfüllen, der Beweggrund der meiſten Wahlherren war. Daß aber zur ausdrücklichen Bedingung der Wahl geſetzt worden, kann eben ſo wenig ſtatt finden, als daß die bourboniſchen Höfe ſich ſelbſt ein Hinderniß, zu ihrem Ziel zu gelangen, in den Weg legen wollten. Eine ſo beſchaffene Wahl, und ein Breve von einem ſo erwählten Pabſte, wodurch eine ſo mächtige Geſellſchaft vertilget werden ſollte, wurde von allen Seiten angefochten,

und entkräftet worden seyn. Des Ganganelli geprüfte Denkart war ein viel sicherers Unterpfand, als ein förmliches Versprechen; denn auch Sixtus V. versprach es, und hielt sein Wort nicht.

Ganganelli bewies nachher, daß er die Aufhebung der Gesellschaft nicht wie ein dazu bedungener Richter, mit übereilter Macht, sondern nach einer reifen und unpartheyischen Untersuchung vollstreckte. „Gebt mir Zeit, diesen wichtigen Handel, über welchen ich das entscheidende Urtheil sprechen soll, zu untersuchen, antwortete er auf die dringenden Forderungen der Bourbonischen Höfe. Ich bin der allgemeine Vater der Rechtgläubigen, besonders der Religiosen, und kann einen berühmten Orden nicht vertilgen, ohne solche Beweggründe, die mich vor den Augen Gottes und der Welt rechtfertigen.“ Keinen falschen Schrit zu thun, setzte er eine eigene Deputation von fünf unpartheyischen Kardinälen und einigen gelehrten Prälaten nieder, bestellte für die Sache der Jesuiten geschikte Advokaten, und bildete einen förmlichen Proceß, dessen Endurtheil er, als oberster Richter, nach langen Untersuchungen bestätigte.

Bevor er aber zum Endurtheil schritt, forderte er den P. General Ricci zu einer allgemeinen Reform seines Ordens noch einmal auf. Allein dieser blieb bey seinem Wahlspruche: Sint ut sunt, aut non sint. Eine solche Verstockung überschritt alle Grenzen. Sie

hat viel ähnliches mit dem blinden Starrſinn eines Simon bey der Belagerung der Stadt Jeruſalem. Der gute Titus bot ihm den Frieden an, da Stadt und Tempel in ſeinen Händen waren, wofern er ſich nur mit dem Ueberreſt ſeiner Mitbürger dem Gehorſam der Römer unterwärfe; er wollte aber lieber die Stadt in einen Steinhaufen verwandelt, und das ganze Jüdiſche Volk vertilget ſehen, als die Gnade des Kayſers bemuhen.

Hätte Ricci das Wohl ſeiner Geſellſchaft zur Abſicht gehabt, ſo würde er ſie, ihren gänzlichen Untergang abzuwenden, einer jeden Reforme, wenn ſie auch mit einem beträchtlichen Verluſt verknüpft geweſen wäre, unterworfen haben: einem klugen Schiffer ähnlich, welcher kein Bedenken trägt, die koſtbarſten Schätze den Fluthen des Meeres preis zu geben, um ſein Schiff und Leben zu retten. Die Kirche ſelbſt darf ſich der Reform nicht entziehen, wenn ſie in der Diſciplin vom rechten Wege abgewichen iſt. Es giebt anſehnliche Orden, die ſich einer Reforme unterworfen haben. Unter dieſem Schein würde die Societät ihre Kräfte verjüngert, und allmählig in das vorige Gleis eingetreten ſeyn. Wurde die Geſellſchaft Jeſu mit Recht gewiſſer Fehler beſchuldiget, ſo war es billig, daß ſie ſich wenigſtens in den Augen der Welt zu einer Verbeſſerung bequemte: war ſie unſchuldig, ſo würde die willige Annahme einer Reforme zur Beſtätigung

ihrer

ihrer guten Grundſätze und Unſchuld gedient haben. Ein Orden, der ſich der Leitung des Oberhaupts der Kirche widerſetzt, und unter der Führung ſeiner eignen Obern in den alten Wegen beharrt, zeigt ſich als eine Sekte, die nichts weniger als das Wohl der Kirche zur Abſicht hat.

Daher ſprach ſich der P. General ſelbſt das Urtheil, da er ſich zu keiner Reforms verſtehen wollte. Ja, er that alles mögliche, den Pabſt zur Vertilgung der Geſellſchaft anzureizen. Da die Deputation der Kardinäle damit beſchäftiget war, die lauten Klagen, die man wider die Societät führte, zu unterſuchen, und ihr Schikſal der Entſcheidung nah war, ließ er die ſchimpflichſten Schmähungen wider den Pabſt ausſtreuen. Man ſchilderte ihn als einen durch Simonie erwählten Afterpabſt, als einen Tyrannen, der die Söhne des heiligen Ignatius aus keiner andern Urſache ſo hart verfolge, als um ſich ihrer Güter zu bemächtigen, und den wider ſie aufgebrachten Monarchen zu gefallen. Dergleichen Schmähſchriften ſpielten die Jeſuiten ſogar in die Nonnen-Klöſter, damit keine Klaſſe von Perſonen übrig bliebe, die ſie nicht wider den rechtſchaffenen Ganganelli empörten. Ihn von dem Endurtheile abzuſchrecken, ſchickten ſie ihm von unbekannter Hand einen Brief zu, der nichts als die vier Buchſtaben P. S. S. V. (preſto ſara ſede vacante, der päbſtliche Stuhl wird bald erlediget werden) deren Bedeutung er beym erſten Anblick auflöſete.

Durch dieſes feindſelige Betragen ſah ſich der Pabſt gezwungen, bey der Bekanntmachung des Breve, wodurch die Societät aufgehoben wurde, ſich ſolcher Mittel zu bedienen, zu denen man nur bey zu fürchtenden Empörungen ſchreitet. Man umringte ihre Kollegien mit Soldaten, und beſetzte die Straßen mit Häſchern und Schergen, allen Aufruhr zu verhüten. Eine ſolche Beſchimpfung mußte ſo vielen rechtſchaffenen Männern, welche wie die gefährlichſten Aufrührer behandelt wurden, in das innerſte der Seele dringen. Sie hatten dieſes Herzeleid ihrem unklugen General allein zu verdanken. Er ſelbſt wurde wie ein Verbrecher in die Engelsburg eingeſchloſſen, und, ſeinem Betragen gemäß, bald ſtrenger bald milder behandelt.

Da ihm die Aufhebungsbulle vorgeleſen wurde, erblaßte er, wie ein Menſch den ein ganz unvermuthetes Unglück plötzlich befällt, und ſagte: eine Reforme habe er wohl vermuthet, aber keine gänzliche Vertilgung ſeiner Geſellſchaft. Man hat Urſachen die Wahrheit dieſes Vorgebens in Zweifel zu ziehen. Wie konnte er eine Reforme vermuthen, der er ſich oft widerſetzt hatte? Und läßt ſich wohl denken, daß ein ſo ausgebreiteter, ein ſo mächtiger Orden, deſſen Anhang ſich in alle Stände und Klaſſen von Menſchen erſtreckte, deſſen Grundſätze tief in die Seelen der Mitglieder eingewurzelt waren, worin ein jeder einzelner Mann für alle, und alle für einen Mann ſtanden, einer Reforme

könnt ihr ihnen sagen, sie seyen nicht die Leute, wofür ihr sie gehalten habet.

2. Wache.

Gut, Herr.

Hundsloch.

Wenn ihr einem Dieb begegnen solltet, so könnt ihr ihn kraft euers Amts respectiren, daß er kein Bidermann sey; und was dergleichen Art Leute betrift, je weniger ihr mit ihnen zu verkehren habt, desto besser ist es für eure Ehrlichkeit.

2. Wache.

Wenn wir ihn kennen, daß er ein Dieb ist, sollen wir nicht Hand an ihn legen?

Hundsloch.

Freylich, in kraft euers Amts könnt ihr's thun; aber ich denke eben, wer Pech angreift, der besudelt sich gern; der friedfertigste Weg für euch, wenn ihr einen Dieb gefangen habt, ist halt, daß ihr ihn zeigen laßt wer er ist, und laßt ihn sich selbst aus eurer Gesellschaft stehlen.

Spießruthe.

Ihr habt immer für einen barmherzigen Mann passiert, Nachbar Collegia.

Hundsloch.

Das ist wahr, mit meinem Willen wollt ich keinen

Hund

forme fähig wäre, wofern sie nicht von dem Oberhaupte desselben, dem alle Mitglieder einen blinden Gehorsam geschworen hatten, freywillig vorgeschlagen, und so wirksam als aufrichtig befördert wurde? Die Todtenblässe bey der Ankündigung seines Schicksals scheint vielmehr ein Beweis von innerm Gram und Verzweiflung über den plötzlichen Verlust seiner schrankenlosen und stolzen Herrschaft gewesen zu seyn. In einem Augenblick wurde er von der höhern Stufe einer durch alle Welttheile verbreiteten despotischen Macht in die tiefste Erniedrigung herabgestürzt. Er, der den grösten Monarchen der Welt trotzte, und einer Gesellschaft so vieler tausend Mitglieder und Devoten Gesetze vorschrieb, von dem mächtigen Körper abgerissen, und in den Händen der politischen Macht, die sonst ihm und seinem Orden gehorchte! Eine solche Veränderung ohne Erschütterung seiner ganzen Seele zu ertragen, dazu war er zu schwach.

Da er seiner Würde entsetzt, und alle Hofnung, sein Haupt je wieder zu erheben, verschwunden war, so hätte er dadurch noch einigen Schein von Ruhm erwerben können, wenn er sich in seinem Unglück durch die Tugenden eines gemeinen Geistlichen ausgezeichnet hätte. Man würde seinen begangenen Fehler theils seiner Unschicklichkeit zu regieren zugeschrieben, theils als eine nothwendige Folge der Grundsätze seines Ordens angesehen haben. Allein auch als Privatgeistlicher äuserte er keinen rühmlichen Charakter.

Die Ordensgeiſtlichen ſind nichts als Verwalter der zeitlichen Güter, die ihnen von frommen Seelen zu ihrem Unterhalte oder zum Gottesdienſte zugetheilt worden ſind. Die rechtmäßige Obrigkeit kann ſie nicht nur zur Rechenſchaft ziehen, ſondern ihnen auch wenn es das allgemeine Wohl erfordert, oder das Ziel der frommen Stifter nicht mehr erreicht wird, die Verwaltung und den Beſitz benehmen. Daher hatte der Pabſt in ſeinen Staaten ein vollkommenes Recht, dem P. General von den Schätzen, die man nicht ohne Grund in ſeinen Kollegien vermuthete, und nicht fand, und von allen zeitlichen Beſitzungen, Schulden, und Schuldforderungen derſelben zur Rechenſchaft zu ziehen; beſonders da er verbunden war, die Exjeſuiten ſeiner Staaten zu erhalten, und alle mit den frommen Stiftungen verknüpfte Pflichten, z. B. des Gottesdienſtes und des Unterrichts der Jugend, zu erfüllen. Er betrug ſich aber in den Verhören nicht anders, als einen Eigenthümer, der, von Räubern überfallen, nichts fahren läßt, als was ſie mit dem Dolche auf der Bruſt von ihm erpreſſen können. Er war alſo auch als Privatmann ein gefährliches Mitglied der bürgerlichen Geſeſellſchaft, und der Pabſt Ganganelli hatte allerdings Recht, wenn er den Gönnern der Societät, welche ihn um ſeine Befreyung anfleheten, antwortete: „man müſſe dieſem gefährlichen Kopfe alle Gemeinſchaft mit ſeinen vormaligen Gliedern benehmen; er habe geheime Urſachen, ſo ſtreng mit ihm zu verfahren;

und

und Gott, seinem Richter, sey es bekannt, daß weder Haß noch Vorurtheil ihn hierzu verleite."

Da Pius VI. den päbstlichen Stuhl bestieg, war er geneigt, den P. General sammt seinen Mitgefangenen in Freyheit zu setzen, und milderte ihre Gefangenschaft. Sie misbrauchten aber durch heimliche Briefe und verfängliche Reden die Güte des Pabstes, und nöthigten ihn dadurch, sie mit der vorigen Strenge zu behandeln. Ricci starb im J. 1775. in der Engelsburg, von Niemand, als von den blindesten Andächtlern, bedauert.

J . . .

V.

Briefe eines Reisenden aus Berlin.

(im December 1785. und Januar 1786. geschrieben.)

1.

Berlin — Dec. 1785.

Schon eine ganze Woche bin ich hier und hab' Ihnen noch nicht geschrieben; da ich doch selbst geglaubt hätte, ich würd' es kaum erwarten können, mich Ihnen endlich einmal wieder so sehr in der Nähe anzukündigen. Allein theils dacht' ich: ungefähr kann Er's nach deinen letzten Briefe doch berechnen daß du hier

bist — theils lief ich den ganzen Tag herum und wurde auf dem hiesigen, elenden Pflaster, das — wer sollt' es glauben? — in Wahrheit das elendeste von allen ist die ich nur betreten habe, so ermüdet, daß ich am Abend unmöglich ans Schreiben denken konnte. Sie wissen schon daß ich in jeder grossen Stadt damit anfange, ihre Häuser, Palläste, Gassen, Straßen und öffentlichen Plätze zu besehen: hier aber machte ich mir einen besonderen Beruf daraus es mit möglichster Genauigkeit zu thun; da man, wenn von den Merkwürdigkeiten großer Städte die Rede ist, bey Berlin die Pracht ihres äusserlichen Ansehens am meisten citirt. Ich vergaß daher, im Gehen, ganz die Regel meiner ehemaligen alten Wärterin, sah immer dahin „wo sie fliegen," blieb oft in einer Straße an 3. bis 4. verschiedenen Orten stehen, und würde, wäre es in Paris gewesen, gewiß der homme de Cocagne geheissen haben. Und nun, das Resultat meiner Betrachtungen — ist, — nach meinem gewöhnlichen Schicksale, die Sachen anders zu finden als Bücher und Reisende mir sie zuvor beschrieben hatten, — von dem gewöhnlichen Urtheile ganz verschieden.

Es fehlt uns nicht an Reisebeschreibungen von Teutschland überhaupt oder einzelnen Kreisen davon; aber an solchen die von Fremden geschrieben wären, fehlt es uns. Der Teutsche, der nie aus seinem Vaterlande gekommen ist, aber über die Städte desselben urtheilen

theilen will, kann natürlicher Weise nur die Dinge die er darinnen angetroffen hat, zum Maasstabe nehmen, und wird das, was er hier als das Vollkommenste in einer Art erkannt hat, auch für das Vollkommenste, das es in der Art überhaupt giebt, halten. Die Schweizer denken über diesen Punkt sehr aufgeklärt. Kein Land wird durchaus von allen Ständen und Klassen seiner Bewohner so häufig bereist als Helvetien; aber jede Gesellschaft, die sich zu einer solchen Parthie vereinigt, sucht, wenn es immer möglich ist, einen Fremden oder mehrere, die der Zufall eben hinführt, und an denen es im Sommer dort nie fehlt, zu sich zu ziehen, und nirgends wird es einem Fremden leichter, zu seinen Excursionen in das Innere eines Landes Begleiter zu finden, als da. Der Einheimische nuzt dann dem Fremden durch die Kenntniß des Lokalen, der Sprache, der Sitten des Landes: und dieser erhöht das Vergnügen von jenem, indem er alles aus einem ganz neuen, eignen Gesichtspunkte betrachtet, der ihm Anlaß zu Bemerkungen giebt, die der Einheimische nie würde gemacht haben. Hamburg hat den ausserordentlichen Ruf von seiner Lage und von seinen schönen Gegenden, auf den seine Einwohner so stolz sind, gewiß nur diesem Umstande zu danken. Es ist wahr, für ein plattes Land findet man dort viel Abwechslung; die Dörfer um Hamburg herum, die alle den Reichthum dieser Stadt mitgenießen, zeigen überall Spuren davon, sind reinlich und schön gebaut, und verrathen einen Wohlstand

den

den man in wenigen Dörfern Teutschlands findet. Die Lage der Stadt selbst an der breiten, majestätischen Elbe, in die sich die Alster ergießt, die gleich an der Stadt ein schönes Bassin bildet, trägt allerdings nicht wenig zu diesem Rufe bey. Inzwischen ist doch nicht zu läugnen, daß Hamburg ihn eben so sehr der Bewundrung einer Menge Teutscher zu danken hat, die aus eben nicht sehr von der Natur begünstigten Gegenden dahin kommen, und vielleicht in ihren Leben keinen großen Fluß gesehen haben. Kein Mensch wird mich je überreden, daß die Ufer der Elbe bey Hamburg reizender wären, als sie es bey Dreßden sind; und was ist die ganze Gegend gegen das, was man in der Schweiz, in Italien, Frankreich und dem mittäglichen Theile von England schöne Gegenden nennt?

Mit dem Rufe von der Schönheit Berlins, den ich herzlich gern gelten lassen wollte, wenn er gemäßigt wäre, den man aber bis zur Behauptung: daß Berlin die schönste Stadt in der Welt sey, übertreibt — hat es, glaub' ich, die nehmliche Bewandtnis. In Teutschland ist Berlin freylich die einzige Stadt ihrer Art. Unter den Städten, die man in diesem weitläufigen Striche Landes gut gebaute nennet, ist Mannheim zu klein und zu regelmäßig, Kassel hat so zu sagen nur Ein schönes Quartier, und Dreßden, ausser dem schönen Anblicke, den eine Stadt verschaft, in der alle Häuser von gehaunen Steinen gebaut sind,

zu wenig in einem wirklich großen Geſchmacke aufgeführte Gebäude. Ein Teutſcher alſo, der nicht über die Alpen und nicht über den Rhein gekommen iſt, muß nothwendig über die Menge neuer, hoher und mit Feſtons und Statuen, mit Pilaſtern und Säulen verzierter Gebäude, die er in Berlin antrift, erſtaunen. Darum aber ſtempelt dieſes Erſtaunen, und wenn es auch bey einer noch ſo großen Menge erregt würde, Berlin noch nicht zur ſchönſten Stadt in der Welt.

Man darf es nur ein wenig mit aufmerkſamen Augen betrachten, ſo wird man bald dreyerley Geſchmak an ſeinen Gebäuden bemerken. Der König Friedrich Wilhelm der erſte, liebte das Einförmige im höchſten Grade, daher findet man es an allem was er anlegte. Friedrich II. erklärte ſich zu Anfange ſeiner Regierung für den damals in Frankreich herrſchenden, leichten, tändelnden Geſchmack, und ſpäter hin erſt für den reinern, aber noch prächtigern italieniſchen. Daraus ſchon entſteht ein Gemiſch, das der Beobachter ungern ſieht. Herrſchte überall der nehmliche Geſchmack, ſo würde man die Stadt vielleicht — wenigſtens niedlich finden, wenn man auch ſonſt nicht geneigt wäre, ſich gerade für den Gewählten zu erklären. Sind aber da ſich dem Auge mehrere zeigen, und man doch keinen für den ſchönſten halten kann; ſo muß ſelbſt der Nichtkenner, er erkläre ſich nun für welchen er wolle, die übrigen nothwendig verwerfen. Ueberhaupt

haupt mißfälle mir vornemlich das, daß man nirgends ein rechtes Ganzes ſieht. Man vermißt das ſo ſehr, daß man bey der erſten Ankunft in Berlin in den Fall gerathen kann, nicht beurtheilen zu können, wo ſich eigentlich die Stadt anfange. Ich wenigſtens befand mich deswegen einige Zeit in einer kleinen Verlegenheit.

Sie wiſſen ſchon wie ſehr ich das Viſitiren haſſe, und wie häufige Klagen ich darüber während meiner Reiſe, in meinen Briefen an Sie geführet habe. Von Berlin hatte man mir das immer äuſſerſt ſtreng beſchrieben. Urtheilen Sie alſo, welche fürchterliche Vorſtellungen ich mir machte, und wie ſehr und angelegentlich ich alles das wiederholte, was ich je über die abſcheuliche Sitte gedacht hatte, nach der man ſich des Gepäcks eines Reiſenden, — der keinen andern Gewinn als ſeine Belehrung ſucht, dem Lande in das er kommt gar nichts angeht, und als Fremder, Bürger der ganzen Welt iſt — bemächtigt, und es ihm nicht eher wieder herausgiebt, als bis man ſich beym Herumwühlen überzeugt hat, daß ſich auch nicht ein Stäubchen von den Waaren, die es dem Landesherrn beliebt hat für Konterbande zu erklären, darinnen befinde. Da man mich nun an der äuſſerſten Barriere ganz meiner Erwartung entgegen überaus glimpflich behandelte, meinen Wagen gar nicht einmal öfnete, und ſich blos mit dem Zettel, den ich in Lenzen bekommen hatte und einem Achtgroſchenſtücke begnügte; ſo konnt ich mir gar nicht denken, daß ich das

mit

mit quitt und los ſeyn ſollte, ſondern ich erwartete beſtändig ein neues Thor, bey dem es ſchärfer hergehen würde. Unter dieſer bangen Erwartung fuhr ich weiter, und behielt ſie noch lange; denn ſo ſehr ich mich auch umſahe, ſo wenig konnt' ich mich doch mit wirklicher Gewißheit überzeugen, daß ich ſchon in der eigentlichen Stadt ſey; bis ich in dem Luſtgarten ankam, das königliche Schloß und den Dohm erblickte, und über dieſem Anblick alle Furcht verlohr.

Die Friedrichsſtadt und Dorotheenſtadt ausgenommen, wechſeln immer ſchöne und neue Häuſer mit alten, gerade Straßen mit krummen ab. Der König iſt nicht von einem Orte ausgegangen, um den herum er ſeine Verſchönerungen ausbreitet, ſondern er will überall in jedem Theile der Stadt etwas hübſches haben. Er läßt daher hier und da bauen, ohne ſich daran zu kehren, daß die Zwiſchengebäude den guten Eindruck wieder vertilgen, den die neuen gemacht hatten. Er hatte den Plan, alle Häuſer von nur einem Stockwerke niederzureiſſen, die aber von zweyen ſtehen zu laſſen; daher wird die Ausſicht öfters auf eine ſehr unangenehme Art unterbrochen, und ſelbſt in den ſchönſten Straßen Berlins, unter den Linden, ſind einige ganz elende Häuſer mitten unter einer Menge neuer, ſtehen geblieben. Die freyen Plätze, den Wilhelmsplatz ausgenommen, haben keine regelmäßigen Formen; viele große öffentliche Gebäude ſtehen ganz ohne allen Zu-

ſam

ſammenhang und Plan da; der Boden iſt nirgends gleich, bald mehr erhöht, bald weniger: kurz, überall vermißt man ein Ganzes, das allein Vergnügen gewähren kann. Das Pflaſter iſt, wie ich Ihnen ſchon oben ſagte; ſo elend als man ſichs nur einbilden kann; wenn es geregnet hat, ſo weiß man an vielen Orten nicht, ob man in einer Stadt oder auf dem Dorfe iſt. Jeden Augenblick ſtößt man ſich entweder an hervorragende Steine, oder man fällt in ein Loch. Man muß die verſchiedenen Stellen des Pflaſters genau kennen, wenn man des Abends zu Fuße gehen will, weil die Laternen an den Häuſern, wegen der Breite der Straßen, ſie nicht gehörig erleuchten: und noch nirgends bin ich bey Nacht mit ſo viel Furcht gegangen, als hier, weil ich alle Augenblicke Gefahr lief, entweder zu fallen oder mir einen Fuß zu vertreten. An den Häuſern hin kann man gar nicht gehen, weil ſie höher liegen als die Straßen, und folglich hohe Auffahrten haben, die noch überdies den Anblick einer Straße entſetzlich verderben. Einen andern Uebelſtand machen die breiten Geſſen, die ſich zwiſchen den Häuſern und dem Pflaſter der Straßen befinden, und an manchen Orten mit Platten, an andern aber gar nicht bedekt ſind; ſo daß man entweder ſeine Wege ſchon ſehr gut ſtudiert haben oder ja nicht in Gedanken gehen muß. An allen öffentlichen Plätzen, auf und an den Brücken ſogar, ſtehen Buden, darin man Kleinigkeiten oder Trödelwaaren verkauft. Alle dieſe Buden kommen nie von ihren

Plätzen

Hund hängen, wie vielmehr einen Menſchen, der einige Ehrlichkeit in ihm hat.

Spießruthe.

Wenn ihr ein Kind in der Nacht ſchreyen hört, ſo müßt ihr der Amme ruffen, daß ſie es ſtillen ſoll.

2. Wache.

Aber wenn die Amme ſchläft, oder uns nicht hört?

Hundsloch.

Nun, ſo geht ihr im Frieden weiter, und laßt das Kind ſie mit ſeinem Schreyen weken.

Spießruthe.

Es iſt ſo.

Hundsloch.

Das iſt das End' eurer Omißion: Ihr, Conſtabel, präſentirt izt des Prinzen eigne Perſon; wenn ihr dem Prinzen in der Nacht begegnet, ſo könnt' ihr ihn ſtellen.

Spießruthe.

Nein, bey Unſrer Frauen! Das, denk ich, kan er nicht.

Hundsloch.

Fünf Bazen gegen einen, daß ein ieder der die Statuen kennt, ſagen wird, daß er ihn ſtellen kan; aber Sapperment! es verſteht ſich, wenn der Prinz gern will; denn in der That, die Wache darf niemand beleidigen, und es iſt

eine

Plätzen weg, einige ſind ſogar gemauert, und alle insgeſamt entſtellen die Orte wo ſie ſich befinden, ganz auſſerordentlich. Der ſchöne Dähnhofiſche Platz, der Schloßplatz, der Gens d'armes-Markt, werden dadurch verunſtaltet. Daß man eine wahrhaft zierliche Anlage hier gar nicht zu machen verſteht, ſieht man an dem Wilhelmsplatze, der mir übrigens ſehr gefällt. Er iſt mit Bäumen beſetzt, und die vier Statuen der Generale, ſtehen an den vier Ecken ſo unter den Aeſten dieſer Bäume, daß ſie ganz dadurch verſtekt werden, und daß man ſie ſuchen muß um ſie zu bemerken. Ueberhaupt ſchadet der Mangel an Materialien allen hieſigen Bauen auſſerordentlich: die Häuſer werden von Backſteinen errichtet, dann mit Kalk beworfen, und weil alles geſchwind und ſo wohlfeil als möglich hergehen ſoll, ſo giebt man ſich keine ſonderliche Mühe und macht es äuſſerſt flüchtig. In kurzer Zeit fällt hier und da ein Stück herunter, ſo daß dann eine ſolche Straße mit neuen Häuſern ausſieht, als ob ſie zu irgend einer Feyerlichkeit in aller Eile aufgebaut worden wäre: bey Erblickung eines ſolchen Gebäudes iſt es unmöglich, einen Gedanken an Feſtigkeit und Dauer zu haben. Eine andre Folge dieſer Flüchtigkeit iſt die ſchlechte Ausarbeitung. Die Alten glänzten nicht nur durch ihre ſchönen Formen und Verhältniſſe, ſondern auch durch die äuſſerſte Vollendung jedes einzelnen Theils: man bewundert dieſe an allen Ueberreſten ihrer Werke. Hier hingegen fehlt ſie gänzlich, man arbeitet nichts ſcharf

aus, und beſonders hab' ich die Kapitäler der Säulen durchgängig höchſt ſchlecht befunden.

Ueber den Geſchmack in der Baukunſt hab' ich leider nicht viel tröſtlichers zu ſagen; er iſt nicht nur der wahrhaft große wirklich nicht, ſondern er nähert ſich ihm auch nur nicht einmal. Eigentliche Palläſte giebt es nur ſehr wenige; der vom Prinzen Heinrich kann faſt allein ſo genennt werden. Die Häuſer überhaupt genommen, die unter den Linden abgerechnet, ſind auch viel zu niedrig und in keinem Verhältniſſe mit der auſſerordentlichen Breite der Straßen. Man wollte die Stadt gern geſchwinde groß haben, und gab daher den Straſſen eine Breite als ſie in keiner andern Stadt haben, und die weit über die hinaus geht, die ſchon zu einer wahren Zierde hinreichend iſt. Bey vielen iſt auch blos das und ihre gerade Linie die ganze Schönheit, und man trift kein einziges merkwürdiges Haus darinnen an. Von der Art ſind die ſo geprieſenen Friedrichs- und Wilhelms-Straßen, die beyden längſten in Berlin. Der Fenſter ſind überall zu viel, die Mauren zu ſchmal, und da man doch an vielen eine Menge Verzierungen gewahr wird, ſo erwekt das den Gedanken, daß die ſchmalen und dünnen Mauern ihre Laſt nicht würden ertragen können. Der König hat einen ſonderbaren Grundſatz, mit dem er dieſen bunten Geſchmack entſchuldigt. Er ſagt: ich halte nicht nur Maurer und Zimmerleute, ſondern auch Bildhauer und Stuccaturarbeiter;

arbeiter; damit dieſe alſo auch leben können, ſo muß ich ihnen Arbeit geben. — Das Opernhaus iſt unſtreitig das ſchönſte Gebäude in Berlin, ſeine Façade gegen die Linden iſt in einem großen Styl, die freyſtehenden, kannelirten Säulen der Halle haben ein vortreffliches Verhältniß: nur Schade daß der Baron Knobelsdorf, der es angab, den Einfall hatte, eine ſchmale Treppe an die Façade anzulegen, deren Geländer mit dieſer parallel laufen; denn dadurch erhält dieſes ſchöne Gebäude eine nichtswürdige kleine Thüre zum Eingang. Der Pallaſt des Prinzen Heinrich, dem Opernhauſe gegen über, iſt auch eins der ſchönſten Gebäude Berlins, von einer anſtändigen Größe, und ohne die obengenanten Fehler, hat aber beynahe zu wenig Verzierungen. Die Façade der katholiſchen Kirche iſt ebenfalls ſchön, und gut nach den Antiken kopiert, ihre Kuppel iſt aber zu hoch und hat keine ſchöne Form, und das Innre der Kirche iſt nicht zierlich genug. Die Bibliothek iſt wegen der ſchlechten Verzierungen, der übelen Anlage und der geſpielten krummen Linie ihrer Façade unter die elendeſten öffentlichen Gebäude in Berlin zu rechnen. Das Königliche Schloß, ſo alt es auch iſt, nimmt ſich noch ganz gut aus: ſeinen Hof darf man aber nicht betreten, und man hat ſehr Unrecht gethan, die Seite nach der Spree ſo zu laſſen wie ſie iſt, denn die nimmt ſich wegen der freyen Ausſicht am Waſſer hin äuſſerſt ſchlecht aus. Das Zeughaus iſt weitläufig und von einer anſtändigen Bauart; man ſieht, daß ſein

Erfinder Geſchmack und Einbildungskraft gehabt hat. Ueber dem Gewände der äuſſern Fenſter hat er Helme angebracht, die von groſſer Verſchiedenheit ſind. Noch gröſſer aber hat er ſich in der Angabe der Larven bewieſen, die über den Fenſtergewänden im innern Hofe ſtehen, alle ſchön ſind, alle den äuſſerſten Schmerz, aber immer mit einem andern Ausdrucke zeigen. Der Gedanke — — an dem Orte, der zum Magazin von Inſtrumenten, zum Verderben der Menſchen beſtimmt, dienen ſoll; an das Elend zu erinnern, das durch die Leidenſchaften der Menſchen, die oft auch die einzigen Urſachen der Kriege ſind, hervorgebracht wird — konnte nicht glücklicher ſeyn, nicht glücklicher ausgeführt werden. — Auf dem Gens d'armes Markte hat der König an die reformirte und an die lutheriſche Kirche, die ſich auf dieſem groſſen Platze befinden, an jede einen Thurm mit drey groſſen Portalen anbauen laſſen, die viel Geſchmack haben; die Eingänge mit Treppen und freyſtehenden Säulen und die Anordnung über ihrem Frontons ſind wirklich ſchön, aber doch wünſcht man die Thürme ſelbſt ſchlanker. Will man übrigens auch nicht rechnen, daß dieſe Kirchen ſelbſt von auſſen wie Scheunen ausſehen, und um der Thürme willen, nicht aber dieſe jener wegen, da zu ſeyn ſcheinen: ſo herrſcht doch auch wieder hier die bunte Architektur, von der ich oben ſchon redete. Es ſtehen eine Menge Bildſäulen darauf, davon die an dem einen Thurme, das alte Teſtament, und die an dem andern das neue vorſtellen, und

auf ihren Dächern, die grün angeſtrichen ſind, hat man vergoldete Medaillons angebracht. Die Kunſt an den Bildſäulen darf man warlich nicht bewundern; der König hat wohl von Zeit zu Zeit geſchickte Leute gehabt, aber ſie müſſen immer zu ſehr eilen und geben ſich keine Mühe. Man bemerkt das faſt an allen Statuen, die man hier und da an öffentlichen Orten findet; ſelbſt zwey von den marmornen, die auf dem Wilhelmsplatze ſtehen, ſind nicht ſonderlich. Schwerin hat einen Mantel um, an dem Nichtkenner die vielen mühſam gearbeiteten Falten bewundern, der aber ſteif und manierirt iſt. Seine Stellung und ſein Ausdruck ſind ſchlecht und die ganze Figur iſt zu klein und dünne. Winterfeld verdient eben ſo wenig ein großes Lob. Dieſe Seite des Wilhelmsplatzes iſt daher nicht gut beſetzt worden; dagegen gefällt die andere deſto mehr, wo Seydlitz von dem geſchickten Bildhauer Taſſart gearbeitet, ſteht. Man hat den Kavallerie-General in ſeiner völligen Rüſtung vor ſich und er gefällt darinn, obgleich die Steifigkeit des Koſtums der Kunſt nicht vortheilhaft iſt. Keith ſoll den vierten Platz bekommen und iſt beynahe ſchon fertig; er wird an Richtigkeit der Zeichnung Seydlitzen nichts nachgeben, und macht ſeinem Meiſter, Herrn Taſſart, wahre Ehre.

Ich habe bey alle dem bisher geſagten blos die Abſicht gehabt, mein gleich im Eingange gefälltes Urtheil gegen Sie zu rechtfertigen, und Ihnen zu zeigen, daß

es weder ohne Grund, noch mit Vorurtheil abgefaßt ſey. Ich habe daher auf das Ganze überhaupt und auf diejenigen Gebäude insbeſondere Rückſicht genommen, von denen man, ihrer Beſtimmung wegen, etwas erwarten darf. Daß es, einzeln genommen, auch eine Menge recht niedlicher Privathäuſer und mehrere öffentliche Gebäude giebt, die, wenn ſie ſich auch nicht durch etwas Außerordentliches auszeichnen, doch ihrer Beſtimmung recht gut entſprechen und nebenbey eine ganz gute Figur machen, als z. B. das Kadettenhaus, die Akademie-Gebäude, die Kaſernen, u. d. m. das bin ich ſo wenig in Abrede, als man mich in dem vorigen einer falſchen Beſchuldigung wird zeihen können. Ich würde Ihnen eine ziemliche Liſte ſchicken müſſen, wenn Sie von mir verlangten, daß ich ſie mit allen dieſen bekannt machen ſollte. Um Ihnen aber zuletzt auch noch ein wahrhaftes ſchönes Gebäude zu nennen, muß ich ein Wort vom Dohm ſagen. Er iſt, neben der katholiſchen Kirche, von auſſen der ſchönſte Tempel in Berlin, ein edles Gebäude, daran man die reinſten Verhältniſſe wahrnimmt. Fände man überall verhältnißmäßig nur den Geſchmack, ſo würde ich den Hut abnehmen, ſo oft jemand Berlins, als der ſchönſten Stadt gedächte. Schade nur, daß ſeinem äuſſern Glanze das Innre nicht entſpricht, und das iſt der allgemeine Fehler an allen hieſigen Kirchen. Auch die Peterskirche iſt neu, und nimmt ſich von allen recht gut aus, aber ihr innrer Plan kann durchaus nicht gefallen.

fallen. Wenn man in den Dohm tritt, ſo iſt es, als ob die Größe, die man ſich von auſſen dachte, auf einmal verſchwinde, und man begreift nicht, wie ein ſo großes Gebäude nur einen ſo kleinen Raum einſchlieſſen könne. Man findet einige königliche Begräbniſſe darinnen, ſie ſind aber ſo ſimpel als man ſelten welche in Reſidenzen antreffen wird. Die Garniſonkirche iſt ein altes, nicht beſondres Gebäude; ſie prangt aber mit allen in den erſten Kriegen des Königs erbeuteten Fahnen.

2.

Berlin — Jenner 1786.

Ich habe ſchon öfters, wenn man von der äuſſern Schönheit Berlins ſprach, ſagen hören: es ſey eben um dieſer willen ſchade, daß es ſo todt drinnen ausſehe; allein ich muß geſtehen, das ich das nicht finde. Man macht ſich gewöhnlich einen Begrif von dem Umfange Berlins, der wahrhaftig zu groß iſt. Man ſteige nur auf den Marienthurm, und überſeh' es von da, und man wird bald ſeinen Vorſtellungen die gehörigen Grenzen anweiſen, wenn man anders ſchon große Städte geſehen hat. Berlin kann allerdings mit darunter gerechnet werden; allein ſo auſſerordentlich iſt es nicht, daß 160000 Menſchen, die, die Garniſon einbegriffen, hier leben, nicht ſchon eine ganz artige Bevölkerung machen ſollten. Alle Quartiere ſind ſich freylich nicht gleich; es giebt hier wie überall Gegenden, die

welt mehr begangen werden als andre, und beſtändig voll Menſchen ſind, wenn in andern nur ſelten ſich welche zeigen; es giebt noch andere in denen blos Soldaten leben, und die dadurch noch öder werden. Dem allen ungeachtet iſt Berlin nicht tod zu nennen. Man findet hier zwar nicht das Gewühle von Handlung wie in London und Amſterdam; nicht die Menge von Adel, von Fremden und von Müſſiggängern wie in Paris; nicht den Lärmen und das Geſchrey der Lazzaroni von Neapel; aber doch ein Hin- und Herlaufen, zuweilen gar ein Drängen thätiger Menſchen, die in Ruhe und Stille ihren Geſchäften nachgehen und die Straßen immer lebhaft machen. Wäre der Adel hier ſo reich als in Wien, ſo würde ſich die Volksmenge bald verdoppeln: ſo aber ſchränkt ſich jeder ſo viel als möglich ein, und der Hof giebt darinnen ein gutes Beyſpiel. Die Perſonen, die in öffentlichen Aemtern ſtehen und von Beſoldungen leben müſſen, können nicht viel aufwenden, weil kein Monarch die Dienſte die man ihm leiſtet, mäßiger bezahlt als der König in Preuſſen; und die wenigen Familien die allenfalls noch ein großes Einkommen haben, richten ſich gern nach den Uebrigen, weil es lächerlich ſeyn würde, wenn ſie ſich vorzüglich auszeichnen wollten. Dies zuſammengenommen hat den Umgang und das Leben in Berlin weit ungezwungner und angenehmer gemacht als in andern großen Städten, wo Leute aus guten Familien aber von wenig Vermögen, ſich, wie in Paris, von der beſten Geſellſchaft

ſellſchaft entfernt halten müſſen; weil ein Aufwand in Kleidern und andern Dingen dazu erfordert wird, den ſie nicht zu machen im Stande ſind. Hier hingegen beſucht man öffentliche Oerter und die größten Geſellſchaften in der einfachſten Kleidung, der Adel giebt ſo wenig Mahlzeiten als möglich, und man iſt ſicher, nicht etwa um des Wohlſtandes willen zu koſtbaren Parthien beywohnen zu dürfen. Der nehmliche Geiſt der Mäßigkeit herrſcht auch unter den reichen Leuten der mittlern Klaſſe; die größten Häuſer geben die Woche über, ein höchſtens zweymal zu eſſen, und es giebt immer eine Menge großer Geſellſchaften in öffentlichen Häuſern, von denen ſie Mitglieder ſind, wo ſie alſo Fremde, die ihnen empfohlen ſind, einführen können, ohne viele Unkoſten zu haben. Man ſieht daher auch hier Leute von geringem Vermögen eine ziemlich anſehnliche Rolle ſpielen, und junge Standesperſonen von 3 bis 4 tauſend Thalern Einkünfte, halten Equipage, drey Bedienten, eine Maitreſſe, und genießen eine Menge Vergnügungen, die man ſich in Frankreich kaum für 40 bis 50000 Livres Einkommens würde verſchaffen können.

Was indeſſen am Aeuſſerlichen erſpart wird, das laſſen beſonders junge Leute bey einer unregelmäßigen Lebensart drauf gehen, und hierinn liegt ein neuer Grund zu Einſchränkung der Pracht und des Luxus. Denn wenn dieſe Leute älter werden, ihr ganzes Ver-

weit mehr begangen werden als andre, und beſtändig voll Menſchen ſind, wenn in andern nur ſelten ſich welche zeigen; es giebt noch andere in denen blos Soldaten leben, und die dadurch noch öder werden. Dem allen ungeachtet iſt Berlin nicht tod zu nennen. Man findet hier zwar nicht das Gewühle von Handlung wie in London und Amſterdam; nicht die Menge von Adel, von Fremden und von Müſſiggängern wie in Paris; nicht den Lärmen und das Geſchrey der Lazzaroni von Neapel; aber doch ein Hin- und Herlaufen, zuweilen gar ein Drängen thätiger Menſchen, die in Ruhe und Stille ihren Geſchäften nachgehen und die Straßen immer lebhaft machen. Wäre der Adel hier ſo reich als in Wien, ſo würde ſich die Volksmenge bald verdoppeln: ſo aber ſchränkt ſich jeder ſo viel als möglich ein, und der Hof giebt darinnen ein gutes Beyſpiel. Die Perſonen, die in öffentlichen Aemtern ſtehen und von Beſoldungen leben müſſen, können nicht viel aufwenden, weil kein Monarch die Dienſte die man ihm leiſtet, mäßiger bezahlt als der König in Preuſſen; und die wenigen Familien die allenfalls noch ein großes Einkommen haben, richten ſich gern nach den Uebrigen, weil es lächerlich ſeyn würde, wenn ſie ſich vorzüglich auszeichnen wollten. Dies zuſammengenommen hat den Umgang und das Leben in Berlin weit ungezwungner und angenehmer gemacht als in andern großen Städten, wo Leute aus guten Familien aber von wenig Vermögen, ſich, wie in Paris, von der beſten Geſellſchaft

eine Beleidigung, einen Menſchen wider ſeinen Willen aufzuhalten.

Spießruthe.

Sapperment! ich denk', es iſt ſo.

Hundsloch.

Ha, ha, ha! Nun gut, ihr Herren, gute Nacht; wenn etwas wichtiges vorfallen ſollte, ſo ruft mir. Verſchweigt euers Cameraden Geheimniſſe, und eure eigne, und gute Nacht; kommt, Nachbar.

2. Wache.

Gut, ihr Herren, wir hören unſre Commißion; wir wollen gehen und uns hier auf den Kirchenbank ſezen bis zwey, und dann heim zu Bette.

Hundsloch.

Nur noch ein Wort, ehrliche Nachbarn. Ich bitte euch, wacht bey Signor Leonato's Thüre, denn weil ſie morgen eine Hochzeit haben, ſo iſt die ganze Nacht ein groſſer Lermen im Haus. Adieu; ſeyd wachſam, ich bitte euch.

(Hundsloch und Spießruthe gehen ab.)

ſellſchaft entfernt halten müſſen; weil ein Aufwand in Kleidern und andern Dingen dazu erfordert wird, den ſie nicht zu machen im Stande ſind. Hier hingegen beſucht man öffentliche Oerter und die größten Geſellſchaften in der einfachſten Kleidung, der Adel giebt ſo wenig Mahlzeiten als möglich, und man iſt ſicher, nicht etwa um des Wohlſtandes willen zu koſtbaren Parthien beywohnen zu dürfen. Der nehmliche Geiſt der Mäßigkeit herrſcht auch unter den reichen Leuten der mittlern Klaſſe; die größten Häuſer geben die Woche über, eins höchſtens zweymal zu eſſen, und es giebt immer eine Menge großer Geſellſchaften in öffentlichen Häuſern, von denen ſie Mitglieder ſind, wo ſie alſo Fremde, die ihnen empfohlen ſind, einführen können, ohne viele Unkoſten zu haben. Man ſieht daher auch hier Leute von geringem Vermögen eine ziemlich anſehnliche Rolle ſpielen, und junge Standesperſonen von 3 bis 4 tauſend Thalern Einkünfte, halten Equipage, drey Bedienten, eine Maitreſſe, und genießen eine Menge Vergnügungen, die man ſich in Frankreich kaum für 40 bis 50000 Livres Einkommens würde verſchaffen können.

Was indeſſen am Aeuſſerlichen erſpart wird, das laſſen beſonders junge Leute bey einer unregelmäßigen Lebensart drauf gehen, und hierinn liegt ein neuer Grund zu Einſchränkung der Pracht und des Luxus. Denn wenn dieſe Leute älter werden, ihr ganzes Ver-

mögen in die Hände bekommen und ein eignes Haus machen sollen: so haben sie noch Schulden auf dem Halse, um derer willen sie sich mäßigen müssen. Man sollt' es in der That nicht glauben, wie weit die Ausschweifungen hier gehen. Ohne die Menge öffentlicher Mädchen zu rechnen, die für sich allein, oder zu zwey, bis dreyen beysammen wohnen, giebt es viele Häuser, in denen sich Abends ihrer eine Menge versammeln und auch von der Polizey da geduldet werden. Die geringsten davon sind ganz auf den Fuß der Musico's oder Spuilhuys in Amsterdam eingerichtet; nur daß man hier freylich keine Matrosen drinnen findet, und daß es überhaupt noch ein wenig ordentlicher und feiner zugeht als dort. Aber es giebt auch welche von einer höheren Klasse, und in denen man die nehmlichen medizinischen Anstalten getroffen hat, als in ähnlichen Häusern zu Paris und London, die aber auch hier so wenig helfen als dort. Die Sch— hat sich in diesem Fache hier so berühmt gemacht, als ehemals die Gourdan in Paris. Ihr Haus ist auf den besten Fuß eingerichtet, vortreflich meublirt, man wird darin blos auf Silber bedient, und die Geschöpfe die sie unterhält, sind die reizendsten in Berlin. Wenn man in Paris und London viel von den Geschichten der berühmtesten unter dieser Klasse von Frauenzimmern spricht; wenn es parvenues unter ihnen giebt, die sich von den niedrigsten Straßenmädchen bis zu dem Range einer Nymphe eines großen Bordels aufschwungen, oder endlich wohl gar ihre eig-

nen

ſten Haushaltungen haben konnten: ſo giebt es deren in Berlin ebenfalls, und man kann ſich von den Helden der unkenſchen Liebe hundert Beyſpiele davon erzählen laſſen. — Ich muß Ihnen bey der Gelegenheit eine kleine Anekdote herſetzen, die zwar nicht eigentlich hieher paßt, die Sie mir aber ſchon ihrer Drolligkeit wegen überſehen werden. Da die Garniſon in Berlin ſo beträchtlich iſt, ſo müſſen die mehrſten Häuſerbeſitzer Einquartierung nehmen, oder doch dafür bezahlen; einige Häuſer aber ſind ſchon ſeit langer Zeit aus mancherley Urſachen, mehr als andre begünſtigt und davon frey geſprochen worden, und über allen dieſen ſteht das Wort „Freyhaus" mit großen lateiniſchen goldnen Buchſtaben. Einer meiner hieſigen Bekannten, der ein Ausländer iſt, doch aber etwas deutſch verſteht, war zu Anfange ſeines Aufenthalts in Berlin von dieſer Ueberſchrift, die er ſo häufig antraf, frappirt worden; er hatte ſie ſich für die Anzeige eines Bordels ausgelegt, und Berlin für die ausſchweifendſte Stadt in der Welt gehalten, bis ihm endlich jemand ſeinen Irrthum benahm und den wahren Sinn erklärte. — Es wäre immer noch glücklich, da einmal in einer großen Stadt Ausſchweifungen nicht zu verhindern ſind, wenn es nur bey dieſer Art derſelben bliebe: aber ſo hat leider auch der italieniſche Geſchmack hier großen Eingang gefunden. Wenn, wie Hr. v. Archenholz ſagt, es ein Beweis von Verabſcheuung der Päderaſtie unter den Engländern ſeyn ſoll, daß die Mannsperſonen ſich nie küſſen: ſo iſt das ein

ſchlechtes

ſchlechtes Zeichen für Berlin, denn nirgends hab' ich dieſen Gebrauch ſo allgemein und beynahe auf einen unangenehmen Grad gefunden, als hier.

Vielleicht hat keine andere große Stadt in der Welt ſo wenig Schauſpiele als Berlin. Das teutſche Theater ausgenommen, auf dem alle Tage des Jahres ohne Ausnahme geſpielt wird, hat man blos während des Karnevals italieniſche Oper, bey der aber eine andre Einrichtung als an andern Orten ſtatt findet. Man fängt nämlich ſchon 14 Tage vor Weyhnachten an, und giebt, bis zum 21ſten Jänner fort, alle Montage und Freytage eine Oper. An den Dienſtagen die in dieſer Zeit einfallen, iſt Redoute, und darinnen allein beſtehen alle Karnevals Luſtbarkeiten. Sonſt, da der König noch jung war, war die Oper ſehr glänzend; er fand ausnehmendes Vergnügen an dieſem Schauſpiele, ſuchte die beſten Leute hinzuziehen, und bezahlte ſie ſehr theuer. Er hatte ſeine eigne Komponiſten, die Italiener waren, ließ aber auch einige Opern von Graun ſetzen und ſchätzte dieſe und die von Haſſe ganz vorzüglich. Die Dekorationen wurden von den berühmten Gebrüdern Cagliari gemahlt, und alles war in dem herrlichſten Zuſtande. Allein dieſe Zeiten ſind vorüber; die Dekorationen ſind zwar immer noch da, aber ſie ſind alt und ſchwarz geworden; die Kleidungen aller, die nicht Hauptperſonen vorſtellen, dürfen nicht erneuert werden, ſondern man muß ſich der alten bedienen; der König

kommt

kommt ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr hinein, und man hat mich verſichert, daß ihm, alles zuſammen genommen, ſelbſt die Gehalte der Sänger mit einbegriffen (die des Orcheſters aber nicht) die Oper jährlich nicht über 20000 Thaler zu ſtehen komme. Wäre Concialini nicht da, der immer noch ein groſſer Sänger iſt, ſo würde man gar keinen Genuß davon haben; allein auch der wird alt und nachläſſig, und ſingt nicht mehr mit dem Eifer als da die Mara noch prima donna war. Die jetzige heißt Signora Carara, erſetzt aber jene bey weitem nicht; die übrigen Sänger und Sängerinnen verdienen keiner vorzüglichen Erwähnung. Das Orcheſter iſt ſehr gut, das kann man nicht läugnen: doch fehlt die genaue Zuſammenſtimmung mit den Sängern ſehr, beſonders bey Chören, und man verliert dadurch faſt immer ihre Wirkung. Die Ballets ſind ganz auf italieniſche Art eingerichtet, und werden in den Zwiſchenzeiten der Akte gegeben; man ſieht hier aber freylich die Tänzer und Tänzerinnen nicht, die das Pariſer und die italieniſchen Theater berühmt machen. Eine neue Folge der Sparſamkeit; denn ſonſt waren auch hier vorzügliche Leute in dieſem Fache. Wie in Italien, ſo werden auch hier nur zwey Opern den ganzen Karneval über aufgeführt, die der König ſelbſt jedesmal vorſchreibt: er wählt aber nur ſolche die ſchon ehemals hier aufgeführt wurden. Das alles verbunden mit den Umſtänden die ich oben angab, macht dieſes Schauſpiel den Einwohnern, die nichts Neues mehr daran ſehen,

höchſt

höchſt langweilig. — Das Aeuſſerliche des Hauſes hab' ich Ihnen ſchon in meinem vorigen Briefe gerühmt; das Innre entſpricht ihm, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Innren des Turiner Opernhauſes. Es hat eine beträchtliche Größe und iſt in einem guten Geſchmacke verziert, aber freilich verdiente es einmal abgeputzt zu werden. Eine Vorſcene hat es nicht, und es iſt ein Fehler, daß die nächſten Logen am Theater ſich rückwärts neigen; wodurch die Perſonen, die darinnen ſind, verhindert werden, das Ganze zu überſehn. Ueberhaupt ſind euch die Logen zu hoch, und ihre vier Reihen ſind für die Größe und Höhe des Hauſes zu wenig. Wären die Logen etwas niedriger, ſo könnte man bequem fünf Reihen haben; das würde ſich beſſer ausnehmen, und man gewönne auch mehr Platz. Da dieſes Schauſpiel ganz auf königliche Koſten gegeben wird, ſo iſt der Eingang frey und wird nicht bezahlt. Ein Fremder indeſſen, der hinein gehen wollte, ohne ſich von ſeinen Bekannten ein Billet beſorgen zu laſſen, würde nichts dabey gewinnen: denn die Aufſchließer laſſen ſich in dieſem Falle die Plätze, die ſie verſchaffen ſollen, ſehr gut bezahlen. Der König macht der Berliner Garniſon das Vergnügen, der Oper ebenfalls beyzuwohnen zu dürfen; das Parterre iſt blos ihr angewieſen. Der Platz auf demſelben, der gleich auf dem Orcheſter iſt und das parquet heißt, wird nur durch zwey Reihen Bänke davon getrennt. Hier gieng ſonſt allemal der König hin, um der Muſik ganz nahe zu ſeyn,

und

und unter der Stelle wo er ſaß war ein Ofen angebracht, damit er die Füße warm erhielt. Niemals bediente er ſich einer Loge, und die Prinzen durften es, des Wohlſtands wegen, auch nicht thun. Seitdem er aber nicht mehr hineinkommt, geht der ganze Hof in die mittelſten Logen des erſten Ranges, und die Offiziers nehmen dafür das Parquet ein.

Die Oper fängt um fünf Uhr an und iſt um acht, oft auch noch etwas früher, ſchon aus. Ueberhaupt muß ich das von Berlin rühmen, daß man da nicht ſo ſehr als anderer Orten die Nacht in Tag verwandelt, und daß ſich alle Luſtbarkeiten früh anfangen und endigen. Nur die Redoute geht erſt gegen Mitternacht an. Sie iſt unſtreitig das elendeſte Vergnügen das man ſich denken kann. Das Parterre des Opernhauſes wird heraufgeſchraubt um mit dem Theater gleich zu ſeyn; beyde ſind aber durch ein hölzernes Bruſtgeländer von einander abgeſondert. Wenn man zum erſtenmale hinkommt, ſo achtet man auf dieſen Unterſchied gar nicht, weil man dergleichen auch wohl ſchon anderwärts ohne alle Abſicht geſehn hat. Man ahndet gewiß nicht, daß hier eine lächerliche zum Grunde lieget, und doch iſt das der Fall. Auf dem Parterre nämlich darf niemand als der Hof, und wer ihm präſentirt iſt, tanzen; ja man iſt, um nur auf dieſen Platz gehen zu dürfen, ſogar genöthigt in rothem Domino zu erſcheinen: jede andre Verkleidung, ſo wie alle Charaktermasken, ſind auf das

Theater

Theater verbannt. Wer sollte glauben, daß eine solche Verordnung über eine öffentliche Lustbarkeit, deren Hauptendzweck noch dazu die Vermischung aller Stände ist, unter einem Könige existiren konnte, der so philosophisch denkt und dessen Verachtung aller zufälligen und Geburtsverdienste so bekannt ist? Die natürliche Folge davon ist, daß blos der Hof und die unterste Klasse der Berliner die Redoute besuchen, und daß der Mittelstand, der sich unter den Hof nicht mischen darf, und unter Perruquiers und Bedienten sich nicht mischen will, ganz davon wegbleibt. Man findet daher immer nur sehr wenig Personen und diese fast alle in einerley Kleidung; die Verschiedenheit von Anzügen und von Masken, die ein solches Fest allein glänzend macht, muß man hier gar nicht suchen.

Sie dürfen aber, mein Freund, darum, weil der hiesigen Karnevals-Lustbarkeiten so wenige und diese so armselig sind, nicht etwa denken, daß während dieser Zeit die Berliner sich gar nicht lustig machen. Am Hofe und von dem vornehmsten Adel werden von Zeit zu Zeit Assemblées, auch wohl Privatbälle gegeben, und diejenigen, die zu diesen nicht kommen können, haben eine Menge Gesellschaften und Bälle, Mittags- und Abendmahlzeiten, zu 80, 100 und mehr Personen, unter sich, und man vergnügt sich dabey so viel man kann. Ueberhaupt sind die Berliner sehr munter und aufgeweckt; sie haben eine natürliche Lebhaftigkeit, die, ver-

bunden

binden mit der Freyheit der Sitten, die großen Städten eigen iſt, den Ton der guten Geſellſchaft ſehr angenehm macht, weil man darinnen die Grenzlinie des Anſtandes zu ziehen verſteht.

Zuweilen wird auch während des Karnevals eine Opera buffa gegeben, ich ſah' eine ſolche im kleinen Theater des Schloſſes; ſie hatte den Tittel l'Albergatice, vortrefliche Muſik, und wurde ausnehmend wohl geſpielt. Sie verſchafte mir weit mehr Vergnügen als die große Oper. Die ganze Truppe beſteht aus fünf Perſonen, zu denen ich ihren Direkteur, Koch, einen Teutſchen der Baß ſingt, mit rechne. Der König hatte gleich nach dem ſiebenjährigen Kriege eine andere Geſellſchaft zur buffa angenommen; da aber in kurzer Zeit drey Perſonen davon ſtarben, ſo wurde Koch nach Italien geſchickt, der dann die jetzige mitbrachte. Er hat auch eine recht gute Wahl getroffen, die Stimmen ſind freylich nicht äuſſerordentlich, aber doch gut und harmoniren vornehmlich ſehr: man bemerkt daher hier den Abſtand nicht, der in der großen Oper zwiſchen Concialini und den übrigen ſo ſehr auffällt. Wie viel Koch bekommt, weiß ich nicht, der Gehalt jedes der übrigen iſt aber 1000 Thaler.

Die Muſik iſt wirklich auf einem guten Fuß in Berlin, und man hat viel Liebhaberey dafür, da der Hang zum Spiel ſo groß nicht iſt. Jeder Prinz hat ſeine beſondere Kapelle unter denen ſich die des Kronprinzen

vornehmlich auszeichnet und nach der allgemeinen Stimme ganz vortreflich ist. Von dem Opern Orchester hab' ich schon oben rühmlich gesprochen. Ausserdem giebt es noch eine Menge anderer Musiker hier, und es fehlt im Winter nie an Konzerten. Dasjenige, das von langer Zeit her immer den gröſten Ruf hatte, ist das Liebhaber-Konzert, das alle Freytage bey Corsica gehalten wird; es ist nicht nur sehr gut besetzt, sondern man befleissigt sich auch vornehmlich gut gesetzte Stücke aufzuführen: demungeachtet hat es jetzt verlohren, man ist nicht mehr so eifrig als sonst und die Kosten kommen nicht heraus eine gute Sängerin zu halten, daher man bey der Vokalmusik wenig Genuß hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Fortsetzung des Etwas von Naturgesetzen.

(S. T. M. September S. 197.)

Die Vermögen der Natur können nach der Theorie des Grafen von Büffon, *) so weit sie uns bekannt sind,

*) Siehe insonderheit Büffons Introduction à l'histoire naturelle des minéraux, im Kapitel von Elementen.

Fünfte Scene.

Borachio und Conrad treten auf.

Borachio.

He! Conrad --

Wache (bey Seite.)

Still, rührt euch nicht --

Borachio.

Conrad, ſag ich --

Conrad.

Hier, Mann, ich bin an deinem Ellnbogen.

Borachio.

So ſtell dich hart unter dieſes Schirmdach, denn es rieſelt; und ich will dir wie ein ehrlicher Trunkenbold alles ſagen, was ich weiß.

Wache (bey Seite.)

Irgend eine Verrätherey, ihr Herren; aber ſteht geſchloſſen und ripple ſich keiner.

Borachio.

Wiſſe dann, daß ich tauſend Ducaten von Don Juan eingerndet habe.

ſind, auf zwey urſprüngliche Kräfte zurückgebracht werden; die, welche die Schwere verurſacht, und die, welche die Wärme hervorbringt.

Die Kraft der Impulſion iſt ihnen untergeordnet. Die Attraktion iſt eine allgemeine, beſtändige, fortdauernde Wirkung. Der Stoß aber iſt in den meiſten Körpern nur ein einzelner, weder beſtändiger, noch fortdauernder Effekt, und hängt von der Attraktion ab, wie eine beſondere Wirkung von einer allgemeinen.

Wenn aller Stoß aufgehoben wäre, ſo würde nichts deſtoweniger die Attraktion fortdauern und wirken. Wenn aber die Attraktion ceſſirte, ſo würde der Stoß ſeine Exiſtenz verliehren.

Dieſe weſentliche Differenz ſubordinirt die Impulſion der Attraktion.

Aber noch unmittelbarer und allgemeiner hängt, nach der einfachen und erhabenen Theorie des Plinius von Frankreich, die Impulſion von der Kraft ab, welche die Wärme hervorbringt. Hauptſächlich durch das Mittel der Wärme bringt die Impulſion in die organiſirten Körper ein. Durch die Wärme bilden ſie ſich, wachſen ſie und entwickeln ſie ſich. Man kann auf die Attraktion allein alle Wirkungen der unorganiſchen Materie beziehen, ſo wie ſich, nach Büffons gegründetſcheinender Theorie, alle Phänomene der lebenden Materie, aus eben dieſer anziehenden Kraft mit der Kraft der Wärme verbunden, herleiten laſſen.

Jener groſse Philoſoph — unſtreitig einer der gröſsten dieſes Jahrhunderts — lehrt, daſs unter der lebenden Materie nicht bloſs alle Thiere und Pflanzen; ſondern auch alle lebende organiſche Partikeln, (molecules) die in den Trümmern der organiſirten Körper zerſtreuet ſind, ferner die Urſtoffe des Lichts, des Feuers, und der Wärme, kurz, alle durch ſich ſelbſt aktive Materie zu begreifen ſey.

Von dieſer Materie macht er die ſehr wahre Anmerkung: daſs ſie allezeit, von dem Mittelpunkt nach dem Umkreis ſtrebt, d. h. mit expanſiver Kraft wirkt; dagegen die rohe unorganiſche Materie von der Circumferenz nach dem Mittelpunkt ſtrebt, d. h. dem Geſetz der Schwere, oder der anziehenden Kraft, gehorcht.

Die Directionen dieſer beyden Kräfte ſind ſich entgegengeſetzt, aber ſie halten ſich das Gleichgewicht, ohne je ſich zu zerſtören. Aus der Combination dieſer beyden ſtets wirkſamen Kräfte, reſultiren alle Erſcheinungen der Welt. Sogar ſcheint es, daſs ſich die expanſive Kraft auf die der Attraction zurückführen läſst.

Alle Kräfte der Materie hängen von einer einzigen primitiven Kraft ab.

Es läſst ſich ſehr gut begreifen, daſs die Anziehung jedesmal in Zurückſtoſsung ſich verwandelt, wenn die Körper ſich ſo ſehr einander nähern, daſs ſie ein Reiben, oder einen gegenſeitigen Stoſs empfinden.

Auſſer

Auſſer dem wenigen, was Büffon hierüber ſagt, wünſchte ich, daß man des Raguſaniſchen Meßkünſtlers, P. Boskowich, Theoria philoſophiae naturalis hierüber nachleſen möchte, welcher, (wie der Mathematiker Bettinelli zu Parma einſt an Algarotti ſchrieb) die Nothwendigkeit einer repulſiven Kraft in der Natur, bis zur Demonſtration bewieſen hat.

Boskowich beweiſt, da, wo er vom Uebergang der Attraction in die Repulſion handelt: repulſiones eiusdem eſſe ſeriei cum attractionibus, a quibus differunt tantummodo ut negativum à poſitivo. Eben dieſelbe aktive Kraft der Elemente, welche durch Anziehung ſich äuſſert, wird in den kleinſten Entfernungen (in minimis diſtantiis) zurückſtoßend.

Die expanſive Kraft iſt ein Effekt, der aus der anziehenden Kraft reſultirt, und ſich jedesmal äuſſert, wenn die Körper ſich gegenſeitig ſtoßen oder reiben. Sie iſt die Reaction der anziehenden Kraft, welche entſtehet, wenn die primitiven Partikeln der Materie — die ſich ſtets gegenſeitig ziehen — in den Stand der unmittelbaren Berührung (contact) gehen wollen. Wärme, Licht und Feuer ſind die groſſen Würkungen der expanſiven Kraft, welche allemal hervorgebracht werden, wenn durch Natur und Kunſt, die Körper in ſehr kleine Theile zertrennet werden, welche in entgegengeſetzten Richtungen aneinander treffen.

Der Stoß ſelbſt hängt alſo, nach Büffons Grundſätzen, von der Attraktion ab. Die expanſive Kraft iſt nichts als die anziehende, in ſo fern dieſe negativ geworden iſt. Licht, Wärme, Feuer, ſind nichts als beſondere Arten zu ſeyn der Materie. Es exiſtirt nur Eine Kraft, und nur Eine Materie, die allzeit in ihren Theilen ſtrebt, ſich — nach den Umſtänden — anzuziehen oder zurückzuſtoßen.

„„Die anziehende Kraft iſt es, von welcher der Graf Algarotti in ſeinen herrlichen Dialogen über Newtons Optik geſagt hat: „Weit entfernt, eine okkulte Qualität zu ſeyn, iſt die Attraktion eine ſehr evidente Eigenſchaft der Materie. Man darf ſie — von welcher „die demonſtrative Erklärung unendlicher Phänomene „abhängt — nicht mit jenen Wörtern vermengen, womit man keine Begriffe verband, und welche Afterphiloſophen erfunden haben, um von gewiſſen Erſcheinungen einen ſchimäriſchen Grund angeben zu können. „Sie iſt ein allgemeines Prinzip, dem alles gehorcht, „vom irrenden Atomen an, bis zu unermeßlichen Planetenkörpern. Man aſſignirt ihre Geſetze, und berechnet „ihre Wirkungen bis in das kleinſte Detail. Auf genaue Beobachtungen und tiefe Meditation geſtützt, „ſah Newton ſich genöthigt, die anziehende Kraft, für „eine urſprüngliche Eigenſchaft der Materie zu erkennen.“ — —

Nach

Nach Kant's Philoſophie *) laſſen ſich nur zwey bewegende Kräfte der Materie denken, anziehende, und zurückſtoſſende Kraft. Auf dieſe können — wie Kant ſich ausdrückt, — alle Bewegungskräfte in der materiellen Natur zurükgeführt werden.

Das heißt: alle Bewegungen in der Natur, ſind Wirkungen der anziehenden, oder der zurückſtoſſenden Kraft.

Die Materie iſt undurchdringlich, durch ihre expanſive Kraft. Dieſe aber iſt die Folge der repulſiven Kraft. **)

Auch P. Boſcowich gründet die Impenetrabilität der Körper auf die zurückſtoſſende Kräfte der Elementartheile.

Die großen, einfachen, ewigen Geſetze der Attraktion und Repulſion, auf welche ſich die, uns noch groſſentheils unbekannten beſondern Geſetze der chymiſchen Affinitäten, der elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen allem Vermuthen nach reduciren laſſen, erklären uns den Urſprung der phyſiſchen Welt.

Die Beobachtungen zeigen uns eine aktive Materie, welche Bewegung hat, und — wie Boſcowich

*) Siehe Kant's Metaphyſ. Anfangsgr. der Naturwiſſenſchaft, p. 35.

**) Siehe Kant's Metaphyſ. Anfangsgr. der Naturwiſſenſchaft, p. 43.

mit Recht sagt — keinen Augenblick in absoluter Ruhe ist. Alles ist in der physischen Welt nur Metamorphose. Nur die Formen verändern sich. Die Quantität der Materie bleibt immer eben dieselbe. Die nehmliche Substanz gehet successiv durch alle drey Reiche der Natur. Sie erscheint, bald als Mineral, dann als Pflanze, nun als Insekt, als Vogel, als Thier, als Mensch. Büffon und Herr Prof. Fabre zu Paris lehren: daß dasjenige, was man Element nennt, fähig ist, durch die der Materie eigenen Bewegungen der Attraktion und Expansion beständig transformirt zu werden, und daß jedes Thier, jede Pflanze, als ein kleiner Mittelpunkt der Wärme oder des Feuers, betrachtet werden kann, welcher sich die Luft und das Wasser, die ihn umgeben, zueignet, und sich dieselben assimilirt, um zu vegetiren, oder um sich zu nähren, und von den Produkten der Erde zu leben, welche selbst nichts sind, als zuvor fixirte Luft und Wasser. Er eignet sich zugleich eine kleine Quantität Erde zu, und indem er die Eindrücke des Lichts und der Sonnenwärme, auch die des Erdbodens, empfängt, verwandelt er jene verschiedenen Elemente in seine Substanz, bearbeitet, componirt, vereinigt sie, setzt sie, unter gewissen Umständen einander entgegen, bis sie in die zu seiner Entwikelung nothwendige Form eingegangen sind.

Ein aktives Fluidum beseelt die Welt. Dieses Fluidum ist nichts als die ätherische Materie, die durch

die

die Bewegungen der Attraktion und Expanſion auf verſchiedene Art modifizirt iſt.

Wir entdecken durch das Mikroſcrop, ſagt ein groſſer Beobachter der Natur, *) in den Infuſionen animaliſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen, aktive, ſich bewegende Partikeln. Es iſt glaublich, daß dieſe nichts ſind als die ätheriſche Materie, die von einer gröbern Subſtanz bis auf einen gewißen Punkt fixirt worden iſt.

Um noch einmal auf die anziehende Kraft zurückzukommen — ſie iſt es, die am Himmel und auf der Erde, in der unendlichen Ferne, und in den Körpern, die uns zunächſt umgeben, ſich durch tauſend unläugbare Aeuſſerungen manifeſtirt. Sie regulirt die Bewegungen des Saturns, ſo wie ſie einen Apfel uns vor die Füſſe fallen macht. Dieſe ſo einfache, aber — wie Algarotti mit Recht ſagt — allzeit unveränderliche Urſache iſt der Grund von der Ordnung und Harmonie der Welt.

Die Ueberzeugung von der Einfachheit und Nothwendigkeit der Naturgeſetze, welche in der That Geſetze Gottes ſind, und das Gepräge ſeiner Unveränderlichkeit tragen, bewirkt für uns noch nebenher den Vortheil daß ſie uns geneigt macht, alle Erzählungen von Wundern, die hier oder da gewirkt worden ſeyn ſollen,

*) Herr Fabre, in ſeinem treflichen Eſſai ſur les Facultés de l'ame Amſterdam et Paris, 1785.

ſchon à priori als fabelhaft und ungeräumt zu verwerfen.

Sey es, daß man annimmt, jene großen Geſetze der Natur, von welchen alle Phänomene die Folgen oder Reſultate ſind, wären das Werk eines Gottes, und — wenn ich ſo ſagen darf — der phyſiſche Ausdruck ſeines unwandelbaren Willens, oder, daß man dieſe Geſetze in der innern, uns unbekannten, Natur der Dinge ſelbſt, gegründet zu ſeyn glaubt, ſo ſind ſie auf jeden Fall — unveränderlich. Ein Wunder, welches dieſe Geſetze anhebt, würde die Ordnung und Exiſtenz der phyſiſchen Welt zerſtöhren.

Wir wollen hievon, unter Millionen, nur Ein Beyſpiel geben.

Die römiſchen Jahrbücher erzählen uns die Auffarth des Romulus zu den Göttern, und Seneka citirt eine ſpätere, ähnliche Begebenheit.

Geſetzt, tauſend Zeugen atteſtirten ein ſolches Faktum, ſo müßte man es dennoch, ohne ſich durch die Zahl und das Anſehen der Zeugen irre machen zu laſſen, als eine mit allen Geſetzen der Natur ſtreitende, und folglich von aller Wahrſcheinlichkeit entblößte Erdichtung verwerfen. Denn: die phyſiſche Unmöglichkeit des bezeugten Fakti iſt des ſtrengſten Erweiſes fähig. Daraus folgt denn die Falſchheit der Zeugniſſe für dieſes Faktum von ſelbſt.

Wir

Wir wollen annehmen, die Himmelfahrt des Romulus, oder jener Perſon, deren Seneka gedenkt, involvire zugleich eine Verſetzung dieſer Menſchen von der Erde in einen fernern Planeten oder Fixſtern.

Unſtreitig iſt ihre Luftreiſe doch Veränderung des Ortes? Bewegung? —

Jede Bewegung aber kann am Ende auf die anziehende oder zurükſtoßende Kraft, als Wirkung derſelben, zurückgeführt werden. Es iſt nun vor's Erſte klar, daß die anziehende Kraft unſeres Globs keinem ihm zugehörigen Körper erlaubt, ſich von ihm loszureiſſen, und im ſchnellen Flug andern Weltkörpern zuzueilen, um deren Maſſe zu vermehren. Ein eiſernes Band feſſelt uns an dieſen Wirbel, deſſen Bewegungen wir folgen müſſen.

Sollte aber eine von fern her wirkende, anziehende Kraft unſrer Erde einen Menſchenkörper entführen, und ihn in die grenzenloſen Tiefen des Raumes fortreiſſen können?

Man bedenke die ungeheuren Folgen, die eine ſolche Begebenheit für den ganzen Glob nothwendig hätte haben müſſen!

Wie konnte jene Kraft nur auf Einen Punkt des Globs ſo erſtaunlich wirken, und den ihr entgegen arbeitenden Zug der Erde überwältigen, ohne verhältnißmäßig

auch

auch auf diejenigen Atomen, die dem wegzuführenden zunächst liegen, zu wirken, und sie zur Nachfolge zu bringen? — Dis hätte um so viel mehr geschehen müssen, da die Distanz der Atomen, welche denen wegzuführenden zunächst liegen, verglichen mit der Distanz der wegzuführenden selbst, eine Differenz giebt, die als unendlich klein anzusehen ist, und daher in Absicht auf den Effekt der Kraft, welche dem Glob jene Atomen entreißt, gar keinen merklichen Unterschied hätte verursachen können. Nicht einmal der Erde darf, was zu ihrer Individuität gehört, entrissen werden. Jeder Verlust ihrer Atomen würde ihre Schwere vermindern. Bald würde sie, aus ihrer Laufbahn verrückt, sich gegen andere Weltkörper nicht im Gleichgewicht erhalten können. So müßte sie unvermeidlich sich ihrer Zerstöhrung nahen. Die Kraftmasse der Erde darf auf keine Weise verringert werden, welches doch bey dem Verlust der geringsten Substanz, unausbleiblich wäre.

Zudem: Woher käme jene ungeheure, aus der Ferne her wirkende Kraft, welche, so zu sagen, nur Ein Moment auf einen gewissen Punkt unserer Kugel wirkte, und dann — — verschwunden wäre? — Sprang sie aus dem Nichts hervor um unserer Erde einen ihrer Bürger wegzukapern, und dann — nach einer momentanen Wirkung, wider in ihr voriges Nichts zurükzufallen? —

Der mathematische Philosoph siehet ein, daß die Aufsarth jener in römischen Jahrbüchern erwähnten beyden

Per-

Conrad.

Iſt es möglich, daß ein Bubenſtük ſo theuer ſeyn kan?

Borachio.

Du ſollteſt vielmehr fragen, ob es möglich ſey, daß ein Bube ſo reich ſeyn könne? Denn wenn reiche Böſewichter arme nöthig haben, ſo können die armen fordern was ſie wollen.

Conrad.

Das wundert mich.

Borachio.

Man ſieht wohl, daß du noch ein Neuling biſt; du ſollteſt doch wiſſen, daß die Form oder der Schnitt eines Wamms eines Huts oder eines Roks für einen Mann ſoviel als nichts iſt.

Conrad.

Es iſt eben ein Stük der Kleidung.

Borachio.

Ich rede bloß vom Schnitt, von der Façon.

Conrad.

Ja, ja, die Façon iſt die Façon.

Borachio.

Das iſts, ich kan eben ſo ſagen, ein Narr iſt ein Narr; aber

Perſonen, ohne Verletzung des Geſetzes der Schwere, nicht geſchehen konnte, daß dieſes Mirakel Unordnung durch alle Sphären bis zum Throne des Allmächtigen verbreitet, und die Grundfeſte, worauf die Ordnung und Exiſtenz der phyſiſchen Welt beruhet, erſchüttert haben würde. Das Stillſchweigen der Geſchichte von den großen Folgen, die jene Begebenheiten für den Glob nothwendig gehabt haben müßten, iſt ein ſicherer Beweis, daß dieſe Begebenheiten ſich nicht wirklich zugetragen haben.

Ich hoffe nicht, daß man dergleichen Vorfälle — die doch offenbar in die Reihe der Ortveränderungen, Bewegungen, gehören, für unmittelbare Wirkungen des göttlichen Willens ausgeben wird. Nach jeder vernünftigen Philoſophie iſt es nicht erlaubt, bey Erklärung einzelner Begebenheiten, welche Theile der Sinnenwelt ſind, zu dem Willen, oder der unmittelbaren Wirkung eines hyperphyſiſchen Weſens ſeine Zuflucht zu nehmen. Zudem kann von dem höchſten Weſen nur ſehr uneigentlich geſagt werden, daß es Willen habe. Der Schluß aus den bisherigen Betrachtungen ergiebt ſich von ſelbſt. Zur Glaublichkeit eines Fakti wird ſeine phyſiſche Möglichkeit zuerſt erfordert. Wenn dieſe letztere fehlt, ſo kann der Erzähler eines ſolchen Fakti auf unſern Glauben und Beyfall gar keinen Anſpruch machen.

Der Grund zur Verwerfung ſeines Zeugniſſes wird aus der Natur der bezeugten Sache ſelbſt, d. h. aus ihrer phyſiſchen Unmöglichkeit hergenommen.

Dieſer Grund iſt alſo auch völlig entſcheidend. Immerhin mag, wenn man ihn deutlich eingeſehen hat, ein gewiſſer Proculejus ausrufen: „Römer! dieſer „Fürſt, deſſen Tod ihr klaget, iſt nicht geſtorben. Er „iſt in den Himmel geſtiegen, wo er nun beym Jupiter „ſitzt.“ Immerhin mag ein Annaliſt uns verſichern, daß Romulus mehr als tauſend Perſonen erſchienen ſey. Von der Richtigkeit unſerer Grundſätze mehr verſichert, als von der Wahrhaftigkeit unſerer Zeugniſſe; durch tauſend Erfahrungen belehrt von der Lügenhaftigkeit der Menſchen, aber auch nicht durch eine, von ihrer Wunderthätigkeit, werden wir einem ſolchen Erzähler antworten können, was Diderot ſagt: tous les peuples ont de ces faits, à qui, pour être merveilleux, il ne manque que d'être vrais; avec lesquels on démontre tout, mais qu' on ne prouve point; qu' on n' oſe nier ſans être impie, et qu' on ne peut croire, ſans être imbécille.

Anonym.

VII.

Von der Inſel Cerigo
vor Alters Cythera.

Wer kennt die von den alten und neuen Dichtern ſo ſehr geprieſene Inſel Cythera nicht, den beliebten

Aufent-

Aufenthalt der Göttin der Schönheit und der Wolluſt? Der Herr Abate Spallanzani, Profeſſor der Naturgeſchichte zu Pavia, hat ſie im vorigen Jahre beſucht, und nichts daſelbſt angetroffen, was eine ſterbliche, geſchweige denn eine göttliche Venus, reizen könnte, ſich dahin zu wünſchen. Er fand nicht einmal Spuren ehemaliger Fruchtbarkeit, Pracht, oder Schönheit. Er nennt ſie einen Haufen unfruchtbarer und ſchaudervoller Felſen, welchen die Regierung zu Venedig mit Recht zum Verweiſungsort gefährlicher Syrenen und Kuppler beſtimmt habe. Was vor allen Dingen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war eine unbeſchreibliche Verſchiedenheit vulkaniſcher Produkte, welche zum Theil mit verſteinten Seekörpern vermiſcht waren, die ſich ſonſt nur in Kalkſteinen finden. Er hält dieſes für eine neue Entdeckung, ob es gleich in dem Veroniſchen Gebirge Roncà nichts ſeltenes iſt. Die großen Oſtraciten, die er auf dieſer Inſel unter der verwitterten Lava fand, ſcheinen ſogar von der nemlichen Art der Roncaiſchen zu ſeyn. Er glaubt nicht, daß ſie von fremden Meeren hieher geſchwemmt worden ſind, ob er gleich geſtehet, daß das jetzige mittelländiſche Meer keine Oſtraciten dieſer Art enthält. Die Inſel muß ſie aus dem tiefſten Grunde des Meeres mit ſich hervorgebracht, und es muß hier einmal das Klima der fremden Gegend, wo ſie jetzt einheimiſch ſind, geherrſcht haben. Unter den vulkaniſchen, welche die Oberhand haben, giebt es auch Kalkberge, welche ein unterirdiſches Feuer

gespalten, und halb calcinirt hat. Daß er aber auch in den vulkanischen Bergen ganze Höhlen angetroffen, die mit schöngebildeten Tropfsteinen geschmückt waren, ist etwas neues; denn diese finden sich nur in Kalkbergen. Er läugnet, was die Alten geschrieben haben, diese Insel sey reich an Porphyr, und meynt, sie seyen durch die Farbe der Felsen, die dem rothen Eisenocher gleicht, getäuscht worden. Auf dem Wege vom Ufer des Meeres bis zur Tropfsteinreichen Höhle fand er drey vulkanische Crater, giebt aber die Größe derselben nicht an, und begnügt sich, nur solche Merkmale davon anzuzeigen, die ihr Daseyn ausser Zweifel setzen.

Das wunderbarste, was er auf dieser Insel antraf, ist ein ganzer Berg von versteinerten Knochen von Menschen und Erdthieren, welchen die Bewohner der Insel den Knochenberg nennen. Er liegt auf der südlichen Seite der Insel, nicht ganz eine italiänische Meile weit von der Hauptstadt. Er hat eine italiänische Meile im Umfang, erhebt sich steil, und sowohl seine Oberfläche als sein inneres, soweit man noch gegraben hat, bestehet aus Knochen, welche nicht calcinirt, sondern durchaus versteinert sind. Sie sind so schwer und hart als Steine, und ihre Höhlungen sind mit verhärteter Erde angefüllt, die sich oft in zierlichgebildetes Spath-Krystall verwandelt hat.

Kurz, des Herrn Abate Spallanzani Beobachtungen, die im dritten Bande der Memorie di Matematica e Fisica della Societa Italiana zu Verona ans Licht gestellt worden sind, liefern einen neuen Beweiß, daß die grosen Veränderungen, die wir in und auf der Erde wahrnehmen, vom Feuer und Wasser wechselsweise bewirkt worden sind.

J.

Der
Teutſche Merkur.

November 1787.

I.
Vertheidigung
der in der
Abhandlung über Wunder,
im T. M. April, 1787.
vorgetragenen Grundſätze.

Verſchiedene Einwürfe, die man mir gemacht hat, und andere, welche ich vermuthe oder vorherſahe, veranlaſſen mich, noch einmal den Artikel von Wundern vorzunehmen, um, wo möglich, dem Erweis ihrer Unerweislichkeit die gröſte Evidenz zu geben.

Wunder ſind nach der gewöhnlichſten — ob gleich jezt von vielen misbilligten — Erklärung: unmittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht.

In dieſem Sinne läßt ſich nie ein Wunder als geſchehen beweiſen. Denn: jede Begebenheit, die wir wahrnehmen, oder wovon wir Erfahrung haben können, iſt Theil der Sinnenwelt, alſo — etwas endliches.

Wo iſt der Beweis, daß zur Production irgend einer endlichen Wirkung eine unendliche Kraft, alſo Allmacht, erfordert werde? —

Es iſt Axiom: daß die Urſache ihrer Wirkung proportioniert ſeyn muß. Zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen iſt keine Proportion. Alſo können wir von jeder endlichen Wirkung *) nur auf eine ihr proportionierte, d. h. endliche Urſache ſchließen.

Zudem: um verſichern zu können, daß irgend eine wahrgenommene Wirkung übernatürlich ſey, müßte man vorher alle Geſetze der Natur vollkommen kennen. Welcher Sterbliche kann ſich einer ſolchen — Allwiſſenheit rühmen? Pour s' aſſurer, qu'un effet, qui peut être produit par cent mille cauſes *naturelles*, eſt *ſurnaturel*, il faut avoir auparavant examiné, ſi aucune de ces cauſes n'a agi; ce qui eſt impoſſible, ſagt der große Verfaſſer der Perſianiſchen Briefe, Lettre 143.

Der Herr von Mirabaud ſagt im Syſtem der Natur, 1. Th. fünftes Hauptſtück, von der Ordnung und Unordnung, u. ſ. w. „Was die ſogenannten Wunder „betrift, d. h. die, den unveränderlichen Geſetzen der „Natur entgegenlaufende Wirkungen, ſo ſiehet man „ein, daß dergleichen unmöglich ſind, und daß nichts „nur einen Moment den nothwendigen Lauf der Dinge „hemmen

*) Mithin von jedem Erfolg, der für unſere Sinne perceptibel iſt.

„hemmen könne, ohne daß nicht zugleich die ganze „Natur aufgehalten und in ihrer Tendenz gestöhrt würde. Es giebt in der Natur keine Wunderdinge, als „nur für die, welche diese Natur nicht studieret haben, „oder nicht einsehen, daß die Gesetze derselben nie in „dem geringsten ihrer Theile aufgehoben werden können, ohne daß das Ganze zernichtet würde, oder „sich, seiner Beschaffenheit und Wirkungsart nach, ändere *)." —

Ein tiefdenkender philosophischer Freund schrieb mir neulich: „Unbestritten ist es, daß die Möglichkeit der „Wunder die Kontingenz der Naturgesetze voraussezt, „indem ein Wunder eine Begebenheit, die einem solchen Gesez widerspricht, eine Ausnahme von der Regel der Natur, seyn soll. Von dieser Kontingenz aber „läßt sich nur dieses evident darthun, daß sie auch „dann nicht evident bewiesen werden könnte, wenn „sie — wirklich statt fände. Denn zum Behuf dieses „Erweises müßte man das wirklich geschehene ungeschehen machen können; müßte zeigen können, daß „eine Naturbegebenheit unter eben den Umständen, „welche sie erzeugten, auch ungeschehen hätte bleiben

 „können.

*) Die Hauptsätze dieses Buches sind gewiß falsch. Aber nebenher enthält es — einige zu unbestimmte Deklamationen abgerechnet — viel wahres und treffendes, wie man bekennen muß, da man selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen verbunden ist.

„können. Nur einzelne Fakta, so, wie sie in unsern „Sinnen sich darstellen, sind Objekte unserer Erfah„rung. Es ist ungereimt, von einem Erfolge nun auch „aus ihm selbst schließen wollen, daß er zufällig sey. „Die Welt im Ganzen hängt in allen ihren Theilen „aufs innigste zusammen. Jede Art von Dingen hat „ihr bestimmtes Kräftenmaas, wodurch ein bestimm„tes Maas von Wirkungen produziert werden kann. „Diese Kräfte können oft bey dem Individuo un„entwickelt bleiben, aber das letztere kann keine neue „Kraft erhalten, die nicht unter das Maas der seiner „Art zugemessenen Kräfte gehörte. Sonst müßte es „ein ander Ding werden, in eine andere Art überge„hen. Der Mensch kann stumm werden, aber der „Esel nie reden lernen. Aufhebung eines Naturgeseze„führt Aenderung des Ganzen, Zerrüttung im Gan„zen mit sich. An der Penduluhr kann nichts — we„der der Zeiger noch sonst was — sich bewegen, bey „dem Stillstand des Penduls. Wenn die Sonne, „oder richtiger, die Erde einen Augenblik oder 12. „Stunden Halt macht, so müssen alle die Erde be„wegende, Kräfte in eben dem Augenblik ohne Wir„kung seyn, und alles in der Welt, alles was mit „diesen Kräften in Verbindung stehet, und sie deter„minieren hilft, muß in eben dem Moment in Unord„nung gerathen, und das ganze geordnete Weltsystem „über den Haufen fallen."

„Soll

„Soll ein Wunder bey einem einzelnen Ding ent„ſtehen, ſo muß dieſes Beſtimmungen erhalten, die „ihm ſeinem Weſen nach, nicht zukommen können. „Soll Bileams Eſel ſprechen lernen, ſo muß er „Sprachorgane, die zum Artikulieren der Töne gebildet „ſind, erhalten. Sonſt wird das unmögliche möglich, „und dem Saz des Widerſpruchs zuwider gehan„delt." — — —

Dem Verfaſſer dieſes Schreibens theilte ich damals eine Formel mit, vermittelſt deren man das Verhältnis der Probabilität eines Mirakels zu der Wahrſcheinlichkeit ſeiner Nichtexiſtenz ausdrücken kann:

Ein unbekanntes hyperphyſiſches Weſen = X ſoll per hypotheſin in einer ſtetigen Reihe von Dingen, die nach einem gegebenen Geſez fortgehen, ein Glied = M †. gewirkt haben, welches alſo mit den antecedenten Gliedern der Reihe nicht in einer Kauſſalverknüpfung ſtehet, und denſelben unähnlich iſt.

Nun iſt die Summa der gleichförmigen Erfahrungen, woraus man das Geſez der Reihe abgezogen hat, dem der Erfolg M contrair ſeyn ſoll, unendlich, d. h. größer als jede Zahl die wir angeben können.

Die Wahrſcheinlichkeit alſo, daß auch der Erfolg M den übrigen Gliedern der Reihe analog, und dem Geſez der Reihe gemäß geweſen iſt, verhält ſich zur Wahrſcheinlichkeit, daß der Erfolg M dem Geſez der

Reihe entgegen, alſo ein Mirakel, geweſen iſt, wie ſich das Unendliche zu Eins verhält.

Eine ſolche unendlich überwiegende Wahrſcheinlichkeit aber kommt der völligen Gewißheit ſo nahe, daß man ſie in den Urtheilen des gemeinen Lebens dafür annehmen, und alle Wundermährchen ſicher verwerfen kann.

Eine allgemeine Erfahrung, habe ich geſagt, zeugt für die Einförmigkeit und Beſtändigkeit gewiſſer Naturgeſetze, welche man durch ein Mirakel ſuſpendiert zu ſeyn vorgibt. Die Erfahrung aller Zeiten aber begründet die phyſiſche Gewißheit, welche, wie Büffon im Eſſai d'Arithmetique morale ſagt *), aus einer beſtändigen Folge von Beobachtungen reſultiert.

Die allgemeine Erfahrung zeugt alſo auch gegen jedes Wunder, und ſie iſt es, die uns nicht minder belehrt, daß die Menſchen in allen Zeitaltern Menſchen, fehlbare Menſchen geweſen ſind, d. h. oft gelogen, oder ſich geirret haben.

Wir haben von der Lügenhaftigkeit der Menſchen, und von der Trüglichkeit ihrer Sinne, von den Täuſchereyen einer kranken Einbildungskraft, unendlich mehr und gewiſſere Beyſpiele erlebt, als von der Wunderthätigkeit der Menſchen.

Die

*) Siehe Oeuvres de Buffon, T. 10. p. 52, der Zweibrücker Ausgabe.

aber ſiehſt du nicht was für ein häßlicher Dieb dieſe Façon (*) iſt?

Wache (bey Seite.)

Ich kenne dieſen Faßan; er treibt das Diebs-Handwerk ſchon dieſe ſieben Jahre her; er geht wie ein Edelmann in der Stadt herum; ich erinnre mich ſeines Namens.

Borachio.

Hörſt du niemand?

Conrad.

Nein, es war der Fahne auf dem Hauſe.

Borachio.

Siehſt du nicht, ſag ich, was für ein häßlicher Dieb dieſe Façon iſt? Wie ſchwindlicht ſie ſich um alle junge Leute zwiſchen vierzehn und fünf und dreißig herumdreht, und faßoniert ſie bald wie Pharao's Soldaten in groſſen Mahlereyen, bald wie des Gott Bel's Prieſter in alten Kirchen-Fenſtern, bald wie den beſchohrnen Herkules in den närriſchen, von Schaben zerfreßnen Tapeten, wo ſein Hoſenlaz ſo groß und dik iſt, als ſeine Keule.

Conrad.

(*) Borachio bedient ſich zu dieſem ſatyriſchen Ausfall im Original des Worts Fashon, welches ſo vielerley Bedeutungen hat, daß wir kein deutſches Wort finden konnten, das denſelben entſprecht und hier brauchbar geweſen wäre. Vermuthlich iſt die eigentliche Bedeutung, worinn er dieſes Wort hier nimmt, die allgemeinſte die es haben kan, da es die äuſſerliche Form einer Sache bezeichnet, und die Begebenheit die er im folgenden erzählt, u. d wo alles Uebel daher entſtunde, daß Don Pedro und Claudio Margrethen für Hero angeredten, erklärt, wie uns dauchte, wie er auf dieſe Benennung gekommen iſt

Die Exiſtenz einiger Fabelhänſe oder Träumer iſt alſo gewiß für uns unendlich eher anzunehmen, als die Exiſtenz eines Mirakels. Warum? weil das Natürliche immer wahrſcheinlicher iſt, als das Auſſernatürliche, weil Lügen und Irren dem bekannten Laufe der Natur ganz gemäß, und Wunderwirken ihm ganz entgegen iſt. — Ein menſchliches Zeugniß könnte nur dann als Beweis für ein übernatürliches Faktum gelten, wenn die Untrüglichkeit des Zeugen dargethan werden könnte. Denn: war der Zeuge nicht infallibel, konnte er ſich alſo irren, ſo iſt es, wenn er uns äuſſerſt unwahrſcheinliche, mit bekannten Naturgeſezen ſtreitende Fakta erzählt, allemal zu vermuthen, daß er ſich wirklich geirret habe.

Untrüglich alſo müßte der Erzähler eines Mirakels ſeyn, wenn ſeine Ausſage Beweiskraft haben ſoll. Untrüglichkeit aber iſt eine der allgemeinen menſchlichen Natur widerſprechende Eigenſchaft, welche allenfalls nur durch Inſpiration bewirkt werden könnte.

Man müßte ſich alſo von der Inſpiration des Wundererzählers vorher wohl überzeugen. Aber unglüklicherweiſe, iſt Inſpiration auch ein Wunder, und — was beſonders fatal zu ſeyn ſcheint — gar ein Wunder, welches in keines Menſchen Sinne fällt, und daher nur allein von derjenigen Perſon bezeugt werden kann, welche dieſes Mirakel innerlich empfunden haben will, d. h. welche inſpiriert zu ſeyn vorgiebt.

Nun aber iſt klar: 1. daß niemand in ſeiner eigenen Sache Zeuge ſeyn, niemand für ſich ſelbſt, zu ſeinem Vortheil, ein gültiges Zeugniß ablegen kann. Daher iſt das eigene Vorgeben des angeblich Inſpirierten kein Beweis. 2. Daß Wunder, die nur von einem einzigen bezeugt werden, gar nicht geglaubt werden können, weil es auf jeden Fall unendlich wahrſcheinlicher iſt, daß ein Menſch gelogen oder ſich geirret hat, als — daß etwas übernatürliches geſchehen iſt. Da nun Inſpiration kein Objekt für die äuſſern Sinne iſt, und nicht von Zuſchauern, ſondern nur von dem angeblich Begeiſterten ſelbſt, bezeugt werden kann, ſo kann man ſie — nicht glauben, ohne der geſunden Vernunft einen Scheidebrief zu geben. 3. Iſt es klar, daß hier D' Alemberts Kanon *) eintritt, rien n'eſt plus ridicule dans l'ordre *ſurnaturel*, que l'argument, qui prouve l'exiſtence d'un fait *miraculeux* par celle d'un fait ſemblable. Dies geſchiehet gerade hier, wo man die Wunder durch die Inſpiration und Untrüglichkeit ihres Erzählers beweiſt, d. h. man glaubt die ſichtbaren Wunder, welche wir nicht geſehen haben, und die man uns erzählt, um eines unſichtbaren Wunders willen, welches gar nicht geſehen werden kann.

Wir

*) S. Melanges de Litterature, d'Hiſtoire et de Philoſophie, par Mr. d'Alembert. Tom. 8. Eloge de M. du Marſais.

Wir glauben alſo die Wunder um der Inſpiration willen. Da aber die Inſpiration weder durch das eigene Vorgeben des Inſpirierten, noch durch das Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen — in deren Sinne dieſes unſichtbare Mirakel nicht fallen konnte — bewieſen werden kann: ſo müßte man abermals fodern, daß der Inſpirierte ſeine Inſpiration durch ſichtbare Mirakel beweiſen müßte. Dieſe Mirakel aber müßten wieder — nicht blos von ihm ſelbſt atteſtiret, ſondern — von untrüglichen, mithin inſpirierten, Autoren bezeugt werden, deren Inſpiration wider von neuem durch Wunder bewieſen werden müßte.

Hilf Himmel! hier kommen wir auf eine — von den ferniten Zeiten bis auf uns herabgehende, unübersehlich lange Reihe von Miraklern und Inſpirierten, die man alle — zum Behuf des Glaubens an ein einziges erſtes Mirakel, annehmen müßte! — eine, aller Vernunft und Erfahrung ſpottende Reihe, welche, dem Lauf der Natur paralell, herabläuft, die Welt Gottes in ein Gaukelſpiel oder in ein Schlaraffenland verwandelt, und zu nichts dient, als uns zu Narren zu machen! —

Vergebens beruft man ſich auf die Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit der Zeugen eines übernatürlichen Fakti. D. Bahrdt ſagt vortreflich, in ſeiner Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu, in Briefen an Wahrheitliebende Leſer, im erſten Bande, p. 40. „Kann

„der Charakter des Erzählenden wohl eine Thatsache „beweisen? das gute Herz giebt doch warlich keine Un„trüglichkeit." — — —

Bey der Prüfung der Glaubwürdigkeit eines Zeugnisses kommt es offenbar nicht blos auf den Charakter des Zeugen, sondern eben so sehr auf die Natur des bezeugten Fakti an. Es giebt Fälle, wo die Glaubwürdigkeit einer Millien Zeugnisse durch die überwiegende innere Unwahrscheinlichkeit der bezeugten Sache gänzlich aufgehoben und zernichtet wird. Exempel — sind odiös.

Ich gehe nun schließlich zur zweiten, jezt gebräuchlichern, Definition der Wunder, über. Dieser zufolge sind Wunder solche Handlungen, welche das Maas menschlicher Kraft uns zu übersteigen scheinen müssen.

Ich habe schon das vorigemal erinnert: daß hier nur zwey Fälle denkbar sind. Entweder die erzählte — einem Menschen zugeschriebene — Handlung übersteigt das Maas menschlicher Kräfte wirklich, oder, sie scheint es nur zu übersteigen.

Im ersten Fall ist keine Proportion zwischen der Ursache und ihrer Wirkung. Da es aber ein absolut nothwendiges, mithin keiner Ausnahme unterworfenes Naturgesez ist, daß die Ursache ihrer Wirkung proportionirt seyn muß, so ist das Erzählte absolut unmöglich. Ich muß die Erzählung unter die Feenmährchen sezen, weil ich à priori gewiß bin, daß kein

Mensch

Menſch die Handlung quaeſtionis hat verrichten können *).

Zweyter Fall: Wenn aber die Handlung, die Kraft des Subjekts, welches man dabey handeln ſiehet, nur blos zu überſteigen ſcheint, ſo iſt kein Grund da, ſie ein Mirakel zu nennen. Sie iſt ſimple Naturwirkung.

Anonym.

II.

Bemerkungen
über den Aufſatz No. V. im Auguſt des Teutſchen Merkurs d. J.
von
Rouſſeau's Lehre von den Wundern **).

Mich dünkt, Rouſſeau habe weder ganz recht, noch ganz unrecht, oder vielleicht beydes zugleich, von den Wun-

*) Hier ruft mir jemand entgegen: aber gerade daraus, daß kein Menſch die Handlung quaeſt. hat verrichten können, erhellet, daß die Allmacht hier mitgewirkt habe! — Ich antworte: vorausgeſetzt, daß die Realität der Handlung quaeſt. ſchon bewieſen iſt! Aber davon iſt eben die Frage. Zum andern, nach Kant's Philoſophie muß jede Begebenheit der Sinnenwelt, ihren Grund, ſo wie ihre Folge, in der Reihe der Erſcheinungen haben, und es iſt uns bey Erklärung irgend einer ſinnlichen Begebenheit nicht erlaubt, in die intelligible Welt überzuſpringen, um aus dieſer eine unbekannte Macht zu Hülfe zu rufen.

**) Von dem Hrn. Superintendenten Wichmann zu Frauenprießnitz eingeſchickt.

Wundern gesprochen. Ob ihn noch Keiner so widerlegt hat, daß es für tiefe Denker befriedigend wäre, will ich jetzt nicht untersuchen. Ich bemerke nur so viel, daß tiefe Denker in gewissen Materien sehr oft flach genug zu schwatzen pflegen; und daß diese tiefen Denker oft nur lesen was sie wollen, aber desto seltner, was sie sollen, und wie sie sollen. Man hat sich in der Materie von den Wundern meistentheils nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, und hat sich Schwierigkeiten gemacht wo keine waren. Die Definition, die Rousseau vom Wunder giebt, ist nicht völlig richtig. Zu einem Wunder ist gar nicht nöthig, daß es eine reelle und sichtbare Ausnahme von den Gesetzen der Natur sey. Gott kann sich auf vielerley Weise durch unmittelbare Thätigkeit in der Welt geschäftig erweisen, und bey dieser Thätigkeit dennoch die Ordnung und die Gesetze der Natur, deren Schöpfer, Urheber und Erhalter Er selbst ist, ungestört lassen: er darf nur z. B. machen, daß die Kräfte der Natur hie oder da stärker, geschwinder, anhaltender, ungehinderter wirken müssen oder können, als sie von selbst gethan haben würden. Die Regeln und Gesetze der Bewegung in einer Uhr bleiben ungestört, wenn ich ein eingetretenes Hinderniß, das sie aufhält, hebe, oder um ihren Gang zu fördern, mehr Gewicht anhänge. Jede solche Handlung Gottes, da er unmittelbar und ausserordentlich wirkt, das heist, da durch seine besondre Einwirkung etwas geschieht, das ausser dem, nach der von Ihm

ge-

gemachten beſtändigen Ordnung, entweder gar nicht, oder nicht ſo bald, nicht ſo vollkommen geſchehen ſeyn würde, halte ich für ein Wunderwerk; und ich glaube daß es zu dem erſten Plane Gottes bey der Welt gehöre, ſelbſt in derſelben wirkſam zu ſeyn. Denn es iſt wohl an ſich glaublich, daß Gott mit den Menſchen Abſichten habe, die durch die Kräfte der Natur weder möglich ſind, noch möglich ſeyn ſollen: weil der Menſch fühlen muß, daß er niemals von Gottes Regierung unabhängig ſeyn dürfe und könne. Hingegen bedarf es, glaube ich, zur Legitimation gewiſſer Perſonen und Lehren, daß ſie von Gott herſtammen, ſelten eigentlicher Wunder. Dazu können auch bloße Zeichen, das iſt, ſolche natürliche Begebenheiten dienen, welche durch die Vorſehung mit jenen in eine gewiſſe Relation geſetzt worden; womit jedoch nicht geläugnet wird, daß nicht auch wahre Wunder zu dieſem Behuf ſollten geſchehen können, und wirklich geſchehen ſeyen. Man muß auch die wahren Wunder von den wunderbaren Begebenheiten unterſcheiden, die, weil ſie ſelten vorkommen, jeden Nichtkenner der Natur in Erſtaunen ſetzen, ob ſie gleich an ſich ganz natürlich erfolgen. Es können Wunderwerke geſchehen, wo wir ſie nicht gewahr werden; ſie können in einer einzelnen augenblicklichen Wirkung, oder auch in einer ganzen Reihe ſtufenweiſe fortſchreitender übernatürlicher Veränderungen beſtehen; es können dabey natürliche Dinge zu Subjecten, Mitteln oder Bedingungen gebraucht werden.

Sie

Sie können und dürfen aber nicht oft vorkommen und müssen, durch ihre Beziehung auf gewisse Personen und Lehren, eine weise und gute Absicht Gottes anzeigen; und dieß mit solcher Gewißheit, daß man nicht leicht in Gefahr gerathen kann, zu verkennen, was Gott damit sagen und haben wolle. Es versteht sich hierbey aus den Begriffen von der Weisheit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit Gottes, daß, wenn er gewissen Menschen unter gewissen Bedingungen die Vollmacht und Erlaubniß giebt, Wunder von ihm zu Beförderung wichtiger Absichten zu verlangen und zu erwarten, er vorausgesehen haben müsse, daß sie diese moralische Kraft nicht misbrauchen werden: denn in solchem Falle wird Gott seinen Beystand versagen müssen. Daher läßt sich mit Wunderthätern nicht experimentieren; sondern wer durch einen Wunderthäter ein Wunder verlangt und mit Zuversicht erwarten will, der muß sicher seyn, daß ihn Gott dessen würdigen könne. Denn nicht der Mensch, sondern Gott thut das Wunder.

Es gehört ferner zum Begrif des Wunders, daß es so etwas ist, was sich entweder überhaupt, oder wenigstens unter diesen Umständen nicht aus dem Laufe der Natur erklären läßt. Wunder können also nur da bemerket werden, wo unsre Kenntniß der Dinge so weit reicht, daß wir das Natürliche vom Uebernatürlichen unterscheiden können. Denn von Dingen, deren Wesen wir gar nicht, oder kaum halb kennen, vermögen

mögen wir nie, zu ſagen, was durch ſie möglich oder nicht möglich ſey. Hingegen wiſſen wir, aus einer Erfahrung ohne Ausnahme, gewiß, daß z. B. ein Baum nicht fortſchreiten, ein Stück Eiſen nicht ſchwimmen, das Waſſer keine Mauer machen, ein Stummer nicht urplötzlich vollkommen ſprechen, ein Todter ſich nicht auferwecken könne.

Alle Wunder und ihre Möglichkeit zu läugnen, würde die uneereimteſten Dinge zu glauben nöthigen, oder alle gewöhnliche Regeln des vernünftigen Denkens aufheben, oder eine offenbare Partheylichkeit verrathen und alle hiſtoriſche Wahrheit vernichten. Es iſt auch bey einem angeblichen Wunderwerke und deſſen Beurtheilung nicht blos auf die phyſicaliſchen Umſtände, ſondern auch auf die moraliſchen zu ſehen, bey was für Veranlaſſung, zu welchem Behuf, durch was für Menſchen daſſelbe geſchieht? Es kann etwas phyſicaliſch möglich, und doch itzt, in der Maaße, in den Umſtänden ein Wunder ſeyn. Man muß daher die moraliſche Möglichkeit und die moraliſche Nothwendigkeit dabey in Betrachtung ziehen.

Wenn es möglich iſt; daß Gott Wunder thun kann, ſo bleibt für uns bey vorkommenden Fällen nur die Frage übrig: ob es Gott anſtändig ſey? und dann: ob die angeblichen Wunder wahr ſind? Denn die Frage: ob Gott wolle? iſt an ſich leicht beantwortlich, ſobald man, wie billig, ſetzt, daß Gott an der Welt ein Uhrwerk

werk weder habe bauen können noch wollen, sondern ein Werk, worinnen er ein Menschengeschlecht zu einer ewigen Glückseligkeit führen und zubereiten wollen, in dem also seine Vorsehung unabläßig thätig seyn muß. Wollte man das letztere nicht zugestehen, so könnte man gar nicht sagen, daß Gott der Menschen Vater sey und sie liebe. — Da nun in einer solchen Welt auf die freyen Thaten der Menschen hat Rücksicht genommen werden müssen: so hat, meines Erachtens, unmöglich aller und jeder Erfolg prädeterminiert werden können; sondern es gehört zum ersten Plane Gottes, allenthalben, wo es sein Zweck, die Menschen zu regieren, erfodert, selbst einzugreifen und zu wirken. Man kann auch nicht sagen, das sey an der Welt eine große, Gott ihrem Schöpfer unanständige Unvollkommenheit, daß sie der beständigen Einwirkung Gottes bedürfe. Denn erstlich ist eine solche Welt, wo alles prädeterminiert ist, nicht möglich; und zweytens ist nur das vollkommen, was einem weisen und guten Plane allenthalben gemäß ist. Um nun jenes einzusehen, hat man keine Einsicht in die ewigen Rathschlüsse Gottes nöthig: sondern es ist eine Folge aus dem Satze: „Gott hat eine Welt mit freyen Geschöpfen erschaffen, die er weise und gütig regieren will." Eine Welt, ohne weise und gütige Regierung der Menschen in derselben, wäre ein undenkbares Werk eines weisen Gottes: und eine weise und gütige Regierung freyer Menschen, ohne eigne thätige Wirkung Gottes, läßt sich nicht denken, wäre ein Zwek

ohne

Conrad.

Alles diß ſeh' ich, und ſeh', daß die Faßon allemal mehr in die Augen fällt als der Mann ſelbſt; aber biſt du nicht ſelbſt ein Schwindelkopf, daß du von deiner Erzählung abgekommen biſt, um über die Façon eins daher zu moraliſieren.

Borachio.

Nicht ſo ſehr als du meynſt; aber wiſſe, daß ich diese Nacht Margretchen, mit der Fräulein Hero Kammer-Jungfer unter dem Namen Hero geſprochen habe; ſie bückte ſich weit aus ihrer Fräulein Kammerfenſter heraus, wünſchte mir wol tauſendmal eine gute Nacht -- Ich erzähle dir's ganz unordentlich -- ich hätte vorher ſagen ſollen, daß der Prinz, Claudio, und mein Gnädiger Herr, Don Juan, (die beyden erſten von dem letzten ſchon zum voraus eingenommen und vorbereitet) ſich in einer gewiſſen Entfernung im Garten verborgen hätten, und dieſer zärtlichen Scene zuſahen.

Conrad.

Und ſahen ſie Margrethen für Hero an?

Borachio.

Zween davon thaten's, der Prinz und Claudio; aber der Teufel, mein Herr wußte wol daß es Margrethe war; und theils durch ſeine Schwüre, theils durch die Dunkelheit der Nacht, theils und vornemlich durch meine Spitzbüberey, die alle Verläumdungen des Don Juan bekräftigte, betrogen,

ohne Mittel. Die freyen Thaten der Menſchen würden Gottes Ordnung oft ſtören, oder ſeine Zwecke vernichten, die er doch darum nicht fahren laſſen kann.

Rouſſeau meynt, man habe mehr Gründe für die Negative. Ich glaube gerade das Gegentheil; und darum, weil er mehr Gründe für die Negative zu haben glaubte, und etwas zu voreilig zugeſtand, iſt er noch kein großer Mann. Eben ſo große Männer haben von jeher das Gegentheil geglaubt. Nicht derjenige, der viele Wahrheiten läugnet, ſondern, der viele Wahrheiten richtig erkennt, iſt, meines Erachtens, ein großer Mann. Wenn nach R. Meynung der Stolz uns geneigt macht, zu glauben, daß für uns bisweilen Wunder geſchehen, ſo iſt zu bedenken: 1) daß es auch demüthiges Gefühl unſrer Bedürfniß und Abhängigkeit ſeyn könne, das uns dringt zu glauben, daß wir ohne unmittelbare Wirkung Gottes vor dem Verderben nicht bewahret und auch nicht beglückt werden können; 2) daß es gerade auch umgekehrt Stolz ſeyn könne die Wunder zu läugnen; weil man glaubt, Gottes unmittelbaren Beyſtand nicht zu bedürfen.

Wenn uns aber ein Sterblicher, d. i. ein Weſen, deſſen Sinne und Vernunft doch Gott bey aller menſchlichen Gebrechlichkeit ſo eingerichtet hat, daß er Dinge, die auſſer ihm ſind, mit moraliſcher Gewißheit ſehen, hören, fühlen, riechen und ſchmecken kann, (ohne welche er das elendeſte Spiel eines böſen Verhängniſſes

seyn würde), und daß er Wahrheit mit Gewißheit erkennen kann — wenn uns, sage ich, ein vernünftiger und ehrlicher Mensch keklich versichert, er habe ein Wunder gesehen oder gehört: so schneidet er jene Frage nicht ab, sondern er sagt, was ihn sein Gefühl zu sagen zwingt, und man muß ihm so lange glauben, als seine Vernunft und Ehrlichkeit nicht unwidersprechlich widerlegt oder höchst zweifelhaft gemacht ist. Es fragt sich: ob es nicht mit vielen Fragen unter den Menschen so bewandt ist, daß menschliche Vernunft nicht läugnen kann, so ists! — und doch nicht weiter hindurchdringen, schlechterdings nicht herausbringen kann, warum es so ist?

Mithin beruht doch die Frage; ob es Wunder gebe? zulezt auf der Glaubwürdigkeit der Zeugen, der man auch sonst in der Welt unendlich viel anvertrauen muß. „Tausend möchten mir es bezeugen, sagt Rousseau, und ich würde ihnen doch nicht glauben!“ Ist aber das vernünftig, ist es moralisch recht? Heist es nicht eben so viel, als tausend Menschen für Tölpel oder Schurken, und sich allein für weise und ehrlich halten?

Physisch-unmögliche Dinge kann kein moralischer Beweis wahr machen: aber das ist nur so weit wahr, als von bekannten physischen Kräften die Rede ist; d. i. kein moralischer Grund kann uns zwingen zu glauben, daß ein Mensch aus eigner Kraft Wasser in Wein verwandelt habe, weil das Principium der Glaubwürdigkeit

digkeit menſchlicher Thaten ſich auf die natürliche Möglichkeit gründet, hier aber nicht anwendbar iſt. So bald aber aus moraliſchen unwiderleglichen Gründen ein ſolches Faktum einer allmächtigen Wirkung Gottes zugeſchrieben wird, ſo bald iſt auch dieſes Principium der Glaubwürdigkeit, das ſich auf natürliche Möglichkeit gründet, nicht mehr anwendbar; es iſt in hoc caſu von ſeinem Richteramte ſuſpendirt, weil nun die Rede nicht mehr von natürlichen Urſachen, ſondern von übernatürlicher göttlicher Kraft iſt, welcher nach der geſunden Vernunft kein Ding unmöglich iſt.

Hier fragt ſich blos, ob der Zeuge, oder der Wunderthäter Glauben verdiene? und das hat ſeine eigenen Beweiſe und Beweisart, die mit phyſiſcher Möglichkeit oder Unmöglichkeit keine Verbindung haben.

Ueberdieß ſind der Fälle gar nicht viele, wo der Menſch mit Sicherheit urtheilen kann, ob etwas phyſiſch möglich oder unmöglich ſey? ungerechnet, daß es hierbey auf die Kenntniß ankömmt, die ein Menſch von der Natur und ihren Kräften hat; daher der Unwiſſende überall Wunder ſieht. Wenn aber die Frage davon iſt, was Gott möglich oder unmöglich ſey? ſo ſteht unſer Verſtand bald ſtille. Denn davon kann nur der urtheilen, welcher die Allmacht begreift. Wenn alſo die Frage von Wunderwerken Gottes iſt, ſo kann das, was die Menſchen phyſiſche Möglichkeit oder Unmöglichkeit nennen, ſchlechterdings nicht zum Grunde

der Entscheidung gelegt werden; weil göttliche Allmacht über die menschlichen Begriffe hinausgeht; sondern es muß das bloß — und kann nicht anders als — durch historische Beweise ausgemacht werden. Wer nun diese unter dem zweydeutigen Namen moralischer Beweise verdächtig zu machen sucht, der vergißt, das dieß eine Versündigung an der Vernunft und Menschheit ist; vergißt daß der historische Beweis ein sehr schätzbarer Weg ist, auf den uns Gott zur Erkenntniß der Wahrheit führen will; vergißt, daß wir in den wichtigsten Fällen unsers Lebens bloß nach solchen moralischen Beweisen handeln müssen, und daß dieser Weg zur Wahrheit nicht im geringsten unsichrer, als der durch Räsonnement aus Gründen a priori, ja sehr oft wirklich sichrer und der menschlichen Natur und ihren Verhältnissen in der Welt angemessener ist, als die Demonstration. Wer nun aber diesen Weg zur Erkenntniß der Wahrheit geringschätzt, der verräth nicht so wohl Stärke und Schärfe, als vielmehr Schwäche des Nachdenkens. Mithin kann es gar nicht als Einwurf gegen die Wunder gelten, daß sie physisch-unmöglich sind; sondern eben dieses gehört zum Begriffe von Wundern, daß sie durch bekannte Kräfte der Natur, ohne Gottes unmittelbare Wirkung nicht geschehen können.

Wenn Rousseaus Meynung diese ist, daß der Grund, warum wir etwas, das uns als geschehen erzählt wird, glauben können, größtentheils in der physischen Mög-

lichkeit

lichkeit des bezeugten Facti liege: ſo hat das ſeine Richtigkeit bey Allem, was von natürlichen Wirkungen erzählt wird, die aus natürlichen Urſachen entſtehen. Aber unmöglich kann man dieſen Grund auch auf ſolche Fälle ausdehnen, wo die Wirkung ſogleich keiner erſchaffenen natürlichen Urſache, ſondern Gott ſelbſt zugeſchrieben wird. Denn die Geſetze der Natur ſind nicht Geſetze, welche die Natur den Dingen und ihrem Schöpfer, ſondern die Gott der Natur gegeben hat, daß ſie darnach wirken ſoll. Die Natur hat ſich nicht ſelbſt gemacht und ſich Geſetze gegeben. Ihre Geſetze ſind alſo nicht Geſetze, nach denen ſich Gott in ſeinen Wirkungen richten müßte, ſondern eben die von Gott gemachte Ordnung der Dinge iſt die Natur; und dieſe Natur iſt nicht Gott, ſondern Gottes Werk, das er nach Gutbefinden ändern kann und darf. Wenn demnach ein erzähltes Factum phyſiſch-unmöglich, das iſt, ſolchen Geſetzen, die Gott in den Dingen veranſtaltet hat, entgegen iſt, oder durch die Kräfte der Dinge und die Art, wie ſie gewöhnlich wirken, nicht geſchehen kann; ſo iſts darum noch nicht pur unmöglich: man kann aber freylich eher nicht zugeſtehen, daß diejenigen, die ein ſolches Factum erzählen, die Wahrheit ſagen, als bis ſie ſelbſt durch andre Beweiſe als glaubwürdige Zeugen erwieſen ſind. Fällt jedoch auf ſie weder ein Verdacht des Betrugs, noch des Irrthums, ſo iſt ihrem Zeugniſſe ſo lange zu glauben, bis die Falſchheit deſſelben erwieſen iſt. Geben ſie hingegen das Factum

für göttlich, und sich für göttlich autorisierte Lehrer aus; so ist dieses weder aus ihren Factis, noch aus ihrem Character allein, sondern aus allen Umständen zusammengenommen zu beurtheilen.

Durch menschliche Zeugnisse kann, so lange keine göttliche Autorität und Legitimation hinzukömmt, freylich kein Wunder völlig gewiß bewiesen werden. Indeß gehört viele Neigung zum Argwohn dazu, um an dem zweifeln, was viele Menschen zugleich gesehen oder gehöret haben; weil es den Gesetzen der Natur entgegen, mithin eine Unwahrscheinlichkeit von unermeßlicher Größe ist, daß sehr viele Menschen sich auf einerley Art geirret und falsch gesehen oder falsch gehört haben sollten; zumal wenn darunter Leute sind, die so etwas zuvor schlechterdings nicht haben glauben wollen, ja es sogar bestritten hatten; z. E. Thomas, der endlich doch überzeugt wurde, daß Jesus lebe. Wenn nach tausend Jahren kein Mensch mehr die Kunst verstehen sollte, und mithin auch keiner den Muth hätte, mit einer Luftmaschine über das Meer zu gehen, und Jemand darum die Geschichte von Blanchards Luft-Reisen als Lügen verwerfen wollte, weil das Factum auf menschlichem Zeugnisse beruht, obs wohl viele Tausend Menschen mit ihren Augen gesehen zu haben versichert hatten, wäre der für einen scharfsinnigen Denker zu halten?

Aber die Wunder in der Bibel haben nicht blos menſchliches Zeugniß, ſondern das Zeugniß des heiligen Geiſtes vor ſich, weil die Zeugen ſich als inſpirierte Männer angeben, welches ihnen Niemand mit tüchtigen Gründen abſtreiten kann, vielmehr hinlänglich erweißlich und erwieſen iſt. Andre Wunder, von keiner göttlichen Autorität bezeugt und certificiert, müſſen nach logiſchen Regeln unterſucht werden, und wo ſie dieſe Prüfung nicht aushalten, da verdienen ſie keinen Glauben.

Daß Lügen und Irren jedem einzelnen Menſchen phyſiſch-möglich iſt, iſt wahr genug: aber daß in Dingen, die in die Sinne fallen, und wozu weiter nichts als geſunde Augen und Ohren erfoderlich ſind, ſich auf einerley Weiſe zugleich viele Menſchen von verſchiedener Denkungsart, verſchiedenen Meynungen, Alter, Conſtitution, Fähigkeiten ꝛc. irren, oder ſich, eine Lüge, die viele von ihnen nicht nur nicht intereſſiert, ſondern auch ſo gar zum Theil ihren ſonſtigen Vorurtheilen und Neigungen widerſtreitet, zu behaupten vereinigen ſollten, — das iſt eine Unwahrſcheinlichkeit von unermeßlicher Größe, die man vernünftiger Weiſe, ohne den ſtärkſten Beweis, nicht als wahr annehmen kann.

Der Mann, ſagt Rouſſeau, der den Ausſpruch thut, dieſe oder jene Wirkung ſey ein Wunderwerk, giebt dadurch zu verſtehen, ihm ſeyen alle Geſetze der Natur

bekannt, und er wisse, daß die besagte Wirkung eine Ausnahme davon sey." Aber es ist gar nicht nöthig, alle Gesetze der Natur zu kennen, um gewiß zu wissen, daß eine gegebene Wirkung in gegenwärtigem Falle den bekannten Gesetzen der Natur dieser Dinge, an welchen jene Wirkung geschieht, entgegen sey. Zum Exempel, um die plötzliche Herstellung des Gesichts eines Blindgebohrnen und bis auf diesen Augenblick blind gewesenen Menschen, ohne äusserliche medicinische oder chirurgische Mittel, für ein Wunderwerk zu erkennen, ist doch gar nicht nöthig, alle Gesetze der Natur zu kennen: es ist genug, wenn man nur weiß, daß niemals in der Welt ein Blinder durch eines Menschen Wort plötzlich sehend geworden ist. Wer in einem Falle ein Wunder glaubt, der bildet sich so wenig ein, alle Gesetze der Natur zu kennen, daß er vielmehr gerade im Gegentheil bekennt, er wisse sich diese Wirkung aus den Gesetzen der Natur, so weit er sie kenne, nicht zu erklären. Hingegen der Mann, der in Fällen, wo andre, ohne ein Wunder anzunehmen, sich keine befriedigende Erklärung zu geben wissen, vorschnell läugnet daß hier ein Wunder vorgehe, und doch nicht im Stande ist, dieselbe Wirkung aus den Kräften der Natur ohne Sprünge und violente Schlüsse, durch hinlänglich deutliche Erklärungen wie es zugegangen sey, zu deducieren, — gerade der Mann maßt sich an, daß er alle Kräfte der Natur kenne, und wisse, daß die besagte Wirkung keine Ausnahme davon sey.

Ich

Ich ſehe auch keine Gefahr für einen beſcheidenen und bedachtſamen Menſchen, närriſch zu werden, im Fall er etwas ſähe, was er nicht erklären kann, und mithin bis dahin für ein Mirakel halten müßte. Die Alternative: „entweder ich ſehe nicht recht, oder ich bin nicht klug genug und darf meiner Vernunft nicht trauen," kömmt im menſchlichen Leben ſo oft vor, daß nur der, welcher ſtolz genug iſt ſich für unfehlbar zu halten, dadurch in Gefahr gerathen kann ſeine Vernunft zu verlieren. Es kann ſich in tauſend Fällen zutragen, daß ein Menſch nicht recht geſehen, und in aber tauſend Fällen, daß er einen falſchen Schluß gemacht hat. Ja, wir ſehen gewiß gemeiniglich richtiger, als wir ſchließen. Denn jedes Vorurtheil, jede Leidenſchaft, jeder Affect, verrükt die Ordnung des Verſtandes im Denken; nicht ſo leicht blenden ſie die Augen oder ſtümpfen das Ohr. Ein bedachtſamer und beſcheidener Menſch läßt ſich nicht einfallen, zu glauben es ſey ihm alles in der Welt erklärbar. Wo ihm nun ſo was aufſtößt, ſinnt er den Urſachen nach, ſo weit er kann; und wenn die Umſtände der Sache auf eine göttliche Wirkung hindeuten, ſo trägt er kein Bedenken, bey dieſer Meynung ſo lange ſtehen zu bleiben; bis ſich die Sache näher entwickelt. Es iſt für ein Geſchöpf eine unausſtehlich-kühne und die Gottheit beleidigende Anmaßung, alles begreifen, und lieber den Verſtand verlieren, oder welches einerley iſt, ſich den Kopf an der Wand einrennen, als glauben wollen,

daß Gott etwas gethan habe. Wird aber Gott hierbey ſeinen Zweck verlieren oder ſolch ein Menſch? Wie aber, wenn Gott hiermit, daß er uns gewiſſe Dinge verbirgt, unſre Unterwerfung prüfen wollte? — Wer freylich keinen Verſtand hat, der kann keinen verlieren: aber, wer ihn falſch anwendet, iſt ſelten beſſer als der keinen hat. Und wenn die, die ihren Verſtand nicht brauchen, in Gefahr gerathen, durch Schnellglauben zu fehlen; ſo fehlen die gewiß noch mehr, die über die von Gott ihrer Vernunft geſetzten Schranken hinausſehen wollen und darüber zu Zweiflern, und weil Gott ſich dennoch jenes Hinausſchauen nicht abtrotzen läßt, toll und zu Narren werden. Man hat gewiß eben ſo viel Pflicht, ſeine Vernunft nicht zu misbrauchen, als man hat, ſie nicht ungebraucht zu laſſen. Wer ſich verſtümmelt thut nicht mehr unrecht, als der, welcher ſeiner Länge eine Elle anzuflicken ſtrebt.

Daß unſre Sinne der Täuſchung unterworfen ſind; und daß die Imagination oft ſieht — was nicht iſt, dieß können wir freylich nicht bezweifeln: aber eben ſo wenig kann man leugnen, daß unſre Vernunft nicht minder gebrechlich ſey: und die Weltgeſchichte lehrt uns ja, zu unſrer großen Demüthigung, daß die Vernunft viele Jahrtauſende auf die Seite der Vielgötterey und der abſurdeſten Meynungen gar jämmerlich gehinkt habe.

Man

betrogen, gieng Claudio wüthend fort, und ſchwur, daß er ſie morgen im Tempel, in dem Augenblik, da die Trauung hätte vor ſich gehen ſollen, vor der ganzen Verſammlung durch Entdekung deſſen was er dieſe Nacht geſehen, beſchimpfen, und ohne einen Gemahl wieder heimſchiken wolle.

1. Wache.

Wir befehlen euch in des Prinzen Namen, ſteht!

2. Wache.

Wekt den Herrn Conſtabel; wir haben hier den gefährlichſten H** handel entdekt, der jemals im gemeinen Weſen erhört worden iſt.

1. Wache.

Und ein gewiſſer Faſſan iſt mit im Spiel; ich kenn ihn, er trägt einen Haken-Schlüſſel bey ſich.

Conrad.

Ihr Herren, ihr Herren --

2. Wache.

Man wird euch ſchon lehren bekennen, wo Faßan iſt, ich bin euch gut dafür.

Conrad.

Ihr Herren --

Man kann eben ſo wenig gewiſſe wunderbare Facta des Alterthums durch Berufung auf ähnliche ſichtbare und unſtreitige Thatſachen aus unſern Tagen wahrſcheinlich machen, als man aus den itzigen Räſonnements der Philoſophen die Albernheiten und Radoteerien der Vorwelt als vernunftmäßig beweiſen kann, ohne zugleich jeden Unſinn zu hoher Vernunft zu erhöhen.

Der gewiſſe Cardinal, welcher ſagte: die neuen Wunder machen mir die alten verdächtig, hat weder ſcharf noch richtig genug gedacht; es wäre denn, daß ers von unerweißlichen Fabeln des Alterthums hat verſtanden wiſſen wollen. Denn wenn unter den alten Wundern die Wunder Moſis, Elias, Eliſa, Jeſu und ſeiner Apoſtel gemeynt ſeyn ſollen, ſo paßt der Grund, den er angiebt, nicht darauf. Sie beruhen auf ganz andrer Autorität, ſind auch von ganz andrer Art, als die Mirakel der Gnadenbilder, des Don Inigo, St. Franz und Conſorten, und jene laſſen ſich von dieſen ganz ſicher und klar unterſcheiden.

Es iſt kein ſonderlicher Scharfſinn, wenn Rouſſeau in dem wechſelweiſen Beweiſe des göttlichen Urſprungs der Lehre Jeſu durch Wunder, und der Göttlichkeit der Wunder durch die anders woher erkannte Wahrheit und Vortrefflichkeit der Lehre, einen fehlerhaften Zirkel zu bemerken glaubte. Denn wie beyderley Beweiſe mit und neben einander beſtehen können, das muß jede Logik lehren, wenn dem Verfaſſer nicht logikaliſcher

Kopf

Kopf fehlte. Es folgt auch nicht, daß, wenn die Wahrheit und der Werth einer Lehre anders, woher, das heiſt, unabhängig von Wundern, erkannt werden kann, es sodann der Wunder nicht bedürfe, weil alle Wahrheit von Gott kömmt. Denn was haben wir für Recht, die Weisheit und Herablaſſung Gottes zu menſchlicher Schwachheit und Unachtſamkeit zu tadeln, wenn er Menſchen, die zu unachtſam ſind, um den innern Werth und die Vortrefflichkeit einer von ihm geoffenbarten Lehre zu prüfen und zu bemerken, durch Wunder aufmerkſam macht, und die Boten ſeiner Lehre dadurch legitimiert und autoriſiert? Geſetzt, für etliche Hundert denkende Köpfe wäre das Chriſtenthum ohne Wunder annehmenswerth; ſollen die Millionen ſchwacher Köpfe, die nur durch Wunder und Zeichen geweckt werden können, nicht werth ſeyn, daß Gott um ihretwillen ein Uebriges thue? Sollen wir dazu ſcheel ſehen, daß Gott ſo gütig iſt? Wenn die Lehre wahr und heilſam iſt, ſo können die Wunder, die ihre Lehrer thun, und die dieſe für göttliche Wunder ausgeben, nicht falſch ſeyn: wenigſtens müßte ihre Falſchheit erſt beſonders erwieſen werden. Präſumieren kann man ſie nicht. Und wenn denn beyde Dinge, Lehre und Wunder, aus den jedem eignen Gründen erwieſen iſt: dann können ſie auch, ſo wie zwey ehrliche Männer, ohne fehlerhaften Zirkel, einander wechſelweiſe Zeugniß geben. Sollte es wohl zu erwarten ſeyn, daß ein Mann, der ſich des göttlichen Urſprungs ſeiner Lehre und folglich ſeiner

göttlichen Sendung gewiß bewußt iſt, zu ihrer Empfehlung falſche Wunder erdichten ſollte? Oder, daß Gott einem Betrüger, der ſeine Träumereyen für göttliche Lehre ausgiebt, mit Wundern Vorſchub thun ſollte? Geſunde Vernunft muß beydes verneinen.

III.

Ein Beytrag

zu den Gründen wider Geſpenſter.

Der Glaube an Geſpenſter ſcheint in der alten ſowohl als neuen Welt ziemlich allgemein geweſen zu ſeyn. Traditionen von Geiſtererſcheinungen, Sagen von Nachtgeiſtern, Kobolden, Bergmännlein u. d. ſind uralt, und finden ſich bey ſehr vielen und von einander entfernten Völkern.

Wäre die Menge der Anhänger einer Meynung, die Uebereinſtimmung der Völker, ein Beweis für die Wahrheit der Meynung ſelbſt, ſo wäre das Land der Seelen, die Realität der Magie, das Daſeyn der Poltergeiſter, u. d. m. erwieſen.

Die Götzen von Kalikut, ſagt Büffon, findet man in Selenginsk wieder. Ich ſage: die böſen Geiſter der Burätten und Tunguſen, findet man in den Magellaniſchen Ländern, am äuſſerſten Ende von Südamerikas

wieder.

wieder, wo die Wilden, dem Zeugniß der Reisebeschreiber zufolge, voll Furcht vor Nachtgeistern sind.

Zur Bestreitung eines so sehr verbreiteten Aberglaubens — einer Täuschung, die ihren subjektiven Grund in der menschlichen Natur, d. h. in unserer Furcht und Unwissenheit *) hat, können, dünkt mich, bey denen, die tiefen Nachdenkens fähig sind, auch folgende, bisher noch nicht genug entwickelte, Gründe dienen.

Nichts scheint unsicherer, und, wenn man so sagen darf, von der Wahrheit mehr verlassen zu seyn, als der — zufolge einer sehr natürlichen Illusion so gewöhnliche Schluß auf die Substantialität und Persönlichkeit der, in Träumen und nächtlichen Visionen, oder sonstigen besondern und ungewöhnlichen Zuständen des Menschen, erschienenen Gestalten.

Eine genaue Entwicklung der Gründe, worauf sich unser Verstand in seinem Urtheil über Wirklichkeit und Personalität, und über das den Erscheinungen, ausser dem wahrnehmenden Subjekt, zum Grunde liegende Reale, stüzt, kann unstreitig zur Zernichtung jenes der Leichtglaubigkeit so geläufigen Schlusses sehr viel beytragen.

Es

*) Die Unwissenheit der Ursachen, die Ungewißheit der Erfolge, verbunden mit dem Gefühl unsrer Schwäche und Abhängigkeit von unbekannten Naturkräften, bringt die Furcht — Furcht und Unwissenheit zusammen, den Aberglauben, hervor.

Es kommt, dünkt mich, bey der Prüfung solcher vorgegebenen Erscheinungen, auf die Erörterung zweyer Fragen an: I. Hatte die Vision des Sehers ein wirkliches Objekt ausser ihm? — II. Kommt diesem Objekt, wenn es vorausgesezt werden kann, Persönlichkeit zu? —

Die Entscheidung der ersten Frage beruhet — vorausgesezt, daß kein menschlicher Betrug mit im Spiel ist, welches doch sehr oft der Fall war — auf der Kenntniß der Beschaffenheit der Sinnenwerkzeuge und des Verstandes, ja der ganzen innern Disposition dessen, der, wie er sagt, die Erscheinung gehabt hat.

Da uns diese genaue Kenntniß nothwendig fehlt — ich meyne die Kenntniß der Individualursachen, welche die Natur solcher Menschen abändern, und sie bis auf einen gewissen Grad der Natur aller übrigen nur auf alltägliche Art empfindenden Menschen unähnlich machen, — so bleibt vor's Erste die Vermuthung allemal begründet und rechtmäßig, daß der Grund solcher — von den Erfahrungen aller Menschen mehr oder minder abweichenden — Visionen viel mehr subjectiv, [in der individuellen Organisation des Sehers gegründet] als objectiv [in der Natur der von ihm wahrgenommenen Aussendinge gegründet] seyn müsse.

Waren die sinnlichen Werkzeuge des Sehers fehlerhaft — und es giebt Fehler, Abänderungen der innern Structur, die auch das schärfste Auge des Anatomikers

mikers nicht erblickt — hatte die Phantaſie über die Empfindung das Uebergewicht, wie bey Träumenden und Fiebelkranken, denen ſich oft, mit allem Schein der äuſſern Wirklichkeit, Geſtalten von Menſchen, Thieren, u. d. darſtellen — ſchwebte dem Geiſterſeher eine gewiſſe intereſſante Idee lange und lebhaft vor — erlangte, nach bekannten pſychologiſchen Geſetzen, dieſe Idee die Klarheit und Stärke der wirklichen Empfindung, ſo war das Entſtehen gewiſſer Selbſttäuſchungen nothwendig; ſo muſte er — einer Verſtimmung der innern Organe zufolge — Dinge ſehen und hören, die er, in andern Umſtänden — oder jeder anderer an ſeinem Platze — weder geſehen noch gehört haben würden.

So bald alſo jemand Erſcheinungen vorgiebt, welche dem, was den gröſten Theil der Menſchen ihre Empfindung und gleichförmige Erfahrung lehrt, widerſprechen, ſo erklärt man ihn für einen — Phantaſten, oder — je, nachdem es fällt — für einen Inſpirierten, für einen Seher der unſichtbaren Dinge, und Hörer unausſprechlicher Worte, wovon niemand nacherzählen kann.

In jenem Falle — wenn man ihn nemlich nur für einen Phantaſten erklärt — unterſtellt man mit Recht: daß eher einer oder der andere fehlerhafte Sinne, oder eine kranke, unordentlich wirkende Einbildungskraft habe, als, daß etwas mit der allgemei-

den Erfahrung ſtreitendes, und vom gewöhnlichen Lauf der Natur abweichendes, geſchehen ſey.

Boerhaave und Weikard ſagen: „Wenn ſich etwas „Blut in's Hirn ergießt, ſo ſiehet man rothe Geſpenſter.“ —

Warum ſollte man bey andern widernatürlichen Veränderungen im Zuſtande unſerer Organe, und in der Beſchaffenheit unſerer Säfte, nicht auch Geſpenſter von andern Farben — blaue, grüne, gelbe, ſchwarze, Lilla, und boue de Paris — ſehen können? —

Wollte z. B. jemand mit dem Vorgeben auftreten, er habe mit einer Perſon — von welcher alle Welt weiß, daß ſie längſt geſtorben iſt — ſich unterredet, mit ihr ſogar gegeſſen und getrunken*); ſo würde ſein Zeugniß keinen Anſpruch auf unſern Glauben und Beyfall machen können, weil es etwas vorausſetzt, das der allgemeinen Erfahrung aller Länder und Zeiten widerſpricht, nemlich: daß ein Todter wieder lebendig werden kann, oder daß Seelen, ohne ihren vorigen menſchlichen Leib, uns doch als eben dieſelben Perſonen, erſcheinen, und von uns, als die Seelen unſerer ehemaligen Freunde und Geliebten, erkannt werden können.

Es

*) Philoſtrat erzählt uns, daß Apollonius von Thyana nicht bloß das Talent gehabt, Todte wieder lebendig zu machen, ſondern, daß er gar ſich ſelbſt vom Tode erweckt habe, welches das non plus ultra der Ungereimtheit iſt.

Es iſt viel natürlicher, zu denken: der Zeuge dieſes Fakti habe die Unwahrheit geſagt, oder ſeine Phantaſie habe ihn getäuſchet, als anzunehmen: die von ihm erzählte auſſerordentliche Begebenheit habe ſich wirklich zugetragen.

Wir kommen nun zur Unterſuchung der andern Frage: ob, wenn es ausgemacht iſt, daß der Seher etwas wirkliches geſehen habe, dieſem Etwas Perſönlichkeit zukommt? — Mich dünkt, nur alsdann, wenn wir von einem uns bis dahin fremden Weſen, viele und mannigfaltige Handlungen, die ohne ein perſönliches Subjekt nicht begriffen werden können, wahrgenommen, wenn wir jenes Weſen alſo nicht einmal, ſondern mehrmal, und in mehr als Einer Situation, unter allerley Umſtänden, beobachtet, und eine ſolche Verknüpfung in der Reihe ſeiner, uns perceptibeln Handlungen bemerkt haben, welche uns nicht blos auf die Einheit, ſondern auch auf die Verſtändigkeit des handelnden Subjekts, ſchließen läßt, können wir deſſen Perſönlichkeit ſicher annehmen.

Dies fällt bey kurzen, tranſitoriſchen Erſcheinungen weg, zumal da die meiſten in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen wahrgenommen werden, worin man zu richtiger Beobachtung und Vergleichung nicht geſchickt iſt.

Perſonen, die wir in Träumen — und, guter Gott! wie mancher träumt mit offenen Augen! — und

in

in andern zur Beobachtung nicht geschickten Zuständen sehen, sind nur Scheinpersonen. Wer mit verschlossenen Augen siehet, der siehet mit der Phantasie — also gar kein reales Objekt, vielweniger eine Person.

Aber auch im wachenden Zustande, bey sonst gesunden Sinnen, wäre aus einer uns erscheinenden, einzelnen, vorübergehenden Handlung eines uns bis dahin fremden Wesens, auf dessen Persönlichkeit nichts sicher zu schliessen.

So wie die Ueberzeugung von unserer eigenen Persönlichkeit sich nicht auf einen einzelnen, isolirten, transitorischen Akt gründet, der mit nichts vorhergehendem oder nachfolgendem verknüpft wäre, sondern, vielmehr auf der Wahrnehmung vieler fortgesetzten, oder mit einander verbundenen Handlungen des Ich beruhet, welches sich, als Subjekt dieser Handlungen, in verschiedenen Zeitperioden, als eins und eben dasselbe denkt: so resultirt auch unsere Ueberzeugung von der Persönlichkeit anderer Subjekte, die wir handeln sehen nicht aus einer einzelnen unverbundenen Wahrnehmung, sondern aus der Beachtung mehrerer, gleichförmiger, unter sich connexer Handlungen, welche uns von Ueberlegung und Willkühr zu zeugen scheinen.

Die Reihe dieser Wahrnehmungen darf so groß nicht seyn, wenn sich durch das Zeugniß der Sinne — sonderlich des Gefühls — sogleich ergiebt, daß das Subjekt, welches ich handeln sehe, einen wahren,

d. h. soliden, fühlbaren menschlichen Leib hat, den ich Handlungen, den meinigen ähnlich, ausüben sehe. Wen der Aehnlichkeit der Wirkung schließe ich dann auf die Aehnlichkeit der Ursache, und setze mit Recht voraus, daß die Handlungen dieses — nicht blos menschenähnlichen, sondern menschlichen — Wesens, von einer der meinigen ähnlichen, Seele herrühren.

Aber so schließen kann man doch nicht, wenn das, was man wahrgenommen zu haben glaubt, weder Mensch ist, noch sonst in die Klasse der uns bekannten, beseelten, d. h. animalischen Wesen gehört.

Wir können etwas gesehen haben, aber flüchtig, und die Zeit war zur genauen Beobachtung zu kurz. Uns fiel an der Aeusserung des Subjekts, an der Art, wie es sich unsern Sinnen in dem Augenblick darstellte, gerade das am stärksten auf, was mit menschlicher Art zu handeln einige Analogie hatte. Die übrigen Seiten des Objekts blieben unbeachtet.

So lange wir also hier des Aufschlusses entbehren müssen, den nur fortgesezte, oft wiederhohlte, allzeit das nehmliche Resultat liefernde Beobachtungen eben desselben Objekts, geben können, so müßten wir immer noch den Fall für möglich halten, daß irgend ein uns unbekannter Gegenstand in der Natur sich im Verhältnis zu unsern Sinnen auf eine solche Art geäussert habe, die — für den Beobachter, in der Lage worin er sich damals befand, mit persönlicher Handlung Aehnlichkeit

1. Wache.

Schweigt; wir recommandiren euch, daß ihr gehorchen und mit uns gehen sollt.

Borachio.

Wir werden mit einer bequemen Gelegenheit abgehen, wenn uns diese Männer auf ihre Hellebarden sezen.

Conrad.

Ich wollte ihnen die Bequemlichkeit davon gerne schenken; kommt, wir wollen euch folgen.

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

Hero in ihrem Zimmer, mit Ursula und Margreth, welche mit ihrem Aufputz zur Vermählungs-Ceremonie beschäftigt sind. Ursula wird abgeschikt, die Beatrix zu rufen, und Margrethe füllt indessen diese kleine Scene mit grossen Lobeserhebungen des Brautkleids, und mit etlichen etwas freyen Scherzen und Wortspielen aus, die vollkommen in dem Character einer impertinenten alten Kammerjungfer sind.

lichkeit hatte, ohne darum Effekt einer Person zu seyn.

Ich schließe diesen Aufsaz mit einer Stelle des Grafen von Büffon: „Jedesmal, wenn man sich des „Nachts an unbekannten Oertern findet, wo man von „der Distanz nicht richtig urtheilen kann, und wo sich „die Form der Dinge, des Dunkels wegen, nicht er„kennen läßt, ist man jeden Augenblick in Gefahr, „im Punkt der Urtheile über die Gegenstände, die sich „darstellen, in Irrthum zu fallen. Daher die gehei„me Furcht, welche die Schatten der Nacht fast allen „Menschen einflößen. Hierauf gründet sich die Appa„renz der Gespenster, und der gigantischen Figuren, „welche so viel Leute gesehen haben wollen. Man ant„wortet ihnen insgemein, daß diese Gestalt nur in ih„rer Einbildungskraft wären. Aber wirklich könnten „sie doch in ihren Augen seyn. Es ist sehr möglich, „daß sie gesehen haben, was sie gesehen zu haben be„zeugen. Denn so oft man von einem Objekt nur nach „dem Winkel urtheilen kann, den es im Auge bildet, „muß dieses unbekannte Objekt nothwendig sich in eben „dem Maaße vergrößern, worin es uns näher ist, und „wenn es dem Zuschauer, der weder erkennen kann, „was er siehet, noch beurtheilen, in welcher Distanz „er es siehet, einige Fuß hoch geschienen hat, als er „zwanzig oder dreyßig Schritte davon war, so muß es „ihm mehrere Klafter hoch scheinen, wenn er nur noch

„wenige Fuß davon entfernt iſt. Dies muß ihn ſtau„nen machen und erſchrecken, bis er das Objekt berüh„ren, und erkennen kann, was es iſt. Denn in dem „Augenblick, da er es erkennet, wird ihm das gigantiſ„che Objekt plözlich kleiner werden, und ihm nur mit „ſeiner reellen Größe erſcheinen. Wenn man aber „aus Furcht fliehet, oder ſich nicht zu nähern wagt, „ſo iſt es gewiß, daß man von dem Objekt keine an„dere Idee haben wird, als ſein Bild in unſerm Auge, „und daß man wirklich eine gigantiſche, durch Größe „und Form ſchreckliche, Geſtalt geſehen hat. Das „Vorurtheil von Geſpenſtern iſt alſo in der Natur „gegründet, und dieſe Apparenzen hängen nicht bloß, „wie einige Philoſophen glauben, von der Imagina„tion ab *)."

v. N.

*) Aus dieſer Stelle des Grafen von Büffon erhellet, daß uns Menſchen, Thiere, Bäume, Sträucher, Schatten, und andere bekannte Objekte, in der Dämmerung, und des Nachts, Geſpenſter zu ſeyn ſcheinen können. Man ſiehet in der Dämmerung einen Schatten, der ſich zu bewegen ſcheint, und von einem natürlichen Körper verurſacht wird. Dieſem Schatten ſchreibt man eine willkührliche progreſſive Bewegung, alſo eine Seele zu. So wird, was in der That nur Schatten iſt, in unſerer Vorſtellung zu einem beſeelten Körper.

IV.

Fortsetzung
der
Briefe eines Reisenden aus Berlin.

3.

Berlin Jänner — 1786.

Ich wohnte gestern einem Feste bey, das mich in ein solches Entzücken versetzte, daß ich es kaum erwarten konnte, Ihnen, mein Freund, Nachricht davon zu geben. Oft schon bin ich Zeuge von Feyerlichkeiten gewesen, die man an Geburtstagen von Königen und Fürsten gab; habe Aufzüge, Illuminazionen, und kurz alles das gesehen, was man bey solchen Gelegenheiten Freudensbezeugungen zu nennen pflegt: immer aber schienen mir diese Dinge nur bloße Etikette zu seyn, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß sie mir je so wahrhaft vorgekommen wären, so deutlich alle Entfernung von Heucheley gezeigt hätten, als die es thaten, die ich am Geburtstage des großen Friedrichs in Berlin sahe.

Er hatte sich gleich zu Anfange seiner Regierung, durch die Geschwindigkeit und kühne Entschlossenheit, mit der er seine Staaten um ein Beträchtliches vergrößerte, die Bewunderung aller seiner Unterthanen und durch die vortreflichen Einrichtungen, die er in

denſelben während der ruhigen Jahre von 1746 bis 1756 machte, auch ihre Liebe erworben. Beyde Empfindungen waren bey ihnen im ſiebenjährigen Kriege aufs höchſte geſtiegen, als die glorreichen Thaten des Königs ſeinen Ruhm in der ganzen Welt ausbreiteten, und die häufigen Gefahren, denen ſeine Perſon während deſſelben ausgeſezt war, ſeinem Volke hinlänglich zeigten, daß er es höher als ſein Leben ſchätze. Von dieſer Zeit ſchreibt ſich auch die Feyerlichkeit her von der ich jezt ſpreche, die an ſich Nichts iſt, dem Könige aber, dem zu Ehren ſie zuerſt angeſtellt wurde, mehr ſchmeicheln muß, als alle die Lobreden, die am 24ſten Jänner in verſchiednen Oertern ſeiner Staaten, von gelehrten Verſammlungen auf ihn gehalten werden. Man hat nämlich hier in Berlin verſchiedne Geſellſchaften errichtet, die das ganze Jahr hindurch nur blos an dieſem einzigen Tage zuſammenkommen, um ſich über die Erhaltung ihres Monarchen zu freuen. Dieſe Geſellſchaften ſind mehr oder weniger zahlreich; die, zu der ich eingeladen war, beſtand aus hundert Mitgliedern, ohne die Frauenzimmer und die Fremden zu rechnen, die jedes Mitglied mitbringen darf, und deren Zahl unbeſtimmt iſt. Man kam um fünf Uhr zuſammen und gieng, nachdem man zahlreich genug war, in einen großen Saal, in dem ein, auf einige hingeſetzte Stufen geſtellter und behangner Tiſch, gerade unter dem Porträt des Königs in Lebensgröße, das an der Wand hieng, eine Art von Altar vorſtellte, auf dem

in

in zwey aufrecht gesezten Herzen eine Spiritusflamme loderte. Um diesen Apparat setzte sich das Frauenzimmer in einen großen Kreis herum, die Mannspersonen stellten sich hinter dasselbe, und nun hub man allgemein und von Musik geleitet, nach der Melodie des Morgensangs im Tod Abels, ein Chor zu singen an, zu dem der blos auf diese Gelegenheit verfertigte Text zuvor gedruckt unter die Anwesenden war vertheilt worden. Nach Endigung des Chors trat einer aus der Gesellschaft an den Altar hin, und hielt eine kurze von ihm selbst aufgesetzte Rede. Man beschloß endlich diese erste Feyerlichkeit mit einem zweyten Chor, worauf sich alles zum Tanz anschickte. An diesem Tage ist es ausdrückliches Gesez mit Menuets anzufangen und sie eine ziemliche Zeit lang fortzutanzen, damit alle die alten Damen, von denen viele schon bey Errichtung der Gesellschaft Mitglieder wurden, Gelegenheit haben, das Fest auch durch Tanzen zu feyern. Um 9 Uhr setzten wir uns an eine Tafel, die besser besezt war als bey ähnlichen Gelegenheiten sonst in Berlin zu geschehen pflegt; wurden auch hier mit Musik und Gesang unterhalten; tanzten sodann aufs Neue, und beschlossen nach Mitternacht die ganze Lustbarkeit mit einer feyerlichen Prozession. — Alles was wir thaten hab' ich Ihnen leicht beschreiben können; die Heiterkeit aber, die große Freude, die unter dieser starken Gesellschaft allgemein herrschten, die Rührung die sich bey Vielen sichtlich zeigte, die Begierde die ein jeder hatte, den

Uebrigen zu beweiſen daß er nicht weniger als ſie das allgemeine Glück empfinde, nicht weniger Antheil dran nehme, dieſe Begierde, die an ſich ſchon alles belebte, Jedem der ſie nicht gehabt hätte, Fröhlichkeit mitgetheilt haben würde, und unter den Anweſenden eine Art von Nacheifrung erweckte — die kann ich Ihnen nicht beſchreiben, die müſſen Sie ſich ſelbſt denken, und dazu alles zuſammen nehmen, was Sie je von Freude und Fröhlichkeit in groſſen Geſellſchaften geſehn haben, in denen beyde ſonſt ſo ſelten ſind. Denken Sie ſich auch zugleich was ich empfand, wie ſehr mein Herz erhoben wurde, wie innigen Antheil ich an einem Glücke nahm, das mich nicht mit betrift. Aller Empfindungen ſchienen ſich an dem Abende darinnen zu vereinigen, der Gegenſtand des ganzen Feſts war auch faſt der einzige Gegenſtand der Unterhaltung; man ſprach nur vom Könige, von ſeinen groſſen Eigenſchaften, erzählte ſich neuere Beyſpiele ſeiner Gerechtigkeit, ſeiner väterlichen Sorgfalt für ſeine Unterthanen: die Armen wurden dabey nicht vergeſſen.

Einen ſolchen Enthuſiasmus kann nur ein König erwecken, der von ſo vielen Seiten die Probe aushält, in ſo vielen Hinſichten groß iſt, als Friedrich. Ein Monarch, der, verhältnißmäßig gegen andre Fürſten, mit ſehr wenig Mitteln die gröſten Plane ausführt; ſeine ihm weit überlegenen Feinde demüthigt, und ſie einmal nöthigt auf ihre Koſten ſeine Staaten vergröſſern,

fern, ein andeemal, ihn in dem ruhigen Beſitze derſelben zu laſſen; der, ohne an andern Höfen geweſen zu ſeyn, doch dieſe Höfe, ihre Art zu handeln, ihre Triebräder genau kennt; mit dem ſchärfſten Auge ihre geheimſten Abſichten durchdringt; mit der feinſten Politik ſich in alle ihre Staatsangelegenheiten umſieht, und dadurch das Gleichgewicht in Europa aufrecht erhält; der bey alle dieſen weitläufigen Geſchäften und Sorgen ſein Volk nicht nur nicht vergißt, ſeine Regierung nicht etwa ſeinen Miniſtern überläßt, ſondern ſelbſt alles leitet, auf die Beglückung deſſelben ſteten Bedacht nimmt, die weiſeſten Einrichtungen macht, jedermann ohne Umſchweif vor ſich läßt, die ſtrengſte Gerechtigkeit ohne Anſehn der Perſon ausübt, die Vornehmen menſchlich zu ſeyn lehrt, indem er ihnen ſeine Verachtung zufälliger Vorzüge bezeugt, und die Unglücklichen mit der thätigſten Hülfe, ſelbſt mit den größten Geldſummen unterſtützt — ein ſolcher Monarch muß nothwendig die allgemeine Liebe ſeiner Unterthanen erhalten, muß ſelbſt da, wo das Wohl des Ganzen ein kleines Opfer fordert, den Privateigennutz zum Schweigen bringen. Und überhaupt genommen, muß man den Berlinern darüber Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, wenn ſich auch gleich zuweilen hier und da eine Klage über Beſchränktheit und Mangel an Freyheit hören läßt. Der König iſt augenſcheinlich für das Syſtem der Phyſiokraten eingenommen, und er ſetzt nicht mit Unrecht den Reichthum ſeiner Staaten in einem guten Anbau des Landes und

in

in den Wohlſtand ſeiner Bauern. Er thut alles um dieſen aufzuhelfen, unterſtützt ſie mit Freyheiten und mit baaren Gelde, und noch nie haben ſie ſich ſo wohl befunden als unter ſeiner Regierung. Fabriken hat er blos darum errichtet damit ſeine Unterthanen nicht von Ausländern abhängig ſeyn ſollen, an Beförderung der Handlung hat er dabey gar nicht gedacht; es war keines weges ſeine Abſicht daß Fremde dergleichen Waaren in ſeinem Lande holen ſollten. Die Monopolien gab er nicht um die einzelnen Perſonen die ſie erhielten, zu bereichern; ſondern um es ſeinen Unterthanen an den fremden Produkten, die nun leider einmal Bedürfniß geworden ſind, nicht fehlen zu laſſen, und um ſie ihnen dadurch wohlfeiler zu verſchaffen, daß er den Monopoliſten in einem Lande, worin nun einmal keine Handelsfreyheit exiſtiren ſollte, Vortheile geſtattete, die er einzelnen Krämern ohne Nachtheil des Ganzen unmöglich geben konnte. Sie wiſſen, mein Freund, wie ſehr ich ſonſt gegen alle Monopole bin: darum aber verkenn' ich die Fälle nicht, in denen ſie gleichwohl rathſam, oft ſogar, wenigſtens auf einige Zeit, weiſe ſeyn können. Die Länder, die wenig Produkte haben, und nicht viel eigne zum Tauſch gegen fremde liefern, ſind andern Geſetzen unterworfen, als die, in denen das umgekehrt iſt, oder die eine uneingeſchränkte Seehandlung treiben können. Ein beliebter Schriftſteller, der Verfaſſer der Briefe eines reiſenden Franzoſen über Teutſchland, hat ſchon gezeigt, wie einfach aber doch wie künſtlich

lich das Syſtem des Königs von Preuſſen, und wie nothwendig jeder kleine Theil deſſelben zur Erhaltung des Ganzen ſey. Sein Nachfolger wird das Reich in einer von derjenigen ganz verſchiedenen Lage finden, worin Er es antraf als er die Regierung übernahm, und vielleicht kann es dann weiſe ſeyn, hier und da eine Einrichtung zu verändern, die der Vorfahr machen muſte, wenn er nicht unweiſe handeln wollte. Nur ein einziges Beyſpiel aus der hieſigen Landesverfaſſung erlauben Sie mir Ihnen zum Beweis zu geben, wie ſehr die Umſtände eine Verordnung nothwendig machen können, die durchaus zu tadeln ſeyn würde, wenn ſie länger als eine gewiſſe Periode zu dauern beſtimmt wäre.

Man macht in allen Reiſebeſchreibungen, die auch mit von Berlin handeln, ſo viel Aufſehens von der Theurung des Brennholzes in dieſer Stadt, und alle Fremde die hinkommen, beklagen ſich ſo laut darüber, daß man glauben ſollte, man müſſ es hier theurer als irgendwo in der Welt bezahlen. Hauptſächlich kommt dieſes Geſchrey von den Gaſtwirthen her, als von denjenigen Leuten, mit denen die mehreſten Fremden über ſolche Gegenſtände allein reden, und die freylich ihre gute Rechnung dabey finden, ſo eine Meynung zu unterhalten, weil es dadurch weniger auffallend wird, wenn ſie den Reiſenden viel für Feurung anrechnen, das denn auch nach einem wirklich unverzeihlichen

Maaß-

Maaßſtabe geſchicht. Allein die Berliner ſelbſt beſchweren ſich ebenfalls darüber; ſie ſagen, wir können wohlfeiles Brennholz verlangen, da wir ringsum mit Waldung umgeben ſind, und darin haben ſie Recht. Nur müſſen ſie deswegen nicht auf eine Einrichtung ſchmähen, die die Klugheit erforderte, als ſie gemacht wurde; um ſo weniger, da ſie noch immer weit beſſer als die Bewohner andrer Städte Teutſchlands dran ſind: denn ein Hauſen Holz, welches das Maaß iſt nach dem man hier mißt, macht ungefähr ſo viel als fünf Sächſiſche Klaftern aus, und der Preiß eines ſolchen Hauſens iſt während dieſer Einrichtung, ſelbſt mitten im Winter, nie über achtzehn höchſtens zwanzig Thaler geſtiegen, und jezt koſtet er gar nur ſechzehn Thaler acht Groſchen. Die ganze Sache verhält ſich ſo. Vormals war der Holzhandel zu allen Zeiten völlig frey geweſen, jeder Bauer durfte Holz ſchlagen, wo und wie viel er wollte, es nach der Stadt bringen und da verkaufen. Reiche Leute, die einen ganzen Hauſen auf einmal bezahlen konnten, befanden ſich wohl dabey; die kauften es von den Bauern ſelbſt und erhielten's allerdings wohlfeil. Deſto ſchlimmer aber kam der Arme dabey zurechte; denn da die Bauern bald wieder aus der Stadt hinaus mußten, und ſich auf kleinere Parthien nicht einlaſſen konnten: ſo fanden ſich Leute, die ihnen den Ueberreſt abnahmen, und dieſen nun einzeln den Armen zu auſſerordentlichen Preiſen verkauften, die alſo ihr Holz drey auch vierfach theurer

Siebende Scene.

Beatrix zu den Vorigen.

Hero.

Guten Morgen, Baſe.

Beatrix.

Guten Morgen, meine liebe Here.

Hero.

Wie, wo fehlt es euch? Ihr ſprecht ja in einem ſo kranken Ton?

Beatrix.

Ich habe jeden andern Ton verlohren, däucht mich -- aber, es iſt ſchon fünf Uhr, Baſe; es iſt Zeit daß ihr fertig ſeyn ſolltet; bey meiner Treu, es iſt mir gar nicht wohl -- o! (ſie gähnt und dehnt ſich aus.)

Margaretha.

Gut, ich will nichts ſagen, aber wenn Fräulein Beatrix nicht eine Renegatin worden iſt, ſo kan man nimmer nach den Sternen ſegeln.

Beatrix.

Was meynt die Närrin damit?

als die Reichen bezahlen mußten. Im siebenjährigen Kriege war dieser Mißbrauch aufs höchste gestiegen, und eine Menge schlechter Kerls ernährten sich blos durch diesen schädlichen Handel. Als daher der König nach Berlin zurückkam, und von dieser Unordnung benachrichtiget wurde, sann er auf Mittel dem Uebel abzuhelfen. Er fand das beste vor der Hand darinnen, den ganzen Handel mit dem Brennholze einer Gesellschaft zu übergeben, die sich anheischig machen muste, die nöthige Quantität anzuschaffen, und sie überall in kleinen und großen Parthien zu Einem Preise zu verkaufen. Freylich entstand daraus ein Monopol, und der Bemittelte muste sein Holz etwas theurer bezahlen; aber dafür erhielt es der Arme weit wohlfeiler als bis dahin. Jedermann erkannte die Nothwendigkeit der Anstalt, und alles seegnete den Monarchen. Er versprach damals zwar, daß sie nur einige Jahre bestehen sollte, bis alles wieder in Ordnung seyn würde, und daß man nachher auf Veränderung und noch mehrere Erleichterung denken würde: das ist aber unterblieben, und die Monopolisten haben es sich freylich zu Nutze gemacht, und den Preis immer unvermerkt erhöht. Die Klagen sind aber zu allgemein geworden, es haben sich auch noch andre Mißbräuche mit eingeschlichen, unter denen die Wälder selbst litten, indem sich die Gesellschaft mit den Förstern verstand, die daher nicht darauf achteten, an welchen Orten das Holz geschlagen wurde, und es da wegnehmen ließen, wo der Weg zum Fortfahren

fahren am kürzesten war, und man spricht jezt schon davon, daß die Oktroy ganz aufgehoben werden soll, und daß der König den Handel selbst übernehmen will.

4.

Berlin — Jänner 1786.

Eine der nützlichsten Stiftungen des jetzigen Königs ist unstreitig die des Cadettenhauses. Von einem Feldherrn, wie er, waren die besten Anstalten zur militärischen Erziehung zu erwarten, und man findet sie auch hier. Es ist dafür gesorgt, daß die jungen Leute in allem was einem Soldaten zu wissen nöthig ist unterrichtet werden, und man hat daher Lehrer für die untersten mathematischen Wissenschaften sowohl als für die höhern angestellt. Da die jungen Leute von verschiednem Alter und verschiednen Fähigkeiten sind, so werden sie in Klassen abgetheilt, und jede davon erhält den Unterricht der ihren Kräften angemessen ist. Für jede Wissenschaft ist ein besondrer Saal bestimmt: in dem, wo die Fortifikazion gelehrt wird, befindet sich ein vollkommnes, sehr künstlich verfertigtes Modell einer Festung nach Vauban's Angabe, das vierhundert Thaler gekostet hat. — Unter dreyzehn Jahren nimmt man Niemand auf; wünschten Eltern ihre Kinder noch vor diesem Alter aus ihrem Hause zu bringen, so weiset man ihnen niedere militärische Schulen an, dergleichen es noch einige im Lande giebt. Man ver-

verſagt aber auch Leuten von 17 bis 18 Jahren den Eintritt, ſie müßten denn ſchon durch Privatunterricht geſchickt geworden ſeyn, gleich dem Unterricht in den höhern Klaſſen beywohnen zu können. Die aber, die einmal angenommen ſind, werden nun in allem ganz frey unterhalten, und bleiben ſo lange in dem Inſtitut bis ſie in der Armee angeſtellt werden können. Monatlich wird dem Könige eine Liſte von dem Verhalten und den Fähigkeiten der jungen Leute überſandt, und wen er nach derſelben tüchtig findet, den giebt er zu irgend einem Regimente ab. Wenn Eltern die Verfügung über ihre Kinder gern für ſich behalten wollen, ſo bezahlen ſie eine kleine Penſion von 120 Thalern für Wohnung, Kleidung und Nahrung; dann ſteht es ihnen frey ihre Söhne wieder aus dem Inſtitute heraus zu nehmen wann ſie wollen; denn die jungen Leute die ganz umſonſt darinnen ſind, bleiben lediglich der Verfügung des Königs über ſie unterworfen. Uebrigens aber werden jene darum nicht beſſer gehalten als dieſe, ſie müſſen ſich alles gefallen laſſen was dieſen auferlegt wird und der Sohn des reichſten Mannes im Lande wird von dem ärmſten Edelmann durch gar nichts ausgezeichnet. Man geſtattet den Eintritt Niemanden der nicht von Adel iſt, ja ſelbſt den unehelichen Kindern der Edelleute wird er verſagt. Auch iſt das Inſtitut blos Eingebohrnen offen, Ausländer werden zwar manchmal aufgenommen, doch darf es nicht ohne einen beſondern Befehl vom Könige geſchehen. Das Haus

zeigt zwar nicht so viel Pracht als die Ecole militaire zu Paris, ist aber doch vollkommen seinem Zwecke gemäß gebaut, und die Wohnungen der Lehrer sind weit bequemer als man sie in andern solchen Gebäuden gewöhnlich findet. Ueberhaupt ist der Platz sehr groß, und man muß sich daher wundern daß gleichwohl 4 auch 5 Personen allemal in einem sehr kleinen Zimmer beysammen schlafen, und daß durchgängig so wenig für die Reinlichkeit gethan ist. Gegenwärtig befinden sich 236 Eleven hier. Sonderbar ist, daß der König durchaus nicht will, daß der Gehalt der Lehrer bekannt werde: es ist ihnen aufs strengste verboten, ihn Jemanden auch nur im Vertrauen zu sagen.

Wenn man sich hier nach den Zeughause erkundigt, so hört man gewöhnlich nicht viel daraus machen, und erhält den Rath es lieber nicht zu sehen, weil es sich nicht der Mühe und des Trinkgelds verlohne und man weiter nichts als eine Menge Waffen antrif. Ich halte es aber allerdings für interessant, einen der beträchtlichsten Waffenvorräthe des Königs zu sehen, dessen Armee auf dem besten Fuße unter allen Armeen in der Welt steht; und dann hat man zugleich den Vortheil, aus der Größe des hiesigen Vorraths auf die Richtigkeit der Angaben derselben in andern Ländern zu schließen. Wenn man hier sieht, welchen Raum blos kleine Gewehre für 150,000 Mann einnehmen, so wird man wohl anfangen zu zweifeln, ob die Summen die man

in

in den Zeughäuſern andrer Mächte nennen hörte, richtig waren; wenigſtens gieng mirs ſo. Das ganze erſte Stockwerk des ungeheuern Gebäudes beſteht aus vier großen, breiten Sälen, in denen die Gewehre für die eben genannte Anzahl Soldaten in der beſten Ordnung, und nach einer Einrichtung die den Raum ſehr erſpart, aufbewahrt werden. Man findet hier keine künſtlichen Waffen, die nicht zu brauchen ſind, keine Zierrathen an den Wänden, wie an ſo vielen andern Orten; ſonſt waren auch hier dergleichen, der jetzige König hat ſie aber alle wegnehmen laſſen. Blos einige, in dem letzten kleinen Kriege von 1778 erbeutete Fahnen, ſind außer den Gewehren hier aufgeſtellt. Da die Säle bey ihrer großen Länge doch auch ſehr breit ſind, ſo wird die Decke in der Mitte durch dicke freyſtehende Pilaſter unterſtüzt, und man muß es nothwendig fühlen, daß das Ganze ein groſſes majeſtätiſches Anſehn hat. Unter die Geſtelle auf denen die Flinten ruhen, werden die Patronen ganz dicht neben einander geſetzt. Die gemeinen Artilleriſten müſſen in müßigen Stunden das Papier dazu brechen und die Kugeln hineinſtecken, das Pulver aber wird nicht drauf gethan und die Patrone bleibt offen. Iſt es nöthig ſie zu füllen, ſo geſchieht das auf eine ſehr leichte und geſchwinde Art. Man nimmt einen großen Kaſten in dem eine Menge ſolcher ofner Patronen neben einander ſtehen, und ſchüttet dann das Pulver drüber her, bis alle voll ſind. Der Unteroffizier, der mich

herumführte, versicherte mir, daß auf vier Millionen solcher ofnen Patronen da fertig stünden, und das ist auch sehr glaublich. Am mehresten muß ich mich darüber wundern daß sich die Sparsamkeit des Königs auch hier zeigt. Es sind so wenig Leute bey dem Zeughause angestellt, daß diese mit dem Putzen nicht fertig werden können; man verwahrt daher die Gewehre blos vor dem Roste, läßt aber den Staub drauf liegen, so daß man hier über die große Sauberkeit eben nicht erstaunen darf, die man sonst in Zeughäusern antrift. Soll man daraus etwa folgern können, daß andre Mächte die ihrigen nur zum Staate haben? — Das Erdgeschoß, das eben den Raum hat wie das erste Stockwerk, ist ganz mit Kanonen angefüllt, die in jeder der vier Seiten des Gebäudes in vier Reihen neben einander stehen, und blos einen Raum zum Gange zwischen sich lassen. Man findet einige erbeutete darunter, sie stehen aber nicht zum Putze da, sondern werden wie die übrigen gebraucht. Die meisten sind unter dem jetzigen Könige gegossen worden, und führen das kurze aber passende Motto; ultima ratio regis. Hier sieht man auch an einem Orte, wo sonst nichts im Wege steht, eine Statue des ersten Königs in Preußen. Diese Bildsäule war sonst irgendwo in der Stadt aufgerichtet, wurde aber, ich weiß nicht aus welcher Ursache, vielleicht eines Baues wegen, weggenommen und einstweilen hierher gebracht, bis man ihr einen andern schicklichen Ort würde anweisen können. In

ihrer

ihrer Gesellschaft sind die vier Statuen, die sich am Fußgestelle befanden, ebenfalls hergeschaft und an die Wand gelehnt worden. Vor einigen Jahren kam der König ins Zeughauß, und als er vor dieser Bildsäule seines Großvaters vorbeygieng, nahm er den Huth ab, hielt sich aber weiter nicht auf. — Man kann sich wohl vorstellen, daß der Vorrath im hiesigen Zeughause, nicht der einzige des Königs ist; es befinden sich noch drey andre eben so große an verschiedenen Orten seiner Staaten. Gleich hinter dem Zeughause ist die Stückgießerey, in die aber kein Fremder Zutritt haben kann; selbst die preußischen Offiziere dürfen sie, ohne besondre Erlaubniß dazu zu haben, nicht sehen.

Von dem Aeußerlichen des königlichen Schlosses hab' ich Ihnen schon in einem meiner vorigen Briefe meine Meynung gesagt; nun hören sie auch ein Wort von dem Innern, wenigstens von dem Theile der gezeigt wird. Das sind die Wohnzimmer des Königs, die Gemählde gallerie und einige große Säle. Auſſer dem wird auch noch besonders durch den Hofrath Stosch ein Kabinet von allerhand Raritäten gezeigt; wenn Sie aber je nach Berlin kommen, so ersparen Sie dem Hofrath diese Mühe und sich einen Dukaten, denn Sie finden gar nichts vorzüglich Merkwürdiges darinnen, Sie müßten denn noch keinen Bernstein gesehen haben, den man hier in großer Menge und unter allen möglichen Formen antrift. Die Königin und der Kron-

prinz wohnen auch in dieſem Schloſſe, man kann aber ihre Zimmer nicht ſehen. Die des Königs gehen nach der Spree und nach dem freyen Platze heraus, der zur langen Brücke führt. Aus dem Ercker in der Ecke hat man eine vortrefliche Ausſicht auf dieſe Brücke und die ſchöne Statue des groſſen Kurfürſten, Friedrich Wilhelm, zu Pferde, die darauf ſteht und das gröſſte Meiſterſtück von der Art in Berlin iſt. Die Zimmer haben auſſer ihre Gröſſe nichts Palaſtmäſſiges und laſſen leicht errathen, daß der König ſich nie lange da aufgehalten hat. Man findet lauter alte Tapeten darinnen, alles ſieht ſchwarz und unordentlich aus, und ſelbſt im Audienzſaale ſind die Ueberzüge der Stühle zerriſſen. In einigen dieſer Zimmer ſieht man ungeheuer groſſe Tiſche, Spiegelrahmen und Wandleuchter von Silber, und der ſogenannte Ritterſaal iſt ganz damit angefüllt. In dieſem ſteht ein Canapee von Silber, und ein ſehr groſſer Schenktiſch wie ihn die alten teutſchen Trinker brauchten, an dem alle Gefäſſe von Silber und vergoldet ſind. Die Arbeit an dieſen Sachen iſt oft ſehr plump und nicht zu bewundern, man kann aber die niedliche Anordnung der Geſchirre des Schenktiſches nicht anders als mit Vergnügen ſehen. Der Kronleuchter und Geridons von Silber, die man überall in Menge ſieht, will ich gar nicht gedencken. Dieſe Schätze würden von den Ruſſen wohl etwas vermindert worden ſeyn, wenn ſie ſie gefunden hätten, da ſie in Berlin eingerückt waren; man hatte aber

zum

zum Glück die Vorsicht gebraucht, sie gleich zu Anfang des Kriegs alle nach Magdeburg zu schaffen. Die Gemähldegallerie enthält Stücke von sehr verschiednem Werthe; neben den schönsten Sachen sieht man auch die mittelmäßigsten, und die schönen würden wahrscheinlich gar nicht da seyn, wenn der König nicht einen eignen Geschmack in Mahlereyen hätte. Er kann nämlich Fruchtstücke, Bataillen, Märtyrergeschichten und andere Gemählde, die gräßliche, unmenschliche Handlungen und Begebenheiten vorstellen, nicht leiden; er hat daher seine Gallerie in Potsdam mit lauter angenehmen Gegenständen angefüllt, und die besten Sachen in der Art aus der hiesigen genommen, Vorstellungen aber von jener Gattung hier gelassen; und das hat dieser Gallerie noch viele schöne Stücke und unter andern einige vortrefliche, grosse van Dycks erhalten. Man kann es aber nicht ohne Bedauern mit ansehen, wie wenig Ordnung und Aufsicht da ist. Nichts wird gereinigt oder gekehrt, die Fenster sind in vielen Jahren nicht abgewaschen worden, und an vielen Otten fehlen die Gläser darinnen. Bey dem jetzigen nassen Winter dringt die Feuchtigkeit überall ein und verderbt vollends alles. An den Thür- und Fenster-Gewänden tropft das Wasser herunter, und bildet auf dem Boden eine gerade Linie, wie unter einem Wetterdache; die herrlichsten, größten Spiegel sind schon ganz unscheinbar geworden, und die Gemählde werden gänzlich davon zu Grunde gerichtet: wenn man mit einem Tuche

über ſie wegfährt, ſo wiſcht man eine ganze Fluth Waſſer ab. Es iſt ewig Schade, daß blos durch Mangel an guten Anſtalten ſo viele ſchöne Werke vernichtet werden ſollen. — An der Ecke des Schloſſes die nach dem groſſen Platze, der die Schloßfreyheit heißt, und nach dem Mühlendamme zuſteht, liegt der Schatz des Königs in groſſen Gewölbern unter der Erde, und an dieſem Theile ſtehen die Schildwachen doppelt.

Die Bibliothek, die ich in meinem erſten Briefe an Sie aus Berlin für ein Gebäude von wenig gutem Geſchmack erklärte, nimmt ſich von Innen beſſer aus, und gefällt da durch die edle Einfalt die ihr von Auſſen abgeht. Sie beſitzt ſchon jetzt einen anſehnlichen Vorrath von Büchern und darunter viele wichtige Werke. Sie wird auch beſtändig vermehrt, aber blos durch die Freygebigkeit des Königs, denn einen eignen Fonds hat ſie nicht. Alle Jahre macht er ihr ein Geſchenk, das ſich im vorigen auf 15000 Thaler belief, und dann wählt man nützliche Werke die ihr fehlen. Ihre Einrichtung iſt ſehr gut, und ihr Gebrauch ſteht dem Publikum täglich zu gewiſſen Stunden frey. Doktor Bieſter, der ſich neuerlich durch ſeine tapfre Beſtreitung des menſchlichen Unſinns berühmt gemacht hat, iſt Bibliothekar.

Margaretha.

Ich? o, gar nichts, als, Gott gebe einem jeden was ſein Herz wünſchet!

Hero.

Dieſe Handſchuh ſchikte mir der Graf, ſie ſind überaus angenehm parfumirt.

Beatrix.

Ich bin verſtopft, Baſe, ich kan nicht riechen.

Margaretha.

Eine Jungfer, und verſtopft! aber man kan ſich freylich leicht verkälten.

Beatrix.

Gott behüt uns! Wie lang iſts, daß ihr Proceßion von Wiz macht?

Margaretha.

Seitdem Eu. Gnaden es aufgegeben hat, läßt mir mein Wiz nicht unvergleichlich gut?

Beatrix.

Er fällt nicht genug in die Augen, ihr ſolltet ihn auf eurer Haube tragen. Bey meiner Treue, ich bin krank.

Margaretha.

Eu. Gnaden ſollte ſich diſtillirten Cardnus Benedictus holen

V.

Sendſchreiben

der

Exegetiſchen und Philantropiſchen Geſellſchaft zu Stockholm

an die

Geſellſchaft der vereinigten Freunde zu Straßburg,

über die einzige genügliche Erklärung der Phänomene des thieriſchen Magnetismus und Somnambulismus, aus den wahren Principien, die ſich auf Erkenntnis des Schöpfers, des Menſchen und der Natur gründen, hergeleitet und durch Erfahrungen beſtättigt. Stockholm, aus der Königl. Druckerey. 1787.

Dieſe Druckſchrift, welcher eine Zueignungsſchrift in Schwediſcher Sprache an des Königs Majeſtät auf einem halben Bogen beygefügt iſt, beträgt, nebſt einigen Noten und lateiniſchen Auszügen aus Swedenborgs Schriften, dritthalb Bogen in 8. mit ſehr kleinen Lettern abgedrukt, und iſt mir vor einigen Tagen, unter dem groſſen Signet der obbenannten Geſellſchaft mit einem Schreiben vom 2ten Septemb. zugekommen, worin ich erſucht werde, dieſes in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Impreſſum, wofern ich ſeinen Inhalt gut heiße, in hieſigen Gegenden durch Nachdrucken, Ueber-

ſetzung, oder Einrückung in periodiſche Schriften möglichſt auszubreiten.

Nun bin ich aber weit entfernt, den Inhalt dieſer Broſchüre gut zu heiſſen, und wiewohl ich glauben will, daß die Exegetiska och Philanthropiska Salskapet mich in dieſem Falle aller weitern Bemühung gerne überhoben hätte, ſo hat mir die Sache doch erheblich genug geſchienen, um zu Bekanntmachung dieſer neuen und erſtaunlichen Beylage zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Verſtandes mein möglichſtes beyzutragen; und ich habe mich daher die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſie eigenhändig zu überſetzen, und mit einigen Anmerkungen zu begleiten, die mir zu deſto beſſerer Verſtändnis und Beurtheilung derſelben hie und da dienlich ſchienen.

Die Grundſätze dieſer Herren, oder das was ſie die wahre Theorie von Gott, dem Menſchen und der Natur nennen, an ſich ſelbſt, ſind nichts weniger als neu, und gehören eigentlich, da ſie theils aus einer myſtiſchen und theoſophiſchen Auslegung der Heil. Schrift, theils aus neuern vorgeblichen Offenbarungen, Erſcheinungen, Geſichten, Unterredungen mit Geiſtern, und andern dergleichen geiſtlichen Erfahrungen, geſchöpft ſind, in die Gerichtbarkeit der Theologie, die ihr Urtheil ſchon längſt ausgeſprochen hat. Einen Menſchen, der ſeine Erkentnis auf Träume, Viſionen und Umgang mit Engeln und Verſtorbenen gründet, widerlegen oder nur in gelaſſene Unterſuchung ſich einlaſſen zu wollen, hat ſchon beym erſten Anblik etwas widerſinniſches: Es iſt nicht um ein Haar vernünftiger, als wenn man einem Ehrenmanne, der ſich für den Delphiſchen Apollo hielte, und alle Morgen den Königen der Erde ſeine Orakel als Verhaltungsbefehle zuſchickte,

aus hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Gründen beweiſen wollte, daß er wahnſinnig ſey. So lange ſolche Leute ihre Einbildungen für ſich behalten, oder doch nur durch ordentliche und gewöhnliche Wege unter ihres gleichen circulieren laſſen, was für ein Recht hätten wir, ſie daran zu hindern? und warum ſollten ſie nicht mit allen Arten von metaphyſiſchen Bartologen, gleiches Recht an die allgemeine Preßfreyheit haben?

Aber wenn eine Geſellſchaft Swedenborgiſcher Jünger ſo weit geht, die Viſionen dieſes zwar auf eine ſehr ſeltene und ſonderbare Art verrückten, aber doch unläugbar verrückten Mannes mit der zuverſichtlichſten Dreiſtigkeit für „eine neue göttliche Offenbarung auszugeben, „die der Herr, nach ſeiner unausſprechlichen Güte, „in unſern Tagen zu derjenigen die er uns bereits in „der Bibel ertheilt, hinzugethan habe, und die einen „unermeßlichen Schatz von ſublimen Kentniſſen, eine „unendliche Menge von nützlichen und lichtvollen „Wahrheiten enthalte; —“ wenn dieſe Leute in vollem Ernſt und mit der lebhafteſten Thätigkeit ihre Sekte in ganz Europa auszubreiten ſuchen, und ſich zu dieſem Ende beſonders die auſſerordentliche Diſpoſition unſrer Zeit zu angeblichen geheimen und hyperphyſiſchen Wiſſenſchaften, hermetiſchen Myſterien, Magie, Theurgie, Geiſtererſeherey, kurz zu allen Arten von ſchwärmeriſchen Thorheiten zu Nutze machen, die beſonders unter dem vornehmen, müßigen, mit Wiſſenſchaft nur leicht tingierten, und durch den Hang zur Sinnlichkeit oder die Folgen deſſelben zur Schwärmerey der Imagination nur zu ſehr geneigten Theil des Publikums ſo auſſerordentlich im Schwange gehen! — wenn ſie von den natürlichen Wiſſenſchaften mit Geringſchätzung, hingegen von dem handgreifli-

chen

chen Unſinn des geiſtlichen Don Quichotte, ihres Meiſters, als von hoch erhabenen und nur Geiſtern von einer höhern Ordnung zukommenden Wiſſenſchaften ſprechen; — wenn ſie deutlich genug ſich ſelbſt und ihren Anhang als Genoſſen des neuen Reichs des Herrn, die Partheyen der geſunden Vernunft hingegen, und die Philoſophen, die vermöge der Natur der Sache die ewigen Gegner des Aberglaubens, des Fanatiſmus, der Bigotterie, Gleißnerey und religiöſen Gaukeley ſeyn müſſen, als die Mächte der Hölle charakteriſiren, ſie mit den verhaßteſten Farben abſchildern, und dadurch ſowohl, als durch den breiten Heerweg, den ſie der trägen und vor den Schwierigkeiten der wahren Wiſſenſchaft zurükbebenden Unwiſſenheit in die intellectuelle Welt eröfnen, — ihr möglichſtes beytragen, den Fortgang der Aufklärung zu hemmen, und, wo möglich, das bevorſtehende Jahrhundert wieder in die Finſternüß der barbariſchen Zeiten zu ſtürzen: Dann wird die Sache ernſthafter, und verdient die Aufmerkſamkeit aller derjenigen, denen obliegt, dahin zu ſehen: ne quid respublica humana detrimenti capiat. Ein Umſtand, der dieſe ſchwärmeriſchen Philantropen beſonders merkwürdig macht, aber gleichwohl von Anhängern des Swedenborgiſchen neuen Evangeliums (von Leuten, die den Bewohnern der andern Welt einen ſo groſſen Einfluß in die unſrige einräumen, daß ſie ſogar die Krankheiten für Wirkungen böſer Geiſter anſehen) leicht vorauszuſehen war, iſt dieſer: daß ſie ſo eilfertig geweſen ſind, ſich der beyden ſeltſamſten Hobby-horſes, worauf ſich die Liebhaber des Wunderbaren ſeit einigen Jahren herumtummeln, des thieriſchen Magnetiſmus und Somnambuliſmus magnetiſierter Kranken, zu Gunſten ihrer Theorie zu bemächtigen, und ſich dadurch in den Beſitz einer Maſchinerie zu ſetzen, vermittelſt welcher ſie, wenn ſie es recht

anfangen, erſtaunliche Dinge thun, und die Revolution, die ſie uns ankündigen, ungemein beſchleunigen werden. Die Operationen der Magnetiſierkunſt ſind unter ihren Händen bereits zu einer ſolchen Vollkommenheit gediehen, daß ſie uns die beſte Hofnung geben, vermittelſt dieſer Manipulation und der erforderlichen Diſpoſition auf Seiten des Magnetiſierers ſowohl als ſeines Patienten, in einem Jahre mehrere und wichtigere Entdeckungen gemacht zu ſehen, als auf dem natürlichen Wege wiſſenſchaftlicher Entdeckungen in einem Jahrtauſend nicht gemacht worden ſind. Sie berichten uns mit der impoſanteſten Ernſthaftigkeit, daß böſe und gute Geiſter die einzigen wahren Urheber der wunderbaren Phänomene ſind, die der Magnetiſmus und Somnambuliſmus (wie man ſagt) darſtellen; ſie haben ſich durch eigene Erfahrung davon überzeugt: ſie haben es ſchon ſo weit gebracht, ordentliche Unterredungen mit dieſen Geiſtern zu pflegen, und die Nahmen, die ſie ehmals, da ſie noch unter den Menſchen lebten, führten, von ihnen zu erfahren. Dieſe Geiſter ſind von verſchiedenen Ordnungen, und einige von ſo hohem Rang, daß man nur die Kunſt ſie recht auszufragen zu verſtehen braucht, um die erhabenſten Aufſchlüſſe über Dinge, die das vorgebliche Reich Gottes und die unſichtbare Welt betreffen, von ihnen zu erhalten, u. ſ. w. Man ſieht und begreift, was ſolche Mittel in den Händen einer ſolchen Geſellſchaft werden können, und was für Spuck eine ſolche Geſellſchaft, durch die eifrigſte Ausbreitung ihrer Schwärmereyn, durch die vorhabende neue Ausgaben und Ueberſetzungen der Swedenborgiſchen Offenbarungen, durch die Commentarien, die ſie ſelbſt aus dem Schatze ihrer eignen magnetiſchen Erfahrungen beyfügen werden, und beſonders durch ihre Verbindung mit ſo vielen andern Magnetiſirenden geheimen oder öffentlichen Geſellſchaften, in der Welt anzurichten fähig ſeyn könnte.

Aus allen dieſen Rückſichten habe ich es alſo, als Herausgeber eines Journals, deſſen Kreis ziemlich weit ausgedehnt iſt, für eine Art von Pflicht gehalten, die Abſicht dieſer Geſellſchaft, (ſo bekannt als möglich zu werden) ſo viel an mir iſt, wiewohl in einem ganz andern Sinn und als Mittel zu einem ganz andern Zwecke, zu befördern. Sie wollen bekannt werden, um Proſelyten zu machen; ich mache ſie bekannt, damit die tugendhaften und menſchenliebenden Weiſen, denen dieſe Herren ihre Viſionen ſo gern einleuchtend machen möchten, ſie und ihre Geiſter prüfen, fernerhin genau beobachten, und nach Befinden die gehörigen Maasregeln ergreifen mögen, dieſen neuen Ausbruch der in den menſchlichen Köpfen circulierenden Maſſe von Narrheit der Welt wenigſtens ſo unſchädlich zu machen als möglich ſeyn wird.

Daß ich die beygefügten Auszüge aus den Swedenborgiſchen Schriften, ſo wohl als ihre eigenen Noten weggelaſſen habe, geſchah blos um die Geduld der Leſer zu ſchonen, und mir ſelbſt eine ganz unnütze Arbeit zu erſparen; denn weder die Auszüge noch die Noten machen die Sache im geringſten beſſer, und wenn ſie ja etwas beweiſen ſollen, ſo müſte es wahrlich nur für diejenigen ſeyn, die ohnehin ſchon an Swedenborg glauben, und alſo keines weitern Zeugniſſes bedürfen: für vernünftige Leſer könnte es nicht von dem geringſten Nutzen ſeyn, ſich idem per idem, eine Schimäre durch eine andere Schimäre, oder das Reſultat der myſtiſchen Auslegung eines bibliſchen Spruches durch die myſtiſche Auslegung eines andern, beweiſen zu laſſen: denn darauf lauft alles hinaus.

IV.

An

An die Geſellſchaft der Vereinigten Freunde in Straßburg.

Stockholm, den 18. Jul. 1787.

Hochgeehrte Herren,

Der wahre Vortheil, der der leidenden Menſchheit aus Ihren nützlichen Unterſuchungen und aus ihrer zur ausgeſezten Thätigkeit zu Erleichterung derſelben zuwächſt, hat uns für Sie dieſe Verehrung und Hochachtung eingeflößt die der wohlthätigen Tugend und der praktiſchen Weisheit gebührt, und wir bitten Sie um Erlaubniß Ihnen dieſe Geſinnungen als eine Frucht der wichtigen und lehrreichen Werke, womit Sie die Welt beſchenkt haben, hiermit öffentlich darzulegen. Der Fleiß und der gute Erfolg, womit einige Glieder unſrer Geſellſchaft die magnetiſchen Verſuche angeſtellt, haben nicht wenig dazu beygetragen, die wahren Principien des thieriſchen Magnetismus und des Somnambulismus, und eine befriedigende Erklärung der dabey vorkommenden Erſcheinungen zum Gegenſtand unſers ernſten anhaltenden Nachdenkens zu machen.

Weder die auf bloße phyſiſche Urſachen gegründete Erklärungen, noch die Pſychologie Sacrée, die bisher im Publico erſchienen ſind, dünken uns hinreichend, die Art und Weiſe begreiflich zu machen, wie die erſtaunlichen Effecte des Magnetismus und Somnambulismus hervorgebracht werden. Ja es wird wohl auf

ewig

ewig unmöglich bleiben *), die Erſcheinungen (Phänomenen) derſelben auf einige conſequente Art zu erklären, als wenn man ſich über alle falſche Schaam, über alle Furcht ſich lächerlich zu machen hinwegſezt, und Muth genug hat, gerade heraus und ein für allemal dieſe Phänomene der Einwürckung gewiſſer Geiſter (*agens ſpirituels*) zuzuſchreiben, die ſich in die Sache miſchen, und während des Zuſtandes von unterbrochner und zurückgehaltner Thätigkeit, worein die Seele des Kranken durch den magnetiſchen Einfluß geſezt wird **), ſich ſeiner Facultäten bemächtige, und, vermöge der ihnen eigenen höhern und die Kenntniſſe des Patienten überſteigenden Kenntniſſe, dieſe Reyhe erſtaunlicher Würkungen und Manifeſtationen durch die Organe deſſelben hervorbringen ***).

Vor-

*) Dies iſt viel geſagt. Womit will die Exegetiſch-Philantropiſche Geſellſchaft dieſe Unmöglichkeit beweiſen? Ihre Einſichten in die Natur der Dinge ſind doch wohl nicht das Maas des allgemeinen menſchlichen Verſtandes, und das non plus ultra, jenſeits deſſen es in allen künftigen Jahrhunderten unmöglich ſeyn wird, Entdeckungen zu machen?

**) Durant l'etat de ſuſpenſion de l'activité de l'ame du malade.

***) Dies iſt freylich eine ſehr alte, und in der Kindheit der Welt allen Völkern gemeine Art, die Würkungen der Natur zu erklären. Die Geiſter thaten alles; ſie machten Tag und Nacht, Wind und Wetter,

Ve-

Vorgeben, die menſchliche Seele, oder (nach dem Ausdruck der *Pſychologie Sacrée* von Lyon) das erſte Ich (le *premier moi*) könne das alles würken, ohne weder vor noch nachher das mindeſte davon zu wiſſen noch zu fühlen, heiſt ſeine Zuflucht zu Vorausſetzungen nehmen, die alle geſunde Vernunft empören und mit dem erſten Begriff den wir von der menſchlichen Seele haben, im Widerſpruch ſtehen, vermöge deſſen nehmlich das Weſen derſelben im Willen, in der Intelligenz und in der Würkſamkeit beſteht*), Facultäten, wovon weder die eine noch die andere ſtatt finden kann, wenn der Menſch nicht das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt hat, deſſen die Magnetiſchen Schlafredner **) (ſomniloques) gewöhnlich beraubt ſind. Da

Vegetation und Zeugung, Leben und Tod, alles war ihr Werk. Das ließe ſich recht gut hören, wenn nur dieſe Geiſter und ihre Einflüſſe nicht eben ſo unerklärbar wären als das was man durch ſie erklären will.

*) Eine Art zu philoſophieren, wie man ſie von Swedenborgiſchen Jüngern erwarten kann. Die ausgemachteſte aller Wahrheiten, worin alle ächten Philoſophen oder Naturforſcher längſt übereinkommen, iſt dieſe: daß es uns Menſchen unmöglich iſt, das Weſen irgend eines Dinges, zu erkennen. Unſre Seele, in welcher von jeher nur ſehr wenige von uns ein wenig klar geſehen haben, iſt uns nur durch Phänomene bekannt: ihr Weſen iſt und bleibt, vermöge einer abſoluten Nothwendigkeit, ein unauflösliches Räthſel.

**) Was wird alſo im natürlichen Schlafe, wo die Seele ſich nicht bewußt iſt, aus ihrem Weſen?

Da wir dermalen mit Reviſion der von unſerm illüſtern Landsmann Emanuel Swedenborg hinterlaſſenen Handſchriften beſchäftigt ſind, ſo haben wir daraus einige Stellen, die über dieſe Gegenſtände Licht verbreiten können, abgeſchrieben, und legen ſowohl von dieſen als einigen ſich darauf beziehenden Stellen aus ſeinen ſchon gedruckten Werken, eine Abſchrift bey, da die einen und die andern dazu dienen, den Urſprung der Krankheiten, die Magnetiſche Operation und den Zuſtand der Schlafredner zu erklären; und alles dies vermittelſt einer Deduction aus der wahren Theorie der menſchlichen Seele *) und ihrer Einwürkung in den Leib, von welcher wir am Ende dieſer Auszüge ein paar Worte ſagen. Wir erbieten uns aber, wenn unſre hochgeehrten Herrn es wünſchen ſollten, uns künftig in genauere Entwicklung und Beweis der darin angedeuteten Wahrheiten einzulaſſen, und würden uns unendlich glücklich ſchätzen, wenn wir ſo tugendhaften und menſchenliebenden Weiſen die Wichtigkeit derſelben recht einleuchtend machen könnten.

Das intereſſante Iournal d'un Magnetiſeur, das der Herr Graf von Lützelburg, Dero würdiger und illüſtrer Mitbruder, herausgegeben hat, belehrt uns, daß ſich in Frankreich eine große Menge von Geſellſchaften

*) Die uns nehmlich Emanuel Swedenborg aus den übernatürlichen Quellen, die ihm offen ſtunden, geoffenbart hat. ohe!

holen laſſen, und ihn aufs Herz legen; es iſt kein beſſeres Mittel für eine Beklemmung auf der Bruſt.

Hero (leiſe.)

Da ſtichſt du ſie mit einer Diſtel.

Beatrix.

Benedictus? warum Benedictus? Es ſoll eine Moral unter dieſem Benedictus ſteken, denk ich.

Margaretha.

Eine Moral? Nein, bey meiner Treue, ich meynte nichts moraliſches damit, ich meynte natürlichen Cardebenedicten-Diſtel; nein, bey unſrer Frauen! ich bin keine ſolche Närrin, daß ich nur denken ſollte, was ich will; man denkt was man kan, und wenn ich mir den Kopf ausdächte, ſo kan ich nicht denken, daß Eu. Gnaden verliebt ſey, oder jemals verliebt ſeyn werde, oder verliebt ſeyn könne; und doch war Benedict auch ſo einer, und was für ein Mann iſt er ſeit kurzem worden! Er ſchwur, er wollte nie heurathen, und izt iſt es, troz ſeinem ſtolzen Herzen! ſchon ſo weit mit ihm gekommen, daß er allen Appetit zum Eſſen verlohren hat. Ob Eu. Gnaden auch noch bekehrt werden kan, weiß ich nicht; aber mich däucht, ihr ſeht auch mit euern Augen, wie andre Frauenzimmer.

Urſula.

Madam, es iſt Zeit; der Prinz, der Graf, Signor

ſchaften zuſammengethan haben, die, gleich der Ihri gen, zur Abſicht haben, kranken Perſonen vermittelſt des Magnetismus Erleichterung zu verſchaffen. Da uns aber ihre Addreſſe unbekannt iſt, ſo unterſtehen wir uns, Sie, hochgeehrte Herren, zu bitten, ſelbi gen dieſes Schreiben ſamt den Beylagen durch beliebi ge Wege, mitzutheilen, auch ſie allenfalls durch Ein rückung in Dero eigene künftige Schriften oder in lit terariſche Journale öffentlich bekannt zu machen. Und wofern dieſe Geſellſchaften oder einzelne Glieder der ſel ben oder andere Perſonen begierig wären, ſich aus führlicher über dieſe Materien mit uns zu explicieren, ſo werden wir, wenn ſie unter der am Schluſſe dieſes befindlichen Addreſſe an uns ſchreiben wollen, uns mit Vergnügen beeifern, ihnen Genüge zu leiſten.

Wir verſparen es auf eine andere Zeit den Detail der wiederhohlten Erfahrungen bekannt zu machen, die uns die Wahrheit der zur einzig und allein befrie digenden Erklärung aller Thatſachen des Magnetismus und Somnambulismus hier beygefügten Grundſätze auf eine unüberwindliche Art beſtätiget haben. Un terdeſſen bemerken wir vorläufig, daß jeder aufrichtige Freund der Menſchheit, der Tugend und der Wahr heit, der unter demüthiger und inbrünſtiger Anrufung des ewigen Arztes (2ten Buch Moſis 15 Cap. v. 16.) mit ausdaurender Geduld (perſeverance) zur Magne tiſierung der Kranken, nachdem er ſie vorher zu eben

derſelben Gemüthsverfaſſung, worin er ſelbſt iſt, aufgemuntert hat *), vorſchreiben wird, ſich aus eigener Erfahrung von der großen Kraft dieſes Mittels wird überzeugen können, das vor Alters ſchon bekannt war, und von der Vorſehung — aus Abſichten die ihrer Güte und Weisheit würdig ſind, und ſich denen, die ſie zu einem guten Gebrauch zu kennen wünſchen, je länger je mehr entwickeln werden — der Menſchheit in unſern Tagen wieder geſchenkt worden iſt. Jeder Magnetiſierer, ſobald er es ſoweit gebracht hat ſeinen Patienten endlich zum Schlafredner zu machen, wird in ſeiner Gewalt haben, ſich nicht nur davon zu überzeugen „daß der durch das Organ des Patienten Redende ein anderer iſt als der Patient, ſondern auch zu erkundigen wer er iſt, und tauſend andere erſtaunliche Dinge über das zükünftige Leben, über die Wahrheiten der Religion, und über das Innere des Menſchen" — er wird dies bewerkſtelligen können, ſagen wir, ſofern er, indem er mit ihm **) als mit einer dritten Perſon ſpricht, denſelben nur durch weiſe und nüzliche, klare und wohlüberlegte Fragen in den Stand ſezt, ſich als ein von dem Menſchen, deſſen Zunge er zu

*) Man merke ſich dieſe Bedingung; ſie iſt ſehr nothwendig, und enthält große Aufſchlüſſe über die Sache.

**) Dem von dem Patienten verſchiedenen Interlocutor, der durch das Organ des Patienten, ohne deſſen Mitwiſſen, ſpricht.

zu ſeinem Werkzeuge gebraucht, verſchiedenes Weſen zu erkennen zu geben; eine Declaration, die nicht eher in der Macht dieſer Interlocutoren zu ſtehen ſcheint, als bis die Anweſenden (les Aſſiſtans) mit Gottes Erlaubnis, ihnen die Freyheit dazu öfnen, indem ſie mit ihnen in dieſem Sinne ſprechen (en leur parlant dans ce ſens) *).

Aber, wer der auch ſey, der zu dieſer Gattung von Erfahrungen ſchreiten wollte, der nehme ſich in Acht, ſie durch einen Geiſt eiteln Vorwitzes zu miſsbrauchen; denn augenſcheinlich wäre dieſes eine Profanation, die ganz unfehlbar eine verdiente Strafe nach ſich ziehen würde **). Wir machen dieſe Anmerkung

*) Dies iſt nicht allzudeutlich — wie man denn auch in der That bey Verſprechungen dieſer Art ſich nie allzudeutlich erklären muß — doch bezieht es ſich vermuthlich auf die vorher angezeigte Bedingungen, unter welchen man den unſichtbaren agent ſpirituel, der aus dem Patienten ſpricht, zu den vorbeſagten erſtaunlichen Offenbarungen bewegen kann.

**) Eine alte gewöhnliche Formel dieſer Gattung Leute, die auch Schröpfer und Caglioſtro nicht vergaßen. Damit ſind alle die beſchwerlichen Geſichter, die nicht ſchon voraus glauben daß die ganze Sache wahr, heilig und göttlich iſt, als Profane von Unterſuchung der Sache ausgeſchloſſen. Es iſt ſchwer, Exegeten und Philantropen, die ſich hinter ſo armſelige Cautelen verſchanzen, für bloße Dupes zu halten.

merkung nicht ohne vorgängige reife Ueberlegung und aus Beweggründen die eine große Gewalt über unſer Herz haben, und haben uns zum voraus darein ergeben, alle Widerſprüche *), und ſogar, wenn es ſeyn muß **) allen Spott zu ertragen, den die unruhige und boshafte Rotte derjenigen auf uns abſchießen wird, die eine Freude daran haben, in dieſem allen nichts als Stoff zum perſifflieren zu finden, da ihr großes Talent blos darin beſteht, jeden Gegenſtand, wie erhaben und ehrwürdig er auch ſeyn mag, in keinem andern als in dem ſchiefen und finſteſten ***) Lichte, das

*) Widerſprüche? Das verſteht ſich doch, daß einem jedem, der nicht ſo invinciblement, wie dieſe Herren, von den geiſtigen Agenten, die aus dem magnetiſchen Schlafredner ſprechen ſollen, überzeugt iſt, frey ſtehen muß, ſeine Meynung und die Gründe ſeiner Meynung zu ſagen?

**) Soll dies „wenn es ſeyn muß" etwa ſo viel ſagen, als „weil doch heut zu Tage leider! keine Scheiterhaufen mehr angezündet werden, um dieſe verhaßten kaltblütigen Naturae Curioſos, welche die Geiſter (nach St. Pauls Vorſchrift) vorher prüfen wollen, ehe ſie glauben daß ſie aus Gott ſind, in majorem Dei gloriam, zu braten?"

***) Ich behalte dieſes nachdrucksvolle Wort (funeſte) bey, weil ich kein teutſches finde, das die ganze Stärke der Bedeutung, worin es hier gebraucht wird, ausdrückte.

das dem Spotte behülflich ist, zu sehen; superficielle und eingebildete Leute, anmaßliche Dictatoren eines Publicums, dessen ewige Pest sie sind, und dessen schwächsten Theil sie verführen um ihn zum ruchlosesten zu machen; Leute, die insonderheit mit der grösten Wuth und gistigsten Bosheit gegen alles declamiren was Bezug auf ein künftiges Leben hat, dessen Schrecknissen sie mit affectierter Stärke trotzen, so wie sie muthwilligerweise allen seinen Hofnungen entsagen, die sie in allen Herzen gern ausgelöscht wissen möchten. An dieser Skizze, hochgeehrte Herren, werden sie ohne Mühe die Classe von Leuten erkennen, die wir im Sinne haben: Ihr Land ist eben sowohl damit geplagt als das ganze übrige Europa, wo diese Brut von Apostaten der Menschheit sich durch Ansteckung ausgebreitet haben, unverschämt genug sich des Nahmens der Philosophen anzumaßen, an den sie nicht das geringste Recht haben, da ihre falschen Räsonnemens keine andere Stütze haben als das phantastische Gespenst das sie die Natur nennen, die sie sich als unabhängig von dem Schöpfer der Natur vorstellen, und ihre eigene Weisheit, die in allem die Gegenfüßlerin der ewigen Weisheit ist, gegen welche diese neuen Titanen in ihrer angebrannten Einbildungskraft Berge von Sophismen, einen immer ungeheurer als den andern, aufthürmen, deren Loos aber ist und immer bleiben wird, in das Nichts zurückzufallen, in welches sie die menschliche Seele, und alles was sie an das höchste Wesen, an

den Himmel und an die Welt der Geiſter anketten, ſo gerne ſtürzen möchten *).

Da

*) Auch an dieſem Anfall, worin Perſonen von der verſchiedenſten Art aus Unverſtand oder vorſezlich durch einander gemengt, und, unter der Begünſtigung eines affectierten Helldunkels, alle, die nicht aus dem Tummelkelch der Schwärmerey und des Betrugs getrunken haben, als Feinde Gottes, der Menſchheit, und alles Guten, kurz, als wahre teufliſche Ungeheuer, in Höllen-Breugeliſcher Manier, abgemahlt werden, erkennt man die Claſſe von Leuten, die von jeher alles was der Menſchheit das heiligſte und wertheſte iſt, zum Vorwand gebraucht haben, die redlichſten Freunde der Wahrheit, (die eben darum die natürlichen und ewigen Gegner aller Wiſſenſchaften und Künſte des Betrugs ſind) dem blöden, unwiſſenden und durch eine gleißneriſche Larve leicht zu täuſchenden großen Haufen verhaßt zu machen. Gerade ſo wie dieſe angeblichen Philantropen von den Philoſophen ſprechen, ſo ſprachen vor 1600 Jahren heidniſche Pfaffen, Wundermänner, Orackelſchmidte und Geiſterſeher von den Chriſten; denn dieſe leztern verhielten ſich damals gegen jene gerade ſo, wie jezt die Philoſophen gegen die hermetiſch-magiſch-cabbaliſtiſch und theoſophiſch ſchwärmenden Fanatiker unſrer Zeit, die ihren Unſinn mit Chriſtenthum übertünchen, und die Bibel, (die einem myſtiſchen Ausleger alles ſagen muß was er will) zum Orakel und Garant der Träume und Viſionen ihres krancken Gehirnes machen. Ich rede, wie man ſieht, bloß von

denen

Da wir das Vergnügen haben uns jezt mit wahren Philoſophen, (als deren wohlthätigen und erhabenen Charakter wir an Ihnen, hochgeehrte Herren, verehren) zu beſprechen, ſo würde es ſehr überflüſſig ſeyn *), wenn wir uns wegen dieſer kleinen Digreſſion

denen, die noch ehrlich genug ſind im Ernſt zu ſchwärmen. Daß die Caglioſtro's und ihres gleichen nicht ſchwärmen, ſondern ſehr wohl wiſſen was ſie thun, und durch was für Pfiffe man die Vögel am leichteſten fängt, kann nunmehr, ſeit dem die Frau von der Recke der Wahrheit auf eine ſo edelmüthige Art Zeugnis gegeben hat, ein jeder wiſſen, der ſeine Augen und Ohren nicht vorſezlich zuſchließt und verſtopft.

*) O ganz gewiß ſehr überflüßig! — Es iſt luſtig zu ſehen was die Herren einander für Complimente machen. Aber daran kann kein Mann, der es mit der menſchlichen Geſellſchaft wohl meynt, ſeine Freude haben, wenn er gleißneriſche Wölfe alle mögliche Verführungskünſte anwenden ſieht, um den ehrlichen Schafen weiß zu machen, daß ſie ihnen den gottloſen Schäfer und ſeinen hölliſchen Hund, als den Urheber alles ihres Unglüks, ausliefern ſollen. — Man bemerke übrigens das Beywort übelthätig, womit die lieben Herren die Philoſophen ſo oft ſtigmatiſieren! Sie haben freylich alle Urſache, ſich über den Schaden, den ſie ihnen thun, zu beklagen. Denn, wenn nur dieſe übelthätigen Leute aus der Welt zu bringen wären, o! dann hätten alle Antireden der Vernunft, Sectirer, Schwärmer, Wundermänner, und heilige Betrüger

entſchuldigen wollten, in die uns der Unwille über dieſe übelthätigen Sophiſten hingeriſſen hat. Wir ſind überzeugt, daß Sie eben ſo ſehr, als wir, das Unheil beweinen, das dieſe Leute unter dem menſchlichen Geſchlechte anrichten, indem ſie ihre vorgebliche Sagacität lediglich zu dem Ende ſchärfen, um alles in Credit zu bringen, was auf Umſturz der Principien der wahren Religion, der göttlichen Offenbarung, und der einzigen ſoliden Tugend, die die Frucht derſelben und das dauerhafte Band der Geſellſchaft iſt, abzielt.

Da die beygefügten Auszüge (aus Emanuel Swedenborg) lateiniſch ſind, ſo wollen wir hier, zum Behuf ſolcher Leſer, denen die lateiniſche Sprache nicht geläufig iſt, die Reſultate derſelben kürzlich in gemeiner Sprache mittheilen. Wenn wir in einem und andern bis zu den erſten Principien der Wahrheit zurükgehen, ſo kommt es bloß daher, weil die Gelegenheit, die uns die Phänomene des Magnetismus und Somnambulismus (auf welche jezt die Aufmerkſamkeit aller denkenden Weſen in ganz Europa geheftet iſt) dazu geben, gar zu ſchön vorkam, um nicht davon zu profitieren,

aller Arten gewonnen Spiel; dann brauchten ſie nicht länger in Geſtalt geheimer Geſellſchaften unter ſo mancherley Nahmen im Dunkeln herumzuſchleichen und Anhänger zu werben; ſie könnten getroſt die Maske fallen laſſen, und ihre wäre die Welt!

tieren, und Ihr Nachdenken auf dieſe nehmlichen Prinzipien des Wahren im höchſten Verſtande (par excellence) zu richten, welches allein ihnen im Forſchen nach den Urſachen welcher Würkung es auch ſey, ein reelles Licht aufſtecken kann.

Da eine unauflösliche und ununterbrochene Verkettung zwiſchen allem was iſt, ſo wie zwiſchen den Wahrheiten, ſtatt findet, ſo wird es ewig unmöglich ſeyn die Wahrheit ganz rein und ohne Miſchung mit Irrthum zu erkennen, wofern man ſie nicht aus der göttlichen Offenbarung, als ihrer einzigen lebendigen und unverſieglichen Quelle ſchöpft — einer Quelle, die nur darum verkannt wird, weil ihre Waſſer ſeit ſo langer Zeit trübe gemacht worden ſind; die aber, ſobald ſie wieder klar und hell fließt, demjenigen der daraus trinkt, ein Waſſer anbietet, das in ihm zu einem Brunnen werden ſoll, der bis ins ewige Leben ſpringen wird (Johann IV. 14.).

Die hohe Achtung, die wir für Sie, hochgeehrte Herren, in Rückſicht ihrer löblichen und edeln Thätigkeit für das Wohl ihrer Nebenmenſchen, gefaßt haben, erlaubt uns nicht zu zweifeln, daß Sie, als wahre Chriſtliche Philoſophen *) nicht anerkennen ſollten, daß

*) Ich kann nicht umhin über das Spiel, das mit den Worten „Chriſtlicher Philoſoph" getrieben wird, bey dieſer

daß die Ausdehnung, die wir den in dieser Schrift nach und nach herbeygeführten Materien geben, das Lesen derselben vielen Personen nüzlich machen kann, indem

dieser Gelegenheit ein paar Worte fallen zu lassen. Wenn man damit nichts mehr sagen will, als man mit Christlicher Kaufmann u. s. w. im Gegensatz mit einem Jüdischen, Mahommedanischen oder Heidnischen Kaufmann, sagen will: so ist gegen diese Art Art, einen Menschen durch die Religion, die er bekennt, von solchen, die einer andern zugethan sind, zu unterscheiden, nichts einzuwenden. Aber dies ist es nicht was unsre Briefsteller, und andere ihres gleichen, damit meynen — Kurz, es ist nicht vernünftiger, einem Schuster oder Schneider zum Lobe nachzusagen daß er ein wahrer christlicher Schuster oder Schneider sey, als, in dem Sinne dieser Briefsteller, die amis réunis zu Strasburg wahre christliche Philosophen zu nennen. Christenthum und Philosophie können sich zwar sehr gut in Einem Subject vertragen; allein, demungeachtet ist der Christ kein besserer Christ, weil er Philosoph ist, und das Christenthum kann einen Philosophen eben so wenig zu einem wahrern Philosophen als einen Uhrmacher zu einem wahrern Uhrmacher, oder einen Mahler zum bessern Mahler machen. Aber gerade das ist es was diese Herren nicht wollen: sie metamorphoseren ihr vorgebliches Wahn-Christenthum in eine Art von mystische Zauber-Philosophie, in ein Ding, das nun weder Philosophie noch Christenthum mehr ist, sondern ein *Hircocervus*, der zu nichts taugt, als sie und ihre Anhänger in Sümpfe und Abgründe zu führen.

Benedict, Don Juan, und alle jungen Cavaliers in der Stadt ſind gekommen, euch in die Kirche abzuholen.

Hero.

Helft mir mich vollends ankleiden, liebe Baſe, liebes Gretchen, liebe Urſula.

[Sie gehen ab.]

Achte Scene.

(Ein anderes Zimmer in Leonato's Hauſe.)

Leonato tritt mit Hundsloch und Spießruthe auf.

Leonato.

Was verlangt ihr von mir, meine ehrlichen Nachbarn?

Hundsloch.

Sapperment, Gnädiger Herr, ich möchte eine Conſidenz mit euch haben, die euch nahe angeht.

Leonato.

Macht es kurz, ich bitte euch; ihr ſeht, daß ich viel zu thun habe.

Hundsloch.

Sapperment, Gnädiger Herr, das habt ihr.

Spießruthe.

Ja, wohl, in der That habt ihr, Gnädiger Herr.

Leonato.

indem ſie das Verlangen in ihnen erregt, verſchiedene von uns angedeutete wichtige Gegenſtände näher zu examinieren *). Uebrigens können wir aus Thatſachen beweiſen, daß der Magnetismus und Somnambulismus, durch den heilſamen und unermeßlichen Gebrauch, den man davon machen könnte, ſo nahe mit den Fortſchritten der himmliſchen Wahrheit zuſammenhängt, daß ſie ihr zur Beſtätigung werden dienen können, indem ſie eine redende Erleuchtung (illumination parlante) oder illuſtratio loquens, wie ſie der vorbeſagte Schriftſteller nennt, darbieten. Auch muß man geſtehen, daß wenn (nach der Verſicherung dieſes nehmlichen inſpirierten Auslegers der göttlichen Wahrheit **) der Menſch urſprünglich dazu erſchaffen wurde, zu gleicher Zeit ein Bewohner der Erde und ein Bürger des Himmels zu ſeyn (Philipp. III. 20.) und um zu eben der Zeit, da ſeine äuſſern Augen und Ohren offen ſind, die Menſchen zu ſehen und mit ihnen umzugehen, das innre Geſicht und Gehör zum

Aus

*) Examinieren? Das iſt nicht das rechte Wort! und wer es für Ernſt nehmen, und dieſe Dinge würklich nach der Schärfe mit ihnen unterſuchen wollte, würde gar bald von ihnen für einen — Philoſophen erkannt, und in die äuſſerſte Finſterniß hinausgeworfen werden. Sich näher von uns belehren laſſen — das iſt der rechte Ausdruck, und dazu haben ſie ſich ja oben ſchon erboten.

**) Swedenborgs nehmlich.

Anſchauen und Umgang der Engel offen zu haben — wenn dies wahr iſt, wie wir keinen Augenblik zweifeln *), ſo iſt der Somnambulismus für die Magnetiſierer und die Umſtehenden, die einen guten Gebrauch davon machen wollen, ein Bild, wiewohl ein noch ſehr ſchwaches Bild des primitiven Zuſtandes der unmittelbaren Gemeinſchaft mit der andern Welt; des Zuſtandes, in welchen der Menſch Hofnung hat wieder eingeſezt zu werden **), ſobald das neue Reich des HERRN in den Herzen der Menſchen hienieden ſoviel Platz gewonnen haben wird, daß die heilige Stadt vom Himmel ſteigen kann, und das Tabernakel Gottes unter den Menſchen iſt, und Gott unter ihnen wohnet, und ſie ſein Volk ſind, und Gott ſelbſt ihr Gott, und mit ihnen iſt (Offenb. Joh. XXI. 2. 3.).

Endlich, hochgeehrte Herren, erkühnen wir uns zu hoffen, daß jeder aufmerkſame Leſer, der mit Ablegung aller vorgefaßten Begriffe (um an nichts als den reinen

*) Bravo! bravo! Nur nie an nichts, das ein Swedenborg und ſeines gleichen verſichern, gezweifelt! das iſt der gerade Weg, ſeinen Hirnkaſten mit gar ſeltſamen und erſtaunlichen *Viſis* und *Auditis* zu illuminieren!

**) O ihr ennuyierten Seelen, deren es heut zu Tage in der großen und kleinen Welt ſo viele giebt, welche Ausſicht wird hier vor euch eröfnet! Wer ſollte nicht Luſt bekommen, ſich in ſo viel verſprechenden Myſterien initiiren zu laſſen?

reinen und durch Thatſachen bewieſenen Wahrheiten zu hangen) der Kette von Ideen die wir ihm vortragen werden, folgen, und ſich in die oben bemeldete Gemüthsfaſſung, welche Erfahrungen dieſer Art analog iſt, verſetzen will *), im Stande ſeyn wird, ſich von folgenden Wahrheiten und Thatſachen zu überzeugen: nehmlich:

1) Daß das was im Magnetismus phyſiſch iſt, nur ſecundariſch und inſtrumentaliſch iſt, und daß das, was darin die Hauptſache ausmacht, in die moraliſche und geiſtige Welt gehört. (tient à l'ordre moral et ſpirituel.)

2) Daß es zweyerley Arten zu magnetiſieren giebt, wovon die Schlafredner die eine mirakulos und die andere übernatürlich nennen: das moraliſche Prinzipium welches die eine in Activität ſezt, iſt das feſte und entſchiedene Verlangen des Magnetiſierers, auf den Patienten zu würken, und das Vertrauen das er auf ſich ſelbſt ſezt; das moraliſche und geiſtige Prinzipium der andern iſt zwar auch ein Verlangen des Magnetiſierers, auf den Kranken und hauptſächlich auf ſein Inneres, das der Krankheit correſpondiert **), zu würken, aber

*) Dies iſt eine ſehr billige und phyſiologiſche Foderung. Wenn ich, ohne daß die Natur mich dazu nöthiget, ſchwitzen ſoll, ſo muß ich ein ſchweißtreibendes Mittel einnehmen; das verſteht ſich.

**) Ich behalte, wo es nöthig iſt, die eigenen Ausdrücke des

aber ein Verlangen das mit der Eigenliebe des Magnetiſierers oder mit Abſichten von Ehre oder Vortheil nicht das geringſte gemein hat, noch ſich auf ſein Selbſtvertrauen gründet, ſondern im Gegentheil bloß in einem demüthigen und in Gottes Willen ergebenen Wunſche beſteht, um deſſen Benedeyung er flehet, in ſo ferne die gewünſchte Geneſung den Abſichten ſeiner heiligen Vorſehung gemäß iſt, in welche er all ſein Vertrauen ſezt *). Das Verlangen des Einen geht bloß auf ein natürliches Gutes; der Andere hat nicht nur das natürliche ſondern auch vornehmlich das geiſtliche Gute, das die Seele von jenem iſt, und es allein dem Menſchen wahrhaft nüzlich machen kann, zum Zweck. Feſt beglaubt, daß die Krankheiten, ſo wie alle andere die Menſchheit drückenden Uebel, Folgen des moraliſchen Uebels ſind, beſtrebt er ſich durch ſeine Reden und noch mehr durch ſein Beyſpiel dem Magnetiſierten

des Briefſtellers bey, um nicht Gefahr zu laufen ihm einen fremden Sinn zu leyhen.

*) Da dieſe Geſinnung in der Seele eines jeden Gottesverehrers bey allen ſeinen Handlungen zum Grunde liegt, ſo ſollte man mit Recht aus dem Mangel derſelben ſchließen, daß der Magnetiſierer von der erſten Art entweder ein Atheiſt, oder (was um kein Haar beſſer iſt) ein Menſch ſeyn müſſe, dem es an den weſentlichſten Geſinnungen mangelt, die er dem Gott, den er glaubt, ſchuldig iſt.

tlſierten die wichtige Vermahnung freundſchaftlich beyzubringen, die der Herr dem Menſchen der acht und dreyſſig Jahre lang krank gelegen hatte, als er ihn heilte, ſah: Siehe, du biſt nun geſund worden: ſündige hinfort nicht mehr, damit dir nicht ärgers widerfahre!

3) Daß, vermöge der wahren Theorie des Menſchen, welche lehrt „daß die menſchliche Seele ein geiſtiges, mit freyem Willen, Intelligenz und Activität verſehenes Organ iſt, welches je nachdem es einen guten oder böſen Gebrauch von ſeinen Facultäten macht, ſich ſelbſt in die Diſpoſition ſezt, entweder Einflüſſe göttlicher Tugend und Weisheit von den Engeln und guten Geiſtern, oder Einflüſſe des Laſters und der Thorheit von Teufeln und böſen Geiſtern zu empfangen" — daß, vermöge dieſer Theorie *) „alle Krankheiten, ſelbſt diejenige, die uns durch zufällige Veranlaſſungen befallen, ſo wie dieſe zufälligen Veranlaſſungen ſelbſt, Folgen der Einflüſſe der Hölle ſind, die

ſich

*) d. h. vermöge einer auf irrige Wahnbegriffe, unerweisliche Vorausſetzungen, fabelhafte Thatſachen, und eine ſchwärmeriſche Auslegung der Bibel gegründeten Theorie, die von der geſunden Vernunft jederzeit verworfen worden iſt, und nun von dieſen Schwediſchen Theoſophen wieder in Schwang gebracht und durch die Viſionen eines wachenden Träumers (ein würdiges Fundament einer ſolchen Theorie) autoriſirt werden will.

ſich der Menſch durch ſeine unordentlichen Leidenſchaften zuzieht. Vergebens würde man hiegegen einwenden wollen, es gebe Kranke, die in den Augen der Welt beynahe Heilige zu ſeyn ſcheinen, ſo ſehr ſcheint ſich ihr Herz der fleiſchlichen Lüſte zu enthalten, die wider die Seele ſtreiten (1 Petri II, 11.): man kann verſichert ſeyn, es ſey darum nichts deſto weniger wahr, daß dieſe guten Leute, wenn ſie ſich aufrichtig vor Gott prüfen wollen, Urſache finden werden, mit Sct. Paul zu geſtehen: das Geſetz iſt geiſtlich, ich aber bin fleiſchlich, unter die Sünde verkauft, u. ſ. w. (Röm. VII, 14. u. f.) Indeſſen, da die Krankheiten nicht die einzigen Uebel ſind, denen die Menſchheit ausgeſezt iſt, ſo begreift man leicht, daß dieſer oder jener Geſunder von unordentlichen Leidenſchaften mehr beherrſcht werden kann als dieſer oder jener Krancke. Eine widrige Anwendung von dieſem allgemeinen Grundſaz auf einzelne Perſonen zu machen, wäre ein abſcheulicher Mißbrauch, der gegen die Rechtſchaffenheit (Honnêteté *) und noch mehr gegen die Chriſtliche Liebe ſtreitet, die nicht eifert, ſich nicht aufbläht, ſich nicht erbittern läßt, nicht inſolent gegen den Nächſten **) in ſeinem Un-

*) Ein Wort, welches öfters auch blos die Geſetze des geſelligen Lebens und der Höflichkeit bezeichnet.

**) Worunter aber die abſcheulichen Leute, die Philoſophen die nicht an Swedenborg und ſeine Theorie glauben, nicht begriffen ſind. Denn gegen dieſe Feinde alles

Unglück ist, sondern Alles zu seinem Besten hoffet, und inzwischen alles duldet (1 Corinth. XIII. 4—7.) indem sie sich bemüht, ihr Möglichstes zu seinem Besten beyzutragen.

4) Daß die Magnetisation eine Handlung ist, wo das Moralische causa principalis, das Physische hingegen nur causa secundaria und instrumentalis ist, ein Actus, wobey das Verlangen des Magnetisierers, zum Besten des Nächsten zu würken, die beweg-nde Kraft (le moteur) und wovon die Würkung ist, den Einfluß der Geister der Krankheit (wie sich unsere Schlafredner ausdrücken) zu entfernen und zu vernichten. Dem zu folge was sie uns gesagt haben, befindet sich auch, was den Moralischen Grund betrift, ein gewisser, wiewohl noch *) schwacher, Grad von Aehnlichkeit zwischen dem heutigen Magnetismus und dem Hände auflegen, dieser heilsamen und sublimen Gabe, die der HERR den Gliedern seiner Kirche in den apostolischen Zeiten gab, und deren Verheissung (NB. NB.) sich nicht ausschlies-

 sender

alles Guten muß man eifern, sich aufblähen, insolent seyn, bitter werden, nichts von ihnen hoffen und nichts an ihnen dulden; wiewohl Sanct Paul kein Wort davon sagt.

*) Man übersehe das vielsagende Wörtchen, noch, hier nicht! Dieser noch schwache Grad von Aehnlichkeit kann also stärker werden, und wird auch stärker werden; wie uns die Herren selbst in der Folge noch deutlicher hoffen lassen.

ſender Weiſe auf dieſe erſten Chriſten einzuſchränken ſcheint, ſondern ſich auch noch wohl auf andere Zeiten erſtrecken könnte, wenn die Vorſehung es ihren heiligen Abſichten gemäß findet *). Dies iſt auch der klare und gerade Sinn der eigenen Worte dieſer göttlichen Verheiſſung, wo der HERR ſagt: „dies ſind die Zeichen die da folgen werden denen die da glauben — auf die Kranken werden ſie die Hände legen, ſo wirds beſſer mit ihnen werden.“ (Marci XVI. 17. 18.) Worte, wo bey allgemeiner Erwähnung derer die da glauben, über die Zeit, wie lange dieſe Gabe dauern ſoll, nichts beſtimmt wird. Daß ſie ſeit der Zeit der Concilien aufgehört, — als der Epoke, ſeit welcher die Chriſtliche Welt von der Reinigkeit der Religion die der HERR gelehrt hatte ab- und auf Irrwege geführt worden iſt, durch die falſchen Ideen, die man zu der Lehre von der H. Dreyeinigkeit, von der Wohlthat der Erlöſung des Menſchengeſchlechts, und bey einer Menge anderer Artikel hinzugethan hat, falſche Begriffe, zu denen ſich noch die Verderbnis der Sitten, Laſter und Irrthümer geſellet haben, durch welche das Chriſtenthum der folgenden Jahrhunderte ſo entſezlich ausartete und ſich von

*) O ihr — wie ſoll ich euch nennen? — das wird ſie gewiß niemals! Laßt nur ihr eure Deos ex machina aus dem Spiele, ſo wird alles in der Welt ſeinen ordentlichen Gang gehen, und ihr und euersgleichen werden nie das inſolente Vergnügen haben, durch Auflegung eurer Tapen, Teufel auszutreiben, und den Aerzten ins Handwerk zu pfuſchen.

von der Reinheit des Herzens und Geiſtes ſo weit entfernte, die zu allen Zeiten die wahren Anbeter GOTTES unſers HEILANDES charakteriſieren ſollte *) — das alles iſt nur allzuwahr! Aber daß der HERR, wenn er vermöge ſeiner großen Barmherzigkeit ſeine Kirche heimſucht und wieder herſtellt, mit der Reinheit der Sitten und der Lehre nicht auch die wohlthätigen Gaben, die er ſeinen erſten Jüngern ertheilte, wieder zurückbringen könnte — was iſt hierin das ſeiner Güte und Weisheit zuwider wäre **)? So viel iſt gewiß, daß ſeit der merkwürdigen Epoke von 1757. kein Jahr vorbeygegangen iſt, ohne daß die Fortſchritte der Revolution, die dermalen auf unſerm Globus in Abſicht der Art zu denken und zu handeln im Werke iſt, in den Augen eines ſcharfſichtigen Beobachters auf eine merkliche Art bezeichnet wären ***). So wie die aufgehende Sonne den Nebel vor

*) Das iſt alles ſehr wahr und ſchön; aber Gleißner und Schwärmer von allen Secten haben immer dieſe Sprache geführt; es ſind nur Worte und Phraſen, die ſehr viel oder — gar nichts ſagen, je nachdem der Mann beſchaffen iſt, aus deſſen Munde ſie gehen.

**) Welcher Sterbliche darf ſich anmaßen, dieſe Frage entſcheiden zu wollen? Können unſre Begriffe jemals die Regel und das Maas der unendlichen Weisheit ſeyn?

***) Auch an dieſer Bemerkung ſcheint viel Wahres zu ſeyn. Aber was für einen geheimen Sinn kann ſie wohl in dem Munde ſolcher Leute haben, die, mit ihren in ganz

ſich her treibt, ſo ſcheint auch die Ankunft des neuen Reichs des HERRN *) die Mächte der Höllen **) aufgeregt zu haben, alle ihre Kräfte gegen daſſelbe anzuſtrengen, nach dem Worte der Weiſſagung: Wehe denen die auf Erden wohnen und auf dem Meer, denn der Teufel kommt zu euch hinab und hat einen großen Zorn, und weiß daß er wenig Zeit hat, (Offenbar. Joh. XII. 12.) Aber wenn der Schaden, den das Uebel und die Unwahrheit anrichten, dadurch ausgebreiteter wer-

Europa zerſtreuten Gehülfen ſo eifrig dahin arbeiten, uns (wo möglich) des Sonnenlichtes zu berauben, um unſre Köpfe mit ihren Zauberlaternen illuminiren zu können? Damit hätten ſie in der That eine große Revolution bewürkt! An ihnen wenigſtens wird es nicht liegen, wenn ſie nicht zu Stande kommt.

*) Es iſt eben ſo widerlich, wenn dieſe verblendeten Menſchen, ihre Bemühungen, das Reich der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Schwärmerey zum unüberſehbaren Schaden der Menſchheit feſt zu gründen und auszubreiten, mit der ehrwürdigen Benennung des neuen Reichs Chriſti, heiligen und ſchwachen Seelen dadurch imponiren wollen, als es lächerlich iſt, ſolche Finſterlinge von aufgehender Sonne reden zu hören, da es doch nicht dunkel genug um ſie her ſeyn kann, wenn ihre magiſchen Operationen einigen Effekt machen ſollen.

**) Die mehr belagten Philoſophen, eine lange Reyhe von Ariſtoteles an bis auf Kant inclusive, die, vermöge der Natur der Sache, von den wackern Leuten, die ſich die Augen ausſtechen laſſen um deſto heller zu ſehen, immer für ihre Erz- und Erb-Feinde angeſehen worden ſind.

Leonato.

Was iſt es dann, meine gute Freunde?

Hundsloch.

Der gute alte Spießruthe wird Eu. Gnaden etwas von der Sache ſagen können; ein alter Mann, Gnädiger Herr, und ſein Verſtand iſt freylich, Gott helf ihm! nicht ſo ſtumpf als ich gerne wollte; aber, mein Treue! ſo ehrlich, wie die Haut zwiſchen ſeinen Augbraunen.

Spießruthe.

Ja, ich bin, Gott Lob! ſo ehrlich als einer in der Stadt, der ein alter Mann iſt, und nicht ehrlicher als ich.

Hundsloch.

Vergleichungen ſind odoros; palabras, Nachbar Spieß-ruthe.

Leonato.

Nachbarn, ihr ſeyd tedios.

Hundsloch.

Es gefällt Eu. Gnaden ſo zu ſagen; aber wir ſind des armen Herzogs Gerichts-Bediente; und, meiner Treu, ich für meinen Theil, wenn ich ſo tedios wäre wie ein König, ſo wollt ich mich's nicht dauren laſſen, alles auf Eu. Gnaden zu wenden.

Leonato.

Alle deine Tediosität auf mich?

worden iſt und mehr in die Augen fällt: ſo haben auch ſeit dieſem nehmlichen Zeitpunct das Gute und Wahre auf ihrer Seite deſto größere und ſchleunigere Fortſchritte gemacht, durch die Freyheit, ſo ſie erhalten haben, ſich von oben herab über diejenige zu ergieſſen, die ſich ihrem Suchen geweyhet haben. Kurz, die Krisis, worin ſich unſre materielle Welt durch eine Folge des ſtärkern Einfluſſes der Geiſterwelt, der ſeit dieſer Epoke immer zugenommen hat, befindet, macht ſehr wahrſcheinlich, was unſre Schlafredner uns wegen der übernatürlichen Gaben und Kräfte*) angelükigt haben,

*) Das klingt nun wieder ſehr ſchön; aber man laſſe ſich nicht irren, es laurt eine Schlange im Graſe! Dieſe demüthige Verläugnung alles eignen Willens und unbeſchränkte Ergebung in den Willen des Herrn, iſt (wie ſüß auch die Töne des Beſchwörers lauten) mit der Quietiſtiſchen Stille und Paſſivität, — die alles mit ſich anfangen läßt, alles was ſie ſich in ihrer frommen Einfalt als den Willen des Herrn einbildet, träumt, oder von ihren heiligen Dictatoren aufſchwatzen läßt, blindlings zu glauben, zu leiden, und zu thun bereit iſt — ſehr nahe verwandt und man iſt es an der Art Leuten, wozu dieſe Geſellſchaft allem Anſehen nach gehört, ſchon lange gewohnt, daß ſie dieſe letztere Diſpoſition im Sinne haben, wenn ſie in jener geheiligten Phraſeologie (hinter welche ſie alle ihre Täuſchungen und Künſte mit ſo großem Vortheil zu verſtecken wiſſen) von einer ſolchen vollkommnen Reſignation, als einem Mittel übernatürlicher Gaben empfänglich zu werden, re-

den.

die, wie ſie ſagen, denen mitgetheilt werden ſollen, die, aller freywilligen Sünde ſich enthaltend, aufrichtig in Demuth ihres Herzens wünſchen und bitten, daß der heilige Wille des HERRN in allem geſchehe, und nicht der ihrige, als in ſo fern er mit dem ſeinigen gänzlich übereinſtimmt *). In Erwartung dieſe dem Menſchlichen Geſchlechte ſo tröſtliche Hofnung beſtätiget zu ſehen, kann gewiß nichts Böſes dabey ſeyn, wenn wir den Charakter, unter welchem einige höhere Effecte des Magnetismus und Somnambulismus ſich bereits anzukünden ſcheinen **), als eine Art von Vorläufer ſolcher Wohlthaten, welche die gute Vorſehung ihren gehorſamen Kindern, die für die Tugend thätig

den. Es iſt unnöthig an verhaßte und bekannte Exempel zu erinnern: die Sache zeugt genugſam wider ſich ſelbſt.

*) Dieſe Uebereinſtimmung läßt ſich ſchon machen, wenn nur die Vernunft erſt einwärtsſchläfert, und Sinne und Imagination dem Willen des heiligen Scamanders oder Anubis, oder was der Wundermann ſonſt für eine Rolle ſpielen will, gemäß geſtimmt ſind. Alle das Spiel mit geheiligten Worten täuſcht jezt niemand mehr als wer betrogen ſeyn will; Worte ſind nur Zahlpfennige; aber Schwärmerey und Fanatismus ſind durch Thatſachen bekannt, und in den Jahrbüchern der Menſchheit, wie Hunger, Peſt und Heuſchrecken, aufgezeichnet.

**) Scheinen? Der Schein betrügt, und iſt bey weitem nicht hinlänglich, dergleichen zweydeutige Phänomene für Vorläufer übernatürlicher Gaben, die auf wundersüchtige Thoren aufgegoſſen werden ſollen, zu erklären.

thätig und für die Wahrheit voll Eifers ſind, vorbehalten haben kann.

5) Daß der Zuſtand der in magnetiſchem Schlafe befindlichen Schlafredner, ein ekſtatiſcher Zuſtand (ein Stand der Verzückung) genannt werden kann, um durch dieſes Beywort die Suſpenſion der Würkſamkeit der Vernunft und des Willens des Menſchen, die ſein Weſen ausmachen, zu bezeichnen; ein Charakter, welcher beweiſet, daß was in dieſem Zuſtande durch die Organe des Schlafenden geſprochen und gewürkt wird, nicht von ſeiner Seele, ſondern von einem andern Agent verrichtet wird, der ſich in den Beſitz ſeiner Organe geſetzt hat und vermittelſt derſelben würkt. So lange die Magnetiſierten noch ſchmerzliche Paroxysmen, als Convulſionen und dergl. haben, ſo ſieht man eo ipſo, daß der Geiſt der Krankheit, der ſicherlich kein guter Geiſt iſt, noch gegenwärtig ſey: aber dieſer Geiſt hat die Macht nicht aus dem Krancken zu reden, auſſer in dem Fall einer förmlichen Beſitzung. Auch von dieſem ernſtlichen Zuſtande haben wir entſetzliche Beyſpiele geſehen *), und die merkwürdige Geſchichte derſelben in eine Schrift verfaßt, deren Warheit eine Menge unverwerflicher Zeugen bekräftigen. Sobald alſo die magnetiſierte Perſon Schlafredner wird, ſo iſt es ein Zei-

*) Brauchen wir weiter Zeugnis, weß Geiſtes Kinder dieſe Herren ſind? Könnte man von den dummſten und unwiſſendſten Franziſkanern und Kapuzinern in den finſterſten Winkel Teutſchlandes mehr erwarten?

chen daß ein geistiges Wesen von einem wohlthätigen und menschenfreundlichen Charakter, kurz, einer von den Schutzgeistern, die mit dem Grade von Tugend und Wahrheit worin der Kranke sich befindet die meiste Analogie haben, es dahin gebracht hat, den Geist der Krankheit wo nicht gänzlich auszutreiben, doch wenigstens seinen Einfluß dergestalt zu dämpfen, daß der wohlthätige Geist durch die Organen des Schlafenden reden, den Umstehenden heilsamen Unterricht zu Wiederherstellung seiner Gesundheit ertheilen, nicht weniger auch ihnen über alle Materien, wovon er selbst Kenntnis hat, Licht geben kann, wenn sie sich mit ihm in Unterredung darüber einlassen wollen. Nur ist nothwendig daß sie dies aus nützlichen Absichten thun, und nicht aus bloßem Vorwitz, noch viel weniger aus Spötterey *), wie es unglücklicher Weise solche Libertiner giebt, die im Stande sind die revoltante Bosheit ihres Herzens so weit zu treiben, unter dem unsinnigen Vorwand, daß der Magnetismus und Somnambulismus weiter nichts als Betrug von Seiten der Kranken sind, die sich stellen als ob sie schliefen und die Rolle von Schlafrednern bloß darum spielen, um die Umstehenden zum Narren zu haben; eine Supposition, welche beweist, daß es diesen anmaßlichen Philosophen eben so sehr an gesunder Vernunft als an der wohlthätigen Tugend fehlt, daß sie unfähig sind das Wahre vom Falschen zu unterscheiden,

*) Denn diese Geisterart kann keinen Scherz ertragen.

ſcheiden, unfähig irgend eine Thatſache zu unterſuchen oder irgend eine Beobachtung genau und ohne Vorurtheil zu berichtigen, ſondern immer nur das, was in ihrer phantaſtiſchen Einbildung möglich iſt, dem würklichen unterſchieben, wovon ſich jeder vernünftige und unpartheyiſche Menſch durch das unzweifelhafteſte Zeugniß ſeiner äuſſern Sinne, ſowohl als durch die Principien des allgemeinen Menſchenverſtandes, kurz durch eine überzeugende Erfahrung gewiß machen kann *).

So

*) Wie die Herren ſich ohne Noth ereifern! Wozu dieſer abermalige, mit ſo vieler Arrogaz und Prätenſion, am Ende doch nichts, ſchlechterdings nichts ſagende Ausfall gegen die Condillians Philoſophen? Wann die Herren eine gute Sache haben, ſo braucht es alles dieſes Schwadronierens und Schimpfens und Haderns mit den Ungläubigen nicht. Als zu Paris die Rede von den erſten Aeronautiſchen Verſuchen war, fehlte es wahrlich nicht an Zweiflern, Ungläubigen und Spöttern: aber die Mongolfiers, Charles und Pilatres verhielten ſich ganz ruhig dabey; ſie ſchimpften nicht auf die Philoſophen, machten niemand, der an der Richtigkeit ihrer Erfahrungen zweifelte, Tugend und Menſchenverſtand ab, ſondern überführten die ganze Welt durch den unläugbarſten Augenſchein; und ſeit dieſer Zeit zweifelt kein Menſch mehr an der Möglichkeit und Würklichkeit ihrer Luftreiſen, und daß es damit ganz natürlich zugegangen. Sind die Phänomene des animaliſchen Magnetismus und des Somnambulismus oder der Schlafrednerey eben ſo reel, und beruhen ſie auf eben ſo natürlichen, deutlich angeblichen,

durch

So wie der Geist der Krankheit und seine Einflüsse sich von dem Krancken entfernen, begegnet es oft daß von Tag zu Tage wohlthätige Geister von besserer Qualität und von einem höhern Grade der Erkentniß einander bey den Schlafrednern ablösen; eine Sache wovon man sich überzeugen kann, wenn man jedesmal den Interlocutor (den redenden Geist) nach dem Nahmen fragt, den er bey seinen Lebzeiten führte. Unter dem vorerwähnten Grade der Erkentniß verstehen wir (NB. NB.) die Kentnis der höhern und sublimen Wissenschaften *) (des *sciences relevees* et *sublimes*) nicht die Wissenschaft

durch Maas und Zahl bestimmbaren, und unter gleichen Bedingungen immer gleich wirkenden Ursachen: so werden sie, wie die Aeronautischen Versuche, über alle ihre Gegner einen unfehlbaren und öffentlichen Triumf erhalten, und die Philosophen, (eine Classe von Menschen, die schlechterdings kein anderes Interesse hat noch haben kann als Wahrheit zu erkennen und auszubreiten) werden der Wahrheit nicht nur mit Freuden Zeugnis geben, sondern gewis auch mehr als alle Nicht-Philosophen im Stande seyn, diese Entdeckungen durch Versuche, Beobachtungen und Combinationen immer mehr zu berichtigen, zu erweitern, und zum gemeinen Besten anzuwenden.

*) Was das wohl für Wissenschaften seyn mögen? Vermuthlich die *Quaedam alia*, die jener Spanier im Sinne hatte, da er ein Buch *de omni Scibili et quibusdam aliis* schrieb?

ſchaft der natürlichen Dinge hienieden; denn dieſe lez tern ſind gerade das, wovon die Geiſter einer niedris gern Ordnung am meiſten wiſſen, da dieſe Gegenſtände mit den natürlichen Neigungen, wovon dieſe geringern Geiſter ſich noch nicht ſo wie die höhern los gemacht haben, die meiſte Analogie haben.

Sie ſehen, hochgeehrte Herren, aus dieſem ſummariſchen Ueberblick der Kette von Prinzipien und Thatſachen, die uns aufgefodert haben Ihnen dieſen Brief zu ſchreiben, und zugleich den Inhalt deſſelben der Unterſuchung des denkenden und unpartheyiſchen Publikums zu unterwerfen *), daß die Entwickelung und der Beweis von allem dieſem mit einer Menge verſchiedener Sujets zuſammenhängt; welches uns dann veranlaßt hat, eine ſo große Verſchiedenheit von Materien ſowohl in den beygefügten Auszügen (aus Swedenborgs Schriften) als in den Reſultaten die wir ſo eben davon gegeben haben, zuzulaſſen: und wir unterſtehen uns zu hoffen, daß weder Sie h. H. noch irgend ein anderer aufgeklärter Leſer **) wenn er gründlich darüber nach-

*) Sollte dies nach allem was wir bisher geleſen haben, den Herren Ernſt ſeyn können? Oder iſt es etwa nur ein wenig Staub in ſchwache Augen, um ſie vollends blind zu machen? Kann es den Herren unbekannt ſeyn, was das Publicum der gelehrten und unpartheyiſchen Dencker in ganz Europa ſowohl von den Principien als der ganzen Welt- und Geiſter-Theorie ihres großen Propheten Emanuel Swedenborgs ſeit mehr als dreiſſig Jahren denkt? Was iſt da noch zu unterſuchen?

**) d. i. von einem übernatürlichen Licht illuminirter Leſer; denn wir andern natürlichen Menſchen, die bloß bey Sonnen- oder Kerzen-Licht ſehen, und mit der unſichtbaren Welt in keiner ſo ſtarken Connexion ſtehen, um unſere Kenntniſſe daher zu ziehen — tappen, nach der Theorie dieſer Herren, in der dickſten Finſterniß herum.

nachgedacht hat, keine Hors d' oeuvres darin finden wird; vorausgesetzt, daß man diese Darstellung aus dem Gesichtspunkt des allgemeinsten Nutzens und als ein Signal betrachte, wodurch wir die Leser zu den weitern Informationen und Untersuchungen, die wir so ausdrücklich angekündigt haben, auffodern wollen.

* * *

Ich bin aus Mangel an Raum genöthigt hier abzubrechen, und den Rest dieses Sendschreibens nur kurz anzuzeigen. Er enthält auch nichts erhebliches oder sonderbares mehr, sondern besteht fast gänzlich in homiletischen, mit großer Wärme geschriebenen Anpreisungen der *Charite* oder Christlichen Liebe, welche wieder zu entzünden die Tendenz der nächtlichen Offenbarung sey, die der HERR (wie sie sagen) seiner neuen Kirche in unaussprechlichen Gnaden zu ertheilen geruhet habe. Besonders (fahren sie fort) beweise die Anwendung dieser wohlthätigen Lehre auf die Pflichten der Gesellschaft, wie heilsam sie jedem Staat, jedem Gouvernement sey, weil sie zum Hauptgrundsatz mache *), „daß „Niemand in der Ewigkeit glüklich seyn kann als in „dem Maaße wie er in diesem Leben ein guter Bürger und getreuer Unterthan gewesen ist. Das ist nun recht schön und gut; aber warum die Herren gerade hier so starck darauf drucken, das scheint doch wohl seine besondere Ursache zu haben, und sieht einer *Captatio benevolentiae* der Könige und Fürsten, die man dadurch zu seinem Vortheil präveniren will, sehr ähnlich. Man glaubt vermuthlich mit diesem Schilde die feurigen Pfeile des Böswichts, d. i. die ewigen Behauptungen der Philosophen von dem mannigfaltigen Schaden, der sich aus theosophischer und theurgischer Schwärmerey, wie eine im Finsterniß schleichende Pest über

*) Sie citiren hiebey *Swedenborg de Nova* Hierosolyma et ejus doctrina coelesti, n. 91.

über die menſchliche Geſellſchaft ausbreitet, zurükzuſchlagen: aber der muß ſehr blind ſeyn, ſagt Sancho Panſa, der nicht durch ein Sieb ſehen kann. Alle religiöſe Secten in der Welt haben ſich von jeher (wie längſt bemerkt worden iſt) mit der Reinigkeit und Güte ihrer Moral ſchön machen wollen: wie konnten ſie auch anders? Es würde doch wahrlich einem Apoſtel des neuen Jeruſalems wohl anſtehen, Ungehorſam und Aufruhr predigen oder die zehn Gebote aufheben zu wollen! Das wäre eine feine Art ſich der Welt anzukündigen und in Credit bey ihr zu ſetzen! — Aber ſchon der einzige Punct, daß alle dergleichen Schwärmer es darauf anlegen, daß man glauben ſoll, die wahre Tugend, auch die bloß bürgerliche, ſey nur bey ihnen zu finden, und alle, die nicht zu ihrer Fahne geſchworen haben, oder ſich aus Ueberzeugung ihren Lehrmeynungen, ihren Viſionen, ihrer Terminologie, entgegenſetzen, ſeyen Böſewichter, die durch die hölliſchen Geiſter gegen ſie, die Auserwählten des HERRN, angehezt würden: ſchon dieſes einzige iſt Beweiſes genug, was man von ihrer Moral und Politik zu denken hat. Uebrigens möchte ihre Sittenlehre noch ſo richtig, ihr Herz noch ſo gut, ihre Abſicht noch ſo rein ſeyn — man hat es nicht mit ihrer Moral und ihrem Herzen, ſondern mit ihrer Schwärmerey, ihrem religioſen Don Quichotismus, kurz mit ihrem Wahnſinn und Aberwiz, zu thun, den ſie uns für göttliche Erleuchtung und Offenbarung geben, und mit den Reſultaten übereilter, unzuverläßiger, mit allerley unheilbaren logicaliſchen Nulitäten behafteter Erfahrungen, worauf ſie ihre träumeriſchen Theorien gründen. Der unendliche Schaden, den dergleichen anſteckende Krankheiten des Verſtandes — zumal wenn ſie noch mit Miltzſucht, in Unordnung gerathenen Nerven und verſtopften Zirbeldrüſen, und noch mehr wenn ſie mit Tartüfferey, Beutelſchneiderey, und allerley ſelbſtiſchen Leidenſchaften

vergeſellſchaftet ſind — von jeher in der Welt angerichtet haben, liegt in der Geſchichte der Menſchheit vor allen Augen; wir brauchen wahrlich keine neue Erfahrungen zu machen, um uns von dieſer Wahrheit zu überzeugen.

Zum Beſchluß bitten die Herrn um Erlaubnis einen Avis au lecteur beyzufügen zu dürfen, um den es ihnen diesmal hauptſächlich zu thun iſt, und wovon dieſes ganze Sendſchreiben nur das vehiculum zu ſeyn ſcheint. Sie kündigen alſo dem Publico an: eine genaue und vollſtändige Ausgabe der Lehrbücher (Livres doctrinaux) der göttlichen Offenbarung für die neue Kirche des HERRN, beſtehend 1) in den Original-Werken Swedenborgs die bereits in England und Holland gedruckt worden ſind, und in den noch ungedruckten Handſchriften; 2) in Ueberſetzungen dieſer Wercke ins Franzöſiſche und Schwediſche; 3) in einer neuen Auflage der Lateiniſchen Bibel-Ueberſetzung des Sebaſtian Schmidius, mit den Verbeſſerungen, welche Emanuel Swedenborg nach dem Hebräiſchen und Griechiſchen Grundtext an ſelbiger gemacht hat. Dieſe Werke ſollen mit dem äuſſerſten Fleiße und der Correction, ſo die groſſe Wichtigkeit der Sache erfodert, in 8. auf gutes Papier und mit ſchönen Lettern, in einem ſo wohlfeilen Preis, als man nach Maasgabe der mehr oder wenigern Beſtellungen nur immer wird machen können, gefertiget werden. Zu dieſem Ende bittet die Geſellſchaft alle Freunde der Wahrheit, die Beſtimmung der Anzahl von Exemplarien dieſer dreyerley Druck-Wercke unter der Addreſſe, à la Societé Exegetique et Philanthropique à Stockholm, gelangen zu laſſen. Wir wünſchen ihnen viele Abnahme. Denn es iſt mit der Schwärmerey wie mit anſteckenden Seuchen; die freye Luft und ein tüchtiger Zugwind iſt das beſte Mittel ihrem Gifte ſeine Stärcke zu benehmen.

N.

Hundsloch.

Ja, und wenn es noch zwanzigmal mehr wäre als es iſt, denn ich höre eine ſo gute Exclamation von Eu. Gnaden, als von irgend einem Mann in der Stadt; und wenn ich ſchon nur ein armer Mann bin, ſo freut es mich doch, daß ich ſo viel Gutes von euch höre.

Spießruthe.

Und mich auch.

Leonato.

Ich möchte gerne wiſſen, was ihr mir denn zu ſagen habt.

Spießruthe.

Sapperment, Gnädiger Herr, unſre Wache hat die vergangne Nacht, mit Eu. Gnaden Reſpect zu melden, ein paar ſo leichtfertige Schelmen aufgefangen, als man nur in Meßina finden kan.

Hundsloch.

Ein guter alter Mann, Gnädiger Herr; er muß halt gerekt haben, wie man zu ſagen pflegt; wenn das Alter kommt, geht der Wiz fort; Gott helf uns, es geht ſchon nicht anders in der Welt; wohl gegeben, mein Treu! Nachbar Spießruthe, wohl; er iſt ein guter Mann; wenn ihrer zween auf einem Pferd reiten, ſo muß ſchon einer hinten aufſizen; eine ehrliche Seele, mein Treu! Gnädiger Herr, das iſt er, in der That, als eine die Brodt ißt,

aber

Der Teutſche Merkur.

December 1787.

I.

Ueber Aberglauben.

Unwiſſenheit der Urſachen, Gefühl unſerer Schwäche, unſerer Uebel, darauf gegründete Beſorgnis künftiger Uebel, brachte die Furcht — und mit dieſer den Aberglauben hervor.

Nicht unrecht erklären Hobbes und Helvetius die Superſtition durch „Verehrung unſichtbarer Mächte, die auf Furcht gegründet ſey.“

Der rohe Wilde fühlte ſeine Selbſtthätigkeit, war ſich ſolcher Handlungen bewuſt, die er nach vorgängigen Ideen und mit Abſicht verrichtete. Nun ſah er Wirkungen in der Natur, die ihm Aehnlichkeit mit menſchlicher Handlungsweiſe zu haben, von einem Willen — wie die ſeinigen — herzurühren ſchienen.

Man kennt den Hang des Wilden, alles zu perſonificiren, ſich alles von Geiſtern beſeelt vorzuſtellen. Aber er ſah die Urſachen der ihm nüzlichen oder ſchädlichen Naturwirkungen nicht, und ſchrieb daher die gu-

ten Erfolge gutgesinnten, die bösen aber, überwollen den Ursachen zu.

Seiner Sinnlichkeit ist's unmöglich, Verstand und Willen von der menschlichen oder thierischen Gestalt zu trennen, womit er jene Attribute immer vereinigt gefunden hatte.

Er imaginirt sich also seine — gewöhnlich unsichtbaren Urheber des Guten und Bösen, in einer der unsrigen ähnlichen Gestalt. Und in dieser Gestalt sollen die Engel, Dämonen, und alle Popanzen der Feenwelt auch mehrentheils erschienen seyn.

Göttererscheinungen in Menschengestalt, und Apotheosen verstorbener Menschen sind uralte Ausschweifungen des menschlichen Geistes.

Die Idee von Aparitionen übermenschlicher Wesen beförderten auch die Träume, woraus Lukrez den Ursprung des Dogma von der Seelenunsterblichkeit herleitet.

Man siehet im Traum bisweilen sonderbare Gestalten, die zu leben, zu handeln, zu sprechen scheinen. Diese Idee wird dem Träumer oft bis zur Täuschung klar und lebhaft. Er wähnt, ausser sich zu sehen, was er sich nur lebhaft einbildet. Er unterscheidet Einbildung, Wirkung der Imagination, nicht von wirklicher Empfindung.

Also wähnt er die objektive Realität dieser phantastischen Gestalten, schreibt ihnen ein Bestehen ausser seiner

ſeiner Vorſtellung zu. Träume ſind noch jetzt bey wilden unwiſſenden Völkern von großer Bedeutung.

Optiſcher Betrug — Schatten der Dämmerung, welche für die rege Einbildungskraft allerley Geſtalten annehmen, und ſich auf- und abzubewegen ſcheinen — verbunden mit nächtlichen Träumen, die uns das Bild verſtorbener Geliebten, bis zur Täuſchung lebhaft, erneuern und darſtellen — ſeufzerähnlicher Ton, Getöſe in der Nacht, deſſen Urſache uns nicht in die Sinne fällt, erzeugte den Wahn von Geſpenſtern, Widerkehr der abgeſchiedenen Seelen, u. ſ. w.

Nur klein und eng beſchränkt iſt der Kreis der Erfahrungen und Kenntniſſe des Wilden. Nur das gewöhnliche iſt ihm das Natürliche, das Ungewöhnliche aber, das ſeinen Blicken fremde iſt, heißt er — übernatürlich.

Daher ſein Glaube an Hexerey, Magie, Mirakel. Nichts iſt leichter, als bey einer leichtglaubigen, unwiſſenden Nation die Rolle eines Mirakliers zu ſpielen.

Daß durch die Macht des Zauberers — die auf den Beyſtand der Geiſter ſich gründet — Todte wider aufleben, Verſtorbene erſcheinen, daß ein Menſch auf einem Pfeil durch die Luft fährt, daß ein anderer, dem ihm unbekannten Geſetz der Schwere zum Trotz, von der Erde in einen Stern hinaufſteigt, und da glücklich ankommt, ohne in denen, ihm unerträglichen, Atmoſphären ſo vieler andern Planeten, die er durch-

segeln müßte, unterwegs zu erstiken — dies alles ist den Unwissenden gar nicht schwer, zu glauben.

Die Gottheit der Alten war nichts als die Weltseele, d. h. ein durch die ganze Unendlichkeit der Natur verbreitetes wirksames Prinzip, aus welchem die Seelen aller Lebendigen ausflossen, und welches sie, nach Auflösung der Körper, wieder in sich, als ihm homogen, aufnahm.

Diese Seele hatte die Natur des Elementarfeuers, oder des reinsten alles durchdringenden Aethers. Daher die uralte Idee, daß die Seele particula divinae aurae, Hauch Gottes, sey.

Deum namque ire per omnes
Terrasque, tractusque maris, coelumque profundum. *Virg.*

Eben diese Seele der Welt, welche man nach dem Muster der unsern Körper belebenden Seele gebildet hatte, bewegte auch die Gestirne, die ein reines Feuer zu seyn, und daher mit der vorausgesezten ätherischen Natur der Seele eine besondere Verwandschaft zu haben schienen. Die Seele nun, als ein luftiges ätherisches Ding, mußte, von ihrem Körper entfesselt, nothwendig in die Höhe steigen. Sie kehrte also in den Aether, wovon sie genommen war, und zu den ihr verschwisterten Gestirnen zurück, da in der Natur jedes Ding sich gern mit dem, was ihm homogen ist, vereinigt.

Darauf

Daraus folgte dann die Meinung, daß die Seelen der Gerechten und Frommen auf die Sterne verſezt würden, oder in dem Feuerhimmel — dem eingebildeten Raum über allen Sternen — reſidierten.

Die Neuern, welche ſich Seelen als unausgedehnte, mithin keiner Bewegung fähige Subſtanzen denken, hätten doch ſo etwas zu behaupten nicht fortfahren ſollen. Denn ein Ding ohne alle Ausdehnung nimmt gar keinen Ort ein, iſt in keinem Theil des Raumes, kann ſeinen Ort alſo auch nicht verändern. So ein Ding iſt nicht mehr und nicht weniger im Mond oder im Saturn, als es auf der Erde iſt.

Will man aber der Seele ein von ihr unzertrennliches ätheriſches Korpuskel beylegen, ſo iſt nicht nur die Exiſtenz dieſes Korpuskels völlig unerweißlich *), ſondern da daſſelbe — ſeine Realität hier vorausgeſezt! — in unſern gröbern ſichtbaren Leib eingekerkert, einen Theil des Erdglobs ausmachte, und, von der anziehenden Kraft deſſelben gefeſſelt, zurückgehalten wurde über die Grenzen unſrer Atmoſphäre hinaus aufwärts zu ſteigen: ſo iſt es in der That nothwendig zu denken, daß, da täglich tauſende von Seelen mit ihren Körperchen ſich vom Erdball losreiſſen, und zu fernen Welt-

*) Oder eine Hypotheſe, die man nur erdacht hat, um vermittelſt derſelben einigermaſſen begreiflich machen zu können, wie die Seele nach der Zerſtöhrung der Organe noch Perceptionen und Eindrücke erhalten könne.

körpern aufſchwingen, durch einen ſo großen Verluſt an Partikeln die Schwere des Erdballs verringert werden müßte, und er aus ſeiner Laufbahn verrückt, ſich gegen andere Weltkörper nicht mehr im Gleichgewicht halten könnte.

Die endliche Folge davon wäre die Zerſtörung des Globs.

Bey uns auf Erden ſiehet man nie deſorganiſierte Bürger aus andern Planeten ankommen. Es läßt ſich daher nicht leicht begreifen, woher der Erde jener continuirliche Verluſt an Atomen — wenn er wirklich ſtatt fände — erſezt würde?

Wir können alſo als ausgemacht annehmen, daß das Land der Seelen eine terra incognita ſey, und es allezeit bleiben werde, ſo lange wir nicht, anſtatt unſerer jezigen, eine neue und ganz andere Art der Sinnlichkeit erhalten, in welchem Falle aber unſer, auf die jezige Art unſerer Sinnlichkeit gegründetes Bewußtſeyn, unſere Perſönlichkeit — welche ſo ſehr an dasjenige Beharrliche im Raume, welches wir unſern Körper nennen, gebunden iſt — wegfallen würde.

Die heiligen und untrüglichen Lehren der Offenbarung heyſeite geſezt, ſcheint Hume Recht zu haben, wenn er in ſeinen Dialogen über natürliche Religion ſagt; „Es gab nie eine Volksreligion, welche den „Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen in einem ſolchen „Lichte darſtellte, welches in den Menſchen den Wunſch,

„daß

„daß es einen ſolchen Zuſtand geben möge, ſehr begün„ſtigen könnte. Dieſe verfeinerten Begriffe ſind das „Werck der Philoſophie. Der Tod befindet ſich zwi„ſchen unſerm Auge und der Ausſicht in die Zukunft „in der Mitte, und er iſt ein der Natur ſo ſchauders„haftes Ereigniß, daß er über alle jenſeits (der Erfah„rung) liegende Regionen Düſterheit verbreiten, und „dem größern Theil der Menſchen, Begriffe von Cer„barus und Furien, Teufeln, und feurigen Schwefel„ſtröhmen zuführen muß" — —

Hume ſagt, daß die ſchauerlichen Bilder in den Religionen die herrſchenden wären, daß die Furcht der meiſten vor der Hölle größer ſey, als ihr Verlangen nach dem Himmel, und obgleich bey der Religion die Leidenſchaft der Hoffnung eben ſowohl ſtatt fände, als die der Furcht, ſo müſſe man doch immer einräumen, daß, ſo wie Furcht die urſprüngliche Quelle der Religionen ſey, ſie auch allzeit diejenige Leidenſchaft bleibe, welche der Geiſt der Religion — da er mehr der Schwermuth und Bekümmerniß, als der heitern Laune verwandt ſey — vorzüglich zu unterhalten und zu nähren pflegt.

Ganz unrecht kann man dem ſcharfſinnigen Manne nicht geben. Man muß ihm beyſtimmen, wenn bloß von der Religion, ſo wie ſie in den Köpfen der meiſten beſchaffen iſt, die Rede iſt.

Die Schreckniſſe der Religion überwiegen bey Menſchen von etwas trübſinniger Stimmung, ihre Tröſtungen. Dies gilt ſonderlich bey der Vorausſetzung, daß die Zahl der ewig Verdammten ungleich größer ſeyn werde, als die Zahl der Auserwählten und Seligen, und daß jeder bekehrte Menſch aus dem Stande der Gnade wieder zurückfallen, und durch neue Sünden, ſeines ſchon erlangten Anſpruchs auf die ewige Seeligkeit wieder verluſtig werden könne.

Anonym.

II.

Ueber

Tolands und Jacob Bernoullis Grabſchriften.

Toland, den die Theologen als einen ihrer heftigſten Gegner, und die Philoſophen als einen Apoſtel der Nezeſſität und des Materialiſmus kennen — Toland der Vertheidiger des Titus Livius gegen den ihm gemachten Vorwurf des Aberglaubens, verfertigte ſich ſelber folgende Grabſchrift:

H. S. E.
Ioannes TOLANDVS
Qui in Hybernia prope Deriam natus

In

In Scotia et Hybernia ſtuduit
Quod Oxonii quoque fecit adoleſcens
Atque Germania plus ſemel petita
Virilem circa Londinum tranſegit aetatem
Omnium literarum excultor
Ac linguarum plus decem ſciens
Veritatis propugnator,
Libertatis aſſertor
Nullius autem ſectator aut cliens
Nec minis nec malis eſt inflexus
Quin, quam elegit, viam perageret
Vtili honeſtum anteferens.
Spiritus cum *aethereo patre*
A quo prodiit olim, conjungitur
Corpus idem naturae cedens
In materno gremio reponitur
Ipſe, vero *aeternum eſt reſurrecturus*
At *idem* futurus *Tolandus* nunquam.
Cetera ex ſcriptis pete!

b. i.

Hier liegt
Johann Toland,
der in Irrland unweit Derry gebohren,
in Schottland und Irrland wie auch zu Oxford
als Knabe und Jüngling ſtudiert,
und nach verſchiedenen Reiſen in Teutſchland
ſeine männlichen Jahre in London verlebt hat.
Ein Behäupter der Freyheit

aber Niemands Anhänger noch Client
ließ er ſich weder durch Drohungen
noch Leiden bewegen
von dem erwählten Wege abzuweichen,
und das nüzliche dem was recht iſt vorzuziehen.
Sein Geiſt vereinigt ſich nun wieder
mit dem ätheriſchen Vater, aus dem er einſt hervorgieng;
Sein Leib, von der Natur überwältigt,
ſinkt in dem mütterlichen Schoos zurük.
Er ſelbſt aber
wird ewig wieder auferſtehen,
ohne je wieder derſelbe Toland zu ſeyn.
Das Uebrige lerne aus ſeinen Schriften!

Da, wo Tolands Kadaver lag, ſollte dem Leſer der Grabſchrift auch noch Tolands Eigenlob entgegen ſtinken?

Noch aus ſeinem Grabe pralen wollen, ſcheint die äuſſerſte Thorheit zu ſeyn.

Man vergleiche damit die Beſcheidenheit und Einfalt des helvetiſchen Geometers. Er hatte die logarithmiſche Spirale — eine krumme Linie, die ihren Evolute ähnlich, aber nicht gleich iſt — erfunden.

Weil dieſe Linie auf ſehr viel andere Arten, durch welche ſonſt aus einer krummen Linie, andere entſtehen, ihme ſich ſelbſt wieder darſtellt, ſo hat er ſie als ein Denkmahl ſeiner Entdeckungen, und zugleich

aber was Gott thut, das iſt wohl gethan! Es können nicht alle Menſchen gleich ſeyn, leider! Der gute ehrliche Nachbar!

Leonato.

In der That, Nachbar, er reicht nicht an euch.

Hundsloch.

Nicht uns, Herr, nicht uns -- Das ſind Gaben, die Gott giebt.

Leonato.

Ich muß gehen --

Hundsloch.

Nur ein Wort, Gnädiger Herr, unſre Wache hat in der That zwey auſpicioſe Perſonen eingezogen, und wir möchten ſie gerne dieſen Morgen vor Eu. Gnaden examinirt haben.

Leonato.

Examiniert ſie ſelbſt, und bringt mir die Regiſtratur darüber; ihr ſeht ſelbſt, daß ich itzt unmöglich Zeit habe.

Hundsloch.

Es ſoll alles wol beſorgt werden.

Leonato.

Laßt euch ein Glas Wein geben, eh ihr geht, und lebt wohl.

als ein Sinnbild unſerer Auferſtehung, mit der Ueberſchrift: *Eadem* mutata reſurgo! auf ſeinen Grabſtein ſetzen laſſen. Bernoulli war, zufolge des Charakters den ihm ſeine Wiſſenſchaft gab, kein Schwätzer, wie Toland: Man merke auf das *idem* futurus nunquam des Toland, und das *eadem* — reſurgo des Bernoulli. Jener hielt ſeine Beſtimmung für eine krumme Linie, aus welcher nach und nach, auf mannigfaltige Art, andere, von jener verſchiedene, entſtehen. Dieſer ſah die ſeinige für die logarithmiſche Spirale an.

Die Religion entſcheidet für die logarithmiſche Spirale; das Syſtem der Natur für eine krumme Linie, die — verändert — nicht dieſelbe bleibt. Das Problem wäre nun, den Grad der Wahrſcheinlichkeit zu kalkuliren, daß unſere Beſtimmung die eine vielmehr als die andere von dieſen Linien beſchreibt? Die Data zur reinen philoſophiſchen Auflöſung des Problems ſcheinen uns abzugehen. Der Arzt, der Phyſiker, der nur von Phyſiologie und Erfahrung, vom Zuſammenhang zwiſchen Mechanismus und Denken, ausgeht, wird für die Tolandiſche Erwartung zahlloſer Auferſtehungen, wobey man aber nicht eine und ebendieſelbe Perſon bleibt, ſondern jedesmahl das Bewußtſeyn des vorigen Zuſtandes verliehrt, zu entſcheiden geneigt ſeyn.

Der Metaphyſiker glaubt — nicht ohne allen Grund — daß man auſſer dem körperlichen Mecha-

nus,

niſmus, noch immaterielle Kräfte, (die Subſtanzen der Geiſterwelt) annehmen müſſe.

Allein es ſcheint, daß er aus dem wenigen, was wir von der Natur der Seele wiſſen, unmöglich einen Beweis von der ewigen Fortdauer unſerer Perſönlichkeit herleiten kann, zumal, da gewiſſe Analogien — die man doch nicht gerade von der Hand weiſen kann — dieſem Saz entgegen zu ſeyn ſcheinen könnten. Der chriſtliche Philoſoph nimmt daher allezeit unter den Prämiſſen ſeines Beweiſes unſerer perſönlichen Fortdauer jenſeits des Styx, und um uns den fatalen Wirkungen des Trunks aus dem Gedächtnißvertilgenden Lethe zu entziehen, einen oder den andern Saz an, der nicht rein philoſophiſch, und mehr aus der Offenbarung geborgt iſt, z. B. den Saz von moraliſchen Eigenſchaften, belohnender Güte, beſtrafender Gerechtigkeit des unendlichen Weſens.

Nur noch ein Wort über Tolands ſpiritus cum *aethereo patre*, a quo prodiit olim, conjungitur.

Dieſe Aeußerung iſt gewiß von der eines frommen Mannes ſehr verſchieden, der, ſterbend wieder zu Gott, der ihn geſchaffen hat, zu kommen hoffet. Dieſer erwartet im Glauben ein näheres Anſchauen der Gottheit in beſſern Welten.

Der himmliſche Vater (aethereus pater) Johann Tolands aber iſt nichts als der Aether, oder das ſubtile

tile elektriſche Fluidum, welches alle Körper durchdringt und belebt. Was Toland ſeinen Geiſt nennt, war nur in dieſem Sinn divinae particula aurae, ein Hauch, welcher zerflattert, oder ſich wieder mit dem Element der reinen, ſubtilen Himmelsluft vereinigt.

Dichtern kann man es hingehen laſſen, wenn ſie die Seele des Menſchen als einen ätheriſchen Hauch beſchreiben. Philoſophen ſollten doch Bilder der Phantaſie nicht mit reinen Verſtandsbegriffen verwechſeln. Der inſpirierte Geſchichtſchreiber der Urwelt war in ſeinem Schöpfungsdrama offenbar Maler des ſinnlichen Scheines. Aber Philoſophen ſollten billig von der Seele ſchweigen, wenn ſie uns nichts von ihr zu ſagen wiſſen, als daß ſie ein Hauch, eine Partikel des allverbreiteten Aethers ſey. Sehr alt iſt übrigens der Gedanke, daß die Seelen — für welche die Einbildungskraft frühe ein eigenes Land ſchuf — von ätheriſcher Natur und den Sternen verwandt ſeyn; Partikeln jener Weltſeele, welche die Geſtirne belebt und bewegt.

Als der leichtere, feinere, luftähnliche Theil des Menſchen, mußte ſie alſo — vom gröbern Körpern entfeſſelt — in die Höhe ſteigen, um ſich wieder mit ihrem Element zu vereinigen.

Bald folgte die Meinung, daß die Seelen der Frommen ihren Wohnſiz auf den Sternen hätten, welche wir im Raume, als über uns ſchwebend, oder an die

die Decke des Himmels angeheftet ſehen. Daher die Idee von Himmelfahrten, welche die alten, etwas um aſtronomiſchen Begriffe vom Weltbau vorausſezt.

Anonym.

III.

Verſuch eines Beweiſes der Exiſtenz Gottes, aus der Bildung der erſten Menſchen.

Die Metaphyſik kann uns, wie die größten Philoſophen geſtehen, vom Daſeyn Gottes nicht vollkommen überzeugen. Mir hat folgender populäre Beweis, welcher von der Metaphyſik faſt ganz unabhängig iſt, der einzige überzeugende zu ſeyn geſchienen.

Der Saz, von dem ich ausgehe, iſt: unſere Erde iſt, Jahrtauſende hindurch, abwechſelnd ein Spiel von Feuer und Waſſer geweſen Die Beweiſe dieſes Sazes ſind unzählbar. Man ſehe die Schriften der Naturforſcher! —

War der Glob, wie Leibniz und Büffon wollen, irgend einmal eine glühende Maſſe, ſo iſt es klar, daß es irgend einmal keine Menſchen und Thiere auf Erden gegeben hat.

Ewige

Ewige Saameneyer — der Nothbehelf einiger Atheiſten — hätten der langen Gluth nicht widerſtehen können, hätten von ihr vernichtet werden müſſen.

Wie konnten nun aus dieſer Maſſe von Schlacken, Aſchen, geſchmolzenen und wieder hart gewordenen Metallen, kalcinirten Steinen, u. d. aus dieſem großen Klumpen von Mineralien, den wir den Erdball nennen, die erſten Menſchen, und die erſten Thiere von jeder Art entſtehen? —

Der Glob konnte ſeine erſten Bewohner ſo wenig ſelbſt hervorbringen, als noch jezt eine wüſte Inſel, mitten im ſüdlichen Ozean, ſich ſelbſt mit Menſchen bevölkern kann, die ſie — wie Pilze — aus ihrem Schooße hervortriebe.

Aber man zweifelt, daß der Erdkörper je eine vom Feuer durchdrungene Maſſe geweſen? — daß Büffon Recht hat? Ich ſage: dies wenigſtens müßt ihr zugeben, daß das Meer ehemals die Oberfläche des Globs bedeckt hat, daß nur die Gipfel der höchſten Berge über dem Ur-Ozean hervorragten. Tauſend Beweiſe zeugen dafür.

Und nach der gröſten Naturforſcher Urtheil, muß dieſe große Ueberſchwemmung ſehr lange — Jahrtauſende vielleicht! — gedauert haben.

Von Menſchen und Landthieren bewohnt konnte der Glob damals nicht ſeyn. Kann man glauben, daß unſer Geſchlecht je die Natur der Hechte oder der

Heringe gehabt, und das feuchte Element bewohnt hat? Gewiß so wenig, als es denkbar iſt, daß Hechte und Heringe je Bewohner des trockenen Landes geweſen ſind! —

Telliameds Fiſchmenſchen gehören zu den ungereimteſten Erdichtungen.

Auf den höchſten Alpenſpitzen — welche trocken blieben — hätten, während der Ueberſchwemmung, Menſchen ſich auch nicht erhalten können. Denn die Spitzen der höchſten Berge des Globs ſind unzugängliche, ſterile Felſen, wo nichts wächſt, wovon Menſchen ſich nähren könnten.

Wie kamen auch die Elephanten, u. d. da hinauf? wie konnten dieſe Thiere, blos für die heiſſe Zone geſchaffen, die kalte Luft der höchſten Berge ertragen? —

Wenn alſo — wie wir nicht läugnen können — die Oberfläche des Globs lange überſchwemmt und für Landthiere unbewohnbar geweſen iſt, ſo iſt die Idee einer à parte ante unendlichen Reihe von Vätern und Söhnen widerlegt, ſo muß die Reihe der Zeugungen im menſchlichen Geſchlecht und in den andern thieriſchen Geſchlechtern einen Anfang gehabt haben.

Woher nun die Erſten — alſo unerzeugten — Menſchen, die erſten Thiere von jeder Art? Nicht aus ewigen Saameneyern — denn was ewig iſt, iſt auch nothwendig und unveränderlich.

Wo ſind dieſe Eyer jezt? — Warum ſiehet man jezt nicht in den Wüſten von Afrika aus ſolchen Eyern

junge

junge Elephanten hervorkriechen? — Wie hätten dieſe Eyer, ſo lange im Waſſer, der Fäulniß widerſtehen können? — —

Die Erde ſelbſt brachte eben ſo wenig die Erſten Lebendigen hervor. Hätte ſie je dieſe zeugende Kraft gehabt, ſo müßte ſie dieſelbe noch haben. Noch jezt müßte man aus dem Schlamme, den die Sonne erhizt hat, halb oder ganz gebildete Menſchen, Pferde, u. d. hervorkommen ſehen.

Denn wenn die Natur der Welt ewig und unveränderlich iſt, wie hat jene zeugende Kraft der Erde abnehmen und verſchwinden können? Was kann kindiſcher ſeyn, als der Gedanke des La Mettrie, es gehe der Erde wie einer alten Henne, die aufgehört hat, zu legen? — Kolumella dachte richtiger. Auf den erſten Blättern ſeines Buches de re ruſtica, widerlegt er diejenigen, welche behaupten: die Erde, die Mutter von allen, ſey, wie ein Menſch, durch Alter unfruchtbar geworden. Aber daß der Glob aus ſich ſelbſt Menſchen und Thiere hervorgebracht habe, wird nur der glauben können, welcher es nicht unmöglich findet, daß ein Garten den Gärtner, ein Acker den Ochſen, der ihn pflügt, durch ſeine treibendende und plaſtiſche Kraft hervorbringen könne.

Wer kann glauben, daß der gefrorne Boden von Lappland ſeine Rennthiere, der dürre Sand lybiſcher

Wüſten die Löwen, Tyger, Straussen, Affen, urſprünglich hervorgebracht habe? —

Wenn alſo die Vorausſetzung ewiger Saamen-Eyer grundlos iſt — wenn der Erdball, der ohne ſeine lebendigen Bewohner, nichts iſt als ein ungeheurer Klumpen von lebloſen Mineralien, das Vermögen nicht hat Menſchen und Thiere zu erzeugen — wenn wir gleichwohl nothwendig annehmen müſſen, daß die Reihe der Zeugungen im menſchlichen und den thieriſchen Geſchlechtern einen Anfang gehabt haben muß — — läßt ſich denn die Entſtehung der Stammeltern unſeres Geſchlechts, und der Stammthiere von jeder Art, noch aus irgend einem Mechaniſmus der körperlichen Welt erklären? Iſt es da noch ungereimt, die unmittelbare Thätigkeit eines höhern, übermenſchlichen, überirrdiſchen Weſens anzunehmen?

Die Bildung der Erſten Menſchen, der erſten Thiere von jeder Art, iſt durchaus aus keinem Mechaniſmus zu begreifen. Mit Grund ſagt Hr. Prof. Feder: daß durch den Verſtand Maſchinen hervorgebracht werden, das wiſſen wir aus Erfahrung gewiß. Daß aber der Verſtand je durch eine (noch ſo künſtlich zuſammengeſezte) Maſchine hervorgebracht worden könne, dafür zeugt keine einzige Erfahrung. — —

Wer annehmen könnte, Menſchen wären einſt, wie Schwämme, aus der Erde hervorgewachſen, oder Schlamm, von der Sonne erwärmt, und in Gährung geſezt,

geſezt, hätte ſich einmal in Menſchen, Pferde, Vögel verwandelt, der kann auch alle Verwandlungen, welche Ovid beſingt, alle Mirakel der Superſtition, alle mögliche antiphyſikaliſche und der gemeinen Erfahrung widerſtreitende Ereigniſſe, nicht unwahrſcheinlich finden.

Denn er ſchreibt der Erde eine zeugende Kraft — der zufälligen Miſchung und Verbindung der Erd- Waſſer- Luft- und Feuertheilchen, eine Wirkung zu, welche ihr, wie die Erfahrung beweiſt — nicht zukommt.

Mit Recht ſagt alſo Hr. Schlözer im 1. Th. ſeiner Weltgeſchichte p. 33. §. 14. „Der Menſch entſtand „durch unmittelbare Schöpfung. Das zufällige Wer„den der Menſchen und Thiere aus Schlamm, den die „Sonnenwärme belebt, die aus der Erde hervorge„wachſenen Urmenſchen der Griechen, Anaximanders „und Telliameds Fiſchmenſchen, ſind nach unſern heu„tigen Einſichten — Poſſen.“ — —

Anonym.

IV.

Geſpräch
zwiſchen
einem Dominikaner und Exjeſuiten.

Dom. Beynahe hätte ich ſie in ihrer neuen Uniforme verkannt.

Exj. Ich ſtreite nun unter der Fahne des H. Petrus.

Dom. Unter dem Krummſtabe der Biſchöffe . . . Können ſie das verſchmerzen?

Exj. Warum nicht? unter dem Krummſtabe iſt gut wohnen.

Dom. Ihr ſahet weit über die Biſchöffe hinaus, Ihr ſpieltet mit ihnen wie mit Marionetten.

Exj. Freund! Sie führen die Sprache unſerer Feinde. Ich will ſie nicht widerlegen. Wir ſind verurtheilt, und der Stab iſt über uns gebrochen. Wer da ſtehet, der ſehe daß er nicht falle! Heute mir, morgen dir.

Dom. Was wollen ſie damit ſagen?

Exj. Der Damm iſt zerriſſen. Morgen oder übermorgen ſtürzen die Fluthen auch über Bettelmönche her.

Dom. Ein ſchöner Damm! Wo wären wir, wenn ihr die Schutzwehre unſerer Wohlfahrt wäret? Wen habt ihr mehr gehaßt, verfolget, verachtet als uns?

Exj. Nebenabſichten und Schulmeynungen entzweyten uns. Wenn es aber darauf ankam, das allgemeine Wohl der regulirten Geiſtlichkeit wider die weltliche Kleriſey oder wider die Unterdrückung der Fürſten zu vertheidigen, da ſtanden wir euch mit aller unſerer Macht bey. Was thaten die Jeſuiten nicht, die Aufklärung, jenes Ungeheuer, welches das ganze Gebäude unſerer gemeinen Wohlfahrt untergraben hat, in der Wiege zu erſticken, und da es über unſere Kräfte hinaus

Ein Bedienter.

Bedienter.

Gnädiger Herr, alles wartet nur auf eure Ankunft.

Leonato.

Ich will aufwarten; ich bin fertig.

(Leonato geht ab.)

Hundsloch.

Mein lieber Collegia, acht einmal zu Franz Seefohl, und sagt ihm, er soll seine Feder und sein Dintenfaß in das Gefängniß bringen, wir wollen diese Leute gleich examinieren.

Spießruthe.

Aber das muß mit Verstand angegriffen werden.

Hundsloch.

Seyd nur ohne Sorge, wir wollen den Biz nicht sparen, da bin ich euch gut dafür; hier ist was, (er deutet auf seine Stirne,) das dem einen oder andern heiß machen soll. Holt ihr uns nur den gelehrten Schreiber, daß wir unsre Excommunicationen zu Papier bringen, und fragt im Gefängniß nach mir an.

(Sie gehen ab.)

---

anwuchs, ihm durch neu erfundene Andächteleyen, durch zweckmäßigen Unterricht in Schulen, im Beicht- und Predigtſtuhl, und durch unſere unzählige Devote Abbruch zu thun? Ehedem glichen die Monarchen den Alpen, deren Häupter ſich in finſtern Wolken verbargen. Da war es euch und uns leicht, die einzeln zerſtreueten Lichter in den düſtern Thälern auszulöſchen, oder ihnen wenigſtens den Zugang zu höheren Gegenden zu verſperren. Jetzt ſtrömt das Licht von den Thronen der Fürſten ſelbſt unter die Völker herab. Sie reichen dem niedrigſten Klüglinge die Hand, unſere Blöße aufzudecken, und wir ſind insgeſammt verloren.

Dom. Unſere Armuth wird uns ſchützen. Wir miſchen uns nicht in die Geſchäfte der großen Welt- wir treiben keinen Schleichhandel, wir beſitzen kein Paraguay —

Ert. Still, lieber Freund! Seitdem der Finanzgeiſt in die Fürſten und ihre Miniſter gefahren iſt, rechnet man die Mönche insgeſammt unter die unnütze Broddiebe, und man zählt euch alle Brocken nach, die ihr in den Mund ſteckt. Was der Wahn von unſern Reichthümern und Macht zu unſerem Verderben ausgebrütet hat, das wird endlich auch die Ueberzeugung von unſerer Unnützlichkeit zu eurem Untergang bewirken. Zünden die großen Staatsökonomen noch ein Lichtchen mehr an, und ſehen dem gefährlichen Geiſte, der ſich unter euer heiligen Kutte verſteckt, recht ins Geſicht, ſo werden ſie finden, daß wir Engel gegen euch waren.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20619 / 388

Dom. Würgengel, nicht wahr?

Exj. Sie scherzen, und werden mir daher nicht verübeln, wenn ich mich dieses bibliſchen Ausdrucks bediene, den Geiſt der auf euch ruhet zu charakteriſiren. Verzeihen ſie mir; ich rede nur im allgemeinen, und mit meinem alten Freunde, den ich ſeines guten Herzens wegen hochſchätze und liebe.

Dom. Das verſiehet ſich. Freunde haben keinen Willen einander zu beleidigen. Wir diſputiren nur exercitii gratia. Das Wort Würgengel hat auch nichts beleidigendes. Gott bediente ſich guter Engel, die blinden Aegyptier zu würgen.

Exj. Auch, deucht mich, iſt die Anwendung nicht unſchicklich. Auch der Statthalter Gottes auf Erden hat ſeine Würgengel; und dieſe ſeyd ihr. Ein ſolcher Engel war euer Ordensſtifter. Auf Befehl Innocenz des dritten trug er dem Grafen von Toulouſe und ſeinen Kreuzbrüdern und Schweſtern die Fahne vor, da ſie hunderttauſend Albigenſer erwürgten. Dieſe beweibten Ritter waren eure Ordensbrüder. Ihr Schwerd war euer Schwerd wider die von euch verketzerten Völker, Könige und Kayſer. Weiber und Kinder minderten ihren Würgengels-Charakter, und verwandelten ſie in fratres gaudentes. Euch blieb der Durſt nach Blut. Man vertrauete euch das heilige Amt der Inquiſition, und ſeitdem labet ihr euch an gebratenen Ketzern bis auf den heutigen Tag.

Dom.

Dom. Das iſt der Geiſt eines eifrigen Moſes, eines brennenden Elias, welche die Kalbsverehrer und Baalspfaffen dem Herrn zum Opfer ſchlachteten.

Exj. Nur mit dem Unterſchied, daß dieſe große Männer der Eifer für Gottes Ehre, euch aber von jeher eine blinde Wuth, des Pabſtes geiſtliche und weltliche Macht zu vermehren, begeiſtert hat. Ihr waret die Erſten, die Hildebrandiſchen Grundſätze in die Herzen der Menſchen einzupflanzen. Euer Engliſcher Lehrer, Thomas von Aquin, zu deſſen Schule ihr geſchworen habt, führte ſie zuerſt in die Theologie ein *), und ihr machet ſie bis auf dieſe Stunde zu Glaubensartikeln. Euer Orakel zu Rom, der berühmte P. Monacchi, ſchwazt auf allen Blättern ſeines Diritto libero betitelten Buchs, von der Herrſchaft der Päbſte über alle zeitliche Güter, von der Abhängigkeit aller chriſtlichen Monarchen vom päbſtlichen Stuhl in der Geſetzgebung und politiſchen Regierung, von der Immunität der Geiſtlichen und ihrer Güter in den Staaten der Fürſten. Diejenigen, welche anderer Meynung ſind, nennt er im 4ten Band, S. 158. ſeiner Chriſtlichen Alterthümer Huſſiten, Wicleviſten, Arnoldiſten, Lutheraner u. ſ. w. Er lehrt, der Pabſt habe die vollkommne Macht, die Fürſten zu ſtrafen, ihre Unterthanen von dem Eide der Treue zu befreyen, ſie abzuſetzen, und nach Belieben ihren Thron zu ver-

*) Secunda Secundae, quaeſt. 12. Artic. 12.

geben. Diese Lehre ist so sehr in euer Wesen verwickelt, daß sie euch so gar in den Konstitutionen eures Ordens vorgeschrieben wird. Es wird euch daselbst *) befohlen, die Bulle in coena domini (diese allgemeine Sturmglocke wider die natürliche Macht und Rechte der Fürsten) nicht nur genau zu beobachten, sondern auch alle eure Beichtkinder zu Befolgung derselben anzuhalten, jederzeit eine Abschrift davon bey euch zu haben, sie in Sakristeyen und Beichtstühlen anzuheften, und öfters im Jahr allen Ordensbrüdern vorzulesen.

Dom. Diese Lehre hat bey uns keine übeln Folgen. Wir verehren die Fürsten, und unterwerfen uns ihren Befehlen. Da in einigen Ländern befohlen wurde, die Bulle in coena von den Beichtstühlen abzureißen, gehorchten wir ohne Widerrede.

Erj. Was nützt das, wenn ihr fortfahret, sie dem Gewissen eurer Beichtkinder einzuschärfen? Aeusserlich unterwerft ihr euch den fürstlichen Befehlen, weil es euch an Kräften gebricht, ihnen zu widerstehen. Zwischen euern Klostermauern und in euern Schriften verdammt ihr sie, als Beweise ketzerischer Gesinnungen. Was ihr übrigens zu thun fähig seyd, das beweiset die Geschichte. Die Grafen von Montfort vertriebet ihr, mit Hülfe eurer Ritter, von Land und Leuten. Kaiser Heinrich VII. sollt ihr mit einer vergifteten Hostie in die andere Welt geschickt haben; wi-

der

*) Distinct. 2. C. 12. N. 3.

der Friedrich II. und Ludwig von Bayern zöget ihr die Sturmglocke an. Da euch Kosmus I. zu Florenz, wo ihr seit Jahrhunderten viele der Republik gefährliche Rollen gespielt hattet, als eine der weltlichen Macht entgegengesetzte Sekte aufzuheben willens war, richtetet ihr eure Mähnen, und sperrtet euern Rachen so fürchterlich wider ihn auf, daß er Gott danken mußte, daß ihr durch die Zurückziehung seines Befehls befriediget wurdet. Jaques Clement, eurem Ordensbruder, gabt ihr durch eure Predigten, und vielleicht auch durch einen geheimen Befehl, das Mordmesser in die Hand, womit er König Heinrich III. verwundete. Ihr predigtet öffentlich und heimlich in Frankreich und Italien, ein vom Pabste exkommunicierter und seines Throns entsetzter Tyrann wäre so gut als vogelfrey; und einige von euch rühmten sogar den hingerichteten Königsmörder in Lobreden, als einen Märtyrer des Glaubens.

Dom. Aus den Handlungen einzelner Personen läßt sich nicht auf den Geist unsers ganzen Ordens schließen.

Exj. Sie hätten recht, wenn diese ruchlose Handlungen keine Folgen eurer Grundsätze und Konstitutionen wären. Was ihr Uns mit oder ohne Grund vorwarft, das könnt ihr auf keine Weise von Euch ablehnen. Eure Lehre und Konstitionen die ihr beschworen habt, machen den Pabst zum allgemeinen Herrn der Welt, und euch unterwerfen sie ihm oder in dessen Namen eurem P. General, dergestalt, daß ihr

ihm unter der Strafe der Exkommunikation gehorchen müsset. Folglich wäret ihr meineidig und in päbstlichem Sinn in Gefahr der ewigen Verdammniß, wenn ihr im Fall, daß das anbefohlne päbstliche Wohl mit jenem eures natürlichen Fürsten in Kollision käme, das letztre dem ersten vorzöget. Wie fürchterlich ist dieser Fall für solche Fürsten, deren Existenz der päbstlichen Größe starken Abbruch thun! Alle Mönche sind zwar, unter der Strafe des Kirchenbannes, zum Gehorsam gegen den Pabst, und ihre demselben untergeordnete Obrigkeit verpflichtet; allein durch ihre beschworene Konstitutionen sind sie nicht so eng mit dem päbstlichen Stuhle, als ihr durch die eurigen, verbunden.

Dom. Ein beneidungswürdiger Vorzug.

Exj. Ich beneide euch nicht. Eure Konstitutionen unterwerfen euch dermaßen dem päbstlichen Stuhl, daß ihr der Fürstl. und Bischöflichen Gewalt nicht mir ganz und gar entgegen, sondern auch ihres Schutzes auf immer beraubt seyd. Unser Orden, sagen sie *) **ist dem Römischen Pabst unmittelbar unterworfen; daher sind wir von aller Macht, und von der Gerichtsbarkeit der Prälaten, welche sie auch seyn mögen, wenn sie von unserm Orden nicht sind, gänzlich frey.** Und in einer andern Stelle **), verbieten sie einem jeden Re-

*) Distinct. 2, C. 2. N. 9.

**) Distinct. 1. Tit. de graviori culpa c. 13. n. 5. Dist. 2. c. 13. Tit. Itinerantibus N. 9.

Religioſen unter der ſchwerſten Sünde, und unter der Strafe der gröſsern Excommunication, zu den Fürſten und Biſchöffen ſeine Zuflucht zu nehmen. In dem General-Kapitel, welches im Jahr 1654. zu Rom unter eurem General de Marinis verſammelt war, wurden alle die Strafen, die von jeher auf dieſes groſse Verbrechen gelegt worden waren, beſtätiget, und es waren ihrer vier und dreyſig, worunter ſich folgende am meiſten auszeichnen: daſs ihr von dieſer Schuld nicht losgeſprochen werden könnet, als vom Pabſte; daſs ihr vom Meſslesen und öffentlichen Gottesdienſte ausgeſchloſſen ſeyd; daſs ihr im Leben und Tod keinen Antheil an den Ablaſse und verdienſtlichen Werke der Chriſtenheit haben könnet; daſs ihr aller Habſchaft verluſtig, lebenslang unehrlich, und als Zerſtöhrer eures Ordens, ohne alle Hofnung einiger Dispenſation, aller Würden und Aemter unfähig ſeyd; daſs ihr in einen Kerker eingeſchloſſen werdet, und mit der gröſſern Excommunication, und mit der Schuld des gröſsten Verbrechens (culpa graviori) beladen ſeyd. Nachdem die Väter des erwähnten General Kapitels alle dieſe ſchrecklichen Strafen recapitulirt haben, endigen ſie mit dieſen Worten: „Endlich ſprechen und fulminiren wir (fulminamus) „wider die, welche hartnäckig in dieſem Verbrechen beharren, den Fluch des allmächtigen Gottes, der heiligen Jungfrau Maria, und unſeres heiligen Vaters „Dominikus, wie es im General-Kapitel des Jahrs „1473. zu Baſel beſchloſſen wurde; und ermahnen ei-

„nen

„nen jeden ſich vor einem Verbrechen zu hüten, welches „auszurotten ſich alle Generals-Kapitel die äuſſerſte Mü„he gegeben haben. Sie mögen ſich davor hüten, „nicht nur ihr Gewiſſen rein zu erhalten, und die „ewige Verdammniß zu vermeiden, ſondern auch ihren „guten Nahmen, und ihre Perſonen unverletzt zu er„halten (consulant suae indemnitati).

Welche fürchterliche und ewige Kluft zwiſchen eurem Orden und der weltlichen Obrigkeit! Wie ſtimmt das mit dem Sprüchen des heiligen Paulus zuſammen: „jedermann ſey unterthan der Obrigkeit ... Wer ſich „wider die Obrigkeit ſetzt, der widerſtrebt Gottes Ord„nung.... Sie trägt das Schwerd nicht umſonſt; ſie iſt „Gottes Dienerin*).. Wer hat euch von dieſem allgemeinen Geſetz ausgenommen, oder wer hatte ſoviel Macht ihr zu thun?

Dem. Der Päbſt Gregor. XIII. verbietet in einem Breve allen Prälaten unſers Ordens unter dem heiligen Gehorſam, auf die Befehle oder Bitten der Fürſten, in Anſehung einzelner Ordensbrüder, acht zu haben**). Auch ſind unſere Konſtitutionen von vielen Päbſten förmlich beſtätiget worden.

Exj. Das wundert mich nicht. Wie aber die weltlichen Fürſten bis auf den heutigen Tag ſo zahlreiche Banden gefährlicher Rebellen (verzeihen ſie mir dieſen Ausdruck) in ihren Staaten dulden können, das kann ich nicht

bes

*) An die Römer im 13 Kap.

**) Diſtinct. 2. C. 13. Tit. de Itinerantibus. N. 9.

begreifen. Es iſt euch nicht genug daß ihr euren Religioſen den Zugang zu dem Thron ihrer natürlichen Fürſten abſchneidet, ihr errichtet noch auſſerdem ſo viele unabhängige Gerichtshöfe in den Staaten der Fürſten, als ihr Klöſter in denſelben habt, und maßt euch über die Unterthanen weltlicher Herren, welche in ihrer Jugend ein Unglückſtern in euren Orden geführt hat, die heiligſten Rechte der Majeſtät an. Ihr richtet über ſchwere Verbrechen, ihr verurtheilet die Schuldigen zu einem ewigen Kerker, ihr ſchlagt ſie in Stock und Eiſen, ihr ſchmiedet ſie an die Ruderbank der päbſtlichen Galeeren; und wer weiß ob die Drohung eurer Konſtitutionen conſulant ſuae indemnitati, nicht etwas ärgeres bedeutet? Provinciales, heißt es in euern Konſtitutionen *) delictis majoribus poſſunt adhibere poenas extraordinarias, etiam Triremium.

Dom. Das ſind auſſerordentliche Fälle.

Exj. Sie ſind nicht ſelten; ich allein habe ihrer einige erlebt. Ein einziger, der alle funfzig Jahr geſchähe, würde beweiſen, daß ihr euch die Rechte der geſetzgebenden Macht anmaßet, und in den Staaten der Fürſten einen von ihnen unabhängigen Thron aufrichtet. Einem Menſchen Feſſeln anlegen, ihn in den Kerker werfen, auf die Galeer ſchicken, ſagt eurer Engliſcher Lehrer **) ſind Beweiſe der höchſten Macht der

Re-

*) Diſt. I. Tit. de graviori culpa c. 18. N. 5.
**) Secunda ſecundae Quaeſt. 65. Art. 5.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

[Eine Kirche.]

Don Pedro, Don Juan, Leonato, ein Franciſcaner-Mönch, Claudio, Benedict, Hero und Beatrice.

Leonato.

Kommt, Pater Franciſcus, macht es kurz, nichts als was nothwendig zur Ceremonie gehört; ihre beſondern Pflichten könnt ihr ihnen hernach, gelegenheitlich, verhalten.

Mönch.

Seyd ihr gekommen, Gnädiger Herr, euch mit dieſer Dame zu vermählen?

Claudio.

Nein.

Leonato.

Mit ihr vermählt zu werden, Bruder; ihr ſeyd gekommen ſie zu vermählen. (*)

Mönch.

(*) Das unmittelbar Vorhergehende mit der folgenden Verbindung der Worte ꝛc. ꝛc. iſt nicht ganz deutſch. Man ſagt es mit einfachen und natürlichen Worten.

Regenten. Er ſpricht in dieſer Stelle von euren Ordenſelbſt, und misbilliget es, daß er ſich eine ſolche Gewalt anmaßet.

Dom. Es kann einem Verbrecher gleich gelten, wer ſein Scharfrichter ſey. Bey uns gewinnt er den Vortheil, daß er vor der Welt nicht beſchimpft wird.

Exj. Wenn ihr nicht aus Tugenden Verbrechen, und aus Mücken Elephanten machtet. Unter den 16. Fällen, die ihr in dem Kapitel de graviori culpa unter die ſchweren Verbrechen, das iſt, unter ſolche Verſehungen rechnet, welche die größere Excommunication, den Kerker, und die Galeere verdienen, zählt' ihr ſogar die unſchuldige und unter allen geſitteten Völkern erlaubte Handlung, im Nothfall ſeinen Fürſten um Hülfe und Gnade anzuflehen. Auch iſt der Gang eurer Gerichtshändel bey weitem nicht ſo beſchaffen, daß ein vernünftiger Menſch das entſcheidende Urtheil über Leben und Ehre ihm anvertrauen könnte. Der Prior eines jeden Kloſters iſt Richter. Er kann an jedem Tage (auch Sonn- und Feſttage nicht ausgenommen) zu jeder Stunde (auch zu Mitternacht) an jedem Orte, (ſo gar in ſeinem Schlafzimmer) ſeinen fürchterlichen Richterſtuhl aufrichten, und den Beſchuldigten unvermuthet vor Gericht fordern. Es werden zwar Zeugen angehört, es wird ein Advocat verſtattet, und der Beſchuldigte kann an den Provincial, General, und den Kardinal Protector des Ordens appelliren; allein Richter,

ter, Ankläger, Zeugen, Advokaten sind insgesammt aus dem nemlichen Orden, und vorläufig nach dem Willen des Richters gestimmt. Die Konstitutionen des Ordens, worin die Rechte der Vernunft und Menschheit mit Füßen getreten werden, sind das Gesetzbuch. Es stehet so gar in der Willkür der Obern, ohne alle gerichtliche Formalitäten jemand zu verurtheilen. Der Prologus vor dem Titel de Iudiciis in euren Konstitutionen erlaubt es ausdrücklich. Die Prälaten unseres Ordens heißt es hier, können ohne alle gerichtliche Ordnung, ohne Geräusch und Umstände zur Verurtheilung schreiten, wenn sie nur unsern approbirten Gebräuchen und Regeln des Ordens gemäß sind. — Wehe dem Manne unter euch, dessen Denkart nach dem Geist eures Ordens oder eurer Obern nicht gestimmt ist, wehe ihm, wenn er einen Liebling des Provinzials, oder Generals zum Prior und zum Feind hat! Er wird zu Rom als ein Regalist, als ein Ketzer, als ein Atheist und Libertiner verschwärzt, und muß an die stummen Mauern seines Kerkers appelliren. Sagen sie mir, Freund, kann ein orientalischer Despote der Menschen Leben und Wohlfahrt mehr in seinen Händen haben, als die kleinen Tyrannen eures Ordens?

Dom. Sie haben hier eine Saite berührt, deren schrecklicher Klang das innerste meiner Seele erschüttert. Ich hatte einen Freund, der wie Ich dachte, dessen ganze Seele an der meinen hieng. Er hatte das

Un-

Unglück unserm allmächtigen Prior zu mißfallen. Ein unvorsichtiges Wort brachte ihn in den Kerker, und hier .... ach ich kann es ohne Thränen nicht aussprechen — Hier starb er, von allen verlassen — ich selbst konnte es nicht wagen, ihn zu vertheidigen.

Exj. Wie ich höre, so haben sie kein eisenhartes Inquisiter-Gefühl; das gute Herz, welches mir in unserer zarten Jugend so werth war, schlägt noch in ihrer Brust.

Dom. Ich will ihnen aufrichtig sagen, was ich denke. Es war Neid und Rachsucht, die meine Ordensbrüder antrieben, eure Gesellschaft zu verfolgen. Die Herrschsucht der Päbste war unsre gemeine Mutter, ihre Macht zu vergrößern war unser Ziel. Wir waren auf dieser großen Laufbahn grau geworden und Ihr als die jüngsten Brüder und als rüstige-Männer liefet uns den Rang ab, benutztet jede Gelegenheit unsere Schwäche bloßzustellen, und verdunkeltet unser uraltes Verdienst. Euer blendender Glanz zog euch das Verderben zu. In ältern Zeiten, da Priester und Laye in der dichsten Finsterniß lebten, da die Gerechtigkeit im Schwerde der Fürsten, der Bischöffe und des Adels bestand, und das Volk unter der schweren Last der Leibeigenschaft seufzte, waren wir Bettelmönche die einzigen, die der mörderischen Wuth der Uebermacht Grenzen setzen konnten. Was Numa Pompilius unter den Römern bewirkte, das haben die Europäischen

Völker

Völker uns zu verdanken. Die Welt hat ſich verändert. Philoſophie und Künſte haben die Sitten verfeinert, und den ganzen Prunk von Dekretalen und Mönchserfindungen unnütz gemacht. Unſere Konſtitutionen paſſen nicht mehr in die Zeiten, in denen wir leben. Sie ſind verroſtete Werkzeuge, die entweder umgeſchmolzen, oder weggeworfen werden müßten. Eins oder das andere zu thun, iſt die Pflicht derer, welchen das allgemeine Wohl der Völker anvertrauet iſt. Sie mögen Königreiche erobern, und alles thun was Fürſten verewigen kann: ſo lange im Innern ihrer Staaten ein Winkel iſt, in welchem eine feindliche Macht ihren Thron aufrichtet, haben ſie Nichts gethan. Vor dem Richterſtuhl der Vernunft, welcher allein dem wahren Werth der Fürſten für die Zukunft entſcheidet, häufen ſie Schuld auf Schuld, ſo lange ſie dulden, daß die unvorſichtige Jugend mitten in ihrem Vaterlande in ein fremdes Netz gezogen, verrathen und verkauft wird.

Exſ. Um ein paar elende Bauerhütten, die ihnen der Nachbar entzogen, würden ſie Ströme von Menſchenblut vergießen — Und dieſes unendliche Uebel von dem Erdboden zu vertilgen, würde ihnen nichts koſten, als eine ſtandhafte Entſchließung!

V

Max.

Eine Volks-Idylle.

1786.

Rudolf und Jesef, die Jünglinge, hatten Holz im Gebürge gehauen. Jezo trugen sie keuchend die Last in den nahen Dikicht, und eilten — die Axt auf der Schulter — nach Hause.

Der Tag war all, und die Sonne vergoldete nur noch die äussersten Wipfel. Da trafen sie am Rande des Waldes den alten Rinderhirten Franz. Er saß im hohen Waldgras, und wekte mit seiner Rohrpfeife den schlummernden Wiederhall. — Das ganze Dörfchen liebt' und ehrte den Alten; denn keiner kam ihm gleich in der Schnizarbeit, — keiner auf der Pfeife, — keiner in der Erzählung beym Heerde. Gieng er über die Straße, so wimmelten ringsum ihn her die rosenwangigten Kinder: mit Blumen in der Hand hüpften sie vor ihm her, und riefen: „Vater komm, o komm mit uns unter die Eiche! Erzähl uns Mährchen der Vorzeit! — sieh, dann sind sie dein, diese Blumen." Dann pflegt' er oft an Sommerabenden sich unter die Eiche zu setzen, und beym schäumenden Krug zu erzählen, und — verwundernd neigten sich ihm die rothen Gesichter der Jugend entgegen.

Jetzt

Jetzo saß er im hohen Gras' und pfiff. Neben ihm saß stillauschend sein treuer Hund. Als er die beyden erblikte, da sprach der sinnige Alte:

Seyd mir gegrüßt, ihr Freunde, woher so spät im Gebürge?

Jene. "Ha, bist du's, geliebter Vater der Gegend? Wir fällten Tannen dort oben, und wandern jetzo ins Dörfchen zurük."

Franz. Ey, so eilet nicht so. Noch hängt ja die Sonne zögernd am Hügelwald, — noch schlummert das dunkelnde Abendgestirn. Kommt und sezt euch neben mich nieder. Hier sind Erdbeeren und Brod, und süße Milch. Erquikt euch erst ein wenig — Wie euch die Stirne glüht! — kommt, süß ist nach der Arbeit die Ruhe.

Josef. Wir danken dir, guter Vater; doch rasten wir nicht, du erzählst uns dann Was aus den Tagen der Vorzeit.

Franz. Sey's. Ihr sollt die Geschichte vom Einsiedler Max von mir hören; als eine kleine Rache für eure Bedingung sollt ihr sie hören; — denn wer weis, ob euch die Haare nicht steigen? — Kommt dann, Rudolf du hieher, und Josef gegen mir über.

Eilend sezten die Jünglinge sich neben ihm nieder, kosteten seines Vorraths ein wenig, und Franz begann die Erzählung.

„Dort im Reinthal, das jene Eiche bewacht, lebte vor grauer Zeit in einer Felsenhöle der Einsiedler Max. In einem schwarzen härnen Mantel, baarfuß, und ein großes Silberkreuz auf der Brust, pflegt' er bey Tag und bey Nacht diesen Wald zu durchstreichen. Er nährte sich von Kräutern des Berges, von wilden Früchten und Wurzeln, warf sich täglich siebenmal auf den steinigten Boden, riß sich das Kleid vom Leibe und betete siebenmal täglich.

Im nemlichen Walde war eine Bande von Räubern. Unter dem Boden haußte die schwarze Rotte. Oft fuhren sie verderbend wie die flammenden Eingeweide der Berge empor, fielen mit gewappneter Hand den Reisenden an, und trugen die Schäze in ihre unterirrdische Kluft.

Aber dem Einsiedler thaten sie kein Leid. Frey gieng dieser umher, besuchte öfters die Stadt und die nahen Flecken, predigte laut von Gott und seinem Gesalbten, und heilte viele, wie sie sagten, von Seuchen und giftigen Fiebern.

Weit umher erscholl der Nahme des wunderthätigen Max. „In seiner Waldkluft — sagte man — hat er eine Sprosse des heiligen Kreuzes. Und wer die Sprosse berührt, der genesst von jeglicher Kranckheit; von ihm fällt die Hülse der Sünde, und seine innern Augen werden geöffnet. Die Wolken fallen, und — im Himmel der Himmel sieht er entzückt —

drey

drey leuchtende Sonnen, um die an goldnen Geweben alle Geſchöpfe fliegen, — von denen Leben und Fülle auf alle Welten herabquillt.“

Alles dies ſagte man vom heiligen Max. Da wimmelte Jung und Alt ihm von allen Enden entgegen. Sie brachten ihm Gold und Silber und reiche Geſchmeide zur Gabe, knieten dann mit entblößtem Haupt um ſeinen Felſen her, und baten ihn um ſeinen Segen. — Dann ſtellte der Einſiedler ſich auf den hohen Felſen, hob ſeine Hände gen Himmel, und murmelte dunkle Gebete. Nach dem Gebete hieß er ſie nahen und beſprengte ſie ſegnend mit dem heiligen Waſſer, — in ſeiner Rechten die Sproſſe. — Sie ſchieden von ihm gereinigt, und prieſen den heiligen Seher.

Aber — o meine Freunde, Max war ein ſchrecklicher Sünder. Die Lehre Chriſtus mißbraucht' er zu ſeinen hölliſchen Künſten. Erſt war er ein Glied der Räuberbande. Mit ihnen hatt' er in dieſem Walde ſich niedergelaſſen. — Da kam in einer Mitternacht einſt — Gott ſey uns gnädig! — der Teufel in einem Traumgeſicht zu ihm, und weyhte ihn zu ſeinem Mäkler. „Auf! ſo ſchnaubt' er ihn an, auf und wirf als ein Heiliger in dieſer Wüſte nach Menſchenſeelen dein Nez aus!“

Die Worte flogen nicht in die Luft. Mit dem Morgen machte ſich Max auf, zog ein härenes Kleid an,

und opferte ganz ſich dem Satan. — Was ihm die Leute brachten, das trug er bey Nacht in die Räuberhöhle. Lange trieb er ſo ſein hölliſches Gewerbe.

Aber ihn ereilten die Donner des Rächers, — ihn ergrif zermalmend die Hand des Allerhöchſten!

Bald bekam man durch Liſt ein Paar der Räuber gefangen. In der Stunde des Todes geſtanden ſie das ganze Geheimniß.

Man ſandte Reiſige aus, und Haufen geharniſchter Männer. Sie beſezten mit Fackeln die Höhle, und ergriffen die Hölleurotte bey Nacht. Aber Maxen fanden ſie nicht. Wie ein reiſſendes Thier lauert' er in ſeiner Felſenwohnung auf Menſchen.

Als ſie jezt der Frevler heranſchweben ſah, da rannt er wüthend auf den äußerſten Zacken, riß mit des Wahnſinns Geberde ſein Haupthaar aus, und ſchleuderte entſetzensvolle Flüche auf die Kommenden herab. Dreymal flucht' er ihnen — daß ſich der Mond verbarg, — daß die Sterne erbleichten. Mit der vierten Verwünſchung ſtürzt er ſich ſchreyend von der Felſenzinne hinunter, daß ſein giftgeſchwollenes Aug' an der gelben Wange klebte, daß in Blut und Hirn ſein zerſtümmelter Leichnam ſchwamm. — Schaudernd flohen die Männer vor dem Anblick zurück. Sie brachten die Räuberrotte gefeſſelt zur Stadt. Vom Hochgericht flohen ihre verruchten Seelen zur Hölle. —

Max,

Mar, den Läſterer Gottes, fraßen die Vögel des Himmels, die wilden Theire lekten hungrig ſein Mark.

Seitdem erſchien er oft dem verweilenden Jäger bey Nacht. Von Flammenlockigten Furien gepeitſcht rauſcht er heulend durch die ſchwarzen Wipfel des Waldes, ſinkt auf die Trümmer ſeiner Höhle im blutigen Mondſtral herab, und brüllt wie Sturmgeheul:

„Laßt ab, ihr zermalmende Donner! — Ihr Blitze Gottes laßt ab! — Ich will es ja ſagen, laut wie „der Sturmwind will ich aller Welt zuheulen: daß ich „ein Frevler war. Hah, mir iſt des Allmächtigen „Rache mit felſenſchmetternder Macht auf die Scheitel „gefallen! mir gehet in jeder Ader — der Tod, — „in allen Gliedern — der Tod! — Tod brüllt aus „meinen Eingeweiden, und ſchlürft tropfenweiſe mein „Herzblut. Ach und noch leb ich, — fühle ſie noch „ſo ſchreklich die Wunde des Rächers. Vergebens beſchwur ich aus ihrer unheiligen Gruft die Vernichtung, fluchte der Stunde meines Werdens vergebens. „Taucht ich mein Haupt ins unterſte Meer, eilt ich „auf den Flügeln des Blitzes bis ans Ende der Schöpfung: dennoch fände die Rache mich, — wie die „Grabnacht hänge ſie dennoch ewig — ewig über mir. — „O laßt ab, ihr zermalmende Donner, ihr Blitze Gottes laßt ab!!„ Alſo hörten ſie oft ſein Jammergeſchrey in der Stille der Nacht.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20583 / 352

Ja, meine Kinder, es ist was entsetzenvolles, wenn Diener Gottes sein Wort zur Sünde misbrauchen. Tausendfach wird einst der Rache Zackenblitz ihr Herz durchschneiden. Drum laßt uns ihn lieben mit kindlichem Herzen, — laßt uns leben, als stünden seine Engel bey jeder heimlichen That, und brächten sie vors Angesicht des Heiligen!„

Bleich und sprachlos hörten die Jünglinge die Worte des Greisen. Gute Vorsätze schossen wie Frühlingsblumen in ihren Herzen empor, — alle dem Vater der Glaubigen heilig.

Und schon wälzte die Nacht sich düster am Gebürge herab. Da rasten die drey sich empor. Von ferne zeigt' ihnen Franz im Mondlicht die Trümmer der Höhle.

Schaudernd schieden sie und gelobten dem Himmel — ewige Treue.

Ludwig Schubart.

VI.

Volksgedichte der Esthnischen Nation.

Bruchstück einer größern Abhandlung über Sprache, Poesie, Charakter und Geist dieser Nation.

Man erwarte hier keine Iliade Homers oder Lieder Ossians. Wie könnte die das arme Sklavenvolk liefern?

fern? Was ich geben werde, ſind Ausflüſſe eines zärtlichen, oft gequälten Herzen, ſimple Naturpoeſien, ein Beytrag zu den Volksgeſängen europäiſcher Nationen von einem Volke oben am finniſchen Meerbuſen, von dem man ſich keinen dichteriſchen Laut vermuthet hätte.

Mehr als einmal war ich bey dieſem und jenem Liede zweifelhaft, ob ichs herſetzen oder zurückbehalten ſollte. Aber wenn man ſich in den Ideenkreis eines ſolchen armen Volks hindenkt, dem ſchon ein ſilberner Knopf, ein Stück Leinwand, ein alter Thaler, der vom Urgrosvater bis auf den Urenkel ſich heraberbte, ein flatterndes ſeidnes Band Reichthum iſt: ſo wird, was dem an Juwelen und alle Blendwerke der Erde gewöhnten verächtlich iſt, dem, der ſich bey Beurtheilung einer Sache ganz in das Gefühl und den Geſichtskreis eines einzelnen Menſchen oder ganzen Volks zu ſetzen weiß, angenehm und wirklich willkommen ſeyn.

Ich war bey einer ihrer Hochzeitsceremonien gegenwärtig. Aber vieles von dem Detail iſt mir wieder aus der Seele gekommen, und ich möchte kein Bruchſtück liefern. Es werden Geſchenke an die Gäſte ausgetheilt, die etwas weniges an Geld dafür wieder ſchenken. Da der Bräutigam ankam, ſang man ein Lied, das ich auſſer der teutſchen Ueberſetzung auch im ehſtniſchen herſetze, um über den Klang der Sprache ſelbſt etwas urtheilen zu können. Aber ein Teutſcher

wirds immer noch zu hart lesen, wenn ers auch weich genug zu lesen glaubt. Der Ehste und die Ehstin haben in ihrer Aussprache ausserordentlich viel weiches, feines und zärtliches, das unser verhärteter teutscher Mund immer gröber giebt.

Man findet in diesem Liedchen einen Refrain. Da Griechenland, Italien, Frankreich, der Orient, und auch dieses nordliche Volk dergl. hat so muß das Angenehme desselben tief der menschlichen Seele von der Natur eingeprägt seyn. Wer liebt nicht das eras amat, qui nunquam amavit des Katull, das „Morgen liebe, wer die Liebe nie gekannt" von Bürger, und das „hebt an, sicilische Musen, hebt ein Klagelied an„ von Moschus?

Man verwische auf einige Zeit alles hohe und verfeinerte, woran sich unser Geist gewöhnt haben mag, aus der Seele, und die Blumen, oben am finnischen Meerbusen gewachsen, werden gewis gefallen.

Peiokenne Poisikenne	Jugendlicher Bräutgam,
Kust' sa tundsid meile tulla	Wie verstehst du zu uns zu kommen?
Oskasid ülle Orrode	Wußtest den Weg durch die Thäler
Alerkasid ülle mäggede	Ueber die Berge
Oeie penike perresse	In dies große Dorf
Wanna taalri tallage	Diesen kleinen Bauerhof,
	In dies Gesinde, wo alte Thaler sind?

Eti-

Ju-

Peikenne Poiſekenne
Seſt ſa tundſid ſeie tulla
Oskaſid ülle Orrode
Mäkaſid ülle Mäggede
Seie ſurege Küllaſſe
Seie penike perreſſe
Wanna taalri talloge.
Höbbé nup olli auctſane
Kaks olli Kaja aſſane
Wüs olli wärrawa peäl
Meie oved lauandiſſed
Kattukſed kanna munnega
Käſtad sea lihhaga
Kinnispakkud woiga woitud.
Seſt ſa tundſid ſeie tulla
Oskaſid ülle orrode
Mäkaſid ülle mäggede
Seie ſure kullaſſe
Seie penike perreſſe
Wanna taalri talluge.

Jugendlicher Bräutigam,
Deswegen wußteſt du hieher zu kommen?
Wußteſt den Weg durch die Thäler
Ueber die Berge
In dies groſſe Dorf,
Dieſen kleinen Bauerhof
In das Geſinde, wo alte Thaler ſind?
Ein ſilberner Knopf war im Gehüſd
Zwey waren im Garten
Fünfe auf der Pferte;
Unſer Hof war mit Leinwand überzogen,
Die Dächer mit Hühnerevern,
Unter dem Dache hieng Schweinfleiſch
Die Fleiſchblocke waren mit Butter geſchmiert.
Deswegen wußteſt du hieher zu kommen
Wußteſt den Weg durch die Thäler
Ueber die Berge
In dies groſſe Dorf
Dieſen kleinen Bauerhof
In dies Geſinde, wo alte Thaler ſind?

Simpel, einfach, volle Natur! Der Jüngling ſucht ſich eine reiche Braut. Er durchwandelt Heyde und

und Thäler. Sein Blick durchspürt alle Gefilde. Er sieht einen Bauerhof, wo ihm lang hingestreckte Stücke Leinwand entgegen blinken: die Pforte ist mit versilberten Kugeln geschmückt: ein reicher Fleischvorrath hängt über der Hausthür — „das muß eine reiche Familie seyn." Er geht hinein, findet ein liebevolles junges Mädchen, Schnee im Gesicht, Rosen auf der Wange, blondes langes Haar fließt in Nacken und Busen herab — denn das ist die fast durchgängige Gestalt der Landeseingebornen — er hält um sie an, der Vater giebt sie, und bindet beyde auf ewig in die Fesseln der Liebe.

2.

Ebenfalls ein Hochzeitlied. Es ist ohne Zweifel noch in katholischen Zeiten gemacht, worauf uns die Erwähnung der Jungfrau Maria zu schließen berechtiget.

Die Jagelinie, deren erwähnt wird, ist der lederne Riemen, den man in der Hand hält, um das Pferd zu regieren. „Die Halftern blieben an den Stralen der Sonne hängen" — ist wohl poetisch: ein angenehmes Bild. Auch die Sonne schäkerte mit dem jugendlichen Bräutigam, und wollte dem schnellreisenden auf dem Wege zu seiner Braut Hindernisse legen. Nicht ein Fremder, ein kalter Hochzeitgast, ein träger veralteter Verwandter, der schon ein Halbjahrhundert durch die Reitze und Wehen der Liebe fühlte, reißt die

Jage-

Jagelinie von dem Gesträuche los: der nicht rastenwollende jugendliche Bräutigam, dem jede Minute ein Jahrzehend ist, die ihn vor der Umarmung seines Mädchens zurückhält, springt aus dem Fuhrwerk heraus, schlängelt die verworrene hängen gebliebene Jagelinie auseinander, sezt sich, ohne zu zaudern, wieder ein, und eilt fort auf den Flügeln der Liebe.

Es scheinen zwey Chöre in diesem Gesang mit einander abzuwechseln. Der Chor vor dem Hause beginnt. Der kommende Chor antwortet. Die Fragen, die der erste dem andern vorlegt, sind Fragen des theilnehmenden Mutterherzens, der neugierigen Braut, der jede Kleinigkeit auf der Reise ihres Bräutigams wichtig ist. „Die Jagelinie blieb hängen: darum blieben wir so lange aus." Gewis der Bräutigam (denkt der Chor in die Seele der Braut) riß sie vom Gebüsch los. Er fragt also „wer nahm sie von dem Apfelbaum?" — Das that der jugendliche Bräutigam, (antwortet der andere Chor) der jugendliche Mittelpunkt aller Bewegung, der glänzende Funke der Gesellschaft. Das Lied nun selbst:

Terre terre saiokenne	Willkommen, willkommen, Hochzeitsgesellschaft!
Terre teeka tallemasta	Willkommen nach der Reise!
Kes teid teile terwestelles	Wer erhielt euch gesund auf der Reise?
Kes andis, arrola kätte	Wer zeigte euch die Spur?
Iumal teid meid terwestelles	„Gott erhielt uns gesund auf der Reise
Maria and arrola katte.	„Maria zeigte uns die Spur."

Mit Was

Mis teid tele wiwiſtalles	Was hielt euch auf dem Wege auf?
Ohja läks ſid aunapuſſe	„Die Jagelinie blieb am Apfelbaum hängen
Peitſed päwa näludelle	„Die Halftern an den Stralen der Sonne.“
Kes wot ohjad aunapuſta	Wer nahm die Jagelinie vom Apfelbaum?
Peitſed päwa näludeſt	Die Halftern von den Stralen
Sepſe Peio poiſekenne	„Das that der jugendliche Bräutigam
Se wot ohjad aunapaſta	„Der nahm die Jagelinie vom Apfelbaum
Peitſed pawa näludeſt	„Die Halftern von den Stralen der Sonne.“

3.

Aber das Mädchen ſeiner Liebe, nach der ſeine Seele ſchmachtet, wegen der er die lange Reiſe unternahm, und keine Beſchwerlichkeit achtete, iſt — entflohn. Die Jungfrau hat weibliche Sittſamkeit verborgen. „Wo iſt die mir verſprochene, verheiſſene?“ — Die Eltern und Anverwandten der Braut, diß ſie verſteckt haben, antworten:

Häſti häſti Peiokenne	Ganz recht, ganz recht, Bräutigam!
Kes käskis ſaiaga tulla	Wer hieß dich mit Geſellſchaft kommen?
Eks woinud ſallaga tulla	Konnteſt du nicht heimlich kommen?

Neido hülis Pilli heäle	Die Braut hörte den Dudelsack blasen*)
Neido lentis leppikkulle	Sie flog in das Ellerngebüsch
Neido kargas Kasikulle	Sie sprang in das Erlenwäldchen,
Wirtus wimaks nahtud neido	In Wierland sah man sie zuletzt
Harjus anded jaggatud	In Harrien sind ihre Gaben**) ausgetheilt,
Peides pea suggenud	In Weissenstein ward ihr Kopf geschmükt,
Wiljandes on wihhellud	In Fellin ward sie gebadet.

Wie naiv! — „Wer hies dich mit Gesellschafft kommen? Konntest du nicht heimlich kommen?“ — Nun such sie, durchstreif das ganze Land. Durchlauf ganz Wierland, ganz Herrien (zwey Kreise von Ehstland). In Herrien sind schon die Hochzeitgeschenke ausgetheilt: sie hat schon einen andern Bräutigam. Und wie war sie geschmückt? —, In einer Stadt, in Weissenstein ward ihr der Kopfputz aufgesetzt. In einer Stadt ward sie gebadet und nach Standessitte mit wohlriechenden Salben übergossen. — Alles wird vereinigt, um sein lüsternes Herz noch lüsterner zu machen. Er durchstreift den Garten oder das Innre des Hauses, und findet endlich sein Kleinod. — Wer hier nicht Natur fühlt, fühlt sie nirgendwo. Es ist Sprache des spöttelnden, Vergnügen findenden Herzens an den Lei-

*) Der Bräutigam kömmt mit Musik an.

**) Gaben — Hochzeitgeschenke, die die Braut giebt.

Leiden der Liebe eines andern. Der Schatz wird ihm auf einige Zeit verborgen, um ihn ihm noch werther zu machen.

Wird die Braut von ihren Eltern ausgestattet, so giebt man ihr Wirthschaftsgeräthe, Leinen, Kleidungsstücke und einen kleinen Viehstand mit. Aber bey einer Waise muß nothwendig dies alles wegfallen. Wie kärglich müssen vollends die Geschenke aussehen, die sie der Gewohnheit nach an die Hochzeitgäste austheilen soll? — Folgendes Lied wird von einer Waise gesungen, wenn die Zeit kömmt, die Gäste zu beschenken.

4.

Ich bin allein wie der Sperber
Und doch ist der Sperber selbfünfe.
Ich bin allein wie die Ente
Und doch ist die Ente paarweis.
Ich bin allein wie der Kranich
Und doch sind die Kranniche selbsechse.
Ich bin allein wie die Löffelgans
Doch hat sie zwey Kinder.
Ich bin ganz allein,
Habe keinen Vater
Keine Mutter,
Wem soll ich meine Trauer klagen?
Wem soll ich krank vorseufzen?
Auf wen soll ichs wälzen, wenn man zornig ist?
Klage ichs der Hahnenfussblume,
Die Blume wird bleicher:
Klage ichs der Blume des Steinbrechs
Sie wird schimmlich:
Klage ichs dem jungen Grase,
Das junge Gras wird welk,
Indem es meine Klage hört,
Den Gesang der armen Waise.
Steh auf Mütterchen!
Steh auf Väterchen!
Steh auf, mach meinen Kasten fest!

Nach

„Mach fest das Gefäß mit meinen Hochzeitgaben! *)
„Ich kann nicht aufstehen, meine Tochter!
„Ich kann nicht aufstehn, ich werde nicht erwekt!
„Zartes Gras ist schon über mich gewachsen,
„Blätter Heu sind auf meinem Grabe:
„Auf meinen Augen ist ein blauer Wald,
„Auf meinen Füßen kleines Gesträuche.“

Eine Elegie, die an Wahrheit des Ausdrucks den Ovidischen zur Seite zu setzen ist. Wer fühlt hier nicht den zerreissenden Empfindungen einer Waise nach! Sie tritt in einen neuen Stand: da ist niemand, der sie unterstüzte. Und sie soll noch Geschenke austheilen? — Sie ruft ihrem Vater nach der Gruft zu, wehmüthig spöttelnd „Väterchen, hilf mir den großen Kasten, in dem meine Mitgabe ist, zumachen. Er ist so voll, daß ich den Deckel allein nicht niederzubeugen vermag. Gieb mir her, Mütterchen, meine Hochzeitgeschenke, auf die die Gäste so warten!“ Aber ihr Schikſal entschuldigt sie hinreichend.

Wem dieß Lied das erstemal nicht gefällt, der les' es zum zweyten und drittenmale. Er wirds gewis zulezt lieb gewinnen. Es ist die ausdrucksvollste Sprache der Natur. Die Gleichnisse von der Ente und der Löffelgans sind vielleicht unserm verfeinerten Jahrhunderte anstößig, wo man nur gern vom Strauß, Phö-

*) Ironie — er ist zu voll von Gaben: sie kann ihn nicht allein zumachen, so angefüllt ist er.

Mönch.

Gnädiges Fräulein, seyd ihr gekommen, mit diesem Grafen vermählt zu werden?

Hero.

Ja.

Mönch.

Wofern eines von euch einiges innerliches Hinderniß weiß, weswegen ihr nicht zusammen kömnt, so befehl ich euch, so lieb euch eure Seele ist, es zu entdeken.

Claudio.

Wißt ihr eines, Hero?

Hero.

Keines, mein Herr.

Mönch.

Wißt ihr eines, Graf?

Leonato.

Ich getraue mir die Antwort für ihn zu machen, keines.

Claudio.

O was getrauen sich die Menschen nicht? Was thun die Menschen nicht? Was thun sie nicht alle Tage, ohne zu wissen was sie thun?

Phönix, Cameleon und Geschöpfen hört, von denen man so oft weiter nichts als den Namen weis. Aber wenn man bedenkt, daß hier eine arme Bäurin spricht, die ihre Gleichnisse nur von Dingen hernehmen kann, mit denen sie täglich umgeht, so wird man sie entschuldigen. Bey abermaligem Lesen geht der Genius des dichtenden klagenden Mädchen in uns über, wir denken mit ihrem Geiste, empfinden mit ihrem Herzen, und ihre Sprache, da sie die Sprache der Natur ist, gefallt uns *).

5.

Schnitterlied.

Bey der Kornerndte ist das zweyte Geschlecht blos mit einem Hemde bekleidet, das über der Hüffte mit einem Bande oder einer Anschrote von Tuch umgürtet ist. Keinen Rock hat es an, kein Halstuch über: sein ganzer Anzug besteht im Hemd, einem Ringel auf dem Kopf, der die Haare hält, und einigen Korallen die am Hals herabhängen. — Die Mannspersonen haben ein paar leinene Hosen ausser dem Hemde an — alles geht baarfuß. — — Die vorlezte Zeile des Lieds, wie sollte sie den teutschen Herren durchs Herz gehen! — Ich habe noch keins geöffnet, um die Wunde zu sehen, die sie gemacht hat. Die 3te, 4te und 5te Zeile ist gewis recht artig. Sie sind ein Gewebe von Feinheit der Empfindung, Sarkasme und Naivität.

Scheint,

*) Herr S. verdient unsern warmen Dank für die Mittheilung dieser ehstnischen Volkslieder: aber er sollte mehr Zutrauen zum Geschmack der Leser haben, und nicht so viel — commentiren. W.

Scheine, ſcheine Sonne!
Klar und heiter ſey die Witt'rung.
Scheine, daß wir ohne Tuch heiß werden
Treib mit deiner Wärme das Linnen auseinander
Und mache Schweis ohne Kleider.
Scheine, Sonne, auf den Perg *)
Und auf die ſilbernen Korallen:
Die Hitze verderbe den Perg nicht,
Das helle Wetter die bunten Korallen nicht!
Scheine nicht auf den Teutſchen,
Scheine immer auf uns!

6.

Der Sommer iſt in Ehſtland kurz. In der Mitte des Auguſts finden ſich ſchon Regen und Kälte ein, und das Heumachen wird oft auch von Regengüſſen unterbrochen. Man muß alſo in den Tagen des Sonnenſcheins mit verzehnfachten Kräften an das Heumachen gehen. Würde der Bauer frey ſeyn, und das, was er erndtete, ſein eigen nennen können, ſo brauchte man nicht zu Zwangsmitteln, die Geſchwindigkeit ſeiner Arme zu vermehren, ſeine Zuflucht zu nehmen. Aber ſo wird ein großer Heuſchlag vorgegeben „der muß heute abgemäht ſeyn: nicht eher wird geraſtet.“ Die Aufſeher ſtehen zur Seite, haben den Stock in der

*) Perg iſt der Hauptſchmuck eines unverheyratheten Mädchens, der in einem Ringel von Pappe beſteht, der mit Stücken ſeidenen Zeugs überzogen, mit ächten Treſſen eingefaßt iſt, und die Haare zuſammenhält;

Hand und beſtrafen den, der nach ihrer Meinung nicht ſchnell genug die Arme rührt. . . . . Der Amtmann bekömmt zu der Heuzeit den Befehl, das ganze Gebiete auszutreiben, d. i. auch die kleinen Kinder, die kaum heraufgewachſen ſind, nicht zu Hauſe zu laſſen, ſondern mit zur Arbeit zu nehmen. Beynahe möchte man glauben, daß ich zu viel ſage. Aber man höre die Sprache der armen Leute im Liede ſelbſt, ihre Vorſtellungen, die ſie davon machen, ihre Empfindung, die zu der Zeit ihr Herz zuſchließt — und wenn ſie das Gegentheil ſagen, ſo will ich mir gern den Vorwurf machen laſſen, daß ich der Wahrheit nicht treu geblieben ſey.

So lange iſt der Heuſchlag ſchön
Als das Heu ungemäht iſt.
So lange geben die Schwaden wohl an
Bis die Spreu aufgenommen,
Bis die Saden abgeharkt ſind,
Wenn der Schober noch nicht gemacht iſt. —
Ach beſſer iſt das Leben im Abgrund,
Glücklicher das Unglück in der Hölle,
Als auf unſerm Hofe zu ſeyn!
Vor Sonnenaufgang wird ſchon gearbeitet,
Im Mondenlicht ein Heuſchober geſchlagen,
Nach Sonnenuntergang wurde geſchnitten,
Die Ochſen fraßen im Joch,
Die armen Wallachen angeſpannt,
Die Arbeiter ſtehen auf Zaunſtecken
Die kleinen Helfersarbeiter auf ſpitzigen Pflöcken —
Herr der weiſſen Flur!
Frau mit der goldnen Krone!

Junge

Junge Herren mit ſilbernen Ringen!
Steiget auf den Stuhl
Gehet auf den Saal
Blickt auf das arme Volk
Wie es erbärmlich geplagt wird —
Wie die kleinen gepeinigt werden,
Die Fingerlangen bey der Arbeit geſcholten
Und die Wenigen zerſtreut werden.

Ein groſſes breites Stück Wieſe wird ihnen vorgegeben — ſie müſſen ſich in die Breite vertheilen, und ſo von einander abgeſondert den Heuſchlag abmähen. Alſo auch die Freuden der Geſellſchafft, der Unterhaltung ſind ihnen zu dieſer Zeit unterſagt. Hierauf bezieht ſich die lezte Zeile.

7.

Ein Gegenſtück.

Im Frühjahr iſt manchmal ſolche Noth, daß der Bauer das halbverfaulte Stroh von den Dächern abdecken und ſein Vieh damit füttern muß. Dieß hab' ich zur Verdeutlichung der 2ten Zeile herſetzen müſſen.

Zur Aufhellung der 4ten Zeile muß man merken, daß der Bauer keinen Schornſtein auf dem Dach hat, ſondern der Rauch zieht ſich in der Stube herum, und endlich zur Thür hinaus. Die teutſchen Häuſer haben nur Schornſteine. „Seit dem Schornſteine im Dorf ſind" heißt alſo ſoviel: ſeit dem ſich Teutſche im Lande etabliert haben.

Der Herr kann soviel Leute als er will und welche er will, zu sich auf den Hof nehmen — und so wird auch die lezte Zeile deutlich seyn.

Noch will ich nicht unerinnert lassen, daß man die Abgaben an den Herrn „Gerechtigkeiten" nennt. Die 7te Zeile erklärt sich hieraus.

Daher ist das Land herunter
Und das Stroh verliert sich von den Dächern
Daß Edelhöfe im Lande sind —
Eichensteine zwischen dem Dorfe,
Und des Gebiets Verzehrer auf der Flur!
Das Schaf setzte ein Lamm mit weiser Stirne,
Das kriegte der Herr zum Gerechtigkeits Schaaf;
Die Sau setzte Ferken
Die kamen an des Herren Bratspieß:
Das Huhn legte Eyer,
Die kamen in des Herren Pfanne:
Die Kuh setzte ein Ochsekalb
Das kam in des Herren Heerde als Bulle;
Das Pferd setzte ein Hengstfüllen,
Das wurde des Herren Reitwallach:
Die Bäurin hat Söhne
Die wurden bey dem Herren Hühnerjungen.

Will man nach einen lebendigern und wahrern Kommentar über das Verhältniß dieses armen Volks gegen seine Herren, als dies Lied, das Resultat seiner Empfindung und seiner Erfahrungen?

8.

Wer eine Frau Wehen fühlen, kreißen, mit der Frucht ihres Leibes niederkommen sah, wie wahr wird er folgendes Gemälde finden! Die Empfindungen der Umstehenden sind Beängstigungen eines Delinquenten. Wie groß ist aber auch die Freude, wenn die Stunde der Marter vorüber ist und ein Sohn oder eine Tochter die Familie vergrößert hat!

Ein krummes Holz in der Form eines halben Zirkels verbindet die beyden Stangen, die an dem Wagen die Länge vorgehen, und zwischen welche das Pferd gespannt ist. Die Verfertigung eines solchen krummen Holzes, wobey viele Ruhe geschaftig seyn muß, ist das Geschäft der Männer. Krummholzmacher, Krummholzbeiler in dem folgenden ist also soviel als eine Mannsperson.

Die Haspel treiben ist soviel als Garn aufwinden, die Beschäfftigung eines Frauenzimmers.

Lied bey der Wöchnerin.

Die liebe junge Wöchnerin
Gieng zehnmal den Weg nach der Küche,
Hundertmal den Weg nach der Badstube,
Tausendmal zwischen der Wohnstube umher,
Suchte sich einen Balken, sich zu erhängen,
Ein Holz, das sie erschlagen sollte —
Das Gesinde weinte unter der Bank,
Die Kinder unter'm Tisch,
Der Ehemann in der Kammer —.

— Pauſe. —
Jeſus ſing durch die Thür
Maria dachte nach am Fenſter —
— Pauſe. —
„Was hat der Schöpfer euch gebracht?
„Hat er euch einen Krummholzhobler gebracht?
„Oder iſts ein Schreiber?
„Oder eine, die die Haſpel treibt? — —
Gott hat einen Krummholzhobler geſchaffen! —
Das Geſinde lachte unter der Bank,
Die Kinder unter'm Tiſch,
Der Ehemann in der Kammer.

9.

Schauckellied.

Die Schaukel iſt ein Lieblingszeitvertreib der Ehſten. Die Seele geräth in Schlummer — und vergißt auf einige Zeit ihr Elend dabey. . . . Was das Thor dem Morgenländer iſt, das iſt die Schaukel dieſer Nation. Jung und alt kömmt da zuſammen; der Vater freut ſich ſeiner Söhne, die Mutter ihrer Töchter. Man redet von Neuigkeiten und bringt etwas Speiſe mit, weil man an einem Feyertage die mehreſte Zeit des Nachmittags und den ganzen Abend hier bleibt. Wer was hat, theilt dem, der nichts hat, mit.

Der Kubijas iſt ein Vorgeſetzter der Bauern, mit ſeiner Familie von aller Arbeit frey, kann alſo ſeine eignen Felder, da er mit den Seinigen keine Hofarbeit zu thun hat, in den beſten Stand ſetzen, und iſt daher

daher reicher als die andern Bauern. Dieſer und jener ſeiner Mitbrüder bringt ihm auch ſo manchmal Geſchenke, damit er ihm einen Arbeitstag wider Wiſſen des Herrn erlaſſe, oder ihn ſonſt ſchone. Deshalb iſt ganz naiv in der verlezten Zeile geſagt: von des Kubijas Tochter fand ich eine goldne Treſſe. Wie ganz anders war das, was ſie von der Vater- und Mutterloſen Waiſe fand! „Von der Waiſe fand ich unächte Treſſen.“ — Dieſe und die andern Sachen hatten die Mädchen, weil ſie ſo ſchnell ſich ſchleuderten, verlohren. Der Balken, in dem die Schaukel feſthängt, dreht ſich manchmal aus Schnelligkeit um, und man überkäupelt ſich beym Schwenken. — Von Liſe fand ſie ſtädtiſches Garn, weil ſie ohne Zweifel Hofmädchen war..... Die Dichterin fand alle dieſe ſchöne Siebenſachen, kömmt voller Freude von dem freyen Platze, wo die Schaukel geht, ins Dorf hin, und holt die übrigen Frauen und Mädchen zur Schaukel.

Dorf-Weiber kommt zur Schaukel!
Bringt Hühner, bringt Eyer,
Bringt brütende Gänſe,
Bringt Enten paarweiſe
Bringt Füße der Schwimmvögel,
Kommt zur Schake zu ſchwenken.
Schiebt die Kinder in die Wiege,
Der Vater wird die Kinder ſchon ſäugen.
Ich gieng zur Schake zu ſchwenken
Fand da viele ſchwarze Strümpfe,
Von Annen zwey bunte Bänder,

Von Liſe ſtädtiſches Garn,
Von des Kubijas Tochter goldne Treſſen,
Von einer armen Waiſe unächte Treſſen.

Man ſieht, wie ſie ſich Mühe giebt, mit der Herzählung all der gefundenen Herrlichkeiten ſie recht anzulocken, doch recht bald und gewis zu kommen. Wie naiv ſind nicht die zwey Zeilen:

Schiebt die Kinder in die Wiege
Der Vater wird ſie ſchon ſäugen!

Wer verkennt hier wieder Züge des feinſten Sarkaſme? —

Zulezt noch einige Hochzeitlieder. Ohne Zweifel iſt das erſte aus der Periode von 1580 — 1583, wo Schweden, Polen und Ruſſen im Lande waren. Die Türken darin ſind wohl ein Synonym von Tartaren, das man dem an geographiſchen Kenntniſſen ſo armen Volke gern verzeihen wird.

10.

Hochzeitlied.

Das Glück eines am Hofe beym Edelmann erzogenen Mädchens, das vielleicht auch wieder an einen der Hofleute verheyrathet wurde, wird hierin geprieſen. „Du weiſt deine Stätte, wo du ſicher ſchläfſt: aber wir deine Eltern — (es waren ohne Zweifel noch jezt die Zeiten des Kriegs) — wir wiſſen nicht unſre Schlafſtätte. Vielleicht iſt der Moraſt oder der Heuſchlag das Bette unſres Todes.“

Zwi-

Zwickelſtrümpfe iſt ſchon Luxus. Die Bäurin trägt eine ſchmale Schürze. Breite Schürzen zeigen alſo vermöge des Gegenſatzes „Reichthum" an.

Jüngferchen, Bräutchen!
Du wuchſeſt auf in des Edelmanns Stube,
In einer Stube, wo man in Zwickelſtrümpfen gieng,
Mitten unter Zwickelſtrümpfen —
Hinter weiten Gläſern *)
Auf dem Boden, wo man breite Schürzen trug,
Mitten in einem Steinhauſe —
Dich verdarben nicht die rigiſchen Flinten,
Nicht die Ruſſiſchen blutigen Degen
Nicht der Türken feurige Pfeile.
Der Herr war dein Vater,
Die Frau deine Mutter,
Des Herrn Töchter deine Schweſtern,
Seine Söhne deine Halbbrüder.
Da wuſteſt du wo du aufwuchſeſt,
Kanntest das Leben, wo du lebteſt,
Wußteſt den Ort, wo du ſchliefſt.
Die Gans weis die Stelle nicht
Die Ente nicht den kleinen Ort
Wo ſie hinſinkt zu ſterben.
Vielleicht ſterbe ich im Moraſt
Bleibe verlaſſen auf der Erde liegen
Oder verathme mein Leben auf dem Heuſchlage **).

II.

*) Großen Fenſtern. Der Bauer hat keins, oder ein ſehr kleines eine Spanne lang und hoch.

**) Das Lied ſcheint mir vielmehr im Nahmen eines armen Dorfmädchens, als im Nahmen der Eltern des Bräutchens gemacht zu ſeyn.

Benedict.

Wie? was ſollen dieſe Interiectionen bedeuten?

Claudio.

Macht ein wenig Plaz, Bruder: Vater, mit eurer Erlaubniß; ſeyd ihr aus freyer und eigner Bewegung entſchloſſen, nur dieſe Jungfrau eure Tochter zu geben?

Leonato.

So frey, mein Sohn, als Gott ſie mir gegeben hat.

Claudio.

Und was kan ich euch dagegen zurükgeben, das einer ſo reichen und koſtbaren Gabe das Gegengewicht halten kan?

Pedro.

Nichts, auſſer ihr gebt ſie wieder zurük.

Claudio.

Liebſter Prinz, ihr zeigt mir den Weg einer edeln Dankbarkeit. Hier, Leonato, nehmt ſie wieder zurük; macht euerm Freunde kein Geſchenk mit dieſer wurmſtichigen Pomeranze; ſie iſt nur der leere Schein der jungfräulichen Ehre; ſeht nur, wie ähnlich einem unbefleckten Mädchen ſie hier erröthet! O! daß das ſchlaue Verbrechen ſich mit dieſem ehrwürdigen Anſchn der Unſchuld deken kan! Kommt nicht dieſes Blut, als ob es ein unverwerfliches Zeugniß ihrer reinen Tugend ablegen wolle? Würdet ihr nicht, ihr alle, die ihr ſie hier ſeht, auf dieſe Anſcheinungen hin ſchwören,

11.

Hochzeitlied.

Ein Mann mit Stiefeln zeigt einer Teutſchen an. Der Bauer geht in Poſſeln, einer Art von Pantoffel, der an den Fuß feſtgebunden wird. —

Jerwen wird für die fruchtbarſte Provinz Ehſtlands gehalten. Der Bauer ſteht ſich in ihr meiſtens beſſer als der in einem andern Kreiſe. Daher der Luxus mit einem geſtickten Huth. — Das ſich ſchmiegelnde Mädchen machte ſich Hoffnung auf einen Teutſchen, alſo auf eine Heyrath über ihrem Stand — bekam aber zulezt doch nichts weiter, als einen — Bauer aus Jerwen. Das Lied nun ſelbſt.

Jüngferchen, Bräutchen!
Wie du zu Hauſe aufwuchſt,
Giengſt du wie ein Schwan am Schnee,
Wie eine graue Gans am Zaun,
Wuſcheſt deine Haare in Meerwaſſer
Und deine Augen mit weiſſem Seifenſchaum;
Dachteſt einen Mann mit Stiefeln zu kriegen,
Und einen feinen Huth zu ſchwemmen.
Du ſahſt hungrige Jünglinge,
Den ſchlechteſten Knecht aus Wierland
Einen geſtickten Huth aus Jerwen —
Und dem kämmteſt du den Kopf
Und krazteſt ihm die Füße.

12.

Hochzeitlied.

Jüngferchen, junges Weib!
Wie du zu Hauſe aufwuchſt

Da galteſt du wie Gold im Hauſe
Wie Silber auf des Vaters Gehöft,
Wie Kupfer auf des Bruders Raſenplatz.
Wenn du aber, Marichen, in ein fremdes Haus
kömmſt,
So kömmſt du wie ein Fiſch an ein ander Ufer
Wie eine Ente an einen andern Ort.
Ich weis es nicht zu loben noch zu tadeln
Ob du dann noch ſo viel giltſt als die Erde
Die unter der Gans Flügeln iſt,
Oder zwiſchen den Zehen des Sperlings *)
Oder der Ferſen des Hahns,
An den Gliedern der Flügel eines Vogels.

13.

Hochzeitlied.

Die beſte Lehre, ſich bey den Schwiegereltern einzuſchmeicheln und ihre Gunſt zu erlangen. Aber wieder wie ſarkaſtiſch alles! —

Jüngferchen, junges Weib!
Sey du des Morgens fleiſſig,
Vor der Sonne ſchon früh auf!
Geh dann die Kuh melcken,
Und fühle ihr ans Horn.
Findſt du von der Kuh ein Kalb —
So machs erſt der Schwiegermutter bekannt,
Findſt du ein Lamm mit weißen Stirnflecken,
Zeig' es freundlich dem Schwager an —

*) Das Mindere des Werths und die Geringfügigkeit konnte doch wahrlich mit keinem beſſern Bilde dargeſtellt werden!

So lobt dich recht die Schwiegermutter
So lobt dich recht der Schwiegervater,
Die Schwiegerin lächelt dich an,
Der Schwager erzählts im Dorf:
Dann heiſt du artig,
Eines artigen Weibes Tochter,
Ein artiges Weib hat dich gewiegt,
Ein braves Weib dich erzogen,
Und noch ein beſſres dich verheyrathet.

Ich gab das, was ich geben wollte, für keine Geſänge Oſſians aus. Demungeachtet wird der vorurtheilfreye Beurtheiler manche einfache Schönheit in dieſem und jenem Geſang entdeckt, und der Seelenforſcher tiefe Blicke in den Geiſt dieſer Nation gethan haben. Er wird ſie, wenn er den leiſen Winken nachgieng, jezt beſſer kennen, als er ſie vorher kannte, und als ich ſie ihm durch eine Beſchreibung hätte darſtellen können.

Wer nicht Feinheit der Empfindung ihnen angemerkt hat, wer nicht die ſalzigte Lauge von Sarkaſme in ihnen wahrnimmt: wer nicht aus dieſem paar Proben ihrer Nationalpoeſie den Schluß zieht, daß wir von dieſer Nation bey größerer Kultur und erlangter Freyheit ſchöne Stücke ins Reich der Poeſie, mit originellem Stempel verſehen, zu gewarten, und dann eine liebliche Sprache, die bey Kultur und freyem Athem dieſes Volks immer lieblicher werden würde, in Europa mehr aufzuweiſen hätten — für den habe ich dieſe Lie-

der

der in der Ueberſetzung und einige in der Urſprache nicht hergeſchrieben. Das unangenehm dünkende der mehrern Vokale an einander ſchwindet gänzlich weg, wenn man's von einem ehſtniſchen Munde mit alle ſeinen Nüanzen ſelbſt ausſprechen hört.

E.

VII.

Das Wiederſehen. *)

An
meinen Freund E. G. v. M.

Als er von der Armee, nach langer Abweſenheit, in das väterliche Haus zurückkehrte.

Im December 1785.

Noch immer ſchwebt, o Freund! die wonnevolle Scene
Des frohen Wiederſeh'ns dem Geiſte vor;
Noch immer hört mein lauſchend Ohr
Die lauten Seufzer, die gerührten Töne
Im Ausbruch hoher Freudigkeit:
Noch ſieht mein Blick die ſchöne Freudenthräne;

Die

*) Nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet.

Die Lieb' und unbegrenzte Zärtlichkeit
In jedes Auge träuft; noch wähne
— Ha, ſüßer Traum! — noch wähn' ich unter euch zu
ſtehn,
Zu theilen euer Glück, zu ſehn
Wie ſie dich feſt an ihren Buſen drücken,
Wie du, berauſcht von himmliſchem Entzücken,
Ein Gott, an ihrem Mund, in ihren Armen hängſt,
Und in bered'ten, ſeelenvollen Blicken
Die ſüß'ſten Zeugen ihrer Lieb' empfängſt.
Ja, wenn auch die Erinnerungen längſt
Veraltert ſind, und ſich den Geiſtesblicken
Im Nebeldunſt der grauen Zeit,
Die hinter uns ſich thürmt, je mehr und mehr entrücken:
So bleibt doch ſtets, mich an den Bildern zu beglücken,
Die größte, reinſte Seeligkeit
Für mein gerührtes Herz! Denn ſieh! noch immer beut
Die holde Phantaſie zu dieſen Meiſterſtücken
Von Seelenmahlerey, ſo ſchön und rein und wahr
Ihr buntes Farbenſpiel dem Geiſte dar,
Daß ſelbſt die höchſte Kunſt, wenn ſie zu zaubern wüßte,
Vor dieſem Werke ſich beſcheiden neigen müßte!
O Freund! vergönne mir, ſo ſchülerhaft und klein
Auch mein Talent nur iſt, das köſtliche Vergnügen
Die ſchönen Gruppen, wie ſie meinen Geiſt umfliegen,
Mit ſchwacher Hand zu conterfeyn

Und Sieger über die Vergeßlichkeit zu ſeyn.
Ich bin nur Dilettant in dieſer Kunſt zu kriegen:
Du wirſt um ſo viel mehr die Schwächen mir verzeihn.
Und wenn's vielleicht den matten Zügen
Zu ſehr an Geiſt und Energie gebricht;
Wenn ich nicht überall die wahren Farben wählte,
Hier noch ein Dunkel lies, und dort ein kleines Licht
In den Schattirungen verfehlte!
— Du kennſt ja ſelbſt, mein Freund! das Urgemählde,
Das kräftiger zu meinem Vortheil ſpricht
Als alle Schwierigkeit der Kunſt, die mich beſeelte, —
So richte, wenigſtens als Kenner, nicht!

Noch liegt, in feyerlicher Stille,
Die Nacht auf der entſchlummerten Natur:
Ein Heer von Schatten birgt mit ſeiner Rabenhülle
Das Thal, den Wald und die erſtorbne Flur,
Und frey von Gram und Lebensmüh'n und Kummer
Saugt jedes Weſen, eingewiegt in Schlummer,
Am Buſen ſüßer Ruh' erneutes Leben ein.
Nur Du ſchon wachſt, und glaubſt, voll Ungeduld, allein,
Des Tages Anbruch zu gewehren.
Der laſſe Wirth vernimmt dein lautes Schreyn
Und wendet dir, ſich noch ein Schläfchen zu erſparen,
Halbaufgewacht und gähnend ein:

Er fühle nicht das Morgenlüftgen wehen;
Der Hahnhahn ſollte noch zum erſtenmale krähen,
Unmöglich könnt' es Morgen ſeyn.
„Je ehr, je lieber, Freund! mir dünkt ich ſeh den Schein
Der Morgenröthe ſchon am Horizont verbreitet,
Friſch auf, und tummelt euch!“ So ruft du, ſchon gekleidet
Und ritterlich geſchmükt, ſchön wie der junge Tag,
Wenn er den Lauf beginnt, zum frühen Ritt bereitet.
Bald folgt dir auch dein Wirth, doch nur zur Hälfte wach,
Durch einen finſtern Gang zum warmen Stalle nach.
Er ſattelt, beym Concert der frühen Morgenlieder
Des muntern Hühnerhofs, dein Pferd;
Legt, in der Dunkelheit und halb im Traum, verkehrt
Den Zügel auf, und führt, ein ſchläfriger Gebieter,
Mit Ha und Ho! kaum deinen Gaul hervor,
So fliegſt du fort, ſo ſchließt ſich hinter dir ſchon wieder
In wilden Harmonien des kleinen Städtchens Thor.
Ha! könnt'ſt du nun dein Roß mit Hippogryfenſchwingen
Zum raſchen Aetherflug verſehn,
Und deinen Wünſchen gleich, ſchnell über Thal und Höh'n,
Durch Nacht und Dunkelheit, wie Winde, vorwärts dringen:
Wie bald würd' ich am Weg allein und einſam ſtehn
Und dich im Duft der Nacht vor mir verſchwinden ſehn!

Allein in meinem Troſt ſind Dir die Zaubermächte
Der Geiſter nicht beſchert, und ich gewinne Zeit
— Da überkam die Dunkelheit
Der Nacht des Roſſes Muth in Etwas ſchwächte —
In deinem Schutz zu gehn, bis ſich der Tag erneut.
Umſonſt ſuchſt du den ſonſt ſo kühnen Schecken
Mit kriegeriſcher Stimm aus ſeinem Traum zu wecken;
Er fühlt nicht Peitſchenhieb, hört nicht dein ſchmeichelnd
Wort,
Und ſelbſt die Gründe ſcharfer Sporen
Vermögen nichts bey ihm; er ſpitzt furchtſam die Ohren,
Und ſchleicht — als wär' es dir zum Tort —
Mit ſcheuem Maulthiersſchritt auf glatten Bahnen fort.

Doch, wie der ſpäte Tag den Thron der Winterſonne
Mit goldnen Decken überzieht,
Die Nacht im Sterngewand jungfräulich vor ihm flieht,
Und nun, umſchwebt von neuer Lebenswonne,
Der Stunden Königin die blaue Bahn bezieht:
Da ſeh' dich ich, mit heimlichem Entzücken,
Das Aug' bald in die Fern, bald auf den Weg geſenkt,
Nach einem ſteilen Berge blicken,
Der, einem Vorhang gleich, auf deinem Wege hängt.
Dein Schecke, der nun furchtfrey vorwärts ſprengt,
Scheint wie ein Reh davon zu fliegen,

Und kreucht für dich noch immer Schneckengang.
Er fühlt sich frey vom läst'gen Zügelzwang,
Und, unter Sporn und Schenkeldrang,
Ist, wie ein Hüuelchen, die Berawand schnell erstiegen.
Ha! welche Scene trift hier deinen gier'gen Blik!
Welch' herrliches Gemisch von bunten Wunderdingen
Im vollen Morgenglanz! Unzähl'ge Bilder dringen
Sich deiner Seelen auf. Bald schimmert dir ein Stück
Von eisumstarrten Felsen wild entgegen;
Bald zeigt ein Strom dir seinen krummen Lauf;
Jezt nimmt ein nakter Hain die blauen Fluten auf,
Jezt roll'n sie wieder frey auf labyrinthschen Wegen
Durch Silberfluren hin; Hier kriecht
Ein brauner Zaun durchs Feld, das noch erstorben liegt,
Und schüzt des Landmanns künft'gen Seegen
Vor räuberischem Wild; Da läuft Berg ab, Berg auf
Ein gelber Schlangenweg zum Horizont hinauf;
Dort wagt ein Berg, um an der Sonne sich zu pflegen,
Das weiße Winterkleid ein Veilchen abzulegen,
Und hinter jenen schüzenden Gehägen
Steigt der vergold'te Rauch verborg'ner Hütten auf.
Wie jenem Fremdling ist, der sich zum Erstenmale
In einem königlichen Opernsaale,
Wie in dem Zauberland der Feerey, erblikt,
Und, durch die Harmonie noch nie gehörter Töne

Zu ſüßen Träumerey'n geſchikt,
Sich ſchon entkörpert glaubt und dieſer Welt entrükt;
Der Vorhang rollt empor; die wundervolle Scene
Zeigt ihm ein Schloß von Gold, mit Diamant geſchmükt
Umſtrahlt von tauſend Himmelslichtern,
Und einen Roſenhayn, der ſchattend es umringt
Und ſeine Zweige ſanft zu ſtillen Lauben zwingt;
Und in den Lauben ſelbſt die ſchönſten Mädchen, ſchlichtern
Wie Nymphen in dem Bad, doch ſchön
Wie Huldgöttinnen anzuſeh'n,
Und — kurz! ein Feenland, ſo ſchön
Und anmuthsvoll, wie es von Dichtern
Noch nie geſchaffen ward, fällt in dem reinſten Licht,
Das ſelbſt den Tag beſchämt, ihm plözlich in's Geſicht;
Er ſteht verſtummt und ſtaunt, er wagt kaum ſich zu rühren,
Er fühlt ſich ſelber an, um ſich zu überführen
Daß er der nemliche noch ſey, der er geweſen,
Und zweifelt immer mehr, und bleibt zulezt dabey
Die Kraft von einem höh'rn Weſen
Sey wirkſam mit im Spiel, und treibe Zauberey: —
So wird hier unſerm Freund, als plözlich ſeinen Blicken
Sich dieſe Winterlandſchaft zeigt.
Er hält den Zügel an, betrachtet, ſtaunt und ſchweigt.
Ihm iſt, als hätt' er ſchon mit allen ſeinen Stücken
Ein gleiches Bild, doch nur im Traum geſehn:

ren, daß ſie eine Jungfrau ſey? Aber ſie iſt keine; Sie kennt die Hize eines unkeuſchen Bettes; ihr Erröthen iſt das ſtumme Bekenntniß ihrer Schuld, nicht Sittſamkeit.

Leonato.

Was ſoll dies bedeuten, mein Herr?

Claudio.

Daß ich meine Seele an kein unzüchtiges Weibsbild kütten laſſen will.

Leonato.

Mein werther Herr, wenn ihr vielleicht, zu eurer eignen Verantwortung, den Widerſtand ihrer Jugend beſiegt, und ihre Jungfräuliche Blume gepflükt habt --

Claudio.

Ich weiß was ihr ſagen wollt: wenn ich das gethan hätte, wollt ihr ſagen, ſo habe ſie einen Gemahl in mir umarmt, und dieſes verringre die Sünde der Anticipation. Nein, Leonato, ich verſuchte ſie niemals, ſelbſt mit keinem zu freyen Worte; und die Liebe die ich ihr zeigte, war die unſchuldige Liebe eines Bruders zu ſeiner Schweſter.

Hero.

Und hab ich euch iemals anders geſchienen?

Claudio.

Weg mit deinem Schein! Ich will ein Buch gegen den Schein

So lief der Fluß, so zeigten sich den Blicken
Der Weg, der nakte Hain und die beschneyten Höh'n.
Er reibt sich Aug' und Stirn um deutlicher zu seh'n,
Und sinnt und sinnt und kann das nicht verstehn:
Je mehr er sinnt, je lebhafter umschweben
Die Bilder der Vergangenheit
Den ungewissen Geist; er glaubt in einer Zeit,
Die längst verronnen ist, von Neuem aufzuleben.
Jezt wirds allmälig Tag; aus der Vergessenheit
Steigt die Erinnerung empor, und beut
Den blanken Spiegel ihm, der allen Dunst zerstreut:
Er sieht und wird entzückt! — O Freund! Du konntest wähnen
Daß dies nur bloße Täuschung sey,
Nur Spiel der Phantasie und süße Zauberey?
Sind dies nicht die Gefild', aus denen
Sich deiner Ahnen stolze Burg erhebt?
Dies nicht die theure Flur auf der Du einst gelebt,
Die Du so mancheemal im Geiste schon umschwebt,
Und wo noch jezt, erfüllt von zärtlich bangem Sehnen
Der besten Eltern Herz so liebevoll dir bebt?
Ja! nur zu deutlich sagen diese Thränen
In deinem Aug' daß Du sie wieder kennst,
Und, voll der heiß'sten Sehnsucht, brennst
In den bekannten, oft durchstreiften Plänen

Die Heimath der Geliebten zu erſpäh'n.
Ich ſeh dich hoch in beyden Bügeln ſtehn,
Wie du mit langem Hals und flücht'gen Blicken
Die graue Ferne ſchnell durchirrſt;
Nun zu entdecken glaubſt; nun, in den Augenblicken
Der Ahndung nahen Glüks, vom Schein betrogen wirſt,
Und in dem Taumel deiner Freude
Die ausgedehnte Fern' im täuſchenden Geſchmeide
Nur nach den Wünſchen deines Herzens mißt.
Umſonſt wklſt Du die Händ' und ſezſt erfindriſch beyde,
Gleich einem Sehrohr an, verlohren iſt
Nach jeglichem Verſuch die angewandte Mühe!
Ulyſſes tapferm Sohne gleich,
Wähnſt du, daß ſchadenfroh dein väterliches Reich
Vor dir, je mehr du nahſt, entfliehe.
Was iſt zu thun? Du eil'ſt im ſchnellſten Trab
Den hohlen Weg am Berg hinab,
Um, was dir neidſche Dünſte noch verſtecken
Doch ſicher in der Nähe zu entdecken.
Allein, kaum iſt der Fuß des ſteilen Hangs erreicht,
Kaum flogen links und rechts, ſo leicht
Als einer Zauberlampe Schatten,
Die Gegenſtände hin, die dich umgeben hatten:
So ſeh' ich plözlich in der Ferne deinen Blick,
Durchſtrahlt von einem überird'ſchen Lichte,

Starr angezaubert, und im selben Augenblick
Kehrt auch auf deinem zweifelnden Gesichte
Der Wangen höhers Roth, der Augen Glanz zurück.
O sag! was schauſt du starr nach jener Fichte
Die fern am blauen Horizont
Ihr weißbeschneites Haupt im Morgenstrahle sonnt? —
Ha! Du erkennest sie, die Zeugin der Gesichte
Der süßentschwundnen Knabenzeit,
Die Du so manchmal mit der Tapferkeit
Des Städterob'rers bis zum höchsten Gipfel
Erstiegst, auf deren schlankem Wipfel
Du manche Stund', nach kühngefocht'nem Streit,
Mit kindischer Zufriedenheit
Verschaukeltest! O! welche Seeligkeit
Gewährt ihr Anblick Deinem trunknen Herzen!
Ein liebliches Gemisch von wundersüßen Schmerzen
Und niegefühlter Lust, die alles in sich faßt
Was Du von Seeligkeit und Wonn' in kleinen Zügen
Nur je gekostet, je geahndet hast,
Ist jezt im vollsten Maas dein Theil. Mit reichen Zügen
Trinkst du, den Engeln gleich, ein himmlisches Vergnügen.
Kaum trägt dein Herz der Wonne süße Last
Und dies Gefühl' und dies so ungestüme Sehnen
Wofür du keine Worte hast!
Doch — wohl dir! — plözlich löst in milden Thränen

Sich das Gewirre der Empfindung wieder auf.
Ein ſanfterer Genuß begleitet ihren Lauf,
Und hingeriſſen von der ſüßen Augenweide
Rufſt du im Vorgefühl der reinſten Freude
Lautweinend aus: So iſt's denn nicht ein bloßes Bild
Erhitzter Phantaſie, was mich bisher beglückte?
So biſt Du's ſelbſt, anmuthiges Gefild,
Was mein begier'ges Aug' ſchon in der Fern' erblikte?
Ich ſoll dich wiederſehn, o mütterliche Flur,
Euch wiederſehn, ihr ſtillen Gründe,
Wo ich ſo glücklich war? wo ich ſie wiederfinde,
Die meine Seele liebt? O heilige Natur!
Wie ſüß, wie himmliſch iſt, was ich ſo tief empfinde!

Ja, Freund! es war nicht bloßer Wahn
Was deine Thränenblick' im Wonnetaumel ſahn.
Bald iſt das Ziel erreicht; der Trennung Stunden enden.
Dein Glük iſt wahr und groß, und, um es zu vollenden,
Fehlt deinem Herzen nichts, als dich ihm ganz zu nah'n.
O, zaudre nicht, o! eil den theuren Geſtänden,
Der Quelle deines Glücks und deiner Ruh,
Schnell wie dein Wunſch, auf Windesflügeln zu.
Erblikſt du nicht des Kirchthurms blaue Spitze?
Schon ſchwebt die Glocke drin, ſchon hebt ſich rund umher
Das ſtille Dorf, und nun iſt keine Schranke mehr

Die dich von dem ſo langerſehnten Sitze
Der väterlichen Ruh, von deinen Lieben trennt!

Hier fehlt's an Farben mir. Der Pinſel fällt! Wer nennt
Mir das Entzücken ſeiner Seele?
Vergebens miſch' ich und erwähle
Der Farben redneriſches Spiel!
Dein Meiſterpinſel nur, Du großer Bildner! könnte
Das namenloſe, mächtige Gefühl
Uns treffend mahlen, das in dem Momente
Des Erſten Wiederſeh'ns ſein frohes Herz beſeel.
Da hält er, wie gebannt durch eines Zaubers Spiel;
Sein Auge ſtarrt, die Bruſt wogt heftig auf und nieder;
Jetzt öffnet er den Mund, will ſprechen, ſchließt ihn wieder;
Strebt ſeinen Arm hinaus nach dem erwünſchten Ziel,
Bleibt unerſchüttert ſtumm, verlichrt des Roſſes Zügel
Und hält im Taumel ſeinen Hügel
Für platten Boden, und verſucht zu gehn.

O Freund! wie rührend iſt's dich ſo zu ſehn!
Bleibt nun dir noch ein Wunſch, und kann die Wonne
Die dich zum Gott verzükt, ein Erdenglück erhöh'n?
Hier iſt es ja, wo deines Lebens Sonne
So rein, ſo wolkenlos und ſchön

Dem Zeitenmeer entflieg; wo ihre goldne Rithe
Schon früh die dichten Nebel brach,
Die das Geſchick um ferne Zukunft wehte,
Und durch den reinen Glanz, der ihre Pracht erhöhte,
Den ſegenvollſten Tag verſprach.
Hier iſt es, wo die ſüßen Stunden
Der nie bereuten Knabenzeit
Voll Keimen künft'ger Seeligkeit,
Gleich Einem heiterern Maitag, Dir entſchwunden;
Wo, in dem reizenden Geleit
Der holden Unſchuld, Du die ſüß'ſten Lebensfreuden
Aus ungetrübten Quellen trankſt,
Und, ſanft berauſcht von dieſen Götterfreuden,
Der Tugend an den Mutterbuſen ſankſt.
Hier iſt es, Freund! wo, von der Erſten Thräne,
Die du, als Eintrittsgeld in dieſes Lebensſpiel,
Geweint, bis zu der bangen Abſchiedsſcene
— Mit der zum Erſtenmal für dich der Vorhang fiel —
Dem zärtlich Elternpaar mit unbegrenzter Liebe
Für dich, ein zartes Knöſpchen, Sorge trug;
Wo, durch der Sympathie geheimen Zauberzug
Schon früh der Saamen edler, großer Triebe
In deinem Herzen Wurzeln ſchlug
Und unter ihrer Hand ſelbſt junge Früchte trug;
Wo ſie vielleicht an dieſem heitern Morgen

In ſtiller Einſamkeit des Schlafgemachs verborgen,
Für dich zu Gott um Seegen flehn;
Vielleicht, gequält von unbenannten Sorgen,
Am eisbeblümten Fenſter ſtehn
Und ſehnſuchtsvoll nach dir in die Gefilde ſehn;
O Freund! wo ſie ſelbſt Augenblicke zählen
Seit ihnen, ach! mit dir, die ſchönſten Freuden fehlen!

Schon hat dein Geiſt von ihrem ſanften Ruf
Den lieberollen Ton vernommen.
Schon ſiehſt du offnen Arm's ſie dir entgegen kommen: —
Dein Schecke bäumt und ſchlägt, daß unter ſeinem Huf
Die glatte Schneebahn ängſtlich ſtöhnet.
Sein ungeſtümes Wiehern tönet
Weit in dem Dorf umher: ihm deucht, dies ſey das Land
Wo er zum erſtenmal des Reuters Macht empfand;
Er ſenkt ſein Haupt, entreißt den Zügel deiner Hand,
Und eilt in raſchem Flug dem nahen Ziel entgegen.
Man ſtehet ſtill, man gafft dich wilden Ritter an;
Man ſtaunt, erkennet dich, und ſiehe! Weib und Mann
Und Alt und Jung eilt jauchzend dir entgegen
Und ruft, gedrängt an deinen Wegen:
S' iſt unſer gnäd'ger Herr! — Willkommen aus dem Krieg! —
Er iſt's, Gott ſey gelobt! — Doch dich kann nichts bewegen

Nur

Nur Einen Augenblick an dieſem ſchönen Sieg
Der Menſchenfreundlichkeit dein ſanftes Herz zu weiden.
Es iſt zu voll! Im Ahnden größrer Freuden
Vergißt du ſelbſt die Pflicht der erſten Höflichkeit:
Dankſt kaum mit einem flücht'gen Blicke
Der allgemeinen Freundlichkeit,
Und läßt im ſelben Augenblicke
Die Grüßenden weit hinter dir zurücke.
Schon donnert unter dir des Schloſſes Kettenbrücke;
Jezt ſprengſt du auf den Hof; — jezt hältſt du plözlich ein; —
Ein ungeheurer Schwarm drängt ſich mit dir hinein; —
Du ſpringſt vom Pferd herab; — der Jauchzenden Gedränge
Verrammelt dir den Weg — Du wind'ſt dich durch die Menge
Mit Mühe durch, und eilſt verfolgt von ihrem Schrey'n:
„Willkommen hier! willkomm!“ ſchnell in das Schloß hinein.
Indeſſen ſizt, nach alter, teutſcher Weiſe,
In einem hochgewölbten Saal
Der regelloſen Burg, nach einem frohen Mahl,
Dein ganzes Haus in freundſchaftlichem Kreiſe
Am traulichen Kamin. Die Damen allzumal
Ergeben ſich dem häuslich ſchönen Fleiße,

Und ſtricken, nähen, oder machen Flor.
Dein liebes Schweſterchen hat eine Arbeit vor
Die ſie geheimnißvoll noch zu verſchweigen meinte.
Allein ſie ahndet nicht, daß, wenn ſie einſam weinte
Und ſich in ängſtlichen Beſorgniſſen verlohr,
Manch Seufzerchen und ſelbſt Dein Name — ihrem Ohr
Die lieblichſte Muſik — ſich gegen ſie verſchwor,
Und, was Geheimniß war, nur allzulaut bekannte.
Dein guter Vater, einige Verwandte
Der Nachbarſchaft, und Eu'r ehrwürdiger Paſtor
Durchleſen aufmerkſam die neuſten Zeitungsblätter.
Man ſpricht vom Staat; von gut und ſchlechtem Wetter;
Wie hoch nach dem berühmten Sieg
Der Actien Werth in England ſtieg;
Nun von dem Handel; nun von Steuren
Und ſchweren Zöllen; dann von Krieg
Und Frieden, und zuletzt vom theuren,
Geliebten, langerwünſchten Sohn.
Man frägt nach dir, man theilt der Eltern Glück, und ſchon
Hebt deine Schweſter mit getheiltem Ton
— Nach ihrer Art — recht zärtlich an zu ſchwärmen,
Als ſie ein ungewohnter Lärmen
In ihrer Rede plötzlich unterbricht.
Man ſtutzt, man horcht, man ſtaunt ſich in's Geſicht,
Springt auf von ſeinem Sitze, rennet

Aus Fenſter, ſieht, betrachtet und erkennet
Den Schecken, deinen Gang, das blühende Geſicht.
„Da iſt er! — Ja er iſt's! — Nun endlich! — gut'ger Himmel!„ —
Wie ſtürzt im lieblichſten Gewimmel
Der ganze Kreis zum Saal hinaus!
Bekannte, Vater, Mutter, und voraus
Mit offnen Armen deine gute Schweſter.
„Mein Kind! — mein theurer Bruder! — Beſter,
„Geliebter Sohn! — Wir ſprachen juſt von dir! —
O meine Eltern! — „Gott! wie waren wir
So bange! — O mein Sohn! ſo hab ich Dich nun wieder
So biſt du endlich mein, ſo ſchließ' ich dich nun wieder,
An meinen Buſen!„ — Wie, und ſchon das zehnte Jahr
Seit wir ſie nicht mehr ſahn! — Ja, meine Freund'! ich war
Ihn meinem König, war dem Vaterlande
Ihn ſchuldig. Theurer Sohn! Du giengſt für mich
Für deinen Vater hin! Du machteſt unſerm Stande
Und deinen Vätern Ehr! Der Himmel ſegne Dich!„
Er ſchweigt. Ein ſanftaufloderud Feuer
Thaut ſeiner Jahre Froſt mit neuer Wärme auf;
Sein mattes Auge glänzt, ſein Buſen athmet freyer
Und das erſtarrte Blut beflügelt ſeinen Lauf.
Mit neubelebter Kraft nimmt jetzt ſein Arm dich auf.
Du fühlſt ſein Herz in ſtärkern Schlägen

Schein ſchreiben, ſo ſehr hat der Deinige mich betrogen — Ihr ſchienet mir wie Diana in ihrem Kreiſe, ſo keuſch als die noch unerö̈ffnete Knoſpe: Aber ihr ſeyd unbändiger in euern Trieben als Venus oder dieſe üppigen Thiere, die mit wütender Brunſt ſich im Schlamme der Sinnlichkeit wälzen.

Hero.

Seyd ihr bey euch ſelbſt, daß ihr ſo redet?

Claudio.

Liebſter Prinz, warum redet ihr nicht?

Pedro.

Was ſoll ich reden? Ich ſtehe beſchämt da, daß ich mich unwiſſend dazu mißbraucht habe, meinen Freund mit einer gemeinen Meze zu verkuppeln.

Leonato.

Werden dieſe Dinge geſprochen, oder träum' ich nur?

Claudio.

Leonato, ſteh ich hier? Iſt diß der Prinz? Iſt diß des Prinzen Bruder? Iſt dieſes Geſicht der Hero ihres? Sind eure Augen euer?

Leonato.

Was wollt ihr mit allem dieſem ſagen, mein Herr?

Claudio.

Laßt mich nur eine einzige Frage an eure Tochter ma

chen,

An deiner wonnevollen Bruſt,
Und, überſtrömt von ſüßer Engelsluſt,
Wallt dankbar und gerührt das dein'ge ihm entgegen.
Auch deine gute Mutter wagt' es kaum
Sich ungeſtört der Freud' zu überlaſſen.
Ihr Herz vermag es nicht, die Wonne ganz zu faſſen;
Noch ſcheint ihr alles nur ein Traum.
Mit ſtarren, unverwandten Blicken
Sieht ſie dich an, und glaubt, was ſie zu ſehn nur meynt
Sey ein Gebild der Fantaſie, und weint
Und lacht zugleich und ruft mit ſteigendem Entzücken:
„O Gott! iſt er es ſelbſt, den meine Augen blicken?
Biſt du's! iſt's nur ein Traum von meiner Zärtlichkeit?"

Nun ſchwindet allgemach die ſüße Trunkenheit
Des erſten Wiederſehn's in ſtille Freudigkeit;
Und deine Onkeln, Vettern, Tanten
Samt allen übrigen Bekannten
Begrüßen dich nun auch, mit teutſcher Höflichkeit,
Und äuſſern ihre Zärtlichkeit
So wahr und ungeſchraubt als Luſt und Süßigkeit
Aufricht'ger Theilnehmung es ihrem Herz gebeut.
Man drängt ſich um dich her, man greift nach deinen Händen,
Lacht dich bedeutend, freundlich an,
Um dir in Blicken ſchon verdientes Lob zu ſenden,

Und kann das Auge nicht von deinen Augen wenden
Und führt dich im Triumph den Winkelſteig hinan.
Doch, deine liebenswürd'ge Schweſter
Ergreift ſchnell deinen Arm, und drückt ihn feſt und feſter
An ihren zarten Buſen an.
„Du armer Bruder! wie du frieren mußteſt, Beſter,
In dieſem Kleid! — Wie bald ſich alles ändern kann!
Sieh! geſtern dacht' ich noch: wer weiß wie lange
Der frohe Tag noch weilt, wo wir ihn wieder ſehn!
Da mußt ich weinen, ach! und fühlte mich ſo bange —
Kaum mag ich meine Schwachheit dir geſtehn —
Und heut! — Wer hätte ſichs auch nur im Traum verſehn?
Nun, lieber Bruder! wirſt du denn auch bey uns bleiben?
Allein, was frag' ich auch! Du haſt mich ja nicht lieb:
Mir, die dir keine Poſt ein Briefchen ſchuldig blieb,
So äuſſerſt ſelten nur zu ſchreiben!
Wart! wart! das ſoll dir unvergeſſen bleiben! „

Indeſſen drängt man ſich mit dir zum Saal hinein,
Und jeder möchte gern der Erſte ſeyn,
Der dich darin als lieben Wirth begrüßet:
Man ſetzt ſich zum Kamin und ſchließet
Vertraulich einen Kreis, und läßt ſich mit dir ein.
Doch Du bleibſt ſtumm, und ſagſt nicht Ja noch Nein.
In deinen Freudetrunknen Blicken

Allein, verräth ſich das Entzücken
Des vollen Herzens; die Natur
Mit ihren Rechten ſiegt: du weinſt, und Seufzer nur,
Die jedes Wort in deinem Mund erſticken,
Sind Zeugen deines Glücks, und drücken
Die reine Wolluſt aus, die kaum dein Herz noch trägt.
Doch ſieh! wer iſt der Greis, der dort, auf Krücken
Geſtüzt, ſo ängſtlich nach dir frägt,
Und nun, mit freundlich frohem Nicken,
Die halberſtorbne Hand, wo kaum der Puls noch ſchlägt,
Vor Freude zitternd, in die deine legt?
O Gott! auch dieſes noch? — Der alte, treue Diener,
Der, als dein Leben noch der Knospe glich,
Mit väterlicher Sorgfalt dich
Gepflegt; der nie von deiner Seite wich
Wenn Jugendflatterſinn dich kühner
Gefahren ſuchen hieß; der manche Nächte ſich
An deinem Krankenlager härmte,
Und oft, der Jahre Laſt nicht achtend, dich
Beym lauten Spiel ſelbſt überlermte!
Wie pocht ſein kaltes Herz, wie glänzt ſein matter Blik:
„Nein! iſt er's wirklich ſelbſt? ſo ruft er: welches Glük
Noch einmal dieſe Hand zu küſſen!
Ja! dieſer frohe Augenblick
Wird mir den nahen Tod verſüßen.

Nie hätt' ich es geglaubt den lieben guten Herrn
Noch einmal hier zu sehn; wie sterb, ich jezt so gern!
Nun, Fräulein! sagt ich's nicht, er sey recht groß geworden!
Mein Gott! sie waren noch so klein! —
Wie dieses Kleid sie ziert, und dieser Orden —
Ich alter, kindscher Mann! — sie müssen mir verzeih'n.

O Freundschaft, Vaterland, Natur!
Euch' huldigte schon früh mein Herz, euch schwur
Ich früh den heil'gen Bund der Treue;
Und heut, an diesem frohen Tag, erneue
Befest'ge ich das holde Band, und weihe
Mein ganzes Leben euch und eurem Dienste nur!
Nie werd' ein Labetrunk aus eurem Freudenmeere
Dem Sterblichen geweiht, der je mit frecher Hand
Das himmlische, geweihte Band,
Was ihr verknüpftet, trennt! O wäre
Doch meinem Herzen stets der Frevler unbekannt,
Der nie die Süßigkeit von eurem Joch empfand;
Der in dem sichern Schoos der väterlichen Hütte
Des Stifters seiner Ruh vergißt,
Taub bey des dürft'gen Bruders Bitte,
Ein niedrer Sclave fremder Sitte
Ein Feind des Vaterlandes ist;

Und in der Freundſchaft argwohnloſer Mitte
Mit ſchwarzem Heucheliſinn den Mund des Freundes küßt!

F. A. S.

VIII.

Zardi

eine perſiſche Erzählung.

An meinen Freund G. W. Juſti.

In Perſien, zu Ormus, lebten
Zwey Freunde, die im engſten Band,
Das je Geſchmak und Tugend webten,
Nach Weisheit mehr, als nach dem Tand
Geſchäzter Kleinigkeiten, ſtrebten.
Lang gienaen beyde Hand in Hand,
Und theilten willig jede Freude
Des Lebens, ſo wie jeden Schlag
Vom Schikſal oder Menſchenneide.
Doch endlich kam der Trennungstag;
Der jüng're Zardi ſollte reiſen,
Um unter Brama's fernen Weiſen
Im Orient den Durſt nach Licht
Und aus der Quelle ſelbſt zu ſtillen.

„Komm, laſt der Trennung letzte Pflicht
„Uns dort am Opferheerd' erfüllen!“
Sprach Uebek, und ergriff die Hand
Des Jünglings, der, beym nähern Ziele
Des Scheidewegs, die Hochgefühle
Verbundner Seelen ganz empfand.
Der Seher ſtürzt aus goldner Schaale
Den Weihrauch ſchweigend in die Glut.
Geſtärkt von innerlichem Muth
Sah Zardi — leuchtend, gleich dem Strahle
Der Sonne, wenn ſie untergeht —
Sich himmelan, wie das Gebet
Des Frommen, eine Flamm' erheben,
Und über ſeinem Haupte ſchweben.

Den Blik geheftet unverwandt
Auf dieſen Führer (der bisweilen
Im Wolkenſchleyer bald verſchwand)
Gedachte Zardi bald das Land,
Wohin er ſtrebte, zu ereilen.
Doch kaum begann die ſteile Bahn,
So fielen zwiſchen Waldgebirgen
Zwey Leoparden, ihn zu würgen,
Den ſchutzberaubten Pilger an.
Nah waren ihm die Ungeheuer,

Und der Verlaßne reitungslos:
Urplözlich brach ein ſchmetternd Feuer
Aus jener Flamme lichtem Schoos;
Die Leoparden ſtürzten nieder,
Und hauchten unter Furcht und Graus
(Wie Hollands überwundne Hyder)
Die ſchwarzen Seelen grimmig aus.

„Biſt, Oramasdes,“ (rief und kniete
Der frohe Zardi) „biſt du nicht
„Die Gottheit ſelbſt, die ſich bemühte
„Mich zu beſchüzen, deren Licht
„Ich unerkannt bisher geſehen:
„O! ſo gewähre meinem Flehen
„Den Anblick deines Boten!“

Schnell
Zerfloß in einem Meer von Glanze
Der Flammenſchein; Ithuriel,
Sein Engel, ſtand mit Schild und Lanze
Ihm nah', und ſprach: „Im dunklen Hain,
„Wo Neid und Bosheit, die Harpyen
„Des Lebens, ihre Flammen früehen,
„Wirſt du durch mich ihr Sieger ſeyn!“

Der Jüngling, vom Gefühl durchglühet,
Stürzt mit dem Flügeltritt der Jugend

Dem Engel zu: die Täuſchung flieht,
Und er umarmet — wen? — die Tugend!

* * *

Du, der auf rauher Bahn des Lebens
Mit mir ſo manche Blume brach,
Dir fliege ſcheidend nicht vergebens
Ein Wunſch von deinem Freunde nach!
Denn Freund war ich, und Mentor nie,
In jenen goldbeſchwingten Stunden,
Die dir und mir im Sansſouci
Beſcheidner Muſen hingeſchwunden.
In deiner Laufbahn mache Dich
Das Schickſal nie mit ſeinen Stürmen,
Mein Lieber, ſo bekannt, als mich!
Wann aber ſich die Wolken thürmen,
Und Blitze zücken — lehre dich
Mein eignes Beiſpiel, allen Leiden
Zu lächeln, und mit hohem Muth
Dich in der Tugend Licht zu kleiden,
Die, was kein Feiger denket, — thut!
Verachte, Freund, das Lob der Thoren,
Und ihren Tadel! ehre dich!
Und ſchäze nie ein Guth verloren,
Weil Glück und Neid — — — Wer mehr, als ich,
Kann aus Erfahrung davon ſprechen?
Wen aber lehrten beyde ſo

Die Blumen dieſes Lebens brechen? —
Dank den Bewegern meiner Schwächen,
Sie machten weiſe mich und froh!
O! ſammle, Freund, die Blumen! Winde
Sie, würdig der Unſterblichkeit,
In jene königliche Binde,
Die Klio ihren Edlen weiht,
Und die (wann mit dem letzten Fluge
Mein Geiſt dem niedern Staub entflieht)
An deines Freundes Aſchenkruge
Der Mond mit Silber überzieht!

Engelſchall.

IX.

Kleinere Gedichte.

An Charlotte,

Freyin von St — — b — g, in S — dt.

Wie mancher, deſſen Muth dem Unglück widerſtand,
Erliegt dem beſſern Wechſel, und vertauſchet,
Vom Taumelkelch der Eitelkeit berauſchet,
Sein Joch zugleich mit ſeinem Stand!

Der Weiſe nur bleibt den Gefühlen
Der Unſchuld und Natur im Schoos des Glückes, treu;
Sein Herz kann Wolluſt nicht vergiften, Schmeicheley

Nicht

Nicht ſeine Tugend unterwühlen;
Der blinden Göttin Zauberey
Schafft nicht ihn ſelbſt — nur ſeine Schaale neu.

Gleich dir, Charlotte, mäßig und beſcheiden,
Miſcht er das Leid entflohner Leiden
Zum Glanze, der ihn jetzt umfließt;
Und werth, daß Engel ſie beneiden,
Sind jene Thränen, die ſein ſtiller Dank vergießt.

Zu edel, daß er im verſchloſſenen Pallaſte,
Von Selbſucht eingewiegt, auf weichem Polſter raſte,
Schmekt er dann Freude nur, wenn Freundſchaft mitgenießt;
Wenn ſich um ihn ein Schwarm erquickter Armen ſchließt;
Und wenn auf alles, was er je mit Lieb' umfaßte,
Sein Füllhorn — Sorgenbann und Fröhlichkeit ergießt.

Gotter.

Der Traum.

Auf die Feyer in Wien. Den ſechſten Jänner 1788.

καὶ γὰρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν.

Jüngſt ward mir dieſer Traum; zwar hat in unſern Zeiten
Ein Traum ſonſt nicht ſoviel wie vormals zu bedeuten;
Doch dieſer war gewiß vom Himmel ſelbſt geſandt:
In einem unbekannten Land
Wallt' ich an eines Greiſes Hand,
In dunkler Nacht, von Nebeln dicht umfloſſen,
Viel Meilen weit. Doch, ſiehe! plötzlich wich
Der Nebel, ſchwand die Nacht, und über uns ergoſſen
Der Sonne Feuerfluthen ſich.

chen; und befehlt ihr mit dem Anſehn und Gewalt eines Vaters, daß ſie die Wahrheit antworten ſoll.

Leonato.

Ich befehle dir, wenn du mein Kind ſeyn willſt, ſo zu thun.

Hero.

Gott ſtehe mir bey, wie ſtürmt alles auf mich zu! Was für eine Art von Catechismus ſoll das ſeyn?

Claudio.

Antwortet auf die Frage, was euer Name ſey?

Hero.

Iſt es nicht Hero? Wer kan dieſen Namen mit irgend einem gerechten Vorwurf beſchmizen?

Claudio.

Das kan Hero; Hero ſelbſt kan Heros Tugend auslöſchen. Wer war der Mann, mit dem ihr in der vergangnen Nacht, zwiſchen zwölfe und eins aus euerm Fenſter redtet? Wenn ihr eine Jungfrau ſeyd, ſo antwortet auf diß!

Hero.

Ich redte mit niemand um dieſe Stunde, mein Herr.

Pedro.

Nun, ſo ſeyd ihr keine Jungfrau. Leonato, es iſt mir leid, daß ihr diß anhören müßt; aber, bey meiner

fürſtli-

Ich ſah' den prächtigſten der Tempel vor mir ſtehen.
Mein Führer ſprach: Wir ſind zur Stätte nun, ich will
Mit dir ins Heiligthum des ew'gen Schikſals gehen.
Erwartend folgt' ich ihm, und ſtill.
Die Halle wimmelte von Schaaren
Neugieriger, die kaum hineingekommen waren,
Als ſie ſchon riefen: Sprich, o Schikſal! ſprich! wie ſteht's
Nun in der Folgezeit um Kayſer Joſephs Lande?
Was haben ſie zu hoffen von dem Bande
Franciſcus und Eliſabeths?
Und, horch! nun rollet dreymal in den Lüften
Der Donner, und mit ſüßen Düften
Erfüllt der Tempel ſich; in hoher Feyer bebt
Der Marmor des Altars: hellglänzend ſchwebt
Ein goldnes Buch auf ihn hernieder,
Und heil'ger Schauer fährt uns allen durch die Glieder.
Nun öffnet ſich das goldne Buch
Worin als Antwort ſonſt des Schikſals Sprüche ſtehen;
Doch heute las man keinen Spruch,
Ein leeres Blatt nur war zu ſehen,
Und ſchnell verſchwand das goldne Buch.
Mein Führer aber ſtand auf einer lichten Wolke,
Und ſprach mit Freundlichkeit zu dem beſtürzten Volke:
„Verehrt der Gottheit Wink, und zieht im Frieden hin.
„Seht auf die Vorzeit nur, denn dieſe redet klärer
„Als ein Orakelſpruch; die zeigt euch den Gewinn
„Des hochbeglükten Reichs; die ſagt: Franciſcus Lehrer
„War Joſeph, Chanclos *) war Eliſens Führerin.
„Was wollt ihr mehr noch? — Dankt, und zieht im Frieden hin!“

Friedrich Hegrad.

*) J. Exc. Fr. Gräfin, Joſepha Chanclos, Oberſthofmeiſterin.

Die Stufenleiter.

Ewige Verwandlungen, Schöpfungen, Grabmähler,
Neue vom Grab empor keimende Schöpfungen
Wirbel, die aufwärts drehn zu ihren Sonnen hin,
Iſt des Weltenalls Grundgeſez.

Alles iſt Ewigkeit — alles iſt Augenblick,
Kaum des Bemerkens werth, alles unendlich groß,
Alles unmerklich klein, nur nach dem Augenpunkt,
Nach dem Maaßſtab des Sehenden.

Schwindelnd zwar denk ich mir tauſend Jahrtauſende —
Ewigkeit ſind ſie mir — aber in Gottes Dau'r
Weich ein Moment? Wie groß Stunden des Sterbenden? —
Jede wiegt eine Ewigkeit.

Funkelnder Stern, biſt du edler, als jener Staub,
Der dem Steinſeher leicht unter der Ferſe klebt?
Ihn bewohnen vielleicht denkende Schöpfungen,
Sehn Syſteme bey Tauſenden

Neben ſich, ſehen erſtaunt Tröpfchen, uns unſichtbar,
Gleich Oceanen an, ehren den Schaffenden
Edler vielleicht, als ich, ihnen unſichtbar groß? —
Iſt ein Maaßſtab des Entfernten?

Weltenzertreter! Menſch! gegen die Milbe ſchon
Mehr als ein Halbgott groß, und majeſtätiſch ſchön,
Weiſe, des Erdballs Herr, Erbe der Ewigkeit —
Denk' den erſten der Geiſterwelt! —

Stolzer! wie ſinkſt du nun? Biſt du ihm mehr als Wurm? —
Denk den Unendlichen! — Wo bleibt der Seraph nun? —
Wo bin ich? denk ich noch? — Jeder iſt groß und klein,
Bloß, wo er ſich kleiner fühlt.

Gröſer? erhebe dich, Geiſt, der du aufwärts ſtrebſt!
Alles, vom Seidenwurm an, alles, weit tiefer her,
Bis zu dem Geiſt hinauf, tauſcht ſeine Rolle um,
Aber nichts wird erniedriget.

Erde! wie ſahſt du aus, ehe Gott Menſchen ſchuf?
Wenn du ſie, Ester, ſähſt, kenntest ſie wahrlich nicht!
Welch ein Geſchöpf war ich, eh ich zum Menſchen ward!
Wie viel Rollen ſind abgeſpielt?

Wie viel erwarten mich, wenn der Leib modern wird?
Vor mir und hinter mir dämmerts, ich ſehe nichts:
Doch, da ein Menſch ich ward, ward' ich erniedriget?
Da ich Knabe — und Jüngling ward

Ward' ich erniedriget? Machten die Krümmungen
Machten der Schickſale Thäler und Anhöhen
Mich nicht vollkommner? hob ſich nicht Geiſteskraft?
War's nicht Wachsthum? Entwickelung?

Unglück iſt Tod, und ſchafft Menſchen zu beſſerer
Wiedererſtehung um. Tod giebt Unſterblichkeit
Stufenan. — Iſt wohl noch Weiſer und Chriſten Kreuz
Iſt ihr Tod einer Thräne werth?

T**.

Leben und Tod.

Es wandelt hehr in Lichtgeſtalt
Ein Stern mit heiterer Stille:
Ein blauer Wolkenſaume wallt
Er mild, und Lebensfülle
Athmet durch des Thales Laub ſein Glanz,
Es haſchen ſich im Friedenstanz
Gekräuſelt Meereswellen.

Er ſteht. Es ſchaut nun durch die Nacht
Ein Stern mit Blutesſtrale:

Er

Er ruft den Sturm, Verheerung kracht
Im windburchheulten Thale.
Vor seiner Wuth erschrikt das Meer
Und eilt verzweifelnd hin und her,
Und seufzt am Felsenstade.

So folgen durch der Schöpfung All
Sich wechselnd Tod und Leben.
Sie knüpfen sich im kleinsten Schall
Wie in des Sturmes Beben;
Und in des Blümchens zartem Bau
Wie in der Ceder Stolz, den Blau
Des nahen Himmels decket.

Ich suche Veilchen auf der Flur,
Gelabt von ihren Düften:
Ich tub' am Busen der Natur,
Umweht von regen Lüften.
Doch ach! der Lebenshauch verweht
Des Todes Athem, grausam mäht
Sein Schwerd des Veilchens Blüthe.

Ein Mädchen schloß den Himmelsblick,
Des blauen Auges Lächeln,
Des Busens Wellen stehn zurück
Mit ihrem letzten Röcheln.
Es keimten aus des Auges Staub
Die Veilchen, durch des Haines Laub
Weht jezt ihr Todesathem.

In seinem Innern knüpft mein Geist
Mit Nichtsein — Götterleben!
Ihr Seher, welcher Himmel freut
Um euch, wenn Schauerbeben
Der Auferstehenden ihr seht?

Doch ach, zur Auferſtehung geht
Der Weg durch Grabesſchatten.

Einſt ſticht der Tod, wann nun die Welt
Von neuer Schöpfung blühet,
Und hehr des Himmels blaues Zelt
Von neuen Sonnen glühet,
Nur Lebensſterne funkeln hell,
Und aieſen reichen Freudenquell
Niedann vom Lichtkriſtalle.

K. Woltmann.

X.

Der Herausgeber.
An
die Leſer des T. M.

Wider Willen ſehe ich mich genöthiget, ſowohl einen zu ſpät angelangten Aufſatz, worin die philoſophiſchen Rhapſodien meines Anonymus über Wunder mit eben ſoviel Billigkeit als Vernunft und Scharfſinn beleuchtet werden, als meine eignen Gedanken von der Freyheit des Philoſophirens über Gegenſtände des Glaubens und einigen andern dahin einſchlagenden Materien, (die ebenfalls durch die Aufſätze des Anonymus veranlaßt worden ſind) für den Januar 1788. aufzuſparen.

Je mehr ich mich durch den nachſichtvollen Beyfall, womit dieſes, unter allerley bald beförderlichen bald nachtheiligen Umſtänden, nun bereits vierzehn Jahre fortdauernde Journal von dem Publico begünſtigt wird, demſelben verpflichtet fühle: um ſo angenehmer iſt es mir,

mir, die Nachricht geben zu können, daß Herr Rath Schille, mit bevorstehendem Jahrgang, Antheil am T. Merkur nehmen, und vielleicht jedes Monatsstück desselben mit einem Aufsatz von seiner Hand zieren wird, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrieth, und nun, da sein Geist den Punkt der Reiffe erreicht hat, die Erwartung rechtfertigt, die sich das Publicum von dem Verfasser des Fiesco von Genua und des Don Carlos zu machen Ursache hatte. Da ich selbst vom Mittagspunct des Lebens schon einige Jahre herabsteige, und täglich mehr Gelegenheit habe, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische *Facilis descensus Averni* in mehr als einem Sinne ist: so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortreflichen jungen Mann, und noch einen oder zwey, die an Geisteskräften, Geschiklichkeiten, und Alter mit Ihm in Eine Classe gehören, an meiner Seite zu sehen; und mit solcher Unterstützung darf ich ziemlich sicher hoffen den T. M. seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in kurzem auf eine sehr merkliche Art näher bringen zu können.

W.

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Die Lustreise in Elysium, fortgesetzt. S. 3.
II. Beschluß des Artikels über Wunder. — 28.
III. Zwey Gemälde aus der Alpenwelt. — 32.
IV. Vom sittlichen Charakter des lezten Generals der Jesuiten. — 39.
V. Briefe eines Reisenden aus Berlin. — 57.
VI. Fortsetzung des Etwas von Naturgesetzen. — 82.
VII. Von der Insel Cerigo vor Alters Cythera. — 94.

Nov

November.

I. Vertheidigung der in der Abhandlung über Wunder, im T. M. April 1787, vorgetragenen Grundsätze. S. 97.
II. Bemerkungen über den Aufsatz No V im August des Teutschen Merkurs d. J. von Rousseau's Lehre von den Wundern. — 107.
III. Ein Beytrag zu den Gründen wider Gespenster. — 125.
IV. Fortsetzung der Briefe eines Reisenden aus Berlin. — 135.
V. Sendschreiben der Exegetischen und Philantropischen Gesellschaft zu Stockholm an die Gesellschaft der vereinigten Freunde zu Straßburg über die einzige genügliche Erklärung der Phanomene des thierischen Magnetismus und Somnambulismus u. s. w. mit Anmerkungen des Herausgebers. 1787. — 153.

December.

I. Ueber Aberglauben. S. 193.
II. Ueber Tolands und Jacob Bernoullis Grabschriften. — 200.
III. Versuch des Beweises der Existenz Gottes, aus der Bildung der ersten Menschen. — 206.
IV. Gespräch zwischen einem Dominikaner und Exjesuiten. — 211.
V. Mar. Eine Volks-Idylle. 1786. — 226.
VI. Volksgedichte der Esthnischen Nation. — 232.
VII. Das Wiedersehen. An meinen Freund E. G. v. M. — 255.
VIII. Zardi, eine persische Erzählung. — 287.
IX. Kleinere Gedichte. — 280.
X. Der Herausgeber an die Leser des T. M. — 286.

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

Julius 1787.

1) Mannheim. Die Churfürſtl. teutſche gelehrte Geſellſchaft hielt den 11ten Heumonat öffentliche Sitzung und beſchloß damit den zwölften Jahrgang ihrer Verſammlungen. Herr Kirchenrath Kaibel las eine Abhandlung über die Nothwendigkeit des Studiums der ſchönen Wiſſenſchaften für Prediger; Herr Prof. Klein über die Frage: Hat Leſſing den Peter Corneille unpartheyiſch beurtheilt? Derſelbe las hierauf das Urtheil der Geſellſchaft über die in dieſem Jahre eingeſandten Preisſchriften über die Frage: Hat die teutſche Sprache Vorzüge vor der lateiniſchen und griechiſchen? welche ſind dieſe? und haben die lateiniſche und griechiſche Sprachen Vorzüge vor der Teutſchen? Welche ſind dieſe? — Der von der Geſellſchaft ausgeſetzte Preis wurde der Schrift mit dem Denkſpruche: Scribendi recte Sapere eſt et principium et fons; Das Acceſſit der Schrift mit dem Spruche: Feliciores fingendis nominibus Graeci, zuerkannt.

Se. Excell. Freyherr von Dalberg, Obervorſteher der Geſellſchaft, erbſnete hierauf die verſchloſſenen Zettel mit den Namen beyder Verfaſſer.

Der Verfaſſer der erſten Schrift iſt: Herr Johann Georg Trendelenburg, Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen Litteratur zu Danzig. Der Verfaſſer der zwey-

ten: Herr J. H. Kistenmaker, Lehrer der Philologie am Gymnasium zu Münster in Westphalen. Das ausführlichere Urtheil über diese beyde Schriften steht im 3ten Hefte des Pfalz-Baierischen Museums.

Zum Beschlusse der Versammlung las Hr. Prof. Klein die Preisfrage für das künftige Jahr:

> Haben die Teutschen in einigen Gattungen der Dichtkunst und Beredsamkeit die Römer und Griechen erreicht oder übertroffen?

Auf die beste Abhandlung über diese Frage setzt die Gesellschaft einen Preis von Fünf und zwanzig Dukaten. Die Preisschriften müssen zu Anfange des Aprils 1788. mit verschlossenen Namen und der Ueberschrift eines Denkspruches an den Geschäftverweser der Teutschen Gesellschaft, den Churfürstl. geheimen Sekretär und Professor Klein, in Mannheim, eingesendet werden.

Die von der teutschen Gesellschaft gekrönten Abhandlungen werden den gesellschaftlichen Schriften beygedruckt, wovon nächstens die drey ersten Bände erscheinen werden.

---

2. Die Herausgeber der militarischen Encyklopädie zeigen hiermit an, daß die ersten Vier Theile derselben, Arithmetik, Algebra, Geometrie und Planaufnehmen enthaltend, (3 Alphabet und 19 Kupfer,) fertig und zu 3 Rthlr. 6 gr. bey Endesunterschriebenem in Magdeburg zu haben sind. Dieß periodische Werk wird fortgesetzt, und diejenigen welche darauf noch nicht abbonnirt sind, können noch ferner darauf unterzeichnen, und erhalten alle Monathe Vier Druckbogen und die dazu gehörigen Kupfer gegen 3 Rthlr. jährl. Vorausbezahlung. Collecteurs der Subscriptionen haben 20 Pr. C. zu Gute. Da dieß Werk einzig in seiner Art

und

und nach dem Plan des Hr. von Schorn ausgearbeitet iſt, ſo iſt der Kön Preuſſ. Ingenieur-Hauptmann D' Eſtimauville geſonnen, in ſofern ſich Liebhaber gnug dazu finden ſollten, daſſelbe auch im Franzöſiſchen herauszugeben. Da aber von der teutſchen Auflage nicht mehr als 100 Exemplare übrig ſind, ſo wird nach Michaelis d. J. keine weitere Unterzeichnung angenommen. Magdeburg. Oſtermarkt 1787.

le Chev. *Beris.*

---

9. Um den Freunden und Verehrern des Herrn Coadjutor zu Mainz und Worms, Freyherrn von Dalberg, ein Vergnügen zu machen, bin ich entſchloſſen, ein in Profil nach dem Leben gearbeitetes Bildnis dieſes Herrn, welches Kenner ihres Beyfalls würdig gefunden, und nun ganz neu bearbeitet und noch verbeſſert werden wird, in ovaler etwa ſechs Zoll hoher Form, auf Subſcrirtion herauszugeben.

Der Subſcriptionspreis iſt für ein Stück, in Biſquitmaſſe ' ' ' ' 9 Fl.
— — in feinem Alabaſter Gyps oder Compoſition. 1 —

Die Compoſition oder der Gyps wird ſo zubereitet, daß die Stücke recht veſt werden, und mit Waſſer und einem zarten Schwamme oder Pinſel gereinigt werden können, wenn ſich etwa klebender Schmutz anſetzen ſollte.

Im bloßen Gyps würden die Stücke etwas weiſſer, aber ohne mit einem Glaſe verwahrt, nicht rein zu halten, auch nicht ſo dauerhaft ſeyn. Indeſſen wird die Farbe — auf welche Kenner gewiß weniger als auf ſchöne Arbeit und Dauer ſehen — nicht unangenehm ſeyn.

Embalage gebe ich frey. Das Porto, welches, da das Bildnis klein und leicht iſt, gering ſeyn wird, tragen die

fürſtlichen Ehre, ich ſelbſt, mein Bruder, und dieſer beleidigte Graf, ſah ſie, hörte ſie in dieſer verwichnen Nacht mit einem liederlichen Kerl aus ihrem Kammerfenſter reden, der, in der That, wie ein niederträchtiger Lotterbube, die ſchändlichen Zuſammenkünfte bekennt hat, die ſie wohl tauſendmal in Geheim mit einander gehabt haben.

Don Juan.

Fy, fy, Gnädiger Herr, es läßt ſich nicht davon reden; es giebt keine Worte, die keuſch genug wären, ohne Beleidigung der Schaamhaftigkeit davon zu reden; ich bedaure alſo meine ſchöne Dame, daß ihr eine ſo ſchlechte Aufführung nicht beſſer zu verbergen gewußt habt.

Claudio.

O Hero! was für eine Hero wärſt du geweſen, wenn nur die Hälfte deiner auswendigen Schönheit den Gedanken und Neigungen deines Herzens zu Theil worden wäre! Aber nun fahre wohl, du ſchöne Haßlichkeit, du reizender Schein einer wurmſichtigen Unſchuld, fahre wohl! Um deinetwillen will ich alle Thüren der Liebe verrigeln, um deinetwillen ſoll Mißtrauen und Verdacht an meinen Augliedern hangen, und die Schönheit ſoll mir allemal ein Bürge einer ſchnöden Seele ſeyn.

Leonato.

Hat niemands Dolch hier eine Spize für mich?

Beatrix.

Wie, was iſts, Baſe, warum ſinkt ihr um?

Subſcribenten; und finden ſich deshalb mit ihrem Collecteur ab.

Die Freunde, welche die Güte für mich haben wollen, Subſcribenten zu ſammeln, erhalten funfzehn pro Cent Rabat. Geld und Briefe erwartet man frey.

Man kann bis den ſechszehnten Sept. dieſes Jahrs unterzeichnen.

Frankenthal, den 17ten Jul. 1787.

Johann Peter Melchior,
churpfälziſ. Hofbildhauer.

---

4) Es iſt eine Eigenheit der Teutſchen, ſich um alles, was fremde Nationen betrift, zu bekümmern, deren Geſchichte, Geſetzgebung und Statiſtik zu unterſuchen, Litteratur- und Kunſtzuſtand zu erfahren, u. ſ. w. Dieſe Eigenheit hat noch nie zur Charakteriſtik irgend eines Volks gehört. Sie erzeugt Vortheile und Nachtheile. Wenn ſie auf der einen Seite durch eine groſſe Theilnehmung an ausländiſchen Gegenſtänden die Vaterlandsliebe ſchwächt, und verhindert, daß der teutſche Patriotismus auf dem ſo ausgedehnten Intereſſen-Terrain, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht tiefe Wurzel ſchlagen kann, ſo erweitert ſie auf der andern Seite den Umfang der menſchlichen Kenntniſſe. Nie hat eine Nation einen ſo groſſen wiſſenſchaftlichen Cirkel umſpannt, als die teutſche; und wenn uns unſre Nachbarn jenſeits des Rheins und der Alpen alle andre Gerechtigkeit verſagten, Kunſt, Witz und Genie gänzlich abſprachen, ſo räumten ſie doch jederzeit den Teutſchen eine weitumfaſſende Gelehrſamkeit ein. Dieſer Ruhm beſteht noch, und erhält ſich immer fort neben den groſſen Progreſſen, die wir in Werken des Genies und

der

der ſchönen Künſte gemacht haben. Während daß Teutſche von ungeheurer Gelehrſamkeit in ſo vielen Fächern die Orakel des jetzigen Zeitalters und der Nachwelt ſind, erregen andre durch vortrefliche Werke des Geiſtes die Bewunderung aller Ausländer, die die teutſche Sprache verſtehen, und erzeugen das Nachlallen derer, die ſie nicht verſtehen.

Der Wunſch, dieſe teutſche Wiſſensmaſſe durch kleine Engliſche Produkte zu vermehren, die voll Originalität, reich an Laune, und manchmal bey auffallender Vortreflichkeit nur Ephemeriden des Tages ſind, erzeugte den British Mercury, worin aus einer groſſen Menge engliſcher Zeitungen und fliegender Blätter Auszüge gemacht werden. Die Auswahl beſteht theils in ganzen Aufſätzen, theils in Fragmenten, theils in Paragraphen für alle Claſſen von Leſern. Es ſind intereſſante und gröſtentheils authentiſche Materialien für Staatsmänner, Philoſophen, Dichter und Geſchichtſchreiber; ein Repertorium der brittiſchen Geſetzgebung, des Geiſtes und der Sitten der engliſchen Nation, der Künſte des Kriegs und des Friedens; ein hiſtoriſches Document ihrer Fort- und Rückſchritte in jeder Eigenſchaft, die zur hohen Kultur eines Volks in einem aufgeklärten Jahrhundert gehört. Die Unterſtützung des Publikums iſt zwar noch zur Zeit nicht groß, allein doch ſo, daß ſie mich zu gröſſern Hoffnungen berechtigt; daher ich entſchloſſen bin, Koſten und Bemühungen bey dieſer Unternehmung zu verdoppeln, damit der Endzweck des Entwurfes deſto beſſer erreicht werde. Vermehrt ſich dieſe Unterſtützung, ſo werde ich im Stande ſeyn, den Preis des Werks künftiges Jahr herabzuſetzen.

Da ſo viele Teutſche die Litteratur der Britten lieben, ohne ihre Sprache zu verſtehn, und ich von Freunden und Unbekannten angegangen worden bin, meine Unternehmung gemeinnütziger zu machen, und ich auch überdem das unbefugte Einmiſchen allezeit züftiger Ueberſetzer erwarten muß, ſo ſoll

von einem Sprachkundigen Gelehrten eine Ueberſetzung dieſes Brittiſchen Merkurs hier unter meinen Augen gemacht, und wöchentlich, ſo wie das Original, ausgegeben werden, allein drey Tage ſpäter. Jede Nummer enthält zwey Bogen in groß Octav, und 13 Nummern oder 26 Bogen machen einen Band aus, wozu ein Titelblatt und ein kurzes Regiſter kommt. Am Ende eines jeden Jahrgangs aber wird ein ausführliches zweckmäßig accordnetes Regiſter aller vier Bände gefügt werden, damit das Werk als ein Magazin gemeinnütziger Materialien für die mannigfaltigen Zweige der darin berührten Wiſſenſchaften und Künſte betrachtet werden könne. Der Preis dieſer auf Schreibpapier gedruckten teutſchen Blätter iſt jährlich 6 Reichsthaler in Louisd'or, wofür ſie poſtfrey ſpedirt werden. Die Liebhaber melden ſich bey den Poſtämtern ihres Wohnorts, wenn ſie wöchentlich bedient ſeyn wollen; denn nur allein durch den Weg der Poſtämter können wöchentlich ihre Expeditionen geſchehn; die monatliche aber übernimmt die Hoffmanſche Buchhandlung allhier.

Mit dem Anfange des Julius dieſes Jahrs werden die erſten teutſchen Blätter dieſes Brittiſchen Merkurs ausgegeben; da mit dieſem Monat aber der zweyte Band des British Mercury anfängt, ſo hat man auch für diejenigen geſorgt, die das Werk gerne complet zu haben wünſchen. Es iſt daher dieſer erſte Theil bereits unter der Preſſe, und wird den Liebhabern für einen Reichsthaler in Louisd'or überlaſſen werden. Er enthält folgendes:

Miſcellanien.

1) Skizze des jetzigen Zeitalters; von Nord- und Süd-America, Oſtindien, des türkiſchen Reichs, Italien u. ſ. w.

2) Die Schwierigkeit, Charaktere zu beurtheilen, und über den Charakter des Prinzen von Wallis.

3)

3) Catechismus über die englische Nationalschuld.

4) Schreiben an Madame Mara, im Namen der Anständigkeit.

5) Sechs ungedruckte Briefe des berühmten Sterne, Verfassers der empfindsamen Reisen.

6) Ueber die Würkungen des Anglogallischen Handelstraktats auf Irrland.

7) Johnsoniana.

8) Erinnerungen an die Künstler, die jetzt zur Ehre Shakespears arbeiten.

9) Morgengebet eines armen Hausirers in einer Scheune.

10) Der Kerkermeister in Norwich; eine rührende Geschichte der neuesten Zeit.

11) Fragment einer Handels-Chronik vom Jahr 1852.

12) Galliard, Bewohner der Insel Guernsey, oder die Allgewalt der Liebe; eine Begebenheit, die den Stoff zu dem neuen englischen Trauerspiel, Julia, gegeben hat.

13) Freymaurer-Nachrichten aus Madras.

14) Brief ans Publikum des holländischen Admiral Dedel, der sein Vaterland verlassen hat, und jetzt in England lebt.

15) Jahresfeyer der Teufels-Club in Irrland; u. a. m.

Parlaments-Debatten über die brittische Toleranz-Acte; über die Ostindische Tribunals-Einrichtung u. s. w. desgleichen parlamentarische Nachrichten mancherley Art.

Die andern Materien dieses Werks sind in folgende Rubriken abgetheilt:

Historische Neuigkeiten aus den brittannischen Inseln, aus America und aus Indien.

Staatsſchriften; Fragmente aus dem Protocoll des geheimen Conſeils zu Calcutta; Staatsreſolutionen in den vereinigten Amerikaniſchen Provinzen; Königliche Botſchaft ans Parlament u. ſ. w.

Briefe aus der Honduras-Bay, aus Virginien, aus Boſton, aus Lauſanne, aus Philadelphia u. ſ. w.

Politiſche und hiſtoriſche Urtheile, Bemerkungen und Vorſchläge über mannigfaltige Gegenſtände.

Litteratur- und Kunſt-Neuigkeiten.

Anecdoten, größtentheils der neueſten Zeit, zur Kenntniß der Britten und des menſchlichen Herzens.

Satyren.

Kleine Gedichte.

Theater-Neuigkeiten.

Merkwürdige Anzeigen.

Neue Bücher.

Den Werth dieſer Blätter mögen ſachkundige Kunſtrichter beurtheilen; allein es wird mir erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß ſie Intereſſe haben, und es fernerhin haben werden, ſo lange die Britten fortfahren ſich durch große Thaten, bizarre Handlungen, und Sottiſen auszuzeichnen. Dies Intereſſe, und überhaupt den Werth des Werks zu erhöhen, werde ich äußerſt bemüht ſeyn, und daher die Winke einſichtsvoller Männer, wo möglich, befolgen. Daß aber bey dem beſten Willen und den zweckmäßigſten Maasregeln dennoch nicht alle Leſer zu befriedigen ſind, weiß ich aus Erfahrung, da ich fünf Jahre Journaliſt bin. Obgleich hier für jede Gattung von Leſern geſorgt iſt, ſo wird doch natürlich ein jeder ſein Lieblingsfach zu kurz behandelt finden. Einige haben mich dringend um Parlements-Nachrichten gebeten, andere eben ſo dringend erſucht, ſie wegzulaſſen. Daß die Debatten des Brittiſchen Senats in manchen teutſchen Zeitungen berührt werden, konnte für mich kein Be-

wegungsgrund ſeyn, die Verhandlungen ſelbſt auszuſchlieſſen, die jedem Denker, beſonders bey groſsen Gegenſtänden, wichtig ſeyn müſſen; allein der Raum der Blätter und das nöthige Mancherley, ſetzte den parlamentariſchen Neuigkeiten Grenzen. Für ſeine Satyren hat das teutſche Publikum noch keinen Sinn. Dies iſt eine Entdeckung, die Wieland vor einigen Jahren bey einer beſondern Gelegenheit machte. Er hatte in den Merkur einen Brief zum Vortheil des Büchernachdrucks geſchrieben, der ein Meiſterſtück von Perſiflage war. Weil nun nicht die Worte ausdrücklich darunter ſtanden: Dies iſt Satyre, ſo nahm man es durchaus als Wahrheit an, und noch heut zu Tage hört man teutſche Rechtsgelehrte, die Wielands Laune als juriſtiſche Waffen brauchen, mit denen ſie ganz treuherzig die Nachdrucker vertheidigen. Die brittiſche Merkur hat dieſe Erfahrung beſtätigt. Manche Artikel, die Engliſche unrichtige Anzeigen oder originelle Bemerkungen über teutſche Vorfälle enthielten, und wegen des Sonderbaren eingerückt waren, hat man für alte Nachrichten gehalten, und nicht begreifen können, warum ſie da ſtunden. Andre haben unbedeutende Hof-Neuigkeiten, Anzeigen von Conferenzen, Promotionen u. ſ. w. erwartet. Wer ſich durch ſolche Urtheile irre machen läſst, verdient nicht fürs Publikum zu ſchreiben. Genug, daſs kein Vorfall von einiger Erheblichkeit unangezeigt bleibt.

Ich habe jedoch der Materialien zu viel, und beſitze jetzo ſchon einen Vorrath von Neun und ſechszig höchſt mannigfaltigen Aufſätzen, die ſich poſttäglich mehren, und für die ich im brittiſchen Merkur keinen Raum weiſs. Die wenigſten dürften wohl je in Teutſchland bekannt werden, wenn man nicht bedacht wäre, ſie zu ſammlen. Die intereſſanteſten ſind oft die längſten. Ich bin daher entſchloſ-

ſen, für die größern Aufſätze eine eigene Engliſche Monatsſchrift, unter dem Titel: The Engliſh Lyceum, herauszugeben. Das erſte Stück deſſelben wird ſchon hinreichend das Ueberdachte dieſer Unternehmung beweiſen, und da das Magazin, woraus geſchöpft wird, ungeheuer iſt, und beſtändig vermehrt wird, ſo iſt bey der Fortſetzung keine Verminderung an Intereſſe und Nutzbarkeit zu beſorgen. Alle Monat wird von dieſem Lyceum ein Heft von acht Bogen groß Octav auf fein Papier gedruckt und brochirt erſcheinen. Der Preis des Jahrgangs iſt 6 Reichsthaler in Ld'or., wofür es franco ſpedirt wird. Die Liebhaber wenden ſich entweder an die Poſtämter ihres Wohnortes oder durch Buchhändler an die hieſige Bohnſche Buchhandlung, die die Spedition übernommen hat. Hamburg, den 9ten Junius 1787.

J. W. von Archenholtz.

---

5) So gern auch manche Menſchen, indem ſie über die Straſe der Welt zu ihrem Schöpfer in emſiger Geſchäftigkeit fortwandeln, mit den weiſen Einrichtungen in der Natur näher bekannt ſeyn möchten: ſo fehlt es ihnen doch öfters, theils an Zeit, um die Werke Gottes mit forſchendem Geiſte zu betrachten, theils an Gelegenheit, um ſie aus dem ausführlichen Naturverzeichniß des ſorgfältigen Beobachters kennen zu lernen. Daher haben wir verſucht, ob wir nicht auch für dieſe edlen Mitgenoſſen des Lebens und der Wohlthaten, welche durch die ganze Natur verbreitet ſind, einigen Stoff zu nützlicher Naturkenntniß ſammlen könnten. Wir kommen freylich, indem wir eine Blumenleſe nützlicher angenehmer Kenntniſſe aus der Natur liefern, unſern Leſern nur mit einem flimmernden Lämpchen auf einem We-

ge entgegen, wo die gesamte Naturgeschichte selbst die Fackel vorträgt. Aber was schadet es, wenn wir dadurch keinen so hellen Glanz verbreiten können, welcher das weite Feld der Schöpfung auf einmal beleuchtet? Allmähliges Fortschreiten ist ja das Gesetz der Natur; und selbst das wohlthätige Sonnenlicht nähert sich nach und nach dem Gesichtskreise unserer schwachen Augen. —

Von dieser Blumenlese ist alle Freytage ein Stück, aus einem Bogen bestehend, in Commission des Intelligenz-Comptoirs in Leipzig zu haben; wovon bereits das Erste den 6. dieses Monats erschienen ist. Die Pränumeration auf ein Vierteljahr beträgt 10 gr. einzelne Stücke werden mit 1 gr. bezahlt. Auswärtige werden sich unterdessen gefallen lassen, Briefe und Gelder postfrey einzusenden, bis man ihnen eine für ihren Ort nähere Gelegenheit anzeigen kann.

Leipzig, im Heumonat 1787.

Die Verfasser.

---

6) Nachricht von einer Schrift zum Nutzen und Vergnügen für allerley Leser, insonderheit für den nachdenkenden Bürger und Landmann.

Ein geschäftiger Bürger und Landmann hat weder Zeit noch Gelegenheit, vielerley Schriften zu lesen, und würde in der That wenig Nutzen davon haben. Aber das ist doch auch gewiß, daß ihm daher eine Menge Kenntnisse unbekannt bleiben, die ihm im gemeinen Leben und in manchen besondern Vorfällen desselben, in der Haushaltung und allerley Gewerben, in gesunden und krancken Tagen nützlich und angenehm seyn würden. Auch giebt es in allen Ständen kluge

und

und gutdenkende Männer, welche sich durch Mittheilung solcher Kenntnisse gern um andere verdient machten, wenn sie nur eine bequeme Gelegenheit dazu hätten. In den wöchentlichen Anzeigen ist zu dem allen kein Raum. Wir haben uns daher entschlossen, eine besondere Schrift, welche vorzüglich hierzu bestimmt ist, unter dem Titel:

Blätter vermischten Inhalts,

stückweise heraus zu geben, und darin besonders auf die hiesigen und benachbarten Gegenden Rücksicht zu nehmen.

Der Inhalt dieser Schrift wird sehr mannichfaltig seyn. Hauptsächlich wird sie folgendes enthalten:

1) Bemerkungen über gute und schlechte Gesinnungen, Handlungen und Gewohnheiten; über schädliche Arten des Aberglaubens und anderer Irrthümer; über Erziehung der Kinder, u. s. w.

2) Anweisung zu einer nützlichen Bekanntschaft mit den Werken der Natur und Kunst, in sofern diese Kenntniß fürs Herz, oder fürs gemeine Leben brauchbar ist.

3) Bemerkungen über allerley gute und schlechte Mittel zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, so weit die Bekanntschaft mit denselben allgemein nöthig und heilsam ist.

4) Nachrichten, welche zu Verbesserungen in der Landwirthschaft, Haushaltung und allerley Künsten und Gewerben dienlich seyn können.

5) Bisweilen auch andere Aufsätze angenehmen und nützlichen Inhalts, als: Nachrichten von schweren Zeiten, Wasserfluthen, Theurungen, ansteckenden Krankheiten und deren Folgen; denkwürdige Veränderungen des Landes und Bodens; Wachsthum und Abnahme des Wohlstandes einzelner Gegenden, und Ursachen davon; Nachricht von vaterländischen Gesetzen und Herkommen, deren Veranlassung und Veränderung;

inderung; actenmäßige Erzählungen von merkwürdigen Rechtshändeln auch Criminalfällen, deren Bekanntmachung von Nutzen seyn kann; Nachrichten von verdienten Mitbürgern allerley Standes; Volkslieder u. s. w.

Hoffentlich zeigt dieser Entwurf, daß auch andere, für welche unsere Blätter nicht zunächst bestimmt sind, Unterhaltung darinn finden können. Verschiedene einsichtsvolle und erfahrne Männer in hiesigen und benachbarten Gegenden haben uns schon Beyträge versprochen, und wir hoffen sehr zutraulich, daß noch mehrere sich mit ihnen zu Beförderung so nützlicher Endzwecke vereinigen werden. Auch ist es gewiß, daß aufmerksame Landwirthe und Hausväter oft gemeinnützige Erfahrungen machen, deren Kenntniß gewöhnlich mit ihnen wieder ausstirbt. Diese ersuchen wir recht sehr, uns dergleichen Bemerkungen, wenn sie auch von unbeträchtlichem Nutzen zu seyn scheinen, zur weitern Bekanntmachung unter der Aufschrift: „An die Herausgeber der Blätter vermischten Inhalts„ ohne alle Titulaturen im Briefe mitzutheilen. Die Besorgniß, daß etwas nicht gut genug ausgedruckt seyn möchte, braucht niemanden hiervon abzuhalten, indem wir, was darinn etwa mangelhaft ist, schon ändern wollen. Auch werden wir gern gemeinnützige Anfragen und deren Beantwortungen in unsere Blätter einrücken.

Wenn diese Schrift die nöthige Unterstützung findet: so werden wir mit Herausgabe derselben nächstens den Anfang machen. Ungefähr alle zwey Monate erscheint dann ein Stück von fünf bis sechs Bogen, in einem blauen Umschlag gebunden, welches nur 9 Grote in Gold kostet. Wir müssen aber zur Vermeidung unnöthiger Weitläuftigkeiten die Bedingung machen, daß immer vier Stücke zugleich, entweder beym Empfang des ersten oder des vierten, bezahlt werden.

Vorläufig wünschen wir nur zu erfahren, wie viel Leser wir uns versprechen dürfen, und ersuchen demnach diejenigen,

Don Juan.

Kommt, laßt uns gehn, dieſe unvermuthete Offenbarung ihrer Schande ſchlägt ihre Lebensgeiſter nieder.

(Don Pedro, Don Juan und Claudio gehen ab.)

Zweyte Scene.

Benedict.

Was fehlt dem Fräulein?

Beatrix.

Sie iſt todt, fürcht' ich; helft, Onkel! Hero! Nun, Hero! Onkel! Signor Benedict! Pater!

Leonato.

O Schikſal! Zieh deine ſchwehre Hand nicht von ihr ab! Tod iſt die ſchönſte Hülle um ihre Schande, die man wünſchen kan.

Beatrix.

Wie ſteht es mit euch, Baſe Hero?

Mönch.

Faſſet Muth, Fräulein.

Leonato.

Schaut ſie auf?

Mönch.

Ja, warum ſollte ſie nicht?

Leo-

den, welche für sich allein oder in Gemeinschaft mit andern ein Exemplar verlangen, sich deshalb bey dem hiesigen Herzoglichen Postamte vor Ende des nächsten Monats zu melden. Oldenburg, den 8ten Januar 1787.

Die Herausgeber.

---

7) Beylage zur Ankündigung der Blätter vermischten Inhalts.

Periodische Volksschriften sind unstreitig für jeden, der das Vaterland liebt, das bequemste Mittel: schädlichen Irrthümern und Vorurtheilen aller Art entgegen zu arbeiten; gute Grundsätze und nützliche Kenntnisse, welche so manchem zum großen Schaden nicht nur für ihn selbst sondern auch fürs allgemeine Beste fehlen, zu verbreiten; andere mit sich zur Vaterlandsliebe, Industrie und jeder Bürgertugend zu erwecken; zur Beförderung einzelner guter Unternehmungen das Seinige beyzutragen; und so — was ja jeder Gutdenkende gern für Pflicht erkennt, und oft sehnlich wünscht — auch ausser seinem nächsten Wirkungskreise Gutes zu stiften.

Auch das benachbarte Ostfriesland hatte bisher, wie fast jede Gegend Teutschlands, eine solche Provincialschrift, welche aber mit dem verflossnen Jahre aufgehört hat, und uns dadurch die Unternehmung einer ähnlichen Arbeit erleichtert, indem wir nun Aussicht haben, auch in dieser Gegend Mitarbeiter und Leser zu finden.

So viel ist offenbar, daß eine solche Schrift auch für unsere Mitbürger sehr nützlich werden kann, wenn sie auch nur einigermaßen das leistet, worauf die Ankündigung deutet.

Es fehlt dem gemeinen Mann auch hier an Grundsätzen und Einsichten, die zu seinem Glücke unentbehrlich sind. Er hat — besonders in einzelnen Distrikten — Begriffe von

Frey-

Freyheit, Glück, Ehre ꝛc. die ihn geradezu ruiniren; er trägt ſich mit abergläubiſchen Grillen, welche manchem — wie neuere Vorfälle beweiſen — Geld, Ruhe, Geſundheit und wirklich das Leben koſten; er iſt im hohen Grade unthetig und doch dabey üppig; und, was das ärgſte iſt, er pflanzt alle dieſe Uebel durch eine unkluge Erziehung auch auf das kommende Geſchlecht fort. Es kann und muß helfen, wenn Männer, die die näheren Wege zum menſchlichen Herzen kennen, ſich vereinigen, mit der dabey nöthigen Vorſicht dieſen Uebeln entgegen zu arbeiten. Sie können wenigſtens einen guten Grund legen, worauf Zeiten und Umſtände und glücklichere Arbeiter einſt weiter bauen.

Der Bürger und Landmann beſchäftigt ſich zunächſt mit der Natur und ihren Produkten; hat aber auch in dieſer Hinſicht oft ſehr mangelhafte Begriffe. Er kennt z. E. die Schädlichkeit verdorbener Luft nicht, verwechſelt Schierling mit ähnlichen Kräutern, ſeine Gartengewächſe arten ihm gewöhnlich aus, weil er die Befruchtungsart derſelben nicht kennt, er kriecht beym Gewitter unter einen Baum u. ſ. w. Es iſt alſo nützlich und das unſchuldigſte Vergnügen für ihn, wenn man ihn die Natur, die ihm ſo nahe iſt, noch etwas näher kennen lehrt.

Der gemeine Mann ſorgt vernünftiger für die Geſundheit des Viehes, als für ſeine eigne. Er braucht in Krankheiten oft Mittel, welche entweder nichts helfen können, oder gar ſchädlich und tödtlich ſind. Z. B. Noch vor zwey Jahren ließ ein Quackſalber einer epileptiſchen Frau in hieſiger Gegend innerhalb 52 Wochen, 42 mal zur Ader, weil er ſie für vollblütig hielt.

Wir bewohnen eins der glücklichſten Länder. Auch unſer Landmann hat vor ſeinen Mitbrüdern in andern Gegen-

den und vor seinen eignen Verfahren unendlich viel voraus. Aber er weiß es nicht. Es muß nothwendig guten Eindruck auf ihn machen, muß ihn selbst zum Guten williger und thätiger machen, wenn man ihm das beweiset. Unser Land ist, besonders in einzelnen Gegenden, einer weit höhern Cultur fähig. In allen Theilen der Oekonomie werden immer neue Erfahrungen gemacht, deren Bekanntmachung von sehr wesentlichen Nutzen seyn kann, und wenigstens vorläufig mehr eigene Aufmerksamkeit erregt.

Diese und andere Gründe haben uns bewogen, den jetzt günstigen Zeitpunkt zu nutzen, um eine solche Schrift zu Stande zu bringen, und mit diesen Bemühungen so lange fortzufahren, bis überwiegende Hindernisse uns dispensiren. Wir richten daher an jeden, dem Beförderung des Guten am Herzen liegt, unsere zuversichtliche Bitte, die Bereicherung, Verbreitung und Fortdauer dieser Schrift als Mitarbeiter und auf jede andere ihm mögliche Art zu befördern. Insonderheit ersuchen wir sämtliche Herren Beamte und Prediger, die denen, für welche diese Schrift vorzüglich mit bestimmt ist, am nächsten sind, folglich deren physische und moralische Bedürfnisse am besten kennen, um Beyträge und sonstige Unterstützung. Wer auch nicht Zeit hat, uns völlig ausgearbeitete Aufsätze zu geben, kann uns doch durch Mittheilung zweckmäßiger Nachrichten, etwaniger Berichtigungen u. s. w. eine fast eben so wesentliche Hülfe leisten. Auszüge aus Schriften, welche nicht in den Händen unserer Leser sind, gehören eben so wohl mit in unsern Plan, als eigene Aufsätze. Wie viel Gutes läßt sich z. E. nicht allein aus Krünitzens Encyclopädie und ähnlichen Sammlungen vernehmen!

Wir werden übrigens jede Behutsamkeit, die wir unsern Mitarbeitern, Lesern, und allen andern schuldig sind, sorgfältig beobachten. Oldenburg den 3ten. Jan. 1787.

Die Herausgeber.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

August 1787.

I. Neue Bücher.

1) **Doolin von Maynz.** Ein Rittergedicht, (in zehn Geſängen, von Johann von Alxinger) Leipzig in Commißion bey G. J. Göſchen, und Wien bey Stahel 1787.

„Der Beyfall, womit die poetiſchen Schriften des Herrn von Alxinger aufgenommen wurden, munterten ihn (wie die Vorrede ſagt) auf, zu verſuchen ob ſeine poetiſchen Schwingen auch einen längern Flug aushalten würden. Er traf, nachdem er manche Bücher, um Stoff zu einem gröſſern Gedichte zu finden, durchblättert hatte, endlich auf die Rittergeſchichte Doolin von Maynz, die im 4ten Theile der Bibliothek der Romane ſteht. Die Schikſale des alten Guido, die Gefahr Cunigundens, der Zweykampf Doolins mit Archimbalden, der Tod Danemonds, ſchienen ihm Scenen zu ſeyn die eine gute Wirkung thun müßten. Er erfand noch die Nebengeſchichte Bertrands und Gloriandens, und ſuchte ſie mit der Hauptgeſchichte zu verknüpfen; er änderte am Roman, that hinzu, ſchmolz zuſammen, bis kein Stein auf dem andern geblieben, und auſſer den oben angeführten Scenen nichts beybehalten war.“ — Dies iſt alles was der Dichter von der Entſte-

hung und Ordonanz seines Werkes dem Leser zu sagen für gut befunden hat.

Das Gedicht ist in achtzeiligen Stanzen geschrieben, eine Versart, die für Rittergedichte eine ganz eigene Schicklichkeit, und bey sehr vielen und großen Schwierigkeiten gleichwohl auch einige beträchtliche Vortheile für den Dichter, für das Ohr des Lesers aber, (vorausgesetzt was auf seiner sowohl als auf des Dichters Seite vorauszusetzen ist) einen Reitz und eine Anmuth hat, die keine andere Versart erreichen kann. Sehr viel trägt hiezu die Freyheit bey, die sich der Dichter Oberons in dem Bau oder der Rhythmik seiner Stanzen nahm, und worin ihm Herr von Alxinger mit Recht folgte. Das Schema der italienischen ottave rime, wo alle Zeilen eilfsylbig sind, und die Reime in jeder Stanze so geordnet werden müssen, daß immer die dritte und fünfte Zeile auf die erste, und die vierte und sechste auf die zweyte reimt, hat in unsrer Sprache, ausser einer in großen Gedichten beynahe unübersteiglichen Schwierigkeit, noch den Fehler einer in die Länge sehr ermüdenden Monotonie; und wenn es auch jemals einem Teutschen glücken sollte, eigentliche ottave rime zu machen, worin der Zwang der Versification weder der Schönheit der Sprache, noch der Leichtigkeit der Bewegung und der Ungezwungenheit der Reime nicht den geringsten Abbruch thäte: so würden doch die freyern Stanzen (alles übrige gleich) bloß wegen der größern Abwechslung ihres Periodenbaues und Numerus, und wegen der Möglichkeit, eine größere Harmonie imitative, d. i. mehr Uebereinstimmung der Versification mit dem Inhalt erreichen zu können, bey Liebhabern von feinerm Ohre immer den Vorzug behalten.

Ein Gedicht wie Dorlin von Maynz ist eine so große und seltene Erscheinung auf dem teutschen Parnasse, daß es

(wenn

(wenn wir anders nicht genöthigt seyn sollen, die Gleichgültigkeit und Geschmacklosigkeit, welche Herr von Alxinger seinen österreichischen Landesleuten in der Vorrede vorrückt, unsrer ganzen Nation vorzuwerfen) eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben muß! denn, was anders als Liebe und feiner Sinn für die reitzende Künste der Musen bezeichnet den wesentlichsten Unterschied zwischen einem zur Humanität aufgebildeten und einem barbarischen Volcke? Wir können also billig voraussehen, daß das Gedicht, welches wir hier bloß deswegen ankündigen, um unsre Freude über sein Daseyn öffentlich zu zeigen, bereits in den Händen aller Liebhaber seye, und die Würkung die es thun kann, und die der Verfasser selbst seinem Buche ausser Oesterreich verspricht, nehmlich, zu gefallen, bereits gethan habe; und wir haben schwerlich einen Widerspruch zu besorgen wenn wir sagen: daß Herr von Alxinger einen großen Theil der unendlichen Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen hatte, glücklich besiegt, und ein Werk aufgestellt habe, das die Meynung und Erwartung des Publicums von seinem dichterischen Talent rechtfertiget. Er hat eine große Bekanntschaft mit dem Reichthum und Umfange unserer Sprache, viele Fertigkeit seine Gedanken einzukleiden und zu wenden, und eine nicht gemeine Leichtigkeit sich in dieser schweren Versart, trotz aller ihrer sichtbaren und unsichtbaren Fesseln, mit Anstand und Grazie zu bewegen, darin gezeigt. Sein Gedicht ist mit einer Mannichfaltigkeit stark gezeichneter und warm colorierter Gemählde angefüllt, die sich zum Theil auch durch ihre Neuheit und einen Detail, dessen glückliche Ausbildung eben soviel poetisches Talent als Sachkenntniß voraussetzt, empfehlen; seine Diction ist (mit einigen Ausnahmen) meistens schön, richtig, und der Sache angemessen, oft glänzend und unverbesserlich; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß ihm eine gewisse Festigkeit und Uebereinstimmung mit

sich selbst zu fehlen, und hier und da, bald dieses bald jenes ausländischen oder einheimischen Dichters Manier zum Nachtheil seiner eigenen und des Ganzen vorzustechen scheint. Seine Stanzen sind gröſsern Theils fleiſsig gearbeitet, und eine Menge derselben, sonderlich in den vier letzten Gesängen, wo das Feuer des Dichters am reinsten und fast immer in gleicher Stärke fortbrennt, unserm Geschmacke nach, von ganz ausnehmender Schönheit. Ausserdem hat dieses Poetische Werk vor vielen andern den Vorzug, daſs wir nicht bloſs mit nugis canoris unterhalten werden; der Verfasser zeigt sich als ein Mann von Gelehrsamkeit und mannichfaltigen Kenntnissen, und, was jeder Dichter seyn soll, ein Mann von Gefühl, ein warmer Freund der Menschheit, und eifriger Verfechter ihrer Rechte. Nur ist uns und vielen andern aufgefallen, daſs er, von seinem schon bekannten Tyrannenhaſse, (gegen den wir nichts einzuwenden haben) sich einigemal zu unanständigen und keiner Entschuldigung fähigen Anzüglichkeiten gegen die Könige und Fürsten überhaupt hinreissen lassen. Oder sollte, ausser seinem Freunde Haschka, wohl irgend ein gesund denkender Mensch solche Stellen billigen können wie z. B. der letzte Vers in folgender Stanze, wo von dem Zwerge, des König Danemonds Günstling die Rede ist.

Er hatte, wie im Flug, des Herrschers Gunst gewonnen,
Auch war er ausgelehrt *) in allen Bübereyn
Die je ein Böswicht ersonnen;
Geschickt das Nein in Ja, das Ja in Nein
Schnell zu verkehren, war der Obern Knecht, der Untern

Tyrann.

*) besser, ausgelernt.

Despot, ein Spürhund auf der Mädchenjagd,
Ein listiger Spion, ein Klätscher, und nun sage
Ihr Fürsten, wer wird nicht solch ein Talent
ermuntern!

VIII. Stf. 53. Stück.

Oder wie diese:

— Der Fürst steht wie gedankenlos
Und dürften Könige sich schämen
Er schämte sich. —

Nicht weniger anstößig ist uns auch der häufige Gebrauch allzuniedriger, und kaum oder nur in der burlesken Dichtart duldbarer Wörter, besonders des garstigen Verrecken, womit dieses edle Gedicht mehr als einmal besudelt ist; z. B.

— Der Bluthund ist verrecket;

Auf, tritt ihn in den Staub, und so zermalmt verrecke er!

Im Vorbeygehen können wie auch nicht unbemerkt lassen, daß der Name Doolin unzählige mal, und so oft es dem Dichter bequem war, auf eine Art die schwehrlich zu rechtfertigen ist, decliniert wird. Nach den Sprachgebrauch und der Analogie kann Doolin im Genitivus nicht Doolinens, sondern Dooline, und im Dativus und Ablativus nicht Doolinen, sondern Doolin decliniert werden. Doolinens, Doolinen, setzt voraus, daß Dooline nicht Doolin der Nominativus sey. — Doch es ist gegenwärtig so wenig darum zu thun, die Fehler dieses Gedichtes zu rügen, als uns in eine umständliche Aufzählung und Entwicklung seiner Schönheiten einzulassen. Beydes behält sich der Verfasser dieser Anzeige auf eine andere Gelegenheit vor, und bestimmt

dazu einen besondern Artickel in diesem Journale. Denn ein Gedicht wie Doolin verdient eine genaue und Aristarchischen Kritik, als eine Ehre, die nur vorzüglichen Werken gebührt; und das Interesse unserer Litteratur erfodert, daß der Meister desselben veranlaßt und aufgemuntert werde, die Hand nicht eher davon abzuziehen, bis er ihm die ganze Vollkommenheit, deren es fähig ist, gegeben hat.

---

2) Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter. Erster Band. Gotha, bey Carl Wilhelm Ettinger. 1787. 468. S. in 8.

Die Ettingerische Buchhandlung liefert hier in einer Ausgabe, die sich durch Schönheit des Papiers und Drucks auszeichnet, den ersten Theil der Gedichte des Herrn Legationsraths Gotter, die wir im vorigen Jahre ankündigten. Er besteht aus 106 grössern und kleinern Gedichten, deren Gegenstände (um uns der eigenen Worte des Verf. in der Vorrede zu bedienen) sich auf sanfte Empfindung, feinen Spott, und faßliche Philosophie des Lebens einschränken: drey Rubricken, unter welche sich alle in diesem Bande vorkommende Stücke rangieren lassen, und worin es eben so leicht ist, mittelmäßig, als schwer, vortreflich zu seyn. Die scheinbare Leichtigkeit, die eine unentbehrliche Bedingung der Vollkommenheit in diesen drey Gattungen ist, verführet manchen ut sibi speret idem; aber der Versuch überzeugt wenigstens die Leser solcher unglücklicher Nachahmungen, daß nichts schwerer und seltner ist als sanfte Empfindungen in schöne Verse hinzuathmen, leicht zu scherzen und mit Feinheit zu spotten, ächte Philosophie des Lebens in das Gewand der Grazien einzukleiden, und in einer immer schönen Sprache und Versification, Empfindung

mit

mit Vernunft, Witz mit Weisheit, Laune mit Delicateſſe, Geſchmack und guten Ton mit Freyheit des Geiſtes und Wärme des Herzens zu paaren. Niemand, der dieſe Gedichte geleſen hat, wird, (wenn wir unſerm eigenen Gefühl trauen dürfen) ihrem Verfaſſer den Verdienſt abſprechen, in dieſem Fache niemand über ſich zu haben. — Sie beſtehen aus Epiſteln, Elegien, Romanzen, Liedern, Sinngedichten, und allerley ſo genannten flüchtigen oder durch beſondere Gelegenheiten veranlaßten Stücken, wovon viele die ſtrengſte Vergleichung mit dem beſten was die Franzoſen (die Meiſter in dieſer Gattung) aufzuweiſen haben, aushalten können. Die liebenswürdigſte Muſe reicht uns in dieſem Füllhorn reife Früchte von der beſten Art, in einem Grade von Vollkommenheit, der in unſerm Klima ſelten iſt, (z. B: die herrliche Elegie, der Dorfkirchhof, und die beyden Epiſteln, die dieſen Band beſchließen) mit einer großen Mannichfaltigkeit von anmuthigen Blumen vermengt, deren unſcheinbarſten es nicht an Wohlgeruch mangelt. Einige ſind aus fremdem Boden in den unſrigen verpflanzt, aber ſo glücklich, daß ſie mehr dadurch gewonnen als verlohren haben, z. B. Blaubart, Du und Sie, und der Edelknabe, das non plus ultra einer ſchönen Kopey, die in dem heiterſten Augenblick, des Genies und der Laune, ohne alle Geburtsweheu, der Seele des Dichters entſchlüpft zu ſeyn ſcheint. Die Beſtimmung dieſes Anzeigers erlaubt uns nicht uns ſo lange bey dieſer vortreflichen Sammlung zu verweilen als wir wünſchten; aber vielleicht finden wir künftig Gelegenheit, einigen der vollkommenſten Stücke derſelben durch eine nähere Analyſe ihrer Schönheiten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Das einzige, deſſen Ton uns nicht ganz gefallen hat, iſt Jupiter und ſein Repräſentant: hingegen finden wir den Dichter eher unſers Dankes würdig, als der Verzeihung benöthigt, daß er auch einige bouts rimez aufgenom-

Leonato.

Warum? wie, ruft nicht alles um ſie her ihre Schande aus? Kan ſie die Geſchichte hier läugnen, die in ihr Blut gedrukt iſt? Lebe nicht, Hero, öffne deine Augen nicht mehr; dächt ich nicht, du würdeſt nicht plözlich ſterben; dächt ich, deine Geiſter wären ſtärker als die Empfindung deiner Schmach, ich ſelbſt wollte den tödtlichen Streich führen -- Klagt' ich ehmals, ich Thor, daß ich nur ein Kind habe? Klagt' ich deßhalb über den Geiz der kargen Natur? Ach! Ich habe eines zuviel an dir. Warum mußt ich dieſes einzige haben? Warum warſt du jemals liebenswürdig in meinen Augen? Warum hab' ich nicht ſtatt deiner ein Bettelkind vor meiner Thür aufgehoben? Von dem ich, wenn es mit einer ſolchen Schande beſudelt worden wäre, hätte ſagen können, es iſt kein Theil von mir ſelbſt; dieſe Schmach ſtammt aus unbekannten Lenden. Aber mein eignes Kind, das ich als das meinige liebte, als das meinige anprieß, als das meinige ſtolz darauf war; ſo ſehr mein, daß ich ſelbſt weniger mein war als ſie -- wie, dieſe -- O ſie iſt in einen Brunnen von Dinte gefallen, die weite See hat nicht Waſſers genug ſie rein zu waſchen, nicht Salz genug, ihr angeſtektes beſchmiztes Fleiſch vor der Fäulniß zu bewahren.

Benedict.

Mein Herr, mein Herr, faſſet euch; ich, für meinen Theil, bin ſo beſtürzt, daß ich nicht weiß was ich ſagen ſoll.

men hat, da sie fast durchaus so glücklich gerathen sind, als ob sie freye Ergiessungen der Laune gewesen wären. Wohl dem Dichter, dessen Witz und poetische Ader eine solche Probe mit soviel Ehre bestehen kann!

---

3) Hudibras frey verteutscht, dem Herrn Hofrath Wieland zugeeignet. Von F. W. S. Riga bey Hartknoch, 1787. 444 S. 8. Mit Kupfern von Scheffelberg.

Unsre Leser finden auf dem Tittel die Ursache, warum sich der Merkur bey dieser Verteutschung in Reimen mit der blossen Anzeige ihres Daseyns begnügt. Wir glauben, daß der Herausgeber (der den ersten Gesang davon ehemals von einem Freunde aus Petersburg erhielt, und im Aprilmonath 1779 des T. M. einrückte) keine Ursache haben werde, bey den folgenden Gesängen das günstige Urtheil zurückzunehmen, das er damals über dem ersten fällte. Für den gröfseren Theil teutscher Leser, auf welche dieses unterhaltende Werk Anspruch machen kann, scheint uns der Uebersetzer mit den erläuternden historischen Anmerkungen viel zu sparsam gewesen zu seyn; ein Mangel, dem sich jetzt doch bey einer neuen Ausgabe, oder auch bey der gegenwärtigen durch einen Anhang leicht abhelfen läßt.

---

4) Friedrichs des Grossen wohlthätige Rücksicht auch auf Verbesserung der Teutschen Sprache und Literatur. Herausgegeben von Leonhard Meister, Professor. Zürch bey Orell Geßner und Kompag. 1787.

Gerne würden wir, und gewis noch mancher Leser mit uns, die Nachschrift am Ende dieses Buches für einen

Vor-

Vorbericht hingeben, der uns über den Zweck deſſelben, und vorzüglich über den Zuſammenhang des Titels mit dem Inhalt ein wenig den Verſtand öffnete. Herr Profeſſor Meiſter paart und liefert hier folgende Aufſätze: I. Die Geſchichte der Abhandlung über die teutſche Litteratur, auf 24 Seiten. (Es wäre freylich überflüſſig geweſen auch nur in einer Note anzumerken, daß dieſes eben dieſelbe Geſchichte ſey, die ſich theils im franzöſiſchen Original, theils in teutſchen Ueberſetzungen ſeit mehr als einem halben Jahre in allen Händen befindet) II. Die ſeit ſechs Jahren allgemein bekannte Abhandlung Sur la litterature allemande &c.: (Die in beyden Aufſätzen häufig vorkommenden Sprachei-genheiten des Herrn Herausgebers, z. B. Ende des Jahres, ſchwierig, begründe, anerkannt er, kompetirlich, unumfangen, Altvodern, Ariſtot, beeden u. ſ. w. beweiſen, daß er mit den vorigen Ueberſetzungen unzufrieden geweſen ſeyn müße.) III. Das Schreiben einer unbekannten Dame an den St — M — V. H — über die teutſche Litteratur, aus dem teutſchen Muſäum X St. 1781 nebſt der Antwort darauf. IV. Eine vor ein paar Jahren in Winkopps Bibliothek für Denker abgedruckte Unterredung des höchſtſeel. Königs mit Herrn Prof. Meierotto. V. Grammatiſche Bemerkungen von Spate, Leibnitz, Lambert, und Adelung aus einer von der Manheimer Geſellſchaft gekrönten Preisſchrift des Herrn Herausgebers — deren Verhältniß zu den übrigen Artikeln der wohlthätigen Rückſicht u. ſ. w. am meiſten eines erklärenden Winkes bedurft hätte. — Und endlich VI. Nachſchrift von dem Herausgeber. Sie beginnt: „Zu groß und ehrwürdig ſind der Held und des Helden Begleiter, die vor unſern Augen auf der Litteraturbühne erſchienen: wie ſollten wirs wagen zu ſolch einem Schauſpiele noch eine Epiloge zu ſchreiben?“ — Möchte er es doch lieber nicht gewagt,

wagt, und es überhaupt bey den bisherigen Auflagen und Uebersetzungen jener Erscheinung auf der Litteraturbühne bewenden lassen haben!

Mit aller Achtung, die wir den Verdiensten des Herrn Prof. Meister schuldig zu seyn bekennen, wollen wir hier nur einige von den vielen Gründen anführen, die uns diesen Wunsch abnöthigen. Daß auch die teutsche Sprache und Litteratur der bewunderten Regierung Friedrichs des Zweyten, dem thätigen Schutze den der verewigte Monarch den Wissenschaften überhaupt angedeihen lassen, und vorzüglich der von ihm begünstigten Druck- und Preßfreyheit, vieles, sehr vieles zu verdanken hatten, hierüber bedarf die Nation, nach dem lauten und einstimmigen Urtheil das sie vor längst gefällt hat, keiner weiteren Belehrung. Das aber die besondere Rücksicht, welche in der bekannten Schrift: Sur la Litterature Allemande, auf teutsche Sprache und Litteratur genommen wurde, mit Friedrichs großen und allgemein anerkannten Verdiensten um dieselbe in eine Classe oder gar eben an in der Reihe, gestellt werden müsse: dieß hat wohl schon mehr als ein Franzose, der sich aus jener Schrift von dem wahren Zustande der teutschen Sprache und Litteratur unterrichtet hat, aber gewis noch kein teutscher Schriftsteller behauptet. Unsers Wissens hat auch die erwähnte Schrift weder bey dem aufgeklärtern (wie S. 1.) noch bey dem größten Theile der Nation (wie S. 21. behauptet wird) Beyfall gefunden; man müßte denn die ehrerbietigen Gegenvorstellungen, und das ehrfurchtsvolle Stillschweigen für Beyfall annehmen wollen. Was müßte aus unsrer Nation geworden seyn, wenn ihr besserer, oder auch nur ihr grösserer Theil alles wohlgemeynte sofort für wohlthätig erklären wollte, wenn und weil es von einem Fürsten kömmt, und eine Abhandlung, der nichts geringeres fehlt als die Kenntniß des abgehandelten Gegenstandes, blos da-

darum vortreflich fände, weil der Verfaſſer ein vortreflicher Monarch iſt? So ſehr ſich das Urtheil über die teutſche Sprache und Litteratur, das dem gröſten und beſten aller Könige in gedachter Abhandlung entwiſcht iſt, aus allen Umſtänden deſſelben entſchuldigen läßt: ſo wenig ſcheint uns der teutſche Schriftſteller zu entſchuldigen, der jenes Urtheil im Angeſichte des teutſchen Publikums für nichts weiter als ſtreng, und die Schrift, die ſich ganz auf dieſes Urtheil gründet, für eine Erſcheinung erklärt, welche unſrer Litteratur Ehre und Vortheil gebracht hätte. Es thut uns leid, daß wir genöthiget waren, einen Punkt zu berühren, den gewis jeder teutſche Patriot lieber mit Stillſchweigen übergeht. Aber wem, der auch nur den geringſten Anſpruch auf dieſen Namen hat, kann es gleichgültig ſeyn, einen angeſehenen teutſchen und noch dazu ſchweizeriſchen Schriftſteller über jenen Punkt eine Sprache, die nur im Lande eines Despoten einheimiſch iſt, führen zu hören? Und zu ſehen wie er ſich an die ſtralende Ehrenkrone des unſterblichen Wohlthäters unſrer Nation heandrängt, um ſie mit Flittergolde zu entheiligen? R.

II. Ankündigungen.

1) Es ſind zeither mancherley vortrefliche Anweiſungen zu einer vernünftigen Erziehung geſchrieben worden, die zwar viel Gutes wirkten, aber doch noch lange nicht ſo viel, als man von ihrer Vortreflichkeit hätte vermuthen ſollen, indem der gröſsere Theil der Eltern und Lehrer doch noch immer die alten Erziehungsfehler beybehält. Die Urſache daran iſt vielleicht, weil vielen der Sinn für einen ernſthaften Vortrag fehlt, vielleicht auch, weil die mehreſten eine Abneigung gegen alles haben, was Regel und Vorſchrift heißt.

Da ich alſo ſahe, daß die Anweiſungen zu einer vernünftigen Erziehung ſo wenig Eingang fanden, ſo glaubte ich eine Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung würde ihr Glück ſicher machen. Ich ſchrieb ſie unter dem Titel: Anweiſung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modiſchen Erziehung der Kinder, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß ſie in vielen Familien ihre Abſicht erreichte. In vielen Häuſern, wie ich von ſicherer Hand weiß, wo weder Predigten noch Erziehungsſchriften etwas wirkten, ſchlug dieſes Buch durch.

Es enthält eigentlich Regeln, wie man es anfangen müſſe, wenn man Kinder an Leib und Seele verderben will, die aus dem, was täglich im gemeinen Leben geſchieht, abſtrahiret, und allemal mit Exempeln erläutert ſind. Z. E. Mittel ſich bey den Kindern verhaßt zu machen. Erſte Regel: Man darf ihnen nur Unrecht thun, ſo wird Haß und Zorn gar bald erfolgen. Dann einige Geſchichte, die die Regel erläutern. Zwote Regel: Bemühe dich dein Kind auf die Fehler deines Ehegatten aufmerkſam zu machen. Dritte Regel: Sey bey den Liebkoſungen deiner Kinder unempfindlich, und nimm an ihren Freuden keinen Theil. Vierte Regel: Verſage deinen Kindern unſchuldige Ergözlichkeiten. Fünfte Regel: Mache deine Kinder gegen andere lächerlich! ꝛc.

So werden auf ähnliche Art Anweiſungen gegeben, Kindern Haß gegen andere einzuflößen, ſie neidiſch, geizig, abergläubiſch zu machen, ihnen das Lügen, Verläumden, den Ungehorſam und Starrſinn, kurz alle Untugenden zu lehren, ſie auch überdies dumm und ungeſund zu machen, und in der Blüthe ihrer Jahre zu tödten.

Da nun die erſte Auflage von dieſem Buche vergriffen iſt, ſo wird es der Buchhändler Herr Keyſer in Erfurt, als

Ver-

Verleger, von neuem herausgeben, ich aber werde es nochmals durchsehen, verbessern, beträchtliche Zusätze dazu machen, und ihm den kürzern Titel geben: Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung. Das Amt eines Predigers, das ich sonst bekleidete, und das mir eine Gelegenheit verschafte, in das Innerste der Familien zu sehen, hat mir zugleich dazu gedient, die mehresten pädagogischen Vorurtheile, die itzo im Schwange gehen, kennen zu lernen. Da diese nun in diesem Buche lebhaft geschildert sind, und ihre Schädlichkeit recht sinnlich gemacht ist; so glaube ich, daß es noch ferner mit Nutzen empfohlen und gelesen werden kann.

Der Nachdruck der davon herausgekommen ist, wird durch diese neue Ausgabe, die so viele Zusätze und Berichtigungen erhält, unbrauchbar und ganz überflüßig gemacht werden. Schnepfenthal, im Julius 1787.

Salzmann.

---

2) David Schiebelers auserlesene Gedichte, herausgegeben von Herrn Professer Eschenburg, sind in Rücksicht ihres Werthes nicht genugsam ins Publikum gekommen. Ich habe die ganze Auflage derselben an mich gekauft, und biethe sie den Liebhabern für 8 Ggr. bis zur Michaelis-Messe dieses Jahres an. Die Gedichte bestehen aus 20 Bogen, auf sehr schönes Schreibpapier gedruckt, und das Leben und der Charakter des Dichters aus 3 Bogen.

Das nehmliche Schicksaal haben des Herrn Abts J. F. Hesekers, Betrachtungen über das menschliche Auge, zur Bewunderung der grosen Werke Gottes, und zur Erweiterung der Erkenntniß derer, die keine Meßkunstverständige und

Na-

Naturkundige sind; 8. mit Kupfern. Dieses Buch ist von nun an in allen Buchhandlungen für 18 Sgr. zu haben. „Ich „habe die Absicht bey diesen Betrachtungen, sagt der Herr Abt, „so viel über das Auge des Menschen zu sagen als einem jeden Menschen, der kein Arzt, Naturkundiger oder Mathematiker ist, und der doch seine Erkenntniß, durch die Betrachtung der groben Werke Gottes zu erweitern wünschet, „davon zu wissen nöthig ist. Sie werden zureichend seyn, bey „meinen Lesern die erhabenen Begriffe von der unendlichen „Weisheit des allmächtigen Schöpfers hervorzubringen, und „sie zu der tiefsten Ehrfurcht gegen das höchste Wesen zu „bewegen."

Georg Joachim Göschen.

---

*) Es sind zwar gelehrte Zeitungen in Teutschland genug, unter denen sich auch einige, als die Göttinger, Jenäer, Gothaer u. a. m. vorzüglich auszeichnen. Sie kommen aber alle darin überein, daß sie sich über sämtliche Zweige der Wissenschaften verbreiten. Dies hat die Unbequemlichkeit für den Leser, der kein Polyhistor seyn will, daß er vieles lesen und bezahlen muß, was nicht in sein Fach gehört. Solte es vielleicht nicht besser seyn, für jede Wissenschaft eine besondere gelehrte Zeitung zu haben? zumal wenn man sich hinzudenkt, daß das Bücherschreiben täglich zunimt, und es daher nicht möglich ist, alle Bücher aus allen Wissenschaften in einer einzigen Zeitung anzuzeigen? *) Nach dieser Idee will eine Gesellschaft von Gelehrten mit dem Anfange des 1788sten Jahrs Zeitungen für Rechtsgelehrte herausgeben. Die Zeit wird es lehren, ob sie gefallen, und in andern Wissenschaften Nachfolger finden werden. Ihr Verdienst wird

*) In der allgemeinen Litteratur-Zeitung wird diese Unmöglichkeit schon seit zwey Jahren möglich gemacht. A. d. H.

wird ſeyn: Anzeige, wo möglich, aller in Teutſchland herauskommenden juriſtiſchen Bücher und Abhandlungen, eine treue Darſtellung ihres Inhalts, kurze Beurtheilung ihres Werths, beſonders in wie fern die Rechtskunde dadurch Zuwachs gewinnt, allerley Neuigkeiten, die einem Juriſten nützlich und angenehm ſind. Bey den Beurtheilungen der Werke wird man gleich weit von unverdienter Schmeicheley und bittrem Tadel entfernt ſeyn. Schlechte Schriften werden nur angezeiget werden, um ſich mit denſelben nicht zu belaſten. In jeder Woche wird ein halber Bogen herauskommen. — Der Jahrgang koſtet hier auf der Stelle einen Thaler Conventionsmünze, und kann auf allen Poſtämtern Beſtellung geſchehen. Briefe und Bücher, die anzuzeigen verlangt werden, erbittet man ſich Poſtfrey unter der Addreſſe: An die Verfaſſer der Zeitungen für Rechtsgelehrte zu Lemgo in der Grafſchaft Lippe. Lemgo, den 1ſten Jul. 1787.

---

4) Neueſte Religionsbegebenheiten mit unpartheyiſchen Anmerkungen, 10ter Jahrgang. Januar bis Julius incl. Gießen bey Krieger den jüngern. Jährlich kommen davon XII Stücke heraus und koſten 1 Rthlr. 12 gr.

Wenn in unſerer journaliſtiſchen Periode eine Monatſchrift zehn Jahr hindurch Beyfall findet, ſo iſt doch das wohl ſchon ein redender Beweiß für ihre Güte und Nutzbarkeit. Hoffentlich werden Kenner auch in dieſem Jahr ihr den bisher ſo gerecht verdienten Beyfall nicht verſagen. Denn eben die unbeſtechliche Unpartheylichkeit, eben die weiſe Mittelſtraße, eben das reife überdachte Urtheil, eben der biedere männliche Ton, wodurch dieſes Journal bisher ſich auszeichnete und ſo manchen ſeiner Mitbrüder überlebte, herrſchen auch in den ſieben vor uns liegenden Stücken.*) Die Materien ſelbſt, über die ſie ſich verbreiten, ſind noch intereſſanter, als je. Eine ſimple Anzeige derſelben mag das beglaubigen.

Januar.

1) Wolfenbüttelſche Fragmente und einige ähnliche Schriften. 2) Neue Aufklärung über die Freymauerey. 3) Ueber die Moſterien der Alten. 4) Ueber die Lehre von der Verſöhnung.

Februar.

*) Wir laſſen dieſe Anzeige abdrucken wie ſie uns zugeſchickt worden, und bürgen nicht für dieſe Tadelrede. D. H.

Februar.

1) Neue Aufklärung über die Freymaurerey. Beſchluß. 2) Vertheidigung des Alten Teſtaments. 3) Herrn D. Sailers Vertheidigung ſeiner ſelbſt. 4) Herrn Lavaters Vertheidigung.

März.

1) Lavaters Vertheidigung Beſchluß. 2) Herrichs Fortſetzung der Schaurothiſchen Sammlung. 3) Dr. Semlers Gedanken vom Goldmachen und der Univerſal-Medicin. 4) D. Starks abermalige Erklärung. 5) Dr. Semler über die Religion. 6) Dr. Merz Vertheidigung der Religion. 7) Neue Almanache. 8) Lutheraner in den Kayſerl. Königl. Landen.

April.

1) Religions-Syſtem der allgemeinen teutſchen Bibliothek. 2) Acte in Virginien, die Religionsfreyheit betreffend, vom Jahr 1786. 3) Nachtrag zur Geſchichte der Illuminaten, das Verfahren gegen dieſelben betreffend. 4) Von der Aufklärung in der Religion. 5) Von der Verbeſſerung der Liturgie unter den Proteſtanten. 6) Herrn Dr. Urlſpergers neueſte Schrift die teutſche Geſellſchaft ꝛc. betreffend, nebſt Nachricht von einigen andern ähnlichen Schriften.

May.

1) Fortſ. Hrn. Dr. Urlſpergers neueſte Schrift die teutſche Geſellſchaft zur Beförderung reiner Lehre und der Gottſeligkeit betreffend, nebſt Nachricht von einigen andern ähnlichen Schriften. 2) Hrn. Oberhofprediger Dr. Starks weitere Erklärung. 3) Vom Magnetismus, Deſorganiſiren und Wahrſagen.

Junius.

1) Ueber die Preßfreyheit. 2) Vermeintliche Veränderungen mit der Geiſtlichkeit im Heſſen-Darmſtädtiſchen. 3) Deſorganiſiren und Wahrſagen. 4) Streitigkeiten Hrn. Pf. Lavater und Hrn. P. Sailer.

Julius.

1) Ueber die Gottheit Chriſti. 2) Schriften für und wider die Religion. 3) Mainzer Monatſchrift. 4) Herrn Diacon. Dreykorns Vertheidigung. 5) Von den Illuminaten.

Der Auguſt iſt unter der Preſſe, und enthält eben ſo intereſſante Materien.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

September 1787.

I. Neue Bücher.

1) Göthe's Schriften. 1. 2. 3. und 4ter Band. Leipzig bey Georg Joachim Göſchen, 1787. mit Kupfern und Vignetten von Chodowiecky, Meil, Oeſer, Geyſer, Berger, Riechau und Lips.

Wir zeigen hiermit die erſte Hälfte der ſämtlichen Schriften des Herrn Geheimen Raths von Göthe in der einzigen ächten und von ihm ſelbſt beſorgten Ausgabe an, bey welcher der Verleger (wie wir der Wahrheit zur Steuer ſagen müſſen) alles und in der That noch mehr geleiſtet hat, als er in der Ankündigung verſprochen: gewiß Alles, was bey ſo mäßiger Aufmunterung der Subſcribtion, und in Rückſicht ſowohl des Preiſes, als der Immunität der Nachdrücke, die unſrer Nation und ihren Obern zu ſo ſchlechtem Ruhme gereicht, nur immer möglich war. Die Werke eines Schriftſtellers, auf den die Nation ſtolz iſt, und es zu ſeyn ſo viele Urſache hat, Werke denen der Genius der Natur und der Kunſt ihren Stempel gemeinſchaftlich ſo tief und ſcharf wie dieſen aufgedruckt haben, bedürfen keiner Anpreiſung. Die nichtigſten und bekannteſten derſelben haben nun durch die ſorgfältigſte Ausfeilung einen Grad von Vollkommenheit und Vollendung erhalten der nichts

Beatrix.

O! bey meiner Seele, man belügt meine arme Base.

Benedict.

Gnädiges Fräulein, waret ihr in der verwichnen Nacht ihre Bettgesellin?

Beatrix.

Nein, in der That nicht; ob ich es gleich, diese einzige Nacht ausgenommen, seit einem ganzen Jahr allemal war.

Leonato.

Eine neue Bestätigung! Und, o! bedarf es ihrer? Würden beyde Prinzen lügen? Würde Claudio lügen? Er, der sie so liebte, daß er, so gar da er von ihrer Schande redete, sie mit seinen Thränen wusch. Hinweg mit ihr! Laßt sie sterben.

Mönch.

Höret mich ein wenig, denn ich habe nur so lange geschwiegen, und diesem seltsamen Zufall seinen Lauf gelassen, weil ich das Fräulein beobachten wollte. Ich habe tausend erröthende Blize eines edeln Zorns in ihrem Gesicht auffahren gesehen; tausend unschuldige Gefühle der sich selbst bewußten Unschuld, die, in englische Weiße gekleidet, diese Schaamrothen wegtrugen; ich hab ein Feuer in ihren Augen gesehen, das die falsche Meynung wegbrannte, so diese Prinzen gegen ihre Jungfräuliche Reinigkeit gefaßt haben.

Nennt

zu wünſchen übrig läſt: verſchiedene erſcheinen hier zum erſtenmal, und auch unter den in einem Augenblik (ſo zu ſagen) entſtandenen und für einen Augenblik beſtimmten Produkten, iſt keines worin der Geiſt des Verf. und ſeine unnachahmliche Manier verkennbar wäre; keines, das nicht auch dem Leſer wenigſtens einen Theil des Vergnügens zu koſten gäbe, das dieſe Kinder einer genialiſchen Laune im frohen Augenblik ihrer Entſtehung in einem engern Zirkel von Zuſchauern verbreiteten.

Der erſte Theil enthält Werthers Leiden, mit verſchiedenen, bey der erſten Ausgabe zurückgehaltenen Briefen — oder Bruchſtücken ſeines Tagebuchs vermehrt, deren Mittheilung dem Verf. gewiß allgemeinen Dank erwerben wird. Dem Ganzen iſt eine Art von Zueignung in achtzeiligen Stanzen, nach der gewöhnlichen Form der ottava rima der Italiener, vorgeſezt, ein Gedicht, das unſerer Empfindung nach unter die ſchönſten gehört die unſere Sprache aufzuweiſen hat, und worin der Verf. die Petrarca und Taſſo in ihrer eigenen Manier hinter ſich läſt.

Den zweyten Band füllen zwey Schauſpiele, Götz. von Berlichingen, und die Mitſchuldigen, ein Luſtſpiel, ein Werk der frühen Jugend des Verf. das der Jugend eines Moliere Ehre gemacht hätte. An Götzen ſind die kleinen Flecken der erſten Ausgaben abgewiſcht, ohne ihm irgend etwas von dem eigenthümlichen Charakter und Coſtum ſeines Jahrhunderts, dem Ende der Ritterzeit in Teutſchland, zu nehmen.

Der dritte Theil liefert nebſt Clavigo zwey neue Stüke, Iphigenia in Tauris, ein Schauſpiel, in griechiſchen Geſchmack, wiewohl ohne Ehbre, und die Geſchwiſter, ein Schauſpiel aus der Claſſe der Lenie, Melanide, und ihresgleichen, in Einem Act, ein kleines rührendes Stük,

das

das die Grazien aus den zärteſten Gefühlen der naivſten unſchuldigſten und intreſſanteſten Liebe zu einem Geſchencke für ſchöne Seelen gewebt haben. Iphigenie ſcheint bis zur Täuſchung, ſogar eines mit den Griechiſchen Dichtern wohl bekannten Leſers, ein alt griechiſches Werk zu ſeyn: der Zauber dieſer Täuſchung liegt theils in der Vorſtellungsart der Perſonen und dem genau beobachteten Coſtum, theils und vornehmlich in der Sprache; der Verf. ſcheint ſich aus dem Griechiſchen eine Art von Ideal, gleich dem Kanon des Polykletus, gebildet und nach ſelbigem gearbeitet zu haben. Das Ganze verdient eine kritiſche Prüfung, die nicht dieſes Ortes iſt. Im vierten Theil erſcheint Stella, ein Schauſpiel für Liebende, und der Triumph der Empfindſamkeit, eine dramatiſche Grille (wie es der Verf. nennt) die, urſprünglich für eine beſondere Veranlaſſung beſtimmt, von einer hieſigen Liebhaber-Geſellſchaft ſo aufgeführt wurde, wie ſie, weder hier noch anderswo, niemals wieder aufgeführt werden kann noch wird. Auch Spiele eines Geiſtes wie G. ſind des Aufbehaltens würdig, und oft mehr werth als die opera seria, worauf mancher gravitätiſcher Kopf ſein ganzes Verdienſt gründet. Die Vögel, nach dem Ariſtophanes, die den Beſchluß dieſes Bändchens machen, gehören in die nehmliche Claſſe, und könnten zum Muſter dienen, wie die Stücke dieſes geiſtvollen Athenienſiſchen Scurra zu modernen Poſſenſpielen von der feinern Art gebildet werden könnten, da ſie keiner eigentlichen Überſetzung fähig ſind.

---

2) Dom*) Karlos, Infant von Spanien, von Friederich Schiller. Leipzig, bey Georg Joachim Göſchen 1787.

*) Hr. Sch. iſt ſchon ehemals erinnert worden, daß man nicht Dom, ſondern Don Carlos ſagt.

1787. 8. 505 Seiten, nebſt einem ſchönen Titelkupfer von Vereliſt.

Die bekannten hervorſtechenden Talente des Hrn. Schillers, und der frühe Ruhm, der ihm ſeine, von allen Teutſchen Schaubühnen ſo häufig erſchallende dramatiſche Stüke erworben haben, laſſen billig erwarten, daß Dom Karlos, (mit deſſen erſtem Acte uns Thalia ſchon bekannt gemacht hat, und den Hr. Göſchen nun in dieſer ſchönen Ausgabe verbeſſert und vollſtändig liefert,) bereits in den Händen der Meiſten unſerer Leſer ſeyn werde. Den wenigen, bey denen dies der Fall nicht wäre, zeigen wir dieſen dramatiſchen Roman, als eine auſſerordentliche Erſcheinung an unſerm litterariſchen Himmel an, welche die Aufmerkſamkeit aller Liebhaber der Dichtkunſt und Schaubühne verdient, und auſſer vielem, was in einzelnen Scenen vortreflich iſt, und einem groſſen Reichthum an Bildern, Gedanken, Sentiments, Charakterzügen, die ſich durch Erhabenheit, Energie, Delicateſſe, Schönheit des Ausdrucks, u. ſ. w. auszeichnen, vornehmlich auch dadurch intereſſant wird, weil ſie uns von den Fortſchritten des Verf. und von dem was ſich unſere dramatiſchen Muſen in Zukunft von ihm zu verſprechen haben, unterrichtet, und uns, ſo zu ſagen, zu Zuſchauern eines langen muthvollen Kampfes ſeines Genius mit ſeinem Sujet macht,— wo der Sieg vielleicht um ſo zweifelhafter ſcheinen mag, je ſchwerer ihn der Kämpfer ſich ſelbſt vorſetzlich gemacht hat, aber ſchon das bloſe Unternehmen und die Stärke und Geſchicklichkeit, die er dabey bewieſen hat, alle mögliche Aufmunterung verdient. Ich habe den Don Karlos einen dramatiſchen Roman genannt: denn daß ein Drama von beynahe 32 Bogen vom Verfaſſer ſelbſt mehr zum Leſen oder Vorleſen als für würkliche Vorſtellung auf der Bühne beſtimmt ſey, kann wohl keine Frage

ſeyn:

ſeyn: aber eben darum kann es ihm zu keinem Vorwurf gereichen, daß es mehr eine Reyhe mit einander verknüpfter Dialogen, als ein eigentliches, in Plan und Ausführung regelmäßiges Trauerſpiel iſt. Hr. Sch. wollte nach einem ſich ſelbſt ausgedachten Ideal arbeiten; wollte kein Werk weder nach den Muſtern der Griechen, noch der Franzoſen, aufſtellen: aber dies beweiſet eben ſo wenig ſeine Verachtung dieſer Muſter, als ſein Unvermögen ein ächtes Kunſtwerk (*legitimum poema*, wie es Horaz nennt) hervorzubringen. Der lebhafteſte Wunſch, den uns die Durchleſung des Don Carlos abgedrungen hat, iſt: daß der gute Genius der teutſchen Schaubühne Hrn. Schiller endlich einmal den Willen eingebe, ſeinen eigenen den Geſetzen des Ariſtoteles und Horaz zu unterwerfen, und uns mit einem Schauſpiel zu beſchenken das jede Probe der Kritik aushalte, und worüber ein gewiſſenhafter Ariſtarch nicht ein ganzes Buch ſchreiben müßte, wofern er der Gefahr entgehen wollte, ſowohl durch Lob als Tadel alle Augenblicke entweder an der Kunſt oder an dem Künſtler eine Ungerechtigkeit zu begehen. W.

---

3) Ueber W. Shakeſpear, von J. J. Eſchenburg, mit Shakeſpears Bildniſſe. Zürch bey Orell, Geßner ꝛc. 1787. 683. S. 8.

Herr Hofrath Eſchenburg hat endlich ſein vorlängſt gegebenes Verſprechen erfüllet, und Teutſchland beſitzt gegenwärtig über Shakeſpear ein Werk, wie das für ſeinen Liebling und Stolz ſo enthuſiaſtiſche England bisher noch keines aufzuweiſen hat, würdig des teutſchen Fleißes, der ausgebreiten Gelehrſamkeit, des vollendeten Geſchmackes, und der innigen Bekanntſchaft des Verfaſſers mit Shakeſpears Geiſte, und der engliſchen Litteratur. Unſtreitig treibt Herr E. ſeine Beſcheidenheit zu weit, wenn er

seine gegenwärtige Arbeit eine Art von litterarischem Apparate nennet, dessen gröſster Theil vielleicht nur wenigen Lesern nur denen interessant seyn werde, die durch Lesung und öfteres Studium der Werke Shakespears eine so innige Liebe für ihn gefaſst haben, daſs ihnen alle auch an sich minder erhebliche Nachrichten und Aufklärungen, die seine Person, sein Genie und seine Schriften betreffen, wichtig und lesenswürdig sind.„ Ausserdem daſs diese Gattung von Lesern so ziemlich den bessern Theil des lesenden Publikum ausmachen wird, so ist auch im Werke selbst genug für diejenigen gesorgt, die an den litterarhistorischen Details (deren Vollständigkeit übrigens ein Hauptverdienst derselben ist) kein sonderliches Belieben tragen dürften. Für Sie ist die eine Hälfte des Inhalts, welche 1) Shakespears Lebensumstände, deren freylich nur sehr wenige der Vergessenheit entronnen sind, 2) die Gelehrsamkeit des Dichters, 3) dessen Genie, 4) dessen Fehler, 5) den Zustand der englischen Schaubühne zur Zeit Shakespears behandelt. Aber auch bey den übrigen Artikeln, nemlich 6) über die Eintheilung und Zeitfolge der Shakespearschen Schauspiele, 7) über die englischen Ausgaben und Herausgeber dieser Schauspiele, 8) über einzelne kritische Schriften den Dichter und seine Herausgeber betreffend, 9) Verzeichniſs der Umarbeitungen, Nachahmungen und Uebersetzungen der Shakespearschen Schauspiele, 10) über Shakespears Gedichte, nebst einer Auswahl derselben englisch und teutsch, wird nicht nur der Litterator, sondern auch der Mann von Geschmack seine Rechnung finden; nur dürfte letzterer die Auszüge aus den beyden gröſsern Gedichten Shakespears, Venus und Adonis, und der Raub der Lukretia, vielleicht auch sogar das als Titelkupfer gelieferte Bildniſs Shakespears, wegwünschen.

4) Polyhymnia. VI Theil. Orpheus und Euridice. Eine Oper von Naumann, Churfürſtl. Sächſ. Capellmeiſter. Herausgegeben von C. F. Cramer. Hamburg bey Hrn. Buchhändler Hofmann, und Kiel, bey dem Herausgeber. 3 Rthlr. 12 Groſchen, den Thaler Conventionsmünze zu 42 Schilling Hamburg. Courant.

Der Herr Profeſſor Cramer macht ſich um das muſikaliſche Publikum ſehr verdient, da er demſelben abermal ein, dem wahren Liebhaber und Kenner ſo würdiges Geſchenk macht; wovon wir unſern Blättern hier gern eine kleine Anzeige einverleiben. Die Geſchichte Orpheus und Euridice's, die Virgil und Ovid mit ſo reicher Begeiſterung erzählt, und unſer Graf Stollberg, und von Halem nicht minder vortreflich uns wieder gegeben haben, iſt für die edlere Oper von vielen Seiten einer der ergiebigſten Stoffe. Jede Leidenſchaft, die, fähig einer tonvollen Ausbildung, in das Gebiet des lyriſchen Drama gehört; jede Empfindung, die mit dem Geſange verſchwiſtert, unſern Herzen ſchmeichelt, oder es ſchrecken kann; jedes Wunderbare für die Neugierde der Einbildungskraft in reitzenden oder ſchaudervollen Vorſtellungen aus der Mythologie und Unſterblichkeitslehre der frühern Welt; Fähigkeit der Cambne des Tanzes mit der Muſik, ſich zu gemeinſchaftlicher Täuſchung verbinden zu laſſen, und eben ſo auch dem Pinſel des Dekorationmahlers ein freyes Feld der Erfindung zu erbfnen: alles dies vereinigt ſich in ihr, ſie zu einem der erſten Gegenſtände der lyriſchen Zauberbühne zu erheben. Kein Wunder alſo, daß, ſeit die Oper erfunden ward, Italiäner, Franzoſen und Teutſche dieſen Stoff wetteifernd benutzen. Und glücklicher Zufall war es, daß Calſabigi (den man, nebſt Coltellini, unter den Italiänern als die einzigen Opern-Dichter nach Metaſtaſio erkennet) mit Gluck zuſammen traf, und an dieſem

ſem Sujet zuerſt ein Beyſpiel gaben, daß die Oper etwas mehr als Spielwerk fürs Auge, und Kitzelung fürs Ohr werden kann. Plan, Bearbeitung, Empfindung, Vereinigung des Tanzes und Geſangs, wahren Antheil des Chors an der Handlung; alles das brachte er der Simplicität des griechiſchen Theaters wenigſtens näher; und Gluck ſtellte, als Reformator, zuerſt in dieſer Muſik ein ſich gleichbleibendes Denkmal von der Kraft lyriſcher Deklamation, und der Würkung der wahren, ungekünſtelten Leidenſchaft auf. So ergiebig nun dieſes Sujet für das Theater iſt, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß, einen der erſten Beweiſe, davon was Tonkunſt und Poeſie vereinigt vermag, zu geben, die Handlung, oder vielmehr der Knoten derſelben an einem der weſentlichſten Mängel krankt. — So ſagt der Oberprieſter zum Orpheus: giebt auch der Erebus die die Geliebte wieder; ſo iſt ſie doch die Deine noch nicht ganz, bis ſie des Lichtes Reich betritt. Ich warne dich väterlich. Apollon ſpricht durch meinen Mund. So ſagt der Gott: „wenn Orpheus nicht ſein Herz beſiegt; wenn, eh' „Euridice mein Stral umglänzt, er einen Blick ihr giebt; „nur einen Laut davon, daß ihm Verbot dies wehrt, ſie „hören läßt; ſo ſinkt auf ewig wieder in des Orkus Nacht „Euridice zurück!„ — Dieſer Liebende, gewarnte Liebende, der, dem Lichte und Glücke ſo nah, ſich beſchwatzen läßt dennoch das Gebot des Gottes zu brechen, wird zum läppiſchen Kinde, und die zärtliche Euridice, die Heldin, um derentwillen dieſer ganze Aufwand von Vorſtellung geſchah, zum ganz gewöhnlichen Frauenzimmer. Sie verdienen beyde ihr Schikſal, und unſer Mitleid verwandelt ſich in Spott. In der nicht dramatiſchen Erzählung der Alten findet ſich zwar nichts, was für das Gefühl und die kritiſche Beurtheilung in Abſicht der Gehörigkeit anſtößig wäre; aber man bringe die Erzählung dramatiſirt auf die Bühne, ſofort verſchwindet dieſe Rührung.

Zurück-

Zurückblick des Orpheus, gebſneter Abgrund, der die Euridice verſchlingt; alles dies iſt in der Erzählung ein Moment; im Drama ſoll es Stoff zu einer Scene, wohl gar Hauptſtoff eines Actes werden, u. ſ. w. „Um dieſer mangelhaften Seite des Stoffs einigermaßen abzuhelfen, (ſagt der Hr. Herausgeber in ſeiner gegründeten Vorrede, S. IX.) ſehe ichs, wie ich nicht läugnen kann, in der dortigen Umbildung des Lindemannſchen Stücks, für eine ſehr glückliche Idee an, daß man den ganzen Gang der griechiſchen Fabel veränderte, ihn ſtandhaft bleiben ließ, und ſo mit ihm die Geliebte wirklich ans Tageslicht förderte. Was mir noch zu thun übrig blieb, war, daß ich die Scene der Conteſtation dramatiſch, wenigſtens ſo viel als möglich, wahrſcheinlich zu machen, und ſo zu bilden ſuchte, daß Euridice nicht zu ſehr in den Augen der Zuſchauer verliere. So viel als möglich! ſage ich; denn ganz ließ ſich das, bey der Natur des Stoffs, einmal nicht bewerkſtelligen. Frauenzimmer bleibt Euridice auch hier; Laune, liebenswürdiger Eigenſinn, Herrſchluſt über den Mann, das ce qui plait aux Dames, das mußte ſie beybehalten, wenn der Moment zur Scene werden ſollte, ꝛc.

Wir ſchreiten nun zur Muſik über. Herr Naumann, ſchon der Liebling verſchiedener Nationen, baut ſich durch Kompoſition, im ganzen muſikaliſchen Reiche einen ewig dauernden Tempel des Ruhms auf. Wenn man das ganze muſikaliſche Gewebe dieſer Oper durchſchauet, ſo glaubt man ſich in einem ſchönen Blumenthale zu befinden, wo immer eine Farbe die andere erhöht, wo Reiz im Reize ſchmilzt; und uns fehlen Worte, um etwas Mehreres darüber zu ſagen, als was Blumauer in einem ſeiner Gedichte, über den neuangelegten Luſtgarten Sr. Excellenz des Grafen von Rodenzl ſagt:

— O freue dich, Natur, dein Liebling wollte,
Daß man, nachdem die Kunſt das Ihrige gethan,
Nur dich allein noch ſehen ſollte.

II. Ankündigungen.

1) Preis-Frage über die einer jeden beſondern Menſchen-Claſſe zu wünſchende Art der Ausbildung und Aufklärung.

Was für eine Art von physischer, literarischer und sittlicher Ausbildung, oder welche Kenntnisse und Fertigkeiten gehören, nach dem dermaligen Weltzustande, für jede besondere Menschenklasse in Teutschland, wenn sowohl das öffentliche, als auch das individuelle Wohl am zweckmäßigsten und besten dadurch befördert werden soll? Was für Kenntnisse Geschicklichkeiten und Fertigkeiten gehören insonderheit 1) für den Stand der Landleute, 2) für die untersten Stände der Städtebewohner, Schuster, Schneider, Zimmerleute, Tischler u. s. w. 3) für den mittlern Bürgerstand, Kaufleute, Künstler u. s. w. 4) für den geistlichen Stand a) in Städten und b) auf dem Lande 5) für Erzieher und Schulleute, 6) für Aerzte und Wundärzte, 7) für Rechtsgelehrte, 8) für Geschäftsmänner und Staatsleute, 9) für den gemeinen Krieger und für den Kriegsanführer, 10) für das weibliche Geschlecht in den untersten, mittlern und höhern Ständen? Was für Uebungen und was für Gegenstände des Unterrichts haben theils alle diese Klassen, theils einige derselben mit einander gemein, und was für welcher bedarf eine jede derselben insonderheit? was für welche kann die eine und andere füglich entbehren? — Auf die beste Beantwortung dieser Preisfrage, ohne welche keine gründliche Schulverbesserung möglich ist, die aber wie man sieht, einen Mann erfordert, der den Umfang der menschlichen Kenntnisse im Allgemeinen überschaut, den verhältnißmäßigen Werth und Nutzen einer jeden Art derselben, ohne Vorurtheil zu würdigen versteht, und zugleich das Eigenthümliche und Zweckmäßige in den verschiedenen Berufsarten der genannten verschiedenen Menschenklassen kennt, setzt der Unterschriebene in Ermangelung etwas Bessern, einen Preis von Hundert Holländischen Dukaten, unter folgenden Bedingungen: 1) Löset jemand alle obige Fragen zur Zufriedenheit der Gesellschaft der Revisoren des Erziehungswesens, als welche man das darüber zu fällende Urtheil übertragen wird, glücklich auf: so erhält er den ganzen Preis. 2) findet hingegen in den darüber einlaufenden Preisschriften eine solche Concurrenz statt, daß der eine Punkt in der einen, der andere in einer anderen Abhandlung am richtigsten und vollständigsten erörtert ist, so wird der Preis verhältnißmäßig getheilt. 3) die gekrönte Preisschrift fällt dem Verlage des Revisionswerks zu, und wird in diesem Werke mit den Anmerkungen der Revisoren abgedruckt. 4) die Abhandlungen werden dem Unterschriebenen mit dem versiegelten Namen des Verfassers postfrey zugesandt. 5) der letzte Einsendungstermin ist der erste August 1788. Braunschweig den 2ten August 1787.

J. H. Campe.

Braun-

2) Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, herausgegeben von Trapp, Stuve, Heusinger und Campe. Braunschweig in der Schulbuchhandlung (Wird zu Anfang des neuen Jahrs, und dann künftig monatlich ausgegeben).

Dem Publico wird hiermit bekannt gemacht, daß der Eigenthümer der Wolfenbüttelischen Schulbuchhandlung nunmehr auch die bisherige Fürstliche Waisenhaus-Buchhandlung käuflich an sich gebracht, und beyde unter der hier unterschriebenen Firma in Braunschweig vereiniget hat. Die Correspondenten der besagten beyden, jetzt verbundenen Handlungen werden ersucht, hiervon Notiz zu nehmen.

Die Braunschweigische Schul-Buchhandlung.

---

3) Von des Herrn Professor Merrem in Duisburg Versuch einer allgemeinen Geschichte und natürlichen Eintheilung der Vögel sind jetzt einige Hefte bey uns fertig geworden. Verschiedene Umstände haben die Ausgabe desselben bisdieher verzögert, wodurch aber das Ganze gewiß mehr gewonnen, als verlohren hat. Es wird dieses Werck, welches heftweise von Vierteljahr zu Vierteljahr herauskömmt, im ersten Theile, nach einem von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gebilligten Plane, ausser einer Einleitung, welche die Litterärgeschichte der Ornithologie in chronologischer Ordnung enthält, eine vergleichende Anatomie und Physiologie nebst einer allgemeinen Uebersicht über Nahrung, Aufenthalt, Lebensart, Triebe u. s. w. dieser ganzen Thierklasse liefern, und durch sauberaestochene, gröstentheils vom Verf. selbst nach der Natur gezeichnete Kupfer erläutert werden. Der zweyte Theil begreift, nebst einem Vorberichte, in welchem die Kunstwörter kurz erklärt sind, das System, worinn die Vögel nach ihrer Uebereinstimmung in den innern und äussern Theilen, der Nahrung und Lebensart geordnet, zugleich aber auch kurze Kennzeichen angegeben sind, die dasselbe zum Gebrauch, als künstliches System, oder Register der Vögel, bequem machen. Die Kennzeichen der sicher zu bestimmenden Arten sind alle vom äussern Körperbau, nie von den Farben entlehnt, und diesen die unbestimmten Arten, zur nähern Prüfung für die Naturforscher angehängt. Die Synonymen sind mit der gröstten Sorgfalt, und so zahlreich angegeben, als es dem Verf. bey dem Mangel einer öffentlichen Bibliothek in seiner Nachbarschaft nur immer möglich war,

Nennt mich einen Narren, glaubt niemals künftig meiner Beleſenheit, noch meinen Beobachtungen, die das Siegel der Erfahrung auf meine Wiſſenſchaft drüken; glaubt weder meinem Alter, noch meinem Stand und geiſtlichen Anſehn, wenn dieſe liebenswürdige Dame nicht ſchuldlos unter dem Zahn der Verläumdung leidet.

Leonato.

Bruder, es kan nicht ſeyn: Du ſiehſt, alles Gefühl von Tugend oder Pflicht, ſo ihr noch übrig geblieben, iſt, daß ſie ihre Verdammniß nicht noch durch die Sünde des Meineyds häufen will. Sie unterſteht ſich nicht es zu läugnen! Warum ſuchſt du dann eine Schande, die von ihrer eignen Naktheit überwieſen daſteht, durch Ausflüchte und Entſchuldigungen zu deken.

Mönch.

Fräulein, wer iſt dann der Mann, mit dem ihr angeklagt werdet?

Hero.

Das müſſen die wiſſen, die mich anklagen; ich kenne keinen. Wenn ich mehr von irgend einem Manne in der Welt weiß, als was die jungfräuliche Sittſamkeit erlaubt, ſo mögen alle meine Sünden keine Gnade finden. O mein Vater, wenn man erweiſen kan, daß irgend ein Mann, wer er ſey, in verdächtigen Stunden mit mir geſprochen; oder daß ich in der geſtrigen Nacht mit irgend einer Creatur

war, die Vögel mit wenigen Worten nach ihrer Bildung und Farbe beschrieben, und eine kurze Nachricht von ihrem Aufenthalte und ihrer Lebensart gegeben. Um dem Werke noch mehr Interesse zu geben, hat sich der Verf. entschlossen, in der Folge die Beyträge zur besondern Geschichte der Vögel mit diesem Werke zu verbinden, und noch nie oder schlecht abgebildete oder beschriebene Arten von Vögeln, in illuminirten Kupfern darzustellen, und ausführlicher zu beschreiben, da wo die Ordnung des Systems es mit sich bringt. Die allgemeine Geschichte und das System erscheinen zu gleicher Zeit, doch wird der V. mit dem letztern mehr wie mit dem erstern eilen, um durch feste Bestimmung der Namen so viel verständlicher zu seyn. Der erste jetzt fertige Heft enthält von der allgemeinen Geschichte den Anfang der Einleitung, nemlich die Litterärgeschichte der Ornithologie bis zu Ende des Jahrhunderts, — von dem Systeme, die Vorerinnerung.

Um den Gegenständen eine gehörige Größe zu lassen und die Leser nicht in die Nothwendigkeit zu versetzen, die Kupfer brechen zu lassen, erhält diese allgemeine Geschichte, das Format der Beyträge, nemlich in 4. auf holländisch Elephantenpapier. Der Preis eines Heftes von 6 bis 10 Bogen Text und 2 Kupfertafeln ist, wenn man vorausbezahlt, 1 Thl. 12 Gr. sonst 2 Thl. Die Verlagshandlung besorgt zugleich eine lateinische Uebersetzung dieses Werks, im nemlichen Formate, und zu demselben Preise. Von dem Originale wird zur Michaelismesse der zweyte; um Neujahr der dritte und so fort vierteljährlich ein neuer Heft erscheinen, und eben so von der Uebersetzung, von der zur Michaelismesse, so Gott will, die beyden ersten Hefte zu gleicher Zeit fertig werden sollen: jedoch werden die fertigen Hefte zur Vermeidung aller Unordnung und zur Bequemlichkeit der Buchhändler, nur in der Oster- und Michaelismesse ausgegeben. In Weimar wird Hr. Bergsekretär Voigt, auf unsere Bitte, gefälligst Pränumeration annehmen. Leipzig, den 20sten August 1787.

J. G. Müllersche Buchhandlung.

---

4) Die Ruppinische Schule, eine der vorzüglichsten Schul- und Erziehungsanstalten in Teutschland, welche in der neulichen fürchterlichen Feuersbrunst alles verlor, dürfte auch eine ungemein schätzbare Sammlung auserlesener Bücher ein.

Für die sämmtlichen Buchhandlungen Teutschlands wäre es eine Kleinigkeit ihr diesen Verlust zu ersetzen; und von der

mit

milden Denkungsart gutgesinnter Buchhändler steht zu erwarten, daß sie das gern thun werden. In dieser Hoffnung wird die unterschriebene Buchhandlung in der bevorstehenden Leipziger Michaelmesse ein Verzeichniß der verbrannten Bücher ihren sämmtlichen Handlungsfreunden vorlegen, und sie vertrauenvoll ersuchen, diejenigen auszuzeichnen, die jeder aus seinem Verlage oder aus seinem Sortiment zu ersetzen belieben will. Man kündigt dieses Vorhaben deshalb öffentlich an, damit diejenigen Handlungsherren, welche die Michaelmesse nicht persönlich zu besuchen pflegen, die Gefälligkeit haben mögen, ihren Bedienten oder Geschäftsträgern das Quantum aufzugeben, für welches sie in ihrem Namen unterzeichnen sollen.

Die Braunschweigische Schul-Buchhandlung.

---

5) Ankündigung eines neuen historisch-literarischen Handwörterbuchs.

So wenig, man im Ganzen genommen, mit der französischen Mode, alle Wissenschaften und Künste in Wörterbücher einzuzwingen, zufrieden seyn kann; so sehr scheint die Geschichte eine solche Einkleidung zu vertragen, und so sichtbar selbst der daraus entspringende Nutzen zu seyn. Die Franzosen haben bekanntlich mehrere Werke dieser Art geliefert, welche die Teutschen übersetzt und nachgeahmt haben. Allein einige von ihnen sind zu groß und weitläuftig, andre zu klein und unvollständig. Es fehlt uns also wirklich noch an einem Werke, das die Mittelstraße zwischen beyden hält. Die Franzosen haben ein ähnliches an dem Nouveau Dictionnaire historique, ou histoire abrégée de tous les hommes, qui se sont fait un nom par des talens, des vertus, des forfaits, des erreurs, &c. depuis le commencement du monde jusqu' à nos jours; par une société de gens de lettres, á Caen 1786. VIII. Volum. gr. 8. Sixieme Edition. — Wenn die Ausführung dem von den Verfassern entworfenen Plane entspräche; so würden wir dasselbe nur übersetzen dürfen, und unserm Mangel wäre abgeholfen. Aber bey dem vielen wirklich Guten, das dieses Dictionnaire vor andern auszeichnet, fehlt es ihm an Vollständigkeit und an der kritischen Genauigkeit, welche die Haupteigenschaft eines solchen Werkes seyn muß; und also hätten wir durch die bloße Uebersetzung nicht viel gewonnen. Deswegen nun haben wir Unterschriebene uns zur gemeinschaftlichen Ausarbeitung eines neuen historischliterarischen

Hand-

Handwörterbuchs, welches die allgemeine politische Geschichte mit der Geschichte der Wissenschaften und Künste verbindet, gröſtentheils nach dem Plane der franzöſischen Verfasser, entschlossen. „Handwörterbücher dieser Art, sagen sie, sind kleine Kabinetter, die man neben einer weitläuftigen Bibliothek anlegt, um darin für Leute von Geschmack die Medaillen der berühmten Personen aller Jahrhunderte, so wie die besten Bücher in allen Fächern der Wissenschaften und Künste, abgesondert aufzubehalten. Die Neugierigen welche das Gute und Schlechte, das Wichtige und Unwichtige ohne Unterschied neben einander haben wollen, müssen in das groſe Magazin gehen.„ Dieſes Gleichniß werden wir nie aus den Augen verlieren, weil wir es wahr finden. Man erwarte daher nicht in unserm Wörterbuche diejenigen Namen und Begebenheiten aus dem alten und neuen Testamente, die allenfalls einen Platz in den biblischen Historienbüchern verdienen; nicht die Namen solcher Kayser, Könige, Fürsten, Päpste u. s. w. von denen die Geschichte nicht viel mehr zu melden weiß, als daß sie gebohren worden und gestorben sind; nicht die Namen solcher Schriftsteller, die das Reich der Wissenschaften und Künste nicht erweitert, noch auf die Vervollkommnung und Verschlimmerung derselben gewirkt haben; u. s. w. Diese suchet man in den groſen Magazinen, in den Universal-Lexicis und andern ähnlichen Sammlungen. Wir nehmen in unser Kabinet nur diejenigen Personen auf, die sich durch ausgezeichnete Talente, durch vorzügliche Tugenden, durch hervorstechende Laster, durch traurige Irrthümer u. dergl. berühmt gemacht haben, und von der Nachwelt gekannt zu werden verdienen; und zwar ohne Rükſicht auf ihren Stand, auf ihr Alter, oder ihr Vaterland. Alle diese denkwürdigen Personen sollen mit Anzeige des Jahres ihrer Geburt und ihres Todes so kurz, aber auch so genau als möglich, nach ihren vornehmsten Lebensumständen charakterisirt, und der Einfluß, den sie auf ihre Zeitgenossen oder auf ihre Nachkommen gehabt haben, in einer reinen, ungezwungenen und gedrangten Sprache bemerkt werden. Bey den Gelehrten werden wir zugleich ihre vornehmsten Schriften, nicht jede Dissertation oder einzelne Abhandlung, ingleichen die beste Ausgabe ihrer sämtlichen Werke anführen; überhaupt aber den detaillirten Plan des ganzen Werks in der Vorrede des ersten Theils vorlegen.

Bey Abfassung deſſelben werden wir zwar die Arbeiten der guten Lexicographen, die vor uns geschrieben haben, benutzen; aber daraus keinen einzigen Artikel aufnehmen, ohne

ihn

ihn vorher genau geprüft und uns von der Richtigkeit deſſelben völlig überzeugt zu haben. Auch werden wir bey einem jeden Artikel die Quelle, aus der wir geſchöpft haben, aufs beſtimmteſte angeben; damit die Leſer uns eben ſo wenig auf unſer Wort trauen dürfen, als wir andern Lexicographen auf das ihrige trauen wollen. In Anſehung der Ausarbeitung der einzelnen Artikel haben wie uns ſo getheilt, daß ein jeder von uns gerade diejenigen übernimmt, denen er am meiſten gewachſen zu ſeyn glaubt. Wir hoffen übrigens das Ganze in 8. Bänden in gr. 8. jeden zu 2 1/2 bis 3 Alphabeten zuſammenzufaſſen. Der erſte Band erſcheint in der Oſtermeſſe 1788. im Verlage der Weidmann- und Reichiſchen Buchhandlung in Leipzig, welche für das Aeuſſere des Werks — wie man das von ihr ſchon gewohnt iſt — eben ſo viel Sorge tragen wird, wie wir für das Innere. Die übrigen Bände werden in den folgenden Meſſen nach und nach erſcheinen: wir wollen uns zwar nicht übereilen; indeſſen glauben wir doch das Ganze binnen 4. bis 5. Jahren glücklich zu Stande zu bringen. Geſchrieben in Berlin, den 3ten Sept. 1787.

Johann Friedrich Poppe,
Friedrich Leopold Brunn,
Profeſſoren am Königl. Gymnaſium.

---

6) In der Mitte des Octobers wird bey G. J. Göſchen in Leipzig zu haben ſeyn:

Pandora, oder Calender des Luxus und der Moden. Herausgegeben von Bertuch und Kraus, auf das Jahr 1788. 20 Gr.

— dieſelbe als Taſchenbuch ohne Calender.

Selten wird ein Unternehmen beym erſten Verſuch alle Vollkommenheiten erreichen, welche gewiſſenhafte Herausgeber ihm zu geben wünſchen. Ob die Herren Herausgeber und der Verleger dieſes Jahr ihren Wunſch, die Pandora mit jedem Jahre reizender und dem Publiko angenehmer zu machen, erreicht haben, mögen die Herren und Damen, für die ſie beſtimmt iſt, entſcheiden. Wenigſtens können ſie mit dem redlichſten Bewuſtſeyn behaupten: daß ſie keine Zeit, keine Mühe, und keine Koſten geſparet haben, um dieſen Wünſch zu erreichen. Sie haben die vernünftigen Erinnerungen ihrer einſichtsvollen Correſpondenten ſoviel als möglich benutzt, ohne dabey ihren wohlüberlegten Plan aus dem

Auge

Auge zu verlieren. Die Kupfer sind dieses Jahr: I.) ein reizendes Frontispitz von Malvieux. Die Pandora wird von den 3 Grazien geputzt, die Mode will ihr einen abentheuerlichen Hyth dazu reichen; allein der Genius des guten Geschmacks weiset sie zurück. Dazu gehöret ein Gedicht als Prolog zum Calender von Blumauer. II.) Kopfputz der vier weiblichen Alter: des Kindes, der Jungfrau, der Frau, und der Matrone. III.) Sechs ausgemahlte Kupfer: die neuesten Damentrachten; No. 1. Wintertracht, No. 2 Redoutenkleid, No. 3. Damenschlafrock, No 4. grosser Abingtonrock, No. 5. halber Anzug oder Robe à l'angloise. No. 6. voller Anzug. IV.) 6 Blätter von Penzel, 1) idealische Kleidung, 2) römische Tracht, 3) romantische Kleidung, 4) Ritterkleidung, 5) Tracht aus dem mittlern Zeitalter, 6) moderne Charakterkleidung. VI.) Sechs englische Tänze von dem verstorbenen Doktor Gallisch, mit Touren von Herrn Olivier in Leipzig.

Der Inhalt ist: I.) obiges Gedicht von Blumauer: Die Göttin Mode vor Gericht. II.) Miscellanien aus der Geschichte der Moden und der häuslichen Gebräuche. III.) Toilette der türkischen Damen. IV.) Ueber die Mode der Bärte. V.) Ueber den Kopfputz der vier weiblichen Alter. VI.) Russische Assembleeaesetze. VII.) Der Blumenkranz. VIII.) Neujahrgeschenk für das schöne Geschlecht oder neueste Damentrachten. IX.) Die Tulipomanie. X.) Ueber den Luxus der Bäder der Alten und Neuern. XI.) Modischer Lebenslauf eines neumodischen Weltbürgers, von Musäus, Verfasser der Volksmärchen. XII.) Bemerkung über Theatertrachten. XIII.) Der Tanz als geselliges Vergnügen. XIV.) Erklärung der Kupfer.

No. II. III. IV. sind vom Herrn Bibliothekär Reichard, No. V. XII. XIII. vom Herrn Legationsrath Bertuch.

Der Kalender enthält, ausser dem gewöhnlichen den Russischen und einen Blumenkalender, und bey jedem Tage Platz für ein Memorandum.

Alle Bände sind gemahlt mit Einfassungen und Blumen, und nur das Futteral ist mit goldnen Linien eingefaßt. Ausser diesen Bänden kann man auch seidne, ungemahlt zu 1 Rthlr., und gemahlte Bände in Seide zu 1 Rthlr. 8. Gr. haben.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

October 1787.

I. Neue Bücher.

1) Zerſtreute Blätter von J. G. Herder. Dritte Sammlung. Gotha 1787, bey C. W. Ettinger.

„Ich wünſchte, heißt es auf der ſiebenten Seite der Vorrede, dieſen zerſtreuten Blättern, daß ſie nicht ganz als eine Saat am Feſte des Adonis mit ihrem Sommer erſterben, ſondern auch hie und da als die ernſte Pflanzung eines armen Landmannes angenommen werden möchten. Der Verfaſſer derſelben kann zwar ſeinen ausgeſtreuten Worten nicht nachhelfen: er ſtreuet ſie hin, wohin ſie der Wind führte; indeß verläßt er ſich darauf, daß ſie, Einmal in die Welt geſäet, wenigſtens hie und da Boden finden werden.“

Ein ſo beſcheidener Wunſch von einem Manne, der ſeinem Zeitalter den Stempel ſeines Geiſtes aufgedrückt hat, iſt eine Verſicherung, daß er ſeinem Werke, dem er Gedeyhen wünſchet, die möglichſte Vollkommenheit gegeben habe. Eines Menſchen Urtheil über das Werk eines andern iſt zwar immer nur die Stimme eines einzelnen Menſchen; wenn man aber von ſich und vielen andern, welche dieſe drey Sammlungen zerſtreuter Blätter als ein freundliches Geſchenk der Muſen und der Grazien empfangen und geliebt haben, einen gegründeten Schluß auf einen großen Theil der übrigen Leſer machen darf: ſo können wir, ohne die geringſte Bedenklichkeit von der Zukunft widerlegt zu werden, von dieſen geſammel-

len Blättern der Kunst und der Weisheit behaupten, daß der V. einen Hain gepflanzt habe, worin unsre Kinder und Enkel mit Vergnügen lustwandeln und frische Blümchen suchen werden.

Dieses dritte Bändchen ist eben so reich an mannichfaltigem Inhalt als die beyden vorigen; und der eigne Geist, mit welchem der V. alle Gegenstände, die er bearbeitet, gleichsam umbildet und neuschaft, ist auch das unterscheidende Siegel, das jedes Blättchen in dieser Sammlung vor allen andern ihres gleichen auszeichnet. Das 1ste Stück heißt Bilder und Träume. Diese Bilder und Träume sind versificierte Dichtungen und Lieder über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit der Freuden dieses Lebens. Das schöne Blumengewand, in das H. alle seine Philosophie kleidet, und das ewiger seyn wird als das hölzerne Gewand der Schule, ist auch der Schmuck dieser Dichtungen, darunter, unter einer angenehmen Mahlerey, wahre Lebensweisheit und Lebensgenuß liegt. Der Zweck und das Verdienst der Versification ist vorzüglich Eingänglichkeit; und wir gestehen, daß eine Sammlung solcher lehrenden, tröstenden und stärkenden Lieder über Leben und Sterben ein Büchelchen seyn würde, wie wir ausser den geistlichen Liedern noch keines haben.

Das 2te Stück über Bild, Dichtung und Fabel ist eine philosophische Erzählung, wenn man so sagen darf, in welcher gezeigt wird, wie aus Bildern oder Vorstellungen, Dichtung und aus dieser die äsopische Fabel werde. Diese Abhandlung sollte nach des Verfassers Absicht ein Zusatz zu Lessings Abhandlung über die Fabel seyn und die von demselben stehengelassenen Punkte vollends ins Licht setzen. Eine Absicht, die nach unserm Urtheile vollkommen erreicht ist. Wie ein fortwachsender Baum auf einem festen Stamme ruht, der sich in abgemessener Höhe in Aeste und Zweige theilt

theilt: ſo gehet dieſe Abhandlung von dem Sinn des Geſichts aus, verbreitet ſich nach und nach über alle Theile der Dichtkunſt, bis ſie zuletzt die äſopiſche Fabel, ihrer Abſicht gemäß, zu ihrer nähern Betrachtung wählet.

Die einfältige Wahrheit, die dem Leſer bey jedem Schritt mit anſchaulicher Klarheit in die Augen ſpringt, ergreift ihn mit lebendiger Ueberzeugung; er wundert ſich, wie man den geraden Weg habe verfehlen können; er vergißt daß alles neugedacht und neugeſagt ſey, denn er glaubt ſeine eigene Meynung zu leſen, und zuletzt kann er ſich des Wunſches nicht erwehren, daß der Verfaſſer ſein Verſprechen, die lyriſche Poeſie u. ſ. w. eben ſo zu behandeln, bald erfüllen möge. Dieſe Wirkung iſt die Kraft der lebendigen reinen Wahrheit, die durch tiefverborgene Kunſt nach und nach emporſteigt, bis ſie ganz und lebendig in dem Lichte der Anſchauung daſteht.

Wenn der menſchliche Geiſt eine genaue Wage der Vergleichung oder einen allgemeinen Maaßſtab für Produkte von zweyerley Weſen hätte, ſo würden wir uns kein Bedenken machen, dieſe Abhandlung der Leßingſchen, die ebenfals ein Meiſterſtück an Kunſt der Entwickelung iſt, in Rückſicht jedes Vorzuges an die Seite zu ſetzen: denn jede eigenthümliche Schönheit der Leßingſchen wird, unſerm Gefühl nach, durch eine andere eigenthümliche Schönheit der Herderiſchen ſo aufgewogen, daß ich keiner den Vorzug geben will.

Es wäre aber Grauſamkeit, wenn wir die ſchöne Kunſt, mit welcher das Ganze geordnet und verbunden iſt, zu einem ſo genannten Auszuge der Hauptgedanken verſtümmeln wollten. Eine Abhandlung, die an ſich Gerippe iſt, verliert durch ein ſolches Verfahren nicht viel; aus einem philoſophiſchen Gemählde aber, das die bildende Kunſt mit Schönheit ſchmückte, das die Gluth der Beredſamkeit mit Leben erfüllte, die wichtigſten Gedanken ausheben, hieße ein lebendi-

ges Geschöpf zerstückeln, um die Lage und Beschaffenheit seines Rückgrathes zu zeigen. Bey Reisebeschreibungen, Chronologie, Geschichte u. s. w. ist dieses Ausziehen der neuen Entdeckungen nicht übel; bey einem Gespräche des Xenophon, der Abhandlung des Cicero vom Redner, oder bey dem Lucrezischen Gemählde der Natur aber ist es Barbarey, die nach dem Knochen greift, wenn sie das warme lebendige Geschöpf an den Busen drücken sollte. Wer würde wohl einem Menschen danken, der uns in ein Beinhaus führte, um uns an einem Skelet die Schönheit der Helena zu zeigen? Wer würde diesem Menschen nicht sagen: Eben das, was dein Skelet nicht zeigen kann, die Verbindung, Fügung, Rundung, Bekleidung und der lebendige Athem der Liebe, in welchem die lebendige Schönheit sich regt und bewegt, ist was wir sehen möchten. In einem lebendigen Wesen ist alles neu, alles wirkend, alles in Gluth und Bewegung; an deinem Gerippe aber ist alles todt, kalt, erstarrt, vermodernd und klappernd. — Wir können also dieser dankloſen Arbeit eine schöne Gestalt zu skeletiren, füglich überhoben seyn; den Leser aber wollen wir einladen, daß er komme und sehe, wenn er Gebilde dieser Art lieb hat.

Das 3te Stück heißt Blätter der Vorzeit oder Dichtungen aus der morgenländischen Sage. Einige von diesen Dichtungen kennen die Leser aus dem teutschen Merkur vom Jahr 1781, wo sie schon damals allgemeinen Beyfall fanden; die übrigen aber, welche den gröſsern Theil ausmachen, sind neu. Die Gewandtheit und der Reichthum der Sprache, die Einfalt der Erzählung und die Hoheit des Sinnes sind Schönheiten, die jeden Leser von Geschmack für diese Kinder Witzes und der Einbildung einnehmen werden. So leicht als ihre Erfindung scheinen möchte, so schwer sollte es dem werden, der Hand daran legte, ohne mit dem feinsten Geiste des Orients erfüllt zu seyn. Wer die Allegorien

gorien und witzigen Dichtungen dieſes Landes kennt, der ſieht es den weſtlichen Erfindungen dieſer Art auf den erſten Blick an, daß ſie nicht aus der Morgenröthe gebohren ſind. Es wäre zu wünſchen, daß alle Schüler der Theologie ſo dichten lernten; das würde ſie gegen allerley Wortgezänke, womit ſie ſich ſo oft den Kopf beladen, reichlich ſtärken und bewahren. Nur die erſte von dieſen Dichtungen z. B. erfordert vielleicht mehr geiſtiges Verſtändniß der Schrift, als zu einem halben Dutzend Worterklärungen aller Propheten nöthig wäre; denn was vom Geiſt gebohren iſt, das iſt Geiſt. Ja, wenn in denn vorigen Zeiten nur alle zwanzig Jahre Ein Mann ſo gedichtet hätte, ſo würden dem Myſticism und ſeiner Brut die Flügel nie ſo ſtark gewachſen ſeyn.

Das vierte Stück heißt Perſepolis. Eine Muthmaaſſung oder eine Erklärung der Hieroglyphen auf den Ruinen von Perſepolis. Dieſes Stück hat der Herr Verleger auch beſonders drucken laſſen. Die Alterthümer von Perſepolis ſind von allen Reiſenden, die in dieſelbe Gegend kamen, beſchrieben worden, ohne daß ſich bisher ein Mann gefunden hat, der, mit dem Geiſte der Deutung begabt, dieſe Räthſel der Vorzeit aufgeſchloſſen hätte. Herr Herder, dem gewiß keine von den Gaben dieſes Geiſtes mangelt, wollte alſo mit dieſer Muthmaſſung, wie er ſie nennt, den bisherigen Mangel erſetzen. Eine Abhandlung dieſer Art, worin Witz, Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Kunſt um den Vorzug ſtreiten, erfodert einen Richter, der wenigſtens eben ſoviel von der Sache zu ſagen weiß, als der Verfaſſer ſelbſt; und das heißt viel gefodert. Wir beſcheiden uns, daß wir dieſer Richter nicht ſind: ſo viel aber können wir den Leſer zur Nachricht ſagen, daß dieſe Deutung auch nur als Hiſtoriſche Malerey betrachtet, vortreflich ſey. Die Stufenweiſe Enthüllung der Bilder, die nur nach und nach heraustreten, als ob man ſich aus der Ferne einem großen Ge-

Worte gewechſelt, ſo verſtoßt mich, haſſet mich, martert mich zu tode.

Mönch.

Irgend ein ſeltſamer Irrthum muß die Prinzen verblenden.

Benedict.

Zwey von ihnen ſind Männer von wahrer Ehre; und wenn ihre Klugheit in dieſer Sache mißleitet worden iſt, ſo muß es durch die Kunſtgriffe Don Juan's, des Baſtards, geſchehen ſeyn, deſſen Geiſter ſich mit nichts ermüden, als Bübenſtüke auszuſinnen und auszuführen.

Leonato.

Ich weiß es nicht; wenn ſie die Wahrheit von ihr ſagen, ſo ſollen dieſe Hände ihr beſudeltes Herz aus ihrem Buſen reiſſen; aber wenn ſie ihr Unrecht gethan haben, ſo ſoll der ſtolzeſte von ihnen bald mehr davon hören. Die Zeit hat mein Blut noch nicht ſo aufgetroknet, noch das Alter meinen Verſtand ſo geſchwächt, noch das Glük meine Mittel ſo geplündert, noch mein ſtilles Privat-Leben mir ſo viele Freunde geraubt, daß ſie nicht beydes Stärke des Leibes und Policey des Gemüths, zureichende Mittel und auserleſne Freunde auf meiner Seite finden ſollen, mich durchaus von ihnen quitt zu machen.

Mönch.

Haltet ein wenig ein, und höret meinen Rath. Die

Prinzen

mählde nähere; die stille Größe und Hoheit der Bilder selbst, die einen König aufführen, der, von der verborgenen Gottheit begleitet, von allen Ständen seines Reichs umgeben, sein Volk richtet; der allenthalben schneidende, in die Tiefe dringende Blick des Auslegers; die feurige Sprache, die wie ein Strom fortreißt: das alles macht auf den unbefangenen Leser einen Eindruck der Freude und der Befriedigung, daß er sich nicht enthalten kann auszurufen: diese Deutung ist wahr; und wenn sie es nicht wäre, so hätte ich die Ruinen von Persepolis weniger lieb. Wir wollen den Leser des Vergnügens dieser Empfindung nicht berauben, und verweisen ihn also, was den nähern Inhalt betrift, auf diese Abhandlung selbst.

J.

II. Ankündigungen.

1) Journal des Luxus und der Moden auf das Jahr 1788; mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern.

Der steigende Beyfall den das Publikum auch in diesem Jahre unserm Journale schenckte, verpflichtet uns zu dem lebhaftesten Dancke gegen dasselbe. Wir schmeicheln uns durch That-Sachen gezeigt zu haben, wie sehr wir diese uns gegebene Ermunterung fühlen, und sie durch immer fortgesetzte Vervollkommnung unsers Wercks zu verdienen suchen. Daß wir uns unserm Zwecke, dieß Journal immer reichhaltiger, unterhaltender und sowohl in Rücksicht des Nutzens als des Vergnügens für unsere Leser interessanter zu machen, auch heuer um einige Schritte mehr genähert haben; schließen wir daraus, daß schon mehrere teutsche Zeitungen und periodische Schriften ihre Brünnlein aus unserer Quelle ableiten, ohne der Quelle nur mit einem armen Worte zu gedencken. Freylich

lich fließt das Waßer etwas unreiner und abſchmeckender aus ihren Röhren; davon wir nur die Prager Mode-Fabricken und Gewerbs-Zeitung zum Beweiſe anführen wollen.

Einen Fingerzeig dürfen wir nicht vergeſſen bey dieſer Gelegenheit unſern Leſern zu geben. Man hat gegen uns geäußert, daß es doch unangenehm ſey nicht alle Veränderungen der Kleider-Moden, die hie und da erſchienen, in unſerm Journale zu finden. Alle! Hilf Himmel! wer kann das? und wer bemerkt ſelbſt die unzählbaren Formen, in die eine Franzöſiſche, Engliſche oder Teutſche Putzmacherin ein Stück Flor, ein Band, einen Hut verwandeln kann? Und welch ein ungeheuer großes und koſtbares Werck ſollte die Sammlung davon werden? Schon allein das Pariſer *Magazin des Modes nouvelles*, das monatlich nur etliche unbedeutende Schöpfungen der dortigen Mode-Händlerinnen, ſo gut oder ſchlecht als es kann, liefert, koſtet in Teutſchland 10 bis 12 Rthlr.; und was würde alſo unſer Journal, da wir eine Ueberſicht des Ganzen liefern, erſt koſten müßen, wenn man in ein ſo unbedeutendes Detail eingehen wollte? Wir müſſen daher unſere Leſer bitten, dieß Journal für nichts anders anzuſehen, als ein immer fortgehendes Genre-Tableau der Sitten und Gebräuche unſerer Zeit, in ſo fern Luxus und Mode darauf Einfluß haben; als die Chronick des Tags, worinn wir jede Haupt-Form, nach welcher der Geiſt des Luxus und der Mode die Sitten und Lebensart von Europa modelt, und davon wir jetzt Zeitgenoßen und zum Theil Augenzeugen ſind, als Materialien für einen künftigen philoſophiſchen Geſchichtſchreiber unſers Welttheils aufzeichnen und getreulich ſammlen. Dieß ſey unſer Standpunckt, und die Norm unſerer Arbeiten. An Stoffe dazu wird es uns ja wohl nie gebrechen.

Wir zeigen daher an, daß das Journal des Luxus und der Moden im kommenden Jahre wie bisher fortgeſetzt

fest wird: und heben für Leser, die nicht mit dem Plane desselben bekannt seyn sollten, folgendes Wesentliche davon aus.

Das Journal erscheint allezeit zu Anfange jedes Monats richtig, und enthält Nachricht und genaue Beschreibung, Farbe, Zeichnung (letztere bey Meubles allezeit mit beygefügtem Maasstabe) von jeder Mode und Erfindung im Fache des Luxus, so wie sie in Frankreich, England, Teutschland oder sonst irgendwo erscheint.

Die Gegenstände und Hauptartickel des Journals sind daher:

1) Sitten und Gebräuche, in so fern Luxus und Mode dieselben bestimmen.
2) Weibliche Kleidung und Putz.
3) Männliche Kleidung, von jeder Art.
4) Schmuck und Nippes.
5) Ameublement in seinem ganzen Umfange.
6) Alle Arten von Tisch- und Trinck-Geschirre, als Silber, Porzellain, Gläser, u. s. w.
7) Equipage, sowohl Wagen und Schlitten, als Pferde-Zeug und Livreen.
8) Häuser- und Zimmer-Einrichtung und Verzierung.
9) Gärten und Landhäuser, und ihre Verschönerung.
10) Vermischte Artickel und interessante Neuigkeiten, die unter keins der obigen Fächer bestimmt gehören.

Jedem Hefte ist ein besonderes monatliches Intelligenz-Blatt beygefügt, das jedem Künstler, und jeder Modewaaren-Fabrick und Handlung zu Bekanntmachung ihrer Neuigkeiten, Preiß-Couranten, Anfragen u. dergl. offen steht.

Auf das Journal kann man sich abonniren:

1) Bey allen wohllöbl. Postämtern in und ausser Teutschland, für welche das hiesige Kaiserl. Reichs-Post-Amt die Haupt-Spedition hat.
2) Bey allen wohllöbl. Buchhandlungen, für welche die Ettingerische Buchhandlung zu Gotha die Haupt-Commission hat.

Bey

3) Bey der Churfürſtl. Sächſ. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

4) Bey dem Kaiſerl. privil. Addreß-Comtoir zu Hamburg.

5) Für ganz Frankreich, Elſaß und die Oeſterreichiſche Niederlande, bey der akademiſchen Buchhandlung und Hr. Buchh. Treuttel zu Straßburg.

6) Für ganz Ungarn und die Oeſterreich. Erblande bey Hrn. Buchh. Strahel in Wien.

Wir erſuchen daher jeden Liebhaber ſich mit Beſtellung des Journals an ſein Poſtamt, Zeitungs-Expedition oder die nächſte Buchhandlung zu wenden; denn mit Verſendung einzelner Exemplare kann ſich unſere Expedition nicht befaſſen.

Der Jahrgang des Journals koſtet in ganz Teutſchland nicht mehr als vier Rthlr., den alten Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Jeder Intereſſent zahlt ſein Abonnement aufs laufende Jahr beym Empfange des erſten Stücks, und die wohllbbl. Poſtämter und Buchhandlungen ſchicken den Betrag ihrer Exemplare noch vor Ablauf der erſten drey Monate im Jahre an die Behörde ein. Wer nicht einſendet, dem wird der 4te Monat nicht eher abgeſchickt, als bis die Zahlung richtig eingegangen iſt. Man verzeihe uns gütigſt dieſe ſcheinbare Strenge, die im Grunde nur die nöthige Ordnung und Zufriedenheit der Leſer zum Zwecke hat.

Man kann ſich zwar zu jeder Zeit im Jahre auf das Journal abonniren, nur macht man ſich immer dabey aufs ganze laufende Jahr verbindlich, weil jedes Jahr ein Ganzes, mit Titel und Regiſter macht, und man außerdem ein defektes Werk erhielte.

Jeder Intereſſent der abgehen will, muß es ein Vierteljahr vor Schluſſe des Jahres ſeinem Collekteur, und dieſer zu Anfange des Decembers an ſeine Behörde anzeigen. Später kann wegen der ausgemahlten Kupfer keine Aufſagung angenommen werden; und jedes Exemplar das zu An-

fange des Decembers nicht aufgesagt ist, läuft künftiges Jahr für Rechnung des Bestellers fort.

Alle Briefe, das Journal betreffend, erbitten wir uns unter keiner andern Addresse als: an die Expedition des Journals des Luxus und der Moden und ganz postfrey bis hieher. Weimar, den 1sten November 1787.

F. J. Bertuch, H. S. W. Legations-Rath.

G. M. Kraus, F. S. W. Rath und Direktor der F. Freyen-Zeichen-Schule.

---

2) Ankündigung einer Sammlung der vorzüglichsten Englischen Geschichtschreiber, Weltweisen und Dichter.

Mit dem zuversichtlichsten Vertrauen legen wir dem teutschen Publikum gegenwärtige Ankündigung vor, um es zu der Begünstigung eines Unternehmens aufzufordern, dem gewiß nicht leicht ein einsichtsvoller Mann seinen Beyfall versagen wird.

Eine einfache Darstellung unserer Absicht sey die ganze Anpreisung derselben die wir uns erlauben.

Verschiedene Gelehrte, die theils lange Zeit in England gelebt haben, theils auch gebohrne Engelländer sind, glauben den Ausländern keinen geringen Dienst zu leisten, wenn sie ihnen die besten Schriftsteller dieser Nation, die bisher oft nicht leicht, und immer nur um einen sehr hohen Preis, zu bekommen waren, wohlfeil, und in einer ihrer würdigen Gestalt in die Hände liefern. Sie sind deswegen entschlossen einen Theil ihrer kostbaren Zeit, diesem nützlichen, aber beschwerlichen Geschäfte zu widmen. Die mehr oder minder günstige Aufnahme ihrer ersten Versuche wird bestimmen, ob sie ihren Plan erweitern können, oder ihn einschränken müssen.

In-

Indeſſen ſind wir überzeugt, daß es jedermann billigen wird, wenn wir einſtweilen mit Vorbeygehung der Dichter, mit den Geſchichtſchreibern und Philoſophen den Anfang machen; weil zumahlen von den erſtern bey den Ausländern ſchon manche einzeln nachgedruckt, auch wohl ganze Sammlungen ſind veranſtaltet worden, da man im Gegentheil für die leztern, beſonders in Teutſchland, wenig oder gar nichts gethan hat. Es wäre überflüßig hier alle Schriften anzuführen, die wir einer neuen Ausgabe werth halten; doch glauben wir wenigſtens diejenigen nennen zu müſſen, über deren Wahl wir bisher einig ſind, und die aus folgenden, deren Vortreflichkeit ſchon lange allgemein anerkannt iſt, beſtehen:

Gibbon's Hiſtoy of the decline and fall of the Roman Empire.
Bolingbroke's letters on the ſtudy and uſe of Hiſtory.
Ferguſon's Hiſtory of the Roman Republic.
Middleton's Life of M. T. Cicero.
Hume's Hiſtory of England.
Lyttleton's Hiſtory of England in a ſeries of letters.
The life of Edward Earl of *Clarendon* by himſelf.
Robertſon's Hiſtory of Scotland.
— — Hiſtory of Charles V.
— — Hiſtory of America.
Burnet's Hiſtory of his own time.
Blair's Lectures on Rhetoric and belles lettres.
Bolingbroke's Works.
Shaftesbury's Characteriſtiks.
— — Letters.
Hume's Eſſays.
Ferguſon's Eſſay on the Hiſtory of Civil ſociety.
De Lolme's Conſtitution of England.
Smith's Theory of moral ſentiments.

Smith's

Smith's Inquiry into the Nature and Cauſes of the Wealth of Nations.

Locke's Eſſay concerning Human Underſtanding.

— — letters concerning Toleration.

— — ſome thoughts concerning Education.

Junius's Letters.

Shakeſpear's Works, with the corrections and illuſtrations of various commentators and notes by S. *Johnſon* and Steevens.

Wir nennen mit Fleiß nur einen einzigen Dichter, weil es lediglich auf die Stimme des Publikums ankommen wird ob wir noch mehrere derſelben, und beſonders einige neuern unſerer Sammlung einverleiben ſollen. Uebrigens werden wir uns auch, ſobald wir auf Unterſtützung zählen dürfen, mit Vergnügen an gröſsere hiſtoriſche, politiſche, philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Werke, ſo wie auch an die vorzüglichſten Reiſebeſchreibungen wagen, und in dem nemlichen Falle Johnſon' Dictionary of the English language, das groſse Werk und den Auszug, beyfügen.

Endlich hoffen wir keine Unbeſcheidenheit zu begehen, wenn wir hier einſichtsvolle Gelehrte in allen Fächern geziemend bitten, uns auf jede ihnen beliebige Art die Bücher bekannt zu machen, von deren gröſseren Verbreitung ſie ſich am meiſten Nutzen verſprechen. Jeder Wink von ihnen ſoll uns willkommen ſeyn, jede Zurechtweiſung danckbar aufgenommen und, wo möglich, befolget werden.

Da es ſich von ſelbſten verſteht, daß wir nur die beſten und neueſten Ausgaben zum Muſter nehmen werden; ſo bringen wir alles übrige, was wir noch zu ſagen haben, unter folgende Punkte.

1) Der Druck dieſer Sammlung wird von J. J. Thurneyſen in Baſel beſorgt. Seine mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Ausgabe von Voltair's Werken ſoll für dieſe Eng-

Engliſche Schriftſteller zum Muſter dienen, und das Publikum kann ſich auf genaue Uebereinſtimmung an Schönheit der Schrift und des Papiers mit der hier beygedruckten Probe zuverſichtlich verlaſſen. Die Correktion wird von einem Theil der Unternehmer ſelbſt, und von verſchiedenen in der Nähe ſich aufhaltenden Engliſchen Gelehrten ſo beſorgt werden, daß wir uns Ehre davon verſprechen können.

2) Alle Monate ſoll ein Band von etwa 25 Bogen, in blau Papier geheftet, geliefert werden. Um die Decke ſelbſt brauchbar zu machen, ſo iſt unſere Abſicht dieſelbe immer ſowohl mit einer Anzeige der neueſten engliſchen Schriften, als auch mit andern Litterariſchen und Artiſtiſchen Nachrichten anzufüllen. Sollte ſich mit der Zeit auch eine hinlängliche Anzahl Liebhaber zu einer Sammlung von Dichtern finden, oder fänden wir überhaupt das Publikum begierig die Ausgabe beſchleuniget zu ſehen, ſo könnten monatlich zwey Bände herausgegeben werden.

3) Der Preis für jeden Band iſt in Baſel 3 Livres franzöſ. Geld, in Frankfurt 1 Gulden 30 Kreuzer, und in Leipzig 21 Groſchen, den Louisd'or zu 5 Reichsthaler gerechnet.

Ein Exemplar auf geglättet Papier, von denen man nicht mehr als die beſtellte Anzahl abdrucken wird, käme um ein Drittel höher, als in Baſel 4 Livres, in Frankfurt 2 Gulden, und in Leipzig einen Reichsthaler 4 Groſchen zu ſtehen.

Den Herren Buchhändlern und Sammlern bewilligen wir, auſſer dem 12ten Exemplar, erſtern 20, und letztern 10 pro cent.

4) Man iſt nicht gezwungen die ganze Sammlung zu nehmen; noch weniger verlangen wir Vorausbezahlung. Die Herren Liebhaber verbinden ſich nur, durch den gewöhnlichen Weg der Subſcription, ein angefangenes Werk fortzuſetzen.

ſehen, und bey dem Empfang eines jeden Bandes den oben angezeigten Preis zu bezahlen.

5) Um unſerer Ausgabe einen neuen Vorzug zu verſchaffen, wird das Leben ſchon verſtorbener Verfaſſer ihren Schriften beygedruckt werden. Vielleicht entſchlieſſen wir uns auch, dieſe Lebensbeſchreibungen zum Beſten unſerer Herren Subſcribenten, die ſich mit einzelnen Werken begnügen, und doch gern genauer mit den Schickſalen und der Bildung des Geiſtes berühmter Schriftſteller bekannt ſeyn möchten, beſonders heraus zu geben.

Bey ſo vortheilhaften Bedingungen und bey dem Publikum einer aufgeklärten Nation, die unter allen andern die Schriften der Ausländer am beſten kennet und zu ſchätzen weiß, würde jede fernere Aufmunterung entweder zudringliche Unbeſcheidenheit, oder Mistrauen verrathen. Wir ſind von beyden gleich weit entfernt, und verſprechen uns ſo ſicher von dem erſten Bande von *Gibbon's* History of the decline and fall of the roman Empire, der wirklich ausgelieffert wird, eine hinlängliche Anzahl Subſcribenten, daß wir zum voraus, nach Vollendung dieſes Werkes, in einer Zeit von ſechs Monaten, *Shaftesbury's Charakteriſtiks* anzukündigen wagen.

Wegen der Subſcription kann man ſich auf der Leipziger Oſtermeſſe an Hrn. Reinicker von Gotha wenden; übrigens wird man ſie in allen Buchhandlungen in Teutſchland annehmen.

* * *

Ich bin verſichert daß dieſes edle und gemeinnützige Unternehmen den zahlreichen Liebhabern der Engliſchen Literatur unter uns ſehr willkommen ſeyn werde und keiner Anpreiſung vonnöthen habe.

IV.

3) Herrn Capellmeiſter Wolfs Unterricht in der Muſik.

Es fehlet zwar nicht ganz an Muſikbüchern, davon der angehende Muſiker und der Liebhaber bey der Erlernung oder dem Studium der Muſik nützlichen Gebrauch machen kann. Aber viele dieſer Muſikbücher ſind ſo dunkel geſchrieben, daß man ſie kaum, oder gar nicht verſtehen kann; die hieher einſchlagenden Regeln ſind auch in denſelben nur hier und da mit eingeſtreuet, daß dadurch die Erlernung oder das Studium der Muſik überaus ſchwer und koſtbar wird; und an einem Buche, worinnen das, was ein angehender Muſiker oder Liebhaber zur Ausbildung ſeines Genies und Talents zu wiſſen nöthig hat, beyſammen und deutlich und ohne Zurückhaltung angezeigt iſt, fehlet es uns jetzt noch ganz. Ich zweifle daher nicht, daß die Ankündigung eines Unterrichts in der Muſik, welcher den Herrn Kapellmeiſter Wolf in Weimar zum Verfaſſer hat, angehenden Muſikern und Liebhabern ſo willkommen als nützlich ſeyn wird. Der durch ſeine muſikaliſchen Werke rühmlichſt bekannte Herr Verfaſſer handelt darinnen: vom Ton, von den Tonleitern, von den kon- und diſſonirenden Tönen, und den daraus entſtehenden Akkorden, u. ſ. w.; von den Fortſchreitungen der Töne, und Akkorde; von Ausweichungen, Auflöſungen und den daraus entſtehenden verſchiedenen Kadenzen; vom Takt und was dahin Bezug hat; vom Tempo; von der Melodie, ihren Eigenſchaften und Karakter und von der Modulazion der Melodie; von der harmoniſchen Begleitung der Melodie; vom Generalbaß und von der harmoniſchen Modulation; vom Kontrapunkt; von den Bindungen; vom doppelten Kontrapunkt; von der Nachahmung; von der Bewegung in Rükſicht der Nachahmung; von der Fuge und Doppelfuge, alles durch praktiſche Beyſpiele

Prinzen haben eure Tochter hier für todt ligen laſſen; laßt ſie eine zeitlang heimlich verſchloſſen gehalten werden, und breitet aus, daß ſie würklich todt ſey. Bekräftiget es durch alle Merkmale der Trauer, hänget an euer altes Familien-Grabmal kummervolle Grabſchriften, und machet Anſtalten zu allen Ceremonien, die zu einem Begräbniß gehören.

Leonato.

Und wozu ſoll das alles dienen?

Mönch.

Wozu? Wenn diß alles geſchikt ausgeführt wird, wird es, zu ihrer Rechtfertigung, Verleumdung in Reue verwandeln; das iſt ſchon etwas, aber ich ziele bey einem ſo ſeltſamen Mittel nach einer gröſſern Abſicht; da ſie, (wie vorgegeben werden muß) in dem Augenblik des Todes war, da ſie angeklagt wurde, ſo wird ſie von jedermann, der es hören wird, bejammert, bedaurt und entſchuldiget werden: Denn ſo pflegt es zu gehen; was wir haben, das ſchätzen wir nie ſo hoch als es werth iſt, ſo lange wir's genieſſen; aber ſobald wir's verliehren und vermiſſen, dann vergröſſern wir ſeinen Werth ſogar über die Wahrheit; ſo wird es dem Claudio gehen. Wenn er hören wird, daß ſeine Beſchuldigungen ſie ums Leben gebracht haben: Dann wird die Idee ihres Lebens ſich über ſeine ganze Einbildungskraft ausbreiten, jeder ihrer Reize wird ſich in einem glänzendern Puz, rührender, feiner, und beliebter vor ſeine Seele ſtellen, als da ſie würklich lebte. Dann wird er, wenn er ſie anders jemals geliebt hat, dann wird er trauern, und

ſpiele erläutert; vom Ausdruck, und Etwas von der Einrichtung muſikaliſcher Tonſtücke. Dieſen Unterricht in der Muſik, welchen nicht nur ſchon der Name ſeines Verfaſſers, ſondern auch ſein innerer Werth empfiehlt, und von welchem nur alleine die Exempel in Muſik zwiſchen 70 und 80 Seiten in Folio betragen, worzu der Text beſonders in Folio gedruckt wird, ſoll unfehlbar zur künftigen Oſtermeſſe 1788 die Preſſe verlaſſen. Der Verkaufspreiß iſt alsdann 3 Thlr., den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet; wer aber darauf zu pränumeriren Luſt hat, und mir das Geld binnen hier und Neujahr einſendet, erhält das Exemplar vor 2 Thlr. und wer Pränumeranten ſamlet und mir das Geld binnen dieſer Zeit einſendet, erhält auf fünf Exemplare das ſechſte gratis. Dreßden den 20ſten Sept. 1787.

Paul Chriſtian Hilſcher,
Buchhändler.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

November 1787.

I. Neue Bücher.

1) Gott. Einige Geſpräche von J. G. Herder. Gotha bey R. W. Ettinger. 1787.

„Man würde den Zweck dieſer Schrift ſehr verkennen; (heißt es auf der IV. Seite der Vorrede,) wenn man ſie bloß für eine Ehrenrettung des Spinoza hielte: Spinoza hat dieſe Ehrenrettung nicht nöthig, und er ſollte, meinem Zweck gemäß, jetzt bloß die Handhabe eines Opfergefäßes werden, aus welchem ich einige Tropfen dem Altar meiner Jugend darbringen wollte. Warum ich von ihm ausging, lag theils in der Reihe meiner Gedanken, theils in Veranlaſſungen, die meine Zeit mir ſelbſt darbot. Ich wünſchte, daß was hier im Geſpräch bloß angedeutet werden konnte, eine unſerer Philoſophie angemeſſenere Form erlebte. Nur Einen ruhigen, heitern Sommer wünſchte ich mir für meine Adraſtea oder von den Geſetzen der Natur, ſo fern ſie auf Weisheit, Macht und Güte als auf einer innern Nothwendigkeit ruhen.“

Schon dieſe wenigen Worte der Vorrede zeigen, daß der Verfaſſer, der ſich ſelbſt am ſtrengſten richtet, ſich ein höheres Ziel vorgeſetzt habe, als ihm irgend ein Leſer ſeines Werkes bezeichnen könnte; wenn aber dieſes Büchelchen auch nur die Abſicht hätte, die Lehre des Spinoza zu erläutern: ſo wäre es ſchon eine der lehrreichſten und nützlichſten Schriften für unſre Zeit. Wie viele giebt es nicht, am meiſten unter jungen Leuten, die durch Annahme dieſes ſo misverſtandnen Syſtems ſich aller Pflichten der Tugend und der Religion zu entledigen glauben; die den Nahmen Spinoza, Nothwendigkeit u. ſ. w. wie einen Bruſtſchild gebrauchen wollen, der ſie vor allen Pfeilen der Reue beſchützen ſoll? Unſere Verfahren ſuchten das, was ſie für ſchädlich hielten, wenigſtens geheim zu halten; allein da dies in unſern Zeiten, wo den Kindern alles Unbegreifliche gleich nach dem A B C begreiflich gemacht wird, den Schaden eher vergrößern als vermindern würde: was konnte man da wohl beſſeres wünſchen, als daß ein Mann mit unwiderleglicher Wahrheit gerade das Gegentheil des bisher Geglaubten aus der Lehre des Spinoza beweiſe; daß er die Auswüchſe der jetzigen Philoſophie, die keinen oder einen gedankenloſen Gott glauben will, beſchneide, und ſo die Weisheit unſrer Zeit vor einem ihr wenigſtens nicht rühmlichen Irrthum bewahre? Wer ſo etwas thun konnte und that, der hat dem Altare der Jugend nicht bloß einige Tropfen geopfert; ſondern er hat einen reichen Strom aus ſeinem Opfergefäße gegoſſen, jenen Altar von den darauf geopferten Unreinigkeiten zu ſäubern.

Dem gelehrten Leſer brauchen wir über dieſe Schrift außer der Ankündigung, daß ſie da iſt, weiter nichts zu ſagen; da wir vorausſehen können, daß er das Neue und Schöne derſelben auch ohne unſere Empfehlung von ſelbſt finden werde: dem Lehrling aber, der einen treuen Freund

braucht,

braucht, der ihm hier und da eine gute Lehre gebe, wollen wir rathen, daß er dieses kleine Büchelchen so lange zu seinem Gefährten wähle, bis er mit desselben Denkart innig bekannt und vertraut geworden ist. Es hat unter andern zwey schöne Eigenschaften, die vielleicht nicht alle Leser sogleich bemerken. Erstlich wird es sich, im Ganzen genommen, mit jeder Art von Philosophie sehr wohl vertragen: denn sein Geist ist aus keiner andern Schule, als aus der Schule der Natur; und dieser Natur-Geist hat bekanntlich die ganz eigene Geschicklichkeit, alle Formen und Gestalten anzunehmen, womit ihn jemand bekleiden will. Zweytens aber hat dieses Büchelchen die besondere Gabe, daß es sich nicht auswendig lernen läßt; sondern daß man es verstehen muß, wenn man ihm einen Vortheil abgewinnen will. Diese Gabe ist eine der besten, die ein Jüngling, der seinen eigenen Kopf will brauchen lernen, seinem Kompendium wünschen kann. Dabey ist es gar nicht trocken und langweilig, wie es sehr oft bey solchen Büchern, bey denen der Leser viel denken muß, der Fall ist. Ganz und gar nicht! Sein Gang hat mannichfaltige Abwechslung, und jeder kleine erstiegene Hügel bringt einen in ein neues angenehmes Gefilde. Wie ein schöner Spaziergang das Eigene hat, daß man jeden Tag etwas Neues vorher nicht gesehenes auf demselben entdeckt: so ist es auch mit einem klugen Gespräche. Wenn nur der Gefährte, der die Unterredung führt, seinen Vortheil versteht, so gefällt es das zehntemal eben so sehr als das erstemal; wie das z. B. der Fall bey dem Gespräche des Cicero von der Natur der Götter ist, das man in Einem Jahre mehr als Einmal mit gleich großem Vergnügen lesen kann.

Was uns aber am meisten an diesem Büchelchen gefallen hat, das ist die besondere Wirkung, die es auf den Leser macht. Gewöhnlich wird der Leser ermuntert dieß

oder jene Parthey zu ergreifen und die gegenseitige Meinung zu verdammen. Das iſt hier ganz anders. Es werden zwar vielerley Meinungen beſtritten und widerlegt; ſo bald man aber ans Ende kommt, ſo hat man den Kopf ſo voll von andern Dingen, daß man auch mit keinem einzigen Gedanken an Partheymachereyen u. ſ. w. gedenken kann. Wenn ich dieſe Wirkung mit einer ähnlichen vergleichen ſollte, ſo iſt es dem Leſer ohngefehr eben ſo, wie einem, der bey dem Anbruch der Morgenröthe auf einer Höhe ſteht von der man eine unermeßliche Fläche überſehen kann. Nach und nach dämmert hier ein Thal mit einem Strom, da ein Saatfeld, oder ein kleiner See, dort eine waldichte Anhöhe vor ſeinen Augen auf; eine Erſcheinung verſchlingt die andere; und wenn endlich die ganze Ausſicht in vollem Lichte vor ihm daſteht: ſo iſt als ob alle Leidenſchaft in ſeiner Seele verlöſche, oder als ob ſein Herz mit Einem male ſo weit werde, wie der ganze vor ihm liegende Horizont.

Ausziehen laſſen ſich dieſe Geſpräche nicht wohl, wenn nicht das Beſte davon verlohren gehen ſoll; weil ſich die kleinen angenehmen Wendungen, Einleitungen, Gleichniſſe, Erzählungen u. ſ. w. nicht mit ausziehen laſſen. Doch um wenigſtens etwas von dem ſo reichen Inhalte derſelben zu ſagen, ſo wollen wir verſuchen, ob uns eine kurze Beſchreibung davon gelingen möge.

Das 1ſte Geſpräch handelt von dem Character und der Lebensweiſe des Spinoza. Wäre es auch ſchon hundertemal geſagt worden, wie es noch nicht geſchehen iſt, ſo würde es doch immer rühmlich ſeyn es abermals zu wiederhohlen, daß dieſer ſeit beynahe einem Jahrhunderte ſo ſehr verläſterte Spinoza ein weiſer, edler Mann war. Es thut dem menſchlichen Gemüthe wohl, wenn ein Unſchuldiger, den Unwiſſenheit und Vorurtheil verdammten, wenigſtens bey der

Nach-

Nachwelt wieder gerechtfertiget wird. Die Urſachen von dieſer allgemeinen Verläſterung werden aufgeſucht. Bayle, aus deſſen Wörterbuche die mehreſten ihre Begriffe von dem Spinoza ſchöpfen, wird bey dieſer Gelegenheit neu und treffend beurtheilt. Nach einer kurzen Erzählung der wichtigſten Lebensumſtände wird Spinoza ſelbſt redend eingeführt, um mit wenigem zu zeigen, welch eine Denkart und welche Begriffe von der menſchlichen Weisheit und Tugend dieſer Mann gehabt habe. Es werden einige nützliche Regeln gegeben, wie und mit welcher Vorbereitung man die Schriften des Spinoza leſen müſſe; und zuletzt wird noch des unglücklichen Vanini gedacht, der wegen ſeiner Meinung, die er von Gott hatte, ſo gar verbrannt wurde, obgleich ſein ſchöner lateiniſcher Hymnus auf Gott, der vorgeleſen wird, ihn von der Atheiſterey völlig freyſpricht.

Das 2te Geſpräch handelt vom Weſen Gottes, und erklärt das Syſtem des Spinoza. Es wird gezeigt, daß ihm die Idee von Gott die höchſte, die erſte und letzte aller Ideen ſey; ja, daß man ihn eher einen Schwärmer für das Daſeyn Gottes, als einen Atheiſten nennen könne. Er kannte zu ſeiner Zeit, welche die Kindheit der Naturlehre war, die Unrichtigkeit der Carteſiſchen Abtheilung zwiſchen Materie und Geiſt noch nicht einſehen. Daher behielt ſein Syſtem in dieſem Stücke einige Dunkelheit, bis die neuere Naturlehre entdeckte, daß das, was wir Materie nennen, auch zugleich Geiſt, aber in jedem Puncte voll wirkender, lebendiger Kräfte ſey. Unter denen Kräften, die wir kennen, ſteht zwar die Denkkraft oben an; es folgen ihr aber Millionen andre Empfindungs- und Wirkungskräfte. Jede Kraft, die wir in der Natur bemerken, iſt, ſo wohl dem Raume und der Zeit als auch ihrem innern Weſen nach, etwas Unendliches oder von unerſchöpflicher Wirkung. Gott, als die Urkraft aller Kräfte, hat ſich alſo in unendlichen Kräften

auf unendliche Weiſen geoffenbaret. Auf dieſe göttlichen Kräfte kommen alle bisher bekannte philoſophiſche Syſteme endlich zurük, ob wir gleich nicht wiſſen, was Kraft ſey und wie Kraft wirke. Alle Einwendungen, die man wegen dem Urſprung des Böſen gegen Spinoza gemacht hat, treffen alſo jede andre Erklärungsart eben ſo gut als die ſeinige. Daraus folgt, daß Spinoza die Welt nicht zu Gott mache, und daß man Unrecht thue, ihn einen Pantheiſten zu nennen; obgleich, ſeinem Syſteme zu Folge, Gott nicht außer der Welt wohnen kann: da außer der Welt kein Ort iſt, und Welt, Raum und Zeit nur durch ihn, den Unendlichen, da ſind. Dabey werden eine Menge falſche Begriffe von der Zeit und dem Raum: widerlegt; über Leibnitz, ſeine Monaden und ſeine Harmonie zwiſchen Körper und Geiſt wird viel lehrreiches geſagt; und, nach einigen Betrachtungen über die mathematiſche Lehrart in der Philoſophie, wird dieſes Geſpräch mit einigen ſchönen Ausſprüchen der Morgenländer beſchloſſen.

Das 2te Geſpräch, welches von dem Verſtande Gottes handelt, beginnt mit einer ſanften Einleitung durch die Beſchreibung der griechiſchen Nemeſis, als eines Symbols der Weisheit und Gerechtigkeit, die in Maas und Ordnung beſtehen. Dieſes Maas und dieſe Ordnung, ohne welche nichts beſtehen kann, finden ſich als ein nothwendiges Geſetz in der ganzen Natur; und das meinte auch Spinoza, wenn er der Natur Gottes innere Nothwendigkeit zuſchrieb. Ob er gleich die Willkührlichkeit, wie billig, verwarf, ſo ſprach er doch Gott deswegen den Verſtand nicht ab; allein die Philoſophie ſeines Lehrers, des D. Cartes, verwickelte ihn hier wieder in Schwierigkeiten, von denen er ſich nicht anders als durch einige harte Ausdrücke, die er ſelbſt nicht recht verſtand, loszumachen wuſte. Gott, die Kraft aller Kräfte, denkt, wirkt, und iſt das Vollkommenſte nach ewi-

gen Geſetzen ſeines Weſens. Was Gott wirkte, darüber durfte er nicht erſt berathſchlagen und wählen: die Wirkung floß aus ſeiner Natur: ſie war einzig, und außer ihr nichts anderes möglich. Daraus werden eine Menge ſchöne Folgen hergeleitet, z. B. daß Gott die Welt nicht vor vielen andern als die beſte gewählet; daß er die Welt nicht von Ewigkeit beſchloſſen und in der Zeit geſchaffen habe; daß innere Nothwendigkeit kein äußerer Zwang, und daß die Welt als eine Verbindung von Dingen der Zeit, nicht zufällig, aber auch nicht ewig ſey, wie Gott ewig iſt. Zuletzt wird noch geſagt, daß das die beſte Art von Philoſophie ſey, wenn man die nothwendigen Naturgeſetze, nach welchen die Kräfte wirken, zu entdecken ſuche, ohne (wie die bisher gewöhnlichen Phyſiko-Theologien) nach beſondern Abſichten zu forſchen, um welcher willen Gott die Dinge ſo und nicht anders eingerichtet habe.

Das 4te Geſpräch handelt von dem Daſeyn Gottes und fängt mit einer Erzählung an, was Leſſing über das Syſtem des Spinoza geſagt habe. Leſſing ahndet einen hohen Begrif, der Ausdehnung, Bewegung und Gedanken in ſich begreife. Dieſer Begrif iſt, nach dem Spinoza das Daſeyn, der Grund und Inbegrif aller Kräfte. So iſts bey dem Menſchen, bey allen Geſchöpfen, und vorzüglich bey Gott, deſſen Daſeyn der Urgrund aller Wirklichkeit iſt. Hierauf wird gefragt, ob es eine Demonſtration von dem Daſeyn Gottes gebe? Die Frage wird bejaht, und das Gegentheil widerlegt. Wenn etwas Gedachtes da iſt, ſo muß es auch etwas Denkendes geben. Die Verhältniſſe des Raums und der Bewegung, z. B. des Cirkels, der Töne in der Muſik, und jeder andern Schönheit, Ordnung und Harmonie ſind ewige, unveränderliche Wahrheiten, die nur ſo und nicht anders möglich ſind. Es giebt alſo eine ewige Vernunft, eine ſelbſtſtändige Wahrheit in der Welt. Dieſe ſelbſtſtän-

dige Wahrheit iſt auch das Weſen meiner Vernunft, nach welcher ein Ding nicht zugleich ſo und auch anders ſeyn oder nach welcher ich keinen Cirkel für ein Dreyeck halten, nach welcher ich nirgends willkührlich handeln kann. Daher ſchließe ich, daß dieſe ewigen Regeln, denen die wirkenden Kräfte ihrem Weſen nach gehorchen, einen durch ſich ſelbſt nothwendigen Grund haben müſſen; und dieſen nenne ich Gott.

Dieſer Beweis aus der weſentlichen Ordnung, Harmonie und Vernunft iſt der einzig vollſtändige; was aber denjenigen betrift, den man aus der Urſache und Wirkung hernimmt, ſo kann er deswegen nicht für überzeugend gehalten werden, weil wir nicht wiſſen was Kraft ſey oder wie ſie wirke. Daſeyn iſt der höchſte, reinſte menſchliche Begrif, über den ſich nicht ſteigen läßt, daher wir uns auch keinen deutlichen Begrif von der Schöpfung machen können. Die gewöhnlichen bildlichen Erklärungen derſelben, nach welchen ſie bald mit unſern Gedanken bald mit den Sonnenſtrahlen verglichen wird, gehören nicht ins Gebiete der Vernunft, ſondern der Einbildung. Spinoza iſt von allen dieſen bildlichen Vorſtellungen rein, und es zeigt Unwiſſenheit an, wenn man ſagt, er habe ſein Syſtem aus der wüſten Kabbala der Juden genommen. Die Vorſtellung von einer Weltſeele iſt ebenfalls ein menſchliches Bild, das auf Ungereimtheiten führt. Von dem Weltganzen giebt es überhaupt keine ſinnliche Vorſtellung: denn ſchon Hallers Beſchreibung von der Endloſigkeit beweiſet, daß man ſich das Endloſe nicht einbilden könne; wie viel weniger wird es alſo bey dem Unendlichewigen möglich ſeyn!

Das 5te Geſpräch, welches von den Eigenſchaften Gottes handelt, könnte man eher einen gedrängten Auszug eines ganzen künftigen Syſtems als ein Abendgeſpräch nennen. Es fängt mit einer Beſchreibung der Nothwendigkeit an,

in

in ſofern ſie der höchſte Gipfel aller Kunſt und Weisheit iſt und jedem freywillig Gehorchenden den freudigſten Genuß gewähret. Dieſen einzigen Punct der Wahrheit und Schönheit beſtreben ſich die Unterredenden auch in dieſer Betrachtung Gottes und ſeiner Eigenſchaften zu erreichen. Die höchſte und der Inbegriff aller göttlichen Eigenſchaften iſt Daſeyn, auſſer welchem Gott ſeinen Geſchöpfen nichts höheres geben könnte. Wir können uns kein Nichts, keine Entſtehung und keine Vernichtung denken. Daraus folgt, daß kein Nichts in der Natur ſey, daß es nie geweſen ſey und nie ſeyn werde. Der weſentliche Unterſchied des Daſeyns, der unter den Geſchöpfen gewiſſe Stufen macht, beſteht in der Größe und Anzahl der Kräfte. Gott hat das höchſte Daſeyn, weil er der Inbegriff aller Kräfte iſt; jedes Geſchöpf aber iſt mehr oder weniger beſchränkt, weil es, ſeinem Weſen nach, nur ein Inbegriff von einer gewiſſen Anzahl lebendiger Kräfte iſt, die einer Hauptkraft eine Zeit lang nach ewigen Regeln dienen. Dieſe Regeln, nach welchen ſich die Kräfte mit einander verbinden, nennen wir Weisheit, Güte und Schönheit; und ob ſie ſchon eigentlich nur eine einzige Kraft ſind, die das Ganze vereiniget und zuſammenhält, ſo kann man doch dreyerley Wirkungen an derſelben unterſcheiden: 1) Beharrung, nach welcher jedes Ding ein Beſtreben zeiget ſein Daſeyn fortzuſetzen. Nach eben der Regel, nach welcher ſich ein Waſſertropfen bildet, haben ſich auch die Erde, die Sonne, das ganze Weltall zu einer Kugel als dem ſchönſten Beharrungszuſtande gebildet. 2) Vereinigung des Gleichartigen, das ſich von dem Entgegengeſetzten abſondert und ſcheidet, oder Liebe und Haß. Weil alles widerliche in der Welt da iſt, ſo muß auch das Entgegengeſetzte von Allem Daſeyn. Jedes vereiniget ſich mit ſeines gleichen; beyde aber werden durch das Geſetz der Beharrung zu einem Ganzen verbunden. 3) Verähnlichung, da

wünschen, daß er sie nicht angeklagt hätte; sogar in dem Falle nicht, wenn er's mit völligster Gewißheit hätte thun können. Macht es so, und zweifelt nicht, der Ausgang wird glücklicher seyn als ich itzt nach Vermuthungen vorhersagen kan. Und setzet auch, daß alle andern Absichten schlüchlugen, so wird doch die Ueberredung, daß die junge Dame gestorben sey, das an sich schon unglaubliche Gerücht ihrer Schande tilgen; und, wenn es sich nicht besser fügt, so bleibt euch immer die Freyheit übrig, sie, wie es für ihre verwundete Ehre sich am besten schikt, in der Abgeschiedenheit eines Klosters, allen Augen, Zungen, Gedanken und Beleidigungen zu entziehen.

Benedict.

Signor Leonato, gebt dem Rath des Bruders Plaz; und ob euch gleich bekannt ist, daß ich dem Prinzen und Claudio sehr ergeben bin, so schwör ich doch bey meiner Ehre, daß ich dieses Geheimniß so verschwiegen halten will, als ob es keinen andern Zeugen als euch selbst hätte.

Leonato.

In dieser Fluth von Sorgen muß ich mich an dem schwächsten Aestchen halten.

Mönch.

Ausserordentliche Wunden fordern ausserordentliche Curen. Nachdem ihr also eure Einwilligung gegeben habt, so wollen wir keinen Augenblik länger verziehen. Kommt,

Frau-

die ſtärkere Kraft immer die ſchwächere an ſich ziehet und ſich dieſ[illegible]ähnlich macht. So thut jedes Geſchöpf mit ſeiner Nahrung; ſo theilt Ein Menſch dem andern ſeine Aehnlichkeit der Geſinnung und Geberden mit.

Aus dieſen Grundſätzen werden eine Menge ſchöne Folgen hergeleitet, z. B. daß kein Tod und keine Ruhe in der Schöpfung ſey, ſondern daß durch immerwährende Verwandlung alles wirke und lebe; daß eine Kraft, die aus einem Syſtem wirkender ihr dienender Kräfte trete, in einer Welt, wo alles in der engſten Verbindung ſtehe, immer neue ihr dienende Kräfte oder Organe finden werde. — Denn ſelbſt unſere Erde iſt kein von der übrigen Schöpfung abgetrenntes Syſtem, in das nichts herein und aus dem nichts hinaus könnte, wie neulich Jemand geſagt hat: ſondern ſo wie jedes einzelne Individuum, das ſie trägt, mit ihr in der engſten Verbindung ſteht: eben ſo iſt auch Sie durch tauſend Bänder an die übrige weite Welt geknüpft, und durch tauſend Kanäle mit dem ganzen Sonnenſyſtem verbunden. Wenn nun dem großen Geſetze der Beharrung gemäß jedes Ding auf der Erde ſein ihm gehöriges Maaß behält; wenn kein Baum bis an die Wolken wächſt; wenn kein Menſch ſo groß wie eine Eiche wird; wenn kein Syſtem der Erdenkräfte, ohngeachtet ſeines beſtändigen Ab- und Zufluſſes, ſein Verhältniß überſchreitet: warum ſollte da die Erde eine eingewickelte Nuß ſeyn, die mit keiner andern Weltgegend in theilnehmender, leidender und wirkender Verbindung ſtünde? Warum ſollte ſie, was ihre Organiſationen im Kleinen thun, nicht im Großen thun können? Warum ſollte ſie ohngeachtet eines beſtändigen Ab- und Zufluſſes ihr Maas und Gewicht verlieren müßen, da ſie ja, nach dem Geſetze des Gleichgewichts und der Beharrung, eben ſo viel abſondern kann als ſie empfängt? Warum ſollte alſo kein Atom von ihr weichen, oder ſich mit ihr vereinigen können, ohne ſie

aus ihrem Wagerechten Stande zu werfen? Wenn ſie das weder könnte noch thäte, ſo wäre ſie ein abgerißenes Glied, das mit keinen andern, Syſteme in Verbindung ſtünde: und das iſt, nach aller Analogie, Unſinn. Wenn ſie es aber kann und thut, ſo ſind auch alle Kräfte ihrer Organiſationen mit dem ganzen Weltall in Verbindung, und können in ſeiner Unendlichkeit immer neue Organe, immer neue mitwirkende Kräfte finden, wenn ſie der Verbindung mit denſelben fähig geworden ſind. Denn ohne innern Fortgang und Verbeſſerung laße ſich keine ewige Fortwirkung gedenken; mit jeder Wirkung mache ſich die wirkende Kraft ihre folgende Wirkung leichter; daher ſähe man allenthalben ein Fortrücken aus dem Chaos zur Ordnung, eine innige Vermehrung und Verſchönerung der Kräfte nach den ewigen Geſetzen der Ordnung und Harmonie. Mit dieſer innigen Erweiterung wachſe auch die Wirkung von auſſen: denn jemehr ſich eine Kraft ausbreite, deſto mehr wirke ſie auch auf andere; mache aus ſchlafenden Fähigkeiten thätige Kräfte. In dem Reiche Gottes exiſtire alſo nichts Böſes, das Wirklichkeit wäre; was wir ſo nennen ſey Schranke oder Gegenſatz oder Uebergang. Selbſt das Entgegengeſetzte helfe und fördere ſich einander, ſo daß auch die Fehler der Menſchen einem verſtändigen Geiſte, wie der ihrige iſt, gut wären und ihn der nothwendigen Ordnung und Wahrheit mit jedem Fehltritt näher brächten.

---

2) *Sophocles* überſetzt von *Chriſtian* Grafen zu *Stollberg*. Erſter und Zweyter Band. Leipzig bey *J. G. Göſchen* 1787. gr. 8.

So lange die Werke der Alten, und insbeſondere der Griechen, für unſre angehenden Dichter mehr Gegenſtände des mühſamen Studiums, als der ſich ſelbſt belehrenden Unterhal-

haltung seyn werden, so lange wird auch die allgemeinere Befolgung der Horazischen Regel, Vos exemplaria græca, immer nur ein frommer Wunsch bleiben; und die dramatische Kunst wird sich bey uns in derjenigen Unmündigkeit erhalten, von der sie der Richterstuhl der Kritik (der einheimischen so wenig als der fremden) bisher noch lange nicht losgesprochen hat, und aus welcher ihr vielleicht nur die allgemeinere Befolgung der Horazischen Regel herauszuhelfen vermag. Selten ist der gelehrte, und sogar auch der berühmte Philolog zugleich genug Mann von Geschmacke, um die Schönheiten der alten Originale fühlen zu können; und gemeiniglich findet er sich für den Aufwand von Zeit und Mühe, den ihm sein Studium der Klassiker erkaufet hat, durch die reiche Ausbeute an Sprachkenntniß und Gelehrsamkeit viel zu sehr belohnt, um sich von einem noch höheren und süßeren Lohne auch nur träumen zu lassen. Noch seltner ist der Mann von Geschmack, der sein Griechisches bis auf den Grad bearbeitete, wo dasselbe für die Sprache des Homers und des Sophokles gelten kann, und wo es das leichte und durchsichtige Gewand wird, welches die Schönheit der Gedanken vielmehr zu erhöhen als zu verbergen dient. Um sich der hierzu nöthigen Arbeit zu unterziehen, giebt es für den Mann von Geschmack kaum einen andern Beweggrund, als die Aussicht auf den Genuß, der ihn am Ziele erwartet. Diese Aussicht kann ihm nicht durch das bloße Hörensagen, sie muß ihm durch vorläufige anschauende Begriffe von den griechischen Schönheiten eröfnet werden, durch einen Vorgeschmack, den er bisher auf ebendemselben Wege wo er ihn aufsuchen sollte, eher verlieren als gewinnen mußte. War ihm das Verlangen nach dem Genusse der griechischen Meisterstücke durch die unzeitige Beschäftigung mit denselben als Sprachübung nicht ganz verleidet worden, so geschah dieß doch um so gewisser, wenn er die Schönhei-

ten,

ten, die ihn ſeine beſchränkte Sprachkenntniß zur Zeit noch nicht ſelbſt finden ließ, einſtweilen in Ueberſetzungen aufſuchen wollte, und an den beſten aus allen, die wir bisher aufzuweiſen hatten, lange nicht die Befriedigung fand, die er an dem nächſten beſten erträglichen Producte neuerer Zeiten zu finden gewohnt war. Dieſem für die Aufnahme des Geſchmacks und der Kunſt ſo wichtigen Mangel ſcheint uns, in Rückſicht auf den vornehmſten dramatiſchen Dichter der Griechen, durch gegenwärtige Ueberſetzung abgeholfen, die ſich ſo leicht, ſo angenehm und ſo intereſſant als irgend eine andere Unterhaltungsſchrift lieſt, aber eben dadurch das Original ſo wenig überflüſſig macht, daß ſie vielmehr durch die Schönheiten, die ſie getreu in unſrer Mutterſprache liefert, auf diejenigen aufmerkſam macht die ſich nicht übertragen laſſen, weil ſie im individuellen Charakter der Sprache liegen. Da uns ohnehin der Raum verbothen haben würde uns in eine umſtändliche Erörterung des eigentlichen Werthes einzulaſſen, der dieſer Ueberſetzung ihren Rang unter den beſten, die wir zumal in den letztern Zeiten in dieſem Fache erhalten haben, anweiſt; ſo begnügen wir uns auf die Gröſſe des Dankes, den der edle Herr Verfaſſer für ſeine Arbeit verdient, aufmerkſam gemacht, und unſern angehenden Dichtern, zumal im Dramatiſchen Fache, einen Wink über den Nutzen gegeben zu haben, den ſie aus dem Gebrauche dieſer und ähnlicher Ueberſetzungen der griechiſchen Muſter ziehen können. R.

---

3) **Pandora**, oder Kalender des Luxus und der Moden für das Schaltjahr 1788. Leipzig bey G. J. Göſchen.

Die ſchöne Pandora — die durch die täuſchenden und zweydeutigen Geſchencke, womit die Götter ſie zu den Gie-

ſchöpfen des Prometheus herabſchickten, der rohen Einfalt und Unwiſſenheit, aber auch der Unſchuld und Sorgenfreyheit ihres erſten kindlichen Alters ein Ende machte – ſcheint ausdrücklich dazu erfunden zu ſeyn, um, in einer unſern Zeiten angemeſſenen Allegoriſation des Mythologiſchen Götterſyſtems, die Göttin des Luxus und der Moden vorzuſtellen; und die HH. Herausgeber des Kalenders des Luxus und der Moden hätten daher keine glücklicher paſſende Benennung für denſelben finden können als dieſe. In dem gegenwärtigen zweyten Jahrgang dieſes beliebten neuen Taſchenkalenders erfüllt und übertrift noch Pandora die Erwartung, wozu man durch den erſten berechtigt war; die Herausgeber haben weder Fleiß noch Koſten geſpart, die Wünſche geſchmackvoller Liebhaber zu befriedigen, und ihr Werck ſeiner möglichſten Vollkommenheit noch näher zu bringen. Das niedliche Titelkupfer ſtellt die Toilette der Pandora vor, die von den Grazien dabey bedient wird, während der Genius des Geſchmacks die Göttin *Mere-Folle* zurückweiſet, die in Geſtalt einer Pariſer Modekrämerin gekommen war, Pandoren unter andern Neuigkeiten einen Huth à la Pagode anzubieten. Die Stelle einer Vorrede vertritt die Göttin Mode vor Gericht, ein Gedicht von Blumauern, das in Erfindung und Ausführung unter die ſchönſten Producte ſeiner ſinnreichen Muſe gehört, und durch die ihm eigene geiſtreiche Manier des Kolorits und eine gewiſſe *curioſam felicitatem* in der Wahl der Worte und Reime, auch ohne ſeinen Namen den unverkennbaren Meiſter verrathen würde. Nun folgen, auſſer dem Kalenderchen, und den beygefügten Aſtronomiſchen Notizen, 12 kleine Abhandlungen, deren keine man ohne Vergnügen leſen wird: 1) Miſcellanien aus der Geſchichte der Moden und der häuslichen Gebräuche, von Hrn. Reichard, ein Artikel den wir fortgeſetzt zu ſehen wünſchen. 2) Toilette der Türkiſchen Da-

men, mit A. unterzeichnet. 3) Ueber die Mode der Bärte, ebenfalls von Hrn. Reichard. 4) Kopfputz der vier weiblichen Alter (wozu die vier erſten Kupfertafeln gehören mit einer ſehr intereſſanten Einleitung über die auffallende Bemerkung, daß je höher eine Nation in der Cultur ſteige, je unnatürlicher der Kopfputz ihrer Damen werde, von Hrn. Bertuch. V. Ruſſiſche Aſſemblee-Geſetze, im Jahr 1725 von der Kayſerin Catharina Alexiewna publicirt; ein intereſſantes Sittengemählde, worin ſonderlich der Artikel 8 merkwürdig iſt: „Keine Dame ſoll ſich, unter welchem Vorwand es auch ſey, in der Aſſemblee betrinken, und die Herren ſollen ſich wenigſtens vor 9 Uhr nicht betrinken dürfen.„ VI. Der Blumenkranz, ein Schreiben an die Herausgeber von einem unter jenem Namen exiſtirenden ſollenden Frauenzimmer-Klub, mit allerley Vorſchlägen zu Verſchönerung des Modekalenders. VII. Neueſte Damentrachten, wozu ſechs feine ausgemahlte Kupferblätter gehören. VIII Die Tulipomanie, aus Beckmanns Beytr. zur Geſchichte der Erfindungen, von S** ein ſehr unterhaltender Beytrag zur Geſchichte der menſchlichen Thorheit. IX. Ueber den Luxus der Bäder der Alten und Neuern. Sehr wohl geſchrieben. X. Modiſcher Lebenslauf eines unmodiſchen Weltbürgers, von unſerm Muſeus, auf deſſen zu frühes Grab der Herausgeber des Merk der Ihn ſchätzte und liebte, hier eine bethränte Blume wirft! IX. Bemerkungen über die Theatertrachten, wozu 6 ſchöne Blätter gehören, die das, was in dieſem Artikel über das Theater-Coſtum geſagt iſt, erläutern, und die franzöſiſchen Schauſpieler, Melle *Raucourt* als Medea, Hrn. *Briſſard* als den Vater der Horazier, Me *Veſtris* als Gabriele de Vergy, Mr. *Laine* als *Rodrigue* in der Oper Chimene, Melle *Contat* als die Dame de *Raudan* in den *Amours* du Chev. Bayard, und eben dieſelbe als *Suſanne* im Mar. de Figaro vorſtellen.

ſtellen. XII. Der Tanz als geſelliges Vergnügen, nebſt Muſik und Touren zu 6 neuen Tänzen. Den Beſchluß macht die Erklärung der Kupfer. Wir glauben, daß nach dieſer kurzen Anzeige eine anpreiſende Empfehlung dieſer Pandora, die gewiß unter ihre ſchönſten Rivalinnen in Teutſchland und Frankreich ohne Erröthen treten darf, ganz überflüſſig wäre.

W.

---

4) Ueber Thieriſchen Magnetismus, u. ſ. w. von Eberhard Gmelin, Phyſikus in Heilbronn. Tübingen bey J. F. Heerbrandt. 1787.

So eben erhalte ich dieſes mir bisher unbekannt gewesene Buch, mit einem Schreiben des Hrn. Verfaſſers, worin der vernünftige und zuverläßige Mann ſo unverkennbar iſt, daß ich keines weitern Zeugniſſes bedarf, um verſichert zu ſeyn, daß ſeine darin enthaltnen Erfahrungen und Beobachtungen meiner, und vermuthlich der allgemeinen Aufmerkſamkeit würdig ſind. Ich erſuche den Hrn. D. Gmelin, dieſe vorläufige öffentliche Anzeige als einen Empfangſchein anzunehmen, mit der Verſicherung, daß ich ſeinen Wunſch wo nicht im lezten Monatsſtücke, doch gewiß im Jenner 1788. zu erfüllen ſuchen werde.

W.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

December 1787.

I. Neue Bücher.

Bibliothek der alten Litteratur und Kunſt mit ungedruckten Stücken aus der Eskurialbibliothek und andern. Erſtes und zweytes Stück. Göttingen, bey Dietrich, 1786 und 1787.

Die Vorzüge dieſes Journals vor der gewöhnlichen gedruckten Waare, womit uns die für die Buchhandlungen ſo bequeme Manipulation der Zeitſchriftſtellereyen überhäuft, ſind ſo vielfältig, ſo groß, und ſo auffallend, daß man unſerm leſenden Publikum eben kein groſſes Kompliment macht, wenn mans für nöthig erachtet, daſſelbe auf ein ſo merkwürdiges Werk, deſſen erſtes Stück ſich bereits ſeit einigen Jahren in ſeinen Händen befinden ſollte, erſt aufmerkſam zu machen. Indeſſen ſo lange eine mittelmäßige Bibliothek der Romane allgemeiner gekannt, gekauft und geleſen wird, als eine vortrefliche Bibliothek der Litteratur und Kunſt, ſo lange wird es nicht überflüßig ſeyn dem kleineren, und wie wir ohne Bedenken annehmen zu können glauben, dem beſſern Theil, dem alte Litteratur und Kunſt am Herzen liegt, zur Unterſtützung eines Inſtituts aufzufordern, wovon ſich beyde ſo vieles zu verſprechen haben, als Kenner und Liebhaber aus folgender Anzeige des Inhalts der beyden erſten Stücke ſelbſt berechnen mögen.

Die erſte Abtheilung des erſten Stückes liefert folgende Abhandlungen. 1. Ueber den Prozeß des Sokrates, mit eben ſo viel philoſophiſchem Geiſte, als Kenntniß der griechiſchen Geſchichte jener Zeiten abgefaßt. Ohne dem Weiſeſten aller Sterblichen zu nahe zu treten, wird das Vergehen der Athenienſer in einem mildern Lichte betrachtet. 2) Ueber die Scholien der Griechen von Cludius. 3) Nachricht von der Venetianiſchen Handſchrift der Iliade von Siebenkees, einem hofnungsvollen jungen Gelehrten, der ſich damals (1786) in Venedig aufhielt, und dem der Herausgeber die meiſten Inedita, die er in der Folge liefert, zu danken hat. 4) Ueber die Kunſtwerke in Spanien, aus einem Schreiben an Hrn. Hofrath Heyne. Die zweyte Abtheilung liefert Anzeigen und meiſtens ſehr gründliche Beurtheilungen folgender merkwürdiger Werke: 1) der vortreflichen Ausgabe des Aeſchylus von Schütz; 2) des Ariſtophanes von Brunk; 3) der Theogonia Hesiodea von Wolf; 4) der Poetarum gnomicorum graec. von Brunk; 5) Der Opusculorum academicorum von Heyne; 6) des Philo von Pfeiffer. 7) Beyers de nummis hebraeo-samaritanis; 8) Jakobs de allegoria homerica; 9) Flatts de Theismo Thaletis. Die dritte Abtheilung endlich enthält Inedita et obſervationes criticas. Nemlich 1) Procli Lycii reliquias chreſtomathiae; 2) Ejusdem hymnos duos — Das eine Stück von Hrn. Siebenkees aus dem Venetianiſchen Kodex des Homers abgeſchrieben, und das andere aus einem Kodex zu Madrid geſchrieben von Conſtantin Laskaris. 3) Jacobs emendationes ad Lucianum. 21 De oratione Herodis Agrippæ inedita in Germania nuper reperta. 5. Inſcriptionem anaglyphi Verſenſis.

Im zweyten Stück ſind folgende Abhandlungen 1) Beſchluß der Abhandlung über den Proceß des Socrates. 2) G. E. Groddek über die Argonautica des Apollonius Rhodius. 3) Fiorillo über eine Stelle des Plinius (die

Anek-

Anekdote die Plinius Hiſt. Nat. XXXV. 10 von Apelles und Protogenes erzählt. — II. folgende Recenſionen 1) Sophocles von Brunk. 2) Ariſtoteles de mirabilibus auſcultationibus von Bekman. 3) Cornelii Celsi Medicinae libri Octo. 4) Flavii Ioſephi de vita ſua von Henke. III Inedita et obſervationes criticae. 1) Epigramma graecum ex marmore. 2) Commentarios ad Procli hymnos. 3) Emendationes in quaedam Pindari fragmenta et in Epigramma Meleagri.

---

2) Orpheus, von Friedrich Benda u. ſ. w. Berlin.

Wir haben in No. 5. Monat May d. J. das Sujet dieſer Oper dem Publico vor Augen gelegt, und einige Anmerkungen über die Muſik denſelben davon gegeben. Nun haben wir noch den dritten Act davon anzuzeigen verſprochen, welches Verſprechen wir hiemit halten wollen.

Das erſte Chor der Schatten im Elyſio, beginnt in Händeliſchem Fluge. Euridice ſingt eine Arie voll ſanften Gefühls. Recitat. Gut declamirt! Aric. Hier ſteigt Freude zum Schmerz hinauf. Arioſo. Orpheus und Euridice danken ruhig den Göttern, deren Gnade der Liebe Stärke kund gemacht! Recitat. am Eingange der Hölle. Grauſen und Furcht herrſcht hier. Duetto. Ungern müſſen wir hier anzeigen, daß im 17ten, 3ten, 2 ſten, und 22ſten Takt, die Richtigkeit der Rhythmik fehlerhaft iſt. Es fällt in ein grauſames Allegro: Euridice ſtürzt in den Abgrund. Flammen ſteigen empor! Blitze und Donner ſtürmen auf den Orpheus; er will ewig in dieſen Hainen um die Geliebte weinen, nach ihr girren und ſeufzen. Endlich ſinkt er entkräftet zu Boden. Chor. Die Bachanten. Ganz getroffen! und ſo gehts bis zu Ende fort. Die letzte Arie iſt noch meiſterhaft bearbeitet. So, daß man mit gutem Gewiſſen behaupten kann, dieſe Compoſition mache einem Friedrich Benda viel Ehre. Wlf.

Fräulein, ſterbt um zu leben; dieſe Hochzeit iſt vielleicht nur aufgeſchoben; habt Geduld und harret aus.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

Benedict und Beatrix bleiben.

Benedict.

Fräulein, ihr habt dieſe Weile über immer geweint?

Beatrix.

Ja, und werde noch eine gute Weile länger weinen.

Benedict.

Das wünſch' ich nicht.

Beatrix.

Ihr habt keine Urſache dazu, ich thue es von freyen Stüken.

Benedict.

In Wahrheit, ich glaube, man thut eurer ſchönen Baſe unrecht.

Beatrix.

Ah! wie viel würde der Mann um mich verdienen, der ihr Recht verſchaffen wollte!

3) Kleine Clavier- und Singſtücke von J. D. Scheidler, u. ſ. w. Zweyte Sammlung. Gotha, beym Verf. und in Commiſſion bey C. W. Ettinger. 1787.

Herr Scheidler, der ſich ſchon durch die erſte Sammlung dieſer Clavierſtücke dem Publico rühmlichſt bekannt gemacht hat, befeſtigt ſeinen Ruhm durch dieſe zweyte Sammlung. Man ſehe gleich das erſte Lied! und man möchte ſogleich mit — und eben die Melodie ſingen, die H. S. hier aufgeſezt hat. Beſonders hat uns die zweyte Strophe behagt. S. 2. Rondeau. Ein vortreffliches Spiel von Scherz und Ernſt, Freude und Traurigkeit. Das folgende Andantino grazioſo S. 4. hat den Zug der Gefälligkeit und Gütigkeit. Und das fernere Minuetto tritt etwas ſtolz herauf. Wir finden bis zur S. 20. nicht ein Stück, wobey wir nicht ſagen müßten: ja, das iſt es! So muß es ſeyn, und nicht anders!

Wlf.

Anzeigen.

1) Auf die im 22ſten Stück des zweyten Bandes der Teutſchen Zeitung aufgegebene viel umfaſſende und für jeden Liebhaber des Wahren und Guten wichtige Frage:

„Welches ſind die in dem gegenwärtigen bürgerlichen, kirchlichen, wiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen Zuſtande der teutſchen Nation wirklich vorhandenen Hinderniſſe des Selbſtdenkens? Und was bringt jeder der hier anzugebenden Mängel und Misbräuche insbeſondere für Irrthümer, Schwächen und Fehler des Verſtandes hervor?“ —

waren 15 Wettſchriften eingelaufen. Unter dieſen hat eine mit der Deviſe: Vita noſtra fidei vita eſt, non contemplationis — den Preis erhalten. Ihr Verfaſſer iſt der ſchon

durch

durch verſchiedene Schriften rühmlich bekannte Herr M. Karl Traugott Thieme, Rector der Stiftsſchule in Merſeburg. Eine andere Abhandlung mit der Deviſe: Eſt aliquid prodire tenus, ſi non datur ultra — iſt neben jener des Druckes würdig geachtet, und ihr das Acceſſit zuerkannt worden. Dieſe hat Herrn Friedrich Butterwek, Studierenden in Göttingen, zum Urheber.

Ich habe nun zu dem Preiſe, den ich jezt ausſetzen will, einen Gegenſtand gewählt, deſſen wirkſamer Einfluß auf den Geiſt und folglich auf das wahre Wohl und die Zufriedenheit unſrer teutſchen Nation, von ächten Menſchenkennern und Menſchenfreunden ſchon längſt erkannt wurde, der aber noch immer unter die unbefriedigten Bedürfniſſe und frommen Wünſche unſers Zeitalters gehört. Dieſes iſt eine Sammlung von Volksliedern — für alle Vorfälle des Lebens, wo es dem Bürger und Bauer gut wäre, allein oder in Geſellſchaft zu ſingen — von Volksliedern, welche reine und edle Empfindungen und Geſinnungen in lauter ſcherzhafte Einfälle, lachende Bilder, und muntre Ausdrücke verwebt, durch die Anmuth des Reimes und einer einfachen Melodie in die Herzen zauberten — Volkslieder, welche für junge Leute vom gemeinen Bürger- und Bauernſtande Faßlichkeit genug hätten, um die unter ihnen bisher gewöhnlichen, theils unſittlichen, theils ſinn- und empfindungsloſen Lieder zu verdrängen, und dabey zu machen, daß dieſe Stände bey freudigen und traurigen Gelegenheiten mehr ſängen als bisher. Der Menſchenkenner Sirach erkannte ja ſchon den Werth des Geſanges, C. 32. v. 5—9. — daß ich alſo deſſen möglichen Einfluß auf den perſönlichen und Volks-Charakter, deſſen Kraft — Ausſchweifungen der Fröhlichkeit zu mildern, Thränen zu trocknen, Muth einzuflößen, wilde Leidenſchaften zu bezähmen, wohl nicht zu beweiſen brauche.

Eine ſolche Sammlung von Volksliedern mit Melodien wünſche ich nun durch die bey dieſer Zeitung in Gang geſetzte Preis-Anſtalt zu Stande zu bringen. Weil aber die Herren Buchhändler für ſo gründlich gedachte und männlich geſchriebene philoſophiſche Abhandlungen, als die gekrönte Preisſchrift des Hrn. M. Thieme iſt, kaum den 3ten Theil ſo viel Honorarium zu bezahlen pflegen und wegen des herrſchenden Geſchmacks der Leſewelt bezahlen können, als für Romane: ſo will ich, um eine anſtändigere Summe zum Preiſe für die Volkslieder heraus zu bringen, dieſe Schrift ſelbſt auf Pränumeration herausgeben, und dadurch meine lieben Leſer, ſo viel ihrer pränumeriren wollen, zu Theilnehmern an der Preisanſtalt machen. Sie wird unter dem Titel:

> Ueber die Hinderniſſe des Selbſtdenkens in Teutſchland, eine gekrönte Preisſchrift von Magiſter Karl Traugott Thieme, Rector der Stiftsſchule in Merſeburg.

ſauber gedruckt in der Leipziger Oſtermeſſe herauskommen, etwa ein Alphabet in Octav ſtark, und der Pränumerations-Preis ſoll ſeyn 16 gr. in Golde, oder 1 fl. 12 Kr. rheiniſch, hernach koſtet das Exemplar Einen Reichsthaler. Die Pränumeration ſteht bis zu Ende des Februars für entfernte Liebhaber offen. Ich bitte aber meine Freunde, welche (gegen 10 pr. C. für ihre Bemühung und Auslagen) die Sammlung übernehmen wollen, die Verzeichniſſe der Pränumeranten, nebſt den Geldern, ſo bald als möglich einzuſchicken: weil ich die Anlage der Lieder-Sammlung nach der Anzahl der Pränumeranten erweitern oder verengen muß, und ſolche gern zeitig genug bekannt machen möchte, damit die Dichter den Wonne- und Roſen-Mond des künftigen Jahres noch dazu benutzen können.

In der Hoffnung, daß dieſer Plan doch nicht ganz fehlſchlagen wird, füge ich hier die nähern Bedingungen des Neuen Preiſes bey, und ſchränke ihn einſtweilen auf 23 Lieder ein, die ich allenfalls auf mein Riſico übernehme.

Ich verlange keine Sammlungen von ſchon gedruckten Volksliedern: ſondern Einzelne, noch nicht gedruckte, über die unten verzeichneten Gegenſtände ausdrücklich verfertigte Lieder. Für jedes, welches eine dazu erbetene Geſellſchaft von Kennern für das beſte über den Gegenſtand eingelaufene erklären wird, ſind Ein oder Zwey Ducaten zum Preis beſtimmt, nebſt Einem Exemplar der Sammlung, wenn ſie zu Stande kommen ſollte. Die Herren Verfaſſer bedürfen dabey der Weitläuftigkeit nicht, ihre Nahmen verſiegelt einzuſenden; ſondern können ſie unter die Lieder ſchreiben, und verſichert ſeyn, daß ſie keinen Einfluß auf das Urtheil haben werden. Zugleich erſuche ich ſie, mir zu melden, ob ſie mir ihre Lieder zur Aufnahme in die Sammlung allenfalls auch überlaſſen wollen, wenn ſie den Preis nicht erhalten ſollten? Ferner ſtelle ich Ihnen frey, weil doch Ein Ducaten für ein gutes Lied gar zu wenig iſt, ob Sie dafür lieber Ein vollſtändiges Exemplar der vier bis jezt herausgekommenen Bände dieſer Zeitung, als ein Andenken von mir annehmen wollen? Dieſes einſtweilen: vom Erfolg der Pränumeration hängt es ab, ob die Preiſe in der Folge erhöhet werden können.

Dies ſind die Bedingungen, die ich den vaterländiſchen Dichtern anbieten kann, welche die edle Gabe des Geſanges, die faſt immer nur der Langeweile der Reichen und Großen frönet, einmahl dazu anwenden wollen, dem Bauer, der ihnen Brod ſchaffet, und dem Handwerker, der ſie mit Kleidung, Wohnung und andern Bequemlichkeiten ver-

verstehet, guten Muth einzuflößen. Ich fordre aber, gegen diese gemachten Anerbietungen, so viel, daß ich Ihre warme Liebe fürs Gute und den Dank der Nachwelt mit in Anschlag bringen muß, um sie zur Abfassung solcher Lieder zu bewegen.

Diese Volkslieder sollen nähmlich 1) möglichst deutlich und faßlich seyn: dürfen also keine Anspielungen auf Dinge und Begriffe, die ausser dem Gesichtskreis des Volkes liegen, keine Mythologie, keine personificierten Abstracta, nichts von der süßen Natur, vom keuschen Mond u. dergl. enthalten, und sollen gleichwohl so bilderreich, und so edel und erhaben in Gedanken und Ausdruck seyn, als es möglich ist.

2) Scherz und Laune muß in den meisten herrschen; wenigstens Munterkeit und lebhafte Darstellung der Gegenstände von solchen Seiten, die für das Volk anziehend sind. Ehrtrische Züge wider Laster und Thorheiten werden vorzüglich wohl angebracht seyn, wenn sie nur verständlich sind.

3) Es darf kein unsittlicher Scherz, auch nicht die entfernteste Zweydeutigkeit, und kein gar zu platter oder plumper Ausdruck gebraucht werden.

4) Jedes Lied, auch das lustigste, muß gute moralische Empfindungen oder Gesinnungen erwecken oder befördern.

5) Die vornehmsten Grundsätze, welche in die Lieder gelegentlich verwebt werden müssen, sind: Der Mensch ist kein Vieh — ist nicht blos zum essen, trinken ꝛc. erschaffen — er ist ein Geist, der durch Empfinden, Denken, Wollen und Thun immer besser werden soll. Er ist unsterblich — wo er im Guten hier stehen bleibt, fährt er jenseit des Grabes

fort.

fort. Alles in der Natur wirkt Gutes in seiner Art — so muß es der Mensch auch thun. Was einer nützt, so viel ist er werth. Jede Thorheit, jede Unart, jedes Laster und Verbrechen macht ihn schlechter — jede gute Handlung macht ihn besser und würdiger. Das Mittel, immer vergnügt zu leben, ist immer recht zu streben alles in allen Stücken besser zu machen, im Guten aller Art weiter zu kommen. Böse Handlungen sind unklug, weil sie schaden. Alle Menschen, Juden, Heiden, Türken, Herren und Knechte, Fürsten und Bettler, sind als Menschen Brüder. Sie sind Brüder, nicht um gleiche äußere Schicksale zu haben: sondern um einander Gutes zu thun, zu helfen, zu fördern, zu bessern. Allein ist der Mensch nichts: alles ist er durch die bürgerliche Gesellschaft. Der Unterschied der Stände muß seyn, damit jeder sein besonderes Gutes für die andern hervorbringe. Alle Schicksale des Lebens, alle Freuden und Leiden desselben, alle Güter und Mängel sind nicht der Endzweck, nicht das Ziel, wornach wir streben sollen, sondern nur Mittel: das Ziel ist — durch besser Denken, Wollen und Handeln immer bessere Menschen zu werden ꝛc. Es versteht sich, daß alles dieses als Empfindung und Gesinnung des Singenden in die Lieder verwebt wird; nicht als trockne Moralien.

6) Die Lieder müssen durchaus so kurz seyn, als nur möglich. Kurze Zeilen, kurze Strophen und so wenig Strophen, als es der Gegenstand zuläßt. Dabey richtige, wohlklingende und leicht zu behaltende Reime.

7) Die in jeder Gegend bekannten alten Volksmelodien können dazu benutzt werden, daß man ihnen bessere Texte unterlegt: und in diesem Falle dürfte es rathsam seyn, wenn das alte Lied schlechte Empfindungen und Gesinnungen enthält, in das neue die jenen gerade entgegen gesetzten zu legen und daraus ein Spottlied auf das Laster oder die Thorheit

zu machen, welche das alte begünstigte. Kirchen-Melodien dürfen nicht gebraucht werden.

8) Ich bitte, von solchen Liedern, die auf bekannte Melodien gehen, oder von ihren Verfassern selbst mit Melodien versehen werden, diese Melodien in Noten gesetzt mit einzuschicken. Wer aber keine Melodie zu seinem Liede weiß, schickt keine.

9) Der Inhalt der Lieder, die ich fürs erste zu bearbeiten bitte, mag folgender seyn:

1. Ein Lied beym Anfang der Arbeit für Handwerker (mit Vorsätzen für den Tag.) 2. Desgleichen für einen Bauersmann beym Füttern und Anschirren. 3. Desgleichen einer Hausfrau, beym Anfang der Hausarbeit. 4. Desgl. einer ehrlichen Dienstmagd. 5. Desgl. eines Knechts. 6. Arbeitslied für alle Professionen und Stände, worin die nothwendigsten, als Schuster, Schneider, Weber, Maurer, Zimmermann ꝛc. auch der Fürst, Amtmann, Prediger ꝛc. nach der Reihe auftreten und jeder sagt, was er zum Besten der Menschen leistet. (Dieses soll 2 Ducaten gelten.) 7. Beym Feyerabend, oder zum Beschluß der Arbeit für Handwerker. 8. Desgleichen für Bauern auf dem Heimwege vom Felde. 9. Beim Einfahren des Getraides. 10. Beym Erndte-Kranz. 11. Beym Dreschen (nach dem Dresch-Tacte.) 12. Nach einer guten Mahlzeit. 13. Freudenlied, bey festlichen Gelegenheiten (Inhalt: der Werth des Lebens und die Rechtmäßigkeit der Freude.) 14. Trostlied für Leidende. (Inhalt: daß es kein eigentliches Elend giebt, sondern alles, was wir so nennen, weise von Gott geordnete Mittel zur Glückseligkeit sind. 2 Ducaten.) 15. Ein Lied auf der Wanderschaft für Handwerksbursche zu singen. 16. Beym Lossprechen eines Lehrburschen. 17. Beym Meister werden.

18. Für Bauerleute, wenn ſie in die Stadt zu Markt gehen (Warnung vor Betrug.) 19. Für junge Burſche und Mädchen ein Wechſelgeſang (über den Werth reiner Sitten. 20. Für Mann und Frau ein Wechſelgeſang (das Glück einer guten Ehe.) 21. Hochzeitlied (Braut und Bräutigam damit an zu ſingen.) 22. Ein ſpruchreicher Lehrgeſang für neue Eheleute, zum bekannten Großvaters-Tanz oder Kehraus zu ſingen. 23. Ein Abſchiedslied. (Hofnung des Wiederſehens hier oder dort — Ermunterung brav zu bleiben.)

Ohngefähr noch dreymahl ſo viel Gegenſtände zu Liedern, welche mit den hier angezeigten Ein Ganzes ausmachen, behalte ich mir vor, zu einer andern Zeit bekannt zu machen; wenn ich erſt die Grenzen des Unternehmens, dem Fortgange der Pränumeration auf die Preisſchrift gemäß, ſicher beſtimmen kann. Kommt nun auf dieſe Weiſe eine hinreichende Anzahl zweckmäßiger Lieder zuſammen: ſo hoffe ich die Sammlung, mit beygedruckten Melodien, einmahl denjenigen Volksclaſſen, für die ſie beſtimmt iſt, auf einem ähnlichen Wege, wie das Noth- und Hülfsbüchlein, wirklich in die Hände zu bringen.

Wegen dieſes letztern Werkes, ſoll man, wie ich höre, hier und da zweifeln, ob es je zu Stande kommen werde? Dieſes Mistrauen iſt mir unangenehm: ich muß daher bey dieſer Gelegenheit bekennen, daß ich die zum Abdruck einer durchaus mit Holzſchnitten gezierten Schrift, von 28 bis 30 Bogen, zu 30 bis 40000 Exemplaren, erforderliche Zeit nicht richtig berechnet habe. Es iſt jetzt erſt der Bogen P unter der Preſſe: der Druck geht aber ununterbrochen fort, bis zum Ende; und ich denke, ein paar Mohate früher oder ſpäter thun nichts zur Sache.

N. J. Becker.

2) Ich bin wenigstens von dem Vorwurf der Uebereilung frey, da ich dem Publikum eine Sammlung meiner Gedichte hiermit ankündige, um dem dringenden Anhalten meiner Freunde zu willfahren. Daß dies keineswegs jener abgenutzte Winkelzug furchtsamer Schriftsteller, sondern buchstäblich wahr sey, können diejenigen am besten wissen und bezeugen, welche mir so oft und soviel ihre Unzufriedenheit über mein Zögern zu erkennen gegeben haben.

Die Gedichte, welche ich in dem Grade der Korrektheit, den ich ihnen zu geben vermag, dem Publikum vorlegen werde, bestehen aus Oden, Liedern, Sinngedichten, einigen Balladen, Epideln und vermischten Gedichten. Ein beträchtlicher Theil derselben ist schon seit mehrern Jahren einzeln gedruckt worden, und wenn ich meinen Freunden glauben darf, so haben diese Proben den Beyfall der Kenner erhalten. Ob die noch ungedruckten gleiches Glück haben werden, kann nur der Erfolg entscheiden.

Erhöhte sanftumschriebene Empfindung, die immer aus dem Gegenstande selbst fließt, ist meines Erachtens das eigentlich Charakteristische aller eben genannten Dichtungsarten. Ich schmeichle mir, man werde diese Eigenschaft an den meisten meiner Gedichte nicht vermissen. Den Freunden meiner Jugend und allen Edlen, die ich liebe, wird manche Blume der Vergangenheit dahin wieder aufblühen; man wird darin sehr verschiedene Gesinnungen finden, so wie sie durch die Scenen meines Lebens und die jedesmalige Lage, in welcher sie ihr Daseyn erhielten, bestimmt wurden. So viel von den Gedichten selbst.

Um den Verlag zu sichern, und dem besorglichen Nachdruck vorzubeugen, wähle ich den Weg der Subscription. Die Gedichte werden einen Oktavband, ein Alphabet stark, ausmachen. Ich bitte alle meine bekannten und unbekannten

Freun-

Freunde, die Mühe des Sammlens zu übernehmen, und die 25 pro cent, welche ich ihnen dafür anbiete, als den geringsten Theil meiner Dankbarkeit anzusehen. Die Unterzeichnung bleibt bis Ende Februars 1788 offen; ich erbitte mir aber die Listen sobald als möglich. Die Exemplare werden sodann nach den vornehmsten Städten Teutschlands posifrey versendet, wogegen ich aber Briefe und Gelder ebenfalls posifrey erwarte.

Das Publikum, für welches meine Gedichte zunächst bestimmt sind, und unter welchem ich viele der edelsten und vortreflichsten Personen zu kennen das Glück habe, kann mit Recht den Grad von Genauigkeit und äusserlicher Schönheit fordern, womit ich ihm diese Sammlung in die Hände zu geben gedenke. Die Namen der Herren Subscribenten werden vorangedruckt, und sie erhalten ihre Abdrücke auf feinem Schreibpapier, mit aller Nettigkeit einer geschmackvollen Typographie.

Ich bestimme für meine angekündigte Sammlung den gewiß sehr mäßigen Preis von 16 Gr. in Golde, oder 1 fl. 12 kr. Rheinisch. Nach Verfliessung des Termins wird derselbe auf einen Reichsthaler in Golde erhöhet.

Man wendet sich deswegen an mich und meine Freunde, die sich diesem Geschäfte unterziehen wollen, wie auch an die hiesige neue akademische Buchhandlung. Zur Erleichterung des Transports werden in der Folge einige der vornehmsten Buchhandlungen bekannt gemacht werden, wohin man die Briefe spediren kann. Geschrieben zu Marburg, im August 1787.

J. F. Engellschall

In Weimar erbietet sich der Hofrath Wieland Subscription auf diese Ausgabe der Engelschallischen Gedichte anzunehmen, bis, wie er glaubt, seine Empfehlung nicht

be-

Benedict.

Iſt irgend ein Weg, eine ſolche Freundſchaft zu zeigen?

Beatrix.

Ein ſehr gerader Weg, aber kein ſolcher Freund.

Benedict.

Iſt es etwas, das ein Mann thun kan?

Beatrix.

Es iſt eines Mannes Geſchäfte, aber nicht euers.

Benedict.

Ich liebe nichts in der Welt ſo ſehr als euch; iſt das nicht wunderbar?

Beatrix.

So wunderbar als -- ich weiß nicht was; ich könnte eben ſo gut ſagen, ich liebe nichts ſoviel als euch; aber glaubt es nicht; und doch lüg' ich nicht; ich bekenne nichts, und läugne auch nichts. Ich bin für meine Baſe bekummert.

Benedict.

Bey meinem Degen, Beatrix, du liebſt mich.

Beatrix.

Schwört nicht dabey, und eßt ihn.

Benedict.

Ich ſchwöre bey meinem Degen, daß ihr mich liebt,

und

bedarf, um von allen Freunden der teutschen Musen besucht zu werden.

---

3) Auszug der Ankündigung der allgemeinen Politischen Zeitung auf das Jahr 1788.

Da Herr Prof. Fabri, bewogen durch wichtige Gründe, mir die alleinige Direction der Allgemeinen politischen Zeitung vom J. 1788 an überlassen hat, so darf das Publikum fodern, daß ich ihm vorläufig sage, was es in dieser Absicht von mir zu gewarten habe, welches ich mit desto gröſrer Bereitwilligkeit thue, da ich mancherley Veränderungen vorzunehmen gedenke, die, wenn mich nicht alles trügt, Werth und Absatz der Zeitung vermehren müssen.

Um den innern Werth der Zeitung zu erhöhen; um sie nicht blos für Leser, die nur nach Neuigkeiten — würden sie auch im nächsten Blatte widerrufen — haschen, zu einer Unterhaltung, sondern auch für den aufmerksamen philosophischen Beobachter der politischen Ereignisse interessant und dadurch zu einem wichtigern Gegenstande des Buchhandels zu machen, als sie bisher war; werde ich darinnen eine fortlaufende Geschichte der merkwürdigsten Weltbegebenheiten, in sofern dieselben auf das politische System, auf Freyheit, Aufklärung und Staatenglückseligkeit Einfluß haben, zu liefern suchen. Die vielen kleinen Artikel über einen und eben denselben Gegenstand werden daher gänzlich wegfallen, und die Nachrichten von jedem Staate, von jeder denkwürdigen Ereigniß, ein aneinander hängendes Ganzes ausmachen. Dabey werde ich überall, wo ich es nöthig erachte, ganz kurze Bemerkungen einweben, die dem Urtheile der Leser nicht vorgreifen, es aber doch auf einen gewissen Standpunkt heften, von wo aus die erzählte Begebenheit am richtigsten betrachtet werden kann. Am Schluße jedes halben Jahrs wird unausbleiblich ein vollständiges Register folgen.

Auch

Auch mit dem Intelligenzblatte, das eigentlich am nächsten die hiesigen Lande angehet, soll dieser Rücksicht gemäß einige Abänderung vorgenommen werden. So werden in Zukunft alle Stadt und Land angehende Nachrichten, Citationen u. dergl. zu Anfange des Blattes stehen, dann aber Gelehrte, Oekonomische, Handels-Fabricks- und andre Anzeigen u. dergl. (die gespaltene Zeile zu 4 Pf. Inseratgebühren) folgen. Ich ersuche daher auch jedermann, dem daran gelegen ist, ähnliche Nachrichten bald und auch in entferntern Gegenden bekannt zu machen, um Mittheilung derselben, und und stehe dafür, daß, wenn sie nur zu gehöriger Zeit eingeschickt werden, keine zu spät erscheinen, oder gar liegen bleiben soll.

Hierbey aber werde ich nicht stehen bleiben, sondern ich liefre auch den Herren Interessenten, ohne daß der Preis der Zeitung dadurch im mindesten erhöht werden soll, ein historisch-geographisch-statistisches Wochenblatt, welches man als eine Fortsetzung der wöchentlichen Nachrichten des Herrn O. C. Raths Büsching ansehen kann, und welches alles enthalten wird, was dieser verehrungswürdige Mann bisher in seinen Nachrichten geliefert hat. Da mich Herr Professor Fabri bey diesem Blatte im geographischen Fache unterstützen wird, und ich sonst noch anderweitige Hülfsquellen habe, so hoffe ich dem Publikum durch diese Zugabe keinen unangenehmen Dienst zu erweisen. Freunde, welche dieses Blatt ohne die Zeitung zu haben wünschen, zahlen den mäßigen Preis von einem Rthlr vor den Jahrgang, werden aber gebeten, ihre Bestellungen zeitig zu machen. Von diesem Blatt liefre ich schon in 14 Tagen ein Probestück.

Daß ich übrigens durchaus Freymüthigkeit mit Bescheidenheit zu verbinden, und des Schutzes meines Durchlauchtigen Herzogs mich würdig zu beweisen suchen werde,

darf

darf ich mich um so eher versichern, da ich nichts niederschreiben werde, als was ich selbst vor dem Richterstuhl der Wahrheit verantworten zu können glaube.

Jena, den 25. Nov.

Prof. Hammerodörfer.

Wir erbitten uns alle Inserate und andere Zeitungssachen unter der Adresse:

An die Expedition der Allgem. Politischen Zeitung in Jena

und sowohl bey dieser als bey dem Löbl. Kaiserl. Reichs-Postamte und Fürstl. Sächs. Postamte daselbst werden die Hauptbestellungen gemacht. Alle Haupt-Commissionairs, welche bisher den Debit derselben befördert haben, bleiben nach wie vor in ihren Expeditionen ungestört.

Der Pränumerations-Preis eines jeden Jahrgangs von 156 Nummern ist mit Inbegriff der erwähnten Beylagen für die Interessenten vier Rthlr. Sächsl. Conventions-Geld, den alten Louisd'or zu 5 Rthlr, den Dukaten zu 3 Rthlr. 20 ggr. und den Carolin zu 6 Rthlr. 4 gr. gerechnet. Die 4 Rthlr. werden entweder vor Ende Junii auf einmal oder in zwey Terminen bis den 20 Dec. und 20 Jun. aufs halbe Jahr voraus bezahlt.

Wir machen den Lesern zugleich die Bequemlichkeit, daß sie mit jedem Quartale im Jahre antreten und wieder abgehen können; nur muß bey dem Abgehen ein volles Vierteljahr voraus aufgekündigt werden.

Expedition d. A. P. Zeitung.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1788.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuſſ. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Januar 1788.

I.

Der Abfall
der vereinigten Niederlande
von
der ſpaniſchen Regierung.

Einleitung *).

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechszehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt

 gemacht

*) Der hiſtoriſche Aufſatz, den ich hier mittheile, iſt aus einem größern Werke des Hrn. R. **Schillers** gezogen, welches unter obigem Titel auf nächſtkommende Jubilatemeſſe in Crusiſchem Verlage zu Leipzig erſcheinen wird, und den ganzen **Niederländiſchen Krieg unter Philip II.** zum Gegenſtande hat, auch vielleicht bis auf die neueſten Zeiten fortgeſetzt werden dürfte. Wenn die Leſer des T. M. durch dieſes **Fragment** (welches jedoch als Darſtellung der weſentlichſten Grundlinien und Reſultate dieſer Geſchichte gewiſſermaßen ſchon ein **Ganzes** iſt) auf das dadurch angekündigte Werk ſelbſt aufmerkſam gemacht werden, und aus dieſer Probe von dem innern

Beruf

gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freyheit. Wenn die ſich immernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſner Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tiranney in ungleichem Wettkampf ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen

Beruf des Verfaſſers, ſich dieſer Art die intereſſanteſten Theile der Geſchichte zu bearbeiten vorzüglich zu widmen, eben ſoviel Gutes augurieren als ich: ſo iſt die Hauptabſicht erreicht, die ich bey Bekanntmachung deſſelben habe; und ſo wird es wohl keiner Apologie bedürfen, daß ich dem Gedancken nicht widerſtehen konnte, ein zahlreiches Publicum an dem Vergnügen, das mir dieſes ſchöne Hiſtoriſche Gemählde gegeben, durch gegenwärtige Ausſtellung deſſelben Theil nehmen zu laſſen. — Uebrigens erinnere ich nur noch, daß ich die Leſer ſowohl wegen des Details der Begebenheiten als wegen der Quellen woraus der V. geſchöpft hat, auf die Erſcheinung der Geſchichte ſelbſt verweiſen muß; weil der kleine Raum im T. M. eine umſtändliche Anführung derſelben verbietet. Auch berichte ich noch beyläufig, daß auf beſagte Oſtermeſſe in ebendemſelben Verlage der erſte Band einer Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen erſcheinen wird, die von mehrern Verfaſſern bearbeitet werden, und den Hrn. R. Schiller zum Herausgeber haben.

gen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freyheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang mich dieſe Wahrheit ſo lebhaft, als bey der Geſchichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der ſpaniſchen Krone trennte — und darum achtete ich es des Verſuches nicht unwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröliches Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beyſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es iſt nicht das Auſſerordentliche oder Heroiſche dieſer Begebenheit, was mich anreizt, ſie zu beſchreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erſcheinen. Manche Staaten ſtürzten mit einer prächtigern Erſchütterung zuſammen, mit erhabenerem Schwunge ſtiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende, koloſſaliſche Menſchen, keine der ſtaunenswürdigen Thaten, die uns die Geſchichte vergangener Zeiten in ſo reichlicher Fülle darbietet. Jene

und den will ich zwingen, daß er ihn eſſen ſoll, der ſagt, ich liebe euch nicht.

Beatrix.

Wollt ihr nicht wieder eſſen, was ihr da geſagt habt?

Benedict.

Mit keiner Brüh die dazu erdacht werden kan; ich ſchwöre, daß ich dich liebe.

Beatrix.

Nun dann, Gott verzeih mir --

Benedict.

Was für eine Sünde, liebſte Beatrix?

Beatrix.

Ihr habt mich hier in einer glüklichen Stunde geſtellt; ich war im Begriff euch zu verſichern, daß ich euch liebe.

Benedict.

Und thue es von ganzem Herzen.

Beatrix.

Ich liebe euch mit ſo viel von meinem Herzen, daß nichts übrig iſt, euch dabey zu verſichern.

Benedict.

Komm, ſag mir, es ſey was es wolle, was ich für dich thun ſoll.

Beatrix.

Zeiten ſind vorbey, jene Menſchen ſind nicht mehr. Im weichlichen Schoos der Verfeinerung haben wir die Kräfte erſchlaffen laſſen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeſchlagener Bewunderung ſtaunen wir jezt dieſe Rieſenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht ſo bey vorliegender Geſchichte. Das Volk, welches wir hier auftreten ſehen, war das friedfertigſte dieſes Welttheils, und weniger als alle ſeine Nachbarn jenes Heldengeiſts fähig, der auch der geringfügigſten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umſtände überraſchte es mit ſeiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben ſollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft alſo, womit es handelte, iſt unter uns nicht verſchwunden; der glückliche Erfolg, der ſein Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen. Es iſt alſo gerade der Mangel an heroiſcher Größe, was dieſe Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn ſich andere zum Zweck ſetzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, ſo ſtelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erſchuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menſchliche Dinge eine höhere Vorſicht zu flechten, ſo wäre es bey dieſer

Ge-

Geſchichte, ſo widerſprechend erſcheint ſie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der zweyte, der mächtigſte Souverain ſeiner Zeit, deſſen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verſchlingen droht, deſſen Schätze die vereinigten Reichthümer aller chriſtlichen Könige überſteigen, deſſen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, deſſen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen; Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römiſche Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalſtolz begeiſtert, und erhizt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürſten, und ſich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgſame Glieder bewegen — Dieſer gefürchtete Menſch, einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, ein Unternehmen die raſtloſe Arbeit ſeines langen Regentenlaufs; alle dieſe furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend ſeiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der zweyte, mit wenigen ſchwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fiſcher- und Hirtenvolk, in einem vergeſſenen Winkel Europens, den es noch mühſam der Meeresfluth abgewann; die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freye Armuth ſein höchſtes Guth, ſein Ruhm, ſeine Tugend. Dort ein gutartiges geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früch-

ten eines geſeegneten Fleiſſes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtandes verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürſten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in dieſe günſtige Zone, und freudig empfängt der freye Bürger das Licht, dem ſich gedrückte traurige Sklaven verſchließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gerne den Ueberfluß und die Freyheit begleitet, reizt es an, das Anſehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine ſchimpfliche Kette zu brechen. Die ſchwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkührliche Gewalt droht die Grundpfeiler ſeines Glücks einzureiſſen, der Bewahrer ſeiner Geſetze wird ſein Tyrann. Einfach in ſeiner Staatsweißheit, wie in ſeinen Sitten, erkühnt es ſich, einen veralteten Vertrag aufzuweiſen und den Herrn beyder Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entſcheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüſſel nur eine geſezliche Handlung hieß: die Beſchwerden Brabants foderten einen ſtaatsklugen Mittler, Philipp der zweyte ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Kriegs war gegeben. Eine Tyranney ohne Beyſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zweyfachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edleren auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes üp-

piges

piges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegeriſch, wenn es arm wird. Jezt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen danieder, die Schiffe verſchwinden aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte, und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſeyn, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die lezte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen großen politiſchen Augenblick haſchte und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der ſtille weyht ſich, ein zweyter Brutus, dem großen Anliegen der Freyheit. Ueber eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich großmüthig ſeines fürſtlichen Daſeyns, ſteigt zu einer freywilligen Armuth herunter, und iſt nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweymal führt er ſeine muthloſen Heere gegen den Tyrannen, zweymal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth; Philipp der zweyte ſendet ihm ſo

viele Verſtärkungen zu, als ſeine grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jezt werden Seehelden aus Corſaren, aus Raubſchiffen zieht ſich eine Marine zuſammen, und eine Republik ſteigt aus Moräſten empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, ſeine Waſſerfluth und Verzweiflung. Ein feyerlicher Spruch der Nation entſezt den Tyrannen des Thrones, der ſpaniſche Name verſchwindet aus allen Geſetzen. Jezt iſt eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil ſie nicht mehr zurück kann. Factionen zerreiſſen ihren Bund, ſelbſt ihr ſchreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verſchworen, droht ihrem zarten Anfang ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft ſich bittend vor Europens mächtigſte Throne, eine Souverainität wegzuſchenken, die ſie nicht mehr beſchützen kann. Endlich und mühſam — ſo verächtlich begann dieſer Staat, daß ſelbſt die Habſucht fremder Könige ſeine junge Blüthe verſchmähte — einem Fremdling endlich dringt ſie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfriſchen ihren ſinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in dieſem neuen Landesvater das Schickſal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind

vor

vor den Thoren ſchon ſtürmet, taſtet Karl von Anjou die Freyheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schickſal ſcheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr. Philipp der zweyte ſieht die Frucht einer That verloren, die ihm ſeine fürſtliche Ehre, und wer weiß? ob nicht den heimlichen Stolz ſeines ſtillen Bewußtſeyns koſtet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freyheit, mörderiſche Schlachten werden gefochten, eine glänzende Heldenreihe wechſelt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherrn erzog. Ein langer verwüſtender Krieg zertritt den Seegen des offenen Landes, Sieger und Beſiegte verbluten, während daß der werdende Waſſerſtaat den fliehenden Fleiß zu ſich lockte, und auf den Trümmern ſeines Nachbars den herrlichen Bau ſeiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, deſſen glückliche Endigung Philipps ſterbendes Aug nicht erfreute, der ein Paradieß in Europa vertilgte, und ein neues aus ſeinen Ruinen erſchuf — der die Blüthe der kriegeriſchen Jugend verſchlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Beſitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieſer Monarch, der ohne ſein Land zu drücken neunmal hundert Tonnen Goldes jährlich verſchwen-

ſchwenden durfte, der noch weit mehr durch tyranniſche Künſte erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf ſein entvölkertes Land. Ein unverſöhnlicher Haß der Freyheit verſchlang alle dieſe Schätze und verzehrte fruchtlos ſein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüſtungen ſeines Schwerdts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre ſiegende Fahne.

Dieſe unnatürliche Wendung der Dinge ſcheint an ein Wunder zu gränzen; aber vieles vereinigte ſich, die Gewalt dieſes Königs zu brechen und die Fortſchritte des jungen Staats zu begünſtigen. Wäre das ganze Gewicht ſeiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, ſo war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freyheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, ſeine Macht zu theilen. Die koſtbare Politik, in jedem Kabinet Europens Verräther zu beſolden, die Unterſtützungen der Ligue in Frankreich, der Aufſtand der Mauren in Grenada, Portugalls Eroberung, und der prächtige Bau von Eskurial erſchöpften endlich ſeine ſo unermeßlich ſcheinenden Schätze, und unterſagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die teutſchen und italieniſchen Truppen, die nur die Hofnung der Beute unter ſeine Fahnen gelockt hatte, empörten ſich jezt, weil er ſie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entſcheidenden Mo-

ment

ment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jezt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Brittanien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada gieng der Tribut beyder Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maaße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyranney der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armee zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretnen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müssiggang herbeyführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige

unter

unter dieſen ſahen ihr Vaterland wieder; dieſe wenigen hatten es als Jünglinge verlaſſen und kamen nun als entkräftete Greiſe zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit ſteigerte den Preiß der entgegengeſetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es ſich mit den Rebellen. Alle die Tauſende, welche die Grauſamkeit der königlichen Statthalter aus den ſüdlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Franckreich und der Gewiſſenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze chriſtliche Welt. Für ſie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die friſche Begeiſterung einer neu verkündigten Lehre, Rachſucht, Hunger und hofnungsloſes Elend zogen aus allen Diſtrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schickſal dieſer neuen Republick gleichſam zu ſeinem eigenen. Jede Kränkung von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte ſich nach einem Lande, wo die Freyheit ihre erfreuende Fahne aufſteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zuſammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beym Eintritt in ſein Gebiet ihre Menſchenrechte zurück empfangen, was

muß

muß es damals geweſen ſeyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geiſtesdruck ſeufzte, wo Amſterdam beynahe der einzige Freyhafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beſchirmten. Die republikaniſche Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräuſch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freyheit, die mit fremdem Blut erſt erſtritten wurde. Zu eben der Zeit, wo die Republick Holland noch um ihr Daſeyn kämpfte, rückte ſie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute ſtill an ihren oſtindiſchen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte dieſen koſtbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preiß aller Bedürfniſſe in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitſamkeit und Handel. Jenes verminderte, dieſes vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maaße, wie ſich die Hülfsquellen der Regierung bey der langen Fortdauer des Kriegs erſchöpften, fieng die Republick eigentlich erſt an, ihre Aerndte zu halten. Es war eine geſparte dankbare Ausſaat, die ſpät aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp ſich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Beatrix.

Dem Claudio das Leben nehmen.

Benedict.

Ha! Nicht für die weite Welt.

Beatrix.

Ihr tödtet mich durch eure Weigerung; lebt wohl --

Benedict.

Warte noch, liebſte Beatrix.

Beatrix.

Ich bin weg, ob ich gleich noch hier bin; ihr liebt mich nicht; nein, ich bitte euch, laßt mich gehen.

Benedict.

Beatrix --

Beatrix.

Im Ernſt, ich will daß man mich gehen laſſe.

Benedict.

Wir wollen vorher Freunde ſeyn.

Beatrix.

Ihr habt mehr Herz, mein Freund zu ſeyn, als euch mit meinem Feinde zu ſchlagen.

Benedict.

Philipps widriges Schickſal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergang der Provinzen verſchwendete, ſie ſelbſt noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüſſe des ſpaniſchen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfieng ſeine vermehrten Bedürfniſſe größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrſchten, und den Preiß aller Waaren beſtimmten. Sogar während dieſes Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit ſeinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja er konnte dieſes nicht einmal wünſchen. Er ſelbſt bezahlte den Rebellen die Unkoſten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der ſie aufreiben ſollte, vermehrte den Abſatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für ſeine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämiſchen und brabantiſchen Handelsplätzen in Verbindung ſtand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wirkte mittelbar für ſie. Er vermochte nichts gegen dieſen Feind, weil er keine Mauer um ſein Land ziehen konnte. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verſchlang, waren in die Fäſſer der Danaiden gegoſſen, und zerrannen in einer bodenloſen Tiefe.

Der träge Gang dieſes Kriegs that dem König von Spanien eben ſoviel Schaden, als er den Rebellen

Vor-

lernen; kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bey Eröfnung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüßig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich nach einem halben Jahrhundert giengen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer aus einander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma mishandelte das Kabinet zu Madrid und ließ es in kurzer Zeit beynahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Alba's unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requescens, Don Johanns von Oesterreich Hinterlist und Tücke und der lebhafte Cäsarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Krieg eben soviel entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment

ment verfehlte, in welchem ſie anzuwenden ſeyn mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Uebergewicht augenſcheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein raſcher Entſchluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes ſchlaff hin und her ſchwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs ſchon mehr im Gleichgewichte ſtanden, und eine kluge Geſchmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthalterſchaft einem Manne zu, dem zu dieſem Poſten gerade dieſe einzige Tugend fehlte. Einem ſo wachſamen Aufſeher als Wilhelm der verſchwiegene war, entgieng keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik ſeines Gegners gab, und mit ſtillem Fleiß rückte er langſam ſein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der zweyte nicht ſelbſt in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichſten Mittel erſchöpfen, um nur das einzige nicht zu verſuchen, welches nicht fehl ſchlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausweg natürlicher, als die perſönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majeſtät mußte jede Privatgröße verſinken, jedes andre Anſehen erlöſchen. Anſtatt daß die Wahrheit durch ſo viele unreine Kanäle langſam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß

die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geschieden, nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen, je dichter an ihrem Ziele desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern, und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souverains gegen die willkührlichen Anmaßungen seines Statthalters in Schuz zu nehmen. Philipps Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatür-

natürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemüthern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Misbrauch angebohrner Gewalt drückt weniger schmerzhaft als der Misbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal Der war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren gieng.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben so, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten seyn sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbars ihre eigne zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freyheit. Kayser Maximilián der zweyte, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beschuldigung, die Parthey der Rebellen in geheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittlung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern mußte, desto standhafter

darauf zu beharren. Unter einem Kayſer, der dem ſpaniſchen Hof aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Teutſchland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, ſtellte einen Prinzen vom Geblüt an die Spitze der niederländiſchen Rebellen; die Operationen der letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr ſparſamer Beyſtand höchſtens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem Zeitpunkt ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hofnung allein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beyden Mächten ſtand Philipp damals noch im Bündniß des Friedens, und beyde wurden zu Verräthern an ihm. Zwiſchen dem Starken und Schwachen iſt Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen ſelten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zuſammen halten. Philipp ſelbſt hatte die Wahrheit aus dem politiſchen Umgange verwieſen, er ſelbſt die Sittlichkeit zwiſchen Königen aufgelößt, und die Hinterliſt zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne ſeiner Ueberlegenheit jemals ganz froh zu werden, mußte er ſein ganzes Leben hindurch mit der Eiferſucht ringen, die ſie ihm bey andern erweckte. Europa ließ

ihn

ihn für den Misbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beyder Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so verschwindet das Uebernatürliche dieser Begebenheit, aber das Ausserordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maaßstab gefunden, das eigne Verdienst dieser Republikaner um ihre Freyheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sey, oder daß sie beym Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher landeten. So reif, so kühn und so herrlich, als es zuletzt da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig als vor Luthers Geiste die ewige Glaubens-Trennung, da er gegen den Ablaßkram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzug jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majestät eines Freystaats, der mit Königen als seinesgleichen unterhandelt, und in weniger als Einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tirannen verschenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm

von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glücklichen Trabants wird die Freyheit gebohren, die, noch ein neugebohrnes Kind ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Von dieser Eitelkeit sollte uns ein vertrauterer Umgang mit der Welt und Vorwelt geheilt haben. Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeytragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenschaften, welche sich bey dieser Begebenheit geschäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewußt dienten — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frey über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstand unsre Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor funfzehenhundert Jahren ihre

Stamm-

Stammväter, die Bataver und Belgen, mit ihrem rö-
miſchen gerungen. Eben ſo wie jene einem hochmüthi-
gen Beherrſcher unwillig unterthan, eben ſo von habſ-
ſüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen ſie mit ähnlichem
Trotz ihre Ketten ab, und verſuchen das Glück in eben
ſo ungleichem Kampfe. Derſelbe Erobererſtolz, der-
ſelbe Schwung der Nation in dem Spanier des ſechs-
zehenten Jahrhunderts und in dem Römer des erſten,
dieſelbe Tapferkeit und Mannszucht in beyder Heeren,
daſſelbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzug. Dort
wie hier ſehen wir Liſt gegen Uebermacht ſtreiten, und
Standhaftigkeit, unterſtützt durch Eintracht, eine un-
geheure Macht ermüden, die ſich durch Theilung entkräf-
tet hat. Dort wie hier waffnet Privathaß die Nation;
ein einziger Menſch, für ſeine Zeit gebohren, deckt ihr
das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und
bringt ihren ſtummen Gram zu einer blutigen Erklä-
rung. „Geſtehet Bataver! redet Claudius Civilis ſei-
ne Mitbürger in dem heiligen Hayne an, wird uns
von dieſen Römern noch wie ſonſt als Bundsgenoſſen
und Freunden oder nicht vielmehr als dienſtbaren Knech-
ten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind
wir ausgeliefert, die, wenn unſer Raub, unſer Blut
ſie geſättigt hat, von andern abgelöſt werden, welche
dieſelbe Gewaltthätigkeit nur unter andern Namen er-
neuern. Geſchieht es ja endlich einmal, daß uns Rom
einen Oberaufſeher ſendet, ſo drückt er uns mit einem
prahleriſchen theuern Gefolge, und noch unerträglicher-

Benedict.

Iſt Claudio dein Feind?

Beatrix.

Hat er ſich nicht im höchſten Grad als ein niederträchtiger Kerl erwieſen, der meine Baſe verläumdet, beſchimpft und um ihre Ehre gebracht hat? O! möcht' ich ein Mann ſeyn! Was? Sie auf den Händen tragen, bis zu dem Augenblik, da ſie einander die Hände geben ſollen, und dann ſo öffentlich, ſo ſchmählich, auf eine ſo unbarmherzige Art -- O Gott! möcht' ich ein Mann ſeyn! Ich wollte ſein Herz auf dem Marktplaz eſſen.

Benedict.

Höre mich, Beatrix --

Beatrix.

Sie habe mit einem Mannskerl aus einem Fenſter geredt -- ein feines Mährchen!

Benedict.

Liebſte Beatrix --

Beatrix.

Angenehmſte Hero! Sie iſt beleidigt, ſie iſt verläumdet, ſie iſt zu Grunde gerichtet!

Benedict.

Beat --

rein Stolz. Die Werbungen ſind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römiſchen Unzucht überliefern. Jezt, Batavier, iſt der Augenblick unſer. Nie lag Rom darnieder wie jezt. Laſſet euch dieſe Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reuterey. Germanien iſt unſer, und Gallien lüſtern, ſein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Aſien und der Aufgang, der Könige braucht! Es ſind noch unter uns, die gebohren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapferſten." Feyerliche Sakramente weyhen dieſe Verſchwörung, wie den Geuſenbund; wie dieſer hüllt ſie ſich hinterliſtig in den Schleyer der Unterwürfigkeit, in die Majeſtät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis ſchwören am Rheine dem Veſpaſian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem zweyten. Derſelbe Kampfplatz erzeugt denſelben Plan der Vertheidigung, dieſelbe Zuflucht der Verzweiflung. Beyde vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniß rettet Civilis ſeine Inſel — wie funfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden — durch eine künſtliche Waſſerfluth. Die bataviſche Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrſcher auf, wie der ſchöne Muth ihrer Enkel die prächtige Verzehrung der ſpaniſchen

Mo-

Monarchie dem ganzen Europa zur Schau ſtellt. Dieſelbe Fruchtbarkeit des Geiſtes in den Heerführern beyder Zeiten läßt den Krieg eben ſo hartnäckig dauern und beynahe eben ſo zweifelhaft enden; aber einen Unterſchied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menſchlich, denn ſie kriegen nicht für die Religion.

Ehe wir in das Innre dieſer großen Revolution hinein gehen, iſt es nöthig, einen Blick in die vorige Geſchichte des Landes zu thun, um die Verfaſſung entſtehen zu ſehen, worinn wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränderung finden.

Der Eintritt dieſer Völker in die Geſchichte iſt das Moment ihres Untergangs; von ihren Eroberern empfiengen ſie ein politiſches Daſeyn. Die weitläuftige Landſchaft, welche Teutſchland gegen Morgen, gegen Mittag Frankreich, gegen Abend und Mitternacht die Nordſee zur Gränze hat, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreiffen, war bey dem Einbruch der Römer in das belgiſche Gallien unter drey Nationen vertheilt, alle drey teutſchen Urſprungs, teutſcher Sitte und teutſcher Kraft. Der Rhein machte die Gränze. Dieſſeits des Fluſſes wohnten die Belgen *) jenſeits deſſelben die Frieſen, und die Batavier, auf

*) In demjenigen Theil der Niederlande, der jezt die katholiſchen Niederlande und Generalitätslande begreift. Die Batavier und

auf der Inſel, die ſeine beyden Arme mit dem Ozean bildeten. Jede dieſer Völkerſchaften wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt legen uns die rühmlichſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar, waren die einzigen von den galliſchen Nationen, welche die einbrechenden Cimbrer und Teutonen von ihren Gränzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, ſagt uns Tacitus, wurden an Heldenmuth von den Batavern übertroffen. Dieſes wilde Volk erlegte ſeinen Tribut nur in Männern, und wurde von ſeinen Beherrſchern, wie Pfeil und Schwerdt, nur für Schlachten geſpart. Die bataviſche Reuterey erklärten die Römer ſelbſt für den beſten Theil ihrer Heere, und lange Zeit machte ſie die Leibwache der römiſchen Kayſer aus. Sie half dem Agricola die brittanniſche Inſel erobern; ihr wilder Muth erſchreckte die Dacier, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwamm. Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden, und ſetzten ſich zuerſt wieder in Freyheit. Die Moräſte, zwiſchen welchen ſie wohnten, reitzten die Eroberer ſpäter, und koſteten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderſee durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang, und

und ein kleineres ihnen verbandenes Volk **Cannineſater** bewohnten einen Theil von **Holland**, einen Theil von dem heutigen Cleve, Geldern, Utrecht und Overyßel; alles übrige die **Frieſen**.

und von da durch die Mündungen der Ems und Weser einen leichteren Weg in das innere Teutschland fand.

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verschwindet auch ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben unterdessen das Joch ihrer ohnmächtigen Beherrscher gebrochen, und erscheinen wieder als ein freyes und so gar eroberndes Volk, das seine Gränzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert.

Die Völkerwanderung endlich zernichtet die ursprüngliche Form dieser Nationen: andre Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Flüsse verändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Gränzen, die prächtigen Monumente des römischen Fleisses stürzen ein und die Gestalt des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beyder Zeiten ist aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländische Provinzen verschlungen, und das Christenthum in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel der fränkischen Krone, und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der

Große

Groſse vereinigte alle dieſe Länder, die jetzt einen Theil der weitläuftigen Monarchie ausmachten, welche dieſer Eroberer aus Frankreich, Teutſchland und der Lombardei erſchuf. Wie dieſer mächtige Staat unter ſeinen Nachfolgern durch Theilungen wieder zerriſſen ward, zerfielen auch die Niederlande in fränkiſche teutſche und lotharingiſche Provinzen, und zuletzt finden wir ſie unter den allgemeinen Namen von Friesland und Niederlothringen.

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfaſſung, in dieſe Länder, und auch hier artete ſie, wie in den übrigen, aus. Die mächtigern Vaſallen trennten ſich nach und nach von der Krone, die Grafen und Herzoge riſſen die Landſchaften, denen ſie als königliche Beamten vorſtehen ſollten, als ein erbliches Eigenthum an ſich. Aber dieſe abtrünnigen Kronbedienten konnten ſich nur mit Hülfe ihrer Unterſaßen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn behaupten, und dieſe mußte mit neuen Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Uſurpationen und Schenkungen wurde die Geiſtlichkeit mächtig und erſchlich ſich unvermerkt ein ſouveraines Daſeyn in ihren verſchiedenen biſchöflichen Sitzen. So waren die Niederlande vom neunten bis vierzehnten Jahrhundert in mehrere Souverainitäten zerſplittert, die theils dem teutſchen Reich, theils den fränkiſchen Königen huldigten. Durch Kauf, Heurathen, Vermächtniſſe oder Eroberung wurden mehrere derſelben unter Einer Herrſchaft wieder vereinigt,

einigt, und im fünfzehnten Jahrhundert finden wir das burgundiſche Haus im Beſitz des größten Theils aller Niederlande. Philipp der gütige, Herzog von Burgund, hatte, mit mehr oder weniger Rechte, ſchon eilf Provinzen unter ſeiner Herrſchaft verſammelt, die Karl der kühne, ſein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwey neuen vermehrte. So entſtand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendſte Königreich dieſes Welttheils zu ſeyn. Dieſe mächtigen Beſitzungen machten die Niederländiſchen Fürſten zu furchtbaren Gränznachbarn Frankreichs, und verſuchten Karls des kühnen verwegenen Geiſt, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, welche die ganze geſchloſſene Landſchaft von der Süderſee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elſaß begreifen ſollte. Ein furchtbares Heer ſteht bereit, ſie in Erfüllung zu bringen, ſchon zittert die Schweiz für ihre Freyheit; aber das treuloſe Glück verläßt ihn in zwey ſchrecklichen Schlachten und der ſchwindelnde Eroberer geht unter den Lebenden und Todten verloren. *)

Die einzige Erbinn Karls des kühnen, Maria, die reichſte Fürſtentochter jener Zeit, und die unſelige Heiſ

*) Sein Leichnam wurde lange auf dem Wahlplatz geſucht, und endlich in einem Sumpfe ganz nackt und ſo unkenntlich gefunden, daß viele an ſeinem Tode zweifelten, und das gemeine Volk noch fünf Jahre lang ſeiner Wiedererſcheinung entgegen ſah.

Helena, die das Elend über dieſe Länder brachte, beſchäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwey große Prinzen, König Ludwig der eilfte von Frankreich, für den jungen Dauphin ſeinen Sohn, und Maximilian von Oeſtreich, Kaiſer Friedrichs des dritten Sohn, erſchienen unter ihren Freyern. Derjenige, dem ſie ihre Hand ſchenken würde, ſollte der mächtigſte Fürſt in Europa werden, und hier zum erſtenmal fieng dieſer Welttheil an, für ſein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der mächtigere von beyden, konnte ſein Geſuch durch die Gewalt der Waffen unterſtützen; aber das niederländiſche Volk, das die Hand ſeiner Fürſtinn vergab, gieng dieſen gefürchteten Nachbar vorüber, und entſchied für Maximilian, deſſen entlegenere Staaten und beſchränktere Gewalt die Landesfreyheit weniger bedrohten. Eine treuloſe unglückliche Politik, die durch eine ſonderbare Fügung des Himmels das traurige Schikſal nur beſchleunigte, welches zu verhindern ſie erſonnen ward.

Philipp dem ſchönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte ſeine ſpaniſche Braut dieſe weitläuftige Monarchie, welche Ferdinand und Iſabelle kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oeſtreich, ſein Sohn, war gebohrner Herr der Königreiche Spanien, beyder Sicilien, der neuen Welt, und der Niederlande.

Das gemeine Volk ſtieg hier früher, als in den übrigen Lehenreichen, aus einer traurigen Leibeigenſchaft empor, und gewann bald ein bürgerliches Daſeyn. Die günſtige Lage des Landes an der See und großen ſchiffbaren Strömen weckte frühzeitig den Handel, der den Kunſtfleis ermunterte, Fremdlinge anlockte, die Menſchen in Städte zuſammenzog und Reichthum und Wohlſtand unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch damals der ritterliche Geiſt des Adels auf jede nützliche Handthierung herunter ſah, ſo wenig konnte er doch den Verführungen des Goldes widerſtehen, das ſich unter den verſchiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Brückengeld, Geleite u. ſ. f. von Einheimiſchen und Fremden erpreſſen ließ. Seine eigene Habſucht machte ihn zum Beförderer des Handels, und die Barbarey ſelbſt, wie es oft geſchieht, half ſo lange aus, bis eine geſunde Staatskunſt an ihre Stelle trat. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander ſelbſt und mit ihren Nachbarn führten, machten ſie von dem guten Willen der Städte abhängig, die ſich durch ihren Reichthum Gewicht verſchaften, und für die Subſidien, welche ſie leiſteten, wichtige Vorrechte und Freyheiten zu erringen wußten. Wie die Kreuzzüge eine koſtbarere Ausrüſtung nothwendig machten, die erweiterte Schiffarth Europa mit Aſien näher verknüpfte, und der erhöhte Luxus neue Bedürfniſſe für ihre Fürſten erſchuf, verſäumten die Städte den günſtigen Zeitpunkt nicht, dieſe Privilegien mit

neuen zu vermehren und ihren Beherrſchern wichtige Souverainitätsrechte zu entreiſſen. So erblicken wir nach Verlauf weniger Jahrhunderte eine gemiſchte Regierungsverfaſſung in dieſen Ländern, wo die Gewalt des Fürſten durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geiſtlichkeit und der Städte, merklich beſchränkt iſt. Dieſe, welche man Staaten nannte, kamen ſo oft zuſammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheiſchte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Geſetze, durfte kein Krieg geführt, keine Steuer gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, kein Ausländer zu irgend einem Theil der Staatsverwaltung zugelaſſen werden. Dieſe Privilegien hatten alle oder die meiſten Provinzen mit einander gemein; andre waren in den verſchiedenen Landſchaften noch verſchieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feyerlich beſchworner Konſtitution, in die Rechte des Vaters.

Der erſte Geſetzgeber iſt die Noth; alle Bedürfniſſe, denen in dieſer Konſtitution begegnet wird, ſind urſprünglich Bedürfniſſe des Handels geweſen. So iſt die ganze Verfaſſung der Republik auf Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind ſpäter als ihr Gewerbe. Der lezte Artikel in dieſer Konſtitution, welcher Ausländer von Bedienungen ausſchließt, iſt eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein ſo verwickeltes und künſtliches Verhältniß des Souverains

zu dem Volke, das ſich in jeder Provinz und oftmals in einer einzelnen Stadt, noch beſonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erhaltung der Landesfreyheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verbanden. Beydes konnte bey einem Fremdling nicht wohl vorausgeſezt werden. Dieſes Geſetz galt übrigens von jeder Provinz insbeſondere, ſo daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angeſtellt werden durfte, und es erhielt ſich auch noch in der Folge, nachdem ſchon alle dieſe Provinzen unter Einem Oberhaupt vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freyheit. Seine Privilegien wurden für ſo koſtbar geachtet, daß viele Mütter aus den angränzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebähren und ihre Kinder aller Vorrechte dieſes glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben ſo, ſagt Strada, wie man Gewächſe eines rauheren Himmels in einem mildern Erdreich veredelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beatrix.

Prinzen und Grafen! Wahrhaftig, ein Prinzenmäßiges Zeugniß, ein vortreffliches Grafen-Stükchen! ein saubrer Liebhaber, wahrhaftig! O möcht' ich um seinetwillen ein Mann seyn! Oder möcht' ich wenigstens einen Freund haben, der um meinetwillen ein Mann seyn wollte! Aber Mannheit ist in Höflichkeit zerschmolzen, Tapferkeit in Complimente, und die Mannsleute sind lauter Zunge worden, und sehr glatte dazu; wer izt schwört und eins daherprahlt, ist so tapfer als Hercules; ich kan von Wünschen kein Mann werden, und also will ich als ein Weibsbild mich zu tode grämen.

Benedict.

Bleibe, liebe Beatrix; bey dieser Hand, ich liebe dich.

Beatrix.

Braucht sie mir zulieb zu was bessern, als dabey zu schwören.

Benedict.

Seyd ihr in eurer Seele überzeugt, daß Graf Claudio der Hero Unrecht gethan habe?

Beatrix.

Ja, so wahr als ich einen Gedanken oder eine Seele habe.

Benedict.

Genug, hier ist mein Wort: Ich will ihn herausfordern;

II.

Ueber den Gebrauch teleologiſcher Principien in der Philoſophie.

von J. Kant.

Wenn man unter Natur den Inbegrif von allem verſteht, was nach Geſetzen beſtimmt exiſtirt, die Welt (als eigentlich ſogenannte Natur) mit ihrer oberſten Urſache zuſammengenommen, ſo kann es die Naturforſchung (die im erſten Falle Phyſik, im zweyten Metaphyſik heißt) auf zweyen Wegen verſuchen, entweder auf dem blos theoretiſchen oder auf dem teleologiſchen Wege, auf dem letztern aber, als Phyſik, nur ſolche Zwecke, die uns durch Erfahrung bekannt werden können, als Metaphyſik dagegen, ihrem Berufe angemeſſen, nur einen Zweck, der durch reine Vernunft feſt ſteht, zu ihrer Abſicht gebrauchen. Ich habe anderwärts gezeigt, daß die Vernunft in der Metaphyſik auf dem theoretiſchen Natur-Wege (in Anſehung der Erkenntniß Gottes) ihre ganze Abſicht nicht nach Wunſch erreichen könne, und ihr alſo nur noch der teleologiſche übrig ſey; ſo doch, daß nicht die Naturzwecke, die nur auf Beweißgründen der Erfahrung beruhen, ſondern ein a priori durch reine praktiſche Vernunft beſtimmt gegebener Zweck (in der Idee des höchſten Guts) den

Man-

Mangel der unzulänglichen Theorie ergänzen müſſe. Eine ähnliche Befugniß, ja Bedürfniß, von einem teleologiſchen Prinzip auszugehen, wo uns die Theorie verläßt, habe ich in einem kleinen Verſuche über die Menſchenracen zu beweiſen geſucht. Beyde Fälle aber enthalten eine Forderung, der der Verſtand ſich ungern unterwirft, und die Anlas genug zum Misverſtande geben kann.

Mit Recht ruft die Vernunft in aller Naturunterſuchung zuerſt nach Theorie, und nur ſpäter nach Zweckbeſtimmung. Den Mangel der erſtern kann keine Teleologie noch praktiſche Zweckmäßigkeit erſetzen. Wir bleiben immer unwiſſend in Anſehung der wirkenden Urſachen, wenn wir gleich die Angemeſſenheit unſerer Vorausſetzung mit Endurſachen, es ſey der Natur oder unſers Willens, noch ſo einleuchtend machen können. Am meiſten ſcheint dieſe Klage da gegründet zu ſeyn, wo (wie in jenem metaphyſiſchen Falle) ſogar praktiſche Geſetze vorangehen müſſen, um den Zweck allererſt anzugeben, dem zum Behuf ich den Begrif einer Urſache zu beſtimmen gedenke, der auf ſolche Art die Natur des Gegenſtandes gar nichts anzugehen, ſondern blos eine Beſchäftigung mit unſern eignen Abſichten und Bedürfniſſen zu ſeyn ſcheint.

Es hält allemal ſchwer, ſich in Principien zu einigen, in ſolchen Fällen, wo die Vernunft ein doppeltes, ſich wechſelſeitig einſchränkendes Intereſſe hat. Aber

es iſt ſo gar ſchwer ſich über die Principien dieſer Art auch nur zu verſtehen, weil ſie die Methode zu denken vor der Beſtimmung des Objects betreffen, und einander wiederſtreitende Anſprüche der Vernunft den Geſichtspunkt zweydeutig machen, aus dem man ſeinen Gegenſtand zu betrachten hat. In der gegenwärtigen Zeitſchrift ſind zwey meiner Verſuche, über zweyerley ſehr verſchiedene Gegenſtände und von ſehr ungleicher Erheblichkeit, einer ſcharfſinnigen Prüfung unterworfen worden. In einer bin ich nicht verſtanden worden, ob ich es zwar erwartete, in der andern aber über alle Erwartung wohl verſtanden worden; beydes von Männern von vorzüglichem Talente, jugendlicher Kraft und aufblühendem Ruhme. In jener gerieth ich in Verdacht, als wollte ich eine Frage der phyſiſchen Naturforſchung durch Urkunden der Religion beantworten: in der andern wurde ich von dem Verdachte befreyet, als wollte ich, durch den Beweis der Unzulänglichkeit einer metaphyſiſchen Naturforſchung, der Religion Abbruch thun. In beyden gründet ſich die Schwierigkeit verſtanden zu werden auf der noch nicht genug ins Licht geſtellten Befugniß, ſich, wo theoretiſche Erkenntnißquellen nicht zulangen, des teleologiſchen Princips bedienen zu dürfen, doch mit einer ſolchen Beſchränkung ſeines Gebrauchs, daß der theoretiſch-ſpekulativen Nachforſchung das Recht des Vortritts geſichert wird, um zuerſt ihr ganzes Vermögen daran zu verſuchen (wobey in der metaphyſiſchen von der reinen Vernunft mit Recht

Recht gefodert wird, daß ſie dieſes, und überhaupt ihre Anmaßung über irgend etwas zu entſcheiden, vorher rechtfertige, dabey aber ihren Vermögenszuſtand vollſtändig aufdecke, um auf Zutrauen rechnen zu dürfen) ingleichen, daß, im Fortgange, dieſe Freyheit ihr jederzeit unbenommen bleibe. Ein großer Theil der Mishelligkeit beruht hier auf der Beſorgniß des Abbruchs, womit die Freyheit des Vernunftgebrauchs bedrohet werde; wenn dieſe gehoben wird, ſo glaube ich die Hinderniſſe der Einhelligkeit leicht wegräumen zu können.

Wider eine in der Berl. M. S. November 1785 eingerückte Erläuterung meiner vorlängſt geäuſſerten Meynung, über den Begrif und den Urſprung der Menſchenracen, trägt der Herr Geheime-Rath Georg Forſter im teutſchen Merkur October und November 1786 Einwürfe vor, die, wie mich dünkt, blos aus dem Misverſtande des Princips, wovon ich ausgehe, herrühren. Zwar findet es der berühmte Mann gleich anfangs mislich, vorher ein Princip feſtzuſetzen, nach welchem ſich der Naturforſcher ſogar im Suchen und Beobachten ſolle leiten laſſen, und vornehmlich ein ſolches, was die Beobachtung auf eine dadurch zu befördernde Naturgeſchichte, zum Unterſchiede von der bloßen Naturbeſchreibung, richtete, ſo wie dieſe Unterſcheidung ſelbſt, unſtatthaft. Allein dieſe Mishelligkeit läßt ſich leicht heben.

Was die erſte Bedenklichkeit betrift, ſo iſt wohl ungezweifelt gewiß, daß durch bloßes empiriſches Herumtappen ohne ein leitendes Princip, wornach man zu ſuchen habe, nichts zweckmäßiges jemals würde gefunden werden; denn Erfahrung muß doch dich anſtellen, heißt allein beobachten. Ich danke für den blos empiriſchen Reiſenden und ſeine Erzählung, vornehmlich, wenn es um eine zuſammenhangende Erkenntniß zu thun iſt, daraus die Vernunft etwas zum Behuf einer Theorie machen ſoll. Gemeiniglich antwortet er, wenn man wonach frägt: ich hätte das wohl bemerken können, wenn ich gewußt hätte, daß man darnach fragen würde. Folgt doch Herr F. ſelbſt der Leitung des nämlichen Princips der Beſtändigkeit des Characters der Befruchtungstheile an Gewächſen, ohne welches die ſyſtematiſche Naturbeſchreibung des Pflanzenreichs nicht ſo rühmlich würde geordnet und erweitert worden ſeyn. Daß manche ſo unvorſichtig ſind, ihre Ideen in die Beobachtung ſelbſt hineinzutragen (und, wie es auch wohl dem großen Naturkenner ſelbſt wiederfuhr, die Aehnlichkeit jener Charactere, gewiſſen Beyſpielen zufolge, für eine Anzeige der Aehnlichkeit der Kräfte der Pflanzen zu halten) iſt leider ſehr wahr, ſo wie die Lection für raſche Vernünftler (die uns beyde vermuthlich nichts angeht) ganz wohl gegründet; allein dieſer Misbrauch kann die Gültigkeit der Regel doch nicht aufheben.

Was aber den bezweifelten, ja gar ſchlechthin verworfenen Unterſchied zwiſchen Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte betrift, ſo würde, wenn man unter der letzteren eine Erzählung von Naturbegebenheiten, wohin keine menſchliche Vernunft reicht, z. B. das erſte Entſtehen der Pflanzen und Thiere verſtehen wollte, eine ſolche freylich, wie Hr. F. ſagt, eine Wiſſenſchaft für Götter, die gegenwärtig, oder ſelbſt Urheber waren, und nicht für Menſchen ſeyn. Allein nur den Zuſammenhang gewiſſer jetziger Beſchaffenheiten der Naturdinge mit ihren Urſachen in der ältern Zeit nach Wirkungsgeſetzen, die wir nicht erdichten, ſondern aus den Kräften der Natur, wie ſie ſich uns jezt darbietet, ableiten, nur blos ſo weit zurück verfolgen, als es die Analogie erlaubt, das wäre Naturgeſchichte, und zwar eine ſolche, die nicht allein möglich, ſondern auch z. B. in den Erdtheorien, (worunter des berühmten Linné ſeine auch ihren Platz findet) von gründlichen Naturforſchern häufig genug verſucht worden iſt, ſie mögen nun viel oder wenig damit ausgerichtet haben. Auch gehört ſelbſt des Herrn F. Muthmaſſung, von erſten Urſprunge des Negers, gewiß nicht zur Naturbeſchreibung, ſondern nur zur Naturgeſchichte. Dieſer Unterſchied iſt in der Sachen Beſchaffenheit gelegen, und ich verlange dadurch nichts Neues, ſondern blos die ſorgfältige Abſonderung des einen Geſchäftes vom andern, weil ſie ganz heterogen ſind, und wenn die eine (die Naturbeſchreibung) als Wiſſenſchaft, in der ganzen

Pracht eines groſsen Syſtems erſcheint, die andere (die Naturgeſchichte) nur Bruchſtücke, oder wankende Hypotheſen, aufzeigen kann. Durch dieſe Abſonderung und Darſtellung der zweyten, als einer eigenen, wenn gleich vor jetzt (vielleicht auch auf immer) mehr im Schattenriſſe als im Werk ausführbaren Wiſſenſchaft, (in welcher für die meiſten Fragen ein Vacat angezeichnet gefunden werden möchte) hoffe ich das zu bewirken, daſs man ſich nicht mit vermeintlicher Einſicht auf die eine etwas zu gute thue, was eigentlich blos der andern angehört, und den Umfang der wirklichen Erkenntniſſe in der Naturgeſchichte (denn einige derſelben beſitzt man) zugleich auch die in der Vernunft ſelbſt liegende Schranken derſelben, ſamt den Principien, wornach ſie auf die beſtmögliche Art zu erweitern wäre, beſtimmter kennen lerne. Man muſs mir dieſe Peinlichkeit zu gute halten, da ich ſo manches Unheil aus der Sorgloſigkeit, die Grenzen der Wiſſenſchaften in einander laufen zu laſſen, in anderen Fällen erfahren, und nicht eben zu jedermanns Wohlgefallen, angezeigt habe; überdem hiebey völlig überzeugt worden bin, daſs durch die bloſse Scheidung des Ungleichartigen, welches man vorher im Gemenge genommen hatte, den Wiſſenſchaften oft ein ganz neues Licht aufgehe, wobey zwar manche Armſeligkeit aufgedeckt wird, die ſich vorher unter fremdartigen Kenntniſſen verſtecken konnte, aber auch viele ächte Quellen der Erkenntnis eröfnet werden, wo man ſie gar nicht hätte vermuthen ſol-

ſollen. Die gröſste Schwierigkeit bey dieſer vermeintlichen Neuerung, liegt blos im Nahmen. Das Wort Geſchichte in der Bedeutung, da es einerley mit dem griechiſchen Hiſtoria (Erzählung, Beſchreibung) ausdrückt, iſt ſchon zu ſehr und zu lange im Gebrauche, als daß man ſich leicht gefallen laſſen ſollte, ihm eine andere Bedeutung, welche die Naturforſchung des Urſprungs bezeichnen kann, zuzugeſtehen; zumal, da es auch nicht ohne Schwierigkeit iſt, ihm in der letzteren einen andern anpaſſenden techniſchen Ausdruck auszufinden *). Doch die Sprachſchwierigkeit im Unterſcheiden kann den Unterſchied der Sachen nicht aufheben. Vermuthlich iſt eben dergleichen Mishelligkeit, wegen einer, obwohl unvermeidlichen Abweichung von claſſiſchen Ausdrücken, auch bey dem Begriffe einer Race die Urſache der Vermeinigung über die Sache ſelbſt geweſen. Es iſt uns hier wiederfahren, was Sterne bey Gelegenheit eines phyſiognomiſchen Streits, der, nach ſeinem launigten Einfalle, alle Facultäten der Strasburgiſchen Univerſität in Aufruhr verſetzte, ſagt: Die Logiker würden die Sache entſchieden haben, wären ſie nur nicht auf eine Definition geſtoßen. Was iſt eine Race? Das Wort ſteht gar nicht in einem Syſtem der Naturbeſchreibung, vermuthlich iſt alſo auch das Ding ſelber überall nicht in

der

*) Ich würde für die Naturbeſchreibung das Wort Phyſiographie, für Naturgeſchichte eine Phyſiogonie in Vorſchlag bringen.

der Natur. Allein der Begrif, den dieſer Ausdruck bezeichnet, iſt doch in der Vernunft eines jeden Beobachters der Natur gar wohl gegründet, der zu einer ſich vererbenden Eigenthümlichkeit verſchiedener vermiſcht zeugenden Thiere, die nicht in dem Begriffe ihrer Gattung liegt, eine Gemeinſchaft der Urſache, und zwar einer in dem Stamme der Gattung ſelbſt urſprünglich gelegenen Urſache, denckt. Daß dieſes Wort nicht in der Naturbeſchreibung (ſondern an deſſen Statt das der Varietät) vorkommt, kann ihn nicht abhalten, es in Abſicht auf Naturgeſchichte nöthig zu finden. Nur muß er es freylich zu dieſem Behuf deutlich beſtimmen; und dieſes wollen wir hier verſuchen.

Der Nahme einer Race, als radicaler Eigenthümlichkeit, die auf einen gemeinſchaftlichen Abſtamm Anzeige giebt, und zugleich mehrere ſolche beharrliche forterbende Charaktere, nicht allein derſelben Thiergattung, ſondern auch deſſelben Stammes, zuläßt, iſt nicht unſchicklich ausgedacht. Ich würde ihn durch Abartung (progenies *claſſifica*) überſetzen, um eine Race von der Ausartung (degeneratio ſ. progenies *ſpecifica* *)

*) Die Benennungen der claſſes und ordines drücken ganz unzweydeutig eine blos logiſche Abſonderung aus, die die Vernunft unter ihren Begriffen, zum Behuf der bloßen Vergleichung macht: genera und ſpecies aber können auch die phyſiſche Abſonderung bedeuten, die die Natur ſelbſt unter ihren Geſchöpfen in Anſehung ihrer Erzeugung macht. Der

Chas

zu unterſcheiden, die man nicht einräumen kann, weil ſie dem Geſetz der Natur (in der Erhaltung ihrer Species in unveränderlicher Form) zuwider läuft. Das Wort progenies zeigt an, daß es nicht urſprüngliche, durch ſo vielerley Stämme, als Species derſelben Gattung, ausgetheilte, ſondern ſich allererſt in der Folge der Zeugungen entwickelnde Charactere, mithin nicht verſchiedene Arten, ſondern Abartungen, aber doch ſo beſtimmt und beharrlich ſind, daß ſie zu einem Claſſenunterſchiede berechtigen.

Nach dieſen Vorbegriffen würde die Menſchengattung (nach dem allgemeinen Kennzeichen derſelben in der Naturbeſchreibung genommen) in einem Syſtem der Naturgeſchichte in Stamm, (oder Stämme) Race oder Abartung, (progenies claſſifica) und verſchiedenen Menſchenſchlag (varietas nativa) abgetheilt werden können, welcher letztere nicht unausbleibliche, nach einem anzugebenden Geſetze ſich vererbende, alſo auch

Charakter der Race kann alſo hinreichen, um Geſchöpfe darnach zu claſſificieren, aber nicht um eine beſondere Species daraus zu machen, weil dieſe auch eine abſonderliche Abſtammung bedeuten könnte, welche wir unter dem Nahmen einer Race nicht verſtanden wiſſen wollen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier das Wort Claſſe nicht in der ausgedehnten Bedeutung nehmen, als es im Linnéiſchen Syſtem genommen wird; wir brauchen es aber auch zur Eintheilung in ganz anderer Abſicht.

dern; laßt mich eure Hand küſſen, und Adieu; bey dieſer Hand, Claudio ſoll mir eine ſcharfe Rechenſchaft geben; wie ihr von mir hört, ſo denkt von mir; geht, tröſtet eure Baſe; ich muß ſagen, daß ſie todt iſt, und hiemit Adieu!

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in ein Gefängniß.]

Hundsloch, Spießruthe, Borachio, Conrad, der Stadtſchreiber und Küſter (†) in ihren Amts-Röken, treten auf.

Stadtſchreiber.

Iſt unſre ganze Disputation bey einander?

Hundsloch.

O, einen Stuhl und ein Küſſen für den Küſter.

Küſter.

Wo ſind die Maleficanten?

Spießruthe.

(†) An den Zeiten, woraus dieſes Stük genommen iſt, war die Gelehrſamkeit ſo rar, daß Clericus (Clerc) eben ſo viel war, als einer der ſchreiben und leſen kan. Das Engliſche Wort Sexton, welches nicht anders als durch Küſter überſetzt werden kan, bezeichnet hier eine Art von Gerichtsſchreiber, der in der That der einzige vernünftige Mann bey dieſem abgeſchmakten Examen iſt. Dr. Warburton vermuthet, daß er in der Italiäniſchen Novelle, woraus unſer Autor das Thema zu dieſem Stük genommen, Sagriſtano heißt, welches eine Gattung von Clericis minorum ordinum bezeichnet, und von unſerm Autor durch Küſter gegeben worden.

auch nicht zu einer Classeneintheilung hinreichende Kennzeichen enthalten würde. Alles dieses ist aber nur noch bloße Idee von der Art, wie die größte Mannigfaltigkeit in der Zeugung mit der größten Einheit der Abstammung von der Vernunft zu vereinigen sey. Ob es wirklich eine solche Verwandschaft in der Menschengattung gebe, müssen die Beobachtungen, welche die Einheit der Abstammung kenntlich machen, entscheiden. Und hier sieht man deutlich: daß man durch ein bestimmtes Princip geleitet werden müsse, um blos zu beobachten, d. i. auf dasjenige Acht zu geben, was Anzeige auf die Abstammung, nicht blos der Charakteren-Aehnlichkeit geben könne, weil wir es alsdenn mit einer Aufgabe der Naturgeschichte, nicht der Naturbeschreibung und blos methodischen Benennung, zu thun haben. Hat jemand nicht nach jenem Princip seine Nachforschung angestellt, so muß er noch einmal suchen; denn von selbst wird sich ihm das nicht darbieten, was er bedarf, um, ob es eine reale oder bloße Nominalverwandtschaft unter den Geschöpfen gebe, auszumachen.

Von der Verschiedenheit des ursprünglichen Stammes kann es keine sichere Kennzeichen geben, als die Unmöglichkeit durch Vermischung zweyer erblich verschiedenen Menschenabtheilungen fruchtbare Nachkommenschaft zu gewinnen. Gelingt dieses aber, so ist die noch so große Verschiedenheit der Gestalt keine Hinderniß eine gemeinschaftliche Abstammung derselben wenig-

wenigſtens möglich zu finden; denn ſo wie ſie ſich, ungeachtet dieſer Verſchiedenheit, doch durch Zeugung in ein Product, das beyder Charactere enthält, vereinigen können: ſo haben ſie ſich aus einem Stamme, der die Anlagen zur Entwicklung beyder Charactere urſprünglich in ſich verbarg, durch Zeugung in ſo viel Racen theilen können; und die Vernunft wird ohne Noth nicht von zweyen Principien ausgehen, wenn ſie mit einem auslangen kann. Das ſichere Kennzeichen erblicher Eigenthümlichkeiten aber, als der Merkmale eben ſo vieler Racen, iſt ſchon angeführt worden. Jezt iſt noch etwas von den erblichen Varietäten anzumerken, welche zur Benennung eines oder andern Menſchenſchlags (Familien- und Volksſchlags) Anlaß geben.

Eine Varietät iſt die erbliche Eigenthümlichkeit, die nicht klaſſifiſch iſt, weil ſie ſich nicht unausbleiblich fortpflanzt; denn eine ſolche Beharrlichkeit des erblichen Characters wird erfordert, um ſelbſt für die Naturbeſchreibung nur zur Claſſeneintheilung zu berechtigen. Eine Geſtalt die in der Fortpflanzung nur bisweilen den Character der nächſten Eltern und zwar mehrentheils nur einſeitig (Vater oder Mutter nachartend) reproducirt, iſt kein Merkmal, daran man den Abſtamm von beyden Eltern kennen kann, z. B. den Unterſchied der Blonden und Brunetten. Eben ſo iſt die Race, oder Abartung, eine unausbleibliche erbliche Eigenthümlichkeit, die zwar zur Claſſeneintheilung berechtigt, aber doch nicht ſpecifiſch

ſich iſt, weil die unausbleiblich halbſchlächtige Nachartung (alſo das Zuſammenſchmelzen der Charactere ihrer Unterſcheidung) es wenigſtens nicht als unmöglich urtheilen läßt, ihre angeerbte Verſchiedenheit auch in ihrem Stamme uranfänglich, als in bloßen Anlagen vereinigt und nur in der Fortpflanzung allmählig entwickelt und geſchieden, anzuſehen. Denn man kann ein Thiergeſchlecht nicht zu einer beſondern Species machen, wenn es mit einem anderen zu einem und demſelben Zeugungsſyſtem der Natur gehört. Alſo würde in der Naturgeſchichte Gattung und Species einerley, nämlich die nicht mit einem gemeinſchaftlichen Abſtamme vereinbare Erbeigenthümlichkeit, bedeuten. Diejenige aber, die damit zuſammen beſtehen kann, iſt entweder nothwendig erblich, oder nicht. Im erſtern Fall macht es den Character der Race, im andern der Varietät aus.

Von dem, was in der Menſchengattung Varietät genannt werden kann, merke ich hier nun an, daß man auch in Anſehung dieſer die Natur nicht als in voller Freyheit bildend, ſondern eben ſowohl, als bey den Racen-Characteren, ſie nur als entwickelnd und auf dieſelbe durch urſprüngliche Anlagen vorausbeſtimmt anzuſehen habe; weil auch in dieſer Zweckmäßigkeit und derſelben gemäße Abgemeſſenheit angetroffen wird, die kein Werck des Zufalls ſeyn kann. Was ſchon Lord Shaftesbury anmerkte, nämlich, daß in jedem Menſchengeſichte eine gewiſſe Originalität (gleichſam

ſam ein wirkliches Deſſein) angetroffen werde, welche das Individuum als zu beſonderen Zwecken, die es nicht mit anderen gemein hat, beſtimmt auszeichnet, obzwar dieſe Zeichen zu entziffern über unſer Vermögen geht, das kann ein jeder Portraitmaler, der über ſeine Kunſt denkt, beſtätigen. Man ſieht einem nach dem Leben gemahlten und wohlausgedruckten Bilde die Warheit an, d. i. daß es nicht aus der Einbildung genommen iſt. Worin beſteht aber dieſe Warheit? Ohne Zweifel in einer beſtimmten Proportion eines der vielen Theile des Geſichts zu allen anderen, um einen individuellen Charakter, der einen dunkel vorgeſtellten Zweck enthält, auszudrücken. Kein Theil des Geſichts, wenn er uns auch unproportionirt ſcheint, kann in der Schilderey, mit Beybehaltung der übrigen, abgeändert werden, ohne dem Kennerauge, ob er gleich das Original nicht geſehen hat, in Vergleichung mit dem von der Natur copierten Porträt, ſo fort merklich zu machen, welches von beyden die lautere Natur und welches Erdichtung enthalte. Die Varietät unter Menſchen von eben derſelben Race iſt, aller Warſcheinlichkeit nach, eben ſo zweckmäßig in dem urſprünglichen Stamme belegen geweſen, um die größte Mannigfaltigkeit zum Behuf unendlich verſchiedener Zwecke, als der Racenunterſchied, um die Tauglichkeit zu weniger, aber weſentlichern Zwecken, zu gründen und in der Folge zu entwickeln; wobey doch der Unterſchied obwaltet, daß die letztern Anlagen, nachdem ſie ſich einmal ent-

wickelt haben, (welches ſchon in der älteſten Zeit geſchehen ſeyn muß) keine neue Formen dieſer Art weiter entſtehen, noch auch die Alte erlöſchen laſſen; dagegen die erſtere, wenigſtens unſerer Kenntnis nach, eine an neuen Charakteren (äußeren ſo wohl als innern) unerſchöpfliche Natur anzuzeigen ſcheinen.

In Anſehung der Varietäten ſcheint die Natur die Zuſammenſchmelzung zu verhüten, weil ſie ihrem Zwecke, nämlich der Mannigfaltigkeit der Charaktere, entgegen iſt; dagegen ſie, was die Racenunterſchiede betrift, dieſelbe (nämlich Zuſammenſchmelzung) wenigſtens verſtattet, wenn gleich nicht begünſtigt, weil dadurch das Geſchöpf für mehrere Climate tauglich wird, obgleich keinem derſelben in dem Grade angemeſſen, als die erſte Anartung an daſſelbe es gemacht hatte. Denn was die gemeine Meynung betrift, nach welcher Kinder (von unſerer Claſſe der Weiſſen) die Kennzeichen, die zur Varietät gehören (als Statur, Geſichtsbildung, Hautfarbe, ſelbſt manche Gebrechen, (innere ſowohl als äußere), von ihren Eltern auf die Halbſcheid ererben ſollen (wie man ſagt: das hat das Kind vom Vater, das hat es von der Mutter) ſo kann ich, nach genauer Aufmerckſamkeit auf den Familienſchlag, ihr nicht beytreten. Sie arten, wenn gleich nicht Vater oder Mutter nach, doch entweder in des einen oder der andern Familie unvermiſcht ein; und, ob zwar der Abſcheu wider die Vermiſchung der zu nahe Verwandten wohl großentheils moraliſche Urſachen haben, ingleichen die

Un-

Unfruchtbarkeit derſelben nicht genug bewieſen ſeyn mag; ſo giebt doch ſeine weite Ausbreitung ſelbſt bis zu rohen Völkern, Anlaß zur Vermuthung, daß der Grund dazu auf entfernte Art in der Natur ſelbſt gelegen ſey, welche nicht will, daß immer die alten Formen wieder reproduciert werden, ſondern alle Mannigfaltigkeit hervorgebracht werden ſoll, die ſie in die urſprüngliche Keime des Menſchenſtamms gelegt hatte. Ein gewiſſer Grad der Gleichförmigkeit, der ſich in einem Familien oder ſo gar Volksſchlage hervorfindet, darf auch nicht der halbſchlächtigen Anartung ihrer Charactere (welche meiner Meynung nach in Anſehung der Varietäten gar nicht ſtatt findet) zugeſchrieben werden. Denn das Uebergewicht der Zeugungskraft des einen oder andern Theils verehlichter Perſonen, da bisweilen faſt alle Kinder in den Väterlichen, oder alle in den Mütterlichen Stamm einſchlagen, kann, bey der anfänglich großen Verſchiedenheit der Charaktere, durch Wirkung und Gegenwirkung, nämlich dadurch, daß die Nachartungen auf der einen Seite immer ſeltener werden, die Mannigfaltigkeit vermindern und eine gewiſſe Gleichförmigkeit (die nur fremden Augen ſichtbar iſt) hervorbringen. Doch das iſt nur meine beyläufige Meynung, die ich dem beliebigen Urtheile des Leſers Preis gebe. Wichtiger iſt, daß bey andern Thieren faſt alles was man an ihnen Varietät nennen möchte, (wie die Größe, die Hautbeſchaffenheit ꝛc.) halbſchlächtig anartet, und dieſes, wenn man den Menſchen, wie billig, nach der

Analogie mit Thieren (in Abſicht auf die Fortpflanzung) betrachtet, einen Einwurf wider meinen Unterſchied der Racen von Varietäten zu enthalten ſcheint. Um hierüber zu urtheilen muß man ſchon einen höheren Standpunkt der Erklärung dieſer Natureinrichtung nehmen, nämlich den, daß vernunftloſe Thiere, deren Exiſtenz blos als Mittel einen Werth haben kann, darum zu verſchiedenem Gebrauche verſchiedentlich ſchon in der Anlage (wie die verſchiedenen Hunderacen, die nach Büffon von dem gemeinſchaftlichen Stamme des Schäferhundes abzuleiten ſind) ausgerüſtet ſeyn mußten; dagegen die größere Einhelligkeit des Zwecks in der Menſchengattung ſo große Verſchiedenheit anartender Naturformen nicht erheiſchte; die nothwendig anartende alſo nur auf die Erhaltung der Species in einigen wenigen von einander vorzüglich unterſchiedenen Climaten angelegt ſeyn durften. Jedoch, da ich nur den Begrif der Racen habe vertheidigen wollen, ſo habe ich nicht nöthig, mich wegen des Erklärungsgrundes der Varietäten zu verbürgen.

(Fortſetzung und Beſchluß nächſtens.)

III.

III.

Apologie des Aufſatzes über Rouſſeaus Lehre von den Wundern,

im T. M. Auguſt, 1787.

Neſcio qua praeter ſolitum dulcedine laeti
Inter ſe *ſolliis* ſtrepitant. —

VIRGIL. GEORGIC. L. I. V. 412.

Es iſt mit den Mirakeln eine eigene Sache! Jeder Beweis eines ſolchen Fakti ſcheint einen Zirkel enthalten zu müſſen. Nur einem inſpirierten, und alſo untrüglichen Geſchichtſchreiber — deren es, wie man geſtehen muß, nur ſehr wenige giebt! kann man Wunder, die man nicht ſelbſt geſehen hat, glauben. Jeder andere fällt den Augenblick in den, nie zu purgierenden, Verdacht, daß er entweder wiſſentlich die Unwahrheit geſagt, oder ſich geirret habe; — ein Umſtand, der äuſſerſt natürlich, und dem gewöhnlichen Laufe der Natur ſehr gemäß iſt, daher man ihn auch nicht halb ſo unwahrſcheinlich, und gegen alle unſere, aus Erfahrungen abſtrahirte Grundſätze anrennend finden wird, als ein förmliches Mirakel.

Man ſiehet alſo, wo mir recht iſt, daß gerade Alles auf den Beweis der Inſpiration des Wundererzäh-

lers ankömmt. Dieſe nun iſt auch ein Wunder, und noch dazu ein unſichtbares, wie die Transſubſtantiation. Das unſichtbare Wunder, welches für die Sinne = o iſt, muß durch ſichtbare Wunder bewieſen, wenigſtens glaublich gemacht werden, und die ſichtbaren Wunder, die man uns als Beweiſe citirt, ſind für uns, leider! nie ſichtbar geweſen.

Da wären wir ſchön dran, wenn wir keine andern und ſtärkern Beweiſe für die Grundlehren der Religion hätten, als — ziemlich unwahrſcheinliche und ziemlich alte Begebenheiten, welche ſich auſſer dem Geſichtskreis unſerer Sinne, und in einer Zeit zugetragen haben, da die hiſtoriſche und philoſophiſche Kritik noch nicht erfunden war! wenn wir unſern im weſentlichen ſo feſtgründeten Glauben, den ſogar die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, bloß auf das Singen und Sagen der Urgroßväter von unſern Urgroßmüttern gründen müßten! — Dem Himmel ſey Dank! ich habe von der Grundfeſte der Religion eine ganz andere Idee.

Für alte Dokumente hege ich die größte Achtung. Ich ehre ſie, als Denkmähler der grauen Zeit, ob an ihnen gleich hin und wieder der Zahn der Zeit — oder die Mäuſe — genagt haben, und hin und wieder die Charaktere ausgelöſcht, die Züge verſtümmelt, oder auch wohl gar durch den Griffel eines ſpätern Krizlers in etwas altkriert worden ſind. Das alles macht mich

nicht

nicht irre. Ich glaube der Urkunde, ſo lange es nur immer möglich, d. h. vernünftig iſt — ſo lange ſie bloß natürliche, der allgemeinen Erfahrung nicht widerſprechende Dinge erzählt.

Aber bin ich einem Philoſtrat eben dieſen Glauben noch ſchuldig, wenn er den Apollonius von Tyana einen Todten wieder lebendig machen, und ihn ſelbſt von den Todten auferſtehen läſſet? — —

„Ja! das iſt was anderes! Philoſtrat iſt ein offen„barer Lügner, ein Erzlügner! —"

So? — Aber woher iſt ſein Lügen offenbar? — Gewiß nur aus der Natur und Beſchaffenheit einiger von ihm erzählter Thatſachen ſelbſt, welche zu verwerfen ſo lange vernünftig heiſſen muß, bis Mirakel eben ſo häufig, gewöhnlich, und inconteſtabel werden, als Lügen und Einbildungen.

Man kann es nicht oft genug ſagen, (weil es alle Augenblicke vergeſſen wird) übernatürliche Fakta kann man nur dann zuverſichtlich glauben, wenn der Erzähler untrüglich iſt. Dieſe Untrüglichkeit ſetzt Inſpiration, alſo — ein Wunder voraus.

Was nun das Vorgeben der Inſpiration betrifft, ſo geſtehe ich, daß ich — mit Erlaubniß der Inquiſitoren! — in allen Werkeltagsfällen dieſer Art, mich mit der genetiſchen Erklärung derſelben behelfe, welche der ſeel. Buttler in ſeinem Hudibras gegeben hat. Dieſer drolligte Kauz, der mit alle dem mehr ächte

Spießruthe.

Sapperment, das bin ich und meine Collegia.

Hundsloch.

Das iſt richtig; wir haben die Inhibition, das Examen vorzunehmen.

Küſter.

Aber wo ſind die Uebelthäter, welche examiniert werden ſollen? Man führe ſie vor den Herren Conſtable.

Stadtſchreiber.

Ja, Sapperment, laßt ſie vor mich ſtehen. Wie iſt euer Name, Freund?

Borachio.

Borachio.

Stadtſchreiber.

Ich bitte euch, ſchreibt auf, Borachio. Der eure Camerad!

Conrad.

Ich bin ein Edelmann, mein Herr, und mein Nam iſt Conrad.

Stadtſchreiber.

Schreibt nieder, Herr Edelmann Conrad; ihr Herren, dient ihr auch Gott?

Beyde.

Philoſophie ſelbſt in ſeine Schäkereyen zu bringen gewußt hat, als mancher Pagodenaufſeher in ſeine dicken, gründlichen und narkotiſchen Bände, ſchreibt die meiſten Eingebungen dem Aeolus zu, dieſem windigſten Gotte, der uns bald in den Eingeweiden, und bald — im Kopfe kollert. Buttler beſchreibt uns auch wirklich den Gang, den dieſer Gott in dem Körper des zu inſpirirenden nimmt, und die, dem erſten Anſchein nach, ſo ungleichartigen Wirkungen welche er hervorbringt, ſo naiv, daß es mir nicht möglich iſt ihm hier zu folgen.

In der That liegt ſchon eine Beziehung auf den Aeolus in dem Worte Inſpiration. Es bezeichnet ein Hauchen oder Blaſen. Ich verbinde mit der Buttlerſchen Theorie noch die des Juſtinus im 1ſten Cap. des 43ſten Buches ſeiner abgekürzten Geſchichte des Trogus Pompejus: Fauno fuit uxor, nomine *Fatua*, quae aſſiduo *divino ſpiritu* impleta, velut *per furorem*, futura praemonebat. Unde adhuc, qui *inſpirari* ſolent, *fatuari* dicuntur. Daher haben die Weiſſager und die Fats ihren Urſprung, wie ich im grauen Ungeheuer irgendwo gezeigt habe.

Hith-nabbe hieß bey den Hebräern (wie man mir ſagt) beydes weiſſagen und toll ſeyn. Noch jezt hat man — wie die Reiſebeſchreiber verſichern — im Orient für Narren den größten Reſpekt, und hält ihr ſinnloſes Geſchwäz aus keinem geringern Grunde für inſpiriert, als — weil kein Senſus communis darinn iſt.

Aber

Aber leider! hat die Erfahrung und Geſchichte bewieſen, daß nicht bloß die Sonne des Orients, welche das Hirn verſengt, und die Einbildungskraft zum Rappeln bringt, den Effekt hat, einſame Träumer zu inſpirieren. Auch im kältern Europa hat es nie an Sehern, (die nicht ſahen, was iſt, um zu ſehen, was nicht iſt) Thaumaturgen, Propheten, Urinbeſchauern, Nativitätsſtellern, Schamanen, Angekoken, und andern Gegenfüßlern der Vernunft gefehlet. Auch dieſer Welttheil hat — in einem gewiſſen Sinne — ſeine Pythiſſen gehabt, welche ihre Inſpiration, oder den ſie benebelnden Dunſt offenbar durch eben das Organ empfiengen, welches ehemals den zukunftenthüllenden Dampf — den, ſo phyſiſch er auch war, die Idioten des Alterthums, wegen ſeiner unerklärbar ſcheinenden Wirkungen, beynahe blasphemiſch, einen göttlichen Geiſt nannten — dem ideenloſen Kopfe der Pythia zuführte.

So weit hatte ich geſchrieben, als ich das November-Stück des T. M. vom Jahr 1787. zu leſen bekam. Da ſahe ich, daß nun alle meine Schreiberey vergeblich ſeyn würde, indem ein ſehr gelehrter und, wie es mir vorkömmt, ſehr tiefdenkender Mann, Rouſſeau's und meine Philoſophie über die Mirakel ſcharf mitgenommen und zu erhärten geſucht hatte, es gebe dennoch Mirakel, Hanns Jacob von Genf, und ſein Partheygänger mögen ſagen, was ſie — in ihrer Blindheit — wollen!

Ich darf mir gewiß nicht schmeicheln, mit dem wohlgesinnten und gelehrten Gegner so leicht fertig zu werden, wie Maitre Jean Jacques, mit dem Pariser Erzbischof, Beaumont, — welchen Erzbischof ich mehr, wegen seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen, als wegen seiner Logik (deren Schlüsse bisweilen ein wenig schnappten) hochschätze. In der That müssen die vielen tausend Livres, welche er unter die dürftigen austheilte, die falsche Münze wieder gut machen, die er seinen Lesern, unter dem nachgemachten Stempel der Philosophie — und um die bessern Sorten der Philosophen ausser Cours zu setzen, — in die Hände gefuschelt hat.

Ich befinde mich in Absicht auf meinen Gegner in einer ganz andern Lage. Er — übernimmt, wiewohl mit mehr Scharfsinn und Glück, die Rolle des Erzbischofs. Er — schreibt im T. M. einen Hirtenbrief, der die fallenden Wunder stehen macht, und die wankenden befestigt. In der That bedurften diese Dinge auch gar sehr eines so scharfsinnigen Defensors, und wenn sie gewissen Philosophen dennoch um nichts glaubwürdiger geworden sind, so liegt die Schuld offenbar an den Mirakeln selbst, und nicht an ihrem gelehrten Freunde.

Die Zuversicht, womit er von miraculösen Dingen spricht, ohne selbst je etwas ihnen ähnliches gesehen zu haben, ist demohngeachtet — wirklich rührend. Ihm

ist

ist die gute Sache der Mirakel ein Theil von der guten Sache der Religion, und dieses Heiligthum — welches mir freylich auf andern Füßen zu stehen scheinet — will Er, bey seinem sichtbaren Berufe, es zu schützen, von ungeweiheten Händen nicht berührt wissen.

Wie viel Dinge sind nicht theils vom Himmel gefallen, theils vom Himmel zu uns gebracht worden! — Bücher, Fahnen, Oelfläschgen, um Könige zu salben, Kreuze, ein Amboß, große Steine, u. d. m.

Für alle diese Fakta zeugen alte Traditionen, und — Mönchschronicken aus dem Mittel-Alter, deren ich viele gelesen habe.

Die Sabäer — sagt Kämpfer — haben alte heilige Bücher, worin wunderliches Zeug stehet. Das erste heißt Divan, und ist von Gott selbst auf die heiligen Engel, und von diesen auf die ziemlich unheiligen Sabäer gekommen. Das zweyte Buch ist unserm Stammvater durch einen gewissen Engel, Namens Raphael, präsentirt worden.

Der Koran ist, wie die mahometanischen Doctoren wissen, vom Himmel gefallen. Prof. Björnstühl sagt im vierten Band seiner Briefe, p. 240. „Mahomet „wagte es, jede Zeile im Koran für ein Wunder aus„zugeben, und nennte sie Ajed, welches im Arabischen, „Gottes Wort, oder eine vom Himmel herabgekom-

„mene

„mene Zeile anzeigt, und der Bedeutung nach, dem „Oth der Hebräer entspricht.“

Ich meines Ortes, halte dafür, daß zwischen uns und den Cölicolen eine große Kluft befestigt ist, so, daß sie eben so wenig zu uns herabsteigen, oder uns Bücher zuwerfen können, als es uns möglich ist zu ihnen hinaufzuklettern, um die Flaschen, die unsern Verstand enthalten, etwa im Monde wieder aufzusuchen.

Kein Atom kann sich von der Kugel, wozu er gehört, losreissen, und im schnellen Fluge andern Weltkörpern zueilen, um ihre Masse zu vermehren. Keine Zeile kann aus dem Saturn oder Jupiter — vorausgesetzt, daß dort geschrieben wird — auf die Erde herabfallen oder diese Totalkörper müßten ihre anziehende Kraft plötzlich verlieren, und etwa von der Erde so stark gezogen werden, daß sie, mit allem was darauf ist, auf diese hinstürzten. Alsdenn aber hätten die Muselmänner von den göttlichen Zeilen, welche mit herabgekommen wären, keinen Gebrauch machen können. Ausserdem giebt es in Ansehung der Art, wie jene wunderbare Rhapsodie geschrieben worden ist, noch sehr erhebliche Fragen, welche der Mufti selbst noch nicht mit unfehlbarer Autorität entschieden hat, und worüber, wie ich höre, die Derwische noch disputiren.

Denn, ob sie gleich überzeugt sind, daß der Koran mit einer Feder aus dem Flügel des Engels Gabriel geschrieben

ſchrieben worden iſt, ſo halten doch einige dafür, daß der Prophet dem Engel dieſe Feder ſelbſt ausgeriſſen habe. Andere beſtreiten dieſe Meynung mit ſtarken Gründen, und zweifeln nicht, daß der Prophet dieſer Impertinenz unfähig geweſen ſey, und daß der Engel Gabriel ihm — wie der große Verfaſſer des Candide ſagt — die Feder mit unendlicher Grazie präſentirt habe *).

Gewiſſen Köpfen hat es von jeher geſchienen, als müſſe man erſt unterſuchen, ob der Koran wirklich mit einer Engelsfeder geſchrieben ſey? Allein da dieſer Scepticiſmus ſeine Anhänger der Gefahr ausſetzt, geſchunden, oder lapidirt zu werden, ſo iſt es freylich ſicherer, über beſondere Umſtände des Fakti zu diſputiren, deſſen Wahrheit man vorausſetzt.

Aber — was wird aus meinem Rouſſeau und mir? — Die Folge dieſes Artikels mag es ausweiſen.

Anonymus.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

*) Ich geſtehe dem Anonymus, daß ich dieſe Art, ſeinem Gegner ein Bein zu unterſchlagen, nicht liebe. W.

IV.

Ueber Wunder,

in Rückſicht auf einen Aufſatz im T. M.

(Jahrg. 87. M. April, Auguſt und Octob.)

Der anonyme Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt ein denkender und billiger Mann. Nicht durch Spöttereyen *) und Machtſprüche ſucht er Geſchichte, die Andern wichtig iſt, lächerlich zu machen und umzuſtoßen, ſondern er trägt ſeine eigenen oder von Andern entlehnten Gründe gegen einen herrſchenden Glauben ſo ſtark als möglich vor. Er dringt ſeinen Gegnern keine Begriffe auf, die die Meiſten von ihnen ſchon längſt als irrig verworfen haben, um ſie deſto leichter zu widerlegen; ſondern er rechnet mit ihnen über angenommene Erklärungen, und läßt ſie ſo viel gelten, als man nach Billigkeit die Aeuſſerungen Andrer gelten laſſen muß. Mit einem ſolchen Manne ſich einlaſſen, und es wenigſtens verſuchen, ob man ſeine Zweifel und Einwürfe heben könne, iſt angenehm, und es öffentlich thun, wenn er Veranlaſſung dazu gegeben hat, Pflicht, — damit nicht Mancher glaube, was nicht beantwortet werde, ſey auch unbeantwortlich.

Ich werde aber dieſen Aufſatz hinlänglich beleuchten, wenn ich mich über die Möglichkeit eines Wunders, und über die Möglichkeit eines glaubwürdigen

Zeu-

*) Ich fürchte, dieſes Lob wird er durch den vorgehenden Aufſatz verlieren, und ich bedaure es. W.

Zeugenbeweiſes für angeblich geſchehene Wunder erkläre. Denn darauf bezieht ſich alles, was der Ungenannte vorbringt.

Sehr gerne unterſchreibe ich, was der Verf. gegen Wunder, nach dem ehemals feſtgeſezten Begriffe derſelben, als Erfolge, die durch kein endliches Weſen gewirket werden können, einwendet. Denn Wunder in dieſem Sinne laſſen ſich gar nicht beweiſen, weil wir die Kräfte aller endlichen Dinge nicht kennen, und nicht wiſſen, wo dieſe zu wirken aufhören, und wo die Allmacht zu wirken anfangen muß.

Aber nach Feders Erklärung, die unſer Anonymus anführt, um daraus die Unmöglichkeit eines Wunders darzuthun, iſt daſſelbe ein Erfolg, der durch eine Urſache exiſtiret, deren natürliche Kräfte er zu überſteigen ſcheint.

„Hier, ſagt er, ſind nur zwey Fälle denkbar. Entweder die erzählte Wirkung ſcheint nur das Maaß der Kraft ihrer Urſache zu überſteigen, oder ſie überſteigt es wirklich. In jenem Falle iſt ſie kein Wunder, und in dieſem müſſen wir die Erzählung eines ſolchen Faktums geradezu als fabelhaft verwerfen, weil das Erzählte abſolut unmöglich iſt. Denn es iſt Naturgeſetz, welches keine Ausnahme leidet, daß die Urſache allemal ihrer Wirkung proportioniert ſeyn muß. Der Mangel der Proportion zwiſchen der Urſache und

ihrer

ihrer Wirkung ist also etwas physisch unmögliches. Dagegen ist es gar sehr physich möglich, daß ein Erzähler lüge, oder irre."

Er ist also billig genug, nicht bey Feders Definition stehen zu bleiben, nach welcher es gar kein wahres Wunder giebt, weil Alles, was uns unbegreiflich vorkommt, so heissen müßte. Aber auch so wie Er sie nimmt, kann ich sie noch nicht stehen lassen.

Wunder, als Erfolge die durch eine wirkende Ursache (causa efficiens) existieren, deren natürliche Kräfte sie übersteigen, sind und bleiben physisch unmöglich. Es ist physisch unmöglich, daß z. B. ein Mensch durch seinen Befehl Todten das Leben wieder gebe, oder eine durch Krankheit in Unordnung gerathene Leibesbeschaffenheit durch ein Wort wiederherstelle, — weil die Disproportion zwischen ihm als hervorbringender Ursache und den angegebenen Wirkungen nicht wegzuschaffen ist.

Unmittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht lassen sich für uns nicht beweisen; und Mitwirkung unsichtbarer höherer, aber endlicher Wesen würden von jenen nicht zu unterscheiden, also auch keines Beweises fähig seyn.

Alles aber, was geschieht, muß dem allwissenden Weltregenten von Ewigkeit her nicht nur gegenwärtig gewesen, sondern auch in seinen Plan aufgenommen und vorbereitet worden seyn.

Dies

Dies vorausgesetzt, kann ich mir Wunder nicht anders als Wirkungen denken, die nach aller bekannten Erfahrung von Menschen nicht mit Gewißheit vorhergesehen und vorhergesagt werden können.

Wunderthäter haben folglich, wenn es ehemals dergleichen gegeben hat, die ihnen zugeschriebenen außerordentlichen Wirkungen nicht hervorgebracht, sondern zuverläßig vorherg wußt und vorhergesagt, was nach aller vorhandenen Geschichte, Menschen sonst nie so vorherwissen und vorhersagen können, daß sich, mehrentheils in dem Augenblicke, eine Begebenheit zutragen werde, die dem bekannten Laufe der Natur nicht gemäß, aber doch zu diesem von uns nicht ganz zu übersehenden Laufe der Natur gehörte, und nach natürlichen, nur Menschen nicht bekannten Gesetzen, erfolgte.

Hier kann mein Gegner immer noch wie gegen Jeders Definition einwenden: Ist die Vorhersehung einer dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht analogischen, aber doch in denselben eingewebten Begebenheit eine Wirkung, die das menschliche Vorhersehungsvermögen nach aller Erfahrung übersteigt: so ist sie, dem angeführten Naturgesetze gemäß, auch physisch unmöglich.

Ich antworte: Nach der Erfahrung ist es über das Vermögen aller Menschen, mit Gewißheit vorherzusehen und zu sagen, daß gerade dieser Paroxysmus einer langwierigen Krankheit der letzte seyn werde, oder

Beyde.

Ja, Herr, wir hoffen's.

Stadtſchreiber.

Schreibt nieder, ſie hoffen ſie dienen Gott; und ſchreibt Gott zuerſt, denn bewahre Gott, daß Gott nicht vor ſolchen Schelmen gehen ſollte -- Ihr Herren, es iſt bereits bewieſen, daß ihr nicht viel beſſer als Spizbuben ſeyd, und es wird nahe zu herauskommen, daß es nicht anderſt iſt; was habt ihr darauf zu antworten?

Conrad.

Sapperment, ihr Herren, wir ſagen, wir ſind keine.

Stadtſchreiber.

Ein miraculoſer wiziger Burſche, das verſichr' ich euch, aber ich will bald mit ihm fertig werden. Kommt näher, Camerad; ein Wort in euer Ohr, Herr; ich ſag euch, man glaubt daß ihr Spizbuben ſind.

Borachio.

Und ich ſage euch Herr, das wir keine ſind.

Stadtſchreiber.

Tretet wieder auf die Seite; bey Gott, ſie reden als ob ſie es mit einander abgeredt hätten; habt ihr geſchrieben, daß ſie keine ſind?

Küſter.

Herr Stadtſchreiber, wenn ihr examinieren wollt, ſo

wenn man abwesend gewesen ist, zuverläßig vorherzusehen und zu sagen, daß ein Todter, oder in tiefer Ohnmacht liegender, der als wirklich todt begraben ist, oder würde begraben seyn, wieder lebendig werden, oder daß ein heftiger Sturm diesen Augenblick sich legen werde. Aber es ist weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß das Vorhersehungsvermögen unsers geistigen Wesens eines weit größern Grades der Erhöhung, als im geringern uns schon unbegreiflichen Grade, sich zuweilen äussert, und zwar bey einem mehr, als bey dem andern, fähig sey. — Man kann also nicht ohne Grund menschlichen Seelen eine Spannungsfähigkeit ihrer Vorhersehungskraft als natürlich beylegen, deren wirkliche Aeusserung mit aller bekannten Erfahrung nicht übereinstimmt.

Und solche Aeusserungen eines durch nicht übernatürliche, obgleich uns völlig unbekannte Ursachen erhöheten Vorhersehungsvermögens einzelner Menschen, die diese Kraft bey allen übrigen zu allen Zeiten bis jetzt überstiegen haben, und so lange sie dieselbe übersteigen, nenne ich wahre Wunder.

Nach dieser Erklärung liegt der Grund der physischen Möglichkeit von der Existenz der Wunder in dem von uns nicht ganz zu übersehenden Laufe der Natur; und der Grund der physischen Möglichkeit von einer, aller bekannten Erfahrung nicht gemäßen Kenntniß jenes

nes Laufs der Natur, in der Spannungsfähigkeit des Vorherſehungsvermögens dieſes und jenen Menſchen.

Nun muß unſer Gegner beweiſen: es ſey phyſiſch unmöglich, daß die Geiſtes-Augen Einzelner, zwar auf eine nicht übernatürliche, aber doch für uns unerklärliche Art, ſo haben geſchärft werden können, daß ſie in dem großen Buche der Natur auch die Blätter leſen, die ſonſt niemand geleſen hat.

Ich muß hier der Aeuſſerungen des Divinationsgeiſtes, die man für Würkungen des Magnetismus ausgiebt, erwähnen, um dem Gedanken bey einigen Leſern zuvorzukommen, als wenn auch ſie Wunder zu nennen wären, beſonders da man zur Vertheidigung ihrer Möglichkeit auch darauf dringt, daß man nicht läugnen könne, die menſchliche Seele ſey fähig durch ihre verborgenen Kräfte Erſcheinungen zu bewirken, die uns unbegreiflich ſind. Aber angenommen, daß die Prophezeyungsgabe, die der Magnetismus ertheilen ſoll, keine Gaukeley ſey, welches doch in vielen Fällen wohl ſchwerlich bewieſen werden kann: ſo fehlt es auch nicht an Beyſpielen von Kranken, die in hitzigen und andern Fiebern oft ſehr richtige Gefühle von dem, was ihnen dienlich iſt, z. E. Säuren, Rheinwein, Obſt ꝛc. hatten. Auch iſt die Geſchichte nervenkranker Perſonen, (und ſolche waren es doch, an welchen das Magnetiſiren ſeine Kraft bewieſen haben ſoll,) voll von ähnlichen, ja noch viel wunderbarern Erſcheinun-

nungen. Selbſt der divinatoriſche Schlaf der Deſorganiſirten, in welchem ſie gegen Krankheiten Arzeneyen verordnen, iſt nicht neu. Schon die Griechen vor mehr als zweytauſend Jahren verſtanden die Kunſt die Kranken über ihre Krankheiten diviniren zu laſſen, und es gab nicht nur in Griechenland, ſondern auch in Italien, Aegypten und anderwärts in Menge Orakel, die vorzüglich oder eigentlich dazu beſtimmt waren, durch den divinatoriſchen Schlaf Kranke zu heilen. Der Name Orakel, oder Inkubation, klingt zwar anders als Deſorganiſation und Somnambulismus; aber was die Sache ſelbſt betrift, findet kein bedeutender Unterſchied ſtatt. *)

Geſetzt alſo, daß die noch ſo ſehr auffallenden Divinationen im magnetiſchen Schlafe keine Fratzen ſind, ſo ſind ſie doch auch keine Wunder: weil ſie der bekannten Erfahrung ſich gemäß verhalten, und durch überſpannte Einbildungskraft gewirket worden ſind, und und noch gewirket werden.

Sind aber Wunder Wirkungen eines erhöhten Vorherſehungsvermögens, waren denn (wird mir vielleicht Einer oder der Andere von denen, deren Sache ich vertheidige, einwerfen) auch die, welche von Jeſus erzählt werden, nichts anders?

In

*) S. in der Berl. Monatſchr. Sept. 87. die hiſtoriſchen Nachrichten, die Hr. Prof. Walch zu Halle von der Inkubation oder den Kuren der alten Welt durch divinatoriſchen Schlaf geſammlet hat.

In ſo ferne er ein Menſch war, wie alle Nachkommen Adams, können wir ihm keine andre zuſchreiben, denn ein Menſch kann nie die hervorbringende Urſache eines Wunders ſeyn.

Da aber Jeſus, nach dem zu urtheilen, was er von ſich ſelbſt ſagt, mehr als ein Menſch war, ſo kann er auch, als ein höheres Weſen in menſchlicher Organiſation, mehr als gewöhnliche Menſchen, nach uns unbekannten Naturgeſetzen, zu wirken fähig geweſen ſeyn. Weſſen er aber fähig war, oder welche ſeiner Thaten Wunder der Vorherſehung oder der Macht zu nennen ſeyn möchten: das läßt ſich nicht eher in jedem Falle beſtimmen, bis wir einſt das, was er eigentlich war, ganz werden ergründet haben.

Offenbar ſind indeſſen manche ſeiner Thaten Wunder der Vorherſehung geweſen, wie z. E. die Bewirkung eines reichen Fiſchzuges, und wahrſcheinlich noch viele andere mehr; ja ſie hättens zur Erreichung der Abſicht, welche Wunder haben ſollen, alle ſeyn können, indem ſie nemlich als ſolche ſchon zur Beförderung ſeiner Autorität hinlänglich waren. Wenn alſo gleich, mit Rückſicht auf Jeſus allein, Wunder Wirkungen ſind, oder doch ſeyn können, die nach aller bekannten Erfahrung von Menſchen nicht nur nicht mit Gewisheit vorhergeſehen, ſondern auch nicht hervorgebracht werden können; ſo thut man doch am beſten, daß man eine ſolche Erklärung von

Wundern feſtſetzt, die auf die meiſten, vielleicht auf alle paßt, und nach welcher ihre phyſiſche Möglichkeit den wenigſten Zweifeln unterworfen iſt.

Aber haben wir denn zuverläſſige Nachrichten von ſolchen ehemals geſchehenen Wundern? — Unſer Gegner leugnet es, indem er behaupten will, es ſey unmöglich, glaubwürdige Nachrichten davon zu haben.

„Einem einzigen Zeugen, ſagt er mit dem ſeel. Hismann, kann man ſchlechthin nicht glauben, wenn er Wunder erzählet. Aber auch, fährt er fort, die Exiſtenz von tauſend Lügnern oder Irrenden iſt noch immer unendlich wahrſcheinlicher, als die Exiſtenz eines Mirakels, ſo lange wir nicht aus Erfahrung wiſſen, daß es Wunder gebe, und auf der andern Seite nicht zweifeln können, daß die Menſchen zu allen Zeiten gelogen und geirret haben.“

„Es ſcheint daher, als ob man, ohne die Untrüglichkeit des Wundererzählers vorauszuſetzen, ſeinen Erzählungen gar keinen Glauben beymeſſen könne; weil wenn die Möglichkeit zugegeben wird, daß er habe irren können, auch alsbald die Vermuthung eintreten muß, daß er wirklich geirret habe, wenn er uns Fakta referiert, die von aller Wahrſcheinlichkeit entblößt ſind.“

„Jene Untrüglichkeit eines Erzählers aber würde ſelbſt ein Wunder, und zwar, da ſie auf Inſpiration

beruhet, ein unsichtbares Wunder seyn, welches, da es ein Objekt der äussern Sinnen seyn kann, nur von einem einzigen bezeuget werden könnte, von dem nemlich, der inspiriert zu seyn vorgiebt. Alsdann gälte Hismanns angeführter Grundsatz."

„Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß wir uns bey Vertheidigung der Thaumaturgien nothwendig in einem Zirkel herumdrehen müssen. Das erzählte Wunder können wir nur um der vorausgesetzten Untrüglichkeit des Erzählers willen — seine Untrüglichkeit aber, als eine der allgemeinen menschlichen Natur widersprechende Eigenschaft, nur um der sichtbaren Wunder willen glauben, wodurch er sich allenfalls legitimieret hätte. Diese Wunder aber würden, um für uns glaublich zu werden, wieder einer Bestätigung durch die Aussagen untrüglicher Geschichtschreiber bedürfen, und hier würde die Noth von neuem angehen."

So weit der Anonymus, oder vielmehr Hume, dem dieser Einwurf gehört!

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß Einer Wunder nicht glaubwürdig bezeugen könne, welches unter gewissen Umständen sehr wohl angehet; so brauchen doch mehrere Zeugen nicht untrüglich und inspiriert zu seyn, um Glauben zu verdienen, wenn sie dergleichen erzählen. Berichten sie an sich keine physisch unmögliche, oder läppische, ungereimte und lächerliche Dinge, so dürfen sie nur gesunde Augen und Ohren

haben, ehrliche Leute ohne Schwärmerey und im Stande ſeyn, das mit Worten auszudrücken, was ſie geſehen und gehöret haben, um als glaubwürdige Geſchichtſchreiber zu gelten. Ihres Urtheils über das, was geſchehen ſeyn ſoll, bedarf ich gar nicht, um zu entſcheiden, ob das Erzählte ein Wunder ſey, oder nicht. Und deſto beſſer für mich, daß viele Erzähler zu allen Zeiten gelogen und geirret haben; denn wenn man das nach gehöriger Prüfung zuverläſſig entdecken kann: ſo habe ich deſto gewiſſere Kennzeichen, woran ich die erkenne, welche nicht gelogen, noch geirret haben. Mir, der ich ihre Nachrichten vor mir habe, kommt es zu, wenn ich von der Authenticität derſelben überzeugt bin, zu unterſuchen, ob jene Kriterien hier Stich halten. Finde ich nun Erzählungen von Wundern, an deren Aechtheit ich eben ſo wenig zweifeln kann, als an der Authenticität andrer Schriften aus eben dem Zeitalter, und treffen die ſicherſten Merkmale der Glaubwürdigkeit einer Geſchichte an ihnen zu: ſo nehme ich ſie treuherzig an; und daran handle ich nicht blos treuherzig, ſondern wie es einem philoſophiſchen Forſcher der Geſchichte gebühret, dem hiſtoriſche Evidenz auch heilig iſt, ſo gut wie die mathematiſche und moraliſche.

Was gilt aber, könnte man einwenden, hiſtoriſche Evidenz überhaupt? Was kann ſie in Anſehung irgend einer Nachricht von Wundern gelten, wenn die Janſeniſtiſchen Wunder auf dem Grabe des Abts Paris, die

die in unſern erleuchteten Jahrhunderte, in einer der aufgeklärteſten Städte der Welt geſchahen, gerichtlich beſtätigt und ſelbſt von Feinden nicht geläugnet wurden, dennoch bey keinem denkenden Menſchen Glauben verdienen?

So ſcheinbar dieſer Einwurf iſt, ſo bald verſchwindet er doch, wenn man, bey näherer Unterſuchung der Geſchichte jener neuern Wunder zu Paris findet, daß das, was an denſelben aller bekannten Erfahrung nicht gemäs ſcheinet, alſo ſie zu wahren Wundern machen würde, nicht nur unerwieſen und des Betruges und der Schwärmerey ſehr verdächtig, ſondern auch von Zeitgenoſſen hiſtoriſch widerlegt ſey, welches nicht von allen ältern Wundern geſagt werden kann. Ueberdem iſt das Wahre an jenen Pariſiſchen Wundern ganz natürlich zu erklären, oft geſchehen, und geſchieht noch oft *).

Daß ich Wunder aus eigener Erfahrung nicht kenne, auch mich durch das Zeugnis meiner Zeitgenoſſen nicht davon überzeugen kann, macht mich in meinem Glauben an gewiſſe ehemalige Erzählung von Wundern nicht wankend, ſondern beſtärkt mich vielmehr in demſelben. Denn ſoll ich auſſerordentliche Begebenheiten als Veranſtaltung einer weiſen Vorſehung verehren, ſo

*) S. Leß Wahrheit der chriſtl. Religion und die in derſelben angeführten Originalſchriften über dieſen Gegenſtand 2 B. Anhang nach der N. Ausgabe.

müſſen ſie zur Erreichung irgend einer wichtigen Abſicht gedient haben; ſie müſſen alſo nicht nur zu einer Zeit ſich zugetragen haben, wo Wunderglaube allgemein herrſchte, und dieſer alſo jene Abſicht befördern konnte, ſondern ſie müſſen auch aufhören, ſo bald eine höhere mit jener erſtern verbundene Abſicht dadurch verhindert wird. Wunder wirken nemlich nur Glauben an religiöſe Autorität; dieſe aber muß bey denen, die deſſen fähig ſind, eigenes freyes Denken und religiöſe Aufklärung befördern, wenn man ihre Hervorbringung nicht als ein Werck von Menſchen anſehen ſoll, denen daran gelegen iſt zu herrſchen und im Trüben zu fiſchen. Ehemalige Wunder als Begebenheiten, die zu einer beſondern Abſicht von Gott in den Lauf der Natur eingewebt ſind — mußten alſo aufhören, ſo bald ihr Endzweck, Feſtſetzung einer wirkſamen religiöſen Autorität, erreicht war; weil die Fortdauer derſelben, als bloß ſinnlicher Ueberzeugungsmittel, die ſinnliche Denkungsart der Menſchen in Anſehung der Religion unterhalten, Nachdenken und Aufklärung aber verhindert hätte und verhindern würde.

Man nehme an, wir erhielten Nachricht, daß unter irgend einer nicht chriſtlichen Nation, die zur Annehmung des Chriſtenthums fähig wäre, Wunder zur Ausbreitung deſſelben geſchähen; ſo würden die jetzigen Gegner aller Wunder mit ihren Freunden und Vertheidigern ſich über die Glaubwürdigkeit einer ſolchen Nachricht

nicht herumzanken, und beyderseitige Partheyen bey ihren bisherigen Meynungen bleiben: oder man schickte auch vielleicht eine Gesandschaft von Gelehrten ab, um die Sache genauer zu untersuchen. Wenn man nun etwa Männer, wie Semler, Lavater, Pfenninger und Bahrdt dazu wählte; so würde, gesetzt daß auch die Erstern die Nachrichten gegründet fanden, doch der Letztere, wenn er consequent seyn wollte, seinen Sinnen nicht trauen, weil er alle Wunder schlechterdings für unmöglich hält; Semler würde sie zwar nicht leugnen, indessen doch fortfahren in seinen Schriften mit Recht zu behaupten, daß alle Wunder an sich die moralische und innerliche Religion nicht befördern könnten: aber was würde seine Stimme gegen den triumfirenden Ton vermögen, den Lavater und Pfenninger anstimmen und zur Beschämung der Gegner ihres Wunderglaubens überall erschallen lassen würden? Und was würde die Folge davon seyn? Wenn sich die beyden Letztern auch die Hände nicht aufessen ließen, und schwerlich möchten sie der Versuchung dazu widerstehen können; so würde doch ihr Zeugnis, das sie in Verbindung mit dem Semlerischen setzen würden, die jetzige Wundersucht noch epidemischer machen, Trägheit im Denken über die Religion, deren Inhalt die menschliche Vernunft jetzt selbst bearbeiten kann und soll, mithin auch Aberglauben und Schwärmerey noch mehr befördern.

---

geht ihr nicht den rechten Weg, ihr müßt die Wächter hereinruffen, die ihre Ankläger sind.

Stadtschreiber.

Ja, Sapperment, das ist der lustigste Weg; laßt die Wache hereinkommen --

Die Wächter kommen herein.

Ihr Herren, ich befehle euch in des Prinzen Nahmen, daß ihr diese Männer anklagen sollt.

1. Wächter.

Dieser Mann sagte, Herr, Don Juan, des Prinzen Bruder, sey ein Böswicht.

Stadtschreiber.

Schreibt, Don Juan ein Böswicht; wie? das ist ja plate Häresie, des Prinzen Bruder einen Böswicht nennen.

Borachio.

Herr Stadtschreiber --

Stadtschreiber.

Ich bitte dich, Bursche, schweig; deine Mine steht mir nicht an, das versprech ich dir.

Küster.

Was hörtet ihr sonst sagen?

2. Wächter.

Sapperment, er habe tausend Ducaten von Don Juan empfangen, weil er Fräulein Hero fälschlich angeklagt.

Stadt-

Wunder ſind alſo Begebenheiten, die nach aller bekannten Erfahrung von Menſchen nicht mit Gewißheit vorhergeſehen und vorhergeſagt werden können.

Sie ſind phyſiſch möglich, weil ſie in die uns nicht ganz bekannte Reihe der natürlichen Dinge gehören, und von Menſchen vermöge der Spannungsfähigkeit ihrer Vorherſehungskraft erkannt werden können, ob wir gleich nicht begreifen, wodurch dieſe Kraft bis zu dem Grade erhöhet wird.

Sie können durch Zeugniſſe erhärtet werden, wie alle an ſich nicht unmögliche Begebenheiten.

Denn es giebt glaubwürdige und nicht glaubwürdige Zeugniſſe. Es giebt mithin Kennzeichen der Glaubwürdigkeit; es giebt hiſtoriſche Evidenz überhaupt, und in Rückſicht auf Wunder in höchſtmöglichem Grade.

Was hiſtoriſch evident iſt, wird durch nachfolgende nicht damit übereinſtimmende Erfahrung nicht widerlegt, ſondern, was wahre Wunder betrift, eben dadurch noch mehr beſtätigt.

Die Anwendung hievon auf die Wunder, welche das N. T. erzählt, macht ſich von ſelbſt. *)

J. Chr. Weland,
Prediger zu Braunſchweig.

*) Ich behalte mir die Erlaubniß vor, dieſen Aufſatz in dem nächſten Stücke mit einigen Anmerkungen zu begleiten. D. H.

V.

V.

Gedanken

von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren.

Die Aufsätze eines mir selbst von Person unbekannten Anonymus über verschiedene philosophische und metaphysische Probleme, die zeither im T. Merkur erschienen sind, geben mir nicht nur den Anlaß, sondern machen es mir gewissermaßen zur Pflicht, meine eignen Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren, und die Gründe warum ich überzeugt bin, daß die Ausübung dieses Rechtes gerade jetzt nöthiger sey, und heilsamer werden könne als jemals, dem Publiko zu ruhiger Prüfung mitzutheilen. Ich selbst muß gestehen, daß die Gedanken des Anonymus nicht immer mit den meinigen zusammen treffen: indessen glaube ich, daß sie zu sehr nützlicher Erörterung Gelegenheit geben können und werden; *) und ich hoffe, selbst unter denen, die aus ihren eignen Speculationen — oder Erinnerungen dessen was sie andern nachzusprechen gewohnt sind, ganz andere Resultate herausbekommen, werde ihm schwerlich jemand die Gerechtigkeit versagen, einen hellen Kopf

im

*) Die vorgehende Abhandlung des Hrn. P. **Weland** ist die erste Probe hievon.

in ihm zu erkennen, der mit den exakten Wissenschaften und den Schriften der Philosophen bekannt ist, und die Gegenstände, worüber er schreibt, nicht erst seit ehegestern in genauere Erwägung gezogen hat.

Ueberhaupt würde ich es da als ein offenbares Zeichen einer traurigen Retrogradation des gesunden Menschenverstandes unter uns ansehen müssen, wenn die Freyheit, womit der Anonymus über Gegenstände, deren Untersuchung unstreitig der Vernunft zu kommt, seine Gedanken sagt, durch die Mehrheit der Stimmen für anstößig oder unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr illiberale und unphilosophische Art zu philosophiren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich bey jedem Schritte fürchten müßte, eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder junger Hircocervus für das was er ist erkannt würde: oder wenn man, bey Analysierung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meynungen, die Resultate dieser Operationen immer voraussehen, und auf einmal mit Denken einhalten müßte, sobald eines käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Consequenz ziehen könnte, daß es mit seinem Gedanken-Formular wohl nicht ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder allzumal doch nichts als Gras- und Fleischfressende Yahoos

Yahoos wären — muß ihrer Natur nach in ihren Operationen ganz frey seyn. Der Gebrauch dieser Freyheit, und das Recht, den ganzen Prozeß, wie wir im Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, gehört unter die unveräußerbaren Rechte der Menschheit. Das allgemeine Beste der Gesellschaft ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verknüpft; denn von seinem Verlust würde der Verlust aller Gewissensfreyheit und aller bürgerlichen Freyheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniß, Sclaverey und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Friedrich III. die natürliche Folge seyn. Wenn es wahr ist, daß unser Jahrhundert sich einiger beträchtlichen Vorzüge vor allen vorhergehenden rühmen kann, so haben wir sie lediglich der Freyheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewürkten Ausbreitung der Wissenschaften und des philosophischen Geistes, und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken. Manche Lobredner unsrer Zeiten mögen wohl von diesen Vorzügen zu sanguinisch denken; aber, wenn sie nicht ungleich größer, ausgebreiteter und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind, woher kommt es, als weil die Rechte der Vernunft noch bey weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und sogar da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den

Leiden-

Leidenschaften, und dem Privat-Interesse herrschender Partheyen, Stände, Orden, u. s. w. noch so starken und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederholen: Nichts was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen. Kein Monarch ist so groß und kein hoher Priester so heilig, daß er, Kraft seiner Majestät oder Heiligkeit, vor den Ohren und Augen der Welt Sottisen sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Sottisen, die er gesagt oder gethan hat, Sottisen sind. Und wenn dies wahr ist — wie doch wohl niemand unverschämt genug seyn wird leugnen zu wollen? — Warum sollten nur die unrichtigen Definitionen, nur die grundlosen Distinctionen, nur die Sophismen und Paralogismen, mit Einem Worte, nur die Sottisen der Celebren, Schriftsteller, Doctoren und Magistern, wie illuminiert, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und seraphisch die Herren auch seyn mögen, sich selbst einen Freybrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dies kann, (wenigstens so lang es noch so nöthig ist wie dermalen) nicht oft und laut genug gesagt werden: Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre Vor-

Vorſtellungen, Meynungen, Einbildungen wirkliche oder vermeynte Erfahrungen, daraus gezogene Schlüſſe, oder zu ihrer Erklärung erfundene Hypotheſen und Syſteme, ſind der Gegenſtand der ſpeculativen Philoſophie. Bis zu den Natur-Dingen ſelbſt ſind wir noch nicht gekommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Phänomenen, Ideen und Phantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuſcht; aber unſer Intereſſe iſt, ſo wenig als möglich getäuſcht zu werden: und was haben wir denn als den allgemeinen Menſchenverſtand und die reine Vernunft, was uns das Wahre, deſſen Erkenntniß uns zu unſrer Glückſeeligkeit nöthig iſt, von Irrthum und Betrug, die uns ſchädlich und verderblich ſind, deutlich und mit Gewißheit unterſcheiden lehren könnte?

Es iſt wahr, Kinder müſſen ſo lange ſie Kinder ſind durch Autorität geleitet werden: aber ſie müſſen auch unterrichtet werden, damit ſie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zufolge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat alles in ſich, was es braucht um zur Reiffe und Vollkommenheit ſeiner individuellen Naturbeſtimmung zu gelangen, und es iſt unrecht, wenn ſeine Obern es, aus eigennützigen Abſichten, an ſeiner Entwicklung hindern. — Iſt das was man Volk nennt, eine Art von moraliſchem Kinde, wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt iſt, ſo muß auch von

ihm gelten, was von allen Kindern gilt: es muß ihm keine Gelegenheit abgeſchnitten werden zu männlichem Verſtande zu gelangen.

Ich ſehe ſeit einiger Zeit nicht nur die Finſterlinge, (worunter in der That der eine oder andere dem alten Amadis von Gallien den Nahmen des ſchönen Finſterlings (beau Tenebreux) ſtreitig machen könnte) ſondern ſogar ſolche, die für ſehr illuminirte Köpfe gehalten ſeyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer ſich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finſterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen? ſo muß man ſie geſund zu machen ſuchen, und ſie werden es nach und nach ſchon ertragen lernen. Aber Mörder, Diebe, Canonen, und ihres gleichen ſcheuen das Licht — und gerade dieſe muß es, um des allgemeinen Beſtens willen, bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel verfolgen.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (träfe es auch nur eine falſche Leſeart in einem alten Autor, oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze an) hat ihren Werth: aber es giebt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menſchlichen Geſchlechts einen ſehr großen, einen entſcheidenden Einfluß haben: und dieſe ſollen und müſſen unermüdet und unerſchrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und

Wir

Wirkungen beleuchtet werden, und dem ſtärkſten Feuer der Prüfung ſo lange ausgeſezt bleiben, bis ſie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen, und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerſpruchs, den koſtbarſten und herrlichſten Schatz der Menſchheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, ſind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unſers eigenen Bewuſtſeyns gleich iſt — Andere hingegen ſind ſo beſchaffen, daß ſie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unſers Weſens, keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit entſpringt, und durch einen im Herzen aller Menſchen liegenden geheimen Wunſch, daß ſie wahr ſeyn möchten, unterſtützt wird; ein Wunſch, der ein erweisliches moraliſches Bedürfniß, ſie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben ſcheint. Dieſe Wahrheiten ſind nicht ſo wohl Gegenſtände der ſpekulativen Vernunft als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wurzel liegt ſo tief in der menſchlichen Natur, daß kein Volk des Erdbodens, wie unentwickelt und ungebildet es auch ſonſt ſeyn mag, ſofern es des menſchlichen Nahmens nur einigermaßen werth iſt, gefunden wird, bey welchem ſich nicht wenigſtens finſtre, unreife, und misgeſtaltete Phantomen und Schattenbilder dieſer Wahrheiten feſt-

geſetzt hätten, für welche ſie eine ihnen ſelbſt unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Dieſe Wahrheiten ſind — das ewige Daſeyn eines Oberſten Grundweſens von unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Geſetzen der vollkommenſten Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unſers eignen Grundweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit und ewigem Fortſchritt zu einer vollkommenern Art von Exiſtenz.

Meiner innigſten Ueberzeugung nach müſſen dieſe zwey Glaubens-Wahrheiten, in ihrer möglichſten Reinheit und Simplicität gedacht und feſt geglaubt, den wohlthätigſten Einfluß auf unſre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückſeligkeit haben. Es iſt erweislich und erwieſen, daß ſie den Menſchen, im Ganzen genommen, unentbehrlich ſind; erweislich und erwieſen, daß auch der beſte und glücklichſte Menſch, durch ihren Glauben noch beſſer, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den Eleuſiniſchen Myſterien ſagt: daß ſie uns in die Verfaſſung ſetzen, froher zu leben und mit beſſerer Hofnung zu ſterben.

Welcher dem menſchlichen Geſchlecht gehäſſige Dämon hat ſich denn von uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag ſo unſelig geſchäftig bewieſen, gerade dieſen Glauben einer göttlichen Weltregierung und eines beſſern Zuſtandes nach dieſem Leben auf alle nur erſinnliche Weiſe zu verunſtalten, zu verdun-

dunkeln, und durch Vermiſchung mit der ungereimteſten Schwärmerey dem ſcheuslichſten Aberglauben, und den menſchenfeindlichſten Wahnbegriffen und Irrlehren, das was die Stütze, der Troſt und die Hofnung der Menſchheit ſeyn ſollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mishandlung, zu einem Werkzeug der Tyrannie, des Betrugs, und der Beutelſchneiderey, ja ſogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichſam in ihren zarteſten und edelſten Theilen anfrißt, und in ein moraliſches Scheuſal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erſte Urſache alles dieſes Uebels weit auſſer uns zu ſuchen; ſie liegt uns ſehr nahe; denn, kurz — der **Dämon** ſtekt in unſrer eignen Haut! und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich iſt, die Geſchichte des Aberglaubens mit hiſtoriſcher Gewißheit zu verfolgen: ſo iſt doch nichts leichter, als die Entſtehung deſſelben unter den Umſtänden, worin uns die allgemeine Menſchengeſchichte die älteſten Völker zeigt, pſychologiſch zu begreifen. Es iſt aber hier nicht der Ort, und zu meiner dermaligen Abſicht unnöthig, mich in eine ſolche Deduction einzulaſſen.

Die älteſten Geſetzgeber, die ſich dazu berufen fühlten, noch ſehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menſchenſtämme in bürgerliche Geſellſchaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Götter im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der

Stadtſchreiber.

Platter Hochverrath, wenn jemals einer begangen worden iſt.

1. Wächter.

Und Graf Claudio habe, auf ſeine Reden hin, ſich vorgenommen, Hero vor der ganzen Verſammlung zu beſchimpfen und ſie nicht zu heurathen.

Stadtſchreiber.

O du Spizbube! Du wirſt zu immerwährender Redemtion dafür verdammt werden.

Küſter.

Was noch mehr?

2. Wächter.

Das iſt alles.

Küſter.

Und das iſt mehr, ihr Herren, als ihr läugnen könnt. Prinz Don Juan hat ſich dieſen Morgen heimlich hinweggemacht: Hero wurde auf dieſe Art angeklagt, auf eben dieſe Art heimgeſchlagen, und ſtarb darüber plözlich vor Betrübniß. Herr Conſtable, laßt dieſe Leute binden und zu Leonato führen; ich will voran gehen, und ihm ihre Examination zeigen.

Hundsloch.

Laßt ihnen die Arme zuſammenbinden.

Erden, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter, und Schutzgötter der Gegend, wo ſie wohnten. der Berge und Flüße derſelben, u. ſ. f. in den Gemüthern ſchon befeſtiget; und ſie kamen ſehr natürlich auf den Gedanken, dieſen Umſtand zu ihrem großen Vorhaben zu benutzen. Sie ſahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigſte Mittel werden könne, die rohen Menſchen, mit denen ſie es zu thun hatten, zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten alſo entweder die Götter ſelbſt zu den Urhebern ihrer Geſetze, oder ſetzten dieſe wenigſtens unter ihre nnmittelbare Garantie; ſie gaben dem Gottesdienſt eine beſtimmtere Form und größere Feyerlichkeit, ſie ſtifteten die Myſterien, und bey den Griechen wurden, z. B. Eleuſis, Olympia, und Delphi, ſchon in ſehr alten Zeiten, die Vereinigungspuncte der unzähligen kleinen Völkerſchaften, woraus ſich nach und nach der große politiſche Körper bildete, der den Jupiter, als ſeinen allgemeinen Schutzgott, und die Amphiktyonen als ſein höchſtes Nationalgerichte verehrte.

So wurden alle bürgerlichen Geſellſchaften gewiſſer maaßen auf die Religion gegründet; ſie machte einen Theil der Geſetzgebung, ein weſentliches Stück der Conſtitution, aus. Man betrachtete ſie (mit wie viel Recht oder Unrecht iſt jezt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerriſſen werden könne, ohne den

Staat

Staat ſelbſt aufzulöſen. Aber — wie war dieſe Religion beſchaffen?

So rohe und äuſſerſt ſinnliche Leute, wie man ſich die Menſchen dieſer Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, ſich bis zu dem vernunftmäßigen Begriff der höchſten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begrif der mit dem Wort Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten ſichtbare und handgreifliche Gegenſtände ihrer religioſen Verehrung. Die Götter bekamen alſo Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Prieſter. Dieſe letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günſtlinge, aus Günſtlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten ſich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erſcheinungen. Sie wurden von dieſen höheren Weſen in den Geheimniſſen der Natur und des Schickſals unterrichtet. Daher waren die Prieſter in den ältern Zeiten auch die Weiſen oder Gelehrten, die Weiſſager, und die Aerzte des Volcks, und ſind es noch jezt bey allen Völkern die nach auf den unterſten Stufen der Cultur ſtehen. Sie heilten die Krankheiten, die ſie als Wirkungen böſer Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meiſt durch übernatürliche Mittel, durch magiſche Formeln, Beräucherungen, Amulete, Talismane und dergl. Ihre Arzneykunſt war alſo gröſtentheils ein Zweig ihrer Magie und Theur-

gie. *) Dieſe letztern, mit allen ihrem Nebenzweigen, den ſämtlichen Divinationskünſten, der Aſtrologie, Geomantie, Nekromantie, Geiſterbeſchwörung, Geiſterbannung, Vertreibung der Geſpenſter, Erhebung verborgener Schätze, u. ſ. w. wurden prieſterliche Künſte, wurden mit der Religion verbunden, und durch ſie geheiligt. Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde das Künftige zu wiſſen ſind die ſchwächſte Seite der menſchlichen Natur: die Prieſter zogen zu große Vortheile von ihr, als daß ſie ſich nicht überall (mehr oder weniger nach Maasgabe der übrigen Umſtände) ein Geſchäfte daraus gemacht haben ſollten, alle dieſe einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichſt anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernſt an alle dieſe Thorheiten glaubten: aber die meiſten wußten ſehr gut was an ihren übernatürlichen Künſten war, und ihr Gewiſſen wurde gar bald harthäutig

genug

*) Magie in der weiteſten Bedeutung iſt die vorgebliche geheime Wiſſenſchaft, auf Geiſter aller Arten, und durch ſie auf die Körperwelt zu wirken; Theurgie iſt der Nahme der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes, Trismegiſtus, Zoroaſter und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft göttlicher Nahmen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geiſter, wunderbare Wirkungen hervorzubringen vorgiebt.

genug, ohne Compunction die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und immer so geneigt sind, nicht nur ihr bißchen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas übernatürliches zu sehen und zu hören hoffen. Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der Egyptischen Priester, bestand gröstentheils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die sogenannte Philosophie des Zoroaster, und überhaupt alles was man Philosophie der Morgenländer nennt, begünstigete sie ebenfalls, und war dieses Nahmens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

Als endlich die wahre Philosophie sich unter den Griechen hervorthat, nahm zwar der Aberglaube bey dem edlern Theile der Nation in der Maaße ab, wie die Aufklärung zunahm; aber da (wie gesagt) die einmal eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so mussten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Collision zu kommen, als daß diese letztern sich nicht immer im Besiz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Disposition zur Dämonen-Scheu (δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bey seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereyen, erhalten hätten.

Nach und nach entſtanden unter den Griechen die bekannten philoſophiſchen Secten und Orden. Einige derſelben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundſätze, die ſich mit der herrſchenden dämoniſtiſchen Religion ſehr gut vertrugen, Pythagoras und Plato ſogar ſolche, die obbeſagten prieſterlichen Künſten zur Grundlage dienen zu können ſchienen. Die pythagoriſche und platoniſche Philoſophie wurde alſo (ſonderlich je unreiner und trüber ſie nach und nach zu werden anfieng) von den Prieſtern immer mehr begünſtigt. Die epikuräiſche hingegen, die ſich zwar der Volksreligion im Aeuſſerlichen klüglich conformierte, aber die erklärte Gegnerin aller Arten von religioſer Betrügerey, aller Magie und Geiſterſeherey, aller neuen Orakel, aller übernatürlicher Künſte und Operationen war, blieb, ſo lange ſie dauerte, der Prieſterſchaft auſſerſt verhaßt, und wurde von ihr auch dem Volcke ſo verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur ſehr wenig ausrichten konnten.

Die merkwürdige Zeitepoche Alexanders des Groſſen, worin der größte Theil des damals bekannten Aſiens, nebſt Egypten, griechiſchen Fürſten unterworfen, und die Sprache, Künſte, Wiſſenſchaften, Religion und Sitten der Griechen über alle die Provinzen, die ehemals die perſiſche Oberherrſchaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge

der Vermiſchung, die nach und nach zwiſchen den Grie-chen und Aſiaten, Syrern, Medern, Egyptern u. ſ. w. ſtatt finden mußte, auch wegen des Einfluſſes dieſer Vermiſchung auf die Denkart und den Geiſt der Zeit, wichtig. Die Philoſophie der Griechen artete in die-ſen Ländern nach und nach aus, und verlohr ſich end-lich in der morgenländiſchen Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Philoſophie, worin die ungleichartigſten Begriffe und Meynungen zuſammenfloſſen, um alle möglichen Ausſchweifungen und Unternehmungen der Schwärmerey und des Aber-glaubens mehr als jemals zu unterſtützen.

Als die Römer das herrſchende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländiſchen Thei-len des ungeheuren Imperii Romani alles in dieſem Stande, ſondern die Römer, bey denen die Aufklä-rung durch Wiſſenſchaften ſehr ſpät angefangen und ſelbſt unter den Groſſen nur auf wenige ſich erſtrekt hatte, fanden ungemeinen Geſchmack an dem morgen-ländiſchen Aberglauben. Schon zu Auguſtus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syriſchen und Egy-ptiſchen Landſtreichern überſchwemmt, die unter dem Nahmen Egyptiſcher Prieſter, Magier, Chaldäer u. ſ. w. die Superſtition der Römer und Römerinnen auf alle mögliche Art zu beſteuern wußten. Solchergeſtalt war alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen ſeinen Theilen, (mehr oder weniger) mit Abgöt-terey und Zauberey, läppiſchen Götter- und Feenmähr-

chen-

chen, Glauben an übernatürliche Undinge, magiſche Operationen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menſchen in Thiere, Geiſtererſcheinungen, Evocation der Verſtorbenen, Glauben an Traumdeuter, Wahrſager, Orakelſprüche, und an tauſend wahnſinnige Arten die guten und böſen Geiſter ſich günſtig zu machen, zu verſöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt, kurz, die ganze Menſchenmaſſe mit magiſch-religiöſem Aberglauben und Wahnwitz angeſtekt, — als der göttliche Stifter des Chriſtenthums in Paläſtina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch ſeine Lehre und noch mehr durch ſein Beyſpiel zu predigen, und die ächte Gottesverehrung, von allem magiſchen und theurgiſchen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menſchen, und Ausübung aller moraliſchen Tugenden zurückzuführen.

Wenn man von dem Plan der Vorſehung nach dem Erfolg urtheilen darf, ſo konnte und ſollte ein ſo groſſes Werk als die Zerſtörung des Reichs der Dämonen und ihrer Prieſter, d. i. mit andern Worten, der Herrſchaft des Aberglaubens, der Abgötterey und der Magie, über die menſchlichen Gemüther, iſt, nicht ein Werk weniger Jahre, ja ſelbſt nicht weniger Jahrhunderte ſeyn. Wenigſtens beweiſet die in einem groſſen Theil ihrer Urkunden loſſen vor uns liegende Weltgeſchichte der verfloſſenen ſiebzehn Jahrhunderte, daß

dieſe

dieſe große Unternehmung zwar angefangen, aber bald wieder von denen ſelbſt, die ſich nach dem Nahmen Chriſti nannten, gehemmet worden, und durch einen fortdauernden Zuſammenfluß nachtheiliger Gegenwirkungen, bisjetzt nur auf eine ſehr unvollſtändige Art bewirckt worden iſt.

W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

VI.

Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden aus Berlin.

5.

Berlin — Jänner 1786.

Ich beſuchte vor einigen Tagen einen gewiſſen Genelli, der mir ſeiner Stickereyen wegen ſehr gerühmt wurde. Dieſer Mann ſoll von Geburt ein Italiener ſeyn. Er legte ſich anfänglich auf die Malerey, und erſt, nachdem er darin ſchon gute Fortſchritte gemacht hatte — ich weiß nicht durch welchen Zufall, aufs Stiecken, worauf er die, in jener Kunſt ſich erworbenen Kenntniſſe anwandte, und ſo einen gewiß ſeltnen Grad von Vollkommenheit erreichte. Ich ſahe Schirme, vor ein Kamin zu ſetzen, bey ihm, die Blumenſtücke

vor-

vorſtellten, an denen man nicht weniger die Kunſt, als die Mühſamkeit der Arbeit bewundern mußte. Ihre Schönheit wurde noch dadurch erhöht, daß der Glanz der Seide den natürlichen Glanz der Blumen nachahmte und die Täuſchung aufs höchſte brachte. An dem größten dieſer Schirme hat er neun Monate gearbeitet, ohne etwas anderes daneben zu verfertigen, und gleichwohl bietet er ihn für den geringen Preis von hundert Ducaten feil. Der König rufte ihn von Wien hierher und giebt ihm nun 500 Thaler Penſion, hat aber nie etwas von ſeiner Arbeit kaufen wollen: überhaupt ſcheint es der Plan des Königs geweſen zu ſeyn, dafür zu ſorgen, daß ſich von allen Arten von Induſtrie etwas in ſeiner Hauptſtadt befinde. Alle Fabriken hat er, ſo zu ſagen, mit Gewalt hierher gezogen, indem er einigen Perſonen Privilegien geſtattete, die ſie in den Stand ſetzten, ungeachtet aller nachtheiligen Umſtände, dieſe Fabriken zu unternehmen. Seinem Lande hat er dadurch eben keinen beträchtlichen Nutzen verſchaft: denn ob er ſchon die Abſicht damit haben mochte, es auf dieſe Art von andern Ländern unabhängiger zu machen: ſo ſind doch die andern Einrichtungen bekannt genug, die das verhinderten und dem Handel überhaupt ſchadeten. Auch ſind die Hauptſtädte ohnedies zur Anlegung von Fabriken unſchiklich, und die armſelige Geſtalt, in der die Fabrikanten in der hieſigen einhergehn, beſtätigt dieſes hinlänglich. Allein man kann hier doch nun wenigſtens beynahe Alles finden was man ſucht,

und

und Berlin hat in der Menge von Werkſtätten aller Art, vor vielen Orten, die gröſste Aehnlichkeit mit London und Paris. Einige ſeiner Arbeiter haben ſich auch ſchon auswärts einen verdienten Ruhm erworben und erhalten häufige Beſtellungen für die Fremde. Von dieſen muß ich Ihnen, mein Freund, beſonders die Herren Elferdt und Kleemeyer nennen, die beyde ganz vortrefliche Flötenuhren verfertigen. Dieſe Uhren ſpielen ganze Conzerte von drey verſchiedenen Sätzen, die man durch Veränderung der Walzen ohne Mühe alle Tage verändern kann; und ſie empfehlen ſich, auſſer einem ausnehmend ſchönen Ton, auch noch durch eine ſehr ſinnreiche Verzierung der äuſsern Formen, nach dem beſten Geſchmacke, und durch wirklich billige Preiſe.

Auf die Porzellanfabrik verwendete der König von jeher viel Aufmerkſamkeit; man darf aber wohl behaupten daß ſie gegenwärtig etwas abnimmt. Die Mahlerey, die man ſonſt ſo ſehr rühmte, iſt nicht mehr ſo ganz vorzüglich. Die guten Arbeiter gehen nach und nach ab, und die, die der König aus Sachſen hergezogen hatte, werden alt und thun wenig mehr. In Blumenmahlerey excelliert man hier, und wenn ich ein Service mit Guirlanden von Roſen haben wollte, ſo würd' ich mirs nirgends anders beſtellen: auch findet man die dunkelblaue Farbe an dem Berliner Porzellan von unnachahmlicher Schönheit. Der Vorrath von fertigen Sachen verdient geſehen zu werden; doch muß

ich

Küſter.

Es iſt genug, wenn ihnen nur die Hände gebunden werden

(Er geht ab.)

Conrad.

Weg, Stokfiſch.

Hundsloch.

Wie, wo iſt der Küſter? er ſoll aufſchreiben, des Prin
zen Gerichtsbeamter, ein Stokfiſch. Kommt, bindet ſie; d
nichtswürdiger Schuft!

Conrad.

Weg, ihr ſeyd ein Eſel, ihr ſeyd ein Eſel --

Hundsloch.

Wie, ſuſpectirſt du mein Amt nicht? Suſpectirſt du mei
Alter nicht? O wenn er doch hier wäre, daß er aufſchreibe
könnte, ich ſey ein Eſel! Aber, ihr Herren, erinnert eu
daß ich ein Eſel bin; wenn es ſchon nicht aufgeſchrieben i
ſo vergeßt es doch nicht, daß ich ein Eſel bin; nein, d
Rater, du biſt voller Pietät, wie durch gute Zeugſchaft
auf dich ſoll erwieſen werden; ich bin immer für einen f
nen Geſellen paßiert, und was noch mehr iſt, ich bin ein G
richtsbeamter, und was noch mehr iſt, ein haushäbig
Mann; und was noch mehr iſt, ein ſo hübſches Stük Flei
als eins in Meßina, und ein Mann der die Geſeze verſteh
geht nur, und ein Mann, der ſein Vermögen hat; ge
nur, und ein Mann, der um vieles gekommen iſt, und d
ſeine zwey Kleider und alles am Leibe ſauber hat; führt i
fort -- O! wenn es nur aufgeſchrieben wäre, daß ich e
Eſel bin! --

(Sie gehen ab.)

Fünfter

ich Ihnen gestehen, daß ich zu Dreßden und in der französischen Fabrike zu Seve, noch größere Mannigfaltigkeit angetroffen zu haben glaube. Alles was ich von Figuren hier sehe, schien mir eben nicht, in Rücksicht auf Zeichnung, bewundernswürdig: dagegen gefielen mir einige Services, mit kleinen niedlichen Rändern, die auf Bestellung gearbeitet werden waren, ganz ausserordentlich. — Sonderbar wird es Ihnen vorkommen, aber eben nicht unpolitisch, wenn ich Ihnen erzähle, daß es ein Gesetz giebt, nach welchem die Juden verbunden sind, so bald sie sich verheyrathen, eine Parthie Porzellan anzunehmen, und zwar mit der ausdrücklichen Bedingung, es ausser dem Lande zu verkaufen. In den preußischen Staaten selbst darf durchaus Nichts davon abgesetzt werden, und es kostet viel Strafe wenn es herauskommt, daß das geschehen ist. Indessen ist das für die Berliner ein Mittel wohlfeiles Porzellan zu erhalten, denn die hiesigen Juden wissen sich schon zu helfen. Der Geringste und Aermste unter ihnen muß für dreyhundert Thaler annehmen, Reichern wird nach Belieben noch mehr zuerkannt; und diese Anstalt ist um so drückender, da man ihnen nicht das giebt was sie selbst wählen, sondern Ausschuß, den die Fabrik nie würde haben verkaufen können *).

Berlin

*) Wenn ich nicht irre, so ist diese Einrichtung durch des jetzt regierenden Königs Majestät bereits aufgehoben worden.

Anmerk. des Einsenders.

Berlin hat zwey Mahler, auf die es stolz seyn kann, Bernhard Rode und Frisch, von denen aber jener diesem vorzuziehen ist. Er ist der Manier der Venezianischen Schule gefolgt, und glücklich: Zeichnung und Kolorit sind vortreflich bey ihm, seine Zusammensetzung ist meisterhaft, und die bey seinen historischen Gemählden angebrachten Allegorien verrathen eine feurige Einbildungskraft, so wie die Nebenumstände, eine genaue und gelehrte Kenntniß der Geschichte. Schon vor vielen Jahren hat er eine Folge von Gemählden verfertigt, von beynahe einerley Größe, auf denen die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Brandenburgischen Geschichte vorgestellt sind; eine Arbeit, die sehr wohl gerathen ist, und die nicht verdiente, nach so langer Zeit noch in den Zimmern des Künstlers hängen zu müssen. Er hätte schon oft einzelne Stücke davon zu sehr guten Preisen verkaufen können, aber er hat sie lieber behalten, in der Hofnung einmal die ungetrennte Sammlung anbringen zu können. Man sieht in Berlin noch verschiedne öffentliche Werke von diesem Künstler. In der Garnisonkirche befinden sich von ihm vier Stücke, die auf Befehl des Königs, zur Verewigung von so viel Generalen verfertigt werden musten; ich muß aber gestehen, daß ich diese eben nicht für seine besten halte. In der Marienkirche sieht man ein großes Altarblatt von ihm, und zwey andre Stücke über den beyden Thüren neben dem Altare, die alle drey meisterhaft gerathen sind. Nähme man in Berlin den

vortreflichen italienischen Geschmack an, die Decken der Zimmer und Säle mit Mahlerey zu verzieren, so würde die Kunst dadurch ausnehmend gewinnen und Mode würde einen Anlaß bekommen, sich noch mehr zu verewigen. Im neuen Schlosse bey Potsdam findet man einige Plafonds von ihm, und einige von Frisch.

Es hält sich gegenwärtig ein Kurländer, Namens Darbes hier auf, der ein sehr guter Portraitmahler ist; man hat Hofnung daß er vielleicht hier bleiben wird, und Berlin hätte allerdings Ursache damit zufrieden zu seyn. Der König hat weder als Kronprinz, noch seitdem er zur Regierung gekommen ist, je einem Mahler nur einen Augenblick lang gesessen, und gleichwohl findet man eine Menge Portraits von ihm, die auch größtentheils ähnlich sind. Der Ruhm, den er sich frühzeitig erwarb, erweckte bey jedermann das Verlangen, sein Bildniß zu besitzen; die Mahler benutzten daher jeden Anlaß ihn zu sehen, und seine charakteristischen Züge machten es leicht ihn zu treffen. Mir war das besonders auffallend, daß ich ein Portrait von ihm in einerley Stellung und von einerley Größe, in einer Menge Privat- und beynahe in allen öffentlichen Häusern antraf. Auf allen diesen Stücken ist er in Lebensgröße bis zu den Knien vorgestellt; er steht aufrecht, hat den Kopf ein wenig geneigt und hält den Huth zwar abgezogen, aber doch ganz dicht an denselben. Der Künstler, der sie verfertigte, nun aber tod ist, hieß Frank; er war in ihnen so glücklich

daß

daß jedermann eins haben wollte; daher findet man sie in so großer Anzahl.

Chodowiezki und Meil sind, wie bekannt, als Künstler sehr achtungswerthe Männer; man hat aber ausser dem Vergnügen sie selbst kennen zu lernen und ihre eignen Arbeiten zu sehen, noch ein besondres Interesse dabey sie zu besuchen, das nämlich: ihre schönen Sammlungen von Mahlereyen zu sehen. Sie sind bey Beyden, der Anzahl nach, eben nicht beträchtlich, bestehen aber dafür aus lauter auserlesenen Stücken. Von andern Sammlungen, die man der Kunst zu Ehren hier in Privathäusern antrift, sag' ich Ihnen nichts; sie finden sie alle in Nikolai's Beschreibung von Berlin weitläuftig angeführet. Nur einer doch muß ich erwähnen, die Sie vielleicht eben nicht für die merkwürdigste halten möchten und die doch in der That Bemerkung verdient. Ein gewisser Hauptmann Gohl, der in dem besondern Dienste des Herzogs Friedrich von Braunschweig steht und auch in seinem Pallaste wohnt, hat eine Tochter der berühmten Terbusch, gebohrne Ciciewsky geheyrathet, und ist dadurch in den Besiz einiger der ausgesuchtesten Stücke dieser wahrhaft großen Künstlerin gekommen. Man sieht bey ihm ihr Familiengemählde, auf dem sie selbst, ihr Mann und ihre Kinder vorgestellt sind; ausnehmend groß, in einer etwas dunkeln Manier, doch sind die Figuren nicht über Lebensgröße. Jupiter, der einer Nymphe als Satyr erscheint; ein Nymphenbad; beyde etwas zuroth. Ihre

Meisterstücke aber sind zwey Portraits von ihr selbst, eins in Lebensgröße, darauf sie sitzend, in einem weissen Kleide und mit einem Glase vor dem rechten Auge vorgestellt ist; das andre, etwas unter Lebensgröße, ein Kniestück, das sie mahlte, da sie noch jung war: sie sitzt vor einem Tische, auf den sie sich in einer nachlässigen Stellung neigt. Diese zwey Stücke gehören unter die, die man nicht ohne Bewundrung betrachten kann, und bey denen die Bewundrung steigt, je länger man sie betrachtet. Ein höheres Studium der Carnation ist vielleicht nicht möglich, und was man nur verlangen kann, ist hier geleistet worden. Diese Frau besaß besondre Kenntnisse in der Mischung der Farben, und selbst ihre frühesten Arbeiten haben noch nicht das Geringste gelitten.

Die Kunst hat, überhaupt genommen, noch keinen recht festen Sitz in Berlin aufgeschlagen; es ist noch nicht der Ort, von dem aus beständig gute Leute kommen können, es ist noch keine eigentliche Schule hier. Theils fehlte es bisher wirklich an Mustern, theils arbeitet man nicht genug nach festen Planen. Die Akademie der Künste könnte da freylich viel thun, aber es scheint an irgend etwas zu liegen, daß es bis jezt noch nicht geschehen ist, und man muß sich mit der Hofnung auf die Zukunft trösten. Ueberdies kann auch ein Ort, wo Künstler aus allen Fächern nicht beständige Gelegenheit haben ihre Werke anzubringen, unmöglich in allen Fächern große Männer liefern.

liefern. Bisher haben hier nur die, die mit Bauen zu thun hatten, dieſen Vortheil genoſſen, der Unterhalt für andre war nur zufällig. Der König wendet ſeit langer Zeit nichts mehr an, und der Adel iſt nicht reich genug. Wenn Künſtler ihre Werke immer nur ins Ausland ſchicken müſſen um ſie zu verkaufen, ſo können ſie zwar große Leute ſeyn, der Ort ihres Aufenthalts wird ſich aber nicht mit einiger Dauer vieler großer Leute rühmen können, ſondern, wenn er einmal welche hat, es blos für eine glückliche Epoche halten müſſen, die ſelten kommt.

Ich habe jetzt nur von Künſtlern geſprochen; es iſt alſo billig daß ich Ihnen nun auch ein Wort von den hieſigen Gelehrten ſage. Fürchten Sie indeſſen nicht, daß ich Sie lange damit aufhalten werde, da Sie ihre Werke ſelbſt kennen, und weit beſſer als ich ſie zu beurtheilen im Stande ſind. Ich thu es mehr zu meiner Rechtfertigung, um Ihnen verſichern zu können, daß ich die berühmteſten dieſer Männer Alle beſuchte, damit Sie mich nicht etwa in dem Verdacht haben mögen, als hätt' ich mich gar nicht um ſie bekümmert. Mit der Gelehrſamkeit hat es hier frevlich eine andre Bewandniß als mit der Kunſt, ob es ſchon nicht zu läugnen iſt, daß man ohne den jetzigen König auch nicht ſo viele gute Köpfe auf einmal beyſammen finden würde. Als der Edelknabe zum erſtenmale in Berlin aufgeführt worden war, hatte er der Prinzeſſin Ferdinand, die der König auſſerordentlich ſchäzt, ſo ſehr gefallen, daß ſie gegen den König von dem Stücke ſprach und es rühmte. Sogleich wird Engel an das Joachimsthalſche Gymnaſium berufen: alle andre Profeſſoren, die, dem Inſtitute gemäß, reformirter Religion ſind, ſetzen ſich gegen die Annahme eines lutheriſchen Profeſſors, der König aber verwirft ihre Einwendungen, und nöthigt ſie ihn anzunehmen. Man

kann mit allem Rechte behaupten, daß sich von der Regierung dieses großen Monarchen die glänzendste Periode in Berlin in Hinsicht auf Gelehrsamkeit angefangen hat: die besten Köpfe der Ausländer zog er in diese Hauptstadt, und ob er schon den Werth der Gelehrten seines eignen Vaterlandes selbst nicht schätzen konnte und auch nicht schätzen lernen wollte: so munterte er sie doch auf alle Art auf, vielleicht in der Absicht um aus ihnen zu machen, was er gern von ihnen haben wollte. — Ich muß bey der Gelegenheit bemerken, daß er noch in den letzten Tagen seines Lebens anfängt, den teutschen Litteratoren mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Marquis Lucchesini, der in so vielen Hinsichten verehrungswürdig ist, hat unter andern Verdiensten auch das, unsre Sprache und Litteratur mit unendlichem Fleiße studiert und dem Könige nach und nach mehr Geschmack daran beygebracht zu haben. Ich weiß ganz zuverläßig, daß dieser jetzt unsre großen Männer kennt und sie schätzt, und ganz neuerlich erst hat er Gleim, der ihn besuchte, die auffallendsten Beweise davon gegeben. — Doch um wieder auf die Berlinischen Gelehrten zurückzukommen, so haben wir vielleicht in Teutschland weiter keine Stadt, die Universitäten ausgenommen, in der Männer wie Sulzer, Spalding, Teller, Mendelssohn, Nikolai, Kamler, Dohm, Engel, Bedike, Biester, Herz, u. a. in solcher Anzahl zu Einer Zeit geglänzt hätten. Die Menge guter Köpfe spannt das Genie; ihre Bemühungen, ihre Werke und ihre Gesellschaft muntern es auf, und treiben junge Leute an, ihnen ähnlich zu werden. Wenn daher einige starben, so hörte man immer wieder von Neuen, und wenn schon verschiedne von denen, die ich eben nannte, todt und vielleicht unersetzlich sind; so ist doch Hofnung da, daß wir ihren Verlust nicht zu sehr fühlen werden.

Die

Die Akademie der Wissenschaften hab' ich zweymal besucht, das einemal während einer gewöhnlichen Sitzung, und zuletzt bey der öffentlichen, die zur Feyer des Geburtstags des Königs gehalten wurde. Sie werden schon aus politischen und gelehrten Zeitungen erfahren haben, was in der letztern vorgegangen ist, ich halte mich also nicht dabey auf. Mir war es genug die Mitglieder der Akademie zu sehen und kennen zu lernen, von denen ich nur wenige selbst besuchen mochte. Man hat es dem Könige immer vorgeworfen, daß er die Ausländer bey Vertheilung der Plätze in seiner Akademie, seinen Landsleuten vorzog und dieser Vorwurf ist gerecht gewesen, da es wirklich noch jetzt sehr würdige Männer und gute Köpfe in Berlin giebt, die nicht Akademisten sind *). Man könnte indessen den König unter andern auch damit entschuldigen, daß seine Wahl auf sehr vorzügliche Männer fiel, die durch ihre Verpflanzung nach Teutschland in den Stand gesetzt wurden auch unserm Vaterlande mit ihren Kenntnissen zu nützen, indessen teutsche Gelehrte durch andre Stellen an dasselbe gebunden und darinnen erhalten wurden. Nunmehr aber scheint ein Mangel an Ausländern einzureißen; es giebt wenig wichtige mehr unter ihnen, und wir dürften daher vielleicht die Zeit erleben, da diese Akademie nur aus Teutschen bestehen wird.

Ich muß es allerdings für einen der unangenehmsten Zufälle auf meiner Reise rechnen, daß ich Mendelssohn nicht mehr habe kennen lernen, und das Traurigste dabey ist für mich, daß ich nicht ganz Vorwurfs frey deswegen bin. Zu Anfange meines hiesigen Aufenthalts hätt' ich ihn noch sehen können, diesen würdi-

gen

*) Daß der jetzige König diesem Gebrechen abgeholfen habe, ist bekannt.

gen Mann, der sich ganz selbst bilden muste, durch unzählige Vorurtheile sich hindurch arbeitete, und seinen Geist mitten unter vielen, lästigen Geschäften zu einem Grade von Höhe brachte, um den ihn ganz Teutschland verehrt und der ihm seine besten Köpfe, als Freunden machte — damals aber verschob ich meinen Besuch, weil ich die Gewohnheit habe, in jeder Stadt mit ihren Aeusserlichen anzufangen, und kurz darauf fiel er in eine Krankheit, die sich nur zu schnell mit seinem Tode endigte. Ich konnte also nur noch den Schmerz sehen den alle Rechtschaffnen äusserten, und die Klagen hören, in die seine vertrautesten Freunde ausbrachen. Sein bestes Lob ist gewiß das, daß ihn hier in Berlin jedermann schatzt, und daß man seinen Verlust allgemein bedauert. Wo man von ihm spricht, da geschieht es mit Achtung, und Personen die sich nicht bey seinen gelehrten Verdiensten aufhalten, rühmen seine häuslichen Tugenden.

Der
Teutſche Merkur.

Februar 1788.

I.

Fortſetzung der Abhandlung von dem Gebrauch Teleologiſcher Prinzipien in der Philoſophie.

(T. Merk. Januar 1788. S. 52.)

Nach Aufhebung dieſer Sprachuneinigkeit, die öfters an einem Zwiſte mehr ſchuld iſt, als die in Prinzipien, hoffe ich nun weniger Hinderniß wider die Behauptung meiner Erklärungsart anzutreffen. Herr F. iſt darin mit mir einſtimmig, daß er wenigſtens eine erbliche Eigenthümlichkeit unter den verſchiedenen Menſchengeſtalten, nemlich die der Neger und der übrigen Menſchen, groß genug findet, um ſie nicht für bloßes Naturſpiel und Wirkung zufälliger Eindrücke zu halten, ſondern dazu urſprünglich dem Stamme einverleibte Anlagen, und ſpecifiſche Natureinrichtung fodert. Dieſe Einhelligkeit unſerer Begriffe iſt ſchon wichtig, und macht auch in Anſehung der beyderſeitigen Erklärungsprinzipien Annäherung möglich; anſtatt daß die gemeine ſeichte Vorſtellungsart alle Unterſchiede unſerer

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Vor Leonato's Haus.]

Leonato und Antonio treten auf.

Antonio.

Wenn ihr ſo fortmacht, ſo werdet ihr euch ſelbſt das Leben abkürzen; es iſt nicht weislich gehandelt, die Parthey eures Kummers ſo gegen euch ſelbſt zu nehmen.

Leonato.

Ich bitte dich, keine Räthe mehr, die ſo fruchtlos in mein Ohr fallen als Waſſer in ein Sieb; gieb mir keinen Rath, ſuche mich nicht zu tröſten; der allein iſt fähig, mir einigen Troſt zu geben, deſſen Unglük dem meinigen ähnlich iſt. Bring mir einen Vater der ſein Kind ſo liebte wie ich, deſſen Freude an demſelben auf eine ſolche Art vernichtet worden iſt, und befiehl ihm von Geduld zu reden; laß ihn meinen Schmerz nach der Gröſſe des ſeinigen meſſen, jeden Umſtand, jede beſondere Wunde, jedes einzelne Weh gegen einander halten, und ſeht ihr einen ſolchen Mann lächeln, ſich den Bart ſtreichen, hem! ruffen, wenn er ächzen ſollte, ſeinen Gram mit Sprüchwörtern überpflaſtern,

Gattung auf gleichen Fuß, nemlich den des Zufalls, zu nehmen, und ſie noch immer entſtehen und vergehen zu laſſen wie äußere Umſtände es fügen, alle Unterſuchungen dieſer Art für überflüſſig und hiemit ſelbſt die Beharrlichkeit der Species in derſelben zweckmäßigen Form für nichtig erklärt. Zwey Verſchiedenheiten unſerer Begriffe bleiben nur noch, die aber nicht ſo weit aus einander ſind, um eine nie beyzulegende Mißhelligkeit nothwendig zu machen: die erſte iſt, daß gedachte erbliche Eigenthümlichkeiten, nemlich die der Neger zum Unterſchiede von allen andern Menſchen, die einzigen ſind, welche für urſprünglich eingepflanzt gehalten zu werden verdienen ſollen; da ich hingegen noch mehrere (die der Indier und Amerikaner, zu der der Weißen hinzugezählt) zur vollſtändigen claſſifiſchen Einleitung eben ſowohl berechtigt zu ſeyn urtheile: die zweyte Abweichung, welche aber nicht ſo wohl die Beobachtung (Naturbeſchreibung) als die anzunehmende Theorie (Naturgeſchichte) betrift, iſt: daß Hr. F. zum Behuf der Erklärung dieſer Charactere zwey urſprüngliche Stämme nöthig findet; da nach meiner Meynung, (der ich ſie mit Hrn. F. gleichfalls für urſprüngliche Charactere halte) es möglich, und dabey der philoſophiſchen Erklärungsart angemeſſener iſt, ſie als Entwickelung in einem Stamme eingepflanzter zweckmäßiger erſter Anlagen anzuſehen; welches denn auch keine ſo große Zwiſtigkeit iſt, daß die Vernunft ſich nicht hierüber ebenfalls die Hand böte, wenn man

bedenkt, daß der phyſiſche erſte Urſprung organiſcher Weſen, uns beyden, und überhaupt der Menſchenvernunft unergründlich bleibt, eben ſo wohl als das halbſchlächtige Anarten in der Fortpflanzung derſelben. Da das Syſtem der gleich anfangs getrennten und in zweyerley Stämmen iſolierten, gleichwohl aber nachher in der Vermiſchung der vorher abgeſonderten, einträchtig wieder zuſammenſchmelzenden Keime, nicht die mindeſte Erleichterung für die Begreiflichkeit durch Vernunft mehr verſchaft, als das, der in einem und demſelben Stamme urſprünglich eingepflanzten verſchiedenen, ſich in der Folge zweckmäßig für die erſte allgemeine Bevölkerung entwickelnden Keime; und die letztere Hypotheſe dabey noch den Vorzug der Erſparniß verſchiedener Lokalſchöpfungen bey ſich führt: da ohnedem an Erſparniß teleologiſcher Erklärungsgründe, um ſie durch phyſiſche zu erſetzen, bey organiſirten Weſen, in dem was die Erhaltung ihrer Art angeht, gar nicht zu denken iſt, und die letztere Erklärungsart alſo der Naturforſchung keine neue Laſt auflegt, über die, welche ſie ohnedem niemals los werden kann, nämlich hierin lediglich dem Princip der Zwecke zu folgen: da auch Hr. F. eigentlich nur durch die Entdeckungen ſeines Freundes, des berühmten und philoſophiſchen Zergliederers Hrn. Sömmering, beſtimmt worden, den Unterſchied der Neger von andern Menſchen erheblicher zu finden, als es denen wohl gefallen möchte, die gern alle erbliche Charaktere ineinander vermiſchen, und

ſie als bloße zufällige Schattierungen anſehen möchten, und dieſer vortrefliche Mann, der ſich für die vollkommene Zweckmäßigkeit der Negerbildung in Betreff ihres Mutterlandes erklärt *), indeſſen daß doch in dem Knochenbau des Kopfs eine begreiflichere Angemeſſenheit mit dem Klima eben nicht abzuſehen iſt, als in der Organiſation der Haut, dieſem großen Abſonderungswerkzeuge alles deſſen, was aus dem Blute abgeführt werden ſoll, — folglich er dieſe von der ganzen übrigen ausgezeichneten Natureinrichtung derſelben (wovon die Hautbeſchaffenheit ein wichtiges Stück iſt) zu verſtehen ſcheint, und jene nur zu ihrem deutlichſten Wahrzeichen für den Anatomiker aufſtellt: ſo wird Hr. F. hoffentlich, wenn bewieſen iſt, daß es noch andere ſich eben ſo beharrlich vererbende, nach den Abſtufungen des Klima gar nicht ineinander fließende, ſon-

*) Sömmering über die körperliche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer. S. 79. „Man findet am Bau des Negers Eigenſchaften, die ihn für ſein Klima zum vollkommenſten, vielleicht zum vollkommenern Geſchöpf als der Europäer, machen.“ Der vortrefliche Mann bezweifelt (in derſelben Schrift § 44.) D. Schott's Meynung, von der zu beſſerer Herauslaſſung ſchädlicher Materien geſchickter organiſirten Haut der Negern. Allein wenn man Lind's (von den Krankheiten der Europäer ꝛc.) Nachrichten über die Schädlichkeit der durch ſumpfigte Waldungen phlogiſtiſierten Luft um den Gambiaſtrohm, welche den engliſchen Matroſen ſo geſchwinde tödtlich wird, und in der gleichwohl die Neger als in ihrem Elemente leben, damit verbindet, ſo bekommt jene Meynung doch viele Wahrſcheinlichkeit.

ſondern ſcharf abgeſchnittene Eigenthümlichkeiten, in weniger Zahl, giebt, ob ſie gleich ins Fach der Zergliederungskunſt nicht einſchlagen, — nicht abgeneigt ſeyn, ihnen einen gleichen Anſpruch auf beſondere urſprüngliche, zweckmäßig dem Stamme eingepflanzte Keime zuzugeſtehen. Ob aber der Stämme darum mehrere, oder nur Ein gemeinſchaftlicher anzunehmen nöthig ſey, darüber werden wir hoffentlich zuletzt noch wohl einig werden können.

Es würden alſo nur die Schwierigkeiten zu heben ſeyn, die Hrn. F. abhalten, meiner Meynung, nicht ſowohl in Anſehung des Princips, als vielmehr der Schwierigkeit es allen Fällen der Anwendung gehörig anzupaſſen, beyzutreten. In dem erſten Abſchnitte ſeiner Abhandlung, October 1786. S. 70, führt Hr. F. eine Farbenleiter der Haut durch, von den Bewohnern des nördlichen Europa über Spanien, Egypten, Arabien, Abyſſinien, bis zum Aequator, von da aber wieder, in umgekehrter Abſtufung, mit der Fortrückung in die temperirte ſüdliche Zone, über die Länder der Caffern und Hottentotten, (ſeiner Meynung nach) mit einer dem Klima der Länder ſo proportionirten Grundfolge des Braunen bis ins Schwarze und wiederum zurück, (wobey er, wiewohl ohne Beweis, annimmt, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonien, die ſich gegen die Spitze von Afrika gezogen, allmählig, blos durch die Würkung des Klima, in Caffern und Hottentotten verwandelt ſind) daß es ihn Wunder nimmt,

wie man noch hierüber habe wegſehen können. Man muß ſich aber billig noch mehr wundern, wie man über das beſtimmt genug, und mit Grunde allein für entſcheidend zu haltende Kennzeichen der unausbleiblichen halbſchlächtigen Zeugung, darauf hier doch alles ankommt, hat wegſehen können. Denn weder der nördlichſte Europäer in der Vermiſchung mit denen von ſpaniſchen Blute, noch der Mauritanier oder Araber (vermuthlich auch der mit ihm nahe verwandte Habeſſinier) in Vermiſchung mit Circaſſiſchen Weibern, ſind dieſem Geſetze im mindeſten unterworfen. Man hat auch nicht Urſache ihre Farbe, nachdem das, was die Sonne ihres Landes jedem Individuum der letzteren eindrückt, bey Seite geſetzt worden, für etwas anderes als die Brunette unter dem weiſſen Menſchenſchlag zu urtheilen. Was aber das Negerähnliche der Caffern, und, im mindern Grade, der Hottentotten in demſelben Welttheile betrift, welche vermuthlich den Verſuch der halbſchlächtigen Zeugung beſtehen würden: ſo iſt im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß dieſe nichts anders als Baſtarderzeugungen eines Negervolks mit denen von der älteſten Zeit her dieſe Küſte beſuchenden Arabern ſeyn mögen. Denn woher findet ſich nicht dergleichen angebliche Farbenleiter auch auf der Weſtküſte von Afrika, wo vielmehr die Natur vom brunetten Araber oder Mauritanier zu den ſchwärzeſten Negern am Senegal einen plötzlichen Sprung macht, ohne vorher die Mittelſtraße der Caffern durchgegangen zu ſeyn? Hiemit fällt auch

der

der Seite 74 vorgeschlagene und zum voraus entschie, dene Probeversuch weg, der die Verwerflichkeit meines Princips beweisen soll, nämlich, daß der schwarzbraune Habessinier, mit einer Casserin vermischt, der Farbe nach keinen Mittelschlag geben würde, weil beyder Farbe einerley, nämlich schwarzbraun ist. Denn nimmt Hr. F. an: daß die braune Farbe des Habessiniers, in der Tiefe, wie sie die Cassern haben, ihm angebohren sey, und zwar so, daß sie in vermischter Zeugung mit einer Weissen nothwendig eine Mittelfarbe geben müs ste: so würde der Versuch freylich so ausschlagen, wie Hr. F. will; er würde aber auch nichts gegen mich beweisen, weil die Verschiedenheit der Racen doch nicht nach dem beurtheilt wird, was an ihnen einerley, sondern was an ihnen verschieden ist. Man würde nur sagen können, daß es auch tiefbraune Racen gäbe, die sich vom Neger oder seinem Abstamme in andern Merkmalen (zum Beyspiel, dem Knochenbau) unterscheiden; denn in Ansehung deren allein würde die Zeugung einen Blendling geben, und meine Farbenliste würde nur um Eine vermehrt werden. Ist aber die tiefe Farbe, die der in seinem Lande erwachsene Habessinier an sich trägt, nicht angeerbt, sondern nur, etwa wie die eines Spaniers, der in demselben Lande von klein auf erzogen wäre: so würde seine Natur-Farbe ohne Zweifel mit der der Cassern einen Mittelschlag der Zeugung geben, der aber, weil der zufällige Anstrich durch die Sonne hinzukommt, verdeckt werden und ein gleichar-

tiger Schlag (der Farbe nach) zu seyn scheinen würde. Also beweiset dieser projectierte Versuch nichts wider die Tauglichkeit der nothwendig erblichen Hautfarbe zu einer Racenunterscheidung, sondern nur die Schwierigkeit, dieselbe, so fern sie angebohren ist, an Orten richtig bestimmen zu können, wo die Sonne sie noch mit zufälliger Schminke überdekt, und bestätigt die Rechtmäßigkeit meiner Foderung, Zeugungen von denselben Eltern im Auslande zu diesem Behuf vorzuziehen.

Von den lehteren haben wir nun ein entscheidendes Beyspiel an der indischen Hautfarbe eines seit einigen Jahrhunderten in unsern nordischen Ländern sich fortpflanzenden Völkchens, nämlich den Zigeunern. Daß sie ein indisches Volk sind, beweiset ihre Sprache, unabhängig von ihrer Hautfarbe. Aber diese zu erhalten ist die Natur so hartnäckig geblieben, daß, ob man zwar ihre Anwesenheit in Europa bis auf zwölf Generationen zurück verfolgen kann, sie noch immer so vollständig zum Vorschein kommt, daß, wenn sie in Indien aufwüchsen, zwischen ihnen und den dortigen Landeseingebohrnen, allem Vermuthen nach, gar kein Unterschied angetroffen werden würde. Hier nun noch zu sagen, daß man noch 12 mal 12 Generationen erwarten müsse, bis die nordische Luft ihre unerbende Farbe völlig ausgebleicht haben würde, hieße den Nachforscher mit dilatorischen Antworten hinhalten, und Ausflüchte suchen. Ihre Farbe aber für bloße Varietät ausgeben,

wir

wie die des brünetten Spaniers gegen den Dänen, heißt das Gepräge der Natur bezweifeln. Denn sie zeugen mit unseren alten Eingebohrnen unausbleiblich halbschlächtige Kinder, welchem Gesetze die Race der Weissen in Ansehung keiner einzigen ihrer characteristischen Varietäten unterworfen ist.

Aber Seite 155—156 tritt das wichtigste Gegenargument auf, wodurch, im Falle wo es gegründet wäre, bewiesen werden würde, daß, wenn man mir auch meine ursprünglichen Anlagen einräumte, die Angemessenheit der Menschen zu ihren Mutterländern, bey ihrer Verbreitung über die Erdfläche damit doch nicht bestehen könne. Es ließe sich, sagt Hr. F., allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menschen, deren Anlage sich für dieses oder jenes Klima paßt, da oder dort durch eine weise Fügung der Vorsehung gebohren würden: aber, fährt er fort, wie ist denn eben diese Vorsehung so kurzsichtig geworden, nicht auf eine zweyte Verpflanzung zu denken, wo jener Keim, der nur für Ein Clima taugte, ganz zwecklos geworden wäre.

Was den ersten Punct betrift, so erinnere man sich, daß ich jene erste Anlagen nicht als unter verschiedene Menschen vertheilt, — denn sonst wären es so viel verschiedene Stämme geworden, — sondern im ersten Menschenpaare als vereinigt angenommen hatte; und so paßten ihre Abkömmlinge, an denen noch die ganze ursprüngliche Anlage für alle künftige Abartungen

ungeſchieden iſt, zu allen Klimaten, (in Potentia) nämlich ſo, daß ſich derjenige Keim, der ſie demjenigen Erdſtriche, in welchen ſie oder ihre frühe Nachkommen gerathen würden, angemeſſen machen würde, das ſelbſt entwickeln könnte. Alſo bedurfte es nicht einer beſonderen weiſen Fügung, ſie in ſolche Oerter zu bringen, wo ihre Anlagen paßeten; ſondern, wo ſie zufälliger Weiſe hinkamen und lange Zeit ihre Generation fortſezten, da entwickelte ſich der für dieſe Erdgegend in ihrer Organiſation befindliche, ſie einem ſolchen Clima angemeſſen machende Keim. — Die Entwickelung der Anlagen richtete ſich nach den Oertern, und nicht, wie es Hr. F. miſsverſteht, muſten etwa die Oerter nach den ſchon entwickelten Anlagen ausgeſucht werden. Dieſes alles verſteht ſich aber nur von der älteſten Zeit, welche lange gnug (zur allmäligen Erdbevölkerung) gewähret haben mag, um allererſt einem Volke, das eine bleibende Stelle hatte, die zur Entwickelung ſeiner derſelben angemeſſenen Anlagen erforderliche Einflüſſe des Klima und Bodens zu verſchaffen. Aber nun, fährt er fort, wie iſt nun derſelbe Verſtand, der hier ſo richtig ausrechnete, welche Länder und welche Keime zuſammen treffen ſollten, (ſie muſten, nach dem Vorigen, immer zuſammentreffen, wenn man auch will daß ſie nicht ein Verſtand, ſondern nur dieſelbe Natur, die die Organiſation der Thiere ſo durchgängig zweckmäßig innerlich eingerichtet hatte, auch für ihre Erhaltung eben ſo ſorgfältig ausgerüſtet habe) auf einmal

mal ſo kurzſichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweyten Verpflanzung vorausgeſehen? Dadurch wird ja die angebohrne Eigenthümlichkeit, die nur für Ein Klima taugt, gänzlich zwekloß u. ſ. w.

Was nun dieſen zweyten Punct des Einwurfs betrift, ſo räume ich ein, daß jener Verſtand, oder wenn man lieber will, jene von ſelbſt zwekmäßig wirkende Natur, nach ſchon entwikelten Keimen, auf Verpflanzung in der Thät gar nicht Rükſicht getragen habe, ohne doch deshalb der Unweisheit und Kurzſichtigkeit beſchuldigt werden zu dürfen. Sie hat vielmehr, durch ihre veranſtaltete Angemeſſenheit zum Klima, die Verwechslung deſſelben, vornemlich des warmen mit dem kältern, verhindert. Denn eben dieſe übele Anpaſſung des neuen Himmelsſtrichs zu dem ſchon angearteten Naturel der Bewohner des alten, hält ſie von ſelbſt davon ab. Und wo haben Indier oder Neger ſich in nordlichen Gegenden auszubreiten geſucht? — Die aber dahin vertrieben ſind, haben in ihrer Nachkommenſchaft, (wie die creoliſchen Neger oder Indier, unter dem Nahmen der Zigeuner) niemals einen zu anſäßigen Landbauern oder Handarbeitern tauglichen Schlag abgeben wollen *).

Aber

*) Die leztere Bemerkung wird hier nicht als beweiſend angeführt, iſt aber doch nicht unerheblich. In Hrn. Sprengels Beyträgen 5tem Theile S. 286 - 287. führt ein ſachkundiger Mann gegen Ramſays Wunſch, alle Negerſclaven als freye Arbeiter zu brauchen, an: daß unter den vielen tauſend freygelaſſenen Ne-

und sein Unglük bey nächtlichen Gelachen berauschen; s
bringt ihn zu mir, und von ihm will ich Geduld lernen.
Aber es giebt keinen solchen Mann; die Leute, Bruder,
haben gut rathen und trösten, wenn sie den Schmerz nich
selbst fühlen, der uns ängstigt; aber sobald sie selbst in un
sern Fall kommen, so verwandelt sich ihre Weisheit in Lei
denschaft; diese Weisheit, die vorher die starke Raserey mit
einem seidnen Faden fesseln, den Schmerz mit Lust, und
Todesqualen mit Worten bezaubern wollte. Nein, nein;
dem Unglüklichen, der unter der Last seines Elends sich
krümmt, Geduld zusprechen, das kan jedermann; aber so
weit erstrekt sich keines Menschen Tugend noch Weisheit, so
moralisch zu seyn, wenn er selbst das gleiche leidet; gebt
mir also keinen Rath; meine Schmerzen schreyen lauter als
eure Vorstellungen.

Antonio.

Der Unterschied zwischen einem Mann und einem Kind
ist also in diesem Stük nicht sehr groß.

Leonato.

Ich bitte dich, laß mich; ich verlange nicht mehr als
Fleisch und Blut zu seyn; es war noch nie kein Philosoph,
der das Zahnweh geduldig gelidten hätte; ob sie gleich die
Sprache der Götter reden, und so gleichgültig vom Zufall
und Schmerz zu schwazen wissen.

Antonio.

Wenigstens kehret doch nicht allen euern Gram gegen
euch

Aber eben das, was Hr. F. für eine unüberwindliche Schwierigkeit gegen mein Princip hält, wirft in einer gewiſſen Anwendung das vortheilhafteſte Licht auf

Negern, die man in Amerika und in England antrift, er kein Beyſpiel kenne, daß irgend einer ein Geſchäfte treibe, was man eigentlich **Arbeit** nennen kann, vielmehr, daß ſie ein leichtes Handwerk, welches ſie vormals als Sclaven zu treiben gezwungen waren, alsbald aufgeben, wenn ſie in Freyheit kommen, um dafür Häfer, elende Gaſtwirthe, Livereh-Bediente auf den Fiſchzug oder Jagd ausgehende, mit einem Worte Umtreiber zu werden. Eben das findet man auch an den Zigeunern unter uns. Derſelbe Verfaſſer bemerkt hiebey: daß nicht etwa das nordliche Klima ſie zur Arbeit ungeneigt mache; denn ſie halten, wenn ſie hinter dem Wagen ihrer Herrſchaften, oder in den kalten Winternächten in den kalten Eingängen der Theater (in England) warten müſſen, doch lieber aus, als beym Dreſchen, Graben, Kaſten tragen, u. ſ. w. Sollte man hieraus nicht ſchließen: daß es, auſſer dem **Vermögen** zu Arbeiten, noch einen unmittelbaren, von aller Anleitung unabhängigen Trieb zur Thätigkeit (vornemlich der anhaltenden, die man Emſigkeit nennt) gebe, der mit gewiſſen Naturanlagen beſonders verwebt iſt, und daß Indier ſowohl als Neger nicht mehr von dieſem Antriebe in andere Klimaten mitbringen und vererben, als ſie für ihre Erhaltung in ihrem alten Mutterlande bedurften und von der Natur empfangen hatten, und daß dieſe innere Anlage eben ſo wenig erlöſche, als die äuſſerlich ſichtbare. Die weit mindern Bedürfniſſe aber in jenen Ländern, und die wenig Mühe, die es erfordert, ſich auch nur dieſe zu verſchaffen, erfordern keine gröſſern Anlagen zur Thätigkeit. — Hier will ich noch etwas aus **Marsdens** gründlicher Beſchreibung von Sumatra (S. Sprengels Beyträge 6ter Theil

. E.

auf dieſelbe, und löſet Schwierigkeiten, wider die keine andere Theorie etwas vermag. Ich nehme an, daß viele Generationen, von der Zeit des Anfangs der Menſchengattung, über die allmählige Entwickelung der zur völligen Anartung an ein Klima in ihr befindlichen Anlagen erforderlich geweſen, und daß darüber die, groſſentheils durch gewaltſame Natur-Revolutionen erzwungene, Verbreitung derſelben über den beträchtlichſten Theil der Erde, nur mit kümmerlicher Vermehrung der Art hat geſchehen können. Wenn nun auch durch dieſe Urſachen ein Völkchen der alten Welt aus ſüdlichern Gegenden in

S. 198. 199.) anführen. „Die Farbe ihrer (der Rejangs) Haut iſt gewöhnlich **gelb**, ohne die Beymiſchung von Roth, welche die Kupferfarbe hervorbringt. Sie ſind beynahe durchgängig etwas heller von Farbe als die Meſtizen in andern Gegenden von Indien. Die weiſſe Farbe der Einwohner von Sumatra, **in Vergleichung mit andern Völkern eben des Himmelsſtrichs**, iſt meines Erachtens ein ſtarker Beweis, daß die Farbe der Haut keineswegs unmittelbar von dem Klima abhängt. (Eben das ſagt er von dort gebohrnen Kindern der Europäer und Negern in der zweyten Generation, und vermuthet, daß die dunklere Farbe der Europäer, die ſich hier lange aufgehalten haben, eine Folge der vielen Gallenkrankheiten ſey, denen dort alle ausgeſetzt ſind.) Hier muß ich noch bemerken, daß die Hände der Eingebohrnen und Meſtizen, unerachtet des heiſſen Klima, gewöhnlich kalt ſind (ein wichtiger Umſtand, der Anzeige giebt, daß die eigenthümliche Hautbeſchaffenheit von keinen oberflächlichen äuſſeren Urſachen herrühren müſſe.“)

zu die nordlichern getrieben worden: so muß die Anartung, — die, um den vorigen angemessen zu werden, vielleicht noch nicht vollendet war, — allmählig in Stillstand gesetzt, dagegen einer entgegengesetzten Entwickelung der Anlagen, nämlich für das nordliche Klima, Platz gemacht haben. Setzet nun, dieser Menschenschlag hätte sich nordostwärts immer weiter bis in Amerika herübergezogen — eine Meynung, die geständlich die größte Wahrscheinlichkeit hat, — so wären ehe er sich in diesem Welttheile wiederum beträchtlich nach Süden verbreiten konnte, seine Naturanlagen schon so weit entwickelt worden als es möglich ist, und diese Entwickelung, nun als vollendet, müßte alle fernere Anartung an ein neues Klima unmöglich gemacht haben. Nun wäre also eine Race gegründet, die bey ihrem Fortrücken nach Süden für alle Klimaten immer einerley, in der That also, keinem gehörig angemessen ist, weil die südliche Anartung vor ihrem Ausgange in der Hälfte ihrer Entwickelung unterbrochen, durch die ans nordliche Klima abgewechselt, und so der beharrliche Zustand dieses Menschenhaufens gegründet worden. In der That versichert Don Ulloa (ein vorzüglich wichtiger Zeuge, der die Einwohner von Amerika in beyden Hemisphären kannte) die characteristische Gestalt der Bewohner dieses Welttheils durchgängig sehr ähnlich befunden zu haben. Was die Farbe betrift, so beschreibt sie einer der neuern Seereisenden, dessen Namen ich jetzt nicht mit Sicherheit nennen kann, wie Eisenrost mit Oehl vermischt.

miſcht. Daß aber ihr Naturel zu keiner völligen Angemeſſenheit mit irgend einem Klima gelangt iſt, läſt ſich auch daraus abnehmen, daß ſchwerlich ein anderer Grund angegeben werden kan, warum dieſe Race, zu ſchwach für ſchwere Arbeit, zu gleichgültig für emſige, und unfähig zu aller Cultur, (wozu ſich doch in der Nähe Beyſpiel und Aufmunterung genug findet) noch tief unter dem Neger ſelbſt ſteht, welcher doch die niedrigſte unter allen übrigen Stufen einnimmt, die wir als Racenverſchiedenheiten genannt haben.

Nun halte man alle andere mögliche Hypotheſen an dies Phänomen. Wenn man nicht die von Hrn. F. ſchon in Vorſchlag gebrachte beſondere Schöpfung des Negers, mit einer zweyten, nämlich des Amerikaners, vermehren will, ſo bleibt keine andere Antwort übrig, als daß Amerika zu kalt, oder zu neu ſey, um die Abartung der Neger oder gelben Indier jemals hervorzubringen, oder in ſo kurzer Zeit, als es bevölkert iſt, ſchon hervorgebracht zu haben. Die erſte Behauptung iſt, was das heiſſe Klima dieſes Welttheils betrift, jetzt genugſam wiederlegt; und, was die zweyte betrift, daß nämlich, wenn man nur noch einige Jahrtauſende zu warten Gedult hätte, ſich die Neger (wenigſtens der erblichen Hautfarbe nach) wohl dereinſt hier auch durch den allmäligen Sonneneinfluß hervorfinden würden: ſo müßte man erſt gewiß ſeyn, daß Sonne und Luft ſolche Einpfropfungen verrichten können,

nen,

nen, um ſich durch einen ſo ins weite geſtellten, immer nach Belieben weiter hinaus zu rükenden, blos vermuthеten Erfolg, nur gegen Einwürfe zu vertheidigen; wie viel weniger kann, da jenes ſelbſt noch gar ſehr bezweifelt wird, eine bloß beliebige Vermuthung den Thatſachen entgegen geſtellt werden?

Eine wichtige Beſtätigung der Ableitung der unausbleiblich erblichen Verſchiedenheiten durch Entwikelung urſprünglich und zwekmäßig in einem Menſchenſtamme für die Erhaltung der Art zuſammenbefindlicher Anlagen, iſt: daß die daraus entwickelten Racen nicht ſporadiſch (in allen Welttheilen, in einerley Klima, auf gleiche Art) verbreitet, ſondern cyclaſdiſch in vereiniaten Haufen, die ſich innerhalb der Grenzlinie eines Landes, worin jede derſelben ſich hat bilden können, vertheilt, angetroffen werden. So iſt die reine Abſtammung der Gelbfarbigen innerhalb den Grenzen von Hindoſtan eingeſchloſſen, und das nicht weit davon entfernte Arabien, welches großen Theils gleichen Himmelsſtrich einnimmt, enthält nichts davon; beyde aber enthalten keine Neger, die nur in Afrika, zwiſchen dem Senegal und Capo Negro (und ſo weiter im Inwendigen dieſes Welttheils) zu finden ſind; indeſſen das ganze Amerika weder die einen noch die andern, ja gar keinen Racencharakter der alten Welt (die Eskimos ausgenommen, die nach verſchiedenen ſo wohl von ihrer Geſtalt, als ſelbſt ihrem Talent

her-

hergenommenen Charakteren, spätere Ankömmlinge aus einem der alten Welttheile zu seyn scheinen). Jede dieser Racen ist gleichsam isoliert, und da sie bey dem gleichen Klima doch von einander, und zwar durch einen dem Zeugungsvermögen einer jeden derselben unabtrennlich anhängenden Charakter sich unterscheiden: so machen sie die Meynung von dem Ursprunge des letzteren aus der Wirkung des Klima sehr unwahrscheinlich, bestätigen dagegen die Vermuthung einer zwar durchgängigen Zeugungsverwandschaft durch Einheit der Abstammung, aber zugleich die, von einer in ihnen selbst, nicht blos im Klima, liegenden Ursache des classifischen Unterschiedes derselben, welcher lange Zeit erfordert haben muß, um seine Wirkung, angemessen dem Orte der Fortpflanzung, zu thun, und nachdem diese einmal zu Stande gekommen, durch keine Versetzungen neue Abartungen mehr möglich werden läßt, welche denn für nichts anders, als eine sich allmählig zweckmäßig entwickelnde, in den Stamm gelegte, auf eine gewisse Zahl nach den Hauptverschiedenheiten der Lufteinflüsse eingeschränkte, ursprüngliche Anlage gehalten werden kann. Diesem Beweisgrunde scheint die in den zu Südasien und so weiter ostwärts zum stillen Ocean gehörigen Inseln zerstreute Race der Papuas, welche ich, mit Capt. Forreſter, Cassern genannt habe (weil er vermuthlich theils in der Hautfarbe, theils in dem Kopf- und Barthaare, welche sie, der Eigenschaft der Neger zuwider, zu ansehnlichem

Umfange auskämmen können, Urſache gefunden, ſie nicht Neger zu nennen) Abbruch zu thun. Aber die daneben anzutreffende wunderſame Zerſtreuung noch anderer Racen, nämlich der Haraforas und gewiſſer mehr dem reinen indiſchen Stamme ähnlicher Menſchen, macht es wieder gut, weil es auch den Beweis für die Wirkung des Klima auf ihre Erbeigenſchaft ſchwächt, indem dieſe in einem und demſelben Himmelsſtriche doch ſo ungleichartig ausfällt. Daher man auch mit gutem Grunde ſie nicht für Aborigenes, ſondern, durch wer weiß welche Urſache, (vielleicht eine mächtige Erd-Revolution, die von Weſten nach Oſten gewirckt haben muß) aus ihren Sitzen vertriebene Fremdlinge, (jene Papuas etwa aus Madagaſcar) zu halten wahrſcheinlich findet. Mit den Einwohnern von Frevilleiland, von denen ich Carterets Nachricht aus dem Gedächtniſſe (vielleicht unrichtig) anführete, mag es alſo beſchaffen ſeyn wie es wolle, ſo wird man die Beweisthümer der Entwickelung der Racenunterſchiede in dem vermuthlichen Wohnſitze ihres Stammes auf dem Continent, und nicht auf den Inſeln, die allem Anſehen nach allererſt nach längſt vollendeter Wirkung der Natur bevölkert worden, zu ſuchen haben.

Soviel zu Vertheidigung meines Begriffs von der Ableitung der erblichen Mannigfaltigkeit organiſcher Geſchöpfe einer und derſelben Naturgattung (species naturalis, ſo fern ſie durch ihr Zeugungsvermögen in

Ver-

Verbindung ſtehen und von Einem Stamme entſproſſen ſeyn*) können) zum Unterſchiede von der Schulgattung (ſpecies artificialis, ſo fern ſie unter einem gemeinſchaftlichen Merkmale der bloßen Vergleichung ſtehen) davon die erſtere zur Naturgeſchichte, die zweyte zur Naturbeſchreibung gehört. Jetzt noch etwas über das eigne Syſtem des Hrn. F. von dem Urſprunge deſſelben. Darin ſind wir beyde einig, daß alles in einer Naturwiſſenſchaft natürlich müſſe erklärt werden, weil es ſonſt zu dieſer Wiſſenſchaft nicht gehören würde. Dieſem Grundſatze bin ich ſo ſorgfältig gefolgt, daß

*) Zu einem und demſelben Stamme zu gehören bedeutet nicht ſo fort von einem einzelnen urſprünglichen **Paare** erzeugt zu ſeyn; es will nur ſoviel ſagen: die Mannigfaltigkeiten, die jetzt in einer gewiſſen Thiergattung anzutreffen ſind, dürfen darum nicht als ſo viel urſprüngliche Verſchiedenheiten angeſehen werden. Wenn nun der erſte Menſchenſtamm aus noch ſo viel Perſonen (beyderley Geſchlechts), die aber alle gleichartig waren, beſtand, ſo kann ich eben ſo gut die jetzigen Menſchen von einem einzigen Paare, als von vielen derſelben ableiten. Hr. F. hält mich im Verdacht, daß ich das letztere, als ein Faktum und zwar zufolge einer Autorität, behaupten wolle; allein es iſt nur die Idee, die ganz natürlich aus der Theorie folgt. Was aber die Schwierigkeit betrift, daß, wegen der reiſſenden Thiere, das menſchliche Geſchlecht mit ſeinem Anfange von einem einzigen Paare ſchlecht geſichert geweſen ſeyn würde, ſo kann ihm dieſe keine ſonderliche Mühe machen. Denn ſeine allgebährende Erde durfte dieſelbe nur ſpäter als die Menſchen hervorgebracht haben.

auch ein ſcharfſinniger Mann, (Hr. O. C. R. Büſching in der Recenſion meiner obgedachten Schrift) wegen der Ausdrücke von Abſichten, von Weisheit und Vorſorge ꝛc. der Natur, mich zu einem Naturaliſten, doch mit dem Beyſatze von eigner Art, macht, weil ich in Verhandlungen, welche die bloße Naturkenntniſſe und, wie weit dieſe reichen, angehen, (wo es ganz ſchicklich iſt, ſich teleologiſch auszudrücken), es nicht rathſam finde eine theologiſche Sprache zu führen; um jeder Erkenntnißart ihre Grenzen ganz ſorgfältig zu bezeichnen.

Allein ebenderſelbe Grundſatz, daß alles in der Naturwiſſenſchaft natürlich erklärt werden müſſe, bezeichnet zugleich die Grenzen derſelben. Denn man iſt zu ihrer äuſſerſten Grenze gelangt, wenn man den letzten unter allen Erklärungsgründen braucht, der noch durch Erfahrung bewährt werden kann. Wo dieſe aufhören, und man mit ſelbſt erdachten Kräften der Materie, nach unerhörten und keiner Belege fähigen Geſetzen, es anfangen muß, da iſt man ſchon über die Naturwiſſenſchaft hinaus, ob man gleich noch immer Naturdinge als Urſachen nennt, zugleich aber ihnen Kräfte beylegt, deren Exiſtenz durch nichts bewieſen, ja ſogar ihre Möglichkeit mit der Vernunft ſchwerlich vereinigt werden kann. Weil der Begrif eines organiſirten Weſens es ſchon bey ſich führt, daß es eine Materie ſey, in der Alles wechſelſeitig als Zweck und Mittel auf einander in Beziehung ſteht, und dies ſogar nur als

Sy-

Syſtem von Endurſachen gedacht werden kann, mithin die Möglichkeit deſſelben nur eine teleologiſche, keineswe-ges aber phyſiſch-mechaniſche Erklärungsart, wenig-ſtens der menſchlichen Vernunft, übrig läßt: ſo kann in der Phyſik nicht nachgefragt werden, woher denn alle Organiſirung ſelbſt urſprünglich herkomme? Die Beantwortung dieſer Frage würde, wenn ſie überhaupt für uns zugänglich iſt, offenbar auſſer der Naturwiſſen-ſchaft in der Metaphyſik liegen. Ich meinerſeits leite alle Organiſation von organiſchen Weſen (durch Zeu-gung) ab, und ſpätere Formen (dieſer Art Naturdin-ge), nach Geſetzen der allmähligen Entwickelung von urſprünglichen Anlagen (dergleichen ſich bey den Ver-pflanzungen der Gewächſe häufig antreffen laſſen), die in der Organiſation ihres Stammes anzutreffen waren. Wie dieſer Stamm ſelbſt entſtanden ſey, dieſe Aufga-be liegt gänzlich über die Grenzen aller dem Menſchen möglichen Phyſik hinaus, innerhalb denen ich doch glaubte mich halten zu müſſen.

Ich fürchte daher für Hrn. K. Syſtem nichts von einem Ketzergerichte, (denn das würde ſich hier eben ſo wohl eine Gerichtsbarkeit auſſer ſeinem Gebiethe an-maßen) auch ſtimme ich erforderlichen Falles auf eine philoſophiſche Jury (S. 166.) von bloßen Naturfor-ſchern, und glaube doch kaum, daß ihr Ausſpruch für ihn günſtig ausfallen dürfte. „Die kreiſſende Erde, (S. 80.) welche Thiere und Pflanzen ohne Zeugung von

euch ſelbſt, und laſt auch diejenigen ihren Antheil leiden, die euch ſo beleidiget haben.

Zweyte Scene.

Don Pedro und Claudio kommen auf die Scene.

Antonio.

Hier kommt der Prinz und Claudio, in groſſer Eil wie es ſcheint.

Pedro.

Guten Tag, guten Tag.

Claudio.

Guten Tag, meine Herren.

Leonato.

Ein Wort, meine Herren --

Pedro.

Wir haben zu thun, Leonato --

Leonato.

Zu thun, Gnädigſter Herr? Nun gut, ſo lebt wohl. Habt ihr nun ſo viel zu thun? Gut, es iſt all eins.

Pedro.

Nein, fange keine Händel mit uns an, guter alter Mann.

ihres gleichen, aus ihrem weichen, vom Meeres-schlamme befruchteten Mutterschooße, entspringen ließ, die darauf gegründete Localzeugungen organischer Gattungen, da Afrika seine Menschen (die Neger), Asien die seinige (alle übrige), (S. 158) hervorbrachte, die davon abgeleitete Verwandschaft Aller in einer unmerklichen Abstufung vom Menschen zum Wallfische (S. 77.) und so weiter hinab (vermuthlich bis zu Moosen und Flechten, nicht blos im Vergleichungssystem, sondern im Erziehungssystem aus gemeinschaftlichen Stamme) gehenden Naturkette*) organischer Wesen" — Diese würden zwar nicht machen, daß der Naturforscher davor, als vor einem Ungeheuer (S. 75), zurückbebte, (denn es ist ein Spiel, womit sich wohl mancher irgend einmal unterhalten hat, das er aber, weil damit nichts ausgerichtet wird, wieder aufgab), er würde aber doch davon durch die Betrachtung zurückgescheucht werden, daß er sich hiedurch unvermerkt von dem fruchtbaren Boden der Naturforschung in die Wüste der Metaphysik verirre. Zudem kenne ich noch eine eben nicht (S. 75.) unmännliche Furcht, nämlich vor allem

*) Ueber diese, vornehmlich durch Bonnet sehr beliebt gewordene Idee verdient des Hrn. Prof. Blumenbach Erinnerung (Handbuch der Naturgeschichte 1779 Vorrede § 7.) gelesen zu werden. Dieser einsehende Mann legt auch den Bildungstrieb, durch den er so viel Licht in die Lehre der Zeugungen gebracht hat, nicht der unorganischen Materie, sondern nur den Gliedern organisirter Wesen bey.

allem zurückzubeben, was die Vernunft von ihren ersten Grundsätzen abspannt, und ihr es erlaubt macht, in grenzlosen Einbildungen herumzuschweifen. Vielleicht hat Hr. F. auch hiedurch nur irgend einem Hypermetaphysiker (denn dergleichen giebts auch, die nämlich die Elementarbegriffe nicht kennen, die sie auch zu verachten sich anstellen, und doch heroisch auf Eroberungen ausgehen) einen Gefallen thun, und Stoff für dessen Phantasie geben wollen, um sich hernach hierüber zu belustigen.

Wahre Metaphysik kennt die Grenzen der menschlichen Vernunft, und unter anderen diesen ihren Erbfehler, den sie nie verläugnen kann: daß sie schlechterdings keine Grundkräfte a priori erdenken kann und darf (weil sie alsdenn lauter leere Begriffe ausbecken würde), sondern nichts weiter thun kann, als die, so ihr die Erfahrung lehrt (so fern sie nur dem Anscheine nach verschieden, im Grunde aber identisch sind), auf die kleinstmögliche Zahl zurück zu führen, und die dazu gehörige Grundkraft, wenns die Physik gilt, in der Welt, wenn es aber die Metaphysik angeht, (nämlich die nicht weiter abhängige anzugeben) allenfalls ausser der Welt zu suchen. Von einer Grundkraft aber, (da wir sie nicht anders als durch die Beziehung einer Ursache auf eine Wirkung kennen) können wir keinen andern Begrif geben und keinen Nahmen dafür ausfinden, als der von der Wirkung hergenommen ist und gerade nur die-

ſe Beziehung ausdrückt *). Nun iſt der Begrif eines organiſierten Weſens dieſer: daß es ein materielles Weſen ſey, welches nur durch die Beziehung alles deſſen, was

*) Z. B. die **Einbildung** im Menſchen iſt eine Wirkung, die wir mit andern Wirkungen des Gemüths nicht als einerley erkennen. Die Kraft, die ſich darauf bezieht, kann daher nicht anders als Einbildungskraft (als Grundkraft) genannt werden. Eben ſo ſind unter dem Titel der bewegenden Kräfte, Zurückſtoßungs- und Anziehungskraft **Grundkräfte**. In der Einheit der Subſtanz haben verſchiedene geglaubt eine **einige** Grundkraft annehmen zu müſſen, und haben ſogar gemeynt ſie zu erkennen, indem ſie blos den **gemeinſchaftlichen Titel** verſchiedener Grundkräfte nannten, z. B. die einzige Grundkraft der Seele ſey Vorſtellungskraft der Welt; gleich als ob ich ſagte: die einzige Grundkraft der Materie iſt bewegende Kraft, weil Zurückſtoßung und Anziehung beyde unter dem gemeinſchaftlichen Begriffe der Bewegung ſtehen. Man verlangt aber zu wiſſen, ob ſie auch von dieſer **abgeleitet** werden können, welches unmöglich iſt. Denn die **niedrigern** Begriffe können, nach dem was ſie **verſchiedenes** haben, von dem **höheren** niemals abgeleitet werden; und was die Einheit der Subſtanz betrift, von der es ſcheint daß ſie die Einheit der Grundkraft ſchon in ihrem Begriffe bey ſich führe, ſo beruht dieſe Täuſchung auf einer unrichtigen Definition der **Kraft**. Denn dieſe iſt nicht das, was den Grund der Wirklichkeit der Accidenzen enthält (denn das iſt die Subſtanz,) ſondern iſt blos das **Verhältniß** der Subſtanz zu den Accidenzen, **ſo ferne** ſie den Grund ihrer Wirklichkeit enthält. Es können aber der Subſtanz (unbeſchadet ihrer Einheit) verſchiedene Verhältniſſe gar wohl beygelegt werden.

was in ihm enthalten iſt, auf einander als Zweck und Mittel, möglich iſt (wie auch wirklich jeder Anatomiker, als Phyſiolog, von dieſem Begriffe ausgeht). Eine Grundkraft, durch die eine Organiſation gewirkt würde, muß alſo als eine nach Zwecken wirkende Urſache gedacht werden, und zwar ſo, daß dieſe Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden müſſen. Wir kennen aber dergleichen Kräfte, ihrem Beſtimmungsgrunde nach, durch Erfahrung, nur in uns ſelbſt, nämlich an unſerem Verſtande und Willen, als einer Urſache der Möglichkeit gewiſſer ganz nach Zwecken eingerichteter Produkte, nämlich der Kunſtwerke. Verſtand und Wille ſind bey uns Grundkräfte, deren der letztere, ſo fern er durch den erſtern beſtimmt wird, ein Vermögen iſt, Etwas gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen. Unabhängig von aller Erfahrung aber ſollen wir uns keine neue Grundkraft erdenken, dergleichen doch diejenige ſeyn würde, die in einem Weſen zweckmäßig wirkte, ohne doch den Beſtimmungsgrund in einer Idee zu haben. Alſo iſt der Begrif von dem Vermögen eines Weſens aus ſich ſelbſt zweckmäßig, aber ohne Zweck und Abſicht, die in ihr oder ihrer Urſache lägen, zu wirken. — als eine beſondere Grundkraft, von der die Erfahrung kein Beyſpiel giebt, — völlig erdichtet und leer, d.i. ohne die mindeſte Gewährleiſtung, daß ihr überhaupt irgend ein Object correſpondiren könne. Es mag alſo die Urſache organiſierter Weſen in der Welt oder auſſer

der Welt anzutreffen ſeyn, ſo müſſen wir entweder aller Beſtimmung ihrer Urſache entſagen, aber ein intelligenteres Weſen uns dazu denken; nicht, als ob wir (wie der ſeel. Mendelsſohn mit anderen glaubte) einſähen, daß eine ſolche Wirkung aus einer andern Urſache unmöglich ſey: ſondern, weil wir, um eine andere Urſache mit Ausſchließung der Endurſachen zum Grunde zu legen, uns eine Grundkraft erdichten müßten, wozu die Vernunft durchaus keine Befugnis hat, weil es ihr alsdenn keine Mühe machen würde alles, was ſie will und wie ſie will, zu erklären.

* * *

Und nun die Summe von allen dieſem gezogen! Zwecke haben eine gerade Beziehung auf Vernunft, ſie mag nun eine fremde, oder unſere eigene ſeyn. Allein, um ſie auch in fremder Vernunft zu ſetzen, müſſen wir unſere eigene, wenigſtens als ein Analogon derſelben, zum Grunde legen; weil ſie ohne dieſe gar nicht vorgeſtellt werden können. Nun ſind die Zwecke entweder Zwecke der Natur, oder der Freyheit. Daß es in der Natur Zwecke geben müſſe, kann kein Menſch a priori einſehen; dagegen er a priori ganz wohl einſehen kann, daß es darin eine Verknüpfung der Urſachen und Wirkungen geben müſſe. Folglich iſt der Gebrauch des teleologiſchen Princips in Anſehung der Natur jederzeit empiriſch bedingt. Eben ſo würde es mit den Zwecken der Freyheit bewandt ſeyn, wenn dieſer vorher die Gegenſtände des Wollens durch die Natur (in Bedürfniſſen

und

und Neigungen) als Beſtimmungsgründe gegeben werden müßten, um, blos vermittelſt der Vergleichung derſelben unter einander und mit ihrer Summe, dasjenige durch Vernunft zu beſtimmen, was wir uns zum Zwecke machen. Allein die Kritick der practiſchen Vernunft zeigt, daß es reine practiſche Principien gebe, wodurch die Vernunft a priori beſtimmt wird, und die alſo a priori den Zweck derſelben angeben. Wenn alſo der Gebrauch des teleologiſchen Princips zu Erklärungen der Natur, darum, weil es auf empiriſche Bedingungen eingeſchränckt iſt, den Urgrund der zweckmäßigen Verbindung niemals vollſtändig und für alle Zwecke beſtimmt gnug angeben kann: ſo muß man dieſes dagegen von einer reinen Zweckslehre, (welche keine andere als die der Freyheit ſeyn kann) erwarten, deren Princip a priori die Beziehung einer Vernunft überhaupt auf das Ganze aller Zwecke enthält und nur practiſch ſeyn kann. Weil aber eine reine practiſche Teleologie, d. i. eine Moral, ihre Zwecke in der Welt wircklich zu machen beſtimmt iſt, ſo wird ſie deren Möglichkeit in derſelben, ſo wohl was die darin gegebene Endurſachen betrift, als auch die Angemeſſenheit der oberſten Welturſache zu einem Ganzen aller Zwecke, als Wirkung, mithin ſo wohl die natürliche Teleologie, als auch die Möglichkeit einer Natur überhaupt d. i. die Transſcendentale Philoſophie, nicht verabſäumen dürfen, um der practiſchen reinen Zweckslehre objective Realität, in Abſicht auf die Möglichkeit des Objects in der Ausübung, nämlich die des Zwecks, den ſie als in der Welt zu bewircken vorſchreibt, zu ſichern.

In

In beyder Rückſicht hat nun der Verfaſſer der Briefe über die K. Philoſophie ſein Talent, Einſicht und ruhmwürdige Denkungsart jene zu allgemein nothwendigen Zwecken nützlich anzuwenden, muſterhaft bewieſen; und, ob es zwar eine Zumuthung an den vortreflichen Herausgeber gegenwärtiger Zeitſchrift iſt, welche der Beſcheidenheit zu nahe zu treten ſcheint, habe ich doch nicht ermangeln können, ihn um die Erlaubnis zu bitten, meine Anerkennung des Verdienſtes, das der ungenannte und mir bis nur vor kurzem unbekannte Verfaſſer jener Briefe um die gemeinſchaftliche Sache einer nach feſten Grundſätzen geführten, ſo wohl ſpekulativen als practiſchen Vernunft, ſo fern ich einen Beytrag dazu zu thun bemüht geweſen, in ſeine Zeitſchrift einrücken zu dürfen. Das Talent einer lichtvollen, ſo gar anmuthigen Darſtellung trockener abgezogener Lehren, ohne Verluſt ihrer Gründlichkeit, iſt ſo ſelten (am wenigſten dem Alter beſchieden) und gleichwohl ſo nützlich, ich will nicht ſagen blos zur Empfehlung, ſondern ſelbſt zur Klarheit der Einſicht, der Verſtändlichkeit, und der damit verknüpften Ueberzeugung, — daß ich mich verbunden halte, demjenigen Manne, der meine Arbeiten, welchen ich dieſe Erleichterung nicht verſchaffen konnte, auf ſolche Weiſe ergänzte, meinen Dank öffentlich abzuſtatten.

Ich will bey dieſer Gelegenheit nur noch mit Wenigem den Vorwurf entdeckter vorgeblicher Widerſprüche in einem Werke von ziemlichem Umfange, ehe man es im Ganzen wohl gefaßt hat, berühren. Sie ſchwinden

den insgesammt von selbst, wenn man sie in der Verbindung mit dem Uebrigen betrachtet. In der Leipz. gel. Zeitung 1787. No. 94. wird das, was in der Critik ꝛc. Auflage 1787. in der Einleitung S. 3. Zeile 7. steht, mit dem was bald darauf. S. 5. Z. 1 und 2. angetroffen wird, als im geraden Wiederspruche stehend angegeben; denn in der ersteren Stelle hatte ich gesagt: von den Erkenntnissen a priori heißen diejenige rein, denen gar nichts Empirisches beygemischt ist, und hatte als ein Beyspiel des Gegentheils den Satz angeführt: alles Veränderliche hat eine Ursache. Dagegen führe ich S. 5. eben diesen Satz zum Beyspiel einer reinen Erkenntniß a priori d. i. einer solchen die von nichts Empirischem abhängig ist, an; — zweyerley Bedeutungen des Worts rein, von denen ich aber im ganzen Werke es nur mit der letzteren zu thun habe. Freylich hätte ich den Misverstand durch ein Beyspiel der erstern Art Sätze verhüten können: Alles Zufällige hat eine Ursache. Denn hier ist gar nichts Empirisches beygemischt. Wer besinnt sich aber auf alle Veranlassungen zum Misverstande? — Eben das ist mir mit einer Note zur Vorrede der metaph. Anfangsg. d. Nat. W. S. XVI-XVII. wiederfahren, da ich die Deduction der Categorien zwar für wichtig, aber nicht für äußerst nothwendig ausgebe, letzteres aber in der Critick doch gefliſſentlich behaupte. Aber man sieht leicht, daß sie dort nur zu einer negativen Absicht, nämlich um zu beweisen es könnte vermittelst ihrer allein (ohne sinnliche Anschauung) gar kein Erkenntnis der Dinge zu Stande kommen, in

Ver-

Betrachtung gezogen wurden, da es denn ſchon klar wird, wenn man auch nur die Expoſition der Categorien (als blos auf Objecte überhaupt angewandte logiſche Functionen) zur Hand nimmt. Weil wir aber von ihnen doch einen Gebrauch machen, darin ſie zur Erkenntniß der Objecte (der Erfahrung) wirklich gehören, ſo mußte nun auch die Möglichkeit einer objectiven Gültigkeit ſolcher Begriffe a priori in Beziehung aufs Empiriſche beſonders bewieſen werden, damit ſie nicht gar ohne Bedeutung, oder auch nicht empiriſch entſprungen zu ſeyn geurtheilt würden; und das war die poſitive Abſicht, in Anſehung deren die Deduction allerdings unentbehrlich nothwendig iſt.

Ich erfahre eben jetzt daß der Verfaſſer obbenannter Briefe, Herr Rath Reinhold, ſeit kurzem Profeſſor der Philoſophie in Jena, ſey; ein Zuwachs, der dieſer berühmten Univerſität nicht anders als ſehr vortheilhaft ſeyn kann.

J. Kant.

II.

Niederländiſche Rebellion
unter
Philipp dem Zweyten.
(Fortſetzung.)

Nachdem das Burgundiſche Haus mehrere Provinzen unter ſeiner Herrſchaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen

zelnen Provinzialverſammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale geweſen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewieſen, der die verſchiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband, und alle bürgerliche und peinliche Händel als die lezte Inſtanz entſchied. Die Souverainität der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jezt die Majeſtät.

Nach dem Tode Karls des kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war. Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen großen Freyheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Souverainitätsrechte verſicherte. Der Uebermuth der Genter vergieng ſich ſo weit, daß ſie die Günſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu misfallen, eigenmächtig vor ihren Richterſtuhl riſſen und vor den Augen dieſer Fürſtinn enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die ſie einem Freyſtaat ſehr nahe brachte. Nach dem Abſterben ſeiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht als Vormund ſeines Sohns die Regierung. Die Staaten, durch dieſen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten ſeine Gewalt nicht, und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine beſtimmte Zeit und unter beſchwornen Bedingungen

Antonio.

Wenn er sich selbst dadurch helfen könnte, so sollten einige von uns niedrig ligen.

Claudio.

Wer beleidigt ihn?

Leonato.

Beym Himmel! Du beleidigst mich, du Heuchler, du! O! lege deine Hand nicht an deinen Degen, ich fürchte dich nicht.

Claudio.

Weh meiner Hand, wenn sie niederträchtig genug wäre, einem solchen Alter zu dräuen. In Wahrheit, diese Bewegung meiner Hand hatte keine Bedeutung.

Leonato.

Spotte nicht, junger Mensch; ich rede nicht wie ein abenteuriger alter Mann, der unter dem Privilegio des Alters mit den Thaten seiner Jugend prahlt, oder mit dem was er thun wollte, wenn er nicht alt wäre. Wisse, Claudio, daß du mein Kind und mich so beleidigt hast, daß ich gezwungen bin, die Vorrechte meiner Jahre bey Seite zu legen, und mit grauen Haaren dich heraus zu fodern. Ich sage, du hast auf mein unschuldiges Kind gelogen, deine Lästerung hat ihr Herz durchbort, und nun ligt sie bey ihren Voreltern begraben, o! in einem Grab, wo nie die

Schande

gen als Statthalter zu dulden. Maximilian glaubte die Konſtitution übertreten zu dürfen, nachdem er römiſcher König geworden war. Er legte den Provinzen auſſerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Teutſche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eiferſucht dieſer Republikaner geſtiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem ſtarken Gefolge in Brügge ſeinen Einzug hielt; es bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſezte ihn auf dem Schloſſe gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürſprache des kaiſerlichen und des römiſchen Hofs erhielt er ſeine Freyheit nicht wieder, bis der Nation über die beſtrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus milderen Geſetzen und einer gleichen Handhabung der Juſtiz entſprang, hatte die Betriebſamkeit und den Fleiß in dieſen Ländern ermuntert. In ſtetem Kampf mit dem Ocean und den Mündungen reiſſender Flüſſe, die gegen das niedrigere Land wütheten und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieſes Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um ſich her zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens,

dens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen schiffbaren Flüssen Teutschlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schiffarth; und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarte brittannische Küste war die erste, die von ihren Schiffen besucht wurde. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleissige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Franckreich und Teutschland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir Frisische Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses muthige Volk unterstand sich sogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nordlichen Spitze Rußlands zu steuern. Von den wendischen Städten empfiengen die Niederlande einen Theil des levantischen Handels, der damals noch aus dem schwarzen Meere durch das Russische Reich nach der Ostsee gieng. Als dieser im dreyzehenden Jahrhundert zu sinken anfieng, als die Kreuzzüge den indischen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröfneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Han-

delszweig an ſich riſſen und in Teutſchland die groſſe Hanſa zuſammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwiſchen Norden und Süden. Hinter ſich ein unermeßliches feſtes Land, gegen Abend dem Weltmeer durch ſo viele wirthbare Häfen geöfnet, ſchienen dieſe Länder ausdrücklich zum Mittelpunct des Handels, zu einem Sammelplatz aller Völker beſtimmt. Schiffe, die den weiten Weg von der mittelländiſchen See in die Oſtſee in einer Jahrszeit nicht wohl beſchließen konnten, wählten gerne einen Vereinigungsplatz, der beyden Theilen in der Mitte gelegen war. In den vornehmſten niederländiſchen Städten wurden Stapel errichtet. Spanier, Italiener, Franzoſen, Britten, Teutſche und Nordländer floſſen hier zuſammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz der Verkäufer ſezte den Preiß der Materialien herunter, die Induſtrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thüre war. Mit dem nothwendigen Geldumtauſche kam der Wechſelhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröfnete. Die Landesfürſten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigſten Freyheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchützen. Als ſich im funfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Beherrſcher vereinigten, hörten auch ihre ſchädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jezt durch

eine

eine gemeinſchaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlſtand gedeyhte im Schoos eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürſten den benachbarten Königen auferlegte. Die Burgundiſche Flagge war gefürchtet in allen Meeren, das Anſehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck und machte die Verſuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein ſo mächtiger Schutz ſezte ſie bald in den Stand, dem Hanſebund ſelbſt zu entſagen, und dieſen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die Hanſiſchen Kauffahrer, denen die ſpaniſche Küſte verſchloſſen wurde, mußten zulezt wider Willen die Flandriſchen Meſſen beſuchen und die ſpaniſchen Waaren auf niederländiſchem Stapel empfangen.

Brügges war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunct des ganzen europäiſchen Handels und die große Meſſe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden 150 Kauffartheyſchiffe gezählt, welche auf einmal im Hafen von Sluys einliefen. Hier war der Stapel aller nordiſchen Produkte für den Süden, und aller ſüdlichen und levantiſchen für den Norden errichtet. Dieſe giengen mit Hanſiſchen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberteutſchland, oder wurden auf der Achſe ſeitwärts nach Braunſchweig und Lüneburg verfahren.

Es iſt der natürliche Gang der Menſchheit, daß eine zügelloſe Ueppigkeit dieſem Wohlſtand folgte. Das

verführeriſche Beyſpiel Philipps des gütigen konnte dieſe Epoche nur beſchleunigen. Der Hof der burgundiſchen Herzoge war der wollüſtigſte und prächtigſte in Europa, ſelbſt, wenn man Italien nicht ausnimmt. Die koſtbare Kleidertracht der Großen, die der ſpaniſchen nachher zum Muſter diente, ſtieg bald zu dem Volk herunter, und der geringſte Bürger pflegte ſeines Leibes in Sammt und Seide *). Dem Ueberfluß, ſagt uns Comines (ein Schriftſteller, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiſte) war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beyden Geſchlechtern zu einem ungeheuren Aufwand getrieben. Auf einen ſo hohen Grad der Verſchwendung wie hier war der Luxus der Tafel bey keinem andern Volke noch geſtiegen.

*) Der Reichthum des Burgundiſchen Volks und ſeines Beherrſchers lag auf den Schlachtfeldern bey Granſon, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein ſchweizeriſcher Soldat Karln dem kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten in ganz Europa galt, der noch jezt als der zweyte in der franzöſiſchen Krone prangt, und den der unwiſſende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber gegen Zinn und das Geld gegen Kupfer, und riſſen die koſtbaren Gezelte von Goldſtoff in Stücken. Der Werth der Beute die man an Silber, Geld und Edelſteinen machte, wird auf drey Millionen Goldgulden angegeben. Karl und ſein Heer waren nicht wie Feinde die ſchlagen wollen, ſondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege ſich ſchmücken, zum Treffen gezogen. Memoires de Phil. de Comines I. 253. 259. 265.

gen. Die unſittliche Gemeinſchaft beyder Geſchlechter in Bädern und ähnlichen Zuſammenkünften, die die Wolluſt erhitzen, hatte alle Schaamhaftigkeit verbannt — und hier iſt nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; auch der gemeinſte weibliche Pöbel überließ ſich dieſen Ausſchweifungen ohne Gränze und Maaß.

Aber wie viel erfreuender iſt ſelbſt dieſes Uebermaaß dem Freunde der Menſchheit, als die traurige Genügſamkeit des Mangels, und der Dummheit barbariſche Tugend, die beynahe das ganze damalige Europa darnieder drücken! Der Burgundiſche Zeitraum ſchimmert hervor aus jenen finſtern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich die flandriſchen Städte zu ihrem Verfall. Gent und Brügges, von Freyheit und Ueberfluß ſchwindelnd, kündigen dem Beherrſcher von eilf Provinzen, Philipp dem guten, den Krieg an, der eben ſo unglücklich für ſie endigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlohr in dem Treffen bey Gavre viele tauſend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhundert tauſend Goldgulden verſöhnen. Alle obrigkeitlichen Perſonen und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zweytauſend an der Zahl, mußten in bloßem Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzog eine franzöſiſche Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten.

Bey dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige koſtbare Privilegien entriſſen; ein unerſezlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482. kriegten ſie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oeſterreich, ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreiſſen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte. Kaiſer Friedrich der dritte rückte mit einem Kriegsheer in ihr Gebiet, ſeinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehen Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbey leiſteten ihm Amſterdam und Antwerpen den wichtigſten Beyſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt gereizt worden war. Die Italiener fiengen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandriſchen Tuchweber, die ſich in England niedergelaſſen hatten, ſchickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwey wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längſt ſchon den Hanſebund beleidigt, der ſie jezt auch verließ und ſein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516. wanderten alle fremde Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlſtand verblühte langſam, wie er aufgeblüht war.

Antwerpen empfieng im ſechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandriſchen Städte verjagte, und unter Karls des Fünften Regierung war

dieſe

dieſe Stadt die lebendigſte und herrlichſte in der chriſtlichen Welt. Ein Strom wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordſee gemein hat, und geſchikt iſt die ſchwerſten Schiffe bis unter ſeine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz aller Schiffe, die dieſe Küſte beſuchten. Seine Freymeſſen zogen aus allen Ländern Negotianten herbey. Die Induſtrie der Nation war im Anfang dieſes Jahrhunderts zu ihrer höchſten Blüthe geſtiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fiſcherey bereicherte den Landmann; Künſte, Manufacturen und Handlung den Städter. Nicht lange, ſo ſah man Produkte des flämiſchen Fleißes in Arabien, Perſien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir ſehen ſie im ſchwarzen Meer mit den Venetianern um die Schutzherrlichkeit ſtreiten. Den niederländiſchen Seemann unterſchied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Seegel gieng und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikaniſche Vorgebürge gefunden war, und der portugieſiſche Oſtindienhandel den levantiſchen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde. Die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereyen von Kalikut prangten jetzt auf dem Markt zu Antwerpen. Hieher floſſen die Weſtindiſchen Waaren, womit die

ſtolze ſpaniſche Trägheit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſa jetzt ihre nordiſchen Waaren, und die engliſche Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und des Menſchen.

Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts hielt eine Societät türkiſcher Kaufleute um Erlaubniß an, ſich hier niederzulaſſen und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel ſtieg auch der Geldhandel, ihre Wechſelbriefe galten an allen Enden der Welt. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwey ganzen Jahren Venedig, während ſeiner glänzendſten Zeiten.

Die Stadt zählte einmalhunderttauſend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die ſich unendlich hier drängte, überſteigt allen Glauben. Zwey, dritthalb hundert Maſte erſchienen öfters auf einmal in ſeinem Hafen, kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und giengen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl zu acht und neunhundert an. Täglich fuhren zweyhundert und mehrere Kutſchen durch

ſeine

ſeine Thore, über zweytauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Teutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getraideſuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntauſend ſtieg. Dreyßigtauſend Hände wurden in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft der wagenden Spekulanten beſchäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Acciſe gewann die Regierung jährlich beynahe zwey Millionen — eine Summe, die in damaligen Zeiten noch weit mehr bedeutete. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorſtellung machen, wenn wir hören, daß die auſſerordentliche Steuern, die ſie Karl dem Fünften zu ſeinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet werden.

Dieſen blühenden Wohlſtand hatten die Niederländer eben ſo ſehr ihrer Freyheit als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Geſetze und die despotiſche Willkühr eines räuberiſchen Fürſten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günſtige Natur in ſo reichlicher Fülle über ſie ausgegoſſen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Geſetze kann dem Bürger die Früchte ſeines Fleißes verſichern, und ihm jene glückliche Zuverſicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit iſt.

Das Genie dieſer Nation, durch den Geiſt des Handels und den Verkehr mit ſo vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße

Schande ſchlief auſſer die ihrige, das Werk deiner niederträchtigen Bosheit.

Claudio.

Meiner niederträchtigen Bosheit?

Leonato.

Ja, der deinigen, Claudio; der deinigen, ſag' ich.

Pedro.

Ihr ſagt nicht recht, alter Mann.

Leonato.

Gnädigſter Herr, ich will es auf ſeinen Kopf beweiſen, wenn er das Herz hat, troz ſeiner Jugend, Stärke und Geſchiklichkeit in den Waffen.

Claudio.

Weg, ich will nichts mit euch zu thun haben.

Leonato.

Kanſt du mich ſo abweiſen? Du haſt mein Kind umgebracht; wenn du mich tödteſt, Knabe, ſo tödteſt du einen Mann.

Antonio.

Er muß zween von uns tödten, und er ſoll erfahren, daß er Männer vor ſich hat. Aber ſorget nicht dafür, laßt ihn erſt einen tödten. Ich nehm es auf mich; er ſoll mir

des Ueberflusses und der Freyheit reiften alle edleren Künste. Aus dem erleuchteten Italien, welchem Cosmus von Medicis jüngst sein goldnes Alter wieder gegeben, verpflanzten die Niederländer die Mahlerey, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preiß, und gab, gemeinschaftlich mit ihr, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer hauptsächlich ihren Wohlstand gegründet haben und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Oehlmahlerey, die Kunst auf Glas zu mahlen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, sind, wie Guicciardini behauptet, ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte noch heutiges Tages niederländische Namen führen. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden und das Schikfal wollte, daß diese nützliche Kunst, ein Jahrhundert nachher, ihr Vaterland mit der Freyheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden die Niederländer ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige Manufakturen und Künste werden seyn, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit hier gediehen sind.

Bis hieher waren die Provinzen der beneidenswürdigſte Staat in Europa. Keiner der burgundiſchen Herzoge hatte ſich einkommen laſſen, die Conſtitution umzuſtoßen; ſelbſt Karls des Kühnen verwegenem Geiſte der einem auswärtigen Freyſtaat die Knechtſchaft bereitete, war ſie heilig geblieben. Alle dieſe Fürſten wuchſen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebiethen, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andre Erfahrung geben. Auſſerdem beſaßen dieſe Fürſten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere als welche die Nation für ſie ins Feld ſtellte, keine Reichthümer als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte ſich alles. Jetzt waren ſie einem Herrn zugefallen, dem andre Werkzeuge, andre Hilfsquellen zu Gebote ſtänden, der eine fremde Macht gegen ſie bewafnen konnte. Karl der Fünfte ſchaltete willkührlich in ſeinen ſpaniſchen Staaten; in den Niederlanden war er nichts als der erſte Bürger. Die vollkommenſte Unterwerfung im Süden ſeines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringſchätzung geben; hier erinnerte man ihn, ſie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumſchränkten Gewalt koſtete und je gröſſer die Meynung war, die ihm von ſeinem Selbſt aufgedrungen wurde; deſto ungerner mußte er hier zu der beſcheidenen Menſchheit heruntersteigen, deſto mehr mußte er gereizt werden, dieſes Hinderniß zu beſiegen. Schon eine groſſe Tugend wird verlangt, die Macht,

die

die ſich unſern liebſten Wünſchen widerſetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen. Ehe wir uns der blinden Nothwendigkeit fügen, verwandeln wir ſie lieber in ein wollendes Weſen, das wir anfeinden können; wie viel mehr alſo dann, wenn es Freyheit iſt, was unſre Freyheit begränzet.

Die Niederlande empfanden bald, daß ſie die Provin; einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrſcher kein höheres Anliegen hatten, als ihrem Wohlſtande abzuwarten, näherte ſich ihr Zuſtand dem ſtillen Glück einer geſchloßnen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der fünfte führte ſie auf den Schauplatz der politiſchen Welt. Jezt machten ſie ein Glied des Rieſenkörpers aus, den die Ehrſucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu ſeyn; der Mittelpunct ihres Daſeyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da ſeine ganze Regierung nur eine Bewegung nach auſſen oder eine politiſche Handlung war, ſo mußte er vor allen Dingen ſeiner Gliedmaaßen mächtig ſeyn, um ſich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er ſich alſo in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit wiederfahren laſſen, die ihre republikaniſche Umſtändlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenſchritt trat er den künſtlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte ſich den Gebrauch ih-

ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jezt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rath, den er in Brüssel niedersetzte und der ein Organ seines Willens war. In das Herz ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders als schlimme Hüter einer Gerechtsame seyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegrischen Regierung nöthigte ihn, seine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war, nicht ertrotzen zu wollen. Der Konstitution zuwider, führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freystaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die grose Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte. Einige Geschichtschreiber beschuldigen ihn sogar, daß er versucht haben soll, die wichtigsten Freybriefe der Provinzen aus den Klöstern und Archiven, wo sie niedergelegt waren, entwenden zu lassen — eine kleine und feige That von einem so großen Fürsten,

ſten, doch aber zugleich ein Beweis, daß er dieſe Brüſte noch fürchtete!

Der Wohlſtand des Landes war in ſo weit geſichert, als er den Staatsentwürfen ſeines Beherrſchers nothwendig war, als Karls vernünftige Politik die Geſundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzuſtrengen ſich genöthigt ſah. Glücklicherweiſe führen die entgegengeſetzteſten Entwürfe der Herrſchſucht und der uneigennützigſten Menſchenliebe oft auf Eins, und die bürgerliche Wohlfarth, die ſich ein Markus Aurelius zum Ziele ſezt, wird unter einem Ludwig und Auguſt gelegentlich befördert. Das Gebiet eines denkenden Deſpoten hat darum oft die lachende Aufſenſeite jenes geſegneten Landes, dem ein Weltweiſer das Geſezbuch ſchrieb, und dieſer täuſchende Schein kann das Urtheil des Geſchichtſchreibers irre führen. Aber er hebe die verführeriſche Hülle auf, ſo wird ein neuer Anblick ihn belehren, wie wenig bey der Macht des Staats das Wohl der Individuen zu Rath gezogen worden, und wie weit noch der Abſtand iſt von einem blühenden Reiche zu einem glüklichen. Karl der fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war und ihres Handels Grundveſte Freyheit. Er ſchonte ihrer Freyheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als ſein Sohn, unterwarf er ſeine Maximen dem Bedürfniß des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen

len Schrecken der Gewalt in Madrid und Liſſaben würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des fünften für die Niederlande beſonders merkwürdig macht, iſt die groſſe Glaubensrevolution, welche unter ihm erfolgte, und welche uns, als die vornehmſte Quelle des nachfolgenden Aufſtands, etwas umſtändlicher beſchäftigen ſoll. Sie zuerſt führte die willkührliche Gewalt in das innerſte Heiligthum ihrer Verfaſſung, lehrte ſie ein ſchreckliches Probeſtück ihrer Geſchicklichkeit ablegen und machte ſie gleichſam geſezmäſſig, indem ſie den republikaniſchen Geiſt auf eine gefährliche Spitze ſtellte. So wie der leztere in Anarchie und Aufruhr hinüber ſchweifte, erſtieg die monarchiſche Gewalt die äuſſerſte Höhe des Deſpotismus.

Nichts iſt natürlicher als der Uebergang bürgerlicher Freyheit in Gewiſſensfreyheit. Der Menſch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz, das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind, oder es auch ſelber erſchaffen haben; deren Geiſt durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden, ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer als andre in die blinde Herrſchaft eines dumpfen deſpotiſchen Glaubens ergeben, und ſich früher als andre wieder davon emporrichten. Noch ein anderer

Um-

Umſtand mußte das Wachsthum der neuen Religion in dieſen Ländern begünſtigen. Italien, damals der Sitz der größten Geiſtesverfeinerung, ein Land, wo ſonſt immer die heftigſten politiſchen Factionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildeſten Affekten erhizt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäiſchen Ländern beynahe am meiſten von dieſer Neuerung frey. Aber einem romantiſchen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannichfaltigſten Zaubereyen der Kunſt in einem ewigen Sinnengenuſſe erhalten wird, war eine Religion angemeſſener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räzel der Phantaſie einen unendlichen Raum eröfnen, deren vornehmſte Lehren ſich durch mahleriſche Formen in die Seele einſchmeicheln. Einem Volke im Gegentheil, das durch die Geſchäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichteriſchen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkoſten der Einbildungskraft ſeine Menſchenvernunft ausbildet, einem ſolchen Volk wird ſich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Myſtik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeſchaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: Die katholiſche Religion wird im ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dieß

Dieß vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Teutschland und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Der Weg, auf welchem sie dahin gelangte, war der nämliche, den die Pest aus dem Oriente geht, den Weisheit und Thorheit zu uns wandeln — der Weg des Handels. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die teutschen und schweitzerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große Menge französischer, teutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwerdt der Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freyheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Bey einem unvermischten und geschlossenen Volk konnten ihre ersten Keime erdrückt werden — der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meynung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Betteley das verächtlichste Laster hieß, mußte ein Orden des Müßiggangs, ich meyne den Mönchsstand, lange anstößig gewesen seyn. Die neue Reli-

gion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meynung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnelleren Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Misbräuche ihrer Zeit verspoteten, trugen nicht wenig dazu bey, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten.

Ihre ersten Eroberungen giengen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen zu der neuen Sekte bekannten, ist unglaublich; noch aber überwogen hierin die Ausländer bey weitem die gebohrnen Niederländer. Karl der fünfte, der bey dieser großen Glaubenstrennung die Parthey genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte aus-

austreten ſollen. Der wieder aufſiebende Geiſt der Freyheit und der Prüfung, der doch nur in den Gränzen der Religionsfragen hätte verharren ſollen, unterſuchte jezt auch die Rechte der Könige — Da man anfangs nur eiſerne Feſſeln brach, wollte man zulezt auch die rechtmäßigſten und nothwendigſten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jezt dem abentheuerlichſten Fanatismus eben ſo gut Gift, als der aufrichtigſten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den ſchlimmen Weg der Rebellion wählen müſſen, und jezt erfolgte, was immer erfolgen wird, ſo lange Menſchen Menſchen ſeyn werden! auch die ſchlimme Sache, die mit jener nichts als das geſezwidrige Mittel gemein hatte, durch dieſe Verwandſchaft dreiſter gemacht, erſchien in ihrer Geſellſchaft und wurde mit ihr verwechſelt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöſter brach und ihre Altäre beraubte, hieß jezt Lutheraner. Die Faktion, die Raubſucht, der Schwindelgeiſt, die Unzucht kleideten ſich in ſeine Farbe; die ungeheuerſten Verbrechen bekannten ſich vor dem Richter zu ſeiner Seite. Die Reformation hatte den römiſchen Biſchof zu der fehlenden Menſchheit herabgezogen — eine raſende Bande, vom Hunger begeiſtert, will allen Unterſchied der Stände vernichtet wiſſen. Natürlich, daß eine Lehre, die ſich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankün-

antworten. Komm, folge mir, komm, Junge, folge mir; Herr Junge, ich will dich von deiner Fuchtel wegpeitschen, so wahr ich ein Edelmann bin, ich will.

Leonato.

Bruder --

Antonio.

Seyd ruhig; Gott weiß, ich liebte meine Nichte, und sie ist todt, von hundsfüttischen Kerlen zu tod gelästert, die gerade soviel Herz haben, einem Mann zu antworten, als ich, eine Schlange bey der Zunge zu nehmen, Buben, Affen, Prahler, Geken, Milchsuppen!

Leonato.

Bruder Anton --

Antonio.

Seyd ruhig; wie, Mann? ich weiß wie gewichtig sie sind, wahrhaftig, bis auf den lezten Gran. Lüderliche, unverschämte, modenkrämerische Jungens, die lügen, und schwänzeln und spotten und lästern, grosse Schritte nehmen und eisenfressierische Gesichter machen, und mit einem halben duzend gefährlicher Wörter um sich werfen, wie sie's ihren Feinden machen wollten, wenn sie das Herz hätten, und das ist alles.

Leonato.

Aber, Bruder Anton --

Antonio.

Kommt, kommt; das hat nichts auf sich; mischt euch nicht darein, laßt mich's ausmachen. Pedro.

digte, einen Monarchen nicht mit ſich ausſöhnen konnte, der ſchon ſo viele Urſachen hatte, ſie zu vertilgen — und kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie ihm ſelbſt aufgedrungen hatte!

Karl mußte ſich in den Niederlanden ſchon als abſoluten Fürſten betrachten, da er die Glaubensfreyheit, die er Teutſchland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unſrer Fürſten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung verſicherte, ließ er ſie dort durch die grauſamſten Edikte verfolgen. Das Leſen der Evangeliſten und Apoſtel, alle öffentlichen oder heimlichen Verſammlungen, zu denen die Religion ihren Nahmen gab, alle Geſpräche dieſes Inhalts zu Hauſe und über Tiſche, waren in dieſen Edikten bey ſtrengen Strafen unterſagt. In allen Provinzen des Landes wurden beſondre Gerichte niedergeſezt, über die Vollſtreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meynungen hegte, war ohne Rückſicht ſeines Rangs und ſeiner Bedienung verluſtig. Wer überwieſen wurde, ketzeriſche Lehren verbreitet oder auch nur den geheimen Zuſammenkünften der Glaubensverbeſſerer beygewohnt zu haben, ward zum Tode verdammt, Mannsperſonen mit dem Schwerdt hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Dieſe fürchterlichen Urtheilſprüche konnte ſelbſt der Wiederruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer ſeine

Irr-

Irrthümer abſchwur, hatte nichts dabey gewonnen, als höchſtens eine gelindere Todesart.

Die Lehengüter eines Verurtheilten fielen dem Fiſkus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben geſtattet war, ſie mit wenigem Gelde zu löſen. Gegen ein ausdrückliches koſtbares Vorrecht des holländiſchen Bürgers, nicht außerhalb ſeiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Gränzen der vaterländiſchen Gerichtsbarkeit geſchleppt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Deſpotismus die Hand führen, Freyheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr oder Widerſpruch anzutaſten.

Karl der fünfte, durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen in Teutſchland kühner gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen, und dachte ernſtlich darauf, die ſpaniſche Inquiſition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieſes Nahmens brachte in Antwerpen plözlich den Handel zum Stillſtand. Die vornehmſten Kaufleute ſtanden im Begriff, die Stadt zu verlaſſen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel. Die Handwerke ſtanden ſtille. Das Geld verlor ſich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieſer blühenden Handelſtadt, wenn Karl der fünfte, durch die Vorſtellungen der Statthalterin überführt, dieſen gefährlichen

Anſchlag nicht hätte fallen laſſen. Dem Tribunal wurde alſo gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen und der Nahme der Inquiſitoren gegen die mildere Benennung geiſtlicher Richter vertauſcht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieſes Tribunal fort, mit dem unmenſchlichen Deſpoticismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich iſt. Man will berechnet haben, daß während Karls des fünften Regierung hunderttauſend Menſchen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen ſind.

Wirft man einen Blick über das gewaltſame Verfahren dieſes Monarchen, ſo hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung ſo wüthend hervorbrach, während der ſeinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird dieſes Räthſel auflöſen. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländiſchen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majeſtät ſeines Nahmens ſchloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für ſie alle Meere, und bereitete ihnen die günſtigſten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten ſie die Oberherrſchaft der Hanſa in der Oſtſee zu Grunde. Er hatte ferner die noch übrigen ſechs Provinzen mit der burgundiſchen Erbſchaft vereinigt, und dieſem Staat einen Umfang, eine politiſche Wichtigkeit gegeben, die ihn den erſten Monarchieen

Eu-

Europens an die Seite ſtellte. Dadurch ſchmeichelte er dem Nationalſtolze dieſes Volks. Nachdem Gelbern, Utrecht, Friesland und Gröningen ſeiner Herrſchaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in dieſen Provinzen auf, die ſo lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ ſie alle Früchte ihrer Betriebſamkeit ärndten. Karl alſo war ein Wohlthäter dieſer Völker. Der Glanz ſeiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet; der Ruhm ihres Souverains, der auch auf ſie zurückfloß, hatte ihre republikaniſche Wachſamkeit beſtochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Teutſchlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erſchrekte die Faktionen. Und dann — wem iſt es nicht bekannt, wieviel der Menſch — er heiſſe Privatmann oder Fürſt — ſich erlauben darf, dem es gelungen iſt, die Bewunderung zu feſſeln! Seine öftere perſönliche Gegenwart in dieſen Ländern, die er nach ſeinem eignen Geſtändniß zu zehen verſchiedenen malen beſuchte, hielt die Misvergnügten in Schranken; die wiederhohlten Auftritte ſtrenger und fertiger Juſtiz unterhielten das Schrecken der ſouverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden gebohren, und liebte die Nation, in deren Schoos er erwachſen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erhohlung von der ſtrengen ſpaniſchen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete ſich in ſei-

nem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Zeremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein scheelsüchtiger Fremdling sperrete ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm gieng durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gerne mit ihnen, sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthum wühlten, während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine Statthalter preßten und seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gerne hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feyerlichen Tage seiner Thronentsagung empfohl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der zweyte war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare

bare Organe der Willkühr behandelt, und durch jede Aeuſſerung von Freyheit beleidigt wird. In Spanien gebohren und unter der eiſernen Zuchtruthe des Mönchsthums erwachſen, foderte er auch von andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die ſein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte ſein Temperament und ſeine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien ſeine Herrſchſucht verwundeten. Er ſprach keine andre als die ſpaniſche Sprache, duldete nur Spanier um ſeine Perſon, und hieng mit Eigenſinn an ihren Gebräuchen. Umſonſt, daß der Erfindungsgeiſt aller flandriſchen Städte, durch die er zog, in koſtbaren Feſten wetteiferte, ſeine Gegenwart zu verherrlichen — Philipps Auge blieb finſter, alle Verſchwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergießungen der redlichſten Freude konnten kein Lächeln des Beyfalls in ſeine Mienen locken.

Karl verfehlte ſeine Abſicht ganz, da er ſeinen Sohn den Flämingern vorſtellte. Weniger drückend würden ſie in der Folge ſein Joch gefunden haben, wenn er ſeinen Fuß nie in ihr Land geſetzt hätte. Aber ſein Anblick kündigte es ihnen an, ſein Eintritt in Brüſſel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaiſers freundliche Hingebung an das Volk diente jezt nur dazu, den hochmüthigen Ernſt ſeines Sohns deſto widriger zu erheben. Nunmehr hatten ſie das Geſchöpf geſehen, von welchem nachher ihre Leiden ausgiengen. Das

heilige Schrecken, welches Verborgenheit und Ferne ihm gelichen haben würden, war mit seiner Gegenwart verschwunden. Er stand vor ihrem Gedächtniß ein Mensch wie sie, und ein kleiner Mensch. In seinem Angesicht hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freyheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf und nieder wälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden und gerüstet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem Karl der fünfte herunterstieg. Vor einer feyerlichen Versammlung in Brüssel löst'te er die Generalstaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, seinen Sohn. „Wenn euch mein Tod (beschloß er endlich gegen diesen) in den Besitz dieser Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares Vermächtniß schon einen großen Anspruch auf eure Dankbarkeit geben. Aber jezt, da ich sie euch aus freyer Wahl überlasse, da ich zu sterben eile, um euch den Genuß derselben zu beschleunigen: jezt verlange ich von euch, daß ihr diesen Völkern bezahlet, was ihr mir mehr dafür schuldig zu seyn glaubt. Andre Fürsten wissen sich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch selbst mit genießen, ich will euch leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beyspiele folgen, wenige sind mir darin vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig seyn, wenn euer künftiges Leben meine Zuversicht

versicht rechtfertigt, wenn ihr nie von der Weisheit weichet, die ihr bisher bekannt habt, wenn ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerschütterlich verharret, der die festeste Säule eures Thrones ist. Noch eines setze ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne beschenkt haben, dem ihr die Herrschaft abtreten könnet — aber nicht müsset."

Nachdem der Kaiser geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfieng den väterlichen Seegen. Seine Augen waren feucht zum leztenmal. Es weinte alles, was herumstand. Es war eine unvergeßliche Stunde.

Diesem rührenden Gaukelspiel folgte bald ein andres. Philipp nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an, und legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelesen wurde. „Ich Philipp von Gottes Gnaden, Prinz von Spanien, beyden Sicilien u. s. f. gelobe und schwöre, daß ich in den Ländern, Grafschaften, Herzogthümern u. s. f. ein guter und gerechter Herr seyn, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und Freyheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jezt überhaupt und ins besondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen, und ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen und

Herrn

Herrn von rechtswegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen."

Die Furcht, welche die willkührliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der fünfte selbst und alle Burgundischen Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung der Gewohnheiten, des Herkommens und der Gebräuche angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten, wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beystand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der gebohrne Fürst, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiser es doch ausdrücklich gewünscht hatte. Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Grosmuth des neuen Landesherrn machte!

III.

Ueber den Einfluß des Geſchmackes auf die Kultur der Wiſſenſchaften und der Sitten.

Aus einer akademiſchen Antrittsrede.

Daß ſich der menſchliche Geiſt in den Zeiten und Gegenden, wo der Geſchmack am ſchönſten blühte, überhaupt am ſichtbarſten veredelt habe, iſt eine ziemlich allgemein anerkannte Thatſache, die zu ihrer Beſtättigung nur einiger aufmerkſameren Blicke in die Geſchichte vergangener und gegenwärtiger Zeiten bedarf. Die Griechen in jeder Rückſicht, die edelſte Nation unter allen übrigen des Alterthums, zeichnen ſich auch unter allen übrigen am auffallendſten durch ihren Geſchmack aus; und ihr Vaterland, die alte Schule der geſitteten und gelehrten Welt, iſt noch heut zu Tage, in den Ueberreſten ſeiner Geiſtesfrüchte und in den Trümmern ſeiner Kunſtwerke, die allgemeine Schule des Geſchmackes.

Auf jeglichem Grund und Boden, wo die Keime des griechiſchen Geſchmacks nicht gedeihen konnten, verdorrten oder entarteten auch die übergepflanzten Keime der griechiſchen Wiſſenſchaften. Die Geiſt- und Herzerhebende Philoſophie des Plato verwandelte ſich

während

Pedro.

Ihr Herren, beyde, wir wollen eure Geduld nicht reizen. Der Tod eurer Tochter geht mir ſehr zu Herzen; aber bey meiner Ehre, ſie wurde nichts beſchuldiget, als was wahr und überflüßig bewieſen war.

Leonato.

Gnädigſter Herr, --

Pedro.

Ich will nichts mehr hören.

Leonato.

Nichts? Kommt, Bruder, weg, ich will gehört ſeyn.

Antonio.

Sie ſollen, oder es ſoll aus einem andern Ton gehen.

[Leonato und Antonio gehen ab.]

Dritte Scene.

Benedict zu den Vorigen.

Pedro.

Seht, da kommt der Mann, den wir ſuchten.

Claudio.

Nun, mein Herr, was giebt's neues?

während des eisernen Zeitalters des Geschmacks in das abscheuliche Gespenst des Neuplatonismus, und auf der ewigen Grundfeste, die Aristoteles für die Vernunftlehre und alle Vernunftwissenschaften gelegt hatte, wurden von den gelehrten Barbaren des Mittelalters die gothischen Labyrinthe der Scholastik aufgeführt.

Was half es der geschmacklosesten aus allen bekannten Nationen des Alterthums, eine Staatsverfassung gehabt zu haben, die uns noch heut zu Tage von einem grosen Theile unsrer Religionslehrer als das Werk eines unendlichen Verstandes angerühmt wird? Jehovah hatte den Hebräern Gesetze aber keine Sitten geben können, und sein auserwähltes Lieblingsvolk ist der allgemeine Gegenstand des gerechten Abscheues für die ganze übrige Menschheit geblieben.

Wie lange und wie schrecklich haben nicht die Schlacken der Unmenschlichkeit, welche das Christenthum mit den Goldkörnern reiner Religion aus dem Hebraismus gezogen hat, in den Eingeweiden unsres Europas gewüthet, und wie bald ist nicht auch in dem neuen Bunde der Würgengel an der Seite des hebräischen Jehrtehs zum Vorscheine gekommen! Das Evangelium war gerade zu jenen unglücklichen Zeiten der Kodex der herrschenden Religion geworden, als der Genius des guten Geschmacks die Griechen und Römer gänzlich aufgegeben hatte, und Europa die Beute von Völkern zu werden anfieng, denen jener Genius von jeher fremde gewesen

weſen war. Das Chriſtenthum vermochte unter dieſen Umſtänden ſo wenig der einbringenden Barbarey Einhalt zu thun, daß es vielmehr ſelbſt Barbariſch wurde, und in den groben Aberglauben übergieng, der die Köpfe vollends verfinſtern, und die Herzen gegen die ſanftern Gefühle verhärten half, — der die Staaten entvölkerte, um die Kirche und den Himmel zu bevölkern, — und Millionen Menſchen aus den Weg räumte, um die Ehre des Menſchenvaters auszubreiten.

Nachdem die allgemeine Lähmung aller Kräfte des menſchlichen Geiſtes viele Jahrhunderte hindurch gedauert hatte; nachdem man weder von der Religion noch von den Wiſſenſchaften erwarten konnte, daß ſie der tiefgeſunkenen Menſchheit wieder aufhelfen würden, indem ſie ſelbſt durch ihren Verfall mitwirkende Urſachen des Verderbniſſes geworden waren; nachdem die ganze chriſtliche Welt der geiſt und herztödtenden Hierarchie auf immer Preis gegeben ſchien — ſiehe, da erweckte der Schutzgeiſt der Menſchheit die Muſen und Grazien wieder, die nun über Tauſend Jahre lang unter den Trümmern der Denkmäler beſſerer Zeit geſchlummert hatten. Durch einen glücklichen Zuſammenfluß zufälliger Umſtände wurden die Ueberreſte aus dem goldnen Zeitalter des Geſchmackes in Italien wieder hervorgeſucht, und dieſer Zeitpunkt wurde die merkwürdige Epoke der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, und der Anfang einer allgemeinen Kultur von Europa, die den Rückfall in die vorige Barbarey aller

Wahr-

Wahrſcheinlichkeit nach auf immer unmöglich gemacht hat.

Das Gefühl für feinere Schönheit war kaum in die Herzen zurückgekehrt, als geſunde Vernunft durch Philoſophie, und der Geiſt der Liebe durch Religion wieder allmählig zu wirken anfiengen. Noch ſchneller zeigte ſich diejenige Milderung und Verfeinerung der Sitten, mit welcher wenigſtens die Auſſenſeite der Menſchlichkeit zu einem Ehrenpunkte ward, und die, wenn ſie auch nicht immer ein zuverläßiges Merkmal der wirklichen Veredlung iſt, wenigſtens als Vorbereitung und Vorbothe derſelben dem Menſchenfreunde eine tröſtliche Erſcheinung ſeyn muß. Der in die Staatsverfaſſungen eingeflochtene (und nur durch Revolutionen aus denſelben zu verbannende) römiſche Kirchenglaube konnte und mußte zwar in den Ländern, welche der Reformation verſchloſſen blieben, die Fortſchritte der wiſſenſchaftlichen und zumal der religiöſen Aufklärung erſchweren und verzögern: allein es war ihm unmöglich, ſelbſt in jenen Ländern den höheren Grad von Humanität aufzuhalten, der mitten unter den traurigen Wirkungen der Intoleranz und des Aberglaubens nur um ſo mehr dem Beobachter auffallen muß, und den man ſelbſt in dem proteſtantiſchen Teutſchlande noch kaum vor dreyſſig Jahren vergebens geſucht haben würde.

Erſt ungefähr um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts begannen die Blüthen und Früchte des

Ge-

Geſchmackes in unſerm Vaterlande weniger ſeltner zu werden; und in eben dem Verhältniſſe als ſie ihren lieblichen Geruch um ſich her verbreiteten, erheiterte ſich der Geiſt der Nation, und thaute das nordiſche Eis in ihrem Herzen auf. Das Rauhe, Steife, Finſtere, und Gothiſche, das uns ſo oft von unſren Nachbarn zum Vorwurf gemacht wurde, verlohr oder verminderte ſich wenigſtens nach und nach an der Form unſrer Wiſſenſchaften, der Auſſenſeite unſrer Sitten und Gewohnheiten, dem Ton unſres Umganges, der Geſtalt unſrer Kleidung und unſres Hausgeräthes. In der Theologie begann jene äuſſerſt wichtige und merkwürdige Revolution, die noch gegenwärtig im Werke iſt, und durch welche die Vernunft zuerſt in den wirklichen Beſitz derjenigen Freyheit geſetzt wurde, die ihr Luther, ohne es ſelbſt zu ahnden, errungen hatte, und die ihr, die beyden Jahrhunderte hindurch, während welcher unſre Theologen in dem unſeligen Streite um die Trümmer des katholiſchen Despotismus über die Gewiſſen begriffen waren, vorenthalten worden war. Ich übergehe die bewundernswürdigen Fortſchritte, welche ſowohl dieſe als alle übrigen Wiſſenſchaften unter uns ſeit dreyſſig Jahren her gethan haben, mit Stillſchweigen, und erwähne nur eines einzigen Vorzuges, der ihnen während dieſer Zeit zugewachſen iſt, und deſſen Urſprung man am allerwenigſten verkennen kann: nämlich, daß ſie insgeſamt menſchlicher geworden ſind. Indeſſen daß die Lehrer der Theologie und der Religion

Toleranz verkündigen, schärfen die Lehrer des strengen Rechtes sanftere Billigkeit ein, und die erstern finden das ewige Höllenfeuer der Göttlichen Gerechtigkeit eben so wenig mehr angemessen, als die leztern die Todesstrafen der Menschlichen. — Diese grössere Achtung für Menschenrecht und Menschenleben ist an der neuern Arzneykunst nicht weniger sichtbar, aus welcher der reze gewordene Geist der Beobachtung, und Untersuchung mit vereinigten Kräften Aberglauben, Empirismus und Quacksalberey immer allgemeiner zu verdrängen fortfährt. — Die Philosophie endlich hat sich aus den leeren Räumen der eigentlichen Ideenwelt zurükgezogen, um den vornehmsten Gegenstand der wirklichen Welt — den Menschen — zum vornehmsten Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu machen.

Dieser einzig richtige Mittelpunkt, aus dem sich der wahre Umkreis ihres eigentlichen Gebiethes mit Zuverlässigkeit bestimmen läßt, wurde ihr durch die Musen und Grazien angewiesen. Das durch die Werke des Geschmackes aufgeweckte, erwärmte, und verfeinerte Gefühl für Schönheit, hatte einige unsrer besseren Köpfe eingeladen, seiner ersten Quelle nachzuforschen. Sie fanden dieselbe in der Natur unsres Empfindungsvermögens, und die wichtigen Entdeckungen, die sie bey dieser Gelegenheit gemacht hatten, führten nach und nach zu einer neuen auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Bekanntschaft mit der Natur

unsres

unſres Vorſtellungsvermögens überhaupt. Teutſchland ward auf dieſe Weiſe das Geburtsland der ſogenannten Aeſthethik, der empiriſchen Pſychologie, und endlich der Kritik der Vernunft, (oder der wiſſenſchaftlichen und höheren Pſychologie) geworden, und wird hauptſächlich durch dieſe letztere um ſo gewiſſer die Schule der höheren Aufklärung des übrigen Europas werden, da es bisher allein beſcheiden und wißbegierig genug war, von allen übrigen Ländern Europas zu lernen.

Es war ſchlechterdings unmöglich von den wichtigen Verbeſſerungen, und vorzüglich von der neuen und wohlthätigen Richtung, welche die Philoſophie in den letzten Zeiten gewonnen hat, zu ſprechen, ohne nicht zugleich des wichtigen Antheils zu erwähnen, der davon der Kultur des Geſchmackes gebührt. Bey den Thatſachen, die ich vorher anführte, begnügte ich mich, auf die bloße Gleichzeitigkeit des blühenden oder welkenden Geſchmackes mit der Veredlung oder Ausartung der Menſchheit aufmerkſam zu machen.

Allein ich weiß, meine Herren, daß ihre eigenen Gedanken den Gang meiner Rede überholt haben, und daß ſie auch jene Gleichzeitigkeit, keineswegs für eine bloße Folge zufällig zuſammenwirkender Umſtände, ſondern großentheils für die Wirkung des weſentlichen Einfluſſes anerkennen, den die Bildung des Geſchmackes auf die Bildung des Geiſtes und Herzens bey gan-

zen Nationen ſowohl als bey einzelnen Menſchen haben muß.

Es war eine Zeit, wo dieſer wohlthätige Einfluß auf unſrem hieſigen Muſenſitze *) weniger in die Augen fiel, und wo ein Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften, der ihn, wie ich gegenwärtig, zum Stoff ſeiner Antrittsrede gewählt haben würde, nicht eben ſo zuverſichtlich vorausſetzen konnte, daß ihm ſeine Zuhörer auf dem halben Wege entgegen kommen würden. Damals ſchien man die Wiſſenſchaften aufs höchſte für Mittel anzuſehen, um den Fluch zu vereiteln, der uns unſer Brod im Schweiſſe unſres Angeſichtes zu eſſen verdammt hat. Man erlernte ſie als ein bequemes und ehrenvolles Handwerck, um ſie im Fall der Noth wieder als Handwerk treiben zu können. Der Geſchmack am Schönen und Erhabenen, den man weder käuflich an ſich bringen, noch in Hefte einzeichnen, noch mit dem Gedächtniſſe auffaſſen, noch gegen Amtsgebühren und Beſoldungen umſetzen konnte, der Geſchmack, den man noch lange zu viel zu ehren meynte wenn man ihn nur für etwas entbehrliches, ungefähr für einen Gegenſtand des Luxus anſah, der Geſchmack ſollte entweder von ſelbſt kommen, oder bleiben wohin ihn ſein guter Genius geführt hat. Allein er war für dieſe Verachtung empfindlich genug gerächt, indem man ſeine Wichtigkeit nicht verkennen konnte, ohne nicht zugleich den Wehrt der Wiſſenſchaften und der Sittlichkeit,

*) Jena.

keit zu verkennen. Ich laſſe den Vorhang über jene Zeiten fallen, wo man Zügelloſigkeit für Freyheitsſinn, Schwelgerey für Fröhlichkeit, Tollkühnheit für Muth und Tapferkeit, rohe Wildheit und Verachtung alles Wohlſtandes für ächte akademiſche Sitte, das heißt, für die eigentlichſte Sinnesart und den ſchicklichſten Ton für Jünglinge hielt, die eben im Begriffe ſind, ſich für die Rollen vorzubereiten, die ſie bey ihrem bevorſtehenden Eintritt in die große Welt zu übernehmen wünſchten.

Ich habe dieſer traurigen Zeiten nur darum erwähnt, um mich mit Ihnen, meine Herren, zu freuen, daß ſie gegenwärtig vorüber ſind; und um mir und Ihnen Glück zu wünſchen, daß wir uns hier einander in beſſeren Zeiten gefunden haben. Ich ſpreche hier vor Jünglingen und Männern, die durch ihr rühmliches Betragen zur feſteren Gründung und Erhaltung desjenigen Rufes beytragen, der unſre Akademie eben ſo ſehr wegen der feineren Sittlichkeit ihrer Bürger, als wegen der Weisheit und Gelehrſamkeit ihrer Vorſteher dem übrigen Teutſchlande ehrwürdig macht. Ich ſpreche hier vor Jünglingen und Männern, die, von dieſem immer lauter ertönenden, immer weiter um ſich greifenden Rufe aufgefordert, neuerlich hier angekommen ſind, nicht etwa um ihr Gedächtniß mit trockenen Gerippen wiſſenſchaftlicher Syſteme oder mit leeren Namensverzeichniſſen alter und neuer Gelehrſamkeit anzufüllen, ſondern vielmehr ihrem Geiſte und Herzen die-

diejenige Bildung zu geben, ohne welche es heut zu Tage immer unmöglicher wird, nicht nur in dem großen Haufen gewöhnlicher Menſchen bemerkt zu werden, ſondern auch nur mit einigem Erfolg an ſeinem eignen Glücke und an dem Wohl ſeiner Nebenmenſchen zu arbeiten. Ich habe daher um ſo weniger vonnöthen, mich gegenwärtig über den Einfluß des gebildeten Geſchmackes auf die Bildung des Geiſtes und Herzens weitläufig auszubreiten, je mehr ſie, meine Herren, dieſen wohlthätigen Einfluß bereits an ſich ſelbſt fühlen, und je mehr ſich derſelbe ſowohl in ihren Geſinnungen als auch in ihrem Betragen ankündiget. Um ſo gewiſſer aber darf ich mir für das wenige, was ich noch zur Ermunterung ihres und meines Eifers zu ſagen habe, ihre geneigte Aufmerkſamkeit verſprechen.

Daß man auf Univerſitäten ſeine Einſichten verbeſſern und ſeine Sitten verſchlimmern könne; daß es große Gelehrte gebe, die ſehr kleine Menſchen ſind; daß man ſogar ein berühmter Sittenlehrer und zugleich ein berüchtigter Böſewicht werden könne; ſind lauter Erfahrungsſätze, die nicht mehr und nicht weniger beweiſen, als daß wiſſenſchaftliche und ſittliche Aufklärung zwey verſchiedene Dinge ſind; daß man ſeinen Geiſt bilden und dabey ſein Herz vernachläßigen, und daß unſre Empfindung immer noch ſehr ſtumpf und ſchief wirken könne, wenn auch unſer Verſtand ſehr richtig, weit und ſcharf ſieht. Ein ſonſt wohl gebildetes

Antlitz

Antlitz wird durch eine ausserordentlich große Nase zum Frazengesicht, eine noch so gesunde und feine Organisation verliert durch mikroskopische Augen alle Empfänglichkeit für schöne Formen, und ein noch so vie versprechendes Genie wird durch das bloße Uebermaaß der Einbildungskraft zum Phantasten. Eben so bringt die einseitige Kultur des Erkenntnißvermögens ein Mißverhältniß zwischen dem geübten Verstand und der vernachläßigten Empfindung hervor, durch welches die Seele mehr oder weniger zum moralischen Ungeheuer wird. Ich verschone Sie, meine Herren, mit der Schilderung des frostigen finstern Pedanten, bey dem die Quelle der Empfindung durch lange Vernachläßigung endlich ganz ausgetrocknet ist. Seine Gelehrsamkeit hat ihn sich und der Welt unbrauchbar gemacht. Er ist nicht blos zum Gatten und Vater, zum Freunde und zum Gesellschafter, er ist sogar zum Lehrer und Schriftsteller verdorben. Denn wer ist geschickter als er, vor der Wissenschaft, die er mündlich und schriftlich vorträgt, einen ewig daurenden Ekel einzuflößen? Ich verschone Sie mit dem Gemälde des ruhmsüchtigen und geldgeitzigen Gelehrten, der die einseitige Bildung seines Verstandes zu nichts besserm als zur Befriedigung der niedrigen Leidenschaften zu brauchen weiß, die aus seinem ungebildeten Herzen wild und regellos hervorschießen, seinem Geiste alle gesunde Nahrung entziehen, und selbst den Baum seiner Erkenntnisse verwelken und verdorren machen. Die Einsichten und

Benedict.

Guten Tag, Gnädigster Herr.

Pedro.

Willkommen, Signor; ihr wäret beynahe zu einem Scharmützel gekommen.

Claudio.

Es fehlte wenig, so wären uns unsre Nasen von einem paar alten Mannern ohne Zähne abgebissen worden.

Pedro.

Leonato und sein Bruder; was denkst du davon? Ich zweyfle, ob wir zu unsrg für sie gewesen wären, wenn es zum Gefecht gekommen wäre.

Benedict.

Bey einer schlimmen Sache kan keine wahre Tapferkeit seyn: Ich kam, euch beyde zu suchen.

Claudio.

Und wir suchen dich schon allenthalben; denn wir sind ganz entsetzlich melancholisch, und hätten gerne, daß uns jemand aufgeräumt machte: Willt du uns mit deinem Wiz behülflich seyn?

Benedict.

Mein Wiz stekt in meiner Scheide; soll ich ihn ziehen?

Pedro.

Fähigkeiten des Ruhmſüchtigen werden gewöhnlich ſo klein und eingeſchränkt, als die Eitelkeit iſt, welcher ſie fröhnen müſſen, und die Waare des gelehrten Krämers wird gemeiniglich ſo verlegen und unbrauchbar als ſeine Seele, die elendeſte unter allen Krämerſeelen.

Ich bin ſehr weit entfernt, meine Herren, die Bildung des Geſchmacks für diejenige Kultur der Empfindung zu halten, welche allem Misbrauche des Wiſſens vorbeugt, und die diejenige Harmonie zwiſchen Geiſt und Herzen hervorbringt, in welcher die Glückſeligkeit und Würde des Menſchen beſteht. Ich weiß daß es Weltleute von Geſchmack geben könne, die auf der Waagſchale des moraliſchen Werthes vor den geſchmackloſen Stubengelehrten wenig oder nichts voraus haben; und ich will hier keineswegs entſcheiden, welche von dieſen beyden Menſchenklaſſen die zahlreichere und ſchädlichere ſeyn möge. Allein, vorausgeſetzt daß auch das beſte Mittel zu dem beſten Zwecke durch Vernachläſſigung unnütz, oder durch Misbrauch ſogar verderblich werden könne: ſo iſt es unläugbar, daß das Studium der Regeln des Geſchmackes der Empfindung diejenige Bildung gebe, die man von der Logik für den Verſtand zu erwarten gewohnt iſt.

Die Vollkommenheit, zu der uns die Moral anleitet, iſt — ſo wie ſie von dem Verſtande allein aufgefaſſet wird — nichts als ein Syſtem von Regeln, das ſeine Gegenſtände in der Sinnenwelt, und die Anwendung

wendung auf dieſelbe durch Empfindung vorausſetzt. Mit einer ſinnlichen Hülle angethan wird dieſe Vollkommenheit Schönheit, erſcheint dem Verſtande und dem Gefühle zugleich, und wird aus einer bloßen Idee ein wirklicher Gegenſtand für uns. Allein ſie iſt darum nicht der einzige Gegenſtand unſrer Wünſche. Die Natur hat mit der Befriedigung von jeder Art unſrer Bedürfniſſe Empfindungen verknüpft, die mit den Wirkungen der Schönheit auf uns wenigſtens in ſo ferne in eine Klaſſe gehören, als ſie angenehm ſind. Die angenehmen Empfindungen, die durch ihre Zuſammenwirkung und ihr gehöriges Verhältniß gegen einander unſre Glückſeligkeit ausmachen ſollen, ſind entweder moraliſch, oder äſthetiſch, oder phyſiſch, je nachdem ihr Gegenſtand mehr den Verſtand als die Sinnlichkeit, oder Verſtand und Sinnlichkeit gleich viel, oder endlich die Sinnlichkeit allein beſchäftiget. So wohl der ſich ſelbſt überlaſſene Verſtand als die ſich ſelbſt überlaſſene Sinnlichkeit müſſen ſich ihrer Natur nach für diejenigen der drey genannten Gattungen von Vergnügen erklären, bey der ſie ihre meiſte Rechnung finden; der gebildete Verſtand wird dem moraliſchen, die ungebildete Sinnlichkeit dem phyſiſchen Vergnügen den Vorzug geben. Allein auch der kultivierteſte Verſtand wird ſeine Wahl, zu der er weiter nichts als die Regel angeben kann, nie durchſetzen, wenn er nicht die Sinnlichkeit auf ſeiner Seite hat; er wird ſie aber nie auf ſeiner Seite haben, wenn er ihr nicht wirkliche Ge-

genſtände vorzuhalten hat, an denen ſeine Regeln nicht blos von ihm ſelbſt gedacht, ſondern auch von der Sinnlichkeit angeſchaut werden können. Es geſchieht dieſes zwar bey jeder moraliſchen Handlung, wo die Seele die Vollkommenheit ihres guten Willens nicht blos denkt, ſondern in einer wirklichen Anſchauung genießt. Allein, welcher Abſtand, meine Herren, zwiſchen dieſem geiſtigen Vergnügen, das durch das deutliche Gefühl der Uebereinſtimmung zwiſchen Vernunft und Willen, und dem weit gewöhnlichern ſinnlichen Vergnügen, welches durch die verworrene Vorſtellung gereizter Organe gewährt wird! welcher Abſtand zwiſchen dem Zuſtande, wo die Seele ſo zu ſagen nichts als ſich ſelbſt, ihre eigne Kraft und Würde — und jenem Zuſtande, wo ſie nichts als ihren Körper, deſſen Behaglichkeit und ihre Schwäche fühlt! Die Natur die ſich bey der Erziehung ihres Lieblingsſohnes, des Menſchen, als eine eben ſo weiſe als liebevolle Mutter zeigt, hat daher auch Anſtalten getroffen um dieſen ungeheuern Abſtand auszufüllen. Sie hat ihre ſichtbaren Werke mit dem Gürtel der Schönheit geſchmükt, an welchem ſie unſer Gefühl allmählig und ſtufenweiſe von der Sinnenluſt, durch welche ſie uns gleich andern Thiergattungen zur Erhaltung unſres phyſiſchen Daſeyns einladet, bis zu dem erhabenen Vergnügen hinaufleitet, welches den freyen Bürger der Verſtandeswelt für die Befolgung der Geſetze belohnt, die er ſich ſelbſt gegeben hat.

Dieſe

Dieſe weiſen und wohlthätigen Abſichten der Natur zu befördern, iſt der vornehmſte Zweck und die edelſte Beſchäftigung der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Indem dieſe die einzelnen Schönheiten, welche die Natur über ihre Werke ausgegoſſen hat, näher um uns herum verſammeln, vervielfältigen und erhöhen lehren: erwecken, nähren und ſchärfen ſie in uns diejenige Fähigkeit unſres Empfindungsvermögens, welche zunächſt an die Moraliſche gränzt; erzeugen ſie Neigungen und Fertigkeiten zu angenehmen Empfindungen, bey welchen der Verſtand nicht weniger als die Sinnlichkeit thätig iſt. Der durch ſie gebildete Mann von Geſchmack hat beſſere Freuden kennen gelernt, als diejenigen ſind, die ſich nur mit dem Verluſt ſeines Vermögens, ſeiner Geſundheit, ſeiner Ehre und Gemüthsruhe erkaufen laſſen; er hat ſich gewöhnt, bey der Befriedigung auch ſeiner ſinnlichſten Bedürfniſſe den Verſtand entweder zum Theilnehmer, oder doch zum beyſtimmenden Zeugen zu haben; es iſt ihm zur zweyten Natur geworden, allenthalben um ſich herum Ordnung, Regelmäßigkeit, Ebenmaaß zu finden oder hervorzubringen — Wie könnte er dieſe in ſeinem Gemüthe, in ſeinen Handlungen, in ſeinem Charakter vermiſſen?

Nicht weniger wichtig iſt der Einfluß des gebildeten Geſchmackes auf die Bildung des Geiſtes durch Wiſſenſchaften, als auf die Bildung des Herzens durch Sittlichkeit. Durch den Genuß derjenigen Schönheiten

mit

mit welchen das Studium der Regeln des Geſchmacks vertrauter macht, erhält der Geiſt diejenige ſanfte, ruhige und heitere Stimmung, die ſeine ernſthafteſten Anſtrengungen erleichtert, und mit dem glücklichſten Erfolge krönt. Erhaben über die Verſuchung, ſeine Erholung bey groben und niedrigen Ergötzungen aufzuſuchen, die ſeine Kräfte zerſtreuen und abſtumpfen würden, erquickt er ſich an den ewig blühenden, niemals erſättigenden Reizen, die ihm Natur und Kunſt zu allen Zeiten darbieten; und ſo kehrt er mit erheiterem und geſtärktem Auge aus den Armen der Schönheit zur ernſten Wahrheit zurück, die ſich nur dem Liebling ihrer himmliſchen Schweſter ohne Schleyer ſehen läßt. Auf jedem Felde der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit wird er die Blumen pflücken, ohne ſich mit dem eingemengten Unkraute zu befaſſen. Seine geübte Beurtheilungskraft, und ſein richtiges Gefühl werden ihm das ſchiefe, unnütze und zweckwidrige, das nicht ſelten in ſeinem mündlichen und ſchriftlichen Unterrichte vorkömmt, bemerken und abſondern laſſen; während ſich das Wahre, Brauchbare und Weſentliche in ſeiner an Ordnung und Zuſammenhang gewöhnten Einbildungskraft zu einem ſchönen Ganzen zuſammenordnet.

Am auffallendſten endlich zeichnet ſich der Mann von Geſchmak von dem gelehrten Pöbel durch den Gebrauch aus, den er von ſeinen Kenntniſſen zu machen weiß. Er hat das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden

binden gelernt, und das langweiligſte Geſchäft gewinnt unter ſeinen Händen Anmuth und Würde. der trockenſte Stoff Geiſt und Leben, die härteſte Wahrheit Geſchmeidigkeit und Reiz. Er hat die Triebfedern des menſchlichen Herzens kennen gelernt; Ueberredung fließt von ſeinen Lippen, Ueberzeugung ſtralt aus ſeinem lichtvollen Gedankengange, ſanfte Rührung und gewaltſame Erſchütterung der Herzen tönen nach ſeinen Belieben in ſeiner Rede. Er hat gefallen gelernt, und würde auch ſchon durch dieſen Vorzug allein jedem gründlichen Gelehrten, der lange Weile macht, den Rang ablaufen. Und nun, meine Herren, denken ſie ſich die Gabe des bezaubernden Vortrages in den Händen eines Mannes, deſſen Geiſt dem Geſichtskreiſe ſeiner Berufswiſſenſchaften eben ſo ſehr gewachſen iſt, als ſein Herz dem Wirkungskreiſe ſeiner Pflichten. — Ich überlaſſe ſie hier ihren eigenen Betrachtungen, und bitte Sie dabey nur nicht zu vergeſſen, daß jene Gabe nur die Belohnung des Dienſtes ſeyn könne, dem ſie den Muſen und Grazien in ihrer Jugend weihen werden.

K.

IV.

Nochmalige Darſtellung des exoteriſchen Beweiſes der Exiſtenz Gottes *), aus dem Urſprung des Menſchengeſchlechts.

(S. T. Merkur. Decemb. 1787. S. 206.)

Für den ſchlichten Menſchenverſtand, der den metaphyſiſchen Subtilitäten nicht trauet, ſie mögen nun für

*) Ich habe mehr als Eine ſchriftliche Dankſagung an den Anonymus von Perſonen erhalten, die ſich ihm für die völlige Ueberzeugung, die dieſer Beweis *a homine ad hominem* in ihnen bewürckt habe, hoch verbunden halten: und ich finde mich dadurch bewogen, auch dieſen kleinen Aufſatz mitzutheilen, der zwar keine neue Gründe enthält, aber doch als Beſtätigung und Erläuterung des ſchon Geſagten leſenswürdig iſt. Uebrigens erinnere ich mich hiebey an den **Strohhalm** des unglücklichen **Vanini**, der, weil er auf eine andere Art an Gott glaubte als die Doctores irrefragabiles zu Toulouſe i. J. 1616. als ein **Atheiſt** in dieſer fürchterlich orthodoxen Stadt verbrannt wurde. Ich brauche nichts als dieſen Strohhalm, ſagte er zu ſeinen Inquiſitoren, indem er einen Halm, aus dem Streh, worauf er im Gefängnis lag, hervorzog, um mich von dem Daſeyn Gottes zu überzeugen! — und er ſoll den Beweis wirklich mit großer Beredſamkeit geführt haben. Es half ihm nichts gegen die Doctoren und Parlamentsherren von

für oder wider die Religion gebraucht werden — weiß ich keinen überzeugendern Beweis für Gottes Daseyn — ich sage es noch einmal! — als den folgenden.

Wir haben Beweise die Menge, daß die Erde einst Ein allgemeiner Ozean war, oder, daß Wasser ihre Oberfläche bis zu einer ansehnlichen Höhe bedeckte. Nur die höchsten Alpenspitzen ragten über der wallenden Fluth hervor. Sehr lange — wer weiß, wie viel Jahrhunderte! — muß diese Ueberschwemmung gedauert haben.

Menschen können — Telliamed mag sagen, was er will! — nie die Natur der Hechte und Krabben gehabt haben. Also war irgend einmal der Glob für Menschen und Landthiere unbewohnbar — eine wüste Insel, mitten im unermeßlichen Luft-Ozeane. Sollte die wüste Insel sich selbst haben bevölkern können?

Wenn das ist, warum bringen die Wüsten im Wasser-Ozeane nicht noch jezt aus ihrem Schooße Menschen hervor? Warum müssen sie öde liegen, bis Menschen aus schon bewohnten Weltgegenden hinschiffen, um sich dort niederzulassen?

Ohne

von Toulufe: aber für den Philosophen ist der Beweis aus der Structur eines Strohhalms so gut als der aus der Structur des ganzen Weltgebäudes, wie mir ein jeder gerne zugestehen wird, der einen Begrif davon hat, was ein Strohhalm ist.

Ohne Anfang kann die Reihe der Zeugungen im menschlichen Geschlechte nicht gewesen seyn. Ein Theil unserer Urväter müßte sonst im Wasser gelebt haben, und dieß können nur die Milischen Bauern, aber auch nicht eher, bis der Zorn der Latona sie in Frösche verwandelt hat.

Auf den Gipfeln der höchsten Berge wären sie wohl der Fluth, aber nicht dem Hunger und der Kälte entgangen. Jene Gipfel sind nakte Felsen, wo die Unfruchtbarkeit eines ewigen Winters auf Schnee und Eisschollen thronet. Wie wären auch Elephanten und Nashörner, die nur für die heisse Zone gemacht sind, da hinaufgekommen? Wie hätten sie sich in dieser kalten Luft, und ohne die, für sie schickliche Nahrungsmittel, erhalten und fortpflanzen können? —

Die Ewigkeit des menschlichen Geschlechts läßt sich nicht annehmen. Erste, also unerzeugte Menschen müssen irgend einmal — gleich viel, wenn? — gelebt haben.

Keine Physik, kein Mechanismus erklärt uns ihren Ursprung. Diese Stamm-Eltern unsers Geschlechtes können nicht, wie Pilze, aus der Erde hervorgewachsen, nicht, wie die alte Einfalt von den Insekten glaubte, aus dem Nilschlamm entstanden seyn, den die Sonne erwärmt hatte.

Hätte die Erde diese zeugende Kraft je gehabt, so müßte sie dieselbe noch heute haben. Columella dachte ver-

vernünftiger, als la Mettrie. Er ſchrieb der Erde eine ewige Jugend, eine durch Alter ungeſchwächte Fruchtbarkeit, zu. La Mettrie macht ſie zu einem alten Huhn, welches aufgehört hat, zu legen.

Wenn die Natur der Welt ewig, nothwendig, und alſo unveränderlich iſt, wie hat das Alter ihre ehemalige Zeugungskraft vermindern können? —

Ewige Saamenever ſind nicht anzunehmen. Ewig, und doch nicht mehr vorhanden? —

Sind ſie aber der Auflöſung und Verderbniß unterworfen, wie haben ſie im Waſſer — welches den Glob bedeckte — ſich erhalten, und ſo lange der Fäulniß widerſtehen können? Die Eyer unſerer Hühner, Gänſe u. d. können es wenigſtens nicht, und ſehen — wenn ſie entſtehen ſollen — doch auch ſchon das Daſeyn der Hühner, Gänſe u. d. voraus.

Ihr findet — würde ich zu einem Atheiſten ſprechen — auf der ganzen Erde kein ſichtbares Weſen, dem ihr die Bildung der Erſten Menſchen, und der Erſten Thiere jeder Art, zuſchreiben könnet. Im Pflanzen- und Thierreich trafet ihr kein Weſen an, welches Menſchen — alſo Weſen einer andern Art — bilden könne. Wenn ihr aber in Gedanken das Pflanzen- und Thierreich wegnehmet, ſo iſt der Erdball nur ein ungeheurer Klumpe von Mineralien, d. h. von Körpern, deren Theile insgeſammt leblos, und nicht geſchickt ſind, durch ihre Bewegung und ungefähre Zu-

Pedro.

Trägſt du deinen Wiz an der Seite? -- So wahr ich ehrlich bin, er ſieht klaß aus; biſt du krank oder haſt du Verdruß gehabt?

Claudio.

Wie, herzhaft, Mann; was iſt es mehr, wenn der Kummer eine Kaze umgebracht hat? Du haſt Herz genug im Leibe, um einen ſolchen Kummer zu tödten.

Benedict.

Herr, ich will mit euerm Wiz auf dem Rennplaz zuſammen kommen, wenn ihr ihn gegen mich losdrüken wollt -- ich bitte euch, wählt eine andre Materie zum Geſpräch.

Pedro.

Bey dieſem Tags-Licht, er verändert ſich je länger je mehr; ich denk in der That, er iſt böſe.

Claudio.

Wenn ers iſt, ſo weiß er wie er ſeinen Gürtel ſchnallen muß.

[Er ſpricht heimlich was zu ihm.]

Benedict.

Kan ich euch ein Wort ins Ohr ſagen?

Claudio.

Gott behüte mich vor einer Ausforderung.

Benedict.

sammenhäufung, organizierte Körper zu bilden, welche Leben und Empfindung haben.

Ist es Unphilosophie, zu einer mächtigen, intelligenten, unsichtbaren Ursache da zu flüchten, wo die sichtbaren Ursachen, d. h. alle Körper des Mineral- Pflanzen- und Thierreiches, die Elemente, als Luft, Erde, Wasser u. d. offenbar unfähig sind, die Wirkung quaest. hervorzubringen? —

Wenn ihr Ovid's Verwandlungen nicht für wirkliche Begebenheiten halten, wenn ihr, aus Ehrfurcht für die Majestät der Physik, nicht zugeben könnet, daß der gefrorene Boden von Lappland seine Rennthiere hervorgebracht hat, daß Elephanten ein Produkt des brennenden Sandes lybischer Wüsten, ein ungefähres Erzeugniß der Erde sind — wenn also die Erde nichts darbietet, was uns den Ursprung ihrer ersten vernünftigen Bewohner erkläret: ist es denn noch Unphilosophie, die Augen gen Himmel zu erheben, und wenn wir — auch dort nichts sehen, was uns Aufschluß giebt, — unsere Bildung einem Wesen zuzuschreiben, welches ausser der Sinnenwelt, oder von Allem, was wir sinnlich zu kennen fähig sind, himmelweit verschieden ist? — Mich dünkt, wen diese Gründe nicht beruhigen, für den sind alle andere verlohren.

Anonym.

V.

V.

Fortſetzung der Apologie des Aufſatzes über Rouſſeaus Lehre von den Wundern.

Aethalides, ein Sohn Merkur, iſt mehr als einmal geſtorben, und dann auferſtanden, um wieder zu ſterben *). Die Götter erweckten den Pelops vom Tode, ob er gleich ſchon in Stücke zerhackt, und zu einem Ragout gemacht worden war **).

*) Unſer Anonymus zielt, wie ich ſehe auf das Vorgeben des Pythagoras, daß er (vermöge der Seelenwanderung, die er behauptete) ſchon als Pyrrhus, Hermotimus, Euphorbus und Aethalides unter den Menſchen gelebt habe. Da dies aber niemals Volksſage oder Volksglaube bey den Griechen war, und da, nach Pythagoras, das öftere Leben und Sterben des Aethalides kein Wunder, ſondern eine ganz natürliche Begebenheit war, ſo hätte der Anonymus dieſes Beyſpiel nicht anführen ſollen. W.

**) Ceres hatte ſogar ſchon eine Schulter von ihm aufgegeſſen. Aeſculap rief den Hippolytus in das Leben zurük; Herkules hat die Alceſtis und den Pirithous wieder lebendig gemacht. Er lebte wieder auf, wie Plato ſagt, aber nur für vierzehen Tage.

„Lauter Erdichtungen der Poeten, dieſer privilegierten Lügner!“ — — Aber wie? — wenn zehn Geſchichtſchreiber, welche der Poeſie wegen nicht verdächtig ſind und in ihrem ganzen Leben nur magere Proſa geſprochen haben, die angeführte Anekdote vom Pelops bezeugten? — Ich frage: muß ich nun die Abentheuer dieſes wunderbaren Ragouts glauben? —

„Das ſey ferne! dieſes Mirakel hat offenbar keinen vernünftigen Zweck, iſt alſo offenbar Gott unanſtändig.“ — —

Ich will für mich einen berühmten Theologen antworten laſſen. Jeruſalem ſagt in dem 2ten Theile ſeiner Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, in der 1. Betr. p. 45, der mit kleinen Lettern gedruckten Ausgabe: „Die Armſeligkeit unſerer „Philoſophie wird nie ſichtbarer, als wenn wir uns „damit abgeben, Schöpfungs-Plane zu machen. Wir „beweiſen in's Unendliche fort, was Gott nach ſeiner „Weisheit thun müſſe, wenn wir gleich in dem ganzen „Laufe der Natur das Gegentheil ſehen; und was er „nach dieſer Weisheit nicht thun könne, wenn wir auch „vor Augen ſehen, daß er ſo handelt.“ — —

Könnten Zeugniſſe ſolcher Erdenſöhne — deren Lügenhaftigkeit doch kein Mirakel iſt — das an dem Pelops gewirkte Wunder beweiſen, ſo wäre es die gröſte Ungereimtheit, wenn wir, gleichſam à priori, aus der anſcheinenden Zweckloſigkeit dieſes Wunders, ſeine Nicht-Exiſtenz ſchlieſſen wollten. Die griechiſchen Prieſter würden uns geſagt haben: iſt es wahr, Vermeſſener! daß du auf der Tafel der göttlichen Dekrete geleſen haſt? daß du den Plan Jupiters, und alle Abſichten der Himmliſchen kenneſt, um mit Gewißheit beſtimmen zu können, dieſe Begebenheit — für deren Exiſtenz ſo viel glaubwürdige Männer in der trockenſten Proſa zeugen — habe keinen Zweck, ſey im

Gan-

Ganzen unnüz? — — Woher kannſt du wiſſen, Elender! daß es dem Vater der Götter und Menſchen unanſtändig ſey, etwas zu thun, was er — ſo wichtigen Zeugniſſen zufolge! — wirklich gethan hat? —

Unter den Mirakeln des Abbé Paris, welche Herr von Montgeron erzählt und gut vertheidigt hat, ſind einige wirklich ſo wohl mit hiſtoriſchen Beweiſen verſehen, daß man — wenn ſie nur nicht auf dem Grabe des Paris, ſondern eines andern Heiligen, und nur ein paar tauſend Jahre früher geſchehen wären — gewiß nicht ermangeln würde, die höchſte Augenſcheinlichkeit dieſer ſo ſtark bewieſenen Thatſachen zu behaupten, und den Zweiflern die Wolke von Zeugen entgegen zu halten, welche dieſe Wunder geſehen haben. Don Alphonſo de Palacios, der Sohn eines vornehmen Spaniers, hatte das linke Auge verlohren, und bekam an dem rechten ſchlimme Zufälle. Man führte ihn zu Herrn Gendron, dem größten Okuliſten von Frankreich. Dieſer erklärt das Uebel für unheilbar, den Verluſt des Auges für unvermeidlich. Der glaubige Patient bindet ein Stück von dem Hemde des ſel. Paris auf das — ſogar der Kunſt des größten Okuliſten unheilbare — Auge, und in kurzem iſt der Schmerz weg, und die Sehkraft wieder hergeſtellet. Herr Gendron beſiehet das Auge, erklärt es für geſund, und die Heilung für — übernatürlich.

Sollte die Berührung eines Grabes, worin das Kadaver eines Heiligen liegt, oder ein Hemdszipfel von einem franzöſiſchen Abbé eine größere Wirkung hervorbringen können, als die Kunſt eines Gendron, der durch ſo viel Augenkuren berühmt iſt? — Ja! wer kann es leugnen? ſagen die Janſeniſten. Nicht das Grab — denn wie ſollten die Todten können, was die Lebendigen nicht vermögen? — und nicht das Hemd unſeres dreymal ſeeligen Meiſters, ſondern die

Allmacht, welche bey jenem Grabe und durch dieses Hemd wirkt, heilte das kranke Auge, an dessen Cur selbst Gendron verzweifelte. — —

Ich kenne in dem ganzen Umfange der Geschichte — so weit meine bisherige Lektüre reicht — kein einziges Wunder, welches noch stärkere Beweise für sich hätte, als die eben erzählte Wunderkur. Man höre nur, wie viel Augenzeugen sie auf die solenneste Weise attestieren!

1. Der Patient selbst hat einen Bericht von seiner Genesung, bey einem öffentlichen geschworenen Notarius, in Gegenwart von zwölf Zeugen deponiert.

2. Der Vater des Patienten; betheuert in einigen Briefen, er könne die Heilung seines Sohnes für nichts geringeres als ein Mirakel ansehen.

3. Das Geständniß des großen Augenarztes Gendron, welcher NB. in einem eigenhändigen Certifikat bezeuget, daß er das Auge des Kranken für unheilbar gehalten, und die völlige Heilung, zwey Tage hernach, selbst gesehen habe. Welch ein wichtiges Zeugniß! Man weiß aus den Briefen von Montesquieu, der sich auch der Hülfe Gendron's bediente, daß dieser sein Freund und ein sehr philosophischer Mann war.

4. Einer, Namens Linguet, Regent des Navarrischen Collegii. Dieser ließ sich eher absezen, als zum Widerruf seiner Aussage zwingen. 5. Herr Pinault, Hofmeister des Patienten, attestiert diese Kur. 6. Der gelehrte und fromme Rollin, der die römische Geschichte beynahe in ein Erbauungsbuch verwandelt hat, giebt dem Mirakel Zeugniß. 7. Herr de Filtieres, ein vornehmer Mann, wird durch dieses Wunder sogar bekehrt. 8. Zu den Zeugen kommt noch ein mit dem Patienten sehr wohl bekannter Graf d'Orsembrei. 9. Ein Arzt, Namens Linguet. 10. Zwey geschworene Wundärzte des Königs, welche das

Auge

Auge coram notario beſichtiget, und deſſen Heilung atteſtiert haben.

Ich könnte noch andere Wunder anführen, welche am Grabe des Paris gewirkt werden ſind, und deren Exiſtenz durch zahlreiche Zeugniſſe und ſogar gerichtliche Certificate bewieſen wird. Einige Zeugen ſind Märtyrer ihres Bekenntniſſes geworden. Man hat ſie ihrer Ehrenſtellen und Aemter beraubt, in Gefängniſſe geſteckt oder exiliert, und — ſie haben ihre Ausſage nicht zurückgenommen!

Dazu kommt noch, daß die Jeſuiten — erklärte Feinde der janſeniſtiſchen Mirakel — nie im Stande geweſen ſind, die Fakta ſelbſt zu läugnen. Sie gaben ſie vielmehr für Teufelswirkungen aus, wie einige alte Juden in den Tagen unſeres Herlandes ebenfalls thaten.

Ein noch lebender berühmter Theolog, beſtreitet jene Wunder dadurch, daß er ſagt: „alle dieſe Wunder „haben keinen vernünftigen, wichtigen, Gott anſtändigen Endzweck gehabt!“ —

Ich habe es ſchon geſagt: Könnten, wie man vorausſezt, auch übernatürliche Fakta durch bloß menſchliche Zeugniſſe hinreichend erwieſen werden, ſo wären einige Wunder des Paris, bis zur hiſtoriſchen Evidenz erwieſene Thatſachen; und dann könnte ein Janſeniſt ſprechen: „Wie? dieſe Wunder hätten keinen vernünftigen Endzweck gehabt? Warlich, du ſprichſt Gotteslästerung! — Hätteſt du geſagt: ſie haben keinen — meiner kurzſichtigen Vernunft einleuchtenden Zweck — — dann, könnte ich es hingehen laſſen. Aber iſt deine Vernunft, Gottes Vernunft? iſt da kein Zweck, wo Du keinen erblinzeln kannſt?“

„Dieſe Wunder — deren Zeugniſſen du nichts von Belange entgegenſetzen kannſt — hätten, wie du ſagſt, keinen

keinen wichtigen Endzweck? Deine Waage ist die eines spielenden Kindes, und nicht dazu gegeben, die unergründlichen Endzwecke des großen Alten der Tage damit abzuwägen! — Wie? du wolltest nicht vielmehr aus der Begebenheit selbst — für welche so viele wichtige Männer zeugen — schließen, daß sie einen der Gottheit anständigen, obgleich dir unbekannten Endzweck haben müsse? — — Warum schließest du denn in andern Fällen so? warum predigest du so eifrig gegen die, welche Fakta — durch glaubwürdige Zeugnisse bewiesene Fakta — wegvernünfteln, durch Argumente auf Argumenten wegraisonniren wollen? — In der That — würde mein Jansenist fortfahren — du bist gewaltig inconsequent. Wenn es das Interesse deines Systems erfodert, dann sind Zeugnisse dir Alles. Wenn du aber Wunder niederrennen willst, denen du gerade deßwegen nicht günstig bist, weil der Zufall dich nicht von jansenistischen Eltern gebähren, von einer jansenistischen Amme tränken, von einem jansenistischen Schulmeister informieren ließ: so kommst du allen positiven Zeugnissen mit deinen — ich sage, mit deinen — vorgefaßten Begriffen von göttlichen Eigenschaften und Absichten in den Weg — so soll kein noch so stark bezeugtes Faktum eher glaublich seyn, bis du es mit dem Zirkel deiner angwöhnten Grundsätze quadriren kannst! — Wie können wir à priori wissen, was Gott thun und was er nicht thun muß? — Wir können es nur à posteriori, aus den Erfolgen, schließen.

(Der Beschluß nächstens.)

Anonym.

Der
Teutſche Merkur.

März 1788.

I.

Fortſetzung der Gedanken von der Freyheit über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophieren.

(S. Januar. 1788. S. 62 — 77.)

Unſre eigne Zeit ausgenommen, wird man ſchwerlich in der ganzen Geſchichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich, und zum Theil in eben denſelben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Aufklärung, Cultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finſterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Diſpoſition zu allen Arten von Schwärmerey, mehr Hang zu geheimen religioſen Verbindungen, Myſterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenſchaft für magiſche Wiſſenſchaften und Operationen, ſelbſt unter den oberſten Claſſen des Staats ſtatt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religioſen Betrü-

gern *), Gauklern, Taſchenſpielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erſte und Zweyte Jahrhundert der Chriſtlichen Zeitrechnung. Die ſiegreichen Kämpfe eines Lucians und Celſus **) gegen dieſen Schwindelgeiſt ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, deſſen Wachsthum durch ſo viele, hier nicht zu entwickelnde Umſtände, und in der Folge vornehmlich durch die Neuplatoniſche Philoſophie, — die (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unſinn brachte, auf alle nur erſinnliche Weiſe befördert wurde.

Auch die Chriſten wurden von dieſer ſchwärmeriſchen Philoſophie bezaubert, da ſie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Myſterien ſehr gut zuſammen zu ſtimmen, ſondern ſogar den Schlüſſel dazu zu enthalten ſchien;

*) Ich verſtehe unter religieſen Betrügern ſolche, denen die Religion zum **Deckmantel** und zum **Werkzeug** ihres Betrugs dienen muß.

) **Celſus, ein Freund **Lucians**, ſchrieb ein groſſes Werk gegen die **Magie**, deſſen Verluſt zu bedauern iſt, weil ſich aus einer Stelle Lucians ſchlieſſen läßt, daß vornehmlich auch die **Kunſtſtücke**, wodurch die angeblichen **Adepten der magiſchen Weisheit** die Leichtgläubigen hintergiengen, ausführlich darin beſchrieben waren. Es iſt leicht zu erachten, daß die Herren ſich alle Mühe gaben, ein ſolches Buch zu unterdrücken.

ſchten; und als ihre Parthey endlich, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem ſogenannten Heidenthume, die herrſchende im römiſchen Reiche wurde, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte ſich nur zu bald, daß die Welt wenig dadurch gebeſſert war. Der Dämonismus des Heidenthums ſtieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Nahmen, wieder aus ſeiner Aſche hervor. Das Licht der Wiſſenſchaften verſchwand nach und nach gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der ſchwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten ſich, nach ihrem Beyſpiele, ſo gar der magiſchen und theurgiſchen Künſte, unter dem Vorwande, ſie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Nahmens Jeſu, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beyſtand hölliſcher Geiſter gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier erſten Jahrhunderte nach Conſtantinus M. wimmeln von Teufelaustreibungen, Todtenerweckungen, Erſcheinungen von Engeln, Teufeln, und armen Seelen; alles iſt voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt ſind, und von unzähligen heiligen Mönchen und Biſchöffen verrichtet worden ſeyn ſollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigſte Theil dieſer vorgeblichen Thatſachen wahr wäre, in dieſen Zeiten alle ihre Rechte verlohren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen geweſen ſeyn. Nothwendiger Weiſe verſank, un-

Benedict.

Ihr seyd ein schlechter Kerl; ich spasse nicht. Ich will es beweisen, wie ihr wollt, womit ihr wollt, und wenn ihr wollt. Gebt mir Genugthuung, oder ich will ausposaunen lassen, daß ihr eine Memme seyd. Ihr habt eine liebenswürdige Dame ums Leben gebracht, und ihr Tod soll schwer auf euch fallen. Laßt mich eure Antwort wissen.

Claudio.

Gut, ich will erscheinen, wenn die Mahlzeit der Mühe werth ist.

Pedro.

Wie? ist es um einen Schmaus zu thun?

Claudio.

In der That, ich dank' ihm; er hat mich auf einen Kalbskopf und einen Capaunen eingeladen, und wenn ich sie nicht bis auf die Knochen abnage, so sagt, mein Messer tauge nichts. Soll ich nicht noch eine Schnepfe dazu suchen?

Benedict.

Herr, euer Witz geht einen guten Zelter-Spaß; er geht leicht.

Pedro.

Ich will dir sagen, wie rühmlich Beatrix letzthin von deinem Witz sprach: Ich sagte, du hättest einen feinen Witz; richtig sagte sie, einen feinen kleinen; nein sagt' ich, einen grossen Witz; das meyn ich eben, sagte sie, einen grossen dicken; nein, sagt' ich, einen guten Witz; recht, sagte sie,

er

ter ſolchen Umſtänden das Volk immer tiefer in einen der Menſchheit ſchändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidniſchen Welt vermiſchten ſich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Chriſtenthums, und brachten die monſtroſeſten Hirngeſpenſter hervor, die ohne Unterſuchung angenommen, und von der Kleriſey (aus Urſachen, die ihr und uns wohl bekannt ſind) auf alle Weiſe unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspuncten geſtempelt, und mit kräftigen Excommunicationsflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen und iſt zu meiner dermaligen Abſicht unnöthig, dieſes hiſtoriſche Gemählde fortzuſetzen, und die Iliade von Uebeln, die ſich unter ſolchen Umſtänden, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwiſchen dem Kayſerthum und Prieſterthum, über einen groſſen Theil des Erdbodens ausbreitete, auch nur ſummariſch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unpartheyiſche hiſtoriſche Darſtellung dieſes merkwürdigen Zeitraums der Geſchichte der Menſchheit, jezt da ich dieſes ſchreibe, noch unter die frommen Wünſche gehört: ſo ſind doch ſchon die in jedermanns Händen ſich befindende Werke eines Hume, Giannone, Robertſon, Moßheim, Walch, Schmidt, u. a. mehr als zureichend, alles bisher geſagte, überflüßig und zum Theil wohl

wohl über die Intention der Verfaſſer, zu beſtätigen. Wer aber zu einer ganz lebendigen und anſchauenden Erkenntniß des Geiſtes dieſer unſeligen Zeiten gelangen wollte, müßte ſich freylich zu der ſchrecklichen Aufopferung entſchließen, die Quellen ſelbſt zu beſuchen, und unter andern ſich in der Chronik und den *Libris Miraculorum* des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbiſchoffs Jacob de Varagine, in den Actis Sanctorum, und in den Geſchichtsbüchern der Mönchsorden umzuſehen, — wo er genug ſehen würde, um vor Erſtaunen über die unbegreifliche Unverſchämtheit und Unvernunft der Menſchen dieſer Zeiten beynahe ſelbſt den Verſtand zu verlieren.

Das Einzige was ich, in Beziehung auf den Hauptgegenſtand dieſes Aufſatzes (wenn mir das bishergeſagte nur den Weg bahnen ſoll) noch bemerken muß, iſt folgendes.

Von der Zeit an, da die neue (Chriſtliche) Religion die herrſchende im ehemaligen Römiſchen Reiche wurde, trat ſie nicht nur in alle Rechte der Alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich von den Geſetzen geſchützt und begünſtigt, ſondern maßte ſich noch neue, bisher unerhörte Rechte an. Die alte Staatsreligion hatte alle andere, ſelbſt die Chriſtliche, geduldet: die leztere, oder vielmehr ihre Kleriſey, (die auch hierin, wie in ſo vielem andern, den Geiſt des Stifters verläugnete, indem ſie ſich auf den Buchſta-

ben einiger harten Ausdrücke steifte) behauptete ein ausschließendes Recht, und duldete in kurzem keine andere mehr neben sich. Aber sie gieng noch weiter. Nicht zufrieden jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeynungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucks-Arten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache die von unserm Willen abhängt; wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, die seinen Verstand nicht überzeugten, dasjenige was er für Wahrheit erkannte, entgegenzusetzen, wurde als ein vorsezlich und halsstarrig Irrender zum ewigen, und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt. So entstand in der Christlichen Religion eine neue, zuvor nie erhörter Gattung von Verbrechen; der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciationen, dem Despotismus der Byzantinischen und Abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, loß zu werden, und der Klerisey ein neuer Weg eröfnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhieng, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aushielten,

erfand man eine ſubtile Art von Dialektik und Terminologie, bey der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendſten Abſurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widerſprüche in eine Art von Zuſammenhang zu bringen, und dem Menſchenverſtande den Weg zur Wahrheit ſo mühſelig und unzugangbar zu machen, daß unter zehntauſenden — ſelbſt aus jenen Menſchenclaſſen, deren Stand und Beſtimmung im gemeinen Weſen einen hohen Grad von Vernunftsfertigkeit erfodert — kaum Einer ſeyn möchte, der nicht lieber Alles was man wollte blindlings glauben, als ſich auf einem ſo peinvollen Wege überzeugen laſſen wollte. Aber im Grunde war es auch mit dieſem neugebrochnen Ueberzeugungswege auf bloße Täuſchung abgeſehen: denn nicht nur war er ſo beſchaffen, daß er bey wirklich denkenden Köpfen ſtatt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte, und ſie, wider ihren Willen, auf neue, den herrſchenden widerſprechende, Meynungen führte: ſondern es war auch ſchon vorher ausgemacht, daß jede Unterſuchung eines Glaubenspuncts oder Dogma's, die ein anderes Reſultat als dieſes Dogma geben würde, an ſich ſelbſt ſchon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementariſchen und des hölliſchen Feuers ſchuldig ſey. Wehe dem, der ſich, in dieſen unſeligen Jahrhunderten, ſeiner Vernunft, zu Prüfung deſſen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelſprüche einer Prieſterſchaft, die ſich einer willkührli-

chen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtiget hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die nur mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches, und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, so bald uns ihr freyer Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisition, und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu läugnen, wenn es kann, daß man auf diese Art, und durch solche Mittel und Anstalten, jede Religion, wie unsinnig, abscheulich und lächerlich sie auch immer seyn möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des Kananitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche zu Abdera, für die einzig wahre und allein seligmachende ausgeben, und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Nahmen verdienten also wohl diese, die sich anmaßen, oder, wenn ihre Vorfahren sich einer solchen Anmaßung schuldig gemacht hätten, noch immer darauf bestehen wollten, die einfachste,

vernunftmäßigſte, wohlthätigſte, menſchlichſte aller Religionen, auf einem ſolchen Wege, und durch ſolche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

Ich bitte jeden die Wahrheit aufrichtig liebenden Leſer hier einen Augenblick ſtille zu ſtehen, und dann die Betrachtungen ſelbſt fortzuſetzen, auf die ihn das geſagte natürlicherweiſe führen muß. Meine Abſicht iſt nicht zu beleidigen. Es wäre höchſt unbillig, den vernünftig denkenden und beſſergeſinnten Jetztlebenden den Wahnſinn und die Miſſethaten barbariſcher Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. — Aber die Zeiten der Unwiſſenheit ſind vorbey; wenigſtens kann ſich niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwiſſenheit entſchuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntnis und Befolgung das Wohl des menſchlichen Geſchlechts und der bürgerlichen Geſellſchaft ſchlechterdings abhängt, unbekannt ſind; denn ſie ſind, Gottlob, ſeit mehr als funfzig Jahren laut genug gepredigt worden, und um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil geſtanden. Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum wollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln! Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menſchen (in der engern Bedeutung dieſes Nahmens *), zu ſeyn: warum ſollten wir

*) Nehmlich in der, worunter die Halbmenſchen, Dritteile

nicht wenigſtens den Willen haben, Alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als ächte Menſchen zu empfinden, zu denken und zu handeln? — Sind die Grundſätze, die zu Anfang dieſer Schrift *) in Erinnerung gebracht worden, unumſtößliche Grundwahrheiten, — iſt der freye Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Unterſuchung jeder menſchlicher Meynung, jedes menſchlichen Glaubens, eines von den unverlierbaren Rechten der Menſchheit, die uns niemand, ohne das gröſte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten Majeſtät der menſchlichen Natur **) zu begehen, rauben kann: wer darf ſich vermeſſen, ſeinen Bruder in dem Beſitz und Gebrauch dieſes Rechts zu ſtören? — Iſt kein Menſch unfehlbar; iſt irren und getäuſcht werden etwas von unſrer Natur überhaupt unzertrennliches; giebt es eine unendliche Menge von Gegenſtänden des Wiſſens ſo wohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menſchlichen Geiſte geſezt hat — unmöglich iſt völlig ins Klare zu kommen: ſo trage jeder

ſeine

tels und Viertels-Menſchen, und andre *Anthropomorphä* nicht begriffen ſind.

*) T. M. Januar 1788. S. 78 — 83.

**) Von welcher alle Majeſtät der Völker und ihrer Könige entſpringt, wenn ſie nicht Uſurpation und Schimäre ſeyn ſoll.

ſeine Meynung oder ſeinen Widerſpruch, mit ſeinen Gründen, beſcheiden und gelaſſen vor, ohne den zu verunglimpfen oder zu verſpotten, der vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken. Iſt die Ueberzeugung des Verſtandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum nie als ein Verbrechen geſtraft werden: ſo erkenne man doch endlich einmal, daß es Unſinn und Ungerechtigkeit zugleich iſt, Nahmen, wodurch bloß verſchiedene Vorſtellungsarten, verſchiedene Begriffe, Lehrmeynungen und Ueberzeugungen, von einander unterſchieden werden, zu Schimpfnahmen zu machen!

Es iſt etwas den geſunden Menſchenſinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten ſelbſt herrſchenden Gewohnheit, das Wort Deiſt oder Theiſt, welches einen Menſchen bezeichnet, der weder Atheiſtiſche noch Dämoniſtiſche Grundſätze hat, ſo zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf ſich ſitzen laſſen könne, bey ſich führe, — da doch das Theiſtenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Chriſtianer der erſten Jahrhunderte in ihren Apologien ſtolz darauf waren Deiſten zu ſeyn. Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deiſt, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen ſolchen Bekenner der natürlichen Religion verſtehe, der nicht an die beſondern Dogmen der Chriſten, ſo wie ſie auf gewiſſen Concilien und in gewiſſen Symbolen und Formularien feſtgeſezt worden, glauben

den kann, — iſt ein elender Behelf. Denn, geſezt auch, ein jeder Deiſt müßte vermöge ſeiner Grundſätze alle beſondern Dogmen der Chriſten verwerfen: ſo bleibt es an Dieſen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was ſie glauben. Aber im Grunde verhält ſich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus iſt dem ächten, von allem Magismus und Dämonismus, und von allen übrigen Schlacken der barbariſchen Jahrhunderte gereinigten Chriſtenthum ſehr nahe; und wenn ein Deiſt, unter allen Religions-Partheyen auf dem Erdboden, eine zu der er ſich halten ſollte zu wählen hätte, ſo würde er (vorausgeſezt, daß er in ſeiner Erkenntniß aufrichtig, und alſo ein warmer Freund der Wahrheit und Tugend iſt), gewiß unter derjenigen Chriſtlichen Parthey zu leben wünſchen, deren Grundſätze, Dogmen und Verfaſſungen den Grundlehren und Geſinnungen Chriſti am nächſten kommen, und von den beſagten falſchen Zuſätzen und Schlacken am reinſten ſind. Was könnten nun dieſe Chriſten für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äuſſerlichen Gemeinſchaft auszuſchließen? Iſt es nicht, wenn ſie glauben, daß der Glaube, der ihm noch fehlt, zu ſeinem ewigen Wohl nöthig ſey, eine Pflicht, daß ſie ihm die Gelegenheit dazu nicht verſagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung, und gutes Beyſpiel bey ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht um in allen Stücken wie Sie zu glauben? — wenn

es

es ihnen doch ja so wichtig scheint, daß jedermann in allen Stücken glaube wie Sie. Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen gebohren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubens-Symbol das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen gebohren wurde: mit welcher Billigkeit kann er bloß deswegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, weil es seiner Vernunft eben so physisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist in der Luft zu gehen, oder im Feuer zu leben? — oder ist es nicht schändlich, wenn sie ihn um einer solchen Ursache willen, in die Alternative setzen, entweder ein Lügner und Heuchler zu seyn, oder sich aus seinem Vaterlande zu verbannen?

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punct gebracht hat, meinen herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Toleranz, und was noch ärger ist, mit der Sache selbst getrieben wird, Luft zu machen. Was nennet man dulden? Menschen werden doch wohl, so lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit loszählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider! alle Tage zum Vorschein kommt? Ist es aber nicht häßlich,

das

er ſtoßt niemand; nein, ſagt ich, der Edelmann iſt weiſe; das iſt gewiß, ſagte ſie, ein weiſer Edelmann; und was noch mehr iſt, ſagt' ich, er redt mit Zungen; das glaub ich, ſagte ſie, denn er ſchwur mir Montag abends etwas zu, das er Dienstag Morgens wieder verſchwur; hier iſt eine doppelte Zunge, hier ſind zwo Zungen. So zerlegte ſie eine ganze Stunde lang alle deine beſondern Tugenden, und machte zuletzt mit einem Seufzer den Schluß, du ſeyeſt der artigſte Mann in ganz Italien.

Claudio.

Und weinte die hellen Zähren dazu, und verſicherte, ſie bekümmre ſich nichts darum.

Pedro.

Ja, das that ſie; und doch iſt bey alle dem ſoviel richtig, daß ſie ihn herzlich lieben würde, wenn ſie ihn nicht tödlich haßte? des alten Manns Tochter ſagte uns alles.

Claudio.

Alles, alles; und überdas, ſah ihn Gott, wie er ſich im Garten verſteckte.

Pedro.

Und wenn ſollen wir denn des wilden Ochſens Hörner auf des zärtlichen Benedicts Stirne ſehen?

Claudio.

Und darunter ſchreiben; hier wohnt Benedict, der Ehmann?

Benedict.

das was alle Menschen einander als Menschen schlechterdings schuldig sind — nehmlich, einander so zu behandeln wie jeder von den andern behandelt zu werden wünschet — mit einem so elenden Wort als dulden zu verkleinern und beynahe auf Nichts zu reduzieren? — Welche mehr als kindische Inconsequenz! Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu seyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über andere zu tyrannisieren? Ich kann von einem jeden fodern, daß er mich auf der Straße ungestört meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn ihr duldet, daß ich von überirrdischen Dingen anders denke, wähne oder träume als ihr, ungeachtet ihr selbst um nichts dadurch gebessert seyd, ob ich so oder anders über diese Dinge denke?

Narren und böse Leute sind von Natur intolerant; jene können nicht leiden daß man anders denke als sie, diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen zu thun und zu leiden was sie wollen. Hätten diese zwey Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, so würde er schon lange eine ungeheure Wildniß und Wüste seyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Besondern das Ansehen hat) von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise duldet die Thoren, weil

er weise, die Schwachen weil er ſtark, die Böſen weil er gut iſt. Und ſo kommen wir, wenn die Rede von den groſſen Uebeln iſt, die das Menſchengeſchlecht drükken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurük: den Menſchen kann nicht geholfen werden, wenn ſie nicht beſſere Menſchen werden; ſie können nie beſſer werden, wenn ſie nicht weiſer werden; aber ſie können nie weiſer werden, wenn ſie nicht über alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und ſie werden nie richtig denken lernen, ſo lange ſie nicht frey denken dürfen, oder, welches einerley iſt, ſo lange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingeſezt iſt, und alles, was in ihrem Lichte nicht beſtehen kann, verſchwinden muß.

Tauſende, die im Leben gegen dieſe Grundſäze handeln, werden, wenn ſie dieſes leſen, ſich ſelbſt die Wahrheit derſelben eingeſtehen. Unglüklicher Weiſe hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln. Die Anwendung der klarſten Reſultate der einfachſten unläugbarſten Wahrheiten, wird, unter gegebenen Umſtänden und durch den Einfluß einer Menge entgegenwirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwikelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe. —— Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der gröſſern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, iſt das Werk einer groſſen Kunſt und vieler Jahrhunderte; Tauſend nicht gemeine

ne Köpfe und Millionen rüſtiger Hände haben daran gebaut, und er iſt auf den Felſen des Anſehens und Vortheils der Prieſterſchaft ſo feſt gegründet, und durch ſo viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freyheit in Feſſeln ſchmachtet, ſo künſtlich verbunden worden: daß es beynahe ungereimt wäre, die Erlöſung dieſer gefangenen Prinzeſſinnen für möglich zu halten, geſchweige unternehmen zu wollen. Das Schickſal kann freylich mit der Zeit große Revolutionen herbeyführen, wodurch der gegenwärtige Zuſtand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde: aber wenn die Weltverbeſſerung, auf die ein menſchenfreundlicher Träumer unſre Nachkommen ins Jahr 2440. vertröſtet, bloß durch Aufklärung bewirkt werden ſollte, ſo iſt ſehr zu beſorgen, daß er ihre Epoke noch um einige Jahrhunderte zu früh geſtellt hat. Möchte ich doch mit dieſer übel anguirenden Ahnung ſchon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geſtändniß der Ovidianiſchen Medea,

— *video* meliora *proboque*
Deteriora *ſequor* —

wird ſo lange wahr ſeyn als Menſchen — Menſchen bleiben; und ſo lange die *DETERIORA* mit großen, glänzenden, und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden ſind, wird er auch der rechte Schlüſſel zu tauſend Ereigniſſen und Handlungen ſeyn, die den Verſtand des einſamen, aus

der

der wirklichen Welt in sein idealisches Tschinnistan zurückzezogenen Philosophen überraschen, und seine übel berechneten Erwartungen täuschen werden.

Wie gerne ich also, in diesem traulichen Monolog über Gegenstände, woran viel gelegen ist, mit dem ganzen edlern und bessern Theile unsrer großen Nation bloß als Mensch zu Menschen, Weltbürger zu Weltbürgern, und Teutscher Mann zu Teutschen Männern, ohne einige Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionspartheyen hätte sprechen mögen — und dies um so mehr, da mein Widerwille gegen allen Sectengeist, meine Neigung und Fähigkeit, als einer der ohne Vorurtheile und Interesse in allem diesem ist, gegen jede Parthey gerecht zu seyn, und meine Wohlgesinntheit für das gemeine Beste meiner Nation und der Menschheit überhaupt, vielen unter ihnen längst bekannt, und ohne Zweifel die Ursache ist, warum man mein wohlmeynendes Radotage über die pia desideria aller gutdenkenden Menschen mit so vieler Nachsicht anzuhören gewohnt ist: so sehe ich mich doch genöthigt, auf die Hofnung, mit dem was ich theils schon gesagt, theils noch zu sagen habe, bey beyden Hauptpartheyen Eingang zu finden, gänzlich Verzicht zu thun, und mir vorzustellen, als ob ich nur diejenige, zu der ich, mehr aus freyer Wahl als durch nöthigende Verhältnisse, selbst gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte. Nur dies

einzige — weil doch dieſe gute Gelegenheit dazu da iſt und ſobald nicht wiederkommen möchte, — ſey mir erlaubt, in Rückſicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Chriſten allgemein für nöthig erkannte Verbeſſerung laut heraus zu denken. —

Ich wünſche allen Menſchen, und alſo auch Sr. Päbſtlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen ſeinen rechtsmäßigen Nachfolgern auf dem heil. Stuhl zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heil. Peters ſeyn ſollte, für einen ſehr reſpectabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieſer und jener Welt — und hoffe alſo, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen die Päbſtliche Heiligkeit, oder für böſen Willen gegen die Gebeine der H. H. Apoſtel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich als eine phyſiſche Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Baſilica zu Sct. Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatican, dem Campidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda, und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bey einem ſchrecklichen Erdbeben von der Erde dergeſtalt verſchlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie ſehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, ſo geſtehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich ſchwer ankommen würde, für den Untergang

der

der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung deſſelben wäre. Ferne ſey es alſo von mir, auch nur den leiſeſten Schatten und Traum eines ſolchen Wunſches jemals in meiner Seele aufkommen zu laſſen! — Aber geſetzt nun (welches der Himmel und alle Schutzgeiſter der Künſte und Alterthümer verhüten wollen!) geſetzt, weil es doch phyſiſch möglich iſt, der ſchreckliche Fall hätte ſich nun ereignet, — Rom wäre von der Erde verſchlungen, oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden — was für Maasregeln könnte und würde die Katholiſche Kirche wahrſcheinlicher Weiſe dann wohl zu ergreiffen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie geſagt, die Kathedra Petri, und der magiſche Fiſchersring, (der mit dem weltbekannten Siegelring Salomons um den Vorzug ſtreitet) die berühmten Donationen Conſtantins, Pipins und Carls des Groſſen, die Decretalen Iſidorus des Sünders, die dreyfache Krone der überirdiſchen, irdiſchen und unterirdiſchen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota, und die Wollenweberey und Agnus-Dei-Fabrik der Nonnen von Sct. Agnes, aus der Welt verſchwunden. Sollte darüber wohl ein groſſes Wehklagen unter den Völkern der Erde entſtehen? Hätten die übrigen Biſchöffe und Prälaten der Kathol. Chriſtenheit wohl groſſe Urſache, ihre Kleider zu zerreiſſen und Aſche auf ihre

Häupter zu ſtreuen? Sollten und müßten ſie nun wohl nichts angelegners haben, als mit vereinigten Kräften ſobald als möglich ein neues Rom und einen neuen Succeſſor des heil. Peters, auf dem Stuhle, worauf dieſer nie geſeſſen, zu erwählen? Würden ſie nicht vielmehr — ich rede menſchlich, aber hoffentlich nicht thöricht — groſe Urſache haben, ſich dieſer Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen, und, alles wohl überlegt, ſich am Ende dankbarlich gefallen laſſen, durch dieſen unverhoften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben, und in diejenige Freyheit und reſpective Unabhänglichkeit geſetzt zu ſeyn, die ihnen vermöge der älteſten Kirchenverfaſſung zukommt? — Aber, (höre ich ſagen) was würde da aus dem für ſo nothwendig geachteten Centro Unitatis werden? — Und hoftet denn dieſer Vereinigungspunct nothwendig an einer einzelnen Perſon, oder an einem gewiſſen Stuhle? oder gerade an dieſem? Iſt der Chriſtliche Name und das Apoſtoliſche Symbolum nicht Vereinigungspunct genug? Und wenn kein Rom mehr iſt, deſſen deſpotiſcher Geiſt bey der möglichſten Einförmigkeit ſeiner Unterthanen einzig intereſſirt iſt: wem iſt dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht, und Ordnung nicht ſehr wohl mit Mannichfaltigkeit beſtehen? Entſpringt Harmonie nicht aus Mannichfaltigkeit mit Ordnung? und iſt Harmonie

nicht

nicht ſchöner als Monotonie? — Doch, ſehen wir, — ohne uns länger bey einem Einwurf, der doch am Ende von ſelbſt wegfallen wird, aufzuhalten, — was die Folgen dieſes großen Falles ſeyn würden.

Wenn kein Pabſt mehr iſt, ſo hört natürlicher Weiſe das päbſtliche Syſtem mit allen ſeinen Acceſſoriis und Auswüchſen von ſelbſt auf. Die Schafe Chriſti befinden ſich nun wieder unter der Aufſicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nehmlichen Verfaſſung, worin ſie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann bloß an den beſagten Hirten liegen, ſie (mit dem Pſalmiſten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu friſchen Waſſerbächen zu führen, und an keinem Guten Mangel leiden zu laſſen. Sie haben kein ungewiſſes Anſehen, keine ſchimäriſchen Rechte, keine Anſprüche, die von jeder Unterſuchung erſchüttert werden, und bloß auf Unwiſſenheit, Aberglauben und Furcht vor Ermahnungsſtüchen und Scheiterhaufen gegründet ſind. Was könnte ſie alſo bewegen das Licht zu haſſen, welches ſie nicht zu ſcheuen haben? die Vernunft in Feſſeln zu halten, die auf ihrer Seite iſt? der Aufklärung zu widerſtehen, die eben dadurch, daß ſie „die Haupt-Feſte der „Chriſtlichen Religion, mit Aufopferung der unhalt„baren Auſſenwerke, gegen alle Angriffe der Ver„nunft ſichert," ihrem Anſehen und ihren Rechten unerſchütterliche Feſtigkeit giebt? Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermiſchung

des reinen Chriſtenthums mit magiſchem und Fämes niſtiſchem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerey, fromme Geiſtermährchen, und dergleichen Albernheiten zu gewinnen: und ſie denken zu edel und gut, um ſie jemals zu Erben der römiſchen Ablaßkrämereyen, Jubeljahre, Apotheoſen aberwitziger Mönche und monomachtiger Nonnen Taliemaniſcher Annulete, Loretten-Bilderchen-Kerzchen und Glöckchen, und anderer ſolcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre, in dem vorausgeſetzten Falle, kein Grund zu erdenken, warum ſie nicht zu Abſtellung jedes erweislichen Mißbrauchs, und zu Beförderung jeder erweislichen Verbeſſerung mit Freuden die Hände bieten, und die Erſten ſeyn ſollten, den obenbemeldten Kerker zu öfnen, um die gefangene Vernunft, — Sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freyheit zu ſetzen, und dadurch, neben tauſend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig möglichen, einzig zu wünſchenden Art von Vereinigung aller chriſtlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

Es giebt Dinge, die, ihrer Natur nach, dergeſtalt von unſerer Willkühr abhangen, daß ſie ſind oder nicht ſind, ſobald es uns beliebt, daß ſie ſeyn oder nicht ſeyn ſollen.

Man erlaube mir, dieſes durch ein bekanntes Beyſpiel zu erläutern. Als Sanct Paul nach Epheſus kam *), befand ſich unter andern daſelbſt ein Tempel, der unter die Wunder der Welt gerechnet wurde, und in dieſem Tempel, ein kleines wohlberäuchertes Bildchen von Eben- oder Rebenholz **), das man die große Diane der Epheſier nannte, und weit und breit in ganz Aſien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte. Sanct Paul — der ſich, bekannter maßen, ſeiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freyheit zu bedienen pflegte, ohne ſich darum zu bekümmern, daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten, — Sct. Paul alſo nahm ſich die Freyheit, einigen Epheſiern zu ſagen: Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter ſeyn; und es fehlte nicht an Leuten, denen dieſes Räſonement ſehr einleuchtend vorkam. Nun befand ſich aber ein gewiſſer Demetrius in dieſer Stadt, dem ſehr viel daran gelegen war, daß die große Diane der Epheſier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen ſilbernen Dianentempelchen, die von den Fremden gekauft zu werden pflegten, wo-

*) Geſch. der Apoſtel Cap. 19.

**) So ſagt Plinius. l. XXI. c. 40. und die Einwendung die der Graf Caylus, in ſeiner Abh. vom Tempel zu Epheſus dagegen macht, iſt (um Vorbeygehen zu ſagen) von keiner Erheblichkeit.

Benedict.

Lebt wohl, Junge, ihr wißt meine Geſinnung; ich will euch izt eurem poßierlichen Humor überlaſſen -- Gnädigſter Herr, ich danke euch für alle eure Gütigkeiten; ich muß mich eurer Geſellſchaft berauben; euer Bruder der Baſtard iſt aus Meßina entflohen; ihr habt eine liebenswürdige und unſchuldige junge Dame mit einander ums Leben gebracht. Was den Herr Ohne-Bart hier betrift, ſo weiß er, wo er und ich einander ſprechen wollen; bis dahin adieu!

(Benedict geht ab.)

Pedro.

Es iſt ſein Ernſt.

Claudio.

Höchſter Ernſt, und ich wollte wetten, alles, der Beatrix zu liebe.

Pedro.

Er hat dich alſo herausgefordert?

Claudio.

Mit der gröſten Feyrlichkeit.

Pedro.

Was für ein artiges Ding ein Mann iſt, der in ſeinem Wamms und paar Hoſen davon geht, und ſeinen Verſtand dahinten läßt!

Vierte

von es in dieser Hauptstadt Asiens beständig wimmelte; und diese Fabrik gieng so stark, daß das ganze Goldschmidt-Handwerk zu Ephesus in Arbeit und Verdienst dadurch gesezt wurde. Demetrius versammelte also alle seine Arbeiter, und stellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sct. Pauls Vernunftschlüsse gerathen wäre. „Es will, sagte er, nicht allein unserm Handel dahin gerathen, daß er nichts „gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin „Diana wird für nichts geachtet, *) und wird dazu „ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asia „und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.„ **) — Man begreift, warum die Majestät der großen Göttin Diana dem frommen Manne so sehr am Herzen lag. Kurz, das Ende von dieser Goldschmidts-Synode war, natürlicher Weise, daß sie alle voll Zorns wurden, und aufschrien: Groß ist die Diana der Epheser! In kurz m

brachten

*) Dies war, mit Erlaubniß, eine grose Lüge von dem Goldschmidt Demetrius! Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst, und wurde von Sct. Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht.

**) Non solum autem haec periclitabitur nobis pars in redargutionem venire, sed et magnae Dianae templum in nihilum reputabitur, sed et destrui incipiet majestas ejus, quam tota Asia et orbis colit. *Acta Apostolor.* c. XIX. v. 27.

brachten ſie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk ſtürmte dem Amphiteater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten warum es zu thun ſey, ſchrie der Pöbel zwey Stunden lang an einem fort, groß iſt die Diana der Epheſier: bis endlich der Kanzler, durch eine ſehr verſtändige und eines Groß-Kanzlers von England würdige Rede, das Volk wieder beruhigte, und nach Hauſe ſchickte.

Ich kenne kein beſſeres Beyſpiel, meinen obigen Satz ins Licht zu ſetzen, als dieſes. Die hölzerne Diana der Epheſier war eine Göttin, oder war keine Göttin, je nachdem die Epheſier wollten. Und warum dies? Weil ſie wirklich, Scherz bey Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen häßlichen vielgebrüſteten Zigäunerin, und alſo keine Göttin war. Indeſſen ſo lange ſie dafür gehalten wurde, war es in gewiſſen Stüken eben ſo, als ob ſie es wirklich geweſen wäre. Wir wollen billig ſeyn — Die Aſiarchen, die Häupter der Stadt Epheſus, der Kanzler, und ihres gleichen, wußten ohne Zweifel, ſo gut als wir, was an der Sache war: indeſſen hatten ſich die Epheſier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren *)

*) Das Wort Neokoros bedeutete bey den Griechen urſprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küſter nennen. In der Folge machten ſich anſehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küſter ihrer Schutzgötter, denen

der groſsen Diana zu heiſſen, und ihr prächtiger Tempel verſchafte der Stadt Anſehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; ſie hatten alſo politiſche und cameraliſtiſche Gründe, als etwas unwiderſprechliches (wie ſich der Herr Kanzler von Epheſus *) ausdrückt) anzunehmen, nicht daß ihre Diana wirklich eine Göttin ſey, aber „daß die Stadt Epheſus die Pflegerin der groſsen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes **) ſey.„ — Bey dem gemeinen Volke war

denen ſie einen Tempel unter ſich erbauet hatten, zu heiſſen, und unter den römiſchen Cäſarn bewarb man ſich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kayſer, denen in den Provinzen ſchon bey ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwieſen wurde. Luther überſetzt dies Wort in der angezogenen Stelle ganz ſchicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Bedeutung von Patron und Schirmherr bey ſich. Die Epheſier nannten ſich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis, und waren um ſo ſtolzer auf dieſen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewiſſer maſsen ein gemeinſchaftlicher Tempel des ganzen Aſiens war, das zu ſeiner Erbauung beygetragen hatte.

*) Apoſtelgeſch. XIX. v. 35. 36.

**) Aus dieſer Stelle, die durch ein von Joſ. Scaliger in ſeinem Commentar über Euſebii Chronikon angeführtes griech. Epigramm beſtätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der Epheſiſchen Diana ſey vom Himmel gefallen.

war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung ſie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache, und es fiel ihnen ſo wenig ein, ſich Einwürfe gegen dieſen Glauben zu machen, als dem Pöbel zu Loretto, zu zweifeln daß ihre Santa Caſa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden ſey. Aber die Goldſchmidte hatten ein ganz anderes Intereſſe Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu ſeyn; und ſie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können als Cicero an ſein Augurat, ohne daß ſie, ſo lange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zuſammengeſchrien, hätten: groß iſt die Diana der Epheſier!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Epheſus hätten einen ſehr großen und dringenden Beweggrund (den ſie freylich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr ſeyn ſollte: was würden ſie wohl gethan haben? — Die Unternehmung wäre allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen geweſen: aber mit Zeit und Geduld ſind ſchon ſchwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten ſie vor allen Dingen den Goldſchmidten eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sct. Paul und ſeine Gehülfen auf der einen, die Philoſophen, die Luciane und ihres gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freye Erlaubnis erhalten, über die Sache zu raiſonnieren, und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu ſcherzen ſoviel ihnen beliebt hätte; und

das Volk, das mit allen seinen Fehlern und Unarten doch mehr Menschenverstand hat als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden seyn, daß es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daß gewisse Meynungen, die seit den Zeiten P. Gregors VII. nach und nach von Mönchen, Jesuiten, und andern Clienten des Römischen Hofes ausgebrütet worden sind, und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben, — z. B. daß ein jeweiliger Pabst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sey, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden *) habe, daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Gesetze sey, daß er Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes mehr sind **) — daß,

*) Die im Himmel wollen wir Ihm gerne unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen worauf wir wohnen Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beynahe schämen muß, davon zu reden.

**) S. das Glaubensbekenntniß des P. Giannone im October 1784. des T. Merkur.

daß, sage ich, diese und ähnliche Meynungen eben so, wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben sie zu glauben oder nicht zu glauben abhangen. Sanct Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn" — sich für das Nichtglauben entschieden haben. Wir stoßen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Solution des großen Problems, das von Vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der Weisen gehalten wird; und ich laufe Gefahr, eines ungebührlichen Mistrauens in die Sagacität meiner Leser beschuldiget zu werden, wenn ich noch hinzusetze: der römische Bischoff würde weder mehr noch weniger als der erste unter den abendländischen Bischöffen, seinen Brüdern, seyn, sobald man für gut befände, sich über diesen Punct lediglich an erwiesene Thatsachen, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was (wie wir gesehen haben) eine ziemlich natürliche Folge eines plözlichen Unterganges der Stadt Rom wäre, erzielet werden, ohne daß man es eben mit dem Umsturz der herrlichen Peterskirche, des Musei Clementini, der Villa Borgheſe u. s. w. so übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte sich nur entschließen, in allem gerade so zu verfahren als ob das Unglück geschehen wäre: so würde,

sehr

ſehr wahrſcheinlicher Weiſe, auch alles ſo erfolgen, und beynahe eben ſo leicht, wenn auch etwas langſamer, in ſeine alte und natürliche Ordnung kommen. Ein Erdbeben würde freylich ſchneller wirken und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmal aryplanieren; ſo wie ehmals die Gothen, da ſie unter dem heilloſen Kayſer Gallienus den Tempel der Diana von Epheſus verbrannten und zerſtörten, ihrer Gottheit auf einmal ein Ende machten: aber ich geſtehe, daß ich dieſe heroiſchen Mittel nicht liebe; und ich möchte, der Vernunft zu Ehren, wünſchen, daß eine ſo glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente ſeyn möchte. Im Grunde würde es auch, in mehr als Einer Rükſicht, beſſer ſeyn. Man erinnert ſich vermuthlich, was für ein höchſt ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papſt Pius XXVI. (oder wie er heißt) im Jahre 2440. ſeyn wird, — wie ſo ganz und gar er der Gegenfüßler eines Gregor VII. eines Johann XII. und XXII. eines Clemens V. Alexander VI. Julius II. Leo X. — kurz der größten Zahl ſeiner Vorfahrer iſt, und wie vollkommen dieſer vortrefliche Pontifex Maximus durch ſeine Aufklärung, Weisheit, Güte, Beſcheidenheit und Uneigennüzigkeit der hohen Würde eines erſten Prieſters und allgemeinen Vaters der Chriſtenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelſt meines demüthigen Vorſchlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen; und wie erſprießlich für die

Kirche

Kirche und die Welt eine ſolche Verwandlung wäre, bedarf wohl keines Beweiſes. Ihre heilſame Folgen ſind ſo wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menſchheit ſich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die der Realiſirung derſelben im Wege ſtehen, noch immer für unerſteigliche Berge angeſehen werden wollen.

In der That ſehe ich nur Einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel dieſe wünſchenswürdige Revolution zu beſchleunigen, gemacht werden könnte — nehmlich „daß dadurch die mannigfaltigen „Beſteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche „die Nachfolger Hildebrands (denn Sct. Peter hatte „und brauchte weder Silber noch Gold) von dem blin„den Glauben, dem blinden Gehorſam und allen übri„gen Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben. Allein, da es bey mehrvorgetragenem Vorſchlage nicht darauf abgeſehen iſt, die Fürſten der Kirche ihrer rechtsmäßigen und wohlerworbenen Temporalien berauben zu wollen: ſo blieben dem Adminiſtrator des Kirchenſtaates, bey einer beſſer eingerichteten Wirthſchaft, auch ohne jene fremden Zuflüſſe, noch immer Einkünfte genug übrig, ſeine erhabene Würde mit Anſtand zu behaupten, und die Peterskirche, nebſt den übrigen ſechs Baſiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerley Nahmen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarey und Finsterniß der Hildebrandischen Zeiten zurückwerfen sollten, — so ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen, und so Gott will! auch die Hände und Füße sich immer mehr stärken werden: und so könnte denn wohl am Schlusse des 19ten Jahrhunderts manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des 18ten mit dem gelindesten Nahmen Träume eines radottierenden Weltbürgers nennen wird.

Ich sage von Herzen Amen hiezu! und gedenke mich nun, nach dieser kleinen kosmopolitischen Digression, für den Rest gegenwärtiger Betrachtungen an denjenigen Theil meiner Brüder zu wenden, der seine Befreyung von dem Joche, das unsre Väter drückte, ihrem muthigen Gebrauch der Rechte der Vernunft hauptsächlich zu danken hat, und nicht zu entschuldigen wäre, wenn er durch den Nichtgebrauch derselben die unschätzbaren Vortheile wieder verlöre, welche sie, sogar mit Darsetzung ihres Lebens, ihren Nachkommen nicht zu theuer erkauft zu haben glaubten.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

An die Weisheit.

So weil'ſt du denn in jenen Tempeln nicht?
So ſind denn jene halb in Schutt verſunkne Hallen
Nicht deine Wohnung? biſt du nicht das Bild
Im ſchwarzen Harniſch', mit dem ehrnen Speer,
Was dort im tiefſten nächtlichſten Gewölbe
Aus bleichem Lampenſchimmer um ſich ſtarrt?

So find' ich dich, — o du, von tauſend Sterblichen
Umſonſt geſuchte, du, von allen Götterkindern
Holdſeligſtes! — in frohen Thälern nur;
Hier, wo vom hellen Bach' umſpült, von Linden
umſchattet,
Ein gnügſam Dörfchen, eine trauliche
Geſellſchaft gleichgeſinnter Hütten wohnt?
So liebſt du auch Geſang und Tanz? So ſchlägt
In deiner Bruſt ein Herz, das Freud und Leid
Empfinden kann, wie wir? — So biſt du denn
Das ewigholde Mädchen, welches einſt

Vierte Scene.

Hundsloch, Spießruthe, Conrad und Borachio mit einer Wache, treten auf.

Pedro.

Aber ſachte, wie, laßt mich ſehen, -- ſagte er nicht, mein Bruder habe ſich davon gemacht?

Hundsloch.

Kommt ihr, Herr, wenn die Juſtiz euch nicht zahm machen kan, ſo ſoll ſie ihr Handwerk und ihre Wage aufgeben --

Pedro.

Was giebts hier; zween von meines Bruders Leuten gebunden? einer davon, Borachio?

Claudio.

Wollen wir uns nicht erkundigen, was ſie gethan haben?

Pedro.

Gerichts-Beamte, was haben dieſe Männer gethan?

Hundsloch.

Sapperment, Herr, ſie haben falſchen Rapport begangen; ferner, ſie haben Unwahrheiten geſagt; zweytens, ſind ſie Calumnianten; ſechstens und letztens haben ſie über eine Dame gelogen; drittens haben ſie unrichtige Dinge verificiert, und ſchließlich ſind ſie lügenhafte Spizbuben.

Die ſchönſte Schäferin der goldnen Zeit
Dem ewigjungen Jünglinge gebahr,
Als er den ſtolzen Gott gern bey den frohen Menſchen
Vergaß? — —

Ich war ein Knab', und wußte nicht,
Und ſorgte nicht wodurch ich glücklich würde;
Denn was ich hatte war mein kühnſter Wunſch.
Ich ward ein Jüngling, und erröthete
Vor meinen Knabenſpiel, warf Ball und Kranz
Schon meinen Mitgeſpielen Kindern hin,
Und ſtand allein, und ſah mich an, und fragte mich:
„Wornach verlangt des Menſchen Herz? was iſt
Des Menſchen Glück? — War ich beglückt, war je
Der ganze Wunſch des Herzens mir gewährt? —
Bin ich es noch? — Ach, könnt es der wohl ſeyn,
Den dieſe Frage quält! —"

Da winkte mir
Der bleiche Prieſter, der in jenem todten
Zerfallnen Tempel wohnt; und leitete
In's Dunkel, vor das Bild mit Helm und Speer
mich hin,
Und ſprach: die bete an, daß du erkennen lerneſt,

Was

Was iſt und ſcheint: ſo wirſt du weiſe ſeyn
Und glücklich, wie ein Gott!" —

Wie lange lag ich nicht
Auf meinen Knieen, bat, und ſeufzte laut
Und weinete! — Umſonſt, das todte Bild
Blieb todt! Kein Herzſchlag unterm ehrnen Panzer
Antwortet' meinem Herzen, und kein Blick
Der ſtarren Augen meinem Aug'! — Ermattet
Sank ich dahin! mein Blut floß kalt, mein Herz
Ward ſtumm, und mit der Hofnung leztem Strahl
Erloſch auch jeder Wunſch. Ich wußte nicht,
Was ich zu wünſchen hätte? fühlete
Nicht Schmerz, nicht Freude! war nicht glüklich, nicht
Unglüklich. — O, und dieſes todte Seyn
Iſt's, was der Weiſe hohe Tugend, Weisheit
Der Götter und glückſelig Leben preiſet!

Doch plözlich fühlt ich meine kalte Hand
Aufs neu erwärmt, mein Freund, mein * ſtand ne-
ben mir,
Und ſah mit mitleidsvollem Blik mich an.
„Was ſuchſt du hier, in dieſer Todtengruft?
Das Erz, vor dem du beteſt, iſt die Weisheit nicht,

Die Menſchen glücklich macht: es iſt das Bild
Der Allerkenntniß, die nur bey den Göttern
Des Himmels wohnt, und Götter nur begückt.
In bittern Zorn' beſucht ſie oft den Traum
Des ſtolzen Menſchen; dann mit Helm und Schild
Und blutigem Speer bewafnet, wie dies Erz.
O Freund, die Weisheit, die uns Sterblichen
Die Götter ſandten, muß in keinen Tempel
Gekerkert ſeyn! wir dürfen ihres Raths
Und ihrer freundlichen Geſellſchaft in der Welt,
Auf unſern Aeckern und bey unſerm Heerd'.
Ihr Tempel iſt die ofne Blumenflur,
Der liedervolle Hain ihr Heiligthum;
Sie lehrt die Menſchen — Menſchen ſeyn, nicht Götter,
Sie will geliebt, nicht angebetet ſeyn!" —

Er ſprach's, und hob mich auf, und führte mich
Hinaus in's junge Frühlingsthal; — — und, ſiehe,
Da ſaßeſt Du in Blumen an der Quelle,
Und um dich her ein ganzes Völkchen Kinder.
Du ſcherzteſt mit den Kindern, lehrteſt ſie
Noch unverſuchte Spiele, lehrteſt ſie
Nach deiner Laute Weiſſende Lieder ſingen,

Und tanztest mit in ihren Reihn und lachtest
Wie sie, und warst ein frohes Kind, wie sie!

Ja, ich erkenne dich! aus meinen Knabenzeiten
Kenn' ich dich noch, du ewigjunges Mädchen!
Dies Auge hat auch meinem Spiel gelächelt;
Die Hand auch mich zu bunten Zirkeltänzen
Auf Blumenfluren hingeführt; dein Herz
Auch mich, auch mich geliebt! — O, warum schämt'
Ich meines Glückes mich? — Nein, ich bin wie-
der Kind,
Und alle meine stolzen Jünglingswünsche
Sind ausgeträumt! — O, nimm aufs neue mich
In deiner Kinder fröhliche Reihen auf,
Und laß mich noch, wie einst, von dir geliebet seyn!

Ach, ich begehre nicht, so lang ich unter Menschen
Noch walle, mehr zu seyn als Mensch; begehre,
So lang ich unter Täuschungen und Wahn
Noch irren muß, nicht eines Gottes Auge,
Vor dem die schönste Morgenröthe — Dunst,
Des Regenbogens sanfte Farbenspiele
Nur Wassertropfen sind! Mein Herz verlangt
Nach Täuschungen! ich will im Irthum glüklich seyn,

Wenn mich die Wahrheit nicht beglücken kann!
Ich will der Roſe Duft nicht ſehn, ich will ihn
athmen!

O, nimm mich auf in deine jungen Reihen,
Du ewigholdes Mädchen, nimm mich auf,
Und unterrichte mich im Liede deiner Laute
Und ſinge frohe Lehren mir ins Herz!

O lehre mich, daß kummerloſe Freude,
Mehr als Gebet und reicher Opfer Dampf
Der guten Götter weiſe Schickung ehre!
Daß es nicht Weisheit und nicht Tugend ſey,
Den vollen Becher ſüßer Erdenwonne
Nicht trinken, weil er im Genuß ſich leert,
Und weil die Götter mit unſterblichem
Getränk' nur ſich die goldne Schaale füllen.

O, lehre mich, daß nicht im leicht verwelckten
Kranze,
Der unſre Stirne ſchmückt, — nein, daß die Fröh-
lichkeit
Allein im Herzen des Bekränzten wohnt,
Und daß dem frohen Auge, wo es hinblickt,

Auch

Auch eine frohe Welt entgegen lacht!
Und, o, dann gieb mir ſtille Gnügſamkeit
Und Mäßigung im Genuſſ': damit ich nicht
Den ganzen Frühling meines Blumenbeetes
In Einen Kranz, und meinen beſten Wein,
Der nur dem ſeltnen Feſttag' heilig iſt,
Nicht an ein jedes Abendmahl verſchwende!
Damit ich ſelbſt dem Sturm des finſtern Herbſtes
danke,
Daß er nicht ewig Lenz, und Sommer grünen läßt.

Mnioch.

*) Fragment eines Briefes an * * * bey Ueberſendung dieſes Gedichts, als eine ſehr nöthige Anmerkung zu demſelben.

Dieſes Gedicht enthält eine kleine Geſchichte meiner ſelbſt. — Sie werden mir den Gefallen thun, und das was darin von einer gewiſſen ſchädlichen Weisheit geſagt wird, nicht etwa, — wie es mir ſchon gegangen iſt — auf die wahre ſpeculative Philoſophie deuten, welche der Menſch in der That, als ſeine erſte oder vollkommenſte Wiſſenſchaft zu verehren hat. — Nur die Schwärmerey einer von der Theologie angeſteckten Metaphyſik, (die aber die Theologie dafür auch wieder anſteckte) einer über alle Erfahrung, und über die

unſrer Vernunft von der Natur vorgeſchriebene Grenze hinausſtaunenden Speculation, die für Wahrheit und Zufriedenheit, für Kopf und Herz — dem, der beydes hat — gleich ſchädlich iſt, und von der es mit recht heißt, ſie bringt

„Nur Zweifel in den Kopf, und Meſſer in die Bruſt: „

dieſe Afterweisheit, die eben deswegen gar nichts weiß weil ſie alles wiſſen will; die aber dennoch (trotz alles deſſen, was Natur ſchon gethan hat!) auch in unſern Tagen ihre alten Tempel behält, in die leider auch ich einſt, als in das Heiligthum der wahren Philoſophie, hinein verleitet wurde — dieſe nur iſt es, vor der meine Jamben mancherley böſes erzählen, und der ich jene gute, beſcheidene menſchliche Weisheit entgegenſetze, welche die Dinge um ſich her nur nach dem Bezuge nimmt, oder, wenn es noth thut, zu erforſchen ſucht, den ſie auf uns Menſchen, auf unſer Vergnügen und Mißvergnügen, auf unſre Glückſeligkeit haben, (ohne ſich nehmlich die Zeit des Genuſſes mit jener vergeblichen Unterſuchung zu verderben: was für Bezug eben dieſe Dinge auf die höheren Weſen, oder auf die Bewohner andrer vielleicht uns künftiger Welten haben könnten?) — und welche daher mit leichtem zufriedenen, fröhlichen Herzen die ganze Erde genießt, wenig hoffet, und wenig fürchtet.

Daß ich die Attribute, die der Minerva nur als der Göttin des Krieges zukommen, ihr auch, als der Göttin der Weisheit beygelegt habe, iſt, wenn es ein Fehler bleibt, wenigſtens kein unwiſſentliches Verſehen. Ich fand, daß wenn ich in dieſer Göttin die Allerkenntniß perſonificirte, ſie, in Bezug

zug auf den Menſchen, der ſich ewig umſonſt bemühen wird, ihr wahres Angeſicht, ſie ſelbſt wie ſie iſt, zu ſehen, würklich eine ſchreckliche Gottheit ſey, und daß ſie mit Speer und Aegis wider den allzukühnen Menſchengeiſt eben ſo, wie einſt gegen die Himmelſtürmenden Titanen, kämpfe. Ich hielt es daher nicht für unrecht, wenn ich ihr das, was ſie wohl nur als Kriegsgöttin erhielt, mit ähnlicher Bedeutung auch als Göttin der höchſten Weisheit ließe. Hieraus erklären Sie ſich beſonders die Stelle:

In bitterm Zorn' beſucht ſie oft den Traum
Des ſtolzen Menſchen; dann mit Helm und Schild,
Und blutigem Speer bewaffnet, wie dies Erz.

Dieſer Traum nun, dieſes Bild, das man fälſchlich für das wahre Abbild der Göttin anſieht, (denn bey den Göttern ſelbſt erſcheint ſie anders, da nur erſcheint ſie in ihrer wahren und gewiß für die Götter ſchönen Geſtalt) wird in todten, finſtern, ſchon halb zerſtörten Tempeln angebetet. — Sollten Sie hierunter nicht leicht jene finſtre, myſtiſche, ausſchließlich nur dem Eingeweyhten verſtändliche, und wenn auch das, was gelehrt wird, feſte und nützliche Wahrheit wäre, — dennoch für die Anwendung aufs Leben höchſtunbrauchbare Behandlungs- und Lehr-Art jener Philoſophie, und an die alten Syſteme, in welchen man noch immer wohnet und hauſet, ſo ſehr ſie auch ſchon in Trümmern zerfallen ſind — — ſollten Sie unter jenem Bilde nicht leicht alles dieſes verſtehen können? Freylich iſt mein Gedicht eine ſehr zuſammengeſetzte Allegorie, welche nicht nur in Gemälde und Gegengemälde, ſondern in jedem von dieſen wieder in zwey kleinere Bilder (das Bild vom Behandelten und das von

der Behandlung) zerfällt; und eine kleine Unverständlichkeit möchte ihm also schon von Natur eigen seyn.

Die Allegorie, als Allegorie; (d. h. in so fern ich ihre Personen oder Wesen nicht etwa an und für sich, als wirklich anschauliche Dinge, oder empfindende Wesen, sondern als Zeichen von Abstractionen oder Verhältnissen betrachte, und ihnen nur in dieser Rücksicht alle ihre Prädikate zuschreibe) wenn sie dazu noch sehr ausführlich und zusammengesetzt ist, möchte vielleicht nicht die glücklichste Erfindung seyn.

Die allegorischen Wesen sollen die Lebhaftigkeit erhöhen und also selbst lebhaft seyn: aber sie verlangen als Zeichen von etwas anderm auch einen solchen Grad von Deutlichkeit, vermöge dessen ich sie leicht durchsehen kann. Dies ist nehmlich eine ganz andre Deutlichkeit, als die, welche jedes schöne Kunstwerk und jeder lebhafte Gegenstand, wenn er angenehm bleiben will nothwendig haben muß, und welche in dem bekannten Princip des Schönen, Mannigfaltigkeit in Einheit, das auch Deutlichkeit in Einheit heissen könnte, schon mit eingeschlossen ist. Die letzte will den Gegenstand kennen lernen, in sofern er nichts weiter als sich selbst bedeutet; die erste, in sofern er von etwas anderm ein Zeichen ist, und also mehr das, was er anzeigen soll, als ihn selbst. Fehlt nun dem allegorischen Wesen diese Deutlichkeit (wenn auch zum Vortheile der Lebhaftigkeit und Schönheit) so nimmt es der Anschauer entweder gar nicht mehr als ein Zeichen, sondern nur als ein Bild das sich selbst vorstellt, und so hört es auf Allegorie zu seyn: oder er nimmt es noch als Zeichen, zerstört aber durch

langse

langes Zergliedern und Vergleichen die ganze Mühe des Dichters und die ganze äſthetiſche Würkung.

Ueberhaupt ſcheint die Allegorie mehr für die kalte Betrachtung als für Gefühl gemacht zu ſeyn. — —

Nehmen ſie dieſes alles wenigſtens für die Entſchuldigung aller Dunkelheiten, die Ihnen etwa in meinen Jamben aufſtoßen ſollten.

III.

Probe einer Ueberſetzung von Spenſers Feenkönigin.

Aus dem IXten Geſang des erſten Buchs.

So wanderten ſie: und ſiehe, nun ſahen ſie einen bewafneten Ritter ſchnell gegen ſie heranſpornen, der vor einem verfolgenden Feinde oder irgend einer gräßlichen Schreckgeſtalt zu fliehen ſchien: immer war im Fliehn ſein Auge rückwärts gedreht, als wenn ſeine Furcht ihm hinter der Ferſe nacheilte. Das Pferd unter ihm flog mit verhängtem Zügel, und wegete mit beſchwingten Füßen auf dem Winde hin, als wäre es ein Abkömmling von dem göttlichen Pegaſus-Geſchlechte.

Er

Pedro.

Erſtlich, frag ich dich, was ſie gethan haben; drittens frag ich dich, worinn ihr Verbrechen beſteht; ſechstens und leztens, warum ſie ins Gefängniß geſchikt werden; und ſchließlich, was ihr ihnen zur Laſt legt?

Claudio.

Das heiß ich, einem ſeine Meynung begreiflich machen!

Pedro.

Was habt ihr böſes gethan, ihr Herren, daß ihr ſo gebunden geführt werdet? Dieſer gelehrte Conſtabel hier iſt zu ſcharfſinnig, als daß man ihn verſtehen könnte? Worinn beſteht euer Verbrechen?

Borachio.

Gnädigſter Herr, geſtattet nicht, daß ich weiter zur Verhör geführt werde; hört mich an, und laßt mich von Claudio's Hand ſterben. Ich habe eure Augen ſelbſt betrogen; was eure Weisheit nicht entdeken konnte, haben dieſe ſchaalen Thoren ans Licht gebracht, die mich bey nächtlicher Weile gehört haben, als ich dieſem Mann erzählte, wie Don Juan, euer Bruder, mich aufgemuntert, das Fräulein Hero zu läſtern; wie ihr heimlich in den Garten geführt worden, und geſehen, daß ich Margrethen in Hero's Kleidern den Hof machte; und wie ihr, da die Ceremonie vor ſich gehen ſollte, ſie beſchimpft -- Dieſe meine ſchändliche That haben ſie in einem gerichtlichen Protocoll, und ich wett' es lieber mit meinem Tode beſiegeln, als es zu

meiner

Er kam näher, und ſie ſahen ſein Haupt unbewafnet, und ſein Haar ſtand ungelockt, ungekämmt, ſteif empor, verwüſtet von dem entſtellenden Schreck: kein Tropfen Blut im ganzen Geſicht, kein Leben in einem Glied: zu gröſſerm Schrecken trug er (erniedrigende Schande für den ſchönen Orden der Ritterſchaft!) einen hanfenen Strick um den Nacken, der die glänzenden Waffen übel ſchmückte: aber er dächte jezt nicht an den Strick, nicht an Waffen.

Der Ritter vom rothen Kreuz ritt ſchnell auf ihn zu, um zu erfahren, von welchem Volke, von welchem Geſchlecht ein ſo entehrter Ritter ſeyn könnte; er fand ihn ganz ſinnlos und verblüfft, daß er ſich vor ſich ſelbſt zu entſetzen ſchien. Kaum vermochte er ihn von der Flucht zurückzuhalten, und ihm dieſe Worte zu ſagen: Herr Ritter, ſagt, wer hat euch ſo entſtellt? Vor wem fliehet ihr? Denn nie ſahe ich einen Ritter in ſo entehrender Geſtalt.

Kein Wort — ſeine Beſtürzung mehrte ſich nur mit neuer Furcht: mit ſteinernen Augen ſtand er ſtaunend da, eine herzloſe hohle Todesgeſtalt, und ſtarrte ins Weite hin, wie einer, der die Furien der Hölle mit losgebundenen Ketten erblickt. Einmal und noch einmal redete ihn der freundliche Ritter an: umſonſt, er antwortete ihm nichts: jedes Glied an ihm bebte zitternd auf, doch ſchien endlich die ſtammelnde Zunge dieſe Worte hervorzuſtoßen: Um Gottes theurer Liebe

willen,

willen, Herr Ritter, haltet euch nicht auf! denn ſeht, er kommt, er kommt dicht hinter mir. So ſprach er, und blickte ſeitwärts und rückwärts, — und wäre gern entkommen. Der Ritter zwang ihn zu ſtehen, und die geheime Urſache ſeines Schreckens zu erzählen; aber alle ſeine herzlichen Reden konnten ſein furchterſtarrtes Herz nicht zum fernſten Zutrauen erwärmen: ſie mehrten nur die Scheu. Doch endlich brach er ſchrecklich alſo aus dem tiefen Stillſchweigen hervor.

„Und bin ich nun ſicher vor ihm, der mich zu ſterben zwingen wollte, und iſt der Dolch des Todes von mir gekehrt, daß ich euch die unglückliche Geſchichte erzählen mag?" — Fürchte nichts, erwiederte ihm der Ritter vom rothen Kreuz, denn hier iſt keine Gefahr. „So will ich ihn euch erzählen, den jammervollen Unfall, den ich mit dieſen unſeligen Augen ſahe, und, hätte eine größere Gnade mich nicht bewahrt, ich verweßte auch ſchon an dem hölliſchen Orte.

Jüngſt geſchah's (o wär es nie geſchehn!) daß ich mit einem ſchönen Ritter Geſellſchaft machte, Terwin iſt ſein Name, geſchickt in jeder Art von Künſten, und kühn und edel, aber nicht ſo glücklich als er's verdiente: er liebte, ſo wollte es ſein Unſtern, ein liebenswürdiges Mädchen: ſie aber liebte ihn nicht wieder. Denn ſie war ſtolz, und nährte ſo hohe Hofnungen, daß ſie ihren ritterlichen Liebhaber ſchmachten und jammern ließ.

Als wir traurig und troſtlos von ihr zurücke kehrten, begegnete uns unterwegs der Böſewicht (bewahr uns Gott vor ihm!) der verruchte Böſewicht, dem ich ſo eben entflohen bin, der Mann der Hölle, der ſich ſelbſt Verzweiflung nennt. Erſt grüßt er uns, und nach mancher ſchönen Erzählung von ausländiſchen Neuigkeiten und ſeltenen Abentheuern, (ſo wuſte er ſich, einer Schlange gleich, die unter dem Graſe lauſcht, einzuſchleichen) nahm er Kundſchaft von unſerer Lage und unſern ritterlichen Thaten.

Als er alles wuſte, und unſere ſchwachen Herzen vor Gram und tiefnagendem Kummer durchbittert ſahe, — Herzen durchbohrt von der Liebe tödlichen Pfeilen — da ſuchte er durch verwundende Reden, voll erniedrigender Vorwürfe, uns aller Hofnung künftiger Rettung zu rauben, die noch bisher uns einzig in dem zögernden Leben zurückhielt. So hofnungelos, herzlos — überredete uns dann der liſtige Verräther, (um allem Kampf ein Ende zu machen) — zu ſterben: mir reichte er dieſen Strick, dem andern ein roſtiges Meſſer.

Mit dieſem traurigen Werkzeug eines jähen Todes ritzte ſich der jammervolle Liebhaber, lange ſchon überdrüßig des Erde-Lebens, eine weite Wunde, und hauchte durch ſie den lebendigem Athem aus. Aber ich, ein furchtſamer oder vielmehr glücklicherer Unglücklicher, betäubt von dem gräßlichen, entſetzlichen Anblick, floh davon — halb todt vor entſeelender Furcht

und

und noch bin ich meines Lebens nicht ſicher bey euch Herr Ritter, deſſen gleiche Schwachheit vielleicht gleichem Schickſal ausgeſezt iſt: aber Gott laſſe euch nie ſeine zauberiſche Rede hören!

Wie mag ein Menſch, erwiederte er, durch leere Reden ſich gewinnen laſſen, das Schloß ſeiner Geſundheit zu zerſtören? Ich weiß es, fuhr der Unglükliche fort, (die Erfahrung lehrte mich's) die Worte ſeiner liſtigen Zunge ſchmelzen wie träufelnder Honig ins Herz, und durchdringen jede Ader. Ehe ihr's gewehrt, iſt euch durch heimlichen Diebſtahl alle Kraft geraubt, und nichts als Schwäche bleibt zurück. O wünſchet niemals, Ritter, mit ſeinen trugvollen Reden verſucht zu werden.

Warlich, ſagte der Ritter vom rothen Kreuz, ich will nicht raſten, bis ich die verrätheriſche Kunſt gehört und erprüft habe, und euch Herr Ritter, bitte ich, führt mich hin zu ſeiner Höhle. Ich, der ich Trevisan heiße, antwortete der Ritter, will, ſo ungern ich's thue, weil ihr es wünſchet, zurückreiten: aber nicht für Geld, nicht für allen Reichthum der Welt, blieb' ich bey euch, wenn ihr nun an der hölliſchen Stelle ſeyd: lieber mög ich ſterben, als dieſe Schreckensgeſtalt wieder ſehen!

Lange wanderten ſie: dann kamen ſie endlich an den Ort wo der Hölliſche ſeine Wohnung hat, — eine hohe weitgewölbte Höhle, tief unter einer ſchlei-

fen

ſen Fels-Klippe, ſchwarz, traurig, grauenvoll wie ein lebensträſtiges Grab, das mit immer offnem Schlunde nach Leichnamen gähnt: oben auf der Spitze wohnt die ſcheusliche Eule und ſchreit ihren Grabesruf, der auf immer jedes melodiſche Vogelgeſchlecht von dieſem Lauerwinkel wegſcheucht; ringsumher klagen und heulen wandernde Geiſter.

In umfaßender Weite hängen auf den zerißenen ſteinigten Abhängen alte Stümpfe und Baumſtämme, auf welchen nie weder Frucht noch Blatt geſehen ward: mancher Unſelige hing ſich dran auf, deſſen Gerippe auf dem Graſe verſtreut liegt, oder von dem Winde verweht um die Klippen herum flattert. Hier kamen ſie an, und der unglückliche Ritter wollte vor Furcht und Beſtürzung davon fliehen, und wagte ſich nicht näher heran: aber der andere zwang ihn zu ſtehen, und ſtärkte ihm den Muth.

Nun traten ſie in die finſtre Höle hinein. Da fanden ſie den Verfluchten auf dem Boden ſitzen, mit niederhangendem Geſicht vor ſich hinſtarrend, in trübe traurige Gedanken vertieft: ſeine gräßlichen, langgewachsnen, ungebundenen Locken flogen ihm unordentlich um die Schultern und ums Geſicht herum: durch ſie hin blickten die hohlen todesſtarren Augen ſtaunende Blicke. Die rauhknochigten Wangen waren durch langen Mangel und Quaal in die Kinnladen hineingeſchrumpft, als hätte er nie gegeſſen.

Sein

Sein Kleid war nichts als ein zerrissener Lumpen mit Dornen zusammen gesteckt und an einander geflickt: Diesen hatte er um die nackten Seiten herumgeschlagen; dicht an ihm lag auf dem Grase, ein gräslicher Leichnam, der eben das Leben aushauchte; er wälzte sich noch im warmen Blute, das noch frisch aus der Wunde quoll, in welcher ein rostiges Messer tief eingeheftet stekte, das der strömenden Fluth einen weitern Durchgang öffnete.

Der entsetzliche Anblick bestätigte zusehr die jammervolle Erzählung Trevisans: Es sahe ihn der Ritter vom rothen Creuz, und entbrannte mit feurigem Eifer zu kühnem Rächersinn: er wollte ihn rächen, noch ehe sein Blut erkaltete; Verräther sprach er zu dem Bösewicht, Thäter dieser grausen That, welche Gerechtigkeit kann anders, als dich verdammen, mit deinem eigenen Blute dies Blut zu versöhnen, das hier vor unsern Augen fließt?

„Welcher rasende Wahnsinn, erwiederte ihm der „Höllische, hat dich thörichten Mann der Sinne beraubt, „daß du hier so rasch entscheidend Urtheil sprichst? Welche Gerechtigkeit sprach je anders Gericht, als daß der „sterben sollte, der nicht verdient zu leben? Keiner riefs „diesen verzweifelnden Erdensohn zum Tode, Keiner, „als seine eigene, todeswürdige Seele. Ists denn uns „gerecht, einem jeden sein Gebühr zu geben? Laß ihn „sterben, der des Lebens überdrüssig ist. Laß ihn mit

„Freuden ſterben, der mit Jammer lebt. Wer einen „langen zögernden Weg wandern muß, um nach ſeiner „gewünſchten Heimath zu kommen, und unterwegs auf „einen Fluß trifft, der ihn dieſſeits zurück hemmt; iſts „nicht Wohlthat ihm hinüber zu helfen, oder ſeine Füße „zu befreyen, die tief im Sumpfe ſtecken? Neidiſcher Menſch, der ſich bey dem Glück des Nachbarn „härmt, warum willſt du den nicht hinüberlaſſen, der „lange ſchon am Ufer geſtanden? Du ſelbſt willſt ja „doch nicht hinüber.

„Er hier — genießet nun der ewigen Ruhe und der „ſeligen Zufriedenheit, die du entbehrſt, und doch nach „ihr ſo ſeufzeſt, und täglich weiter von ihr abirrſt. „Wie wenn der Uebergang nur einen kleinen Schmerz „hat, der das gebrechliche Fleiſch die bittre Woge fürchten macht? Bezahlt ſich nicht die Mühe gut, die lange Ruhe bringt, und die Seele in das ſtille Grab zum „ſanften Schlummer legt? Schlaf nach der Arbeit, Hafen nach der ſtürmiſchen See, Friede nach dem Kriege, „Tod nach Leben — wen reizt es nicht?

Der Ritter wunderte ſich hoch des erfinderiſchen Witzes, und ſagte: das Leben hat ſeine beſtimmte Grenze, ein Menſch mag es verlängern, ein andrer verkürzen. Der Soldat kann nicht den Poſten verlaſſen, „nicht von der Wache gehen, biß ſein Gebieter es ihn „heißt. Er, der mit unwiderruflichem Schluſſe das Leben „begränzte, (erwiederte der Verführer) weiß am beſten

„wo

„wo es enden ſoll: und wer der Schildwache ihren „Poſten anwieß, heißt ſie auch bey dem Hahnenſchrey „des Morgens abtreten.

„Thut er nicht, was immer geſchieht, im Himmel „und auf Erden? ſchuf er nicht alles, um wieder zu „ſterben? Alles endet was anfing. Seine Zeit iſt im „ewigen Buch des Schickſals unwiederruflich angeſchrie„ben, und hat ihren beſtimmten Punkt. Wer mag „denn ſtreiten mit der ſtarken Nothwendigkeit, die die „Welt in ihren ewigen Wechſel unwandelbar erhält? „Aber wer mag dem Tode entgehen, den uns das „Schickſal beſchloſſen? Wenn die Stunde des Todes „da iſt, ſo laßt uns nicht fragen, wie, oder woher?

„Je länger das Leben, je größer die Sünde; je „größer die Sünde, je größer die Strafe. Alle dieſe „großen Kämpfe, in denen du durch Schweiß und Ra„che und Blutvergießen Sieger zu werden ſtolz hoffeſt, „laß ſie jetzt noch ſo gerühmt ſeyn, einſt wird dich ih„rer ernſtlich gereuen: denn Leben muß mit Leben, und „Blut mit Blute gebüßt werden. Iſts nicht Uebel gnug „für dich, ein verſchwendetes Leben? Wer einmal „den rechten Weg verfehlt, verirrt nur ſoviel mehr „je weiter er geht.

„Gehe dann nicht weiter, verirre dich nicht weiter! „Hier lege dich nieder, hier begieb dich zur Ruhe, und „komme den Uebeln zuvor, die dein Leben noch verbit-

„tern könnten. Denn was hat das Leben, das es lie-
„ben machte, und nicht vielmehr Urſache gäbe, es zu
„verlaſſen? Furcht, Krankheit, Alter, Verluſt, Ar-
„beit, Kummer, Kampf, Qual, Hunger, Kälte,
„und in ewigen Wechſel tobt das wankende Glück.
„Alles dies und tauſend Dinge mehr, machen ſie nicht
„das Leben läſtig?

„Geplagter Menſch, du haſt des Todes wohl von
„Nöthen? Warum wünſchteſt du denn, o Mann der
„Sünde, das Leben bis zu ſeinem letzten Grade aus-
„zudulden? Iſt nicht das Maas deiner Sündenlohn-
„gung angehäuft mit hoher Ungerechtigkeit, dich zu la-
„ſten auf den Tag des Gerichts? Iſts nicht genug,
„daß du dieſer himmliſchen Dame *) meineidig, treulos
„geworden, und dich der verworfenen Duessa verkauft,
„und dich mit ihr in jeder Schandthat gewälzt haſt.
„Iſt er nicht gerecht, der alles dies vom hohen Him-
„mel herab anſieht, und ein unpartheiſches Auge hat?
„Iſts nicht ſein Geſetz: es ſterbe der Sünder! Ster-
„ben ſoll alles Fleiſch. Was iſt denn noch zu thun?
„Iſts nicht beſſer freywillig zu ſterben, als zu zögern,
„bis das Glas ganz ausgelaufen iſt? Tod iſt das Ende
„des Jammers; ſtirb früh o Sohn!"

Tief gerührt ward durch dieſe Rede der Ritter, wie ein Schwerd durchbohrte ſie ſein Herz, und machte eine tiefe

*) Der Ritter war der ſchönen Una (der Wahrheit) untreu gewor-
den, und hatte ſich der Duessa, (oder Falſchheit) ergeben.

tiefe Wunde in ſeiner Seele! Nur gar zu wahr, wuſte er, ſey es was er da gehört hatte, und in gleichem Augenblick traten ihm in abſcheulichen Geſtalten alle ſeine gräulichen Miſſethaten in das aufgefriſchte Gedächtniß: vor ihnen ſchwand jeder männliche Keim von Kraft aus der Seele hin, als wäre er mit magiſchen Sprüchen bezaubert: bald bebte er auf, bald ſank er in Ohnmacht hin.

Als ihn in dieſem Zuſtande des ſchauernden Schreckens der Nichtswürdige ſchwach und gebrechlich wanken ſahe, und zitternde Schauer ſein Gewiſſen erſchütterten, und Höllenangſt auf die Seele losſtürmten: da zeigte er ihm, um ihn zur Verzweiflung zu bringen und zu Tode zu ängſtigen, auf einer Tafel gemahlt, die verdammten Geiſter, die in ewigen Qualen jammern, und tauſend hölliſche Feinde, die ihnen mit Feuer und Schwefel endloſe Pein anthun, Pein, die nimmer aufhören ſoll.

Dieſer Anblick erſchütterte ihn ſo ganz, daß er nichts als Tod vor Augen ſahe, und ewig brennenden Zorn, durch die gerechte Sentenz der Geſetze des Allmächtigen ihm zugeſprochen. Aber nun begann der Böſewicht ihn ganz zu übertäuben, und brachte ihm Schwerter, Stricke, Gift und Feuer, und was nur Tod bereiten kann, und hieß ihn wählen, welchen Tod er wollte. Denn Tod gebühre ihm, der Gottes Zorn gereizt.

meiner Schande ableſen hören; die Dame iſt durch meine und meines Herrn falſche Anklage ums Leben gekommen; und kurz, ich verlange nichts anders als den Lohn eines Böſewichts.

Pedro.

Rennt dieſe Rede nicht wie ein mördriſches Eiſen in euer Herz?

Claudio.

Ich habe Gift getrunken, während daß er ſprach.

Pedro.

Und mein Bruder ſtiftete dich hiezu auf?

Borachio.

Ja, und bezahlte mich reichlich für die Ausführung.

Pedro.

Er iſt aus Verrätherey zuſammengeſezt -- und wie er merkte, daß die Schandthat auskommen würde, iſt er entflohen.

Claudio.

Liebſte Hero! Nun erſcheint mir dein Bild wieder in der bezaubernden Geſtalt, die beym erſten Anblik mein Herz entführte.

Hundsloch.

Kommt, führt die Denuncianten weiter; unſer Küſter wird den Signor Leonato bereits von der Sache reformiert

Und als er ihn nichts davon wählen ſahe, da gab er ihm einen ſcharfen und ſpitzigen Dolch in die Hand: die Hand bebte, und zitterte, wie ein Eſpenlaub, und über das blaße Geſicht ſahe man das empörte Blut kommen und gehen mit Nachrichten von dem Herzen, wie ein laufender Bote. Zuletzt erhob er, entſchloſſen den letzten Streich zu thun, die Hand: ſie aber ſanck ihm zurück.

Und ſah es: und durch jede Ader rann, wie in einer Ohnmacht, ein ſchauerndes Kühl bis zum Quell des Lebens; aber bald erhohlte ſie ſich, und riß das hölliſche Werckzeug ihm aus der Hand, warf es wuthvoll auf den Boden, und ſagte „Pfuy! Pfuy! ſchwachherziger „Ritter! wozu dieſer ſtrafbare Kampf? Iſt dies der „Streit, den du einſt zu ſtreiten dich rühmteſt mit „dem feuer-ſtrömenden, ſchrecklichen Drachen?“

„Weg von hier, weg, gebrechlicher, fleiſchlicher „Erdenſohn! laß nicht leere Worte dein männliches „Herz bezaubern, noch teufliſche Gedanken deinen ſtand„haften Geiſt entehren. Haſt du nicht Theil an der „Gnade des Himmels? Warum ſollſt du denn ver„zweifeln, der du erwählt biſt? Wo Gerechtigkeit „blüht, blüht noch größere Gnade, die den Brand des „hölliſchen Schwefels auslöſcht, und die Handſchrift „der Verdammung tilgt. Erhebe dich, o Ritter, er„hebe dich, und laß den verwünſchten Ort!“

Er gehorchte, und ſtand auf. Als es der Böſe wicht merckte, und den Gaſt ſo unbefangen ſeinen liſtigen Schlingen entgehen ſahe: da nahm er von ſeinen Mordgeräthen ein Halfter, und hing ſich daran auf, ohne Gebet, ohne Segen. Aber er vermochte ſich damit nicht zu tödten: denn Tauſendmal hatte er's ſchon verſucht, aber nie gewährte es ihm den Tod, bis er einſt auf einmal, das ewig ſterben wird.

Br**g. D. J.

* * *

*) Ich glaube nicht irgend einem Leſer in ſeinem Urtheil über dieſe Probe vorzugreiffen, wenn ich ſage, daß Spenſers *Fairy-Queen*, in ſolche ſteiffe Proſa überſetzt, weder des Autors noch Verlegers Glück machen würde. Aber auch in ſchönen gereimten Stanzen könnte ein ſo weitläuftiges Gothiſches Feenwerk, (ein allegoriſches Gedicht, das in 6 Büchern, jedes von 12 Geſängen, noch nicht zu Ende iſt) in unſern Zeiten ſchwerlich anders als in einer ſehr freyen Ueberſetzung — oder vielmehr in einer gänzlichen Umarbeitung nach einem neuen und ſinnreichen Plan, worin die Allegorie nicht ſo nackend dargeſtellt wäre, und die Fabel, die ihr zum Schleyer dienen ſoll, mehr Conſiſtenz, Intereſſe und Täuſchung hätte — auf den Beyfall der leſenden Welt Rechnung machen.

W.

IV.

Die Götter Griechenlandes.

Da ihr noch die ſchöne Welt regiertet,
an der Freude leichtem Gängelband
glücklichere Menſchenalter führtet,
ſchöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienſt noch glänzte,
wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

Da der Dichtkunſt mahleriſche Hülle
ſich noch lieblich um die Wahrheit wand! —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
gab man höhern Adel der Natur.
Alles wies den eingeweyhten Blicken
alles eines Gottes Spur.

Wo jezt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
ſeelenlos ein Feuerball ſich dreht,
lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,
eine Dryas ſtarb mit jenem Baum,
aus den Urnen lieblicher Najaden
ſprang der Ströme Silberſchaum.

Jener Lorbeer wand ſich einſt um Hilfe (1)
Tantals Tochter (2) ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in dieſem Hayn.
Jener Bach empfieng Demeters Zähre,
die ſie um Perſephonen geweint,
und von dieſem Hügel rief Cythere
ach vergebens! ihrem ſchönen Freund.

Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
damals noch die Himmliſchen herab,
Pyrrha's ſchöne Töchter zu beſiegen,
nahm Hyperion den Hirtenſtab.

(1) Daphne vom Apollo verfolgt. (2) Niobe.

Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
knüpfte Amor einen ſchönen Bund.
Sterbliche mit Göttern und Heroen
huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazien Altären
kniete da die holde Prieſterinn,
ſandte ſtille Wünſche an Cytheren
und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
lehrte ſie den götterzleichen Rang,
und des Reizes heilgen Gürtel hüten,
der den Donn'rer ſelbſt bezwang.

Himmliſch und unſterblich war das Feuer,
das in Pindars ſtolzen Hymnen floß,
niederſtrömte in Arions Leier,
in den Stein des Phidias ſich goß.
Beßre Weſen, edlere Geſtalten
kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
ſahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte
theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erſchien die Morgenröthe
in Himerens roſigtem Gewand,
ſchmelzender erklang die Flöte
in des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther mahlte ſich die Jugend,
blühender in Ganymeda's (*) Bild,
heldenkühner göttlicher die Tugend
mit Tritoniens Meduſenſchild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
heiliger der Herzen ew'ges Band.
Selbſt des Lebens zarter Faden ſchlüpfte
weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger,
und der Panther prächtiges Geſpann
meldeten den großen Freudebringer.
Faun und Satyr taumeln ihm voran,

um

(*) Hebe. Ihr älterer Nahme war Ganymeda ſagt Pauſaſanias Corinth. c. 23.

um ihn ſpringen raſende Mänaden,
ihre Tänze loben ſeinen Wein,
und die Wangen des Bewirthers laden
luſtig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth geſtiegen,
die der Geber freundlich mit genoß,
näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
das im Buſen des Geſchöpfes floß.
Nennt der Meinige ſich dem Verſtande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühſam ſpäh' ich im Ideenlande,
fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Palläſten,
euch verherrlichte das Heldenſpiel
an des Iſthmus kronenreichen Feſten,
und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlungne ſeelenvolle Tänze
kreiſten um den prangenden Altar,
eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner

Seiner Güter ſchenkte man das Beſte,
ſeiner Lämmer liebſtes gab der Hirt,
und der Freudetaumel ſeiner Gäſte
lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret ich? Dieſe traurge Stille
kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter, wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
mein Entſagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
nahm das lezte Leben von der Lippe,
ſtill und traurig ſenkt' ein Genius
ſeine Fackel. Schöne lichte Bilder
ſcherzten auch um die Nothwendigkeit,
und das ernſte Schickſal blickte milder
durch den Schleyer ſanfter Menſchlichkeit.

Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen
richtete kein heiliger Barbar,
deſſen Auge Thränen nie benetzen,
zarte Weſen, die ein Weib gebahr.

Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwaage
hielt der Enkel einer Sterblichen,
und des Thrakers ſeelenvolle Klage
rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
in Elyſiens Haynen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
und der Wagenlenker ſeine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
in Alceſtens Arme ſinkt Admet,
ſeinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
ſeine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
bleibt, was ich auf dieſer Welt verließ,
jede Wonne hab ich abgeſchworen,
alle Bande die ich ſelig prieß.
Fremde, nie verſtandene Entzücken
ſchaudern mich aus jenen Welten an,
und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
tauſch' ich neue, die ich miſſen kann.

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Todten *)
neigte ſich der Götter ſtille Schaar.
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? — Kehre wieder,
holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
lebt noch deine goldne Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
keine Gottheit zeigt ſich meinem Blik,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
blieb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüthen ſind gefallen
von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern, unter allen,
mußte dieſe Götterwelt vergehn.

Trau-

*) Hercules.

haben; und, ihr Herren, vergeßt nicht, bey Zeit und Gelegenheit, zu ſpecificiren, daß ich ein Eſel bin.

Spießruthe.

Hier, hier kommt Herr Signor Leonato, und der Küſter darzu.

Fünfte Scene.

Leonato und der Küſter zu den Vorigen.

Leonato.

Wo iſt der Böſewicht? Laßt mich ihm in die Augen ſehen, damit, wenn ich einen andern Menſchen ſehe, der ihm gleich ſieht, ich mich vor ihm hüten könne. Wer unter dieſen iſt's?

Borachio.

Wenn ihr euern Beleidiger kennen wollt, ſo ſeht mich an.

Leonato.

Biſt du, biſt du der Sclave, der mit ſeinem Athem mein unſchuldiges Kind getödtet hat?

Borachio

Ja, ich allein

Leonato.

Nein, nicht ſo, Böſewicht; du lügſt über dich ſelbſt; hier

Traurig ſuch ich an dem Sternenbogen,
dich, Selene, ſind ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
ach! ſie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
nie entzückt von ihrer Treflichkeit,
nie gewahr des Armes, der ſie lenket,
reizet nie durch meine Dankbarkeit,
fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere
die entgötterte Natur!

Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
wühlt ſie heute ſich ihr eignes Grab,
und an ewig gleicher Spindel winden
ſich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
heim die Götter; unnütz einer Welt
die, entwachſen ihrem Gängelbande,
ſich durch eignes Schweben hält.

Freund-

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
keiner Göttinn, keiner Irrd'ſchen Sohn,
Herrſcht ein Andrer in des Aethers Reichen
auf Saturnus umgeſtürztem Thron.
Selig, eh ſich Weſen um ihn freuten,
ſelig im entvölkerten Gefild,
ſieht er in dem langen Strom der Zeiten
ewig nur — ſein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
jenem Gotte, den ſein Marmor preißt,
konnte einſt der hohe Bildner gleichen;
Was iſt neben Die der höchſte Geiſt
derer, welche Sterbliche gebohren?
Nur der Würmer Erſter, Edelſter.
Da die Götter menſchlicher noch waren,
waren Menſchen göttlicher.

Deſſen Stralen mich darnieder ſchlagen,
Werk und Schöpfer des Verſtandes! die'
nach zu ringen, gib mir Flügel, Waagen
dich zu wägen — oder nimm von mir.

nimm die ernſte ſtrenge Göttin wieder,
die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre ſanft're Schweſter ſende nieder,
ſpare jene für die andre Welt.

Schiller.

V.

Ob die Teſtamente juris naturalis ſind?

1) Man hat darüber geſtritten, ob das Recht zu teſtiren, d. h. dergeſtalt über ſein durch Naturgeſetzmäſſige Mittel erworbenes Vermögen zu diſponiren, daß man durch eine Verordnung den nach unſerm Tode eintretenden Eigenthümer deſſelben beſtimmt, und alſo alle andere Perſonen von dem Gebrauche oder Genuſſe dieſer Güter ausſchlieſt — ob, ſage ich, dieſes Recht, unabhängig von willkührlichen Verträgen und poſitiven Geſetzen, ein Recht der Natur ſey, und aus dem Begriffe des — einmal erlangten — Eigenthums (dominii) flieſſe?

Einige Dokteren haben die Frage bejaht, andere, ſie verneint. Die bejahenden ſagen unter andern:

Das Eigenthumsrecht involvirt die Befugniß, über meine Sachen nach Willkühr zu diſponieren. Ich kann

kann ſie veräuſſern, auf welche Art ich will — verſchenken, verkaufen, vertauſchen. Dadurch höre ich auf, ihr Eigenthümer zu ſeyn, und übertrage mein Recht an dieſen Sachen auf einen andern. Sollte ein Sterbender, indem er aufhört Eigenthümer zu ſeyn, ſein Eigenthumsrecht nicht nach Willkühr auf einen andern transferieren können? — Er diſponiert ja noch bey ſeinen Lebzeiten über ſein Eigenthum; alſo zu einer Zeit, da er noch das natürliche und ſittliche Vermögen, zu diſponieren, zu veräuſſern, u. ſ. f. hat. —

Dieſem ſcheinbaren Argumente ſtehen erhebliche Gründe entgegen. Ich ſtelle mir vor, man könne jenen Philoſophen replizieren:

Es iſt wahr, der Teſtirer diſponiert über ſein Vermögen nicht nach ſeinem Tode, d. h. nicht zu einer Zeit, da er das phyſiſche Vermögen, und alſo auch das ſittliche Vermögen oder die Befugniß zu diſponiren, nicht mehr hat. Allein er verordnet in Anſehung ſeines Vermögens — welches er nur während der Dauer ſeines menſchlichen Lebens zu beſitzen und nach Gefallen zu behandeln fähig und befugt iſt — etwas, welches auſſer der Grenze ſeines auf die Lebenszeit nothwendig eingeſchränkten Rechtes, fällt.

Durch den Tod höre ich auf, Eigenthümer meiner Sachen zu ſeyn. Ich war bisher ihr alleiniger Eigenthümer. Im Moment meines Todes werden ſie alſo herrenlos (res nullius). Sollten ſie nun nicht das

Eigenthum deſſen werden, der ſich ihrer zuerſt bemächtigt *)?

Mein Recht, mit meinen Gütern nach Willkühr zu ſchalten, und über ſie etwas zu verfügen, hat mit meinem Leben, d. h. mit meinem phyſiſchen Vermögen, Eigenthum in dieſer Welt zu beſitzen und zu genießen, einerley Grenze. Wie ſollten ſich die Wirkungen dieſes Rechts noch über die Grenzen des Lebens hinaus erſtrecken können?

Ich beſitze — im Naturſtande, und die Erwerbungsarten des bürgerlichen Rechts abgerechnet, wo mit wir hier nichts zu thun haben — meine Güter durch die Erſte Bemächtigung (occupatio prima). Eben dieſes Recht, welches ich durch dieſe erlangte, wird nach meinem Tode ein anderer erlangen, der ſich meiner herrnlos gewordenen Sachen zuerſt bemächtiget.

Kann doch der Regent nicht über die Grenzen ſeines Lebens hinaus, herrſchen! Kann, der nach ihm kömmt, doch die Geſetze des Vorgängers annulliren! — Die Geſetze eines Souverains gelten nur, haben nur geſezliche Kraft und Autorität, ſo lange ihr Geber

*) Es verſtehet ſich, daß der Staat, beſtimmt den Mängeln des Naturſtandes abzuhelfen, ein Intereſſe hat, den Unordnungen vorzubeugen, welche entſtehen würden, wenn Güter völlig herrnlos würden. Er thut freylich beſſer, wenn er ſeinen Bürgern — jedoch unter gewiſſen Reſtrictionen — das Recht zu teſtieren accordiert.

Geber lebt *). Und die willkührliche Verordnung eines Menſchen im Naturſtande ſollte noch über die Grenze ſeines Lebens hinaus gültig bleiben?

Warum kann aber jemand bey ſeinen Lebzeiten Dinge gültig veräußern, die zu ſeiner Vermögensmaſſe gehörten?

Die Fälle ſind, dünkt mich, ſehr verſchieden. Der eine überträgt auf einen andern ſein Eigenthumsrecht an einer Sache, zu einer Zeit, da er — der dies übertragende — ſelbſt, die zu veräuſſernde Sache noch beſitzen, oder ſeinen auf legale Art erlangten Beſitz und Gebrauch derſelben fortſetzen konnte. Er überträgt nicht mehr Recht auf den andern, als ihm ſelbſt zuſtand.

Der andere aber — der Teſtierer — überträgt auf einen andern gewiſſe Rechte, die derſelbe erſt zu einer Zeit wird ausüben können, wenn jener kein Recht mehr hat die Sache ferner zu beſitzen, und alſo auch kein phyſiſches Vermögen und keine Befugniß mehr haben kann, dieſelben Rechte ſelbſt auszuüben.

In dem leztern Falle erfolgt der eigentliche Uebergang des Eigenthumsrechts eher nicht, als nach dem

*) Wenn ſie länger reſpektiert werden, ſo geſchiehet es auch durch den Conſens der Nation, ſie beyzubehalten, oder durch den Willen des neuen Regenten, der ſie — wenigſtens ſtillſchweigend — confirmiert, ſo daß ſie, als von neuem gegeben, angeſehen werden können.

Tode des Eigenthümers — zu einer Zeit, da dieser nicht mehr Eigenthum selbst besitzen, und folglich was er selbst nicht mehr hat, auch nicht auf einen andern übertragen konnte.

Nur das positive Recht, dessen Endzweck das Beste der Societät ist, macht das Eigenthumsrecht (dominium), wenn man es in seinen Uebergängen von einer Person auf die andere betrachtet, zu einem successiven Continuum, worinn es keine Lücken, keine Unterbrechung giebt, welche der Interimszustand der durch den Tod des Eigenthümers herrnlos gewordenen Sache bildet. Denn es bestimmt die Personen, deren Eigenthum die Sachen eines Verstorbenen sogleich werden, und ernennet endlich den Fiscus zum allgemeinen Erben solcher Personen, welche weder testiert, noch Anverwandte oder Blutsfreunde zurückgelassen haben.

Wenn man aber von denen auf das gemeine Beste, oder den größern Vortheil der Societät abzweckenden Vorschriften und Bestimmungen des bürgerlichen Recht abstrahiert, um unsern Gegenstand bloß nach Grundsäzen der Theorie des Naturrechts zu betrachten: so scheint es mir, daß die Sachen eines jeden durch den Tod des alleinigen Eigenthümers herrnlos (res nullius) werden, und daß folglich die Erste Bemächtigung (prima occupatio) für denjenigen, der sie unternimmt, abermals dieselbe rechtliche

Wirkung haben müſſe, welche ſie für den vorigen Eigenthümer gehabt hat. Dieſes Recht des neuen Occupanten kann nicht durch eine willkührliche Dispoſition des vorigen Eigenthümers aufgehoben werden, welche erſt zu einer Zeit gültig werden könnte, da der Teſtirer — quia *non-entis* nullae ſunt affectiones — weder Fähigkeit noch Recht mehr hat, ſelbſt zu beſizen, oder über etwas zu disponiren.

Leibniz leitet zwar aus dem erhabenen Lehrſatze von der Unſterblichkeit der Seele ein Argument für die Gültigkeit der Teſtamente her. Er ſezt den hienieden declarierten Willen der Seele des Teſtirers, daß dieſe oder jene beſtimmte Perſon dereinſt der Eigenthümer ihrer Güter werden ſollte, als in dieſer Seele fortdauernd und von ſeinen rechtlichen Wirkungen begleitet, voraus. Wenn wir aber erwägen, daß die Güter des Teſtierers nicht ſowohl das Eigenthum eines metaphyſiſchen Weſens — der Seele — als eines phyſiſchen Weſens — des Menſchen — waren, der durch ſeinen Tod alles Eigenthum in dieſer Welt, alle Fähigkeit, hier etwas zu beſitzen und ſeinen Willen zu erkennen zu geben, verlohren hat: ſo werden wir ſehr geneigt ſeyn, die Gültigkeit der Teſtamente nur von der, auf das Beſte der lebenden Societät abzweckenden, Vorſchrift der bürgerlichen Geſetze, und nicht von dem vermutheten Willen eines Weſens abhängen zu laſſen, welches — in eine andere Ordnung der

Dinge verſezt — ſich um die Tändeleyen und Spielwerke ſeiner Kindheit, wohl nicht mehr bekümmern wird.

v. R.

VI.

Auszüge aus Briefen von Rom.

Rom den 30. Aug. 1787.

Unſer Freund Heinrich Wilhelm Tiſchbein, der bisher die Unterſtüzung des Herzogs von Gotha genoſſen, iſt nun der Kayſerin von Rußland auf die rühmlichſte Art bekannt worden. Dieſe große Beſchüzerin der Wiſſenſchaften und Künſte, die, gleich ſeinem erſten Wohlthäter, jedes Verdienſt aufzuſpähen und zu belohnen bereit iſt, hat unſerm Künſtler auf Jahre hin ſo viele Beſtellung auf ihre Rechnung gegeben, daß er mit der anſtändigſten Muße ganz dem Genius der Kunſt opfern, und nicht dem Eigenſinn des reichen Liebhabers oder gar der Caſſe des Brocanteurs zinßbar leben darf. Bisher hat er ſich eine Zeitlang im Hauſe des Chevalier Hamilton zu Neapel aufgehalten, und und für Ihn große hiſtoriſche Compoſitionen nach eigner Erfindung ausgeführt. Ein Engliſches Frauenzimmer, die im Hauſe des Chev. lebt, und die Tiſchbein ſelbſt für die Erſte lebende Schönheit erklärt, hat

das

das Model zu der Hauptfigur in ſeinen Gemälden dar: geboten. So erſcheint ſie als Johigenia in der Aner: kennung des Oreſt. Wahrſcheinlich wird eben dieſe Schönheit in gleicher Würde in den künftigen Werken unſers Freundes erſcheinen, und dadurch den Weg zur Unſterblichkeit finden.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie warm mirs um Herz wurde, als ich hörte, daß die Kayſerin bey Er: blickung des erſten Kopfs, den ſie von der Hand un: ſers Freundes ſah, und der, glaube ich, aus der Skizze von dem Urtheil des Paris genommen war, dem Par: tikulier, der ihn beſaß, ſogleich 1000 Rubeln bot, und ihm auszahlen ließ. Ich fürchte, das ganze Werk, woraus der einzelne Kopf genommen war, würde ſelbſt aus den Händen eines Brocanteurs, bey einem unſe: rer gewöhnlichen teutſchen Fürſten ausgeboten, für dieſen Preiß als unmäßig theuer angeſehen und ſo ab: gewieſen worden ſeyn. Dieß iſt aber der gewöhnliche Fall bey ſo vielen Menſchen, die gleich fürchten zu ver: armen, wenn ſie etwas kaufen ſollen, das Geld ko: ſtet, ohne zu erwägen, ob ſie wahren Werth dafür empfangen oder nicht. Hingegen macht man ſich kein Bedenken, eine doppelte Summe für Kleinigkeiten zu verſpielen, wenn man ſich nur das Zeugniß geben kann, ſie nicht auf Einmal ausgegeben zu haben.

Jezt hat unſer Künſtler ein kleines Gemälde ge: fertigt, das wegen ſeiner ſonderbaren Erfindung und

hier ſteh'n ein paar ehrenvolle Männer, und der dritte, der Hand dabey hatte, hat ſich davon gemacht. Ich danke euch, Prinzen, für meiner Tochter Tod; zeichnet es zu euern andern erhabnen und preißwürdigen Thaten auf; es war eine edle That, wenn ihr s wol überlegen wollt.

Claudio.

Ich weiß nicht wie ich euch um Geduld bitten ſoll, und doch muß ich reden; wählet euch ſelbſt eine Rache, leget mir für meine Sünde, welche Strafſe ihr nur erdenken könnt, auf; und doch ſündigte ich bloß aus Irrthum.

Pedro.

Bey meiner Seele, und ich; und doch, dieſem guten alten Mann Genugthuung zu geben, will ich mich unter die ſchwerſte Laſt beugen, die er mir auflegen will.

Leonato.

Ihr könnet meine Tochter nicht wieder lebendig machen, das iſt unmöglich; aber ich bitte euch beyde, macht es dem ganzen Meſſina kund, wie unſchuldig ſie ſtarb; und, wenn ihr Liebe genug zu einer ſo traurigen Arbeit habt, ſo hängt eine Aufſchrift die ihre Ehre rechtfertigte, an ihr Grabmal, und ſingt ſie ihren Gebeinen; ſingt ſie dieſe Nacht; und morgen früh kommt in mein Haus, und da ihr nun nicht mehr mein Tochtermann ſeyn könnt, ſo ſeyd wenigſtens mein Neffe; mein Bruder hat eine Tochter, die das wahre Ebenbild meines verſtorbnen Kindes iſt, und ſie iſt

glücklichen Ausführung verdient, daß ich Ihnen eine kurze Beschreibung davon mache. Er hatte den Endzweck, das Reich des Menschen über die Thiere der Erde vorzustellen. Seine Phantasie versezte sich in jene Zeiten der Menschheit, worin sie, ihrer Kindheit noch nahe, weder Künste noch Wissenschaften kannte, sondern allein bemüht war die ersten sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und sich gegen andere Thiere sicher zu stellen. Einen Theil derselben fesselt der Mensch durch Wohlthun an sich, wie den Hund und das Pferd, deren er sich nachher als Werkzeuge bedient, andere, die sich nicht an seine Gesellschaft gewöhnen wollen, zu unterjochen und sie als Beute zu betrachten. In diesem ursprünglichen Zustande ist der Mensch bloß Jäger und Fischer; das Fleisch der Thiere, in der Luft, auf der Erde, und im Wasser, ist seine Nahrung, das Fell der Löwen und des Tigers seine Bedeckung und sein Lager.

Die Vorstellung selbst ist folgende. Man sieht zwey solcher Natur-Menschen, deren charakteristische Gestalt aus den Zeiten der ältern Heroen genommen ist, die, wie Herkules und Theseus, die Welt von Ungeheuern befreyten. Sie sind ganz nakt, auf zwey stolzen Pferden reitend, wovon das Eine ein Schweißfuchs mit weissen Mähnen und Schweif, das andere ein Schimmel mit schwarzgesprenkten Flecken ist. Sie kehrten eben von der Jagd mit ihrer erlegten Beute zurück, und scheinen, in ruhigen Schritte sich gegen einander

der

der wendend, freundlich zuſammen zu ſprechen. Der Eine mit der Lanze in der Hand, ſchleppt einen Löwen an dem Pferde befeſtigt hinter ſich. Der Andere mit dem Bogen, hat einen Adler auf den Rücken gebunden, deſſen weite Flügel ſich auf beyden Seiten verbreiten. Hinter ihnen folgt eine braun und graugeſtreifte Dogge, der getreue Gefährte der Menſchen, ſo wie das Pferd. Der Grund des Gemähldes iſt von Einer Seite ein ungeheurer Felß, in deſſen Höhle der Löwe ſeine Wohnung hatte, ſo wie der Adler die ſeinige auf deſſen unerſteigbaren Gipfeln: von der andern Seite, eine anmuthige Ferne mit Waſſer, wo man noch zwey andere Männer entdekt, die einen ungeheuern Fiſch aus deſſen Tiefe gezogen haben.

Die Art womit das Ganze gruppiert iſt und ſo viele Gegenſtände in einem ſo engen Raum ohne Verwirrung beyſammen ſind, läßt ſich durch keine Beſchreibung anſchaulich machen. Das Gemälde iſt ein Cabinetsſtück. Die Figuren ſind nicht viel über einen Palm hoch. Die richtige Zeichnung und das Ausführliche darin erinnert beym erſten Anblick an die Gemälde eines Benvenuto Garofalo. Das beſonders hervorſtechende in dem Bilde iſt der Rücken des Einen Reuters, von der ſchönſten Form, Zeichnung und Farbe. Die Pferde, der Löwe und der Adler ſind nach der Natur ſtudiert. Im Colorit ſuchte der Künſtler das Tranſparente und Harmoniſche der Niederländer nachzuahmen.

Ein

Ein anderes Stück in deſſen Vollendung Tiſchbein begriffen iſt, und das in ſeiner Art nicht minder intereſſiert, iſt das Bildniß des Herrn von Göthe. Dieſer Lieblings-Schriftſteller unſerer Nation, der ſich ſeit einem halben Jahre in Rom aufhält, theilt Tiſch und Wohnung mit unſerm Künſtler. Tiſchbein hatte alſo alle Muße, die Züge und den Charakter ſeines Gaſtfreundes zu ſtudieren, um ein würdiges Bildniß dieſes großen Mannes zu entwerfen. Man ſieht den Dichter eingehüllt in einen weiſſen Mantel, den Huth auf dem Kopf, in der Stellung zwiſchen Sitzen und Liegen, mit dem tiefdenkenden Blick über die Vergänglichkeit der Dinge, auf einem umgeſtürzten und in Trümmer übergegangenen Obelisk ruhen. Die darauf eingegrabenen Hieroglyphen zeugen, daß er aus dem höchſten Alterthum der Egyptiſchen Kunſt iſt. Daneben liegt ein verſtümmeltes Basrelief, woraus man aber noch die beſte Zeit der griechiſchen Kunſt wahrnimmt, und das die Erkennung des Oreſts von ſeiner Schweſter Iphigenia vorſtellt; ein Gegenſtand, den unſer Dichter ſeit mehrern Jahren für die Bühne bearbeitet hat, und dem Er in dem Muſeo des Künſtlers ſeine lezte Politur gab. Eine gebrochene Säule, deren Capital von der Joniſchen und Corinthiſchen Ordnung zuſammengeſezt iſt, erinnert uns, daß ſie ein Werk der Römer unter den Kayſern iſt. In der Ferne ſieht man die Campagna di Roma mit den vielen an der Appiſchen Straße zerſtreuten Grabmälern, die aber vorgliche

gebliche Denkmäler waren, die Namen derjenigen, deren Aſche darin ruhte, auf die Nachwelt zu bringen. Die Menge und die feſte Bauart der Aquedukte zeugt von der ehemaligen unglaublichen Bevölkerung dieſer Gegend. Weiter hin ſieht man das durch den beredteſten Römer und durch den reichen Epikuräer Lucullus berühmte Tuſculum; über dieſem erhebt ſich der durch einen Vulkan gebildete Berg Albano, an deſſen Fuß die beyden Seen Albano und Nemi liegen, die gleichen Urſprung haben. Ueber dieſe Veränderung der Natur und der menſchlichen Dinge ſtaunt das Auge des philoſophiſchen Dichters hin, und der ſchauervolle Gedanke der Vergänglichkeit ſcheint auf ſeinem Geſichte zu ſchweben. Der Künſtler hat ſich bemüht, die Aehnlichkeit und die charakteriſtiſche Züge ſeines Urbildes ſo viel wie möglich zu treffen. Seine Abſicht war, nicht ſowohl das Mahleriſche und das Colorit eines Titians und Van Dyck, als vielmehr die Beſtimmtheit, und die feinen und eignen Linamente in Ausdruck, wie wir ſie bey Raphael und Holbein bewundern, nachzuahmen. Die lezte Handanlegung wird zeigen, in wie ferne der Künſtler dem ſich vorgeſezten Ideal nahe gekommen ſey.

* * *

Rom den 30ſten Decemb. 1787.

Unter den vielen jungen Reiſenden zeichnet ſich beſonders der Sohn des berühmten Campero aus. Eine

ſchreck-

ſchreckliche Krankheit nöthigte ihn Paris zu verlaſſen, wo er bey dem Grafen von Büffon als ein Hausgenoſſe angeſehen war, mit den berühmteſten Männern in Freundſchaft lebte, und ſich mit dem gröſten Erfolg auf höhere Mathematik, Chymie und Phyſik legte. Anfangs war er nur Willens, die beſſere Luft von Montpellier und Hieres zu athmen: als er ſich aber Marſeille näherte, ſchiffte er ſich nach Livorno an. Dieſer junge Mann vereinigt ſehr ſeltene Eigenſchaften. Gleich ſeinem Vater hat er die Gabe beynahe aller lebenden Sprachen, wenigſtens der berühmteſten, die er mit gleicher Fertigkeit ſpricht. Er iſt ein vortreflicher Zeichner, und auch als Mahler darf er nicht erröthen. Ich fand ihn, ſo wie jezt hier in Rom, vor einigen Jahren in der Gallerie zu Düſſeldorf, wo er den Muth hatte, ſich mit Glück an die berühmteſten Gemählde von Rubens und Vandyk zu wagen. Dabey iſt er ein guter Mineraloge, und ein ſehr geſchickter Zergliederer. Von dem berühmten Fontana wurde er aufs beſte empfangen, und bey dem Chev. Hamilton genoß er eben das Glück, das er in den Hauſe des Grafen von Büffon gefunden hatte.

Ich bin ihm die beſondere Verbindlichkeit ſchuldig, daß er mich mit Herrn Hirt, einem teutſchen ſehr geſchickten Antiquar, bekannt gemacht hat, den ich allen Fremden, beſonders denen von unſerer Nation, mit Nachdruck em-

empfehlen kann. Es hat ſich ſeiner Führung anfangs auch der berühmte Verfaſſer des Göz von Berlichingen überlaſſen.

VII.

Gedanken bey Gelegenheit eines Ausfalles eines lutheriſchen Theologen gegen die Mirakel der römiſchen Kirche.

(Zum Beſchluß der zeitherigen Thaumatomachie des Anonymus.)

Sonderbar genug, daß die Päbſtlichen den Pabſt, und die eifrigen Anhänger der alten Mirakel die neuern Mirakel ſo gerne zum Beſten haben! — Es iſt ein Beitrag zu den ohnehin zahlloſen Beweiſen unſerer Inkonſequenz.

Wie weit differiert der Glaube an ein untrügliches Buch, an untrügliche Geſchichtſchreiber, von dem ſo verſchiedenen Glauben an eine untrügliche Kirche oder einen untrüglichen Pabſt? — —

> Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen für den erträglichern zu halten — —
>
> Nathan der Weiſe.

Der

Der ehrliche Mann, welcher das Erbauungsbuch, womit ich mich jezt beschäftige, geschrieben hat, findet nichts unnüzer und lächerlicher, als die in der römischen Kirche gewirkten Wunder. Unnüzer? — Warum unnüz? Kein Jahrhundert bedarf der Ueberführung durch sichtbare, handgreifliche Wunder so sehr als unser skeptisches Zeitalter.

Wenn es wahr ist, was der Verfasser sagt, daß Wunder durch menschliches Zeugniß zureichend bewiesen werden können — wenn ferner nicht geläugnet werden kann, daß die angeblichen Augenzeugen vieler christkatholischen Wunder gesunde Sinne gehabt haben, und zwar einfältige, aber doch ehrliche Leute gewesen sind: so müßte man — einer gewißen Theorie zufolge — die von diesen frommen Leuten — deren Augen, Nasen und Ohren kein vitium visibile hatten — bezeugten Wunder ohne Anstoß glauben. Denn daß sie unnüz waren, woher kann ich das wissen? — Woher kommt mir — der ich den göttlichen Plan nicht übersehen, nicht à priori beurtheilen kann! — die Kenntniß, daß Wunder nur vor zwey oder dreytausend Jahren, nöthig gewesen sind? Wo hat Gott gesagt: daß er fortan keine mehr thun wolle?

Wo ich — der ich halb blind bin! — keinen Zwek sehe, da ist kein Zweck. — Schöner Schluß! Und zu diesem, ärmlichen Schluß will man uns nöthigen, indeß man einige ältere Wunder zugiebt,

deren

deren Nothwendigkeit man auch nicht à priori, aus den Zwecken Gottes, ſondern deren Wirklichkeit man uns aus Zeugniſſen der Zuſchauer darthun kann!

In Anſehung dieſer ältern Wunder ſchlieſſt man aus ihrer — um des Zeugniſſes willen angenommenen — Exiſtenz, auf ihre, gewiſs nicht à priori erkennbare Nützlichkeit und Nothwendigkeit, oder, daſs Gott bey dieſen Wundern einen Ihm anſtändigen Zweck gehabt habe, weil Er ſie gethan hat, und weil Er nie was vergebliches thut. In Anſehung der Mirakel einiger Heiligen*) und des Abts Paris aber, welche zum Theil ſo zahlreiche und wichtige Zeugniſſe für ſich haben, ſoll ich — wie einige berühmte Theologen, die ich allerdings nennen könnte, verlangen — allen dieſen Zeugniſſen zum Troze, und gleichſam, als ob ſich hier die Natur der hiſtoriſchen Gewiſsheit auf einmal geändert hätte, aus der Zweckloſigkeit dieſer Wunder**) auf ihre Nichtexiſtenz ſchlieſſen!

Wie würde man gewiſſe ſonſt für die Religion gutgeſinnte Gegner der Thaumaturgien, in den öffentlichen

*) Worunter es, wie Hr. Zimmermann, in ſeinem herrlichen Buche von der Einſamkeit, ſehr wahr ſagt, auch Menſchen von der erſten Größe gab.

**) Und womit könnten wir dieſe abſolute Zweckloſigkeit beweiſen? woher käme uns, ſo auf einmal, dieſe Kenntniſs der Folgen und des Zuſammenhangs aller Dinge?

ſichen Blättern der Recenſenten und Kritikaker anfahren, wenn ſie dieſen Schluß auf gewiſſe Wunder der alten Welt anwenden, und Fakta wegvernünfteln wollten!

Einige Mirakel des Abts Paris haben nicht nur eben ſo ſtarke, ſondern unläugbar weit ſtärkere Zeugniſſe für ſich, als irgend ein Mirakel der alten Welt. Können alſo Zeugniſſe fehlbarer Menſchen Wunder beweiſen, ſo muß ich aus dieſen Zeugniſſen auf die Exiſtenz der pariſiſchen Wunder, und eben aus der Exiſtenz dieſer Wunder, auf ihre Zweckmäſigkeit ſchlieſſen, weil es ohnehin tauſend Dinge in der Natur giebt, deren Daſeyn wir eben ſo wenig läugnen können, als wir ihren Zweck beſtimmt anzugeben im Stande ſeyn.

Und woher weiß ich, könnte ein Janſeniſt ſagen, daß die Wunder auf dem Grabe meines Meiſters unnüz waren? Ich habe von den Werken des Allmächtigen anders Denken gelernt. Sie hatten wenigſtens den Nuzen, daß ſie — die vor unſern Augen gewirkt wurden — in etwas die Unglaublichkeit der ältern Wunder vermindern, an deren Behauptung uns ſo viel gelegen iſt. Ich bin deſto eher geneigt, ein unwahrſcheinliches Faktum, welches ich nicht ſelbſt geſehen habe, zugegeben, wenn ich ein ähnliches Faktum ſelbſt erlebt habe. Und welches Zeitalter bedarf der Ueberführung durch Wunder mehr, als unſer ſkeptiſches? —

Wollt ihr aber aus dem wenigen Erfolge, aus der geringen Wirkung dieser neuern Wunder, auf ihre Falschheit schliessen, so bitte ich euch, zu bedenken, wie klein die Zahl derer war, die in alten Zeiten durch den Anblick der Wunder bekehrt worden sind! Wie klein, in Vergleichung mit der weit größern Zahl der gleichzeitigen Personen, auf welche alle diese Mirakel und die Erzählungen davon keinen Eindruck gemacht zu haben scheinen. Selbstbetrug und Inconsequenz sind der Menschen Loos. Die einfachen, erhabenen und heilsamen Wahrheiten der Religion bedürfen der gebrauchten Krücken nicht, womit man sie versehen zu müssen geglaubt hat. Sie beruhen auf innern und sehr festen Gründen. Wunder gehören nicht zu diesen Gründen.

Ich gestehe es, die neuern Wunder und Geistererscheinungen kann man — mit Erlaubniß der unbekannten Obern und der unsichtbaren Jesuiten! — nicht glauben. Aber wo ist im unendlichen Laufe der Zeiten die schmale Grenze, jenseits welcher Orakelstimmen tönten, Geister erschienen, Todte wiederauflebten? und diesseits welcher die Natur ihre Gesetze reklamirt, und ihren großen einförmigen Gang, von Mirakeln ungestört, fortgehet?

Anonym.

nun die einzige Erbin von uns beyden; übertragt ihr das Recht, das ihr ihrer Base hättet geben sollen, und das soll der Tod meiner Rache seyn.

Claudio.

O großmüthiger Mann! Das Uebermaaß eurer Güte preßt mir Thränen aus. Ich nehme euer Anerbieten an, und schaltet von nun an nach euerm Belieben mit dem armen Claudio.

Leonato.

Ich erwarte euch also auf morgen, und nehme auf diese Nacht Abschied. Dieser nichtswürdige Mann soll Margrethen Stirne gegen Stirne entgegen gestellt werden, die, wie ich vermuthe, gleichfalls von euerm Bruder bestochen, und in diese Uebelthat verwikelt war.

Borachio.

Nein, auf meine Seele, das war sie nicht; sie wußte nicht einmal was sie that, da sie mit mir sprach; ich habe sie nie anders als tugendhaft, und ihrer Herrschaft getreu befunden.

Hundsloch.

Anbey ist auch anzuzeigen, Herr, ob es gleich, in der That, nicht auf weiß und schwarz ist, daß dieser Denunciant hier, der Beklagte, mich einen Esel hieß; ich bitte euch, daß man bey seiner Bestrafung Insterion darauf mache; benebens hörte ihn die Wache auch von einem gewis-

sen

VIII.

Prüfung

des Aufſatzes des Herrn Prediger Weland über Wunder.

(ſiehe T. Merkur Jänner 1788.)

Herr Prediger Weland hat den Anonymus, der in dieſer Zeitſchrift die Wunder, vornehmlich nach Rouſſeau, beſtritten hatte und den er zu widerlegen unternahm, mit ſo viel Gelaſſenheit, Güte des Herzens und überhaupt auf eine ſo gute Art behandelt: daß er einem andern Anonymus, der beyde Aufſätze geleſen und den Scharfſinn in jedem bewundert hat, dadurch Muth machte, die Feder zu ergreifen, um auch ſeine Gedanken über die Meynung des Herrn Predigers zwar beſcheiden, aber frey zu äußern. Perſonen, denen es bey ſolchen Anläßen um Nichts als um Suchen und Erforſchen der Wahrheit zu thun iſt, und die durch die Art, mit der ſie ihre Zweifel vortragen, dieſe Hauptabſicht verrathen, dürfen gewiß auf Billigkeit und Nachſicht auch ſolcher Männer Anſpruch machen, deren Meynungen zu widerſprechen ſie ſich genöthigt ſehen. Ich hoffe daß die Einkleidung meiner Gedanken ſich dieſe Behandlung verdienen ſoll.

Oft ſchon und lange hat man für und wider den Glauben an Wunder geſchrieben, und es war natürlich

lich daß Leuten, die gern Alles dem Probierſteine der Vernunft vorhalten, auch dieſer Gegenſtand unter die Hände fallen, es war eben ſo natürlich daß er auch Vertheidiger finden mußte. Allein was hat wohl dieſe gegenſeitige Erörterung hervorgebracht? — Die Befeſtigung jenes Glaubens? — wahrhaftig nicht. Immer hatten die Zweifler mehrere und beſſere Waffen als die Anhänger an denſelben; immer ſchien die Vernunft in ihrer vollen Kraft den Ausſchlag gegen dieſe zu geben. Auch ſelbſt in dem Aufſatze, der mich zu dem gegenwärtigen veranlaßt, in dem der Herr Prediger Weiland mit einer lobenswürdigen Unpartheilichkeit ganze lange Stellen aus der Schrift ſeiner Gegners in die ſeinige aufnahm, ſtehen dieſe Sätze die er beſtreitet, meines Erachtens noch ſiegreich neben ſeinen, die jene beſtreiten ſollen. Die Weiſeſten unter den Vertheidigern der Wunder — und es liegt am Tage daß der Herr Prediger zu dieſen gerechnet werden muß — ſuchten ihre Gegner dadurch mit ſich zu vereinigen, daß ſie ſich bemühten, die Wunder auf eine natürliche Art zu erklären. Aber nicht zu rechnen, daß man ſolchen Erklärungen gemeiniglich das Gezwungene anſieht, ſo frag' ich auch noch: ob nicht der Vorſatz an ſich ſchon einen Widerſpruch enthält? — Was mich betrift, ſo geſteh' ich gern daß ich mit dem Anonymus, den Herr Weland ſich zum Gegner gewählt hat, in Nichts ſo übereinſtimmend denke als darin, „daß die Religion ganz andre Grundpfeiler habe als die

Autorität, die ihr Wunder verschaffen sollen„ — und ich glaube daß man in einiger Zeit eben so wenig drauf dringen wird die Wunder zu den Glaubensartikeln zu rechnen, als man schon jetzt bey manchen andern nicht mehr drauf dringt, um derer Willen ein Zweifler vor hundert Jahren noch wäre verbrannt worden.

Herr Weland hat seinen Aufsatz in zwey Theile getheilt; er zeigt in dem ersten die Möglichkeit eines Wunders, in dem zweyten, die Möglichkeit eines glaubwürdigen Zeugenbeweises. Ich nehme mir vor blos bey dem ersten stehen zu bleiben.

Nachdem Herr Weland zugegeben hat, daß „uns„mittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht für „uns, oder Mitwirkung unsichtbarer, höherer aber „endlicher Wesen, sich nicht beweisen laßen; daß fer„ner Wunder, als Erfolge, die durch eine wirkende „Ursache existiren, deren natürliche Kräfte sie überstei„gen, physisch unmöglich seyen und bleiben" — sagt, er: „Wunder kann ich mir nicht anders als Wirkun„gen denken, die nach aller bekannter Erfahrung von „Menschen nicht mit Gewißheit vorhergesehen und vor„hergesagt werden können„ und nun fährt er fort: „Wunderthäter haben folglich, wenn es ehmals der„gleichen gegeben hat, die ihnen zugeschriebnen auser„ordentlichen Wirkungen nicht hervorgebracht, sondern „zuverläßig vorherg wußt und vorhergesagt, was „nach aller vorhandenen Geschichte Menschen sonst nie

„so

„ſo vorherwiſſen und vorherſagen können, daß ſich
„mehrentheils in dem Augenblicke, eine Begebenheit
„zutragen werde, die dem bekannten Laufe der Natur
„nicht gemäß, aber doch zu dieſem von uns nicht ganz
„zu überſehenden Laufe der Natur gehörte und nach
„natürlichen, nur Menſchen nicht bekannten Geſetzen
„erfolgte.„ Um ſich darüber nun noch mehr zu erklären, ſagt er weiter unten — denn ich muß ſchon die ganze Stelle abſchreiben — „Wir wiſſen nicht welches
„Grades der Erhöhung unſer Vorherſehungsvermögen
„fähig iſt und man kann alſo nicht ohne Grund menſchlichen Seelen eine Spannungsfähigkeit ihrer Vorher-
„ſehungskraft als natürlich beylegen, deren wirkliche
„Aeußerung mit aller bekannten Erfahrung nicht über-
„einſtimmt.“

„Und ſolche Aeußerungen eines durch nicht übernatürliche, obgleich uns völlig unbekannte Urſachen erhöhten Vorherſehungsvermögens einzelner Menſchen,
„die dieſe Kraft bey allen übrigen zu allen Zeiten bis
„jetzt überſtiegen haben, und ſo lange ſie dieſelbe überſteigen, nenne ich wahre Wunder.“

„Nach dieſer Erklärung liegt der Grund der phyſiſchen Möglichkeit von der Exiſtenz der Wunder in
„dem von uns nicht ganz zu überſehendenden Laufe
„der Natur, und der Grund der phyſiſchen Möglichkeit
„einer, aller bekannten Erfahrung nicht gemäßen
„Kenntniß jenes Laufs der Natur, in der Spannungs-

„fähigkeit des Vorherſehungsvermögens dieſes und „jenes Menſchen.“

Ich halte mich nicht daben auf, zu zeigen daß mir dieſer Begrif nicht abſondernd genug angegeben zu ſeyn ſcheint; denn wenn er feſtgeſetzt werden ſoll, ſo glaub' ich den auch einen Wunderthäter nennen zu können, der vor Feuerländern Verſuche mit dem Zauberbrunnen machen, oder Weingeiſt, den er für Waſſer ausgäbe, vor ihren Augen anzünden wollte: weil er da ebenfalls Wirkungen hervorbringen würde, die er ganz genau für den Augenblick beſtimmen könnte, und die dem den Wilden bekannten Laufe der Natur nicht gemäß wären, die aber doch nach natürlichen, nur ihnen unbekannten Geſetzen erfolgten.

Ich will mich vielmehr bemühen, ohne ſolche Mittel zu gebrauchen, die mir für Schicane ausgelegt werden könnten, (von der ich himmelweit entfernt bin) darzuthun, daß des Herrn Predigers Erklärung auf keinen Fall Statt finden kann, und ich hoffe dieſes auf folgendem Wege zu bewerkſtelligen.

Beſteht das Wunder in dem Vorherſagen zu der Zeit und auf die Zeit, wann die Begebenheit erfolgen ſoll, und wird der Wunderthäter durch ſeine äuſſerordentliche Spannung des Vorherſehungsvermögens dazu geſchickt: ſo fragt ſichs, ob er dieſer Spannung nur gerade zu der Zeit, und ſonſt nie, fähig ſey? Und wird dieſe Frage bejaht, ſo liegt das Wunder nicht in

der Vorherſagung, ſondern in der unmittelbaren Einwirkung auf ſein Vorherſehungsvermögen — Wie aber nun dieſe wieder erklären? Hier haben wir alſo den Zirkel.

Oder ordnete Gott gleich bey Erſchaffung der Welt etwa Alles ſo an, daß gerade die Menſchen, die zu Wunderthätern beſtimmt waren, mit einem ſo außerordentlichen, ſolcher ſeltſamen Spannungen fähigem Vorherſehungsvermögen geboren werden muſten? Faſt ſollte man dieſes für die eigentliche Meynung des Hrn. Predigers halten, weil er einmal ſagt: „Alles was geſchieht, muß dem allwiſſenden Weltregenden von Ewigkeit her nicht nur gegenwärtig geweſen, ſondern auch „in ſeinen Plan aufgenommen und vorbereitet worden „ſeyn.“ Nun, dann ſage ich, hört alles Wunder auf, denn dann erfolgt ja Alles nach feſten, eingerichteten Naturgeſetzen.

Um ſeiner Erklärung noch mehr Eingang zu verſchaffen, führt Herr Weland denkbare Beyſpiele eines möglichen Vorherſehungsvermögens, das zwar nicht gemein doch aber auch nicht übernatürlich iſt, an. So ließe ſich denn nicht widerſprechen, daß nicht jemand fähig ſeyn ſollte, von einem Paroxismus in einer Krankheit zu wiſſen, daß dieſer der letzte ſeyn würde, oder an einem andern Kranken, der ſchon für todt gehalten würde, zu erkennen, daß er nur in einem Todähnlichen Schlafe liege. Hier würde freylich die Geneſung dem einmal eingerichteten Laufe der Natur ge-

mäß erfolgen. Was wird denn aber aus dem Wunder, durch welches Lazarus auferweckt wurde, deſſen Körper ſchon in Fäulniß übergegangen war? — Doch der Herr Prediger hat ſich für die übernatürlichen Begebenheiten, die Jeſus ſelbſt bewirkte, eine Schanze vorbehalten.

Es geſchahen aber auch Wunder — und nicht etwa nur von Jeſus allein — bey denen jeder Gedanke an einen noch natürlichen, obſchon höhern Grad von Vorherſehungsvermögen verſchwinden muſte. Denn wenn es nicht nur möglich, ſondern auch begreiflich iſt, daß ein mit der Leibesbeſchaffenheit und allen Umſtänden eines Kranken genau bekannter Arzt von dem wahrſcheinlichen Ausgange der Krankheit urtheilen, und in manchen Fällen ſogar mit Gewißheit urtheilen könne: ſo bleibt es doch gewiß ein Räthſel, wie jemand (auch mit einem Vorherſehungsvermögen, das der höchſten, doch aber noch natürlichen Spannung fähig iſt) ein ſolches Urtheil ohne alle Anzeigen fällen wollte. Und hatten die Apoſtel wohl ſolche Anzeigen, wenn ſie plötzlich zu einem Verſtorbenen gerufen wurden um ihn wieder aufzuwecken? oder auf ihrem Wege Elende anträfen, die nur ihre kranken Gliedmaßen zeigen durften um eine augenblickliche Hülfe durch Wunder aufzufordern? Wahrhaftig wenn bey ſolchen Gelegenheiten die Wunderkraft in der gewiſſen Vorausſicht beſtand, daß die Krankheit gerade jetzt ihre Endſchaft erreichen würde, ſo war das ſchon übernatürlich, und das Hände Auflegen ganz überflüſſig.

Das

Das gröſste Wunder muſs, wenn die gegebne Erklärung Statt finden soll, meines Erachtens in der völligen Ueberzeugung der Wunderthäter von ihrem hohen Divinationsvermögen bestanden haben: eine Ueberzeugung, zu der es diejenigen, die noch in unsern Tagen an die Möglichkeit noch jetzt geschehender Wunder glauben — eine Klasse von Leuten über die der Herr Prediger sehr feine Winke giebt — nach ihrem eignen Geständnisse, noch immer nicht bringen können, so sehr viele Mühe sie sich auch darum geben.

Aber wenn wir auch alles bisher gesagte für nicht widerlegend halten wollen, so werden uns doch vielleicht noch ein Paar nothwendige Folgen dieser angenommenen Erklärung zu schaffen machen, die ich sogleich angeben will, und an die Herr Weiand nicht gedacht zu haben scheint.

Zuförderst fallen nach ihr alle Wunder des alten Testaments, die Gott unmittelbar verrichtete, ganz weg. Es war also kein Wunder, wenn Gott den Israeliten, bey ihrem Zuge aus Aegypten durch die Feuersäule des Nachts leuchtete, und die Schaaren ihrer Feinde allein mit Dunkel umhüllte? kein Wunder, wenn er zu Bestätigung des Gesetzes, gerade zu der Zeit als es aufgenommen werden sollte, den Sinai rauchen, lieſs und die Kinder Israels durch Donner schreckte? kein Wunder, wenn das von Gideon ausgebreitete Fell in der ersten Nacht allen Thau auf sich zog und die

die Erde in einer groſsen Strecke um daſſelbe herum trocken ließ, und in der zweyten Nacht allein trocken blieb, da doch die ganze Erde die es umgab vom Thau befeuchtet wurde? — Denn alle dieſe Begebenheiten und noch viele ähnliche erfolgten nach einmal feſtbeſtimmten Naturgeſetzen, und Vorherverkündigung hatte bey ihnen nicht Statt.

Eine zweyte Folge iſt dieſe: daß die Wunderthäter ihr Publikum getäuſcht haben müſſen, ſie mochten nun entweder ſelbſt an das Uebernatürliche der Sache glauben, oder ſich blos einer beſſern, genauern Kenntniß der Naturgeſetze bewußt ſeyn. Denn in dem erſten Falle wuſten ſie doch wenigſtens, daß ſie die Begebenheit nicht ſelbſt zu bewirken, ſondern nur ſie vorherzuſagen im Stande waren; und gleichwohl gaben ſie ſich das Anſehen als ob ſie die Wunder thäten, nicht als ob ſie ſolche blos vorherwüßten. Den zweyten Fall aber angenommen — war es da nicht Trug, wenn ſie Erfolge, die der ganzen, von Gott der Natur gegebenen Einrichtung gemäß waren, für übernatürlich ausgaben und zu Beſtättigung von Lehrſätzen gebrauchten, ohne deren Erfindung jene Begebenheiten doch erfolgt ſeyn würden? Die für todt Gehaltenen, aber nicht wirklich Todten, würden immer wieder erwacht, alle Arten von Kranken, deren Gebrechen ihrer Heilung nun nahe waren, immer wieder geneſen ſeyn; die Blinden würden ohnedies doch geſehen haben,

ben, die Lahmen doch gegangen, die Aussätzigen doch rein geworden seyn.

Ob es aber dem höchsten Wesen anständig sey, seine Absichten durch Täuschung zu erreichen, ob ihm keine bessern Mittel zu Gebote stehen sollten? — das zu beurtheilen überlasse ich meinen Lesern.

Ein zweyter Anonymus.

IX.

Einladung
an die Freunde der Geßnerschen Muße.

Wenn irgend ein Schriftsteller unsers Jahrhunderts die Achtung und den Dank seiner Zeitgenossen verdient hat, so war es Salomon Geßner; und wenn irgend ein Zeitalter grossen Talenten die verdiente Achtung dankbar gezollt hat, so hat es das unsrige an Ihn gethan. In so weit sind beyde einander würdig, und Geßners Zeitgenossen haben sich in Absicht auf ihn vor sich selbst vollkommen gerechtfertigt. Es kömmt darauf an, ob sie es auch bey der Nachwelt thun — in einem bleibenden Denkmale thun wollen, welches sie weniger Geßnern, der es nicht bedarf, als in ihm dem guten Geschmacke, und der Gerechtigkeit seines Zeitalters errichten. Diese Betrachtung ist es, welche

einige

ſen Faſſon reden ; ſie ſagen, er trägt einen Schlüſſel in ſeinem Ohr und eine Haarloke die daran hängt, (*) und er entlehnt Geld um Gottes willen, und treibt das ſchon ſo lange, und bezahlt nichts, daß die Leute nunmehr hartherzig werden, und nichts mehr um Gottes willen leihen wollen. Ich bitte euch, examiniert ihn über dieſen Punkt.

Leonato.

Ich danke dir für deine Sorgfalt, hier iſt was für deine Mühe --

[Hundsloch führt ſich nach vielen abgeſchmakten Dankſagungen und Complimenten mit Nachbar Spießruthe ab.]

Leonato.

Lebet alſo wohl bis morgen früh, meine Herren.

Antonio.

Lebet wohl, meine Herren; wir erwarten euch auf morgen.

Pedro.

Wir wollen nicht ausbleiben.

Claudio.

Dieſe Nacht will ich mit Hero durchtrauren.

Leonato.

Führt dieſe Geſellen hinein, wir wollen von Margre-

(*) Eine Anſpielung auf eine lächerliche Mode der Peitenweiten in Shakeſpears Zeiten.

einige Mitbürger des großen und in seiner Art einzigen Dichters bewogen hat, allen Freunden der Geßnerschen Muse in dieser Absicht ihre Dienste anzubieten. Weit entfernt, die ihnen heilige Asche des Mannes, dessen Gefühl so fein, als seine Bescheidenheit selten war, durch die mindeste Zudringlichkeit zu entweihen, thun sie hiermit die einfache Erklärung, daß sie jeden freiwilligen gröſſern oder geringern Beytrag annehmen, und aufs gewissenhafteste zu einem Denkmale verwenden werden, welches Geßnern auf einer von ihm oft besuchten öffentlichen Promenade in Zürich errichtet werden soll. Von diesem Denkmale wird zu seiner Zeit an alle Beförderer desselben, ein von einem berühmten Künstler verfertigter Kupferstich, nebst dem Verzeichniß aller Theilhaber, und einigen auf Geßnern sich beziehenden Blättern abgeliefert werden. Die Beyträge werden bis zur Michaelismesse dieses Jahres, von der Orellischen Buchhandlung in Zürich und in Leipzig abgenommen, und dagegen ein Empfangschein ausgestellt.

Zürich, den 11ten März 1788.

Innhalt des Erſten Vierteljahres.

Januarius.

I. Der Abfall der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung. S. 3.

II. Ueber den Gebrauch teleologiſcher Principien in der Philoſophie, von J. Kant. — 36.

III. Apologie des Aufſatzes über Rouſſeaus Lehre von den Wundern, im T. M. Aug. 1787. — 53.

IV. Ueber Wunder, in Rückſicht auf einen Aufſatz im T. M. (Jahrg. 87. M. April, Auguſt und October.) — 61.

V. Gedanken von der Freyheit über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophiren. — 77.

VI. Fortſetzung der Briefe eines Reiſenden aus Berlin. — 93.

Februarius.

I. Beſchluß der Abhandl. von dem Gebrauch Teleologiſcher Prinzipien in der Philoſophie. S. 111.

II. Niederländiſche Rebellion unter Philipp dem Zweyten. — 135.

III. Ueber den Einfluß des Geſchmackes auf die Kultur der Wiſſenſchaften und der Sitten. Aus einer akademiſchen Antrittsrede. — 167.

IV. Nochmalige Darſtellung des exoteriſchen Beweiſes der Exiſtenz Gottes aus dem Urſprung des Menſchengeſchlechts. S. 184.

V. Fortſetzung der Apologie des Aufſatzes über Rouſſeaus Lehre von den Wundern. — 189.

März.

I. Fortſetzung der Gedanken von der Freyheit über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophieren. S. 195.

II. An die Weisheit. — 227.

III. Probe einer Ueberſetzung von Spenſers Feenkönigin. Aus dem IXten Geſang des erſten Buchs. — 237.

IV. Die Götter Griechenlandes. — 250.

V. Ob die Teſtamente juris naturalis ſind? — 260.

VI. Auszüge aus Briefen von Rom. — 266.

VII. Gedanken bey Gelegenheit eines Ausfalles eines lutheriſchen Theologen gegen die Mirakel der römiſchen Kirche. — 273.

VIII. Prüfung des Aufſatzes des Herrn Prediger Weland über Wunder. — 278.

IX. Einladung an die Freunde der Geßneriſchen Muſe. — 287.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1788.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

April 1788.

I.

Ueber Polytheismus.

(veranlaßt durch das Gedicht, die Götter Griechenlands, im letzten Stücke des T. M.)

Die Götter ſind von jeher aus des Menſchen Bruſt gekommen. Nachdem in dem Menſchen, mehr oder weniger, das Gefühl des Unendlichen reizbar wurde, und er durch eine lebhaftere oder dumpfere Hülle beſchränkt war, nachdem ſchuf er ſich auch Götter, und gab ihnen eine ernſthafte oder fröliche, dunkle oder lichte Geſtalt, legte Furcht oder Liebe, Haß oder Leichtſinn in ſie, und verehrte ſo, umhüllt mit einem Flor des Seltſamen und Unbegreiflichen, ſeine eignen Bedürfniſſe und Leidenſchaften.

Es giebt Völker, bey denen dieſe Regungen nie zu ſolcher Merkbarkeit hervorgeſtochen ſind, und das ſind Völker, die, bey geſunden aber rohen Leibeskräften, ſtets eine ſtarke Sorge für das Irrdiſche beſchäftiget hat.

„Was meynt ihr, fragte Pater Dobrizhofer einen der klügſten alten Abigonen, an einem ſternreichen Abend um den Feuerheerd mit ihm gelagert; was meynt ihr, ſollte alles dieſes Heer der Sterne, nebſt Erde, Sonne und Mond, nicht durch ein weiſes, mächtiges Weſen hervorgebracht worden ſeyn, da ihr doch ſeht, daß auf der Erde nichts ohne Urſache geſchieht? Wie ſollten ſolche große Dinge ohne eine auſſerordentliche Wirkung haben entſtehen können? — Was haben eure Voreltern hierüber gedacht? was denket ihr hiervon?"

„Guter Pater, antwortete der alte Abigon, unſre Vorältern dachten nie an ſo etwas. Sie bekümmerten ſich nicht um den Himmel, und ſahen ſich nur auf der Erde um, wo ſie Weide für ihre Pferde hernehmen möchten." —

Dieſe Völker genieſſen ein langes dauerhaftes Leben, und ſind in einem ſehr hohen Alter noch zu allen Leibesübungen geſchickt.

Andre Nationen haben ſchon ein tieferes Gepräge des Nachſinnens und der Reizbarkeit gehabt. Die Egypter verehrten beynahe alles, was ſie ſahen, als göttlich. Bey der großen und ſeltſamen Revolution, die ihr Land jährlich durch die Ueberſtrömung des Nils erfährt, wurden ihnen die Wirkungen der Natur, [illegible] vor Augen gelegt. Das ſchnellerregte Leben aus den

Flus

Fluthen und dem Schlamme des öden Waſſers, mußte auch ihre Sinnen heftig erregen, und zugleich das Gefühl von Unterhalt und Nuzbarkeit. Sie ſahen ein plözlich Daſeyn aus Nichts gleichſam alljährlich vor ſich entſtehen; Inſekten und Schlangen, die ſich bewegten; Vögel, die herbeyeilten, ihnen dieſen unnüzen Unrath vom Leibe zu ſchaffen; das Kraut, zu ihrer Nahrung, wuchs aus der durch ſie gereinigten Erde. Der Stier ſtand ihnen bey, und half ihnen den Reichthum ihres irrdiſchen Segens zu vollenden. Sie mußten ihn gleichſam, in dem religiöſen Gefühle für alle Dinge, anbeten. Er war ein auſſerordentliches Weſen für ſie, ihr mehr als treuer Gehülfe. Hier war alſo auch der Siz der Vielgötterey; in dieſem Lande haben ſich die tiefſten religiöſen Begriffe gebildet, und das aus ſehr natürlichen Urſachen. Sie hatten auch Zeit, ihnen auf ihren einſamen Bergen, während der langen Ueberſchwemmung, nachzuhängen; und ſinnender Müſſiggang, bey dumpfen Gefühlen und lebhaften Erſcheinungen, iſt faſt immer die Mutter und beſte Sängerin der Religionen geweſen.

Auch die Griechen hatten, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ihren Polytheismus aus Egypten ererbt. Die Natur war aber bey dieſen ſchon fertig und da, ſie brauchte nicht alljährlich erneuert zu werden; drum wirkte ſie bey ihnen auch auf andre Art. Hier waren Menſchen, die ſich bildeten, oder gebildet werden ſollten. Sie nahmen daher die Figuren, unter welchen die

Egypter rohe Naturbegebenheiten vorſtellten, und bildeten Helden daraus, oder menſchliche Weſen von übernatürlichen Eigenſchaften. Dieß war zu ihrem Gebrauch. Auch foraten ſie für ſcheinbare oder erdichtete Thaten bey denſelben, und ließen ihnen viel von der Schwäche ſinnlicher Leidenſchaften, für die ſie ſelber einen ſo großen Reiz hatten. So entſtanden auch hier die Götter aus den Bedürfniſſen des menſchlichen Lebens und des menſchlichen Herzens.

Was weiter mit dieſen Göttern vorgefallen ſey, weiß man aus der Geſchichte; und daß die verpflanzten Götter wieder viel von dem Charakter und Bedürfniſſen des Landes angenommen haben, worein ſie verſezt worden. So ſpielt Mars immer bey den Römern die Hauptrolle, der bey den Griechen nicht ſo hoch an ſtund, wo Phöbus Apollo die wirkſamſte Gottheit war.

Unter dieſen rohern Begriffen der Völker bildete ſich aber immer mehr die weiſe Abſtraktion einzelner Menſchen. Dieſe fühlten die höhern Bedürfniſſe des Geiſtes, ſelbſt der Sinnlichkeit. Sie läuterten daher die blos ſinnlichen Begriffe zu einem geiſtigen Daſeyn. Venus wurde von einer Volksdame zur Göttin des höchſten Reizes und der höchſten Schönheit, und hieß bald Urania. Apollo ward der Gott des Lebens und der höchſten Gefühle; er hatte Schönheit, Thaten, Lieder und Weisheit. Sie fühlten, daß ſie dem himmliſchen Chor einen Vorſteher, einen Alten, geben

ben muſten, und ſo ward Saturn und nach ihm Jupiter dazu beſtimmt. Hier war immer ſinnliches Anſchauen mit ſeiner Betrachtung und Abſtraktion vermiſcht, und dieß gab der griechiſchen Göttergeſchichte eine ſo reizende Bildung, ſo hohe geiſtige und zugleich ſinnlich faßliche Geſtalten.

Dieſes hohe Gemiſch von geiſtigem und ſinnlichem Reize, das ſich nur bey einem Volk erhalten konnte, deſſen Daſeyn eben ſo ſinnlich-geiſtig gemiſcht war, gieng verlohren. Die Menſchen wurden wieder Barbaren, roher als vorher; doch blieben die Figuren des Geiſtes und der feinern Sinnlichkeit in Werken der Kunſt noch übrig. Was daraus geworden ſey, wiſſen wir.

Von einem Volke, welchem die Knechtſchaft die Gefühle ſeinerer Sinnlichkeit benommen hatte, und das doch in ſich geiſtig, ſtolz und ſtrenge war, pflanzten ſich die Begriffe von einem einzigen, allwiſſenden, allmächtigen, vorſorgenden und ganz geiſtigen, — aber zugleich höchſtpartheyiſchen, hizzigen und ſtrengen Gotte fort. Dieſe milderten ſich in dem Geiſte des Chriſtenthums, und da jene ſinnlichgeiſtige Menſchheit zerſtöret war, und der Barbarenſinn ſich auf den Trümmern derſelben zu ſeinerer Habſüchtigkeit zu bilden anfieng: ſo wurde der Geiſt des Chriſtenthums unter habſüchtige politiſche Eigenſchaften gemiſcht, und ſo entſtand eine fürchterliche Zuſammenſezzung von

then erfragen, wie ſie mit dieſem ſchändlichen Burſche bekannt worden iſt.

[Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.]

Sechste Scene.

[Leonatos Haus.]

Benedict und Margarethe treten auf.

Benedict.

Ich bitte dich, meine liebe Jungfer Margrethchen, mache dir ein Verdienſt um mich, und hilf mir dazu, daß ich mit Fräulein Beatrix reden könne.

Margarethe.

Wollt ihr mir davor ein Sonnet zum Lob meiner Schönheit machen?

Benedict.

Zu einer ſo erhabnen Schreibart, Margrethe, daß keine lebendige Seele damit ſoll fertig werden können.

Margarethe.

Gut, ich will ſie herrufen. (*)

Siebende

(*) Man muß hier ſowol einige zweideutige Scherze, wozu Jungfer Margrethen Anlaß giebt, als einen kleinen Monologe des Hr. Benedict, worinn er über ſeine Liebe mit ſich ſelbſt luſtig macht, auslaſſen, weil es unmöglich, ſie in irgend eine Sprache zu überſetzen.

reinem abſtrakten Geiſt und roher ſinnlicher Barbarey. Der Glanz der griechiſchen Künſte wurde nur zum Theil zum Putz der prieſterlichen Gewänder, oder zu Auszierung für Bilder und Gebäude jener himmliſchen Barbaren, die man Heilige nennt, angewendet.

Dieß iſt der Geiſt und das Weſen des Pabſtthums bis auf dieſen Tag. Was daraus folgen muſte, iſt zum Theil auch jetzt ſchon klar. Der Geiſt der Barbarey bleibt unter Noth und Knechtſchaft. Da iſt an kein freyes ſinnlichgeiſtiges Daſeyn mehr zu denken, oder es wird Uebermuth, Stolz und Ueppigkeit. Aber die Hülfe der Zeiten, Kenntniß und Wiſſenſchaft drängt ſich doch, unter der Rinde des geiſtigen Deſpotismus, beym Einfluß milderer Sonnen immer ausgebreiteter fort. Das Sinnliche zerfällt und bleibt mehr oder weniger in ſeinem bloßen Naturrecht; aber es etablirt ſich, ſtatt deſſen, politiſchere Klugheit, und, wenn ich ſo ſagen darf, ein neues Geiſterreich, enger zuſammengedrückt, in ſeiner wahren Weſenheit; zuweilen unter Dunſt, Rauch und falſchem Schimmer ſich emporarbeitend, nichts deſto minder aber zu mehrerer Kraft aufſtrebend, und in ſtärkerer Deutung der Welt darlegend, daß menſchliche Eigenſchaften in keinen feſtumſchloßnen Kreis eingeſchränkt werden können — daß immer ein anderes Daſeyn unter anderer Geſtalt hervorkomme, und daß Geiſt und Licht doch die Vollkommnheiten ſeyen, zu welchen das Menſchengeſchlecht;

durch

durch aller Zeiten Lauf und Umſtände ſich emporarbeiten müſſe. Dies iſt der Zuſtand und der Vortheil unſrer gegenwärtigen Zeiten.

Von dem Alter des Mannes die aufblühende ſinnliche Kraft der Jugend wieder zu verlangen, hieße das unmögliche von der Natur fodern. Unſre Denkart kann, alle äuſſerlichen Umſtände ungerechnet, nimmermehr in die Zeiten der Griechen und Römer zurücktreten. Auch Bachus und Venus und der kleine Cypripor erſcheinen bey uns in anderer Geſtalt. Sie ſind mit uns männlicher herangewachſen. Wir koſten ihre Reize und erheitern uns frölich in ihrer Geſellſchaft, aber ſie müſſen ſich auch mit uns über andre Gegenſtände zu unterhalten wiſſen; ſonſten fühlen wir bald, daß man ſich mit dem Gotte des Weines, wenn er auch noch ſo Freudetrunken iſt, beym langen Herumziehen auf ſeinen Bergen ennüyiren könnte; daß Venus, ſo himmliſchſchön ſie auch von Geſtalt wäre, doch Ekel und Ueberdruß geben könnte, wenn ſie nicht zugleich Merkmale des himmliſchen Seelenreizes gäbe; und daß der kleine Gott, der immer nach Herzen zielt, auch zuweilen ſeinen Bogen höher richten dürfe, und am Himmel und auf der Erde Gegenſtände ſeiner feurigen Luſt und ſeines brennenden Eyfers genug finden werde.

Wir wollen alſo keiner dieſer artigen Gottheiten das Recht bey uns verſagen, und hoffen, daß ſie ſich

vielmehr, der Natur der Dinge gemäß, ein wenig nach unſern Sitten und Einrichtungen bequemen werden. Sie ſelbſt auch ſind zu verſtändig, als daß ſie ſich in den metaphyſiſchen Zirkel wagen ſollten, noch ſich mit den mannichfaltigen Vorſtellungen und Abſtraktionen eines metaphyſiſchen Grundweſens der Natur der Dinge in Eine Wagſchaale zu legen getrauten. Hierüber ins unendliche zu ſpekuliren, überlaſſen ſie dem Bedürfniß der gegenwärtiger Zeit, die ihre weiten geiſtigen Räume und Untiefen mit etwas täuſchendem auszufüllen ſucht. Sie aber genießen mit uns des Einfluſſes himmliſcher Dinge, und beugen ſich unter den Geſezzen der Nothwendigkeit und der Natur.

So iſt ihr kleiner Flitterſtaat eben nicht ſehr zu bedauern, und das Glück der Menſchen leidet nicht darunter, daß es ſtets von Geſtalt wechſelt und nach neuen Inſeln ſchift.

II.

Auszüge

aus einem

ungedruckten Tagebuche

eines Reiſenden

von den Jahren 1784 und 1785.

War es noch Groll, wegen der Theilnahme des ſardiniſchen Königs an der neuerlichen gewaltſamen Beruhi-

ruhigung der Stadt, oder hatte es ältere und gegrün-
detere Urſachen, das weiß ich nicht; genug man ſchil-
derte mir in Genf ſeine Staaten und ſeine Einrichtun-
gen auf eine Art, die fähig war, die guten Erwartun-
gen zu vertilgen, die ich mir von der Reiſe dahin ge-
macht hatte. Auf Anrathen meiner Freunde hatte ich
mit einem Turiner Kutſcher nicht nur den ganzen
Tranſport und die Koſt unterweges verdungen, ſon-
der ſogar einen ſchriftlichen Kontrakt darüber aufgeſetzt,
den er mir unterſchreiben muſte; und es fehlte nicht
viel, ſo hätte ich alles wieder aufgeſagt, weil ich es
unerträglich fand, mir ein Volk zu denken, unter dem
Treu und Glaube ſo ſelten wäre, daß ſchon Kleinigkei-
ten, wie eine ſolche Reiſe, bey der man doch nur we-
nige Tage mit einander zu thun hat, ſchriftliche Ver-
bindlichkeiten nothwendig machten. Ich reiſte aber
endlich doch in den erſten Tagen des Jänners 1784
von Genf ab, und tröſtete mich damit, daß man die
Dinge oftmals beſſer fände, als ſie einem im Voraus
beſchrieben würden, und mit der Regel: daß die
Wahrheit einer Nachricht nicht beſſer geprüft werden
könne, als wenn man die Sache ſelbſt unterſucht.

Wirklich war ich kaum eine Viertelſtunde gefahren,
als ſchon der Glaube an die ſtrengen Urtheile der Gen-
fer abzunehmen und mein Muth dagegen zu wachſen
anfieng. Die Strenge der Viſitationen an den Gren-
zen gehörte mit zu den Schreckbildern, die mir vorge-

hal

halten worden waren. Man hatte mir gesagt, daß obgleich in Carouge eigentlich die Koffer nur plombirt werden sollen, so könnte es doch leicht einem argwöhnischen Zollbedienten einfallen, sie auch öfnen und durchsuchen zu wollen. Als wir aber vor dem Zollhause ankamen, meldete sich Niemand, ungeachtet der Vetturin einige Minuten still hielt und rufte, und wir fuhren ohne Beschwerde weiter. Vielleicht hatte ich dieses nur der Bequemlichkeit der Zolleinnehmer zu danken; denn ich bemerkte allgemein, daß Kälte und rauhe Witterung in hiesigen Gegenden mächtig auf die Menschen wirken: indessen machte es doch einen guten Eindruk auf mich und belebte mich mit neuen Hoffnungen. Wir fuhren noch ein paar Stunden, und da ich überall die vortreflichsten Wege antraf, und von diesen auf Policey und gute Anstalten schloß, auch Rechts und Links mich an dem Anblik der Gebürge weidete: so verließen mich endlich meine schwermüthigen Träume gänzlich, und ich stekte meinen Kontrakt, der mich so wurmte; ganz klein zusammengedrükt in einen Winkel meiner Brieftasche, damit er mir nicht ohne meinen Willen wieder in die Augen fallen sollte.

Es begegnete mir jetzt wieder, was ich schon manchmal bemerkt hatte. Da wir bey allem unserm Denken an Zeichen gewohnt sind, so stellen wir uns auch die Länder, die wir nicht bereißt haben, so vor, wie wir sie immer auf der Landkarte gesehen haben, und

die

die verſchiednen Illuminationen machen eben ſolche Abſchnitte in unſerm Gehirn. Ich war ſchon ein ziemliches Stük auf Savoyiſchem Gebiete gefahren, da ich mir noch immer Vorſtellungen darüber machen muſte, daß das Land ebenfals zur Erde gehöre, und daß der Boden hier eben ſo ausſähe als anderwärts. Ganz anders iſt es mit den Gegenſtänden, die man über der Oberfläche antrift; die unterſcheiden allerdings weſentlich ein Land von dem andern, und gewöhnlich ſo ohne alle Abſtufung, daß ſich der Beobachter im Nachdenken darüber verliehrt, wenn er nicht Regierungsform und den Gedanken — daß man zu dieſem und keinem andern Volke gehöre — für allmächtig halten will. Auch hier war mir der Unterſchied gegen die ſchweizeriſchen Gebiete, die ich verließ, auffallend. Die Dörfer fangen hier ſchon an groß zu werden, wie in ganz Italien, dagegen ſie nicht ſo dicht neben einander ſtehen. Einzelne Häuſer, mit denen ganz Helvetien überſäet iſt, trift man faſt gar nicht an. Selten liegt ein Ort in der Tiefe, wenn dieſe nicht ein förmliches Thal iſt, ſondern ſie ſind mehrentheils auf die Anhöhe gebaut. Die Felder ſind ganz anders abgetheilt; man ſieht ſchon lauter ſteinerne und große Häuſer mit hohen Zimmern und Fenſtern, und in dem Innern dieſer Häuſer herrſcht ein Gemiſch von Vornehmem und Armſeligem, das ſich mit nichts vergleichen läßt. So fand ich Frangis, Rumilli, Aix, und ſo finde ich ſelbſt die Hauptſtadt Chambery. Nur die Sprache verbindet

die

die hiesigen Landeseinwohner noch mit ihren Nachbarn. Ich redete gleich am ersten Abend in Frangis eine Aufwärterin italienisch an, sie verstand aber kein Wort.

Ich besah in Aix die neuen Bäder, die der König 1782 hat aufbauen lassen. Die Gebäude sind in einem guten, edlen Geschmack aufgeführt, nur Schade, daß der Platz, auf dem sie stehen, von elenden Hütten umgeben ist; doch sagte man mir, daß diese gekauft und niedergerissen werden sollen, damit die Aussicht auf den Markt frey werde. Man weiß aber gemeiniglich schon, wie es mit solchen Projekten geht. In der Aufschrift auf dem Hause läßt man den Römern die Ehre, daß sie schon die Leitungen der Quelle gemacht haben. Auch thut man wohl daran, denn sie sind beßre Ueberbleibsel ihrer Kunst als die, die man noch von dem hiesigen Triumphbogen sieht, der ganz verfällt. Das Wasser ist ausserordentlich heiß, und man hat daher über jedem besondern Bade eine Oeffnung gelassen, um dem Rauch einen Ausgang zu verschaffen; es wird auch getrunken, und der Zufluß ist so groß, daß man nicht alles brauchen kann. Sonst konnte sich jedermann ohne alle Unkosten hier baden, seitdem aber diese Gebäude von gehauenen Steinen mit vielen Kosten aufgeführt worden sind, wird der Gebrauch der verschloßnen Bäder bezahlt; doch hat man an der äußern Seite auch ein ofnes für die Armen angelegt, das ganz frey ist.

Von

Von hier bis Chambery ſind nur 3 Stunden, aber die Gegend ändert ſich in dieſer kurzen Entfernung auſſerordentlich. Bis hieher gleichen die Berge mehr den Meereswellen, die auf einer groſſen Fläche hier hoch ſind, und dort Abgründe laſſen. Chambery liegt dagegen in einem ziemlichen Thale, das aber von hohen Bergen umgeben iſt, und man kann auch in dieſer rauhen Jahreszeit vermuthen, daß die Gegend in einer glücklichern angenehm ſeyn muß. Dann aber würde ich mich auch gewiß aus der Stadt verbannen, wenn ich hier zu leben genöthigt wäre; denn ich kenne wenig andre, die ein ſo trauriges Anſehen hätten. Dem ungeachtet hat ſie zwiſchen 13 und 14000 Einwohner; überall ſieht man Lebhaftigkeit und Geſchäftigkeit, und begreift nicht, wie die Beſitzer der groſſen Menge Läden, die allerwärts offen ſind, durchgängig Nahrung haben können. Im Winter hält ſich viel Adel hier auf, und man hört nur von Grafen und Marquis ſprechen. Die Beſatzung beſtand gegenwärtig aus 400 Mann, die Hälfte Cavallerie und die Hälfte Infanterie.

Ich war gar nicht böſe darüber, daß ich hier nicht viel zu ſehen hatte, und reiſte ſchon am andern Tage nach meiner Ankunft wieder ab. Wind und Wetter ſchienen ſich aber auch nunmehr verſchworen zu haben, mich zu plagen: beide tobten ſo heftig, daß ich in den ganzen 3 Tagen, die ich brauchte, um bis an den Fuß des Mont Cenis zu kommen, gar nichts von dem,

was in der Natur um mich herum war, genieſſen konnte, und faſt immer die Fenſter der Sedie verſchlieſſen muſte. Mein einziger Troſt dabey war, daß ich unter ſolchen Umſtänden gewiß nichts von Lauwinen zu fürchten hatte, die in Savoyen oft gräßliche Verwüſtungen anrichten, und von denen ich an dem, im Jahr 1750 von einem ſolchen Schneeballe verſchütteten Dorfe Randan, woran man vorbey fährt, ein trauriges Beyſpiel ſahe. Von Monimelian, ungeachtet ich da ein Mittageſſen einnahm, weiß ich weiter nichts, als daß die Iſere da am breiteſten iſt. Wie wichtig dieſe Feſtung ſonſt geweſen ſeyn müſſe, erhellet daraus, daß Heinrich der vierte im Jahr 1600 ihre Belagerung keinem einzigen ſeiner Feldherrn anvertrauen wollte, um ſeiner Gemahlin, Maria von Medicis, die eben von Florenz kam, entgegen zu gehen: jetzt ſind aber ihre berühmten Werke zerſtört. Aiguebelle, das ſonſt ebenfals ſtark befeſtigt war, hat das nämliche Schickſal gehabt.

Kurz vor dieſem Orte fängt ſich ein langes Thal an, das bis zum Mont Cenis fortläuft, und von einer halben Stunde zur andern bald enger bald weiter wird. Bey St. Michel iſt es am ſchmalſten, da drängen ſich die Felſenwände ſo dicht zuſammen, daß man ſich ängſtlich nach einer Oefnung umſieht, wo man durch ſie hindurch kommen könne, und ſelbſt dann, wenn man dieſen ſchmalen Pfad erreicht hat, noch ringsum eingeſchloſſen zu ſeyn glaubt. Dieſe Stelle iſt die wildeſte,

die

die ich auf dieſer Reiſe angetroffen habe, und gefährlicher als alle, die man auf dem Mont Cenis findet. Man klettert auf einem ſchmalen ſteinigen Wege, auf dem im Winter die Pferde alle Augenblicke gleiten, einen Berg hinan; überſieht man überhangende Felſen, und das ſchreckliche wird noch durch das Getöß der Arc erhöht, die ſich nirgends ſonſt ſo ſchnell ergießt, und durch das Gebürge hindurch drängt. — Gleichwohl ſollen ſich auf dieſem Wege, von Aiguebelle an, im Sommer die gröſten Spuren menſchlichen Fleißes zeigen; auch nicht der kleinſte Fleck Erdreich iſt unbenutzt, und die Beſchwerlichkeit, mit der dieſes Erdreich gedüngt und bearbeitet werden muß, ſcheint die guten Savoyarden nur noch zu ermuntern, ihre Kräfte doppelt anzuſtrengen.

In Lanslebourg befindet man ſich endlich am Schluſſe des Thals, und hier macht man ſeine Anſtalten ſo gut man kann, um über den Mont Cenis zu kommen, der der einzige Ausweg iſt, neben dieſem giebt es keinen. Damit die Reiſenden bey der Sorge, für die Beſtriedigung der vielerley Bedürfniſſe, die ſich ihnen hier auf einmal zeigen, nicht übervortheilt werden können, hat man von Obrigkeits wegen die beſten Anſtalten getroffen, und alles, was man hier zum Fortkommen nöthig hat, tariert. Mir kam nun noch überdieß jetzt zum erſtenmale die Aengſtlichkeit meiner Genfer Freunde zu Statten, die das Alles in dem Contrakt mit dem Vetturin mit begriffen hatten, ſo

Siebende Scene.

Beatrix tritt auf.

Schönſte Beatrix, willt du kommen, wenn ich dir ruffe?

Beatrix.

Ja mein Herr, und wieder gehen, wenn ihr mich's heißt.

Benedict.

O! ſo bleibe nur bis dann.

Beatrix.

Dann, iſt geſprochen; alſo lebt wohl, und doch eh ich geh möcht ich das von euch wiſſen, weßwegen ich gekommen bin; nehmlich was zwiſchen euch und Claudio vorgegangen iſt.

Benedict.

Nichts als böſe Worte (*), und dafür will ich dich küſſen.

Beatrix.

Faule Worte ſind nichts als fauler Wind, und fauler Wind iſt fauler Athem, und fauler Athem iſt ungeſund; alſo will ich ungeküßt wieder gehen.

Benedict.

Du haſt das Wort aus ſeinem echten Sinn herausgeſchreckt,

(*) Soul Words. ein Wortſpiel, mit dem Doppelſinn des Worts ſoul

daß ich mich um gar Nichts bekümmern durfte. Demungeachtet entgieng ich doch nicht ganz der Liſt der hieſigen Einwohner, die ihren Landsleuten an Gutherzigkeit gar nicht mehr gleichen, und ich ſahe ein neues Beyſpiel daß bey dem großen Haufen die Menſchen nur durch Umſtände und Gelegenheiten das werden was ſie ſind. Als ich am Morgen die Reiſe über den Berg antreten wollte, fanden ſich in meinem Zimmer eine Menge Leute ein, die mein Gepäck herunterſchaffen wollten, und alle meine Verſicherungen, daß ich ſo viele Bedienten nicht brauche, die auch zum Theil von Drohungen begleitet wurden, waren vergebens. Man bemächtigte ſich meiner Sachen, die wegen der verſchiedenen Arten ſie zu transportiren in verſchiedene Bündel eingepackt waren, um ſie fortzutragen, und nicht nur fanden ſich hernach viele Hände die Belohnung für ihre Dienſte foderten, ſondern ich vermißte auch zuletzt mancherley. Doch muß ich meinen unerbetenen Aufwärtern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß mir nichts von Wichtigkeit, ſondern nur einige Kleinigkeiten fehlten, mit denen ich mich der Strenge der Jahreszeit wegen verſorgt hatte. So wahr iſt es, daß Dinge, die uns von Werthe ſind, diejenigen nicht reitzen, die ſie nicht zu gebrauchen wiſſen.

Den Anfang meiner Reiſe machte ich auf einem Maulthiere, das mich mit ſichern, obgleich nicht ſanften Tritten in 70 Minuten auf die Höhe bis an das

Haus

Haus brachte, das la Ramaſſe heißt. Ich kenne für meine Empfindung nichts größeres, als ſich an einem ſteilen Berge erheben, und Häuſer, Menſchen und Thiere, die man verläßt, mit jedem Schritt in einem ſich immer verjüngenden Maaſſe zu ſehen: alſo ergötzte mich der Rückblick auf Lanslebourg: ſo wenig Abwechſelung er auch hatte. Diesmal war ich nicht allein auf der Reiſe; es hatten ſich verſchiedene Perſonen, die vielleicht einen halben Tag früher oder ſpäter als ich nach Lanslebourg gekommen waren, zuſammengefunden, und wir machten eine Geſellſchaft von Zehen oder Zwölfen aus. So bald wir à la Ramaſſe angekommen waren, ſtiegen wir von unſern Maulthieren ab; dieſe wurden nun in Schlitten geſpannt, ihre Führer ſetzten ſich auf ſie, und jagten ſie in ſchnellem Trabe weiter. Einfacher hab ich kaum etwas geſehen als dieſe Schlitten waren. Fünf runde Stücken Holz, aber ungehobelt, und mit nicht mehr Glätte als Art und Beil geben können, machten alle ihre Beſtandtheile aus. Die zwey längſten davon dienten zu Kufen; zwey andre, die quer über dieſen befeſtiget waren, machten den Sitz aus, und auf dem fünften, das die Richtung der beyden letztern hatte, aber etwas weiter von ihnen als ſie ſelbſt von einander entfernt war, ruhten die Füße. An dem Ende der beyden Kufenhölzer waren eiſerne Ringe feſt gemacht, durch die man die Leinen durchzog, vermittelſt deren das Maulthier den Schlitten fortzog. Lieſſe der Weg nicht ganz gerade

auf einer Ebne fort, hätte er nur die geringſten Krümmungen, ſo würde es unmöglich ſeyn auf dieſe Art fortzukommen. Der Wind bließ auſſerordentlich ſtark, und trieb den Schnee von der Ebne und den benachbarten Bergſpitzen, die noch über ſie hervorragten, in einem beſtändigen Wirbel herum; unſre ganze Geſellſchaft war daher von Kopf bis zu Füſſen in Mäntel eingehüllt, und ich kann nicht läugnen, daß es mich ergötzte, da ich auf einem der letzten Schlitten war und ſie gröſtentheils überſehen konnte, mir unter ihr eine Geſellſchaft reiſender Grönländer vorzuſtellen. Dieſe Ebne des Mont Cenis iſt zwey ſtarke Stunden lang; wir legten ſie aber in einer zurück: doch machten wir in ihrer Mitte, bey einem Hauſe à la Poſte genannt, Halt, um uns wieder zu erwärmen und ein Gericht Forellen zu eſſen. Dieſe Fiſche werden zu den vortreflichſten dieſer Art in der Welt gerechnet, und in einem kleinen See gefangen, der ſich ganz nahe bey dem genannten Hauſe befindet. Man brach ſo bald wir ankamen, an einem Orte des Sees das Eis auf, und in einem Augenblicke waren die Forellen in Ueberfluß da. Gewöhnlich pachtet der Beſitzer dieſes Hauſes den See von den Einwohnern von Lanslebourg, denen er zugehört, und findet ſeine gute Rechnung dabey.

A la grande croix, einem dritten Hauſe auf der Ebne, aber an ihrem Enden, und von einem hölzernen Kreuze ſo genannt, bey dem die Andächtigen der heiligen

ligen Mutter Gottes entweder für die überſtandnen Gefahren danken, oder ſich ihren Schutz zu den noch bevorſtehenden erbitten, änderten wir unſer Fuhrwerk. Wir vertauſchten nehmlich unſre Schlitten gegen andre in ähnlichem Geſchmacke verfertigte, aber etwas leichtere, und mit dem Unterſchiede, daß in den eiſernen Ringen von den letztern ſich ein paar dünne, hölzerne Stangen bewegten. So bald wir uns auf dieſes neue Geſtelle geſetzt hatten, trat anſtatt des Maulthiers ein Mann zwiſchen die vordern Stangen, und lief, indem er ſie feſt hielt, mit großer Behendigkeit auf dem Wege, den ſehr jähen Abhang des Berges hinunter. Nur zuweilen wenn eine Stelle gar zu ſteil war, ſetzte er ſich auf das Brett, auf dem die Füße ruhten, nieder und überließ den Schlitten mit ſeiner Laſt dem glatten Boden, wobey er ihn jedoch mit vieler Behutſamkeit zu lenken, und von den großen Steinen, die manchmal ein Hinderniß hätten werden können, abzuhalten verſtund. Alle Reiſebeſchreibungen ſprechen von dieſer Art des Transports ſo, als ob ſie nur auf der andern Seite des Berges möglich wäre, wo ſie auch von dem Hauſe la Ramaſſe, bey dem man ſich dazu aufſetzt, die Benennung: aller à la Ramaſſe, oder ſe ramaſſer erhalten hat: es war mir daher ganz neu, daß ich mich auch hier ihrer bedienen konnte. Indeſſen war ich ſehr vergnügt darüber; denn die außerordentliche Geſchwindigkeit, und die Beobachtung der Geſchicklichkeit meines Führers ergötzten mich unge-

mittag. Dazu kam noch, daß das Wetter anfieng sich aufzuheitern, die schönste Aussicht in das tiefe Thal unter mir bis nach Novalaise sich öfnete und verschiedene große Wasserfälle, die ganz gefroren waren und ihren Lauf durch mächtige glänzende Eisklumpen bezeichneten, mir den herrlichsten Anblik verschaften.

In la Ferierre, das auf einem schmalen Felsenabhang gebaut ist, und jeden Augenblick in den Abgrund stürzen zu wollen scheint, endigten wir diese Fahrt, weil schon hier kein Schnee mehr lag, und ließen uns vollends bis nach Novalaise auf ganz leichten Tragsesseln, von deren einfachen Einrichtung man sich aus der Beschreibung der Schlitten schon einen Begriff machen kann, tragen. Ich hatte, laut meiner Genfer Nachrichten, hier wieder eine harte Visitation zu fürchten, allein vermittelst eines kleinen Trinkgelds kam ich hier eben so leicht als in Carouge durch, und erhielt noch überdies einen Zettel, auf dem bescheinigt wurde: daß man meine Sachen durchsucht und nichts Zollbares gefunden hätte, welcher Zettel mir hernach an dem Thore von Turin aus allen Nöthen half.

Ich trennte mich nun nach dem Mittagessen von der Gesellschaft, die mit mir Beschwerden und Gefahren der Bergreise getheilt hatte, weil sie hier zurück blieb, ich aber noch bis Susa ging, um am nächsten Tage nicht zu spät in Turin anzukommen. Kaum war ich abgestiegen, als ich mich nach dem Schloßgarten brin-

gen

gen ließ, um den berühmten Triumphbogen zu ſehen, der ſchon oft genug beſchrieben worden iſt. Der Kommendant machte zwar nicht die geringſten Schwierigkeiten mich hineinzulaſſen, aber aus einer Art Spaniſcher Grandezza, nach der er mir vermuthlich blos die Menge ſeiner Bedienten ſehen laſſen wollte, verurſachte er ſo viel Hin- und Herſchicken, daß ich faſt die Geduld verlohren hatte, als die Thüre endlich aufgeſchloſſen wurde. Ich hielt mich hernach bey Betrachtung des Triumphbogens nicht ſo lange auf, weil mich ein anderer Gegenſtand mehr an ſich zog, nämlich der Rochemelon, der höchſte Berg in der ganzen Gegend, (von dem Hannibal ſeinem Heere, nach der Meynung Vieler, die Herrlichkeiten Italiens gezeigt haben ſoll) der ſich dem Garten gerade gegenüber in Geſtalt einer Pyramide, majeſtätiſch erhob. — Man bot mir hierauf noch an, mir die Feſtung la Brunette zuzeigen, ich nahm es aber nicht an, weil es ſchon ſpät war: indeſſen ſah ich doch ſo viel daraus, daß kein Erlaubnißſchein des Commendanten von Turin dazu erforderlich iſt, wie Volckmann behauptet.

Die Reiſe von hier bis vollends nach Turin iſt eine der angenehmſten die man machen kann, eine wahre Spatzierfarth. Man bleibt von Suſa aus in einem nicht ſehr breiten und 5 ½ Stunde langen Thale, das immer niedriger wird, und indem man das Herabſteigen von den Alpen in die Ebene der Lombardey vol-

lendet. Die Berge zu beyden Seiten sind zwar noch ziemlich hoch, haben aber schon keinen Schnee mehr, und wäre der Wind nicht so heftig kalt gegangen, der überhaupt in diesem ganzen Thale vom Mont Cenis an zu regieren scheint, so würde ich gar nicht mehr an Winter gedacht haben. Gleich hinter St. Ambroise endigt sich das Thal; eine weite, grose Fläche zeigt sich nun dem Auge, keine Berge verhindern mehr das volle Eindringen der Sonnenstrahlen, und grünende Fluren, Ulmen und Maulbeerbäume, und prächtige Gebäude in der Ferne, verkündigen eine glückliche Gegend und reiche Bewohner derselben. Rivoli mit seinem Schlosse ist nun der erste Ort, der den Wanderer auf eine nahe Hauptstadt schließen läßt. Er liegt noch drey Stunden von Turin, wohin ein ganz gerader und sehr breiter, mit hohen Ulmen besetzter Weg führt, der die marmorne Façade der Superga, auf den Hügeln jenseits der Stadt, zum Gesichtspunkte hat.

Ich konnte mich auf dieser ganzen Reise des Gedankens nicht erwehren, daß die Savoyarden sich eben so leicht hätten frey machen können, als die Schweizer; und in der That begreif ich nicht, warum sie es nicht thaten. Sie befanden sich in der Nachbarschaft eines Volks, das seine Freyheit errung, und ihnen also das Beispiel gab. Ihr Land glich völlig dem Lande von jenem und hätte sie gegen künftige Unterjochung eben so geschützt. Nichts desto weniger blie-

ben

ben ſie in dem Zuſtande, worinn ſie waren, wohnachen den günſtigſten Zeitpunkt zu Nutze zu machen, ihnen kommen konnte. Ich weiß nicht, was ich daraus für den Charakter des Volks ſchließen ſoll. Es ſcheint faſt etwas Knechtiſches, etwas Unterwürfiges zu ſeyn, dem auch das Betragen der heutigen Savoyarden, zu Hauſe und im Auslande noch ſo ziemlich entſpricht. Das ſcheint mir ganz ausgemacht, daß der Schweizerbund weit mehr Gewicht bekommen haben würde, wenn Savoyen mit dazu getreten wäre. Der Mont Cenis und die italieniſchen Alpen hätten dann eine weit beſſre und natürlichere Grenze gemacht, als jetzt die Arve thut, und dieſe beyden Völker vereinigt, wären gleichſam ein inſolirtes Volk geweſen. Ihre Lebensart iſt ohnedies einerley, und die franzöſiſche Sprache wäre auch kein Hinderniß geweſen, da ja in einem ziemlich beträchtlichen Theile der Schweiz die nehmliche geſprochen wird. So unbedekt und offen die äußern Cantone nach Teutſchland zu ſind, eben ſo unbedekt iſt die Waad, (Pays de Vaud), und der Freyburger und Berner Kanton, gegen die Staaten des Königs von Sardinien. Durch eine Verbindung mit Savoyen wären dieſe Länder hinlänglich geſchützt geweſen, zumal ſo lange ſie, vermöge ihrer Traktaten, von Frankreich nichts zu fürchten haben.

Turin iſt ſo niedlich, als man nur eine Stadt ſehen kann. Sie iſt nicht groß, aber ihre geraden und ſich rechtwinklicht durchſchneidenden Straßen, von

denen die vornehmſten auf beyden Seiten gleich gebaut ſind, die regelmäßigen Plätze, die Reinlichkeit und nächtliche Erleuchtung, geben ihr einen Vorzug vor den meiſten italieniſchen Städten. Hätte ſie mehrere Palläſte, wären die, die da ſind, nicht von Backſteinen erbaut, und träfe man nicht in den meiſten Straßen die Goſſen in der Mitte an, ſo könnte man ſie auch eine der ſchönſten Städte nennen. Der Karlsplatz würde, als ein bloßer Markt betrachtet, der folglich nicht da iſt, um etwa ein großes Gebäude zu zieren, ſo wie der Petersplatz in Rom ſeines Gleichen nicht in der Welt haben, wenn die Arkaden auf beyden Seiten von freyſtehenden Säulen unterſtützt würden, wie ſie es nur auf einer Seite werden. Marmor und große gehauene Steine ſind hier noch ſelten; man bekommt daher bloß gebrannte Steine zu ſehen; und da man ihnen ſelten einen Anſtrich giebt, und doch an den Gebäuden Alles anbringen will, was ſich eigentlich nur von gehauenen Steinen gut ausnimmt: ſo wird das Auge nur geängſtigt, wenn es ſich die Mühſamkeit vorſtellt, mit der die Steine haben zuſammengefügt werden müßen, um Säulen, Pilaſte und Geſimſe von vielen Gliedern herauszubringen. Ich weiß zwar wohl, daß man ſich überall, wo Steinbrüche fehlen, auf dieſe Art helfen muß, bin aber gar nicht der Meynung, daß die Bauart der Griechen und Römer ſich für ſolche Gegenden ſchicke; zumal, wenn man entweder nicht geneigt iſt, oder wenn Lokalumſtände es verbieten, das Auge

durch

durch den Anputz zu täuſchen. Ich vermuthe daß das Letztere hier der Fall iſt, und daß die ſtarken und feuchten Nebel, die der Po im Winter verurſacht, Schuld ſind daß der Kalk nicht lange äußerlich an den Mauern haften kann. Dann aber ſollte man auch lieber einen andern Geſchmack wählen: denn aller Begrif von dem Zwecke einer Säule verſchwindet, wenn ich ſie aus lauter einzelnen kleinen Stückchen zuſammen ſetze. Die Engländer und Holländer, die ſich in dem nehmlichen Falle befinden, handeln daher klüglich, dergleichen Zierrathen ganz wegzulaſſen.

Daß man überhaupt den Zuſtand der Künſte in Italien ſehr unrechtmäßig nach Turin beurtheilen würde, ſieht man auch bey einem nur kurzen Aufenthalte ein. Nicht nur ſind die Kunſtwerke aller Art in Privathäuſern ſo wohl als in Kirchen und öffentlichen Gebäuden in ſehr kleiner Anzahl, ſondern auch ſelbſt die, die man antrift, ſind nicht zu Beförderung des Geſchmacks in der Kunſt beſtimmt. Die vortrefliche Gemählde ſammlung des Königs befindet ſich in den Zimmern, die er ſelbſt bewohnt; und es giebt nicht nur keinen beſondern Aufſeher darüber, der mit allen Stükken bekannt wäre, ſondern man kann ſie auch, wenn der König in der Stadt iſt, nicht anders als flüchtig ſehen; gemeiniglich in der kurzen Stunde die er in der Meſſe zubringt. Weder Liebhaber noch Künſtler können folglich da Nahrung genug finden. Nun laß'

ich

ſchrekt, ſo gewaltig iſt dein Wiz. Aber ich muß dir in guter Proſa ſagen, daß Claudio meine Ausforderung angenommen hat; und alſo muß ich entweder nächſtens was von ihm hören, oder ich will's ihm ſchriftlich und beſigelt geben, daß er eine Memme iſt. Und nun bitt ich dich in welche von meinen ſchlimmen Eigenſchaften wurdeſt du zuerſt verliebt?

Beatrix.

In alle zuſammen; die einen ſo wohlpolicierten Staat von Fehlern ausmachen, daß ſie keiner guten Eigenſchaft erlauben, ſich unter ſie zu miſchen; und für welche von meinen guten Eigenſchaften erlidtet ihr zuerſt dieſe Liebespein?

Benedict.

Du gibeſt der Sache den rechten Namen; in der That, bin ich ein Martyrer der Liebe, weil ich dich wider meinen Willen liebe.

Beatrix.

Troz euerm Herzen, denk' ich! Armes Herz! Wenn ihr es mir zu lieb quält, ſo will ich es euch zu lieb quälen; denn ich werde niemals lieben, was mein Freund haßt.

Benedict.

Du und ich ſind zu weiſe, um friedlich um einander zu freyen.

Beatrix.

Es ſcheint nicht aus dieſer Rede; es iſt nicht ein einziger weiſer Mann unter zwanzigen, die ich ſelbſt loben.

Bene-

ich mir zwar gerne die Entschuldigung gefallen, daß der König selbst Kenner ist, und diese Schönheiten genießen will; ich schätze sogar dieses Gefühl: würde es aber nicht seiner Neigung gemäßer seyn, seine Schätze weniger verborgen zu halten, und Künstlern, die sich nach ihnen bilden könnten, Gelegenheit zu verschaffen, sie durch ihre eigene Arbeiten zu vermehren? Auch ist Turin vielleicht die einzige Hauptstadt in Italien, in der es keine Akademie der bildenden Künste giebt. Alle Gemählde und Bildsäulen von einigen Werthe, die es hier giebt, sind von fremden Meistern, und man hört unter den Nahmen der Künstler (einige Säle in Stupinigi ausgenommen), nie einen eingebohrnen Unterthanen des Königs nennen.

Als Baumeister haben sich besonders Quarini, Philipp Juvarra und der Graf Alfieri berühmt gemacht. Der letztere, jünger als die beyden andern, dachte auch viel solider als sie, und wußte besser zu unterscheiden was sich für jeden Ort, und für den Zweck eines jeden Gebäudes schickte. Verschiedene die er in Turin erbaute, und das Jagdschloß Stupinigi, zu dem Juvarra den Plan gemacht hatte, das er aber nachher vollendete sind Beweise davon. Quarini war ein sonderbarer Kopf, dem es zwar nicht an Grundsätzen und Kenntnissen fehlte, der aber vermuthlich Epoche machen wollte, und um der einzige seiner Art zu seyn, seinen ausschweifenden Gedanken freyen Lauf ließ, ohne sich an

Regeln

Regeln zu binden. Der Pallaſt Carignan und die Kapelle des heiligen Schweißtuchs mögen zur Beſtätigung dieſes Urtheils dienen. Er ſowohl als Juvarra ſind jungen Baumeiſtern keineswegs zur Nachahmung zu empfehlen. Hätten ſie mehr aufs Weſentliche als auf Zierrathen geſehen, ſo würde Turin weit ſchöner ſeyn: aber ihre Neigung nur eine glänzende Façade aufzuführen, die gleich fürs Ganze einnehmen und alle andre Fehler vergeſſen machen ſollte, war ſo groß, daß man auf den Rückſeiten ſogar die Oeffnungen ließ, in denen beym Baue die Balken des Gerüſts gelegen hatten, welche Oeffnungen auch bis auf den heutigen Tag, ſelbſt an königlichen Gebäuden, die iſolirt ſtehen, zu ſehen ſind. *)

Juvarra hatte indeſſen doch mehr Gefühl fürs Große. Kein einziges Werk des Guarini in Turin kommt an edler Baukunſt der Vorderſeite des Pallaſts des Prinzen von Piemont bey, wiewohl ſie auch nicht ganz fehlerfrey iſt. Die Gallerie in der Venerie, die Juvarra angab, iſt ein Muſter von zierlicher und prächtiger Anlage eines groſſen Saals in einem königlichen Schloße. Keine zufälligen Schönheiten, kein ſeltner

*) Als ich dieſe Bemerkungen niederſchrieb, wußte ich noch nicht, daß es in Italien durchgängig Sitte iſt, die Bewunderer von Werken der Baukunſt mit ſchönen Façaden abzufertigen, und daß man ſelbſt in Rom keines der berühmten neuern Gebäude von der Seite oder von hinten anſehen darf. — Die Alten dachten nicht ſo.

ſeltner Marmor noch gut gewählte Farben, verblen-
den das Auge; das Ganze hat nur eine Farbe, näm-
lich die weiſſe: aber die Architektur iſt ſo vortreflich,
die Verhältniße ſind ſo ſchön, daß man ſich nicht ſatt
ſehen und bewundern kann. Es iſt Schade, daß der
Gedanke, Bildſäulen der dem Könige zugehörigen
vornehmſten Städte hier aufzuſtellen, noch nicht aus-
geführt worden iſt. Es ſteht zwar eine, die die Stadt
Aleſſandria vorſtellen ſoll; ſie iſt aber nicht von Mar-
mor, ſondern nur das Modell von der, die eigentlich
hat hinkommen ſollen. Will man dagegen den näm-
lichen Baumeiſter, bey aller ſeiner Größe, auch in ſei-
ner Schwäche kennen lernen, ſo muß man die Super-
ga aufmerkſam betrachten. Zwar nimmt die Vorderſei-
te, mit ihrer edlen Halle, und der erſte Anblick des
Innern unausbleiblich für ihn ein. Unterſucht man
aber genauer, ſo findet man vielerley Mängel, und ent-
deckt mit Mißvergnügen, daß der Mann ſich nicht
überall gleich war. Am auffallendſten iſt, daß die
Säulen, von denen die Kuppel getragen wird, um die
ganze Breite des Kapitäls der untern Säulen weiter
vor am Rande des Geſimſes ſtehen, als dieſe. Ver-
muthlich fand er auch, als dieſe obern Säulen aufgerich-
tet waren, daß ſie verhältnißmäßig zu der Laſt, die ſie
tragen ſollten, zu dünne wären; er führte alſo an jeder
Seite noch eine ſchmale Mauer auf, die er wie eine
Leſſee verkleidete, und legte an die äuſſere Seite dieſer
Leſſee, einen halben Pilaſter an. Aber nicht nur iſt

das Ganze dadurch zu ſchwerfällig geworden, ſondern da die Leſſeen um den ganzen Durchmeſſer der Säulen vorſpringen, ſo iſt auch der Uebelſtand daraus entſtanden, daß die Säulen das Anſehen haben, als ob ſie in einem Kaſten ſtäcken. — Juvarra pflegte nie Zeichnungen und Riſſe zu ſeinen Anlagen zu machen, ſondern er verließ ſich auf ſeine Ueberſicht, und gab alles aus dem Kopfe an, erſt dann, wann es gemacht werden ſollte. Er verordnete nachher nur was weiter, länger, oder höher werden ſollte: wenn ein Fenſter angelegt war, ſo entwarf er auf das erſte beſte Papier, das ihm in die Hände kam, die Zeichnung zur Verkleidung, und eben ſo machte er es mit Allem. Vielleicht hatte er bemerkt, daß ſich oftmals eine Angabe nach der Ausführung ganz anders ausnimmt als auf dem Papiere, daß ein Gedanke da ſchlecht ausſieht, von dem man ſich zuvor viel verſprach. Aber offenbar ließ er ſich von dieſer Bemerkung zu weit führen. Die Superga ſteht ſchon ſeit 50 Jahren, und doch hat man nur erſt ſeit vieren die Zeichnungen davon.

Das Karneval war in ſeinem vollen Gange als ich in Turin ankam; ich fand es aber in der erſten großen Stadt Italiens die ich ſahe, nicht geſchickt mir einen hohen Begrif von den Luſtbarkeiten, die in dieſem Lande einheimiſch ſind, beyzubringen. Ich will hier gar nicht wiederholen was ſchon unzählige male über italieniſche Opern und Schauſpiele geſagt worden iſt.

Das

Das ſey mir aber erlaubt, mit aller Achtung für die groſſen Männer, die es auch in dieſem Fache gegeben hat, und für die Vorzüge die dieſe Männer ihrem Fache in ihren Werken zu verſchaffen gewußt haben, zu bemerken: daß dieſes Theater, nun da ichs ſelbſt aus Erfahrung beurtheilen kann, und nicht mehr bloß aus Beſchreibungen kenne, gar wenig zu meinem Vergnügen beyträgt. Ich fürchte dabey nicht zu voreilig von hier auf die Theater in den übrigen Städten zu ſchlieſſen, da bekanntlich die hieſige Bühne eine der vornehmſten iſt, und Italien überhaupt das Eigne hat, daß es keine bleibenden Truppen duldet, ſondern ſeine Schauſpieler und Tonkünſtler von einem Orte zum andern wandern läßt. Die Oper iſt offenbar dazu beſtimmt, auſſer zweyen Sinnen auch das Herz zu beſchäftigen; man vergißt aber dieſen Entzweck ganz und ſcheint blos für das Geſicht arbeiten zu wollen; ein Beſtreben, das man in einem Lande, wo man ohnedies nicht mit Sehen fertig wird, um ſo mehr nicht zu weit treiben ſollte.

Das hieſige Opernhauß iſt als groß und ſchön berühmt, und nicht mit Unrecht; nur verdiente es wieder einmal ausgeputzt zu werden, und beſſer beleuchtet zu ſeyn. Man ſieht nur in der königlichen Loge Lichter brennen, und erkennt daher keinen Menſchen. Es ſind während des Karnevals noch zwey Schauſpielhäuſer offen, il Teatro di Gallo und Teatro di Guielmone, und beyde werden von vornehmen Leuten beſucht,

ſucht, ungeachtet die Gebäude elend ſind, und gemeiniglich nur Farçen da gegeben werden. Sie werden um 3 Uhr des Nachmittags geöffnet, damit ſie die Leute nicht von der Oper abhalten, die um 6 Uhr angeht. — Auf dem Carignanſchen Theater werden zuweilen noch überdies Schauſpiele und Singſtücke in franzöſiſcher Sprache gegeben; jetzt iſt aber keine Truppe hier, und man braucht dieſes Theater blos zu Maskeraden, die jedoch nichts weniger als glänzend ſind, und denen ich durchaus keinen Reiz abgewinnen kann.

Es kommt mir vor, als ob die Einwohner Turins gar keinen beſondern eigenthümlichen Charakter hätten. Man findet hier faſt allgemein ſo viel Flüchtigkeit als unter den Franzoſen, und in den höhern Ständen eben den Ton der Unterhaltung, eben den eſprit de bagatelles, eben die Vorurtheile, die man an jener Nation kennt. Die Nachbarſchaft, die Heyrathen der Prinzen und Prinzeſſinnen in beyde königliche Häuſer, und die vielen franzöſiſchen Kaufleute und Handwerker, die hier etablirt ſind, haben freylich Vieles dazu beytragen können. Die franzöſiſche Sprache iſt weit mehr in Gebrauch als die italieniſche und piemonteſiſche, und man trifft ſelbſt unter geringen Leuten welche an, die dieſe letztere nicht verſtehen. Die Geſellſchaften haben daher hier auch den Ruf, freyer und ungezwungener zu ſeyn als in dem übrigen Italien; man trifft alle Klaſſen und Abſtufungen von petits-maitres an, und der

Nahme eines Franzoſen, der in dem übrigen Italien beynahe lächerlich iſt, wird hier geehrt. Man kann daraus auf die ganze Lebensart der Turiner ſchließen; man kann ſich aber auch vorſtellen, daß ſie einem nicht immer behagt; denn das Nachäffen thut niemals gut, und der Charakter eines Haufens von Menſchen, der nichts Originelles hat, ſondern zwiſchen Zweyen in der Mitte ſteht, befriedigt Niemand. Turin gereicht in dieſem Stücke dem Lande davon es die Hauptſtadt iſt, nicht zur Ehre. Die Piemonteſer ſind als ein arbeitſames, kluges und tapferes Volk bekannt. Man ſieht aber keine Spuren davon in der Hauptſtadt, oder man trift ſie wenigſtens nur einzeln an.

Eine Sitte haben ſie indeſſen mit den Franzoſen gemein, die ich liebe, und die man überall haben ſollte. Sie ſind groſſe Spatziergänger. Wenig Städte können ſolche vortreffliche Promenaden aufweiſen als Turin, und man macht ſie ſich zu Nutze. Die großen und ſchönen Alleen auf dem Glacis, nach dem Valentin, und nach der Vigne de la Reine ſind auch jetzt im Winter an heitern Tagen voll Menſchen zu Fuße und in Wagen, und auch wenn das Wetter eben nicht ſo ſchön iſt, ſo geht man doch in den Straßen, um der freyen Luft zu genießen, wozu die Bogengänge unter den Häuſern vortrefflich zu Statten kommen. Es giebt hier keinen eigentlichen Corſo wie in andern italieniſchen Städten. Die Rue du Po vertritt zwar die Stel-

le deſſelben; man hat aber hier die Meinung gar nicht, ſo in einem Wagen eingeſchloſſen, eine Straße langſam auf und ab zu fahren, ohne einen andern Zweck dabey zu haben, als ſeinen Bekannten im Begegnen einen Kuß zuzuwerfen. Man zieht daher das ſpatzierengehen vor, um ſich Mehrern und beſſer mittheilen zu können. Die Po-Straße wird zur ſchönſten in der Welt, wenn ihre Bogengänge des Sontags mit mehrern Tauſenden von Menſchen angefüllt ſind, die in dichtem Gedränge neben und mit einander gehen, alle feſtlich gekleidet ſind, und den guten Willen ſich luſtig zu machen auf dem Geſichte tragen. Ich habe mir nun ſchon an einem Paar ſolcher Tage ein Geſchäft daraus gemacht, an einem Orte ſtille zu ſtehen, und alle vorübergehenden zu beobachten, um das Eigne, das Charakteriſtiſche der hieſigen Phyſiognomien zu entdecken; allein meine Mühe iſt immer vergeblich geweſen; ich habe nichts dergleichen auffinden können, und ſo wie ich das Originelle in den Charakteren vermiſſe, ſo fehlte es mir auch in den Minen. Die eigenthümlichen Züge der italieniſchen Nation, an denen man ihre einzelnen Glieder im Auslande, auch ohne zu wiſſen wer ſie ſind, ſo wie die jeder andern Nation an den ihrigen, erkennt, ſind hier noch nicht anzutreffen.

Die Promenade auf den Wällen iſt ebenfalls ſchön, und hat noch überdies den Vorzug einer freyen Ausſicht; ſie iſt aber Fremden ganz unterſagt, und ſelbſt Einheimiſche dürfen ſie nicht ohne Wiſſen des

Commendanten genieſſen. Die Erlaubniß den hohen Stadtthurm in der Dora groſſa zu beſteigen, die Niemand verſagt wird, ſteht in Widerſpruch mit dieſer Strenge; denn man überſieht von da die ganze Stadt, alle Feſtungswerke, und die Citadelle, weit beſſer als von den Wällen, und jemand der das zum Nachtheile der Stadt gebrauchen wollte, hätte die beſte Gelegenheit dazu.

Die Volksmenge in Turin hat ſeit zehn bis zwölf Jahren immer zugenommen. Bey der letzten Zählung fand man über 90 000 Seelen, worunter die 4000 Mann ſtarke Garniſon nicht mit begriffen iſt. Wollte man dieſe mit dazu nehmen und Alles aufs Schärfſte rechnen, ſo würden beynahe 100 000 heraus kommen. Die Stadt iſt daher auch zu ihrer Größe ſehr gut bevölkert, und man ſieht nie einen Platz oder eine Straße leer. — Bis zu dem Jahre 1775 oder 1776 waren alle Leichen in der Stadt begraben worden: damals aber kam eine Verordnung heraus, daß ſie in Zukunft vor das Thor gebracht werden ſollten, und man erbaute 2 große Begräbnißſtätten, von denen die eine vor der Porte neuve und die andre vor der Porte du Palais liegt. Seit der Zeit wird Niemand mehr in den Kirchen von Turin begraben, auſſer die Erzbiſchöffe dieſer Stadt. Die Leichname der Könige werden in der Superga beygeſetzt, und der Adel läßt ſich auf ſeine Güter abführen. Dieſe beyden Gebäude ſind ſimpel, in einem guten Geſchmack, und ihrer Beſtimmung angemeſſen

gemeſſen aufgeführt. Sie ſtehen ganz abgeſondert, ſchlieſſen einen groſſen Raum ein, und ſind überall für die freye Luft zugänglich. An den Seiten befinden ſich Kammern zu den Knochen. — Der König hätte keine heilſamer Verordnungen machen können als dieſe, wodurch er ſchädliche Ausdünſtungen von der Stadt verbannte, da ihre Bewohner ohnedem viel von den Nebeln leiden müſſen, die beſtändig aus dem Po aufſteigen.

Daß der Zuſtand der Polizey hier überhaupt gut iſt, ſieht man aus vielen löblichen Anſtalten aller Art, durch welche Sicherheit, Reinlichkeit, und gute Ordnung erhalten wird. Die Verſorgung der Armen und hülfloſer Kranken iſt hier ſo gut als irgendwo. Die Charité, ein ſehr groſſes Haus, dient zu beyden Behufen. Es befinden ſich immerfort auf 3000 Perſonen und bisweilen noch mehrere darinnen. Alle Kranke, denen die Mittel ſich heilen zu laſſen fehlen, werden hierher gebracht, und man nimmt noch überdies die Bettler von den Straſſen weg, um ihnen Unterhalt zu verſchaffen. Sie werden hier zur Arbeit angehalten, und ich fand in eignen dazu beſtimmten groſſen Sälen, eine Menge Weberſtühle, auf denen Leinwand und wollene Zeuge, beyde Artikel gröſtentheils zum Gebrauch des Hauſes ſelbſt, verfertigt wurden. Ich kann indeſſen die Reinlichkeit in dieſem Gebäude nicht rühmen; es liegen in vielen Betten mehrere Kranke bey einander, und ſo gar in den Speiſezimmern fand ich einen unerträglichen Geſtank.

Benedict.

Ein altes, altes Sprüchelgen, Beatrix, das in der Zeit der guten Nachbarn gelten mochte. Heutigs Tags wenn ſich einer ſein Grabmal nicht ſelbſt aufrichtet eh er ſtirbt, ſo lebt ſein Gedächtniß gewiß nicht länger als die Gloke ſchallt, und die Wittwe weint.

Beatrix.

Und wie lang meynt ihr, daß das iſt?

Benedict.

Was für eine Frage das iſt? Eine Stunde, Geläut, und eine Viertelſtunde, Thränen; folglich iſt es für einen weiſen Mann das ſicherſte, wenn anders Don Wurm, ſein Gewiſſen, nichts dagegen einzuwenden hat, die Trompete ſeiner eignen Tugenden zu ſeyn, wie ich es von den meinigen bin; ſoviel von meinem Eigenlob -- und nun ſagt mir, wie ſteht es um eure Baſe?

Beatrix.

Sehr ſchlecht.

Benedict.

Und um euch?

Beatrix.

Auch ſehr ſchlecht.

Benedict.

Betet fleißig, liebt mich und beſſert euch; und hiemit

will

Das Hoſpital des heiligen Johannes iſt dagegen viel beſſer eingerichtet. Die Reinlichkeit, die hier herrſcht, iſt ſo groß, daß man gar nicht glaubt in ein Krankenhaus zu kommen, wenn man hineintritt, und die Patienten werden mehr abgewartet, haben jeder vor ſich ein eigenes Bette, und ſind im Ganzen genommen bequemer. In den Sälen des untern Stockwerks liegen die Männer, und in denen des obern die Weiber. Dieſe Anſtalt iſt zwar auch öffentlich; doch haben viele Privatperſonen durch Wohlthaten Antheil daran, und man findet über vielen Betten, an kleinen Tafeln, die Nahmen derjenigen, die dieſe Betten nebſt ihren Kranken unterhalten, welches ihnen denn auch ein Recht giebt, arme Patienten zur Aufnahme vorzuſchlagen.

Es wäre zu wünſchen, daß man eben ſo beſorgt für die Aufnahme des Handels wäre: aber in dieſem Stücke trift man viel Nachläſſigkeit an, und man ſieht deutlich, daß die Armen ſich deßwegen vermehren, weil man den Fabriken nicht genug Unterſtützung wiederfahren läßt: wenn man hier und da um eine Gabe angeſprochen wird, ſo muß man immer Klagen darüber hören. Die Stapel-Waare von Piemont iſt die Seide, die beſte und feinſte in Italien: aber man verarbeitet nur wenig davon im Lande ſelbſt, und ſchickt die meiſte nach England, Frankreich und der Schweitz. In guten Jahren gewinnt man bis auf eine Million und zweymal hundert tauſend Pfund. Es giebt auch

Tuch-

Tuchfabricken, zu denen die Wolle, da man keine Schaafzucht im Lande hat, aus der Romaney, und Levantiſche aus Livorno und Genua verſchrieben wird. Die Tücher ſind aber zu grob und können nicht ausgeführt werden, man läßt die feinen aus Frankreich und England kommen. Die Armee wird in Landtücher gekleidet, man ſieht es ihr aber auch an. Ich glaube nicht daß es noch andre Truppen in der Welt giebt, die ſolche abgeſchabte Uniformen tragen als die ſardiniſchen bis zur Leibgarde des Königs hinauf. — Baares Geld auszuführen iſt ſchwer, weil das Porto theuer, und noch außerdem eine Abgabe von einem halben pro Cent darauf haftet: demungeachtet werden manchmal Piemontiſche Louisd'or nach Genf geſchickt, wenn der Mangel an Golde dort groß iſt. Alles Gold und Silber zu den hieſigen Münzen liefert Genua.

Die Juden, ob ſich gleich ihre Anzahl auf 8000 Seelen belaufen ſoll, leben hier in einem ſehr verächtlichen Zuſtande. Sie wohnen in einem beſondern Quartiere, ziemlich in der Mitte der Stadt beyſammen, und müſſen ſich durch ein farbiges Band in den Knopflöchern von den übrigen Einwohnern unterſcheiden. Einige wenige geben ſich zwar mit einem regelmäßigen Handel ab; da ſie aber nicht viel beſitzen, ſo legen ſich die meiſten bloß auf Krämerey, Trödel, und Kleiderflicken. In der letzten Arbeit haben ſie ſich einen ſolchen Ruhm erworben, daß man glauben ſollte, ſie beſäßen

ein Monopol darüber; und wenn man nur eine Kleinigkeit an einem Kleidungsstücke auszubessern hat, so muß man sich durchaus gefallen lassen, daß es zu den Juden getragen wird, weil Niemand sonst sich damit abgiebt. Sie wuchern aber auch, und leihen Geld auf Pfänder, wozu ihnen von Obrigkeitswegen 18 pro Cent Zinsen erlaubt sind, eine Verordnung, die sich auf keine Weise begreifen läßt. Der Schade, den sie hat, ist auch sehr merklich: denn an Statt sich von einem solchen Interesse abschrecken zu lassen, bedienen sich doch ihrer die mehresten von denen die Geld brauchen, ungeachtet schon seit langer Zeit ein Leihhauß errichtet worden ist, in welchem man auf ein ganzes Jahr Zinsen bekommen kann, blos weil diese Art von Geschäften unter den Juden geheimer betrieben werden können, und selbst bemittelte Leute werden dadurch endlich an den Bettelstab gebracht.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

III.

Etwas über

Form, Geiſt, Charakter, Sprache, Muſik und Tanz, der Ehſtniſchen Nation. Beyläufig etwas über die Schönheit der teutſchen Damen in Ehſtland.

An einen Freund im Jahr 1783.

Am Kaſpiſchen Meere, in dieſen wilden Gegenden, wo man's ſo wenig vermuthete, ſcheint die Natur die reitzendſten Menſchenformen gebildet zu haben. Mild der Himmelsſtrich, regelmäßige in einander flieſſende Jahreszeiten, von der einen Seite gegen die nordiſchen Winde durch Gebürge geſchützt, von der andern her vom Wind des Meers gefächelt — milde Neigungen, ein Reſultat jener allmähligen Abänderungen der Witterung — Ruhe in einem gewiſſen Grade, die ſo ſehr Schönheit ſchafft und unterhält, alles im goldnen Ebenmaas, wie in Schranken, daß es ſich weder zur häßlichen Ferne hindehnt nach in zurückſtehende Eingeſchrumpftheit eingezwängt wird — die Dünſte des Sees ſelbſt, die die höckrichte Haut ebenen und glätten — andre Ausflüſſe des Landes, vielleicht ähnlichter Gewächſe, die alles erfüllen und übertünchen, daß es dann gleich einem lackirten Bild, wo die Räume vollgefüllt ſind, daſteht — das alles brachte Kaſpiſche

Schönheit hervor. Aber übel genug, wenn der Genius der Schönheit gleich einem klimatiſchen Vogel nur hier geniſtet, nur hier ſeine Wohnung aufgeſchlagen hätte! Seine weichpflaumichten Schwingen ſchweben weiter fort: auf der einen Seite nach Indien, auf der andern nach Griechenland hinüber. Aber auch die Gegenden des kalten Nords hat ſein Zauber erreicht. Schottland, welche Schönheiten hat es! Wie ſingt ſchon Oſſian von der weißhändigen Tochter ſeiner Liebe, von der Frühlingsblühte ihrer Wange! Noch heutiges Tages, wie ſtaunt der Engelländer, der doch gewiß ſchöne Landmänninnen hat, wenn er nach Schottland kömmt! — Aber auch noch nördlicher hinauf. Schottland beynahe gegenüber, hat Ehſtland viele viele Schönheiten aufzuweiſen. Wetteifert in Zukunft auch mit eurem Geiſte unter einander — euere Schönheit und Anbetung wird noch gewinnen!

Sie erſtreckt ſich auf das weibliche Geſchlecht ſowohl ehſtniſcher als teutſcher Abkunft.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bey ihr viel auf Abſtammung mit ankomme. Sind die Keime, die Formen, — Perſiſche Häßlichkeit, ſo braucht es viele Jahrhunderte, die Flecken auszuwiſchen. Aber die Ehſten mögen abſtammen woher ſie wollen, und unſre teutſche Landsmänninnen mögen mit noch ſo großer Schönheit aus ihrem Vaterlande hieher gekommen ſeyn; ſo hat doch dieſe Gegend gewiß — ſie noch verſchönert.

Auf

Auf der Inſel Daghon und Oeſel ſoll es noch gröſſere Schönheiten als auf dem feſten Lande geben; ohne Zweifel deswegen, weil ihre Wohnplätze ganz von Seewaſſer umfloſſen, und alſo mehr von Seeduft umhüllt ſind. Iſt das an dem, ſo mache ich hieraus den Schluß: daß die See ſelbſt mit der ſpezifiſchen Schwere ihres Gewäſſers und der daraus herſtammenden Dünſte mit die Haupturſache der Wohlgeſtalt in dieſen Gegenden ſey. Das beſtimmte Quantum von Salz in den Dämpfen zieht die Haut mehr zuſammen, glättet ſie mehr, giebt dem Blute mehr Denſität, und röthere lebendigere Farbe — Das ganze Knochen und Nervengebäude wird feſter und ſtraffer: alles arbeitet ſich beſſer in einander, befeſtiget ſich aneinander, und das ſollte keinen Einfluß auf Schönheit haben? — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht ſo verſtanden ſeyn wolle: je gröſſer der Grad des Salzes und ſeiner Dünſte in uns ſey, deſto mehr gewinne auch dadurch körperliche Wohlgeſtalt: denn ſo müßte der, welcher dem Ausſchlage nahe iſt, und deſſen Blut ſich durch Debauchen äuſſerſt geſchärft hat, auch die gröſte Schönheit aufzuweiſen haben: ich behaupte das bloß von einem gewiſſen Grade des ſalzigten Duſts, den wir einſchlürfen, und der ſich über unſer ganzes Syſtem von innen und auſſen verbreitet, daß er — auf Haut, und Farbe und ihre Veredlung großen Einfluß habe.

Die zweyte Urſach liegt in dem langen Winter, der auf dieſem Lande ruht. Sechs bis ſieben Monate kann man

ſeine

ſeine Dauer annehmen, wenn Froſt, Kälte und Schneeflocken deſſen Daſeyn andeuten. Während dieſes Zeitraums verfeinert ſich die Haut: die Schärfe der Kälte bringt durch die feinern Gefäßchen, reinigt ſie von Unrath, zieht ſie näher zuſammen — die Haut bleicht ſich, daß dann um Weihnachten die ehſtniſche Dame gleich dem gefallenen Schnee weiß iſt. Ein Portrait eines teutſchen Frauenzimmers, oder wenn es um dieſe Zeit ſich ſelbſt in Natura darſtellte, iſt gelber — wenn es auch das weiſſeſte meines Vaterlands wäre. Schöne Landsmänninnen, vergebt mir, daß ich euch vielleicht dadurch in etwas herabſetze. Ihr ſeyd ſchön, liebreitzend, wohlgeſtaltet, und an Geiſt, Kultur, Lebhaftigkeit, Unterhaltung, Witz, übertrefft ihr weit eine hieſige Dame: aber an Weiſſe, an Pflaum (velouté) — müßt ihr ihr nachſtehen.

Dieſe Weiſſe verbreitet ſich über den ganzen Körper: das bringt mich zu der dritten Urſache, die, verbunden mit den zwey vorigen, dies entzückende Blendende derſelben bildet.

Am Geſicht, am Hals und den obern Theilen des Buſens kann ſie jeder ſehen — und der Wollüſtling in ſeinem Pflaumenreichen Bette an ſeiner Gemalin oder dem Mädchen ſeiner Liebe. Aber auch ich, der weder das erſtere hat, noch von dem letztern je Gebrauch machte, bin davon Zeuge. Das Räthſel ſoll ſich ſogleich löſen.

Ich

Ich war gegen Weihnachten eine Woche in Derpat um mich zu zerſtreuen, da mich der Herbſt und der Anfang des Winters ganz um meine Lebhaftigkeit gebracht hatte. Ich beſuchte auſſer andern Häuſern, in denen ich bekannt war, eins am liebſten, weil ich da weniger ſcheniert, und die Konverſation unterhaltender war. Die obere Etoſche des Hauſes hatte man einem jungen Frauenzimmer überlaſſen. Sie hielt ſich einſam, ſittſam, ordentlich — aber dem ohngeachtet trat man mit ihr in keine Verbindung, weil ſie von geringer Abkunft, aus dem Schooſſe des Landes, vom Manne gegangen, und — Komödiantin war. Man hörte, Madame * * * ſey immer tiefſinnig: ein reicher Kaufmann habe ihr die Ehe verſprochen, der nun ſein Wort zurückziehen wolle. Ich ſah ſie ſelbſt einigemal; ihr Blick war melancholiſch, und ihre Bruſt hob ſich, ſobald einige Gedanken an ihn rege wurden — die ſie auch ſelbſt nicht verheelte. Aber die Schwermuth erreichte den höchſten Grad. Eines Tags Abends um 9 oder 10 Uhr, da wir uns zu Tiſche ſetzten wollten, that die Köchin einen Schrey — ſtürzte zur Thür herein — und ſagte uns, ein junger Menſch wolle Madam mit dem bloßen Degen in der Hand entführen. Wir ſtürzten hinaus — die Hausthür war zugeſchloſſen, und Madame — baarfuß, im Hemde, das ſie zum Theil in der Wuth zerriſſen hatte, und das juſt auf der Stelle, die Eva mit einem Feigenblatte bedeckte, noch unverlezt war, ſtand gegen uns über — mit

dem

dem ganzen vordern Körper uns zugekehrt, da. Welche Schönheit! — Ich habe da zum erstenmale der weiblichen Schönheit mit dem glühendsten Enthusiasmus gehuldigt, und pries den Schöpfer mit pochendem Herzen, daß er das Weib schuf! Das schwarze lange Haar floß den Busen herab; die ganze weibliche Schwäche bebte um den untreu gewordenen Geliebten — der hochemporgeschwollene Busen zitterte — eine blendende Weisse schimmerte von ihm dem strotzenden Unterleib und den erfüllten Schenkeln entgegen! — Sie stand still, ohne Schrei, gleichsam stumm ihr Schicksal erwartend da. — Schöpfer, Schöpfer! Natur, Natur! — ein schönes Weib ist die Krone der Schöpfung.

Um meine Unschuld vor dir, mein Bester, zu retten, die du ohne Zweifel durch mein Nacktsehen eines Weibes schon zerbrochen wähntest, die aber immer noch ist wie sie war, habe ich den Vorfall in seinem ganzen Zusammenhange so weitläufig und umständlich erzählt; und ich glaube, sowol dadurch, daß ich über die Reinheit meines Herzens vor dir sprach, als durch die Beschreibung der Attitüde, in der die Aktrize dastand, selbst, habe ich dir einen Gefallen erwiesen.

Woher nun diese so blendende Weisse am Gesicht, dem Busen, den Schenkeln, Füßen, Armen, die ebenfalls entblößt, duldend bey ihr herabhiengen? Woher dieser Schnee des Körpers bey den ehstnischen Damen? Denn

von

von dem Hals und dem obern Theile ihres Buſens, der jedem zur Schau ausgeſtellt iſt, und vor welchem der jener Aktrize nichts voraus hat, ſchließe ich auf alle Theile des Körpers. Woher das Sammtne ihres Fells?

Sie entkleiden ſich, alle 8 oder 14 Tage, in einem heißen Bade, ganz, laſſen ſich den Körper und alle Theile deſſelben reinigen, ſchwitzen die veralteten ölichten Theile der Haut, die, wenn ſie geblieben wären, ſie gelb und eckelhaft gemacht hätten, aus. — Da das Bad äuſſerſt wollüſtig auf das ganze Syſtem des Menſchen wirkt, man gerne lange daliegt, und alles alte ſchmutzige von ſich weghaben will; ſo laſſen ſie ſich mit den blättervollen Zweigen von Birken, Rücken, Schoos und Schenkel langſam reiben, Geſicht, Hals und Buſen mehr als einmal mit dem Schwamme abwaſchen — Dies, vereinigt mit dem vorigen, iſt dann die Schöpferin des blendenden Schnees der ehſtniſchen Frauenzimmer. Sanfte Röthe über die ſchneeweiße Wange hingegoſſen; die Knoſpen der Liebe auf den emporgeſchwollenen Brüſten ein wenig entfaltet — das alles ruht auf elfenbeinern Säulen der Liebe, die Wohlſtand nährte. — Herz eines Mannes, bleib hierbey unempfindlich! Eis ſchmelzt in Gluth; der keuſche Jüngling fühlt ſich in Gefahr: denn alles zieht ihn mit allmächtigen Ketten.

Hierzu kömmt noch die ländliche Ruhe, in der ſich die adliche Dame die meiſte Zeit des Jahres auf ihrem

Land-

will ich euch adieu ſagen, denn hier kommt eine in gröſſer Eil.

Urſula zu den Vorigen.

Urſula.

Gnädiges Fräulein, ihr ſollt zu euerm Onkel kommen; es ſind wichtige Dinge vorgegangen: Es hat ſich erwieſen, daß meine Gn. Fräulein Hero falſchlich angeklagt, und der Prinz und Claudio entſezlich betrogen worden ſind; Don Juan, der ſich aus dem Staub gemacht hat, iſt der Urheber von allem: Wollt ihr nicht augenbliklich kommen?

Beatrix.

Wollt ihr mit mir gehen, mein Herr?

Benedict.

Ich will in deinen Augen leben, in deinem Schooß ſterben, und in deinem Herzen begraben werden; und überdas alles, will ich jzt mit dir zu deinem Onkel gehen.

(Sie gehen ab.)

Landguthe wiegt — die wenige Gelegenheit, die ſie, wenn ſie auch wollte, zu Ausſchweifung hat — Die Simplicität der patriarchaliſchen Lebensart, die noch in vielen Häuſern herrſcht, wo man des Morgens und Nachmittags ſich an ein Gefäß mit Sauermilch ſetzt und es leert — wo ſelten rußiger Kaffee das Geblüte und alle Säfte ſchwärzt — wo man unterm Schatten der Bäume im Frühjahr und Sommer oft luſtwandelt, oder eine kleine Ausfahrt zu einem freundſchaftlichen Nachbar anordnet. Das ſanfte Temperament, das ihr das Klima ſchuf, gebiert ſelten zerreißende Leidenſchaften .... iſts ja eine, ſo iſts die der Liebe, die, da ſie hier nicht ſo heftig iſt, eher verſchönert als verhäßlichet; oder die eines Stolzes auf ihre Abkunft, der aber doch dem in einem adlichen Hauſe in Teutſchland an Größe und Abgeſchmacktheit nicht beykömmt, und ihrer Geſtalt nur eine edlere Würde giebt — Dies alles bildet die reizende Form des hieſigen ſchönen Geſchlechts.

Debauſchen, Luxus, Geräuſch und Wirrwar, eingeſchloßene Lüſte der Städte, kann wohl in etwas dieſe natürliche Schönheit verringern. Doch hierin mag nur Reval ein Vorwurf treffen. In Dorpat und den andern kleinen Landſtädten, wo nicht ſoviel Geld roulirt, iſt das alles geringer, und der geringe Grad, in welchem an letztern Orten der Luxus herrſcht, trägt mehr zur Würde und Verſchönerung des Weibes bey, als zu ſeiner Entweihung.

Die

Die Ehſtniſche Bäuerin

hat ebenfalls viel Schönheit von der Natur erhalten. Doch ſie verdirbt etwas durch Schmutz, herausgepreßten Schweiß häufiger Arbeit, und durch die Rauchſtuben, in denen ſich die armen Leute aufhalten. Iſt ſie aber auf dem Hofe der Herrſchaft oder in der Stadt, ſo hat ſie auſſerordentlich viel Liebreitz. Bey ihren Eltern hat ſie kaum ſich zu bekleiden; ihr ganzer Anzug iſt im Sommer ein langes grobes leinenes Hemd, worin ſie auf die Arbeit geht, und wenns kälter iſt, ein dicktuchener Rock darüber: wie kann das ſie in vortheilhaftem Lichte zeigen? Auf dem Guthe des Edelmanns aber iſt ſie entweder nur zur Bedienung der Fräulein, oder der Dame vom Hauſe, alſo weniger angeſtrengt, oder des Herren Geliebte: in beyden Fällen alſo geſchont — ſie hat beſſere Koſt, beſſere Wäſche: zwar noch immer den dunklen grobtuchnen Rock, aber er iſt doch nicht zerlumpt: ein paar bunte Bänder ſchmücken den Kopf: nicht ſelten trägt ſie Schuhe: ſie hat ein ſilbernes rundes Blech auf dem Buſen, ein weiß leinenes ausgenähtes Tuch hängt über den Brüſten: von dem Körperpreſſenden Leibchen, oder einem Analogen einer Schnürbruſt weiß ſie nichts: ihre Brüſte, die ihr die Natur wölbte, ſtreben unſcheniert vor, und ſind nur dem Auge des läſternen Forſchers mit einem Tuche verſchleiert: der Theil des Leibes unter ihnen iſt nicht im geringſten durch die Kunſt eingeengt:

wie die Griechin natürlich einhergieng, ſo geht ſie: der Unterleib ſtrozt etwas hervor, kein Eiſen oder gewaltiges Preßmittel drückt ihn zuſammen. Würde ſie auch das nicht anreizen, in dieſem Koſtüme zu bleiben, daß, wenn ſie einmal Frau wird, ſie die Frucht ihres Leibes mit geringern Schmerzen von ſich gäbe: ſo äft ſie doch ſchon darum das teutſche Mädchen nicht nach, weil der Bauerjüngling einen hervorſtehenden Bauch für eine vorzügliche Schönheit ſeiner Geliebten hält, und gewiß der den Vorzug giebt, deren Bauch recht weit und breit hervorſtrozt: und es mag immer an dem ſeyn, daß die Einbildung des läſternen Naturſohnes, der ſich verheirathen will, mehr durch dieſes unſcheinte Hervorhängen gewinnt, als daß ſie dadurch verlieren ſolte.

Phyſiognomie ihrer ganzen Form.

Die Augen ſind meiſt blau. Hatten auch ihre Urahnen ſchwarze Augen, ſo muſten ſie ſich doch, da ſie nebſt den Finnen die älteſten Bewohner des nordlichen Europa ſind, durch die Länge der Zeit in dieſem Klima in blaue umbilden. Man ſieht auch ſchwarz- und braunäugige Mädchen, aber es ſind ihrer wenige, und wenn ich nachgeforſcht habe, ſo war es entweder das Nebenkind eines ſchwarzäugigen Teutſchen, oder ein von der Inſel Oeſel herüber gebrachtes Mädchen, wo es vielleicht aus Vermiſchung mit Einwohnern der Kuriſchen Küſte oder ſonſt woher ſeine braunen Augen hatte.

So

So hatten auch die alten Teutſchen, nach dem Tacitus, faſt durchgängig blaue Augen. Sie waren nach ihrer Meynung aus dem Schooſſe des Landes hervorgeſproßte, d. i. ihre Voreltern hatten ſeit undenklichen Zeiten in dieſen Gegenden gelebt, und ihre Nachkommen hatten ihren Urſprung vergeſſen. War es Wunder, wenn ſie auch mit ſchwarzen Augen nach Teutſchland kamen, daß ſie ſich in dem damals ſo kalten Lande, das, nach Tacitus Angabe, einem Schweden glich, in ſeinen Wäldern in blaue umbildeten?

Die Haare ſind blond, oder mehr oder weniger hellbraun: an Kindern, beyderley Geſchlechts, hängen ſie oft wie der hellſte weiſſeſte gekämmte Flachs herab — ein lieblicher Anblick! — Braun- und ſchwarzköpfige Mädchen giebt es ſelten: und giebt es einige, ſo ſind es teutſche Baſtarde.

Sie binden die Haare nicht feſt: ſie hängen ungezwungen den Rücken und die Schultern herunter. Ach wie oft war mirs der reizendſte Anblick, unterm weiſſeſten Blond, das auf den Achſeln und den Rücken ſchwamm, ein ruhiges ſanftes leidenſchaftloſes blaues Auge, gleich dem Blau des Himmels, hervorblicken zu ſehen! Ich erinnere mich noch jederzeit mit Vergnügen eines Abends, den ich am Meeresufer zubrachte. Ich kam an eine Fiſcherhütte: der Vater, ein ſtark ausgearbeiteter nervigter Mann, hatte am Gartenzaune acht kleine Kinder ſitzen. Da es ein warmer Abend war,

saßen sie alle in ihren Hemden mit unbedeckten Köpfen, bloßen Füßen da — das Hemd hatte vorn einen langen Schlitz. Die Haut war an allen äusserst weiß; das Haar äusserst blond: alle hatten ruhige blaue Augen; sie saßen in einer Reihe. Für jemanden, der die Seligkeit des ehelichen Lebens achtet, ein himmlischer Anblick!

Auch noch so manchmal ausserdem habe ich, wenn ich durch ein Dorf kam, diesen Anblick gehabt: es waren entweder Kinder Einer Familie, oder auch der Nachbarn, die sich an einem Hause zusammengesetzt hatten: ich ging meist auf sie zu, küßte die armen, weinte in meinem Herzen über ihr künftiges Loos — Die Mutter kam nicht selten zärtlichst heraus: Freude strahlte ihr aus jedem Blicke, daß ihre Kinder auch einmal von einem Teutschen geliebkoset würden — Sie dachte ohne Zweifel nicht daran, daß, wenn auch meine Voreltern vor einigen hundert Jahren in dieses Land gekommen wären, ich ihnen ebenfalls — verächtlich — (o! dürft' ich doch nichts im Sinne behalten! —) begegnet seyn würde.

Die Haare haben nach den Wurzeln zu eine bräunlichere Farbe: es ist also ganz unläugbar, daß, obgleich Blond die klimatische Farbe dieser Gegend ist, doch das so hohe Weißblond durch die Luft, die die flatternden mit keinem Hut bedeckten Haare anweht, mit hervorgebracht werde.

Ich

Ich wurde einmal ein Fiſcherweib mit dunkelbrau-nem Haar gewahr, das, indem es von dem Winde von einander geſchlagen wurde, weiter nach den Wurzeln zu ſich blonder zeigte. Das war mir ſonderbar. Sie hatte auſſerdem ein braunes Geſicht, das kaum in Spanien ſo exiſtiren kann. Aber ich gieng in ihre Stube: ſie war äuſſerſt ſchmutzig, die Wände fettig, und ohngeachtet es Sommer war, voller Rauch. Sie dörrte Fiſche. Ich glaube, dieſe Lebensweiſe, und der Schweiß, der heftig von ihr abſtank, erklären genug die braune Farbe der Haare nach oben zu.

Man mache alſo keinen Entwurf gegen meinen Satz, daß das Fell der Nation urſprünglich ſehr weiß, das Haar ſehr blond, und das National-Auge blau ſey; denn die Lebensweiſe kann die klimatiſche Farbe verändern (ſo verändert ſie bey dem Grönländer das ſtinkende Seehundsfett, womit er ſich beſchmiert) — und wie die Braun- und Schwarzköpfe unter ſie gekommen ſind, darauf habe ich oben hingedeutet. Kann ichs gleich nicht von allen genealogiſch beweiſen, ſo iſts doch ſehr wahrſcheinlich, daß die teutſchen Krieger und viele ihrer ſchwarz- und braunköpfigen Nachkommen, braunköpfige teutſche Kaufleute und andre ins Land gekommene Teutſche, der armen blonden Bauermädchen nicht werden geſchont, folglich eine ſchwarz- braunköpfige Linie unter ſie werden gebracht haben. Doch, ich wiederhohle es, die Schwarz- und Braunköpfe unter

derley Geſchlecht ſind ſo ſelten — daß auf dem platten Lande von Ehſtland man immer gegen 100 blonde nur einen Braun- oder Schwarzkopf rechnen kann.

Die Naſe iſt klein und ſtumpfigt. Habichtsnaſen ſind auſſerordentlich ſelten. Unter 80 Perſonen, die ich von der Inſel Aephoe ſah, bemerkte ich viele Mannsperſonen mit erhabenen Naſen, auch Frauenzimmer mit Erhabenheiten auf ihnen. Von dieſen Inſeln aus wurde im Alterthume ſehr geraubt, die Oſt- und Nordſee befahren und beplündert: ſolte alſo durch hergebrachte Menſchen von fremden Küſten ſich nicht leicht ihr Urſprung entziffern laſſen?

Daß die Naſe ſtumpf, klein und unausgearbeitet iſt, wie natürlich iſt das auch! Das kalte Klima läßt das Geſicht ſich nicht ausarbeiten, und darf ich von vielen Debauſchen und Schwelgereyen einzelner Menſchen und ganzer Nationen auf lange Naſen ſchließen, und von langen Naſen ſo ziemlich ſicher wieder zurück auf Debauſchen; ſo muß es vermöge des Gegenſatzes wahr ſeyn, keine Debauſchen, keine heftigen Leidenſchaften, wenn vollends kaltes zuſammenengendes Klima dazu kömmt, geben kleine Naſen.*) Das Fleiſch des Schwelgers fällt an der Naſe zurück, ſchrumpft auf den Backen ein: es muß alſo die Naſe mehr emporſtehen. Die brennenden Leidenſchaften dehnen auch den knöchernen Theil des Geſichts mehr aus: muß alſo nicht eine lange Naſe ſich hervorſtrecken! Aber welche

*) Vermuthlich hat der Verf. d. Aufſatzes weder eine griechiſche noch römiſche Naſe.

che Debauſchen ſind wol bei dem armen ehſtniſchen Bauervolk? Es ißt ſein ſchwarzes Brod mit und ohne Kaffe, genießt ſeine Kohlſuppe: trinkt etwas Milch, wenn er ſo reich iſt, ſich ein paar Kühe zu halten: alle 14 Tage oder alle Monate ißt's einmal Fleich: Waſſer iſt ſein gewöhnliches Getränk ein Glas Brandtwein, das Ziel aller ſeiner Wünſche, ein paar gedörrte oder geſalzene Fiſche ſeine Leckerbiſſen! — Da ſehe ich nichts ſchwelgeriſches. Der kalte Himmelsſtrich, das platte Land, deſſen Mangel an Gebürgen keine elektriſchen Funken herabzieht, arbeitet ſeine Form wenig aus — es müßte nicht ſeit undenklichen Zeiten Bewohner dieſer Gegenden ſeyn, wenn es keine ſtumpfen kurzen Naſen haben ſollte.

Der Mund iſt ziemlich lang — die Lippen etwas ſchmal: doch iſt die Oberlippe bey dem Frauenzimmer nicht ſelten etwas aufgeworfen.

Die ganze Geſichtsform iſt platt, flach — unten gegen das Kinn gehts rund herum: es giebt wenig länglichte Geſichter. Die obern Backenknochen unter den Augen ſtehen ſehr in die Breite des Geſichts hin: nach dem Kinn zu wird die Form ſchmäler, und geht bald rund herum, ohne es langherabhängend zu machen.

Es iſt das gewöhnliche flache nordiſche Geſicht — das ſo ausgezeichnete Geſicht des Lappen und Samojeden, nur daß es das beſſere Klima mehr ausgearbei-

tet und der reichlichere eher zu gewinnende Unterhalt wohlgestalteter gemacht hat.

Die Ohren sind mittelmäßig gros,

die Stirn mehr niedrig als hoch und mehrentheils schmal,

die Backen sind bey den Mannspersonen etwas eingefallen: ein charakteristisches Merkmal des Ehstländers,

der Hals ist kurz,

die Schultern ziemlich breit,

die ganze Menschenform klein — die Kälte, die körperlichen Nahrungsmittel, das Anspornen zu harter Arbeit schon in den frühesten Jahren sind davon Ursache.

Diese Theile, in dem Verhältnisse sich zusammengedacht, worin sie sich wirklich befinden, können ohnmöglich eine Häßlichkeit bilden. Da das weibliche Geschlecht weniger als das männliche angestrengt wird, mehr in als ausser dem Hause arbeitet, sich also auch mehr zu pflegen vermag: so ist es ihm möglich, seine natürliche Schönheit eher zu erhalten. Alle Sonnabende geht es ins heiße Bad, wäscht, reiniget sich: den Sontag kleidet sichs in reine Wäsche. Wären nicht die Rauchstuben, die den grösten Theil des Jahrs vom Rauche erfüllt werden, so wären die meisten Bäurinnen vorzügliche Schönheiten. Das in früher Jugend

auf den Hof genommene und gut gehaltene Dorfmädchen wie ſchön iſt es meiſtens nicht! Aber das in der Bauerhütte wohnende, und die Frau des Hauſes muß oft pflügen — die ſo oft ganz elende Koſt ..... das ſollte die körperliche Schönheit nicht unterdrücken?

Phyſiognomie der ganzen Form des Mannes.

Der Bauer iſt nicht häßlich: aber er kömmt in Anſehung ſeiner Bildung dem Weibe nicht bey. Zwar ſind ſeine Geſichtszüge regelmäßig: aber das übermäßige Anſtrengen ſeiner Glieder, ſchon zu der Zeit, wo er erſt zu blühen anfängt, und ſo vieles andere, das ich nicht herſetzen mag — das alles kann keinen ſchönen nervigten, kraftvollen Mann formen. Er iſt daher klein, gedrückt, ſchwach: und hat er je Stärke, ſo iſt ſie das Reſultat der vielen Uebung.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Giebt es Mittel das menſchliche Leben weit über das natürliche Ziel deſſelben zu verlängern?

Viele ältere und neuere Philoſophen bewundern die weiſe Güte der Natur, die den Menſchen nach einer

Achte Scene.

Claudio beſucht das Grabmal der Hero, und läßt ihrem Andenken zu Ehren eine Trauermuſik machen, wobey geſungen wird.

Neunte Scene.

[Verwandelt ſich in Leonato's Haus.]

Leonato, Benedict, Margrethe, Urſula, Antonio, der Franciſcaner-Mönch und Hero.

Mönch.

Sagt' ich euch nicht, ſie ſey unſchuldig?

Leonato.

Das iſt auch der Prinz und Claudio, die ſie anklagten, nachdem ſie ſelbſt, wie ihr ſchon vernommen habt, hintergangen worden.

Antonio.

Gut, ich bin froh, daß alles einen ſo guten Ausgang nimmt.

Benedict.

Das bin ich auch; um ſo mehr, da ich ſonſt durch mein gegebnes Wort gebunden geweſen wäre, den jungen Claudio zur Rechenſchaft zu ziehen.

kurzen Zeit von dem Schauplatz des Lebens wieder abtreten läſt, und ihn in eine ewige Ruhe führt, wo er von dem Unangenehmen ſeines vorigen Zuſtandes weiter nichts mehr fühlt. Wenn das Leben, ſagen ſie mit David, auch köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es doch nur Mühe und Arbeit geweſen. Einige gehen noch weiter, ſie halten ſogar, wie Helvetius, die bloße Exiſtenz ſchon für ein Unglück! oder verſichern wenigſtens, wie Carsdan, Erasmus und la Mothe, *) daß wenn es in ihrer Wahl ſtünde, am Ende ihrer Laufbahn dieſelbe noch einmal von forne anzufangen, ſie ohne Bedenken dieſen Vorzug ausſchlagen würden. Für alle die, welche ſo denken, wäre ein Mittel das Leben zu verlängern ein ſehr gleichgültiges Geſchenk. Aber die meiſten Menſchen ſind von dieſer traurigen Philoſophie weit entfernt: ſie ſuchen vielmehr ängſtlich ihre Exiſtenz zu verlängern, und den Tod, den ſie für das gröſte aller Uebel halten, ſo weit ſie können zu entfernen. Für die meiſten Menſchen alſo iſt die Unterſuchung: ob es möglich ſey, das Leben zu verlängern, und durch welche

*) La vie toute ſeule me paroit ſi indifférente, pour ne rien dire de plus á ſon déſavantage, qu'outre que je n'élirois jamais d'en recommencer la carriere, s'il etoit à mon choix de le faire, je n'échangerois pas les trois jours calamiteux, qui me reſtent dans un age ſi avancé que le mien, contre les longues années que ſe promettent une infinité de jeunes gens dont je connois tous les divertiſſements. *La Mothe le Vayer* Oeuvres Tom 12. p. 204. letre 134.

che Mittel dieſes geſchehen könne, ſehr wichtig. Eine kurz Darſtellung alles deſſen, was wir bis jezt darüber wiſſen und vermuthen, dürfte folglich wohl für jedermann intereſſant ſeyn.

Daß es einem geſunden Menſchen möglich iſt, durch große Mäßigkeit ſein Leben weit über das natürliche Ziel, das heißt, bis auf neunzig, hundert und mehr Jahre auszudehnen, iſt durch viele Erfahrungen erwieſen, und wird von keinem Arzte, der ſeine Kunſt verſteht, bezweifelt. Der berühmte italieniſche Rechtsgelehrte Panigarolus, der von Jugend auf ſehr ſchwächlich war, wurde durch ein ordentliches und mäßiges Leben, über ſiebenzig Jahre alt. Der Arzt Leonicenus, welcher von ſeiner Kindheit bis in ſein dreyßigſtes Jahr an der fallenden Sucht krank war, wurde durch ſeine groſſe Mäßigkeit in dieſem Alter davon befreyt, und lebte nachher geſund bis ins ſieben und neunzigſte Jahr. Ein anderer, deſſen Cardanus erwähnt, nahm täglich nur ſechs und dreyßig Unzen Nahrung zu ſich, und wurde über neunzig Jahre alt. Im Jahr 1780 war im ſpaniſchen Amerika eine Frau noch am Leben, die 175 Jahre alt war *). Aber das auffallendſte und merkwürdigſte Beiſpiel dieſer Art und der gröſte Beweis, wie lange die menſchliche Maſchine durch Mäßigkeit und Diät im Gang erhalten werden kann, iſt das von Cornaro.

Lud.

*) Memoirs of the litterary and philoſophical ſociety of Manchester. Vol. I.

Ludwig Cornaro, ein Venetianiſcher Edler, hatte in ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre ſeinen Körper durch Ausſchweifungen aller Art ſo zerrüttet, daß die Aerzte ihm einen baldigen Tod voraus ſagten, wenn er ſich nicht entſchließen könnte ſeine Lebensart zu ändern. Cornaro hatte Muth genug auf einmal ein anderes Leben anzufangen. Er nahm täglich nur eine gewiſſe, genau abgewogene, Menge von Nahrungsmitteln zu ſich, enthielt ſich aller Ausſchweifungen in Wein, aller heftigen Leidenſchaften und alles genauern Umgangs mit dem andern Geſchlechte. Bey dieſer Diät lebte er geſund, munter und ohne irgend eine Beſchwerlichkeit des Alters zu fühlen, bis in ſein hundertſtes Jahr, in welchem ihn, ohne alle vorhergegangene Krankheit oder Schmerzen, plötzlich eine Ohnmacht überfiel, in der er den Geiſt aufgab. Er ſtarb zu Padua im Jahr 1596. In ſeinem ſiebzigſten Jahre wurde auf einer Reiſe ſein Wagen umgeworfen, und er von den ſcheu gewordenen Pferden ſo geſchleift, daß er einen Arm und ein Bein verrenkte und einige Verwundungen am Kopfe bekam; dennoch war er in kurzer Zeit auch von dieſem Vorfall, ohne Hülfe der Aerzte hergeſtellt. Bis an ſeinen Tod blieben ſeine Sinne in der gröſten Vollkommenheit; ſein Geiſt war heiter, und ſeine Stimme erhielt ſich ſo gut, daß er zuweilen, in der Verſammlung ſeiner Verwandten, Lieder zu ſingen pflegte, die er in ſeiner Jugend gelernt hatte. Er nahm in den letzten Jahren ſeines

Le-

Lebens täglich nicht mehr als zwölf Unzen ausgesuchte Nahrung und vierzehn Unzen Getränke zu ſich. Durch daſſelbe mäſſige Leben gelangte auch ſeine Frau zu einem eben ſo hohen Alter und überlebte ihn noch um einige Jahre*). In ſeinem fünf und neunzigſten Jahre gab er eine kleine Abhandlung heraus, worin er die Mittel, wodurch er zu einem ſo hohen Alter gelangte, ſelbſt anzeigt. Ich kann mich nicht enthalten aus der Abhandlung dieſes ehrwürdigen Greiſes eine Stelle herzuſetzen, welche beweiſt, mit welchem Feuer er in einem ſolchen Alter noch zu ſchreiben im Stande war **). „Iſt uns ſchon, ſagt er, der Beſuch eines Freundes wenn wir krank ſind angenehm, eines Freundes der Antheil an unſern Leiden nimmt, der uns tröſtet und aufheitert: wie viel mehr muß der Beſuch des Arztes uns Freude machen, deſſen Bemühungen die baldige Rükkehr unſrer Geſundheit uns hoffen laſſen. Um aber dieſe Geſundheit beſtändig zu erhalten, dazu gehört nichts als mäßig und ordentlich zu leben. Dieſes iſt das natürliche aber unfehlbare Mittel, welches auch den zärtlichſten Menſchen beſtändig geſund, und hundert und mehr Jahre beym Leben erhält; das Mittel welches ihn vor einem unzeitigen und ſchmerzhaften Tod bewahrt, ihn endlich ruhig und ſanft ſterben läßt, wenn ſeine Kräfte erſchöpft ſind, und welches alle die Würkungen hervorbringt, die die Unwiſſenden

*) Thuan Hiſt. lib. 38

**) Cornaro della via ſobria.

von einer Universalmedicin verlangen. Aber leider! die meisten Menschen lassen sich durch die Reize der Wollust verführen. Sie haben nicht Kraft genug ihre Begierden zu bezwingen, oder glauben aus Vorurtheil daß sie diese Begierden nicht bezwingen können; daß es ihnen zuviel kosten würde, so manigfaltiges Vergnügen entbehren zu müßen. Daher machen sie sich eigne Grundsätze um sich zu überreden daß es besser sey, zehen Jahre weniger zu leben, als sich alles dessen zu berauben was ihnen das Angenehmste ist. Ach! sie wissen nicht was es heißt zehen Jahre in einem Alter zu leben, wo der Mensch, bey vollkommener Stärke seines Verstandes, alle Erfahrungen eines langen Lebens benutzen kann; in einem Alter, wo er durch Weisheit und Mäßigkeit erst seiner Bestimmung sich würdig zeigen kann; in einem Alter, wo er erst fähig wird die Früchte seiner vielen Bemühungen und Arbeiten einzuerndten. Die besten Schriften sind in eben den zehen Jahren geschrieben worden welche diese Leichtsinnige verachten; denn der Geist nimmt in einem gesunden Alter so an Stärke zu, wie der Körper abnimmt; und Wissenschaften und Künste hätten viel verloren wenn ihre Verehrer ihr Leben um zehn Jahre verkürzt hätten.

Die Erfahrung also lehrt uns, daß jeder gesunde Mensch, durch eine seinem Temperament und seiner Organisation angemessene mäßige Lebensart, hundert und mehr Jahre lang seine Maschine im Gang erhal-

ten kann: ſollte es denn ganz unmöglich ſeyn durch gewiſſe, unſerer Natur angemeſſene Arzneymittel, das Erſchlaffen oder Erhärten der Fibern zu verhindern, und dadurch das menſchliche Leben bis auf mehrere Jahrhunderte zu verlängern? Ich ſehe bey dieſer Frage das mitleidige Lächeln auf den Geſichtern der Leſer — nicht der philoſophiſchen Leſer, denn dieſe haben unterſuchen gelernt — aber auf den Geſichtern derer, welche um ihre eingeſchränkte Kenntniße einen Kreis gezogen haben, mit dem feſten Vorſatz, alles was auſſer demſelben liegt für Thorheit, Schimäre und Unmöglichkeit zu halten. Aber auch dieſe werden nicht ohne Vergnügen, wie ich hoffe, die unten zu erzählende Geſchichte leſen.

Vielleicht iſt eine ſolche künſtliche Verlängerung des menſchlichen Lebens nicht unmöglich, obgleich bis jezt kein zuverläßiges Beyſpiel eines Mannes bekannt iſt, der ein Alter von mehrern Jahrhunderten erreicht hätte. Alles was von dem langen Leben einiger Alchymiſten geſagt wird, ſowohl als das was der Graf Lamberg von dem Marquis d'Aymar erzählt, *) welcher 350 Jahr alt war als ihn der Graf in Venedig kennen lernte: alle dieſe Geſchichten klingen viel zu fabelhaft und ſind zu wenig erwieſen, als daß ſich darauf ein philoſophiſches Raiſonnement gründen lieſſe. Eine Geſchichte dieſer Art habe ich aber dennoch gefunden, die einige Aufmerkſamkeit verdient. Da ſie äuſſerſt

*) Mémorial d'un Mondain Tom. I, p. 117.

selbst liebe und die ich damals erst seit kurzem geheyrathet hatte, war darüber sehr betrübt, sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß vor ihr nicht verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herrlichen Gemälde, wovon sie so wenig wie ich verstand. Doch machte es mir viel Freude, mit ihr davon zu sprechen, und mich mit ihr berathschlagen zu können, was zu thun sey, um den Sinn desselben zu erfahren. Ich ließ die Figuren nachmalen, zeigte sie zu Paris allen Gelehrten, und sagte ihnen, diese Figuren seyen aus einem Buche genommen welches vom Stein der Weisen handle: aber sie verstanden nichts davon, sondern lachten über mich und den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete ein und zwanzig Jahre lang, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Gedult, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Galizien; nahm, mit Bewilligung meines Weibs Perenelle, den Pilgerstab und die Kürbisflasche, machte mich auf den Weg und kam nach St. Jago die Compostella, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen französischen Kaufmann an, der mich an einen jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez. Als ich ihm die Copie einiger Gemälde zeigte, ward er ganz entzückt und fragte mich so,

gleich:

gleich: ob ich etwas von dem Buche gehört habe, wo sie zu finden seyen? Ich antwortete, ich hätte Hofnung etwas davon zu erfahren, wenn sich jemand fände der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurück halten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verließ sogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Oviedo, und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten, um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beynahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land: als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn seit der Zeit da wir aus den Schiffe gestiegen waren nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenden Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heil. Creutzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahr 1379. kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibs Perenelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heil. Jakob nicht vorstellen. Ich arbeitete fleißig, und fand was ich suchte; so daß ich endlich, in Gegenwart mei-

nes Weibes, am Montag den 17. Januar des Jahrs 1382, gegen Mittag, ein halb Pfund Queckſilber in reines Silber verwandelte, und den 25. April deſſelben Jahrs, verwandelte ich, in Gegenwart meines Weibes, gegen 5 Uhr Abends, eben ſoviel Queckſilber in Gold. Perenelle hatte darüber eine ſo auſſerordentliche Freude, daß mir bange wurde ſie möchte das Geheimniß ausſchwatzen; aber durch die Güte des großen Gottes iſt mir nicht nur ein keuſches und kluges Weib zu Theil worden, ſondern ſie iſt auch verſchwiegen und diskret, was andre Weiber nicht ſind." —

Flamel ſtiftete hierauf vierzehn Hoſpitäler, baute auf ſeine Koſten drey neue und begabte mit großen Summen ſieben alte Kirchen in Paris, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen ſeiner Güte genießen. Noch jezt geht alle Jahre eine Proceſſion der Armen, aus dem von ihm geſtifteten Hoſpital des Quinte-vingts, nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche, St. Jaques de la Boucherie, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus ſtand noch vor dreyßig Jahren. Es war das Eckhaus der ruë Marivaux und der ruë des Ecrivains. Ich habe ſehr oft im Vorbeygehen die Stelle mit Andenken an Flamel betrachtet*). Auch habe ich mir

*) In neueren Zeiten haben verſchiedene Alchymiſten in den Kellern dieſes Hauſes graben laſſen und darin an

mehr

mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche St. Jaques de la Boucherie die Akten zeigen laßen, welche ſeine

mehreren Orten Phiolen, Kolben, Kohlen, und in einigen ſteinernen Krügen allerhand metalliſche Schlacken gefunden. Das Haus gehört ſeit Flamels Zeiten einer nahe dabey liegenden Kirche, welcher es dieſer Adepte durch ſein Teſtament geſchenkt hat. Während meines letzten Aufenthalts in Paris erzählte mir einer meiner Freunde eine ſonderbare Geſchichte, die mit dieſem Haus im Jahr 1756 vorfiel. Es kam ein ſehr wohlgekleideter Mann, der ſich einen in Frankreich angeſehenen Namen gab, zu den Vorſtehern dieſer Kirche, und ſagte ihnen: er habe von einem ſeiner verſtorbenen Freunde vor ſeinem Tode den Auftrag erhalten, eine anſehnliche Summe zu Liebeswerken zu verwenden. Nun, fuhr er fort, weiß ich dieſes Geld nicht beſſer anzuwenden, als indem ich verfallene, Kirchen und Klöſtern zugehörige, Häuſer wieder aufbauen und ausbeſſern laſſe. Jenes Ekhaus gegen über (auf Flamels Haus deutend) ſcheint mir beſonders einer Ausbeſſerung ſehr benöthigt zu ſeyn; ich will daher mit demſelben anfangen und dreytauſend Livres darauf verwenden. Das Anerbieten dieſes Unbekannten wurde angenommen. Er fieng an in Flamels Hauſe nachgraben zu laſſen, war beſtändig mit ſeinen Gehülfen bey der Arbeit ſelbſt gegenwärtig, und alles was ſich beym graben an Phiolen, in Stein gehauenen Inſchriften und metallenen Büchſen fand, ward fleiſſig von ihnen weggetragen. Am Ende betrugen die Baukoſten gegen zwey Tauſend Livres: aber der Unbekannte und ſeine Gehülfen ſind verſchwunden, ohne zu bezahlen, und ohne daß man erfahren hat was aus ihnen geworden iſt.

Leonato.

Meine Tochter, und ihr Frauenzimmer allerseits, begebt euch in ein eignes Zimmer, und wenn ich euch holen lasse, so kommt masliert hieher; der Prinz und Claudio versprächen mich um diese Zeit zu besuchen; ihr wißt euer Amt, Bruder, ihr müßt den Vater von eurer Nichte vorstellen, und sie dem Claudio geben.

[Die Frauenzimmer gehen ab.]

Antonio.

Ich will meine Rolle spielen, wie es sich gehört.

Benedict.

Ehwürdiger Herr, ich werde euch bemühen müssen, denk' ich.

Mönch.

Womit, mein Herr.

Benedict.

Mich zu binden oder zu lösen, eins von beyden. Signor Leonato, es hat seine Richtigkeit, daß mich eure Nichte mit günstigen Augen ansieht --

Leonato.

Es ist eben so richtig, daß ihr meine Tochter diese Augen geliehen hat.

Benedict.

Und ich erwiedre sie mit Augen der Liebe.

Leonato.

Vergabungen enthalten, und deren über vierzig ſind, ſo wie ſein eigenhändiges äuſſerſt ſonderbares Teſtament, worin er die Geſchichte erzählt, wie er zu ſeinen groſsen Reichthümern gelangt iſt.

Dieſe Reichthümer eines Mannes von ſo niedrigem Stande, machte bald groſses Aufſehen, ſo daſs endlich der König Carl der ſechſte etwas davon erfuhr. Er ſchickte den Herrn de Cramoiſi, einen ſeiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erfahren, durch welche Mittel er ſo reich geworden ſey. Dieſer fand den Philoſophen in ſeinem kleinen ſchlechten Hauſe aus irdenem Geſchirr ſpeiſend. Flamel war genöthigt zu geſtehen, daſs er den Stein der Weiſen beſitze, und eine Abſchrift ſeines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo ſie jedermann ſehen kann. Bald nach dieſem Beſuch, im Jahr 1413, ſtarb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er ſelbſt, nachdem ſie beyde nahe an hundert Jahre alt geworden waren *).

Dieſs

*) Der Skeptiker Naudé hat den alchemiſchen Urſprung der groſsen Reichthümer Flamels zweifelhaft zu machen geſucht. Er behauptet, das Flamel durch Beraubung der Juden, die um dieſe Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden ſey, indem er Schuldverſchreibungen von ihnen angenommen, aber ſtatt das Geld für ihre Rechnung einzuziehen, es für ſich ſelbſt behalten habe. Naudé hält es eher für möglich,

Dieß iſt alles was wir von dem Leben und Schickſalen des berühmten Adepten Flamel wiſſen: aber ſeine Geſchichte hat das beſondere, daß ſie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, ſondern vielmehr erſt nach dieſem Zeitpunkt recht intereſſant wird.

Paul Lucas, ein Mann von vielen Kenntniſſen, und, wie man aus ſeinen Schriften ſieht, ein Feind des Aberglaubens, dabey ein Arzt und aufgeklärter

möglich daß Flamel ein Schurke, als daß er ein Goldmacher geweſen ſey. Alle die welche es leichter fanden abzuſchreiben als ſelbſt zu unterſuchen, haben ſeither in mehreren Schriften dieſes Vorgeben des Naudé wiederholt. Aber der bekannte kritiſche Geſchichtſchreiber Lenglet du Fresnoy beweiſt, in ſeiner Hiſtoire de la philoſophie Hermetique, à la Haye 1742 Vol. I. p. 217, daß Naudé ſich geirrt habe. Die Juden, ſagt er, wurden im Jahr 1181 durch Philipp Auguſt aus Frankreich vertrieben, alſo zwey hundert Jahre ehe Flamel geboren war. Zum zweitenmal wurden ſie verjagt im Jahr 1406. Die Archive der Kirche St. Jaques de la Boucherie beweiſen aber, daß Flamel lange vor dieſem Jahre die genannte Kirche hatte erbauen laſſen. Er kann alſo unmöglich ſeine Reichthümer durch Beraubung der Juden erhalten haben; indem er bey der erſten Verjagung derſelben noch nicht lebte, und lange vor der zweyten ſeine große Schätze ſchon beſaß. Uebrigens, ſagt dieſer große Kritiker, iſt Flamels eigene Erzählung ſo naiv, einfach und umſtändlich, daß man beynahe nicht an der Wahrheit derſelben zweifeln darf.

Kopf, machte zu Anfang dieſes Jahrhunderts, auf Koſten Ludwig des vierzehnten, mehrere Reiſen in die Levante. In Beſchreibung ſeiner zweyten Reiſe *) erzählt er eine ſonderbare Unterredung, die er mit einem Derwiſch zu Bruſſe in Kleinaſien hatte, und welche Flammeln betrift. Paul Lucas fand nemlich an einem abgelegnen Ort eine Moſchee, wo ein berühmter Derwiſch begraben liegt. In einem Hauſe neben der Moſchee lebten vier Derwiſche, die ihm ſehr höflich und zuvorkommend begegneten und ihn aufs beſte bewirtheten. Einer von ihnen ließ ſich mit Paul Lucas in ein Geſpräch ein. Nachdem ſie einige Zeit türkiſch geſprochen hatten, fing der Derwiſch an lateiniſch, ſpaniſch und italiäniſch zu reden. Da er aber bemerkte, daß ſein Gaſt keine dieſer Sprachen geläufig ſprach, ſo fragte er ihn, aus welchem Europäiſchen Lande er herkomme? Paul Lucas ſagte, er ſey ein Franzoſe. Sogleich fieng der Derwiſch an, ganz fertig und geläufig franzöſiſch zu ſprechen, und ließ ſich mit dem Reiſenden in eine lange Unterredung ein. Er ſagte, er ſey niemals in Frankreich geweſen, bezeugte aber große Luſt hin zu reiſen. Das Geſpräch kam nachher auf allerhand Gegenſtände. Der Derwiſch machte ſehr gute Bemerkungen über einige orientaliſche Manuſcripte, welche Paul Lucas gekauft hatte, und lehrte dieſen die mediciniſchen Kräfte

ver-

*) Voyage du Sieur Paul Lucas fait par ordre du Roi. Amſterdam 1714. 8. Tom. I. pag. 83.

verſchiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Geſpräch auf die Alchymie, und die Mittel das menſchliche Leben zu verlängern. Der Derwiſch erzählte, er beſitze, nebſt ſechs andern Freunden, dieſes groſſe Geheimniß. Sie reiſeten, wie er ſagte, beſtändig in der Welt herum, um vollkommener zu werden. Alle zwanzig Jahre kämen ſie an irgend einem beſtimmten Orte zuſammen. Die welche zuerſt daſelbſt ankämen, erwarteten die übrigen, und wenn ſie ſich verlieſſen, ſo gäben ſie ſich wieder ein Rendez-vous auf die nächſten zwanzig Jahre. Diesmal ſey Bruſſe der beſtimmte Ort; es wären bereits ihrer viere da, welche nun noch die übrigen drey erwarteten. Dieſe Unterredung wurde auf folgende Art fortgeſetzt *):

Paul Lucas. Die meiſten Leute halten die Alchymie für eine ſchimäriſche Wiſſenſchaft und den Stein der Weiſen für ein Unding.

Derwiſch. Darüber dürfen Sie ſich nicht wundern. Der wahre Weiſe wundert ſich überhaupt über nichts. Er erträgt mit Geduld diejenigen, welche aus Unwiſſenheit alles für unmöglich halten was ihr eingeſchränkter Verſtand nicht begreiffen kann. Seine Denkungsart iſt weit über die der gewöhnlichen Menſchen erhaben. Ganze Generationen entſtehen und vergehen vor ſeinen Augen, ohne daß er ſich darum bekümmert. Er

*) Ich habe die Erzählung des Paul Lucas zwar in Geſprächform gebracht, aber nicht ein einziges Wort zugeſetzt, hingegen viel unbedeutende weggelaſſen.

kann ſich, wenn er will, mehr Reichthümer verſchaffen als die gröſten Könige beſitzen: aber es iſt zu gering für ihn, Schätze zu ſammeln, und durch dieſen groſsmüthigen Stolz kann kein Vorfall, bey ſeiner freywilligen Armuth, ihn aus der Faſſung bringen. —

P. L. (Ihn unterbrechend) Schöne Gedanken! Herrliche Träume! Bey alle dem ſtirbt auch der Weiſe, nach einem oft ſehr kurzen Leben. Was hilft es ihm dann, weiſe geweſen zu ſeyn? Wäre es nicht beſſer für ihn, er hätte das Leben genoſſen, das er nun doch verlaſſen muß?

Derw. Ich ſehe wohl daß Sie noch keinen wahren Philoſophen gekannt haben. Der Weiſe von dem ich ſpreche ſtirbt zwar (denn dieß iſt ein Naturgeſetz wovon niemand ausgenommen iſt) aber er kennt ein Mittel, ſein Leben auf mehrere Jahrhunderte zu verlängern. Dieſes Mittel nennt man den Stein der Weiſen, welcher nicht, wie Halbgelehrte es glauben, ein Unding iſt, ſondern würklich exiſtiert. Dieſes Geheimniß iſt aber nur ſehr wenigen bekannt, und kann auch, ſeiner Natur nach, nicht vielen bekannt ſeyn. Die meiſten Menſchen ſterben an den Folgen des Geizes oder der Verſchwendung, oder ſie verkürzen ihr Leben durch eine allzugroſſe Liebe zu demſelben.

P. L. Sollte es würklich ein Mittel geben das Leben zu verlängern?

Derw. (in einem ſehr ernſthaften und geſetzten Ton) Allerdings!

P. L. Bey uns in Frankreich hat man von Vielen

bey

behauptet daß ſie den Stein der Weiſen beſitzen: ſie ſind aber alle in dem gewöhnlichen Alter geſtorben.

Derw. Mit dem Namen eines Adepten geht man freylich ſehr verſchwenderiſch um. Endweder waren jene nicht im Beſitz des Geheimniſſes von dem ich ſpreche, oder ſie müſſen ſo alt geworden ſeyn, als ich geſagt habe.

P. L. Auch Flamel iſt geſtorben, ohngeachtet er im Beſitz des Steins der Weiſen war.

Derw. (lächelnd) Flamel? Flamel ſey geſtorben?

P. L. (im Ton des gröſten Erſtaunens) Iſt es möglich daran zu zweifeln?

Derw. (lächelnd) Sie irren mein Freund! Flamel lebt noch. Ich habe ihn und ſeine Frau vor drey Jahren in Indien geſehen, und er iſt einer meiner allervertrauteſten Freunde. Wahrſcheinlich kennt man in Frankreich ſeine Geſchichte nicht; ich will ſie ihnen alſo erzählen. (Hier erzählt der Derwiſch die ganze Geſchichte Flamels mit einigen kleinen Veränderungen, und fährt dann auf folgende Art fort:) Flamel hatte ſich durch ſein Geheimniß ungeheure Reichthümer erworben, viele Kirchen und öffentliche Gebäude auf ſeine Koſten erbauen laſſen, und den Armen viel Gutes gethan. Groſſes Aufſehen zu machen iſt allemal gefährlich, aber für niemand mehr als für einen wahren Philoſophen; doch weiß ſich dieſer durch ſeine Klugheit in allen Fällen zu helfen. Flamel ſah wohl ein, daß man im Begrif war ihn einzuſperren, damit er für den König arbeiten möchte: er handelte alſo, wie ein Weiſer in einem ſolchen Fall handeln muß:

er

er ließ alles zurück, und entfloh mit seiner Frau, indem sie für tod gehalten wurden. Pernelle muste sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen sagte er sie sey gestorben, und ließ an ihrer Statt ein Stück Holz, mit ihren Kleidern angethan, in einer von den Kirchen begraben, welche sie selbst hatte erbauen lassen. Indessen war sie auf dem Wege nach der Schweiz begriffen. Nicht lange nachher bediente sich Flamel des gleichen Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Aerzte und die Geistlichen. Er hinterließ ein förmliches Testament, worin er befahl, daß man ihn neben seine Frau begraben und eine steinerne Pyramide auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen seiner Frau nach. Seit dieser Zeit haben sie beyde ein wahrhaft philosophisches Leben geführt, und sind beständig von einem Lande zum andern gereist. Dieses ist die wahre Geschichte des berühmten Adepten Flamels, der jezt noch lebt."

Paul Lucas sagt, er sey über diese Erzählung ganz erstaunt. Er wundert sich, mit Recht, wie es möglich sey, daß ein türkischer Derwisch, der niemals in Frankreich gewesen war, von allen Umständen dieser Geschichte so genau unterrichtet seyn konnte. Er fügt hinzu, er könne alles dieses unmöglich glauben, und erzähle nur als Geschichtschreiber wieder was er gehört habe: übrigens überlasse er jedem seine eigene Bemerkungen zu machen und von dieser Erzählung zu denken, was er wolle.

Die

Die ganze Geſchichte iſt äuſſerſt ſonderbar und merkwürdig. Wenn ſie wahr iſt, ſo müſſen Flamel und ſeine Frau damals nahe an 400 Jahr alt geweſen ſeyn. Dieſes widerſpricht aber allem was wir von der Dauer des menſchlichen Lebens wiſſen, und iſt nach unſern Begriffen ganz unmöglich. Hingegen hat Paul Lucas die Geſchichte wohl ſchwerlich erdichtet. Es iſt die einzige dieſer Art die in ſeinem Buche vorkömmt; er geſteht ſelbſt er glaube ſie nicht, und führt ſoviel kleine Umſtände an, daß man, mit einigem hiſtoriſchen Gefühl, nicht daran zweifeln kan, daß er bloß wieder erzählt was er gehört hat. Zudem iſt Paul Lucas ein ſehr glaubwürdiger Reiſebeſchreiber. Einer meiner Freunde, der ſich lange auf der Küſte der Barbarey aufgehalten hat, hat mir oft verſichert, keiner habe beſſer und genauer als Paul Lukas die dortige Gegend beſchrieben. Es bleibt uns alſo nichts übrig als anzunehmen, der ſonderbare Derwiſch, der alle Europäiſche Sprachen ſo fertig ſprach, habe die ganze Erzählung erdichtet. Wie konnte aber dieſer von der Geſchichte Flamels ſo genau unterrichtet ſeyn? Wie konnte er auf der Stelle eine ſo zuſammenhängende Erzählung erfinden? Und was für Vortheil hatte er davon den Paul Lucas zu betrügen? Fragen die ſich ſchwer beantworten laſſen. Ich bin blos Geſchichtſchreiber, und weit entfernt für die Wahrheit dieſer ſonderbaren Geſchichte zu bürgen. Wenn es möglich iſt das menſchliche Leben ſo ſehr zu verlängern, ſo kann dieſes Geheimniß ſeiner

Na-

Natur nach, nur sehr wenigen bekannt seyn. Der glückliche Besitzer desselben würde, weit entfernt damit zu prahlen, vielmehr sich zurückziehen, und um sich vor dem Neid und der Habsucht seiner Nebenmenschen sicher zu stellen, allen Verdacht, daß er im Besitz eines so grossen Schatzes sey, von sich zu entfernen suchen. Es ist also lächerlich, zu erwarten, daß irgend eine geheime Gesellschaft im Besitz dieses Mittels seyn könne, oder wohl gar Betrügern zu glauben, welche uns die Mittheilung desselben für Geld anbieten. Jeder Weltbürger muß sich darüber freuen, daß kein solches Mittel das Leben künstlich zu verlängern bekannt ist. Wie traurig wäre es, wenn die groſse Classe derer, welche nur geboren sind: „um die Früchte der Erde zu verzehren," ihre unbedeutende Existenz nach Gefallen verlängern könnten: oder wenn gar ein Despote in den Besitz eines solchen Mittels käme, und sich dadurch in den Stand gesetzt sähe durch mehrere Jahrhunderte zu tyranniſiren. Tausendmal besser für die Menschheit wenn es gar kein solches Mittel giebt, welches auch höchst wahrscheinlich der Fall ist. *)

G—e.

V.

*) Ich behalte mir einen kleinen Zusatz, den Goldmacher Flamel betreffend, für das nächste Stück vor.

V.

Auf Geßners Tod.

Eine Idylle.

Im März 1788.

Wehe ſeufzend, o Abendwind, durch den verſtorbenen Hayn! Wehe ſeufzend zu meinem klagenden Lied!

Geſchloſſen iſt der Mund des lieblichſten Sängers der Fluren, verſtummt die erſte der ländlichen Flöten! Geßner, ach Geßner iſt tod!

Ihr Söhne und Töchter Helvetiens! gehet hinaus auf die Berge, und weit umher erſchalle die Stimme eurer Klage: Geßner, Geßner iſt tod!

Ihr Bäche und Flüſſe, die ihr rings den hohen Alpen entſtrömt, murmelt weinend an euren Ufern hinab und verkündigt den Fluren, die ihr durchirret, die traurige Botſchaft! und ihr, o ihr Winde, wehet ächzend über alle Gefilde hin, verbreitet die Stimme der Klage: Geßner, Geßner iſt tod!

Lächlend nahſt du dich wieder, o Lenz, mit deinem tauſendfachen Schmuck: bald kehrſt du zurück, o Nachtigall, mit deinem zärtlichen Lied, und bald, ihr Hirten, ziehet ihr wieder fröhlich mit euren Heerden auf lachende Gefilde: alles lebt zu neuen Freuden auf! — Aber ach, wißtet ihr, wer die Erde verlaſſen

Leonato.

Die, ſoviel mir bekannt iſt, von dem Prinzen von Claudio und von mir ſehend gemacht worden ſind; und was iſt nun euer Wille?

Benedict.

Eure Antwort, mein Herr, iſt räthſelhaft; aber was meinen Willen betrift, ſo iſt mein Wille kein andrer, als daß es euer guter Wille ſeyn möge, an dieſem nemlichen Tag ein Eh-Paar aus uns zu machen, wozu ich die Hülfe dieſes guten Paters mir ausbitte.

Leonato.

Meine Einwilligung iſt euch von Herzen gern bewilliget.

Mönch.

Und meine Hülfe auch.

Zehnte Scene.

Don Pedro und Claudio, mit ihrem Gefolge.

Pedro.

Ich wünſche dieſer ganzen edeln Geſellſchaft einen guten Morgen.

Leonato.

Guten Morgen, Prinz; guten Morgen, Claudio; wir warteten hier auf euch; ſeyd ihr noch entſchloſſen, Claudio, heute meines Bruders Tochter zu heurathen?

Claudio.

laſſen hat! — Traure, o Lenz! o Nachtigall, ſinge dein Lied in klagenden Tönen! weinet, weinet ihr Hirten! Geßner, der geliebte, iſt tod!

Du holder Sänger! wer konnte deine Stimme hören, und vorübergehn? Wer ſtund nicht ſtill, und ſchwieg und horchte und freute ſich des ſüſſen Geſanges? Die Völker Europens hörten ihn mit Luſt, und fühlten ſeine wohlthätige Kraft. Tugend ſangſt du, und Edelmuth und Freuden, unſchuldig und rein, wie ſie die ſchöne Natur beut. Deine Stimme war, wie die Stimme eines Bewohners beſſerer Welten. Wo edle Geſinnungen in einer Seele ſchlummerten, da wurden ſie geweckt durch die ſanften Töne deines himliſchen Lieds.

Aber ach! geſchloſſen iſt der Mund des lieblichſten Sängers der Fluren! verſtummt die erſte der ländlichen Flöten: Geßner, Geßner iſt tod!

O ihr Freunde der Natur, des Edlen und Schönen! kommt laſſt uns einen anmuthigen Hügel ſuchen, der ſich emporhebt aus der Mitte dunkeler Hayne. Um ſeinen Fuß herum laſſt uns einen Bach aus der nahen murmelnden Quelle führen, und aus dem Gehölz ſeines Gipfels werde eine heilige Laube gebildet. Hier wollen wir des Allgeliebten Bildniß errichten. Auf einem bemoosten Steine ruhend ſtehe es da in grünlicher Dämmrung. Oft wollen wir dann die Stätte beſuchen, oft wenn kühle Abendwinde die Laube

durch-

durchſäuſeln, wenn die Sonne ſinkt und ihr letzter Strahl zwiſchen der Blätter zitternden Schatten röthlich auf das Bildniß ſchimmert. Schweigend wollen wir dann das Bildniß betrachten, und alle die ſeligen Gefühle in unſer Herz zurückrufen, die der holde Sänger ſo oft darin erweckte; und dann ſchwebet vielleicht ſein Geiſt, ehe wir von dannen gehen, durch unſre Mitte hin, wie ein Sommerlüftchen, das, leiſetönend, die Saiten der Harfe durchſchwirrt.

Wanruch.

VI.

Kleine Gedichte.

Die Grazien, beym Bade der Mädchen.

Wer ſind jene drey Weſen? Sie ſehen den badenden Mädchen,
Sanft an einander gelehnt, unter dem Ahorne, zu.

Dieſe durchwühlen die gläſerne Fluth, und plätſchern, und ſprengen
Sich den reinen Kryſtall über die Schultern von Schnee:

Andre fangen, in Muſcheln gefährt, den kühlenden Strom auf,
Andre gießen die Fluth ſchwarzbrauner Locken ihm zu.

Welch ein Leben, welch ſüſſe Bewegung! gelinder und holder
Beugt der Narziſſenwald nicht ſich vor dem ſpielenden Weſt:
Alſo ſchwanken, vom Thaue getränkt, die zärtlichen Roſen,
Alſo glimmet der Mond über dem ſchuppichten See.
Aber jene dort athmen ſo ſüß den lächelnden Blick hin,
Daß du ſchwörteſt, ihr Aug' ſchaffe die Scene voll Reiz.

B.

An meinen Freund la Fontaine, in Halle.

Im Frühlinge 1787.

Wohl auf, der Lenz iſt erwacht! die fliehenden Gewölcke
Vergönnen uns des Himmels Anblick wieder;
Die Stürme ſind in lauen Weſt zerſchmolzen,
Und alle Fluren und Wälder, und alle Höhen und Thäler
Athmen balſamiſchen Düft! — Wohl auf, o Freund,
Erwache nun aus deinem Traum, verſchmähe
Die ſtolze Buhlerin Unſterblichkeit,
Die für dein ganzes ungenoßnes Leben,
Für kummervolle Tage, ſchlummerloſe Nächte,
Verſäumte Frühlinge und ungeleerte Becher

Dich

Dich erſt in deinem Grabe liebt! Wohl auf, beginne,
Verjüngt wie die Natur, ein zweytes Leben, und täuſche
Dich nicht mit Hofnungen, wenn Du genießen kannſt!

Hinweg aus meinem Harfenſpiel' die Saite,
Die Krieg und Tod und Fürſtenthaten ſang!
O, kehre wieder, Wallina, komm und zaubre
Mit deiner ſanften Laute — ſie tönet nur
Der Grazien Lachen, der Grazien Scherz und Tanz! —
Den wilden Barden zum Sänger geſelliger Lieder um!
Komm Mädchen, komm und lehre mich Geſang,
Wie Utz und Hagedorn ihn einſt begannen!
Da hoben aus den Bächen die Nymphen ſich
Empor bis an den gürtelloſen Schoos;
Da lauſchten im Gebüſch' die Faunen und Dryaden,
Und auf des Haines Wipfeln ſaß das Chor
Der Amoretten und der Zephir ließ
Sich nieder auf den nächſten Zweig und zog
Behutſam leiſ den Fittig an, und ſchwieg.

U—ch.

An Faber.

In deiner Jugend, Freund, ſo lange Leib und Geiſt
Zwey neuvermählten Gatten ähnlich ſind,
Die ſich noch lieben, wie am Hochzeittage; —
In deiner Jugend, weil der Geiſt noch gern
Sich zu des Leibes, und der Leib noch gern
Sich zu des Geiſtes Launen ſtimmt, und beyde
Nicht wiſſen, wer befiehlt und wer gehorcht,
Weil ihre Wünſche ſich in Harmonie begegnen:
Gleich einem Liede, das am ſtillen Abend'
Des Jünglings Harfe ſpielt, indeß ſein Mädchen ſingt:
In deiner Jugend Freund, vergiß der Freude nicht!
Es kömmt gar bald die Zeit, da ſägſt du gern,
Wär' nur aus deiner Bruſt nicht ſchon der Ton verſchwunden!

Ni—ch.

An die ſchöneren Blumen der griechiſchen Anthologie, von Herder in teutſches Erdreich verpflanzt.

O, ihr Blümchen des Tempe, wie find' ich euch hier in den Fluren
Welche die Ilme durchſteußt? Warlich von griechiſcher Hand
Seyd ihr verpflanzt in die Thäler der Muſenliebenden Fürſtin,
Hier noch glühet ihr ſchön, haucht ihr Theſſalien aus.

Hier

Hier auch werdet ihr blühn am Herzen griechiſcher Mädchen;
Griechiſchen Mädchen allein hat euch der Grieche verpflanzt.

Ebenderſelbe.

Die Stationen des Lebens.

Schon haben viel Dichter, die lange verblichen,
Mit einer Reiſe das Leben verglichen:
Doch hat uns bis dato, ſo weit mir bekannt,
Die Poſtſtationen noch keiner genannt.

Die Erſte läuft eben durchs Ländchen der Kindheit;
Da ſehn wir, geſchlagen mit glücklicher Blindheit,
Die lauernden Sorgen am Wege nicht ſtehn,
Und rufen bey Blümchen: Ey, eya, wie ſchön!

Wir kommen mit klopfenden Herzen zur Zweyten,
Als Jüngling' und Mädchen, die ſchon was bedeuten;
Hier ſetzt ſich die Liebe mit uns auf die Poſt,
Und reicht uns bald ſüße, bald bittere Koſt.

Die Fahrt auf der Dritten giebt tüchtige Schläge;
Der heilige Eh'ſtand verſchlimmert die Wege;
Oft mehren auch Mädel und Jungen die Noth;
Sie laufen am Wagen, und ſchreien nach Brodt.

Noch ängſtlicher iſt auf der Vierten die Reiſe
Für ſteinalte Mütter und wankende Greiſe;
Der Tod auf dem Kutſchbock, als Poſtillion,
Jagt wild über Hügel und Thäler davon.

Auch Reitende, jünger an Kräften und Jahren,
Beliebt oft der flüchtige Poſtknecht zu fahren;
Doch alle kutſchiert er zum Gaſthof der Ruh:
Nun, ehrlicher Schwager, wenn das iſt, ſehr zu!

A. F. E. Langbein.

VII.

Schwierigkeiten

bey dem Gottesbeweis

aus der Thierentſtehung.

Es iſt wahr, könnte ein Skeptiker ſagen — die Erde hat in ihrer jetzigen Lage die zeugende Kraft nicht, welche gewiſſe ſeynwollende Philoſophen ihr beylegen. Menſchen wachſen nicht, wie Schwämme, aus der Erde mütterlichem Schooß hervor, und ewige unverderbliche

liche Saameneyer ſind nicht wohl anzunehmen. Auch kann es ſeyn, daß die Reihe der Zeugungen, wodurch die Arten erhalten werden, einen Anfang gehabt haben muß.

Aber eben dadurch geſtehet man, daß es einmal Menſchen ohne Eltern, eine Hervorbringung ohne Saamen oder Ey gegeben hat, und daß es alſo das Vermögen der Natur nicht überſteigt, Menſchen, auf einem andern, als dem gewöhnlichen Wege, hervorzubringen.

War, in der ſucceſſiven Reihe der Väter und Söhne, die Entſtehung des zweiten, des dritten, des vierten Menſchen kein Wunder: warum ſoll die Bildung des Erſten, ein alle Kraft der Natur überſteigendes Wunder geweſen ſeyn? —

Natürlich nennen wir nur das gewöhnliche, das Alltägliche, deſſen Anblick uns nicht fremd, nicht neu mehr iſt: das Auſſerordentliche, das Ungewöhnliche wird von unſrer Unwiſſenheit mit dem Namen eines Wunders beehrt.

Wer von uns hat je die Natur in einer Lage geſehen, die dem erſten Zuſammentritt, der erſten Verbindung der Elemente ähnlich iſt? — Ein anderes iſt die Welt, die aus dem Chaos ſich emporarbeitet, ein anderes die Welt, wenn ihre Stoffe ſich einmal in gewiſſe — nach unſerer Art zu ſehen! — regelmäßige Formen gebildet haben, an denen wir ein Beſtreben, ſich nach

gewiſſen, von ihrer Natur unzertrennlichen, Geſetzen zu reproduciren, wahrnehmen.

Ihr haltet — würde Hume ſagen — die Organiſation der Erſten auf dieſer wandelbaren Scene erſchienenen Menſchen für das Werk eines Verſtandes. Ich läugne nicht meinen und euren Urheber, nicht das Daſeyn des Verſtandes, der eben ſo wirklich iſt, als die Bewegung oder die Materie. Aber wohlverſtanden! und hier habe ich alle Theologen des Alterthums auf meiner Seite — in der Welt. Denn nur auf ihre Theile ſchränkt ſich unſere Erfahrung, mithin unſere Kenntniß, ein. Das Ganze, als Ganze, iſt nur Idee, exiſtiert nur in unſerer Vorſtellung.

Wenn wir alſo die Urſache eines jeden, uns — in der Erfahrung vorkommenden Dinges, d. h. Welttheils, in der Welt, d. h. in andern, zum Inbegriff der Objekte möglicher Erfahrung gehörigen Dingen, ſuchen müſſen, und das Ganze, als Ganze, nur Idee iſt, ſo bedarf dieſes Ganze, als ſolches auch nur eines idealen Urhebers. Und dieſer Urheber iſt nicht ſchwer zu finden. Er gründet ſich auf eine Operation unſeres Geiſtes, der aus vielem Eins macht, und das verſchiedene in Einen Totalbegriff zuſammenfaßt.

Unſer Geiſt iſt es, der die, der Form ſeiner Anſchauungen weſentliche, und für ihn geſetzmäßige Ordnung auf die Dinge ſelbſt, worin es weder abſolute Ordnung, noch abſolute Unordnung giebt, überträgt.

Uns

Unſere Phyſik kennt die Kräfte hienieden, welche wir der Materie zuſchreiben, nur in ſo fern ſie ſich in dem gegenwärtigen Zuſtand der Erde, der allein unſerer Beobachtung unterworfen iſt, und ihrer jezigen Lage gemäß äuſſern. Kein Wunder alſo, wenn eben dieſer Phyſik jene Naturkräfte zu gewiſſen Wirkungen unfähig ſcheinen, welche ſie nie in ſichtbaren Beyſpielen, innerhalb ihres engen Geſichtskreiſes, wahrgenommen hat. Zugegeben, daß die Entſtehung des Urmenſchen, und der erſten Thiere von jeder Art, aus unſerer Phyſik, und den Geſetzen der gröbern Mechanik, worauf wir alles zurükführen möchten, unmöglich zu erklären iſt! — könnte denn nicht einem Engel — einem höhern überirdiſchen Weſen, deſſen Naturkenntniß weiter ſich erſtrekte, als die unſrige, und welches die Natur in mehreren Situationen und ſucceſſiven Zuſtänden geſehen hätte, — die Erklärung unſeres Urſprunges aus dem Mechaniſmus der Weltkräfte noch immer ſehr möglich ſeyn? — —

Der Graf von Büffon ſagt *): es giebt keine präexiſtirende Keime. Die Entſtehungsart der Thiere iſt „nicht einförmig. Vielleicht giebt es eben ſo viel le„bende Weſen, welche ſich durch die zufällige Verbin„dung organiſcher Molecülen bilden, als Thiere oder

*) Tom. XI. p. 17. ſeqq. der Zweibrücker Edition.

Claudio.

Ich bleibe bey meiner Entſchlieſſung, und wenn ſie eine Mohrin wäre.

Leonato.

So hohlet ſie herbey, Bruder, dieſer geiſtliche Herr iſt ſchon da.

Pedro.

Guten Tag, Benedict: wie? warum habt ihr ein ſolches Hornungs-Geſicht, ſo voller Froſt, Sturm und Wolken?

Claudio.

Ich denke, er denkt an den wilden Ochſen; aber fürchte nichts, Mann, wir wollen deine Hörner in Gold einfaſſen, und ſo ſoll ganz Europa Freude an deinem Anblik haben; wie Europa ehmals an dem verliebten Jupiter, da ihn die Gewalt der Liebe zwang, den Stier zu machen.

Benedict.

Stier Jupiter, mein Herr, hatte ein anmuthiges Gebrüll; und irgend ein Stier von ſeiner Art beſprang eures Vaters Kuh, und zeugte ein Kalb dem ihr ungemein ähnlich ſeyd, denn ihr habt vollkommen ſein Geblök.

„Pflanzen, welche durch eine beſtändige Folge von „Zeugungen ſich reproduziren. Meine Beobachtungen „beweiſen: daß die Fäulniß, die Auflöſung der Thiere „und Pflanzen, eine unendliche Menge organiſcher le„bender Körper hervorbringt — und pag. 23. „Die„ſe zufällige Zeugungen äuſſern ſich jedesmal bey der „Decompoſition organiſcher Weſen. Die meiſten We„ſen, welche dieſer Art von Zeugung (aus der Fäulniß „oder Gährung) ihren Urſprung zu danken haben, er„mangeln des Vermögens, ihres Gleichen zu zeugen. „Faſt alle dieſe im Schooße der Verweſung gezeugten „Weſen, werden auch in ihm wieder zernichtet. Ohne „Eltern gebohren, ſterben ſie ohne Nachkommen. Ei„nige aber, z. B. die Schlänglein des Mehlkleiſters, „ſcheinen ſich fortzupflanzen.“

„Pag. 25. Ich habe bewieſen, daß es allzeit wirk„ſame, lebende organiſche Molecülen giebt, die in „allen animaliſchen und pflanzenartigen Weſen enthal„ten ſind, und daß ſie, — wenn ſie nicht ganz von „den Thieren oder Pflanzen zur Nahrung abſorbirt „ſind — andere organiſche Weſen bilden. Die Schläng„lein des Mehlkleiſters, und die kleinen Eſſigaale, „auch alle vorgegebene mikroſkopiſchen Thiere, ſind „nichts als verſchiedene Formen, welche die allzeit ak„tive, ſtets nach der Organiſation ſtrebende Materie „von ſelbſt (d'elle même) und nach Maasgebung der „Umſtände annimmt.“ — —

Die

Die Alten haben erkannt, daß aus dem feuchten Moder unterirdiſcher Hölen ein Schwarm geflügelter Inſekten entſtehet. Ariſtoteles und Theophraſt glaubten, daß gewiſſe Pflanzen und einige Thiere, ohne Keim, ohne Saamen, ohne Begattung zweyer Thiere von eben derſelben Art, erzeugt würden.

Dieſe Meinung wird, wie es ſcheint, auch durch die Beobachtungen beſtätigt, welche Herr Moubier, ein groſſer Arzt zu Montpellier, dem Hrn. von Buffon communicirt hat.

Sollte der Schöpfer — könnte man ſagen — weniger groß, weniger herrlich ſeyn, wenn er — ſtatt die erſten Menſchen unmittelbar zu erſchaffen — ſie durch ein uns unbekanntes Naturgeſetz hervorbringen läßt? Sind wir darum weniger ſeine Geſchöpfe, weil wir unſere Exiſtenz von unſern Eltern — und nicht durch ein Mirakel von ihm ſelbſt bekommen haben?

Warum unſere engkreiſige Erfahrung zum Maasſtab des Vermögens der Natur machen?

Anonym.

Vom

VIII.

Vom Uebergewicht des Guten.

Ein Dialog.

A. Freund! uns ladet dieſe ſchöne Sommernacht, dieſer ſternenklare Himmel, und dies ſilberne Mondlicht zu den ſüſſeſten Reverien ein! — Die tiefe Stille der Gegend, die im Mondſchein ſchlummert, dies ahnungweckende Schweigen weit umher, welches Zephyr, der nur leiſe in den Blättern liſpelt, zu unterbrechen fürchtet — laß' es uns geſtehen! — dieſe ganze nächtliche Scene wirkt mit magiſcher Kraft auf die Seele. Sie, die oft in Gefahr iſt, hienieden in dieſem engen und düſtern Wolkenthal zu erſticken, wagt nun kühnen Flug in die grenzenloſen Regionen des Aethers, und beſpricht ſich — dem ſterblichen Ohr unhörbar! — mit den glücklichen Bürgern entfernter Planeten, deren lichthelle Wohnung, einladend, ihr entgegen ſtrahlt.

Z. Liebenswürdiger Schwärmer!

A. Warum Schwärmer? Freund! ich halte dich nicht für unfähig, das Alles mit mir zu fühlen!

Z. Ich danke dir für die vortheilhafte Meinung, die du von meiner Einbildungskraft zu hegen ſcheinſt!

Ihr

— Ihr habe ich, so gut wie du, manche schöne Träume zu danken, die mich auf ein paar Stunden belustigen. Ich brauche gewisse Visionen, um bisweilen meinen Nerven eine andere Modification zu geben, so wie ich den spanischen Wein brauche, um dann und wann mir den Magen zu wärmen.

Nur muß ich allemal lachen, so oft ich gewisse Philosophen diese und ähnliche Visionen, welchen ich ihre Anmuth und momentanen Nutzen nicht abstreite, für Offenbarungen der Vernunft verkaufen, und ganze Theodicéen darauf bauen sehe. Ich danke der Natur, die meine Einbildungskraft mit den Sinnen zusammenknüpfte, für ihre schöne mütterliche Täuschungen, für die heitern Intervalle unseres traumähnlichen Lebens. Aber ich danke nicht weniger der Vernunft, daß sie mich jene schöne mütterliche Täuschungen auch für das, was sie am Ende doch sind, für Täuschungen erkennen ließ.*)

A. Mich erhebt und tröstet der Gedanke, daß die Glückseligkeit, als sie dieser Sphäre entwich, ihren glänzenden Thron auf jenen Lichtwelten bestiegen hat, deren Einflüssen man ehemals die Schicksale der Sterblichen zuschrieb, so wie ich ihnen jetzt — mein Vergnügen danke. Ich sage: mich erhebt und tröstet diese Idee. —

*) Täuschungen, sind nur in so fern und so lange als man sie für Wahrheit hält, Dankes werth, dächte ich!

3. Aufrichtig zu reden — mich nicht! — Ich weiß wohl, daß ſelbſt Leibniz, um, troz der großen Summa der Uebel in der Welt, das Uebergewicht des Guten dennoch behaupten zu können, dem Elend hier auf Erden, die überwiegende Seligkeit von Centillionen glücklicher Weſen entgegengeſezt, welche dort droben reſidieren. Aber erſtens, das heißt einer Thatſache, welche ſichtbar und fühlbar iſt, eine Hypotheſe entgegenſtellen, die wir durch keine einzige Beobachtung verifiziren können. Denn wer hat, auſſer Swedenborg, dieſe überglücklichen, überirdiſchen Weſen je geſehen und geſprochen, oder ihren Zuſtand, durch Sinne, wie die unſrigen, erforſchen können? — Alle Nachrichten aus der unſichtbaren Welt, ſind — die wenigen ausgenommen, welche die göttliche Offenbahrung uns ertheilt — zuverläſſig apokryphiſch. Und à priori können wir eben ſowenig, aus dem bloßen Begriffe der göttlichen Güte, auf die Glückſeligkeit, jener vorausgeſezten Planetenbürger ſchließen, weil dieſer Schluß eben ſowohl in Beziehung auf unſere Erde — wo ſo viel Elend iſt — als für jeden andern Globus gelten müßte.

Zudem, und zum andern: iſt es nicht höchſt ſonderbar, daß das Elend hier auf Erden, für die Glückſeligkeit im Monde oder Jupiter ein Zeugniß werden ſoll? — Freund! könnte uns nicht der Gedanke des

Herrn

Hrn. von Paw viel natürlicher ſcheinen: le mal phyſique, et le mal moral, répandus à pleines mains ſur *notre* planéte, ne nous permettent guéres de croire, que les autres globes, qui nous environnent, *en ſoient exempts.* *)

A. Aber verſpricht der Lichtglanz dieſer fernen Kugeln nicht etwas für den heitern, ſeligen Zuſtand ihrer Bewohner?

Z. Freund! die Erde gehet den Mondbürgern ſo gut auf, wie der Mond uns. Fontenelle ſagt: der Anblick der Vollerde, vom Monde aus geſehen, muß noch prächtiger ſeyn, als uns der Anblik des — ſo viel kleinern — Vollmond iſt. Die Oberfläche der Erde glänzt zu gewiſſen Zeiten dem Monde, wie die Oberfläche des Mondes, der Erde. — — Vielleicht wirft ſich ein Mondbürger beym Anblik der ihm aufgehenden Erde nieder; vielleicht ruft er aus: glükliche, überglükliche Bewohner jener unermeßlichen Lichtſphäre! gewiß ſeyd ihr unſterblich, und luſtwandelt ewig in einem Paradieſe!

Ich darf dir nicht ſagen, wie richtig dieſe Philoſophie iſt! Der Mann im Monde ſiehet uns nur nicht auf unſern Nachtſtühlen — in unſern Hoſpitälern — in unſern Galeeren — auf unſern Schlachtfeldern — in

*) Recherches philoſ. ſur les Americains, T. 2. p. 265.

zu tauſend traurigen Lagen, unter dem Druck von zehn tauſend Uebeln, deren Katalog die traurigſte Arbeit meines Lebens ſeyn würde!

Laß uns, mit Voltairens Candide, in den Garten gehen und Kohl pflanzen!

A. Freund! — ich muß dir Recht geben!*) — ſo gern ich dir kalten Schneemann auch widerſprechen möchte. Ich weiß indeß, du tadelſt den Schöpfer nicht, deſſen Plan wir nicht begreifen. Du willſt ihn aber auch nicht durch kleinliches ärmliches Lob entehren. Ruhig und heiter ſieheſt du dem Schickſal entgegen, welches Er dir beſtimmt hat! ruhig und heiter, ſelbſt ohne es zu kennen! Ohne den Beſitz der wunderbaren Lampe zu hoffen, erwarteſt du von ihm alles Gute, was der Zuſammenhang der Dinge dir zu genießen geſtattet.

Anonym.

---

*) Freund A. ergiebt ſich etwas ſchnell. Indeſſen iſt und bleibt ſoviel gewiß, daß uns das Glük der Bewohner anderer Welten nichts helfen kann, als in ſo fern wir Hofnung haben künftig daran Theil zu nehmen; eine Hofnung von der uns die Vernunft wenigſtens nicht beweiſen kann, daß ſie Täuſchung ſey.

W.

Der
Teutſche Merkur.

May 1788.

I.

Ueber
die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epiſchen Gdichtes als Erhohlung für Gelehrte und Studierende *).

An einem heitern Frühlingstage unter freyem Himmel, trunken von den Reitzen einer ſchönen Landgegend, die man ſo eben mit offenen Sinnen genoſſen hat, fühlt man ſich wohl zuweilen aufgelegt, den vor unſren Augen arbeitenden Landmann zu bedauern, der dieſen Schauplatz der Wonne mit ſeinem Schweiße, oft auch mit ſeinen Thränen, befeuchtet, ohne dafür durch

*) Mit dieſer Rede hat der Verfaſſer ſeine öffentliche Vorleſungen über den Oberon eröfnet. Es waren weit über vierhundert Studierende dabey zugegen; Ein Umſtand der als Merkmal der immer zunehmenden Kultur, wodurch ſich die heutigen akademiſchen Bürger Jenas vor ihren Vorfahren auszeichnen, gewiß nicht unmerkwürdig iſt.

durch eine einzige der zahllosen Schönheiten, welche die Natur rings um ihn herum ausgegossen hat, entschädigt zu werden. Blind für alle die anmuthigen und prächtigen Scenen, die sich von allen Seiten her seinem Blicke darbieten, sieht er nichts als das kleine Stück Erde, das er zu bearbeiten hat, und das ihm seine saure Mühe kaum mit dem dürftigsten Unterhalt belohnt. Fast täglich wohnt er dem herrlichen Schauspiele der auf und niedergehenden Sonne bey, ohne sich dabey etwas anderes, als den Anfang und das Ende seines Tagewerks zu denken. Gleichgültig wendet er sein Ohr von dem lieblichen Gesange der Lerche und der Nachtigall weg, um den Fröschen und Unken, den Raben und Eulen zu horchen, die ihm Veränderungen des Wetters und des Schicksals prophezeyen. Mit einem Worte, die Natur scheint ihn mit ungerechter und beyspielloser Härte zu behandeln, indem sie ihn, der in so vielen Rücksichten ihr fleissigster Diener, ihr getreuester Freund, ihr gutartigster Sohn ist, von der Theilnehmung an ihren feineren und edleren Freuden ausgeschlossen hat, die sie an so manchen undankbaren Lieblinge verschwendet.

Und doch, meine Herren, ist hier unser Mitleiden ganz am unrechten Orte, ist es nichts weiter als empfindsame Schwärmerey, und muß in eben dem Verhältnisse verschwinden, als wir über die Bestimmung und die dieser Bestimmung angemessenen Bedürfnisse des Landmanns reifer nachdenken.

Ganz

Ganz anders verhält es sich, wenn wir das ähnliche Schicksal des Gelehrten, oder Studierenden, betrachten, der auf den Feldern der Wissenschaften, wie der Bauer auf den ländlichen Gefilden, nichts als Arbeit und Brod zu suchen und zu erwarten hat. Auch er sieht im unermeßlichen Gebiethe des menschlichen Wissens nichts weiter, als den Acker, den er zu bedienen sich vermiethet hat, oder sich zu vermiethen denkt; und wirft aufs höchste kalte oder gar verächtliche Seitenblicke auf die benachbarten blühenden Fluren, die er für unfruchtbar hält — weil sie kein Getreide tragen. Er läßt sich auch nicht im Traume einfallen, daß es eine und eben dieselbe Sonne der Vernunft seyn könne, die nicht nur das nährende Produkt des Fleisses, sondern auch die erquickende Frucht der Begeisterung und die ergötzende Blume des Witzes zur Reife bringt, und durch deren Stralen die bezauberte Welt der Dichter die reitzenden Farben und das wohlthätige Licht erhält, wodurch sie das Auge des scharfsichtigsten Geistes noch mehr aufzuhellen und zu stärken vermag. Der arme hält den Namen Wissenschaft durch das Beywort schön für entheiligt; und was Wunder, daß er alles, was man unter diesem Ausdrucke zu verstehen gewohnt ist, für zeitverderbende Tändeley erklärt, da er die Einbildungskraft dem Verstande, den Witz dem Scharfsinne, die Empfindung der Vernunft, das Angenehme dem Nützlichen, das Vergnügen der Arbeit, und das Schöne dem Wahren im geraden Widerspruch entgegen.

Eilfte Scene.

Antonio mit Hero, Beatrix, Margareth und Urſula in Masken zu den Vorigen.

Claudio (zu Benedict.)

Für diß muß ich euer Schuldner bleiben, denn hier kommt eine andre Rechnung. Welche von dieſen iſt die Dame, die ich mir zueignen ſoll?

Antonio.

Dieſe hier iſt's, und ich gebe ſie euch.

Claudio.

Nun dann, ſo iſt ſie mein; meine Liebe, laßt mich euer Geſicht ſehen.

Leonato.

Nein, das ſollt ihr nicht, bis ihr ihre Hand nehmt, und vor dieſem Ordens-Mann angelobt, daß ihr ſie heurathen wollt.

Claudio.

Gebt mir eure Hand; und vor dieſem heiligen Manne ſchwör ich, daß ich euer Ehgemahl ſeyn will, wenn ich euch gefalle.

Hero, indem ſie die Maske abnimmt.

Als ich lebte, war ich euer erſtes Weib; und als ihr mich liebtet, wart ihr mein erſter Mann.

ſtellen gewohnt iſt. Das poetiſche Werk, das ſeine Aufmerkſamkeit würdigen ſoll, muß in einer todten Sprache geſchrieben ſeyn, und dann lieſt er daſſelbe ohne Gefahr von einer lebendigen Schönheit geſtört zu werden, und in der einzigen Abſicht, um daraus die Schätze ſeiner grammatikaliſchen Weisheit und antiken Gelehrſamkeit zu bereichern, durch die er allenfalls das Amt eines Schulmanns zu zieren hofft. — Mit einem Worte, meine Herren, der nächſte beſte Laye in den Geheimniſſen der Wiſſenſchaften, der ſich durch Umgang mit der feinern Welt gebildet hat, und Liebhaber von unterhaltender Lektüre iſt, hat weit mehr Genuß von den Blüthen und Früchten des menſchlichen Geiſtes, als der mühſam arbeitende Gelehrte oder Studierende, der durch die Wiſſenſchaften nichts als Brod, oder durch nichts als Brodwiſſenſchaften Ehre erwerben will.

Sie werden das Loos eines ſolchen Gelehrten um ſo bedauernswürdiger finden, jemehr Sie die Beſtimmung ſeines Standes und die demſelben angemeſſenen Bedürfniſſe erwägen. Indeſſen daß der Pflüger ſeinem Tagewerke um nichts ſchlechter, ja vielmehr nur um ſo viel beſſer verſteht, weil er für die feinern Schönheiten der Natur keinen Sinn hat, muß es dem Gelehrten ſowohl an Empfänglichkeit für den Genuß, als an Fruchtbarkeit für die Erzeugung der nährenden Früchte des Geiſtes in eben dem Verhältniſſe mangeln, als es ihm an Geſchmack für die erquickenden und ergötzenden

den fehlt. Der Gelehrte und Studierende bedarf einer Erholung, er bedarf ihrer zum Vortheile ſeiner Arbeiten ſelbſt. Er bedarf einer Erholung, die ſowohl dem Grade als der Beſchaffenheit ſeiner Arbeit angemeſſen iſt. Nur der Körper erſetzt ſeine erſchöpften Kräfte durch Ruhe: der Geiſt erfriſcht die ſeinigen durch Veränderung der Beſchäftigung; er kann ſich an dem Antheil den er an den Vergnügungen des Körpers nimmt, die mehr ſeinem Werkzeuge als ihm ſelbſt angehören, unmöglich begnügen. Er kann es um ſo viel weniger, je höher ſich die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit über die Sinnenwelt erhebt. Er bedarf deſto mehr der Nahrung für die Einbildungskraft, je mehr die Vernunft mit Zergliederung allgemeiner Begriffe zu thun hat; bedarf um ſo mehr der feinen Spiele des Witzes, je ernſthafter, trockner und einförmiger die Arbeit ſeines Scharfſinnes iſt; er bedarf um ſo mehr der Erquickung durch die wohlthätige Wärme des Herzens, jemehr er durch ſeine Berufspflichten an die kalten Geſchäfte des Kopfes gefeſſelt iſt; er bedarf, damit ich alles zuſammennehme, des Vergnügens, das ihm die Felder der ſchönen Wiſſenſchaften in ſo reichem Maße anbieten in eben dem Verhältniſſe mehr, je ſchwerer und vielfältiger die Arbeiten ſind, die er auf den Feldern der ernſthaften (Brod-) Wiſſenſchaften zu vollenden hat, und jemehr ihm an dem glücklichen Erfolg dieſer Arbeiten gelegen iſt.

Die Absicht, meine Herrn, warum ich Ihnen für denjenigen Nachmittag, der wöchentlich der Erhohlung von ihren ernsthaftern Geistesarbeiten bestimmt ist *), eine geistige Unterhaltung aus dem Felde der Dichtkunst (denn für nichts weiter will ich meine Vorlesungen über den Oberon angesehen wissen) angebothen habe, hat also wohl keiner Rechtfertigung vonnöthen. Vielleicht darf ich aber desto gewisser hoffen, daß sie diese Absicht billigen, und durch ihre Theilnehmung befördern werden, wenn es mir gegenwärtig gelingt ihnen zu Gemüthe zu führen, wie sehr die Unterhaltung, die aus der näheren Betrachtung und dem feinern Genusse der Schönheiten poetischer, und vorzüglich epischer Werke entsteht, so wohl durch die Größe des Vergnügens, als durch die Art und die Wichtigkeit des Nutzens, den sie gewährt, die Bedingungen erfülle, welche bey einer zweckmäßigen Erhohlung für Gelehrte und Studierende vorausgesetzt werden müssen. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit.

Daß der Dichter in der Schönheit seiner Werke, und folglich auch in dem Vergnügen, das er durch dieselben zu bewirken vermag, mit der Natur wetteifern, und sie in den Fällen, wo zwischen ihnen beyden Vergleichung statt findet, sogar übertreffen könne, ist ein Vorzug, den er mit jedem Virtuosen gemein hat. Der

Grund

*) Sonnabends.

Grund dieſes Vorzugs gereicht der Natur nicht weniger als der Kunſt zur Ehre. Denn während die Natur auch hierdurch auffallende Proben von der Weisheit ihrer Maaßregeln giebt, indem ſie bey ihren Werken die Schönheit nicht ſelten höhern Zwecken aufopfert; kann und muß die Kunſt, die bey den ihrigen keinen andern Zweck hat als zu gefallen, alle ihre Maaßregeln dem Geſetze der Schönheit unterordnen. Daher hat es der Virtuoſe ſo ganz in ſeiner Gewalt, von dem Geſchöpfe ſeines Geiſtes alles zu entfernen, was die angenehme Wirkung hindern und ſchwächen, daſſelbe hingegen mit allem auszuſtatten, was dieſe Wirkung erleichtern und verſtärken kann. Der Liebhaber der Natur findet in den Meiſterwerken der Kunſt alle die Reitze wieder, die er in dem Gebiethe ſeiner Freundin kennen und lieben gelernt hat; aber findet ſie, ſie, die er ſonſt auf jenem weiten Gebiethe an unzähligen Gegenſtänden mit vieler, oft vergeblicher Mühe aufſuchen mußte, — er findet alle dieſe Reitze beym Kunſtwerke in einem einzigen Gegenſtande vereiniget, von allem fremdartigen geläutert, und in ein Ganzes zuſammengewebt, deſſen erſter überraſchender Anblick mit entzückender Wonne, und deſſen fortgeſetzte Betrachtung mit der Ueberzeugung begleitet wird, daß die Natur dieſes Werk gerade ſo gemacht haben würde, wenn das Vergnügen der Sterblichen ihr einziger Zweck geweſen wäre.

In dieſer Vervielfältigung, Verfeinerung und Veredlung der Gegenſtände unſres Vergnügens thut es die Dichtkunſt ihren Schweſtern, der Malerey, der Bildhauerkunſt und der Muſik zuvor. Was dieſe vor ihr durch die unmittelbare Wirkung auf unſre ſinnlichen Werkzeuge voraus haben, das erſetzt die Dichtkunſt durch ihre unmittelbare Wirkung auf den Geiſt, durch welche ſie ein Vergnügen erzeugt, welches der Erholung des arbeitenden Gelehrten um ſo angemeſſener iſt, da es nicht nur allein, (wie bey der Muſik und den bildenden Künſten der Fall iſt), diejenigen Fähigkeiten des Gemüthes beſchäftiget, die bey Gelehrten und Studierenden gewöhnlich müſſig bleiben, ſondern auch, und vorzüglich diejenigen erquickt, die bey ihm gewöhnlich am meiſten angeſtrengt werden, — Gedächtniß, Scharfſinn und Vernunft.

Indeſſen, daß ſich die Muſik und die bildende Kunſt vermöge der Natur ihrer Zeichen begnügen muß nur gewiſſe Gegenſtände von gewiſſen Seiten zu zeigen, herrſcht die Dichtkunſt mit unumſchränkter Macht ſo weit das Gebieth der Schönheit reicht; ihr Stoff iſt nicht nur alles Wirkliche, ſondern auch ſogar alles Denkbare; ſelbſt dasjenige, was in der Natur häßlich und unangenehm iſt, gewinnt unter ihren Händen Anmuth und Reitz, und ſie iſt in der Wahl ihrer Gegenſtände um ſo weniger beſchränkt, da ſie jeden Gegenſtand nach ihrer Abſicht umſchaffen kann, und bey

dieſer

dieſer Schöpfung kein anderes Geſetz erkennt, als das gröſſte mögliche Vergnügen. Eben dem Umſtande, der ihr von ſo manchem Unverſtändigen zum Vorwurfe gemacht wird, daß ſie nämlich nur Worte, d. h. nur ſolche ſinnliche Zeichen in ihrer Gewalt hat, die an ſich ſelbſt ohne Bedeutung ſind, — eben dieſem Umſtande, ſage ich, hat ſie es zu verdanken, daß ſie nicht etwa nur an dasjenige gebunden iſt, was ſich durch Linien, Farben, und Töne darſtellen läßt, ſondern daß ihr die ganze Schöpfungskraft der Phantaſie ohne Einſchränkung zu Geboth ſteht. Mit dem Zauberſtabe dieſer Feenköniginn ausgerüſtet, erſetzt, ja übertrifft ſie ſogar die Wirkung des ſinnlichen Eindruckes; läßt uns nicht blos denken, ſondern ſehen und hören, was ſie uns ſehen und hören laſſen will; verwandelt die geiſtigſten Begriffe in die ſinnlichſten Anſchauungen, und begabt Gedankendinge mit den Eigenſchaften und Kräften der wirklichen. Und ſo entſteht auf ihren Wink jene neue Welt, die Boileau, der Geſetzgeber des franzöſiſchen Parnaſſes, mit folgenden Zügen ſchildert:

„Verkörpert treten hier die Geiſter auf; *)
„und was nicht Leben, Geiſt und Sprache hat,
„wird hier belebt, beſeelet und beredt, —
„und jede Tugend, deren Namen hier

*) Im Franzöſiſchen:

Là pour nous enchanter tout eſt mis en uſage,
tout prend un corps, une ame, un eſprit, un viſage,

Cha-

„erhöhet, ſteht ſogleich als Göttin da;
„Die Weisheit wird Minerva, und ihr Ernſt
„ſtralt milder aus dem blauen Aug' hervor:
„Die Reitze, ſonſt nur einzeln zugetheilt
„den Töchtern dieſer Unterwelt, und nur
„im Ideal vereint, das Schönheit heißt,
„entzücken hier in Cyprions Perſon.
„Nicht etwan Erddämpfe, die ſich ſelbſt
„entzünden, ſind die Ungewitter hier:
„ein, jeder Donnerkeil entfährt der Fauſt
„des aufgebrachten Jupiters. Ein Sturm
„der Schiffern mit dem naſſen Tode dräut,
„iſt nicht der Winde Werk: der Waſſergott
„iſts, der in ſeiner Wuth die Fluthen peitſcht;
„und Echo iſt kein Schall, der durch die Luft
„zurücke prellt: die arme Nymphe iſts,
„die über ihres Jünglings Härte weint. u. ſ. w.

Ich

Chaque vertu devient une divinité,
Minerve eſt la prudence, et Venus la beauté.
Ce n'eſt plus la vapeur qui produit le tonnerre,
C'eſt Jupiter armé pour effrayer la terre;
Un orage terrible aux yeux des Matelots
C'eſt Neptune en courroux qui gourmande les flots;
Echo n'eſt plus un ſon qui dans l'air retentiſſe,
C'eſt une Nymphe en pleurs, qui ſe plaint de Narciſſe.

Art. Poët. Chant III.

Ich bedaure den geiſtloſen Vernünftler, der über die poetiſche Welt ſpotten, und den gefühlloſen Pedanten, der nicht begreiffen kann, wie einem in dieſer erdichteten Welt wohl ſeyn könne. Wir, m. H. wollen ſie jederzeit von der ehrwürdigen Seite, anſehen, von der ſie uns durch Vernunft und Erfahrung gezeigt wird, als eine Welt die ganz für unſer beſſeres Vergnügen geſchaffen iſt, die nach den weiſen Geſetzen der Schönheit regieret wird, und in ſo ferne ſie uns wirklichen Genuß gewährt, auch ſogar an Realität der wirklichen Welt durchaus nichts nachgeben kann.

Alles was bisher von der Poeſie überhaupt geſagt worden, gilt in einem ganz vorzüglichen Grade von der Epiſchen, in welcher die Kunſt ihren weiteſten Spielraum hat, wo ſie alle ihre Kräfte aufbietet, alle ihre blendenden Farben erſchöpft, und ſich nicht begnügt den Leſer befriedigt, erfreut, entzückt zu haben, wo ſie ihm nicht nur Beyfall, ſondern Bewunderung abnöthiget. Die epiſche Dichtart vereiniget alles, was die übrigen an Stoff anziehendes und an Behandlungsart vorzügliches aufzuweiſen haben. Nicht nur ohne die geringſte Verwirrung, ſondern in dem lichtvollſten Zuſammenhange, der eben eine ihrer gröſten Schönheiten ausmacht, ſtellt ſie alles, was uns in der leblo-ſen und lebendigen, in der ſichtbaren und unſichtbaren Natur am ſtärkſten intereſſieren kann, in einem einzigen groſſen Gemählde auf; die weitausſehenden Entwürfe,

die

die gefahrvollen Unternehmungen und glänzenden Thaten von Staatsmännern und Helden, und die Angelegenheiten der hoffnungslosen, der geprüften und belohnten Liebe; den Kampf empörter Elemente bey Ungewittern und Seestürmen, und die holde Freundlichkeit der Natur an einem heitern Frühlingsmorgen; Schlachtengetümmel und die schrecklichen Verheerungen des Krieges, und die stillen Freudenfeste des arbeitsamen Landmanns in den blühenden Gefilden des Friedens, den Aufruhr wüthender Leidenschaften in der Brust des Sklaven der Sinnlichkeit, und freudenvolle Ruhe des Herzens unter den sanften Zepter der Vernunft, prächtige, und anmuthige Naturscenen, grosse Charaktere edler Menschen, und feine Gemählde schöner Seelen — Denken sie sich, meine Herren, das herrliche Ganze, das aus der harmonischen Verbindung so verschiedener Theile, wovon jeder für sich schon anziehend genug wäre, herauskömmt; denken sie sich dieses so wunderbare und doch so natürliche Ganze mit allen Schönheiten der übrigen Dichtarten geschmückt; allenthalben, wo es die Natur des Stoffes zuließ und foderte, ausgestattet bald mit der Lebendigkeit der dramatischen Darstellung, bald mit dem erhabenen Ernste und der tiefen Rührung der Tragödie, bald mit der Einfalt und Naivität der Idylle, bald mit den schmelzenden Klagetönen der Elegie, bald mit der hohen Begeisterung und dem hinreissenden Schwung der Ode; denken sie sich endlich dieses Ganze in eine Sprache

ein-

eingekleidet, die ſich nach der Muſik eines melodiſchen Sylbenmaſſes, mit dem Anſtand und der Leichtigkeit einer Grazie fortbewegt, und mit jedem Schritte, jeder Wendung dem trunkenen Blicke neue Schönheiten entfaltet, und ſie werden ſich ungefähr den Grad des Vergnügens vorſtellen können, den die Unterhaltung mit einem epiſchen Meiſterwerke zu gewähren vermag!

Aber ſollte dieſes Vergnügen durch diejenige nähere Betrachtung ſeines Gegenſtandes, die ohne Zergliederung deſſelben nicht möglich iſt, und die den weſentlichſten Theil unſrer Unterhaltung mit dem Oberen ausmachen ſoll, nicht vielmehr geſtöhrt, als befördert werden? — Ich weiß nur allzuwohl, m. H. daß es der wirklichen Liebhaber und Virtuoſen ſo wohl als der angeblichen Kenner und Philoſophen genug giebt, die dieß zu behaupten geneigt ſind. Ich weiß aber auch die Unſtatthaftigkeit dieſes Vorurtheils zugleich mit den Entſtehungsgründen deſſelben ziemlich genau anzugeben. Bald iſt es ein gewiſſes Uebermaaß der produktiven *) Einbildungskraft, durch welche gewiſſe Geiſter mehr aufgelegt ſind Theile in ein Ganzes zuſammenzuſetzen, als ein Ganzes in ſeine Theile aufzulöſen; — bald bloße Bequemlichkeitsliebe, die nicht gerne aus dem behaglichen Zuſtande des Helldunkels herausgeht — warum

*) Man erlaube mir dieſen fremden aber hier beſonders paſſenden Ausdruck.

Claudio.

Eine andre Hero?

Hero.

Nichts gewiſſers. Eine Hero ſtarb durch Verläumdung, aber ich lebe; und wahrlich! ſo wahr ich lebe, bin ich eine Jungfrau.

Pedro.

Die erſte Hero! Hero, die geſtorben war!

Leonato.

Gnädigſter Herr, ſie war nur todt, ſo lang ihre Verläumdung lebte.

Mönch.

Alles dieſes Erſtaunen kan ich am beſten heben. Wenn die heiligen Gebräuche geendigt ſeyn werden, will ich das Räthſel von der ſchönen Hero Tod umſtändlich auflöſen; bis dahin laßt eure Verwunderung die Sache für bekannt annehmen, und folget mir in die Capelle.

Benedict.

Sachte, ſachte, Herr Pater. Welche iſt Beatrix?

Beatrix.

Ich geb' auf dieſen Namen Antwort; was wollt ihr?

Benedict.

Liebt ihr mich nicht?

warum dieſe Leute, die mit dem Gefühl beurtheilen, mit dem Verſtande empfinden, und mit der Vernunft betaſten wollen, ſo entſchiedene Feinde vom Zergliedern der Geiſteswerke ſind. Was wir mit dem Oberon vornehmen werden, däucht ihnen eben ſo abſcheulich und unſinnig, als ob ein Maler oder Bildhauer eine lebendige junge Schönheit, die ſich von ihm erbitten ließe das Modell von einer Venus oder Grazie abzugeben, mit dem Anatomiſchen Meſſer zerſchneiden wollte, — um ihre Reitze näher ins Auge zu faſſen. Allein ſie begreiffen leicht, meine Herren, daß die Schönheit eines ächten Meiſterſtücks der poetiſchen Kunſt, durch Zergliederung eben ſo wenig verlohren gehen könne, als das Meiſterſtück ſelbſt dadurch zerſtört wird. Es iſt hier von keinem blendenden Meteore die Rede, aus welchem zwar eine glänzende Phantaſie mit den Farben des Regenbogens ſpielt, dem man ſich aber nicht zu weit annähern darf, wenn es nicht als eitler Dunſt befunden werden ſoll; von keiner der hinfälligen Hirngeburten, die durch den ſonſt erworbenen Namen ihres Urhebers, oder durch andere günſtige Zufälle, eine Zeitlang über dem Strohm der Vergeſſenheit emporgehalten werden, der ſie über lang oder kurz verſchlingen muß: es iſt von einem Werke die Rede, das ſeinen Meiſter überleben wird. Ein ſolches Werk m. H. hat durch die genaueſte Prüfung nichts zu verlieren, aber deſto mehr zu gewinnen. Ein groſſer und zwar der für den Gelehrten beträchtlichſte Theil ſeiner Schönheiten

heiten kan nur durch Vereinzelungen ſeiner Theile entdeckt und genoſſen werden; der Geiſt, dem der ſchöne Körper ſein Leben und ſeine beſten Reitze zu danken hat, kann nur durch ſchärferen Blick, der nicht auf der Oberfläche hinweggleitet, ſondern tief ins Innerſte eindringt, ausgeſpäht, und erkannt werden. An der Hervorbringung eines ſolchen Werkes hat der Verſtand wenigſtens eben ſoviel Antheil gehabt, als die Einbildungskraft, der Scharfſinn eben ſoviel als der Witz, die bildende Vernunft eben ſoviel als der gebildete Geſchmack, das tiefherrſchende Nachſinnen eben ſoviel als die Eingebungen des Genius in den glücklichen Stunden der Begeiſterung. Und wie ſollten Schönheiten, die lediglich durch Verſtand und Scharfſinn, Vernunft und Nachdenken vorhanden ſind, durchs bloſſe Gefühl, durch eine Art von leidendem Genuß, ohne allen Aufwand von Verſtand und Scharfſinn, Vernunft und Nachdenken gefunden werden? Und ſind nicht gerade dieſe Schönheiten, die edelſten und gröſsten? Und iſt nicht das Vergnügen, das ſich von Geiſteswerken erwarten läſst, ſowohl dem Grade der Erkäntniß als dem Grade der Schönheit derſelben angemeſſen?

Und nun, m. H. dürfte wohl keiner von uns nach dem Nutzen fragen, der für uns mit der Unterhaltung, die ich vorſchlage, unzertrennlich verbunden iſt. Woran kann und muß dem Gelehrten und Studie-

ren

renden mehr gelegen ſeyn, als an derjenigen Fertigkeit der höheren Kräfte ſeines Geiſtes, von der nicht nur der glückliche und leichtere, ſondern auch ſogar der möaliche Erfolg des Studierens abhängt? Und wie viel muß nicht dieſe wichtige Fertigkeit durch eine Uebung gewinnen, die ſich ſo gar auf die Erhohlungsſtunden erſtreckt, auf Stunden die nicht ſelten an Unterhaltungen verſchwendet werden, wodurch man die entgegengeſetzten Fertigkeiten, Gedankenloſigkeit, Plattheit und Stumpfſinn annimmt? — Wie viel muß nicht der Geiſt durch eine Uebung an einem Gegenſtande gewinnen, der durch unwiderſtehlichen Reitz eben ſo ſehr zur Anſtrengung auffordert, als er dieſelbe erleichtert und belohnt? Durch eine Uebung endlich, die, indem ſie Vernunft und Scharfſinn zugleich ſo ſtark und ſo leicht beſchäftiget, dieſen Fähigkeiten ungleich beſſer zu ſtatten kommen muß, als ſelbſt die mühſamſte Anſtrengung derſelben in einem Fache, wo ſie ſogar allein wirkſam ſind?

Ein zweyter noch mehr in die Augen fallender Vortheil, den der Gelehrte oder Studierende aus der Unterhaltung, von der hier die Rede iſt, ziehen muß, iſt die Reinigung, Verfeinerung und Erhöhung ſeines Geſchmackes. Das Vermögen angenehmer Empfindungen, welches wir mit den Thieren gemein haben, wird nur durch Vernunft zu demjenigen Sinn für Schönheit erhoben der dem Menſchen eigenthümlich iſt;

und

und wenn dieſer Sinn, der als bloße Anlage allen Menſchen ohne Unterſchied beywohnt, zu derjenigen Fertigkeit und Feinheit hinaufgetrieben werden ſoll, die den höhern Ständen und zumal den Gelehrten unentbehrlich iſt: ſo kann dieſes nur durch eine ſolche Uebung geſchehen, in welcher die beyden Beſtandtheile dieſes Sinnes, d. i. Gefühl und Vernunft zugleich, und in ihrem innigſten Zuſammenhange, in Thätigkeit geſetzt werden. Die vereinzelte Uebung der Vernunft und des Gefühles für ſich ſelbſt kann in Ewigkeit keinen Geſchmack, muß vielmehr nothwendig das Gegentheil davon hervorbringen. Die gelehrte Welt hat keine größern Meiſter in der Syllogiſtik und Diſputirkunſt, aber auch keine ärgern Barbaren aufzuweiſen, als die Doctores ſubtiles, invincibiles und irrefragabiles unter den Scholaſtikern; und wie ſo mancher Gelehrter unter unſern Zeitgenoſſen hat ſein ganzes Leben mit Abſtractionen und Vernunftſchlüſſen, mit Behaupten und Widerlegen, mit Aufbauen und Einreiſſen von Syſtemen zugebracht, ohne daß ihn jemand, der Geſchmack zu verlieren hatte, leſen oder hören konnte, und ohne daß man ſeinen Arbeiten ein anderes Verdienſt einzuräumen hätte, als die wichtige Wahrheit, daß einſeitige pflege des Geiſtes ihren eigenen Zweck zerſtöre durch ſein Beyſpiel beſtätiget zu haben. Eben ſo wenig läßt ſich der Geſchmack ohne Mitwirkung der Denkkraft durch die bloſſe Anwendung des Gefühls bilden. Ich darf ſie m. H. hier nur an die in der neueſten Geſchich-

ſchichte unſerer Litteratur ſo lehrreiche Periode der Kraftgenien erinnern, wo die mit einer bis dahin ungewöhnlichen Popularität verbundene Simplicität und Energie in den Schriften eines groſſen Geiſtes eine Menge unberufener Kunſtjünger wähnen lieſs, die ganze Stärke des poetiſchen Genies beſtände in der mit geſuchter Regelloſigkeit gepaarten Lebhaftigkeit der Empfindung. Die poetiſchen Ungeheuer, welche von dem daraus entſtandenen und bis zur Raſerey gediehenen Wetteifer, unregelmäſsig und kräftig zu ſchreiben, erzeugt worden ſind, würden unſer Jahrhundert um die ſonſt von ihm ſo ſehr verdiente Ehre des Geſchmacks bey der Nachwelt unfehlbar gebracht haben, wenn ſie ihr Jahrzehend überlebt hätten. — Das Gefühl äuſsert ſich zwar bey keinem ſeiner Sinne mächtigen Menſchen ohne alle Mitwirkung der Vernunft, ohne welche jeder Genuſs auch der ſinnlichſten Schönheit ſchlechterdings unmöglich wäre; allein der gewöhnliche Grad der Thätigkeit der Vernunft beym Gefühle der Schönheit, macht noch bey weiten nicht den Geſchmack aus. Unzählige haben den Oberon mit Gefühl, aber wohl kaum halb ſo viele mit Geſchmack geleſen; unzähligen hat er Vergnügen gewährt, aber nicht halb ſo vielen den Geſchmack gebeſſert. Er beſitzt viele Schönheiten, die freylich jedem, der nur unſre Mutterſprache fertig leſen gelernt hat, in die Augen ſpringen müſſen; aber er beſitzt noch weit mehrere und vielleicht auch weit beträchtlichere Schönheiten, die das rohe Gefühl mit aller ſeiner

ner Synkraft nicht wittern kann. Dieſe letztern ſtehen entweder nur dem völlig ausgebildeten Geſchmacke, oder der Vernunft offen, die an ihnen ein noch nicht ganz geläutertes und geſchärftes Gefühl zum Geſchmacke erhöhen will. Unmöglich kann ſie dabey dieſe wichtige Abſicht verfehlen, wenn ſie es nicht etwa nur beym bloſſen Leſen bewenden läßt; wenn ſie, Hand in Hand mit dem Gefühle, die Beſchaffenheit, Ordnung und den Zuſammenhang der einzelnen Theile unterſucht, und in dem ſie die Regeln ausfindig macht, während daß ihr das Gefühl die Anwendung im Beyſpiel vorhält, dem Geiſte zur Entdeckung und zum Genuſſe derjenigen Vollkommenheiten verhilft, die für den Pöbel der Leſerwelt ſo gut als nicht vorhanden ſind. — Und was, meine Herren, kann dem Gelehrten und Studierenden, der das Maaß ſeines Laufes kennt und es zu erfüllen ernſtlich entſchloſſen iſt, wichtiger ſeyn, als dieſe Fähigkeit feinere und höhere Schönheiten zu entdecken und zu genieſſen, die in Rückſicht auf die Werke der Natur und der Kunſt, Geſchmack, in Rückſicht auf die menſchlichen Handlungen, ſittliches Gefühl heißt, in den beyden vereinigten Rückſichten aber diejenige Veredlung der Menſchheit ausmacht, die, weil ſie ſowohl in den urſprünglichen Anlagen als in der letzten Beſtimmung der menſchlichen Natur gegründet iſt, den Namen der Humanität im ſtrengſten Sinne verdient.

Wie ſehr ich alle dieſe Betrachtungen vor Augen gehabt habe, da ich den Oberon zum Gegenſtande meiner öffentlichen Vorleſungen für dieſes halbe Jahr wählte, wird, wie ich hoffe, in dieſen Vorleſungen ſelbſt am beſten zu beurtheilen ſeyn. So wenig Ihnen übrigens das laute und allgemeine Urtheil, womit die Nation den Werth dieſes Gedichts entſchieden hat, unbekannt ſeyn kann, ſo wenig dürfte es hier am unrechten Orte ſeyn, wenn ich ihnen das beſtimmtere Urtheil über Oberon und das poetiſche Verdienſt ſeines Urhebers von einem Manne anführe, den der beſſere Theil unſers leſenden Publikums als einen eben ſo einſichtsvollen Kenner als unpartheiſchen Richter der Werke des Geſchmackes anerkennt *). K.

II.

Etwas über

Form, Geiſt, Charakter, Sprache, Muſik und Tanz der Ehſtniſchen Nation ꝛc.

(ſ. T. M. vorigen Monat. S. 111.)

Moraliſcher Charakter der Nation.

Die Ehſten waren, wie bekannt, gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts noch Heiden: wie ihr Charakter

*) Siehe No. 50. a) der Hagem. Litt. Zeitung von 1786.

rakter damals war, iſt unbekannt. Giengen viele von ihnen, gleich andern Bewohnern der oſtſeeiſchen Küſten, auf Raub aus, nährten und erhielten ſie ſich zum Theil durch Fehde und Krieg: ſo muß dieſe Lebensweiſe ihrem Charakter, wenn er vorher auch noch ſo mild war, nicht das beſte Gepräge aufgedrückt haben. Ich würde aus ihrem Betragen gegen die bremiſchen Kaufleute und das auf ihren Küſten von ihnen errichtete Etabliſſement, auf Mordluſt, Verſchlagenheit, Tücke, Untreue ſchlieſſen, wenn es ihnen der Trieb der Selbſterhaltung und Sicherung ihrer Familien und Plätze nicht an die Hand gegeben haben könnte; daß das alſo keinen gegründeten und der Seele eingeprägten Charakter vorausſezt; — ſondern es war dies ein elektriſcher Schlag, der ſie faßte, und deſſen Stoß ſie folgten, weil die Rettung aller der Ihrigen damit verbunden zu ſeyn ſchien. Was hatten auch dieſe fremden Kaufleute auf dieſen Küſten zu harren? Die Ehſten wolten nicht mit ihnen handeln, und warum drangen ſie ihnen ihren Handel auf, und ſezten ſich an einem Ufer feſt, wo die Töne, die da geſprochen wurden, ihnen unbekannt waren? — Beynahe jegliche Nation, die ſolche fremde Gäſte an ihren Ufern erblickt, machte ſie auch mit ihnen Verträge — ſo brach ſie ſie doch bald — und erſchlug ſie.

Die Ritter Teutſchlands, die nichts mehr in dem gelobten Lande und Preuſſen zu thun hatten, drangen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20620 / 389

nun auch nördlicher herauf und überwanden die Liven und Ehsten — und durch sie wurde das Christenthum im römischen Gewande eingeführt. So sehr es auch verfälschtes Christenthum war, so waren doch seine damaligen moralischen Maximen zum Theil von solcher Art, daß sie das Herz der Nation vielleicht moralisch besser machten. Der äussere Zwang, durch den sie nun von ihren neuen Oberherren von den Räuberkyen auf dem Warrager Meere oder der Ostsee abgehalten wurden, nebst der Religion, die sie dazu verband — brachte sie zu friedsamern Beschäfftigungen. Ohne Zweifel waren vorher blos Jagd und Fischerey, die an den Küsten sehr reichlich ausfällt, nebst Viehheerden und etwas Kornbau die sichern und friedlichen Quellen ihrer Nahrung: jezt, bey der Oberherrschaft der teutschen Ritter, ward der leztere weiter ausgebreitet, und da sie mit bessern Ackerinstrumenten bekannt wurden, erleichtert. Diese Entfernung von Raub und Fehde, diese mehr friedliche Lebensart, wo ein jedes wegen des veränderten Zustandes an seine Stelle gebunden ward; die scharfe Aufsicht auf ihr Betragen, unter der sie waren, dies alles sollte keinen Einfluß auf die Umänderung ihrer sittlichen Denkungsart gehabt haben? — Gewiß es muß ihn gehabt haben, wenn es an dem ist, daß durch den Konflikt der Organisation, Lebensweise, Religion und äussere Aufsicht unser moralischer Charakter bestimmt wird.

Auf die katholische Religion folgte die gereinigtere Lehre. Die Helligkeit drang überall durch, und das

Beatrix.

Ja? nein, nicht mehr als recht iſt.

Benedict.

Alſo haben ſich euer Onkel, der Prinz und Claudio betrogen; ſie ſchwuren, ihr liebet mich.

Beatrix.

Liebt ihr mich nicht?

Benedict.

Wahrhaftig, nein; nicht mehr als recht iſt.

Beatrix.

Alſo haben ſich meine Baſe, Margrethe und Urſula betrogen; denn ſie ſchwuren, ihr liebtet mich.

Benedict.

Sie ſchwuren, ihr wäret ganz krank um meinetwillen.

Beatrix.

Sie ſchwuren, ihr wäret aus Liebe zu mir dem Tode nah.

Benedict.

Das hat nichts zu ſagen; ihr liebt mich alſo nicht?

Beatrix.

Nein, wahrhaftig, als aus Dankbarkeit.

Intereſſe des Adels war damit verbunden, daß ſie angenommen und eingeführt würde. Der Sclave mußte ſich beugen, und den Anordnungen folgen, die man in Gang brachte. Unterricht, der jezt allgemeiner ward, Ueberſetzung der Bibel in die Landesſprache, ſcharfe Aufſicht jedes Herrn über die Bewohner ſeines Dorfs, wo ſelten etwas ungeahndet blieb, ein gewiſſer Grad von Trägheit, der hier klimatiſch iſt, und die Leidenſchaften nicht ſo hoch empor kochen läßt — dieſes ſcheinen nun die Quellen ihres jetzigen guten moraliſchen Charakters zu ſeyn.

Gewiß der moraliſche Charakter dieſer Nation iſt recht ſehr gut. Sie liebt und ſchäzt ihre Religion. Die meiſten gehen des Sonntags, wenn gleich ihre Kirche manchmal eine, zwey Meilen, ja noch weiter entfernt iſt, zum Gottesdienſt, hören da ſtill und andächtig den ihren Fähigkeiten angemeſſenen Religionsunterricht an; zu Hauſe leſen ſie in ihrem Geſangbuch und der Bibel. Die Mutter unterrichtet das Kind im Leſen und lehrt ihm, ſoviel ſie kann, den Katechismus: ſie muß es auch, weil ihr Kind nicht eher als es Leſen kann und die Hauptſtücke weiß, zur Kommunion gelaſſen wird, noch heyrathen darf. Sechs Wochen, ehe es zur Kommunion gelaſſen wird, iſt es beym Prediger. Dieſer reiſt auch meiſtentheils alle Jahre herum und examinirt jegliche Familie in ihrer Behauſung, jung und alt, in den Lehren des Chriſtenthums. Das junge Kind

wird dadurch attent, der Mann und das Weib werden in Erhaltung oder Erweiterung ihrer Religionskenntniſſe nicht nachläſſig. Wer ſchlecht befunden wird, wird von dem Prediger, gegen den ſie alle nur mögliche Hochachtung haben, mit Worten beſtraft. Iſt eine ganze Familie in Abſicht dieſer ihrer Pflichten auf Kind und ſich ſelbſt ſaumſelig, ſo wird ſie von dem Kirchengericht beſtraft. Reichthum, Ueberfluß, Uepigkeit legen ihnen keine Schlingen. In jedem Dorf iſt der Herr in den allermeiſten Fällen gleich daſeyender Richter. Bey ſo bewandten Umſtänden mußte der Charakter der Nation gut werden.

Man macht dem Ehſten den Vorwurf, daß er tückiſch ſey. Ein Sclave, der ohne Belohnung für ſeine Mühe arbeiten, und öfters mehr als ſeine Richtſchnur mit ſich bringt, arbeiten muß — der, wenn er unſern Wünſchen weder gemäß noch genug arbeitet, hart beſtraft wird und für deſſen Wohlſtand alle Quellen verſtopft ſind (u. ſ. w.), ſollte der nicht tückiſch ſeyn? Der Hund, den ich übel behandle, ſoll Zuneigung gegen mich erhalten, und meinen Wünſchen, ſobald er ſie abmerkt, zuvorkommen? — Gewebe menſchlicher Dinge, du müſteſt zerreiſſen, wenn er anders handeln könnte.

Und doch bey alle den Beleidigungen, die man ſeinem Körper, ſeinen Kindern und ſeinem Wohlſtand anthut, iſt er wenig zur Rachgierde geneigt. Nicht ſelten

ver-

verliert ſeine Tochter ihre Unſchuld, eine in ihrer Größe willkührliche Strafe wird ihm auferlegt, und er rächt ſich nicht oder ſehr ſelten. Und worin beſteht meiſtens ſeine Rache? Etwa in der Ermordung ſeines Herrn, oder ſeiner Gemahlin oder eines ſeiner Kinder? Von den zweyen lezten hat man kein Beyſpiel, und von dem erſtern ſehr wenige. Alles was er thut, beſteht darin, daß er durch vermehrte Trägheit den Wunſch ſeines Herrn zu vereiteln ſucht, und manchmal in der Scheuer, worin das Getraide getrocknet *), gedroſchen und zum Theil aufbewahrt wird, alſo in dem Behälter ſeines Fleißes und ſeiner Arbeit, und von welchem nichts auf ihn und ſeine Familie übergeht, Feuer anlegt, oder es verwahrloſet.

Von Ueberfall einer Bauerfamilie gegen die andere und ihrer Ermordung oder Plünderung, von Straßenraub von einem Ehſten verübt, von Erwürgung eines Menſchen, der ihm nichts that, von gewaltſamen Einbrüchen an dem Hauſe ſeines Herrn, hat man kein Beyſpiel.

Die einzigen Amtleute **) die man erſchlagen

*) Da es nicht ſelten naß vom Felde kömmt, ſo iſt in jeder Scheuer ein großer Ofen, der unter der Erde geheizt wird, um es zu trocknen.

**) Sind Aufſeher über die Bauern, daß ſie gehörig arbeiten, und die ſie wo ſie es nicht thun, ſogleich beſtrafen. Meiſtentheils ſind es Taugenichtſe von verdorbenen teutſchen Handwerkern, die ſich nicht mehr durch ihr Handwerk nähren wollen.

hat, waren Ausbunde menſchlicher Grauſamkeit: ſie muſten erſt vielen ihre Weiber und Töchter ſchänden, und vielen ihre Rücken zerfleiſchen, ehe man ſo einen Schritt that.

Tag und Nacht hat der Edelmann, Prediger und Bauer ſeine Behauſung offen, und er wird nicht beraubt.

* * *

Die Gutmüthigkeit und Zärtlichkeit des weiblichen Herzens kann ich nicht genug rühmen. Welche reichhaltige Quelle moraliſch guter Handlungen alſo! Wer ſuchte wohl ſo hoch im Norden ſoviel Empfindſamkeit, (ich kann es mit Recht mit dieſem Namen belegen) ſoviel Feinheit in den Empfindungen bey Sklavinnen, denen ſo oft harte Arbeit zu Theil wird? Alle Ausflüſſe ihres gutmüthigen und zärtlichen Herzens, von denen ich ſo oft Zeuge war, ſchweben in dieſem Augenblicke vor meinen Augen — Nimm ihn hin, liebes Volk, den Dank eines Mannes, der dir nicht mehr als dies zu geben vermögend iſt!

Beynahe Yorikiſche Feinheit in alle dem Gewebe der Empfindungen bey einem Ehſtniſchen liebenden Mädchen, das der Hof nur etwas verfeinert hat!

Das Weib, das zur Amme von der Herrſchaft genommen wird, welche Zärtlichkeit gegen das Kind, das ſie ſaugt! Mit beynahe mehr als mütterlicher Delikateſſe behandelt ſie es! Sie iſt nun auf einige Zeit

den

den Nahrungssorgen entrissen, wird gut gehalten, gut genährt: aber wie dankbar ist sie auch nicht dafür gegen den jungen Sprossen der Erde! Sie schmeichelt, ihm zuvorkommend auf alle Weise. Das Kind des Edelmanns ist daher bis in sein 6. 8. 9tes Jahr ausserordentlich liebkosend: kein Kind in Teutschland kömmt ihm so leicht hierin bey: es ist der Abdruck der Behandlung seiner Amme. Du zärtliches, gutmüthiges Fräulein, das du deinen künftigen Gatten durch alle das feine Gekette deiner Gefühle beseligst, du hast die erste Stimmung deines Herzens zur Zärtlichkeit, deine schmeichelnde liebkosende Stimme — deiner Bäurin zu verdanken. O, trage auch das Deinige dazu bey, daß die Härte ihres Schicksals sich vermindre.

Auch der Mann ist gutmüthig und wohlwollend. Mehr als einmal bin ich in seiner Hütte eingekehrt, und er hat mir in allem gewillfahret. Es ist leicht zu denken, daß er es, vermöge seiner männlichen Organisation, und da er er härtere Behandlung als das Weib erfährt, in minderm Grade sey. Aber doch ist noch in ihm ein hohes Maas von gutherzigem Betragen wenn man etwas von ihm bedarf oder bey ihm übernachtet.

Was diese Anlage des Herzens für gute Erfolge für Tugend und Religiosität habe, sollte ich das noch weitläuftig zu erörtern brauchen?

Geist

Geiſt der Nation.

Da ſie bis jetzt in wenig Verhältniſſe, die auſſer den Grenzen des Ackerbaues, der Fiſcherey, Jagd, Müllerey und Zimmerey liegen, geſetzt iſt, ſo läßt ſich wenig über dieſen Punkt ſagen. Das Ackergeräthe, Hausgeſchirre, Becher, Teller von Holz, Linnen, Tuch, Wagen, Pflug, verfertigt ſich der Ehſte ſelbſt und ganz gut: er baut ſich ſelbſt ſein Haus, welches aus über einander gelegten, faſt an einander paſſenden und am Ende in einander eingreifenden Balken beſteht. Einige Edelleute haben manchen ein Handwerk, damit er für ſie in ihrer Behauſung arbeite, erlernen laſſen: man hat Tiſchler, Zimmerleute, Schuſter, Schneider, Schlöſſer, Schmidte, Maurer, deren Arbeit freylich der teutſchen nicht beykömmt, worin ſie es aber nach und nach zu gröſſerer Vollkommenheit bringen können. — Die Weiber ſpinnen, weben Leinewand, Tuch, knitten Strümpfe, Gürtel, Handſchuhe, nähen die Kleider für ſich, Kinder und Mann, und verfertigen, wenn man ſie auf den Hof kommen läßt und unterrichtet, ganz artig noch andre Handarbeiten. Es giebt gute Servietten-weberinnen unter ihnen.

Einige junge Herren, die nach Teutſchland oder Frankreich auf Akademien oder Reiſen giengen, nahmen Ehſten als Bediente mit: dieſe erlernten in kurzer Zeit teutſche oder franzöſiſche Sprache. Ich habe Zeichnungen und Gemälde von einem geſehen, der ohnge-

ſehr ein Jahr von einem Maler unterrichtet war: in dieſer kurzen Zeit hatte er's recht weit gebracht.

Kurz, der Ehſt-r hat einen geſunden geraden Verſtand, der nicht zu hoch ſteigt, aber auch nicht zu tief ſinkt, ob es gleich an dem iſt, daß er das, worin er unterwieſen wird, meiſtens etwas langſam erlernt. Doch eine fremde Sprache erlernt er bald. Ein kurzer Aufenthalt auf dem Hof macht ihn die teutſche Sprache verſtehen: nach einiger Zeit fängt er zu ſprechen an, und ob ihm gleich die Ausſprache verſchiedener harter Sylben und Buchſtaben ſchwer fällt, ſo erlernt er ſie doch nach und nach ziemlich vollkommen. Das weibliche Geſchlecht, ſo wie es alle Sprachen leichter erlernt, zeichnet ſich auch bey der teutſchen zu ſeinem Vortheile aus. Ich habe Ehſtinnen gekannt, die man in der Reinheit des Teutſchſprechens von den in Ehſtland gebohrnen Teutſchen, die unſre Sprache vollkommen ſprechen, nicht unterſcheiden konnte. Auch ruſſiſch lernen ſie durch einquartirte Soldaten in kurzer Zeit. Gutes Gedächtniß, ausgezeichnete Attention, feines Gehör, und biegſame Sprachorganen, um die Nüancen des Accents einer Sprache zu faſſen und nachzuahmen, kann man ihnen alſo nicht abſprechen.

Ihre auſſerordentliche Luſt zur Poeſie zeigt aber auch keinen geringen Grad von Einbildungskraft.

Reiſende haben den hohen Grad von Imagination bey den Lappen und Grönländern bemerkt: die durch

die

die Kälte gespannten Fibern, von denen, wenn eins gerührt wird, gleich wie auf einen Klavier eine Menge andrer Saiten nachklingt, bringen ohne Zweifel das zu Stande, was bey dem Morgenländer der schnellfliegende Nervengeist thut. Ich will den Ehsten nicht auf die hohe Sprosse jener nördlichern Einbildungskraft hinaufheben, oder ihn gar zu einem Orientaler machen: aber viele seiner Poesien, die mit mannichfaltigen Bildern angefüllt sind, und das schnelle Ueberhüpfen des einen Gedankens zum andern, lassen mich ihm doch mit Recht einen nicht geringen Grad von Einbildungskraft beylegen.

Sein feines Gefühl — mit seinem geraden, obgleich mit einiger Trägheit belasteten Menschenverstande, woran sich gutes Gedächtniß und jener hier nicht gesuchte hohe Grad von Imagination kettet — dies alles zusammen kann keinen Dummkopf bilden, sondern das ist gewiß ein Geist, der zu mehrern fähig ist: und wenn er noch nicht die auszeichnendsten Proben seiner Fähigkeit geliefert hat, so liegts an den Umständen, die bis jetzt seine Kräfte noch nicht entwickelten. Was wären wir Teutsche mit unsrer Poesie, wenn wir nicht das ganze Morgenland, Griechenland und Italien erst geplündert, und ihre Blüthen und Bilder in unsern Geist übergepflanzt hätten? — Ich glaube nicht, daß wir soviel natürliche Anlage zur Poesie haben als der Ehste: unter solchem Druck, als er lebt, würden wir weder solch feines Gefühl aufzuweisen haben, noch singen

— wir

— wir würden entweder unſre Dränger tödten, oder ſchlummernd ſtill einhergehen und unſer Elend geduldig ertragen.

Der Ehſte und die Ehſtin ſind ſehr ſatyriſch. Ich habe manchmal das Kammermädchen, wenn ihr Fräulein dummes Zeug und Abgeſchmacktheiten begangen hatte, hinterm Spinnrocken hervor rufen hören:

Das Fräulein mit den geſtnen Schuhen,
mit ſtolzgewölbten Augenbraunen,
und aufgeſtrecktem Hals,
bey jeder Kleinigkeit uns ſcheltend,
welche Thorheiten beginnt ſie,
führt ſie aus —

und nun wurden ihre Albernheiten der Länge nach mit der feinſten Satyre gepfeffert — und das alles ex tempore.

Beym Erndefeſt, wenn ihnen der Herr einen Schmaus gegeben, und ſich ſchlecht gehalten hat, bey Kindtaufen und Hochzeitſchmäuſen, die kärglich zugeſchnitten waren, ſtellen ſich zuletzt ein paar Weiber, oder ein Kerl und eine Frau einander gegenüber, und gehen alle die kahlen Schüſſeln und die Mängel des Schmauſes, die Kargheit und die Flecken des Charakters des Herrn, oder deſſen der ſie zum Mahl einlud und ſo mager bewirthete, durch, daß Leute, die vollkommen ihre Sprache verſtanden, mich verſichert haben, daß der

der feinſte Sarkaſine, die bitterſte Satyre über ihre Lippen fließe.

Des Morgens beym Pfluge ſingen ſie — einer ſingt vor, der andre nach — bey der Ernde ſingen ſie — und will der Herr, daß ſie bald die Felder endigen ſollen, ſo darf er nur einen Dudelſack bringen und ihnen dazu ſpielen laſſen: ihre Arbeit wird mit Luſt und in kurzer Zeit vollbracht.

Töchter des Himmels, Harmonie der Töne und Dichtkunſt, ihr erweitert auch die Bruſt des Sklaven, macht ihn entzückt während der Augenblicke der gröſten Anſtrengung, daß er ſein ſchweres Tagewek freudiger zu Ende bringe.

Dieß bringt mich zu ihrer Sprache.

Ihre Sprache.

Da meine Kenntniß von ihr in der kurzen Zeit, als ich hier bin, nicht hoch geſtiegen ſeyn kann; ſo vermag ich alſo nicht in ihr Inneres, in die Kompoſition ihrer Wörter, in die Nüangſen ihrer Beugungen, wodurch ſie auf einmal eine ganze Idee mehr ausdrücken, in den Bau und und den Geiſt ihrer Redensarten u. ſ. f. einzudringen: ich kann mich daher bey meiner unvollkommenen Bekanntſchaft mit ihr, nur an

*) Verſchiedene Proben Ehſtniſcher Volkslieder, S. im December 1787. des T. M.

Leonato.

Kommt, Base, und bekennt; ich bin gewiß, daß ihr ihn liebt.

Claudio.

Und ich will darauf schwören, daß er sie liebt: denn hier ist ein Papier, worauf er mit eigner Hand und aus seinem eignen seinen Gehirn, ein hinkendes Sonnet auf Fräulein Beatrix geschrieben hat.

Hero.

Und hier ist ein andres, von meiner Base Hand, und aus ihrer Tasche gestohlen, das ihre Neigung zu Signor Benedicten bezeugen kan.

Benedict.

Mirakel! hier ist unsre eigne Handschrift gegen unsre Herzen; komm, ich will dich haben; aber, bey diesem Sonnenlicht, ich nehme dich bloß aus Mitleiden.

Beatrix.

Ich will euch nicht ausschlagen; aber bey diesem schönen Tag, ich ergebe mich bloß auf das Zureden meiner Freunde, und zum Theil, euer Leben zu retten; denn man sagte mir, ihr zehrtet würklich aus.

Benedict.

Still, oder ich verstopfe dir den Mund.

(Er küßt sie.)

Pedro.

an ihre Oberfläche — an ihr äusseres — an ihren Schall — an den Klang ihrer Töne halten: und so muß ich denn behaupten, daß sie eine äußerst wohlklingende, weiche, zärtliche und in ihren Tönen harmonievolle Sprache sey.

Es urtheilt hier nicht jemand, der nicht mehrere Sprachen Europens auch der Annehmlichkeiten ihres vaterländischen Schalls nach kennte: mir sind die Eindrücke der Englischen Dame, die sie mit ihrem schmeichelnden Sweatheart macht, das gewiß ausserordentlich süß die Nerven durchfährt — und die süßen Töne der französischen und Italienischen Sprache bekannt. Demohngeachtet muß ich, wenn ich Ehstlands Dame oder nur eine der gröbsten Arbeit (die dann auch die Töne vergröbert) entrissenes Dorfmädchen diese Sprache sprechen höre, die ehstnische über die zwey erstern setzen und an die letztern anschliessen. Man wird zwar anfänglich über dieses Urtheil lachen: aber wie oft hat man nicht im Anfang so über Dinge gelacht, die man hernach bey näherer Untersuchung wahr befunden hat.

Hier oben im Lande des Eises und Schnees, der herbsten Witterung — eine Sprache, die sich in ihrer Süßigkeit an die italienische anschließt? wie ist das möglich? (wird man ausrufen)! — aber daß alles sind noch keine Einwendungen gegen mich.

1) Ich ſagte in dem Abſchnitt über den Geiſt und Charakter dieſer Nation, daß ſie ſehr gutmüthig und mit feinem zarten Gefühl begabt ſey. Ich ſagte

2) daß ihre Imagination lebhaft ſey, und ohne Zweifel durch das Spannen ihrer Fibern von der Kälte eben das bewirkt werde, was bey den Morgenländern durch die Menge und Flüchtigkeit des Nervengeiſtes bewirkt wurde.

3) Es iſt die Sprache des gebeugteſten Sklaven der nur Demuth und Unterthänigkeit kennt. Dieſer Sklave aber iſt nicht ein Wilder ohne Kultur — ſein Geiſt iſt durch die Religion angebaut: dieſer ſein Zuſtand iſt ihm ein von der Gottheit beſtimmtes Schickſal, in das er ſich willig ergiebt. Gewohnheit, von ſeiner erſten Jugend an — daß er keinen feinern Bauer kennt, mit dem er ſich vergleichen könnte, bringt ſein Murren in die engeſten Schranken: es iſt bey ihm nur ein momentanes Mundmurren bey der überläſtigſten Arbeit — ſein unterthäniger zur Empörung ſo wenig geneigter Geiſt, ſein demüthiges herabgebrugtes Herz — das ſollte, wenn es fühlt, grobe Töne zum Munde herausſchüttern? Alles das müßte nicht ſeyn, was ich unter Nummer 1. 2. und 3 geſagt habe, wenn ſeine Sprache — hart, wild, bebend, und nicht vielmehr äuſſerſt geſchmeidig ſeyn ſollte.

Selbſt alle Eingeborne des Landes werden mir das, was ich hier ſage, nicht zugeben: aber ſie haben nicht

alle

alle dieſe Sprache, ſo oft ſie ſie auch ſprachen, von dieſer Seite betrachtet; „es iſt ja die verachtete Bauerſprache, was kann daran gutes ſeyn!“ — Ich habe doch eine groſſe Anzahl von Damen, die mit ihrem zarten weiblichen Gefühl mehr kompetente Richter ſind, für mich — und darf ich noch hinzufügen, daß ich, der ich dies Urtheil fälle, von meiner zarteſten Kindheit an, die ſüßeſten Muſiken der neuern Zeit kenne, alſo melodiſches Ohr gnug habe, was ich höre, in ſeiner Rauheit oder Feinheit aufzufaſſen und zu beurtheilen; ſo darf ich wohl hiebey — auch ein nicht zu verwerfender Richter ſeyn.

Alles harte in unſrer Sprache, wenn viel Konſonanten hintereinander kommen, lernen die Ehſten nur nach langer Zeit und Uebung erſt ausſprechen. Dies iſt, wie mich dünkt, ein klares Kennzeichen davon, daß ihre Sprache wenigere Konſonanten unmittelbar hintereinander habe, folglich weicher als die unſrige ſey. Und lehrt das nicht ſchon eine kurze Ueberſicht nur des Geſchriebenen ihrer Sprache? Weiß man dann aber ſchon, wie weich ſie das b, d, und noch einige andere Konſonanten ausſprechen?

Das rauhe h haben ſie in ihren Wörtern im Anfange wohl geſchrieben, aber ſie ſprechen es entweder gar nicht oder ſehr gelinde aus.

Kein Wort fangen ſie je mit einem b an, ſondern ſtatt deſſen mit dem gelindern w. Welche Feinheit hierin! — J fehlt ihnen: ſie ſetzen ſtatt deſſen ſch.

Ch, wie wir Teutſche es ausſprechen, und deſſen eigentliche Pronunciation auch den feinern Italienern ſo ſchwer wird, fehlt ihnen auch.

Das ſt, wie's in den meiſten Provinzen Teutſchlands auſſer Niederſachſen und Weſtphalen ausgeſprochen wird, daß es nach ihrer Pronunciation ſcht geſchrieben werden müſte, mangelt ihnen gänzlich.

Wir ſind ſeit einem Herder glücklicher Weiſe von der abgeſchmackten Meinung Süßmilchs abgekommen, daß alles, was geſprochen wird, mit den 24 Buchſtaben unſeres Alphabets ausgedruckt werden könne. Man glaube alſo nicht, daß ich ſchon jeden in den Stand geſetzt habe, über die Feinheit dieſer Sprache zu urtheilen, wenn man vorige Lieder nach ſeiner Weiſe lieſt. Die Diphtongen — welchen angenehmen, abwechſelnden, aber auch ſo manchmal penetranten, ſonoriſchen Laut haben ſie in dem Munde des Ehſten!

Man ziehe eine Parallele zwiſchen folgender Arie des Metaſtaſio und der darauf folgenden ehſtniſchen, ſo wie ſie mir in die Hand gefallen iſt — wer muß nicht geſtehen, daß auſſerordentliche Feinheit darin ſey, und ſie ſich wie ein Epheu an erſterer hinaufſchlinge.

Die Italieniſche.

Confuſa, ſmarrita
Spiegarti vorrei
Che foſte — che ſei —

In-

Intendimi, oh Dio!
Parlar non posso
Mi sento morir.

Fra l'armi se mai
Di me ti rammenti,
Io voglio — tu hai
Che pensi! Gli accenti
Confonde il martir.

Die Ehstnische.

Minno romo olli Rosi
Römaks emma wennale
Pea oitsis pea närtsis,
Närtsis judis surmale

Menda on need ilmsed römud
Irikdenn' on nende ün
Tänna paistal pin meil Selgest
Homme pilwed kattawad

Minno rosi oitseb jälle
Sure issa rohhoajas
Ioua aeg wi mind sinna
Kus ei surm meid lahhutab.

Ia se mötte rosi peäle
Ühhendago meie aeg
Lëpwad otsa meie römud
Oh süs löppeb kurbadus ka.

Kerge muld se katko kinni
Sedda kalleft pürmokeft
Lilled ütske haua peale
Oepik laulgo halledaft.

Meine Freude war die Roſe: der Bruder liebte ſie: aber ſo wie ſie blühte, verwelkte ſie: ſie welkte und eilte zum Tode.

So ſind die Erdenfreuden: kurzdauernd iſt ihr Glück, heute ſcheint uns die Sonne helle: morgen verbergen ſie ſchon Wolken.

Meine Roſe blühet wieder im Garten des großen Vaters. Eile Zeit, bringe mich dahin, wo uns der Tod nicht mehr trennt.

Ja der Gedanke an meine Roſe verkürze meine Zeit. Wohl gehen unſere Freuden zu Ende, aber auch unſre Betrübniß hört auf.

Leichte Erde decke den theuren Staub. Blumen blühet auf ihrem Grabe: Nachtigall ſinge da traurend ein Lied.

Zwar iſt dieſes Lied von einem Teutſchen auf den Tod ſeiner Gemalin gemacht (vom Hr. v. Tießenhauſſen auf Saus) Aber ich führe es auch nicht in Anſehung ſeiner Ideen, Form und Bilder als Ehſtniſch an, ſondern nur in Rückſicht ſeiner Töne und Schälle. Und vielleicht würde es noch beſſer klingen, wenn es ein National Ehſte, oder Ehſtin gemacht und noch den Reim zugefügt hätte, deſſen Mangel ſelbſt etwas wider mich iſt.

Ich ſetze noch die Hälfte von einem Kirchenlied, das Reim hat, her: es iſt die Ueberſetzung von „Allein Gott in der Höh ſey Ehr:

Au kitus olgo iggawest
Sell' aino Iummalale,
Et temma fureſt heldus ſeſt
Meid awwitanud jälle
Meiſt melehea ön lumalal
Suur rahho — pölw on taewa al,
Keik waen on otſa ſanud.

Sind, Iſſa, meie kidame
Ning pallume fulk abbi
Kes pead ulles targaſte
Keik omma ſenna läbbi;
So wäggi ſe on otſata,
Mis tahhad, peab ſündima
Sa olled kaumis Iſſand.

Der Franzoſe, dem alles ſchön iſt was nur auf ſeinem Grund und Boden wächſt, glaubt, daß amour und coeur ſchon dem Klange nach auſſerordentlich ſüß ſey. Weil ihm der Gedanke und der Gegenſtand da von ſoviel Wonne verurſacht, ſo wähnt ers auch ſchon von dem Klange des Worts. Aber welche Noth hat ein italieniſcher Komponiſt, über viele ähnliche Wörte eine gute Melodie zu finden! Die vielen eng, ong

ähn sind dem, der nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist, wirklich unausstehlich: die vielen mais, peur, contre, jour, autoir, près, travers, fut, fort, tres, prêt u. s. f. erwecken einem Ausländer von seinem Ohr, wenn er sie singen hört, Ekel. Man lese die beliebtesten französischen Arietten noch soviel mahl, man wird in den Sylben und Worten wenig Accent finden. Wie ganz anders ist es bey der allerkleinsten italiänischen Arie, nur von vier, fünf Zeilen.

Man singe die kleinen englischen Arien, die uns in den Lady's Magazine so häuffig mitgetheilt werden, und ob sie gleich meist von Liebe oder Schäferleben handeln, also Lieder zärtlicher Gattung sind: so glaube ich dennoch, daß nicht das melodische in den Worten liege als in einem ehstnischen Liedchen. Man muß mich nicht so verstehen, als wenn ich das accentvolle, sonorische, viele Arten des Gefühls genau abdrückende, mächtige, erschütternde dieser philosophischen Sprache Europens ableugnen — ein Shakespeare, Milton, Pope und Dryden müßten weder gelebt haben, noch ihre Poesien auf uns gekommen seyn — ich sage nur daß das musikalische der ehstnischen Sprache — dieser Sprache oben an dem beeißten Ufer des Belt, äusserst frappire: und wenn man sie ohne Vorurtheil in ihren Klängen, die über die Lippen eines Weibes hinfliessen (das zärter organanisirte Weib spricht doch wohl immer süßer seine Sprache als der Mann) hört, und

mit

mit andern Sprachen Europens vergleicht, man ihr vielleicht gleich nach der italieniſchen in Anſehung ihres muſikaliſchen ihren Platz anweiſen müſſe. Verſchiedene hieſige Prediger haben mich noch in meiner Meinung beſtärkt, indem ſie mich verſicherten, daß ſich im ehſtniſchen mit groſſer Leichtigkeit Verſe in Reimen verfertigen lieſſen, indem die mehrſten Modifikationen im Nomen und Verbum durch angehängte Vokale u. ſ. w. gemacht würden. Welcher neue Beweis aus einer andern Quelle für das muſikaliſche ihrer Sprache!

Geſänge und Tänze der Nation.

Wie lieblich ſind die Töne ihrer Geſänge und Tänze! Die gröſte Einfachheit der Melodie paart ſich mit der ſchmeichelndſten Gefälligkeit der Worte: ich bin jederzeit ganz hingeweſen, wenn ich, dem vorher nur Wirrwar und ſchwerfällige Sonate gefiel, unter dieſer Zone ſoviel liebkoſende aus dem Innern des Herzens herausgequollene Melodie hörte.

Hier ſind einige ihrer Melodien. Wem Simplicität und Wahrheit noch nicht gefällt, dem habe ich ſie nicht hergeſchrieben.

Tanz und Gesang. No. 1.

In mittelmäßiger Bewegung.

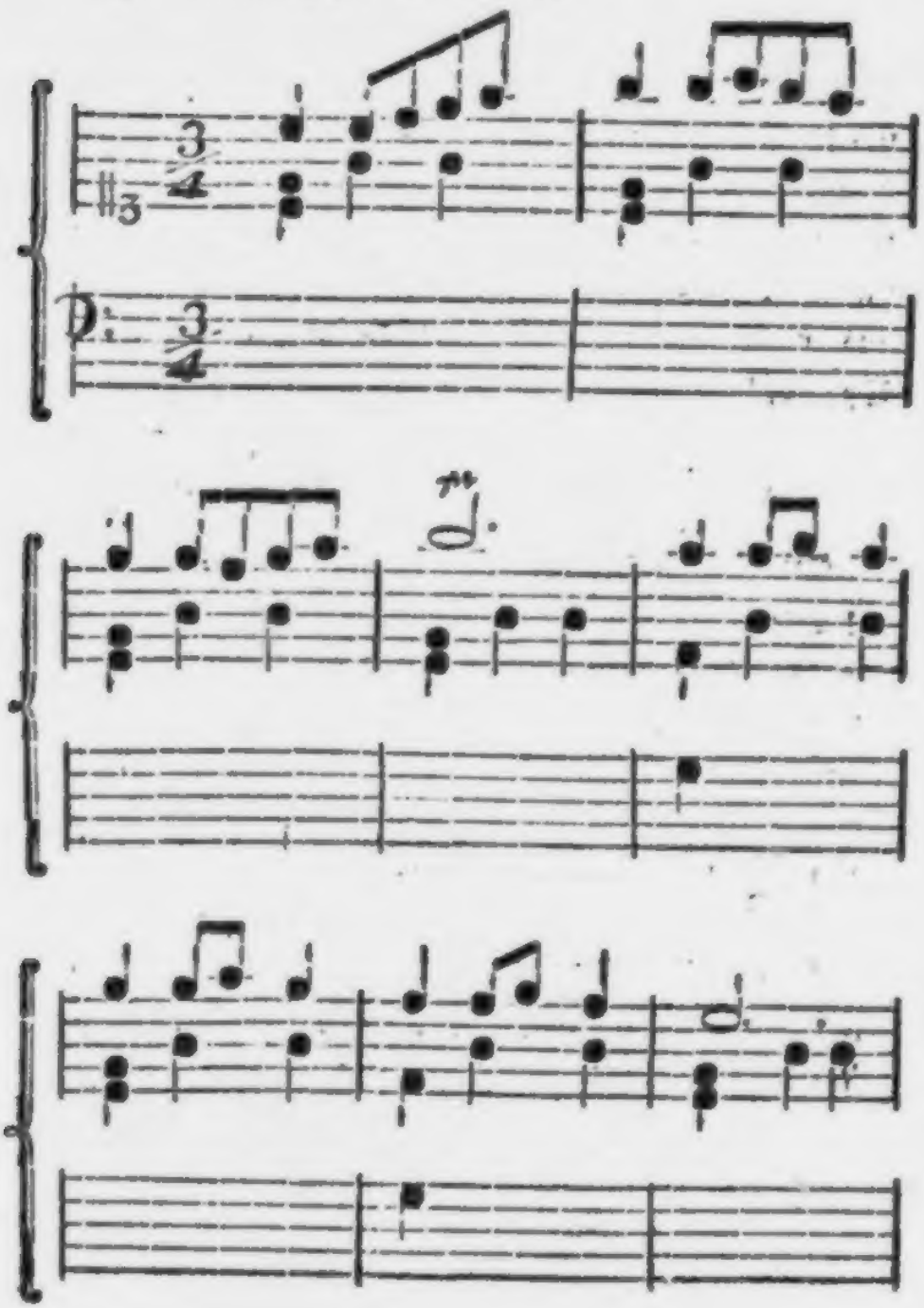

Pedro.

Wie ſteht's, Benedict, der Ehmann?

Benedict.

Ich will dir was ſagen, Prinz; ein ganzes Collegium von Wiz-Auſtnakern kan mich nicht aus meinem Humor ſpotten; meynſt du, ich frage was nach einer Satyre, oder nach einem Epigramma? Nein; wenn dergleichen Spötte-reyen Flecken gäben, ſo würde ein ehrlicher Mann vom Kopf bis auf den Fuß nichts ſaubers an ſich haben. Kurz, da ich mir nun einmal vorgenommen habe zu heurathen, ſo denk ich gar nichts zu allem, was die Leute dagegen ſagen kön-nen; ſpottet alſo nicht über mich, wegen deſſen was ich ſelbſt ehdem dagegen geſagt habe; denn ein Menſch iſt ein ſchwind-lichtes, veränderliches Ding, und damit iſt's aus. Was dich betrift, Claudio, ſo hoffte ich dich abzupläuen; da es aber das Anſehen hat, daß wir Vettern werden ſollen, ſo leb' unangefochten, und liebe meine Baſe.

Claudio.

Ich hatte mir Hoffnung gemacht, du würdeſt meine Baſe Beatrix ausſchlagen, damit ich dich aus deinem ledi-gen Stand hätte hinausprügeln können; da du dich aber ſo gut darein ergeben haſt, ſo mag nun meine Baſe ſelbſt zu-ſehen, wie ſie dich in die Ordnung gewöhnen kan.

Benedict.

Komm, komm, wir wollen Freunde ſeyn; wollen wir

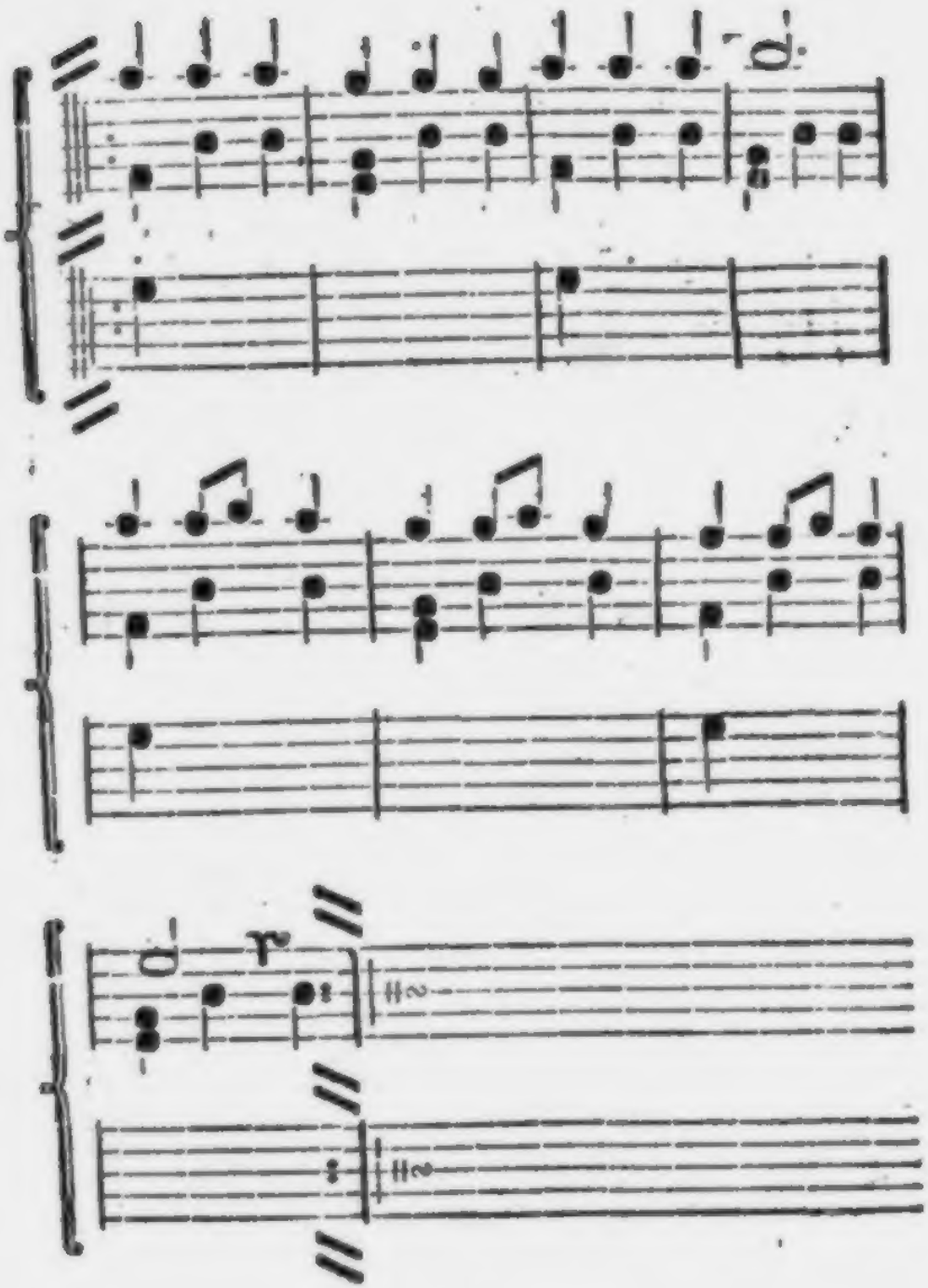

Tanz und Gesang. No. 2.

Ebenfalls in mittelmäßiger Bewegung.

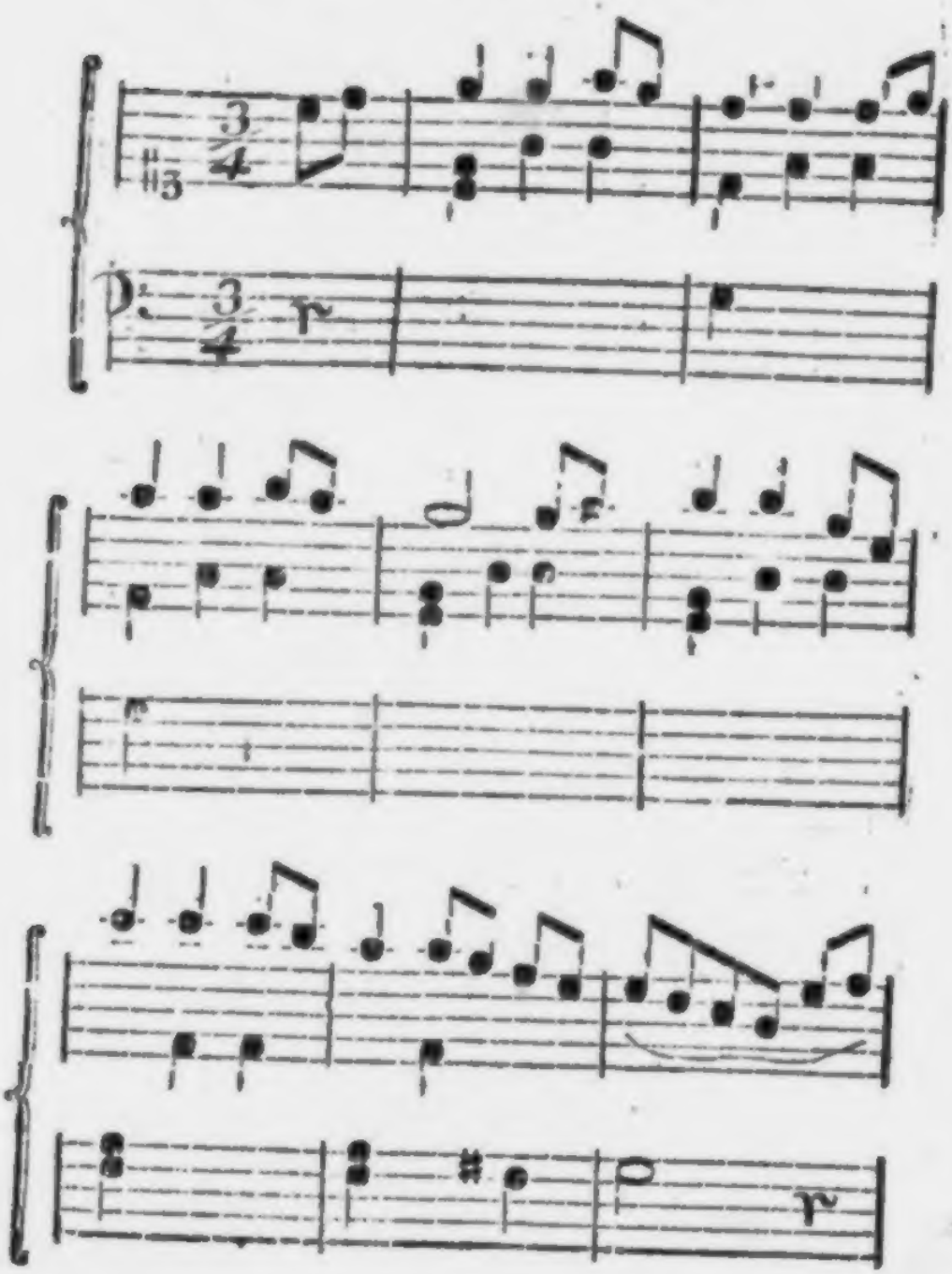

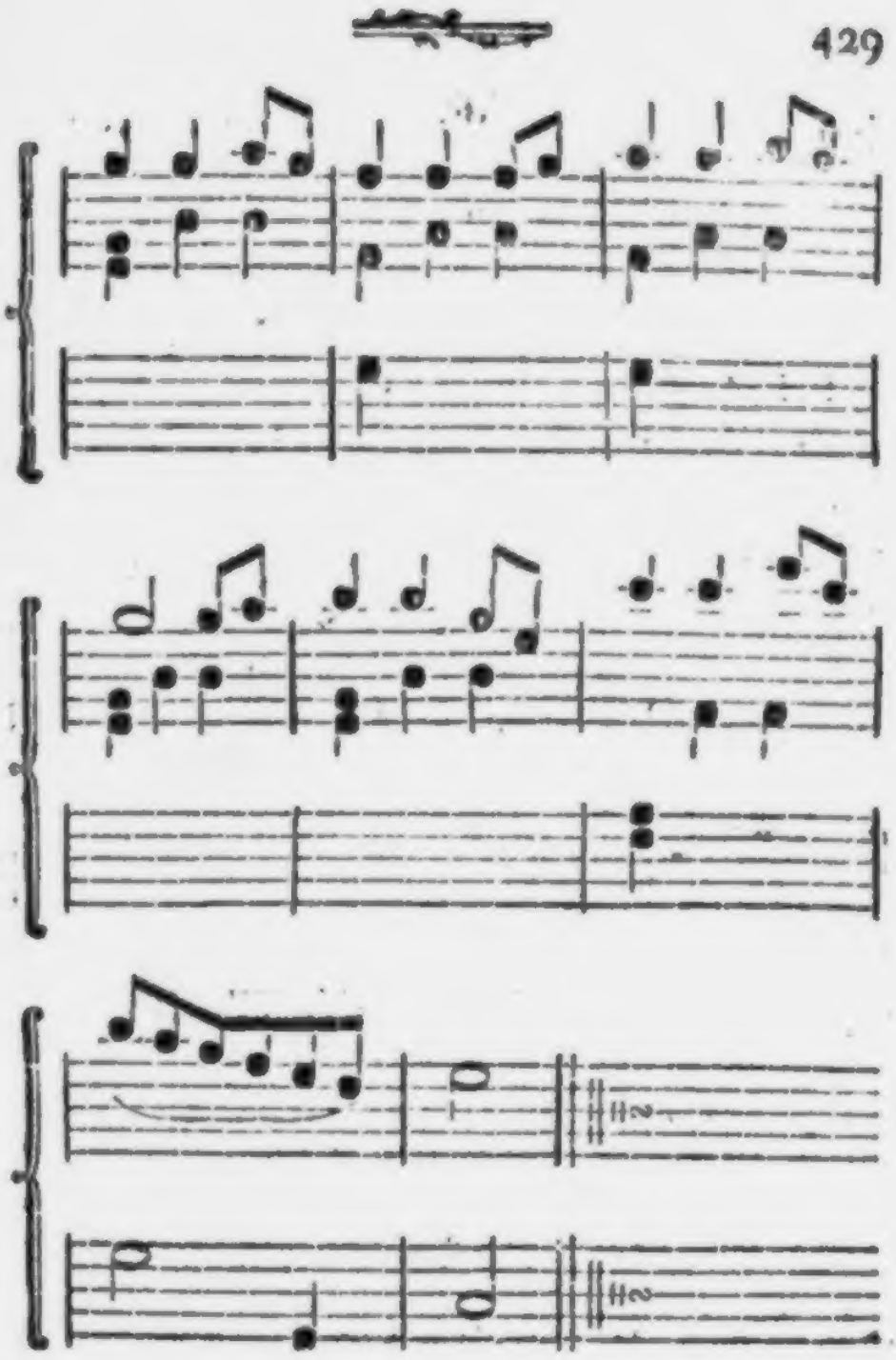

No. 3. iſt eine ehſtniſche Bauermelo die, worauf obiges Lied: „minno romo“ vom Herrn von T. — gemacht iſt.

Geſang. No. 3.

Langſam traurig.

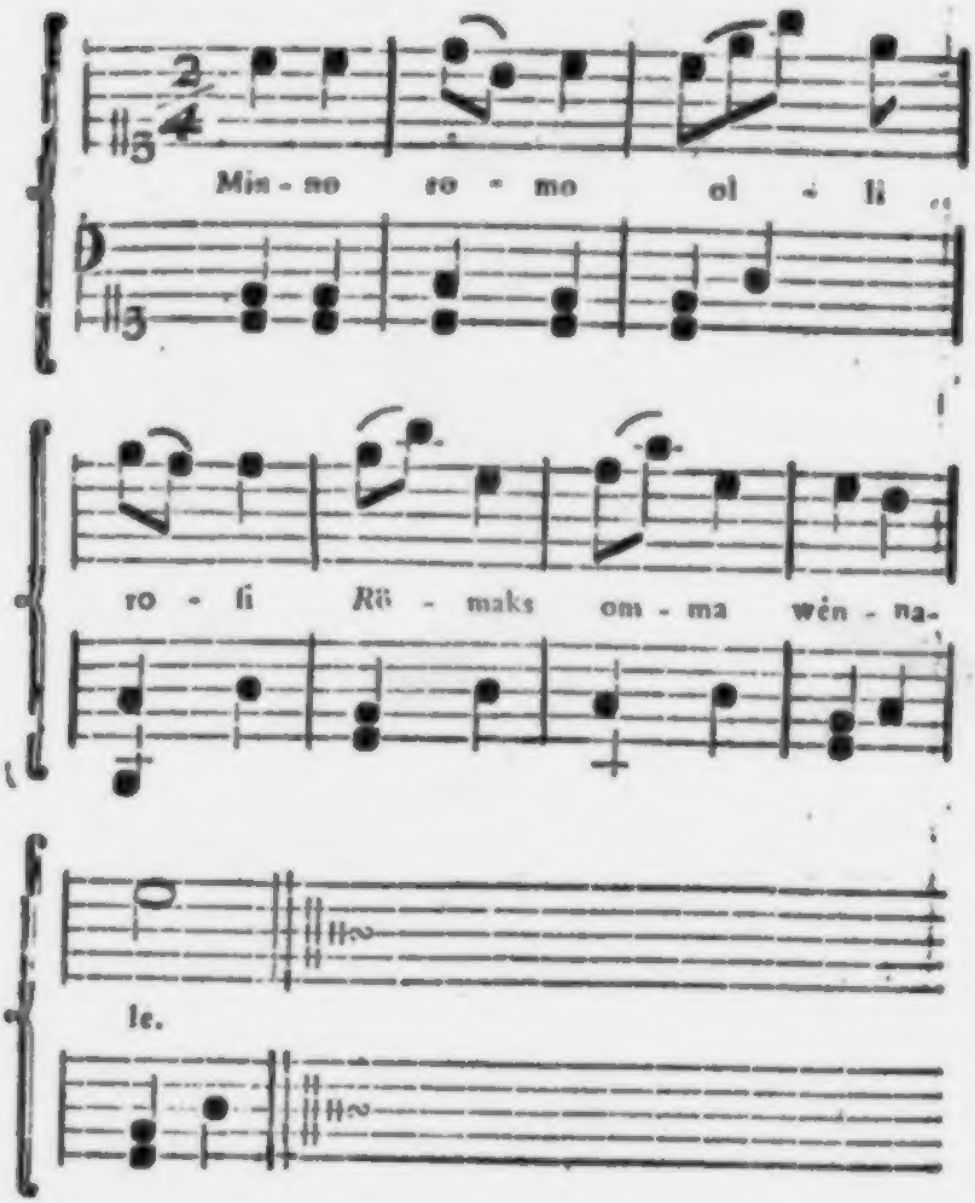

Wie viel Takt und Melodie iſt in den Geſängen und Tänzen dieſes armen Volks! Tanz und Geſang ſind ſehr oft mit einander vereint, wie bey N. 1. und 2. N. 3. iſt ein bloßer Geſang.

Beynahe das einzige Inſtrument, das der Ehſte kennt, iſt der Dudelſack *). Es giebt ausfüllende Muſik, und das iſt ihm zum Tanz genug. Jeder nimmt ſein Mädchen an die Hand: ein Paar tanzt vor, die andern paarweiſe, jederzeit ein Mädchen und ein Jüngling, in einer Reihe hinterdrein, die bald in eine Schlangenähnliche bald Zirkelförmige Linie ſich bildet. Manchmal laſſen die Mädchen die Jünglinge los: beide tanzen abgeſondert in langen gekrümmten Reihen dahin, und wenn ſie ſich einander begegnen, faſſen ſie ſich an und tanzen wieder Hand in Hand auf die erſte Weiſe. So einfach dieſer Tanz iſt, ſo giebts doch mannichfaltige Abänderungen. Der Erfindungsgeiſt des erſten tanzenden Paars ſtrömt jederzeit auf die übrigen über: ſie tanzen dann gleichſam in ſeiner Verkunſt, bekleiden ſich mit ſeinem Geiſte — ich möchte ihn den erſten friedlichen zum ſtillen Vergnügen erfundenen Tanz der Natur nennen — der ſeit ſeiner Erfindung nicht viel weiter iſt ausgebildet worden. Die Paſ ſind ganz einfach: in 2 Minuten iſt der ganze Tanz gelernt.

Da

*) Er hat noch ein anderes: das aber ſehr kümmerlich klingt: einige Drahtſeiten ſind über ein Stück Holz gezogen, worüber er mit einem Stäbchen Holz fährt. Es iſt eine Art Monokord

Da ihr ganzer Charakter ſtillfriedlich einfach iſt: da ein guter Theil ihrer Lebenskraft ihnen ausgerupft iſt, da ihr ganzes Weſen ihnen herabgebeugt iſt: ſo muß auch dieſes Gepräge ihr ganzer Tanz auf ſich tragen; denn nichts iſt wahrer als was jener vortreffliche Engländer in ſeinem Eſſay on Dancing ſagt:

„The dancing is the voice and expreſſion of the heart, when all the beauties and enjoyments, which omnipotence could create or benevolence could bestow, ſtruck the ſight of beings formed to poſſeſs them, voice, limbs and every corporeal and mental power would be exerted in the praiſe of the beneficent author of theſe delights. Words falling ſhort of his inward ſentiments, he would naturally ſupply the want of them by the ſound of inſtruments: the feet alſo would have their part, and *expreſs in their manner*, with motions directed by harmony, the tranſports which he felt.“

Nationaltanz iſt nichts anders als das Reſultat der National Organiſation und des National Charakters in ſeiner Freude. Darf ich von Tanz auf Charakter wieder zurück ſchlieſſen; ſo hat der Charakter des Chineſen ſehr viel wehmüthiges. Das Siegel des Herabgebeugten und der Wehmuth iſt ihm, ſoviel er auch Tanz iſt, aufgedrückt.

Mehr als ein Jahrhundert müßte wohl hingehen, ehe er zu einem pyrrhiſchen oder küretiſchen Tanze fähig würde.

Pars leves humero pharetras, it pectore ſummo
Flexibus obtorti per collum circulus auri.

Tres

Tres equitum numero turmae, ternique vagantur
Ductores: pueri bis seni quemque secuti,
Agmine partito fulgent, paribusque magistris
Olli discurrere pares, atque agmine terni
Diductis soluere choris: rursusque vocati
Convertere vias, infestaque tela tulere.
Inde alios incunt cursus aliosque recursus,
Adversis spatiis, alternosque orbibus orbes
Impediunt, pugnaeque cient simulacra sub armis:
Et nunc terga fugae nudant, nunc spicula vertunt
Infensi, facta pariter nunc pace feruntur.

Aeneid. V.

III.

Benno,

Biſchof von Osnabrück.

Ein Traum aus unſrer Väter Zeit *).

In Iburas **) Tempelhallen wandelt' ich,
auf Leichenſteinen ſtand mein banger Fuß,
ich ſtand und las die halbverwiſchte Schrift,
die Kunde gab von Männern, deren Staub
dort jenes groſen Aerntefeldes hart.
Und ſieh! — Ein graues Denkmal, das mir hehr
und ehrenwerth vor and'rn Steinen ſchien,
lockt meine Neugier. Zitternd wankt' ich hin
und ehrfurchtsvoll. In gothiſchen Characteren
ſtand auf dem heilgen Stein' die Ueberſchrift:

„Lies, wer ich war — du wirſt einſt, was ich bin
„und ſage: Biſchof Benno! ſchlafe wohl! „

Ich

*) Es gereicht dieſem Gedichte zugleich zur Empfehlung und zur Entſchuldigung, daß es einen Jüngling von 16 zum Verfaſſer hat. Von dieſem Alter fodert man keine vollkommenen Fehlhafte — Aber ſchon die Wahl eines ſolchen Sujets in einem ſolchen Alter macht dem V. Ehre, ſo wie die Ausführung ihm rechtmäßige Anſprüche an Aufmunterung giebt, und von der Ausbildung einer ſo ſchönen Anlage in reifern Jahren viel erwarten läßt. W.

**) Ein Kloſter, ohnweit Osnabrück, welches Benno ſtiftete.

Ich las die Worte Biſchof Benno! — las,
und heilger Schauder lief durch mein Gebein —
es ſchwanckten über mir (ſo däuchte mich)
des alten Tempels hohe Wölbungen,
und wonnetruncken ſanck ich auf mein Knie,
ein Thränenbach rann auf des Heilgen Grab —

„O Benno! Dulder Benno! rief ich aus,
ſo ſchläfſt du hier, der Freundſchaft Märtirer!
So ruhſt du hier von deinen Leiden aus,
O du, den jezt ein weiſſes Stralenkleid
für ſeine Treue lohnt an Gottes Thron!
Als Knabe weint' ich Thränen auf das Blat,
auf dem die unbeſtochene Prüferin
Geſchichte, deiner Gröſſe Zeugin ward —
als Jüngling wein' ich Thränen auf dein Grab —
O du, einſt Vater meines Vaterlandes!
Sey du hinfort mein Engel! Leite du
mich dieſes Lebens Labyrinthe durch,
und wahre ſtets mein Herz vor Arg und Liſt,
laß es einfältig, wie das deine ſeyn!„

Noch Eine Thräne nezte ſeinen Stein,
dann wandt' ich mich, und floh, der Schwärmerey
mich ganz zu weihen, in den tiefſten Hain,
und von den Wipfeln grauer Eichen ſanck
in lindem Säuſeln die Begeiſterung
herab, mit Träumen von vergang'ner Zeit.

I.

Des Schnees Silber deckte Berg und Thal,
der Sturm durchpfiff den nackten lichten Wald,

den eingezwung'nen Waldſtrom bändigte
des Eiſes Feſſel, denn der Froſt war hart.

In ſeiner Väter hochgewölbten Halle ſaß
bey einem großen, ſchönen Tannenfeuer,
das knatternd im Kamine Funken ſchoß,
Herr Wulf, ein Oſnabrücker Rittersmann.
Und um ihn waren ſeiner Freunde viel,
und neben ihm auf weichem Polſter ſaß
ſein Weib — ein edles ſchönes teutſches Weib,
der Stern in ihrem großen blauen Auge
war gleich dem Türkis, der mit hellem Blau
am Federhuth des Feldherrnhelmes ſtrahlt,
und auf der keuſchen Wange blüheten
die friſchen Roſen der Geſundheit auf.

Rings um die Herren, an der ſteilen Wand
der Halle, waren all' im Konterfey
des Ritters Väter aufgeſtellet: aber
des Wirthes Angeſicht' entgegen hieng
Herr Benno, Biſchof Oſnabrücks, und neben ihm
der Kaiſer Heinrich, *) Bennes armer Freund!
Vom Lichte angeſtrahlt, das durch die großen
geſpitzten Fenſter, die in bunten Farben
von Wappen ſtrotzten und von Wappenſchmuck,
ſich ſtrömend in den Feyerſaal ergoß.

Die guten Herren ſchwatzten dies und das:
doch Wulfens Hausfrau, die den feuchten Blick
ſtarr auf des Biſchofs Bildnis heftete,
hub endlich ſo zu ihrem Ritter an:

Der arme, der verfolgte Benno! Sieh
den unerſchütterlichen Mannesſinn

auf

*) Heinrich der vierte.

nicht einen Tanz machen; damit wir leichtere Herzen kriegen, und unſre Weiber leichtere Füſſe?

Leonato.

Wir wollen den Tanz hernach haben.

Benedict.

Vorher auf mein Wort; alſo, Muſik! Prinz, du biſt ſchwermüthig; nimm ein Weib, nimm ein Weib; es iſt kein ehrwürdigerer Stab, als der mit Horn beſchlagen iſt.

Ein Bedienter tritt auf.

Bedienter.

Gnädigſter Herr, Euer Bruder Don Juan iſt auf der Flucht eingeholt, und unter einer Bedeckung von Soldaten nach Meßina gebracht worden.

Benedict.

Denke nicht bis Morgen an ihn; und ich will dir dann brave Straffen für ihn an die Hand geben -- Geiger, macht auf.

(Ein Tanz,) exeunt omnes.

auf ſeiner Stirne! ſchau, wie er den Arm,
der oft ein Schild des guten Kayſers war,
an ſeine ſtahlbedeckten Lenden ſtämmt!

Wulf.

Und welche Größ' in ſeinem Angeſicht!
wie ſichtbar blickt die heilge Seele durch!
Bey Gott! es iſt als ruf' es jedem zu:
Weg von mir wer nicht reines Herzens iſt.
Wie treffend ſeines Auges Feuerblick! —
Wer ſpottet dieſes Menſchen? — Erdkling! blik'
in dieſes Aug' und deine Zung' erlahme.
Doch — Ritter! — ach! verarget ſie mir nicht
die Thräne — denn ſie ſchändet meine Wange nicht. —
Seht! Dieſer Held, der hier in Rüſtung ſteht,
jezt deckt ihn ein zerrißnes Bettlerkleid —
Er bettelt, flehet die Barmherzigkeit
der Menſchen — ach! um Brod und Waſſer an —
Der Kayſer bog ſein Knie vor Pabſt Gregor,
und ſeine Macht zerſchmolz, und ſeine Freunde
entflohn — wie aus dem dunklen Felſenneſte
die Käuzlein fliehen, wenn, dem Sturze nah
der ſtolze Fels bis in die Wurzeln ſchüttert.
Sie flohn — Nur Er, der Mann von Oſnabrück,
blieb Heinrich treu, und jezt jezt bettelt er!

Hausfrau.

O Jammer, jammervoll! Ein Mann wie er
So tief herabgedrückt! — Geliebter Herr,
O ſag uns mehr von ihm und ſeinem Freund!
Erzähl' uns die Geſchichte, über der
ich oft geweint, und immer weinen muß
ſo oft du ſie erzählſt — die Geſchichte

wie du, auf Heinrichs Flucht von Harzburg ſie
im Walde trafſt! Ihr Herren, helft mir bitten!

Einer der Ritter.

Ihr nehmt das Wort vom Mund uns, ſchöne Frau!
Von Benno, Wulf! Von Heinrich, lieber Wulf!

Wulf.

Wohlan ich will es! — Trauliches Geſchwätz
macht Luft ums Herz, und auch ein trauerndes
Gefühl um gute Menſchen thut uns wohl.

Des Kayſers Heinrich Schickſal kennet ihr —
denn, wem von ſeinen Thaten nicht der Ruf
das Ohr ſchon tauſendmal erſchüttert hat,
der müßte wahrlich Taub gebohren ſeyn.

Ihr wiſſet es, ich ſelber trug vordem,
eh ſeiner Völker Wuth zur lichten Lohe ward
mit Benno Heinrichs Zeichen auf dem Schild.

In Goslars Mauern lag des Kayſers Heer —
Einſt ſaſſen wir zu Tiſche — Heinrich war
von Herzen froh', wir alle waren froh
bey ſüſſem Scherz. Der volle Becher ging
herum. Der Saitenklang, das ſüſſe Lied
des Troubadours gab unſern Adern Feu'r —
Auf einmal trat ein Unglücksbot' herein,
ſtarr ſeine Augen, ſeine Lippen blau,
er zitterte vor Furcht — „Herr! lieber Herr,
Ihr wißt der Sachſe ſchwur Euch Rach' und Tod,
jetzt ſind ſie da mit einem großen Heer — .
Man ſieht von unſern Zinnen ſchon den Staub,
der um der ſtolzen Roſſe Huf ſich hebt."

Da ſank der Becher aus des Kayſers Hand —

„Iſt

„Iſt wahr das Wort des Todes, das du ſprachſt?„
Wahr Herr! ſo wahr, als Gott im Himmel lebt.
„Auf denn, ihr Ritter! leat die Rüſtung an,
wir ſiehen! unſer harret Harzburas Thor — „
Es war der einzge letzte Rettungsort,
die Burg am Harz, ein fürchterliches Schloß.
Wir aber flohen, wie der Waller flieht
dem Hirtlein in der grauen Ferne zu,
denn hinter ihm vom hohen Himmel her,
mit Blitz geriſſet, hängt Gewitternacht —
Welch eine Flucht voll Müh' und Fährlichkeit!
Berg auf, Berg ab! und nichts denn Fels und Wald.
Des Heeres Vortrab führte Heinrich ſelbſt
und unſer Benno, der dem Kayſer ſtets
zur Seite ritt, denn treuer war ihm ſelbſt
ſein Schatten nicht, als ihm ſein Benno war —
Ich ſelber folg' auf einem kranken Roſſ,
langſamen Schritts, des Heeres Nachtrab nach. —
Auf einmal ... Ein junger Ritter. Nun? der Feind?

Wulf. Nicht das, mein Trauter!
Auf einmal hör' ich hinter mir Geächz
wie Sterbender, und tönt es hinter mir
wie Rüſtung, die den Sinkenden umklirt —
Ich wende mich und ſeh! — mein Knappe wälzt
geſtürzt vom Roſſ' im Graſe ſich vor mir —
Er hält die ſchlaffe Hand empor, die Hand
iſt angefüllt mit rothem Blut', es quellen
aus ſeinem Gurte dicke Tropfen Blut.
Wer ſchlug die Wunde dir? rief ich erſtaunt —
Herr! ächzt er, ſeit dem letzten Strauſſe deckt
der breite Gürtel dieſe Wunde — „Wie?
du zeigteſt mir ſie nicht?„ Ach! lieber Herr!

Ich dachte, zögest du sie ihm, er läßt
in Goslar dich allein, ein andrer folgt
ihm nach in Kampf und Schlacht, und hörst du denn
von seiner Mannheit reden, — ach! dich bringt
der Gram dem Tode näher, als die Wunde —
Er sprachs, ward bleich und sank in Ohnmacht hin.
Was sollt ich thun? Ich sah mich um und sah
im nahen Dickicht einen Felsen stehn;
dem Moose seiner Stirne erhob sich
langsam ein helles Wässerlein hinab;
wie von der Stirne des erkrankten Mannes
die ungewohnte Thräne niederbebt,
so sank der Tropfen aus dem fetten Moos:
doch sah ich, daß er bald zum Giesbach ward,
und über eines weichen Grases Sammt
die kleine silberhelle Welle glitt. —
Zu nestelt' ich die Pferd' an einen Ast
und nahm den armen Jungen auf die Schulter —
Sanft legt' ich ihn dahin ins weiche Gras,
schöpft' eine Well' in meine hole Hand
und wusch ihm seine rothe Wunde rein,
indessen er als tod im Grase lag —
Der edle, liebe Junge, brav und treu!
ich hatt' ihn traun! wie meine Seele lieb.
Schon hatt' ich weisse weiche Leinwand in
der Hand, dem Blut den Weg zu wehren — sieh!
da richtet er sich plötzlich auf und rief:
Die Erde dröhnet unter meinem Ohr —
die Sachsen! O die Sachsen! — Rettet Euch!
Fliehn! Für mein Grab laßt unsern Herrn Gott sorgen.

Und seine Seele war in Gottes Hand —
Kaum schlief er ein — so hört' ich ein Getümmel,

und

und plötzlich wirbelt eine Wolke Staubs
durchblitzt vom Waffenleuchten vor mir auf —
Da dacht ich: lieber Junge! ſchlafe wohl!
Iſts doch dem Todten wahrlich einerley
ob er die Wölfe ſpeiſet, oder Würmer. —
Laß meine Thräne die Entſchuldigung ſeyn!“
Schnell warf ich mich aufs erſte beſte Roß
und ſah — doch ach! der öden Berg' und Wälder
unkundig fehlt' ich meinen Weg, verliere
in einem unabſehbaren Walde mich
An eines Berges Fuße dehnte ſich
der Wald, die wüſte Heide weit hinab,
weit, unabſehbar! — Von den alten Wipfeln
der Eichen ſank die fürchterlichſte Nacht
ins ſchauernde Gefilde, und ſo weit
ſie ſank, erblickt' ich nichts was Leben hat.
Rings war es todt, gleich als um einen Sumpf
auf welchem dicke Luft voll Todes ruht,
in der des ſchnellſten Vogels Fittig ſtarrt
und ſelbſt der Adler todt herniederſchwebt —
Das bange Roß zog ſeinen Fuß zurück
und ſtand — Ich zweifelte: ſprengſt du hinein?
Gehſt du zurücke? Nein! du findeſt doch
die Burg wohl nicht. — So dacht' ich hin und her:
da ſchallt zum zweiten male Streitgeſchrey,
der Panzer Kriegsklang, der Trompete Schmettern
an mein erſtauntes Ohr. Nun merkte ich
daß Sachſenlandes Heer nicht ferne war —
Bang ſchaut' ich um, da ſah ich hocherfreut,
daß weit hinab die Waldung lichter war
als wo ich ſtand. Raſch ſah mein Roß dahin,
ich ſah mein Auge lenk mir nicht, und hop!
war ich zum Wald' hinein — Soweit die Kraft

des Pferds in einem Tage rennen mag,
flieh' ich von Furcht und banger Angst gequält.
Da sinkt mein edler Zelter hin und stirbt!
Wär' er auch nicht dahin gesunken, nichts
hätt' es mir frommen mögen, denn der Wald
ward immer dunkler, ward zuletzt so dicht
daß kaum hindurch ein Vogel schlüpfen mochte.
Die Aeste tausendjähriger Eichen, welche sich
in feste Mauer unauflöslich schlangen,
verwehrten selbst dem Sonnenstral den Weg.
Mich überfiel die Nacht, die Nacht verging,
der Tag war wenig heller als die Nacht.
So irrt ich fender Speise, sender Trank,
zwey lange Tag' und eine Nacht im Wald —
Ich Unglückseliger! Der Hunger nagte
wie Fen'r an meinem Eingeweide — Tod
rings um mich her. kein Vogel zeigt sich,
und nirgends Weg! kein ferner Hoffnungsstral!
Entkräftet wälz ich mich an einen Baum,
des Rachens eines wilden Thieres oder
der längern Qual des Hungertodes harrend.

Auf einmal weckt mich ferner Menschentritt —
dem laur' ich nach, und komm' an einen Ort,
wo ein gebrochnes Licht sich durch den Wald
herabsenkt und die Nacht in Dämmrung wandelt.
Sieh da! zwey Waller kommen durchs Gebüsch
in weite Mäntel eingemummt, auf ihren Stab
gestützt, mit schwankendem unsichern Schritt'.
So wie ein Wolf mit dürrem Rachen in
die Heerde stürzt, fiel ich die Waller an,
in meiner Rechten das gezückte Schwert:
„Gebt mir zu essen, Männer, oder sterbt!"

Der

Der erſte Waller dreht ſich um und ſpricht:
Wir haben ſelber nichts, geht fürder, Freund!
Da dreht der zweyte Waller ſich und reicht
mir eine Krone dar von klarem Gold —
„Sieh, ſpricht er, Kaiſer Heinrichs Krone, Freund!
Komm, reich uns ſo viel trocknen Brodtes nur
als ſie an Golde wiegt und Edelſteinen,
und ſie iſt dein! — Sag' hungerſt du, wie wir,
drey Tage ſchon?"

Er ſchweigt — und ſieh! der weite Mantel ſinkt
von ſeiner Schulter, ſtatt des Pilgers ſteht,
vor Hunger blau und bleicher als ein Todter
der auf der Bahr' in ſeinen Brettern ruht,
ein Mann in Rüſtung da — in Kaiſerrüſtung!
ſteht — heilger Gott im Himmel! Heinrich da! —

O Jammer! Jammer! Elend ſonder Maas!
Ein Held — ein Kaiſer, jedem Unfall preis!
dem Tode nah, dem Hungertode nah!
Ha! lebt' ich tauſend Jahr' und aber tauſend,
es wird' auch dieſe Reihe Jahr' hindurch
des edlen jungen Mannes Bild, der Ton,
mit dem er — ſprach: Sag', hungerſt du wie wir
drey Tage ſchon? — mir gegenwärtig ſeyn.

Einer der Ritter.

Als Gott mir helfen mag, mein beſter Wulf,
mir iſt, ich ſeh ihn leibhaft vor mir ſtehn!

Wulf.

Und meine Beine ſchwankten unter mir —
als hätte plötzlich eines Geiſtes Hand
mit kaltem Grauſen mich beym Bart gefaßt,
ſo wurde mir — und rücklings bebt' ich hin

an einem Baum — „Mein Kaiser und mein Herr!
Weh mir! auf wen hab ich mein Schwert gezückt?
Kaum hört der erste Waller diesen Schrey,
so wendt' er seinen Fuß — und starrt und sinkt
mir in den Arm und ruft: „Wulf! lieber Wulf!"
O Freunde! Freunde! Bischof Benno wars,
der in den Arm mir sank. Es quoll ein Bach
von seiner Wimper auf die Wange mir —
„Wulf! bist verirrt? nicht wahr? wir sind es auch —
Der Sachse zwang von Harzburg uns zu fliehn,
die schwarze Nacht begünstigte Flucht —
Itzt irren wir als Bettler hier im Wald,
und sehen nichts, ach! seit drey Tagen nichts
was unsern Hunger, unsern Durst besänftigt —"
Ich schluchzt' und schwieg — O Wehmuth! bist auch du
an Wonne reich? — Wir hielten uns umarmt
und weinten wie die Kinder, denn es war
als läg' im Weinen ein geheim Vergnügen.
Bis Kaiser Heinrich dieses heilgen Bunds
der dritte ward, sein Arm' uns beid' umfing,
auch Seine Thrän' in unsre Thräne fiel.
Da schlug hoch unser Herz, da glichen wir
drey Felsen in der offenbaren See,
die durch ein ewig Bündnis die Natur
in einen einzigen zusammengoß.
„O! rief mit Schluchzen Kaiser Heinrich aus:
jezt ruft mir alles zu: Du bist ein Mensch!
ich fühl' es tief, allein es ist mir gut —
O Freunde! diese Menschenwonne wiegt
all meine Kaiserfreuden zehnmal auf —
Gewiß! gewiß! noch fiel' ich nicht zu tief,
ich habe meine Osnabrücker noch!
Doch seht! schon schwimmt der breite Mond herauf,

Seht

Seht ihr ihn hinter jener Eiche ſtehn?
Fort! fort, ſo weit der matte Fuß uns trägt "
Sprach ich: Gott wahr' uns vor dem Hungertod!
Wir tappten fürder Arm in Arm, bis wir
(O Freude ſonder Maas! dich fühlt nur der,
der manches Jahr in Kerkernacht verjammert
und G. .es liebe Sonne wiederſieht)
bis wir zuletzt des Waldes Ende ſahn.
Wir hörten bald, wir ſeyn im Heſſenlande.
Drauf ſehnt' ich mich in Weibes Arm zurück *)
und an der Väter ehrenwerthen Heerd.
Ich riß mein blutend Herz von ihnen loß —
Seitdem (dreymal zwölf Monden ſind es ſchon)
hab ich die Edlen gar nicht mehr geſehn! —

Ach! Freunde! Freunde! wo er itzt wohl irrt
der Arme! — Gott! er ward zum Bettler, zum
verhöhnten Bettler! — Mancher Ritter, der
im Sonnenſchein' ihn einſtens Freund genannt,
ſtößt ihn mit Hohn zurück und weigert ihm
ein Stücklein troknes Brod! — Wir werden ihn
wohl nimmer wiederſehn. Denn Brüder! ach!
es iſt ja alles ſächſiſch um uns her!
O! könnt ich einmal noch ſein Antlitz ſehn
auf Erden — warlich! all mein Hab und Gut
auf einen Heller gäb' ichs hin dafür! —

Er ſchwieg. In jedem Angeſichte ſtand
derſelbe Wunſch. Die Edlen wußten nicht,
wie nah — was er verdient' — Erhörung war.
Doch ſtill! Geſchloſſen ſey der dunkle Vorhang,
die Ohren und die Herzen willig her,

bis

*) Hier bittet — die Jugend des Dichters um Nachſicht. IV.

bis ihr das Urbild jenes Konterfeis
auf welchem in der Halle jeder Blick
itzt doppelt aufmerkſam gerichtet war,
in ſeiner Lieben Arme ſinken ſeht.

2.

Der Ritter ſchwieg, da knarrete die Thür
und ſiehe! Wulfens Söhnlein trat herein.
Ein Knab' (er ſah den zwölften Sommer erſt
verſchwinden) feuervoll und graden Sinns,
wie ſeine Väter, aber voll Gefühls
für edle Thaten — wenn ſein Vater ihm
von Bennos Edelmuth erzählte, ſtand
die helle Thrän' im Aug' ihm, und er rief:
Ach! Vater, dieſen Benno möcht ich ſehn!
Kommt er denn nimmer, nimmer wieder hier?

Itzt ſtürzt' er ſchnell auf ſeinen Vater zu
und ſchrie:

Knabe.
Es iſt ein Bettler vor dem Thor.

Wulf.
Ein Bettler? Nun, ſo gieb ihm.

Knabe. Gabe will
er nicht. Den Hausherrn, ſagt er, muſſ' er ſehn.

Wulf.
Ein Bettler? und mich ſehn? Ein Pilgersmann
vielleicht?

Knabe.
Nun ja! Ein Pilgersmann. Er iſt

groß

Das

Trauerſpiel,

vom

Macbeth.

groß von Geſtalt. Sein Auge liegt ihm tief
im Kopf, als wie vor Gram, doch iſt es voll
Bedeutung, und es brennt ein Feuer drin,
daß ich ihn anzuſehen nicht vermag.
Bey ſeiner Ankunft hatt' er ſeinen Kopf
bedächtialich vermummt in eine Kutte —
Heh! Wenn das Benno wäre!

Wulf.

Geh! Du biſt
ein Schwärmer, laufe, flieg und laß ihn ein.

Der Knabe kommt zurück und wirft die Thür
weit auf und ſchreit: Komm, Pilger! komm herein!
Der Pilger trit herein, den Kopf vermummt
in eine Kutt', in langen Wellen fließt
ſein ſchwarzer Bart herab. Er geht den Saal hindurch,
ſein Anſehn Majeſtät, ſein Schritt voll Ernſt.
Er geht ans helle Tannenfeuer, neigt
ſein Haupt und ſpricht:

Pilger.

Ihr Herren, wer von Euch
iſt Ritter Wulf?

Wulf.

Ich bin es, lieber Fremdling!

Pilger.

Herr Ritter! Gnade Gottes, einen Gruß
und dieſen Bruder-Handſchlag bietet Euch
der arme Benno...

„Benno?“ — kreiſchte Wulf
und Benno hallete die weite Halle.

Pilger.

Pilger.

Wohl, Benno, Herr! Ihr habet es geſagt.

Wulf.

Ha! Wort des Lebens! Salbung für mein Herz!
Iſts nicht vor Wonne daß die Knie mir zittern?
Geliebter! ſagt, wo irrt er itzt? wo ließ
der Zufall euch ihn ſehn? Wo bettelt er?
Kommt! ſezt euch bey uns an das Tannenfeur!
Knapp! gieße dieſen Doppelbecher voll —
Ein Trunk vom Rhein erwärmt das ſtarre Blut!
Rückt näher, Pilger, daß das Eis im Bart
euch ſchmelze — So — und wollt Ihr jezo nicht
die Neugier uns noch höher treiben als
es möglich wäre, ſo erkläret Euch.

Pilger.

Das will ich; aber Ritter, ſagt vorher,
iſt jeder dieſes Kreiſes — Heinrichs Freund?

Die Herren ſchwiegen. Statt der Antwort goß
ein jeder den geraumen Becher voll
und hielt ihn hoch in ſeiner Hand und rief:
Heil Heinrich! Heil auch unſerm Benno! Heil!

Der Fremdling ſezt ſich jezt in ihren Kreis,
der um das helle Tannenfeur ſich zieht,
das knatternd im Kamine Funken ſchießt.

Starr aber weilet Ritter Wulfens Blik
auf ihm, als rufe ſein Gefühl ihm zu:
's iſt unſer Benno ſelber! — Aber wenn
er ſiehet, wie des Fremden Haupt ſo tief
ihm auf die Bruſt hängt — wie ſein Haar ſchon greift;

die

die dürre Haut ihm am Gebeine klebt,
und wie zwar Feuer glüht in ſeinem Aug',
doch bleich ſein Angeſicht und beinern iſt,
dann denkt er wieder: Nein! er iſt es nicht!
Er wollte reden, öfnete den Mund
und ſchloß ihn wieder. — Und der Gaſt hub an:

Pilger.

Wohlan! Ihr trauret Kaiſer Heinrichs Wohl
und Benno's Wohl! da habt ihr einen Stein
von Herzen mir gewältet. So vernehmt
wo ich den Thränenwerthen ſah — Ich bin
(nach meinem Namen forſchet nicht) ich bin
ein Teutſcher — habe viel geſündigt, viel
dafür gelitten, mehr als Menſchenkraft
ertragen mag. Ja! hätte Gottes Hand
in meine Schulter Rieſenkraft gelegt,
doch wär' ich dieſer Laſt geſunken, wie
ein Knabe unter Mannes Rüſtung ſinkt —
Allein mich tröſtete das Wort der Kraft:
„Ach! unbegreiflich, Herr! iſt dein Gericht,
und unerforſchlich deine Wege! — Wer
hat je des Herren Sinn erkannt? Wer ſaß
in Gottes Rath? und gabſt du Gott zuvor,
daß jetzt dein Stolz Vergeltung heiſchen mag?"
Dies wand mir ſtets das Eiſen aus der Hand,
doch wurde mir zuletzt die weite Welt
zum Eckel, ich ergrif den Pilgerſtab.
Mein Auge ſah der Erdbewohner viel'
und ihrer Städt' und ihrer Sitten viel.
Ich habe bey dem heilgen Grab gekniet,
Jetzt irr ich durch das weite Reich. Ich ſah
vor kurzem deine Wälder, Paderborn!

Durch einen dieſer Wä'der wandert' ich
ermattet, meine Sohlen waren wund,
Mich peinigte der Hunger, peinigte
der Durſt. Endlich ſah ich fern ein Strohhüttlein,
lang hatt' ich ſchon nichts menſchliches geſehn.
Froh dankt' ich Gott und ſprang dem Hüttlein zu.
Und ſiehe da! hart vor der Thüre ſaß
auf einem hingeſtürzten Eichenſtamm,
ein Armer im zerriſſenen Pilgerkleid,
in ſeiner Hand ein Stücklein Käſ' und Brod.
Ein Haufen kleiner Kinder dammelten
um ihn herum und freueten ſich ſein,
und lalleten ihm ihre Freude vor.
Allein an ſeiner Stirne ſtand der Gram
klar hingezeichnet, wie mit ſchwarzer Schrift,
als an der Stirne des Verzweifelten,
der tief im Buſen Selbſtmord überlegt —
Und der — war Benno ſelbſt. Ich ging hinzu.
Das Unglück macht vertraut. Die Rede fiel
auf Heinrich. Drauf erzählt' er mir: Er ſey
dem Kaiſer Heinrich in gar manche Fahr
gefolget, habe manchem braven Mann
vor ſeinem Angeſicht die Knie ſchlaff gemacht.
Wie er in Welſchland ſeine Sündenſchuld
blutſaur gebüßt, der Kaiſer ſaurer noch —
und wie er dorten ach! zum letztenmal
den Schmerzensmann geſehn. Dies ſagt' er mir
und noch weit mehr. Zulezt redt' er mich an:
„Wie weit gedenkt ihr noch, mein lieber Freund?
Ich hoffe morgen Oſnabrük zu ſehn,
erwidert' ich. „Wie? Lieber! Oſnabrück?
So fraget doch nach einem Ritter Wulf;
Ich bitt' euch, geht nach ſeiner Burg. Es iſt

nicht weit vom Wege. Meld't ihm meinen Gruß,
ſo ihm an eines Bettlers Gruße liegt.
Seht, ob er ſeines Bennos noch gedenkt.
Für mich iſt die Gewißheit Glücks genug,
daß meine Lieben froh und fröhlich ſind.
Ich bettle mich jetzt hin nach Oppenheim;
dort hofet Kaiſer Heinrich. Biſt auch du
des Pilgerlebens müde? — Sey ein Mann!
Komm, folge mir und wirf den Panzer um,
es giebt auch Harniſche, die dir gerecht ſind.
Nun lebe wohl! — Hier ſprang er in die Thür,
dankt unter Thränen ſeinem edlen Wirth
und ging. Ihm weinten Wirth und Wirthin nach,
allein die kleinen Kindlein heulten laut.
Ich folg' ihm ſicher bald nach Oppenheim,
es giebt auch Harniſche, die mir gerecht ſind —
O! wie behaglich wird das Wort ihm ſeyn!
Ich habe Wulfen deinen Gruß gebracht,
und alle deine Lieben froh geſehn.

Wulf.

Ich habe, leider! Fehden überleb,
die mich in Athem halten. Hätt' ichs nicht,
ihr ginget nicht allein nach Oppenheim.

Einer der Ritter.

Ihr, lieber Pilger, wißt wohl ſonſt nicht viel
von Bennos edlen Thaten?

Pilger.

Warlich! nichts.
Zwar hört ich oft im frohen Volksgeſang
den Namen Benno. Hört' ihn öfters noch,
wenn man von Heinrich ſprach, doch weiter nicht.

Ritter.

Seyn ihm und unſerm armen Kaiſer denn
des Winterabends Stunden ganz geweiht!
Bey meines Vaters grauem Haupt! es iſt
ein ſüſſes Labſal, die Erinnerung
an ſeine Lieben, welche ferne ſind.

Von allen keiner war, der Antwort gab.
Beredtes Schweigen herrſchte durch den Saal —
doch ſiehe! Ritter Wulfens lieber Sohn
der mit weit offnem Mund und großem Aug'
ſtarr an des Pilgers Blicken hing, hub an,
das todte Schweigen brechend:

Knabe. Vater! wißt
Ihr die Geſchichte, die der Reiſige,
der geſtern in der Burg war, uns erzählt?
's iſt ja von Benno!

Pilger.

Höret, lieber Wulf!
Das iſt ein ſchöner Junge, doch es iſt
ihm traun! nicht gut, daß er das alles hört
von Benno. Fürchtet daß er denken lerne
wie Benno! Jenen Wenzel ſtellet ihm
zum Beyſpiel vor, der Heinrichs junges Herz
erſchlich und dieſes Herz vergiftet hat!:
das frommt ihm warlich baß. Von Bennos Art
ein Sprößling Rieſenciche wird er nie,
die weit umſchattend kleiner Bäum' ein Heer
mit dem Gewölbe ſtolzer Aeſte deckt.
Für unſern Boden iſt er nicht gemacht.
Es giebt des Epheus heuer allzuviel,
das ſchleichend ihn umranket und erſtickt.

Wulf.

Wohl iſt das leider wahr, doch halt' ich das,
wie Benno betteln als ein Biedermann,
denn als ein reicher Hofſchranz in den Häuſern
der Könige des Landes Mark verſchwelgen.

Knabe.

Was iſts, Ihr ſprecht ſo leiſe Vater?

Wulf.

Nichts.
Erzähle du, wir hören gerne zu.

3.

Knabe.

In einer kalten, grimmigkalten Nacht
durchirrte Benno einen dicken Wald,
in ſeine dünnen Lumpen eingehüllt —
und hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte!
Der Mond ſchien hell, die Sterne funkelten.
Bis an die Knie watet' er im Schnee —
Wohin ſein Auge ſah, ſchien jeder Baum
und jedes krauſe Zweiglein auf dem Baum
mit einer weiſſen Silberrind' umgoſſen.
Der Vollmond, der durch's ſchimmernde Gewebe
der krauſen Zweiglein lächlend ihn umſchien,
erhellte ſeinen Pfad — die Nacht war ſchön,
allein! den armen Biſchof fror ſo ſehr!
Ach! jeder Baum, dem er vorüberſchlich,
goß ſchauernd Haufen Schnees auf ihn herab.
Plötzlich zeigt ſich ihm ein Hofnungsſtral!
Was glänzt ſo helle durch den lichten Wald?
Sieh! einer ſtolzen Burg die Mauern ſind.
Dem Helden däucht, er kenne dieſe Burg.

Ein Ritter ſaß darauf, der kürzlich noch
ſein Freund und Freund des armen Heinrichs war.
Deß ward er froh. Er klopfte laut ans Thor,
denn ſeine Zähne klapperten vor Froſt.
Der Herr der Burg, der noch beym Becher wachte,
ſprang ſelber hin und öffnet ihm das Thor.
„Herr! ſprach der Unerkannte, reicht mir doch
ein wenig warmes Bar und einen Trunk“
Hier, Pilger! rief der Ritter, aber trink:
Verderben über Heinrich! — Benno nahm
den Becher hielt ihn hoch empor und rief:
Verderben über Pabſt Gregor! — Da riß
der Herr den Becher ihm vom Munde, goß
den Wein ihm vor die Füſſe, daß es klatſchte,
und ſchmiß das Thor mit lautem Krachen zu.
Ach ſiehe! Benno öfnet ſchnell das Thor
und ſo reit ihm nach: „Freund! kennſt du den nicht mehr,
der, als der Kaiſer vor den Sachſen floh,
ſein eignes Roß dir lieh, weil deines ſtürzte?“
So ſeyd ihr Benno? war die Antwort — Hum!
Ihr ſeyd des Pabſtes Feind — es iſt mir leid.
Geht ſucht bey eurem Heinrich Dach und Fach.

Starr ſtand der Biſchof da, fraß ſeinen Grimm
in ſich und kaute ſeine Lippen blutig —
Sieh da! — O Gott! es iſt doch warlich wahr,
was mir mein Vater ſagte: Dankbarkeit,
mein Söhnlein! ſuche bey dem Menſchen nicht.
Ein wildes Thier iſt dankbarer als er —
Ein alter, abgezehrter Jagdhund kömmt,
blickt an ihm auf, geht rund um ihn herum,
und bellet nicht, wie Hunde dann nicht thun
wenn ſie Bekannte ſehen, ſpringt an ihm

herauf,

herauf, leckt ſeine ſtarren Hände, wedelt
mit ſeinem Schweife, wirft dann wieder ſich
zu ſeinen Füſſen mit Gewinſel hin,
als frag' er traurig: Kennſt du mich nicht mehr? —
Zulezt erkannte Benno ſeinen Freund;
er hatte dieſen Hund auf einer Jagd,
wo er des böſen Herrn Begleiter war,
geheilt von einer Wunde, die der Zahn
von einem groſſen wilden Schwein' ihm ſchlug.
Als Benno nun des Thieres Freude ſah,
da ward die Bruſt zu enge für ſein Herz —
der ſüſſen Wehmuth helle Thräne lief
die Wang' herunter — Und er zog hervor
aus ſeinem Bettlerſack' ein Stücklein Brod,
es war das lezte, ſo ihm übrig war —
Er brach das Brod und gab das halbe Stück
dem Hunde, denn das Thier war ſchrecklich hager:
das andre Stück nahm er, und rief und ſprach:
„Wohl dir, du edles Thier, daß die Natur
dir dieſen Grad von Geiſtes Kraft verſagt,
der ach! der Schöpfung Herrn zum Schurken macht!“

Er ſchweigt. Die Ritter ſehn einander an —
Wie einer, zwiſchen endlichem Entſchluß
und Ungewißheit mit ſich ſelber kämpft,
ſo ſaß der Pilger da, er warf ſich hin
und her, rieb ſeine Stirne, trocknete
die Augen. — Aller Blicke ſahn auf ihn,
und keiner wußte das Erhabene
und Seltene an ihm ſich auszudeuten.

4.

Der Knabe, deſſen Red ein Thränenſtrohm
erſticket hatte, fuhr jezt weiter fort:

Knabe.

Ein dürft'ger Landmann nahm den Armen auf
und ſättigt' ihn drey ganzer Tage lang.
Am vierten ſezt er ſeine Reiſe fort.
Sein Weg ging wieder durch denſelben Wald.
Allein! kaum kommt er tiefer ins Gebüſch,
horch auf! da ſchlägt ein jammerndes Geſchrey
und Waffenrauſchen an ſein ſtaunend Ohr.
Er eilet, fliegt — und ſieh! der falſche Herr,
der ach! den Becher ihm vom Munde riß,
liegt vor ihm in dem blutbeſpritzten Schnee,
und neben ihm wälzt ſich ſein ſterbend Roß.
Vier Räuber hangen mit gezückter Wehr
hoch über ihm — Fürſt Benno ſtürzt hervor,
zukt einen Dolch, den ihm Herr Heinrich gab,
und den er ſtets in ſeinem Buſen trägt,
ſchreit: Haltet ein, Banditen! — und ſie fliehn.
Der arme Ritter hebt ſein Haupt empor
und blicket ſich nach ſeinem Retter um.
Er kennt ihn, ſtutzet, ſchlägt ſich vor die Stirn,
ſpringt auf und wirft ſich vor ihm auf die Kniee.
„O du, zum zweytenmal mein Engel! du!
„du mehr als Menſch, der du wie Gott dich rächſt!
„vergieb doch auch, ich flehe dir, wie Gott!
„Komm mit zu meiner Burg! Ich will es dir
„zehntauſendfach vergelten! Komm o komm!“

Doch Benno, welcher ſeine Schalkheit ſah,
erwiedert' ihm mit einem Blick des Ernſts:
„Ich bin ein Hund, der ſeinen Herrn verlor —
Er ſucht den Herren in der ganzen Welt,
am Wege ſteht ein Mann mit Brod und Fleiſch,
der lockt den Hund, denn ihm gefällt der Hund —

Doch!

Perſonen.

Duncan, König von Schottland.

Malcolm, Donalbain, } Söhne des Königs.

Macbeth, Banquo, } Feldherren über das Königliche Kriegsheer.

Lenox, Macduff, Roſſe, Menteth, Angus, Cathneß, } Thans oder Baronen von Schottland.

Fleance, Banquo's Sohn.

Siward, Feldherr über das Engländiſche Heer.

Der junge Siward, ſein Sohn.

Seyton, ein Vertrauter des Macbeth.

Macduffs Sohn.

Ein Arzt.

Lady Macbeth.

Lady Macduff.

Cammer-Frauen der Lady Macbeth.

Hecate, und drey andre Hexen.

Herren, Officianten, Kriegs-Knechte und Bediente, als ſtumme Perſonen.

Der Geiſt des Banquo, und verſchiedne andre Erſcheinungen.

Der Schauplaz ligt zu Ende des vierten Aufzugs in England, durch das ganze übrige Schauſpiel in Schottland, und meiſtens in Macbeths Burg.

Mac-

Doch! dieſer eilet ſeiner Straße fort,
ihn kümmert das nicht, was am Wege ſteht,
er denket nur an das, was er verlor!“

Der edle Knabe ſchweigt, die Hausfrau weint,
den Rittern ſtürzen Thränen in den Bart —

Der Pilger ſah ſie weinen, hielt ſich jezt
nicht mehr, ſein Blut ward Feur, ſein Herz zerſchmolz,
und er vergaß, daß er nur Bennos Bothe war,
ſprang auf, verhüllete ſein Angeſicht,
und rief mit thränenunterbrochner Stimme:

Pilger.

Wohl! Wohl ein Hund, der ſeinen Herrn verlor —
Allein, er wird ihn wiederfinden! — Horcht!
Die Trommel rauſcht, und die Trommete ſchallt!
Rauſch, Trommel Heinrichs! ſchall Trommete! ſchall!
Ich folge dir! Ich folge dir!

Den Rittern ſinckt der Becher aus der Hand —
Wulf ſpringt begeiſtert auf vom Stul' und ſchreit:
Er iſt es ſelbſt! und finckt ihm um den Hals.
„'s iſt Benno! Benno!„ rief jedweder aus
„'s iſt Benno! Benno! ſcholl die weite Burg —

Doch Benno riß aus Wulfens Arm ſich los,
die Mönchskutte ſank von ſeinem Haupt —
Da hing ſein Kinn ihm nicht mehr auf die Bruſt!
Hoch ſtand er da und herrlich an Geſtalt,
gleich einer Eiche, wenn der Frühling naht:
welck ſind um ſie die Blätter, ihr Gewand,
allein der Stamm iſt nichts als Saft und Kraft.

Benno.

Bin ich denn wirklich Benno? Nun! wohlan!
Kommt meine Lieben und umarmet mich —

und du mein Sohn, nimm dieſen Kuß zum Dank!
Itzt lebet wohl! – Es iſt die höchſte Zeit
für mich, auf daß der nahe Jäger nicht
vernehm', es habe der erwünſchte Wolf
ſo weit von ſeiner Höle ſich verirrt.

Wulf.

Wohin? Die Nacht naht! Es liegt tiefer Schnee —
Um Gottes willen, Benno! bleibt — Ich will
ein königliches Lager euch bereiten.

Benno.

Der weichen Decken bin ich längſt entwöhnt —
Wollt ihr mich wieder weichlich machen? Nein!
Zum leztenmal: Es iſt die höchſte Zeit!
Doch — Eins noch! — Führt mich euren Thurm hinan
(man ſieht von eurem Thurm doch Oſnabrück?)
daß ich ſie ſehe — meine — meine Stadt!
zum leztenmal, ja wohl zum leztenmal —

Knabe.

Werft's Fenſter los! — Kommt, lieber Benno! Kommt!
die Burg liegt hoch — Seht da die liebe Stadt!

Benno.

Dank, Lieber! Dank! ich habe ſie geſehn!
(hier! ſchluchzt er laut und blickt noch einmal hin)
Gott! Gott! wohl nie werd' ich ſie wiederſehn —
Ich werde weich — Lebt wohl, auf ewig wohl! —

Knabe.

Ach! bleibt doch! bleibt! ſeht was es Wetter iſt! —
Wie? Vater! laßt Ihr ihn alleine gehn?
Ich wollt' er nähme mich zum Knaxen an,
ich zöge warlich mit — Ihr Herren! hört!
Wär' ich wie Ihr, ich gienge warlich mit.

Wulf.

Wulf.

Was iſt das, Bub'? — O Wulf! wer biſt du doch,
daß eines Knaben Wort dich ſchaamroth macht! —
Bleibt, Herr! Als Gott mir hilft, Ihr gehet nicht!
Ich leb' in Streit, gewaltig iſt mein Feind,
doch iſt es Fehd' um eitel Worte nur —
Verſöhnet uns (Ihr könnt's mit Einem Wort)
Iſt das gethan, ſo modre mein Gebein,
fern von dem ehrenwürdigen Gewölbe,
wo meine Väter Staub bey Staube ruhn,
geh' ich nicht ſtracks mit Euch nach Oppenheim.

Benno.

Und wer iſt Euer Feind?

Wulf.

Mein Nachbar Ode.

Benno.

Ein Wort, ein Mann. Ich bleibe bey Euch, Wulf.

Einer der Ritter.

Zieht Wulf, ſo bin ich warlich auch dabey.

Alle.

Wir ſind dabey! Wir alle ſind dabey!

Wulf.

Fort! ſchafft die gröſten Tumler in den Saal!
Auf! Brüder! auf! Die Nacht ſoll unſer ſeyn!
Und wenn zum drittenmal der Himmel graut,
mit unſerm Benno fort an Heinrichs Hof!

T. W. B.

IV.

Nachtrag

des Herausgebers des T. M.

zur Geſchichte

des angeblichen Adepten, Nikolaus Flamel.

(S. Teutſch. Merk. April 1788. S. 254. u. f.)

Die abenteuerliche Geſchichte des Adepten Nikolaus Flamel, womit uns ein ſchätzbarer Ungenannter, im lezten Stücke des T. M. unterhalten hat, iſt wenigſtens in Teutſchland nicht ſo bekannt, daß ſie nicht für viele unſrer Leſer den Reiz der Neuheit gehabt haben könnte. Sie iſt unſtreitig in mehr als Einer Rückſicht, vornehmlich wegen der wunderbaren Beglaubigung, die ſie zweyhundert Jahre nach Flamels Tode aus dem Munde eines Usbeckiſchen Derwiſch empfangen haben ſoll, die merkwürdigſte aller Adepten-Geſchichten. Aber was ſie ganz beſonders und gar ſehr zu ihrem Vortheil von andern Legenden dieſes Gelichters unterſcheidet, iſt wohl der Umſtand, daß Nikolaus Flamel meines Wiſſens der einzige Goldmacher iſt, der Kirchen gebaut und Spitäler dotiert, und dieſe bis auf den heutigen Tag fortdauernde Stiftungen der Nachwelt als (anſcheinende) reelle Belege der Wahrheit ſeines Vorgebens, daß er im Beſitz des Steines der Weiſen geweſen ſey, hinterlaſſen hat.

Unſer

Unſer Ungenannter ſagt zwar nicht mit dürren Worten, daß er die wunderbaren Erzählungen, welche Flamel von ſich ſelbſt und der Derwiſch des Paul Lucas von Flamein gemacht haben ſoll, für hiſtoriſche Wahrheit halte: aber er ſagt doch ſoviel zu ihrer Beglaubigung, daß man ihn beynahe im Verdacht haben ſollte, er habe ſich eine kleine ſchalkhafte Luſt daraus gemacht, ſeine Leſer in eine Art von unbehaglichem Schwanken zwiſchen glauben und nicht glauben zu verſetzen, welches, bekannter maßen, bey den meiſten die Wirkung zu thun pflegt, daß ſie, um eines ſo unangenehmen Seelenzuſtandes loß zu werden, durch einen kleinen Taſchenſpielerſtreich ihres Willens, die uns allen angebohrne Liebe zum Auſſerordentlichen und Wunderbaren den Ausſchlag geben laſſen, und Begebenheiten, gegen die ſich ſonſt nichts anders einwenden läßt, als daß ſie aus Vernunftsgründen unglaublich ſind, lieber den hiſtoriſchen Zeugniſſen, die für ihre Wahrheit reden, ſo lange glauben wollen, bis man ihnen entweder die abſolute Unmöglichkeit der Sache, oder die Falſchheit der Zeugniſſe, worauf ihre Wirklichkeit beruhet, erwieſen haben werde.

Da ich meines Ortes nicht gerne, (ſelbſt nicht durch mein bloßes Stillſchweigen) Urſache ſeyn möchte, daß auch nur ein einziger Leſer dieſes Journals durch eine darin gefundene Veranlaſſung von dem ebenen Pfade der geſunden Vernunft auf irgend einen von den Sei-

tens

tenwegen verleitet würde, die uns am Ende doch immer in Abgründe, oder wenigſtens in — den Schmutz führen: ſo bitte ich um Erlaubniß, meine Gedanken über des Goldmacher Flamels Geſchichte hier in möglichſter Kürze nachtragen zu dürfen.

Zuvor wird es wohl nicht überflüſſig ſeyn, einige die Perſon dieſes Mannes, ſeinen vorgeblichen übergroßen Reichthum, und ſeine milden Stiftungen betreffende Umſtände in etwas zu berichtigen.

Fürs erſte alſo war Nikolas Flamel nicht bloß ein Schreiber, ſondern auch ein Mignaturmahler, eine Profeſſion womit in damaligen Zeiten viel zu verdienen war.

Fürs zweyte ſcheint der Ungenannte durch die Art wie er von Flamels Stiftungen ſpricht, einen viel größern Begriff davon in uns zu erwecken als man ſich nach dem Berichte der Geſchichtſchreiber, Lexikographen u. a. davon zu machen hat. Flamel, ſagt er, ſtiftete in Paris vierzehn Hoſpitäler, baute drey neue Kirchen und begabte ſieben alte mit großen Summen. Eben dies ſagt zwar auch der Verfaſſer der *Melang. tirés d'une grande Bibliotheque* Vol. XXV. p. 365. Allein daß er das Wort ſtiften hier nicht ſo genommen wiſſen wolle, als ob Flamel dieſe Spitäler und Kirchen allein und ganz geſtiftet habe, erhellet ſchon daraus daß er z. B. Vol. XLIII. p. 338. von der Kirche S. Jacques de Boucherie ausdrücklich ſagt: Flamel habe zu ihrem

ihrem Bau beygetragen, und ſie mit einigen Stiftungen begabt. In eben dieſem Bande des beſagten Werkes, p. 397. heiſt es auch von der Pfarrkirche des SS. Innocens: „man weiß daß Nikolas Flamel an der Erbauung dieſer Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrſcheinlich auch mit den übrigen geweſen ſeyn.

Wenn aber gleich in der Angabe der Flamelliſchen Stiftungen viel Uebertriebenes ſeyn ſollte, ſo iſt doch immer ſo viel unläugbar, daß ſie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Pariſiſchen Schreibers und Mignaturmahlers zu Könnig Carl VI. Zeiten weit zu überſteigen, und die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem ſo hohen Grade zu erregen, daß endlich der König ſelbſt ihn durch den Requetenmeiſter Cramoiſy befragen ließ: durch was für ein geheimes Mittel er, den man einſt als einen Mann ohne Vermögen gekannt hatte, zu einem ſolchen Reichthum gekommen ſey?

Philoſophiſch zu reden, konnte dieſes Mittel, wie ungewöhnlich es auch ſeyn, und wie geheim es Flamel zu halten Urſache haben mochte, doch kein anderes als ein ganz natürliches ſeyn. Aber zu Carl Vten von Frankreich Zeiten dachte man nicht philoſophiſch: damals gab es auch noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte davon mehr als eines angeben können, und würde ſogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er z. B. ſagen: er habe

ſeine

seine Schätze Kraft eines Bündnisses mit dem leidigen Satan — aber dies hätte ihn geraden Weges nach dem Greve-Platz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen: eine Fee habe ihm mit einen Beutel voll Gold, der niemals leer werde, begabt — aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können: er habe von ungefehr in einem Winkel seines Kellers einen großen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt, und da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und funfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem großen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voller Goldstücke gefunden u. s. w. Aber auch das hätte ihm nichts geholfen: immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Charakter seiner barbarischen Zeit (wo die ganze Welt an Alchymie glaubte) angemessenste Antwort war noch immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

Dazu war nun freylich ungefehr so ein Mährchen nöthig, wie das, so er dem Könige in seinem Berichte vorgelogen haben soll; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heil. Jakob von Compostell, der damals in der ganzen europäischen Christenheit noch eine ansehnliche Person vorstellte, in die Sache zu verwickeln. Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äußerst eingezogen und frugal. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen,

in drey Operationen, verſchaft hatte, waren meiſtens auf ſeine frommen Stiftungen verwendet worden. Indeſſen war ihm doch die Quelle ſeiner Schätze geblieben, denn er beſaß das geheimnißvolle Hierogliphen-Buch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jüdiſche Arzt Sanchez (der in der Handſchrift meines Ungenannten Canchez heißt) den Schlüſſel gegeben hatte. Dieſes Buch lieferte Flamel dem König aus, und kaufte ſich damit von allen weitern Anfoderung loß. — Es befindet ſich noch in der königlichen Bibliothek, und könnte, in den dermaligen bedrängten Umſtänden der Franzöſiſchen Finanzen, Sr. Majeſtät und dem Staat große Dienſte thun.

Aber wie kam es, daß Carl VI. oder die ſatmöſe und immer ſo geldbedürftige Königin Iſabelle und ihre Günſtlinge ſich dieſes herrlichen Mittels, wodurch ſie, aller ihrer ſo verhaßten gewaltſamen Geldexpreſſungen hätten überhoben ſeyn können, nicht beßer zu Nutze machten? Wie kam es, daß man aus einem Fund von dieſer Wichtigkeit kein Staatsgeheimniß machte, ſondern zugab, daß es im 16ten Jahrhundert ſogar durch den Druck bekannt wurde? Und warum kam die Franzöſiſche Staats-Wirthſchaft, ungeachtet der unfehlbare Prozeß, der Steine der Weiſen zu machen, in der königlichen Bibliothek liegt, im Jahre 1787 um mehr als hundert Millionen zu kurz?

Für uns Leute des achtzehnten Jahrhunderts dürfte denn doch, bis dieſe Fragen beantwortet ſeyn werden, das rathſamſte bleiben, zu glauben, Flamel ſey — vielleicht nicht auf die gewöhnlichſte und rechtmäßigſte — aber doch auf eine ganz natürliche Art zu ſeinem Reichthum gekommen. Könnten wir auch nicht errathen wie? ſo würde doch das Unvermögen unſre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmal ein ſcheinbarer, geſchweige ein hinlänglicher Grund ſeyn, das hieroglyphiſche Buch des Juden Abrahams und den heil. Jago von Compoſtell zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmal unerklärbareres — nicht begreiflich, ſondern noch viel unbegreiflicher zu machen. Aber ſelbſt das Wie? liegt nicht ſo weit über dem Punct, zu welchem der menſchliche Verſtand hinauf reichen kann, als unſer Ungenannter uns bereden zu wollen ſcheint; und die Vermuthung des Gabriel Naude' (der einer der verſtändigſten Männer der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war) wenn ſie auch (nach Lenglets du Freſnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Chronologiſchen Fehler behaftet wäre, leitet uns wenigſtens auf eine andere, die, als eine bloß mögliche Hypotheſe noch immer unendlich wahrſcheinlicher iſt, als die Meynung, daß Flamel den Stein der Weiſen, (welches eben ſoviel geſagt iſt als das Wünſchhütchen des Fortunatus oder Salomons Siegelring) gefunden habe. Die Juden, ſagt Du Freſnoy, wurden erſt im Jahr

1406

Macbeth.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein offner Platz.)

Donner und Bliz. Die drey Hexen treten auf.

1. Here.

Wenn kommen wir drey uns wieder entgegen,
In Donner, Blizen oder Regen?

1406 aus Frankreich wieder ausgetrieben, und Flamel hatte die Kirche zu St. Jaques de la Boucherie ſchon lange (er hätte uns wohl ſagen können wie lange?) erbauen laſſen. Gut! Aber warum erinnert er ſich des heftigen Sturms nicht, der bey dem Aufſtand der Pariſer im Jahr 1393 über die vom Hofe begünſtigten, der Nation aber äuſſerſt verhaßten Juden ergieng? Das Volk drang auf eine allgemeine Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, und als man ihm nicht ſogleich willfahren wollte, brach es in die Häuſer der öffentlichen Einnehmer, welche gröſtentheils Juden oder Lombarden waren, öffnete ihre Caſſen, ſchüttete das Geld auf die Straße, zerriß ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gaſſe wurden vierzig Juden-Häuſer geplündert, und viele Juden, die ſich mit der Flucht retten wollten, getödtet *). — Könnte dies nicht etwa der Schlüſſel zum Geheimnis unſers Adepten ſeyn? Konnte Meiſter Flamel bey dieſer Gelegenheit nicht ſo gut als ein andrer über irgend eine wohlgeſpickte Juden- oder Lombarden-Caſſe gerathen ſeyn, und anſtatt das Geld auf die Gaſſe zu ſchütten, für beſſer gefunden haben, es in aller Stille nach ſeinem Eckhauſe rue des Ecrivains zu ſchaffen? **) — Oder

*) S. Menſels Geſchichte von Frankreich 2 Th. S. 459 und die daſelbſt angeführten Gewährsmänner.

**) Um doch auch die gute und verſchwiegene Frau Pernelle, Flamels liebes Ehgemahl, ihren Theil zu Erwerbung ihres gemeins

(wenn uns dieſe Vermuthung zu liebloß ſcheint), wäre es nicht ſehr möglich, daß einige reiche Juden von ſeiner Bekanntſchaft (denn es ſcheint doch daß er immer viel mit Juden zu verkehren gehabt habe) beym Ausbruch dieſes Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile heimlich zu ihm geflüchtet hätten? — daß zufälliger Weiſe gerade dieſe Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu ſeyn, die im Tumult ihr Leben verlohren? — und daß Flamel dieſe Gelegenheit, ſich zum Inteſtat-Erben derſelben zu machen, um ſo getroſter benutzt hätte, da ſich ſo etwas in ſo verwirrten und geſetzloſen Zeiten, wie dieſe waren, mit ziemlicher Sicherheit unternehmen ließ? — Dies, dächte ich, wäre doch eine ganz natürliche und plauſible Erklärung, wie der Pariſiſche Bürger, Schreiber und Mahler Flamel ſein bereits durch ſeine Schreiberey und Mahlerey erworbenes Vermögen auf einmal beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüſſigen Fond zu allen den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeſchrieben werden.

Aber, wie fiel ein Mann, der (nach dieſer Hypotheſe) auf eine ſo unchriſtliche Art zu ſeinem Reichthum

meinſchaftlichen Reichthums beytragen zu laſſen, könnte ſie nicht zufälliger Weiſe eben bey einem Hauſe, wo das Geld zum Fenſter herausgeſchüttet wurde, vorbeygegangen ſeyn, und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgeleſen und nach Hauſe getragen haben?

thum gekommen war, auf den Entſchluß, einen ſo chriſtlichen Gebrauch davon zu machen? Ich berühre dieſen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an ſich bedeutet er ſehr wenig. Wäre Flamel etwa der erſte geweſen, der Leder geſtohlen und dann ein paar Schuhe um Gottes willen weggegeben hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bey ſeinem auf die eine oder andere Art eben nicht durch die gewiſſenhafteſten Wege erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiſte des 14ten Jahrhunderts nicht ſehr gemäß, unrecht erworbenes Guth — das aber doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke das unſern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entſündigen, daß man einen Theil davon an den lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen anwandte? Vermuthlich befand ſich noch mancher Ehrenmann ſeines Schlages zu Paris in dem nehmlichen Falle; denn die lezten Jahre des 14ten und die erſten des 15ten Jahrhunderts ſind gerade die Epoke, in welcher eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beyträge begüterter Bürger erbaut und dotiert wurden. Indeſſen fand Flamel, wie es ſcheint, ſo viel Geſchmak an dieſer Art ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich ſeiner armen Seele ein Recht an ewige Meſſen und tägliche Fürbitten zu verſchaffen, daß er ſelbſt durch das Mittel, wodurch er anfangs die Aufmerkſamkeit der Leute von den Wegen, wie er zu

ſeinem groſſen Vermögen gekommen war, abzuleiten ſuchte, endlich verdächtig werden muſte. Flamel, der wohl ſo einfältig nicht war als er ſich in ſeinem Livre des explications ſtellt, konnte leicht vorausſehen, daß es, (zumal unter einer ſo heilloſen und immer geldbedürftigen Regierung wie Carls VIten war, gar leicht zu miſslichen Explicationen kommen könnte. Er hielt alſo eine Erklärung bereit, womit ſich zwar in unſern Tagen weder die Requetenmeiſter noch die Könige ſo leicht abfertigen laſſen würden, die aber in den ſeinigen die klügſte war, die er nur immer erdenken konnte. Er gab vor, daß er von Gottes und des Heil. Jacobs von Compoſtell Gnaden, ohne ſein Verdienſt noch Würdigkeit, den gebenedeiten Stein der Weiſen gefunden habe; er lieferte das hieroglyphiſche Buch des vorgeblichen Adepten Abraham, wovon er vermuthlich ſo wenig verſtund als irgend ein Clerc des Königs, dem Hofe aus, hielt (wie man wahrſcheinlich vorausſetzen kann) den König, ſo lang es nur immer möglich war, mit Verſprechungen und Zurüſtungen zu dem groſſen Werke, hin, (welches unter der unſäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, die auf die bekannte Ermordung des Herzogs von Orleans, des groſſen Günſtlings der Königin Iſabelle, folgte, um ſo leichter war) und ſtarb darüber im Jahr 1413 in einem ſehr hohen Alter, und in dem Rufe, daß er das groſſe Geheimniß der Weiſen, womit ſeit mehrern Jahrtauſend ſo viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren

zum

zum Beſten gehabt haben, nicht nur ſelbſt beſeſſen, ſondern ſogar ſchriftlich hinterlaſſen habe.

Eine gründliche Unterſuchung und Berichtigung dieſes von ihm ſelbſt veranlaßten Rufes war weder von dem Geiſte ſeiner Zeit zu erwarten noch in den damaligen Umſtänden des Hofes möglich; — hingegen können wir uns darauf verlaſſen, daß es unter den Alchymiſten des 15ten Jahrhunderts nicht an dieſem oder jenem gefehlt haben werde, der ſeine Rechnung dabey zu finden glaubte, unter Flamels Firma und Credit, ſolche Werklein wie das *Sommaire philoſophique* und das *Deſir deſiré*, in die goldbegierige Welt ausgehen zu laſſen. Denn daß Flamel ſelbſt der Verfaſſer derſelben geweſen ſey, iſt nichts weniger als ausgemacht. In einer Zeit, wo dieſe Betrüger unverſchämt genug waren, ihre Hirngeburten ſolchen Männern wie Robert Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja ſogar dem Pabſt Johann dem XXII. *) (der

*) Dieſer Pabſt, ſagen die Alchymiſten, brachte es unter der Führung des großen Adepten Arnold von Villanova ſo weit in der Kunſt, daß er bey ſeinem im Jahr 1334. erfolgten Tode bereits zweyhundert Zentner Goldes mit eignen Händen gemacht hatte: ja er hielt es ſogar für die Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der Chriſtlichen Welt, ein ſo wohlthätiges Geheimniß nicht mit ſich ins Grab zu nehmen, ſondern es der ganzen werthen Chriſtenheit zum Beſten in einem lateiniſchen Tractat von der Kunſt die Metalle zu verwandeln

doch in der Bulle: Spondent, quas non exhibent divitias, pauperes Alchimistae, den Fluch des Ernulfus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschreiben, — von solchen Leuten läßt sich doch wohl erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Nahmen und Ruf eines Flamels zu benutzen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

W.

rein (der im 15ten Jahrhunderts ins Französische übersetzt wurde) öffentlich bekannt zu machen. Daher kam es denn auch, daß Gold und Silber in diesen Zeiten so gemein wurden wie Kieselsteine, daß die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon so voll waren, daß man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte, Steuern und Gaben von den Unterthanen einzutreiben, kurz daß die von Lucian gepriesenen **Saturnischen Zeiten** sich überall wieder einstellten: wie die Geschichtschreiber des 14ten 15ten und 16ten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden. — Ernsthaft zu reden, Johann XXII. verstand sich wirklich auf's Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vorfahrer; besonders trug ihm seine **Sündentaxe** große Summen ein, vielleicht eine nicht geringere als ihn die pauperes alchymistae aus dem Schmelztiegel ziehen lassen; und wenn es wahr ist, daß er achtzehn Millionen Goldgulden baares Geld hinterlassen, wie **Villani** als Augenzeuge versichert, so hätte Se. Heiligkeit einen schönen Tractat de arte transmutandi peccata et stultitiam mundi in solidos aureos, schreiben können.

V.

V.

Auszug eines Schreibens
von Herrn Göttling aus Amſterdam
an
Herrn Bergrath Dr. Bucholz in Weimar.
März 1788.

Es herrſcht jezt in Holland eine allgemeine Ruhe und alles ſcheint prinzlich geſinnt zu ſeyn. Den Fremden macht es einen ganz beſondern Eindruck, jedermann beyderley Geſchlechts, mit einem Orangebande, welches ſeine Geſinnung an den Tag legen ſoll, einhergehen zu ſehen — Viele haben ſogar das Bild des Prinzen, in Gold oder Silber eingefaßt, an der Bruſt hängen. Man findet auch noch in allen den holländiſchen Städten, die ich ſah, aufgerichtete Ehrenbogen, als Andera von dem erfreulichen Einzuge des Prinzen und der prinzlichen Familie.

Bekannt iſt es, daß die mehreſten holländiſchen Städte ſchön gebauet und mit ſchönen Kanälen (Krachten) durchſchnitten ſind; und hat man eine Stadt geſehen, ſo hat man ſie beynahe alle geſehen, denn ſie unterſcheiden ſich blos in Anſehung der Größe von einander. In Rotterdam war ich nur einen einzigen Tag, und weil es mir ganz an Empfehlungen fehlte, ſo muſte ich mich bloß begnügen die Stadt geſehen zu

haben. Vorzüglich iſt hier die Börſe ſchön gebauet und verdient in dieſem Betracht der in Amſterdam vorgezogen zu werden, ob letztere gleich in Anſehung der Gröſſe den Vorzug verdient. Nur allein der Haag unterſcheidet ſich von den übrigen holländiſchen Städten durch ſeine vorzüglich ſchönen Gebäude. Der daſige Aufenthalt ſcheint zwar mehr ländlich als ſtädtiſch zu ſeyn — aber alles iſt ſo gut geordnet, daß das Auge des Fremden in Erſtaunen geſetzt wird, wenn er mit einem Blicke groſſe Reihen von ſchönen Gebäuden, ſchöne Alleen, groſſe regelmäßige freye Plätze, wo in der Mitten groſſe Teiche befindlich ſind, zu überſehen das Vergnügen hat — Die ſchönen groſſen Teiche, ſind gleichſam dahin gegoſſenen Spiegeln ähnlich, und man ſiehet daher alle Gegenſtände doppelt. Einer dieſer groſſen freyen Plätze iſt zum Paradeplatz beſtimmt, wo der Prinz alle Tage bey der Parade ſelbſt gegenwärtig iſt — Es war mir ein rührender Anblick, wie ich ſah, daß alles mit groſſer Devotion herzu drang um den Prinzen zu ſehen — In dem Hauſe wo ich logirte war die Societät der prinzlich-geſinnten. — Die Thüre des hierzu beſtimmten Zimmers war mit einem Thürhüter verſehen, der ſich durch einen beſondern Mantel und einen langen Stab mit groſſem Knopf in der Hand auszeichnete, und die Hereinkommenden genau examinirte, damit kein Ungeweiheter herzutreten möchte. Das hier in dem Haag befindliche Naturaliencabinet des Prinzen iſt ſehr der Mühe werth zu ſehen, und es iſt

alle

alle Montage von 11 bis 12 Uhr offen — auch iſt hier eine beträchtliche Kanonengießerey.

Nach Leiden hatte ich von Herrn Prof. Emelin in Göttingen, an den daſigen Prof. der Chymie Herrn Volten, Empfehlung. Dieſer bereitwillige liebe Mann hatte die Güte mir das daſige chymiſche Univerſitäts-Laboratorium zu zeigen, wo auch zugleich die chymiſchen Vorleſungen gehalten werden. Es iſt hier auch ein ſehr guter Vorrath von chymiſchen Präparaten. Bey dieſer Gelegenheit zeigte mir Herr Prof. Volten eine artige metalliſche Vegetation, welche in der Retorte zurück geblieben war, nachdem er Silberamalgam in Salpeterſäure aufgelöſt, und ſo wohl die Salpeterſäure als auch das Queckſilber davon abgezogen hatte. Die mehreſten akademiſchen Anſtalten, als die Anatomie, das Naturaliencabinet, den Botaniſchen Garten und dergl., kann man gegen ein Trinkgeld an den Aufwärter, auch ohne Empfehlung ſehen. Albini Präparate aber ſind auf der Anatomie ohne Mitwiſſen des Profeſſors nicht zu ſehen! doch hatte Herr Prof. Sandifort die Freundſchaft mir auch dieſe vortrefliche Samlung zu zeigen. Vorzüglich freuete ich mich über das Denkmal des verewigten Boerhave, welches in der Univerſitätskirche aufgerichtet iſt — es iſt zwar einfach, aber ſchön, aus weiſſem Marmor gearbeitet.

In Harlem war ich von Herrn Prof. Lichtenberg zu Göttingen an Herrn D. van Marum empfohlen, und

und daher hatte es auch keine Schwierigkeiten, ſeine große Elektriſirmaſchine, welche im Tayloriſchen Muſeo aufgeſtellt iſt, zu ſehen. Ob gleich dieſe Maſchine und ihre vorzügliche Wirkung durch Herrn von Marums Buch ſchon bekannt iſt, ſo muß es doch dem Reiſenden ſehr angenehm ſeyn, Gelegenheit zu haben, dieſen vortreflichen elektriſchen Apparat ſelbſt zu ſehen — Wie gerne hätte ich mich auch von der Wirkung dieſer Maſchine überzeugen mögen! allein es war zu umſtändlich, und daher zu viel gefordert, Herrn von Marum den Antrag zu thun. Man findet auch hier eine ſchöne Mineralienſammlung von Harzprodukten, und ich freuete mich nicht wenig, hier einen ſo vortreflichen teutſchen Schatz beyſammen zu finden. Das eigentliche Tayloriſche Mineraliencabinett befindet ſich in Herrn von Marums Hauſe, und es ſind 7 oder 8 Zimmer damit angefüllt. Man findet hier viel merkwürdige Dinge, vorzüglich aus dem Mineral- und Thierreich beyſammen.

Auch hatten meine mir unvergeßlichen Lehrer, die Herren Prof. Lichtenberg und Gmelin, die beſondere Freundſchaft für mich gehabt, mich mit Empfehlungen nach Amſterdam an Herrn Prof. van Swinden, D. Deiman und D. Gruellmann zu beſorgen. Herrn D. Gruellmann, einen teutſchen und hier ſehr in Achtung ſtehenden jungen praktiſchen Arzt, lernte ich zu erſt kennen, und ich muß beſonders die Bereitwilligkeit dieſes lieben menſchenfreundlichen Mannes rühmen, mit der

er

2. Hexe.

Wenn das Mordgetümmel ſchweigt,
Und der Sieg den Aufruhr beugt (*).

3. Hexe.

Alſo, eh der Tag ſich neigt.

1. Hexe.

Nennt den Ort!

2. Hexe.

Die Heide dort.

3 Hexe.

Dort gehn wir Macbeths wegen hin.

1. Hexe.

Ich komm, ich komme, Grimalkin --

2. Hexe.

Padok ruft -- wir kommen ſchon.

Alle.

Auf, und durch die Nebel-Luft davon!

Zweyte

(*) Aller Zeit und Mühe ungeachtet, die man auf dieſe abentheurliche Hexen-Scenen verwendet hat, iſt es doch nicht möglich geweſen, das Unterirdiſche, Wilde und Hexenmäßige des Originals völlig zu erreichen, zumal da der Reim nothwendig beybehalten werden mußte. So hat man z. B. hier in dieſen zwo Zeilen ſich bemühen müſſen, den bloßen Sinn der Worte auszudrücken; denn wer wollte den Ausdruck und Harmonie dieſer Reime deutſch machen können:

When the hurly-burly's done
When the battle's lost and won.

er alle meine Wünſche zu befriedigen ſuchte. Er gab ſich nicht allein ſehr viel Mühe, mich mit den in Amſterdam befindlichen Gelehrten, welche ſich beſonders mit Chymie und Phyſik beſchäftigen, bekannt zu machen; ſondern ich fand auch ſehr bald an ihm den wahren aufrichtigen warmen Freund, wovon nur derjenige das Wohlthätige in vollem Maaße fühlt, der ſchon mehrmals in Verlegenheit geweſen iſt, ohne ſolche der zuvorkommende Hülfe gutmüthiger Leute ſeine Abſichten zu erreichen. Neben ſeinen praktiſchen Geſchäften, die wirklich ſchon anſehnlich ſind, ob er ſich gleich nur wenig Jahre hier befindet, iſt er auch nicht unthätig. Beſonders beſchäftiget er ſich mit der Litteratur, und ſucht ſoviel möglich die vorzüglichſten holländiſchen neuen gelehrten Produkte in Teutſchland bekannt zu machen, wofür er auf den gewiſſen Dank teutſcher Aerzte und Naturforſcher rechnen darf.

*

An Herrn Prof. van Swinden, fand ich nicht minder einen ſehr guten biedern Mann, dem ich für die beſondere Freundſchaft, womit er mich beehrte, alle Urſache habe aufs wärmſte zu danken. Dieſer gründlich gelehrte Phyſiker iſt mit einem ſehr auserleſenen phyſiſchen Apparat verſehen. Er giebt gewöhnlich lateiniſche Vorleſungen. Alle Dienſtage Nachmittag von 5 bis 6 Uhr aber, hält er eine niederteutſche Vorleſung, worin die anſehnlichſten Männer der Stadt, ſo wohl bejahrte als Jünglinge, Theil nehmen, und hier

mit

mit gröſter Aufmerkſamkeit ihre Wißbegierde befriedigen. Herr Prof. van Swinden handelt in dieſen Stunden ein einziges Capitel aus der Phyſik ab, und jezt iſt der Magnet der Gegenſtand der Vorleſungen. Es iſt eine ſolche Vorleſung freylich um ſo lehrreicher, da es nicht an Zeit gebricht eine ſolche einzelne Materie ganz zu erſchöpfen, der auf Akademien, wo der ganze weitläuftige Umfang der Phyſik in einem halben Jahre beendiget werden muß, freylich nur einige Stunden gewidmet werden können. Der Vortrag des Herrn Prof. iſt ſehr deutlich, wovon ich mich ſelbſt zu überzeugen Gelegenheit hatte, da ich die Erlaubniß erhielt einigen ſolchen Vorleſungen mit beywohnen zu können; denn ob ich gleich ſehr wenig Niederteutſch verſtand, — ſo war mir doch alles ſehr deutlich, was in dieſen Stunden abgehandelt wurde.

Herr D. Deimann iſt ebenfals ein teutſcher, und hieſiger, ſehr in Anſehen ſtehender praktiſcher Arzt, deſſen Stunden aber, eben ſeiner häufigen praktiſchen Geſchäfte wegen, ſo abgemeſſen ſind, daß es ſchwer hält ſeine gewiß lehrreiche Geſellſchaft einige Stunden zu genießen. Es war mir anfänglich etwas auffallend Schwierigkeiten zu finden, ſeine Bekanntſchaft zu machen, als ich ihm in Geſellſchaft des Herrn D. Grüellmann aufwarten wollte, ehe ich erfuhr, daß einige Unpäßlichkeit die Urſach dieſer Verhinderung ſey. Es iſt wirklich zu bewundern, daß dieſer Mann, dem

ſeis

ſeine praktiſchen Geſchäfte ſo viel Zeit rauben, ſich noch ſo ernſtlich mit der, im engſten Verſtande philoſophiſchen Chymie beſchäftiget. Er arbeitet mehrentheils mit Herrn von Troſtweyck gemeinſchaftlich, und die Meynungen dieſer Herren ſind auch ſo übereinſtimmend, daß ſie ſehr gut miteinander fertig werden können. Ob dieſe Herren gleich der Stahlianiſchen Theorie mehr anhängen, und daher mehr Phlogiſtianer ſind, ſo laſſen ſie doch auch Lavoiſier's Theorie Gerechtigkeit wiederfahren. Sie gehen dabey ganz ihren eigenen Weg, und ſuchen durch eigene vielfältige Verſuche der Wahrheit immer näher zu kommen — Ich hatte das Vergnügen einige Stunden in Geſellſchaft dieſer Herren zuzubringen, und freuete mich ſehr, wie ſie einige gegen ihre Theorie gemachten Einwürfe zu vertheidigen ſuchten.

Herr von Troſtweyck, deſſen eigentliches Geſchäfte die Handlung iſt, beſchäftiget ſich blos aus Liebhaberey mit phyſiſcher Chymie. Er hat ebenfals einen eigenen ausgeſuchten phyſiſchen Apparat. Vorzüglich fand ich bey ihm eine vortrefliche Elektriſirmaſchine, welche ganz nach der von Marumſchen eingerichtet iſt, und ich muß geſtehen, daß ob ſie gleich nicht völlig ſo groß als jene iſt, ich doch über die Wirkung derſelben in Erſtaunen geſetzt wurde. Auch fand ich hier eine Luftpumpe, die bis jetzt das vollkommenſte Inſtrument dieſer Art ſeyn ſoll. So wohl die Elektriſirmaſchine,

als auch die Luftpumpe, ſind von einem berühmten engliſchen Künſtler Nahmens Cuthbertſon *) den ich auch bey dieſer Gelegenheit kennen lernte, verfertiget, der ſchon ſeit zwanzig Jahren in Amſterdam lebt, und auch der Verfertiger der von Marumſchen Maſchine iſt.

Herr D. van Rhyn, Prof der Chemie, war ſehr beſchäftiget nach Gaubius Lehre die Eiſentheile im Blute zu finden, worüber er ſchon verſchiedene mißlungene Verſuche gemacht zu haben vorgab — es war mir indeſſen doch etwas auffallend, von ihm mündlich zu hören, daß aus dem Grunde der Zinnober in Holland nicht mit Waſſer gemahlen würde, weil es die Salztheile davon ausziehe.

Bey Herrn D. Grüellmann lernte ich auch den gröſten hieſigen praktiſchen Arzt, Herrn D. Michell, kennen, welcher ſich durch verſchiedene Preißſchriften bereits rühmlich bekannt gemacht.

Auf der Anatomie, welche jeder Fremde gegen ein Trinkgeld an den Aufwärter ſehen kann, ſah ich eine ſehr anſehnliche Sammlung von kranken Knochen, die ein alter erſt kürzlich verſtorbener Arzt D. Hovius ſeit 50 Jahren geſammlet, und die der D. Bonn ſehr gut be-

*) Cuthbertſon hat dieſe Maſchine in einer eigenen kleinen Schrift beſchrieben. Deſcription of an improved air-pump and an account of ſome experiments made with it, by which its ſuperiority above all other air-pumps is demonſtrated. Amſterdam 1787.

beſchrieben und mit guten Zeichnungen heftweiſe heraus giebt, und wovon, wie ich höre, kürzlich der dritte Heft erſcheinen wird — Herr P. Bonn fügt auch die merkwürdigſten Stücke ſeines eigenen Cabinets in Zeichnungen bey..

Bey Herrn Prof. van Swinden lernte ich auch einen geſchickten jungen Mathematiker Herrn Nieuland kennen. Er war nach Utrecht an die Stelle des Herrn Prof. Kenneris berufen, weil dieſer aber nach beendigten Unruhen ſeine vorher niedergelegte Stelle wieder annahm, ſo hatte er die kleine Unannehmlichkeit, daß er einſtweilen wieder zurücktreten muſte. — Herzlich wünſchte ich dieſem vortrefflichen Manne bald eine andere gute Stelle, die ſeinen entſchieden anerkannten Kenntniſſen angemeſſen wäre!

Herr Engelbronner, ein hieſiger berühmter Kaufmann, beſchäftigte ſich ſonſt mit Pharmacie und hat auch mancherley gute praktiſche chymiſche Kenntniſſe. Man findet bey ihm ein anſehnliches Mineralienkabinet und vorzüglich manche ſeltene Mineralien — beſonders freuete ich mich über eine vortrefliche Suite von Arſenik-Erzen, die er in gröſter Vollkommenheit beſitzt. Weil mein Aufenthalt in Amſterdam zu kurz war, und Herrn Engelbronners Handlungsgeſchäfte zu der Zeit eben ſehr dringend waren, ſo konnte ich auch ſeine Geſellſchaft nicht oft genug genießen, um die intereſſanten Stücke ſeines Cabinets öfterer und alle zu ſehen.

Man hat hier auch verſchiedene bürgerliche gelehrte Zuſammenkünfte, wo ein Mitglied von der Geſellſchaft bey jeder Zuſammenkunft eine Rede hält, und von dieſen Geſellſchaften ſind Concordia und Felix meritis die vornehmſten. In erſterer werden wirthſchaftliche Gegenſtände wöchentlich einmal, in letzterer aber alle Tage zu einer gewiſſen Stunde, gewiſſe feſtgeſetzte Materien, als Zeichenkunſt, Handlungswiſſenſchaft, Naturgeſchichte, Naturlehre, Muſik und dgl. abgehandelt. Um dieſen Geſellſchaften mehr einen Anſtrich von freundſchaftlichen Zuſammenkünften zu geben, ſo iſt es vergönnet dabey eine Pfeife Taback zu rauchen.

Der Sohn des Herrn P. van Swinden, ein junger hoffnungsvoller Mann, hatte die Güte mir die Einrichtung der hieſigen Seeſchule, wo junge Seeleute erzogen werden, zu zeigen. Es finden ſich hier auf 600 Knaben beyſammen, die in allem, was ein guter Seemann braucht, vorzüglich in Mathematik unterrichtet werden. Damit ihnen künftig einmal das Seeleben nicht ungewohnt ſey, ſo werden ſie vollkommen ſo erzogen, als lebten ſie auf der See. Diejenigen, ſo ſchon einmal eine Seereiſe gemacht haben, zeichnen ſich von den Uebrigen durch gewiſſe Vorzüge aus.

Auſſerdem finden ſich hier noch Muſter von mancherley wohlthätigen öffentlichen Anſtalten. Dahin gehört beſonders das neue Arbeitshaus, die Gaſthäuſer und das Findlingshaus. Es ſind jetzt in letztern auf

1400

1400 Seelen von 1 bis 20 Jahren, und 600 Kinder unter ein Jahr, die noch der Muttermilch bedürfen, ſind hin und wieder in der Stadt vertheilt.

Mit Pharmacie iſt hier nicht viel zu thun, vorzüglich ſind die mehreſten hieſigen Apotheker in der Chymie ſehr zurück — ſie haben aber auch wenig Gelegenheit zu arbeiten; nur einige ſind mit Arbeitshäuſern (Laboratorien) verſehen, die mehreſten aber müſſen ihre pharmaceutiſchen Präparate vor der Hausthüre bereiten: daher findet man auch in allen Straßen vor den Thüren, Geräthſchaften, wo geſotten, gebraten, niedergeſchlagen, ſublimirt und deſtillirt wird — Bey denen die ein ordentliches Laboratorium haben, findet man auch die Präparate nach guten chymiſchen Grundſätzen bereitet; beſonders fand ich bey den hochteutſchen Apotheker Reuter ein ſehr artig eingerichtetes Laboratorium und die von ihm verfertigten Präparate ächt und gut.

Obgleich die Holländer ebenfalls ſehr geheimnißvoll mit ihren chymiſchen Fabriken ſind, ſo hatte ich doch durch beſondre Empfehlung Gelegenheit einige davon zu ſehen — ich ſah z. B. die Bereitung des ätzenden Sublimats, des verſüßten Sublimats, des rothen Queckſilberpräcipitats, des Zinnobers, die Raffinirung des Camphers und Borax, Deſtillation des Scheidewaſſers, wobey ich eine ſehr artige Einrichtung fand, die Vorlagen abzukühlen, grüne Seifenfabrik und dgl.

Die

Die große allgemeine Illumination am Geburtstage des Prinzen am 8ten März sah ich hier, und es gereuet mich nicht noch diesen Tag abgewartet zu haben, zumal da ich nie Gelegenheit hatte, so etwas feyerliches zu sehen. Stellen Sie sich die großen langen Krachten vor, die Amsterdam durchkreuzen, auf beyden Seiten so herrlich erleuchtet. Das Auffallendste dabey war, daß wenn man man auf einer Brücke stand, welche über die Krachten hingezogen sind, man die Erleuchtung von allen Seiten doppelt sah, weil das Wasser in den Canälen als ein Spiegel wirkte. Hier ertönte ein Jubelgeschrey, dort eine Freudenmusik, und unter der Brücke auf der wir uns befanden, schlichen Schüyten oder Kähne mit Musik und also unter unsern Füßen hin. Es machte auch dieses vorzüglich vielen Eindruck auf mich, daß man auch an diesem Tage alle Kinder aus dem Findlingshause an dieser Freude Theil nehmen ließ; denn diese wurden alle, schwarz gekleidet, durch die vorzüglichsten Gegenden der Stadt geführt.

Die vielen hundert Windmühlen zu Saardam von aller Art, als Papiermühlen, Mahlmühlen, Schneidemühlen, Oelmühlen, Tobakmühlen, Farbemühlen u. dgl. alle in Bewegung zu sehen, ist ebenfalls kein gleichgültiges Schauspiel. Daß die Holländer vorzüglich hier so gutes Papier bereiten, mag hauptsächlich in der sorgfältigen Sortirung der Lumpen liegen; denn man findet in einer einzigen solchen Mühle 30 bis 40 Personen beyderley Geschlechts, die sich blos mit Sortirung der Lumpen beschäftigen. — Zu Saardam ist auch die Mühle, wo der Zinnober gemahlen wird, welches sie aber sehr geheim halten.

Der
Teutſche Merkur.

Junius 1788.

I.

Fortſetzung und Beſchluß des Nachtrags zur Geſchichte des Adepten, Nikolaus Flamel.

Das Reſultat meiner, (in dem vorgehenden Stücke des T. M.) über den angeblichen Adepten Nikolaus Flamel angeſtellten Betrachtungen iſt alſo: daß er vielleicht, wie ſo viele andere ſchaale Köpfe ſeiner Zeit, ein Liebhaber der Alchymie geweſen, und zufälliger Weiſe zum Beſitz eines mit alchymiſtiſchen Hieroglyphen und eben ſo ach imnißvollen Erklärungen derſelben angefüllten Manuſcripts, das irgend einen jüdiſchen Kabbaliſten zum Urheber haben mochte, gekommen ſey — daß er ſich dieſes unverſtändlichen Buches bedient habe, um die Meynung, als habe er ſein anſehnliches Vermögen durch Entdeckung des Philoſophiſchen Steins erlangt, — von ſich zu erwecken, und durch dieſe Liſt dem Verdachte, daß er durch unrichtige

Wege zu ſeinem Reichthum gekommen ſey, und den weiteren Nachfragen und Unterſuchungen die daher hätten entſtehen können, vorzubeugen — daß die wahre Quelle ſeines Vermögens vermuthlich in ſeinen geheimen Connexionen mit Juden, und in irgend einem glücklichen Zufalle, den er ſich, vielleicht mit einer probabeln Meynung, nicht unrecht daran zu thun, vielleicht auch mittelſt einer ſich ſelbſt ertheilten Diſpenſation von den Geſetzen der ſtricten Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, zu Nutze gemacht, zu ſuchen, und alſo ſeine ganze umſtändliche Erzählung -- durch was für eine wunderbare Fügung Gottes und des heil. Sankt Jago von Compoſtell er unverhoffe zum Beſitze des gebenedeyten Steins gelangt ſey, — trotz ihrer angerühmten Einfalt, für ein bloßes, abſichtlich von ihm erdichtetes Mährchen zu halten ſey.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamels hat zu Hülfe kommen wollen, ſcheinen mir von keiner Erheblichkeit zu ſeyn. Er erzählt alles mit einer ſo treuherzigen Einfalt, ſagt man. Dies war überhaupt der Ton ſeiner Zeit, und ein guter Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichſten Wundergeſchichten, Ammenmährchen und Rittermährchen, überſchleichen in dieſer Sprache, durch dieſen Ton, unſere Gutherzigkeit; und läßt nicht ſchon der alte Vater Homer ſeinen Ulyſſes den gaſtfreyen Phäaziern oder Fajacken (wenn man lieber will) ſeine

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in den Palaſt zu Foris.)

Der König, Malcoln, Donalbain, Lenox, und Gefolge, die einen blutenden Officier antreffen.

König.

Was für ein blutender Mann iſt das? Seinem Ausſehn nach kan er uns von dem neueſten Zuſtand der Rebellion Nachricht geben.

Malcoln.

Es iſt eben der wakre Officier, deſſen heroiſche Verwegenheit mich aus den Händen der Feinde riß. Heil dir, braver Freund; ſage dem König, in was für Umſtänden du das Treffen verlaſſen haſt.

Officier.

Lange war es zweifelhaft, wie der Kampf von zween Schwimmern, die, mit einander ringend, Kunſt und Stärke an einander meſſen. Der unerbittliche Macdonell, (würdig ein Rebell zu ſeyn; ſo groß iſt die Menge angebohrner Laſter, die ihn dazu beſtimmen) wurde durch Kernen und Golloglaſſen (*) aus den weſtlichen Inſeln unterſtüzt, und

das

(*) Das leicht bewaffnete Fußvolk der alten Hibernier wurde Kernen und das ſchwer bewaffnete Gallo-Glaſſen genennt. Camden. Britann. c. 6. Wardinton.

ſeine Läſtrigonen- und Cyklopengeſchichten, ſeine Mährchen von der ſchönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern, die im Keſſel und am Bratſpieße wieder lebendig werden, u. ſ. w. mit einer eben ſo einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines argloſen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dies nicht, von Homer an, alle Dichter die ihre Kunſt verſtehen? Flamel war zwar kein Poet, (wiewohl man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten *), Philoſophus und Mathematicus ſeiner Zeit aufgeführt findet) aber warum ſollte er das, was die Dichter, um uns zu unſerm Vergnügen zu täuſchen, thun, nicht haben thun können, um ſich ſelbſt zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit eben ſo weniger Wirkung, däucht mich, hat man den hiſtoriſchen Beweis des Lenglet du Freenoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich profitirt haben könne, geltend zu machen geſucht; denn dieſer hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden haben könne, jüdiſche Reichthümer heimlich an ſich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dies bey dem Aufſtand der Pariſer im Jahre

*) Die Litteratores die ihn mit dieſem Namen beehren, gründen den vermuthlich ſein Recht an denſelben darauf, daß das unverſtändliche alchymiſtiſche Tractätlein Sommaire philoſophique genannt (welches unter Flamels Nahmen geht) in elenden Reimen geſchrieben iſt.

1393 der Fall ſeyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Geſezt aber auch es fände ſich über lang oder kurz ein hiſtoriſcher Beweis, daß Flamel ſchon im J. 1380 oder noch früher zum Beſitz ſeines geheimnißvollen Reichthums gekommen wäre, ſo würde ſein Mährchen dadurch nicht um ein Haar glaubwürdiger werden. Ehe man ſich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben daß er durch den Stein der Weiſen reich worden ſey, müßte erſt bewieſen ſeyn, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich habe ſtatt finden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: Wäre es nicht möglich daß er einen Schatz in ſeinem Hauſe gefunden hätte, der ſeit König Philipp-Auguſts Zeiten in ſeinem Keller vergraben ſeyn konnte? Konnte dieſes Haus damals nicht von reichen Juden bewohnt worden ſeyn? Konnten ſie nicht, da ſie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den größten Theil ihres baaren Geldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tauſenderley Zufälle in ihrer Hofnung, dieſen Schatz in irgend einem günſtigen Augenblik wieder zu erheben, betrogen worden ſeyn? — Ich ſehe in allem dieſem nichts unmögliches. Aber, bliebe zulezt auch nichts anderes übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vierhundert Jahre nach ſeinem ſeligen Abſcheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern

möglichen Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beſchuldigen: ſo würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menſchenliebe unbeſchadet, weit eher dazu entſchlieſſen, als mir ſo ein Mährchen weiß machen zu laſſen, wie das Flamelliſche iſt. Ein Menſch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unſeliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wolluſt, ein Dieb oder ein Meuchelmörder ſeyn; davon hat man unläugbare Beyſpiele ohne Zahl: aber daß ein Menſch mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinktur Queckſilber in Silber, und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares Beyſpiel, und es kann alſo für Leute, die nach den Geſetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage ſeyn, ob einer, der ſich für einen Adepten ausgiebt, ein Betrüger ſey oder nicht?

Von dieſer Seite möchte alſo wohl dem guten Nikolaus Flamel — welchen Gott nebſt ſeiner lieben verſchwiegenen Frau Pernelle ſelig haben wolle! — nicht zu helfen ſeyn. Aber was ſollen wir zu dem neuen und wunderbaren Zeugen ſagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, dreyhundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubten Tode, mitten in Natolien aufſtehen, und die Wahrheit des Flamelliſchen Mährchens nicht nur in allen ſeinen Hauptſtücken beſtätigen, ſondern ſogar noch durch Zuſätze, die das Wunderbare deſſelben auf die höchſte Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verſchönern läßt? Die Sache iſt in der That ſehr ſonderbar!

Oder ſollte es nicht ſeltſam genug ſeyn, daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig XIV. in der Levante reiſen läßt um alte Münzen und Manuſcripte aufzuſuchen, auf ſeiner zweyten Reiſe, den 9ten Julius 1705. zu Burnus-Baſchi bey Bruſſa, in einem Kioſk neben einer kleinen Moſchee, einen Derwiſch aus dem Lande der Uzbekiſchen Tatarn finden muß, der, ohne jemals in Frankreich geweſen zu ſeyn, von der ganzen Wundergeſchichte eines ſchon im Jahr 1413 verſtorbenen Pariſiſchen Bürgers, ſo gut (und noch beſſer, wie wir ſehen werden,) unterrichtet iſt, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Litteratur mitten in Paris ſeyn kann?

Nach unſern gewöhnlichen Begriffen von den Türkiſchen Derwiſchen, die wir uns als der europäiſchen Sprachen wenig kundige und mit unſrer Geſchichte und Litteratur ganz unbekannte Leute vorzuſtellen pflegen, muß uns dieſe Begebenheit ganz unglaublich ſcheinen. Aber das iſt noch nichts! Der Uzbeckiſche Derwiſch iſt auf die ſimpelſte und natürlichſte Weiſe von der Welt zu ſeinen Kenntniſſen von der Perſon und Geſchichte des alten Pariſiſchen Adepten gekommen — denn kurz und gut, er hat ſie aus ſeinem eignen Munde; er kennt Flamels und Frau Pernellen von Perſon, ſie leben noch, ſie befinden ſich wirklich in Oſtindien, Flamel iſt einer ſeiner vertrauteſten Freunde, und es ſind kaum drey Jahre, ſeitdem er ihn zum leztenmal geſpro-

ſprochen hat. „— Noch mehr! —“ Flamel, als einer von den auserwählten Weiſen, die des dreymal groſſen gebenedeyten Geheimniſſes des philoſophiſchen Steines theilhaftig gemacht worden ſind, beſizt in ihm auch die berühmte Jugendquelle (Fontaine de jouvence) oder das Mittel ſein Leben in einer Art fortdauernder Jugend Tauſend Jahre lang zu erhalten; er iſt jezt, da ich dieſes ſchreibe, noch nicht völlig fünfhundert Jahr alt; und, da die Weiſen ſeines gleichen nach und nach auf den ganzen Erdboden herumkommen, und von Zeit zu Zeit Zuſammenkünfte bald an dieſem bald an jenem Orte mit einander abreden: ſo ſehe ich nicht, warum Bruſſa hierin vor Weimar etwas voraus haben ſollte? und warum nicht mir ſelbſt noch das Vergnügen aufbehalten ſeyn könnte, den weiſen Flamel und ſeine diſcrete Frau Pernelle perſönlich kennen zu lernen, und dadurch von meinem unglücklichen Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weiſen, den Siegelring Salomons, und alle Jugendquellen, Medeenkeſſel, Fortunatushütchen und Oberonshörner, von der Wurzel aus geheilt zu werden.

Indeſſen, und bis dieſer glückliche Tag anbrechen wird, iſt es ſehr natürlich, daß man ſich eine ſo wunderbare Sache, wie die Erzählung des lisbiſchen Derwiſch im zwölften Capitel des erſten Theils von Paul Lucas zweyter Reiſe, auf irgend eine begreifliche Art zu erklären ſucht.

Die erſte Vermuthung, die einem Leſer, dem die Vernunft nun einmal in den Kopf geſetzt hat, daß alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muß, iſt: ob Herr Paul Lucas (übrigens allen ſeinen Ehren unbeſchadet) dieſe ganze Geſchichte nicht etwa bloß zum Spaß, und um den Menſchenverſtand ſeiner Leſer auf die Probe zu ſetzen, erfunden habe?

Wahr iſts, Paul Lucas paſſirt ſonſt (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlaſſen hat) — trotz dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen ſich haben, — für einen der ehrlichſten und glaubwürdigſten Reiſebeſchreiber. Aber freylich könnte eine ſo unglaubliche Erzählung, wie dieſe, die Ehrlichkeit eines Heiligen verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entſteht ja eben daher wenn er, wenigſtens als Augenzeuge, lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen zu behaupten, daß Paul Lucas von der faſt allgemeinen Schwachheit gereiſter Leute, das geſehene zu vergrößern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer ſo ganz frey geblieben ſey. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuren Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jureup-Eſtant in dem Karamaniſchen Diſtrict Kaiſerie gefunden zu haben verſichert? Jede dieſer Pyramiden (ſagt er) iſt aus einem ganzen Felſen gehauen und inwendig

wendig so ausgehöhlt, daß sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe, und verschiedene Gemächer übereinander hat, die durch große Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beyden Seiten der Berge zwischen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadschi Beslasche, in unzählicher Menge zu sehen. Viele schienen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebürges, durch welche seine Karawane gezogen, über zwanzig Tausend, und man hätte ihm gesagt, daß auf der andern Seite, und in der Gegend von Jurkup-Casabas, noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaubsicheres seyn als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden, (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen seyn können), von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der großen Syrischen Wüste entdeckt hätte: aber in einem so bekannten Lande, wie das alte Cappadozien! Gleichwohl, da Paul Lucas sie mit eigenen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da seyn; nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über 50000 belaufen mußte, dürfte doch wohl eine Nulle wenigstens abgehen? Fünftausend solche pyramidalische Felsenhäuser machen noch immer eine

ansehnliche Menge aus; und bey der eilfertigen und äusserst flüchtigen Art, wie er sie sah (da die Karawane ihm zugefallen nicht stillhalten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte) hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen. Eben so zuversichtlich sagt er im 12ten Cap. des 2ten Theiles von den Löwen, deren es eine grosse Menge in einem gewissen Walde zwischen Mometre und Tunis gebe: die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dies sey gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (en leur disant des injures) in die Flucht zu jagen. Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Mine von der Welt: ein (armenischer) Bürger von Jsnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr ausserordentliches erzählt, das sich auf dem See (ehemals Askanios genannt) an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversamlung zugetragen habe. Unter der grosen Anzahl von Bischöffen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammen kamen, befand sich auch ein Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand, daß er Wunder thue. Der grösere Theil der übrigen heiligen Väter des Concilums waren zwar keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armeni-

meniſcher Confratres, waren aber doch ſchlechtdenkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen, und ihn bey allen Gelegenheiten mit ſeiner Armuth und mit ſeinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Biſchoff war bey aller ſeiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen dieſe Spöttereyen nicht gleichgültig; und da es die hochwürdigſten Herren gar zu arg machten, gieng ihm endlich die Geduld aus, und er beſchloß bey ſich ſelbſt, ſie auf eine Art zu proſtituiren, daß ſie ihn künftig wohl ungeneckt laſſen ſollten. Und was that nun der heilige Mann? Eines Tages, da der gröſte Theil der Biſchöffe am Ufer des Sees beyſammen waren, nahm er einen Pflug, ſetzte ihn aufs Waſſer, ſpannte ein paar Ochſen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelaſſen, wie ein Bauer der ſein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann ſich vorſtellen, ob die Herren Confratres groſſe Augen machten. Nun, hochwürdige Herren (ſagte er zu ihnen, da er ſeinen Pflug wieder ans Land geführt hatte) ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und ſäet, indeß ich hier ein wenig ausruhe. — Das muſten die Herren nun wohl bleiben laſſen! Aber das Wunder des heiligen Biſchoffs brachte doch die gute Frucht, daß ſie ſich ſchämten eines ſolchen Mannes geſpottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund an mit gröſter Ehrerbietung begegneten. — Und ſo eine Hiſtorie erzählt Paul Lucas ohne nur den Mund zu verziehen!

Er

Er ſagt zwar nicht, daß er ſie für wahr halte, aber er findet ſie doch auch nur ſehr auſſerordentlich; und man ſieht es ihm ordentlich an, daß er ſie recht gerne glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indeſſen beweiſet doch das alles nichts gegen ſeine Ehrlichkeit. Das ſchlimmſte, was ſich daraus folgern ließe, wäre: daß Paul Lucas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht daß er eines Vorſatzes ſeine Leſer zu betrügen fähig war. Und warum hätte er ihnen einen ſolchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Erſten Blickes wenigſtens läßt ſich keiner abſehen. Daß er aber aus bloßer Schalkheit, bloß um die Leichtgläubigen zum beſten zu haben, ſo etwas erſonnen und auf eine ſo ernſthafte Art vorgetragen haben ſollte, ihm dies zu zutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindeſten Zug in allen ſeinen Schriften berechtigt.

Wir ſehen uns alſo genöthigt, ſtatt ſeiner den Uebeckiſchen Derwiſchen in eine etwas ſchärfere Unterſuchung zu nehmen. Daß P. Lucas zufälliger Weiſe zu Bruſſa mit ihm bekannt wurde, und alles das aus ſeinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Urſache haben zu glauben) ſeine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger iſt alſo der Derwiſch. — Aber wer war dieſer Derwiſch? Wie kam er zu ſeiner Kenntniß

das Glük, das ſeiner verdammten Unternehmung lächelte, ſchien eines Rebellen Hure geworden zu ſeyn. Aber das alles half ihm nichts; der heldenmüthige Macbeth (wohl verdient er dieſen Namen) hieb mit edler Verachtung des Glüks, mit ſeinem von blutiger Arbeit rauchenden Schwerdt, wie ein wahrer Liebling der Tapferkeit, ſich ſeinen Weg bis unter die Augen des Sclaven durch; und ließ nicht eher von ihm ab, bis er ihn vom Wirbel bis zum Kinn aufgeſpaltet, und ſeinen Kopf als ein Siegeszeichen vor den Augen unſrer Schaaren aufgeſtekt hatte.

König.

O! tapfrer Vetter! würdiger Edelmann!

Cap.

Allein, gleichwie von eben dem Oſten, woher die Sonne ihren glänzenden Lauf beginnt, ſchifbrechende Stürme und ſchrekliche Donner-Wetter hervorbrechen; ſo entſprang aus dem Schooße des Sieges eine neue Gefahr des Verderbens. Höre, König von Schottland, höre; kaum hatte die Gerechtigkeit mit Tapferkeit bewafnet dieſe ſchnellfüßigen Kernen genöthigt, ihr Heil ihren Ferſen zu vertrauen; ſo begann ſeinen Vortheil erſehend, der Norwegiſche König mit hellgeſchliffnen Waffen und einer Verſtärkung von friſchen Völkern, einen neuen Angriff.

König.

Erſchrekte das nicht unſre Feldherren, Macbeth und Banquo?

Cap.

niß von Flamein? Und was für Bewegungsgründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein ſo unſinniges Mährchen mit ſolcher Dreiſtigkeit als die gewiſſeſte Sache von der Welt aufhängen zu wollen?

Der Usbeckiſche Derwiſch war, nach allem was unſer Wanderer von ihm berichtet, ein Derwiſch, wie es wenige in der Welt giebt. Auch ſein Aeuſſerliches, ſagt Lucas, war in der That auſſerordentlich; doch meldet er uns nicht, worinn dies auſſerordentliche beſtanden habe. Er ſchien nicht über dreyßig Jahre alt zu ſeyn, und ſprach, wie es ſcheint, Latein, Spaniſch, Italieniſch und Franzöſiſch mit gleicher Fertigkeit: das letztere wie ein gebohrner Pariſer, wiewohl er nie in Frankreich geweſen zu ſeyn verſicherte. — Sollte dieſer Usbeckiſche Derwiſch am Ende wohl gar ein Europäiſcher — vielleicht ein mitten in Frankreich gebohrner Derwiſch geweſen ſeyn? Wenigſtens müßte er mir einen ſehr beglaubten Geburtsbrief vorweiſen, wenn ich ihn für einen gebohrnen Usbecker halten ſollte! Bey dem Gegenbeſuche, den der Derwiſch dem Paul Lucas gab, theilte er ihm ſehr ſchöne Sachen über die Arzeneywiſſenſchaft mit (ich überſetze hier abſichtlich von Wort zu Wort, weil dieſe Redensart für uns Leſer — Nichts ſagt) und verſprach ihm in der Folge noch mehrers. Aber, ſetzte er hinzu: „dies erfodert gewiſſe Vorbereitungen von Ihrer Seite, und ich hoffe ſie werden „noch einſt des Lichtes fähig werden, welches ich über

ihren

ihren Verſtand ausgießen kann *). Man bemerke dieſe Erregung unbeſtimmter Hofnungen — und beſonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig ſind, um des Lichts und der Aufſchlüſſe, die ihm der Derwiſch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicherweiſe wurde die Aufmerkſamkeit unſers Reiſenden durch dieſe Reden verdoppelt. Es war alſo ſchicklich, ihm allmählich mehr zu ſagen. Der Derwiſch ſprach ihm von den großen Reiſen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lucas ſchließen mußte, daß dieſer Mann, dem er kaum dreiſſig Jahre gab, ſchon über hundert ſeyn müſſe.. — Ich ſehe Paul Lucaſſen immer größere Augen machen: dafür wird ihm auch immer mehr Licht gegeben! — Es ſind unſrer ſieben Freunde, fährt der Derwiſch fort, die in der Abſicht immer vollkommner zu werden die Welt durchſtreichen **). So oft wir uns trennen, beſtellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewiſſen Ort, wo wir wieder zuſammen kommen. Diesmal iſt es Bruſſa; viere von uns ſind bereits da, und wir erwarten täglich die beyden übrigen."

Paul

*) J' eſpere que Vous ſerez quelque jour en état de profiter des lumieres que je ſuis en état de repandre dans votre entendement.

**) Die Abſicht läßt ſich hören, aber das Mittel dazu möchte nicht das ſicherſte ſeyn.

Paul Lucas bemerkte ein ſolches Einverſtändniß unter den vier Derwiſchen, daß man wohl ſahe, es „ſey kein Zufall, ſondern eine langwierige Bekannt„ſchaft, was ſie hier zuſammengebracht habe". — Dieſe ſonderbaren Menſchen machten alſo, wie man ſieht, einen geheimen Orden von einer ſehr merkwürdigen Art aus. Daß ſie in Bruſſa in Geſtalt mahomedaniſcher Derwiſche erſcheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, iſt nicht die Kutte.

Die Converſation zwiſchen dem Usbeckiſchen Derwiſch und unſerm neugierigen Reiſenden wird immer intereſſanter; ſie gerathen auf Alchymie und Kabbala, und Lucas (der noch immer nicht merkt mit wem er's zu thun hat) ſagt ihm in der Unſchuld ſeines Herzens: dieſe Wiſſenſchaften, und beſonders den Stein der Weiſen, paſſierten in Europa bey vielen Leuten für ſehr ſchimäriſche Dinge.

Das war Waſſer auf die Mühle des Derwiſchen. Nach ſeiner Philoſophie war gerade die höchſte, die einzige dieſen Nahmen verdienende Philoſophie in der Kabbala und in der Wiſſenſchaft, die zum Beſitz des Steines der Weiſen führt, eingeſchloſſen — kurz, er war, wie man es nennen will, ein Magiſcher oder Theurgiſcher oder Hermetiſcher Philoſoph, und ein Adept in dieſer übernatürlichen Philoſophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wiſſenſchaften, die ſich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, Meſſen,

ſen, Rechnen, und vernunftmäſige Combinationen gründen. Als ein ſolcher erklärt er ſich nun auch gegen unſern Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und giebt deutlich zu verſtehen, daß Philoſophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in ſeinem Urtheil nur unwiſſender Pöbel ſind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weiſen nicht ertragen können. „Der ächte Weiſe, ſagt er, iſt der einzige Menſch, dem „es zukommt ſich des philoſophierens anzumaßen. Er „hängt durch nichts an der Welt. Er ſieht alles um „ſich her ſterben und wieder gebohren werden, ohne „ſich im mindeſten darum zu bekümmern. Er kann „ſich gröſſere Reichthümer verſchaffen, als die gröſten „Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter „ſeine Füſe, und dieſe groſsmüthige Verachtung giebt „ihm in der Tüchtigkeit ſelbſt eine Gröſſe, die ihn „über alle Zufälle erhebt.“

Man kennt dieſe Sprache — es iſt das alte Rothwelſch aller Goldmacher, Kabbaliſten, Hermeesſchüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederherſteller der Menſchheit in ihre urſprüngliche Vorrechte — d. i. in das Vermögen der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verſtehen, ſich die Geiſter gewogen oder dienſtbar zu machen, tauſend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Cairo zu ſeyn, ſich unſichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Waſſer zu gehen u. ſ. w. Das ſeltſame iſt nur, daß

ſolche Rodomontaden einem ſonſt ſo verſtändigen Manne, wie Paul Lucas nicht ſtärker auffielen. Mit allem dem, meynte er, wieviel der Weiſe auch vor uns gemeinen Menſchen voraus haben möchte, müſſe er doch wenigſtens ſo gut wie andere Leute ſterben. — Man ſieht wohl, erwiederte der Derwiſch, daß Sie noch nie keinen wahren Philoſophen geſehen haben" — und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menſchen von Anfang an beſtimmt geweſen, ſey kein geringerer Zeitraum als tauſend Jahre; und dieſes hohe Alter zu erreichen, ſey eines der Vorrechte der Beſitzer des Steines der Weiſen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Menſch nicht nur alles, was das Temperament ſeiner Natur in Unordnung bringen und zerſtören kann, von ſich entferne, ſondern überhaupt alle die Kenntniſſe erhalte, welche Gott in den Verſtand des erſten Menſchen gelegt hatte, und deren dieſer durch den Mißbrauch ſeiner Vernunft verluſtig geworden ſey.

Aber, wendete Lucas ein, unſer berühmter Flamel beſaß dieſen Stein auch, und gleichwohl iſt es eine ausgemachte Sache, daß er geſtorben und begraben iſt wie ſichs gebührt. Der Derwiſch lachte über die Einfalt des guten Lucas, der ſich einbilden konnte ein Mann wie Flamel ſey geſtorben wie jeder andre gemeine Erdenſohn. Da ich ihm ſchon beynahe alles, was er bisher geſagt hatte, glaubte, (ſpricht unſer Wanderer naiv ge-

nug) so erstaunte ich über alle maaßen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln sah — das heißt auf gut teutsch: ich fieng an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht gestorben seyn.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lucas. Du bist also wirklich, sagte er lachend, so treuherzig und glaubst Flamel sey gestorben? — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Costum dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Aeußerungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen im Widerspruch stehen, ein mitleidig frömmisches Gelächter zu erheben, und durch diesen äussersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daß sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie bloß der gesunden Vernunft gemäß sprechen, nicht etwa gar eine Sottise gesagt haben könnten.

Du glaubst also, fuhr der Derwisch fort, Flamel sey gestorben? Da irrst du dich sehr. Er lebt noch stark, es sind kaum drey Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe, er ist einer meiner besten Freunde — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerst mit einander bekannt worden seyen: aber er hielt auf einmal wieder an sich *), um ihn vor allen Dingen mit

*) Warum das? Vermuthlich weil er nicht zuviel Licht auf einmahl in Lucassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon

mit der wahren Geſchichte des franzöſiſchen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folget verdient die gröſte Aufmerkſamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniß der Perſon des Usbeckiſchen Derwiſch näher bringen wird.

„Unſrer Weiſen, ſprach er, ſind zwar nur wenige in der Welt, aber ſie finden ſich unter allen Secten, und haben in dieſer Rückſicht wenig vor einander zum Voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdiſchen Religion zugethan. In ſeinen jüngern Jahren *) hatte er ſich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge ſeiner Brüder nicht aus dem Geſichte zu verlieren, und da er wußte, daß die meiſten ſich in Frankreich niedergelaſſen hatten, ſo brachte ihn ſein Verlangen ſie zu beſuchen dahin, daß er ſich von uns trennte **) um dieſe Reiſe zu machen. Wir thaten

ſchon genug, daß er ſich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weiſen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige mußte noch unter einem geheimnißvollen Schleyer verborgen gehalten werden — denn es gehörten ja **Vorbereitungen**, vermuthlich auch **Prüfungen** dazu, bis Paul Lucas zum Anſchauen des vollen Lichtes zugelaſſen werden konnte.

*) D. i. in den erſten **Jahrhunderten** ſeines Lebens.

) Unſer Usbeckiſcher Derwiſch war alſo auch dabey? wie ſorgfältig er iſt, das was er nicht **geradezu herausſagen will, doch ſo handgreiflich zu verſtehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläßt!

unſer möglichſtes ihn davon abzuhalten *), und er ſtand verſchiedene male auf unſern Rath von ſeinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann ſein gar zu heftiges Verlangen nach dieſer Reiſe dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Verſprechen, ſo bald als immer möglich wieder bey uns zu ſeyn. Er kam nach Paris, welches ſchon damals, wie jetzt, die Hauptſtadt des Reiches war. Er fand, daß die Nachkömmlinge ſeines Vaters unter der dortigen Judenſchaft in großem Anſehen ſtanden; und unter andern lernte er auch einen Rabiner ſeines Stammes kennen, der die wahre Philoſophie ſuchte und an dem großen Werke (dem Stein der Weiſen) arbeitete. Unſer Freund ließ ſich mit dieſem Verwandten in eine vertraute Freundſchaft ein, und theilte ihm wichtige Aufſchlüſſe mit. Da aber die Verfertigung der Materia prima eine langwierige Operation erfodert, ſo begnügte er ſich, die ganze Wiſſenſchaft der Zubereitung des philoſophiſchen Steins ſchriftlich für ihn aufzuſetzen; und um ihn von der Wahrheit deſſen was er geſchrieben zu überzeugen, machte er in ſeiner Gegenwart eine Projection von 90 Pfund ſchlechtem Mer-

*) Und dieß iſt nicht ohne Urſache. Da dieſe Reiſe, (wie die Folge anweiſet) übel für den Jüdiſchen Adepten ablief, ſo giebt das ſo ernſtliche Abrathen ſeiner Ordensbrüder zu erkennen, daß ein gewiſſer hoher Grad der Divinationskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Geſellſchaft gehörte.

Metall, die er in das reinſte Gold verwandelte. Der Fabiner, den dieſe Operation mit Bewunderung für unſere Brüder erfüllte, that ſein äuſſerſtes um ihn bey ſich zu behalten: aber vergebens, weil dieſer ſein uns gegebnes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte ſich ſeine bisherige Freundſchaft in den tödlichſten Haß Er faßte den ſchwarzen Entſchluß eines der Lichter der Welt auszulöſchen, und fand Mittel ihn auszuführen. Kurz er ermordete den Weiſen, und bemächtigte ſich ſeiner Tinkturen und ſeines ganzen Apparats. Allein er genoß der Früchte ſeiner Bosheit nicht lange; ſein Verbrechen ward entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn herauskamen, ward er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und ſie wurden bekanntermaßen alle ins Elend gejagt. Flamel, der beſſer dachte als ſeine meiſten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen mit einigen Juden gute Freundſchaft zu halten. und paſſirte bey ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtſchaffenheit. Dies war die Urſache, daß ihm ein Jüdiſcher Kaufmann ſeine Handlungsbücher und ſämtliche Papiere anvertraute, in der Ueberzeugung, daß er keinen ſchlimmen Gebrauch davon machen und ſie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter dieſen Papiere waren auch die des vorbeſagten Rabiners, und die Bücher unſers Weiſen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von ſeinen Hand-

lungsgeſchäften voll hatte, keine große Aufmerkſamkeit auf dieſe Dinge verwandt. Aber Flamel beſah ſie genauer, und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern ſolchen Gefäßen darin fand, und mit Recht daraus ſchloß, daß das große Geheimniß der Weiſen darin verborgen ſeyn könnte; ließ er ſich das erſte Blatt davon überſetzen (denn die Bücher waren hebräiſch) und wie er ſich dadurch in ſeiner Meynung beſtärkt fand, gab ihm ſeine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand. Er ging nach Spanien, wo es beynahe überall Juden gab, und ließ ſich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derſelben ein Blatt überſetzen. Als er ſich auf dieſe Art eine Ueberſetzung von dem ganzen Buche verſchafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreiſe machte er ſich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Abſicht ihm ſein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem großen Werke arbeiten hälfe: aber eine Krankheit raubte ihm dieſen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beſchloß er mit ſeiner Frau zu arbeiten; es gelang ihnen, und da ſie dadurch zu unermeßlichem Reichthum gekommen waren, ließen ſie verſchiedene große öffentliche Gebäude aufführen und bereicherten mehrere Perſonen. Dies erregte endlich die allgemeine Aufmerkſamkeit. Flamel ſahe voraus, man werde ſich ſeiner Perſon verſichern, ſobald man von ihm glaube, daß er den Stein der Weiſen be-

Cap.

Wie Sperlinge, Adler; oder der Haſe, den Löwen. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo muß ich ſagen, ſie waren Canonen die mit einer doppelten Ladung überladen ſind, ſo verdoppelte Streiche führten ſie auf den Feind; es war nicht anders als ob ſie ſich in rauchendem Blute baden, oder ein andres Golgatha machen wollten -- Das iſt alles was ich davon ſagen kan, denn ich bin ganz matt; meine Wunden ſchreyen um Hülfe.

König.

Deine Worte und deine Wunden machen beyde dir Ehre; geht, hohlt Wundärzte für ihn --

Roſſe und Angus zu den Vorigen.

Aber wer kommt hier?

Malcoln.

Der würdige Than von Roſſe.

Lenox.

Was für ein Haſt aus ſeinen Augen ſchaut! So muß derjenige ausſehen, der auſſerordentliche Dinge zu ſagen hat.

Roſſe.

Gott erhalte den König?

König.

Woher kommſt du, ehrenvoller Than?

Roſſe.

beſitze; und es war nicht zu erwarten, daß man ihm, nach dem Aufſehen das ſeine großen Schenkungen gemacht hatten, dieſe Wiſſenſchaft nicht ſehr bald zutrauen werde. Er fand alſo, als ein wahrer Philoſoph, dem nichts daran gelegen iſt, ob er in der Meynung der Menſchen lebt oder todt iſt, ein Mittel zu entfliehen, indem er ſeinen eigenen und ſeiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwiſch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel dieſen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umſtänden zu erzählen, die unſern Leſern aus dem Aufſatze des Ungenannten (im April des T. M. 1788. S. 364) noch erinnerlich ſeyn können. Und dies, ſetzte er hinzu, iſt Flamels wahre Geſchichte, und nicht das, was Sie davon glauben, noch das was man thörichter Weiſe zu Paris davon denkt, wo wenige Perſonen von der wahren Weisheit Kenntniß haben*).

Bey Vergleichung dieſer Erzählung des Derwiſchen mit derjenigen, die uns der Ungenannte, in dem angezogenen Aufſatze S. 354 — 56. aus Flamels eigener Confeſſion macht, wird man finden, daß ſie der letztern nicht nur in vielen weſentlichen Umſtänden widerſpricht, ſondern auch, daß ſie in einem ganz andern Geiſte und zu einer ganz andern Abſicht gemacht iſt als

*) Alſo doch einige?

die Flamelliſche. Der Pariſer Bürger wollte ſich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch ſein Mährchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war ſo weit entfernt zu beſorgen, daß ihm die Entdeckung ſeiner ſo wunderbar erlangten geheimen Wiſſenſchaft böſe Händel zuziehen werde, daß er ſich vielmehr im Gegentheil dadurch ſicher zu ſtellen hoffte. Mit dem Mährchen des Derwiſchen hingegen hat es eine ganz andere Bewandniß. Er fängt ſeine Ilias beym Ey der Leda an, und erzählt Flamels Geſchichte, die er im Grunde nur als Epiſode behandelt, wie es ſeinem Syſtem und ſeiner Abſicht gemäß iſt, unbekümmert ob ſie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben ſo unbekannt waren als dem Paul Lucas, zuſammen treffen, oder nicht.

Alles was der Usbeckiſche Derwiſch in dieſer zweyten Converſation mit unſerm Reiſebeſchreiber von ſich, von ſeinen Brüdern, von Flameln, und von der wahren Philoſophie überhaupt geſprochen hat, ſcheint mir ſo beſchaffen zu ſeyn, daß auch Ungeweyhte meines gleichen mit dem Geheimniſſe ſeiner Perſon ziemlich bekannt dadurch werden. — Er iſt mit noch ſechs andern Adepten auf eine ſehr enge Art verbunden. Der noch lebende Flamel iſt keiner von dieſen Sechſen, ungeachtet er einer ſeiner vertrauteſten Freunde iſt.

Sollte dies nicht ſehr klüglich von dem Derwiſchen ausgedacht ſeyn, damit Lucas nicht auf den ganz na-

türs

tärlichen Einfall kommen könne, ſeine Ankunft abzuwarten? — Doch dem ſey wie ihm wolle, es giebt alſo mehrere ſolche Weiſe unter allen Religionspartheyen, ſie ſtehen (wie natürlich) in ſehr enger Verbindung mit einander, ſie ſind Brüder. Das was ſie zu den auſſerordentlichen Menſchen macht, die ſie ſind, iſt, daß ſie ſich im Beſitze der wahren Philoſophie befinden. Dieſe Philoſophie iſt auf die Kabbaliſtiſche Theorie vom Menſchen, nemlich auf den Grundbegriff gebaut: daß der Menſch in ſeiner urſprünglichen Vollkommenheit ganz etwas anders geweſen ſey als er jezt iſt; daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam Kadmon oder Urbildlichen Gottmenſchen, (des erſten und reinſten Ausfluſſes aller göttlichen Kräfte und Eigenſchaften) und daher im Genuß einer ewigen Jugend und Unſterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geiſter, ein Herr der ganzen ſichtbaren Welt, und der Beſitzer einer unendlichen Menge geheimer Wiſſenſchaften und wundervoller Künſte geweſen ſey. Die Wiederherſtellung der menſchlichen Natur in dieſe ihre urſprüngliche, oder wenigſtens in eine derſelben nahe kommende Vollkommenheit, iſt das große Geheimniß jener wahren Philoſophie, die mit Einwilligung des allerhöchſten Urweſens, ſchon dem Vater aller Menſchen Adam, nach ſeinem Falle, und nach der langwierigen ernſtlichen Buße die er deswegen that, von höhern Geiſtern aus mitleidiger Freundſchaft mitgetheilt worden iſt, und von dieſer Zeit an,

durch Tradition und hieroglyphyſche oder andere Geheime Schriften, ſich unter einer kleinen Anzahl Auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moſes, Salomon, Elias, Hermes Trismegiſtus, Zoroaſter, Orpheus, in den ältern, und König Eeber, die Arabiſchen Aerzte Abſar und Avicenna, der Einſiedler Morien, Artefius *), Raymund Lullus, Nikolas Flamel, Baſilius Valentin, u. v. a. in neuern Zeiten waren Glieder dieſes wundervollen Ordens, der ſich (wie unſer Derwiſch ſehr richtig ſagt) unter Juden, Chriſten, Mahomedanern und Heiden ausgebreitet, — und, da er verſchmizten und dreiſten Betrügern ſo auſſerordentlich groſe Vortheile über die ſchwächſte Seite der Menſchheit giebt, ſich aller Aufklärung zu Trotz ſogar mitten in Europa bis auf dieſen Tag erhalten hat.

Das höchſte Geheimniß dieſes Ordens, das unter dem Nahmen des Steins der Weiſen verborgen wird, begreift alſo unendlichmal mehr in ſich, als die bloße Operation geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Dieſe ſowohl als das Geheimniß tauſend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommnen Geſundheit zu leben, iſt nur ein kleiner Theil der wundervollen Wiſſenſchaften und Vorrechte des wahren Weiſen. Daher

*) Es exiſtiert ein geheimes Buch von dieſem Adepten, worin er ſagt, er habe es in einem Alter von tauſend Jahren geſchrieben.

her ſprechen alle Adepten oder diejenigen, die uns gern bereden möchten, daß ſie es ſeyen, von der Kunſt Gold zu machen als einer armſeligen Kleinigkeit, die in ihren Augen ſo verächtlich iſt, daß ſie ſich nicht einmal damit abzugeben würdigen — eine ſehr ſinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum dieſe Herren meiſtens in ziemlich lumpichter Geſtalt erſcheinen und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweißtüchlein mit ſich führen können.

Daß der Usbeckiſche Derwiſch mit ſeinen ſechs Freunden zu dieſem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allen dem was uns Lucas aus ſeinem eigenen Munde erzählt hat, ſchwerlich einem unſerer Leſer zweifelhaft ſcheinen können. Denn wiewohl das, was er unſerm ehrlichen Wanderer davon eröfnet, nur einzelne Lichtſtralen ſind, die er nach und nach in ſeine Seele fallen läßt: ſo hat er doch, alles zuſammengenommen, genug geſagt, um uns zu überzeugen, daß ſeine Philoſophie und diejenige, die ich ſo eben nach ihren Hauptzügen ſkizziert habe, eine und eben dieſelbe ſey. — Lucas ſagt, am Ende ſeines Berichts von ſeiner Unterredung mit dieſem Derwiſchen, ausdrücklich: „ich übergehe verſchiedene andere noch weniger „glaubliche Dinge, die er mir in einem eben ſo zuver„ſichtlichen Tone erzählte.„ — Vielleicht betrafen gerade dieſe noch weniger glaubliche Dinge einen Punct, worüber das Stillſchweigen des Derwiſchen manchen

unſ-

unſrer Leſer aufgefallen ſeyn mag: nehmlich die Verbindungen der Weiſen mit der Geiſterwelt, ihre Freundſchaft mit den höhern Geiſtern, ihre Gewalt über die Böſen, ihr Vermögen Verſtorbene erſcheinen zu laſſen, und dergleichen. Geſetzt aber auch, der Derwiſch hätte von dieſem allem nichts erwähnt, ſo iſt die Art, wie er ſich ſelbſt als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er ſich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weiſen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehrbeſagten ſchwärmeriſchen Moroſophie zu charakteriſieren.

Es gab alſo im Jahre 1705. eine geheime Geſellſchaft ſolcher Adepten in dem türkiſchen Reiche, die ſich vermuthlich irgend eines beſondern, des Geheimniſſes bedürftigen Zweckes, worin er auch beſtanden haben mag, bewuſt waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beſtändigen Herumreiſen und aus ihrer Kenntniß mehrerer Europäiſchen Sprachen natürlich ſchlieſſen muß) mit andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung ſtanden, und unſichtbarer Weiſe allerley Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unſre Vorfahren uns wenig träumen lieſſen. Aber ſo wie allerdings zu glauben iſt, daß dieſe geheime Brüderſchaft zu Brussa (die aller Wahrſcheinlichkeit nach ihre Tauſend Jahre noch nicht vollendet hat, und alſo noch gegenwärtig bey Leben iſt) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen werde: ſo iſt nicht weniger zu vermuthen, daß ſie auch in den

drey

drey bis vier ausgestorbenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben seyn könne, daß sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lucas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich möchte mich sehr betrügen, oder der gemeinige Lerm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Existenz des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lerm, wie uns einige Geschichtschreiber haben bereden wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens Christian Rosenkreuz viel unrichtiges eingemischt seyn; vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahr 1610 in schlechtes Latein übersetzte Broschüre, Fama Fraternitatis laudabilis ordinis Roseae Crucis, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus diesen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen begleitet zu seyn pflegt, entstanden war: aber etwas muß doch, das mit unserm Uebersinnlichen Verwandtschaft und seinem Daseyn in Verbindung steht, was doch immer an der Sache seyn. Christian Rosenkreuz, heißt es, gebohren im Jahr 1388, unternahm eine Wallfarth zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der Magischen und Kabbalistischen Philosophie initiirten. Er

reiste

erweiterte ſeine auf dieſem Wege erworbenen Wiſſenſchaften durch Reiſen in Egypten und Africa, und wurde nach ſeiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engeſten Freundſchaft, Treue und Verſchwiegenheit verbundenen Brüderſchaft, die nur aus wenigen Mitgliedern beſtand, und in deren Schooß er die Myſterien der erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weiſen, und, Kraft deſſen, auch die Universal-Medicin, und die Kunſt die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideicommiß niederlegte. Nach ſeinem Tode, der in ſeinem Hundert und zwanzigſten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt ſich die von ihm geſtiftete geheime Geſellſchaft, (als eine Schweſter oder Tochter jener Morgenländiſchen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Daſeyn endlich, ohne daß man ſagen kann wie und durch wen, um vorbeſagte Zeit entdeckt wurde.„

In dieſer Erzählung iſt das Falſche leicht vom Wahren abzuſondern. Jedermann weiß daß es damals keine eigentlich ſogenannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäiſchen Weiſen, von welchen Roſenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können alſo keine andre, als Weiſe von dem Orden unſers Usbeckiſchen Derwiſchen, gemeynt ſeyn; und was hindert uns zu glauben, daß es eben dieſelbe Geſellſchaft

war,

war, mit welcher Paul Lucas im Jahr 1705 zu Bruſ ſa bekannt wurde, da wir wiſſen, daß ſie ſchon zu Flamels Zeiten in voller Activität, und mit dem Jüdiſchen Kabbaliſten, dem Verfaſſer des Buches, woraus Flamel das Geheimnis des Steines der Weiſen lernte, in Bündnis ſtund? — Aber irrig und lächerlich iſt es, wenn vorgegeben wird, Chriſtian Roſenkreuz, der doch den Stein der Weiſen beſaß, ſey in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren geſtorben. Wie? ein Mann wie Er ſollte ſo jung geſtorben ſeyn? Verſchwunden, aus den Augen ſeiner Brüder von den geringern Graden verſchwunden mag er ſeyn; geſtorben iſt er ſo wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Uebeckiſchen Derwiſchen und ſeinen Brüdern, unſichtbarer und unbekannter Weiſe, die in dieſem unſerm Jahrhundert ſo weit ausgebreitete Brüderſchaft des weiſen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geiſterſeherey, Goldmacherey und künſtliche Verlängerung des Lebens glaubt: — eine Menſchen-Claſſe, die vermuthlich nicht ausſterben wird, ſo lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die ſich Lucians Timolaus *) wünſchte, die blinde Seite der Menſchheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher geſagten nöthig haben, die Perſon, die Brüderſchaft, das Geſchafte

und

*) S. das Schiff oder die Wünſche, im I. Theil von Lucians Werken S. 317. u. f.

und den großen Zweck des Uebeckischen Derwischen noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wohl sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprüchwort. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Paul Lucas hatte, wie es scheint, keine Augen zu sehen. Es ist beynahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr, und gerade soviel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimniß einer so ausserordentlichen Person einzudringen; — eines Menschen, der wie ein Mann von dreissig Jahren aussah und wie einer von fünfhundert sprach — der den Stein der Weisen zu haben vorgab — der ihm so gar Hofnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die subtilsten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Mährchen für Wahrheit erzählte, nichts anders als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich großem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem Alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, beynahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Unser Ungenannter läßt ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nehmlich was ihm der Derwisch aus Geheimhalt Flamels erzählt hatte) nicht glauben: aber,

mit

Roſſe.

Von Fiſe, groſſer König, wo die Norwegiſchen Fahnen ſtolz an die Wolken anzuſchlagen, und unſern Völkern kalte Schrekniſſe zuzuwehen ſchienen. Norwegen, ſelbſt durch ſeine Anzahl furchtbar, und von dieſem treuloſen Verräther, dem Groſen von Cawdor unterſtüzt, begann ein zweifelhaftes Gefecht; bis daß Bellonens Bräutigam, mit ſeiner unbezwingbaren Tapferkeit bewafnet, ihm ſeinen Mann zeigte, und Spize gegen Spize, Arm gegen Arm, ſeinen übermüthigen Geiſt dämpfte. Mit einem Wort, der Sieg fiel auf unſre Seite.

König.

Ein groſſes Glük!

Roſſe.

Nun macht Sweno, Norwegens König, Friedens Vorſchläge: aber wir geſtatteten ihm nur nicht das Begräbniß ſeiner Leute, bis er, auf der St. Colmes-Kill-Inſel zehntauſend Thaler in Eu. Hoheit Schazkammer bezahlt hatte.

König.

Nicht länger ſoll dieſer Than von Cawdor unſer Vertrauen mißbrauchen; geht, ſprecht ihm das Todes-Urtheil, und grüſſet Macbeth mit ſeinem ehmaligen Titel.

Roſſe.

Ich will es beſorgen.

König.

mit Erlaubniß, Lucas ſagt nur: er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge, (des choſes encore moins croyables) die er von ihm gehört habe. Und geſteht er nicht beſſer oben: er hätte ihm beynahe alles übrige (was er ihm geſagt hatte, ehe noch von Flamein die Rede war) geglaubt? und dieſes übrige waren doch ſehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache ſcheint: daß der gute Lucas, wie ſo viele andre wackere Leute, ſelbſt nicht recht wußte was er glaubte, oder glauben ſollte. Er ſcheint, nach ſeinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von geſundem Menſchenverſtande, aber wenig Imagination, vielerley aber nichts weniger als tiefen Kenntniſſen, ein Liebhaber curioſer Dinge, aber ohne alle Diſpoſition zur Schwärmerey, wiewohl von den Vorurtheilen des großen Haufens nicht ganz frey, geweſen zu ſeyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung ſeiner Zeit. Ueberdies war er kein müßiger Reiſender: er hatte Aufträge von ſeinem Könige; ſein Geſchäfte war alte Münzen und Manuſcripte aufzuſuchen und einzuhandeln; ſein künftiges Glück hieng an guter Ausrichtung dieſes Geſchäftes, und er verlohr es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es ſcheint) mit dem Usbeckiſchen Derwiſchen bloß deßwegen Bekanntſchaft gemacht, um ihm gewiſſe Handſchriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und ſein Urtheil darüber einzuhohlen: alles übrige war zufällig. Das Auſſerordentliche in der Perſon und den Reden dieſes

Derwiſchen intereſſierte ihn — er ließ ſich alſo näher mit ihm ein: es intereſſierte ihn nicht ſo ſehr, daß er Luſt bekommen hätte, ſich tief einzulaſſen; dazu müßte er einen ganz anders organiſirten Kopf und keine ſo weit von dergleichen Speculationen abführende Geſchäfte gehabt haben: aber es intereſſierte ihn doch genugſam, um dem Derwiſchen mit ſoviel Aufmerkſamkeit, und mit einem Erſtaunen, das ſo nahe an Glauben grenzte, zuzuhören, daß dieſer, auch ohne eine andere Abſicht, unvermerkt Luſt bekommen mußte, ihm recht viel vorzulügen. Alles zuſammengenommn, ſcheint mir Lucas bey dieſer ganzen Sache aufrichtig und argloß zu Werke gegangen zu ſeyn; er erzählt ſie zu eben dem Tone, wie er von den zwanzigtauſend Pyramiden ſpricht, die er zu Jurkup geſehen hat. „Ich „habe, (ſagt er in ſeiner Zueignungsſchrift an Ludwig „XIV.) mehr als einmal Griechenland, Kleinaſien, „Perſien, Syrien, Egypten und Africa durchwandert, „und habe dort mit vielen Gefahren eine große Menge „Münzen, geſchnittne Steine, alte Handſchriften, „und andere nützliche Curioſitäten geſammelt, die im „Cabinet und in der Bibliothek Ew. Maj. Platz gefun„den haben. Aber, Sire, es giebt Raritäten, deren „man nur mit dem Verſtande habhaft werden, und die „man andern nur durch die Rede mittheilen kann: da „dieſe nicht weniger koſtbar ſind als die andern, ſo ha„be ich große Sorge getragen, ſie zu ſammeln, um ſie „Ew. Maj. ebenfalls anzubieten: und dieſe ſind in

„dem

„dem Buche enthalten, das ich Ihnen zu überreichen „die Freyheit nehme.“ Ganz gewiß dachte hier Lucas auch an ſeinen Derwiſch von Bruſſa; denn der iſt doch wohl die gröſte Rarität in ſeinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, ſo liegt in dem, was ich von dem Charakter des Paul Lucas geſagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwiſch haben konnte, ihm ſoviel unſinniges Zeug aufheften zu wollen? — Ohne jemanden in ſeinem eigenen Urtheile über dieſe auſſerordentliche Perſon Maß geben zu wollen, betrachte ich den mehrbeſagten Derwiſch, offenherzig zu reden, als einen Menſchen von der Claſſe und Brüderſchaft eines St. Germains, Schröpfers, Caglioſtro, oder, was bey mir einerley iſt, des Armeniers in Schillers Geiſterſeher, und des weiſen Misphragmutoſiris im Stein der Weiſen, einem Mährchen von meiner eigenen Compoſition, das ſich im erſten Theile des Dſchinniſtans befindet, für deſſen Herausgeber ich mich hiemit demüthigſt bekenne. Dieſe Herren, (deren Zweck bekanntermaßen bloß die Veredlung der menſchlichen Natur ſowohl als der Steine und Metalle, und die ſchon von den Roſenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beſchleunigung des goldnen Weltalters iſt) machen, wie es ſcheint, ſchon ſeit Jahrhunderten, eine Art von unſichtbarer Kirche oder Republik aus; und wiewohl man eben nicht verbunden iſt, das was der Derwiſch von ihrem langen Leben rühmt, im buchſtäblichen Verſtan-

de zu nehmen: ſo glaube ich doch gerne, daß man in gewiſſen Sinne ſagen könne ihre Geſellſchaft ſterbe nicht; weil ſie (ſo gut als die Mönche) dafür ſorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbeſetzt bleibe. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß ſie immer bereit ſind, ihrem Orden Proſelyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, ſobald ihnen Leute aufſtoßen, an welchen ſie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimniſſe zu entdecken glauben. Findet ſich dann ſchon, daß einer, mit dem man ſich bis auf einen gewiſſen Punkt eingelaſſen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: ſo iſt er doch vielleicht, auch ohne ſein Wiſſen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Abſicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderſchaft ſtehen, zu gebrauchen. Dies ſcheint nun gerade bey Paul Lucas der Fall geweſen zu ſeyn. Es iſt wohl möglich, daß die Diſpoſition, die der hochwürdige Bruder Derwiſch anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm ſolche hiſtoriſche Notizen von den Geheimniſſen des Ordens zu geben, die ſeine Empfänglichkeit für das kabbaliſtiſche Licht auf die Probe ſtellen konnten: da ſichs aber zeigte, daß Lucas in den Grenzen einer kalten Bewunderung ſtehen blieb, und kein Verlangen bezeugte, in das innere Heiligthum des myſterioſen Tempels, deſſen Auſſenſeite er anſtaunte, eingeführt zu werden: ſo ließ es der Derwiſch bey dem geſagten bewenden; zufrieden, es einem Manne geſagt zu haben,

ben, der es wiederſagen, und bey ſeiner Nachhauſe-kunſt nicht ermangeln würde, es durch ſeine Reiſebeſchreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lucas nicht ſolcher Geſtalt, ohne es zu wiſſen, ein Werkzeug ſeyn, die Famam Fraternitatis (die vielleicht damals einen ſolchen Trompeten-Stoß nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erſchallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher ſchlummernde Bruder wieder erweckt, mancher homo bonæ voluntatis aufmerkſam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen löblichen Inſtitut wieder neues Leben, neue Activität, auch wohl in der Folge eine beſſere Form, ein beſtimmterer Plan, und unſern Zeitläuften angemeſſenere Zwecke gegeben werden?

Ich will dieſe Vermuthung für nichts mehr als was ſie iſt, gehalten wiſſen, und unterwerfe ſie, ſo wie dieſen ganzen Aufſatz, mit Beſcheidenheit, dem Urtheile meiner Leſer; allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung derjenigen, die mehr als ich von ſolchen Dingen wiſſen: und begnüge mich zum Schluſſe mit Oberon zu ſagen: wer

das Licht nicht ſcheut, der iſt mit mir verbrüdert.

W.

II.

Fortsetzung der Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden

von den Jahren 1784 und 1785.

(S. T. M. April 1788. n. I.)

Ich hatte mirs fest vorgenommen die Superga noch einmal ihrer schönen Aussicht wegen zu besuchen, und ich erwählte den ersten heitern Tag um so mehr dazu, da ich von einem meiner Freunde einen Empfehlungsbrief an dem Domherrn ***, der mir als ein sehr aufgeklärter Kopf geschildert wurde, erhalten hatte. Ich wurde sehr gut von ihm aufgenommen, und er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, mit mir auf die Kuppel zu steigen, um mich die ganze Herrlichkeit genießen zu lassen. Ohne seine Begleitung würd ich schwerlich den Begrif von der Größe und dem Umfange der hiesigen Aussicht haben, den ich nun habe, weil ich mir nimmermehr vorgestellt haben würde, daß die äußersten Gegenstände, die meine Augen auch selbst mit dem Fernrohre erreichten, die Entfernung haben könnten, die ich ihnen nun auf seine Versicherung zutrauen muste. Gegen Mittag verhindern die Apenninen das mittelländische Meer zu sehen, gegen Abend aber erreicht man die äußerste Spitze der

Gar-

Berge von Provence, und hat auf dieſem Striche eine ungeheure Menge Bergrücken und Bergſpitzen unter und neben ſich. Dreht man ſich langſam gegen Morden herum, ſo zeigt ſich in einen ununterbrochenen Zuſammenhange die ganze Kette der Alpen, und ſo weit das Auge nur trägt, ſieht man nichts als beſchneyte und beeiſete Häupter derſelben. Senkt man hier das Auge, ſo verliehrt ſich nach und nach dieſer fürchterliche, kalten Schauer erweckende Anblick. Der Fuß der Berge neigt ſich ſanft herab in das reitzende Thal voller Abwechſelung, ganz wie ein Garten, in deſſen Mitte das ſtolze Turin, mit ſeinen geraden Straßen, und regelmäſſigen freyen Plätzen liegt, an dem ſich der breite Po hinwälzt. Nichts unterbricht das Lachende dieſer Ausſicht gegen Morgen, wohin ſich die reiche Ebne der Lombardey in aller ihrer Ueppigkeit zieht, und wo man ganz am Horizonte die hohen Thürme von Mayland entdeckt. Die kleinen Hügel, die man zunächſt um ſich hat, und auf deren höchſtem die Superga gebaut iſt, die ganz mit Land- und Bauerhäuſern überſäet ſind und an denen ſich zwiſchen grünen Raſen und unzähligen wilden Blumen der graue Weg nach Turin hinſchlängelt, laſſen nichts Unvollkommnes in dieſem himmliſchen Anblick übrig.

Nach langer Weide an dieſer Naturſcene, und vielen Betrachtungen über die Majeſtät Gottes und die Pracht und Schönheit ſeiner Werke, ſtiegen wir wieder

herab in die Kirche, und ſahen noch verſchiedene Merkwürdigkeiten, die mir das erſtemal entgangen waren. Die Begräbniß-Kapelle der Könige iſt ganz mit Marmor überzogen, und man hat an Feinheit und Schönheit der Farben den ausgeſuchteſten dazu genommen. Dem Eingang in dieſelbe gegenüber iſt an einem Altare ein vortreflich gearbeitetes Basrelief von Carachino angebracht, dem man nicht zutrauen ſollte, daß er die beyden Kinder zur Seite, die ſelber nicht würdig ſind, ebenfalls verfertigt hätte. In der Mitte der Kapelle befindet ſich ein Gerüſte von Marmor, darauf der Sarg des jedesmal zuletzt verſtorbenen Königs geſetzt wird, bis man ihm eine Grabſtätte mit der gehörigen Pracht zubereitet hat. Gegenwärtig ruht Karl Emanuel der Dritte hier. Das Monument des Königs Viktor Amadeus des andern iſt fertig, und hat zwey artige Statuen von den Brüdern Cellini zur Seite, die oberſte iſt von einem andern Meiſter. Ganz aufgebaut iſt die Kapelle noch nicht; ihr zur Seite hat man zwey groſſe Säle zu Begräbnißſtellen für die königliche Familie eingerichtet.

Wir beſahen hierauf noch die Bibliothek, die aber eben nicht beträchtlich iſt, und kehrten dann auf das Zimmer des Domherrn *** zurük, wo ich eine lange Unterredung mit ihm über den Zuſtand der Regierung hatte, bey der mir meine Empfehlung an ihn, die ſehr verbindlich abgefaßt war, treflich zu Statten kam.

Er

Er ſprach ohne alle Zurückhaltung, und beklagte ſich ſehr über den großen Einfluß der Jeſuiten, der weit ſtärker wäre, als man ſich vorſtellen könnte. Wenn ſie ſo denken, ſagt' ich ihm, ſo darf ich Ihnen zu dem Tode des Kardinals Des Lances Glück wünſchen. (Er war eine der hauptſächlichſten Triebfedern zur Unterdrückung der Freymäurer in den Staaten des Königs, und nur erſt vor einigen Tagen geſtorben) „Ach erwiederte er, wir haben an ihm nicht den einzigen Schwachkopf verlohren! Es giebt ihrer noch viele unter uns, und ſo lange die Inquiſition noch ſo herrſcht wie bisher, die beſten auswärtigen Schriften im Lande verboten bleiben, und unſre eignen einer ſo ſtrengen Cenſur unterworfen werden müſſen, ſo lange wollen wir noch nicht von beſſern Zeiten ſprechen." Wirklich kömmt in Turin nicht ein einziges periodiſches Werk, nicht einmal ein Blatt wöchentlicher Nachrichten heraus, das doch immer zur Bekanntſchaft mit neuern Büchern wenigſtens etwas beytragen könnte. Der Zeitungsſchreiber iſt auſſerordentlich eingeſchränkt; von dem, was am Hofe vorgeht, darf nicht das Geringſte eingerückt werden, und der Artikel von Rom nimmt immer den gröſten Platz ein *).

*) Man ſollte faſt auf die Gedanken gerathen, daß die Obrigkeiten der Zeitungsſchreiber in manchen andern Ländern, ſich dieſe Turiner Einrichtung zum Muſter genommen hätten.

Das Muſäum der hieſigen Univerſität verdient geſehen zu werden, ob man gleich auch hier den Eifer vermißt, der dazu gehört, um dergleichen Anſtalten ganz zu dem zu machen was ſie eigentlich ſeyn ſollten. Die Sammlung von Antiken iſt eben nichts beſonders; in vielen Schränken ſtehen Kleinigkeiten, von denen mir der Profeſſor, der mich herumführte, ſelbſt ſagte, daß ſie nicht da ſeyn würden, wenn man beßre zum Ausfüllen hätte. Die alte Stadt Induſtria hat das Mehreſte geliefert. Der berühmte Dreyfuß den man unter ihren Ruinen gefunden hat, und der weder in Portici noch ſonſt irgendwo ſeines gleichen haben ſoll, iſt an Schönheit der Form und der Verzierungen wirklich vortrefflich. Auch hat man von daher einen marmornen Fuß von einer Statue eines Pferdes und einen des Reuters, welche Meiſterſtücke ſind, und es bedauern laſſen, daß man weiter keine Reſte davon hat finden können. Die groſſe Mumie, die aus dem Kabinette des Doct. Donati hierher geſchaft wurde, iſt zerbrochen. Von andern Merkwürdigkeiten, als der Menſa Iſiaca, der ſeltnen ſilbernen Patera, dem Kopfe einer Frauensperſon mit Buchſtaben und Zeichen und m. d. ſag' ich nichts, weil ſie ſchon bekannt und beſchrieben genug ſind. Das Münzkabinet enthält ſehr rare und gut erhaltene Stücke. Antike Basreliefs und Inſchriften werden in die Mauern des Gebäudes eingeſetzt, es geht aber ſehr langſam damit her. Ich fragte nach denen die von dem Triumphbogen zu Suſa genommen,

und

König.

Was er verlohr, hat der edle Macbeth gewonnen.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in die Heide.)

Donner und Bliz. Die drey Hexen treten auf.

1. Hexe.

Wo biſt du geweſen Schweſter?

2. Hexe.

Ich brachte Schweine um.

3. Hexe.

Schweſter, wo du?

1. Hexe.

Ein Schiffers-Weib fand ich, das ſaß
Und hatte Caſtanien im Schooß,
Und fraß und ſchmazt' und fraß;
Gieb mir auch, ſagt ich;
Pak dich, Hexe, pak dich --
Schrie das voll-wampige Aas.
Ihr Mann iſt nach Aleppo gefahren.
Allein den Weg will ich ihm erſparen;

In

und hierhergebracht worden ſind: man ſagte mir aber, daß ſie noch unausgepackt in den Kiſten lägen.

Die Univerſitätsbibliothek hat den Ruhm viele wichtige Werke zu enthalten; ich kan nicht davon urtheilen, weil man eine große Büchersammlung unmöglich in wenigen Stunden kennen lernen kann, und Schwierigkeiten gemacht wurden, mir den geſchriebenen Catalog zu zeigen; einen gedruckten giebt es nicht. Die Bücher werden in zwey ziemlich groſſen Sälen, und einem Zimmer das daran ſtößt, aufbehalten. Ich ſah die beyden Male, als ich da war, eine hübſche Anzahl Studenten da ſitzen und arbeiten, wozu ihnen alle mögliche Bequemlichkeit verſtattet wird. Der Profeſſor Cauta, dem ich empfohlen war, ſagte mir, daß die Bibliothek auf 3000 Manuſcripte beſäße, unter denen ſehr rare wären.

Bey der Gelegenheit von der Univerſität zu ſprechen, erinnere ich mich, eines ſehr lächerlichen Beyſpiels von Nachläſſigkeit, die ich hier ſchon einigemal bey öffentlichen Anzeigen, in der Angabe der Namen bemerkte. Ich fand nämlich auf einem gedruckten Lections-Verzeichniſſe der Profeſſoren am hieſigen Gymnaſium, die Worte: N. N. in Eloquentia, Graecos Italosque ſcriptores explicabit etc. und doch war dieſes Verzeichniß auf Befehl der Vorſteher des Gymnaſiums gedruckt, und unten ſtund der Nahme des Sekretairs. So enthält der Staats-Calender

bey

bey einer Menge Bedienungen und Aemtern in den Staaten des Königs, weiter nichts als die Buchstaben N. N. und in dem Büchelchen zur Oper, daß die Namen aller Personen, die dabey zu thun haben, angiebt, fand ich: Inventore e disegnatore dé Abiti: Il Sig.re N. N. Torinese.

Das Naturalienkabinet des Dokter Donati steht nicht mehr in dem Hause des Marquis Carail, sondern in dem Hause des Marchuis Cavaja. Dokter Daná ist noch immer Vorsteher desselben.

Die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften, die unter dem jetzigen Könige, als er noch Herzog von Savoyen hieß, entstand, und bisher nur eine Privat-Gesellschaft war, ist vor ohngefähr 5 Monathen für eine öffentliche, königliche erklärt, und der Graf von Saluck zum Präsidenten derselben ernannt worden. Das hat der König also zur Beförderung der Wissenschaften gethan: man versprach sich, ehe er zur Regierung kam, noch vielmehr in diesem Fache, sieht sich aber nunmehr getäuscht.

Ich habe ihn und seine Familie mehrere male gesehn, aber auch nicht Ein für mich interessantes Gesicht darunter gefunden. Der König selbst hat etwas — bigottes, das auch durch seinen Charakter sich bestätigt, und sonst nichts auszeichnendes als eine ziemlich große Nase. Die Königin ist klein und häßlich, ihr altvätes-

rischer

tiſcher Kopfputz verunſtaltet ſie noch mehr, als ihre Figur ſonſt thun würde. Sie ſoll ſehr ſtolz ſeyn, und daher auch mit ihrem Gemahl nie in einer andern als der franzöſiſchen Sprache reden, nur um ihn nicht Signor nennen zu dürfen, denn ſie hielt vom Anfange an, dieſe Partie zu geringe für ſie *).

Der König ſelbſt ſpricht beſtändig und am liebſten Piemonteſiſch. Von dem Charakter des Prinzen von Piemont läßt ſich aus ſeiner Phyſiognomie ſchlechterdings nichts herausbringen; er hat bis jetzt noch nicht den geringſten Antheil an der Regierung, und ſeine künftigen Unterthanen ſehen auf ihn nicht als auf den Gegenſtand ihrer Hofnungen hin. Von den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie gefiel mir keins beſſer als der Herzog von Chablais, der ein offnes, freyes Anſehen hat, und ſehr aufgeweckt ſeyn ſoll. Man kennt an dem Könige nicht eine einzige beſondre Lieblings Neigung; im Winter, da er ſich beſtändig in Turin aufhält, zeigt er ſich dem Publikum faſt nur in der Oper. Beten und Meſſe hören ſind ſeine und der Königin vornehmſte Beſchäftigungen, und der ganze Hof richtet ſich nach dieſem Geſchmacke. Man ſieht zu allen Zeiten des Tages die glänzendſten Equipagen vor den Kirchthüren halten, und Herren im größten Staate im Vorbeygehen

*) Sie war eine Spaniſche Prinzeſſin, und iſt im Jahr 1785 geſtorben.

hen die Gotteshäuser beſuchen, nur damit ſie den Ruf der Frömmigkeit nicht verlieren mögen, der ihnen mehr zu Ehrenſtellen verhilft, als der, groſſer Talente. Die Prinzeſſinnen von Piemont und Carignan, als Franzöſinnen nicht an dieſe Lebensart gewöhnt, befinden ſich ſehr übel dabey, und laſſen ihre böſe Laune überall bemerken.

Die Staaten des Königs bringen ihm, wie mir für gewiß verſichert worden iſt, nicht mehr als 22 höchſtens 23 Millionen Piemonteſiſche Livres *) ein; eben keine großen Einkünfte für einen König. Die Abgaben von Savoyen und Sardinien gehen gänzlich wieder zur Bezahlung der Stellen, und zu andern Ausgaben in dieſen Ländern auf, und für Sardinien muß ſogar noch etwas zugeſetzt werden. Die Anzahl der beſtändig unterhaltenen Truppen ſoll 30 000 Mann ſeyn, ſie ſind aber nicht vollzählig, und ſollen nicht ſonderlich disciplinirt ſeyn.

Das Leztere ſollte man nicht glauben, wenn man das hieſige Arſenal ſieht, eines der am beſten eingerichteten in der Welt, und mit allen möglichen Kriegs-Bedürfniſſen zum Ueberfluß verſehen. Es iſt noch nicht ganz ausgebaut, aber ſchon jezt von großem Umfange; wenn es vollendet ſeyn wird, ſo wird es ein groſſes

Viereck

*) Fünf Piemonteſiſche Livres, machen ſechs Franzöſiſche, alſo ungefähr einen und einen halben Thaler ſächſiſch.

Vierek ausmachen, an das noch auf zwey Seiten äußerlich andre Gebäude in Form eines Abſchnittes von einem Zirkel angeſezt ſind, von denen jedes einen beſondern Hof einſchließt. Es iſt ganz von gehauenen Steinen, außerordentlich feſt gebaut, und hat einen Vorrath von kleinem Gewehre für 110,000 Mann, der in der beſten Ordnung aufgeſtellt iſt. Die beyden großen Gallerien, die dieſe Gewehre enthalten, machen einen rechten Winkel; und da, wo ſie zuſammen treffen, befindet ſich ein Saal, deſſen Decke von vielen Pfeilern getragen wird, von denen jeder mit alten Rüſtungen behangen iſt. Sonſt macht man, zum Staat, Trophäen von Stuckaturarbeit, hier ſieht man aber welche von wirklichen Waffen, die in der beſten Wahl und Ordnung da hängen. In einer dieſer Gallerien ſtehen auf einem beſondern Geſtelle Flinten von verſchiednen Erfindungen, von denen eine ſo künſtlich iſt, daß ſie 500 Piemontriſche Livres gekoſtet hat, ungeachtet nur die gewöhnlichen Materialien dazu angewendet worden ſind. In den Behältnißen gleich auf der Erde ſind Vorräthe von Granaten, Kanonenkugeln, von ſpaniſchen Reutern, von dem was erfordert wird um Brücken zu ſchlagen, von Leder, Stricken, Leinwand, Metall zum Kanonengießen, und kurz von Allem, was ſich nur als Kriegsgeräthe denken läßt. Die Kanonen werden in großen Gewölben aufbewahrt, die unter dem ganzen Gebäude hinlaufen. Es befinden ſich auſſerdem auch noch Werkſtätte hier, um alle Arten von Gewehren

ren zu verfertigen, von dem kleinſten unbedeutendſten Stücke an, bis zur Kanonengießerey. An dem Orte wo die Kanonen gebohrt werden, gefiel mir beſonders eine wohl eingerichtete Maſchine, mit der man ſie von ihren Lagern aufhebt und vor den Bohrer bringt. Die Mechanik davon iſt ſo gut, daß ein einziger Menſch vermittelſt derſelben vor meinen Augen einen Zwölfspfünder aufhub, ihn herum drehte, und vor den Bohrer richtete. Man ſagte mir, daß eine ſolche Kanone in 40 Stunden gebohrt würde. Sie werden dazu durch ein Waſſerwerk bewegt, der Bohrer aber bleibt feſt.

Ein Fremder, der das Arſenal ſehen will, muß einen Erlaubnißſchein von dem Kriegs-Miniſter aufweiſen können. Ohne denſelben wird er nicht einmal nur in den Hof des Gebäudes gelaſſen. Unterthanen des Königs verwehrt man zwar den Eingang in den Hof nicht; zu Beſichtigung der Vorräthe aber müſſen ſie ebenfalls mit einem Paß verſehen ſeyn.

Seit der berühmten Belagerung Turins im Jahr 1706 iſt hier ein Sprüchwort entſtanden. Wenn nämlich jemand ſich von einem Geſchäft eben keinen großen Nutzen verſprechen kann, ſo ſagt er: ich werde doch wenigſtens ſo viel dabey gewinnen, als die Franzoſen vor Turin.

III.

Ueber

Spiel und Glück.

Ein neuerer Autor ſagt uns, (in irgend einem der neueſten Journale, das ich jetzt nicht benennen kann): „der vorzüglichſte Reiz zum Spiele entſtehe aus dem Hochmuthe, ſich unter irgend einem unmittelbaren Einfluſſe eines höhern Weſens zu glauben.“

Aus dem Zuſammenhange dieſer Stelle war zu errathen, daß der Verfaſſer nichts anders als die gewöhnlichen gemeinen Glücksſpiele im Sinne gehabt habe; und da mein Schickſal mich auch je zuweilen zu dieſer Art von fruchtloſen Beſchäftigung führet, ſo hielt ich es wohl der Mühe werth, dem Gedanken nachzuforſchen, um vielleicht gelegentlich da einen moraliſchen Nutzen für mich zu ſchöpfen, wo ſich ſo ſelten ein anderer für mich darbietet.

Nun iſt das Glück wohl überhaupt eine Erſcheinung, deren Grund und Weſen uns noch ziemlich unerklärlich bleibt. Wir kennen es meiſt nur aus ſeinen Wirkungen, und haben noch keine ſichere Berechnung, weder über ſeine Beſchaffenheit, noch über die Art ſeiner Entſtehung, und die immer in demſelben ſich mindernden oder wachſenden Größen. In den meiſten dergleichen Fällen pflegen wir einen unſichtbaren

Einfluß zu Hülfe rufen, und wenn wir die Urſache in die Hand des Himmels oder eines unſichtbaren Weſens ſpielen können, ſo iſt unſrer Unwiſſenheit geholfen, und wir ſind wegen einer weitern Unterſuchung auſſer Verlegenheit. Beſſer und philoſophiſcher dürfte es ſeyn, wenn wir uns die Urſachen der Dinge, wie eine aus der andern folgt, nach und nach ſelbſt zuzählten; und ſollten wir zuletzt keinen Ring mehr antreffen, ſo hiengen wir ſie, in Gottes Nahmen, irgendwo, oder nirgendwo, im Himmel oder in der Hölle, an.

Bey dieſer Art von Verfahren würden wir immer zu einiger Gewißheit kommen, und wir würden wenigſtens finden: wohin ſich dieſe oder jene Sache am meiſten neige, und von welcher Seite wir die Erkenntniſſe unſres Schickſales herzuleiten hätten.

Was nun die Glücksſpiele insbeſondre betrift, nemlich denjenigen Theil unſres Schickſals, den wir in Karten, Würfeln und dergleichen ſuchen, ſo haben dabey natürliche Dinge, als z. E. der Bau und die mechaniſche Einrichtung unſrer Hand, gewiß einen groſſen Einfluß. Auf dieſe wirket ſehr oft der Reiz unſrer Nerven und der Umlauf des Geblütes; dieſer wird hinwiederum durch unſre Launen und innern Gemüthsbewegungen in Regung geſetzt; ſo, daß wir zuletzt nicht mehr wiſſen, welchem von den mancherley Umſtänden wir den Eigenſinn des Schickſals ſchuldig ſind, und ob nicht ein ganz fremdes Wort, irgend ein Blick oder

eine

eine Erſcheinung, die Verwüſtungen eines Abends auf den Tafeln unſers Glückes angerichtet hat.

Ueberhaupt aber ſcheinet das Glück einer ruhigen Atmoſphäre und einer ſtillen Bewegung am meiſten zugethan zu ſeyn. Auch wo es ſich irgend zu ſchnell in Wogen aufgethürmet hat, finden wir bald, daß der Rückfall nachher eben ſo ſchnell und plözlich erfolget. Dieſe Liebhaberey des Glückes für Ruhe und Bequemlichkeit ſcheinet ſo weit bey ihm zu überwiegen, daß es ſich auch ſogar an den niedrigſten Orten am liebſten niederläßt, und gleichſam nur, nach den Geſetzen der Schwere, den flachſten Gegenden ſich zuneiget, um daſelbſt ſeinen glänzenden Spiegel, wie in einem Teiche, auszubreiten.

Die edlern Spiele des Alterthums hatten, neben andern auf ihre Verfaſſung ſich beziehenden Zwecken, vornehmlich die Abſicht, den Bau und die Geſchicklichkeit des Körpers zu vervollkommnen. Seit dem dieſe Uebungsſpiele aufgehört haben, iſt auch dieſe Vervollkommnung des Körpers wenigſtens für die Meiſten kein Bedürfniß mehr. Wenn wir uns ſoviel Bewegung machen, als zur Verdauung unſrer Speiſen nothwendig iſt, ſo ſind unſre körperlichen Pflichten erfüllt; das übrige gehört einem andern Intereſſe des Lebens, das durch mancherley Leidenſchaften und Bedürfniſſe wunderbar modificiret wird. Ueberhaupt aber gewinnt die Indolenz unſres Körpers dabey viel, und wir lie-

ben mehr mit dem Geiſte wirkſam zu ſeyn, als mit der That und Arbeit. Dahin gehöret nun auch das Spiel. Es unterhält ſtets den Geiſt mit neuen Aufgaben und Betrachtungen, und bey der gewöhnlichen Läßigkeit und dem Nichtintereſſe des Lebens wird das Bedürfniß hiezu beſtändig erweckt. Man muß den gleichförmigen Gang der Zeit etwas zu unterbrechen ſuchen, und auf was für Art könnte das beſſer geſchehen, als wenn man die ſchläfrigen Leidenſchaften in Bewegung bringt, durch ein Spiel, das nur ſelten bis zur Ungezogenheit in der Geſellſchaft ausartet. Damit ſind zugleich alle übrigen Leidenſchaften beſänftigt, wenigſtens zurückgehalten, und richten ihren gemilderten Lauf dahin. Intereſſe des Gemüths muß irgendwo gefunden werden, und wo ſolches nicht ganz zu erreichen iſt, wenigſtens durch eine Anſpannung, durch ein flüchtiges Scheinintereſſe erſetzt, und das Gemüth dadurch getäuſcht werden.

Dazu iſt das Spiel eine köſtliche Erfindung. In leicht überſehlichen, lesbaren Bildern und Figuren, ſchürzt und löſet es Knoten, die augenblicklich durch die Bewegungsgründe des Intereſſe, durch Kunſt und Geſchicklichkeit, durch Zufall, durch Ueberlegenheit oder Verſäumniß, motivirt werden. Der bunte Geiſt dieſer Geſtalten giebt zu mannichfaltigen Betrachtungen Anlaß, und ſcheint uns über das Spiel der Welt einigermaſſen zu befriedigen, wo der Bube auch zuweilen mehr gilt als der König, und das As über ſie beyde

In einem Sieb, in Razengeſtalt,
Doch ohne Schwanz, erreich ich ihn bald!
Das thu' ich, das thu' ich, das thu' ich.

2. Hexe.

Das thu!
Ich geb' dir einen Wind dazu.

1. Hexe.

Ich danke dir.

3. Hexe.

Und ich den andern.

1. Hexe.

Ich habe ſelbſt ſchon alle andern,
Und wenn und wie ein jeder weht,
Woher er kommt, wohin er geht;
Das muß mir keine Carte ſagen.
Neunmal neun die Zeit von ſieben Tagen
Will ich ihn durch alle Meere jagen.
Dürr wie Heu will ich ihn machen;
Angſt und Kummer,
Ohne Raſt und ohne Schlummer,
Soll auf ſeinem Augdach wachen,
Nacht und Tag, und Tag und Nacht;
Und ſo ſoll er in der Acht
Sich und elend ſich verzehren;
Und iſts gleich in meiner Willkuhr nicht,

Sein

ſieget. So iſt es denn beynahe zur Nothwendigkeit unſrer wohleingerichteten Geſellſchaften geworden, welche, ohne dieſen Erſatz der Unterhaltung, meiſtens ſehr langweilig und oft etwas ekelhaft werden dürften.

Vom Schikſal ziemlich verlaſſen ſcheint derjenige zu ſeyn, der unter dieſen Umſtänden mehr ſucht als darin zu ſuchen iſt; der den Himmel zum Beyſtande auf einem Spieltiſche erwartet. Daß, durch Thorheit der Menſchen, ein leichtſinniges Spiel oft Meiſter ihres Geſchickes werden könne, iſt freylich ein Fall, der nicht ſogar ſelten iſt. Aber wer einmal ſein Glück auf dem hochgeſpannten Seile des Zufalls ſuchet, der darf ſich auch nicht wundern, wenn er herunterfällt und den Hals bricht.

Ehrfurcht für das Schickſal zu hegen, gebühret allen Menſchen. Der Menſch iſt, im eigentlichſten Verſtande, der Sohn des Schickſals. Mannichfaltig iſt ſein Daſeyn, und die Wirkungen einer wunderbaren Kraft liegen dunkel vor ihm. In uns und auſſer uns ſind Strömungen des Glükes. Sie treiben oft nach verſchiedenen Richtungen; aber wann beyde zuſammenwirken, dann bringen ſie die glänzende Erſcheinung hervor, eines vom Schikſal mit allen Zierden des Daſeyns geſchmückten Weſens. Stolz iſt der Lauf eines ſolchen, und gebieteriſch; es überzeugt auf eine betäubende Art, und ſeine unbedeutendſten Falten drehen ſich zum Vortheil für ihn; die Natur ſcheint ihm un-

terthan, und nur die Sinnloſigkeit mag es wagen, ſich dem ſtrömenden Laufe des Glückes entgegen zu ſtemmen. Aber kurz und vorübergehend iſt dieſe Erſcheinung. Selbſt bey den glücklichſten der Menſchen hat ſie faſt nur Augenblicke gedauert. Ein mäßigeres Loos bindet die Kinder dieſer Erde, zum Vortheil ihres Daſeyns, und zum erlernenden Gebrauch ihrer Kräfte. Steigen und Fallen iſt der Sinnſpruch aller Dinge. Das Maaß nach welchem ſie da ſind, oder ſich berechnen laſſen, iſt die Zeit ihres zunehmenden und abnehmenden Zuſtandes. Der Hauch des Glückes läßt das Kind empfangen werden. Es wird zur Welt gebracht, es wird ernährt, die zarte Kindheit hindurch, durch den Hauch des Glückes. Der Jüngling blühet mit demſelben auf; ihn ſucht der Mann um ſich zu verbreiten; aber ſchon ſinket das Alter, und nur ſparſam wird mit den höheren Jahren ein matter Einfluß ſeines Athems hie und da verſpüret.

So iſt das Daſeyn der Menſchen. Sie ſind nur durchs Glück, und nehmen ab, ſo wie ſein Fittig matt wird. Oft zeigt es ſich in wunderbaren und widrigen Geſtalten. An welchem unbegreiflich dünnen Faden läuft oftmals ein mächtiges Geſchick fort! Es durchbricht felſenfeſte Mauern und durchſchlägt eherne Gewölbe, um ein kleines Ziel zu erreichen; glitſcht hinweg an dem Arme eines Haarſtreifes, und zerſtört mächtige Palläſte.

Glei-

Gleichermaßen brütet zuweilen ein wunderbares ſchweigendes Schickſal über Geſchlechtern und Nationen, wie über einzelnen Menſchen und Familien. Es arbeitet gleichſam den emporglimmenden Funken jedes Vorzuges niederzudrücken, und die Keime des Lichts in giftigem Dampf zu erſticken. Umſonſt ſind dann von der Natur geſchenkte Gaben, fruchtlos das Bemühen die Hülle der Nacht von ſich zu werfen. Jahre und Jahrhunderte liegen ſie, ohne daß ein erquickender Athem des Schickſals ihnen aufzuleben gebiete.

Andre hingegen leuchten in einem Lichte, das ihnen am wenigſten zukommt. Kaum iſt die Spur ihres Verdienſtes in irgend einer abgelebten Schrift zu finden. Sie genieſſen indeß der Wohlthat der Sonne, die ſie ſo günſtig beleuchtet, jeden kleinſten Schimmer an ihnen emporhebt, und ſuchen kein Maas ihres Verdienſtes, als was der Uebermuth ihnen angiebt.

Indeß ſteht der Beſſere im Dunkel vor ihrem Glanze, und ſein neidiſches Licht läßt keinen Stral von ihm hindurch dringen. So herrſcht allmächtig Zeit, Schickſal und Glück, und theilt, nur in zu groſſen Maſſen, Licht und Finſterniß über die Sterblichen aus.

Noch eine eigne Art des Glückes gehöret, bey dem Fortſchritte des Lebens, zu jeglichem Geſchäfte, zur Ausführung jeder That. Ich möchte es das vermiſchte Glück nennen; denn nichts vorzügliches kann ge-

deihlich werden, wo nicht der ſichere Trieb von innen, mit dem begünſtigenden Anhauch von auſſen, und mit gleicher Geſchicklichkeit, zuſammenkommt. Hier iſt Verſtand und Glück im Gleichgewichte. Fehlt es an einem, ſo gelingt ſelten das andere. Aber ohne irgend eine wechſelſeitige Hülfe ſind beyde todt. Verſtand ſelbſt iſt zuweilen Glück, ſo wie die Tugend, und beyde drehen ſich oft auf der Spitze ſeiner glatten Sphäre; zürnet der Genius des Glücks, ſo ſinken ſie, und Blüthe und Anmuth iſt dahin, und jede gute Gabe weicht, und die fröliche Erwartung verhaucht in ein ſchimmerloſes Nichts.

Das Unrecht längſtverfloſſner Jahre tilgt oft ein Augenblick des Glückes; ein Augenblick reißt ſeine Fahne von den Gipfeln der Pracht hinweg, und läßt einen todten Aſchenhügel. Daher will das Glück ſtets gepfleget, ſtill erwartet, mit kluger Vorſicht erhalten ſeyn. Rauhe widerſpänſtige Art ſcheucht es von ſich; Leichtſinn und weiche Schwachheit laſſen es entfliegen; Mäßigkeit im thun befeſtigt es, und es wächſt unter ihrem ſtillen Fittig zur ſchönſten Blüthe.

Daß weiſe und große Männer das Glück jederzeit beſonders hochgeachtet haben, braucht keines Beweiſes. Die weiſeſten der Kayſer Roms bewahrten ſein Bild in Gold, nahe bey ſich, in ihren Zimmern. Sie ſandten es erſt mit dem letzten Lebenshauche, ihrem Nachfolger zu, und bekannten zugleich: daß ſie in

dem

dem Laufe ihrer Thaten mehr dem Glücke ſchuldig ſeyen, als ihrer eignen Geſchicklichkeit. Sie, die des Glückes höchſten Gipfel erreichet hatten, huldigten dem Glück, als einer Gebieterin, und lehnten damit den Haß des Eigendünkels von ſich ab.

In den Geſängen Pindars, des weiſeſten aller Dichter, findet man überall große Sprüche, welche die tiefe Ehrfurcht dieſes Dichters für das Glück bezeugen. Er wußte, in ſeinen hohen Gefühlen, das richtige Maas deſſelben anzugeben, und zu beſtimmen, wie weit es reichen könne:

„Wer blühende Glückſeligkeit nährt, (ſagt er)
„Und reich iſt an Gütern,
„Und zu dieſem noch den Ruhm hinzuſezt,
„Der ſtrebe nicht ein Gott zu werden.„

Unter allen haben die morgenländiſchen Völker, die Blüthe des Aufgangs, das Glück am meiſten geſchäzt. Sie ſahen es wie eine Efflorescenz der Tugend an, und ſezten ſolches mit jedem Gefühle der Grosmuth, der Tapferkeit, des Wohlthuns und der Erhabenheit, in Verbindung. Alle vortrefflichen Eigenſchaften der Seele und des Körpers ſchienen ihnen nur Blüthen des Glückes zu ſeyn.

„Hatem, (ſagt ein arabiſcher Dichter) war gross
„müthig, tapfer, ein erhabener Dichter, und immer
„ſiegreich. Lieferte er ein Treffen, ſo krönte ihn der
„Sieg. Jagte er einer Beute nach, ſie entwiſchte

„ihm nie. Bat man ihn um eine Gunſt, er ſchlug nies „mals ab. Spielte er ein Glückſpiel, ihn begünſtigte „das Glück. Kam es auf den Preis im Wettrennen an, „er trug ihn davon: u. ſ. w.“

Man erlaube nur zulezt noch eine Erzählung beyzufügen, die mit dieſem Thema, obwohl wieder auf andere Art, in einiger Verbindung zu ſtehen ſcheinet.

IV.

Ali,

oder

die Gärten des Glücks.

Unſer Schikſal kommt aus uns ſelbſt, oder richtet ſich nach der Wendung unſers Herzens.

Dieß erkannte Ali nicht, obgleich ſein Sinn ſonſt helle war. Sein Geiſt war biegſam und gefällig; ihm hatte die Natur das Herzanſchauen der Dinge gegeben, das ſie nur wenigen verliehen hat.

Er irrte umher in Labyrinthen ſeiner Phantaſie, und ſuchte das Glück, wo es nicht zu finden iſt, auſſer ſich ſelbſt, in den Erſcheinungen fremder Dinge.

„Wie ſüß wäreſt du, Frucht des dreymal ſüßen Glückes, könnte ich dich hier von dieſem niedern Geſträuche pflücken!“

So

Er tobte in seinem unbefriedigtem Sinn. Alles schien ihm Quaal und Betrug auf dieser Erde. „So wahr ist doch, was ich in mir fühle, rief er, und so falsch ist alles, was ich ausser mir sehe!„

Hier erschien ihm eine Fee. Sie hatte Sorgfalt für ihn getragen von seiner zarten Kindheit auf, aber nie sich ihm gezeigt. Jetzt erschien sie, weil sie es nothwendig fand, von der verzweifelnden Ungeduld ihn zu retten.

„Wo bist du, Ali? rief sie. Hat dich dein Jugendgeist verlassen? Wo irrest du hin in verderblichen Labyrinthen deiner Gedanken? Folge mir; ich will dich leiten. Suche nicht Genuß, wo er nicht zu finden ist. Suche Genuß in dir selbst, nirgends sonsten! Da nur allein wirst du die Gärten des Glückes dir offen finden!„ Süß, wie der entzückendste Traum des Jünglings, stand die Gestalt vor ihm: aber sie verschwand. Voll staunender Ehrfurcht fiel der Jüngling zur Erde.

Wie einer der in stürmischer See von Fluthen und Wellen untergetaucht, und nun schon von jeder Erinnerung, von der leisesten Melodie des Lebens verlassen, plözlich an ein Eiland gespült würde, das Vaterland der holden Ruhe und Glückseeligkeit, wo er endlich, vom betäubenden Schlummer erwachend, den Gebrauch seiner Sinne wieder erlangt, und nun mit neuen Kräften neues Leben athmet, und die verlohre-

nen

nen Spuren ſeines Glückes wieder aufſucht: ſo ward All, ſo eilte er ſeiner Erſcheinung nach.

„Wen hab ich geſehen? rief er aus. Weſſen Geſtalt war das? Welche Stimme? Iſt es die, deren Bild ich im Herzen trage, ohne zu wiſſen, wer ſie ſey? Ihr will ich folgen! Aber wohin? — Ich will ſie ſuchen, in den Gärten des Glücks, die ſie mir verhieß!„

Aber noch hatte ihn der Wahn nicht ganz verlaſſen; noch ſuchte er das Glück, wo es nicht zu finden war, und glaubte es in fremden Gegenſtänden zu finden; als plötzlich, wie eine Stimme vom Himmel, vor ihm niederfiel: „Schau in dich! — „Er ſtand und ſchaute. — „Ich habe dich verſtanden; rief er. „Hier, ſoll ich dich ſuchen! Hier, in meinem Innerſten!„ Einſam denkend und forſchend gieng er weiter. So ſind es keine Bilder der leeren Vorſtellung, keine bloſſen Zaubergärten des Glückes, die ich zu ſuchen habe? Ich ſoll Wahrheit ſuchen; nicht auſſer mir, ſondern in mir. Täuſchender Wahn, leb wohl! Fahrt hin, ihr betrüglichen Hofnungen! — Ich will dir folgen, aber nicht wo deine Geſtalt, wo dein Sinn mich hinweiſt!„

So ſprach er, und Beruhigung trat in ſeine Seele, ſo wie ihn die Theilnehmung des Aeuſſern verließ.

„Scheint alles Irrthum auſſer mir, ſprach er, ſo muß ich die Bahn ſuchen, auf welcher ich zur Wahrheit gelange. Ich muß durch mein Innerſtes gehen. Vielleicht finde ich darinnen den Schlüſſel, der mir

das

das Geheimniß der übrigen Dinge aufschließt: denn Betrug kann nicht alles seyn. — Was sind die Dinge der Welt? Erscheinungen! Und Erscheinungen sind nicht für sich, sind nur für den da, der sich solche bilden kann. Alles an und für sich ist gleichgültig in dieser Welt; alles hat nur Bezug auf den Kreis von Vermögen, den wir mit uns in die Welt bringen; und den wir zu bearbeiten und zu erhalten wissen. Häufet auf eine Milbe den Glanz aller irrdischen Kronen, ihr könnt sie dadurch nicht glücklicher machen. Hemmet dem vielsinnigsten Geschöpf den richtigen Umlauf seiner Lebenssäfte und Adern; es ist ein todter Kloz, oder eine leidende Masse. Der Gebrauch unsrer selbst ist also das erste Maas zur Glückseeligkeit. Je vollkommner aber der Mensch sich selbst macht, desto mehr kann er sich gebrauchen; desto mehr ist er des Glückes fähig und theilhaftig.

Aber wenn wir gleich diese Fähigkeit zum Glück erhalten, so ist es noch nicht alles; wir müssen auch die Gegenstände zu wählen wissen, die unser Glück bestimmen können. Auch diese sind in Verhältniß, mit dem angebohrnen oder erworbenen Maas unsrer Kräfte. Wer nach dem Glanz eines Helden der Schlacht eiferte, und doch nur zu friedfertigen Eigenschaften und Bestimmungen gebohren wäre, der würde sein Ziel übel verfehlen. Sich selbst kennen, ist also das Erste, und den Gebrauch der Dinge in der eigenen

Sein Schiff an Klippen zu zerſtören;
So ſoll's doch übel zugericht
Von Sturm und Wetter wiederkehren.
Sieh, was ich habe --

2. Hexe.

Zeig es mir.

1. Hexe.

Sieh eines Schiffers Daumen hier;
Ich brach ſein Schiff nicht weit vom Land,
Und ließ ihn hingeſtreckt im Sand.

3. Hexe.

Trommeln, Trommeln! Macbeth kommt!

Alle.

Die Schickſals-Schweſtern (*), Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,

(*) Allem Anſehen nach ſollen dieſe Hexen diejenige Art von einbildiſchen Feen vorſtellen, welche in der alten Edda-Lehre der Nordiſchen Völker die Parzen vorſtellten. Hæ nominantur Valkyriæ, quæ quodvis ad prælium vocatæ mortis Arbitrium gerunt. Hæ virum morti destinant, & victoriam gubernant; Gunna, & Rotha & Pascuum mutans Scuba: Hæ acies & magna equitant semper ad mortuos eligendos. & easdem in potestate habere. Bartholin. de Causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis. Uebrigens iſt das beſte, was man von dieſen Hexen-Scenen, worinn Shakeſpear den Glauben der alten Normannen mit Griechiſchem und Römiſchem Aberglauben vermiſcht; und, zu Vermehrung des Wunderbaren, noch eine ganz neue Poeſie von dem vorigen Aberglauben ſeiner Zeit, als Ruthe, Raben, Dreyzacken und dergl. hinzugethan; um Vortheil unſers Autors ſagen kan, von dem Spectacle bereits gesagt worden; und Dr. Warburton ſelbſt verſichert, daß mit allen dieſen Extravaganzien der Schauplatz vom Macbeth die Macht gehabt, das Publicum, von der wenigen Elisabeth Zeiten an bis auf den heutigen Tag zu bezaubern.

nen Beſtimmung ſeiner Natur und ſeiner Umſtände ſuchen. "

So eiferte er noch lange mit ſich ſelbſt in dem Geſpräche ſeiner innern Erkenntniß. — „Nur die Natur allein macht glücklich! rief er aus. Sie lehrt mich den Dingen die richtigen Beſtimmungen beylegen, und mich ſelbſt nach dem Maas dieſer Beſtimmungen richten. So iſt alles mein. Ich genieße was ich fähig bin zu genießen, und kann nie in meiner Wahl irren, denn die Natur ſelbſt führet mich an. „

Ein weiter Schauplaz von Gefühlen eröfnete ſich nun vor ihm. Es ward lichter und lichter in ſeiner Seele. Er fing an ſeine wahre innre Würde zu fühlen. Aber innrer Reichthum verleitet zu keinem Uebermaß, und läßt nie ſtolz werden. Er füllt nur die Seele aus, und leerer Schimmer zerſtiebt vor ihm in Rauch.

Ali, ausgefüllt in ſich ſelbſt, nahm nun Theil an allen Dingen. Nichts war ihm zu klein, nichts unwürdig; denn er wußte es mit ſeiner eigenen Würde zu erfüllen. Er maß alles, wußte alles zu ſchäzen, und ſich allem gleich zu halten. Er fühlte den wahren Stand des Menſchen; mehr zu ſeyn als die Dinge, doch nicht ohne ſie; ſich mit allem zu vertragen, von allem zu lernen, von allem zu nehmen, und noch mehr zu geben.

Auch die äuſſern Dinge ſchienen ſich nach ſeiner innern Richtung zu bequemen. Die Beeren des Strauches

ches waren ihm nicht mehr unſchmackhaft, weil er ſie mit Maas zu gebrauchen wußte. Die Gipfel der erhabnen Bäume neigten ſich von ſelbſt zu ihm; ihre Frucht war kühlend und labend, und ſtärckte ihn zu erhabner Wonne.

Den widrigen Dingen ſuchte er auszuweichen, die ungewiſſen zu erforſchen, die günſtigen zu erhalten. Er gab Glück und nahm Glück von Allem.

„Hier ſind die Gärten des Glücks, rief er aus, oder ſie ſind nirgends. Die Fee hat wohl wahr geſagt: ich würde ſie nirgends finden, als in mir. Ein erkenntnißloſes Glück iſt dem Menſchen nicht beſchieden. Ich will getreu ſeyn, und ihren Lehren folgen!„ —

Hier erſchien Sie ihm abermals. „Du haſt meine Worte erkannt, ſagte ſie; hier, nimm den Kranz!„

Er nahm ihn. Wer kann ſagen, was Alt empfand? „Miſcht ſich das Unſterbliche auch in das Sterbliche, um uns zu ermuntern und zu begeiſtern? rief er aus. Warſt du nicht nur ein Traum; biſt du auch die Belohnung, die mich erweckt und die mir folget?„ —

Er fiel nieder vor Freude. Ihm ſtrömten Thränen von den Augen. Die Fee wohnte hinfort ununterbrochen bey ihm.

Seine Tage waren, wie im Schimmer des Morgenlichtes, wann die Sonne ſchon über die Berge herauf ſteigt, vor ihr die Abgründe ſich erhellen, und der Reiz ihrer Strahlen noch die fernen Spitzen vergoldet.

V.

Berichtigung der Gedanken von der Freyheit über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophiren

in einem Schreiben an Herrn P. Z***.

Sie melden mir, daß die beyden Aufſätze von der Freyheit über Glaubensſachen zu philoſophiren — die im Jenner und März des L. Merk. dieſes Jahres erſchienen ſind — oder vielmehr die Freyheit die ich mir ſelbſt in dieſen Aufſätzen genommen, meine Gedanken über Freyheit zu denken, Intoleranz, Religion, Dämonismus, Prieſterkünſte, reines und verfälſchtes Chriſtenthum, und andere unter dieſe Rubrik gehörige Dinge mit wohlmeinender Offenherzigkeit herauszugeben, von einem großen Theile der Leſer des L. M. freundlich aufgenommen worden ſey. Sie ſetzen hinzu: man ſey nicht zufrieden geweſen, ſich in Erwartung der verſprochenen Fortſetzung dieſer Betrachtungen ſchon in zwey Monaten gedulden zu müſſen: und Sie fodern mich auf, meine Freunde nicht länger auf die Erfüllung meines Verſprechens warten zu laſſen.

Was ſoll ich Ihnen hierüber ſagen, mein lieber Z. Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen was ich aus gutem Willen gebe, in ſein gehöriges Fach zu legen wiſſe, und von der großen Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenſtände ſo überzeugt ſey, als es der ſtrengſte meiner ungeneigten Leſer (denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen?) nur immer ſeyn kann. Schwerlich kann jemand beſſer wiſſen als ich ſelbſt, wie wenig es möglich iſt, über dieſe Dinge, zumal in unſern Tagen, wo ſeit mehrern Jahren von ſo vielen ſo vieles davon geſchrieben worden, etwas Neues zu ſagen. Indeſſen iſt auch wahr, daß verſtändige Leſer über Gegenſtände dieſer Art nichts neues erwarten, ſondern — aus innerm Gefühl, daß ſie eine der weſentlichſten Anlegenheiten der Menſchheit betreffen, und daher nie zuviel beherziget, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden ſind, wenn ſie entweder in der Vorſtellungsart oder dem Vortrage deſſen, der ſich darüber hören läßt, etwas finden, das dieſen Dingen, worüber man immer geſchrieben hat, und immer ſchreiben wird, weil ſie immer intereſſant waren und ewig intereſſant bleiben werden, einigen Anſtrich von Neuheit zu geben ſcheint. Immer wird man dem Manne gerne zuhören, der ſich darüber als einer Sache worau ihm und uns gelegen iſt, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält, und wiewohl er

uns

uns nichts neues offenbaret, uns wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bey allem dem, lieber Herr und Freund, giebt es uns ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann sich selbst zu sagen: daß man, mit allem seinem guten Willen etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beyzutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpf, in den Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche. — Was haben sich, nur bloß in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Ueberreste der alten Barbarey wenigstens unter den cultivirtesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen? Um hier nur Ein Beyspiel zu geben: wer wird jemals ein besseres und allgemeiner gelesenes Buch über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile wahrer darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Religions-Zwanges nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beyspiele schildern, als es Voltaire gethan hat? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie, bewiesen wird, daß es Wahrheiten sind, und daß das Wohl der Staaten und des ganzen menschlichen Geschlechtes auf ihnen beruhet, müßten nun —

wenigſtens von allen, die nicht ein handgreifliches Intereſſe darunter haben ſich ihnen entgegen zu ſetzen — allgemein anerkannt werden, und tauſendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt ſo trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unſern Tagen mit Knitteln aus dem Schoos Abrahams heraus in den Schoos de notre Mere ſainte Egliſe hineingeprügelt! wurde in unſern Tagen zu Parma ein fürchterliches Inquiſitions-Tribunal errichtet! wird in einer der erſten teutſchen Reichsſtädte der Tag, worin durch die eminenteſte Majorität beſchloſſen wird, daß die Proteſtanten kein Bethaus in dieſer Stadt haben ſollen, gleich als ob die Republik an dieſem Tage von ihrem Verderben gerettet worden ſey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubilieren gefeyert! — Was hälfe es noch mehr Beyſpiele zu häuffen? Wozu ein unverſtändiger Religionseifer viele der angeſehenſten Perſonen in Frankreich, bey Gelegenheit der armſeligen Toleranz, die man den Proteſtanten aus bloßen Finanz-Räkſichten angedeihen laſſen wollte, hingeriſſen hat, iſt bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unſrer Zeit! Und Voltaire ſelbſt glaubte das große Werk zu Stande gebracht zu haben, raſſelte mehr als einmal auf dem windichten Triumphwagen der Gloria über die dummen Köpfe ſeiner Gegner weg, ſchleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der

Religionswuth an die Räder desſelben gefeſſelt hinter ſich her — und glaubte dieſe Ungeheuer ſelbſt auf immer entwafnet und gefeſſelt zu haben!

„Wozu hälf es dir, dich täuſchen zu wollen? flüſtert mir mein guter Genius zu: Nie, ſo lange die Menſchen — Menſchen bleiben, wird das Licht die Finſterniß völlig verſchlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwiſſenheit, die Imbecillität, die taumlichte Imagination, die Armuth des Geiſtes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen. Nie werden ganze Völker anders als nach den greulichſten Erſchütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken, und ſelbſt hierin nur eine Zeitlang ihr wahres Intereſſe einſehen lernen, und dieſer Einſicht getreu bleiben. Immer wird ein groſſer Mann einen Zeitgenoßen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt, was jener gebaut hat. Schon keimen im Schoos der Zukunft neue Gothen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menſchenfreundlichen Muſen wieder zu vernichten, und die Welt wieder in die finſtre Barbarey zurückzuſtürzen, woraus dieſe wohlthätige Schuzgötter der Humanität ſie gezogen hatten. — Aber dieſe Umwälzungen der immer in andern Geſtalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieſer ewige Kampf des Guten und Böſen, dieſes Zerſtören, deſſen was da iſt, um dem was wer-

den ſoll Platz zu machen, gehört nun einmal zu der groſsen Ordnung der Dinge, deren Plan euch Sterblichen eben ſo unüberſehbar, als die Hand, die ſeine Ausführung leitet, verborgen iſt. Euch gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ungeduld oder Läſsigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in ſeinem Traumgeſichte mit der Pädeia, auf ihrem Wagen, durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, ſtreue du allerley guten Saamen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du ſäeſt nicht für dich ſelbſt) was für Früchte er bringen, ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Waſſer oder auf nackte Felſen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Saame zuerſt fiel, — Vielleicht erſt lange wenn du nicht mehr biſt."

Weg alſo, mein Freund, mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unſern kleinen häuslichen Zirkel ausgenommen) der Welt mit Nichts als unſerm guten Willen dienen können, — ſo laſs uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausſtreuen, wovon wir uns (wenigſtens ſo gewiſs als Menſchen von etwas gewiſs ſeyn können) überzeugt halten daſs es gute Saamenkörner ſind — und der Himmel laſſe ſie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die groſse Pepromene vorherbeſtimmt hat.

Sie haben geſehen, l. Z. daß meine beyden vorigen Aufſätze eine Reyhe von Thatſachen, die uns die Welt- und Religionsgeſchichte an die Hand giebt, enthalten, welche uns, wenn ſie vollendet iſt, vermuthlich der Auflöſung unſers Problems ſehr nahe bringen wird. Aber ehe wir in der angefangenen Gedankenfolge fortfahren, wird es, um uns wieder gehörig zu orientiren, nöthig ſeyn, ſowohl die Reſultate des bereits geſagten, als die erſten Grundbegriffe, von welchen unſere Betrachtung ausgieng, ſo nahe zuſammenzuſtellen, das wir ſie im möglichſten Volllichte auf Einen Blick überſehen können.

Wenn eine gute Anſtalt ihren Zweck ſo gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem was ſie bewirken ſollte, herausgekommen iſt, ſo ſind (wann ich nicht ſehr irre) nur zwey Dinge zu thun: Man muß entweder die gute Anſtalt völlig eingehen laſſen — und dies wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas anders an ihre Stelle ſetzen zu können, das den Nutzen, den ſie ſchaffen ſollte, gewiſſer und beſſer ſchaffen würde: — oder man muß ſo lange nachforſchen, woran es liegt daß ſie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und dem entdeckten Uebel alsdann durch die zweckmäßigſten Mittel aufs ſchleunigſte abzuhelfen ſuchen.

Iſt aber das Gute, aus welchem wider ſeine Natur Böſes herausgekommen iſt, von ſolcher Art, daß

es erſtens nicht von uns abhängt, ob es daſeyn oder nicht daſeyn ſoll; iſt zweytens die Sache ſo beſchaffen, daß ſich jedermann durch bloßes Aufthun ſeiner Augen überzeugen kann, das Uebel ſey bloß daher gekommen, weil ſich mit jenem Guten etwas Böſes vermiſcht habe, das nicht nur die heilſamen Wirkungen deſſelben gehindert, ſondern es durch ſeine Beymiſchung ſogar in ein verderbliches Gift habe verwandeln müſſen; und iſt es endlich drittens eben ſo augenſcheinlich, daß es völlig in unſrer Gewalt und im Grunde eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operation iſt, dieſes Böſe, das ſo heilloſe Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigſtens bis auf einen ſolchen Grad der Reinheit des letztern, abzuſcheiden, daß es nicht Menſchenmöglich iſt, es weiter darin zu bringen: ſo iſt, däucht mich, die Frage: was alſo zu thun ſey? für Leute die bey ihren fünf Sinnen ſind, keine Frage mehr; und wenn (alles dies vorausgeſetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird, ſo wiſſen wir wenigſtens was wir von dem Verſtand oder guten Willen der moraliſchen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unſrer moraliſchen Gebrechen angeſtellt ſind, zu denken haben, u. ſ. w.

Laſſen ſie uns jezt die Anwendung dieſer ziemlich unwiderſprechlichen praktiſchen Grundſätze machen.

So weit uns die Geſchichte in die älteſten Zeiten der Kinder Adams zurückſehen läßt, ſehen wir Reli-

gion

Drehen ſo im Cirkel ſich
Dreymal für dich,
Und dreymal für mich;
Und dreymal, daß es neune macht.
Halt! der Zauber iſt vollbracht.

Vierte Scene.

Macbeth und Banqu'o, mit Soldaten und Gefolge.

Macbeth.

Einen ſolchen Tag, ſo ſchlimm und ſo ſchön zugleich, hab' ich noch nie geſehn.

Banquo.

Wie weit iſt es noch nach Foris? -- Wer ſind dieſe hier, ſo grau von Haaren, und ſo wild in ihrem Anzug? Sie ſehen keinen Einwohnern unſrer Erde gleich, und ſind doch da. Lebt ihr, oder ſeyd ihr etwas, dem ein Sterblicher Fragen vorlegen kan? Ihr ſcheint mich zu verſtehen, indem jede zugleich ihren verkürzten Finger an ihre hautigen Lippen legt -- Ihr ſolltet Weibsbilder ſeyn, und doch verbieten mir eure Bärte, euch dafür zu halten.

Macbeth.

Redet, wenn ihr könnt; wer ſeyd ihr?

1. Hexe.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Thane von Glamis!

2. Hexe.

gion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachſen, und dieſen, gleich einer üppig aufſchießenden Paraſitiſchen Pflanze, jene umſchlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und ſogar durch ſeine Einflüſſe den Früchten, wodurch ſie dem Menſchlichen Geſchlechte wohlthätig ſeyn könnte, ſeine eigene giftige Beſchaffenheit mittheilen.

Da hier ſchlechterdings alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem was Hang zur Sinnlichkeit, Phantaſie, Leidenſchaften und Prieſterkünſte *) beygemiſcht haben, gereinigten Begriff zu machen: ſo kann ich mir unter dieſem Worte nichts anders denken, als den Glauben an ein unerforſchliches Urweſen, durch welches alle Dinge beſtehen, und nach unveränderlichen Geſetzen der vollkommenſten Gerechtigkeit oder (was eben daſſelbe ſagt) der vollkommenſten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unſers eigenen, uns nicht minder unerforſchlichen Grundweſens, mit Bewuſtſeyn unſrer Perſönlichkeit und einem Fortſchritt zu immer größerer Vollkommenheit, der durch unſer Verhalten in dieſem Leben modificiert wird.

*) Was ich unter dieſen nicht liberalen Künſten verſtehe hoffe ich in der erſten Mittheilung dieſes Aufſatzes (T. M. Januar 1785. S. 87. u. 88. deutlich genug gemacht zu haben.

Von diesem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moralisches Bedürfniß der Menschheit sey;

2) Daß seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sey, daß man, um sie im Menschen gänzlich auszureiten, den Menschen selbst zerstören müßte;

3) Daß er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Nahmen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, in so fern er von Aberglauben oder Dämonisterey frey bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissen Sinne unentbehrlich sey *).

Unglücklicher Weise war es, in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion, — wenn wir auch annehmen es sey eine Zeit gewesen, wo sie, so viel es die Schwäche des kindischen

*) Ich sage diese vier Propositionen, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht, und von allen, die dieser Aufsatz interessiren kann, anerkannt, voraus. Sollte jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese Sätze für nicht so ausgemacht zu halten, als ich: so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unschätzbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen.

ſchen Alters der Menſchheit zuließ, einfältig und rein war — ſich lange in dieſer Lauterkeit hätte erhalten können. Rohe ſinnliche Menſchen, verlangten einen ſichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieſes Gefühl zu einem reinen Vernunftsbegriff zu erheben, füllten ſie die ganze Welt mit göttlichen Weſen an, und bildeten ſich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herabſtiegen, mit ihnen ſprächen, ſich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fiſchen hälfen, im Kriege vor ihnen herzögen, ihnen in zweifelhaften Fällen ſagten was ſie thun oder nicht thun ſollten u. ſ. w. Da ſie ſoviel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden ſie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun, und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmäler, Tempel, Statuen, u. ſ. w. zu bezeugen. Unvermerkt gewöhnten ſich die Menſchen an die Vorſtellung, daß ſie alles Gute, was ihnen die Natur und der Zuſammenhang der Dinge freywillig oder als die Frucht ihres eigenen Verſtandes und Fleiſſes ſchenkt, als willkührliche Geſchenke gewiſſer Gottheiten betrachteten. Aber die Natur war von jeher beynahe eben ſo geſchäftig, den Menſchen Böſes als Gutes zu thun — alle dem Menſchen ſchädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden alſo ebenfalls den Göttern zugeſchrieben. Erdbeben,

Ueber-

Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hofnung des Landmanns zerstörende Gewitter, u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereizt worden sey. Dies gieng endlich so weit daß bey vielen Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte, und soviel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte, oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester d. i. ohne Mittelspersonen, Procuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bey jenen höhern Wesen, — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn. Da die Vernunft nur sagen kann was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth, und entweder stammelt oder verstummet: so brauchte es eben keinen grosen Künstler, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu graviren. Natürlicher Weise konnten Priester sich mit einer so compendiösen Götterkenntniß nicht behelfen: sie mußten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen,

ſchen, und woher hätte ihnen dieſe geheime Wiſſenſchaft kommen können als von den Göttern ſelbſt? Dieſe offenbarten ſich ihnen in Träumen, durch Erſcheinungen, oder auf andere Art, und bald ſahe man aus dieſer übernatürlichen Quelle jene berühmten prieſterlichen und magiſchen Wiſſenſchaften entſpringen, auf welche die Philoſophie freylich nie gekommen wäre, wozu ſie aber doch wenigſtens den Schlüſſel hat: die Theorie der guten und böſen Geiſter, der himmliſchen, elementariſchen, und hölliſchen Dämonen; die Wiſſenſchaft der Opfer, Expiationen und Initiationen; die Wiſſenſchaft ſich die höchſten Götter gnädig, die guten Dämonen günſtig die böſen unterwürfig zu machen; die Wiſſenſchaft Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewiſſen Zeichen, wodurch die Götter ſie uns andeuten, vorherzuſagen; die Wiſſenſchaft durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder, und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen, u. ſ. w. So wurden die Prieſter nach und nach zu Wahrſagern, Zeichendeutern, Aerzten, und Wundermännern; ſo kam das Schickſal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien und ſogar das Leben der Menſchen in ihre Gewalt; ſo bemächtigten ſie ſich der zwey ſtärkſten Triebfedern der menſchlichen Natur, der Furcht und der Hofnung, um über unwiſſende Wilde und Barbaren unumſchränkt zu herrſchen; ſo wurde aus Religion Dämoniſterey, aus Prieſterthum Magie, und beyde walteten, unter allerley Geſtalten,

Nah-

Nahmen und Modificationen, über den Erdboden: als die christliche Religion entstand, und durch eine beym ersten Anblick erstaunliche, bey genauer und unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revolution, der Vielgötterey in dem ganzen Umfang des alten römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Hierarchie zu gründen, die sich zwar anfangs durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte, aber nur zu bald durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatte, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen lernte, und dadurch verleitet wurde, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels so weit auszudehnen und mit so wenig Discretion zugebrauchen, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der offenbar in seiner eigenen unverlarvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus je gewesen war.

Man weiß — bringt es aber öfters bey den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in Anschlag — wie mächtig Gewohnheit und Vorurtheile in denen wir aufgewachsen sind, über den gemeinen Menschenverstand tyranniſiren: und wie sollten sie, — sie, die uns fähig machen gegen das Zeugniß unsrer eigenen Sin-

Sinne zu glauben, — nicht die Gewalt haben unſere Vernunft zu feſſeln, und uns z. B. in einem Buche, für deſſen Buchſtaben man uns ſchon die tiefſte Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geiſt deſſelben zu faſſen, ja nur zu ahnden fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben laſſen, die einem jeden ganz unbefangenen Menſchen beym erſten Leſen deſſelben in die Augen ſpringen? Es ſoll mich alſo nicht wundern, wenn das, was ich jezt ſagen werde, vielen meiner Leſer anſtößig ſeyn ſollte; wie wohl es darum (wenigſtens meiner innigſten Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr iſt — und das iſt: daß zwiſchen dem Geiſt und Zweck Jeſu, — ſo wie er ſich uns in dem gröſten Theile der vier Evangelien darſtellt, in welchen alles was wir von ſeiner Perſon und Geſchichte wiſſen enthalten iſt, — und zwiſchen einigen Dingen, die Er geſagt und gethan haben ſoll, eine ſo auffallende Disharmonie, ein ſo ſtarker Widerſpruch obwaltet, daß es beynahe unmöglich, und wenigſtens gegen alle Regeln der gemeinen Kritik iſt, zu glauben, daß Er dieſe letztern Dinge wirklich geſagt und gethan habe. Meine Gedanken über dieſes Phänomenon ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen, und bleibt auf eine andere Gelegenheit ausgeſezt: ich ſage alſo, zu meiner dermaligen Abſicht, nur ſo viel, und hoffe, daß wenigſtens mancher der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken geleſen hat, (denn gewöhnlich werden ſie ohne alles Nachdenken

ken geleſen) darin mit mir einſtimmig ſeyn werde: daß Chriſtus zwar die Religion ſeines Volkes habe reinigen und verbeſſern, aber keine eigentlich neue Religion, noch weniger eine neue politiſche Religionsverfaſſung, am allerwenigſten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach ſeinen Tode, auf dem von ſeinen Jüngern ſchon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe ſtiften wollen. Die Religion von welcher er zugleich Lehrer und Vorbild war, die welcher der Nahme der chriſtlichen, d. i. der Religion Chriſti, im eigentlichſten Sinne zukommt, iſt kein Inſtitut das einen Theil bürgerliche Verfaſſung ausmacht, ſondern bloße Angelegenheit des Herzens; ſie iſt ganz auf das Verhältniß zwiſchen Gott, als allgemeinem Vater der Menſchen, und dieſen, als ſeinen (gutartigen oder verkehrten, gehorſamen oder wiederſpänſtigen) Kindern gegründet; ſie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menſchlichen Natur angebohren und eigen ſcheint, zu der einfachſten, humanſten, der Gottheit würdigſten, und dem Bedürfniß der Menſchheit angemeſſenſten Vorſtellung von Gott, reinigt ſie von allem dämoniſtiſchen und magiſchen Aberglauben *) und macht ſie

in

*) Daß dieß der Geiſt der Lehre Chriſti, und das unwiderſprechliche Reſultat ihrer Grundbegriffe ſey, wird ſchwerlich jemand, der ſie unmittelbar aus der Quelle geſchöpft hat, läugnen können. Warum iſt aber dieſe Quelle ſelbſt nicht von allem dämoniſtiſchen Schlamme rein? Gewiß war es Chriſtus: aber nicht ſeine Jünger, denen

in jeder menſchlichen Seele, in welcher ſie lebendig und herrſchend wird, zu einer unverſiegbaren Quelle von grenzenloſem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Beſcheidenheit im Wohlſtand, von Geduld im Leiden, von Geringſchätzung alles deſſen, was uns die Weisheit gering ſchätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immerwährender Hofnung einer beſſern Zukunft. — Seine Religion war wahre Theoſophie, im einfachſten Sinne dieſes Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in Ihm Selbſt. Daher das Reich Gottes, deſſen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menſchen einladet, wozu alle berufen, aber wenige auserwählt ſind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menſchen ſo einfältigen Sinnes und guten Willens ſind, um mit ganzer Seele

in

denen er und ſeine Lehre, ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an ſeine Perſon, gewiſſermaßen immer ein Räthſel geblieben zu ſeyn ſcheint. Er wurde von ihnen getrennt, ehe er ſie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) verſprach er ihnen den Geiſt, der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte. Aber dieſer Geiſt wohnt nur in reinen Herzen, und zog ſich vermuthlich von dem Augenblick zurück, da ſie ſich einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu ſchreiben: es gefällt dem heiligen Geiſt und Uns u. ſ. w.

in dieſe ſeine Vorſtellungsart und Geſinnungen einzugehen und ihm in Allem dieſen, — d. i. in allem, was er mit den weiſeſten und beſten Menſchen, die jemals lebten, gemein und was er vor ihnen voraus hatte, — gleichförmig zu werden, und alſo den Nahmen ſeiner Jünger im eigentlichen Verſtande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß diejenigen, die wirklich mit Ihm Eines Sinnes und Geiſtes waren, nur eine kleine Geſellſchaft von Brüdern, eine Art von Orden (wenn ich ſo ſagen darf) ausmachten, — wie ehemals die Jünger des Pythagoras, oder wie die Eſſener unter den Juden — und eben in dieſer kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes, lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen etablirte, und der engen liebevollen Verbindung, worin ſie, als Kinder Eines Vaters, unter einander lebten oder leben ſollten.

Indem ich mir dieſe Vorſtellung von der Religion Chriſti und von der erſten Brudergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu läugnen, daß es in der Folge nicht möglich ſollte geweſen ſeyn, einen mit den Grundſätzen und der Moral Chriſti übereinſtimmende Volk- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämoniſtiſchen und magiſchen Aberglauben rein hätte bleiben können: ja, ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich ſage, daß ſich

gar

2. Hexe.

Heil dir, Macbeth; Heil dir, Than von Cawdor!

3. Hexe.

Heil dir, Macbeth; der einſt König ſeyn wird!

Banquo.

Warum bebt ihr ſo zurük, und ſcheint euch vor Dingen zu entſezen, die ſo ſchön klingen? -- (Zu den Hexen.) Beym Namen der Wahrheit, redet! Seyd ihr Geiſter, oder würklich das, was ihr von auſſen ſcheint? Ihr grüßt meinen edeln Gefährten, mit gegenwärtigem Glük und groſſen Weiſſagungen von edler Beförderung und von königlicher Hoffnung, wovon er ganz auſſer ſich ſelbſt geſezt ſcheint; zu mir ſagt ihr nichts. Wenn ihr in die Saat der Zeit ſchauen, und ſagen könnt, welches Saamen-Korn wachſen wird, und welches nicht; ſo redet zu mir, der weder um eure Gunſt bittet, noch euern Haß fürchtet.

1. 2. und 3. Hexe, eine nach der andern:

Heil dir!

1. Hexe.

Kleiner als Macbeth, und gröſſer!

2. Hexe.

Nicht ſo glüklich, aber weit glükſeliger.

ſogar eine auf jene Grundſätze gebaute hierarchiſche Religionsverfaſſung denken (nur nicht ſo leicht ins Werk ſtellen) laſſe, die von allen Prieſterkünſten, aller tyranniſchen Prieſtergewalt, Herrſchaft über die Gewiſſen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einſchränkung der Vorſtellungen, die man ſich von den überſinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, von aller Mönchereyu. ſ. w. mit Einem Worte, von der ganzen Litaney der Mißbräuche, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten unter der ſogenannten Chriſtenheit im Schwange giengen, frey wäre; — wie denn etwas dieſem ähnliches ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth in England zu ſehen iſt. Wie ſchön aber auch das Ideal ſeyn möchte, welche man auf dieſe Möglichkeit bauen könnte, dies wenigſtens iſt unwiderſprechlich: daß von Conſtantinus M. Zeiten an (ja ſchon lange zuvor) das Chriſtenthum und ſeine kirchliche Verfaſſung ſich von dem Geiſte deſſen, nach welchem es ſich nannte, immer mehr und mehr entfernte, — daß es endlich beynahe in allem das Gegentheil deſſen wurde, was es hätte ſeyn ſollen, — und daß eine allgemeine gründliche Verbeſſerung endlich der groſſe Gegenſtand einer (wiewohl fruchtloſen) Kirchenverſammlung, und der ſehnliche Wunſch aller Layen, ja ſogar eines beträchtlichen Theils des Klerus wurde.

W.

(Der Beſchluß künftig.)

VI.

Ueber eine

Recenſion in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen.

So wenig ſich ein Wahrheit liebender Schriftſteller aus unverſtändigem Lobe macht, eben ſo wenig wird er ſich für beleidigt halten, wenn er gerechten Tadel erfährt. Denn die öffentliche Kritik der herauskommenden Bücher ſoll ja eben die Ideen und Urtheile ihrer Verfaſſer prüfen und berichtigen, und dadurch ein heilſames Reiben der Köpfe an einander befördern. Wem es alſo um Ausbreitung nützlicher Einſichten zu thun iſt, der wird nie durch gerechten, wenn gleich unſanften Tadel ſich für gekränkt anſehen. Aber das thut mehr, wenn man aus Mißverſtand, rühre er nun aus Mangel an Aufmerkſamkeit oder Aengſtlichkeit her, ſchief beurtheilt wird, und ohne dazu Veranlaſſung gegeben zu haben, gehäſſige Vorwürfe erhält, die uns in den Augen Gutdenkender, die nicht von der Sache, wovon die Rede iſt, unterrichtet ſind, herabſetzen müſſen. In dieſem Falle und nur in dieſem Falle, glaube ich, muß man ſich öffentlich vertheidigen. Und man iſt dazu um ſo vielmehr verbunden, wenn das ungerechte Urtheil über eine Schrift von Männern, die das Publikum für kompetente Richter hält, oder wenigſtens von Leuten, denen jene ihre Autorität leihen,

hen, herrühret. Das iſt auch der Fall, worinn ſich der Verfaſſer der Preisbeantwortung auf die von Hrn. Salzmann aufgeworfene Frage: ob es recht ſei, die Erklärungen von Jeſus Lehre zu Glaubensartikeln zu machen? in Rückſicht auf eine Recenſion befindet, die im 7ten Stücke der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen vom Jenner dieſes Jahres enthalten iſt. Ich kann daher nicht umhin, darüber einige Erinnerungen zu machen.

Recenſent geſteht, daß die Gründe der Vertheidiger ſymboliſcher Anſtalten von dem Verfaſſer der Preisſchrift unpartheiiſch und richtig vorgetragen ſind, nur habe er den von jenen gemachten Unterſchied zwiſchen Rechtmäßigkeit und Zuträglichkeit der ſymboliſchen Bücher überſehen, welches einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine ganze Beantwortung äuſſere.

Ich bitte aber nur das Buch aufzuſchlagen und S. 11 — 14 nachzuleſen, wo ich des Unterſchiedes, den die Symboliker zwiſchen Rechtmäßigkeit, und hypothetiſcher Nothwendigkeit, oder Zuträglichkeit, (wie der Recenſent will, machen, erwähnt habe. Dieſen vorgegebenen und auch wirklichen Nutzen der Symbole habe ich im VIII. §. S. 68 — 85 beſonders beleuchtet.

„Hieße es nicht, ſagt Rec. ferner, mit dem Eide ſpielen, ähnliche unnatürliche Erklärungen der Eidſchwüre, veranlaſſen, und dadurch ihre ganze Heiligkeit

untergraben, wenn man, wie der Verf. der Preisſchrift will, den Eid auf die ſymboliſchen Bücher beibehielte, aber ihm den Sinn gäbe, daß der Lehrer nie ſtillеſtehen, ſondern immer weiter forſchen ſolle, wie es die Verf. der ſymboliſchen Bücher gemacht haben?“ Weiß denn Recenſent nicht, daß man dergleichen Beſchuldigungen nicht ſo unüberlegt hinſchreiben müſſe? Weiß er denn nicht, daß jede eidliche Verpflichtung für den, der ſie übernimmt, nur in dem Sinne verbindlich iſt, welchen der ihr giebt, der ſie auflegt? Wenn ich alſo ſage: der Staat ſolle jedem angehenden Religionslehrer die ſymboliſche Verpflichtung in dem Sinne des ächten Proteſtantismus erklären laſſen, will ich denn, daß mit dem Eide geſpielet werde? u. ſ. w. Weiß Recenſent nicht, was in Göttingen ſelbſt in dieſer Rückſicht ſich zugetragen hat? Herr D. Leß war, wie bekannt iſt, im Begriffe ſein Amt niederzulegen, weil er den Anfang des ſogenannten Athanaſianiſchen Glaubensbekenntniſſes: Wer dieſen Glauben nicht hat, der kann auch nicht ſelig werden, — mit ſeiner Ueberzeugung von der Seeligkeit rechtſchafner Nichtchriſten nicht vereinigen konnte; aber es kam nicht dazu, weil man ihn an den ſeel. Walch, der ein guter Symboliker und ein gewiſſenhafter Mann war, verwieß. Dieſer erklärte das: wer dieſen Glauben nicht hat u. ſ. w. durch: wer ihn verwirft ꝛc.; und nun war Herr Leß mit Recht beruhigt, denn er hatte die Erklärung des Sinnes ſeiner Verpflichtung von einem Manne, deſſen

Autos

Autorität die, welche ſie ihm aufgelegt hätten, anerkannten.

„Recenſent wünſcht auch eine Aenderung unſer ſymboliſchen Anſtalten, aber das ſcheint ihm klar, daß ſie auf meinem Wege nie werde und könne erhalten werden. Die Wahrheit unſers ſymboliſchen Lehrbegriffs ſchlechtweg läugnen, ſelbſt der heil. Schrift das göttliche und untrügliche Anſehen eines immerwährenden Glaubensprincipiums abſprechen; das macht aus einer Streitigkeit eine Menge andrer, und beleidigt, anſtatt zu gewinnen.“

Sind das nicht harte Beſchuldigungen? Müßten die nicht ſonnenklar aus meiner Schrift erwieſen werden können? Und doch wird kein aufmerkſamer und ſachkundiger Leſer den geringſten Grund dazu in meiner Schrift finden. Wo iſt denn von mir die Wahrheit unſers ſymboliſchen Lehrbegriffs ſchlechtweg geleugnet? Steht nicht vielmehr S. 43 mit dürren Worten: ich will die von der chriſtlichen Kirche eingeführten und beybehaltenen Symbole nicht in ein falſches Licht ſtellen, ich will nicht zu verſtehen geben, daß man zu den Zeiten, als ſie verfertigt wurden, gar nicht über Religion gedacht habe; vielmehr, iſt vorzüglich in manchen viel wahres und brauchbares enthalten ꝛc. — Wie flüchtig muß alſo Recenſent meine Schrift durchgeblättert haben!

Und wo habe ich ſelbſt der heil. Schrift das göttliche und untrügliche Anſehen eines immerwährenden Glaubensprincipiums abgeſprochen? Oder wo habe ich geäuſſert, wie er am Ende ſeiner Recenſion ſagt, daß ich ſamt den ſymboliſchen Büchern auch die Bibel abgeſchaft wiſſen wolle?

Bedachte Recenſent nicht, daß ich ein öffentliches Lehramt bekleide, daß ſein Urtheil über meine Schrift Leute zu Geſichte kommen könnte, die es für wahr halten, weil es ſich von einer berühmten Univerſität herſchreibt und mit Genehmigung einer Akademie der Wiſſenſchaften gedruckt iſt? Bedachte er nicht, wie ſehr er alſo die Wirkſamkeit meines Amtes zu hindern im Stande wäre? Mußte er denn nicht als Menſchenfreund, wenn er auch mich nicht misverſtanden hätte, ſich behutſamer ausdrücken? Fiel ihm nicht wieder ein, was er doch Anfangs ſelbſt erwähnt, daß Hr. Teller in Berlin, Hr. Hufnagel in Erlangen und Hr. Kranichfeld zu Langenſalze meiner Schrift den Preis zuerkannt haben? Würden dieſe Männer, woron die erſtern beyde durch Schriften zu Beförderung einer richtigen Erklärung der heil. Schrift und mithin auch der Achtung gegen dieſelbe rühmlich bekannt ſind, ſo günſtig über meine Schrift geurtheilt haben, wenn ſolche Kruditäten, als er bemerkt haben will, ſich darin fänden? Hätte er alſo wenigſtens nicht noch einmal ins Buch ſehen und ſich fragen ſollen: verſtehſt du auch, was du lieſeſt?

Ich

Ich ſage in meiner Schrift: die heil. Schrift iſt nicht die einzige Norm des Denkens und Redens über Religion, nemlich in dem Verſtande, daß man der Vernunft als Erkenntnißquelle der Religion entbehren könnte. Daraus folgete ich: alſo iſt in der heil. Schrift die Religion nach ihrem ganzen Umfange nicht enthalten, ſondern nur der Stoff dazu der Vernunft zur Bearbeitung darin gleichſam niedergelegt. Jener Satz iſt nicht einmal wider unſre ſymboliſchen Bücher. Denn wenn es in denſelben heißt: die heil. Schrift iſt die einzige Erkenntisquelle und Norm der Religion; ſo wird das immer im Gegenſatze der Tradition, des Pabſtes und der Concilien, und niemals im Gegenſatze der Vernunft genommen. So kann und darf es auch nie genommen werden. Denn da auch das vollkommenſte poſitive Geſetzbuch nie ſo vollſtändig ſeyn kann, daß man nicht in dieſem oder jenem einzelnen Falle zu allgemeinen Grundſätzen des Naturrechts, alſo zur Vernunft ſeine Zuflucht nehmen müßte, um zu entſcheiden, was Recht iſt; ſo kann man auch bey Beſtimmung deſſen was allgemeine poſitive Religion iſt, ohngeachtet wir darüber die vortrefflichſten Urkunden haben, der Vernunft als Erkenntnisquelle nicht entbehren, zumal da die Urkunden mehr Geſchichte der Religion ſind, in die die Theorie, ganz der Denkungsart und den Bedürfniſſen des damaligen Zeitalters angemeſſen, eingeflochten iſt. Das dünkt mich, iſt ſonnenklar. Habe ich alſo etwas behauptet, woraus

folgt, daß ich der Bibel das göttliche und unträgliche Ansehen eines immerwährenden Glaubensprincipiums absprechen und sie abgeschaft wissen wolle? — Ja, habe ich nur etwas unerhörtes gesagt? Oder muß es nicht jeder, der in den Vorstellungsarten und der Sprache der Theologen orientiert ist, so auslegen: Man muß nicht an dem Buchstaben der Schrift kleben, sondern sich an ihren Geist halten, nach demselben folglich sie nicht nur erklären, sondern auch näher bestimmen und entscheiden, was darin Religion für alle Zeiten und Menschen ist? Und wenn ich behauptet habe, daß wir der Autorität der Bibel mehr als sonst entbehren können, und noch mehr werden entbehren lernen; ist denn das nicht wahr? Sind nicht geoffenbahrte Wahrheiten schon Vernunftwahrheiten geworden? Werden und sollen und müssen sie's nicht noch mehr werden? Ist wohl mehr Aufklärung über Religion zu erwarten, wenn man nicht die Lehren und Vorschriften derselben dem Verstande und dem moralischen Gefühle der Menschen so nahe zu bringen sucht, daß auch der grosse Hauffen ihre Wahrheit und Brauchbarkeit mehr einsieht und empfindet, ohne allein Rücksicht auf ihre Autorität zu nehmen? Folgt aber daraus, daß wir der Autorität der heil. Schrift je im Ganzen entbehren können? Habe ich nicht hinlänglich genug vorgebeugt daß man dergleichen nicht daraus folgern solte? Habe ich nicht S. 55. 56 ausdrücklich gesagt: die Bibel ist uns noch immer die glaubwürdigste Urkunde von dem,

was

was Gott zur Aufklärung, Veredlung und Beglückung der Menſchen von Zeit zu Zeit auf eine auſſerordentliche Art gethan hat; ſie iſt uns noch immer das Repertorium der Anfangsgründe aller wahren Religion, und giebt uns den brauchbarſten Stoff zum Nachdenken über Gott und unſre Beſtimmung; ſie enthält die Creditive derjenigen, die Gott mit Fähigkeit und Muth ausrüſtete, die Welt auf jene Wahrheiten, ohne welche der gröſte Theil ihrer Bewohner in ſeiner geiſtigen und moraliſchen Ausbildung viel weiter zurück ſeyn würde, früher aufmerkſam zu machen, als ſonſt geſchehen wäre; ſie ſind in dieſer letztern Rückſicht vermöge der ihnen deswegen anklebenden Autorität die Stühe der Erwartungen und Hoffnungen für denkende und Nichtdenkende ꝛc. — Ich fodre den Göttingiſchen Recenſent auf, mit mehr gegründeter Hochachtung von der heil. Schrift zu ſprechen, und doch ſoll ich ſie abgeſchaft wiſſen wollen! Einige ſonderbare Aeuſſerungen des Recenſenten, daß man zuletzt bey der Frage von der Abſchaffung der Symbole nicht auf ihre Rechtmäſſigkeit, ſondern blos auf ihre Zuträglichkeit ſehen müſſe, daß es aber auch nicht hinlänglich ſey, zu zeigen, daß ſie Unruhen und Verwirrungen angerichtet haben und noch anrichten, wie Hr. Braſtberger und ich gethan hätten (wir haben aber gezeigt, daß ſie, ihrer Natur nach, dergleichen auch anrichten müſſen, je konſequenter man nach denſelben handelt) dieſe Aeuſſerungen, ſage ich, mag ich nicht weiter erörtern, ſondern will

ſie der Philoſophie des Recenſenten zu verantworten überlaſſen.

Allein eine Recenſenten-Flüchtigkeit, um mich aufs gelindeſte auszudrücken, kann ich zum Beſchluſſe nicht ungerügt laſſen. Ich hatte nemlich ein Fragment eines Glaubensbekentniſſes mit eigenen Worten der Schrift eingerückt, das wegen ſeiner Illokalität völlig falſch iſt, in keiner andern Abſicht, wie ich ausdrücklich bevorwortet hatte, als um es recht anſchaulich zu machen, daß die Vernunft entſcheiden müſſe, was in der Schrift allgemeine Wahrheit ſey. Den Anfang davon ſetzt nun Recenſent her, und weil da einige poetiſche Ausdrücke vorkommen, die ich mitgenommen hatte, um die Stelle nicht zu zerreiſſen; ſo zieht er auf mich los. Aber darauf folgen Worte, die ich ausdrücklich in Klammern eingeſchloſſen hatte, um dadurch anzuzeigen, daß ſie, (wie andre Ausdrücke, die ich um der Verbindung willen einſchob), nicht in der Bibel ſtänden; und ſiehe da, Rec. überſieht die Zeichen der Parentheſe, ruft aus, wo ſteht das in der Schrift? und ſetzt, ohne ſich zu ſchämen, hinzu: ſo iſt auch das Uebrige!

Ich glaube, daß ich dieſe Rechtfertigung meiner Schrift mir ſelbſt ſchuldig ſey, und hoffe vielleicht dadurch zu bewirken, daß die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, deren Urtheile auch im theologiſchen Fache ſonſt

eine

3. Hexe.

Du wirſt kein König ſeyn, aber Könige zeugen; und ſo, Heil euch, Macbeth und Banquo!

1. Hexe.

Banquo und Macbeth, Heil euch!

Macbeth.

Harret, ihr geheimnißvolle Sprecher, und ſagt mir mehr; durch Sincis Tod (*) (diß weiß ich) bin ich Than von Glamis; aber wie von Cawdor? Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Schoos des Glücks; und daß ich einſt König ſeyn werde, iſt eben ſo unglaublich. Sagt, von wem habt ihr dieſe wunderbare Vorherſicht? Oder warum haltet ihr auf dieſer dürren Heide unſre Reiſe durch ſolche prophetiſche Grüſſe auf? -- Redet, ich beſchwöre euch!

(Die Hexen verſchwinden.)

Banquo.

Die Erde hat Blaſen, wie das Waſſer, und dieſe ſind welche davon; wo ſind ſie hingekommen?

Macbeth.

In die Luft; und was körperlich ſchien, zerfloß wie Athem, in den Wind -- Ich wollte, ſie wären noch da.

Banquo.

Waren dieſe Dinge wirklich hier, wovon wir reden; oder

(*) Sinel war Macbeths Vater. Pope.

einſichtsvoll, unpartheyiſch und billig genannt worden ſind, dieſen Ruhm künftig nicht ſo aufs Spiel ſetzen mögen, wie ſeit kurzem geſchehen iſt. Ein Gegenſtück zu der Recenſion über meine Schrift iſt die über Herrn Oberkonſiſtorial Silberſchlags Buch von der Verſöhnungslehre, in welchem jeder ein Feind Chriſti heißt, und der Seligkeit verluſtig erklärt wird, der die Schrift über dieſes Dogma nicht ſo auslegt, wie er; aber das hindert Recenſenten nicht, zu verſichern, daß er mit allen Freunden der Wahrheit ſich freue, daß Herr Silberſchlag die Vertheidigung dieſer und anderer angefochtenen Lehren übernommen habe.

J. Chr. Weland,
Prediger zu Braunſchweig.

Hrn. G. N. Leuchſenrings Erklärung über eine Stelle in nachbenanntem Buche.

Man hält faſt überall den Herrn Hofrath Zimmermann in Hannover für den Verfaſſer einer Schrift: Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm, kurz vor ſeinem Tode, von dem Ritter von Zimmermann. Es wird mir ſchwer zu glauben, daß der gute Zimmermann, der i. Jahr 1785, als ich das Vergnügen hatte, mich mit ihm über Friedrich den Zweyten, über Catharina die Zweyte, über Geſetzgebung und Nationalerziehung, über Schwärmerey und Mißbrauch der Religion zu politiſchen Abſichten, über Religionsvereinigung und den fortdaurenden Einfluß der Jeſuiten zu unterhalten, mich ſo warm

warm ſeiner Freundſchaft verſicherte, und mir aus ſeinem Buche über die Einſamkeit Stellen vorlas, um zu beweiſen, daß er im Weſentlichen mit mir übereinſtimme; es wird mir ſchwer zu glauben, ſage ich, daß dieſer liebe und gute Zimmermann fähig geweſen ſey, einen Mann, der in Ruhe zu leben wünſcht, und dem er mündlich und ſchriftlich verſprach, daß er ihn immer verehren und lieben werde, vor einigen Jahren bey Friedrich dem Zweiten, und ſeit kurzem bey dem ganzen Publico zu verläumden. Als ich mit Herrn Zimmermann über jene Materien ſprach, bat ich ihn, wenn er jemals gut fände, von dieſen Dingen ſeine Meynung zu ſagen, meines Namens nie zu gedenken, weil ich mir ſchon allerley Verdrießlichkeiten dadurch zugezogen, daß ich meine Geſinnungen über die herrſchenden Schwärmereyen zu laut geäußert hätte. Zimmermann gab mir ſein Ehrenwort hierüber, nicht nur mündlich, ſondern wiederholte es auch ſchriftlich. — Wer aber auch der Verfaſſer dieſes Buchs ſeyn mag, ſo bitte ich ihn mir nicht zu verübeln, wenn ich in gelinden und leichten Worten, wahr und klar, ſanft und feſt erkläre: daß in jeder Zeile die mich betrift, ſich wenigſtens Eine Unrichtigkeit befinde, welches für einen — modiſchen Anekdotenſammler eben nicht viel iſt. Der Verfaſſer erzählt z. E. von allerley Argwohn, und ſagt: dieß alles iſt die Erfindung eines Herrn Leuchſenring. Ich ſage: dies Alles iſt nicht die Erfindung eines Hrn. Leuchſenring — iſt nicht einmal, ſo wie es daſteht, ſeine Meynung. Auch habe ich nie, weder in Hannover noch anderswo, für geheime Orden geworben, u. ſ. w. Aber was ich freylich nicht läugnen kann, iſt, — daß ich in alle liebenswürdige Weiber ein wenig verliebt bin.

Oui, mes amis, oui je ſuis trés coupable,
Et j'en conviens quand j'ai de bons momens.

Je

Je pretends bien changer avec le temps,
Mais jusqu'ici le mal eſt incurable,

Doch begreife ich nicht, wie dieſes mit der Erfindung, welche ich gemacht haben ſoll, zuſammen hange, und noch weniger, wie dieſe Nachricht in ein Buch über Friedrich den Großen komme. Vielleicht erkläre ich mich nächſtens deutlicher. Berlin, den 26ſten May 1788.

Leuchſenring.

Inhalt

des zweyten Vierteljahres.

April.

I. Ueber Polytheismus, veranlaßt durch das Gedicht, die Götter Griechenlands, im letzten Stücke des T. M. S. 297.

II. Auszüge aus einem ungedrukten Tagebuche eines Reiſenden von den Jahren 1784. und 1785. — 300.

III. Etwas über Form, Geiſt, Charakter, Sprache, Muſik und Tanz, der Ehſtniſchen Nation. An einen Freund im Jahr 1783. — 331.

IV. Giebt es Mittel das menſchliche Leben weit über das natürliche Ziel deſſelben zu verlängern? — 347.

V. Auf Gesners Tod. Eine Idylle. Im März 1788. — 367.

VI. Kleine Gedichte. — 369.

VII. Schwierigkeiten bey dem Gottesbeweis aus der Thierentſtehung. — 374.

VIII. Vom Uebergewicht des Guten. Ein Dialog. S. 380.

May.

I. Eine akademische Rede über die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epischen Gedichtes, als Erhohlung für Gelehrte und Studierende. — 385.

II. Etwas über Form, Geist, Charakter, Sprache, Musik und Tanz der Ehstnischen Nation ꝛc. — 404.

III. Benno Bischof von Osnabrück, ein Gedicht. — 434.

VI. Nachtrag des Herausgebers des T. M. zur Geschichte des angeblichen Adepten, Nikolaus Flamel. — 450.

V. Auszug eines Schreibens von Herrn Göttling aus Amsterdam an Herrn Bergrath Dr. Bucholz in Weimar. — 473.

Junius.

I. Fortsetzung und Beschluß des Nachtrags zur Geschichte des Adepten, Nikolaus Flamel. — 485.

II. Fortsetzung der Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden von den Jahren 1784 und 1785. — 522.

III. Ueber Spiel und Glück. — 533

IV. Ali, oder die Gärten des Glücks. — 541.

V. Fortsetzung der Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophieren, in einen Schreiben an Herrn P. Z***. — 549.

VI. Ueber eine Recension in den göttingischen gelehrten Anzeigen — 568.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Januar 1788.

1) Muſenalmanach für 1788, herausgegeben von Voß und Göckingk. Hamburg bey Bohn.

Die gegenwärtige Sammlung hat Herrn Voſſen nicht nur die Auswahl ihres Inhalts, die diesmal von Ihm allein beſorgt wurde, ſondern auch, wie ſchon öfter der Fall war, ihre vorzüglichſte Zierde zu verdanken. Dieſen Preis glauben wir, werden Kenner und Liebhaber einſtimmig der unübertreflichen Ueberſetzung des Erſten Buches von Virgils Landbau zuerkennen, wenn ſie ſich zu der klaſſiſchen Vollkommenheit dieſer Meiſterarbeit die Größe der dabey überwundenen Schwierigkeiten hinzudenken, die man wohl nie leichter zu überſehen verſucht wurde. Wir ſind verſichert, daß dieſe Probe allein hinreichen müßte, die Hofnung, die uns Herr Voß zu den übrigen Geſängen gemacht hat, zur allgemeinen Erwartung und Sehnſucht hinaufzuſtimmen, wenn auch der Beruf des Verteutſchers der Odyſſee zu dieſer Unternehmung nicht ſchon entſchieden wäre. Von den übrigen Voſſiſchen Beyträgen nennen wir hier nur den Rundgeſang für die Treuen des Zirkels — ein niederſchlagendes Pülverchen leicht und lieblich einzunehmen, das gegen die magnetiſche immer noch fortdaurende Influenza faſt von gröſſerer, wenigſtens allgemeinerer Wirkung ſeyn dürfte, als die ernſthaftern Kurmethoden unſerer verſuchte-

Geiſtesärzte — den Freundſchaftsbund, ein ſchönes Geſellſchaftslied voll edlen Sinnes, inniger Herzlichkeit, und rührender Wahrheit, das man kaum leſen kann ohne die Freunde des Verfaſſers zu beneiden — und endlich die Sterne, eine Hymne die den tiefſten Gedankengang mit dem erhabenſten Schwung der Empfindung in mehr als einer Stelle auf eine gewiß ſeltene Weiſe verbindet. — Vater Gleim hat auch dießmal eine gute Anzahl kleiner niedlicher Blümchen zu dieſem ſchönen Strauſſe geliefert. Kinder theils der heitern Laune, theils des warmen lebendigen Gefühles, Zeugen des ewigen Frühlings, deſſen ſich der Geiſt des liebenswürdigen Seniors des teutſchen Parnaſſes auch noch auf dieſer Stufe zu erfreuen hat, und ſchon in dieſer Rückſicht jedem ſeiner Verehrer, oder, welches eben ſoviel iſt, jedem teutſchen Manne von Geſchmack, höchſt angenehme Erſcheinungen. — Die ſchön verſificirte, hundert Strophen lange Romanze Griſelde, und die rührende Erzählung, Ginette, entſprechen ganz der Erwartung, die man bey dem Namen des Herrn von Nikolai von deſſen Talenten zur poetiſchen Erzählung zu faſſen gewohnt iſt. — Almanſur, die Schwalbe und der Storch, der Schatz, und der Philoſoph und die Wahrheit ſind vier neue ſchätzbare Proben aus derjenigen Gattung von Apologen, die wir die höhere Fabel nennen möchten, und in welche Herr Pfeffel ſchon ſo manche wichtige Lehre der Weisheit ſo neu und ſo glücklich eingekleidet hat, daß wir uns des Wunſches nicht erwehren können, der vortrefliche Verfaſſer möchte dieſe Claſſe ſeiner Gedichte in einer beſondern Sammlung herausgeben. — Auch der übrige Inhalt der Sammlung zu welcher die Herren Alting, Claudius, Fiſcher, von Halem, Klopſtock, Kretſchmann, Manſo, Matthiſſon, Overbeck, von Salis, Sander, Kramer Schmidt, J. W. Schmidt, Graf Fr. L. zu Stollberg, und einige Ungenannte beygetragen haben — iſt ſo reich an guten Stücken, daß wir nicht einmal die Vorzüglicheren darunter, für deren Werth bey

bey einigen ſchon der Name ihrer Verfaſſer bürgt, in einer ſo beſchränkten Anzeige wie die gegenwärtige beſonders auszeichnen können. Unter die wenigen, die wir aus dieſer ſo ausgeſuchten Geſellſchaft wegwünſchten, ſetzen wir folgendes oben an:

Grabſchrift eines Kritikers.

Geifernd vor Wuth verreckte der Kritiker. Wenn er vorbeygeht,

Cerberus, kriech geſchwind unter dein Schauer; er beißt.

Wer ſollte unter dieſer Sprache einen unſrer elegenteſten Dichter, einen Zögling, Liebling und Vertrauten der Kritik ſelbſt vermuthen?

N.

---

2) Nachricht den *Britiſh* Mercury und das *Engliſh Lyceum* betreffend.

Ich gebe den Freunden der Engliſchen Litteratur und Sprache hiemit Nachricht, daß die Engliſche Zeitung, betitelt: *The Britiſh Mercury*, wovon jetzt drey Bände heraus ſind, ununterbrochen fortgeſetzt werden wird. Die regelmäßige Erſcheinung der Stücke, die alle Montage, ohne Rückſicht auf das Auſſenbleiben der Engliſchen Poſten, hier ausgegeben werden, ſichert den Intereſſenten in allen Provinzen Teutſchlands den richtigen Empfang, ſo daß ſie nach Maaßgabe der Ankunft der Poſten an ihrem Wohnort, Tag und Stunde des Empfangs beſtimmen können; nur iſt es durchaus erforderlich, daß ſie die Commiſſion keinem andern übertragen, ſondern ſich directe an die Poſtämter wegen der wöchentlichen, und an die Buchhändler wegen der monatlichen Gredition wenden. Ich ſelbſt übernehme keine Verſendung, und habe es ſogar vertrauten Freunden abſchlagen müſſen, da weder die Poſtverfaſſungen, noch meine Geſchäfte es verſtatten. Ich ſage mich daher bey unordentlicher Bedienung von aller Schuld los, weil die Erſchei-

nung die Ablieferung der Stücke, an dem auf jeder Nummer bezeichneten Tage notorisch ist.

Der Plan des Werks ist bekannt. Der Inhalt besteht aus folgenden Rubriken: Neuestem aus dem brittischen Reiche; Staatsschriften; Historische, politische und statistische Bemerkungen; Literarische Artikel; Tribunal-Nachrichten; Anekdoten, die neuesten Vorfälle betreffend, in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche u. s. w. Künste; Poesien; Theater-Neuigkeiten; Neue Bücher.

Da die Cultur der Englischen Sprache so ausserordentlich groß ist, so habe ich gestrebt den Freunden der brittischen Literatur einen Dienst zu leisten, indem eine Auswahl der neuesten Englischen, prosaischen und poetischen Aufsätze in einem Journal zu liefern, das den Titel führt: *The Spirit of the Times*. Von diesem sind bereits drey Hefte erschienen, die eine mannigfaltige Artikel enthalten: Historische, geographische, und statistische Aufsätze; Staatsschriften, die für den Merkur zu viel Raum einnehmen; Satiren; Briefe; Dramen u. s. w., so daß die Sprache der Besten in allen ihren Formen erscheint, wodurch die Leser Polierarten Sprach-Uebung und angenehmen Unterricht, die Anfänger in der Sprache aber ein zweckmäßiges Lehrbuch erhalten.

Alle Postämter und alle Buchhandlungen versenden beide Werke. Der Preis für den *Mercury* ist 8 Rthlr. in Louisd'or, der Jahrgang in vier Bänden, und das *Journal* 6 Rthlr., wofür sie portofrey versandt werden.

Von dem brittischen Merkur ist auch ein Band ins Französische übersetzt erschienen, unter dem Titel: „Jahrbücher der Geschichte der Politik, der Sitten, der Literatur, der Künste, der Industrie u. s. w. des brittischen Reichs fünf Jahre lang.“ Der in der hof. Hoffmannischen Buchh. einzeln verkauft wird, und auch durch die Postämter versendet werden kann.

Hamburg, den 30. Nov. 1787.

v. Archenholz.

4) Historischer Kalender für das Jahr 1793.

Dieser historischer Kalender für das Jahr 1793 erschien zuerst. Vor geschlossen und beendet, daß er die Geschichte des siebenjährigen Krieges enthielt und, als bey dem Hubertus a von Liebenhoff, der die ersten Theil schrieben Krieg und die Preußischen Truppen sich ausgezeichnet hat, diese Geschichte schrieb. Mit Gefahr und als Augenzeuge, der Vorfallenheiten hat er alle diese schriftliche Nachrichten; eben so wenig hätte er dem es Hilfsmittel aller Quellen, und von dieser Seite der Vorfälle und der Vorsicht ist es dem Publikum, auf dieser Schilderung von Europa, von so vor sehr verschiedenen Seite schauen. Gewiß, so dem so ehrenvolle Art, mit welcher der Verfasser sich entschlossen, Hr. Minister der jetzt regierenden König von Preußen, dem Herrn von Liebenhoff die Geschichte anvertraut hat. Wenn diese Nachricht der siebenjährigen Krieges gewesen zu sehen, auf die Vorsicht schriften seinen schon, als von glücklichen Erfolg haben. Die beste Seite von der Publikum von verschieden, weil es so wenig ist. — Weil ich von der meisten schreiben habe, und ich dem noch mit wenigen anwenden. Mit wichtigen Verlust von der Thaten und der Größe der Geschichte, habe ich den sogar mit großer Mühe gesehen, die Vorgesetzten, und welchen ich dem die Nachricht anvertrauen, und die schriftlichen Nachrichten, mit welchen ich sie so bedienen pflege, benutzt haben die Vorsicht als durch die Zahl und Vollständigkeit, darinnen sie ganz vorzüglich als ehrenvoll Zeugniß zu sehen. Wir sind nun dort schreiben so sie, auch, bey der Schilderung der Schlachten selbst, auf merkwürdigen Umstände schreiben werden können.

Vom Text anzuführen, (der nach dem J. 17 Seite bekannten Zeichnung zu Kriegs schlachten und Vorfall auf den Feldern abgedruckt angewandt ist) habe man bey Schmid

des verewigten Königs nach einem bisher noch nicht öffentlich bekannten sehr ähnlichen Gemählde, aus dem Kabinet Sr. Excellenz des Generals von der Infanterie, Gouverneurs von Berlin, ꝛc. ꝛc. Hrn. v. Möllendorf, in Kupfer gestochen. Zur Uebersicht des Kriegs-Schauplatzes ist von einem Königl. Preuss. Ingenieur eine Charte gezeichnet und in Kupfer gestochen, die ostwärts von Memel, westwärts bis Emden reicht, folglich die äussersten Enden der Preuss. Lande, und, da sie sich südwärts bis Brünn erstrekt, auch einen großen Theil von Teutschland zeigt; die ferner, durch die Art der Illumination, die Preuss. und die mit denselben verbündeten Staaten von den Kayserlichen und den Reichslanden unterscheiden läßt, auch den Gang der Kriegsoperationen durch genaue Bemerkung der Positionen der Armeen bey allen Schlachten vor Augen legt. Die zwölf Monatskupfer sind ganz vorzüglich. Sechs derselben stellen den großen König in den mannigfaltigen Situationen, die der Krieg darbietet, vor. So siehet man den König im Lager — in der Schlacht — auf der Wahlstatt — nach der Schlacht, im Hauptquartier; — in der Cantonirung — im Winterquartier. Jede dieser Situationen zeigt den großen Mann in einer denkwürdigen, ihn eigenthümlich charakterisirenden Handlung. Da diese nichts weniger denn allgemein bekannt sind, so enthalte ich mich, um ihnen den Reiz der gänzlichen Neuheit nicht zu entziehen, hier einer genauern Anzeige, aber sicherlich werden sie die Bewunderung des Publikums nicht verfehlen. Die sechs andern Monatskupfer zeigen merkwürdige Scenen aus dem Kriege, jedoch mit billiger Schonung für das Gefühl des Lesers, ohne Mord und ohne Blut. Malerisch und interessant stellen sie den Wechsel des Kriegsglücks und merkwürdige Episoden vor: die Einbringung der Russischen Kriegsgefangenen nach Berlin, von Chodowiecki nach dem Leben gezeichnet! — die Russen als Sieger in Berlin — die Flucht bey Roßbach — der Doctor April bey Notifizirung der Reichsacht — die Russischen

Gene-

oder haben wir von der tollen Wurzel gegeſſen, die die Vernunft gefangen nimmt?

Macbeth.

Eure Kinder ſollen Könige werden --

Banquo.

Ihr ſelbſt ſollt König ſeyn!

Macbeth.

Und Than von Cawdor dazu; hieß es nicht ſo?

Banquo.

Das waren ihre Worte -- Wer kommt hier?

Fünfte Scene.

Roſſe und Angus zu den Vorigen.

Roſſe.

Der König hat, o Macbeth, die glükliche Nachricht von deinen Siegen erhalten -- Die Gröſſe der Thaten, die du im Gefecht mit den Rebellen gehäuft haſt, ſchien in ſeinen bewunderuden Augen das Ziel des menſchlichen Ruhms -- Aber kaum hatte er, ermüdet von deinem Lobe, den Mund geſchloſſen, als er hörte, daß du gegen die unbändigen Norwegiſchen Schaaren dich ſelbſt übertroffen habeſt. So dik me Hagel kam Zeitung auf Zeitung, jede mit deinen Tha-

Generale nach der Schlacht bey Zorndorf, in die Caſematten von Cüſtrin einquartirt, und — was man ungern vermißt haben würde, Schwerins Tod fürs Vaterland! Hierauf folgen, auſſer des Königs Bildniß, noch fünf Bildniſſe merkwürdiger Generale, Schwerin nach Pesne; Seydlitz, nach einem ungenannten Meiſter; Ziethen, nach Cunningham; Daun, nach einem in Wien befindlichen Gemälde der Danniſchen Familie, welche mir von dieſem Bilde eine Copie nehmen zu laſſen, und Laudon, der ſo gütig geweſen iſt, auf meine Bitte einem von mir dazu erwählten Maler zu ſitzen.

Ueberhaupt muß ich hier die auſſerordentliche Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, mit welcher ich bey dem Vorhaben meinen hiſtoriſchen Kalender überhaupt zu vervollkommnen, überall, und namentlich bey dem gegenwärtigen, von Offizieren, Gelehrten und Künſtlern in und auſſer Landes unterſtützt worden bin, mit dem erkenntlichſten Danke öffentlich rühmen!

Zu jedem der vorgedachten Bildniſſe kommt ein hiſtoriſcher Text. Den Beſchluß machen vier illuminirte Figuren, welche die merkwürdigſten maleriſchen Trachten der entfernteſten Nationen, die an dem ſiebenjährigen Kriege Theil nahmen, nemlich: den Coſacken, den Croaten, den Bergſchotten, und den gefürchteten Preuſ. ſchwarzen Huſaren, vorſtellen. Der Coſack iſt nach einer von Chodowiecki nach dem Leben ausgemalten Zeichnung kopirt, der Croat nach einer alten Abbildung und mit Berichtigung eines in Croatien gebohrnen und gedienten Croaten, der Bergſchotte nach einer in London ausgemalten Zeichnung. Die hiſtoriſchen Erläuterungen über dieſe Figuren, zu denen mir meine Gönner und Freunde Beyträge geliefert haben, werden gewiß willkommen ſeyn.

Der Reichthum und der innere Gehalt dieſes für 1788 hier angekündigten hiſtoriſchen Kalenders iſt Schuld daran, daß er

1) nicht früher als Ausgangs Februars erſcheinen und
2) einen Thaler koſten wird.

Wegen Erhöhung des Preiſes bedarf es, glaub ich, keiner Entſchuldigung

dienne. Wenn für eine solche Menge und Mannigfaltigkeit wirklich scher Neuigkeiten, die 20 Bogen mit ganz neuen Lettern, auf beſſer Papier gedruckt, anfüllen für 12 historische Kupfer von Chodowiecki, für 6 Bildnisse nach den besten Meistern, für ein Titelkupfer, für eine, nach Art einer Handzeichnung illuminirte Charte, und für vier mehr gemalte als illuminirte Frauen (der Pergamentband, Schreibtafel, Verordnung und Futteral, von Rüger's Meisterhand nicht zu vergessen,) wenn für alles dies ein Thaler zu viel dünkt gegen den würde ich vergebens versuchen, mich zu rechtfertigen. Dagegen bedarf die spätere Erscheinung des Kalenders des Publikums Entschuldigung, aber ich darf getrost sagen sie verdiene dieselbe auch, und wer sie sich gefallen läßt, dem wird der Kalender sie durch seinen innern Werth vergelten. Die Hauptbeschwerde, welche die Liebhaber meines Kalenders gegen die spate Erscheinung desselben führen können, ist ohne Zweifel diese, daß sie, im Anfange des Jahres, eine Weile ohne alle Zeitrechnung seyn sollen. Um dieser Unbequemlichkeit dieſsmal abzuhelfen, habe ich eine beträchtliche Anzahl Kalender heften lassen, welche blos aus der astronomischen Zeitrechnung bestehen, aber dazu hinreichen die Tage der Woche und des Monats daraus zu ersehen. Wer also nicht bis Ausgang Febr. ohne allen Kalender seyn will, läßt sich um Neujahr, in irgend einer Buchhandlung oder Postamt einen solchen Interims-Kalender zu seinem einstweilinen Gebrauch geben. Bezahlt wird dafür nichts, weil er aber doch leichtlich zu viele Liebhaber finden möchte, wenn er ohne alle Zahlung zu haben wäre; so erlegt der Empfänger dafür 4 Groschen, die ihm auf den Preis des historischen Kalenders zu Gute kommen. Er giebt nemlich Ausgang Februars diesen Interims-Kalender zurück, und zahlet noch zwanzig Groschen nach, wogegen ihm dann ein Exemplar des vollständigen historischen Kalenders ausgeliefert wird. Wer die Erscheinung dieses letzteren ohne Interims-Kalender abwarten will, ist um so mehr Herr und Meister davon, als ich denselben durchaus ohne meinen Privat-Vortheil, blos zu des Publikums Bequemlichkeit, veranstalte, von welcher ein jeder Gebrauch machen oder nicht machen kann, wie es ihm gut dünkt.

Buchhändler, Postämter, und, an allen Orten, wo keines von beyden wäre, andere sichere Distributeurs, erhalten 16 Procent für ihre Bemühung, und werden ersucht, ihre Bestellung vor Ausgang Januars in postfreyen Briefen an mich gelangen zu lassen. Die Exemplare werden Ausgang Februars, von Leipzig aus, franco Hamburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt am Mayn und Strasburg expedirt; von diesen Orten aus gehen einzelne Versendungen auf Kosten der Besteller.

Berlin, den 29sten November 1787. Carl Spener.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Februar 1788.

I. Neue Bücher.

Beytrag zu den Erfahrungen über den thieriſchen Magnetismus von *D.* A. Wienholt, Phyſikus in Bremen. Hamburg bey B. G. Hoffmann, 1787. 12. Bogen in 8.

Lange und ſehnlich hat das Publikum, zumal die Leſer des T. Merk. die den Magnetismus in Bremen mit dem Herausgeber (S. Jenner und Februar des T. M. vom vorigen Jahre) aus einerley Geſichtspunkte betrachteten, der Erſcheinung der gegenwärtigen Schrift entgegen geſehen. Herr D. Bicker hatte in ſeiner erſten Nachricht (im Hannöverſchen Magazine) von dieſem Gegenſtande, der für das Intereſſe der Menſchheit in ſo mancher Rückſicht wichtig geworden iſt, zu viel und zu wenig geſagt, als daß es dabey ſein Bewenden haben konnte; und die Fragen und Zweifeln, die er dadurch bey allen Unpartheyiſchen veranlaßete, konnten durch nichts als eine getreue und vollſtändige Vorlegung der vorgenommenen und beobachteten Thatſachen beantwortet werden. Auch hat er in ſeiner darauf folgenden Erklärung, ſo wie nachmals H. D. Olbers in der ſeinigen (im T. Muſeum) ausdrücklich dazu Hofnung gemacht; und der zuverſichtliche Ton, mit welchen beyde Herren von dem Tagbuche ihres Kollegen des H. D. Wien-

holt frechen, welches die faktiſchen Belege, die man in ihren Erklärungen vermißte, liefern ſollte, mußte die allgemeine Erwartung und den Wunſch nach der Bekanntmachung dieſes Taabuchs auf höchſte treiben. So lebhaft daher das Verlangen war, mit welchem wir den vor uns liegenden Beytrag zu den Erfahrungen über den thieriſchen Magnetismus in die Hand genommen, ſo groß war unſre Ueberraſchung, als wir den Inhalt deſſelben im Vorberichte von dem Herrn Verf. ſelbſt folgendermaaſen charakteriſiert fanden. „Ich liefere alſo ſtatt einer ausführlichen „Erzählung von dem, was ich in Rückſicht des thieriſchen Ma„gnetismus geſehen und beobachtet habe, nur das Reſulta„tat davon, gebe dem Leſer blos eine allgemeine Ueberſicht „der Krankheit und Kur der von mir magnetiſierter Perſo„nen, beſchreibe die Wirkungen des Magnetismus, ſchilde„re den ſonderbaren Zuſtand des ſogenannten magnetiſchen „Schlafwandelns, und erläutere dieß mit einer umſtändlich e„ren Geſchichte der Zweyten der von mir magnetiſierten Kran„ken." — Nach wiederholter Durchleſung und kaltblütiger Prüfung dieſes Inhalts wurden wir zwar in unſrer vorigen Meynung von der Redlichkeit und der von allem Fanatismus weit entfernten Denkungsart des Herrn Wienholts und ſeiner Colleagen, und in unſrer alten Ueberzeugung, daß auſſerordentliche Unternehmungen auch auſſerordentliche Folgen haben müßten, bis zum Ueberfluſſe beſtätiget, und fanden (beſonders in dem weitläuftigen Antwortsſchreiben auf den Brief eines Ungenannten in der bekannten Sammlung der Briefe von und an Lavater, über deſſen Ruf nach Bremen, die ſchiefen und übereilten Anariffe einiger namenloſer Gegner des Magnetismus eben ſo gründlich als umſtändlich abgefertiget. Wir fanden aber auch bey dieſer Abfertigung mehr die Schwäche der Gegner in den von ihnen gegebenen Blöſſen, als diejenige Stärke der ang-

gefochtenen Sache benutzt, die lediglich auf den noch unbekannten Thatsachen beruht, und vermißten mit einem Worte in der ganzen Schrift gerade diejenigen Punkte, um welche uns, und wir glauben jedem unpartheyischen Zuschauer, am meisten zu thun war. Denn fürs erste ist die wichtige Frage: „Worin die magnetische **Manipulation**, die an den „drey jungen Frauenzimmern vorgenommen wurde, bestanden habe" völlig unbeantwortet geblieben. Alles was uns H. W. hierüber zu sagen für gut gefunden hat, besteht ausser einigen flüchtigen Erwähnungen von **Berührungen** des Unterleibes, der Knie und der Herzgrube in der allgemeinen Erklärung, er habe seine Kranke **magnetisiert**, wie es Herr **Lavater** ihm gezeigt hätte. Da es der bisher bekannt gewordenen **Manipulationen** so vielerley giebt als der Magnetisierer, mit denen Herr Wienholt gewis nicht ohne Unterschied in Einer Klasse zu stehen wünscht, so ist es ganz unbegreiflich, wie er eine genaue Beschreibung der von ihm gewählten Methode für entbehrlich halten konnte. Uns scheint sie unter andern auch deßwegen um so unentbehrlicher, weil sie ein Mittel betrift, Wirkungen, die man bisher mit Recht unter die **Wunder** gezählt hat, hervorzubringen, und zwar ein Mittel, das Hr. W. aus den Händen eines Mannes erhalten zu haben gesteht, der so lange her und so allgemein als der eifrigste Verfechter des Wunderglaubens bekannt ist. Sonderbar genug ist es übrigens, daß sich H. W. (S. 9.) auf den moralischen Charakter **Lavaters** (den unsres Wissens noch niemand in Anspruch genommen hat, und der hier so viel als gar nichts zur Sache thut) beruft, den weltbekannten Psychologischen Charakter dieses ausserordentlichen Mannes hingegen, der jedes wunderbare Faktum, wobey der Name Lavater genannt wird, verdächtig machen muß, so ganz ignoriert. — Fürs zweyte ist das Publikum, da nur eine **einzige** Krank-

heitsgeschichte geliefert worden, ausser Stand gesetzt, die ihm vorgelegten Resultate zu prüfen, oder sie vielmehr durch die Vergleichung der an mehr als einer Person angestellten Erfahrungen, ohne vorher gegebenen Fingerzeig, selbst zu finden. Dieß war hier um so nothwendiger, da der Hr. Verf. selbst durch Beyspiele erwiesen hat, daß mehrere von den sonderbaren Symptomen, die er an seinen Kranken durch Magnetismus hervorgebracht zu haben glaubt, sich auch ohne Magnetismus an nervenstechen Personen gezeigt haben. Hr. M. hat selbst gefühlt, daß (S. 45.) ein genaueres Detail der (im Vorberichte) blos im allgemeinen hingeworfenen Geschichten der ersten und dritten Kranken nichts weniger als überflüssig gewesen wäre; er würde, sagt er, bey dieser Gelegenheit manches erzählt haben, das für den Psychologen und Arzt höchst merkwürdig gewesen wäre — aber seine Gegner hätten ihn ja durch ihr unedles und niedriges Betragen dahin gebracht, diesen seinen Vorsatz aufzugeben, durch dessen Ausführung er (wie es S. 7. heißt) besorgte, zur Fortsetzung der persönlichen Anfälle, die auf ihn und seine erste Kranke geschehen seyen, selbst die Hand zu bieten. Auch würde er gern, wie er (S. 45.) versichert, die Art und Weise, wie das Magnetisiren von ihm angestellt worden, näher beschrieben haben. Da aber die dabey zu beobachtende Manier sich leichter zeigen als sagen lasse, und jede Beschreibung nur zu falschen Begriffen, Misdeutungen und schiefen Urtheilen Anlaß gebe, wie die Erfahrung dieß leyder nur zu sehr gelehrt habe: so unterlasse er dieß um desto mehr, da er überzeugt sey, daß das, was im folgenden darüber vorkomme, (dieß kann doch nichts anders seyn als der Erfolg des unbekannten Mittels) aus den schon über das hiesige Magnetisiren herausgekommenen Schriften verständlich genug seyn werde. So wenig wir uns nun überzeugen können, daß ei-

ne umſtändliche und einfältige Mittheilung der unterdrückten Nachrichten nicht zugleich das ſicherſte Mittel geweſen wäre, allen ungegründeten Verdacht gegen Perſon und Manipulation auf einmal zu vernichten, und die böſen Widerſacher auf immer ſtumm zu machen: ſo gerne geſtehen wir, daß wir von den beſondern Verhältniſſen und Umſtänden die dabey in Betrachtung kommen müſſen, zu wenig unterrichtet ſind, als daß wir hierüber ein beſtimmtes Urtheil fällen könnten und wollten. Allein wir müſſen mit eben dieſer Freymüthigkeit bekennen, daß wir durch die von Hrn. M. gelieferten Data in unſrer Meynung über die Realität des thieriſchen Magnetismus nicht viel weiter als durch die erſte Bickerſche Nachricht — das heißt nicht über das *Non Liquet* — gekommen ſind.

X

II. Ankündigungen.

1) Ankündigung einer neuen Ausgabe von Hrn. v. **Alxingers** ſämtlichen Gedichten, Zwey Theile. Clagenfurt, bey Ignaz Edlen von Kleinmayer.

Ich habe alle meine Gedichte, den Doolin ausgenommen, geſammelt, und mit hartnäckigem Fleiße, wenn nicht gut, doch wenigſtens correct zu machen geſucht. Der erſte Theil erſcheint noch zur Oſtermeſſe, der zweyte bald auf den erſten, und jeder iſt über ein Alphabet ſtark.

Ich kann allen Freunden meiner Muſe dieſe Ausgabe empfehlen, weil ich nicht nur an den ſchon fertigen Gedichten keine wichtigen Veränderungen mehr vorzunehmen, ſondern die einzelnen Gedichte, die ich künftig verfaſſen dürfte, als einen dritten Theil dieſer Sammlung herauszugeben gedenke.

Alxinger.

---

2) Sammlung der Gedichte des Hrn. A. K. von Halem zu Oldenburg.

Von meinen, theils in periodiſchen Blättern mit und ohne Namen verſtreuten, theils noch ungedruckten poetiſchen und proſaiſchen Schriften könnte ich eine Sammlung um Michaelis d. J. herausgeben. Ich hoffe, durch die Miſchung der Poeſie und Proſa am beſten für die Unterhaltung der Leſer zu ſorgen, und man traut mir leicht die Achtung für das Publicum zu, daß ich ohne abermalige ſorgfältige Bearbeitung nichts von neuem drucken laſſen werde. Ob und wann der erſten Sammlung eine zweyte folgen werde, wird von der Aufnahme der erſten, die Erſcheinung dieſer erſten aber davon abhängen, ob ſich bis zum 1ſten May 1782. eine hinlängliche Anzahl Freunde meiner Muſe unterzeichnen, deren Namen dann vorgedruckt würden. Der Preis iſt bis dahin 1 Rthlr. Nach der Zeit würde das Buch um ein Drittel mehr koſten. Ich bitte meine Freunde hiedurch, ſich der Mühe der Sammlung gütigſt zu unterziehen, und biete gerne andern, die ſich damit befaſſen wollen, die gewöhnliche Proviſion an.

v. Halem.

---

3) Anzeige einer neuen hiſtoriſchen und geographiſchen Monatſchrift. Herausgegeben von J. E. Fabri und A. Hammerdörfer.

Inhalt des Erſten Stücks: 1) Freimüthige Bemerkung eines bekannten Staatsmannes über Spanien, über die Königliche Familie, Miniſterium, Politik ꝛc. in Madrit ſelbſt abgefaßt, 1782. 2) Ausführliches Projekt des Römiſchen Hofes, die römiſchkatholiſche Religion zu befördern, und die Proteſtanten auszurotten. 3) Beyträge zur Erdbeſchrei-

ſchreibung und Statiſtik der Nordamerikaniſchen Republik. 4) Drey unedruckte Briefe von dem Generallieutenant Grafen von Anhalt in St. Petersburg. 5) Beruhigung einer Anekdote in der zweyten Sammlung der Anekdoten von K. Friedrich Wilhelm Berlin 1787. 8.) mitgetheilt vom Hrn. D. und Pfalzgraf Heinichs in Berlin. 6 Friedenstraktat des Staats von Georgien mit den Creek-Indianern. 7) Neue Landtafel in Ofen für Ungarn. 1787. 8) Neue Schwemmkultur zu Strauskers im Rudolſtädtiſchen 9 Zwey Herzoglich Meklenburg-Schwerinſche Verordnungen, a) in Abſicht des Impoſts auf die Woll-Ausfuhr, und b) des neuen Arbeitshauſes 10 Auszüge aus Briefen eines Reiſenden durch Oberteutſchland 1787. diesmal von Augsburg. 11) Tabelle über die Churſächſiſchen Steuerkapitalſchulden 1787.

Schon aus dem Titel und noch mehr aus dem Inhalte dieſes erſten Stücks wird man ungefähr Plan und Zweck dieſer neuen Monatſchrift erſehen. Mannigfaltigkeit, Neuheit, ſtrenge Auswahl des Intereſſanteſten, und freymüthiger Vortrag ſind Hauptgeſetze, die wir ſtets vor Augen haben werden, und ſo wie Hr. Prof. Hammerdörfer ſich verpflichtet, auf die hiſtoriſchen Artikel ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit zu richten, eben ſo mache ich mir es zur Pflicht, eine gleiche Sorgfalt insonderheit auf die ſtatiſtiſchen Abſchnitte zu verwenden. Jährlich erſcheinen die nöthigen Regiſter. Von dem Beyfall unſrer Leſer wird es übrigens abhängen, wie oft eine Karte oder ein Kupfer beygelegt werden ſoll.

Monatlich erſcheint ein Stück von 6 Bogen, brochiert; welches jedesmal 8 Tage vor dem Schluſſe jedes Monats ausgegeben wird.

Das halbe Jahr kostet in Halle, Jena, Leipzig, 1 Rthlr. 12 gr. oder das Stück 6 gr.

Das Abonnement geschieht bey den Postämtern und bey allen Buchhandlungen. Für erste haben die Hauptkommission übernommen:

1) Das Königl. Gränzpostamt in Halle.

2) Die Königl. Hofpostämter in Berlin und Königsberg.

3) Die Churfürstl. Sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig.

4) Das Kaiserl. Reichspostamt in Gotha und Jena.

5) Das Kaiserl. privil. Addreßcomtoir in Hamburg.

Für die Buchhandlungen aber die Hemmerdesche Buchhandlung zu Halle.

J. E. Fabri.

ten, dem mächtigen Schuz dieſes Königreichs, beladen, und ſchüttete dein Lob vor ihm aus.

Angus.

Wir ſind abgeſchikt, dir den Dank unſers Königlichen Herrn zu bringen; allein, dich als Herolde bey ihm aufzuführen, nicht dich zu belohnen.

Roſſe.

Und um dir ein Pfand der gröſſern Ehren, ſo er dir zugedacht hat, zu geben, befahl er mir, dich Than von Cawdor zu gruſſen; und in dieſem neuen Titel, Heil dir, würdigſter Than!

Banquo (vor ſich.)

Wie? Kan der Teufel wahrſagen?

Macbeth.

Der Than von Cawdor lebt; wie kleidet ihr mich alſo in ſeinen geborgten Schmuk?

Angus.

Er lebt noch, der es einſt war; aber nur ſo lange, bis das über ihn ausgeſprochene Urtheil des Todes vollzogen ſeyn wird. Ob er mit Norwegen in geheimem Verſtändniß war, oder die Rebellen durch Aufmunterungen und Vorſchub unterſtüzte, oder ob er mit beyden am Untergang ſeines Vaterlands arbeitete, weiß ich nicht; aber gewiß iſt, daß erwieſener und von ihm ſelbſt bekannter Hochverrath ihn geſtürzt hat.

Macbeth

Anzeiger des Teutſchen Merkur.

März 1788.

I. Neue Bücher.

1) Todtenfeyer Zollikofers. Leipzig 1788. 40 S. gr. 4. mit Vignetten von Oeſer und Geyſer.

Denkmal auf Maximilian Stoll ſeinen Freunden gewidmet. Verfaßt von Pezzel, herausgegeben von Blumauer. Wien bey Rudolph Gräffer und Compagnie. 1788. 34 S. gr. 8.

Zwey Denkmäler, die uns der Aufmerkſamkeit und des Dankes von jedem Verehrer der beyden Verewigten, denen ſie geweiht ſind, vor andern nicht unwürdig ſcheinen. Jedes derſelben beſteht aus einem Gedichte und aus einer kurzen Biographie, beydes von verſchiedenen Verfaſſern und nicht gemeinem ob zwar ungleichem Werthe. In der Todtenfeyer Zollikofers ſcheint uns der Biograph (Herr Kindervater) dem Dichter (Herrn Heydenreich) hingegen in dem Denkmal auf Stoll, der Dichter dem Biographen den Rang abgelaufen zu haben. Auch als bloße Skitze betrachtet läßt der Aufſatz des Herrn Pezzel manchen Lebensumſtand des Verſtorbenen vermiſſen, der für Leſer außer Wien keineswegs übergangen werden durfte da man hingegen der Arbeit des Herrn Kindervaters da; Verdienſt einer zweckmäßigen, mit Kürze verbundenen Voll-

ſtändigkeit ohne Bedenken einräumen muß. Auch ſcheint uns der leztere den der Würde ſeines Gegenſtandes angemeſſenen Ton weit glücklicher erreichet zu haben, ohne ſich von der Simplicität zu entfernen, die der erſtere, wie er ſich ſelbſt zu erklären für nöthig fand, vorzüglich vor Augen hatte, die ihn aber unſres Bedenkens ein wenig zu einſylbig und trocken werden ließ. In der Trauerode auf Zollikofer, der wir übrigens ihr Verdienſt nicht abſprechen wollen, würden manche mühſam geſuchte Ausdrücke, wie z. B. Friedensdüfte, das frohe Zittern der trauten Schatten aus der Vorzeit, welche das Kommen des Seeligen ahnden, das Strömen der Harfe mit Meereskraft u. ſ. w. den Leſer hindern dem Schwunge des Dichters zu folgen, wenn auch dieſer Schwung an ſich ſelbſt weniger ſichtbar als Wirkung einer gewaltſamen Anſtrengung in die Augen fiele. Wie ſehr wünſchten wir in dieſem ganzen phantaſiereichen Gedichte eine Stelle zu finden, die wir, um dem vortreflichen Zollikofer auch in dieſen Blättern ein kleines Andenken zu ſtiften, den folgenden Zeilen von Blumauer, mit dem das Denkmal auf Stoll ſchließt, an die Seite ſetzen könnten:

Viel iſt es wenn die ſchwere Kunſt zu heilen
ein Arzt mit eignem Forſchergeiſt ſtudiert,
und frühe ſchon in allen ihren Theilen
zum anerkannten Meiſter wird:
Noch mehr iſts, wenn beym Anblik ſteter Schmerzen
ſein Herz noch warm und fühlend bleibt,
und er zugleich mit Kopf und Herzen
die menſchlichſte der Menſchenkünſte treibt.
Doch wenn das ſchwere Heilgeſchäfte
der Mann mit ſo viel Liebe führt,
daß er mit Aufwand ſeiner beſten Kräfte
das Opfer ſeiner Kunſt und ſeines Eifers wird:

Dann

Dann iſt das Maaß des Edelmuthes voll,
und dieſes Maas erfüllte — Stoll.
Er ließ, da er uns Sterblichen hinieden
ſo früh verſchwand, die Frage unentſchieden,
ob mehr in ihm der Arzt des Menſchen Mehrt,
ob mehr der Menſch den Arzt in ihm geehrt.
Darum ihr Edlen all, die ihr, vereinet,
den Arzt und Menſchenfreund in ihm beweinet,
wünſcht Aerzten ſeine Kunſt, und, was noch mehr den Schmerz
des Kranken lindert — auch ſein Herz!

X.

---

2) **Virgils Äneis**, traveſtiert von **Blumauer**, dritter Band. Wien bey Rudolph Graffer und Compagnie. 1788. 180 S. kl. 8.

Wir erwähnen hier dieſes ſo eben herausgekommenen dritten Bandes, mehr um unſre Freude über die langerwartete Erſcheinung deſſelben mit unſren Leſern zu theilen, als um ihnen das Daſeyn eines Buches anzukündigen, das ſich wohl früher, oder doch wenigſtens eben ſo bald als unſre gegenwärtige Anzeige, in den Händen der Meiſten befinden dürfte. Daß dieſer Band den vorigen in keinem der bekannten Vorzüge, denen ſie ihre ſo allgemeine günſtige Aufnahme zu danken hatten, nachgebe, möchte vielleicht das Geringſte ſcheinen, was man von dem ungewöhnlichen Talente des Dichters, und zumal von der unerſchöpflichen Ader des Witzes und der komiſchen Laune, die ihm auch der ſtrengſte Kunſtrichter nicht abſprechen wird, erwarten konnte. Allein es iſt unſrer Meynung nach auch das Höchſte, was man, wo nicht bey jedem poetiſchen Werke von lan-

gem Athem überhaupt, doch wenigstens bey jedem von der Art des Gegenwärtigen zu fordern berechtiget iſt, wo der Wiz nicht nur die vornehmſte Rolle, ſondern noch dazu die einzige Rolle des Lächerlichen zu ſpielen hat, und folglich die Schwierigkeiten der Aufführung mit jedem neuem Fortſchritte derſelben ſich im eigentlichſten Verſtande verdoppeln müſſen. Das zunehmende Intereſſe des Ganzen wird von denjenigen Leſern am wenigſten verkannt werden, die beym Leſen der erſten Bände über der Erſchütterung ihres Zwerchfelles den ernſthaften Zweck des Verfaſſers nicht aus den Augen verlohren haben. Dieſer Zweck erſcheint nun hier in ſeinem vollſten Lichte, und mit ihm zugleich der gewiß jedem Menſchenfreunde ehrwürdige Grund, womit Herr Blumauer ſeine von Pedanten und Frömlingen verſchriene Unternehmung gegen ſeinen Freund Virgil rechtfertigt, warum er

ſo — wie Rom ſich metamorphoſirte
das Bild von deſſen Hand
das längſt kein Menſch mehr ähnlich fand
nun in ein anderes traveſtierte.

Recenſent behält es ſich vor, ſeine Gedanken ſo wohl über die Vollgültigkeit und Wichtigkeit dieſes Grundes, als auch über die Zuläſſigkeit und Tüchtigkeit des Mittels, das der Dichter zu ſeinem Zwecke gewählt hat, in einem der nächſten Stücke des T. M. umſtändlicher zu ſagen, welches ihm um ſo weniger überflüſſig ſcheint, ſeitdem eine gewiſſe neue Medeybiloſophie unter den Proteſtanten nicht nur den übervernünftigen Glauben, ſondern auch die auf demſelben gegründete Hierarchie ſo laut und ſo ungeſtüm in Schuz nimmt.

X.

II. Ankündigungen.

1) Carl Joseph Bouginé Hochfürſtl. Badiſchen Kirchenraths und Profeſſors der Gelehrtengeſchichte auf der Fürſtenſchule zu Karlsruhe, **Handbuch** der allgemeinen Literaturgeſchichte nach Heumanns Grundriß.

Bey allen gelehrten Bemühungen unſerer Literatoren fehlt uns noch ein vollſtändiges, richtiges, allgemeines und ſo viel möglich von Fehlern gereinigtes Handbuch der Gelehrtengeſchichte, aus welchem jeder Freund der Litteratur ſich belehren, und den Gang der Gelehrſamkeit ſowohl, als die gelehrten Arbeiten der Schriftſteller bis auf unſere Zeiten kennen lernen kann.

Wir kündigen dem gelehrten Publikum ein Werk an, das nach dem Urtheile mehrerer Gelehrten dieſer Abſicht vollkommen entſprechen wird; ein Werk, an welchem der Verfaſſer viele Jahren mit möglichſtem Fleiſſe gearbeitet, und alles dahin Gehörige geſammelt, und geordnet hat. Heumanns Conſpektus iſt zwar zum Grunde gelegt, aber überall vermehrt und verbeſſert. Zu Hambergers zuverläſſigen Nachrichten, zu Cave u. a. welche literariſche Werke geliefert haben, werden die beträchtlichſten Supplementen geliefert. Jöcher und Ladvokat werden mit ihren unbeſtimmten Nachrichten entbehrlich. Mit einem Wort, es iſt eine Reviſion der Schriftſteller aller Zeiten bis jetzt, mit Auswahl und beſcheidener Beurtheilung; eine zuverläſſige Nachricht der merkwürdigſten Begebenheiten in der gelehrten Republik; ein allgemein brauchbares hiſtoriſches Handbuch für jede Claſſe der Gelehrten. Wir legen hier die Ueberſicht vom Ganzen vor, mit der redlichen Verſicherung, daß alles im ganzen Werk gewiſſenhaft, mit möglichſter Kürze ausführlich, deutlich und in einem gefälligen reinen

Styl bearbeitet ſey. Das ganze Werk enthält folgende Abtheilungen.

1) Abtheilung. Von den weſentlichen Theilen der Gelehrtengeſchichte, von ihrem Umfang, Nutzen, Fehlern, Abwegen, ꝛc.

2) Abth. Von den Schriftſtellern der Gelehrtengeſchichte, ſeientiſch und chronologiſch, bis auf unſere Zeiten.

3) Abth. Von der Schreibkunſt, wie ſie nach und nach entſtanden. — Von Erfindung der Buchſtaben — Von den verſchiedenen Schriftarten, Schreibarten, Schreibmaſſen, Schreibinſtrumenten. — Von den älteſten Büchern und Bücherſammlungen. — Von der Buchdruckerkunſt, Wann? Wo? von Wem? ſie erfunden worden ſey; von den berühmteſten Buchdruckern ꝛc. kurz und vollſtändig, alles mit den nöthigen Beweiſen aus den Quellen belegt, und mit Citaten verſehen.

4) Abth. Vom Anfang und Fortgang der Gelehrſamkeit; Gelehrtengeſchichte der Iſraeliten; von den kanoniſchen und apokryphiſchen Schriften, Commentaren darüber, Ueberſetzungen, Ausgaben ꝛc. 70 Dollmetſchern ꝛc. — Was zu den Künſten und Wiſſenſchaften Anlaß gegeben? — Von den Aegyptern, ihren Gelehrten und gelehrten Anſtalten ꝛc. — Von den Chaldäern, Perſern, Phöniciern, Scythen und Geten ꝛc. — Von den Griechen, ihrer Philoſophie, ihren claſſiſchen Schriftſtellern, biographiſch und kritiſch, mit Citaten; von den berühmteſten Schulen und Bibliotheken der Griechen; — Eben ſo von den Römern, ihren Claßikern, Bibliotheken, gelehrten Anſtalten ꝛc. — Epoche der chriſtlichen Religion; von ihrem göttlichen Stifter in Bezug auf Gelehrſamkeit: von den Verfaſſern der im Kanon des N. B. enthaltenen Schriften, deren Hauptausgaben, Ueberſetzun-

gen,

gen, Commentaren ꝛc. — Von den Kirchenvätern und ihren Werken ꝛc. vollſtändiger als Cave ꝛc. — Vom Corpus juris, deſſen Verfaſſern und Hauptausgaben ꝛc. — Von Muhammed und ſeinem Koran, deſſen Ausgaben, Ueberſetzungen ꝛc. — Von den vornehmſten Schriftſtellern durch alle Jahrhunderte bis auf die neueſten Zeiten in jedem Fach biographiſch; von ihren gelehrten Arbeiten, deren Ausgaben kritiſch, mit den nöthigen Citaten, mit beygeſetzten Preiſen bey den Büchern, Nebenbeſtimmungen ꝛc. — Von jedem Jahrhundert kurze Ueberſicht nach allen Theilen der Gelehrſamkeit: — Geſchichte der Mäcene, Akademien, Schulen, Bibliotheken ꝛc. — Ueberall Auswahl mit gehörigen Supplementen.

5) Abth. Von den Schickſalen der Gelehrſamkeit, oder Geſchichte der zum gelehrten Fach gehörigen einzelnen Wiſſenſchaften.

6) Abth. Von der Bücherkunde.

7) Abth. Von den Gelehrten.

Das ganze Werk möchte etwa 4 Bände in gr. 8. jeden zu zwey Alphabeten betragen, und wird mit dem vollſtändigſten Realindex beſchloſſen.

Die Beſorgniß eines Nachdruckes, und dann, um zu wiſſen: ob wir zu einer ſolchen Unternehmung die erforderliche Anzahl Käufer finden werden, nöthigt uns den Weg der Subſcription einzuſchlagen. Die Unterzeichnung alſo iſt mit dieſem Plane eröfnet, und findet bis zum erſten Hornemonat dieſes Jahres ſtatt.

Da wir anfänglich keinen Vorſchuß, ſondern nur Verbindlichkeit zum Kaufe dieſes Werkes fodern: ſo bitten wir die Hrn. Buchhändler oder andere Beförderer, die ſich mit der Collecte abgeben wollen, uns die Namen ihrer

Subscribenten, spätest im Laufe des Heumonats dieses Jahres, entweder gerade nach Zürich, oder unter unsrer Addresse nach Leipzig zu senden, damit wir nach deren Zusammenberechnung unsern Entschluß nehmen, und ohne weitern Verzug mit dem Drucke anfangen können.

Wer sich mit Collekten von Subscribenten bemühet, erhält das Sechste Exemplar frey, im Papier, nicht aber durch Abzug des Gelbes.

Noch vor Ende dieses Jahres würde der erste Band von zwey Alphabethen erscheinen. Das Format würde gr. 8. mit Garmond- und kleinern Noten-Schrift, auf schönes weißes Papier gedruckt.

So bald nun dieser Band die Presse verläßt, benachrichtigen wir sogleich die Herren Collecteurs, und senden auf Dero Kosten von Zürich, Frankfurt, oder Leipzig aus die subscribirten und Gratis-Exemplare.

Gleich auf die von uns erhaltene Nachricht, daß ein Band die Presse verlassen, werden die Herren Collecteurs für diesen Bogen von den Subscribenten fl. 4., oder 2 Rthlr. 12 gr. in Louisdor à 5 Rthlr. einziehen, und eben so viel, als Vorschuß für den zweyten Band (der ohne Fehl auf Ostern 89 erscheinen wird.)

Dieses subscribirte und für die Folge vorgeschossene Geld fl. 8. oder 5 Rthlr. senden dann die Herren Collecteurs, von dem in unserm Absendungsaviso ausgestelltem Tag an in Zeit 4. Wochen in acceptablen Wechseln oder Baarschaft an unser hiesiges Haus, oder an dasjenige in Leipzig. Wer aber nach dieser Vorschrift nicht in ordentlichen Terminen bezahlt hat, dem liefert der Collektor den Band nicht ab, oder die Verleger dem Collektor nicht die Fortsetzung.

Den

Den 3ten Band gedächten wir auf Michaelis 89. und den 4ten am Ende Decembers gleichen Jahres zu liefern. Auch auf dieſe zwey Bände geſchieht Vorſchuß; nämlich bey Empfang des zweyten Bandes auf den dritten fl. 4. oder 2 Rthlr. 12 gr. und bey Empfang des dritten Bandes auf den vierten fl. 4. oder 2 Rthlr. 12 gr. Bey Auslieferung des vierten Bandes werden wir die mehrere oder mindere Bogenanzahl des ganzen Werkes berechnen, und nach dem im gegenwärtigen Plane angenommenen Verhältniſſe die Subſcriptionsgebühr entweder vermehren oder vermindern, alſo, daß das vollſtändige Werk ungefähr auf fl. 16. oder 10 Rthlr. zu ſtehen kömmt.

Diejenigen aber, die uns nicht durch Subſcription und nachherigen Vorſchuß begünſtigen, bezahlen am Ende für das ganze Werk den vierten Theil mehr.

In allen Buchhandlungen Teutſchlands kann unterzeichnet werden.

Zürich, im Hornung 1788.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.

---

2) In der nächſten Oſtermeſſe kommt zu Leipzig in Jacobäers Verlag in zween kleinen Bänden, jeder Ein Alphabet, heraus: Manch Hermäon im eigentlichen Sinn des Worts, vom Verfaſſer von Sophiens Reiſe.

Die Griechen nannten (laut näherer Nachweiſung in meiner Vorrede) jeden gemachten Fund: Hermäon; und das deswegen, weil ſie ihn dem Hermes zuſchrieben. Manchen Fund dieſer Art enthält dem zufolge mein Buch: das heißt: Benutzung (oft weitläuftige Ausführung) deſſen was

im Leſen der Alten und Neuen mir auffiel, und was dann Darſtellungen veranlaßte, welche Eines Theils für die Fortſetzung von Sophiens Reiſe beſtimmt waren. So z. E. andrer Erzählungen jener Art hier nicht zu erwähnen, kommt im zweyten Bande eine ganze Reihe von Briefen vor, welche Herr Puf, die Geſchichte ſeiner Tochter betreffend, an mich geſchrieben hat. Soviel zur Erklärung des Titels, welchen ich (ſ. S. 3.) abſichtlich Deswegen gewählt habe, weil er — dunkel iſt.

Bey dieſem Anlas bekenne ich mich zugleich zu einer in jenem Verlage unlängſt erſchienenen und in allen Buchläden ſchon vorfindlichen Schrift:

Für Töchter edler Herkunft, eine Geſchichte.

mit dem (ich hoffe, ſehr wahren) Motto: Nemo apud nos qui idem tentauerit; nemo apud Graecos, qui vnus, omnia ea tractauerit; denn mein Schweigen hilft mir nichts, ſeitdem einige Recenſenten, der lezten Zeile meiner Vorrede zum Trez, mich, friſch von der Fauſt weg, genannt haben. Sie erwogen nicht, daß eine ſo ſehr günſtige Aufnahme dieſer Geſchichte mirs über lang oder kurz zur Pflicht machen würde, dankbar dem Publico und vorzüglich den Müttern, mich zu nennen. B. den 9ten Jan. 1788.

Der Verfaſſer.

---

3) Archiv für die Geſchichte der Arzneykunſt.

Kein Theil der Arzneykunde liegt ſo unbearbeitet und vernachläſſigt, als ihre Geſchichte. Noch beſizt keine Nation ein vollſtändiges und zweckmäßiges Werk über dieſelbige, und ſelbſt die vorhandenen Bearbeitungen der ältern Geſchichte ſind nicht mit dem Geiſte eines Känolers und

Möh-

Macbeth (bey Seite.)

Glamis und Than von Cawdor! Das Gröſſeſte iſt noch zurük. (Zu Angus.) Ich danke euch für eure Bemühung. (Zu Banquo.) Hoft ihr nun nicht, daß eure Kinder Könige ſeyn werden; da diejenigen, die mir den Than von Cawdor gaben, ihnen nicht weniger verhieſſen?

Banquo.

Wenn es zuverläßig wäre, ſo möchte es euch reizen, den Than von Cawdor zu vergeſſen, und die Crone ſelbſt zu ſuchen -- Es iſt wunderbar! und oftmals, um uns zu unſerm Verderben zu gewinnen, ſagen uns die Werkzeuge der Finſterniß Wahrheiten; beſtechen uns mit unſchuldigen Kleinigkeiten, um uns zu Verbrechen von den ſchrekklichſten Folgen zu verleiten. (Zu Roß und Angus.) Vettern, ein Wort mit euch, wenn ich bitten darf.

[Sie geben auf die Seite.]

Macbeth (vor ſich.)

Zwo Wahrheiten ſind geſagt, als glükliche Prologi zu dem erhabnen Aufzug von Königlichem Inhalt. Ich danke euch, meine Herren -- Dieſer übernatürliche Unterricht kan nicht böſe ſeyn -- und kan auch nicht gut ſeyn. Iſt er böſe, warum gab er mir durch Erfüllung der erſten Verheiſſung ein Pfand der andern? Ich bin Than von Cawdor. Iſt er gut, warum überfällt mich dieſe Verſuchung, vor deren ſcheußlicher Vorſtellung ſich mein Haar emporſträubt, und mein ſonſt feſtes Herz an meine Rippen ſchlägt? -- Die That ſelbſt iſt weniger entſezlich, als die

Möhsens abgefaßt. Nicht einmal ein brauchbares, unsern Zeiten angemeßnes Handbuch ist vorhanden, welches nur das bisher bekannte richtig umfaßte. Aber weder zu diesem noch jenem ist Hofnung, so lange nicht im einzelnen vorgearbeitet, Materialien durch einzelne Erörterungen gesammelt werden. In dieser Hinsicht, und um manchen vielleicht schlummernden Freund der Geschichte zu wecken, habe ich mich entschlossen, ein eignes Archiv für die Geschichte der Arzneykunde, in ihrem ganzen Umfang, anzulegen. In einer ausführlichen Ankündigung, welche in den nächsten Wochen abgedruckt seyn wird, lege ich meinen Plan und meine Ideen näher dem Publikum vor, und zur Ostermesse 1788. wird das erste Stück des Archivs, im Grattenauerischen Verlag allhier, selbst erscheinen.

Nürnberg, am 24. Decemb. 1787.

Dr. Philipp Ludwig Wittwer.

---

4) Ankündigung eines Erbauungsbuch für Familien.

Herr Hundeiker in Grosen-Lasser gab vor zwey Jahren ein Erbauungsbuch unter dem Titel:

Häusliche Gottesverehrungen für christliche Familien

heraus, welches so allgemeinen Beyfall fand, daß schon seit länger als einem Jahre keine Exemplare mehr zu haben sind, ohngeachtet es außer der Gegend des Herrn Verfassers nur wenig bekannt wurde. Diese gute Aufnahme, der Beyfall, mit dem dieser erste Versuch in mehreren gelehrten Journalen, namentlich der allgem. teutschen Bibliothek, der Jenaer allgem. Litt. Göttinger und Hallischen gelehrten Zeitung

angezeigt und empfohlen wurde, und vorzüglich das Verlangen mehrerer hat den Herrn Verfasser veranlaßt, eine neue durchaus verbesserte und mit funfzig neuen Andachten vermehrte Ausgabe dieser häuslichen Gottes-Verehrungen zu besorgen. Diese erscheint künftige Ostermesse 1788 in meinem Verlage, und ich will jetzt denen, welchen die erste Ausgabe nicht bekannt werden, etwas von der Absicht des Herrn Verfassers bey diesem Familien-Erbauungsbuche sagen.

Er hat sich bemüht, für jede Lage und jedes Verhältniß der Familien mehrere Betrachtungen niederzuschreiben, welche die Andacht der Theilnehmenden dauernd erhalten, edlere Gefühle der Seele anfachen, oder darin befestigen, das Herz christlicher Empfindungen fähig machen und mit heilsamen Entschlüssen für Rechtschaffenheit und Tugend beleben könnten. Ganz vorzüglich bestrebte er sich, alle zweckwidrige, unschickliche und der Würde der Religion nicht angemessene Ausdrücke zu vermeiden, dagegen aber das Herz der Betenden zu erwärmen, und sich bey jeder Andacht die Frage gegenwärtig zu erhalten: wird diese, häusliche Glückseligkeit und Zufriedenheit, herzliches beruhigendes Vertrauen zu Gott und fromme Gesinnungen erwecken und befördern? — Daß der Herr Verfasser diese seine Absicht erreicht, dafür bürgt, dünkt mich, der ausserordentliche Beyfall, der schon seinen ersten Versuch begleitete, und diesem zweyten um so gewisser folgen wird, da er durchgehends so sehr verbessert ist und außer den funfzig neuen Andachten verschiedene Aufsätze enthält, welche sonst in dergleichen Andachtsbüchern nicht vorkommen.

Zu Anfang und zu Ende einer jeden Andacht befinden sich auch einige Verse aus den besten Liedern, die gemeinschaftlich von der Familie gesungen, ihren Endzweck, die An-

Andacht zu erheben und ſtärkere Empfindungen zu erwecken, gewiß nicht verfehlen werden.

Dies Erbauungsbuch wird 2 Bände, und beyde ohngefähr 46 — 48 Bogen in gr. 8. betragen; auf gutes weiſſes Druckpapier und mit ſolchen Lettern, die jeder mit bloſſen Augen gut erkennen kann, gedruckt werden. Um es dem Publiko auch zugleich wohlfeil liefern zu können, erſuche ich alle Freunde einer vernünftigen häuslichen Erbauung, dieſe Nachricht beſtens bekannt zu machen und 1 Rthlr. 4 gr. auf jedes Exemplar bis zur nächſten Leipziger Oſter-Meſſe, in der es gewiß erſcheinen wird, voraus zu zahlen. Nach dieſem Termin koſtet es 1 Rthlr. 16 gl. Wer die Bemühung, Pränumeranten zu ſammlen, über ſich nehmen will, dem liefere ich für 6 Exemplare, die er bezahlt, das 7te Exemplar gratis.

Man kann in allen Buchhandlungen, und da, wo dieſe nicht ſind, auf allen löblichen Poſtämtern pränumeriren, welche letztere ſich dann an das hieſige Königl. Hof-Poſtamt zu addreſſieren belieben. Berlin, im Januar 1788.

Friedrich Vieweg, der ältere.

---

5) Nachricht die Zweybrückiſche Ausgabe der Naturgeſchichte des Hrn. v. Buffon betreffend.

Von der hieſigen neuen Ausgabe der histoire naturelle de Mr. le Comte de Buffon, in 43 Bänden, iſt neulich die 8te Lieferung erfolgt, und mit derſelben wären nun überhaupt 24 Bände, worin 3 vierfüſſige Thiere enthalten, wirklich im Publikum erſchienen. Der Subſcriptionspreis, in dem die Liebhaber auch dermalen noch die Exemplare erhalten können, und der nur bezahlt wird, wie man die Lieferungen erhält, iſt folgender:

Ein

Ein Exemplar	1ſter	Klaſſe ohne Kupfer	43 Livres.
—	— 2ter	— mit ſchwarzen Kupfern	86 —
—	— 3ter	— mit ausgemahlten Vögeln	154-16 ſ.
—	— 4ter	— mit ausgemahlten Vögeln und 4füßigen Thieren.	226-16 ſ.

Wer alles will broſchirt geliefert haben, zahlt 3 Sols für den Band mehr. Liebhaber, welche dieſes Werk auf feinem Papier zu erhalten wünſchen, zahlen 24 Livres überhaupt weiter; und für 12 Livres wird das Exemplar liſſirt (geglättet) geliefert, es ſey feines, oder gewöhnliches Papier.

Von den Vorzügen dieſer Ausgabe brauche ich hier wohl nichts zu erwähnen, da die Probe davon vor Augen liegt. Beynahe die Hälfte der Figuren iſt — neu nach der Natur gezeichnet, und von — einem Manne, den man als einen Künſtler von großen Talenten kennt.

Die Liebhaber, welche auf dieſes ſchöne Werk noch ſubſcribiren, oder Subſcribenten ſammlen wollen, belieben ſich an unterſchriebenen Generalkorreſpondenten der typographiſchen Geſellſchaft zu wenden, der ihre Beſtellungen prompt beſorgen, auch alle ſonſtige Nachrichten ihnen förderlichſt ertheilen wird. Zweybrücken, den 24 Hornung 1788.

Ludwig Philipp Hahn,
Herzogl. Cammer-Sekretair.

---

6) Von einem neulich im Journal de Paris angekündigten nachgelaßnen Werke des berühmten Savary, nehmlich ſeinem Tagebuch einer Reiſe durch die Levante und die Inſeln des Griechiſchen Archipelagus, für deſſen Werth die reizenden und ſo allgemein beliebten Briefe eben dieſes Verfaſſers über Egypten Bürge ſind, wird im Verlage des Hrn. Buch-

Buchhändlers Göſchen in Leipzig eine Ueberſetzung von guter Hand erſcheinen.

---

7) In bevorſtehender Leipziger Oſtermeſſe erſcheinen im Verlag der Weidmanniſchen Buchhandlung die zwey erſten Theile von Wielands neuer Ueberſetzung der ſämtliche Werke Lucians, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Der dritte Theil iſt unter der Preſſe, und wird wenige Wochen nach der Meſſe ebenfalls fertig ſeyn

---

8) Von der Sammlung der vorzüglichſten Engliſchen Geſchichtſchreiber, Weltweiſen und Dichter, welche wir im October vorigen Jahres angekündiget haben, ſind nunmehr die drey erſten Theile von des berühmten *Gibbons* Hiſtory of the Decline and Fall of the Roman Empire zu Baſel bey J. J. Turneiſen in Median-Octav gedruckt erſchienen. Papier und Druck ſind ungemein ſchön, und der Preiß von 21 gr. für einen Band iſt in dieſer Rückſicht und in Vergleichung mit dem hohen Preiſe der engliſchen Ausgaben ſehr gering. Da die Ausführung dieſer alle mögliche Aufmunterung verdienenden Unternehmung von einer hinlänglichen Anzahl Subſcribenten abhängt, ſo läßt uns die immer zunehmende Liebe der Engliſchen Sprache und Litteratur hoffen, daß es daran nicht fehlen werde, da die Bedingungen auf Seiten der Unternehmer ſo äuſſerſt billig und dem Publico vortheilhaft ſind. Was zunächſt auf Gibbons Geſchichte folgen ſoll, werden des Grafen von Schaftesbury Charakteriſtiks ſeyn, ein Werk, von welchem ich meine Meynung nicht kürzer ſagen kann, als daß, wenn mir aus allen Büchern in der Welt nur drey zu beſitzen erlaubt und die Wahl nur überlaſſen wäre, es nach Homer und Shakeſpear das Dritte ſeyn würde. — Wegen der Subſcription kann

man

man ſich auf der Leipziger Oſtermeſſe an Hrn. Ettinger von Gotha wenden; übrigens wird ſie in allen Buchhandlungen, und alſo auch in der Hoffmanniſchen hier in Weimar angenommen.

W.

---

9) Die Pränumeranten auf Göthe's Schriften werden in der bevorſtehenden Leipziger Oſtermeſſe den 5ten Band erhalten. Er enthält den vollendeten Egmont und die beyden Singſpiele: Claudine von Villa Bella und Erwin und Elmire ganz neu bearbeitet. Von den Skizzen dieſer beyden Stücke in der vorhergehenden Ausgabe ſind nur die Rahmen und einige Liedgen übrig geblieben. Die Sorgfalt und Mühe des Herrn Verfaſſers bey der Vollendung und Umarbeitung dieſer ſämtlichen Schriften wird das Publikum für die ſpätere Erſcheinung ſchadlos halten. Dieſen Band hat Madame Anaelika Kaufmann mit einer Zeichnung, welche Herr Lips in Rom geſtochen hat, geziert. Um allen ungerechten Urtheilen über die äuſſere Geſtalt dieſer Ausgabe zuvor zu kommen, muß ich hier öffentlich anzeigen, daß dieſelbe blos als eine bequeme Hand- oder Taſchen-Ausgabe anzuſehen iſt. Wer dieſelbe auf ſtarkes holländiſches Papier verlangt, beliebe ſich bey mir zu melden, und wer ſolche auf dieſem Papier ſiehet, wird mich hoffentlich von der Beſchuldigung frey ſprechen, daß das äuſere dieſer Werke vernachläßiget ſey. Eine prächtige Ausgabe werde ich alsdann liefern, wenn ich mit mehrerer Sicherheit den Enthuſiasmus meiner Nation für ihre guten Schriftſteller berechnen kann.

Leipzig den 4ten März 1788.

Georg Joachim Göſchen.

Andachtsbuch für das weibliche Geſchlecht, vorzüglich für den aufgeklärtern Theil deſſelben. 2 Bände, in groß 8vo. Leipzig bey G. J. Göſchen.

Daß es bey der ächten Gottesverehrung und bey der wahren Tugend hauptſächlich auf die Güte und Zweckmäßigkeit der Andachtsübungen, als der eigentlichen Hülfsmittel dazu ankomme, daran wird wohl niemand zweifeln. Für den Menſchen und Chriſten überhaupt, iſt nun auch in dieſem Stücke vortreflich geſorgt; aber noch immer hat das weibliche Geſchlecht kein eignes Erbauungsbuch, in welchem auf die beſondern Verhältniſſe, Verbindungen und Anlagen deſſelben, auf das gegenwärtige Zeitalter, auf den herrſchenden Ton, auf Lieblingsmeinungen und Vorurtheile, auf den Geiſt der Mode u. ſ. w. Rückſicht genommen wäre. Dieſem Bedürfniſſe ſoll, wie ich hoffe, durch ein Buch abgeholfen werden, welches künftige Oſtermeſſe in meinem Verlage unter dem Titel: **Andachtsbuch für das weibliche Geſchlecht, vorzüglich für den aufgeklärtern Theil deſſelben** in 2 Bänden in gr. 8vo erſcheinen wird. Herr Marezoll, der die ganz vorzügliche Freundſchaft des ſeligen Zollikofers genoß, (ſiehe die Vorrede zu den Predigten von J. G. Marezoll

zoll 1787. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich) hat das gegenwärtige Andachtsbuch nach einem von dieſem durchaus gebilligten Plane bearbeitet, welcher folgender iſt:

Plan des erſten Theils.

Einleitende Betrachtung über die Beſtimmung und Ausbildung der weiblichen Anlagen zur Vollkommenheit, — und die Grundzüge des Gemäldes eines ſo ausgebildeten und vollkommnen weiblichen Charakters.

Erſter Abſchnitt.

Uebungen im Nachdenken über die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts im Ganzen.

Erſte Uebung: Die Nothwendigkeit und Vortheile dieſes Nachdenkens.

Zweyte Uebung: Nachdenken über die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts zur häuslichen und ehelichen Verbindung.

Dritte Uebung: Nachdenken über die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts zur Pflege und zur erſten Bildung der Kinder.

Vierte Uebung: Nachdenken über die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts in Abſicht auf Geſelligkeit und die Pflichten im Umgange.

Fünfte

Fünfte Uebung: Nachdenken über die Größe und Wichtigkeit der weiblichen Bestimmung.

Zweyter Abſchnitt.

Ermunterung zu den vornehmſten Tugenden und Warnung für den herrſchendſten Fehlern des weiblichen Geſchlechts in Morgen- und Abendandachten.

I. Die Andacht. Des Morgens.
Die Gleichgültigkeit in der Religion. Des Abends.

II. Die Arbeitſamkeit. Des Morgens.
Die Zerſtreuungsſucht. Des Abends.

III. Die Arbeitſamkeit. Fortſetzung. Des Morgens.
Die falſche Geſchäftigkeit. Des Abends.

IV. Geduld und Sanftmuth. Des Morgens.
Eigenſinn und mürriſche Laune. Des Abends.

V. Beharrlichkeit in guten Vorſätzen. Des Morgens.
Die Veränderlichkeit und Unbeſtändigkeit im Guten. Des Abends.

VI. Die Selbſtbeherrſchung. Des Morgens.
Mittel wider die Macht der Sinnlichkeit. Des Abends.

VII. Die wahre, nützliche Empfindſamkeit. Des Morgens.
Die falſche, ſchädliche Empfindeley. Des Abends.

VIII. Einfluß der Mode auf Religions- und Andachtsübungen. Des Morgens.
Gründe dagegen. Des Abends.

IX. Einfluß der Mode auf weibliche Tugenden und Laſter. Des Morgens.
Mittel dagegen. Des Abends.

X. Einfluß der Mode auf häusliche Glückſeligkeit. Des Morgens.
Gegenmittel. Des Abends.

XI. Die falſche Schaam. Des Morgens.
Gründe dagegen. Des Abends.

XII. Verſchwendung und Prachtliebe. Des Morgens.
Mittel dagegen. Des Abends.

XIII. Die Eitelkeit. Des Morgens.
Gegenmittel. Des Abends.

XIV. Verführbarkeit des weiblichen Geſchlechts. Des Morgens.
Verwahrungsmittel dagegen. Des Abends.

Dritter Abſchnitt.

etrachtungen über einige vorzügliche Hinderniſſe und Beförderungsmittel der weiblichen Tugend.

Erſte Betrachtung: Ueber die Schmeicheley.

Zweyte

Vorſtellung der geſchrekten Einbildungskraft. Dieſer Gedanke, deſſen Mord doch nur ein Hirngeſpenſte iſt, erſchüttert meine ganze innerliche Welt ſo heftig, das alle andre Arbeit meiner Lebenskräfte ſtill ſteht, und mir nichts zu ſeyn ſcheint als was nicht iſt.

Banquo.

Seht, wie unſer Gefährte verzükt iſt!

Macbeth.

Wenn das Schikſal will daß ich König ſey, nun, ſo mag mich das Schikſal krönen, ohne daß ich darnach ſtrebe.

Banquo (zu den andern.)

Die neuen Ehren, womit er bekleidet worden, ſind wie fremde Kleidungen, die uns nicht recht anpaſſen, bis wir ſie durch öfters Tragen gewohnt ſind.

Macbeth (vor ſich.)

Komme, was kommen mag -- Die Zeit rennt mit ihrem Stundenglas durch den rauheſten Tag.

Banquo.

Würdiger Macbeth, wir warten, bis es euch gelegen iſt --

Macbeth.

Vergebet mir! mein tolles Gehirn arbeitete vergeßne Dinge hervor -- Edle Freunde, eure Bemühungen ſind da eingetragen, wo ich jeden Tag das Blatt umſchlage, ſie zu leſen --

Zweyte Betrachtung: Fortsetzung derselben Materie.

Dritte Betrachtung: Ueber die Verstellungskunst.

Vierte Betrachtung: Fortsetzung derselben Materie.

Fünfte Betrachtung: Ueber den Unterschied zwischen dem ungeleiteten Hange zur Vielwisserey und der wahren Gelehrigkeit des weiblichen Geschlechts.

Sechste Betrachtung: Ueber die dem weiblichen Geschlechte unentbehrlichen Kenntnisse.

Siebente Betrachtung: Fortsetzung derselben Materie.

Achte Betrachtung: Fortsetzung derselben Materie.

Neunte Betrachtung: Ueber die Beschaffenheit des guten Geschmacks und den Einfluß desselben auf die Tugend.

Zehnte Betrachtung: Ueber den weiblichen Hang zur Schwärmerey.

Eilfte Betrachtung: Ueber die Ursachen, warum das weibliche Geschlecht so klein von seiner Bestimmung denkt.

Zwölfte Betrachtung: Ueber einige natürliche, der Tugend ganz vorzüglich günstige Anlagen des weiblichen Geschlechts.

Dreyzehnte Betrachtung: Ueber den Einfluß der Naturfreuden auf den Charakter des weiblichen Geschlechts.

Vierzehnte Betrachtung; Fortsetzung derselben Materie.

Funfzehnte Betrachtung: Fortsetzung derselben Materie.

Sechszehnte Betrachtung: In wie weit ist es dem weiblichen Geschlechte erlaubt, sich nach der Mode zu richten?

Siebenzehnte Betrachtung: Ueber die Verschwendung der Zeit.

Achtzehnte Betrachtung: Ueber Geiz und Sparsamkeit.

Neunzehnte Betrachtung: Ueber die weibliche Geselligkeit.

Zwanzigste Betrachtung: Fortsetzung derselben Materie.

Inhalt des zweyten Theils.

Erster Abschnitt.

Das junge Mädchen, dessen Verstand sich zu entwickeln anfängt.

Zweyter Abſchnitt.

Die Jungfrau.

Dritter Abſchnitt.

Die Gattin und Hausfrau.

Vierter Abſchnitt.

Die Mutter.

Fünfter Abſchnitt.

Die Wittwe und Matrone.

Ich laſſe dieſes Buch in 2 Bänden auf ſehr weißes Papier mit ganz neuen Schriften drucken. Vor den Titel kommt ein Kupfer: Die Religion, wie ſie zwiſchen Gott und Menſchen Friede macht, und auch auf das Grab getroſt hinblicken lehrt, der ſich ein junges Mädchen in die Arme wirft.

Das Zeugniß einſichtsvoller Männer giebt mir die Ueberzeugung: daß in dieſem Erbauungsbuche keine gewagten Meinungen und ſchädliche Lehrſätze vorkommen, daß es mit Behutſamkeit, mit Kenntniß des Menſchen und der Welt, mit Geſchmack und Stärke, in dem Geiſt des wahren Chriſtenthums geſchrieben iſt, und vielen Nutzen ſtiften wird. Ich verlange weder Subſcription noch Pränumeration, ſondern wünſche nur Aufmerkſamkeit auf ein

Buch

Buch zu erregen, welches nicht verdient, unter der Menge neuer Erscheinungen übersehen zu werden. Daher bitte ich alle meine Freunde, denen diese Ankündigung zu Gesichte kommt: dieselbe zu verbreiten, und die Liebhaber an die Buchhandlungen ihres Orts oder in Ermangelung derselben unmittelbar an mich zu weisen. Der Preis wird ungefähr 1 Rthlr. 8 bis 1 Rthlr. 16 Gr. seyn. Für die diesseitigen übrigen Deutschlands und für unbekannte Personen werde ich in kurzer Zeit eine Anzeige auf schlechteres Papier, und mit kleinen Lettern veranstalten, welche so wohlfeil werden wird, daß kein speculirender Buchstaben dabey seine Rechnung finden soll.

Georg Joachim Göschen.

Buchhändler in Leipzig.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

April 1788.

Ankündigungen.

1) Beſchluß von Pferden der Königl. Stuterey bey Weimar.

Der hieſige Stall [illegible] hat von der Stuterey der Pferde ab-
le vorzüglich und ausgeſuchte Füllenhengſte erhalten, auf
die Anzahl von sechzehen hieſigen Stuten: Pferden zu Deutſch-
ſtein Fohlenrecht, als auch von Einigen mit Vorbehalt
Füllen für den Stutenzins angenommen werden. Unter
Pferd, Hengſt, Füllen und Fohlen, verſtehen Deutſch-
ſtein Pferde, und die Stuten heißen Pferd-, Stute,
Mutter-Pferd, oder Mutter-Stute, und verſtehen
Pferdinnen, Deutſchen in ihrer alten Bedeutung, als
der Commandeur bey dem Train ſchreibt und es ausdrücklich
ſtehen, ausſtehe auf Ihre, auf die Hand von allen Be-
fehlen und verſteht die dem ungeübten Reiter eben, in gleich-
heit ihm ob, daß es einen Hand- oder Pferde-Pferden, das
ſo ſehr, der Mensch ganz natürlich unſichere Mittelpunkt
Hand zu haben. Ich bin ein Pferd dem ausdrücklich
werden, ich wollte dieſen einen Pferde zu ſichern gehen,
und die ſchönſten Bewegungen und Pferden der Stuttgar-
ſchen Pferdeſchulen Pferde, mehrentheils bekannt, auf ausdrücken
pferden ſchönen Pferden ausgeführt und haben, ſchließe
den ſchönen Pferd in Deutſch-Pferd auf Pferden. Insgemein Pfer-

vier gedruckt, und beſchränktere Parthien, die das nah Detail der Gegenſtände angenehm macht, in kleinerem Formate. Von jenen koſtet das Blatt in allen Buchhandlungen 1 Laubthaler, oder 2 Fl. 45 Krz. Reichsgeld. Meinem Verſatze nach ſollen in jeder Leipziger Oſter- und Herbſt-Meſſe zwey Blätter erſcheinen, davon die beyden erſten wirklich fertig, und in den Kunſthandlungen jedes zu 1 Laubthaler bereits zu haben ſind.

No. 1. Iſt die Ausſicht am obern Eingange des Parks auf die Gothiſche Kapelle;

No. 2. Die Gegend bey der Klauſe.

Die Blätter werden alle numerirt, ſo daß der Liebhaber ſie darnach entweder in ſeinem Portefeuille ſammlen, oder auch als bunte Zeichnungen unter Glas faſſen kann. Zum Schluſſe gedenke ich noch eine kurze Beſchreibung der ſämmtlichen Blätter zu liefern, die ihnen zu mehrerer Erläuterung dienen ſoll.

Meine Haupt-Comiſſionairs an die ſich alle Liebhaber wenden können, ſind:

1. in Leipzig Hr. Baptiſt Klein, Kunſthändler.
2. in Wien und Frankfurth a. M. die Hrn. *Artaria* und *Comp.*
3. in Braunſchweig die Bremeriſche Kunſthandlung.
4. in Berlin, die Hrn. *Morino et Comp.*

Liebhaber können ſich auch auſſerdem hieher an die Expedition des Journals des Luxus und der Moden wenden.

In obgedachten Kunſthandlungen iſt auch das einzelne von mir im vorigen Jahre gelieferte colorirte Blatt

Monument des Herzogs Leopold von Braunſchweig, in dem Garten der verwittibten Frau Herzogin von S. Weimar Durchl. zu Tiefurth,

um

um 1 Laubthaler zu haben, welches ich den Liebhabern auf Verlangen hierdurch habe anzeigen wollen. Weimar den 22. März 1788.

E. M. Kraus,
F. S. P. Rath und Director des
Fürſtl. freyen Zeichen-Schule.

---

2) Sammlung der Gedichte des Hrn. Langbeins.

Die Verſicherung braver Männer, daß ein groſſer Theil des Publikums meine, in verſchiedenen Journalen und Almanachen befindlichen Gedichte, nicht ungern geleſen habe, giebt mir Muth, den Kern daraus in Einem Bande zu ſammeln. Der weggeworfenen Schalen ohngeachtet, kann er gegen ein Alphabet anwachſen, wovon wenigſtens der vierte Theil neu, und noch nicht gedruckt iſt. Erzählende, beſonders komiſche Gedichte, und überhaupt leichte Jedermann verſtändliche Volksgeſänge (im edlern Sinne des Wortes) machen den Inhalt.

Um den Nachdruckern den Markt ein wenig zu verderben, nehme ich bis zum 1ſten Auguſt, dieſes Jahres, Einen Thaler Vorausbezahlung an, und verſpreche dagegen ſchönen Druk auf feines Papier, einige Kupfer von Meiſterhänden, und in der diesjährigen Leipziger Michaelis-Meſſe poſtfreye Ablieferung nach Wien, Prag, Berlin, Breslau, Hamburg, Frankfurt und Weimar.

Pränumeration nehmen, auf mein Erſuchen, an: In Wien, Hr. von Alxinger, und Hr. Blumauer; in Prag, Hr. Profeſſor Meißner; in Zittau, Hr. Gerichtsactuarius Kretſchmann; in Berlin, Hr. Buchhändler Maurer; in Breslau, Hr. Buchhändler Löwe, in Dresden, Hr. Bibliothekar Daßdorf, Hr. Regiſtator Rupert Becker, und ich ſelbſt.

Denen, die ſich mir ſonſt durch Pränumerations-Sammlung verbinden wollen, biete ich für ihre Bemühung, nebſt meinem Dank, 15. pro Cent Rabatt an, den Sie ſich entweder ſogleich abziehen, oder in Exemplaren nehmen mögen; wofür ich aber auch Briefe und Gelder frey, und letztere in Gold oder Conventions-Münze, erwarte. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt: ich bitte dahero, mir ſolche nebſt ihrem Charakter und Wohnort, und der Addreſſe, unter welcher die Exemplare abgeliefert werden ſollen, hübſch deutlich geſchrieben, in den erſten Tagen des Monats August zu melden. Geſchrieben zu Dresden am 18. April 1788.

A. F. E. Langbein.

---

3) Damenzeitung.

Es hat ſich eine Geſellſchaft auswärtiger Gelehrter, welche deshalb ſchon der gewiſſeſten Korreſpondenz in und auſſerhalb Teutſchland verſichert hat, verbunden mit einigen einſichtsvollen Damen, entſchloſſen, eine periodiſche Schrift unterm Titel:

Damen-Zeitung,

herauszugeben. Dieſe Schrift wird enthalten: 1) eine kurze Ueberſicht der neuſten politiſchen Merkwürdigkeiten, wobey man beſonders Rückſicht auf diejenigen Ereigniſſe nehmen wird, welche die Damenwelt am meiſten intereſſiren können. Auch wird dieſer Artikel in Abſicht der Neuheit der Nachrichten, mit den beſten holländiſchen, franzöſiſchen und teutſchen Zeitungsblättern wetteifern. 2) Aufſätze über verſchiedene Gegenſtände. 3) Gedichte, welche zuweilen in Muſik geſetzt

geſetzt, und mit einem Notenblatte begleitet ſeyn werden, 4) Kleine Erzählungen. 5) Anekdoten. 6) Eine wöchentliche Relation der neuſten weiblichen Moden, wobey man auf diejenigen Moden Rückſicht nehmen wird, denen man eine etwas längere als achttägige Dauer verſprechen kann, um einen Kupferſtich, ſo oft es erforderlich iſt, illuminirt, beyzufügen. 7) Biographieen berühmter Damen. 8) Berichte aus dem Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften, Künſte, des Theaters ꝛc. ꝛc. und kurze Anzeigen von guten Romanen, Schauſpielen, und andern das ſchöne Geſchlecht intereſſirenden Schriften.

Ueberzeugt, daß gegenwärtige periodiſche Schrift neben jeder Nouvelle du Jour, welche man ſchon für Damen geſchrieben hat, und noch ſchreibt, beſtehen kann, habe ich mich entſchloſſen, die Herausgabe derſelben, mit Bewilligung und auf Bitten der Mitarbeiter, zu übernehmen. Ich bin auch deßhalb mit meinen Freunden meiner vaterländiſchen Gegenden, welche dem Publikum bereits rühmlich als Schriftſteller bekannt ſind, in Briefwechſel getreten, und habe die Verſicherung einer thätigen Unterſtützung dieſes Inſtituts, von denſelben erhalten. — Da der Plan zu dieſer Schrift ſchon vor meiner Ankunft in hieſige Gegend gemacht war, ſo habe ich weiter nichts zu ſagen, als daß ich nach demſelben, gewiß für gute Unterhaltung, Mannichfaltigkeit und Neuheit der mitgetheilten Aufſätze ꝛc. ꝛc. beſorgt ſeyn werde. Ich kann alſo, ohne weitere vorausgeſchickte Aufforderungen gewiß den Beyfall der unpartheyiſchen Leſewelt erwarten, und verſehe mich einer guten Aufnahme dieſer neuen Wochenſchrift.

Nürnberg C. A. Vulpius.

Die unterzeichnete Buchhandlung, welche den Verlag der gegenwärtig angekündigten Wochenschrift übernommen hat, wird eben so viel Sorgfalt auf die typographische Schönheit, als der Herausgeber auf gute Auswahl der Aufsätze, verwenden. Auch erbietet man sich, in einer Beylage alles anzuzeigen, was auswärtige Handlungen von Mode-Waaren, Erfindungen ꝛc. ꝛc. bekannt gemacht zu haben wünschen. Die Haurt-Spedition besorgt die Kayserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitungs-Expedition in Nürnberg. — Wöchentlich werden von dieser Schrift zwey Bogen in Oktav erscheinen. Man kann auf allen löbl. Postämtern und in allen Buchhandlungen Teutschlands, hierauf Bestellungen machen. Durch die Postämter wird man diese Schrift wöchentlich, durch die Buchhandlungen monatlich, mit einem Umschlage erhalten. Vier Monate oder 32 Stück, werden ein Bändchen ausmachen, welchem jederzeit ein Titelblat und Regiſter beygefügt werden wird. Wer ſich zu dieser Schrift engagirt, macht ſich auf ein ganzes Jahr, auf 12 Monat-Stücke, oder vier Bändchen, verbindlich. Das erſte Stück erscheint im Monat September dieſes Jahrs. Der ſehr mäſſige Preiß iſt für den ganzen Jahrgang, oder 4 Bändchen, vier Rthl. in Golde, wovon die eine Hälfte bey Empfang des erſten Stücks des dritten Bändchens entrichtet wird.

Die auf dieſe Schrift gemachten Beſtellungen werden zu Anfang des Monats Auguſt d. J. eingeſendet. Man kann zu allen Zeiten antreten, es iſt aber billig, daß man alsdenn die bereits erſchienenen Stücke mitnimmt und den ganzen Preis bezahlt. Nürnberg, den 1ſten April 1788.

Felßeckeriſche Buchhandlung.

---

leſen -- Laßt uns zum König eilen; (zu Banquo.) Denkt an das was begegnet iſt, und wenn wir's indeß beſſer erwegen haben, laß uns aus offnem Herzen uns davon beſprechen.

Banquo.

Sehr gerne.

Macbeth.

Bis dahin, genug hievon: Kommt, Freunde.

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in den Palaſt.)

Trompeten. Der König, Malcolm, Donalbain, Lenox und Gefolge treten auf.

König.

Iſt das Urtheil an Cawdor ſchon vollzogen? Oder ſind unſre Commiſſarien noch nicht zurükgekommen?

Malcolm.

Gnädigſter Herr, ſie ſind noch nicht zurük. Aber ich habe mit einem geſprochen, der ihn ſterben ſah; der mir ſagte, daß er ſeine Verräthereyen ſehr aufrichtig bekannt, Eure Hoheit um Vergebung gebeten, und eine tiefe Reue blikken gelaſſen. Das ſchönſte in ſeinem Leben war die Art

4) Ankündigung eines philoſophiſchen Werkes.

Wenn bis Ende May 1782 die erforderliche Zahl Pränumeranten beyſammen iſt, ſo wird folgendes Werk der Preſſe übergeben; und die Exemplare erhalten die Hrn. Collecteurs bis Ende Junius franko. Der Titel des Werkes iſt: Gottfried Immanuel Wenzels Abhandlungen philoſophiſchen und phyſikaliſchen Inhalts.

1) Unterſchied der Philoſophie der Vernunft von der Philoſophie der Schule.

2) Ueber die Verbindung der Philoſophie mit der Arzneykunſt, und das Genie des Arztes.

3) Naturgeſchichte des Menſchen zur Erweiterung der Menſchenkenntniß.

4) Betrachtungen über Aberglauben, Schwärmerey und Unglauben.

5) Ueber eine beſondere Aeußerung religiöſer Schwärmerey.

6) Ueber eine ſehr richtige Folge falſcher Religionsbegriffe.

7) Heiterkeit des Geiſtes bey Sterbenden zeuget nicht von der Rechtſchaffenheit im Leben.

8) Ueber Tugend und Laſter.

9) Sieben Briefe über die Empfindung des Schönen.

10) Eilf Briefe über die Empfindung der Liebe, und ihren Einfluß auf den Charakter des Menſchen.

11) Die Kunſt zu lieben und geliebt zu werden, philoſophiſch betrachtet.

12) Liebe, Sympathie und Antipathie.

13) Ueber die Klagen über böſe Zeiten.

14) Verſuch über die Entſtehungsart und Vorbedeutung der Träume.

15) Ueber die Nachtwandler.

16) Fragment einer Geſchichte thieriſcher Erzeugung.

17) Ernährung, Wachsthum und Abnahme thieriſcher Körper.

18) Das Thier in ſeine Beſtandtheile aufgelöſt.

19) Ueber das hohe Alter der Menſchen der Vorzeit.

20) Vom Einfluß der Luftelektrizität in den menſchlichen Körper.

21) Betrachtungen über die Natur des Luftkreiſes.

22) Betrachtungen über die Veränderungen des Luftkreiſes.

Das Werk wird auf gutem Papiere ſauber und korrekt abgedruckt, die Namen der Pränumeranten demſelben vorgeſetzt, und darauf Ein Gulden Kapfergeld Pränumeration angenommen.

C. J. Wenzel.

NB. Der fehlende Artikel, Anzeige neuer Bücher, ſoll nebſt dem dreimal abgehenden halben Bogen in künftigem Stücke erſetzt werden.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

May 1788.

I. Neue Bücher.

Etwas über des Herrn Oberhofpredigers Johann Auguſt Stark Vertheidigungsſchrift, nebſt einigen andern nöthigen Erläuterungen von Charlotte Eliſ. Konſt. von der Recke, geb. Gräfin von Medem. Berlin bey Fr. Nikolai. gr. 8. 99 S.

Man kann dieſe merkwürdige Schrift wenigſtens in ſofern als ein Seitenſtück zu der Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau u. ſ. w. welche dieſen ſchwarzen Magus entlarvte, anſehen, als in derſelben die in jedem Sinne dieſes Wortes edle Frau von der Recke mit eben dem erleuchteten Eifer und der großmüthigen Selbſtverläugnung, zum zweytenmal als Zeuginn für die Wahrheit öffentlich auftritt. Wer ſich weder durch die ungeheure Dicke noch durch gewiſſe andere nicht weniger ungeheure Beſchaffenheiten des Werkes über Kryptokatholicismus abſchrecken ließ, ſich mit dem Geiſte des Herrn Oberhofpredigers, und deſſen Manier ſeine Gegner abzufertigen, bekannt zu machen, der nur vermag ſich die Größe der Bedenklichkeiten vorzuſtellen, über welche ſich die verehrungswürdige Frau, die ſich auf nichts geringeres als auf ein paar Alphabete im Geſchmacke jenes Werkes gefaßt machen darf, hinwegzuſetzen hatte. Wir wollen ſowohl die

Veranlaſſung als einiges von dem Hauptinhalt der gegenwärtigen Blätter mit den Worten der Verfaſſerin ſelbſt anführen. „S. 5. Herr St. hatte nämlich bey ſeinem Aufenthalt in Mietau einen ſehr thätigen Antheil an geheimen Verbindungen genommen; er ward von den Leuten, welche glaubten groſſe Geheimniſſe wären von unbekannten Obern, beſonders aus Frankreich zu holen, für einen wichtigen Mann, der die rechten unbekannten Quellen der Geheimniſſe wiſſte, gehalten; er hatte nicht nur nichts gethan um dieſe Meynung von ſich abzuwenden, ſondern vielmehr wirklich Schüler in dieſen vermeynten geheimen Wiſſenſchaften gehabt. — (S. 7.) Hierzu kam noch daß man ſich ſchon zu jener Zeit ins Ohr ſagte: Hr. St. ſey bey ſeinem Aufenthalt in Frankreich zur römiſch-katholiſchen Religion übergetreten, um dadurch das Vorrecht zu gewinnen, in der Sorbonne und in den katholiſchen Klöſtern zu manchen wichtigen maureriſchen Schriften zu gelangen; nun er aber dieſe in Händen habe, ſey er äuſſerlich wieder zu ſeiner Kirche zurückgetreten. Den Grund oder Ungrund dieſes Gerüchtes wagt der Verf. nicht zu entſcheiden; ſo viel weiß ſie gewiß, daß ſeit 1781 dieß in Kurland und Liefland von vielen geglaubt wurde, und noch itzt ungeachtet der weitläuftigen Vertheidigungsſchrift noch immer von vielen geglaubt wird. — (S. 9.) Dieß Gerücht, der Umſtand, daß im St. Nikaiſe (für deſſen Verfaſſer man Hrn. St. ziemlich allgemein hält) immer dahin gewieſen wird, in den katholiſchen Klöſtern wären die rechten groſſen Geheimniſſe, und die rechten groſſen Freymaurer zu finden, — verſchiedene dunkele Stellen in Hr. St. Apologie der Freymaurerey, welche auch dahin ausgelegt wurden, — und manches andere (wovon in der Folge Beyſpiele vorkommen) dunkle und unerklärliche in des Hrn. Oberhofpredigers Betragen, — bewogen die vortrefliche Frau in ihrer Nachricht über Caglioſtro, der Geheimniſskrä-

meren

meren des H. St. zu erwähnen, zumal da die Aussage des Cagliostro über Hrn. St. (der von jenem für einen Abgesandten des bösen Principiums erklärt wurde, aber dafür auch diesen für einen schwarzen Magiker erklärt hatte), zur vollständigen Darstellung alles dessen, was Cagliostro in der magischen Gesellschaft zu Mietau vornahm, gehörte. Sie glaubte (S. 6.) ein Mann der öffentlich als ein aufgeklärter Gottesgelehrter bekannt war, insgeheim aber von solchen elenden Künsten als grossen Geheimnissen, und unbekannten Kräften der Natur gegen so viele angesehene Leute geredet habe, sey es der Wahrheit und seiner eigenen Ehre schuldig, diese zweydeutigen Nachrichten von sich aus einander zu setzen, zu gestehen daß er sey betrogen worden, und von wem er sey betrogen worden, um seine Schüler sowohl als auch andere rechtschaffene Leute vor der unnützen und schädlichen Sucht nach Geheimnissen zu warnen. Dieses hatte Sie gehofft, aber wohl nicht, daß er in einer zwey (ungeheure) Bände starken Rechtfertigung alle diese Sachen bemänteln, und vieles vorgeben würde, was mit dem was er damals insgeheim sprach und that, gar nicht übereinstimmt. — (S. 7.) „Diejenigen, welchen die geheimen Wissenschaften, die der Hr. Oberhofprediger hier ins geheim anrieth, und das Ansehen welches er sich dadurch in einem gewissen Zirkel zu erwerben wußte, noch im frischen Andenken ist, haben sich sehr verwundert, daß er so viel zur Sache nicht gehöriges in seiner Vertheidigungsschrift vorbringt, gerade diejenigen Dinge aber, in welchem er insgeheim auf eine so unerklärliche Weise thätig gewesen, nicht berührt, und wenn er ja etwas dahin gehöriges nicht vorbey gehen kann, es entweder vermäntelt, oder nur Worte aber keine deutlichen Begriffe giebt. Gerade da, wo diejenigen, welche die geheime Rolle kennen, die er in Königsberg und hier (in Mietau) spielte am gewissesten einigen Aufschluß

erwarteten, hüllt er ſich in ein gefliſſentliches Dunkel, geräth in groſen Zorn, und ſtößt eine Menge heftiger alter und neuer Schimpfworte aus, ſo daß man es unglaublich finden möchte, ein Lehrer der Religion Jeſu, welche Sanftmuth gebiethet, habe dieſe Schrift geſchrieben. —"

Hierauf erzählt die Verf. die Veranlaſſungen, die Hr. St. ihr und ihren Freunden gegeben habe, ihn als einen weiſſen Magier dem Caglioſtro entgegen zu ſetzen. — Nichts war nach der damaligen Stimmung ihrer Seele natürlicher, als daß ſie den Mann für einen weiſſen Magier hielt, von dem die obenangeführten Dinge bekannt waren, und der auſſerdem die Operationen mit dem Degen, welche Caglioſtro übte, nicht etwa für Betrug, ſondern für ſchwarze Magie erklärte, und zu den Geiſterbeſchwörern hinaewieſen hatte, die durch räuchern auf klerikaliſche Art ihre Citationen zu Stande bringen." — Bey den Beſuchen, welche die Frau v. d. R. bey ihrem damaligen Durſte nach übernatürlichen Geheimniſſen, dem H. St. machte, war mehrentheils die Rede von der Kraft, in dieſer unſrer Umhüllung ſchon zu der Gemeinſchaft mit Geiſtern zu gelangen. „Warnte nun etwa dieſer in ganz Teutſchland für aufgeklärt gehaltene Gottesgelahrte mich vor ſolchen falſchen Ideen? wie man aus ſeiner itzigen gedrukten Rechtfertigung ſchlieſſen ſollte, worin er über die Magie ſpottet; worin er vorgiebt, er habe Schröpfern von Anfang an verachtet, u. ſ. w. Suchte er mich auf andere Wege zu bringen? — Gerade das Gegentheil. Mit vieler Beredſamkeit, die jedesmal meine Hochachtung für die verborgenen Kenntniſſe des Hrn. Oberhofpredigers vermehrte, machte er mich durch ſo manche Erzählung von Begebenheiten, die ſich zu unſren Zeiten zugetragen haben ſollten, noch begieriger, ſelbſt ähnliche Dinge zu erfahren." Um dem Gedächt-

Dächtniſſe des H. St. zu Hülfe zu kommen, werden ein paar dieſer Geiſtergeſchichten der Länge nach angeführt! — — „Dieß, fährt die V. fort, „ſtimmt doch wohl nicht ganz „mit dem Glaubensbekenntniſſe überein, welches Hr. D. St. in ſeiner Rechtfertigung S. 325 ablegt: „Er glaube daß „die Seelen der Gerechten in Gottes Hand ſind, daß die „Seelen der Verdammten der Teufel nimmer aus ſeinem „Gebiethe entlaſſen wird, und daß Niemand, er möge ſchwar„ze oder weiſſe, grüne oder gelbe Magie dazu gebrauchen, „die Gewalt habe Geiſter zu kommandiren, und vorbeymar„ſchieren zu laſſen.“

Was aber (S. 27.) die Verf. (und gewiß jeden Leſer der nicht etwa mit H. St. eines Sinnes iſt) vorzüglich in Erſtaunen ſetzt, iſt dieß, daß, (wie aus der Rechtfertigung S. 332. erhellt), Hr. St. gegen den Mann, auf deſſen Veranlaſſung er 1773 an Schröpfern geſchrieben habe, in Abſicht dieſes Gaukelers die tiefſte Verachtung bezeugt haben will. Die Verf. kann dieß nicht anders verſtehen, als daß Hr. St. itzt vorgeben will, gegen Schröpfer und ſeine Operationen von Anfang an, alſo ſchon 1773, da er an ihn ſchrieb, wirklich die tiefſte Verachtung gefühlt zu haben? „Und doch war der Herr Oberhofprediger noch 1780, und alſo ſechs bis ſieben Jahre nachdem er die berüchtigten ſeitdem gedruckten Briefe an Schröpfern geſchrieben hatte, von ganz anderer Geſinnung! Denn als er mich in dieſem Jahre auf meinem Krankenlager beſuchte, ſchilderte er mir ſehr ernſtlich und in andringenden Worten Schröpfern als einen Mann der übernatürliche Kräfte beſeſſen habe, und der, wenn er dieſe gehörig benutzt hätte, viel Gutes würde haben wirken können. Ja der Herr Oberhofprediger gieng gar ſo weit mir Schröpfers Nachfolger — Fröhlich —: der ſeine geheimen

Schriften geerbt haben ſollte, als einen Mann zu nennen, der vielleicht gröſſer als Schöpfer werden könnte!!!

Genug um die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer für dieſe Schrift rege zu machen, in welcher eine Dame auf wenigen Bogen mehr aufklärt, als der berühmte Archidemides in vielen Alphabeten verwirrt hat.

R.

II. Ankündigungen.

1) Neues militäriſches Journal, iſt der Tittel einer periodiſchen Schrift, von welcher Oſtern 1788 das erſte Stück ausgegeben wird.

Dieſes Journal wird enthalten:

I. Ungedruckte Nachrichten von den Oeſtereichiſchen, Preußiſchen, Sächſiſchen und einigen andern Armeen.

II. Beyträge zur Kriegeskunſt und zur Geſchichte der leztern Kriege.

III. Ausführliche Nachrichten oder Anzeigen von jedem neuen militäriſchen Buche.

IV. Anecdoten und Caracterzüge von Generalen und andern Officieren.

Die ungedrukten Nachrichten, welche hier von den Oeſtereichiſchen, Preußiſchen und andern Armeen geliefert werden, ſind meiſtens auf Reiſen geſammlet, und machen gewiſſermaaßen eine militairiſche Reiſebeſchreibung aus.

Die Beyträge enthalten: 1) Inſtructionen, welche verſchiedenen Armeen gegeben, aber ſonſt nicht gedruckt ſind. 2) Abhandlungen über die Kriegeskunſt, welche etwas Neues enthalten, oder einen Gegenſtand aus einem neuen Geſichtspunkte darſtellen. 3) Relationen von Schlachten, Belage-

lagerungen oder andern wichtigen Vorfällen. Einer jeden dieſer Relationen wird man einen Plan oder eine Karte auf der die Bewegungen der Truppen, ihre Stellungen u. ſ. w. abgebildet ſind, beyfügen, damit man ſie ohne andere Hülfsmittel, welche manchen fehlen, verſtehen kann.

Die Nachrichten von neuen Büchern werden ganz detaillirt den Inhalt derſelben anzeigen, und damit ſie nicht zu viel Raum wegnehmen, mit kleinerer Schrift, als die übrigen Abhandlungen gedrukt. Von ausländiſchen Büchern, zumal wenn ſie ſehr theuer, oder ſchwer zu erhalten ſind, wird man, von den was in der Anwendung von Nutzen ſeyn kann, kurze Auszüge liefern.

Das erſte Stück enthält:

1. Eine Inſtruction für die ſchleſiſche Infanterie, von dem verſtorbenen Könige von Preußen, von 1781.

   Dieſe Inſtruction betrift die Uebung der Infanterie überhaupt, und die Art der Feuer, welcher ſie ſich gegen Cavalerie und Infanterie bedienen ſoll.

2. Eine Nachricht von den neuen preußiſchen Infanterie-Gewehren.

3. Einige Nachrichten von den Veränderungen welche bey den preußiſchen Infanterie-Regimentern und bey ihrer Artillerie, ſeit der Regierung des jetzigen Königs vorgenommen worden.

4. Eine genaue Nachricht von den jetzigen 4 pfündigen ſächſiſchen Regimentsſtücken, welche man ſonſt auch Geſchwind-Stücke nennt, nebſt einem Plan von denſelben und ihrer Lafette und Richtmaſchine; und ein Realement welches die Bedienung dieſer Stücke und das Verhalten derſelben in Manoeuvern und Actionen vorſchreibt. (Vielleicht wird wegen Mangel des Raums, das Reglement erſt im 2ten Stück gedruckt.)

5. Neue Tactik, welche der verstorbene regierende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, Portugiesischer Feldmarschall, bey seinen Truppen eingeführt hatte. Aus einem von ihm selbst geschriebenen, nicht gedrukten Memoire übersetzt.

Dieses Stück des Journals enthält den ersten Abschnitt dieser Tactik, nebst dem dazu gehörigen Plan, das übrige derselben und das 2te Stück liefern.

6. Relation von der Schlacht bey Lawfeld, nebst einem Plan von derselben, von einem General der in dieser Schlacht gegenwärtig gewesen ist.

7. Anecdoten und Caracterzüge von dem genannten Grafen von Schaumburg-Lippe.

8. Anzeigen von neuen militärischen Büchern.

Jedes Stück dieses Journals wird etwa 10 bis 12 Bogen und 2 bis 3 Plane enthalten, und 1/2 Rthlr. die Pistole zu 5 Rthlr. gerechnet, kosten. Wer nicht bey dem Empfang eines Stücks austritt, subscribirt sich dadurch zu den 3 folgenden. Auf 7 Stück erhält man das 8te frey.

Die Subscribenten, werden dem 2ten Stück vorgedruckt, wenn man sie noch vor dem 15ten Junii erhält.

4 Stück werden jährlich ausgegeben.

Man subscribirt sich bey dem Hrn. Postsecretär Trübenseе in Berlin, Hrn. Oberpostcommissär Boxberg in Leipzig, K. K. Oberpostamtsexpedition in Frankfurt, Hr. Postverwalter Feldberg in Northeim, Hr. Hauptm. Miller in Stutgart und Hrn. Lieutenant Brendorf in Neudoburg.

---

a) Mit dem Anfange d. J. 1788. wird ein Journal unter dem Titel:

Mar-

wie er's verließ: Er ſtarb wie einer der auf ſeinen Tod ſtudiert hat, um das koſtbarſte was er beſaß ſo gleichgültig wegzuwerfen, als ob es die ſchlechteſte Kleinigkeit wäre.

König.

Sein Beyſpiel überführt mich, daß es keine Kunſt giebt, die innere Geſtalt des Gemüths in einem Geſicht zu leſen: Er war ein Mann, auf den ich mein ganzes Vertrauen baute.

Macbeth, Banquo, Roſſe und Angus zu den Vorigen.

O verdienſtvoller Vetter! Die Sünde meiner Undankbarkeit lag nur eben ſchwer auf mir. Du biſt ſo weit voraus, daß der ſchnelleſte Flügel der Belohnung zu langſam iſt, dich einzuholen. Ich wünſchte, du hätteſt weniger verdient, damit es mir möglich wäre dich nach Würden zu belohnen. Nun bleibt mir nichts übrig als zu bekennen, daß ich dir mehr ſchuldig bin als alles, was ich habe, bezahlen kan.

Macbeth.

Die Dienſte, die ich geleiſtet, ſind nicht gröſſer als meine Pflicht und belohnen ſich ſelbſt. Eurer Hoheit kommt es zu, unſre Dienſte zu erhalten; ſie ſind Kinder und Diener des Throns und des Staats, die, wenn ſie alles gethan, nur ihre Schuldigkeit gethan haben, da ſie durch Lehenspflicht euerm Leben und eurer Crone verpflichtet ſind.

König.

Monatliche Hefte zur Beförderung der Kultur, in Commiſſion der Schmidtſchen Buchhandlung herausgegeben. Alle 2 Monate wird ein Stück von 5 - 7 Bogen erſcheinen. Man pränumerirt bis Ende Junii auf den Jahrgang 2 Rthlr. C. M., und erhält dafür die Schrift geheftet, im Hannoveriſchen Poſtfrey. Ohne Pränumeration iſt der Preis 3 Rthlr.

Ungedrukte Original-Aufſätze, die ſich auf Kultur (veredelte Empfindung für alles was gut und recht iſt, gute Sitten, wahre Aufklärung) beziehen, und bey ſorgfältig geprüfter innerer Güte, angenehme Unterhaltung gewähren, ſollen in abwechſelnder Form mit einem Anhange geliefert werden. Dieſer Letzte fängt mit dem 3ten Stücke an. Er giebt theils kurze Anzeigen und Bemerkungen über manche Gegenſtände, Vorfälle und Schriften, welche auf Kultur nähern Einfluß haben, theils nimmt man auch gegen Vergütung, kleine Anfragen ans Publikum, und unentgeldlich, kurze rathgebende Antworten darauf an, die aber beyde blos ins Gebiet der Litteratur, praktiſchen Moral, Pſychologie und Erziehung gehören müſſen, wie z. B. welche Schrift über eine gegebene Materie der Erziehung nachzuleſen ſey, oder ob nicht gegen ein einzelnes Unglück und beſondere Fehler Hülfe in Vorſchlag gebracht werden könne?

Jedem Schriftſteller, der einen zweckmäſſigen Aufſatz poſtfrey einſenden will, bietet man 6 Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthlr. für den gedruckten Bogen: in dem Fall, daß er in den Heften wirklich erſcheinet. Für kleine, dichteriſche, auserleſene Stücke hat man ſich, bis ein beſſerer erfunden ſeyn wird, den Maaßſtab der Schätzung gewählet, daß 10 bis 20 Zeilen als voller Bogen, und 6 bis 8 Zeilen wie ein halber bezahlt werden ſollen, wenn ſie wirklich

abgedruckt werden. Doch kann bisweilen ein guter Einfall allein 6 Rthlr. gelten. Bezahlung dafür erfolgt bey dem 3ten und 6ten Stükke jedes Jahrs.

Ob es überflüssig sey, das Heer der Schriften dieser Art zu vermehren, — dieß ist eine Frage, welche blos die Güte der Ausführung entscheiden muß.

Pränumeration und frey übersandte Aufträge nimmt die Schmidtsche Handlung zu allen Zeiten an, und die Beförderer dieser Unternehmung werden ersucht, die Anzeige gütigst zu verbreiten.

Wer sich bemühen will, Pränumeranten zu sammlen, bekommt auf 10 ein, und auf 25 drey freye Exemplare, oder den Werth derselben. Papier und Druck ist wie in der Berliner Monatsschrift.

Die Addresse ist: an die Expedition der monatlichen Hefte zu Hannover. Abzugeben in der Schmidtschen Buchhandlung.

Hannover, den 15ten December 1787.

---

9) Der Emser Kongreß hat nicht allein bey allen teutschen Bischöfen und Höfen, sondern auch bey Auswärtigen starke Sensazionen erweckt. Der päbstliche Hof findet sich dadurch in eine Lage versetzt, die für das adoptirte System seiner Kurialisten von wichtigen Folgen seyn wird, wenn anders das so erwünschliche Konzilium der teutschen Nazion zu Stande kömmt, wo sie zu Ems von den vier teutschen Erzbischöffen verabredeten Punkte in reifere Ueberlegung gebracht, und dann von dem gesammten teutschen Episkopat mit oder ohne Modifikazion unterschrieben werden sollen. Viele teutsche Schriftsteller haben es deßwegen der Mühe werth geachtet, für und wider die Emser Punkten zu schreiben. Herr Böhmer, dermaliger Professor zu Worms,

hat

hat im 4ten Bande seines Magazins ein Verzeichniß der wichtigsten Schriften geliefert, die über den Emser Kongreß herausgekommen sind. Allein noch fehlt ein Werk, das das Ganze in sich begreift, das statt eines Kommentars über die Emser Punkten dienen könnte, und selbe nach ihrem ganzen Umfange in ihr gehöriges Licht setzet. Ein Teutscher, dem teutsche Kirchenfreiheit nahe am Herzen liegt, hat sich entschlossen, seinem Vaterlande so ein Werk vorzulegen. Es führt den Tittel: Patriotische Beyträge zur nähern Aufklärung und Beherzigung der Emser Punkten, herausgegeben von einem Teutschen. Er schmeichelt sich dabey keinen unwichtigen Dienst seiner verehrungswürdigen Nazion damit zu leisten. Sein Plan ist folgender.

Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen. Der erste Band wird, nebst einer historischen Einleitung von der allmählig steigenden Macht der Päbste, und ihren Eingriffen in die metropolitischen und bischöflichen Rechte, von den dagegen gemachten Widersetzungen und Beschwerden der teutschen Nazion, und von den deswegen eingegangenen Konkordaten, Verträgen, und Versuchen sich des Kurialistischen Joches zu entledigen, und nebst den Abschriften der Emser Punktazion, und der dahin gehörigen Dokumenten, im ersten Abschnitte von der kirchlichen Regierungsform; im zweiten von den Primatsrechten; und im dritten von den bischöflichen Rechten überhaupt handeln. Der zweite Band enthält zwo Abtheilungen. Die erste liefert im I. Abschnitte die Schilderung der teutschen Kirche, wie sie vor Zeiten war und ist; im II. die päbstlichen Rechte in der teutschen Kirche, wie sie Rom dermalen ausübt; im III. die erzbischöflichen Rechte, so wie sie noch in Ausübung sind. Zweyte Abtheilung. I. Abschnitt von den den teutschen Metropoliten rechtmäßig zustehenden Rechten; II. von den den teutschen Bischöf-

schaffen rechtmäßig zustehenden Rechten; III. von den eigentlichen Rechten der Päbste in der teutschen Kirche. Dritter Band, Kaiserliche Rechte in der teutschen Kirche. I. Abschnitt. Regentenrechte in Kirchensachen überhaupt; II. Kaiserliche Rechte in Rücksicht der teutschen Kirche insonderheit, und zwar in Rücksicht der Bisthümer und Abteyen; III. in Rücksicht der Wahlen der Bischöfe und unmittelbaren Aebten; IV. in Rücksicht der Concilien; V. in Rücksicht der päbstlichen Macht in Teutschland. Vierter Band. Widerlegung der wichtigsten Schriften, welche gegen die Emser Punctation herausgekommen sind.

Von diesem Werke soll nun in der nächsten Michaelis-Messe der Erste Band erscheinen. Das Typographische wird eben so ausfallen, wie an des Herrn Professors Dorsch's Beyträgen zum Studium der Philosophie. Da zum Verlage dieses Werks ein grosser Kostenaufwand erfodert wird, und Mancher hieran leicht sein Nachdruckerhandwerk versuchen möchte: so findet man für nöthig, den Pränumerationsweg einzuschlagen. Auf diese Art kostet jeder Band 1 Fl. 12 Kr. rhein. Der Ladenpreiß wird aber 2 Fl. rhein. ferm. Unterzeichnete Handlung hat die Hauptkommission darüber übernommen, an welche also die Pränumerationsgelder, für deren Einnahme nur ein Termin von zwey Monaten bestimmt ist, frey eingesendet werden. An eben dieselbe wenden sich Jene, welche eine Kollecte zu übernehmen die Güte haben wollen. Für ihre Bemühung erhalten sie das eilfte Exemplar frey. Die Namen der Herrn Pränumeranten sollen dem Werke vorgedruckt werden, und aus dieser Absicht bittet man, solche leserlich zu schreiben. Uebrigens ersucht man alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen, und die Herrn Herausgeber periodischer Schriften,

diese

dieſe Ankündigung bekannter zu machen. Frankfurt in der Oſtermeſſe 1788.

Hermanniſche Buchhandlung.

(Folgende apologetiſche Erklärung des Hrn. V. v. Hirſchiſchen wird, auf deſſen Erſuchen, ohne Theilnehmung an dem Gegenſtande ſeines Streites mit Thomas Acatholicus hier eingerückt).

Daß Thomas Akatholikus und deſſen Gehülfen, mich nicht allein in der Berliniſchen Monathsſchrift, ſondern auch in den mehreſten Journälen, gelehrten Zeitungen, faſt möcht ich ſagen, von allen Seiten heftig, oft aufs ehrenrührigſte angegriffen, ja daß Thomas Acatholicus auch ſogar in der erſten gelehrten Halliſchen Zeitung vorigen Jahres mich mit einem Kagliostro vergleichet, den faſt jedermann vor einen Betrüger hält, den ſelbſt er nie anders nennt, als den Betrüger Kagliostro, das alles iſt weltkundig. Daß aber die Verfaſſer der Berl. Monathsſchrift beynahe nie meine Vertheidigung angenommen, auf wiederhohltes Bitten nachſtehende Zeugniſſe nie in die Berl. Monathsſchrift haben einrücken laſſen, ja daß ſogar nachdem ſie bereits von Vielen geleſen worden, dennoch Thom. Acatholicus gleich darauf in die beſagten Monathsſchrift hereinſetzen ließe, daß kein einziger durch das Luftſalz gerettet worden wäre, ja gleich darauf wieder darinnen ſchrieb, daß nun gottlob die Sache mit dem Hirſchiſchen Luftſalzwaſſer ſich ihrem Ende nähere, indem nunmehro jedermann von der geringen Wirkſamkeit deſſelben überzeugt wäre. — Kühn genug war Thom. Acatholicus dieſes zu behaupten, ſelbſt zu der Zeit, da dieſe Zeugniſſe ſchon wirklich öffentlich gedruckt und in

ſo-

jedermanns Händen waren. Daß Thom. Acatholicus sogar einmal sich über Herrn. D. Semler ganz ausserordentlich lustig machte, daß er nunmehr drey Hefte über das Hirschische Luftsalzwasser geschrieben, und zum größten Erstaunen, auch nicht einen Fall angeführet, wo es geholfen hätte. Mancher Leser, sagte Thom. Acatholicus, wird glauben ich spaße, gleichwohl ist es mehr als allzu wahr, und nun berief er sich auf D. Semlers Schrift selbst, und doch stehet in der von ihm angezogenen Schrift 1) ein Briefchen von einem gewissen Beereus aus Westphalen, der dem D. Semler meldet, daß er mit dem Hirschischen Luft-Salz-Wasser einen Hypochondristen und einen Wassersüchtigen, dem schon das Wasser selbst in den Augenliedern gewesen, obgleich beyde von den geschicktesten Aerzten aufgegeben, den einen in sechs, den andern in vier Wochen gänzlich hergestellt, 2) ein Brief von einem Ungenannten, der den D. Semler bittet, sich des Hirschischen Luftsalzwassers, und der gerechten Sache ferner anzunehmen, indem er sich und viele Menschen vorzüglich aber seine und andere Kinder von der Angina gangrenosa gerettet, daß kein einziges, der er das Luft-Salz-Wasser gegeben, an erwähnter Krankheit gestorben, obgleich so viele andere von demselben wären hingerafft worden. — Daß Thom. Acatholicus alle diese Partheylichkeiten und noch mehr als ich jetzt nachsagen kann, an mir begangen, das eben, sage ich, wissen sehr wenige Menschen, und noch weit wenigere, daß eben in dem Laufe meiner besten Berlinischen Kuren ich auf eine bloße Klage des D. Oppenheimer, obgleich der erste Bericht von Hrn. General-Chir. Theden, und der vom Reaim. Feldscher Benesse schon ans Ober-Collegium eingegangen war, dennoch von diesem Collegio, ohne daß ich nur im Mindesten wegen dieser Klage war befragt worden, ob sie wahr oder nicht wahr? bey Fiskalischer Strafe bedroht

wurde,

wurde, keinem meiner Kranken, selbſt denen, die ich mit deſſen Erlaubniß in der Kur hatte, ferner Arzeney zu geben, Selbſt dem Herrn Lieutenant von Öppen, dem erſten von dem Artillerie Corps in Berlin nicht, obgleich er ein halb Jahr vorher ehe er meine Arzeney brauchte, nicht ausgienge, jetzt aber ſchon Wachen thut; dieſes alles ſchrieb Theden ſelbſt an das Ober-Collegium Medicum, und daß er ihm nicht hätte helfen können. Indeſſen wiſſen doch alles dieſes wenigſtens einige Menſchen, aber das was mir der General-Chirurgus Theden, der alte redliche Teutſche (ſo ſcheint er doch jedem) ſelbſt nachher gethan hat, das weiß, die Hauptſache wenigſtens, nur Gott allein. Er ſey Richter zwiſchen uns beyden. Er ſtrafe den Frevler, ſey er von uns beyden wer er wolle, bald, in meiner ſo gut wie in ſeiner bald heran nahenden Sterbeſtunde, wo der Flor von unſeren Augen wegfällt, wo alle groß ausſehende Plane, aller Schimmer und Flitterſtaat verſchwindet, und wir oft die Welt zum erſten mahle vor das anſehen, was ſie wirklich iſt. Jedoch von allen Kabalen und Intriaen zu reden, wie alle vier Partheyen, obgleich eine mit der andern gar nicht paſſend in ihrem Syſteme, beſtändig gegen einander arbeitend dennoch aus eignem Intereſſe wider mich agirten, davon jetzt noch weitläuftiger zu reden, dazu iſt noch nicht Zeit und hier nicht Raum. Vor der Hand will ich hier nur nachſtehende Zeugniſſe drucken laſſen, von denen ich in Berlin fünf mal Stücke habe öffentlich gratis austheilen laſſen. Alle hier laut den Zeugniſſen geſund gewordene ſieben Perſonen haben zuſammen eingenommen, 1. Pfund 13 Loth 206 Gran. Wäre nun meine Arzeney Glauber- oder Bitterſalz und Urin, wie Thom. Acatholicus fälſchlich überall ausposaunet hat, wie hätte ſie dieſe großen Kuren thun können? und könnten das dieſe bekannten Salze bewirken, wozu vors 1) brauchen es die Aerzte nicht mehr? aber vors 2) wieviel Pfunde

hatten

hätten alsdenn dieſe ſieben Kranke verſchlucken müſſen, da es bekannt iſt, daß man davon jeden Tag 2 Loth wenigſtens und alſo in 16 Tagen ſchon 1 Pfund einnehmen muß?

Endlich mache auch hiemit dem Publico bekannt daß dieſes Luftſalz in Pulvern zu 24 Doſes à 2 Thl. und ein Gebrauchbuch à 3 Gr. in Golde, zu Leipzig in der Konradiſchen Handlung, (wer ſein Geld poſtfrey einſendet) zu haben iſt, bey meinem Oberecommiſſionair Hr. Georg Friedr. Freudenheim. Wer aber an mich ſelbſt-poſtfrey 20 Thl. im Golde einſendet, der bekommt vor 25 Thl. in Golde Artzeney, nebſt einem Gebrauch-Buch.

Potsdam
den 15ten May
1788.

Leop. B. v. Hirſchen.

Hr. Baron von Hirſchen wünſchte, auch noch die ſeitdem Luftſalzwaſſer von dem Hrn. Generalchirurgus Theden, Hrn. Regiments-Feldſcherer Boneſſe u. a. im Jahr 1786 und 87. ertheilte ſehr vortheilhafte (ſchon beſonders gedruckte) Zeugniſſe hier wieder abgedruckt zu ſehen: es muß aber, weil wir den Raum dazu unmöglich erübrigen können, ſchlechterdings verbeten werden.

d. H.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Junius 1788.

I. Neue Bücher.

1) Die Inſel, von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Leipzig bey G. J. Göſchen 1788. Mit einem Motto aus dem Plato: Das Schöne zum Guten.

Schon des hohen Plato und des ſanften Xenophon erhabene Träume oder Dichtungen von einer fehlerfreyen Staatsverfaſſung, in welcher der Arme wie der Reiche ſich ſeines Lebens freuen und ſeiner menſchlichen Rechte ungeſtöhrt genießen könne, zeigen, wie gern ein reiner Geiſt ſich mit ſolchen Träumen der Weisheit beſchäftige; und wie viel Vergnügen ein edles Herz an ſolchen Dichtungen über menſchliche Glückſeligkeit finde. Sich eine groſſe Familie denken, die eine wilde, fruchtbare Gegend bewohnt; von keiner Ungerechtigkeit gedrükt, von keinem Laſter verführt wird, ſondern voll Friede, Geſundheit und Stärke der Arbeit ihrer Hände genieſt; die durch ihre kluge Verfaſſung Jahrtauſende lang in ungeſtörter Glückſeligkeit fortdauert, und gleich einem Strome, der zwiſchen hohen Ufern geht, weder in ihrem friedlichen Wege gehemmt, noch durch Ueberſchwemmung verderblich werden kann: ſich die Verfaſſung dieſe Glücklichen in ihrem ganzen Umfange denken und bis auf die erſten Urſachen entwickeln, iſt ein Vergnügen, mit welchem

von jeher die beſten Menſchen ihr müdes Herz geſtärkt haben, wenn ſie über die Ungerechtigkeit und verderblichen Laſter, von denen die Menſchheit leidet, im Stillen trauerten. Träume waren dieſe menſchenfreundlichen Dichtungen deſswegen, weil, wie die Erfahrung aller Zeiten gezeigt hat, keine wirkliche Verfaſſung eines Volks alle mögliche Vollkommenheiten in ſich vereinigen kann: ſo wie nirgends auf einer einzigen glücklichen Aue alle ſchöne Blumen und nützliche Gewächſe bey einander gedeihen mögen; und zweytens, weil auch die vollkommenſten menſchlichen Einrichtungen viel zu veränderlich und vergänglich ſind, als daß ſie in der Reinigkeit, welche die erſten Stifter ihnen gaben, lange dauern könnten. Im Gefühl dieſer Wahrheit, daß auf dieſer Erde jedes Ding ſein Maaß des Steigens und des Fallens habe, nennt daher auch der H. V. ſeine Dichtung von der glückſeligen Inſel, deren ſchöne Beſchreibung er uns hier mittheilt, einen Traum, den des Menſchen Geiſt zwar denken aber nicht erfüllen könne.

Sophron, durch Erziehung, Unglück, Reiſen und Freundſchaft zu einem Weiſen gebildet, beſchäftiget ſich mit dem Unterrichte einiger Jünglinge. Sie beſuchen ihn auf einer kleinen anmuthigen Inſel, welche die Donau irgendwo in Schwaben umfließt, und halten mit ihm allerley Geſpräche der Weisheit. Die Schönheit und Stille der Gegend leitet ihre Unterredung endlich auf die Glückſeligkeit, welche eine große Familie genießen würde, die in Unſchuld und Friede, abgeſchieden von den übrigen Menſchen, in einer ſolchen anmuthigen Inſel lebte. Sophron, der die Unterredung führt, mahlt dieſen Gedanken nach und nach immer reicher aus, bis er ihn zur lieblichen Dichtung von einem irdiſchen Paradieſe erhoben hat. Wenig Geſetze aber reine Sitten; Gleichheit des Standes und des Vermögens, Weis-

den

König.

Sey willkommen: Ich habe angefangen, dich zu pflanzen, und ich will mir angelegen ſeyn laſſen, dein Wachsthum zu befördern. Edler Banquo, du haſt nicht weniger verdient, und es ſoll erkannt werden; laß mich dich umarmen, und an mein Herz dich halten!

Banquo.

Wenn ich da wachſe, ſo iſt der Herbſt euer.

König.

Meine Freude iſt ſo groß, daß ſie mir Thränen erpreßt. Söhne, Vettern, Thans, und ihr, deren Plätze mir die nächſten ſind, wiſſet, daß wir unſern älteſten Sohn Malcolm zu unſerm Thronfolger beſtimmt haben, und ihn von nun an zum Prinzen von Cumberland ernennen: Dieſer einzige Vorzug ſoll ihn aus den Verdienſt-vollen Männern kennbar machen, die mit glänzenden Zeichen des Adels geſchmükt, wie Sterne unſern Thron umſchimmern werden -- Itzt nach Inverneß; und fahret fort, uns euch verbunden zu machen.

Macbeth.

Das übrige iſt eine Arbeit, die nicht für Eu. Hoheit gemacht iſt; ich will ſelbſt der Wirth ſeyn, und mein Weib mit der Nachricht von eurer Ankunft erfreuen; und ſo nehm' ich demüthig meinen Abſchied.

König.

Mein würdiger Cawdor!

heit ohne Wiſſenſchaft; Freyheit und ſtrenge Ordnung durch väterliche Zucht, Unterricht und Leibesübung; Geſchäftigkeit ohne Handel, Reinlichkeit ohne Geld, ſind die Grundzüge ſeines ſchönen Gemähldes. Weder wild noch verächtlich gleicht ſein Völkchen an Unſchuld den Patriarchen im Moſes, an Beſchäftigung und Fröhlichkeit den Einwohnern von Ithaka oder den Inſeln des Alcinous, an Stärke und Muth aber den Helden Oſſians.

Es iſt für den Leſer kein kleines Vergnügen, der Entwickelung zu folgen, und mit eignen Augen zu ſehen, wie Sophrons Geiſt dies alles auf das innigſte vereiniget. Kleine lächende Gemählde, ſtarke Gedanken, zarte Empfindungen, wie z. B. in den Kapiteln von Weibern, der Dichtkunſt und der Muſik, ſind Reize, die jeden Leſer, auch wenn er mit Sophron nicht immer einerley Sinnes ſeyn ſollte oder könnte, reichlich entſchädigen werden.

Auf dieſe Geſpräche folgen Gedichte, in dem Geiſte dieſes glücklichen Völkchens, geſungen, welche die Unſchuld, Beſchäftigungen und Freuden deſſelben beſchreiben und das ganze Gemählde mit ihren lieblichen Farben gleichſam vollenden. Die ſchüchterne Liebe iſt voll Zärtlichkeit, Unſchuld und Wahrheit; die ſpäte Reue in einigen Gemählden lebendig, in einigen zart und voll Natur, wie z. B. das Verſcheuchen der Tauben. Die Seefahrt erfüllt das Herz mit zärtlichem Schrecken, welches aber bald in Freude und Befriedigung übergeht. Der Wechſelgeſang hat Erfindung in der Anlage, und Edelmuth in der Wendung. Die Hochzeitfeier iſt ſchöner Wiederhall von den Liedern des alten Joniſchen Sängers, wenn er die Geſundheit, Stärke und kindliche Fröhlichkeit der unverdorbenen Menſchen ſeiner Zeit und ſeines Landes beſchreibt. Dort ſchlangen ſich Tänze, dort ſchallten Geſänge bey Feſten.

Dort bildete der Jäger seinen Bogen aus den Hörnern der Gemsen, die er von dem Gipfel des Felsen schoß, und rühmte sich seiner Stärke, diesen gewaltigen Bogen zu spannen. Dort endlich hürften die Kinder und Enkel und Väter und Mütter, wenn sie ihren Freudentag begingen. In keiner andern Zeit, an keinem andern Orte vereinigten sich Zartheit und Stärke, Unschuld und reife Männlichkeit, Sanftheit und Muth so innig und lieblich, als in den Zeiten und in dem Lande Homers. Im Ossian ist alles trauriger und trüber, und ernsthafter möchte man sagen wilder.

Das Lied eines jungen Mannes ist voll Saft und Gesundheit, wie ein junger aufstrebender Baum. Aura, eine Erzählung in Prosa, hat sehr viel Empfindung, die sich in eine Menge schöner Bilder ergießt. Die Feier der Schöpfung, eine Hymne in abwechselnden Chören am Morgen gesungen. „Es war Nacht und wird Tag. So war einst vor der Schöpfung Stille und Schweigen.“ Wer lebte, wer dankte da Gott? die Engel. Allein auch sie wurden geschaffen. Der Ewige war allein von seinen Gedanken umgeben, wie die Sonne, ehe sie den Geschöpfen aufgeht, von ihren Strahlen. Die Morgenröthe bricht an. So brach einst der Anfang der Schöpfung hervor und Leben quoll aus dem ewigen Strome der Liebe. Zahllose Geschöpfe fühlten, genoßen; aber nur Geister und Menschen freuten sich und dankten. Die Sonne geht auf, von allen erwartet und begrüßt. Sie ist da und strahlt in herrlicher Pracht. Alles verschönert und erquickt sich an ihrem warmen Licht, blinde Greise fühlen ihren Schein und werden wieder jung. Wer giebt ihnen allen den Athem der Freude? Der ewige Vater, der für die Blumen und für die Sonnenheere sorgt. Er liebt sie alle; darum preisen sie ihn alle. Er liebt auch uns und gab uns seinen Sohn;

darum

darum preiſet ihn unſer Geſang. Dieß ſind die Gedanken, welche in einer wohlklingenden, eines ſolchen Liedes würdigen Sprache geſungen werden.

3.

2) Volney's Reiſe nach Syrien und Egypten in den Jahren 1783. 84. 85. Aus dem franzöſiſchen überſetzt. Jena bey Joh. Mich. Mauke. Erſter Theil mit zwey Landcharten; die eine von Egypten, die andere von Syrien.

Der Werth und die Vortreflichkeit dieſer Reiſebeſchreibung ſind ſchon ſo allgemein entſchieden und anerkannt, daß wir es für überflüßig halten, derſelben noch eine beſondere Lobrede zu halten. Der V. machte dieſe Reiſe aus Wißbegierde auf ſeine eignen Koſten. Da er auf derſelben kein anderes Geſchäfte hatte, als alles merckwürdige zubetrachten, ſo ward es ihm, wie er ſagt, leicht, viel neue noch unbemerckte Dinge zu betrachten. Er hielt ſich lange Zeit zu Kairo auf; da er aber zuviel Schwierigkeiten fand das Innere von Egypten zu bereiſen, ſo gieng er nach Syrien. Hier lebte er acht Monate in einem Syriſchen Kloſter bey den Druſen, um ſich zuerſt eine genaue Kenntniß der arabiſchen Sprache zu erwerben, welche den mehreſten Reiſebeſchreibern vor ihm gemangelt hatte. Mit dieſem nothwendigen Hülfsmittel hinlänglich verſehen durchreiſete er Syrien ein ganzes Jahre lang und unterſuchte alles mit eignen Augen. Nach ſeiner Zurückkunft verglich er ſeine Beobachtungen mit demjenigen, was ſchon andere vor ihm über dieſe Länder geſagt hatten, und brachte ſeine eignen Bemerkungen, Verbeſſerungen und Zuſätze in große allgemeine Gemählde: um durch dieſe Zuſammenſtellung desjenigen,

was zuſammen gehört, einen deſto beſtimmtern Begriff von dem Ganzen zu geben; welche Abſicht er auch allenthalben durch ſeine meiſterhafte Schreibart zum Vergnügen ſeiner Leſer vollkommen erreicht hat.

Der Raum verſtattet uns nicht, alles Neue und Schöne, woran dieſe Reiſebeſchreibung ſo reich iſt, weitläuftig anzugeben; wir können aber verſichern, daß es der Mühe werth ſey, ſich mit derſelben bekannt zu machen. Der V. beſchreibt zuerſt den phyſiſchen und dann den politiſchen Zuſtand dieſer Länder. Er liefert eine genaue Erzählung von den neueſten Staatsveränderungen, nach deren wahren Urſachen und Umſtänden er ſich bey den glaubwürdigſten Perſonen ſorgfältig erkundigte. Seine Beſchreibung von dem Mamlucken- oder Sclavenregiment, dem einzigen und ſonderbarſten, das jemahls war, ſo wie auch von der Geſtalt, dem Urſprung, und der Lebensart der verſchiedenen Einwohner, ſind voll reicher, treffender Bemerkungen. Von ſeinen Gemählden der Natur aber ſind einige beynahe herrlich zu nennen, ſo lebendig, groß und glänzend treten ſie hervor; wie z. B. die Beſchreibung des heißen Windes, der Heuſchrecken, der Gebirge von Syrien, des Kamels, und der Araber der Wüſte. Wenn Genauigkeit, Richtigkeit und Wahrheit nicht die vornehmſte Abſicht des Verf. wäre, ſo würde der entzückte Leſer oft in Zweifel gerathen, ob nicht manches verſchönert ſey: mit ſoviel Kunſt und Darſtellungskraft weiß dieſer V. die einzelnen Theile ſeiner Schilderungen zu ordnen und zu verbinden.

Die Ueberſetzung iſt fließend und treu; zwey der vorzüglichſten Eigenſchaften, welche man von dem Ueberſetzer eines ſolchen Schriftſtellers verlangen kann. Auch der Stich von beyden Charten iſt ſchön.

3) Leipzig, Im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung: Goldoni über ſich ſelbſt und die Geſchichte ſeines Theaters. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen verſehen von Schaz. 504 S. 8.

Goldoni, ein Schriftſteller, dem Italien einen reinen und regelmäßigen Geſchmack im Dramatiſchen Fache verdankt, der, abgerechnet was man ſeinem Zeitalter und den Eigenthümlichkeiten ſeiner Nation zu gute halten muß, einer der fruchtbarſten und arbeitſamſten Köpfe war, die es gegeben hat, der während ſeiner theatraliſchen Laufbahn hundert und funfzig Schauſpiele in Proſa und Verſen geliefert und bis zu Gozzis unverdientem und kurzwährendem Triumpf von den Italienern beynahe angebethet wurde, tritt hier auf und erzählt die Geſchichte ſeines Lebens, und die Art und Weiſe, wie er ſich bildete und das wurde, was er theils war theils noch iſt. Schon dadurch erhalten dieſe Memoires ein groſes Intereſſe, daß ſie ein zwey und ſiebzigjähriger Schriftſteller aufgeſezt hat, der ſo unendlich viel während ſeinem Leben geſehen und erfahren haben muß. Außerdem aber haben ſie noch dieſen Vorzug, daß ſie uns mit der Verfaſſung des Italieniſchen Theaterweſens bekannt machen, und andere kleine Nachrichten mittheilen, die die Erziehung und häusliche Lebensart der Italiener charakteriſiren, und alſo, da ſie zur Beſtimmung ihres National-Charakters beytragen, nicht minder intereſſant und lehrreich ſind. Seine Geburt ſchon kündigte ihn als einen künftigen dramatiſchen Schriftſteller an. Er wurde unter Feſten, Komödien und Opern gebohren, die ſein Grosvater, der in Venetianiſchen Dienſten bey der Handelskammer ſtand, ſeinen Nachbarn auf ſeinen Landgütern gab; und ſein Vater trug das ſeinige dazu bey, dieſe Vorbedeutung in Erfüllung zu bringen, da er ihm in ſeinen Erhohlungsſtunden durch Marionetten-Un-

terhaltung zu verſchaffen ſuchte, und dadurch dem jungen Geiſte gleich in den erſten Jahren einen theatraliſchen Schwung gab. In ſeiner früheſten Jugend las er nichts als Komödien und Opern, und ſchrieb ſogar ſchon in ſeinem achten Jahre eine Komödie, die ſo gut war daß ſie niemand für das Produkt eines achtjährigen Knaben halten wollte. Und ſo beherrſchte ihn immer die Leidenſchaft für das Theater, leitete ihn ſein ganzes Leben hindurch, und führte ihn endlich nach Frankreich, wo er ſich in einem ſehr hohen Alter durch ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Luſtſpiel Ruhe, Achtung und Bequemlichkeit erwarb. Da in dieſem Buche allenthalben Goldonis Dramatiſche Talente durchſcheinen, da er alle ſeine Begebenheiten mit lebendiger Darſtellung und einer ihm eigenen Laune erzählt und ausmahlt, und der Schauplatz der Handlung ſich oft an den Höfen kleiner Theaterkönige, dem aenöhnlichen Sitz der Intrigue und Kabale befindet: ſo können wir dem Leſer von dieſen Memoires eine ſehr angenehme Unterhaltung verſprechen. Auf dieſe erſten Band ſollen noch zwey andre folgen, die Goldonis Leben bis zu ſeinem achtzigſten Jahre, in dem er jezt ſteht, beſchreiben und eine Geſchichte aller ſeiner Theaterſtücke enthalten werden, und welchen Herr Schatz einen vierten von ſeiner eignen Arbeit: über Goldoni und ſeine Werke nachfolgen laſſen wird. Die Ueberſetzung iſt (wenige Kleinigkeiten abgerechnet) überhaupt leicht und fließend. Rec. findet nichts daran auszuſetzen, als daß zu weilen die Sprache zu ſehr ins Geſuchte fällt, wenn ſie natürlicher Dialog werden ſoll; welchem Tadel aber Herr Schatz dadurch auszuweichen ſucht, daß er in der Vorrede ſagt: um nicht platt zu werden, habe er dieſen Fehler begehen müßen, weil unſre Sprache keine eigentlichen vertrauten Redensarten (façons de parler familieres) enthalte. Rec. geſteht, daß er nicht recht begreifen könne, was Hr. S. damit mey-

merne; und daß eine ziemliche Anzahl anerkannter guter Schriftſteller, von Gellert und Rabener anzufangen, ihm einen ſehr augenſcheinlicher Beweis zu führen ſcheinen, daß es unſrer Sprache an façons de parler familieres, die nicht platt ſind, nicht fehle. Uebrigens ſehen wir den folgenden Bänden mit Vergnügen entgegen.

S.

---

4) Erzählungen von Anton Wall nach Marmontel, erſtes Bändchen. Leipzig bey Göſchen 1787. 376 S. 8. mit einem niedlichem Titelkupfer von Gregory.

So viel Gutes wir auch von den ſchriftſtelleriſchen Talenten des liebenswürdigen Anton Wall zu erwarten gewohnt ſind, ſo wenig vermochten wir dem Wettkampfe, in den er ſich bey der gegenwärtigen Arbeit mit Marmontel eingelaſſen hat, ohne alle Beſorgniß für ſeinen aufblühenden Unternehmen entgegen zu ſehen. Mit deſto lebhafterer Ueberzeugung und größerem Vergnügen unterſchreiben wir daher das einſtimmige Urtheil, mit welchem ihm von kompetenten Richtern der Preis zuerkannt worden, und wünſchen ihm und unſrer Sprache zu dieſem Siege um ſo mehr Glück, jemehr wir die Schwierigkeiten des Problems: die *Contes moraux* in der Verteutſchung an Urbanität, Elegant, und ſelbſt an Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit des Ausdrucks zu übertreffen, einzuſehen glauben. Uebrigens läßt ſich der Werth der Marmontelſchen Erzählungen kaum beſtimmter und richtiger charakteriſiren als im folgenden Urtheile, daß der Ver-

faſſer in der Vorrede einem ſeiner Freunde in den Mund legt. „Ein guter Freund hatte mir ſchon längſt geſagt, Marmontels moraliſche Erzählungen ſähen den übrigen gleichzeitigen Produkten der ſinkenden ſchönen Litteratur unſrer Nachbarn gar nicht ähnlich: er hatte mir behauptet, ſie wären in ihrer Art klaſſiſch, und könnten ſelbſt jungen teutſchen Schriftſtellern zu guten Muſtern dienen, wofern junge teutſche Schriftſteller nicht ſchon an und für ſich ſelbſt gar keiner Muſter bedürfen; und er hatte ſogar die profane Meynung, daß eine einzige ſolche Erzählung, ſo leichtſinnig auch bisweilen ihr Aeuſſerliches auftäbe, dennoch unter derjenigen Claſſe von Leſern, die man zuſammen die groſſe Welt nennt, oder mit andern Worten, unter dem vornehmern Theile der Bewohner vollgedrängter Hauptſtädte und Reſidenzen, oft hie und da einen ernſthaftern und feſtern Entſchluß bewürkte, als jemals ganze Bände von Grandiſonen und Clariſſen, in denen man nicht ſeines Gleichen wieder fände, und aus deren Tugenden ſich höchſtens unſre kleinen Bürgerinnen das Wort weibliche Delikateſſe gemerkt hätten, welches ſie dann in der vollen Unſchuld ihres Herzens für die Jertialen erklärten, und armen Schelmen ihren Handſchuh zum Küſſen zu reichen.

N.

---

5) Beyſpielſammlung zur Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſchaften von Johann Joachim Eſchenburg, Herzogl. Braunſchweig. Hofrath und Prof. am Karolino zu Braunſchweig. Erſter Band 460 S. Zweyter Band 448 S. gr. 8. Berlin bey Friedrich Nikolai 1788.

Daß dieſe Beyſpielſammlung unter den vielen und beträchtlichen Verdienſten des Herrn Eſchenburgs um unſre Lit-

Litteratur keineswegs das geringſte ſey, werden ſowohl die Lehrer, die ſich bey ihren Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften ſeines trefflichen Lehrbuches bedienen, als auch und vorzüglich die Zuhörer derſelben mit Dank erkennen. Für den Vortheil der letztern hätte wohl nicht beſſer geſorgt werden können, als da ſie nun in Stand geſetzt ſind, ihren Geſchmack mit mehr Muße, als es bey den Vorleſungen möglich iſt, und an einer größeren Anzahl von Beyſpielen zu üben, die von einem ſo einſichtsvollen Kenner mit Rückſicht auf ihren Leitfaden gewählt ſind. Ob das Buch nicht den Bedürfniſſen des größern Theils derjenigen, für die es beſtimmt iſt, angemeſſener geworden wäre, wenn ſich H. E. blos auf Beyſpiele aus teutſchen Dichtern, oder höchſtens noch aus den alten Griechen und Römern, eingeſchränkt hätte, getraut ſich Recenſent hier nicht zu entſcheiden. Dieß ſcheint ihm indeſſen unwiderſprechlich, daß die Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache, zumal eine Bekanntſchaft, wie ſie zum Leſen der Dichter unentbehrlich iſt, bey dem beträchtlicheren Theile unſrer auf Schulen und auch auf Univerſitäten ſtudierenden Jugend vielmehr zu wünſchen als vorauszuſetzen ſey.

R.

Anzeigen.

1) Sammlung der Gedichte des Herrn Roſegarten.

Der Buchhändler, Herr Ernſt Martin Fritſch, in Leipzig, hat, durch meinen Auftrag berechtigt, eine Sammlung meiner vorzüglichſten Gedichte auf die Michaelismeſſe dieſes Jahrs angekündigt. Die Ferne meines Aufenthalts hat ihn ohne Zweifel gehindert, mir ſeine Anzeige vor dem Abdruck derſelben mitzutheilen, ſonſt würde ich ihn

in

Macbeth (im Weggehen vor sich.)

Prinz von Cumberland! -- Das ist eine Stuffe, auf der ich fallen, oder die ich überspringen muß, denn sie ligt mir im Wege. Sterne, verhüllt euer Feuer! Laßt selbst die Nacht nicht sehen, was für schwarze Gedanken sich tief aus meiner Brust empor arbeiten --

[Er geht ab.]

König.

In der That, würdiger Banquo; er ist ein Held, und ich kan mich nicht ersättigen, ihn zu loben. Wir wollen ihm folgen, da seine Sorgfalt vorangegangen ist uns zu empfangen; er ist ein unvergleichlicher Mann.

[Sie gehen ab.]

Siebende Scene.

[Verwandelt sich in ein Zimmer in Macbeths Schloß zu Inverneß.]

Lady Macbeth tritt mit einem Brief in der Hand auf.

Lady liest.

„Sie begegneten mir am Tage des Siegs, und aus der „Erfüllung ihrer ersten Weissagung sah ich, daß sie mehr „als Sterbliche wissen. Da ich vor Begierde brannte, „mehr von ihnen zu erfahren, verschwanden sie. Ich „stuhnd noch vor Erstaunen ausser mir, als Abgeordnete „vom König ankamen, die mich Than von Cawdor grüß„ten, mit dem nemlichen Titel, womit zuvor diese Zau„ber-Schwestern mich begrüßt, und durch einen dritten

„Gruß

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zahlen zu laßen, wofür die Exemplare Postfrey bis Leipzig, Berlin und Hamburg geliefert werden sollen. Die Nahmen werden vorgedruckt, müßen aber bis Ende Junius an mich oder an die hiesige Löwesche Buchhandlung eingesandt werden. An letztere können sich auch die Herren Buchhändler mit ihren etwannigen Bestellungen wenden. Auf 10 Exemplare erhält man das 11te frey. Für Sauberkeit und Correctheit des Drucks und Papiers soll die möglichste Sorgfalt getragen werden. Breslau den 12ten März 1788.

S. G. Bürde,
Königl. Cammer-Sekretair.

---

3) Mit dem Anfange d. J. 1788. ist ein Journal unter dem Titel: Monatliche Hefte zur Beförderung der Kultur,

in Commission der Schmidtischen Buchhandlung herausgekommen. Alle 2 Monate erscheint ein Stück von 5 à 7 Bogen. Man pränumerirt bis Ende Junii auf den Jahrgang 2 Rthlr. C. M., und erhält dafür die Schrift geheftet, im Hannöverischen Postfrey. Ohne Pränumeration ist der Preis 3 Rthlr.

Ungedruckte Original-Aufsätze, die sich auf Kultur (veredelte Empfindung für alles was gut und recht ist, gute Sitten, wahre Aufklärung) beziehen, und bey sorgfältig geprüfter innerer Güte, angenehme Unterhaltung gewähren, sollen in abwechselnder Form mit einem Anhange geliefert werden. Dieser Letzte fängt mit dem 3ten Stücke an. Er giebt theils kurze Anzeigen und Bemerkungen über manche Gegenstände, Vorfälle und Schriften, welche auf Kultur nähern Einfluß haben, theils nimmt man auch ge-

Prä-

gen Vergütung, kleine Anfragen ans Publikum, und unentgeldlich, kurze rathgebende Antworten darauf an, die aber beyde blos ins Gebiet der Litteratur, practischen Moral, Psychologie und Erziehung gehören müssen, wie z. B. welche Schrift über eine gegebene Materie der Erziehung nachzulesen sey? oder ob nicht gegen ein einzelnes Unglück und besondere Fehler Hülfe in Vorschlag gebracht werden könne?

Jedem Schriftsteller, der einen zweckmäßigen Aufsatz postfrey einsenden will, bietet man 6 Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthl. für den gedruckten Bogen: in dem Fall, daß er in den Heften wirklich erscheinet. Für kleine dichterische, auserlesene Stücke hat man sich, bis ein besserer erfunden seyn wird, den Maasstab der Schätzung gewählet, daß 10 bis 20 Zeilen als voller Bogen, und 6 bis 8 Zeilen wie ein halber bezahlt werden sollen, wenn sie wirklich abgedruckt werden. Doch kann bisweilen ein guter Einfall allein 6 Rthl. gelten. Bezahlung dafür erfolgt bey dem 3ten und 6ten Stücke jedes Jahrs.

Ob es überflüssig sey, das Heer der Schriften dieser Art zu vermehren, — dieß ist eine Frage, welche blos die Güte der Ausführung entscheiden muß.

Pränumeration und frey übersandte Aufträge nimmt die Schmidtische Handlung zu allen Zeiten an, und die Beförderer dieser Unternehmung werden ersucht, die Anzeige gütigst zu verbreiten.

Wer sich bemühen will, Pränumeranten zu sammlen, bekömmt auf 10 ein, und auf 25 drey freye Exemplare, oder den Werth derselben. Papier und Druck ist wie in der Berliner Monatsschrift:

gese-

Die Addreſſe iſt: an die Expedition der monatlichen Hefte zu Hannover. Abzugeben in der Schmidtſchen Buchhandlung.

Der Verfaſſer der Briefe über die Kantiſche Philoſophie im teutſchen Merkur, Profeſſor Reinhold in Jena, arbeitet gegenwärtig an einer allgemeinen Theorie des Erkenntniß-Vermögens in welcher er die vornehmſten Reſultate der Kritik der Vernunft ſyſtematiſch vorzulegen, die beträchtlichſten unter den bisher dagegen vorgebrachten Einwürfen (ohne Polemik) aufzulöſen, und dem Mißverſtändniſſe der Prinzipien, als der gemeinſchaftlichen Quelle derſelben, in einem leicht verſtändlichen Vortrage zuvorzukommen hoffet. Gegen die Beſorgniß daß er ſelbſt vielleicht denn Sinn der Kritik der Vernunft verfehlt haben dürfte, glaubt er ſich durch Herrn Kants Zeugniß im Januär und Februar des l. M. dieſes Jahres, geſichert. Jena den 20. Junius 1788.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1788.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIV
LIPS

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Julius 1788.

I.
Beſchluß
der Gedanken von der Freyheit in Glaubensſachen zu philoſophiren.

Dieſe Kirchenverbeſſerung, die ſchon ſo lange für nöthig gehalten, mehrmals angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber ſelbſt durch alle dieſe Bewegungen nicht weniger als durch die Einflüſſe der wieder erweckten griechiſchen und lateiniſchen Litteratur, vorbereitet worden war, ereignete ſich endlich in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge; wiewohl unter ſo heftigen Erſchütterungen, unter einem ſo hartnäckigen Widerſtande der herrſchenden Parthey, unter ſo vielen wilden Ausbrüchen fanatiſcher Leidenſchaften auf beyden Seiten, daß die errungnen Vortheile mit dem Preiſe, den ſie gekoſtet haben, in gar keiner Proportion ſtünden, wofern die Verbeſſerung auf halbem Wege ſtehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menſchheit davon herauskommen ſollte, als woran ſich diejenigen

genügen laſſen, die alle fernere Aufklärung und Verbeſſerung unnöthig finden, ja wohl gar die bloße Meynung, „daß das *angefangene* Werk noch weit von „ſeiner Vollendung ſey,“ für frevelhaft erklären. In keinem andern Jahrhundert, ſelbſt in den ſcheuſslichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenſer Verfolgung und der Ausrottung der Tempelherren, ſind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menſchenopfern geſchlachtet worden, als in dieſem. Kein anderes bietet reichhaltigern Stoff zu Betrachtungen über den unüberſehbaren Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl und Wehe der Menſchen dar! Können wir, beym Ueberblick des unermeßlichen Elendes, das in dieſen ſchrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchiſche Tyranney, fanatiſchen Neuerungs- und Empörungsgeiſt, wüthendem Eifer der neuen, kaltblütige Grauſamkeit der alten Parthey, theils aus wirklicher religioſer Leidenſchaft, (wenn ich ſo ſagen kann) theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden iſt, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menſchlichen Geſellſchaft daran gelegen ſey, durch die möglichſte Reinigung und Simplificierung der Religion auch der bloßen Möglichkeit zuvorzukommen, daß wir oder unſre Nachkommen ſolche Greuel, ſolche Unmenſchlichkeiten, ſolche Teufeleyen um Gottes willen, wieder erleben könnten?

„Dazu

„ Gruß mir noch angezeigt hatten, daß ich dereinſt König „ ſeyn ſollte. Dieſes hab ich nöthig erachtet, dir zu ent„ deken, theureſte Genoßin meiner Gröſſe, damit du dei„ nen Antheil an meiner Freude nicht verliehreſt, wenn „ du länger unwiſſend wäreſt, was für eine Gröſſe dir „ verſprochen iſt. Leg' es an dein Herz, und lebe wohl.„ -- Glamis biſt du und Cawdor -- und ſollſt ſeyn, was dir verſprochen worden. Und doch fürcht ich deine Gemüthsart; es iſt zuviel Milch, zuviel mildes Weſen darinn, um den nächſten Weg einzuſchlagen. Du biſt nicht ohne Ehrgeiz; du möchteſt groß ſeyn; aber nicht durch ſchlimme Mittel. Du möchteſt gewinnen was dir nicht gehört, und doch nicht falſch ſpielen; du wünſcheſt nicht daß es ungethan bleibe, aber du ſcheueſt dich es ſelbſt zu thun. Eile, eile herbey, damit ich meinen Geiſt in dein Ohr gieſſen, und durch die Tapferkeit meiner Zunge alle dieſe Gedanken von dir abtreiben könne, die dich von dem goldnen Zirkel zurükſcheuchen, womit das Schikſal und übernatürliche Mächte dich gerne bekrönen möchten.

Ein Courier tritt auf.

Was bringt ihr für Nachrichten?

Courier.

Der König kommt auf dieſe Nacht hieher.

Lady.

Du biſt nicht klug, das zu ſagen: iſt dein Herr nicht

den

„Dazu, ſagt man, wird es ſo leicht nicht wieder „kommen. Der Geiſt der Toleranz, der in unſern „Zeiten herrſchend geworden iſt, und ſelbſt in Län„dern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch „die Art mit den Glaubensdiſſidenten zu verfahren „ſehr gemildert hat, iſt uns Bürge dafür.“ — Gut! Aber wer bürgt uns für dieſen Geiſt der Toleranz ſelber? Von wie langer Dauer wird ſein Reich, von welcher Stärke wird ſeine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus ſeyn, — wenn dieſe Duldung — deren bloßer Name ſchon wider ſie zeugt — nur eine momentane Frucht vorübergehender Eindrücke einiger Modeſchriften, nicht natürliche Folge wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung iſt? Wenn ſie bloß von der Denkart, oder Laune, oder Bonhomie, oder Gleichgültigkeit der Regenten, und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich ſeufzender Molochspriester, abhängt, anſtatt auf dem feſten Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgeſetzen zu beruhen? Kurz, was für Urſache haben wir, uns für ſicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tyger — nur ſchläft, anſtatt, wie der Dedſchial der Mahommedaner, wenigſtens bis zum Weltgerichte, mit unzerreißbaren Ketten gefeſſelt zu ſeyn?

Gegen eine Parthey, bey welcher die Intoleranz, in gewiſſem Sinne, ſogar ein Grundartickel ihrer Religion iſt, kann uns, ſo lange ſie bey dieſer Denk-

art beharret, nichts als unſere politiſche Macht ſicher ſtellen. Aber worauf gründet ſich unſre innere Sicherheit? Was ſchützt uns gegen die Intoleranz der abergläubiſchen Anhänglichkeit an alte Terminologie und Formulare, gegen den fanatiſchen Eifer für die vermeynte Sache Gottes u. ſ. w. in unſerm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion, iſt eine ſehr unzuverläſſige, von dem leichteſten Anſtoß zuſammenfallende Schutzwehre. Wer mit der Geſchichte der Menſchheit und Religion bekannt iſt, kann unmöglich gleichgültig darüber ſeyn, in welchem Zuſtande ſich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartüffen, ſobald er mit einigem Anſehen bekleidet iſt und Einfluß hat, zum Werkzeuge ſo vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unſrer eignen Zeit könnte und ſollte uns belehren, daß dieſe Gleichgültigkeit, die dem anſehnlichſten und aufgeklärteſten Theil der Geſellſchaft eine zeitlang die Augen gegen viele ihrer Aufmerkſamkeit würdige Dinge verſchloß, von den Antipoden der Vernunft ſehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß ſie gerade der Schatten iſt, worunter alle Arten von religiöſem Unkraut am beſten gedeyhet. Vielleicht braucht es nicht mehr als noch funfzig Jahre wie die letztverfloßnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unſren Nachkommen nicht mehr Freyheit zu denken und zu

glau

glauben übrig laſſen, als die heilige Inquiſition den Einwohnern von Goa. So lange der Gebrauch dieſer Freyheit bloß zufällige Duldung iſt, ſo lange das Recht der Proteſtanten an unbeſchränkte Gewiſſensfreyheit und unbeſchränkte Unterſuchung aller menſchlichen Meynungen, Auslegungen und Entſcheidungen in Glaubensſachen, nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, ſondern den einen noch ein Problem, den andern ſogar Ketzerey iſt: ſo lange haben wir wenig Urſache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unſre Väter nicht ertragen konnten, ſicher zu glauben.

Aber wie kann, ſollte man billig fragen, wie kann jenes Recht, auf welchem ſelbſt die Exiſtenz der Proteſtanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematiſch ſeyn? Wo iſt die Urkunde, durch welche diejenigen, die ſich ſelbſt in Freyheit geſetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkührlichen Feſſeln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine ſolche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte ſie für uns haben? Wer kann im Nahmen ſeiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine ſo unnatürliche Entäuſſerung jemals ſtatt finden? Das Recht, wovon hier die Rede iſt, wenn ſie ſelbſt es hatten, mußten ſie auch uns hinterlaſſen: denn es war entweder Naturrecht oder Nichts.

Unſere Väter im ſechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen ſo lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten ſich der heilſamen Ermahnung des Propheten: ſeyd nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verſtändig ſind! und fiengen an zu merken, daß die ſehr reellen Uebel, von denen ſie zu Boden gedruckt wurden, bloße Folgen einer Art von Bezauberung ſeyen, welche in dem Augenblick vernichtet iſt, da man aufhört, ſich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch alles, was man ſah und hörte, von Kindheit an, den Gemüthern eingeprägt wurden; Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuer gegen den bloßen Gedanken, ſie zu bezweifeln, ſo lange geſichert geweſen waren, — wurden vor den Richterſtuhl der Vernunft gezogen, in Unterſuchung genommen, und ſo, wie ſie für das, was ſie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe erkannt wurden, verworfen. Tradition, Beſitz von undenklichen Zeiten her, Entſcheidungen von Sct. Peters Stuhl herab, Meynungen der heiligen Kirchenväter und Doctoren, ja ſogar jene Ehrfurcht gebietende Formel des erſten Conciliums zu Jeruſalem — „es gefällt dem heil. Geiſt und Uns" — im Munde allgemeiner Kirchenverſammlungen, wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für Nichts geachtet, ſobald ſie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf ſie beruhete, entgegenſtunden.

Aber

Aber alles dieß erfolgte nach und nach; man wußte anfangs ſelbſt nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeſchlagen hatte, führen würde, und war — wie es denn unter den damaligen Umſtänden nicht anders möglich war, — weit entfernt, auf einmal alle Autorität des römiſchen Stuhls, der Kirchenväter, der Concilien und der Tradition verwerfen zu wollen. Man empörte ſich anfangs gegen bloße Mißbräuche, welche die ſogenannte Diſciplin der Kirche betrafen: aber bald ſah man ſich genöthiget, auch die Glaubenspuncte anzugreifen, hinter welche ſich jene verſchanzten. Jeder falſch befundene Satz zog natürlicher Weiſe die Unterſuchung anderer nach ſich, mit denen er zuſammenhieng: und ſo konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes ſo wurmſtichig und baufällig finden mußte, als es wirklich war. Man berief ſich auf den Pabſt, ſo lange man Hofnung hatte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erſte Angriff gerichtet war, abhelfen würde: aber ſobald der Pabſt gegen das, was Luther und ſeine Anhänger für unumſtößlich erwieſene Wahrheit hielten, entſchieden hatte, ſah man ſich gezwungen, die Autorität der Päbſtlichen Heiligkeit näher zu beleuchten *), und fand am Ende,

*) Ferne ſey es von mir, durch dieſe Behauptung etwas der Aufrichtigkeit und Rechtſchaffenheit des ſel. D. Luthers nachtheiliges inſinuiren zu wollen! Als er auf den Pabſt prote-

daß er ein ſo fehlbarer Menſch ſey, als ein anderer, und daß es mit ſeinem Vicariat Chriſti nicht beſſer ſtehe als mit ſeiner Succeſſion auf dem Stuhle des heil. Peters, der Rom nie geſehen hatte, oder mit ſeiner Succeſſion in den Titel und die Rechte eines Pontifex Maximus, die den Kayſern angehörten. Eben ſo mußte es, vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab ſich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradition, die Entſcheidungen der Concilien, ſo viel möglich auf ſeine Seite zu ziehen: aber ſobald ſie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugniß abgelehnt, und von ihrer Autorität an eine höhere appelliert. Auch die ſo oft wiederholte Apellation an eine zu veranſtaltende allgemeine Kirchenverſammlung, wenn ſie etwas mehr

eierte, war er von der Unfehlbarkeit dieſes Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er ſie noch nicht unterſucht hatte: aber er war von der Wahrheit ſeiner Sätze gegen den Ablaßkram eben ſo ſehr, nur mit beſſerm Grunde, überzeugt. Er zweifelte alſo keinen Augenblick daran, daß der **unfehlbare Richter** für die **Wahrheit** entſcheiden würde. Als aber, gegen alle ſeine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo X. den Jupiter ſo unverſtändig ſpielte, daß er ſeinen Donnerkeil ſogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Greuel abſchoß: ſo mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päbſtlichen Unfehlbarkeit zweifeln, und eine Unterſuchung darüber anzuſtellen anfangen, die unmöglich zu Gunſten derſelben ausfallen konnte.

mehr als ein durch die Noth der Umſtände abgedrungener Behelf war, ſetzte ein Vertrauen auf die Majorität einer ſolchen Verſammlung voraus, die der Ueberzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war: denn geſetzt, das Concilium würde gegen ſie entſcheiden, — welches denn auch das Tridentiniſche zu thun nicht ermangelte — was blieb ihnen anders übrig, als die ganze in corpore verſammelte Hierarchie für Menſchen zu erklären, die zuſammengenommen eben ſo wenig unfehlbar und dem Irrthum eben ſo unterworfen ſeyen, als einzeln.

Man ſah ſich alſo bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entſcheidenden Richter in Glaubensſachen, und für die einzige Quelle, woraus die chriſtliche Glaubenslehre geſchöpft werden müſſe, zu erklären, und alle übrigen Autoritäten nur in ſo fern, als ſie mit derſelben vollkommen übereinſtimmten, gelten zu laſſen. Wieviel oder wenig dadurch gegen die römiſche Kirche gewonnen wurde, und was dieſe mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hieher: genug, es konnte, bey dem allmählich zunehmenden Tage, nicht fehlen, daß man früher oder ſpäter gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich, es übrigens ſeyn möchte, nur alsdann für einen entſcheidenden Richter in Glaubensſachen gelten könnte, wenn es, (wie die Elemente der Geometrie) ſo beſchaffen wäre, daß alle Menſchen, die

die es lâſen, nicht nur vollkommen einerley dabey dächten, ſondern auch von der Wahrheit ſeines allen Menſchen gleich verſtändlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts ſo anſchaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen ſchlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieſer oder jener Stellen verſchiedener Meynung zu ſeyn. Ob ein ſolches Buch möglich ſey, iſt eine Frage, die ich mir ſo wenig zu beantworten anmaße, als ſie zu meinem Zweck gehört: aber dies wird doch wohl niemand zu läugnen begehren, daß die Bibel dieſes Buch nicht iſt; — daß man ſehr viel Hebräiſch und Griechiſch wiſſen, ſehr viele andere Bücher geleſen haben, und eine unendliche Menge hiſtoriſcher und philoſophiſcher, kritiſcher, antiquariſcher, chronologiſcher, geographiſcher, phyſikaliſcher und anderer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe beſitzen muß, um es mit Verſtande zu leſen, — und daß es, dem ungeachtet, auch für Leſer, die mit allen dieſen Kenntniſſen in dem erforderlichen Grade verſehen ſind, dennoch beynahe auf allen Blättern Stellen enthält, die von verſchiedenen Perſonen verſchieden verſtanden und ausgelegt werden; nichts von ſolchen Stellen zu ſagen, die mit einer ſo unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet ſind, daß alle Bemühungen, die man angewandt hat, den Glaubenspuncten, die demungeachtet daraus gezogen wurden, nur ſoviel Licht als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig iſt, d. i. nur ſoviel Licht,

um

um zu wiſſen, was man glaube, zu geben, bis auf dieſen Tag fruchtloß geweſen ſind.

Bey dieſer unläugbaren und weltbekannten Beſchaffenheit der Sache bleibt alſo — ſo viel ich wenigſtens begreifen, kann — in Anſehung alles deſſen was in der H. Schrift dunkel, vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerſpruch mit allgemeinen Vernunfts- und Erfahrungs-Wahrheiten, oder mit andern Stellen der Bibel ſelbſt, mit Einem Wort, was nicht allgemein faßlich und verſtändlich iſt, — nichts übrig, als dieſe Alternative: entweder ſich einem unfehlbaren Richter in Glaubensſachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entſcheiden berechtigt iſt, zu unterwerfen: oder allen, die darin mit uns übereinſtimmen, daß ſie ſich zur Religion Chriſti halten, und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über ſich erkennen, das Recht nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder, (welches einerley iſt,) das Recht, ſich über alles dunkle und unbegreifliche der Religion diejenige Vorſtellungsart zu machen, die ihnen die richtigſte ſcheint (wie verſchieden ſie auch von der unſrigen ſeyn mag) einzugeſtehen, ſie dieſer Verſchiedenheit ungeachtet für unſre Brüder zu erkennen, und durch dieſe dem Geiſt Chriſti höchſtgemäße Sinnesart allen gehäßigen Zänkereyen, Verketzerungen, und Verfolgungen, ſamt allem in der bürgerlichen und chriſtlichen Geſellſchaft daraus entſtehenden Unheil, auf einmal

und

und auf ewig ein Ende zu machen. Wollen wir die erſte Parthey ergreifen, ſo ſehe ich dann keine neue Alternative mehr; Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füßen des dreymal geſegneten Vaters in dem dreyfach gekrönten Heiligthum zu werfen, uns mit unſrer guten alten Mutter Sainte Egliſe ausſöhnen zu laſſen, und zu glauben was ſie uns zu glauben befiehlt, wie übel ſich auch unſre arme murrende Vernunft an der Kette dieſes blinden Glaubens und leidenden Gehorſams, befinden mag. Denn, welchem Doctor oder welchen Doctoren der Theologie aus unſerm eigenen Mittel ſollten wir das Recht zugeſtehen, uns vorzuſchreiben was und wie wir glauben ſollen? Die Linie auszuſtecken, über die wir im Forſchen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Verſuch unſern Verſtand von verworrenen, materiellen, unſchicklichen und mit den erſten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorſtellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürfen? Wer darf ſo dreiſte ſeyn, ſeinen Verſtand, ſeine Einſichten nicht nur zum Maasſtab, ſondern ſogar zur Regel und zum Geſez aller übrigen zu machen? Wenn es vor zwey und dreyhundert Jahren erlaubt war, ſich in Glaubensſachen gegen Autorität und Machtſprüche, gegen Pabſt, Kirchenlehrer und Concilien, aufzulehnen: ſeit wenn iſt es unerlaubt worden, eben daſſelbe gegen die Autorität und Machtſprüche einer noch ſo groſſen Anzahl Proteſtantiſcher Kirchenlehrer zu thun, die

(meines

bey ihm? und würd' er, wenn es ſo wäre, nicht, der Anſtalten wegen, hieher geſchikt haben?

Courier.

Mit Euer Gnaden Erlaubniß, es iſt wie ich ſage; unſer Thun iſt im Anzug; er hat einen von meinen Cameraden vorausgeſchikt, der, beynahe athemloß, kaum noch ſoviel hatte, daß er ſeinen Auftrag ausrichten konnte.

Lady.

Sorgt für ihn; er bringt eine groſſe Zeitung. (Der Courier geht ab.) Der Rabe ſelbſt würde mir lieblich ſingen, der mir Duncans fatale Ankunft unter meine Zinnen krähen würde. Kommt izt, ihr Geiſter alle, deren Geſchäft es iſt tödliche Gedanken einzuhauchen, kommt und entweibet mich hier; füllt mich vom Wirbel bis zum Zehen Topfeben mit Grauſamkeit an; macht mein Blut dik, verſtopft die Zugänge der Reue, daß keine Stiche der wiederkehrenden Natur mein gräßliches Vorhaben erſchüttern, noch zwiſchen den Gedanken und ſeine Vollziehung treten! Kommt in meine weiblichen Brüſte, und macht meine Milch zu Galle, ihr mördriſchen Geiſter, wo ihr immer in unſichtbaren Geſtalten auf das Verderben der Menſchen laurt -- Komm, dike Nacht! und hülle dich in den ſchwärzeſten Dampf der Hölle, damit mein ſcharfer Dolch die Wunde nicht ſehe, die er macht, noch der Himmel durch den Vorhang der Finſterniß guke, und ruffe: Halt, halt! --

Macbeth

(meines Wiſſens) kein ächteres Creditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Triden, aufzuweiſen haben? Durften unſre Vorfahren prüfen und das Beſſere (d. i. was ihrer damaligen Einſicht und innern Ueberzeugung nach, das Beſſere war) behalten: warum nicht auch Wir? Warum ſollen wir nicht fortſetzen dürfen, was ſie nur anfangen, nicht vollenden konnten? Was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu feſſeln? Ihren Glauben in Formulare zu zwingen? Ihnen Vorſtellungsarten aufzudringen, die mit dem Einſichten und Kenntniſſen, welche ihnen das Wachsthum aller Wiſſenſchaften nach und nach verſchaft hat, unverträglich ſind? Mit einem Worte, über ihren Verſtand zu herrſchen und ihr Gewiſſen zu tirannisieren? —

„Das wollen wir nicht, ſagen die Verfechter der Formulare und althervorgebrachten Glaubens-Reglements: es ſteht bey euch zu glauben was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entſagt eurer ganzen bürgerlichen Exiſtenz, ſucht euch in den Sandwüſten von Afrika, oder in den noch unbewohnten Inſeln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten philoſophieren, glauben und hungern könnt, ſo viel euch beliebt: nur verlangt nicht, daß wir euch für Brüder und Mitchriſten erkennen, und die bürgerlichen Vortheile, zu

denen

denen uns unſere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, ſo lange ihr ſelbſt geſteht, daß ihr, als Diſſidenten, nicht dazu berechtigt ſeyd. Ich habe dem Proteſtanten, der ſo zu reden, oder doch zu handeln fähig iſt als ob er ſo dächte, keine Antwort zu geben. Aber ich frage jeden unbefangenen, ehrlichen Mann, ob eine ſolche Art mit denen, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewiſſe Doctoren des 16ten und 17ten Jahrhunderts, oder als die Nicäniſche oder irgend eine andere Kirchenverſammlung, dem Geiſte des Proteſtantismus gemäß ſey?

Unſere Vorfahren konnten zu der Zeit, da ſie die Feſſeln des blinden Glaubens und Gehorſams abſchüttelten, durch politiſche Verhältniſſe und Erforderniſſe der Zeit genöthigt ſeyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenſchaft zu geben: aber weder ſie noch irgend eine menſchliche Gewalt konnte berechtigt ſeyn, eine ſolche Confeſſion zu einer abſoluten Glaubensregel für ihre noch ungebohrnen Nachkommen zu machen. Das Recht ſelbſt zu denken, ſelbſt zu unterſuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, deſſen ſie ſich bedienten, weil ſie es hatten, haben auch ihre Kinder. Ich ſage noch mehr; weder die allererſte chriſtliche Gemeine (eccleſia) noch irgend eine folgende, hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu beſtimmen, wie ihre Mitchriſten die dunkeln und verſchiedes

ſchiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Chriſti und der Schriften ſeiner Apoſtel zu verſtehen hätten, oder Formeln feſt zu ſetzen, wie ſie ſich über irgend einen Artickel, der nicht von einer einleuchtenden Deutlichkeit iſt, auszudrücken ſchuldig wären. Chriſtus ſelbſt hat kein Glaubensformular feſtgeſetzt; ſogar das Apoſtoliſch genannte Symbolum iſt, ſeines reſpectabeln Alters ungeachtet, bekanntermaßen kein Werk der Apoſtel; und, wenn ja die immer zunehmende Menge der Bekenner des chriſtlichen Glaubens es nöthig machte, die weſentlichen Puncte, worin ſie alle übereinſtimmten, in einen kurzen und faßlichen Lehrbegriff zu bringen, der zugleich zum Unterricht der Jugend dienen konnte: ſo mußte doch wenigſtens die Vorſtellungsart über einen jeden Artickel, der ſeiner Beſchaffenheit nach verſchiedene Vorſtellungsarten zuläßt, frey bleiben; oder man müßte (gegen alle Vernunft und gegen alles, was in der Lehre Chriſti allgemein verſtändlich iſt) behaupten, die chriſtliche Religion könne ohne Gewiſſenszwang und willkührliche Herrſchaft über den menſchlichen Verſtand nicht beſtehen; eine abſcheuliche Behauptung, deren niemand fähig ſeyn kann, in deſſen Seele jemals auch nur eine leiſe Ahnung von dem, was der Sinn und Geiſt Chriſti war, gekommen iſt. Die Gemeine hatte alſo nie ein Recht über Vorſtellungsarten zu entſcheiden, das was in der Schrift unbeſtimmt und problematiſch iſt, zu beſtimmen, noch in ſtreitigen Fällen einer von den verſchiedenen

denen Meynungen eine ausſchlieſſliche Sanction zu geben: ſo wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre beſondern Meynungen und Vorſtellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartickeln zu machen. Es iſt Unſinn unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweiſen zu wollen: aber es iſt Unſinn und Frefel zugleich, in einem ſolchem Falle ſeine Erklärung, ſeinen Beweis, andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorſtehern der Gemeinen, oder vielmehr der Obrigkeit, kam es zu, ſolchen Frevein in Zeiten auf eine ſchickliche Art zu ſteuern: aber nie und nimmermehr waren ſie berechtigt, oder können ſie jemals berechtigt ſeyn, irgend eine Meynung, die den Grundgeſetzen der Vernunft und den beyden Haupt- und Grundartickeln der wahren Religion (d. i. derjenigen, welche die Religion Chriſti ſelbſt war) nicht offenbar widerſpricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen, und als ein ſolches zu beſtrafen. Daß einſt eine Zeit war, wo man dieſe ſo offenbare Wahrheiten mißkannte — daß Leute mit ſolchen Köpfen und Herzen, wie der Biſchoff Alexander von Alexandria und ſein getreuer Waffenträger Athanaſius und ihres gleichen, nach andern Grundſätzen zu Werke giengen, — daß die Arianer um kein Haar beſſer waren als ihre Gegner, und, ſobald ſie den Meiſter ſpielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben ſo ungerecht, unmenſchlich und unchriſtlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanaſia-

naſianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht, oder ihre Intrigen und Gewaltthätigkeiten ſie zu den Rechtgläubigen machten, mit ihnen — daß Conſtantin, zur Schmach des chriſtlichen Nahmens der Große genannt, ſeine Pflichten und ſeine Rechte ſo wenig kannte, dieſe heilloſen Handel, anſtatt ſie in der Geburt zu erſticken, durch die Art, wie er ſich dabey benahm, zu unterhalten, und ſelbſt in die Flamme zu blaſen — alles dieß, mit allen den Greueln, die aus dieſen und ähnlichen, die Menſchheit ſchändenden Streitigkeiten, und aus dem ſinnloſen Betragen der Regenten dabey, entſtanden — was geht es uns Proteſtanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und welch ein feindſeliger Dämon treibt noch jetzt — bey ſo unendlich veränderten Umſtänden — in einer Zeit, die an Aufklärung und ſelbſt an Sittlichkeit ſoviel vor den Zeiten der Conſtantine und Theodoſiuſſe voraus hat, noch ſo manchen blinden Eiferer an, dieſe Greuel wieder erneuern, und, wo möglich, ſogar die Großen auf ihre Seite zu ziehen, und zu Werkzeugen der Verfolgung und Unterdrückung machen zu wollen?

Wehe dem Regenten, deſſen Augen nicht hell genug ſind, um zu ſehen, was er befehlen und was er nicht befehlen kann! der nicht weiß, daß er nicht einmal über den gleichgültigſten Sprachgebrauch, nicht einmal über eine kleine ſtreitige Syntaxfrage, geſchweige über Glaubensſachen und Angelegenheiten des Ge-

wiſſens entſcheiden kann — nicht weiß, daß er geſetzt iſt über Menſchen nicht über Maſchinen zu regieren; daß Religion, Glaube, Ueberzeugung, ihrer Natur nach, keinen Zwang leiden; daß Aufklärung durch Wiſſenſchaft und Vernunft nie ſchädlich werden kann; daß er den Armen am Geiſt, den Köpfen, deren Wiſſen und Verſtand mit Finſterniß umhüllt iſt, ja ſelbſt allen Arten von Phantaſten, Enthuſiaſten und Schwärmern — ſo lange ſie die öffentliche Ordnung und Ruhe nicht ſtören, Nachſicht ſchuldig iſt: aber daß es einem Regenten nicht nur rühmlich, ſondern ſogar eine ſeiner weſentlichſten Pflichten iſt, diejenige zu ſchützen und aufzumuntern, die durch ſchickliche Mittel dem Aberglauben und der Schwärmerey, als immer ſchädlichen und nicht ſelten gefährlichen Seelenkrankheiten, entgegen arbeiten — zumal wenn es offenbar genug iſt, daß ſie epidemiſch zu werden anfangen.

Wohl hingegen dem Lande, wo Aufklärung und Glaubensfreyheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo nicht alle — doch wenigſtens diejenigen, die den übrigen zu Lehrern und Regenten geſetzt ſind, ſich überzeugt haben, daß Religion oder Glauben an Gott eine Angelegenheit des Herzens nicht des Kopfes iſt; — daß ſie nicht darin beſteht, daß wir über das göttliche Weſen grübeln und diſputieren, ſondern daß wir uns beſtreben den Willen Gottes zu thun: — daß (nach dem klaren Ausſpruch Chriſti und ſeines Lieblingsjün-

gers)

gerk) reine und thätige Liebe der Menſchen, die wir ſehen, das untrüglichſte Kennzeichen unſerer Liebe zu Gott, den wir nicht ſehen, iſt, und daß wir unſern Glauben nicht durch Bekenntniſſe und Formulare, ſondern durch unſere Werke zu zeigen angewieſen ſind; — daß Gott an unſerm albernen Geſchwätze, was er ſey oder nicht ſey, an unſerm kindiſchen Lallen über ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Würkungen, ſeine Oekonomie, ſeine Abſichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. ſ. w. in der heiligen Schrift nirgends ſein Wohlgefallen bezeugt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat, „wer fromm ſey und recht thue, der ſey Ihm angenehm; und daß, mit Einem Wort nicht Uebereinſtimmung in religiöſen Meynungen und Formeln — ſondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigſten Zwecken auf die Welt geſandten Chriſtus, thätige Liebe der Menſchheit und lebendige Hofnung eines beſſern Lebens für diejenigen, die ſich deſſen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunct der Chriſten, und jene Geſinnungen in dieſen zu bewirken, das Ziel desjenigen ſeyn müſſe, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälſchten Chriſtus-Religion würdig ſeyn will.

Wie viel alle dieſe Wahrheiten durch meinen Vortrag auch verlohren haben können, ſo ſind ſie doch an

ſich zu lichtvoll, als daß ſie nicht einem jeden, der Augen zu ſehen hat, einleuchten ſollten. Ich kenne die Sophiſtereyen und Trugſchlüſſe ſehr gut, womit man ſie theils zu entkräften, theils den Regenten als gefährlich zu ſchildern ſucht: ſie ſind oft genug auf eine unwiderlegliche Art beantwortet worden, und es iſt wahre Schande für die menſchliche Vernunft, daß es noch immer nöthig iſt, für Grundſätze zu ſtreiten, die das Palladium der Menſchheit und dabey ſo evident ſind, daß ſie zu läugnen eben ſo ungereimt iſt, als die Bewegung oder die Exiſtenz der Dinge auſſer uns zu läugnen.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unſre gegenwärtige Zeit ſehr leicht zu machen iſt, ſo überlaſſe ich ſie dem eigenen Nachdenken meiner Leſer, und ſetze, zu Vermeidung alles möglichen Mißverſtandes, nur noch dieſes hinzu. Meine Meynung iſt keinesweges, irgend einem proteſtantiſchen Fürſten zu rathen, daß er, durch ein öffentliches Proclama alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Neſtorianern, Manichäern, Gnoſtikern, mit allen andern Anern, Aeern und Iſten, die es vom J. C. 34 an, bis auf dieſes 1788ſte, in der lieben Chriſtenheit gegeben hat, in ſeine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen und Lehrer beſolden, und ſich recht herzlich angelegen ſeyn laſſen ſolle, die möglichſte Verſchiedenheit in Religionsmeynungen unter ſeinem Volke zu veranlaſſen

und

und sorgfältig zu unterhalten. Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde bloß dahin gehen:

1) Gelehrten und helldenkenden Männern, besonders unter denen, die zum Lehramte öffentlich berufen sind, eine durch keine willkührliche, oder alte, nicht mehr passende Gesetze eingeschränkte Freyheit zu lassen, die Religionslehren ihrer Einsicht und Ueberzeugung gemäß, vorzutragen;

2) die Application aller und jeder bereits erfundenen Ketzernahmen auf irgend einen Jetztlebenden und die Erfindung neuer Ketzernahmen öffentlich bey schwerer Strafe *) zu verbieten;

3) nicht zu erlauben, daß irgend ein sogenannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen seiner Abweichung von dem, was in Kirchenversammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artickel des christlichen Glaubens festgesetzt worden, auf Lehrstühlen oder in Schriften als ein Feind Gottes und Jesu Christi tractirt, oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem christlichen Volke die Meynung erwecken müssen, als ob es Sünde und Verbrechen sey, sich in Religionssachen zu irren, oder anders zu denken als wir.

*) z. B. des Schiffziehens; nur wollte ich, im Nahmen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden, und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau.

4) Zu verordnen, daß man von den mehr beſagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, ſich aller Erklärung und ſpitzfündigen Speculationen über dieſe Dinge enthalte, und ſie überhaupt nur in ſo fern, als ſie dem moraliſchen Zwecke der Religion förderlich ſeyn können, vortrage.

5) Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über ſpeculative Sätze, Auslegung dieſer oder jener Schriftſtellen u. ſ. w. entſtehen mögen, nicht einzumiſchen, keine öffentliche Parthey darin zu nehmen, und nur dahin zu ſehen, daß die Herren Diſputanten nicht aus den Schranken der chriſtlichen Liebe und der — allgemeinen Wohlanſtändigkeit hinausgerathen, und aus einer beſcheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

6) Dafür zu ſorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibſeln der alten Barbarey gereinigt, und in allem dem großen Endzweck der innerlichen moraliſchen Beſſerung der Menſchen (welcher offenbar der Zweck Jeſu war) gemäß eingerichtet werde. — Auſſerdem würde ich mir die Freyheit nehmen, ſie zu überzeugen, daß unter den Lehrern diejenige, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine beſondere Frömmigkeit und eine eigene, aus allem, was in der Bibel am unverſtändlichſten iſt, zuſammengeſetzte Sprache affectiren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer grißgramen,

über

Macbeth tritt auf.

Groſſer Glamis! würdiger Cawdor! (Sie umarmt ihn.) Gröſſer als beydes durch den Gruß der auf dieſe folgte! Dein Schreiben hat mich aus dieſer armſeligen Zeit hinweggerükt, und ich fühle im Gegenwärtigen ſchon das Künftige.

Macbeth.

Theurſte Liebe, Duncan kommt dieſe Nacht hieher.

Lady.

Und wenn geht er wieder?

Macbeth.

Morgen, wie er ſich vorgeſezt hat.

Lady.

O nimmer ſoll die Sonne dieſen Morgen ſehn! Euer Geſicht, mein Than, iſt wie ein Buch, worinn man gefährliche Dinge leſen könnte. Heiſt euer Geſicht ausſehen, wie es die Zeit erfordert; traget freundlichen Willkomm in euern Augen, auf eurer Zunge, in eurer Hand; ſeht wie die unſchuldige Blume, aber ſeyd die Schlange unter ihr. Geht, und ſorget für die Aufnahme deſſen der kommen ſoll, und überlaſſet meiner Sorge das groſſe Geſchäfte dieſer Nacht, welches allen unſern künftigen Tagen und Nächten die ungetheilte und unumſchränkte Herrſchaft geben ſoll.

Macbeth.

Wir wollen mehr davon reden.

Lady.

über die Gefahr des chriſtlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre ſtönen, und den weltlichen Arm gegen die vermeyntlichen Wölfe, die dem Schafſtall Chriſti drohen ſollen, auffordern — entweder übelorganiſirte Köpfe, oder arme kranke Leute ſind, die mit ihrem Arzt von der Sache ſprechen ſollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein andrer, der nicht ſo höflich wäre als ich, Heuchler, Phariſäer, Baalspriester und Tartüffen nennen würde, die, wenn ſie vor 1754 Jahren die Ehre gehabt hätten, im hochwürdigen Synedrium zu Jeruſalem zu ſitzen, aus wirklichem oder affectirtem Eifer für die Sache Gottes, das crucifige über den unſchuldigſten und beſten der Menſchen, aber den erklärteſten Gegner aller Gleiſnerey, vermuthlich ſo laut als Caiphas und Philo geſchrien haben würden. Vor dieſer Art Menſchen würde ich den Fürſten rathen, ſich wohl in Acht zu nehmen; und halte mich übrigens verſichert, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinſtimmung des Glaubens herauskommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten ſo gern eingeſchlagen wiſſen möchten.

Und nun — nur noch ein paar wohlgemeynte Worte an die Philoſophen, für deren Freyheit ich bisher implicite und explicite ſo laut geſprochen habe. Anſtatt die Philoſophie mit Cicero als die Wiſſenſchaft der göttlichen und menſchlichen Dinge zu definiren, möchte ich ſie lieber die Wiſſenſchaft aller Begriffe

ſe nennen, welche ſich die Menſchen von natürlichen und göttlichen Dingen machen können, und die Kritik aller Begriffe, die ſie ſich von jeher wirklich davon gemacht haben. Ich kann mich unmöglich an Gott oder Chriſtus, oder an der Unſterblichkeit der Seele, an Himmel und Hölle, an den guten und böſen Geiſtern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Mond (wenn einer iſt) verſündigen, wenn ich die Vorſtellungen, Einbildungen, Wahnbegriffe, die ſich dieſe oder jene Menſchenkinder von ihnen gemacht haben, auf die philoſophiſche Capelle bringe, und nach den Geſetzen des vernünftigen Denkens unterſuche, was davon wahr oder falſch ſeyn, was in die Luft verfliegen, oder als Schaum und Schlacken oben ſchwimmen, oder als caput mortuum zu Boden ſinken möchte. Es bleibt alſo ewig dabey: Nichts in der Welt iſt ſo heilig, daß es ſich dem Richterſtuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht von der Philoſophie unterſucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es ſind nicht die Sachen, ſondern die Begriffe und Meynungen der Menſchen von den Sachen, die wir in Unterſuchung nehmen. Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewiſſem Sinne alles dürfen, ſo frommet doch nicht alles.

Halt Maas in allem, denn in allem giebts
ein Mittel, deſſen Linie, was recht iſt,
bezeichnet; dieß und jenſeits wird gefehlt!

ſagt unſer Horaz. Ein weiſer Mann unterſagt ſich

alle

alle Speculationen, die zu nichts helfen, aber wohl zufälliger Weise viel ſchaden können. In einem chriſtlichen Staate die Frage: ob ein Gott ſey? aufwerfen, oder welches auf eins hinauslauft, von dem Daſeyn Gottes als einem philoſophiſchen Problem ſprechen, weil die Beweiſe deſſelben keine mathematiſche oder apodiktiſche Demonſtrationen ſind, iſt um nichts beſſer, als wenn einer zu Rom die Frage: was iſt der Pabſt? aufwerfen, oder zu Frankfurt am Mayn öffentlich diſputieren wollte: ob es nicht beſſer wäre, die kayſerliche Würde eingehen zu laſſen? — Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erſte Grundſache aller Dinge, ſondern auch als unumſchränkten und höchſten Geſetzgeber, Regenten und Richter der Menſchen, macht, nebſt dem Glauben an einen künftigen Zuſtand nach dem Tode, die erſten Grundartickel der Religion aus. Dieſen Glauben auf alle mögliche Weiſe zu bekräftigen und zu unterſtützen iſt eines der würdigſten nützlichſten Geſchäfte der Philoſophie, iſt, in Rückſicht der Unentbehrlichkeit deſſelben, ſogar Pflicht: ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menſchen wankend zu machen oder gar umzuſtoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, ſondern iſt im Grunde um nichts beſſer, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfaſſung des Staats, wovon die Religion einen weſentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze ſie iſt.

Ich trage alſo kein Bedenken, meinem unmaßgeblichen Rath an den König oder Fürſten, der mich (wie der alles Vermuthen) nach 50 Jahren etwa über dieſe Dinge um Rath fragen ſollte, noch dieſen Artickel hinzuzuſetzen: daß das unzeitige und ärgerliche Diſputiren gegen das Daſeyn Gottes oder gegen die angenommenen Beweiſe deſſelben, wenn man keine beſſeren zu geben hat, ingleichen das öffentliche Beſtreiten der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, für ein Attentat gegen die Menſchheit und gegen die bürgerliche Geſellſchaft erklärt; und durch ein ausdrückliches Strafgeſetz verboten werden ſollte. Die Philoſophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moraliſchen Ordnung, und an dem, was zu allen Zeiten der Troſt und die Hofnung der beſten Menſchen geweſen iſt, zu probieren, und der Philoſoph iſt kaum dieſes Nahmens werth, der nicht bedenkt, daß gegen einen Menſchen, der der Religion ohne Nachtheil ſeiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntauſend ſind, die, wenn ſie auch ihren edelſten Zweck an ihnen verfehlt, doch ohne den Zaum, den ſie ihnen anlegt, ſchlimmer, und ohne die Hofnung, ſo ſie ihnen giebt, unglücklicher ſeyn würden als ſie ſind.

V.

II.

Einige Bemerkungen

zum 7ten Stück des 1. Merk. vom April

über die

Schwierigkeiten bey dem Gottesbeweis aus der Thierentstehung.

Es scheint fast jedem Menschen, der anfängt selbst zu denken und eigene Betrachtungen anzustellen, natürlich zu seyn, nicht blos über die Dinge außer ihm selbst und deren Eigenschaften, in so fern sie uns nemlich in der Anschauung dargelegt werden können, nachzudenken, sondern auch, da er die tägliche Verwandlung der Formen der Dinge bemerkt, über die einstweiligen Formen hinauszugehen, und ihrem Entstehen nachzuforschen. Dieß thut er nun, indem er Ursach zu Wirkung setzt, und umgekehrt, und diesen ihm so nothwendigen Satz des Zusammenhangs zwischen Ursach und Wirkung so natürlich findet, daß seine Vernunft sich fast genöthigt sieht, entweder endlich einmal einen Sprung zu machen, um seiner Reihe eine Vollständigkeit durch eine erste unabhängige Ursache (die wir Gott nennen) zu geben, oder sich ganz und gar unbefriedigt zu sehen. Aber ohne mich auf diesen sogenannten Kosmologischen Beweis für das Daseyn Gottes, in wie fern er richtig sey oder nicht, einzulassen, will ich

mit

[illegible] [illegible] [illegible] [

Schwierigkeiten bey diesem Beweise der Existenz Gottes nicht, worein mich einzulassen nicht zu meinem Zweck gehört; so dünkt mich, ist es ganz eine ley, ob ich bey Erschaffung der Form des ersten Menschen oder der Form der Natur, einen Sprung zu Gott als der ersten Ursache mache. — Also, nach meinem wenigen Urtheil, würde die Möglichkeit der Entstehung des ersten Menschen aus einem uns unbekannten Naturgesetz den Gottesbeweis aus der Thierentstehung gar nicht entkräften: ich müßte denn die Natur als etwas blindnothwendiges annehmen, welches aber der geschätzte Herr Anonymus, zufolge seines Aufsatzes eben so gewiß gar nicht hat sagen wollen, als gewiß es ist, daß daß es diesen Gottesbeweis nur für wenige Menschen höchstens wankend machen würde. — Weniges will ich noch zu folgenden Worten, die ich herausgehoben, hinzufügen. Es heißt dort so: „Wer von uns hat je die Natur in einer Lage gesehen, die dem ersten Zusammentritt, der ersten Verbindung der Elemente, ähnlich ist? — Ein anderes ist die Welt, die aus dem Chaos sich emporarbeitet, ein anderes die Welt, wenn ihre Stöße sich einmal in gewisse — nach unserer Art zu sehen! — regelmäßige Formen gebildet haben, an denen wir ein Bestreben, sich nach gewissen, von ihrer Natur unzertrennlichen Gesetzen zu reproduciren, wahrnehmen." — Schon oben ist zugegeben worden, daß ein dergleichen Naturgesetz menschliche Formen hervorzubringen nach der Analogie wohl möglich sey;

(ich zweifle aber noch, ob wir die ganz untrügliche Erfahrung von uns haben, daß wirklich Thierchen aus Schlamm, Fäulniß und dergleichen ohne Eltern gebohren worden) ja ich will sogar noch zugeben, daß ein dergleichen Naturgesetz nur bey dem ersten Zusammentritt der Elemente, als sich die Welt aus dem Chaos emporarbeitete, existirt, und also von uns nie künftig wird in Erfahrung gebracht werden können: aber daß nun die Formen der organischen Wesen, die sich einmal durch jenes Naturgesetz gebildet, und das von ihrer Natur unzertrennliche Gesetz haben, sich zu reproduciren, nur nach unserer Art zu sehen regelmäßig wären, kann ich nicht geradehin zugeben. Es ist zwar ganz richtig, daß sehr oft etwas blos in Rücksicht auf uns Menschen regelmäßig ist, ja daß oft sogar der eine etwas regelmäßig findet, worin der andere das Gegentheil sieht; das kann aber wohl nicht immer der Fall seyn, da der Anonymus selbst sagt, „daß wir an den nun einmal regelmäßigen Formen ein Bestreben, sich nach gewissen von ihrer Natur unzertrennlichen Gesetzen zu reproduciren, wahrnähmen." Es muß also auch wohl in den Objecten selbst, und nicht blos in der subjectiven Anschauung etwas Regelmäßiges seyn, wenn sich die Formen nach Gesetzen, die von ihnen unzertrennlich sind, richten. Ich möchte dann auch wohl die Vernunft um Rath fragen, was sie denn in Rücksicht der Zwecke und Mittel bey den Dingen in und außer uns sagte. — Das Auge kann uns

zwar oft etwas regelmäßig vorſtellen, wo dieß im Dinge ſelbſt nicht iſt, die Vernunft eben ſo oft Zwecke und Mittel verbinden, wo keine ſind: hingegen giebt es auch Mittel und Zwecke, die jede Vernunft anerkennen muß, wenn ſie ſich nicht ſelbſt widerſprechen will. Daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören gemacht iſt, erkennt der Naturmenſch. — Wo nun alſo die Zwecke und Mittel ſich uns ſo aufdringen, daß ſie die Vernunft als Vernunft nicht verkennen kann; mir deucht, da können wir auch mit ziemlich viel Grund annehmen, daß in dem Object ſelbſt irgend eine Regel oder Ordnung beobachtet werde, ohne daß dieß blos unſerer Art zu ſehen beywohne. Es iſt hier zwar immer große Behutſamkeit in Auffindung und Zuſammenſetzung dieſer Zwecke und Mittel nöthig, damit nicht ein Voltaire herkomme und ſage, wir haben die Naſe, um eine Brille darauf zu ſetzen: aber mich dünkt doch, daß die Vernunft in Aufſuchung und Verbindung ſolcher Zwecke und Mittel, die uns unverkennbar ſind, am allernatürlichſten auf ein großes verſtändiges Weſen geleitet werde, das ſich ſolche zuſammendachte und in eins vereinigte. Dieß ſcheint mir, ſage ich noch einmal, der natürlichſte, und — um die tiefen metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten zu übergehen, denen ohnehin nicht zu trauen iſt, der ehrwürdigſte Weg zu ſeyn, auf dem man zu dem Erkenntniß des Daſeyns eines großen Weltenſchöpfers und ſeines weiſen Plans in dieſer Welt gelangen kann.

Lady.

Seht nur heiter aus; Furcht iſt immer ein Hinderniß des Glüks; überlaßt alles andre mir.

(Sie gehen ab.)

Achte Scene.

[Vor Macbeths Schloß-Thor.]

Hautboys und Fakeln. Der König, Malcolm, Donalbain, Banquo, Lenox, Macduff, Roſſe und Angus, ſamt Gefolge treten auf.

König.

Dieſes Schloß hat eine angenehme Lage, die Luft empfiehlt ſich durch ihre Feinheit und Milde unſerm allgemeinen Sinn.

Banquo.

Dieſer Gaſt des Sommers, die Tempel-bewohnende Mauer-Schwalbe, beweißt durch ſeine Liebe zu dieſem Aufenthalt, daß des Himmels Athem hier lieblich ſchmekt. Ich ſehe keine hervorragende Frieſen, keine Verzahnung und keinen Strebe-Pfeiler hier, wo dieſer Vogel nicht ſein hangendes Bette, die Wiege für ſeine Jungen, gemacht hätte; und ich habe bemerkt, daß an den Orten, wo ſie ſich am liebſten aufhalten, die Luft allemal vorzüglich mild iſt.

Lady

III.

Briefe über Don Karlos

vom

Verfaſſer.

Erſter Brief.

Sie ſagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der gröſste Theil derſelben den eigentlichen Geſichtspunkt des Verfaſſers fehl gegangen ſey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewiſſe gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden ſie in dem Zuſammenhange des Stücks — wo nicht beantwortet, doch vorhergeſehen und in Anſchlag gebracht. Bey den meiſten Einwürfen, ſagen Sie, fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbſtzufriedenheit zu bewundern, mit der ſie ſolche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne ſich durch den natürlichſten Gedanken ſtören zu laſſen, daß Uebertretungen, die dem Blödſichtigſten ſogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfaſſer, der unter ſeinen Leſern ſelten der am wenigſten unterrichtete iſt, dürften ſichtbar geweſen ſeyn, und daß ſie es alſo weniger mit der Sache ſelbſt, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabey beſtimmten. Dieſe Gründe können allerdings unzu-

länglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht? wieviel oder wie wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er es auf die Divinationsgabe und Billigkeit seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchen sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkühr des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke alles enthalten ist, was zum Verständniß desselben dienet, und ob es in so klaren Ausdrücken ange-

gen

gegeben iſt, daß es dem Leſer leicht war, es zu erkennen. Laſſen Sie ſichs alſo gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von dieſem Gegenſtand unterhalte. Das Stück iſt mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des erſtern vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtand, mit der Unbefangenheit des letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig dieſes vorauszuſchicken — es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. S. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigene Aeußerungen darüber im erſten Stück der Thalia, mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt vieles verändert. An den verſchiedenen Epochen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bey mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos ſelbſt war

in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus geſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anders Herz mitbrachte. Aber die erſten drey Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt) oder ich muſte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte. Wenn dieß nicht überall auf die glücklichſte Art geſchehen iſt, ſo dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geſchicktern Hand als der meinigen nicht viel beſſer würde gelungen ſeyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen, ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn. Auch der Plan war für die Gränzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieſer Plan z. B. foderte, daß Marquis Poſa das uneingeſchränkteſte Vertrauen Philipps davon trug: aber zu dieſer außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bey meinem Freunde werden mich dieſe Aufſchlüſſe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bey der Kunſt. Möchten ſie indeſſen doch nur die vielen Deklamationen beſchlie-

ſchlieſſen, womit von dieſer Seite her von den Kritikern gegen mich iſt Sturm gelaufen worden.

Zweyter Brief.

Der Karakter des Marquis Poſa iſt faſt durchgängig für zu idealiſch gehalten worden; in wie fern dieſe Behauptung Grund hat, wird ſich dann am beſten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieſes Menſchen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie ſehen, mit zwey entgegengeſetzten Partheyen zu thun. Denen, welche ihn aus der Klaſſe natürlicher Weſen ſchlechterdings verwieſen haben wollen, müßte alſo dargethan werden, in wie fern er mit der Menſchennatur zuſammen hängt, in wie fern ſeine Geſinnungen wie ſeine Handlungen aus ſehr menſchlichen Trieben flieſſen, und in der Verkettung äuſſerlicher Umſtände gegründet ſind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menſchen geben, brauche ich nur auf einige Blöſſen an ihm aufmerkſam zu machen, die gar ſehr menſchlich ſind. Die Geſinnungen die der Marquis äuſſert, die Philoſophie die ihn leitet, die Lieblingsgefühle die ihn beſeelen, ſo ſehr ſie ſich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloſſe Vorſtellungen betrachtet, es nicht wohl ſeyn, was ihn mit Recht aus der Klaſſe natürlicher Weſen verbannte. Denn was kann in einem menſchlichen Kopf nicht Daſeyn empfangen, und welche Geburt des Gehirnes kann in einem glühenden

Herzen nicht zur Leidenſchaft reiſen? Auch ſeine Handlungen können es nicht ſeyn, die, ſo ſelten dieß auch geſchehen mag, in der Geſchichte ſelbſt ihres Gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für ſeinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte alſo entweder in dem Widerſpruch dieſer Geſinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu ſolchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann alſo die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieſes Karakters gemacht werden, nicht anders verſtehen, als daß in Philipp II. Jahrhundert kein Menſch ſo wie Marquis Poſa gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieſer Art nicht ſo leicht, wie hier geſchieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealiſche Schwärmerey nicht mit ſolcher Conſequenz realiſiert, nicht mit ſolcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen dieſen Karakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchen ich ihn auftreten laſſe, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu ſprechen. Nach dem Beyſpiel aller großen Köpfe entſteht er zwiſchen Finſterniß und Licht, eine hervorragende iſolirte Erſcheinung. Der Zeitpunkt, wo er ſich bildet, iſt allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgen-

dämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsſtunde außerordentlicher Menſchen. Die Ideen von Freyheit und Menſchenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günſtige Erziehung in dieſe rein organiſirte empfängliche Seele warf, machen ſie durch ihre Neuheit erſtaunen, und würken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraſchenden auf ſie; ſelbſt das Geheimniß, unter welchem ſie ihr wahrſcheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das triviale noch nicht, das heut zu Tage ihrem Eindruck ſo ſtumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geſchwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt ſich in dieſen Ideen gleichſam wie in einer neuen und ſchönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf ſie wirkt, und ſie in den lieblichſten Traum entzückt. Das entgegengeſetzte Elend der Sklaverey und des Aberglaubens zieht ſie immer enger und enger an dieſe Lieblingswelt; die ſchönſten Träume von Freiheit werden ja in Kerkern geträumt. Sagen Sie ſelbſt, mein Freund — das kühnſte Ideal einer Menſchenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewiſſensfreyheit, wo konnte es beſſer und wo natürlicher zur Welt gebohren werden, als in der Nähe Philipps II. und ſeiner Inquiſition?

Alle Grundſätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen ſich um republikaniſche Tugend. Selbſt ſeine

Aufopferung für ſeinen Freund beweiſt dieſes, denn Aufopferungsfähigkeit iſt der Inbegriff aller republikaniſchen Tugend.

Der Zeitpunkt, worinn er auftrat, war gerade derjenige, worinn ſtärker, als je, von Menſchenrechten und Gewiſſensfreyheit Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte dieſe Ideen zuerſt in Umlauf gebracht, und die Flandriſchen Unruhen erhielten ſie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von auſſen, ſein Stand als Malthesserritter ſelbſt, ſchenkten ihm die glückliche Muße, dieſe ſpeculative Schwärmerey zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staat, worinn der Marquis auftritt, und in den Auſſendingen, die ihn umgeben, liegt alſo der Grund nicht, warum er dieſer Philoſophie nicht hätte fähig ſeyn, nicht mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit ihr hätte ergeben ſeyn können.

Wenn die Geſchichte reich an Beyſpielen iſt, daß man für Meinungen alles Irrdiſche hintanſetzen kann, wenn man dem grundloſeſten Wahn die Kraft beylegt, die Gemüther der Menſchen auf einen ſolchen Grad einzunehmen, daß ſie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: ſo wäre es ſonderbar, der Wahrheit dieſe Kraft abzuſtreiten. In einem Zeitpunkt vollends, der ſo reich wie jener an Beyſpielen iſt, daß Menſchen Gut und Leben um Lehrſätze wagen, die an ſich ſo we-

nig

nig begeiſterndes haben, ſollte, däucht mir, ein Karakter nicht auffallen, der für die erhabenſte aller Ideen etwas ähnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig ſey das Menſchenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis iſt auſſerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit ſeinem Schwerdte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernſthaftere Angelegenheit äuſſern ſoll. Begeiſternde Wahrheiten und eine ſeelenerhabende Philoſophie müßten, däucht mir, in einer Heldenſeele zu etwas ganz anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmanns.

Zwey Handlungen des Marquis ſind es vorzüglich, an denen man, wie ſie mir ſagen, Anſtoß genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der 10ten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für ſeinen Freund. Aber es könnte ſeyn, daß die Freymüthigkeit, mit der er dem Könige ſeine Geſinnungen vorträgt, weniger ſeinen Muth, als ſeiner genauen Kenntniß von Jenes Karakter anzurechnen wäre, und mit aufgehobener Gefahr würde ſonach auch der Haupteinwurf gegen dieſe Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich ſie von Philipp II. unterhalte; jetzt hätt ich es bloß mit Poſas Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächſten Briefe einige Gedanken preißgeben will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein eben so rührender Gegenstand für die Tragödie seyn könne, als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemählde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurück gelegt hätte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser als ausgemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in Karlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkt haben Sie folglich diese beyden Karaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zuviel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zusammenhang deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen, und auch schlechterdings nicht seyn konnte? Wenn sich der Karakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beßte Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen beyden könnte irre geführt haben; aber dieß auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen beyder hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter

von

Lady Macbeth zu den Vorigen.

König.

Seht hier unſre edle Wirthin! -- Die Liebe die uns folgt, macht uns zuweilen Unruh, aber wir danken ihr doch, weil es Liebe iſt. Laßt euch dieſes zum Beweggrund dienen, uns gerne zu haben, ob wir euch gleich Unruhe machen.

Lady.

Alle unſre Dienſte, in jedem Stük zweymal verdoppelt, wären noch immer arm und unvermögend, die groſſe Ehre zu erkennen, womit Eu. Majeſtät unſer Haus begnadigt. Es bleibt uns nichts übrig, als für die alten Gnaden-Bezeugungen ſowol, als die neuen, die über jene aufgehäuft worden, eure armen Fürbitter zu bleiben.

König.

Wo iſt der Than von Cawdor? Wir folgten ihm an den Ferſen nach, und nahmen uns vor, ſeinen Haus-Meiſter zu machen: Aber er reitet gut, und ſeine Liebe zu uns hat ihm ſo ſchnelle Flügel angeſezt, daß er vor uns angekommen iſt. Schöne und edle Wirthin, wir ſind euer Gaſt auf dieſe Nacht.

Lady.

Eure Majeſtät hat über ihre Diener und alles was ihr iſt, als über ihr Eigenthum zu befehlen; wir können nichts geben, das wir nicht von ihr empfangen hätten.

von ihrer Jugendfreundſchaft ausgeht hat er ſich nichts von ſeinem höhern Plane vergeben, im Gegentheil konnte dieſer aus keinem beſſern Faden entſponnen werden. Das Verhältniß, in welchem beyde zuſammen auftreten, war Reminiſcenz ihrer früheren akademiſchen Jahre; Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberey für das Große und Schöne, ein gleicher Enthuſiasmus für Wahrheit, Freyheit und Tugend hatte ſie damals an einander geknüpft. Ein Karakter wie Poſa's, der ſich nachher, ſo, wie es in dem Stücke geſchieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, dieſe lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenſtande zu üben: ein Wohlwollen, das ſich in der Folge über die ganze Menſchheit erſtrecken ſollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen ſeyn. Dieſer ſchöpferiſche und feurige Geiſt mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte ſich ihm ein ſchönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, ſeiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender Fürſtenſohn? Aber auch ſchon in dieſen früheren Zeiten iſt der Ernſt dieſes Karakters in einigen Zügen ſichtbar; ſchon hier iſt Poſa der kältere, der ſpätere Freund, und ſein Herz, jezt ſchon zu weitumfaſſend, um ſich für ein einziges Weſen zuſammenzuziehen, muß durch ein ſchweres Opfer errungen werden.

Da fieng ich an mit Zärtlichkeiten
Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:

Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
— Verſchmähen konnteſt du mein Herz, doch nie
von dir entfernen. Dreimal wieſeſt du
den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
als Bettler da, um Liebe dich zu flehn. u. ſ. f.
— — — — Mein königliches Blut
floß ſchändlich unter unbarmherzigen Streichen.
So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn
von Rodrigo geliebt zu ſeyn.

Hier ſchon ſind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf perſönliche Uebereinſtimmung ſich gründet. Frühe denkt er ſich ihn als Königsſohn, frühe drängt ſich dieſe Idee zwiſchen ſein Herz und ſeinen bittenden Freund. Karlos öfnet ihm ſeine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menſchenadel waren früher in ſeiner Seele reif als Freundſchaft für Karlos; dieſer Zweig wurde erſt nachher auf dieſen ſtärkern Stamm gepfropft. Selbſt in dem Augenblick, wo ſein Stolz durch das groſſe Opfer ſeines Freundes bezwungen iſt, verliert er den Fürſtenſohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen, ſagt er, wenn Du — König biſt.“ Iſt es möglich, daß ſich in einem ſo jungen Herzen, bey dieſem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes, Freundſchaft erzeugen konnte, deren weſentliche Bedingung doch Gleichheit iſt? Alſo auch das

mals ſchon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundſchaft als Mitleid, was den [illegible] dem Prinzen gewann. Die gewaltigen kühnen und reichen Gefühle, Ahndungen, Träume, Entſchlüſſe, die ſich dunkel und verworren in dieſer Knabenſeele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angeſchaut werden, und Karlos war der einzige, der ſie mit ahnden, mit träumen konnte, und der ſie erwiederte. Ein Geiſt wie Poſa's mußte ſeine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen ſtreben, und der liebevolle Karl ſchmiegte ſich ſo unterwürfig, ſo gelehrig an ihn an! Poſa ſah in dieſem ſchönen Spiegel ſich ſelbſt, und freute ſich ſeines Bildes. So entſtand dieſe akademiſche Freundſchaft.

Aber jetzt werden ſie von einander getrennt, und alles wird anders. Karlos kommt an den Hof ſeines Vaters, und Poſa wirft ſich in die Welt. Jener, durch ſeine frühe Anhänglichkeit an den edelſten und feurigſten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Despotenhofes nichts, was ſein Herz befriedigte. Alles um ihn her iſt leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühl ſo vieler Höflinge einſam, von der Gegenwart gedrückt, labt er ſich an ſüßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bey ihm alſo dauern dieſe frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und ſein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenſtand mangelt, verzehrt ſich in nie befriedigten

Träu-

Träumen. So verſinkt er allmählig in einen Zuſtand müſſiger Schwärmerey, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampf mit ſeiner Lage nützen ſich ſeine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm ſo ungleichen Vaters verbreiten eine düſtre Schwermuth über ſein Weſen — den zehrenden Wurm jeder Geiſtesblüthe, den Tod der Begeiſterung. Zuſammengedrückt, ohne Energie, geſchäftlos, hinbrütend in ſich ſelbſt, von ſchweren fruchtloſen Kämpfen ermattet, zwiſchen ſchreckhaften Extremen herumgeſcheucht, keines eigenen Aufſchwungs mehr mächtig — ſo findet ihn die erſte Liebe. In dieſem Zuſtand kann er ihr keine Kraft mehr entgegen ſetzen; alle jene früheren Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, ſind ſeiner Seele fremder geworden; ſie beherrſcht ihn mit deſpotiſcher Gewalt; ſo verſinkt er in einen ſchmerzhaft wollüſtigen Zuſtand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenſtand ſind jetzt alle ſeine Kräfte zuſammengezogen. Ein ſchmerzhaftes nie geſtilltes Verlangen hält ſeine Seele innerhalb ihrer ſelbſt gefeſſelt. — Wie ſollte ſie ins Univerſum ausſtrömen? Unfähig dieſen Wunſch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu beſiegen, ſchwindet er halb lebend, halbſt ſterbend, in ſichtbarer Zehrung hin, keine Zerſtreuung für den brennenden Schmerz ſeines Buſens, kein mitfühlendes, ſich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausſtrömen könnte. S. 15.

Ich habe niemand — niemand
auf dieſer großen weiten Erde niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
ſo weit die Schiffarth unſre Flaggen ſendet,
iſt keine Stelle, keine, keine, wo
ich meiner Thränen mich entlaſten kann.

Hülfloſigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen laſſen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein iſt, und unglücklich. So findet ihn ſein zurückkommender Freund.

Ganz anders iſt es unterdeſſen dieſem ergangen. Mit ofnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Univerſum geworfen, ſieht er den Menſchen im Großen, wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit, ſein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er ſieht, wird mit lebendigem Enthuſiasmus von ihm verſchlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Menſch zeigt ſich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelſtrichen, Verfaſſungen, Graden der Bildung und Stuffen des Glückes, lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmählig eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende

kleinere Verhältniß verſchwindet. Aus ſich ſelbſt tritt er jetzt heraus, im großen Weltraum dehnt ſich ſeine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menſchen, die ſich in ſeine Bahn werfen, zerſtreuen ſeine Aufmerkſamkeit, theilen ſich in ſeine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bey ihm jetzt das ganze Geſchlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert ſich in eine allumfaſſende unendliche Philantropie. Aus einem müßigen Enthuſiaſten iſt ein thätiger handelnder Menſch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in ſeiner Seele lagen, haben ſich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung geſetzt, ein allgemeiner und ſchwankender Drang zu wirken iſt in zweckmäſige Thätigkeit übergegangen. Der Geiſt der Völker wird von ihm ſtudiert, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfaſſungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geiſtern gewinnen ſeine Ideen Vielſeitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. a. nehmen ihnen das romantiſche, und ſtimmen ſie allmählig zu pragmatiſcher Brauchbarkeit herunter. (Seite 465.)

Bereichert mit tauſend neuen fruchtbaren Begriffen, voll ſtrebender Kräfte ſchöpferiſcher Triebe, kühner und weit umfaſſender Entwürfe, mit geſchäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den großen begeiſternden Ideen allgemeiner menſchlicher Kraft und menſchlichen

lichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückſeligkeit dieſes großen Ganzen entzündet, das ihm in ſo vielen Individuen vergegenwärtigt ward *), ſo kommt er jetzt von der großen Aerndte zurück, brennend von Sehnſucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er dieſe Ideale realiſiren, dieſe geſammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zuſtand bietet ſich ihm an. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volkes bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, ſieht

*) In ſeiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen dieſe Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von ihrer Hand, ſagt er ihm, und neuerſchaffen wird die Erde. Geben ſie Gedankenfreiheit! Laſſen ſie,

gerechtheilig wie der Starke, Menſchenglück
aus ihrem Füllhorn ſtrömen, Geiſter reifen
in ihrem Weltgebäude.

Stellen ſie der Menſchheit
verlohrnen Adel wieder her. Der Bürger
ſey wiederum, was er zuvor geweſen,
der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
als ſeiner Brüder gleichehrwürdge Rechte.
Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
des Denkers hemme keine Schranke mehr,
als die Bedingung endlicher Naturen.

er das groſse Unternehmen ſchon als geendigt an. Sein Ideal republikaniſcher Freiheit kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

So viele reiche blühende Provinzen!
Ein kräftiges und groſses Volk und auch
ein gutes Volk, und Vater dieſes Volkes
das, dacht ich, das muſs göttlich ſeyn.

Je elender er dieſes Volk findet, deſto näher drängt ſich dieſes Verlangen an ſein Herz, deſto mehr eilt er es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erſt, erinnert er ſich lebhaft des Freundes, den er mit glühenden Gefühlen für Menſchenglück in Alkala verlieſs. Ihn denkt er ſich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug ſeiner hohen Entwürfe. Voll unausſprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit ſeines Herzens zuſammendenkt, eilt er nach Madrid in ſeine Arme, jene Saamenkörner von Humanität und heroiſcher Tugend, die er einſt in ſeine Seele geſtreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer ſeines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenſchaftlicher als jemals, mit fiebriſcher Heftigkeit ſtürzt ihm dieſer entgegen. S. 12.

Ich drück an meine Seele dich, ich fühle
die deinige allmächtig an mir ſchlagen.

O jetzt iſt alles wieder gut. Ich liege
am Halſe meines Rodrigo!

Der Empfang iſt der feurigſte: aber wie beantwortet ihn Poſa? Er, der ſeinen Freund in voller Blüthe der Tugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wieder findet, verweilt er bey dieſer traurigen Veränderung? Forſcht er lange und ängſtlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten ſeines Freundes hinunter? Beſtürzt und ernſthaft erwiedert er dieſen unwillkommnen Empfang. S. 13.

So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
erwartete!
Das iſt
der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
denn jetzt ſteh ich als Rodrigo nicht hier,
nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
umarm ich Sie — es ſind die flandriſchen
Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen. u. ſ. f.

Unfreywillig entwiſcht ihm ſeine herrſchende Empfindung gleich in den erſten Augenblicken des ſo lang entbehrten Wiederſehens, wo man ſich doch ſonſt ſoviel wichtigere Kleinigkeiten zu ſagen hat, und Karlos muß alles Rührende ſeiner Lage aufbieten, muß die entlegenſten Scenen der Kindheit hervorrufen, um dieſe

Lieblingsidee ſeines Freundes zu verdrängen, ſein Mitgefühl zu wecken, und ihm auf ſeinen eigenen traurigen Zuſtand zu heften. (S. 15 bis 19) Schrecklich ſieht ſich Poſa in den Hofnungen getäuſcht, mit denen er ſeinem Freunde zueilte. Einen Heldenkarakter hatte er erwartet, der ſich nach Thaten ſehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröfnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menſchenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen ſchwärmeriſchen Tagen auf die entzwey gebrochene Hoſtie gethan, und findet Leidenſchaft für die Gemahlin ſeines Vaters. —

Das iſt der Karl nicht mehr,
der in Alkala von dir Abſchied nahm.
Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
das Paradieß dem Schöpfer abzuſehn
und dermaleins als unumſchränkter Fürſt
in Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
war kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbey
ſind dieſe Träume! —

eine hofnungsloſe Leidenſchaft, die alle ſeine Kräfte verzehrt, die ſein Leben ſelbſt in Gefahr ſetzt. Wie würde ein ſorgſamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht geweſen wäre, in dieſer Lage gehandelt haben? und wie hat Poſa, der Weltbürger gehandelt? Poſa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu ſehr für die Sicherheit ſeines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen ſollen,

König.

Gebt mir eure Hand, und führt mich zu meinem Wirth; wir lieben ihn höchlich, und was wir bisher für ihn gethan haben, iſt nur ein Anfang der Beweiſe unſrer Huld, die wir ihm vorbehalten. Mit eurer Erlaubniß, Wirthin --

[Sie gehen ab.]

Neunte Scene.

[Ein Zimmer in Macbeths Schloß.]

Hautbois, Fakeln. Verſchiedene Bediente gehen mit Tellern und Speiſen über den Schauplaz. Nach einer Weile erſcheint Macbeth.

Macbeth (allein.)

Wenn (*) alles vorbey wäre, wenn es gethan iſt, ſo wär's gut, wenn's ſchnell gethan würde; wenn der Meuchelmord zugleich die Folgen auffiſchen könnte, und dieſer einzige Streich hier alles enden würde -- ſo möchten wir Muth haben hier auf dieſem Sandbank der Zeit über das künftige Leben wegzuſpringen. Aber in ſolchen Fällen empfangen wir gemeiniglich unſer Urtheil ſchon hier, indem wir andern einen blutigen Unterricht geben, der zulezt auf des Erfinders eignen Kopf zurük fällt. Die gleich-meſſende Gerechtigkeit nöthigt uns, die Hefen unſers eignen Gift-Kelchs auszu-

(*) Der ganze [illegible] Rede iſt auch nach einer Reklamation, die was Pope zu machen haben, eine der dunkelſten in unſerm Dichter

ſollen, zu einer gefährlichen Zuſammenkunft mit ſeiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wär es geweſen, auf Erſtickung dieſer Leidenſchaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Poſa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm iſt nichts wichtiger, als dieſen hofnungsloſen Zuſtand, in welchem die thätigen Kräfte ſeines Freundes verſinken, auf das ſchnellſte zu endigen, ſollte es auch ein kleines Wageſtück koſten. So lang ſein Freund in unbefriedigten Wünſchen verſchmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; ſo lang ſeine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt ſind, kann er ſich zu keinem heroiſchen Entſchluſſe erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt alſo, ſeinen heiſſeſten Wunſch zu befriedigen, er ſelbſt führt ihn zu den Füßen ſeiner Königin; und dabey allein bleibt er nicht ſtehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn ſonſt zu heroiſchen Entſchlüſſen erhoben hatten: was kann er anders thun, als dieſen erloſchnen Heldengeiſt an fremden Feuer entzünden, und die einzige Leidenſchaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden iſt? An dieſe muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bey ihr herrſchend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung alles erwarten darf. Nur der erſte Enthuſiasmus iſt es, den er von dieſer Liebe entlehnen will. Hat ſie dazu gehol-

ſen, ſeinem Freunde dieſen heilſamen Schwung zu geben, ſo bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß ſeyn, daß ſie durch ihre eigene Wirkung zerſtört werden wird. Alſo ſelbſt dieſes Hinderniß, das ſich ſeiner groſſen Angelegenheit entgegen warf, ſelbſt dieſe unglückliche Liebe wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem richtigeren Zwecke umgeſchaffen, und Flanderns Schickſal muß durch den Mund der Liebe an das Herz ſeines Freundes reden.

— In dieſer hofnungsloſen Flamme
erkannt ich früh der Hofnung goldnen Stral.
Ich wollt ihn führen zum Vortreflichen;
die ſtolze königliche Frucht, woran
nur Menſchenalter langſam pflanzen, ſollte
ein ſchneller Lenz der wunderthätgen Liebe
beſchleunigen. Mir ſollte ſeine Tugend
an dieſem kräftgen Sonnenblicke reifen.

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Poſa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft ſeinen entflohenen Genius zurück.

Noch ſichtbarer zeigt ſich dieſe Unterordnung der Freundſchaft unter das wichtigere Intereſſe bey der Zuſammenkunft im Kloſter. Ein Entwurf des Prinzen auf den König iſt fehlgeſchlagen; dieſes und eine Entdeckung, welche er zum Vortheil ſeiner Leidenſchaft glaubt

glaubt gemacht zu haben, ſtürzen ihn heftiger in dieſe zurück, und Poſa glaubt zu bemerken, daß ſich Sinnlichkeit in dieſe Leidenſchaft miſche. Nichts konnte ſich weniger mit ſeinem höhern Plane vertragen. Alle Hofnungen, die er auf Karlos Liebe zur Königin für ſeine Niederlande gegründet hat, ſtürzten dahin, wenn dieſe Liebe von ihrer Höhe herunter ſank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt ſeine Geſinnungen an den Tag. S. 210. 211.

O ich fühle,
wovon ich mich entwöhnen muß. Ja einſt,
einſt wars ganz anders. Da warſt du ſo reich,
ſo warm, ſo reich! ein ganzer Weltkreis hatte
in deinem weiten Buſen Raum. Das alles
iſt nun dahin, von Einer Leidenſchaft,
von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne,
dem ungeheuern Schickſal der Provinzen
nicht einmal eine Thräne mehr! O Karl,
wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
ſeitdem du niemand liebſt, als dich!

Bang vor einem ähnlichen Rückfall glaubt er einen gewaltſamen Schritt wagen zu müſſen. So lange Karl in der Nähe der Königin bleibt, iſt er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er ſieht alſo keinen Aus-

genblick an, ihn auf die gewaltſamſte Art dahin zu bringen.

> Er ſoll
> dem König ungehorſam werden, ſoll
> nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
> mit offnen Armen die Flamänder ihn
> erwarten. Alle Niederlande ſtehen
> auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
> wird ſtark durch einen Königſohn.

Würde der Freund des Karlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Namen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen? Aber Poſa, dem die Befreyung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Poſa, der Weltbürger, mußte gerade ſo und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wagende Kühnheit, die ein heroiſcher Zweck allein einzuflößen im Stand iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt, und immer beſorglich. Wo iſt bis jetzt im Karakter des Marquis auch nur eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer alles ausſchließenden, alles für Einen Gegenſtand hingebenden, alles in Einem Gegenſtande genießenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Karakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſtehet? Wo iſt bey ihm das Intereſſe für den Prinzen

mit dem höhern Intereſſe für die Menſchheit untergeordnet? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen groſſen kosmopolitiſchen Gang, und alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen groſſen Theil ſeiner Bewunderer dürfte ihn dieſes Geſtändniß bringen, aber er wird ſich mit dem kleinen Theil derer tröſten, die es ihm zuwendet, und um allgemeinen Beyfall überhaupt hat ein Karakter, wie der ſeinige, nie gebuhlt. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze ſchließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Weſens aus. Daß er das Menſchengeſchlecht mehr liebt als Karln, thut ſeiner Freundſchaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen übrigen unterſchieden haben; im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet ſeinen Horatio. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um ſo ſchwächer und laulichter werde, je mehr ſich ſeine Gegenſtände häufen: aber dieſer Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenſtand ſeiner Liebe zeigt ſich ihm im volleſten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklärt ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Karlos iſt, der

dieſes

dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faßt er zuletzt beydes in Einem Gefühl unzertrennlich zuſammen. In Karlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit itzt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in Einem Gegenſtand auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaßt.

Mein Herz
nur einem einzigen geweiht, umſchloß
die ganze Welt. In meines Karlos Seele
ſchuf ich ein Paradies für Millionen.

Hier alſo iſt Liebe zu Einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſame Pflege der Freundſchaft, ohne das unbillige, das ausſchließende dieſer Leidenſchaft. Hier allgemeine, alles umfaßende Philanthropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemählde von Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was ihm an Würde gegeben worden? an Stärke verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſre Thränen und unſre Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeußerung des wohlwollenden Affekts ſeine weiteſte

teſte Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öfnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Karakter.

(Der Beſchluß künftig.)

Sch.

IV.

Peregrin.

Ein Auszug aus Lucians Nachrichten von dem Leben und Ende dieſes Schwärmers.

Vorbericht.

Ich habe mich ſchon bey einem andern Anlaß, mit aller geziemenden Beſcheidenheit, etwas von einer Gabe verlauten laſſen, die ich mit dem berühmten Geiſterſeher Swedenborg gemein habe, — vermöge deren meine Seele zu gewiſſen Zeiten ſich in die Geſellſchaft verſtorbener Menſchen verſetzen, und, nach Belieben, entweder ungeſehen ihre Unterredungen mit einander behorchen, oder auch wohl, wenn ſie dazu geneigt ſind, ſich ſelbſt in Geſpräche mit ihnen einlaſſen

ſen kann; wie man davon von Zeit zu Zeit einige kleine Proben geſehen hat, oder künftig ſehen wird.

Ich geſtehe daß mir dieſe Gabe zuweilen eine ſehr angenehme Unterhaltung verſchaft; und da ich ſie weder zu Stiftung einer neuen Religion noch zu Beſchleunigung des tauſendjährigen Reichs, noch zu irgend einem andern verdächtigen Gebrauch, ſondern höchſtens blos zur unſchuldigen Gemüthsergötzung meiner Freunde anzuwenden gemeynt bin: ſo hoffe ich, man werde mir dieſen kleinen Vorzug, wenn es einer iſt, gern zu gut halten, und mich mit dem Titel eines Geiſterſehers, der in unſern Tagen viel von ſeiner ehemaligen Würde verlohren hat, gütigſt verſchonen.

Es iſt noch nicht lange daß ich das Vergnügen hatte, eine ſolche Unterredung zwiſchen zwey Geiſtern von nicht gemeinem Schlage aufzuhaſchen, die mich deſto mehr intereſſierte, da ſie in ihrem ehmaligen Leben nicht zum Beſten mit einander geſtanden hatten, und der eine von ihnen mein ſehr guter Freund iſt.

Dieſer letztere, (um die Leſer nicht unnöthig rathen zu laſſen) war ein gewiſſer Lucian — keiner von den zwey oder drey Heiligen Lucianen, die mit einem Lichtzirkel um den Kopf in den Martyrologien figuriren, auch nicht Lucian der Mönch, noch Lucian der Pfarrer zu Kaphargamala, der im Jahr des Heils 415 ſo glücklich war, von Gamaliel im Traume be-

benachrichtiget zu werden wo die Gebeine des heil. Stephanus zu finden seyen, noch Lucian der Marcionit, noch Lucian von Samosata, der Arianer, von dem eine eigene Nebenlinie dieser unglücklichen Familie den Nahmen der Lucianischen führt — sondern (weil es doch einmal heraus muß) Lucian der Dialogenmacher, der sich ehmals mit seinen Freunden Momus und Menippus über die Thorheiten der Götter und der Menschen so lustig machte, übrigens aber, diesen einzigen Fehler ausgenommen, eine so ehrliche und jovialische Seele war, und noch bis auf diese Stunde ist, als jemals eine sich von einem Weibe gebähren ließ.

Der andere Interlocutor war eine nicht weniger merkwürdige Person, wiewohl er in seinem Erdeleben in allem den ausgemachtesten Antipoden meines Freundes Lucian vorgestellt, und, eine so zweydeutige Rolle gespielt hat, daß er bey den einen mit dem Ruf eines Halbgottes aus der Welt gieng, während die andern nicht einig werden konnten, ob der Narr oder der Böswicht, der Betrüger oder der Schwärmer in seinem Charakter die Oberhand gehabt habe. Alles in dem Leben dieses Mannes war excentrisch und ausserordentlich; aber sein Tod war es noch mehr: denn er starb freywillig und feyerlich auf einem Scheiterhaufen, den er vor den Augen einer großen Menge von Zuschauern aus allen Enden der Welt, in der Gegend von Olympia, mit eigner Hand angezündet hatte.

Lucian, der ein Augenzeuge dieſes beynahe unglaublichen Schauſpiels geweſen war, wurde auch der Geſchichtſchreiber deſſelben, und glaubte, als ein erklärter Gegner aller Arten von philoſophiſchen oder religiöſen Gauklern, einen beſonderen Beruf zu haben, die ſchädlichen Eindrücke auszulöſchen, welche Peregrin (ſo hieß dieſer Wundermann, wiewohl er ſich damals lieber Proteus nennen ließ) durch einen ſo auſſerordentlichen Heldentod auf die Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen gemacht hatte: und wie hätte er dieſem Zweck beſſer erreichen können, als indem er ſie zu überzeugen ſuchte, daß der Mann, den ſie nach einer ſo übermenſchlichen That für den gröſten aller Weiſen, für ein Muſter der höchſten menſchlichen Vollkommenheit, ja beynahe für einen Gott zu halten ſich genöthigt glaubten, weder mehr noch weniger als der gröſte aller Narren, ſein ganzes Leben, das Leben eines von ſeiner Sinnlichkeit und ausſchweiffenden Einbildungskraft beherrſchten halbwahnſinnigen Phantaſten, Schwärmers und Scharlatans, und ſein Tod nichts mehr als der ſchicklichſte Beſchluß und die Krone eines ſolchen Lebens geweſen ſey.

Ich habe an einem andern Orte *) die Gründe umſtändlich ausgeführt, welche mich überzeugen, daß Lucian nicht nur in allem, was er als Augenzeuge von dieſem Peregrin erzählt, völligen Glauben verdiene: ſondern daß er auch in der Erzählung derjenigen Umſtände

*) Luciane ſämmtliche Werke, 3ter Theil. S. 91. u. f.

auszutrinken -- Er ſollte gedoppelt ſicher ſeyn; einmal weil ich ſein Verwandter und Vaſall bin, beydes ſtarke Beweggründe gegen die That: Hernach als ſein Wirth, der, anſtatt den Streich ſelbſt zu führen, die Thüre vor ſeinem Mörder verſchlieſſen ſollte. Ueberdem hat dieſer Duncan ſo milde regiert, hat ſein groſſes Amt ſo untadelich verwaltet, daß ſeine Tugenden, wie Engel, mit Trompeten-Zungen tiefe Verdammniß über ſeine Wegraffung ausruffen werden; und Mitleiden, gleich einem nakten neugebohrnen Kind, oder wie des Himmels Cherubim, auf den unſichtbaren Roſſen der Luft reitend, die entſezliche That in iedes Antliz blaſen wird, bis Thränen den Wind erſäuffen -- Ich habe keinen Sporn, der den Lauf meines Vorhabens treibt, als allein den Ehrgeiz, der ſich ſelbſt überſpringt, und auf einen andern einſtürzt --

Zehnte Scene.

Lady Macbeth tritt auf.

Wie ſteht's? Was giebt's Neues?

Lady.

Er hat beynahe abgeſpeiſt; warum habt ihr das Zimmer verlaſſen?

Macbeth.

Fragte er nach mir?

ſtände, die er von bloßem Hörenſagen hatte, wenigſtens ehrlich zu Werke gegangen, und von dem Gedanken, ſeine Leſer zu betrügen und dem armen Phantaſten wiſſentlich Unrecht zu thun, weit entfernt geweſen ſey. Aber wie zuverläſſig auch Lucians Aufrichtigkeit in dieſer Sache immer ſeyn mag, ſo bleibt nicht nur die Glaubwürdigkeit der Gerüchte, die auf Unkoſten Peregrins in Syrien und anderer Orten herumgiengen, und aller der Anekdoten, die dem Lucian von ihm erzählt worden waren, zweifelhaft und unentſchieden: ſondern auch die Fragen, „ob Lucian in ſeinem Urtheil von ihm ſo unpartheyiſch und unbefangen, als man es von einem weiſen Manne und ächten Kosmopoliten fodern kann, verfahren? und, ob Peregrin wirklich ein ſo böſer Bube, ein ſo verächtlicher Gaukler, und bey allem dem gleichwohl ein ſo heiſſer Schwärmer und aufgemachter Phantaſt geweſen ſey, als er ihn ausſchreyt? — dieſe Fragen, ſage ich, bleiben für einen Leſer, der es im Urtheilen über Angeklagte, die ſich nicht mehr vertheidigen können, etwas genauer nimmt als der groſſe Haufe, unauflösliche Probleme.

Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie groß mein Vergnügen war, als ich, durch einen eben ſo glücklichen als unverhofften Zufall, Gelegenheit bekam, die erſte Unterredung, die zwiſchen Lucian und Peregrin im Lande der Seelen vorfiel, zu belauſchen, und aus dem eigenen Munde des letztern Aufſchlüſſe und Be-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

eine Menge Volks verſammelt hatte, mit der brüllenden Stimme, die zum Coſtum dieſer Kapuziner der alten Griechen gehörte, dem Peregrinus eine Lobrede halten, und ſein Vorhaben, ſich zu Olympia zu verbrennen, in der ſeinem Orden eigenen popularen und declamatoriſchen Manier rechtfertigen. — Doch, wir wollen von nun an Lucianen in ſeiner eigenen Perſon ſprechen laſſen. —

„Und man darf ſich noch erfrechen (rief der Cynikker) einen Mann wie Proteus einer eiteln Ruhmſucht zu beſchuldigen? O ihr Götter des Himmels und der Erde, der Flüſſe und des Meeres, und du Vater Herkules! *) Wie? dieſen Proteus der in Syrien in Banden lag, ihn, der ſeiner Vaterſtadt fünftauſend Talente **) ſchenkte, ihn, den die Römer aus ihrer Stadt hinauswarfen, ***) ihn, der unverkennbarer iſt als die Son-

*) Herkules wurde von den Cynikern nicht nur als ihr beſonderer Schutzpatron angeſehen, ſondern in gewiſſen Sinne für den Stifter ihres Ordens, und das Vorbild, welchem ſie ähnlich zu werden trachteten, aufgegeben.

**) Fünf Millionen Thaler.

***) Dies klingt ſeltſam genug aus dem Mund eines Lobredners. Aber der Cynikker, ſollte er ſich auch ſo lakoniſch ausgedrückt haben, durfte nicht befürchten, von ſeinen Zuhörern mißverſtanden zu werden; denn die Griechen hatten überhaupt ein ſehr nachtheiliges Vorurtheil gegen den römiſchen Nahmen und die Stadt Rom, und hatten die ſchimpfliche Vertreibung ihrer Philo-

Sonne, und der es mit dem Olympius ſelbſt aufnehmen könnte — ihn beſchuldigt man der Eitelkeit, weil er durchs Feuer aus dem Leben gehen will? — That etwa Herkules nicht eben daſſelbe? Starb Aeskulap und Dionyſos nicht durch einem Wetterſtral? und ſtürzte ſich nicht Empedokles in den Flammenſchlund des Aetna? "

Wie Theagenes (ſo nannte ſich der Schreyer) dieß geſagt hatte, fragte ich *) einen der Umſtehenden, was er mit ſeinem Feuer meynte, und was Herkules und Empedokles mit dem Proteus zu ſchaffen hätten? — Du weißt alſo nicht, verſetzte er mir, daß Proteus ſich nächſtens zu Olympia verbrennen wird? — Sich verbrennen? rief ich mit Verwunderung; wie iſt das gemeynt? und warum will er ſich verbrennen? — Aber wie mir jener antworten wollte, ſchrie der Cyniker wieder ſo abſcheulich, daß ich kein Wort von dem andern verſtehen konnte. Ich hörte alſo wieder den erſtaunlichen Hyperbolen zu, die jener zum Lobe des Proteus in einem Strom von Worten

Philoſophen unter dem Domitian noch nicht verſchmerzt. Wenn ſie alſo hörten, daß ein ſo großer Weiſer wie Peregrin von den Römern aus ihrer Stadt gejagt worden ſey, ſo dachten ſie ſich keine andere Urſache davon als die, weil wegen ehmals ſogar Epiktet aus Rom hatte weichen müſſen, und ihre Ehrerbietung für den Märtyrer der Philoſophen ſtieg dadurch nur deſto höher.

*) Lucian nehmlich.

ausgoß; dem Sinopenser *) und seinem Meister Antisthenes geschähe schon zu viele Ehre, sagte er, wenn man sie nur mit ihm vergleichen wollte. Dazu wäre nicht einmal Sokrates gut genug: kurz, er soderte endlich Jupitern selbst zum Kampf mit seinem Helden heraus; doch fand er zuletzt für besser, die Sachen zwischen ihnen wieder ins Gleichgewicht zu bringen, und schloß seine Rede folgendermaßen: „mit Einem „Worte, die zwey größten Wunder der Welt sind „Jupiter Olympius und Protens: jenen bildete die „Kunst des Phidias, diesen die Natur selbst; und nun „wird dieses herrliche Götterbild auf einem Feuerwagen zu den Göttern zurückkehren und uns als Waysen zurücklassen!" — Der Mann schwitzte wie ein Braten, indem er dieß tolle Zeug vorbrachte; aber bey den letzten Worten brach er auf eine so komische Art in Thränen aus, daß ich mich des Lachens kaum erwehren konnte; er machte sogar Anstalt sich die Haare auszuraufen, nahm sich aber doch in Acht, nicht gar zu stark zu ziehen. Endlich machten einige Cynikker dem Possenspiel ein Ende, indem sie den schluchzenden Redner unter vielen Trostsprüchen davon führten.

Er war aber kaum von der Kanzel herabgestiegen, so stieg schon ein anderer wieder hinauf, um die Zuhörer nicht aus einander gehen zu lassen, ehe er dem noch flammenden Opfer seines Vorgängers eine Libation

*) Diogenes.

tion aufgegossen hätte. Sein erstes war, daß er eine laute Lache aufschlug, wodurch er, wie man wohl sah, seinem Zwerchfell eine nöthige Erleichterung verschafte. Hierauf fieng er ungefähr also an: hat der Marktschreyer Theagenes seine verwünschte Rede mit den Thränen des Heraklitus beschlossen, so fange ich umgekehrt die meinige mit dem Gelächter des Demokritus an — und nun brach er von neuen in ein so anhaltendes Lachen aus, daß die meisten von uns Anwesenden sich nicht erwehren konnten, ihm Gesellschaft zu leisten. Endlich nahm er sich wieder zusammen, und fuhr fort: was könnten wir auch anders thun, meine Herren, wenn wir so höchst lächerliches Zeug in einem solchen Ton vorbringen hören, und sehen, wie bejahrte Männer, um eines verächtlichen kleinen Rühmchens willen, auf öffentlichem Markte nur nicht gar Burzelbäume machen? Damit ihr aber doch das Götterbild, das nächster Tagen verbrannt werden soll, etwas näher kennen lernet, so höret mir zu, der schon seit langer Zeit seinen Charakter studiert und sein Leben beobachtet, ausserdem aber noch verschiedenes von seinen Mitbürgern und von Personen, die ihn nothwendig sehr genau kennen mußten, erkundiget hat.

Dieses große Meisterstück und Wunder der Welt, dieser Kanon des Polykletus *) also, wurde in Armenien,

*) d. i. dieses Ideal und Muster moralischer Vollkommenheit, so wie die Statue des Polykletus, die den Nahmen Kanon,

(die

nien, da er kaum die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, im Ehebruch ertappt, und genöthigt, mit einem Rettich im Hintern *), sich durch einen Sprung vom Dache zu retten, um nicht gar zu Tode geprügelt zu werden. Gleichwohl liess er sich bald darauf wieder gelüsten, einen schönen Knaben zu verführen, und blos die Armuth der Eltern, die sich mit dreytausend Drachmen **) abfinden ließen, war die Ursache, daß er der Schande, vor den Statthalter von Asien geführt zu werden, entgieng. Doch, ich übergehe alle seine Jugendstreiche dieser Art; denn damals war das Götterbild freylich noch ungeformter Thon, und von seiner Ausbildung und Vollendung noch weit entfernt. Aber was er seinem Vater gethan, ist allerdings nicht zu übergehen, wiewohl ihr vermuthlich alle schon gehört haben werdet, daß er den alten Mann, weil er ihm mit sechzig Jahren schon zu lange lebte, erdrosselt haben soll. Da die Sache bald darauf ruchtbar wurde, sah er sich gezwungen, sich selbst aus seiner Vaterstadt zu verbannen, und von einem Lande ins andere unstät und flüchtig herum zu irren."

„Um

(die Regel) erhielt, für das vollkommenste Muster der wahren Proportionen der menschlichen Gestalt gehalten wurde.

*) Eine damals gewöhnliche Art von Selbstrache beleidigter Ehemänner.

**) Zehnhundert Thaler.

„Um diese Zeit geschah es, daß er sich in der wundervollen Weisheit der Christianer unterrichten liess, da er in Palästina Gelegenheit fand, mit ihren Priestern und Schriftgelehrten bekannt zu werden. Es schlug so gut bey ihm an, daß seine Lehrer in kurzer Zeit nur Kinder gegen ihn waren. Er wurde gar bald selbst Prophet, Thiasarch, Synagogenmeister *) und mit Einem Wort Alles in Allem unter ihnen. Er erklärte und commentierte ihre Bücher, und schrieb deren selbst eine grosse Menge; kurz, er brachte es so weit, daß sie ihn für einen göttlichen Mann ansahen, sich Gesetze von ihm geben liessen, und ihn zu ihrem Vorsteher **) machten.“ Uebrigens verehren diese

*) Der Text gebraucht die Worte, προφητης, θιασαρχης, und ξυναγωγους. Die doppelte Bedeutung des erstern ist bekannt. **Thiasos** war eigentlich der Nahme der Gesellschaft von Satyrn, Faunen und begeisterten Weibern, mit welchen **Bachus** die Welt durchzog: in der Folge gebrauchte man dieses Wort von jedem Haufen schwärmender Bacchanten, und überhaupt von jeder gottesdienstlichen **Brüderschaft**, und der Vorsteher derselben hieß der **Thiasarch**. Daß die Juden den Ort ihrer gottesdienstlichen Versammlungen **Synagoge** nannten, war Lucianen ohne Zweifel bekannt, und er scheint daher, durch den Gebrauch des Wortes Synagogenmeister, die Christianer und Juden in Eine Brühe zu werfen; theils weil die erstern jüdischen Ursprungs waren, theils weil er sie für Leute einerley Gelichters halten mochte.

*) Προφητης — ungefehr in dem Sinne, wie (nach Solans Bemerkung) **Cyrillus** (von Jerusalem) in seiner 6ten Re-

de

Leute den bekannten Maaus, der in Palästina deswegen gekreuzigt wurde, weil er diese neue Mysterien in die Welt eingeführt hatte. Es kam endlich dazu, daß Proteus bey Begehung derselben ergriffen und ins Gefängniß geworfen wurde; ein Umstand, der nicht wenig dazu beytrug, ihm auf sein ganzes Leben einen sonderbaren Stolz einzuflößen, und diese Liebe zum Wunderbaren, und dieses unruhige Bestreben nach dem Ruhm eines ausserordentlichen Mannes in ihm anzufachen, die seine herrschenden Leidenschaften wurden. Denn sobald er in Banden lag, versuchten die Christianer (die dieß als eine ihnen allen zugestoßene große Widerwärtigkeit betrachteten) das mögliche und unmögliche, um ihn dem Gefängniß zu entreissen: und da es ihnen damit nicht gelingen wollte, liessen sie es ihm wenigstens an der sorgfältigsten Pflege und Wartung in keinem Stücke fehlen. Gleich mit Anbruch des Tages sah man schon eine Anzahl alter Weiblein, Wittwen *) und junge Waysen sich um das Gefängniß her lagern; ja die vornehmsten unter ihnen bestachen sogar die Gefangenhüter, und brachten ganze

de an die Taufexpectanten, die Apostel Petrus und Paulus προσευκὰς τῆς ἀναβάσεως nennt.

*) Ohne Zweifel sind hiemit die **Diakonissen** gemeint, die (nach **St. Pauls** Verordnung) nicht unter 60 Jahre seyn dürften, und denen unter andern auch obliag, verbleibenden kranken und gefangenen **Brüdern** und **Schwestern** alle mögliche Hülfleistung **um Christi willen** zu erweisen.

Lady.

Ich dachte, man hätt' es euch gesagt.

Macbeth.

Wir wollen nicht weiter in dieser Sache gehen. Er hat mich kürzlich mit Ehren-Zeichen überhäuft; und ich habe goldne Meynungen von allen Arten von Leuten gekauft, die nun in ihrem neuesten Glanz getragen, und nicht so früh bey Seite geworfen seyn wollen.

Lady.

War die Hoffnung trunken, die euch vor kurzem so entschlossen machte? Hat sie seitdem geschlafen, und erwachte sie nun, um so bleich und grün beym Anblik dessen, was sie vorher liebte auszusehen? Wie? fürchtest du derjenige in der That zu seyn, der du zu seyn wünschest? Strebst du nach dem, was du für die Zierde des Lebens ansiehst, und willst in deinen eignen Augen als eine Memme leben? -- Ich habe das Herz nicht, (armseliger Gedanke!) ob ich gleich gerne wollte; gleich der armen Kaze im Sprüchwort, (die gerne Fische fienge, wenn sie nur die Füsse nicht naß machen müßte.)

Macbeth.

Ich bitte dich, halt ein. Ich habe zu allem Muth, was einem Mann anständig ist; wer mehr hat, ist keiner.

Lady.

Was für ein Thier war denn das, das euch antrieb,

nur

ge Nächte bey ihm zu. Auch wurden reichliche Mahlzeiten bey ihm zusammengetragen, und ihre heiligen Bücher gelesen; kurz, der theure Peregrin (wie er sich damals noch nannte) hieß ihnen ein zweyter Sokrates. Sogar aus verschiedenen Städten in Asien kamen einige, die von den dortigen Christianern abgesandt waren, ihm hülfreiche Hand zu leisten, seine Fürsprecher vor Gericht zu seyn, und ihn zu trösten. Denn diese Leute sind in allen dergleichen Fällen, die ihre ganze Gemeinheit betreffen, von einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, und sparen dabey weder Mühe noch Kosten. Daher wurde auch Peregrinen seiner Gefangenschaft halben eine Menge Geld von ihnen zugeschickt, und er verschafte sich unter diesem Titel ganz hübsche Einkünfte.

Uebrigens wurde Peregrin (als es zu gerichtlicher Entscheidung seines Schicksals kam) von dem damaligen Stadthalter in Syrien wieder in Freyheit gesetzt, einem Manne, der die Philosophie liebte, und sobald er merkte wie es in dem Kopfe dieses Menschen aussah, und daß er Narrs genug war aus Eitelkeit und Begierde zum Nachruhm sterben zu wollen, ihn lieber fortschickte, ohne ihn auch nur einer Züchtigung werth zu halten. Peregrin kehrte also in seine Heimath zurück, fand aber bald, daß das Gerücht von seinem Vatermorde noch immer unter der Asche glühte, und daß viele damit umgiengen, ihm einen förmlichen Prozeß deßwegen an den Hals zu werfen. Die Hälfte

seines

seines väterlichen Vermögens war über seinen Reisen aufgegangen, und der Rest bestand in ungefähr funfzehn Talenten an Feldgütern; denn die sämmtliche Verlassenschaft des Alten war höchstens dreyssig tausend Thaler werth, und nicht fünf Millionen, wie Theagenes lächerlicher Weise geprahlt hatte, eine Summe, wofür das ganze Städtchen Parium *) und fünf andere benachbarte oben drein mit Menschen und Vieh und aller übrigen Habe, nicht verkauft werden könnten. Wie gesagt also, der Verdacht seines Verbrechens war noch warm, und es hatte alles Ansehen daß in kurzem ein Ankläger gegen ihn auftreten würde. Besonders war das gemeine Volk über ihn aufgebracht, und beklagte, daß ein so wackerer Mann, wie der Alte nach dem Zeugniß aller seiner Bekannten gewesen war, auf eine so gottlose Art aus der Welt gekommen seyn sollte. Nun sehe man, durch welche schlaue Erfindung der weise Proteus sich aus diesem bösen Handel zu ziehen wußte! Er hatte sich inzwischen einen großen Bart wachsen lassen, und ging gewöhnlich in einem schmutzigen Kaput von grobem Tuch, mit einem Tornister auf den Schultern und einem Stecken in der Hand. In diesem tragischen Aufzug erschien er nun in

*) Dieses Parium, Peregrins Geburtsort, war eine römische Colonie in Mysien am Hellespont, und hatte daher Municipalrechte und eine Art von demokratischer Verfassung, wie alle dergleichen Städte. Daher die öffentlichen Volksversammlungen deren der Text besser unten erwähnt.

in der öffentlichen Verſammlung der Parianer, und erklärte ſich, daß er hiemit die ganze Verlaſſenſchaft ſeines ſeligen Vaters dem Publiko überlaſſen haben wolle. Dieſe Freygebigkeit that auf den gemeinen Mann, einen Haufen armer und nach dergleichen Spenden heißhungriger Leute, eine ſo gute Würkung, daß ſie in laute Bezeugungen ihres Dankes und ihrer Bewunderung ausbrachen. Das heißt man einen Philoſophen, ſchrieen ſie, einen wahren Patrioten, einen ächten Nachfolger des Diogenes und Krates! *) Nun war ſeinen Feinden der Mund geſtopft, und wer ſich hätte unterfangen wollen des Vatermordes noch zu erwähnen, würde auf der Stelle geſteiniget worden ſeyn. Indeſſen blieb ihm nach dieſer Donation nichts anders übrig, als ſich abermals aufs Landſtreichen zu begeben: denn da konnte er auf einen reichlichen Zehrpfennig von den Chriſtianern rechnen, die überall ſeine Tractanten machten, und es ihm an Nichts mangeln lieſſen. Auf dieſe Weiſe brachte er ſich eine Zeitlang durch die Welt. Da er es aber in der Folge auch mit ihnen verdarb — man hatte ihn, glaube ich, etwas

das

*) Ungeachtet Peregrin im Habit und Coſtum eines cyniſchen Philoſophen vor ſeinen Parianern erſchien, und von ihnen in ihrer fanatiſchen Entzückung für einen zweyten Krates erklärt wurde, ſo hatte er doch damals noch nicht förmlich den den Cynikern Profeß gethan. Dieß geſchah erſt in der Folge, da er ſich in die Schule der Agathobulus begab, nachdem er von den Chriſtianern ausgetrieben worden war, und ihm keine andre reſſource übrig blieb.

das bey ihnen verboten iſt, eſſen ſehen *) und ſie ihn deßwegen nicht mehr unter ſich duldeten, gerieth er in ſo große Verlegenheit, daß er ſich berechtigt glaubte, die Güter von der Stadt Parium zurückzufodern, die er ihr ehmals überlaſſen hatte. Er ſuchte beym Kayſer um ein Mandat deswegen an: weil aber die Stadt durch Abgeordnete Gegenvorſtellungen that, richtete er nichts aus, ſondern wurde befehligt, es bey dem zu laſſen, was er einmal aus eigener freyer Bewegung verfügt habe. Nunmehr unternahm er eine dritte Reiſe zum Agathobulus **) nach Aegypten, wo er ſich durch eine ganz neue und verwundrungswürdige Art von Tugendübung hervorthat; er ließ ſich nehmlich den Kopf zur Hälfte glatt abſcheeren, beſchmier

*) Es gefällt dem heiligen Geiſt und uns (ſchrieben die Apoſtel und Aelteſten zu Jeruſalem an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia; Act. Apoſt. XV.) euch keine Beſchwerung mehr aufzulegen als nur dieſe nöthige Stücke, daß ihr euch enthaltet vom Götzenopfer (d. i. nicht vom Opferfleiſche eſſet) und vom Blute, und vom Erſtickten und von Hurerey." Dieſe Apoſtoliſche Conſtitution wurde unter den Chriſtianern genau beobachtet, und die Strafe der Excommunication ſtand wenigſtens auf dem Eſſen von Götzenopfern. Mit Peregrinen wurde es billig um ſo genauer genommen, je größer das Anſehen, worin er bey ihnen geſtanden, geweſen war.

**) Einem Cyniſchen Philoſophen, (wie es ſcheint) der um das J. C. 120 ſich hervorzuthun anfieng (vid. Euſeb. Chronik. a. h. a.)

beſchmierte ſich das Geſicht mit Leim, that (um zu zeigen, daß dergleichen Handlungen unter die Adiaphora gehörten) vor einer Menge Volks — was ſchon Diogenes öffentlich gethan haben ſoll, geiſſelte ſich ſelbſt und ließ ſich von andern mit einer Ruthe den Hintern zerpeitſchen, mehrere noch ärgere Bubenſtreiche zu geſchweigen, wodurch er ſich in den Ruf eines auſſerordentlichen Menſchen zu ſetzen ſuchte *). Nach dieſer ſchönen Vorbereitung ſchiffte er nach Italien über, wo er kaum den Boden betrat, als er ſchon über alle Welt zu ſchimpfen und zu läſtern anfieng, am meiſten über den Kayſer, gegen den er ſich die ärgſten Freyheiten um ſo getroſter herausnahm, weil er wußte, daß es der ſanfteſte und leutſeligſte Herr war **). Wie man leicht denken kann, bekümmerte ſich dieſer wenig um

*) Alle dieſe Abſurditäten, die der Ungenannte auf Peregrins Rechnung ſetzt, ſollten ſeine Initiation in dem Cyniſchen Orden vorſtellen, wodurch er öffentlich Profeſſion machte, allen conventionellen Begriffen und allen Geſetzen der Wohlanſtändigkeit zu entſagen, hingegen als **ein freyer Sohn der Natur zu leben**, alles dulden und ausdauern zu können, allen körperlichen Schmerz zu verachten, u. ſ. w.

) Wenn Peregrin ſich im J. C. 166 verbrannt hat (wie Euſebius ſagt) und zwiſchen ſeiner Vertreibung aus Rom und ſeinem Tode, unſerm Autor zu Folge, ungefähr acht Jahre verſtrichen ſind, ſo kann hier kein anderer Kayſer gemeynt ſeyn als **Antoninus Pius; und dieſem ſagt auch der Charakter vollkommen zu, der ihm hier beygelegt wird.

um ſeine Läſterungen, und hielt es unter ſeiner Würde, einen Menſchen, der von Philoſophie Profeſſion machte, Worte halber zu ſtrafen, zumal da er das läſtern und ſchmähen ordentlich als ſein Handwerk trieb. Indeſſen half auch dieſer Umſtand ſeinen Ruf vermehren: denn es fehlte unter dem gemeinen Volke nicht an Einfältigen, bey denen er ſich durch ſeine Tollheit in Credit ſetzte; ſo daß der Ober-Policeymeiſter ihm endlich, da er's gar zu arg machte, aus der Stadt hinausbiethen muſte, weil man, wie er ſagte, ſolche Philoſophen zu Rom nicht brauchen könnte. Aber auch dies vermehrte ſeine Celebrität, weil jedermann von dem Philoſophen ſprach, der ſeiner kühnen Zunge und allzugroſſen Freymüthigkeit wegen aus der Stadt verwieſen worden ſey, und dieſe Aehnlichkeit ihn mit einem Muſonius, einem Dion, einem Epiktet, *) und wer ſonſt von dieſer Claſſe das nehmliche Schickſal erfahren hatte, in Eine Linie ſtellte. Wie er nun hierauf nach Griechenland kam, ließ er ſeine Schmähſucht bald an den Einwohnern von Elis aus, bald wollte er die Griechen bereden die Waffen gegen die Römer zu ergreiffen, bald läſterte er über einen durch ſeine Gelehrſamkeit und Würden gleich erhabenen Mann

*) Von denen der erſte unter dem K. Nero, und die beyden andern nebſt allen übrigen Philoſophen, ſo viele ihrer damals in Rom waren, durch ein Decret des K. Domitianus aus Italien verwieſen worden waren.

Mann *), der unter mehrern andern Verdienſten um Griechenland, eine Waſſerleitung nach Olympia auf ſeine Koſten geführt hatte, damit die Zuſchauer der Kampfſpiele nicht länger vor Durſt verſchmachten müßten **). Dieſe Wohlthat machte ihm Peregrin zum

*) Die Rede iſt von dem berühmten Tiberius Claudius Atticus Herodes, dem angeſehenſten, beredteſten, reichſten und großthätigſten unter allen Griechen, die unter den Antoninen lebten. Auſſer dem groſſen Cosmus de Medici kann ſchwerlich noch ein andrer Privatmann genannt werden, der ein fürſtliches Vermögen auf eine ſo große Art angewandt hätte als dieſer Herodes Attikus, wie er gewöhnlich genennt wird. Unter den Werken, womit er die Stadt Athen verſchönerte, war ein Stadion (eine Rennbahn) von weiſſem Marmor, wovon noch einige Ueberbleibſel zu ſehen ſind, und ein prächtiges Theater, dergleichen eines er auch zu Korinth aufführte. Philoſtratus erwähnt noch verſchiedener andrer theils prächtiger, theils wohlthätiger Werke, womit er ſich um Griechenland verdient gemacht; und Pauſanias recenſirt eine Menge herrliche und koſtbare Kunſtwerke, die er in dem Tempel Neptuns zu Korinth geſtiftet hatte.

**) Die aus allen Weltgegenden verſammelten Zuſchauer der Olympiſchen Spiele hatten der heiſſen Jahreszeit und des engen Raumes wegen ſo viel von der Sonnenhitze auszuſtehen, daß (wie Aelianus var. hiſtor. XIV. 18. ſagt) ein Herr ſeinen Sclaven mit nichts ſchrecklicherm zu bedrohen wußte, als ihn nach Olympia

zum Vorwurf, als ob er die Griechen dadurch weibiſch gemacht hätte. Es gebühre ſich, ſagte er, daß die Zuſchauer der olympiſchen Spiele den Durſt ertragen könnten, und der Schade ſey ſo groß nicht, wenn auch manche an den hitzigen Krankheiten, die bisher wegen der Dürre dieſer Gegend daſelbſt im Schwange giengen, drauf gehen müßten. Und das alles ſagte er während er ſich das nehmliche Waſſer wohl belieben ließ; eine Unverſchämtheit, wodurch die Anweſenden ſo erbittert wurden, daß alles zuſammenlief und im Begriff war, ihn mit Steinen zuzudecken, ſo daß der tapfere Mann, um mit dem Leben davon zu kommen, zu Jupitern *) ſeine Zuflucht nehmen mußte. In der nächſtfolgenden Olympiade erſchien er wieder vor den Griechen, und zwar mit einer Rede, woran er in den verfloſſenen vier Jahren gearbeitet hatte, und worin er, unter Entſchuldigung ſeiner letztmaligen Flucht, den Stifter des Waſſers zu Olympia bis an den Himmel erhob. Wie er aber gewahr wurde, daß ſich niemand mehr um ihn bekümmerte, und daß er kommen und gehen konnte, ohne das mindeſte Aufſehen zu erregen

pia zu ſchicken, um den Spielen zuzuſehen. Der Mangel an Waſſer machte dieſe Beſchwerlichkeit noch unerträglicher. Herodes erwarb ſich alſo kein geringes Verdienſt um das Publikum, indem er auf ſeine Koſten eine Waſſerleitung nach Olympia führen ließ.

*) nemlich in den Tempel Jupiter zu Olympia, der, wie alle Tempel, eine Freyſtätte war.

regen — denn ſeine Künſte waren nun was Altes; und etwas Neues, wodurch er in Erſtaunen ſetzen und die Aufmerkſamkeit und Bewunderung des Publikums hätte auf ſich ziehen können, wußte er nicht aufzutreiben, da dieß doch von Anfang an das Ziel ſeiner leidenſchaftlichſten Begierde geweſen war — ſo gerieth er endlich auf dieſen letzten tollen Einfall mit dem Scheiterhaufen, und kündigte den Griechen bereits an den letzten Olympiſchen Spielen an, daß er ſich an den nächſtfolgenden verbrennen würde. Und dieß iſt nun alſo das wundervolle Abentheuer, mit deſſen Ausführung er, wie es heißt, beſchäftigt iſt, indem er bereits eine Grube graben, und eine Menge Holz zuſammenführen läßt, um uns das Schauſpiel einer übermenſchlichen Stärke der Seele zu geben. Meines Erachtens gebührte ſichs vielmehr, den Tod gelaſſen zu erwarten, nicht, wie ein flüchtiger Sclave aus dem Leben davon zu laufen. Iſt er aber ja ſo feſt entſchloſſen zu ſterben, warum denn gerade durch Feuer, und mit einem ſolchen Tragödienmäßigen Prunk? Wozu nun eben dieſe Todesart, da er unter tauſend andern die Wahl hat? Und geſetzt auch, er habe zum Feuer, als zu einer Herkuliſchen Art zu ſterben, eine beſondere Anmuthung: warum ſucht er ſich denn nicht in aller Stille einen hübſchen waldichten Berg aus, und verbrennt ſich da allein? oder, wenn er ja einen Philoktetes *) dabey haben will, in Beyſeyn eines

*) Dieſer getreue Freund und Gefährte des Herkules war der

einzigen wie etwa dieſer Theagenes? Aber das iſt zu unſcheinbar; er will ſich zu Olympia, vor den Augen einer unendlichen Menge von Zuſchauern, und nur nicht gar auf dem öffentlichen Schauplatz braten, — und ſich dadurch ſelbſt ſein Recht anthun; wie er es beym Herkules! wohl verdient hat. Denn was iſt billiger, als daß Vatermörder und Gotteslängner die Strafe ihrer Thaten leiden? Nur hätte er eben deswegen früher zur Sache ſchreiten ſollen, er, der längſt verdient hätte, für ſeine Uebelthaten in dem glühenden Stier des Phalaris zu leiden, anſtatt an einem einzigen Mundvoll Feuer in einem Augenblick zu ſterben. Denn ich höre von vielen, es ſey keine ſchnellere Todesart als durchs Feuer, und man brauche nur den Mund aufzuthun, um auf der Stelle todt zu ſeyn. Aber vermuthlich hat er dieſes Schauſpiel bloß darum ausgedacht, weil es die Eitelkeit des ruhmſüchtigen Menſchen kitzelt, ſich an einem Orte zu verbrennen, der ſo heilig iſt, daß andre ehrliche Todten nicht einmal darin begraben werden dürfen. Ihr habt vermuthlich gehört, daß ſchon vor Alters einer der auch gerne berühmt hätte werden mögen, da er ſich durch kein anderes Mittel dazu zu gelangen getraute, den Dianentempel zu Epheſus in Brand geſteckt haben

der einzige von deſſen Anverwandten, der ſich von ihm erbitten ließ, den Scheiterhaufen anzuzünden, worauf er ſich verbrannte, um den Qualen, die ihm Dejanirens Eiferſucht zubereitet hatte, ein Ende zu machen.

mir die erſte Eröffnung von dieſem Vorhaben zu thun? Als ihr den Muth hattet es auszuführen, da war't ihr ein Mann; und wenn ihr mehr wäret was ihr waret, ſo würdet ihr um ſo viel mehr Mann ſeyn. Damals bot ſich euch weder Zeit noch Ort an, und ihr wolltet beyde machen; ſie haben ſich ſelbſt gemacht, und ihre Bereitwilligkeit ſchreckt euch ab -- Ich habe Kinder geſäugt, und weiß wie zärtlich die Liebe zu dem Säugling iſt, der an meiner Bruſt trinkt; aber ich wollte -- ja Macbeth! indem er mich liebkoſend angelächelt hätte, wollt' ich meine Warze aus ſeinem beinloſen Kiefer gezogen, und ihm das Hirn ausgeſchlagen haben, wenn ich es ſo geſchworen hätte, wie ihr das geſchworen habt.

Macbeth.

Wenn es uns mißlünge --

Lady.

Mißlingen? Führt es nur mit Standhaftigkeit aus, ſo kan es nicht mißlingen. Wenn Duncan ſchläft, (und die ſtarke Tagreiſe wird ſeinen Schlaf befördern;) ſo will ich ſeine beyden Kammer-Herren mit Wein und Geſundheiten ſo zurichten, daß ihr Gedächtniß, der Wächter des Gehirns, ein Dunſt ſeyn ſoll, und ihre Vernunft ein bloſſer Diſtillier-Kolbe; wenn in ſchweiniſchem Schlaf ihre ertränkten Kräfte wie im Tode ligen, was können nicht ihr und ich mit dem unbewachten Duncan anfangen? Was können wir nicht ſeinen vollen Bedienten thun, welche die Schuld unſrer That tragen ſollen?

ben ſoll *). Peregrin ſcheint mit einem ähnlichen Gedanken ſchwanger zu gehen, ſo tief hat ſich die Liebe zum Ruhm in die Seele des armen Mannes eingefreſſen. Zwar giebt er vor, er thue es den Menſchen zum Beſten, damit er ſie den Tod verachten und auch das Schrecklichſte mit Geduld ertragen lehre. Ich aber möchte nicht ihn, ſondern euch fragen, ob ihr wohl wünſchet, daß Böſewichter ſeine Jünger in dieſer Geduldſchule werden, und den Tod und das Verbrennen und andere ſolche fürchterliche Strafen verachten lernen möchten? Ich bin gewiß, daß ihr weit von einem ſolchen Wunſche entfernt ſeyd. Woher weiß nun Peregrin, daß er durch dieſe ungewöhnliche Lehrart nur den guten Menſchen nützlich ſeyn, nicht die Böſen noch unternehmender und tollkühner machen wird? Doch, geſetzt es ſey möglich, daß niemand bey dieſem Schauſpiele zugegen ſey, als wer es in einer gemeinnützlichen Abſicht ſehen will, ſo frage ich euch abermal, ob ihr wohl wünſchen möchtet, daß eure

*) Die Rede iſt von einem gewiſſen Heroſtratus, der zu Alexander des Großen Zeiten ſich durch dieſen Zug von Ruhmbegierde hervorgethan haben ſoll. Lucians Ungenannter affektirt ihn nicht zu nennen, als ob er auf das alte Edikt der Epheſier Rückſicht nähme, wodurch verboten wurde, ſeinen Nahmen jemals auszuſprechen, um ihn durch das Fehlſchlagen ſeiner Abſicht am empfindlichſten zu ſtrafen. *Valer. Max.* VIII. 14. Ohne den Athenienſiſchen Geſchichtſchreiber Theopompus würde er vielleicht nie bekannt worden ſeyn.

Kinder ſich zur Nachahmung einer ſolchen That reizen ließen? Ihr werdet gewiß Nein ſagen. Aber wozu frag' ich auch ſo etwas, da ſich doch wahrlich ſelbſt von ſeinen Schülern keiner beygehen laſſen wird, es ihm nachzuthun? Und doch könnte man es dem Theagenes, wenigſtens, übel nehmen, wenn er, der in allen andern Stücken ein ſo feuriger Nacheiferer dieſes Mannes iſt, ſich ſeinem Meiſter auf dieſer Reiſe zum Herkules, wie ſie es nennen, nicht zum Gefährten aufdringt: da es doch, um in einem Augenwinke der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig zu werden, weiter nichts braucht, als mit dem Kopfe vorwärts ins Feuer zu ſpringen. Denn die wahre Nacheiferung geht nicht auf Schnappſack, Stecken und Bettlersmantel; ſolche Dinge laſſen ſich leicht nachäffen; das hingegen wäre doch eine des hohen Muthes dieſer Herren würdige That, einen Haufen feigenbäumene Klötze, ſo grün als man ſie bekommen könnte, zuſammen zu tragen und ſich vom Rauch erſticken zu laſſen. Denn da das Feuer nicht bloß für einen Herkules und Aeſkulap, ſondern auch für Tempelräuber und Mörder iſt, die man nicht ſelten durch Urtheil und Recht dieſe Strafe leiden ſieht: ſo ſolltet Ihr, wär' es auch nur um etwas eigenes zu haben, lieber durch Rauch als Feuer ſterben wollen. Uebrigens hatte Herkules einen ſtarken Beweggrund; er that es, um den Qualen eines unheilbaren Uebels ein Ende zu machen; denn er wurde, wie die Tragödie ſagt, von

dem

dem Blute des Centauren Neſſus unter unſäglichen Martern aufgezehrt. Aber was für eine Urſache hat Peregrin, in die Flammen zu ſpringen? — „Wie? zum Jupiter! einen Beweis abzulegen, daß „er den Brachmanen an Standhaftigkeit nichts nach„giebt; iſt das nicht Urſache genug?“ — Mit dieſer Vergleichung glaubt alſo Theagenes was Großes geſagt zu haben, als ob es in Indien nicht eben ſo gut ruhmſüchtige Narren geben könnte als unter uns. Aber gut! Wenn das ſeine Meynung iſt, ſo ahme er ſie denn im Ernſte nach! Denn, nach dem Berichte des Oneſikritus, der den Kalanus ſich verbrennen ſah, ſprungen die Brachmanen nicht in die Flamme hinein, ſondern wenn der Scheiterhauffen zu brennen anfängt, ſtellen ſie ſich ganz nahe unbeweglich hinzu, und laſſen ſich eine Weile ſengen, ſteigen dann hinauf, legen ſich ruhig hin, und verbrennen ohne einen Augenblick zu zucken, oder das geringſte an ihrer Lage zu verändern. Was wird hingegen Proteus ſo großes gethan haben, wenn er gleich im Hineinſpringen von der Gewalt der über ihn zuſammenſchlagenden Flammen erſtickt wird? Wiewohl ſich auch hoffen läßt, daß er allenfalls halbgeſchmohrt wieder herausſpringen wird; falls er nicht etwa gar, wie einige ſagen, die Veranſtaltung trifft, daß der Scheiterhaufen in der Mitte hohl iſt, und die Grube, worüber er aufgethürmt werden ſoll, die gehörige Tiefe hat. Andere ſagen jedoch, er ſey anders Sinnes worden, und erzähle gewiſſe Träume, die ihn

bedeuteten, Jupiter erlaube nicht, einen ihm geheiligten Ort zu entweyhen. Aber was das betrift, kann er ganz ruhig ſeyn! Ich bin bereit mit einem großen Eide zu beſchwören, daß keiner von allen Göttern es übel nehmen wird, wenn Peregrin des elendeſten Todes ſtirbt. Es würde ihm aber nun auch ſchwer werden zurückzugehen; denn die Cyniker, von denen er umgeben iſt, laſſen ihm keine Ruhe, und ſtoßen ihn, ſo zu ſagen, ins Feuer hinein, indem ſie nicht aufhören, ihm den Kopf warm zu machen. Man kann auf ſie rechnen, daß ſie ihn nicht zurückſpringen laſſen werden; und wenn er nur den glücklichen Einfall hätte, ein Paar von ihnen mit ſich ins Feuer hinein zu ziehen, ſo hätte er doch in ſeinem Leben noch was artiges gethan. Uebrigens höre ich, er wolle nicht länger Proteus heißen, ſondern habe dieſen Nahmen mit Phönix vertauſcht, weil dieſer Indianiſche Vogel, wie die Sage geht, wenn er ſein höchſtes Alter erreicht hat, Holz zuſammenträgt und ſich ſelbſt verbrennt. Auch bringt er gewiſſe alte Orakel unter die Leute, worin geweiſſaget ſeyn ſoll, er werde ein Schutzgeiſt der Nacht werden. Man ſieht alſo, daß er ſogar nach Altären lüſtern iſt, und vergoldet aufgeſtellt zu werden hofft. Auch iſt es, beym Jupiter! gar nichts unmögliches, daß unter der Menge von Thoren, die es in der Welt giebt, nicht einige gefunden werden ſollten, die im Stande wären, vorzugeben, er habe ihnen vom Quartanfieber geholfen, oder ſie mit einer nächtlichen Erſcheinung beehrt.

ehrt. Ich zweifle gar nicht, daß die ſchändlichen Buben, ſeine Jünger, ihm ſogar auf der Brandſtätte eine Capelle bauen und ein Orakel zu veranſtalten ſuchen werden;*) zumal da ja auch ſein erſter Nahmensvorfahrer Proteus, Jupiters Sohn, ein Prophet war. Ja ich will hiemit vorausgeſagt haben, daß man ihm ſogar Prieſter mit Geiſeln, Brenneiſen, und andern ſolchen Gaukeleyen, **) auch wohl, ſo Gott will, nächtliche Myſterien, und Prozeſſionen mit brennenden Fakkeln um einen Holzſtoß, anordnen wird. Wenigſtens höre ich von meinen Freunden, Theagenes habe un-

 längſt

*) Daß dieſe philoſophiſche Weiſſagung Lucians würklich in Erfüllung gegangen ſey, beweiſet eine Stelle aus des Athenagoras Apologie für die Chriſtianer an die Kaiſer M. Aurel. und Aurel. Commodus, wo er ſagt: „Nicht weniger ſoll auch eine Bildſäule des „Proteus (der ſich, wie euch zweifelsohne bekannt iſt, „zu Olympia ins Feuer ſtürzte) Orakel ertheilen.“ Aus dem, was er kurz zuvor ſagt, ſieht man, daß Parium, Peregrins Vaterſtadt, im Beſitz dieſes weiſſagenden Bildes war. *Bibl. Patrum Max.* Vol. II. P. 2. p. 155.

**) Unſere Leſer kennen vermuthlich die Büßer der Oſtindianer aus Sonnerat oder andern ältern Nachrichten. Der Aberglaube, daß etwas Verdienſtliches in ſolchen Selbſtpeinigungen ſey, herrſchte ſeit uralten Zeiten in den Morgenländern: und kam nach und nach von ihnen zu den Griechen und Römern, ſo wie er auch bald genug unter den ausgearteten Bekennern des Chriſtlichen Nahmens im Schwange gieng.

längſt ſogar von einer Weiſſagung der Sibylle über dieſe Dinge geſprochen, *) und folgende Verſe von ihr angeführt:

Aber ſobald Proteus, der Cyniker größter und beſter,
neben dem Tempel des Donnerers Zevs ein Feuer entzündet,
und in die Flamme ſpringend den hohen Olympus beſteiget:
alsdann ſollen alle, die von den Früchten der Erde
eſſen, den großen nächtlichen Heros, der neben Herhäſtos
und Herakles, dem Könige, thront, als Schützer verehren!

So lautet das Orakel, welches Theagenes von der Sibylle zu haben vorgiebt. Ich hingegen will euch ein anderes vom Bakis **) über eben dieſen Gegenſtand

*) Die Sibylle, oder die Sibyllen (denn die Anzahl dieſer phantaſtiſchen Prophetinnen iſt ſtreitig, und geht von einer bis zu zehen) mußten ſich zu Lucians Zeiten von jedem Betrüger zu Unterſtützung ſeiner Abſichten gebrauchen laſſen. Auch machten ſich einige Chriſtianer ſchon damals ein Geſchäfte daraus, Sibilliniſche Orakel zu ſchmiden, und eine ſo vollgültige Autorität zu vermeyntlicher Bekräftigung ihrer Religion hier und da geltend zu machen. (S. *Origen.* c. Cels. L. 1. 5 u. 7.) Ein Betrug, der ihnen um ſo leichter war, da die neue Compilation, die der K. M. Aurelius von allen Sibylliniſchen Orakeln, die ſich finden würden, machen ließ, ſowohl dem Glauben der Einfältigen an dieſe Albernheiten, als der Induſtrie der Schlauköpfe, neues Leben und neue Aufmunterung gab.

**) Dieſer Bakis (oder Bacis) war ein Böotier, und, der

ſtand mittheilen, welches ihr ſehr paſſend finden wer-
det: So ſpricht Bakis:

Aber ſobald der Cyniker mit den vielerley Nahmen
von der Erinnys des Ruhmes gepeitſcht in die Flammen hin-
einſpringt,
ſollen hinter ihm drein die ihm folgenden Hundefüchſe
alleſammt ſpringen, das Schickſal des fliehenden Wolfes zu
theilen.
Wollte ſich einer, aus Furcht, der Gewalt des Hephäſtos
entziehen,
dieſen ſollen ſogleich die Achäer Alle mit Steinen
decken,

der gemeinen Sage nach, von den Nymphen begeiſtert, die vor Alters in Böotien ein eigenes Orakel gehabt hatten. Er muß älter als Herodot geweſen ſeyn, weil dieſer in ſeinem 8ten Buche einige Orakel von ihm anführt. Man trug ſich unter den Griechen mit einer ganzen Sammlung von Orakeln, die dieſem begeiſterten Böotier zugeſchrieben wurden, und wahrſcheinlicher Weiſe (ſo wie die Sibylliniſchen) manchem Betrüger Gelegenheit gaben, vornehme und reiche Idioten, (unter denen es zu allen Zeiten Liebhaber ſolcher Raritäten gab) für ihr baares Geld zum Beſten zu haben. Es iſt ein drolligter Einfall von Lucians Ungenanntem, dem Orakel, das Peregrin der Sybille untergeſchoben hatte, ſtehendes Fußes ein anderes vom Bakis entgegen zu ſtellen, deſſen Autorität diejenigen, die ſich auf die Sibylle beriefen, ohne die gröbſte Unhöflichkeit nicht anfechten durften. Denn was Einem recht iſt, iſt dem Andern billig.

decken, damit er ſich, trotz ſeinem Froſte, nicht länger
feuria zu reden vermeſſe, und mit erwuchertem Golde
ſeinen Torniſter fülle, wiewohl ſein väterlich Erbe
ihn zum Herren von dreymal fünf Talenten gemacht hat.

Was dünkt euch, meine Herren? Sollte Bakis wohl ein ſchlechterer Orakelſteller ſeyn als die Sibylle? Dieſe bewundernswürdigen Jünger des Proteus hätten alſo keine Zeit zu verlieren, ſich um einen bequemen Ort umzuſehen, wo ſie ſich (um mich ihres eigenen Kunſtworts zu bedienen) verlüften können."

Hier endigte der Unbekannte ſeine Rede, und machte ſich, unter dem Geſchrey der Umſtehenden: „Laßt ſie brennen! ſie ſind des Feuers werth!" mit Lachen aus dem Staube. Aber dem Neſtor Theagenes blieb dieß Geſchrey unverborgen *), und kaum hatte es an ſeine Ohren angeſchlagen, als er ſpornſtreichs herangelaufen kam, die Kanzel beſtieg, und eine ungeheure Menge Abſcheulichkeiten über den wackern Mann herausbrüllte, der ſo eben herabgeſtiegen war, und deſſen Nahme mir unbekannt iſt. Aber ich ließ ihn brüllen, bis er hätte berſten mögen, und gieng den Athleten zuzuſehen, da ich hörte, die Kampfrichter hätten ſich ſchon an ihrem gewöhnlichen Platze eingefunden. Alles dieß, mein Freund, gieng zu Elis vor.

Wie

*) Parodie des erſten V. im XIV. Buche der Ilias.

Wie wir in Olympia angekommen waren, fanden wir die Galerie hinter dem Tempel mit einer Menge Leuten angefüllt, die theils übel, theils rühmlich von dem Vorhaben des Proteus sprachen. Endlich erschien in Begleitung einer Menge Volks mein Proteus selbst, und hielt, von dem Orte, wo die Ausrufer ihren Wettstreit zu halten pflegen, eine Rede an das Volk, worin er sich über seinen ganzen Lebenslauf, über die mancherley gefahrvolle Abentheuer, die ihm zugestoßen, und das viele Ungemach, so er der Philosophie zu lieb ausgestanden, umständlich vernehmen ließ. Er sprach lange; aber da ich der Menge und des Gedränges wegen zu weit entfernt war, konnte ich wenig davon verstehen, und fand endlich, aus Furcht erdrückt zu werden (welches mehr als Einem gegegnete) für das sicherste, mich auf die Seite zu machen *), und den Sophisten seinem Schicksal zu überlassen, der nun einmal mit aller Gewalt sterben, und dabey das Vergnügen haben wollte, sich selbst seine Leichenrede zu halten. Indessen hörte ich doch, wie er sagte: er habe vor, einem goldnen Leben eine goldne Krone aufzusetzen; denn es gebühre sich, daß der

*) Lucian gieng nicht davon, wie man aus dem Wort ἀπῆλθον schließen könnte, denn wie hätte er sonst das folgende hören können? er entfernte sich nur, um nicht ins Gedränge zu gerathen, fand aber in der Folge wieder Gelegenheit, nahe genug zu kommen, um zu hören und zu sehen, was er uns erzählt.

der Mann, der wie Herkules gelebt habe, auch wie Herkules ſterbe, und in den Aether, woher er gekommen, zurückfließe. Auch gedenke ich, ſagte er, ein Wohlthäter der Menſchen dadurch zu ſeyn, daß ich ihnen zeige, wie man den Tod verachten müſſe; und ich darf alſo billig erwarten, daß alle Menſchen meine Philokteten ſeyn werden."

Dieſe letzten Worte verurſachten eine groſſe Bewegung unter den Umſtehenden; die einfältigſten brachen in Thränen aus und riefen: erhalte dich für die Griechen! Andere, die mehr Stärke hatten, ſchrieen: vollführe was du beſchloſſen haſt! Dieſer Zuruf ſchien den alten Kerl ziemlich aus der Faſſung zu bringen; denn er mochte gehoffet haben, daß ihn alle Anweſende zurückhalten und nöthigen würden, wider Willen bey Leben zu bleiben. Aber dieß leidige „Vollführe was du beſchloſſen haſt!" fiel ihm ſo ganz unerwartet auf die Bruſt, daß er noch bläſſer wurde als vorher, wiewohl er ſchon eine wahre Leichenfarbe gehabt hatte, und es wandelte ihn ein ſolches Zittern an, daß er zu reden aufhören mußte.

Du kannſt dir vorſtellen wie lächerlich mir das ganze Gaukelſpiel vorkam. Denn ein ſo unglücklicher Liebhaber des Ruhms, wie dieſer, verdiente kein Mitleiden, da wohl ſchwerlich unter allen, die jemals von dieſer Plaggöttin geheyt wurden, einer war, der weniger Anſprüche an ihre Gunſt zu machen gehabt hätte.

Indeſſ

Macbeth.

Welch ein Weib! bringe mir keine Töchter! aus deinem Metall müſſen nur Männer gebildet werden! — Glaubſt du nicht, ſie werden für die Thäter angeſehen werden, wenn wir ſie, indem ſie ſchlafen, mit Blute beſchmieren, und ihre eigne Dolche zu der That gebrauchen.

Lady.

Wer wird, bey dem Geſchrey und Wehklagen, das wir erheben wollen, ſich unterſtehen anders zu denken?

Macbeth.

Ich bin entſchloſſen, Weib, und alle meine Sehnen ſtrengen zu dieſer furchtbaren That ſich an. Komm, und laß uns unſer Vorhaben unter die ſchönſte Larve verbergen!

[Sie gehen ab.]

Indeſſen wurde er doch von vielen zurück begleitet, und ſein Dünkel fand eine ſtattliche Weide, wenn er über die Menge ſeiner Bewunderer hinſah, ohne daß der Thor bedachte, daß auch die Elenden, die zum Galgen geführt werden, ein ſehr zahlreiches Gefolge zu haben pflegen.

Die Olympiſchen Spiele waren nun vorüber, und die ſchönſten, die ich jemals ſahe, wiewohl ich ſie viermal geſehen habe. Weil eine Menge von Fremden auf einmal abzieng, und deswegen kein Fuhrwerk mehr zu bekommen war, mußte ich wider Willen zurückbleiben. Peregrin, der die Sache immer von einem Tage zum andern aufgeſchoben hatte, kündigte endlich die Nacht an, worin er uns ſeine Verbrennung zum Beſten geben wollte. Ich verfügte mich alſo gegen Mitternacht, in Begleitung eines meiner Freunde, gerades Weges nach Harpine *), wo der Scheiterhaufen ſtand. Wenn man von Olympia neben der großen Rennbahn oſtwärts geht, hat man gerade zwanzig Stadien dahin zu gehen. Wie wir ankamen, fanden wir den Holzſtoß in einer ellentiefen Grube aufgeſetzt. Er beſtand größtentheils aus Kienholz mit dürrem Reiſig vermiſcht, damit das Ganze deſto ſchneller in Flammen geriethe.

Sobald

*) Oder vielmehr nach den Ruinen einer ehemaligen kleinen Stadt dieſes Namens, die ungefähr eine Stunde weit von Olympia entfernt waren. S. *Pauſan.* in Eliac. c. 24.

Sobald der Mond aufgegangen war (denn billig mußte auch Luna eine Zuſchauerin dieſer herrlichen That abgeben) erſchien Peregrin in ſeinem gewöhnlichen Aufzug, und mit ihm die Häupter der Hunde, *) vornehmlich der edle Patrenſer, **) der eine brennende Fackel in der Hand trug, und die zweyte Rolle bey dieſer Komödie nicht übel ſpielte. Auch Proteus ſelbſt war mit einer Fackel bewaffnet. Beyde näherten ſich von dieſer und jener Seite dem Scheiterhaufen und zündeten ihn an. Proteus — nun bitte ich, höre mir aufmerkſam zu! — Proteus legte den Torniſter, den Cyniſchen Mantel, und den berühmten hekuliſchen Knittel ab, und ſtand nun in einem ziemlich ſchmutzigen Hemde da. Hierauf ließ er ſich eine Handvoll Weyhrauch geben, warf ſie ins Feuer, und rief, das Geſicht gegen Mittag gerichtet (denn auch dieß gehörte zur Etikette des Schauſpiels) O, ihr mütterlichen und väterlichen Dämonen, nehmt mich freundlich auf! Und mit dieſen Worten ſprang er ins Feuer, und wurde ſogleich durch die rings umgebenden und aufſteigenden Flammen dem Aug' entzogen.

*) Der Cyniſchen Philoſophen, die gewöhnlich ſo betitelt wurden.

**) Theagenes nehmlich, der aus Paträ, einer ehedem anſehnlichen Stadt des Achäiſchen Bundes, gebürtig war, und, nach dem Ton worin Lucian ſpricht, überhaupt ein damals ſehr bekanntes Perſonage geweſen zu ſeyn ſcheint.

Der Teutſche Merkur.

August 1788.

I.

Das Geheimniß des Kosmopolitenordens.

Einleitung.

Es werden ungefehr vierzehn Jahre ſeyn, daß der Verfaſſer der Abderitengeſchichte in gegenwärtiger Zeitſchrift die erſte Nachricht von einer unſichtbaren Geſellſchaft gab, welche bereits einige Jahrtauſende unter dem Nahmen der Kosmopoliten exiſtiren, und, ſeinem Vorgeben nach, groſſe Vorzüge vor allen andern geheimen Geſellſchaften und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluß in die Dinge dieſer Welt haben ſollte, als irgend eine der letztern ſich mit Grunde zuſchreiben könne *).

Das Wenige, was dem Geſchichtſchreiber der Abderiten bloß zufälliger Weiſe und im Vorbeygehen von dies

*) S. Teutſch. Merk. 1774. May. S. 149 ꝛc. und Geſchichte der Abderiten 1. Theil 2. Buch S. 246 — 50. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich 1778.

dieſem bisher unbekannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerkſamkeit, deren Urſache wir hier nicht unterſuchen wollen. Genug, je räthſelhafter und unbegreiflicher die Sache den meiſten Leſern vorkam, je begieriger wurden ſie, mehr von dieſem Geheimniſſe zu erfahren; und dieſe Neugier mußte natürlicher Weiſe nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann deſſelben Jahrzehends — in den dringenden Ermahnungen, die er ſchnell hinter einander an alle Stände und Claſſen ergehen ließ, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Inſtituts die geringe Summe von dreißig tauſend Thalern zuſammen zu ſchießen, — ſich auch namentlich und mit ganz beſonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte, und dadurch das Daſeyn dieſer geheimen Geſellſchaft, welches vorher noch von einigen ungläubigen bezweifelt worden war, auſſer allen Widerſpruch zu ſetzen ſchien.

In kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten vorausgeſehen hatten. Da ihre Unſichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt: da überdies keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Geſellſchaft ſeyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er ſich zu einem ſolchen Schritt entſchlöſſe, aufhörte ein Kosmopolit zu ſeyn: und alſo, alles Forſchens und leiſen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieſes Ordens allen, die nicht ihres gleichen

waren

wären, verborgen blieben: ſo glaubten gewiſſe Leute, die um dieſe Zeit mit ſehr weit ausſehenden Entwürfen ſchwanger giengen, ein großes zu Beſchleunigung derſelben zu thun, und ſich bey manchen einen deſto leichtern Eingang zu verſchaffen, wenn ſie ſich eines Nahmens, an welchen mehrere Jahre lang niemand Anſpruch zu machen ſchien, als einer gleichſam verlaſſenen Sache bemächtigten, und ſich, ſo oft es ihren Abſichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürger-Titel decorierten, um die Meynung von ſich zu erwecken, als ob ſie wirklich und ausſchließlich im Beſitze des Geheimniſſes wären, wovon der Verfaſſer der Abderitengeſchichte in einem ſo räthſelhaften Tone geſprochen hatte.

Ob ſie hierin bloß als feine weltkluge Speculanten zu Werke gegangen, oder ob ſie vielleicht in allem dieſem ehrlich zu ſeyn geglaubt, und ſelbſt von der größten aller Zauberinnen getäuſcht, ſich wirklich eingebildet haben mögen, das zu ſeyn, was ſie nicht waren, laſſen wir billig dahin geſtellt. Das letztere könnte um ſo eher zu glauben ſeyn, da ſie, indem ſie ſich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln ſuchten, ſehr leicht auf die vermeynte Entdeckung fallen konnten, daß die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigſtens das vornehmſte Mittel ſey, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeſchriebenen großen Einfluß in die Dinge dieſer Welt bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Mitgliedern der Kosmopoliten nichts geringers als das Imperium orbis zu verheissen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihre Feinde zu seyn, oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) voraussehen hatten: so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dies glauben wir doch hinzusetzen zu müssen: daß man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem andern Losungsworte — z. B. mit Aufklärung (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen) jemals glücklicher zu seyn. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daß geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung, und in der Art und Weise, wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Nahmens anmaßen, oder, unter welchem andern es seyn möge, die Meynung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerley Zweck und Mittel hätten, und jemals, es sey durch den Beytritt einzelner Personen aus ihrem Mittel oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

Das kürzeste und meines Erachtens auch das edelste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, und den Ver-

fol-

beispielen aller gesetzmäßigen und löblichen Thaten, Kosmopoliten ein Ende zu machen — es wäre denn, daß die Welt schlechterdings mit blinden Augen betrogen sein wollte — ist unstreitig der Endzweck, den ich mit verantwortlicher menschlicher Genehmigung und im Namen des ganzen Ordens gesucht habe, und welcher bisher das Geheimniß desselben war, ohne alle Zurückhaltung so aufrichtig und deutlich bekannt zu machen, daß es auch dem einfältigsten Menschenverstande in Zukunft unmöglich sein soll, Adam und unsere Kosmopoliten jemals mit einander zu verwechseln. Die Zeit ist endlich gekommen, wo nicht Gott noch Licht zu schauen Ursache hat: wenigstens ist sie für uns zu Tageslicht gekommen. Es giebt, Dank sey dem Himmel! keine Nacht und Finsterniß mehr auf, wo denen guten Menschen sich verbergen müssen. Wenn auch in vielen Gegenden die Rechte der Vernunft durch alte Vorurtheile noch angefochten werden: so ist doch keine Wahrheit, die nicht irgendwo in unserm gemeinschaftlichen Vaterlande sich mit ungestörtem Beifalle zeigen dürfte. Der freye Geist der Untersuchung hat in dem glücklichen Zeitalter der Grichen (von welchem alle Aufklärung entsprungen ist) weniger Asyla, wie unbeschränktere wissen dürfen als in unsern Tagen; und selbst jener Mißbrauch der Vernunft in spekulativen Dingen hat (wie billig) keine andere Ahndung als die Zudringlichkeit der Kritik zu scheuen. Und ist nicht die außerordentliche Duldung, welche

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1.

[illegible]

als sie selbst; kurz, um einer von ihnen zu seyn, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt. Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht: sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu gebohren, und der hinzukommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bey, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beyträgt, ohne ihn darum zu etwas anders machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substanzielle Form und innere Anlage gegeben hat.

2.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen alle die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden: sondern sie behaupten sogar, daß keine Privat-Gesellschaft, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Staats in welchem sie lebt, berechtigt seyn könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen ipso facto für unzuläßig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung seyn möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daß eine eigenmächtige und von

der

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein Saal in Macbeths Schloſſe.)

Banquo und Fleance, der ihm eine Fakel vorträgt.

Banquo.

Wie weit iſts ſchon in der Nacht? Junge?

Fleance.

Der Mond iſt unter: ich habe die Gloke nicht gehört.

Banquo.

Sie geht auf Zwölfe.

Fleance.

Ich denk' es iſt ſpäter, Gnädiger Herr.

Banquo.

Hier, nimm mein Schwert. Man iſt häuslich im Himmel; ihre Lichter ſind alle aus -- Nimm das auch dazu. Eine ſchwere Schläfrigkeit ligt wie Bley auf mir, und doch möcht ich nicht gerne ſchlafen. Ihr wohlthätigen Mächte! entfernt die böſen Gedanken von mir, denen die ſchlummernde Natur wehrlos ausgeſezt iſt --

der höchſten Gewalt nicht mit völliger Kenntniß der Sache autoriſirte eidliche Verbindung eine Art von Zuſammenverſchwörung iſt, und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerley Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumal wenn es bloß in der Willkühr der Zuſammenverſchwornen ſteht, die Anzahl ihrer Glieder auf ſo viele Tauſende und Hunderttauſende zu erſtrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligſte Gewißheit, daß das gemeine Weſen durch kein anderes Mittel von ſeinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemals eine ſolche geheime Conföderation rechtfertigen. Denn ordentlicher Weiſe iſt in keinem Staate jemanden verwehrt, ſo viel Gutes zu thun, als er kann und will, in ſo fern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfaſſung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorſchreiben. Und geſetzt auch, dieſe Einſchränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewiſſen Zeiten ſo enge, daß mancher wohlgeſinnte Mann nicht alles thun könnte, wozu er einen Beruf in ſich fühlt: ſo ſoll und muß er ſich in dem Gedanken zu beruhigen, daß er als Menſch zu nichts verbunden iſt, was er nicht ohne Verletzung ſeiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte. Die Verſicherung, die eine ſolche zuſammenverſchworne geheime Geſellſchaft von ſich giebt, daß weder ihre Verfaſſung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion noch den Sitten nachtheilig ſey, geſetzt auch ſie ſey vollkommen aufrichtig, kann ihre Conſö-

deration nicht unſchuldiger noch rechtmäßiger machen: denn wer iſt uns Bürge dafür, daß ſie nicht dereinſt werden, was ſie jetzt nicht ſind? Ueberdies ſind die Begriffe und Urtheile einzelner Menſchen von ſo zuſammengeſetzten und äuſſerſt verwickelten Gegenſtänden viel zu verſchieden und unzuverläſſig, als daß man es in einer Sache, wobey die Ruhe des Staats betroffen iſt, darauf ankommen laſſen könne, ob diejenigen, die eine ſolche Geſellſchaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen, und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch ſie ihnen nützlich zu ſeyn wähnen, gegen ihre Meynung untergraben könnten. Am allerwenigſten aber (ſagen die Kosmopoliten) können ſich ſolche zum Geheimniß verſchworne Geſellſchaften mit dem Beyſpiel der alten Egyptiſchen, Eleuſiniſchen und anderer Myſterien dieſer Art rechtfertigen, mit denen ſie ſich eine Aehnlichkeit zu geben ſuchen, die keinem Sachkundigen den großen und weſentlichen Unterſchied verbergen kann: denn jene Myſterien waren von den Geſetzgebern ſelbſt angeordnet, machten einen Theil der politiſch-religiöſen Verfaſſung aus, und ſtanden unmittelbar unter der Oberaufſicht des Staats. Sobald die geheimen Orden ſich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen niemand ihre Rechtmäßigkeit ſtreitig machen.

Das erſte alſo, worin ſich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterſcheiden, iſt, daß

daß ſie weder ein Geheimniß zu verbergen haben, noch aus ihren Grundſätzen und Geſinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wiſſen, wie ſie denken, was ſie unternehmen, und welche Wege ſie gehen. Sie lächeln über die Affectation, ſymboliſche Bilder und Hieroglyphen aus der Kindheit der Welt herüber zu heben, und Wahrheiten, die jedermann in der Schule ſchon gelernt hat, darein zu verkleiden. Was für Weisheit, ſagen ſie, kann man ſich von Männern verſprechen, die, mit der feyerlichſten Mine von der Welt, Puppen an und auskleiden, blinde Kuh ſpielen und Nadeln verſtecken? oder was für männliche Geſchäfte können das ſeyn, die man, durch einen Schein von Rückfall in die erſte Kindheit, der Aufmerkſamkeit der Verſtändigen entziehen will?

3.

Die Kosmopoliten führen ihren Nahmen (Weltbürger) in der eigentlichſten und eminenteſten Bedeutung. Sie betrachten alle Völker des Erdbodens als eben ſo viele Zweige einer einzigen Familie, und das Univerſum als einen Staat, worin ſie mit unzähligen andern vernünftigen Weſen Bürger ſind, um unter allgemeinen Naturgeſetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach ſeiner beſondern Art und Weiſe für ſeinen eigenen Wohlſtand geſchäftig iſt.

Gleich

Gleich weit von den beyden Extremen entfernt, dem Menſchen entweder die erſte Rolle im ganzen Weltall zu geben, oder ſein Daſeyn für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zuſammenhang anzuſehen — ohne ſich der unmöglichen Beſtimmung des eigentlichen Rangs, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was eben ſo unmöglich iſt) erforſchen zu wollen, was er war, ehe er in ſeinen dermaligen Wirkungskreis geſetzt wurde, oder was er ſeyn wird, wenn er aufhört zu ſeyn, was er iſt — überzeugt ſie der Vorzug der Vernunft (die den Menſchen über alle ſeine Mitbewohner dieſes Sonnenſtaubs im Univerſum, der für uns eine Welt iſt, ſo hoch erhebt) daß der Menſch, ſeiner ſcheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht bloß als organiſirter und belebter Stoff, ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, ſondern als denkendes und wollendes Weſen, ſelbſt eine wirkende Kraft iſt, und auf dieſe zweyfache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen verflochten eine viel größere Rolle ſpielt, als er ſelbſt zu überſehen fähig iſt.

Aus dieſer Ueberzeugung entſpringt für ſie ein doppelter Grundſatz, der ſie durch ihr ganzes Leben leitet:

Der erſte iſt: alle Beſtimmungen und Folgen ihres Daſeyns, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anſcheinende Böſe, das ſie entweder nicht vorausſehen,

oder,

oder, wenn ſie es auch ſahen, als natürliche Folge nothwendiger Colliſionen oder Diſſonanzen nicht vermeiden konnten*), kurz, alles was ſie als bloße Werkzeuge der Natur unfreywillig wirken oder leiden müſſen, für etwas anzuſehen, wofür ſie ſich ſelbſt oder andern eben ſo wenig verantwortlich ſind, als für die Wirkungen der Geſetze des Stoßes, der Schwere, oder irgend ein anderes Geſetz der Natur, deſſen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar iſt.

Der andere iſt: alle ihre Aufmerkſamkeit, ſo viel möglich, auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verſtand und Willen abhängt, was ſie gut oder übel, beſſer oder ſchlechter machen können: in allen Dingen dieſer Art, ſelbſt in Kleinigkeiten, ſich die möglichſte Vollkommenheit zum Ziel zu ſetzen, und hierin mit einer deſto größern Strenge gegen ſich ſelbſt zu verfahren, je mehr Nachſicht einer von andern ſich verſprechen könnte.

Die Natur (ſagen ſie) hat einem jeden Menſchen die beſondere Anlage zu dem, was er ſeyn ſoll, gegeben, und der Zuſammenhang der Dinge ſetzt ihn in Umſtände, die der Entwicklung derſelben mehr oder weniger günſtig ſind: aber ihre Ausbildung und Vollendung

*) d. i. alles particulare Böſe, deſſen wahres und vollſtändiges Verhältnis zum Ganzen wir nicht abmeſſen und uns alſo nicht anſchaulich überzeugen können, in wie fern es im Ganzen gut iſt.

lendung hat ſie ihm ſelbſt anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelaſſen, oder gar gefehlt hat, zu verbeſſern, und ſeine Anlagen zu Kunſtfertigkeiten zu erheben: es iſt ſein eigenes Intereſſe, und er kann kein angelegeneres Geſchäfte haben, als das Beſtreben, der Vollkommenheit in ſeiner Art, die in gewiſſen Sinne keine Grenzen hat, ſo nahe zu kommen als möglich. Da der Plan ſeines Lebens nicht von ihm allein abhängt, da er zu jedem Gebrauche, den das Schickſal von ihm machen will, bereit ſeyn ſoll: ſo iſt ſeine erſte und höchſte Pflicht, ſich die möglichſte Tauglichkeit dazu zu erwerben.

Ein hoher Grad dieſer Tauglichkeit, in ſo fern er von Uebung, Fleiß, Anſtrengung und Beharrung und alſo von unſerm eigenen Willen abhängt, iſt, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derſelben der Maßſtab, wornach ſie den Werth einzelner Perſonen beſtimmen.

Aus dem bisher geſagten ergiebt ſich der Unterſchied zwiſchen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erſtere Benennung kommt nicht nur allen Menſchen, ſondern ſelbſt der ganzen Leiter der unter ihm herabſteigenden Thiere zu: aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieſes Wortes kann nur derjenige heiſſen, den ſeine herrſchenden Grundſätze und Geſinnungen, durch ihre reine Zuſammenſtimmung mit der Natur, tauglich machen, in ſeinem

angeb

angewieſenen Kreiſe zum Beſten der groſſen Stadt Gottes mit zu wirken. Nur der gute Bürger verdient dieſen Nahmen vorzugsweiſe.

4.

Die Kosmopoliten haben und erkennen als ſolche keine andern Obern als die Nothwendigkeit und das Naturgeſetz, oder — was im Grunde eben daſſelbe ſagt — als das unerforſchliche ewige Urweſen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge iſt.

Es würde ein ſehr unbedeutendes Wortſpiel ſeyn, wenn man darum auch von Ihnen ſagen wollte, daſs ſie unbekannte Obern hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchſte Regierer des Weltalls iſt, ſo wiſſen wir doch genug von ſeiner Regierung, um unbeſchränktes Vertrauen zu ihr zu faſſen, und genug von ſeinen Geſetzen, d. i. von dem, was in der intellectuellen und moraliſchen Welt, Ordnung, Uebereinſtimmung und fortſchreitende Vollkommenheit hervorbringt, um unſern Willen, und unſre Wirkſamkeit, in ſo fern ſie von unſerm Willen abhängt, derſelben gleichförmig zu machen.

Auſſer dieſer Subordination herrſcht unter allen Kosmopoliten eine ſo vollkommene Gleichheit, als mit ihrer individuellen Verſchiedenheit nur immer beſtehen kann. Ihre Vollmacht und Inſtruction erhalten ſie aus den Händen der Natur; es giebt keine andern

Gra-

Grade unter ihnen, als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moraliſchen Güte; und da ſie keinen beſondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weit ausſehender Abſichten ſtehen, keinen erloſchnen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen ſuchen, und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformieren, und vermittelſt einer künſtlich ausgedachten Maſchinerie, die eine unaufhörliche Aufſicht und Nachhülfe erfodert, nach Jeſuitiſcher Art und Kunſt, regieren zu wollen; kurz, da ſie keinen Staat im Staate vorſtellen, und von keinem gemeinſchaftlichen Ordens-Intereſſe wiſſen, welches mit dem Intereſſe der bürgerlichen oder kirchlichen Geſellſchaft in Colliſion kommen könnte, oder wohl gar in einer beſtändigen abſichtlichen Oppoſition mit demſelben ſtände: ſo iſt klar, daß ſie keiner beſondern Conſtitution, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Kanzley, keines Sekelmeiſters, und keiner gemeinſchaftlichen Caſſe nöthig haben.

Dieſem allen ungeachtet iſt im buchſtäblichen Verſtande wahr, was an einem andern Orte ſchon vor vierzehn Jahren von ihnen geſagt wurde, nehmlich, daß ſie, aller Entfernung von Raum und Zeit zu Troz, in der engeſten Verbindung mit einander ſtehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bey der erſten Zuſammenkunft erkennen, und ſogleich die beſten und vertrauteſten Freunde ſind. Das ganze Geheim-

niß

niß liegt in einer gewiſſen natürlichen Verwandtſchaft und Sympathie, die ſich im ganzen Univerſum zwiſchen ſehr ähnlichen Weſen äuſſert, und in dem geiſtigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menſchen zuſammen kettet. Ich kenne kein ſtärkeres; wenigſtens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menſchliche Geſellſchaften übertrift.

§.

Aus dem bisher geſagten erhellet ſchon von ſelbſt, daß die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens ſey, nie in die ſeltſame Verlegenheit gerathen können, worin man wohl eher andere anſehnliche und weltberühmte Geſellſchaften geſehen hat. Nie werden ſie allgemeine oder beſondre Synoden ausſchreiben müſſen, um das Geheimniß ihres Geheimniſſes ausfindig zu machen, und auf die Fragen: wer ſind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin? wenigſtens ſich ſelbſt eine befriedigende Antwort zu geben. Es giebt in ihrem Mittel keine verſchiedenen Meynungen über ihren Zweck, keine Partheyen, die nicht etwa nur in Vorſtellungsart verſchieden, ſondern ſo gar die Antipoden von einander ſind, und wiewohl ſie äuſſerlich Ein Ganzes auszumachen ſcheinen, innerlich in einem ſo ſchlimmen Verhältniß gegen einander ſtehen, daß der Zweck der einen iſt, das Werk

der andern zu zerſtören. Die Kosmopoliten, ſo viele ihrer in der Welt verſtreut leben, ſind alle zuſammen in der ſchärfſten Bedeutung dieſer Redensart, Ein Herz und Eine Seele: denn ſie haben nur Einen gemeinſchaftlichen Zweck, an welchem ſie alle, ohne Geräuſch, ohne das klappernde Getöſe eines ſchwerfälligen Räderwerks, im Verborgenen, wiewohl von jedermann geſehen, jeder nach dem Maaße ſeiner Kräfte und Mittel, und nach dem Standpunkte worauf er geſetzt iſt, ruhig fortarbeiten. Dieſer Zweck iſt an ſich der ſimpelſte, unſchuldigſte und wohlthätigſte, der ſich denken läßt; denn er iſt weder mehr noch weniger als was in folgender Formel enthalten iſt: die Summe der Uebel, welche die Menſchheit drücken, ſo viel ihnen ohne ſelbſt Unheil anzurichten möglich iſt, zu vermindern, und die Summe des Guten in der Welt, nach ihrem beſten Vermögen, zu vermehren. Sie ſind ſich bewußt, daß ſie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen und feſten Willen haben, ſich zu dieſem Zwecke zu verwenden, der, ihrer Ueberzeugung nach, der Zweck ihres Daſeyns iſt, und mit dem großen und letzten Zweck des ganzen Weltalls im reinſten Einklang ſteht. Sie können, als Menſchen wie andere, im Beſondern des beſten Mittels oder des rechten Maaßes oder der ſchicklichſten Zeit verfehlen; wiewohl ihnen dies unendlich ſeltner als andern begegnet: aber ihr Zweck iſt immer der einzig wahre; und da eines ihrer Grundgeſetze iſt, nichts gutes durch gewaltſame oder

hin-

Macbeth und ein Bedienter mit einer Fakel.

Gieb mir mein Schwert -- Wer iſt hier?

Macbeth.

Ein Freund.

Banquo.

Wie Sir, noch nicht zu Bette? Der König ruht ſchon. Er iſt dieſe Nacht auſſerordentlich frölich geweſen, und hat euern Haus-Officianten groſſe Geſchenke gemacht; dieſen Diamant ſandte er eurer Gemalin, die er ſeine angenehmſte Wirthin grüſſen ließ, und zog ſich über die maſſen vergnügt in ſein Schlafgemach zurük.

Macbeth.

Da wir keine Zeit hatten, Zubereitungen zu machen, ſo ſind wir kaum vermögend geweſen, unſern guten Willen zu zeigen --

Banquo.

Es war alles wohl. Vergangne Nacht träumte mir von den drey Zauber-Schweſtern: Euch haben ſie doch etwas Wahres geſagt.

Macbeth.

Ich denke nicht an ſie; und doch, wenn wir eine gelegne Stunde finden könnten, ſo möchte ich ein paar Worte von dieſer Sache mit euch reden. Nennet nur die Zeit.

Banquo.

hinterliſtige, oder zweideutige, geſchweige ſchändliche Mittel bewirken zu wollen: ſo iſt es, wie geſagt, bloß eine Folge der Schranken unſrer Natur, wenn ſie in beſondern, oft ſehr verwickelten Fällen, ihres edeln Zwecks verfehlen. Dieſer Fall muß bey ihnen nothwendig um ſo ſeltner ſeyn, da ſie im Urtheilen von keinen Vorurtheilen und Wahnbegriffen, im Handeln weder von Nebenabſichten noch Leidenſchaften verdunkelt und irre geführt werden. Sie haben alſo den Vorzug vor andern, daß nicht nur ihre Art zu denken immer geſund und ihr Zweck immer lauter iſt: ſondern daß ſie auch, ſo viel es das Loos der Menſchheit zuläßt, ihren Grundſätzen immer gemäß handeln, und daher immer ſicher ſeyn können, das Gute wirklich zu thun, das ſie thun wollen.

Wir zweifeln nicht, alle unſere Leſer hievon zu überzeugen, wenn wir im folgenden Abſchnitt dieſer Schrift, die aus dem Zweck und den allgemeinen Grundſätzen der Kosmopoliten entſpringende Art zu denken und zu handeln ausführlicher entwickeln, und in ihrer Anwendung auf die wichtigſten Gegenſtände und Verhältniſſe des Lebens darzuſtellen ſuchen werden.

(Die Fortſetzung künftig.)

W.

II.

Nachrichten von dem Leben des Ritters Karl Broschi,

der unter dem Namen Farinello bekannt iſt *).

Noch iſt kein Tonkünſtler zu einem ſo hohen Glanz der Ehre gelangt, als der Ritter Karl Broſchi, der unter dem Namen Farinello bekannt iſt. Seine Reichthümer würden ohne Schranken geweſen ſeyn, wenn Habſucht ihn gereizt hätte, aus den Quellen, die ihm das Glück darbot, mit vollen Händen zu ſchöpfen. Das lüſterne Ohr der Großen mit ſeinem himmliſchen Geſang zu bezaubern, war nicht ſein einziger Werth. Tugend und Edelmuth ſetzten ihn weit über den gemeinen Troß ſeiner Kunſtgenoſſen.

Andria im Königreich Neapel war ſein Geburtsort. Hier kam er den 24ſten Jenner 1705 von einem adelichen, obgleich armen Geſchlechte zur Welt. Aus den Urkunden, die ihn des Ritterordens von Calatrava fähig machten, erhellet zugleich, daß er die dauerhafte Annehmlichkeit ſeiner Stimme nicht einer willkührlichen und gewinnſüchtigen Entmannung zu verdanken

*) Gezogen aus des P. Sacchi, Mailändiſchen Profeſſors, Vita del Cavaliere Don Carlo Broſchi, in der Raccolta Ferrarese Tom. XV. 1784.

danken hatte. Wegen eines gefährlichen Schadens, den ihm in ſeiner Jugend ein unglücklicher Fall von einem Pferde zuzog, mußte er ſich dem ſonſt grauſamen Schnitt unterwerfen. Die Anfangsgründe der Singkunſt hatte er ſeinem Vater Salvatore Broſco, und die fernere Ausbildung dem berühmten Porpora zu verdanken. Es blühten damals zu Neapel drey reiche Brüder, Namens Farina, deren Geſchlecht nun erloſchen iſt, welche als Thaliens edelmüthige Verehrer den hoffnungsvollen Zögling ihres beſondern Schutzes würdigten, und ihm den Namen Farinello beylegten. Einige Zeit war ſein Ruhm faſt nur in die freundſchaftlichen Concerte ſeiner Gönner eingeſchränkt, bis der Graf von Schrautenbach, Neffe des damaligen Vicekönigs, nach Neapel kam. Seine Ankunft zu feyern, ließen der Vicekönig und ſein vertrauter Freund Anton Caracciolo, Fürſt della Torella, die Oper Angelica und Medoro aufführen, in welcher Metaſtaſio und Farinello die erſten Lorbeern ihres unſterblichen Ruhms ſammelten. Metaſtaſio drückt dieſes in einem an ihn gerichteten Sonett ſehr zierlich aus:

Apprasero gemelli a sciorre il volo
La tua voce in Parnaso, e il mio pensiere.

Alſo vereinbarte das Glück die zwey größten Lichter, die auf der Schaubühne neuerer Zeiten erſchienen ſind, im Anfang ihrer Laufbahn. Metaſtaſio war damals nicht über achtzehn und Farinello nicht über funfzehn

Jahr alt. Schon damals kannten ſie einer des andern Stärke, und knüpften ein enges Band der Freundſchaft, welches, ſo lang ſie lebten, durch einem beſtändigen Briefwechſel unterhalten und beſtätiget wurde.

Seitdem wurde Farinello auf die vornehmſten Schau ühnen Italiens berufen, und überall reichlich belohnt. Zwiſchen den Jahren 1722 und 1734 ſang er zu Neapel Rom, Venedig, Bologna, Ferrara, Piacenza, Parma, Lucca, Florenz, Meiland, Turin, und zwar mehr als einmal in den meiſten dieſer Städte, ſechsmal zu Rom, und zu Venedig ſiebenmal. Der Ruf ſeiner Geſchicklichkeit drang endlich über die Alpen. Lord Eſſex, der Engliſche Geſandte zu Turin, erhielt den Auftrag, ihn nach London einzuladen, wo er für ſechs Monate 1500 Pfund Sterling zur Belohnung erhielt.

Man hält ihn insgemein für den vollkommenſten Sänger neuerer Zeiten. Seine Stimme war überaus hell, anmuthig, durchdringend und biegſam nach ſeinem Willen, und was ihm einen ganz eigenen Vorzug gab, war der außerordentliche Umfang ſeiner Lunge. Wenigſtens läßt ſich dieſes aus der Leichtigkeit vermuthen, womit er ſonſt unmögliche Dinge ausführte. Da er im Jahr 1722 die Schaubühne zu Rom betrat, fiel es ihm ein, mit einem ſehr geſchickten Trompeter zu wetteifern. Es vergiengen einige Abende, ohne daß es ſogar der Trompeter ſelbſt bemerkte. Endlich

lich nahm man es wahr, und es entſtand unter den beyden Tonkünſtlern und ihren Partheyen ein ſolcher Wettſtreit, daß des Zurufens der getheilten Zuſchauer kein Ende war, bis Farinello einen ganz entſchiedenen Sieg davon trug. Sein Triller war kernhaft, durchaus von gleicher Rundung und Stärke, ſo lang er auch von Anfang bis zu Ende war. Er mochte die Stimme erheben oder erniedrigen, ſo war ſie jederzeit gleich anmuthig. Alles war in ſeinem Geſang vortreflich.

Jeden Morgen übte er ſeine Stimme einige Stunden bey dem Clavicembal, ſtudierte auf neue Variationen, und bemerkte die Vortheile, die ihm die Natur gewährte. Daher erſchien er jeden Abend auf der Schaubühne mit neuen Paſſagen und Kadenzen, ohne der Kompoſition des Tonſetzers Gewalt anzuthun. Schwerlich hat je ein Sänger eine gleiche Fertigkeit beſeſſen, die Stimme allmählig und mit Anmuth zu verſtärken, und wenn ſie den höchſten Grad der Stärke erreicht hat, ſie eine zeitlang darin zu erhalten, welches die Italiener Messa di voce nennen. Da er im Jahr 1734 zu London in einer von ſeinem Bruder Riccardo componirten Oper ſang, indeß daß auf einem andern Theater eine von Händel in Muſik geſetzte Oper aufgeführt wurde, worin Seneſini, Careſtini und die nicht minder berühmte Cuzzoni ſangen, gewann Farinello gleich vom Anfang durch eine Messa di voce die Oberhand, obgleich das gegenſeitige Thea-

ter vom Könige und der Princeſſin von Oranien, Hän-dels Schülerin, begünſtiget wurde. Es fiel hierdurch in eine Schuld von 9000 Pfund. Einen gleichen Sieg errang ehedem Arcangelo Corelli zu Rom über den berühmten Gobbo, der in den Dienſten der Köni-ginn Chriſtina war, auf der Violin.

Ob ihn gleich Natur und Kunſt mit den vorzüglich-ſten Gaben ausgeſchmückt hatten, ſo trug doch die all-mälige Erfahrung ſehr viel zu ſeiner Vollkommenheit bey. Im J. 1727. fügte es ſich, daß er mit Anton Bernacchi, dem Lehrer ſo vieler berühmten Sänger, zu Bologna auftreten mußte. Er beurtheilte ihn an-fänglich nach den Proben, die dieſer ſpielend zwiſchen den vier Mauern ſeines Zimmers von ſeiner Geſchicklich-keit ablegte; und voll des Wahns, ihn übertreffen zu können, wagte er es, mit ihm öffentlich zu wetteifern. Allein Bernacchi, ſobald er dieſes wahrgenommen, ließ ihn ſeine Ueberlegenheit in vollem Maaß empfin-den. Dieſer Zufall, welcher bey einem feurigen Jüng-ling, wie Farinello, eben kein bequemer Stoff zur Freundſchaft war, feſſelte ſein Herz dermaßen an ſei-nen Ueberwinder, daß es nie wieder von ihm getrennt wurde. Er begleitete ihn nach Rom, und lernte das ſelbſt von ihm die feineren Grazien kennen, die ihm noch unbekannt waren.

Mit allem dem fehlte ihm noch viel an der höchſten Vollkommenheit des Geſangs. Der allgemeine Fehler

der

der Tonkünſtler, die Begierde Verwunderung zu erregen, und mehr das Ohr als das Gemüthe der Zuhörer zu ergötzen, hieng ihm noch an. Sein günſtiges Schickſal, verſchafte ihm Gelegenheit, auch dieſen Fehler zu erkennen, und abzulegen. Er war in ſeiner Jugend dreymal zu Wien. Im Jahr 1732. wurde er daſelbſt zum Kammerſänger ſeiner Kayſerl. Maj. erklärt. Kaiſer Karl VI. gewann ihn ſehr lieb, theils ſeines vortrefflichen Geſangs wegen, theils auch, weil er die Neapolitaniſche Mundart ſehr ächt und poßierlich ſprach. Der Kaiſer war ein feiner Kenner der Tonkunſt *) und accompagnierte ihn oft auf dem Klavier. Eines Tags ließ er ſich in ein freundſchaftliches Geſpräch von der Muſik mit ihm ein, und rühmte zwar ſeine wunderbare Stärke und Geſchicklichkeit in dieſer Kunſt, tadelte aber die allzugroße Künſteley, die das Herz nicht rührte. Erwählen ſie, ſprach er, einen einfachern und leichtern Weg, und mit den Gaben, die ihnen die Natur reichlich zugetheilt hat, werden ſie alle Herzen einnehmen. Dieſe Erinnerung war bey Farinello von ſolcher Wirkſamkeit, daß er von Stund an einen ganz verſchiedenen Weg einſchlug. Er geſtand ſelbſt dem Doktor Burney, des huldreichen Kaiſers Worte hätten mehr bey ihm gewirkt, als alle Vorſchriften ſeiner Lehrer, und alle Beyſpiele ſeiner Kunſtgenoſſen.

*) Siehe den zweyten Band der Briefe des Apoſtels Zeno, S. 84. 136. 164.

noßen. Wer von der Vollkommenheit ſeiner Kunſt mehr zu wiſſen verlanat, der leſe des Johann Baptiſt Mancini *Rifleſſioni ſopra il canto figurato.*

Von den ſittlichen Fehlern, welche den Sängern anzukle'en pflegen, war er entweder ganz frey, oder denſelben ſehr mäßig ergeben. Anfänglich liebte er die Glück.ſpiele, aber nach einiger Zeit entſagte er ihnen ganz und gar. Dem ſchönen Geſchlechte war er nicht feind, doch ſchränkte er meiſtens ſeinen Umgang auf die erſten Sängerinnen ein; wodurch er zugleich den Vortheil erhielt, daß er den Unruhen des Wetteifers und des Neides entgieng. Den Direktoren der Opern war er ſehr getreu. So reichlich ſie ihn belohnten, ſo ſehr ließ er ſichs angelegen ſeyn, ihren Nutzen zu befördern. Darum vermied er alles, was ihn auſſer Stand ſetzen konnte ſeine Pflichten zu erfüllen. Er ſchrieb ſich ſogar eine ſtrenge Diät vor, und mäßigte ſich in den Beluſtigungen. Er war hierin ſo gewiſſenhaft, daß er um alles in der Welt Niemanden außer dem Theater eine Arie hören ließ, und in den drey Jahren ſeines Aufenthalts in England den ganzen Frühling auf dem Lande zubrachte, um ſeine Lunge durch die freye Luft zu ſtärken. Im Aufwand liebte er die Pracht, jedoch ohne Verſchwendung; ſo daß er ſchon ehe er Italien verließ, ein zu Neapel auf Zinſen ausgeliehenes Kapital geſammelt, und eine halbe Italieniſche Meile von Bologna, vor dem Thor delli Lame, ein

Land-

Landgütchen mit einer Wohnung gekauft hatte. Hier ließ er nach und nach ein schönes Landhaus erbauen, wo er endlich sein Leben beschloß.

Im Jahr 1737. dem zwey und dreyßigsten seines Alters, da sein Ruhm die höchste Stufe erreicht hatte, erschien er zum letztenmal zu London auf der Schaubühne, um an den Spanischen Hof überzugehen, wohin er durch das Betreiben der Königen Elisabeth, die zu Parma seinen Werth erkannt hatte, berufen wurde. Ihre Absicht war, den König Philipp V. ihren Gemahl, durch die Zaubertöne dieses großen Sängers von der Jagd abzuhalten, die seinen Kräften nicht mehr angemessen war. Auf seiner Durchreise hatte er zu Paris die Ehre vor dem Könige zu singen; und Riccoboni erzählt, alle Zuhörer seyen in Erstaunen gesetzt worden, und die Franzosen, welche sonst die Italienische Musik verabscheuten, haben damals angefangen, in ihrem falschen Wahne zu wanken.

Er war kaum zu Madrit angelangt, als ihn der König hörte, und von der Annehmlichkeit seines Gesangs so sehr eingenommen wurde, daß er ihm nicht nur eine Besoldung, die der zu London an Werth gleich war, durch ein Königliches Dekret anwies, sondern ihn auch, als eine zu seinem vertrauten Umgang bestimmte Person, von aller Gerichtsbarkeit befreyte, und ihm freye Hofequipage und Livree verlieh. Er konnte nicht einen Tag

ohne

ohne ihn leben, nicht nur des Geſangs wegen, ſondern größtentheils wegen der Annehmlichkeit ſeines Umgangs. Er ſprach zierlich Italieniſch und Franzöſiſch, ein wenig Teutſch und Engliſch, und in kurzer Zeit auch Caſtilianiſch. Durch ſeine Höflichkeit und Klugheit machte er ſich bey jedermann beliebt. In ſeinem Umgang war er ungemein aufrichtig, ſelbſt gegen die königlichen Perſonen, welches eigentlich der Grund war, warum der Monarch einen ſo hohen Werth auf ihn ſetzte. Hierzu geſellte ſich noch die ſüße Erinnerung Italiens, wo ſich der König einige Zeit aufgehalten hatte. Wenn er des Morgens erwachte, war jederzeit ſein erſtes Wort: man laſſe Farinello wiſſen, daß ich ihn dieſen Abend zur gewöhnlichen Stunde erwarte. Gegen Mitternacht erſchien Farinello, und wurde nie vor Tagesanbruch entlaßen; da er ſich denn in ſeine Zimmer, die ihm bey Hofe zur Wohnung angewieſen waren, (ob er gleich auch ein Haus in der Stadt hatte) zur Ruhe begab. Bey dem Könige ſang er jeden Abend nie mehr als drey bis vier Singſtücke und was faſt unglaublich ſcheint, immer dieſelben; nemlich die zwey Arien: Pallido il sole, und E pur questo dolce amplesso von Haſſe, ein Menuet, welches Farinello nach Belieben variirte, und ein ich weiß nicht von wem in Muſik geſetztes Gleichniß von einer Nachtigal; und wenn je nichts geſungen wurde, ſo durfte doch die Arie von der Nachtigal nie übergangen werden. Nur wenn der König den folgenden Tag zum

Banquo.

Nach eurer Gelegenheit.

Macbeth.

Wenn ihr meine Maaßnehmungen, nachdem ich sie bey mir selbst festgesezt haben werde, unterstüzen wollt, so sollt ihr Ehre dabey gewinnen.

Banquo.

In so fern ich sie nicht verliere, indem ich sie zu vermehren suche, und mein Herz und meine Pflicht dabey frey behalte, so bin ich zu euern Diensten.

Macbeth.

Gute Nacht indessen.

Banquo.

Ich danke euch, Sir; ebenmäßig --

[Banquo und Fleance gehen ab.]

Macbeth zum Bedienten.

Geh, sage deiner Gebieterin, wenn mein Trank fertig sey, solle sie die Glokе ziehen lassen, und geh zu Bette -- Ist diß ein Dolch was ich vor mir seh, der Griff gegen meine Hand gekehrt? Komm laß mich dich fassen. Ich habe dich nicht, und sehe dich doch immer. Bist du, fatales Gesichte, nicht eben so fühlbar wie du sichtbar bist? Oder bist du nur ein Dolch meiner Seele, ein täuschendes

H. Abendmal gieng, hatte Farinello die Freyheit, eine ganze Nacht zu ſchlafen.

Farinello liebte den König ſo zärtlich, als er von ihm geliebt wurde, und war auf nichts mehr bedacht, als ihn aufzuheitern; er beſaß auch wirklich hierin eine groſſe Geſchicklichkeit, ob er gleich ſelbſt zur Melancholie geneigt war. Unter dem König Ferdinand, Philippe Thronfolger, hatte er ein weiteres Feld ſeinen Geiſt und ſeine Wirkſamkeit zu zeigen. Dieſer König hatte ein gutes Gehör für die Muſik, und wußte auch richtig davon zu urtheilen, weil er ſie unter Domenico Scarlatti ſtudiert hatte. Eben dieſer war auch der Lehrer der Königin Barbara, welche einen ſehr feinen Geſchmack hatte, und nicht leicht zu befriedigen war. Weil König Philipp dem Farinello die Sorge übertragen hatte, die ſeiner ruhigen Gemüthsart angemeſſene Ergötzungen zu wählen, ſo entſtanden durch ihn bey Hofe verſchiedene neue Einrichtungen. Opern wurden ſonſt nur bey ſehr feyerlichen und außerordentlichen Gelegenheiten aufgeführt; die Nation begnügte ſich mit Luſtſpielen. Jetzt aber wurden ſie gemeiner, und Farinello hatte zwar in denſelben keine Rolle, beſorgte aber alles. Er beſaß alle die Eigenſchaften, die zur Direktion einer Oper gehören. Denn neben der vollkommenen Kenntniß der Muſik, verſtand er ſich auch auf die Malerey, und zeichnete mit der Feder. Er war fruchtbar an Erfindungen, beſonders ſolcher Maſchinen,

nen, die das Donnern, Blitzen, Regnen, Hageln u. d. g. vorſtellten. Der berühmte Machiniſt Jacob Bonavera bildete ſich unter ſeiner Anleitung. In Anſehung der Sittlichkeit des Theaters war er ſehr gewiſſenhaft. Er duldete nichts, was die Ehrbarkeit beleidigen konnte. Niemand, wäre er auch vom erſten Rang geweſen, durfte ſich den Zimmern nähern, wo die Acteurs ſich ankleideten. Die weiblichen Kleidungen mußten die gehörige Länge haben, und den Sängerinnen und Sängern war auch außer dem Theater keine Ausſchweifung erlaubt. Die Tänze waren von der Schaubühne gänzlich ausgeſchloßen, und durch kurzweilige Singſpiele erſetzt; erſt nach ihm, da der Eingang ins Theater bezahlt wurde, fanden ſie Aufnahme. Unter ſeiner Direktion gieng alles auf des Königs Rechnung, und nur die Perſonen, die zur Bedienung der Königlichen Familie gehörten, die Geſandten auswärtiger Mächte, der Adel, ſamt den vornehmſten Staatsbedienten, und wenige andere aus beſonderer Begünſtigung, hatten Zutritt. In ſeinem Luſthauſe bey Bologna finden ſich unter andern Gemälden auch ſolche, worauf Franz Battagliuoli verſchiedene Scenen der Opern Nitreti, Didone und Armida abgebildet hat. Die Pracht, welche man hier wahrnimmt, zeuget von der Erfindung des Farinello. Die Perſonen welche Theil daran hatten, und die vornehmſten Zuſchauer, ſind insgeſammt nach der Natur, und in ihren damaligen Kleidungen vorgeſtellt. Auch bewun-

dert

dert man, unter dieſen Gemälden, die vier Ausſichten des Königlichen Luſtſchloßes Aranjuez, und in einer derſelben eine Beleuchtung des Gartens, welche im Jahr 1751. auf den Namenstag des Königs Ferdinand, unvermuthet, und in einer Zeit von drey Viertelſtunden zubereitet wurde, indeß der König in einem Muſikſaale einer Serenate beywohnte.

Der Tago, welcher den Fuß des erwähnten Königlichen Luſtſchloſſes benetzt, und demſelben durch ſeine Breite eine ſchöne Ausſicht verſchaft, war hier nicht ſchiffbar; ſein Geſtade war ſchlammig, und ſeine Ausdünſtungen machten die Luft ungeſund. Durch die Vorſchläge und Anſtalten des Farinello wurde er tiefer gegraben und ſchiffbar gemacht. Zur Ergötzung des Königs bauete man hier nach einem Plan des Farinello fünf Luſtſchiffe, jedes von verſchiedener Form, aber insgeſammt prächtig ausgeſchmückt; und ſie aufzubewahren errichtete man ein nicht minder ſchönes Arſenal, mit einer Kapelle, welche von dem jetzigen Kardinal Migazzi, als Geſandten der Kayſerin Maria Thereſia, eingeweihet wurde. Die Abbildungen dieſer Schiffe mit ihren natürlichen Farben, finden ſich in einem von Farinello aus Spanien mitgebrachten Buche. Es waren in denſelben gewiſſe Triebfedern, bey deren Berührung entweder zierlich bearbeitete und mit Speiſen und Erfriſchungen reichlich beſetzte Tiſche, oder mit Muſikalien und dazu gehörigen Inſtrumenten

ten belegte Pulte, unvermuthet aus dem Rumpfe hervorſtiegen.

Außer den königlichen Beluſtigungen wurden dem Farinello auch noch manche andere Geſchäfte, die einen feinen Geſchmack erfoderten, anvertrauet. Da die Königin Barbara zur Erziehung junger Damen zwey Galeſianerinnen berief, entwarf und dirigirte er nicht nur den Bau des Kloſters und der dabey befindlichen Retirade der Königin, ſondern ließ auch die dazu gehörigen Mobilien und Kirchengefäße mit unglaublicher Geſchwindigkeit zu Neapel, Bologna und Meiland verfertigen. Er ſelbſt ſchenkte dieſem Inſtitut ein vortreffliches Gemälde von der Hand des berühmten Maſtriglio, welches den Heil. Johann de Dio, Stifter der Barmherzigen Brüder, mit einem Kranken auf dem Rücken, vorſtellt. Auch hatte er die Aufſicht über die Muſik der Königlichen Kapelle, die er mit den berühmteſten geiſtlichen Compoſitionen verſah, wodurch ſich die päbſtliche Kapelle zu Rom auszeichnet.

Der König Ferdinand hatte ſich gleich von Anfang vorgenommen, die Geſchicklichkeit und Treue des Farinello durch glänzende Beförderungen zu belohnen. Er hatte ihm ehrenvolle Staatsbedienungen angebothen, und zuletzt drang er in ihn, die Stelle eines Königlichen Finanzraths anzunehmen. Da er aber alles ausſchlug, ließ er in geheim die Proben ſeines Adels von Neapel kommen, um ihn mit dem Ritterorden

von

von Calatrava zu beehren. Eines Tags zeigte er ihm das Ordenskreuz, und ſagte: Ich will doch ſehen, ob du alles ausſchlägſt, was von unſerer Hand kommt. Farinello fiel vor dem Könige auf die Knie, und verbat ſich dieſe Ehre, bis er die Proben vom ächten Adel ſeines Geblütes (le prove del sangue) herbeygeſchaft hätte. Ich habe ſchon die Stelle eines Chirurgus vertreten, antwortete der König, und gefunden, daß dein Geblüte gut iſt; und hieng ihm mit eigener Hand das Kreuz vor die Bruſt. Er empfieng nachher den Orden mit aller Feyerlichkeit vom Großmeiſter in dem Kloſter der Damen der Komthurey von Calatrava, in deſſen Archiv die Urkunden davon aufbewahrt werden.

Die Welt erſtaunte über die Erhöhung des Farinello. Wer aber ſeinen ſittlichen Charakter in der Nähe betrachtete, dem war ſie kein Wunder, und freuete ſich darüber. Er war nichts weniger als ein Hofmann. Die Gunſt der Monarchen genoß er mehr andern zu Nutzen, als zu ſeiner Bereicherung. Wenn Recht und Billigkeit für jemanden ſprach, konnte man ſeiner Fürſprache bey dem Könige gewärtig ſeyn; im widrigen Falle konnte er keineswegs hierzu verleitet werden. Einer der Großen verlangte durch ſeine Empfehlung Vicekönig in Peru zu werden, und bot ihm ein Geſchenk von 400,000 Piaſter an. Ein anderer überſchickte ihm eine mit Gold angefüllte Kiſte, und verlangte nichts anderes, als ſeine Freundſchaft; er ſchlug aber beides großmüthig aus. Der General Montemar

hatte eine Menge Muſiker, und andere Künſtler aus Italien mit ſich gebracht, welche insgeſammt ohne Brod blieben, da er in die Ungnade des Königs fiel. Farinello nahm ſich ihrer an und verſchaffte ihnen Mittel, ſich zu ernähren. Unter denſelben war Jakob Campana Benavera, welchen er damals dem Machiniſten Pavia zum Gehülfen gab, und nachher zur Aufſicht über das Königliche Theater beförderte. Die Sängerinn Thereſia Caſtellini von Mailand, welche von der Königin Barbara nach Madrit berufen wurde, und damals mehr Anlage zum Singen, als wirkliche Vollkommenheit beſaß, nahm er in ſeine Lehre, und vervollkommnete ſie. Da nach dem Erdbeben zu Liſſabon die Tonkünſtler und Tänzer des daſigen Theaters ihre Zuflucht zu ihm nahmen, unterſtützte er ſie, auſſerdem was er von den Königlichen Perſonen, und ſeinen Freunden für ſie ſammelte, mit 2000 Dublonen aus ſeiner eigenen Börſe. So ſehr er aber geneigt war, ſich für andere zu verwenden, ſo hart fiel es ihm, etwas zu verlangen, was ſeine eigene Perſon betraf. Sein Bruder Riccardo wurde nicht durch ſeine Empfehlung, ſondern ſeiner Verdienſte wegen zum Kriegskommiſſariat zur See befördert. Dieſer ſtarb im Jahr 1756. in der Blüthe ſeines Alters. Er war als Kapellmeiſter in den Dienſten des Herzogs von Würtemberg geweſen; und ein zu London gedrucktes Muſikaliſches Werk iſt Zeuge von ſeiner Stärke in der Tonſetzung.

Er war freygebig und dankbar gegen einen jeden, der ihm einige Wohlthat bewiesen hatte. Seinem ehemaligen Lehrer Porpore schickte er oft beträchtliche Geldsummen nach London, Wien, und Neapel, wollte ihn aber wegen seiner unklugen und kühnen Geschwätzigkeit nie in der Nähe haben. Da Anton Bernacchi starb, ließ er ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Die Unglücksfäle des Florentinischen Dichters Crudeli, der ihn mit Versen beehrt hatte, nahm er sich sehr zu Herzen; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß er an desselben gewaltthätigen Befreyung aus der Inquisition Theil gehabt habe. Nach dem Tode des Mahlers Amigoni und des Tonkünstlers Scarlatti, deren erster für seine Angehörigen allzufrüh starb, und der zweyte durch das Spiel in Armuth gerathen war, unterstützte er ihre Familien mit seiner Wohlthätigkeit. Den Sängern Egiziello, Jaf, Amadari, Garducci, Carlani und andern, verschafte er ohne alle Eifersucht die Gelegenheit, sich vor den Könige hören zu lassen, und reichlich beschenkt zu werden.

Nie hörte man ihn von jemand übels sprechen; und wenn man ihn beleidigte, übersah er es großmüthig. Man hat sogar Beyspiele, daß er seine Neider mit Wohlthaten überhäufte. Einem Spanischen Edelmann, der darüber murrte, daß der König einen Kastraten so vieler Gnadenbezeigungen würdigte, verschafte er für seinen Sohn eine von ihm verlangte Stelle

im Militärſtande, und überreichte ihm ſelbſt das Königliche Dekret. Er war überhaupt ſehr vorſichtig, ſich durch nichts auszuzeichnen, wodurch er den Haß und Neid der Nation wider ſich erregen konnte. Daher lehnte er auch eine vom Könige ihm oft angebotene Komthurey des Calatravaordens beſtändig von ſich ab, und bat ihn, dieſelbe vielmehr einem ſeiner wohlverdienten Unterthanen zu verleihen. Seine ſo edle Denkart war den Spaniern nicht unbekannt. Jedermann bewarb ſich um ſeine Freundſchaft. Die Großen des Reichs, die einheimiſchen und fremden Staatsminiſter würdigten ihn ihres Beſuchs, und er ſetzte nie die ihnen ſchuldige Ehrerbietung auſſer acht.

Gegen Perſonen von niedrigerem Stande war er überaus herablaſſend und freundlich. Sein Schneider brachte ihm eines Tags ein neues Kleid von hohem Werthe. Farinello war im Begrif, ihm die übergebene Rechnung auszahlen zu laßen, als er ſich etwas ganz anderes ſtatt der Bezahlung ausbat. Ich gehe ſchon lang, ſprach er, bey Eurer Excellenz aus und ein; ich habe oft die Ehre, ſie mit meinen Händen zu berühren, und anzukleiden; dennoch habe ich nie das Glück gehabt ihren himmliſchen Geſang, von deſſen Lob der ganze Hof voll iſt, zu hören. Darum bitte ich mir es nicht zu verübeln, wenn ich — Er hatte noch nicht ausgeredet, als Farinello freundlich lächelnd ihn bey dem Clavicembal auf einem Stuhl ſich niederſetzen

ſetzen hieß, und mit der nemlichen Energie und Kunſt, als wenn er vor dem Könige ſänge, ihm eine Arie vorſang. Hierauf gab er ſeinem Kaſſirer Befehl, ihm das Kleid doppelt zu bezahlen. Auf eine ſolche Weiſe erwarb er ſich die Liebe der Großen und Geringern.

Allen Verdacht des Eigennutzes von ſich zu entfernen, bedung er ſich bey den koſtſpieligen Aufträgen des Königs und der Königin vor allen Dingen aus, daß alle Zahlungen durch die Hände dazu verordneter Kaſſirer giengen, welche alles auf das genaueſte aufzeichneten.

Der R. Katholiſchen Religion war er eifrig ergeben. Er hielt ſeinen Hauskapellan, weil er während ſeinem Hauſenthalt zu London von Benedikt XIV. einen Feldaltar und die Erlaubniß in ſeiner Hauskapelle Meſſe leſen zu laſſen, erlangt hatte. Dieſem Geiſtlichen ließ er bey jeder Gelegenheit den Vorzug. In England aß er zwar Freytags und Sonnabends Fleiſch; doch hatte er ſich zu Rom die Erlaubniß hierzu ertheilen laſſen.

Wer hätte denken ſollen, daß ein ſo glänzendes Glück in einer Zeit von wenigen Tagen ſeine Endſchaft erreichen würde? Der König Ferdinand, und die Königin Barbara waren in ihren beſten Jahren, beide geſund und ſtark. Dennoch raſte ſie der Tod kurz nacheinander aus der Welt, da man es am wenigſten vermuthete. Die Königin gieng voran, und hinterließ dem Farinello alle ihre Muſikalien und Clavicembalen

len zum Andenken. Der König, welcher ſie zärtlich liebte, fiel in die tiefſte Betrübniß. Dem traurigen Klang der Sterbeglocken auszuweichen, begab er ſich in das Luſtſchloß Villa Vicioſa, wo ihn die übermäßige Traurigkeit nach einer Zeit von 14 Tagen auf das Krankenbette niederwarf. Farinello wurde den Tag nach ſeiner Abreiſe von Madrit zu ihm berufen, und verließ ihn nicht bis an ſein Ende. Er ſtarb den 10. Auguſt 1759. an der Auszehrung im 46. Jahr ſeines Alters, nachdem er eilf Monate nach der Königin Tod gekränkelt hatte.

Der Verluſt eines Freundes von dieſer Art und die Folgen waren dem Farinello äuſſerſt ſchmerzlich. Der König hatte die Augen noch nicht geſchloſſen, als ſeine Wohnzimmer leer und einſam wurden. Freunde und Bekannte, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, ſtellten ſich fremd gegen ihn, und alles veränderte ſich um ihn her. Mataſtaſio hatte ihm dieſe Katastrophe in der erſten Scene ſeines Artaſerſe voraus verkündiget:

L'altra turba incoſtante
Manca de' falsi amici, allor che manca
Il favor del monarca. O quanti sguardi
Che mirai rispettosi, or soffro altieri!

Zwey Tage nach des Königs Tod kehrte er nach Madrit zurück, und verblieb daſelbſt, bis König Karl aus Italien kam. Er gieng ihm nach Saragoſſa entgegen,

Geſchöpfe des fiebriſch-erhizten Gehirns? Immer ſeh ich dich, in eben ſo körperlicher Geſtalt als dieſer den ich hier ziehe. Du zeigſt mir den Weg den ich gehen wollte, und ein ſolches Werkzeug wie du biſt, wollt' ich gebrauchen. Entweder ſind meine Augen die Narren meiner übrigen Sinne, oder die andern alle werth -- Ich ſeh dich immer, und auf deiner Klinge Bluts-Tropfen, die zuvor noch nicht waren -- Es iſt nichts würkliches -- es iſt das blutige Werk meiner Seele, das ſich ſo in meinen Augen mahlt -- Izt ſcheint auf der Hälfte der Welt die Natur todt, und ſchlimme Träume mißbrauchen den eingehüllten Schlaf; izt begeht die Zauberey den furchtbaren Dienſt der blaſſen Hecate, und der gräßliche Mord, (von ſeinem heulenden Wächter, dem Wolf, aufgeweckt,) geht mit Tarquins' räuberiſchem Schritte, wie ein Geſpenſte, ſeinem Werk entgegen. Du feſte, unbewegliche Erde, höre meine Tritte nicht, wohin ſie gehen, damit nicht deine Steine ſelbſt dieſes ſchreckliche Stillſchweigen unterbrechen, das ſich ſo wol zu meinem Vorhaben ſchikt, und verrathen, warum Macbeth wacht -- Ich drohe hier, und er lebt indeſſen -- (Die Gloke ſchlägt an.) Ich gehe, und es iſt gethan; die Gloke ruft mir. Höre ſie nicht, Duncan, denn es iſt die Gloke, die dich gen Himmel oder zur Hölle citiert.

[Er geht ab.]

gen, um ſich für die ihm zugeſicherte Fortſetzung ſeines Gehalts zu bedanken. Der König empfieng ihn ſehr gnädig, und beſtätigte ſein ſchon im vorigen Jahr gethanes Verſprechen, mit dem Zuſatz, er ſey durch ſeine Mäßigung und Beſcheidenheit hierzu bewogen worden, und er wiſſe gar wohl, daß er die Gunſt und Großmuth des Königs nie misbraucht habe. Nachdem er ſich drey Wochen zu Saragozza aufgehalten, richtete er ſeine Reiſe gegen Italien, ohne nach Madrid zurückzukehren. Hier hatte ein treuer Freund den Auftrag, ihm ſeine Sachen nachzuſchicken.

In Italien war ſeine erſte Sorge, dem Don Filippo, Herzog zu Parma, und dem Könige von Neapel aufzuwarten, die ihn ſehr gnädig aufnahmen. Die Freude, welche ſeine alten Freunde und Gönner zu Napel über ſeine Rückkehr bezeugten, war unausſprechlich. Unter dieſen waren der Fürſt Don Antonio Caracciolo, das ganze Haus Bellmonte, beſonders der Erzbiſchoff von Capua, Michael Pignatelli, und der Fürſt S. Nicandro die vorzüglichſten. Nach einem Aufenthalt von ſechs Monaten begab er ſich von Neapel nach Bologna, wo er die übrige Zeit ſeines Lebens in Ruhe zubrachte. Unter denen, die ihn oft beſuchten, waren der Kardinal-Legat, der Kardinal Erzbiſchof zu Bologna, der Feldmarſchal Pallavicini, welcher nach ſeiner ruhmvollen Regierung des Herzogthums Mailand ſich zu Bologna niedergelaſſen hatte, die daſigen Senatoren Spada, Zambeccari, Ratta,

Farnese, die ſich insgemein durch einen feinen Geſchmack in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften auszeichneten. Auch die Jeſuiten ermangelten nicht, ihn zu ſuchen. Weil aber damals ſchon der Beichtvater des Königs von Spanien abgedankt war, ſo brauchte er hierin die größte Vorſicht, und geſtattete nur den zween Brüdern des Fürſten Pignatelli, und einigen andern von gleich hohen Geſchlechtern, und zwar jetzt ſelten, den Zutritt. Uebrigens beobachtete er von den Händeln der Jeſuiten das tiefſte Stillſchweigen, und ſprach weder gutes noch böſes von ihnen, eben als hätte er ſie nie gekannt.

Unter ſeinen vertrauteſten Freunden war der berühmte Pater Martini aus dem Minoritenorden, der in der Kenntniß der Tonkunſt nicht leicht ſeines gleichen hatte. Dem Farinello hat eigentlich die gelehrte Welt das Daſeyn ſeiner berühmten Geſchichte der Muſik zu verdanken. Dieſer, ihr beiderſeitiger Freund, machte ſein Vorhaben, und zugleich auch ſeine Unentſchloſſenheit wegen der vielen Schwierigkeiten, die er bey einem ſo großen Unternehmen zu überwinden hatte. Er gab dem Farinello Nachricht hievon, der ihm ſogleich antwortete, er möchte dem P. Martini ſagen, die Königinn Barbara habe die Dedication ſeiner Geſchichte der Muſik angenommen. Der gute Mann, dem dieſes nie in den Sinn gekommen war, und der das gegebene Wort ſeines Freundes nicht vereitelt wollte, ſah ſich genöthiget, ein Dankſagungsſchreiben an die

Königinn

Königin zu bilden, und sich zur Vorbereitung der so wichtigen Geschäfte zu entschließen. Er war der Deutschen sehr, Karlsgrüber und verwandte Freund des Jahrhunderts bis an sein Ende.

Da im Jahr 1765 der Kaiser Joseph II. durch Bologna reiste, und sich nur wenige Augenblicke daselbst aufhielt, fragte er sogleich nach der Wohnung des Zanotti, und da man ihm sagte, er wohne außer der Stadt, äußerte er ein Verlangen ihn zu sehen, und ihn hinzu, wo Blum, der mit einer so großen Mühe, die er beide, abwechselnd gehenden und alten Menschen Ehre gethan, seine alten Ehren erneuerte. Da aber der Kaiser auf seiner Rückreise sich einmal hier zu Bologna aufhielt, hatte Zanotti die Ehre, sich eine geraume Zeit und lang allein mit ihm zu unterhalten.

In dem Schooße der Ruhe hatte nun Zanotti nichts weniger als ruhig, einem so großen Vorsatze und gewichtigen Schritte gleich, der die Ruhe des Alters nicht lang entbehren kann. Er empfand von Tag zu Tage mehr die Verlassung der Wissenschaft, wozu er von Natur geneigt war, und die durch den beständigen Umgang der Mitbürger seiner verbesserten und gelehrtesten verschiedenen Freunde, womit seine Zeit war ausgefüllet worden, genährt wurde. Seine Stimme erhielt sich hell und klar bis ans Ende bis ans Ertrem. Er sang oft, und war es pflicht des Hauses

[illegible]

geſtrengt, um ſich Unterhalt und Bequemlichkeit zu verſchaffen, und ſeine übrige Lage wird durch die Zeit und Umſtände, in denen er lebt, beſtimmt. Die Stufen zur Vollkommenheit ſind alſo vielfältig, und wir wiſſen wirklich nicht, welchen wir am meiſten bewundern ſollen, den erſten, der die Erfindung machte, oder den letzten, der ſie zur Vollkommenheit brachte.

Die Litteratur, ſowohl als die mechaniſchen Künſte, da ſie ein natürliches Produkt des menſchlichen Verſtandes iſt, wird überall wachſen wie die Schwämme, wo nur die Menſchen in einer glücklichen Verfaſſung ſind; und bey einigen Nationen iſts eben nicht mehr nöthig, wegen ihres Urſprungs die Augen auſſerhalb derſelben zu werfen, als wegen der Entſtehung ſolcher Vergnügungen und Bewegungen, bey welchen der Menſch in einem Zuſtande des Glücks und der Freyheit ſeine Erholungen findet.

Gemeiniglich betrachten wir zwar die Kunſt als eine der menſchlichen Natur fremde Sache: allein es giebt keinen Zweig derſelben, der nicht ſeine Entſtehung in dem Naturtriebe des Menſchen habe, ſeine Umſtände ſo viel als möglich zu verbeſſern. Die mechaniſchen Künſte entſtanden aus der Liebe zum Eigenthume, und wurden durch die Ausſicht auf Sicherheit und Gewinn unterſtüzt: die litterariſchen und freyen Künſte hatten ihre Geburt dem Verſtande, der Laune und dem Herzen zu verdanken. Sie ſind eigentlich

bloße

bloße Uebungen und Unterſuchungen der Seele über ihre eigenthümlichen Beſchäftigungen und Freuden, und werden durch Umſtände, die das Gemüth in die Verfaſſung zum Nachdenken ſetzen, geleitet.

Die Menſchen nehmen Antheil ſo wohl an dem Vergangnen, und Gegenwärtigen, als an dem Künftigen, und ſind zu jeder Beſchäftigung bereit, die ihren Wirkungskräften einen Gegenſtand darbietet. Produkte alſo, ſie mögen nun Erzählungen, Fictionen oder Schlüſſe enthalten, werden, wenn ſie nur entweder die Einbildungskraft beſchäftigen oder das Herz rühren, für verſchiedene Menſchenalter eine Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung bleiben. Die Erinnerung vorgefallner Thatſachen, wenn ſie durch Tradition oder Schriften aufbewahrt wird, ſtillt ſehr heftige Begierden, nehmlich Neugierde, Bewunderung und Liebe zur Beſchäftigung.

Ehe noch eine Menge Bücher geſchrieben und die Wiſſenſchaften überhaupt auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, ſind die Produkte des bloßen Genies vielleicht ſchon auf dem höchſten Gipfel. Der Urheber derſelben hat die Hülfe der Gelehrſamkeit nicht nöthig, wenn ſeine Beſchreibung oder Geſchichte immer nahe und mit einander verbundne Objecte zeigt, oder Handlungen und Character ſolcher Leute ſchildert, mit denen er ſelbſt umgegangen oder Theil daran gehabt hat.

Mit dieſen Vortheilen iſt der Poet der erſte, der die Früchte ſeines Genies darbringt, und in die Laufbahn derjenigen Künſte leitet, wodurch der Verſtand gelehrt wird, ſeine Leidenſchaften auszudrücken und die Produkte ſeiner Einbildungskraft vorzulegen. Jede Nation unter den Barbaren haben ihre leidenſchaftlichen oder hiſtoriſchen Gedichte, welche den Aberglauben, Enthuſiasmus und die Bewundrung des Ruhms enthalten, womit die Menſchen ſchon in den früheſten Zeiten der Geſellſchaft erfüllt und angefeuert waren. Sie finden ihr gröſtes Vergnügen an Reimen, es ſey nun, daß der Wohlklang abgemeßner Worte der Sprache der Empfindung natürlich iſt, oder daß, da es ihnen an dem Vortheile des Schreibens fehlt, ſie das Ohr dem Gedächtniſſe zur Hülfe geben müſſen, um ſich die Erinnerung zu erleichtern, und dadurch die Dauer des ganzen Werks zu verſichern.

Wenn wir die Sprache betrachten, deren ſich eben dieſe Wilden bey feyerlichen Gelegenheiten bedienen, ſo ſcheint es, als wenn der Menſch von Natur ein Dichter ſey. Es ſey nun, daß die Anmuth der Sprache oder das Vergnügen, was er in der Analogie der Objecte findet, ihn dazu nöthigt, er kleidet jeden Gedanken in Bilder und Metaphern. „Wir haben den „Baum des Friedens gepflanzt, ſagt ein amerikaniſcher Redner, und die Streitaxt unter ſeine Wurzeln vergraben. In Zukunft wollen wir unter ſeinem

„nem Schatten ruhen, wir wollen uns vereinigen und „die Kette, die unſre Nationen zuſammenhält, glän„zend machen.“

Fragt man uns, wie Leute Dichter und Redner werden können, ehe ſie durch Gelehrſamkeit und Critik gehörig unterwieſen worden: ſo fragen wir im Gegentheil, wie die Körper vermöge ihres Gewichts fallen konnten, ehe die Geſetze der Schwere in Büchern zuſammengetragen waren? Der Verſtand ſowohl als der Körper handelt nach gewiſſen Geſetzen, allein der Critiker ſammlet ſie nicht eher, als bis ſie ſich ſchon in den Handlungen des Menſchen gezeigt haben.

Jede Erzählung nimmt bey den wilden Nationen die Form eines Geſanges an, vermuthlich vermöge der phyſikaliſchen Verbindung zwiſchen den Gefühlen einer erhizten Einbildungskraft und den Eindrücken der Muſik und pathetiſcher Töne. Die früheſte Geſchichte aller Nationen kommt hierin überein. Prieſter, Staatsleute und Philoſophen lieferten ihre Arbeiten in den erſten Jahren Griechenlandes in Verſen, und hüllten ihre Lehren in Bilder und Fabeln ein.

Es iſt unterdeſſen nicht ſo bewundernswürdig, daß Verſe gerade das erſte litterariſche Produkt ſind, als vielmehr daß ein mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpfter, und von der gewöhnlichen Sprache ſo ganz entfernter Styl, auch beynahe durchgängig ſo frühzeitig zur Vollkommenheit gelangt iſt. Die Poe-

ten.

ten, die unter allen am meiſten bewundert werden, lebten in ſo entfernten Zeiten, wo wahrſcheinlich noch keine andre Geſchichte als Tradition exiſtierte. Der kunſtloſe Geſang des Wilden, die heroiſche Legende des Barden, haben oft Schönheiten, die keine Verfeinerung der Sprache vermehren kann.

Bey dem vorausgeſetzten Nachtheile eingeſchränkter Kenntniſſe, und einer ziemlichen rauhen Einbildungskraft, haben dieſe Dichter Gedanken, die jene Fehler reichlich erſetzen. Die ſchönſten Gegenſtände für die Dichtkunſt, die Charaktere des Hitzigen und des Tapfern, des Grosmüthigen und des Unerſchrocknen, groſſe Gefahren, Beweiſe von Seelenſtärke und Treue, hat der Dichter oft vor Augen, oder ſie werden durch Tradition in einer ſolchen Sprache überliefert, daß ſie die nehmlichen Eindrücke hinterlaſſen, als ob man es ſelbſt geſehn habe. Er iſt nicht wie Virgil oder Taſſo genöthigt, Empfindungen oder Auftritte, die in einem von ihm weit entfernten Zeitalter vorfielen, zu ſchildern. Er hat nicht nöthig, daß Longinus ihn erſt erinnere, was er hätte ſagen ſollen, oder wie ſich ungefehr ein Andrer an ſeiner Stelle würde ausgedrückt haben. Die einfachen Leidenſchaften der Freundſchaft, der Liebe, ſind Bewegungen, die er ſelbſt fühlt, und er braucht nicht nachzuahmen. Simpel und lebhaft in ſeinen Gefühlen und Gedanken kennt er die Veränderungen derſelben oder des Styls, die ſeine Beurtheilungs-

Dritte Scene.

Lady Macbeth tritt auf.

Lady.

Das, was ſie trunken machte, hat mich kühn gemacht; was ihr Feuer auslöſchte, fachte das meinige an. Horch! Stille! es war eine Eule, die ſchrie, der fatale Nachtwächter, der uns die gräßlichſte gute Nacht giebt -- Er hat es vollbracht -- die Thüren ſind offen, und die überfüllten Kämmerer ſpotten ihres Amts mit Schnarchen. Ich habe ihnen einen ſo kräftigen Schlaftrunk zubereitet, daß Tod und Natur ſich um ſie zanken, ob ſie leben oder geſtorben ſeyen.

Macbeth tritt auf.

Macbeth.

Wer iſt hier? -- he!

Lady.

O weh! ich fürchte, ſie ſind aufgewacht, und es iſt nicht gethan; der Vorſaz, nicht die That wird uns zu Grunde richten -- horch! ich legte ihre Dolche neben ſie, er mußte ſie finden -- Hätte er nicht, wie ich ihn ſchlaffen ſah, meinem Vater gleich geſehen, ich hätt' es ſelbſt gethan -- Mein Gemahl!

lungskraft ſchärfen oder üben könnten, nicht. Er überliefert die Empfindungen ſeines Herzens mit Worten, die das Herz eingegeben hat, denn er kennt keine andre. Daher kommt es, daß, indem wir den Scharfſinn und die Erfindung Virgils und neuerer Poeten bewundern, die nemlichen Ausdrücke, die uns bey ihnen entzücken, beym Homer angebracht, denſelben ganz verderben würden. Ob er gleich eben ſo verſtändlich als erhaben in ſeinen Ideen iſt, ſo können wir weder denſelben zuvorkommen, noch den Bewegungen ſeines Herzens folgen; es ſcheint als ſpräche er durch Eingebung und nicht Erfindung, und als würde er in der Wahl ſeiner Gedanken durch einen übernatürlichen Einfluß und nicht durch bloßes Nachdenken geleitet.

Die Sprache der erſten Zeiten iſt in gewiſſer Rückſicht einfach und gedrungen, von einer andern Seite aber betrachtet auch voll Abwechſelung; ſie geſtattet Freyheiten, die dem neuern Dichter nicht erlaubt ſind In dieſen Zeiten waren die Menſchen noch durch keine Claſſen der Geburt oder Gewerbe von einander unterſchieden. Sie lebten auf Einen Fuß und hatten auch nur Eine Ausſprache. Der Barde iſt alſo nicht genöthigt unter ſeinen Ausdrücken eine Wahl zu treffen. Er darf ſich nicht fürchten, in den beſondern Ton irgend eines Standes allein zu fallen, und dadurch andern unverſtändlich zu werden. Der Nahme eines jeden Objects und jeden Gefühls iſt beſtimmt, und

wenn ſeine Gedanken nur dem Erhabnen der Natur angemeſſen ſind, ſo werden ſeine Ausdrücke eine Reinigkeit haben, die nicht einmal von ihm abhängt.

Mit dieſem anſcheinenden Zwange in Abſicht auf die Wahl der Wörter hat er dennoch die Freyheit, ſich über die gewöhnlichen Regeln der Conſtruction hinweg zu ſetzen, und kann leicht in einer Sprache, die nicht nach Regeln eingerichtet iſt, von ſelbſt, ein der Sache angemeßnes Sylbenmaas erfinden. Die Freyheit, die er ſich auf dieſe Art nimmt, wenn nur Gedanke und Ausdruck erhaben und paſſend ſind, ſcheint nun eine Verbeſſerung und kein Fehler gegen die Sprache. Er erfindet einen neuen Styl, und hinterläßt den nachfolgenden Zeiten ein Beyſpiel zur Nachahmung.

Jedoch, woher auch dieſe frühzeitige Anlage zur Dichtkunſt bey dem Menſchen herkommen mag, es ſey nun, weil dieſer Zweig zuerſt bearbeitet worden, oder aber, weil ihre Reize jeden, der Gefühl beſitzt, ſo leicht hinreiſſen, ſo iſt es dennoch eine merkwürdige Sache, daß wir, nicht allein in den Ländern, wo jede Art von Erfindung originell und einheimiſch war und nur durch Länge der Zeit verbeſſert wurde, ſondern ſogar in Rom und dem übrigen Europa, wo doch die Gelehrten ſehr zeitig anfiengen ſich nach fremden Muſtern zu bilden, Poeten von allen Nationen haben, die jedermann mit dem größten Vergnügen lieſt, da

unſers

unterdessen die Prosaschreiber aus dem nemlichen Zeitalter vernachlässigt werden.

So wie Sophokles und Euripides vor den griechischen Moralisten und Geschichtschreibern hergingen, so kamen auch bey den Römern nicht allein Naevius und Ennius, die eine römische Geschichte in Versen schrieben, sondern auch Lucilius, Plautus, Terenz, wir können auch den Lukrez dazu rechnen, vor dem Cicero, Sallust und Cäsar. Dante und Petrarch schrieben eher als irgend ein guter Prosaist in Italien. Corneille und Racine waren eigentlich die Stifter der guten Prosa in Frankreich, und in England hatte man schon nicht allein einen Chaucer und Spencer, sondern auch den Shakespeare und Milton, da die Versuche in der Geschichte und den übrigen Wissenschaften noch sehr in ihrer Kindheit waren, und unsre Aufmerksamkeit nur wegen der Wichtigkeit ihres Inhalts verdienen.

Hellanikus, den man für den ersten Prosaisten unter den Griechen hält, und der kurz vor oder vielleicht zu gleicher Zeit mit dem Herodotus lebte, fieng damit an, daß er erklärte, es sey seine Absicht, aus der Geschichte alle die sonderbaren Fictionen, womit die Dichter sie verunstaltet hatten, zu verbannen. Der Mangel an Quellen und sichern Nachrichten mögen ihn sowohl als seinen Nachfolger gehindert haben, der Wahrheit das nöthige Ansehn zu verschaffen. Unterdessen giebt es gewisse Zeitpunkte in der menschlichen

Geſellſchaft, wo ein ſolches Anerbieten mit der gröſ-
ten Bereitwilligkeit aufgenommen zu werden verdient.
Wenn die Menſchen anfangen, mit politiſchen Objek-
ten oder andern Künſten ſich zu beſchäftigen, ſo wün-
ſchen ſie eben ſo wohl unterrichtet als gerührt zu wer-
den. Sie ſind nur an dem, was in vergangenen
Thatſachen weſentlich war, theilnehmend. Auf dieſen
Grund bauen ſie die Betrachtungen, die ſie über eini-
ge Umſtände gegenwärtiger Angelegenheiten machen,
und wünſchen ſehr Unterricht über diejenigen Dinge zu
bekommen, bey welchen ſie nunmehr intereſſirt ſind.
Die Sitten, das Betragen im gemeinen Leben, und
die Form der Geſellſchaft liefern dem politiſchen und
moraliſchen Autor, Stoff. Bloſe Klarheit, Richtig-
keit der Empfindungen und des Ausdrucks, wenn ſie
gleich nur in der gewöhnlichen Sprache vorgetragen
ſind, machen eigentlich das litterariſche Verdienſt aus,
und wenn man ſich mehr mit Denken und Unterſu-
chen abgiebt, als mit der Einbildungskraft und den
Leidenſchaften, ſo wird es auch ſo aufgenommen, wie
es der Unterricht, den es giebt, verdient.

Die Fähigkeiten der Menſchen werden zu ſehr mann-
nichfaltigen Geſchäften angewendet, und ihre Unterſu-
chungen auf verſchiedene Dinge geleitet. Kenntniß iſt
in jedem Fache der bürgerlichen Geſellſchaft wichtig,
und zur Ausübung jeder Kunſt nothwendig. Die
Wiſſenſchaften der Natur, Moral, Politik, Geſchichte
ſind

haben ihre Bewunderer, und ſogar die Dichtkunſt ſelbſt, die immer in ihrem Fache einer warmen Einbildungskraft und heftiger Leidenſchaften bleibt, erſcheint in einer immer zunehmenden veränderten Geſtalt.

Die Sachen ſind ſo weit gediehen, ohne Hülfe auswärtiger Beyſpiele oder Schuleinrichtungen. Der Karren des Theſpis ward in ein Theater verwandelt, nicht die Gelehrten zu befriedigen, ſondern um den athenienſiſchen Pöbel zu unterhalten; und der Preis poetiſcher Verdienſte ward von eben dieſem Pöbel ſo wohl nach als vor Feſtſetzung der Regeln entſchieden. Die Griechen kannten keine andre Sprache als ihre eigene; und wenn ſie gelehrt wurden, ſo geſchah es nur dadurch, daß ſie ihre eignen Produkte ſtudierten. Die kindiſche Mythologie, welche ſie, wie man behauptet, von den Aſiaten angenommen haben, war ebenfalls nicht ſehr geſchickt, ihre Liebe zu den Künſten mehr anzufeuern. Wenn der Geſchichtſchreiber diejenige Sache vor Augen hat, von der er entweder ein Augenzeuge geweſen, oder andre ſichre Nachrichten darüber bekommen; wenn der Staatsmann, welcher öffentlich ſprechen muß, ſich auf eine gelehrte Rede vorbereitet; wenn die Unterhaltung feiner und ausgebreiteter wird, und die allgemeinen geſellſchaftlichen Gefühle der Menſchen ſchriftlich aufgeſetzt werden: ſo entſteht endlich ein Syſtem von Gelehrſamkeit und Kenntniſſen aus dieſer Verbindung eines geſchäftigen

Lebens. Die Gesellschaft selbst ist die Schule, und ihre Unterweisungen liegen in der Ausübung der täglichen Geschäfte. Ein Autor schreibt, angetrieben durch die Betrachtungen, die er gemacht, und nicht durch Eingeburgen seiner Bücher, und jedes seiner Werke trägt den Stempel eines denkenden Mannes und nicht des Gelehrten allein. Es ist so gar eine Frage, ob die Mühe des vielen Nachsuchens, das Schöpfen aus weit entfernten Quellen, und die Nothwendigkeit, Unterricht in verborgnen und ganz unbekannten Sprachen zu holen, nicht sein Feuer niedergedrückt, und einen weniger guten Schriftsteller aus ihm gemacht haben würde.

Wenn also die Gesellschaft als eine Schule der Wissenschaften überhaupt zu betrachten ist, so ists auch sehr wahrscheinlich, daß ihre Lehren in den besondern Ständen und Zeitaltern sehr verschieden seyn müssen. Auf eine gewisse Zeit unterdrückte die Neigung des römischen Volks zum Kriege die Künste, und, wie es scheint auch sogar die Geschichtschreiber und Poeten. Die Gesetze und Einrichtungen von Sparta belegten alles mit deutlicher Verachtung, was nicht auf irgend eine Art in die Kriegs-Wissenschaft einschlug. Die Reize der Einbildungskraft und Schönheiten der Sprache wurden bey diesem Volke mit den Künsten des Kochs und Parfumeurs zugleich verwiesen. Einige Schriftsteller erwähnen zwar ihrer Gesänge zum Lobe der Tapferkeit, und eine Sammlung ihrer witzigen

Anek-

Antworten wird noch heutiges Tages aufbewahrt; sie verrathen zwar die Talente eines thätigen Volks, aber nichts weniger als ihre Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften oder ihren guten Geſchmack. Sie waren mit dem begabt, was zur Glückſeeligkeit durch die Tugend nöthig iſt; ſie hatten den gehörigen Begriff von ihrem Werthe; bekümmerten ſich aber wenig um die zahlloſen Gegenſtände, unter denen die übrigen Menſchen gemeiniglich erſt wählen, welchen ſie ihre Achtung erzeigen wollen. In ihrer Denkungsart feſt und beſtimmt, betrachteten ſie die gewöhnlichen Thorheiten mit ſpöttiſchen Augen. Ein Spartaner frug einen ſchon alten Mann, der ſich immer noch mit Unterſuchungen über das Weſen der Tugend beſchäftigte, „wenn wirſt Du „anfangen, ſie auszuüben?“

Während daß dies Volk, ſein ganzes Studium nur auf einen einzigen Punkt richtete, nemlich wie ſie ihre Herzhaftigkeit und Gleichgültigkeit gegen alle andre Leidenſchaften erhalten könnten, ſo beſchäfftigten ſich die Athenienſer, mit der Ausbildung und Verfeinerung jeder Kunſt oder Leidenſchafft. Durch die Belohnungen, womit ſie jede Bemühung oder Erfindung die zu ihrem Vergnügen oder Unterrichte diente, aufmunterten, durch die Verſchiedenheit der Stände und Claſſen, in denen ihre Einwohner lebten, durch die Ungleichheit ihrer Reichthümer, und das verſchiedene Intereſſe im Kriege, in der politiſchen Lage, in der Handlung, erweckten ſie beynahe alles, was gut und

bis in der natürlichen Anlage des Menſchen war. Jeder Weg zur Erhöhung ſtand offen; Beredſamkeit, Kriegswiſſenſchaft, Neid, Verläumdung, Partheygrif, Verrätherey, ſelbſt die Muſen wurden angerufen und verehrt, um bey einem geſchäftigen, witzigen, und unruhigen Volke Anſehn zu erlangen.

Aus dieſem Beyſpiele können wir ſchlieſſen, daß, obgleich Geſchäftigkeit zuweilen die Nebenbuhlerin des Studierens iſt, dennoch Einſamkeit und Muße nicht Hauptnothwendigkeiten zur Aufklärung, vielleicht nicht einmal zur Ausübung litterariſcher Talente ſind. Die allerſonderbarſten Produkte der Einbildungskraft und Empfindung haben Beziehung auf die menſchliche Natur; ſie werden durch die Gegenwart, und Mitwürkung der Menſchen erzeugt. Sie haben alsdann ihre gröſſte Stärke, wenn ſie in der Seele durch die Würkung ihrer mächtigſten Triebfedern, des Ehrgeizes, der Freundſchaft, der Widerſetzung, der Leidenſchaften die man am meiſten bey einem ehrgeizigen und unruhigem Volke findet, hervorgebracht werden. Mitten unter den groſſen Auftritten, die eine freye, und ſo gar zügelloſe Geſellſchaft in Bewegung ſetzen, werden einzelne Glieder denſelben geſchickt zu jeder Art von Unternehmung gemacht; und die nemlichen Vorfälle, die einen Themiſtocles und Thraſybulus anfeuerten, brachten auch, gleichſam durch Anſteckung, einen Sophokles und Plato hervor. Der Lebhaffte und der

Sinn

Sinnreiche haben das nemliche Ziel für ihre Talente; und litterariſche Monumente, ſind eben ſo wohl Magazine des Neides und der Thorheit, als der Kenntniſſe und der Tugend.

Griechenland, in eine Menge kleine Staaten vertheilt, und mehr als irgend ein Land auf dem Erdboden durch innere Unruhen, und auswärtige Kriege beſchäftigt, gab Beweiſe von jeder Art litterariſcher Kenntniſſe. Dieſes Feuer ergriff auch Rom, nicht als der Staat aufhörte kriegeriſch zu ſeyn, ſondern als er die Liebe zu Vergnügungen und Verfeinerungen mit dem Betriebe der National-Angelegenheiten vermiſchte, und mitten in den Gährungen der Kriege und bürgerlichen Factionen ſich durch Studieren zu erholen ſuchte. In den neuern Zeiten geſchah das nemliche in den unruhigen italieniſchen Staaten, und breitete ſich zugleich mit dem Geiſte, der die gothiſche Politik erſchütterte, nach Norden aus. Wir wiſſen aus den Beyſpielen verſchiedner Zeiten, daß freygebige Schenkungen, die an gelehrte Geſellſchaften gemacht worden ſind, und die Muße die man ihnen zum ſtudieren verſchaft hat, gerade nicht die wirkſamſten Mittel ſind, die Aufklärung zu befördern. Die Wiſſenſchaften ſelbſt, die man doch für Töchter der Muße hält, ſchmachteten in der Stille der Klöſter. Leute, die von den Gegenſtänden der nüzlichſten Betrachtungen ganz entfernt waren, blieben von jenen Empfindungen, die auf ein lebhaftes Genie ſo leicht Ein-

druck machen, völlig ungerührt, und konnten alſo nichts als ein Gewäſche von Kunſtwörtern hervorbringen.

Um richtig über eine Beobachtung aus der Natur zu ſprechen oder zu ſchreiben, iſt es nothwendig die Bewegungen der Natur gefühlt zu haben. Derjenige der im gemeinen Leben thätig und nachdenkend iſt, wird wahrſcheinlicher Weiſe auch eine verhältnismäßige Anſtrengung bey der Ausübung ſeiner litterariſchen Talente anwenden; und ob gleich Schreiben eine Art von Gewerbe wird, und die nemliche Emſigkeit und Nachforſchen wie jedes andre Geſchäfft erfordern: So ſind dennoch die Haupt Erforderniſſe der Scharfſinn und das feine Gefühl eines thätigen Geiſtes.

Jedoch, auf welche Art auch die Menſchen zu einer deutlichen Art ſich ausdrücken, geführt werden mögen, ſo ſcheint es dennoch der gröſte Irrthum zu ſeyn, wenn man die Vollkommenheit des menſchlichen Charakters durch bloſſe Speculationen zu erhalten ſucht, und dadurch von der andern Seite, diejenige thätige Erfahrung verabſäumt, wodurch unſre Kenntniſſe der Welt eigentlich nüzlich werden können.

W—rf.

Macbeth.

Sie iſt gethan, die That! -- Hörteſt du kein Getöſe?

Lady.

Ich hörte die Eule heulen, und die Feldgrillen ſchreyen -- Sagtet ihr nicht was?

Macbeth.

Wenn?

Lady.

Eben itzt.

Macbeth.

Wie ich herab kam.

Lady.

Ja.

Macbeth.

Horcht! wer ligt im andern Zimmer?

Lady.

Donalbain.

Macbeth (ſieht ſeine Hände an.)

Das iſt ein trauriger Anblik!

Lady.

Ein närriſcher Gedanke, es einen traurigen Anblik zu heiſſen.

IV.

Beſchluß der Briefe eines Reiſenden aus Berlin.

(S. t. Merkur 1788. Jänner S. 93.)

Berlin, Jänner 1787.

Ich hatte groſſe Luſt, Ihnen von Potsdam aus, von wo ich geſtern zurückgekommen bin, über alles was ich da ſehen würde, zu ſchreiben und meine ganz aufrichtige, ungeheuchelte Meynung zu ſagen; allein zu meinem Erſtaunen fand ich daſelbſt in den zweyen Tagen, die ich zu dieſer Tour beſtimmmt hatte, nicht nur keine Zeit dazu, ſondern ich muſte ſogar noch ei ganzen Tag zugeben. Ich geſtehe zwar, daß man in kürzerer Zeit fertig werden kann: aber theils befriedigt mich eine nur flüchtige Ueberſicht nie, theils ſind die jetzigen Wintertage nur für halbe Tage zu rechnen.

Der Weg von Berlin nach Potsdam iſt nur 4. kleine Meilen lang, muß aber der königlichen Poſt wegen für fünfe bezahlt werden. Er iſt ſo ſchlecht, daß man ſich nicht genug wundern kann, wie eine Straße, die von allen in den Preuſſiſchen Staaten, am meiſten bereißt wird, die von der Reſidenz nach der Hauptſtadt führt, und die der König ſelbſt ſo oft paſſirt, nicht beſſer und bequemer angelegt wird.

Man

Man fährt in einem ganz ſandigen Boden, und die Ausſicht auf die unfruchtbaren Ebenen wird durch keinen angenehmen Gegenſtand unterbrochen, bis man vor die Stadt kommt. Man hat ſchon manchmal geſagt, daß Brandenburg, die natürliche Hauptſtadt der Markgrafen, ihrer Lage wegen, weit beſſer die Hauptſtadt des Reichs ſeyn könnte als Berlin; aber Potsdam könnte es eben ſo gut ſeyn. Die Havel iſt hier noch breiter und majeſtätiſcher als die Spree; ſie würde auch der Handlung unendlichen Vortheil verſchaffen, und die Gegend um Potsdam iſt ohne Vergleich weit reitzender als die um Berlin. Nicht nur macht die Havel, die gleich bey der Stadt einen kleinen See bildet, eine ſehr ſchöne Parthie, ſondern der Sand iſt auch hier herum zu Hügeln angehäuft, die mit Bäumen, Aeckern und Bauernhäuſern beſetzt ſind und eine Abwechſelung hervorbringen, die man in einer ſo dürren Gegend nimmermehr erwartete.

Was ich von der Bauart in Berlin geſagt habe, gilt gröſtentheils auch von der in Potsdam; der Geſchmack iſt nicht groß und edel genug; der Verzierungen giebts zu viele; die Mauren zwiſchen den Fenſtern ſind zu ſchmal; die Materialien taugen nichts; der Kalk und die Stuckaturarbeit fällt bald herunter, und das erweckt gleich den Gedanken, daß dieſe Häuſer nicht für die Ewigkeit gebaut ſind. Sonſt findet man in Potsdam weit mehr ein Ganzes als in Berlin. Es giebt hier nicht ſo viele Lücken zwiſchen den ſchönen

Gebäu

Gebäuden; die Stadt iſt klein, daher iſt ſie ſchon beynahe ganz in neue Häuſer verwandelt; es wird zwar wohl noch hier und da gebaut, die Zwiſchenräume ſind aber nicht ſo groß die die alten Häuſer machen. Man trift hier einige ganz vollendete wirklich ſchöne Straſſen an, und mehr Pallaſtmäßige Gebäude als in dem großen Berlin. Der Marktplatz, auf dem die katholiſche Kirche in italieniſchem Geſchmacke ſteht, und der einen Obelisken in der Mitte hat, nimmt ſich ſehr gut aus, ob er gleich unregelmäßig iſt. Hier ſteht das Rathhauß, das zierlichſte und edelſte Gebäude in ganz Potsdam. Auch das Poſthaus zeichnet ſich durch einen reinen Geſchmack aus. Potsdam würde ein noch weit beſſeres Anſehn haben, wenn man nicht eben das darinnen anträfe, was ich ſchon bey Berlin bemerkte, nämlich zu vielerley Geſchmack. In einer Straſſe, dem Waiſenhauſe gegen über, ſteht ein Gebäude, das einem Kaſtelle ähnlich ſieht, und übrigens durch die Abwechslung ſeines weiß und rothen Anſtrichs, und durch ſeine angehäuften und dabey dummen Verzierungen das Auge beleidigt. An einer andern Gegend der Stadt findet man alt Holländiſche und neu Holländiſche Häuſer, und dergleichen Einfälle giebt es mehrere, die deswegen einen doppelt ſchlechten Eindruck machen, weil man, bey dem kleinen Umfange der Stadt, faſt jeden Augenblick auf einen andern trift.

Wenn von Berlin behauptet wird, daß man nur Soldaten da ſähe, ſo iſt das übertrieben; von Potsdam aber kann mans mit allen Grunde ſagen. Nicht nur begegnet man ihnen überall auf den Straßen und ſonſt faſt keiner andern Menſchenklaſſe; ſondern man mag auch ſeine Augen auf was für Häuſer man will richten, ſo kukt zwiſchen den Engelsköpfen, die häufig als Verzierungen angebracht ſind, ein Kopf von einem Sohn des Kriegsgottes, mit ſteiffen Locken und einem Schnurrbarte heraus. Hier ſieht man allerhand Art von Wäſche trocknen; dort hängen Hoſen oder Weſten heraus; da raſirt ſich ein Unterofficier vor einem Spiegel, der ohne Rahmen ans Fenſter gelehnt iſt, oder macht ſeine Toilette im Angeſicht aller Vorübergehenden. An andern Orten, wo die Soldaten nicht gleich zum Vorſchein kommen, da hängen an den ſchönſten Gebäuden die Schilde von Bierhäuſern oder kleinen Krämern, oder Handwerksleuten, und die Perſonen die heraus oder hinein gehen, verrathen, daß dieſe Palläſte nicht von Prinzen, oder Staatsminiſtern, oder Hofſchranzen bewohnt ſind. Ein mittelmäßiges Haus muß 4 Soldaten aufnehmen, die zuſammen wohnen und eſſen. Ihr Geld halten ſie gemeinſchaftlich, jeder hat nach der Reihe eine Woche lang die Kaſſe, von der er die täglichen Ausgaben beſtreiten muß. Es gehen aber oft entſetzliche Dinge vor, und die gemeinen Soldaten der Potsdamſchen Garniſon ſind gewiß nicht der edelſte Theil der preußiſchen Armee.

Die Befehlshaber aller Regimenter müſſen ihre gröſ-
ten Leute hierher ſchicken; das machen ſie, ſich aber zu
Nutze nicht nur die gröſten, ſondern auch die böſeſten
auszuſuchen, die ſie ſelbſt gern loß ſeyn möchten. Zu
weilen finden ſich unter einem ſolchen Transporte gar
zu groſſe Taugenichtſe, und dann ſendet man ſie wieder
an ihr Regiment zurück. Man kann ſich daher nicht
ſchlechte Streiche genug erzählen laſſen; jedermann iſt
davon voll, und da es im Potsdam eben nicht viel zu
ſtehlen giebt, dieſe Leute alſo andere Auswege für ihre
Bosheit zu ſuchen genöthiget ſind, ſo erfährt man Be-
gebenheiten von ganz eigner Erfindung, dergleichen
wohl ſchwerlich andrer Orten vorfallen möchten. Die
Disziplin iſt um deswillen hier ſchärfer, als irgendwo.
Man nennt Potsdam die hohe Schule für den gemei-
nen Soldaten, und mancher Vater, der einen ungerath-
nen Sohn hat, bittet ſichs als eine Gnade aus, ihn
unter die hieſige Garniſon zu nehmen, unter der er
aber gemeiniglich noch mehr verdorben wird.

Ich fuhr am andern Tage nach meiner Ankunft,
gleich früh, nach dem ſogenannten neuen Schloſſe, das
der König zuletzt gebaut hat, und erſtaunte nicht we-
nig einen minder reinen Geſchmack daran zu bemer-
ken, als an andern Gebäuden, die früher errichtet wor-
den ſind. Es iſt von auſſen ſo bunt, als man ſichs
nur denken kann: die unterſten Mauern ſind roth an-
geſtrichen, auf dieſen ſieht man gelbe Säulen und Ver-
zierungen, das Dach iſt grün und hat viele Vergoldun-

gen.

gen. Die Schäfte ſind auch hier wieder ſchmäler als die Fenſter, und an jedem ſteht unten eine Statue, die den ganzen Anblick viel zu reich und überladen macht. Der König bezahlte, als das Schloß gebaut wurde, für jede dieſer Statuen hundert Thaler, und die Bildhauer ſind reich dabey geworden. Dem groſſen Gebäude gegen über ſtehen die Küchen und Wohnungen für die Leute, die dazu gehören, in zwey abgeſonderten hohen Gebäuden, die auf eben die Art verzieret ſind, und im höchſten Grad ſchwerfällig ausſehen. Jedes derſelben hat an der ſchmalen Seite, nach dem Schloſſe zu, eine doppelte Treppe zum Eingange, die, weil ſie auch zu ſchmal iſt, das Ganze noch plumper macht. Kurz das Aeuſſere iſt zwar prächtig, verſpricht aber nicht viel für den guten Geſchmack des Innern. Deſto mehr freut man ſich, wenn man hernach ſeine Erwartung auf eine angenehme Art getäuſcht findet. Ich habe dem Meublement ſchon oft eben den Reichthum und die Verſchwendung an Verzierungen vorwerfen hören, die das Auge von auſſen beleidigen; allein dieſer Vorwurf iſt ungerecht. Man findet zwar wohl in vielen Zimmern Vergoldungen, ſie ſind aber mit einem guten Geſchmack und viel Auswahl angebracht, und haben etwas Gefälliges, das den Gedanken an Pracht unterdrückt. Merkwürdig iſt es, daß alles Porzellan, das man in dieſen Zimmer antrift, Meißner iſt; im ganzen Pallaſte ſieht man kein Stück aus der Berliner Fabrike.

So

So wie man in das Schloß tritt, wird man zuerſt in einem Vorſaal geführt, der ganz mit grauem, ſchlefiſchem Marmor ausgelegt iſt, und deſſen Decke von freyſtehenden joniſchen Säulen aus eben ſolchem Marmor unterſtützt wird. Dieſe Säulen haben ein ſehr ſchönes Verhältniß, die ganze Anordnung des Saals iſt groß und edel, die Farbe des Marmors ſanft, und harmonirt vortrefflich mit der Einfalt des Ganzen; man hat überdieß noch vier ſchöne antike Bildſäulen, die von Cavaceppi ergänzt wurden, hineingeſetzt, und mit einem Worte, dieſer ganze Saal flößt große und ſchöne Empfindungen ein, könnte an jedem Orte in Italien ſtehen, und, verſöhnte mich wieder mit allem, was mir äuſſerlich mißfallen hatte. Es iſt wohl kein Wunder, dacht' ich, wenn die weiſeſten Leute oft ohne alle Beſonnenheit handeln, ſo daß man ihre Werke durchaus nicht mit ihren Grundſätzen vereinigen kann, da der nämliche Baumeiſter, der fähig war ein ſo ſchönes edles Vorhauß zu erfinden, eine ſo buntſcheckige Faßade angeben konnte. — Aus dieſem Vorſaale kommt man in den Grottenſaal, und findet da eine andere Art von Schönheit. Seine Decke iſt niedrig und gewölbt, an zwey Seiten iſt noch ein beſondrer Gang durch große viereckigte Pfeiler abgeſondert. Dies, und verſchiedene Fontänen die darinnen angebracht ſind, die aber nur weiche vorſtellen, weil ſie kein Waſſer haben, machen ihn einer Grotte ähnlich: aber ſeine regelmäßige Anordnung verhindert den

Gedanken an Natur, und die Benennung, Grottenſaal, iſt daher wirklich die paſſendſte die man ihm geben kann. An den Pfeilern, den Wänden und der Decke, ſind Felder abgeſondert, die man überaus künſtlich und mit vieler Erfindung mit Muſcheln geſchmückt hat. Die Schönheit und Verſchiedenheit der Zeichnung, die Menge von verſchiedenen Arten von Muſcheln, die zuſammen ein beträchtliches Kabinet ausmachen und die geſchickte Anordnung einer großen Anzahl Muſcheln von Einer Gattung, erregen ein angenehmes Erſtaunen. Sie wiſſen, wie ſehr ich die ſchöne Grotte, die in dem Garten der Frau von Cyderfeld, den ein gewiſſer Herr von Moll zuvor beſeſſen und angelegt hatte, bey Utrecht ſteht, bewunderte; aber freylich erſcheint ſie gegen dieſen Saal, wie das Werk eines Privatmanns gegen das eines Königs: auch hat jene nur 100000 Gulden gekoſtet, und dieſer Saal iſt nicht zu ſchätzen. Ich habe von der Art, an Gröſſe nirgends etwas ähnliches geſehen, und ich glaube, daß dieſer Saal einzig in der Welt iſt. Der Fußboden iſt auf italieniſche Art ſehr künſtlich mit Marmor ausgelegt. Wenn der König fremde Herrſchaften zum Beſuch hier hat, ſo wird in dieſem Saale getanzt; er iſt dann mit 400 Wachslichtern erleuchtet, und muß wegen des vielen Glanzes in den Muſcheln einen vortreflichen Anblick gewähren. — Gleich über demſelben befindet ſich ein andrer, darinnen vier auſſerordentlich große Gemählde, von vier der beſten franzöſiſchen Meiſter unter Ludwig dem funfzehn-

zehnten hängen. Das schönste unter ihnen, das sich vor allen den andern weit auszeichnet, ist das Opfer der Iphigenia von Carl Vanloo, an Zeichnung, Zusammensetzung und Kolorit ein wahres Meisterstück. Es gehört eine besondre Anekdote zu diesem Gemählde. Der König ließ alle viere, da das Schloß gebaut wurde, besonders in Paris bestellen, und da dieses Stück bestimmt war, allein eine ganze Wand auszufüllen, so überschrieb man das genaue Maaß, das es haben müsse. Man hatte aber vergessen anzuzeigen, daß es nach Rheinländischem Fuße genommen sey, und Vanolo, der keinen andern als pied du Roi im Kopfe hatte, richtete sich nach diesem. Da nun das Gemählde in Potsdam ankam, war es zu groß, und paßte nicht in die Wand. Man war daher genöthigt auf beyden Seiten ein Stück Leinwand umzuschlagen, wodurch zwey Figuren verlohren gegangen sind; man ist aber sorgfältig dabey zu Werke gegangen, um diese Figuren doch wenigstens zu erhalten. Diese Anekdote zeigt übrigens wie sehr die Franzosen nur das schätzen, was bey ihnen eingeführt ist, und gar keinen Begrif davon haben, daß ihre Einrichtungen anderewo wohl nicht Statt finden könnten — Man trift auch in verschiedenen andern Zimmern noch treffliche Gemälde an, unter denen mir hauptsächlich die folgenden aufgefallen sind: Alexander im Zelte der Sysigambis, ein schönes Werk von Battoni; Zwey treffliche Kopien der berühmten Nacht und der Magdalene von Correggio, aus der

Dreſdner Gallerie, von Dietrich; ein herrliches Gemählde von Gerhard Lamesse; ein eben ſo vortreffliches von Celeſti, der Sultan Bajazet im Keſig vor Tamerlan. Seiten wird man auf einem ſo groſen Stücke eine ſo ſchöne Anordnung und ſo viel Stärke des Ausdrucks in jeder einzelnen Parthie finden. Bajazet richtet ſich etwas auf, ſteckt den Arm durch die eiſernen Stäbe, und droht Tamerlan mit der geballten Fauſt; ſeine Miene und ſein Blick verrathen Wuth und Rache. Er ſteht in der Mitte des Gemähldes und macht die Hauptfigur aus; Tamerlan ſitzt zur Seite auf einem prächtigen Throne, nimmt die Glückwünſchungen ſeiner Hofleute an, und zeigt ganz die Gelaſſenheit, die man bey den Drohungen eines Kaiſers im Keſig haben kann. Die Hagar iſt vielleicht das gröſte Meiſterſtück, das dieſes Schloß aufzuweiſen hat. Es iſt von Rembrandt, der ſich darinnen beynahe ſelbſt übertroffen hat, und ſich dadurch verewigt haben würde, wenn man auch nur dieſes einzige Stück von ihm kennte.

An dem Ende eines Flügels hat der König ſein Studierzimmer, und darneben noch ein ganz kleines Kabinet, in das man nicht hinein darf, durch deſſen Glaßthüre man aber einen Stuhl erblickt, auf dem die Portraits des jetzigen Kaiſers und der verſtorbenen Churfürſtin von Sachſen, Mutter des jetzigen Churfürſten, nebeneinander ſtehen. Dieſer Stuhl befindet ſich ſchon ſeit vielen Jahren ſo wie er da iſt,

und

Macbeth.

Der eine lachte in ſeinem Schlaf, und einer ſchrie: Mörder! Sie wekten einander auf; und ich ſtuhnd und hörte ihnen zu; aber ſie ſagten ihr Nacht-Gebett her, und ſchlieſſen wieder ein.

Lady.

Es ſind zween, die beyſammen ligen.

Macbeth.

Der eine ſchrie: Gott helf uns! und Amen; der andre, wie ſie mich mit dieſen Henkers-Händen ſahen: Ich hörte zu, aber ich konnte nicht Amen! ſagen, wie ſie ſagten: Gott helf uns!

Lady.

Denkt ihm nicht ſo tief nach

Macbeth.

Aber warum konnt' ich nicht Amen! ſagen? Es war als ob es mir im Hals ſteken bliebe --

Lady.

Man muß ſolchen Thaten nicht auf eine ſolche Art nachdenken: das würde uns unſinnig machen.

Macbeth.

Es war mir nicht anders, als hörte ich eine Stimme, die dem Schlafenden zurief: Schlafe nicht länger! Macbeth

und darf nicht verrückt werden. In die Bibliothek, die nicht sehr groß ist und keine Bücher zum Staate, sondern zum Gebrauch hat, ist es Fremden auch nur durch die Thüre zu sehen, nicht aber hineinzutreten, vergönnt. An den Fenstern hin sind Tische angebracht, unter denen der König seine Schriften und Pläne liegen hat.

Dem neuen Schlosse gegenüber, im Garten, steht ganz im Gebüsche der sogenannte Antikentempel. Er ist rund, inwendig ganz mit grauem, schlesischem Marmor ausgelegt, und erhält sein Licht bloß durch die Laterne die über einer Kuppel angebracht ist. Seine Bauart ist geschmackvoll. Hier stehen die vortreflichen Statuen aus der Sammlung des Kardinal Polignac in einem Kreise herum. Sie stellen die Geschichte des Ulysses vor, da er den Achill unter den Weibern entdeckte. Ulysses erscheint unter der Gestalt eines Krämers, hat aber ganz die forschende Mine eines Mannes, der etwas Wichtiges auskundschaften will. Achill steht ihm gegen über, in wahrer Begeistrung über die Schönheit der Waffen. Jede der andern Bildsäulen stellt ein Frauenzimmer vor: sie beschäftigen sich verschiedentlich mit den Sachen die Ulysses gebracht hat, und einige unter ihnen sind ausserordentlich schöne Werke der Kunst. — An der Wand herum sind verschiedene alte Büsten auf Konsolen angebracht, und unter diesen liegt auf Tischen eine Sammlung von kronze-

nen Idolen, alten Werkzeugen, Lampen u. d. m. Der Eingangsthüre in den Tempel gegenüber, befindet ſich eine andre, durch die man in ein angebautes Zimmer kommt, an deſſen Wänden man wiederum antike Büſten, Basreliefs und Inſchriften ſieht. Allein den größten Schatz dieſes Kabinets enthalten vier große Nußbaumene Schränke, in deren einem ſich eine Sammlung von alten goldnen Münzen, in einem andern von ſilbernen, in dem dritten von bronzenen, und in dem vierten endlich von alten und neuen geſchnittnen Steinen befindet. Dieſe letztere iſt die beträchtlichſte, und beſteht aus beynahe 11000 Stücken, darunter die ganze Sammlung des Baron Stoſch mit begriffen iſt, die Winkelmann beſchrieben hat. Man trift Tiſche in dieſem Kabinette an, auf denen man dieſe ſchöne Sammlung mit voller Muſe beſehen kann, wozu ſich der Aufſeher ſehr gefällig bezeigt, wenn er merkt daß man Liebhaberey dafür hat. Der König ſelbſt kam ganz der Sommer ſehr oft hierher, und beſah dieſe Sachen in Ruhe. Zu mehrerer Bequemlichkeit ſind die geſchnittnen Steine, die ganz großen ausgenommen, alle in Ringe gefaßt.

Sie werden ſich leicht vorſtellen, daß mein ganzer Tag über Betrachtung dieſer Merkwürdigkeiten verſtrich, und daß er doch nur zu einer flüchtigen Ueberſicht hinreichend war. Ich fürchte Sie ſchon mit meiner Beſchreibung ermüdet zu haben, und um Ihnen daher einige Zeit zur Erholung zu laſſen, will ich dieſen

ſen Brief ſchlieſſen, und das noch Uebrige Ihnen in meinem nächſten erzählen.

* * *

Berlin — Jänner 1786.

Es gieng am folgenden Morgen eben ſo früh als den Tag zuvor, wieder in eben den Ort. Von dem neuen Schloſſe an, läuft eine lange gerade Allee durch die ganzen Gärten durch, die nicht eben breit ſind; von ihrer Schönheit konnte ich jetzt im Winter freylich nicht urtheilen, ſie zeigten aber keine beſonders merkwürdigen Parthien. Es befinden ſich viele Statuen darinnen, und Sie wiſſen daß es unter dieſen hier welche von groſſen Meiſtern giebt. Der Garten fängt ſich ſchon an, wenn man kaum zum Thore von Potsdam hinaus iſt. Von den daſelbſt befindlichen Hauptеingange, rechter Hand, zieht ſich eine Reihe Hügel hin, die von der Seite den ganzen Garten einſchlieſſt, und bis zum neuen Schloſſe fortgeht, das ebenfalls noch auf der Anhöhe ſteht. Die Gärten liegen daher ganz in der Tiefe, und werden durch die Hügel ſehr gut gegen die Nord-Weſt-Winde geſchützt. Einer dieſer Hügel ſteht etwas weiter vor als die übrigen und iſt rund; auf dieſem iſt das Schloß von Sans Souci gebaut. Der König hat ihn in ſieben groſſe Terraſſen eintheilen laſſen, und in dem Abhange von jeder dieſer Terraſſen, Treibhäuſer angebracht; die Glasfenſter ſtehen folglich alle nach dem Garten hin, und machen

im Winter den ſonderbaren Anblick eines Berges von Glas. Im Sommer werden dieſe Terraſſen ganz am Rande mit Orangeriebäumen beſetzt, die Glasfenſter werden dadurch verſteckt, man glaubt einen Berg voll Orangerie zu ſehen, und über den Gipfeln der oberſten Bäume erhebt ſich das weißgelbliche Schloß. Ein höchſt glücklicher Einfall, der in dieſer ſandigen Gegend den Gedanken an einen Feenaufenthalt erwecken muß. Der König beſitzt ganz vortrefliche Orangerie, und eine Menge ſeltner, ausländiſcher Früchte in ſeinen Treibhäuſern, mit denen ſeine Tafel den ganzen Winter hindurch beſetzt werden kann.

Sans Souci war das Schloß, das der König zuerſt baute: er wünſchte ſich einen Aufenthaltsort mitten in der Natur zu haben, um da zuweilen ganz in Ruhe und von allem Geräuſch abgeſondert leben zu können, und er konnte in dieſer Gegend wirklich nicht beſſer wählen. Das Gebäude beſteht blos aus einem Erdgeſchoß, das ſimpel aber zierlich angegeben iſt, und deſſen Sims von Karyatiden getragen wird. Ueber der Hauptthüre in der Mitte, ſtehen die Worte Sans Souci, mit großen goldenen Buchſtaben. Der Baron von Knobelsdorf entwarf den Plan dazu, und es war vom Anfang an nur allein zur Wohnung des Königs beſtimmt. Man hat daher die ſogenannten neuen Kammern, rechter Hand des Schloſſes, die ehemals Orangeriehäuſer waren, zu Wohnungen für die Herren eingerich-

gerichtet, die nothwendig um den König ſeyn müſſen, oder für die vornehmſten Generale zur Zeit der Potsdammer Revue. Sie ſind niedlich und geſchmackvoll meublirt. Den nemlichen Charakter hat auch das Schloß ſelbſt; man erkennt zwar wohl die Wohnung eines groſſen Herrn, aber alle Pracht iſt daraus verbannt, und das ganze der Ruhe gemäß eingerichtet, die der König hier genieſſen will. Ueberall findet man Spuren von einem ſanften, weichlichen Geſchmacke, den man gemeiniglich an ihm verkannt, und den er doch, nach dem Zeugniſſe Aller, die auf einem freundſchaftlichen Fuſſe mit ihm umgegangen ſind, beſitzen ſoll. Man ſieht hier eine ganz kleine Gallerie von Gemählden, die aber blos aus Stücken von Wattrau beſteht, und dieß iſt vielleicht die gröſte und ausgeſuchteſte Sammlung von Werken dieſes Meiſters, die irgendwo exiſtirt. Das Schlafzimmer des Königs iſt zugleich ſein Wohnzimmer, und dabey das am ſchlechteſten meublirte im ganzen Schloſſe. Seine treueſte Geſellſchaft in dieſem Zimmer ſind vier Hunde, auf die er auſſerordentlich viel hält, und denen, wenn ſie ſterben, ein Begräbniſſplatz nicht weit vom Schloſſe im Garten angewieſen iſt. Schon einige liegen an dieſem Orte, und der Name eines jeden iſt daſelbſt in Stein gehauen: ein beſonderer Mann brachte mich dahin, und rühmte ſich der Todtengräber der königlichen Hunde zu ſeyn.

Um einen Pendant zu den neuen Kammern zu machen, von denen ich oben ſagte daß ſie rechter Hand

des Schloſſes ſtänden, hat der König linker Hand eine Bildergallerie bauen laſſen, die ihrer überaus geſchmackvollen und zierlichen Baukunſt wegen gerühmt zu werden verdient. Sie hat mir, den marmornen Verſaal im neuen Schloſſe ausgenommen, von allem was hier zu ſehen iſt am beſten gefallen, und iſt unſtreitig das ſchönſte Gebäude zu einer Gemählderſammlung das es in der Welt giebt. Die Wände ſind blaßgrün angeſtrichen, der Grund der Decke iſt weiß, und die Viereckе davon, mit den Roſen und andern Verzierungen, ſind vergoldet. Die Gemählde hängen nur an einer Wand, die den Fenſtern gegen über iſt; zwiſchen dieſen ſtehen marmorne Statüen und Büſten. Die Gallerie beſteht aus zwey langen Flügeln, in deren Mitte ſich eine Tribune befindet mit einer Kuppel, zu der das Tageslicht hereinfällt. In dem Flügel am Eingange und in der Tribune hängen bloß Gemählde von niederländiſchen Meiſtern, unter denen man hauptſächlich ſehr viele von Rubens und Vandyck bewundert; die herrlichſten Stücke dieſer beyden Meiſter ſind in der Tribune ſelbſt anzutreffen. Auch hier ſieht man wieder einige ſehr ſchöne Rembrandte, unter denen mir beſonders ein Prinz von Gent auffiel, der im Gefängniſſe ſeinem Vater, der zum Fenſter hereinſieht, mit der Hand droht, ein Stück, das ich gerade ſo wie es hier iſt in der Sammlung des Herrn Hoare zu Stourhead in England ſchon geſehen hatte. — Der andere Flügel iſt der italieniſchen Schule gewidmet, die aber hier, wie

wie beynahe in allen Gallerien in Teutſchland, die Dreſdner ausgenommen, nicht ſehr ſtark beſetzt iſt. Man findet darunter einige nicht vorzügliche Raphaele, ferner Stücke von Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, und die Jo von Correggio, gerade ſo, wie ſie auch in Caſſel zu ſehen iſt. In der Gallerie ſelbſt befinden ſich lauter groſſe Stücke: es iſt aber an den linken Flügel noch ein kleines Zimmer angebaut, das den kleinern Mahlereyen gewidmet iſt, die ich, ihrer guten Auswahl wegen, den groſſen in der Gallerie faſt noch vorziehen möchte. Es befinden ſich einige von Correggio, Teniers, Gerhard Dow und viele vortreffliche von der Werf darunter. In beyden Sammlungen iſt das beſonders merkwürdig, daß man nicht nur keine Blumen- und Vieh-Stücke, ſondern auch keine Bataillen, Märtyrergeſchichten, kurz gar keine traurigen Gegenſtände antrift. Ich überlaß es Ihnen, ob Sie darinnen eine Beſtättigung von dem finden wollen, was ich oben von dem Geſchmacke des Königs in ſeinen Vergnügungen ſagte.

„ Das Schloß, das der König im Winter in der Stadt bewohnt und das man das alte Schloß nennt, hat eben keine unzierliche Anlage: nur nehmen ſich die kleinen Kolonnaden, die nach dem Garten und auf einer Seite nach der Straſſe zu, gegen die Garniſonkirche hin, ſtehen, nicht gut aus, erſcheinen abgebrochen, und da ſie vollends nichts zu tragen haben, ganz ohne Zweck. Die Hauptfaßade ſieht gegen den Garten, der

hinter

hintere Theil aber nach dem Marktplatze, und hat den Ausgang zum Schützenhofe. Früher ist bereits ein Wirthshaus, und hinter dem die katholische Kirche steht. Diese wurde sich weit größer ausnehmen, wenn sie nicht so schmale und geschmacklose Thürme hätte. Links vom Eingange geht eine lange Gasse bis zur Havel, die steile herum, weil aber da die Gegend nach Caputh zu, geht, steile hergegen schlecht ist, weil sich unter der eine Menge ganz kleiner Häuschen befinden, in denen Leute wohnen. Der eine weite Theil dieser Häuser ist so eingerichtet, daß das Wasser hineinlaufen kann, wenn die Leute hinabgehen wollen. Es ist ein Vergnügen dem kleinen Gewühle — dem einigen, das man in Potsdam nur trifft — zuzusehen, wie es immer hin herum geht, und die häufigen Lustschwimmer, so wie die Fischer, unterhalten sich von allen andern Lustschwimmern in der Welt bekannt, daß sie sehr vernünftig sind, und wie andere vernünftige Menschen reden. Der Eigenthümer, nach dem man anfangs die ganze Insel auf den Lustwandt vermiethet, haben hier auch in Berlin nicht Ehre.

Die Zimmer des Königs gehen nach dieser Gasse heraus, und sein eigentliches Wohnzimmer ist gerade in der Ecke, so daß er also nach allen Seiten gehen kann: Es ist dasjenige nach mittlerem sehr geräumig, und von ihm den König zu betrachten; denn wenn das Wet-

ter

beth ermordet den Schlaf, den unschuldigen Schlaf; den Schlaf, der die Stirne des Kummers entrunzelt, die Geburt von jedes folgenden Tages Leben, den Balsam verwundeter Gemüther, die heilsamste Erquikung der Natur, und die nahrhafteste Speise im Gastmahl des Lebens --

Lady.

Was wollt ihr mit allem dem?

Macbeth.

Es war immer als ob es im ganzen Hause schreye: Wacht auf, schlaft nicht mehr; Glamis hat den Schlaf ermordet, und dafür soll Candor nicht mehr schlafen; Macbeth soll nicht mehr schlaffen!

Lady.

Wer rief denn so? Wie, mein edler Thane, was für fieberhafte, euers Helden-Muths unwürdige Einbildungen sind das? Geht, nehmt ein wenig Wasser, und waschet diese garstige Zeugschaft von euern Händen. Warum brachtet ihr diese Dolche mit euch; sie müssen dort ligen bleiben. Geht, tragt sie wieder hin, und beschmiert die schlaffenden Kämmerer mit Blut.

Macbeth.

Ich gehe nicht; ich erschrekе vor dem Gedanken was ich gethan habe; seht ihr dazu, ich habe das Herz nicht.

Lady.

V.

Peregrin und Lucian.

Ein Dialog im Elysium.

Peregrin.

Täuschen mich meine Augen? oder ist es nicht mein alter Gönner, Lucian von Samosata, den ich nach so langer Zeit, wieder sehe?

Lucian, ihn aufmerksam betrachtend. Wir sind also bessere Bekannte als ich weiß. — Und doch ist mir selbst als ob mir deine Züge nicht fremd wären. Sie erinnern mich an jemand, den ich einst gesehen habe, wiewohl ich mich nicht besinne, an wen.

Peregrin. Es sind freylich über sechzehnhundert Jahre, seitdem wir uns auf der Ebene zwischen Harpine und Olympia zum leztenmale sahen.

Lucian. Wie? Was für Erinnerungen weckst du auf einmal in mir auf? Solltest du gar der Philosoph Peregrinus Proteus seyn, der den seltsamen Einfall hatte, sich freywillig zu Olympia zu verbrennen?

Peregrin. Eben der, dem du in deinen Werken ein nicht sehr beneidenswürdiges Denkmal gesetzt hast.

Lucian. Närrisch genug, daß ich in meinem Kopfe hatte, du müßtest nothwendig über und über mit Brandblasen überdeckt und so schwarz wie ein Kohlenbrenner seyn. Du hättest noch zehnmal vor mir

vorbey

vorbeygehen können, ohne daß ich dich in der glänzenden Figur, die du jezt machſt, erkannt hätte.

Peregrin. Du dachteſt wohl damals nicht, daß wir uns nach ſechzehnhundert Jahren im Elyſium wieder ſehen würden?

Lucian. Aufrichtig zu reden, nein. Schwärmen war nie meine Sache, wie du weißt.

Peregrin. Und doch lehrt dich nun die Erfahrung, daß es nicht geſchwärmt geweſen wäre, wenn du damals über dieſe Dinge gedacht hätteſt, wie du jezt denkſt.

Lucian. Um Vergebung! Wie oft ſieht man, ſogar im gemeinen menſchlichen Leben, Dinge geſchehen, welche nicht vorausgeſehen zu haben dem klügſten Manne nicht zum Vorwurf gereichen kann? Die Natur hatte mich mit einem kalten Kopfe ausgeſteuert; ich hätte das hitzige Fieber in einem hohen Grade haben müßen, um mir damals, da ich dich zu Harpine in die Flammen ſpringen ſah, einzubilden, daß ich dich an einem Orte wie dieſer, und ſo wohlbehalten wie es das Anſehen hat, wiederfinden würde.

Peregrin. Und doch beweiſen deine Werke, daß es dir nicht an Einbildungskraft fehlte; oder vielmehr daß ſich ſchwerlich jemand rühmen kann, dich an Lebhaftigkeit und Fruchtbarkeit dieſer Seelenkraft übertroffen zu haben.

Lucian. Aber ſie beweiſen auch, dächte ich, daß ich die Imagination nie anders als zum Spielen gebrauchte. Im Scherz machte ich wohl mit ihrer Hülfe Reiſen in den Mond und nach der Jupitersburg: aber daß ich im Ernſt hätte glauben ſollen, mit ihr über die Gränzen hinaus fliegen zu können, die unſern fünf Sinnen, und folglich auch unſrer Vernunft in jenem Leben von der Natur geſetzt waren: ſo etwas konnte eben ſo wenig in einen Kopf wie der meinige kommen, als der Gedanke, mir im Ernſte einen Adlers- und einen Geyersflügel an die Arme zu binden, und damit nach dem Monde zu fliegen.

Peregrin. Dies geb ich dir gerne zu; denn alles was daraus folgt, iſt, daß es zu deiner eignen Art zu ſeyn gehörte, deine Einbildungskraft nur zum Scherz, zum Erfinden und Ausmahlen abenteuerlicher Bilder, und zu Beluſtigung deiner Zuhörer oder Leſer zu gebrauchen. Aber ich denke nicht, daß dir dies ein Recht gab, diejenigen zu verſpotten, die einen ernſthaftern Gebrauch von der ihrigen machten, und indem ſie ſich die Beſtimmung und das künftige Loos des Menſchen ungefähr ſo einbildeten, wie wir es in der Folge wirklich befunden haben, durch die That bewieſen, daß eine gewiſſe Divinationskraft in unſrer Seele ſchlummert, die vielleicht, wie ſo viele andere Fähigkeiten, in den meiſten Menſchen nie erweckt wird, aber denen, in welchen ſie erwacht und zu einem

dem gewiſſen Grad von Lebhaftigkeit gelangt, ein Vorgefühl des Unſichtbaren und Zukünftigen giebt, das in einer feurigen und thätigen Seele natürlicher Weiſe große Wirkungen thun muß.

Lucian. Freund Peregrin, wenn es erlaubt iſt über einen Therſites zu ſpotten, der ſchöner als Phaon und Adonis zu ſeyn wähnt, oder einen Zwerg lächerlich zu finden, der ſich unter einer ſechs Schuh hohen Thür bückt, aus Furcht im durchgehen die Stirne anzuſtoßen: ſo ſehe ich nicht, warum es ſo unrecht ſeyn ſollte, über einen Ehrenmann zu lachen, der ſich einbildete, vermittelſt ich weiß nicht welches ſechſten Sinnes das Gras wachſen zu hören, und den Umſtand, daß das Gras wirklich gewachſen iſt, als eine Beſtättigung dieſer ihm beywohnenden Gabe geltend machen wollte.

Peregrin. Und ich ſehe eben ſo wenig, wie man ihm beweiſen könnte, daß er dieſen Sinn nicht habe, als warum man ihm ſeinen Wahn, wenn es auch Wahn wäre, nicht unverſpottet laſſen ſollte, zumal wenn er ſonſt ein unſchuldiger und guter Menſch iſt.

Lucian. Es giebt wohl unter der ganzen unermeßlichen Laſt von Thorheiten, woran der Verſtand der armen Erdenkinder krank iſt, wenige, die nicht an ſich ſelbſt ſo unbedeutend und unſchuldig ſind oder ſcheinen, daß ſie nicht mit gleichen Rechte ſollten fodern können, unverſpottet ihren Weg gehen zu dürfen: und

doch ſind eben dieſe kleinen unſchuldigen Thorheiten zuſammengenommen die Quellen der gröſten Uebel, von denen das Menſchengeſchlecht geplagt wird. Keine Thorheit, wie unſchuldig ſie auch ſcheinen mag, kann alſo einen Freybrief gegen den Spott verlangen, der beynahe das einzige wirkſame Präſervativ gegen ihren ſchädlichen Einfluß iſt.

Peregrin. Gut — aber geſtehe mir auch, daß gerade dieſer groſſe Hang der Menſchen zur Thorheit, und dieſe faſt allgemeine Bethörung, womit ſelbſt diejenigen, die ſich die klügſten dünken, unwiſſend angeſtekt ſind, es oft ſchwer macht, ſie in ihren raſchen Urtheilen über das was thöricht oder nicht thöricht iſt, immer vor Irrthum zu bewahren. Immer wird viel Behutſamkeit vonnöthen ſeyn, damit wir den Menſchen nicht wahren Schaden zufügen, indem wir ihnen Gutes zu thun glauben, wenn die Arzney, die wir ihnen eingeben, noch viel ſchlimmere Wirkungen thut, als das Uebel, wovon wir ſie curiren wollen. Welcher weiſe und gute Mann wird ſich gern der beſchämenden Reue ausſetzen wollen, eine Meynung, die den Menſchen veredelt, die ihn über ſich ſelbſt erhebt, und zu allem was ſchön und groß iſt begeiſtert, als einen thörichten Wahn dem Spott der Narren und Gecken Preis gegeben zu haben?

Lucian. Nicht alles was gleißt, iſt Gold, mein edler Freund, und manche Meynung, die kein guter Menſch

Menſch anfechten würde, wird durch den thörichten Gebrauch, den alberne oder brennende Köpfe von ihr machen, belachenswürdig. Ueberhaupt, lieber Peregrin, hat mich ein ruhiger Blick auf die menſchlichen Dinge in jenem Leben, das wir verlaſſen haben, etwas miſstrauiſch gegen alle hochfliegenden Anmaßungen gewiſſer Leute, deren Abſichten ſelten lange zweydeutig bleiben, gemacht; und ich argwohne immer eine Natter unter den Blumen, wenn ich von Meynungen oder Myſterien und magiſchen Operationen höre, wodurch die menſchliche Natur veredelt, über ſich ſelbſt erhoben, und nur nicht gar vergöttert werden ſoll. Meiſtens habe ich geſehen, daß dieſe Dinge nichts als goldfarbige Fliegen ſind, womit Betrüger ihre Angeln beſtecken, und gutherzige Schwindelköpfe damit anlocken, um wenn ſie einmal in den Hamen gebiſſen haben, etwas weniger als Menſchen, oder rund heraus zu reden, Narren und blinde Werckzeuge ihrer geheimen Abſichten, aus ihnen zu machen. Wer zum Menſchen gebohren wurde, ſoll und kann nichts edleres, größeres und beſſeres ſeyn als ein Menſch — und wohl ihm wenn er weder mehr noch weniger ſeyn will!

Peregrin. Aber, lieber Lucian, gerade um nicht weniger zu werden als ein Menſch, muß er ſich beſtreben mehr zu ſeyn. Unläugbar iſt etwas Dämoniſches, in unſrer Natur; wir ſchweben zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte, von der Vaterſeite, ſo zu ſagen,

gen, den höhern geiſtigen Naturen, von unſrer Mutter Erde Seiten den Thieren des Feldes verwandt. Arbeitet ſich der Geiſt nicht immer empor, ſo wird der thieriſche Theil ſich bald im Schlamm der Erde verfangen, und der Menſch, der nicht ein Gott zu werden ſtrebt, wird ſich am Ende in ein Thier verwandelt finden.

Lucian. Es wäre dann daß ihn die wohlthätige Natur, wie Merkur den Ulyſſes beym Homer, mit einem Moly beſchenkt hätte, durch deſſen Tugend er allen ſolchen Bezauberungen troz bieten kann.

Peregrin. Und wie nenneſt du dieſen wundervollen Talisman? Denn ſoviel ich mich aus meinem Homer beſinne, iſt Moly nur der Nahme, den ihm die Götter gaben.

Lucian. Verſtand nenne ich ihn, lieber Peregrin, geſunden gemeinen Menſchenverſtand.

Peregrin. (Indem er ihm ſcharf in die Augen ſieht) Und dieſes Moly hätte dich in deinem Leben immer vor der Zauberruthe der ſchönen Circe verwahrt?

Lucian. Vor ihren Verwandlungen, allerdings; es ſezte mich ungefehr in das nemliche Verhältniß mit ihr, worein Ulyſſes, durch die Kraft ſeines Moly, mit der Sonnentochter kam. Denn ſeinem Moly allein, ſo wie ich dem meinigen, hatte er es zu danken, daß er jenes Ariſtippiſche εχω ου εχομαι ſagen konnte, worauf in ſolchen Dingen alles ankommt, wie du weiſt.

Pere-

Peregrin. Daß du hier biſt, beweiſet viel für dich — (lächelnd) aber Abſchälungen *) mag es doch gekoſtet haben?

Lucian. Davon kann wohl niemand beſſer aus Erfahrung ſprechen als Proteus.

Peregrin. Die Luft, die wir hier athmen, ließ der Lucian, macht uns zu Freunden, wie verſchieden wir auch noch immer in unſrer Vorſtellungsweiſe ſeyn mögen. Aber geſtehe nur aufrichtig, du wunderſt dich doch, wie ein ſo verächtlicher und nichtswürdiger Bube, als du den armen Peregrin geſchildert haſt, eine Thür ins Elyſium offen finden konnte?

Lucian. Ich ſchilderte dich damals wie ich dich ſah, oder zu ſehen glaubte. Freylich muß indeſſen entweder mit meinen Augen, oder mit deinem inwendigen Menſchen eine große Veränderung vorgegangen ſeyn.

Peregrin. Vermuthlich mit beyden. Aber doch bin ichs der Wahrheit ſchuldig, dir, wenn du Muße haſt mich anzuhören, eine etwas beſſere Meynung von dem, was ich in meinem Erdenleben war, beyzubringen, als du der Nachwelt davon hinterlaſſen haſt.

Lucian. Ich bin zwar im Begriff eine kleine Reiſe in unſer altes Mutterland zu machen; aber mein

*) Was er unter dieſen Abſchälungen verſtehe, iſt einem andern ekphraſtiſchen Dialog zwiſchen Lucian und Diokles bereits klar gemacht. S. T. Merk. 1780. October S. 67. u. f. oder Wielands kleine Proſaiſche Schriften II. Theil Nr. 1.

Geſchäft iſt nicht ſo dringend, daß es Eile erforderte. Ueberdies können mir die Nachrichten, die ich über gewiſſe Stellen deiner Lebensgeſchichte von dir ſelbſt am zuverläßigſten erhalten könnte, vielleicht bey dem, was der hauptſächliche Gegenſtand meiner Abſendung iſt, nicht ohne Nutzen ſeyn.

Peregrin. Deſto beſſer. Wenigſtens gewinneſt du immer ſoviel dabey, daß du nichts von mir hören wirſt, als was ich ſelbſt für Wahrheit halte.

Lucian. Wir ſind zwar ſogar im Elyſium nicht gänzlich von den geheimen Einflüſſen der Eigenliebe frey: aber da es unmöglich iſt, daß wir vorſetzlich gegen unſer Gefühl und Bewußtſeyn reden ſollten, ſo bin ich gewiß, daß ich über alles, was du ſelbſt am beſten wiſſen kannſt, die reine Wahrheit von dir erfahren werde. Die Quellen, woraus ich ehmals meine Nachrichten ſchöpfte, mögen wohl nicht immer die lauterſten geweſen ſeyn, wiewohl ich allerdings den Willen hatte, dir kein Unrecht zu thun.

Peregrin. Wer weiß beſſer als du, wie wenig auf die Erzählungen und Urtheile der Sterblichen von einander zu bauen iſt? Jene werden ſchon dadurch allein faſt immer verfälſcht, daß man dieſe, es ſey nun unvermerkt oder mit Vorſatz, unter jene einmiſcht, und alſo den Sachen durch unſre Meynungen von ihnen faſt immer eine falſche Farbe oder ein betrügliches Licht giebt. Selten iſt der Erzähler ein Augenzeuge, noch ſeltner der Augenzeuge ganz unbefangen und ohne

Lady.

Schwache Seele! Gebt mir die Dolche; Schlaffende und Todte ſind nur Gemählde; nur Kinder fürchten ſich vor einem gemahlten Teufel. Wenn er blutet, ſo will ich die Geſichter der Kämmerlinge damit übergülden; denn ſie müſſen für die Thäter angeſehen werden.

(Sie geht ab.)

[Man hört ein Klopfen hinter der Scene.]

Macbeth (auffahrend.)

Woher dieſes Klopfen! -- Was wird aus mir werden, wenn jeder Laut mir zu ruffen ſcheint: Was für Hände ſind das? Ha! Sie reiſſen mir meine Augen aus! Kan des groſſen Neptuns ganzer Ocean dieſes Blut von meiner Hand waſchen? Nein, eh würde dieſe meine Hand deine unermeßliche See zu Purpur machen --

Lady Macbeth kommt zurük.

Lady.

Meine Hände haben die Farbe der eurigen, aber ich ſchäme mich, ein ſo weiſſes Herz zu tragen -- (Ein Klopfen.) Ich hör' ein Klopfen, von der ſüdlichen Pforte her. Wir wollen uns in unſer Gemach zurük ziehn; ein wenig Waſſer wird uns von dieſer That reinigen. Wie leicht iſt ſie alſo? Eure Standhaftigkeit hat euch ganz verlaſſen -- Horcht, es klopft ſchon wieder! Geht und hüllt euch in euern Schlafrok ein, ſonſt möcht' uns die Gelegenheit

alle Partheylichkeit, vorgefaßte Meynung oder Nebenabsicht, und faſt immer vergrößert oder verkleinert, verſchönert oder verunſtaltet er was er geſehen hat. Du, zum Exempel, hatteſt den Willen mir kein Unrecht zu thun: aber ich war ein Chriſtianer geweſen, und du hielteſt alle Chriſtianer für Schwärmer oder Schelme; ich war in den Orden des Diogenes übergegangen, und dein Haß gegen die Cyniker iſt bekannt genug, da du keine Gelegenheit verſäumteſt, ihm die möglichſte Publicität zu geben. Wie hätteſt du alſo den armen Peregrin, mit allem guten Willen ihm kein Unrecht zu thun, in keinem ungünſtigen Lichte ſehen ſollen? Ihn, auf den der ehemalige Chriſtianer und der nunmehrige Cyniker einen doppelten Schatten warf?

Lucian. Was die Cyniker betrift, ſo muß ich dich um Erlaubnis bitten zu bemerken, daß ich anſtatt ein Feind, vielmehr ein Bewunderer ihres Ordens, ſeiner erſten Stifter und der wenigen ächten Glieder, die ihm Ehre brachten, war. Mein Demonax und mein Dialog mit einem Cyniker *) ſollten mich, dächte ich, über dieſen Punkt hinlänglich gerechtfertiget haben. Vermuthlich würde ich auch mit den Chriſtianern gelinder verfahren ſeyn, wenn ich jemals ſo glücklich geweſen wäre, nur einen einzigen edeln und liebenswürdigen Menſchen von dieſer Secte kennen zu zu lernen.

*) S. beyde im zten Theile der ſämmtlichen Werke Lucians.

Peregrin. Dies wäre eben nicht unmöglich geweſen, wiewohl ich geſtehen muß, daß ein ächter Chriſtianer wenigſtens eben ſo ſelten war als ein ächter Cyniker. — Aber dies für jezt bey Seite geſezt, antworte mir, wenn ich bitten darf nur auf eine einzige Frage.

Lucian. Sehr gern. Frage was du willſt.

Peregrin. Der wakere Unbekannte, der zu Elis, von der öffentlichen Redekanzel herab, ſoviel ſchändliche Dinge von mir erzählt haben ſoll, war er eine wirkliche Perſon, oder haſt du ihn vielleicht nur aufgeſtellt, um deine Compoſition einfacher zu machen, und einem Einzigen in den Mund gelegt, was du vielleicht von verſchiedenen Perſonen zu verſchiedenen Zeiten über mich gehört hatteſt?

Lucian. Gewiſſermaßen beydes.

Peregrin. Ich erinnere mich nun ſelbſt wieder, daß mir Theagenes, ſobald er nach Olympia kam, etwas von einem ſolchen Auftritt zu Elis erzählte, wo ihn ſein übermäßiger, und wie ich glaube, nicht ganz lautrer Eifer für den Ruhm des Cyniſchen Ordens antrieb, die Kanzel zu beſteigen, um mir und meinem Vorhaben die Lobrede zu halten, die dir ſo anſtößig war.

Lucian. Der Unbekannte war alſo kein Geſchöpf von meiner Erfindung. Er ſchien, der Ausſprache nach, ein Bithynier oder Paphlagonier von Geburt, ein Epikuräer von Profeſſion, und übrigens ein Mann zu ſeyn, der viel gereiſet und kein Neuling in der

Welt

Welt war. Die Leidenſchaft, womit dieſer Mann gegen dich declamirte, hätte mir ſeine Erzählung vielleicht verdächtig machen ſollen: aber mein natürlicher Haß gegen einen jeden, der etwas auſſerordentliches ſeyn wollte, die nachtheilige Meynung die ich bereits von dir hegte, und die Uebereinſtimmung des Charakters, den er von dir machte, mit meiner eigenen vorgefaßten Meynung, und mit den Nachrichten, die ich von geraumer Zeit aus andern Quellen erhalten hatte, — alles dies zuſammen machte mich geneigt ihm zu glauben, und die Heftigkeit, womit er gegen dich ſprach, einer der meinigen ähnlichen Sinnesart zuzuſchreiben. Hierzu kam noch, daß ich in dem Reſultat ſeiner ganzen Erzählung den Schüſſel zu finden glaubte, der mir das auſſerordentliche in deinem Leben, und beſonders auch die ſeltſame Art, wie du es zu endigen im Begriff warſt, aufzuſchlieſſen und begreiflich zu machen ſchien. Indeſſen geſtehe ich offenherzig, daß ich kein Bedenken trug, die Erzählung des Ungenannten mit verſchiedenen Anekdoten, die ich in verſchiedenen Zeiten und Gelegenheiten aufgeleſen hatte, vollſtändiger zu machen. Auch war das Orakel des Bakis, das ich ihn dem Spruche der Sibylle ſtehendes Fuſſes entgegen ſetzen lieſs, eine Verſchönerung von meiner eigenen Erfindung.

Peregrin. Man kann, denke ich, immer darauf rechnen, daß Schriftſteller, denen es mehr um Beyfall als um ſtrenge Wahrheit zu thun iſt, ſich eben

kein

kein Gewiſſen daraus machen werden, der Compoſition zu lieb manchen Eingriff in die Rechte der leztern zu thun. Ein Bißchen Unwahrheit und Ungerechtigkeit mehr oder weniger, wenn es darauf ankommt einen witzigen Einfall anzubringen oder eine Periode zu ründen, iſt eine ſehr unbedeutende Kleinigkeit in ihren Augen. Wer das Unglück hat, der Gegenſtand einer Philippica *) zu ſeyn, muß freylich unter dieſem hergebrachten Vorrecht witziger Schriftſteller leiden: Dafür aber befinden ſich auch die Glücklichen, denen Lobreden zu theil werden, deſto beſſer dabey, und gewinnen oft, eben ſo unverdienter Weiſe, doppelt und dreyfach wieder was jene verlohren haben. Ich kann alſo, da du mein Bild vom Theagenes vergolden, von dem Unbekannten hingegen mit Koth übertünchen lieſſeſt, immer eines gegen das andere aufgehen laſſen: aber es bleibt mir noch eine andere kleine Beſchwerde übrig, gegen welche es vielleicht ſchwerer ſeyn dürfte, deine Unpartheilichkeit hinlänglich zu rechtfertigen —

Lucian. Vermuthlich, daß ich ſo leicht über die Rede weggieng, die du ſelbſt wenige Tage vor der Ceremonie an die Verſammlung zu Olympia hielteſt?

Peregrin. Und worin ich mich, wie du dich erinnern wirſt, über alle zweydeutigen Stellen meiner Lebens-

*) Bekanntermaßen werden die Declamationen des Demoſthenes gegen den König Philippus von Macedonien ſo genannt.

beusgeſchichte umſtändlich genug vernehmen ließ. Wie kam es, daß der groſse Freund der Wahrheit, — der ſo gewiſſenhaft war, von allem was der Unbekannte zu meinem Nachtheil vorgebracht hatte, kein Wort auf die Erde fallen zu laſſen, — von allem was ich ſelbſt zu meiner Rechtfertigung ſagte, und was als die lezte Erklärung eines Sterbenden doch immer einiger Aufmerkſamkeit werth war, nicht ein einziges armes Wörtchen vom Boden aufzuheben würdigte? Denn daß die angeführte Entſchuldigung — „Du wäreſt, „der Menge und des Gedränges wegen, zu weit entfernt geweſen, um etwas davon zu verſtehen" — nicht eine bloſse Ausrede geweſen ſey, wird ſich ſchwerlich irgend ein unbefangener Leſer überreden laſſen.

Lucian. Aufrichtig zu reden, lieber Peregrin, ich zweifle ſehr, ob du damals, wenn du von mir hätteſt reden oder ſchreiben ſollen, gerechter gegen mich geweſen wäreſt, als ich gegen dich. Wir waren beyde zu ganz das was wir waren, ich zu kalt, du zu warm, du zu ſehr Enthuſiaſt, ich ein zu überzeugter Anhänger Epikurs, um einander in dem vortheilhafteſten Lichte zu ſehen. Ein inniges Gefühl von Verachtung war mit dem Begriff eines Schwärmers, unter dem ich mir unmöglich etwas anders als entweder einen Narren oder einen Spizbuben denken konnte, zu genau in mir verbunden, um nicht, ſelbſt auf eine inſtinctmäſsige Weiſe, bey ſolchen Gelegenheiten auf mich zu wirken. Ich hatte weder Achtung noch Neugier

gier genung für das, was du damals dem Volke vorträgst, um mich, mit Gefahr halb erdrückt zu werden, durch die Menge von Menschen, welche Kopf an Kopf um die Redekanzel herum ſtanden, näher hinzu drängen — oder mich frühe genug eines Platzes neben derſelben zu verſichern. Es war alſo die pure Wahrheit, da ich ſagte, ich hätte wenig oder nichts von deiner Rede verſtanden; und erſt, als viele, die es in dem erſtickenden Gedränge nicht mehr aushalten konnten, ſich mit Händen und Füßen wieder heraus arbeiteten, fand ich Gelegenheit, nahe genug zu kommen, um den Schluß derſelben zu hören. Um ſo mehr wirſt du mich demnach verbinden, guter Peregrin, wenn du mir durch die verſprochnen Berichtigungen deiner Geſchichte zu einer unverfälſchten Kenntniß deines Charakters verhelfen willſt. Wenn dirs gefällt, ſo ſetzen wir uns dazu unter dieſen Platanus, der jenem Sokratiſchen am Ufer des Ilyſſus ſo ähnlich ſieht.

Peregrin. Sehr gerne. Höre alſo, was ich dir, von meiner Jugend, von meinen erſten Wanderungen, meiner Gemeinſchaft mit den Chriſtianern, meinem Uebergang zu den Cynikern, meinem Aufenthalt in Alexandrien, Rom und Athen, und endlich von den Beweggurſachen, warum ich meinem irdiſchen Leben ein ſo auſſerordentliches Ende machte, mit aller Aufrichtigkeit, die eine natürliche Folge unſers dermaligen Zuſtandes iſt, erzählen werde.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

W.

VI.

Antwort an einen Genannten und Ungenannten.

1.

Ein bekannter Schriftſteller, — der die Züchtigung öffentlich hier genennt zu werden, zwar nur zu wohl verdient hätte, aber, wofern er ſich nicht ſelbſt verräth, von mir weder genennt noch auf irgend eine Art kenntlich gemacht werden ſoll — ſchickt mir vor einigen Wochen eines ſeiner Producte (das mir bloß dem Nahmen nach bekannt war) mit einem auf die ſonderbarſte Art zudringlichen Briefe zu, worin er ſagt: „ein angeſehener Mann hätte ihm verſichert, ich wäre „der Verfaſſer einer gewiſſen Recenſion des beſagten Werks „in der Allgem. Litter. Zeitung. Da dieſe Recenſion viel„mehr einem Pasquill als einer ehrlichen Recenſion ähnlich „ſehe, ſo könne und wolle er nicht glauben, daß ich der „Urheber derſelben ſey: weil mir aber daran gelegen ſeyn „müſſe, mich bey dem Publico von „allem Verdachte, „dieſer Anſchuldigung halben, zu reinigen: ſo erwarte „er, daß ich meine Meynung von ſeinem Werke in einem „der nächſten Stücke des Merkurs öffentlich ſage. „ — Auf dieſe beſcheidene Zumuthung folgen (um die Pille zu verſüßen) einige ganz übertriebene Schmeicheleyen, die im Munde eines Menſchen, der einen ſolchen Brief zu ſchreiben fähig iſt, doppelt eckelhaft ſind, und deſto gröbere Beleidigungen werden, da er mir geradezu ſagt, daß er von meinem Herzen bey weitem keine ſo gute Meynung hege als von meinem Kopfe, zum Schluß aber doch deutlich genug zu verſtehen giebt, das einzige Mittel meinen Charakter in beſſern Credit bey ihm zu bringen, ſey, wenn ich mich öffentlich für ſeinen Freund und Verehrer erkläre. — Ich überlaſſe es dem Urtheil des Publicums, was von dieſem — mir ganz neuen Autorkniffe, einem ehrlichen Manne ſeine Freundſchaft gleichſam mit der Piſtole auf der Bruſt abzunöthigen, zu halten ſey, und was man überhaupt von der Stirne eines Autors dencken müſſe, der die Leute ſchlechterdings in die Alternative ſetzen will, entweder ſeine Lobpreiſer zu ſeyn oder Händel mit ihm zu haben. Ich aber ſelbſt gebe ihm hier die einzige Antwort, die er von mir erwar-

warten kann, öffentlich, und dies aus zwey Ursachen; erstens, um ihm Gelegenheit zu geben, ohne seine öffentliche Beschämung (da ihn schwerlich jemand errathen wird) zu hören, was die ehrbare Welt von seinem unanständigen Verfahren gegen mich urtheilen wird; und dann, um hier noch einmal für allemal vor ganz Teutschland zu erklären: daß ich die Allgem. Litteratur-Zeitung zwar als ein sehr nützliches und unsrer Nation Ehre machendes Institut hochschätze, aber, aus vielerley Bewegursachen, weder an derselben noch an irgend einer andern gelehrten Zeitung noch Zeitschrift (den T. Merkur ausgenommen) nie den mindesten Antheil gehabt noch künftig haben werde, also nie der Verfasser irgend einer Recension in der A. L. Z. gewesen bin noch künftig zu seyn gedenke, und mich hierüber auf das Zeugniß des Hrn. Redacteurs derselben berufe, der diese meine öffentliche Versicherung eben so öffentlich zu bestättigen, falls es nöthig wäre, nicht ermangeln wird.

Uebrigens versteht sich von selbst, daß ich das Buch jenes Mannes, der von dem Teufel der Autor-Ruhmsucht so übel geplagt wird, nach einer solchen Zudringlichkeit, im T. M. weder selbst beurtheilen noch von einem andern recensiren lassen werde: und Herr ***** kann also über das mir zugeschickte Exemplar nach seinem Gefallen disponiren.

a. Der Ungenannte, der mir vor etwa 8 Tagen eine handschriftliche Abhandlung über die V. J. C. J. D. W. zugeschickt hat, um sie entweder in den Teutschen Merkur, oder ein anderes Journal einrücken zu lassen, wird nicht übel vermerken, wenn ich Ihm sage: daß ich Ihm, aus erheblichen Bewegursachen, in keinem von beyden zu Willen seyn kann, so sehr ich übrigens seine gute Absicht und seine Wärme für das Beste der Menschheit ehre. Wie ich überhaupt in Absicht des Gegenstandes seines Schreibens an mich dencke, habe ich in verschiedenen Nummern des T. M. dieses Jahres deutlich genug zu Tag gelegt: allein ich glaube auch, der Ungenannte werde die merckwürdigen Worte Pauli auf seinen Aufsatz anwendbar finden: „ich habe es alles Macht, aber es frommet nicht alles.„ Wenn man mit der ärgsten moralischen Gewißheit glauben kann, daß von 20,000 Menschen, zwey Hundert unsre Belehrung nicht bedürfen, und die übrigen 19800 nicht dadurch gebessert, sondern geärgert werden würden: so thut man wohl am besten, man läßt die Sache in statu quo.

Weimar, den 9ten August, 1786. Wieland.

Der
Teutſche Merkur.

September 1788.

I.
Briefe
über
einige neueſte Begebenheiten.

1. An den E. P*** B. O. zu O***,
über einen neuerlichen Verſuch, einen Pelz zu waſchen, ohne ihn naß zu machen.

Allerdings, mein Freund, habe ich den Bericht eines Ihrer wackern Brüder über den Erfolg des neulich zu Weſſobrunn in Bayern, in Beyſeyn, oder unter der Leitung (oder wie ſoll man's nennen?) des Herrn Erzbiſchoffs von Athen, gehaltnen General-Capitels der Bayeriſchen Benedictiner, in No. 187. der Allgem. Litteratur-Zeitung dieſes Jahres, mit vielem Intereſſe geleſen. Ich weiß zwar nicht, wie vielen Dank der verſtändige und wohldenkende Verfaſſer jenes Briefes bey der Majorität der Herren Prälaten, und bey Sr. Erzbiſchöflichen Excellenz von Athen damit verdient haben mag: aber dies weiß ich gewiß, daß ihm alle gu-

ten Menſchen (denn unter dieſer Menſchen-Claſſe giebt es keine Strohköpfe) dieſe in vielerley Betrachtung merkwürdige Nachrichten von einem Reformations-Verſuch, der bloß deßwegen fehlſchlug, weil er unter den gegebnen Umſtänden fehlſchlagen mußte, recht ſehr Dank wiſſen, und ihm ſowohl ſeine Freimüthigkeit als ſeine Mäßigung zu einem nicht geringen Verdienſt anrechnen werden.

Was meine Wenigkeit betrift, ſo kann ich zwar an dieſer und tauſend andern ähnlichen Begebenheiten, die in unſern Tagen die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen, nur als ein Weltbürger Antheil nehmen — (Sie wiſſen, daß ich ſo glücklich bin an einem Orte zu leben, wo die Duldung ſoweit geht, daß man ungeſtraft ſogar ein Weltbürger ſeyn darf) — aber meine Theilnehmung iſt darum nicht weniger lebhaft; und wiewohl es wahrſcheinlicher Weiſe auf meine perſönliche Verfaſſung, häusliche Glückſeligkeit, guten Appetit und Schlaf, u. ſ. w., einen ſehr unmerklichen Einfluß haben wird, ob die Benedictinermönche in Bayern um eilf oder halbeilf Uhr zu Tiſche gehen, und ob ſie ihre leidigen Horas canonicas durch den ganzen Tag vertheilen, oder auf eine einzige Morgen- und Abendſtunde verlegen: ſo kann ich Sie doch verſichern, daß ich nichts weniger als gleichgültig dabey bin, und daß mir der Herr Erzbiſchof von Athen durch die Bemühungen, die er, der Minerva Ergane und allen attiſchen Grazien zu Troz, angewandt hat, einen höchſt löblichen Ver-

beſſe-

heit ruffen, und zeigen daß wir gewacht haben; verliehrt euch nicht ſo armſelig in euern Gedanken.

Macbeth.

Wollte der Himmel, ich könnte das Bewußtſeyn dieſer That oder meiner Selbſt verliehren! Erwache, Duncan, von dieſem Klopfen: Wie wollt' ich, du könnteſt!

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Ein Thürhüter tritt auf.

(Man hört klopfen.) **Thürhüter.**

Das heißt Klopfen, in der That: wenn einer Pförtner am Thor der Hölle wäre, man könnt' ihm's nicht ärger machen -- (Man hört klopfen.) Knak! Knak! Knak! Wer iſt da, in Beelzebubs Namen? -- ein Pachter, der ſich vor Verdruß daß er nicht reicher werden konnte aufhieng -- Nur herein, aber es wird gut ſeyn, wenn ihr euch mit Handtüchern verſehen habt, denn hier werdet ihr dafür ſchwitzen. (Abermaliges Klopfen.) Knak! Knak! Wer iſt hier, ins T.. Namen? Mein Treu! ein J*ſ**t, der vermittelſt einer Diſtinction oder einer doppelten Meynung Ja und Nein beſchwören kan, der Verrätherey genug um Gottes willen begangen hat, und mit allen ſeinen Subtilitäten ſich doch nicht hat in den Himmel hineinlügen können.

(Ein

beſſerungs-Plan zu hindern, einen empfindlichen Streich geſpielt hat. Die Klöſter, die es unmittelbar betrift, könnten noch einige hundert Meilen weiter von mir entlegen ſeyn, nach meinem Maasſtabe lägen ſie mir noch immer nahe genug, um es ſehr übel zunehmen, wenn dem Menſchenverſtand und den Menſchenrechten ihrer Bewohner übel mitgeſpielt wird — und ich ehre und ſchätze den Geiſt, in welchem der H. Benedict ſeinen Orden vor mehr als 1250 Jahren geſtiftet, und das unermeßliche Gute, das dieſer Orden in den verwüſtenden und verfinſterten Jahrhunderten der Welt gethan hat, viel zu hoch, um es nicht ganz abſcheulich zu finden, daß man ſeine wackern Söhne von den weſentlichſten Wohlthaten unſers hellern und menſchlichern Zeitalters undankbarer Weiſe ausſchließen, und ſie recht gefliſſentlich nöthigen will, in omnia ſæcula ſæculorum ein ganzes Jahrtauſend hinter den andern vernünftigen Geſchöpfen zurück zu bleiben.

Indeſſen muß ich Ihnen doch, bey aller dieſer Theilnehmung eines Menſchen, qui nihil humani a ſe alienum putat, geſtehen, daß ſich meine Wärme und mein Unmuth in dem Maße nach und nach verliert, wie ich der Sache länger und genauer nachdenke. Selbſt der Character eines Weltbürgers macht es mir zur Pflicht, mich von allen leidenſchaftlichen Bewegungen und einſeitigen Vorſtellungsweiſen loßzumachen, um ſie aus dem einzig richtigen Geſichtspuncte zu betrachten,

ten, wo alles in ſeinen wahren Verhältniſſen, in ſeinem wirklichen Zuſammenhang, und, wie im unverfälſchten Sonnenſchein, in ſeiner natürlichen Geſtalt und Farbe ſich darſtellt. Gerecht, oder da wo ſtrenge Gerechtigkeit nicht menſchlich genug wäre, billig zu ſeyn, iſt die erſte Pflicht des Kosmopoliten, und ihre möglichſte Ausübung in jedem vorkommenden Falle, ſein gröſter Vorzug vor allen Genoſſenſchaften, Secten, und Partheyen in der Welt. Die Beſtrebung, dieſe Pflicht auch in Hinſicht auf die ſonderbare Weltbegebenheit, wovon hier die Rede iſt, auszuüben, hat eine Reyhe von Betrachtungen in mir hervorgebracht, die ich nicht umhin kann, Ihnen hier mitzutheilen, — wie wenig auch Ihnen und Ihren Brüdern damit geholfen ſeyn mag. Leſen Sie alſo fort, oder brechen Sie ab, je nachdem Sie Sich durch meine Reverien zu dem einen oder dem andern bewogen finden werden.

Sie lachen doch nicht, l. F. daß ich die Verhandlungen einer Synode von acht und dreiſſig Benedictinern in dem Capitelſaale zu Weſſobrunn eine Weltbegebenheit nenne! — Doch was ſage ich? und zu wem ſag' ich es? Sie kennen (wenigſtens aus der Kirchengeſchichte und den Annalen Ihres eigenen Ordens) den Lauf der Welt zu gut, um die Wichtigkeit einer Begebenheit nach ihrem materiellen Volumen, wenn ich ſo ſagen darf, oder nach ihrem unmittelbaren Einfluß auf Europa zu berechnen. Wie oft wird eine an ſich geringſcheinende Ereigniß ſchon dadurch merkwürdig, daß

daß ſie unſere Vorſtellung von den Fortſchritten der Cultur in unſerm Jahrhundert berichtigen hilft, und uns zum Maßſtabe dient, wie viele Schritte manches Volk noch zu machen habe, um einen Platz unter den aufgeklärten Nationen behaupten zu können?

Ich zweifle nicht, der erſte Gedanke der meiſten Proteſtanten, die den Eingang der Relation Ihres wackern Mitbruders leſen, werde dieſer ſeyn: was ſoll man von einem Lande oder von der Regierung eines Landes denken, wo „die Bildung der gegenwärtigen „und kommenden Generationen in den Händen einer „Anzahl Mönche iſt? und wo es von der Willkühr die„ſer Mönche abhängt, ob ſie Licht oder Finſterniß auf „ganze Menſchenalter über ihr Vaterland verbrei„ten wollen?“ Ein Gedanke wie dieſer, iſt der Parthey, unter welcher ich lebe, ſo natürlich, und das Phänomen eines gleichſam unter der Tutel einer Anzahl Bonzen ſtehenden Volkes hat etwas ſo widerſinniſches in ihren Augen, daß vermuthlich wenige anſtehen werden, über ein ſolches Land und diejenigen, die es regieren, ein ſehr lautes Weh zu rufen.

Freylich könnten die Verurtheilten recriminiren, und fragen: um wie viel es wohl, nach Geſtalt der Sachen, mit dem Erziehungsweſen bey den Proteſtanten beſſer ſtehe? Ob nicht auch bey ihnen die Bildung ihrer edelſten Jugend gröſtentheils in den Händen ſchlecht erzogener, unwiſſender, geiſt- und geſchmackloſer, pedanti-

ſcher und gleißneriſcher Candidaten des Predigtamts liege, denen (auſſer einem kleinen Eintauſch abſurder Begriffe gegen andere nicht weniger abſurde) nichts als ein beſchohrnes Haupt und eine Kutte fehlt, um die Stelle der finſterſten und beſchränkteſten Köpfe, die es im ganzen Mönchthum giebt, mit Ehre und zur Zufriedenheit ihrer hochwürdigen Obern ausfüllen zu können?

Aber auch ohne dieſen Griff in unſern eignen Buſen, haben wir, wenn wir bloß nicht unbillig ſeyn wollen, alle Urſache, über Völker und Regierungen, wo ein ſo handgreiflicher Mißbrauch im Schwange geht, glimpflicher zu urtheilen.

Ganz gewiß befindet ſich ein Volk, deſſen moraliſche Bildung Mönchen überlaſſen iſt, in deren Willkühr es ſteht, ob ſie vernünftige Menſchen oder eine Art von Oran-Utangs aus deſſen Kindern machen wollen, noch in einem kläglichen Zuſtande: indeſſen könnte demungeachtet (wie es hier wirklich der Fall ſeyn dürfte) dieſes Volk an natürlichen Anlagen zu allem was edel und gut iſt, vor manchen andern, die ſich um ein großes Theil beſſer dünken, viel voraus haben, und vielleicht in dieſem Augenblicke einer glücklichen Revolution in ſeiner Denk- und Sinnesart ſo nahe ſeyn, daß es nur einen einzigen kräftigen Stoß oder Anhauch eines beſſern Genius brauchte, um ſie in kurzer Zeit zu Stande zu bringen.

Eben

Eben ſo befolgt eine Regierung gewiſslich nicht die Grundſätze einer weiſen Staatsverwaltung, wenn ſie die Bildung des Volkes, die wichtigſte aller innern Landesangelegenheiten, in den Händen ſolcher Mönche läßt, wie bey weitem der gröſsere Theil derſelben dato iſt und vermuthlich noch lange bleiben wird: aber wiſſen wir auch, ob es, in dieſem oder jenem Zeitpunct, unter dieſen oder jenen gegebenen Umſtänden in ihrer Macht ſtand, dem Uebel anders als durch Palliativmittel, oder wenigſtens nur durch eine ſehr langſame Cur abzuhelfen? In einem Staate, wo die Mönche im Beſitz groſser Reichthümer und eines ſehr beträchtlichen Landeigenthums ſind, wo ihre Prälaten die erſte Claſſe der Landſtände ausmachen, wo ſie mittelbar und unmittelbar einen groſsen Einfluſs haben, und wo der bloſse Habit eines Religioſen den dumpfen Seelen des vornehmen und gemeinen Pöbels Ehrfurcht gebietet, in einem ſolchen Staate findet jede Maasregel der Regierung, die auf Verbeſſerung des Mönchsweſens zielt, wofern ſie nicht mit deſpotiſcher Gewalt durchgreiffen will oder kann, unüberſteigliche Hinderniſſe.

Tauſende, die in Ländern aufgewachſen ſind, wo man, ohne die illuminirten Kupfer in dem Werke des P. Helyot oder in Schwans Abbildung aller geiſtlichen und weltlichen Orden, nicht einmal wüßte wie ein Mönch ausſieht, können ſich den Grad von Unvernunft gar nicht denken, der, ihrer Meynung nach, die Schädel ei-

nes Volkes belaſten muß, bey dem ein Theil der angeſehenſten Männer deſſelben, unter den Augen und dem Einfluß der hohen Landesregierung zuſammenkommt, um über die Frage — „ob die Benedictinermönche ihre Horas ſingen oder nur pſallieren, und ob die beſagten Horä in Primen, Terzien, Sexten, Nonen u. ſ. w. durch den ganzen Tag vertheilt, oder auf Eine Morgen- und Eine Abendſtunde reducirt werden ſollen?“ — in ganzem Ernſt, als über eine der wichtigſten Staats- und Religions-Angelegenheiten zu deliberiren; und was noch das ſchlimmſte iſt, wo der vernünftigere Theil nicht einmal durchdringen kann, ſondern ſich durch Gründe, die, ad minimos terminos gebracht, in kezeriſchen Augen handgreiflicher Unſinn ſind, eminenter majoriſiren laſſen muß. Aber die wackern Leute, die eine ſo ſimple Sache ſo wunderbar finden, bedenken nicht, daß es hier nicht auf die Sache, ſondern auf die Meynung von derſelben, und eine Meynung, die ſeit vielen Jahrhunderten mit allem, was dem Volke ehrwürdig und heilig iſt, aufs engeſte verknüpft worden, ankommt. Der Mißbrauch könnte an ſich ſelbſt noch abſurder ſeyn als er iſt: laßt unter neunzehn hochwürdigen Repräſentanten des heil. Ordensvaters ihrer ſiebzehn, von einer Art Repräſentanten des Repräſentanten des Allmächtigen Gottes unterſtützt, der Meynung ſeyn, daß die Abſtellung dieſes Mißbrauchs „eine Neuerung ſey, „die den heiligen Baum des Mönchthums, und mit „dieſem folglich die Religion ſelbſt aus ſeiner Wurzel „reiße.“

„reiſſe," — ſo wird der Mißbrauch ſtehen bleiben, und die Macht aller nur erſinnlichen Vernunftſchlüſſe wird ihn nicht überwältigen.

Man ſetze den Fall, es gebe eine groſe Nation, bey der es ſeit zweytauſend Jahren ein weſentlicher Religionspunct wäre, daß alle Prieſter derſelben, von ihrem Pontifex Maximus an bis zu dem unterſten Sacrificulus, alle Tage fünfmal eine Viertelſtunde lang gegen Orient gekehrt, mit dem linken Daumen im Munde und mit dem rechten — anderswo, auf ihre Naſenſpitzen ſehen müßten, und unter dieſer Bedingung ſeit beſagten 2000 Jahren im Beſitz des beſten Drittels vom ganzen Lande geweſen wären: Was meynen wir wohl, was das Reſultat einer General-Synode hochgedachter Prieſterſchaft ſeyn würde, wenn ſie auf Anſtiften einiger aufgeklärter Köpfe zuſammenkommen und über die Beybehaltung oder Abſchaffung einer ſo reſpektabeln Art, dem höchſten Weſen ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, deliberiren müßte? Wahrlich, die Antwort giebt ſich von ſelbſten, und man müßte gar nicht wiſſen, was Menſchen, Pontifexe und Sacrificuluſſe ſind, wenn man nur einen Augenblik zweifeln könnte, ob die Meneren, trotz ihrer Appellation an den gemeinen Menſchenverſtand, als einbildiſche ſuperkluge Witzlinge, von den Zeloten für den alten Brauch überſtimmt werden würden, oder nicht. Wer ſich über ſolche Dinge noch wundern kann, muß, wie

Lucians Charon, eben jetzt zum erstenmal auf diese Oberwelt gekommen seyn, oder wenigstens vom Lauf der menschlichen Sachen nicht vielmehr als der ehrliche Fährmann der Todten, gehört haben.

Soll ich Ihnen meine Meynung unverhohlen sagen, lieber P. C**? Ich finde daß in dem General-Capitel zu Wessobrunn jedermann die Rolle gespielt hat, die er, seinem Charakter und Interesse gemäß, vernünftiger Weise spielen mußte.

Der Landesherr wünschte, „so viele Asyle der „Wissenschaften als Klöster in seinen Staaten zu wis„sen, und foderte demnach die hochwürdigen Patres „conscripti nachdrücklichst auf, die gemessensten Maß„regeln zu Erreichung dieses Endzwecks festzusetzen, „und vor allen die bisherige Tagesordnung und den „Chorgesang, als dem Aufkeimen der Wissenschaften „in den Klöstern sehr hinderliche Dinge, auf immer „abzuändern.“ Nichts kann der Regierung eines Landes, das mit einer fast übermäßigen Menge reicher Klöster angefüllt ist, wünschungswürdiger seyn, als dieser Wunsch. Bayern würde, wenn dieser so billige und heilsame Wunsch erfüllt würde, mehr als funfzig Asyle der Wissenschaften haben, deren jedes so reich wäre als irgend eine königliche Akademie der Wissenschaften, und könnte mit der Zeit mehr für die Vermehrung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse thun, als

als das ganze übrige Europa. Denn durch eine ganz simple Folge würde die Reform, wenn sie einmal von den Benedictinern angenommen worden wäre, in kurzem auch bey den Cistergensern, Prämonstratensern und regulierten Chorherrn des h. Augustins auf die eine oder andere Art durchdringen. Der Landesherr dachte und handelte also bey dieser Gelegenheit, wie es einem weisen, und für sein Volk väterlich gesinnten Fürsten zusteht.

Die Deputirten der zwanzehn Convente unterstützten den Vorschlag des Landesherrn mit Enthusiasmus und mit Vernunftsgründen, gegen die kein Wort einzuwenden gewesen wäre, sobald man als etwas Ausgemachtes zum Grunde gelegt hätte: es sey besser, daß die Söhne des h. Benedicts gelehrte, helldenkende und gemeinnützlich beschäftigte Männer seyen, als Chorsänger, Betbrüder, Lazarus-Ritter, und im übrigen — Nichtsthuer, von denen Sct. Paul nach dem Epime nides sagte, sie seyen *)

— αει ψευσται, κακα θηρια, γαστερες αργαι.

Allein Ansehen und Waren diese Repräsentanten der Conventen eher junge als alte Männer, — Männer in deren Häuptern es schon Tag war, und die bey der vorgeschlagenen Reform der Tages-Ordnung und

*) Ερισ. ad Tit. 1. v 12.

und des Chorgesangs nichts zu verlieren, aber sehr viel zu gewinnen hatten. Denn zu geschweigen, daß nur die bloße Verwandlung der gewöhnlichen Canonischen Stunden in zwey bequemere schon eine beträchtliche Erleichterung ihres zwangvollen Zustandes wäre: so ist klar, daß ein aufgeweckter Kopf, dessen Schicksal nun einmal ist ein Mönch zu seyn, kaum etwas angelegneres haben kann, als den einzigen natürlichen Hang vernünftiger Wesen, der ihm nicht gänzlich verboten ist, und in welchen sich also natürlicher Weise alle übrigen ergießen und concentrieren, mit der wenigsten Einschränkung befriedigen zu können; zumahl da mit dieser Befriedigung seines Durstes nach Wissenschaft, und mit der möglichsten Uebung seiner Geisteskräfte, der Vortheil, oder doch die wahrscheinliche Hoffnung eines gröſsern Einflusses im Convent, Ansehens im Orden, Ruhms in der gelehrten Welt, u. s. w. verbunden ist. Die Deputierten konnten also natürlicher Weise, und ohne offenbar gegen ihr eigenes angelegenstes Interesse zu handeln, nicht anders handeln als sie thaten.

Die Herren Prälaten, nur Zwey von neunzehn ausgenommen, erklärten sich mit ihrer ganzen Autorität (und wie groß ist diese nicht, da jeder in seinem Kloster den heil. Ordensvater persönlich repräsentiert) gegen eine Neuerung, die ihnen (nach dem Ausdrucke unsers Freundes) den heiligen Baum des Mönchthums

aus

(Ein Klopfen.) Knak! Knak! Knak! Wer iſt da? -- Sapperment, hier iſt ein Engliſcher Schneider, der hieher geſchikt worden iſt, weil er aus einer Franzöſiſchen Hoſe geſtohlen hat: Nur herein Schneider, ihr könnt hier eure Gänſe braten -- (Ein Klopfen.) Knak! Knak! wird das immer ſo fortmachen? Aber für eine Hölle iſt es hier zu kalt; ich will nicht länger den Teufels-Pförtner machen: ich dachte, ich wollte nach und nach alle Profeßionen hereingelaſſen haben, die den breiten Roſen-Weg zum ewigen Freuden-Feuer wandeln. (Ein Klopfen.) Noch einmal; noch einmal; ich bitte euch, vergeßt den Pförtner nicht.

[Er macht auf.]

Macduff und Lenox treten auf.

Macduff.

Seyd ihr ſo ſpät zu Bette gegangen, daß ihr ſo lange liegt?

Pförtner.

In der That, Sir, wir zechten bis zum zweyten Hahnen-Ruf; und Trinken, Sir, iſt ein groſſer Beförderer von drey Dingen.

Macduff.

Was für drey Dinge, zum Exempel, befördert das Trinken?

Pförtner.

Sapperment, Sir, rothe Naſen, Schlaf und Urin.

aus ſeiner Wurzel zu reiſſen ſchien. — Und Sie m. F können dies den hochwürdigen Vätern in Gott übelnehmen? Setzen Sie ſich, ich bitte Sie, nur für einen Augenblick an die Stelle eines jeden von ihnen, und Sie werden finden, daß die Prälaten ſehr wohl wuſten was ſie thaten, und ſehr klug und vorſichtig handelten, indem ſie ſich einer Neuerung widerſetzten, wobey ſie nichts zu gewinnen, (denn was gehen ſie die Canoniſchen Stunden an?) aber wohl nicht wenig zu verlieren haben. Deſpotismus und Aufklärung vertragen ſich nicht einmal in einem groſſen Reiche; wie ſollten ſie ſich in einem Kloſter vertragen können? Wie viel Regenten giebt es wohl, die ſich ihre Regierung nicht lieber leicht machen als erſchweren? Und welcher Deſpot wird nicht lieber über dumme beſchränkte, unwiſſende, geduldige, maſchinenmäßige Schafsköpfe, als über helldenkende, ſcharfſinnige, ausgebildete und liberale Menſchen herrſchen wollen? Wer ſchickt ſich beſſer zum leidenden Gehorſam, — der Idiot, der ſeine Vernunft nicht erſt gefangen zu nehmen braucht, weil ſie bey ihm immer an der Kette liegt; oder der denkende Kopf, dem man nichts Unvernünftiges ungeſtraft zumuthen darf, vor dem man nicht einmal, ohne daß er die Achſeln zückt oder die Naſe rümpft, eine Dottiſe ſagen kann? Welcher Regent läßt ſich gern überſehen, tadeln, controlieren? Wer hat es gern, wenn ſeine Untergebnen geſcheider, geliebter, geſchätzter, in der Welt bekannter und berühmter ſind, als er ſelbſt?

— Und

— Und am Ende (erlauben Sie mir in animam hrn Fürzehn hochwürdigen Eiferer für den alten Brauch zu reden) „wozu die Klöster zu Asylen der Wissenschaften machen wollen? Was haben die Musen und Grazien mit dem Mönchthum zu thun? Was sind Mönche ohne Mönchsgeist? Und wie stimmet der Mönchsgeist zu dem Geiste der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Geschichte? Jedem das Seine! Dem Herrn Prälaten eine wohlbesetzte Tafel, den Mönchen ihre Portion und ihre horas, und denen, die draussen sind, ihre aufblühenden Wissenschaften und ihre naseweise Philosophie, womit sie doch, ohne den Glauben der allein selig macht, über lang oder kurz zur Hölle fahren werden! Amen!„ — Die siebzehn gnädige Herren hatten also, wie Sie sehen, an ihrem Platze und nach ihrer Weise, eben so natürlich und consequent als der Landesherr und die Deputirten der Convents, und man kann ihnen, ohne die grösste Unbilligkeit, nicht übel nehmen, sich einer Neuerung, die ihnen dem Geiste des Mönchthums nicht minder als ihrer eigenen Ruhe und Interesse gefährlich schien, mit aller gute zu Schwerte entgegen gesetzt zu haben.

Was endlich den Herrn Erzbischoff von Mainz betrift, so wäre es ihm vielleicht zu verzeihen gewesen, wenn er aus Achtung gegen das Andenken der grossen Männer, die vor mehr als zweyhundert Jahren die Akademie, das Lyzeum und die Stadt in seinem Kirch-

spren-

ſprengt Muſterten, ſein Gewicht auf die Seite der Regierung und der Deputierten gelegt hätte: allein, wenn man bedenkt, daß die Sokraten, Platonen, Theophraſte und Chryſippe am Ende doch nicht beſſere als vermorfene Heiden waren, die vom römiſchen Vereine und den canoniſchen Stunden nicht den mindeſten Begriff hatten: ſo kann ihn niemand verdenken, daß ihm die Ehre der Minervenpfade, die ohnedem in partibus infidelium iſt, weniger am Herzen lag, als die in majorem Dei gloriam ſchon ſo viele Jahrhunderte durch beſtandene horas canonicas; und daß er in dieſer mühſeligen Sache, deren ganzen Zuſammenhang und entfernteſte Folgen ſein durchdringender Geiſt auf Einen Blick durchſchauen mußte, ſich vielmehr für die Vorgeſetzten als für die Untergebenen, vielmehr für den unverdächtigen aber zweckmäßigen alten Brauch, als für die verdächtige aber dem Geiſte der Hierarchie und des Mönchs weiſens erſprießliche Neuerung erklärt hat. Vielleicht mochte der erhabenen Seele die er beherrſcht nicht ſo wichtig ſeyn als er bekanntermaßen iſt, wenn er das Verlangen der allzuvielgeliebten Mönche nach der überſchwänglichen Seite angeſehen hätte. Wer weiß nicht, daß der römiſche Hof von jeher ſich allen Neuerungen widerſetzen, die er ſelbſt von Zeit zu Zeit zu mehrerer Befeſtigung des heiligen Stuhls zu machen für gut befand) auf allen Reichstagen widerſetzt hat? Die ganze Hierarchie ruht auf Unbeweglichkeit: jede Abänderung einer disciplinariſchen Ord-

nung

[illegible]

Doch Ihr braver Freund ſcheint an der Sinnesänderung der gegenwärtigen Herren Prälaten, (ſo viel ihrer nehmlich einer ſolchen neuen Geburt bedürfen) ſelbſt zu verzweifeln. Er wendet ſich alſo an ſeine Mitbrüder. — „O Ihr Väter und Mitbrüder, wenn ihr „euch ſelbſt, wenn ihr die Weisheit und das Vaterland „liebt, ſo wählet künftig nicht mehr den Pater Schaffner, nicht mehr den P. Küchen- und Kellermeiſter, „auch nicht den Feigſten zu euerm Oberhaupte, ſondern den Vernünftigſten aus euch!“ — Der gute Mann! Bedachte er auch recht was er ſagte? Wie kann er ſeinen Brüdern zumuthen, das Vaterland zu lieben? Mönche ein Vaterland? Sie, die von allen den zarten menſchlichen und geſelligen Banden, wodurch wir an einem Vaterlande hangen, abgeſchnitten ſind? Sie, denen ihr Orden Vater und Mutter, Geſchwiſter, Weib, Kinder, Verwandte und Freunde ſeyn muß? — Doch dies nur im Vorbeygehen. — Aber was kann er von ſeinem wohlgemeynten Zuruf, jedesmal den Vernünftigſten aus ihrem Mittel zum Oberhaupte zu erwählen, für Wirkung hoffen? Daß ſich die Majora eines Conventé vereinigen, einen Prälaten zu wählen, der auf eine ihnen Allen bequemere Tagesordnung antragen heiſſe, das begreift ſich: aber daß ſie ſich in ihrer Meinung, wer der vernünftigſte unter ihnen ſey, ſo leicht vereinigen ſollten, läßt ſich nicht erwarten. Wie ſollte es zugehen, daß nicht perſönliche Verhältniſſe und Abſichten, Furcht oder Hoff-

nung

gunſt, Erwartungen oder Beſorgniſſe, kurz, Intereſſe und Leidenſchaften bey der Wahl eines Prälaten geſchäftig ſeyn ſollten? Wer hat mehr Gelegenheit ſich Verdienſte um das Temporale des Kloſters zu machen als der P. Schaffner? Und welche Art von Verdienſten leuchtet allgemeiner ein, als dieſe? Wer hat mehr Gelegenheit ſich Freunde im Convent zu machen als der P. Küchen- und Kellermeiſter? Ueberdies haben dieſe Dignitaten den groſſen Vortheil, daß ihre Erledigung Hofnung zum ſuccedieren, und alſo manchem einen ſehr mächtigen Beweggrund giebt, für den P. Küchen- oder Kellermeiſter aus allen Kräften zu arbeiten; ein Beweggrund, der bey dem Vernünftigſten (wenn man ihn auch anfänglig gemacht hätte) nicht ſtatt findet. Denn wer kann hoffen, daß er dem Vernünftigſten ſuccedieren werde? — in der Meynung der übrigen, verſteht ſich: denn ſeine eigene kommt hier in keinen Anſchlag. — Die Zukunft, auf welche Ihr Freund am Ende alle ſeine Hofnung beſſerer Zeiten zu ſtellen ſcheint, dürfte alle, alles wohl erwogen, für die abgezielte Reformation nur ſehr weit entfernte, ungewiſſe und ſehr wenig Günſtiges verſprechende Ausſichten zeigen.

Von einer ſchnellern und beſſern Wirkung würde es freilich ſeyn, wenn man Mittel fände, das (nach ihrem Ausdruck) auffallend vorwaltende, oder vielmehr ſehr unbillige Uebergewicht der Prälaten zu heben, da nehmlich 19 Deputirte von 19 Conventen

nur 5, die 19 Prälaten hingegen 19 Stimmen haben, und folglich in allen Sachen, wobey ihr Interesse oder Anschn und Despotismus nur im mindesten interessirt ist, immer gewiß sind, die Majora zu machen. Aber wie ist zu erwarten, daß die Prälaten jemals einwilligen werden, sich eines so wichtigen Vorrechtes berauben zu lassen? Ein einziger Blick auf die Folgen, welche eine Abänderung desselben zu Gunsten der Capitel, für die mönchische Hierarchie und für die hergebrachte Klosterverfassung haben könnte und würde, ist hinlänglich, sich zu überzeugen, daß man über diesen Punkt weder zu den Prälaten, noch zu dem römischen Hofe sich die mindeste Hoffnung zu machen hat. Arme Söhne des heiligen Benedikts, wie ist euch also bey so bewandten Umständen zu helfen? Wie kann man im Ernst auf Abstellung einzelner Mißbräuche denken wollen, da das Ganze selbst in seiner innersten Verfassung lauter Mißbrauch ist? Da eine durchgängige wesentliche Umschaffung der Klöster nöthig wäre, wenn sie jemals einen wahrhaft gemeinnützigen und den dermaligen Bedürfnissen der Welt angemessenen Zweck haben sollten? Man will den Zweck, aber man fürchtet sich vor den Mitteln: man will (mit dem Sprüchwort zu reden) den Pelz waschen, nur soll er nicht naß werden!

Es wäre unschicklich, hier wiederholen zu wollen, was schon vor einigen Jahren in den Gesprächen zwi-

schen

Was die Unzucht betrift, Sir, dieſe befördert es und befördert es auch nicht; es reizt die Begierde, aber es verhindert die Vollbringung. Deßwegen kan man ſagen, daß ein Rauſch in dieſem Stük den Doppel-Sinner mache; er ſpornt an, und ſchrekt ab; er überredet, und nimmt den Muth; er wigelt auf, und ſchlägt nieder; bis ſich das Spiel zulezt damit endet, daß er einen zu Boden legt, für todt ligen läßt, und davon geht.

[Hier muß man etliche Zeilen überhüpfen, die in Wortſpielen beſtehen.]

Macduff.

Iſt dein Herr ſchon auf? Unſer Klopfen hat ihn aufgewekt, hier kommt er.

Macbeth zu den Vorigen.

Lenox.

Guten Morgen, edler Sir.

Macbeth.

Ich wünſche beyden einen guten Morgen.

Macduff.

Iſt der König ſchon erwacht, edler Than?

Macbeth.

Noch nicht.

Macduff.

ſchen Walther und Diethelm über dieſe Gegenſtände geſagt worden iſt. Zwey ſehr wichtige Wahrheiten ſind in denſelben durch unwiderlegliche Gründe (wie ich glaube) feſtgeſtellt: 1) daß die Völker in den R. Katholiſchen Staaten überhaupt (beſondere Fälle unter den gehörigen Bedingungen ausgenommen) ohne die gröſte Ungerechtigkeit nicht abgeſchaft, noch ihrer wohlerworbenen Beſitzthümer und Rechte — in ſo fern dieſe letztern mit den Rechten der bürgerlichen Geſellſchaft oder des Staats verträglich ſind (denn ſonſt ſind ſie nicht wohl erworben) — beraubt werden können. 2) Daß ihre ganze innere Verfaſſung, um einen vernünftigen, unſern Zeiten angemeſſenen Zweck zu haben, auf einen andern Fuß geſetzt werden muß. Dieſe Wahrheiten ſind ſeit mehrern Jahren von vielen R. Katholiſchen Schriftſtellern in groſſen und kleinen Schriften geprüft, wahr befunden, entwickelt, in alles mögliche Licht geſetzt, von allen möglichen Seiten betrachtet, und auf allen Seiten wahr befunden, hingegen auf Seiten der Verfechter der alten Mißbräuche bis auf dieſe Stunde kein einziges vernünftiges Wort dagegen geſagt worden. Iſt es den Regenten Ernſt, ſo mache man auch ernſthafte Anſtalten. Die Möglichkeit aus reichen Klöſtern Aſyle der Wiſſenſchaften zu machen, gehalt die Urſachen, welche die Ausführung bisweilen noch unmöglich machen, gehoben ſind, wird gewiß von keinem geſunden Menſchen bezweifelt; aber daß etwas an ſich mögliches ohne Anwendung der einzigen Mittel,

wodurch es wirklich werden kann, wirklich werde, das iſt der Allmacht ſelbſt unmöglich.

Ich wollte wünſchen, daß wir, um in dergleichen Fällen aus der Verlegenheit zu kommen, noch irgend ein delphiſches, oder dodoniſches, oder ſibylliniſches Orakel hätten, und wenn es auch nur das Orakel der *Dive Bouteille* wäre, das unſern alten Teutſchen manchen guten Rath gab. Indeſſen höre ich immer viel von einem Orakel ſprechen, das noch immer fortdauern und ſeine Stimme von Zeit zu Zeit auf dem ganzen Erdboden hören laſſen ſoll. Seine Antworten ſollen zwey Eigenſchaften haben, die allen den weltberühmten Orakeln der alten Welt durchaus fehlten: ſie ſollen immer deutlich und immer verſtändlich ſeyn. Da es nicht fehlen kann, daß im ganzen Vaterlande irgend ein Weiſer aufzufinden ſeyn muß, der auf Begehren von dieſem Orakel genaue Kundſchaft zu geben bereit und im Stande ſeyn wird: ſo laß ich es für jetzt bey dieſem ſimpeln Fingerzeig bewenden, und bitte Sie, dieſe ganze weitläuftige Excurſion als ein Merkmal meines guten Willens (des einzigen, womit ich Ihnen und Ihren Brüdern dienen kann) ſo freundlich aufzunehmen, als ſie gemeynt iſt.

W.

II.

Erläuterung einiger Schwierigkeiten der natürlichen Theologie.

Das gelehrte Publikum unſrer Nation, welches ſeit langer Zeit eine ausgezeichnete Vorliebe zu gründlicher Speculation bewieſen, nimmt ein ſo allgemeines und groſſes Intereſſe an der Unterſuchung der ächten Gründe, und der genauen Beſtimmung zuverläßiger Grundbegriffe der natürlichen Religion: daß ich hoffen darf, es werde eine Rechtfertigung derjenigen Ideen über dieſen groſſen Gegenſtand, welche ich in meinem Buche über das Verhältniß der Metaphyſik zur Religion vorgetragen, der Aufmerkſamkeit werth befunden werden: und die Erinnerungen, mit denen der Verfaſſer einer Beurtheilung in der allgem. Literaturzeitung Nr. 153 d. dieſes Jahrs, (welcher doch mit mir über gewiſſe Hauptprincipien der Speculation gleiche Grundſätze äuſſert), ſeinen gut gefaßten Anzug beſchließt, beweiſen mir, daß dieſe Rechtfertigung für viele Leſer nothwendig iſt. Ich berühre folgende gerade mit einander verbundene Punkte.

1) Die gewöhnlichen Vorſtellungen von einer unendlichen Gottheit, welche vermöge ihres Verſtandes, nach Endzweck und Abſicht, die letzte Urſache der Welt

aufmache, ſind unerweislich, erklären nichts, und ſind zum Grunde der Religion untauglich.

2) Die metaphyſiſchen dogmatiſchen Behauptungen, auf welchen jene Vorſtellungen zum Theil gegründet ſind, führen ganz unvermeidlich auf das Syſtem des Spinoza.

3) Der Optimismus iſt der Moralität höchſt nachtheilig, und das Weſentliche der Religion und Moral beſteht weit beſſer in vollkommner Reinheit, ohne alle die von mir verworfenen Vorſtellungen.

4) Die Ordnung, die wir in der erſcheinenden Welt bemerken, führt uns auf die Vorausſetzung einer verſtändigen Urſache. Denn eben ſo wenig als die ſinnliche Empfindung hinreicht, unſre Vorſtellungen von Verhältniſſen der ſinnlichen Gegenſtände zu erklären, eben ſo wenig läßt ſich der objective Grund der Ordnung in den einzelnen Gegenſtänden antreffen. Der gemeine Verſtand ſtützt hierin auf die von den geſchickteſten abweichenden Gegenſtände ein, welche die ihm am augenſcheinlichſten Beweiſe von Verhältniß und Ordnung enthalten, und dem großen Haufen iſt daher der Beweis für die Exiſtenz Gottes aus dem Bau des ſichtbaren Ganzen der leichteſte. Der philoſophiſche Geiſt hingegen ſieht ein, daß jede Geſetzmäßigkeit in den Verhältniſſen ſinnlicher Gegenſtände, in welcher unſrer Sinnen, Vernunft, — und da jene Wahrnehmungen in äußern Dingen gegründet ſind, ein

Beyſpiel

Weſen auſſer ihm vorausſetzen, welches ſich zu dieſen Dingen eben ſo verhält, als ſich Vernunft im Menſchen zur ſinnlichen Wahrnehmung verhält. Jede doch ſo geringfügige Begebenheit iſt gewiſſen Geſetzen unterworfen *): und ſo beweiſet der unbedeutendſte Naturkörper dem Philoſophen die Exiſtenz einer objectiven Vernunft, ſo gut als der bewundernswürdige Bau der zuſammengeſetzteſten thieriſchen Organiſationen jene Exiſtenz einer objectiven Vernunft dem ungelehrten Denker beweiſet, deſſen Einbildungskraft dadurch in lebhaftere Bewegung geſetzt wird, und deſſen Verſtand durch ſie mehr geübet wird, weil dieſe Organiſationen jenen Beweis in einem Gegenſtande ſo häufig wiederholt und in ſo mannigfaltigen Combinationen darbietet.

So weit alſo führet uns die Erkenntniß der Welt: bis zu der Nothwendigkeit, eine objective Vernunft vorauszuſetzen. So weit als wir genöthigt ſind, Weſen anzunehmen, in denen der letzte Grund der

Ex

*) [illegible]

Erſcheinungen unſrer Sinnenwelt zu ſuchen iſt, und ihnen Kräfte zuzuſchreiben, aus welchen die Veränderungen dieſer Sinnenwelt entſpringen; obwohl wir nie dieſe Dinge an ſich ſelbſt, ſondern nur Erſcheinungen, und nur Urſachen und darauf folgende Wirkungen, nie aber die Kräfte, *) durch welche die Veränderungen der Welt erfolgen, weder durch die Sinne, noch durch den Verſtand anzuſchauen vermögen: eben ſo wohl müſſen wir auch bey Dingen einer Welt von anderer, in welcher die geſetzmäßige Uebereinſtimmung der erſcheinenden Welt gegründet iſt. Dieſe Geſetzmäßigkeit der Form erſtreckt ſich ſo weit als die Materie geformt iſt: und da ſie immer noch Form bey hält, ſo lange ſie noch erkennbar iſt; da die formloſe Materie nur eine Abſtraction und kein ſinnlicher Gegenſtand iſt: ſo läßt ſich durchaus nichts vernünftiges darüber geben, welches nicht mehr in Verbindung mit der Vernunft wäre, und alſo nicht in jenem Urweſen einen Grund hätte, warum es ſo iſt als es iſt.

Weiter aber, als zu dieſer nothwendigen Vorausſetzung einer zweckmäßigen Grundlage der Ordnung der

*) Dr. Plato ſagt an einem merkwürdigen Orte, wo er zur Beſtimmung des Begriffs der Tugend, der in der wirklichen Erfahrungswelt nothwendig gemiſchten Natur entſteht. Wir können nun nicht ganz richtig ſagen, wenn wir durch den Sinn angeſchaut werden; haben Sie die Natur (der Tugend) geſehen, durch welche wir Dinge anſchauen? und: wollen Sie mich die Natur (der Tugend) durch welche wir Dinge denken?

Welt, führt uns die metaphyſiſche Erkenntniß nicht, welche es mit den Weſen an ſich ſelbſt zu thun hat, deren Daſeyn nie in der anſchauenden Erkenntniß gege- ben werden kann. Zwar habe ich das Weſen, in welchem der letzte Grund der Ordnung befindlich, objective Ver- nunft genannt, weil alle geſetzmäßige Uebereinſtimmung nur in und durch Vernunft exiſtiret: Aber — die Ver- nunft iſt in und nur Form der Erkenntniß. Was Ver- nunft an ſich ſelbſt, und außer aller Verbindung mit ſinnlicher Anſchauung ſey, das beſcheidet ſich der Phi- loſoph, der frey von Täuſchungen der Einbildungskraft in der Vernunfterkenntniß nur evidenter Wahrheit trauet, nicht zu wiſſen. Der dogmatiſche Philoſoph aber überſchreitet dieſe Grenze, macht die reine Ver- nunft zu einem für ſich beſtehenden Weſen, und will beſtimmen, in welchem Verhältniſſe es zu der erſchei- nenden Welt ſtehe. Hier iſt nun die gewöhnliche Vor- ſtellung dieſer: daß das unendliche Weſen, nach Zweck und Abſichten, Urſache der ganzen erſcheinenden Welt ſey. Der ungeübte Denker, der nie Begriffe des rei- nen Verſtandes ohne eine Bekleidung durch die Ein- bildungskraft zu denken vermag, bildet hieraus ſogleich eine Vorſtellung von einer perſönlichen Gottheit, die vor dem Anfange der Welt überlegt, was ſie ſchaffen wolle, und nachdem ihre Vorſtellungen, um deren Wirkung er ſich weiter nicht bekümmert, durch die Schöpfung realiſirt habe. Die einzige Frage, wo- durch denn die, eine Gottheit andurch unthätige Kraft

zu ſchaffen, in Bewegung geſetzt worden, die ſelbſt manche Philoſophen für nicht ſehr bedeutend gehalten haben, bloß weil ſie ſie durch eine ins Unendliche hin willkührlich verlängerte Reihe von Begebenheiten weit von ſich entfernen konnten: dieſe einzige Frage zeigt ſchon die Nothwendigkeit, alle Vorſtellung von früher oder ſpäter hier zu entfernen. Einige Philoſophen haben dies zwar gethan, aber die Gottheit mit der Welt gleichzeitig gedacht, weil ſie ſich von der Vorſtellung der Zeit nicht ganz losmachen konnten. Dieſe Idee ſchließt die Vorſtellung, daß die Gottheit nach Abſichten in der Welt würke, ganz aus. Aber es würde hier zu weit abführen, dieſes zu beweiſen, und es iſt hier überflüſſig, da die Einmiſchung einer ſinnlichen Form (der Zeit) in das Verhältniß der Gottheit zu der Welt, wenigſtens willkührlich iſt. Es kommt nur darauf an, wie dieſes Verhältniß vom reinen Verſtande gedacht werden kann und ſoll? Daß ſich daſſelbe durch den Begriff der Urſache und Wirkung ausdrücken laſſe, läßt ſich durch direkte apodictiſche Beweiſe (wie doch alle metaphyſiſche Wahrheiten bewieſen werden müſſen) aus ſpeculativen Ideen nicht darthun. Kant hat in ſeiner Critik der praktiſchen Vernunft verſucht, es auf einem andern Wege zu beweiſen. Er zeigt nehmlich, daß die Vorausſetzung dieſer Hypotheſe, der einzige Weg ſey, die Vernunft mit ſich ſelbſt zu vereinigen, indem ſie einer Seits die apodictiſche Nothwendigkeit des Sittengeſetzes erkennt, und andern Theils daſſelbe doch ohne jene Vorausſetzung

hung

hung, vernünftiger Weise in der sinnlichen Welt nicht auszudrücken vermag. In Ansehung mancher Erinnerungen, die ich gegen diese Theorie zu machen habe, muß ich auf die Allgem. Litteraturzeitung verweisen, wo ich sie in der Beurtheilung der Critik der praktischen Vernunft ausführlich vorgetragen habe. Hier ist es für den gegenwärtigen Endzweck genug, zu bemerken, daß Kant selbst seinen eignen Begriff von der göttlichen Vernunft, als letzten Ursache der Dinge, mit seinem Systeme über die Sittlichkeit, aus welchem er doch den einzigen gültigen Beweis für jenen hernimmt, nicht anders zu vereinigen weiß, als indem er aufsiebt, daß die sinnliche Welt Wirkung der göttlichen Vernunft sey. (Crit. der prakt. Vernunft. Anhang zum ersten Buche. S. 179 ff. Diese ganze Sache ist daselbst nur als eine Schwierigkeit, als ein Einwurf gegen die Hauptlehre vorgetragen: allein dieser große Denker sieht selbst wohl ein, und zeucht an eben dem Orte, daß es ganz vergeblich ist, solche Schwierigkeiten verdecken zu wollen, weil im metaphysischen Fache, nicht alles befriedigend beantworten, so viel ist, als nichts beantworten.) Nun ist aber die Gesetzmäßigkeit der Sinnenwelt, die Veranlassung desjenigen Begriffes von natürlicher Theologie, über den ich hier streite *).

Diese

*) Dem aufmerksamen Leser wird es vermuthlich etwas auffallend seyn, daß ich dem Recensenten, der mich am Schlusse seiner

Dinge

Dieſe Geſetzmäßigkeit der Sinnenwelt kann ferner durch dieſe Vorſtellung, daß das unendliche ſelbſtſtändige Weſen vermöge ſeiner Vorſtellungen die letzte Urſache der Welt ſey, gar nicht einmal befriedigend erklären.

Die Ordnung in der Welt und alles, was in ihr auf die Vorſtellungen von Zweck und Abſicht führt, nöthigt uns, einen Grund deſſelben außer den einzelnen Gegenſtänden der ſinnlichen Welt anzunehmen. Soll aber dieſer Grund in den Vorſtellungen des höchſten Weſens geſucht werden, ſo frage ich mit Recht, woher denn in dieſen Vorſtellungen, welche denen Weſen ſelbſt ſo vollkommen entſprechen ſollen, als es möglich iſt, daß ſie durch Vorſtellungen ausgedrückt werden; woher in dieſen Vorſtellungen das Objekt ſinnlicher Empfindung, (das Materielle) mit Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft, in Verbindung? In allen menſchlichen Vorſtellungen von Gegenſtänden findet ſich ein durch die Erfahrung gegebnes ſinnliches

We-

Beurtheilung auf ein tieferes Studium des Kantiſchen Syſtems, und namentlich auf die Crit. der prakt. Vern. verweiſen will, und dieſem Werke ſelbſt zeigen muß, daß ſich der Begriff von natürlicher Theologie, den er gegen mich in Schutz nimmt, mit den Grundſätzen dieſes Syſtems, welches er doch für die einzige Stütze derſelben anerkennt, gar nicht vertrage. Ein kleiner Umſtand, der leicht kann, im Laufe ſolcher Betrachtungen, vorſichtig zu ſeyn.

Macduff.

Er befahl mir, ich ſollt' ihn frühzeitig weken laſſen, und es iſt würklich faſt um eine Stunde ſpäter.

Macbeth.

Ich will euch zu ihm führen.

Macduff.

Ich weiß, daß es euch eine angenehme Mühe wäre, aber es iſt doch eine Mühe.

Macbeth.

Eine Arbeit, die uns angenehm iſt, heilt ihre Mühe; hier iſt die Thüre.

Macduff.

Ich will ſo frey ſeyn, und ruffen; denn das erlaubt mir mein Amt.

[Macduff geht ab.]

Lenox.

Reist der König heute wieder ab?

Macbeth.

So beſtellte er's.

Lenox.

Dieſe Nacht war eine unruhige Nacht; in dem Gemach, wo wir lagen, wurde das Camin herunter geweht; und,

Materiale, welches in der Form der Verſtandes-Geſetze erkannt wird. Wie dieſes zugeht, iſt ein unauflösliches Problem. Die Beziehung der Vernunft und Verſtandes-Geſetze auf ſinnliche Objecte erhellet nicht aus der Vernunft: denn ſo müßte es ja eine evidente dogmatiſche Metaphyſik geben. Auch nicht aus der Sinnlichkeit: denn ſo wäre die ſinnliche Wahrnehmung das Criterium der Vernunftwahrheiten. Und wenn gleich die Möglichkeit dieſer Verbindung durch die Dazwiſchenkunft der urſprünglichen Form der Sinnlichkeit, (Anſchauung a priori, Zeit und Raum) begreiflich wird, ſo bleibt die Nothwendigkeit dieſer Verbindung doch immer unerweislich. Es bleibt alſo das Problem, woher die Sinnenwelt den Geſetzen des Verſtandes unterworfen ſey, eben ſo unaufgelöſet, wenn wir auch annehmen, daß dieſer Grund in den Vorſtellungen der Gottheit von der Sinnenwelt zu ſuchen ſey: denn die Frage, woher denn die Vorſtellungen von der ſinnlichen Welt in der Gottheit mit den Geſetzen des höchſten Verſtandes harmoniren, (welche hieraus natürlicher Weiſe entſpringt,) iſt dieſelbe als jene, nur unter andrer Geſtalt. Sie läßt ſich freylich hypothetiſch beantworten, wenn man annimt, daß die Vorſtellungen der Sinnenwelt in dem höchſten Weſen zu den Geſetzen der Vernunft in eben dem Verhältniß ſtehen, als im menſchlichen Geiſte eine conſtruirte Figur zu den Geſetzen nach denen ihr Begriff gebildet worden. Immer aber kommt hier wieder die unauf-

lösliche Frage, von dem letzten Grunde zweyer verschiednen Dinge in einem; denn es gehört zur Construction immer ein von der Vernunft verschiednes Substratum, dessen Verbindung mit jenem Vernunftgesetze weder aus diesem noch aus jenem erhellt: so wie denn auch aus der Vernunft nicht einmal begreiflich ist, wie der Raum mit ihr verbunden ist, viel weniger denn, daß er mit ihr verbunden seyn müsse.

Wenn nun also diese Hypothese, daß das unendliche selbstständige Wesen vermöge seiner Vorstellungen die letzte Ursache der Welt sey: (eine dogmatisch-metaphysische Behauptung, wenn es irgend eine giebt) wenn diese Hypothese im Grunde nichts erklärt, so kann auch unmöglich ächte Religion von ihr abhängig seyn.

Ich habe also sehr Recht gehabt zu sagen, der letzte Grund alles existierenden sey in der Gottheit (der Metaphysik) nicht aber in ihren Vorstellungen zu suchen; denn dieses (welches nichts weniger als eine dogmatische Behauptung ist, wofür die Behauptung, daß die Gottheit durch ihre Vorstellungen Ursachen der Welt sey, gelten muß) sagt weiter nichts aus, als die (wie oben gezeigt worden) ganz unvermeidliche Supposition eines objectiven Grundes der Gesetzmäßigkeit der sinnlichen Welt.

a) Der dogmatische Metaphysiker macht diese Gottheit unter dem Namen des unendlichen Wesens (ein

(ein Name der allein ſchon mit der ihr beygelegten Perſönlichkeit und Erkennbarkeit durch menſchlichen Verſtand im Widerſpruche ſteht) zu einem Gegenſtande der menſchlichen Erkenntniß. Welchen Weg er aber auch immer dazu einſchlagen mag, deren es vier ſe giebt, die im Grunde insgeſamt nicht ſehr weit von einander abweichen, — er mag davon ausgehen, zu beſtimmen, was eine Subſtanz ſey? oder davon, was die Kraft ſey, von der ultimato alle Veränderungen abhängen? oder endlich davon, was die Natur des vollkommenſten Weſens ſeyn müße? — in jedem Falle kann es, wenn er anders conſequent raiſonnirt, nicht fehlen, er muß auf die Idee eines Weſens verfallen, in welchem alles exiſtirende ganz vollkommen gegründet ſey: und das aus folgenden Gründen.

Das Weſen aller Bemühungen der Vernunft beſteht einzig und allein darin, Principia zu denken; denn Vernunft ſelbſt, iſt nichts anders als Einheit der Principien. Wird dieſes Bemühen der Vernunft Principien aufzuſuchen, bis zu derjenigen abſoluten Vollſtändigkeit getrieben, die ſie ſelbſt fordert, ſo muß zuletzt aus einem einzigen Principio alles erklärt werden. Der menſchliche Verſtand ruhet daher in keiner Wiſſenſchaft, bis er alles was dahin gehört, auf ein Principium zurückgeführt hat, und in der Metaphyſik, welche die erſten Gründe aller menſchlichen Erkenntniß aufſucht, geht alles Bemühen der Vernunft

dahin, der ganzen Erkenntniß durch ein höchſtes Principium den Schlußſtein aufzuſetzen. Wird nun dieſe Vernunfteinſicht in Objecte verwandelt, (und darin beſteht eben die Täuſchung aus welcher alle dogmatiſche Metaphyſik entſpringt) ſo entſteht natürlicher Weiſe die Idee von einem Weſen, aus deſſen Begriff ſich die ganze Welt ableiten läßt. Nun giebt es nur drey Begriffe des menſchlichen Verſtandes, welche ein objectives Verhältniß von Vorſtellungen zu einander ausdrücken. Die Verhältniſſe von Subſtanz und Modification oder Eigenſchaft, von Urſache und Wirkung, und von Gemeinſchaft oder wechſelſeitiger Verbindung. Die beyden letztern ſetzen zwey von einander verſchiedene Objecte voraus, und es bleibt alſo nur der erſte Begriff übrig, wenn durch Begriffe des Verſtandes eine vollkommne Vernunfteinheit auf Objecte angewandet, ausgedrückt werden ſoll. Dieſes letzte iſt, wie ich gezeigt habe, der Endzweck aller dogmatiſchen Methaphyſik, und ſie führt alſo ihrer Natur nach, ganz unvermeidlich auf das Syſtem des Spinoza.

Nicht als ob dieſes im allergeringſten mehr erklärte, als andre Syſteme. Denn auch in dieſem iſt es unmöglich, begreiflich zu machen, wie die Erſcheinungen aus der reinen Vernunft entſpringen, wenn nicht derſelben die unendliche und unbeſtimmte Form der Einheit vorgeſetzt wird deren Spinoza ſich

der unendlichen Substanz zwey Eigenschaften beyle gen muſste, Gedanken und Ausdehnung) und auch ſelbſt dann iſt noch immer ein Sprung bis zu den unbedingten Gegenſtänden der Sinnlichkeit, weil dergleichen weder aus den allgemeinen Formen noch aus den Combinationen derſelben unter einander herausgebracht werden können. Soll aber einmal eine Demonſtrative Metaphyſik, Vorſtellungen von erkennbaren unſinnlichen Weſen, in denen die ſinnlichen Erſcheinungen gegründet ſind, mit dieſen Weſen der Erſcheinenden Welt in Verbindung ſetzen: ſo kann dieſes auf keine andere Weiſe vollkommen conſequent geſchehen als durch das Syſtem des Spinoza. Auf dieſes wird daher auch der ſpeculative Philoſoph, ſo bald er ſich nicht vor der Fundamentalabſonderung der Dinge entſetzt hätte, auf gehörigen Wegen geführt, deren ich in meinem Buche einige entwickelt habe.

Jeder Metaphyſiker ſucht zu erweiſen, daſs alle andere metaphyſiſchen Syſteme auf das ſeinige führen, und dieſes iſt oft leicht genug. Denn die mehreſten metaphyſiſchen Syſteme, welche ſich mit einigen wenigen Haupt-Ideen beſchäftigen, die unter mannichfaltigen Modificationen immer wieder kommen, ſind im Grunde ſo ſehr weit nicht von einander entfernt. Oder man braucht dazu nur einige wenige Hypotheſen, oder auch willkührliche Worterklärungen, wodurch einige Modificationen erſchlichen wer-

den. So hat auch Mendelsſohn vermittelſt einiger unerweislichen Suppoſitionen des Leibnitziſchen Syſtems zeigen wollen, daß die Metaphyſik des Spinoza auf daſſelbe führe. Es iſt wohl kaum nöthig, bemerklich zu machen, daß mein eben aus dem Weſen der Metaphyſik und der Vernunft, geführter Beweis, daß alle dogmatiſche Metaphyſik auf den Spinozismus hinauslaufe, mit ſolchen philoſophiſchen Kunſtſtückchen, als jene Beweiſe aus dergleichen Conſequenzen (mit denen der Eingangserwähnte Recenſent meine Raiſonnements gern in eine Claſſe werfen möchte) gar nichts gemein hat, und gar nicht damit verglichen werden kann. Wenn alſo manche, die aus ungegründeten, oder aus mancherley oft ſeltſamen Nebenurſachen, die nur in ſchielenden Vorſtellungen ihren Grund haben, das Syſtem des Spinoza preiſen, und deswegen zu recht gewieſen zu werden verdienen: ſo behält daßelbe doch allemal in den Augen des kritiſchen Philoſophen ein ganz andres Intereſſe, als alle andere Syſteme von dogmatiſcher Metaphyſik.

Hier ſey es mir erlaubt, eine Nebenerörterung einzuſchalten. Einer unſrer gröſten Denker macht mir gegen meine Behauptung, daß die Wolfiſche Definition von der Subſtanz den Grund des Spinozismus ſchon in ſich faſſe, ſchriftlich folgende Einwendung. Wolfs Syſtem unterſcheide ſich von Spinozens ſeinem dadurch, daß jener lehrt, die Subſtanzen

haben

haben die Kräfte aus denen ihre Veränderungen entſpringen, in ſich, aber nicht von ſich: Spinoza hingegen behaupte, eine Subſtanz könne ſie von keiner andern haben, (woraus er denn ſchließt, daß es nur eine einzige geben könne.) Auf dieſem Unterſchiede beruhet freylich die Verſchiedenheit beyder Syſteme. Allein, wenn die Subſtanz die vollſtändige Quelle ihrer Veränderungen in ſelbſt haben ſoll, ſo kann dieſe Kraft nicht von einer andern abhängig ſeyn: ſonſt hätte ſie ja nicht die ganze Quelle ihrer Veränderungen in ſich, und was bedeutet die ganze Definition, wenn nicht die ganze, vollſtändige Quelle, gemeint iſt? Einen ſcheinbaren Ausweg bietet zwar die Schöpfung aus Nichts an. Man kann nur ſagen: ſo bald die Subſtanz exiſtiert, hat ſie die vollſtändige Quelle ihrer Veränderungen in ſich ſelbſt; ihre Exiſtenz aber hat ſie vom Schöpfer. Ich ſage aber, nur einen ſcheinbaren Ausweg: denn die Vorſtellung einer Schöpfung aus Nichts, in der Zeit, läßt ſich ſelbſt nach Wolfiſchen Begriffen gar nicht denken. Wolf war ein viel zu metaphyſiſcher Kopf, als daß er die Zeit für etwas hätte anſehen können, worin die Dinge an ſich ſelbſt, ſeine Subſtanzen, exiſtieren. Ihm war ſie nur die Ordnung der Dinge nach einander, und exiſtierte ihm alſo nur in der Vorſtellung. Leibniz nannte daher auch die Monaden fulgurationes Dei, und Schöpfung konte ihm und Wolfen nur die Abhängigkeit der Exiſtenz von der Kraft des Schöpfers andeuten.

Alsdenn aber iſt meine Erinnerung ſehr treffend; denn die Exiſtenz der Kraft läßt ſich von dem Weſen derſelben wohl in Gedanken abſtrahiren: wenn man ſie aber als etwas in der That von einander verſchiednes anſieht, ſo ſpielt man nur mit Worten.

Zurück zu meinem Gegenſtande, und zu dem dritten Punkte: nach dem bisher geſagten, iſt aus metaphyſiſchen Ideen keine Religion herzuleiten. Zu deren Behufe bedürfen wir der Idee von einem höchſten Verſtande, der die ganze Welt umfaßt, und in allen ihren Beziehungen aufs vollkommenſte erkennt. (um perſönliches Intereſſe und Leidenſchaften zu entfernen) der analogiſche Beweis für dieſe Vorſtellung mag von Mendelsſohn in ſeinen Morgenſtunden vorgetragen worden ſeyn: in ſeiner gehörigen Form iſt er darum nicht metaphyſiſch (wie mir der Recenſent vorwirft) denn Methaphyſik bezieht ſich auf Objecte die in keiner Anſchauung gegeben werden können: hier iſt aber von der vollkommenſter Erkenntniß die Rede, in welcher ſich die ſinnliche Welt darſtellt: folglich von einem Phänomenen.

Der natürliche Gegenſtand der Empfindungen eines Weſens das dieſe vollkommenſte Erkenntniß beſitzt, iſt das höchſte Gut, oder Tugend und Glückſeligkeit in vollkommenſten Harmonie: denn alles perſönliche Intereſſe und Leidenſchaft fällt weg, da dieſes alles in den Verhältniſſen der ſinnlichen Welt zu einem Theile

der

derſelben gegründet iſt. Aber vermuthlich iſt jene erhabenſte Harmonie nur das Ideal des vollkommſten Verſtandes, ſo wie auch ſchon die edelſte Beſchäftigung des menſchlichen Geiſtes nicht in der Erkenntniß der wirklichen Welt, ſondern in Ideen beſteht, die er in Beziehung auf ſelbige denkt.

So viel wir die wirkliche Welt durch Erfahrung kennen lernen, iſt ſie ſehr weit von einem vollkommenen Ausdrucke jenes Ideals entfernt. Die gewöhnliche natürliche Theologie erſetzt dieſen Mangel der Erfahrung, oder vielmehr ſie widerſpricht ihr durch die Hypotheſe von der beſten Welt. Allein dieſe Lehre iſt der Moralität der ſie aufhelfen ſoll, ſehr nachtheilig. Dieſe Behauptung iſt vielen meiner Leſer anſtößig geweſen, und ich will daher meine Gründe für dieſelbe, ſo bündig als möglich herſetzen.

Tugend beſteht in der Vernunftmäßigkeit derjenigen Gedanken, die ſich auf Handlungen beziehen, und der Handlungen die aus ihnen entſpringen. Aber der Gegenſtand aller dieſer Gedanken und Handlungen iſt allemal Empfindung, die, unabhängig von der Vernunft, nur durch die Natur beſtimmt wird. Allemal wo es auf die Folgen unſrer Handlungen ankommt, macht das mehr oder weniger der angenehmen und unangenehmen Empfindungen die in dieſen Folgen enthalten ſind, ſo weit wir ſie überſehen, die Beſtimmungsgründe der Vernunft aus: denn dieſe zieht ihrer Natur nach das

mehrere dem geringern vor. Die unendlichen Folgen unsrer Handlungen, die wir nicht übersehen können, gehören natürlicher Weise gar nicht zu diesen Bestimmungsgründen, eben weil wir sie nicht übersehen. Dieser Maasstab aber wird durch die Lehre von der besten Welt ganz verrückt. Denn indem sie uns die Versicherung giebt, daß alle und jede Handlungen, welche sie auch seyn, wenn sie vollbracht sind, zum größten Besten des Ganzen werden geleitet werden, macht sie dasjenige zu einem Objecte unsres Begehrungsvermögens, was seiner Natur nach kein Gegenstand desselben seyn konnte. Jede Aufopferung um des Besten eines Ganzen willen, wird Thorheit: denn wir erhalten zu die Versicherung, daß das größte Beste eines größern Ganzen zuverlässig werde befördert werden, auch wenn wir unsern Neigungen folgen, die wir selbst misbilligen. Das Gefühl für Tugend bleibt also dasselbe, aber das Urtheil über das was Tugend erfordert, was der Gegenstand derselben sey, wird ganz verwirrt, und der Optimismus schadet also der Sittlichkeit nicht blos durch Widerspruch, sondern seiner Natur nach.

Wie viel wirksamer ist dagegen für die Sittlichkeit das Urtheil des rohesten Menschen, dessen Vorstellungen, so fern sie Verhältnisse seiner selbst enthalten, in vollkommner Harmonie mit dem Gesetze der Vernunft, und der aus diesem entspringenden Sittlichkeit

wie ſie ſagen, ſo hörte man ein klägliches Geſchrey in der Luft, und gräßliche Todes-Stimmen. Fürchterliche Propheten (im Ohr des Aberglaubens) von Verwirrung, Staats-Veränderungen, Fall, und Untergang. Die Eule ſchrie die ganze Nacht durch, und einige ſagen, die Erde ſelbſt habe in fieberhaftem Schauer gezittert.

Macbeth.

Es war eine ungeſtüme Nacht.

Lenox.

Ich bin nicht alt genug, mich einer ähnlichen erinnern zu können.

Macduff zu den Vorigen.

Macduff.

O! Entſezlich, Entſezlich! Entſezlich! Keine Zunge, kein Herz kan es faſſen noch ausſprechen.

Macbeth und Lenox.

Was iſt's dann?

Macduff.

Der Frevel hat ſein Meiſterſtük gemacht; eine gottesvergeſſne Mörder-Hand hat den geweyhten Tempel des Herrn aufgebrochen, und das geheiligte Leben daraus geſtohlen.

Macbeth.

Was wollt ihr damit ſagen? das Leben?

Lenox.

keit, stehen: welches eben weil es das Ganze über sieht, keinen persönlichen Neigungen und Leidenschaften in Beziehung auf Gegenstände der Sinnenwelt unterworfen ist, und aus jener rein geistigen Quelle, dem Bewußtseyn der vollkommensten Harmonie mit Vernunft und Tugend, Glückseligkeit schöpft *).

In dieser Glückseligkeit, welche mit der Tugend einerley ist, die Glückseligkeit auch seiner sinnlichen Person in dieser Welt zu suchen, kann freylich nicht geboten werden. Aber selbst das apodiktische Gebot der Vernunft, ist in Anwendung auf ein sinnliches Wesen, nur ein hypothetischer Befehl. Es setzt voraus, daß dieses Wesen, vernünftig sey. Wenn es das nicht seyn will, so geht das Vernunftgesetz dasselbe auch nicht weiter an. Die Frage aber, ob es möglich sey, daß irgend ein Mensch der Vernunft wissentlich entsage, möchte wohl mit der Frage, ob es möglich sey, daß irgend ein Mensch das natürliche Vergnügen an Ordnung und Vernunftmäßigkeit ganz verbannt, ziemlich zusammen laufen.

Hannover. Rehberg.

*) Eine Glückseligkeit ist es, auf welche Tugend hinarbeitet, und nur Einzige sind Tugendvolle, denen solcher es gewiß nicht gelingt, sie zu erreichen. Doch bleibt Eins, in welchem das wirkliche Glück mit dem in dem Ideal vollkommen, und das ist in der Quelle beyder, der Ehre, der Tat, angelegen sey, sondern das sind, was das höchste Bestreben von jedem Vernünftigen wünschen, in sich schmecken.

III.

Ueber

die Schönheit in der Architektur.

Der Anblick eines ſchönen Gebäudes überrächet uns ſeyn Ganze mit einem entzückenden Vergnügen. Durch angenehme Empfindung kann nicht blos eine Wirkung der Symmetrie unter den Verhältniſſen ſeyn. Es giebt Gebäude, welche die vorzüglichſten Proportionen nur eben ſo wenig beweiſen, als die ſchönſten Kombinationen in einer unbeſtimmten Muſik. Worinn iſt alſo der Maaßſtab, nach welchem die Schönheit in der Architektur beurtheilt werden muß?

Wenn ſchon wir gerne das Urtheil, daß wir über ein ſchönes Werk der Baukunſt fällen, in Worte faſſen, daß es ſich nicht blos auf eine einfache Empfindung des äußern Sinnes, ſondern vielmehr auf gewiſſe von der erlangte Ideen gründet. Der Herr von Marmontel ertheilt die allgemeinen Ideen der Schönheit durch drey Hauptſätze, die ſehr ſinnlich ſind, die Natur der Architektoniſchen Schönheit vollſtändiger in die helle Sicht zu ſetzen.

Die Schönheit der Natur oder der Kunſt entſteht aus dem Mittel entweder durch die Vorſtellung des Vortheils, oder durch Gemüthsbewegungen, oder durch

durch

durch das Gefühl der Stärke. Daher entstehen so wohl in der Natur als Kunst drey Arten von Schönheit, die große oder bewundernswürdige, die sinnliche, und die sinnliche. Eine jede derselben kann durch drey verschiedene Eigenschaften auf den Verstand und auf die Sinnen wirken: durch die innere Kraft und Energie der Handlung, durch Reichthum und Fruchtbarkeit der Mittel, und durch eine kluge Wahl und Anwendung derselben. Jemehr diese drey Eigenschaften zu einem Gegenstande der Natur oder Kunst vereinigt sind, je schöner ist derselbe.

Einige der handlungsmäßigen Schönheiten suchen wir z. B. eine hohe Richtung einer gemeinschaftlichen Endzwecke, eine hohe Entwickelung in der Physik, die Erfindung einer Maschine, u. d. weil wir einen hohen Grad der inneren Schärfe des Verstandes, der Lebhaftigkeit, die weise Wahl und kluge Anwendung der Mittel, da bewundern können. Und was anders ist der Grund, warum wir gewisse Handlungen, z. B. einen Heroism zu bewundern, einem Verbrechen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Wahl der Vorstellungen gewissen Affecten vorzuziehen, als sittliche Schönheiten zu preisen, als weil hohe sittmäßige Gesinnungen und Selbstverleugnung dahin, und eine außerordentliche Stärke des Geistes der Seele voraussetzen? Eine beachtliche Summe vieler Wahrheit, so verschiedener in Ihre der Gegenstände, und so verbunden sich unter der ganzen

Form

Landschaften von grossem Schnitze. Einzelne Gruppen, ohne besonders Interesse und grosse Absichtigkeit, sah man Reihen vereinigt sah, welches war als eine blosse Copie des vorhandenen Gebäudes vorstellen, wenn der Stand seiner aufmerksamkeit Gedanken des höheren Schauens seinen Vorgestellungen nicht mehr hielt.

Das weitere über das von den ferneren Schen hat, welche durch das Auge wahrgenommen wird, behaupten, und zwar vorzüglich in den Werken der Natur: denn ob sie gleich ihre Macht gründlich in einem Schlagen einhüllt, und einen großen Theil ihrer Kräfte, ihrer Vollkommenheit und ihren Absichten zum unsere Theil verbirgt, so ist doch der geringe Schimmer, den sie uns leuchten vergönnt, hinreichend, und in Verwunderung zu setzen. Eine solche sie nicht ihren, wenn sie in einem jeden ihrer Werke ihre ganze Kraft, ihre Vollkommenheit ihren Theil und ihre ewige Gedanken in vollem Lichte schildern? Und wenn die Macht der Kunst unbegrenzt, so können die Grenzen der Kunst nur Übereinkunft der Menschen und allen Völkern zu gemeinsam unmöglich zu sein. In einem Gedichte ist nicht so vollständig als Gemälde und Statuen. Die Kunst gegen nicht nur aus einer ungeschickten Schule der Dichter, wo sie Forderung erfüllen, so wenn als unmöglich sah, sondern auch vom Mangel der Sprache ganze Nationen. Wenn als Griechen nachsinnen, so schien sie Meinen und

Sie

Aegypten, Griechenland und Rom allein hinreichend
seyn, die alte Gröſſe dieſer Staaten zu verkündigen.
Deren Anblick des nationalen Tempels erheben ſich
beynahe in unſerm Geiſte ie Bilder eines Julius II.,
eines des prächtigſten Tempel, der je in der Welt war,
Bramante, edeln Baumeiſters, der ihn entwarf, eines
Michelangelo Buonarotti, der ihn zu einer Vollkom-
menheit bringt, die einen jeden Menſchen Bewunde-
rung und Verehrung einflößt. Wir fühlen uns von
der gewaltigen Ordnung der Dinge hingeriſſen, und in
eine höhere Sphäre erhoben; unſere Ideen vergröſſern
ſich, und der Geiſt ſinkt in einem grenzenloſen
Meere von Gedanken an Bildern. Das Beſtreben
der Kunſt, den Widerſtand der Natur zu überwinden,
die Wunden der Dürftigkeit, unermeſſene Laſten zu
einer überraſchenden Höhe zu erheben, überaus weite
Gewölbe und Hallen, welche hoch in der Luft ſchwe-
ben, alles zeigt das Denkmal wunderbarer Kräfte,
und erhöhet und hebt die Gröſſe der Gedanken ab. Wie
viel weniger würde man von daſſelbe Gebäude, ohne
Pracht mit den gehörigen Proportionen und mit dem
nöthigen Reichthum der Materie, und Kunſt gebraucht
haben? Eine kolloſſaliſche Statue, eine große Säule
machen an einem Platze, einen ganze mehr, als eine, die
mit mehreren Gebäuden zuſammen geſetzt iſt, eine Kuppel
von großen Dimenſionen macht als eine andere gleich hohe
&c. Die Kuppel der Kirche zu Novenna, die auf
einem niedrigen Gebäude ſtehet, wird ein

ge-

jeder Zuschauer mehr bewundern, als eine andere weit größere von Backsteinen, und die Cretische Vorgöttinn mißkannten würden uns in einer festigen Gleichgültigkeit lassen, wenn sie nicht aus vorgehaltenen Carimassen gebaut wären.

Die andere Quelle architectonischer Schönheit ist der Reichthum der Materie. Wer wird eine Säule von Marmor nicht höher schätzen, als eine von Sandstein? Wer wird nicht eine von Porphyr oder von Verde antico einer andern von grauem Marmor vorziehen? — Nicht ohne Ursache gefchieht es, daß die Dichter, wenn sie prächtige Tempel und königliche Paläste beschreiben, sie mit glänzendem Gold und Marmor verschönern. Da Virgil den Tempel der Ehre und Tugend als ein Meisterstück des C. Mantua rühmt, sagt er hinzu, er verdiene unter die besten Werke der Baukunst gezählt zu werden, wenn es ihm nicht an Pracht und Reichthum der Materie fehlte.

Jedoch kann ein Gebäude groß, prächtig und reich seyn, ohne daß ihm der Charakter der Schönheit zukommt, wenn einige Theile nicht in allen seinen Theilen den herrschen. Diese regulirt die Anordnung und Symmetrie derselben; und wo es auf gewisse Formen der Verhältnisse, und auf solche Proportionen ankommt, von denen man den Grund nicht angeben kann, warum sie mehr als andere gefallen, müssen sie hinzeigen, welche auch

durch den Verfall und Gebrauch der größten Theile alter und neuer Zeiten bewährt sind.

Die Einfachheit in der Wahl der Mittel weiset einem jeden Theil des Gebäudes seinen Dienst an. Sie unterscheidet die Zierrathen von dem wesentlichen, und verbannt sie in ihre gehörigen Grenzen. Weil unsere Seele nur an Klarheit und Einfalt Gefallen findet, so ziehet sie die einfachsten und möglichsten Mittel allen übrigen vor, vermeidet alles überflüssige wovon sie keinen Grund angeben kann, um Ueberlast und Verwirrung zu vermeiden. Selbst die Zierrathen, welche zur Erhöhung der Ehre von Reichthum und Vergnügen so viel beytragen, und weniger als die wesentlichen Theile der schönen Baukunst unterworfen zu seyn scheinen, ertragen Ueberfluß und Ekel, wenn sie ohne kluge Wahl angebracht werden.

Die sogenannten gothischen Gebäude übertreffen uns durch ihren ersten Anblick durch ihre Größe, Mannigfaltigkeit und Reichthum, weil sich aber nichts in bestimmten Arten, wovon entweder kein vernünftiger Grund sich angeben läßt, oder wo die Wahl der Mittel nicht die möglichste und einfachste ist, so verschwindet bey genauer Betrachtung der Theile die angenehme Ueberraschung. Hingegen stehen die schönen Gebäude von den besten Zeiten der Baukunst, die sich durch Größe, Reichthum und kluge Wahl auszeichnen, wie auf, so gefallen.

D***

IV.

Stella.

Zum Epilog, von Goethe ** gedichtet.

Erster Epilog.

— „Denn was Dame nicht, o Freund! so sinken
Da Dame so tief nicht;
Denn wenn Damen sinken, so sinken sie Dame,
Was die so gerne Nichten sind.“ —
Graf ** an Chamen.

Was? Damen Edelmüthige weinen?
Da Freude der Mitfreude, der Lust und Zärtlichkeit
Zum Opferthron sie Nichten weihn?
O holde Angst! wo kommt Ihr wegen? —
Was? Mitempfindende weinend Ihr
Der ungerechten Schicksalsschluß?
Zum Himmel unsre Klagelaute
Suchte als der heilige Kampf, wenn auf Verklärerinnen
In Edler Tränenlust der Liebe Widerstand schifft?
Ihr heilet Jeden Ach, der Eure Thränen fließt,
Der euch in Gnaden Zeit verschifft? —
Ihr, Freund! wenn Ihr um Euch trocknet
Mit — Damen Schleiern — Thränen.

Nun, Graf! mit Ehrfurcht vor ungerechte Schicksale
Nahm Sie der Liebe Mitleid, nicht

Nun

Lenox.

Meynt ihr seine Majestät?

Macduff.

Geht hinein, und erstarret vor einer neuen Gorgone -- Verlangt nicht, daß ich es aussprechen soll; sehet, und dann redet selbst: (Macbeth und Lenox gehen ab) Erwacht! Erwacht! Schlaat die Sturmgloke! -- Mord und Hochverrath! Banquo! Donalbain! Malcolm! Erwacht! Schüttelt diesen pflaumichten Schlaf ab, des Todes Ebenbild, und seht den Tod selbst -- Auf, auf, und seht das Vorspiel des grossen Gerichts! -- Malcolm! Banquo! Steht wie aus euern Gräbern auf, und schreitet wie Geister daher, die entsezliche Scene anzuschauen --

Fünfte Scene.

[Man läutet die Gloke.]

Lady Macbeth tritt auf.

Lady.

Was ist die Ursache, daß eine so fürchterliche Trompete die Schläfer des Hauses auffordert? Redet!

Macduff.

Schöne Lady, es taugt nicht für euch zu hören, was ich sagen kan. Ein weibliches Ohr damit zu schreken, würde ein zweyter Mord seyn -- O Banquo! Banquo!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Banquo zu den Vorigen.

Unſer König und Herr iſt ermordet.

Lady.

Hilf Himmel! Was, in unſerm Hauſe?

Banquo.

Entſezlich genug, wo es ſeyn möchte. Macduff, ich bitte dich, widerſprich dir ſelbſt, und ſag, es ſey nicht ſo.

Macbeth, Roſſe und Lenox zu den Vorigen.

Macbeth.

O! wär ich nur eine Stunde vor dieſem Unfall geſtorben, ſo hätt ich glüklich gelebt! Denn, von dieſem Augenblik an, iſt nichts ſchäzbares mehr in der Sterblichkeit; alles iſt nur Puppen-Werk; Ehre und Gnade ſind todt; der Wein des Lebens iſt abgezogen, und die bloſſe Hefen iſt in dieſer Cloak der Welt zurükgeblieben --

Malcolm und Donalbain treten auf.

Donalbain.

Was für ein Unglük iſt dann begegnet?

Macbeth.

Ihr ſeyd verlohren, und wißt es nicht; die Quelle euers Bluts iſt verſtopft --

Macduff.

für diese Tränen bricht so gern,
ist kein verständnisvolles Herz.

Der Dichtung wahren Lebensinhalt
darf keines eitlen Forschers wähnen,
wenn die Gottheit der Liebe Klänge schmückt;
da ist, die am tiefsten leiden,
für die der Mund kaum die rechten Worte findet;
auch da sein Dichter seinster Stern,
ist oft, nach langem Kampf mit wundem Herzblute,
den Lieder zwar, — doch nie am Ziel
der reinen Offenbarung angelangt.

Doch hätte meine Jugendlust,
die keine Grenze sich zu ziehen
wenn oft vor Ernst und Traurigkeit
die flügelleichten Klänge scheuten —
die Freiheit nicht der Sänger,
mich ihres tiefsten Rechtes,
dem nur die Gottheit Schranken setzt!
nun, da ich mich an sie halte
der großen Vollkommenheit.

O Goethe! Euch mit Ehrfurcht nahenden
entfernt Deinen Heiligtum,
und jede Gottesgabe stimmt
auf Deinen ewigen Schritt

Ja, lieber Freund! Die Vorsehung
hat Mädchen, welche Schönheit schmückt,
vermählt mit feiner Geistesbildung —
ist mit den Weisen nicht entzückt.
Dennoch besitzt im Himmelreiche
das herzgewinnende Herz
von edel, schön und gut gesinnt,
mit Tugend und Verehrung weise
vor vielen Glück der Erde Schätze,
die in der Weisheit Kreis erhebt.

Der Schönheit angenehme Quelle
strahlt auf der Gattin Gesicht
perlet, wenn sie mit Gemächlichkeit
ein unterhaltend Lied singt:
Die Weisheit weiß sich gern mit Schalk,
verbindet in dem Blick, der alles durchdringt,
den ernst Gespräch heitre Laune
des feinen Sinnes anzuwenden,
und die angenehme Tugend
des häuslichen Lebensmuseums erhebt
den Herzensweib zu Hauptes Ehren.

O süße Täuschung seiner Gattin
bei manchem des Gatten entdeckt,
die Hoffnung schönen Sinn verleiht,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

O! who shall view that world
And other Philosophick be found;
And there Planted Trees shall
And Rivulets run between Lands.

Then the enclosed Temples
Shall be free, and the Flies
Envious for Ever Banished;
And Pestilent Days shall cease;
Then shall Lions and Men lose
All the Evil Properties Fox.

"Oh! how shall I the Building
Frame or Gilded Theatre?
And all the Engines how unfold
That Shall, Built upon Piles,
Be like Proud and Vain Cities
Shall permanent Structures
Or Pyramids, Temples and Theatres
Or Philosophick Lamps Eternal,
A work Done Above Expectation
And Stedfast Unto Admiration?"

Go forth O, Friend! and pay thine
Due Vow to Him and to Him Pray,
Whose Name shall Name shall
Be to Me, to Him and Him

[illegible]
"O! ho, [illegible] Khel Hua!"
[illegible], [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible], — [illegible]! [illegible] — [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible], [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible], [illegible]
[illegible] —
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Macduff.

Euer Königlicher Vater iſt ermordet.

Malcolm.

Oh! von wem?

Lenox.

Seine Kämmerlinge, wie es ſcheint, ſind die Thäter; ihre Hände und Geſichter waren überall mit Blute beſchmiert; ſo waren auch ihre Dolche, die wir unabgewiſcht, auf ihren Küſſen fanden; ſie ſahen wild aus, und waren nicht bey ſich ſelber, es getraute ſich niemand ihnen nahe zu kommen.

Macbeth.

O, itzt reut es mich, daß ich ſie in meiner erſten Wuth umgebracht habe --

Macduff.

Warum thatet ihr das?

Macbeth.

Wer kan in dem nehmlichen Augenblike weiſe und verwirrt, ruhig und raſend, getreu und gleichgültig ſeyn? Niemand. Die Würkung meiner heftigen Liebe überrannte die zaudernde Vernunft. Hier lag Duncan; ſeine Silber-Haut mit ſeinem goldnen Blut verbrämt, und ſeine weitoffnen Wunden wie Lüken in der Natur, wodurch das Verderben einbricht; hier, die Mörder, in die Farbe ihres Handwerks gekleidet, ihre Meſſer unmännlich mit geronnenem Blute be-

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

die heilende Beständigkeit
der feingestimmten Seele lohnen.

Und fühl die Liebe, theurer Freund!
die sich durch alle Leiden nährt,
den meiden überdrüssig scheint,
der Gegenwart Freund entbehrt,
und Seelen nur im Geist vereint;
die gern im Lande der Ideen
mit Hoffnungen sich finden will,
wenn die Gegenwart von den bekannten Höhen
der Freude, zu Nie-Dinen
den kargen Wirklichkeit nur Leere niederlangt —

Die Liebe, theurer Freund! beleidet
doch nie, wenn sie sich dem Dienste weiht,
wenn sie durch der Tugend Schein
fest ihren Freunden vorgeht,
daß alle Tadel sich verlieren.

Die kennt schon Mensch im Stande
manchen schönen Gewinn;
und gleich dem Lon der Philomele
erklingt in Hall Verwandtschaft.
Durch der Innigkeit gewinnen
die Geistesbilder Harmonie
und Einheit klingt aus allen Tönen

ob

wir freuen uns mit seinem Glücke
und leiden ruhiger den Schmerz.

Wir lieben einzig die Tugend,
die unser Herzchen klein hält,
und fragen, hilft uns Zärtlichkeit
für Ehr, daß unsre Leidenschaft
kein innres Wissen, kein Gott anerkennt.

Was schützt so mächtig vor Verbrechen
die Heiligkeit des ausgesonnten Bilds?
und schärft heiliger Verbrechen
für Wahrheit, Treu und Ehrlichkeit?
und kann der Geist so plötzlich reinigen
der Tugend edles Höchste thun
aus seinen Lehrn hervorringen —
als rhythmusbrausende Leidenschaft?

Denn ist zur Freundin die Tugend
die sich nach meiner Stirn ordne:
und diese Schwärmerei der Tugend
ist mich auf ewig nicht gewiß,
weil Sanftes gleich die Brust nimmer hebt.

Der Leidenschaften wilde Strom
wird von der Schönheit stets gehemmt,
und wenn er nicht von Lieb durch Wissenschaften lernt,
so geht die wilde Kraft verschwend

Der [illegible] Augenblicken zu.
Wie wenden und nun mehr verdrießen,
wenn wir verlegte Blumen pflücken,
und rasch zu [illegible] uns Dich
auf neuen [illegible] Wegen.

Es [illegible], geliebter Freund!
Der Dichter kann verschlungene Wege,
wenn gleich [illegible] Gegenwärtige sagen,
und ob auch Tag vor Tagen weicht.

Es hat mit Recht vor die Blumen
der Dichter, der an [illegible] Blumen seinen verschönen,
doch wird die vor gute Gedanken
der guten Dichter, so wird der Gedanken [illegible].

Denn, wenn auf [illegible] Blumen
und andere Gedanken wird,
so wird an jenem Tag, der andere gewiß sein,
wird auf den [illegible] Blumen,
so wie auch [illegible] Dichter wenn,
so soll, gleich [illegible] Gedanken,
wenn [illegible] auf [illegible] Gedanken,
wo die Gedanken auf [illegible] werden.

Und wo die [illegible] Dichter [illegible],
so Dichter der Gedanken
so Dichter, wie der Dichter verlangt
zum Augenblicken und Dichter.

So

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

mahlt -- Welcher, der ein Herz für seinen König hatte, und in diesem Herzen Muth, diese Liebe zu beweisen, hätte sich da zurükhalten können?

Lady Macbeth.

Helft mir von hier, oh! -- (Sie thut als ob sie ohnmächtig werde.)

Macduff.

Habt auf die Lady acht --

Malcolm.

Warum schweigen wir, wir, die dieses Trauerspiel am nächsten angeht?

Donalbain.

Was läßt sich hier sagen, wo unser Verderben, in einem Bohrer-Loch verborgen, alle Augenbike hervorstürmen und uns fassen kan. Hinweg von hier, es ist izt keine Zeit zu Thränen.

Banquo.

Sorget für die Lady -- (Sie wird hinweggeführt.) Und wenn wir erst unsre nakte Gebrechlichkeit verborgen haben, dann laßt uns wieder zusammenkommen, und dieser gräßlichen Blutschuld genauer nachfragen. Furcht und Zweifel erschüttern uns. Hier in Gottes grosser Hand steh ich, und erkläre mich von da den unversöhnlichen Gegner des verhüllten Thäters dieser ungeheuern That.

Macbeth.

Das thue ich auch.

Alle.

Halle, erhalten und zum höchsten Grade der Vollkommenheit, mit der Ehrfurcht [illegible]

Wenn, seit wieder in so vielen Kreisen das Wort „Staatsbürgerin“ auftauchte, seine Bedeutung [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Alle.

Das thun wir alle.

Macbeth.

Sobald wir angekleidet und bewafnet ſind, wollen wir in der Halle zuſammenkommen.

Alle.

Wir ſind's zufrieden.

(Sie gehen ab.)

Malcolm.

Was habt ihr im Sinn? Ich halt' es nicht vor rathſam, uns ihnen anzuvertrauen. Einen Schmerz zu zeigen, den man nicht fühlt, iſt eine Pflicht, die dem Unredlichen nicht ſchwer ankommt. Ich will nach England.

Donalbain.

Ich, nach Irland. Getrennt werden wir beyde ſichrer ſeyn; wo wir ſind, ſeh ich lauter Dolche, unter freundlichem Lächeln verſteckt, in jedem Antlitz; je näher am Blut, je gefährlicher.

Malcolm.

Dieſer mördriſche Wurfpfeil, der unſern Vater traf, wird noch immer geſchwungen; und das ſicherſte iſt, ihm auszuweichen. Alſo, zu Pferde; laß uns keine Zeit mit Abſchiednehmen verlieren; es iſt erlaubt ſich ſelbſt wegzuſtehlen, wo der kleinſte Verzug den Tod bringen kan.

(Sie gehen ab.)

Der Teutsche Merkur

vom

Jahre 1788.

Das Deutsche Meerbuch.

Sechste Scene.

(Ein Plaz vor Macbeths Schloſſe.)

Roſſe, mit einem alten Mann, tritt auf.

Der alte Mann.

Von Siebenzig Jahren her kan ich mich noch wohl beſinnen, und in dieſer langen Zeit hab ich fürchterliche Stunden geſehen, und ſeltſame Dinge: aber dieſe ſchrekliche Nacht hat alles was ich vormals gekannt habe, zu Kleinigkeiten gemacht.

Roſſe.

Ach, guter Vater, du ſiehſt, die Himmel hangen dräuend über dieſen blutigen Schauplaz herab; der Gloke nach iſt's Tag, und doch dämpft finſtre Nacht die wandernde Lampe; Macht es die Uebermacht der Nacht, oder die Schaam des Tages, daß dieſes nächtliche Dunkel das Antliz der Erde begräbt, wann lebendes Licht es küſſen ſollte?

Alter Mann.

Es iſt unnatürlich, wie die That, die gethan iſt. Lezten Dienſtag ward' ein Falke, der im Stolz ſeines Geſchlechts thurmhoch daherſchwebte, von einer mauſenden Eule angefallen und getödtet.

Roſſe.

Und Duncans Pferde, (die Sache iſt ſo gewiß als ſie wunderbar iſt!) dieſe ſchönen Thiere, die Zierde ihrer Gattung,

tung, wurden plözlich wild, brachen aus ihren Ställen, ſchoſſen wütend umher, und kämpften unbändig dem Gehorſam entgegen, als ob ſie einen Krieg mit dem Menſchen führen wollten.

Alter Mann.

Man ſagt, ſie hätten einander aufgefreſſen,

Roſſe.

Das thaten ſie; kaum traute ich meinen eignen Augen, aber ich ſah es ſelbſt.

Macduff zu den Vorigen.

Hier kommt der wakere Macduff. Wie geht die Welt, Sir?

Macduff.

Wie, ſeht ihr's nicht?

Roſſe.

Weiß man, wer die That gethan hat?

Macduff.

Sie, die Macbeth erſchlug.

Roſſe.

Götter! was für einen Vortheil konnten ſie davon erwarten?

Macduff.

Sie waren beſtochen; Malcolm und Donalbain, des Königs

[illegible]

[illegible]

nigs Söhne, ſind heimlich entflohen, und haben ſich dadurch der That verdächtig gemacht.

Roſſe.

Immer wider die Natur -- Unſelige Herſchſucht, daß du gegen den Urſprung deines eignen Lebens dich empören kanſt! -- alſo wird vermuthlich die Crone auf Macbeth fallen.

Macduff.

Er iſt würklich ausgeruffen, und zur Crönung nach Scone abgegangen.

Roſſe.

Wo iſt Duncans Leiche?

Macduff.

Nach Colmes-Hill gebracht, der geheiligten Gruft, wo die Gebeine ſeiner Väter ruhen.

Roſſe.

Geht ihr noch Scone?

Macduff.

Nein, Vetter, ich will nach Fiſe.

Roſſe.

Gut, ſo will ich dahin.

Macduff.

Wohl, ich wünſche, daß ihr die Sachen dort nach Wunſch

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20621 / 390

nen Gedanken erfüllt, und durch jene Gesinnungen erwärmt zu der Erhellung jener Zeiten arbeiten zu sehen, um dem Weisen immer mehr Beruhigung und immer mehr Gründe zur Ergebung in Gottes Willen zu verschaffen, und dem thätigen Menschenfreunde noch mehr Mittel zur Beförderung des allgemeinen Wohls in die Hände zu geben.

Hufeland,
Prof. in Jena.

III.

Auszüge
aus
einem Reise-Journal.

1.

Rosaliens Heiligthum.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung, welche Brydone von ihren Feste gegeben hat, so allgemein bekannt worden, daß es wohl nicht unangenehm seyn möchte, hier etwas von dem Orte, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine grosse Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem Nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich

ſich mit Worten nicht beſchreiben; eine unvollkommne Abbildung davon findet ſich in dem Voyage Pittoresque de la Sicile. Er beſtehet aus einem grauen Kalkſtein der erſten Epoche; die Felſen ſind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächſt auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Raſen und Moos bedeckt ſind.

In einer Höle dieſes Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen, und brachte ſie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreyte die Stadt von der Peſt, und Roſalie war ſeit dieſem Augenblicke die Schutzheilige des Volcks; man baute ihr Capellen, und ſtellte zu ihrer Ehre glänzende Feyerlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Koſten einen Weg, der wie eine Waſſerleitung auf Pfeilern und Bogen ruht, und in einem Zigzag zwiſchen zwey Klippen hinauf ſteigt.

Der Andachtsort ſelbſt iſt der Demuth der Heiligen, welche ſich dahin flüchtete, angemeſſener, als die prächtigen Feſte, welche man ihrer völligen Entäuſſerung von der Welt zu Ehren anſtellte. Und vielleicht hat die ganze Chriſtenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Beſitz, ihre Pracht, ihre feyerlichen Luſtbarkeiten auf das Elend ihrer erſten Stifter

und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man gleich einer steilen Felswand gegenüber steht, an welche die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Aussenseite der Kirche hat nichts einladendes noch versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft, und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ohngefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von ihrer natürlichen rauhen Gestalt etwas genommen hätte. Einige Stuffen führen hinauf; gleich steht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen; auf beyden Seiten die Chorstühle. Alles wird von dem

aus

aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höle, ſteht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ich ſchon geſagt, an der Höle nichts verändert; allein da die Felſen immer von Waſſer träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieſes durch bleyerne Rinnen bewürket, welche man an den Kanten der Felſen hergeführt und verſchiedentlich mit einander verbunden hat. Da ſie oben breit ſind, und unten ſpitz zulaufen, auch mit einer ſchmutzig grünen Farbe angeſtrichen ſind, ſo ſieht es faſt aus, als wenn die Höle inwendig mit großen Indianiſchen Feigen bewachſen wäre. Das Waſſer wird theils ſeitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen ſchöpfen und gegen allerley Uebel gebrauchen.

Da ich dieſe Gegenſtände genau betrachtete, trat ein Geiſtlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueſer ſey und einige Meſſen wollte leſen laſſen? Ich verſetzte ihm darauf: ich ſey mit einen Genueſer nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einen Feſttage heraufſteigen würde. Da einer von uns zu Hauſe bleiben müſte, wäre ich heute herauf gegangen, um mich umzuſehen. Er verſetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten, und meine Devotion verrichten. Beſonders wies er mich an ei-

antreffet; lebet wohl! Leicht können uns unſre alten Röke bequemer geſeſſen haben, als die neuen!

Roſſe.

Lebet wohl, Vater.

Alter Mann.

Gottes Segen geh mit euch, und mit allen, die gern aus böſem Gutes, und aus Feinden Freunde machten!

(Sie gehen ab.)

nen Altar der links in der Höle stund, als ein beſonderes Heiligthum, und verließ mich.

Ich ſahe durch die Oeffnungen eines groſſen, aus Meſſing getriebenen Laubwerks, Lampen unter dem Altar hervorſchimmern, kniete ganz nahe darvor hin, und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Meſſing Drath vorgezogen, ſo daß man nur wie durch einen Flohr den Gegenſtand darhinter unterſcheiden konnte.

Ein ſchönes Frauenzimmer erblickte ich bey dem Schein einiger ſtillen Lampen.

Sie lag, wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nachläßig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geſchmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es ſchien mir ganz beſondere Reitze zu haben. Ihr Gewand iſt aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Golde gewürkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weiſſen Marmor, ſind, ich darf nicht ſagen in einem hohen Styl, aber doch ſo natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt ſie müßte Athem holen und ſich bewegen.

Ein kleiner Engel ſteht neben ihr und ſcheint ihr mit einen Lilienſtängel Kühlung zuzuwehen.

Unterdeſſen waren die Geiſtlichen in die Höle gekommen, hatten ſich auf ihre Stühle geſetzt, und ſangen die Vesper.

Ich

Ich ſetzte mich auf eine Bank, gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdenn begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder, und ſuchte das ſchöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden, und überließ mich der reizenden Illuſion der Geſtalt und des Orts.

Der Geſang der Geiſtlichen verklang nun in der Höle, das Waſſer rieſelte in das Behältniß gleich neben dem Altare zuſammen, die überhangenden Felſen des Vorhoffs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, ſchloſſen die Scene noch mehr ein; es war eine groſſe Stille in dieſer gleichſam wieder ausgeſtorbenen Wüſte, eine groſſe Reinlichkeit in einer wilden Höle; der Flitterputz des Katholiſchen, beſonders Sicilianiſchen, Gottesdienſtes hier noch zunächſt ſeiner natürlichen Einfalt; die Illuſion, welche die Geſtalt der ſchönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von dieſem Orte losreiſſen, und kam erſt in ſpäter Nacht wieder in Palermo an.

Ich habe nachher manchmal mit mir ſelbſt darüber geſcherzt, und das Vergnügen, das ich dort empfunden, mehr einer glücklichen Stimmung und einigen Gläſern guten Sicilianiſchen Weins, als den Gegenſtänden ſelbſt zuſchreiben wollen: allein zu meiner Rechtfertigung fand ich in dem Voyage Pitoresque de la Sicile folgende Stelle: la Statue eſt de bronze doré, avec

les mains et la tete en marbre blanc, mais ſi parfaitement ſculptée et dans une poſition ſi naturelle, que l'on ſerait tenté de la croire vivante. Daß ich alſo nach dieſem Zeugniß mich des Eindrucks, den jenes lebloſe Bild auf mich gemacht, nicht ſchämen darf.

An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Kloſters, ſind noch einige, beynahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenherden zum Schutz und zum natürlichen Stalle dienen.

2.

Zur Theorie der bildendenden Künſte.

Baukunſt.

Es war ſehr leicht zu ſehen, daß die Steinbaukunſt der Alten, in ſo fern ſie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunſt ihr Muſter genommen habe. Vitruv bringt bey dieſer Gelegenheit das Mährchen von der Hütte zu Markte, das nun auch von ſo vielen Theoriſten angenommen und geheiliget worden iſt: allein ich bin überzeugt, daß man die Urſachen viel näher zu ſuchen habe.

Die Doriſchen Tempel der älteſten Ordnung, wie ſie in Großgriechenland und Sicilien, bis auf den heuti-

gen

heutigen Tag noch zu ſehen ſind, und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken: daß nicht eine hölzerne Hütte zuerſt den ſehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die älteſten Tempel waren von Holz, ſie waren auf die ſimpelſte Weiſe aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigſte geſorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieſer wieder die Köpfe der Balken, welche von innen heraus lagen, und das Geſimms ruhte oben drüber. Die ſichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht laſſen kann, ein wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwiſchen denſelben, die ſogenannten Metopen, nicht einmal verſchlagen, ſo daß man die Schädel der Opferthiere hineinlegen, daß Pylades, in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurch zu kriechen den Vorſchlag thun konnte. Dieſe ganz ſolide, einfache und rohe Geſtalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, ahmte man ſie ſo gut man konnte im Doriſchen Tempel nach.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man bey hölzernen Tempeln auch die ſtärkſten Stämme zu Säulen genommen habe, weil man ſie, wie es ſcheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunſt, dem Hauptbalken nur gerad unterſetzte. Als man dieſe Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die feſteſten Steine

zur Hand; man muste die Säulen aus Stücken zusammen setzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte sie also und sehr stark in Verhältniß zur Höhe, und ließ sie spitzer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Pestum, Segeste, Selimunt, Girgent, sind alle von Kalkstein, der mehr oder weniger sich der Tufsteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird; ja die Tempel von Girgent sind alle von dem losesten Muschel-Kalkstein, der sich denken läßt. Sie waren auch deßhalb von der Witterung so leicht anzugreifen, und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerstöhren.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt: daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines Dorischen Tempels den Marmor beysammengehabt, seine Gedanken geändert, und daraus einen Jonischen gebaut habe.

Vitruv giebt zwar zur Ursache an: daß dieser Baumeister, so wohl als andre, mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können: allein es gefällt mir mehr zu glauben, daß dieser Mann, als er die schönen Blöcke Marmor vor sich gesehen, solche lieber zu einem gefälligern und reizendern Gebäude bestimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die Dorische Ordnung

selbst

ſelbſt immer ſchlanker gemacht, ſo daß zuletzt der Tempel des Herkules zu Kora, acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das, was ich ſage, es nicht gerne mit denjenigen verderben, welche für die Form der altdoriſchen Tempel ſehr eingenommen ſind. Ich geſtehe ſelbſt, daß ſie ein majeſtätiſches, ja einige ein reizendes Anſehen haben: allein es iſt in der menſchlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fort zu ſchreiten; und ſo war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe, das Auge immer das Schlankere ſuchte und der Geiſt mehr Hoheit und Freyheit dadurch empfinden glaubte.

Beſonders, da man vor ſo mannigfaltigem ſchönem Marmor, ſehr große Säulen aus Einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Geſteins, der alte Granit, aus Egypten herüber nach Aſien und Europa gebracht ward, und ſeine großen und ſchönen Maſſen zu jedem ungeheuren Gebrauche darbot. So viel ich weiß ſind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die Joniſche Ordnung unterſchied ſich bald von der Doriſchen, nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulen-Höhe, durch ein verzierteres Capitäl, ſondern auch vorzüglich dadurch, daß man die

Triglyphen aus dem Friese ließ, und die immer unvermeidlichen Brüche in der Eintheilung derselben vermied. Auch würden nach meinen Begriff die Triglyphen niemals in die Steinbaukunst gekommen seyn, wenn die ersten nachgeahmten Holztempel nicht so gar roh gewesen, die Metopen verwahrt und zugeschlossen, und der Fries etwa abgetüncht worden wäre. Allein ich gestehe es selbst, daß solche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren, und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich ist, Gebäude nur wie einen Holzstoß übereinander zu legen.

Daß nun ein solches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muster ward, wornach ein anderes, von einer ganz andern Materie, aufgeführt wurde, ist ein Schicksal, welches unser Menschengeschlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher lagen, und weit schlimmer auf dasselbe wirkten als Metopen und Triglyphen.

Ich überspringe viele Jahrhunderte und suche ein ähnliches Beispiel auf, indem ich den grösten Theil so genannter Gothischer Baukunst aus den Holzschnitzwerken zu erklären suche, womit man in den ältesten Zeiten Heiligenschränkchen, Altäre und Kapellen auszuzieren pflegte; welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchsen, mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leisten, an die Aussenseiten

ſiten der nordiſchen Mauern anheftete, und Giebel und formenloſe Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider ſuchten alle Nordiſche Kirchenverzierer ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit. Wenige verſtanden dieſen kleinlichen Formen unter ſich ein Verhältniß zu geben; und dadurch wurden ſolche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Koſten verſetzt, und in die elendeſten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzuſetzen daß nie geendigt werden kann, weil der erfindungsloſe Unſinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte einen gleichſam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunſt.

Kein Kunſtwerk iſt unbedingt, wenn es auch der gröſte und geübteſte Künſtler verfertiget: er mag ſich noch ſo ſehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, ſo kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann alſo nur in einem gewiſſen Sinne und unter einer gewiſſen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künſtler in ſeiner Art immer der treflichſte ſeyn, deſſen Erfindungs und Einbildungskraft ſich gleichſam unmittelbar mit der Materie verbindet in welcher er zu

arbei-

arbeiten hat. Dieſes iſt einer der großen Vorzüge der alten Kunſt; und wie Menſchen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn ſie in der Beſchränkung ihrer Natur und Umſtände mit der möglichſten Freyheit leben: ſo verdienen auch jene Künſtler unſere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch ſo viel machten, daß wir mit einer angeſtrengten und ausgebildeten Geiſteskraft ihr Verdienſt kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beyſpiele anführen, wie die Menſchen durch das Material zur Kunſt geführt und in ihr ſelbſt weiter geleitet worden ſind. Für dießmal ein ſehr einfaches.

Es ſcheint mir ſehr wahrſcheinlich daß die Egyptier zu der Aufrichtung ſo vieler Obelisken durch die Form des Granits ſelbſt ſind gebracht worden. Ich habe bey einem ſehr genauen Studio der ſehr mannigfaltigen Formen, in welchen der Granit ſich findet, eine meiſt allgemeine Uebereinſtimmung bemerkt: daß die Parallelipeden, in welchen man ihn antrift, öfters wieder diagonal getheilt ſind, wodurch ſogleich zwey rohe Obelisken entſtehen. Wahrſcheinlich kommt dieſe Naturerſcheinung in Ober-Egypten, im Syeniſchen Gebürge, coloſſaliſch vor, und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen anſehnlichen Stein aufrichtete, ſo hat man dort zu öffentlichen

chen Monumenten die gröſten, vielleicht ſelbſt in dortigen Gebürgen ſeltenen, Granit-Keile ausgeſucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit ſolcher Sorgfalt hinein zu arbeiten, und das Ganze zu glätten; aber doch nicht ſoviel, als wenn die ganze Geſtalt, ohne einigen Anlaß der Natur, aus einer ungeheuern Felsmaſſe hätte heraus gehauen werden ſollen.

Ich will nicht zur Befeſtigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben ſind; daß nemlich erſt eine Vertiefung in den Stein gehauen iſt, in welcher die Figur dann erſt erhaben ſteht. Man könnte dieſes noch aus einigen andern Urſachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten: daß man die meiſten Seiten der Steine ſchon ſo ziemlich eben gefunden, dergeſtalt daß es viel vortheilhafter geweſen, die Figuren gleichſam zu incaſſiren, als ſolche erhaben vorzuſtellen, und die ganze Oberfläche des Steins um ſoviel zuvertiefen.

3.

Stundenmaß der Italiener.

Eine von den Fremden meiſt aus einem falſchen Geſichtspunkt betrachtete Einrichtung, iſt die Art der Italiener die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der gröſte Theil der Reiſenden überall ſeine Art zu ſeyn fortſetzen, in ſeiner Ordnung und in

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

[Ein Zimmer im Palaſt.]

Banquo tritt auf.

So haſt du's alſo? Glamis, Cawdor, König, alles was dir die Zauberinnen verſprochen haben; ich fürchte ſehr, du biſt auf keine gute Art dazu gekommen; und doch wurde geſagt, es ſollte nicht bey deinen Nachkommen bleiben, ſondern ich ſelbſt ſollte die Wurzel und der Stammvater vieler Könige ſeyn. Wenn Wahrheit von ihnen kommen kan, (wie ihre Anrede an dich, Macbeth, zu beweiſen ſcheint) warum konnen ſie nicht eben ſo wohl meine Orakel ſeyn, und mich zu Hoffnung anfriſchen? -- Doch ſtille! nichts mehr hievon.

Trompeten. Macbeth als König, Lady Macbeth, Lenox, Roſſe, Lords und Hofdiener.

Macbeth.

Hier iſt unſer vornehmſter Gaſt.

Lady.

Wenn er vergeſſen worden wäre, ſo hätte es wie eine gähnende Lüke in unſerm Feſt ausgeſehen, und alles andre entſtellt.

Macbeth.

seinem Gleise bleiben will: so ist es natürlich daß er sich bitter beschwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maß seiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Teutsche Regenten haben in ihren italienischen Staaten schon die uns gewöhnliche Art die Stunden zu zählen eingeführt. Dieser sogenannte französische Zeiger, der zum Trost der Fremden schon lange auf Trinita di Monte zu sehn ist, wird nun bald auch in und ausserhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unsere Art zu zählen wird also wohl nach und nach gemeiner werden, ob sich gleich das Volk schwerlich sobald damit befaßen wird; und gewiß verlöhre es auch eine eigenthümliche Landessitte, eine ererbte Vostellungsart, und eine höchst schickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reisenden das glückliche Land, das schöne Clima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preisen, und es ist zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber für's Leben: daß wer nur kann, und so lang er nur immer kann, gern unter freiem Himmel seyn und auch bei seinen Geschäften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häusern auf freier Straße? wie viele Läden sind ganz gegen die Straße zu eröfnet? wie mancherley geschieht auf den Märkten, Plätzen, und in den Höfen? Daß bey einer solchen Lebensart, der Moment, wo die Sonne untergeht und

die Nacht eintritt, allgemeiner entſcheidend ſeyn müſſe, als bey uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt ſich leicht einſehen. Der Tag iſt wirklich zu Ende; alle Geſchäfte einer gewiſſen Art müſſen auch geendigt werden, und dieſe Epoche hat, wie es einem ſinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieſelbige Bezeichnung. Nun iſt es Nacht (Notte) denn die vier und zwanzigſte Stunde wird niemahls ausgeſprochen, wie man im Franzöſiſchen Mittag (Midi) und nicht zwölf Uhr ſagt. Es läuten die Glocken, ein jeder ſpricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt ſie in das Zimmer und wünſchet felicillima notte.

Von dieſer Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächſten Sonnenuntergang, wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weiß ſowohl wann es Tag wird als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt: ſo laſſen ſich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiener ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden ſcheinen. Natürlicher Weiſe findet ſich die Bequemlichkeit dieſer Art die Stunden zu zählen bey allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinſte Beziehung haben, und man ſieht wie auf dieſe Weiſe die Zeit einer großen ſinnlichen Maſſe Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätte, Studien, bureaux, Banken, durch alle Jahrszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er müßige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewiße Cirkel finden und mit ihnen das nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwey Stunden in der Nacht eilt alles den Schauspielhäusern zu; und so scheint man sich selbst Jahr ein Jahr aus in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in der selbigen Ordnung alles was auf Tag und Nacht einen Bezug hat verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spät seyn möchte.

So wird der grose Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen grosen Städten Italiens, besonders an Sonn und Festtägen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der Römische Corso, und im Carneval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja, dadurch daß Tag und Nacht so entschieden von einander absetzen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewisermaßen Grenzen gesezt.

Ich gebe zu, daß der Italiener sein ganzes Leben fortführen, und doch die Stunden nach unserer Art zählen

len können, allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tags bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpunkte fortlaufen wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserem Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem diesem, zu dem ich noch manches hinzu fügen könnte, wird man schon genug erkennen: daß diese Art die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tages-Punkt bleibt, verächtlich scheinen, dem nordischen Fremden unbequem fallen mag, sehr wohl auf ein Volk kalkuliert ist, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepochen seiner Zeit auf das faßlichste fixiren wollte.

IV.

Bronners*) Klagen
beym Tode
Salomon Geßners.

Strömet, heiße Thränen, ſtrömt herab!
Mein Geßner ſtarb: mein beſter Freund und Vater
Sank, vom Schlage ſchnell berührt, ins Grab!
O laſſet, ſeine Kinder, mich ihn Vater
Nennen, gönnet mir den Stolz! Er war
Mir wirklich Vater, Tröſter, Freund und Lehrer.
Kindlicher verehrte ihr fürwahr
Ihn nicht, als ich, ſein eifrigſter Verehrer.
Aber weh! Ihn deckt ein düſtres Grab.
Die beſte Stütze hab' ich nun verloren.
Strömet, heiße Thränen, ſtrömt herab!
Zu Thränen, ach! zum Gram bin ich geboren!

Niemals werd' ich mehr ſein Angeſicht
Voll Huld und Liebe ſehn: die frohen Stunden,
Da ich gierig weiſen Unterricht
Aus ſeinem Munde ſog, ſind hingeſchwunden.

Todt

*) Verfaſſers der Fiſchergedichte und Erzählungen, die im T. M. Jenner 1787. S. VIII. des Anzeigers angezeigt wurde.
D. H.

Todt iſt Er! O hätt' ich Waiſe doch
Die Wonne, zärtlich „Vater" ihn zu nennen,
Ihm zu danken, ein nur einmal noch
Von ſeinem Arm umſchlungen, fühlen können!
Eitle Wünſche! Sie begruben ihn.
Zu Thränen, ach! zum Gram bin ich gebohren!
Meine ſchönen Hoffnungen ſind hin:
Faſt alle giengen mir mit Ihm verlohren.

Unerſetzlich bleibet mein Verluſt!
Den Dichter ewigſüßer Hirtenlieder,
Der in jede nicht ganz rohe Bruſt
Empfindung ſang, wo ſind' ich dieſen wieder?
Sagt, wo ſind' ich den bewährten Freund,
Der jede feine Gabe des Verſtandes
Und das beſte Herz in ſich vereint?
Den Theokrit des teutſchen Vaterlandes?

Redlichkeit, Gefühl für die Natur,
Wohlwollen, edle Einfalt, ſanfte Sitte
Prangten nicht in ſeinen Schriften nur,
Sie leiteten ſtets jeden ſeiner Schritte;
Waren ihm nicht nur ein Feſttagskleid,
Bequem, ein ſtattlich Anſehn ſich zu geben,
Aber wegen Zwang und Koſtbarkeit
Zu unbequem für ein alltäglich Leben.

Wahren Ruhms gewohnt, durch eitlen Dunſt
Erſchlichnen Lobs auf keine Art zu reitzen,
Kannt' er nie die niedre Heuchlerkunſt,
Beym Wohlthun ſelbſt nach Ehr' und Ruhm zu geitzen.
Redlich, wie ſein Abgl, ſanft und gut
Wie ſeine frommen, liebenswürd'gen Hirten,
Nahm er oft mit ſtillem Edelmuth
Vom Nacken Leidender die ſchwerſten Bürden.

O wie liebevoll empfieng er mich,
Mich Flüchtling, als mein Fuß zum erſtenmale
Ueber ſeine Schwelle trat — als ich
Vor ihm, voll Ehrfurcht, ſtand', im vollen Saale;
Wo die Büſte Breitingers ſich fand,
Und Bodmers und des Genfer Philoſophen,
Und ſein Bildniß von der Meiſterhand
Des Mahlers Graf von Dresden wohl getroffen!
Schüchtern ſtand ich da vor ihm — mein Haar
Noch mönchiſch kurz — mein fühlbar ſteif Betragen,
Selbſt mein ärmlicheinfach Kleid gebahr
In mir ein ängſtlich, menſchenſcheues Zagen.
Schüchtern ſprach ich ihn. Denn mancher Herr,
Bey dem ich Troſt erwartete, vermehrte
Durch Verachtung meine Leiden ſehr,
Und ſchreckte mich wohl gar mit Stolz und Härte:

Man

Mancher fuhr mit Heftigkeit mich an,
Und rieth mir kurz, in dunkeln Kloſtermauern,
Denen ich mit Mühe kaum entrann,
Von neuem meine Tage zu vertrauern.

Aber Teutſchlands edler Theokrit
Empfand, wie ſehr mein Herz des Troſts bedürfe,
Fühlte wohl, was meine Seele litt,
Und machte, ſtill und unvermerkt, Entwürfe
Mir emporzuhelfen; hörte mich
So antheilnehmend meine Flucht erläutern;
Sprach ſo mild und gut, bemühte ſich
So liebevoll mich tröſtend aufzuheitern;
Wies mir ſeine Mahlereyen dann
So freundlich, daß ich, bebend vor Entzücken,
Vorwärts wankte, den geliebten Mann
Voll Zärtlichkeit an meine Bruſt zu drücken.
Sehnend ſtand ich ſchon dazu bereit;
Ich wäre an ſein Herz geflogen, hätten
Hohe Ehrfurcht nicht und Schüchternheit
Den Weg mir, noch zu rechter Zeit, vertreten.
Thränen ſüßer Freude blinkten mir
Im Winkel jedes Aug's. Er ſah ſie blinken,
Lächelte gerührt, und ließ dafür
Wohlwollen mir aus ſeinem Blicke winken.

Troſtvoll gieng ich weg. Der Gute hieß
Mich wiederkommen. Manche frohe Stunde
Machte mir ſein Haus zum Paradies,
Wo ich oft im ſchönſten Freundſchaftsbunde
Die Gelehrten Zürchs vereinigt fand;
Wo bald in Ihrem aufgeklärten Kreiſe
Mir die beſte Schule offen ſtand;
Wo edle Männer, Männer tugendhaft und weiſe
Sprachen — handelten; wo manchmal mich,
O ſüße Wonnezeit! an Geßners Seite
Ungezwungne Munterkeit beſchlich,
Oft ſein ſokratiſchfeiner Scherz erfreute,
Oder ein vertraulich Abendmahl
Erquickte; wo ich ſeine Lieblingslieder,
Wenn ſein Wink zu ſingen mir befahl,
Zum Nachtiſch ſang: auch hin und wieder
(Hatten wir, ſein jüngſter Sohn und ich,
Erſt eine Dichterſtreiferey nach ſchönen
Gegenden gemacht) die lächerlich
Von uns geſpielten Abendteurerſcenen
Launig ihm beſchrieb; und wenn alsdann
Sein Heinrich mich verrieth, daß ich, im Grünen
Sitzend, Fiſcher-Elegen erſann,
Auf ſein Geheiß mit ſträubendſcheuen Mienen
Meinen bundurchkreuzten Aufſatz wies,
Und ſeine Nachſicht mir viel Lob, doch wenig

Tadel einzuärnten gab — gewiß,
Da war ich glücklicher als jeder König!

Aber ach! du schöne goldne Zeit!
Du flogest schnell dahin auf Schwalbenschwingen!
Nimmermehr beschleichet Munterkeit
Und Lust mein Herz an Geßners Seite; singen
Werd' ich künftig ihm kein Lieblingslied,
Sokratischseinen Scherz aus seinem Munde
Nicht mehr hören; und mein Auge sieht
In Zukunft nie im schönsten Freundschaftsbunde
Zürchs Gelehrte rings um ihn vereint!
Ach! Menschenfreuden sind wie Wasserblasen!

Nimmer, o verklärter, edler Freund,
Erzählest Du, wie Du auf grünem Rasen
Zwischen bunten Blumen liegend, dreist
Als Knabe schon Versuche wagtest, kleine
Liederchen zu dichten; wie dein Geist
Einst mitten in dem Schulgelärm durch keine
Frage, kein Gebrüll des Lehrers sich
Aus seiner dichtrischen Entzückung wecken
Ließ, worin Du eben damals Dich,
Um Robinsoniaden auszuhecken,
Kühnen Muths verstiegen hattest, bis
Des bösen Lehrers derbster Schlag aus deiner

Macbeth.

Wir haben auf die Nacht ein feſtliches Gaſtmal, Sir, und erſuchen euch um eure Gegenwart.

Banquo.

Nach eurer Hoheit Befehl; an deren jeden meine Pflicht durch ein unauflöſsliches Band auf ewig geknüpft iſt.

Macbeth.

Ihr verreiſet dieſen Nachmittag?

Banquo.

Ja, mein gnädigſter Herr.

Macbeth.

Wir wollten uns ſonſt euren guten Rath (der allezeit weiſe und glüklich war) in der heutigen Raths-Verſammlung ausgebetten haben, doch es iſt morgen früh genug dazu. Geht die Reiſe weit?

Banquo.

So weit, daß ich die ganze Zeit zwiſchen izt und dem Nachteſſen dazu gebrauchen werde. Wenn mein Pferd nicht das beſte thut, ſo werd' ich noch eine oder zwoo dunkle Stunden von der Nacht entlehnen müſſen.

Macbeth.

Bleibet ja nicht von unſerm Gaſtmal aus.

Dichterfreude dich so unsanft riß,
Daß plötzlich häufig Blut mit ungemeiner
Heftigkeit dir aus der Nase schoß;
Wie dann ein grämlicher Pedant vom Lande
Unabläßig dich ins Zimmer schloß,
Den Kopf dir mit gelehrtem Schulentande
Vollzustopfen; wie so werth dir dort
Ein Stündchen war, im Schatten hoher Bäume
Oder an dem blumenreichen Bett
Des Bachs verlebt; wie damals sich die Keime
Jenes Sinns für Schönheit der Natur
In dir entwickelten, der nachher immer
Deiner offnen Seele Hain und Flur
In solchem Zauberglanz und Morgenschimmer
Zeigte, daß du dem erwachten Drang
Nicht widerstandest, ihren Reitz mit Farben,
Oder, weil das Anfangs nicht gelang,
In Schriften, die sich frühes Lob erwarben,
Nachzubilden, und ins Festgewand
Prunkloser, theokritischer Idyllen
Regungen, wie sie dein Herz empfand,
Mit kluger Einfalt lieblich einzuhüllen:
Wie Du endlich Anfangs dein Gedicht,
Die Nacht, dem Druck zu überlassen waagtest,
Und dich lange mit der Furcht, ob nicht
Die Leser es geschmacklos fänden, plagtest.

Vater! Wir erzählen nimmer ſo
Aus unſerm Leben denkenswerthe Scenen!
Nimmer darf ich ſorglos, frey und froh
An deiner Seite wandeln, und die ſchönen
Höhn und Thäler des romantiſchen
Sihlwaldes, Deines Sihl-Idyllenlandes *)
Bleiben mir nun ewig ungeſehn!
Des edelſten, des liebſten Gegenſtandes,
Dem beraubt, was könnten, Vater, mir
Für Freude ſie gewähren? Ach es würde
Alles mich anekeln, fänd' ich hier
Dich nimmer, Deines Landes ſeltne Zierde!

Und — auf Erden ſind ich Dich nicht mehr! —
Die Ufer an dem Zürcher-See, die ſchönen
Rebenhügel um die Dörfer her,
Die Lauben, welche jeden Hügel krönen,
Das einſiedleriſche Thal der Sihl,
Das Quellenrieſeln, ferner Waſſerfälle
Liebliches Geräuſch, das Gaukelſpiel
Muthwill'ger Fiſche, froher Vögel helle
Stimme, jede Schönheit der Natur,
Die einſt ſo leicht zu dichteriſchen Gefühlen

*) So nannte der Seelige den Sihlwald, wo er in den Sommermonaten ein Landhaus bewohnte.

Mich entzückten, werden künftig nur
Umſonſt mit unbemerkten Reitzen ſpielen:
Nimmermehr beſingt ſie mein Gedicht!
Denn Du, mein beſter Lehrer, liegſt im Grabe,
Kannſt des blöden Lehrlings Aufſatz nicht
Mehr prüfen. Wie die Rebe, von dem Stabe
Losgeriſſen, traurig niederſinkt,
So würd' ich ſinken, könnt ich es auch wagen,
Künftig, da mir nicht Dein Beyfall winkt,
Die Welt mit Fiſcherdichtereyn zu plagen.
Schnell und ungeſchrieben mögt ihr denn
Verfliegen, Phantaſien! ungebrauchet
Sterben, ſchmeichelnde Empfindungen,
Die Schönheit der Natur ins Herz mir hauchet!
Ach! Seitdem Du, unnachahmlicher
Idyllendichter und Idyllenmahler!
Todt biſt, acht' ich ihrer wenig mehr:
Die Fluren haben, wie die Wände kahler
Felſen, nur ſehr ſchwachen Reiz für mich;
Es dünkt mir manchmal, jedes Bächchen ſpreche:
Bronner! dein erhabner Freund verblich:
„Bedenke nun, Verlaßner, deine Schwäche!“
Wohl bedenke ich verlaßner ſie,
Und ſeufze oft nach Dir, o mein verklärter
Vater! Seufze, wünſche, daß Dich nie
Der Tod zur dunkeln Ruheſtatt zerſtörter

Gei-

Geiſtesblüthen, ohne daß er mich
Dir zum Begleiter gab, gefördert hätte!

O mein beſter Vater! hätte ich
Doch damals nah' an deinem Sterbebette
Weinend ſtehen dürfen, als Du noch
In jener Trauerſtunde, da dein Leben
Kaum bemerkbar durch die Ader kroch,
Von deinen Kindern, deiner Frau umgeben,
Jedem ſanft die Hände drückteſt, dann —
„Lebt wohl!“ mit ſchwächlichem gebrochnen Tone
Stammeltеſt: gewiß hätt' ich hieran
Auch Theil genommen, und gleich einem Sohne
Härteſt Du mir zitternden die Hand
Gedrückt — Vor Schmerzen wär' ich dann vergangen!
Und nun leb ich, trag' ein Traurgewand,
Und Waiſenthränen netzen meine Wangen!

Welch ein trüber Anblick, komm' ich einſt
Nach Zürch, und ſehe deine Wohnung, deine
Kinder, deine Frau, und Du erſcheinſt
In ihrer Mitte nicht, wie ſonſt! O weine
Dann mein Auge! Gieße dann, mein Herz,
In ihren Buſen traulich deine Leiden!
Weinend theilen ſie auch ihren Schmerz
Mit dir, wie vormahls ihre beſten Freuden.

Dann,

Dann, verklärter Vater! ſieheſt Du
Holdlächelnd dort an deines Abels Seite,
Deſſen Tod Du ahndlich ſangſt, uns zu,
Und fühleſt, daß uns Liebe Dir geweihte
Heiße Thränen aus den Augen preßt.
Dann ſoll dein Heinrich mich zur Ruheſtelle
Führen, wo dein morſch Gebein verweſt:
Da will ich dann mit einer Thränenquelle
Dankbar wehnde Gräschen, die da blühn,
Begießen, lebhaft jede deiner ſchönen
Handlungen zu denken mich bemühn,
Entſchlüße faſſen, nie dem Wahn zu fröhnen,
Und durch deines Beyſpiels Macht geſtärkt,
Mein Herz dem wahren Guten ewig weihen.
Werd' ich Waiſe dann von Dir bemerkt,
Und freuen Selige ſich ihrer Treuen,
O ſo werde das an mir erfüllt,
Was Deines ſchönen Wunſches Ende *) ſchmücket,
Und in ſüße Worte eingehüllt,
Bey jedem Wiederleſen mich entzücket:
„Dann umduftе Deine Seele mich:
„Dann möge meine Wangen leiſes Wehen
„Sanft berühren, und mir inniglich
„Ein ſanftes Schauern durch die Seele gehen!“

V.

*) S. in Gleims Idyllen, den Wunſch.

V.

Ueber

die Natur des Vergnügens.

§. 1.

Ueberſicht der vornehmſten bisherigen Lehrmeynungen.

Die Neueren, auf welche ich meine gegenwärtige Ueberſicht einſchränke, betrachten die Natur des Vergnügens entweder

1) blos aus dem ſubjectiven Geſichtspunkte, d. h. mit einſeitiger Rückſicht auf die Frage: was geht bey dem Zuſtande, den wir Vergnügen nennen, in dem vorſtellenden Subjekte (in uns ſelbſt) vor? (du Bos *) Pouilly **) oder:

2) blos aus dem objectiven Geſichtspunkte, d. h. mit einſeitiger Rückſicht auf die Frage: welche Beſchaffenheit des vorgeſtellten Objektes bringt jenen Zuſtand hervor? (Wolf ***) Mendelſohn ****) oder

3)

*) Reflexions critiques ſur la Peinture. T. I. ſect. 1 et 2.

**) Theorie des Sentimens agreables Chap. 2. et ſq.

***) Pſycholog. emp. §. 536 et ſq.

****) Philoſophiſche Schriften 1. B. in den Briefen über die Empfindungen.

3) aus beyden Gesichtspunkten, aber mit einseitiger Rücksicht auf den sich leidendverhaltenen Theil des Vorstellungsvermögens (Helvetius *) und die neuern Epikuräer) oder

4) aus beyden Gesichtspunkten, aber mit einseitiger Rücksicht auf den thätigen Theil des Vorstellungsvermögens; (Sulzer **) oder

5) aus beyden Gesichtspunkten und mit beyden Rücksichten. (Plattner ***)

§. 2.

Subjektiver Gesichtspunkt.

1) Vergnügen ist derjenige Zustand des Gemüthes, der die Befriedigung eines Bedürfnisses begleitet.

Das Bedürfniß mag übrigens wirklich oder blos eingebildet seyn, wenn es nur wirklich gefühlt worden ist. Das Urtheil über die Wahrheit und Falschheit, oder eigentlicher über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eines Bedürfnisses, die quaestio juris, gehört vor den Gerichtshof der Vernunft; die quaestio facti wird von dem Verstande entschieden, der das Urtheil über das Vorhandenseyn eines Bedürfnisses

*) De l'esprit. Disc. 1. Ch. 1.

**) Vermischte Philosophische Schriften Abhandl. Ueber den Ursprung der angenehmen Empfindungen.

***) Philosophische Aphorismen II. B. 1. Hauptst. 2. Abschnitt.

ses auf den Bericht der Sinnlichkeit ausspricht, die alles, was ihr gegeben wird, wahr oder falsch, gut oder böse, aufnehmen muß.

2) Alle unsre Bedürfnisse, sie mögen was immer für einen Namen haben, lassen sich auf das Bedürfniß der Beschäftigung unsres Vorstellungsvermögens zurückführen.

Alles was in unserm Gemüthe vorkommen kann, ist Vorstellung, der allersinnlichste Genuß so wie der mathematische Punkt. Unsre Populär-Philosophie behauptet zwar noch muthig genug gegen die Kritische, daß wir Dinge an sich selbst zu erkennen vermöchten; allein nicht einmal dem Verfasser der Schriften über die kantische Moralreform und über die kantischen Denkformen, ist es bis itzt eingefallen, zu lehren, daß die Dinge ausser uns zugleich auch in uns vorhanden wären, und daß die Wirkungen der reellsten Dinge auf uns etwas anderes seyn könnten als Vorstellungen.

3) Das Gefühl dieses Bedürfnisses heißt der Trieb nach Vorstellungen, und das Gemüth selbst, in so ferne durch sein Vermögen Vorstellungen wirklich werden, vorstellende Kraft.

4) Diese Kraft wird (von aussen) eingeschränkt, wenn der Erfolg ihrer Thätigkeit (die wirkliche Vorstellung) gehindert — sie wird erweitert, wenn jener befördert wird. Im letztern Falle findet das Gefühl

des

des in einem höheren Grade befriedigten Triebes, im erstern das Entgegengesetzte Statt.

5) Die Vorstellung kömmt zur Wirklichkeit, wenn die Thätigkeit der Vorstellungskraft den Stoff (den Inhalt) zu Vorstellungen entweder nur auffaßt, wie er der Empfänglichkeit gegeben ist beym — Empfinden: oder sich denselben selbst erzeugt — beym Denken.

6) So wie der Erfolg jener Thätigkeit gehindert wird, beym Denken oder beym Empfinden, so giebt es zwey Arten des Gefühls der Einschränkung der Vorstellungskraft:

7) Die Eine (beym Denken) wenn die Thätigkeit der Vorstellungskraft einseitig und stark beschäftiget ist, in dem sie mit den Hindernissen ringt, welche der Erzeugung des Stoffes für Vorstellungen entgegenstehen (Anstrengung.)

8) Die Andere (beym Empfinden) wenn die Empfänglichkeit der Vorstellungskraft einseitig und stark beschäftiget, und zwar wenn die Quantität der Empfindung intensiv größer ist, als die entgegenwirkende Thätigkeit der Vorstellungskraft (Schmerz.)

9)

*) Denken wird hier im strengsten Sinne des Wortes genommen für das was man sonst mit Nachdenken, Forschen, Betrachten, bezeichnet.

9) In beyden Fällen wird die Vorstellungskraft positiv eingeschränkt; und der Trieb nach Vorstellung bleibt nicht blos unbefriediget, sondern es wird ihm, bey der Anstrengung von Seiten der Thätigkeit, beym Schmerz von Seiten der Empfänglichkeit, Gewalt angethan; er leidet im strengsten Sinne des Wortes.

10) Wenn die Quantität der Empfindung blos extensiv gröſser ist als das thätige Vermögen der Vorstellungskraft, so geht die Gegenwirkung, indem sie unter die unzähligen gleich stark wirkenden Bestandtheile der Einwirkung (des Totaleindrucks) vertheilt wird, wenigstens in so ferne verlohren als sie unmerklich wird; es entsteht also in diesem Falle nicht nur keine Vorstellung, sondern es wird auch selbst das Gefühl des Bedürfnisses nach Vorstellungen aufgehoben. (Zustand der Betäubung.)

11) Wenn die Vorstellungskraft in einem merklich geringeren Grade als gewöhnlich, entweder durch Empfinden beschäftiget wird, oder durch Denken sich selbst beschäftiget, so entsteht das Gefühl des unbefriedigten Bedürfnisses. (Zustand der langen Weile.)

12) In diesen beyden Fällen wird die Vorstellungskraft nur negativ eingeschränkt, das heiſst, sie wird nicht in ihrer regen Wirksamkeit, im Erfolge ihrer Thätigkeit gehindert; sondern ihre Wirksamkeit ist in dem einen Falle gar nicht, in dem andern Falle aber

Banquo.

Mein gebietender Herr, ich will nicht fehlen.

Macbeth.

Wir hören, unsre blutigen Vettern haben sich nach England und Irland gemacht, läugnen ihren grausamen Vater-Mord, erfüllen ihre Hörer mit seltsamen Erfindungen -- Doch, hievon morgen, mit andern Angelegenheiten, die den Staat betreffen, und unsre vereinigte Aufmerksamkeit fodern. Geht ihr zu Pferde? Adieu, bis auf die Nacht. Geht Fleance mit euch?

Banquo.

Ja, gnädigster Herr, wir können nicht länger verweilen --

Macbeth.

Ich wünsche euern Pferden schnelle und sichre Füsse, und hiemit empfehl' ich euch ihrem Rüken. Lebet wohl. (Banquo geht ab.) Laßt bis Abends um sieben Uhr, jedermann Meister von seiner Zeit seyn; das Vergnügen der Gesellschaft desto besser zu schmeken, wollen wir selbst bis zum Abendessen allein seyn; bis dahin, sey Gott mit euch!

[Lady Macbeth und Lords gehen ab.]

in einem merklich geringeren Grade als gewöhnlich rege *).

13) Alle Thätigkeit der Vorstellungskraft beym Empfinden besteht im Auffassen (in der Apprehension) des der Empfänglichkeit gegebenen Stoffes; und in so ferne ist der Charakter des Empfindens leichte Beschäftigung der Vorstellungskraft.

14) Die Thätigkeit der Vorstellungskraft beym Denken besteht nicht nur in Auffassen, sondern auch im Herbeyschaffen und Ordnen des Stoffes der Vorstellungen, und in so ferne ist der Charakter des Denkens starke Beschäftigung der Vorstellungskraft.

15) Je mehr Stoff beym Empfinden der Empfänglichkeit gegeben wird, und je leichter ihn das thätige Vermögen auffaßt, desto mehr wird im Gemüthe vorgestellt; desto größer die Befriedigung des ursprünglichen Triebes.

16) Je mehr ein Gedanke die Thätigkeit der Vorstellungskraft beschäftiget, und je leichter sein viel umfassender Inhalt aufgefaßt werden kann, desto mehr wird in ihm vorgestellt; desto größer die Befriedigung des ursprünglichen Triebes.

17) So wohl beym Empfinden als beym Denken verhält sich also das Gefühl der Befriedigung des ursprünglichen

*) Das Gefühl des unbefriedigten Triebes (Mißvergnügen) findet daher auch nicht bey der Betäubung, wohl aber bey der Langenweile statt.

lichen Triebes, wie das Produkt aus der Stärke und Leichtigkeit der Beschäftigung des Vorstellungsvermögens.

§. 3.

Objektiver Gesichtspunkt.

„Des Cartes *) war der erste, der darauf gekommen, eine Sacherklärung von dem Vergnügen zu geben. Er fand, daß wir einen Gegenstand als etwas in seiner Art vollkommnes ansehen müßten, wenn er uns Lust gewähren sollte, (das heißt nach der von einem berühmten Schriftsteller angenommenen Worterklärung) „wenn wir die Vorstellung davon sollen lieber haben, als nicht haben wollen. Dieses ist die allgemeinste Formel — die alle besondere Fälle in sich schließt." — Ja wohl Formel! aber mit Erlaubniß des vortreflichen Mendelsohn, weder Sacherklärung noch allgemeinste Formel. Denn die Formel: „Vergnügen ist Gefühl der Befriedigung des Triebes nach Vorstellungen" ist doch eben so allgemein. Ins dessen dürfte wohl niemand, der sich je im Ernste die Frage vorgelegt hat: welches ist die allgemeinste Eigenschaft oder Beschaffenheit an den Gegenständen, die uns Vergnügen gewähren? die Cartesianische Antwort verfehlen. Meines Wissens ist man auch in der Hauptsache durchgängig darüber einig.

*) Mendelsohn Briefe über die Empfindungen. Anmerkung b

Deſtoweniger aber iſt mans über die gewis nicht unbedeutende Frage: Welche Vorſtellung der Vollkommenheit iſt dem Vergnügen weſentlich? Muß die Vollkommenheit des Gegenſtandes immer nur empfunden werden; oder läſt ſich auch ein Vergnügen denken, bey welchem die Vollkommenheit nur gedacht würde?

Die bisherige Philoſophie hatte nämlich die Sinnlichkeit entweder für eine bloße Eigenſchaft der Organiſation, oder zwar für ein Vermögen einer von der Organiſation verſchiedenen Subſtanz erklärt, aber auch dann nur für ein ſolches Vermögen, welches der letztern lediglich durch ihre Verbindung mit der erſtern zukäme. Die Sinnlichkeit iſt dem Spiritualiſten kein beſonderes vom Verſtande verſchiedenes Vermögen des Gemüthes, ſondern eine bloße Einſchränkung des Verſtandes durch den Körper, und ſie iſt ihm nur dadurch von dem Verſtande unterſchieden, daß ſie eine und eben dieſelbe Vorſtellung verwirret, die der Verſtand aufhellt. Eine mehr oder weniger klare, aber in ihren Merkmalen verworrene Vorſtellung von einem Gegenſtande erhalten, heißt ihm empfinden, dieſe Vorſtellung in ihre einzelne Merkmale auflöſen — denken.

Die Frage: Iſt die Vorſtellung der Vollkommenheit beym Vergnügen weſentlich ſinnlich, oder kann ſie auch intellektuell ſeyn? hatte in der Leibnitziſchen Philoſophie folgenden Sinn: Muß die Vollkommenheit, in ſo ferne ſie Vergnügen gewähren ſoll, in einer

verworrenen Vorstellung empfunden werden? oder kann sie auch ohne daß ihre Wirkung, das Vergnügen, dadurch verlohren gehe, in einer deutlichen Vorstellung gedacht werden?

Wolf, nach Leibnitzen der erste und vornehmste Stifter der teutschen Philosophie, antwortet hierauf: *) „Das Vergnügen und das Misvergnügen entstehen „aus einer undeutlichen Vorstellung der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit. Denn beyde entstehen „sogleich als wir eine Vollkommenheit oder Unvollkommenheit an einem vorgestellten Dinge anschauen, „wie jeder an sich selbst aus der Erfahrung weiß. Da „nun diese anschauende Erkenntniß erst dann deutlich „wird, wenn wir unsre Aufmerksamkeit nach und nach „von der Vorstellung des Ganzen auf die Vorstellungen der einzelnen Merkmale desselben übertragen: so „ist es klar, daß die deutliche Vorstellung der Vollkommenheit keinesweges zum Vergnügen gehöre" weil das Vergnügen bereits vor der Deutlichkeit vorhanden war, und (möchte ich hinzusetzen) wirklich in eben dem Verhältnisse abnimmt, als diese Deutlichkeit zunimmt.

Mendelsohn findet diese Erklärung für ihren Gegenstand viel zu enge. Er glaubt, das blos geistige Vergnügen, welches seiner Meynung nach aus der deutlichen Vorstellung der Vollkommenheit entsteht,

 würde

*) Psychol. Emp. §. 536.

würde dadurch aus der Gattung des Vergnügens ausgeschlossen, und erweiset mit vielem Scharfsinne, daß man den Grund des Vergnügens keineswegs in der Dunkelheit und Verworrenheit der Vorstellung, keineswegs in einer Einschränkung, sondern in der Vorstellung der Vollkommenheit überhaupt, in der positiven Kraft des Gemüthes suchen müsse. Da er aber nichts destoweniger nicht läugnen kann, daß bey jedem auch noch so geistigen Vergnügen die Vollkommenheit des Gegenstandes im Augenblicke des Genusses nicht deutlich gedacht, sondern verworren vorgestellt (empfunden) werden müsse: so glaubt er, daß diese unvermeidliche Undeutlichkeit beym Vergnügen eine bloße Folge der Einschränkung sey, in welcher sich unsre Seele während ihrer Verbindung mit dem Körper befinde.

Diesen zufolge unterscheidet er zwischen dem Vergnügen an Vollkommenheit, und Vergnügen an Schönheit. Die Gleichheit, das Einerley im Mannigfaltigen, ist ein Eigenthum der schönen Gegenstände. Sie müssen eine Ordnung, oder sonst eine Vollkommenheit darbieten, die in die Sinne fällt, und zwar ohne Mühe in die Sinne fällt. Wenn wir eine Schönheit fühlen wollen, so wünschet unsre Seele mit Gemächlichkeit zu genießen. Die Sinne sollen begeistert seyn, und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten" — „Was folget hieraus? Daß das Vergnügen an Schönheit, an der

Ein-

Einheit im Mannigfaltigen, blos unſrem Unvermögen zuzuſchreiben ſey. — „Und ſo hat der Schöpfer kein Wohlgefallen am Schönen? — Ich behaupte Nein! u. ſ. w. „Ich komme zu dir" fährt der Verewigte Weiſe mit der ihm eigenen liebenswürdigen Begeiſterung fort: „Ich komme zu dir, der Himmliſchen, vortrefflichſten Vollkommenheit! Nicht wie dich die Sinne faſſen, wie dich die Vernunft begreift! — Du gewährſt Mannigfaltigkeit; aber kein Einerley im Mannigfaltigen, keine Leichtigkeit der Beſchäftigung; dieſe geringeren Vorzüge überläſſeſt du deiner ſinnlichen Nachahmerinn, der Schönheit, die ſich bis zum irrdiſchen herunter laſſen mag. Du erforderſt aber vernünftigen Zuſammenhang, Uebereinſtimmung, Einhelligkeit. Aus einem gemeinſchaftlichen Entzweike ſoll ſich begreifen, warum das Mannigfaltige ſo und nicht anders neben einander iſt u. ſ. w. Der Weltweiſe muß ſich hüten dieſe himmliſche Venus mit der irdiſchen, der Schönheit zu verwechſeln: dieſe beruht auf der Einſchränkung, auf dem Unvermögen; aber das Gefallen an der Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen gründet ſich auf poſitive Kraft der Seele." — Das endliche Reſultat dieſer Betrachtungen iſt die vermeintliche Entdeckung einer dreyfachen Quelle des Vergnügens, deren verwirrte Gränzen Mendelſohn auseinander geſetzt zu haben glaubt: „Das Einerley im Mannigfaltigen oder die Schönheit, die Einhelligkeit des Mannigfaltigen oder die verſtändliche

Vollkommenheit, und endlich der verbeſſerte Zuſtand unſrer Leibesbeſchaffenheit, oder die ſinnliche Luſt; welche als eine undeutliche aber lebhafte Vorſtellung von der Vollkommenheit des Körpers, kurz zuvor erklärt worden. Und nun ein paar prüfende Blicke auf dieſe Theorie.

Fürs erſte hat Mendelſohn die Schönheit offenbar zu ſehr herabgewürdiget, da er ſie für ein bloſſes Einerley im Mannigfaltigen, und das Vergnügen an ihr für eine bloße Folge unſres Unvermögens erklärt. Er hält die ſinnliche Luſt für Vorſtellung einer Vollkommenheit — wie kömmt er nun dazu, das Vergnügen an Schönheit dem Vergnügen an Vollkommenheit entgegen zu ſetzen? — Spricht er aber nur von der verſtändlichen (intellektuellen) Vollkommenheit, ſo räumt er ja der Schönheit doch immer Vollkommenheit ein, wärs auch nur ſinnliche. Wie kann er ſich aber dann eine Vollkommenheit denken, die nichts weiter wäre, als Einerley im Mannigfaltigen? Iſt aber Einerley (Aehnlichkeit) im Mannigfaltigen eben ſo viel als Einheit im Mannigfaltigen? Iſt überall Schönheit, wo Einerley im Mannigfaltigen iſt? Muß nicht alles Schöne ein Ganzes ſeyn, und kann durch das bloße Einerley im Mannigfaltigen ein Ganzes entſtehn? Muß nicht die Schönheit, zumal die Schönheit im ſtrengſten Verſtande des Wortes, das haben, was Herr M. für die Vollkommenheit gleichſam in Beſchlag nimmt, vernünftigen Zuſammenhang, Ueber-

ein-

einſtimmung, Einhelligkeit? Wie wäre dann alſo das Vergnügen an Schönheit eine bloße Folge unſres Unvermögens?

Etwa in ſo ferne das Vergnügen an Schönheit eine undeutliche Vorſtellung iſt? So müßte nicht nur dieſe Art von Vergnügen, und neben ihr nicht nur die ſinnliche Luſt, ſondern ſo gar auch unſer Vergnügen an verſtändlicher Vollkommenheit eine Folge unſres Unvermögens ſeyn: denn auch bey dem Genuſſe des Letztern muß, nach Mendelſohns eigenen Geſtändniſſe, kein beſonderer Begriff deutlich bleiben, ſo lange wir uns mit dem Irrdiſchen ſchleppen. Die Einſchränkung des Vergnügens auf undeutliche Vorſtellung der Vollkommenheit iſt alſo ſo lange wenigſtens jeder Art des Vergnügens, es mag daſſelbe aus was immer für einer Quelle flieſſen, weſentlich.

Allein warum ſoll das Vergnügen an Schönheit auf Einſchränkung beruhen? Mendelſohn antwortet: weil die Vollkommenheit an der Schönheit undeutlich vorgeſtellt wird. Aber warum läßt ſich der würdige Mann von dieſem Umſtande nicht abhalten, das Vergnügen an intellektueller Vollkommenheit von der poſitiven Kraft der Seele abzuleiten, da doch auch die intellektuelle Vollkommenheit nur in ſo ferne Vergnügen macht, als ſie undeutlich vorgeſtellt wird. Oder iſt es zum Vergnügen genug, daß die intellektuelle Vollkommenheit gedacht, in deutliche Begriffe aufgelöſet,

und ihre Bestandtheile zergliedert werde? Muß sie nicht nach dem, was der Verstand für ihre Vorstellung gethan hat, über dieses noch empfunden, in klare Anschauung zusammengefaßt, im Ganzen auf einmal, und ohne successive Vorstellung der Theile angeschaut werden? Wird das Vergnügen gedacht oder empfunden wenn es genossen wird?

Das Wahre an der ganzen Sache ist wohl, daß der scharfsinnige Mann durchaus nicht von seiner Philosophie erhalten konnte, das Vergnügen aus einer bloßen Einschränkung unsrer Vorstellungskraft entstehen, und das dunkle Gesicht, wie er sich ausdrückt, die Mutter aller fröhlichen Empfindungen seyn zu lassen. Da er die Sinnlichkeit wirklich für eine Einschränkung der Seele hielt, so blieb ihm, um die beym Vergnügen wirksame positive Kraft auffallend zu machen, freylich nichts anderes übrig, als die reine Seelenlust (das Vergnügen an verständlicher Vollkommenheit) bey welcher die Wirksamkeit des Verstandes (die positive Kraftäusserung der Seele) wohl keinem Zweifel unterworfen seyn kann. Aber ob auch die reine Seelenlust, aus der bloßen Wirksamkeit des Verstandes, die sie freylich nothwendig voraussetzt, bestehe? ob nicht dieser Wirksamkeit ein Gegenstand gegeben seyn müsse, den sich der Verstand wohl nicht selbst erschaffen kann? Ob die Seele ausser der thätigen Kraft nicht auch ein empfängliches Vermögen haben müsse,

müſſe, welches afficirt wird, während die thätige Kraft nur afficiren kann? Alle dieſe Fragen hat ſich Mendelsſohn nicht vorgelegt, ſo viel Veranlaſſung auch dazu in der ihm nicht entgangenen Bemerkung, daß auch beym Vergnügen an verſtändlicher Vollkommenheit Verſinnlichung des Gegenſtandes (ein leidendes Verhalten der Seele) vorgehen müſſe, gelegen hat. Allein, der allen Spiritualiſten gemeinſchaftlichen Vorſtellungsart von der Sinnlichkeit getreu, ſetzte er dieſen Umſtand ganz auf die Rechnung der Verbindung der Seele mit dem Körper; ſchloß hieraus, die auf Einſchränckung beruhende Undeutlichkeit könne nicht länger dauern als jene Verbindung, und ſetzte ſich über die Unbequemlichkeit hinweg, das Vergnügen an Schönheit, das ſich, ſo wenig als jedes Vergnügen überhaupt, ohne poſitive Kraft der Seele denken läßt, aus dem bloßen Unvermögen derſelben abzuleiten, und die Schönheit ſelbſt bald für ein bloßes Einerley im Mannigfaltigen, das ſich von der Vollkommenheit, der Uebereinſtimmung im Mannigfaltigen, weſentlich unterſcheidet, und bald für ſinnlich vorgeſtellte Vollkommenheit zu erklären u. ſ. w.

Das Mittel, Mendelſohnen ſo wohl mit ſich ſelbſt als auch mit Wolfen zu vereinigen, liegt in der Hinwegräumung eines ihnen gemeinſchaftlichen Misverſtändniſſes; und dieſes iſt kein anderes, als die ihnen (und unſren Compendien) gemeinſchaftliche Definition

der

Zweyte Scene.

Macbeth und ein Bedienter bleiben.

Camerad, ein Wort mit dir; sind diese Manner bey der Hand, die wir foderten?

Bedienter.

Gnädigster Herr, sie warten bey der Schloß-Pforte.

Macbeth.

Führe sie vor uns -- (Der Bediente geht ab.) Das zu seyn, ist noch nichts; aber es mit Sicherheit zu seyn -- Wir haben grosse Ursachen, diesen Banquo zu fürchten; es herrscht ein Etwas in seiner Königlichen Seele, das gefurchtet werden will. Sein Muth reicht weit, und zu dieser unerschrokuen Stählung seines Gemüths, besizt er eine Klugheit, die seinen Muth regiert, und seinen Unternehmungen Sicherheit giebt. Er ist der einzige, dessen Daseyn ich fürchte. In seiner Gegenwart allein wird mein Genius gedämpft, wie man erzählt, daß Antons seiner es vor Cäsars war. Er redte die Schwestern trozig an, da sie zum erstenmal den Königs-Titel auf mich legten, und befahl ihnen, zu ihm zu reden; und dann grüßten sie ihn, prophetisch, den Vater einer Reyhe von Königen. Auf mein Haubt sezten sie eine unfruchtbare Crone, und gaben mir einen dürren Scepter in meine Hand, damit er von einer fremden Hand mir einst entwunden werde. Ist es so, so hab ich für Banquos Nachkömmlinge meine Seele befleckt, für sie den huldreichen Duncan ermordet; für sie auf ewig den Frieden meines Herzens

der Sinnlichkeit. So lange die Sinnlichkeit für das Vermögen verworrener Vorstellung, und in Gegensatz mit dem Verstande für ein bloßes Unvermögen der Seele erklärt wird, so lange ist die unwiderlegbare Behauptung Wolfens „Das Vergnügen ist kein bloßes Denken sondern ein Empfinden, ein undeutliches Vorstellen der Vollkommenheit" mit der eben so unwiderlegbaren Behauptung Mendelsohns „das Vergnügen an sich selbst, kann keine Folge der Einschränkung der Seele seyn" unvereinbar.

Die Definition, welche die Sinnlichkeit für kein Unvermögen, sondern für ein von dem Vorstellungsvermögen schlechterdings unzertrennliches Vermögen afficirt zu werden, für die Receptivität des Gemüthes erklärt, hebt alle diese Schwierigkeiten auf. So wie zu jeder Vorstellung Thätigkeit (Spontaneität) des Gemüthes gehört, durch welche aus dem bloßen Stoff zu einer Vorstellung wirkliche Vorstellung wird: eben so unentbehrlich ist zu jeder Vorstellung Empfänglichkeit (Receptivität) des Gemüthes, welcher der Stoff zu einer Vorstellung, den die Thätigkeit zwar bearbeiten, aber doch nicht aus Nichts erschaffen kann, gegeben werden muß.

Wenn der Verstand eine Vorstellung durch Zergliederung in einen deutlichen Begriff umschaft, muß das Mannigfaltige, das durch diese Zergliederung erhalten, nicht erzeugt wird, schon in der Vorstellung vor-

vorhanden seyn. Der Verstand hat es nicht erschaffen, nur heraus gefunden; es muß ihm also in der Vorstellung gegeben seyn. Das Gegebene in einer Vorstellung (der Stoff) ist also das Mannigfaltige, welches, in dem es der Empfänglichkeit des Gemüthes gegeben, und durch die Thätigkeit desselben aufgefaßt (verbunden, auf Einheit gebracht) wird, wirklich vorgestellt wird. In Rücksicht auf dieses Mannigfaltige, das den gegebenen Stoff jeder Vorstellung ausmacht, heißt jede Vorstellung Anschauung, und gehört der Receptivität, dem Vermögen afficirt zu werden, der Sinnlichkeit im allgemeinsten Verstande des Wortes an; in Rücksicht aber auf die Verbindung dieses Mannigfaltigen, wodurch der Stoff zur Vorstellung wird, heißt jede Vorstellung Begriff (Zusammenfassung des Mannigfaltigen) und gehört der Spontaneität, dem Vermögen zu verknüpfen, dem Verstande im weitesten Sinne des Wortes, an.

Eine Vorstellung ist undeutlich, in so ferne ihre Merkmale (das in ihr enthaltene Mannigfaltige) nicht von einander unterschieden werden; sie ist verworren, in so ferne ihre Merkmale von einander unterschieden werden könnten und sollten, aber es nicht sind. Jede verworrene Vorstellung ist undeutlich, aber nicht jede undeutliche ist verworren. Undeutlich ohne verworren zu seyn, ist z. B. die Vorstellung von der rothen Farbe; verworren hingegen sind die gewöhnlichen Vorstellungen

lungen von Recht und Unrecht, die in der bisherigen spekulativen Philosophie angenommene Vorstellungsarten von dem Erkenntnißvermögen, u. d. m.

Jede Verworrenheit ist eine Folge von der Einschränkung der Vorstellungskraft, aber nicht jede Undeutlichkeit. Jede Empfindung, jedes Afficirtwerden, jede unmittelbare Vorstellung des gegebenen Stoffes ist undeutlich, der Stoff mag von dem Verstande zergliedert (in deutliche Vorstellung aufgelöset worden) seyn oder nicht. Im ersten Falle geht zwar Deutlichkeit, successive Vorstellung der einzelnen Merkmale, (die Partialvorstellungen) vorher; aber so bald das Geschäft der Zergliederung, das eigentliche Denken, vorüber ist, so bald nicht mehr blos Theile, sondern das Ganze vorgestellt werden soll: müssen sich die Partialvorstellungen in die Totalvorstellung auflösen, das successiv durchlaufene muß zugleich aufgefaßt, die Vorstellung muß undeutlich werden.

In der Totalvorstellung empfängt das Gemüth den ganzen Stoff der Vorstellung; es wird afficirt, es verhält sich leidend. Da ist keine Zergliederung; keine Deutlichkeit der Vorstellung. Der Grund hievon liegt nicht in der Verbindung der Seele mit dem Körper, sondern in dem Umstande, daß alle Thätigkeit unsers Vorstellungsvermögens in Rücksicht auf ihren Stoff (das Mannigfaltige) an die Bedingung der Zeit gebunden ist; und eben darum ein getrenntes Mannigfaltige

faltige die Merkmale nur nach und nach, ein verbundenes Mannigfaltige aber zugleich auffaſſen muß.

Und ſo hat ſowohl Wolf recht, wenn er behauptet, daß alles Vergnügen undeutliche Vorſtellung der Vollkommenheit ſeyn müſſe; als Mendelſohn — daß das Vergnügen an ſich ſelbſt unmöglich aus dem Unvermögen der Vorſtellungskraft entſpringen könne. Das Vergnügen iſt Empfindung, im Afficiertwerden der Sinnlichkeit, und eben darum weſentlich undeutlich; aber dieſe Undeutlichkeit iſt keine Verworrenheit, kein Mangel, ſondern eine Bedingung jeder Anſchauung, eine Folge des afficirten Vermögens, nicht eines Unvermögens des Gemüthes.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

VI.

Herzog von Alba bey einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt Im Jahr 1547.

Indem ich eine alte Chronik vom ſechszehnten Jahrhundert durchblättre (Res in Eccleſia et Politica Chriſtiana

stiana gesta ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Söfsing, Th. D. Rudolst. 1676.) finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als Einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: *Mausolea manibus Mezelii posita à Fr. Melch. Dedekindo* 1738. finde ich sie bestätigt: auch kann man sie in Spangenbergs Adelspiegel Th. I. B. 13. S. 445 nachschlagen.

Eine teutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem teutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beynahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bey Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfinn Catharina von Schwarzburg, eine gebohrne Fürstin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bey ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod Bier und andre Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabey die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bey der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfer-

fernung über das Waſſer ſchlagen zu laſſen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortſchaften, durch welche der Zug gieng, vergönnt, ihre beſten Habſeligkeiten auf das Rudolſtädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte ſich der ſpaniſche General, von Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat ſich durch einen Boten, den er voran ſchickte, bey der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaſte. Eine ſo beſcheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeſchlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; ſeine Exzellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken, und dem ſpaniſchen General die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut beſetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schloſſe. Er muß geſtehen, daß die thüringiſchen Damen eine ſehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gaſtrechts halten. Noch hat man ſich kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die ſpaniſchen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern

das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äusserste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen, und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bey Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bey einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen, antwortete sie aufgebracht. Meinen armen Unterthanen muß das ihrige wieder werden, oder bey Gott! — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, Fürstenblut für Ochsenblut! Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwerdt in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beym Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich

in

in Geduld zu faſſen, und auf welche Bedingungen es auch ſey, die beleidigte Dame zu verſöhnen? Heinrich von Braunſchweig faßte ſich zuerſt, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Luſtige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloßenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bey dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich aufs ſchönſte bey ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beynahmen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die ſchon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII. darinn eingeführt worden, das Mönchswesen abzuſchaffen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeyhen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caspar Aquila, Pfarrer zu Saal-

feld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweytenmal in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im 58sten Jahr ihres Lebens und im 29sten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

S.

VII.

Briefe über neueste Begebenheiten.

---

2. An Herrn von *** zu Br***.

Sie wünschen zu wissen, m. F. was ich von der Distinction, zwischen Preßfreyheit und Preßfrechheit denke,

denke, welche, wie Sie mir melden, vor kurzen bey einer durch die Zeitungen ſchon bekannt gewordenen Gelegenheit, geltend gemacht worden, und einen kleinen Paniſchen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben ſoll. Da ich es für ein Recht, das mit der Ehre ein Menſch zu ſeyn nothwendig verbunden iſt, halte, über alles denkbare zu denken, und das Gedachte andern mitzutheilen, ſo gut man beydes kann: ſo nehme ich keinen Anſtand Ihnen freymüthig zu eröfnen, wie ich die Sache anſehe. Ich halte mich verſichert, daß der Urheber dieſer Diſtinction etwas ganz beſtimmtes dabey gedacht, und einen ganz guten Zweck dabey gehabt haben, oder zu haben vermeynen konnte (welches, wie Sie wiſſen, in Anſicht des Willens auf Eins hinausläuft) und daß es eben daher ſchwerlich ſeine Meynung war, dieſe Diſtincton jemals gegen die Freyheit der Preſſe geltend zu machen. Cajus oder Titius könnte ja wohl (wie uns allen im Eifer etwas menſchliches begegnen kann) in einem an ſich gerechten, aber zu leidenſchaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht, und alſo für Sache der Menſchheit erkannte, — in einer zu ſtarken Bewegung der Lebensgeiſter und der Einbildungskraft, wovor ein Autor, der mit beyden reichlich verſehen iſt und über eine äuſſerſt intereſſante Sache ſchreibt, ſich nicht immer genug hüten kann — ich ſage, Cajus, oder wie er heißt, könnte ja wohl in dieſer Lage hier und da gegen ſeinen Vorſatz, ein wenig über die Ariſtoteliſche

verlohren, und mein unvergängliches Kleinod dem allgemeinen Feind der Menſchen verkauft, um ſie zu Königen zu machen -- die Nachkommen des Banquo zu Königen: Eh diß ſeyn ſoll, eh komme der Tod in die Schranken, und fordre mich zum Kampf aufs Leben heraus! -- Wer iſt hier?

Der Bediente kommt mit zween Mördern zurük.

Geh vor die Thüre, und warte dort, bis wir ruffen. War es nicht geſtern, als wir mit einander ſprachen?

Mörder.

Es war ſo, Gnädigſter Herr.

Macbeth.

Wohlan dann, habt ihr meinen Reden nachgedacht? Ihr wißt nun, daß er es war, der in vergangnen Zeiten, das Glük euch ſo ungeneigt machte; ihr bildtet euch ein, daß es euer unſchuldiges Selbſt wäre; aber, es iſt euch in unſrer lezten Unterredung bewieſen worden, wie man mit euch umgegangen iſt; was für Kunſtgriffe man gebraucht, wer die Werkzeuge dazu waren, wer ſie im Bewegung ſezte, kurz, ſolche Umſtände, die einer halben Seele und dem ſchwächſten Begriff ſagen mußten: das that Banquo.

1. Mörder.

In der That, wir wurden überzeugt.

Macbeth.

Nunmehr komm' ich auf den andern Punct. Findet ihr

Linie der Höflichkeit und des Respects hinüber gekommen seyn, ein wenig hyperbolisiert, und mehr gesagt haben, als z. B. ein gelaßner und seine Ruhe liebender Römer einem August oder Titus — geschweige einem ihrer Diener, (die es natürlicher Weise mit Beleidigungen immer schärfer nehmen, als die Auguste) — hätte ins Gesicht sagen mögen, wiewohl man jenen Cäsarn mit unter ziemlich starke Sachen ins Gesicht sagen durfte. Cajus könnte es also einem Asinius Pollio oder Lucius Piso (oder wen Sie ihm sonst gegenüber stellen wollen) mit Recht nicht sehr verdenken, wenn dieser solche leidenschaftliche, wiewohl gar nicht übel gemeynte, Extravasationen, in so fern sie über die gewöhnlichen Grenzen der Freyheit merklich hinaus gehen, mit einem Nahmen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche, diejenigen bezeichnet werden, welche sowohl die Gefahr unbesonnener Weise verachten, als die Gesetze des Wohlstands und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Cajus würde selbst nicht läugnen können, daß es Fälle giebt, wo dergleichen Unbesonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach sich zu ziehen pflegen. Freylich könnte er sich mit seinem gerechten Eifer für die Sache der Menschheit entschuldigen: aber man würde ihm antworten: ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer plausibeln

Ge-

Gegenantwort fehlen: aber auf alle Fälle bleibt es eine große Regel, seinem Gegentheile keine Blöße zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen, wie wir armen Homunciones sind, bey Gelegenheiten, wo unser Eifer gar zu stark gereizt wird, uns mehr erhitzen als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl, — wie allemal, so oft die Menschen in partes gehen, — die Horazische Bemerkung statt zu finden: Iliacos *intra* muros peccatur et *extra*. Der Mann (sagt ein Sprüchwort meiner Landesleute) zerbricht die Schüsseln und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bey einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, m. Fr. werde ich immer dabey bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelaßnen Tone und ohne persönliche Beleidigung derer, die anders denken, vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens, und doch mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird niemand beleidigen, oder, falls jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidiget zu finden, die ganze vernünftige Welt auf

seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel man der besten Sache, durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art sie zu behaupten, schaden kann. Schadeten wir bloß uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeyhen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man sie nie genug predigen kann, derjenige, den sie trift, uns immer mit dem Terenzischen *tu si hic esses* etc. zurückzugeben pflegt.

Sie sehen, mein l. Hr. v. ***, daß ich die Distinktion, wovon die Rede ist, in einem Sinne nehme, worin sie die unschuldigste Sache von der Welt ist; welches sie keineswegs seyn würde, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den viele darin zu finden glauben; nehmlich, als ob die Meynung wäre, um deßwillen, weil Cajus oder Titius oder Sempronius sich der Freyheit zu denken (die allen Gelehrten, ja einem jeden, der seine Gedanken verständlich von sich geben kann, von Rechtswegen zukömmt) mit einiger Indiscretion bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisition zu unterwerfen, und der Preßfreyheit, unter dem Vorwande die Preßfrechheit zu verhindern, willkührliche Fesseln anlegen zu wollen. Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Ursache haben mögen, so arges in ihrem Her-

zen zu denken: aber das bin ich gewiß, daß Auguſt oder Titus es ſehr übel genommen haben würden, wenn ihnen jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freyheit zu reden und zu ſchreiben (Druckerpreſſen gab es zu ihren Zeiten nicht) um des allzukühnen Gebrauchs willen, den z. B. ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solons gedacht haben, wenn er ſeinen Athenienſern täglich bey Unzen und Scrupeln hätte vorwägen laſſen wollen, wie viel ſie eſſen ſollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der eine oder der andere zuweilen mehr ißt, als recht iſt? Und glauben Sie, daß Solon ſelbſt, falls er die Vorſicht ſo weit zu treiben fähig geweſen wäre, mit der Diſtinktion zwiſchen Eßfreyheit und Freßfreyheit bey den Großvätern der Sokraten und Ariſtophanen durchgekommen wäre? — Ich hoffe Sie alſo durch dieſe kleine Betrachtung völlig beruhiget zu haben. Wer die Eßfreyheit zur Freſſerey mißbraucht hat, muß ſich gefallen laſſen, ein Digeſtivpulver oder ein Brechmittel zu ſchlucken: wer die Preßfreyheit zur Frechheit mißbraucht hat, verdient fürs erſtemal — einen Verweis nach Advenant: aber die Preßfreyheit bleibt dem ungeachtet, ſo gut wie die Eßfreyheit, ſo uneingeſchränkt als zuvor — oder —— deſto ſchlimmer!

3. An Ebendenſelben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis funfzig Jahren um ſich her hat, wie Ihr gehorſamſter Diener, findet ſich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt giebt, als das berühmte NE QVID NIMIS des weiſen Chilon. Mich dünkt, ich wollte ein Buch ſchreiben können, ſo dick wie eine Poſtille aus dem vorigen Jahrhundert, um zu beweiſen, daß alle praktiſche Weisheit der ganzen Welt in dieſen zwey Wörtchen: Nichts zuviel, oder in dem einzigen Wörtchen: mäßig! enthalten iſt, und daß man, um — mit allen Requiſiten, welche erfodert werden, der gröſte Feldherr, Staatsmann, Finanzminiſter, — oder der gröſte Dichter, Mahler, Tonkünſtler — oder der erſte aller Schneider und Schuſter, kurz in jedem Fach und jeder Profeſſion der erſte zu ſeyn — in jedem Fach und jeder Profeſſion nur ein Pfuſcher iſt, wenn man ſich den tiefen Sinn dieſes mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht, und ſich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo uns dieſes Unglück begegnet, iſt hinlänglich, das ſchönſte Leben, ſo wie das ſchönſte Werk, zu verunſtalten. — Ich geſtehe Ihnen gerne, daß ſo ein Sprüchlein leichter zu ſagen als auszuüben iſt, und daß nicht jedermann das Glück haben kann, ein ſo abgekühltes Blut zu haben, als der alte Chilon und ſeine funfzigjährigen Bewunderer.

derer. — Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger recht, und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beyden Partheyen, sein Ne quid nimis! zurufen. Mag doch jede glauben, daß sie allein recht habe, daß ihre Sache die gute Sache sey; wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beste Sache durch Indiscretion, Uebereilung und Uebertreibung endlich denaturiert und zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperierten, kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung gesagt, den Gegner wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber in Leidenschaften noch gar philosophieren wollen, ist eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Solution einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, zu schweigen. Ueberhaupt giebt es, wie Salomo sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nüzt der guten Sache oft mehr, als declamiren wie Cicero, und immer unendlich mal mehr, als sich erhitzen, und in dem Feuer, worein man sich selbst hineingeschrieben hat, wahres und falsches unter einander mengen, und um sich recht stark und kräftig auszudrücken, mehr sagen als man verantworten kann. Was halfen Cicero's *Philippicae* der Republik? **Nichts.** Aber ihm selbst kosteten sie

seinen

seinen grauen Kopf. — Mit Leuten, die ihre Par they ein für allemal genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daß sie sich nicht überwunden geben können ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten: oder wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblick aufzuhören, wo man merkt daß die Galle rege wird. Und auch bey dem vernünftigsten und kaltblütigsten Mann kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit Schwärmern zu thun hat, oder mit Leuten, die sich nur durch Sophismen und Sykophantenstreiche retten können. Denn gegen die einen und gegen die andern hilft kein Räsonnieren. Zudem spielt der größere Theil des Publikums bey solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volks bey einer Execution. Dieses läuft herbey, um einem interessanten Schauspiel zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer nicht unangenehmen zitternden Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber sobald es glaubt, daß dem armen Sünder zuviel geschehe, so hört auf einmal alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache

zu

zu haben glaubte, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsetzlich härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war! — Ich überlasse Ihnen, m. Fr. die Anwendung dieses Gleichnisbildes zu machen, und bin ꝛc.

W.

VIII.

Der Schlangenstab.

Eine Parabel.

Als Aesculap sein Epidauros ließ,
Gab seinen Schülern er den Schlangenstab,
An dem mit goldner Schrift des Weisen Spruch:
Sey mäßig! stand. Die Schüler sammelten
Des Meisters Lehr' und Leben in ein Buch,
Und legten's nieder in dem Heiligthum
Des Tempels der Gesundheit. Offen lag's,
Bedecket von des Weisen Schlangenstab,
Dem Blick der Leidenden, die Rath und Trost
Dem Buch' entschöpften. Doch bald maßte sich
Der Oberpriester dessen an, und gab,
Wie durch Orakelspruch, den Fragenden
Bescheid, und zeigt' auf's heil'ge Buch, und droht'
Ungläubigen mit seinem Schlangenstab.

Den

Den Unfug ſah'n zwey Weiſe. Theros war
Des einen Name: Glyos nannte ſich
Der andre. Legt den Hülfeſuchenden
Das heil'ge Buch, zu forſchen deſſen Sinn,
Wie vor, geöffnet dar!" So riefen ſie
Dem Oberprieſter zu. Doch zürnend hob,
Statt Antwort, ſchon der Prieſter ſeinen Stab
Auf gegen ſie. Entſchloſſen aber griff
Der Edeln einer in den Stab, indeß
Der andre ſchnell das Buch des Weiſen ihm
Entriß, und rings das Volk zum eig'nen Schaun
Zuſammen rief. — „Empörung!" Donnerte
Der Oberprieſter nun durch's Land. Es kam
Bald vor des Königs Thron ſein Klageruf,
Und vorgeladen ward das raſche Paar.
Mit freyem Muth erſchien's, und Weisheit ſprach
Aus beyder Mund: „Was maßt ein Prieſter ſich
Des Buches an, das allem Volk gehört?
Er ſtempelt Lehren uns nach ſeinem Wahn.
Frey wandelt' unterm Volk der Meiſter; frey
Der Schüler Chor. So lieg' auch ewig frey
Und offen ihre Lehre jedes Blick,
Der Muth in ſich und Kraft zum denken fühlt!" —
„Worinn dann fandet ihr" (der König ſprach's)
„Des Buches Sinn verſchieden von dem Spruch
„Des Oberprieſters?" Gerne legten jetzt

Die freyen Männer offen vor ihm dar,
Was Irrthum ihnen und was Wahrheit ſchien.
Da ſcholl's vom Thron: „So ſey des Prieſters Spruch
Hinfort allein nicht heilig mehr dem Volk!
Gleich heilig ſey des edeln Theros Wort
Und Glyos Wort den Hülfebedürftigen!
Ein jeder ſchöpfe Rath und Troſt ſich, wo
Sie jedem quellen. Doch den Grüblern ſey
Von nun an unterſagt das laute Wort,
Und Richtſchnur bleib' auf ewig jener Spruch!“
„Dank dir“ ſo riefen beyde „Dank dir zwar,
O groſſer König, daß du Duldung nur
Für uns beſchloſſeſt. Auch entquoll das Wort,
Das wir vor dir mit Freymuth redeten,
Wohl unſerm innigſten Erkenntniß. Doch
Sind wir nicht, gleich dem Prieſter, Menſchen? ſind
Wir nicht wie er, dem Irrthum unterthan?
Einſt kommen Seher, die der Quellen mehr
Erſpähn und dann des Meiſters Heilungstrank
Mehr ſäubern von der Schüler Zugemiſch.
Und Richtſchnur bliebe, was Erkenntniß war
Für uns? Die Welten, die Ein Orakelſpruch
Mit Recht empörte, täuſchten wir mit drey?
Nur eins iſt Wahrheit. Doch ſie wohnt nicht hier.
Wir öfneten — und das war unſer Zweck —
Nur eine Bahn zur Näherung für ihn,

ihr eine ſo übermäßige Geduld in eurer Natur, daß ihr das ſo gehen laſſen könnt? Seyd ihr ſo gar fromm, daß ihr für dieſen wakern Mann und ſeine Nachkommen beten könnt -- für den, der euch bis ans Grab niedergebeugt, und auf immer zu Bettlern gemacht hat?

1. Mörder.

Wir ſind Männer, mein Gnädigſter Oberherr.

Macbeth.

Ja, ja, in der allgemeinen Claßificatoin geht ihr unter dieſem Namen, ſo wie Windhunde, Wachtelhunde, Pudel, Möpſe, Bullen-Beiſſer, Schäferhunde, alle unter dem allgemeinen Namen Hund begriffen werden; die beſondere Beſtimmung unterſcheidet den ſchnellen, den langſamen, den ſchlauen, den Haushüter, den Jäger, einen ieden durch eine gewiſſe Gabe der gütigen Natur, die ſeiner Art eigen iſt, und ihn aus der allgemeinen Gattung auszeichnet. So iſt es auch mit den Menſchen. Nun, wenn ihr dann Männer ſeyd, und in der Reyhe der verſchiednen Arten an ächter Mannheit nicht die allerlezten, ſo ſagt es, und ich will ein Geſchäft in euern Buſen legen, deſſen Ausführung euch von einem Feinde befreyen und zugleich an unſer eignes Herz anklammern wird; indem ſein Tod allein uns eine vollkommne Zufriedenheit gewähren kan.

2. Mörder.

Ich bin einer, den die Streiche und Mißhandlungen der Welt dermaſſen aufgebracht haben, daß ich bereit bin, ihr zu Troz alles zu unternehmen.

Der Zukunft Sehn, der schärfer sieht wie wir.
Beschneide nicht, o Herr! die Flügel der Vernunft!
Der Flug geht auf zu Gott. Der Schlangenstab
Er sichert ewig vor Entheiligung
Des Weisen Buch, und Heil dem Seher, daß
Das goldne Wort hell, wie der Morgenstern,
Am Stabe glänzt. Laut predigt's Mäßigkeit.
Wohl jedem, der, durchbebt vom Wort, ihm folgt!
Gesundheit schwebt um ihn, und, flieht sie, o!
Leicht späht sein Blick des großen Helfers Sinn.

v. Halem.

Der Teutſche Merkur.

November 1788.

I.

Auszüge aus einem Reiſe-Journal.

4.

Frauenrollen auf dem Römiſchen Theater durch Männer geſpielt.

Es iſt kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit ſo unmittelbar und mit ſo mancherley Stimmen zu dem Beobachter ſpräche als Rom. So hat ſich auch dort unter mehreren Sitten zufälliger Weiſe eine erhalten, die ſich an allen andern Orten nach und nach faſt gänzlich verlohren hat.

Die Alten ließen, wenigſtens in den beſten Zeiten der Kunſt und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder ſo eingerichtet daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren: oder

die Weiberrollen wurden durch einen Akteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf geübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neueren Rom und dem übrigen Kirchenstaat, ausser Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freyheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es ist so viel zum Tadel jenes römischen Herkommens gesagt worden, daß es wohl erlaubt seyn möchte, auch etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens (um nicht allzuparador zu scheinen), darauf, als auf einen antiquarischen Rest, aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht seyn, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der Castraten, welchen noch überdieß das Weiberkleid besser als Männertracht angemessen scheint, gar leicht mit allem aussöhnet, was allenfalls an der verkleideten Gestalt unschickliches erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer und Lustspielen sprechen, und aus einander setzen, inwiefern dabey einiges Vergnügen zu empfinden sey.

Ich setze voraus, was bey jedem Schauspiele vorzusehen ist, daß die Stücke nach dem Charaktern und Fähigkeiten der Schauspieler eingerichtet seyen. Eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannigfaltigste Akteur bestehen würde.

Die

Die neuern Römer haben überhaupt eine beſondere Neigung, bey Masqueraden die Kleidung beyder Geſchlechter zu verwechſeln. Im Carneval ziehen viele junge Burſche im Putz der Frauen aus der geringſten Claſſe umher, und ſcheinen ſich gar ſehr darin zu gefallen. Kutſcher und Bediente ſind als Frauen oft ſehr anſtändig, und, wenn es junge wohlgebildete Leute ſind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden ſich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die vornehmeren in Officiers Tracht, gar ſchön und glücklich. Jederman ſcheint ſich dieſes Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgeſetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es iſt ſehr auffallend, wie beyde Geſchlechter ſich in dem Scheine dieſer Umſchaffung vergnügen, und das Privilegium des Tireſias ſoviel als möglich zu uſurpiren ſuchen.

Eben ſo haben die jungen Männer, die ſich den Weiberrollen widmen, eine beſondere Leidenſchaft ſich in ihrer Kunſt vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genaueſte; ſie ſuchen ſolche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn ſie auch den tieferen Ton nicht verändern können, Geſchmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug ſie ſuchen ſich ihres eignen Geſchlechts ſoviel als möglich iſt zu entäuſſern. Sie ſind auf neue Moden ſo erpicht wie Frauen ſelbſt;

sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen heraus staffiren, und die erste Aktrice eines Theaters ist meist glücklich genug ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrift, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu leugnen, daß Columbine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf dem meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten andrer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittre Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion, vernehmen.

Ich besuchte die römischen Comödien nicht ohne Vorurtheil: allein ich fand mich bald, ohne dran zu denken, versöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele andre mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaube sie darin gefunden zu haben: daß bey einer solchen Vorstellung, der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst, immer lebhaft blieb, und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Teutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann, alte Rollen bis zur gröstten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns, auch

des

des doppelten Vergnügens das uns jener Schauspieler gewährte. Eben so entsteht ein doppelter Reitz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studiert; er kennt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet: so ist natürlich, daß wir bey einer solchen Vorstellung eine eigne Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen übersehen.

Es versteht sich freylich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen.

So konnte das Publicum der *Locandiera* des Goldoni einen allgemeinen Beyfall nicht versagen.

Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellte, druckte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens die ihren Geschäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist,

aber weder liebt noch geliebt seyn will, noch weniger den Leidenschaften ihrer vornehmen Gäste Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Coquetterien, wodurch sie denn doch wieder ihre männlichen Gäste zu fesseln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derselben hart und unfreundlich begegnet; die mancherley feinen Schmeicheleyen, womit sie auch diesen anzukirren weiß; und zuletzt den Triumph auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt, und habe es selbst gesehen, daß eine geschickte und verständige Actrice in dieser Rolle viel Lob verdienen kann: aber die letzten Scenen von einem Frauenzimmer vorgestellt werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener süßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude, werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören; und wenn sie zuletzt dem Hausknechte die Hand giebt, um nur einen Knecht im Hause zu haben, so wird man von dem schalen Ende des Stücks wenig befriedigt seyn. Auf dem römischen Theater dagegen war es nicht die liebloſe Kälte, der weibliche Uebermuth selbst, die Vorstellung erinnerte nur daran; man tröstete sich, daß es wenigstens dießmal nicht wahr sey; man klatschte dem Jüngling Beyfall mit frohem Muthe zu, und war erfreut, daß er die gefährlichen Eigenschaften des geliebten Geschlechts so gut gekannt, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen, für alles was

wir

wir ähnliches von ihnen erduldet, gleichsam gerochen habe.

Ich wiederhohle also: man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache selbst, sondern ihre Nachahmung zu sehen, nicht durch Natur sondern durch Kunst unterhalten zu werden, nicht eine Individualität sondern ein Resultat anzuschauen.

Dazu kam noch, daß die Gestalt des Acteurs einer Person aus der mittleren Classe sehr angemessen war.

Und so behält uns Rom unter seinen vielen Resten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf; und wenn gleich nicht ein jeder sich daran ergötzen sollte, so findet der denkende doch Gelegenheit sich jene Zeiten gewissermassen zu vergegenwärtigen, und ist geneigter den Zeugnissen der alten Schriftsteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen versichern: es sey männlichen Schauspielern oft im höchsten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.

5.

Neapel.

„Volkmanns historisch-kritische Nachrichten von Italien. Dritter Band."

Lazaroni.

„Es giebt in Neapel zwischen dreyßig und vierzig tausend müßige Leute, welche keine bestimmte Geschäfte

te haben, und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermangelung der Betten liegen sie des Nachts auf Bänken, und heißen daher potentissi Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit stoischer Gleichgültigkeit. Soviel Müßiggänger sind allerdings ein grosses Uebel in einem Staate; allein es hält auch schwer dem Geschmack einer Nation zu ändern, und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehöret Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bey ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bey seinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig ist einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viel tausend Hände durch Fabriken, Handlung und Schiffswesen zu beschäftigen. Unter einer solchen Menge von Müßiggängern muß es nothwendig gottloses Volk geben; sie bringen die Nation in bösen Ruf, welche im Grunde nicht schlimmer ist, als die übrigen Italiener."

Ich konnte zu Neapel zwar sehr viele übel gekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigte. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müssiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten

mir

mir solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammen hing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Betragen, Beschäftigung zu beurtheilen und zu classifiziren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande auch äusserlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bey früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da still stehn, oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte;

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und, nur erwarten, bis sich jemand ihrer bedienen will;

Die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bey den einspännigen Caleschen, auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen, und einem jeden, der sie verlangt zu Diensten sind;

Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen;

Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind weht, der ihnen auf das Meer

1. Mörder.

Und ich ein andrer, der es ſo überdrüßig iſt, ſich, immer zu ſeinem Nachtheil, mit dem Glük herumzubalgen, daß ich alle Augenblike bereit bin, mein Leben auf das ungewiſſeſte Spiel zu ſezen, und es zu verbeſſern, oder ſeiner gar loß zu werden.

Macbeth.

Ihr wiſſet beyde, das Banquo euer Feind war --

Mörder.

Ja, Gnädigſter Herr.

Macbeth.

Er iſt auch der meinige, und mit einem ſo blutigen Haſſe, daß eine iede Minute, die ſein Daſeyn verlängert, das meinige in Gefahr ſezt; und ob ich gleich Macht genug hätte, ihn öffentlich aus meinem Geſicht wegzutilgen, ſo mag ich's doch um gewiſſer Freunde willen nicht thun, die auch die ſeinigen ſind, und deren Zuneigung ich nicht gerne verſcherzte; die Klugheit fordert, daß ich den Fall desjenigen beweine, den ich ſelbſt zu Boden geſchlagen habe; und daher kommt es, daß ich euern Beyſtand nöthig habe, um die Sache, aus beſondern wichtigen Urſachen, vor dem öffentlichen Auge zu verbergen.

2. Mörder.

Gnädigſter Herr, wir wir ſind zu allem entſchloſſen, was ihr uns befehlen könnt

1. Mör-

auszufahren verbiethet. Ich ſah auch wohl noch manche hin und wiedergehen, doch trug meiſt ein jeder ein Zeichen ſeiner Thätigkeit mit ſich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüpelhafte Menſchen. Jemehr ich mich umſah, je genauer ich beobachtete, deſto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittlern Claſſe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geſchlecht, eigentliche Müſſiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das was ich behaupte glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten Kinder, ſind auf mancherley Weiſe beſchäftiget. Ein großer Theil derſelben trägt Fiſche zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere ſieht man ſehr oft in der Gegend des Arſenals, oder wo ſonſt etwas gezimmert wird wobey es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiſer und kleines Holz auswirft, beſchäftigt, ſogar die kleinſten Stückchen in Körbchen aufleſen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erden ſo hinkriechen, in Geſellſchaft älterer Knaben von fünf bis ſechs Jahren, beſchäftigen ſich mit dieſem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt, und ſetzen ſich mit ihren kleinen Holzportionen gleichſam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger, kauft es ihnen ab, brennt es auf ſeinem Dreyfuß zu Kohlen,

Kohlen, um ſich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in ſeiner ſparſamen Küche.

Andere Kinder tragen das Waſſer der Schwefelquellen, welches beſonders im Frühjahr ſehr ſtark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere ſuchen einen kleinen Gewinn, indem ſie Obſt, geſponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen, und wieder als kindiſche Handelsleute, den übrigen Kindern anbiethen, und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umſonſt zu haben. Es iſt wirklich artig anzuſehen, wie ein ſolcher Junge, deſſen ganzer Kram und Geräthſchaft in einem Bret und Meſſer beſteht, eine Waſſermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herum trägt, wie ſich um ihn eine Schaar Kinder verſammlet, wie er ſein Bret niederſetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer ſpannen ſehr ernſthaft, ob ſie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten ſollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben ſo bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bey längerem Aufenthalt, noch manche Beyſpiele ſolches kindiſchen Erwerbes ſammlen könnte.

Eine ſehr große Anzahl von Menſchen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meiſtentheils ſehr ſchlecht gekleidet ſind, beſchäftigen ſich, das Kehricht auf Eſeln aus der Stadt zubringen. Das nächſte Feld

um Neapel iſt nur Ein Küchengarten, und es iſt eine Freude zu ſehen, welche unſägliche Menge von Küchengewächſen alle Markttage herein geſchaft wird; und wie die Induſtrie der Menſchen, ſogleich die überflüſſigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder, ſchaft, um den Cirkel der Vegetation zu beſchleunigen. Bey der unglaublichen Conſumtion von Gemüſen, machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Brocoli, Artiſchocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitaniſchen Kehrigts aus; dieſem wird denn auch beſonders nachgeſtrebt. Zwey große biegſame Körbe hängen auf dem Rücken eines Eſels, und werden nicht allein ganz voll gefüllt, ſondern noch auf jeden mit beſonderer Kunſt ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen ſolchen Eſel beſtehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron ſelbſt, eilen des Tages ſo oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schazgrube iſt. Wie aufmerkſam dieſe Sammler auf den Miſt der Pferde und Maulthiere ſind, läßt ſich denken. Ungern verlaſſen ſie die Straße wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß ſchon vor Anbruch des Tages ein emſiger Menſch ſorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufſuchen wird. Man hat mich verſichert, daß ein paar ſolche Leute, die ſich zuſammen thun, ſich einen Eſel kaufen, und einem größern Beſizer ein Stückchen Krautland

land abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Clima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zuweit aus meinen Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerey sprechen wolte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt: allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Classe des Volks besonders angehören. Einige gehen herum mit Fäschen Eiswasser, und Zitronen, um überall gleich Limonade machen zu können, als einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere, mit Credenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern, in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert stehen; andere tragen Körbe, allerley Backwerk, Näscherey, Zitronen und anderes Obst umher; und es scheint, als wolle jeder das große Fest des Genußes, daß in Neapel alle Tage gefeyert wird, mit genießen, und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so giebt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umstände auf einem Bret, in einem Schachteldeckel, ihre Kleinigkeiten, — oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Lä-

den

den fände, es iſt der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eiſen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch ſind viele Menſchen der niedern Claſſe bey Handelsleuten und Handwerkern, als Beylaufer und Handlanger, beſchäftiget.

Es iſt wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem ſehr übelgekleideten, ja ſogar einem zerlumpten Menſchen zu begegnen; aber dieſer iſt deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte faſt das Paradoxon aufſtellen, daß zu Neapel, proportionirlich, vielleicht noch die meiſte Induſtrie in der ganz niedern Claſſe zu finden ſey. Freylich dürfen wir ſie nicht mit einer nordiſchen Induſtrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den Winter zu ſorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung, von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu verſorgen; daß der Mann den Holz und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh, nicht aus der Acht laſſen darf, u. ſ. w. werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen groſſen Theil des Jahres entfernt man ſich gern aus der freyen Luft, und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm,

Regen,

Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten aufeinander, und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte? Er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu ſchaffen vorzuarbeiten. Gewiß haben dieſe Natur-Wirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleichbleiben, den Charakter, der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus unſerm Geſichtspunkte zu ſtrenge. Was Herr von Paw in ſeinen Recherches ſur les Grecs bey Gelegenheit, da er von den cyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihren Grundſatz, alles zu entbehren, habe ein Clima ſehr begünſtigt das alles gewährt. Ein armer und elend ſcheinender Menſch, könne in den dortigen Gegenden die nöthigſten und nächſten Bedürfniſſe nicht allein befriedigen, ſondern die Welt aufs ſchönſte genießen; und eben ſo würde ein ſogenannter neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verſchmähen, und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kayſerin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauren; da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einlädet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nakt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnet, sondern im Sommer unter den Ueberdächern, auf den Schwellen der Palläste, und Kirchen, in öffentlichen Hallen, die Nacht zubringt, und sich bey schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterstekt, ist deßwegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer von dessen Producten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerley Obst und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdienet hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend, Campagna felice, schon Jahrhunderte trägt: so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben seyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Tableau von Neapel zuschreiben unternehmen sollte; wozu denn

frey

freylich kein geringes Talent, und manches Jahr Beobachtung erforderlich seyn möchte. Man würde alsdenn im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist als alle übrige Classen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um blos zu leben, sondern um zu geniessen, und daß sie sogar bey der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beytragen mag, daß die Handwerker, beynahe durchaus, gegen die nordischen Gegenden sehr zurück sind; daß Fabriquen nicht zu Stande kommen; daß, ausser Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß mit der grossen Masse von Menschen, wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im einzelnen bemühen mögen; daher daß kein Mahler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; daher daß sich die Geistlichen im Müssiggange am wohlsten seyn lassen, und daß auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung geniessen mögen.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Classe nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können: allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bey ihnen, wie bey frohen

Kindern, denen man etwas aufträgt, daß ſie zugleich ihr Geſchäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geſchäfte machen. Auch iſt dieſe Claſſe von Menſchen eines ſehr lebhaften Geiſtes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache ſoll figürlich, ihr Witz ſehr lebhaft und beiſſend ſeyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pullicinell noch jene Spiele fortſetzt, ſo nimmt die ganz gemeine Claſſe von Menſchen noch jetzt Antheil an dieſer Laune. Wovon ein andermal.

6.

Plinius Naturgeſchichte

drittes Buch, fünftes Capitel.

„Ja Campanien allein wäre einer weitläuftigen Beſchreibung werth.

So glücklich, anmuthig, ſelig ſind jene Gegenden daß man erkennt, an dieſen Orte habe die Natur ſich ihres Werks erfreut.

Denn dieſe Lebensluft, dieſe immer heilſame Milde des Himmels, ſo fruchtbare Felder, ſo ſonnige Hügel, ſo unſchädliche Waldungen, ſo ſchattige Hölzchen, ſo nutzbare Wälder, ſo luftige Berge, ſo ausgebreitete Saaten, ſolch eine Fülle von Reben und Oehlbäumen, ſo edle Wolle der Schaafe,

ſe, ſo fette Nacken der Stiere, ſoviel Seen, ſo ein Reichthum von durchwäſſernden Flüſſen und Quellen, ſo viel Meere, ſo viel Hafen! Die Erde ſelbſt die ihren Schoos überall dem Handel eröffnet, und gleichſam dem Menſchen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus ſtreckt.

Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menſchen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte, und wieviel Völker ſie durch Sprache und Hand überwunden haben.

Von dieſen Lande fällten die Griechen das ehrenvolſte Urtheil, ein Volk das ſich ſelbſt unmäßig zu rühmen pflegte, indem ſie einen Theil davon Großgriechenland nannten.“

Lebensgenuß des Volks
in und um Neapel.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit, erblickt man da überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur ſich ziert, ſcheinen den Menſchen einzuladen, ſich und alle ſeine Geräthſchaften, mit ſo hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüthen, ſchmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringſten Häuſern ſind,

1. Mörder.

Wenn gleich unſer Leben --

Macbeth.

Eure Geiſter ſcheinen durch euch hervor. Binnen einer Stund', aufs längſte, will ich euch über Zeit, Ort und Augenblik den nähern Unterricht geben, denn es muß bey Nacht gethan werden, und in einiger Entfernung von dem Palaſt -- aber das muß noch genauer beſtimmt werden -- und mit ihm ſoll, um keine Arbeit zu machen, auch Fleance, ſein Sohn, der ihm Geſellſchaft leiſtet, und deſſen Hinwegräumung mir nicht weniger wichtig iſt, als ſeines Vaters, das Schikſal dieſer finſtern Stunde theilen. Bedenket euch nun allein, ich will gleich wieder zu euch kommen.

Mörder.

Wir ſind ſchon entſchloſſen, Gnädigſter Herr.

Macbeth.

Gut, ſo will ich euch wieder ruffen laſſen; geht indeß auf die Seite -- (die Morder gehen ab.) Es iſt beſchloſſen -- Banquo, wenn deine Seele dem Himmel zufliegen will, ſo muß ſie ihn in dieſer Nacht ausfindig machen.

k

Ich ſah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothſamtener großer mit Gold breit geſtikter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf ſtand ein geſchniztes, ſtark vergoldetes und verſilbertes Käſtchen, worin das weißgekleidete Todte mit roſenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ekken des Käſtchens waren vier Engel, ohngefehr jeder zwey Fuß hoch angebracht, welche große Blumenbüſchel in Händen über das Kind hielten, und, weil ſie unten nur an Dräten befeſtigt waren, ſo wie die Bahre ſich bewegte, gleichfalls wackelten, und über das Kind Blumengerüche auszuſtreuen ſchienen. Die Engel bewegten ſich nun deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte, und die vorangehenden Prieſter und die Kerzenträger, mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch daß die Waare zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſey.

Bey Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Scheiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders, aufgetiſcht und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrockneten Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannigfaltigſte heraus geputzt. Die ausgebreiteten Pommeranzen und Zitronen, von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grü-

nen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bey den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereitzt wird.

In den Fleischbänken hängen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite, oder die Keule stark vergoldet sey. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeyertage, als Schmauſsfeste berühmt. Es ist alsdenn eine allgemeine Corsagna wozu sich 500,000 Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straſse Toledo, und neben ihr mehrere Straſsen und Plätze, auf das apetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eſswaaren hängen in Guirlanden über die Straſsen hinüber; groſse Paternoster, von vergoldeten mit rothen Bändern gebundenen Würsten; weiſsche Hahnen, welche alle eine rothe Fahne unter dem Pörzel stecken haben. Man versicherte, daß deren 30.000 verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Auſser diesen werden noch eine Menge Esel, mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Hausen

ſen Eyer, welche man hier und da ſieht, ſind ſo groß, daß man ſich ihrer niemals ſoviel beyſammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieſes verzehret wird; alle Jahre reitet ein Policeydiener mit einem Trompeter durch die Stadt, und verkündiget auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine, u. ſ. w. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerkſam zu, freut ſich unmäßig über die groſſen Zahlen, und jeder erinnert ſich des Antheils an dieſem Genuſſe mit Vergnügen.

Was die Mehl und Milchſpeiſen betrift, welche unſere Köchinnen ſo mannigfaltig zu bereiten wiſſen, iſt für jenes Volk, das ſich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohl eingerichtete Küche hat, doppelt geſorgt. Die Makaroni, ein zarter ſtark durchgearbeiteter, gekochter, in gewiſſe Geſtalten gepreſter Teig von feinem Mehle, ſind von allen Sorten überall um ein geringes zu haben. Sie werden meiſtens nur in Waſſer abgekocht, und der geriebene Käſe ſchmälzt und würzt zugleich die Schüſſel. Faſt an der Ecke jeder groſſen Straſe ſind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll ſiedenden Ochls, beſonders an Faſttagen beſchäftiget, einem Jeden Fiſche und Backwerk nach ſeinem Verlangen ſogleich zu bereiten. Dieſe Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tauſend Menſchen tragen ihr Mittag und Abendeſſen von da

auf einem Stückchen Papyier davon. Besonders sind die Werkstädte dieser Frigitori am Tage des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit den Bilde des Heiligen, und mit vielen Gemälden von Seelen welche im Fegefeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheitzet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Oehl; die beyden Personen aber, welche mit großen zweyzinkigten Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten; sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen, wird niemand errathen.

Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bey großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabey erscheinen solten, blonde Perrüken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perrüken durch die Zeit kahl geworden, oder man hat sie nicht immer so reichlich hat haben können; genug in einem Lande, wo meist ein jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perrüke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verlohren gegangen: so daß diese beyden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgend eine alte Perrüke auf das

eine

eine Ohr ſetzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren, und ſo die guten Geiſter vorſtellen, welche die Seelen aus dem Fegefeuer heraushohlen. Dieſe wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geſchrey, noch mehr aber der wohlfeile Preis an dieſen Tage, zieht eine Menge Käufer herbey, welche ihren Appetit für ein geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeyten Seelen im Fegfeuer abſenden.

II.

Das Geheimniß des Kosmopolitenordens.

Zweytes Kapitel.

Von den politiſchen Grundſätzen der Kosmopoliten und ihrem Verhältniß zu der bürgerlichen Geſellſchaft.

1.

Unter welcher Staatsverfaſſung ein Kosmopolit leben mag, es ſey nun, daß er hierin bloß von der Nothwendigkeit, oder durch ſeine eigne Wahl beſtimmt worden ſey, ſo lebt er immer als ein guter und ruhiger

Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere bürgerliche Gesellschaft deren Mitglied er ist; aber sie sind es auch, die den Wirkungen desselben Schranken setzen. Was man bey den alten Griechen und bey den stolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrschaft über die Welt gestiftet zu seyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, ist eine mit den kosmopolitischen Grundbegriffen unverträgliche Leidenschaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer seyn. Der einzige Atticus macht vielleicht eine Ausnahme; aber er war auch in der That, seinem Beynahmen gemäß, mehr Athenienser als Römer; und was konnte er in seinen Verhältnissen, während des Sturms der die Aristokratische Demokratie in Rom umstürzte, weiseres und besseres thun, als sich bloß auf die Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten einzuschränken?

Der Kosmopolit befolgt diejenigen Gesetze des Staats worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützlichkeit offenbar ist, als Weltbürger, und unterwirft sich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meynt es wohl mit seinem Volke, aber er meynt es eben so wohl mit allen andern, und ist unfähig, den Wohlstand, den Ruhm, die Größe seines Vaterlandes auf absichtliche Uebervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen. Die Kosmopoliten

politen laſſen ſich daher niemals in Verbindungen ein, die mit der genaueſten Ausübung dieſer Geſinnungen unverträglich wären; ſie entziehen ſich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wo ihnen die entgegengeſetzten Maximen als Grundregeln vorgeſchrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Größe etwas noch ſeltners geben könnte, als einen Miniſter der ein Kosmopolit wäre, ſo wäre es, wenn dieſer Miniſter ſich zehen Jahre hinter einander an ſeiner Stelle erhalten hätte.

2.

Ein Kosmopolit iſt, vermöge ſeiner weſentlichſten Ordenspflichten, immer ein ruhiger Bürger, auch wann er mit dem gegenwärtigen Zuſtande des gemeinen Weſens nicht zufrieden ſeyn kann. Aber wiewohl dieſes letztere (aus einem Mangel an objectiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall ſeyn muß; wiewohl er, mit dem beſten Willen von der Welt, alles, was gut iſt, gut zu heißen, die Maßregeln und Handlungen der Vorſteher des Staats nicht immer beſingen und beklatſchen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Mißgriffe, Inconſequenzen u. ſ. w. ſehr wohl ſieht und ſehr ernſtlich mißbilligt — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfaſſung, Geſetzgebung, Polizey, Oekonomie, und der ganzen Adminiſtration im Großen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel, dieſen Gebrechen abzuhelfen,

sen, kennt, und nichts eifriger wünscht als ihnen abgeholfen zu sehen: so kann man doch sicher darauf rechnen, daß er niemals, weder aus eigennützigen noch patriotischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltsamen Revolution, an einem Königsmord, absichtlichen Antheil gehabt, noch jemals diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freyheit setzte, Brutus und Cassius, welche Cäsarn zu einer Zeit ermordeten, wo sein möglichst langes Leben eine Wohlthat für die Welt gewesen wäre, Milton, der die Enthauptung Carls des Zweyten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen alles für erlaubt hielt, waren republikanische Enthusiasten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beyspielen, wo auch diese letzten gegen unerträgliche Mißbräuche der höchsten Gewalt, gegen politischen und religiösen Despotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Gesetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloser Mini-

Miniſter und dergleichen, in gewiſſem Sinne, Partey gemacht und gearbeitet haben: aber nur ſo lange es durch rechtmäßige Mittel geſchehen konnte. In ſolchen Fällen iſt Widerſtand ſogar eine ihrer Ordenspflichten; nur ſind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Dieſe mögen ſie mit ſo viel Witz, Beredſamkeit, Scharfſinn und Stärke, als ſie nur immer in ihrer Gewalt haben, zum Beſten der guten Sache brauchen, und in dieſer Art von Krieg, vertheidigungs- und angriffsweiſe ſo viel Verſtand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freymüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich iſt: wenn ſie alles gethan haben, ſo haben ſie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan. Aber ſobald ſie ſehen, daß die brennenden Köpfe die ſich etwa an die Spitze der Beſſergeſinnten und der Unterdrückten ſtellen, ſolche Wege einſchlagen, die durch ihre natürliche Folgen den Staat gewaltſam erſchüttern müſſen; ſobald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbeſſerungen theurer, als ſie vielleicht werth ſind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlſtand und dem Leben von Tauſenden und Hunderttauſenden zu erkaufen: dann ziehen ſie ſich in Zeiten zurück; arbeiten nun vielmehr das im Staat angezündete Feuer zu löſchen als die Flamme noch mehr anzublaſen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört würde, ſtehen ſie lieber von allem

Dritte Scene.

[Ein andres Zimmer im Palaſt.]

Lady Macbeth und ein Bedienter.

Lady.

Iſt Banquo ſchon abgereißt?

Bedienter.

Ja, Gnädigſte Frau, aber er kommt auf die Nacht wieder zurük.

Lady.

Sage dem Könige, ich möchte, wenn's ihm gelegen iſt, ein paar Worte mit ihm ſprechen.

[Der Bediente geht.]

Alles iſt verlohren, und nichts gewonnen, wenn wir das Ziel unſrer Wünſche mit unſrer Zufriedenheit erkauft haben --

Macbeth tritt auf.

Wie ſteht's, Milord? warum ſo viel allein? wozu ſoll es dienen, daß ihr die verdrießlichſten Einbildungen zu eurer Geſellſchaft macht, und euch mit Gedanken unterhaltet, die mit denen, an welche ſie denken, geſtorben ſeyn ſollten? An Dinge die nicht zu ändern ſind, ſollt' auch nicht gedacht werden; was gethan iſt, iſt gethan.

Macbeth.

Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen wollten wider ihre Absicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plan wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Partheygeistes und des wüthenden Kampfes der willkührlichen Macht, die sich zu erhalten, mit der beleidigten Menschheit, die sich frey zu machen und zu rächen sucht, zu Trümmern gehen mußte.

Man hat den Kosmopoliten dieses Betragen von jeher für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache, und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen sich eben so zu betragen scheinen, wie jene.

Aber es ist (nach einer alten und sehr wahren Bemerkung) nicht immer einerley, wenn Zwey dasselbe thun; und wie (mit Hallern zu reden) ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach: so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbesagten Fällen ist ein Prinzip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nehmlich: „daß in der moralischen Ordnung der Dinge (wie in der physischen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit, durch natürliche, sanfte,

und

und von Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwickelung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß." Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte; alle gewaltsame Mittel um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte; alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabey berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr als nöthig ist zu thun — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften, nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende viel Gutes hervorbringen, zerstören auch zu gleicher Zeit so viel Gutes, und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist, zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Nach den Grundbegriffen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel, sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Meynung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nehmliche Gute, oder vielmehr ein weit größeres

erhal-

erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte; ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da, vermöge der Natur der Dinge, eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das in diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Uebrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fällen, wo der Staat in Partheyen zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen die gute Sache; sondern gerade ihr erleuchteter und wohlgeordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwey Fälle allein ausgenommen) für keine Parthey erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Partheyen, deren keine weder ganz recht noch ganz unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil, von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bey aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern, und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschließlich für eine Parthey erklärten.

Ich kenne (vorberührter maßen) nur zwey Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Parthey gegen eine andere vereinigen. Der erste ist, wenn es moralisch

lich gewiß ist, daß ihr öffentlicher Beytritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde: der andere, wenn eine offenbar unrecht leidende Parthey in Gefahr wäre, ohne ihren Beystand gänzlich unterdrückt zu werden; oder wenn eine Parthey die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte z. B. in den Niederländischen Unruhen unter Philipp II. und seinem teufl:schen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Parthey gegen diese Unmenschen zu machen: so würde (als ein Beyspiel des ersten Falles) wenn die künftigen Repräsentanten der französischen Nation auf den guten Gedanken kämen, der willkührlichen Gewalt des Königs und seiner Minister zweckmäßige und der Natur ihres Staates angemessene Schranken zu setzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anstehen können, diese Parthey aus allen seinen Kräften zu unterstützen.

3.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur Eine Regierungsform, gegen welche nichts einzuwenden sey, und dieß ist, sagen sie, die Regierungsform der Vernunft. Sie bestünde darin: wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgesezten nach vernünftigen Gesetzen regiert würde. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß das Wort vernünftig hier in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es

die bloße Fähigkeit vernünftig zu werden, ſondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zuſtehenden Herrſchaft über den thieriſchen Theil der menſchlichen Natur bezeichnet. Daß dieſe Regierungsform (mit Erlaubniß und ohne jemands Beleidigung zu ſagen) bis dato noch unter die Dinge gehöre, die zwar jedermann in gewiſſen Augenblicken wünſcht, die aber noch nie exiſtiert haben, wird ſchwerlich irgend ein vernünftiger Menſch zu läugnen begehren. Aber daß ſie nicht nur möglich ſey, ſondern daß alle bürgerliche Geſellſchaft wirklich, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr ſtrebe, und wie langſam auch immer der Fortſchritt ſeyn mag — ihr mit der Länge der Zeit immer näher komme, iſt ein Lieblingsſatz der Kosmopoliten, deſſen Wahrheit auf keinem ſchwächern Grunde beruht, als auf dem großen, ihrer Meynung nach unumſtößlichen moraliſchen Axiom: daß, vermöge einer unfehlbaren Veranſtaltung der Natur, das menſchliche Geſchlecht ſich dem Ideal menſchlicher Vollkommenheit und daraus entſpringender Glückſeligkeit immer nähere, ohne es jemals völlig zu erreichen.

Ihrer Meynung nach ſind alle bisher bekannte Regierungsformen eben ſo viele natürliche Stufen, auf welchen die menſchliche Geſellſchaft zur vollkommenſten, zur Regierung der Vernunft, emporſteigt. Eine jede derſelben bildete ſich anfangs auf eine bloß natürliche

Art

Art gleichsam von selbst, war fast immer das Werk zufälliger Ursachen, momentaner Bedürfnisse, persönlicher Vorzüge und Verdienste auf Seiten der Regenten, freywilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den besondern Umständen des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe seiner Cultur, dem Himmelsstrich, unter welchem es wohnte, der Lage und physischen Beschaffenheit des Landes, der Nahrung und Lebensweise, dem Nationals Temperamente u. s. w. bald mehr bald weniger angemessen. In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinct — Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick, und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wußten den Werth der Freyheit gehörig zu schätzen, noch wenigere wußten Freyheit mit bürgerlicher Ordnung, und die Künste des Kriegs (der gewissermaßen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch sie — deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach was es ist, und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland

land der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Cultur aufs höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, die seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Natur-Fähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die eben so bekannte Wirkung, daß — bey dem schnellsten Fortschritt der Cultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiß und dem Wetteifer, den die Concurrenz hervorbringt, abhangen, — die höchste aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältnißmäßig am weitesten zurückgeblieben ist. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte der Nation und die Rechte des Throns nicht auseinander gesetzt, nicht gegen einander abgewogen, und dem ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaften gemäß, bestimmt. Noch giebt es Staaten, wo nicht die

die allgemeine Vernunft, ſondern der oft ſehr blödſichtige Verſtand und der ſchwankende Wille eines Einzigen, oder der Wenigen, die ſich ſeiner Autorität zu bemächtigen wiſſen, die Quelle der Geſetze iſt. Noch wird das, was man Juſtizpflege nennt, in den meiſten Ländern durch barbariſche, ſchlecht zuſammenhangende, und auf Zeit und Umſtände übel paſſende Geſetze geſchändet. Noch iſt in vielen Staaten nichts ungewiſſers, als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freyheit und des Lebens der Bürger. — Und alles dies in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunſt und Wiſſenſchaft, Geſchmack und Aufklärung und Verfeinerung, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, Stufen erſtiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte herunter ſieht!

Aber auch in dieſen wichtigen und zum Glück der Völker ſo weſentlichen Stücken ſcheint ſich (oder alles müßte uns betrügen) der gegenwärtige Zuſtand von Europa einer wohlthätigen Revolution zu nähern; einer Revolution, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, ſondern durch ruhige, unerſchütterlich ſtandhafte Beharrlichkeit bey einem pflichtmäßigen Widerſtand, — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenſchaften mit Leidenſchaften, der Gewalt mit Gewalt, ſondern durch die ſanfte, überzeugende, und zuletzt unwiderſtehliche Uebermacht der Vernunft

bewürkt werden wird; kurz, einer Revolution, die, ohne Europa mit Menschenblut zu überschwemmen, und in Feuer und Flammen zu setzen, das bloße wohlthätige Werk der Belehrung der Menschen über ihr wahres Interesse, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daseyns, und die einzigen Mittel, wodurch derselbe sicher und unfehlbar erreicht werden kann, seyn wird. — Was zu diesem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts schon geschehen, ist bekannt: was im Werden ist, wird noch vor Verfluß desselben entschieden, und von den wichtigsten Folgen seyn; und man kann sich darauf verlassen, daß die Kosmopoliten bey allem diesem keine müßigen Zuschauer abgeben.

4.

Es erhellet aus dem vorhin gesagten, daß die Kosmopoliten alle noch jetzt bestehenden Regierungsformen als bloße Gerüste zu Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit betrachten, woran, in gewissem Sinne, alle vorgehenden Jahrhunderte gearbeitet haben. Aber Despotismus ist, nach ihren Begriffen, eine barbarische Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, Umstände und Bedingungen voraussetzt, die bey den aufgeklärtern Nationen in unserm Europa nicht mehr denkbar sind. Ueberhaupt ist er diesem Welttheile, selbst in den Zeiten, die der Cultur und Aufklärung vorhergegangen,

immer

immer unbekannt geweſen. Jahrtauſende lang war Freyheit das Element ſowohl ſeiner rohen, als ſeiner polizierten und gebildeten Bewohner. Alle Stifter der heutigen europäiſchen Reiche waren Anführer freyer Menſchen; und wo findet ſich (ein einziges nordiſches ausgenommen), eine öffentliche Acte, wodurch in einem der übrigen die Nation förmlich und feyerlich ihren Freyheitsrechten entſagt hätte? Und kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geſchichte deutlich dargethan werden, daß alles was der Thron in einigen Staaten über die unläugbaren Rechte der Nation gewonnen hat, entweder hinterliſtig erſchlichen, oder gewaltſamer Weiſe uſurpiert und erzwungen worden iſt? Aber könnte man auch beweiſen, daß unſre Vorfahren jemals dumm genug geweſen wären in ihre Unterdrückung einzuwilligen, und es auf die Willkühr eines Einzigen ankommen zu laſſen, wie er über ihre Perſonen und ihr Eigenthum ſchalten wolle: was könnte eine ſolche Thatſache im Wege des Rechts den Anſprüchen ihrer Nachkommenſchaft ſchaden? Gegen die ewigen Geſetze der Vernunft, gegen die weſentlichen Rechte der Menſchheit, gilt keine Verzicht, keine Verjährung, keine Verabſäumung der Gelegenheit ſie geltend zu machen oder zu reclamiren. Das erſte, was Menſchen, unter welcher Regierungsverfaſſung ſie leben, zu fodern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann ſtreitig machen könnte, iſt „Menſchen zu ſeyn" — und Menſchen können ſie nicht ſeyn, wenn

Macbeth.

Wir haben die Schlange zerſtükt, nicht getödtet -- Sie wird wieder zuſamenwachſen, und ſie Selbſt ſeyn; indeß daß unſre arme einfältige Boßheit der Gefahr ihrer vorigen Zähne ausgeſezt bleibt. Aber ehe ſollen beyde Welten aus ihren Angeln fallen, und alle Weſen unter ihrem Gewicht zertrümmern, eh wir unſer Brod mit Zittern eſſen, und in der Beängſtigung dieſer ſchrekklichen Träume ſchlafen wollen, die uns bey nächtlicher Weil' erſchüttern. Beſſer bey dem Todten ſeyn, (den wir, dieſen Plaz zu erhalten, in ſeine Ruhe geſandt haben,) als auf dieſer Folter des Gemüths in raſtloſer Pein zu ligen -- Duncan ligt in ſeinem Grabe; auf das unruhvolle Fieber des Lebens, ſchläft er wohl; Verrätherey hat ihr ärgſtes gethan; nun kan weder Gift, noch Stahl, weder einheimiſche Boßheit, noch auswärtiger Anfall, nichts kan ihn mehr berühren.

Lady.

Kommt, kommt, mein liebſter Lord, heitert dieſe finſtern Blike auf; ſeyd munter und Jovialiſch, unter euern Gäſten, auf die Nacht.

Macbeth.

Das will ich, meine Liebe, und ich bitte, ſeyd es auch. Sonderheitlich habt eine immer geſchäftige Achtung für Banquo; thut ihm mit Bliken und Worten, alle erſinnliche Ehre an; noch erheiſcht es die Zeit, daß wir unſre Würde vergeſſen, uns zu Schmeicheleyen herablaſſen, und unſre Geſichter zu lächelnden Masken unſrer Herzen machen.

ſie Sclaven ſind. Die Anwendung dieſer groſſen Grundwahrheit, die auch der ſchaamloſeſte Schmeichler und verworfenſte Knecht der Könige zu läugnen ſich nicht unterſtehen darf, iſt reich und fruchtbar an eben ſo unläugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daß Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was ſie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein groſſes näher gekommen ſeyn werde, als es dermalen iſt. Das wohlthätige Licht, das ſich immer weiter über dieſen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt, und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falſchen Staatskunſt bis in ſeine geheimſten Hölen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker ſowohl als die Regenten immer beſſer und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, dieſe hingegen, umgekehrt, über die ſo oft überſchrittenen Schranken ihrer Rechte und die ſo oft vergeſſne Gröſſe ihrer Pflichten belehren. Jene werden einſehen lernen daß nur ein blödſinniger ſich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben, und ſich vor Blitzen von Bärlappenſtaub zu fürchten — daß nur Schaafe einem Herren unterthänig ſind, der ſie bloß darum weiden läßt, um ſie zu ſcheeren, und, ſo bald es ihm einfällt oder gelegen iſt, abzuſchlachten — und daß es nur an ihnen liegt, die Spinnefäden die ſie in einer ſeltſamen Verblendung für unzerreißliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf

der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die deſſen bedürfen, die Augen öfnen, und ſie aus der traumähnlichen Täuſchung erwecken, worin einige von ihnen ihr eigenes wahres Intereſſe ſo ſehr verkennen. Aus innerſter Ueberzeugung, daß es für einen König unendlichemal beſſer iſt, über freye, thätige und glückliche Menſchen als über thieriſche, muthloſe, langſam verhungernde Sclaven, — beſſer über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleiſſes, der Betriebſamkeit, der Künſte und des Reichthums verſchönerte Länder, als über armſelige Hütten und verwildernde Einöde zu regieren — werden ſie ſich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Abſicht Unheil anzurichten, entäußern, um deſto unbeſchränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem ſie ſich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geſchweige einem Menſchen, zukommen kann, begeben, werden ſie, aus innerer Ueberzeugung, nichts verlieren, aber wohl ſehr viel zu gewinnen glauben. Es wäre zu ſanguiniſch gehofft, wenn wir uns eine ſo wohlthätige Revolution von einem großmüthigen Entſchluß, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, verſprechen wollten: aber da ſie ſo augenſcheinlich ihr eignes höchſtes Intereſſe iſt, ſo läßt ſich mit beſtem Grunde erwarten, daß die Zeit, wo eine ſo evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr ſo ſo ferne ſey, als viele Kleingläubige ſich einbilden. Noth lehrt

nicht nur beten, ſie lehrt auch denken; und wenn man erwägt, wie groß und ausgebreitet oft der Nutzen eines einzigen vernünftigen Gedankens iſt, den ein Fürſt zu rechter Zeit hat: ſo können die Freunde der Menſchheit nicht anders, als ſich freuen, daß manche es ſo eifrig darauf angelegt zu haben ſcheinen, ſich recht bald in dieſe heilſame Nothwendigkeit zu ſetzen.

§.

Da die vernunftmäßigſte Verfaſſung und Regierung der Völker, welcher (nach dem Syſtem der Kosmopoliten) der ganze Zuſammenhang der menſchlichen Dinge mit langſamen, aber deſto feſtern Schritten ſich nähert, durch nichts mehr beſchleunigt werden kann, als durch die möglichſte Kultur der Vernunft, die möglichſte Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichſte Publicität aller Thatſachen, Beobachtungen, Entdeckungen, Unterſuchungen, Vorſchläge zu Verbeſſerungen, oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Geſellſchaften und Staaten, oder dem menſchlichen Geſchlecht überhaupt nützlich ſeyn kann, ſo betrachten die Kosmopoliten die Freyheit der Preſſe, ohne welche dies alles nicht bewerkſtelligt werden könnte, als das dermahlige wahre Palladium der Menſchheit, von deſſen Erhaltung alle Hoffnung einer beſſern Zukunft abhängt, deſſen Verluſt hingegen eine lange und ſchreckliche Folge unabſehbarer Uebel nach ſich ziehen würde. Man beurtheile dies

ſo

ſe Sache weder einſeitig noch ebenhin! Wir wiſſen ſo gut als jemand, was ſich in einer luſtigen Laune darüber witzeln, oder in einer finſtern darüber ſeufzen läßt; und eben ſo bekannt ſind uns die mehr oder wenig ſcheinbaren Gründe, womit man die vorgebliche Nothwendigkeit, der Preßfreyheit willkührliche Schranken zu ſetzen, aufſtützen und anſtreichen will. Aber ſie fallen von ſich ſelbſt zuſammen, wenn man bedenkt, daß die Freyheit ſelbſt verlohren iſt, ſobald ihr andere und engere Schranken geſetzt werden, als die Natur der Sache zuläßt. Nun iſt aber ſchon längſt unumſtößlich erwieſen, daß man der Preßfreyheit, (ohne ſie nach und nach ſo lange zu beſchneiden bis nichts mehr von ihr übrig bliebe) gar keine andere Schranken ſetzen darf, als diejenigen, die jedem Schriftſteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht geſetzt ſind. Alle Schriften nemlich, deren Bekanntmachung in jedem polizierten Staate, wie groß auch die perſönliche Freyheit in demſelben ſeyn mag, ein Verbrechen iſt, und es vermöge der Natur der Sache ſeyn muß — alſo Schriften, welche ſolche directe Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Perſonen enthalten, die in den bürgerlichen Geſetzen verboten und verpönt ſind — Schriften, welche geradezu Aufruhr und Empörung gegen die geſetzmäßige Obrigkeit zu erregen ſuchen — Schriften, welche geradezu gegen die geſetzmäßige Grundverfaſſung des Staats gerichtet

richtet sind — Schriften, welche geradezu auf den Umsturz aller Religion, Sittlichkeit, und bürgerlichen Ordnung arbeiten — alle solche Schriften sind in jedem Staat eben so gewiß strafwürdig als Blasphemie, Hochverrath, thätliche Beleidigungen, öffentliche Unzucht, Giftmischerey u. s. w. Aber das Wörtchen direct oder geradezu ist hier nichts weniger als müßig; es ist so wesentlich, daß die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn sobald es irgend einem bestellten Bücher-Censor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen die von seiner Vorstellungsart, seiner besondern Meynung, oder Vorurtheilen, dem Grade seines Verstandes oder Unverstandes, seiner Sachkenntniß oder Unwissenheit, der Schiefheit oder Richtigkeit seines innern Auges, der Lauterkeit oder Verderbenheit seines Gefühls und Geschmacks abhiengen, — welches Buch wäre vor der Verdammung sicher? Und wissen wir nicht aus der Erfahrung, daß in Ländern, wo eine so willkührliche Censur herrscht, gerade die vortrefflichsten Bücher die ersten sind, die in den Index prohibitorum gesetzt werden?

Es sey also daß man, um ein Amt mehr zu haben *), einen Bücher-Censor bestellen will, oder daß die

*) Ich gestehe, daß ich von der Nothwendigkeit einer eignen Bücher-Censur in einem wohlpolizierten Staate, nicht sehr

die Unterſuchung über Schriften, die als verbrecheriſch denunciiert werden, dem ordentlichen Richter überlaſſen bleibt, immer iſt unläugbar, daß jener nun ſolche Bücher verbieten kann, deren Verfaſſer dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniß zuſteht. Ueber die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, intereſſant oder unbedeutend, nützlich oder ſchädlich ſey, ob der Autor wohl oder übel räſonniere, hat kein andrer Cenſor zu erkennen als das Publikum und die Zeit, welche die entſcheidenden Stimmen ſammelt und bekannt macht: viel weniger kann aus irgend einem ſolchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne ſich an den weſentlichſten Rechten der Gelehrten-Republik zu ver-

überzeugt bin. Warum beſtellt man nicht auch beſondere Aufpaſſer, die dahin ſehen, daß Niemand ſich betrinke, oder dem andern eine Ohrfeige geben, oder ſeine Taſchenuhr mauſen, oder irgend ein anderes Gebot im Dekalogus übertreten könne? Man läßt es ganz ruhig darauf ankommen, und begnügt ſich, den wirklichen Uebertreter zu beſtrafen, wenn er nach rechtlicher Unterſuchung des Verbrechens überwieſen worden iſt. Warum hält man es mit den ſchriftſtelleriſchen Verbrechen nicht eben ſo? Der Cenſor, dem ein criminelles Manuſcript in die Hände kommt, kann und darf doch (wenige Fälle ausgenommen) nichts weiter thun als den Druck verbieten? Und dieſes Verbots ungeachtet, wird es irgendwo gedruckt und als Contrebande in den Staat hinein geſchwärzt werden. Wozu alſo die Cenſur?

vergreiffen, die (eben so wie die christliche) vom Staat ganz unabhängig ist, so lange sie nichts gegen seine Grundsätze unternimmt. Die Wissenschaften, die Litteratur, und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Erfindungen, die seit Erfindung der alphabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu; aber wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt, und in der Freyheit, die ihr Element ist, ungehindert weben und leben läßt! Vor allen andern Völkern hat die teutsche Nation vorzüglich Ursache, eine Beschützerin der Preßfreyheit zu seyn; Sie, in deren Schoße zuerst die Erfinder der Typographie, und bald darauf die weisen und muthvollen Männer entstanden sind, die diese durch den freyen Gebrauch, den sie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte von Europa von der Tyrannei des römischen Hofes zu befreyen, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten, und den unabhängigen Geist der Untersuchung, der nach und nach über alle Gegenstände der menschlichen Kenntnis ein so wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tausendjährigen Schlummer aufzuwecken. Wie übel stände es uns an, unsre eigne Wohlthaten wieder zurüknehmen, den Fortgang der Wissenschaften mitten in ihrem muntersten Lauf aufhalten, und der Aufklärung, der wir so viel Gutes schon zu danken, von der wir und unsre Nachkom-

kommen noch so viel Gutes zu erwarten haben, unnatürliche Grenzen setzen zu wollen, da sie doch, vermöge der Natur des menschlichen Geistes, eben so grenzenlos ist, als die Vollkommenheit, wozu die Menschheit mit ihrer Hülfe gelangen kann und soll? Doch wozu sage ich dies? Gewiß kann der Gedanke, so etwas unternehmen zu wollen, in keinem gesunden Kopfe nur einen Augenblick Platz finden. Gewiß ist es bloßer leicht zu hebender Mißverstand, wenn Männer von gutem Willen eines solchen Vorhabens beschuldiget werden: so wie es unmöglich etwas anders als Mißverstand seyn könnte, wenn solche Männer sich wirklich verbunden hielten, der guten Sache durch ein so verzweifeltes Mittel zu Hülfe zu kommen.

V.

(Die Fortsetzung künftig.)

III.

Ueber

die Natur des Vergnügens.

(Fortgesetzt von S. 79. des vor. Monatsstücks.)

§. 5.

Einseitige Rücksicht auf das thätige Vermögen des Gemüthes.

Sulzer verdient unter denjenigen, welche das Vergnügen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet haben, schon darum vorzüglich genannt zu werden, weil er seine Resultate in eine ziemlich ausführliche Theorie zusammengefaßt, und in seiner berühmten Untersuchung über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen *) aufgestellt hat. Da er in dieser Abhandlung, meiner Ueberzeugung nach, wirklich alles Wesentliche gesagt hat, was sich aus diesem Gesichtspunkte über das Vergnügen sagen läßt, so bin ich genöthiget einen genauen und zu meiner Absicht vollständigen Auszug aus derselben (bey welchem ich so viel möglich war die Worte des Verf. beybehalten habe) voranzuschicken, der meinen Lesern, welche die Abhandl

*) J. G. Sulzers vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich 1773.

Abhandlung ſelbſt nicht geleſen, unentbehrlich, den übrigen aber, wie ich hoffe, nicht unwillkommen ſeyn wird.

Allgemeine Theorie des Vergnügens.

1) Wir müſſen zu dem Weſen der Seele hinaufgehen, wenn wir die erſte Grundquelle alles Vergnügens entdecken wollen.

2) Das Weſen der Seele beſteht in ihrer natürlichen Thätigkeit, und dieſe in der Hervorbringung von Ideen (d. h. Vorſtellungen überhaupt) oder in der Kraft zu denken.

3) Ich werde dieſen thätigen Grundtrieb als den Urſprung aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen betrachten — denn ich geſtehe, daß mir in der Theorie des Vergnügens weder Wolf noch Carteſius Genüge leiſten.

4) Die natürliche Thätigkeit der Seele rühret von einer ihr innwohnenden Kraft oder einem beſtändigen Beſtreben zu denken her; findet dieſe Kraft ein Hinderniß, ſich zu entwickeln — ſo entſteht Mißvergnügen.

5) So oft die Seele einen merklichen Grad der angenehmen Empfindung fühlen ſoll; ſo muß ihre urſprüngliche Vorſtellungskraft zu einer lebhaften Wirkſamkeit gereizt werden.

6) Die Seele wird vornehmlich durch zweyerley zu angenehmeren, oder unangenehmeren Empfindungen

Lady.

Denkt nicht an das.

Macbeth.

O, mein Gemüth iſt mit Scorpionen angefüllt, theures Weib! du weißt, daß Banquo und ſein Fleance leben!

Lady.

Aber in beyden iſt der Abdruk der Natur nicht unſterblich.

Macbeth.

Das iſt noch der Troſt, daß ſie zerſtörbar ſind; alſo, ſey du gutes Muths. Eh noch die Fledermaus ihren einſiedleriſchen Flug beginnen wird, eh auf der ſchwarzen Hecate Ruf, der Scherben-gebohrne Käfer, mit ſeinem ſchläfrigen Summſen die gähnende Nacht einläutet, ſoll eine That von furchtbarem Inhalt gethan ſeyn.

Lady.

Was ſoll dann geſchehen?

Macbeth.

Sey lieber unwiſſend, mein liebſtes Hühnchen, bis du der vollbrachten That zujauchzen kanſt. Komm, blendende Nacht, ſchlieſſe das zärtliche Auge des mitleidigen Tags, durchſtreiche mit deiner blutigen und unſichtbaren Hand, und zerreiß in Stüken dieſen groſſen Schuldbrief, der mich ſo bleich ausſehen macht. -- Die Nacht wird diker, und die Krähe fliegt dem dohlen-vollen Gehölze zu; alle guten Tag-

Geſchöpfe

gen unmittelbar fähiger oder unfähiger: durch die Fertigkeit zu denken, und durch die Lebhaftigkeit; beyde befördern den glücklichen Erfolg der Wirksamkeit der Seele.

7) Die angenehme Empfindung läßt sich folglich nur durch solche Gegenstände erregen, die an Ideen (an Merkmalen) reichhaltig, und worin diese Ideen (Merkmale) so verbunden sind, daß die Seele voraussieht, sie werde Nahrung für ihren ursprünglichen Geschmack finden. Jeder Gegenstand, welche der intellektuellen Kraft der Seele keine Uebung verspricht, muß ihr völlig gleichgültig seyn.

8) Kein Gegenstand, der die Seele auf eine angenehme und unangenehme Art bewegt, ist einfach; er ist nothwendig zusammengesetzt, oder mit andern Worten: er hält Mannigfaltigkeit in sich. Der Unterschied der an sich selbst angenehmen oder unangenehmen Gegenstände kann nur in der Verbindung des Mannigfaltigen liegen. Ist Ordnung in dieser Verbindung — so wird der Gegenstand angenehm seyn u. s. w. —

Theorie der intellektuellen Vergnügungen.

9) Schönheit ist das Mannigfaltige auf Einheit zurückgebracht. Die bloße Menge der Theile macht nicht die Schönheit aus; es muß auch Mannigfaltigkeit und Verbindung darin seyn, durch welche ein Ganzes entsteht.

10)

10) Dieß iſt der Fall bey der intellektuellen Schönheit, d. h. bey der Schönheit derjenigen Gegenſtände, die ſich dem Verſtande durch deutliche Begriffe darſtellen. Die Schönheit geometriſcher Lehrſätze, algebraiſcher Formeln, wiſſenſchaftlicher Grundſätze, viel umfaſſender Syſteme, beſteht eben ſo, wie die Schönheit der Gegenſtände der Einbildungskraft und der Sinne, in der Einheit des Mannigfaltigen, und ſteigt im Verhältniß der Quantität des Mannigfaltigen und der Einheit.

11) Alle dieſe Gegenſtände ſtellen eine Menge von Ideen auf einmal dar, die durch das Band der Einheit ſo miteinander verbunden ſind, daß der Geiſt dadurch im Stande iſt, ſie zu entwickeln, und alles verſchiedene, das in dieſem Gegenſtande liegt, auf einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt zurückzuführen.

12) Hieraus erkennt man, daß das Schöne nicht anders Vergnügen erweckt, als vermittelſt des wirkſamen Prinzipiums in der Seele. Einheit, Mannigfaltigkeit, Uebereinſtimmung der Theile, machen uns einen Gegenſtand nur inſoferne angenehm, als ſie auf die wirkſame Kraft der Seele eine vortheilhafte Beziehung haben.

13) Die Beziehung, welche die Schönheit auf den Geiſt hat, iſt daher nothwendig und mithin unveränderlich. Nur eine einzige Bedingung wird erfodert, wenn das Schöne ſeine Wirkung thun ſoll;

man muß es kennen, und um es zu kennen, muß man in der Gattung, wozu es gehört, einigermaßen bewandert seyn, weil man sonst nicht gleich im Stande ist, das Schöne an einem Gegenstande zu fassen!

14) Die Verschiedenheit des Geschmacks findet nur bey Unwissenden und Halbkennern statt, so wie der Skepticismus nur die verführt, die keine recht gründliche Wissenschaft der Vernunftlehre haben.

15) Der Geschmack ist eine nothwendige Folge der Erkenntniß und Einsicht.

Von den Vergnügungen der Sinne.

16) Wir haben sinnliche Empfindungen, das heißt, starke und lebhafte Vorstellungen von gewissen Dingen, die durch Bewegungen, welche sie unsern sinnlichen Vergnügen eindrücken, solche in uns zu erwecken scheinen.

17) Ich nehme als Grundsatz an, daß die Seele ohne eine analogische Bewegung in den Nerven der Sinne keine sinnliche Empfindungen habe.

18) Die ganze sinnliche Empfindung ist aus einer großen Menge augenblicklicher Empfindungen zusammengesetzt, die so schnell auf einander folgen, daß darüber die Augenblicke der Zeit, die zwischen zwey Schlägen verstreichen, nicht bemerkt werden.

19) Ich theile die Empfindungen in Einfache und Zusammengesetzte ein. Einfach nenne ich diejenigen,

die

die durch wiederholte Eindrücke von gleicher Stärke verurſacht werden; Zuſammengeſetzt aber die verſchiedene zu gleicher Zeit geſchehende Eindrücke hervorbringen.

20) Bey den einfachen Empfindungen iſt zweyerley zu unterſcheiden; nämlich erſtens die augenblicklichen Eindrücke an ſich ſelbſt, und zweytens die Beſchaffenheit ihrer Folge.

21) Ich will die Empfindung, welche die Seele von einem augenblicklichen Eindrucke hat, Moment der Empfindung nennen. Dieſe Momente können durch nichts als ihre Stärke verſchieden ſeyn; und weil die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit nicht von der Stärke der Empfindung abhängt, ſo können dieſe Momente zur Erklärung des Vergnügens nichts helfen.

22) Es kann alſo hier nur die Beſchaffenheit der Folge der einzelnen Momente in Betrachtung kommen, und dieſe iſt entweder einförmig oder mannigfaltig.

23) Einförmig nenne ich diejenige Empfindung, wo die Eindrücke, welche die Nerven empfangen, beyde in gleichen Intervallen und mit gleicher Stärke aufeinander folgen.

24) Dieſe einförmigen Empfindungen müſſen der Seele nothwendig angenehm ſeyn, eben deswegen

weil ſie regelmäßig ſind, weil ſie Einheit im Mannigfaltigen d. i. Schönheit haben.

25) Mannigfaltig nenne ich diejenigen, wo die Eindrücke in ungleichen Zwiſchenzeiten aufeinander folgen, oder wo zwar die Folge in Abſicht der Zwiſchenzeiten gleichförmig, aber in Abſicht der Stärke der Momente mannigfaltig iſt.

26) Es iſt klar, daß dieſe Empfindungen nach Beſchaffenheit (Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit) der Mannigfaltigkeit angenehm oder unangenehm ſeyn müſſen.

27) Aus dem bishergeſagten folgt eben ſo einleuchtend: daß die zuſammengeſetzten Empfindungen angenehm ſind, wenn die verſchiedenen Folgen augenblicklicher Eindrücke, woraus die ganze Empfindung beſteht, ein regelmäßiges Ganzes ausmachen, und daß ſie unangenehm ſind, wenn ſie das Gegentheil thun.

28) Wir hätten alſo die Vergnügungen der Sinne auf eben die Grundſätze zurückgebracht, aus welchen ſich die Vergnügungen der Einbildungskraft und des Verſtandes herleiten laſſen.

Von den moraliſchen Vergnügungen.

29) Niemand würde tugendhaft ſeyn, wenn in der Tugend nicht Vergnügen läge. Den Urſprung des moraliſchen Vergnügens angeben, heißt alſo eben ſo viel, als den Grund der Tugend ſelbſt beſtimmen.

30) Die Gegenstände, die moralische Vergnügungen hervorbringen, haben das alle miteinander gemein, daß sie auf die Glückseligkeit irgend eines verständigen Wesens abzielen.

31) Der moralische Gegenstand muß also die Thätigkeit der Seele, die die wahre Quelle aller angenehmen Empfindung ist, vollkommener machen, und erleichtern.

32) Hiezu giebt es zweyerley Mittel; das erste ist der Seele die nöthigen Ideen zu verschaffen, an denen sie ihre Wirksamkeit üben könne; das zweyte, die Hindernisse hinwegzuräumen, die ihre Wirkung einschränken und aufhalten.

33) Die moralischen Gegenstände, die sich auf unsre eigene Glückseligkeit beziehen, stellen uns die Idee einer Sache dar, die die natürliche Thätigkeit unsrer Seele zu erleichtern abzweckt. — Indem die Seele einen solchen Gegenstand vorstellt, so befaßt sie zugleich in dieser Vorstellung die Menge von Vergnügungen, die er ihr auf die Zukunft verspricht, sie erwägt sie u. s. w. Dieß Vergnügen wird daher gerade so wie das intellektuelle hervorgebracht.

34) Wenn ich beweisen kann, daß die Glückseligkeit anderer auf uns ähnliche Wirkung thun muß, als unsre eigene, so ist zugleich bewiesen, daß der moralische Gegenstand, der sich auf andrer Glück bezieht,

die angenehme Empfindung auf eben die Weiſe bewirkt, als derjenige, der unſer eigenes angeht.

35) Weil die Idee eines Guts oder Uebels eben die Eindrücke auf uns macht, als das Gute oder Uebel ſelbſt, das ſich auf unſre Glückſeligkeit bezieht, ſo iſt deutlich, daß auch das Gute anderer Menſchen vermöge ſeiner Natur angenehme, und das Uebel unangenehme Empfindung in uns erregen müſſe.

36) Ich glaube alſo den Urſprung alles Vergnügens deutlich in meiner Seele zu leſen, um einzuſehen, daß alle Arten deſſelben aus einerley Quelle, nämlich aus der Thätigkeit der Seele entſpringen, die überhaupt das Weſen eines denkenden Geiſtes ausmacht.

Prüfung der Theorie.

Das eigenthümliche Verdienſt, wodurch ſich die Sulzeriſche Theorie vor den beyden, die wir vorher (§. 2 und 3) betrachtet haben, unterſcheidet, beſteht vorzüglich darin, daß ſie beyde vereiniget, in dem ſie die einzelnen Geſichtspunkte, von denen jede derſelben ausging (den ſubjectiven und objektiven) in einen einzigen zuſammenfaßt. Sie löſet ſich vollſtändig in folgendes Reſultat auf: „Alle Arten des Vergnügens laſſen ſich (ſubjektiv) auf erleichternde und befördernde Thätigkeit des Vorſtellungsvermögens zurückführen,

und

und werden (objektiv) durch Gegenstände erzeugt, welche durch die auf Einheit zurückgebrachte Mannigfaltigkeit die Thätigkeit des Gemüths stark und ohne Anstrengung beschäftigen.

Sulzer nennt diese seine Erklärung des Vergnügens an mehr als einer Stelle eine Entdeckung, und wir wollen ihr diesen Namen eben nicht streitig machen, ob wir gleich gestehen müssen, daß wir es für kein Meisterstück des Scharfsinns halten, wenn ein Philosoph, der das Vergnügen bereits von seinen Vorgängern als Folge der leichten und starken Beschäftigung des Vorstellungsvermögens, und als Vorstellung der Vollkommenheit (der Einheit des Mannigfaltigen) erklären hörte, auf den Gedanken geräth, daß durch das Mannigfaltige im Objekte die Thätigkeit im Subjekte verstärkt, und durch die Einheit erleichtert werden müsse, wenn Vergnügen entstehen soll.

Wir wissen nicht, warum der vortreffliche Mann die von seinen Vorgängern gebrauchten Ausdrücke: starke und leichte Beschäftigung und Vollkommenheit, mit einer so auffallenden Sorgfalt, wir möchten fast sagen mit sichtbaren Zwange, in seiner Abhandlung vermieden hat. Aber die: glauben wir zu wissen, daß seine Theorie durch diese Vermeidung der alten angenommenen Benennungen keineswegs an Neuheit der Gedanken gewonnen, sondern vielmehr an Bestimmtheit des Innhalts, und Präcision des Vortrags ver-

lohren habe — denn jene Benennungen, wären für das, was Sulzer sagen wollte, die eigenthümlichsten gewesen.

Im §. 8. wird die Beschaffenheit des Gegenstandes, welche den Grund des Vergnügens enthält, Mannigfaltigkeit, und Ordnung in der Verbindung des Mannigfaltigen, §. 9. das Mannigfaltige auf Einheit zurückgebracht, § 26 Regelmäßigkeit des Mannigfaltigen in der Empfindung genannt; ja sogar (S. 29 der Abhandlung selbst) wird diese Ordnung, Einheit, Regelmäßigkeit u. s. w. für Uebereinstimmung des Manigfaltigen, und also im eigentlichsten Sinne für dasjenige erklärt, was dem philosophischen Sprachgebrauche zufolge durch das Wort Vollkommenheit bezeichnet wird. Gleichwohl wählt unser Verfasser lieber das Wort Schönheit dafür, weil man „darüber einig wäre, daß die Schönheit, Einheit im Mannigfaltigen sey" *). Er wählt es, ohne dabey bedacht zu haben, daß jeder Gegenstand des grobsinnlichen Vergnügens ebenfalls nur durch Einheit im Mannigfaltigen seine Wirkung thue, und daß diese Einheit des Manigfaltigen die bey dieser Art von Vergnügen nicht ausser den Organen vorgestellt wird, zwar sinnliche Vollkommenheit des körperlichen Zustandes, aber in keinem Sinne Schönheit heissen könne.

Noch

*) Wirklich ein sehr feichter Grund! — Jede Schönheit ist Einheit des Mannigfaltigen — aber nicht jede Einheit des Mannigfaltigen, auch selbst wie sie beym Vergnügen statt findet, ist Schönheit

Noch gröſſere Unbequemlichkeiten zeigen ſich bey dem Worte Thätigkeit, dem S. ſo oft von ſubjektiven Grunde des Vergnügens die Rede iſt, immer vor dem Worte Beſchäftigung den Vorzug giebt. Die franzöſiſchen Philoſophen, welche das Vergnügen gemeiniglich aus dem ſubject. Geſichtspunkte betrachteten, bedienten ſich des Wortes Beſchäftigung (Occupation z. B. Du Bos, und Exercice z. B. Pouylly) offenbar darum, weil daſſelbe ſeiner zugleich aktiven und paſſiven Bedeutung wegen vorzüglich geſchickt iſt, das was beym Vergnügen im Gemüthe vorgeht, die rege Thätigkeit ſowohl als die afficirte Empfänglichkeit, in Einem Begriff und Ausdruck zuſammenzufaſſen *), und den Zuſtand des ſich beym Vergnügen leidend verhaltenden Gemüthes auf eine Art anzudeuten, durch welche gleichwohl die dabey mit wirkende Thätigkeit nicht ausgeſchloſſen wird. Sulzers Ausdruck bezeichnet blos die letztere, und ſchließt den erſten (den ſich leidend verhaltenden Zuſtand) der bey jedem Vergnügen weſentliche Bedingung iſt, aus.

„Die

*) Il eſt facile de concevoir comment les travaux du corps, même ceux qui ſemblent demander le moins d'application, ne laiſſent pas d'*occuper* l'ame. Hors de ces occaſions, elle ne ſauroit être *occupée* qu'en deux manieres. Ou l'ame ſe livre aux impreſſions, que les objets exterieurs font ſur elle, et c'eſt ce qu'on appelle ſentir, ou bien elle s'entretient ellêmeme par des ſpeculations etc. et c'eſt ce qu'on appelle reflechir.

Du Bos Reflex. Crit. ſur la Poeſie etc. T. I. Sect. 1;

Geſchöpfe fangen an zu niken und einzuſchlummern, indeß daß die ſchwarzen Hausgenoſſen der Nacht auf ihren Raub ausgehen. Du erſtaunſt über meine Reden; aber ſey ruhig; Dinge, die einen böſen Anfang haben, können nur durch Uebelthaten fortgeführt werden. Begnüge dich hiemit, und folge mir.

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in einen Park; in einiger Entfernung von dem Schloſſe.]

Drey Mörder treten auf.

1. Mörder.

Aber wer befahl dir, zu uns zu ſtoſſen?

2. Mörder.

Macbeth.

2. Mörder.

Wir haben keine Urſache, Mißtrauen in ihn zu ſetzen, da er dasjenige was wir zu thun haben, an den rechten Mann berichten wird.

1. Mörder.

So ſtehe zu uns. Der Weſten ſchimmert noch von einigen verlohrnen Stralen; der verſpätete Wandrer verdoppelt izt die Schritte, um zeitig in die Herberge zu kommen, und der Gegenſtand unſrer Wache nähert ſich.

„Die Absicht unsres Verfassers„ (höre ich hier einen Freund der Sulzerischen Hypothese gegen mich einwenden) „ war, in seiner Abhandlung den eigentlichen Grund des Vergnügens überhaupt anzugeben, und denselben durch alle besonderen Arten des Vergnügens in der Anwendung zu zeigen, keineswegs aber sich in die Aufzählung und Erörterung aller zum Vergnügen gehöriger Bedingungen, einzulassen. Indem er nun jenen Grund in der Thätigkeit der Vorstellungskraft aufsucht und angiebt, schließt er darum die äußeren Bedingungen die zumal bey gewissen Arten von Vergnügungen wesentlich sind, so wenig aus, daß er sie vielmehr bey jeder Veranlassung ausdrücklich anführt, wie sich jeder Leser durch eine noch so flüchtige Durchsicht der Abhandlung überzeugen kann.„

Ich besorge, der scharfsinnige S. sowohl als sein Vertheidiger dürften sich selbst über den bestimmten Sinn, den sie mit der Formel, wesentlich zum Vergnügen gehören, verbinden, nicht strenge genug zur Rechenschaft gezogen haben. Wesentlich zum Vergnügen gehören, kann bey der Frage über den Grund des Vergnügens zweyerley heissen: entweder mit dem Vergnügen als äussere oder als innere Bedingung verknüpft seyn. Diese Unterscheidung kann nur so lange eine unnütze Subtilität scheinen, als ihr Sinn den ich sogleich in der Anwendung zeigen will, nicht gehörig gefaßt ist.

Von

Von denjenigen Bedingungen, die nur gewiſſen Arten des Vergnügens: z. B. entweder dem Sinnlichen oder dem Intellektuellen eigenthümlich und ausſchlieſſend zu kommen, kann gar nicht die Rede ſeyn, wo die Frage den eigentlichen Grund des Vergnügens überhaupt betrift. Aber auch das vorſtellende Subjekt und das vorgeſtellte Objekt, ohne welche ſich freylich das Vergnügen nicht denken läßt, können bey der Beantwortung jener Frage nur als ſolche Bedingungen in Betrachtung kommen, die auſſer dem Vergnügen ſelbſt liegen, und welche von denen genau unterſchieden werden müſſen die in jedem Vergnügen ſelbſt vorkommen, die Natur deſſelben ausmachen, und folglich allein die eigentlichen konſtitutiven Gründe des Vergnügens ſind. Ich hoffe, ohne meine Leſer in einen groſſen Aufwand von Anſtrengung ihrer Denkkraft zu ſetzen, im folgenden zu zeigen, daß Sulzer und ſeine Anhänger die äuſſeren und inneren, die eigentlichen und uneigentlichen, die veranlaſſenden und konſtitutiven Gründe des Vergnügens ziemlich unphiloſophiſch durcheinander geworfen, und nur durch die Herbeyziehung der erſtern die ungeheure Lücke bedeckt haben, die an der von ihnen verſuchten Erklärung der letztern, auf welche es doch allein ankam, zurückgeblieben iſt. Indem nämlich S. die merkwürdigſten Gegenſtände des Vergnügens ſcharfſinnig genug zergliedert, und an denſelben das Vermögen die Thätigkeit des vorſtellenden Subjektes ſtark und leicht zu

beſchäf-

beſchäftigen ſichtbar gemacht hat, glaubte er, und ſeine Leſer glaubten es mit ihm, daß er ſeinen Hauptſatz: der eigentliche Grund des Vergnügens liege in der Thätigkeit des Vorſtellungsvermögens — ein Satz der aufs höchſte nur halbwahr iſt — apodiktiſch erwieſen habe.

Seine Unterſuchung geht gleich Anfangs von einem nur halbwahren Grundſatze aus, nämlich daß das Weſen der Seele in der natürlichen Thätigkeit derſelben beſtehe. Die Thätigkeit der Seele (das Vermögen Vorſtellungen hervorzubringen) iſt ohne Empfänglichkeit (Vermögen afficirt zu werden) bey jedem Weſen dem der Stoff ſeiner Vorſtellungen gegeben werden muß, weil es denſelben nicht erſchaffen kann, ein Unding, und macht nur in unzertrennlicher Verbindung mit dieſer Empfänglichkeit das Weſen unſers Vorſtellungsvermögens aus.

Man kann mir nicht einwenden, S. habe mit dem Worte Thätigkeit der Vorſtellungskraft, das Vorſtellungsvermögen überhaupt, Empfänglichkeit und Thätigkeit deſſelben zuſammengenommen, bezeichnen wollen. Denn er erklärt ja ausdrücklich, die beym Vergnügen überhaupt beſchäftigte Thätigkeit, für das Vermögen Vorſtellung hervorzubringen, die Kraft zu denken, die intellectuelle Kraft, und erwähnt der Sinnlichkeit, worunter er das Vermögen vermittelſt der Organe afficirt zu werden, nicht die Empfänglichkeit

keit des Gemüths überhaupt, nicht das Vermögen Vorstellungen zu empfangen, nicht das sich leidend verhaltende Vermögen, versteht, erst dann, wenn er von einer besondern Art des Vergnügens, nämlich der Sinnlichen, spricht.

" Es war ihm freylich unmöglich, das letztere Vermögen vom Gemüthe ganz und ausdrücklich auszuschliessen: allein der wesentliche Antheil, den es an jeder Vorstellung hat, war ihm, so wie die Natur desselben, ganz unbekannt. Daher heißt ihm das Denken bald überhaupt Vorstellungen haben, und folglich auch empfinden, bald Vorstellungen hervorbringen, und folglich auch urtheilen und schliessen.

So oft die Seele einen merklichen Grad der angenehmen Empfindung fühlen soll, so muß ihre ursprüngliche Vorstellungskraft zu einer angenehmen Wirksamkeit gereizt werden." Hier ist nun freylich von angenehmen Empfindungen, vom Fühlen, das doch nicht schlechtweg Denken heissen kann, die Rede; und es bleibt in diesem Aphorism unausgemacht, ob die lebhafte Wirksamkeit, oder das gereizt werden, die afficirte Sinnlichkeit, oder die mitwirkende Denkkraft, den constitutiven Grund, die innere Bedingung des Vergnügens, abgeben soll. Die ganze Abhandlung ist damit beschäftiget, diesen Vorzug der Thätigkeit der intellektuellen Kraft einzuräumen. Aber ist diese Thätigkeit auch im höchsten Grade ihres Wirkens Empfin-

pfindung? und ist nicht jedes Vergnügen ein Prädikat der Empfindung? wird es nicht selbst von S. angenehme Empfindung genannt?

Sulzer beginnt die Anwendung seines Grundsatzes „das Vergnügen bestehe in der erleichterten und beförderten Thätigkeit des Vorstellungsvermögens„ mit der Zergliederung des intellektuellen Vergnügens, bey welchem man die intellektuelle Kraft als die eigentliche Ursache annehmen muß. Damit hat er sich zwar freylich seine Arbeit erleichtert, aber gewis auch den Beyfall seiner denkenden Leser erschwert. Diesen dürfte es wohl eben so wenig darauf ankommen, zu wissen, daß das intellektuelle Vergnügen seinen Grund in der Thätigkeit des Gemüthes, als daß das sinnliche den Seinigen in der Thätigkeit äusserer Gegenstände und Organe habe. Hingegen muß ihnen vor allen daran gelegen seyn, zu erfahren, wie Sulzer das sinnliche Vergnügen aus der intellektuellen Kraft ableiten würde. Sie mögen daher, um ihre gerechte Neugierde zu befriedigen, den Abschnitt von den sinnlichen Vergnügen mit uns zuerst vernehmen.

Man wird in demselben bis zum Ueberflusse gewahr, wie sehr S. selbst eingesehen habe, daß beym sinnlichen Vergnügen mehr empfunden als gedacht werde. — Um so unbegreiflicher wird es daher, wie ihm seine Behauptung, „das Vergnügen, das sinnliche

nicht

nicht angenommen, habe seinen eigentlichen Grund in der Thätigkeit des Gemüthes, bey so auffallenden Veranlassungen nie verdächtig wurde. Was wäre denn nun diese Thätigkeit, diese intellektuelle Kraft z. B. bey den Gefühlen der Geschlechtslust? Bestandtheil? oder Ursache? Oder in welchem auch nur denkbaren Sinne wäre sie hier eigentlicher Grund des Vergnügens? Oder soll die unläugbar starke Beschäftigung des Vorstellungsvermögens beym sinnlichen Genusse durchaus verstärkte Thätigkeit heissen, o! so müßte das fühlen, empfinden, geniessen, ganz aus der Sprache verbannt werden, und man wird das Vergnügen — z. B. einer guten Mahlzeit, nicht zu empfinden, sondern zu denken haben.

In der That würde man der Sulzerschen Theorie zufolge weit mehr seine Rechnung dabey finden, wenn man seine Mahlzeit in eigentlichsten Verstande bloß dächte, als wenn man sie wirklich genösse. Der Dichter, der sich einen Götterschmauß bis auf die kleinsten Umstände lebhaft zu denken weiß, setzt damit seine intellektuellen Kräfte (unter welchen Ausdruck S. aufs wenigste das ganze produktive Vermögen des Gemüthes befaßt) weit mehr in Thätigkeit, als es die üppigste Mahlzeit beym größten Hunger thun könnte.

Es ist wirklich seltsam genug, das unser Philosoph nicht selbst auf den Einwurf gerathen ist, daß seiner Theorie zufolge die intellektuellen Vergnügungen

 und

zugleich stärker seyn müßten als die Sinnlichen. Die Thätigkeit des Gemüthes, seiner Meynung nach, die einzige Quelle des Vergnügens, ist bey den intellektuellen Vergnügungen offenbar am meisten beschäftiget, während bey den Sinnlichen eben der Umstand daß das Gemüth dabey stärker afficirt wird, die Thätigkeit desselben auf eine Zeitlang beynahe ganz aufhebt. Gleichwohl wird die grössere Stärke des sinnlichen Vergnügens von ihm selbst ausdrücklich behauptet; ja er trägt so gar kein Bedenken S. 74. zu schreiben: „die sinnlichen Vergnügungen sind die Körper, und die „intellektuellen die Schatten von diesen Körpern!„ —

„Aufs wenigste aber wird man Sulzern zugeben müssen, daß die intellektuelle Vergnügungen Wirkungen der Thätigkeit des Gemüthes sind? —" Allerdings! allein sie können es doch nicht mehr, und nicht weniger, und in keinem andern Sinne seyn, als die sinnlichen Vergnügungen Wirkungen der Thätigkeit der äusseren Gegenstände sind. Thätigkeit gehört freylich zu diesen beyden Gattungen des Vergnügens, äussere zu der sinnlichen und innere zur intellektuellen, aber diese Thätigkeit ist darum keineswegs das Vergnügen selbst. Sie schafft den Gegenstand des Vergnügens herbey; aber, wer wird behaupten, daß die Natur, der eigentliche Grund des Vergnügens selbst in derjenigen Kraft liege, die den Gegenstand dazu herbeyschafft? Dieser eigentliche und innere Grund kann nicht

in dem Afficierenden, ſondern nur in den Afficierten nicht in der Thätigkeit, ſondern nur in der modificirten Empfänglichkeit, nicht in der intellektuellen Kraft, ſondern nur im ſinnlichen Vermögen, nicht im Denken, ſondern nur im Empfinden liegen. Der Moment, wo auch der kalte bedächtliche Mathematiker bey ſeinen Zahlen und Linien in Wonne ſchwimmt, tritt erſt dann ein, wenn er die lange Kette von Schlüſſen, die das Werk ſeines thätigen Geiſtes iſt, mit Einem Blicke überſchaut, wenn die Thätigkeit ihr Geſchäft vollendet hat, die Empfänglichkeit von dem ſchönen Ganzen auf einmal afficirt wird, der thätige Zuſtand des Gemüthes in den ſich leidend verhaltenden, das Denken in Empfinden, die Arbeit in Genuß übergeht.

Am allerwenigſten können wir Sulzern in Erklärung des moraliſchen Vergnügens beytreten. Der Grundſatz, den er bey derſelben durchgängig vorausſetzt, und gleich anfangs ausdrücklich voranſchicket: nämlich: daß Niemand tugendhaft ſeyn würde, wenn nicht in der Tugend Vergnügen läge" iſt ebenfalls nur halbwahr. Er iſt wahr, in wie ferne er nicht mehr und nicht weniger bedeuten ſoll, als: die moraliſche Geſinnung würde den Menſchen in Rückſicht auf ihre ſinnliche Natur unerreichbar ſeyn, wenn nicht Vergnügen mit ihr als natürliche Folge verbunden wäre. — Er iſt aber grundfalſch, in wie ferne durch ihn behauptet wird, die moraliſche Geſinnung wäre den

Menſchen ſchlechterdings und folglich auch in Rückſicht auf ihre vernünftige Natur unerreichbar, wenn nicht das Vergnügen, welches eine natürliche Folge derſelben iſt, zugleich als Triebfeder guter Handlungen wirkſam wäre. „Vergnügen iſt Triebfeder, Beweggrund, Zweck der moraliſchen Handlung," klingt in meinen Ohren ungefähr wie der Satz: eine aus drey Linien beſtehende Figur macht den Zirkel aus. Die Rückſicht auf das aus der Tugend zu ziehende Vergnügen zerſtört nicht nur etwa den höhern Werth, und das Verdienſt der Tugend, ſondern auch die ganze Würde, die das Weſen derſelben ausmacht, und die ich mir nur durch die Reinheit, beabſichtigte Geſetzmäßigkeit, und völlige Uneigennützigkeit des Willens, denken kann.

Und eben hier iſt es, wo ſich die Wichtigkeit einer genauern Beſtimmung der Natur des Vergnügens, als diejenigen, womit wir uns bisher beholfen haben, in ihrem ſtärkſten Lichte zeigt. Man iſt darüber einig, daß die Moralität in der eigentlichen Selbſtthätigkeit des Geiſtes beſtehe, und in demſelben ein von der Sinnlichkeit unabhängiges Vermögen (Freyheit) vorausſetze, ein Vermögen der beſtimmenden Wirkung ſinnlicher Eindrücke auf den Willen durch Vernunft zu widerſtehen. Wüßte man nun, daß das Weſen des Vergnügens überhaupt (der Gattung, und folglich auch aller Arten) durchaus nicht in der Selbſtthätigkeit, ſondern lediglich in der afficirten Empfäng-

pfänglichkeit, (der Sinnlichkeit) läge, folglich daß der Mensch nur durch seine Sinnlichkeit des Vergnügens fähig, und daher auch jedes auch noch so geistige Vergnügen eine nur blos sinnliche Triebfeder wäre; wie könnte man sich dann noch, auch nur im Traume, einfallen lassen, das Vergnügen zur Triebfeder der Moralität, die afficirte Sinnlichkeit zum Beweggrund der von der Sinnlichkeit unabhängigen Selbstthätigkeit zu machen, die Kraft, durch welche die Sinnlichkeit bestimmt werden soll, durch die Sinnlichkeit bestimmen, und die erhabene Gesinnung, die für ihre Aufopferungen jeden Lohn verschmäht, aus dem Triebe nach Vergnügen, dem Bedürfnisse der sinnlichen Natur, entstehen zu lassen? —

Wenn es möglich ist, das moralische Gefühl des rechtschaffenen Mannes, — der seiner sinnlichen Natur zufolge zwar nothwendig Vergnügen begehren muß, aber vermöge seiner vernünftigen Natur jedes Vergnügen verabscheut das den Vernunftgesetzen zuwider ist, jedes nur in so ferne will als es mit jenen Gesetzen (nicht blos zufällig) übereinstimmt, — in deutliche Begriffe aufzulösen, so kann dieß nur erst dann mit sicherm Erfolg geschehen, wenn die Frage über den eigentlichen Grund des Vergnügens aufs Reine gebracht ist. Dann wird sichs zeigen müssen, daß die bloße Gesetzmäßigkeit der Handlung, ohne den geringsten Widerspruch, Zweck des menschlichen Willens seyn könne in soferu derselbe durch Vernunft, und — Vergnü-

3. Mörder.

Horcht, ich höre Pferde.

Banquo (hinter der Scene.)

Gebt uns Licht, hier, he!

2. Mörder.

So ist ers: die andern, die erwartet wurden, sind alle schon bey Hofe.

1. Mörder.

Seine Pferde machen einen Umweg.

3. Mörder.

Schier um eine halbe Stunde: aber er und fast jedermann pflegt den Weg von hier bis zur Schloßpforte zu nehmen, weil er durch den Park angenehmer ist.

Banquo und Fleance treten auf, mit einer Fakel.

2. Mörder.

Ein Licht, ein Licht.

3. Mörder.

Er ist's.

1. Mörder.

Macht euch fertig.

Banquo.

Es giebt einen Regen auf die Nacht.

1. Mör-

gen, in so ferne derselbe durch Sinnlichkeit bestimmbar ist; und daß das höchste Gut, welches aus diesen beyden vereinigten Gegenständen des menschlichen Willens besteht, zwar Glückseligkeit heissen könne, aber nur in so ferne der bloße Zustand angenehmer Empfindungen durch Sittlichkeit zu der Würde erhoben wird, die dem Begriffe menschlicher Glückseligkeit eigenthümlich ist: einer Glückseligkeit, die zwar wesentlich aus angenehmen Empfindungen, aber eben so wesentlich nur aus solchen besteht, die nicht Zwecke, sondern nur Folgen der vernünftigen Gesinnung sind. Und in der That, gesetzt auch, die auf Naturnothwendigkeit gegründete Einrichtung der Sinnenwelt selbst brächte es nicht schon mit sich, daß jeder blos kluge Mann, jeder moralische Egoist, jeder, der bey allen seinen Handlungen sein auch noch so verfeinertes Vergnügen zum Zweck hat, seine beabsichtigte Glückseligkeit, (den bloßen Zustand angenehmer Empfindungen) um so gewisser verfehlen muß, je eifriger er derselben nachstrebt: so würde dennoch, wenn auch das äussere Glück die eigennützigen Wünsche dieses Mannes noch so sehr unterstützte, schon in seiner Vernunft selbst eine nie versiegende Quelle peinlicher Unzufriedenheit mit sich selbst liegen, die ihm seinen Genuß wenigstens im Ganzen genommen, und in den nüchternen Augenblicken seines Lebens verkümmern müßte. Je geistvoller solch ein Mann wäre, desto unmöglicher würde es ihm werden, die Stimme seiner

Ver-

Vernunft, die seinen Handlungen allen Werth abspricht, seinen Genuß misbilliget und seinen ganzen Lebensplan verwirft, zu übertäuben. Wer nichts als sein Vergnügen (wärs auch in dem Vergnügen eines andern, oder der ganzen Menschheit) beabsichtiget, der wird wohl zuweilen von Glück, aber nie von Glückseligkeit im strengen Sinne des Wortes sprechen können.

Reinhold.

(Die Fortsetzung nächstens.)

IV.

Authentische Geschichtserzählung des Krieges,

den die Ottomannische Pforte im Jahr 1785 mit den Beys in Aegypten gefahrt hat *).

Vorrede des Einsenders.

Die ägyptische Unternehmung des berufenen Kapudan Pascha hatte schon in dem Augenblick, als sie

 gann,

*) Auszug eines Schreibens von Triest den 6ten März 1785.

Die Geschichte des Krieges mit den Aegyptischen Beys ist nichts weniger als angenehm, aber dennoch durch ihre Beziehung auf die Geschichte Aegyptens, auf die Verfassung des Ottomannischen Reiches, und auf die gegenwärtigen Zeitläufte merk-

gann, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, weil jedermann, der in der alten und neuern Geschichte nur nicht ein gänzlicher Fremdling ist, wohl einsah, wie groß der Zuwachs an wirklicher Macht für die Ottomanische Pforte seyn müßte, wenn diese ehemalige Kornkammer der römischen Monarchie derselben würklich unterworfen würde; da sie sich itzt an einer eingebildeten Oberherrlichkeit, die nichts einträgt, begnügen muß. Diese Wichtigkeit des Gegenstandes bekömmt einen neuen Zuwachs durch die gegenwärtigen Umstände, wo beyde christlichen Kaiserhöfe sich zur Demüthigung des Halbmondes vereinigt haben, und ihm mit der ganzen Macht ihrer weitläuftigen Reiche den Untergang zu drohen scheinen. Wer die Schriften gelesen hat, die den Zustand der Türkischen Verfassung in ältern Zeiten schildern, als Cantimir, Marsigli, Montecuculi ꝛc. wird eingestehen müssen, daß, wie ungleich besser auch ihre damalige Verfassung gegen die jetzige war, und wie viel Uebergewicht auch ihren zahlreicheren Heeren, die aus einem unausgesetzten Krieg entsprin-

gende

merkwürdig. Man kann wenigstens daraus ersehen, mit wem man es zu thun hat, was der Kapudan Pascha für ein Mann ist, was die Beys sind, und was erforderlich wäre sie zu unterjochen. —

Gegenwärtiges Journal dieses Krieges hat mein Bruder, der als Leibarzt in Diensten des Kapudan Pascha stand, verfaßt. Sie ist getreu und von einem jungen Manne so befunden worden, der während dieser Vorfälle immer um den Kapudan Pascha war, und sich nun in Angelegenheiten des Handlungshauses Carl Rosetti hier befindet.

* * *

gende Erfahrung der Anführer hätte geben sollen, sie doch alle ihre über christliche Armeen erfochtene Vortheile dem schlechten Zustand dieser letztern, oder dem Mangel an Fähigkeit von Seite der Heerführer zu danken hatten. Schon in den frühesten Zeiten schlugen um zwey Drittheil schwächere hungarische Armeen diese so fürchterlich scheinenden Barbaren; Johann Hunyad und sein gekrönter Sohn, ihre größte Geiseln, können zu bestimmtern Beweisen daron dienen. In näher an uns gränzenden Zeiten haben Spork, Montecuculi, Johann Sobieski, Prinz Louis von Baden, und der große Eugen, durch ihre Siege nicht minder bewiesen, daß die Türken, ihrer persönlichen Tapferkeit ohngeachtet, bey guten Maßregeln immer geschlagen werden müssen. Wenn der letzte kaiserliche Krieg den vorigen nicht entsprach, kam es gewiß von der Heerführer Geistesschwäche her; und doch gewannen die Türken auch damals keine entscheidende Schlacht *) denn selbst bey der lächerlichen Niederlage der Cavallerie zu Crezka, zog sich die Infanterie ruhig zurück. Der schändliche Friede, der diesen so zweckwidrig geführten Krieg schloß, war keine Folge der türkischen Siege, keine von der Noth abgedrungene Handlung. Was war es denn? Das wußten die

*) Ich weiß nicht, was der Verfasser eine Schlacht verlieren heißt; gewöhnlich hält man eine Schlacht für verlohren, bey der man sich zurückziehen muß. W.

damaligen Miniſter und ſein zu Neuß in das Gefängniß geſetzter Stifter, wohl am beſten *).

Varneri, dieſer groſſe Cavalerie-Offizier in ſeiner Abhandlung über die Türken, mit einer Hinſicht auf die Begebenheiten des letzten ruſſiſchen Kriegs, — Tod, ein Augenzeuge von unbezweifelter Fähigkeit, beweiſen, wie ſchlecht die innere Verfaſſung des türkiſchen Reiches ſeye, wie wenig fähige Männer es aufzuweiſen habe, und wie ſehr ſelbſt dieſe durch die Cabalen des Serails an dem Guten, was ſie zu ſtiften im Stande wären, gehindert werden.

Der Capudan Paſcha iſt ſeit geraumer Zeit in gröſſtem Ruhm in auswärtigen Ländern geſtanden, und als die Stütze des Halbmondes, als ein ſtrenger unerſchrockener Krieger betrachtet worden. Wie wenig er dieſen Begriffen entſpricht, wird das gegenwärtige wahrhafte Tagebuch jenes ägyptiſchen Feldzuges beweiſen. Es iſt von ſeinem Leibarzt, der ihn während deſſelben auch nicht einen Augenblick verließ (wie

aus

*) Man vergleiche hiemit, was der gröſte der Könige über die Art, wie dieſer Krieg Oeſterreichiſcher Seits geführt wurde, S. 32 — 36 ſeiner Hiſtoire de mon tems urtheilt, und überſehe die Stelle nicht, wo er ſagt: à *Vienne* on expoſoit *le Venerable*, tandis *qu'on perdoit des battailles en Hongrie*; et l'on avoit recours aux preſtiges de la ſuperſtition, pour reparer les fautes de la malhabilité.

W.

aus der Anzeige desjenigen, von dem ich dieses kostbare Stück erhalten, zu ersehen ist) in wälscher Sprache verfaßt, u. durch einen meiner Freunde ins Teutsche übersetzet worden. Man wird daraus sehen, daß dieses so hochgerühmte Idol der Türken auf die Plünderung Feindes und Freundes sein Hauptaugenmerk richte; daß der Capudan Pascha seine Truppen nie selbst gegen die Beys anführte; daß er sie vernichten konnte, und es nicht that; daß sie nicht durch seine Waffen, als welche ganz und gar keine Vortheile erfochten, gedemüthigt, sondern bloß aus Ehrfurcht gegen den Propheten und Stifter ihrer Religion, sich einigermaßen mit dem türkischen Kaiser, als dem Haupte dieser Religion, aussöhnen wollten: sicher daß sie, nach seinem Abzug, wie vorher, unter dem Schein einer eingebildeten Abhänglichkeit nach Willkühr im Lande schalten und walten würden. Wenn also dieser für so einen großen Mann ausposaunte Capudan Pascha, bey einer Berichtigung seiner in den Zeitungen so unächt dargestellten Unternehmung, so klein erscheinet: um wie viel weniger fürchterlich müssen alle übrige erfahrungslose, kleine und größere Heerführer der Türken sich nicht unbefangenen Augen darstellen?*) Dieses ist denn auch der Zweck der Herausgabe dieser Originalbeschreibung einer Begebenheit, welche wie gesagt, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog.

Leider

*) Der jetzige Großvezir scheint eine kleine Ausnahme zu machen

W.

Leider iſt das türkiſche Reich nicht das einzige, wo man ſich in der Wahl der Krieger und Staatsbedienten irret. Selbſt Friedrich der groſſe und einzige, verkannte oft ſeine Leute; ſonſt hätte er einen Varneri nicht aus ſeinen Dienſten gehen laſſen: aber ſo viel ſcheinet mir unbezweifelt zu ſeyn, daß, wenn die Vorſicht es nicht ſichtbarlich anders beſchloſſen hat, wir gegen ein Reich ſiegen müſſen, deſſen Heere ebenſo undisziplinirt als ſchlecht angeführt ſind. Laßt die Türken immer in kleinen Gefechten (ſo ſehr ich auch ſelbe mit Varneri mißbilligte) einige Vortheile erfinden: ſie werden, ſie müſſen in allen groſſen Kriegsbegebenheiten unterliegen. Der würdige Feldmarſchall, deſſen Vater ſie ſo ſehr gezüchtiget hat, wird auf der nemlichen Bahn fortwandeln; wird ſich, wie jene, durch ihre Niederlage mit Lorbern krönen. Ein Mann, wie Er, iſt gemacht, Klugheit mit Tapferkeit zu verbinden, gemacht von der Geſchicklichkeit ſeiner Mitwürker den möglichſt beſten Gebrauch zu machen; ja ſelbſt den Mangel derſelben, wenn er ſich bey einigen ergeben ſollte, zu erſetzen. Die öſtreichiſche Armee wird unter Joſeph und Ihm ihren alten Ruhm gegen die Türken behaupten, die Scharte des letzten Krieges auswetzen. Nur jene ſind zu bedauern, die, ihrer heiſſeſten Wünſche unerachtet, beym innern Gefühl ihrer Fähigkeiten, ſich von der Ehrenbahn durch Glücklichere verdrängt ſehen müſſen!

Ein öſtreichiſcher Patriot.'

Ge-

Geſchichte des Kriegs,

den der Ottomanniſche Kapudan Paſcha im Jahr 1785 mit den Beys in Aegypten geführt hat.

Veranlaſſung dieſes Krieges.

Ive Saloviki, Kapitän eines venetianiſchen Schiffes, entwendete einige Waaren, die er in Alexandrien auf Rechnung derer von Aleppo geladen hatte. Ein Europäiſcher Kaufmann gab den Aleppinern den Anſchlag, wie ſie ſich von der Republik bezahlt machen könnten. Er beſtand darin. Man ließ den venetianiſchen Konſul durch eine Art Gerichtsdiener zum Amurat Bey, damaligen Befehlhaber in Kairo ſchleppen, und durch Stockſtreiche dahin vermögen, daß er ſich, im Namen ſeines Herrn, eine Summe zu bezahlen verbindlich machte, die den Werth der entwendeten Waaren weit überſtieg — ein Benehmen, worüber die andern Konſuls alle ihren Unwillen äußerten.

Bald darauf bauten die Mönche in Alexandrien eine Kirche, noch einmal ſo groß, als man dieſelbe ihnen zu bauen erlaubt hatte.

Der Bey ließ dieſer Urſache wegen durch einen ſeiner Kiaſifs den Konſuls und ſämtlichen Chriſten 50,000 Parache abfodern. Da nun die Chriſten ſich weigerten die verlangte Summe zu bezahlen, ſo fieng

gen

gen die Leute des Kiaſiſs an, die Mauer der beſagten Kirche niederzureißen.

Indeſſen bemühten ſich die Franken von Kairo den Bey zu beſänftigen, welches ihnen auch durch die Vermittlung des Baſcha, der Kommandant des Schloſſes, und ein türkiſcher Staatsbedienter des Sultans iſt, und durch ein Geſchenk von 5000 Patache vollkommen gelang.

Mit dieſem Gelde ſtellte nun der Bey die niedergeriſſene Mauer wieder her, und hielt die Mönche für einige Kleinigkeiten ſchadlos, welche ihnen die Janitſcharen weggenommen hatten. Den Konſuls aber machte er eine Art von Entſchuldigung. Allein die letztern waren über die erlittene Mißhandlung ſo ſehr aufgebracht, daß ſie in der erſten Hitze einen eigenen Boten mit Briefen nach Konſtantinopel an ihre reſpektive Geſandſchaften abfertigten, um durch dieſe bey der Pforte Klage führen zu laſſen. Man ſagt, daß die Alexandriner auch durch den ruſſiſchen Konſul an ſeine Kaiſerin geſchrieben, und ſie um ihren Schuz gebeten hätten, mit dem Beyſaz, daß ſie bereit wären ihre Flagge aufzuſtecken.

Der Divan war ſchon ohnehin über die Beys erbittert, weil ſie, ſeit vielen Jahren, weder ihren Tribut bezahlten, noch die Geſchenke an die Araber, welche der nach Mecka wallfahrtenden Karavane den

Durch

Durchzug gestatten müssen, noch auch die des Großherrn für den Befehlshaber von Mahomets Grabe, die er aus Andacht zu entrichten pflegt, und für den großen Scherif, Kommandanten von Mekka, damit er sie bey ihrer Rückkehr aus den heiligen Oertern in Schutz nehme, abliefern. Auch waren sie den Sold den Kriegsvölkern des Sultans, die zu Kairo in Besatzung liegen sollten, und nun aus Mangel desselben gänzlich zusammengeschmolzen waren, schuldig geblieben. Hierzu kam noch das Geschrey des Volkes. Der Divan legte also den Gesandten zu, und befahl den Beys die Summe von 10 Millionen Patache zu bezahlen, welches sie auch zu thun sehr leicht im Stande gewesen wären, wenn sie anders gewollt hätten. Allein diese fanden einen solchen Befehl lächerlich, machten sich überhaupt über den Sultan, als einen nichtsbedeutenden Mann, lustig, und befolgten dessen Befehle nicht. Hierauf erhielt nun der Kapudan Pascha den Auftrag, sie zu Paaren zu treiben.

Tagebuch dieses Krieges.

Als die Nachricht, daß dieser Admiral, um ihnen näher auf den Leib zu gehen, bereits aus Konstantinopel abgereist wäre, noch Kairo kam, spotteten sie noch immer. Allein sobald sie erfuhren, daß er in Alexandrien eingelaufen, änderten sie sogleich den Ton. Sie machten den Anfang damit, daß sie ihn durch Bitten zu bewegen, und sich durch ihre Dienste

bey

1. Mörder.

Laß ihn nur fallen.

[Sie fallen über Banquo her.]

Banquo.

O, Verrätherey! Flieh, Fleance, flieh, flieh, flieh; du kanst mein Rächer seyn. O! Sclave.

[Banquo stirbt, Fleance entflieht.]

3. Mörder.

Wer löschte das Licht aus?

3. Mörder.

Es ist nur eins gethan; der Sohn ist entwischt.

2. Mörder.

Wir haben die beßre Hälfte unsers Geschäfts verlohren.

1. Mörder.

Gut, wir wollen gehn, und sagen, was gethan ist

(ab.)

bey ihm geltend zu machen suchten. Sie versprachen alles zu bezahlen, und ihre Pflicht nimmermehr zu übertreten.

Sie sandten die Oberhäupter der Religion nebst zweyen Oberoffizieren von des Sultans Miliz, die bis itzt in gar keinem Ansehen gestanden, an ihn ab; allein der Kapudan Pascha wollte sie dessen ungeachtet durchaus nicht anhören.

Ganz Kairo war sehr bestürzt. Man fürchtete einen Aufstand, und die Franken, beynahe gewiß, daß sie das Opfer davon seyn würden, schliefen zwanzig und mehr Tage in ihren Kleidern und bewaffnet.

Karl Rosetti machte sich anheischig, den Beys Gnade auszuwirken. Sie gaben ihm 1000 Patache auf die Reise mit. Er gieng nach Alexandria, und gesellte sich zum russischen Konsul, einem Mann von großem Ansehen. Allein der Kapudan Pascha ließ sie nicht vor sich.

Als nun die Beys sahen, daß alle ihre Versuche vergebens waren, faßten sie anfänglich den Entschluß, Widerstand zu thun. Am Ende giengen sie aber dennoch davon ab.

Den 15ten Julius 1785. schickten sie zween Beys in die Gegend von Alexandria, mit dem Auftrag, die Vereinigung der Araber mit dem Kapudan Pascha zu verhindern.

Den

Den 17ten langte der Kapudan Paſcha in Roſſetto an. Vor ihm lief das Gerücht, daß er ein Heer von 20,000 Mann mit ſich führe. In der That aber hatte er nicht mehr bey ſich, als 300 Albaneſer, 240 Griechen von der Klaſſe der Idriottci, ſamt ihren Sclambechini, oder ſogenannten Galengici, von welchen letzten er zwölf hatte, 500 andere Galeangi, oder Leventi, 500 von Alexandrien, und ungefehr 100 Mann, die zu ſeinem Gefolge gehörten. Alle dieſe betrugen zuſammen kaum 1640 Mann.

Hier verweilte er, bis ihm der Paſcha vom Schloß über den Zuſtand von Kairo Bericht erſtattet hatte.

Den 21ſten zog Amurat-Bey ſamt noch 10 andern, die zuſammen ein Korps von 6000 Mann anführten, dem Kapudan Paſcha entgegen.

Den 24ſten lagerte er ſich 4 Stunden weit von Roſette, wo er vom Ibraim-Bey, dem Schabelletti oder Oberbefehlhaber von Kairo den Befehl erhielt, den Kapudan Paſcha nicht anzugreifen, ſondern ſich vielmehr um ihre Ausſöhnung zu bemühen.

Den 25ſten vereinigte er ſich mit den andern zwey Beys, die in der Gegend von Alexandria geſtanden hatten, und

Nachmittag übte ſich ſein Kriegsvolk in kriegeriſchen Spielen.

Um drey Uhr zeigte ſich der Kapudan Paſcha mit 2 Gallengici vor ſeinem Vortrab, und

Nun liesen die Beys die Spiele aufhören, und schickten sich an, ihn zu beobachten.

Die Galeengici brannten einige Kanonen los. Demselben zu entgehen setzten sich die Beys zu Pferde, und entfernten sich vom Ufer. Eben so flüchteten sich auch ihre Leute, und ließen einen Theil ihres Gepäckes zurück, der Mannschaft des Kapudan Pascha zur Beute, welche sie auch Abends vollständig nach Rosetto brachte.

Den 26sten setzte sich der Kapudan Pascha in Marsch, und es war noch nicht Mittag, als er vor den Beys erschien, die sich auf Sandhügeln gelagert hatten, und ihn unter ihren Gezelten beobachteten und belachten.

Der Kapudan Pascha ließ einigemal auf sie mit Kanonen feuern, welches Amurat-Bey mit drey Kanonen und verschiedenen Flintenschüßen beantwortete, in der Absicht, den Pascha in Athem zu erhalten, und zugleich den Seinigen Zeit zu geben, die Gezelte abzubrechen.

Nachdem die Beys abgezogen waren, ließ der Kapudan Pascha viele von seinen Leuten ausschiffen, welche sich einige Stunden mit den Arabern vom Nachtrabe herumschlugen, wiewohl ohne einigen Erfolg.

Hierauf wandt' er sich nach Rosetto (er hatte drey Verwundete) Amurat-Bey aber nach Kairo.

Den

Den 27sten brachte der Pascha des Schlosses mit List in geheim die Mannschaft auf seine Seite, und bemächtigte sich des ganzen Schlosses.

Der Sickabeletti wollte sich seiner Macht nicht bedienen. Er wandte sich vielmehr an den Schloß-Pascha mit der Bitte, daß sich dieser als Vermittler zu Gunsten der Beys verwenden möchte. Allein dieser setzte sich mit vieler Geschicklichkeit im Schlosse fest, und sorgte für seine Sicherheit. Den 28sten war der Pascha vollkommen Herr des Schlosses.

Den nämlichen Morgen begab sich der Sickabeletti mit allen seinen Leuten nach Cascerlain, eine Stunde weit von Kairo, nachdem er an seiner Stelle drey seiner Beys, nämlich den Ibraim-Bey, den kleinen, und die beyden Aju-Bey, sowohl den kleinen als den großen, das ist, den Chiaja des Amurats-Bey, zurückgelassen hatte.

Nun steckte der Schloßpascha die heilige Fahne auf, welcher, sobald sie von wegen des Sultans wehet, alle gläubige Mahometaner aus Religionspflicht zu Hülfe eilen müssen. Und so versammelten sich alle Ogiachi samt ihren Leuten bey dem Schloß gegen die Stadt zu, auf dem großen Platz Caramaidan, welcher zum Schloß gehört, und mit einer Mauer umgeben ist.

Aus diesen Ogiachis bestehet des Sultans Militz, die aber von selbst eingegangen war, weil ihr die Beys den Sold nicht entrichtet hatten.

Sie beſteht, ihre Anführer ausgenommen, ganz aus Krämern; daher ſie dann, ungeachtet ſie keinen Sold empfing, dennoch insgeſammt im Lande noch vorhanden war.

Den 29ſten bothen die Beys, die Sickabelelli zurückgelaſſen hatte, ſamt ihren Truppen dem Paſcha ihre Dienſte an, welcher aber, weil er Verräthrey beſorgte, niemand als die Beys allein zu ſich ins Schloß ließ.

Den 30ſten machten ſie einen neuen Verſuch mit ihren Truppen in das Schloß zu kommen; allein der Paſcha, ſchlauer als ſie, empfing ſie wie Tages zuvor.

Die Beys fanden ſich durch dieſes Mißtrauen beleidigt, und giengen um 2 Uhr Nachmittags von Kairo weg, und zu ihrem Heeren.

Den 13den ſtund Admiral-Bey den ganzen Tag bey Embaba, einem Dorf bey Polaco jenſeits des Fluſſes, und brachte den Abend in Ghiſa zu, einem in Angeſicht von Alikairo gleichfalls jenſeits des Fluſſes gelegenem Orte.

Den 1ſten Auguſt verſammelten ſich alle Beys im beſagten Ort.

Den 2ten zogen ſie nach Polaco, einem ungefehr eine Meile weit von Kairo nordwärts gelegenen Flecken, und ſetzten auf den Rath der kleinen Beys ihr

gro-

grobes Geſchütz in Ordnung, um ſich dem Kapudan Paſcha zu widerſetzen.

Die groſſen Beys waren der Meinung, man ſollte den Kapudan Paſcha erſuchen, er möchte ihnen vom Sultan die Gnade bewirken, daß man ihnen einen Ort in der Stadt ließe, damit ſie mit ihren Leuten daſelbſt wohnen könnten. Sie würden dafür auf das Uebrige Verzicht thun, und alles ſeiner Willkühr überlaſſen. Wollte er ſich nicht bewegen laſſen, ſo müßten ſie fliehen, ſo weit ſie könnten, und wenn ſie nicht weiter mehr fliehen könnten, es auf ein Treffen mit ihm ankommen laſſen, es erfolge auch daraus, was da wolle.

Sie blieben 6 Tage in Polaco ſtehen. Während dieſer 6 Tage fielen die Mameluken einigemale die Buden dieſes Ortes an, allein mit wenig Erfolg.

Den 3ten Auguſt ernannte der Paſcha des Schloſſes die Beamten der Regierung, nämlich den Janitſcharen Aga, eine Art von Volksoberſten, der aber das Recht am Leben zu ſtraffen unumſchränkt ausübt, den Subaſſi, eine Art von Schergenhauptmann, der bey der Nacht mit dem Janitſcharen-Aga eine gleiche Gewalt über das Volk behauptet, und den Muetapip, der die Aufſicht über den Proviant, und zugleich das Recht hat die Straffälligen todt prügeln zu laſſen.

Den 4ten langten die vorigen Beamten zu Kairo an, und verſprachen dem Volk von Seite des Sicka

beleuſ, daß niemand wegen des Geſchehenen etwas zu befürchten hätte, noch von jemand ſollte beunruhiget werden: welches auch pünktlich beobachtet wurde.

Den nämlichen Tag zogen ſich die vom Paſcha neuernannten zurück.

Den 6ten um 4 Uhr nach Mittag erſchien der Kapudan Paſcha mit 2 Galeonghici vor Polaco. Um 5 Uhr trafen andere 10, und 48 bis 50 Landbarken mit ihrer Mannſchaft ein.

Die kleinen Beys wollten ihn angreifen; allein die großen beredeten ſie zum Gegentheil. Daher ging alles zwey Stunden nach Sonnenuntergang nach Caſcerlain zurück, um daſelbſt die Nacht hinzubringen.

Den 7ten ſtieg der Kapudan Paſcha, auf die erhaltene Nachricht von der Flucht der Beys, ans Land, und nahm in dem Hauſe des Ibraim Bey, des Groſſen, ſein Quartier, wohin ſich auch alle Offiziere des Sultans, die damals in Kairo ihren Aufenthalt hatten, verfügten, um ihm aufzuwarten und ſeine Befehle zu empfangen.

Gegen Abend ſetzte er ſich mit ſeinem Gefolge zu Pferd, und ritt, begleitet vom Seraskier, in der Gegend herum.

Den 8ten gab er den Galeongici Befehl die Beys zu verfolgen. Sie waren bey Vollziehung ihres Auftrags ſo glücklich, 18 mit Mund- und Kriegsvorrath beladene Barken der Beys einzuhohlen.

Den

Den 9ten verließen die Beys Caccerlain, und gingen nach Siut in Oberägypten, wo ſie ihr Lager ſo ſchlugen, wie man im Plane ſieht.

Der Paſcha von Schloß war der Meinung, daß der Kapudan Paſcha den Beys nachſetzen ſollte, weil das ganze Volk, mißvergnügt über ihre Tyranneyen, von ihm die Herſtellung ihres Wohlſtandes zuverſichtlich erwartete, und alſo ſich über die Beys hermachen würde; wie denn wirklich viele, ſowohl von den Städten, als den Dörfern, ohne den Befehl dazu abzuwarten, den Beys nachſetzten. Da nun die ohnehin ſchon zaghaft gemachten Beys bey dem Anblick einer zahlloſen Menge, von der ſie verfolget würden, ihren Muth verlieren würden, ſo dürfte es dieſer ein leichtes ſeyn, jene gänzlich zu Grund zu richten. Der Kapudan Paſcha folgte dem entgegen geſetzten Rath des Kiaja, von Kiauſſia den er ſeiner Verdienſte wegen zum Teſtedar-Bey erhoben hatte, und bemächtigte ſich

Den 10ten aller Habſchaften, welche die Beys in ihren Häuſern zurückgelaſſen hatten. Sechs Nächte hindurch ging er von Haus zu Haus, und ließ alles aufzeichnen, was er in denſelben vorfand. Er einerſeits, und auf der andern Seite Camanzaglo ſein Kapitain, der Caſnadar Aga, der Chiodar, und 6 andere Beys, die er aus dem Mittel der Chiaſiſo und aller deren, die von den fliehenden Beys abgeſetzt was

ren (weil sie nicht zu ihrer Familie gehörten) dazu ernannt hatte.

Er ließ diese Verzeichnisse bey der Nacht machen; denn am Tage beschäftigte er sich mit Untersuchungen in Ansehung der Christen, als welchen er ein schweres Verbrechen daraus machte, daß sie auf großen Eseln und nicht auf kleinen ritten; daß sie sich nicht in gemeine Tücher und Zeuge, sondern in feine kleideten; daß sie nicht auf der Straße bey einem Türken links vorbeygehen wollten; daß ihre Frauen und selbst die Männer nicht gelbe, sondern schwarze Schuhe trügen; daß sich jene ihr Gesicht mit einem Zendeltafft bedeckten ꝛc.

Ueber alles dieses wurden sehr strenge Fermans bekannt gemacht. Sie gingen durch die Hände eines gewissen Sickzedar, welcher damit einen ordentlichen Handel mit den Kaufleuten, und zwar auf eine sehr verschmitzte Weise trieb; indem er einen Ferman des Morgens herausgab, und des Abends für den Preis von einigen tausend Patachen wieder zurücknahm. Er versteigerte alle Sclavinnen, die er in den Harems der Beys angetroffen hatte, und verübte tausend andere Dinge dieser Art.

Jedermann kann sich vorstellen, was für einen Eindruck dieses Benehmen auf das Volk machen mußte. Sie sahen, daß der Kapudan Pascha, statt den

Feind

Feinden nachzusetzen, bloß auf die Plünderung des Publikums, und wie er es auf alle Art und Weise bedrücken könnte, bedacht war, und fanden daher, daß sie bey ihrem vermeynten Retter unendlich übler als bey den Beys daran wären. Nun gestan den alle die Wahrheit des Sprüchworts ein, daß man das Gute erst dann zu schätzen weiß, wenn es schon verlohren ist. In einem Augenblick entstand eine allgemeine Revolution in der Denkart der Einwohner von Kairo. Sie bedauerten das Schicksal der Beys, und wünschten sie wieder zurück; und das Lebewohl, das sie ihnen in ihren Herzen brachten, empörte sie wider den Kapudan Pascha. Sie fluchten ihm und dem, der ihn zu ihnen gesandt hatte. Müde seiner Erpressungen, sehnten sie sich nach der Stunde wo er weazöge und die Beys wiederkehrten, um die von ihm gesetzten Befehlshaber zu vertreiben, als welche sie ohne Vergleich grausamer als die vorigen behandelten. Wie denn auch alles dieses in der That erfolgte.

(Fortsetzung und Beschluß nächstens.)

Fünfte Scene.

[Verwandelt ſich in einen prächtigen Saal im Schloſſe.]

Eine aufgerüſtete Tafel, mit Speiſen. Macbeth, Lady Macbeth, Roſſe, Lenox, Lords und Gefolge treten auf.

Macbeth.

Ihr kennt euren Rang, Milords, ſezt euch, alle, vom erſten zum lezten, herzlich willkommen!

Lords.

Wir danken Eu. Majeſtät.

Macbeth.

Wir wollen uns ſelbſt bald hier bald da unter die Geſellſchaft miſchen, und den aufwartſamen Gaſtwirth machen; Unſre Wirthin ſcheint ihre Rolle zu vergeſſen, aber wir wollen ſie bey Gelegenheit erſuchen, ihre Gäſte willkommen zu heiſſen.

(Sie ſezen ſich.)

Lady.

Thut Ihr's an meiner Statt, Sir, gegen alle unſre Freunde; mein Herz wenigſtens heißt ſie alle willkommen.

(Der erſte Mörder kommt an die Thüre.)

Macbeth.

Sieh, wie ihre dankbaren Herzen dir entgegen wallen!

Beyde

V.

Apologie
der Möglichkeit der Wunder *)
gegen einen zweyten Anonymus.

(T. M. Merkur März 1788.)

Ein zweyter Anonymus hat des Erstern Parthei gegen die Wunder genommen, und meine Gründe für dieselben

*) Ich höre, daß verschiedene sonst geneigte Leser des T. Merk. in dem Vorurtheile, als ob die Materie von Wundern eine der Theologie ausschließlich zustehende Provinz sey, über die kleinen Abhandlungen gegen und für die Wunder, die seit einiger Zeit in diesem Journal erschienen, etwas ungehalten werden sezen. Meiner Meinung nach ist im T. Merk. über diese Materie bloß philosophiert (vielleicht auch mit unter ein wenig radotiert) worden; und ich möchte, in einer Zeit wie die unsrige, wäre es wohl nichts weniger als überflüßig, die Gedanken der Philosophen über diese Materie unter demjenigen Theil des lesenden Publicums, dem sie nöthig und nüzlich seyn können, etwas mehr in Umlauf zu bringen; welches, wie ich glaube, die Absicht des Anonymus war. Wie es zu gehen pflegt, so veranlaßten die Anfälle des Ungenannten gegen die Möglichkeit der Wunder, die Behauptung dieser Möglichkeit von einem Verfasser der sich nannte, und dem ich, ohne einer sträflichen Partheylichkeit schuldig zu werden, die Erlaubniß im T. M. zum Publico zu reden nicht versagen konnte. Dieser tritt nun hier zum letztenmal auf, um seine Hypothese gegen

dieſelben zu widerlegen geſucht; und zwar mit eben ſo vieler Freymüthigkeit und eben ſo vielem Scharfſinne, als Feinheit und Urbanität. Ich hätte alſo nicht Urſache mich zu ſchämen, wenn ich völlig von ihm widerlegt wäre; und ich würde mich auch nicht ſchämen das öffentlich zu bekennen, weil das mir ſeine und jedes Wahrheitliebenden Achtung doch wohl nicht entziehen könnte. Da ich mich aber nicht für widerlegt halte, ſo hoffe ich mich auch dieſer Achtung dadurch nicht unwerth zu machen, daß ich meine Erklärung der Wunder, als Wirkungen eines erhöheten Vorherſehungsvermögens, vertheidige. Denn ſowohl meine Gründe ſelbſt, als der Ton, in welchen ich ſie vortragen werde, ſollen mich gegen den Verdacht von Rechthaberey völlig ſichern.

Es iſt doch wohl nur individuelles Urtheil und individuelle Ueberzeugung des ſcharfſinnigen Anonymus, „daß durch alle Unterſuchung, die man über Wunder angeſtellet habe, bisher nichts für ſie ausgerichtet ſey, ſondern daß die Vernunft in ihrer vollen Kraft noch immer gegen die Vertheidiger derſelben den

Aus-

gegen einen Antagoniſten zu vertheidigen, und verdient, wie mich dünkt, angehört zu werden. Zugleich aber erkläre ich hiemit feyerlich, daß man künftig keine Zeile mehr für noch gegen die Wunder im T. M. zu leſen bekommen ſoll, es wäre dann daß jemand etwas noch nie geſagtes und zugleich den Streit auf ewig entſcheidendes darüber zu eröffnen hätte.

Anſchlag zu geben ſcheine. Ich kann mir dieſe individuelle Denkungsart auch ſehr wohl erklären. Bey allen nicht ganz gewöhnlichen Begebenheiten, wovon man nicht Augenzeuge geweſen iſt, bleiben noch immer Schwierigkeiten und Dunkelheiten, die ſich zum Theil nicht wegſchaffen laſſen: alſo muß das noch mehr der Fall bey ehemaligen Wundern ſeyn, die ihrer Natur nach die ſeltenſten Ereigniſſe ſeyn müſſen. Da laſſen ſich Zweifel auf Zweifel häufen, die nicht alle und nicht ganz zu heben ſtehen. Gewöhnt man ſich nun auf dieſe vorzüglich Rückſicht zu nehmen, ſo muß freilich die Vernunft gegen die Vertheidiger der Wunder den Anſtoß zu geben ſcheinen. Da es indeſſen eine richtige Regel des vernünftigen Denkens iſt: für eine Wahrheit die Gründe gelten zu laſſen, die ſie ihrer Natur nach nur haben kann, und eine möglichſt bewieſene Wahrheit um der Bedenklichkeiten und Zweifel willen, die noch zurück bleiben und nicht zu heben ſind, nicht zu verwerfen: ſo muß man dieſe Regel auch auf die Unterſuchung der Wunder anwenden. Das thun ihre Vertheidiger, und mich dünckt, ſie können daher auch ſagen, daß die Vernunft in ihrer vollen und hier anzuwendenden Kraft wider ihre Gegner entſcheide.

Inſonderheit kann man dies ſagen, ſeitdem man angefangen hat, die Wunder natürlich zu erklären, wie Anonymus ſich ausdrückt. Nur muß ich erinnern, daß dieſe Redensart einen Doppelſinn hat. Die Wun-

ter

der natürlich erklären kann heiſſen: ſie wegerklären, zeigen, daß ſie keine Wunder ſind; es kann aber auch bedeuten: den Grund von der Exiſtenz der Wunder in dem von uns nicht ganz zu überſehenden Laufe der Natur ſuchen, wie Bonnet, wenn ich nicht irre, zuerſt gethan hat. Und in dieſem letztern Sinne kann und muß man, nach meiner Ueberzeugung, die Wunder natürlich erklären. Anonymus meint zwar, daß man allen Verſuchen dieſer Art das Gezwungene anſehe, und ich gebe ihm Recht, wenn das gezwungen heißt, daß man dabey nicht alles erklären kann: aber ich muß auch verſichern, daß, ich von alles erklärenden Erklärungen ſolcher Gegenſtände, die ihrer Natur nach viel unerklärliches haben und immer behalten, kein Freund bin, wie Anonymus gewiß auch nicht ſeyn wird. Und dann mögte ich noch fragen, ob nicht jeder Wunſch alle Wunder aus der Geſchichte wegzuerklären, noch weit gezwungener ausſehe? Mit Rückſicht auf den von mir angenommenen Sinn des Ausdrucks: Wunder natürlich erklären, fällt auch der Vorwurf meines Gegners weg, „daß ſchon der Vorſatz an ſich dergleichen zu verſuchen einen Widerſpruch enthalte, weil alles Wunder aufhöre, ſobald es nach feſten und eingerichteten Naturgeſetzen geſchehe". Denn wer hat das ganze Naturgeſetzbuch durchgeleſen? Wer kann behaupten, daß irgend etwas nicht nach unwandelbaren Naturgeſetzen geſchehen ſey? Allein deswegen hört es nicht auf Wunder, und in jenem für uns übernatürlich zu ſeyn.

in wiefern es mit dem, aller Erfahrung nach, bekannten Laufe der Natur nicht übereinstimm. — Fast scheint es, als wenn Anonymus sich die Begriffe, natürlich und übernatürlich, nicht ganz auseinander gesetzt habe, wie man ferner bemerken wird, indem ich nun zur Vertheidigung meiner Erklärung von Wundern selbst komme.

Die physische Möglichkeit solcher ausserordentlichen Erscheinungen suchte ich einleuchtend zu machen, und gegen des erstern Anonymus Einwürfe zu vertheidigen, indem ich, mit Hinsicht auf Bonnets Hypothese, nach welcher sie in den Lauf der Natur eingewebt und durch denselben vorbereitet sind, sie für Begebenheiten erklärte, die, nach aller bekannten Erfahrung und Geschichte, von Menschen nicht mit Gewißheit vorhergesehen und vorhergesagt werden können.

Dieser Begriff, meint der zweyte Anonymus, scheine nicht absondernd genug; denn wenn er festgesetzt werden solle, so könne man auch den einen Wunderthäter nennen, der vor Feuerländern Versuche mit dem Zauberbrunnen machen, oder Weingeist, den er für Wasser ausgäbe, vor ihren Augen anzünden wollte: weil er da ebenfalls Wirkungen hervorbringen würde, die er ganz genau für den Augenblick bestimmen könnte, und die dem den Wilden bekannten Laufe der Natur nicht gemäß wären, die aber doch nach natürlichen, nur ihnen unbekannten Gesetzen erfolgten. Indessen wolle Anonymus nicht darauf bestehen, weil ihm das

für

für Schikane ausgelegt werden könnte." Das würde ich nun nicht gethan, sondern ihn nur an das hinlänglich absondernde Merkmal in meiner Definizion: nach aller bekannten Erfahrung und Geschichte, erinnert haben. Dadurch wird es ja bestimmt, daß diese Erklärung nicht auf Begebenheiten, die der Feuerländer, nach seiner relativen Kenntniß des Laufs der Natur, Wunder nennen würde, sondern nur auf solche Thatsachen angewendet werden müsse, die der Philosoph dafür erklärt, der das, was in der Welt, nach den davon vorhandenen Nachrichten, geschehen ist, überschauet. Sobald der Feuerländer zu dieser Einsicht gelangt ist, wird auch er nur das Wunder nennen, was Wir dafür ausgeben. Meine Definizion wäre also in Ansehung ihrer logischen Richtigkeit gerechtfertigt.

Aber, fährt mein Gegner fort, „sie ist nicht anwendbar. Besteht das Wunder in dem Vorhersagen zu der Zeit und auf die Zeit, wenn die Begebenheit erfolgen soll, und wird der Wunderthäter durch die ausserordentliche Spannung seines Vorhersehungsvermögens dazu geschickt; so fragt sichs, ob er dieser Spannung nur gerade zu der Zeit und sonst nie fähig sey? Und wird diese Frage bejahet, so liegt das Wunder nicht in der Vorhersagung, sondern in der unmittelbaren Einwirkung auf sein Vorhersehungsvermögen. Wie aber nun diese wieder erklären? Hier haben wir also den Zirkel. Oder ordnete Gott gleich bey Erschaffung der Welt etwa Alles so an, daß gerade die

Men-

Menſchen, die zu Wunderthätern beſtimmt waren, mit einem ſo auſſerordentlichen ſpannungsfähigen Vorſehungsvermögen gebohren werden mußten?“

Dieſer Einwurf beruhet, wie mich dünkt, bloß auf einem Misverſtandniſſe; ich will daher ſuchen, mich deutlicher zu erklären. — Man kann annehmen, daß die menſchliche Seele höherer Aeuſſerungen ihrer Kräfte fähig ſey, als wir wiſſen und uns vorſtellen können: nicht nur, weil ſie einſt in einem andern Zuſtande wegen ihrer Perfektibilität eine für uns jetzt unbegreifliche Vollkommenheit erlangen wird, wozu der Grund der Möglichkeit alſo ſchon jetzt in ihr liegt; ſondern weil ſich auch manche ihrer Kräfte auf eine uns unerklärliche Weiſe, nach zuverläſſiger Erfahrung und Geſchichte, von Nachtwandlern, Nervenkranken und Schwindſüchtigen, wirkſam bewieſen haben. Allein man nennet ſolche Wirkungen nicht Wunder, weil ſie oft und unter ähnlichen Umſtänden ſich zeigen. Alſo kann auch das menſchliche Vorherſehungsvermögen, welches ja nichts anders iſt, als unſre Denkkraft auf das Zukünftige angewandt, ſo erhöhet werden, daß ſeine Aeuſſerungen ſchon im geringern Grade für uns unbegreiflich ſind. Folglich — ich gehe nur einen Schritt weiter — iſt es nicht unmöglich, daß eine ſolche Spannung deſſelben noch immer natürlich bleibe, vermöge welcher es ſich ſo wirkſam beweiſet, daß dieſe Aeuſſerungen mit aller ſonſt bekannten Geſchichte und Erfahrung nicht übereinſtimmen. Und ſolche Erſcheinung

nungen wären dann Wunder! So halte ich denn zwar alle Menschen einer ausserordentlichen Spannung ihrer Vorhersehungskraft fähig: da aber die Kräfte der Menschen nicht gleich sind, (ob vermöge der verschiedenen Beschaffenheit ihres geistigen Wesens selbst, oder ihrer Organisazion, das thut hier nichts zur Sache) so kann man auch einigen eine größere Spannungsfähigkeit ihres Vorhersehungsvermögens als andern beylegen. Diese schreibe ich Wunderthätern vorzüglich, und zwar als ihnen immer beywohnend, doch nicht immer wirksam, zu. Aber wodurch ist sie's denn geworden? fragt Anonymus, und ich antworte: durch uns unbekannte, aber in den Lauf der Natur eingeflochtene Ursachen! Nun muß mein Gegner zeigen, daß es dergleichen in dem Lauf der Natur eingewebte und schon vorbereitete Ursachen, die so auf das Vorhersehungsvermögen wirken können, nicht gebe, und nicht geben könne; oder Wunder sind nach meiner Erklärung physisch möglich. Denn daß ich nicht das Wie bestimmt angeben kann, verschlägt hier nichts. Bey Thatsachen ist nicht die Hauptsache, die Art ihrer Möglichkeit zu bestimmen, sondern die Zeugnisse für dieselben zu prüfen.

Indessen lassen sich ja auch mancherley Ursachen anführen, die das Vorhersehungsvermögen in Thätigkeit setzen können. Wir sehen nemlich Dinge vorher, wenn wir von dem, was gewöhnlich geschieht, oder auch wohl schon geschehen ist, auf das,

was unter ähnlichen Umständen geschehen kann, schlies sen; oder wenn wir den physischen, moralischen und politischen Zustand der Welt, worin wir leben, genau kennen, oder endlich wenn wir zu den wirklichen Gründen unsrer Erwartungen noch andre aus unsrer Phantasie hinzusetzen. Da aber das, was wir vorherzusehen glauben, nicht immer so eintrift, wie das was Wunderthäter vorhergesagt haben, eingetroffen ist: so muß auf diese noch sonst etwas Einfluß gehabt haben. Dahin gehört bey den Apostein, um mich nur auf diese einzuschränken, weil unserm Anonymus auf die ihnen zugeschriebenen Thaten meine Erklärung von Wundern am wenigsten anwendbar scheint — das Klima, worin sie lebten, das Volk, zu dem sie gehörten, die Denkungsart, die ihnen und ihrem Zeitalter eigen war, die Verbindung, worin sie mit Jesu standen, und das Zutrauen, welches sie zu ihm hegten. Sie besaßen die so sehr reitzbare Einbildungskraft des Orients; sie erwarteten und verlangten von solchen, die sich für göttliche Gesandten ausgaben, Wunder, und waren dazu durch die Geschichte ihrer Vorfahren berechtigt; bey ihren Zeitgenossen war Wunderglaube Volksglaube; sie waren Augenzeugen von Jesus Thaten gewesen, und hatten von ihm, für den sie enthusiastisch eingenommen waren, die Versicherung erhalten, daß auf ihr Gebet alles erfolgen würde, was zu Beförderung seiner Angelegenheit nöthig wäre. Hierdurch muß die Gewisheit und Schnelligkeit

ligkeit, womit sie die ausserordentlichen Begebenheiten, die Gott zu ihrer Beglaubigung geschehen liess, vorhersahen und ankündigten, sehr befördert worden seyn. Denn sobald sie glaubten, daß durch sie die Unternehmung Jesu Fortgang haben werde, so zweifelten sie auch nicht, daß durch sie Wunder geschehen würden, wie er ihnen verheissen hatte, weil sie nach ihrer Ueberzeugung und nach der Denckungsart ihrer Zeitgenossen sonst nichts ausrichten konten. Doch gestehe ich gerne, daß diese und ähnliche lokale, temporelle und individuelle Einwirkungen auf das, Wunderthätern eigenthümliche, einer besondern Spannung fähige Vorhersehungsvermögen, noch durch andre, uns nicht bekannte, aber in dem ganzen Laufe der Natur gegründete Einflüsse verstärckt seyn können und müssen — Auch leugne ich nicht, daß solche Wirkungen der Apostel, dergleichen Anonymus anführt, daß Verstorbene, zu denen sie plötzlich gerufen wurden, wieder auflebten, oder Elende, die ihnen nur ihre kranken Gliedmassen zeigen durften, gleich Hülfe erhielten — als Aeusserungen des höchsten, doch immer noch natürlichen menschlichen Vorhersehungsvermögens, für uns unbegreiflich bleiben, wie Anonymus sagt: allein das findet ja schon bey Erscheinungen statt, die wir nicht Wunder nennen. Und Wunder heissen ja, auch nach meiner Erklärung, deswegen so, weil wir die Gesetze, nach welchen sie geschahen, und die Art, wie sie vorhergesehen wurden, bis jetzt nicht kennen und

Beyde Seiten ſind beſetzt; hier will ich mich in die Mitte ſetzen? ſeyd munter, wir wollen bald den Becher rund um die Tafel geben laſſen -- (er erblikt den Mörder, geht gegen die Thüre zu, und ſagt leiſe:) Es iſt Blut in deinem Geſicht --

Mörder.

So iſt es Banquo's.

Macbeth.

Iſt er geliefert?

Mörder.

Gnädigſter Herr, ich erſpart' ihm die Mühe, ſich die Gurgel ſelbſt abzuſchneiden.

Macbeth.

Du biſt der Erſte unter allen Gurgel-Abſchneidern; und der nächſte an dir iſt, der dem Fleance das nehmliche that; Wenn du der wärſt, ſo haſt du deines gleichen nicht.

Mörder.

Königlicher Herr, Fleance iſt entronnen.

Macbeth.

So kommt mein Fieber wieder; ſonſt wär' ich vollkommen geſund geweſen; ganz wie Marmor, gegründet wie ein Fels, unumſchränkt und allgemein, wie die umgebende Luft: Nun bin ich eingeſchloſſen, angebunden, und meinen

nicht zu erklären vermögen. Daß ſolche Begebenheiten aber dennoch in dem ganzen Laufe der Natur ihren Grund haben können, wie dürfen wir das leugnen, da wir ihn nicht ganz überſehen? — Mich dünckt, daß die Schwierigkeit, die hier unſerm Anonymus unauflöslich ſcheint, daher rühre, daß er, wie ich ſchon gerügt habe, ſich die Begriffe: natürlich und übernatürlich, nicht ganz auseinander geſetzet habe. Natürlich iſt aber nicht blos das, was nach bekannten Naturgeſetzen geſchieht, oder weil es gewöhnlich ſich ereignet, nach beſtimmten geſchehen muß: ſondern auch das, was in die Reihe aller den ganzen Naturlauf ausmachenden Urſachen und Wirkungen gehören kann, weil es, wenn auch nur einmal, geſchieht; übernatürlich iſt nicht allein das, was unmittelbar durch keine Kraft der Natur erfolgt, ſondern für uns auch das, was über dem, aller Geſchichte nach, bekannten Laufe der Natur iſt. In dieſem Sinne kann alſo etwas natürlich ſeyn, was für uns übernatürlich iſt; und in dieſem Sinne ſind die Wunder an ſich (abſolute) natürlich, aber (relative) in Beziehung auf alle Menſchen, wenigſtens bis jetzt noch übernatürlich.

Ich überlaſſe es dem Urtheile des Leſers zu entſcheiden, wie ich die bisherigen Einwürfe meines Gegners gegen den von mir feſtgeſetzten Begrif der Wunder beantwortet habe. Sie ſind unſtreitig von großer

Er-

Erheblichkeit, und weit wichtiger, als die Beyden noch von ihm daraus hergeleiteten Folgen, die ich jetzt beleuchten will.

An die erste habe ich wohl gedacht, aber sie doch nicht so allgemein ausgedrückt erwartet — Wie! nach meiner Erklärung sollten alle Wunder des alten Testaments wegfallen, weil Gott sie unmittelbar verrichtete? Das ist ja Voraussetzung, die sich blos auf den Sprachgebrauch des A. T. gründet, nach welchem Gott alles, was geschieht, unmittelbar thut. Nach einer gesunden Exegese paßt meine Erklärung auf viele von den Mosaischen Wundern in Egypten, ja, auf die meisten, welche im A. T. erzählet werden; wie man aus Erklärungen sehr bewährter Schriftforscher sehen kann. Was aber die Feuer- und Dampfsäule in der arabischen Wüste, und das Rauchen und Donnern auf Sinai bey der Gesetzgebung betrift: so läßt sich darauf der Begrif von Wundern überall nicht anwenden. Ich kann mich indessen hier nicht darauf einlassen, diese Phänomene zu erklären, und brauche es auch nicht, weil schon viele Commentatoren, die mit Kenntnis des Orients schreiben, auf eine befriedigende Weise gezeigt haben, wie das, was davon erzählet wird, zu verstehen sey. — Wenn mans nun aber so mit der Geschichte des neuen T. auch machte? wendet vielleicht Anonymus ein. Warum nicht? antworte ich. Auch in dieser hat gesunde Kritik und Exegese schon manches Wunder nicht mehr gefunden, das man sonst wohl darin fand. — Endlich gehört die Erzählung von Gideon gar nicht hieher; denn er ist nach derselben nicht als Wunderthäter zu betrachten: er verlangt ein Zeichen, sieht und sagt es aber nicht vorher. Da es indessen erfolgt, so nehme ich eben deswegen mit Recht an, daß es schon vorbereitet gewesen seyn müsse, weil niemand beweisen kann, daß

es eine unmittelbare Wirkung Gottes war, ja, daß es, auſſer der Schöpfung aus nichts, überall eine gebe. Und so stimmte das Faktum mit dem, worauf meine Erklärung von Wundern beruhet, überein, daß sie nemlich in den Lauf der Natur eingewebt sind.

„Aber so haben doch die Wunderthäter ihr Publikum getäuscht, sie mögen nun entweder selbst an das Uebernatürliche der Sache geglaubt haben, oder sich blos einer bessern und genauern Kenntnis der Naturgesetze bewußt gewesen seyn„. Laßt uns sehen, ob diese andre Folgerung des Anonymus Bestand haben könne?

Die Wunderthäter philosophirten nicht, so wie wir, über die Art der physischen Möglichkeit ihrer Wunder, sondern sie schreiben sie, nach ihrer Philosophie und Art sich auszudrücken, Gottes unmittelbarer Wirkung zu. Sie wußten also zwar, daß sie dieselben nicht selbst bewirkten, ja, sie protestirten dawider, wie unter andern Petrus thut. Ihr Männer von Israel, spricht er, Apost. Gesch. 3. 12. als er einen lahmen Menschen gesund gemacht hatte, was wundert ihr euch darüber? Oder was sehet ihr auf uns, als hätten wir diesen wandeln gemacht durch unsre eigene Kraft?„ Allein was sie eigentlich als Wunderthäter thaten, das sezten sie sich nicht deutlich aus einander. Man kann also in dieser Rücksicht nicht sagen, daß sie ihr Publikum täuschten; aber auch sie und das Publikum wurden nicht von Gott getäuscht, oder eben dies geschieht noch alle Tage, weil der große Haufen der Menschen viele gewöhnliche Naturerscheinungen Gott unmittelbar zuschreibt. Doch gesetzt, sie wären es sich deutlich bewußt gewesen, daß sie nur die Wunder vorhersahen und vorher verkündigten: so wußten sie doch auch, daß sie zu Beglaubigung ihrer Leh-

Lehren geschahen. Ereigneten sich aber die Wunder, um den Wahrheiten, welche sie vortrugen, Autorität zu verschaffen; und sollten und mußten in unsrer sublunarischen Welt diese Wahrheiten auf Autorität angenommen werden, um mehr in Umlauf zu kommen: folgt dann nicht, daß in eben dieser sublunarischen Welt nur in Verbindung mit der Verbreitung jener Lehren die Todten wieder auflebten, die Kranken genasen, die Lahmen wieder giengen, die Blinden wieder sehend und die Aussätzigen rein wurden? Und war es denn wohl Trug, wenn sich die Wunderthäter auf ihre Wunder, als auf eigenthümliche Beweise ihrer göttlichen Sendung zu Bestätigung ihrer Lehrsätze beriefen, wenn sie gleich gewußt hätten, daß jene Wirkungen der ganzen Einrichtung der Natur gemäß wären? Daß sie nicht eigentlich übernatürliche Ereignisse, oder unmittelbare Aeusserungen der göttlichen Allmacht waren, hinderte ihre Absicht, die Beglaubigung der Lehren nemlich, nicht, brauchte also den Zeitgenossen nicht gesagt zu werden, und konnte ihnen auch nicht verständlich gemacht werden, weil sie sogar der Wunder bedurften, um auf die planen Belehrungen des gesunden Menschenverstandes merken zu lernen.

Endlich habe ich in meiner vorigen Abhandlung behauptet, daß man nicht ausmachen könne, ob und welche Thaten Jesu Wirkungen seines Vorhersehungsvermögens, oder seiner Macht sind, weil wir so lange wir hier leben, über das, was er eigentlich war, nicht zur Gewisheit kommen werden. Das ist keine Schanze, die ich mir, wie Anonymus mir vorwirft, deswegen, wenn ich ihn anders recht verstehe, vorbehalten haben soll, um meine Erklärung von Wundern gegen die von Jesus erzählten zu decken. Denn nimmt man auch an, daß er sie selbst, wenigstens zum Theil, bewirkt habe: so sind das einzelne Ausnahmen

bey

bey dem Einzigsten der gelebt hat, auf die der von mir festgesetzte Begrif von Wundern nicht anwendbar wäre. Er nennt sie Werke seines Vaters; das konnte er, ohne zu täuschen, wenn er sie selbst bewirckte, weil er mit Gottes Autorität handelte, so wie jeder Gesandte das, was er als solcher thut, dem mit Recht beylegen kann, der ihn schickt. So konnte er sie aber auch nennen, ohne den Vorwurf von Täuschung zu verdienen, wenn er sie blos vorhersah, und wußte, daß sie in den Lauf der Natur eingeflochten waren; weil es Sprachgebrauch war, von dem er nicht abgehen durfte, ohne misverstanden zu werden. ꝛc.

Meine Erklärung mag nun bestehen können oder nicht, so ist deswegen der Sache der Wunder noch nichts vergeben. Allein was gehen sie uns noch an? Höre ich meine beyden Gegner mir zurufen. „Die Religion hat ganz andre Grundpfeiler, als die ihr Wunder verschaffen sollen, und in einiger Zeit wird man eben so wenig darauf dringen, die Wunder zu den Glaubensartickeln zu rechnen, als man schon jetzt bey andern, sonst für wichtig gehaltenen, nicht mehr darauf dringt.“

Hier gienge eine neue Fehde über die noch fortdauernde Verbindung der Wunder mit der Religion an! Ich habe aber schon vielleicht manchen Leser ermüdet und breche daher hier ab. Dieser Punkt bedarf ins dessen Berichtigung, weil dabey von beyden Seiten wahres und falsches mit einander vermischt wird.

J. Chr. Weland.

Der
Teutſche Merkur.

December 1788.

I.

Ueber
Minona oder die Angelſachſen,
ein tragiſches Melodrama
in 4 Akten. Hamburg 1785 (mit latein. Buchſtaben) mit Erläuterungen und Anmerkungen.

an Hrn. Prof. Jakob in Halle.

Verzeihung, liebſter Freund! Ich glaube, daß ich durch meine eigene Unzufriedenheit mit mir ſelbſt hinlänglich abgebüßet habe, was ich durch mein langes Stillſchweigen an Ihnen verſchuldete. Es iſt mir nur lieb, daß es noch nicht zu ſpät iſt, mein Verſprechen zu erfüllen. Sie haben, wie ich ſehe, in Ihrer Abgeſchiedenheit von der ſchönen Litteratur, die jetzt ſo ſparſam ſchön iſt, Minona, dieſes merkwürdige dramatiſche Werk in unſern undramatiſchen Zeiten, noch immer nicht geleſen. Meine Nachricht davon, welche ich Ihnen ſo lange ſchuldig geblieben bin, iſt Ihnen alſo noch neu, und das iſt alles, was ich wünſche.

Freilich wäre es mir lieber, wenn ich Sie hier hätte, und es Ihnen von Anfange bis zu Ende vorlesen, und mit Ihnen beurtheilen könnte, was ich jetzt nur für Sie thun soll; aber wenn uns diese Freude wieder einmal würde, uns zu umarmen, dann möchte auch wohl Minona selbst nicht fähig seyn, unsere Küsse zu unterbrechen. Also lesen Sie lieber:

Zuerst den Hauptinhalt des Stücks; dann werde ich Ihnen die Behandlung des Dichters, einzelne Stellen, und meine Anmerkungen vorlegen.

Edelstan, Jarl der Angelsachsen, war vom Könige von Morven, Trenmor, im Kriege gefangen und zum Tode bestimmt worden. Minona, Trenmors Schwester, befreyt ihn auf eine geheimnisvolle, romantische Art; er kehrt in das Lager der Römer zurück, und geht von da nach Villa Faustini, wo die Angelsächsischen Fürsten mit den römischen Feldherrn eine Berathschlagung halten wollen. Hier lebte auch eine schöne vornehme Römerin, Aezia Scotimilla, zwar dem Feldherrn Aurelius Ambrosius verlobt, aber in Edelstan heftig verliebt. Indessen Diese Anschläge auf Edelstans Besitz macht, indessen Edelstan glücklich entflohen ist, und der Berathschlagung der Fürsten beywohnt, wo es zu großen Uneinigkeiten mit den Römern kommt, wird Minonas That ihrem Bruder verrathen, sie selbst auf eine wüste, fürchterliche Geisterinsel gesperrt, und dem Tode des Steinkreises gewidmet.

met. Ryno, ein alter Barde Offians, eilt zu Edelſtan, entdeckt ihm die Geſchichte ſeiner wunderbaren Befreyung, und Minonens Gefahr, und fodert ihn auf, nun auch Minonen zu retten. Aezia, welche bey dieſem Geſpräche gegenwärtig iſt, wird von der wütendſten Eiferſucht erfüllt, und entwirft einen Plan, Edelſtan auf ſeinem Ritterzuge zur Befreyung Minonens durch einige Römiſche Schiffe von den ſeinigen abzuſchneiden, und nach Rom zu entführen.

Indem das in England geſchehen iſt, macht Trenmor Anſtalt zu einem großen Menſchenopfer, wobey Minona bluten ſoll. Ein Erdbeben verſchlingt die Felſen und Kerker, und Minona fehlt. Nach einem groſſen Sturme landen die zum Tode beſtimmten Gefangenen; auch Minona wird wiedergefunden, und ſoll eben hingerichtet werden, als Edelſtan mit ſeinen Angelſachſen erſcheint, die Gefangenen entfeſſelt, und Trenmorn mit den ſeinigen gefangen nimmt. Die Römiſchen Schiffe kommen auch, kehren aber ſogleich um, da ſie merken daß es zu ſpät iſt. Ein paar Römer werden angehalten, und zu Edelſtan geführt. Wegen ihrer muthigen Geſinnungen läßt ſie Edelſtan entfeſſeln; ſogleich ſpringt der eine mit einem Dolche auf Minona zu, und wird niedergehauen. Es iſt Aezia. Edelſtan verbindet ſich mit Minona, verſöhnt ſich mit Trenmor, ſchafft die Menſchenopfer ab, und die Geſchichte iſt aus.

Dieser kurze, trockene Plan zeigt schon die große Fähigkeit der Geschichte, äußerst anziehend zu werden, und sie ist es unter den Händen eines Meisters, wie der Herr Verfasser, in vollem Maaße geworden. Es ist im ganzen ein großes, klassisches Werk, von einer Ueberlegung in Anordnung des Ganges der Handlung, von einer Richtigkeit der Karakterzeichnung, von einer Lebhaftigkeit und Reinheit der Sprache, von einer — Lessingischen Schönheit und Stärke des Dialogs, daß man sich bey Lesung des Stücks in eine andere Welt, in jene klassischen Zeiten der teutschen Litteratur versetzt glaubt, worin Schauspiele noch Kunstwerke waren, zu deren Verfertigung etwas mehr gehörte, als Romanleser und — Kaufmannsdiener zu seyn. Es ist wahrlich ein Elend, wenn man Gelegenheit hat, teutsche Schauspiele zu sehen, welches jämmerliches Zeug auch von guten Gesellschaften aufgeführt wird. Die wenigen ältern Meisterstücke ist das um Geschmack unbekümmerte, nur neugierige Publikum überdrüssig, und der ganze Haufe neuerer dramatischer Manufakturarbeit ist größtentheils unaussprechlich schlecht, wenigstes mittelmäßig. Wie sehr es an wahren Genies für dieses Fach fehlen müsse, zeigt die öftere Wiederhohlung der Mannheimer Preisaufgabe für ein vollkommenes Lustspiel.

In dieser traurigen Zeit erscheint nun Minona — wie der Mond unter den kleinern Gestirnen, hätte ich

bald gesagt, und dadurch dem gröſsten Haufen unſerer neuen Schauſpiele viel zu viel Ehre, und der Minona viel zu wenig angethan; alſo lieber: Minona erſcheint wie eine Mediziſche Venus unter Zwerginnen, und — wird kaum bemerkt! Ihres Werthes ſich bewuſst, kam ſie freylich ohne Geräuſch, aber es bleibt doch auffallend, daſs ihr ſelbſt diejenigen die Hand nicht boten, welche doch übernommen haben, alle teutſche Gäſte des Parnaſſes einzuführen. Ich meine beſonders die allgemeine Litteraturzeitung. Minona iſt nicht das einzige Werk, welches von ihr, wo nicht vergeſſen, doch für ihren Werth ziemlich lange zurück gelegt wird.

Doch was geht uns das an? Wir wollen nun lieber das Schauſpiel in ſeinem Zuſammenhange betrachten.

Die erſte Scene der erſten Handlung iſt ein Garten mit einem römiſchen Badhauſe. Aezia ſchlummert in einer Laube, und ein paar Sklavinnen unterreden ſich von Edelſtan, deſſen Ankunft die eine (Sappho) der Aezia melden wollte. Wir erfahren aus dieſem witzigen Geſpräche, daſs Aezia den Edelſtan mit wenig Hoffnung liebt. Aezia erwacht darüber, ſchickt die Sklavinnen auſſer Sappho fort, und unterredet ſich nun mit dieſer über die Gründe, warum ſie dem Edelſtan Abneigung gegen das weibliche Geſchlecht zutraue? In dieſer durchaus ſchön und lebhaft dialogirten Scene zeichnet ſich beſonders Aeziens Erzäh-

nen alten Zweifeln und Besorgnissen überliefert. -- Aber Banquo ist doch sicher?

Mörder.

Ja, mein Gnädigster Herr: Denn er ligt in einem Graben, mit zwanzig tiefen Wunden in seinem Kopfe, wovon die kleinste tödtlich war.

Macbeth.

Ich danke dir; hier liegt die erwachsne Schlange; der Wurm, der entflohen ist, hat die Fähigkeit mit der Zeit Gift zu zeugen, aber keine Zähne für die dermalige. Geh du izt, morgen wollen wir's noch einmal hören.

[Der Mörder geht ab.]

Lady.

Mein Königlicher Herr, ihr regaliert eure Freunde nicht wohl; wenn man bey einem Gastmal nur essen soll, so könnte man das zu Hause bequemer thun; ausser Hause sind Unterhaltung und gemeinschaftliche Frölichkeit daß Gewürz, ohne welches die besten Schüsseln unschmakhaft sind.

[Banquo's Geist steigt empor, und sezt sich an den Plaz, den man für Macbeth leer gelassen.]

Lenox.

Gefällt es Eu. Hoheit, Plaz zu nehmen?

Macbeth.

Hier hätten wir nun die Zierden unsers Vaterlandes beysammen, wenn die verdienstvolle Person unsers Freundes

Macbeth

sung von Ebelstans Befreyung aus der Gefangenschaft des Piktenkönigs S. 16 als ein Muster von passend deklamirender Erzählung aus. Gern schrieb ich Ihnen die schöne feurige Stelle her, wenn es die einzige wäre, wobey ich diese Versuchung fühlen werde, oder wenn ich Zeit hätte, es mit allen zu thun.

S. 19 fiel mir der Ausdruck auf: „eine Gestalt neigte sich in den Schimmer, eine Gestalt! Weiber vom Weibe geboren sind nur Gestalten gegen diese Gestalt." — Ich fühle wohl, was die letzten Worte sagen sollen; im Grunde muß man aber doch gestehen, daß sie eigentlich nichts sagen. — Auf der, selben Seite unten ist aber wieder eine glühendfeurige, wahre, herrliche Stelle.

S. 21 erzählt Sappho ein griechisches Märchen im ächten abenteuerlichen Ammentone, an dessen richtiger und schöner Deklamazion ich im voraus verzweifle wenn das Stück auf das Theater kommen sollte. Es muß ganz vollkommen deklamirt werden, wenn es chalkhaft, nicht abgeschmackt und läppisch klingen soll, und es kommt mir äuserst schwer vor, es gut zu deklamiren. Mir glückt es durchaus nicht, es auch nur zum mittelmäßigen zu bringen, und, ich glaube, keinem Manne.

S. 23 spricht Aezia zum erstenmale latein, *adsit omen*. Das geschicht hernach noch mehrmal, und weiter hinten werde ich ganze Scenen voll Latein anzuführen haben. Dis ist ein Hauptpunkt, gegen den ich

in

in dieſem Stücke, und in ſo vielen teutſchen Werken des Geſchmacks, einzuwenden habe. Ich kann mich durchaus nicht dazu bringen, es für keinen Fehler zu halten. Die geprüfteſten Lehrer des guten Geſchmacks erklären ſchon die Einmiſchung fremder Wörter für geſchmackwidrig; wie viel mehr muß es die Einmiſchung ganzer Redensarten ſeyn! Von allen Werken der ſchönen Künſte werden wohl die allerwenigſten eigentlich und zuerſt für Gelehrte gemacht. Man muß z. B. annehmen, daß ein Schauſpiel geſchrieben iſt, um aufgeführt zu werden *). Was ſoll nun das ganze weibliche Publikum und der größte Theil des männlichen, alſo unter 10 Perſonen etwa 9 denken, wenn ſie unverſehends lateiniſche Brocken hören? Und wozu nützt es? Karakteriſirt es etwa die Römerin Aezia mehr, wenn ſie ſagt: *adſit omen*, als wenn ſie daſſelbe eben ſo teutſch ſagt, wie ſie alles übrige ſpricht? — Es iſt wahr, die Leſerin kann es ſich erklären laſſen; aber die Hörerin im Schauſpielhauſe ſchon nicht bequem, wenn ſie nicht etwas verhören will. Und wozu die Weitläufigkeit? Ungerechnet, daß es ſelten möglich iſt, die an ſich leichteſten Stellen ſo zu überſetzen, daß ſie nicht in den Augen des Kenners in ihrem jetzigen Zuſammenhange verlieren, und bey dem Nichtkenner ganz unbedeutend ſcheinen ſollten. Was der Kenner der römiſchen Sprache z. B. bey *adſit omen* denkt und

*) Dies war wohl nicht die Abſicht des V. der Minona.

empfindet, das läßt sich in keiner Uebersetzung so auch drücken, daß der unlateinische Hörer dasselbe dabey dächte und empfände. — In der That, wir müssen gestehen, daß uns bey solchen Gelegenheiten der Gelehrte noch zuweilen überascht. —

Nach dieser schönen Scene tritt Edelstan mit andern teutschen Fürsten und einigen römischen Herführern in Cäsars Zimmer auf. Auch Aurel, Aeziens Verlobter, ist unter den Römern. Der feine, persiflirende, planvolle Ton der Römer macht den angenehmsten Kontrast mit der geist- muth- und kraftvollen ungekünstelten Sprache der Teutschen, und die einigemal unterbrochene Rede Edelstans S. 44, worin er erst den Römern ihren Einfluß auf Britanien aufkündiget, und nach deren zorniger Entfernung seinen Plan gegen Trenmor vorlegt, ist demosthenisch stark. Mit ihr endigt sich der Erste Akt.

Der zweyte fängt in Aeziens Zimmer an, wo sie den Edelstan über die weibliche Erscheinung, wodurch er befreyet wurde, näher auszuforschen sucht. Sie kommen darüber in eine interessantere Stellung gegen einander, welche sich mit einer feurigen gegenseitigen Liebeserklärung schließt. Daß Aezia dabey ziemlich buhlerisch zu Werke geht; ist im Charakter einer feinen Römerin aus jenen Zeiten, welche aus der Absicht, ihren Verlobten Aurel zu verrathen, gar kein Geheimnis gegen ihre Sappho machte. Daß aber

Edels

Edelſtan wirklich ganz im Tone des feinſten, artigſten Franzoſen handelt, ihre Liebeserklärung veranlaßt, mit Entzücken aufnimmt, ohne ſich über ſeine Abſicht dabey erkläret zu haben, und kurz nach einer ſo ernſtlichen Entzweyung mit den römiſchen Heerführern, welche doch einer ernſtlichen Liebe bey ſeinem Charakter durchaus zuwider ſeyn muſte, das möchte ſich wohl theils mit dem rauhen Barbaren, theils mit dem edeln Teutſchen nicht ganz vertragen. Freundſchaft zwiſchen ihnen war freylich Bedürfniß des Künſtlers, aber Wahrſcheinlichkeit iſt Bedürfnis des Kunſtwerks! Gleiche Zwecke durch andere Mittel, oder durch dieſe anders und richtiger gegründete Mittel zu erreichen, hätte freylich allerdings ſeine groſſen Schwierigkeiten, wie man ſchon daraus ſchlieſſen kann, daß ein ſo denkender Künſtler in dieſem Falle, wie es mir ſcheint, fehlte. Es kommt zwar im folgenden Auftritte ein kleiner Wink Edelſtans, da er vor ſich von ſeiner ſchlüpfrigen Unbeſonnenheit ſpricht. Aber theils iſt dieſer kleine Wink nicht aufklärend genug, theils verträgt ſich ſchlüpfrige Unbeſonnenheit nicht mit dem Teutſchen jener Zeiten, und mit dem edeln Charakter, den ſich der Zuſchauer nun ſchon von Edelſtan gebildet hat.

Ryno, ein Barde Oſſians, unterbricht jene verliebte Scene, macht ſich erſt dem Edelſtan bekannt, und dabey iſt die gegenſeitige Erinnerung an Oſſianiſche Lieder ſchön. Dann erzählt er die wahre Geſchichte von

Edelstans Befreyung, und dann fällt er, auf Aezions Frage nach den Quellen von Minonens Handlung, auf einmal in ein bildervolles, witzendes Geschwätz, wozu ich keinen Grund finden kann. Geschwätz des Alters ist es nicht, denn er spricht vorher und nachher sehr kräftig. Und was es auch sonst für absichtliche Ursachen haben sollte, so scheint sich doch keine mit der Wichtigkeit der Sache, der Würde der Personen, und der Gefahr einer Verzögerung, Minonen zu retten, zu vertragen.

Sobald Rynd endlich nach langem (an sich übrigens nicht schlechtem) Geschwätze Minonens äusserste Gefahr entdeckt, ist Edelstan sogleich entschlossen sie zu retten. Aezia verräth ihre Eifersucht, und fällt in Ohnmacht. Edelstans Verhältniß mit Aezien bleibt immer räthselhaft; denn einmal spricht er von Kaltsinnigkeit seines Herzens, er, der kurz vorher über Aezions Liebe entzückt war.

Nun wird eine dunkle, schwach von oben erleuchtete Höhle die Scene, und Minona erscheint zum erstenmale in ihrem Kerker, um uns einen durchaus rührenden, erschütternden Auftritt zu geben. Ihr sonst schwärmerisches Selbstgespräch voll der erhabensten Zärtlichkeit, die feyerlichen, erschütternden prophetischen Geistergesänge, verbunden mit dem Zauber der Mahlerey und der Allmacht Schulzischer Musik, thun die ausgezeichnetste Wirkung, die sich denken

lässt.

lich. Ich habe, daß man, wie mir noch heute erklärt worden, wenig Hoffnung hat, diese Entdeckung wenigstens durch einen Schriftsteller in seinem Zimmer zu genießen. Ich meine, daß wenig Wahrheiten werth ist, einen Claviercommentar von Hrn. Schulz zu Musik zu erhalten.

Der dritte Akt fängt im Lager der Britten an, und enthält für den Kenner des römischen Staates und des römischen Geistes herrliche Scenen, besonders in dem Gespräche des Arvon und Cäpio über die weitaussehenden Plane des Arzind zur Vergrößerung des römischen Reiche. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen eine Stelle daraus abzuschreiben.

„Die erste Epoche unsrer Zeit: sagt Arvon; edler Mann! daß das Schicksal der Welt in kurzem entschieden seyn muß. Es sind nicht mehr Kriege einzelner Nationen, die wir führen: das menschliche Geschlecht hat sich in zwey ungeheure Welttheile getheilet, welche in einem allgemeinen Streite der Natur, die eine Halbkugel gegen die andere gestemmt, ihre letzten Kräfte versuchen, ob das Ganze in seine ursprünglichen Scheiben zerschmettern, oder der Unvergänglichkeit selbst der Sturm bieten wird. Wir, wie ich, ein Schlachtfeld von hundert Meilen in die Länge und siebzig in die Breite; wer Pannonier, Dacier, Macedonier, Myser, Achaja, die Egypter, die Hymnen, Barbaren ohne Zahl und ohne Nahmen

auf

auf der einen, die Römer, die Gothen, die Burgundionen, Alanen, Franken, Ripariolen, Labronen, Sarmaten, Armorizier, Litizianer, und den übrigen Occident auf der andern Seite; wer das herabgenommene Schauspiel eines Tages, den Kampf dieser Millionen gegen einander, und den feyerlichen Tod des folgenden Morgens, eine Wahlstadt von zweymalhunderttausend Leichen neben einander, gesehen hat: glaube mir, Lucius Cäpio, der fühlte ein wenig, was es auf sich habe, ein Römer zu heissen, und einen Period zu erleben, in welchem vor dem Richterstuhle der Zeit die merkwürdige Frage über seyn und nicht seyn ausgemacht wird.

„Cäpio. Ha, an dem Tage, an dem Tage! Der glorreich emporragende einzige Sterbliche gewesen zu seyn, vor dem eine Welt von Ueberwindern wie von Ueberwundenen, unwillkührlich und in sprachloser Stille, die Knie bog, und jeder leise verhaltene Gedanke dem andern sagte: seht da, einen Mann! — wo find' ich Worte es auszudrücken? Der Imperator, der Gott dieses Tages gewesen zu seyn! —

Sprachst du meinen — in der That, ich bin stolz, den Mann in dem Verhältnisse zu nennen — sprachst du meinen bewunderten Schwager, sprachst du den über alle Vergleichungen erhabenen Aezius an dem Tage?

„Avien

„Avien. Ich war einer der ersten, die das Glück hatten, sich zu ihm zu drängen: ich sprach ihn in der zweyten Nachtwache nach der Schlacht. Cnejus Avienus, redte der Imperator mich an, wir — wir saate die bewundernswürdige Bescheidenheit dieses unendlich großen Mannes, beym Himmel, er sagte wir — Cnejus Avienus, wir haben heute einmal wieder wie Römer gesiegt. Divus Julius, wenn er dabey gewesen wäre, würde sich seiner Enkel wohl nicht geschämt, würde vielleicht gestanden haben, daß seine Römer nur Quiriten gegen diese heutigen waren. Er lehrte das Ausland wider Rom streiten: ich meine, der blutige Unterricht, den wir ihnen heute gaben, wird sie lehren, daß sie in einer Schule, wie die unsrige ist, schwerlich auslernen werden. Ich behaupte von nun an mit Zuversicht: Rom über alles, wenn es nur will!"

Ein paarmal kommen Winke vor, daß Aurel eben einen Streich gegen Edelstan vorhabe. Uebrigens aber, und das thut mir Leid, sind diese Scenen durchaus nicht für das Theater. Daß sie gegen das Vorhergehende abkühlend sind, ist nicht Fehler, sondern wahre Kunst, weil die durch Minonas Erscheinung erhobene Empfindung des Zuschauers in einem solchen Schwunge bis zu Ende des Stücks ohne Ueberspannung nicht erhalten, vielweniger zunehmend verstärkt werden konnte. Auch muste die Zeit, welche Edelstan und Aurel zur Reise brauchen, wenigstens einigermaßen aus-

ausgefüllt werden. Aber diese Scenen voll Namen barbarischer, dem größten Theile des Publikums unerhörter Völkerschaften, voll völlig, und noch dazu barbarischlateinischer Aemternamen aus der *Notitia dignitatum imperii Romani ultra Arcadii Honoriique tempora*, worinn selbst Gelehrte in vielen Fächern ohne Schande unwissend seyn können — solche Scenen, wovon selbst der Verfasser S. 185. in der Anmerkung sagt, daß man einen deutlichen Begriff davon nur aus der nähern Ansicht des ganzen Werks (nämlich der *notitiæ*) erhalte — solche Scenen sollten doch durchaus nicht in einem Stücke vorkommen, welches ein so beträchtliches Geschenck an das ganze geschmackvolle Publikum ist. . . .

Dieses halblateinische Gespräch wird endlich durch Sappho unterbrochen, welche erschrocken die Nachricht bringt, daß Aezia nirgends zu finden sey. Cäpio entdeckt nunmehr ihren Plan, Edelstan auf seinem romantischen Ritterzug vom Aurel aufheben, und als Geisel nach Rom bringen zu lassen. Die Römer wissen weiter nichts, Sappho aber vermuthet nun schon, daß Aezia nicht bloß auf einem Spatziergange verirrt, sondern mit bey dem Zuge gegen Edelstan gegenwärtig seyn werde.

Nun verändert sich die Scene in eine felsigte Gegend der wüsten Insel; in der Mitte ist ein Kreis von sieben Opfersteinen; im Hintergrunde das Meer.

Trennung

Trenmor und ein Druid treten auf, und unterreden sich ächt bonzenmäsig — über die Wiedereinführung der Menschenopfer. Sehr erbaulich nimmt es sich aus, den Druiden mit bittersüßer Duldsamkeit von Verlust der ächten Lehre unter Fingal, der nicht Menschen opfern wollte, von geheimnißvollen Bedeutungen, vom hohen aber dunkeln Sinne der Blutopfer, sprechen zu hören. Man sollte denken, er hätte in Erlangen studirt.

Trenmor erzählt auch, daß bey diesem feyerlichen Opfer seine Schwester zuerst hätte bluten sollen, wenn nicht die Erde sie und ihre Kerker verschlungen hätte. Ein zweyter Druid meldet, daß die Schiffe mit den Opfern, zugleich aber auch ein unnatürlicher Sturm sich nahe. In diesem Sturme fängt der vierte Akt sich an. Die Schiffe kommen in großer Unordnung und Verwüstung an, Trenmor und Druiden ihnen entgegen. Nachdem sieben Opfergefangene in einem feyerlichen Aufzuge zu dem Steinkreise hingeführt sind, und an jedem Steine ein Druid, am Vordersten der Oberdruid Platz genommen hat, beginnt die Weyhe mit einem großen erhabenen Chor:

„Sieben!
Und sieben!
Siebenmal sieben!
Neun!
Und neun!
Siebenmal neun!“

Da

Banquo nicht mangelte; gebe der Himmel, daß ſeine Abweſenheit eher von einem Mangel an Gefälligkeit gegen uns, als von einem Unglük, das ihm zugeſtoſſen, herrühren!

Roſſe.

Seine Abweſenheit, Sire, macht ſein Verſprechen tadelhaft. Gefällt es Eu. Hoheit, uns mit Ihrer königlichen Geſellſchaft zu beglüken?

Macbeth (mit Entſezen, indem er den Geiſt erblikt, den ſonſt niemand ſieht.)

Die Tafel iſt voll!

Lenox.

Hier iſt ein aufbehaltner Plaz, Sire.

Macbeth.

Wo?

Lenox.

Hier, mein Gnädigſter Herr -- Was bewegt Eu. Hoheit ſo ſehr?

Macbeth (auſſer ſich.)

Welcher von euch hat das gethan?

Lords.

Was dann, Gnädigſter Herr!

Macbeth (zum Geiſt.)

Du kanſt nicht ſagen, ich hab es gethan: ſchüttle deine blutigen Loken nicht ſo gegen mich! Roſ-

Dazwischen wird ein Gefangener vom Oberdruid geopfert. Am Schluße des Chors erscheinen drey Soldaten mit Minona, und wollen Wunderdinge erlebt haben. Trenmor will nichts davon hören, aber dem Oberdruiden sind sie natürlich äusserst willkommen, und er philosophirt mit Hamlets zu tausend Dummheiten gemißbrauchter Philosophie: „Es geschieht zwischen Himmel und Erde dis und jenes, was dem menschlichen Verstande höchst ungereimt vorkommt, aber aus den Satzungen kinderleicht zu erklären ist. In den Satzungen, gnädigster Herr, stehts harklein durcheinander."

Eine schöne exegetische Stelle über ein Fragment des Geistergesangs, welchen die Soldaten hörten, muß ich Ihnen abschreiben, da ich weiß, daß Sie ächte Zeichnungen des Priestergeistes nicht weniger lieben als ich. Der Oberdruid, um Trenmorn, der über des Geistes Worte, Du von Inisthona herauf, unruhig wird, zu beruhigen, sagt:

„Du von Inisthona (räuspert sich) — Das ist eine von den Redensarten, die wir in dem erklärenden Theile der Satzungen mit dem Kunstworte Vereinzelung bezeichnen. Du von Inisthona — steht hier für Ihr von Inisthona, und Ihr von Inisthona will so viel andeuten, als Ihr Gefangenen von Inisthona."

Tren-

Trenmor. Aber was gewinnt die Stimme damit, wenn ſie Du ſagt, und doch Ihr andeuten will?

Oberdruid. Nichts, König, kann der höhern Sprache angemeſſener ſeyn, als gerade die Hairdunkel des Ausdrucks, wie wirs in dem erklärenden Theile der Satzungen nennen. Solcher Stellen gibts tauſende.

Trenmor. Aber meine Frage iſt, was gewinnt man damit?

Oberdruid. Die Stimme hat nichts damit gewinnen wollen, gnädigſter Herr, ſie wahlte den Ausdrück, der ihr der lebhaftere war. Du von Inisthona — gibt nun einmal ein klareres Bild, als Ihr von Inisthona; es ſtellt uns nicht ſowohl die Gefangenen von Inisthona, als vielmehr ihre Gefangenheit dar; es ſondert mit einem Worte den Praß von Nebenbegriffen, die hier nichts zur Sache beytragen, von der Hauptidee ab. Biſt du befriedigt?

Trenmor. Muß wohl!"

Zum Unglücke für die Satzungen kommt, nachdem der Oberdruid Minonen eine Abſchwörung und Verfluchung ihrer Gefühle und Handlungen vergebens abgefodert, und ihr den Tod des zerſchmetterten Hirnſchädels angekündigt hat — Edelſtan, befreyt die Gefangenen, und feſſelt die Freyen.

„Geſtehe mir (ſagt Trenmor zum Oberdruiden, die Zähne knirſchend) daß dein Hairdunkel nichts, als ein

schändlich erlogenes Irrlicht war. Siehst du nun, daß Du von Imisthona doch etwas anders andeutete, als Ihr von Imisthona?

Oberdruid. (Zieht die Schultern mit einer seltsamen Grimasse, bis über die Ohren in die Höhe). „Haindunkel lügt nicht!"

Nach kurzen Aeusserungen des Entzückens beyder Liebenden kommt die Nachricht, daß Aurels Schiffe landen. Gleich darauf, daß sie wieder abgehen, weil sie vermuthlich Nachricht von den vorgefallenen Dingen bekommen haben. Ein paar zurükgekommene Römer sind gefangen worden, und werden vorgeführt. Edelstan unterredet sich mit ihnen, verurtheilt sie zum Tode, läßt sie aber, da er ihren Muth sieht, befreyen. Sogleich springt der eine mit einem Dolche auf Minonen zu, ruft: so dankt dir Aezia, wird aber vor der That von der Wache niedergehauen, und stirbt nach kurzen Aeußerungen von Reue.

Nun bietet Edelstan in seinem Entzücken Arenmorn Versöhnung an, dieser aber, ein ächter Schafskopf, wie ihn die Priester gern haben, will ihn bekehren, und spricht gerade in dem Devotentone, den wir so gut kennen, und so sehr verabscheuen: „Theurer Edelstan, wenn du glaubst, daß deine Seele mir werth ist, ich beschwöre dich, so vereinige dich einmal in der höchsten Angelegenheit, die den Menschen diesseits

ſeits des Grabes mit dem Menſchen vereinigen kann, vereinige dich in dem einzigwahren Dienſte der Menſchenopfer mit Minonas Bruder.“ u. ſ. w.

Edelſtan verachtet, wie billig, eine ſo ſchändliche Zumuthung, wird von Eifer gegen die Greuel der Opfer begeiſtert, ſtößt mit dem Fuße an einen Altar, und alle Altäre verſinken. Dann erheben ſich prophetiſche Geiſtergeſänge von einer entſtehenden beſſern Religion, und damit endiget ſich das ſchöne Kunſtwerk. Ob die Geſänge, da ſie ſchon außer den Grenzen des Stücks liegen, das vermiſchte, mehrentheils nur neugierige Publikum feſthalten können, wird beſonders auf die Muſik ankommen, die ich nun ſehnlich zu hören wünſche. Der große kunſtvolle Sänger der Natur, Hr. Schulz, hat in dieſem Stücke großen Spielraum, ſeine Gaben zu zeigen.

Sie überſehen nun das ganze Stück, und finden daß es nur die einzige ganz unentbehrliche Einheit der Handlung hat, indem ſich alles näher oder entfernter auf Minonen bezieht, die erſten Lagerſcenen des dritten Akts allenfalls ausgenommen, wovon ich ſchon etwas geſagt habe. Von den guten übrigen Einheiten iſt nun freylich jetzt gar keine Frage mehr, und ein Kunſtrichter würde nur ausgelacht werden, wenn er darüber Anmerkungen machen wollte; indeſſen darf ich doch wohl Ihnen mein Bekenntnis darüber ſagen, denn ich bin ja kein privilegirter Kunſtrichter, und ſie ſind ja mein

Freund! Ich glaube alſo, daß wir zwar jetzt allenfalls Einheit der Zeit und des Orts miſſen können, weil wir nun ſchon an dieſe Aufopferung gewöhnt ſind; daß aber die Täuſchung durch Mangel an Einheit der Zeit ſicher dem Grade nach geſchwächt, und bey Veränderung des Orts auf Minuten wenigſtens zuverläßig ganz gehoben wird. Ich weiß ſo ziemlich das meiſte, was man für und gegen die Einheiten geſagt hat; ſo viel iſt aber doch wohl gewiß, daß ihre Beobachtung eine Kunſt, und bey einem übrigens vollkommenen Kunſtwerke eine große Vollkommenheit mehr iſt. Hätten unſere wahren Künſtler nicht ſelbſt gegen dieſe Vollkommenheit geſündigt, wäre nicht zur Zeit unſerer Genie-Seuche alle ſtrenge, eigentliche Kritik völlig eingeſchlafen, ſo würde es in dieſem und andern Fachern gewiß nie zu einem ſo auſſerordentlichen Unfuge gekommen ſeyn, als in unſrer ſchönen Litteratur wirklich geſchehen iſt. Wir ſind nun ſelbſt verwöhnt, und ſuchen das Publikum zu verwöhnen; und die Widerkehr auf den rechten Weg der Kunſt wird hier, wie allenthalben, weit mehr Schwierigkeiten haben, als die ungeſtörte Verfolgung des wahren Wegs vorher hatte. Indeſſen läßt ſich die Nachläßigkeit der Kritik einigermaßen begreifen. Männer von Bildung und Wiſſenſchaft umfaſſen mehr, begreifen leichter, füllen Lücken, und verbeſſern kleine ſchnell entdeckte Mängel unmittelbar, oft ohne Bewußtſeyn, indem ſie ſich durch Leſung eines Werks des ſchönen

Wer

ſchmacks zu zerſtreuen und aufzuheitern ſuchen. Nun finden ſie das Werk von manchen Seiten ſchätzbar, loben es öffentlich unbeſtimmt, und privilegiren dadurch zugleich alle Unvollkommenheiten deſſelben. Das übrige ſtille Publikum lieſt mühſamer, bringt wenig zum Buche, und will viel herausnehmen, wird oft aufgehalten, lieſt aber dadurch wirklich oft nachdenkender als der Gelehrte, dem ſo vieles bekannt und leicht iſt; und wenn es dann ſo oft anders empfindet und urtheilt, als es nach den öffentlichen Urtheilen thun ſollte, ſo ſchweigt der kleinere beſcheidene Theil mistrauiſch ſtill, und der gröſsere verlacht und verachtet Kritik und Litteratur. Daher ſind unſere angebeteten würdigſten Meiſterſtücke noch ſo wenig in den Händen ſelbſt des vornehmen Volks, daſs es ſich die ſchönen Geiſter nicht genug vorſtellen können, die nur mit Büchern und ihresgleichen umgehen. Es iſt mir eine ſehr angenehme und lehrreiche Beſchäftigung, auf die Urtheile von Ungelehrten und Frauenzimmern über Werke des Geſchmacks aufmerkſam zu ſeyn. Manches was ich davon hörte, war mir im Anfange äuſſerſt auffallend; ich habe mich aber gewöhnt, mich an ſolcher Leſer Platz zu ſetzen, und finde nun vieles ſo merkwürdig und lehrreich, daſs ich allen Schriftſtellern im Fache der ſchönen Künſte, die ja doch für den ganzen geſittetern Theil des Volks ſeyn ſollten, Nachahmung dieſer Aufmerkſamkeit empfehlen möchte. Hier haben ſie ein kleines Geſchichtchen vergangener Zeiten

zum Beweise. In der einst berühmten, dann berüchtigten und verspotteten, und nun vergessenen Geschichte Siegwarts ist viel erzählt, was Siegwart that, und dachte, und empfand, ehe er sich auf das Grab Mariannens legte, und daselbst „jämmerlich erfror." Ein thätiges Frauenzimmer, welches seine weiblichen Pflichten zu treu und emsig erfüllte, um viel lesen und viel Bücherbildung haben zu können, welches aber das wenige, wozu sie Zeit hatte, mit ganzer Aufmerksamkeit las, that bey jener Stelle die, meine ganze damalige Aesthetik verwirrende, Frage: „wie kann denn aber der Verfasser das alles von Siegwarts letzten Stunden wissen, da dieser nichts schriftliches hinterlassen, und die ganze Zeit über bis zu seinem Tode keinen Menschen mehr gesprochen hat? „Ich, und viele gelehrtere und scharfsichtigere Freunde, an das Singe mir Muse, gewöhnt, welches in einem Geschichtmäßigen Romane gar nicht an seinem Platze steht, hatten ohne Anstoß über eine Stelle weggelesen, welche bey dieser Leserin auf einmal die ganze Täuschung aufhob.

Um diese Ausschweifung zu rechtfertigen, setze ich hinzu, daß die Gleichgültigkeit gegen die Einheiten gewiß von geübten, wissenschaftlichen Lesern herrührt, denen es ein leichtes war, sich mit ihrer Einbildungskraft zu versetzen, wohin der Dichter sie haben wollte, ohne sonderlichen Verlust an ihrem Vergnügen zu leiden;

ben; daß aber die Vernachläßigung der Einheiten uns geübtern Lesern ganz gewiß Verwirrung, Beschwerlichkeit und Misvergnügen verursacht.

Ich bin zweifelhaft, ob die Gleichgültigkeit Trenmors, als Minona widergefunden wird (S. 140) natürlich ist. Zweifelhaft, weil ich wohl sehe, daß eine so heilige Handlung, als Trenmor eben beacht, in einem so finstern, abergläubischen Kopfe allerdings eine gewisse allgemeine Unempfindlichkeit verursachen, und die Aufwallung der Leidenschaften verhindern kann. Gleichwohl scheint dieser Vorfall, eben weil er seine heilige Handlung, sein gottesdienstliches Opfer interessirt, hier eine Ausnahme zu machen, und eine starke Aeusserung seiner Leidenschaften zu verlangen, besonders da auf Befehl des Oberdruiden die Wuthe schweigt.

Was ich über die Einheit von Edelstans Charakter für ein Bedenken habe, führte ich schon oben beym zweyten Akte an. Ich könnte also nun mit meinen Anmerkungen aufhören, wenn ich nicht, der übrigen Vollkommenheit des Werks wegen, einige einzuschleichende Flecken der Sprache erwähnen müßte. Die veralteten Wörter schier S. 21 und sonder S. 41 sollten wohl in Prose vollends, ganz vermieden werden. Die Provinzialwörter Mädel S. 117. seynd S. 141, mischt S. 101, es wollte mich halt einer necken S. 143 sind wohl der edeln reinen Sprache des Stücks zuwi-

der, zumal da das erste ein vornehmer gebildeter Römer spricht, und die übrigen doch auch weiter nicht charakterisiren. Cäpios Worte: du hatte mit der Adelspitze getroffen, S. 118 sind wohl zu unteutsch und zu steif. Der Ausdruk: Wo der Sache erscheint, da thut der Römerstab einen Knicks weg! S. 48 ist wohl in Edelstans Munde zu unedel. Ein Konstrukzionsfehler ist in den Worten S. 112: Was übrigens diese Sachsen betrifft, die ich den Britten zu Hülfe zu kommen, einsweilen verstattet habe. Und völlige Sprachfehler sind: sein eigen Gemächt S. 46, du hast spielen gehört S. 56, Wollen hören; statt: Wir wollen hören; diese Weglassung kommt oft vor) ein gut Theil S. 71. Sie hat's ihren Lohn dahin S. 127.

Nun lesen Sie das Stück, und schreiben Sie mir auch Ihre Meinung. — — —

D. S.

II.

Briefe über Don Karlos.

(S. T. Merk. Jul. 1788.)

Fünfter Brief.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner

ſeiner Schuld ſind in den Händen ſeines Vaters, und ſeine unbeſonnene Hitze ließ ihn dem launenden Argwohn ſeiner Feinde die gefährlichſten Blößen geben; er ſchwebt in augenſcheinlicher Gefahr, ein Opfer ſeiner wahnſinnigen Liebe, der väterlichen Eiferſucht, des Prieſterhaſſes, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verſchmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von auſſen fordert die dringendſte Hülfe, noch mehr aber fordert ſie der innere Zuſtand ſeines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus dieſem Seelenzuſtand muß er geriſſen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen ſollen; und der Marquis iſt es, von dem wir beydes erwarten, der uns auch S. 213. ſelbſt dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, iſt auch bey dem König ein Seelenzuſtand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum erſtenmal fühlen läßt. Die Schmerzen der Eiferſucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwang ſeines Standes in den urſprünglichen Stand der Menſchheit zurück verſetzt, haben ihn das Leere und Gekünſtelte ſeiner Deſpotenheit fühlen, und Wünſche in ihm aufſteigen laſſen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

Rosse.

Meine Herren, wir wollen aufstehen; seine Hoheit ist nicht wohl.

Lady.

Bleibet sizen, lieben Freunde, Milord ist oft so, und ist von Jugend an so gewesen. Ich bitte euch, behaltet eure Plätze. Der Anstoß daurt nur einen Augenblik, in einem Gedanken wird er wieder wohl seyn. Wenn ihr viel Aufmerksamkeit auf ihn habt, so macht ihr ihn böse und verlängert dadurch sein Uebel. Esset und gebt nicht acht auf ihn. -- (Bey Seite zu Macbeth.) Seyd ihr ein Mann?

Macbeth.

Ja, und ein herzhafter dazu, weil ich den Muth habe etwas anzuschauen, das den Teufel erblassen machen könnte.

Lady (bey Seite.)

O vortreffliches Zeug! das ist wieder die Mahlerey eurer Furcht; das ist der in der Luft gezükte Dolch, der euch, sagtet ihr, zu Duncan leitete -- O! diese Einfälle und Erscheinungen würden sich besser in ein von der Großmutter geerbtes Weiber-Mährchen bey einem Winter-Feuer schiken -- Schämt euch! Was macht ihr für Gesichter? Wenn alles vorbey ist, so seht ihr weder mehr noch weniger als einen Stuhl.

Macbeth.

Ich bitte dich, sieh hieher! Sieh! Schau! he! was

sagt

König! König mir,
und wieder König! — Keine beſſre Antwort
als leeren hohlen Widerhall! Ich ſchlage
an dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
für meinen heißen Fieberdurſt. Er giebt
mir — glühend Gold —

Gerade ein Gang der Begebenheiten wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bey einem Monarchen, wie Philipp II. war, einen ſolchen Zuſtand erzeugen; und gerade ſo ein Zuſtand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn ſind auf ganz verſchiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter ſie haben muß; auf ganz verſchiedenen Wegen wurden beyde zu dem Marquis von Poſa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Intereſſe ſich nunmehr zuſammendrängt. Durch Karlos Leidenſchaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bey dem König wurde dem Marquis ſeine ganze Laufbahn geſchaffen: darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröfnet wurde. Gegen ſie mußte der Marquis ſelbſt ſo lange im Schatten geſtellt werden, und ſich, bis er von der ganzen Handlung Beſitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Intereſſe begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu ſeiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerk-

merkſamkeit des Zuſchauers durfte alſo durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß ſie bis hieher als Haupthandlung beſchäftigt, das Intereſſe hinwegen, das nachher das herrſchende werden ſollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber ſobald das Gebäude ſteht, fällt das Gerüſte. Die Geſchichte von Karlos Liebe, als die blos vorbereitende Handlung, weicht zurück, um denjenigen Platz zu machen, für welche allein ſie gearbeitet hatte.

Nehmlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andre ſind, als Flanderns Befreyung und das künftige Schickſal der Nation, Motive, die man unter der Hülle ſeiner Freundſchaft bloß geahndet hat, treten jetzt ſichtbar hervor, und fangen an, ſich der ganzen Aufmerkſamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem bisherigen zur Genüge erhellen wird, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und ſtandhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein ſolches mit eben dem Enthuſiasmus wie den Zweck ſelbſt umfaßt. Aus dieſem univerſelleren Motive mußte eben der ängſtliche Antheil an dem Wohl und Weh ſeines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieſes Werkzeug ſeiner Liebe fließen, als nur immer die ſtärkſte perſönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karls Freundſchaft gewährt ihm den vollſtändigſten Genuß ſeines Ideales. Sie

ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dieß auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher S. 254. zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts. Ich warlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern!
Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen, es führt zu nichts.

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf seinen herrschenden Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer zusammenhängender Plan, was er sich denkt; bloße dunkle Ahndung, und auch

diese

Reise kaum, bloß flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken seyn möchte? Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorsicht bey ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabey, als einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennet, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene, und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben mich zu hören, und mich zu rechtfertigen, wenn es nöthig ist. Jetzt begnüge ich mich blos, bey demjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Karakter des Marquis in der unmittelbarsten Beziehung steht.

Alles was der Marquis, nach seinem Begriffe von dem König, vernünftiger Weise hoffen konnte bey ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbun-

verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst, und seine geringe Meinung von Menschen, doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geist. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn, wenn sie auch blos dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen ließ, daß es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte desto länger bey ihm haften, je mehr er ohne Beyspiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemüthslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äusserst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung, und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich, auf einen Augenblick,

bis

bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele öfnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt, und deutlich zu erkennen giebt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt in diesem Zustand der Leidenschaft werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben, jetzt ergeht es ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr, im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hofnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Karlos Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft, als die herrschende, ihn so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, daß man es mit so wenig der Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen

tragen kann? Aber alles ist erklärt, sobald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordner. Dann ist es natürlich, daß diese bey dem nächsten Anlaß ihre Rechte reklamirt, und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freymüthigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Karlos und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Karls wäre es eben so verdammlich, als es unbegreiflich seyn würde.

Länger als Augenblicke freylich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Ueberraschung, der Leidenschaft, vergiebt man sie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bey ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber scherzt, oder sich ernsthaft davon reinigt. „Gesetzt," sagt er der Königin S. 297. „ich gienge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?

Königin.

Nein Marquis,

Auch nicht einmal im Scherze möcht ich dieser

um-

unreifen Einbildung Sie zeihen. Sie sind der Träumer nicht, der etwas unternähme, was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

Das eben wär' noch die Frage, denk' ich.

Karlos selbst hat tief genug in die Seele seines Freundes gesehen, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bey dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers ausser Zweifel zu setzen. S. 421. 422. „Du selbst," sagt er ihm, noch immer im Wahn, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden,
was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
den Spaniern die goldnen Tage schenken,
die sie von mir umsonst gehofft Mit mir
ist es ja aus. Auf immer aus. Das hast
du eingesehn. O diese fürchterliche Liebe
hat alle frühen Blüthen meines Geists
unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
für deine großen Hoffnungen gestorben,
Vorsehung oder Zufall führen dir
den König zu — Es kostet mein Geheimniß
und er ist dein! Du kannst sein Engel werden,

für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht für Spanien!" u. s. f.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen. S. 357.

— Er hat
mich lieb gehabt. Sehr lieb. Ich war ihm theuer
wie seine eigne Seele. O das weiß ich!
das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
das Vaterland nicht theurer seyn, als Einer?
Sein Busen war für einen Freund zu groß,
und Karlos Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend.

Siebender Brief.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, so wußte er auch nicht anders, als daß er diese in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bey dem Könige profanirte. Das wußte Karlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer

Freund

Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos sein Herz besaß; eben weil er das wußte, und im Herzen voraussetzte daß es auch Karln nicht unbekannt seyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen daß er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem König vorgegangen war, mußte in seinen Gedanken eben so viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos künftiger Beruf zum Thron, hatte der Königsohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas vor sich bestehendes, und durchaus nur persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen worden seyn; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, daß Posa der Weltbürger dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den Jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Karlos Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angiebt, von ganz andrer Art. IV. Akt. 6ter Auftritt. S. 324.

Der König glaubte dem Gefäß, dem er
sein heiliges Geheimniß übergeben,

ſagt ihr? (Er zeigt mit dem Finger auf den Geiſt.) Wie? was frag ich darnach? wenn du niken kanſt, ſo red' auch! -- Wenn Beinhäuſer und Gräber diejenigen, die wir begraben, zurükſenden müſſen: So ſollen künftig die Magen der Geyer unſre Grabmäler ſeyn.

[Der Geiſt verſchwindt.]

Lady (immer bey Seite.)

Wie? noch immer ſo unmännlich thöricht!

Macbeth.

So wahr ich hier ſtehe, ich ſah ihn --

Lady.

Fy, ſchämt euch!

Macbeth.

Es iſt von jeher Blut vergoſſen worden, ſchon in jenen alten Zeiten, eh noch menſchliche Sazungen das gemeine Weſen ſäuberten; ja, und von dort an bis izt ſind Mordthaten verübt worden, die zu entſezlich ſind, um angehört zu werden. Es war immer ſo, daß wenn einem das Hirn heraus war, ſo ſtarb der Mann und dann war's aus; aber izt ſteigen ſie mit zwanzig tödlichen Wunden auf ihrem Kopfe wieder hervor, und vertreiben uns aus unſern Stühlen; das iſt weit ſeltſamer als ein ſolcher Mord.

Lady (laut.)

Mein liebſter Gemahl, eure Freunde vermiſſen euch.

und Glauben fodert Dankbarkeit. Was wäre Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen Dir nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? — Warum dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen, die über seiner Scheitel hängt?

Und in der 21ten Szene des V. Akts. 432.

— — Doch ich von falscher Zärtlichkeit bestochen,
von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
das Waagestück zu enden, unterschlage
der Freundschaft mein gefährliches Geheimniß.

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen, die an sich selbst bey weitem zu schwach sind um einen so wichtigen Schritt zu motiviren, nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahreren Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte? Es stand bey mir, sagt er zu der Königin,

— einen neuen Morgen
heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte

mich

mich ſeinen Sohn. Ich führe ſeine Siegel,
und ſeine Alba ſind nicht mehr, u. ſ. f.

— Doch geb' ich
den König auf. In dieſem ſtarren Boden
blüht keine meiner Roſen mehr. Das waren
nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
vom reifen Manne ſchaamroth widerrufen.
Den nahen hofnungsvollen Lenz ſollt' ich
vertilgen, einen lauen Sonnenblick
im Norden zu erkünſteln? Eines müden
Tyrannen letzten Rutheuſtreich zu mildern,
die groſſe Freyheit des Jahrhunderts wagen?
Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
Verhängniß reift in meinem groſſen Freunde.
Auf ihn verweiſ' ich Spanien. Doch wehe!
Weh mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte!
Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
den groſſen Wink der Vorſicht mißverſtanden,
der mich, nicht ihn, auf dieſem Thron gewollt. —

Alſo hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er alſo ja den Gegenſatz ſich als möglich gedacht haben. Aus allen dieſen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Intereſſe der Freundſchaft einem höheren nachſteht, und daß ihr nur durch dieſes Letztere ihre Richtung beſtimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat dieſes Verhältniß zwiſchen beyden Freunden richtiger beurtheilt, als

Philipp ſelbſt, von dem es auch am erſten zu erwarten war. Im Munde dieſes Menſchenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder, und mit ſeinen Worten möge denn auch dieſe Unterſuchung beſchloſſen werden.

Und wem bracht er dieß Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
die Welt, mit allen kommenden Geſchlechtern.

Achter Brief.

Aber, werden Sie ſagen, wozu dieſe ganze Unterſuchung? Gleichviel, ob es unfreywilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechſelſeitige perſönliche Nothwendigkeit für einander, oder von auſſen hinzugekommene Verhältniſſe und freye Wahl geweſen, was das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen Beyden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieſelben, und im Gange des Stückes ſelbſt wird dadurch nichts verändert. Wozu daher dieſe weit ausgeholte Mühe, den Leſer aus einem Irrthum zu reiſſen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit iſt? Wie würde es um den Reiz der meiſten moraliſchen Erſcheinungen ſtehen, wenn man jedesmal ſo

weit

weit in das Menſchenherz hineinleuchten, und ſie gleichſam werden ſehen müßte? Genug für uns, daß alles, was Marquis Poſa liebt, in dem Prinzen verſammelt iſt, durch ihn repräſentirt wird, oder wenigſtens durch ihn allein zu erhalten ſteht, daß er dieſes zufällige, bedingungsmäßige, ſeinem Freund geliebene Intereſſe mit dem Weſen deſſelben zuletzt unzertrennlich zuſammenfaßt, und daß alles, was er für ihn empfindet, ſich in einer perſönlichen Neigung äußert. Wir genieſen dann die reine Schönheit dieſes Freundſchaftgemähldes, als ein einfaches moraliſches Element, unbekümmert, in wie viele Theile es auch der Philoſoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieſes Unterſchieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nehmlich das letzte Ziel von Poſa's Beſtrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, iſt ihm dieſer nur als Werkzeug in einem höhern Zwecke ſo wichtig, befriedigt er durch ſeine Freundſchaft für ihn einen andern Trieb als nur dieſe Freundſchaft, ſo kann dem Stücke ſelbſt nicht wohl eine engere Grenze geſteckt ſeyn — ſo muß der letzte Entzweck des Stückes mit dem Zwecke des Marquis wenigſtens zuſammenfallen. Das große Schickſal eines ganzen Staats, das Glück des menſchlichen Geſchlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Beſtrebungen des Marquis, wie wir geſehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Epiſode

zu einer Handlung seyn, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posa's Freundschaft mißverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen, vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stückes, wenn es Liebe nicht seyn soll, und Freundschaft nie seyn konnte? Von Jener handeln die drey ersten Akte, von dieser die zwey übrigen, aber keine von beyden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder diese noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden seyn, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beyde gewirkt haben, und welchem beyde aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders als in diesem Dritten könnte sie liegen?

Rufen Sie sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurücke, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehends — Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freyheit der Individuen bey des Staats höchster Blüthe, kurz, über den schönen Zustand der Menschheit, wie er in ihrer

Natur

Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unsre Phantasie in einen der lieblichen Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schliefen damals mit dem ron anhaftenden Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyclus, gefallen möchte, unsre Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit einem dieser Lebendigkeit, und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgebohrnen Sohn eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bey einem ernsthaften Gespräche bloßes Spielwerk war, dürfte sich, wie mir vorkam, bey einem Spielwerk zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jüngling an, daß er wohl gar derjenige seyn dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen könnten Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, in die Hände gearbeitet; Freyheitssinn mit dem Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation die ihre Menschenrechte wieder fodert, republikanische Tugenden im Schwange hellere

Begriffe im Umlauf, alle Köpfe in Gährung, alle Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Constellation zu vollenden, eine schön organisierte Jünglingsseele am Thron, in einsamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir es aus — müßte der Königssohn seyn, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

Seyn sie
ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
auch Leiden kennen lernen —

Aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechzehnten Jahrhundert — Philipp des zweyten Sohn — ein Zögling des Mönchvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moralische Empfindung sich läutert — einen geistreichen gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst, was hindert mich dieses anzunehmen? ein günstiger Stern

gewacht,

gewacht, ungewöhnliche Glükfälle ſich ins Mittel geſchlagen, und den irgend ein verborgener Weiſer ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundſchaft alſo iſt dieſe heitre menſchliche Philoſophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet ſich in alle Reitze der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird ſie in ſeinem Herzen niedergelegt, ſie iſt die erſte Blüthe ſeines Weſens, ſie iſt ſeine erſte Liebe. Dem Marquis liegt äuſſerſt viel daran, ihr dieſe jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, ſie als einen Gegenſtand der Leidenſchaft bey ihm fortdauren zu laſſen, weil nur Leidenſchaft allein ihn über die Schwierigkeiten hinwegſetzen kann, die ſich ihrer Ausübung entgegen ſetzen werden. Sagen ſie ihm, trägt er der Königinn auf,

daß er für die Träume ſeiner Jugend
ſoll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſekte
gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
der zarten Götterblume; daß er nicht
ſoll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
Ich hab es ihm zuvor geſagt —

Unter beyden Freunden bildet ſich alſo ein enthuſiaſtiſcher Entwurf, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, der der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar

iſt,

ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, sowie er nehmlich im Conflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwartige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter dereinst wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte längst vorher gegangen seyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenstand eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Gränzen überschritten haben, in die ich eingeschränkt war? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre subjective Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen?

Neunter Brief.

Ich will mich über das vorige näher erklären.

Der Jüngling nehmlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung, versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten.

um uns zu überführen, daß er Manns genug sey über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feind haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zutragen, die sich ihm auf der kühnen Regentenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bey dem heftigen Blut der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher seyn, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maße leisten, als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufspare, zu fürchten seyn könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

> Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust
> lang ehe noch Elisabeth hier herrschte.

Der

Macbeth.

Ich vergaß mich -- (laut.) Gebt nicht acht auf mich, meine würdigſte Freunde, ich bin einer wunderlichen Schwachheit unterworfen, aber es iſt nichts für diejenigen, die ihrer gewohnt ſind -- Kommt, ich will erſt auf eure Geſundheit trinken, und mich dann ſezen: Gebt mir Wein, füllt den Becher voll -- ich trinke auf das Wohlſeyn der ganzen Tafel und unſers theuren Freunds Banquo, den wir vermiſſen; ich wollt' er wäre hier! auf ſeine und aller Geſundheit!

Lords.

Wir danken unterthänigſt.

[Der Geiſt ſteigt wieder empor.]

Macbeth.

Hinweg, aus meinem Geſicht! Laß die Erde dich verhüllen! Deine Beine ſind marklos, dein Blut iſt kalt, du haſt keine Seh-Kraft in dieſen Augen, mit denen du mich ſo drohend anſtarreſt.

Lady.

Haltet das, meine edlen Lords, für nichts als eine gewöhnliche Sache; es iſt nicht anders; das einzige iſt, daß es das Vergnügen unterbricht, das wir gehabt hätten.

Macbeth.

Was ein Mann darf, darf ich auch -- Komm du in der Geſtalt eines Ruſſiſchen Bären auf mich zu, eines gewafneten Nashorns, oder eines Hyrkaniſchen Tygers; komm

in ei-

Der Prinzessinn von Eboli Aergerniß über, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergeht, zieht er eine Unschuld, die der Tugend sehr nahe kommt; wie viele, die diese Scene lesen, würden die Prinzessin weit schwärzer verstanden haben. Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinheit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessinn giebt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens, und dieß war doch gewiß ein sehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine fremde Verführung sollte man ihn erhaben sehen; daher die ganze Episode der Prinzessin von Eboli, deren buhlerische Künste an seiner besseren Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er es also zu thun, und dann wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen sein wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie beurtheilen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es unterlassen habe, daß die edle Schönheit seine Charaktere durch so viel Hoheit, so viel uns für Höhe, wie ein kleines Wesen durch Riesen von sich stößt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Edelmuth, Großmuth das Große und Schöne, Delikatesse, Muth, Standhaftigkeit, unerschrockene Biederkeit, sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes sollte er haben, aber weiter sollte er nicht sein. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern, aber ein sonniges Kind sollte ihm jetzt noch nicht erwachen es wird

sich

[illegible] [illegible] [illegible] [

darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Millionen allein ist, daß die Furien des Argwohns seinen Schlaf anfallen, daß ihm seine Kreaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten, und ihn dann wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden, selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sclaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet der alleinige Herr seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büßen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig sich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüßen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Misverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die

ihn

ihn zu einem der unſrigen machen. Jemehr uns aber dieſes ſchreckhafte Gemählde zurückläßt, deſto ſtärker werden wir von dem Bilde ſanfter Humanität angezogen, die ſich in Karlos, in ſeines Freundes, und in der Königinn Geſtalt vor unſern Augen verkläret.

Und nun, lieber Freund, überſehen Sie das Stück aus dieſem neuen Standort noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger ſeyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verſtändigt haben, werden ſich alle einzelnen Beſtandtheile deſſelben auflöſen laſſen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt möglich, daß die Hauptidee des Stückes herauszufinden mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muß ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, damit muß ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und ſeiner Königinn ſcheidet.

— Ich habe
in einem langen ſchweren Traum gelegen.
Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergeßen

sey das Vergangene. Endlich seh ich ein, es giebt ein höher wünschenswerther Gut, als dich besitzen — Hier sind Ihre Briefe zurück. Vernichten Sie die Meinen. Fürchten Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist vorbey. Ein reiner Feuer hat mein Wesen geläutert — Einen Leichenstein will ich ihm setzen, wie noch keinem Könige zu Theil geworden — Ueber seiner Asche blühe ein Paradies!

Königinn

— — So hab ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung seines Todes.

Zehnter Brief.

Ich bin weder J— noch M—, aber wenn beyde Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, sehr nahe verwand seyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: einen Fürsten nehmlich, der Anwarthschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht

gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die Ideenreiche Empfindungsart herrschend, was raus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts als das Gemählde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Bestimmung meynt, die heiligsten seyn müssen, und die „bis jetzt nur das Eigenthum der Lehrbücher waren, in „das Gebiet der schönen Künste herüber zu ziehen, „mit Licht und Wärme zu beseelen, und, als lebendig „wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in „einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen.“ Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Menesquieu erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde Posa verabschiede, noch ein paar Worte über sein rathsels

haftes Benehmen gegen den Prinzen, und über seinen Tod.

Viele nehmlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freyheit so hohe Begriffe hegt, und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkühr über seinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen Sie, läßt es sich entschuldigen, daß Marquis Posa, anstatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniß zu entdecken, worinn er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maasregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Mistrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreissen könnten, und auch wirklich nachher hingerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber das äußerste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das eben so unglücklich ausschlagen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nehmlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er

solches

ſolches beherrſchte. Zwey Worte hätten ihm dieſen wi
drigen Behelf erſpart. Warum nimmt er ſeine Zu
flucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfah
ren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele
würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen
des Maltheſers alle nachfolgende Situationen und vor
züglich ſeine Aufopferung herbeygeführt hat, ſo ſetzte
man, ein wenig raſch, voraus, daß ſich der Dichter
von dieſem unbedeutenden Gewinn habe hinreiſſen
laſſen, der inneren Wahrheit dieſes Charakters Gewalt
anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu
verrücken. Da dieſes allerdings der bequemſte und
kürzeſte Weg war, ſich in dieſes ſeltſame Betragen
des Maltheſers zu finden, ſo ſuchte man in dem ganz
zen Zuſammenhang dieſes Charakters keinen nähern
Aufſchluß mehr; denn das wäre zuviel von einem Kri
tiker verlangt, mit ſeinem Urtheil bloß darum zurück
zu halten, weil der Schriftſteller übel dabey fährt. Aber
einiges Recht glaubte ich mir doch auf dieſe Billigkeit
erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als
einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nach
geſetzt worden iſt.

Unſtreitig! Der Charakter des Marquis von Poſa
hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn
er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die
unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben ge

ſtieben wäre. Auch geſtehe ich, dieſer Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit, „daß Liebe zu „einem wirklichen Gegenſtande und Liebe zum Schönhandeln ſich in ihren Wirkungen eben ſo ungleich ſeyn „müſſen, als ſie in ihrem Weſen von einander verſchieden ſind — daß der uneigennützigſte, reinſte und „edelſte Menſch aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit „an ſeine Vorſtellung von Tugend und hervorzubringendem Glück ſehr oft ausgeſetzt iſt, eben ſo willkührlich mit den Individuen zu ſchalten, als nur immer „der ſelbſtſüchtigſte Deſpot, weil der Gegenſtand von „beyder Beſtrebungen in ihnen, nicht auſſer ihnen „wohnt, und weil Jener, der ſeine Handlungen nach „einem innern Geiſtesbilde modelt, mit der Freyheit „anderer beynahe eben ſo im Streit liegt, als dieſer, „deſſen letztes Ziel ſein eigenes Ich iſt. Eben weil Jener die Handlung in ſteter Hinſicht auf ein unendliches Ganze thut, verſchwindet nur allzuleicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpekte. Große Menſchen handeln ſchön, um der moraliſchen Schönheit willen; gute Menſchen handeln ſchön, um des Gegenſtandes willen. Aus jenen wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige wählen — aber nur aus dieſen unſern Freund. Karlos hat Urſache gefunden, es zu bereuen, daß er dieſen Unterſchied auſſer Acht ließ, und einen großen Mann zu ſeinem Buſenfreund machte.

Was

Was geht die Königinn dich an? Liebſt du
die Königinn? Soll deine ſtrenge Tugend
die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
— — — — Ach hier iſt nichts verdammlich
nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
daß du ſo — groß als zärtlich biſt.

Geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerey. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er jenes Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ſein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf ſeinem Freund herunter blickte, wurde beyder Verderben. Karlos verunglückte, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die keinen, der ſich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um ſich herumzuſchauen, oder dem Gang ſeiner eigenen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremde ſeyn kann. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortreflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht werden, nicht

in einer jeden andern Gestalt, als dieser, und meine starken Nerven sollen nie erzittern: Oder lebe wieder auf, und fordre mich in eine Wüste auf den Degen aus; wenn ich's zitternd abschlage, dann nenne mich die Puppe eines Mädchens. Hinweg, schrecklicher Schatten! Unwesentliches Schrek-Bild, weg! -- (Der Geist verschwindet.) Wie, so -- sobald du fort bist, bin ich wieder ein Mann: (Die Lords ziehen auf.) Ich bitte euch, bleibt sizen.

Lady.

Ihr habt durch diese ungewohnten fieberhaften Anstösse unsre gute Gesellschaft aus der Fassung gebracht, und die Frölichkeit verbannt. Kan man denn solche Dinge nicht wie eine Sommer-Wolke vorbey gehen lassen, ohne so ausser sich selbst zu kommen?

Macbeth.

Ihr sezt mich in ein noch gröſſres Erstaunen, als worinn ich vor war, wenn ich denke, daß ihr solche Erscheinungen anschauen, und die natürliche Rubin-Farbe eurer Wangen behalten könnt, wenn die meinigen vor Entsezen weiß werden!

Rosse.

Was für Erscheinungen, Gnädigster Herr?

Lady.

Ich bitte euch, redet nicht; er wird immer schlimmer und schlimmer; Fragen machen ihn vollends rasend: Gute

immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang, einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Der Mensch scheint mir mehr dazu organisirt und bestimmt zu seyn, durch augenblickliche und einfache Empfindnisse als durch zusammengesetzte Vernunftideen bey seinem moralischem Wirkungsgeschäfte gelenkt zu werden, und individuelle Motive sich weit mehr als universelle und allgemeine mit seinem Wesen zu vertragen. Schon allein dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig seyn kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt: schon dieses allein sage ich, müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzuschnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden; Herrschsucht meyne ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen, und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beyspielen nur eines auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter, oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bey den reinsten Zwecken und bey den edelsten Trieben — von Willkührlichkeit in der Anwendung

wendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freyheit, von dem Geiſte der Feindlichkeit und der Herrſchſucht immer rein erhalten hätte? Die bey Durchſetzung eines, von jeder unreinen Beymiſchung auch noch ſo freyen moraliſchen Zweckes, in ſo fern ſie ſich nehmlich dieſen Zweck als etwas für ſich beſtehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er ſich ihrer Vernunft dargeſtellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgeriſſen worden, ſich an fremder Freyheit zu vergreiffen der Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen ſonſt immer die heiligſten waren, hintanzuſetzen, und nicht ſelten einen willkührlichen Deſpotismus zu üben, ohne den Zweck ſelbſt umgetauſcht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir dieſe Erſcheinung aus dem Bedürfniß der beſchränkten Vernunft, ſich ihren Weg abzukürzen, ihr Geſchäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die ſie zerſtreuen und verwirren in Allgemeinheiten, zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unſres Gemüthes zur Herrſchbegierde, oder dem Beſtreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unſrer Kräfte hindert. Ich wählte derowegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede ſelbſtſüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchſte Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freyheitsgenuſſes ſogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerſpruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, ſelbſt auf dem Wege dahin,

in Despotismus verlieren ließ. Es lag in meinem Plan, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die allen gelegt ist, die sich auf einerley Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte mir es auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeyzu bringen, und dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein Beyspiel zu bestätigen. Diese meyne ich, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von den Individuen entfernt, um sich zu allgemeinen Abstractionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schnell gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat — denn nichts führt zum Guten was nicht natürlich ist.

Zwölfter Brief.

Es ist nur noch übrig, ein paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nehmlich getadelt, daß er sich muthwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben so gut

fliehen

ſtehen können, als ſein Freund? War er ſchärfer bes
wacht als dieſer? Machte es ihm nicht ſelbſt ſeine
Freundſchaft für Karlos zur Pflicht, ſich dieſem zu er-
halten? und konnte er ihm mit ſeinem Leben nicht weit
mehr nützen, als wahrſcheinlicher weiſe mit ſeinem
Tode, ſelbſt wenn alles ſeinem Plane gemäß eingetroff-
fen wäre? Konnte er nicht — freylich! Was hätte
der ruhige Zuſchauer nicht gekonnt, und wie viel weiter
und klüger würde dieſer mit ſeinem Leben gewirth-
ſchaftet haben! Schade nur, daß ſich der Marquis
weder dieſer glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Muſe
zu erfreuen hatte, die zu einer ſo vernünftigen Bere h-
nung nothwendig war. Aber, wird man ſagen, das
gezwungene Mittel, zu welchem er ſeine Zuflucht
nimmt, um zu ſterben, konnte ſich ihm doch unmög-
lich aus freyer Hand und im erſten Augenblicke anbie-
ten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit,
die es ihm koſtete, nicht eben ſo gut anwenden kön-
nen, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken,
oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm ſo
nahe lag, der auch dem kurzſichtigſten Leſer ſogleich
ins Auge ſpringt? Wenn er nicht ſterben wollte um
geſtorben zu ſeyn, oder (wie einer meiner Recenſenten
ſich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen
ſterben wollte, ſo iſt es kaum zu begreifen, wie ſich
ihm die ſo geſuchten Mittel zum Untergang früher, als
die weit natürlichen Mittel zur Rettung haben darbie-
ten können. Es iſt viel Schein in dieſem Vorwurf,

und um so mehr ist es der Mühe werth ihn auseinander zu setzen.

Die Auflösung ist diese.

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche, und durch das vorhergehende genugsam widerlegte, Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statt haben kann, nachdem bewiesen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andre Bewandtniß habe. Er kann also nicht wohl sterben um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch andre, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben als der Tod — „er stirbt, um für sein — in des Prinzen Seele „niedergelegtes — Ideal alles zu thun und zu „geben, was ein Mensch für etwas thun und geben „kann, das ihm das Theuerste ist; um ihm auf die „nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu „zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit „dieses Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die „Erfüllung desselben sey;" er stirbt dafür, warum mehrere große Menschen für Wahrheiten starben, die sie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten: um durch sein Beyspiel darzuthun, wie sehr sie es werth sey daß man alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Re-

publick

publick würde blühen und dauren ſo lange ſie Lykurgus Geſetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zuſammen und foderte einen Eid von ihm, die neue Verfaſſung ſo lange wenigſtens unangefochten zu laſſen, bis er von einer Reiſe, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt ſeyn. Als ihm dieſes durch einen feyerlichen Eydſchwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von dieſem Augenblick an auf Speiſe zu nehmen, und die Republick harrte ſeiner Rückkehr vergebens. Vor ſeinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, ſeine Aſche ſelbſt in das Meer zu ſtreuen, damit auch kein Atome ſeines Weſens nach Sparta zurückkehren, und ſeine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eydes entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernſte geglaubt haben, das Lacedämoniſche Volk durch dieſe Spitzfindigkeit zu binden, und ſeine Staatsverfaſſung durch ein ſolches Spielwerk zu ſichern? Iſt es auch nur denkbar, daß ein ſo weiſer Mann für einen ſo romanhaften Einfall ein Leben ſollte hingegeben haben, das ſeinem Vaterlande ſo wichtig war? Aber ſehr denkbar und ſeiner würdig ſcheint es mir, daß er es hingab, um durch das Groſſe und Auſſerordentliche dieſes Todes einen unauslöſchlichen Eindruck Seiner ſelbſt in das Herz ſeiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer deſſelben zu einem Gegenſtand der Rührung und Bewunderung machte.

Zweytens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nützlich diese Auskunft in der That war, sondern wie sie demjenigen vorkam, der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder schwer er darauf verfiel. Es ist also weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfassung Dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschluß führen, ihm geläufig, und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vordringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen anständigern Ausweg führen könnten, so ist der Entschluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bey jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dieß ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschluß? — In der drangvollesten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken: er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die

die er, als deſſen fürchterlichſte Feindinn kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran ſein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieſes Geheimniß heraus iſt oder nicht? Weiß es die Prinzeſſin, ſo muß er gegen ſie als eine Mitwiſſerin verfahren; weiß ſie es noch nicht, ſo kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder ſeines Freundes machen. Unwille über ſich ſelbſt: Er allein hat durch ſeine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieſer Uebereilung hingeriſſen. Schmerz und Verzweiflung: Er ſieht ſeinen Freund verlohren, er ſieht in ſeinem Freund alle Hoffnungen verlohren, die er auf denſelben gegründet hat.

Verlaſſen von dem Einzigen wirfſt du
der Fürſtin Ebol dich in die Arme —
Unglücklicher! in deines Teufels Arme,
denn dein ward, die dich verrieth — Ich ſehe
dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahndung
fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu ſpät.
Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
floh über deine Lippen ſchon. Für dich
iſt keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor
meinen Sinnen!
Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
im ganzen Umkreis der Natur! —

In dieſem Augenblicke, wo ſo verſchiedene Gemüthsbewegungen in ſeiner Seele ſtürmen, ſollte er

aus

aus dem Steareif ein Rettungsmittel für ſeinen Freund erdenken. Welches wird es ſeyn? Er hat den richtigen Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verlohren, und mit dieſem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande iſt. Er iſt nicht mehr Meiſter ſeiner Gedankenreihe — er iſt alſo in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiſte Licht und die gröſte Geläufigkeit bey ihm erlangt haben.

Und von welcher Art ſind nun dieſe? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unſern Augen lebt, daß ſeine ganze Phantaſie von Bildern romantiſcher Gröſſe angefüllt und durchdrungen iſt, daß die Helden des Plutarch in ſeiner Seele leben, und daß ſich alſo unter zwey Auswegen immer der heroiſche zuerſt und zunächſt ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht ſein vorhergegangener Auftritt mit dem Königig, was und wie viel dieſer Menſch für das, was ihm wahr, ſchön und vortreflich dünkt, zu wagen im Stand ſey? — Was iſt wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in dieſem Augenblick über ſich ſelbſt empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerſt ſuchen läßt, die ihm etwas koſten; daß er es der Gerechtigkeit gewiſſermaßen ſchuldig zu ſeyn glaubt, die Rettung ſeines Freundes auf ſeine Unkoſten zu bewirken, weil ſeine Unbeſonnenheit es war,

die

die jenen in dieſe Gefahr ſtürzte? Bringen Sie dabey in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann ſich aus dieſem leidenden Zuſtand zu reißen, ſich den freyen Genuß ſeines Weſens und die Herrſchaft über ſeine Empfindungen wieder zu verſchaffen. Ein Geiſt wie dieſer aber, werden Sie mir eingeſtehen, ſucht in ſich, nicht auſſer ſich Hülfe; und wenn der bloß kluge Menſch ſein erſtes hätte ſeyn laſſen, die Lage, in der er ſich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: ſo iſt es im Gegentheil ganz in dem heldenmüthigen Charakter gegründet, ſich dieſen Weg zu verkürzen, ſich durch irgend eine auſſerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung ſeines Weſens, bey ſich ſelbſt wieder in Achtung zu ſetzen. So wäre denn der Entſchluß des Marquis gewiſſermaßen ſchon als ein heroiſches Palliatif erklärbar, wodurch er ſich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpfheit und Verzagung, dem ſchrecklichſten Zuſtand für einen ſolchen Geiſt, zu entreiſſen ſucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß ſchon ſeit ſeinem Knabenalter, ſchon von dem Tage an, da ſich Karlos freywillig für ihn einer ſchwerzhaften Strafe darbot, (S. 18. 19.) das Verlangen, ihm dieſe großmüthige That zu erſtatten, ſeine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in dieſem Augenblick alſo nicht wenig verſtärken muſ. Daß ihm dieſe Erinnerung wirklich vorgeſchwebt, beweißt

Nacht, allen auf einmal. Wartet nicht auf Befehl zum Aufſtehen, ſondern geht alle zugleich.

Lenox.

Wir wünſchen Sr. Majeſtät gute Nacht, und beſſere Geſundheit.

Lady.

Gute Nacht, allerſeits.

[Die Lords gehen ab.]

Macbeth.

Es will Blut haben, ſagen ſie; Blut will Blut haben; ich weiß Exempel, daß Steine ſich gerührt, und Bäume geredt haben. Wahrſager, welche die geheimen Verhältniſſe der Dinge kennen, haben ſchon durch Krähen und Dolen den verborgenſten Mörder ans Licht gebracht -- Wie weit iſt die Nacht ſchon?

Lady.

So weit, daß ſie bereits mit dem Morgen ſtreitet, wer von ihnen Nacht, und wer Morgen ſey.

Macbeth.

Was ſagſt du dazu, daß Macduff ſich weigert, auf unſern Befehl zu erſcheinen?

Lady.

Schiktet ihr nach ihm?

Macbeth.

eine Stelle, wo sie ihm unwillkührlich entwischte. Karlos dringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken That eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft Karlos, giebt er ihm zur Antwort, da du, ein Knabe, für mich geblutet hast?" Die Königin, von ihrem Schmerz hingerissen, beschuldigt ihn sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen —

Sie stürzten sich in diese That, die Sie
erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie. Sie haben längst darnach
gedürstet!

Endlich will ich den Marquis auch nicht von aller Schwärmerey freygesprochen haben. Schwärmerey und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worinn er die That beschließt, ist auch dieselbe worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. (S. 403.) O! ruft er aus, das

Leben

Leben iſt doch ſchön! — Aber dieſe Entdeckung macht er zu ſpät. Er hüllt ſich in die Größe ſeiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

Sch.

III.

Fortſetzung des Tagebuchs des Kriegs der Pforte mit den Beys in Egypten.

Den 11ten machten die Franken dem Kap. Paſcha Aufwartung, und wurden ziemlich höflich von ihm empfangen.

Die Franken und das venetianiſche Handlungshaus Pini, bothen ihm zwey beträchtliche Geſchenke an.

Den 12ten begehrte der Kap. Paſcha von den Franzoſen 50,000 Patache, und von Pini 6000 zu leihen, wofür er ihnen Sicherheit leiſten wollte; allein dieſe nahmen ſie nicht an. In der That ſtellte er nach 20 Tagen die Summe wieder zurück.

Den 20ſten befiel den K. Paſcha ein ſtarker Fluß im Ohre, von welchem er erſt nach 14 Tagen befreyet wurde.

Den 12ten September langten die Paſchen aus Syrien in Kairo an, nämlich der Paſcha Damas von

zwey, und Abdul Pascha von drey Roßschweifen, der erste mit 3000, der zweyte mit 4000 Mann.

Den 26sten brachen die Truppen des Kap. Pascha auf, aus Gründen, die man nicht sagen darf, um in ihr Vaterland zurückzukehren; allein um 3 Uhr nach Mittag eilte er ihnen, als er davon Nachricht erhalten hatte, mit bewaffneter Hand nach, um sie zur Wiederkehr zu vermögen, und es fehlte wenig, daß er nicht von ihnen niedergesäbelt wurde, weil die Sache bereits aufs äußerste gediehen war. Dennoch gelang es ihm, sie zu befriedigen, daher sie nach drey Tagen wieder nach Kairo zurück marschirten.

Den 19ten setzte sich der Kiaja des K. Pascha mit 11200 Mann in den Galengici, und die obenwähnten Pascha's zu Land in Bewegung.

Den 8ten October langten sie nahe bey dem Lager der Beys an.

Den 9ten griffen sie an, und man sagte, daß die Beys von ihnen geschlagen worden; allein gerade das Gegentheil fand statt. Der K. Pascha schickte zehn türkische Wundärzte mit einem prächtigen Aufzug, und allem dem ab, was sie nach ihrer Art zu heilen nöthig hatten. Er stellte sich an, als wenn er dieß aus Vorsicht für alle Fälle, die sich etwa ereignen könnten, gethan hätte: in der That aber ließ er sie hinkommen, wegen dem, was bereits vorgefallen war.

Den

Den 12ten treffen in Kairo die Ehrenpelze ein, die der Sultan den Paſchas zu ihrem Gebrauch für ihr gutes Verhalten ſchickte. Für den K. Paſcha folgte noch ins beſondere ein Säbel, nebſt tauſend Lobſprüchen und Segenswünſchen. Und für den Schloßpaſcha die Beſtätigung in ſeinem Amte für das nächſte Jahr, wie gewöhnlich.

Die Beys ſandten einen ihrer Kiaſifs an den Kiaja der das Kommando über des Sultans Barken führte, damit er ihn zum K. Paſcha begleiten möchte, als für welchen ſie ihm verſchiedene Briefe mitgegeben hatten. Allein, weil die Schaarwachen der Beys einige Galeangi todt geſchlagen hatten, die in den Dörfern herumſtreiften, ſo ſchickte ihn der Kiaja in Feſſeln zum K. Paſcha. Weil dieſer Unglückliche auf der Reiſe irgend einem Unfall befürchtete, glaubte er, dem Kiaus, unter deſſen Befehlen die Barke ſtund die nach Kairo 12000 venetianiſche Ducaten brachte, trauen zu können.

Um nun dieſes Geld an ſich zu bringen, berichtete der Kiaus dem K. Paſcha, daß er vom Kiaſif heraus gebracht hätte, daß dieſer, auſſer den Briefen die an ihn gerichtet wären, auch noch einen geheimen Auftrag mit gewiſſen Aufrührern zu unterhandeln hätte. Der K. Paſcha ließ ihm hierauf ohne weiteres den Kopf abſchlagen, und da er auch durch einen andern Weg von den 12000 Zechinen Wiſſenſchaft hatte, ſo eignete er

ſich auch dieſe zu. Von dem Innhalt der Briefe iſt nie etwas bekannt geworden.

Den 18ten ſchickte der K. Paſcha 350 Beutel und 6 Barken mit Lebensmitteln zur Armee.

Den 19ten kamen die Truppen im Lager an, welche der K. Paſcha zur Verſtärkung dahin geſandt hatte; allein die Beys hatten ſich 6 Stunden vorher ſchon nach Oberägypten zurückgezogen. Vor ihrem Abmarſch hatten ſie alles Ueberflüſſige verbrannt, um ihren Troß zu vermindern, und die drey groſſen Kanonen, die ihre Artillerie ausmachten, vernagelt und mit großen Kugeln, womit ſie ihre Mündung verſtopften, für den Feind unbrauchbar gemacht. Sie ſchlugen ihr Lager in einer Gegend, welche für ſie viele Vortheile hatte; nicht blos, weil ſie an das Klima gewöhnt waren, ſondern auch weil ſie ſich das ſelbſt mit allen Bedürfniſſen hinlänglich verſehen konnten, die Brunnen mit trinkbarem Waſſer kannten, das man doch wegen ſeines üblen Geſchmacks leicht verkennt, und das ungeſunde mit einem Dekokt von gewiſſen Pflanzen unſchädlich zu machen mußten.

Die Völker des K. Paſcha hingegen, in allem unwiſſend, der Luft nicht gewohnt, indem auf die heißeſten Täge immer ſehr kalte Nächte folgten, von Schnaken und dicken Nebeln bedeckt, ohne die nöthigen Bedürfniſſe, genöthigt ſchlammichtes, oder vom Brunnen blos

den

den Anſchein nach gutes Waſſer zu trinken, das aber 5 oder 6 Tage, nachdem man ſich deſſen bedient, Fieber und den Ausſatz verurſachte, befanden ſich in einem äuſſerſt ſchlimmen Zuſtand.

Der K. Paſcha vernahm alles dieſes. Da er nun die Unmöglichkeit, den Beys den Sieg abzugewinnen ſah, und ihm ohnehin ſchon vieles zur Laſt gelegt wurde, worüber er ſich beym Divan zu verantworten hatte, ſchickte er ſich an, nach Konſtantinopel zurückzukehren: als einer von den Beys, um ſich ſeine Freundſchaft zu erwerben, ihm noch zwey andere zuſchickte, die dem Sultan ergeben, aber von den Beys verbannet, und nun, um ſich zu ihrem Verderben zu verſchwören und ihre verlornen Poſten wieder einzunehmen, (denn einer von ihnen, nämlich Ismael-Bey, war Sikabeletti geweſen) dieſer Tage wiedergekommen waren. Sie gaben nicht nur dem K. Paſcha in verſchiedenen Dingen Licht, ſondern verſprachen ihm auch von ihren Anhängern Unterſtützung.

Den 16ten trafen abermal zwey Paſchas von Syrien, einer mit 1000. der andere mit 800 Mann ein. Dieß beſtärkte den K. Paſcha in der Meinung, daß man einen Angriff von Neuem verſuchen müße.

Er ſchickte daher den 20ſten zwey Barken mit 6 neu von ihm ernannten Beys und 600 Mann ab, welche ſich mit dem zurückgebliebnen Heere, das in Oberägypten lag, vereinigten.

Den 26sten marschirte diese Armee, um die feindlichen Beys zu überfallen: allein diese waren davon benachrichtiget, und brachen in der nähmlichen Nacht auf, um ihm entgegen zu gehen.

Den 27sten trafen sie also noch vor Tags bey einem sehr dicken Nebel gerade auf einander. Da aber die Völker des K. Pascha den Wind gegen sich hatten, so trieb dieser einen Schwall von Staub, den sie im Marschiren erregten, dergestalt auf sie zu, daß sie des Feindes nicht eher ansichtig werden konnten, als bis er schon bey ihnen in der Nähe stand.

Sobald sie die Nähe der Beys gewahr wurden, gaben sie auf ihre Truppen sowohl aus dem groben Geschütz als aus Musketen ohne alle Ordnung Feuer. Diese hatten keine Artillerie, aber einen Vortrab von 1600 geharnischten Reutern, deren jeder 2 große Feuergewehre und 4 Pistolen mit sich führte. Diese ritten nun im vollen Galopp auf die Truppen des K. Pascha los, und ließen ihnen nicht mehr Zeit ihre Musketen zu laden. Sogleich ergriffen die Gomalj, sonst ihre tapfersten Krieger, und nach ihnen die Paschas und zuletzt die Beys in voller Eile die Flucht, auf welcher sie vom Feind mit Säbeln und Pistolen 6 Stunden nacheinander verfolgt wurden. Als sie ihre Schanzen erreicht hatten, ließ der Kiaja, der die Wache hatte, die Artillerie auf die Beys richten, und

ver-

verhinderte dadurch die gänzliche Niederlage, die seine Leute ohne diese Anstalt ganz sicher erlitten hätten.

In diesem Treffen verloren die Beys nicht mehr als 10 Pferde, welche bey der ersten Abfeuerung des groben Geschützes ihnen todt geschossen wurden; dem K. Pascha aber blieben von 12000 Pferden, die er vor dem Treffen hatte, nach demselben kaum 1000, und diese wären noch übel zugerichtet.

Bey diesem Vorfall wurde auch dem Ismael Bey die untere Kinnlade durch einen Schuß zerschmettert, weswegen er am 30sten nach Kairo zurückkehrte.

Den 5ten November ging auch der Rest des geschlagenen Heers zu Schiff nach Kairo zurück. Von diesem wurde bekannt: daß dessen Niederlage mehr die Wirkung des Ueberfalls und der Furcht, als der Herzhaftigkeit der Beys gewesen, indem sie in der Flucht sogar mit ihren Pferden in die Barken eilten, und dieselben überluden; daher dann diese umstürzten, und alles ersäuften; Daß die Beys viele zu Sklaven gemacht die Gassali, aber wieder freygelassen, nämlich die vom Gefolge des Kapudan Pascha; daß diese aber dennoch von Arabern, die ihnen in den Wüsten begegneten, und sie zu plündern vor hatten, todtgeschlagen worden, daher dann kaum zwanzig Mann zurückkamen; daß sie (die Beys) allen Galeangi's die Köpfe abschlagen laßen, während sie in Stuf lagen, ihre

Frauen ſchändet und an die Meiſtbietenden verkauft hätten u. ſ. w.

Dieſe Nachrichten ſetzten den K. Paſcha in große Verlegenheit, und die Franken in große Furcht. Die Araber aber brannten vor Begierde, die Beys wieder kehren zu ſehen. Hätten dieſe aus ihrem Siege Vortheil zu ziehen gewußt, hätten ſie ihre Verfolgung bis nach Kairo fortgeſetzt, ſo würden ſie Herren davon geblieben ſeyn, und den K. Paſcha genöthigt haben, ihnen den Frieden unter was immer für Bedingungen anzubieten. Allein das Schickſal wollte es anders.

Da der Kapudan Paſcha ſah, daß ſich die Beys zurückgezogen hatten, gab er Befehl ſogleich neue Kriegsvölker auszuheben, welche auch ungefähr 12,000 Mann ſtark anlangten. Sie beſtanden aus 1500 Mamelucken, welche die von ihnen geſetzten Beys anführten, aus 1500 Galeangi, die ſich noch in Kairo gefunden hatten, wo ſie nämlich Handel trieben, und aus 9000 Jordaſſi.

Den 6ten Nov. nahmen die feindlichen Beys allen Dörfern, von ihrem Lager an bis Kairo, ihre Lebensmittel weg.

Den 7ten ſetzte der K. Paſcha, man glaubt auf Befehl der Pforte, den Schiekpaſcha ab, und ernannte an ſeine Stelle den Abdul Paſcha.

Den 10ten ließ er zu Serit, drey Stunden von Kairo, ſein neues Heer ein Lager aufſchlagen,

und

und eine Schanze für 12 Kanonen aufwerfen, um die Beys, wenn sie kommen sollten, aufzuhalten, und ein wenig weiter hinauf schickte er 7 Galegici unter den Befehlen ihres Serasklers.

Zu Kairo langte ein alter Jordassi, der im Heere des K. Pascha gewesen, und im Treffen von 27ten zu den Beys übergegangen war, mit Briefen von ihnen an; er wurde deswegen gefangen gesetzt.

Den 14ten schickte der K. Pascha einen Abgeordneten zu den Beys, den man mit ganz besonderen Ehren empfing. Amarat Bey beschenkte ihn mit 1000 venetianischen Zechinen; Ibrahim Bey mit einem Pelz, den man auf 5000 Piaster schätzte, und mit einem Pferd samt allem Zugehör von 4000 Piastern an Werth; andere mit ansehnlichem Vorrath zu seiner Rückreise.

Der K. Pascha ermahnte die Beys in seinem Briefe, daß sie sich nicht länger dem Willen des Sultans widersetzen, und nach Kairo zurükkehren möchten; er versicherte sie seines Schutzes und seiner Vermittelung, wodurch er ihnen von dem Sultan Verzeihung des Geschehenen und Roßschweife, und für die kleinen Beys Aemter zu bewirken versprach.

Den 19ten antworteten die Beys, daß sie sich niemals ihrem Gehorsam gegen den Sultan entzogen hät-

Macbeth.

Ich hör es vor der Hand; aber ich will nach ihm schiken; es iſt kein Than unter ihnen allen, in deſſen Hauſe ich nicht einen Bedienten in meinem Solde habe. Morgen früh will ich zu den Zauber-Schweſtern; ſie müſſen mir mehr ſagen; dann nun bin ich ſchon gezwungen, zu meinem Beſten, durch die ſchlimmſten Mittel, das Aergſte zu wiſſen. Ich bin ſo tief in Blut hineingeſtiegen, daß wenn ich izt nicht weiter fortwatten wollte, das Zurükgehen ſo gefährlich wäre als jenes; ich habe wunderbare Dinge im Kopf, die meine Hand fordern, und ausgeführt werden müſſen, eh ſie nur vermuthet werden können.

Lady.

Es mangelt euch an dem, was alle Weſen nöthig haben, an Schlaf.

Macbeth.

Komm, wir wollen auch ſchlafen gehen; mein Fehler iſt nur die Furcht eines Neulings, der durch Uebung noch nicht abgehärtet iſt: wir ſind in ſolchen Thaten noch Kinder.

(Sie gehen ab.)

hätten, daß sie bereit wären, ihm über alles Rechenschaft zugeben, daß wenn er ihnen die Gnade bewirkte, daß sie in einem Theil von Aegypten bleiben könnten, sie ihm alles, was er verlangte, geben würden; und versicherten ihn schriftlich, ihren Gesetzen gemäß das verheissene nicht ausser Acht zu lassen.

Abdul-Pascha, Befehlshaber von Caserlain, das von Kairo nur eine Stunde weit weg liegt, schickte einen Abgeordneten mit einem zahlreichen Gefolge von Sklaven zum K. Pascha, um ihn um die Gnade zu bitten, vor ihn kommen zu dürfen. Dieser hielt darüber mit dem Abgesandten ein sehr langes Gespräch, von welchem wenig bekannt worden ist. Was man davon erfuhr, besteht darinn, daß Abdul Pascha den Kapudan Pascha gebeten, ihm beym Sultan seine Begnadigung auszuwirken, und daß er gern alles bezahlen wollte, was man ihm auflegen würde. Daß der K. Pascha ihn ferner mit den zween Beys, die aus Oberägypten gekommen waren, aussöhnen, oder wenigstens keine seiner unter seinem Befehl stehenden Truppen mehr auf die Schlachtbank gegen gedachte Beys schicken möchte. Daß der K. Pascha nur in Kairo, welches ihn als seinen Vater betrachte, bleiben sollte; es thue ihm leid, daß er Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre. Er möchte nur die von Kairo in den Krieg ziehen lassen.

Der

Der K. Pascha schickte diesen Abgeordneten, nachdem er ihn mit einem Pelz von 300 Piastern an Werth beschenkt hatte, wieder zurück, und ließ ihn bis vor die Stadt von der Wache begleiten, ohne ihn einen Augenblick stillstehen zu lassen. Er sagte ihm mündlich, wenn die Beys nicht alles thun würden, was er ihm gesagt hätte, so wäre er schuldlos an allem dem, was ihnen bevorstünde.

Den 20sten schickte der K. Pascha nach der Antwort.

Den 21sten ging er nach Aberbernibj, zwey Meilen weit von der Verschanzung.

Den 22sten streiften zwey feindliche Beys von Ghisa bis Ambala.

Der K. Pascha ließ die Bombardierbarke und 4 Galeangici in der Entfernung eines Kanonschusses eine von der andern vor Ghisa jenseits der Mündung des Kanals, welche die Insel mit dem festen Land bildet, Anker werfen.

Den 26sten ging der K. Pascha auf einer Anhöhe oberhalb dem Ufer des Nils in Angesicht der Bombarden nach Ghisa, um zwischen einigen zerfallenen Mauern eine Schanze aufzuwerfen, und stellte 28 Kanonen, 400 Galeangi und 2 Beys dahin.

Den 28sten tödteten zwey feindliche Beys 3 Galeangi und nahmen 2 Mamelucken, die sich von der Verschanzung entfernt hatten, gefangen. Die andern

bezo-

bezogen diesseits der Pyramiden von Sacare, 4 Stunden von Ghiza ihr Lager.

Von den Truppen der verstorbenen Beys kamen viele Mamelucken, auch undienstfähige an, vom K. Pascha Gnade zu erhalten.

Den 5ten December marschirten die feindlichen Beys gegen Ghiza, und setzten sich in Schlachtordnung. Auf die hievon erhaltene Nachricht verstärkte er die Schanzen mit noch 3 Beys. Allein da sich Lasein: Bey mit 100 Mameluken und der Kiasif mit 1000 Arabern näherte, so fingen die Leute des K. Pascha, ehe sie noch mit Kanonen erreicht werden konnten, aus Furcht auf sie zu feuern an, und fuhren mehr als zwey Stunden lang damit fort. Die Feinde machten ausser der Schußweite halt, und da sie sahen, daß keiner herauskam, so stiegen sie von ihren Pferden, und ließen diese auf den Feldern weiden.

Dreymal sprengte ein moskowitischer Mameluk zu Pferde auf die Schanze bis zur Weite eines Pistolenschusses heran; aber man begnügte sich aus der Mauer heraus auf ihn zu schiessen.

Der K. Pascha und seine Beys sahen mit einem Fernrohr, was folgt.

Als die feindlichen Beys sahen, daß niemand auf das freye Feld heraus wollte, so zogen sie nach Mittag mit langsamen Schritten, die Tabakpfeife im Munde,

de, nahe bey der Verſchanzung vorbey. Nachdem ſie weg waren, ging der K. Paſcha hin, zu ſehen, was vorgegangen war. Die Beys verließen Sacore und lagerten ſich weiter hinab, weil ihnen ihr Vorrath ausging, und ſie großen Mangel an Brod litten, wiewohl ſie von Geld ſtrotzten.

Den 9ten ſchickte der Paſcha die Bombarde und die Galengci vor das feindliche Lager hin.

Amurath Bey, der den Vortrab der Beys führte, bemächtigte ſich der Karavane von Aleppo, welche Goldſtaub, ſehr koſtbare Waaren, und 62 mit Korn beladene Schiffe, nebſt ſchwarzen Sclaven und Sclavinnen, mit ſich führte.

Hierauf ſchlugen die Beys ihr Lager auf dem Wahlplatz, auf welchem die Leute des K. Paſcha am 27. jenem merkwürdigen Tag, die groſſe Niederlage erlitten hatten. Sie zählten bey 30,000 Mann, nämlich 4500 von den Beys, 10,000 Araber (eine ſehr herzhafte Mannſchaft) und 15500 Knechte, nebſt 20,000 Pferden, Maulthieren und Eſeln.

Den 20ſten entließ der K. Paſcha die Jordaſſi.

Den 25ſten beſchenkte er jeden ſeiner Beys mit 1000 Patache, ſeinen Sikabelerij mit 2000, die die Oberſten der Ogiachj und die Galeangj jeden mit zwey Zechini Mabuchi.

Den

Den 26ſten gieng ein Heer auf die andere Seite des Nilfluſſes.

Den 30ſten marſchirte er wider die Beys mit einem Heere von 18,000 Mann. Nämlich 1700 Galeangi in den Galeangici und Kanonierbarken ſtanden unter dem Kommando des Befehlshabers der Flotte; die von dem erſten Treffen übrig gebliebenen 900 Mann führte der Kioja Celepi Sadet; 600 hatte man in Kairo von den Leuten des Dervis Paſcha zuſammengebracht; 400 waren Tuneſer und Algierer, oder ſogenannte Magurtini; 500 Ogiachi ſtanden unter ihrem Oberſten; 4000 Mameluken und Magralini wurden von Iſmael-Bey und andern Beys kommandirt. Hiezu kann noch die groſſe Anzahl Knechte, welche alle Soldaten abgaben, und ungefehr 12000 Pferde, und andere Laſtthiere. Zuſammen betrugen ſie 30,000 Köpfe, die bey der Unfruchtbarkeit und den übrigen Gebrechen des Erdreichs, und dem Mangel an Fourage, gewiß ſehr übel daran waren.

Den 22ſten Jänner 1786. kamen 3 Beys mit 51 ihrer Verwandten, welche die Feinde als unbrauchbar aus ihrem Lager vertrieben hatten, den K. Paſcha um den Aman, das iſt, um Pardon zu bitten.

Sie waren aus Eiferſucht ſchon ſeit langer Zeit abgeſetzt, blieben aber nichts deſto weniger aus Politik

im

im Lager, wiewohl man ſie ſtets im Verdacht hatte. In dem erſten Treffen waren ſie beſtimmt, unter den Augen von zwey andern Beys, ihren Mund- und Kriegsvorrath zu verwahren.

Auch anders woher kamen zu verſchiedenen Malen gegen 4000 Mann, nämlich aus Cypern, Kandien und Syrien an.

Im Heer riß die Diſſenterie ein.

Den 15ten Hornung lagerte ſich des Morgens frühe der Vortrab der Beys, der aus 4000 theils Mameluken, theils Arabern beſtand, und von Laſſia Bey, dem Sercavi und dem Aliaga, Männern von großer Einſicht und Tapferkeit, geführt wurde, in einem Thale.

Jenſeits des Thales, blieben die Beys auf einer großen Ebene ſtehen.

Diesſeits des Thales zwey Stunden davon befand ſich das Heer des Kapudan Paſcha unter dem Befehlen des Oſmanli.

Den 16ten ſetzte ſich der Vortrab der Beys in Bewegung, das Lager des K. Paſcha anzugreifen.

Alle Bey, der Defterdar, der Seraskier und alle Ojiachi beſchloſſen, weil ſie davon Nachricht hatten, ſie zu überfallen: Oſmanli behielt ſich vor, auch das ſeinige zur Niederlage der Feinde, durch ein behendes Herbeyeilen mit zu wirken. Sie begegneten aber

einander nach im Treffen, und da sich der Angriff zum großen Nachtheil der Truppen des K. Preußen end, Plötzlich die Reserve der Feind und der Oesterreicher sich so ganz unvermuthet auf einander. Man sahe nur einen Augenblick, wie der Rauch der beyden Theil gegeneinander traf, und Niemand, der auch darvon etwas gesehen wurde. Hierauf ergriffen die Truppen des K. Preußen die Flucht. Die Feinde verfolgten sie bis an ihre Verschanzung, und richteten unter ihnen ein schreckliches Blutbad an. Bey der Verschanzung gab den die Cavallerie, die hinter den Canonieren nach Art der Attaquie postirt, und mit doppelten Reihen und zwey Pistolen von 15 Zollen, in der Linken eine Lunte angezündet, bereit waren, auf die Feinde Feuer, und allfahlen dadurch ihren Vortrab Luft zu machen. Die Reserve war schon so nah; da sich aber diese unter ihre Canonen gezogen hatten, so wollten sie auch die Oesterreicher darvon treiben, und kamen daher mit vollen Zügen darauf zu. Sie fanden aber großen Widerstand, und zogen sich wieder zurück.

Das Fußvolk, das ein wenig entfernet kam, fabrizirten Vortrab zu verhindern, und sich mit der Reserve zu vereinigen. Hierauf giengen sie mit einander die Oesterreicher an.

Nach einem Gefecht von 6 Stunden entstunde sich die Finsterniß, da es gut Tage, wo die Truppen auf

den

den Anfang des Gebäudes machen. Die Form dazu war 12 Fuß, und 12 Zoll breit, weil sie alle ganz gleichförmig waren, wie ich oben gesagt habe.

Der K. Friedrich Wilhelm gab seine Befehle, und sahe alle seine Anordnungen.

Die ersten Kundschafter in Cleve entdeckten, daß die Form entwendet wären: Sogleich die Post, die der K. Preuße gebauet hatte, und Fremden gehören sollten: allein auch von Tages Anbruche an, sah man die Wache aufziehen, die ersten Gassenwachten.

Von einer Uhr konnte man auch Tages die 18 Uhr von den Gefangenen und dem Lärm der Wache.

Der erste machte die Morgenlieder und die Lieder auch vom Innerlichen Leben gesungen, auch so bald Hand vor Abraham-Vog Posch hatte, der so von einem seinen Patienten empfangen hatte, der so in die Stadt zog. Ein andrer gefangen gesetzt, und, weil man den K. Preuße gleichen wollte, bei der Wache der blinde Hund, auch viele andere Posch gehabt hatten, ehe sie die Bosquet mit verschiedenen andern Sachen vorgeschickt hatten, so schrieb der K. Preuße so den gen Gefangenen den Innerlichen Leben und ganz Offiziers, wie sich die besagten Posch gehen zu lassen, mit dem Befehl, alle Schanzen und Bastionirungen aufzuheben, und sie zum Gefängnisse zu bringen,

wiewohl man durch alles dieſes, nichts herausbringen konnte.

Den 12ten gaben ſie dem Weibe 500 Stockſtreiche auf die Fußſohle, damit ſie entdecken ſollte, von wem ſie den Brief hätte. Sie bekannte alles, ſowohl von wem ſie den Brief empfangen als von wem ſie die Antwort erwartet habe. Und nun ſchickte der K. Paſcha den Janitſcharen Aga und noch einen Offizier in den Ort, wo ſich der Bediente aufhielt, und nahmen ihn gefangen. Die Furcht machte, daß er ſogleich alles eingeſtand. Man ſchlug ihm hierauf den Kopf ab, ſo wie auch dem armen Landweibe.

In dieſem Dorfe fand man viele Kleider, welche die Weiber der Beys ihren Männern geſchickt hatten. Der K. Paſcha ließ dieſelben mit Gewalt wegnehmen, weil ſie das Oberhaupt oder der Sickabelletti des Dorfes nicht freywillig hergeben wollte.

Den 25ſten kam Memeth, Anführer der Galeangi, vom Lager mit dem Reſt ſeiner Leute zurück. Sie waren kaum noch 400 Mann ſtark, und wurden nach Alexandrien geſchickt, damit ſie in Kairo nicht verkauft würden.

Den 5ten April kam auch der Kiaja des K. Paſcha, unter deſſen Kommando die Barken ſtunden, mit den noch übrigen Galeangi zurück. Sie waren auf 50 zuſammengeſchmolzen.

Den 18ten entdeckte man, daß der obenbe-rührte Camanzeglo von den Habſchaften der Beys, die der K. Paſcha in ein Verzeichniß hatte aufnehmen laſſen, beträchtliche Summen entwendet hätte. Daher man ſowohl ihn als ſeine Vertrauten auf die Folter ſpannte.

Den 28ſten traf zu Kairo der Abdul-Paſcha mit ſeiner ganzen Mannſchaft ein, die ſich nicht auf 200 Mann belief.

Das Korps der Ogiachis kam 300 Mann ſtark, ſo wie auch Iſmael-Bey mit noch übrig gebliebenen 100 Mann, zurück.

Ali-Bey Teſterdar endlich mit 20.

Aſſan-Bey Gedavi, und die andern Beys, die dem K. Paſcha anhiengen, blieben in Oberägypten in den Verſchanzungen, um den Beys den Weg nach Kairo zu verſperren.

Den 1ſten May hörte man die Neuigkeit, daß Amurat-Bey mit 20,000 Arabern gerade zu nach Kairo marſchiere.

Man kann ſich die Beſtürzung des K. Paſcha hierüber vorſtellen, da er kurz vorher nach Konſtantinopel geſchrieben hatte, daß er die Anführer geſchlagen hätte, und nächſter Tagen auch ihre Köpfe dahin ſchicken würde; daß er zu Kairo eine fürchterliche Plünderung vor-

Sechste Scene. (*)

[Verwandelt ſich in die Heide.]

Donner und Bliz. Die drey Hexen treten auf, und begegnen der Hecate.

Hecate beſchilt die drey Schweſtern, daß ſie ſich eigenmächtig unterfangen, den Macbeth durch räthſelhafte Vorherſagungen zu verführen, ohne ſie, als ihre Vorſteherin, daran Antheil nehmen zu laſſen. Sie beſtellt ſie hierauf auf Morgen an den Acherontiſchen Brunnen, und befiehlt ihnen, alle ihre Gefäſſe und Zauber-Materialien bereit zu halten; ſie ſelbſt, ſagt ſie, ſey im Begriff gewiſſe Dünſte aus dem Mond zu hohlen, durch deren magiſche Zubereitung ſie geſonnen ſey, ſo künſtliche Phantomen vor Macbeths Augen zu bringen, daß er, zu ſeinem Verderben von ihnen betrogen, in tollkühner Sicherheit, ſich über alle Zufälle des Glüks und den Tod ſelbſt hinweggeſezt glauben werde. Hierauf hört man eine Muſik und einen Geſang. Hecate ſagt, daß ihr kleiner Spiritus familiaris ſie abruffe, und die Zauberinnen fliegen allerſeits davon.

(*) Dieſe und die erſte Scene des vierten Aufzugs ſind ſchwerlich in irgend eine Sprache zu überſezen. Sie würden es nicht ſeyn, wenn ſie nicht mit dem, metro der vierfüßigen Jamben und dem Reim, alle ihre gräßliche und heroenmäßige Anmuth verlören.

hätte, und über ihre Anhänger eine strenge Gerechtigkeit üben würde — und ferner da auch Assan-Bey sich mit dem Rest des Heeres an den Amurat-Bey ergeben hatte.

Den 20sten lagerte sich Amurat-Bey bey Siut, nachdem er alles was von Getreide, Reis und Bohnen in den benachbarten Dörfern sich vorfand, hatte zusammenbringen lassen. Er bat den K. Pascha in einem Brief, ihn nicht länger zu verfolgen, und Menschen auf die Schlachtbank zu schicken; daß die Beys die Niederlagen ihrer Brüder und getreuen Diener des grossen Propheten nicht gerne sähen, daß sie vielmehr gern ihrem Souverain gehorchten, und daß sie willig jeder Bedingung, die er ihnen vorschreiben würde, sich unterwürfen. Anstatt auf dirsen Brief zu antworten, ordnete er vielmehr eine neue Zusammenziehung der Truppen an, gab zu diesem Zweck 300 Beutel her, und sagte öfters, daß er sie selbst anführen wollte. Aber hernach befahl er dennoch dem Ali-Bey als dem Oberhaupt des zusammengezogenen Volkes, sich mit dem Assan-Bey zu vereinigen, und versprach ihm, daß, sobald die 30,000 Mann, die er erwartete, ankämen, er selbst zu ihnen stoßen würde. Amurat-Bey wußte alles dieses, und schrieb daher zurück: daß wenn er mit 30.000 Mann zu Felde ziehen würde, sie gezwungen seyn würden zu fliehen, weil dieß ein Zeichen wäre, daß er nicht blos die Beys, sondern ganz

Egyp-

Egypten zu Grund richten wollte. Auf dieſes Schreiben änderte der K. Paſcha ſeinen Entſchluß. Er nahm die 300 Beutel wieder zurück, die er hergegeben hatte, und ſchrieb dem Ibraim-Bey: wofern ſie nach Kairo unter der Bedingung kämen, daß ſie mit ihm nach Konſtantinopel gehen wollten, ſo verſpräche er ihnen, daß er ſie anderwärts als Paſchas anſtellen würde. Dieſen Brief ſchickte er ihm durch den nämlichen Kiaſif, durch welchen er den erſten abgeſendet hatte. Dieſesmal erhielt er noch prächtigere Geſchenke als das erſtemal, aber der K. Paſcha machte nichts davon bekannt, weil er gern dem Publikum weiß machen wollte, als hätte er die Beys auf das Aeußerſte gebracht; auch hielt er die erhaltene Antwort geheim, doch wußte man davon ſo viel, „ſie verſicherten „daß ſie nicht mehr Krieg führen wollten; ſie machten ſich ein Gewiſſen daraus, ihre rechtglaubige Brüder und Unterthanen ihres Sultans zu tödten; würde er Kriegsvölker gegen ſie ſchicken, ſo würden ſie vor denſelben fliehen; würden dieſe müde ſeyn ſie zu verfolgen, und wieder abwärts gehen, ſo würden auch ſie wieder zurückkehren, und dieſe Flucht und Wiederkehr ſo lang wiederholen, bis er ſie in Ruhe laſſen würde." Sie hätten nicht darum Schlachten geliefert, weil ſie an ſolchen Dingen Gefallen fänden, ſondern weil ſich ihre Leute durch die ſchimpflichen Worte, die ſeine Truppen wider die ihrigen ausſtießen, für beleidiget

hielten, und damit die Welt von ihnen nicht glaubte, daß sie aus Furcht flöhen."

Nach der Rückkehr des Kaisers, schickte der K. Pascha, zwey Vorsteher der Religion, einen Offizier und zwey Gelehrte hin, den Friedensvertrag mit ihnen zu schliessen, die auch den vierten Tag nach der Antwort, nämlich den 29sten May, zu den Beys abgingen. Dieser Tage versteigerte man die Habschaften des Camanzoglo, und löste daraus 25 Beutel; die Kapitalien, und eine Schachtel Juwelen, die aus dem Schmuk der Frauen der Beys genommen waren, (man schätzte sie sehr hoch) ungerechnet.

Den 12ten Junius gingen 9 Galeangi mit Ungestüme zum K. Pascha, um von ihm eine Beyhülfe zum Ramanzan zu verlangen, indem sie vorgaben, daß sie mit 8 Unzen Butter, 20 Unzen Reis, und 2 Medini, die er ihnen täglich gab, unmöglich auskommen könnten. Der K. Pascha hatte diesen Aufstand vorhergesehen. Er war daher zeitlich ausgegangen, und kehrte im nämlichen Augenblick zurück, als die Meuter in seinen Pallast traten. Die von seinem Gefolge beredeten sie, eher fortzugehen, als er zurükkäme, und daß sie mit ihm statt ihrer sprechen würden.

Der K Pascha sagte ihnen, daß er für jetzt kein Geld hätte, daß er aber alles, was in seiner Macht stünde, thun würde, um sie zu befriedigen. Sie gingen

gingen fort und nach Polako, um ſich daſelbſt eine Barke zu nehmen, und die Flucht zu ergreifen.

Da der K. Paſcha auch hievon Nachricht eingezogen hatte, ſo ſandte er ſeinen Selictar, den Chefs zu melden, (als wenn er es für ſich thäte) daß ſie zurükkehren ſollten, und daß der K. Paſcha, wenn er ſie anträffe, ſie niederſäbeln laſſen würde. Durch dieſe Drohungen erſchreckt, kamen ſie alle wieder. Bald darauf erſchien der Kap. Paſcha ganz unvermuthet mit bewaffneten Leuten. Da er keinen von ihren Anführern daſelbſt antraf, ſo ließ er ſich die Fahne geben, und nahm ſie mit ſich. Die ſie nun in der Folge haben wollten, mußten ſie von ihm kaufen, indem dieſe Fahne zu führen eine Ehrenſtelle iſt, und in dieſem Lande der Fahnenträger als eine anſehnliche, den Propheten und dem Sultan getreue Perſon, die zugleich über das ganze Dorf zu befehlen hat, geachtet wird. Und ſo endigte ſich dieſe Sache dergeſtalt, daß, anſtatt vom K. Paſcha Geld zu bekommen, ſie ihm vieles von dem ihrigen geben mußten.

Den 25ſten Junius kam Aſſan Bey zum K. Paſcha, um ihm von ſeinem Commando Rechenſchaft zu geben. Er meldete ihm, daß die Beys in Minica, alſo ſehr nahe bey Kairo angelanget wären.

Den 28ſten kamen 4 Abgeordnete mit 3 Beys als Geiſeln an. Die Beys waren Aju-Bey Jordaſſi von den groſſen, ein anderer Jordaſſi von Amurat Bey, und einer von Ibraim Bey.

Der K. Pascha war mit diesen nicht zufrieden. Daher

Ließ er den 1sten Julius den Beys durch 2 Abgeordnete bedeuten, daß er an ihrer Stelle den Oßman Bey Aſcar, den Ibraim Bey den kleinen, und den Soliman Aga verlange, und daß, wenn diese ſich geſtellet hätten, und jene bleiben wollten, ſie auch immerhin bleiben könnten.

Den 15ten kehrten die Abgeordneten zurück, mit der beſtimmten Antwort, daß ſie keine andern Geiſeln geben wollten, und daß ſie ihn bäten, die Sache ſobald möglich zu beendigen, ihnen einen Firman mit dem Reichsinſiegel, und einen mit ſeinem eigenen zuzuſchicken, womit ſie ſich alsdann begnügen würden.

Den 20ſten ſchickte ihnen der K. Pascha die Firmans nebſt zweyen Marderpelzen von groſſem Werth.

Dieſe Firmans enthielten, daß ihnen der Sultan in Oberägypten zwey Provinzen einräumen wollte, daß ſie daſelbſt ruhig ihren Aufenthalt nehmen könnten unter der Bedingung, daß ſie alles zahlten, was ſonſt die beſagten Provinzen an den Sultan gezahlet hätten.

Die Beys ſchickten ihm alſo einen andern Geiſel, nämlich einen von den kleinen Beys, den größten Böſewicht von der Welt, nebſt 20 prächtigen Pferden und 6 Kameelen zum Geſchenk.

Auf

Auf den 5ten October ſetzte der K. Paſcha ſeine Abreiſe nach Konſtantinopel feſt, und erklärte den Geiſſeln, daß ſie mit ihm ziehen würden. Sie fragten ihn um die Urſache, und er antwortete ihnen, damit ſie nach ſeiner Abreiſe keine Unruhen anzetteln, und ſich an die Spitze der Aufrührer ſetzen könnten. Deßwegen ließ er ſie in Feſſeln nach ſeinen Galeangicj bringen, den Aju-Bey allein ausgenommen, als für welchen der Sickabeletij Ismail Bey um Gnade bat, indem dieſer nicht fähig wäre, einen Aufſtand zu begünſtigen, und er ſelbſt beym Sultan für ihn Bürgſchaft ſtünde. Und ſo blieb dieſer in Kairo.

Der K. Paſcha nahm alſo in Verhaft den Kiaja des Amurat-Bey, den Kiaſif der mit den zwey Geißeln als Friedensunterhändler gekommen war, einen andern Kiaſif vom Ibraim Bey dem groſſen, einen Sohn eines Kiaja vom Ibraim Bey, den er aber unvermuthet mittelſt eines Geſchenkes von einigen tauſend Patache (vermuthlich wurde er darum gefangen geſetzt) entließ.

Den 8. endlich trat der K. Paſcha die Reiſe an, mit dem Ruhm, daß, wenn Sultan Selim nicht im Stande geweſen war, ſich der Stadt Kairo zu bemächtigen, er allein dieſes Unternehmen auszuführen vermocht habe.

Immer iſt ſo viel wahr, daß er Kairo mit einer Summe von 10 Millionen Patache verließ, nachdem

er 30,000 Menſchen aufgeopfert und Aegypten verwüſtet hatte. Kairo ließ er in den Händen zweyer gieriger Tyrannen, nämlich des Schloßpaſcha, und des Sackabcletti Ibraim Bey, welche von den Kaufleuten insgesamt auf das eiligſte Summen zu erpreſſen anfingen, um ſie vollends auszuplündern, obſchon ſie wußten, daß die flüchtigen Beys ſich nicht ſäumen würden zu kommen, um alles zu beendigen: wie es auch geſchah.

Man wird die Summme von 10 Millionen Patache übertrieben finden, und für unmöglich halten, einen ſo großen Schatz in ſo kurzem Zeitraum zuſammen zubringen. Allein man muß bedenken, daß die Plünderung und Erpreſſungen 16 Monate lang dauerten; ein Zeitraum, welcher zu dieſer Abſicht, mehr als hinlänglich iſt; daß Aegypten eins der reichſten Länder iſt, und daß es darinn nicht wenige giebt, die ihren Ehrgeiz darin ſetzen, groſſe irdene Gefäße (man nennt ſie Jare) voll kaiſerlicher Thaler zu beſitzen; daß, als in den Zeiten des Sultan Selim in ganz Aegypten der Ertrag der Grundſtücke und Mauthen geſchätzt wurde, von den Grundſtücken 5, 15 und 20 Medini vom Stück, und 2 Aſperi für ein Feld bezahlet wurden, nach Maaßgabe ihrer Beſchaffenheit und die Mauthen .... Beutel des Jahrs abwurfen, ſo daß alles zuſammen, nach der genauen Rechnung derjenigen, die dieſe Geſchäfte geführet

hatten, des Jahrs zwey Millionen Patache betrug; daß jetzt jeder Vorſteher 500 bis 600 Medini im Verhältniß ſeiner Einkünfte jährlich abgiebt; daß ſich ſeit Sultan Selims Zeiten 324 neue Dörfer angebauet haben; daß der K. Paſcha die Einkünfte von zweyen Jahren eingeſammelt, und allen Dörfern ihre Beſitzungsurkunden, als widerrechtlich an ſich gebracht, weggenommen hatte, um ſie ihnen neuerdings für 100 Patache baares Geld zu verkaufen; daß er die Dörfer der Beys und der flüchtigen Araber nicht unter ihrem wahren Werth verſteigert hatte; daß das Ertragniß der Mauthen um ſo viel höher ſtieg, da er ſich die Gelder auf zwey Jahr zum voraus bezahlen ließ; daß er alles konfiſzirte und zu Gelde machte, was immer den Entflohenen gehörte, die Geräthſchaften ihrer Häuſer ſelbſt, bis auf die Tapeten und die Fußteppiche nicht ausgenommen; daß er aus ihren Juwelen 320, aus den Kleidern und Pelzen 210 Beutel gelöſet hatte. Hiezu kommen noch in Berechnung alle Geſchenke, die ihm die türkiſchen und chriſtlichen Kaufleute, die Beys und Kiaſiſs, gemacht hatten; und daß er, als er durch Roſetto wie im Triumphe zog, bekannt machen ließ: daß die Kayſerthaler 100 Medini gelten ſollten; und nachdem er eine große Menge Reis und Leinenzeug mit Thalern eingekauft hatte, einen Firmann erdichtete, des Innhalts, daß ſie nicht mehr als 80 Medini gälten.

Wenn man alle diese Umstände zusammen nimmt, wird man begreifen, daß die oben angegebene Summe gewiß nicht übertrieben ist, und daß er wenigstens einen ungeheueren Schatz mit sich weggenommen habe.

IV.

Der Herausgeber des T. Merkurs

an

die Leser

am Schluße des Jahres 1788 nebst einer kleinen Herzenserleichterung.

Es sind nun sechzehn volle Jahre, daß der Teutsche Merkur seinen kleinen Platz unter den Zeitschriften des letzten Viertels unsers Jahrhunderts behauptet, und in dieser seiner Lebenszeit nicht wenige seiner Mitbrüder und Mitschwestern entstehen und verschwinden gesehen hat: ein sicherer Beweis, daß es ihm, bey allen seinen Mängeln und Gebrechen, nicht ganz an innerer Lebenskraft fehlen mußte, aber gewiß ein eben so großer Beweis der Nachsicht und Güte des Publicums gegen den Herausgeber, welche er mit zu lebhafter Dankbarkeit erkennt, um nicht eifrig zu wünschen, die letztere verdienen, und die erstere entbehren zu können.

Da von den 1172 gedruckten Bogen, woraus der T. Merkur wirklich beſteht, kaum der ſechſte Theil meine eigene Arbeit iſt, ſo wird es mir hoffentlich nicht zur Eitelkeit ausgelegt werden können, wenn ich keine Urſache zu haben glaube, über die Herausgabe dieſes Journals ſehr beſchämt zu ſeyn, ſo verächtlich auch, ſeit einiger Zeit, zwey oder drey angeſehene, und ſich ihrer ſchimmernden Verdienſte ſtark bewuſte Herren, ſo gar ſelbſt in einem beliebten teutſchen Journale, von Journalen und Journaliſten zu ſprechen affectieren. Es iſt dies auf meiner Seite nichts mehr als Gerechtigkeit gegen ſo viele vortrefliche Beyträge, womit verſchiedene der erſten Schriftſteller und der beſten Köpfe der Nation den Teut. Merkur von Zeit zu Zeit haben zieren wollen. Wie viel er aber auch durch dieſe Beyträge an Werth gewonnen hat, und wiewohl ich nicht mißkenne, daß er ſich, dem was er meinen Ideal gemäß hätte ſeyn ſollen, im Ganzen bald mehr bald weniger näherte: ſo habe ich mir doch nie verbergen können, daß er noch immer zuweit unter demſelben geblieben iſt, als daß mein Wohlgefallen an ihm den mancherley Unannehmlichkeiten, der Unruhe, dem Zeitverluſt, und zum Theil auch der Verantwortung, die er mir bald vor dem Publico bald vor mir ſelbſt zugezogen, wenigſtens nur das Gleichgewicht gehalten hätte.

Nun bin ich zwar weit entfernt mich ſelbſt von aller Schuld an dieſer Bewandtniß der Sache frey zu ſprechen: indeſſen iſt doch unläugbar, daß ein groſſer Theil dieſer Schuld an den Göttern liegt, die nun einmal gewollt haben, daß in unſrer ſublunariſchen Welt nichts menſchliches vollkommen ſey, und nur ſehr ſelten etwas, daß ein Mann nicht ohne fremde Hülfe ausführen kann, ſo wohl gelinge, als der Unternehmer anfangs hofte, und für möglich hielt. Es könnte zu nichts nützen, die lange und langweilige Lite-

Siebende Scene.

[Verwandelt ſich in ein Zimmer.]

Lenox und ein andrer Lord.

Lenox.

Was ich ſagte, war nur, euch auf die Spur zu bringen; ihr könnt nun ſelbſt weiter gehen -- ich ſage nur, die Sachen ſind wunderlich gegangen. Der huldreiche Duncan wurde von Macbeth betraurt -- das denk' ich wohl, er war ja todt -- und der tapfre rechtſchaffne Banquo reiſete zu ſpät in der Nacht. Ihr könnt, wenn es euch ſo beliebt, auch ſagen, Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance nahm ja die Flucht: Man ſollte eben nicht ſo ſpät in der Nacht reiſen. Wo iſt der Menſch, dem jemals der Gedank eingefallen wäre, daß Malcolm und Donalbain ſolche Ungeheuer ſeyn ſollten, ihren ſo gütigen Vater zu ermorden? Eine verdammte That! Wie ſchmerzte ſie nicht den ehrlichen Macbeth! Tödtete er nicht augenbliklich in frommer Wuth die beyden Thäter, die vom Wein und Schlaf überwältiget, zu Boden lagen? War das nicht edel von ihm gehandelt? Gewiß; und weislich dazu, denn wer hätte ohne Verdruß anhören können, wenn die Buben es geläugnet hätten? So daß er alſo, wie ich ſagte, in der ganzen Sache ſich ſehr fein betragen hat; und ich zweifle nicht, hätte er Duncans Söhne unter ſeinem Schlüſſel, (wie er ſie, wenn uns der Himmel gnädig iſt, nicht haben ſoll) ſie ſollten finden, was es auf ſich hat, einen Vater zu ermorden; und ſo auch Fle-

nen aller der zufälligen Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die meinem Willen entgegen wirkten, und welche zu heben nicht in meiner Macht ſtand, hier aufzuzählen und aus einander zu ſetzen. Was nun einmal iſt, würde dadurch nicht anders werden. Ich beehre mich alſo nur ſo viel zu ſagen, daß mein ſehnlicher Wunſch, den T. M. noch dahin zu bringen, daß er mir ſelbſt einiges Genuge thue, allem Anſchein nach, auf dem Punkt iſt mit einem glücklichen Erfolg bekrönt zu werden, und daß ich (wiewohl es nicht möglich war, mit allen dazu erforderlichen Anſtalten ſchon in dieſem Jahre zu Stande zu kommen) mit ſo vieler Gewißheit, als nur immer in menſchlichen Dingen ſtatt findet, verſprechen kann, mit dem Jahre 1790 einen Neuen Teutſchen Merkur ausfliegen zu laſſen, der ſeines Nahmens und derjenigen, die ſich mit mir zu dieſem Zwecke vereinigt haben, in keiner Rückſicht unwürdig ſeyn wird.

Damit aber in dem bevorſtehenden Jahrgang wenigſtens Ein Schritt vorwärts gethan werde, ſo zeige ich hiemit an, daß nach den Wünſchen des gröſſern Theils der Leſer, und aus vielen andern triftigen Beweggründen, der ſogenannte Anzeiger im künftigen Jahre wegfallen, hingegen ſtatt deſſelben der Merkur ſelbſt um einen Bogen ſtärker werden ſoll. Wenn auch der Anzeiger im Jahre 1783, für etwas Nützliches gehalten werden konnte, ſo iſt doch unläugbar, daß nunmehr, ſeitdem in ſo mancher andern Zeitſchrift, und vornehmlich in der ſo vortrefflich eingerichteten allgemeinen Litteratur-Zeitung, dafür geſorgt iſt, dem Publico alles, was man zu ſeiner Wiſſenſchaft bringen will, aufs ſchleunigſte und vollſtändigſte anzeigen, der T. Merkur eines Anzeigers vollkommen wohl entbehren, und die zwölf Bogen, welche bisher jährlich auf

den

denſelben verwendet werden, auf eine dem gröſſten Theil unſrer Leſer angenehmere und nützlichere Art ausfüllen kann.

Der unter dem beſcheidenen Titel, Auszüge aus einem Reiſe-Journal, angefangene Artikel (deſſen Verfaſſer wohl nicht genennt zu werden braucht, da die Hand oder vielmehr der Geiſt des Meiſters niemand hoffentlich im Zweifel läßt) wird im Jahre 1789 fleiſſig fortgeſetzt werden, und ich zweifle nicht, daß er ſowohl durch die Abwechſelung und Mannigfaltigkeit der Materie, als durch ihren innern Gehalt, den Reichthum an feinen Bemerkungen und Combinationen, und das Intereſſante, das der Verf. auch da zu finden wußte, wo der gewöhnliche Schlag der leeren und eilfertigen Reiſen den Nichts ſieht, unſern Leſern ſehr willkommen ſeyn wird. Auch wird die apologetiſche Erzählung, welche Peregrin ſeinem ehemaligen Gegner Lucian von ſeiner Lebensgeſchichte zu machen verſprochen hat, und wozu der Dialog zwiſchen dieſen beyden Antipoden) im Monat Auguſt des T. Merk. dieſes Jahres) nur die Einleitung war, im künftigen Jahre unfehlbar erſcheinen und ununterbrochen fortgeſetzt werden.

Aller meiner ſchon ſo oft wiederhohlten inſtändigen Bitten und Proteſtationen ungeachtet, bin ich auch in dieſem Jahre mit ungebetenen poetiſchen Beyträgen meiſtens von jungen angehenden Dichtern, fleiſſig heimgeſucht worden. Der groſſe König ſchrieb einſt an Voltairen: il ne s'eſt point rencontré de poëte aſſez fou pour envoyer des mauvais vers à *Boileau*. Ich bin zwar kein Boileau; aber ich könnte noch viel weniger ſeyn als ich bin, und wäre doch noch zu gut, um jedem Schüler, der einen Trochäen

von einen Jamben noch nicht unterſcheiden gelernt hat, ſeine Lection zu corrigiren, oder bey dem erſten beſten Säuglinge den irgend eine Muſe von zweydeutiger Tugend im dunkeln wer weiß von wem aufgerafft, und in irgend einem Buſche des teutſchen Helikons heimlich ausgeſetzt hat, die Amme und Wartfrau abzugeben, und ſein erſtes Lallen und Stammeln der Welt noch mit großen Jubel anzukündigen. Was ich gewiß weiß, iſt dies, daß ich mich in meiner Jugend nicht unterwunden hätte, dem damals berühmten Herrn Magiſter Gellert in Leipzig ſolche Gedichte zuzuſchicken, wie ich ſeit einigen Jahren zu Körben voll von genannten und ungenannten bekommen habe. Immerhin mag darunter manches ſeyn, das wohl eben ſo viel Recht hätte gedruckt zu werden, als dieſes oder jenes, was vielleicht mit mehr Nachſicht als ſich vor dem ſtrengen Richterſtuhl des Geſchmacks verantworten ließe, einen Platz im T. Merk. bekommen hat: genug, daß eine Nachſicht, die faſt immer auf ein poco più von Anlage und Recht an Aufmunterung oder auf ein poco meno von Sprachfehlern, übelgewählter Ausdrücken, falſchen Reimen, Flickreimen, ſchwerer Bewegung in den Feſſeln des Rhythmus, u. ſ. w. gegründet war, daß ſage ich, dieſe Nachſicht Niemanden ein Recht giebt, von mir zu fodern, daß ich mich hinſetze und meine Zeit mit der lächerlichen Arbeit verderbe, auf einer poetiſchen Diamantwage abzuwägen, wie viel Gran etwa an jedem Verſe eines eingeſchickten Exercitiums fehlen, um ungefähr — eben ſo ſchlecht und nicht ſchlechter zu ſeyn, als ein anders, das der arme Merkur, der oft ein wenig eilen mußte, aus Verſehen mit in ſein Felleiſen eingerafft hatte. Unter den vielen Prätendenten an den poetiſchen Lorberkranz, die mir dieſe abermalige Herzenserleichterung ausgepreßt haben, iſt auch wohl der eine oder andere, der ſich an einen Günſtling des Apollo zu addreſſiren glaubt, und mit

einer gewiſſen Schüchternheit bittet, daß ich das Orakel ſeinetwegen fragen, und ihm den Ausſpruch des Muſengottes: ob N. N. wohl zum Dichter gebohren ſey oder nicht? mit allen rationibus dubitandi et decidendi ſchriftlich zugehen laſſen möchte. Ich weiß nicht, ob es Dichter giebt, die eben ſo fertig gemacht und vollendet, wie Minerva aus Jupiters Haupt, aus ihrer Mutter Leib hervorſpringen: indeſſen meinen jungen Freunden die Mühe des Anfragens zu erſparen, habe ich das Orakel ein für allemal gefragt, und folgende Antwort, wiewohl nur in Proſa, erhalten: „ein mittelmäßiger Poet, er ſey dazu „gebohren oder nicht, iſt ein elender Poet, und ein „elender Poet iſt das elendeſte unter allen elenden „Elendigkeiten unter dem Monde.“

Aber woran kann ich wiſſen, ob ich mittelmäßig i. e. elend bin? — „fragt mich jemand, dem dieſes Orakel noch nicht deutlich genug iſt. Woran? Es iſt freylich eine ſchwere Aufgabe, den Eigendünkel bey einer ſolchen Selbſtprüfung auf die Seite zu ſchaffen. Unmaßgeblich wäre mein Rath, jeden Zweifel über dieſen Punkt für eine geheime Stimme des Apollo ſelbſt zu halten, und in dem Augenblicke, wo man ſich hinſetzen will, um bey Hrn. Wieland in Weimar ſchriftlich anzufragen:

„ob man, vorliegenden Umſtänden nach, mit Verſe„machen fortfahren oder aufhören ſoll?„

die Frage ſtracks für entſchieden zu nehmen, und alle ſeine Verſe ſtante pede ins Feuer zu werfen.

Unter den Gedichten, die ich in dieſem Jahr erhielt, iſt auch eines das eine Reiſe über das Baltiſche Meer gethan hat, und das ich nicht deßwegen auf die Seite ge-

legt habe, weil es schlecht ist, sondern weil ich weder den Geschmack, worin dieser junge Meister (der gewiß nicht ohne Talent ist) schreibt, noch die sonderbare Versart, die er gewählt hatte, auch nur stillschweigend gut heißen konnte, ohne meinem eigenen Geschmack und Gefühl zu widerstreben. Ich bescheide mich aber gerne, daß etwas darum noch nicht schlecht oder verwerflich ist, weil es nicht nach meinem Geschmack ist. Es giebt eine gewisse Art von Colorit, die einer Menge von Lesern gefällt, und die mir unausstehlich ist. Dieß beweist nichts gegen den Dichter; es beweist nur, daß ich ihn nicht unter meiner Flagge in die Welt segeln lassen kann.

Manche neueste Dilettanten der Musenkunst sind heut zu Tage öfters in der Wahl ihrer Versarten unglücklich. Wäre dies das einzige was mich bestimmt, so hätten z. B. Hrn. Brenners so naive, so herzliche und zu Herzen gehende Elegie oder Ode auf Geßners Tod, nicht aufgenommen. Aber da die unschickliche Verschränkung jambischer und trochäischer Verse (die den Recitierung dieses Gedichts seiner Wirkung nachtheilig ist, und dem Ohr statt Vergnügen eine Art von Tortur giebt) das Einzige war, was ich (wenige Kleinigkeiten ausgenommen) daran zu tadeln hatte; da es in allem übrigen Hrn. Brenners Geist und Herzen Ehre macht, unsers unsterblichen Geßners (der einst auch ein Freund meiner Jugend war) würdig ist, und durch seinen Inhalt jeden fühlenden Leser interessiert, und für den Dichter einnehmen muß: — so ließ ich es, wie sehr auch meine Ohren dagegen protestierten, mit vollem Beyfall meines Herzens drucken; nahm mir aber zugleich vor, sobald mir Lucian wieder einige Muße lassen würde, zum Behuf mancher junger Dichter und alter Leser, etwas von dem wenigen zu Papier zu bringen, was mich ein mit

vier-

vierzigjähriger Erfahrung verbundenes Studium über die Materie von Rhythmus und Versification gelehrt haben kann.

Was aus allen diesen Prämissen folgt, überlasse ich denen, die dabey interessiert sind. Mir meines Orts, sagt mein Gewissen, daß ich in meinem ganzen Leben keinem Menschen weder mit Vorlesen noch Zusichicken meiner Verse lästig gewesen bin, und ich muß es also bloß mit meinem fatalen Verse machen verschuldet haben, daß ich die Sünden so vieler Poeten, die ihr Handwerk doch warlich nicht bey mir gelernt haben, büßen muß. Man soll nicht gegen die Züchtigungen der Götter murren — aber in der That für so schwer hatte ich meine poetische Sünden doch nicht gehalten, um in meinen alten Tagen noch eine solche Strafe zu verdienen!

W.

Inhalt

Innhalt
des letzten Vierteljahres.

October.

I. Jesuitenregierung in Paraguai. S. 1.

II. Ueber den Werth und Nutzen der Geschichte des Mittelalters. — 8.

III. Auszüge aus einem Reise-Journal. — 32.

IV. Bromers Klagen beym Tode Salomon Gesners — 50.

V. Ueber die Natur des Vergnügens. — 61.

VI. Herzog von Alba bey einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547

VII. Briefe über neueste Begebenheiten. — 84.

VIII. Der Schlangenstab. Eine Parabel. — 93.

November.

I. Auszüge aus einem Reise-Journal. S. 97.

II. Das Geheimniß des Kosmopolitenordens, (fortgesetzt.) — 121.

III.

III. Ueber die Natur des Vergnügens, (fortgeſetzt.) S. 144.

IV. Authentiſche Geſchichtserzählung des Krieges, den die Ottomanniſche Pforte im Jahr 1785 mit den Beys in Aegypten geführt hat. — 167.

V. Hrn. Pred. Welands Apologie der von ihm behaupteten Möglichkeit der Wunder gegen einen zweyten Anonymus. — 186.

December.

I. Ueber Minona oder die Angelſachſen, ein dragiſches Melodrama. — 201.

II. Beſchluß der Briefe über Don Karlos. — 224.

III. Beſchluß des Tagebuchs des Kriegs der Pforte mit den Beys in Egypten. 267.

IV. Der Herausgeber des T. Merk. an die Leſer. — 294.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Julius 1788.

I. Neue Bücher.

1) Winke für gute Fürſten, Prinzenerzieher und Volksfreunde von Martin Ehlers, Profeſſor der Philoſophie zu Kiel. Zweyter und letzter Theil. Kiel und Hamburg bey dem Verfaſſer und in der Bohnſchen Buchhandlung. S. 528.

Dieſe Winke ſind durch die günſtige Aufnahme des erſten Bandes ſchon viel zu rühmlich bekannt, als daß man zu ihrem Lobe, welches dieſer zweyte Band in gleichem Maße verdient, noch etwas zu ſagen brauchte. Dieſer zweyte Band enthält drey Abhandlungen. Die Erſte von dem Einfluß der Zettelbanken in den Zuſtand des Staats. Da dieſe Materie ſo wenigen Leſern bekannt, die Erkenntniß davon aber ſo wichtig iſt, ſo beſchreibt der V. zuerſt die Einrichtung einer ſolchen Zettelbank. Hierauf betrachtet er alle angebliche Vortheile derſelben und zeigt, daß ſolche Zettelbänke ihrer Natur nach einem jeden State, welcher ſie duldet, verderblich werden müſſen; indem ſie theils das baare Geld in fremde Länder bringen, theils den Preis der Dinge erhöhen und alſo nichts als Armuth verurſachen können. Am Ende werden einige Vorſchläge gethan, wie nützliche Einrichtungen dieſer Art zu machen wären.

ance. Doch Stille! denn um etlicher freymüthiger Worte willen, und weil er bey des Tyrannen Gaſtmal nicht erſchienen iſt, fiel, wie ich höre, Macduff in Ungnade. Könnt ihr mir ſagen, Sir, wo er ſich dermalen aufhält?

Lord.

Duncans Sohn, deſſen angebohrnes Recht der Tyrann vorenthält, lebt am Engliſchen Hof, und empfängt von dem frommen Eduard ſo viele Freundſchaft und Ehren-Bezeugungen, daß die Mißgunſt des Glüks ihm nichts von ſeinem hohen Anſehen entwendet zu haben ſcheint. Dahin iſt nun auch Macduff abgegangen, um den König zu bitten, daß er Northumberland und den tapfern Siward zu ſeinem Beyſtand weken möchte, damit wir, nächſt dem, der über uns ſeinen allmächtigen Beyfall dazu geben wird, mit ihrer Hülfe unſern Tiſchen wieder Speiſe, und unſern Nächten Schlaf geben, mördriſche Dolche von unſern Feſten und Gaſtmählern entfernen, einem rechtmäßigen Herrn dienen, und ehrenvolle Belohnungen empfangen mögen. Die Nachricht von allem dieſem hat den Tyrannen ſo erbittert, daß er ſchleunige Kriegs-Zurüſtungen macht.

Lenox.

Schikte er nach Macduff?

Lord.

Ja, und mit einem unbedingten, Sir, ich nicht, dreht mir der mißvergnügte Abgeſchikte ſeinen Rüken und murmelt, als wollt' er ſagen; ihr werdet euch die Stunde reuen laſſen, da ihr mich mit dieſer Antwort beladen zurükſchiktet.

Le-

Die zweyte Abhandlung redet von den die häusliche Wirthschaft und Lebensart betreffenden Erfordernissen und Mängeln in Beziehung auf einzelne Menschen und den Staat. Diese Abhandlung ist ein treues Gemählde der Schwächen und Krankheiten unsrer Zeit, besonders des Luxus und der Ueppigkeit, die ihr schädliches Gift über alle Stände verbreiten. Der V. geht davon aus, daß er zeigt, worin die Bestimmung und die davon abhangende wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe. Nach den in diesem Abschnitt gegebenen Grundsätzen beurtheilt er nun die unter allen Ständen und beynahe unter allen Völkern Europens jetzt herrschende Lebensart der Ueppigkeit und Verschwendung, aus der eine allgemeine Verschuldung sowohl der einzelnen Familien als des Staats entspringt. Das Verderbniß der höhern Stände steckt die niedrigen an. Jedermann will sich amüsieren und mit leichter Mühe gewinnen. Dieser Abscheu vor der Arbeit, die doch die einzige Quelle wahrer Glückseligkeit ist, ist eine der schädlichsten Folgen unsrer Verfeinerung, die sich schon bis unter die Landleute verbreitet hat. Wer wird mit dem V. nicht wünschen, daß diesem Uebel Einhalt gethan werden könnte!

Die dritte Abhandlung redet von den zur Veredlung des Volks und zur Erhöhung des Staatswohlstandes erforderlichen Anstalten. In einer gedrängten Kürze giebt sie eine Menge wichtige Resultate über die Erziehung des gemeinen Mannes und der höhern Stände. Eigene schöne Bemerkungen vereinigen sich mit dem Besten, was bisher über diese Materie gedacht und geschrieben worden ist. Hierauf handelt sie von den höhern Studieneinrichtungen der Jünglinge, die sich Lehrämtern und Staatsbedienungen widmen; von den Landschulmeistern und ihren nöthigen Eigenschaften; von der gewöhnlichen Eintheilung

lung der Wissenschaften in die vier Facultäten. Die Mängel dieser Eintheilung und Vorschläge zur Verbesserung. Von Privatlehrern. Vom Reisen. Da aber der Unterricht ohne zweckmäßige Einrichtung des Ganzen nicht wirken kann, so wird nun von den zur Volksbildung und zur Volksregierung erforderlichen Regierungseinrichtungen geredet. In den beyden hier folgenden Stücken von Schulmeisterseminarien und akademischen Verbesserungen ist es unmöglich, die vieljährige Erfahrung des V. zu verkennen. Sein edles Herz giebt allen Vorschlägen einen innern Nachdruck, der seine gute Wirkung nicht verfehlen kann. Das Ganze wird mit vielen guten und reichen Gedanken über die Preßfreyheit beschlossen.

---

2) Ueber die vollkommenste Bildung des Soldaten in Friedenszeiten besonders in Rücksicht auf unsre hohen Schulen. Als eine Ankündigung seiner im künftigen Sommer-halben-Jahre zu haltenden Vorlesungen. Bearbeitet von J. A. Schleicher, Hauptmann und ordentlichen Lehrer der militairischen Wissenschaften auf der Universität zu Marburg, u. s. w. Marburg in der akademischen Buchhandlung 1788. 32 S. 8.

Die Wissenschaft des Krieges, schreibt der Herr Prof. hatte schon längst ein vorzügliches Recht auf eine der ersten Stellen heutiger Akademien. Aber sie ward verkannt. Vielleicht, weil sie als eine getreue Nachfolgerinn unentweihter Meßkunst, blos mit sich selbst, und dem innern Bewußtseyn ihrer eigenen Größe zufrieden, nicht gleich andern Wissenschaften Kränze aufhängt — den vorbeygehen-

den Pöbel anzulocken; vielleicht weil nur die wenigen sich ihrem Tempel nähern dürfen, die muthvoll genug nicht vor dornigten Wegen, nicht vor schwer zu erklimmenden Klippen zurückschaudern. Schon dieser Eingang war für Recensenten nicht von der besten Vorbedeutung; indessen war doch durch denselben seine Erwartung, was denn der Herr Verf. unter der Wissenschaft des Krieges die bisher auf hohen Schulen entweder gar nicht, oder doch so vorgetragen wurde, daß sie einem Fanton ähnlicher sah als einem wirklichen Wesen, wohl verstanden haben mag, nicht wenig gespannt. Er verlohr aber alle Hofnung der Befriedigung schon bey der 5. S. wo sich der Herr Hauptmann über diese Wissenschaften folgendermaßen vernehmen läßt: „Bey dem unzuermüdenden Tiefsinn des lehrenden Meßkünstlers, alle nur mögliche praktische Kenntniß des ausübenden Mathematikers; hieraus entspringende schnelle und richtige Beurtheilungskraft, nicht gemeine Kenntniß der meisten andern Theile der angewandten Mathematik (wie reimt sich dieß mit allen nur möglichen u. s. w. auf der nächstvorhergehenden Zeile?) besonders der in die Kriegskunst einschlagenden Wissenschaften, genaue Bekanntschaft mit den Hilfswissenschaften des Soldaten, der Geschichte, Erdbeschreibung, Statistik und lebenden Sprachen. In der Folge wird der Satz: Den Krieg könne man nur im Kriege lernen, Ein Satz, der so ungemein viel wahres enthält, und den der Verfasser selbst für eine Behauptung verschiedener tapferer und wirklich einsichtsvoller Krieger erklärt, gerade zu ein schätzbares Ueberbleibsel antiken Unsinnes genannt, ohne auch nur einen Wink fallen zu lassen, ob und in wiefern die einsichtsvollen Krieger nicht gleich wohl einen Sinn hineingelegt haben dürften.

Der Raum gestattet uns nicht die Gründe zu prüfen, auf welche Herr Schleicher die seltsame Behauptung, daß

unsre

unſre Univerſitäten geſchickt ſind, brauchbare Krieger ohne Krieg zu bilden, zu ſtützen bemüht iſt. Er giebt ſogar in dieſer Rückſicht den Univerſitäten den Vorzug vor den beſondern Kriegsſchulen, unter andern auch darum, weil die ſtrenge Kriegszucht, und die mit ihr verbundene Eingezogenheit, wie ſie gewöhnlich in unſren Kriegsſchulen iſt, den Geiſt und den Körper eines jeden jungen Menſchen erſchlaffe!!

R.

---

3) Gedichte von Kar. Chriſt. Louiſe Rudolphi. Erſte Sammlung, herausgegeben und mit einigen Melodien begleitet von J. Fr. Reichardt. Zweyte Sammlung, herausgegeben von J. H. Campe und mit einigen Melodien begleitet von J. C. Wurbauer. Wolfenbüttel und Braunſchweig 1787. In Commiſſion der Schulbuchhandlung.

Das Eigene dieſer Gedichte iſt zärtliche Sanftmuth in den Empfindungen, und ſchimmernde Leichtigkeit in der Sprache. Dieſe beyden Eigenſchaften, die eine weibliche Zartheit zu erfordern ſcheinen, wenn ſie zur Vollkommenheit gelangen ſollen, geben dieſen Gedichten einen ſo freundlichen holdſeligen Charakter, wie nur wenig andre teutſche Gedichte haben. Da die Dichterinn überdies ſo fromm iſt; da die edle Erhabenheit ihrer Geſinnung, die das Irdiſche verachtet und nur nach dem Ewigſchönen und Wahren ſtrebt, in jeder Zeile ſich ſo ſtark abprägt; kurz, da jede Strophe ihrer Geſänge, Religion und Tugend lehren, das Schönſte und Beſte, was den Menſchen gelehrt werden kann: ſo müßte man ſich ſehr verwundern, wenn die mehreſten dieſer Oden

und Lieder nicht auch in Zukunft, wie bisher, die Lieblingsgesänge unschuldiger, reiner Seelen bleiben sollten. Welcher Lehrer könnte sich Gesänge von einem andern Inhalte für seine Zöglinge wünschen? Welcher Vater und welche Mutter wird sich daher nicht freuen, wenn sie diese Lieder-Sammlung in den Händen ihrer Kinder sehen? Die Herzlichkeit und Wahrheit, mit welchen darin von Lebenspflichten geredet wird, die einschmeichelnde Lieblichkeit, mit welcher sie allerley gute und edle Empfindungen vortragen, können nicht ohne gesegnete Wirkung bleiben. Der Nachahmer des Pindar und des Horaz strebt nach Schönheiten, die nur von wenigen genossen werden können; die fromme Sängerinn aber, die ihre zarten Gefühle über mancherley Gegenstände in kunstloser Zierde mittheilt, ist, wie die Nachtigall, die Sängerin der ganzen Flur; wie sich die Dichterin in dem Liede an die Nachtigall Samml. 1, S. 101, unserm Urtheil nach, selbst sehr schön beschrieben hat. Man kann daher mit Recht hoffen, daß die Zukunft folgende Zeilen der Bescheidenheit in dem Liede an die Reseda, Samml. 1, S. 60. nicht bestätigen werden:

— Wie Schwestern
rief uns der gute Himmel gestern,
heißt morgen welken mich und dich,
Und — wollen wir uns weiter messen,
wer lebt, wer stirbt einst so vergessen,
als, Bäumchen, du und ich? —

II.

Anzeigen.

1) Der Wunsch nach einer periodischen Schrift für Leidende, welchen ich schon vor 4 Jahren laut geäussert, und wozu ich bereits den Plan entworfen und seit jener Zeit in den Vorerinnerungen zu meinem Versuche über die Vortheile der Leiden ausgestellt, ist noch immer gleich lebhaft in meiner Seele. Auf so manche Art öffentlich und in Geheim dazu ermuntert, bin ich nun auch, da es meine jetzige Muße und Gesundheit verstattet, entschlossen, mich an desselben Ausführung zu wagen. Ich kündige also hierdurch, im Vertrauen auf die unzubezweifelnde Nuzbarkeit dieser neuen Vermehrung unsrer periodischen Blätter und auf die Unterstüzung des Publikums diese Schrift, unter dem Titel:

> Beiträge zur Berichtigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind, oder seyn können, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menschheit,

wirklich an, welche mit Anfange des nächstkommenden Jahres, so Gott will, in der Weidmannischen Buchhandlung zu Leipzig herauskommen, und folgende Hauptfächer enthalten wird:

1) Zweckmäßige Abhandlungen, welche die auf dem Titel dieser Schrift angezeigte Absicht haben, und so wohl für Leidende, wirkliche und eingebildete, als auch überhaupt für solche, die am Nachdenken über die ernsthaftern Lagen des menschlichen Lebens Geschmack finden, scheinen interessant zu seyn, und zur Weisheit des Lebens in Rücksicht auf Freude und Schmerz etwas beitragen zu können. Zu-

weilen wird auch ein gutes, zu meiner Absicht passendes Gedicht hier eine Stelle erhalten.

z) Nachrichten von getrösteten Leidenden, oder von unglücklichen Vorfällen und Lagen, welche entweder, da sie vielleicht am traurigsten waren, doch eine ganz unerwartet glückliche Wendung nahmen, oder scheinen der erste Grund und die nächste Ursache von wünschenswürdigen Veränderungen gewesen zu seyn, und die besondere oder allgemeine, innere oder äussere Wohlfahrt befördert zu haben — aus der Geschichte noch Lebender oder Verstorbener, einzelner Menschen und ganzer Familien, Gesellschaften, Städte, Völker. Wie viele Denkmale der anfangs gemeiniglich erst bezweifelten Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes in Regierung der menschlichen Dinge — die wirksamsten Mittel wider Unmuth und Ungeduld — sind für Leidende in weitläuftigen Werken vergraben! Wie viel Anekdoten und Erzählungen erhalten sich eine Zeitlang in Geheim in Familien, Städten und an Höfen, und verlieren sich dann, — die, wenn sie bekannter wären, zur Ehre der Vorsehung, und für Tausende zum Trost gereichen könnten! Und wie manches interessante Phänomen dieser Art verschwindet unbeobachtet und unbenutzt, wenn es an Reiz zu jenem, und an Gelegenheit zur Bekanntmachung fehlt! — Ich ersuche daher diejenigen, die solchen Stoff besitzen, denselben hier gemeinnützlicher zu machen, mit möglichst treuer Darstellung aller wichtigen Umstände, die auf die Entwikkelung irgend eines Knotens Einfluß hatten; der Art wie diese erfolgte, und der Mittel, die man in dieser oder jener Angelegenheit bewährt fand. Dadurch wird nicht blos Unterhaltung, sondern wahre Belehrung und dauerhafte Beruhigung befördert werden. — Besonders wünschte ich Beyträge auch von solchen, die erst durch moralische Irrgänge

gänge und Fehltritte ins Elend, und auch aus solchem Elend, vielleicht vermittelst desselben, durch die Hand der Vorsehung zu Glück und Glückseeligkeit geführt worden. Je mehrere offenherzig und entschlossen genug zu solchen Bekenntnissen seyn werden, desto mehr Licht werden sie über die allerdunkelsten Stellen des Plans, nach welchem die Menschen regiert werden, verbreiten helfen; desto gröſser dann auch ihr Verdienst und mein Dank!

So sehr ich wünschte, durch den wahren Namen eines jeden, den eine Erzählung betrift oder von dem sie herrührt, die Glaubwürdigkeit und das Gewicht derselben vermehren zu können: so werde ich doch jeden Namen oder Umstand der geheim bleiben soll, neben den übrigen, mir schon von mancher verehrungswürdigen Person anvertrauten Geheimnissen dieser Art, tief in meiner Brust verschlieſsen. Nur ist es billig, daſs ich bey jeder eingesandten Geschichte wenigstens so viel zu meiner eignen Beruhigung erfahre, als nöthig ist, um mit Zuversicht sagen zu dürfen, daſs ich meine Leser nicht mit Romanen hintergehe. Denn alle Dichtung bleibt natürlicher Weise von dem Plan einer solchen Schrift gänzlich ausgeschlossen.

3) Nachrichten von Uebeln, die noch nicht gehoben sind und Vorschläge hierzu; oder Correspondenz für Leidende aller Art. Diese Abtheilung wird enthalten: Selbstbetrachtungen und Beobachtungen über sich und andere während gewisser Uebel, in so fern sie lehrreich und pragmatisch abgefaſst sind, Briefe, und allerley interessante Nachrichten, welche Leidende betreffen oder interessiren. Sie wird ganz denen gewidmet seyn, welche gewisse Verlegenheiten ihres Verstandes oder Herzens über erhebliche Leiden des Leibes und des Geistes, an sich oder andern, und über

alle etwas seltenern und sonderbarern Verwickelungen der menschlichen Schicksale anzeigen, oder überhaupt ihre Klagen über gegenwärtige Bekümmernisse und Uebel, z. B. Krankheiten, Bedrückungen, unbelohntes Verdienst und Verkennungen; gestörte Liebe unschuldiger und guter Personen; unversöhnliche Feindschaft, Versperrung des Weges zur Rechtfertigung ihres Verhaltens — zu einem Tummelplatz der Leidenschaften wird sich jedoch dieses Magazin nie erniedrigen lassen — Armuth, Nahrlosigkeit, ungerechte Processe, übereilte Bestrafungen u. s. w. in den Schooß des theilnehmenden Publikums ausschütten wollen: um entweder von Philosophen, Richtern, Aerzten, Duldern, Menschenkennern und Menschenfreunden Licht und Belehrung, Trost, Rath, Versicherung der Vergebung oder wirklicher Hülfe, durch den Weg dieser Schrift zurück zu bekommen, oder doch schon durch diese lauten Klagen und Appellationen an die Menschheit dem Herzen einige Erleichterung zu verschaffen. — Wahrhaftig Unglückliche werden den Werth einer solchen Erhohlung, oft der einzigen, wahresten, deren man unter gewissen unheilbaren Uebeln fähig ist — wenn man zumal auch eines geprüften Freundes entbehren muß — gewiß zu schätzen wissen, ohne daß es einer besondern Anpreisung bedarf. Und man wird auch billig genug seyn, den armen Traurigen und Bekümmerten, die oft für ihre mündlichen Klagen kein Ohr finden, eine solche schriftliche Erhohlung zu gönnen, so wie man Aerzten, Naturforschern, Staatskundigen, Predigern, Erziehern, Denkern, Theaterliebhabern und Schwärmern — jeder Classe ihr eignes Journal, auch wohl mehrere gegönnet hat. Die günstige Aufnahme der Augenkrankheitsgeschichten von Campe, Goeckingk, Batzko, und auch meiner Klagen, durch das D. Museum, hat schon Hoffnung hierzu längstens gemacht.

4) Anzeigen und Auszüge solcher Bücher, welche insonderheit Leidenden Unterhaltung versprechen, oder sonst hier Bemerkung zu verdienen scheinen, ohne etwas ältere Schriften auszuschließen. —

Ich bin fest überzeugt, daß eine Schrift nach diesem Entwurf nicht allein den Traurigen zum Trost und zur Belehrung, sondern auch den Glücklichern zur Aufklärung über das Uebel, zu einer nützlichen, ernsthaften Unterhaltung, zur nähern Kenntniß des wahren Zustandes der Menschheit, und zur Nahrung ächter Empfindsamkeit dienen könne; daß ferner dadurch der menschliche Geist mehr zu Beobachtungen der oben beschriebenen Art gereizt werden, immer mehr und mehr die wohlthätige Richtung erhalten könne, in jedem Uebel, das moralische nicht ausgenommen, Gutes zu ahnden, zu suchen, zu sehen, und von dem Daseyn einer höhern Regierung aller unsrer Schicksale, auch unsrer Fehler und Thorheiten, als von einer unleugbaren Thatsache überführt zu werden. So durchdrungen also von der Nutzbarkeit, ja dem Bedürfniß eines solchen Unternehmens, hoffe ich, es werde sich auch mehrern Männern von Verstand und Gefühl so darstellen, daß sie mich in den Stand setzen, es seinem Endzwecke gemäß einzurichten und fortzuführen. Denn dies ist offenbar nicht das Werk eines einzelnen Menschen, selbst einer ganzen hierzu verbundenen Gesellschaft nicht, wofern nicht das größere ungleich mehr umfassende Publikum selbst sich dafür interessiret. —

Beyträge bitte ich unter meiner Addresse an die Weidmannische Buchhandlung zu Leipzig, jedoch frey, zu übersenden, auch beliebigen Falls zu bestimmen, welche Art des Dankes man erwartet. Ich werde meine Einrichtung so machen, daß jeder, von dem ein etwas beträchtlicher

Auf-

Lenox.

Er mag ſich das zu einer Erinnerung dienen laſſen; ſich ſo weit zu entfernen, als er immer kan. Irgend ein heiliger Engel fliege nach Englands Hof, und entfalte ſein Anbringen eh er kommt; damit ſchleunige Rettung dieſem unſerm leidenden Vaterland zu Hülf eile, dem eine verfluchte Hand Verderben droht.

Lord.

Ich will ihm mein Gebet nachſenden.

(Sie gehen ab.)

Aufsatz eingerückt werden, von mir zugleich einen besondern Abdruck desselben zurück erhalte.

Da ich zu viel Achtung gegen das Publikum habe, um dasselbe überhäufen zu wollen: so werde ich auch die Stücke, deren jedes ohngefähr 10 bis 12 Bogen, auch weniger, betragen wird, nicht zu schnell auf einander folgen lassen; mache mich auch zu keinen bestimmten Lieferungen anheischig, um stets eine desto sorgfältigere Auswahl treffen zu können. Nicht leicht wird, beyde Hauptmessen zusammengenommen, viel mehr als 1 bis 1 1/2 Alphabet jährlich erscheinen, folglich auch die Theilnahme an diesen Blättern nie zu kostbar werden.

Die Verlagshandlung wird für solchen Druck sorgen, der auch für schwächere Augen lesbar ist, und den Preis so billig als möglich machen; wird auch jedem Stücke einen farbigen Umschlag zum beliebigen Heften beyfügen.

Die Vorsehung kröne meine gute Absicht mit gutem Erfolg!

Hayn, unweit Leipzig, den Abtha, den 15. May 1788.

Johann Samuel Heß.

---

2) Virgils Landbau, übersezt und erklärt von J. H. Voß.

Die gütige Nachsicht, womit Männer von Urtheil meine Versuche, Virgils Landgedicht zu verdeutschen aufnahmen, ermunterte mich, die zerstreueten Bruchstücke, woran ich seit Jahren meine Kräfte übte, neu überarbeitet zusammen zu fügen, und, was mir zuerst unerreichbar schien, das ganze Werk des geistvollsten und sorgfältigsten römischen Dichters, mit Sorgfalt wenigstens, nachzubil-

gebildet. Wenn dieſes lehrreiche und angenehme, aber tiefgedachte Werk, das ſchon für den Römer eines Erklärers bedurfte, auch Teutſchen von gewöhnlicher oder gar keiner Schulgelehrſamkeit verſtändlich ſeyn ſollte: ſo mußte ich die Mühe nicht ſcheun, einen Kommentar zu ſchreiben, in welchem die Geſchäfte des römiſchen Landbaus, die öffentlichen und häuslichen Gebräuche, die Vorſtellungen von göttlichen und menſchlichen Dingen, Fabel, Welt- und Sternkunde, Naturlehre, Geſchichte, Länderkenntnis u. ſ. w. ſamt den Einflüſſen griechiſches Geiſtes auf die Denkart und den Kunſtfleiß unſers Dichters erklärt würden. Man denke nicht, daß ich nur die Mühe des Auswählens gehabt habe. Mit dem Entſchluſſe, nichts, ſo weit ich unterſuchen konnte, als ausgemacht anzunehmen, ward ich oft nur überzeugt, wo ich auf Anſehn zu glauben verſchmäht hatte; oft erlangte ich zu ganz andern Aufſchlüſſen; aber manches hatten ſich meine Vorgänger durch gehäufte, zum Theil blinde oder ſchielende Citate, die ſelbſt, wenn ſie treffen, nur dem nachſorſchenden Gelehrten dienen, hinweggeſetzt; und manches, vorzüglich die ganze wichtige Materie der alten Weltkunde, lag noch völlig im Chaos. Hiernächſt ſchien mir Virgils äuſſerſt vollendete Darſtellung durch Worte, Klang und Bewegung, jene Lebendigkeit des Ausdrucks, wozu der ſprödere Stof unſerer Sprache ſich unter meinen Händen nicht allemal ſchmiegen wollte, einen verweilenden Blick zu erfordern: wiewohl heutiges Tags einiger Muth dazu gehört, mit Betrachtung ſolcher Kunſtregeln, die jeder gute Dichter und Redner des Alterthums ausübte, und jeder gute Urtheiler, Ariſtoteles, Cicero, Dionyſius, Quintilian und Levain, ernſthaft abhandelte, ſich dem Vorwurf der Kleinfügigkeit und Grillenfängerey auszuſetzen. Schon dieſes würde mich, das lateiniſche Original der deutſchen Nacherzählung, nicht ſehr zu ihrem Vortheile,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

an, bis zur Ostermesse 1789 anstatt des bisherigen Ladenpreises von 2 Rthlr. 8 Gr. für 1 Rthlr. 12 Gr. an.

Noch mache ich bekannt, daß ich auch den Verlag der, ebenfalls von der Verlagsgesellschaft in Dessau verlegten *doctrinae particularum latinae linguae* von Herrn Prof. Schütz an mich gebracht, daß der erste Theil davon für den Preis von 12 Gr. bey mir zu haben ist, und daß ich von der Beendigung dieses Werkes innerhalb Jahresfrist dem Publicum zuverlässige Nachricht geben werde."

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

Auguſt 1788.

I. Neue Bücher.

1) Gemählde aus dem goldnen Zeitalter von K. H. Heydenreich. Leipzig bey G. J. Göſchen 1788. 210. Seiten.

Die Anzeige der allgemeinen Litteraturzeitung, ſagt der V., machte mich auf die Promenades champêtres von le Clerc aufmerkſam. Ich las ſie und meine Erwartung ward nicht getäuſcht; ich fand eine Reyhe Gemählde aus dem Zeitalter der Unſchuld. Ich habe ſie zum Theil faſt wörtlich überſetzt, zum Theil auch frey bearbeitet; u. ſ. w.* Unſchuldige Menſchen mahlen iſt nicht ſo leicht, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. Der Menſch iſt ſich an Neigungen, Empfindungen, Anwendung ſeines Verſtandes, Aeuſſerung ſeiner Begierden, gewiſſermaßen in allen Umſtänden gleich. Dieſe unveränderliche Beſtändigkeit ſeiner Natur darf daher auch von dem Idyllendichter nicht vergeſſen werden; ſonſt liefert er ein Gemählde nicht von wirklichen Menſchen, ſondern von Karrikaturen der Sanftmuth, der Liebe, und einer Unſchuld, wie ſie nirgends war und nirgends ſeyn kann. Der Dichter kann ſich alle mögliche Geſtalten bilden; er kann ſo gar das Widerſprechende lebendig und täuſchend machen, wenn er die ewigen unveränderlichen Züge der Natur zu treffen weiß; verkennt und verletzt er hingegen dieſe feſten Charactere der Menſchheit, ſo ſchwebt

ſeine Dichtung zwiſchen Himmel und Erde, und wird die ein andres menſchliches Herz intereſſiren. Geſners Hirtengemählde ſind wahr und täuſchend, weil ſeine Hirten zwar unſchuldige, aber doch wirkliche Menſchen ſind, zu denen wir hier und da noch Originale finden; eine Menge alter und neuer Hirtengemählde hingegen ſind unnatürlich, weil ſie die Menſchen ſo ſchildern, wie ſie in keinem Lande und in keinen Umſtänden weder waren noch werden können.

Der Franzoſe le Clerc, deſſen ländliche Gemählde uns hier mitgetheilt werden, ſcheint oft in dieſen Fehler zu fallen: denn um nur ein paar Beyſpiele davon anzuführen, ſo fällt S. 23. Chloe, ein Hirtenmädchen, die doch nicht Nervenkrank ſeyn kann, ſo zierlich in Ohnmacht, wie eine vornehme Dame. S. 160. wird die unſchuldige Unwiſſenheit, die nicht einmal weiß, was ein Räuber iſt, und doch die poetiſche Beſchreibung eines Schiffes verſteht, gar ſehr lächerlich; und in manchen andern Erzählungen nähern ſich die Empfindungen oft mehr dem Kindiſchen als dem Unſchuldigen.

Dieſes abgerechnet haben dieſe Gemählde viel Schönes, beſonders dann, wenn ſie Gefilde, Berge und Ströme mahlen. Ueberhaupt haben die verſificirten Stücke vor den proſaiſchen bey weitem den Vorzug; vermuthlich weil hier der teutſche Ueberſetzer das mehreſte von dem Seinigen hinzu gethan hat. So hat der Schwalbenfang S. 68. viel Natur und viel Leichtigkeit im Versbau; das Gemählde der Liebesgöttin S. 64. und 65. viel Wohlklang und einige Aehnlichkeit mit einem Gemählde von Petrarka's Laura, die unter einem blühenden Baume ſchläft. Auch der Stern der Liebe und Roſenmunde an die Flur ſind artig. Wenn der Ueberſetzer, de ein Mann von Geſchmack und poetiſchem Talent zu ſeyn ſcheint, ſtrenger gegen ſich ſelbſt

ſelbſt wird und ſeine Sprache und ſeine Verſification mehr ausbildet, ſo läßt ſich viel gute' von ihm erwarten. Alle augenblicklich S. 42. iſt nicht teutſch. Wer kann ferner dieſe häßlichen Superlativen ausſprechen, wie Schmachtens veſten S. 57. gemißhandelteſte S. 144. unerſchütterteſten S. 42. u. ſ. w. Warum S. 64. Gezweige und Sang anſtatt Zweige und Geſang? Soll dieß der Sprache Kraft und Naivität geben? S. 45. „Die Blumen hauchen zaubriſchen Balſamduft.“ Warum dieſes harte, müßige Beywort? S. 48. Das Mädgen verſtrahlt Feuerblicke umher; warum dieſe neue Compoſition, die noch überdieß gegen die Analogie der Sprache iſt, anſtatt des gewöhnlichen Wortes ſtrahlen, das hier gleich gute Dienſte thut? S. 83. fängt ſich an:

„Umſchattet und umduftet von
der blühenden Jeſminenlaube faſt
ich zwiſchen Sylvien und Phillis jüngſt.“

Kleiſt, Leſſing und Gotter haben nie ſolche Jamben. Ebendaſſelbe trifft auch die kleinen Verſchen S. 123. und w.

Zum Anhang liefert der Ueberſetzer zwölf Lieder der Madagasker aus dem Franzöſiſchen des Ritters Parny, die zum Muſter dienen können, wie der Idyllendichter eigentlich mahlen müſſe: denn hier iſt wahre menſchliche Empfindung, die mit jedem Worte das Herz trifft. Solcher Lieder könnte man einen ganzen Folianten voll leſen, ohne müde zu werden; aber leider iſt des Schönen und Guten nicht eine ſo große Zahl! Da iſt keine eitle Tirade, keine müßige Zierrath. Allenthalben ſpricht das begehrende, mit ſeinen Gefühlen kämpfende Menſchenherz, das unruhig immer nach Freude klopft und über ſeine Leiden ſich ängſtiget;

und ein ſolches Herz muß auch der Hirt des goldnen Zeitalters im Buſen tragen. Zweytens zeigen dieſe Lieder, daß jedes Lied, welches von wahrer Empfindung gebohren wird, einen ſtrengen Plan habe. Jedes derſelben iſt nur Ein ganzes Gemählde, in welchem kein einziger überflüßiger Zug iſt. Von Anfang bis zu Ende eilt alles zu Einem Zweck, zu Einer Empfindung fort. Wenn man viele unſrer Lieder von zwanzig bis dreyßig Strophen, wo der Dichter von einem Gemählde, von einer Empfindung auf die andre ſpringt, ohne zu wiſſen, was er eigentlich ſagen will, mit einem dieſer kleinen Liederchen vergleicht, ſo iſt es, als ob ein Heuhaufen mit einer ſchönen Blume verglichen werde. Wie die Blätter der Roſe zuſammen halten und durch ihre ſchöne Verbindung die Blume der Liebe bilden: ſo vereinigen ſich alle Worte und Gefühle in folgenden ſchönem Liede S. 208. zu einem einzigen lieblichen Ganzen.

„Nahandova, ſchöne Nahandova! Der
Nachtvogel beginnt ſein Geſchrey;
der Vollmond ſchimmert über meinem Haupte,
und der junge Thau benetzt mein Haar.
Die Stund' iſt gekommen; wo verweilſt Du
Nahandova, ſchöne Nahandova!

Bereit iſt das Lager von Blättern;
ich habe es mit Blumen und duftenden
Kräutern beſtreut; es iſt würdig deiner
Reitze, Nahandova, ſchöne Nahandova!

Sie kommt. Ich höre ihr keuchendes
Athmen vom ſchnellen Laufe und das
Rauſchen des Gewands, das ſie umgiebt;
ſie iſts, Nahandova, die ſchöne
Nahandova!

Echöre

Schöpfe wieder Odem, meine Freundin, und auf meinen Knien. Wie bezaubernd iſt dein Blick! Wie ſüß iſt das Wallen deines Buſens gegen die Hand, die über ihm ruht. Du lächelſt, Nahandova, ſchöne Nahandova!

Deine Küſſe dringen mir in die Seele; deine Liebkoſungen durchglühen alle meine Sinnen; halt' ein, oder ich ſterbe. Kann man vor Wolluſt ſterben, Nahandova, ſchöne Nahandova?

Das Vergnügen flieht hin, wie ein Blitz. Dein ſüßer Odem weht leiſer, deine ſchwimmenden Augen ſchließen ſich, ſanft neigt ſich dein Haupt, und deine Entzückung verliehrt ſich in ſchmachtendem Ermatten. So reizend warſt du noch nie, Nahandova, ſchöne Nahandova!

Wie ſüß iſt der Schlummer in den Armen einer Geliebten; doch das Erwachen iſt noch ſüßer. Du gehſt ſchon, und ich ſchmachte in Verlangen und Traurigkeit hin, ſchmachte bis auf den Abend. Dann wirſt du wiederkommen, Nahandova, ſchöne Nahandova!"

Der Ritter Parny ſagt zwar, die Madagasker hätten keine Verſe; allein das immer wiederkommende Nahandova, ſchöne Nahandova! läßt doch ein Metrum vermuthen. Vielleicht verſteht der Ritter unter Verſen Reime; daß aber dieſes Liedchen mit ſeinen übrigen eilf Gefährten durch Ebenmaß der Glieder nicht gewinnen ſollte, und daß

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Eine finſtre Höle: in deren Mitte ein groſſer Keſſel über einem Feuer ſteht.)

Donner und Blize. Die drey Hexen treten auf, und ermuntern ſich zu ihrem Vorhaben; alsdann gehen ſie unter einem ſeltſamen Zauber-Spruch rund um den Keſſel herum, und werfen die mancherley Ingredienzien zu ihrer Bezauberung, (z. er. Froſch-Zehen, Otter-Zungen, Eidexen-Beine, Fledermaus-Haar, Wolfs-Zahn, Schierlings-Wurzeln, Ziegen-Galle, die Leber von einem Juden, die Naſe von einem Türken, und die Lippe von einem Tartar u. ſ. w.) in den Keſſel; nachdem alles genug gekocht hat, wird das Decoctum mit eines Säuglings Blut abgekühlt, und das Zauberwerk iſt fertig. Hierauf erſcheint Hecate mit drey andern Hexen, giebt ihren Beyfall zu dem was gemacht worden, und befiehlt ihnen, einen Tanz und Geſang um den Keſſel anzufangen; dieſes geſchieht mit Muſik, und hierauf erſcheint in der

Zweyten Scene

Macbeth.

Macbeth.

Wie geht's, ihr geheimnißreichen, ſchwarzen, mitternächtlichen Unholden? Was macht ihr da? Al-

es dieſes Ebenmaß in der Originalſprache nicht wirklich habe, iſt etwas, das wir nicht bejahen möchten.

J.

---

2) Journal einer Reiſe durch Frankreich von der Verfaſſerin von Aſpaliens Briefen. Altenburg in der Richterſchen Buchhandlung 1787. 590 Seiten.

Die V. unternahm dieſe Reiſe in der Abſicht, um in Frankreich die Kunſt zu ſehen, ſo wie ſie vorher in die Schweiz gereiſet war, um die Natur in ihrer einfältigen Schönheit zu betrachten; und gibt nun ihren Kindern und Freunden in dieſem Journal Nachricht, was ſie auf ihrem Wege durch Paris nach Bourdeaux und von da wieder zurück nach Teutſchland geſehen, oder auf welche Art und mit welchem Geiſte ſie die vorkommenden Gegenſtände betrachtet habe.

Gewöhnlich gleichen die Reiſebeſchreibungen groſſen Perſpectivgemählden, in denen ſich der Mahler einen gewiſſen Stand gewählt, und von da aus, ſo weit ſein Auge reichen konnte, die umliegenden Thäler und Höhen gezeichnet hat. Dieſe Art von Mahlereyen giebt dem menſchlichen Geiſte deswegen viel Vergnügen, weil ſie ein groſſes ſonſt unüberſehbares Ganze unter Einen Blick bringt; die Wahrheit der einzelnen Gegenſtände aber verliert eben ſo viel, als das Ganze gewinnt, ungefähr wie beym Theaterſchmuck, wo Schönes und Häßliches ſich durch die Ferne verarbeitet. Daher den Reiſenden, die ihre Bemerkungen der beſſern Ueberſicht wegen unter allgemeine Kapitel bringen, der Leſer immer durch Licht und Schatten auf eine gewiſſe Art getäuſcht wird.

Die

Die geiſtreiche V. wollte dieſe Täuſchung vermeiden, und tritt daher auf keine Höhe, um das vor ihr liegende Gefilde aufzunehmen; ſondern ſie faßt den Leſer mit herzlicher Vertraulichkeit bey der Hand, führt ihn durch die Paläſte, Kirchen, Gewölbe, Bouriken und Beſuchzimmer, und lehrt ihn von allgemeinen Anſtalten, Sitten und Gewohnheiten auf den Geiſt der Nation, von der Kleidung, der innern Ausſchmückung der Häuſer auf den Charakter und die Lebensweiſe der Beſitzer zu ſchließen. Thorheiten und Artigkeiten, Leichtſinn und Ernſthaftigkeit, Betriebſamkeit und Müſſiggang, Sparſamkeit und Verſchwendung geben auf dieſe Weiſe in der Beſchreibung der innern Wände und Zierrathen, der Kleidung und des Fuhrwerks, vor den Augen des Leſers vorüber. Es iſt als ob er ſelbſt dort ſey und ſehe, oder als ob die Vorzüge und Fehler dieſes Volks in lebendigen Geſtalten vor ihm ſtünden. Wenn ſie den üppigen Reichthum und Ueberfluß in dem Hauſe des Hofbankiers Beaujon mit der erhabenen Einfalt und ſtillen Pracht in dem Pallaſte des Herzogs von Bourbon vergleicht; wenn ſie aus den Gärten des Palais Royal, wo die Frauen ihre Schönheit zur Schau tragen, in die heiligen Reliquien der ruhigen Weisheit auf dem Schloſſe la Brede, wo dem edeln Montesquieu der Geiſt der Geſetze in hoher Verklärung erſchien, oder in die friedlichen Wohnungen der Unſchuld zu S. Cyr führt, wo junge Fräulein in allerley Tugend und Weisheit unterrichtet werden, und wo die gute Stifterin ſelbſt ihr tugendhaftes Leben beſchloß: wenn ſie jetzt den betriebſamen Fleiß und die unermüdete Erfindſamkeit der Putzmacherin Bertin und dann die edle Geſchäftigkeit der liebenswürdigen Gräfin Genlis beſchreibt; wenn ſie dem luſtigen Leben der Schauſpielerin Aline Colombe, die mit ihrer Schönheit eine halbe Million gewann und beynahe wieder verſchwendete, die häuslichen Tugenden und die Eingezogenheit der ſchönen jun-

gen Gräfin von Pembers entgegenſtellt; wenn ſie nach einem luſtigen Gemählde von den müßigen Herrn, die Mittags vor dem Hauſe des Phyſikers ihre Uhren nach dem Knall der kleinen Kanone ſtellen, von dem ehrwürdigen Greiſe Büffon ſpricht, und uns ſehen läßt, wie er die Geheimniſſe der Natur mit ſeinen großen hellen Augen ergründet; wenn ſie alle dieſe und eine Menge andre Gemählde aller Art vor unſern neugierigen Blick hinſtellt und ihre ſcharfſinnigen Bemerkungen darüber macht: ſo iſt uns, als ob unſer Geiſt das alles in wirklicher Anſchauung genieße und ſeine Entfernung von dem Schauplatze vergeſſen habe; wir ſind entzückt, und können das Buch nicht eher aus der Hand legen, als bis wir es geendigt haben.

Man kann alles geleſen haben, was über Paris und ſeine Seltenheiten geſchrieben iſt, und doch wird man dieſe Beſchreibung wieder neu finden, weil ſie auch ſchon bekannte Dinge von neuen Seiten darſtellt. Auch iſt der V. durch ihr reiches Gedächtniß und durch ihre lebendige Einbildungskraft immer alles gegenwärtig, was mit den Gegenſtänden Bezug oder Aehnlichkeit hat, und dieſe Erinnerungen weiß ſie allenthalben mit der beſten Kunſt zum Vergnügen des Leſers anzuwenden. Beſonders giebt der weibliche Geiſt, in welchem dieſe Reiſe beſchrieben iſt, den bekannteſten Dingen eine intereſſante neue Geſtalt: denn eben die vielen charakteriſtiſchen Züge über Hausgeräthe, Kutſchen, Spaziergänge und Kleidung der vornehmen und der Geringen konnte vielleicht nur ein weibliches Auge bemerken. Auch die vielfältigen ſchönen Kenntniſſe von Baukunſt, Mahlerey, Muſik und Geſchichte machen dieſes Journal für alle Gattungen von Leſern unterhaltend und nützlich. Das edle, gefühlvolle, freundſchaftliche, dankbare Herz der V. zieht jeden guten Menſchen mit Liebe an ſich; er muß ſie auf den

erſten

erſten Blättern liebgewinnen, wenn er auch noch kein Wort von ihr geleſen hätte; führt ſie ihn aber in die Schulen der Blinden und Stummen, ſo fühlt er an ihrer Theilnehmung daß es die höchſte Würde der Menſchheit ſey, ſich über die Noth ſeiner Brüder zu erbarmen; er muß mit ihr weinen, wenn ſie auf die Scherben von der zerbrochenen Uhr ihrer Freunde Thränen des Schmerzes fallen läßt, und kann ſich nicht enthalten, ſich Freunde von ſolcher Treue und Liebe zu wünſchen, wenn ſie bey dem Untergange der Sonne auf dem Weltmeer ausruft: „O Genius der Freundſchaft! du verdienſt einen Altar. Ich kann nicht, wie glückliche edle Griechinnen, dir einen Tempel bauen, keine Bildſäule dir ſetzen, aber tauſendmal biſt du von mir geſegnet. Kenntniſſe, Troſt, Freude und Glück, die Ewigkeiten hindurch mir lieb ſeyn werden, erhielt ich aus deiner Hand. So lange ich lebe, ſorgteſt du für mich. Heilige, geliebte Todte, ewiger Lohn ſey euch! und zärtlich verehrte Lebende, Gott und die Natur gebe euch Freudenſtunden, wie dieſe hier für mich war.“

J.

---

3) Leben des Herrn Valentin Jamerai Düval Kaiſerlichen Bibliothekars und Aufſehers über das Münzkabinet zu Wien. Aus deſſen eigenhändigem franzöſiſchen Manuſcripte und den Memoires des Herrn Ritters von Koch, überſetzt von Alb. Chr. Kayſer, Hochfürſtl. Thurn und Taxiſchen Bibliothekar. Zweyte um die Hälfte vermehrte Auflage. Regensburg, bey Montags Erben. 1788. 8.

Gegenwärtige neue Auflage der Ueberſetzung des Duvaliſchen Lebens iſt der beſte Beweis, wie intereſſant daſſelbe

4) Schöpfung und Schöpfer, oder Anleitung zur gemeinnützigen Kenntniß der Natur, Geschöpfe und Hinführung auf ihren Schöpfer, von Karl Friedrich Glietrich. Erfurt bey G. A. Kayser, 1788. 658, S. 8.

Dieses Buch gehört unter die sogenannten Physikotheologien, deren Werth schon längst entschieden ist. Sie sind nur für eine gewisse Klasse Lesern, die Unterricht und Vermehrung ihrer Kenntniße mit der Uebung ihrer Andacht verbinden wollen. Der gelehrte Theolog bedarf ihrer nicht, eben so wenig der eigentliche Naturkundiger, mehr hingegen der Volkslehrer, der aber doch nur die allgemeinsten Facta aufheben darf, um nicht lauter Naturgeschichte, Physik und Astronomie zu predigen, und darüber andere Dinge zu vergessen, die den Menschen selbst näher angehen und sein Herz betreffen. Der Verfasser gegenwärtigen Werks hatte die gute Absicht, einen kurzen Ueberblick der Natur zu entwerfen, Aufmerksamkeit auf die Schöpfung zu erregen, die Verhältniße des Menschen zu der organischen und unorganischen Natur zu entwickeln, und endlich aus diesem allen seine höhere Bestimmung herzuleiten, und die ganze Natur auf den Schöpfer derselben zurück zu führen.

Er schrieb dieses Buch in einer langwierigen und schmerzlichen Krankheit, wo diese Unterhaltung mit der Natur sein einziger Trost und Erquickung war. Vorzüglich hat er es jungen Studierenden bestimmt. Wir können es aber auch andern Lesern und vorzüglich frommen Dilettanten in der Naturkunde mit Recht empfehlen, weil der Verfasser weder Fleiß noch Mühe gespart, und aus den besten Büchern dieser Art seine Materalien zusammengetragen hat. Büffon, Bode, Lichtenberg und Wiegleb waren seine Führer

rer. Da er für Ungelehrte ein Handbuch ſchreiben wollte, ſo würde er ſeine Brauchbarkeit um vieles vermehrt haben, wenn er vorzüglich in der Phyſik und Mathematik faßlicher und verſtändlicher zu ſeyn geſucht, mehr durch Beyſpiele erläutert, und ſich nicht ſo vieler Kunſtwörter aus den Lehrbüchern, die er benutzte, bedient hätte. Seine Sprache iſt auch ſehr oft unrichtig und wird durch Declamation entſtellt. So ſchreibt er z. B.: Die Beſtimmung des Menſchen herausſetzen, Kenntzeichen ſtatt Kennzeichen, jungen Studierenden Aufmerkſamkeit erwecken, ſtatt in jungen Studierenden ꝛc. wovon auch ſchon der etwas undeutliche Titel ein Beweiß iſt.

II. Anzeigen.

Noch in dieſem Jahre kommt zu Rinteln in der Grafſchaft Schaumburg, eine neue, nach einem ganz beſondern Plane eingerichtete Theologiſche Litteratur-Zeitung, unter dem Titel:

Annalen der neueſten Theologiſchen Litteratur und Kirchen-Geſchichte,

heraus, dergleichen man bisher noch nicht gehabt hat; es wird davon wöchentlich ein Bogen in Octav ausgegeben werden. Juriſtiſche und mediciniſche Artikel wird ſie gar nicht enthalten, auf der andern Seite aber auch auf die eigentliche ſogenannte Theologie ſich nicht einſchränken, ſondern zugleich alles das umfaſſen, was einem gelehrten Theologen, (und dahin rechnet man billig alle Stadt- Land- Prediger und Schulmänner, für die hauptſächlich dieſe Zeitung beſtimmt iſt, und auf welche verehrungswürdige Claſſe von Menſchen ganz vorzügliche Rückſicht genommen wird,) zu

wiſſen

wissen nützlich und nöthig ist. Dabey wird sie alle kirchliche und Schulneuigkeiten, Beförderungen, Versetzungen, Todesfälle, alle in der protestantischen sowohl als katholischen Kirche, wie auch den übrigen Religions-Gesellschaften sich ereignende wichtige Vorfälle und merkwürdige Veränderungen treu und unpartheiisch mittheilen.

Der ganze Jahrgang, welcher also, ohne das Register und Subscribenten-Verzeichniß, aus 52 Bogen bestehet, und auch in der Folge noch immer die Stelle eines Theologischen Repertoriums seiner Zeit vertreten wird, soll für den äusserst mäßigen Preis von 2 Thlr. Conventionsmünze, den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet, den Herren Subscribenten überlassen, und noch überdas, soweit die Fürstl. Hessen-Casselischen Posten gehen, Portofrei geliefert werden.

Alle löbl. Postämter, Addreß-Comtoirs, Buchhandlungen, und noch viele andere Gönner und Freunde, welche sich selbst bekannt machen werden, übernehmen Subscription.

Noch werden alle Herren Verfasser, Verleger, Buchhändler und Buchdrucker ersuchet, ihre hieher gehörige Schriften, sobald sie die Presse verlassen haben, gütigst einzuschicken. Sie werden nach der Zeitfolge ihrer Einsendung ohne Aufschub zuverlässig recensirt. Sie sollen auch, wenn es verlanget wird, in kurzem entweder an die Behörde wieder zurückgeschickt, oder wenn sie beschädigt wären, bezahlt werden. Ueberdies ist man noch erbötig, einige Exemplare des Zeitungs-Stückes, (auf etwas weiteres aber darf man dabey nicht rechnen) worinnen die Schrift ist angezeiget worden, unentgeldlich zu übermachen.

Alles gehet ohne Ausnahme zuletzt unter der Addresse: An den Herausgeber der theologischen Annalen, den

Pro-

Profeſſor Haßencamp zu Rinteln in der Grafſchaft Schaumburg.

Den 2ten May 1788.

Mannheim, den 8ten Julii 1788.

Unter den eingeſandten Zeichnungen auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunſchweig iſt keine des von Herrn Prof. Klein ausgeſetzten Preißes zu 15 Dukaten von der kurfürſtlichen Zeichnungsakademie in Mannheim würdig geachtet worden.

Das Urtheil über dieſe eingeſandten Stücke wird in das 3te Heft des 3ten Bds des pfalzbaieriſchen Muſeums eingerückt werden.

Die Auſſetzung des Preißes iſt erneuert: die Preißſtücke müſſen vor dem erſten Jenner 1789. eingeſandt ſeyn. Die Höhe der Zeichnung muß zu die Breite ungefehr 8 Zoll haben.

Mannheim, den 30ſten Brachmont 1788.

Die kurfürſtl. teutſche gelehrte Geſellſchaft hielt heute öffentliche Sitzung, und beſchloß damit den 12ten Jahrgang ihrer Verſammlungen.

Hr. Pr. Klein, beſtändiger Geſchäftverweſer, las das Urtheil der Geſellſchaft über die in dieſem Jahre eingeſammelten Preisſchriften über die Frage: „Haben die Teutſchen in einigen Gattungen der Dichtkunſt und Beredſamkeit die Griechen und Römer erreicht oder übertroffen?“

Vier

Vier Abhandlungen wurden über dieſen Gegenſtand eingeſchickt, und jenen des Hrn. Johann Jakob Hottingen Profeſſors in Zürch, wurde, als einem wahren Meiſterwerke der Preis zuerkannt.

Das ausführliche Urtheil über dieſe Preisſchriften wird in dem 3ten Hefte des 3ten Bandes des Pfalzbaieriſ. Muſeums bekannt gemacht werden. Die gekrönte Abhandlung wird in dem 5ten Bande der Werke der kurfürſtl. teutſchen Geſellſchaft erſcheinen; in dem 4ten Bande dieſer Werke iſt bereits die Abhandlung des Hrn. Pr. Trendelenburg, die im vorigen Jahre den Preis erhielt, erſchienen.

Zum Beſchluße der Verſammlung las Hr. Pr. Klein die Preisfrage für das künftige Jahr:

„Haben die lebenden, am meiſten ausgebildeten europäiſchen Sprachen Vorzüge vor der Teutſchen, „die dieſer eigenthümlich gemacht werden könnten, ohne daß ſie von ihrer Eigenheit (Originalität) verlöre?

Auf die beſte Abhandlung über dieſe Frage ſezt die Geſellſchaft eine goldene Denkmünze von 25 Dukaten, und hat beſchloſſen, im Falle die Frage von keiner der einzuſendenden Abhandlungen erſchöpft würde, auch jener den Preis zu ertheilen, welche die Frrage nur in Bezug auf eine der gebildetſten, lebenden fremden Sprachen, gründlich und ausführlich beantwortete.

Die Preisſchriften müſſen zu Anfange des Oſtermonats 1789 mit verſchloſſnen Namen, und der Ueberſchrift eines Denkſpruches an den Geſchäftverweſer der deutſchen Geſellſchaft, den kurfürſtl. geh. Sekretär und Profeſſor Klein in Mannheim eingeſchickt werden.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkurs.

September 1788.

I. Neue Bücher.

1) Ueber den Umgang mit Menſchen von A. Freyherrn von Knigge, in zwey Theilen. Hannover in der Schmidtſchen Buchhandlung 1788.

Dieſes Buch will einen Mangel erſetzen, den ſchon Bacon bemerkte, als er mit einer ſcharfſinnigen Abhandlung über die Kunſt ſein Glück zu machen, die unter ſeinen Verſuchen ſteht, die Ausſicht in dieſes unangebaute Feld eröffnete. In der kleinen Vorrede zu dieſer Abhandlung wünſchte der Philoſoph, daß dieſer Theil der Moral, der vor allen einer der wichtigſten ſey, von einem ſcharfſinnigen Geiſte dereinſt ausführlicher und genauer behandelt werden möchte. Allein bis jetzt hat ſich unter den Teutſchen, ſo viel man weiß, niemand gefunden, der Bacons Wünſchelruthe, wie man ſeine weitausſehenden Blicke oft nennen möchte, nachgegeben hätte, wahrſcheinlich aus keiner andern Urſache, als weil zu dieſem Unternehmen ein Mann gehörte, der mit einem hellem Auge und ſcharfen Urtheile eine reiche Menge Beobachtungen und Erfahrungen über die Menſchen aller Stände, Alter und Geſtalten gemacht haben mußte, ehe er nur den Gedanken dazu faſſen konnte; weil ein Mann dazu gehörte, der nicht nur Edelmuth und Charakterſtärke genug beſäße, ſeinen Gegenſtand ohne Heftigkeit, Bitterkeit, ſchmähende Anſpielungen u. ſ. w. zu behandeln, ſondern der auch

Alle.

Ein Werk ohne Namen.

Macbeth.

Ich beſchwöre euch bey dem, den ihr verehrt, antwortet mir, durch was für Mittel ihr auch dazu gelangen möget; müßtet ihr gleich die Winde entfeſſeln, und ſie gegen Kirchen kämpfen laſſen; müßten gleich die ſchäumenden Wellen in allgemeinem Sturm die ganze Schiffahrt verſchlingen, Schlöſſer über die Häupter ihrer Hüter einſtürzen, und Paläſte und Pyramiden ihren Gipfel bis zu ihrem Grund niederbeugen; ja müßte die ganze Natur darüber zuſammenfallen. Antwortet mir, auf das, was ich euch frage.

1. Hexe.

Rede!

2. Hexe.

Frage!

3. Hexe.

Wir wollen antworten.

1. Hexe.

Sag, ob du die Antwort lieber aus unſerm Mund, oder von unſern Meiſtern hören willt?

Macbeth.

Ruft ſie, ich will ſie ſehen.

1. Hexe.

soviel Künstlerweisheit hätte, einem jeden seiner Gemählde das ihm Eigenthümliche zu geben, ohne Vorliebe, Eigensinn oder Befangenheit merken zu lassen; der nicht bloß Aphorismen liefern, hier und da einen auffallenden Charakter zeichnen, oder kleine Tagebegebenheiten persifliren könnte; sondern der die Gränzen seiner Materie umfaßte und ihre einzelnen Theile in eine wohlverbundene Ordnung brächte.

Wenn man nun sagt, daß der Herr von Knigge mit dem obengenannten Buche dieß alles über jede billige Erwartung erreicht und ein vollständiges System von diesem wichtigen Theile der Moral geliefert habe, so hat man gewiß nicht zuviel gesagt. Der feste, männliche Geist im Urtheilen; der scharfe Blick im Beobachten; der Reichthum an Erfahrungen; die unpartheyische Wahrheit, die sich einzig und allein auf ihre eigne Kraft verläßt; der edle, hohe Sinn, der Beleidigung ertragen kann, und gleich, dem Stifter unsrer Religion, die Grundsäulen seines ganzen Sittengebäudes auf diese erhabene Duldung setzt; die Stärke und Geschmeidigkeit im Ausdruck; die reine natürliche Uebersicht und Verbindung des Ganzen — sind so seltene Vorzüge, daß sie große Lobsprüche verdienten, wenn die Beylegung solcher Eigenschaften nicht schon der größte Lobspruch wäre.

Den Nutzen einer solchen Schrift, welche uns die Weisheit mit Menschen umzugehen lehren will, noch weitläuftig zu beweisen, ist vielleicht überflüßig. Woher sollte der Jüngling, der mit verschleiertem Angesicht in die Welt tritt, diese Weisheit bekommen, als durch Unterricht, wenn er sie nicht, wie gewöhnlich, durch eigne Erfahrung theuer erkaufen will? Die besten Köpfe, die über Tiefe und Höhe, Länge und Breite wissenschaftlicher Dinge auf das scharfsinnigste

nigſte philoſophieren, geben für dieſe Weisheit des Lebens immer das mehreſte Lehrgeld, das ihnen der Unterricht eines erfahrnen Wegweiſers in den mehreſten Fällen würde erſparet haben; wie man an allen denen ſehen kann, die in Schulen erzogen wurden, worin man die geſellſchaftliche Klugheit für die erſte und nothwendigſte Wiſſenſchaft hält. So nützlich nun unſrer Meynung nach dieſe Schrift für den Jüngling ſeyn kann, ſo angenehm wird es für den Mann ſeyn, der ſeinen Geiſt auf deraleichen Beobachtungen gerichtet hat, die mannigfaltigen Erfahrungen eines ſolchen Welt- und Menſchenkenners, als unſer Verf. iſt, mit den ſeinigen zu verbinden.

Der Plan des ganzen Werkes iſt folgender. Nach einigen allgemeinen Verhaltungsregeln wird der Menſch nach denjenigen Verhältniſſen betrachtet, in die er ohne Rückſicht auf bürgerliche Verbindung bloß durch die Natur geſetzt wird. Daher wird erſtlich gezeigt, wie ſich die Jugend gegen das Alter und umgekehrt; dann wie ſich Eltern, Kinder, Blutsfreunde gegen einander verhalten ſollen. Von dem Umgang unter Eheleuten — mit und unter Verliebten — mit Frauenzimmern — mit Hauswirthen, Nachbarn, Hausgenoßen. Ueber die Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Diener — Wirth und Gaſt. Von dem Verhalten gegen Freunde und gegen Wohlthäter.

Der zweyte Theil betrachtet die Verhältniſſe, in welche der Menſch durch bürgerliche Verfaſſung geſetzt wird. Von dem Umgange mit Fürſten, Vornehmen und Reichen: mit Geringen; mit Hofleuten; mit Gelehrten und Künſtlern; mit Geiſtlichen, Aerzten, Juriſten, Soldaten, Kaufleuten, Buchhändlern, Muſikern, Juden u. ſ. w. mit Abenteurern, Spielern, Geiſterſehern, Goldmachern, Mitgliedern geheimer

mer Verbindungen; mit Armen, Kranken, Elenden allerley Art. Verhalten gegen die Menschen nach ihren besondern Gemüthsarten; gegen Ehrgeitzige, Stänker, Windbeutel, Sonderlinge, Frömmler, Heuchler, Rasende u. s. w. Von dem Verhalten auf Reisen; gegen Betrunkene; gegen die Thiere. Vom Verhalten gegen sich selbst; der Schriftsteller und Leser gegen einander. Noch einige allgemeine Regeln: Der V. an den Leser.

Wir wünschen dieser Schrift recht viel junge Leser; da an den in Thorheit grau gewordenen doch einmahl nicht viel zu verbessern ist.

L—d.

---

2) Geschichte des siebenjährigen Krieges in Teutschland von 1756 bis 1763 durch J. W. von Archenholz, vormahls Hauptmann in Königl. Preuß. Diensten. Mit einer illuminirten Charte und historischen Kupfern. Berlin bey Karl Spener 1788.

„So viel auch bisher über diesen Krieg ist geschrieben worden, sagt der V. in der Vorrede, so haben wir doch noch keine Beschreibung desselben, die als Geschichtsbuch für das Volk, oder für alle Stände, die nicht Tactik studieren wollen, bestimmt wäre.“ Man muß sich darüber um so mehr wundern, da vielleicht in der ganzen Geschichte kein Zeitraum zu finden ist, der in solcher Kürze reicher an seltenen Begebenheiten und großen Characteren wäre, als diese Zeit von wenigen Jahren, in welchen Friedrichs mächtiger Geist die Kräfte so vieler kriegerischen Völker in Arbeit setzte. Denn wenn gleich die Zeit, in welcher die Persische Monarchie oder die Römische Republick besiegt ward, auf

den

den erſten Anblick ſonderbarer und ſeltener ſcheint: ſo liegt dieſes nicht ſowohl an den Helden und ihren Thaten, als an den groſſen Folgen, welche dieſe Thaten durch günſtige Umſtände hatten. Was wäre wohl die Geſchichte Alexanders oder Karl des zwölften gegen eine Geſchichte Friedrichs und ſeiner Helden in dieſen ſieben ſeltenen Jahren, wenn ſich ein teutſcher Curtius dazu fände, der ſeinem teutſchen Volke dieſe Begebenheiten mit Leben, Wahrheit und Leichtigkeit erzählte? Gewiß! ſie wäre das Lieblingsbuch aller Völker und Zeiten, die Teutſchlands Sprache reden.

Der Mann, der hier als ein ſolcher auftritt, und einen Verſuch, wie er es nennt, davon liefert, (auf den er in kurzem einen zweyten noch beſſern will folgen laſſen) ſcheint zu dieſer Nationallehre beſtimmt zu ſeyn, wenn er dieſe Geſchichte, worin er als Augenzeuge auftreten kann, zu dem Lieblingswerke ſeines Geiſtes machen will: denn das, was er ſchon in dieſem erſten Verſuch geleiſtet hat, war nur einem groſſen Geſchichtsmahler möglich.

Ein Geſchichtsbuch für das Volk, in der edlern Bedeutung des Wortes, muß, auſſer dem, was man von jedem andern guten Buche fordert, noch zwey beſondere Eigenſchaften haben, wenn es ſein Ziel, Menſchen von allerley Alter und Stande zu intereſſiren, erreichen will. Nämlich erſtens eine lebendige Darſtellung wichtiger d. h. ſolcher Begebenheiten, die ſchon durch ihre Seltenheit und Gröſſe, durch unerwartete Verknüpfung und unvermutheten Ausgang, Erſtaunen und Bewunderung erregen. Kleinigkeiten, die durch Verbindung ſonderbar werden, ſieht eine ſolche Darſtellung für wichtig an; Kleinigkeiten aber, die nicht ins Ganze wirken oder keinem folgenden groſſen Gemählde Licht geben, überſieht ſie als unbedeutend, und überläßt ſie dem Anekdotenſammler.

Der Verfaſſer dieſes gegenwärtigen Verſuches hat dieſe Regel ſehr wohl beobachtet. Seine Erzählung iſt (S. 37 und 97 ausgenommen) ein ſchön verbundenes Ganzes, wo die kleinen Glieder zur Wohlgeſtalt und Stärke der Gröſſern nicht wenig beytragen; wo nichts abgeriſſen und für ſich allein da ſteht, wie in einer Chronik; ſondern wo die Hand und das Auge eines Künſtlers das Nahe und das Ferne unter einen einzigen großen Geſichtspunct vereiniget.

Dabey ſpricht er in einer meiſterhaften Kürze, die ungeachtet ihrer Gedrängtheit leicht, verſtändlich und fließend iſt; nicht wie manche Geſchichtſchreiber, die den natürlichen Bau ihrer Sprache zerſtören, um nur gedrängt zu ſchreiben. Oft fühlt der Leſer ſchon an der Stärke des Ausdrucks und an der Anſtrengung, mit welcher er nach einer kräftigen Sprache ringt, daß der Erzähler ſelbſt in den blutigſten Schlachten mit kämpfte, und bey den wichtigſten Auftritten Augenzeuge war. S. 60 und 61 iſt ihm, als ob er von dem groſſen Streme der ſchiefen Schlachtordnung bey Leuthen ergriffen, fortgezogen, und in das Getümmel der Geſchlagenen geworfen werde. S. 75 — 80 ſchaudert er über das langwierige Morden bey Zorndorf, wo Menſchen mit wilden Thieren kämpfen und ſie Reihenweiſe zu Boden ſchlagen mußten. S. 172 — 75 wird ihm weh, wenn die ſtolze Königsſtadt gleichſam vor ſeinen Augen verwüſtet und von ihren Einwohnern verlaſſen wird. S. 203 — 211 ſtaunt er in banger Erwartung, ob einer von den unerſchrockenen Kriegern den Feuerſtrömen und nächtlichen Schrecken lebendig entrinnen werde: denn ſchrecklicher ward vielleicht noch keine Schlacht auf ſo wenigen Seiten beſchrieben. Ueberhaupt dringt ſich ihm jene alte Bemerkung während dem Leſen beynahe von ſelbſt auf, daß ein guter Geſchichtſchreiber auch das veraltete wieder neu mache.

Die zweyte Eigenſchaft, wodurch die Geſchichte eines Krieges im Volksbuch werden kann, iſt Charakterzeichnung der Helden, die gegen einander auftreten. Keine fremde Begebenheit, wenn ſie auch noch ſo groß und ſelten wäre, kann das menſchliche Herz in theilnehmende Bewegung ſetzen, wenn nicht edle, kluge, vortrefliche Menſchen in derſelben handeln oder leiden. Die Beſchreibung eines Erdbeben, das ein ganzes Land verwüſtet, iſt für den Leſer nicht halb ſo bewegend, als die Geſchichte von dem Unglück eines einzelnen Menſchen, der wegen ſeiner Tugend Sieg und Glück verdient hätte. Der Untergang einer Flotte durch Sturm erweckt lange nicht ſo viel Theilnehmung, als wenn ein Held, deſſen Vaterland am Rande des Verderbens ſteht, durch Muth und Klugheit eine feindliche Flotte ſchlägt, und dadurch der Retter ſeines Landes wird. Hierin gleicht eine Geſchichte für das Volk einem Drama, das uns durch tief verborgene Anlage und künſtliche Entwickelung für ſeinen Helden einzunehmen weiß. Wahrheit iſt bey der Geſchichte freylich immer das höchſte Geſetz, dem ſich alle Kunſt und Beredtſamkeit unterwerfen muß: allein der Volks-Geſchichtſchreiber, der ſeinem Unternehmen gewachſen iſt, weiß dieß alles ſo zu vereinigen, daß der Leſer keine fremde, ſondern eine ihm ſehr nahe angehende Geſchichte zu leſen glaubt; daß er den König, der an Weisheit, Menſchlichkeit und großen Thaten über alle ſeine Helden hervorragt, mit Begeiſterung lieb gewinnt, und unermüdlich in der Geſchichte forteilt, nicht weil er vergangene Begebenheiten hören, ſondern weil er wiſſen will, welchen Ausgang das Schickſal ſeines Helden, den er gleich auf den erſten Blättern lieb gewann, mit allen den wunderbaren Begebenheiten endlich nehmen werde.

Auch in dieſer Rückſicht hat der V. des gegenwärtigen Verſuches viel gethan: denn ſo bekannt man auch mit den Scenen dieſes Krieges ſeyn mag, ſo iſt doch, wenn man dieſe Beſchreibung davon lieſet, als ob man noch nicht viel davon wiſſe. Dieſe Wirkung iſt der ſicherſte Beweiß, daß der V. hinreichend verſtehe, was Kunſt, Licht und Leben in einer Geſchichte ſey: da man bekanntlich von einem Schauſpiel oder einer Erzählung nichts beſſeres ſagen kann, als daß ſie dem Kenner das viertemahl eben ſo gut als das erſtemahl gefallen haben.

L.

---

2) Syntagma opuſculorum ſcholaſticorum varii argumenti, autore *Io. Michaele Heinzio*. Göttingen in der Vandenhök, Ruprechtiſchen Buchhandlung 1788. Seiten 448.

Der Herr Director Heinze giebt hier eine Sammlung ſeiner kleinen Schriften, Programmen und Gelegenheitsreden, von denen die mehreſten dem gelehrten Publiko ſchon rühmlich bekannt ſind. Man kann daher hoffen, daß mancher Gelehrte, dem ſie einzeln nicht in die Hand kamen, dem V. für dieſe gemeinnützliche neue Ausgabe danken werde. Wenn es nicht ſchon bey allen Verſtändigen eine ausgemachte Wahrheit wäre, daß Richtigkeit, Ordnung, Deutlichkeit und Anmuth der Schreibart nur durch Studium und Nachahmung der alten Römer und Griechen erlangt werde: ſo könnte ſowohl dieſe Sammlung, als auch die übrigen eleganten und gelehrten Schriften dieſes V. davon Zeugniß geben: denn zu dieſer Richtigkeit, zu dieſem Wohlklang und dieſer Leichtigkeit, womit er ſchreibt, gelangte er, wie man ohne Mühe an ſeinen Schriften ſehen kann, durch vieljähriges Studium

ßum und unabläßige Nachahmung der beſten Alten und vorzüglich des großen Redekünſtlers Cicero. Wie bey dieſem, ſo ſteht auch bey ihm nirgends ein Wort zuviel oder am unrechten Orte: es iſt alles wie abgemeſſen, und nirgends ein üppiger Auswuchs weder an Gedanken noch an Figuren und Metaphern. Wie ein Fluß in einer ſchönen Ebene ſanft und lieblich hinab fließt und die jungen Bäume an ſeinen Ufern wäſſert: ſo geht er mit feſtem ruhigen Schritt ſeinen Weg, fort und redet mit den Jünglingen, die ihn begleiten, von der tiefen Weisheit der Römer und Griechen. Rechnet man zu dieſer ſchönen Schreibart noch die ausgebreitete gründliche Gelehrſamkeit in allen Theilen der Philologie, und andere einem Schulmanne nöthige Wiſſenſchaften, wovon auch dieſe Sammlung kleinerer Schriften einen nützlichen Vorrath enthält: ſo kann man den Schülern, die von einem ſolchen Lehrer in das Heiligthum der Vorzeit als das einzige Wohnhaus des wahren guten Geſchmacks geführet werden, nichts beſſeres als recht viel Luſt und Liebe wünſchen, ihrem gelehrten, geſchmackvollen Anführer an ächter claſſiſcher Denk- und Schreibart ähnlich zu werden.

Der V. hat dieſe Sammlung unter drey Abtheilungen gebracht, nämlich 1) philologiſch-pädagogiſche Schriften, als: daß es für die guten Schriftſteller rühmlich ſey, wenn ſie in den Schulen geleſen werden. Was natürliche Schreibart ſey? Von dem Religionsunterricht der Jugend bey Griechen und Römern. Daß der Gebrauch der Mythologie in der teutſchen Poeſie nicht zu verwerfen ſey. Widerlegung deſſen, was gegen das Lateiniſchſchreiben geſagt wird. Ueber einige weiſe Sprüche der Alten. Der Umgang mit den Schriften der Griechen und Römer als Vorbereitung zur Auslegung der heil. Schrift betrachtet. Daß der Schulunterricht keine Qual ſondern ein Glück für die

Schüler ſey. — lauter gelehrte, nützliche, elegantgeſchriebene Abhandlungen.

---

3) Philologiſch-kritiſche Schriften, als: Vertheidigung der Xenophontiſchen Apologie des Socrates. Erläuterungen und Verbeſſerungen ſchwerer Stellen im Cicero, Livius und Ovidius. Von Baniers Ergänzung der mangelhaften Verſe in der Aeneide. Daß Florus kein Geſchichtſchreiber ſondern ein Lobredner habe ſeyn wollen. — Es iſt wahrſcheinlicher, daß Florus wirklich als Geſchichtſchreiber eine kurze Ueberſicht der Begebenheiten ſeines Volkes habe geben wollen, wie er ſelbſt in der Vorrede ſagt: er wolle den Geographen nachahmen und die weitläufige römiſche Geſchichte in ein kurzes Gemählde bringen, um mit wenigem zu zeigen, wie viele und große Dinge die Römer in ſo wenigen Jahren durch Glück und Tapferkeit vollbracht hätten. Als eigentlicher Lobredner tritt er nirgends auf, ob er gleich wie ein Römer erzählt, der ſein Volk für das gewaltigſte der Erde anſieht, und die Thaten deſſelben mit nichts anderm zu vergleichen weiß. Daß er ſeine Geſchichte nicht ſo genau nach der Zeit, ſondern nach den Sachen ſelbſt abtheilt, ohne jedoch die Zeiten gänzlich zu verwirren, das lag genau in ſeinem Plane, nach welchem er keine Chronik, ſondern eine kurze Ueberſicht der großen Thaten ſeines Volkes liefern wollte. Daß er aber nicht ſo rein und ſchön ſchreibt, wie Cornelius oder Cäſar, das liegt erſtens an ſeinem eigenen individuellen Charakter, da er, wie ſeine ganze Erzählung zeigt, weder des einen noch des andern Geiſt hatte; zweytens lag auch viel an dem Geſchmakke ſeiner Zeit. Wenn in einer Sprache viel gute Schriftſteller da ſind, ſo müſſen die folgenden durch Schmuck erſetzen, was ihnen an Neuigkeit fehlt, ſonſt werden ſie bey ihrem Zeitalter nimmer Gnade finden. Die Sprache ſpricht

und

und ſchreibt ſich aus: das allgemeine Bekannte verliert ſeinen vorigen Reiz; man will einen andern Ton, eine andre Manier. Die Schriftſteller können dieſem Strome der Veränderlichkeit nicht widerſtehen, wenn ſie gleich wollten; auch haben ſie ihm von jeher alle nachgegeben. Welcher Unterſchied zwiſchen Homer und Sophokles, zwiſchen Herodot und Xenophon, zwiſchen Terenz und Horaz, in Anſehung deſſenwas Schriftſteller einer Zeit in der mehr oder weniger geſuchten Schreibart, bey aller andern Verſchiedenheit, gemein haben müſſen? Homers und Herodots Wortbau z. B. gleicht einem lieblichen Landmädchen voll Einfalt und kunſtloſer Anmuth; Xenophons und Sophokles Wortfügung hingegen iſt ſchon die elegante Jungfrau, die in der Stadt Minervens in allen Künſten ihrer Göttin erzogen und unterwieſen ward. Wenn nun ein Schriftſteller bey dieſer Veränderlichkeit der Manier und des Tons einer Sprache nicht Geſchmack genug hat, das zu viel und zu wenig jedesmahl ſo genau zu unterſcheiden, wie z. B. der bilderreiche vollgedrängte Plutarch in ſeiner üppigen Zeit, ſo muß er, wenn er doch auch was Anſehnliches ſeyn will, ganz natürlich ein Florus werden. Dieſes iſt auch der Fall in unſrer Sprache. Unſere guten Schriftſteller können jetzt, wenn ſie geleſen werden wollen, nicht mehr wie Gellert oder Hagedorn ſchreiben; daher viele mittelmäßige Köpfe, die dieß fühlen, und doch mit den beſten in gleicher Höhe fliegen wollen, gerade ſo ſchwülſtig, ſchreiben, wie Florus, aus gleichem Triebe dem Tacitus nach zu fliegen, geſchrieben hat.

Die 2te Abtheilung enthält hiſtoriſch-philoſophiſche Schriften, als: Spaldings Abhandlung von der Beſtimmung des Menſchen; eine Ueberſetzung an welcher Jünglinge lernen können, wie man treu, fließend und doch dem Geiſte der lateiniſchen Sprache gemäß teutſche Perioden in lateiniſche

1. Hexe.

Nehmt Blut von einer Sau, die ihre neun Ferkel gefreſſen hat, und Fett, das vom Galgen eines Mörders getrieft, und werft es in die Flamme.

Alle.

Komm, wer du auch ſeyſt, und zeige dich und deine Schuldigkeit.

(Donner und Bliz.)

Eine Erſcheinung von einem bewafneten Haupt ſteigt aus dem Boden empor.

Macbeth.

Sage mir, du unbekannte Macht --

1. Hexe.

Er weiß ſchon deine Gedanken; höre was er ſagt, aber du rede nichts.

Erſcheinung.

Macbeth! Macbeth! Macbeth! Hüte dich vor Macduff! Hüte dich vor dem Than von Fife! -- Entlaßt mich -- Genug!

(Die Erſcheinung ſteigt wieder herab.)

Macbeth.

Wer du auch ſeyn magſt, ich danke dir für deine Warnung. Du haſt meiner ungewiſſen Furcht eine Richtung gegeben. Aber nur noch ein Wort --

1. Hexe.

sche übertragen müsse. Daß es vernünftig sey, die Unsterblichkeit der Seele mehr zu wünschen, als die Unsterblichkeit des Ruhms. Ob die Lehre von der Verachtung der Reichthümer nützlich oder schädlich sey? Die Meynungen der Alten von den Ursachen der Erdbeben. Daß die Benennung eines classischen Schriftstellers den besten in jeder Art bedeute. Von der Einweihung der Könige bey den Ebräern, Persern und Römern. Zwey Reden am Gedächtnißtage des Herzogs Wilhelm Ernst, des Stifters des weimarischen Gymnasii; von denen die zweyte wegen ihrer freyen Wendung und Wahrheit der Gedanken vorzüglich schön ist. Es wird nämlich an Friedrichs des 2ten Alexanders, Karls des 12ten und Cäsars Beyspielen gezeigt, daß nicht eines Königes großes Genie, sondern seine Gerechtigkeit, Güte und Menschenliebe ein Volk glücklich mache. Daher auch die Vorsehung solche strahlende Meteore selten erscheinen lasse. Kleine Staaten besonders wären glücklich, wenn ihr Regent lieber gut und wohlthätig seyn als glänzen wollte; eines solchen guten und wohlthätigen Fürsten aber gedenke dieser Tag. — Zuletzt noch eine gelehrte und schön geschriebene Abhandlung über das Leben des Justus Lipsius, in welcher nach einer kurzen Beschreibung seines Lebens und seiner wichtigsten Schriften die ihm gemachte Beschuldigung des Unglaubens und der heimlichen Entweichung aus Jena gründlich widerlegt, wie auch die Geschichte seiner zu Jena gehaltenen Rede von der doppelten Eintracht erzählt wird.

Zum Anhange kommen noch einige Gedichte, die, wenn sie auch keine poetische Begeisterung haben, doch ein sehr gutes Zeugniß von des V. festem Geschmacke und vertrauten Bekanntschaft mit den besten Dichtern der Lateiner geben.

L.

4) Gedichte von Gottlieb Leon. Wien bey Rudolph Gräffer und Compagnie 1788. 208 S. 8.

Weſſen Geſchmack in der Dichtkunſt nicht ausſchlieſſend auf Spiele des Witzes, oder auf gewaltſame Erſchütterung der Phantaſie beſchränkt iſt, der wird an Herrn Leons Muſe eine gute Geſellſchafterin finden, die durch ſanfte Wärme und naive Munterkeit ihres Charakters gleich geſchickt iſt, ein empörtes Gefühl zu beſänftigen und ſchlummernde Empfindung aufzuwecken. Der ſehr mannigfaltige Stoff der Unterhaltung, den ſie in gegenwärtiger geſchmackvoll gedruckten Sammlung liefert, beſteht (auſſer der Zueignung an die Frau Gräfin von Thun, gebohrne von Uhlefeld) aus Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Balladen, Minneliedern, Volksgedichten, Freymaurergedichten, und Briefen, worunter ihr, unſerm Gefühle nach, die Volksgedichte, die Freymaurerlieder, (die gewiß unter die beſſeren in ihrer Art gehören) und überhaupt alles, was Lied heißt, am beſten gelungen iſt; vermuthlich weil ſie ſich hier ganz in ihrer eigenthümlichen Manier vernehmen laſſen konnte, ohne ſo ſehr wie bey den übrigen an den eingeführten Ton der Gattung gebunden zu ſeyn. Dieſer Eigenthümlichkeit wegen möchten wir ſie eine jüngere Schweſter der liebenswürdigen Muſe unſres Claudius nennen, mit der ſie, wenigſtens in mancher Rückſicht, Aehnlichkeiten hat, die eine natürliche Verwandtſchaft vorausſetzen, und nach welchen ſo viele Nachahmer in den Muſenalmanachen vergebens gerungen haben. Nicht leicht wird ein gefühlvoller Leſer dieſe Gedichte aus der Hand legen, ohne nicht mit uns das zweyte Bändchen, wozu Herr Leon im Vorberichte Hoffnung macht, und dem Dichter zu demſelben jene ſorgenfreyere Muſe zu wünſchen, die er eben ſo ſehr zu bedürfen ſcheint, als er ſie gewiß verdient. Vermögen gleich Nahrungsſorgen die ſchöne Seele des jungen Mannes nicht zu

ver-

verſtimmen, von dem ſein würdiger Freund Alxinger ſingt S. 196.

Du, mein Leon, mir verehrungswehrt
weil Du, was das Glück Dir karg beſchehrt
mit den Deinen edelmüthig theileſt,
leicht ein Prunkkleid miſſeſt, einen Schmauß,
und vorbey bey Ball und Schauſpielhaus
in die Arme Deiner Mutter eileſt —

ſo ſind ſie doch, zumal wenn höhere Rückſichten verbieten ſie der Lieblingsneigung nachzuſetzen, mit der höheren Cultur des Talentes unverträglich, von dem Hr. L. hier ſo ſchätzbare Proben abgelegt hat.

N.

II. Anzeigen.

1) Die bey Phil. Hauas W. in Leipzig angekündigte Erdbeſchreibung der Churfürſtlich und Herzoglich-Sächſiſchen Lande von Herrn M. F. G. Leonhardi, hat nun die Preſſe verlaßen, und jeder Freund derſelben iſt dadurch in den Stand geſetzt, die Bearbeitung eines ſo intereſſanten und angenehmen Gegenſtandes, der Kenntniß des Vaterlandes, mit dem ausgegebenen Plan ſelbſt zu beurtheilen. Die mühſame fleißige, und richtige Bearbeitung verdient um ſo mehr die Aufmerkſamkeit, als man mit dem, dem Verfaßer gebührenden Lobe verſichern kann, daß nicht leicht ein Ort, der in Rückſicht ſeiner Nahrung, Manufacturen, Handlung, Naturproducte oder anderer Merkwürdigkeiten Einfluß hat und uns bekannt zu werden verdient, vermißt werden wird. Der durchs ganze Land vorzüglich bemerkte Fleiß der Einwohner und erfinderiſche Benutzung jeder Sache, verbunden mit der thätigſten Unterſtützung der Regierung, die vielfach und reichhaltigen Naturprodukte ſelbſt, überraſchen auf das angenehmſte. Jedem Lande iſt die Staatsverfaßung ſehr nützlich vorangeſetzt und in der Eintheilung jedes Landes genau die jetzige politiſche Verfaßung befolgt. Einkünfte und Volksmenge ſind immer nach den richtigſten Quellen angegeben. Der Preiß derſelben iſt 1 Rthl. 12 gr. der Gemeinnützigkeit wegen aber iſt

die

die Verlagshandlung erbötig, Liebhabern, die sich bey ihr melden, bis zur Michaelis-Meße 1788. sie noch für den Subscriptions-Preiß à 1 Rthl. zu überlaßen.

2) Noch in diesem Jahr kommt zu Rinteln in der Grafschaft Schaumburg eine neue nach einem ganz besondern Plan eingerichtete theologische Litteraturzeitung unter dem Titel: Annalen für die theologische Litteratur und Kirchengeschichte heraus, dergleichen man bisher noch nie gehabt hat.

Die Verfasser derselben sind eine Gesellschaft würdiger und aufgeklärter Gottesgelehrten in verschiedenen Provinzen Teutschlandes, welche sich in dieser Absicht mit einander verbunden haben. Juristische und medicinische Artickel wird sie nicht enthalten, sich aber auch auf die eigentliche sogenannte Theologie keinesweges blos einschränken; sondern zugleich alles das umfassen, was einem gelehrten Theologen (und dahin rechnet man billig, alle Stadt- Land- Prediger und Schulmänner, für die hauptsächlich diese Annalen bestimmt sind, und auf welche verehrungswürdige Klasse von Menschen ganz vorzügliche Rücksicht genommen wird,) zu wissen nützlich und nöthig ist.

Dabey wird sie auch alle kirchliche und Schulneuigkeiten, Beförderungen, Versetzungen, Todesfälle, alle in der protestantischen sowohl, als katholischen Kirche, wie auch den übrigen Religions-Gesellschaften sich ereignende wichtige Vorfälle und merkwürdige Veränderungen unpartheyisch mittheilen und dadurch den Namen einer Zeitung im eigentlichsten Sinne entsprechen.

Wöchentlich erscheint ein Bogen, der ganze Jahrgang bestehet also, ohne das Register und Subscribentenverzeichniß, aus 52 Bogen, wo niemand etwas zu bezahlen brauchet, das er nicht lieset und für ihn größtentheils unnütz ist, und der auch in der Folge noch immer die Stelle eines theologischen Repertoriums seiner Zeit vertreten wird, und soll für den äusserst mäßigen Preiß von 2 Rthlr. Conventionsmünze, den Louisd'or à 5 Rthl gerechnet, den Hrn Subscribenten überlassen werden. Wer die Subscription aber verabsäumet, bezahlt nachher für den Jahrgang 3 Rthlr.

Der

Der ausführliche Plan davon, welcher einen gedruckten Bogen beträgt, und dem kein Kenner seinen Beyfall versagen wird, ist hinlänglich vertheilet und in allen beträchtlichen Städten Teutschlands unentgeldlich zu haben.

Wenn die Subscription, wie dazu jezt schon gegründete Hoffnung da ist, fernerhin reichlich ausfällt; so wird ohne die geringste Erhöhung des Preißes, obwohl solcher schon äusserst mäßig ist, doch noch ein theologisches Intelligenz-Blatt damit verbunden, oder von Zeit zu Zeit eine Beylage mit angelegt werden.

Noch ersuchet man alle Herren Verfasser, Verleger, Buchhändler und Buchdrucker ihre hieher gehörigen Schriften sobald sie die Presse verlassen haben, gütigst einzuschicken. Sie werden nach der Zeitfolge ihrer Einsendung ohne Aufschub zuverläßig recensirt, sie sollen auch, wenn es verlangt wird, in kurzem, entweder an die Behörde zurückgesandt, oder wenn sie beschädigt wären, bezahlt werden.

Wer diese Zeitung wöchentlich zu haben wünscht, wendet sich an das ihm zunächst gelegene Postamt, Adreß- oder Zeitungs-Comtoir; wer sie aber nur monatlich oder Vierteljährig verlangt, kann solche bey den Herren Buchhändlern bestellen. Zu dieser Erleichterung übernimmt die Haugische Buchhandlung in Leipzig, und in Frankfurt am Mayn die Eichenbergische Buchhandlung die Haupt-Subscription und weitere Besorgung, auch kann bey denselben der ausführliche Prospectus entweder abgeholet oder doch eingesehen werden.

Zulezt aber gehet alles ohne Ausnahme unter der Adresse: an den Herausgeber der theologischen Annalen, den Herrn Professor Hassencamp, zu Rinteln, in der Grafschaft Schaumburg. Rinteln, den 1sten Aug. 1788.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

October 1788.

I. Neue Bücher.

1) Pandora oder Kalender des Luxus und der Moden für das Jahr 1789. Weimar und Leipzig bey G. J. Göſchen.

Die neue Geſtalt und die geſchmackvolle Ausſtattung, womit Pandora gegenwärtig zum drittemal unter uns auftritt, dürfen ſich nicht weniger den Beyfall der Männer von Geſchmack, als den Dank der jungen weiblichen Welt, der ſie dieſesmal vorzüglich gewiedmet iſt, verſprechen, und werden diejenigen ſehr angenehm überraſchen, welche an ihr bey ihren vorigen Erſcheinungen die Freygebigkeit der Göttinnen des Geſchmacks erſchöpft hielten. Ihrer alten Freundſchaft für den um die Ausbreitung ihres Dienſtes ſo ſehr verdienten Hrn. Herausgeber eingedenk, haben dieſe Gottheiten abermal Crayons, Grabſtichel und Federn mehrerer ihrer bekannten Günſtlinge zum Vortheil dieſes Taſchenbuchs in Bewegung geſetzt, und die aus der in einem der vorigen Anzeiger abgedruckten Ankündigung bekannten Kupfer von Seidelmann, Meil und Berger, ſo wie die gut gezeichneten und fein illuminirten Stickereymuſter, verſchönern ſeine Ruſſenſeite nicht weniger, als ihm die Aufſätze der Herren Bertuch, Reinhard, Schiller und Schulz inneren Werth geben. Der Inhalt, mit deſſen bloßen Anzeige wir uns hier begnügen müſſen, beſteht aus folgenden Artickeln: 1. Die

berühmte Frau, von Schiller. II. Fortsetzung der Miscellanien aus der Geschichte der Moden und häuslichen Gebräuche, von Reinhard. III. Beytrag zur Geschichte des Mantels, von Reinhard. IV. Briefe über die Modesucht der Seele, von S—z. V. Das Carneval, von B. VI. Wörterbuch der geheimen Zeichensprache in den Harems der Türken und anderer Morgenländer, von R. VII. Penelope als Einleitung zum folgenden Artickel über die Frauenzimmerarbeiten; von B. VIII. Ueber elegante Frauenzimmer-Arbeit und insbesondere über das Sticken. IX. Der Oberone-Tanz. Letzterer wird in vollständiger Partitur von 40 Blätter Musik und 6 Blätter Touren am Ende des Taschenbuches geliefert, und ist eine gewiß in ihrer Art neue Erscheinung für die Tanzsäle, und ein, ohne Zweifel, glücklicher Versuch des rühmlich bekannten Herrn Breitkopf d. J. in Leipzig, dessen Beurtheilung wir Kennern der Musik und Tonkunst überlassen müssen. Wir haben es uns zum Gesetze gemacht, die bloßen Anbeiken des Inhalts anzuführen, um den Lesern das Vergnügen der Neuheit ganz unverkürzt zu lassen, und erlauben uns nur eine einzige Ausnahme in Rücksicht der folgenden schönen und lehrreichen Stelle, womit Herr Schiller seine Charakteristick einer berühmten Frau beschließt:

Ein starker Geist in einem zarten Leib,
ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
ein Kind mit eines Riesen Waffen,
ein Mittelding von Weisen und von Affen,
um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen
dem schönern Geschlecht entstehn,
herabgestürzt von einem Thron,
des Reiches heiligen Mysterien entwichen,

Und

Aus Cytherdens goldnem Buch gestrichen
für — einer Zeitung Gastenstein.

K.

---

2) Berichtigung einer Rezension im teutschen Merkur vom Jul. 1788. s. den Anz. S. LXXV.

Man hat meinem Programm: über die vollkommenste Bildung des Geistes u. s. w. im 7ten Stück des teutschen Merkurs die unerbetene Ehre erzeigt, seinen eben nicht von der vortheilhaftesten Seite zu erwähnen. So unangenehm mir dieses nothdürftiger Weise ist, so muß ich doch offenherzig gestehen, daß ich alle diese Einwürfe — eine einzige Uebereilung im Ausdrucke ausgenommen, die aber Rez. kraft seines Berufs nicht für eine solche nehmen durfte — falls man eine zwey Bogen starke Gelegenheitsschrift einer vollständigen Beurtheilung — worein ich sehr zweifle — würdigen würde, vorausgesetzt habe.

Ich werde hier nur das Gestadelte mit meinen Bemerkungen wiederholen, und dem unpartheyischen Leser das Weitere überlassen.

Rez. hat wahrscheinlicher Weise nicht daran gedacht, daß eine Gelegenheitsschrift — nicht Universitätsschrift — bewahr mich Gott vor einer solchen litterarischen Ketzerey! — oft doch offenbar bessere Farben, als jede andere Schrift vertrage: ja daß sie bey ihnen zur Nothwendigkeit werden können, wenn sie hier offenbar Fehler hat. Hätte, sage ich, Rez. hieran erinnert, so würde seine Erwartung, was ich denn eigentlich unter der Wissenschaft des Krieges verstehe, weniger gespannt gewesen seyn. Er würde auch vielleicht eingesehen haben, daß eine Wissenschaft, die eine Uebung,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1. Hexe.

Er läßt ſich nicht befehlen; hier iſt ein andrer mächtigerer; als der erſte.

(Donner.)

Eine Erſcheinung von einem blutigen Kinde ſteigt empor.

Erſcheinung.

Macbeth, Macbeth! Macbeth!

Macbeth.

Hätt' ich drey Ohren, ich wollte dir aufhorchen.

Erſcheinung.

Sey blutig, kühn und entſchloſſen; verlache was ein Menſch gegen dich vermag: denn von niemand, der von einem Weibe gebohren ward, ſoll Macbeth jemals Harm empfangen.

(Die Erſcheinung ſteigt herab.)

Macbeth.

So lebe, Macduff! Was hab' ich nöthig, dich zu fürchten? Und doch will ich die Sicherheit doppelt ſicher machen, und ein Pfand vom Schikſal nehmen; du ſollt nicht leben, damit ich der bleichſüchtigen Furcht ſagen könne, ſie lüge, und mitten im Donnerwetter ſchlafe.

(Donner.)

Eine Erſcheinung von einem gekrönten Kinde, mit einem Baum in der Hand, ſteigt empor.

Was iſt diß, das gleich dem Abkömling eines Königs

empor-

3). Mit Anfang des künftigen Jahres 1789 geben wir, der Geheimerath Böhm in Giessen und ich, in Verbindung, mit verschiedenen auswärtigen Gelehrten, die sich bereits im militärischen Fache rühmlich gezeigt haben, eine militärische Zeitung heraus.

Wöchentlich erscheint von ihr ein Bogen in 8. und der Pränumerationspreis aufs ganze Jahr ist 2 Rthlr. 20 Gr. in Gold postfrey durch ganz Hessen. Sie wird sich über alles erstrecken, was dem Soldaten — dem Gelehrten wie dem Ungelehrten — nur einigermaßen wichtig ist. Mehreres besagt die auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen zu habende gedruckte Ankündigung.

Jeder kann bey seines Orts Postamt oder Buchhandlung pränumeriren. Briefe und Beyträge erbittet man sich unter der Aufschrift, an die militärische Zeitungsexpedizion in Marburg.

Schleicher,
Hauptmann und ordentlicher Lehrer der militärischen Wissenschaften.

---

4). Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände.

Eine Gesellschaft von 30 Litteraturfreunden hat sich vereinigt, diese Bibliothek zum größten Vortheil des größern Publikum anzulegen. Sie erklärt folgendes vorläufig, um einigermassen einen Begriff von ihrem Unternehmen zu geben.

1) Diese Bibliothek umfasset alle Kenntnisse, welche nicht das herkömmliche Eigenthum einer einzigen gelehrten

Klasse

Klaſſe ſind, ſondern das Intereſſe mehrerer Stände und eines jeden Menſchen von edlem Herzen, hellem Kopfe und Sitten beſchäftigen.

2) Sie ſtellt dieſe Kenntniſſe in ihre Fächer geordnet auf; ſo daß jede Wiſſenſchaft ihre eigne Abtheilung in eignen Heften bekommt, welche für ſich beſtehen und fortlaufen. Jeder hat alsdenn die Freyheit die, ganze Bibliothek, oder einige Abtheilungen derſelben, oder nur das einzige Heft ſeiner Lieblingswiſſenſchaft mitzuhalten.

3) Dadurch unterſcheidet ſie ſich alſo weſentlich von allen bisherigen Inſtituten dieſer Art, die entweder alles umfaßten, oder ſich nur auf eine einzige Wiſſenſchaft beſchränkten. Im erſten Fall mußte man mit Mühe und Zeitverluſt das Brauchbare für ſich herausſuchen und doch das Uebrige mit bezahlen. Aus unſrer Bibliothek kann man genau auswählen, was man wünſcht, und erhält es um den wohlfeilſten Preis.

4) Daß ſie auf der andern Seite vor Bibliotheken einzelner Wiſſenſchaften wieder das voraus habe, nicht nur dieſe einzige Art von Kenntniſſen, ſondern auch zugleich alle andere mit zu umfaſſen, erhellt für ſich; wobey aber noch das zu bemerken iſt, daß hier keine Kritiken, Recenſionen, ꝛc. ſondern durchaus nichts als Auszüge geliefert werden, welche Vollſtändigkeit, Bündigkeit, Deutlichkeit und Kürze haben ſollen, ſo weit es nur möglich iſt dieſe Eigenſchaften zu vereinigen.

5) Man calculirt bey der Anlage dieſer Bibliothek auf folgende Klaſſen des Publikum:

a) Nicht blos auf Dilettanten, ſondern auch auf ſolche Kenner, deren Vermögensumſtände es nicht erlauben, ſich

das Neuste und Beste aus dem weitläuftigen Reiche der Literatur anzuschaffen. Dies ist leider! zum Schaden der Wissenschaften der Fall bey dem gröſten Theile der Gelehrten.

b) Auf solche, welche zwar für ihr eigentliches Fach den nöthigen Aufwand machen können und machen — aber eben deshalb nun sich ausser Stande sehen, noch für ein anders, auch noch so interessantes litterarisches Fach etwas aufzuwenden.

c) Auf solche, welche bey allem Vermögen und Willen, doch Anstand nehmen, sich bey der ungeheuern Menge von Schriften zu einer Wahl zu entschlieſen, oft auch nicht die gehörigen Kenntnisse besitzen, von Recensionen sich nicht leiten lassen mögen, doch aber in nuce eine vollständige Uebersicht dessen haben möchten, was jede Messe ihrem Fache an neuem Zuwachse mitgebracht hätte.

6) Zum Besten dieses groſsen Publikum wird diese Bibliothek von allen deutschen Schriften, Journale nicht ausgenommen, welche zur Michaelismesse 1788. erschienen sind, dann Auszüge liefern, wenn sie wirklich wesentlichen Innhalt für eines der Fächer dieser Bibliothek haben — und mit diesen Auszügen von Messe zu Messe fortfahren.

7) Die Fächer dieser Bibliotheken sind folgende: a) Der Landmann. In dem für diesen bestimmten Heft wird nichts geliefert, als was zur Oeconomie gehört und sonst die eigentliche Bestimmung des Landmanns angeht, mit simpeln und dem Landmann völlig verständlichen Vortrage. b) Der Bürger. Künste, und seine eigne Bestimmung. c) Der Kaufmann. Alles was zum Handel gehört. d) Der Künstler. Schöne Künste. e) Der Geistliche. In die-

ſes

ſes Heft kommt alles, was die Religion und die populär Theologie angeht, beſonders Bibelerläuterungen. f) Der Pädagoge. Erziehung und Unterricht, vorzüglich in praktiſcher Rückſicht, ſolglich als Handbuch für Eltern. g) Der Arzt. Die populäre Heilkunde, nebſt Diätetik ꝛc. h) Der Rechtsgelehrte. Alles, was jedem Bürger in den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſen zu wiſſen nütze iſt, z. E. was zur Gültigkeit eines Teſtaments gehört. i) Der Geſchäftsmann. Cameralia, Finanz- Polizey- Hof- und Regierungsſachen. k) Der Soldat. Alles das Militair betreffende, ſo weit es nicht höhere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe vorausſetzt. l) Das Weib. Alles was zur Beſtimmung dieſes Geſchlechts gehört. m) Der Menſch. Alles was zu ſeiner beſondern Natur nach Körper und Seele gehört. n) Der Philoſoph. Alles die verſtändigen Verhältniſſe der Dinge und Weſen angehende. o) Der Phyſiker. Materielle Verhältniſſe der Dinge. p) Der Arithmetiker. Alles zum Rechnungsweſen gehörige. q) Der Mathematiker Enthält blos das Gemeinnützige aus der Geometrie, Mechanik und Optik. r) Der Aſtronom. s) Der Baumeiſter. t) Der Mineraloge. u) Der Botaniker. Alles die Pflanzen betreffende. v) Der Zoologe. Alles das Thierreich angehende *). w) Der Geograph. Beſonders Auszüge aus Reiſebeſchreibungen. x) Der Hiſtoriker. Beſonders auch Lebensbeſchreibungen. y) Der ſchöne Geiſt. Beſonders auch Auswahl der beſten Gedichte; Auszüge aus Romanen und Schauſpielen mit Anführung der beſten Stellen. z) Der Freymaurer. Alles geheime Geſellſchaften angehende.

*) In den Nummern u und v, werden mehrere Stände, beſonders aber Jäger und Förſter Befriedigung finden.

de. 11) Der Lückenbüßer. In dies letzte Heft kömmt alles Nützliche, was nicht füglich in eines der vorigen paßt.

8) Ein jedes dieser 26 Hefte wird niemals unter 6 Bogen halten. Der Subscriptionspreis für jedes Heft, deren 8 einen Band machen, ist 4 Gr.; folglich auf einen Band, der über zwey Alphabet stark wird ein Conventionsthaler. Bis zum achten Hefte ist man gebunden die Subscription zu halten. Mit jedem neuen Bande kann man nach Belieben fortsetzen oder abgehen.

9) Die Erscheinung der Hefte sowohl für sich, als auch ihrer Fortsetzungen ist an keine bestimmte Zeit gebunden, damit man ohne Uebereilung gehörig auswählen und die Subscribenten möglichst befriedigen könne. Doch wird unter den 26 Nummern diejenige den Anfang machen, zu welcher sich so viel Subscribenten finden, als nöthig sind, und um den dem wohlfeilen Preise erst kostenschadlos gehalten zu werden. Die einzeln Subscribenten werden nicht genannt; sondern nur in runder Zahl auf einem jeden Hefte bemerkt.

10) Auf möglichste typographische und litterarische Oekonomie wird auch gesehen. Enger Druck, das weisseste Druckpapier, und auf den Umschlag jedes Hefts die Anzeige a) solcher Bücher, welche keines Auszugs fähig sind, und, wo nicht von einem, doch von einer Gesellschaft angeschaft zu werden verdienen; b) aller Auctionen von denen man uns die Cataloaen zuschickt, wo denn die Liebhaber der Litteratur neue Gelegenheit haben werden, ihre Büchersammlungen wohlfeilen Preises zu vergrößern.

11) Dem ersten Heft wird, wo es angeht, eine systematische Uebersicht der ganzen Wissenschaft, von der es handelt, als Leitfaden vorgesetzt, nach welchem man die

Aus-

Auszüge ordnen wird. Nach jedem Bande folgen die nöthigen Register aufs vollständigste.

12) Hauptgesetz ist es, eine Materie, die schon einmal in diesen Heften abgehandelt worden, nicht aus spätern Schriften noch einmal zu excerpiren. Aber Ergänzungen aus frühern Schriften zur vollständigern Einsicht und zum deutlichern Verständniß der besondern Materien, neue Aufschlüsse, Verbesserungen, Zusätze, wird man mit Beziehung auf den ersten Aufsatz, aus ältern und neuern Schriften desto sorgfältiger aufsuchen; so daß das Ganze mit der Zeit die vollständigste Encyclopädie werden muß.

13) Der Gewinn ist zur Erziehung verwaiseter Mädchen ohne Vermögen bestimmt, worüber in dem 1) Heft für das Weib das Nähere gemeldet werden soll. Soviel von diesen 26 Nummern in Gang kommen und bleiben, so viel Mädchen werden erzogen.

Alle Subscribenten wenden sich an die ihnen zunächst gelegenen Postämter, mit welchen das Kaiserliche Reichspostamt in Gotha, welches die Hauptspedition übernommen, Abrede getroffen haben wird. Buchhandlungen wenden sich an die Ettingerische Handlung. Durch eine von beyden Addressen können uns auch, aber frankirt, von der Verlegern diejenigen Schriften zugesendet werden, deren Inhalt sie am ersten bekannt gemacht zu sehen wünschen.

Geschrieben im October 1788.

Die Gesellschaft der Litteratur-Freunde.

---

5) Philoſophiſche Blicke auf Wiſſenſchaften und Menſchenleben für reifende Jünglinge.

Unter dieſem Titel ſind wir geſonnen eine Quartalſchrift herauszugeben, die zunächſt für denkende Jünglinge auf Schulen und Akademien beſtimmt iſt. Unſre Abſicht dabey iſt, überall das eigene Denken zu befördern, die Liebe zum Reellen und Wahren, und den ächten philoſophiſchen Sinn in Wiſſenſchaften und Menſchenleben zu verbreiten. Zu dem Ende werden wir uns hauptſächlich die genaue Beſtimmung des wahren Werths der Wiſſenſchaften, die Art ihrer Entwicklung, Bearbeitung und Fortſchritte und ihrer Verkettung mit dem gemeinen Leben angelegen ſeyn laſſen. In den Wiſſenſchaften ſelbſt werden wir zunächſt auf ältere und neuere Litteratur, practiſche Philoſophie, insbeſondere Aeſthetik und Kritik, unſre Aufmerkſamkeit richten. Im gemeinem Leben werden ſowohl einzelne Menſchen und die Würdigung ihrer Verdienſte, als ganze Geſellſchaften, Stände, Verhältniſſe und gröſſere Begebenheiten uns Stof genug an die Hand geben, Menſchen- und Weltkenntniß vorzubereiten und zu befördern.

Den Verlag dieſer Schrift hat die Lemmerde und Schwetſchkeſche Buchhandlung in Halle übernommen. Alle Quartale erſcheint ein Stück von etwa 12 Bogen in klein 8. Zwey Stüke machen einen Band aus, und jeder Band ſoll mit einer paſſenden Titelvignette verſehen werden. Der Preis eines Stücks wird nicht viel über 8 gr. Conventionsmünze betragen. Wer ſubſcribiret und ſich deshalb an Buchhandlungen und Poſtämter wendet, erhält jedes Stück brochirt. Das erſte Stück erſcheint auf Neujahr 1789.

Wir erſuchen die Freunde des Wahren und Guten um Unterſtüzung durch Beyträge, und alle Lehrer und Vorſte-

her

der höherer Schulanſtalten um thätige Beförderung. Halle, Königl. Pädagogium den 1ſten Sept. 1788.

C. D. Voß. J. C. S. Heinzelmann,
Lehrer am Königl. Pädagog. zu Halle
im Saalkreiſe.

---

6) Nachricht wegen dem zweyten Bande von Herrn Lavaters Betrachtungen über die Evangelien.

Die öftern Nachfragen nach dieſem zweyten Band würden den Verfaſſer ſchon lange zur Herausgabe bewegen haben, wenn nicht die Buchhandlung der Gelehrten, welche den erſten Band verkaufte, durch Hinterhaltung aller Nachrichten, und am meiſten dadurch, daß gar keine Abrechnung zu erlangen war, es unmöglich gemacht hätte, die Auflage mit einiger Gewißheit zu beſtimmen.

Der ſehr wohlfeile Preis des erſten Bandes rührt von einer ſtarken Auflage und von der großen Begierde des Verfaſſers her, dieſes gemeinnützliche Werk auch in die Hände der nicht begüterten Leſer zu bringen. Sein ernſtlicher Wunſch iſt, auch den zweyten Band den Beſitzern des erſten um den gleichen Preis zu verſchaffen. Dieſe Abſicht zu erreichen, überläßt Herr Lavater uns Endesgenannten den ganzen Reſt der Auflage des erſten Bandes, mit dem Verlagsrecht, und übergiebt auch den zweyten in unſern Verlag, mit der Condition, daß wir eine Subſcription eröfnen, und, im Fall wir eine unter uns feſtgeſetzte Anzahl von Subſcribenten finden, dieſen zweyten Band, enthaltend die Betrachtungen über das Evangelium Lucas und Johannes, 40 Bogen in gr. 8. ſtark, auf gleich gutem Papier, mit ähnlicher Schrift, um einen halben neuen Thaler hier, und

um

um 20 Gr. Sächſiſch in Leipzig geliefert, den Subſcribenten liefern ſollen.

Wir bitten alſo alle Liebhaber dieſes Werkes, ſich in frankirten Briefen bey uns zu melden, oder bey einer nahe gelegenen Buchhandlung zu ſubſcribiren. Und unſere Herren Collegen erſuchen wir höflichſt, Subſcriptionen anzunehmen, und uns die Anzahl ohne Fehl zur Michaelis-Meſſe anzuzeigen. Nach den bis dorthin einlauffenden Nachrichten werden wir die Auflage beſtimmen. Das Manuſcript liegt ſchon meiſtens fertig. Der Druck wird im Chriſtmonat zuverläſſig angefangen, und alle Subſcription hört dann gänzlich auf. Sollten, gegen unſer Erwarten und Hoffen, ſich nicht genug Liebhaber finden, ſo zeigen wir es nach Michaelis in öffentlichen Zeitungen an, und beſtimmen den Preis für die Subſcribenten, ſo wie auch den Ladenpreis. Es macht ſich aber niemand zur Annahme verbindlich, wenn wir nicht im Stande ſeyn werden, dieſen zweyten Band um einen halben neuen Thaler hier, und um 20 Gr. in Leipzig zu liefern. Jedem, der ſich mit Subſcriptionen bemühet, verſprechen wir das zehende Exemplar gratis.

Auf die Jubilatemeſſe 1789 liefern wir in allen dieſen zweyten Band fertig. Ob in den gewöhnlichen Bücherpreiſen, oder ſo wohlfeil, als es der Herr Verfaſſer wünſcht, und wir hier die Mittel vorſchlagen, ſtehet nun ganz in der Hand des Publikums.

Noch wünſcht Herr Lavater, daß, da er gar kein Eigenthum mehr an dieſem Werk habe, wir durch dieſe Nachricht bekannt machen, daß er auch nicht mehr ſo viele Exemplare verſchenken könne, und ſich, die ausdrücklich verſprochenen ausgenommen, nur auf ſeine nähern Freunde in ſeiner Vaterſtadt einſchränken müſſe.

Uebri-

Uebrigens ſind von dem erſten Bande künftig bey uns alleine Exemplare à 1 Rthlr. zu bekommen, und werden allen Buchhandlungen um dieſen Preis als unſer Verlag angeboten. Sollten noch an dem einen oder andern Ort Exemplare von der Buchhandlung der Gelehrten her, Kommiſſion-weiſe liegen, ſo erſuchen wir höflich, uns Nachricht davon zu geben.

Winterthur 1788. Heinrich Steiner und Comp.

---

7) In künftiger Leipziger Oſter-Meſſe 1789 wird von folgenden, ſo eben erſt in Frankreich erſchienenen neuen wichtigen Werke: *Nouveau Voyage en Eſpagne*, ou tableau de l'etat actuel de cette Monarchie: contenant le details les plus recens ſur la conſtitution politique, les tribunaux, l'Inquiſition, les forces de terre et de mer, le commerce et les manufactures, principalement celles de ſoieries et de Draps, ſur les nouveaux établiſſements, tels que la Banque de St. Charles, la Compagnie des Philippines et les autres inſtitutions qui tendent a regénérer l'Eſpagne; enfin ſur les moeurs, la Litterature, les Spectacles, ſur le dernier Siege de Gibraltar et le Voyage de Mr. le Comte d'Artois etc. avec une Carte enluminee, des *Plans*, et des *figures en taille douce* 3 Vol. in 8vo à Paris 1788; mit Churf. Sächſiſchen gnäd. Privilegio eine teutſche Ueberſetzung mit Anmerkungen erſcheinen. Dieß vortrefliche Werk enthält Alles das Neueſte, Intereſſanteſte und Richtigſte, was man ſeit dem Jahre 1782 an von dem wiederaufſtehenden Spanien ſagen kann, richtig beobachtet, und mit der größten Unpartheylichkeit und Freymüthigkeit dargeſtellt. Ich werde dafür ſorgen, daß Druck, Papier und ſchöner Stich des Plans und Kupfer ſeinem innern Werthe entſpreche. Jena den 22ſten Sept. 1788.

Johann Michael Mauke.

emporſteigt, und um ſeine kindiſche Stirne den Cirkel der Majeſtät trägt?

Alle.

Horch, aber rede nicht!

Erſcheinung.

Sey muthig wie ein Löwe, ſtolz und unbekümmert, wer murre, wer ſich aufbäume, wer ſich gegen dich verſchwöre. Macbeth ſoll niemals bezwungen werden, bis der groſſe Birnam-Wald auf Dunſinans Hügel gegen ihn angezogen kommen wird.

(Steigt herab.)

Macbeth.

Das wird niemals geſchehen. Wer kan den Bäumen von Birnam befehlen, daß ſie ihre tiefen Wurzeln entfeſſeln? Angenehmes Orakel! Gut! Wenn die Empörung ihr Haupt nicht erheben ſoll, bis der Wald von Birnam von ſeinem Plaz aufſteht, ſo wird unſer Macbeth die Dauer der Natur ausleben -- und doch pocht mein Herz noch, ein einziges Ding zu wiſſen; ſagt mir, (wenn eure Wiſſenſchaft ſo weit reicht) wird Banquos Nachkommenſchaft jemals in dieſem Reiche herrſchen?

Alle.

Verlange nicht mehr zu wiſſen.

(Der Keſſel ſinkt in den Grund.)

Macbeth.

Ich will befriedigt ſeyn. Verſagt ihr mir's, ſo fall' ein

ewiger

8) *Collection de Portraits d'hommes illuſtres vivans. Paris, et ſe trouve à Strasbourg à la Librairie academique.*

Alle Sammlungen, welche bisher erſchienen ſind, haben nur verſtorbene berühmte Männer unſerer Bewunderung und Nachahmung dargeſtellt. Sind denn die itzigen Zeiten ſo arm, daß wir die Beyſpiele aus den verfloſſenen Jahrhunderten entlehnen müſſen? Und ſind wir ſo glücklich, mehrere große Männer unter allen Nationen zu beſitzen, warum wollten wir es nicht laut rühmen, nicht vor ihnen ihre Thaten erzählen? Sind ſie wahrhaft groß, ſo kennen ſie den Werth des Ruhms, und geben der kleingeiſterischen Eitelkeit keinen Eingang.

Die Bildniſſe itztlebender berühmter Männer aus allen Nationen ſollen alſo mit hiſtoriſchen Nachrichten begleitet in mehreren Heften dem Publikum übergeben werden.

In dem erſten Hefte, das im April erſcheint, ſtehen die Bildniſſe des Königes Ludwigs XIV., eines Malesherbes, Buffon und Franklin.

In den folgenden werden von ausländiſchen berühmten Männern, Sparrmann, Klopſtock, Wieland, Göthe, Fürſt von Kaunitz, Graf Herzberg u. a. erſcheinen.

Jedes Heft in Folio, das vier Bildniſſe, von den beſten Meiſtern, und einen hiſtoriſchen Text, aus den Didotſchen Preſſen, enthält, koſtet frey bis Frankfurt am Mayn 8 fl. frey bis Leipzig 4 Rthlr. 18 Gr. (die Louisd'or zu 5 Rthlr.) in Stracking 6 Liv.

Bey Herrn Martin Gräfin Leipzig und in allen Buchhandlungen Teutſchlands werden Beſtellungen angenommen.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

November 1788.

1. Vinzenz Landi in Florenz verlegt ein Werk unter dem Titel: Von dem Handel neutraler Völker in Kriegszeiten, 2 Theile in 8. deſſen Verfaſſer Hr. A. Joh. Maria Lampredi, öffentlicher Lehrer des allgemeinen Staatsrechts auf der Univerſität Piſa, iſt.

Das ganze Werk iſt in zwey Theile getheilt: in dem erſten wird die Materie aus einander geſetzt und unterſucht, über welche bis jetzt noch kein Schriftſteller mit der gehörigen Ausführlichkeit und Deutlichkeit geſchrieben hat. In demſelben werden die wahren Rechte der neutralen Nationen in Betreff der Freyheit ihres Handels in Kriegszeiten behauptet, nach den unwandelbaren Grundſätzen des urſprünglichen Völkerrechts, welches bis jetzt unſchicklicher Weiſe mit dem beſondern und conventionellen Rechte derſelben vermiſcht worden.

Der zweyte Theil enthält die Abweichungen und Verſchiedenheiten dieſes conventionellen Rechts der Nationen, und folglich die über dieſen Artickel wechſelſeitig geſchloßnen Traktate zwiſchen den Völkern in Europa, vom 14ten Jahrhundert bis auf unſere Zeiten. Man wird die merkwürdigſten und neueſten Verordnungen der Marine darin finden, welche die Schiffahrt und den Handel in Kriegszeiten betreffen, bis auf diejenigen, welche die Kaiſerin von Rußland

den 31. Dec. 1787 bey Gelegenheit des Kriegs, welcher zwiſchen ihr und der Ottomanniſchen Pforte ausgebrochen war, bekannt gemacht.

Es werden ſich ferner alle Geſetze der Neutralität, welche die Italiäniſchen Mächte, bey Gelegenheit des letzten Kriegs zwiſchen England und den Amerikaniſchen Colonien promulgirt, nicht weniger die Verträge der bewafneten Neutralität, die zwiſchen oben erwehnter Kaiſerin und dem gröſten Theile der Europäiſchen Mächte geſchloſſen worden, darin ausführlich finden. So daß dieſer zweyte Theil als eine diplomatiſche Sammlung aller Urkunden, welche auf dieſe Materie Beziehung haben, angeſehn werden kann.

Die Wichtigkeit des Gegenſtandes, der berühmte Name des Autors und die gegenwärtigen Umſtände von Europa, laſſen hoffen, daß ein Werk, welches die öffentliche und privat Rechtsgelehrſamkeit ſo ſehr intereſſirt, von dem Publikum geneigt aufgenommen werden wird.

An Schrift, Papier und Format wird dieſes Werk einem andern deſſelben Verfaſſers ähnlich ſeyn, welches mehreremal aufgelegt worden und den Titel hat: Juris publici univerſalis Theoremata &c. tom. III. in 8vo. und man kann es alſo als einen Anhang und Fortſetzung deſſelben Werks anſehn.

Es iſt zu haben bey Vinzenz Landi, in Florenz und in Piſa bey Sebaſtian Niſtri, in Pappe gebunden für 8 Paoli.

---

2. Ankündigung der allgemeinen Literatur-Zeitung für das Jahr 1789.

Ehe wir die neuen für den nächſten Jahrgang der Allg. Literatur-Zeitung getroffenen Einrichtungen dem Publikum anzeigen, wollen wir zuförderſt von dem Ausfalle der im re-

rigen

rigen Jahre von der Societät der Unternehmer ausgeſetzten Preißfrage die gebührende Nachricht geben.

Es ſind mehr nicht als zwey Schriften darüber einaelaufen. Die eine 52 Quartſeiten lang, mit der Deviſe ἀφέντες τὸν τῆς ἀρχῆς τοῦ χριστοῦ λόγον ἐπὶ τὴν τελειότητα φερώμεθα, hat die Frage an ſich ſehr wohl gefaßt, auch im Allgemeinen gut beantwortet, jedoch iſt die Unterſuchung bey weitem nicht hiſtoriſch genug. Die Societät wünſchte nämlich, daß die Reſultate der Unterſuchung darüber zwar ſo viel möglich zuſammen gedrängt, aber doch hiſtoriſch erwieſen würden. Dieß ſetzte alſo eine weit genauere Darſtellung der Bemühungen einzelner Schriftſteller um die Verbeſſerung des Lehrbegriffs voraus, als hier gegeben iſt.

Die zweyte Abhandlung, 68 Quartſeiten lang, mit der Deviſe: *fulget tenebris aurora fugatis*, führt den Titel: Beruhigungsgründe wegen der neuen Veränderungen des Lehrbegriffs der proteſtantiſchen Kirche. Durch dieſen Titel ſcheint die ganze Abſicht der Frage mißverſtanden zu ſeyn, welches ſich doch bey der Durchleſung nicht ſo findet. Sie iſt aber, ungeachtet ſie die Hauptpunkte der Frage berührt, noch weit weniger hiſtoriſch abgefaßt, als die erſte, welches zum Theil ſchon daraus erhellet, daß ganze Geſpräche mit eingemiſcht ſind.

Beyde Abhandlungen dürften des Drucks an ſich nicht unwürdig ſeyn, nur konnten ſie, da ſie die Hauptbedingung einer hiſtoriſch erwieſenen Unterſuchung unerfüllt gelaſſen, nicht zur Concurrenz gelaſſen werden. Es blieb alſo der Societät nichts übrig, als die Frage noch einmal aufzuſtellen:

Welches ſind die Veränderungen, die im gegenwärtigen Jahrhunderte, vornehmlich in der zweyten

Hälfte deſſelben in der gelehrten Darſtellung des dogmatiſchen Lehrbegriffs der Proteſtanten in Teutſchland gemacht worden? Wie iſt ſie durch nähere Beſtimmung der Lehrſätze, durch ſtrengere Beurtheilung der Beweiſe, durch genauere Abmeſſung der Wichtigkeit einzelner Dogmen, verbeſſert, endlich durch beſtimmtere Unterſcheidung zwiſchen Theologie und Religion brauchbarer gemacht worden? und was haben Philoſophie, Sprachkenntniſſe und Geſchichtkunde, jede an ihrem Theile zu dieſer Verbeſſerung beygetragen?

Die Unternehmer der A. L. Z. verlangen eine eigentliche hiſtoriſche Behandlung dieſer Frage, mit Anzeige der Quellen, woraus die Thatſachen geſchöpft worden, und mit beſtändiger Anführung der Perſonen, welche durch ihre Schriften auf die in der Frage bemerkten Veränderungen Einfluß gehabt haben. Der Preiß für die beſte Abhandlung iſt zwanzig alte Louisd'or. Obgleich die Societät der Unternehmer den Concurrenten durch allzu genau abgemeßnen Umfang der Schrift keinen Zwang anthun will, ſo wünſcht ſie doch, daß die Schrift nicht über fünf oder ſechs Bogen im Druck und Format der A. L. Z. auslaufen möge. Die Wettſchriften werden vor dem erſten December 1789 auf die gewöhnliche Art, an die Exped. der A. L. Z. eingeſandt.

Uebrigens werden die Hrn. Verfaſſer der obgedachten zwey Schriften ergebenſt erſucht, uns eine Addreſſe anzuzeigen, wohin dieſelben nebſt den unerbrochnen Zetteln zurückgeſandt werden ſollen.

II.

Was nun den Jahrgang 1789 der Allg. Lit. Zeitung ſelbſt betrift, ſo ſind von der Societät folgende Verbeſſerungen des Plans angeordnet worden.

1) Die

1) Die Allg. Lit. Zeitung ſelbſt, welche, wie bisher, aus 312 Numern und den erforderlichen Beylagen, den nöthigen Regiſtern und Kupfertafeln beſteht, ſoll künftig bloß Recenſionen in zwey Abtheilungen enthalten, wovon die erſte die Schriften, die über 7 Bogen ſtark ſind, die letzte aber die kleinen Schriften nach der Ordnung der Wiſſenſchaften enthalten wird.

2) Hingegen wird das Intelligenzblatt künftig aus zwey Hauptabtheilungen beſtehen, wovon die erſte die literariſchen Nachrichten, öffentliche Anſtalten, Beförderungen, und Todesfälle der Gelehrten, Preißaufgaben, und Preißaustheilungen u. dgl. betreffend, die zweyte aber alle litterariſchen Ankündigungen, Anfragen und Anzeigen, von Gelehrten, Buchhändlern und Künſtlern, enthalten wird.

Statt daß bisher alſo wöchentlich meiſt nur ein Intelligenzblatt erſchien, werden künftig deren wöchentlich zwey oft auch drey herauskommen, ohne daß durch dieſe Vermehrung der Preiß der Allg. Lit. Zeitung im mindeſten erhöhet werden wird.

3) Unter den literariſchen Nachrichten wird künftighin wöchentlich oder monatlich eine Art von *Avant-Courcur* über die neueſte ausländiſche Literatur erſcheinen; worinn die neuen Werke der Ausländer, ſo wie ſolche erſcheinen, den in der Allg. L. Z. ſofern ſolche wichtig genug ſind, zu ſeiner Zeit davon einzurückenden Recenſionen unbeſchadet, nur erſt vorläufig ihrem Daſeyn und Inhalt nach, angezeigt werden. Zu dieſem Behuf ſollen theils die beſten Journale der Ausländer, theils die Originalnachrichten der mit dem Inſtitute der A. L. Z verbundenen Hrn. Correſpondenten benutzet, und die Quellen jedesmal angezeigt werden.

4) Da hiedurch das Intelligenzblatt der A. L. Z. am Ende des Jahres zu der Stärke eines eignen Bandes gelan-

gen wird, ſo ſoll ſolches auch künftig zur Erleichterung des Nachſchlagens ſein eignes Regiſter erhalten.

5) In Abſicht der Recenſionen neuer Landkarten iſt das Inſtitut, nach vielerley mühſamen Verſuchen, zu einer feſten Einrichtung in dieſem Stücke, endlich ſo glücklich geweſen, ſich mit einem durch ſeine gründliche theoretiſche und praktiſche Kenntniß dieſes Faches längſt berühmten Gelehrten zu verbinden, der die ſämtlichen oder wenigſtens allermeiſten künftig herauskommenden neuen Original-Karten, die ſich nach ſeiner Berechnung im Durchſchnitt jährlich auf etliche 70 belaufen werden, gründlich beurtheilen wird.

III.

Bey allen dieſen Verbeſſerungen bleibt, wie geſagt, der Preiß der A. L. Zeitung auch hinfort unveränderlich allhier in Jena Sechs Thaler in Louisd'or à 5 Rthlr. wobey wir jedoch erinnern müſſen, daß bey dem ſeit vier Jahren nach und nach geänderten Münzfuſe die wichtigen Carolins und franzöſiſchen vor dem Jahre 1785 geprägten Schild-Louisd'or hinführo durchaus nicht höher als zu Sechs Thaler, Landthaler aber nicht höher als zu Einem Thaler zwölf Groſchen angenommen werden. Conventions-Thaler werden wie bisher zu 1. 1/3 Reichsthaler, den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 gr. angenommen.

IV.

Bey freyer Expedition wird die A. L. Z. wöchentlich durch die Poſtämter und monatlich broſchirt in den Buchhandlungen wie bisher für Acht Thaler in Louisd'or à 5 Rthlr. ausgegeben; ſollte auch an den entfernteſten Orten Teutſchlandes dieſer Preiß um etwas erhöhet werden, ſo werden die geehrteſten Abonnenten dieß bey der weiten Entfernung nicht unbillig finden.

V. Zur

V.

Zur fernern Aufrechthaltung der bisher beobachteten Ordnung in den Geschäften unsers Instituts hat die Societät auf Antrag des Hrn. Prof. Schütz gut gefunden, demselben in der Person des Hrn. D. Hufeland, Professors der Rechte auf hiesiger Universität, als zweyten Redacteur einen würdigen Gehülfen zu geben; so daß dermalen die Direction der Allg. Litt. Zeitung besteht aus

Hrn. Legations-Rath Bertuch, zu Weimar, als Commissar der Societät der Unternehmer,

Hrn. Prof. Schütz als erstem, und

Hrn. Prof. Hufeland als zweytem Redacteur.

Der ununterbrochene Fortgang des Instituts wird durch diese Einrichtung noch mehr als bisher gesichert.

VI.

Wir sind mehrmals aufgefordert worden, für Liebhaber Exemplare auf vorzüglich schönes Papier abdrucken zu lassen. Wir sind erbötig dazu, vorausgesetzt, daß die Bestellungen darauf spätstens den 1sten December einlaufen. Doch können solche Exemplare

1) nicht anders als monatlich geliefert

2) die A. L. Z. bloß auf Postpapier, das Intell. Blatt aber nur auf weißes Druckpapier geliefert

3) und ein Exemplar netto hier zur Stelle nicht unter Acht Thaler verlassen; die Sreditionsgebühren hingegen müssen besonders verabredet werden.

VII.

Wer in dem Intelligenzblatte etwas inseriren lassen will, bezahlt für jede gedruckte Zeile Einen Groschen. Auf solche Weise werden im Intelligenzblatte aufgenommen:

1) Ankündigungen von herauszugebenden Büchern, Musikwerken, Landkarten, Kupferstichen.

2) An-

2) Anzeigen von Büchern, Kupferſtichen, Landkarten, Gemälden, Naturalien, Kunſtſachen, ſo aus freyer Hand oder durch Auctionen verkauft werden ſollen.

3) Ankündigungen von neuen muſikaliſchen, geometriſchen, mechaniſchen, optiſchen, aſtronomiſchen, phyſikaliſchen, anatomiſchen, chirurgiſchen Inſtrumenten und Maſchinen.

4) Nachrichten von Manuſcripten, welche zum Verlag angeboten werden.

5) Anfragen von Buchhändlern an Gelehrte zum Behuf ſchriftſtelleriſcher Unternehmung.

6) Anfragen nach ſeltnen Büchern, Kupfern u. ſ. w.

7) Preißkatalogen neuer Bücher oder ſogenannte Novitätenverzeichniſſe.

8) Nachrichten und Plane von neuen literariſchen Anſtalten, in ſofern ſolche hauptſächlich die Einſender intereßiren.

9) Anzeigen von Druckfehlern in neuherausgekommenen Büchern.

10) Vertheidigungen der Autoren gegen Recenſionen in der A. L. Z. und andern Journalen.

11) Lectionsverzeichniſſe von Univerſitäten und Gymnaſien.

Schließlich erſuchen wir alle löblichen Poſtämter und Buchhandlungen uns in Zeiten die Beſtellungen zu erneuern, indem wir, wenn man ſich gleich zu allen Zeiten abonniren kann, doch nur denjenigen Abonnenten, welche vor Ablauf des Decembers auf den neuen Jahrgang unterzeichnet haben, Exemplare auf Schreibpapier verſprechen können.

Jena, den 1. Oct.
1788.

Expedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

Anzeiger
des
Teutſchen Merkur.

December 1788.

I. Neue Bücher.

1) Alxingers ſämmtliche Gedichte. Erſter Theil 396 S. Zweyter Theil 440 S. 8. Klagenfurt und Laybach bey Kleinmayer.

Kenner und Liebhaber unſrer vaterländiſchen Dichtkunſt haben ſchon an den frühern Arbeiten des berühmten Verfaſſers, vorzüglich aber an deſſen Doolin von Mayuz einen Dichter erkannt, der mit einer ſtarken und fruchtbaren Einbildungskraft, glühendem Gefühle, leichtem ſo wohl als ſcharfſinnigen Witze, originieller Laune, und überhaupt mit allen Talenten, welche zuſammen genommen mentem diviniorem et os magna ſonans ausmachen, auch noch das erworbene Verdienſt einer nicht gemeinen Gewalt über die Sprache, ſeltner klaſſiſcher Gelehrſamkeit, und eines von jedem Vorurtheile gereinigten philoſophiſchen Geiſtes verbindet. In der gegenwärtigen Sammlung werden ſie nicht nur die genannten Vorzüge wieder antreffen, ſondern auch durch das, auf allen Blättern auffallende, glückliche Beſtreben des Verf. die Bedenklichkeiten gehoben finden, die manchen unter ihnen zweifeln ließen, ob er demſelben den Rang unter den beſten Dichtern der Nation, den ihm jeder weiſſagen konnte, als bereits errungen eingeſtehen ſollte. Bey weitem

ewiger Fluch auf euch! Laßt michs wiſſen. Warum ſinkt der Keſſel? und was für ein Getön iſt das?

(Man hört einen Marſch von Hautbois.)

1. Hexe.

Erſcheint!

2. Hexe.

Erſcheint!

3. Hexe.

Erſcheint!

Alle.

Erſcheint vor ihm, und härmt ſein Herz!
Kommt wie Schatten, und verſchwindet wieder.

Acht Könige, von Banquo geführt, erſcheinen einer nach dem andern, und gehen langſam bey Macbeth vorbey; der lezte hält einen Spiegel in der Hand.

Macbeth (während daß ſie vorbeygehen.)

Du gleichſt zu ſehr dem Geiſt des Banquo; hinab! -- deine Crone verwundet meine Augäpfel -- Du gleichſt dem erſten -- und du dem vorigen -- Ihr garſtigen Unholden, wofür zeigt ihr mir das? ein Vierter! -- Erſtarre, mein Auge! Wie? wird ſich dieſer verdammte Zug bis an den jüngſten Tag erſtreken? Noch einer? -- Ein Siebenter! Ich will nicht mehr ſehen -- aber da kommt noch der Ach-

der gröſte Theil dieſer vortreflichen Gedichte hat wirklich zu dem Stempel des ächten poetiſchen Genies, der ihnen allen aufgedrückt iſt, auch die klaſſiſche Korrektion im Ausdrucke, in der Verſifikation und im Reime erhalten, die man an ihren Vorgängern nicht ſelten mit Recht vermiſte. Auch war die Muſe unſers Dichters bey den muthwilligen Ergieſſungen ihrer ſcherzhaften Laune offenbar mehr als ſonſt der ſchweſterlichen Warnungen der Grazien eingedenck, und erſcheint daher, auch ſelbſt in dieſen für ihre Landsmänninnen ſo kritiſchen Momenten, nicht weniger liebenswürdig, als ſie bey ihrem philoſophiſchen Ernſte und ihrem wahrhaft juvenaliſchen Feuer ehrwürdig iſt. Um ſo mehr glauben wir Urſache zu haben, einige wenige Ueberreſte von Leichtfertigkeit, die wir mit unſren Gefühle eben ſo wenig als mit den Grundſätzen des Dichters ſelbſt ausſöhnen können — z. B. das ganze Lied: An *** S. 144 des 1 Th. bey allem ſeinen poetiſchen Verdienſte, ſo wie im Liede der Morgenbeſuch S. 72. die letzte Zeile der vierten Strophe, die wir durch Priors Beyſpiel nicht entſchuldigt halten können, weg zu wünſchen.

Die geſchmackvoll abgedruckte Sammlung iſt übrigens nichts weniger als eine neue Auflage der Vorigen, die im Jahre 1784 zum Vortheil des wienerſchen Armen-Inſtituts herausgekommen, und im Julius 1785 des T. M. angezeigt iſt. Es ſind zwar die beſſern davon mit kluger Wahl ausgehoben, und in einer faſt durchgängig verbeſſerten Geſtalt in die gegenwärtige aufgenommen; allein der gröſte Theil des Inhalts der letztern iſt ganz neu hinzugekommen. Dieß gilt vorzüglich von den meiſterhaften theils gereimten theils reimloſen Ueberſetzungen und Nachahmungen aus den klaſſiſchen und ſpätern griechiſchen und lateiniſchen Dichtern, unter welchen wir hier vorzüglich die im T. M. zuerſt gedrukte

gedruckte, aber hier merklich gefeilte Hekuba des Euripides, den Agamemnon des Seneca, und die gereimte Verteutſchung der Baſiorum des Joh. Secundus bemerken. Die lateiniſchen Gedichte, mit welchen der zweyte Band beſchließt, machen der in unſren Tagen äuſſerſt ſeltenen Stärke des V. in der klaſſiſchen Sprache der Römer, und die Zueignungen, mit welchen er jede ſeiner Ueberſetzungen und Nachahmungen begleitet, und denen er eine bey ihrer beträchtlichen Anzahl merkwürdige Mannigfaltigkeit, ein in dieſer Art wirklich einziges Intereſſe zu geben gewußt hat — z. B. an Wieland von Hero und Leander nach dem Muſäus, an Ramler von Polyxenens Tod nach dem Ovid, an Uz, von der Lukretia; an Adelung, von Bachus und Ariadne; an Weiſſe, von der Omphale; an Klopſtock, von dem Arion; an Maſtalier, von dem Ikarus nach dem Ovid; an Göckingk, von den Argonauten des Apollonius; an Swieten, von der Hekuba des Euripides; an Denis, von Agamemnon nach dem Seneca; an Nikolai von den Küſſen nach Johannes Sekundus; an Heyne, von den lateiniſchen Gedichten; u. a. m. — ſeinem vortreflichen Herzen Ehre.

K.

---

2) Ueber das Recht proteſtantiſcher Fürſten, unabänderliche Lehrvorſchriften feſtzuſetzen, und über ſolchen zu halten. Veranlaßt durch das Preußiſche Religionsedikt vom 9ten Julius, von D. Gottlieb Hufeland, Prof. der Rechte zu Jena. Jena, bey Cuno's Erben.

Offenbar war die Aufmerkſamkeit der beſſeren Köpfe unſrer Nation, denen das wohlverſtandene Intereſſe der

Menſchheit am Herzen lag, bisher viel zu einſeitig mit Bestreitung der religiöſen Irrthümer beſchäftiget, die doch gegenwärtig im Ganzen genommen ſo viel von ihrem ſchlimmſten Einfluſſe verlohren haben, indeſſen der Zuſtand der Nation von dem Drucke politiſcher Vorurtheile vielleicht mehr als jemals zu leiden hat, ohne daß man dieſen Uebeln auch nur die Hälfte des Eifers und der Geſchicklichkeit entgegenſetze, die man gegen den Aberglauben gezeigt hat. Die ſtärkſte Stütze des Aberglaubens dürfte gegenwärtig wohl in den herrſchenden ſchiefen Grundſätzen der Politik und der Regierungskunſt aufzuſuchen ſeyn, und unſre unphiloſophiſchen Rechtslehrer, welche an den leidigen Urkunden des Despotismus und der Barbarey das Palladium der Menſchheit aufzubewahren glauben, arbeiten an der Unterdrückung der Rechte der Vernunft vielleicht mit ungleich größeren Erfolg als ihre Geiſtesverwandten aus der Zunft der Theologen, die jenes Palladium an dem Buchſtaben der ſymboliſchen Büchern zu verfechten meynen. Deſto erfreulicher und merkwürdiger war uns die Erſcheinung dieſer kleinen Schrift, in welcher wir die wichtige Rechtsfrage, die gegenwärtig die Aufmerkſamkeit aller aufgeklärten Menſchenfreunde beſchäftiget, von einem wahrhaft philoſophiſchen Rechtsgelehrten unſrer Meynung nach völlig ins klare gebracht ſehen. Auch ſo gar der geiſtloſe Wächter des Schlendrians, der das poſitive Recht dem Naturrechte, auf welches er mit Verachtung herabſieht, entgegenſetzt, und die Angelegenheiten der Menſchheit einzig nach demjenigen, was darüber in trüben Zeiten feſtgeſetzt worden iſt, um ſo lieber entſcheidet, weil er von dem was darüber hätte entſchieden werden ſollen keinen Begrif hat, — wird gegen dieſe Abhandlung um ſo weniger etwas einzuwenden haben, da in derſelben mit eben ſo vielem Aufwande von gründlicher Gelehrſamkeit als Scharfſinn gezeigt iſt, daß im vorliegenden Falle durchaus kein Poſitives

ſitives Recht dem Natürlichen entgegen ſteht; und daß die Reichsgeſetze, ſey es auch daß ihnen im Colliſionsfalle mit den Geſetzen der Vernunft die Vorhand gebühre, wenigſtens hier in keine Art von Colliſion kommen könnten.

R.

II. Anzeigen

Journal der Wahrheit. Auf das Jahr 1789.

Unter dieſer Aufſchrift erſcheint mit dem Anfange des nächſtfolgenden Jahres 1789 ein periodiſches Werk von ganz neuem, beſondern Inhalte in teutſcher und franzöſiſcher Sprache.

Wir leben in einem Zeitalter, das man mit Recht das verlarvte nennen ſollte, da heutzutage Alles, wo man nur hinſieht, zu täuſchen und zu betrügen ſucht. Man rühmt ſich mit Aufklärung, und fällt täglich von einem Grade der Blindheit in einen tiefern zurück; prangt mit Wahrheitsliebe, und verfolgt diejenigen mit Wuth und Haß, die es wagen, Wahrheit zu ſagen; erhebt mit Lobſprüchen Unwürdige, und ſchändet Verdienſtvolle; verunſtaltet jeden Gegenſtand menſchlicher Kenntniſſe mit neuen Vorurtheilen und Irrthümern, die man für neue, wichtige Entdeckungen ausposaunet, und bedienet ſich überhaupt der Larve der Wahrheit, um darunter Liſt und Betrug deſto ſicherer zu verbergen.

In den Jahrhunderten, die wir roh nennen, weil ſie nicht ſo liſtig, wie das jetztlaufende, geweſen ſind, hielt man Bücher und Schriften für das Heiligthum und den Wohnſiz der Wahrheit; allein in unſerm Zeitalter ſind eben dieſe die vorzüglichſten Werkzeuge des Betrugs. Die mei-

ſten Scribenten ſchreiben nur um Brod, und tritt irgend Einer unter ihnen auf, der die feile Gunſt der Großen verachtet, und ſeine Feder blos zum Sprachrohre der Wahrheit brauchen läßt, ſo ſind eben dieſe Brodſcribenten die erſten, die ihn überſchreien, und ihn durch Schimpfen und Schmähen, durch Erdichtung und Verläumdungen von ſeinem Vorhaben abzuſchrecken ſuchen. Vorzüglich hat dieſe Scribentenwuth die teutſche Litteratur verpeſtet, und ſie aus der Lehrſchule der Vernunft und Wahrheit zum Sammelplatz der ſchlaueſten Bosheit und des boshafteſten Betrugs gemacht.

Schon lange ſah jeder Edeldenkende dieſem Greuel mit Unwillen und Abſcheu zu, bis es endlich einigen Freunden der Vernunft und Wahrheit gelungen iſt, aus allen Klaſſen menſchlicher Kenntniſſe die vorzüglichſten Lehrmeiſter in eine Geſellſchaft zu vereinigen, die mit gemeinſchaftlichen Kräften dahin zu arbeiten entſchloſſen iſt, daß jeder, was immer für Namen habende verlarvte Betrüger und Betrug öffentlich entlarve, jede unterdrückte Wahrheit aber in ihrer wahren Geſtalt zur allgemeinen Kenntniß gebracht werde.

Dies iſt der Hauptzweck der Geſellſchaft, von welcher die Herausgabe dieſes Journals beſorgt wird, und eben dieſes Werk das vorzüglichſte Werkzeug zur Erreichung ihrer Abſicht.

Die Verfaſſer binden ſich dabey an keine feſtgeſetzte Rubriken. Ihr Werk umfaßt alle was immer für Namen habende Gegenſtände menſchlicher Kentniſſe: Staatiſtik, Politik, Hiſtorie, Philoſophie, Jurisprudenz, Moral, Religion, mit einem Wort, alle Wiſſenſchaften und Künſte, alle Vorurtheile und Irrthümer, ſo wie alle Wahrheiten, jene, um ſie zu beſtreiten, dieſe aber um ſie zu behaupten.

Iſt ein Landesfürſt mit Günſtlingen umrungen, die der Wahrheit allen Zutritt zu ihm verſperren, ſo kann er ſie in dieſem Journal finden, ſo wie wir jedem, der in dieſem Journal Wahrheit und Unſchuld wider Angriffe der Bosheit vertheidigen will, den dazu gehörigen Plaz gerne einräumen, und ihm dazu ſelbſt unſere Feder, wenn er ihrer bedürftig iſt, leihen. Feinde von Pasquillen und Satyren, von Ungezogenheit und Grobheit, werden wir um ſo herzhafter jeder Wahrheit mit Strenge und Nachdruck das Wort reden; werden verdienſtloſen Leuten das Blendwerk erkaufter oder erbettelter Schmeicheley hinweg reiſſen, um ſie in ihrer wahren Blöße aller Welt darzuſtellen; aber wir werden auch jedem Verdienſtvollen die ihm gebührende Achtung und Gerechtigkeit in jenem Maaße erweiſen, in welchem er ſie verdient; und ruft uns gekränkte Unſchuld, unterdrükte Wahrheit um Hülfe, ſo ſoll ſie (ihr Feind mag demnach wie immer mächtig ſeyn) an uns Vertheidiger finden, die jedem Gegner gewachſen ſind.

Verborgene Verdienſte immer und überall aufzuſuchen, ſie allgemein bekannt zu machen, den Afterruhm derjenigen zu zerſtreuen, denen ſelbſt Verbrechen durch gemiethete Lobredner zu Verdienſten angerechnet werden, iſt daher eine der vorzüglichſten Rubriken in dem Inhalte dieſes Journals.

Auch ſollen unſrer Aufmerkſamkeit die politiſchen ſo wenig als die gelehrten Zeitungen, Journale, Recenſionen und Bücher, inſoferne ſie Unwahrheiten ins Publikum verbreiten, niemals entwiſchen, und jede durch dieſen ſo ſtarkreichen Kanal verbreitete Unwahrheit ſoll in dieſem Journal der Wahrheit ihre Geiſel finden.

Vorzüglich aber wird dieſes Journal durch Bekanntmachung politiſcher Wahrheiten ſich auszeichnen. Der heutige

zutag allgemein herrſchende Deſpotismus hat ſich ſelbſt das Recht zugeeignet über die Denkungskraft aller jener, die nicht Fürſten oder Fürſtendiener ſind, zu herrſchen, und die ſonſt der Wahrheit geheiligte Feder der Wiſſenſchaften gar das eiſerne Sklavenjoch ihres Thrones anzuketten. Aufrichtige Verehrer kluger und gerechter Fürſten machen wir kein Geheimnis daraus, daß wir Deſpoten und Tyrannen aus voller Seele verabſcheuen, und aus allen Kräften dahin zu arbeiten unveränderlich entſchloſſen ſind, damit dieſe Hauptpeſt, die alle übrige Weltplagen in ſich enthält, auf immer von der Oberfläche der Erde vertilget werde.

In jedem Monate kommt von dieſem Journal ein aus 8 Bogen beſtehendes Stück heraus. Der Preis für den ganzen Jahrgang, das iſt, für alle zwölf Stücke, macht 8 Gulden, wofür aber die Intereſſenten monatlich ihre Stücke durch die Kaiſerliche Reichsoberpoſtamts-Zeitungsexpedition zu Frankfurt am Main (bey welcher alle Beſtellungen zu machen ſind) poſtfrey auf allen Reichspoſtämtern erhalten. Die Beſtellungen werden nicht anders als gegen halbjährige Vorausbezahlung angenommen. Wer dieſe halbjährige Vorausbezahlung nicht leiſtet, bekommt die einzelnen Stücke nicht anders, als um 12 gute Groſchen, indem ſich der Werth dieſes Journals auch durch äuſſere Geſtalt auszeichnen wird.

Auch muß bey der Beſtellung deutlich beſtimmt werden, ob man ſeine Stücke in der deutſchen oder franzöſiſchen Sprache zu erhalten wünſcht, indem ſie zu gleicher Zeit in beyden Sprachen verfaßt werden.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1789.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

te, und trägt einen Spiegel, worinn er mir noch viele andre zeigt; ja ich ſehe einige, welche doppelte Reichs-Aepfel und dreyfache Scepter tragen. (*) Abſcheuliches Geſichte! Nein, nun, ſeh ich, iſt's wahr; denn der wundenvolle Banquo lächelt auf mich, und deutet mit der Hand auf dieſe hier -- wie, iſt es ſo?

1. Hexe.

Ja, Sir, alles iſt ſo. Aber warum ſteht Macbeth ſo erſtaunt da? Kommt, Schweſtern, laßt uns, ſeine Geiſter aufzumuntern, ihm die beſte unſrer Luſtbarkeiten zeigen; ich will die Luft bezaubern, Muſik zu unſerm grotesken Rundtanz zu machen, damit dieſer groſſe König ſagen könne, daß wir ihm Ehre angethan haben. (**)

(Muſik. Die Hexen machen einen Tanz und verſchwinden.)

Macbeth.

Wo ſind ſie? Weg? -- Laß dieſe verderbliche Stunde auf ewig verflucht im Calender ſtehen! -- Komm herein, du draußen!

Lenox kommt herein.

Lenox.

Was befiehlt E. Hoheit?

Macbeth.

(*) Dieſes war ein Compliment für Jacob den I. der beyde Inſeln und die drey Reiche zuerſt unter ein Haupt brachte, und deſſen Haus, der Sage nach, von Banquo abſtammte.

(**) Reime, im Original; wie alles was die Hexen im ganzen Stuke ſprechen.

Der
Teutſche Merkur.

Jänner 1789.

I.

Verſuch einer Berichtigung des Urſprungs der Pfalzgrafſchaft am Rhein *).

Nachdem die älteſte Geſchichte der Rheiniſchen Pfalzgrafſchaft von den irrigen und ungegründeten Behauptungen Tolners u. a. durch die Berichtigungen mehrerer ſcharfſinniger Forſcher, vorzüglich des Hrn. Cre llius,

*) Dieſe Abhandlung iſt eine verkürzte Probe aus einem Buche, an dem ich ſchon ſeit einiger Zeit arbeite, und das ich nächſtens unter folgendem Titel herausgeben werde: Briefe und Abhandlungen über einige Gegenſtände des Staatsrechts und der Geſchichte, veranlaßt durch die Frage: Was iſt Kurwürdigkeit? Die Briefe, als der Haupttheil des Buchs, ſollen eine Darſtellung der Geſchichte von der Entſtehung und den Veränderungen der Kurfürſten, durch Verbindung mehrerer nicht ganz unbekannter, aber noch nie, am wenigſten in einer großen Geſchichte Teutſchlands zuſammengeſtellter Thatſachen enthalten;

deſſen unſchätzbare Verdienſte um die geſammte Geſchichte unſers Reiches wohl erſt die künftige Generation, ihrem ganzen Werthe nach, erkennen und dankbar benutzen wird, gereinigt worden; ſo ſind jetzt von unſern gelehrtern Geſchichtskennern (denn daß einige Patriſche und andre Geſchichtſchreiber Tolners Erzählungen noch folgen, iſt bekannt) meiſtentheils folgende Grundſätze über den Urſprung der heutigen Pfalzgrafſchaft am Rhein angenommen:

1) Heinrich II. von Lach, niederlothringiſcher Pfalzgraf zu Aachen von 1085 bis 1095. ſey der erſte Comes Palatinus Rheni geweſen.

2) Seine Nachfolger in der niederlothringiſchen Pfalzgrafſchaft bis auf Siegfried von Orlamünde wären zu gleicher Zeit auch Pfalzgrafen am Rhein geweſen.

3) Nach dem Tode Siegfrieds wäre Gottfried von Calw Pfalzgraf am Rhein geworden.

4) Darauf ſey Wilhelm von Orlamünde, des obgedachten Siegfrieds Sohn, wieder zu jener rheiniſchen Pfalzgrafſchaft gekommen.

5) Von

ſchaltung; was ich darüber von ohne alle Vorgänge vermag, darüber will ich die Gelehrte in ausführlichen Abhandlungen den Lesern vorlegen. Diese Abhandlungen können noch folgen, wenn dann die gegenwärtige vielleicht den gehofften Platz einnehmen wird.

5) Von ihm an bis auf Hermann von Stahleck kommt der Pfalzgrafen in Rheinischen Urkunden gar selten; und zuletzt

6) in Conrad, dem Bruder K. Friedrichs I. und seinen Nachkommen vorzüglich glänzend gewesen.

Die Beweise für alle diese wichtigen Behauptungen sind folgende:

1) Heinrich II. nennt sich in der Stiftungsurkunde des Klosters Lorch von 1091 Comes Palatinus Rheni und heißt in dem Siegel davon ebenfalls so.

2) Von Siegfried ist ein zweifaches Siegel (an der zweyten Stiftungsurkunde von Lorch ohne Jahrzahl) da, dessen halbsphärische Umschrift man so ergänzt hat, daß sie heißen soll: Sigillum Francorum comes palatinus, oder: Sigillum Francorum Rheni comes palatinus.

3) Conrad heißt in zwey Urkunden des alten Chronisten, Otto von Freysingen *), und seinem Continuatorischen Chronographen **) Palatinus comes Rheni.

*) de gestis Frid. Imp. l. 1. cap. XII.

**) Urstisii Script. R. G. Tom. I. ed. novo. p. 241. Conf. Lünigium. dipl. Vol. I. p. 234.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Rhein, eigentlich den Pfalzgrafen in dem Herzogthume Rheinfranken anzeige; und ich bin auch keinesweges gesonnen, wie man in der Folge sehen wird, diese Meynung zu läugnen, oder auch nur in der Hauptsache zu bestreiten. Allein das bleibt doch immer schwierig, warum sich gerade diese Pfalzgrafen so von einem Flusse nannten, da alle andern, wenn sie dem Namen ihrer Würde noch etwas hinzusetzten, sich von den Ländern, in denen sie Pfalzgrafen waren, oder von ihren eigenthümlichen Burgen oder Stammgütern nannten? Warum gerade nur diese Pfalzgrafen am obern Rheine so genannt wurden, da doch die niederlothringischen Pfalzgrafen am untern Rhein, die also doch auch Pfalzgrafen am Rhein oder bey dem Rhein waren, eben so gut von je her diesen Beynamen hätten führen können? Oder ob man daraus, daß diese letztern in der Folge ihrem Titel den gedachten Zusatz anhängen, auf eine neue ihnen zugewachsene Würde schließen könne? Und was will man also bey jener Ungewißheit des eigentlichen Ursprungs, so lange die Bedeutung von den ältesten Zeiten an nicht ganz fest ist, für Thatsachen verlangen? Foderte man aber auch nur Beweise für die Wirkungen der pfalzgräflichen Macht in Rheinfranken, so würden auch diese für die meisten der oben gedachten Behauptungen gar nicht aufzubringen seyn, wie ich nachher noch beyläufig erinnern werde.

Je weniger man also bey dieser ganzen Untersuchung auf Nebengründe bauen kann, um desto genauer

sind

ſind die obengedachten Hauptgründe zu prüfen, ob ſie auch das beweiſen können, was ſie beweiſen ſollen?

Zuerſt alſo die Urkunde Heinrichs II. nebſt dem Siegel. Ich habe davon ſechs Abdrücke vor mir in folgenden Werken:

Freher origines palatinae T. II. c. 9. p. m. 36.

Tolner codex diplomaticus pal. n. 37.

Aul Miraei opera diplomatica & hiſtorica, Tom. I. dipl. belg. L. II. c. 37.

Documentierte Nachricht den Flecken Vendorf betreffend (eine Deduction für das Gotteshaus Lach von 1743.) S. 149 flgg.

(*Hontheim*) Hiſtoria Trevirenſis dipl. T. I. n. 294.

Acta Academiae Palatinae Tom. III. S. 121.

Da indeſſen Miräus und Hontheim, ſie aus Freher gezogen zu haben, ausdrücklich bezeugen: ſo iſt nur auf die vier übrigen Abdrücke Rückſicht zu nehmen, und meines Wiſſens exiſtiren auch außer dieſen keine von der Urſchrift genommenen Abdrücke mehr, wenn gleich dieſe Urkunde noch nach denſelben in andre Bücher *) eingerückt iſt. Vergleicht man nun dieſe Abdrücke

*) z. B. in Mageri tractat. de Advocatia armata c. 3. n. 199. Crollius erläuterte Reihe der Pfalzgrafen zu Rhein. Bey-

drücke und die verschiedenen Nachrichten vom Original unter einander, und mit der damaligen Geschichte, so stößt man auf erhebliche Bedenklichkeiten:

1) Schon die verschiedenen Nachrichten vom Original müssen unbefangnen Forschern auffallen. Freher erzählt am angeführten Orte: er sey 1603 im Kloster Lach gewesen, und habe neben dem Grabmal des Pfalzgrafen Heinrichs II. an der Wand eine Tafel gesehen, auf welcher die Bildnisse der Stifter des Klosters nebst der gedachten Stiftungsurkunde (unter welcher noch ein Stück von der zweyten Urkunde Sigfrieds von Orlamünde befindlich gewesen, das er auch abdrucken lassen) sich gefunden hätten. Tolner hingegen, der sie 1699

Zugabe I. S. 124. flg. — Man wird mir indessen, nach genauer Vergleichung der verschiedenen Abdrücke die Vermuthung erlauben, daß auch der Abdruck in der documentierten Nachricht wegen Vendorf nicht nach dem Original selbst, sondern nach dem Tollner veranstaltet, und höchstens ein paar Worte nach dem Freher, oder auch wohl nach dem Original abgeändert seyn mögen. Die Uebereinstimmung ist sogar bis auf das etc. am Ende und bis auf Abbreviaturen genau; und ausser einer etwas veränderten Rechtschreibung sind hier bloß die Lekarten: graver, Alckenne, Lucemburg und Viernehurg, statt: graves, Alckane, Luremburg und Vievenburg, wie Tollner liest, aufgenommen, da doch, wenn der Abdruck in den Actis. Ac. Pal., wie man vermuthen muß, genau ist, noch vieles hätte geändert werden müssen.

1699 ſah, ſpricht völlig ſo davon, als ob das Original, wie andre Urkunden, im Archiv des Kloſters läge *), und eben das muß man auch aus der Berufung auf Tolner in der gedachten Nachricht wegen Bendorf und aus dem wenigen ſchlieſſen, was von den Mitgliedern der Mannheimer Akademie bey Gelegenheit der Erzählung ihrer Reiſe von dieſer Urkunde geſagt wird **). (Der Verſchiedenheit, daß nach Freber ***) die Statue Heinrichs auf ſeinem Grabmal aufrecht geſtanden zu haben ſcheint, die nach der Abbildung bey Tolner ****) darauf liegt, daß wenigſtens auf der Tolnerſchen Abbildung weder vom Löwen noch Baſilisken *****) eine Spur iſt, auf denen Heinrichs Bildſäule nach Freber die Füſſe gehalten haben ſollte, will ich nicht einmal gedenken, da es nur als ein Nebenumſtand in Rückſicht der Freberſchen Erzählung in Betracht kommt). — Doch wenn wir hierüber auch hinausgehen, und — weil ſich zuweilen ähnliche Beyſpiele von ſolchen doppelten Urkunden finden, weil die Urkunden an der Wand, von

*) Historia Palatina. S. 277.

**) Acta Ac. Pal. T. III. S. 53.

***) l. cit.

****) l. cit. S. 280.

*****) Iſt dies Monument nicht ein Werk gar neuer Zeiten geweſen, ſo muß dies wohl ein Drache oder Lindwurm geweſen ſeyn, weil von Baſilisken auf alten Denkmälern ſich keine Spur findet.

Macbeth.

Sahl ihr die Zauber-Schweſtern?

Lenox.

Nein, gnädigſter Herr.

Macbeth.

Kamen ſie nicht bey euch vorbey?

Lenox.

Nein, in der That, nicht, Sire.

Macbeth.

Verpeſtet ſey die Luft, durch die ſie reiten! und verdammt alle die ihnen trauen! -- Ich hörte das Stampfen von Pferden im Gallop. Wer kam vorbey?

Lenox.

Es waren zween oder drey, Gnädigſter Herr, die euch Nachricht bringen, daß Macduff nach England geflohen iſt.

Macbeth.

Nach England geflohen?

Lenox.

Ja, gnädigſter Herr.

Macbeth.

Zeit, du entziehſt meinem furchtbaren Vorſaz ſein Op-

vorzüglich da Freher von der Siegfridiſchen nur ein bloßes Fragment daſelbſt antraf, vielleicht gar in ſpätern Zeiten von den eigentlichen Urkunden abgeſchrieben ſeyn konnten, beſonders aber wegen der Autorität der reiſenden Mitglieder der Mannheimer Akademie, — die Urkunde im Archiv für die Urſchrift annehmen wollen (wie denn wenigſtens einige beſondre Lesarten bey Freher auf ein ganz verſchiednes Original, von dem ſein Abdruck geſchehen, ſchließen laſſen); ſo iſt

2) bey der Unterſuchung der Urkunde ſelbſt gleich der Umſtand merkwürdig, daß es in derſelben heißt: *Sigilli noſtri impreſſione*, und Tolner bezeugt doch mit mehrern Umſtänden, daß das Siegel daran hänge; ihm wird auch weder in der gedachten Deduction noch von der Mannheimer Akademie widerſprochen; ja aus jener Deduction für Lach könnte man, ungeachtet ihres Stillſchweigens darüber, ſchließen, daß dem wirklich ſo ſeyn müſſe, weil ſie bey andern Urkunden ſorgfältig den L. S. bemerkt. — Doch ich gebe gern zu, daß dieß kein ſehr entſcheidendes Argument ſey. Zu der damaligen Zeit kamen die Hangſiegel erſt eigentlich in Gang, und es konnte leicht kommen, daß der Clericus, der das Document zu ſchreiben hatte, einem ältern Formular folgte, und ein anderer das Siegel, das er, der Angabe zufolge, hätte aufdrucken ſollen, daran hieng; wie ſich denn von dieſer Irrung mehrere Beyſpiele finden, wie z. E. gleich in der nachher zu nennenden

nenden Urkunde von Siafrid, obſchon darüber die Nachrichten auch nicht ganz klar ſind. — Um alſo auch dieß zu übergehen und endlich auf den Inhalt zu kommen, ſo iſt

3) Der dem Titel: *Henricus comes Palatinus Rheni*, noch beygefügte Zuſatz: *et dominus de lacu*, der ſich eben ſo auch im Siegel befindet, in dieſen Zeiten nicht wenig auffallend, da nicht gar lange Dynaſten erſt angefangen hatten, ſich von ihren Gütern zu nennen, Fürſten nur noch ſelten den Namen ihrer Länder oder Güter ihrem Titel beyfügten, und ein Zuſatz des Guts mit der Partickel *et* zur Würde, vielleicht ganz ohne Beyſpiel iſt.

4) Unter den Zeugen ſteht ein Dudo von Luxemburg (Luxemberg), der in keiner andern unverdächtigen Urkunde vorkömmt, und bey genauerer Prüfung des Naſſauiſchen Geſchlechtsurſprungs ziemlichen Verdacht gegen ſich haben dürfte. — Allein in eben dieſer Zeugenunterſchrift findet ſich noch Anlaß zu weit wichtigern Bedenklichkeiten. Es kommt darinn vor: *Henricus Dux de Lemburg* und bald nach ihm: *Walrammus et frater ejus Volko, comites de Arlo.* Nun aber konnte

5) der Graf Heinrich von Limburg damals noch nicht den Herzogstitel führen, da Gottfried von Bouillon das Herzogthum von Niederlothringen noch ſieben Jahr lang nachher bis 1100 beſaß. Im folgenden

Jahre

Jahre 1101 erſt erhält Heinrich das genannte Herzogthum *) und verliert es 1106 wieder. — Und dieſer Heinrich, der alſo damals noch nicht Herzog, ſondern bloß Graf war, geht

6) den Grafen Walram und Volko von Arlo vor, von welchen Brüdern jener entweder der Vater **) oder der Schwiegervater ***) Heinrichs von Limburg war, und alſo immer entweder als Vater oder wenigſtens als älterer Graf, nebſt ſeinem Bruder, voran gehen ſollte.

7) Die Grafen Walram und Volko finden ſich ſeit 1070 in keinen Urkunden mehr; ja nach glaubwürdigen Nachrichten war Heinrich von Limburg wegen ihrer Erbſchaft ſchon einige Jahre mit dem Erzbiſchof Egilbert von Trier in Streitigkeiten, welche erſt im Jahre 1083 ihr Ende erreichten ****); ſie waren alſo längſt

*) Sigebert. Gemblac. et Albericus triumfontium ad an. 1101.

**) Albericus ad ann. 1052. 1064. 1101. Magnum chron. belg. ap. *Pistor.* T. III. p. 159.

***) Gesta Trevir. Archiepisc. ap. *Martene* collect. monum. ampl. T. IV. p. 182. c. 40. *Calmet.* hist. de Lorraine T. I. preuves c. 65. *Hontheim* prodr. hist. Trev. p. 759. c 63.

****) *Boerthius* hist. de Luxembourg Tom. III. p. 315.

längſt geſtorben und konnten 1093 nicht mehr Zeugen bey einer Rechtshandlung ſeyn.

Dieſe Zweifel, von denen ich gern geſtehe, daß nicht ich, ſondern Hr. Crollius, ein Mann, von dem gelernt zu haben ich für Ruhm halten möchte, ſie zuerſt vorgebracht habe, doch ohne eben weitere Folgen daraus zu ziehen, ſcheinen (wenigſtens die drey letztern), von ſolcher Wichtigkeit zu ſeyn, daß ſich ſorgfältige Geſchichtforſcher ſcheuen müßten, auch nur das geringſte, geſchweige eine ſolche Veränderung in der Geſchichte als die erſte Entſtehung der Rheinpfalzgrafen wäre, auf dieſe Urkunde zu bauen, weil ſie, jenen Fingerzeigen zufolge, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Werk ſpäterer Zeiten iſt, und ihre Verfertigung in ein Zeitalter geſetzt werden muß, worinn das Andenken an den eigentlichen Anfang der herzoglichen Würde Heinrichs von Limburg und an die Sterbejahre der Arlonſchen Grafen etwa ſchon bey vielen erloſchen war.

Zu allen jenen Zweifeln aber kommen, aus Vergleichungen mit andern Urkunden, noch ein Haufen anderer nicht geringer Schwierigkeiten. — Die zweyte Stiftungsurkunde des Kloſters zu Lach von Siegfrid von Orlamünde, der ein Stiefſohn Heinrichs II. war *), enthält

*) Sie ſteht in Tolner cod. diplom. n. 38. Hontheim hiſt. Trev. T. I. n. 320. Nachricht wegen Wendorf n. 20. Acta. Ac. Pal. T. III. S. 123.

enthält so vieles, das gar nicht mit der Urkunde seines Stiefvaters zusammenstimmt.

1) ist für unsre Untersuchung schon das gewiß kein unwichtiger Umstand, daß Siegfried sowohl sich als seinen Stiefvater bloß comes palatinus ohne den Zusatz Reni nennt; überdem aber sind zwischen den in beyden Urkunden vorkommenden Verordnungen wichtige Verschiedenheiten, vermöge welcher die Urkunde Siegfrids bey weitem nicht so vortheilhaft für das Kloster ist, als die von Heinrich; denn

2) sollte nach Heinrichs Stiftung das Kloster einen eignen Abbt, nach der Siegfridischen aber einen gemeinschaftlichen mit dem Kloster Hasslugen, haben;

3) nach jener das Kloster seinen Dingvogt oder Advokaten wählen, und zwar nicht bloß aus Heinrichs Erben, sondern wen es wollte; nach dieser sollte es denjenigen von Siegfrids Erben nehmen, der in der Gegend des Klosters angesessen wäre;

4) in der ersten war das, was dem Vogt gegeben werden sollte, nicht genau bestimmt, sondern mehr dem Kloster anheimgestellt, in der zweyten ist es auf das genaueste angegeben;

5) in der Heinrichischen war nichts von der Jagdgerechtigkeit gesagt, da hingegen in der Siegfridischen diese ausdrücklich nicht bloß dem Abbt, sondern auch dem Vogt, zugestanden war;

6) nach

6) Nach der erstern Urkunde gab Heinrich dem Kloster „Berrendorp (Bedendorff, Bendorf) „et Hembach (Heimbach) et eorum adjacentia;“ diese Worte fehlen in der Sigfridischen Urkunde unter den Schenkungen, die Heinrich gemacht haben soll, gänzlich.

Alle diese Einschränkungen der angeblichen Heinrichischen Stiftung sind befremdend, und diese ganze Verkürzung und Schmählerung klösterlicher Rechte, falls sie einmal zugestanden waren, ist jenen Zeiten nicht eigen. Nun scheint freylich jenem erstern, von Heinrich gegebenen Stiftungsbriefe, eine Urkunde von Kaiser Heinrich V. vom J. 1112 gewissermaßen zu Hülfe zu kommen, die zur Bestätigung der Sigfridischen zweyten Stiftung ausgefertiget seyn soll; allein bey genauerer Ansicht müssen auch gegen diese manche Bedenklichkeiten aufstoßen, und eben dadurch wohl jene erstern noch vermehren. Schon Crollius*) macht zwey Zweifel dagegen:

1) Daß, wenn man auch den falschen annum ordinationis 13 & regni 6 übersehe, doch die darin angegebne Indiction **) falsch sey, welches bey kaiserlichen Urkunden immer ein sehr seltner Fehler wäre.

2) Daß

*) erl. Reihe der Pfalzgr. S. 263.

**) Daß in dem Abdruck der Deduction wegen Benedorf, S. 136. der Fehler in der Indictionszahl nicht

2) Daß die Unterſchrift: Arnoldus vicè Adilberti Archicancellarii et Archiepiſcopi recognovi, in dieſen Jahren und in Vergleichung mit andern Urkunden gar nicht wahrſcheinlich ſey. Es komme in den kaiſerlichen Urkunden aus dieſer Zeit kein Arnoldus als Kanzler vor, wohl aber ſey jene Recognitions-Formel in den Urkunden von 1138 bis 1141 gewöhnlich. Allein dieſe Bedenklichkeiten des Hrn. Crollius würden nichts hier beweiſen, da die eine ſchwürig und die andere ungegründet iſt; nemlich:

1) Der Zweifel, in Anſehung der unterzeichneten Jahre, iſt nicht von großer Bedeutung, denn unzähligemal werden nur die verfloſſenen Regierungsjahre, und nicht die noch laufenden angezeigt, ſo wie man im gemeinen Leben ſich bis zu ſeinem 43ſten Geburtstage 42 Jahre alt anzugeben pflegt. Freylich ſcheint hier zum anno ordinationis 13 und regni 6 der annus imperii 2 nicht zu paſſen, weil Heinrich V. erſt 1111 am 13. April zum Kaiſer gekrönt worden war, und alſo am 25. April 1112. an welchem das Diplom datirt iſt, erſt ein Jahr und wenige Tage nach ſolchem verfloßen waren; indeſſen gieng Heinrichs Kaiſerthum doch ins zweyte Jahr und ſolche verſchiedene Angaben der

nicht durch den Abſchreiber entſtanden ſey' wie Hr. Crollius vermuthet, zeigt der nochmalige Abdruck in den Actis Ac. Pal. T. III. S. 128. wo auch Indictione I. und nicht V. ſteht, wie es eigentlich heißen ſollte.

der Kaiſerl. und kön. Regierungsjahre in einem und ebendemſelben Diplom ſind gleichfalls nichts ſeltenes. Da nun noch dazu im Gudenus *) wie Hr. Crollius ſelbſt bemerkt, ein anderes Diplom dieſes Kaiſers von dem nämlichen Jahre mit eben derſelben Berechnung ſeiner Ordinations- und Regierungs-Jahre vorkommt; ſo wird dieſer Zweifel noch ſchwächer. — In Anſehung der Indictionszahl iſt es möglich, daß dem Schreiber bey dem letzten Bogen an der Zahl V die Feder verſagt habe, und daraus ein I geworden ſey. Wenigſtens läßt ſich von Heinrich V. Urkunden nicht allemal die vollkommenſte Diplomatiſche Gleichförmigkeit erwarten. Was aber

2) vollends den Canzler Arnold betrift, ſo ſind hier die Bedenklichkeiten des Hrn. Crollius völlig unſtatthaft. Dieſer Arnold unterſchrieb, anſtatt Adelberts, in eben dem J. 1112. ein Diplom Heinrichs V. für Worms, und im J. 1114. bey der zwiſchen Heinrich und Adelbert entſtandenen Feindſchaft, ein anders vice Brunonis Trevirenſis Archiepiſcopi **) Allerdings hat im J. 1113. und 1114. auch ein Cancellarius Bruno unterſchrieben; es gab aber damals dergleichen Perſonen mehr als eine. — Wahrſcheinlich war es auch ein ganz anderer Arnold, der unter Kon-

*) cod. dipl. T. I. n. CXLVII. p. 392.

**) S. Ludewig reliq. mſct. T. II. S. 281. und 283. Auch in Hand. Metrop. Salisburg. finden ſich ähnliche

rad III. für den, gewiß von jenem verſchiedenen Erzbiſchof Adelbert (den Bruderſohn des erſten) die Urkunden in den Jahren 1138 bis 1141 unterſchrieb.

Statt dieſer Zweifel erſcheinen ganz andere Bedenklichkeiten, wenn man dieſe Beſtätigung Heinrichs V. mit jenen Stiftungsbriefen und andern Urkunden und Nachrichten vergleicht; denn

1) dieſe Urkund K. Heinrichs V ſoll eine auf Siegfrieds eignes Anſuchen geſchehene Beſtätigung der Siegfriediſchen Schenkung ſeyn; und dennoch lautet ebendieſe Schenkung ganz anders in der Siegfridiſchen obenbachten Urkunde als in dieſer Beſtätigung derſelben. In jener erhält das Kloſter von Siegfried quatuor milites de Croth, Hoverhof et Meylem de Brabant, nach dieſer ſoll aber Siegfried dem Kloſter geſchenkt haben: Meilen in Brabant, Overhoben et *Genebeiden* cum ſuis pertinentiis. Auſſerdem ſoll ſich

2) der Vogt nicht, wie doch wohl am natürlichſten zu verordnen geweſen wäre, da Siegfried ſelbſt um Beſtätigung ſeiner Stiftung gebeten haben ſoll, nach dem von Siegfried, oder doch von Heinrich und Siegfried, vorgeſchriebenen Geſetzen richten; ſondern K. Heinrich befiehlt bloß: er ſolle lege ſibi ſtatuta a comite Henrico Palatino zufrieden ſeyn, und ſagt dabey weiter gar nichts von Siegfried, der doch, wie ich oben bemerkt habe, manches für den Vogt beſtimmt hatte, was in der vorgeblichen Heinrichiſchen Urkunde

ſich entweder gar nicht oder anders beſtimmt findet. — Andre Urkunden geben noch mehr Zweifel an die Hand; ſo z. B.

3) K. Conrad III. reſtituirt in einer beſondern Urkunde von 1138 *) dem Kloſter Loch den Flecken Bendorf, oder vielmehr unam Curtim, quae eſt in Bedendorff **), und erzählt daher, daß Siegfried ſeinem Großvater, K. Heinrich IV, dieſe unam Curtim, die er dem Kloſter aus der Heinrichiſchen Stiftung entriſſen hätte, übergeben habe, welche er, Konrad, jetzt dem Kloſter wieder zurückgebe; ja was noch vielmehr iſt, es findet ſich

4) eine Urkunde von ebendemſelben K. Heinrich V, worin er daſſelbe Bendorf, welches er in ſeiner obengedachten vorgeblichen Urkunde dem Kloſter unter ſeinen Beſitzungen beſtätigte, als eins ſeiner auf ihn vererbten eigenthümlichen Güter, an Anſelm von Molsberg zu Lehn giebt. ***) Dieſe letztere Urkunde

 hat

*) Deduction wegen Bendorf n. 22. p. 156. ſq. Acta Ac. Pal. T. III. S. 128. flgg.

**) Daß hier nur von una Curte die Rede iſt, da doch in jenen Urkunden Bettendorp überhaupt dem Kloſter zugetheilt iſt, will ich nicht als Abweichung rügen, da es gar nicht ungewöhnlich iſt, daß zu jenen Zeiten derſelbe Ort nur noch aus einem einzigen Meyerhof beſtand, den wir heutiges Tages als Dorf, Flecken, oder wohl gar als Stadt kennen.

***) *Hontheim* hiſt. Trevir. diplom. T. I. n. 229. p. 502. *Martène* collect. ampl. T. I. p. 642. ſq.

ſer -- die Ausführung ſollt' allemal an den Ferſen der Entſchlieſſung gehen. Von dieſem Augenblik an ſoll jeder Erſtling meines Herzens unmittelbar in meine Hand übergehen. Und eben izt, meine Gedanken mit Handlungen zu krönen, ſey es gedacht und gethan! Ich will Macduffs Schloß überfallen, Fiſe im Sturm wegnehmen, und ſein Weib, ſeine Kinder und alle die unglüklichen Seelen, die zu ſeinem Stamme gehören, der Schneide des Schwerts Preiß geben. Das ſoll keine Prahlerey eines Narren ſeyn; die That ſoll gethan ſeyn, eh der Entſchluß noch erkaltet iſt -- Aber keine Geſichter mehr! -- Wer ſind dieſe Männer? Komm, begleite mich zu ihnen.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in Macduffs Schloß zu Fiſe.)

Lady Macduff, ihr kleiner Sohn, und Roſſe treten auf.

Lady Macduff.

Was hat er denn gethan, daß er flüchtig werden mußte?

Roſſe.

Ihr müßt Geduld haben, Madam.

Lady.

Er hat keine; ſeine Flucht war Roſerey; wenn es unſre Handlungen nicht thun, ſo machen uns unſre Beſorgniſſe zu Verräthern.

Roſſe.

hat deſto mehr Vermuthung der Aechtheit und Zuverläßigkeit für ſich, da der Sohn Anſelms, Heinrich von Molsberg, erſt von K. Friedrich I. nach einer ausdrücklichen Urkunde darüber von 1152. genöthigt wird, dies Vendorf wieder an das Kloſter Lach abzutreten. *) Die zuletzt gedachte Urkunde Heinrichs V. iſt nach der Angabe beym Hontheim, die aber von einer verderbten Abſchrift genommen iſt, von 1118. Wäre ſie, wie Crollius wahrſcheinlich macht **), gar von 1112, ſo müßte die zuerſt berührte ganz offenbar erdichtet ſeyn ***).

Nach

*) Nachricht wegen Vendorf. n. 40. 215. daß Heinrich Anſelms Sohn war, erhellt aus einer andern Urkunde bey Hontheim l. c. n. 340 p. 513.

**) Erl. Reihe der Pfalzgrafen S. 173. und Anm. 59. daſ.

***) Wie man vollends mit dem allen den Revers Gerlachs von v. 1112. vereinigen ſoll, (ſ. Nachricht wegen Vendorf, Beyl. 41. S. 217.) iſt gar nicht abzuſehen. Er ſtimmt weder mit der einen, noch andern Reihe der bey den verſchiedenen Urkunden zum Grunde liegenden Begebenheiten. Nach der letztern war Vendorf in den Händen des Kayſers oder Anſelms von Molsberg; wie konnte denn Gerard das Kloſter darinn beeinträchtigen? Nach der erſtern war Sieafried wenigſtens Kloſtervogt: wie konnte denn Gerard von Covern das Voitdeick in Vendorf halten? wie der Abt in Lach darüber Verträge ſchließen, ohne auch nur

Sieg-

Nach allem dem, was bisher erinnert worden, kann es faſt kaum einem Zweifel unterworfen ſeyn, daß ſowohl die gedachte Urkunde K. Heinrichs V. als wenigſtens der Stiftungsbrief des Pfalzgrafen Heinrichs nicht gleichzeitig mit den darin angegebnen Jahren ſeyn können, ſondern offenbar ſpätern Zeiten ihre Entſtehung danken. Vielleicht wäre es gar möglich ihre Geburtszeit nach Wahrſcheinlichkeiten feſtzuſetzen; man könnte z. B. folgende Beſtimmungen dabey zum Grunde legen:

1) der angebliche Stiftungsbrief des Pfalzgrafen Heinrichs muß nach 1106. gemacht ſeyn, denn bis dahin würde Heinrich von Limburg entweder comes de Limburg oder dux Lotharingiae genannt worden ſeyn. Seit 1106, da ihm das Herzogthum Niederlothringen abgeſprochen und genommen wurde, nennen ihn einige Schriftſteller wenigſtens dux de Limburg.

2) Noch wahrſcheinlicher aber iſt die Verfertigung deſſelben nach 1139 zu ſetzen. Bis dahin hatte Walramus Paganus, der Sohn Heinrichs von Limburg, wieder ſeit 1129 das Herzogthum Niederlothringen beſeſſen; nun kam das Herzogthum ſelbſt zwar von ſeinem Hauſe ab, aber der Herzogliche Titel mit dem

Siegfrieds zu gedenken? Bey dieſem Revers muß wenigſtens die Jahrzahl ganz falſch ſeyn; vielleicht hat auch nur der Abſchreiber ſie verſtellt.

Zusatz von Limburg blieb demselben von nun an ganz eigen. *)

3) Mehrere Redensarten aus dem Heinrichischen Stiftungsbriefe und der Bestätigungsurkunde K. Heinrichs V. finden sich auch beynahe wörtlich in der Urkunde von Konrad v. 1138. Entweder also hat man jene Urkunden schon dem K. Konrad vorgelegt, und der, welcher in Konrads Namen die Urkunde entwarf, benutzte die Ausdrücke derselben: oder aber, was noch wahrscheinlicher ist, der oder die Verfertiger jener beyden Briefe hatten den von Konrad vor sich, und nahmen, was ihnen schicklich schien, daraus.

Diesen Bemerkungen zu Folge wäre die Zeit ihrer Verfertigung nach 1139 zu setzen; und vielleicht könnte man annehmen, sie seyn abgefaßt worden, um den K. Friedrich I. durch diese klaren Beweise der gegründeten Ansprüche des Gotteshauses Lach auf Bendorf zur endlichen völligen Rückgabe von Bendorf zu bewegen, die er 1152 vollzog. Wenn man freylich zu allen diesen Zweifeln und Vermuthungen die Originale der Urkunden vergleichen könnte, so würde sich gewiß manches leichter entscheiden oder auch berichtigen lassen. Indessen will ich mit dem allen noch keinesweges sagen, daß das Kloster Lach nicht vielleicht doch ein ganz gegründetes Recht auf den Flecken Bendorf haben könne.

Es

*) Crollius ein. Reihe der Pfalzgr. S. 263. 264.

Es kann immer ſeyn, daß der Pfalzgraf Heinrich dieſen Flecken oder damaligen Meyerhof an das Kloſter gegeben hat; er hatte aber vielleicht keine Urkunde darüber ausgeſtellt; oder die ächte war verloren. Ein frommer Kloſter-Bruder ſah vielleicht dieſe Noth des Kloſters mit Mitleid an, und half ihm durch dieſe beyden Kunſtſtücke, (vielleicht war das zweyte nöthig, um die entgegenſtehende Siegfriediſche Urkunde zu entkräften,) aus derſelben. So war das ja immer, wenigſtens nach, damaligen Begriffen, wie ſie ſich ganz beſonders innerhalb der Kloſtermauern lange in den Köpfen erhielten, gar kein verwerflicher, ſondern vielmehr ein frommer Betrug. Nur können es die guten Väter den Hiſtorikern nicht verargen, wenn ſie ſich dabey bloß an das Hauptwort halten, da das Beywort ſie eigentlich nichts angeht. Es ſind ja ohnehin ſchon ſeit langen Zeiten unter den warmen und aufrichtigen Dank, den die Geſchichtkenner den Mönchen für Aufbewahrung ſo mancher herrlichen Urkunden und Handſchriften gebracht haben und noch bringen, kleine Vorwürfe mit eingefloſſen, daß ſie auch ſo manches Findelkind mit in die Reihe der edeln und ächten Abkömmlinge eingeſchoben haben.

Doch dem allen ſey wie ihm wolle, ſo bleiben doch wenigſtens die Bedenklichkeiten gegen die zuerſt genannte Urkunde, um die es uns hier vorzüglich zu thun iſt, und gegen das Siegel daran, deſſen Autorität natür-

lich mit der Autorität der Urkunde steigt oder fällt *) von solcher Erheblichkeit, daß man sich allgemein scheuen muß, irgend eine Behauptung von Wichtigkeit darauf zu gründen; und da nun Heinrich von Lach seinen Titel als Pfalzgraf am Rhein, einzig und allein dieser Urkunde dankt, so wird er ihn nun wohl vor der Hand ablegen müssen.

Wie siehts nun aber zweytens mit dem Siegel von Siegfried aus, von dem allein wieder der Anspruch dieses Fürsten auf jenen Titel abhängt? Abbildungen desselben stehen in der

Documentirten Nachricht den Flecken Bedorf betreffend zu S. 154. — und in den Actis Ac. Pal. T. III. S. 70.

Eine dritte in Tolner **) will ich gar nicht mit zählen; sie hat die deutliche, aber nach jenen Nachrichten offenbar falsche Umschrift: Sigifridus comes palatinus Reni. So vollständig ist dies Siegel bey weitem nicht; der Rand ist an mehrern Orten abgebrochen, und was von der nachstehenden Umschrift nach der erstern Abbildung deutlich zu lesen ist, wäre etwa folgendes:

IGI-

*) Allenfalls wäre es noch zu bemercken, daß dies Siegel viel zierlicher gemacht und besser erhalten ist, als das vorgeblich spätere von Siegfried.

**) hist. Palatina auf der Siegeltafel zur S. 362.

. IGIFRIDVS FRANCO . . . . . .

. . NVS

Alles übrige, was darauf ſonſt noch zu ſehen iſt, beſteht bloß aus einzelnen Strichen von Buchſtaben, die ſich mit Sicherheit gar nicht ergänzen laſſen. Indeſſen wäre nach der Abbildung in den Abhandlungen der Mannheimer Akademie doch noch mehr deutlich zu leſen; nemlich etwa:

. IGIFRIDVS FRANCO . . . . . ICO . . . . . .

. . INVS.

Mir ſcheint dieſe Abweichung nicht unwichtig zu ſeyn. Bey jener Deduction hatte man keine Abſicht mit dieſem Siegel, und keine vorgefaßte Meynung darüber. Allein ehe die Mitglieder der Akademie auf dieſe Reiſe gingen, war ſchon durch andre die Auslegung gemacht, daß die Umſchrift hieſe: Sigifridus Francorum comes palatinus *) oder auch Sigifridus Francorum Reni comes palatinus, welche leztere die Akademiſten auch wirklich annahmen. **) Wäre es nun da nicht wenigſtens möglich, daß ſie das ICO dieſer Hypotheſe wegen deutlicher geleſen hätten, als es wirklich ſtehen mag? ***) Wenigſtens ſo lange bis eine neue

*) Crollius erl. Reihe der Pfalzgrafen. S. 208.

**) Acta Acad. Pal. T. III. S. 53.

***) Exempel von ſolchen ex hypotheſi entſtandenen Lesarten und Behauptungen giebt es genug, man erlaube mir

neue zuverläßige Unterſuchung für eine oder die andre Art zu leſen entſcheidet, wird man ſein Urtheil nicht wohl beſtimmen können. Aber wenn ich auch den Mitgliedern der Akademie hier die größte Genauigkeit zu

ge-

mir aber hier noch eins als Parallele anzuführen, bey der ich aber alle Ausdehnung ultra tertium comparationis wegen meiner wirklich sehr großen Hochachtung gegen die Verdienste der Akademie zu Mannheim, sehr ernstlich verbitte. Hr. Zollmann hat in der Kupfertafel zu seiner Untersuchung des Sächs. Hauptwappens eine Hohlmünze stechen lassen, die nach seiner Behauptung S. 26. folgende Umschrift haben soll: Bernadus dux Saxonye MCBI. weil er sie auf das erste Regierungsjahr Bernards 1181 setzen wollte. Diese Mischung römischer und Arabischer Ziffern, wäre (selbst die unerhörte Erscheinung der letztern abgerechnet) sehr auffallend, und jeder vernünftige Münzenkenner wird daher gewiß schon sehr geneigt seyn, Tenzels monatl. Unterredungen vom J. 1691. p. 619. zu glauben, nach dessen Angabe die vier letzten Zeichen MOSI heißen sollen. Ich habe nun diese Münze, davon sich allem Vermuthen nach, nur ein Exemplar bis auf unsre Zeiten erhalten hat, bey dem Hrn. Prof. und Bibliothekar Müller in Jena, in dessen Besitz sie gegenwärtig ist, und dem ich überhaupt diese ganze Bemerkung, wie manche andre Belehrung, selbst in dieser Abhandlung, danke, mit eignen Augen gesehen, und kann bezeugen, daß Tenzels Abbildung gar keinem Zweifel unterworfen seyn kann, und, daß es MOSI, monetam signavit oder signari jussit, heißen müsse.

geſtehen wollte; iſt denn das doch nicht wenigſtens höchſt gewagt, die Buchſtaben R V M R E N, zumal die drey letztern, in die Umſchrift hineinzuſchieben, da eine ſolche Umſchrift auch nicht ein einziges anders Beyſpiel für ſich hat, und dazu eigentlich auch nicht Platz genug iſt? Iſt vollends die Heinrichiſche Urkunde unächt; kann man wenigſtens wegen der Zweifel, die ſie gegen ſich hat, keine neue Thatſache darauf gründen: ſo würde ja durch dieſes Siegel allein eine überaus erhebliche und bis dahin völlig unbekannte Veränderung in die Geſchichte gebracht werden, die man doch wahrlich auf keine willkührliche Ergänzung eines zerbrochenen Siegels gründen ſollte. Sogar wenn Francorum comes Palatinus die richtige Lesart wäre; (wie das denn wohl ſeyn kann, da dann der Strich vor CO, der wie ein I ausſieht, der letzte Strich vom M wäre, und da auch die Lothringiſchen Pfalzgrafen wohl einen Zuſatz nöthig gehabt haben mögen, um ſich von andern zu unterſcheiden) ſo glaube ich dennoch ſchwerlich, daß man folgern könne, Siegfried wäre Pfalzgraf in Rheinfranken geweſen, da doch auch die Aquarier, in deren Provinz Aachen lag, Franken waren, und man wohl ohnehin bey Siegeln, die leicht von noch unwiſſendern Händen als die Urkunden verfertigt werden konnten, auch noch vorſichtiger ſeyn muß. Dieſemnach wären die beyden Stellen aus Otto von Freyſingen und dem Laurisheimiſchen Chronographen von Gottfried von Calwe die erſten vollwichtigen Zeugniſſ

niſſe, wo das Reni ſich bey dem Titel: comes Palatinus, fände. Sie ſind um deſto gültiger, da beyde Schriftſteller beynahe als Zeitgenoſſen Gottfrieds anzuſehen, und beſonders Otto von Freyſingen, als K. Conrads III Halbruder, die Sprache des Hofs und die gewöhnlichen Titel wohl kennen mußte; obgleich es immer merkwürdig bleibt, daß vor Herrmann von Stahlek dieſer Titel noch nicht in Urkunden, und vor ihm bloß bey Wilhelm, in Siegeln vorkömmt.

Gottfried von Calwe war indeſſen gewiß Pfalzgraf in Rheinfranken, wie ſeine häufigen Verrichtungen in dieſer Provinz anzeigen. Von Wilhelm von Orlamünde, Heinrich von Oeſtreich, und Herrmann von Stahlek hingegen ſind keine Verrichtungen in der Rheinfränkiſchen Provinz bekannt, und doch heißt der erſte und letzte in Siegeln oder Urkunden comes Palatinus Rheni oder de Reno. *) Der Vorzug, den dieſe Pfalzgrafen zu weilen vor Herzogen und andern Pfalzgrafen in Urkunden erhalten, kann hier gar nicht in Betrachtung kommen, da man auch Beyſpiele, ſogar ſpätere Beyſpiele findet, wo es gerade umgekehrt iſt. **)

So

*) Vielleicht auch Heinrich, wenn anders Tolner's Lesart in cod. dipl. S. 44. richtig iſt.

**) Wilhelm geht den niederlothringiſchen, böhmiſchen, ſchwäbiſchen, burgundiſchen, kärnthiſchen Herzogen

und

So wären denn bis auf Conrad von Stauſen, überwiegenden Wahrſcheinlichkeiten zufolge, wohl gar keine niederlothringiſchen Pfalzgrafen als Pfalzgrafen in Rheinfranken anzuſehen. Die einzige Urkunde von K. Otto III vom J. 989. wo es bey Gelegenheit einer Schenkung, die dieſer dem Kloſter Lauriſheim machte, heißt: Ottone rege ad verba Willigisi archiepiſcopi et Domini Ottonis filiorumque ejus Heinrici et Conradi, nec non et *Hereimanni* palatini comitis eandem traditionem comprobante*) wäre vielleicht noch bedenklich; ſie hat wenigſtens großen Geſchichtsforſchern eine

und allen Markgrafen vor, in Urkunden v. 1138. u. a. *Tolner* cod. dipl. p. 40. ſq. *Martene* collect. ampl. T. II. p. 103. *Hergott* geneal. dipl. Habſp. Vol. II. p. 159. n. 214. Acta ac. Pal. T. III. S. 55. 129: ſteht hingegen nach den ſchwäbiſchen, ſächſiſchen und niederlothringiſchen Herzogen, aber vor den Markgrafen in Urkunden von 1140 u. a. *Martene* l. cit. p. 112 *Gudenus* ſylloge dipl. p. 576 ſq. Ejusd. cod. dipl. Mog. T. I. p. 123. Heinrich Jaſomirgott ſteht dem Herzog von Schwaben nach, und geht dem Herzogen von Zähringen, und Sachſen, und den Markgrafen vor, in *Ughelli* Italia S. p. 316. Neue Ausgabe T. IV. p. 362. *Tolner* cod. dipl. p. 43. ſteht beyden letztern Herzogen nach in *Pez* cod. dipl. epiſt. T. I. pag. 331. *Meichelbeck* hiſt. Friſ. p. 320. *Hund* metropol. Salisb. T. I. p. 106. etc.

*) Cod. Laurisham. Vol. I. Chron. et Chart. N. 68. p. 141.

Roſſe.

Ihr wißt nicht, ob es ſeine Klugheit oder ſeine Furcht war --

Lady.

Klugheit? Sein Weib, ſeine Kinder, ſeinen Siz, ſeine Titel an einem Ort vor ſicher halten, von dem er ſelbſt entflieht? Er liebt uns nicht, er hat das natürliche Gefühl nicht; der arme Zaunkönig ſogar, der allerkleinſte unter den Vögeln, hat Muth, wenn ſeine Jungen im Neſt ſind, gegen die Eule zu kämpfen: Seine Furcht iſt alles, ſeine Liebe nichts; und wie groß iſt nun da die Klugheit, wo die Flucht aller Vernunft und Pflicht ſo zuvorrennt?

Roſſe.

Meine theureſte Baſe, ich bitte euch, mäßiget euch; euer Gemahl iſt edel, iſt weiſe, iſt bedächtlich, und weiß am beſten, was die Zeit erfordert. Ich darf mehr nicht ſagen, aber grauſam ſind die Zeiten, wo wir Verräther ſind, und uns ſelbſt nicht kennen: wo wir uns von unſrer Furcht regieren laſſen, und doch nicht wiſſen was wir fürchten; ſondern auf einer wilden und ſtürmiſchen See hin und her getrieben irren. Ich beurlaube mich von euch; aber ich will in kurzem wieder da ſeyn; Wenn die Sachen am ſchlimſten ſind, müſſen ſie gar aufhören oder wieder gut werden. Lebet wohl mein liebenswürdiger Vetter.

Lady Macduff.

Er hat einen Vater, und iſt doch vaterlos.

eine Macht des erſten niederlothringiſchen Pfalzgrafen Herrmanns in dem Herzogthum Rheinfranken anzuzeigen geſchienen. *) Allein ſie iſt viel zu unbeſtimmt, ſpricht eigentlich doch von keiner Amtsführung daſelbſt, und wäre in jedem Fall, aber beſonders dann leicht ohne dieſelbe zu erklären, wenn Herrmann gar, wie ſelbſt Hr. Crollius **) wahrſcheinlich findet, von Geburt ein rheinfränkiſcher Herr war. Das angebliche Reichsvicariat, das Pfalzgraf Heinrich II geführt haben ſoll, ***) war entweder kein Vicariat durch das ganze Reich, ****) oder es konnte ihm auch wohl ſchon als lothringiſchem Pfalzgrafen vom Kaiſer übertragen ſeyn, ohne daß er eben ein rheinfränkiſcher ſeyn durfte. Und ſo blieben immerfort, in dieſen Zeiten wenigſtens, die niederlothringiſchen und rheinfränkiſchen

ſchen

*) Crollius erläut. Reihe der Pfalzgrafen. S. 174. flgg.

**) l. cit. S. 79. flgg.

***) Nach einer Urkunde von 1095 in *Bertholet* hiſt. de Lucemb. T. III. prem. p. 42. *Hontheim* hiſt. Trevir. T. I. n. 295. p. 443.

****) Crollius Reihe S. 131. Das Wort imperii ſteht nach Hrn. Crollius Bemerkung nur in den beyden von mir genannten Schriftſtellern, von denen Bertholet allein die Urkunde aus dem Mſpt. abdrucken laſſen, Hontheim aber bloß einen Nachdruck aus Bertholet geliefert hat. Mehrere andre, die Hr. Crollius l. cit. S. 66. Anm. 147. anführt, haben es nicht.

ſchen Pfalzgrafſchaften durchaus unterſchieden und getrennt.

Wie wäre es, wenn man folgende Sätze zur Erklärung der ganzen Geſchichtfolge annähme? In dem Herzogthum Rheinfranken war urſprünglich kein Pfalzgraf; der teutſche König ſelbſt war wahrer höchſter Herzog der Franken; der unter ihm ſtehende höchſte Magiſtrat der rheiniſchen Franken hieß zwar Herzog, war aber, wenigſtens ſo lange der König lebte, eingeſchränkter als die andern großen Völkerherzoge und hatte eben deswegen keinen Landpfalzgrafen zur Seite, deſſen Amtsverrichtungen er als Stellvertreter des Königs, und da er vermöge ſeines Amts und Ranges zugleich Großpfalzgraf war, ſelbſt verrichtete. Die Herzoge der Franken wurden aber den andern bald an Macht gleich und den Königen nun um deſto gefährlicher. Daher behielten die Kaiſer Heinrich III. und IV. das angefallene Herzogthum Rheinfranken für ſich und gaben es nicht mehr an andre. Allein weil man bald fühlte, daß irgend ein höchſter Aufſeher und oberſter Richter in dieſen Landen ſeyn müßte, ſo ward nun ein Pfalzgraf für dieſelben ernannt. Vielleicht war Ludwig von Stauſen, der Bruder des Herzogs Friedrichs von Schwaben, des bekannten Günſtlings und Eidams K. Heinrich IV., der einmal als comes palatinus genannt wird *), ſchon vor 1103 ein ſolcher

rheins

*) *Schannat* vindem. liter. Coll. I. tradit. ven. com. I. Stephani Herbipol. n. 18. p. 62.

rheinfränkiſcher Pfalzgraf; und das wäre denn noch ein größerer Grund, den um dieſelbe Zeit lebenden Siegfried von Orlamünde nicht unter den rheinfränkiſchen, ſondern bloß unter den niederländiſchen Pfalzgrafen aufzuführen. Wenigſtens aber war doch Gottfried von Calwe gewiß Pfalzgraf in Rheinfranken, wie ſeine in dieſen Provinzen verrichteten Amtshandlungen beweiſen: und wenn man der Angabe des vom Abbt Dom Calmet*) bekanntgemachten Schirmbriefs der Abtey Remirement in Lothringen trauen kann, deren Richtigkeit in der Jahrzahl aber Hr. Crollius **) bezweifelt, ſo war es Gottfried ſchon 1113 im Jänner, alſo noch während der Lebenszeit Siegfrieds ſelbſt. Auf jeden Fall aber war er von 1113 bis 1129 im Beſitz der Rheinfränkiſchen Pfalzgrafſchaft. Während eben dieſer Zeit war in Niederlothringen kein Pfalzgraf, wenn anders unſer Gottfried nicht ſelbſt auch hier das pfalzgräfliche Amt verwaltete. Indeſſen das für ſind freylich nicht deutliche Zeugniſſe, ja nicht einmal einige Spuren da; es müßte denn ſeyn, daß die von ihm der Abtey Maximin in Trier entriſſenen Orte ***) etwa in Niederlothringen gelegen geweſen, zu wel-

*) Hist. de Lorraine T. I. preuves. S. 536. 536. (ed. nov. T. III. preuves. n. 69. 70.)

**) erl. Reihe d. Pf. S. 194.

***) *Martene* et *Durand* coll. monum. ampliſſ. T. I. p. 685. ſqq. Hontheim hiſt. Trevir. diplom. T. I. n. 311. p. 512.

welcher Vermuthung man einigermaßen dadurch veranlaßt werden könnte, daß die Pfalzgrafen von Aachen Großvögte von Trier waren: wie ich denn auch gestehen muß, daß mir die Auslegung des Hrn. Crollius *), der diese Orte nach Rheinfranken setzt, nicht ganz evident und über allen Widerspruch erhaben zu seyn scheint. Gewiß ist indessen das doch immer, daß Gottfried damals in der Gegend des Rheins der einzige Pfalzgraf war; Pfalzgraf in einer Provinz, die vorher keinen hatte, wo man vielleicht nicht wußte, wie man ihn, um ihn zu unterscheiden, nennen sollte. Daher vermuthlich also fieng man im gemeinen Leben und Umgange an, ihn den Pfalzgrafen am Rhein oder den Pfalzgrafen des Rheins zu nennen. Diese Meynung erhält einige Wahrscheinlichkeit, da jene Benennung zuerst in Schriftstellern vorkömmt, die immer mehr und früher als Urkunden die Umgangesprache nachahmen. Nach Gottfried von Calwe war kein Pfalzgraf in Rheinfranken mehr, und die Oberpfalzgrafschaft oder höchste Richterwürde im Reiche, welche auch Gottfried als höchster Magistrat des Volks der Franken bekleiden **), ging bald darauf (1135) sehr

*) Reihe der Pfalzgr. S. 213.

**) Der kaiserchronische Chronograph, ein beynahe gleichzeitiger Schriftsteller, sagt a. a. O.: per Godefridum palatinum Regi comitem, *cujus sententia momentum magnae per id temporis fuit.*

wahrſcheinlich mit der Herzoglichen Würde in Franken auf Konrad von Staufen, den nachherigen K. Konrad III, über *). Der Titel: comes Palatinus Rheni, war indeſſen einmal aufgekommen; man hatte mit dieſem neuen Titel, den man urſprünglich dem rheinfränkiſchen Pfalzgrafen gab, größere Ehre, als mit den andern pfalzgräflichen Titeln, verknüpft. Nun lagen aber die Länder der niederlothringiſchen Pfalzgrafen auch am Rhein: dieſe glaubten alſo gleiches Recht dazu zu haben, beſonders da kein Prätendent weiter da war, und legten ſich nun dieſen Titel anfangs in Stillen, und zuletzt ſelbſt in Urkunden bey, bis er wieder, von 1156 an, nach Rheinfranken durch Konrad, K. Friedrichs I. Bruder und ſeine Nachfolger kam. Die Mönche zu Lach, welche ihn von den neuern sächſiſchen Pfalzgrafen brauchen ſahen, gaben ihn nun auch in jenen untergeſchobenen Urkunden an die frühern. Mir ſcheint dieſe ganze Darſtellung der Geſchichte und dem Geiſte jener Zeiten nicht unangemeſſen zu ſeyn.

— — Si quid noviſti rectius iſtis,
Candidus imperti, ſi non, his utere mecum.

Hufeland,
Prof. der Rechte zu Jena.

*) Wenigſtens ſcheint eine Stelle in *Landulphi jun. hiſt. Mediolan. c.* 44. beym *Muratori* T. V. p. 518. etwas dem ähnliches vorauszuſetzen.

II.

Ueber die Natur des Vergnügens.

(S. T. Merkur 1788. November S. 144.)

§. 5.

Einſeitige Rückſicht auf den ſich leidend verhaltenden Theil des Vorſtellungsvermögens.

Helvetius iſt weder der Erſte, noch der Einzige, welcher alle Fähigkeiten des Gemüthes, und folglich auch das Vermögen angenehmer und unangenehmer Empfindungen, von dem, was er für die Sinnlichkeit hielt, nämlich von der Empfänglichkeit für äuſſere Eindrücke, einzig und allein hergeleitet wiſſen wollte. Er hatte unter den Alten vorzüglich den Epikur zum Vorgänger, und ſeiner Meynung pflichten unter den Neuern alle ſogenannten Materialiſten, d. h. diejenigen Philoſophen bey, welche in der Natur keine anderen Weſen als Körper, und keine anderen Kräfte als mechaniſche zu erkennen glauben. Hier iſt ſeine Meynung.

*) „Wir haben zwey Fähigkeiten in uns, oder, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, zwey ſich leidend verhaltende Kräfte, deren Daſeyn allgemein und ausdrücklich anerkannt iſt.“

*) De l'eſprit, Discours I, Ch. I.

„Die eine iſt die Fähigkeit verſchiedene Eindrücke zu empfangen welche von den äuſſeren Gegenſtänden auf uns gemacht werden, und heiſt phyſiſche Empfindlichkeit (Sentibilité phyſique, phyſiſche Reitzbarkeit?)“

„Die andere iſt das Vermögen den Eindruck, den dieſe Gegenſtände auf uns gemacht haben aufzubehalten; man nennt ſie Gedächtniß, und ſie iſt nichts anderes als eine fortgeſetzte aber ſchwächergewordene Senſation.“

„Dieſe Fähigkeiten, welche ich für die hervorbringenden Urſachen unſrer Gedanken halte, und die uns mit den Thieren gemeinſchaftlich ſind, würden uns doch nur zu einer ſehr kleinen Anzahl von Vorſtellungen verhelfen können, wenn ſie in uns nicht mit einer gewiſſen äuſſern Organiſation verbunden wären.“

„Wenn uns die Natur, anſtatt unſrer Hände und der weichen biegſamen Finger derſelben, mit Pferdefüſſen verſehen hätte, ſo würden wir ohne Zweifel ohne Künſte, ohne Wohnungen u. ſ. w. geblieben ſeyn.“

Helvetius läßt es unentſchieden, ob die Senſibilité phyſique, die er zuſammengenommen mit der Organiſation, und folglich auch mit den phyſiſchen Kräften der Dinge auſſer uns (welche durch Eindrücke den Stoff unſrer Gedanken liefern) für die einzige Urſache aller Vorſtellungen hält, eine Geiſtige oder eine Körperliche Subſtanz ſey. Er hält dafür, daß es auf

dieſe Frage keine Antwort geben könne, die einer Demonſtration fähig wäre; und ich bin vollkommen ſeiner Meynung, nur mit dem Unterſchiede, daß ich den Glauben, der hier an die Stelle des Wiſſens eintreten muß, für ſehr verdächtig halten würde, wenn er, wie Helvetius meynt, bloß durch die unfehlbare Kirche, und nicht durch meine eigene Vernunft feſtgeſetzt wäre.

In der Folge ſucht er zu zeigen, daß alle ſogenannten Handlungen unſres Gemüthes das Denken, Urtheilen, Schlieſſen, nichts als eben ſo viele beſonderen Arten einer und eben derſelben Gattung, nämlich der Empfindung, wären. „Alles was man für die Aeuſſerung der bloſſen Thätigkeit des Gemüthes hält, iſt eigentliches bloßes Affiziertwerden, bloße Empfindung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, der Uebereinſtimmung oder des Widerſtreits unter den Dingen. Unſre geiſtigſten Ideen bedürfen alſo der Empfindungen nicht etwa bloß zu ihrer Entwikkung, ſondern ſie ſind ſelbſt nichts als Empfindungen, und zwar Empfindungen, die bloß von auſſen her, bloß durch Organiſation gegeben ſind.“

„Alle Irrthümer des menſchlichen Geiſtes haben ihre Quelle entweder in unſrer Unwiſſenheit oder in unſren Leidenſchaften. Wir urtheilen unrichtig *) „entweder weil wir, von einer Leidenſchaft hingeriſſen, unſre ganze Aufmerkſamkeit nur auf eine einzige Seite

*) Ch. III.

einen Gegenstandes besitzen, und gleichwohl von dieser einzigen Seite den ganzen Gegenstand beurtheilen; aber weil nicht immer alle Data, die zur richtigen Beurtheilung einer Sache erfordert, in unserm Gedächtniß vorhanden sind. Wenn gewisse Thatsachen und die eigentliche Bedeutung gewisser Worte entweder gar nicht im Kreise unsers Empfindungsvermögens vorgekommen sind, oder sich aus dem Gedächtnisse, der festgehaltenen Empfindung, verloren haben, so ist uns unmöglich, die eine Quelle unsrer Irrthümer, vers stopfen.

„Die zweyte Quelle, die Leidenschaften verschiedener alle aus dem sinnlichen Vorstellungsvermögen, oder dem Verstande nach verschiedenen dessen Einschränkungen und dem Alter vor unterscheiden." — Unser Philosoph thut hierauf alles was an ihm lag, um seine Leser zu überzeugen, daß er unter diesen Leidenschaften nichts anders als blejnigen Veränderungen im Organischen Körper verstehe, welche die Verhinderung oder die Wiederherstellung der harmonischen thierischen Bewegungen bewirken. Aus seinem physischen Vergnügen und Mißvergnügen würden, meynt er, in der bürgerlichen Gesellschaft durch Erziehung und Regierungsform, künstliche Freuden und Leiden erzeugt, und der physische Naturtrieb werde dann zu allerley guten und schlimmen Leidenschaften modificirt. Einige der schönsten Kapitel des Werks sind, mit einem

angenehmen Gefühl der Ehre und Schönheit nicht genugsam beweisen, als „daß sich vorzüglich Leute finden, deren Gegenstand von Vergnügen der Sinne am meisten verschönert scheint, z. B. von Musik, der Tänzerin, von Essen, und der Frauenzimmer, nicht als ob sich Tugenden und geistliche Vergnügen mit Ehren vor geistlichen Absichten zum Grunde legen.*)

Dieses Lehrgebäude des Hutcheson hat mit dem Mandevilleschen und Shaftesburyschen eine und eben dieselbe Grundlage, und hier ist nicht anders als bei dem mit bekannten Philosophen bei auf Kurz mitverbundenen Grundlage der Glückseligkeit, daß die Unvollkommenheit der Sprache Schuld war, daß sie verschiedene Wortsinne zum Schlußgebäude nahmen, dieses sich vielleicht mit einem ganzen gute Lehrgebäude Glückseligkeit gebrauchen. Es ist Ihnen die ganze Streitigkeit, welche bei Ihrer Lesung der Alten (ihrer Meinung und von Ihr ge oder Dinge) entstand. Wer und die Sprache schon? wenn Interesse sich bei Gegenstand? Ihnen sich nicht um die Möglichkeit des moralischen Gefühl nun zu erklären; bei Ihnen Ursachen sie nicht und bei sie Ihre einzige Quelle; aber sehr wohl, um sich als bei solchen Verschiedenheiten dieser einzigen Quelle, die nicht einmal von Ihnen Ihrer gleichen

*) Sittenlehre III. Ch. 18, 2., etc.

Roſſe.

Ich bin ſo ſehr ein Thor, daß wenn ich mich länger aufhielte, meine Schwachheit mich ſelbſt beſchämen, und euch nur troſtloſer machen würde. Ich muß mich auf einmal losreiſſen.

(Roſſe geht ab.)

Lady.

Armer Junge, dein Vater iſt todt? Was willt du nun anfangen? Wie willt du leben?

Sohn.

Wie die Vögel, Mutter.

Lady.

Wie, von Würmern und Fliegen?

Sohn.

Von was ich kriegen kan, meyn' ich; ſie machen's auch ſo.

Lady.

Armes Vögelchen! du würdeſt weder Netz noch Leimruthe, weder Fallen noch Strike fürchten.

Sohn.

Warum ſollt' ich, Mutter? Die armen Vögelchen! wie wollten ſie das machen? Aber, mein Vater iſt nicht todt, wenn ihr's ſchon ſagt.

Lady.

ſo würde die Sinnlichkeit durch etwas erklärt werden, welches ſelbſt nur durch Sinnlichkeit erklärbar iſt.

Die Vermengung der Organiſation, oder der fünf Modifikationen des äuſſern Sinnes die ſelbſt nur in der Erfahrung gegeben ſind, mit der Sinnlichkeit überhaupt, die als Bedingung aller Erfahrung im Gemüthe vorhanden ſeyn muß, iſt alſo ein dem Helvetius mit den Spiritualiſten gemeinſchaftliches Mißverſtändniß des Vorſtellungsvermögens.

Eine ſehr natürliche Folge dieſes Mißverſtändniſſes iſt, daß die Sinnlichkeit dadurch auf die Veränderungen in der Organiſation, und folglich auf den äuſſern Sinn, eingeſchränkt, und dadurch der Hälfte ihres Vermögens, nemlich des ganzen innern Sinnes, beraubt wird.

Alles was unſrem Vorſtellungsvermögen vermittelſt des organiſchen Körpers gegeben wird, wird ihm von auſſen gegeben; die Gegenſtände, die auf die Organiſation wirken, werden, ſo wie die Organiſation ſelbſt von auſſen vorgeſtellt, und nur die Veränderungen, welche dadurch in dem Zuſtande unſres Gemüthes erzeugt werden, werden in uns ſelbſt wahrgenommen; Veränderungen, welche ſelbſt wieder neben dem Afficirtwerden von auſſen, Handlungen der Thätigkeit des Gemüthes vorausſetzen, durch welche das im äuſſern Eindrucke vorhandene Mannigfaltige aufgefaßt,

faßt, und dem Gemüthe zu eigen gemacht werden muß, wenn es vorgeſtellt werden ſoll.

Wirklich lehrt mich mein deutlichſtes Bewußtſeyn, daß ich nicht bloß von auſſen, ſondern auch von innen afficiert werde, und daß ich ſelbſt das Vermögen beſitze mein Gemüth zu afficieren. Mein Vermögen afficiert zu werden beſteht alſo eben ſowohl aus einem innern, als äuſſeren Sinne, und gleichwie ſich die Vorſtellungen des Letztern nicht ohne die Einwirkung der Dinge äuſſer uns denken laſſen: ſo ſind die Vorſtellungen des erſtern, ohne eine dem Gemüthe eigenthümliche, und von den Dingen auſſer uns verſchiedene innre Thätigkeit, unmöglich; ja, ſogar die äuſſern Eindrücke würden ohne dieſe Thätigkeit nie ins Gemüth aufgenommen, nie Vorſtellungen werden können.

Das ſich leidend verhaltende Vermögen äuſſere Eindrücke zu empfangen, verbunden mit der Organiſation, kann alſo keineswegs als die einzige hervorbringende Urſache aller unſrer Vorſtellungen angeſehen werden, und das Gemüth beſteht keineswegs weder aus einem blos ſich leidend verhaltenden, noch auf bloße Eindrücke von auſſen eingeſchränkten Vermögen, wie Helvetius wähnte; und da auf dieſe Meynung ſein ganzes Lehrgebäude gegründet iſt, ſo ſtürzt das letztere zugleich mit den erſtern ein. ſo bald man den richtigen Grundbegriff der Sinnlichkeit aufſtellt.

Und

Und doch hat die Behauptung des Helvetius, daß alles Vergnügen ſinnlich ſey, und ſich auf körperliche Luſt zurückführen laſſe, eine Behauptung, die mit ſeiner Theorie des Vorſtellungsvermögens von ſelbſt wegfällt, Etwas wahres an ſich, das ſorgfältig von dem Falſchen getrennt werden muß, wenn man nicht den Materialiſten gerechte Veranlaßung zur Fortſetzung des alten Streites geben will.

Erſtens. Alles Vergnügen iſt in ſo ferne ſinnlich als ſein nächſter und unmittelbarer Gegenſtand, der Zuſtand des Gemüthes, nicht etwa blos gedacht, ſondern wirklich gegeben, und folglich das Gemüth afficiren, und von demſelben empfunden werden muß.

Zweytens. Kann dem Helvetius nicht abgeläugnet werden, daß jedes Vergnügen, nach dem Zeugniße der Erfahrung auch das Geiſtige nicht ausgenommen, von gewiſſen, bey den lebhaftern Graden ſehr merklichen Bewegungen in der Organiſation begleitet werde. Allein wer wird darum behaupten, daß das Vergnügen ſelbſt in dieſen Bewegungen beſtehe, die ſelbſt wieder keine Vorſtellungen ſondern blos Gegenſtände der Vorſtellung ſind?

§ 6.

§ 6.

Vereinigung der vier einſeitigen Syſteme.

Da das Vergnügen, dem erſten Syſteme zufolge, in der durch ſtarke und leichte Beſchäftigung bewirkten Befriedigung des Triebes nach Vorſtellungen beſteht; ſo iſt das Vergnügen keineswegs eine Modifikation des Erkennens, und gehört durchaus nicht dem Erkenntnißvermögen, ſondern dem Begehrungsvermögen des Gemüthes an. Das Vergnügen verhält ſich zum Letztern wie die Wahrheit zum Erſtern. Der Verſtand der für die bloße Wahrheit geſchäftig iſt, iſt für ſich keines Vergnügens fähig, während der ſinnliche Trieb ohne Rückſicht aufs Wahre oder Falſche nach Vergnügen ſtrebt. Das Erkenntnißvermögen, deſſen thätiger Theil, Verſtand, und deſſen ſich leidend verhaltender Theil, Sinnlichkeit heißt, beſchäftiget ſich mit Gegenſtänden und ihren Beſchaffenheiten, ſie mögen ihrem Stoffe nach dem äußern oder dem innern Sinne gegeben ſeyn. Das Begehrungsvermögen hingegen, der Trieb nach Vorſtellungen, geht unmittelbar auf Vorſtellungen, und zwar nicht in Rückſicht auf die von denſelben verſchiedenen Objekte, ſondern lediglich in wie ferne ſie den Zuſtand des Gemüthes mit ausmachen. Die eigentlichen Objekte des Begehrungsvermögens und des Vergnügens ſind alſo nicht die Gegenſtände, welche das Erkenntnißvermögen beſchäftigen,

ſons

ſondern die durch ſie bewirkten Veränderungen in unſerem Zuſtande, nicht Dinge auſſer uns, ſondern unſer eigener Zuſtand. Welches auch ſchon daraus erhellen würde, daß die Befriedigung des Triebes, worin die Natur des Vergnügens beſteht, nicht auſſer dem Triebe ſelbſt vorgehen kann. Diejenigen alſo welche die Natur des Vergnügens aus der ſtarken und leichten Beſchäftigung des Vorſtellungsvermögens erklärt haben, haben dadurch das Subjektive beym Vergnügen ſehr richtig charakteriſiret.

Allein da jede Vorſtellung einen Gegenſtand der vorgeſtellt wird, vorausſetzt, ſo geht zwar der Trieb unmittelbar auf die Vorſtellung, mittelbar aber auf Gegenſtände. Dieſe Gegenſtände zu liefern iſt das Amt des Erkenntnißvermögens, und in ſo ferne iſt auch das Erkenntnißvermögen beym Vergnügen geſchäftig. Der Geſichtspunkt, welcher die Natur des Vergnügens in Rückſicht auf dieſe Gegenſtände betrachten läßt, heißt der Objektive Geſichtspunkt; und er iſt derjenige aus welchem Descartes, Wolf und Mendelsohn das Vergnügen unterſucht haben.

Dieſe drey Philoſophen fanden, daß der Gegenſtand, der Vergnügen gewähren ſollte, vollkommen ſeyn, das heißt Einheit im Mannigfaltigen enthalten müſſe. Wolf hält die undeutliche Vorſtellung, diejenige Vorſtellung deren einzelne Merkmal nicht unterſchieden werden, ſondern ſich in einen Totaleindruck ver-

verlieren, für wesentlich; und ihm stimmt Mendelssohn nur in soferne bey, als er diese Undeutlichkeit für eine bloße Folge der Einschränkung erklärt, in welcher sich unser Geist durch seine zufällige Verbindung mit dem Körper befände, und daher meynt, die Seele für sich selbst bedürfe zu ihrem geistigen Genusse keiner Einheit des Mannigfaltigen. Allein wenn die richtige Definition der Sinnlichkeit vorausgesetzt wird, so ergiebt sichs, daß die Sinnlichkeit keine Einschränkung des Gemüthes durch den Körper, sondern das Vermögen des Gemüthes afficiert zu werden ist, und daß die Undeutlichkeit des Totaleindruckes beym Vergnügen keine Unvollkommenheit sondern eine natürliche Eigenschaft der afficierten Sinnlichkeit ist. Auch ist der nächste und unmittelbare Gegenstand des Vergnügens, die Veränderung im Zustande des Subjektes, immer nothwendig eine undeutliche Vorstellung, denn sie kann im Genusse selbst nur empfunden werden; obwohl der mittelbare und entferntere Gegenstand, das Object, welches das Vergnügen verursacht, nicht wie Wolf glaubt, immer undeutlich vorgestellt werden muß; denn dieses Objekt, kann durch den Verstand, z. B. beym geistigen Vergnügen, so gut als durch äußern Eindruck, wie z. B. beym physischen Vergnügen, herbeygeschaft werden.

Der Theil des Erkenntnißvermögens, welcher die Objekte des Vergnügens dem Begehrungsvermögen

zunächſt überliefert, iſt die Sinnlichkeit, beym phyſiſchen Vergnügen der äuſſere mit dem inneren Sinne in Verbindung, und beym intellektuellen der innere Sinn allein, auf welchen der Verſtand gewirkt hat. Durch die Sinnlichkeit wird dem Triebe das Mannigfaltige, von welchem die Stärke ſeiner Beſchäftigung abhängt, gegeben. Der andere Theil des Erkenntnißvermögens, welcher das Mannigfaltige auffaßt, und dem bloßen Stoffe die Form der Vorſtellung giebt, iſt die Thätigkeit, die Spontaneität des Gemüthes, der Verſtand in ſeiner weiteſten Bedeutung. Durch die weſentliche Mitwirkung dieſes thätigen Vermögens kömmt Einheit ins Mannigfaltige, und folglich leichte Beſchäftigung.

Der vortreffliche Sulzer hat bey ſeiner Betrachtung über die Natur des Vergnügens auf dieſe bey jedem Vergnügen unentbehrliche Mitwirkung der Thätigkeit des Gemüthes vorzüglich Rückſicht genommen, und das ihm mit allen ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen gemeinſchaftliche Verkennen der Sinnlichkeit veranlaßte ihn, die ganze Natur des Vergnügens aus jener einzigen Bedingung einſeitig abzuleiten. Indeſſen iſt und bleibt ſein Verdienſt, auf den weſentlichen Antheil, den die Spontaneität an jedem, ſelbſt dem grobſinnlichen, Vergnügen haben muß, aufmerkſam gemacht zu haben.

Helvetius hat das Verdienſt, den von Sulzer überſehenen Beytrag der Sinnlichkeit zum Vergnügen nicht überſehen zu haben. Allein indem er mit vielem Scharfſinne die Gerechtſame der Sinnlichkeit vertheidiget, verkennt er die nothwendige Mitwirkung eines thätigen Vermögens bey jedem Vergnügen, und läugnet ſogar den ſo ſehr in die Augen fallenden Antheil, den die Thätigkeit des Gemüthes bey dem intellektuellen und moraliſchen Vergnügen dadurch hat, daß ſie nicht nur zum Genuſſe, bey dem ſich das Gemüth zwar mehr leidend verhält, in der bereits angezeigten Rückſicht unentbehrlich iſt, ſondern auch daß ſie bey dieſen Arten von Vergnügen die Objekte ſelbſt — nämlich die Vernunftbegriffe, und moraliſchen Handlungen herbeyſchaft. Wie ſehr ſeine Zurückführung alles Vergnügens auf Sinnenluſt dem richtigen Begriffe von Vernunft und Vernunfthandlung widerſpreche, wird ſich, wie ich hoffe, einleuchtend genug in der Betrachtung über das eigennützige und uneigennützige Vergnügen ergeben, die ich bey Gelegenheit der Platnerſchen Theorie anſtellen werde.

Das einfache und unmittelbare Reſultat der Vergleichung zwiſchen allen bisher vorgetragenen und geprüften Theorien iſt alſo folgendes: durch das Erkenntniß-Vermögen wird der Gegenſtand, das Objekt des Vergnügens dem Subjekte geliefert, und zwar durch Empfänglichkeit das Mannigfaltige, und durch die

Lady.

Ey ja, er iſt todt; wo willt du nun einen Vater hernehmen?

Sohn.

Aber wo wollt ihr einen Mann hernehmen?

Lady.

Wie! ich kan ihrer zwanzig auf dem nächſten Markt kauffen.

Sohn.

So kauft ihr ſie nur, um ſie wieder zu verkauffen?

Lady.

Du redſt ſo geſcheidt als du kanſt, und doch in der That geſcheidt genug für dich.

Sohn.

War mein Vater ein Verräther, Mutter?

Lady.

Ja, das war er.

Sohn.

Was iſt ein Verräther?

Lady.

Wie, einer der ſchwört und lügt.

Thätigkeit, die Einheit des Mannigfaltigen; und ſo entſteht im Gemüthe, dem vorſtellenden Subjekte, durch das Mannigfaltige — ſtarke, und durch die Einheit leichte Beſchäftigung, durch beydes zuſammengenommene Befriedigung des Triebes — Vergnügen.

Reinhold.

III.

Spiel des Schickſals.

Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte.

Aloyſius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militärdienſte bey ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von groſſen Verdienſten und noch gröſſern Hofnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G*** war raſch, unternehmend, der Fürſt, der es auch war, liebte ſolche Karaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wiſſenſchaft wußte G*** ſeinen Umgang zu beſeelen, jeden Zirkel in den er ſich miſchte, durch eine immer gleiche

Jovias

Jovialität aufzuheitern, und über alles, was ſich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürſt verſtand ſich darauf, Tugenden zu ſchätzen, die er in einem hohen Grade ſelbſt beſaß. Alles was er unternahm, ſeine Spielereyen ſelbſt, hatten einen Anſtrich von Größe: Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, und kein Fehlſchlag konnte ſeine Beharrlichkeit beſiegen. Den Werth dieſer Eigenſchaften erhöhte eine empfehlende Geſtalt, das volle Bild blühender Geſundheit und herkuliſcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiſtes beſeelet; in Blick, Gang und Weſen eine anerſchaffene natürliche Majeſtät, durch eine edle Beſcheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiſte ſeines jungen Geſellſchafters bezaubert, ſo riß dieſe verführeriſche Auſſenſeite ſeine Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Karaktere, ſtifteten in kurzem ein Verhältniß zwiſchen Beyden, das alle Stärke von der Freundſchaft und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaß. G*** flog von einer Beförderung zur andern: aber dieſe äuſſerliche Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was er dem Fürſten in der That war, zurück zu bleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer deſſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwey und zwanzig Jahr alt, ſah er ſich auf einer Höhe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchließen. Aber ſein thäti-

ger Geiſt konnte nicht lange im Schoos müſſiger Eitelkeit ruhen, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürſt nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub ſich der junge Günſtling unter Akten und Büchern, und widmete ſich mit taſttragendem Fleiß den Geſchäften, deren er ſich endlich ſo geſchickt und ſo vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaaßen von Belange war, durch ſeine Hände gieng. Aus einem Geſpielen ſeiner Vergnügen wurde er bald erſter Rath und Miniſter, und endlich Beherrſcher ſeines Fürſten. Bald war kein Weg mehr zu dieſem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus ſeinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raſchen Schritten zu dieſer Größe emporgeſtiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe worauf er ſich erblickte, machte ſeinen Ehrgeitz ſchwindeln; die Beſcheidenheit verließ ihn, ſobald das letzte Ziel ſeiner Wünſche erſtiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den erſten des Landes, von allen, die durch Geburt, Anſehen und Glücksgüter ſo weit über ihn erhoben waren, von Greiſen ſelbſt, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genom-

nommen, machte bald eine gewiſſe Härte in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Karakterzug in ihm gelegen und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Glückes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo mühevoll und groß, die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern: denn ſo ſehr er auf der einen Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maaß hielt er in ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich ſelbſt zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine Nebenbuhler und heimliche Neider in eben ſo viele unverſöhnliche Feinde verkehrte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein Piemonteſiſcher Graf, Joſeph Martinengo, von der Suite des Fürſten, den G*** ſelbſt als eine unſchädliche und ihm ergebene Kreatur in dieſen Poſten eingeſchoben, um ihn bey den Vergnügungen ſeines Herrn den Platz ausfüllen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüßig zu werden anfieng, und den er lieber mit einer gründlichern Beſchäftigung vertauſchte.

Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das er, ſobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: ſo hielt er ſich deſſelben durch Furcht ſowohl als durch Dankbarkeit verſichert. und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu begieng, da er Ludwig dem dreyzehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber ohne dieſen Fehler mit Richelieus Geiſte verbeſſern zu können, hatte er es mit einem verſchlageneren Feinde zu thun, als der Franzöſiſche Miniſter zu bekämpfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fühlen zu laſſen, daß man ſeiner nun entübrigt ſey, war Martinengo vielmehr aufs ſorgfältigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten, und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer ſeines Glücks anzuſchließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchafte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen, und ſich Dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht, und ſich unvermerkt in ſeine Gunſt eingeſtohlen. Alle jene Künſte, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Miniſter verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung ſeines Zwecks

auch

auch das niedrigſte Mittel nicht verſchmähte. Da ihm ſehr gut bewußt war, daß der Menſch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf als auf dem Wege des Laſters, und daß nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwiſſenſchaft geheimgehaltener Blößen: ſo weckte er Leidenſchaften bey dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geſchlummert hatten, und dann drang er ſich ihm ſelbſt zum Vertrauten und Helfershelfer dabey auf. Er riß ihn zu ſolchen Ausſchweifungen hin, die die wenigſten Zeugen und Mitwiſſer dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimniſſe bey ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeſchloſſen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verſchlimmerung des Fürſten ſeinen ſcheindlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum weil das Geheimniß ein weſentliches Mittel dazu war, ſo war das Herz des Fürſten ſein, ehe ſich G*** auch nur träumen ließ, daß er ſich mit einem andern darein theilte.

Man dürfte ſich wundern, daß eine ſo wichtige Veränderung der Aufmerkſamkeit des letztern entgieng: aber G*** war ſeines eigenen Werthes zu gewiß, um ſich einen Mann wie Martinengo als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieſer, ſich ſelbſt zu gegenwärtig, zu ſehr auf ſeiner Huth, um durch irgend eine Unbeſonnenheit ſeinen Gegner aus dieſer ſtolzen Sicherheit zu reiſſen. Was Tauſende vor ihm auf dem glat-

ten Grunde der Fürſtengunſt ſtraucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu groſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Die geheimen Vertraulichkeiten zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Ankömmling ein Stück, das er ſelbſt im Herzen verachtete und das nie das Ziel ſeiner Beſtrebungen geweſen war. Nur weil ſie allein ihm den Weg zu der höchſten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundſchaft des Fürſten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtſinnig ließ er die Leiter hinter ſich fallen, ſobald ſie ihm auf die erwünſchte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, ſich mit einer ſo untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunſt ſeines Herrn vorwärts that, wurden ſeine Wünſche kühner, und ſein Ehrgeiz fieng an, nach einer gründlichern Befriedigung zu dürſten. Die künſtliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen ſeinen Wohlthäter beybehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachsthum ſeines Anſehens ſeinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Miniſters gegen ihn ſich nicht nach den ſchnellen Fortſchritten verfeinerte, die er in der Gunſt des Fürſten machte, im Gegentheil oft ſichtbar genug darauf eingerichtet ſchien, ſeinen aufſteigenden Stolz durch eine heilſame Rückerinnerung an ſeinen Urſprung niederzuſchlagen:

ſo

ſo wurde ihm dieſes gezwungene und widerſprechende Verhältniß endlich ſo läſtig, daß er einen ernſtlichen Plan entwarf, es durch den Untergang ſeines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichſten Schleier der Verſtellung brütete er dieſen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen ſich mit ſeinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu meßen; denn obgleich die erſte Blüthe von G*** s Favoritſchaft dahin war, ſo hatte ſie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürſten geſchlagen, um ſo ſchnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinſte Umſtand konnte ſie in ihrer erſten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beybringen wollte, ein tödlicher Streich ſeyn müſſe. Was G*** an des Fürſten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an ſeiner Ehrfurcht gewonnen; jemehr ſich Letzterer den Regierungsgeſchäften entzog, deſto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, ſelbſt auf Unkoſten des Landes, mit der gewiſſenhafteſten Ergebenheit und Treue ſeinen Nutzen beſorgte — und ſo theuer er ihm ehedem als Freund geweſen war, ſo wichtig war er ihm jetzt als Miniſter.

Was für Mittel es eigentlich geweſen, wodurch der Italiener zu ſeinem Zwecke gelangte, iſt ein Geheimniß zwiſchen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem

dem Fürſten die Originalien einer heimlichen und ſehr verdächtigen Correſpondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe ſoll unterhalten haben; ob ächt oder unterſchoben, darüber ſind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge, ſo erreichte er ſeine Abſicht in einem fürchterlichen Grade: G*** erſchien in den Augen des Fürſten als der undankbarſte und ſchwärzeſte Verräther, deſſen Verbrechen ſo auſſer allen Zweifel geſetzt war, daß man ohne fernere Unterſuchung ſogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefſten Geheimniß zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog. In dieſer verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenſtande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenſtand der höchſten Exhorrung herunter ſinken ſollte.

Als dieſer entſcheidende Tag erſchienen war, beſuchte G*** nach ſeiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obriſten hinaufgerückt; und auch dieſer Poſten war nur ein beſcheidener Name für die Miniſterwürde, die er in der That bekleidete und die ihn über die Erſten im Lande hinausſetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo ſein Stolz

die

die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten von Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sahe sich neben seinem Vezier vernachläßsigt, weil es weit gefährlicher war, diesem letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, Jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich, eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute wie immer ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und baurenstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lackai, mit trotzigem festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fodernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fustritt entzwey und läßt die Splitter zu S***s Füßen fallen.

Auf

Sohn.

Und die ſind alle Verräther, die das thun?

Lady.

Ein ieder, der das thut, iſt ein Verräther und muß gehangen werden.

Sohn.

Und müſſen die alle gehangen werden, die ſchwören und lügen?

Lady.

Ein jeder.

Sohn.

Wer muß ſie hängen laſſen?

Lady.

Wer? die ehrlichen Leute.

Sohn.

So ſind die Lügner und Schwörer nur Narren; denn es ſind ihrer ſo viele, daß ſie ſtark genug wären, die ehrlichen Leute zu ſchlagen und hängen zu laſſen.

Lady.

Gott helfe dir, du armer Junge! Aber was willt du um deinen Vater thun?

Sohn.

Wenn er todt wäre, ſo würdet ihr um ihn weinen;

und

Auf dieſes gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der Eine beſchäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Bruſt zu ſchneiden; der andre, beide Achſelbänder nebſt den Aufſchlägen der Uniform abzulöſen, und Kordon und Federbuſch von dem Hute zu reiſſen. Während dieſer ganzen ſchrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menſchen, die dicht herumſtehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Verſammlung. Mit bleichen Geſichtern, mit klopfendem Herzen, und in todtenähnlicher Erſtarrung ſteht die erſchreckene Menge im Kreis um Ihn herum, der in dieſer ſonderbaren Ausſtaffirung — ein ſeltſamer Anblick von Lächerlichkeit und Entſetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tauſend andre an ſeinem Platze würde die Gewalt des erſten Schreckens ſinnlos zu Boden geſtreckt haben; ſein robuſter Nervenbau und ſeine ſtarke Seele dauerten dieſen fürchterlichen Zuſtand aus, und ließen ihn alles Gräßliche deſſelben erſchöpfen.

Kaum iſt dieſe Operation geendigt, ſo führt man ihn durch die Reihen zahlloſer Zuſchauer, bis ans äuſſerſte Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein ſtummer Wink befiehlt ihm, in denſelben zu ſteigen; eine Eſcorte von Huſaren begleitet ihn. Das Gerücht dieſes Vorgangs hat ſich unterdeſſen

deſſen durch die ganze Reſidenz verbreitet, alle Fenſter öfnen ſich, alle Straßen ſind von Neugierigen erfüllt, die ſchreiend dem Zuge folgen, und unter abwechſelnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniß, ſeinen Namen wiederhohlen. Endlich ſieht er ſich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerſtraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menſchenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürſten, langſam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangſt zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menſchen beſucht wird. In der ſengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menſchlichen Zuſpruch, bringt er ſieben ſchreckliche Stunden in dieſem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort ſeiner Beſtimmung, der Veſtung —, ſtille hält. Des Bewußtſeyns beraubt, in einem mittlern Zuſtand zwiſchen Leben und Tod (ein zwölfſtündiges Faſten und der brennende Durſt hatten endlich ſeine Rieſennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer ſcheuslichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erſte, was ſich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufſchlägt, ihm darbietet, iſt eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesſtralen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch ſchmale Ritzen auf ihn herunter fallen. —

An

An ſeiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebſt einem Waſſerkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu ſeinem Lager. In dieſem Zuſtand verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden ſich aufthut und zwey Hände ſichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieſelbe Koſt, die er geſtern hier gefunden, herunter gelaſſen wird. Jetzt, ſeit dieſem ganzen fürchterlichen Glückswechſel zum erſtenmal, entriſſen ihm Schmerz und Sehnſucht einige Fragen, wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben: die Hände verſchwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Geſicht eines Menſchen zu ſehen, ohne auch nur eines Menſchenſtimme zu hören, ohne irgend einen Aufſchluß über dieſes entſetzliche Schickſal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtſtral erquickt, von keinem geſunden Lüftgen erfriſchet, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergeſſen, zählt er in dieſem Ort der Verdammniß vier hundert und neunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagſtunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns macht, vollendet das Maas ſeines Elends. Er kennt dieſen Ort — Er ſelbſt war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin

ver-

verſchmachten zu laſſen, der das Unglück gehabt hatte, ſeinen Unwillen auf ſich zu laden. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit hatte er ſelbſt die Mittel angegeben, den Aufenthalt in dieſem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Perſon eine Reiſe hieher gethan, den Bau in Augenſchein zu nehmen, und die Vollendung deſſelben zu beſchleunigen. Um ſeine Marter aufs äuſſerſte zu treiben, muß es ſich fügen, daß derſelbe Offizier, für den dieſer Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Obriſter, dem eben verſtorbenen Kommandanten der Veſtung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer ſeiner Rache der Herr ſeines Schickſals wird. So ſieh ihn auch der letzte traurige Troſt, ſich ſelbſt zu bemitleiden, und das Schickſal, ſo hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem ſinnlichen Gefühl ſeines Elends geſellte ſich noch eine wüthende Selbſtverachtung, und der Schmerz, der für ſtolze Herzen der bitterſte iſt, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem Er keine gezeigt hatte.

Aber dieſer rechtſchaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel koſtete ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Strenge, die ſeine Inſtruction ihm gegen den Gefangenen auflegte, aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchſtaben ſeiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts als ihm bedauren. Einen thätigeren Helfer fand

der Unglückliche an dem Garniſonprediger der Veſtung, der von dem Elend des gefangenen Mannes gerühret, wovon er nur ſpät, und nur durch dunkle unzuſammenhängende Gerüchte, Wiſſenſchaft bekam, ſogleich den feſten Entſchluß faßte, etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun. Dieſer achtungswürdige Geiſtliche, deſſen Nahmen ich ungern unterdrücke, glaubte ſeinem Hirtenberufe nicht beſſer nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Beſten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Veſtung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelaſſen zu werden, ſo machte er ſich in eigner Perſon auf den Weg nach der Hauptſtadt, ſein Geſuch dort unmittelbar bey dem Fürſten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demſelben und flehte ſeine Erbarmung für den unglücklichen Menſchen an, der ohne die Wohlthaten des Chriſtenthums, von denen auch das ungeheuerſte Verbrechen nicht ausſchließen könne, hülflos verſchmachte und der Verzweiflung vielleicht nahe ſey. Mit aller Unerſchrockenheit und Würde, die das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht verleiht, foderte er einen freyen Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für deſſen Seele er dem Himmel verantwortlich ſey. Die gute Sache, für die er ſprach, machte ihn beredt, und den erſten Unwillen des Fürſten hatte die Zeit ſchon in

etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuch erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche B*** nach einem Zeitraum von sechszehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elend; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweinet sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres als dem Wohnort eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses Todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachläßigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem allem hatte seine eigene

ne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch ausser sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweyte Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruction entschuldigt, entschließt er sich großmüthig zu einer zweyten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen: Er erklärt, daß er sich ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könnte, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Stelle zu, aber in einem weit leidlicheren Zustand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und andre an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich nach einer zehenjährigen Gefangenschaft erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfieng seine Freyheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlaſſen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über ſeine Geſchichte habe ſammeln können; und ich ſehe mich gezwungen über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuſchreiten. Während deſſelben fieng G*** in fremden Kriegsdienſten von neuem ſeine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in ſeinem Vaterlande ſo ſchrecklich herunter geſtürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langſame aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch dieſen Rechtshandel über ſich. Die Jahre der Leidenſchaften waren bey dem Fürſten vorüber, und die Menſchheit fieng allgemach an, einen Werth bey ihm zu erlangen, wie ſeine Haare ſich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnſucht nach dem Lieblinge ſeiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Verbannten freundlich in ſeine Heimat zurück, nach welcher auch in G***s Herzen ſchon längſt eine ſtille Sehnſucht zurückgekehrt war. Rührend war dieſes Wiederſehen, warm und täuſchend der Empfang, als hätte man ſich geſtern erſt getrennet. Der Fürſt ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Geſichte, das ihm ſo wohl bekannt und doch wieder ſo fremd war; es war als zählte er die Furchen, die er ſelbſt darein gegraben hatte. Forſchend ſuchte er in des Greiſen Geſicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zu

ſammen, aber was er ſuchte fand er nicht mehr. Man zwang ſich zu einer freuligen Vertraulichkeit — Beide der Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick der ihm ſeine ſchwere Ueberredung wieder in ſeine Seele rief, konnte dem Fürſten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber ſeines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröſtet und ruhig ſah er in die Vergangenheit, wie man ſich eines überſtandenen ſchweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, ſo erblickte man G*** wieder im vollkommenen Beſitz aller ſeiner vorigen Würden — und der Fürſt zwang ſeine innre Abneigung, ihm für das Vergangene einen glänzenden Erſatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verſtümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wieder geben? oder für den alt gewordnen Greiſ ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub erſetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoß G*** dieſen heitern Abend ſeines Lebens. Nicht Schickſale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenſchaft bey ihm auslöſchen, noch die Jovialität ſeines Geiſtes ganz bewältigen können. Noch in ſeinen ſiebenzigſten Jahren haſchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigſten wirklich beſeſſen hatte. Er ſtarb endlich — als Taſchenſpieler

den der Veſting ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen dieſe eine Menſchlichkeit geübt, deren Werth er an ſich ſelbſt hatte ſchätzen lernen müſſen. Aber er behandelte ſie hart und launiſch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derſelben ſtreckte ihn auf den Sarg in ſeinem achtzigſten Jahre.

***

IV.

Nachrichten

von

Peter Subleyras,

einem berühmten Maler unſeres Jahrhunderts *).

Peter Subleyras war einer der geſchickteſten Maler, deren ſich die Franzöſiſche Schule unſeres Jahrhunderts rühmen kann. Ob er gleich den gröſten Theil ſeiner Werke zu Rom ans Licht gebracht hat, ſo ſind doch die Italiener nicht berechtiget, ihn unter die Zöglinge ihrer Schulen zu zählen. Er kam nach Italien als Meiſter

*) Aus den Römiſchen Memorie per le Belle arti 1785. wo die Nachrichten aus Originaldokumenten gezogen ſind.

und wenn ihr nicht um ihn weinen würdet, so wäre es ein gutes Zeichen, daß ich bald wieder einen andern Vater bekäme.

Lady.

Kleines Plaudermaul! wie du redst!

Ein Fremder zu den Vorigen.

Fremder.

Heil euch, schöne Dame! Ihr kennt mich nicht, aber euer hoher Stand macht euch vielen bekannt, die es euch nicht sind. Ich besorge, daß irgend eine Gefahr über euerm Haupte schwebe. Wenn ihr die Warnung eines gemeinen Manns annehmen wollt, so laßt euch hier nicht antreffen; flichet unverzüglich mit euern Kindern. Ich bin vielleicht unhöflich, daß ich euch so erschreke; aber es würde unmenschlich seyn, wenn ich es nicht thäte, da ihr keinen Augenblik zu verliehren habt, der Himmel bewahre euch! Ich darf mich nicht länger aufhalten.

[Er geht ab.]

Lady Macduff.

Wohin sollt' ich fliehen? Ich habe ja nichts böses gethan. Aber nun besinn' ich mich; ich bin in einer Welt, wo böses thun oft löblich ist, Gutes thun, für eine gefährliche Thorheit gehalten wird. Was ist nun zu thun? Soll ich auf meine Unschuld mich berufen, und mich hinter diesem weiblichen Schilde sicher glauben? -- Was für Gesichter sind diese?

in seiner Kunst, und blieb seinem einmal angenommenen Style treu; nur brachte er ihn zu einem höhern Grad der Vollkommenheit.

Er kam den 25. November 1690. zu Gilles, in einem Städtgen der Provinz Languedoc zur Welt, weil sich seine Eltern Lamerie Dumon, und Matthäus Subleyras, seiner Profession ein Maler, zufälliger-Weis daselbst aufhielten. Nach einigen Monaten kehrten sie mit ihm nach Uſſez zurück, wo sie wohnten. Hier stand er unter der Lehre seines Vaters, bis derselbe überzeugt war, daß seine Geschicklichkeit nicht hinreichte, das viel glücklichere Talent seines Sohns auszubilden.

Rivalz stand damals zu Toulouse im Ruf eines vortreflichen Malers. Selbst zu Rom rühmte man ihn, und sogar Maratti, der im Lobe fremder Verdienste sonst so sparsam war, erkannte und pries seinen vorzüglichen Werth. Diesem wurde er im siebenzehnten Jahr seines Alters anvertraut. Er unterwieß ihn mit groſſer Liebe und Sorgfalt, ob er gleich vorhersah, daß er ihm einst den Vorzug streitig machen würde, und der junge Subleyras benutzte nicht nur die Geschicklichkeit seines Lehrers, sondern übte sich auch in den schönen Wissenschaften.

Bis ins Jahr 1726 hielt er sich zu Toulouse auf, und fand oft Gelegenheit, seine Stärke zu zeigen, theils wegen des wohlfeilen Preises, den er auf seine Arbeit seyte, theils auch wegen der harten Manier seines Lehrers.

werk. Hieraus erwuchs ihm der gedoppelte Vortheil, einer überaus großen Fertigkeit den Pinsel zu führen, und eines gegründeten Ruhms, der sich durch ganz Languedoc verbreitete.

Er hatte aber auf Paris sein Augenmerk gerichtet. Er begab sich dahin, und die Skizzen seiner zu Toulouse verfertigten Gemälde gaben sogleich seinen Werth zu erkennen. Zweymal bewarb er sich daselbst um den Preiß der Schaumünzen, und eben so vielmal gewann er ihn. Im Jahr 1727. errung er auch den ersten Preiß der Akademie, und erhielt hierdurch den Vortheil, als Pensionirter nach Rom zu gehen. Das Gemälde, welches ihm diesen Sieg verschafte, stellte die von Moses errichtete Schlange vor.

Er kam im Jahr 1728 nach Rom, und ließ sich nichts mehr angelegen seyn, als die schönsten Meisterstücke der Kunst, woran diese Hauptstadt der Welt so reich ist, zu seiner Vervollkommung zu benutzen. Die Werke, die er hier verfertigte, empfohlen ihn so sehr beym Könige, daß ihm seine Pension bis auf sieben Jahr verlängert wurde. Unterdessen entspannen sich verschiedene Beweggründe, nach Verlauf der ihm vergönnten Zeit Rom nicht zuverlassen. Sein Vater, der sich nach seiner Rückkehr sehnte, war im Jahr 1734 gestorben, und seine Gesundheitsumstände misriethen ihm, eine lange Reise zu unternehmen; auch fiel es ihm hart, sich von dem Reichthum solcher Gegenstände

zu trennen, die ſeiner Kunſt täglich mehr Nahrung und Vollkommenheit darreichten. Was ihn aber am meiſten an Rom gefeſſelt zu haben ſcheint, war ſeine Neigung zu einem liebenswürdigen Mädchen. Da ihn die Stadt Toulouſe nach Rivalzens Tode, der im Jahr 1735 erfolgte, die Stelle ſeines Lehrers zu vertreten einlud, lehnte er ſie von ſich ab, und bat zu gleicher Zeit ſeine Mutter um Erlaubniß, ſich zu Rom zu verehlichen.

Der berühmte Mahler Tibaldi hatte einige Töchter, die ſich nicht nur durch Schönheit, ſondern auch durch andere ſeltene Vorzüge, beſonders in der Miniaturmalerey und Tonkunſt, auszeichneten. Tremolliere, ein anderer franzöſiſcher Maler verheurathete ſich mit einer derſelben im Jahr 1736 *).

Maria Felice hieß die Geliebte des Subleyras. Sie war unter ihren Schweſtern die Stärkſte in der Malerkunſt, und hatte ſchon damals ihren Ruhm befeſtiget. Sie kam im Jahr 1707. zu Rom zur Welt, und hatte ſich von ihrer zärteſten Jugend auf der Malerey in Oelfarben befliſſen. Der übele Geruch des Oels war die Urſache, warum ſie ſich endlich der Miniatur- und Paſtellmalerey gänzlich widmete. Weil ſie in der Zeichnung ſehr ſtark war, ſo brachte ſie es in dieſem

*) Oekonomiſche Urſachen verbieten ihm, ſich eh im Jahr 1736. mit ihr trauen zu laſſen.

dieſem neuen Fache in kurzem viel weiter, als es gewöhnlich geſchiehet. Sie malte nicht nur nach der Natur, ſondern kopierte auch hiſtoriſche Gemälde von jedem Meiſter, ohne von der Schönheit und dem Charakter der Originale abzuweichen. Weil ſie ſehr fleißig war, ſo verfertigte ſie eine unzählige Menge Werke, die ſich durch Richtigkeit in der Zeichnung, durch eine ſcrupulöſe Mahlung und Gleichheit der Punkte, da ſie den ſtarken Ton der Farben, und die große Harmonie derſelben auszeichnen. Dieſer letzte Vorzug war eine Folge ihrer großen Geſchicklichkeit in der Farbenmiſchung, und in der Vertheilung des Lichts und Schattens, worin die meiſten Miniaturmahler ſchwach ſind. Die Kopey des berühmten Gemäldes ihres Mannes, welches das Abendmahl Chriſti im Hauſe des Phariſäers in Oelfarben vorſtellt, wird von Jedermann zu allen Zeiten bewundert werden. Papſt Benedikt XIV. kaufte es im Jahr 1752 für 1000 Speciesthaler, und ſtellte es ins Campidoglio.

Außer der Geſchicklichkeit, die ſie in ihrer Kunſt beſaß, empfahl ſie ſich auch durch einige der feinſten Tugenden. Von ſich ſelbſt und ihren Werken ſprach ſie entweder nie, oder mit der größten Beſcheidenheit und gegen andrer Werke äußerte ſie niemals einige Verachtung. Ob ſie gleich Urſache genug hatte, mit ihrem Schickſal und den Menſchen, die es ihr verbitterten, unzufrieden zu ſeyn, ſo war ſie doch jederzeit aufgelegt andern wohlzuthun, und gut von ihnen zu denken.

Noch

Nach dem Tode ihres Mannes machte sie sich die Erziehung ihrer Kinder zur vornehmsten Beschäftigung, und erhielte sie mit ihrer kleine Rente, so wenig sie auch vom Hofe begünstigt wurde. Es gab unter den Kammerherren solche Seelen, welche die Fremden durch allerley ungerechte Erpressungen von sich abwenden. Da sie an einer Krone der heidnischen Mutter stehe bei Clemens in der Vita Ludovici nobilis, sprenge sie sie von sich, so oft sie konnte gewarten, und liege als Tote. Sie starb im Jahr 1770 nach einer langen Krankheit, und die Akademie C. Lukas verlohr in ihr eine der größten Zierden vom schönen Geschlechte, die sie je Ehre gemacht hatten.

Dorothe Ehrlin, ihre Schwester, schone sie in der Miniaturmahlerey nach, und hielt sie in einigen Werken. Sie kam die schönste Manier, und viel Leute durch Fleiß und Beständigkeit, weil sie an Talent sie in der Zeichnung fehlte. Sie war sehr arbeitsam, und verfertigte viele Porcelle, die oft mit den Werken ihrer Schwester verwechselt werden. Die Aufsicht Ernst Romana bei Ernst, die sie in Miniatur abgemalt hat, war eine ihrer besten und schönsten Arbeiten. Noch einer langen und schweren Krankheit starb sie im Jahr 1776. unverheyrathet.*)

Ehr-

*) Noch hat sie Ernst in die Miniaturmahlerey in den Anfängen bei Gelegenheit mit abgebildet. Diese liegt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1200 Speciesthaler das Bild zu liefern. Er legte Hand ans Werk, arbeitete aber auch zugleich an verschiedenen andern Gemälden. Unter diesen waren ein S. Hieronymus und ein Kruciſix für die Kirche S. Dalmatio zu Mailand, eine Erscheinung der H. Katharina, und ein S. Camillus, die ſich beyde im Hauſe Colonna befinden, eine Fahne mit dem Bildniß des Heiligen Camillus und einem Kruciſix, das die Hände gegen ihn ausſtreckt, für die Kirche der Kreutzherrn zu Rieti, wo es die Stelle eines Altarblatts vertritt, zwey große Tafeln für die Stadt Perugia, deren eine ein Mirakel des H. Benedikts, und die andere die Loßſprechung des Kayſers Theodoſius vorſtellt, und beyde unter die beſten ſeiner Werke gerechnet werden, und viele andere minder wichtige Gemälde und Portrate.

Indeſſen verſchlimmerten ſich ſeine Geſundheitsumſtände von Tag zu Tag mehr, und zwangen ihn, dem Rath der Aerzte gemäß, ſich mit ſeiner Frau unter den Himmelsſtrich von Neapel zu begeben. Hier erlaubte es ihm ſeine Dürftigkeit nicht, der geſunden Luft in Muße zu genießen. Er verfertigte verſchiedene Portrate, worunter das hiſtoriſche des Herzogs von Vietri ville war, in militäriſcher Kleidung und zu Pferde mit der Belagerung der Stadt Piacenza in der Ferne. Nach einem Aufenthalt von 8 Monaten kehrte er im Monat Junius des Jahrs 1747 nach Rom zurück, voll der betrüglichen Hofnung, daß er nun endlich vor ſeinen Schwächlichkeiten Ruhe haben würde. Es warteten

viele

viele ſchon angefangene Werke auf ihn. Das Obgenannte für die Peterskirche war das vornehmſte. Weil es in moſaiſche Arbeit verſetzt werden mußte, ſo drang der Pabſt auf deſſelben Vollendung. Den 16ten Jänner des Jahrs 1748 wurde es auf den beſtimmten Altar geſtellt, und da es allgemeinen Beyfall fand, in die Werkſtätte der moſaiſchen Arbeiten überliefert. Das Vergnügen, welches er hatte, den ganzen Beyfall des Pabſtes und des Publikums erlangt zu haben, war weit größer als ſein Gewinn, von welchem ein großer Theil für Riſſe und Muſter und zu Geſchenken, damit er dieſe Arbeit erlangte, aufgegangen war. Sein letztes Gemälde war die Wiederholung des Porträts des Herzogs von Vienville. Hierauf überfielen ihn ſeine Schwachheiten mit doppelter Gewalt, und beraubten ihn den 28. May 1749 ſeines Lebens. Der Pabſt ſchickte den frommen Pater Leonardo von Porto Mauriſio zu ihm, ihm den päbſtlichen Seegen zu ertheilen, und deſſelben hinterlaſne Familie ſeines Schutzes zu verſichern.

Subleyras war von freundlichem Anblick, von ruhiger und aufgeweckter Gemüthsart, wenn ihn die häuslichen Sorgen und kränkliche Umſtände nicht niederſchlugen. Er liebte die Litteratur, war ziemlich in der Geſchichte bewandert, und in den Wiſſenſchaften nicht ganz unerfahren. Er war aufrichtig und ſtandhaft in der Freundſchaft. Unter ſeinen Kunſtgenoſſen war Vernet, und unter den Gelehrten der berühmte Pater Jacquier

Die Mörder treten auf.

Mörder.

Wo iſt euer Mann?

Lady Macduff.

Ich hoffe, an keinem ſo ſchändlichen Orte, daß ihn deines gleichen finden ſollen.

Mörder.

Er iſt ein Verräther.

Sohn.

Du lügſt, du zottelköpfiger Spizbube?

Mörder.

Was ſagſt du, ey du junge Brut von Verrätherey -- (Er ermordet ihn.)

Sohn.

Er hat mich umgebracht, Mutter; flieht, flieht, ich bitte euch.

(Lady Macduff entflieht mit Geſchrey um Hülfe; die Mörder verfolgen ſie.)

sein vertrautester Freund *). Er sprach von den Werken seiner Kunstgenossen jederzeit mit Achtung, und mißbrauchte nie die Hochachtung großer Herrn. Seine Bescheidenheit gieng so weit, daß er nicht einmal die ganz besondere Gewogenheit des Pabstes und des Churprinzen von Sachsen zur Erleichterung seiner Dürftigkeit benutzte. Er hinterließ keinen zur Vollkommenheit gebrachten Schüler, weil sein Leben hierzu allzukurz war. Diejenigen, die sich seinem Unterricht unterwarfen, behandelte er mit großer Freundlichkeit. Weil er seiner Schwächlichkeit wegen unaufhörliche Ausgaben hatte, und sehr bescheidene Preise auf seine Arbeiten setzte, erbten seine Kinder von ihm nichts anders als seinen Ruhm, und sein gutes Beyspiel. Er hinterließ zwey Töchter, Namens Charlotte und Clementine, von welcher oben Meldung geschehen ist, und die zwey Söhne Ludwig und Joseph. Der erste ist Concipist in der Staatskanzley, und hat sich den Ruhm eines starken Humanisten und zierlichen Dichters erworben. Der zweyte ist ein Baumeister, und besitzt eine tiefe Einsicht in die Theorie und Praktik der Architektur. Die Werke, worin er dieses augenscheinlich bewiesen hat, sind, die Ehrenpforte von den Farnesischen Gärten bey der feyerlichen Besitznehmung Pabstes Pius VI., eine Kirche bey den Augustinern zu Ripi, ein Stadtthor zu

*) Sein Briefwechsel mit diesen zweyen großen Männern findet sich in den Händen seiner Kinder.

zu Verolli, und eine Zeichnung für die neue Sakriſtey der Peterskirche, die ein wahres Meiſterſtück der Architektur war.

Peter Subleyras gehört zu der Anzahl der Originalgenies, die ſich einen eigenen Styl erſchaffen. Man kann nicht von ihm ſagen, daß er das Erhabene der Kunſt beſaß; jedoch fehlte es ihm im geringſten nicht an Stärke, Geſchmack und Fertigkeit, alle Theile deſſelben auszuführen. Im Stil hatte er viel ähnliches mit den ausgearbeiteſten Werken des Cortona, ob er ſich gleich in Frankreich unter Rivalz, der von ganz verſchiedenem Geſchmack war, gebildet hatte, ganz hierin dem Cortona gleich, der in der Manier von ſeinen Lehrern Commodi und Ciarpi ganz abwich. Subleyras zeichnete mit hinreichender Richtigkeit und überaus großer Leichtigkeit, er war aber gewohnt, alle Gegenſtände mit einer gewiſſen Art von Größe anzuſehen, und bey den kleinſten Theilen ſich wenig aufzuhalten. Das nemliche that er in dem Gewande, welches er zwar richtig, jedoch in ſeiner eigenen großen und maſchinenmäßigen Manier ausdrückte.

In ſeiner Jugend klagte Rivalz oft über ihn, daß er ſich der Zeichnung nicht genug befliſſe. Hierzu verleitete ihn die ungemeine Leichtigkeit, mit welcher er den Pinſel führte. Im Erfinden und Anordnen war er unerſchöpflich, jedoch immer mit der ihm eigenen Größe der Ideen, wodurch er im übergroßen maſchinen-

mäßigen Stil ganz vortreflich war, und hierbey noch den Vorzug hatte, daß er von den gemeinen Fehlern der Monotonie der Physionomie, der affektirten Gegensätze, und des Ueberflusses an Figuren frey war. Man findet in seinen Gemälden keine unnöthige Figur, und seine Körfe belebt ein wahrhafter und dem Subjekte angemessener Ausdruck. Sein Kolorit war feurig und lebhaft. In dunkeln Gegenständen brauchte er keine auffallende Schatten, und behielt, soviel möglich, die Lokalfarben bey. Mit der Perspektiv war er sehr wohl bekannt, und wußte die Würkung, welche Luft und Himmel auf die malerische Gegenstände haben, vortreflich nachzuahmen. Schatten und Licht theilte er mit vieler Beurtheilungskraft aus; daher auch seine Gemälde im Ganzen gut ins Auge fallen. Jedoch haben seine Figuren, vor sich selbst betrachtet, den Fehler minder erhoben zu seyn als sie könnten, und manchesmal die Umrisse allzuscharf zu entwerfen.

Wer sein größtes Verdienst kennen will, muß sein Abendmal zu Asti, und den h. Benedikt zu Perugia betrachten. In diesen Gemälden hat er seine ganze Stärke gezeigt. Reichthum der Erfindung, majestätische Anordnung, [illegible] meisterhafte und freye Zeichnung, ein sehr lebhaftes Kolorit, eine schöne Uebereinstimmung des Helldunkeln. Das Bild, welches er für die Peterskirche malte, ist seine beste Arbeit nicht. Er würde viel lieber die Kreuzigung des H. Petrus gewählt haben

haben, wovon er eine ganz vortrefliche Skizze entworfen hatte, die ſich in den Händen der Erben des Bailli von Breteuil befinden muß. Wer weiß aber, ob es beſſer gerathen ſeyn würde, weil er bey dieſer Arbeit allzu entkräftet und niedergeſchlagen war *). In der Skizze,

*) Die beſten Werke der neuern Zeiten ſcheinen der Peterskirche vom Schickſal nicht vergönnt zu ſeyn. Subleyras verfertigte ſein Gemälde, da ihm der Tod ſo zu ſagen ſchon auf den Lippen ſaß. Peter Bianchi, von welchem man ſehr viel erwarten konnte, wurde vom Tode überraſcht, ehe er das Gemälde vollendete, welches, Moſaiſch bearbeitet, ihn mehr Schande als Ehre bringen würde, wenn man nicht wüßte, daß das Original ein unvollendetes Werk iſt. Mancini, einer der beſten Schüler des Cignani, wurde erſt in ſeinem höchſten Alter für die Peterskirche zu arbeiten berufen, und that was er konnte, aber bey weitem nicht was er in friſchern Jahren vermocht hätte. Placido Coſtanzi, den man hierzu nicht hätte wählen ſollen, verfertigte ein Gemälde, das man kaum unter die mittelmäßigen zählen kann. Pompeo Batteni würde der Kirche mehr Ehre, als die vorigen, gemacht haben; allein aus unbekannten, oder zu verſchweigenden Urſachen, wurde ſein dazu beſtimmtes Gemälde nicht in moſaiſche Arbeit verſetzt. Da man endlich ein Meiſterſtück von Raphael Mengs erwartete, wurde er vom Tode überfallen. Würde man nicht beſſer thun, wenn man die beſten Werke aus den blühenden Zeiten der Kunſt hierzu wählte, ſo wie dieſes mit Raphaels Verklärung Chriſti, und des Guido Erzengel Michael geſchehen iſt?

die er von dem Gemälde des H. Baſilius entwarf, liegt ein viel größerer Werth, als in dem Gemälde ſelbſt. Die Gruppe des Kaiſers Valens und derer, die ihn aufrecht halten, iſt hier ſehr ausdruckvoll / und hat viel ähnliches mit der Manier des Rubens; im Gemälde ſelbſt iſt ſie der ſchwächſte Theil, der heilige Baſilius und die Miniſter des Altars hingegen ſind mit der größten Vollkommenheit bearbeitet. Eine ſo große Maſſe von Weiß im Hintergrund ſchicklich angebracht, und die Würkung des Lichts auf derſelben ſo treflich ausgedrückt zu haben, macht dieſem Meiſter unſterbliche Ehre.

Manchesmal gieng Subleyras von ſeiner Manier ab. Die Franzöſiſche Akademie zu Rom beſitzt von ihm ein Gemälde, welches Amor und Pſyche in ſehr feiner Manier vorſtellt, und es iſt von ihm ein Herkules, der den Titrus befreyet, vorhanden, der ſich, faſt wie die Werke des Valentin, wovon es vielleicht kopirt iſt, durch eine dunkele und ſtarke Manier auszeichnet. Dieſes und noch ein anderes Gemälde, welches das Kind Jeſus in natürlicher Größe vorſtellt, ſind mit einigen Skizzen bey ſeinen Söhnen befindlich.

Subleyras war auch ein ziemlich geſchickter Kupferſtecher. Von ſeinen Gemälden ätzte er mit Scheidewaſſer die von Moſes errichtete Schlange; das Abendmal im Hauſe des Phariſäers; vier Stücke aus den Fabeln des la Fontaine und aus den Novellen des Boccaccio gezogen, und eine Madonna mit dem Kin-

de Jeſus. Verſchiedene andere ſeiner Gemälde ſind von andern Meiſtern in Kupfer geſtochen worden. Die wir kennen ſind:

Der H. Baſilius der Peterskirche, vom Dominikus Cunego 1777.

Der Triumph der Ariadne, von Peter Parocel.

Der H. Camillus de Cellis, von Claudius Gallinaro 1747.

Die H. Katharina de Ricci, von Michael Soru 1746.

Petri Kreutzigung, von Barbault.

Das Porträt Benedikt XIV. von Rochus Pozzi 1741.

Das Porträt des Herrn Abts Tacchetti, von Felice Palanzani 1748.

Eins von ſeinen zweyen Gemälden zu Perugia, 1747.

Der Martertod eines Heiligen, von ihm gezeichnet.

Der Fürſt Vaini, wie ihm das blaue Ordensband durch den Herzog von Saint Aignan ertheilt wird.

Wenn man des Subleyras ſeine ausnimmt, ſo machen alle dieſe Stiche dem Original-Gemälden wenig Ehre.

Es iſt ſonderbar, daß Subleyras ſeit ſeiner Ankunft zu Rom die Antiken und Raphaels Gemälde ſehr fleißig ſtudirte, und von den Grundſätzen der

Kunſt nicht nur den richtigſten Begrif hatte, ſondern auch mit vieler Beredſamkeit darüber räſonnirte, ſobald er aber das Bleyſtift oder den Pinſel in die Hand nahm, ſich ſeiner Manier nicht erwehren konnte, und ſelbſt die Grundſätze ſeinem eigenen Geſchmack zu unterwerfen ſchien. So wahr iſt es, daß dieſer Mann dazu gebohren war, ſich einen eigenen Weg zu bahnen. Wäre er von ſeiner eigenen Manier, wozu er von Natur aufgelegt war, abgewichen, ſo würde er in der Kunſt wenig ausgerichtet haben. Der Punkt, worauf in der Bildung eines Künſtlers alles ankommt, beſteht, in der genauen Kenntniß eines Lehrers, wie weit er das Talent ſeines Schülers der Nachahmung unterwerfen darf. Geſchiehet hierin zuviel, ſo ſchlägt es nieder, und macht es untüchtig, ſich weit über das mittelmäßige zu erheben.

V.

Die Muſenalmanache

für

das Jahr 1789.

Eine Anzahl Worte, die zuſammengenommen etwas mehr Sinn haben als wenn ſie zuſammen gewürfelt werden wären, in Sylbenmaß und Reime zu zwingen iſt,

ist, wenn man es ja eine Kunst nennen will, eine so leichte Kunst, daß unter zehn Menschen, die in ihrer Kindheit zur Schule gegangen sind, kaum Einer ist, der sie nicht ziemlich bald weg haben würde, wenn er hoffen könnte, sein Brod eben so sicher damit zu verdienen als mit einem andern ehrlichen Handwerke.

Aber auch die Kunst ganz leidliche und so gar artige Verse zu machen, wenn man mit einem glücklichen Gedächtniß und etwas Witz begabt ist, und von früher Jugend an die Dichter seiner Muttersprache, besonders die Musenalmanache, fleissig gelesen und gesungen hat, ist so gar groß nicht, daß von zwanzig Personen die eine Art von gelehrter Erziehung genossen haben, nicht wenigstens zwey bis drey seyn sollten, denen es in ihrem Leben mehr als einmal gelungen wäre, oder sobald sie es versuchen wollen gelingen wird, irgend ein Hochzeitcarmen, einen Neujahrswunsch oder ein Bouquet zum Geburts- oder Nahmenstag einer guten Freundin, — ein Lied auf Frühling, Sommer, Herbst oder Winter, oder an ein Mädchen oder an den lieben Gott, — eine Romanze, wo der Geist eines in Verzweiflung gestorbenen Jünglings oder Mädchens erscheint, und ein Ungetreuer oder eine Grausame flieht, seufzt und stirbt — oder ein Epigramm auf dies oder jenes, mit oder ohne Honig und Stachel, — oder so etwas das einer Fabel oder Erzählung oder poetischen Epistel, oder wenigstens

einem launenhaften Einfall aus dem Stegreife, gleich ſieht, zu Stande zu bringen, das ſich im Nothfall in jedem Journale und in jedem poetiſchen Taſchenbüchlein unter ſeinesgleichen keklich ſehen laſſen darf.

Ich bin alſo keiner von denen, die ſich darüber verwundern, daß — wenn man alle die Genannten und Ungenannten, die in irgend einer Monatſchrift oder jährlichen Blumenleſe etwas Poetiſches haben drucken laſſen, Dichter nennen will — unter den fünf bis ſechstauſend Schriftſtellern, die jezt in Teutſchland leben ſollen, leicht ein paar hundert Dichter zuſammengebracht werden könnten, (ohne die zu rechnen, die ihre Schale noch nicht durchbrochen haben, oder nur erſt mit Bauchhaaren befiedert ſind) — im Gegentheil, ich ſehe nicht warum ihrer nicht zwey und dreymal ſo viel ſeyn könnten, oder was man — in ſo fern ſie dem gemeinen Weſen nicht läſtiger fallen als bisher — für Urſache hätte, ein großes Aufſehen darüber zu machen. Warum ſollten nicht auch in der Poeſie, ſo gut als in der Kunſt zu geigen oder Clavier zu ſpielen, gegen Einen wirklichen Virtuoſen, hundert Dilettanten mit mehr oder weniger Anlage, Fertigkeit und Geſchmack im Vortrage, ſich hören laſſen dürfen?

Vorausgeſezt, daß ein Verſemann noch etwas anders gelernt hat, womit er ſich und dem gemeinen Weſen dienen kann, oder daß er mit hinlänglichen Renten verſehen iſt, um ſich (mit Horaz zu reden) ſoviel Erbſenbrey

feinern und ſchwarzes Brodt ſchaffen zu können als wir Dichter ungefehr nöthig haben, um unſer tägliches Ambroſia mit einer etwas feſtern Koſt zu verſetzen — dieſe kleine Bedingung vorausgeſezt, giebt es, — wie beſagter Horaz in ſeiner Epiſtel an den großen Cäſar Auguſtus I. ſehr einleuchtend bewieſen hat — ſchwers lich ein unſchädlicheres Geſchöpf in der Welt als einen Dichter oder Dichterling; und rechnet man noch alle die kleinen Vortheile hinzu, welche die bürgerliche Geſellſchaft nebenher von ihnen zieht: ſo wäre es in der That höchſt ungütig (um nicht unbillig zu ſagen) wenn unſere Könige und Cäſar Auguſte weniger als bisher für dieſe harmloſe Autorklaſſe thun, und die Poeſie und Verſemacherkunſt, ich ſage nicht aufmuntern, ehren und belohnen, — wer wollte Ihnen ſo etwas zumuthen? — ſondern nur fernerhin, wie ſo manche andre brodtloſe Künſte, deren die Menſchheit eben ſo gut entbehren könnte, nicht gnädigſt dulden, und einem jeden ſo ſchlechte oder ſo gute Verſe zu machen erlauben wollten, als er kann und will.

Dieſe kleine Vorrede, die niemanden zu lieb noch zu leid geſchrieben iſt, und wenigſtens vor jedes Viertel-Jubeljahr eines jeden Muſenalmanachs mehr oder weniger paßt, ſteht hier nur deßwegen voran, um von der Verſicherung begleitet zu werden, daß ein Paar naſſauiſcher Blumenſammler, der zu beſtimmter Zeit ſein Körbchen oder ſeinen Blumentopf ungefehr voll

haben

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in den Palaſt des Königs von England.)

Malcolm und Macduff treten auf.

Malcolm.

Laß uns irgend einen einöden Schatten ſuchen, und dort unſre kummervollen Herzen leer weinen.

Macduff.

Laß uns lieber das tödliche Schwert feſt halten, und wie wakre Männer unſer zu Boden geſtürztes Leben ſchirmen; jeden neuen Morgen heulen neue Wittwen, ſchreyen neue Wayſen, ſchlagen neue Klagen an den Himmel an, der wie aus Mitleid abgebrochne Töne des Schmerzens wiederhallt.

Malcolm.

Was ich glaube, will ich bewcinen; was ich weiß, will ich glauben; und was ich ändern kan, ſobald ich die Zeit zum Freund habe, das will ich. Was ihr vorhin ſagtet, mag ſich vielleicht ſo verhalten. Dieſer Tyrann, deſſen bloſſer Name unſre Zungen lähmt, wurde nicht für ehrlich gehalten; ihr liebtet ihn, und noch hat er euch nicht beleidigt. Ich bin zwar jung; aber doch könntet ihr euch durch mich ein Verdienſt um ihn machen, es iſt Klugheit, ein ſchwaches, armes, unſchuldiges Lamm aufzuopfern, um einen erzürnten Gott zu beſänftigen.

haben muß, glücklich genug iſt, wenn ſich unter ſo vielen Blumen aller Arten, auch nur eine und die andere von unaemeiner Schönheit befindet, und unter den übrigen die meiſten ſich entweder durch ihren lieblichen und herzſtärkenden Geruch, oder durch die Anmuth ihrer Geſtalt und das Spiel ihrer Farben empfehlen. Sollte ſich auch hier und da ein unſcheinbares oder geruchloſes oder gar zu ſtark riechendes Grasblümchen mit eingeſchlichen haben, — nun, darüber wollen wir uns nicht formaliſieren; wer weiß wozu es gut iſt, oder wem es gefällt?

Ich will indeſſen damit nicht geſagt haben, als ob es nicht erlaubt ſey, ja vielleicht zu merklichem Nutzen und Frommen des gemeinen Poetiſchen Weſens gereichen könnte, wenn eine etwas ſcharfe Reviſion und kritiſche Sichtung über dieſe Producte des teutſchen Parnaſſes ergienge. Der Nahme Blumen iſt freylich ein eben ſo bequemer als lieblicher und einladender Nahme: aber man muß nicht vergeſſen, daß die Blumen, die man uns hier anbietet, nur figürliche, oder, eigentlicher zu reden, nur gemachte Blumen ſind, wobey alles darauf ankommt, wie gut oder ſchlecht ſie gemacht ſind. Ich will ja wohl, wenn man es ſchlechterdings ſo haben will, glauben, daß zuweilen, in einer wundervollen Begeiſterung, oder in einem Augenblick von glücklicher Laune, auch eine Blume des Geiſtes ohne alles Zuthun der Kunſt hervorſproßen könne, und ich ſehe eine ſolche Blume, wenn ſie ſchön

ist, mit eben so viel Respect vor der Natur an, als ein jedes anderes Werk das aus ihren Händen kommt; nur muß derjenige, der sich dabey als bloßes Werkzeug verhalten hat, der Natur auch die Ehre davon allein überlassen, und nicht ernten wollen, wo er nicht gesäet hat. Denn es ist doch wohl eine ausgemachte Sache, daß der Mensch bey allem was er hervorbringt nur in sofern an einiges Verdienst Anspruch machen kann, in so fern das Hervorgebrachte ein Werk seines Nachdenkens, Geschmacks und Fleisses, d. i. seiner Kunst ist, wozu ihm die Natur nichts als Anlage, Materialien und Modelle geben konnte.

Wenn also, wie ich vermuthe, unsere Blumen-Dichter, um nicht allem gerechten Anspruch an Verdienst und Beyfall entsagen zu müssen, lieber eingestehen werden, daß ihre Blumen nur künstliche sind: so würden sie es auch, denke ich, nicht übel nehmen können noch wollen, wenn die Kritik sie dieser ihrer Producte wegen zu eben so strenger Verantwortung ziehen würde, als einen andern, der sein Werk gerade zu für Composition oder Kunstwerk giebt, und seinem Genius (wenn er einen hat) und dem begeisternden Hauch der Musen (die wir ohnehin nur mit den Augen des Glaubens sehen) nicht mehr Einfluß dabey zuschreibt, als irgend eine äussere Ursache haben kann, die seine Arbeit begünstigt, seinen Kopf erheitert, seine Lebensgeister erfreut, mit Einem Wort, ihn aufgelegter

ter macht, gut zu arbeiten. Die Duldung, deren ich oben erwähnt habe, benimmt der Kritik nichts von ihren Rechten; und wenn es einem jeden erlaubt seyn muß zu machen was er kann, und sein Werk, wie groß oder klein, wie wohl oder übel gerathen es seyn mag, öffentlich auszustellen: so muß es nicht weniger einem jeden, (selbst einem Schuhflicker, so fern er nicht ultra crepidam urtheilt) frey stehen daran zu loben oder zu tadeln, was ihm lobens oder tadelswerth scheint. Hätten wir Aristarche in unserm Mittel, die mit allen Eigenschaften des ächten Kunstrichters begabt, zu Gerichte säßen und auch nicht die kleinsten Flecken, die

des Dichters Fleiß entwischt sind, oder weil
er doch nur Mensch ist, nicht verhütet wurden,

nicht ungerügt ließen, wie sehr sie auch Verzeihung verdienten; so würde sich die Kunst, in jeder Betrachtung, nur desto besser dabey befinden. Mich dünkt, der Mangel eines solchen kritischen Areopagus habe sich seit geraumer Zeit sehr merklich spüren lassen.

Ich möchte wohl wünschen, unserm poetischen Wesen, was diesen Punkt betrift, mit etwas mehr als meinen guten Wünschen dienen zu können. Aber non omnia possumus omnes. Ich erkenne nur allzudeutlich, wie viel daran fehlt, daß ich mich zu einem Kunstrichter von Profession aufwerfen könnte, ohne sehr unbescheiden zu seyn. In der That bin ich nichts als ein bloßer Dilettant im eigentlichen Verstande, der

auf

aus wahrer Liebhaberey und einem gewiſſen verführeriſchen Inſtinkte, der ſtärker war als alle Vernunftſchlüſſe die ihn hätten abſchrecken ſollen, die Kunſt, wovon hier die Rede iſt, von ziemlich frühen Jahren an ſelbſt getrieben hat. Ich muß es geſchehen laſſen, wenn man mich, indem ich dies ſage, lachend an den Vater des bürgerlichen Edelmanns erinnert, der die Tuche und Zeuge, wovon er aus Liebhaberey immer einen großen Vorrath in ſeinem Gewölbe hatte, nur für ſeine guten Freunde ausſchnitt: aber es iſt darum nicht anders als ich geſagt habe. Freylich, wie man bey dem was man liebt ſich leicht vergißt und ihm oft mehr Zeit aufopfert als recht iſt, ſo begab es ſich denn auch, daß der Liebhaber, indem er bloß eine unſchuldige Neigung zu befriedigen dachte, ſich unvermerkt lange genug mit beſagter Kunſt abgab, daß manche vielleicht denken könnten, er ſollte in ſo langer Zeit (es ſind in der That leider! über vierzig volle Jahre) durch ſo mancherley Uebungen es endlich doch wohl wenigſtens bis zum dritten Grade der poetiſchen Maurerey gebracht haben. Aber ach! was der große und weiſe Hippokrates von ſeiner eigenen divinatoriſchen Kunſt ſagt, gilt von jeder andern, und von der ſchönſten und ſchwerſten der Muſenkünſte, die gewiſſermaßen alle übrige in ſich begreift, vielleicht mehr als von jeder andern, — die Kunſt iſt eine lange Laufbahn, das Leben kurz, der Schwierigkeiten viel. —

Wer

Wer wagt es zu sagen daß er die Bahn durchlaufen habe und gekrönt am Ziele sitze?

Wie viel oder wenig Recht, über Poetische Dinge zu urtheilen, einem, also auch eine gewisse durch Erfahrung erlangte Sicherheit des Geschmacks (die uns doch nicht immer gegen alle Täuschung sichert) geben mag, so wiederhohle ich doch, daß ich von den Neuigkeiten, womit uns die Musenallmanache für 1789 beschenkt haben, nur als bloßer Liebhaber der Kunst reden werde, der die Wirkung, welche die Virtuosen, die sich hier hören lassen, auf sein Ohr und seine innern Sinne machen, zur Regel seines Urtheils nimmt, ohne daß er sich anmaßt, den wahren Gehalt und Werth eines jeden Stücks bey Aesen und Gränen abzuwägen, oder daß er sich dadurch anheischig gemacht haben will, mit irgend einem Meister oder seinen Freunden und Jüngern sich über die Aussprüche seines Gefühls in ein kritisch-rechtliches Verfahren einlassen zu müssen. Soviel zum Voraus, um, wo möglich, einander recht zu verstehen, und allen Mißdeutungen zuvorzukommen. Und nun erstens zu dem —

Vossischen Musenalmanach für 1788.

Hätte ich einen Preis zu geben, so würde ich versucht, vor allen den 105 Stücken *) woraus die Samm-

lung

*) Die Vossischen Uebersetzungen, da sie in ein ander Fach gehören, abgerechnet.

lung diesmal besteht, dem Elysium (S. 107) zu geben einer kleinen Komposition, die mir den feinen Genuß dieser fast ununterbrochenen Melodie der Empfindung, und dieses reinen Zusammenklangs der Bilder, der Sprache, des Rhythmus und des Reims, worin, däucht mich, die wahre poetische Musik bestehe, gewährt hat. Es ist ein leichter, lieblicher Morgentraum, aus den anmuthigsten Bildern wie aus elysischen Myrthendüften gewebt, eine magische Vision, so geistig sinnlich, so transparent, so unwesentlich, so süßathmend — wie Elysium selbst. Wie glücklich hat der Dichter in den vier letzten Stanzen die schönsten Formen und Ideale, die für eine empfängliche und an das dichterische Ambrosia gewöhnte Phantasie den meisten Reiz haben, zusammen gezaubert, und wie meisterhaft sie durch den Ton, der das so lebhaft und doch nicht zu bunt colorierte Ganze zusammenhält, zu verschmelzen gewußt! Auch die Wahl des trochäischen Rhythmus beweiset sein zartes Gefühl des Schicklichen, ohne welches alle andern Gaben, womit die Feen des Helikons einen neugebohrnen Dichter beschenken können, an ihm verlohren sind. Man transponiere es in Jamben, Daktyle, oder irgend eine gemischte Versart, und der ganze Effekt dieses Zauberliedes wird auf einmal verschwunden seyn.

Hier sollte ich vielleicht aufhören, und würde es auch gewiß thun wenn ich dreißig Jahre jünger wäre.

T. M. Jänner 1789.

Wie viel hat nicht ein junger Liebhaber in Abſicht des Genuſſes vor einem alten voraus, der mitten in der Wonne, die ihm das Anſchauen eines ſchönen Werkes giebt, jeden kleinen Fehler zu ſehen genöthigt iſt, den jener Glückliche in dem ſüßen Taumel, worin ſeine von vielen Schönheiten und angenehmen Gefühlen überraſchte Seele ſchwimmt, gar nicht wahrgenommen hat! Doch dieſer Vortheil iſt vielleicht nur anſcheinend; oder wenigſtens wird der Andere durch den ruhigern und innigern Genuß des wirklich Schönen, für die Fleckchen oder Närbchen, die er ungern wahrnimmt, reichlich entſchädiget. Alſo noch ein paar Worte, mein poetiſches Gewiſſen zu befriedigen!

Il eſt ſans doute permis à un jeune écolier d'employer l' *hyperbole; ſans elle il n' exiſteroit point de louange* — ſchreibt der große König an den alten Philoſophen vel quaſi Dalembert *) Es iſt kein Lob ohne Uebertreibung möglich; und allerdings iſt dies in ſo fern wahr, als es nicht möglich oder ſchicklich iſt das Gute und das Mangelhafte einer Sache in Einem Athemzuge zu ſagen. Die Mängel oder Flecken, von denen das Lob ſchweigt, machen zuſammen gerade das aus, was daran zu viel iſt.

Die Könige haben das vor uns andern Erdenſöhnen, ihren demüthigen Brüdern in Adam, voraus, daß ihnen nicht leicht jemand ihre Fehler ins Geſicht ſagt

*) Oeuvr. de Frederic II, vol. XI. p. 314.

ſagt. Dies war auch ordentlicher Weiſe der Fall des großen Königs geweſen: und es war alſo ganz natürlich, daß er die Hyperbole für die eigene weſentliche Form des Lobes hielt.

Da der Dichter Elyſiums kein König, ſondern mein guter Freund, und ein ſehr beſcheidener, die Muſen (wie ich glaube) über alles liebender Mann iſt, ſo wird er gewiß nicht übel finden, wenn ich — um das Lob, daß ich ſeinem ſchönen Emaille-Gemälde aus vollem Herzen ertheilt habe, von aller Hyperbole zu reinigen — einiger ſehr kleiner Mängel erwähne, die mich verhindern, es geradezu für das zu halten, was Horaz ein novem musis coelatum opus nennt. Es ſind freylich nur Kleinigkeiten, denen man, nach dem feinſten und billigſten aller Kunſtverſtändigen, um ſo mehr Verzeihung ſchuldig iſt, weil der Fehler nicht ſowohl an dem Dichter als an dem Inſtrumente liegt, worauf er ſpielt.

Denn immer giebt
die Saite nicht den Ton, den Seel' und Hand
verlangte, giebt nur allzuoft
für einen tiefern einen höhern an.

Gewiß hat der Verf. Elyſiums die unſäglichen, und vermuthlich von wenigen Allemannischen ſowohl als Ober- und Niederſächſiſchen Verſemännern, aus guten Urſachen, recht gefühlten Schwierigkeiten, auch hier erfahren, die unſre ungeſchmeidige Sprache — die

von der Mutterſprache der Muſen und ihrer jüngern Nebenbuhlerin in Abſicht der muſikaliſchen Eurythmie ſo ſehr abſticht, einem armen Dichter entgegen ſetzt, wenn er dieſer leztern mit einiger Leidenſchaft nachſtrebt. Darf ich es herausſagen? Die Zumuthung mit Sackpfeiffen, Strohfideln, Maultrommeln, Kühhörnern und Nachtwächterſchnurren ein liebliches Conzert zu Stande zu bringen, wäre kaum eine ſchwerere Aufgabe (wiewohl ſie nichts ſchlechterdings unmögliches ſeyn mag) als dieſe wäre, in einer ſo rauhen, und zugleich ſo langſam ſich fortſchleppenden Sprache wie die unſrige, einige Duzend ſo harmoniöſe Stanzen zu machen, *) ich will nicht ſagen wie Taſſo oder Meta-

*) Ich kann mir nicht helfen — die teutſche oder deutſche Sprache, die durch dies d in ihrem Nahmen nicht viel an Lieblichkeit gewinnen wird, mag eine Menge anderer Tugenden haben, die ich ihr nicht ſtreitig mache, und anderswo überflüſſig angeprieſen habe — aber ſo weit geht mein Patriotismus nicht, daß ich den ungeheuren Nachtheil nicht in ſeiner ganzen Gröſſe fühlen ſollte, den ein teutſcher Dichter in Rückſicht auf alles was die muſikaliſche Schönheit eines Gedichtes ausmacht, nicht nur gegen die Italiäniſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen, ſondern ſogar gegen die Polniſchen, Lettiſchen, und Gott weiß welche andre barbariſche Nordöſtliche Sänger, ſich gefallen laſſen muß. Experto credite. Ich habe einige Verſuche gemacht, die mir, wegen der Zeben Jahre wenigſtens, um die ich ihrentwegen früher als ſonſt in den

Metaſtaſio, ſondern wie der gemeinſte Arkadiſche Hirt auf Einem Beine ſtehend, Schockweiſe von ſich geben

den Zuſtand, worin D. Swift vor ſeinem Tode vegetierte, zu kommen Hoffnung habe, das Recht geben, unangeſchnarcht über dieſen Punkt die Wahrheit zu ſagen. Man kann ſie vor der Hand um zweyer Abſichten willen nicht zu oft wiederhohlen. Die eine iſt, um den Herren und Damen, die ſich zarterer Ohren zu erfreuen haben als der große Hauffe, wo möglich einleuchtend zu machen, daß es dem Meſſer Ludovico leichter wurde alle 46 Geſänge ſeines *Orlando* in *ottave rime* zu ſetzen, als irgend einem teutſchen Dichter, 46 ſchöne Stanzen in unſrer tüdesken Sprache ganz tadellos herauszubringen, und daß alſo der Titel eines teutſchen Arioſt kein ſo großes Compliment und Gnadengeſchenk iſt als die Herren und Damen glauben. Die andre Abſicht iſt: damit alle und jede Dichter, die in unſrer Sprache, ſie ſey nun wie ſie wolle, keine wohlklingende Verſe zu machen wiſſen, ſich endlich einmal überzeugen möchten, daß ſo genannte Verſe (in welchem Metro, gilt gleichviel) die einem muſikaliſchen Ohre die Tortur geben, ſchlechterdings nichts verdienſtliches haben; und daß nach ſo vortreflichen Muſtern unſrer Vorgänger und Zeitgenoſſen, eines Hagedorn, Gleim, Utz, Rammler, Voß, Götz, J. G. Jacobi, Gotter, Hölty, u. a. m. und vor allen, des großen Mannes, der unſre Sprache zuerſt in den Homeriſchen und Virgiliſchen Vers und in die ſchönſten lyriſchen Rhythmen der Alten ſich ſchmiegen gelehrt, und in dieſem allem (einige vielleicht zu ſubtile Eigenheiten abgerechnet) die

Macduff.

Ich bin kein Verräther.

Malcolm.

Aber Macbeth iſts. Macht und Würden können einen tugendhaften Character verfälſchen. Ich bitte euch um Vergebung; meine Gedanken können euch zu nichts anders machen als ihr ſeyd; Engel glänzen immer fort, ob ſchon die glänzendſten fielen: wenn gleich alle böſen Dinge die Geſtalt des Guten annähmen, ſo muß doch das Gute immer dieſe Geſtalt behalten.

Macduff.

Ich habe meine Hoffnungen verlohren.

Malcolm.

Vielleicht eben da, wo ich meine Zweifel fand. Wie? ihr ſolltet in ſo gefährlichen Umſtänden euer Weib und eure Kinder, dieſe koſtbaren Pfänder der Liebe verlaſſen, ohne auch nur Abſchied zu nehmen? -- Ich bitte euch, treibet mich nicht weiter; meine Beſorgniſſe ſollen euch nicht beleidigen, ſondern nur meine Sicherheit ſeyn: ihr könnt ein ſehr rechtſchaffner Mann ſeyn, ich mag denken was ich will.

Macduff.

So blute dann, blute, mein armes Vaterland! und du, eingethronte Tyranney, ſetze dich feſte, denn Redlichkeit darf dich nicht erſchüttern -- Dulde du deine Kränkungen, dein Titel iſt beſtätiget. Gehabe dich wohl, Lord. Um allen

den

kann. Aber am allerſchwerſten iſt es, etwas dergleichen in bimetriſchen Trochäen mit alternierenden Reimen zu Stande zu bringen. einem Rhythmus, der in unſrer zum Jamben ungleich geſchiktern Sprache nur mit großer Mühe den Geſetzen des ſchönen poetiſchen Perioden zu unterwerfen iſt. Denn wiewohl ſie gerade bey dieſer Versart weniger ſtreng als bey andern ſind, ſo ſind ſie es noch immer genug, um dem Dichter (der an ſo viel anderes zu denken, ſo vielerley Fehler zu vermeiden, und ſo vielerley Schönheiten mit dem Wohlklang des Numerus und Reims zu verbinden hat) läſtig zu fallen, und ihn in Verlegenheiten zu ſetzen, woraus er ſich oft nicht anders als mit irgend einer Aufopferung helfen kann, die ihm ſelbſt gewiß ungleich mehr Unluſt macht als dem Leſer.

Ich müßte mich ſehr irren, oder Hr. M. hat in einer beträchtlichen Stelle dieſes Gedichtes mit Schwierigkeiten dieſer Art, nicht ohne einigen Verluſt, zu kämpfen gehabt. Sie fängt mit der zweyten Stanze an, und endet ſich mit der erſten Hälfte der vierten. Die Bemerkungen, die ich über ſie zu machen habe, nöthigen mich, ſie dem Leſer ganz vor Augen zu ſtellen.

Frey-

vollkommenſten Modelle aufgeſtellt hat, — daß, ſage ich, nach ſolchen Muſtern, die Rauheit und Ungeſchmeidigkeit unſrer Sprache als keine Entſchuldigung für Verſe ohne Harmonie und Rhythmus angenommen werden kann.

Freudigschauernd in der Fülle
hoher Götterseligkeit,
grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Psyche deine Dunkelheit.
Wonne! wo kein Nebelschleier
ihres Urstoffs Reine trübt;
wo sie geistiger und freier
den entbundnen Fittig übt;

Zur Unsterblichkeit erhoben,
in verherrlichter Gestalt,
wie aus Aetherlicht gewoben,
unter Geisterchören wallt;
die sich naht mit süßem Beben
heilges Thal, wo, rein wie Gold,
Abendhülle von Laubgeweben,
die verschwiegne Lethe rollt;

Schöpfet; trinkt, und nicht vergebens!
schnell in seiner Fluthen Grab
sinkt das Nachtstück ihres Lebens
wie ein Traumgesicht hinab.

Es ist etwas in dieser Stelle, das mich die Schönheit des Bildes, das sie darstellt, nicht ganz rein genießen läßt; und dies Etwas liegt nicht in der Sache, nicht in den Bildern, nicht in der Wahl der Worte, u. s. w. sondern in der Construction der ganzen Periode. Um mich, so viel möglich, meinen Lesern ver-

ſtändlich zu machen, muß ich damit anfangen, den Inhalt derſelben, von Sylbenmaß und Reim entfeſſelt, in der natürlichſten Ideenfolge vorzutragen.

Der Dichter, vermöge ſeiner unbeſchränkten Sehkraft, ſieht Pſychen, oder die Seele, im elyſiſchen Haine, der das Thal der Seligen, das eigentliche Elyſium, umgiebt, ankommen. Mit frohem Schauer, voll göttlicher Seligkeit, grüßt ſie dieſe neue Welt, wo ſie, der irdiſchen Hülle entflohen, und befreyt von dem trüben Nebel der ihren reinen Urſtoff einſt umgab, ihre entbundenen Flügel freyer und geiſtiger gebrauchen kann. Unſterblich und in einer ätheriſchen Lichtgeſtalt ſchwebt ſie unter Chören von Geiſtern daher. Jetzt naht ſie ſich mit ſüßem Beben dem heiligen Thale, wo der Fluß der ewigen Vergeſſenheit, die ſtille Lethe, unter Gewächſen von Laub, dahinfließt; ſie ſchöpft, ſie trinkt, und plötzlich iſt ihr als ſinke die ganze Erinnerung ihres Erdenlebens wie ein Traumgeſicht in Lethe's Fluthen hinab.

Meines Bedünkens hätte dieſes Gemählde, immerhin noch etwas lebhafter (wie der Dichter auch gethan hat) colorirt, aber ungeſtört in der angegebenen Construction, d. i. in zwey oder drey verſchieden gebildeten Perioden, wenn die Verſifikation und der Reim, ohne dieſe Construction merklich zu ſtören, hinzugekommen wäre, einen ſehr guten Effect gethan. Aber dieß iſt eben die Schwierigkeit, womit der Dichter zu kämpfen

kämpfen hatte! Und nun laßt uns ſehen, wie er ſich herausgezogen.

Er bringt das ganze Gemählde in eine einzige Periode von zwanzig Zeilen; denn wir müſſen uns die nicht ganz richtige Punctuation des Originals nicht irre machen laſſen. Es ſtehet im 4ten Verſe der zweyten Stanze nach dem Worte Dunkelheit kein Punkt, da das darauf folgende „wo kein Nebelſchleier ꝛc. ſich unmittelbar auf dieſe Dunkelheit, d. i. den elyſiſchen Hayn beziehet. Indeſſen möchte dieſe Länge der Periode immer hingehen, wenn ihre Glieder in einem ſchönen ebenmäßigen Verhältniſſe ſtünden, oder der Fluß der Rede leicht und ungeſtöhrten in ſeinem Ufern, dem Rhythmus und dem Reim, dahinwallte. Aber da die Conſtruction mit wo ſie durch dieſe ganze lange Periode herrſcht, und dieſes wo ſie bey jedem Gliede in Gedanken wiederholt werden muß — wo ſie ihrem Ziele eilt — wo ſie unter Geiſterchören wallt, — wo ſie dem Thale ſich nahet wo die verſchwiegne Lethe rollt — wo ſie ſchöpft — wo ſie trinkt u. ſ. w. und da überdies die äuſſerſte Mathematik des Reims (die der Dichter freylich unter angenehme mahleriſche Züge geſchickt zu verſtecken weiß) zumal bey einer ſolchen Conſtruction, das mehrere Auswahlen einiger Bilder unvermeidlich machte; ſo konnte es nicht wohl anders ſeyn, als es muſte ein Mißverhältniß der Glieder und dadurch eine Aſthetiſche

mit im Ganzen entstehen, die, wie mich dünkt, auch von denen gefühlt werden muß, die sich nicht bewußt sich machen, warum es eigentlich liegt. Natürlicher Weise sollte die Concretion der Völker die uns darzu stellt werden eben so rasch aufgefaßt seyn, wie sie fertig ist; wir sollten mit Blicke verstehen: aber das unglückliche „wo für" stößt uns an die Dunkelheit, wo wir sie zuerst erblickten; und sogar indem sie uns der Lehre fähigst und reinst, werden wir durch diese Construction vom Raume hinaus in den endlichen Raum, wo alles das vergeht, verhängnißvoll. Unter dies kann ich mir, wie gern ich auch wollte, nicht vorstellen, daß der Baum, wie aus Aethenlicht gewoben und das Automobien der Erde, durch sein wie Gold und Edelstein von Sonnenstrahlen, diese Ausdünstungen sind, die zwar dem Raum erfüllen, aber die Thore nicht aufhalten; nicht denen zu sagen, daß die vom Himmelsraume Lehre nicht wollen; und daß Pferde, die sich dem Thale wo Lehre weht, auch nicht so plötzlich scheuen und wenden sollte, ehe sie noch an Ufer der Lehre angekommen ist. Auch weiß ich nicht, ob ein Verurtheilter Thor, den ein verhöhnender Doctor ewig unbewußt machte, und der von so viel Tausend Erdgeschöpfen wie Pferde ist, verschmäht wird, damit genug sey sein, um seine Dunkelheit, wie der Völker in der jetzigen Lage gethan hat, zu einer Tugendlehre zu machen.

Die

Nur noch ein Wort, und ich bin fertig. Ich finde das Bild, das uns die unmittelbare Wirkung des verhängten Trunks schildert, so schön, daß ich es auch unendlich zu sehen wünschte.

Schnell in seiner Fluthen Graß
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
wie ein Traumgesicht hinab.

Ist seinen fluthen hier ein Schreibfehler, oder was ist es? Wann das Vorwort auf Leibe gehen soll, so muß es ihrer heißen, und dann entstünde, durch die unmittelbare Wiederhohlung dieses nehmlichen Vorworts im folgenden Verse, eine kleine Kakophonie, die zum Ueberfluß mit einer Art von Doppelsinn *) behaftet wäre, der zwar den Sinn nicht zweydeutig machen kann, aber doch immer soviel möglich vermieden werden muß. Geht das Vorwort seiner aber auf das Thal, wo Leibe rollt, so fürchte ich, es möchte fast zu hart seyn, den Lethe seine (des Thales) Fluthen zu heißen; und überdieß wäre es auch schon zu weit von diesem nächsten Vorwort entfernt.

Man wird mich für einen mächtigen Mikrologen halten, aber es habe diese Mikrologie (niemand zu Leide gesprochen) von den großen Meistern der Kunst

*) Eine ähnliche Amphibolie hat die dritte Zeile der dritten Strophe, wo man einen Augenblick anſteht, ob dies Fürwort auf die Feſtalt in der zweyten oder auf Blicke in der erſten Zeile gehe.

unter den Alten und Neuern gelernt, und bloß in der Beobachtung einer unendlichen Menge solcher kleiner Kleinigkeiten, die einem guten Dichter endlich zur andern Natur wird, liegt der vermeyntliche Zauber, den so viele Leser an schönen Gedichten finden.

Noch muß ich bemerken, daß der Mangel an Eurythmie, der mir in der dritten Stanze etwas auffallend war, es kaum anders als bey lautem Lesen des Gedichtes werden kann. Hundert stille geneigte Leser schlüpfen über so etwas hin, ohne das geringste zu finden, das sie aufhält, und wohl bekomme es ihnen! Aber ich besorge, solche Leser schlürfen eben so leicht auch über die feinsten Schönheiten hin.

Ich wäre nicht so umständlich gewesen, an einem so schönen Gedichte alle kleine Flecken zu rügen, die ich wahrzunehmen glaubte, wenn es mir nicht sowohl gefallen hätte, daß ich seine erste Hälfte eben so untadelich sehen möchte als die zweyte, die, nach meinem Sinne leuter Musik, und bey der schönsten Harmonie der Bilder und Farben, ein Muster der lieblichsten Versifikation in dimetrischen Trochäen ist.

Noch ein Gedicht von eben diesem Verfasser, die Elegie am Genfersee verdient ausgehoben, und als ein würdiges Seitenstück zu seinem Elysium aufgestellt zu werden. Wer den Genfersee gesehen hat, wird die schöne Fiktion sehr natürlich finden, die das Wesen

dieſes Gedichts iſt, und dem Wunſche des Dichters, ſich hier eine Hütte bauen zu können — als dem eigentlichen elegiſchen Theile dieſer Elegie, zur Haltung dient: aber ſo natürlich ſie iſt, ſo mochte ſie doch manchen Mitbrüdern des D. nicht eingefallen ſeyn. Dieſes doppelte, ſo ſchön kontraſtierende Gemälde der herrlichen Gegend von Genf, wie man ſie ſich in ihrer uralten Wildheit denken kann, und wie man ſie jetzt in der prächtigen und reitzenden Geſtalt, die ihr der Genius der Künſte, lange Cultur, Reichthum und Geſchmack gegeben haben, vor Augen ſieht, iſt der Geſichtspunkt, aus welchem ſich ein ſolcher Anblick dem Dichter darſtellt, deſſen Blick, durch eine immer zugleich mit ſeinem körperlichen Auge ſehende Imagination geſtärkt und erweitert, ihm im Gegenwärtigen zugleich die Vergangenheit und die Zukunft, wär' es dieſe auch nur durch Wünſche, darſtellt. Alles an dieſem ſchönen Gemälde, Erfindung und Zuſammenſetzung, Ausdruck und Ton der Farben, hat meinen vollen Beyfall; alles iſt kräftig und warm, alle Bilder ſtehen in einem natürlichen wohl vertheilten Lichte, das Colorit iſt (wie es die Sache erforderte) nicht ſo bunt und ſchimmernd als im Elyſium; aber, der Antheil, den das wirkliche Gefühl des Dichters an dem ganzen Produkt hatte, giebt ihm dafür eine Art von Intereſſe, das jene Zauberviſionen nicht hat, aber entbehren kann. Auch der Sprache und Verſifikation gebührt vieles Lob, und der alternirende zehn und eilfſylbige Jambus, den

Her-

Hr. M., nach dieser Probe zu urtheilen, sehr gut zu behandeln weiß, scheint für die Seelenstimmung, die in diesem Gedichte herrscht, für die Stimmung der Elegie, worin Traurigkeit und Melancholie nicht der herrschende Ton ist, das angemessenste Metrum zu seyn.

Wie froh bin ich, daß ich den Preis, den ich zu vergeben haben möchte, wenigstens in Gedanken nicht schon zu voreilig weggegeben habe! Wäre es auch nur ein Kränzchen von Immergrünlieber oder Vergißmeinnicht, so würde ihn, wie ich hoffe, die liebenswürdige junge Mutter nicht verschmähen, deren schöne Seele die reinsten und heiligsten Mutterempfindungen für ihr noch ungeborenes Kind, S. 104. in einer so guten Sprache, mit der glücklichsten Lebhaftigkeit, in den lieblichsten Tönchen ausgesprochen hat. Die Dichterin, mit L. B. g. W. unterzeichnet, die das gewiß, was eine junge Mutter mit einer jungfräulichen Seele zu empfinden fähig ist, so schön zu singen weiß, kann nicht erst in einem begeisterten Augenblick zur Dichterin geworden seyn; das Vollendete dieser Lieder zeugt von einem stillen und vertrauten Umgang mit den Musen, und vielleicht sind in ihr eine deutsche Desbordes und noch mehr.

Herr von Matthisson, einer von den Dichtern, die mich vorzüglich das Herz abgewinnen, indem sie Empfindungen

dung und Imagination durch die Kräfte Harmonie und der Geschichte, wahrer Dichter und schöner Betrachter der Natur, hat diese an guten Gründen so reiche Sammlung mit vier Dichtern beschenkt, von denen immer das so man singt, das schönste scheint. Denn auch diese scheint man sie, wenn ich so sagen kann, anders singen, wie Cicero von dem Bilde der Gerechtigkeit des zu Agrigent sagt. Die Natur selbst scheint sie der Poesie vorgesungen zu haben, die sie in die Laute ihres geliebten Dichters wieder singt. Auch der glückliche Behandlung der Motive kann, dünkt mich, nur in einem gemeinschaftlichen Gedanken zu solchen Bildern begeistert werden, wie die Elegie, S. 179. das Lied beym Amatonte, S. 151. und das Mittagslied für Mädchen, S. 133. Die Abendphantasie, S. 198. im schönsten Ton ruhiger Worte, ist ein Muster von Mischung in dieser lyrischen Dichtart, so wie die Ode selbst das schönste, Abendstück unmittelbar nach der Natur gemalt; vielleicht das einzige freiere Bild in dieser Sprache, das durch seine Wahrheit einleuchtet. Das Bild alles dessen, was Er selbst gesehen und empfunden hat, wächst, sagt Dalp eben so rein und lebhaft, wie es sich in die Seele des Dichters einbildete, so daß Imagination das Leben wiederscheinen macht, und durch die erste und letzte Strophe dieses ganze ein Gemälde der Harmonie, eine stille Mittagsruhe der Schöpfung verbreitet, die sich auch dem Leser mittheilt, und den Zauber dieser Art von Gedichte vollkommen macht.

den Raum, den der Tyrann in ſeinen Klauen hält, und den reichen Oſt dazu, wollt ich der Elende nicht ſeyn, für den du mich anſiehſt.

Malcolm.

Werdet nicht unwillig; was ich ſage, kommt nicht eigentlich von einem Mißtrauen her, ſo ich in euch ſeze. Ich denke unſer Vaterland ſinkt unters Joch, es weint, es blutet, und jeder neue Tag iſt eine neue Wunde zu ſeinen vorigen. Ich zweifle nicht, es wurden Hände für mein Recht aufgehoben werden; und hier bietet mir Englands mitleidige Freundſchaft etliche Tauſende an. Aber geſezt auch, ich träte endlich auf des Tyrannen Haupt, oder trüg' es an der Spize meines Schwerdts, ſo wird mein armes Vaterland nichts dabey gewinnen; es wird nur noch mehr Gebrechen haben, als zuvor, und von ſeinem Nachfolger noch mehr und auf eine mannichfaltigere Art leiden als jemals.

Macduff.

Und wer ſollte der ſeyn?

Malcolm.

Mich ſelbſt meyn ich, (*) mich, in welchen alle beſondre Laſter ſo eingepfropft ſind, daß wenn ſie ſich aufthun und ausbreiten werden, der ſchwarze Macbeth ſchnee-weiß ſcheinen, und der arme Staat ihn, mit meiner grenzenloſen Bosheit verglichen, für ein mildes Lamm anſehen wird.

Macduff.

(*) Dieſe Unterredung Malcolms mit Macduff iſt aus den Chroniken von Schottland genommen.

Pope.

[illegible]

Der Teutſche Merkur.

Februar 1789.

I.

Fortſetzung der Nachrichten von und für Schleſien.

(M. T. M. 1788. Dritt. St. pag. 6. Nov. St. pag.)

3.

Einfache Nachahmung der Natur, Malerey, Dicht.

Es ſtehen nicht Vorſichtige zu ſeyn, genau nachzuahmen, und wir und bey vielen Worten denken, welche wir Dinge brauchen werden. Denn wenn man ſich genau nach beſtimmten Worten hätte zu Schriften können, wenn ſie gleich durch Synonymen Worte beſtimmt zu ſeyn ſcheinen; ſo brauchte man doch gleich zu verſtehen zu ſo wenn eigenen Sinnen, und durch ſich nicht eine genaue wären, ſo hätte der Schreiber es bey Dingen ſchon ſo, wo beſtimmt angenommen werden ſoll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künſtler, der von dem man die natürliche Natur verwechſeln muß, es bey Fällen hat, wenn

dem

len würde, wenn man sich ängstlich beym Einzelnen aufhalten, und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr fest halten wollte.

Styl.

Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst, endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art wie sie bestehen genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Styl der höchste Grad wohin sie gelangen kann; der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daseyn und einer liebevollen Gegenwart beruhet, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, in so fern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

Die Ausführung des oben gesagten, würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein

allein an der Natur und den Kunſtwerken zu ſtudiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu, und werden, ſo oft von bildender Kunſt die Rede iſt, Gelegenheit haben uns dieſer Blätter zu erinnern.

Es läßt ſich leicht einſehen, daß dieſe drey hier von einander getheilten Arten, Kunſtwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt ſind, und daß eine in die andere ſich zart verlauffen kann.

Die einfache Nachahmung leicht faßlicher Gegenſtände, (wir wollen hier zum Beyſpiel Blumen und Früchte nehmen) kann ſchon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es iſt natürlich, daß einer, der Roſen nachbildet, bald die ſchönſten und friſcheſten Roſen kennen und unterſcheiden, und unter Tauſenden die ihm der Sommer anbietet, herausſuchen werde. Alſo tritt hier ſchon die Wahl ein, ohne daß ſich der Künſtler einen allgemeinen beſtimmten Begriff von der Schönheit der Roſe gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannichfaltige Beſtimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirſche, die fein beſtaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirſche, die blendende Roſe, die mannigfaltigen Nellen, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunſch im höchſten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reiffe in ſeinem ſtillen Arbeitszimmer vor ſich haben; er wird ihnen die günſtigſte Beleuchtung geben; ſein Auge wird ſich an

die Harmonie der glänzenden Farben, gleichsam spielend, gewöhnen; er wird alle Jahre] dieselben Gegenstände zu erneuern wieder im Stande seyn, und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simpeln Daseyns, die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mühsame Abstraktion erkennen und fassen: und so werden die Wunderwerke eines Ruysums, einer Rachel Ruysch entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es ist offenbar daß ein solcher Künstler, nur desto größer und entschiedener werden muß, wenn er zu seinen Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist: wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Theile auf das Gedeyen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitige Wirkungen erkennt, wenn er die successive Entwicklung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht, und des neuen Keimes einsiehet und überdenkt. Er wird alsdenn nicht bloß durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In diesem Sinne würde man sagen können, er habe sich einen Styl gebildet; wie man von der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar so genau nähme, wenn er nur das auffallende, blendende leicht auszudrücken beflissen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet alſo gleichſam im Vorhofe des Styls. Je treuer, ſorgfältiger, reiner ſie zu Werke gehet, je ruhiger ſie das, was ſie erblickt, empfindet, je gelaſſener ſie es nachahmt, je mehr ſie ſich dabey zu denken gewöhnt, das heißt, jemehr ſie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzuſondern, und einzelne Gegenſtände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernet: deſto würdiger wird ſie ſich machen die Schwelle des Heiligthums ſelbſt zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, ſo ſehen wir, daß ſie im höchſten Sinne und in der reinſten Bedeutung des Worts ein Mittel zwiſchen der einfachen Nachahmung und dem Styl ſein könne. Je mehr ſie bey ihrer leichtern Methode ſich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger ſie von der andern Seite das Charakteriſtiſche der Gegenſtände zu ergreiffen und faßlich auszudrucken ſucht, jemehr ſie beydes durch eine reine lebhafte, thätige Individualität verbindet, deſto höher, größer, und reſpectabler wird ſie werden. Uns verläßt ein ſolcher Künſtler ſich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken ſo wird er ſich immer mehr von der Grundfeſte der Kunſt entfernen, ſeine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter ſie ſich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respectablen Sinne nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten, nach unsrer Meynung, in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns blos angelegen das Wort Styl in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur zu erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verständigen unterhalten ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

8.

Von Arabesken.

Wir bezeichnen mit diesem Namen eine willkührliche und geschmackvolle mahlerische Zusammenstellung der mannigfaltigsten Gegenstände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir diese Art Mahlerey, mit der Kunst im höhern Sinne vergleichen, so mag sie wohl tadelnswerth seyn und uns geringschätzig vorkommen, allein wenn wir billig sind, so werden wir derselben gern ihren Platz anweisen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am besten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunstfache unsre Meister sind, und bleiben werden.

Wir

Wir wollen ſuchen unſern Leſern anſchaulich zu machen, auf welche Weiſe die Arabesken von den Alten gebraucht worden ſind.

Die Zimmer, in den Häuſern des ausgegrabenen Pompeji ſind meiſtentheils klein; durchgängig findet man aber, daß die Menſchen die ſolche bewohnten alles um ſich her gern verziert und durch angebrachte Geſtalten veredelt ſahen. Alle Wände ſind glatt und ſorgfältig abgetüncht, alle ſind gemahlt; auf einer Wand von mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meiſtens einen mythologiſchen Gegenſtand vorſtellt. Es iſt oft nur zwiſchen zwey und dreyſchuh lang und proportionirlich hoch, und hat als Kunſtwerck mehr oder weniger Verdienſt. Die übrige Wand iſt in Einer Farbe abgetüncht; die Einfaſſung derſelben beſtehet aus ſo genannten Arabesken. Stäbgen, Schnirkel, Bänder, aus denen hie und da eine Blume oder ſonſt ein lebendiges Weſen hervorblickt, alles iſt meiſtentheils ſehr leicht gehalten, und alle dieſe Zierarten, ſcheint es, ſollen nur die einfarbige Wand freundlicher machen: und indem ſich ihre leichten Züge gegen das Mittelſtück bewegen, daſſelbe mit dem ganzen in eine Harmonie bringen.

Wenn wir den Urſprung dieſer Verzierungsart näher betrachten, ſo werden wir ſie ſehr vernünftig finden. Ein Hausbeſitzer hatte nicht Vermögen genug, ſeine ganzen Wände mit würdigen Kunſtwerken zu der-

Macduff.

Aus allen Legionen des flammenden Abgrunds kan kein verruchterer Teufel als Macbeth hervorkommen.

Malcolm.

Ich geſteh' es, er iſt blutgierig, ſchwelgeriſch, geizig, falſch, tükiſch, launiſch, boßhaft, und ſtinkt nach jeder Sünde, die einen Namen hat. Aber in meiner Ruchloſigkeit iſt kein Boden, nein, keiner; eure Weiber, eure Töchter, eure Mütter und eure noch unzeitigen Mädchen reichten nicht zu, die Ciſterne meiner Luſt aufzufüllen; und es ſind keine Schranken, keine Hinderniſſe zu erſinnen, die meine unbändige Begierde nicht überſpringen würde. Beſſer, Macbeth herrſche, als ein Solcher.

Macduff.

Grenzenloſe Ueppigkeit iſt eine Art von Tyranney; und hat ſchon manchen Thron vor der Zeit leer gemacht, iſt ſchon der Sturz mancher Könige geweſen. Aber fürchtet euch deßwegen nicht zu übernehmen, was euer iſt; ihr könnt euern Ergözungen ein weites Ziel ſteken, ohne ſie dem allgemeinen Auge auszuſezen. Wir haben willige Damen genug; es kan kein ſolcher Geyer in euch ſeyn, deſſen Gefräßigkeit zu erſättigen, nicht alle diejenigen zureichen ſollten, die ſich der Macſüt freywillig widmen werden, ſobald ſie dieſe Neigung an ihr bemerkt haben.

Malcolm.

Ueberdas, wächſt unter meinen andern unordentlichen

Neigun-

decken, und wenn er es gehabt hätte, wäre es nicht einmal rathsam gewesen; denn es würden ihn Bilder mit Lebensgroßen Figuren in seinem kleinen Zimmer nur geängstigt, oder eine Menge kleine neben einander ihn nur zerstreuet haben. Er verziert also seine Wände nach dem Maaße seines Beutels auf eine gefällige und unterhaltende Weise; der einfarbige Grund seiner Wände mit den farbigen Zierathen auf demselben giebt seinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für sich zu denken und zu thun hat, zerstreuen und beschäftigen sie ihn nicht, und doch ist er von angenehmen Gegenständen umgeben. Will er seinen Geschmack an Kunst befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergötzen, so sieht er seine Mittelbildchen an, und erfreut sich an ihrem Besitz.

Auf diese Weise wären also Arabesken jener Zeit nicht eine Verschwendung sondern eine Ersparniß der Kunst gewesen! Die Wand sollte und konnte nicht ein ganzes Kunstwerk seyn, aber sie sollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und köstlicher Gegenstand werden, und in ihrer Mitte sollte sie ein proportioniertes kleines gutes Kunstwerk enthalten, welches die Augen anziehen und den Geist befriedigen sollte.

Die meisten dieser Stücke sind nunmehr aus den Wänden heraus gehoben und nach Portici gebracht, die Wände mit ihren Farben und Zierarten stehen noch

noch weiſtentheils freyer Luft ausgeſetzt und müſſen nach und nach zu Grunde gehen.

Wie wünſchenswerth wäre es daß man nur ei nige ſolche Wände im Zuſammenhang, wie man ſolche gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte; ſo würde das, was ich hier ſage, einem jeden ſogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die beſſern Künſtler der maliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegen gearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob ſie gleich auch auf Tünche gemahlt ſind, ſcheinen doch nicht an dem Orte, wo ſie ſich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu ſeyn: es ſcheint als habe man ſie erſt herbey gebracht, an die Wand befeſtigt, und ſie das ſelbſt eingeräucht und die übrige Fläche umher gemahlt.

Es iſt ſehr leicht aus Kalk und Puzzolane feſte und tranſportable Tafeln zu fertigen. Wahrſcheinlich hatten gute Künſtler ihren Aufenthalt in Neapel, und mahlten mit ihren Schülern ſolche Bilder in Vorrath; von da her holte ſich der Bewohner eines Landhäuschens, wie Pompeji war, nach ſeinem Vermögen ein ſolches Bild, Tüncher und ſubordinirte Künſtler, welche fähig waren Arabesken hinzuzeichnen, fanden ſich eher, und ſo ward das Bedürfniß eines jeden Hausbeſitzers befriedigt.

Man

Man hat in dem Gewölbe eines Hauſes zu Pompeji ein paar ſolche Tafeln leſ und an die Wand geheftet gefunden; und daraus hat man ſchließen wollen, die Einwohner hätten bey der Eruption des Vesuvs Zeit gehabt, ſolche von den Wänden abzuſägen, in der Abſicht ſie zu retten. Allein es ſcheint mir dieſes in mehr als einem Sinne höchſt unwahrſcheinlich, und ich bin vielmehr überzeugt, daß es ſolche angeſtückte Tafeln geweſen, welche noch erſt in einem Gebäude hätten angebracht werden ſollen.

Freylichkeit, Leichtſinn, Luſt zum Schmuck, ſcheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben, und in dieſem Sinn mag man ſie gerne zulaſſen; beſonders wenn ſie, wie hier, der beſſeren Kunſt gleichſam zur Folie dienen, ſie nicht ausſchließen, ſie nicht verdrängen, ſondern ſie nur noch allgemeiner, den Beyfall guter Kunſtwerke wahrſcheinlicher machen.

Ich würde deswegen nie gegen ſie eifern, ſondern nur wünſchen, daß der Werth der höchſten Kunſtwerke erkannt würde. Gleichwohl hat, ſo weit alle ſubordinirte Kunſt, bis zum Handwerk herunter, an ihrem Platz, und die Welt iſt ſo groß und die Seele hat ſo mächtig ihren Trieb ſich zu vermannigfaltigen, daß auch das geringſte Kunſtwerk an ſeinem Platz immer ſchätzbar bleiben wird.

In den Bädern des Titus zu Rom ſieht man auch noch Ueberbleibſel dieſer Malerey. Lange gradirte Gänge,

Gänge, große Zimmer, ſollten gleichſam nur geglättet und gefärbt, mit ſo wenig Umſtänden als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Feſtigkeit ſie der Tünche zu geben wußten. Dieſe reine Fläche mahlten ſie mit Wachsfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verlohren haben, und, in ihrer erſten Zeit, wie mit einen glänzenden Firniß überzogen waren. Schon alſo, wie geſagt, ergötzte ein ſolcher geweißter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit, das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck kontraſtirte gleichſam mit den großen, einfachen, architektoniſchen Maſſen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunklen Saal zur bunten Welt. Wo ſie ſolid verzieren ſollten und wollten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein andermal die Rede ſeyn wird.

Die berühmten Arabesken, womit Raphael einen Theil der Logen des Vatikans ausgeziert, ſind freylich ſchön in einem andern Sinne; es iſt als wenn er verſchwenderiſch habe zeigen wollen, was er erfinden, und was die Anzahl geſchickter Leute, welche mit ihm waren, ausführen könne. Hier iſt alſo ſchon nicht mehr jene weiſe Sparſamkeit der Alten, die nur gleichſam eilten mit einem Gebäude fertig zu werden, um es genießen zu können: hier iſt ein Künſtler, der für den Herrn der Welt arbeitet, und ſich ſowohl als jenem ein

ein Denkmal der Fülle und des Reichthums errichten will. Am meisten im Sinne der Alten, dünken mich die Arabesken in einem Zimmergen der Villa, welche Raphael mit seiner Geliebten bewohnte. Hier findet man, an den Seiten der gewölbten Decke, die Hochzeit Alexanders und Rexanens, und ein ander geheimnißvoll allegorisches Bild, wahrscheinlich die Gewalt der Begierden vorstellend. An den Wänden sieht man kleine Genien und ausgewachsene männliche Gestalten, die auf Schnirkeln und Stäben gaukeln, und sich heftiger und munterer bewegen. Sie scheinen zu balanciren, nach einem Ziel zu eilen, und was alles die Lebenslust für Bewegungen einflößen mag. Das Brustbild der schönen Fornarina ist viermal wiederhohlt, und die halb leichtsinnigen halb soliden Zieraten dieses Zimmergens athmen Freude, Leben und Liebe. Er hat wahrscheinlicherweise nur einen Theil davon selbst gemahlt, und es ist um so reitzender, weil er hier viel hätte machen können, aber weniger und eben was genug war machen wollte.

9.

Naturlehre.

Neapel, den 10. Jan. 1787.

Wenn ich in diesem schönen Lande, selbst mitten im Winter, eines heitern Himmels, einer schönen Erde, einer fortgesetzten Vegetation genieße, so freut es mich, daß

daß meine Freunde in Norden durch andere Naturerscheinungen wenigstens einigermaßen schadlos gehalten werden.

Sie rühmen mir, theurer Freund, die Schönheit ihrer gefrornen Fensterscheiben, und können mir nicht genug ausdrücken, wie diese vorübergehende Erscheinungen sich bey strenger anhaltender Kälte, und bey dem Zuflusse von mancherley Dünsten, zu Blättern, Zweigen, Ranken, ja sogar zu Rosen bilden. Sie schicken mir einige Zeichnungen, die mich an das Schönste, was ich in dieser Art gesehen, erinnern, und durch die besondere Zierlichkeit der Gestalten in Verwunderung setzen. Nur scheinen Sie mir diesen Würkungen der Natur zu viel Werth zu geben; sie möchten gern diese Crystallisationen zum Range der Vegetabilien erheben. Das was Sie für Ihre Meynung anführen, ist sinnreich genug, und wer würde läugnen, daß alle existirende Dinge unter sich Verhältnisse haben.

Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese Art zu betrachten und aus den Betrachtungen zu folgern, für uns Menschen gefährlich ist.

Wir sollten, dünkt mich, immer mehr beobachten, worin sich die Dinge, zu deren Erkenntniß wir gelangen mögen, von einander unterscheiden, als wodurch sie einander gleichen. Das Unterscheiden ist schwerer, mühsamer, als das Aehnlichfinden, und wenn

man

man recht gut unterſchieden hat, ſo vergleichen ſich alsdann die Gegenſtände von ſelbſt. Fängt man damit an, die Sachen gleich oder ähnlich zu finden, ſo kommt man leicht in den Fall, ſeiner Hypotheſe oder ſeiner Vorſtellungsart zu lieb Beſtimmungen zu überſehen, wodurch ſich die Dinge ſehr von einander unterſcheiden.

Verzeihen Sie mir, wenn ich in einen pragmatiſchen Ton falle, und nehmen Sie den Ernſt in einer ernſthaften Sache gut auf.

Das Leben, das in allen exiſtirenden Dingen wirkt, können wir uns weder in ſeinem Umfange, noch in allen ſeinen Arten und Weiſen, durch welche es ſich offenbart, auf einmal denken.

Es bleibt alſo einem Geiſte, der dahin gerichtet iſt, nichts übrig, als eben dieſe Arten und Weiſen, ſo genau als es ihm möglich iſt, kennen zu lernen. Er ſieht wohl ein, daß er alle zuſammen einem einzigen Begriffe, dem Begriff vom Leben im weiteſten Sinne, unterzuordnen hat: aber eben deſto ſorgfältiger wird er die Gegenſtände von einander ſondern, in welchen ſich, die Art zu Seyn und zu Leben verſchieden zeigt. Er wird mit Strenge, ja mit Pedantismus, darauf halten, daß die großen eingeſchlagenen Merkpfähle nicht verrückt werden, welche, wenn ſie auch nur willkührlich eingeſchlagen waren, ihm doch dazu helfen müſſen, das Land zu meſſen und auf das genaueſte zu kennen. Er wird

die

die drey groſsen in die Augen fallenden Gipfel, Criſtalliſation, Vegetation, und animaliſche Organiſation, niemals einander zu nähern ſuchen, vielmehr wird es nur ihre Zwiſchenräume genau zu kennen trachten, und mit groſsem Intereſſe an den Puncten verweilen, wo die verſchiedenen Reiche zuſammen zu treffen und in einander überzugehen ſcheinen.

Dieſes letzte mag wohl Ihr beſonderer Fall ſeyn, werther Freund, und ich darf Sie deſswegen nicht tadeln, weil ich mich ſelbſt in dieſen Gegenden oft aufgehalten und noch gern darin verweile. Nur mag ich nicht gerne zugeben, daſs man zwey Berge, welche durch ein Thal verbunden werden, für Einen Berg halte und dafür ausgebe. Denn eben ſo iſt es in natürlichen Dingen: die Gipfel der Reiche der Natur ſind entſchieden von einander getrennt und aufs deutlichſte zu unterſcheiden. Ein Salz iſt kein Baum, ein Baum kein Thier; hier können wir die Pfähle feſtſtecken, wo uns die Natur den Platz ſelbſt angewieſen hat. Wir können ſodann nur deſto ſicherer von dieſen Höhen in ihre gemeinſchaftliche Thäler herunterſteigen, und auch dieſe recht genau durchſuchen und durchforſchen.

So hab' ich nichts dagegen, mein Freund, wenn Sie dieſe Beobachtungen, worauf Sie die Winterzierde ihrer Fenſter aufmerkſam gemacht, weiter und genauer verfolgen; geben Sie acht, wo Criſtalliſationen ſich einer Animiſcation nähern, und Sie werden finden,

daß es gewöhnlich dann geſchieht, wenn ſich ein Phlogiſton zu den Salzen miſcht. Sie werden alsdenn, durch Hülfe kleiner chymiſcher Verſuche angenehme Erfahrungen ſammeln. Sie werden von den gefrornen Erſcheinungen nach und nach bis zur künſtlichen Verfertigung der Dendriten übergehen, und alsdann mich ſelbſt überraſchen und belehren, wenn Sie mir den Punct genau anzeigen, wo Sie auf dieſem Wege das ganz nahe verwandt ſcheinende Moos zu erhaſchen das Glück hatten.

Uebrigens laſſen Sie uns für alle Kunſtwörter einen gleichen Reſpekt haben! Jedes zeigt von der Bemühung des Menſchengeiſtes etwas Unbegreifliches zu begreiffen. Laſſen Sie uns die Worte, Aggregation, Criſtalliſation, Epigeneſe, Evolution, nach unſrer Bequemlichkeit brauchen, je nachdem, eins oder das andere, zu unſrer Betrachtung am beſten zu paſſen ſcheint.

Da wir nicht mit wenig viel thun können, ſo muß es uns nicht verdrießen, mit vielem wenig zu thun; und wenn der Menſch die ganze Natur nicht einmal in einem dunkeln Begriff umfaſſen kann, ſo kann er doch vieles in ihr erkennen und wiſſen.

Die Wiſſenſchaft iſt eigentlich das Vorrecht des Menſchen; und wenn er durch ſie immer wieder auf den großen Begriff geleitet wird: daß das alle nur ein

Ganzes

harmoniſches Eins, und er doch auch wieder ein harmoniſches Eins ſey: ſo wird dieſer groſſe Begriff weit reicher und voller in ihm ſtehen, als wenn er in einem bequemen Myſticismus ruhte, der ſeine Armuth gern in einer reſpectablen Dunkelheit verbirgt.

II.

Die geheime Geſchichte des Philoſophen Peregrinus Proteus.

In einem elyſiſchen Dialog zwiſchen Peregrin und Lucian *).

Peregrin.

Es kommt, wie du weiſt, bey dem Menſchen nicht weniger als bey den Pflanzen, ſehr viel, wo nicht alles

*) Wiewohl Peregrins Erſcheinung von ſeinem ehemaligen Lebenslaufe hier entfernt, ſo iſt doch der Dialog zwiſchen ihm und Lucian eine unmittelbare Fortſetzung deſſen, den wir weiter oben vermuthlich im Monathmonat des vorigen Jahres im L. Merkur gelieſen haben. Wenigſtens iſt es richtig, ſowohl den letzteren Dialog bloß Vorlaufer als den Anfang und Fortgang Peregrinens (Jul. 1791.) ſollte man mit dem

Neigungen, ein ſo unerſättlicher Geiz, daß wenn ich König wäre, ich meine Edeln aus dem Wege räumen würde, um ihre Güter an mich zu reiſſen; bey dieſem würden mich ſeine koſtbaren Mobilien reizen, bey jenem ſein Haus; der Anwachs meines Eigenthums würde nur wie eine Brühe ſeyn, die mich immer hungriger machte; ſo daß ich an rechtſchaffne Leute ungerechte Händel ſuchen, und ſie verderben würde, um ihre Reichthümer zu haben.

Macduff.

Dieſer Geiz ſchlägt tiefer ein, und breitet ſich in verderblichere Wurzeln aus, als die Wolluſt, die mit dem Sommer des Lebens ihre Hize verliehrt; Er iſt das Schwerdt geweſen, das unſre Könige erſchlagen hat: aber fürchtet auch dieſes nicht; Schottland hat Ueberfluß, eure Habſucht mit demjenigen anzufüllen, was euer rechtmäßiges Eigenthum ſeyn wird. Alles das iſt noch erträglich, wenn es durch andre Tugenden vergütet wird.

Malkolm.

Aber, die hab' ich nicht; von allen dieſen königlichen Tugenden, Gerechtigkeit, Wahrheit, Mäßigung, Standhaftigkeit, Güte, Gnade, Demuth, Frömmigkeit, Geduld, Herzhaftigkeit. Tapferkeit, iſt nicht ein Funke in mir; alle meine Neigungen, alle Triebfedern meines Willens ſind eben ſo viele Laſter, und ich übe iede auf alle mögliche Arten aus. Ja, hätt' ich das Vermögen dazu, ich würde die ſüße Milch der Eintracht in die Hölle ſchütten, den allgemeinen Frieden aufſtören, und die ganze Erde zu einem Schlauplaz der Verwüſtung machen.

Macduff.

alles darauf an, in welchem Boden und unter welchen Einflüssen die zartesten Fasern ihrer aufkeimenden Natur entwickelt und genährt werden sind. Du wirst mir also erlauben, lieber Lucian, meine Geschichte, wie jener Dichter die Zerstörung des Trojanischen Reichs, vom Ey anzufangen.

Partenau, wo ich geboren wurde, war eine ländliche Pflanzstadt in der Provinz Mysien auf der östlichen Küste des Hellesponts, die durch ihre Lage an einem kleinen Busen des Propontis, der ihr zum Hafen diente, und durch die Bequemlichkeit ihrer Einwohner zu einer der blühendsten Städte dieser glücklichen Gegenden geworden war. Mein Vater war ein Kaufmann, den seine Geschäfte zahlreiche Reisen veranlaßten; und da er weder Zeit noch Lust hatte, sich meiner Erziehung selbst anzunehmen, so willigte er diese leicht ein, mich, sobald ich das Elternhaus verließ, der Aufsicht und Pflege meines mütterlichen Großvaters Proxenus zu übergeben, der sich fast immer auf seinem ungefähr eine Stunde von der Stadt gelegenen Landgut aufhielt.

Noch vor dem Tode meiner Mutter, die ich am Eingang in meine Jünglingsjahre verlohr, wurde ich von ihrem

Vater

dem Leser nicht ohne bekannt ist, welche so hohen, von uns so sehr geehrten Verdienste Wieland sich um Deutschland und seine Literatur erworben hat.

Vater mit Verwilligung des meinigen an Kindesstatt angenommen, und erhielt dadurch den Vornahmen Pyrrhus; wiewohl ich mich in der Folge auf meinen Namen besonnen, je nachdem es mir schicklicher war, bald des einen bald des andern Namens bediente. Da sehest, lieber Lucian, daß ich wenigstens ziemlich unschuldig zu dem Namen gekommen bin, der dir zu einer mir nicht sehr rühmlichen Vergleichung meiner Wenigkeit mit Homers Agyptischem Wrangote gedienet hat.

Lucian. (lacht) Desto besser, lieber Pyrrhus Pyrrhus, desto besser! Um so mehr habe ich Hoffnung, zu hören, daß du zu einigen andern noch wenigen schweizerischen Vornahmen, womit der Ruf seine Jagrad angefüllet hat, eben so unschuldig gekommen bist.

Pyrrhus. Du wirst — und kannst, in der That, wenn wir uns besinnen, nicht als die reine Wahrheit von mir hören.

Lucian. Das versteht sich — Also wir wollen, wenn ich bitten darf.

Pyrrhus. Die Natur hatte mich zu einer glücklichen Leibesbildung mit einer sehr guten Constitution für sinnliche Eindrücke, und mit einer sehr lebhaften, warmen und weichsamen Einbildungskraft beschenkt. Von einer solchen Anlage kannst du wohl nicht anders denken, als daß ihnen, mit hellen Augenblicken meiner kindischen Erziehung, den Gespielen

heit gemäß, angefangen wurde, unbeſchreiblich auf meine Imagination wirkte; vornehmlich alles Wunderbare, die Götterſcenen auf dem Olymp und auf der Erde, und die Feerey der Odyſſee. Mein Pädagog, der nichts als Wörter, Redensarten und Dialekte, grammatiſche und rhetoriſche Figuren, Mythologie, alte Geſchichte und Geographie — und auch dieß alles nur mit den Augen eines ſtumpfſinnigen Pedanten, in dem größten der Dichter ſah, trug nichts dazu bey, die Art, wie dieſer auf mich wirkte, zu begünſtigen oder zu berichtigen, zu verſtärken oder zu ſchwächen. Da er in meinem Gedächtniß alles fand, was ſeine ſtolzeſten Erwartungen befriedigte, ſo prieß er bey allen Gelegenheiten nur meine Gelehrigkeit an, und that ſich nicht wenig darauf zu gut, daß ich eine Menge großer Stellen aus allen Geſängen, das ganze Verzeichniß der Schiffe, die Nekyomantie, den Tod der Freyer, und dergleichen, trotz einem Rhapſodiſten von Profeſſion her deklamiren konnte, und nicht nur alle Trojaner, die von Diomedens und Achillens Hand gefallen waren, mit Namen zu nennen, ſondern ſogar die Wunden, die jeder empfangen hatte, ſo genau anzugeben wußte, als ob ich Feldarzt im griechiſchen Lager geweſen wäre. Um alles übrige, und wie oder wodurch Homer zu viel oder zu wenig, zu meinem Vortheil oder Nachtheil, auf mich wirken könnte, blieb er um ſo unbekümmerter, da er von einem Schaden, den ich dadurch leiden könnte, eben ſo wenig als von der Be-

handlung, die solchenfalls nöthig seyn möchte, nicht die leiseste Ahnung hatte.

Mein Großvater hatte zu viel Einfluß auf die erste Bildung meiner Seele, als daß ich mich überheben könnte, etwas umständlicher über seinen Charakter zu seyn. Er war einer von den eben so unschädlichen als unnützlichen Sterblichen, die weil sie selbst wenig Ansprüche an die Welt machen, sich berechtigt halten, noch etwas weniger für sie zu thun als sie von ihr erwarten. Im Genuß eines mäßigen, aber seinen Aufwand noch immer übersteigenden Erbgutes hatte er binnen mehr als achtzig Jahren, die er verlebte, oder, eigentlicher zu reden, verträumte, nie einen Finger gerührt es zu vergrößern, noch einen Augenblick dazu verwandt, eine Vergleichung zwischen ihm selbst und seinen reichern Nachbarn zum geringsten Nachtheil seiner Leibes- und Gemüthsruhe anzustellen. Er liebte zwar das Vergnügen, aber nur in sofern es seiner Indolenz keinen Eintrag that; und weil man, ausser den Stunden der Mahlzeit und des Bades, doch nicht immer auf seinem Ruhebettchen oder an einer rieselnden Quelle schlummern, oder dem Lauf der Wolken und dem Tanzen der Mücken in der Abendsonne zusehen kann: so hatte er sich, zum Zeitvertreib, eine Art von Philosophie und Litteratur ausgewählt, die seiner Gemächlichkeit die zuträglichste war, und die Stelle dessen, was bey andern Menschen Beschäftigung des Geistes ist, bey ihm vertrat.

Der Zufall, der im menſchlichen Leben ſo viel entſcheidet, hatte ihn in ſeiner Jugend etlichemal mit dem berühmten Apollonius von Tyana zuſammen gebracht, und die Eindrücke, die dieſer auſſerordentliche Mann auf ſein Gemüth gemacht hatte, waren ſtark genug geweſen, um ſich bis ins höchſte Alter beynahe in immer gleichem Grade der Lebhaftigkeit zu erhalten. Der einzige Mann, von dem ich ihn jemals mit einer Art von Bewunderung ſprechen hörte, war Apollonius. Apollonius war ihm das höchſte Ideal menſchlicher oder vielmehr übermenſchlicher Vollkommenheit; denn es war aus dem Tone, worin er von ihm ſprach, leicht zu merken, daß er ihn für irgend einen Menſchgewordnen Gott oder Genius hielt; und wirklich hatte es dieſer neue Pythagoras bey allen ſeinen Handlungen und Reden darauf angelegt, dieſe Meynung von ſich zu erwecken und zu unterhalten. Dem ungeachtet fand doch mein Großvater keinen Beruf in ſich, die Zahl der ſieben Jünger zu vermehren, welche Apollonius vor ſeiner Reiſe nach Indien immer um ſich hatte: alles was der vermeynte Gottmenſch auf ihn wirkte, war, daß dieſe Neugier für auſſerordentliche und wunderbare Dinge, die ein ſo weſentlicher Charakterzug aller trägen Menſchen iſt, eine beſtimmtere Richtung bey ihm erhielt, und zu einer erklärten Liebhaberey für das wurde, was man in unſrer Zeit pythagoriſche Pfiffe ſo; die nannte. Proteus, deſſen Sache nicht war, in den Geiſt der Philoſophie eines Mannes wie Pytha-

goras

gerad einzudringen, machte ſich einen ſo weiten und willkührlichen Begrif von derſelben, daß alles ächte und unächte Platz darin hatte, was dem ägyptiſchen Hermes, dem baktrianiſchen Zoroaſter, dem indianiſchen Buddas, dem hyperboreiſchen Abaris, dem thraziſchen Orpheus, und allen andern Wundermännern dieſer Art von der Tradition zugeſchrieben oder von verſchmitzten Betrügern untergeſchoben wurde. Er ſammelte ſich nach und nach einen anſehnlichen Schatz von groſſen und kleinen Büchern, theoſophiſchen, aſtrologiſchen, traum- und zeichendeuteriſchen, magiſchen, mit Einem Worte, übernatürlichen Inhalts — auf Pergament, egyptiſchem und ſeriſchem Papier, Palmblättern und Baumrinden, geſchrieben — über Götter und Geiſter, über die verſchiedene Arten ihrer Theophanien und Einwirkungen, über ihre geheimen Namen und Signaturen, über die Myſterien, wodurch man ſich die guten Geiſter gewogen, und die böſen unterthänig machen könne, über die Kunſt Talismane und Zauberringe zu verfertigen, über den Stein der Weiſen, die Sprache der Vögel, kurz über alle Schimären, womit griechiſche und barbariſche Betrügerſchneider, ſogenannte Chaldäer, herumziehende Bettelprieſter der Iſis oder der groſſen Göttermutter, und andere Schmarotzer von dieſem Schlage, die gern betrogene Leichtgläubigkeit müſſiger Thoren zu unterhalten und einträglich zu machen wuſten. Je ſeltſamer, dunkler und räthſelhafter dieſe Schriften klangen, deſto höher ſtieg ihr Werth

bey ihm; und waren sie vollends in lauter Hieroglyphen geschrieben, so glaubte er ein paar Blätter, zumal wenn sie etwas muffigt rochen und ein Ansehn von mehrern dem Alterthum hatten, um hundert und mehr Ducaten noch sehr wohlfeil bezahlt zu haben.

Bey allem dem war es doch natürlich, daß die Insolenz des guten Pretens sich auch nach einer leichtern und verdaulichern Nahrung sehnte; und daher machten alle Arten von Wundergeschichten, Gespenster- und Hexen-Legenden, Geistermährchen, mitleidige Kobolds und dergleichen, keinen kleinen Theil seiner Bibliothek, und seine gewöhnliche Erholung aus, wenn er sich an dem vergeblichen Versuch, in jenen geheimnißvollen Schriften klar zu sehen, ermüdet hatte. Glücklicher Weise für ihn waren die Eindrücke, die diese Lectüren auf seine Imagination machten, flüchtig genug, daß er sie, der Reihe nach, zwanzigmal durchlesen konnte, und jedesmal wieder empfand eben so viel Reiz darin fand, als eine Seele wie die seinige erfodert hatte, um in diesen Mittelstand von Traum und Wachen versetzt zu werden, worin er seine einsamen Stunden am liebsten hingubringen pflegte. Diese Mittel, sich selbst auf eine angenehme Art um seine Zeit zu betrügen, reichten um so eher zu, da in der That, ungerechnet es sich alle Gesellschaft mit den Patienten abgebrochen hatte, wenige Tage oder Wochen im Jahre vorübergingen, wo er sich ganz allein gesehen hätte. Denn seine bald

genug bekannt geworden Neigung zu den geheimen Wissenschaften und Künsten zog ihm eine Menge Besuche von Fremden zu, die das Ihrige zu Befriedigung derselben beytragen wollten. Herumziehende Chaldäer und Magier, reisende Perlhagenäer, und Leute, die mit der Art von Handschriften, auf die er so erpicht war, handelten, giengen bey ihm immer ab und zu; selten fehlte es ihm an dem einen oder andern Commentator dieser Art, und es würde einem, der ihre Tischreden aufgeschrieben hätte, ein leichtes gewesen seyn, in wenigen Jahren ganze Karren voll solcher Conversationen, wie da eine in seinem Lügenfreunde vorkommt hat, zu sammen zu bringen. In den letzten Jahren seiner Regierung ließ er sich von einem hermetischen Arzten überreden, eine geheime Werkstätte in seinem Hause anzulegen zu lassen, worin Tag und Nacht an dem großen Werke, das man in spätern Zeiten den Stein der Weisen nannte, gearbeitet wurde; aber glücklicher Weise fand er noch zeitig genug, um den Betrug des Arztes zu vereiteln, der wahrscheinlicherweise sich mit guter Art zum Erben des alten Mannes zu machen hoffte.

Da fehlt nicht, lieber Leser, und die Erzählung so vom Hause einer solchen Gesellschaft bey einem jungen Menschen mit einer solchen Anlage, wie die unsrige, nachtheiliger Weise für Folgen haben mußte. Wenn dem auch, daß ich der Liebling des alten Herrn war, und daß er sich eine eigne Freude daraus machte,

machte, weil sie gut er kannte und wußte in den Gesellschaften seiner Thätigkeit zu imponiren. Dem Meister fand nur immer offen; ich machte ihm oft, wenn er auf seinem Arbeitszeug lag, verstehen, und es fand großes Behagen darin, mit meinen Urtheilen für diese Dinge, und auf die Lebhaftigkeit, womit ich mich an allen zu setzen wußte, zu imponiren, daß derjenige, wie er sich ausdrückte, ein großes Talent mit mir vergeben würde. Das einzige war er nicht an mir bemerkte, war der gänzlich große Mangel, der bey allen diesen ausübenden Genialitäten, welchen seinen und meiner Comment verbreitete. Ihm war das Clavierspiel nichts als eine Puppe, womit seine von poetisch bewegte Seele spielte; bey mir wurde es der Gegenstand der ganzen Conzentration meiner Kräfte; und bey Ihm Talentlosen mir Lächerlichen war, stützte meine Seele mit überschwenglichen Absichtungen und hoffnungsvollen großen Resultaten, denen schauderndvolle Verzweiflung meiner Ohnmacht Tag mit Nacht bekämpfen. — Er beschäftigte sich an gleichgültigen Dingen, Nichtigkeiten und Lumpereyen, wie ein Kind an bunten Blumen oder Schmetterlingen Freude hat; ich bestrebte mich in ihnen wichtige Dinge einzudringen; Lang, Er hatte das Instrumentenmachen, weil er den ewigen Stimmens keine unbekannten Tonleiter machen angenehm Thema anwendete, und ich konnte schon an ein Mitarbeiten von Knabe und Jüngling von Vernunft, außerordentliche Dinge zu erfinden und zu thun.

Lucian. Oder, und andere Weise, der Mensch
sollt geschätzt und nur bey: Dein Gesichte ist so
Gesichte der Menschen zum Zeitvertreib, und Du
machst alle schöne Gesichter, bloß auf Menschen
aufgesehen. Allerdings ein sehr weltliches Wesen
Christ, und warum du so seinen ganzen Leben die
Heilige Kunst empfunden hast.

Pompejus. Ohne mich jemand eine Geschichte zu
erzehlen zu lassen.

Lucian. Wo Pompejus, daß ich dich unterbrochen
habe! Es soll, ohne Furcht, nicht wieder geschehen.
Sehet immer hin, ich bin kaum Ohr.

Pompejus. In der Bibliothek meines Großvaters
befand sich auch das Buch des Anaximenes von der Re-
de, Plutarchs Gastmal und Philostrat und die Ver-
fassung von der Republik, und einige andere Schriften
der Griechen. Weil es gerade die einzigen waren,
die er nicht zu lesen pflegte, so mochten sie, seit
Cäsarn seinem, schon einem Vorfahren von Cajus
wollen Ihre gewesen sind vierzig Jahren nicht gele-
sen haben, als ihn rief, da er um einen Raub
anhalten war, gefälligen weiß Plutarch Gastmal, als
die Griechen, bey der Hamerich und unerschöpfend
sein sollte, war die Schüsse kam. Ich mußte es bei
sie, und ihm, da er auch einen schönen Vorschuß
auf sein Buche sein, an seinem Nachsatze weiter
sein. Da lange Plutarch, Pausanias, Lysimachus
und

Macduff.

O Schottland, Schottland!

Malcolm.

Wenn ein solcher zur Regierung tauglich ist; so redet, ich bin, wie ich gesagt habe.

Macduff.

Zur Regierung tauglich? Nein, nicht des Lebens werth. O unglükselige Nation! Unter dem blutigen Scepter eines unrechtmäßigen Herrschers seufzend, wenn wirst du deine glüklichen Tage wiedersehen? da der rechtmäßige Erbe seines Throns den Bann der Ausschließung über sich selbst ausspricht und seinen geheiligten Ursprung lästert. Dein königlicher Vater war der beste König; die Königin, die dich gebahr, öfter auf ihren Knien als auf ihren Füssen, starb jeden Tag den sie lebte. O! Fahre du wohl! Diese Laster, deren du dich selbst anklagst, haben mich aus Schottland verbannt. O! Mein Herz! hier enden sich alle deine Hoffnungen!

Malcolm.

Macduff diese edle Leidenschaft, das Kind deiner Redlichkeit, hat die schwarzen Zweifel von meiner Seele gewischt, und meine Gedanken mit deiner Aufrichtigkeit und Ehre ausgesöhnt. Der teuflische Macbeth hat schon durch manche, die sich als meine Freunde verstellen mußten, mich in seine Gewalt zu bekommen gesucht: mißtrauische Klugheit war meine Sicherheit; aber Gott im Himmel sey Zeuge zwischen

mir

und den Trieb, die ſie in mir entwickelten, wo möglich ein Ganzes in mir ſelbſt zu bilden. Mein bisheriges Leben käme mir dem Zuſtand eines Menſchen zu gleichen, der, nach dem er lange bey ſchwachem Mondſchein in einem dicht verwachſenen Walde herumgeirrt, die Vorgen-Dämmerung aufzugehen anfängt. Nun war es auf einmal Tag und Sonnenlicht in meiner Seele. Sie wurde anfangs dadurch geblendet, fühlte ſie aber unvermerkt durch das Lichtbad belebt, worin ſie zu ſchwimmen glaubte, und erſtaunte ſich auf einer Höhe zu finden, wo ſie, von der reinen Aetherluft umfloſſen, in eine unermeßliche Welt voll Schönheit hinaus ſah, und in dem Wunſche gefällig ihren neuen Freyheit, Kraft und Größe ſich vergnügen fühlt.

Daniel. Deine Seele, lieber Peregrin, muß (mit der ehrwürdigen Prophetin Diotima zu reden) eine ſehr glückſeelige Fruchtbarkeit geweſen ſeyn, da ſie nur die loſe Berührung eines Plato, Lampe laſſen und Sokrates nöthig hatte, um auf einmal von einer neuen Welt voll Licht und Schönheit entbunden zu ſeyn.

Peregrin. Wenn dies nicht Scherz wäre, Lucian, ſo würde ich dir ſagen, daß die Einwirkung dieſer Weiſen auf mein Innerſtes eher mit einem Funken, den der Stahl aus dem Feuerſtein ſchlägt, verglichen werden könnte. Diotimas Saamen war im Grunde

da

da war eine einzige aber unendlichliche Flamme, die von diesem Augenblick an die Quelle alles Lichts und Lebens in mir wurde; aber, um mich noch genauer auszudrücken, mir war, da diese Flamme in mir hervorbrach, als ob eine dunkle dichte Binde, die mein Wesen bisher verschleyert hätte, plötzlich von mir abfiele; ich erblickte mich, nicht mehr in einem Spiegel außer mir, sondern in mir selbst, erkannte mich selbst zum erstenmal, und betrachte von diesem Augenblick an meine Persönlichkeit nach Plotins mehr dazu, so wenig als die Sonne einer fremden Beleuchtung und Erhellung bedarf, um heller Licht und Feuer zu seyn.

Cecilia. Ich bekenne dir unverhohlen, Freund Publius, daß ich meinen Geist noch einiges fremden Lichts zu entbehren glaube, um zu verstehen was du mir hier offenbarest. Allem Anschein nach muß mein Wesen seine alten Schalen und Binden noch nicht alle durchgebrochen haben.

Publius. Das kann leicht seyn, liebes Kind. Doch vielleicht kann ich dir durch ein einziges Wort verständlicher werden. Du erinnerst dich vermuthlich, da du Plotins Vorgänger gehört hast, was Thales von dem Ursprung der Dinge sagte, daß es, nach ihrer Erklärung, einem Mittelwesen zwischen der sterblichen und unsterblichen eine göttlichen Natur, Wasser. Es entdeckend mir diese Theorie nun, die ich, wie beynahe alle Platonischen Begriffe, immer

so

da mir geschehen zu sehen glaubte, so sehr ich doch anfangs diesen Traum der Liebe auch machte mir, und daß er mir, durch eine sonderbare Art von Täuschung, immer näher zu kommen, immer wahrscheinlicher zu werden schien. — Die Nacht, von der ich dir sagte, wurde immer dunkler und dunkler, und in eben diesem Maaße ward es auch stiller. Selbst in meinem Innern, kurz, sie wurde endlich so düster, daß ein eben jetzt Mord bei Empfindungen, der mir peinlichen Welt so in die Augen fiel, ganz war, sie ganz zu durchdringen; ich fühlte mich gleichsam von mir selbst entfernen, fühlte daß der Traum der wahren Dinge nie so war, aber wünschte, daß ich selbst der Traum wär, der seiner Verwirklung einen dunkeln, heftigen Reiz bei allen eigenen wenigen Vorzügen und Reichthümern nach dem höchsten Schönen und Vollkommenen zu schaffen hatte, um im Traume befindlichen Existenzen, das ist, der wirklichen Menge, denen ein Traum ähnlich ist, ähnlichzig zu sein, und sich im Traum mit Wirklichen selbst vergleichen zu können.

Lucian. Ich fange an zu befürchten, daß, um die erhabenen Dinge, die du mir sagst, zu fassen, ein eigener Sinn erfunden wird, wovon die Natur mich zu entfernen vergessen haben muß.

Peregrin (lacht.) Es ist nicht alle die Mühe, die du noch nicht ganz durchdringen hast, Lucian.

[illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

göttliche Liebe der Vollkommenheit entdeckend, da diese der innigen Vereinigung und Verbindung der Seelen mit mir ihren Thron, die ich bin, vorzüglich eine viel höhere wohlthuende Vereinigung der Tugenden meiner treuesten Diener mit dem Wohlgefallen meiner Gegenwart, als einen sicherlichen Theil der höchsten Glückseligkeit vorhalte. Aber die Geistlichkeit, die ich meinem Eigenthum haben sollte abgethan hatte, hat sie mich, wegen Abwesenheit meiner Person, meine besten Servant ich fand, und ein ganzes Jahr in Person suchte; und in diesen Betrauern begegnete mir der Armenier, der seine Ungerechtigkeit in der Höhle von Lebrixa, die er mir zu Ehre hielt, so klar vorgestellet hat, daß ich, meinen mehr Eifer nicht haben gewinnen mögen, die Höhle verwüstet Klosters, der ungläubige Hund meine Wohlthaten zu sehen.

Während der acht Jahre meiner Flucht, die ich unter der Gestalt meiner Mutter zubrachte, befand sich ein junger Mönch in meinem Hause, der, als der einzige Sohn einer verstorbenen Schwester meiner Mutter, einen freien Zutritt zu meiner Zelle zu erlangen wußte. Ein von uns ein Jahr älter als ich, und so ist eine Person von Hause verstoßen, so wurden wir unzertrennlich gesehen, und der Umgang mit Schwestern zu bekommen. — Ein kurzliche Liebe, die sich gründen und entspann, war nun so unbekannt der, so ich mit dem jüngeren Jahren in der Hand

mir und dir, daß ich, in dieſem Vertrauen, wozu du mich nunmehr gewonnen haſt, mich gänzlich deiner Führung überlaſſe; und bey ihm ſchwör' ich, daß alle dieſe Laſter und Schanden, deren ich mich ſelbſt anklagte, ferne von mir ſind. Ich habe noch kein Weib erkannt, noch nie mein Wort gebrochen, mich kaum desjenigen gelüſten laſſen, was mein eigen iſt, und wollte den Teufel ſelbſt ſeinem Cameraden nicht verrathen; ich liebe die Wahrheit nicht weniger als mein Leben, und die erſte Unwahrheit, die aus meinem Munde gegangen iſt, war dieſe wieder mich ſelbſt. Was ich in der That bin, ſteht dir und meinem armen Vaterlande zu dienſten; wohin würklich, noch vor deiner Ankunft der alte Siward mit zehentauſend tapfern Kriegs-Männern aufgebrochen iſt. Wir wollen ihm folgen, und möge der Ausgang der Gerechtigkeit unſrer Sach' entſprechen! -- Warum ſchweiget ihr?

Macduff.

So willkommne und ſo unwillkommne Dinge auf einmal ſind ſchwehr zuſammen zu reimen!

Fünfte Scene.

Ein Arzt zu den Vorigen.

Malcolm.

Gut, hernach mehr hievon! -- Geht der König aus, ich bitte euch?

Arzt.

ein Jüngling von achtzehn Jahren, der sich mit einer schönen, blühenden und berühmten jungen Dame von ansehnlicher in der Stille der Nacht in einem Garten heimlich eingeschlossen findet, unvermerkt eben so zu Muthe würde, als wenn er ein Mensch wie andere wäre.

Peregrin. Nach so meinem Augen würde es kein großes Wunder seyn. Höre also was sich zutrug. Meine Zusammenkunft einzig durch die schöne Vermittelung der getreuen Claris glücklich von Statten. Die erste Unterredung war auf beyden Seiten nicht gering, da sich Calippus zum erstenmal in der vollen Pracht der Schönheit und Jugend, und ohne den Zwang der Furcht sehen, den sie vor dem Jahren zum letzten male gesehen, da einem hochmüthigen Jüngling entblößet hat, so heftig Liebe und Verlangen gezeigt hatte, und den sie inzwischen Gewalt von Candiope und Lycus, von Hoffnung und Furcht hat Nächten einer weit größern Macht sah, ohne dem, was die Jugend empfindet hat, unähnlich zu seyn. Die einzige Klemme, die sich Calippus befunden, war nicht auch sich Hilfe her, daß nicht mit so gehäuften vollen Umständen unterbrochen Unterredung auch sämmtliche einen unvermuthete Erscheinung, als sich endlich einen unvermuthete Zusammenkunft hatte. Indessen suchte wir uns sehr wichtig, was Calippus Hang zu Unterredung mit Entschuldigung und Bitte Verzeihung des jünglichen Schmerzes, mehr so sich zu

gewogen

gewonnen habe, so. Natürlich führte dies zu einer ziemlich unfreundlichen Auseinandersetzung der beiden Damen, die sie über einem Teezimmer zu führen hatte, wobei die schöne Lilly in voller Kriegsgarnitur nach Thränen griff, um das Mitleiden des jungen Mannes zu erregen, den sie zum Richter oder vielmehr zum Retter ihrer Leiden machen wollte. Sie hatte alle Tränen, die sie ihr stark konnte, vergossen zu haben, mit so vieler Heftigkeit attaquirte sie auf alle Art; und sie beschloß endlich mit verächtlichem spöttischen Lachen, schlug an meinen abgetragenen Rock, schrie gewisse Familiennamen, die eine Beziehung auf ihre eigenen hatten, heraus, die eine gewiß mit keiner Zusammenkunft verbrämten und ganz unpassenden Verwandtschaften.

Schon ich konnte über die Unverschämtheit der Dame, die eine Erscheinung von dreißig oder vierzig Jahren vorstellt, so staunen wie vorhin über die Tränen der schönen Lilly, so konnte mir vorhin der Gedanke gegeben haben: und wäre ich gerade gewesen, wie sonst, ein Mann zu meinen damaligen Jahren, so würde ich mich an allen Orangen zu entschädigen gesucht haben, denn ich aber so ganz Gleichgültigkeit und den Schein kühl schuldlos sahen. Aber sey mir nur wieder das eine noch und andere möglich. Alle Fächer und die Schönen waren, die meinen unschuldigen Leichtsinn gelegt waren, ich liebe sie nicht, weil ich nicht weiß

Gesetz von Cäsarea hatte als ein neu aufgeführtes Stück; und vor Nachkommen von Mir hätte die große Kultur nicht größer sein können, wenn sie eine Provinz der Rhein oder meine indische Schwester gewesen wäre. Jede Zeit oder Jahrhundert war in meinem Leben ein heiliges Gesetz im Tempel der Natur, stille heilige und unverletzliche, je größer sie war. Aber hätte wohl es mir alle die Gemälde der Menschheit sein, die durch Jahrtausende, Städte und Gesetze ein verschiedenes Recht an meine Theilnahme, meine Ehrfurcht und meine Liebe hatte?

Lucian, Wundersam Mensch!

Peregrin. Ich bitte, mit deiner Erlaubniß, hier etwas anzuknüpfen; vielleicht wär' es ein Wunder zu sagen, wenn ich meine geliebt hätte. Meine Seele hatte keine andere Ich mit meiner Seele vor allen Dingen verbunden, genau vor allgemeiner Freundschaft und wilde Männliche Neigung bei Jedermann verwechselt; meine Imagination war so voll von meiner Clarissa; auch die Liebe des Weiblichen Schönen, die so leicht meinem Herzen die Seele alle meiner Gedanken und Empfindungen war, als dem Einfach, das Höhere Gefühlen auf sich nehmen, aber nicht prostituiren, und meine Sinnlichkeit schlafen, so vollkommen Ideale, als sie auch mich, die Richtung selbiger Liebe verschönen sein gehen. Vielmehr kann ich mich nicht zu versichern, daß ich mir kein Verbrechen kannte zu machen begehen, [illegible]

Herr die Sache viel erhitzt wie sie war. Als ich mich von Kallippen entfernte, folgte mir zwar ihr Blick, aber ohne mir eine andere Antwort zu verheißen, als die Hoffnung, ihre Neigung so gut mir möglich war auszuforschen.

Lucius. Aber Leute in deiner Lage machst du dadurch in der höchsten Region deiner Empfindungsfähigkeit Verdrießlichkeiten.

Demetrius. Doch nicht so ganz; denn ich dachte dabei, Kallippe würde mir böse werden, daß ich sie sah, fühlen und Leidenschaften in meinem Busen; aber ich sitze noch immer nicht den geringsten Argwohn von der in mich hätte, und sind wieder ausgesöhnt, als daß mein Wohlgefallen und meine Absicht mir an ihr immer lebhafter wurde, je leidenschaftlicher ich sie sah. Wie sie Liebe zum Schein meinen die meisten Leute nicht eben so eigentümlich als das Verabredetsein meines Vorteils? Daß auch Kallippe von mir wähnen, und meinen Freunden wurde mir ihr sehen und Mine zu machen schwierige Zusammenkünfte verursachen, konnte ich gewiß, sicht es aber für eine so natürliche Folge der wechselseitigen Zuneigung an als mein nächstes Interesse, daß sie von Kindheit an mit einem Freunde angebunden gewesen war, daß es mir gar nicht mehr möglich schien, daß sie jemals einen andern Freund haben könnte. Und wie es ist, so scheint sie natürlichen Lage mir die Hoffnung, mit

Lucius

Rede zu verstehen, daß sie schwer daran ging, sich des einsamen Trostes wieder zu berauben, der ihr ein neue Erleichterung ihres traurigen Zustandes verschaffe zu ? — „Deine Gegenwart, deine Reden, sind Thränen für mich; sage sie mir wiederum deine Meinung, mit einer Stimme, die mir Ueberzeugung in meine Seele wiederbringt — ich vergesse in deinen süßen Augenblicken Alles was Erdenleid, daß ich unglücklich bin; Alles ist so schön mehr hier, wie gewesen eine Stunde zu schenken, die du nur dem Edlen zugehörst?“ — Ich bitte mich für einen Barbaren gehalten. Lachen, wenn es dessen noch gewesen wäre.

Cecilia. Ich gedenke auch? Aber erkläre, daß du uns doch Zeit des unglücklichen Pfeil über in der Leben finden konnte?

Florentin. Ich glaube es selbst, Cecilia; aber du weiß wissen, ehedem ich jenen wieder konnte; und weil mich wahrhaftig über wundern wurde, wer, daß ich in Rache, wo wir uns wieder sehen sollen, immer mich eben in wilder Nacht erwarten, als ich sie mit Thränen gehalten konnten sah. Inzwischen weil ich meine Einsamkeit zu verachten nicht vermochte, so eine nicht schwermüthige Neigung in der Philosophie unter Freundschaft suchen konnte. Mein Verstand eine gewisse Zeit lang nicht mit der Seele Rath, so wurde mir Unterhaltung für meinen innern Zustand zu gefährlich schienen. Mich langen Ueberlegen, und

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] — [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] meinen Armen wand, und in einem Augenblicke, wo sie der Gedanke einer ewigen Trennung wollte hören, ihren Busen etwas zu heftig an den meinigen schlug, kam natürlicher Weise eine [illegible] Röthe seine Unordnung, die in einem Gemische von beiden Farben ein allzureizendes Ganzes über ihr sonst unverwahrtes Gesicht goß. Was in meinem Augenblick mir verlieh, ist schwer zu beschreiben; ein schauerndes Zittern überfiel mich, mir [illegible] vor den Augen, und ich [illegible], wenn mich Philippe nicht in seinen Armen aufgehalten, und zu dem Ruhesessel geführt hätte, wo ich in kurzem wieder zu mir selbst kam. Ich umfaßte sie, beschützte Arm [illegible] mit meinem Mund geschlungen, Augen auf sich heften, die Glückseligkeit der Liebe in mich zu ergießen schienen. Ich konnte mit [illegible] nicht sprechen, und Philippe mußte meinen Mund nicht für geschickt genug gefunden haben, sie zu Hülfe zu rufen.

Ich [illegible], wie bald alles sich zu ändern [illegible], wenn es in diesem Moment ein großes Haus in Flammen auf einmal aus seinen Fenstern würfe und [illegible] hätte, auf das, was [illegible] zu sehen. Wie sind wir [illegible], daß in solchen Augenblicke, darum sich [illegible] drängen, und die [illegible] Gefahr [illegible] [illegible]

Arzt.

Ja, Milord; es ist ein Hauffen armer Leute hier, die auf seine heilende Hand warten; ihre Krankheit macht die äussersten Versuche der Kunst zu Schanden. Aber so bald er sie berührt, (eine solche Kraft hat der Himmel seiner geheiligten Hand eingegossen,) so werden sie auf der Stelle gesund.

(Er geht ab.)

Malcolm.

Ich danke euch, Doctor.

Macduff.

Von was für einer Krankheit redte er?

Malcolm.

Man nennt es das Uebel (*); es ist eine höchst wunderthätige Eigenschaft an diesem König, wovon ich, seit meinem Aufenthalt in England, schon oft ein Augenzeuge war. Wie er diese Gabe vom Himmel erbeten, weiß er selbst am besten; gewiß ist, daß er Leute, die mit seltsamen Geschwulsten und Geschwüren heimgesucht sind, (ein erbärmlicher Anblik, und die Verzweiflung der Heil-Kunst!) durch seine Berührung heilt, indem er, unter heiligen Gebeten, ein goldnes Gepräge um ihren Hals hängt: und man sagt, er werde diesen heilenden Segen allen Königen seinen Nachfolgern

(*) The Evil, oder the King's Evil werden vorzugsweis in England die Krofeln genannt, welche Krankheit Confessor durch die bloße Berührung mit seiner Hand geheilt haben soll.

den lief. Ich ſtraus auf, und brauchte mich nicht einen Augenblick zu beſinnen, daß außer meinem plötzlichen Verſchwinden kein Mittel ſey, die Dame und mich zu retten.

Lucian. In ſolchen Fällen haben die Dämonen ohne Zweifel ein bewundrungswürdiges Vermögen.

Peregrin. Ich lief an das Fenſter, das in den Garten ging; aber, außerdem daß die Höhe für einen Sprung zu gefährlich war, ſah ich den Garten von verſchiedenen mit Fackeln und Lampen bewaffneten Sklaven beſetzt, in deren Hände zu fallen noch gefährlicher ſchien. Ein anderes Fenſter ging in einen Hof, der zu einem Holzſtehallen gehörte und mit einem Schindeldache, welches ziemlich nahe an Fenſter reichte, verſehen war, von welchem es nicht unmöglich ſchien, durch einen Sprung, auf das Dach des nächſten Seitengebäudes einen bequemen Herab zu kommen. Das weitere mußte dem Zufall überlaſſen werden. Demokrates packte eiligſt, mit einem ſo tiefen und beſtürzten Anſehn zuſammen, daß der verſtändigſte Arzt des Erdkreiſes, ſich Kollippe, einen den Verſtand zu verlieren, nicht übeger vorgeben können ſchien zu ſeyn. Ich wagte alle den entſetzlichſten Sprung. Ich ſprang glücklich auf das benachbarte Dach, und von hieſem in einen tiefen Garten, wo ich mir nicht ſchwer fiel, über die ziemlich niedrige und baufällige Mauer in ein enges Gäßchen herab zu gleiten, wo beſſere Aufgang ich auch

vor der Hinterthür meines eigenen Hauſes mit einer Angſtlichkeit darauf in der Freyheit dringt, von einer Gefahr, deren bloſſer Gedanke alle meine Sinne zu zerrütten, wieder zu Athem zu kommen. Allerdings war es viel Glück, daß ich meine ſo oft wiederholte Unverſchämtheit mit der bloſſen Angſt, nach immer wahrſcheinlich genug, bezahlte: indeſſen verhielt ſich die ganze Sache wie ich ſie erzählt habe; die Furcht und der Ernſt waren blos Verſtellungen, womit vermuthlich drey Ungeheuer das Geſchlechte ſeines Zuhörers betrügen zu machen hofte.

Anſtatt, Wahrſcheinlich wurden beyde auf blos, wenn ſie drey ganze Tänze nicht noch ſo glücklich durchgeſchlichen hätte. Vielleicht ſind dieſe Verſtellungen gar, wie du wiſſen wirſt, bey Geſchöpfen dieſer Art, wenn das Publikum merkwürdig einmal, aber hinter die wahren Umſtände erſchöpft, ſo gewöhnlich, daß ſich nun den Ungeheuern ein großer Verdruß daraus machen könnte, ſie wiederum ihre liebenswürdige Gunſt, der Sache Wahrſcheinlichkeit zu geben, hinzuzufügen zu haben. — Aber wie ergieng es der armen Kallipe? Denn, wiewohl ich gehofft, daß ſie mir in dieſer ganzen Sache bey meinem nicht ſo wahrſcheinlich Theil zu haben ſchiene, ſo kann ich doch nicht umhin zu vermuthen, daß ſie nicht zu ſehr für mich ſo empfindliche Schmerzen hat gewiß haben müſſen.

[illegible] Es war ein Glück für sie, daß ihre Schwester die Gefahr einer Verbindung war, der sie sich aber von einem Mißtrauen verwahrte, und sie, der dem er sich für ihre Sicherheit verbürgte, von der ungen Dichters Treue waren, der für seine Freiheit aber noch gewiß besorgt waren. Endlich, der endlich nicht so unverbrüchlich auf seine Treue war, als er gewünscht hatte, war Matthias ganz über sich selbst, war die Gewißheit zu haben; und so sich nichts fand, daß gegen sie seine Treue, so blieb sie am Ende doch beruhigt. Überzeugung von ihrem Verhalte zu verlangen, hatte ungütige Scheinheit ihren sanften Charakter gelitten und ihre unschuldige Ehre einen Schatten sie werfen lassen. In ganzen Gefühl war sie wie Blume ohne Wasser und Sonne geworden. Sie empfand ihn bei jedem Vorgang; er nahm sich seiner Schützlinge Mühe an; und so bald Thalia ihre Liebe ihm hatten, die Sache nicht mehr Hoffe sie zu endigen, und dem Ehrlichen von Hannover zu bitten zu Ruhe und Sache zu machen: so schrieb Wiederkehr seinen Gedanken die Freiheit, über sein Herz zu der Thalia und ihren ihm Vorzug und eigenem Verhalten zu sprechen, und ging sich bald darauf in einen seiner Lustgänge zu ruhe, während sie in ihrer Stube Betrachtung war, ob man bemerken Tag und Nacht abgewechselt.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Ein altenglisches Bleiprivilegium über Goldmacherkunst.

Elisabeth von Gottes, Königin zu England, Frankreich und Irland etc. Da Unsere Münzmeister und Münzbeamte Unsere Münze und die Münzstätte zu Tower in Unserer Stadt London gepachtet haben von Unserm Lieben Friedrich Grafen zu Mansfeld, Herrn zu Heldrungen und Vorderort etc. Dann sind es nun fast etwa dreyßig Jahre, daß Unsere Münzmeister, so wie es der Brauch in Unserm Lande ist, Unserm Rathe vorgetragen haben, wie es ihnen nicht möglich sey, ihre Pachtung ohne Beihülfe der Alchymie, und Unsere Münze mit hinlänglichem Silbergeschirr zu versehen. Schon im Jahr 1564 hatte Unser Münzmeister Unsern Königlichen Rath gebeten, seine Gedanken darüber zu vernehmen. Dieß ist Unserm Rathe (wenn ihre Wissenschaftlichkeit darüber sich so äußert) nicht Theil an den hermetischen Künsten, und sagen auf diesen Schluß, daß, wenn Unsere Münze dazu sey, wie der Chemiker sie zum Gebrauch zu Proben und Versuchen habe. Diesen Tag, als an Unserm Rathe Hülfsmittel, Hilfe noch Beistand sind. Unsere Räthe sind nicht mit der Chemischen Kunst vertraut. Sie wissen nicht die Quelle, Chemische Operation sey nicht, was Goldmacher, Schwindler, und so andere Leute Betrügen genannt.

Diesen Gedankenstrich machen 88 gar gelehrt den Herausgeber Georg Friedrich Rathgen, und sagen von ihm weiter: „wie es denn mit ihm, Schadrach, und seinen Brüdern, gewesen und Nebukadnezar sie darnach gehalten haben?„

Wer sich diesen beantworten zu können, muß man auf den Nachrichten einer der Geschichten der Bibelerklärenden Zeugnisse *) zurückgehen, daß Schadrach, Meschach und Abednego, ein gottesfürchtiges Gebet in seinen Herzen gehalten haben soll, und weiteres allein es doch möglich gibt Nachricht vorhanden kann es. Dieses bringt möglich zur Gewißheit; aber Eins gehört, mit der Frau einen angenehmen Tag machen, denn man auch annimmt, daß sie auf Eines Weise Gott gerettet haben soll.

Der Verständnissen der Chaldäer sind doch nur den Gelehrten unter Einwohnern und Fremden nicht so verständlichen Unterscheidung haben. Denn es war gewiß von Jeden-Schadrach Schwierigkeit mit seinen Eltern: Ich habe mich zu Gott, die mit uns Israeliten

*) Daniel Schwarz, Chron. Pag. 91. Dieses Buch ist gewiß der gelehrte Kommentar, der Chronik des Daniel Jenen Herr, der schon, so wie Hieronymus zu Daniel erwähnt. Er beruft sich in diesen auf Schriftsteller, die ungefähren Text Daniel.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

*) [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

„ranzformel bey der Taufe, als auf die Verpflichtung
„höhere und gemeinnützigere Wahrheiten, behauptet
„war, verschmäht werden."

Daß der Verfasserinnen hierbey mit seinem Charakter es allerdings gut meyne, sieht man daraus, weil er an einer andern Stelle deutlich gleich und versichert: „Schwerlich habe zwar der eigentliche
„Sinn der Worte nicht gewesen oder scheine, wohl
„aber Täuschung zur Verwandlung gewisser Begriffe
„in Wort und Bilder dem Christlichen Charakter
„nicht entsprechend." Es nimmt hierbey für ein wunderwürdiges Zeugniß an, was der Herr Professor Bahrdt in seinen Merkwürdigkeiten von Berlin Th. 2. S. 414. davon erzählt. Dieser sagt nemlich von der die Gottheit in der Christlichen Dreyeinigkeit Lehre, und spricht: „Nicht gleichgültig
„Gott. Im Jahr 1750. bat August III. König von
„von Pohlnischen sich Bücher gegen einander,
„und kam seine Bestellung so schnell nicht,
„ich so auch endlich erwog von der Lehre anfan
„ge, wollte ich von Christlich Augustus Herrn hören
„könnte, und schrieb mir sonnigen wollte, daß die
„Verwandlung gewisser Begriffe in das allerchristlichste
„möglich sey." — Das wunderbegleitete Zeugniß besteht also nicht auf dem Herrn Professor Bahrdt, sondern auf des ungenannten Pohlnischen Prinzen. Sie möchte sich denn billig noch fragen lassen, wie der

Herr

gern laſſen. Auſſer dieſer wundervollen Heil-Kraft hat er noch die Gabe der Prophezeyung, und verſchiedne andre Segnungen hangen um ſeinen Thron, welche beweiſen, daß er ein Günſtling des Himmels iſt.

Sechste Scene.

Roſſe zu den Vorigen.

Macduff.

Seht, wer hier kommt!

Malcolm.

Ein Landsmann; und doch kenn' ich ihn nicht.

Macduff.

Mein werther Vetter, ſeyd willkommen.

Malcolm.

Nun kenn ich ihn. Der Himmel entferne bald die Urſachen, die uns einander fremde machen!

Roſſe.

Dazu ſag' ich Amen, Gnädigſter Herr.

Macduff.

Iſt Schottland noch im alten Stand?

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die Königliche Hand *) vermit gab 68 Gemeinde deren Übergang hätte: so kann der Schaden vor uns Katholiken ganz wohl heilbar sein, es sei nicht aus den Lehren einer Alten Kunst, und den von den Vorgängen von Geistlichen u. Königlichen Schule erlernen lassen, als der wirkliche Schaden von Gott und Christus (wenn je von Protestanten seine unglückliche Übergänge haben sein,) jemals gewichtig kann.

IV.

Historische Nachrichten

von der Hypothese

Andacht zum Herzen Jesu.

Das

Andacht Verfassers, Erzbischof von Paris, von der Je Heiligen Lehre, „die Andacht dem Heiligen allein nicht widerrede, als eine von Evangelio ganz abgehen zu lassen Religion abzuschaffen.“ wenn alle für dem ganz Ehe. In der allgemeinen Versammlung, in welche Je der vorzüglichsten Kapitel Frage Kunst zum Herzen und andere Andachten dem Heiligen Lehre, enthält es., wenn folgendes: um so die Lehre angenehm Übereinkunft zu bleiben, daß es, nicht mit Evangelium,

*) Siehe Beil. zu Nr. 6. S. 304 ff.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Roſſe.

Ach! Unſer armes Vaterland, es erſchrikt vor ſeinem eignen Anblik! Es kan nicht mehr unſre Mutter genennt werden, ſondern unſer Grab; ein Land, wo allgemeiner Jammer alle Angeſichter verzehrt; wo man das unwiſſende Wiegen-Kind allein noch lächeln ſieht; wo Seufzen, Aechzen und Schreyen die Luft erfüllen, ohne mehr bemerkt zu werden, und beym Getön der Todtengloke kaum noch gefragt wird, um wen? Wo rechtſchaffne Leute ſchneller dahin ſind, als die Blumen auf ihren Hüten, und ſterben, eh ſie krank geworden ſind.

Macduff.

O grauſame, aber nur allzuwahrhafte Beſchreibung!

Malcolm.

Was iſt die neueſte Beſchwerde?

Roſſe.

Jede Minute brütet eine neue aus.

Macduff.

Wie ſteht's um mein Weib?

Roſſe.

Wie? wohl --

Macduff.

Und um alle meine Kinder?

Roſſe.

[illegible]

[illegible]

Roſſe.

Auch wohl --

Macduff.

Hat der Tyrann ihre Ruhe nicht geſtört?

Roſſe.

Nein, ſie waren in guter Ruhe, wie ich ſie verließ.

Macduff.

Ich merk euch an, daß ihr mir etwas verbergen wollt; redet frey heraus, wie geht es?

Roſſe.

Wie ich abreiſete, um die Zeitungen mit denen ich ſchwer beladen bin, hieherzutragen, gieng ein Gerüchte, daß verſchiedne brave Leute aus dem Wege geräumt worden ſeyen; welches mir deſto glaublicher war, weil ich die Völker des Tyrannen ausrüken ſah. Nun iſt die höchſte Zeit zu helfen; euer bloſſer Anblik würde in Schottland Krieger erſchaffen, und Weiber zum fechten aufmuntern, um dieſes unerträglichen Jammers loß zu werden.

Malcolm.

Laß es ihren Troſt ſeyn, daß wir im Begriff ſind, zu kommen: der huldreiche König von England hat uns den wakern Siward mit zehentauſend Männern geliehen, den älteſten und beſten Kriegs-Mann in der ganzen Chriſtenheit.

[illegible]

[redacted]

Roſſe.

Wollte der Himmel, ich könnte dieſen Troſt mit einem andern erwiedern! Aber ich habe Dinge zu ſagen, die ich lieber in eine enöde Wüſte hineinheulen wollte --

Macduff.

Was betreffen ſie? die allgemeine Sache? Oder iſt es ein beſonderer Schmerz, der irgend einer einzelnen Bruſt zugehört?

Roſſe.

Es iſt kein redliches Gemüth, das nicht Theil daran nimmt, ob gleich das Ganze euch allein gehört.

Macduff.

Wenn es mein iſt, ſo enthaltet mir's nicht länger vor -- redet!

Roſſe.

O! Laßt um deſſentwillen, was ich ſagen muß, den Ton meiner Stimm' euern Ohren nicht auf ewig verhaßt werden! Es iſt das ſchmerzlichſte, was ihr jemals gehört habt.

Macduff.

Hem! ich errath es.

Roſſe.

Euer Schloß iſt überrumpelt, euer Weib und eure Kinder unmenſchlich niedergemezelt worden -- die Umſtände zu erzählen, wäre euern Tod auf den ihrigen häuffen.

Mal-

Malcolm.

Barmherziger Himmel! -- Wie, Mann! drükt euern Hut nicht so auf eure Augbrauen -- Gebt euerm Schmerz Worte: ein stummer Schmerz preßt seine Klagen in das Herz zurük, und macht es brechen.

Macduff.

Meine Kinder auch!

Rosse.

Weib, Kinder, Hausgenossen, alles was er fand.

Macduff.

Und mußt' ich abwesend seyn! Auch mein Weib umgebracht?

Rosse.

Wie ich sagte.

Malcolm.

Fasset euch; Raache soll die Arzney seyn, womit wir diesen tödlichen Schmerz heilen wollen.

Macduff.

Er hat keine Kinder -: alle meine artigen Püpchen? Alle, sagtet ihr? wie, alle? O höllischer Geyer! alle? Wie, alle meine armen Hühnchen, und ihre Muter, auf einen verfluchten Schluk?

[illegible]

Malcolm.

Rächet euch wie ein Mann --

Macduff.

Das will ich: aber erſt will ich fühlen wie ein Mann. Ich kan nicht gleich vergeſſen, daß ich ſie hatte, daß ſie das koſtbarſte waren was ich hatte -- Konnte der Himmel zuſehen, und nahm ſich ihrer nicht an? Sündenvoller Macduff! um deinetwillen wurden ſie erſchlagen! Ich unglükſeliger! Nicht um ihrer Miſſethaten, um der meinigen willen wurden ſie geſchlachtet: Der Himmel gebe ihnen nun Ruhe!

Malcolm.

Laßt das euer Schwerdt wezen, laßt Schmerz ſich in Muth verwandeln: erleichtert euer Herz nicht, ſezt es in Flammen.

Macduff.

O ich könnte weinen und ſchreyen wie ein Weib! -- aber, du gütiger Himmel, ſchneide allen Aufſchub ab! bring du, Stirne gegen Stirne, mich und dieſen Schottiſchen Teufel zuſammen; bring ihn nur ſo nah daß ihn mein Schwerdt erreichen kan, und wenn ich ihn entrinnen laſſe, dann, o Himmel, dann vergieb ihm auch!

Malcolm.

Dieſer Ton geht männlich! Kommt, wir wollen zum Könige, unſre Völker ſind marſchfertig, wir haben nichts mehr nöthig als Abſchied zu nehmen. Macbeth iſt reif abgeſchüttelt zu werden, und die Mächte über uns ſezen ihre Werkzeuge an. Gehet, und erfriſchet euch dieſe Nacht auf den morgenden Tag.

(Sie gehen ab.)

Fünfter

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20622 / 391

unter allen sowohl alten als neuern Kupferstechern, die nach Raphael gearbeitet haben, keiner den Geist desselben so richtig aufzufassen, und die Bestimmtheit seiner Formen und Umrisse, und die erhabene Größe seiner Characteren, mit solcher Genauigkeit und Wahrheit, als Marc-Antoine, in die Kupferplatte hinüber zu tragen wußte.

Ob es wahr sey, wie viele behaupten, daß Raphael dem Kupferstecher jedesmal selbst die Umrisse in seine Platten gezeichnet, läßt sich nicht wohl erweisen. Gewiß aber ists, daß Marc-Antoine unter der Aufsicht und Leitung dieses großen Mahlers gearbeitet hat.

Unter die seltenen und vorzüglicheren Blätter dieser Künstler gehören Christus und die Apostel. Raphael hat sich in diesen nicht allein als einen Künstler vom ersten Range, sondern auch als einen großen Menschenkenner, und als Mann von tiefem Verstande und von großer gefühlvoller Seele gezeigt.

Um diese so selten gewordene Blätter wieder in Umlauf zu bringen, hat Herr Joh. Peter Langer, Professor an der Mahler-Akademie zu Düsseldorf, unternommen, sie mit der möglichsten Genauigkeit und Treue nachzuzeichnen und in Kupfer zu ätzen; und, so viel wir aus zwey uns mitgetheilten Blättern, die den Heiland und den Apostel Petrus darstellen, urtheilen können, ist es ihm gelungen, seinen Copien so viele Aehnlichkeit mit den Originalen, besonders in Absicht

der

der Wirkung des Ganzen, und des Geistes der sich darin ausdrückt, zu geben, daß auch Kenner ihm ihren Beyfall nicht versagen und diese Unternehmung, wodurch sich Hr. L. sowohl um die Liebhaber als die Schüler der Kunst in Teutschland ein wahres Verdienst macht, aller Aufmunterung würdig finden werden.

Zu diesen Blättern wird Hr. Langer noch fünf Köpfe nach einem vortreflichen Gemälde Raphaels auf der Düsseldorfer Gallerie, die Heilige Familie vorstellend, hinzu fügen, so daß die ganze Lieferung aus 17, jedes für sich geätzten Blättern bestehen wird, welche er dem Kunstliebenden Publico auf Subscription anbietet.

Die Größe ist genau, wie die der Blätter des Marc-Antonio.

Der Subscriptionspreis für das ganze Cahier von 17 Blättern, ist auf weiß Papier 1 alte Louisd'or, auf braun Papier 6 Rthlr. 4 Gar. oder eine Caroline.

Wer für zehn Exemplare Subscriptionen sammelt, erhält das eilfte umsonst. Wo sich kein Sammler in der Nähe findet, wenden sich die einzelnen Subscribenten unmittelbar an Hrn. Prof. Langer in Düsseldorf selbst.

Der Subscriptionstermin bleibt bis zu Ende des Künftigen Merz offen; und die Abdrücke werden nach der Ordnung der Subscribenten abgeliefert.

Ankündigungen.

1) Auszüge aus den besten französischen Schriftstellern, zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanstalten. Herausgegeben unter Aufsicht des Herrn Abt Resewitz von Herrn Carl Heinrich Schmidt, Lehrer in Kloster Bergen, 8. Leipzig, bey G. J. Göschen.

Der Herr Abt Resewitz sagt in der Vorrede zu dieser Sammlung; „Man hat französische Bücher genug zu ähnlichen Zwecken, aber zum Lesen für die Jugend sind sie bald zu schwer, bald nach ihrem Inhalt zu bedenklich, vornehm-

lich auch wenn einige Jahre hinter einander Französisch gelesen, und um Ermüdung zu vermeiden mit mancherley Schriftstellern abgewechselt werden soll, für den jugendlichen Unterricht zu kostbar. Ich habe es daher schon lange gewünscht, daß ein Auszug der besten klassischen Schriftsteller dieser Nation gemacht, nach den verschiedenen Gattungen des Styls und der Materien gesammelt und in einer solchen Stufenfolge geordnet würde, daß die Jugend vom leichtern zum schwerern darin fortschreiten könne, und das Ganze so viel in sich begriffe, als zur vollständigen Anweisung in dieser Sprache erforderlich seyn, und die Jugend zugleich mit dem Geist und Geiste guter französischer Schriftsteller bekannt machen könnte. Diese Arbeit hat Herr Schmid übernommen, und meines Bedünkens hat er durch die sorgfältige und bedachtsame angestellte Auswahl der Stücke, so wie durch ihre Anordnung gezeigt, daß er derselben gewachsen sey.

Plan.

1) Die ausgehobenen Stücke sind, da Reinigkeit der Sprache ein Hauptendzweck der Sammlung ist, alle aus klassischen Werken der Franzosen genommen.

2) Ein jedes dieser Stücke wird für sich ein Ganzes ausmachen.

3) Weder Inhalt noch einzelne Ausdrücke müssen gegen die moralische Reinigkeit, und dabey den Kräften der Leser angemessen seyn.

4) Die Stücke werden sich durch den Inhalt oder durch Ausdruck und Einkleidung auszeichnen, damit die Aufmerksamkeit des Lesers geweckt und festgehalten werde.

5) Es muß Mannigfaltigkeit unter den gewählten Stükken herrschen, und sowohl auf Verschiedenheit des Inhalts, als der äussern Form, in welche derselbe eingekleidet ist, gesehen werden.

6) Muß Ordnung unter den verschiedenen Stücken herrschen, so, daß leicht einzusehen ist, warum das eine auf das andre folgt. Um dieser Ordnung willen ist

der Inhalt des ersten Bandes:

Briefe, Erzählungen und Geschichte; vornehmlich Geschichte, weil mit den Vortheil, welcher aus der Erlernung der Sprache fließt, sich noch ein anderer eben so wichtiger verbinden läßt, nemlich die Bekanntschaft mit den wichtigsten Ereig-

Ereignissen und Veränderungen, welche auf unsrer Erde durch Menschen sind bewirkt worden. Doch sind aus den wichtigen Begebenheiten nur die wichtigsten ausgehoben werden, damit Aufmerksamkeit und Interesse in gleichem Grade befördert würde.

a) Briefe von Friedrich II., der Pompadour, Ninon de l'Enclos, Sevigné, und der Paber.

b) Erzählungen aus Rousseau und andern Schriftstellern.

c) Geschichte. Auszug aus den Mémoires pour servir a l'histoire de Brandenbourg, aus Voltaire, Raynal, Vertot und aus den Oeuvres posthumes du Roi Frederic II, die Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Der erste Band dieses Werks, welches eine kleine Handbibliothek der besten Schriften der Franzosen für die Jugend ausmachen wird, erscheint schon auf Ostern 1789.

Um die Anschaffung desselben der Jugend zu erleichtern, bleibe ich den Liebhabern, welche darauf bis zur Ostermesse 1789. pränumeriren, das Alphabeth zu 12 Gr. Sächsisch, der Louisd'or a 5 Rthlr. an; dieser angekündigte erste Band wird ungefähr 1 Alphabeth stark. Der zweyte Band, philosophischen und moralischen Inhalts, und der dritte Band, welcher Poesien enthalten wird, werden ungefähr eben so stark und sollen dem ersten Band bald folgen.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

---

2) Plan der Monatsschrift für unser Zeitalter.

— — φέρτερα βάλλω
Μὲ τοῖς ἀγαθοῖς ἐμπλεῖν. Pind. Pyth. β.

1) Aus Gründen der Philosophie und Geschichte die neuern Angriffe auf die christliche Religion, besonders des Deismus und Naturalismus, nach ihren Quellen, Wichtigkeit und Unwichtigkeit zu beurtheilen, und besonders zu entwickeln, in wiefern ihnen, durch eine von allen Menschensatzungen gereinigte Lehrform begegnet werden könne.

2) Den Ursachen des einreissenden Naturalismus, sowohl, als des mannigfaltigen Aberglaubens, und der daher entspringenden Thorheiten nachzuspüren, und die letzteren zu bestreiten.

3)

3) Der Grund oder Ungrund des Kryptojesuitismus, und der geheimen gefährlichen Gesellschaften aufzudecken.

4) Die mannigfaltigen Fehler und Mängel der neuern praktischen Arzneykunde zu reinigen, deren Einfluß auf die Moralität sichtbar ist.

5) Den physischen und moralischen Fehlern der Erziehung, der Schulen und Universitäten nachzuspüren, die üblen Folgen derselben aufzudecken, und Vorschläge zu ihrer Verbesserung anzugeben.

6) Kraftgenies und literarische Despoten in puris naturalibus der Welt zur Schau zu stellen, und zu zeigen, daß einreissender Mangel an gründlichen Kenntnissen und Gelehrsamkeit die einzige Ursache ihres Anhanges sind, um zu den letzteren Lust zu erwecken.

7) Einreissende Thorheiten aller Art, Laster und Tugenden in ihrer wahren Gestalt darzustellen.

8) Anonymisch müssen die Aufsätze seyn, weil man so freyer reden und unbekannt leicht mehr wirken kann.

9) Alle Personalität soll auf das strengste vermieden werden. Gegen Schriftsteller als Schriftsteller schreiben, kann aber wohl nicht als Personalität angesehen werden.

10) Alle Formen und Einkleidungen sind gleichgültig: Scherz und Ernst, sanfte Widerlegung und beissende Satyre, Poesie und Prose, philosophische Darstellung und Epigramme müssen einander abwechseln, damit kalte Weisheit und spottende Laune sich unterstützen mögen, und da, wo gute Worte nichts ausrichten können, die Geißel des Witzes so viel schärfer treffe.

Von dieser Monatschrift erscheint zu Ende eines jeden Monats ein Stück. Sie fängt mit dem Jahre 1789 an im Verlage des Buchhändlers

Georg Joachim Göschen,
in Leipzig.

Der
Teutſche Merkur.

März 1789.

I.

Fortgeſetzte Auszüge
aus
dem Taſchenbuche des Herrn ***.

Volksgeſang.

Venedig.

Es iſt bekannt, daß in Venedig die Gondolier große Stellen aus Arioſt und Taſſo auswendig wiſſen, und ſolche auf ihre eigne Melodie zu ſingen pflegen. Allein dieſes Talent ſcheint gegenwärtig ſeltner geworden zu ſeyn; wenigſtens konnte ich erſt mit einiger Bemühung zwey Leute auffinden, welche mir in dieſer Art eine Stelle des Taſſo vortrugen.

Es gehören immer zwey dazu, welche die Strophen wechſelsweiſe ſingen. Wir kennen die Melodie ohngefehr durch Rouſſeau, deſſen Liedern ſie beygedruckt iſt; ſie hat eigentlich keine melodiſche Bewegung; und iſt

eine Art von Mittel zwiſchen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert ſie ſich durch recitativiſche Deklamation, dieſem, durch Paſſagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehalten und verziert wird.

Ich beſtieg bey heilem Mondſchein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hintreten und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fieng den Geſang an, nach vollendeter Strophe, begann der Andere, und ſo wechſelten ſie mit einander ab. Im ganzen ſchienen es immer dieſelbigen Noten zu bleiben, aber ſie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn ſich der Gegenſtand des Gedichtes veränderte.

Im ganzen aber war ihr Vortrag rauh und ſchreyend. Sie ſchienen nach Art aller ungebildeten Menſchen, den Vorzug ihres Geſangs in die Stärke zu ſetzen, einer ſchien den andern durch die Kraft ſeiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkäſtgen, anſtatt von dieſer Scene einigen Genuß zu haben, in einer ſehr beſchwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröfnete und der den Credit ſeiner Landsleute gern erhalten wollte, verſicherte mich, daß dieſer Geſang aus der Ferne ſehr angenehm

zu

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein Vorzimmer in Macbeths Schloſſe.)

Ein Arzt und eine Kammer-Frau treten auf.

Arzt.

Ich habe nun zwoo Nächte mit euch gewacht, aber ich finde nichts daß eure Erzählung beſtättiget. Wenn war es, da ſie das leztemal gieng?

Kammer-Frau.

Seitdem ſeine Majeſtät zu Felde gezogen iſt, hab' ich ſie geſehen, daß ſie aus ihrem Bett aufſtuhnd, ihren Schlafrok um ſich warf, ihr Cabinet aufſchloß, Papier herausnahm, es zuſamenlegte, überſchrieb, laß, hernach ſiegelte, und dann wieder zu Bette gieng; und das alles im tiefſten Schlafe.

Arzt.

Das zeigt eine groſſe Unordnung in der Natur an! zu gleicher Zeit die Wohlthat des Schlafs genieſſen, und Geſchäfte des Wachens thun! Auſſer dem Herumgehn und andern würklichen Verrichtungen, hörtet ihr ſie in dieſer ſchlummernden Bewegung jemals etwas reden?

zu hören sey; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fiengen nun an gegen einander zu singen, und ich gieng zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark deklamirten und gleichsam ausgeschrienen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrey der Empfindung, oder des Schmerzens. Der Andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der Erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter, oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Canäle, die hohen Gebäude, der Glanz der Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige des wenigen, hin und wiederwandelnden, schwarzen Gondeln, vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene und es war leicht unter allen diesen Umständen, den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Canäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormodulirt

und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel, alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volckreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Gerausch der Fußgänger, eine stille Gondel schwebt bey ihm vorbey, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwey fremde Menschen, er wird das Echo des Ersten, und strengt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den Ersten vernahm. Convention heißt sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen, sie unterhalten sich ohne sich zu ermüden, der Zuhörer, der zwischen beyden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beyden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang, aus der weiten Ferne unaussprechlich reitzend, weil er, in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: è singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.

Man

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inselreihe, welche das Adriatiſche Meer von den Lagunen ſcheidet) beſonders die von den äuſſerſten Ortſchaften Malamocca und Paleſtrina gleichfalls den Taſſo auf dieſe und ähnliche Melodien ſängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer um zu fiſchen auf das Meer gefahren ſind, ſich Abends an das Ufer zu ſetzen und dieſe Geſänge anzuſtimmen, und ſo lange heftig damit fortzufahren, bis ſie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel ſchöner und noch eigenthümlicher bezeichnet ſich hier dieſer Geſang; als der Ruf eines Einſamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer, und gleichgeſtimmter höre und ihm antworte! Es iſt der Ausdruck einer ſtarken herzlichen Sehnſucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe iſt.

Rom.

Ritornelli.

Mit einem ähnlichen Geſang, der aber, in keinem Sinne gefällig oder reitzend iſt, pflegt der Pöbel von Rom ſich zu unterhalten, und beleidigt jedes Ohr außer ſein eignes.

Es iſt gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Deklamation, wie man will. Keine melodiſche Bewegung zeichnet ihn aus, die Intervalle der

Töne lassen sich durch unsere Art die Noten zu schreiben nicht ausdrucken, und diese seltsamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich diese Gesangsweise. Eben so ist Ton und Manier der Singenden oder vielmehr Schreyenden, so vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denselben tollen Menschen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man sie nur in der Dämmerung oder zu Nachtzeit; sobald sie sich frey und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrey los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karn zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraus tritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geschrey aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli, und legen dieser Unmelodie alle Worte unter, die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seyen metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einigemal einen solchen Sänger verstanden zu haben. Es schien mir sein Lied, rohe, obgleich nicht ganz unwitzige Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlbrough, der halb italiänisch halb französisch, ohngefähr auf seine bekannte Melodie, auf allen Straßen gesungen ward.

Zu

Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die kleinsten Kinder, so gut, als alle erwachsene Personen sangen; es ward verschiedentlich komponirt und mehrstimmig in Conzerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobsprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populäre Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein anderer Uebertriebenes gesagt hat, sogleich in Zweifel ziehet:

Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo ogni donzella,
Ma dolce Miramì!
Mi dice che sei bella
E penso anch'io così:
Non dico: bella bella!
Ma — li la ba te li.

das letzte Ma — welches durch die und untenden Refrain. Silben aufgefangen wird, giebt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke.

Die Melodie, welche am allgemeinsten gehört wurde, und die wir nebst dem ganzen Liede nächstens mittheilen werden, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Geſpenſtergeſchichten, und wahrſcheinlich iſt die Urſache davon: weil kein katholiſcher Chriſt, der gebeichtet und die Sakramente empfangen hat, verdammt werden kann, ſondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther ſind andächtig auf die Erleichterung und Befreyung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erſcheint wohl das ganze Fegefeuer einem beängſtigten Gläubigen im Traum oder Fieber; und alsdann iſt die Mutter Gottes in freundlicher Erſcheinung gleich dabey, wie man auf ſo vielen Gelübde-Tafeln ſehen kann. Allein die eigentlichen Geſpenſter- Hexen- und Teufels-Ideen ſcheinen mehr den nordiſchen Gegenden eigen zu ſeyn.

Um ſo viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder Neapolitaniſcher Knabe, der ſich in Rom herumführen ließ, einige Wochen ſang, deren Inhalt und Vorſtellungsart ſo nordiſch als möglich iſt.

Die Scene iſt Nachts, bey dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrſcheinlich aufs Rad geflochtenen Miſſethäters; ein frecher Menſch ſchleicht ſich hinzu, in der Abſicht einige Glieder des Körpers zu ſtehlen. Er vermuthete die Hexe nicht in der Nähe, doch faßt er ſich, und re-

det ſie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Geſpräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das Gedicht aus. Hier iſt der erſte Vers. Die Melodie, mit den Zeilen, wodurch ſich die übrigen Strophen von der erſten unterſcheiden, finden ſich am Ende dieſes Stücks.

Gurugium a te! gurugiu!
Che ne vuoi de la vecchia tu?
Io voglio queſti piedi
E che diavolo che ne vuoi far?
Per far piedi ai candelieri.
Caddavere! malattia!
Aggi parienza vecchia mia

Hier iſt eine ohngefähre Ueberſetzung zu mehrerer Deutlichkeit.

Gurugiu! ſoll wahrſcheinlicherweiſe ein freundlicher Zaubergruß ſeyn.

Der Dieb. Gurugium zu dir! Gurugiu!
Die Hexe. Was willſt von der Alten du?
Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!
Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?
Der Dieb. Zu machen Leuchter-Füße.
Die Hexe. Daß dich die Peſt und Seuche!
Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verse unterscheiden sich nur von dem ersten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein anderes Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angiebt.

Ich erinnere mich in keiner italiänischen Liedersammlung ein ähnliches Gedicht gesehen zu haben. Der Abscheu vor solchen Gegenständen ist allgemein. Eben so glaubt man in der Melodie etwas fremdes zu entdecken.

Geistliches dialogisirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener, ist die Bearbeitung der Unterhaltung Christi mit der Samaritern zu einen dramatischen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzo zu zwey Stimmen, und wird nach einer fasslichen Melodie, von zwey armen Personen auf der Strasse gesungen. Mann und Frau setzen sich in einiger Entfernung von einander und tragen wechselsweise ihren Dialog vor, sie erhalten zuletzt ein kleines Almosen, und verkaufen ihre gedruckten Gesänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied selbst im Original, das durch eine Uebersetzung alle Grazie verlieren würde, und schalten für diejenigen Leser, welche mit dem Italianischen nicht ganz bekannt sind, einen kleinen Commentar zwischen den Dialog ein.

Der

Der Schauplatz iſt an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erſter Theil.

Jeſus kommt und macht die Expoſition ſeines Zuſtandes und des Ortes.

Sono giunto ſtanco e laſſo
Dal mio lungo caminar.
Ecco il pozzo, e quello e il ſaſſo
Per potermi ripoſar.

Er erklärt ſeine Abſicht:

Qui mi fermo, quivi aſpetto,
Una Donna hà da venir.
O bel fonte, o fonte eletto
Alma infida à convertir.

Pecorella già ſmarrita
Dall' ovile ritornata,
Ma ben preſto convertita
Al Paſtor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich von weiten ſehn.

Ecco appunto la meſchina,
Che ſen vien ſola da ſe
Vieni vieni, o poverina,
Vien t'aſpetto, vien da me.

Samaritterin. Bleibt in der Ferne ſtehen, ſieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm jemanden dort zu finden.

Questo appunto ci mancava:
Chi è colui, che siede là?
Io di già me l'aspettava
Di trovar qualcuno quà.

Beſonders will ihr der Jude nicht gefallen.

E un Giudeo se ben ravviso
Lo connosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli è d'esso, egli è sì sì.

Sie gedenkt des Haſſes der beyden Völker.

Quella gente non è amica,
Della patria mia, lo sai;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein ſie nimmt ſich zuſammen, geht nach ihrem Geſchäfte und nimmt ſich vor, wenn er nicht freundlich iſt, ſchnippiſch dagegen zu ſeyn.

Baderò alli fatti miei,
Jo al pozzo voglio andar:
Se dirà, Donna chi sei?
Gli dirò, son chi mi par.

Jeſus

Kammer-Frau.

Dieſes, Sir, möcht' ich ihr nicht nachſagen.

Arzt.

Gegen mich dürft ihr's wohl, und es iſt ſehr nöthig, daß ihr's thut.

Kammer-Frau.

Weder gegen euch, noch eine andre lebende Seele, da ich keinen Zeugen habe, der meine Auſſage bekräftigen könnte.

Lady Macbeth tritt mit einem Wachslicht auf.

Seht, ſeht! hier kommt ſie; ſo pflegt ſie zu gehen, und bey meinem Leben, in tiefem Schlaf; beobachtet ſie nur, aber haltet euch ruhig.

Arzt.

Wie kam ſie zu dem Lichte?

Kammer-Frau.

Es ſtuhnd neben ihrem Bette: ſie hat immer Licht bey ſich; es iſt ihr Befehl.

Arzt.

Ihr ſeht, ſie hat die Augen offen.

Kammer-Frau.

Ja, aber ihre Empfindung iſt geſchloſſen.

Jeſus überraſcht ſie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona donna, il ciel vi guardi!

Samar. iſt verwundert und gleich gewonnen, ſie erwiedert freundlich:

O buon Uomo à voi ancor!

Jeſus. nähert ſich im Geſpräche:

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt ſich weiter ein:

Non potevo più à buonor.

Jeſus. Verlangt zu trinken.

O figliuola che gran sete!
Un po d'aqua in carità,
Deh ristoro a me porgete,
Un po d'acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr paradox vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi à ma Samaritana
Domanda vi dia da ber,
A un Giudeo, è cosa strana
Chi l'avesse da veder.

Queste due nation fra loro
Non si portan compatir;

Se vedeſſe un di coloro
Così amabile mai a dir.

Jesus. Macht einen Uebergang vom Paraderen zum Wunderbaren.

Se ſapeſſe, ſe ſapeſſe
Chi a te chiede da ber,
Certo a lui richiederesſe
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt er wolle ſie zum Beſten haben.

Voi burlate, e dov' è il ſecchio
Dove l'acqua, o buon Signor?
Di Giacobbe il noſtro vecchio
Vien voi forſe maggior?

Che ſia pur benedetto!
Queſto pozzo a noi laſciò:
I ſuoi figli, il ſuo diletto
Gregge in queſto abbeverò.

Jesus bleibt bey ſeinem Gleichniſſe und verſpricht jedem durch ſein Waſſer den Durſt auf immer zu löſchen.

O Figliuola, chi l'acqua mia
Acqua viva bevera,
Ciò ſi pur chiunque ſia
Mai in eterno ſete avrà.

Samar.

Samar. Findet das ſehr bequem und bittet ſich davon aus.

O Signor, non ſi potrebbe
Di queſt' acqua un po guſtar?
La ſanta leverebbe
Di venirla qui à cavar.

Jeſus. Verſucht ſie.

A chiamar voſtro marito
Dite, l'acqua vi daro:
Ne temete ſia partito,
Perche vi aſpetero.

Samar. Will von keinem Mann wiſſen.

Io Marito! guardi il cielo,
Sono libera di me.

Jeſus. Beſchämt ihre Verſtellung.

Che direte s'io vi ſvelo
Che n'avete piu di tre;

Cinque già ne avete avuti
Se voſtr' è quel ch' avete or.

Samar. Erſchrickt.

O che ſento (bey Seite) il Ciel m'ajuti!

Sie bekennt

Dite vero o mio Signor.

und geſteht ihm zu, daß er ein großer Prophet ſeyn müſſe um von ihren Liebeshändeln ſo genau unterrichtet zu ſeyn.

Certo che ſiete Profeta.
Ben ſapete indovinar.

Sie will ſich wegſchleichen.

Jo per dirla cheta, cheta.
Me ne voglio un poco andar.

Jeſus hält ſie und ſpricht von der Ankunft des Meſſias.

Nò nò, non gite via
Che à venuto il tempo già
D'adorare il Gran Meſſia
In ſpirito e verità.

Samar. Erklärt ſich darüber ſehr naiv.

Che il Meſſia abbia venire
Jo non nego, o queſto nò;
Ma ſe per aveſſi a dire
Se è venuto, non lo ſo.

Jeſus. Stellt ſich ſelbſt als den Meſſias dar.

O Figliuola, egli é venuto
Il Meſſia credete a me,
Se puol eſſere creduto,
Chi vi parla quel Egli è.

Samar.

Samar. Unverzüglich glaubt ſie, betet an und erbietet ſich zum Apoſtelamt.

Jo vi credo, o buon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Sammaria un tal ſtupore
Voglio a tutti referir.

Jeſus. Sendet ſie.

Gite pur! Sia voſtra gloria
Se vi crede la città.
Per ſi nobile vittoria
Tutto il ciel trionfera.

Samar. Iſt entzückt über die göttliche Gnade.

O divina ſi grand opera
Convertir ſi infido cuor.

Jeſus. Zeigt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto ſi adopra
Del gran Dio tutto l'amor

Zweyter Theil.

Samar. Wie ſie überzeugt weggegangen, kommt ſie nun ganz bekehrt zurück.

Ecco qui quella meſchina
Che ritorna onde partì;
O amabile divina
Maeſtà, eccomi qui.

L'alma mia in queſto pozzo
La voſtra acqua ſi guſto:
Che ogni fonte dopo ſozzo
Qual pantam gli riſembrio.

Mille grazie, o grand Iddio.
A voi rendo e ſomme onor,
Che mutò queſto cor mio
Dal profano al ſanto amor.

Jeſus. Nimmt ſie als Tochter an und erklärt ſich ſelbſt für Gott.

O mia figlia! tale adeſſo
Più che mai vi vo chiamar.
La mia grazia quanto ſpeſſo
Si beli' opra ella fà far.

Sono Dio! di gia 'l ſapete
E mio braccio tutto può,
Jo per voi ſe fede avrete
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederhohlt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or:
Di Sammaria la gran geate
Convertita è a Voi, Signor.

Jeſus.

Jeſus. Hat das von Ewigkeit ſchon gewußt und ſie zum Apoſtel erſehen.

Ab eterno gia ſapea
E pero vi mandai là;
Fin dall ora vi ſceglica
A bandir la verità.

Hamar. Iſt beſchämt.

O Signor, io mi arroſſiſco
Di vedermi in tanto onor
Piu ci penſo, e men capiſco
Come à me tanto favor.

Jeſus. Erklärt ihr ſeine göttliche Methode große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Queſto è gia coſtume mio'
Qual io ſono à dimoſtrar
Per oprar coſa da Dio
Mezzi deboli adoptar.

Er giebt Beyſpiele aus der Geſchichte:

D'Oloferne il diſumano
Dite ſù chi trionſo?
Donna frà di propria mano'
Nel ſuo letto lo ſvenò.

Il Gigante fier Golià
Come mai, come mori?

D'un faſſetto della via,
Che ſcagliato lo colpi.

Eben ſo iſt die ganze Welt aus Nichts geſchaffen.

Tutto il Mondo gia creato
Opra fù della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutto vau.

Und ſeine göttliche Abſicht iſt die Verherrlichung ſeines Namens.

Perche vuò la gloria mia
Come è debito per me.

und der Nutzen iſt den Gläubigen beſtimmt.

L'util poi voglio che ſia
Sol di quel che opra con fe.

Sam. Begnügt ſich am Evangelio.

Che piu poterete darmi?
Mi ſcoprire il gran Vangel
E di quel volere farmi
Vna Apoſtola fidel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie giebt ſich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto
Cortelisſimo Geſu!

A voi m'offro e dono intanto,
Ne farò d'altri mai piu.

Jeſus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, si vi accetto
Si gia accetto il voſtro amor
E gradito e sol diletto
Esser vuò dal voſtro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Si farete ſpoſo mio

Jeſus. Umfängt ſie als Braut.

Spoſa voi farete à me

Samaritterin.

Jo in voi,

Jeſus.

Ed in voi io,

Zu zwey.

Serbaremo eterna fè.

Und ſo endigt ſich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe ſich aus dieſem Geſange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Miſſionsgeſchichten aus

wickeln; es enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe; jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabey an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hofnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der römischen Kirche am besten gelungen sey, die Religion populair zu machen, indem sie solche nicht so wohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantelle genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittelklasse allgemein. Es gehören wenigstens ihrer drey dazu: die Eine schlägt das Tamburin, und schüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselbigen ohne darauf zu schlagen, die andern beyden mit Kastagnetten in den Händen machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bey allen roheren Tänzen, keine abgesonderte und für sich selbst bestehende zierliche Tanzschritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Takt, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen einander übertrippeln, dann sich umdrehen, die Plätze wechseln u. s. w.

Bald

Arzt.

Was macht ſie izt? Seht, wie ſie ihre Hände waſcht.

Kammer-Frau.

Das bin ich ſchon gewohnt, ſie ihre Hände ſo waſchen zu ſehen; ich habe ſchon geſehen, daß ſie eine ganze Viertelſtunde an einem fort nichts anders that.

Lady Macbeth.

Hier iſt noch ein Fleken.

Arzt.

Horcht, ſie redt. Ich will alles aufſchreiben, was ſie ſagt, damit ich nichts vergeſſe.

Lady Macbeth.

Weg, du verdammter Fleken; weg, ſag ich -- Eins, -- zwey; wohlan dann, ſo iſt es hohe Zeit -- Die Hölle iſt dunkel. Fy, Milord, fy! ein Soldat und erſchroken? Was brauchen wir uns zu fürchten, daß es auskomme, da niemand mächtig genug iſt, uns zur Rechenſchaft zu ziehen? -- aber, wer hätte gedacht, daß der alte Mann ſo viel Blut in ihm hätte?

Arzt.

Hört ihr das?

Lady Macbeth.

Der Than von Fiſe hatte eine Frau; wo iſt ſie nun? --

Bald wechſelt eine der Tanzenden ihre Kaſtagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun ſtill ſtehen, indeß die dritte zu tanzen anfängt, und ſo können ſie ſich Stundenlang vergnügen ohne ſich um den Zuſchauer zu bekümmern. Dieſer Tanz iſt nur eine Unterhaltung für Mädchen, kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geſchöpfe ſcheinen die angenehmſten Stunden ihrer Jugend in dieſem Takt wegzuhüpfen, und man hat ſchon bemerkt, daß eben dieſer Tanz bey Gemüthskrankheiten oder bey jenem Spinnenſtich, welcher wahrſcheinlich durch Transſpiration kurirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geſchlechte ſehr heilſam ſeyn kann: auf der andern Seite ſieht man aber auch, daß dieſer Tanz, ohne äuſſere Veranlaſſung, ſelbſt in eine Krankheit ausarten könne.

Ueber beydes hat uns Herr von Riedeſel in ſeinen Reiſen ſchöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu, daß dieſer Tanz Tarantelle genannt wird nicht von dem Namen jenes Inſekts, ſondern Tarantola heißt eine Spinne, die ſich vorzüglich im Tarentiniſchen findet, und Tarantella, ein Tanz, der vorzüglich im Tarentiniſchen getanzt wird. Sie haben alſo ihren ähnlichen Namen von dem gemeinſchaftlichen Vaterlande, ohne deßhalb unter ſich eine Gemeinſchaft zu bezeichnen. Eben ſo werden tarentiniſche Auſtern vorzüglich geſchätzt, und noch andere Produkte jenes ſchönen Landes.

Ich merke dieses hier an, weil falsche Namensverwandschaften oft den Begrif eines falschen Verhältnisses unterhalten, und es Pflicht ist jedem Irrthum und Mißverständniß soviel als möglich vorzubeugen und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige seinen Platz behaupte.

10.

Naturlehre.

Antwort.

Siehe den Febr. des teutschen Merkur S. 126.

Ein lauer Wind, hatte schon unsere reitzende Wintergärten aufgelößt, als ihr Brief ankam, der uns beynahe der Freuden, welche wir im Andenken der zierlichen Erscheinungen empfanden, gleichfalls beraubt hätte. Verzeihen Sie, wenn wir anfangs in Ihrem Schreiben den Uebermuth eines Reichen, zu sehen glaubten, wenn es uns schien als wüßte der Glückliche im Genuß der schönsten Scenen der Natur das Vergnügen entfernter Freunde an den mittlern und geringern Produktionen der Natur nicht zart genug zu schätzen.

Bey dieser Gelegenheit habe ich recht empfunden, wie viel vortheilhafter es sey, sich über wissenschaftliche

Gegen-

Gegenstände mündlich als schriftlich zu unterhalten. In der Entfernung und bey schriftlicher Communikation glaubt man oft anders zu denken als der zweyte und man denkt eben so; man glaubt überein zu denken und denkt verschieden. Im Gespräche löst sich ein solches Mißverständniß leicht auf, schriftlich fängt es an zu stocken, und leider sehen wir daß oft kluge und verständige Männer, wenn einmal ihre Abweichungen von einander gedruckt sind, sich fast nie wieder zusammen finden können.

Glücklicher Weise sind wir nicht in diesem Fall, und ich schreibe diesen Brief eilig um Ihnen zu sagen, daß wir übereinstimmender denken als Sie zu glauben scheinen, und ich mich nur vielleicht in meinem ersten Brief zu kurz und unbestimmt ausgedruckt habe, daher Sie denn auf den Argwohn gekommen seyn mögen, als wichen wir von den rechten Wege der Betrachtung und der Wissenschaft ab.

Wir müssen Ihnen leider zugeben, daß es eine ganz andere Empfindung sey, durch einen Orangenwald in vollem und daurenden Genusse zu spatzieren, als hinter einer Fensterscheibe augenblicklichen und vergänglichen Wirkungen der Natur aufzulauern. Auch haben wir nie unsere durchsichtigen Eisflächen zum Range der Hesperischen Gärten erheben wollen.

Allein dem anschauenden Auge ist es eine sonderbare Erscheinung, daß wenn bey strengem Froste sich Dünste

an eine Fenſterſcheibe legen, ſie ſich daſelbſt zuerſt in kleinen Waſſerkügelchen ſammlen, die bald, von der am Rande befindlichen gröſſern Kälte zuſammen gedränget, ſich näher zu verbinden ſuchen. Manche ſchieſſen alsdann ſogleich in ſternförmige oder andere Geſtalten an, manche bilden ſich zu langen Fäden oder Schnüren, an deren beyden Seiten ſich nach und nach neue Fäden und Schnüre anſetzen bis zuletzt eine förmliche pflanzen- oder baumähnliche Geſtalt entſtehet.

Gewiß iſt es, wie Sie ſelbſt bemerken, daß das Phlogiſton hier keine geringe Rolle ſpielt. An Orten, wo ſich mehrere unreine und phlogiſtiſche Dünſte verſammeln, breiten ſich dieſe Geſtalten in zuſammenhängenden Formen ſtets weiter auseinander; es bilden ſich in der Mitte gleichſam Stiele und Stämme; aus den tiefen Holungen eines Fenſterrahmens ſcheinen ſie Nahrung herbey zu ſchaffen, und breiten ſich daſelbſt in wurzelähnlichen Ramifikationen aus.

Wenn auch hier die Einbildungskraft dem äuſſeren Sinne in manchem zu Hülfe käme, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dieſe Geſtalten, welche ſich, von auſſen veranlaßt, auf einer Fläche bilden, groſſe Aehnlichkeit, wenigſtens in der Erſcheinung, mit den Vegetationen haben, welche ſich von innen heraus nach allen Seiten zu bilden die Kraft beſitzen.

Gerne wollen wir alſo jene Gipfel und Merkpfähle ſtehen laſſen, aber um deſtomehr wird es uns erlaubt

ſeyn,

ſeyn, wenn wir ſtreng geſchieden und abgeſondert haben, auch wieder einmal zu vergleichen.

Wenn beym Trennen und Absondern großer Ernſt und große Genauigkeit nöthig iſt, und es zum beſten der Wiſſenſchaft ſehr räthlich ſeyn möchte, das einmal Abgetrennte und Beſonderte in Lehrbüchern gleichſam wie in Archiven ſtehen zu laſſen: ſo ſcheint es mir hingegen nicht nachtheilig zu ſeyn, wenn man ſich im Vergleichen mehr Willkühr erlaubt. Sie gönnen verſchiedenen Kunſtwörtern gleiche Rechte! auf gleiche Weiſe laſſen Sie mir den verſchiedenen Seelenkräften das Wort reden. Wie es gut iſt keine Seelenkraft vom Gebrauch des gemeinen Lebens auszuſchlieſſen: ſo ſollte man, dünkt mich, auch jede zu Ausbreitung einer Wiſſenſchaft mitwürken laſſen.

Einbildungskraft und Witz, welche, abgeſondert betrachtet und auf zerſtreute Gegenſtände angewandt, einer Wiſſenſchaft mehr gefährlich als nützlich ſeyn möchten, ſind doch ſelbſt die Hauptwerkzeuge, womit das Genie weiter reicht als gewöhnlich die Menſchen zu reichen vermögen. Wenn es alſo Männer giebt die recht genaue Beobachtungen machen, andere, welche das Erkannte ordnen und beſtimmen, und wir es mit den Arbeiten dieſer Männer ſehr genau nehmen müſſen, weil ſie ſelbſt ein ſehr ernſthaftes Penſum übernommen haben: ſo wollen wir es mit der dritten Claſſe deſto leichter nehmen, zu welcher ſich vorerſt Ihre

Freunde

Schritt thun kann, ohne auf ein Denkmal einer Gottes oder Heros oder merkwürdigen Menſchen zu ſtoßen — die Erinnerung an ihren ehemaligen Glanz, an Alles was ſie einſt war, und was Griechenland, und durch die Griechen die ganze Welt ihr zu danken hat, — im Gegenſatz mit ihrer jetzigen Stille und Ruhe, ſtimmte in den erſten Tagen meines Aufenthalts zu Athen meine Seele, die vorhin ſchon wunderbar genug geſtimmt war, in einen Ton von Melancholie und Feyerlichkeit, der mit dem leichten und muntern Geiſte der Athenienſer einen ſtarken Contraſt machte. Wenig um dieſe letztern, und um alles unbedeutende, was ſie thaten da ſie nichts bedeutendes mehr zu thun hatten, bekümmert, entzog ich mich beynahe aller Geſellſchaft, hielt mich immer an den einſamſten Orten auf, beſuchte den Ceramikus, die Akademie, die Pözile, das Lyceon, nur in den frühen oder nächtlichen Stunden, wenn ſonſt niemand da zu ſehen war; kurz, anſtatt wie andere Leute in dem wirklichen Athen zu leben, ſchwebte ich, ſo zu ſagen, bloß wie ein abgeſchiedener Geiſt, über dem Grabe des groſſen und herrlichen Athens, das — nicht mehr war.

Die Schulen der Philoſophen hatten damals Niemand aufzuweiſen, der ſich über das gewöhnliche merklich erhoben hätte. Sogar unter denen, die ſich mit dem Pythagoriſchen und Platoniſchen Coſtum decorirten, fand ich keinen, von dem ich mich im geringſten

angezogen gefühlt hätte. Da die Stadt, ihrer Größe ungeachtet, nur sehr mittelmäßig, wie du weißt, bevölkert war, und die Athenienser alle müßige Muße hatten sich um Alles zu bekümmern was sie nichts anging: so beschäftigte ich eine Zeitlang ihre Aufmerksamkeit und ihren Witz, und sie ließen es nicht an Spöttereyen und Extravaganzen fehlen, zumal da ihnen meine Lebensweise mit meiner Jugend und Gestalt sehr lächerlich abzustechen schien. Weil ich aber, ohne darauf zu achten, bey meiner Weise blieb, und nach Verlauf weniger Wochen in einem der nächst gelegenen Flecken ein Landhaus miethete: so hörte ich bald auf, etwas neues für sie zu seyn; ich kam ihnen aus den Augen, und niemand kümmerte sich mehr um mein Daseyn, bis ein kleines Abenteuer, das dein Unge nannter zu Elea nicht vorbeygelassen, aber eben so übel zugerichtet hat wie die Liebesgeschichte mit Kallippe, mich, wiewohl auf eine sehr unangenehme Art, wieder in Erinnerung bey ihnen brachte.

Der Zufall machte mich einst in einem Gehölze am Fuße des Pentelikus einen Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren finden, der dürres Reisig zusammen las, und dessen ungewöhnliche Schönheit meine ganze Aufmerksamkeit an sich zog. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein, und bewunderte die Offenheit und Lebhaftigkeit seiner Antworten. Auf einmal fiel mir die Anekdote von der ersten Bekanntschaft ein, welche

Sokrates

Sokrates einſt mit einem eben ſo ſchönen Knaben in einem engen Gäßchen von Athen gemacht hatte, und daß unter der Leitung des Weiſen und ſeines Genius aus dieſem Knaben der berühmte Xenophon geworden war. Mein Waldknabe ſchien mir ein nicht weniger glückliches Naturell zu verſprechen; ich beſchloß an ihm zu thun was Sokrates an dem jungen Xenophon gethan hatte; vergaß aber unglücklicher Weiſe, daß Sokrates damals ein Mann von wenigſtens funfzig Jahren war, und ich kaum zwanzig zählte. Die Reinheit meiner Seele und die Unſchuld meiner Abſichten lieſſen mich an dieſen Unterſchied nicht denken; und es fiel mir, — mir, der das Urtheil anderer von ihm nie in Anſchlag brachte, ſo wenig ein, daß jemand an meinen guten Willen für dieſen armen Knaben etwas tadelhaftes finden könnte, als wenn ich einen Vogel aus dem Walde mit nach Hauſe gebracht hätte um ihn ſingen zu lehren. Ich hieng damals, ohne daß mich meine kleine Erfahrung mit der ſchönen Kallirrye behutſamer über dieſen Punkt gemacht hätte, noch ſehr ſtark an dem Platoniſchen Glauben, daß die äuſſere Schönheit nur der Wiederſchein der innern ſey; und meine raſche Einbildung weiſſagte ſich in meinem jungen Xenophon vielleicht einen künftigen zweyten Pythagoras oder Apollonius, ohne es nur für möglich zu halten, daß es auch wohl ein Alcibiades oder Nicias ſeyn könnte. Aber auſſer dem Verdienſte, das ich mir durch die Pflege einer ſo ſchönen Pflanze und die Menſchheit

zu

zu machen hoffte, hatte ich noch die besondere Absicht, mir in ihm einen künftigen Gehülfen in den Mysterien der erhabenen Art von Magie zu erziehen, die damals das große Ziel meiner Wünsche und Gedanken war, und wozu ich die Pythagorische und Platonische Philosophie, welcher ich seit einiger Zeit mit großem Fleiß obgelegen hatte, als eine Vorbereitung ansah. Die Schönheit und vermeynte Unschuld des jungen Gabrias war eine sehr wesentliche Bedingung zu meinen Absichten, so wie seine Unwissenheit kein Hinderniß derselben war. Denn je reiner ich seine Seele von erkünstelten Begriffen und falscher Wissenschaft fand, je geschickter war sie die Ideen aufzufassen, zu welchen ich sie nach und nach zu erheben hoffte.

Die Neigung, die der Knabe gleich anfangs für mich zu fassen schien, verwandelte sich nach und nach, oder vielmehr ziemlich schnell, in eine so große Anhänglichkeit, daß er mich bat, ihn als einen Menschen zu betrachten, der mir aus freyer Neigung gänzlich angehöre. Von dieser Zeit an lebte er einige Wochen beständig mit mir in dem vorerwähnten kleinen Landhause. Es zeigte sich indessen immer mehr, daß meine Hofnungen von der Anlage des jungen Gabrias zu voreilig gewesen waren. Seine Lebhaftigkeit war mit einem Leichtsinn und einem Hang zum Muthwillen und zur Sinnlichkeit verbunden, der ihn zum untauglichsten aller Menschen machte, in den Mysterien einer

Philo-

Wie, wollen dieſe Hände nimmer rein werden? -- Nicht mehr hievon, Milord, nichts mehr hievon, ihr verderbt alles mit dieſem Starren.

Arzt.

Geht, geht; ihr wißt etwas, das ihr nicht ſolltet.

Kammer-Frau.

Sie hat geſprochen, was ſie nicht ſollte, deſſen bin ich gewiß; der Himmel weiß, was ſie wiſſen mag.

Lady Macbeth.

Das riecht immer noch nach Blut; alle Gewürze von Arabien können dieſe kleine Hand nicht anders riechen machen. Oh, oh, oh!

Arzt.

Was für ein Seufzer das war! Sie hat etwas ſchweres auf dem Herzen.

Kammer-Frau.

Ich wollte um die ganze Hoheit ihrer Perſon kein ſolches Herz in meinem Buſen haben.

Arzt.

Wohl, wohl, wohl --

Kammer-Frau.

Das gebe Gott, daß es ſo ſey, Sir --

Philoſophie eingeweiht zu werden, deren erſter Grad die Reinigung der Seele von allen thieriſchen Neigungen iſt. Sobald ich mich hievon überzeugt hielt, vergieng mir ſogleich alle Luſt mich weiter mit ihm abzugeben. Hätte ich keine andere Zwecke mit ihm gehabt, als ihn zu einem leidlichen Bürger von Athen zu bilden, ſo war freylich die Hofnung dazu nichts weniger als verlohren; er konnte ſogar werden was ſeine Landsleute einen liebenswürdigen Menſchen hieſſen; denn er war der angenehmſte Plauderer von der Welt, hatte Witz und drollichte Einfälle, machte auf einen Blick das Lächerliche an einer Perſon oder Sache ausfindig, und beſaß die Gabe, anderer Leute Stimme, Gebehrden u. dgl. nachzuahmen, in einem ungewöhnlichen Grade: aber für meine Abſichten war er unverbeſſerlich, und ich ſuchte mich alſo je bälder je lieber von ihm loſe zumachen. Dennoch wußte er mich zwey oder dreymal durch ſeine auſſerordentliche Liebe zu mir, die er meiſterlich ſpielte und mit den zärtlichſten Liebkoſungen begleitete, wieder dahin zu bringen, daß ich ihn noch bey mir behielt: bis endlich ſein Betragen (welches einem weniger Unerfahrnen als mir ſchon lange hätte verdächtig ſeyn müſſen) keinen Zweifel mehr übrig lieſt, daß er ſich an mir eben ſo ſehr betrogen habe als ich mich an ihm. Er wurde noch an demſelben Tage aus dem Hauſe geworfen; aber auch an demſelben Tage meldete ſich ein alter, ſchlechtgekleideter Mann mit einem Geſichte von ſehr böſer Vorbedeutung als der Vater

des jungen Gabrias bey mir, beklagte ſich mit groſſer Heftigkeit, daß ich ſeinen Sohn, — das unſchuldigſte Kind von der Welt ehe er in meine Hände gefallen ſey — verführt hätte, und foderte Genugthuung deswegen, wenn ich nicht wollte, daß er ſeine Klage gegen mich noch in dieſer Nacht im Areopagus laut erſchallen lieſſe. Ich merkte bald genug, daß ich einen Mann vor mir habe, dem es nicht um Verſicherungen oder Beweiſs meiner Unſchuld, ſondern um mein Geld zu thun war, und alle Standhaftigkeit, die ich ihm entgegenſetzte, wurde zum ſchweigen gebracht, da er mir ſagte, daß Gabrias bereit wäre über Gewalt gegen mich zu klagen. So ſchlecht dieſe Leute waren, ſo war ich fremd, ohne Freunde, und konnte darauf rechnen, ganz Athen, und vornehmlich die ganze Zunft der Philoſophen, die ſich eine falſche Rechnung auf mich gemacht hatten, wider mich zu haben. Aber auch ohne alle dieſe Rückſichten würde ich lieber mein ganzes Vermögen hingegeben haben als in einem ſolchen Handel vor Gericht erſchienen ſeyn. Ich bequemte mich alſo, dem alten Böſewicht die Summe, worauf er beſtand, und die in der That nicht gering war, zu bezahlen, wie ich mich bequemt haben würde, mein Leben oder meine Freyheit von einem Seeräuber loſszukaufen. Dieſer Zufall, der wie ein Blitz bey hellem Himmel, auf mich herabſtürzte, unterbrach das innere Geſchäfte meiner Seele auf eine höchſt unangenehme und ſchmerzliche Weiſe; der Aufenthalt zu Athen wurde mir durch den Gedanken, was

für

für Leute meinen guten Namen in ihrer Gewalt hatten, unerträglich; ich konnte mich nicht ſchnell und weit genug von Menſchen entfernen, die mir zu meinem Zwecke ſo wenig helfen konnten, und unter welchen man ſolchen Bübereyen ausgeſetzt war. Kurz, ich packte meine Sachen zuſammen, und begab mich ſchon am dritten Tage nach dieſer verhaßten Begebenheit an Bord eines Schiffes das nach Smyrna abzugehen begriffen war.

Lucian. Was du thateſt, um dir dieſes Geſindel vom Halſe zu ſchaffen, würde ich und vermuthlich ein jeder anderer an deinem Platze auch gethan haben; wiewohl vielleicht wenige ſeyn mögen, die zu einem ſo ſchlimmen Handel ſo unverſchuldet gekommen wären wie du. Der Verfaſſer der Liebesgötter, zu denen ich eben ſo unſchuldig Vater ſeyn muß, würde geſagt haben, du hätteſt deine Strafe durch deine Unſchuld verdient: aber, meiner Meynung nach, verdienteſt du ſie durch die Unvorſichtigkeit, dich mit einem dir unbekannten athenienſiſchen Knaben, und wenn er ſchöner als Ganymed und Adonis geweſen wäre, in einen Umgang einzulaſſen, der einen jungen Menſchen von deinem Alter nothwendig verdächtig machen mußte; zumal da du den Vorwurf gegen dich hatteſt, ein Sonderling und ein Verächter der beſten Geſellſchaft zu ſeyn, die vielleicht in der ganzen Welt zu finden war: denn dafür paſſierten die Athenienſer unſrer Zeit, und nicht ohne

Grund, däucht mich, Uebrigens iſt es ſehr möglich, daß der Alte ſo ganz unrecht nicht hatte, ſich zu beſchweren, daß du ſeinen Sohn verführt habeſt.

Peregrin. Wie ſo?

Lucian. Es iſt möglich, daß der Junge in der That noch unſchuldig war, da du ihn im Walde antrafſt, und daß er es, ohne die raſche ſokratiſche Liebe, die du ſo plötzlich auf ihn warfſt, noch lange geblieben wäre. Vermuthlich erzählte er zu Hauſe, was ihm mit dem ſchönen fremden Herrn im Walde begegnet ſey. Sein Vater, ein armer, ſchlechtdenkender, und wo es auf Gewinn ankam, wenig ſcrupuloſer Mann, machte ſeine Gloſſen darüber. Natürlicherweiſe hatte er von einer ſo geiſtigen und unintereſſierten Liebe zu ſchönen Bübchen oder Mädchen, wie die deinige war, nicht die geringſte Ahndung noch Vorſtellung; er erkundigte ſich vermuthlich nach dir, erfuhr daß etwas bey dem fremden Herrn zu gewinnen ſey machte nun ſeinen kleinen Plan auf den einen oder den andern Fall, und unterrichtete den Jungen, wie er ſich zu benehmen habe. Die Hofnung eines nahmhaften Gewinns iſt für Leute von dieſem Schlag eine unwiderſtehliche Verführung: und ſo hätteſt du dich dann doch, mit aller deiner Unſchuld, als den Verführer des jungen Gabrias anzuſehen?

Peregrin. In dieſem Sinne allerdings. Indeſſen war der weiſe Sokrates ſelbſt, nach dem unverwerflichen

lichen Zeugniß, welches ihm der schöne Alcibiades in ziemlich groſser Gesellschaft darüber ertheilte, nicht reiner von diesem seinen Liebling, als ich von dem jungen Gabrias, wiewohl ich dich versichern kann, daß der berüchtigte Günstling Hadrians, wie weit er auch in andern Stücken über ihm war, ihm den Vorzug der Schönheit nicht hätte streitig machen können. Wäre ich gesinnt gewesen wie zehentausend andere, so hätte alles den gewöhnlichen Gang genommen, und dein Unbekannter zu Elea würde wahrscheinlicher Weise eine Versäumdung weniger gegen mich vorzubringen gehabt haben. Ich bezahlte also meine Tugend mit dreytausend Drachmen, und einer Verwundung meiner Ehre, wovon ich die Narbe bis an meinen Tod behielt.

Lucian. Deine Tugend, und — deinen Mangel an Klugheit, bitte ich hinzuzusetzen. Wer, ohne sich den Gesetzen dieser letztern, welche die groſse Tugend des gesellschaftlichen Lebens ist, zu unterwerfen, in seinem Betragen gegen andere bloß von seinem Herzen und von einer idealischen Vorstellungsart geleitet wird, läuft immer Gefahr, ähnliche Erfahrungen zu machen.

Peregrin. Diese Klugheit war freylich nie meine Tugend; durch sie allein würde mein ganzes Leben eine andere Gestalt gewonnen haben, alle Abentheuer, woraus es zusammengeflochten ist, würden unterblieben, und Peregrin —

Lucian. — mit Einem Worte, nicht Peregrin geweſen ſeyn; welches, nach dem ewigen Decret der groſſen Depromene, oder, wenn du lieber willſt, vermöge der Natur der Dinge, eben ſo wenig möglich war, als daß Lucian unſchuldiger Weiſe hätte in den Fall kommen können, aus dem Fenſter des alten Rathsherrn Menekrates zu ſpringen, oder einem athenienſiſchen Sackträger dreytauſend Drachmen dafür zu bezahlen, daß er ſeinem Jungen einen Kuß auf die Stirne gegeben hätte.

Peregrin. Ich ſollte nun in meiner Apologie, wenn ich es ſo nennen kann, auf den Tod meines Vaters und meine Verbindungen mit den Chriſtianern kommen. Aber es verfloſſen mehrere Jahre zwiſchen dieſen Begebenheiten und meinem Aufenthalt zu Athen. Willſt du daß ich dieſe überſpringen ſoll? oder haſt du Geduld genug die Erzählung einiger Geſchichten anzuhören, die dieſe Zwiſchenzeit ausfüllten, und vielleicht zu beſſerer Ueberſicht des Ganzen meines Lebens nicht gleichgültig ſind, wiewohl dein Unbekannter nichts davon zu ſagen wußte?

Lucian. Du biſt mir, ohne dir ein Compliment machen zu wollen, aus dem, was du bereits erzählt haſt, intereſſant genug geworden, daß mir kein Umſtand gleichgültig ſeyn kann, der deinen Charakter ſtärker, oder von einer neuen Seite beleuchtet, und mir begreiflicher machen hilft, was ich in deinem Leben zweydeutig, räthſelhaft und übel zuſammenhängend fand.

Peregrin.

Peregrin. So mache dich immer auf eine sehr seltsame Geschichte gefaßt! Aber ehe ich dahin komme, wird es nöthig seyn noch ein paar Worte von der innern Verfassung zu sagen, worin ich mich befand als ich den Entschluß nahm nach Asien überzugehen.

Seitdem mich der Dämon der Liebe, den die Wahrsagerin Diotima dem Sokrates offenbarte, auf die Entdeckung gebracht hatte, daß ich selbst ein eingekörperter Dämon dieser Art sey, schien mir nichts natürlicher als das Verlangen, mich selbst und die Wesen meiner Gattung sowohl, als die höhere, mit denen meine Natur verwandt war, besser kennen zu lernen; die einzige Kenntniß, die ich meiner würdig hielte, da sie mich gerade zur Eudämonie, dieser erhabenen Geisterwonne führte, die nichts irdisches geben noch rauben kann, und nach welcher zu streben mein angebohrnes Vorrecht war. Und was konnte diese Eudämonie anders seyn, als das Leben eines Dämons zu leben, mit Dämonen und Göttern umzugehen, und von einer Stufe des Schönen zum andern bis zum Anschauen und Genuß dieser höchsten Urschönheit, dieser himmlischen Venus zu gelangen, welche die Quelle und der Inbegriff alles Schönen ist? Die große Frage war indessen immer: wie, auf welchem Wege und durch was für Mittel dieß geschehen könne? und, wofern es mehrere Wege gäbe, welches der nächste und kürzeste Weg wäre? Da es mir nun ausgemacht schien, daß unter den Alten Py-

thagoras und unter den Neuern Apollonius wirklich zu dieſer hohen Cudämonie, und vielleicht zur höchſten Stufe derſelben, gekommen ſeyen: ſo war meine erſte Sorge mich mit dieſen ſo bekannt zu machen, als es durch eignes Forſchen in allem was ſie hinterlaſſen haben, und durch vertrauten Umgang mit Perſonen, die in den Myſterien ihrer Weisheit wirklich eingeweiht wären, geſchehen könnte. Die Hofnung, Einen wenigſtens von dieſer Claſſe zu Athen zu finden, war mir fehlgeſchlagen; die wenigen Pythagoräer, die ich dort ſah und hörte, ſchienen Leute zu ſeyn, die ſich an den äuſſerlichen Formen ihres Ordens und an Anſprüchen begnügten, welche ſie zu realiſieren weder wußten noch begehrten. Ich ſah mich alſo genöthigt, die einſame Lebensart zu erwählen, die den Zerſtreuung liebenden Athenienſern ſo lächerlich vorkam, und mich auf mein eigenes Forſchen, und die Reinigungen und Uebungen der Seele einzuſchränken, welche die natürliche Vorbereitung zu den höhern Stufen waren, die ich ſo ſehnlich zu erſteigen wünſchte.

Lucian. Und fandeſt du denn, guter Peregrin, in ganz Athen keine ehrliche Glycerion, die dir die Wohlthat erweiſen konnte, dich von allem dieſem Unſinn auf einmal und von Grund aus zu entledigen? Denn, ſo viel ich merken kann, fehlte dir doch nichts als dieſe Cur.

Peregrin.

Peregrin. Um einen Arzt zu ſuchen oder zuzulaſſen, Lucian, muß man ſich vor krank halten, und davon war ich himmelweit entfernt. Auf dem Wege der Enthaltung, den ich gieng, begegnet man keiner Glycerion, und wäre es geſchehen, ich würde ſie wie eine Empuſe geflohen haben.

Lucian. Sage mir nur noch dieß einzige: da du doch deine ganze Exiſtenz an eine Eudämonie ſetzteſt, die dich mit Dämonen und Göttern in Gemeinſchaft bringen ſollte, ſtieg dir nie ein Zweifel über das Daſeyn dieſes wunderbaren Weſen auf? Fragteſt du dich nie ſelbſt: woher weiß ich daß es Dämonen und Götter giebt?

Peregrin. Nie in meinem ganzen Leben; ſo wenig als es mir je einfiel, mich zu fragen, ob es eine Sonne in der Welt gebe?

Lucian. Aber daß die Sonne da ſey, ſaheſt du —

Peregrin. Mit dem körperlichen Auge, aber nicht gewiſſer, als den Gott der Sonne mit dem geiſtigen.

Lucian. ſchüttelt den Kopf ein wenig. Alſo weiter, Freund Peregrin!

Peregrin. Es ſcheint, lieber Lucian, man müſſe aus eigener Erfahrung wiſſen, was es iſt, ſeine Seele mit lauter Idealen von Schönheit und Vollkommenheit angefüllt zu haben; welche innere Ruhe, welche Frey-

heit und Gröſſe es giebt, auf alle Gegenſtände der Wünſche und Leidenſchaften der Menſchen mit Verachtung herabzuſehen, im Getümmel aller dieſer nach der Erde hingebückten Geſchöpfe ſeine eigene höhere Natur zu fühlen, und, während ſie einen nie geſättigten Hunger mit thieriſchen oder weſenloſen Befriedigungen zu ſtillen ſuchen, ſich am reinen Ambroſia der Götter, an Schönheit, Harmonie und Vollkommenheit zu weiden, kurz, mitten in der Hülle der groben Sinnenwelt in einer lichtvollen und grenzenloſen Welt von Geiſtern und Ideen zu leben, — man muß, ſage ich, vermuthlich aus Erfahrung wiſſen was für eine Exiſtenz dieß iſt, oder du würdeſt mich in dieſem Zuſtande nicht ſo bedauernswürdig finden, als du zu thun ſcheinſt. Aber ſollteſt du nicht wenigſtens dieß erfahren haben, daß es Träume giebt, die uns glücklicher machen, als wir wachend je geweſen ſind, und deren wir uns, ſelbſt nach dem Erwachen, noch immer mit Vergnügen erinnern?

Lucian. Träume? — Allerdings! Und wie gieng es dir dann auf der Fahrt nach Smyrna? Ihr hattet doch günſtigen Wind und gutes Wetter?

Peregrin. lächelnd. Sehr gutes. Wir kamen glücklich zu Smyrna an, und mein Genius wollte mir ſo wohl, daß ich gleich in den erſten Tagen die Bekanntſchaft eines eisgrauen alten Mannes, Namens Nicippus machte, der keiner von den unangeſehenſten in der Stadt war, und in ſeiner Jugend mit dem Weiſen,

Arzt.

Diese Krankheit geht über meine Erfahrung; indeß hab' ich doch solche Nachtwandler gekannt, die als gute Christen in ihrem Bette gestorben sind.

Lady Macbeth.

Wascht eure Hände, werft euern Schlafrok um, seht nicht so blaß aus -- Ich sag's euch noch einmal, Banquo ist begraben, er kan aus seinem Grabe nicht wiederkommen.

Arzt.

Würklich?

Lady Macbeth.

Zu Bette, zu Bette; man klopft an der Pforte: kommt, kommt, kommt, kommt, gebt mir eure Hand: Was geschehen ist, kan nicht geändert werden. Zu Bette, zu Bette, zu Bette.

(Lady Macbeth geht ab.)

Arzt.

Geht sie nun zu Bette?

Kammer-Frau.

Geradeswegs.

Arzt.

Man lispelt einander entsezliche Dinge in die Ohren. Unnatürliche Thaten bringen unnatürliche Unruhen hervor, und ein angesteltes Gewissen murmelt sein Geheimniß seinem

tauben

ſen, den ich genauer zu kennen ſo begierig war, mit dem großen Apollonius, vielen Umgang gepflogen hatte.

Lucian. Wie? doch nicht des Menippus, von dem uns der aberwitzige Damis in ſeinen Reiſen des Apollonius das abgeſchmackteſte aller Ammenmährchen erzählt, die Geſchichte von der Empuſe oder Lamie, die, um dieſen Menippus in ſich verliebt zu machen, die Geſtalt einer ſchönen Frau aus Phönizien angenommen, ein prächtiges Haus gemacht, und die Sache zwiſchen ihr und ihrem verblendeten Liebhaber bis zur Hochzeit getrieben, da denn der theure Wundermann Apollonius ganz unerwartet zum Hochzeitſchmauſe gekommen, das ganze Zaubergaſtmal ſamt allem Gold- und Silbergeſchirr und allen Bedienten verſchwinden gemacht, und die arme in Thränen zerfließende Braut genöthigt habe, zitternd und zähnklappend zu geſtehen, daß ſie eines von den Geſpenſtern ſey, womit die Ammen den unartigen Kindern zu drohen pflegen, und daß ſie den holden Menippus bloß darum an ſich gezogen haben, um ihn erſt recht fett zu machen und dann lebendig aufzueſſen, indem ſie, und die übrigen Lamien ihre Schweſtern, gar große Liebhaberinnen von jungen wohlgenährten Mannsperſonen ſeyen, weil ſie ſo reines Blut hätten? Wars etwa der?

Peregrin. Eben der, Lucian, wiewohl er die Geſchichte mit der Lamie, wie du leicht erachten kannſt, etwas

etwas anders erzählte. Das angebliche Gespenst war weder mehr noch weniger als eine ausländische Hetäre, die schon seit mehrern Jahren zu Korinth unter dem Namen einer Phönizischen Dame junge Leute an sich gezogen und auf die eine oder andere, oder auch auf beyderley Art zugleich, so gut ausgesogen hatte, als es eine leibhafte Empuse nur immer hätte thun können. Menippus, welcher sich damals zu Korinth aufhielt und ein wohlgemachter Athletenmäßiger junger Mensch war, hatte sich ebenfalls in den Netzen dieser schönen Menschenfresserin gefangen, und Apollonius, der ihn einige Wochen zuvor in voller Blüthe und Jugendkraft gesehen hatte, brauchte weder ein Prophet noch ein Halbgott zu seyn, um ihm die Verheerungen, welche die Phönizierin an den Rosen seiner Wangen angerichtet hatte, auf den ersten Blick anzusehen. Er brachte den jungen Menschen, der ihm sehr ergeben war, ohne Mühe zum Geständniß, und Menippus mußte ihm versprechen, einem so gefährlichen Umgang zu entsagen. Aber die Phönizierin hatte keine Lust, sich einen Liebhaber rauben zu lassen, von dessen Wichtigkeit niemand besser urtheilen konnte als sie. Sie hatte wirklich eine heftige Leidenschaft für ihn gefaßt, und da sie schon ziemlich weit über ihre Rosenzeit hinaus war und bereits einen großen Theil ihrer Reitzungen von der Kunst borgen mußte, so beschloß sie, weil ihr kein anderes Mittel übrig blieb, den Menippus durch den Antrag ihrer Hand und der Reichthümer, die sie auf

Unkos

Unkosten ihrer Liebhaber erworben hatte, an sich zu fesseln. Dieser ließ sich in einem Augenblick von Schwäche überwältigen. Die Phönizierin veranstaltete eine prächtige Hochzeit, und legte bey dieser Gelegenheit alles ihr Silber und alle ihre goldnen und mit Edelgesteinen besetzten Becher und Trinkschalen aus, um ihren Geliebten durch die Größe seines Glückes zu desto lebhafterer Dankbarkeit aufzufordern. Alles gieng so gut wie sie es nur wünschen konnte: als auf einmal Apollonius, der von allem unterrichtet war, erschien und der Hochzeitfreude ein Ende machte. Das, wodurch dieser ausserordentliche Mann den größten Theil seiner Wunder wirkte, sagte Menippus, war die majestätische Länge und Schönheit seiner Gestalt, und die Magie seiner Beredtsamkeit, die durch sein Ansehen und den Ton seiner Stimme eine hinreißende Gewalt bekam, kurz, ein Aeusserliches wodurch er Königen und dem Kaiser Domitianus selbst eine Art von Ehrfurcht zu gebieten gewußt hatte. Was Wunder, daß eine so mancher Schuld sich bewußte Creatur, wie diese, von der unerwarteten Gegenwart und der Anrede eines solchen Mannes, der sie eine Lamie schalt und seinen Freund aus ihren Klauen, wie er sagte, zu retten gekommen war, zu Boden geworfen wurde. Das Gastmal, das Gold und Silber und die Bedienten verschwanden freylich, aber auf ihren eigenen Wink. Die bestürzte Phönizierin fiel dem Apollonius zu Füßen: allein, was hätten ihre Bitten und Thränen über diesen

Mann

Mann vermögen sollen? Er führte die angefangene Vergleichung ihres Charakters und ihrer bisherigen Lebensart mit dem was von den Lamien oder Empusen gefabelt wird, ohne alle Schonung und mit Worten von solchem Nachdruck aus, daß das arme Weib beynahe selbst zweifelhaft wurde ob sie nicht wirklich eine Lamie sey, — und endigte damit, daß er den erschrocknen und beschämten Menipp, mit der Autorität, die er sich über seine jungen Freunde zu geben wußte, beym Arm ergriff und mit sich davon führte, indem er zugleich der verblüfften Lamie befahl, unverzüglich aus Korinth zu verschwinden, und sehr nachdrückliche Drohungen hinzufügte, wofern sie sich unterstünde jemals wieder einem seiner Freunde nachzustellen.

Lucian. So habe ich mir diese Geschichte immer gedacht, und es ist bey diesem, wie bey allen andern Mährchen des Babyloniers Damis, ziemlich leicht, das Natürliche und Wahre von dem Wunderbaren, wodurch er es, dem Genie seines Landes gemäß, aufzustutzen sucht, zu unterscheiden.

Peregrin. Der alte Menippus erzählte mir eine Menge dergleichen Anekdoten, worauf der Schildknapp Damis und andere seines gleichen ihren Glauben gründeten, daß Apollonius wenigstens ein Halbgott, wo nicht gar ein ganzer menschgewordner Gott gewesen, welche aber, seiner Meynung nach, weiter nichts bewiesen, als daß er ein Mann von ungewöhnlich großem

Genie

Genie und Charakter gewesen sey, — und damit sehr viel bewiesen. Es ist natürlich, sagte er, daß derjenige von gemeinen Menschen für mehr als ein Mensch gehalten wird, der das Größte ist was ein Mensch seyn kann, und also so weit über sie erhaben ist, daß ihnen schwindlich wird, wenn sie an ihm hinaufsehen. Wir stritten uns öfters über diesen Punkt; denn ich konnte dem angenehmen Wahne, den Apollonius für eines der glänzendsten Beyspiele eines vermenschten Dämons zu halten, ohne eine allgemeine Umkehrung meiner ganzen Vorstellungsart unmöglich entsagen; und Menippus, entweder weil er diese Bemerkung gemacht hatte, oder weil er nicht stark an seinen Meynungen hieng, begnügte sich, bey unsern Disputen über diese Dinge gemeiniglich, sich mit einem ungläubigen Vielleicht in die sokratische Unwissenheit zurückzuziehen.

Ich fragte ihn einst, wie es käme, daß ein Weiser von so ausserordentlicher Art, wie Apollonius, keine Schüler, die seiner würdig wären, hinterlassen, und daß dieser zweyte, oder vielleicht zum zweytenmal in die Welt gekommene Pythagoras auf die Pythagoräer unsrer Zeit so wenig gewirkt habe? Menippus schien dieß für eine Bestättigung und natürliche Folge seiner Meynung von der Person des Apollonius anzusehen. Ein ungewöhnlich großer Mann, sagte er, hat eben deßwegen wohl Ansiauner, abergläubische Verehrer, kindische Nachahmer und Echo ähnliche Wiederhohler

seiner

seiner Worte, aber keine Söhne und Erben seines Geistes, seiner Naturgaben, und seines Charakters. Indessen, wenn man einer Sage, die seit einiger Zeit sich verbreitet, glauben dürfte, so befände sich in der Gegend von Halikarnassus eine Art von Prophetin oder Magierin, die eine Ausnahme hievon machte. Man spricht sehr verschieden von dem was sie seyn soll. Einige geben sie für eine ägyptische oder syrische Priesterin aus; nach andern ist sie nichts geringers als die Erythräische Sibylle, die nach einer Verschwindung von tausend Jahren sich wieder sehen läßt; die meisten aber halten sie für eine Tochter des Apollonius, dem sie ungemein ähnlich sehen soll, und geben ihr, um ihren Ursprung noch mehr zu verherrlichen, ich weiß nicht welche Göttin oder Nymphe zur Mutter, mit welcher er sie, nach seiner Verschwindung aus den Augen der Menschen, in einer der glücklichen Inseln, wohin er sich ohne zu sterben zurückgezogen, erzeugt habe. Kurz, diese, Theoklea, wie sie sich nennt, ist eine sehr geheimnißvolle Person: aber darin stimmen alle Gerüchte von ihr überein, daß ihr nichts vergangenes noch künftiges unbekannt sey, daß sie mit den Göttern umgehe, viele Wunderkuren verrichtet habe, und überhaupt ganz unbegreifliche Dinge zu thun im Stande sey. Wenn mich, setzte er hinzu, mein hohes Alter nicht an Smyrna fesselte, so hätte ich selbst die Reise nach Halikarnaß gemacht, um diese wundervolle Person kennen zu lernen, und zu sehen, ob sie dem Apollonius, dessen

deſſen Bild keine Zeit aus meinem Gedächtniß auslöſchen kann, wirklich ſo ähnlich iſt als man ſagt. Beſitzeſt du, fragte ich ihn, keine Bildſäule oder Büſte von ihm. Mehr als eine, erwiederte er, und führte mich ſogleich in ein kleines Muſeon, wo er mir unter andern Bruſtbildern großer Männer verſchiedene zeigte, die den Apollonius vorſtellen ſollten, an deren jedem er aber vieles auszuſetzen hatte. Ich drückte diejenige, die er für die ähnlichſte erklärte, tief in meine Seele, und beſchloß bey mir ſelbſt (wiewohl ich ihm nichts davon merken ließ), daß ſich der Mond nicht zweymal ändern ſollte, ehe ich mich durch meine eigenen Augen überzeugt hätte, was an der Sache wäre.

Ich machte die Reiſe von Smyrna nach Halikarnaß zu Lande und mit ſolcher Eilfertigkeit, daß ich zu Erhetrus nicht einmal ſo lange verweilte, um den Dianentempel zu ſehen, dem ich zu einer andern Zeit eine große Reiſe zu lieb gethan hätte. Je näher ich dem Ziel meiner Reiſe kam, je öfter hörte ich von der weiſen Thecklea, oder Apollonia, wie ſie von vielen genannt wurde, ſprechen. Man erzählte ſeltſame, und (wie es zu gehen pflegt) übertriebene Dinge von ihren Orakeln und Wundern, von ihrem einſamen Aufenthalt in einem heiligen Walde der Venus Urania, von ihrer Felſenwohnung, in welche keinem Menſchen den Fuß zu ſetzen erlaubt ſey und wo ſie von unſichtbaren Nymphen bedient werde, und wie übel es gewiſſen Verwegenen

nen bekommen ſey, die ſich aus Vorwitz oder einer andern ſträflichen Abſicht hätten erfrechen wollen, ohne ihre Erlaubniß in ihre geheimnißvolle Wohnung einzudringen. Alles was ich hörte, vermehrte mein Verlangen, mit dieſer Tochter des Apollonius, (wofür ich ſie, ungeſehen und ununterſucht, zu erkennen geneigt war) ſo bald als möglich genauer bekannt zu werden. Beſonders war ich über den heiligen Hayn der Venus Urania, worin ſie ſich aufhielt, erfreut: denn ich ſchloß daraus, daß ſie mit dieſer Gottheit, zu deren Anſchauen zu gelangen ſchon ſo lange das Ziel aller meiner Beſtrebungen war, in unmittelbarer Verbindung ſtehen müßte. Die Schwierigkeit war nur, wie ich Zutritt bey ihr erhalten könnte, da meine Fremdheit, mein Geſchlecht und meine Jugend meinen Wünſchen nicht geringe Hinderniſſe entgegenſetzten. Nach vielem Hin- und Herſinnen ſchien mir das ſchicklichſte zu ſeyn, ihr mein Anliegen ſchriftlich vorzutragen. Ich machte ihr, mit Verſchweigung meines Namens, in wenigen aber ſtarken Zügen eine Abſchilderung von mir ſelbſt; entdeckte ihr das mich unumſchränkt beherrſchende Verlangen in den Myſterien der höchſten und heiligſten Magie initiiert zu werden, wie weit ich es in der Vorbereitung dazu gebracht zu haben glaubte; und, um ihre Zuneigung deſto eher zu gewinnen, ſetzte ich hinzu (wie es denn auch die pure Wahrheit war), daß ich der himmliſchen Venus, als der ewigen Quelle und Fülle des höchſten und unvergänglichen Schönen, ſchon ſeit mehrern

rern Jahren ein heiliges Gelübde gethan hätte, mich von aller irdiſchen Liebe und allem ſinnlichen Liebesgenuß rein zu erhalten, und meine Seele ſowohl als meinen Leib in unbefleckter Unſchuld für ihren Dienſt, dem ich mich gänzlich gewidmet hätte, aufzubewahren. Alles dieſes vorausgeſchickt, legte ich ihr dieſe zwey Fragen vor: ob mein Verlangen der Göttin angenehm ſey? und, was ich in dieſem Falle weiter zu thun hätte?

In einer Entfernung von vierzig bis funfzig Schritten von dem Felſen, worin Theollea ſich aufhielt, lief eine hohe und dichte Hecke von wilden Myrten um denſelben, deren Pforte immer verſchloſſen blieb. Vor dieſer Pforte lag ein großer Sphinx von weißem Marmor, in deſſen offnen Mund alle, welche die Prophetin um etwas befragen oder erſuchen wollten, ein Papier ſteckten, worauf ihr Anliegen kurz und deutlich ausgedrückt war. Aber ſo wie man ihre Antworten oder ihre Hülfe unentgeldlich erhielt, ſo war auch die Erlaubniß, ſich durch dieſes Mittel an ſie zu wenden, auf eine einzige Stunde eines gewiſſen Tages in jeder Woche eingeſchränkt, und die Erhörung hieng gänzlich von der Willkühr der Göttin oder ihrer Prieſterin ab. Auch durfte Niemand, der ſich einer Uebelthat oder Verunreinigung, wodurch er der Göttin mißfällig ſeyn konnte, bewußt war, den Graben überſchreiten, der den heiligen Bezirk von dem übrigen Walde abſonderte, und man pflegte ſich daher gewöhnlich eines Knaben

unter zwölf Jahren zu bedienen, um die Briefe oder die Zettel dem Sphinx in den Mund zu ſtecken.

Ich hatte mir jenſeits des Grabens ein Zelt aufſchlagen laſſen, wohin ein einziger alter Diener, den ich bey mir hatte, meine unentbehrlichſten Bedürfniſſe bringen mußte. Aber von dem Augenblick an, da ich meinen Brief an Theoklea abgelegt hatte, brachte ich den ganzen Tag in dem Innern des Haynes zu, deſſen heilige Dunkelheit und Stille das ſchicklichſte Mittel war, die Abgeſchiedenheit, oder den pythagoriſchen Tod, wodurch ich in das dämoniſche Leben übergehen mußte, zu befördern, und mein Inwendiges dem himmliſchen Lichte aufzuſchließen, worin ich zum unmittelbaren Anſchauen der göttlichen Dinge zu gelangen verſichert war. Eine unzählige Menge ſchneeweißer Tauben ſchienen die einzigen Bewohner dieſes Hayns zu ſeyn, deren Farbe das Symbol der Reinheit, ſo wie ihr ſanftes Girren (der einzige Laut der die tiefe Stille belebte) mir ein Bild des ſehnenden Verlangens der Seele war, ſich mit der höchſten Schönheit zu vereinigen. Die daſmalige Jahrszeit (es war im Anfang des Sommers) der reine Himmel dieſes ſchönen Landes, dem wenige in der Welt zu vergleichen ſind, die durch die lieblichſte Kühlung gemilderte Wärme, alles trug das Seinige bey, einen Jüngling von zwanzig Jahren, der ſo ſonderbar wie ich geſtimmt war, in dieſe Art von wachenden Träumen zu verſetzen, wo, unter einem Schlummer

tauben Kopf-Küſſen zu. Sie bedarf mehr eines Geiſtlichen, als eines Arztes. Gott, Gott, vergieb uns allen! -- Sehet zu ihr! Entfernet alles von ihr womit ſie ſich Schaden thun könnte, und laſſet ſie keinen Augenblik unbewacht, und hiemit, gute Nacht. Mein Gemüth iſt ganz beſtürzt und mein Geſicht wie nebel-trunken -- Ich denke, aber reden darf ich nicht.

Kammer-Frau.

Gute Nacht, Herr Doctor.

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in ein Gefilde, mit einem Wald in der Ferne.)

Menteth, Cathneß, Angus, Lenox und Soldaten treten auf.

Menteth.

Die Engliſche Macht iſt nahe, von Malcolm, ſeinem Oheim Siward und dem tapfern Macduff angeführt. Sie brennen von Raache: Beleidigungen, wie ſie erlidten haben, würden abgeſtorbene Büſſende zu Wuth und blutigen Thaten aufreizen.

Angus.

In der Gegend des Waldes von Birnam können wir uns am beſten mit ihnen vereinigen; ſie kommen denſelben Weg

Cathneß.

mer der Sinne, den das Flattern eines Schmetterlings erwecken kann, das Zauberspiel der begeisterten Einbildung zum Anschauen und die leiseste Ahndung der Seele zur Empfindung wird, — wo wir in vorbeyblitzenden Augenblicken sehen und hören was keine Zunge beschreiben, kein Apelles mahlen, kein Günstling der Musen in Töne setzen kann, — und das was wir in diesen unbegreiflichen Augenblicken erfahren, es uns vielleicht durch unser ganzes Leben unmöglich macht, dem Gedanken Raum zu geben, daß es Täuschung gewesen seyn könnte.

Lucian. Eine glücklichere Stimmung hätte in der That die göttliche Theoklea oder Apollonia (wenn du lieber willst) ihrem künftigen Schüler nicht wünschen können!

Peregrin. Nachdem ich den größten Theil des Tages und der Nacht auf diese Weise vorbeygeträumt hatte, war ich endlich in einer süßen Ermattung unter einigen Lorbeerbäumen mitten im Hayn eingeschlafen, als ich beym Erwachen die Antwort der Tochter des Apollonius auf meinem Schooße liegen fand. Wie groß war mein Erstaunen, als ich, der in meinem Briefe nicht genannt war, und schwerlich in ganz Karien von Jemand gekannt seyn konnte, die Aufschrift erblickte: an Peregrinus Proteus von Parium. Es konnte nur durch das Entzücken, in welches mich der Inhalt setzte, übertroffen werden. „Mein Verlangen war der Göttin an-

„genehm, und noch heute ſollte ich mich in der erſten „Stunde nach Mitternacht vor der Pforte einfinden, „die in dem innerſten Bezirk des heiligen Haynes „führte."

Ich erlaſſe dir, lieber Lucian, die Beſchreibung alles deſſen was bis zu dieſer feyerlichen erſten Stunde nach Mitternacht in mir vorgieng: du kannſt nun bereits deinen Mann ſo gut als ein Geiſt aus deiner Klaſſe ihn zu kennen fähig iſt; und überdieß habe ich dir noch ſo viele und ſonderbare Dinge bis zu dem Augenblick meiner Verlöſung (wie es dein Unbekannter zu nennen beliebt hat) zu erzählen, daß ich mich, wo es nur immer ohne Nachtheil der Sache geſchehen kann, der möglichſten Kürze werde befleißen müſſen.

Lucian. Du kannſt wenigſtens auf einen willigen und dankbaren Hörer rechnen, Peregrin. So lange du meine Aufmerkſamkeit wie bisher unterhältſt und unvermerkt immer höher ſpannſt, werde ich deine Erzählung nie zu umſtändlich finden.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

III.

Die Künſtler.

Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
ſteht du an des Jahrhunderts Neige,
in edler ſtolzer Männlichkeit,
mit aufgeſchloßnem Sinn, mit Geiſteskülle,
voll milden Ernſts, in thatenreicher Stille,
der reifſte Sohn der Zeit,
frey durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze
die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg,
Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet,
und prangend unter dir aus der Verwildrung ſtieg!

Berauſcht von dem errungnen Sieg,
verlerne nicht die Hand zu preiſen,
die an des Lebens ödem Strand
den weinenden verlaßnen Waiſen
des wilden Zufalls Beute fand,
die frühe ſchon der künftgen Geiſterwürde
dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
und die befleckende Begierde
von deinem zarten Buſen abgewehrt,

die Gütige, die deine Jugend
in hohen Pflichten ſorgend unterwieß,
und das Geheimniß der erhabnen Tugend
in leichten Räthſeln dich errathen ließ,
die, weiſer nur ihn wieder zu empfangen,
in fremde Arme ihren Liebling gab,
o falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
in der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn,
dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern,
die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
drangſt du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
übt ſich am Reize der Verſtand.
Was bey dem Saitenklang der Muſen
mit ſüßem Beben dich durchdrang,
erzog die Kraft in deinem Buſen,
die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
die älternde Vernunft erfand,
lag im Symbol des Schönen und des Großen
voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.

Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
ein zarter Sinn hat vor dem Laster ſich geſträubt,
eh noch ein Solon das Geſetz geſchrieben,
das matte Blüthen langſam treibt.
Eh vor des Denkers Geiſt der kühne
Begriff des ew'gen Raumes ſtand,
wer ſah hinauf zur Sternenbühne,
der ihn nicht ahndend ſchon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
um's Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
nur angeſchaut von reineren Dämonen,
verzehrend über Sternen geht,
geſtohn auf ihrem Sonnenthrone,
die furchtbar herrliche Urania,
mit abgelegter Feuerkrone
ſteht ſie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn:
was wir als Schönheit hier empfunden,
wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
den Menſchen in die Sterblichkeit verwieß,
und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
auf ſchwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,

als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
ſchloß ſie, die Menſchliche, allein
mit dem verlaſſenen Verbannten
großmüthig in die Sterblichkeit ſich ein.
Hier ſchwebt ſie, mit geſenktem Flugr,
um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
und mahlt mit lieblichem Betruge
Elyſium auf ſeine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieſer Amme
die zarte Menſchheit noch geruht,
da ſchürte heil'ge Mordſucht keine Flamme,
da rauchte kein unſchuldig Blut.
Das Herz, das ſie an ſanften Banden lenket,
verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
ſich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben
verſucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geſchick:
wie unter heilige Gewalt gegeben
empfangen ſie das reine Geiſterleben,
der Freyheit ſüßes Recht, zurück.

Glückſelige, die ſie — aus Millionen
die reinſten — ihrem Dienſt geweiht,
in deren Bruſt ſie würdigte zu thronen,

durch

durch deren Mund die Mächtige gebeut,
die ſie auf ewig flammenden Altären
erkohr das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
vor deren Aug' allein ſie hüllenlos erſcheint,
die ſie in ſanftem Bund um ſich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
worauf die hohe Ordnung euch geſtellt:
In die erhabne Geiſterwelt
war't ihr der Menſchheit erſte Stufe.

Eh ihr das Gleichmaas in die Welt gebracht,
dem alle Weſen freudig dienen —
ein unermeßner Bau, im ſchwarzen Flor der Nacht
nächſt um ihn her mit mattem Strahle nur beſchienen,
ein ſtreitendes Geſtaltenheer,
die ſeinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
und unaeſellig, rauh wie er,
mit tauſend Kräften auf ihn zielten,
— ſo ſtand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Feſſel nur
an die Erſcheinungen gebunden,
entfloh ihm, ungenoſſen, unempfunden,
die ſchöne Seele der Natur.

Und wie ſie fliehend jetzt vorüber fuhr,
ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten

mit

mit zartem Sinn, mit ſtiller Hand,
und lerntet in harmoniſchem Band
geſellig ſie zuſammen gatten.
Leichtſchwebend fühlte ſich der Blick
vom ſchlanken Wuchs der Ceder aufgezogen;
gefällig ſtrahlte der Kryſtall der Wogen
die hüpfende Geſtalt zurück.
Wie konntet ihr des ſchönen Winks verfehlen,
womit euch die Natur hilfreich entgegen kam?
Die Kunſt, den Schatten ihr nachahmend abzuſtehlen,
wies euch das Bild, das auf der Wege ſchwamm.
Von ihrem Weſen abgeſchieden,
ihr eignes lieblich es Phantom,
warf ſie ſich in den Silberſtrom,
ſich ihrem Liebher anzubieten.
Die ſchöne Bildkraft ward in eurem Buſen wach.
Zu edel ſchon, nicht müſſig zu empfangen,
ſchuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
im Umriß ward ſein Daſeyn aufgefangen.
Lebendig regte ſich des Wunſches ſüße Luſt —
die erſte Schöpfung trat aus eurer Bruſt.

Von der Betrachtung angehalten,
von eurem Epheuraug' umſtrickt,
verriethen die vertraulichen Geſtalten
den Talisman, wodurch ſie euch entzückt.

Die

Die wunderwirkenden Geſetze,
des Reizes ausgeforſchte Schätze
verknüpfte der erfindende Verſtand
in leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obelisk ſtieg, die Pyramide,
die Herme ſtand, die Säule ſprang empor,
des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
mit weiſer Wahl in einen Strauß gebunden,
ſo trat die erſte Kunſt aus der Natur;
jetzt wurden Sträuße ſchon in einen Kranz gewunden,
und eine zweyte höh're Kunſt erſtand
aus Schöpfungen der Menſchenhand.
Das Kind der Schönheit, ſich allein genug,
vollendet ſchon aus eurer Hand gegangen,
verliert die Krone, die es trug,
ſobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaas unterthan,
an ihre Schweſtern nachbarlich ſich ſchließen,
der Held im Heldenheer zerfließen,
des Mäoniden Harfe ſtimmt voran.

Bald drängten ſich die ſtaunenden Barbaren
zu dieſen neuen Schöpfungen heran.

Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
ſeht an, das hat der Menſch gethan!
In luſtigen geſelligen Paaren
riß ſie des Sängers Zitter nach,
der von Titanen ſang und Rieſenſchlachten,
und Ungeheuern, die ſo lang der Sänger ſprach,
aus ſeinen Hörern Helden machten.
Zum erſtenmal genießt der Geiſt;
erquickt von ruhigeren Freuden,
die aus der Ferne nur ihn weiden,
die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt,
die im Genuſſe nicht verſcheiden.

Jetzt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
die freye ſchöne Seele los,
durch euch entfeſſelt, ſprang der Sklave
der Sorge in der Freude Schoos.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
und der erhabne Fremdling, der Gedanke
ſprang aus dem ſtaunenden Gehirn.
Jetzt ſtand der Menſch, und wies den Sternen
das königliche Angeſicht,
ſah dankte in erhabnen Fernen
ſein irrend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange,

Cathneß.

Weiß jemand, ob Donalbain bey ihnen iſt?

Lenox.

Es iſt gewiß, Sir, daß er nicht bey ihnen iſt; Ich hab' eine Liſte von allen ihren Edeln: Siwards Sohn iſt dabey, und eine Menge unbärtiger Jünglinge, die eben izt ihre erſte Probe von Mannheit ablegen.

Menteth.

Was macht der Tyrann?

Cathneß.

Er befeſtiget Dunſinan ungemein ſtark; einige ſagen, er ſey raſend; andre, die ihn weniger haſſen, nennen es eine heroiſche Wuth; aber das iſt gewiß, daß er, in der verzweifelten Sache, die er zu verfechten hat, nicht Meiſter von ſich ſelbſt bleiben kan.

Angus.

Er fühlt nun, wie die Werkzeuge ſeiner geheimen Mordthaten ſich gegen ihn ſelber kehren; jeder Augenblik gebihrt einen Abfall, der ihm ſeinen eignen Treubruch vorwirft; diejenigen, denen er noch befiehlt, bewegen ſich allein auf Befehl, nicht aus Liebe; izt fühlt er, daß ſein Titel ſo flattrig um ſeine Schultern hängt, als ein Rieſen-Rok um einen mittelmäßigen Dieb.

Menteth.

Wer kan ſich dann wundern, wenn ſeine beſtürzten Sinnen

der Stimme ſeelenvolles Spiel
entfaltete ſich zum Geſange,
im feuchten Auge ſchwamm Gefühl,
und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
entquollen dem beſeelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
umſchlungen von des Sinnes Luſt,
erkanntet ihr in ſeiner Bruſt
den edlen Keim der Geiſterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
der Liebe beſſrer Keim ſich ſchied,
dankt er dem erſten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
floß die verſchämtere Begierde
melodiſch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen,
das überlebende Verlangen
verkündigte der Seelen Bund.

Der Weiſen weiſeſtes, der Milden Milde,
der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
vermählte ihr in Einem Bilde
und ſtelltet es in eine Sterie.
Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
er liebte ſeinen Wiederſchein;

und herrliche Heroen brannten
dem großen Weſen gleich zu ſeyn.
Den erſten Klang vom Urbild alles Schönen
Ihr lieſet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenſchaften wilden Drang
des Glückes regelloſe Spiele,
der Pflichten und Inſtinkte Zwang
ſtellt ihr mit prüfendem Gefühle,
mit ſtrengem Richterſpruch nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
in weiten Fernen auseinander zieht,
wird auf dem Schauplatz, im Gefange
der Ordnung leicht erfaßtes Glied.
Vom Eumenidendor geſchrecket,
zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang, eh die Weiſen ihren Ausſpruch wagen, —
löst eine Ilias des Schickſals Räthſelfragen
der jugendlichen Vorwelt auf;
ſtill wandelte von Theſpis Wagen
die Vorſicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
wird euer Ehrgeiz zu früh getragen.
Als des Geſchickes dunkle Hand,

was ſie vor eurem Auge ſchnürte,
vor eurem Aug' nicht auseinander band,
das Leben in die Tiefe ſchwand,
eh' es den ſchönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
da ſtürztet ihr euch ohne Beben
in des Avernus ſchwarzen Ozean,
und trafet das entflohne Leben
jenſeits der Urne wieder an:
Da zeigte ſich mit umgeſtürztem Lichte,
an Kaſtor angelehnt, ein blühend Pollurbild;
der Schatten in des Mondes Anaſtalt,
eh ſich der ſchöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Höhen
ſchwang ſich der ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erſtehen,
aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
ſchmilzt ſanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Fechters Muskel ſchwillt,
muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;

das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild
im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
das Menſchenherz, bewegt von neuen Trieben
die ſich in heißen Kämpfen üben,
erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeſchrittne Menſch trägt auf erhobnen Schwingen
dankbar die Kunſt mit ſich empor,
und neue Schönheitswelten ſpringen
aus der bereicherten Natur hervor.

Des Wiſſens Schranken gehen auf,
Der Geiſt, in ernen leichten Sphären
geübt mit ſchnell gewogenem Verſtehen
ein künſtlich All von Ideen zu durcheilen,
ſtellt der Natur entdeckte Säulen,
ereilet ſie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er ſie mit menſchlichen Gewichten,
mißt ſie mit Maaßen, die ſie ihm verliehn;
verſtändlicher in ſeiner Schönheit Pflichten,
muß ſie an ſeinem Aug' vorüber ziehn.
In ſelbſtgefäll'ger innerlicher Freude
lehrt er den Sphären ſeine Harmonie,
und preiſet er das Weltgebäude,
ſo prangt es durch die Symmetrie.

In

In allem was ihn jetzt umlebet
ſpricht ihn das holde Gleichmaas an.
Der Schönheit goldner Schleier webet
ſich mild in ſeine Lebensbahn;
die ſelige Vollendung ſchwebet
in euren Reihen ſegnend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
wohin der ſtille Kummer flieht,
wo die Betrachtung denkend weilet,
wo er des Elends Thränen ſieht,
wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
faßt ihm ein Harmoniebach,
ſieht er die Huldgöttinnen ſpielen,
mit ſanft in ſtill entfernten Gefühlen
der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien ſich winden,
wie Erſcheinungen um ihn
in weichem Umriß in einander ſchwinden
flieht ſeines Lebens leichter Hauch darin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonienmeere
das ſeine Sinne wollustreich umfließt,
und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
ſich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
gelaſſen hingeführt auf Grazien und Musen,
empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,

mit freundlich dargebotnem Busen,
vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
erfreuende Begleiter durch das Leben,
das Edelste, das theuerste, was sie
die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entsiegelte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
die Fessel liebet, die ihn lenkt,
kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepter ihm gebeut,
dieß dankt euch — eure Ewigkeit,
und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freyheit rinnt,
der Freude Götter lustig scherzen,
der holde Traum sich lieblich spinnt,
dafür seyd liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geist
der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
der seinen Aether, seinen Sternenbogen
mit Anmuth uns bedienen heißt,
der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem friedenhellen Bach
die bunten Ufer tanzend schweben,

das Abendroth, das Blüthenfeld,
ſo ſchimmert auf dem dürft'gen Leben
der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
die fürchterliche Unbekannte,
die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
deckt ihr mit holdem Zauberſcheine
der Sorgen ſchauervollen Chor.
Jahrtauſende hab ich durcheilet,
der Vorwelt unabſehlich Reich:
wie lacht die Menſchheit, wo ihr weilet,
wie traurig liegt ſie hinter euch!

Die einſt mit flüchtigem Gefieder
voll Kraft aus euren Schöpferhänden flieg,
in eurem Arm fand ſie ſich wieder,
als durch der Zeiten ſtillen Sieg,
des Lebens Blüthe von der Wange,
die Stärke von den Gliedern wich,
und traurig, mit entnervtem Gange,
der Greis an ſeinem Stabe ſchlich.
Da reichtet ihr aus friſcher Quelle
dem Lechzenden die Lebenswelle.
Zweymal verjüngte ſich die Zeit,
zweymal von Saamen, die ihr ausgeſtreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
entriſſet ihr den letzten Opferbrand
des Orients entheiligten Altären,
und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Flüchtling aus dem Oſten,
der junge Tag, im Weſten neu entzwer,
und auf Heſperiens Gefilden ſproſten
verjüngte Blüthen Jeriens hervor.
Die ſchönere Natur warf in die Seelen
ſanft ſpiegelnd einen ſchönen Wiederſchein,
und prangend zog in die geſchmückten Seelen
des Lichtes große Göttin ein.
Da ſah man Millionen Ketten fallen,
und über Sklaven ſprach ienes Menſchenrecht,
wie Brüder friedlich mit einander wallen,
ſo mild erwuchs das feinere Geſchlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
genießt ihr das gebahnte Glück,
und tretet in der Demuth Hülle
mit ſchweigendem Verdienſt zurück.

Wenn auf des Denkens frey gebahnten Bahnen
der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift,
und, trunken von begeiſternden Päanen,
mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
wenn er mit niederm Söldnerlohne

den

den edeln Führer zu entlaſſen glaubt,
und neben dem getrümmten Throne
der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt:
verzeiht ihm — der Vollendung Krone
ſchwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erſter Pflanze,
begann die Seelenbildende Natur,
mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
ſchließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein beſcheiden aufgeſtiegen,
die ſchöpferiſche Kunſt, umſchließt mit ſtillen Siegen
des Geiſtes unermeßnes Reich.
was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
wird er in euren Armen erſt ſich freun,
wenn ſeine Wiſſenſchaft, der Schönheit zugereifet,
zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn —
wenn er auf einen Hügel mit euch ſteiget,
und ſeinem Auge ſich, in mildem Abendſchein,
das mahleriſche Thal — auf einmal zeiget.

Je reicher ihr den ſchnellen Blick vergnüget,
je höh're ſchön're Ordnungen der Geiſt

in einem Zauberbund durchflieget,
in einem ſchwelgenden Genuß umkreiſ't:
je weiter ſich Gedanken und Gefühle
dem üppigeren Harmonienſpiele
dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
je ſchön're Glieder aus dem Weltenplan,
die jetzt verſtümmelt ſeine Schöpfung ſchänden,
ſieht er die hohen Formen dann vollenden,
je ſchönre Räthſel treten aus der Nacht,
je reicher wird die Welt, die er umſchlieſet,
je breiter ſtrömt das Meer mit dem er fließet,
je ſchwächer wird des Schickſals blinde Macht,
je höher ſtreben ſeine Triebe,
je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe.

So führt ihn, in verborgnem Lauf,
durch immer reinre Formen, reinre Töne,
durch immer höhre Höhn und immer ſchön're Schöne
der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
gelenkt am reifen Ziel der Zeiten,
noch eine glückliche Regeneration,
des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
umleuchtet von der Feuerkrone

ſieht

nen auffahren und zurükzittern, da alles was in ihm ist, sich selbst verdammt!

Cathneß.

Gut, so wollen wir gehn, und unsern Gehorsam dahin tragen, wohin er gehört; der Arzney unsers kranken Vaterlands entgegengehen, und zu seiner Heilung, unser Blut bis auf den lezten Tropfen hergeben.

Lenox.

Wenigstens soviel als nöthig ist, die königliche Blume zu bethauen, und das Unkraut zu ertränken. Laßt uns gegen Birnam vorrükken.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

(Das Schloß zu Dunsinan.)

Macbeth, ein Arzt, und Bediente.

Macbeth.

Bringt mir keine Zeitungen mehr, laßt sie alle fliehen: Bis der Birnam-Wald sich nach Dunsinan bewegt, kennt Macbeth keine Furcht. Was ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht von einem Weibe gebohren? Geister, die den ganzen Zusammenhang der sterblichen Begegnisse kennen, haben so ausgesprochen: Fürchte nichts, Macbeth; keiner, der von einem Weibe gebohren ward, soll jemals Gewalt über dich haben --

ſteht dann vor ihrem mündgen Sohne
entſchleyert — als Urania;
ſo ſchneller nur von ihm erhaſchet,
je ſchöner er von ihr geküßt!
So ſüß ſo ſelig überraſchet
ſtand einſt Ulyſſens edler Sohn,
da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
zu Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird die Geſunkene ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
dient einem weiſen Weltenplane,
ſtill lenke ſie zum Ozeane
der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
furchtbarer in des Reitzes Hülle,
erſtehe ſie in dem Geſange
und räche ſich mit Siegesklange
an des Verfolgers feigem Ohr.

Der freyen Mutter freye Söhne
schwenkt euch mit hellem Angesicht
zum Strahlenfluß der höchsten Schöne,
um andre Kronen bublet nicht.
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
hohlt ihr im Schoos der Mutter ein;
was schöne Seelen schön empfunden
muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
hoch über euren Zeitenlauf;
fern dämmre schon in euerm Spiegel
das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
der reichen Mannigfaltigkeit
kommt dann mit Macht euch entgegen
am Thron der hohen Einheit.
Wie sich in sieben wilden Strahlen
der weiße Schimmer lieblich bricht,
wie sieben Regenbogenstrahlen
zerrinnen in das weiße Licht:
so spielt in tausendfacher Klarheit
bezaubernd um den trunknen Blick,
so fließt in Einen Bund der Wahrheit
in Einen Strahm des Lichts zurück!

Sch.

IV.

Nachrichten von dem Toskaniſchen Spaßvogel Arlotto.

Till Eulenſpiegel iſt nicht berühmter in Teutſchland, als Arlotto in Italien. Vielleicht thue ich manchen einen Gefallen, wenn ich einen Verſuch der Schwänke dieſes Italiäniſchen Spaßvogels vom XV. Jahrhundert und die vornehmſten Umſtände ſeines Lebens bekannt mache, welche zum Theil von der damaligen Sitte und Denkart zeugen. Die Nachrichten, die ich mittheile, ſind aus den Veglie piacevoli des Herrn Domenico Maria Manni, Aufſehers der Strozziſchen Bibliothek zu Florenz, gezogen, und gründen ſich nicht bloß auf allgemeine Volksſage, ſondern auch auf Urkunden, und Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller. Arlotto erregte die Aufmerkſamkeit und Achtung großer Herren und anſehnlicher Perſonen aus allen Ständen, und gehört nicht zu der niedrigen Klaſſe des teutſchen Eulenſpiegels. Auch war er nicht von gemeiner Abkunft; denn er war ein Blutsverwandter Antonius, damaligen Biſchofs zu Fieſole, und ſelbſt das Amt eines Landdechants, welches er bekleidete, erhob ihn weit über den gemeinen Mann.

In dem Appenninischen Gebürge liegt zwischen hohen Kastanien- und Eichenwäldern ein angenehmes Thal, Namens Magello, eine der fruchtbarsten Provinzen des Großherzogthums Toskana, das ursprüngliche Vaterland des Medicäischen Geschlechts, und vieler berühmten Männer. Hier kam Arlotto im Jahr 1385 zur Welt. Sein Vater, Johann Mainardi, wurde im Jahr 1412 Schulden wegen zu Florenz in Verhaft genommen, und starb daselbst gegen das Jahr 1432 im Gefängnisse. Der Bischof Antoninus nahm es seinem Vater sehr übel, daß er ihm in der Taufe den Namen Arlotto beygelegt hätte, welcher einen Dummkopf, oder, wie Franz Redi will, einen niederträchtigen und schmutzigen Menschen bedeutete; jedoch findet Herr Manni im damaligen Zeitalter verschiedene ansehnliche Männer, denen dieser Taufnahme eigen war.

Die Wollenwebereyen und der Tuchhandel war damals der vornehmste Nahrungszweig der Florentiner. Der Adel selbst durfte sich auf keine Vorzüge in der Republik Hofnung machen, wenn er sich nicht in diese oder eine andere Zunft einschreiben ließ. Arlotto widmete sich anfänglich dieser Profeßion, verließ sie aber nach einigen Jahren, und wurde im 28sten Jahr seines Alters ein Weltpriester, wozu damals bey einem Italiäner nicht vielmehr erforderlich war, als Schreiben und Lesen zu können. Einen leichten Anstrich von

Theologie

Theologie und lateiniſcher Sprache gab ihnen die uralte Gewohnheit, welche in den meiſten Ländern noch zum Theil herrſcht, die Glaubenslehren und Kirchengebete von Kindesbeinen an in lateiniſcher Sprache zu lernen, die damals der Volksſprache weit ähnlicher war als ſie jetzt iſt. Sein natürliches Talent durch witzige Einfälle zu gefallen, verſchafte ihm unter Pabſt Martin V. die Magellaniſche Landdechaney von S. Cretci, zu Macinoli in dem Bisthum von Fieſole, wovon das Patronatrecht dem Florentiniſchen Hauſe Neroni zugehörte; und aus einer Urkunde der Strozziſchen Bibliothek erhellt, daß er im Jahr 1430 auch eine Kapelle oder Meßpfründe in der Domkirche zu Florenz beſaß. Aus des Manni Beweis, daß weder vor noch nach ihm kein Unadlicher dieſe Dechaney erlangt habe, ſollte man faſt ſchließen, daß Ariotto von adelichem Geſchlechte geweſen ſey.

Die Dechaney verſchaffte ihm ein reichliches Auskommen; wenigſtens war er im Jahr 1447 im Stande, die Herſtellung der zum Verfall ſich neigenden Pfarrkirche zu unternehmen, welche jedoch durch die Verwürfung ſeines Biſchofs Antoninus vom Patronatsherrn mit drey Säulenreihen vollendet wurde. Da er in dieſem Bau begriffen war, befahl er, daß die Wände der Kirche übertüncht würden. Der Tüncher konnte es nicht verſchmerzen, daß er die Figuren der Heiligen, womit die Wände bemahlt waren, auszulöſchen genöthiget

thiget wurde, und fragte ängstlich, ob denn nicht auſ-
ſer dem Bilde des h. Antonius, welches er allein aus-
genommen hatte, wenigſtens der heilige Anſanus ver-
ſchont bleiben könnte. Nein, ſagte er, dieſer am we-
nigſten; denn ſo weit er bis in ſeine Kindheit zurück-
denken könnte, erinnerte er ſich nicht, auch nur eine
Dreyerkerze vor ihm angezündet geſehen zu haben.
Der h. Anſanus wurde faſt durch ein Wunderwerk von
der bevorſtehenden Plünderung gerettet. Es erſchien un-
vermuthet eine andächtige Frau aus daſiger Gegend
und opferte dieſem verlaßnen Heiligen nicht nur ein
reichliches Almoſen für eine Meſſe, ſamt einer großen
Wachskerze, und Tuch zur Bekleidung deſſelben; ſon-
dern verpflichtete ſich auch zur Ausbeſſerung des Bil-
des und zu einer jährlichen Abgabe eines Faſſes Oel,
damit eine immerwährende Lampe vor ihm brennte.

Nach damaligem Gebrauch konnte ein Geiſtlicher
mehrere Pfarreyen zugleich beſitzen, ohne daß er auch
nur in einer derſelben reſidierte; es war genug, wenn ſie
dieſelben durch Stellvertreter verwalten ließen. Arlotto
bediente ſich dieſes Vortheils, entfernte Länder zu be-
ſuchen, und bereiſete neunmal die Niederlande. Seine
erſte Ausflucht war nach London. Er ließ ſich auf ei-
ner der Florentiniſchen Galeeren, welche dahin be-
ſtimmt war, als Kapellan unterhalten. Er hatte ſich,
ich weiß nicht durch welche Mittel, die Freundſchaft des
Archidiacons der daſigen Domkirche, Namens Talboth,
erwor-

erworben, von welchem er ſehr freundlich empfangen wurde. Dieſer lud ihn eines Tags ein, in der Domkirche Meſſe zu leſen. Es war damals in der Londnerkirche der Gebrauch, daß die Prieſter nach geendigter Meſſe den Kelch mit Waſſer anfüllten, und unter dem Ausſprechen eines gewiſſen Segens die rothen und triefenden Augen der Säufer und Schwelger damit benetzten. Nach der Meſſe verlangte man ein gleiches von Arletto, dem weder dieſer Gebrauch noch die lateiniſche Formel des Segens bekannt war. In dieſer Verlegenheit bediente er ſich ſtatt des gewöhnlichen Segens des erſten des beſten Schwanks, den ihm die Unbeholfenheit eingab, und ſagte bey einem Jeden, deſſen Augen er mit Waſſer beſtrich: beete meno, che mal pro vi poſſa fare! Saufe weniger, daß ihr beym Kenter würket! Unter den Andächtigen, denen dieſe Wohlthat geſchah, war einer der Lateiniſch verſtand, und den Vorfall bey Hof erzählte. Der König Eduard, welcher überlaut lachte, da er es erfuhr, ließ Arletto zu ſich kommen, und beſchenkte ihn mit Kleidern und Geld, nachdem er ſich an jenen kurzweiligen Einfällen ergötzt hatte.

Mit der nemlichen Galeere reiſete Arletto nach Neapel. Auch hier hatte er das Glück dem Könige Alphons vorgeſtellt zu werden, und ſo vielen Beyfall zu finden, daß er während ſeines Aufenthalts oft nach Hof berufen wurde. Durch ſeine allzugroße Gutherzigkeit

keit hatte der König einem unbekannten Teutſchen eine beträchtliche Geldſumme anvertraut, Pferde für ſeinen Marſtall in Teutſchland aufzukaufen. Dieſe Unvorſichtigkeit hatte Arlotto in ſein Tagebuch aufgezeichnet, in welchem er alle lächerliche Handlungen der Menſchen auf ſeinen Reiſen ſammelte. Der König hatte von dieſem Tagebuch gehört und verlangte es zu ſehen. Es befremdete ihn ſehr, ſein gegen obgemeldten Teutſchen bewieſenes Vertrauen unter den Handlungen einer dummen Einfalt aufgezeichnet zu finden, und er ſtellte Arlotto deshalb zur Rede. Sire, ſagte ihm Arlotto, Sie ſtehen nur ad interim in meinem Buche, bis der unbekannte Fremde entweder mit den Pferden, oder mit den anvertrauten Gelde zurückkehrt; alsdenn ſtreiche ich Ihren Namen aus, und ſchreibe die Schuld auf den guten Fremdling. Hundert Jahr nachher fand der gelehrte Florentiner Doni dieſes Buch noch in den Händen eines gewiſſen Lampridio Segala, mit dem Titel, Gli Errori, und ohne Zweifel ſteckt es noch in irgend einer Privatbibliothek begraben.

Da er mit den Florentiniſchen Galeeren einſt willens war, in die Niederlande zu reiſen, gaben ihm ſeine Freunde ſo viel Commiſſionen, daß ihm der Kopf darüber ganz warm wurde. Daher rieth er ihnen, was ſie verlangten, aufzuſchreiben. Dieſe Papiere legte er in ſeinen Koffer. Da er denſelben eines Tages auf der Reiſe öfnete, und ihm die Papiere ſeiner

Freunde

Freunde in die Hände fielen, legte er ſie auf den Bord der Galeere, wo der Wind diejenigen, welche nicht mit Geld begleitet waren, wegführte und ins Meer warf. Die mit Geld begleiteten Commiſſionen richtete er treulich aus, und bey den übrigen Freunden entſchuldigte ihn der unfreundliche Streich, den ihm der Wind geſpielt hätte. Auf dieſer Reiſe hatte er es mit einem groben und niederträchtigen Schiffskapitain zu thun. Unter dem Proviant, welcher für die Paſſagiere beſtimmt war, fand ſich auch ein hinreichender Vorrath von dem noch heut zu Tage ſehr beliebten Toskaniſchen Schafkäſe Marzolino. Der Kapitain fand für beſſer, dieſen Leckerbiſſen ſich ſelbſt zuzueignen, und andern nichts davon zu vergönnen, als das magere Zuſchauen, wenn er bey Tiſche davon aß. Ariotto, dem die Zähne weidlich darnach wäſſerten, ſpührte den Ort aus, wo die Käſe aufbewahrt wurden, und nahm ihrer zwey, die er des Nachts zerrieb, und in eine groſſe mit Schilf umflochtene Weinflaſche füllte. Beym Frühſtücken und Mittagseſſen trank er den Käſe aus ſeiner Flaſche, den der neben ihm ſitzende Kapitän in groſſen Brocken verſchlang. Weil man jedoch den Abgang bald verſpürt und den Verdacht auf unſchuldige Perſonen geworfen hatte, ſo hielt es Ariotto für ſeine Pflicht, den Thäter zu entdecken. Herr Kapitän, ſagte er bey einem Mittagsmal, hätten Sie wohl die Güte, mir wider allen Verdacht, von welcher Art er auch ſeyn möchte, einen Schutzbrief zu ertheilen? Der Kapitain

gab ihm ſein Wort, ihn ſeiner Bitte zu gewähren, und lachte ſchon zum voraus über den Scherz, der darunter verborgen ſeyn möchte. Hierauf überreichte ihm Arlotto die Flaſche, und bat ihn, ſeinen Wein zu verſuchen. Kaum hatte er die Flaſche angeſetzt, als ihm der Mund dermaßen mit Käſe angefüllt wurde, daß er theils hiervon, und theils durch das Lachen bald erſtickt wäre. Die Wirkung, welche Arlotto eigentlich zur Abſicht hatte, war dieſe, daß der Kapitain ſich ſeiner Niederträchtigkeit ſchämte, und den Ueberreſt des Marzolino freygebig mittheilte.

In den Niederländiſchen Handelsplätzen fand er bey den Italiäniſchen Kaufleuten eine überaus freundliche Aufnahme. Zu Brügge traf er in dem Hauſe eines ſehr anſehnlichen Florentiners, Namens Portinari, einen mit ihm verwandten Weltprieſter von Florenz an, der ſich mit Handlungsſpeculationen abgab. Dieſer dachte einen guten Fang zu thun, wenn er eine groſſe Menge lederner, mit Scheerwolle angefüllter Spielballen nach Toskana brächte. Er kaufte deren fünf Fäſſer voll, und wandte ſeine ganze Barſchaft daran. Arlotto, der es nach ſchon geſchehenem Aufkauf von ihm erfuhr, und ihm vor der Zeit das Herz nicht ſchwer machen wollte, ſagte nichts weiter dazu, als, er ſollte ihn zu Florenz an die Geſchichte von den Katzen erinnern. Sobald ſie im Piſaniſchen Hafen anlangten, und ſein Vorrath von ledernen Ballen ruchbar

wurde,

haben -- So flieht dann, flieht ihr abtrünnigen Thanes, und miſcht euch unter dieſe Engliſche Zärtlinge. Der Geiſt, der mich beherrſcht, das Herz das mich beſeurt, kan nie von Zweifeln wanken, nie von Furcht erſchüttert werden.

Ein Bedienter tritt auf.

Daß dich der Teufel ſchwarz räuchre, du milchſürpichter Bengel! Wie kommſt du zu dieſem gansmäßigen Ausſehn?

Bedienter.

Zehen Tauſend --

Macbeth.

Gänſe, Schurke?

Bedienter.

Soldaten, Gnädigſter Herr --

Macbeth.

Geh, ſtreich dein Geſicht vorher roth an, du weißlichter Bube! Was für Soldaten, Lumpenhund? Daß du verdammt wäreſt! Deine Wangen von weiſſem Tuch ſieken mir noch die andern mit Feigheit an. Was für Soldaten, Molken-Geſicht?

Bedienter.

Die Engliſche Macht, mit eurer Erlaubniß.

Macbeth.

Thu mir dein Geſicht aus den Augen -- Seyton! --

Ich

wurde, drängten ſich die Krämer dieſer Art Waaren herbey, ſie zu kaufen. Ein gleiches geſchah zu Florenz. Aber wie alle ſolche Krämer damit verſehen waren, fand ſich Niemand, der ihm den weit größern Ueberreſt abkaufte. Nun fühlte der geiſtliche Handelsmann die Wahrheit des Florentiniſchen Sprichworts: chi fa l'altrui meſtiere, fa la zuppa nel paniere (Schuſter, bleib deinem Leiſt), und führte bey ſeinem Herrn Vetter Ariotto die bitterſten Klagen über ſeinen Verluſt. Zu ſeiner Belehrung erzählte er ihm nun die verſprochene Geſchichte von den Katzen.

Ein Genueſiſcher Kaufmann wurde mit ſeinem Schiffe an eine ganz unbekannte Inſel verſchlagen. Der König dieſer Inſel ließ ihn auf das freundlichſte zu einer Mahlzeit einladen, und in ſeine Hofſtatt führen. Er fand, wie in Europa, die Tafel gedeckt, nur mit dem Unterſchied, daß bey dem Teller eines jeden der Gäſte eine Gerte lag. Weil dieſes eben nicht ſehr friedliche Werkzeug weder einer Mahlzeit noch dem leutſeligen Betragen der Gäſte angemeſſen war, ſo ſah er die freundliche Einladung wie eine Lockpfeife an, ihn in eine verdeckte Falle zu führen. Sein Verdacht verſchwand aber, ſobald die Speiſen aufgetragen wurden. Es erſchien auf einmal ein ganzes Heer Mäuſe, die ſie mit den Gerten von Tiſch und Tellern zurücktreiben mußten. Man erzählte ihm die Verwüſtungen, welche dieſe Thiere auf der Inſel verurſachten. Der

Kaufmann, vom harten Schicksal dieser guten Menschen gerührt, schickte sogleich einen seiner Leute, die ihn begleiteten, an Bord, zwey Katzen zu holen, die er, sein Schiff von Mäusen zu säubern, mit sich gefährt hatte. Nie hat ein Tyger oder Wolf eine solche Niederlage unter einer Heerde Schaafe angerichtet, als diese Katzen unter den Mäusen. In wenigen Minuten war der Speisesaal mit geschwänzten Leichen bedeckt, und keine lebende Maus erkühnte sich zu erscheinen. Der König und die anwesenden Gäste waren vor Verwunderung ausser sich, und setzten einen so hohen Werth auf diese Thiere, daß sie sich nicht getrauten, sie zu begehren. Allein der Genueser schenkte sie dem Könige, und gab allen den übrigen Gästen die Tröstung, daß durch die Fruchtbarkeit dieses Paars in wenigen Jahren nicht nur ihre Häuser sondern auch die ganze Insel mit diesen nützlichen Thieren versehen seyn würde. Aus Dankbarkeit schenkte ihm der König sogleich einen Klumpen Gold, der 200,000 Dukaten betrug, weil er beobachtet hatte, daß die vielen goldenen Gefäße, womit der Speisesaal und die Tafel besetzt waren, seine Verwunderung erregten. Da er nach Genua zurückkehrte, und die Großmuth dieses Königs bekannt wurde, befrachtete sogleich ein anderer Genuesischer Kaufmann ein Schiff mit kostbaren Tüchern und Brokaten, und machte sich die sichere Rechnung, ein viel reicheres Gegengeschenk für diese Waaren zu erhalten. Nach vielen überstandenen Gefahren erreichte der Kaufmann endlich

lich die Inſel, und ſein Geſchenk wurde ſo hoch geſchätzt, daß der König ſeinen Rath verſammelte, dieſe Freygebigkeit nach Würde zu belohnen. Nach vielen Berathſchlagungen fanden ſie auf ihrer ganzen Inſel nichts ſchätzbarereres als die Katzen. Das alte Paar hatte ſich indeſſen mit einigen Jungen vermehrt. Eine von dieſen gaben ſie ihm zum Geſchenke. Wie ihm dabey zu Muthe war, kannſt du dir leicht einbilden; da Du an dem nemlichen Fieber krank liegſt. So gehet es allen denen, die in ihren Speculationen dem Durſt nach Reichthum blindlings folgen.

Ariotto ſcheint nichts weniger als ein erbaulicher Prediger geweſen zu ſeyn. Was man in dieſem Fache von ihm weiß, läuft auf Schwänke und Poſſen hinaus. In Oſtende gerieth ſein Schiffskapitain mit einem Venetianiſchen in einen Wettſtreit, welcher unter ihren Capellänen nächſtfolgenden Sonntag die beſte Predigt halten würde. Der Venetianiſche Capellan war Doktor der Theologie, und nicht nur mit Büchern verſehen, ſondern hatte ſich auch ſchon ſeit einigen Tagen auf ſeine Predigt vorbereitet. Auch war ſie ohne Zweifel an innerm Werth viel beſſer als des Ariotto ſeine. Dennoch trug Ariotto den Sieg davon, weil es hier nicht ſowohl darauf ankam, gut zu predigen, als Schiffern und unwiſſenden Kaufleuten zu gefallen. Er theilte ſeine Predigt in die folgenden drey Punkte und in eben ſo viele Theile ein. Der erſte Punkt mei-

ner Predigt, ſagte er, iſt klar und deutlich, und doch verſtehet ihn niemand als ich; den zweyten verſtehet ihr, und ich nicht; und der dritte iſt weder euch noch mir begreiflich. Im erſten empfahl er das Almoſen geben, und leitete die Rede auf ſein eigen Bedürfniß eines Mantels. Im zweyten ſprach er von gewiſſen wucheriſchen Wechſelarten, die damals unter den Kaufleuten heimlich im Schwang giengen. Im dritten wurde von dem unergründlichen Geheimniß der Dreyeinigkeit gehandelt, deren Feſt gefeyert wurde. Er wußte ſeine Rede dermaßen nach dem Geſchmack ſeiner Zuhörer zu würzen, daß ſein Schifskapitain die Wette gewann, und ihm nicht nur 30 Ellen Mechler-Tuch zu einem Mantel und Kleid, ſondern auch noch 30 Goldgülden ſchenkte.

Auf der Rückkehr aus Flandern ſtarb ein ſpaniſcher Ritter, Namens Don Lupo. Der Kapitain verlangte, daß Ariotto eine kurze Leichenrede auf ihn halten ſollte. Sie fuhren mit der Galeere ans Land, und begruben ihn in der nächſten Dorfkirche, die ſie antrafen. Ariotto ſtieg daſelbſt auf die Kanzel, und nachdem er ein langes und ein breites über ſeine Unfähigkeit, die vielen Verdienſte des hochadlichen Ritters ihrem Werth gemäß zu erheben, geſprochen hatte, verſicherte er: er wüßte nicht wo er anfangen oder wo er endigen ſollte; daher wäre er willens, zu verſuchen, ob er nicht in den beſten Eigenſchaften vier berühmter Thiere von Europa, nemlich

nemlich des Esels, des Ochsens, des Schweins und des Wolfs, einige Aehnlichkeit mit seinen Tugenden entdecken, und aus dieser Quelle Stof zu einer weitläuftigen Lobrede schöpfen könnte. Der Esel, fuhr er fort, ist gut, so lang er lebt, und nützt zu nichts wenn er todt ist; der Ochs ist lebendig und todt nützlich, das Schwein aber nur nach dem Tode. Diese guten Eigenschaften kommen dem Wolf nicht zu, denn so wohl lebend als todt taugt er zu nichts. Ihr wißt, liebe Zuhörer, wie Der hieß (Lupo, Wolf) dem ich eine Lobrede halten soll; ihr wisset auch wo er her war, und daß die Katalonier in schlechtem Rufe stehen. Hatte ich nun nicht Ursache zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich meine Lobrede anfangen soll? Darum soll die Kürze selbst statt alles Lobes dienen. Amen.

Da Arlotto nach seinen vielen und langen Reisen in seine Dechaney zurückkam, fand er die Kirche voll Mäuse, die in derselben grosen Schaden anrichteten. Er schwur ihnen allen den Tod, und zwar auf die grausame Weise, daß eine die andere auffressen sollte. Er fieng ihrer eine Menge mit allerley Art Fallen, und verschloß sie so lang in ein großes Faß, bis er nach Verlauf eines Monats glaubte, daß sie einandere aufgezehrt haben würden. Nur eine, welche die stärkste, und das Grab aller übrigen war, lebte noch. Dieser hieng er ein Glöckchen an, und ließ sie laufen. Sie lebte noch drey Jahre, und that ihm den Dienst, die Mäuse

seiner Wohnung theils zu verscheuchen, und theils zu fressen.

Man hörte ihn gerne auf dem Predigtstuhl, weil er es kurz machte, und die Zuhörer mit lustigen Einfällen ergötzte. In einer benachbarten Pfarrkirche, die dem heiligen Lorenz geweihet war, hielt er auf den Tag dieses Märtyrers der ersten Kirche eine Lobrede, die ungefähr in folgenden Ideen bestand. Liebe Zuhörer! Im vorigen Jahre hörtet ihr an diesem Festtage und von dieser Kanzel eine weitläuftige Beschreibung des Lebens und schmerzenvollen Todes unseres Kirchenpatrons des heiligen Laurentius. Ihr hörtet auch die Wunderwerke, die nach seinem Tode geschehen sind. Ich versichere euch auf mein Wort, daß seit dem Tage sich nichts weiter mit ihm zugetragen hat, welches eine besondere Lobeserhebung verdiente. Dazu sehet ihr, wie nahe der Mittag ist, und daß die Hälfte der Messe noch auf uns wartet. Laßt uns also nicht durch unnütze Wiederhohlung die Zeit verlieren, und wenn Jemand unter euch ist, der entweder diese Geschichte vergessen hat, oder im vorigen Jahre nicht gegenwärtig war, so frage er seinen Nachbarn. Amen.

Weil er weit und breit bekannt war, und jedermann Vergnügen an seinem Umgang fand, so wurde er von Großen und Kleinen oft besucht. Eines Tages kamen vier Jäger mit acht Jägerpurschen, vier Pferden, sechzehn Hunden und vier Falken zu ihm, ließen sich

fünf

fünf Tage wohl seyn, und da sie auf einige Tage ihren Weg anderswohin lenkten, empfahlen sie ihre sechzehn Hunde seiner Pflege, und versprachen ihm, nach ihrer Rückkehr sich noch andere vier Tage bey ihm einzuquartieren. Arlotto würde diese Unbescheidenheit geduldig ertragen haben, wenn sie nicht so grob gewesen wären, von vierzig Rebhünern, die sie in dieser Gegend geschossen hatten, ihm auch nicht eins zu schenken. Dieß konnte er nicht verdauen, und ließ nun seinen Zorn über ihre Hunde aus. Er warf ihnen zweymal des Tags ein paar Brodte vor, aber wenn sie sich denselben näherten, so schlug er sie mit einer Peitsche zurück. Durch das strenge Fasten einiger Tage wurden die Hunde mager und kraftlos. Nach drey Tagen kehrten die Jäger zurück, und äusserten großen Verdruß über den schlechten Zustand ihrer Hunde. Ich habe ihnen alle Tage Brodt vorgeworfen, sprach Arlotto, sie sind aber so blöde gewesen, keinen Bissen davon zu versuchen. Da er dieses sagte, warf er ihnen ein Brodt vor, und die Jäger sahen mit Verwunderung, wie sich keiner unterstand, demselben sich zu nähern. Alsdann wandte sich Arlotto mit einer ernsthaften Miene zu ihnen, und sagte, sie möchten ihnen nur die abgeschabten Gerippe der vierzig Rebhühner vorwerfen. Nun verstanden sie ihn, und zogen beschämt davon.

Einen Morgen erschienen sechs Edelleute von Florenz in seinem Hause, die es mit einander verabredet

hatten, seine Geduld auf die Probe zu stellen. Sie luden sich bey ihm zum Essen ein. Arletto bot alles seinen Kräften auf, sie herrlich zu bewirthen. Da das Essen bereit und es nun Zeit war zu Tische zu gehen, schlossen sie dem guten Arletto die Thüre vor der Nase zu und ließen ihn nicht hinein bis sie alles aufgezehrt hatten. Er verbiß den Verdruß, um sich desto sicherer an ihnen zu rächen. Gegen drey Uhr beurlaubte er sich für einige Minuten von ihnen, um eine kleine öffentliche Andacht in der Kirche zu verrichten, wozu er Amtswegen verpflichtet wäre; sie bestünde, sagte er, nur in dem Gebete eines Psalms, und in der Besprengung des Volks mit Weihwasser. Die Edelleute erboten sich Theil an dieser kurzen Andacht zu nehmen, und begleiteten ihn. Er hatte indessen den Weihkessel mit Oel füllen lassen, und nachdem er einen kurzen Psalm laut gebetet, tauchte er den Sprengwedel in das Oel, und besalbte sie dermaßen, daß sie insgesamt wie Oelkrüge rochen, und ihre Kleider unbrauchbar wurden. Die Abbildungen solcher lustiger Streiche finden sich noch heut zu Tage in verschiedenen alten Landhäusern der Florentiner.

Die Kopfhänger, deren geschworner Feind er war, verklagten ihn bey dem heiligen Bischof Antonius, seinem Vetter, als einen ruchlosen Spötter gottseliger Männer, der die Einkünfte der Dechaney in Wirthshäusern und liederlichen Gesellschaften verpraßte. Sie

Sie brächten es auch so weit, daß er in das Bischöfliche Gefängniß eingesperrt wurde. Es fanden sich aber so viele Zeugen seiner Unschuld und Rechtschaffenheit, daß er nicht nur bald seine Freyheit erhielt, sondern ihm auch vom Bischof erlaubt wurde, nach wie vor in einem öffentlichen Wirthshause, wenn er sich zu Florenz aufhielt, zu logieren.

Er war ganz ohne Eigennutz, und man sagt von ihm, er habe nie über zehen Goldgülden gesammelt, und was die Dechaney abwarf, den Armen und Kranken seines Sprengels mitgetheilt.

Seine Schwänke und lustigen Streiche, welche im Jahr 1548 zu Venedig, 1590 zu Fano, und 1568. und 1599 zu Florenz, ans Licht getreten sind, waren jederzeit so beschaffen, daß sie die Ehrbarkeit der Personen, mit denen er umgieng, nicht beleidigten. In einigen Editionen des Firenzuola, und unter den Trauerreden über den Tod verschiedener Thiere, welche im Jahr 1559 zu Genua im Druck erschienen sind, findet sich auch von ihm eine scherzhafte Lobrede über seinen verstorbenen Kautz, worin er eine gute Anlage zu dieser Art von Beredtsamkeit an den Tag legt.

Warum ihn aber Crescimbeni in seiner Geschichte der Italiänischen Dichtkunst unter die Dichter gezählt habe, ist unbegreiflich; denn er hat sich nie durch Gedichte ausgezeichnet; es wäre denn, daß man einen

jeden

jeden an Witz und luſtigen Einfällen reichen Kopf unter die Dichter zählen wollte. Er gehört unter die Giullari oder Buffoni (Luſtigmacher) damaliger Zeiten, die an den Höfen der Fürſten und in den Häuſern großer Herren ſehr willkommen waren. Einige derſelben reimten aus dem Stegreiſe, andere ſagten ihre Schwänke in Proſa. Unter den Großen ſeines Vaterlandes, die ſich an ſeinem Umgang ergötzten, fanden ſich der prachtliebende Lorenzo Medici und ſein unglücklicher Bruder Giuliano.

Arlotto ſtarb im Jahr 1483 zu Florenz, und wurde in der Jakobskirche der Straße San Gallo begraben, wo er ſich zehn Jahr vor ſeinem Tode ſein Grab zubereiten ließ, mit folgender Grabſchrift:

> Queſta ſepoltura a fatto fare il piovan Arlotto per ſe e per tutte quelle perſone, le quali drento entrare vi voleſſino. Dieſes Grab hat der Dechant Arlotto für ſich und für alle, die hineingehen wollen, machen laſſen.

Nach ſeinem Tode wurde folgendes noch in den Stein eingegraben: morì el dì XXVI. di Decembre a ore XIV. del MCCCCLXXXIII. er ſtarb den 16. Decembr. um 14 Uhr im Jahr 1483.

J...

Ich werde krank wenn ich's anſehe -- Seyton, ſag ich. -- Ich habe lange genug gelebt: mein Leben iſt nach und nach ins Welken herabgeſunken, in gelbes Laub, und das was das hohe Alter begleiten ſollte, Ehre, Zuneigung, Gehorſam, Freunde, an das darf ich nur nicht gedenken: alles was ich dagegen zu erwarten habe, ſind Flüche, nicht laut, aber deſto tiefſer, leere Complimente, Athem, den das arme Herz gern verſagen wollte, wenn es dürfte. Seyton! --

Seyton tritt auf.

Seyton.

Was iſt euer gnädigſter Befehl?

Macbeth.

Giebt's keine neue Zeitungen.

Seyton.

Es hat ſich alles beſtättiget, Gnädigſter Herr, was berichtet worden iſt.

Macbeth.

Ich will fechten, bis mir das Fleiſch von den Knochen abgehakt iſt; gieb mir meine Waffen.

Seyton.

Es iſt noch nicht nöthig.

Macbeth.

Ich will ſie anlegen. Schikt mehr Reuter aus, ſtöbert die

V.

Beſchluß des Artickels über den Voſſiſchen Muſenalmanach 1789.

(S. Februar. S. 220.)

Mit der Pfeffelſchen Romanze (Krethchen oder Gretchen) ungefehr in einer Linie ſteht die Ballade von Hrn. Sander, Ida betitelt, S. 44. die ſich, wiewohl ſie ihren Platz in dieſer Sammlung nicht verunziert, doch kaum über die nicht goldne Mittelmäßigkeit in dieſer Gattung erhebt. Bürger und Herder, jener durch Originalſtücke, dieſer durch vortrefliche Ueberſetzungen einiger altengliſcher, ſchottiſcher und ſpaniſcher Volkslieder und Romanzen, haben es den nachkommenden gar zu ſchwer gemacht, in dieſem Fache zu glänzen. Indeſſen müßte ich ungerecht ſeyn, wenn ich den Werth der zweyten Ballade von Hrn. Sander — unter dem Titel, Frau Klara's Erſcheinung, von Rahbeck, nach einem alten dänifchen Volksliede S. 88. — verkennen könnte, die alles Intereſſe, das man von einem guten Volksliede verlangen kann, viel Natur und eine ziemlich lebendige Darſtellung hat. Da ich das Original, wovon dieſe Copey genommen iſt, nicht kenne, ſo kann ich nicht ſagen, wie viel von dieſem allem auf eigene

ne Rechnung des teutſchen Dichters kommt: gewinnt eine Ueberſetzung, die ſich wie ein gutes Original lieſt, iſt immer verdienſtlich. Indeſſen dünkt mich, der Verfaſſer habe der Würkung ſeines Stücks durch die Wahl der Versart Schaden gethan. Der hüpfende, leichtſinnige, fröhliche amphibrachiſche Rhythmus, oder die ſteigenden Daktylen (wie ſie der erſte Führer meiner poetiſchen Kindheit, Herr Johannes Hübner, weil. Rektor des Johanneums zu Hamburg und allgemeiner Lehrer des proteſtantiſchen Teutſchlands ſeiner Zeit, nicht ganz unſchicklich benennt) dieſe ſteigenden Daktylen ſchicken ſich zu dem Inhalt der Ballade nicht beſſer als ein Dreyachtel-Takt mit Allegro molto zu einem Trauergeſang. Dieſer raſch und ſorgloß daher hüpfende Sylbentanz ſetzt den Leſer in eine Stimmung, die ihn für alle ernſthaften Eindrücke verderbt, und arbeitet alſo unaufhörlich dem Zwecke des Dichters, der uns rühren will, entgegen. Ein anders wäre, wenn es darum zu thun geweſen wäre, irgend eine komiſche Wundergeſchichte z. B. die Austreibung von zehn Millionen Teufel aus einer beſeſſenen jungen Nonne durch einen alten Capuziner, oder ſo eine hübſche Legende aus dieſem Fache, in einem ironiſch ernſthaften Ton zu erzählen um uns Lachen zu machen: da würde ein ſolches Metrum an ſeiner rechten Stelle geweſen ſeyn. Aber hier, wo es auf wirkliche Rührung der innigſten und zarteſten Gefühle des menſchlichen Herzens abgeſehen iſt, wie konnte Hr. S. das

Unſchicke

Unſchickliche einer ſolchen Versart nicht ſchon bey der erſten Strophe ſehen? Was das ſchlimmſte dabey iſt, dieſes beſtändige Entgegenwirken des Rhythmus macht es nicht nur dem Leſer unmöglich, von den affektvollſten Scenen gehörig bewegt zu werden: der Poet ſelbſt, den die Daktylen einmal in ihren Wirbel hineingezogen haben, bleibt nicht mehr Meiſter von ſich ſelbſt, kann ſich nicht zuſammenziehen, nicht ernſthaft, nicht pathetiſch ſeyn, wo er es ſeyn will und ſeyn ſollte. Ich geſtehe, daß ich nicht begreiffe, wie man in einer ſo ſimpeln Sache irren, und die Wahl der Versart, von welcher die Modulation und Bewegung des poetiſchen Geſanges ſo ſehr abhängt, für gleichgültig anſehen kann, da ſie bey einem Gedichte, das eine gewiſſe Wirkung thun ſoll, gerade eines der weſentlichſten Stücke iſt.

Geſänge und Lieder — wovon einige der beſten mit angemeſſenen Melodien von Schulz und Reichard verſehen ſind — machen den größten Theil dieſer Blumenleſe aus. Unter dieſen hebt ſich vorzüglich ein ſchönes Lied für die Töchter Zürchs, aus einem noch ungedruckten Schauſpiel Wilhelm Tell, von dem Hrn. Grafen Chriſtian von Stollberg, das in einem zum Sujet ſehr glücklich geſtimmten Ton eine Heldenthat der Zürchiſchen Frauen und Jungfrauen bey dem Zug König Alberts gegen ihre Vaterſtadt erzählend beſingt.

Hrn

Zum Nicht nachahmen muß ich daran empfehlen, daß unter 15 vierzeiligen Strophen, woraus dieſes weibliche Siegeslied beſteht, 6 ſich mit einem Bey- oder Nebenwort anfangen,

1. Sanft im Schoos des Thalgefildes,
3. Zahllos ſtürmten Albrechts Ritter
4. Höhnend ſchauen ſie u. ſ. w.
7. Leis' im Frauenkreiſe —
10. Sträubend drängt —
11. Schimmernd in der Morgenröthe

Es entſteht aus dieſer zu oft wiederkommenden Einförmigkeit der erſten Zeilen ein freylich nur ſehr kleines Mißbehagen, das indeſſen doch bey 3 und 4, 10 und 11. merklicher auffällt. Wo alles ſchön ſeyn ſoll (wie in jedem großen oder kleinen Gedichte) ſind auch die geringſten Kleinigkeiten, die der Vollkommenheit des Werks und dem reinen Vergnügen des Leſers Abbruch thun, nicht unter der Kritik.

Von eben dieſem liebenswürdigen Dichter iſt eine kleine Epiſtel an die junge Gräfin Henriette von Baudiſſin, ein Impromptu, das mir durch den warmen Abdruck einer ſanften Seele voll Unſchuld, Güte und Freundſchaft in einem Augenblick der glücklichſten Stimmung, werth iſt, und faſt durchaus auch das naive und leichte in Sprache und Verſification hat, das zum Weſen ſolcher kleinen kunſtloſen Ergießungen einer Dichterſeele gehört.

Die

Die Muſe des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stollberg hat dießmal (auſſer einem Epigramm, deſſen hernach noch gedacht werden ſoll, und einer ſchönen Sapphiſchen Ode, Größe der Erde S. 217.) drey Lieder, die in das Fach der ſogenannten geiſtlichen Geſänge gehören (Danklied, S. 7. das Gewitter S. 51. und Wechſelgeſang S. 156.) beygetragen, welche, nach einer kleinen Veränderung in der erſten Strophe des Gewitters, in einer Sammlung neuer Erbauungslieder ihren Platz und als ſolche unſern Dank verdienen.

Von Hrn. Bürde finde ich drey Stücke, die meinen ganzen Beyfall haben. Sie zeichnen ſich durch Schönheit der Sprache und reine Harmonie der Verſification, durch eine freye, leichte und grazienvolle Bewegung des Gedankens in den unmerklichen Feſſeln des Rhythmus und Reims, kurz durch Schönheiten aus, die immer ſeltner auf unſerm Parnaſſe werden, durch das totum teres atque rotundum, worauf Horaz einen ſo hohen Werth legt. Um dies Urtheil zu rechtfertigen, ſey mir erlaubt, nur das erſte dieſer Lieder, Geſpräch zwiſchen mir und ihr genannt, S. 11. hieher zu verſetzen.

Das traurige Novemberwetter
bricht nun herein,
Das grüne Schattendach der Blätter
ſtürzt kläglich ein;
Der Wind pfeift durch die nackten Aeſte
von Norden her,

Die Vögel, unſre Sommergäſte,
ziehn über Meer:

Sprich, Liebe, hättſt du Luſt zur Reiſe
ins beſſre Land?
Wo man nichts weiß von Schnee und Eiſe,
nie Froſt empfand;
Wo Früchte reiffen, Blumen blühen
Jahr aus Jahr ein:
Sprich wollen wir gen Süden ziehen?
Ich denke, nein!

Ein ſteter Frühling würd' ermüden,
und glücklich fern
Lehrt doch im Norden wie im Süden
das Herz allein.
Ja, Theure, jeden Strich auf Erden
macht Liebe ſchön,
Sibiriens Gefilde werden
Arkadien.

Dieſer letzte Reim (Arkadien auf ſchön) iſt das einzige Fleckchen an dieſer niedlichen Kleinigkeit.

Eine eigene Manier zu haben iſt nicht nur erlaubt; wenn die Manier ſchön iſt, oder groß oder reizend und gefällig, kurz, wenn ſie ſich durch irgend eine Vollkommenheit auszeichnet, ſo iſt ſie ſogar ein Verdienſt. Gefährlich iſt es immer, die Manier eines andern zu ſeiner eigenen zu machen, und die gefährlichſte aller Manieren iſt die drolligte und launigt-naive. Es giebt eine gute

Laune

Laune, worin man ſich ſelbſt nichts übel nimmt; und da ſollte man freylich darauf rechnen können, daß auch Andere in einer ſo gefälligen Laune gegen uns wären. Auf ſo gutlaunige Leſer ſcheint der Verf. des Frühlingsliedes S. 40. gerechnet zu haben; ihm wenigſtens war recht wohl in ſeiner Haut, wie ers machte, und daher theilt ſich auch dem Leſer, je nachdem er mehr oder weniger Empfänglichkeit dafür hat, etwas von dem jubilierenden und jucheyenden Frühlingsgefühle des V. mit. Aber ohne Grazien, ſagt Pindar, iſt nichts angenehm noch ſchön, und die Grazien ſind Göttinnen von einem ſehr zarten Gefühl; ich müßte mich ſehr irren, oder ſie haben auch ihre fröhlichſten Tänze mit keinem Juchheisa! begleitet. — Kurz, weder die Sprache, noch das Anſtändige, müſſen der Laune aufgeopfert werden. Doch — nichts vor ungut!

Es guckt ſich ſo gülden
ins Frühjahr hinein —

— — —

In Lauben und Hecken
in Dickicht und Graß
Spielt Zerbin Verſtecken,
und ſchaukelt ſich was.

Herr May! wie ſo ſelig
hier Hütten zu baun!

O hätt' ich im Freyen
mein Mädchen auch hier

Wie wollt ich juchheyen!
Juchheyen mit ihr!

Ich kann nichts davor, daß mir Voltairens David hier einfällt: je danserai, oui je danserai! je danserai devant des servantes; je monterai tout ce que je porte, & ce me sera gloire devant les filles. Für dießmal wird es auch Amor nicht übel nehmen dürfen, wenn er in folgender etwas Anti-Anakreontischen Manier apostrophirt wird:

Freund Amor, das bitt ich,
sey heute kein Bär,
Auf lustigem Fittich
hohl' Aennchen mir her!

In einer so fröhlichen Mayenlaune thut man ja wohl auch einen Sprung zu hoch — aber zuviel ist zuviel! — Doch wir wollen nicht vergessen, daß der V. diesen kleinen excès de gaillardise in einem andern herzlichen und andächtigen Mayenliede S. 140. das sich anfängt:

In Gottes frischem Morgenstral
Tret ich und laß ins grüne Thal
Das hohe Marlied tönen
Und preise dich zehntausendmal
Du Vater alles Schönen!

wieder gut gemacht hat. Aber was der Geschmack schwerlich daran gut heißen kann, sind gewisse mit Fleiß affectierte

affectierte altfränkiſche Wörter, Conſtructionen und Redensarten, die er ſich — gegen die weiſe Regel: daß man keinen neuen Wein in alte Schläuche faſſen, und keinen neuen Rock mit alten Treſſen verbrämen ſoll — zur Manier gemacht zu haben ſcheint: wie z. B.

Dir Lob und Preiß für jeden Freund
Der mich auf Tod und Leben meint (liebt)

Dir Lob und Preiß, wenn dann vielleicht
Mein Mädchen da ſo heim ſich däuchte
Wo ſie mich hin begraben.

Geiſt und Fleiſch S. 131. von einem mit W. bezeichneten Ungenannten iſt eine drolligte Plaiſanterie, die, wenn ich nicht ſehr irre, Funken eines wahren Talents von ſich wirft. So ſcherzt eine mit Sokratiſcher Philoſophie genährte Lucianiſche Muſe. Blumauer in einer ſeiner beſten Stunden könnte kaum etwas ſinnreicheres in dieſer witzigbürlesken Art gemacht haben.

Der Tauſch S. 215. von einem Ungenannten B. hat ſoviel Leichtigkeit und einen ſo guten Ton von ſeiner Schalkhaftigkeit, daß man an ſeiner teutſchen Herkunft zweifeln könnte. Auch die ſittliche Leichtigkeit, womit das doppelte Paar tauſcht, und einander in flagranti erwiſcht ohne einen Augenblick darüber verlegen zu ſeyn, hat eine ſehr franzöſiſche Mine.

Das Wiegenlied von Pſyche S. 197. iſt ein artiges Seitenſtück zum Lied einer jungen Mutter S. 104. deſſen ich ſchon erwähnt habe.

Der Herausgeber ſelbſt hat uns mit drey Liedern beſchenkt, die den unverkennbaren Stempel ſeines Geiſtes und Talentes tragen, und künftig eine Stelle in der Sammlung ſeiner Gedichte verdienen. Das erſte iſt ein trefflicher Rundgeſang beym Punſch, S. 26. dem ein andrer Rundgeſang im Winter (wobey auch Punſch getrunken wird) S. 75. zur Folie dient; die beyden andern ein Dreſcherlied S. 82. (nach dem Dröſchen zu ſingen, verſteht ſich) und die Spinnerin, ein neuer muſterhafter Beweis, daß ein Mann von Genie und Geſchmack, der beyde von Jugend an im vertrauten Umgang mit den Griechen gebildet hat, das Naive der ſimpelſten Natur mit artiſcher Grazie zu verbinden, und der Kunſt ſelbſt die ſeine Nüance von ungekünſtelter Eleganz zu geben weiß, ohne welche ſie nicht in guter Geſellſchaft erſcheinen kann, oder (mich richtiger auszudrücken) ohne welche ſie nicht poetiſch ſchön iſt und alſo von keinem wahren Dichter gedacht werden kann.

Eines ſchönen Kranzes von Roſen und Myrten aus der Hand der Freundſchaft werth — iſt die Epiſtel von Hrn. Tiedge an ſeinen Freund Stammfort, um ihn über den Tod einer geliebten Gattin zu tröſten. In der Lage ſeines Freundes iſt die Seele, für die der gegenwärtige Augenblick Qual iſt, gezwungen, in der Erinnerung ihres einſtens genoſſenen Glücks und in dem Glauben es künftig wieder zu finden, zu leben; ſie iſt keines Troſtes fähig, als der aus dieſen beyden Quellen fließet. Hr. T. ſchöpft

die ganze Landſchaft auf, laß die Schurken aufhängen, die von Furcht reden. Gieb mir meine Rüſtung. Was macht eure Patientin, Doctor?

Arzt.

Gnädigſter Herr, ihre Krankheit beſteht hauptſächlich in ſchwermüthigen Einbildungen, die ſie in ihrer Ruhe ſtören.

Macbeth.

So heile ſie davon. Kanſt du die Schmerzen eines kranken Gemüths nicht ſtillen, einen eingewurzelten Kummer aus dem Gedächtniß ziehen, die eingegrabnen Unruhen des Hirns ausglätten, und den überladenen Buſen von dieſem gefährlichen Unrath reinigen, der das Herz beklemmt?

Arzt.

Hierinn muß der Kranke ſelbſt das Beſte thun.

Macbeth.

Wirf deine Arzneyen den Hunden vor, ich will keine -- komm, leg mir meine Rüſtung an; gieb mir meinen Stab. Seyton, ſchike du -- Doctor, die Thanes fallen von mir ab -- Kommt, Sir, macht hurtig -- Doctor, wenn du das Waſſer meines Lands beſehen, ſeine Krankheit ausfindig machen, es ausreinigen und zu ſeiner vorigen Geſundheit wieder herſtellen könnteſt, dann wollt ich dir zujauchzen, bis die weite Welt von allgemeinem Wiederhall aſchallte -- Zieh mich ab, ſag' ich -- was für Rhebar-

ſchöpft alſo aus beyden die Vorſtellungen, womit er den Schmerz ſeines Freundes zu bezaubern ſucht; und ſo entſteht aus lieblichen Bildern der Vergangenheit und entzückenden Viſionen der Zukunft ein Gemälde, das einer vor den leichtbewölkten Luft eines ſchönen Abendhimmels erwärmten Landſchaft gleicht, und dem Pinſel des V. Ehre macht. Hier und da fehlt vielleicht noch die letzte Hand; z. B. in der Stelle,

Wo ſind ſie hingeſchwunden
die liedervollen Stunden
wann (wenn) alles um dich ſchwand:

und in folgender:

Welch Laubdach ſeh, entblüht,
auf ſie die Blüthen nieder,

wo das Wort entblüht augenſcheinlich bloß daſteht, um auf das vorgehende geblüht zu reimen. Auch weiß ich nicht ob die Schuld an mir oder an dem Verf. liegt, daß in den drey letzten Verſen folgender Strophe

Wo funkelt in dem fernen
Gebiet der Nacht der Spur,
als Sie vor allen Sternen
dir ewig (ew'ge) Liebe ſchwur,
und hell aus ihren Blicken
ein weinendes Entzücken
durch ihre Roſen fuhr,

das weinende Entzücken, das aus den Blicken der Geliebten hell durch die Roſen der Liebe (oder der Geliebten, oder der Nacht? denn worauf bezieht ſich ihre?) fährt, kein Bild in meiner Imagination hervorbringt. Dieſer, und ähnlicher Kleinigkeiten ungeachtet, die ein Ariſtarch an der Epiſtel des Hrn. T. tadeln könnte, bleibt ihm das Verdienſt, die Sprache der Muſen fertig und mit einer Leichtigkeit zu ſprechen, die vielleicht gerade das iſt, wobey er ſich am meiſten in Acht zu nehmen hat.

Um die guten Seelen, die ſich gern in ſeine Unſchuldswelt verſetzen laſſen, hat Hr. P. Brückner ſich wieder mit zwey Idyllen, die Reiſenden S. 18. und das Gewitter S. 70. verdient gemacht. Ich meines Orts habe nichts dabey zu erinnern, als daß die einem teutſchen Ohr unerträglichen Conſtructionen, Sie aßen des Obſtes, er trank des Quelles, (die durch Voſſens Beyſpiel in ſeinem Homer nicht gerechtfertigt werden) weder zu Darſtellung der Unſchuld ſeiner Antediluvianiſchen Sethiten, noch zur Erbauung oder zum Vergnügen ſeiner Leſer das geringſte beyzutragen ſcheinen.

Unter etwa vierzig Stück Sinngedichten, Madrigallen, und dergleichen, ſind verſchiedene, die in einer

Samm

Sammlung des Beſten, was wir in dieſer Gattung haben, eine Stelle behaupten können. Z. B. Nachbar Hans von Gleim S. 100. geprüfte Tugend S. 177. von Ebendemſelben. Vernunft und Glaube S. 144. von Hrn. von Salis. Ausbildung S. 81. von Kl. Schmid, der ſterbende Landjunker S. 113. von X. Ungern habe ich S. 73. einen Namen, den ich ehre und liebe, unter einem Madrigal gefunden, das der Dichter und der Kritiker überſchrieben iſt. Hier iſt es:

Ein Dichter, den in kühnem Flug
Der Pegaſus gen Himmel trug,
Erhob ſich mit des Adlers Eile:
Da ſchrie mit ungeſtümen Ruf
Ein Kritikaſter: weile! weile!
Daß ich am linken Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile.

Daß der Kritiker (wie er auf der Ueberſchrift dieſer kleinen allegoriſchen Erzählung betitelt iſt) im Gedicht ſelbſt zum Kritikaſter wird, muß uns nicht irre machen. Denn, da die Rede vom feilen iſt — wovon die Ariſtarche, Horaze, Quintiliane u. ſ. w. keinen Dichter, ſeine Eile möchte auch noch ſo groß ſeyn, diſpenſiren: ſo gilt es hier wohl den Kritikern ſelbſt. Aber, aufrichtig zu reden, kein Dichter, wie eilig ihn auch ſein Pegaſus gen Himmel trägt — eine Reiſe, die man freylich keinem der Luſt dazu hat, verbieten kann — kein Dichter iſt zu entſchuldigen, wenn

er ſich, durch dieſe Bilder von Pegaſus, und Himmelan fliegen, und ungefeilten Hufnägeln und dergl. für gerechtfertigt hält, wenn er ſeine Werke nicht eben ſo poliert, als er ſich zu thun verbunden erkennen wird, ſo bald er ein anderes Bild wählt, und ſeine Muſe, anſtatt zu einem Flügelpferde, zu einer Mahlerin oder Bildnerin macht. Die poetiſche Begeiſterung (denn die iſt doch wohl unter dem Pegaſus gemeynt) weiß allerdings von keiner Feile, und kann ſie zu nichts brauchen. Auch läge dem Reuter, der ſich auf einem wirklichen Flügelpferde zu den blauen und purpurfarben Ziegen, welche Sancho am Himmel graſen ſah, erhübe, nichts daran, ob der letzte Nagel am linken Hinterhufe glatt gefeilt wäre oder nicht; oder vielmehr auch der ärmſte Kritikaſter weiß, daß Pegaſus, der keine andre als Luftreiſen macht, gar nicht beſchlagen iſt; und der Hr. V. kann es daher niemand übel nehmen, wenn er das ungeſtüme Geſchrey des Kritikaſters und die ganze Erzählung für ein ſehr apokryphiſches Geſchichtchen hält. Aber, wie dem auch ſeyn mag, der begeiſterte Dichter ſchreibt in einer Sprache, die nicht Er erfunden oder reguliert hat, ſondern worin er ſich nach den Geſetzen und dem Gebrauch, die ſchon lange vor ihm da waren, richten muß; er ſchreibt in Verſen, die, aller ſeiner Begeiſterung ungeachtet, alle Vollkommenheiten der Eurhythmie, des Wohlklangs, des ſchönen Fluſſes, und der übrigen dem Gegenſtande beſonders anpaſſenden Eigenſchaften der Verſification haben müſſen,

müſſen, oder deteſtabel ſind — und, was noch mehr iſt, er bleibt, wie raſch auch ſein Pegaſus mit ihm davonfliegen mag, den Geſetzen des geſunden Denkens und richtigen Zuſammenſetzens ſeiner Gedanken d. i. der Logik ſo gut unterworfen als ob er zu Fuße gienge. Die Moral dieſes Sinngedichts, wenn es anders eine haben ſoll, iſt alſo auf alle Fälle Ketzerey. Daraus, daß auch das gröſte und vollkommenſte Menſchenwerk ſelten ganz ohne Flecken iſt, folgt nicht, daß es ohne Flecken nicht noch vollkommner wäre: und wiewohl wir geringe Fehler verzeihen können und ſollen, ſo iſt doch des Dichters Ruhm, daß man ihm nichts zu verzeihen habe; und wofür wollte ein ſelbſt vortreflicher Dichter durch Epigramme gegen Kritiker und Kritikaſter den Verdacht gegen ſich erwecken, als ob er einen Freybrief gegen die Kritik zu haben wünſche?

Vorzüglich angenehm ſind den Freunden ächter Litteratur die Voſſiſchen Fragmente aus Homers Ilias und Heſiodus Theogonie geweſen, die dieſer Sammlung zur Zierde gereichen, und wovon die drey Bruchſtücke aus dem 3ten, 12ten und 18ten Buche der Ilias de, (Odyſſeus und Menelaos, der Mauerkampf, und der Schild des Achilleus, zur Probe dienen, was man ſich von der Voſſiſchen Ueberſetzung des herrlichſten und intereſſanteſten aller Werke des Alterthums zu verſprechen habe. Eine Vergleichung derſelben ſowohl mit den Verſuchen ſeiner Vorgänger als mit dem Original

wird

wird jeden, der sie anstellen kann, überzeugen, daß wir noch keine verteutschte Ilias haben, aber daß wir sie aus der Hand dieses gelehrten Dichters erhalten werden, der seinen Beruf durch seine vortrefliche Uebersetzung der Odyssee bereits legitimiret hat, und sich durch diese mit eben so viel Genie als Sprachkenntniß, Gelehrsamkeit und Fleiß ausgearbeitete Uebersetzung Homers — einer Unternehmung, von deren Größe und Schwierigkeiten selbst unter den Gelehrten die Wenigsten den gehörigen Begriff haben — sich ein Verdienst um die Nation machen wird, welches von ihrer Seite durch die möglichste Aufmunterung erkannt zu werden verdient: denn belohnen muß sich auch hier die Tugend selbst.

Daß Herr Hofrath Voß mitten unter dieser eben so mühvollen als glücklichmachenden Beschäftigung noch Zeit gefunden, eine Uebersetzung von Virgils Landbau oder Georgicis zu Stande zu bringen, die mit Ehre an der Seite des Originals erscheinen darf, ist bereits allgemein bekannt; und wir bringen es hier nur in Anerinnerung, um zu sagen, daß dieses Werk, das seine eigene Empfehlung zu sehr mit sich führt um der unsrigen zu bedürfen, mit einem lehrreichen und unentbehrlichen Commentar versehen, in nächster Ostermesse, auf Subscription (die bis dahin offen bleibt) um 1 Rthlr. 4 gr. in Louisd. zu 5 Rthlr. auf schönes Schreibpapier gedruckt erscheinen werde. W.

VI.

VI.

Kunſtſachen.

Berlin. Im Verlag der Königlichen Hofkupferſtich-Officin, erſchien dieſer Tagen das Portrait Hrn. Imm. Kants, gemahlt von Lowe, geſtochen von Townley, 1789. Dieſer berühmte Philoſoph iſt hier im Profil vorgeſtellt, und ob wir gleich nicht von der Aehnlichkeit urtheilen können, ſo ſcheint doch das Bildniß ſo characteriſtiſch ausgeführt zu ſeyn, als man es von der punctirten Manier, worin es ſehr reinlich gearbeitet iſt, erwarten kann. Das ganze Medaillon iſt vier Zoll hoch, und man hat eine ſehr paſſende Stelle des Cicero dieſem Bildniſſe beygefügt.

Nürnberg. Joh. Caſp. Lavaters Bildniß von Lips gezeichnet, von Wirſing geſtochen, gleichfalls Profil und beynahe Lebensgröße. Die beſtimmte Art des Hrn. Lips zu zeichnen iſt bekannt, welche genau beyzubehalten und auszudrucken der Kupferſtecher bemüht geweſen. Der Stich iſt rein und kräftig, und möchte eher ein wenig hart ſcheinen; allein das Portrait gewinnt dadurch an Character, und da es ſeiner Größe wegen von ferne angeſehen werden kann, ſo thut es im Ganzen eine gute Wirkung.

Beyde Porträte werden, jedes in ſeiner Art, den Freunden und Verehrern dieſer ſeltnen Männer, willkommen ſeyn.

Weimar.

Weimar. Die Herren Herausgeber des Journals des Luxus und der Moden haben den Kunstliebhabern ein interessantes Werk angekündiget, das Römische Carnaval betitelt. Es besteht aus einer Beschreibung dieses sonderbaren Ueberrests der alten Saturnalien, von eben dem Verfasser, dem wir die Auszüge aus dem Taschenbuch eines Reisenden in unserm Journal zu danken haben — und aus zwanzig Blättern, nach den Handzeichnungen, die derselbe von den schönsten und vorzüglich charakteristischen Gruppen, worauf seine Beschreibung sich bezieht, durch einen geschickten Künstler in Rom ausführen ließ.

Der Text, 5 bis 6 Bogen stark, wird in gr. 4t. auf das schönste Schweizer Papier mit Dicotschen Lettern sowohl Teutsch als Französisch abgedruckt, so daß die Liebhaber wählen können, aber doch zu bestimmen ersucht werden, ob sie ein teutsches oder französisches Exemplar haben wollen.

Die Subscribenten, die sich bis zu nächster Ostermesse noch melden, erhalten ihre Exemplare auf geglättetem Atlas-Papier.

Das Werk bekömmt zwanzig Blatt auf starkem Holländ. Papier gedruckte Figuren und Gruppen, wovon bloß die Umrisse leicht radiert, und das Uebrige völlig im Geschmack colorierter Handzeichnungen ausgeführt ist; eine Manier, womit sie bey Liebhabern

und

und Kennern der Kunſt Dank verdienen werden. Auſ-ſerdem bekommt der Titel eine Vignette, die zu Rom von einem guten Künſtler geſtochen wird. Das Werk wird in einem farbigen Umſchlag geliefert.

Der Preiß iſt vor und nach dem Schluß der Subſcription Ein alter Louisd'or oder 5 Rthlr. Sächſ. Courant.

Die Ettingeriſche Buchhandlung in Gotha hat für ſämtliche Herren Buchhändler, und das K. Reichs-Poſtamt zu Weimar für alle Poſtämter die Haupt-Commiſſion. Man kann alſo bey allen Poſtämtern und Buchhandlungen, die das Journal des Luxus und der Moden liefern, auch auf dieſes Römiſche Carnaval Beſtellung machen, jedoch wird kein Exemplar anders als gegen baare Bezahlung ausgeliefert.

Innhalt des erſten Vierteljahrs.

Januar.

I. Verſuch einer Berichtigung des Urſprungs der Pfalzgrafſchaft am Rhein. S. 3
II. Ueber die Natur des Vergnügens, Fortſetzung. — 37
III. Spiel des Schickſals, eine Anekdote. — 52
IV. Nachrichten von Peter Subleyras, einem berühmten Maler unſeres Jahrhunderts. — 71
V. Die Muſenalmanache für das Jahr 1789. — 88

Februar.

Februar.

I. Fortsetzung der Auszüge aus dem Taschenbuche des Herrn *** ; S. 113

II. Die geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. ; — 131

III. Ein altteutsches Fürstenwort über Goldmacherkunst. ; ; — 165

IV. Historische Nachrichten von der sogenannten Andacht zum Herzen Jesu. ; — 173

V. Fortsetzung des ungedruckten Journals eines Reisenden von den Jahren 1784 und 1785. ; ; ; — 188

VI. Ein Par Worte für die Jesuiten als Beylage zu No. IV. ; ; — 208

VII. Die Musenalmanache für das Jahr 1789. Fortsetzung. ; ; ; — 220

VIII. Kunstsachen. ; ; — 223

März.

I. Fortgesetzte Auszüge aus dem Taschenbuche des Herrn *** ; ; S. 229

II. Die geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. Fortsetzung. — 256

III. Die Künstler. ; ; ; — 283

IV. Nachrichten von dem Toskanischen Spaßvogel Arletto. ; ; ; — 303

V. Beschluß der Anzeige des Voss. Mus. Alm. — 321

VI. Kunstsachen. ; ; — 337

ber, Senesblätter, oder was für Purgazen könnten wol diese Engländer abtreiben? Hörst du nichts von ihnen?

Arzt.

Ja, mein gnädigster Herr; eure königliche Zurüstungen machen, daß wir etwas davon hören.

Macbeth.

Bring mir's in mein Zimmer -- Mir kan der Tod nicht bange machen, bis der Birnam-Wald nach Dunsinan kommt.

(Er geht ab.)

Arzt.

Wär' ich nur einmal mit ganzer Haut von Dunsinan, mich sollte sobald kein Gewinst wieder dahin ziehen.

(Geht ab.)

Vierte Scene.

(Verwandelt sich in den Birnam-Wald.)

Malcolm, Siward, Macduff, Siward's Sohn, Menteth, Carthneß, Angus, und Soldaten, im Marsch.

Malcolm.

Vettern, ich hoffe der Tag ist nahe, da Schlaf-Zimmer wieder sicher seyn werden.

Menteth.

Allegro.

zum T. Merk. März 1789.

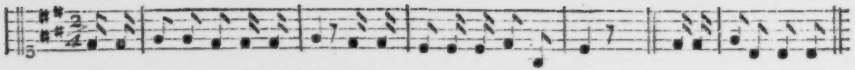

Begleitung.

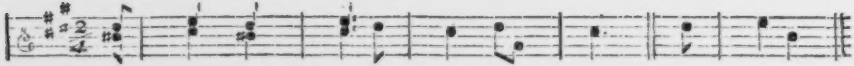

Baß, ſtatt der Caſtagnetten, auch wohl und am beſten von einer andern Hand zu ſpielen.

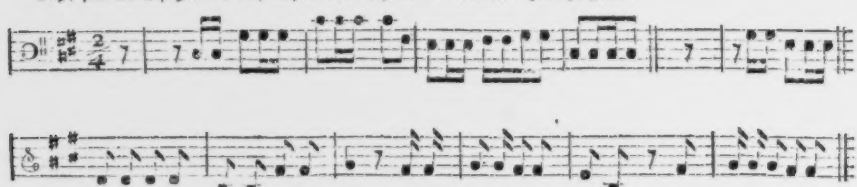

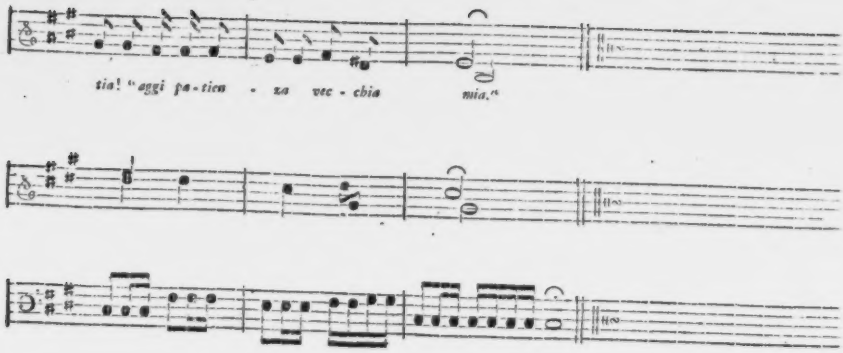

Io voglio queſte gambe
Per far piedi alle banche

Io voglio le ginocchia
Per far votole alla conocchia

Io voglio queſto petto
Per far tavole per il letto

Io voglio queſta pancia
Un tamburro per il Re di Francia

Io voglio queſta ſchiena
Una ſedia per la Regina.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1789.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuſſ. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der Teutſche Merkur.

April 1789.

I.

Ueber das bisherige Schickſal der Kantiſchen Philoſophie.

Da die Periode, welche in der Geſchichte der teutſchen Philoſophie unmittelbar auf die Leibniziſch-Wolfiſche folgt, gegenwärtig noch nicht vorüber iſt: ſo darf es um ſo weniger befremden, daß ihre Vorzüge ſehr verſchieden beurtheilet werden, und daß man eben ſo wenig einig iſt, ob man ihr den Namen der Kritiſchen oder der Empiriſchen beyzulegen, als ob man ihr bevorſtehendes Ende für den Anfang oder das Ende des goldenen Zeitalters der Wiſſenſchaft anzuſehen habe. Sonderbarer dürfte es beym erſten Anblicke ſcheinen, daß auch über die vorhergegangene Periode die Meynungen nicht weniger getheilt ſind, und daß ſelbſt dasjenige Verdienſt ihres Stifters, wodurch derſelbe den

Grund zu der gegenwärtigen legte, sogar von den Lobrednern und Vertheidigern der letztern, so laut und so allgemein verkannt worden ist.

Wolf hatte dadurch, daß er den Entdeckungen des grosen Leibnitz wissenschaftliche Form gab, ein vollendetes System dogmatischer Metaphysik aufgestellt; ein System, dem noch kein Dogmatiker bis auf den heutigen Tag etwas Wesentliches zu nehmen oder hinzuzufügen gewußt hat, und von dem die spätern Eklektiker nur dann erst abzuweichen anfiengen, als sie beym Vortrag der Metaphysik Ordnung, Zusammenhang und Bestimmtheit aufgaben. Noch nie hat wohl ein philosophisches System eine so schnelle und so allgemeine Aufnahme gefunden als das Leibnizisch-Wolfische. Unsre philosophischen Schriftsteller, zumal die bestellten Lehrer unter ihnen, die gewissermaßen durch ihren Beruf auf eine einzige Art des Dogmatismus *) eingeschränkt sind, erklärten sich, wenige ausgenommen, für eine Philosophie, in welcher sie mit einer bis dahin noch nie gesehenen Gründlichkeit das Interesse der Religion und der Moral mit den kühnsten Ansprüchen der speculirenden Vernunft vereiniget fanden.

Allein eben darum und eben so schnell verlohren die wesentlichen Grundsätze dieser Philosophie den Reitz der Neuheit, nahmen durch ihren vielfältigen Gebrauch die Popu-

*) Des Deistischen nämlich.

Popularität gemeiner und alltäglicher Maximen an, und die Selbstdenker waren bald genug genöthiget, sich an dem Leitfaden jener Grundsätze auf das Feld der Beobachtung hinauszuwagen, nachdem ihnen Wolf auf dem Felde der Speculation so wenig zu thun übrig gelassen hatte. Nichts war natürlicher, als daß der zergliedernde Scharfsinn seine Arbeit an den concreten Erfahrungsbegriffen fortsetzte, nachdem sie an den abstracten Notionen vollendet schien, und daß man zu beobachten anfieng, nachdem man zu definieren aufhören mußte.

Noch vor kurzem hat man das Verdienst dieser neuen beobachtenden Philosophie dadurch in das hellste Licht zu setzen geglaubt, daß man sie mit der herabgewürdigten Wolfischen in den schärfsten Contrast stellte: ohne zu bedenken, daß die Probleme, welche von der erstern der Natur vorgelegt wurden, größtentheils in den nachmals so verschrienen Wolfischen Definitionen entweder zuerst aufgeworfen oder wenigstens näher bestimmt worden; daß das Studium der Erfahrung keineswegs dem gemeinen auch noch so gesunden Menschenverstande, sondern nur der durch Principien geschärften und durch Speculation geübten Vernunft gelingen konnte, und daß die durch planloses Herumtappen aufgegriffenen und durch bloße Zufälle erworbenen Sachkenntnisse, ohne das wissenschaftliche Gepräge, das ihnen der systematische Geist aufdrückt, rohe und unbrauchbare Schätze bleiben müssen.

Die Schule der neuern Empiriker hat die philoſophiſche Welt mit Compilatoren bevölkert; aber die Wolfiſche hat ihr die Stifter der eigentlichen Pſychologie und Aeſthetik auferzogen, durch welche die ältern und neuern Verſuche der Engländer in dieſen Fächern ſo ſchnell und ſo weit übertroffen wurden. Aus ihr ſind die Stifter der gereinigten Theologie und des geläuterten Geſchmacks hervorgetreten, philoſophiſche Theologen und philoſophiſche ſchöne Geiſter, durch welche die Fackel der Philoſophie in Gegenden gebracht wurde, wo ſie unter den Teutſchen bis dahin noch nie geleuchtet hatte, von dem geheimnißvollen Dunkel des Allerheiligſten bis in die Kabinette der Großen und an die Putztiſche der Damen.

Ein Zuſammenfluß günſtiger Umſtände, deren Aufzählung nicht hieher gehört, ſchien den Einſturz der alten leidigen Scheidewand zwiſchen Welt und Schule vollendet zu haben, und die Wolfiſchen Grundſätze wirkten ungehindert auf dem neueröfneten unermeßlichen Felde fort, während die auf ſie gebauten metaphyſiſchen Dogmen der eigentlichen Wolfianer, einerſeits über die neuen vielfältigen Anwendungen jener Grundſätze aufs Empiriſche in Vergeſſenheit, andererſeits aber durch die immer weiter um ſich greifende Freyheit des Denkens in Verfall geriethen, und der ſtreng ſyſtematiſche Vortrag in eben dem Verhältniſſe ſein voriges Anſehen einbüßte, als die Beyſpiele feſſelfreyer und

Menteth.

Wir zweifeln nicht daran.

Siward.

Wie heißt der Wald vor uns?

Menteth.

Birnam-Wald.

Malcolm.

Laßt jeden Soldaten sich einen Ast abhauen, und ihn vor sich her tragen; wir werden dadurch die Anzahl unsers Heers beschatten, und die Kundschafter in Verwirrung sezen.

Soldaten.

Es soll geschehen.

Siward.

Wir hören nichts anders, als daß der Tyrann sich noch immer in Dunsinan eingeschlossen hält, und es dort auf eine Belagerung ankommen lassen will.

Malcolm.

Es ist seine lezte Hoffnung; er sieht sich von allen Seiten verlassen, und die ihm noch dienen, sind gezwungne Leute, deren Herzen abwesend sind.

Macduff.

Laßt unsern gerechten Tadel die Bestätigung des Aus-

geſchmackvoller Einkleidung philoſophiſcher Unterſuchungen unter uns zahlreicher wurden. Es wurde nun über jede menſchliche, bürgerliche, häusliche Angelegenheit von der größten bis zur kleinſten in Proſa und in Verſen philoſophiert. Um die neue Ausbeute aufzunehmen und nur einigermaßen in Ordnung zu bringen, wurden die neuen Fächer vervielfältiget; Anthropologie, Geſchichte der Menſchheit (des menſchlichen Geſchlechtes) Philoſophie der Geſchichte, der Sprache, der Erziehungskunſt u. ſ. w. wurden in den Rang der Wiſſenſchaften und neueroberter Provinzen der Philoſophie eingeſetzt.

Was würden Leibnitz, Wolf, Baumgarten, von demjenigen gedacht haben, der ihnen vorhergeſagt hätte, daß eine Zeit kommen würde, wo die Metaphyſik in eben dem Verhältniſſe verlieren, als die Philoſophie gewinnen müßte? Dieſe Zeit iſt wirklich da geweſen, und ſie iſt noch lange nicht vorüber. Aber freylich hat ſich auch die Bedeutung des Wortes Philoſophie während derſelben ſehr verändert. Das eigentliche Gebieth dieſer Wiſſenſchaft wurde immer unbeſtimmter, je weiter die Philoſophen ihre Eroberungen ausbreiteten. Das Anſehen und der Einfluß der ehemaligen Königin aller Wiſſenſchaften ſanken um ſo tiefer, je weniger man ihr und je mehr man der Erfahrung zu verdanken hatte, welcher man endlich auch ſogar die unentbehrlichſten Principien zueignete, je mehr dieſe nach

und nach ihr wiſſenſchaftliches und gelehrtes Gepräge verlohren, und den Namen der Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes angenommen hatten.

Indeſſen daß die empiriſche Seelenlehre von allen Seiten her mit den wichtigſten Aufſchlüſſen über die verborgenſten Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes und Herzens bereichert wurde, die Bekanntſchaft mit unſerm Planeten durch phyſiſche Geographie, Länder- und Völkerkunde, auſſerordentliche Fortſchritte that, und die poſitive Theologie und die Volksreligion durch die merklich gereinigte Mythologie an Sittlichkeit und Vernunftmäſigkeit beträchtlich gewann, wurden die rationale Pſychologie, Kosmologie und Theologie theils vernachläſſiget, theils gemißhandelt. Dieſe Theile der Metaphyſik, — die kurz vorher durch das, was Des Cartes und Leibnitz für den Inhalt, Wolf und Baumgarten aber für die Form derſelben gethan hatten, auf dem unerſchütterlichen Grund einer allgemeingültigen Ontologie für die Ewigkeit gebaut zu ſeyn, und die vollendete Schutzwehre der Religion und der Moral gegen Aberglauben und Unglauben auszumachen ſchienen, — wurden nun auf einmal ſelbſt von Vertheidigern der Religion und Moral als unhaltbar und entbehrlich aufgegeben. Es war dem gröſsern Theile des philoſophiſchen Publicums, der mit Aufſammeln und Zuſammentragen von Thatſachen alle Hände beſchäftiget hatte, um ſo leichter zu verdenken, daß er das heiligſte Intereſſe

tereſſe der Menſchheit durch ſich ſelbſt und den geſun-den Menſchenverſtand eben ſo ſehr geſichert, als durch die Metaphyſik gefährdet glaubte, da die letztere auch ſogar unter den Händen der Wenigen, die ihr noch aus Beruf oder Neigung oblagen, das Syſtematiſche und Allgemeingültige, wodurch ſie allein ihre vorigen Anſprüche zu rechtfertigen vermocht hätte, immer mehr und mehr verlohr. Auch die Metaphyſik ſollte nun auf Erfahrung gegründet, und Leibnitz durch Locke berichtiget, oder vielmehr die Theorien von beyden ſollten mit einander vereiniget werden. .

Allein die Nothwendigkeit und Allgemeinheit der ontologiſchen Principien wurde in eben dem Verhältniß verdächtiger, als der Verſuch, ſie von der Erfahrung abzuleiten, allgemeinern Beyfall fand. Aus den Grundſätzen waren nun Meynungen geworden; ſie erſchienen in jedem neuen philoſophiſchen Werke in eine andere Formel eingekleidet; jeder denkende Kopf ſuchte ſie nach ſeiner Weiſe zu beſtimmen, baute ſich ein eigenes Syſtem, und benutzte die Bruchſtücke älterer, einander entgegengeſetzter Syſteme, die ihm in das Seinige zu paſſen ſchienen.

Man hatte nach und nach alle großen Geiſter, die ſich eigene Bahnen gebrochen hatten, beſchworen: allein die Antwort eines jeden war von jedem ſeiner verſchiedenen Beſchwörer anders verſtanden wor-

den *), weil man über den Sinn der Fragpuncte nicht einig, oder vielmehr, weil derselbe durch nichts allgemeingültiges bestimmt war. Die auf diese Weise entstandenen philosophischen Versuche, von denen manche noch vor zwanzig Jahren das größte Aufsehen gemacht haben würden, fanden jetzt eben so wenige Tadler als Bewunderer. Die Widersprüche, mit welchen jedes der neuen Lehrgebäude behaftet war, konnten bey dem immer mehr überhandnehmenden Ekel an metaphysischen Untersuchungen, bey der Ungewohnheit über anschauungslose Vorstellungen zu philosophieren, und bey der Schwierigkeit sich aus den Labyrinthen so vieler entgegengesetzten und mit gleichem Scharfsinne unterstützten Meynungen herauszufinden, kaum dem kleinsten Theile der kleinen Anzahl von Lesern sichtbar werden, die noch an Schriften dieser Art einiges Interesse fanden. Auch die Scharfsichtigsten unter ihnen mußten nicht selten durch Genieschwünge und schimmernde Diction, am öftersten aber durch die rhapsodische Form der Einkleidung geblendet werden, die eine nothwendige Folge unbestimmter Begriffe und unzusammenhangender Grundsätze ist, Schriftstellern aber, denen sie Bequemlichkeit, und Lesern, denen sie Unterhaltung gewährt, die gesegnete Frucht des ächten philosophischen Geistes und des gebildeten Geschmackes heißt.

In

*) Man vergleiche zum Beyspiel was in der neusten Zeit Mendelssohn, Jakobi, Rehberg und Herder über den Spinozismus geschrieben haben.

In den Lehrbüchern hatte die Philoſophie in eben dem Verhältniſſe die Form der Geſchichte angenommen, als ſie ſich von der Form der ſtrengen Wiſſenſchaft entfernte. In der Logik wurde überhaupt Vorſtellungen haben mit Denken im ſtrengſten Sinne verwechſelt, größtentheils nur empiriſche Pſychologie abgehandelt, und der eigentlichen Geſetze des Denkens gemeiniglich nur im Vorbeygehn, nicht ſelten mit Mißbilligung, unter der Rubrik verjährter Spitzfindigkeiten erwähnt. Der Raum, welcher der Metaphyſik beſtimmt blieb, wurde zum Theil durch die Aufzählung der berühmteſten metaphyſiſchen Lehrmeynungen, und durch die Beurtheilung derſelben nach den ſogenannten Ausſprüchen des geſunden Verſtandes, ausgefüllt.

Man fuhr freylich noch immer fort die Grundwahrheiten der Religion und der Moral zu demonſtriren, aber mit Beweiſen, denen kaum mehr der lächerlichſte Kathederſtolz ſelbſt Allgemeingültigkeit zutraute. Der eine Verfaſſer ſtellt ein ganzes Heer von Argumenten auf, deren er jedes ſchon darum für unüberwindlich hält, weil die Wahrheit, von der die Rede iſt, nicht bezweifelt werden darf. Ein anderer, überzeugt daß nur ein einziger Beweiß gelten könne, widerlegt alle übrigen, und glaubt dadurch den Seinigen erhärtet zu haben, der aber leider von einem mißgünſtigen Collegen als erſchlichen und widerſprechend befunden wird. Ein Dritter endlich hilft ſich aus der Verlegenheit, in welche

ihn

ihn die Colliſion ſeines Skepticismus mit ſeiner Amtspflicht verſetzt, dadurch, daß er alle bisher bekannt gewordenen Beweiſe hiſtoriſch vorlegt, ohne ſich vorher ausſchließend für einen derſelben oder zuſammengenommen für alle zu erklären.

Was Wunder, daß die breite Heerſtraße der neuen Schulphiloſophie, auf welcher ſich die Anführer ſelbſt unaufhörlich einander in den Weg treten, von Selbſtdenkern, die durch keinen näheren Beruf auf dieſelbe verſchlagen werden, immer mehr und mehr verlaſſen wird! Einige dieſer letztern haben neuerlich mit Spinoza den entgegengeſetzten aber viel conſequenteren Dogmatismus, andere mit Pascal den Supernaturalismus, andere endlich mit Hume den dogmatiſchen Skepticismus vorgezogen; während der große Haufen von Halbdenkern, der gleichwohl nicht blöde genug iſt das immer zunehmende Schwanken der erſchütterten Metaphyſik nicht wahrzunehmen, an allem, was ſich nicht mit Händen greifen läßt, zu zweifeln anfängt, und auf ſeine unphiloſophiſche Gleichgültigkeit, die alles, was nicht ohne Schwierigkeit zu erklären iſt, das hingeſtellt ſeyn läßt, unter dem gemißbrauchten Namen des kritiſchen Skepticismus ſtolz thut.

Indeſſen daß ſich der Mangel allgemeingültiger Principien durch die angeführten Erſcheinungen in der philoſophiſchen Welt eben ſo laut ankündigte, als das Bedürfniß derſelben bey der übrigens ſo hoch geſtiegenen

Cultur

Cultur immer dringender wurde, erſchien das größre Werk des königsbergiſchen Philoſophen, welches nichts geringeres zum Zwecke hat, als jenem Mangel auf immer abzuhelfen, und welches, wie einige dafür halten, dieſen Zweck unmöglich verfehlen kann. Noch nie iſt wohl ein Buch, ein einziges ausgenommen, ſo angeſtaunt, bewundert, gehaßt, getadelt, verketzert und mißverſtanden worden. Einige Jahre hindurch ſchien man kaum das Daſeyn deſſelben bemerkt zu haben, und wenn es gegenwärtig die allgemeine Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Publikums beſchäftiget, ſo iſt ihm dieſe Ehre nur ſehr allmählig, und nicht ſo viel durch ſich ſelbſt als durch auſſerordentlich anpreiſende und verſchreyende Berichte zu Theil geworden.

Bisher haben ſich noch ſehr wenige Schriftſteller von Bedeutung für das Kantiſche Syſtem erklärt, das ſich von allen bisherigen auch dadurch auszeichnet, daß es entweder durchgängig angenommen, oder verworfen werden muß. Aber dieſe wenigen haben in demſelben eine vollendete, völlig befriedigende Theorie des menſchlichen Erkenntnißvermögens, die einzig mögliche Quelle allgemeingültiger Grundſätze, und das in der Natur des menſchlichen Geiſtes gegründete Syſtem aller Syſteme gefunden.

Nichts war natürlicher als daß dieſe und ähnliche Urtheile, die von den Freunden der Kritik denjenigen die das Werk ſelbſt nicht geleſen oder nicht verſtanden

hatten

hatten, auch nicht bewiesen werden konnten, von dem größten Theile als stolze Anmaßungen und lächerliche Uebertreibungen aufgenommen wurden.

Es fehlte nicht an einigen unbärtigen und bärtigen Schriftstellerchen, die theils um etwas neues zu Markte zu bringen, theils um ihren Tiefsinn bewundern zu lassen, sich zu Aposteln des alle zermalmenden Kants aufwarfen, und durch die Art wie sie sich dabey benahmen den Unwillen und den Spott wirklich verdienten, gegen den die denkenden Verehrer des Kantischen Verdienstes durch alles, was je zur Besättigung ihrer Urtheile vorbringen konnten, kaum gesichert waren.

Eine beträchtliche Anzahl philosophischer Köpfe, auf welche Teutschland mit Recht stolz ist, und unter diesen die Meisten der berühmten akademischen Lehrer, haben sich entweder gegen das ganze neue System, oder, welches in der That eben dasselbe ist, gegen wesentliche Theile desselben erklärt; und die Natur der Sache brachte es mit sich, daß diese Männer die Kritik der Vernunft durch ihre Einwürfe und Bedenklichkeiten um so tiefer herabsetzen mußten, je erhabener der Reiz gewesen wäre, den sie ihr eingestanden haben würden, wenn sie ihre Prüfung ausgehalten hätte.

Die rüstigen Schriftstellerchen ergriffen auch bald bey der Behandlung des neuen Modeartickels meistens lieber die Parthey gegen Kant; denn hier hatten sie ungleich

zugleich berühmtere Namen auf ihrer Seite, und die gewisse Aussicht, nicht etwa Nachbeter sondern Widerleger und Belehrer des Mannes zu heißen, dem selbst seine angesehensten Gegner ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Sie wiederhohlten daher die Angriffe ihrer hohen Alliirten, oder ahmten dieselben vielmehr mit den von jenen abgeborgten Waffen nach, die das, was sie in ihren Händen an voriger Schärfe verlohren, an dem schweren Nachdruck gewannen, der dem bleyernen Witze eigenthümlich ist.

Die allgemeinste unter den vielen Klagen, die bisher über die Kritik der Vernunft vorgebracht worden sind, liegt ihr Unverständlichkeit zur Last. Diese Klage wird auch fast von denjenigen geführt, welche das Kantische System widerlegt zu haben glauben, und die sich eben darum billig zutrauen sollten, daß sie es verstanden hätten. Gleichwohl ist noch keiner unter den zahlreichen Gegnern aufgestanden, der behauptet hätte er habe das Werk durchgängig verstanden, keiner, der nicht wenigstens sich selbst gestehen müßte, er habe an vielen Stellen unüberwindliche Dunkelheit gefunden.

Die meisten halten diese Dunkelheit für eine natürliche Folge der offenbaren Widersprüche, die sie an den ihnen verständlichen Stellen gefunden zu haben meynen; während die Anhänger des neuen Systems die Quelle dieser Widersprüche in jener Dunkelheit entdeckt zu haben behaupten, die ihnen wenigstens nicht unüberwindlich

lich gewesen seyn soll, so schwer sie auch ihrem Verständnisse nach zu überwinden war. Ihre Antworten auf alle bisherigen Einwürfe, so wie die Erklärungen, die Herr Kant selbst über einige derselben bekannt gemacht hat, haben keinen andern Inhalt, als daß sie die Gegner über den mißverstandenen Sinn der Kritik der Vernunft zurechtweisen, wodurch sie aber auch gewiß den Vorwurf vielmehr eingestehen und ablehnen, daß eine Schrift, die von so vielen scharfsinnigen Köpfen und so allgemein für competent gehaltenen Richtern mißverstanden wird, äusserst dunkel seyn müsse.

Diese Hauptanklage gegen ein Werk, das wenigstens in Rücksicht auf das, was von ihm verheißen wird, von unbezweifelter Wichtigkeit ist, verdient um so mehr eine nähere Beleuchtung, je mehr es sich in der Folge zeigen wird, daß sie mit dem von mir geschilderten Zustande der herrschenden, sogenannten eklektischen Philosophie, innigst zusammenhängt; daß von ihren eigentlichen Gründen das ganze bisherige Schicksal des Kantischen Systems bestimmt worden ist, und daß sich aus diesen Gründen alle übrigen gegen das letztere laut gewordenen Anklagen, z. B. über Wiederherstellung scholastischer Spitzfindigkeiten, unnütze Sprachneuerungen, Einführung des trostlosen Skepticismus, Aufstellung eines neuen Idealismus, Umsturz der Grundwahrheiten der Religion und der Moral, vollkommen befriedigend erklären lassen.

Gesetzt

gangs erwarten, und ſchiken wir uns izt an, als brave Soldaten zu fechten!

Siward.

Die Zeit iſt da, die uns durch eine gerechte Entſcheidung unſern König und unſer Eigenthum zuſprechen wird. Speculative Gedanken ſagen nur ihre unſichre Hoffnungen; Streiche müſſen den gewiſſen Ausgang entſcheiden; und dieſem laßt uns nun mit Muth entgegenziehen.

(Sie marſchieren ab.)

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in das Schloß zu Dunſinan.)

Macbeth, Seyton und Soldaten, mit Trummeln und Fahnen, treten auf.

Macbeth.

Hänget unſre Fahnen über die Mauren heraus, man ſchreyt immer: Sie kommen. Aber die Feſtigkeit unſers Schloſſes ſpottet einer Belagerung. Laßt ſie da ligen, bis Hunger und Fieber ſie aufreiben. Wären ſie nicht von denen unterſtüzt, die auf unſrer Seite ſeyn ſollten, wir wären ihnen zuverſichtlich, Bart gegen Bart, entgegen gegangen, und hätten ſie wieder heimgeprügelt -- Was für ein Lerm iſt das?

(Man hört ein Geſchrey von Weibsleuten.)

Seyton.

Geſetzt alſo, die Kritik der reinen Vernunft hätte das große Problem der Entdeckung und Feſtſetzung allgemeingiltiger Principien wirklich aufgelöſet, ſie enthielte bereits das, durch die Natur unſres Erkenntniſsvermögens beſtimmte und in ſeinen Gründen bis an die Gränzen alles begreiflichen zurückgeführte, einzig mögliche Syſtem aller ſpeculativen Philoſophie? —

„O! ſo müßte ja dieſes Syſtem ſelbſt von allen „Schwierigkeiten frey ſeyn; alle Irrwege der Specu„lation vermeiden; nicht neue Unbegreiflichkeiten an „die Stelle der alten ſetzen; es müßte höchſt faßlich „ſeyn, und durch eine über alle Sophismen ſpitzfindiger Grübeley ſiegende Analytik alle Einwürfe zu Boden ſchlagen, und allen unfreywilligen Täuſchungen „des wahrheitſuchenden Forſchens abhelfen. — Wie „können wir andern, die wir daſſelbe kennen oder nicht „kennen, uns ſo große Dinge von einem dogmatiſchen „Syſteme verſprechen, deſſen Beweiſe äuſſerſt abſtrus, „und den wenigſten Menſchen faßlich ſind, und deſſen „Reſultate ſich von den Principien der bekannten Meta„phyſik, und den ſimpeln Lehren der ſchlichten Vernunft gleich weit entfernen!" *)

Es

*) Was ich hier aus Herrn Corrodi's Verſuch über Gott, die Welt und die menſchliche Seele, Berlin bey Nikolai 1788. entlehnt habe, dürfte wohl von den meiſten, wo nicht von allen Gegnern des Kantiſchen

Es würde zu nichts nützen, wenn ich dieser beweis-
losen Einwendung der Gegner, die eben so beweislosen
Urtheile der Vertheidiger der Kritik der Vernunft, die
in derselben alle die angeführten Fode[illegible] wirklich
erfüllt glauben, entgegenstellen wollte. Ich bedarf aber
auch

Systems unterschieden werden. Allein, wenn eben derselbe Verfasser S. 421 schreibt: „die Kritik der „reinen Vernunft stelle ein neues metaphysisches „System auf, das der unmetaphysische Denker so „wohl als die übrigen für ein fein gesponnenes Ge„webe von Sophistereyen halten muß, das dahin ab„zielt uns alle Erkenntniß von wirklichen Din„gen zu entreissen, und allen Zusammenhang „zwischen Wahrheit und Erkenntniß zu vernich„ten:" so dürfte wohl ein beträchtlicher Theil jener Gegner nur beystimmen, wenn ich behaupte (was ich zu seiner Zeit beweisen werde) daß Herr Corredi, was er hier so hart und so entscheidend beurtheilt, in der That nicht verstanden habe. Hat er doch den so bestimmt angegebenen und leichtfaßlichen Sinn verfehlt, in welchem ich in meinem zweyten und dritten Briefe über die Kantische Philosophie behauptete „die „Kritik der Vernunft habe den alten Streit zwischen „Metaphysik und Hyperphysik auf immer beygelegt." Er meynt S. 418 „Selbst Kant würde über diese „meine Behauptung — lächeln müssen." Nach Hrn. Kants Erklärung im teutschen Merkur Jenner und Februar 1788 kann es wohl nicht zweifelhaft seyn, über wen von uns beyden Herr Kant gelächelt haben würde, wenn hier etwas zu belächeln wäre.

auch um meine Betrachtungen, jener Einwendung ungeachtet, fortſetzen zu können, keines günſtigen Vorurtheils für die Parthey zu der ich mich bekenne. Es iſt genug, wenn mir meine Leſer, wie ich wohl annehmen darf, einräumen: es finde keine abſolute Unmöglichkeit ſtatt, daß die Kritik der Vernunft eben ſo wohl von ihren Gegnern als von ihren Vertheidigern mißverſtanden ſey, ungeachtet bisher die erſtern ſo wohl an Zahl als an Celebrität den letztern überlegen waren. Es war nicht nur der gröſſere, ſondern auch ſogar der beſſere Theil von Newtons gelehrten Zeitgenoſſen, der (zumal in den erſtern Jahrzehenden nach der Bekanntmachung der neuen Entdeckungen deſſelben) in der nunmehr allgemein geltenden Theorie dieſes großen Mannes, Entfernung von allen bis dahin bekannten Principien der Phyſik ſowohl als der ſimpeln Lehren des ſchlichten Menſchenverſtandes, Widerſprüche, Unbegreiflichkeiten, und vor allen Dingen unüberwindliche Dunkelheit in den Beweiſen gefunden hat. Faſt ein halbes Jahrhundert hindurch, würde man in Frankreich über den Newtonianer gelächelt, und (vielleicht mit eben ſo viel Bitterkeit, aber nur mit etwas mehr Feinheit als unſre gegenwärtigen Populairphiloſophen über die kritiſchen) geſpottet haben, der ſeinen Zeitgenoſſen vorhergeſagt hätte, die Attractionslehre würde von ihren Nachkommen eben ſo allgemein angenommen und bewundert werden, als ſie ein Menſchenalter vorher verworfen und herabgeſetzt wurde? Was würde man

vollends in Rom über die Behauptung geurtheilt haben: Newton habe Mittel gefunden, die von der täglichen Erfahrung widerlegte, der heiligen Schrift widersprechende, vom apostolischen Stuhle verdammte Lehre von der Bewegung der Erde zu einer so unwidersprechlichen Gewißheit zu erheben, daß sie einige Jahrzehende nachher auf allen philosophischen Katheedern dieses Hauptsitzes der Rechtgläubigkeit, mit Vorwissen und guter Bewilligung des obersten Glaubensregenten selbst, gelehrt und vertheidiget werden würde?

„Das Newtonische System hat diesen Triumph „seiner mathematischen Evidenz zu verdanken, auf „welche doch wohl das Kantische keinen Anspruch zu „machen hat."

Gleichwohl hat selbst durch diese mathematische Evidenz die beynahe allgemeine Empörung der gleichzeitigen Philosophen gegen Newton, welche mit der gegenwärtigen gegen Kant eine so auffallende Aehnlichkeit hat, nicht verhindert werden können. Denn auch diese Evidenz hieng von Beweisen ab, die selbst für den größten Theil der damaligen Mathematiker unverständlich waren, oder wenigstens von ihnen dafür erklärt wurden. Wie? wenn nun die Kantischen Beweise für die Wenigen, welche sie bisher verstanden haben, eine logische Evidenz hätten, die in Rücksicht auf ihre überzeugende Kraft der mathematischen, die anfangs auch nur von einigen wenigen an den Newtonischen

niſchen wahrgenommen wurde, wirklich zur Seite ſtände? — Welcher Philoſoph iſt nicht gegenwärtig von der falſchen Spitzfindigkeit der vier ſyllogiſtiſchen Figuren und der ſechzehn Schlußformeln überzeugt? Allein, wer erinnert ſich nicht der Zeit, wo man die Richtigkeit und Unentbehrlichkeit dieſer logiſchen Spielwerke mit eben der logiſchen Evidenz einzuſehen wähnte, womit man gegenwärtig das Gegentheil wirklich einſieht? Den vielen und berühmten Vertheidigern jener vier ſyllogiſtiſchen Figuren mußte die gegenwärtige Uebereinſtimmung über die Nichtigkeit derſelben eben ſo unmöglich vorkommen, als den heutigen Vertheidigern der vier metaphyſiſchen Syſteme (des Spiritualismus, Materialismus, dogmatiſchen Skepticismus, und Supernaturalismus) der unvermeidliche Umſturz dieſer einander entgegengeſetzten Syſteme, und der dadurch erhaltene Friede auf dem Gebiete der ſpeculativen Philoſophie, unbegreiflich und ungereimt ſcheinen muß.

Geſetzt alſo das in der Kritik der Vernunft verhandene Syſtem der Principien der eigentlichen Philoſophie wäre wirklich allgemeingültig, es wäre ſo ganz in der Natur des menſchlichen Geiſtes gegründet, daß es von jedem, der daſſelbe durchgängig verſtanden, als wahr befunden werden müßte; (eine Vorausſetzung von der ich hier nichts weiter behaupte, als daß ſie keine abſolute Unmöglichkeit habe) ſo behaupte ich: „daß erſtens in der Natur eines ſolchen Syſtemes zu-

sammengenommen mit dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie, zweyerley in der Art, wie dieses System in dem Kantischen Werke vorgetragen ist, und vorgetragen werden mußte, Gründe vorhanden sind, aus welchen sich vollkommen begreifen läßt, warum die Kritik der Vernunft nicht nur von dem größten, sondern auch von dem bessern Theile gleichzeitiger Philosophen mißverstanden werden mußte; Gründe, aus welchen sich (wie ich hoffen darf) das bisherige Schicksal der Kantischen Philosophie auf eine Art erklären läßt, die eben so wenig etwas der Ehre ihres Stifters vergiebt, als dem Ruhme ihrer verdienstvollen Gegner zu nahe tritt.

Sollten die neuen Principien wahrhaft allgemeingültig, und ihrer Natur nach dazu gemacht seyn allgemeingeltend zu werden, so müßten sie jeder bisherigen philosophischen Sekte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit der größten Bestimmtheit das Wahre, das in den respectiven Grundsätzen jeglichen Systemes enthalten ist, in sich fassen, das Falsche ausschließen, und dadurch ein System aufstellen, welches jeden Selbstdenker das, was er aus seinem Gesichtspuncte richtig gesehen hatte, wiederfinden ließe. Indem nun zu diesem Behufe bey der Entwicklung der neuen Principien manche der paradoxesten Behauptungen hervorgesucht und in Schutz genommen, manche der ausgemachtesten hingegen bezweifelt und widerlegt werden müßten: so

ist

ist nichts natürlicher, als daß es der erste Versuch dieser Art, und wäre er auch noch so meisterhaft ausgefallen, sowohl mit denen, welche dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie seine Form gegeben, als auch mit den übrigen, welche von ihm die Form ihres Philosophierens erhalten haben, verderben, und daß er sowohl von den unter sich einigen Popular-Philosophen, als von den untereinander streitenden Metaphysikern mißverstanden und — widerlegt werden müßte.

Um zu seinem erhabenen Ziele zu gelangen, müßte der neue Versuch einen Weg einschlagen, der demjenigen gerade entgegengesetzt ist, auf welchem der große Hauffe der Populärphilosophen bequem und unbesorgt fortzuschlendern gewohnt ist. Anstatt des leichten und unterhaltenden Herabsteigens vom Allgemeinen zum Besondern, vom Abstracten zum Concreten, von ununtersuchten für ausgemacht angenommenen Grundsätzen zu Thatsachen, müßte er nicht nur das mühsamere und langweiligere Hinaufsteigen wählen, sondern, sollte anders etwas auf immer entscheidendes bewirkt werden, dasselbe bis zu einer Höhe fortsetzen, die noch von keinem der tiefsinnigsten Forscher erreicht wurde. Um seine aufzufindenden Principien mit dem Wahren an allen bisherigen Systemen zu vereinigen, müßte er von Behauptungen, welche von keiner Secte bezweifelt worden sind, ausgehen, das heißt, das allgemeinste was die bisherige Philosophie aufzuweisen hat, müßte

ihm das besondere werden, von dem er sich zu dem Allgemeinen bis an die Gränze alles Begreiflichen erheben müßte, von der er alsdann zu erweisen hätte, daß sie wirklich die Gränze alles Begreiflichen wäre. Wie sollte ihm der Populärphilosoph ohne Schwindel folgen können? —

Was sollte aber auch den Populärphilosophen bewegen können, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, die eine Untersuchung dieser Art für ihn haben muß? Ihm kann es nicht einmal im Traume einfallen, daß es der Philosophie an unentbehrlichen Principien mangeln sollte. Die Seinige ist auf Formeln gebaut, die, durch die für sich feststehenden praktischen Grundwahrheiten, zu deren Beweiß sie auf allen Akademien gebraucht werden, geheiliget und bewährt, aus der Schule ins gemeine Leben übergegangen sind, und nun, als Aussprüche des allgemeinen Menschensinnes gestempelt, aus dem gemeinen Leben wieder in die Schule aufgenommen werden; Formeln, die niemand in Anspruch nehmen darf, ohne seinen Antheil an den Sensus communis, und mit demselben sein Recht an den Namen eines Philosophen einzubüßen. Wie abgeschmackt muß ihm nun jeder Versuch vorkommen, den Sinn jener Formeln zu prüfen, die er für unerklärbar hält, weil sie, seiner Meynung nach, jeder Erklärung — für unerweißlich, weil sie jedem Beweiße zum Grunde liegen müssen? Trift er endlich gar auf Resultate, die sich mit

diesen

dieſen für ihn ewigen Wahrheiten, oder vielmehr mit dem Sinne, in welchem er die Formeln derſelben genommen hat, nicht vereinigen laſſen: o! ſo muß ihm ſchon dieſer Umſtand allein für die gründlichſte Widerlegung des neuen Verſuches gelten. Er muß es für die leichteſte Sache von der Welt halten, ſolche ausgemachte und nur durch ſeine Sophiſterey unterſtützte Ungereimtheiten vor den Augen des Publikums in ihrer ganzen Blöße darzuſtellen. Er hält dieß für ſeine heiligſte Pflicht, da er überzeugt iſt, daß mit jenen Formeln zugleich die Fundamente der Religion und Moralität erſchüttert, und durch die ungeheure Anmaßung Verſtand und Vernunft ſelbſt zu kritiſieren eine bisher unerhörte Zweifelſucht eingeführt werden müſſe. In dieſer Meynung wird er gerade durch den Umſtand beſtärkt, der das vornehmſte Kriterium für die Richtigkeit des neuen Verſuches iſt: daß dieſer nämlich Etwas von jedem Syſteme aufnimmt, und die eigenthümlichen Entdeckungen, die der dogmatiſche Skepticismus, der Materialismus, und der Supernaturalismus aus ihren einſeitigen Geſichtspuncten gemacht haben, wieder aufſtellt und beſtätiget. In den Augen des Popularphiloſophen iſt dieſes das gewiſſeſte Merkmal der Verwerflichkeit der neuen Principien. Er iſt gewohnt jene drey Syſteme für längſt widerlegte Irrthümer, für unglückliche Folgen der leidigen Abweichung vom geſunden Menſchenſinn und der Verirrung in das bodenloſe Land der Schimären zu halten. Die neue Philoſophie

wird ihm nun für die ganze Summe der Ketzereyen und des Unheils verantwortlich, wodurch ihm jedes dieser einzelnen Systeme verabscheuungs- oder bedauernswürdig geworden ist.

Noch schlimmer, wo möglich, müßte die Aufnahme ausfallen, welche unsren allgemeingültigen Principien von den Metaphysikern, oder (weil doch die meisten unter ihnen gegen diesen Namen protestieren dürften) von selbstdenkenden Philosophen, die sich mit Auflösung spekulativer Probleme beschäftigen, bevorstünde. Die bisherige Ontologie, welche den Materialisten wie den Spiritualisten, den Spinozisten wie den Theisten, den Fatalisten wie den Deterministen, bisher mit Grundsätzen versehen hat, und eben darum auf den Schutz von allen zusammengenommen nicht zählen kann, müßte durch den neuen Versuch von dem Range der Wissenschaft der ersten Erkenntnißgründe entsetzt, und in ihren ausgemachtesten Grundsätzen als die Quelle eines gemeinschaftlichen Misverständnisses der Vernunft angegeben und überführt werden. Wie sollte dieses durch ein einziges Buch einem Manne begreiflich gemacht werden, der von den Principien seiner bisherigen Vorstellungsart um so lebendiger überzeugt ist, je mehr ihm die letztere Zeit und Mühe gekostet, und je mehr er sie durch die Gründlichkeit und dem Reichthum seines Talentes zu unterstützen und auszuschmücken gewußt hat? Seine Grundsätze haben ihm ihre Festigkeit

schon

Seyton.

Es ſind die Weibsleute, welche ſchreyen, Gnädigſter Herr.

Macbeth.

Ich habe die Furcht ganz verlernt; es war eine Zeit, da mich der Schrey einer Nachteule ſchauern gemacht hätte -- Aber das iſt nun anders; ich habe mit Schreckgeſpenſtern zunachteſſen gelernt: Das Entſezlichſte iſt mit meinen blutigen Gedanken ſo vertraulich worden, daß ich nicht mehr erſchrecken kan. Was bedeutete das Geſchrey?

Seyton.

Die Königin iſt todt!

Macbeth.

Sie hätte ein andermal ſterben ſollen; es würde wol einmal die Zeit dazu gekommen ſeyn. Morgen, und Morgen, und Morgen kriecht in ſeinem Pygmäen-Schritt von einem Tag zum andern; alle unſre Geſtern haben buntſcheckigte Narren, die auf dem Wege des Todes vor ihnen her gaukeln. Aus, aus, kleine Kerze! Leben iſt nur ein wandelnder Schatten, ein armer Schauſpieler, der ſeine Stunde lang auf dem Schauplaze ſich ſpreißt, und ein groſſes Weſen macht, und dann nicht mehr bemerkt wird. Es iſt ein Mährchen, das ein Dummkopf erzählt, voll Schall und Bombaſt, aber ohne Sinn.

Ein Bote tritt auf.

Du kommſt, deine Zunge zu brauchen; mach' es kurz.

ſchon dadurch genugſam bewährt, daß ſie ſein Lehrgebäude ſchon ſo lange Zeit getragen haben. Ihre Unumſtößlichkeit kann ihm um ſo weniger verdächtig gemacht werden, je weniger ſie ihm entweder bey dem Ueberblik des vollendeten Gebäudes als die Grundfeſte deſſelben ſichtbar ſind, oder auch jemehr er ſich bewußt iſt, daß ſie bey der Grundlegung ſelbſt durch ſeinen Scharfſinn und Fleiß eigenthümliche Beſtimmungen erhalten haben, durch welche ſie gegen die gewöhnlichen Einwürfe, welche ſonſt die Grundſäze ſeiner Parthey treffen, geſichert wären.

Je mehr der geübte Denker für die Metaphyſik und je mehr ſie für ihn gethan hat, deſto unmöglicher wird es ihm werden, dieſelbe neben dem neuen Verſuche vor dem Richterſtuhle ſeiner Vernunft als bloſe Parthey auftreten zu laſſen. Er hat dieſen Richterſtuhl ſeiner Metaphyſik eingeräumt, das heißt einem Richter, vor welchem nothwendigerweiſe jede Parthey, die ſein richterliches Befugniß in Anſpruch nimmt, vor aller Unterſuchung ſchon verlohren haben muß. Hiedurch wird unſrem Philoſophen alle unpartheyiſche Prüfung der neuen Lehre unmöglich, und es iſt im Grunde nicht viel mehr als eine leere Formalität, wenn er ihre Rechtfertigung über eine Behauptung die ſeinen Grundſätzen widerſpricht, vernimmt, und gegen alle Partheylichkeit proteſtieret. Denn er verſteht dieſe Rechtfertigung nicht, und er lernt ſie um ſo weniger verſtehen,

je mehr er überzeugt iſt, daß, was irgend einem Menſchen verſtändlich iſt, auch Ihm verſtändlich ſeyn müſſe. Die Gründe ſeines Gegners müſſen ihm ungereimt vorkommen, weil ſie auf das, was er für ausgemacht hält, auf ſeine Principien, die er alle Augenblicke (auch dort, wo er von ihnen abſtrahieren ſollte und wollte) unvermerkt unterſchiebt, zurückgeführt, wirklich einen ganz andern Sinn erhalten müſſen, als ſie in der That haben, und weil er dieſen Sinn nur dann rein und unverfälſcht auffaſſen könnte, wenn er ſein Urtheil über einzelne Theile ſo lange aufzuſchieben vermöchte, bis er das Ganze, in welchem allein jeder Theil ſeine eigentliche Bedeutung und Beſtimmung erhält, überſehen hätte. Dieſe Ueberſicht wird aber in demſelben Augenblicke unmöglich, wo das Vorurtheil auch nur in einen einzigen der Hauptſätze einen fremden Sinn hineingetragen hat. Wer z. B. der Behauptung: „Die Grundwahrheiten der Religion und „der Moral laſſen ſich nicht demonſtrieren„ den Sinn unterlegt: es gäbe keine allgemeingültige Gründe für ſie; — den Satz: „Raum und Zeit, rein vorgeſtellt, ſind „bloſſe Formen der Anſchauung," für gleichlautend hält „mit: „Raum und Zeit ſind nichts als leere Vorſtel„lungen; „Die Dinge auſſer uns können nur als Er„ſcheinungen erkannt werden„ mit: „Die Dinge an „ſich ſelbſt ſind nichts als Erſcheinungen, u. d. m. der kann freylich ein Syſtem das aus ſolchen Hauptſätzen beſteht, nicht anders als höchſt abgeſchmackt, abentheuerlich

theuerlich, und wenn man will, auch ſogar gefährlich finden. Aber er hat das was er beurtheilt nicht verſtanden; und wenn er dem Syſteme auch nur einen einzigen ungereimten Beſtandtheil auf dieſe Weiſe aufgebürdet hätte, ſo mag er bey der darauf folgenden Prüfung noch ſo unpartheyiſch, arglos, ſorgfältig, zu Werke gehen, das Verſtehen des Ganzen wird ihm gleichwohl ſchlechterdings unmöglich bleiben.

Man vergeſſe nicht, daß die neuen allgemeingültigen Principien ſich mit keiner Metaphyſik, ſie mag in ihrer eigenthümlichen Geſtalt vorgetragen oder durch eine poetiſche Imagination in ſchöne Bilder eingehüllt werden, vertragen könne; daß aber auch durch ſie jedes metaphyſiſche Syſtem auf eine bisher unerhörte Art gewürdiget, und gegen die Angriffe von jeder metaphyſiſchen Sekte geſchätzt werden müſſe. Der neue Verſuch wird alſo jeden offenbaren und maskirten Metaphyſiker überzeugen müſſen, daß ſeine Philoſophie nur halbwahr, die Philoſophie ſeiner Gegner aber nur halbfalſch, und folglich — nichts beſſer, als die Seinige wäre. Sey auch hier ſeine Vernunft über allen Einfluß empörter Selbſtliebe erhaben; wird er auch bey dem beſten Willen ſeiner langgewohnten mühſam erworbenen Vorſtellungsart auf einmal entſagen können? So lange aber dieſe auf das Studium des neuen Verſuches einwirkt, ſo lange wird unſer Philoſoph dasjenige, was in demſelben gegen das verſteckte Falſche ſei-

ner

ner Grundſätze verrechnet wird, für eine Vertheidigung des offenbaren Falſchen an den Grundſätzen ſeiner Gegner, und was zur Rechtfertigung des verſteckten Wahren an den Grundſätzen ſeiner Gegner geſagt wird, für eine Beſtreitung des Unſtreitigen an den Seinigen halten müſſen. Iſt er daher ein Dogmatiker, ſo wird er die neue Philoſophie für den Verſuch eines Skeptikers halten, der die Gewisheit alles Wiſſens untergraben will; iſt er ein Skeptiker — für eine ſtolze Anmaßung, auf den Trümmern der bisher einander entgegengeſetzten dogmatiſchen Syſteme einen neuen und alleinherrſchenden Dogmatismus einzuführen; iſt er ein Supernaturaliſt — für einen fein angelegten Kunſtgriff, die Unentbehrlichkeit hiſtoriſcher Urkunden der Religion zu verdrängen, und den Naturalismus ohne Polemik zu begründen; iſt er ein Naturaliſt, — für eine neue Stütze der ſinkenden Glaubensphiloſophie; iſt er ein Materialiſt — für eine idealiſtiſche Widerlegung der Realität der Materie; iſt er endlich ein Spiritualiſt — für eine unverantwortliche Beſchränkung alles Wirklichen auf die unter dem Namen des Gebiethes der Erfahrung verſteckte Körperwelt. *) Und nun laſſe man dieſe Beurtheiler ihre Berichte an das philoſophiſche Publikum abſtatten, ſo wird ein beträchtlicher Theil

*) Lauter wirklich über die Kritik der Vernunft von ihren berühmten Gegnern in öffentlichen Druckſchriften gefällte Urtheile.

Theil deſſelben in ſeinen Meynungen über das neue ſonderbare Werk in eben ſo viele Partheyen zerfallen, als daſſelbe berühmte Gegner gefunden hat: in Partheyen, die theils durch das Urtheil ihres Anführers abgehalten werden das Werk ſelbſt zu leſen; theils durch daſſelbe beſtimmt worden ſind, darin zu finden, was jener gefunden hat. Ein kleinerer Theil, dem das Widerſprechende in den verſchiedenen Ausſprüchen gleich competenter Richter auffällt, hütet ſich ſeine Zeit und ſeinen Verſtand an ein Buch zu wagen, aus welchem ſelbſt die Philoſophen von Profeſſion nicht klug werden können. Aber nur der allerkleinſte Theil iſt ſcharfſichtig und gerecht genug, um die Widerſprüche in den beſchuldigenden Ausſagen der Zeugen als eine günſtige Vorbedeutung für die Unſchuld der angeklagten neuen Philoſophie anzuſehen.

Den heftigſten und hartnäckigſten Widerſtand würden die allgemeingültigen Principien auf Univerſitäten erfahren müſſen. Der gröſßte Theil unſrer lebenden Zeitgenoſſen hat noch kein Beyſpiel einer Reformation der Philoſophie erlebt, die den ganzen Lehrbegrif betroffen hätte; ſonſt dürfte hier die Erinnerung wohl überflüſſig ſeyn, daß auch die philoſophiſche Innung eben ſo gut ihre Orthodoxie als die theologiſche, eben ſo gut ihren Schlendrian als die juriſtiſche, eben ſo gut ihren Empirismus als die mediciniſche habe: ein Uebel, das jeder Reformation in eben dem Verhältniſſe

den Eingang erſchwert, als es das Bedürfniß derſelben unaufhörlich herbeygeführt. Wer die Geſchichte der Carteſianiſchen, und der Leibnitziſch-Wolfiſchen Revolution auch nur obenhin kennt, der wird nicht leicht eine gleichzeitige Univerſität angeben können, auf welcher nicht die neuen Lehren anfangs eben ſo unbedingt verworfen, als nachmals aufgenommen und befördert worden wären. Die Namen Des Cartes, Leibnitz, Wolf, welche in der Folge im Munde ſo manches akademiſchen Lehrers die Stelle der Beweiſe vertreten mußten, waren auf einem und eben demſelben Katheder von ſeinen Vorfahren nie ausgeſprochen worden, als wenn es ihm darum zu thun war, irgend eine Behauptung als eine grundloſe und gefährliche Neuerung zu verſchreyen. Wie weit das Miſſverſtehen und Miſshandeln von Lehrſätzen, deren Gründlichkeit gegenwärtig allgemein anerkannt iſt, von den akademiſchen Anticarteſianern und Antiwolfianern getrieben wurde, muß jedem unglaublich vorkommen, der nicht Gelegenheit und Muße hatte, ſich durch den Augenſchein an den zahlloſen widerlegenden Diſſertationen, Diatriben, Diſputationen u. ſ. w. zu überzeugen, die damals die philoſophiſche Welt überſchwemmten, gegenwärtig aber freylich, nur noch in Winkeln öffentlicher Bibliotheken aufgeſchichtet, in der Ausfüllung des leeren Raums ihre letzte Beſtimmung gefunden haben. Gleichwohl war durch die Carteſianiſchen, Leibnitziſchen und Wolfiſchen Bemühungen eigentlich mehr ein in der philoſophiſchen

Welt

Welt längſt angelegtes Syſtem ausgeführt, und zur Vollkommenheit gebracht, als ein ganz neues einzuführt. Die neuen Entdeckungen und Verbeſſerungen gereichten alle zum Vortheil derjenigen unter den philoſophiſchen Secten, die ihrer Natur nach dazu gemacht war auf Akademien zu herrſchen, nicht nur darum, weil ſie ſich ſo entſcheidend für die Grundwahrheiten der Religion und der Moral erklärt, ſondern weil ſie für dieſelben diejenige Form der Ueberzeugung aufſtellt, welche die menſchliche Wißbegierde am meiſten zu befriedigen ſcheint, wenigſtens dem menſchlichen Stolze unter allen am meiſten ſchmeichelt; eine Secte, welche von einem Profeſſor der Philoſophie, der den entgegengeſetzten Dogmatismus der Materialiſten und Spinoziſten, den dogmatiſchen Skepticismus, und den Supernaturalismus ſo oft aus dem Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft förmlich und feyerlich verbannt hat, für das einzig ächt philoſophiſche Publikum, ſo wie ihr Syſtem für die einzig wahre unfehlbare Philoſophie gehalten wird.

Man denke ſich nun eine Reformation, die dieſer Secte mit nichts geringern als dem gänzlichen Untergange droht; die nicht anders als durch dieſen Untergang durchgeſetzt werden kann, und die dabey keines weges auf den Beyſtand der übrigen Secten zählen kann, weil ſie jeder derſelben ein gleiches Schickſal bereitet; — eine Reformation, durch welche das von

den Philosophen von Profession angenommene System zu dem in den Augen seiner Verfechter so niedrigen Rang einer bloßen Vorübung des menschlichen Geistes und eines einstweiligen Behelfes herabgewürdiget wird; — eine Reformation endlich, welche dem Lehrer der Metaphysik sogar das Daseyn der alten Wissenschaft, durch welche er sich so viel Verdienste und Ruhm erworben hat, streitig, und ihm das Studium einer neuen, deren Möglichkeit ihm ganz unbegreiflich ist, zur Pflicht macht! So sehr mich auch die bloße Idee einer solchen Reformation vor dem größten Theile meiner Leser lächerlich machen muß, so ist doch nichts gewisser, als daß diese so abentheuerlich scheinende Idee aufhören müßte eine bloße Idee zu seyn, wenn die speculative Philosophie Principien erhalten sollte, die ihre Allgemeingültigkeit dadurch bewähreten, daß sie wirklich allgemeingeltend würden.

Man lasse hier die Leidenschaften des akademischen Lehrers ganz aus dem Spiele; kein Ehrgeiz blende ihn durch die falsche Vorspieglung, daß sein wohlgegründeter Ruhm mit seinem bisherigen Systeme dahinstürzen müsse; kein heimlicher Neid erschwere es ihm, einer Erfindung Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die nicht die Seinige ist; keine Eifersucht über einen jüngern Collegen, dem es natürlicherweise leichter werden muß eine ganz neue Vorstellungsart anzunehmen, reitze ihn an demselben nichts als schwache

Seiten

Seiten aufzusuchen: und gleichwohl wird das Studium der neuen Philosophie noch immer Schwierigkeiten für ihn haben, die sich selbst auf seine unsterblichsten Verdienste gründen, und nur sehr wenigen in seiner Lage überwindlich seyn können. Je öfter und je besser er sein bisheriges System mündlich und schriftlich vorgetragen hat, desto einleuchtender, gelaufiger, theurer hat ihm dasselbe werden müssen. Er besitzt eine große Fertigkeit die Beweise für dasselbe zu erhärten, und die Einwürfe dagegen zu widerlegen; denn beydes ist das Hauptgeschäft seines Lebens gewesen; und da er sich bewußt ist, alles was von seinen Gegnern bis dahin eingewendet worden ist, abgefertiget zu haben: so ist er um so geneigter anzunehmen, daß auch überhaupt nichts dagegen eingewendet werden könne, was sich nicht auf ein Mißverständniß seines Systems, das nur sehr wenige so genau wie er kennen gelernt haben, zurückführen lasse. Je mehrere Felder der Philosophie er bearbeitet hat, desto mehr haben seine Principien ihre Fruchtbarkeit und Harmonie vor seinen Augen gerechtfertiget, desto inniger sind sie mit seiner gesammten Ideenmasse verwebt worden, desto mehr sind sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, in die Natur seiner Vernunft übergegangen. Ich glaube daher eben nichts Paradoxes zu behaupten, wenn ich es wie ausgemacht halte, daß das Studium, oder vielmehr das Verstehen des neuen kritischen Versuches nicht nur bey den meisten, sondern auch wohl bey manchen der

verdienſtvollſten akademiſchen Philoſophen mehr Eifer, Anſtrengung und Zeitaufwand vorausſetze, als bey bloßen Liebhabern der Wiſſenſchaft, ja auch nur bey manchem talentvollen jungen Anfänger. Woher ſollte bey gewiſſen älteren Lehrern der Eifer kommen, ſich in eine neue Unterſuchung über ihr längſt vollendetes bewährtes Syſtem einzulaſſen, und bey dieſer Unterſuchung einem Führer zu folgen, von dem ſie gehört haben, daß er auch ihre gewiſſeſten Ueberzeugungen verwerfe? Die Anſtrengung ſo vieler Jüngern gehört ihren überhäuften Amtsgeſchäften, zahlreichen Vorleſungen und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die durch keine fremde Ideenreihe unterbrochen werden dürfen. Bey vielen endlich ſind es aufs höchſte einzelne abgeriſſene Stunden der Erholung, die ſie mit eingenommenen Kopfe und zerſtreuter Aufmerkſamkeit einem Studium widmen, dem kaum der volle Aufwand eines geſchäftsfreyen Jahres gewachſen wäre. Andere mögen endlich allen Eifer, alle Anſtrengung, und alle Zeit die auch nur eine einzige tägliche Vorleſung übrig läßt, darauf verwenden, und ſie werden wider ihren Willen genöthiget ſeyn, das in den Stunden der Meditation mühſam verfertigte Gewebe neuer Ueberzeugungen in der jedesmaligen Vorleſungsſtunde wieder aufzulöſen. Das Syſtem, das ſie vom Katheder herab erklären und beweiſen müſſen, ſteht im Widerſpruche mit den neuen Principien, die nothwendig in ihren Augen den Kürzern ziehen müſſen, ſobald ſie vor der völligen Entwicklung

Bote.

Gnädigſter Herr, ich ſollte ſagen, was ich geſehen hab, und weiß nicht wie ich es ſagen ſoll.

Macbeth.

Gut, ſag es, Sir.

Bote.

Wie ich auf dem Hügel auf meinem Poſten ſtand, ſchaut' ich gegen Birnam, und da dauchte mich, der Wald bewege ſich gegen mich her.

Macbeth ſchlägt ihn.

Du lügenhafter Schurke!

Bote.

Laßt mich euern Grimm erfahren, wenn es nicht ſo iſt; binnen dieſer drey Meilen könnt ihr ihn ſelbſt kommen ſehen; wie ich ſage, einen Wald, der ſich herbewegt.

Macbeth.

Wenn du gelogen haſt, ſollſt du lebendig an den nächſten Baum aufgehangen werden, bis du vor Hunger zuſammenſchrumpfeſt: Sagſt du die Wahrheit, ſo bekümmr' ich mich nichts darum, wenn du es mir ſo machſt -- Aber, wie, wenn ein Doppelſinn in den Worten dieſes Teufels läge, der ſeinen Lügen die Geſtalt der Wahrheit zu geben pflegt? -- Fürchte dich nicht, bis der Birnam-Wald nach Dunſinan kommt -- und nun kommt ein Wald gegen

Dunſinan.

wicklung und durchgängigen Bestimmung mit den bewährten Lehrsätzen eines längst angenommenen Systemes verglichen werden; und so zerdrückt auch der subtilste Metaphysiker die zarten Keime des künftigen Baumes allgemeingültiger Erkenntnisse, durch die schweren Grundsteine seines alten Lehrgebäudes.

Wer die Betrachtungen, die ich hier mehr durch Winke veranlassen als ausführen konnte, mit kaltem Blute verfolgt, der dürfte sich wohl mit mir in dem Resultate vereinigen, daß der erste auch noch so wohl gelungene Versuch allgemeingültige Principien aller speculativen Philosophie aufzustellen, nicht nur von dem großen Haufen, sondern auch von vielen des bessern Theiles des philosophischen Publikums eine geraume Zeit hindurch mißverstanden werden müsse. Daß die Kritik der reinen Vernunft wirklich diese Principien enthalte, behaupte ich um so weniger, da ich es weder hier beweisen, noch weniger aber erwarten kann, daß mir auf mein Wort geglaubt werde. Aber daß die Kritik d. v. V. wirklich jenes Schicksal bisher erfahren habe, welches sie erfahren mußte, wenn sie zuerst allgemeingültige Principien aufgestellt hätte, ist eine Thatsache, die dem ganzen philosophischen Publikum vor Augen liegt.

R.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

II.

Fortſetzung

der

geheimen Geſchichte

des

Philoſophen Peregrinus Proteus.

Peregrin. Nachdem ich mich in der heiligen Quelle, die aus einem Felſen des Hayns hervorſprudelte, dreymal gewaſchen, und ein ſchneeweiſſes, noch nie getragenes Kleid angezogen hatte, begab ich mich an den beſtimmten Ort, und wartete mit klopfendem Herzen bis die Pforte ſich öfnen würde. Sie öfnete ſich endlich, und ſchloß ſich ſogleich wieder hinter mir zu. Ich befand mich zwiſchen zweyen mehr als mannshohen Myrtenwänden, in einem ſehr langen Gang, der mich zu einem Roſenhayn führte, wo die ſchönſten Roſen, die ich jemals ſah, in unendlicher Menge und Mannichfaltigkeit der Formen an hoch aufgeſchoßnen und zierlich in einander geſchlungenen Büſchen in voller Blüthe ſtanden, und, im Glanze des beynahe vollen Mondes, durch die anmuthigſte Vermiſchung von Licht und Dämmerung, und den Abſtich ſtarker Schlaglichter mit ſchwarzen Schatten eine beynahe magiſche Wirkung

kung auf mich thaten. Ich ſchien mir in die Sphäre verzückt zu ſeyn, die der eigene Wohnſitz der Göttin der Schönheit und Liebe iſt; der Glanz, der mich umfloß, war der Wiederſchein ihres Lächelns, und die Luft, die ich einſog, der Roſenathem ihres himmliſchen Mundes. Das Wonnegefühl, wovon mein ganzes Weſen durchdrungen war, befreyte mich von aller Bangigkeit; mir war als ob ich keinen Körper mehr hätte, ich fühlte mich lauter Seele, und noch nie war ich mir ſo lebhaft und innig meiner dämoniſchen Natur bewußt geweſen. In dieſem Zuſtande irrte oder ſchwebte ich vielmehr unter dieſen zauberiſchen Roſengebüſchen umher, als eine ehrwürdige Geſtalt langſam auf mich zu kam, in welcher ich, ſo wie ſie ſich näherte ꝛc. (es ſey nun daß es Täuſchung oder Wahrheit war) immer mehr und mehr die auffallendſte Aehnlichkeit mit dem Bilde des Apollonius, und der ſehr genauen Abſchilderung, die mir der alte Menipp von ihm gemacht hatte, entdeckte. Es war eine Frau von hohem ſchlankem Wuchs und feiner Geſtalt, dem Anſehn nach zwiſchen vierzig und funfzig Jahren, aber wohl genug erhalten, um den Gedanken zu erwecken daß ſie vor zwanzig Jahren ſehr ſchön geweſen ſeyn müſſe, und von einer Geſichtsbildung, worin gerade ſo viel Weiblichkeit war, als erfodert wurde, den Ernſt ihrer edeln aber beynahe männlichen Züge angenehm zu machen. Sie war, unter einer langen weiſſen ſchmalgefalteten Tunica, die ein breiter funkelnder Gürtel unter ihrem

Busen zusammenhielt, in ein himmelblaues, mit kleinen silbernen Sternen durchwirktes Gewand gekleidet, dessen weite Aermel bis auf die halbe Hand herabhingen. Ihre schwarzen Haare, um die Stirne mit einer weißen priesterlichen Binde umschlungen, wallten in langen Locken um ihren Schultern den Rücken hinab. Ich blieb stehen, indem sie mit Grazie und Würde langsam auf mich zuging, und da sie, in einer Entfernung von drey oder vier Schritten still hielt, näherte ich mich ihr mit Ehrerbietung, und sagte ihr: ich glaubte mich nicht irren zu können, wenn ich die Tochter des großen Apollonius und die Erbin seiner erhabenen Weisheit in ihr verehrte; wer ich selbst wäre, hätte ich nicht nöthig derjenigen zu sagen, die mich, in diesem Lande wie überall unbekannten, sogar ungesehen schon gekannt hätte. Sie erwiederte: „ich würde mich nicht mehr hierüber verwundern, wenn sie mir sagte, daß ihr, in der ersten Nacht meiner Ankunft zu Halikarnaß, Apollonius im Traum erschienen sey, sie mit dem Zweck meiner Reise bekannt gemacht und angewiesen habe, mir zur Befriedigung meiner Wünsche behülflich zu seyn." — Ich gestehe dir, daß sich meine Eigenliebe durch diese Eröfnung nicht wenig geschmeichelt fand; denn sie versicherte mich der Wahrheit meiner Meynung von mir selbst und aller meiner Lieblingsideen, und ich schien mit nun mit meinen stolzesten Ansprüchen nach nichts zu streben, als wozu ich gleichsam durch meine Geburt berechtigt war. Theoklea

führte

führte mich hierauf aus dem Rosenwäldchen in einen Gang, der mit einer doppelten Reihe hoher Pomeranzenbäume besetzt war, und auf einer sanftemporste gegen den Anhöhe zu einem marmornen Tempel führte. Wir setzten uns unter dem vordern Säulengang auf eine Bank, und sie wußte mich, wiewohl sie selbst wenig sprach, unvermerkt dahin zu bringen, daß ich ihr eine umständliche Erzählung von der ganzen Geschichte meines Lebens machte. Sie schien alles ausserordentliche darin sehr natürlich zu finden, und bemerkte, im Vorbeygehen, die unvermuthete Katastrophe meines Verhältnisses mit der schönen Heuchlerin, (wie sie Kallipygen nannte) sey ein augenscheinliches Zeichen, daß mir mein glückliches Gestirn ein großes, und selbst in dem goldnen Alter der Welt nur wenigen auserwählten Sterblichen zugefallnes Loos vorbehalten habe. Bald darauf, als ich mit meiner Erzählung fertig war, stand sie auf, nahm mich bey der Hand, führte mich an der linken Seite der Anhöhe auf einem durch Gebüsche sich windenden Pfade herab, und, indem sie mich mit einem leisen Druck der Hand versicherte daß ich bald wieder von ihr hören würde, befand ich mich unversehens vor der Pforte durch die ich hereingekommen war. Sie öfnete sich, wie das erstemal, von sich selbst, Theoklea war verschwunden, die Pforte, sobald ich über die Schwelle geschritten war, schloß sich wieder, und ich befand mich, in der Verfassung eines Menschen, der aus einem schönen Traum erwacht, in dem äussern Bezirk des Hayns.

Lucian. Deine Theoklea konnte ein wenig heren, wie ich sehe, und legitimiert sich dadurch als eine ächte Tochter des großen Apollonius. Ich gestehe dir, daß du meine Neugier gewaltig rege gemacht hast.

Peregrin. Du wirst dich nicht betrogen finden, wenn du von einem solchen Anfang nichts alltägliches erwartest. Die Morgenröthe war im Aufgehen als ich mich wieder allein befand, und die Sonne hatte die Hälfte ihres Laufs zurückgelegt, als ich, nach einem leichten Mahl, unter dem angenehmen Gewirre der Gedanken, Ahndungen und Träumereyen, die das Abentheuer der vergangnen Nacht in meiner Seele theils zurückgelassen, theils erweckt hatte, einschlummerte, und nicht eher wieder erwachte, als nachdem die Sonne bereits untergegangen war. Wie ich die Augen aufschlug sah ich einen nackten Knaben von neun bis zehn Jahren vor mir stehen, dessen Schönheit mir mehr als menschlich schien. Er war mit Rosen bekränzt, hatte einen Lilienstengel in der Hand, der mich an Anakreons Amor erinnerte, und winkte mir schweigend, mit einem lieblich unschuldigen Lächeln, ihm zu folgen. Er gieng vor mir her, und führte mich durch ein Gewinde unbekannter Büsche, auf einem durch Kunst geebneten schneckenförmig steigenden Pfad an einem Felsen hinauf. Auf einmal standen wir am Eingang einer hohen gewölbten Grotte, die von einer einzigen Lampe erleuchtet war; und in

ihrer

ihrer Vertiefung mit jedem Schritte niedriger und enger wurde. Mein kleiner Führer öfnete eine Thür, und ich befand mich in einem mit Marmor zierlich ausgelegten Vorſaale, durch deſſen innere Oefnung ich in einem größern ſchön erleuchteten Gemach eine kleine Tafel gedeckt ſah.

Indem ich mich nach meinem verſchwundnen Führer umſah, kam mir die Tochter des Apollonius entgegen. Du biſt mir zu gut empfohlen worden, Proteus — ſagte ſie mit einem leiſen Lächeln, das den Ernſt ihrer Züge ſehr angenehm erheiterte und ihrer Miene etwas einladendes gab — als daß es mir erlaubt ſeyn könnte, dich nicht als einen Gaſt anzuſehen, den mir Apollonius zugeſchickt hat. Und hiemit nahm ſie mich bey der Hand und führte mich zu einem vergoldeten Stuhl, wo ich mich an der kleinen Tafel ihr gegenüber ſetzen mußte. Sie war leichter und einfacher als geſtern, aber äuſſerſt edel angezogen, und hatte, mit ihrer prieſterlichen Binde um die Stirne, das Anſehen einer Veſtalin in ihrer häuslichen Kleidung. Die kleine Tafel war geſchmackvoll und niedlich beſetzt, und eine einzige junge Nymphe, lieblich und unentfaltet wie eine Roſenknoſpe, verrichtete den Dienſt, der dabey nöthig war. Während ich mit aller Eßluſt eines Menſchen von meinem damaligen Alter, der ſeit etlichen Tagen nur ſehr leichte Mahlzeiten gethan hatte, dem Gaſtmahl meiner gütigen Wirthin Ehre machte, ſprach

ſie

ſie mit mir von meiner Reiſe, von den Schönheiten der Stadt Smyrna, und von dem Dianentempel zu Epheſus; und es ſchien ihren Beyfall zu haben, daß ich, vor lauter Verlangen bald zu Halikarnaß zu ſeyn, keine Zeit gehabt hatte, dieſes Wunder der Welt in Augenſchein zu nehmen. Als die Tafel abgetragen war, goß ſie etwas Wein in eine goldene Schale, machte der Göttin eine Libation damit, und, nachdem ſie die Schale wieder gefüllt hatte, brachte ſie mir den gewöhnlichen Gaſt- und Freundſchaftstrunk in einem Weine zu, der nur dem Nektar der Götter weichen konnte. Wir ſtanden endlich auf, und während uns die junge Nymphe Waſſer die Hände zu waſchen in einem vergoldeten Becken reichte, verſchwand die Tafel, ohne daß ich ſah wohin ſie gekommen war. Eine Reflexion, die ich aber erſt lange hernach machte, war, daß Theoklea bey dieſem und andern wunderwürdigen gerade ſo ausſah, als ob nichts alltäglichers ſeyn könnte als dieſe Dinge, und daß ſie meine wenige Befremdung darüber eben ſo wenig zu bemerken ſchien. Bald nachdem wir von Tiſche aufgeſtanden waren, öfnete ſie eine Thür, die auf eine kleine Terraſſe führte, von der man über einen Theil dieſer anmuthigen Wildniß, und weiterhin durch eine Oefnung des Waldes in die See, wie ins Unendliche, hinausſah. Hier ſetzten wir uns wieder, und die junge Nymphe brachte ihr eine Laute. Theoklea präludierte einige ſanfte melodiſche Stücke, und endigte mit einem Geſang an Venus Urania, der

meine

meine ganze Seele mit heiligen Gefühlen durchdrang; ich glaubte, die hohe Theano oder ihre Tochter Myia dem still horchenden Pythagoras und seinen Freunden himmlische Ruhe zusingen zu hören. Nach dieser pythagorischen Vorbereitung zum Schlafengehen gab sie die Laute zurück, führte mich in ein kleines nur vom Mondschein schwach erhelltes Schlafgemach, das für mich zubereitet war, wünschte mir mit feyerlicher Miene einen gesunden und heiligen Schlummer, und entfernte sich.

Was dir vielleicht sonderbarer als alle diese Feerey vorkommen wird, ist dieß, daß ich das Alles, wie gesagt, ohne Erstaunen oder Verwunderung, als etwas das meine Erwartung nicht übertraf, kurz als die natürlichste und schicklichste Sache von der Welt aufnahm. Die ganze Wirkung, die es auf mich that, war, mich gleichsam unter Gewährleistung aller meiner Sinne gewiß zu machen, daß ich wirklich bey der Tochter des Apollonius, der Erbin seiner Weisheit und erhabenen Geheimnisse, sey. Dieß vorausgesetzt, hätte alles noch ausserordentlicher bey ihr seyn können, ohne daß ich einen Augenblick stutzig darüber geworden wäre. Meine Einbildungskraft war von früher Jugend an mit allen Arten des Wunderbaren vertraut, und was in dem gemeinen Laufe der Dinge wunderbar heißt, war, nach meiner Vorstellungsart, in dem höhern Kreise, zu welchem Theokles gehörte, natürlich. Ich

über-

überließ mich alſo mit dem ruhigſten Zutrauen der Freude über eine Aufnahme, die alles was ich erwarten konnte übertraf, und ſchlief in Hoffnungen ein, die der Traumgott ſelbſt, mit aller ſeiner grenzenloſen Macht nicht hätte übertreffen können.

Als ich mit dem Tag erwachte, war das erſte was mir in die Augen fiel, ein wunderſchönes Gemälde, welches in einem prächtigen Rahmen von vergoldetem Schnitzwerk, eine ganze Wand meines Schlafgemachs einnahm. Es ſtellte Venus und Adonis vor: jene, in dem Augenblicke, wie ſie von einer roſenfarbenen Wolke umgeben auf einer Anhöhe des idaliſchen Hayns aus ihrem Schwanenwagen ſteigt, indem eine von ihren Grazien die Zügel hält, und die beyden andern, die mit der Göttin die ſchönſte Gruppe machen, ihr im ausſteigen behülflich ſind; dieſen, wie er zu ihren Füßen liegend, mit dem wärmſten Ausdruck der anbetenden Liebe zu ihr emporſchaut, in einer Stellung als ob er die Arme gegen ſie ausbreiten wollte, aber mitten in dieſer Bewegung von einem heiligen Schauer zurückgehalten würde.

Ich verſuche es nicht, die Bewegungen zu beſchreiben, die dieſer unerwartete und mir meinen eigenen innern Zuſtande ſo lebhaft vor die Augen ſtellende Anblick in meinem ganzen Weſen hervorbrachte. Genug, dieſes Gemälde beſchäftigte mich einige Stunden lang um ſo angenehmer, da ich es als ein Unterpfand betrachtete,

Dunſinan. Die Waffen an, die Waffen an, und hinaus! Wenn es ſo iſt, wie er ſagt, ſo iſt entfliehen und hier bleiben gleich ſicher -- Ich fange an dieſer Sonne überdrüßig zu werden -- Schlagt die Sturmglocke -- Stürmt, ihr Winde, und zerſchmettert in allgemeinem Schiffbruch die ganze Natur - Hinweg! wenn wir ſterben müſſen, ſo wollen wir doch mit den Waffen in den Händen ſterben.

(Sie gehen ab.)

Sechste Scene.

(Vor Dunſinan.)

Malcolm, Siward, Macduff und ihr Kriegsheer, mit Zweigen.

Malcolm.

Nun ſind wir nahe genug; werft eure laubichten Schirme weg, und zeigt euch als diejenigen die ihr ſeyd. Ihr, Ehrwürdiger Oheim, ſollt mit meinem Vetter, euerm edeln Sohn, unſer erſtes Treffen anführen; und Macduff und ich wollen, nach euern Befehlen, das übrige auf uns nehmen, was zu thun ſeyn wird.

Siward.

Gehabt euch wohl; finden wir nur noch vor Nacht die Schaaren des Tyrannen, ſo laßt uns geſchlagen werden, wenn wir nicht fechten.

trachtete, daß ich auf dem Wege ſey zum Ziel meiner Wünſche zu gelangen. Indeſſen, wie groß und blendend mir auch die Schönheit der Göttin anfangs vorkam, ſo verlohr ſie bey ſo oft wiederhohltem Anſchauen und Betrachten unvermerkt, und ſchien mir zuletzt doch weit unter dem Ideal zu bleiben das ich in meiner Seele trug: nicht als ob ich mir wirklich ſchönere Formen, oder im Ganzen ein vollkommneres Bild von ihr hätte einbilden können, ſondern weil ihm die Glorie, worin ich ſie mir dachte, alles das unausſprechliche, himmliſche und göttliche, was ſich nicht mahlen läßt, fehlte, — oder, weil das gemahlte Bild die ganze Wirkung nicht auf mich that, die ich von einer Erſcheinung der Göttin ſelbſt erwartete. Ich ließ alſo endlich von dem Gemälde ab, woran ich mich anfangs nicht ſatt ſehen konnte, kam aber von Zeit zu Zeit wieder zu ihm zurück, um den Gedanken an ihm zu nähren, was Adonis beym Anſchauen der gegenwärtigen Göttin empfunden haben müſſe, da der bloße gefärbte Schatten des Bildes, das ein Maler ſich von ihr vorſtellen konnte, ſchon ſo viel anziehendes und liebeathmendes hatte.

Lucian. Wie ſehr, guter Peregrin, beſtättigt dein Beyſpiel die große Wahrheit, daß es nicht die Dinge ſelbſt, ſondern unſre durch die Individualität beſtimmte Vorſtellungen von ihnen ſind, was die Wirkung auf uns macht, die wir den Dingen ſelbſt zuſchreiben,

weil

weil wir ſie unaufhörlich mit unſern Vorſtellungen verwechſeln.

Peregrin. Ich ſollte an dieſem Morgen auf mehr als eine Art überraſcht werden. Indem ich verſchiedene ſchöne Stücke, womit dieſes Gemach möblirt war, durchgieng, ward ich auf einem kleinen Eckiſche von Ebenholz eines elfenbeinernen mit Gold ausgelegten Käſtchens gewahr, worin ein goldner Schlüſſel ſteckte. Da ich dieß für eine Erlaubniß anſah es zu öffnen, ſo ſchloß ich es auf, und fand, o welche Freude! eine mit goldnen Buchſtaben beſchriebene Rolle von purpurfarbem Pergament darin, welche die Ueberſchrift hatte: Apollonius der Tyaneuſer von Theophanien. Du kannſt dir leicht vorſtellen, mit welchem Entzücken, und zugleich mit wieviel Ehrerbietung und Glauben ich dieſen koſtbaren Schatz in die Hand nahm, und wie begierig ich zu leſen anfieng. Ich war noch nicht weit gekommen, als mir Theoklea durch die junge Nymphe wiſſen ließ, ſie wäre verhindert mich dieſen Morgen zu ſehen; ich würde aber etwas gefunden haben das meine Muße hinlänglich beſchäftigen könnte, und ich möchte es übrigens in allen Stücken ſo halten, als ob ich in meinem eigenen Hauſe wäre. Ich ſteckte alſo die Rolle in meinen Buſen, und begab mich damit in eine Laube des Roſenhayns, der ganz nahe an Theoklens Felſenwohnung lag. Bald darauf erſchien der ſchöne Knabe, der geſtern mein Führer geweſen war,

fehlte

ſetzte ein aus Golddraht geflochtenes Körbchen, worin mein Frühſtück war, auf einen kleinen Marmortiſch, und ſchwand wieder aus meinen Augen, ohne ein Wort zu ſagen. Ich brachte den ganzen Morgen mit Leſen und Wiederleſen der gefundnen Handſchrift zu, die mir zwar in der bildervollen myſtiſchen Sprache, worin ſie geſchrieben war, nicht viel deutliches offenbarte, aber eben darum mein Gemüth nur deſto lebhafter in Bewegung ſetzte. Unvermerkt überfiel mich die Mittagshitze bey dieſer für mich ſo ſüſſen Beſchäftigung, und ich ſchlummerte unter den ſeltſamſten Träumereyen ein.

Als die heiſſeſten Stunden des Tages vorüber waren, ließ ſich mein ſtummer Aufwärter wieder ſehen, um mich in ein äuſſerſt zierliches marmornes Bad zu führen, wo er mich ſtillſchweigend mit allem bediente was man in einem Bade verlangen kann: denn bey Theoklees ſchien alles auf Vollkommenheit angelegt zu ſeyn. Wie endlich der Tag ſich zu neigen anfieng, ließ ſie mir ſagen, ſie erwarte mich in der Grotte, wo ſie in der heiſſen Jahrszeit den Abend zuzubringen pflegte. Sie empfieng mich mit einem Ausdruck von Wohlwollen, der den Ernſt ihrer Miene unvermerkt erheiterte. Das Buch des Apollonius von Theophanien wurde bald der Gegenſtand unſers Geſpräches; und da ich ihr auf die Frage, „ob ich alles darin verſtanden hätte?“ mit einem zögernden Nein antwortete, nahm ſie das

von Gelegenheit, mir über das, was mir (wie ſie ſagte) nothwendig darin dunkel ſeyn müßte, ſoviel Licht zu geben, als ich dermalen ertragen könnte. Sie unterſchied zweyerley Arten von Theophanien. Die Götter, ſagte ſie, ſind von jeher einigen beſonders von ihnen geliebten Menſchen ſichtbar worden: zuweilen ohne Zuthun der letztern, aus bloßem Antrieb ihres eignen freyen Wohlwollens; zuweilen aber auch auf Veranlaſſung der Menſchen, und durch die Mittel dazu bewogen, welche die hohe theurgiſche Magie in ihrer Gewalt hat. Nicht als ob es nicht immer von den Göttern abhienge, ſich mehr oder weniger, oder gar nicht mitzutheilen: ſondern weil es möglich iſt auf die Neigung ihres Willens ſelbſt zu wirken, und ſie durch die Allgewalt der Liebe zur Gegenliebe zu nöthigen. In jedem Fall aber iſt es unmöglich anders zu dieſer Mittheilung zu gelangen, als ſtufenweiße, und durch Mittel, wodurch ſie ſelbſt, in eben dem Maaße wie wir uns zu ihnen erheben, ſich zu uns herablaſſen. Die höchſten und wohlthätigſten Götter haben ſich daher immer in menſchlicher Geſtalt gezeigt, und bloß hierauf gründet ſich die Verehrung, die wir ihren Bildern, ſowohl als Denkmälern ehmaliger Theophanien, als in ſofern die Götter dieſe Geſtalt gewiſſermaßen zu ihrer eigenen gemacht haben, ſchuldig ſind. Nicht ſelten ſind dieſe Bilder, — nach Maaßgabe der Stärke, womit die Seele durch ihr unverwandtes Anſchauen ſich von allen andern Bildern und Gedanken

abzu

abzuſcheiden, und in einem einzigen reinen Gedanken des Herzens ſich die unſichtbare Gottheit ſelbſt gegenwärtig und anſchaulich zu machen fähig iſt, — Canäle auſſerordentlicher Gnaden der Götter geweſen; und es iſt daher immer wohl gethan ſich dieſes Mittels zu bedienen, was auch der Erfolg ſeyn mag; der zwar immer von der Willkühr der Gottheit, aber gewiß ſehr viel von der Beſchaffenheit des Subjects und der Energie der Empfindungen abhängt, wodurch wir uns zu ihnen aufſchwingen, und ſie zu uns herunter ziehen.

Dieſe Theorie, von welcher ich dir hier bloß einen leichten Umriß mache, hatte deſto mehr einleuchtendes für mich, da ſie mit meinen eigenen Vorſtellungen ſehr gut zuſammenſtimmte, und mir zu einer vollgültigen Beſtättigung derſelben dienen konnte. Theoklea ſetzte noch verſchiedenes hinzu, das mir einen hohen Begriff von ihren Einſichten in die göttliche Magie gab, und ſprach unter andern mit Verachtung von gewiſſen Mitteln, wodurch manche angebliche Theurgen die Götter zum Erſcheinen nöthigen zu können vorgäben. Es ſey zwar nicht zu läugnen, ſagte ſie, daß es (zum Beyſpiel) gewiſſe auserleſene Wohlgerüche gebe, die ihnen angenehm ſeyen; denn ſie liebten das reinſte und vollkommenſte in jeder Art: aber ſie durch Räucherungen oder Zauberlieder anziehen zu wollen, ſey ein kindiſcher Gedanke, und es werde nie ein anderes Mittel, ſie zu

uns zu ziehen, geben, als eben das wodurch wir uns zu ihnen aufschwüngen, nemlich das heiſſeſte Verlangen einer von jeder andern Begierde und Leidenſchaft gereinigten Seele. Vielleicht hätten jene vermeynten Theurgen gehört, die Götter pflegten ihre Gegenwart zuweilen durch himmliſche Wohlgerüche oder Harmonien oder ein überirdiſches Licht anzukündigen, und hätten hieraus, ohne Grund, den Schluß gezogen, daß man ſie durch Fumigationen und Epoden herbeylocken könne; immer ſey gewiß, daß die goetiſche Magie ſich ſolcher Behelfe zu Bewirkung betrüglicher Theophanien und Geiſtererſcheinungen bediene, und eben darum enthielten ſich die wahren Theurgen dieſer zweydeutigen Mittel gänzlich.

Als ſie zu reden aufgehört hatte, bat ich ſie ſehr inſtändig, mir, woſern ſie mich deſſen nicht unwürdig hielte, das Heiligthum der Göttin, an deſſen Schwelle ſie mich vermuthlich bey unſrer erſten Zuſammenkunft geführt hätte, nicht länger zu verſchließen. Sie antwortete: daß dieſer Tempel allen Profanen unzugänglich ſey, mir aber, wie billig, noch in dieſer Nacht geöfnet werden ſollte. Bald darauf befahl ſie unſre Abendmahlzeit zu bringen, welche, ganz nach Pythagoriſcher Weiſe, bloß aus einigen leichten Speiſen und auserleſenen Früchten beſtand; auch wurde bloßes Waſſer aus kryſtallenen Bechern dazu getrunken, aber das reinſte, leichteſte und friſcheſte, das ich je getrunken hatte.

hatte. Nach der Mahlzeit hörten wir in einiger Entfernung eine äuſſerſt ſanfte und herzerhebende Muſik von Inſtrumenten und Stimmen, ohne zu ſehen wo ſie herkam. Wir ſetzten uns auf eine Bank im Roſenhayn, und hörten ihr eine gute Weile zu. Endlich wurde ſie immer ſchwächer und ſchwächer, bis ſie ganz in die Lüfte zu zerflieſſen ſchien. Wie wir nichts mehr hörten, ſtand Theoklea auf: es iſt nun Zeit, ſagte ſie, dein Verlangen zu befriedigen — du wirſt das heilige Bild der Göttin ſehen, und auf ſie allein wird es ankommen, wie viel oder wenig ſie dir durch dieſes Medium von Sich Selbſt erblicken laſſen will. Von nun bis zum Aufgang der Sonne verſiegelt das heilige Schweigen unſre Lippen!

Ich bückte ihr meinen Dank und meinen Gehorſam zu, und wir giengen mit langſamen Schritten den Pommeranzengang zum Tempel hinauf. Als wir ankamen, fanden wir unter dem Säulengang auf der rechten Seite drey junge Nymphen in langem weiſſem Gewande, und auf der linken drey zwölfjährige Knaben, ebenfalls weiß gekleidet, auf uns warten. Theoklea ſchloß die äuſſere Pforte auf, und wir befanden uns in einer Halle, in deren Mitte eine vergoldete Thür unmittelbar in den Tempel führte. Zu beyden Seiten befand ſich ein Gemach, das zum Ankleiden der Perſonen, die in den Tempel eingehen durften, beſtimmt war. Theoklea begab ſich mit den drey Nym-

phen in das eine dieſer Gemächer, und winkte mir den Knaben in das andere zu folgen. Alles was hier zu thun war, wurde ſtillſchweigend verrichtet. Ich wuſch vor allem mein Geſicht und meine Hände. Hierauf zogen ſie mir mein Oberkleid ab, bekleideten mich mit einem langen Rock von weiſſer glänzender Seide, und gürteten mich mit einem breiten Gürtel von glattem Goldſtoff mit den feinſten Perlen geſtickt. Als ich angekleidet war, führten ſie mich heraus, bückten ſich, die Arme über die Bruſt gefaltet, vor mir und verſchwanden. Bald darauf trat auch Theoklea wieder heraus. Sie war, über ein roſenfarbes Gewand das nur bis an die Knöchel reichte, in ein violett purpurnes Oberkleid mit langen weiten Ermeln gehüllt; ihre dichten Haare flossen loſsgebunden um ihre Schultern, und mitten auf der prächtigen Binde um ihre Stirne funkelte ein Stern von citronfarbnen Diamanten. Sie hatte in dieſem Aufzug beynahe ſelbſt das Anſehen einer Göttin, und noch nie war ſie mir ſo ſchön und blendend vorgekommen. Die drey Nymphen erſchienen in einer Art faltenreicher Leibröcke von weiſſer Seide, mit breiten roſenfarbnen Gürteln, und ihre Haare waren mit einem goldnen Bande aufgebunden, deſſen Enden an beyden Seiten bis an die Knie herab hiengen. Alle vier giengen mit zur Erde geſenktem Blicke vor mir vorbey. Theoklea ſchloß mit einem goldnen Schlüſſel die innre Pforte des Tempels auf, gieng mit ihren Dienerinnen hinein, und ſchloß ſie wieder hinter ſich

zu.

zu. Nach einer kleinen Weile that ſich die Pforte wieder auf, ſie traten heraus, und kamen langſam auf mich zu, jede etwas in der Hand haltend, das ſie aus dem Tempel mitgebracht hatte. Theoklea band mir eine der ihrigen ähnliche Binde um die Stirne; eine der Nymphen ſetzte mir einen Myrtenkranz auf, die zweyte gab mir einen Lilienſtengel in die rechte Hand, und die dritte einen Roſenzweig in die Linke. Hierauf berührte die Prieſterin jedes meiner Augen mit den drey Mittelfingern ihrer rechten Hand, winkte mir in den Tempel hineinzugehen, und ſchloß die Pforte hinter mir zu.

Lucian. Wahrlich, viel Ceremonien, und mehr als zuviel um dieſe Myſterien verdächtig zu machen. Ich bin ungeduldig zu hören, wie ſich das Alles enden wird.

Peregrin. Was auch der Zweck dieſer Feyerlichkeiten war, ſoviel iſt gewiß, daß mir das Herz beym Eintritt in den Tempel merklich höher ſchlug. Ich blieb nahe an der Pforte ſtehen, und faßte mich zuſammen ſo gut mir möglich war, indem ich mich umſah und den edeln Geſchmack der innern Baukunſt und Verzierung bewunderte, ſoviel ich davon bey dem Lichtſtrom ſehen konnte, der aus der halbrunden Vertiefung des Tempels hervorbrach, wo die Göttin in einer hohen und tiefen vergoldeten Blende ſtand. Vor ihr, etwas ſeitwärts nach der rechten Hand, kniete ein man-

morner Amor mit einer goldnen Flamme, an Form dem Horn der Amalthea ähnlich, aus welcher mit dem lieblichsten Weihrauch eine ungemein helle Flamme in der Dicke einer Zirbelnuß emporloderte, und dem Marmorbilde der Göttin eine zum Verblenden täuschende Belebtheit gab. Dieses Bild war merklich größer als alle Venusbilder, die ich noch gesehen hatte, und verband in meinen Augen die Majestät einer Göttin mit einer Schönheit, die beym ersten Anblick alles, womit man sie hätte vergleichen können, ausstäche, und nichts vollkommners wünschen ließ. Eine unfreywillige Gewalt warf mich vor ihm auf die Erde nieder, ich betete in ihm den sichtbaren Abglanz der höchsten geistigen Schönheit an, und fühlte in jenem Anschauen mein ganzes Wesen in die reinste Liebe aufgelöst. Doch ich will nicht versuchen, unbeschreibliche Empfindungen oder Täuschungen, wenn du willst, beschreiben zu wollen; denn in der That war es doch wohl Täuschung, daß ich zuletzt, obschon nur einen Augenblick, die Göttin selbst in ihrer ganzen überirdischen Glorie vor mir zu sehen glaubte.

Lucian. lächelnd. Das sollte ich beynahe auch vermuthen. Aber was wurde zuletzt aus dem allen?

Peregrin. Ich wurde endlich gewahr, daß die Fackel des Amors, die zu diesen Mysterien unentbehrlich war, in wenig Augenblicken erlöschen würde, und zog mich, noch frühe genug um die Thür des Tem-

pels

Macduff.

Laßt alle unſre Trompeten zum Angriff blaſen.
(Sie gehen ab. Man bläßt zum Angriff.)

Macbeth tritt auf.

Macbeth.

Sie haben mich an einen Pfoſten angebunden, ich kan nicht entfliehen, ſondern muß, wie ein gehezter Bär, für mein Leben fechten. Wer iſt der, den kein Weib gebohren hat? Ihn will ich fürchten, ſonſt keinen.

Der junge Siward tritt auf.

Junge Siward.

Wie iſt dein Name?

Macbeth.

Du würdeſt zittern wenn du ihn hörteſt.

Junge Siward.

Das würd' ich nicht, und wenn du dir gleich einen beſſern Namen gäbeſt, als irgend einer in der Hölle.

Macbeth.

Mein Nam' iſt Macbeth.

Junge Siward.

Der Teufel ſelbſt könnte mir keinen verhaßtern nennen.

Macbeth.

reis ohne tappen zu finden, zurück, nachdem ich meinen Myrtenkranz nebst dem Rosenzweig und Lilienstengel zu den Füßen der Göttin niedergelegt hatte. Ich fand vor der Thür einen von den Knaben, der mir das feyerliche Gewand wieder abnahm, und ich kehrte mit einem neuen Bilde in meiner Seele zurück, das, so zu sagen, ihre ganze Weite ausfüllte, aber, anstatt kalter Marmor zu seyn, von aller der Liebe belebt war, die —

Lucian. — Der kalte Marmor in dir angezündet hatte!

Peregrin. Mein Zustand in dieser Nacht war wachend und schlafend ein immerwährender Traum von meiner angebeteten Göttin: bald lag ich wieder im Tempel zu ihren Füßen, bald wandelte ich an ihrer Seite im Hayn von Amathunt, bald fand ich mich mit ihr in die himmlische Sphäre der Schönheit und Liebe verzückt, und sah und hörte unaussprechliche Dinge. Diese Gemüthsverfassung wäre vielleicht bey jedem andern völliger erklärter Wahnsinn geworden: aber bey mir war sie durch alles vorhergehende so gut vorbereitet, hieng mit meinen herrschenden Ideen so schön zusammen, und war meiner ganzen Art zu Seyn so angemessen, daß ich mich in meinem Leben nie so heiter, so gut und so glücklich gefühlt hatte. Kurz, mein Zustand war, bey aller Ueberspannung meiner Phantasie, der Begeisterung, worin sich jeder gefühlvolle

und noch ungeschwächte Jüngling in den goldnen Tagen der ersten Liebe befindet, ähnlich genug, um im Grunde die natürlichste Sache von der Welt zu seyn.

Ich brachte einen Theil des folgenden Morgens mit Theokleen in den Rosengebüschen zu. Sie sagte mir: daß ich von nun an den Tempel so oft besuchen könnte, als ich wollte, ohne daß es dazu ihrer Gegenwart, oder besonderer Feyerlichkeiten vonnöthen hätte; sie würde mir zu diesem Ende einen eigenen Schlüssel zustellen, um davon freyen Gebrauch zu machen; nur mit dem einzigen Vorbehalt, daß der Tempel nie vor Untergang der Sonne aufgeschlossen werden dürfte, und bey ihrem Aufgang wieder zugeschlossen seyn müßte. Die Göttin, setzte sie hinzu, hat Wohlgefallen an der hohen Reinheit seiner Empfindungen, die unter den Sterblichen einem Wunder ähnlich ist: und ich müßte mich sehr irren, oder die ist ein Loos beschieden, das selbst unter den Söhnen der Weisen nur selten einem Glücklichen zu Theil wird, wiewohl mir nicht erlaubt ist dir mehr davon zu sagen.

Lucian. Aha! Ich sehe sie kommen — dachte ichs doch gleich vom Anfang an!

Peregrin. Ich errathe deinen Gedanken: aber nicht zu voreilig, Lucian! Du könntest dich betrogen finden. Man ist mit den Leuten, in deren Gesellschaft ich dich gebracht habe, nicht so leicht im

Klaren.

Klaren. Gedulde dich! Die Tragödie nähert ſich ihrer Peripetie.

Mein geſtriger erſter Beſuch des Tempels und was dabey in mir vorgegangen, war natürlicher Weiſe der vornehmſte Gegenſtand, worüber ſich Theoklea mit mir unterhielt. Sie fragte mich, ob ich jemals zu Gnidos geweſen? und da ich mit nein antwortete, fuhr ſie fort: du kennſt alſo die berühmte Venus des Praxiteles nur dem Namen nach; aber vermuthlich haſt du die Venus des Alkamenes zu Athen geſehen? — Oefters, war meine Antwort: allein, o! wie wenig iſt ſie mit dieſer zu vergleichen! oder vielmehr, wie unendlich iſt der Unterſchied zwiſchen dem was ich beym Anſchauen der einen und der andern erfahren habe? Jene, ſagte Theoklea, flößte dir wohl nur kalte ruhige Bewunderung ein; aber dieſe? — „Ein Gefühl, das meine Bruſt zu zerſprengen ſchien, das meine ganze Seele kaum zu ertragen vermochte. In jener ſahe ich nur das Symbol der höchſten Schönheit; in dieſer erkannte und fühlte ich die gegenwärtige Göttin ſelbſt.“ Bey allem dem, verſetzte ſie, muß ich dich warnen, gegen deine Phantaſie auf der Huth zu ſeyn: ſie arbeitet oft zur Unzeit der höhern Einwürkung entgegen, und weidet uns mit Schatten, da wir ohne ihre übermäßige Dienſtfertigkeit das Weſen ſelbſt haben könnten. Du glaubteſt die Gegenwart der Göttin zu fühlen, und es war vielleicht bloße Täuſchung. Das ſicherſte Mit-

tel dich vor den Blendwerken der Einbildung zu verwahren, ist ihrer Geschäftigkeit Einhalt zu thun, um dich gänzlich den Empfindungen deines Herzens zu überlassen. Durch diese allein kannst du hoffen dir die Göttin günstig zu machen. Das Herz, nicht die Einbildungskraft, ist das Organ, das ihrer Mittheilungen empfänglich ist. Nach diesen Worten verließ sie mich, damit ich mir diese Lection durch eigenes Nachdenken wahr machen könnte.

Um deine Geduld durch Erzählung des stufenweisen Wachsthums meiner erhabenen und vermuthlich beyspiellosen Leidenschaft nicht auf eine allzugroße Probe zu stellen, will ich von dem Besuche, den ich in der folgenden Nacht im Tempel machte, nichts weiter sagen, als daß diesesmal die Art, wie das Anschauen der Göttin auf meine Sinnen wirkte, indem ich mich (nach dem Rathe der Tochter des Apollonius) den Empfindungen, die sie mir einflößte, gänzlich überlassen wollte, — zuletzt so lebhaft wurde, daß sie mich erschreckte und gegen mich selbst mißtrauisch machte. Ich eilte in großer Unruhe aus dem Tempel hinweg, und beschloß, mich der Göttin nicht eher wieder zu nähern, bis ich durch die sorgfältigste Reinigung meiner Seele alles sinnliche von meiner Liebe abgewaschen hätte, welche ganz rein und geistig seyn mußte, um mich der wirklichen Theophanie fähig zu machen, die das einzige Ziel meiner Wünsche war. Ich konnte

nicht

nicht von mir erhalten, mit Theoklea von dieser Entſchließung zu ſprechen, weil ich mir keine Worte zu finden getraute, das was ſie veranlaßt hatte ſo zart und unzweydeutig auszudrücken, als ich thun mußte um keine unziemlichen Vorſtellungen in ihr zu veranlaſſen. Sie konnte indeſſen leicht bemerken, daß es nicht ganz richtig mit mir ſtehen müſſe; ich war unruhig, tiefſinnig, zerſtreut, und ſuchte die Einſamkeit, um meine Gemüthsverfaſſung vor ihr zu verbergen, ohne zu bedenken, daß ich ſie eben dadurch verrieth. Indeſſen that ſie doch, als ob ſie nichts davon gewahr würde, und vermied, nach dem Beyſpiel das ich ihr gab, alles was mich zu einer Erklärung hätte nöthigen können. So gieng der Tag vorüber, und in der nächſten Nacht hatte ich wirklich ſoviel Gewalt über mich ſelbſt, mir das Anſchauen meiner geliebten Göttin zu verſagen, wiewohl ich mich mehr als zehnmal auf den Weg machte, und einmal ſchon bis an die äuſſere Pforte gekommen war.

Dieſe grauſame Selbſtpeinigung koſtete mich eine ſchlafloſe Nacht; meine Unruhe wurde dadurch mehr vergrößert als vermindert, und ich ſah am folgenden Tage ſo blaß und hohlaugigt aus, daß Theoklea ſich nicht länger überheben konnte, Kenntniß davon zu nehmen. Was iſt mit dir vorgegangen, Proteus? fragte ſie mich: wo iſt deine vorige Heiterkeit und Ruhe? Woher dieſe Bläſſe deines Geſichts? dieſes trübe Feuer

in deinen Augen? Und warum beſuchteſt du geſtern den Tempel nicht, ſondern ſchweifteſt die ganze Nacht durch im Hayn und in den Alleen umher? Ich fand lange keine Antwort auf dieſe Fragen. Endlich bemühte ich mich, nicht ohne große Verlegenheit und vieles Stocken, in ſo behutſamen Ausdrücken als ich (mit Gefahr ein wenig unverſtändlich zu ſeyn) nur immer finden konnte, ihr die Bedenklichkeiten zu eröfnen, die mir die Pflicht auferlegt hätten, mich freywillig aus den Augen der Göttin zu verbannen. Sie ſchien mir mit Erſtaunen in die Augen zu ſehen, wiewohl ſie mich mehr als zu wohl verſtanden hatte. Sie ſchwieg eine gute Weile. Endlich nahm ſie mich lächelnd bey der Hand und ſagte: du biſt ein wenig wunderlich, Proteus, und die Göttin iſt nur zu gütig gegen dich. Steht es etwa nicht in ihrer Willkühr, durch welche Art von Einwürkung ſie ihre Macht über dich beweiſen will? Und wie ſollten deine Sinne allein bey den entzückenden Einſtrömungen ihrer Gegenwart unempfindlich bleiben, da ſie ſogar die lebloſe Natur mit Wonnegefühlen durchſchüttert? Wie kannſt du glauben, daß die Göttin etwas unmögliches und unnatürliches von dir fodern werde? — Iſt die Liebe, die ſie dir einflößt hat, nicht ihr eigenes Werk? Kann Liebe ohne Verlangen, Verlangen ohne Ausdruck ſeyn? Die reine ſie Liebe — und Venus Urania kann keine andere erwecken — veredelt und verfeinert die Sinnen, erhöht und begeiſtert ſie, aber vernichtet ſie nicht.

Theo-

Theoklea war, indem sie dieß sagte, lebhafter geworden als ich sie noch nie gesehen hatte: sie bemerkte dieß vielleicht in meinen Augen, und hielt auf einmal inn. — Soll ich dir sagen, fuhr sie nach einer ziemlich langen Pause in einem ruhigern Tone und mit einem kaum merklichen ironischen Lächeln fort, soll ich dir sagen, was ich von deiner Liebe denke? Sie täuscht dich! oder vielmehr, du täuschest dich selbst mit einer Art von phantasierter Liebe, die du gleichsam durch Kunst und durch theurgische Mittel in dir erzwingen willst, weil du dich durch sie zu einer Stufe von Vollkommenheit emporzuschwingen hoffest, die deiner stolzen Eigenliebe schmeichelt. Wahre Liebe ist zu stark an ihren Gegenstand geheftet, zu tief in ihn versenkt, um soviel auf sich selbst Acht zu geben, und so behutsam und ängstlich über unbedeutende Dinge zu seyn. Du bist vielleicht einer sich so rein und ganz hingebenden Liebe nicht fähig: aber, glaube mir, die Götter lassen sich mit weniger nicht abfinden, und wiewohl es möglich ist, durch ihre besondere Gunst zu jener Theilnehmung an ihrer Macht zu gelangen, die das einzige Ziel deiner Wünsche scheint, so giebt es doch kein Mittel ihnen diese Gunst wider ihren Willen abzunöthigen.

Theoklea hatte mich durch diese letzte Rede an einem sehr empfindlichen Theile berührt; denn in der That war ich mir sehr wohl bewußt, mit den Absichten,

die

die ſie mir zuſchrieb, zu ihr gekommen zu ſeyn: aber auf der andern Seite war ich mir noch lebhafter bewuſt, daß mir das Bild der Göttin eine wirkliche, noch nie gefühlte Liebe eingehaucht hatte, eine Liebe, die meine ganze Seele beſchäftigte, und wovon das, was ich ehmals für Kallippen empfunden, kaum eine leiſe Ahndung genannt werden konnte. Da mich nun ihr Vorwurf von dieſer Seite nicht traf, ſo antwortete ich ihr mit einer Zuverſicht, die ihr vermuthlich nicht unangenehm war: diesmal wäre wohl, wenn ich es ſagen dürfte, Sie ſelbſt diejenige die ſich irrte, wenn ſie mich beſchuldigte, daß meine Liebe bloſer Selbſtbetrug oder gar eine heuchleriſche Maske eigennütziger Abſichten ſey. Ich erklärte mich ſo warm und lebhaft über dieſen Punkt, daß Theoklea genöthigt war, ihren Worten einen mildern Sinn zu geben, oder vielmehr zu behaupten, ich hätte den ihrigen nicht recht gefaßt. Dieſer kleine Streit, der erſte und letzte den wir mit einander hatten, endigte ſich, wie billig, mit einer Ausſöhnung, wodurch wir beſſere Freunde wurden als jemals, und brachte eine Lebhaftigkeit in die Unterhaltungen dieſes Tages, die der Einförmigkeit unſrer Lebensart ſehr zu ſtatten kam.

Meine eigene Ungeduld die Göttin wieder zu ſehen, gab den Vorſtellungen, welche Theoklea meinen vielleicht allzuzärtlichen Beſorgniſſen entgegenſetzte, jedesmal Gewicht, daß ich den Lauf eines Tages

ganzen,

gangs, wozu ſie mich nach der Abendmahlzeit einlud, kaum erwarten konnte; zumal da ſie ſichs zu angelegen ſeyn ließ, mich angenehm zu unterhalten, als daß ſie billiger Weiſe hätte beſorgen können mir Langeweile zu machen. Es war ſchon ziemlich ſpät, als ſie ſich von mir beurlaubte, und ich eilte nun mit geflügelten Schritten dem Tempel zu. Nie hatten die Nachtigallen, die in großer Menge ein dichtes Gehölze zur Linken des Tempels bewohnten, ſich ſo ſehr beeifert meine Aufmerkſamkeit auf ihre lieblichen Wettgeſänge zu ziehen als dieſesmal, aber nie war es ihnen weniger gelungen; meine ganze Seele war bereits in meinen Augen. Ich verdoppelte meine Schritte, ſchloß die Pforten des Tempels haſtig auf, und ſtand auf einmal wie verſteinert, da ich die Fackel des Amors ohne Feuer und den Tempel ſo dunkel fand, daß ſelbſt durch die geöfneten Thüren nicht Licht genug hinein fiel, um das Bild der Göttin unterſcheiden zu können.

Unter tauſend Zweifeln und Beſorgniſſen, die ſich über dieſe unerwartete Begebenheit in meinem Gemüthe drängten, behielt endlich der Gedanke die Oberhand, daß die Göttin mich vielleicht auf die Probe ſtellen wolle, ob ich fähig ſey, Sie mir, auch ohne Beyhülfe einer meine Sinne rührenden Geſtalt, eben ſo gegenwärtig denken, als ob ſie in dieſem Marmorbilde vor meinen Augen ſtünde. Aber wenn dieß ihre

Abſicht war, ſo ließ ſie mir wenigſtens nicht Zeit genug die Probe zu machen; denn unverſehens erfüllte den Tempel eine hell'euchtende Klarheit und ein leiſes Wehen der lieblichſten Roſendüfte; und ſtatt der Bildſäule erblickte ich in einer helldunkeln Wolke, welche die ganze Vertiefung des Tempels erfüllte, die Göttin ſelbſt in lebendiger unausſprechlicher Schönheit und Glorie, zwiſchen ihren ewig jugendlichen Grazien, die, indem ſie Hand in Hand geſchlungen wie in leichtſchwebendem Tanz ſich um ſie her bewegten, von Augenblick zu Augenblick ihre himmliſchen Reize bald umſchleyerten, bald wieder ſichtbar machten. Ich ſtand in Entzückung und Anbetung verlohren, als die Göttin, mit einem Lächeln das den ganzen Tempel zu erheitern ſchien, einen Blick voll Huld und Majeſtät auf mich warf, und plötzlich wieder aus meinen Augen verſchwand.

Lucian. Freund Peregrin! was willſt du daß ich glauben ſoll?

Peregrin. Daß ich dir nichts ſage als was ich geſehen habe.

Lucian. Geſehen nennſt du es? Geträumt willſt du ſagen —

Peregrin. Ich verſichere dich, daß ich in dieſem Augenblicke nicht mehr träume als damals.

Macbeth.

Und keinen furchtbarern.

Junge Siward.

Du lügſt, du verworfner Tyrann, mit meinem Schwerdt will ich beweiſen, daß du es gelogen haſt.

Sie fechten, und der junge Siward fällt.

Macbeth.

Dich hat ein Weib gebohren -- Ich lächle nur zu Schwerdtern, die von Weiber-Söhnen geſchwungen werden.

(Er geht.)

Das Kriegs-Getümmel daurt fort. Macduff tritt auf.

Macduff.

Von daher kommt das Getümmel: Tyrann, zeige dein Geſicht; wenn du von einer andern als meiner Hand gefallen biſt, ſo werden die Geiſter meines Weibes und meiner Kinder mir keine Ruhe laſſen. Ich kan nicht auf dieſe armſeligen Kernen ſchlagen, deren Aerme gedungen ſind ihre Speere zu tragen; du muſt es ſeyn, Macbeth, oder ich ſtekе mein Schwerdt unbefudelt wieder in die Scheide -- dort ſollteſt du ſeyn; dieſer groſſe Lerm ſcheint einen vom erſten Rang anzukünden. Laß mich ihn finden, Glük, mehr verlang' ich nicht.

(Er geht ab.)

Lucian. Alſo doch wenigſtens einer von den wachenden Träumen, wovon du vorhin ſprachſt, wo man in vorberblitzenden Augenblicken ſieht oder hört, was nie kein beſonnener Menſch, deſſen Vernunft und Einbildungskraft im gehörigen Gleichgewicht ſtehen, mit geſunden Augen und Ohren geſehen und gehört hat?

Peregrin. Denke davon was du kannſt. Lucian.

Lucian. Bey allem dem müßten die geſchwornenſten Gegner aller Täuſchungen, Demokritus und Epikurus ſelbſt, geſtehen, daß du in deinem Erdenleben mit einer beneidenswürdigen Imagination ausgeſtreut warſt! — Aber wie lange dauerte dieſe himmliſche Erſcheinung?

Peregrin. Dieſe Frage, lieber Lucian, iſt ſchwerer zu beantworten als du glaubſt. Erſcheinungen dieſer Art laſſen ſich mit keinem gewöhnlichen Zeitmaß meſſen; und wer, der mit einer ſolchen Viſion beſeligt wird, könnte daran denken ihre Dauer meſſen zu wollen, wenn es auch möglich wäre? Alles was ich dir davon ſagen kann, iſt, daß ſie mir, da alles wieder verſchwunden war, nur wenige Augenblicke gedauert zu haben ſchien, aber daß, meinem Gefühle nach, dieſe Augenblicke gegen die zwanzig Jahre die ich bisher gelebt hatte eine Ewigkeit gegen einen Augenblick waren.

Lucian. Ich merke aus allen Umſtänden, daß du noch etwas in Petto haſt, das mir auf die eine oder andere Art aus dem Wunder helfen wird; denn Alles, was dir in dem Zauberhayne der wundervollen Tochter des Apollonius begegnet iſt, kannſt du doch nicht wohl geträumt haben.

Peregrin. Wenigſtens würde ich nicht ſo unmanierlich geweſen ſeyn, dich mit einem ſo langen Traume aufzuhalten. Aber ich fühle ſelbſt, daß es Zeit iſt, dir, wie du es nennſt, aus dem Wunder zu helfen, und wenn es auch nicht anders geſchehen könnte, als indem ich dich in ein neues noch weit größeres werfe.

Lucian. Du wirſt mich ſehr verbinden; denn ich muß geſtehen, daß ich den Gemüthszuſtand, in den du mich hineingezaubert haſt, nicht ſehr lang ertragen kann.

Peregrin. Du glaubſt mir wohl ohne Betheurung, daß Venus Urania nach dieſer Erſcheinung keinen feurigern Anbeter und inbrünſtigern Liebhaber in der weiten Welt hatte als mich. Das ganze Syſtem meiner theurgiſchen Schwärmerey hatte durch dieſe offenbare Theophanie eine neue Stütze erhalten, und war in dieſen wenigen Augenblicken ſo verdichtet und über allen Zweifel hinausgeſetzt worden, daß ich nun das wunderbarſte und unglaublichſte zu ertragen fähig

ſeyn

seyn mußte. So wie die wonnevolle Erscheinung verschwunden war, wurde mir auch der wieder verfinsterte Tempel zu enge. Ich eilte ins Freye, um meiner von Entzücken fast erstickten Brust Luft zu machen. Diese Nacht kam, natürlicher Weise, eben so wenig Schlaf in meine Augen als in der vorigen; aber die aufgehende Sonne überraschte mich, da ich sie noch weit entfernt glaubte. Theoklea erblickte mich, als ich vor ihrer Wohnung vorbeygieng. Sie war schon völlig angekleidet, kam zu mir herab, und sagte: sie wäre so früh aufgestanden, weil sie nothwendiger Geschäfte wegen in die Stadt reisen müßte: aber du, setzte sie mit Verwundrung hinzu, wie kommt es, daß ich dich zu einer solchen Tageszeit schon so munter finde? Ich erzählte ihr, mit aller Redseligkeit eines Menschen, der jetzt kein dringenderes Bedürfniß hatte als seinem zu vollen Herzen einige Erleichterung zu verschaffen, was mir diese Nacht im Tempel begegnet war. Ich mußte es ihr mehr als einmal mit allen Umständen erzählen, bis ich sie von dem Zweifel geheilt sah, daß meine Phantasie die Schöpferin dieser schönen Vision gewesen seyn könnte. Die Stärke meiner eigenen Ueberzeugung nöthigte ihr endlich auch die ihrige ab; sie freute sich meines Glückes, und trennte sich nun, wie sie sagte, mit desto leichterem Herzen auf einige Tage von mir, da sie so gewiß seyn könnte, daß ich ihre Abwesenheit kaum gewahr werden würde. Ich sollte mich inzwischen als denjenigen ansehen, der

in dem ganzen Bezirk des heiligen Hayns unumschränkt zu gebieten habe; alle, die von ihr abhiengen, wären angewiesen, meine Winke eben so gehorsam wie die ihrigen zu befolgen; auch hätte sie dafür gesorgt, daß es mir an nichts fehlen würde, was ich nöthig haben oder wünschen könnte, ohne daß ich mich selbst deswegen zu bekümmern brauchte. Nach diesen Worten umarmte sie mich mit der Vertraulichkeit einer alten Freundin, bestieg mit einer ihrer Nymphen und einem Diener einen leichten, mit zwey schneeweißen Pferden bespannten Wagen, und verschwand in kurzem aus meinen ihr nachfolgenden Blicken.

W.

(Die Fortsetzung künftig.)

III.

Mahomet.

Ein Fragment

aus Gibbons Fortsetzung seiner Geschichte vom Unfall und Untergang des Römischen Reichs.

Bey den Arabern, wie bey den Indianern, bestand die Religion in Verehrung der Sonne, des Mondes und der Fixsterne, einer Art von Abgötterey, die unter die ältesten und verzeihlichsten gehört. Ein sichtbares

bares Bild der Gottheit ſcheint aus den glänzenden Lichtern des Himmels zu ſtrahlen; ihre zahlloſe Menge und unabſehliche Entfernung erweckt in dem denkenden und ſelbſt in dem gemeinen Kopfe die Idee eines unendlichen Raums; der Stempel der Ewigkeit iſt ſichtbar an dieſen feurigen Maſſen, deren Anblick keinen Gedanken an Zerſtöhrung verträgt; die Regelmäſſigkeit ihrer Bewegung deutet auf Denkkraft oder Inſtinkt: und ihr Einfluß, wirklich oder eingebildet, begünſtigt die ſtolze Meynung, daß ſie die Erde und ihre Bewohner einer beſondern Vorſorge würdigen. Die Aſtronomie wurde zu Babylon wiſſenſchaftlich betrieben, aber die Schule der Araber war ein heiterer Himmel und kahle Flächen. Bey ihren nächtlichen Wanderungen waren die Geſtirne ihre Wegweiſer. Wißbegierde und Frömmigkeit machten den Beduinen vertraut mit den Namen, der Ordnung und dem täglichen Stande derſelben, und die Erfahrung lehrte ihn in der Bahn des Mondes 28 Theile zu unterſcheiden, und diejenigen Conſtellationen zu ſegnen, die die ſchmachtende Wüſte mit einem heilſamen Regen erfriſchte. Dieß Reich des Firmaments konnte jedoch nicht von weiterem Umfange ſeyn, als die Sphäre der ſichtbaren Weſen; man brauchte noch einige metaphyſiſche Kräfte, um den Glauben an Seelenwanderung und Auferſtehung zu begründen. Auf dem Grabe des Arabers mußte ihm ein Cameel nachfolgen, um ſeinen Herrn in einer andern Welt zu dienen; und die Anrufung

der abgeſchiedenen Geiſter ſetzte Bewußtſeyn und Kraft bey ihnen voraus. Die mythologiſchen Träume eines rohen Volks über einzeln lokale Gottheiten in den Regionen der Geſtirne, der Luft und der Erde, über ihr Geſchlecht, Namen, Eigenſchaften und Rang ſind mir unbekannt und kümmern mich nicht. Jeder Stamm, jede Familie, jeder unabhängige Krieger änderte oder ſchuf ſich die Form und den Gegenſtand ſeiner Anbetung; aber die Nation im Ganzen beugte ſich in allen Zeitaltern unter die Religion — wie unter die Sprache — von Mekka.

Das ächte Alterthum der Kaaba geht in die Zeiten vor der chriſtlichen Epoke zurück. Der griechiſche Geſchichtſchreiber Diodor erwähnt in ſeiner Beſchreibung der Küſte des rothen Meers zwiſchen den Thamuditen und Sabäern einen berühmten Tempel, deſſen vorzügliche Heiligkeit von allen Arabern verehrt worden ſey. Siebenhundert Jahre vor Mahomet wurde der leinene oder ſeidene Vorhang, den der Großſultan jährlich renovirt, von einem frommen Könige der Homeriten zuerſt geſchenkt. Ein Zelt oder eine Höhle war alles, was wilde Horden zu ihrem Gottesdienſt brauchten; aber nachher wurde an deſſen Stelle ein ſteinernes Gebäude errichtet, und alle Kunſt und Macht der Beherrſcher des Orients wagte es nicht, ſich von der Einfachheit der urſprünglichen Form zu entfernen. Ein geraumiger Bogengang umſchließt das Viereck der

Kaaba,

Kaaba, einer Kapelle von ein und zwanzig Ellen in der Länge, drey und zwanzig in der Breite, und sieben und zwanzig in der Höhe. Eine Thür und ein Fenster sind die Oefnungen, wodurch das Licht fällt; ein doppeltes Dach ruht auf drey hölzernen Säulen; eine Rinne, die jetzt golden ist, dient zum Abfluß des Regenwassers, und die Quelle Zemzem wird durch ein kuppelförmiges Gebäude vor zufälligen Verunreinigungen geschützt. Die Oberaufsicht über die Kaaba war durch List oder Gewalt dem Stamme der Koreschiten zu Theil geworden; das Amt eines Priesters hatte sich durch vier Generationen auf den Großvater Mahomets fortgepflanzt, und die Familie der Haschemiten, zu der er gehörte, war die ehrwürdigste und heiligste in den Augen der Nation. Mekka und das umliegende Land genoß die Vorzüge eines geweihten Bodens, und in dem letzten Monate jedes Jahres war Stadt und Tempel mit einer Schaar von Pilgrimen angefüllt, die ihre Gelübde und Opfer in dem Wohnsitz der Gottheit darbrachten. Eben die Gebräuche, welche der fromme Muselmann jetzt beobachtet, waren schon in den Zeiten des Götzendienstes erfunden und eingeführt. Der Zug näherte sich ehrfurchtsvoll bis zu einer gewissen Entfernung, wo man die Kleider ablegte. Sodann gieng man siebenmal mit schnellen Schritten um die Kaaba herum, küßte siebenmal den schwarzen Stein, und warf siebenmal Steine in das Thal Mina. Zum Beschluß der Wallfahrt wurden,

wie heut zu Tage, Schafe und Kameele geopfert, und jeder begrub ſeine Haare und Nagel in die geheiligte Erde. Jeder Stamm fand in der Kaaba ſeine eigenthümliche Religion, oder führte ſie darin ein. Dreyhundert und ſechzig Götzenbilder von Menſchen, Adlern, Löwen und Antilopen zierten oder entweihten den Tempel, und am meiſten zeichnete ſich unter dieſen die Figur Hebals aus, eine Statue von rothem Agat mit ſieben Pfeilen in der Hand, den Symbolen der heidniſchen Wahrſagung. Dieß war jedoch ein Werk der ſyriſchen Kunſt. Aeltere Zeitalter begnügten ſich mit Säulen und Tafeln, und aus den Felſen der Wüſte wurden Götzen und Altäre gehauen, ſo wie der ſchwarze Stein zu Mekka, auf dem beſonders der Vorwurf eines abgöttiſchen Urſprungs haftet.

Opfer waren ein herrſchender Gebrauch unter allen Völkern von Japan bis Peru. Um Dankbarkeit oder Furcht bey ſeiner Anbetung auszudrücken, vernichtete man zur Ehre der Götter ihre koſtbarſten Geſchenke. Menſchenleben war das Theuerſte, was einer Gottheit dargebracht werden konnte, um ſie bey einer allgemeinen Landplage zu verſöhnen, und bey ſolchen Veranlaſſungen wurden die Altäre von Phönicien, Egypten, Rom und Karthago mit Menſchenblute befleckt. Dieſe grauſame Sitte erhielt ſich lange Zeit unter den Arabern. Noch im dritten Jahrhunderte opferte der Stamm der Dumalier jährlich einen Knaben;

ben; und ein Gefangner von königlicher Geburt wurde in den Kriegen Juſtinians von der frommen Wuth eines ſaracenischen Fürſten, der dieſem Kayſer als Bundesgenoſſe diente, am Altare geſchlachtet. Ein Vater, der ſeinen Sohn zum Opfertode ſchleppt, iſt ein Schauſpiel des Fanatismus, das ihn in ſeiner peinlichſten Ueberſpannung und ſeinem erhabenſten Schwunge darſtellt. Die That ſelbſt oder ihre Bewegungsgründe wurden durch Beyſpiele von Heiligen und Helden geweiht; ein raſches Gelübde dieſer Art bedrohte ſelbſt Mahomets Vater, und es hielt ſchwer ihn gegen ein Opfer von hundert Kameelen auszulöſen.

Die Enthaltung vom Schweinfleiſch war den Arabern mit den Juden und Aegyptern gemein, ſo wie die Beſchneidung. Dieſe Gebräuche, welche ſich aus einem rohen Zeitalter herſchreiben, und über die weder ein Verbot noch eine Vorſchrift im Koran enthalten iſt, wurden ſtillſchweigend auf die ſpätern Nachkommen und auf die Proſelyten der neuen Religion fortgepflanzt. Scharfſinnige Schriftſteller haben hierin einen Kunſtgriff des Geſetzgebers zu finden gelaubt, den hartnäckigen Vorurtheilen ſeines Volks zu ſchmeicheln. Natürlicher iſt es indeſſen, bloß eine gewiſſe Anhänglichkeit an die Gewohnheiten und Meynungen ſeiner Jugend bey ihm vorauszuſetzen, wobey er nicht vorherſah, daß ein Gebrauch, der dem arabiſchen Klima angemeſſen war, an den Ufern der Donau und Wolga unnütz oder beſchwerlich werden könnte.

Arabien

Arabien war frey, während daß Eroberungsgeist und Tyranney in den benachbarten Reichen wütheten. Verfolgte Sekten flohen in dieß glückliche Land, wo sie ihren Glauben bekennen und nach ihrem Bekenntnisse handeln durften. Die Religionen der Sabäer, Magier, Juden und Christen waren über den ganzen Erdstrich vom Persischen Meerbusen bis zum rothen Meere zerstreut. In einem frühern Zeitalter hatten sich die sabäischen Meynungen und Gebräuche durch die Weisheit der Chaldäer und durch die Waffen der Assyrier in ganz Asien ausgebreitet. Beobachtungen von zweytausend Jahren waren der Stoff, aus dem die Priester und Sternseher zu Babylon die ewigen Gesetze der Natur und der Vorsehung entwickelten. Sie verehrten sieben Gottheiten oder geistige Wesen, als Beherrscher der sieben Planeten, die ihren Lauf regierten und ihre unwiderstehlichen Wirkungen auf der Erde bestimmten. Die Eigenschaften der sieben Planeten, der zwölf Zeichen des Thierkreises, und der vier und zwanzig Constellationen des nördlichen und südlichen Himmels, wurden durch Bilder und Talismane vorgestellt. Jeder von den sieben Wochentagen hatte seine eigene Schutzgottheit. Die Sabäer beteten dreymal des Tages, und das Ziel ihrer Wallfahrten war der Tempel des Mondes zu Haran. Ihr Glaube hatte indessen eine gewisse Biegsamkeit, die sie eben so geneigt machte fremde Meynungen zu entlehnen, als die ihrigen mitzutheilen. So findet sich in dem, was

sie

Getümmel. Malcolm und Siward treten auf.

Siward.

Gnädigſter Herr, auf dieſer Seite iſt das Schloß unſer: Des Tyrannen Leute fechten mehr für uns als für ihn; die edeln Thanes halten ſich vortreflich; noch eine kleine Arbeit, ſo iſt der Tag euer.

Malcolm.

Wir haben mit Feinden zu thun, deren Streiche alle neben uns vorbey gehen.

Siward.

Wir wollen in das Schloß hinein, Gnädigſter Herr.
(Sie gehen ab.)

Siebende Scene.

Getümmel. Macbeth tritt auf.

Macbeth.

Wie? Ich ſollte hier den Römiſchen Narren machen und auf meinem eignen Schwerdt ſterben? Nein, ſo lang ich noch was lebendiges um mich ſehe, will ich es beſſer gebrauchen.

Indem er wieder abgehen will, ſtößt Macduff auf ihn.

Macduff.

Zurük, Höllenhund, zurük!

Macbeth.

ſie von der Schöpfung der Welt, von einer Sündfluth, und von den Patriarchen lehrten, eine merkliche Uebereinſtimmung mit den Volksſagen der Juden, die als Gefangene eine Zeit lang unter ihnen lebten. Sie beriefen ſich auch auf geheime Bücher, wovon Adam, Seth oder Henoch die Verfaſſer ſeyn ſollten; und in den Gegenden von Balſora verwandelten ſich die zuletzt übrig gebliebenen Götzendiener, durch das Wenige was ihnen aus den Schriften des neuen Teſtaments bekannt wurde, in die ſogenannten St. Johannis-Chriſten. Die Magier zerſtörten die Altäre von Babylon, aber die Sabäer wurden durch das Schwerdt Alexanders gerächt. Perſien ſeufzte über fünfhundert Jahre unter einem fremden Joche, und die eifrigſten Schüler Zoroaſters retteten ſich von der Seuche der Vielgötterey um in einer Wüſte unter ihren ehemaligen Feinden ihre Freyheit zu ſuchen. Schon ſiebenhundert Jahre vor Mahomets Ende wohnten Juden in Arabien, und ihre Anzahl wuchs beträchtlich durch die Menge derjenigen, die in den Kriegen des Titus und Hadrian aus Paläſtina vertrieben wurden. Aufmerkſam auf ihren Vortheil wußten dieſe Flüchtlinge ſich Freyheit und Anſehen zu verſchaffen. Sie erbauten Synagogen in Städten, und Schlöſſer in unbewohnten Gegenden. So lebten ſie vermiſcht unter ihren heydniſchen Proſelyten, die ſchon das Zeichen der Beſchneidung mit ihnen gemein hatten. Mit noch größerer Thätigkeit und einem glücklichern Erfolge breiteten

teten sich die christlichen Missionarien aus. Die katholischen Glaubensgenossen behaupteten die Oberherrschaft im römischen Reiche, und die Sekten, welche nach und nach von ihnen unterdrückt wurden, flohen über die Grenzen desselben. Marcioniten und Manichäer verbreiteten in Arabien ihre schwärmerischen Meynungen und ihre unächten Evangelien: doch erhielten auch die Kirchen von Yemen und die Fürsten zu Hira und Gassan einen reinern Lehrbegrif durch Jakobitische und Nestorianische Bischöffe. Jeder Stamm, jeder einzelne Araber hatte die Freyheit seinen Gottesdienst zu wählen, oder aus verschiednen Religionen zusammen zu setzen, und auf diese Art vermischte sich ein fortgeerbter roher Aberglaube mit der erhabnen Theologie der Heiligen und Philosophen.

Ein Glaubensartickel war es indessen, der einstimmig von allen diesen verschiedenen Religionslehrern eingeschärft wurde: das Daseyn einer einzigen obersten Gottheit, der alle Mächte des Himmels und der Erde unterworfen sind, die sich öfters durch Engel und Propheten dem Menschengeschlechte geoffenbart, und zu bestimmten Zeiten aus Güte oder Gerechtigkeit die Ordnung der Natur durch Wunder unterbrochen hat. Die Macht dieses Wesens wurde von den vernünftigsten Arabern anerkannt, ob sie gleich in der äusserlichen Verehrung desselben nachläßig waren, und es war mehr Gewohnheit als Ueberzeugung, was die Anhänglich-

keit an einen Reſt von Abgötterey bey ihnen erhielt. Juden und Chriſten hieſſen das Volk des Buchs. Die Bibel war in die arabiſche Sprache überſetzt, und beyde Religionen, ſo unverſöhnlich ſich ſonſt ihre Bekenner haßten, ſtimmten doch in der Annehmung des alten Teſtaments überein. In der Geſchichte der Ebräiſchen Patriarchen fanden die Araber mit Vergnügen die Stammväter ihrer Nation. Was ſie von Ismaels Geburt und Verheißungen laſen, war ihnen willkommen. Sie ehrten Abrahams Glauben und Tugend, führten ſeine und ihre eigne Geſchlechtsfolge bis auf die Schöpfung des erſten Menſchen zurück, und glaubten mit gleicher Willigkeit an die Offenbarungen der heiligen Bücher, und an die Träume und Ueberlieferungen der jüdiſchen Rabbinen.

Die niedrige Herkunft Mahomets iſt eine unkluge Verläumdung der Chriſten, wodurch ſie das Verdienſt ihres Feindes erheben, anſtatt es herabzuwürdigen. Seine Abſtammung von Ismael war ein wirkliches oder erdichtetes Vorrecht, das er mit der ganzen Nation gemein hatte; aber wenn ſich gleich ſeine Genealogie in einen dunkeln und ungewiſſen Urſprung verlohr, ſo konnte er doch ſeinen ächten Adel durch mehrere Geſchlechter zurückführen. Er war vom Stamme der Koriſchiten aus der Familie Haſchems, die unter den Arabern die angeſehenſte war, Mekka beherrſchte, und das Recht die Kaaba zu beſchützen erblich beſaß.

Mahe-

Mahomets Großvater war Abdol Motalleb, der Sohn Haſchems, eines reichen und edelmüthigen Bürgers, der durch die Hülfsquellen ſeines Handels ſein Vaterland vor einer Hungersnoth ſchützte. Er hatte Mekka ernährt, und ſein Sohn rettete es von ſeinen Feinden. Das Königreich Yemen ſtand unter der Oberbotmäßigkeit der chriſtlichen Beherrſcher von Abyſſinien, und ihr Vaſall Abrahah, durch eine Beleidigung gereitzt die Ehre des Kreutzes zu rächen, belagerte die heilige Stadt mit einem Zuge Elephanten und einem afrikaniſchen Heere. Es kam zu Friedensvorſchlägen, und bey der erſten Unterhandlung verlangte Mahomets Großvater die Zurückgabe der erbeuteten Heerden. „Und warum, ſagte Abrahah, bitteſt du nicht für deinen Tempel, den ich zu zerſtöhren gedroht habe?“ „Die Heerden ſind mein, war die Antwort, aber die „Kaaba gehört den Göttern, und dieſe werden ihr „Haus gegen Raub und Frevel zu ſchützen wiſſen.“ Durch Mangel an Lebensmitteln oder durch die Tapferkeit der Koriſchiten wurden die Abyſſinier zu einem unglücklichen Rückzuge genöthigt, und um dieſe Niederlage durch ein Wunder auszuſchmücken, erzählte man, ein Zug Vögel habe auf die Häupter der Ungläubigen Steine herabgeſchleudert. Abdol Motallebs Ruhm wurde von häußlichem Glücke gekrönt; er lebte bis in ſein hundert und zehntes Jahr, und zeugte ſechs Töchter und dreyzehn Söhne. Sein Liebling Abdallah, war der ſchönſte und ſittſamſte unter Arabiens

Jüng-

Jünglingen, und in der Nacht, da er ſich mit Amina aus dem edlen Stamme der Zahriten vermählte, ſollen zweyhundert Jungfrauen vor Eiferſucht und Verzweiflung geſtorben ſeyn. Mahomet, oder eigentlicher Mohammed, der einzige Sohn von Abdallah und Amina, wurde zu Mekka gebohren, vier Jahre nach Juſtinians Tode, und zwey Monate nach dem verunglückten Feldzuge der Abyſſinier, von deſſen Ausgange es abhieng, ob der chriſtliche Gottesdienſt von der Kaaba Beſitz nehmen ſollte. In ſeiner frühſten Jugend verlohr er Vater, Mutter und Großvater; ſeine Oheime waren mächtig und zahlreich, und bey der Theilung der Erbſchaft kam auf ihn, als einen Waiſen, nicht mehr als fünf Kameele und eine äthiopiſche Sclavin. Zu Hauſe und auf Reiſen, im Frieden und Kriege war er in ſeinen erſten Jahren unter der Leitung und dem Schutze Abu Talebs, des angeſehenſten unter den Brüdern ſeines Vaters. In einem Alter von fünf und zwanzig Jahren trat er in die Dienſte der Cadiſchah, einer reichen und vornehmen Wittwe zu Mekka, die ſeine Treue bald durch das Geſchenk ihrer Hand und ihres Vermögens belohnte. Dieſer Heyrathscontrakt, in dem einfachen Styl des Alterthums abgefaßt findet ſich noch. Die gegenſeitige Liebe Mahomets und der Cadiſchah wird darin gerühmt, Mahomet als der vollkommenſte Jüngling in dem Stamme der Koreiſchiten beſchrieben, und eine Schenkung von zwölf Unzen Goldes und zwölf Kameelen ſeiner Ge-

mahlin ausbedungen, wozu er von der Freygebigkeit seines Oheims unterstützt worden war. Durch diese Verbindung gelangte Abdallahs Sohn wieder zu dem Wohlstande seiner Vorfahren, und die kluge Matrone fand ihre Zufriedenheit in seinen häuslichen Tugenden, bis er in seinem vierzigsten Jahre die Würde eines Propheten annahm, und die Religion des Korans zu predigen anfieng.

Nach der Beschreibung seiner Anhänger zeichnete sich Mahomet durch ungewöhnliche Schönheit seiner Gestalt aus, ein Vorzug, der nicht leicht verachtet wird, als wo ihn die Natur versagt hat. Noch ehe er sprach, waren seine Zuhörer gewonnen, er mochte vor einer kleinern Anzahl oder in einer öffentlichen Versammlung als Redner auftreten. Ein königlicher Anstand, die Majestät seiner Gesichtsbildung, ein durchdringender Blick, ein einnehmendes Lächeln, ein ansehnlicher Bart, sprechende Züge die jede Empfindung der Seele ausdrückten, und bedeutende Gesten, wodurch er der Modulation seiner Stimme einen größern Nachdruck zu geben wußte, sicherten ihm jederzeit den allgemeinen Beyfall. Im täglichen Umgange beobachtete er die ernsthafte und umständliche Höflichkeit seiner Nation mit gewissenhafter Strenge. Bey der ehrerbietigen Aufmerksamkeit, die er den reichsten und mächtigsten Bürgern erwies, wußte er seine Würde durch Freundlichkeit und Herablassung gegen die

ärmsten

ärmſten Einwohner von Mekka zu behaupten. Das Ungezwungene in ſeinem Betragen verbarg ſeine künſtlich entworfenen Plane, und ſeine verbindlichen Aeuſſerungen erklärte man für perſönliche Freundſchaft oder allgemeines Wohlwollen. Sein Gedächtniß war vielumfaſſend und ſtark, ſein Witz leicht und geſellig, ſeine Phantaſie von erhabnem Schwunge, und ſeine Urtheilskraft lichtvoll, ſchnell und entſcheidend. Kühnheit im Denken und Handeln war ihm vorzüglich eigen, und wenn auch ſeine Entwürfe ſich allmählich bey dem Erfolg ſeines Unternehmens erweiterten, ſo trägt doch ſchon die erſte Idee einer göttlichen Sendung, wie ſie ihm vorſchwebte, das Gepräge von Originalität und Gröſſe des Geiſtes. Als Sohn des Abdallah war er im Schooße der edelſten Familie erzogen, und an einen Dialect gewöhnt worden, der der reinſte von ganz Arabien war; auch unterließ er nicht, öfters durch ein beſcheidnes und zweckmäßiges Stillſchweigen dem Strome ſeiner Beredtſamkeit Einhalt zu thun, um ihren Werth dadurch geltender zu machen. Bey dieſen Redetalenten war Mahomet gleichwohl nur ein unwiſſender Barbar. Nie hatte er in ſeiner Jugend einen Unterricht im Leſen und Schreiben erhalten. Dieß gereichte ihm zwar bey dem allgemeinen Mangel an Cultur nicht zum Vorwurfe; aber es war doch immer eine Beſchränkung ſeiner Sphäre, und er entbehrte dadurch den Genuß aller der Denkmäler, in denen der Geiſt der Weiſen und Helden vergangener Zeiten fortdauert.

dauert. Die Natur und der Menſch blieben indeſſen zu ſeinem Studium übrig, und über die politiſchen und philoſophiſchen Bemerkungen, die er auf ſeinen Reiſen gemacht haben ſoll, hat ſich die Einbildungskraft ſeiner Geſchichtſchreiber mancherley Muthmaßungen erlaubt. Er verglich, ſagt man, die verſchiedenen Völker und Religionen des Erdbodens, entdeckte die Schwäche des Perſiſchen und des Römiſchen Reichs, ſah überall mit Bedauern und Unwillen nur die Ausartung ſeines Zeitalters, und ſo entſtand in ihm der Gedanke, unter Einem Gotte und Einem Könige den unüberwindlichen Nationalgeiſt und die urſprünglichen Tugenden der Araber zu vereinigen. Aber bey genauerer Unterſuchung findet ſich anſtatt einer Spur von ſolchen Wanderungen durch die königlichen Reſidenzen, durch die Lagen der Armeen und durch die Tempel des Orients, nur eine Nachricht von zwey Reiſen Mahomets nach Syrien auf die Meſſen von Boſtra und Damaskus, die er in einem Alter von dreyzehn Jahren mit der Caravane ſeines Oheims beſuchte, ohne ſich länger daſelbſt aufhalten zu dürfen, als bis er die Waaren der Cadiſchah verkauft hatte. Bey dieſen Gelegenheiten konnte zwar auch der oberflächliche Blick eines Genies manches entdecken, was ſeinen ſtumpfen Gefährten verborgen blieb, und dieſer fruchtbare Boden faßte vielleicht den Saamen von manchen Kenntniſſen auf; allein der Mangel an Kenntniß der Syriſchen Sprache mußte für Mahomets Wißbegierde

ein

ein Hinderniß seyn, und weder in seinen Lebensumständen noch in seinen Schriften bemerkt man, daß sein Gesichtskreiß über die Gränzen der arabischen Welt beträchtlich erweitert gewesen sey. Aus allen Theilen dieses Erdwinkels versammelten sich jährlich die Pilgrimme von Mekka zum Behuf ihrer Andacht und ihres Handels. Bey solchen freyen Zusammenkünften einer ansehnlichen Volksmenge, konnte leicht auch ein ungelehrter Privatmann in seiner Muttersprache sich theils den politischen Zustand und Character der verschiednen Stämme, theils die Theorie und Ausübung der jüdischen und christlichen Religionen bekannt machen. Mancher Ausländer konnte zugleich benutzt werden, der etwa versucht oder genöthigt wurde von dem Rechte der Gastfreyheit Gebrauch zu machen; und Mahomets Feinde wissen namentlich einen Juden, einen Perser, und einen syrischen Mönch anzugeben, deren hülfreiche Hände in geheim bey Abfassung des Korans sehr thätig gewesen seyn sollen. Wenn indessen durch Umgang der Verstand bereichert wird, so ist Einsamkeit dagegen die Schule des Genies; und die Gleichförmigkeit eines Werks zeugt von der Hand eines einzigen Künstlers. Von seiner frühsten Jugend an war Mahomet zum andächtigen Grübeln geneigt; in jedem Jahre lebte er während des Monats Ramadan entfernt von der Welt und von den Umarmungen der Cadischah, und dieß war die Zeit, wo er sich in der Höle des Bergs Hera drey Meilen von

Mekka mit einem Geiſte unterhielt, der nicht in dem Himmel ſondern in der Seele des Sehers wohnte, dem Geiſte der Täuſchung und des Fanatismus. Der Glaube, den er unter dem Namen des Islam ſeiner Familie und ſeinem Volke predigte, beſtand aus einer ewigen Wahrheit und einer nothwendigen Erdichtung: Es iſt nur Ein Gott, war ſeine Lehre, und Mahomet iſt ſein Prophet.

Sein erſtes Geſchäft, und wobey er die meiſten Schwierigkeiten zu überwinden hatte, war ſeine Gattin, ſeinen Sclaven, ſeinen Pflegebefohlnen, und ſeinen Freund zu gewinnen. Sie, die mit ſeinen Schwachheiten als Menſch am meiſten bekannt waren, ſollten ihn jetzt als Propheten verehren. Cadiſchah glaubte indeſſen ſeinen Worten, und fand ſich durch den Ruhm ihres Gemahls geſchmeichelt; der gehorſame und treue Zeid wurde durch die Ausſicht, ſeine Freyheit zu erlangen, gereitzt; der edle Ali Abutalebs Sohn, fand in den Lehren ſeines Vetters Nahrung für ſeinen jugendlichen Heldengeiſt; und Abubeker, den Mahomet zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, unterſtützte das Anſehen der neuen Religion durch ſeinen Reichthum, ſeine Wahrheitsliebe und die Mäſigung ſeines Charakters. Er überredete zehn der vornehmſten Bürger von Mekka, an dem geheimen Unterrichte in den Lehren des Islam Theil zu nehmen. Die Stimme der Vernunft und des Enthuſiasmus wirkte auf dieſe nicht

weniger;

Macbeth.

Unter allen Menſchen biſt du der einzige, dem ich ausgewichen bin: Ach deines Weges, meine Seele iſt mit dem Blut der deinigen ſchon beladen genug.

Macduff.

Ich habe keine Worte; meine Stimme iſt in meinem Schwerdt! du blutigerer Böſewicht als Worte dich mahlen können --

(Sie fechten.)

Macbeth.

Du verliehrſt deine Mühe; eben ſo leicht möchteſt du die unverwundbare Luft mit deinem Schwerdt durchlöchern, als mich bluten machen; laß es auf ſterbliche Schädel fallen; ich trage ein bezaubertes Leben, das keinem weichen kan, der von einem Weibe gebohren ward.

Macduff.

So verzweifle! Verruchter, und laß den Teufel, dem du gedient haſt, dir ſagen, daß Macduff unzeitig aus ſeiner Mutter Leib geſchnitten ward.

Macbeth.

Verflucht ſey die Zunge, die mir das ſagt, denn ſie hat den beſten Theil meiner Mannheit entnervet; und verflucht ſey, wer dieſen gaukleriſchen Teufeln mehr glaubt, die uns mit Wiſſpielen und Doppelſinn betrügen; die ihr Verſprechen unſerm Ohr halten, und es unſrer Hoffnung brechen! Ich will nicht mit dir fechten.

Mac-

weniger; „Ein Gott, und Mahomet ſein Prophet“ war ihre Loſung; und ihren Glauben fanden ſie ſchon in dieſem Leben durch Reichthümer und Würden, als Befehlshaber der Armeen und als Beherrſcher von Königreichen, belohnt. Drey Jahre lang war Mahomet in der Stille mit der Bekehrung dieſer vierzehn Perſonen, der erſten Frucht ſeines Apoſtelamts beſchäftigt; aber im vierten Jahre kündigte er ſich als einen Geſandten Gottes an, und beſchloß ſeiner Familie das Licht der hohen Offenbarung zu enthüllen. In dieſer Abſicht veranſtaltete er ein einfaches Mahl, wobey er vierzig Perſonen aus dem Geſchlechte Haſchems, nach der Erzählung, mit Lammfleiſch und Milch bewirthete. „Empfangt meine Freunde, ſagte „er zu ihnen, was ich allein euch anbieten kann, ein „Geſchenk, das alles an Werth übertrift, die Schätze „der gegenwärtigen und zukünftigen Welt. Gott hat „mir befohlen, an euch den Ruf zu ſeinem beſondern „Dienſte ergehen zu laſſen. Wer unter euch entſchließt „ſich, die Laſten meines Amts mit mir zu theilen? „Wer unter euch will mein Gehülfe, und mein Vezier „ſeyn?“ Niemand antwortete, und das allgemeine Stillſchweigen, aus welchem Erſtaunen, Zweifel oder Verachtung ſprach, dauerte einige Augenblicke, bis Ali, damals in einem Alter von vierzehn Jahren, ſich nicht länger zurückhalten konnte: „Prophet, rief „er aus, ich bin der Mann, den du ſuchſt. Wie es „auch ſey, der wider dich auftritt, ich erwürge ihn,

„und zermalme ſeine Gebeine. Laß mich deinen Ve„zier ſeyn.“ Mahomet nahm ſein Erbieten mit einem Ausbruch von Freude an, und Abutaleb wurde ſpottweiſe von den übrigen ermahnt, der höhern Würde ſeines Sohns zu huldigen. Alles was dieſer dagegen ſeinem Neffen in einem ernſthaften Tone über die Unmöglichkeit ſein Vorhaben auszuführen vorſtellte, war umſonſt. „Keine Einwendungen, erwiederte der kühne Schwärmer gegen ſeinen Wohlthäter. Stelle die „Sonne zu meiner Rechten, und den Mond zu meiner „Linken, ich weiche keinen Schritt von der Bahn zu „meinem Ziele.“

Zehn Jahre lang fuhr er fort ſein Lehramt zu verwalten; aber dieſelbe Religion, welche nachher ſich über den ganzen Orient und einen Theil des Occidents verbreitete, machte anfangs mit vieler Mühe nur langſame Fortſchritte in den Mauern von Mekka. Indeſſen hatte Mahomet die Befriedigung den allmählichen Zuwachs der kleinen Sekte zu bemerken, die ſich nach ihm zu dem Glauben an Einen Gott bekannte, die ihn als einen Propheten verehrte, und für die Nahrung des Geiſtes, die er ihr von Zeit zu Zeit aus dem Koran mittheilte, empfänglich war. Von der Zahl ſeiner Anhänger im ſiebenden Jahre ſeines Prophetenamts wiſſen wir nur ſo viel, daß drey und achtzig Perſonen von männlichem und achtzehn von weiblichem Geſchlechte ſich von den übrigen abſonderten und nach

Aethiop

Aethiopien begaben. Eine wichtige Verſtärkung ſeiner Parthey war beſonders die baldige Bekehrung ſeines Oheims Hamza, und des tapfern und unbiegſamen Omar, der ſich unter den Bekennern des Islams durch eben ſo viel Eifer, als unter ſeinen Feinden hervorthat. Mahomet war übrigens nicht bloß gegen den Stamm der Koriſchiten und gegen die Bewohner von Mekka mit ſeinem Unterrichte freygebig: bey allgemeinen Feſten und bey den Verſammlungen der Pilgrime war er oft in der Kaaba, beriet ſich mit Fremden aus allen Stämmen, und eine dringende Ermahnung zu dem Glauben und der Verehrung eines einzigen Gottes, war der Innhalt dieſer geheimen Geſpräche, ſo wie ſeiner öffentlichen Reden. Seiner beſſeren Gründe und ſeiner politiſchen Schwäche ſich bewußt, predigte er Gewiſſensfreyheit, und eiferte gegen den Mißbrauch der Gewalt für die Religion. Er ſtellte den Arabern bloß die Nothwendigkeit vor, ihre Verirrungen zu erkennen, und beſchwor ſie, ſich ihrer abgöttiſchen Verfahren vom Stamme Ad und Thamud zu erinnern, die die göttliche Gerechtigkeit von der Erde vertilgt habe.

Die Einwohner von Mekka wurden durch Aberglauben und Neid gegen die neue Lehre verhärtet. Die angeſehenſten Perſonen in der Stadt, und in der Familie des Propheten ſelbſt, gaben bey allen Gelegenheiten ihre Verachtung gegen die Vermeſſenheit eines

Mannes zu erkennen, den sie als einen hülflosen Waisen geachtet hatten, und der sich jetzt zum Reformator seines Volks aufwerfen wollte. Gegen die frommen Ermahnungen Mahomets erschallte in der Kaaba die Stimme Abu Talebs: „Bürger von Mekka und Pilgrimme, leihet euer Ohr nicht dem Verführer. Fliehet „das Gift seiner gottlosen Neuerungen. Steht fest „im Glauben an Al Lata und Al Uzzah.“ Gleichwohl war eine gewisse Liebe gegen den Sohn Abdallahs bey diesem ehrwürdigen Greise nicht erloschen, und er beschützte die Person und den Ruf seines Neffen gegen die Anfalle der Koreischiten, die schon längst auf den Vorzug der Nachkommen Hasshems eifersüchtig gewesen waren. Der Vorwand der Religion war ihrem Hasse willkommen. Seit Hiobs Zeiten wurden in Arabien die Verächter des Gottesdienstes von der Obrigkeit bestraft; und Mahomet war überführt, die Gottheiten seines Volks verläugnet und ihren Dienst verlassen zu haben. Aber so schlaff war die Verwaltung der Polizey in Mekka, daß anstatt der Anklage Mahomets als eines Verbrechers, nichts weiter für die Koreischiten übrig blieb, als Ueberredung oder Gewalt. Sie drangen öfters mit einem drohenden Tone in Abu Taleb. „Dein Neffe, warfen sie ihm vor, „schmäht unsern Glauben. Er schilt die Weisheit unsrer Vorfahren Irrthum und Unverstand. Bändige „seine Zunge, oder Zwietracht und Aufruhr wird unsre „Stadt verheeren. Läßt er nicht ab von seinem Frevel,

„so

„ſo fällt er und ſein Anhang unter unſern Schwerd„tern, und du magſt das Blut deiner Mitbürger ver„antworten.“ Das Anſehen und die Mäßigung Abu talebs vereitelte die Wuth der altgläubigen Faktion; die wehrloſeſten und furchtſamſten von Mahomets Schülern flohen nach Aethiopien, und er ſelbſt ſuchte ſeine Sicherheit in verſchiedenen feſten Plätzen der Stadt und umliegenden Gegend. Da er noch immer von ſeiner Familie unterſtützt wurde, ſo verband ſich der übrige Stamm der Koreiſchiten, alle Verbindung mit dem Geſchlechte Haſchems aufzuheben, und ihnen weder Waaren zu verkaufen oder abzunehmen, noch Heyrathen mit ihnen zu ſchlieſſen, ſondern ſie mit unverſöhnlicher Feindſchaft zu verfolgen, bis Mahomet von ihnen ausgeliefert und der göttlichen Gerechtigkeit zur Beſtrafung überlaſſen worden wäre. Eine Urkunde über dieſs Bündniß wurde vor den Augen der Nation in der Kaaba ausgeſtellt; die flüchtigen Muſelmänner wurden von den Koreiſchiten bis in die Mitte von Afrika verfolgt; man belagerte den Propheten und ſeine getreuſten Anhänger, man ſuchte ihnen das Waſſer abzuſchneiden, und das gegenſeitige Streben erlittene Beleidigungen zu rächen erbitterte beyde Theile immer heftiger. Ein unſicherer Stillſtand hatte eine ſcheinbare Eintracht wieder hergeſtellt, als Mahomet durch den Tod Abu Talebs der Obermacht ſeiner Feinde preiß gegeben wurde, während daß er zugleich das Glück ſeines häuslichen Lebens mit ſeiner getreuen und

edelmüthigen Cadiſchah verlohr. Abu Sophian, das Haupt der Linie des Ommiyah, war Abu Talebs Nachfolger in Beherrſchung der Republik Mekka. Als ein eifriger Anhänger des Götzendienſtes und tödtlicher Feind der Haſchemiten, verſammelte er die Koreiſchiten und ihre Verbündeten, um das Schickſal des Propheten zu entſcheiden. Gefangenſchaft konnte ſeine Verzweiflung aufs äuſſerſte bringen; Verbannung eines beredten und beym Volke beliebten Schwärmers konnte das Gift ſeiner Lehre über ganz Arabien verbreiten. Man beſchloß ſeinen Tod, und aus jedem Stamme ſollte ein Schwerdt ſein Herz durchbohren, um die Schuld ſeiner Ermordung zu theilen, und die Rache der Haſchemiten zu vereiteln. Ein Engel oder ein Kundſchafter Mahomets entdeckte dieſe Verſchwörung; Flucht war ſeine einzige Rettung. In der dunkelſten Nacht ſchlich er ſich von ſeinem Freund Abu Bekir begleitet aus ſeinem Hauſe. Die Mörder lauerten an der Thüre, aber ſie wurden durch die Geſtalt Alis getäuſcht, der ſich auf das Bett des Propheten gelegt und mit ſeiner grünen Kleidung bedeckt hatte. Die Koreiſchiten ehrten die fromme Aufopferung des heldenmüthigen Jünglings. Es giebt noch einige Verſe des Ali, die ſeine Furcht, ſeine Zärtlichkeit, und ſein ſchwärmeriſches Vertrauen bey dieſem Vorfalle auf eine intereſſante Art ſchildern. Drey Tage verbarg ſich Mahomet und ſeine Begleiter in der Höhle des Bergs Thor, eine Meile von Mekka, und am Schluſſe jedes

Abends

Abends erhielten ſie von dem Sohne und der Tochter Abubekers den nöthigen Unterhalt, und Nachrichten von allem was vorgieng. Sorgfältig unterſuchten die Koreiſchiten jeden Winkel in der Nähe von Mekka, und kamen auch bis vor den Eingang der Höhle. Aber die Vorſehung veranſtaltete es, nach der Erzählung, daß ſie durch ein Spinnengewebe und ein Taubennest getäuſcht wurden, und kein menſchliches Weſen an dieſem Orte vermutheten. „Wir ſind nur zwey, ſagte Abubeker „zitternd. Ein dritter iſt noch gegenwärtig, erwiederte „der Prophet, und dieß iſt Gott.“ Kaum hatte die Verfolgung nachgelaſſen, ſo verließen die beyden Flüchtlinge ihre Höhle, und beſtiegen ihre Kameele. Auf dem Wege nach Medina wurden ſie durch die Anhänger der Koreiſchiten eingeholt. Bitten und Verſprechungen befreyten ſie von ihren Händen. Damals konnte die Lanze eines Arabers der Geſchichte der Welt eine andre Geſtalt geben. Die Flucht des Propheten von Mekka nach Medina, iſt der Anfang der merkwürdigen Zeitrechnung, die unter dem Namen der Hegira bekannt, und nach zwölf Jahrhunderten noch bey allen mahometaniſchen Völkern üblich iſt.

H.

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

IV.

Ein paar Goldkörner aus — Maculatur oder Sechs Antworten auf sechs Fragen.

Es iſt nur gar zu gewiß, daß auch gute Bücher zuweilen Maculatur werden. Ich will alſo dem mir unbekannten Buche, wovon ein verunglückter Maculaturbogen mir die Gelegenheit zu dieſem kleinen Aufſatz gegeben hat, durch dieſe Benennung an ſeinen oder ſeines Verfaſſers Ehre und Würden nichts benommen haben; das Buch mag ein ganz gutes, wenigſtens wohlgemeyntes Buch ſeyn; ich kann darüber nicht urtheilen, da ich nichts davon geleſen habe als den einzigen Maculaturbogen, der einer kleinen Brochüre, die mir vor einigen Tagen von Leipzig zugeſchickt wurde, zur Hülle diente, und der (nach der jetzigen unbequemen Mode), nicht das geringſte typographiſche Kennzeichen hatte, woraus man ſehen konnte, was das Buch, zu welchem er gehört, für einen Titel habe. Genug, das Buch oder der Bogen wenigſtens iſt nun einmal Maculatur; und da jedermann weiß was Maculatur iſt, wozu ſie gebraucht wird, und was es gewöhnlich für ein Ende mit ihr nimmt, wenn ſie auf gutes weiches ungeleimtes Papier gedruckt

gedruckt iſt, — (welches gerade bey dieſem Bogen der Fall war) — ſo wird ſich der geneigte Leſer nur des Adepten zu erinnern brauchen, der den Verſuch machte (ob er ihm gelungen oder mißlungen iſt, weiß ich nicht) aus einer gewiſſen unnennbaren Materie den Stein der Weiſen zu ziehen, um die obige Aufſchrift ſo deutlich zu finden als es die Sache nur immer geſtatten will. Ob übrigens das, was ich aus dieſen Blättchen Maculatur deſtilliret habe, ächtes Gold ſey, wird ſich zeigen, wenn man es auf die Capelle bringen wird; wozu mir jedermann freundlich willkommen ſeyn ſoll.

Nichts kann zufälliger ſeyn als die Entſtehung dieſes kleinen Aufſatzes. Ich dachte wohl, als ich von ungefähr ein Blatt von dem mehrbeſagten Maculaturbogen abriß, an nichts weniger, als daß ihn das Schickſal beſtimmt habe zu einem ſo weit über ſeine eigentliche Beſtimmung erhabenen Gebrauch veredelt zu werden: genug, was ſeyn ſoll muß ſich ſchicken; ich warf von ungefähr einen Blick auf die Seite 214 des Blatts, das ich eben zwiſchen den drey vorderſten Fingern meiner rechten Hand hielt, als ich, nicht ohne einen kleinen Schauer, von Erſtaunen, auf der erſten Hälfte dieſer inhaltſchweren Seite folgende ſechs Fragen aufgeworfen fand:

1) Was iſt Aufklärung?

2) über

2) über welche Gegenſtände kann und muß ſie ſich verbreiten?

3) Wo ſind ihre Grenzen?

4) Durch welche ſichere Mittel wird ſie befördert?

5) Wer iſt berechtigt die Menſchheit aufzuklären?

6) An welchen Folgen erkennt man ihre Wahrheit?

Dieſe Fragen (meynte der Verfaſſer) ſeyen noch lange nicht ſo berichtiget, als ſie es ſeyn müßten, um über den Begriff von Aufklärung, und über ihren Gang unter uns, ruhig zu ſeyn; und ſie müßten rein und gerade, und einſtimmig beantwortet werden, wenn wir uns nicht in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben wollen.

Meiner geringen Meynung nach waren ſeine ſechs Fragen ſchon ſeit einigen tauſend Jahren für alle vernünftige Menſchen keine Fragen mehr, und wenn wir, dachte ich, uns dem ungeachtet in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben, ſo muß das wohl eine andere Urſache haben; indeſſen, weil der gute Mann die Sache doch für ſo wichtig hält, warum ſollte mir der H. des T. M. zwey bis drey Blätter verſagen, auf denen ich mir dieſe ſechs Fragen ſo rein und gerade zu beantworten getraue, daß über die ſiebente, ob ich ſie richtig beantwortet

Macduff.

So ergieb dich dann, Memme, und lebe, um die Fabel und das Schauſpiel der Zeit zu ſeyn. Wir wollen dich, wie irgend ein ſeltnes Ungeheuer, abgemahlt an einer Stange herumtragen laſſen, mit der Unterſchrift: Hier iſt zu ſehen der Tyrann.

Macbeth.

Ich will mich nicht ergeben, den Boden vor des Knaben Malcolm's Füſſen zu küſſen, und den Flüchen des lumpichten Pöbels zum Ziel zu dienen. Wenn gleich der Birnam-Wald nach Dunſinan gekommen iſt, und du, mein Gegner, von keinem Weibe gebohren wardſt, ſo will ich doch das lezte verſuchen. Hier zieh ich meinen Schild vor meinen Leib; ſchlage zu, Macduff, und verdammt ſey der, der zuerſt ruft: Halt, genug!

(Sie fechten, und entfernen ſich vom Theater. Das Getümmel dauert fort.)

Achte Scene.

Man bläßt zum Abzug. Ein Trompeten-Stoß. Malcolm, Siward, Roſſe, Thanes und Soldaten, ziehen mit Trummeln und Fahnen auf.

Malcolm.

Ich wollte, die Freunde, die wir miſſen, wären unbeſchädigt angelangt.

Siward.

antwortet habe, nur Eine Stimme seyn soll? Ich entschloß mich also auf der Stelle zu diesem guten Werke, und schreite nun, damit meine Vorrede nicht länger werde als die Abhandlung selbst, unmittelbar zur Ausführung fort.

Also I. „Was ist Aufklärung?"

Antwort: das weiß jedermann der vermittelst eines Paars sehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterschied zwischen hell und dunkel, Licht und Finsterniß besteht. Im dunkeln sieht man entweder gar nichts, oder wenigstens nicht so klar daß man die Gegenstände recht erkennen und von einander unterscheiden kann: sobald Licht gebracht wird, klären sich die Sachen auf, werden sichtbar und können von einander unterschieden werden — doch wird dazu zweyerley nothwendig erfodert: 1) daß Licht genug vorhanden sey, und 2) daß diejenige, welche dabey sehen sollen, weder blind, noch gelbsüchtig seyen, noch durch irgend eine andere Ursache verhindert werden, sehen zu können oder sehen zu wollen.

II. „Ueber welche Gegenstände kann und muß sich die Aufklärung ausbreiten?"

Drolligte Frage! Worüber als über alle sichtbare Gegenstände? Das versteht sich doch wohl, dächte ich;

Oder muß es dem Herrn noch bewieſen werden? Nun wohlan! Im dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnütziges Geſchäfte ausgenommen) bleibt für ehrliche Leute nichts zu thun als zu ſchlafen. Im dunkeln ſieht man nicht wo man iſt? noch wo man hingeht, noch was man thut, noch was um uns her, zumal in einiger Entfernung, paſſiert; man läuft Gefahr bey jedem Schritte die Naſe anzuſtoßen, bey jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beſchädigen, oder anzurühren was man nicht anrühren ſollte, kurz, alle Augenblicke Mißgriffe und Miſstritte zu thun; ſo daß, wer ſeine gewöhnliche Geſchäfte im Dunkeln treiben wollte, ſie ſehr übel treiben würde *). Die Anwendung iſt kinderleicht. Das Licht des Geiſtes, wovon hier die Rede iſt, iſt die Erkenntniß des Wahren und Falſchen, des Guten und Böſen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne dieſe Erkenntniß eben ſo unmöglich iſt die Geſchäfte des Geiſtes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich iſt, materielle Geſchäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i. ſo viel Erkenntniß als nöthig iſt, um das Wahre und Falſche immer und überall unterſcheiden zu können, muß ſich alſo über alle Gegenſtände ohne Ausnahme aus-

*) Dieß leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl: aber in den meiſten Fällen bleibt es doch bey der Regel.

ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äussern und innern Auge sichtbare. — Aber es giebt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es giebt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung, treiben können; — z. B. wer uns schwarz für weiß geben, oder mit falscher Münze bezahlen, oder Geister erscheinen lassen will; oder auch (was an sich etwas sehr unschuldiges ist) wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bey hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bey Nacht, oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können; ihre Einstimmung zu erhalten ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber, zu guten Glücke, auch nicht nöthig.

III. „Wo sind die Grenzen der Aufklärung?"

Antwort: wo, bey allem möglichen Lichte, nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit der: wo ist die Welt mit Brettern

zugeschlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

IV. „Durch welche sichere Mittel wird sie bewirket?"

Das unfehlbarste Mittel zu machen daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, soviel möglich, weg zu schaffen, und besonders alle finstern Winkel und Hölen sorgfältig zu beleuchten, in welcher das Nro. 2. erwähnte lichtscheue Völkchen sein Wesen treibt.

Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meynungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unpartheyischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meynungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachern Bestandtheile aufgelöst, das Einfachen bis zu seinem Ursprung verfolgt, und überhaupt, keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden ist, ein Freybrief gegen

gegen die uneingeſchränkteſte Unterſuchung geſtattet wird. Es giebt kein anderes Mittel, die Maſſe der Irrthümer und ſchädlichen Täuſchungen, die den menſchlichen Verſtand verfinſtert, zu vermindern als dieſes, und es kann kein anderes geben.

Die Rede kann alſo auch hier nicht von Sicherheit oder Unſicherheit ſeyn. Niemand kann etwas dabey zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menſchen wird, — als diejenigen, deren Intereſſe es iſt, daß es dunkel darin ſey und bleibe; und auf die Sicherheit dieſer letztern wird doch wohl bey Beantwortung der Frage keine Rückſicht genommen werden ſollen? Wahrlich, wir können ihrentwegen ganz ruhig ſeyn; ſie werden ſchon ſelbſt für ihre Sicherheit ſorgen. Sie werden auch künftig, wie bisher, ihr möglichſtes thun, alle Oeffnungen, Fenſter und Ritzen, wodurch Licht in die Welt kommen kann, zu verbauen, zu vernageln und zuzuſtopfen; werden nicht ermangeln, uns andern, die wir uns zu unſerm und andrer Leute nothdürftigem Gebrauch mit etwas Licht verſehen, die Laternen zu zerſchlagen, ſobald ſie die ſtärkern ſind, und, wo ſie das nicht ſind, alle nur erſinnliche Mittel anwenden, die Aufklärung wenigſtens in ein böſes Geſchrey zu bringen. Ich denke nicht gern arges von meinem Nebenmenſchen: aber ich muß geſtehen, die Sicherheit der Aufklärungsmittel, die unſerm Frager

ſo ſehr am Herzen liegt, könnte mir ſeine Lauterkeit wider Willen verdächtig machen. Sollte er etwa meynen, es gebe reſpectable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, ſo übel wollen wir von ſeinem Verſtande nicht denken! Aber er wird vielleicht ſagen: „es gebe Fälle, wo zuviel Licht ſchädlich ſey, wo man es nur mit Behutſamkeit und ſtufenweiſe einfallen laſſen dürfe.“ Gut! nur kann dieß mit der Aufklärung die durch Unterſcheidung des Wahren und Falſchen bewirkt wird, in Teutſchland wenigſtens, der Fall nicht ſeyn; denn ſo ſtockblind iſt unſre Nation nicht, daß ſie, wie eine Perſon, die am ſchwarzen Staar operiert worden iſt, behandelt werden müſſe. Es wäre Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir ſchon dreyhundert Jahre lang nach und nach einen gewiſſen Grad von Licht gewohnt worden ſind, nicht endlich einmal im Stande ſeyn ſollten, hellen Sonnenſchein ertragen zu können. Es greift ſich mit Händen, daß das bloſſe Ausflüchte der lieben Leute ſind, die ihre eigenen Urſachen haben, warum es nicht hell um ſie ſeyn ſoll.

V. „Wer iſt berechtigt die Menſchheit aufzu„klären?“

Wer es kann! — „Aber wer kann es?“ — Ich antworte mit einer Gegenfrage, wer kann es nicht? Nun mein

mein Herr? da ſtehen wir und ſehn einander an? Alſo, weil kein Orakel da iſt, das in zweifelhaften Fällen den Ausſpruch thun könnte, (und wenn Eines da wäre, was hälf es uns ohne ein zweytes Orakel, das uns das erſte erklärte?) und weil kein menſchliches Tribunal berechtigt iſt, ſich einer Entſcheidung anzumaßen, wodurch es von ſeiner Willkühr abhienge, uns ſoviel oder wenig Licht zukommen zu laſſen als ihm beliebte: ſo wird es wohl dabey bleiben müſſen, daß jedermann — von Sokrates oder Kant bis zum obſcurſten aller übernatürlich erleuchteten Schneider und Schuſter, ohne Ausnahme, berechtigt iſt, die Menſchheit aufzuklären, wie er kann, ſobald ihn ſein guter oder böſer Geiſt dazu treibt. Man mag die Sache betrachten, von welcher Seite man will, ſo wird ſich finden, daß die menſchliche Geſellſchaft bey dieſer Freyheit unendlichmal weniger gefährdet iſt, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und des Thuns und Laſſens der Menſchen als Monopol oder ausſchlieſſliche Innungsſache behandelt wird. Nur wollte ich allenfalls rathen, ne quid Res publica detrimenti capiat, — eine höchſt unſchuldige Einſchränkung dabey zu verfügen; und dieſe wäre: das ſehr weiſe Strafgeſetz der alten Kayſer des erſten und zweyten Jahrhunderts gegen die heimlichen Conventikel und geheimen Verbrüderungen zu erneuern, und dem zu Folge allen, die nicht berufen ſind auf Kanzeln und Katheedern zu lehren, kein anderes Mit-

tel zur beliebigen Aufklärung der Menschheit zu gestatten als die Buchdruckerpresse. Ein Narr, der in einem Conventikel Unsinn predigt, kann in der bürgerlichen Gesellschaft Unheil anrichten: ein Buch hingegen, was auch sein Inhalt seyn mag, kann heut zu Tage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre, oder nicht gar bald zehnfältig und hundertfältig durch andere vergütet würde.

VI. An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?

Antwort: wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute überhaupt, und besonders in der Classe von Menschen, die bey der Nichtaufklärung am meisten zu gewinnen hat, immer größer, die Masse der Vorurtheile und Wahnbegriffe zusehends immer kleiner wird; wenn die Schaam vor Unwissenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntnissen, und besonders wenn der Respect vor der menschlichen Natur und ihren Rechten unter allen Ständen unvermerkt zunimmt; und (was ganz gewiß eines der unzweydeutigsten Kennzeichen ist) wenn alle Messen einige Frachtwagen voll Broschüren gegen die Aufklärung in Leipzig ein und ausgeführt werden. Denn die figürlichen Nachtvögel sind, in diesem Puncte, gerade das Widerspiel der

eigent-

eigentlichen: dieſe werden erſt bey Nacht laut; jene hingegen ſchreyen am grellſten wenn ihnen die Sonne in die Augen ſticht.

Sagt, hab ich recht? Was dünkt euch von der Sache
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Timaletbes.

V.

Muſikaliſche Anekdoten

aus einem

Schreiben des Hn. G****, K. S. d. v. H. v. W.

an

einen ſeiner Freunde zu Weimar.

Venedig, den 23. Febr. 1789.

Theuerſter Freund!

Hier dünke ich mich im wahren Lande der Muſik zu ſeyn. Zu Mantua, Mailand, Genua und Bologna ſind die Einwohner bey weitem nicht ſo enthuſiaſtiſch für dieſe himmliſche Kunſt eingenommen, als hier.

Schon acht Wochen vor des Karnevals Anfang wurde im Theater S. Samuel, wo Pachiorotti und Babbini ſangen, die Opera ſeria, Artaſerſe, von meinem groſſen Meiſter Bertoni in Muſik geſetzt, aufgeführt. Ihnen den Werth des berühmten Sängers Pachiorotti einigermaſſen zu entwerfen, will ich zwiſchen ihm und dem noch berühmtern Marcheſi, den ich in Mailand gehört habe, eine Vergleichung anſtellen, obgleich jede Beſchreibung, ohne ſie ſelbſt zu hören, nur ein ſehr ſchwaches Bild geben kann. Beyde Sänger habe ich in verſchiedenen Opern und Situationen, in muſikaliſchen Akademien, und ſogar in ihren Zimmern ſehr oft gehört. Marcheſi, der nicht über 30 Jahr alt iſt, ein wahrer Günſtling der Natur, verbindet mit einer ſehr vortheilhaften und einnehmenden Geſtalt die ſchönſte Stimme, eine reine Intonation, und im Geſange ein unübertreffbares Feuer, welche ihn öfters zu Ausſchweifungen verleitet, die freylich die Kritik nicht immer billigen kann. Doch hat er jetzt, nach ſeiner Rückkehr von London, mehr in dem wahren Geſchmack, ich meyne mit Rührung des Herzens, zu ſingen angefangen. Hiervon kann man ſich nicht beſſer überzeugen, als wenn man ihn in der Oper Olimpiade die Arie, Se cerca, ſe dice etc. ſingen hörte. Was aber das Recitativ, die gröſte Kunſt des Sängers, betrift, iſt er weit hinter ſeinem Nebenbuhler, dem Pachiorotti. Dieſer funfzigjährige Kaſtrat iſt von allem dem, was

ich

Siward.

Einige müſſen ſchon drauf gehen, und doch iſt ſo viel ich ſehe, ein ſo groſſer Tag wolfeil gekauft.

Malcolm.

Macduff wird vermißt, und euer edler Sohn!

Roſſe.

Euer Sohn, Milord, hat die Schuld eines Soldaten bezahlt; er lebte nur bis er ein Mann war, und hatte nur ſo viel Zeit, ſeinen Muth durch Thaten zu beweiſen, ſo ſtarb er als ein Mann.

Siward.

So iſt er todt?

Roſſe.

Ja, und ſchon vom Schlachtfeld weggetragen; ihr müßt euern Schmerz nicht ſeinem Werth gleich meſſen, ſonſt hätt' er kein Ende.

Siward.

Hat er ſeine Wunden vornen?

Roſſe.

Ja, in der Stirne.

Siward.

Nun dann, ſo ſey er Gottes Soldat! Hätt' ich ſo viel Söhne als ich Haare habe, ich wollt' ihnen keinen ſchönern Tod wünſchen.

ich von Marcheſi geſagt habe, das Gegentheil: eine häßliche Figur, unerträgliche Geſichtszüge, eine Maſſenſtimme (die aber ungemein biegſam iſt) und überlaſdene Aktionen, die allen ſo langen und dürren Körpern eigen ſind. Allein ſein Geſang zerſtört in einem Augenblick allen übeln Eindruck, und macht das Herz, wider Willen, vor Wehmuth und Zärtlichkeit ſchmelzen. Mit ſeinen unerſchöpflichen Veränderungen der Melodie verbindet er die ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit gegen die Harmonie, und ich habe ihn nie, auch bey den gewagteſten Einfällen, wider dieſelbe ſündigen gehört. Er wird aber auch fanatiſch hier verehrt, und königlich bezahlt. Für ungefähr 54 Vorſtellungen hat er 1700 Zecchini, oder 5100 Thaler unſeres Geldes erhalten. Dieſes Metall ſchätzt er aber auch ſo hoch, daß ſeine Liebe dafür oft in den ſchmutzigſten Geitz ausartet; und auch hierin iſt er das Gegentheil vom Marcheſi. Alle die Launen, Eitelkeiten und Capricen, die leider dem Virtuoſengeſchlechte ſo eigen ſind, hat Herr Pachiarotti in ziemlich vollem Maſſe. Dieſe zogen ihm neulich eine ſehr empfindliche Begegnung zu, vor welcher ihn der ſtärkſte Fanatiſmus für ſeine Geſchicklichkeit nicht ſchützte. Der Fall war dieſer. Zu Anfang des Carnevals wurde die Oper La morte di Ceſare, Muſik von Bianchi, welche ungemein Beyfall erhielt, gegeben. Für das Ende komponirte Bertoni eine neue, *Nitteti*, die weniger gefiel. Das Publi-

kum

kum verlangte, die erſte wieder zu hören. Pachiorotti widerſetzte ſich, weil er vielleicht kein Freund vom Maeſtro Bianchi iſt. Er wurde gezwungen, ſang ſchlecht, mit halber Stimme, und hatte bey wiederhohltem Eigenſinn das Mißvergnügen, ausgepfiffen zu werden.

Bey dem nemlichen Theater ſingt Signor Babbini, der ſchönſte Tenor, den ich gehört habe. Ob er gleich eine ſchwache Stimme, und nicht die beſte Geſundheit hat, ſo ziehe ich ihn im Cantabile und Adagio dem berühmten Davide vor, welchen ich im vergangenen Jahr zu Cremona hörte. Er hat die Rolle des Brutus in der Oper *La morte di Ceſare* mit ungemeiner Einſicht vorgeſtellt, und nie werde ich das Duett von ihm und Pachiorotti geſungen vergeſſen.

Ich komme nun zum Theater S. Benedetto, von welchem ein einziger Kavalier der Unternehmer iſt. Hier ſingt ein ſehr artiger junger Primo uomo, ungefähr 20 Jahr alt, Seneſino. Seine Stimme iſt leicht, ſchön, und von richtiger Intonation; es fehlt ihm aber an Feuer und Erfindungskraft, welches mich bey einer ſolchen Jugend fürchten läßt, er werde nie einen von ſeinen beyden Vorgängern erreichen. Dieſes Theater iſt im ganzen viel beſſer eingerichtet, als das zu St. Samuel, welches für eine Stadt, wie Venedig, armſelig

felig ausfällt. Um dieſes ſo zu fühlen, wie ich, muß man von dem prächtigen Tempel des Apollo zu Mailand hieher kommen. Indeſſen kann dieſes, ob es gleich die reichſten Familien zu Unternehmern hat, und ſich deßwegen auch Societätstheater nennt, dennoch weder in Decorationen, noch Kleidung und Tänzen mit dem Theater S. Benedetto zu Venedig in Vergleichung kommen. Der Ballettmeiſter Sgr. Angiolini, ein vortreflicher Erfinder und Tänzer, und die Sgra. Pacelli, eine der erſten Tänzerinnen Europens, haben hier allen den ausgezeichneten Beyfall erhalten, den ſie ſo ſehr verdienten. Mit Erſtaunen und unbeſchreiblichem Entzücken habe ich dieſe Tänzerin in einer Scene der von Guglielmi neu komponirten Oper *Rinaldo e Armida*, indeß Seneſino ſang, tanzen geſehen. Sie ſtellte eine Nymphe vor, welche von Armiden abgeſchickt war, den Rinaldo mit Blumen zu feſſeln. Nichts war in ihren Gebehrdungen übertrieben: alles war unnachahmlich, alles Natur, mit der höchſten Grazie geſchmückt; eine Scene, die mir zu einem neuen Beweiß diente, was für Senſation der Geſang und die Tanzkunſt hervorbringen, wenn ſie einander mit Kraft unterſtützen. Das Publikum hatte bey der öftern Wiederhohlung nur Eine Stimme, ſein Entzücken darüber auszudrücken. Bey dieſer Gelegenheit überraſchte mich die galante Weiſe, mit welcher der Adel dem Seneſino einen öffentlichen Beweiß ſeines Beyfalls an den Tag legte.

legte. Nach der Lieblingsarie kam eine Menge weißer Turteltauben aus den Logen geflogen, jede mit einer kleinen ſilbernen Schelle, und einem ſeidenen Band am Halſe, worauf zum Lob des Sängers ein Sonnet gedruckt war. Da die Pacelli tanzt, fiel ein goldener Regen, der aus lauter glänzenden Flitterſtreifchen bestand, mit einem rauſchenden Hagel von Sonneten begleitet, von der Decke des Schauſpielhauſes herab, wovon mein Hut und Kleid ganz zugedeckt wurden. Mit Vergnügen erinnerte ich mich damals der göttlichen Stanza, worin Petrarca einen Regen von Baumblüthen auf ſeine ſchöne Laura herabfallen läßt. Die Flinkerchen, welche auf die Schleyer und Haarlocken der ſchönen Venezianerinnen fielen, ſchimmerten wie Topaſen und Rubinen, je nachdem das Licht hinein ſpielte, und andere die in ſchönen Kreiſen in der Luft herum flatterten, ſchienen zu ſagen: hier herrſcht die Liebe.

Qual con un vago errore
Girando parea dir: *qui regna Amore!*

Ich nahm den wärmſten Antheil daran, und gönnte dieſe Ehre beyden Künſtlern von ganzem Herzen.

Was den Geſchmack in der Muſik hier betrift, ſo iſt er, Rom und Neapel ausgenommen, der beſte und reinſte

reinſte in Italien. Es ſind hier vier Operntheater, eine Menge muſikaliſcher Akademien, und unzählige Kirchenmuſiken, welche einem fremden Tonkünſtler die beſte Nahrung für ſeinen Geiſt geben. – Dürfte ich doch auch hinzuſetzen, die ehemals ſo berühmten Conſervatorien, wo unter Galuppi und Haſſe ſich die größten Sängerinnen, eine Ferrareſe, eine Rota, eine Ortolani gebildet haben. Aber ſie nähern ſich ihrem Verfall. Das einzige der Mendicanti ausgenommen, deſſen Ruhm durch die vortrefliche Sängerin Bianca Saccheri noch aufrecht erhalten wird, ſind alle übrigen einem verwilderten Garten gleich, wo man noch hier und da ein ſchönes Blümchen erblickt, das Ganze aber einen übeln Eindruck macht. Ich habe mir ſagen laſſen, daß es von der ſchlechten Verwaltung der Herren Vorſteher herrühre; wie denn auch wirklich das Ospedaletto vor einem Jahre einen förmlichen Bankerott gemacht hat.

Ich könnte Ihnen noch viel von den Sängerinnen in der Opera seria und Opera buffa, und von einer Menge braver Dilettanti erzählen; aber ich fürchte mein Brief wird zu lang, und überdem intereſſiert meine verwöhnten Ohren nur das Auſſerordentliche — Ich habe durch die vielen Bekanntſchaften hier die Freyheit erhalten, alle Theater unentgeltlich zu beſuchen, ein in der That wichtiges Präſent für einen Tonkünſt-

ler

ler, dem hier der Eintritt in die Oper beynahe jedesmal einen Thaler unſeres Geldes koſtet. In der bevorſtehenden Faſten werde ich mich in der hieſigen Academia Filarmonica, ſo wie ich in Mantua und Mailand dieſe Ehre gehabt habe, öffentlich hören laſſen.

Seit dem zehnten Januar iſt das Wetter hier ſchön. Die angenehmſten Tage, die Veilchen und Hyacinthen, und die warmen Winde machen mich den ſchrecklichen Winter vergeſſen. Ich ſchreibe bey offenen Fenſtern, und erquicke mich täglich einige Stunden am Ufer des Meers. Ich bin ꝛc.

Der
Teutſche Merkur.

May 1789.

I.

Ueber
die bisherigen Schickſale
der
Kantiſchen Philoſophie.

Beſchluß.

Wer den Mangel allgemeingültiger Principien in der ſpeculativen Philoſophie für ausgemacht, oder auch nur für wahrſcheinlich hält, dürfte mir wohl ohne vieles Bedenken beypflichten, daß dieſer Mangel mit einem allgemeinen allen Sekten gemeinſchaftlichen Mißverſtändniſſe zuſammenhängen müſſe, wodurch es auch den ſcharfſichtigſten und unpartheyiſchten Forſchern unmöglich ward, über die Prämiſſen, welche der Auflöſung ihrer Probleme zum Grunde gelegt werden ſollten, unter ſich einig zu werden. Umſonſt beruft ſich der Leibnitzianer auf ein in der Vernunft jedes Menſchen vorhandenes Syſtem ewiger Wahrheiten; umſonſt

höchſt der Lockianer auf das, unveränderlichen Geſetzen unterworfene, Zeugniß der Erfahrung. Bisher iſt noch kein Orakel weder aus dem nur ſo wenigen zugänglichen Heiligthume der reinen Vernunft, noch aus dem allen Augen offen liegenden Buche der Erfahrung ausgegangen, das auch nur die wichtigſten, die geſamte Menſchheit am meiſten intereſſirenden Fragen allgemein verſtändlich, oder nur auf eine die geübteſten Denker allgemein befriedigende Weiſe beantwortet hätte. Die philoſophiſche Welt hat ſich über jede dieſer Fragen in vier Hauptparteyen getrennt, die ſich um die Wahrheit herum in einem Vierecke gelagert haben, wo die einander gegenüberſtehenden ihren Gegenſtand aus gerade entgegengeſetzten, die ſich angränzenden aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachteten; die erſtern unter einander in unaufhörlicher Fehde begriffen waren, die letztern bald auf der einen bald auf der andern Seite fochten. So erklärten ſich die Theiſten und Pantheiſten für das Wiſſen — die Supernaturaliſten aber und dogmatiſchen Skeptiker für das Nichtwiſſen einer Antwort auf die Frage vom Daſeyn Gottes; die Theiſten und Supernaturaliſten hingegen für das Daſeyn eines von der Natur verſchiedenen Gottes — während die Pantheiſten und dogmatiſchen Skeptiker die Grundloſigkeit dieſer Erklärung einzuſehen glaubten. Bald kämpfte der Supernaturaliſt mit dem ihm von der einen Seite angränzenden Theiſten gegen den Pantheiſten, und bald rief er gegen ſeinen alten Bundsgenoſ-

ſen

ſen den dogmatiſchen Skeptiker zu Hülfe; und ſo bewirkte jede Parthey ſo viel an ihr lag den Streit, in dem ſie bald für die Bundsgenoſſen ihrer Gegner, und bald wider ihre eigenen zu Felde zog. Wie? wenn dieſe Fehde, die bey der nur allmähligen Entwicklung des menſchlichen Geiſtes eben ſo unvermeidlich als für dieſelbe unentbehrlich war, im Grunde bloß von der Einſeitigkeit des Geſichtspunktes abhienge, aus welchem jede Parthey den ihnen allen gemeinſchaftlichen Gegenſtand anſieht? Wenn von jeder Parthey Wahrheit, aber nur eine Seite derſelben, geſehen wird: ſo zeigt ſich dieſe Seite nur in wiefern ſie mit einer gegenüberſtehenden im Gegenſatz, aber nicht wie ſie mit derſelben zugleich vereinbar, ſogar nothwendig verknüpft iſt. So lange jede Parthey die ihr in die Augen fallende Seite für volle Wahrheit ankündigt, muß ſie von der ihr gegenüberſtehenden, die eine entgegengeſetzte volle Wahrheit im Auge hat, geradezu widerlegt werden. Das jeder Sekte einleuchtende unſtreitig Wahre enthält dann den Grund, warum keine von allen übrigen verdrängt werden, und das Einſeitige im Geſichtspunkte einer jeden, warum keine, auch unter den vortheilhafteſten äuſſern Umſtänden, einen entſcheidenden Sieg über die übrigen, davon tragen konnte. Sollten ſie nicht bisher durch irgend ein gemeinſchaftliches Mißverſtändniß gehindert worden ſeyn, auf dem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte zuſammen zu treffen, aus welchem ſich alle beſondern und einſeitigen vereinigen

lieſſen? Wie? wenn es dem Verfaſſer der Kritik der reinen Vernunft aufbehalten geweſen wäre, dieſes Mißverſtändniß zu entdecken, und, ſo viel dieſes durch die Kräfte eines einzelnen Menſchen möglich war, hinwegzuräumen?

So viel iſt wenigſtens unläugbar, daß wenn er dieſen großen Zweck wirklich vor Augen hatte, und wenn es ihm gelingen ſollte denſelben zu erreichen, er gerade das thun mußte, was er wirklich gethan hat. Er mußte dann einen ganz neuen, von jeder Sekte bisher verfehlten, aber die eigenthümlichen Pfade einer jeden durchkreuzenden Weg einſchlagen, und daher, wie es wirklich geſchehen iſt, auch von jeder bald auf dem ihrigen, bald auf dem Weg ihrer Gegner angetroffen werden; er mußte jedes bisherige Syſtem für unhaltbar erklären, und gleichwohl auch jedes einzelne gegen alle übrigen in Schutz nehmen: vor allem aber mußte er die große Reformation der Philoſophie durch eine bisher noch nie verſuchte Zergliederung des Erkenntnißvermögens beginnen.

Da der Streit der Partheyen vorzüglich die Erkennbarkeit überſinnlicher Gegenſtände betrift, ſo mußte der Verſuch gemacht werden, den Begrif der Erkennbarkeit überhaupt näher, genauer, vollſtändiger als bisher geſchehen iſt, zu beſtimmen. Bey dieſer neuen Beſtimmung durften weder angebohrne Wahrheiten mit Leibnitzen, noch auſſer unſrem Gemüth befindliche

Malcolm.

Er iſt einer gröſſern Trauer werth, und die will ich ihm erſtatten.

Siward.

Er iſt keiner gröſſern werth; ſie ſagen, er ſtarb edel, und bezahlte ſeine Zeche. Und ſo, ſey Gott mit ihm! -- Hier kommt ein neuer Troſt:

Macduff tritt mit Macbeths Kopf auf.

Macduff.

Heil dir, König! Denn der biſt du nun! Sieh' hier des Tyrannen verfluchten Kopf; die Zeit iſt frey; - ich ich dich von den Edeln deines Königreichs umgeben, die meinen Gruß in ihren Herzen nachſprechen, und die ich nun bitte, ihre Stimmen mit der meinigen zu erheben: Heil, König von Schottland!

Alle.

Heil, König von Schottland!

(Ein Trompeten-Stoß.)

Malcolm.

Wir wollen keine Zeit verlieren, bis wir mit eurer Liebe zu uns abrechnen, und mit einem jeden unter euch quitt ſind. Thanes und Vettern, von nun an ſeyd Grafen, die erſten, die Schottland mit dieſem Ehren-Namen begrüßt hat. Was ferner zu thun iſt, und die erſte Sorge

unſrer

findliche Gegenſtände mit Locken als unſtreitige Objekte des Erkennens, vorausgeſetzt, und keineswegs nach bisheriger Gewohnheit, die Bedingungen oder Geſetze der Erkennbarkeit entweder von dem einen, oder von dem andern, (oder auch von beyden zugleich, ohne den Beytrag eines jeden insbeſondere angeben zu können) abgeleitet werden. Denn die neue Beſtimmung konnte nur dann beſſer als die vorigen gelingen, wenn ſie nichts als unſtreitige Prämiſſen vorausſetzte.

In dieſer Rückſicht durfte ſie ſich weder auf die Realität jener angebohrnen überſinnlichen Wahrheiten, die von den dogmatiſchen Skeptikern, Materialiſten u. ſ. w. noch auf Wirklichkeit der Gegenſtände der Erfahrung, die von den Idealiſten, und unter gewiſſen Einſchränkungen ſogar von den Spiritualiſten, geläugnet wird, als auf etwas erwieſenes berufen. Jeder Verſuch die Natur und die Grenzen der Erkennbarkeit zu beſtimmen, bey welchem die in der Philoſophiſchen Welt zum Theil noch ſtreitigen Gegenſtände des Erkennens als unſtreitig angenommen worden wären, hätte ſchon dadurch allein ſeinen Zweck verfehlen müſſen; er würde vorausgeſetzt haben, was zu erweiſen war, und die Hofnung eines künftigen Einverſtändniſſes über Principien vielmehr weiter entfernt, als näher herbeygeführt haben. Anſtatt alſo die Natur und den Umfang des Erkenntnißvermögens durch erkannte Objecte zu beſtimmen, mußte er vielmehr die

Erkennbarkeit der Gegenstände selbst aus dem blossen Erkenntnißvermögen zu bestimmen suchen.

Wirklich hat die Kritik der reinen Vernunft zuerst den Begrif des bloßen Erkenntnißvermögens aufgestellt und entwickelt; und das Erkenntnißvermögen erscheint durch diese Entwicklung in einer Gestalt, von der man sich bisher in der philosophischen Welt nicht einmal die Möglichkeit träumen ließ, nämlich: einerseits unabhängig sowohl von der Erfahrung als von angebohrnen Grundwahrheiten; andrerseits aber auf das Gebieth der Erfahrung in theoretischer Rücksicht eben so sehr eingeschränkt, als in praktischer über dasselbe erhaben. Lauter Räthsel, die so lange für unauflöslich gelten müssen, bis sie wirklich aufgelöset sind, und deren Sinn sogar Vielen nur durch die wirkliche Auflösung begreiflich werden kann. Durch eine Zergliederung, die noch immer von manchem unsrer scharfsinnigen Köpfe für unmöglich gehalten wird, sollte in diesem kühnen Versuche das, was beym Erkennen bloß dem Gemüthe, von dem was den Dingen ausser dem Gemüthe, angehört aufs genaueste abgesondert, und dadurch das bloße Vermögen des Gemüthes, von dem bey der äussern Empfindung wirksamen Vermögen der Aussendinge, völlig unterschieden werden. Wer kann zweifeln, daß durch eine solche Zergliederung, wenn sie wirklich gelungen ist, an Tag kommen mußte: wie das bisher allen Systemen der spekulativen Philosophie gemeinschaftliche

ſchaftliche Mißverſtändniß mit dem unbeſtimmten Begriffe des Erkenntnißvermögens zuſammenhängt? welcher denkende Kopf kann es unbegreiflich finden, daß man, bevor es ausgemacht war, was beym Erkennen der bloßen Beſchaffenheit des bloßen Gemüthes allein, und was dem Eindruck auf daſſelbe von auſſen angehörte, die urſprünglichen und beyden eigenthümlichen Prädikate verwechſeln, und bald dasjenige, was theils nur durch Eindruck von auſſen, theils nicht ohne denſelben in unſerm Gemüth entſtehen kann, und in ſo ferne den Auſſendingen angehört, mit Leibnitzen für ein urſprüngliches Eigenthum unſres Gemüths anſehen, bald aber das, was vor allem Eindruck im Gemüthe vorhanden ſeyn und das eigentliche Vermögen deſſelben ausmachen muß, mit Locke dem Eindrucke zueignen, und für eine durch denſelben bekannt gewordene Beſchaffenheit, die den Dingen unabhängig von unſrem Vorſtellungsvermögen zukäme, halten mußte?

Hat es nun mit dieſem Mißverſtändniſſe ſeine Richtigkeit: ſo iſt durch daſſelbe nicht nur der alte immer fortdaurende Streit der Philoſophen über die Grenzen des Erkenntnißvermögens, die Spaltung der Sekten über die großen, die Grundwahrheiten der Religion und der Moral betreffenden Fragen, und der Mangel allgemeingeltender Principien in der ſpekulativen Philoſophie ſehr begreiflich, ſondern auch ſelbſt das leidige Schickſal der Kritik der Vernunft, ſogar von vielen

unſrer vorzüglichſten Denker mißverſtanden zu werden, ohne viele Mühe erklärbar. Jenes allgemeine Mißverſtändniß des Erkenntnißvermögens mußte nämlich auf den Sinn aller bisher aufgeſtellten Grundſätze, auf die Beſtimmung aller metaphyſiſchen Notionen, auf die Bedeutung aller Kunſtwörter, entſcheidenden Einfluß haben. Der Mann, der ſich zuerſt über daſſelbe erhoben hatte, und nun das Erkenntnißvermögen aus einem ganz neuen Geſichtspunkte anſehen und zeigen mußte, war dadurch genöthiget, vielen von den bisherigen Formeln und Ausdrücken einen ganz neuen Sinn unterzulegen, manche der gewöhnlichſten darunter als unbrauchbar zu verwerfen, und an ihrer Stelle ſich ganz neue zu ſchaffen. Er mochte ſich über dieſe nothwendigen Neuerungen noch ſo behutſam erklären; er mochte den Sinn ſeiner neuen Kunſtworte noch ſo ſorgfältig beſtimmen; er mochte in ſeinen Erörterungen noch ſo ausführlich ſeyn: ſo konnte dieſes alles gleichwohl nur durch Worte geſchehen, die in der, von dem alten Mißverſtändniſſe afficirten Vorſtellungsart ſeiner Leſer einen ganz andern Sinn haben mußten, den ſie nur nach gänzlich hinweggeräumtem Mißverſtändniß verlieren konnten, und durch welchen auch die ſcharfſinnigſten Beurtheiler genöthiget wurden, in jenen Erörterungen bald auf ſchlechterdings unverſtändliche Stellen, bald auf offenbare Ungereimtheiten zu ſtoſſen. Dieſer neue Wortſinn, der in der Kritik der Vernunft weder vermieden, noch durch Erklärungen

der

der einzelnen Wörte bestimmt werden konnte, mußte dann freylich nur durch langwieriges, vielfältiges und mühsames Vergleichen der einzelnen Stücke des ganzen Werkes herausgebracht; mußte gewissermaßen errathen, und selbst gefunden werden; welches alles wohl nur durch einen ungemeinen Aufwand von Zeit und Mühe, und überdieses vielleicht nur denjenigen allein möglich seyn dürfte, die entweder noch gar kein metaphysisches System angenommen haben, oder mit ihrem angenommenen unzufrieden sind.

Der Verfasser sieht sich hier genöthiget, ein paar Worte über seine eigenen Erfahrungen zu sagen, durch welche er die Schwierigkeit, in den eigentlichen Sinn der Kritik der Vernunft einzudringen, und die Gefahr derselben zu verfehlen, vielleicht näher als die meisten Leser dieses Werks, kennen zu lernen Gelegenheit hätte. Er würde sich des unangenehmen Geschäftes, vor dem Publikum von sich selbst zu sprechen, gerne überhoben haben, wenn er nur einigermaßen hätte hoffen können, ausserdem sich über das, was er noch von der Unverständlichkeit des Kantischen Systemes zu sagen hat, verständlich genug erklären zu können.

Er glaubt, die Vorkenntnisse, die bey einer metaphysischen Lektüre vorausgesetzt werden, besessen zu haben, als er 1785 dieses System zu studieren anfieng. Zehn Jahre hindurch war speculative Philosophie sein

Hauptſtudium geweſen, dem er ſeine Verwendung auf Mathematik und ſchöne Wiſſenſchaften mit einer Art von Gewiſſenhaftigkeit unterordnete. Durch drey Jahre hatte er philoſophiſche Vorleſungen nach dem Leibnitziſchen Syſteme gehalten, und die Schriften des großen Stifters deſſelben, ſo wie ſeines würdigen Gegners Locke, waren ihm keineswegs nur aus den neuern philoſophiſchen Produkten unſrer Landesleute bekannt. Zu dieſer Vorbereitung des Kopfes, in Rückſicht auf welche er wohl vor den wenigſten Leſern der Kantiſchen Schriften etwas voraushaben mochte, kam bey ihm noch ein dringendes Bedürfniß hinzu, auf einem neuen Wege ſeinem Herzen die Ruhe wiederzufinden, die er auf dem Felde der Spekulation verlohren, und auf allen ihm bekannt gewordenen Wegen vergebens geſucht hatte. Durch ſeine Erziehung war ihm Religion nicht nur zur erſten, ſondern gewiſſermoſſen zur einzigen Angelegenheit ſeiner früheren Lebensjahre gemacht. Aſcetiſch zum Aſceten gebildet, trieb er das, was er das Werk ſeines Heils nannte, mit aller jugendlichen Lebhaftigkeit ſeines Temperamentes; und ſo wurden Gefühle, die wohl keinem menſchlichen Herzen ganz fremde ſind, aber die von den äuſſern Umſtänden der Perſonen ſo ungleich begünſtiget werden, in dem ſeinigen zu feſten und unvertilgbaren Neigungen. Die philoſophiſche Kritik des Geſchmackes, welcher er ſehr frühzeitig zum Vortheil ſeiner Lieblingsneigung für Dichtkunſt oblag, verleitete ihn unvermerkt auf das Gebiet

der

der ſpeculativen Philoſophie, und er hatte kaum einige Schritte auf denſelben zurückgelegt, als er den Grund ſeiner bisherigen Glückſeligkeit mit Schrecken erſchüttert fühlte. Vergebens verſuchte er, ſich hinter die Bollwerke der Aſcetik zurückzuziehen, und dem Kampfe mit den Zweifeln auszuweichen, die ihn drohend und einladend von allen Seiten beſtürmten; es war ihm unmöglich geworden, blind, wie vorher, zu glauben, und er ſah ſich bald genug gezwungen, ſich auf Diskretion den Feinden ſeiner Ruhe zu überlaſſen, die ihm mit Wucher wiederzugeben verhieſſen, was ſie ihm genommen hatten. Nun war Metaphyſik die Hauptangelegenheit ſeines einſamen, ſorgen- und geſchäftfreyen Lebens geworden. Allein, am Ende einer vieljährigen Periode, während welcher er alle vier Hauptſyſteme der Reihe nach angenommen und aufgegeben hatte, war er nur darüber mit ſich ſelbſt einig geworden, daß ihm die Metaphyſik zwar mehr als Einen Plan, ſich bald mit ſeinem Kopfe bald mit ſeinem Herzen abzufinden, aber keinen einzigen vorzulegen hatte, der die ernſthaften Forderungen von beyden zugleich zu befriedigen vermochte. Der peinliche Gemüthszuſtand, der bey ihm eine ſehr natürliche Folge dieſer Ueberzeugung war, und die Begierde deſſelben, es koſte auch was es wolle, loß zu werden, waren die erſten und ſtärkſten Triebfedern des Eifers und der Anſtrengung, womit er ſich dem Studium der Kritik der reinen Vernunft hingab, nachdem er an derſelben unter andern auch

den

den Versuch wahrzunehmen glaubte, die Erkenntnissgründe der Grundwahrheiten der Religion und der Moral von aller Metaphysik unabhängig zu machen. Die vollkommenste Muße, die ihm bey seinem Aufenthalt in Weimar zu Theil wurde, bestättigte ihn in dem Entschlusse, nicht eher nachzugeben, als bis er sich alle Räthsel, die ihm fast auf jeder Seite jenes tiefsinnigen Werkes aufstiessen, gelöset hätte. Je mehr er an die ungeheuren Schwierigkeiten zurückdenkt, die er bey dieser Arbeit zu bekämpfen hatte, und von denen er sich fast eben so oft niedergeschlagen als gereitzt fühlte, desto mehr wird er überzeugt, daß er denselben ohne diese Muße und ohne jenes Bedürfniß seines Kopfes und Herzens durchaus nicht gewachsen gewesen wäre. Bey der ersten äusserst aufmerksamen Durchlesung sah er nichts als einzelne schwache Lichtfunken aus einem Dunkel hervorschimmern, das sich kaum bey der fünften ganz verlohren hatte. Ueber ein Jahr lang enthielt er sich fast aller andern Lektüre, zeichnete sich die Hauptsätze des Werks, die er verstanden zu haben glaubte, sowohl, als die er wirklich nicht verstanden hatte, besonders auf, und verfertigte mehr als einen mißlungenen Auszug des Ganzen. Alles, was er auf diese Weise anfangs herausbrachte, waren Bruchstücke, die ihm theils aus andern Systemen entlehnt, theils schlechterdings unvereinbar scheinen*). Allein, so wie er

*) Ihm ist es daher sehr begreiflich, warum gewisse Gegner

er raſtlos fortfuhr; einerſeits durch wiederhohltes Leſen aus dem Werke ſelbſt neuen Stoff aufzuheben, andererſeits aber das Ausgehobene an einander zu rücken, ergänzten ſich die Bruchſtücke allmählig zu in einander paſſenden Theilen, verſchwanden Dunkelheiten, die ihm vorher unüberwindlich, und Ungereimtheiten, die ihm ganz entſchieden däuchten, und am Ende ſtand das Ganze im vollen Lichte einer Evidenz vor ihm da, die ihn um ſo mehr überraſchte, je weniger er ſie, ſeinen vorigen Erfahrungen und Grundſätzen zu Folge, in der ſpekulativen Philoſophie für möglich gehalten hatte.

Wenn er auch mit der gewiſſenhafteſten Unpartheylichkeit, durch die trockenſte Erzählung und in den eigenthümlichſten Ausdrücken angeben wollte, was er am Ende ſeiner Unterſuchungen an dem Kantiſchen Syſteme und durch daſſelbe gefunden habe, würde er gleichwohl für die meiſten ſeiner Leſer nichts als Redefiguren und panegyriſche Deklamationen eines ſanguiniſchen Schwärmers vorgebracht haben. Er begnügt ſich alſo hier zu bekennen: daß ihm durch die neuerhaltenen Principien alle ſeine philoſophiſchen Zweifel auf eine Kopf und Herz vollkommen befriedigende, für immer ent-

ner der Kr. d. V. dasjenige, was ſie in derſelben verſtanden zu haben glauben, für alt, und was ſie nicht verſtanden zu haben fühlen, für ungereimt erklären

entſcheidende, obwohl ganz unerwartete Weiſe beantwortet ſind; und daß er für ſeine Perſon völlig überzeugt iſt, durch die Kritik d. V. müſſe eine der allgemeinſten, merkwürdigſten und wohlthätigſten Revolutionen, die je unter den menſchlichen Begriffen vorgegangen ſind, bewirkt werden; eine Revolution, welche durch die zahlreichen und berühmten Gegner dieſes Werkes, nicht nur nicht aufgehalten, ſondern weit nachdrücklicher als durch die Bemühungen ſeiner bisherigen Freunde, befördert und beſchleuniget werden wird.

Seine eigenen Angelegenheiten waren ins reine gebracht, und es erwachte in ihm der Wunſch etwas beyzutragen, daß ein Gut, in deſſen Beſitze er ſich ſo glücklich fühlte, auch von andern erkannt und benutzt würde. Er ſuchte in ſeinen Briefen über die kantiſche Philoſophie auf die Kritik der Vernunft vorzüglich durch die Reſultate aufmerkſam zu machen, die ſich aus derſelben für die Grundwahrheiten der Religion und der Moral ergeben. Er hatte bald genug eingeſehen, daß dieſe Reſultate aus den neuen Principien nur für diejenigen ſtreng bewieſen werden konnten, welche das kantiſche Werk ſelbſt ſtudiert, und durchgängig verſtanden hätten. Da er nun dieſes Studieren und Verſtehen vielmehr zu befördern wünſchte, als daſſelbe vorausſetzen durfte: ſo blieb ihm nichts als der Verſuch übrig, dieſe Reſultate unabhängig von den Kantiſchen

unſrer neuangehenden Regierung ſeyn muß, die Zurükberufung unſrer verbannten Freunde, der Proceß der grauſamen Werkzeuge dieſes todten Schlächters und ſeiner teufliſchen Königin, (die, wie man glaubt, gewaltſame Hände an ihr eigen Leben gelegt hat.) Dieſes, und was ſonſt zu beſorgen ſeyn wird, wollen wir, mit des Himmels Beyſtand, in Maaß, Zeit und Ort zu Stande bringen: Und hiemit danken wir euch allen auf einmal, und jedem insbeſondere, und laden euch nach Scone zu unſrer Crönung ein.

(Sie gehen unter Trompeten-Schall ab.)

tiſchen Prämiſſen aufzuſtellen, ſie an bereits vorhandene Ueberzeugungen anzuknüpfen, ihren Zuſammenhang mit den weſentlichſten wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Bedürfniſſen unſrer Zeit, ihren Einfluß auf die Beylegung alter und bisher unentſchiedener Zwiſte in der philoſophiſchen Welt, und ihre Uebereinſtimmung mit dem, was die größten philoſophiſchen Köpfe über die großen Probleme der ſpeculativen Philoſophie gedacht haben, ſichtbar zu machen. Er hatte dabey weder die Männer, von denen er gewohnt iſt belehrt zu werden, noch diejenigen, die alles belehrt werden verwöhnt ſind, aber darum gleichwohl eine nicht weniger ſchätzbare als zahlreiche Claſſe des Publikums vor Augen, wie er ſie unter den Leſern des teutſchen Merkurs vermuthen konnte.

Er war mit dieſer Arbeit kaum eine Strecke vorgerückt, als er ſich durch einen Ruf auf die Univerſität zu Jena genöthiget ſah, dieſelbe auf eine Zeitlang zu unterbrechen, um über die Methode nachzudenken, die er für den Vortrag der Anfangsgründe der Philoſophie nach den neuen Principien zu wählen hätte. Bey dieſem Geſchäfte, das dem erſten Studium des kantiſchen Werkes ſelbſt an Schwierigkeit wenig nachgab, zog er nun die Schriften der ihm bis dahin bekannt gewordenen Freunde und Gegner der kantiſchen Philoſophie zu Rath. Er iſt noch nicht mit ſich ſelbſt darüber einig geworden, welchen von beyden er mehrere und

hellere Aufschlüsse über die Auflösung seines schweren Problems zu verdanken hat. Freylich fand er auch von den scharfsichtigsten Gegnern den Sinn der Kritik der Vernunft durchgängig mehr oder weniger verfehlt, fand auch keine einzige Einwendung, bey der ihm nicht das Misverständniß, das ihr zum Grunde lag, eingeleuchtet hätte; keine Widerlegung, die es nicht mit Behauptungen zu thun gehabt hätte, an welche der Verfasser der Kr. d. V. nie im Ernste gedacht haben konnte; und es war ihm kein angenehmes Schauspiel, manchen ihm sehr verehrungswürdigen Veteranen mit voller Rüstung gegen einen Schatten kämpfen, oder mit bittern Spotte eine Ungereimtheit bestrafen zu sehen, die doch nur sein eigenes Werk war. Freylich sah er auch auf der andern Seite die meisten Vertheidiger der Kr. d. r. V. mit Maasregeln zu Werke gehen, die ihren Zweck nothwendig vielmehr vereiteln als befördern mußten; sah sie Behauptungen als ausgemacht vortragen, oder voraussetzen, die von ihren Gegnern unmöglich zugegeben werden konnten, und ihre Erörterungen in eine Sprache einkleiden, die höchstens nur ihren Miteingeweihten verständlich seyn konnte; auch war es kein erbauliches Schauspiel für ihn, wenn er hin und wieder auf einen Knaben stieß, der, mit der neuen ihm übelanpassenden Rüstung angethan, gegen Männer zu Feld zog, oder auf einen unbedeutenden Vortheil, der ganz auf die Rechnung seiner erborgten Waffen gehörte, übermüthig stolz that. — Allein es war

war für die Absicht des Verfassers von äusserster Wichtigkeit, auf der einen Seite gleichsam durch die Stimme einiger der vornehmsten Repräsentanten des philosophischen Publikums auf die Punkte aufmerksam gemacht zu werden, welche an dem neuesten Systeme am meisten einer Erörterung bedurften; auf der andern Seite aber durch so manches Beyspiel gewarnt zu seyn, eine Vorstellungsart, die einem nach vieler Mühe endlich geläufig worden ist, nicht so fort auch für allgemeinleuchtend anzusehen, oder Principien als ausgemacht vorauszusetzen, die erst durch dasjenige, was durch sie bewiesen werden sollte, ausgemacht werden konnten. Je mehr er die Schriften der beyden Partheyen mit einander verglich, desto gewisser wurde er überzeugt, daß ihr Streit, so wie er bis jetzt geführt wurde, eben so wenig geendiget werden könnte, als der Streit zwischen den bisherigen dogmatischen Systemen selbst, und daß derselbe immer verwickelter, und für die Zuschauer unverständlicher und unausstehlicher werden müsse, indem er mit ganz entgegengesetzten Grundbegriffen und Grundsätzen über Fragen geführt wurde, die — ohne das vollkommenste Einverständniß über Principien und ohne die äusserste Nüchternheit der Speculation abgehandelt — nothwendig auf unnütze Subtilitäten und mehr als scholastische Spitzfindigkeiten hinauslaufen müssen. Es wurde ihm endlich aus unzähligen Beyspielen einleuchtend, daß beyde Partheyen auch mit denjenigen Sätzen, über welche

ſie ſelbſt unter ſich einig zu ſeyn glaubten, ſehr verſchiedene, oft auch entgegengeſetzte, Bedeutungen verbanden, und daß ſowohl dieſe ihnen ſelbſt verborgene Verſchiedenheit der Vorſtellungsart, als die erklärten Streitpunkte ihrer Fehde ſich auf eben daſſelbe alte und allgemeine Mißverſtändniß des Erkenntnißvermögens zurückführen lieſſen, welches dem Mangel allgemeingiltiger Principien und allen Spaltungen in der philoſophiſchen Welt zum Grunde liegt, und das zwar durch die Kritik der r. V. zuerſt und völlig aufgedeckt wurde; allein, ſo wie es in derſelben entwickelt worden iſt und werden konnte, auch noch auf die behutſamſten Leſer dieſes Werkes ſelbſt ſeinen alten Einfluß behalten, und ſowohl den Gegnern das Verſtehen, als den Vertheidigern das Erklären deſſelben äuſſerſt erſchweren mußte.

Durch dieſe Bemerkungen hatte das Problem, deſſen Auflöſung ſeine ganze Geiſteskraft beſchäftigte, folgenden näher beſtimmten Sinn erhalten: „Einen leichteren Weg ausfindig zu machen, das alte allgemeine „Mißverſtändniß, welches zuerſt nur auf dem beſchwerlichern Wege einer vollſtändigen Zergliederung des „Erkenntnißvermögens entdeckt werden konnte, wenigſtens in ſo ferne hinwegzuräumen, als daſſelbe „dem Verſtehen und Erklären der neuen Theorie des „Erkenntuißvermögens im Wege ſtünde.“ Die Natur jenes Mißverſtändniſſes, welches ſeiner Ueberzeugung nach darin beſteht, daß man bey der bisheri-

gen

gen Vorſtellungsart vom Erkennen, Prädikate, die der bloßen Vorſtellung von Dingen angehören, auf Dinge ſelbſt übertrug, veranlaßte ihn über den Unterſchied zwiſchen dem in der Kr. d. V. aufgeſtellten Begrif der Erkenntniß, und dem, in derſelben bloß vorausgeſetzten Begrif der Vorſtellung nachzudenken. Er wurde äuſſerſt überraſcht, als er an den, auf dieſem Wege gefundenen Reſultaten gewiſſe bisher allgemein verkannte Merkmale fand, welche, vollſtändig entwickelt und ſyſtematiſch geordnet, einen Begrif von der Vorſtellung überhaupt ausmachten, der durch ſeine Natur durchgängig gegen das bisherige Mißverſtändniß geſichert, und der Kantiſchen Theorie des Erkenntnißvermögens zum Grunde gelegt, auch dieſer eben dieſelbe Sicherheit zu verſchaffen ſchien. Er las die Kritik der V. in dieſer Rückſicht noch einmal durch, und wurde vollkommen überzeugt, daß er ſich des Begriffes von Vorſtellung, den der Verfaſſer dieſes Werkes vorausgeſetzt hatte, wirklich bemächtiget habe. Allein er glaubte eben ſo deutlich einzuſehen, daß gerade der Umſtand, daß jener Begrif bey der erſten Darſtellung der neuen Theorie des Erkenntnißvermögens bloß vorausgeſetzt werden mußte, unter andern die Urſache ſey, warum die letztere bisher ſo wenig verſtanden wurde. Er unterſuchte von neuem unter den merkwürdigſten Einwendungen der Gegner diejenigen, von denen die Freunde des Kantiſchen Syſtemes am wenigſten begreifen konnten, wie es den, ihrer Meynung nach, ſo beſtimmt

angegebenen Sinn so ganz zu verfehlen möglich war, und er fand, daß es bloß der von Kant und seinen Prüfern verschieden gedachte Begrif von Vorstellung war, der in allen diesen Fällen das Mißverständniß unterhielt. In wie ferne nun eine vollständige, über alles Mißverständniß erhabene Erörterung dieses Begriffes nur erst durch die Kritik der Vernunft selbst möglich war, in so ferne konnte wohl kein einziger Leser derselben bestimmt denken, was von diesem Begriffe im Werke selbst vorausgesetzt wurde, und es hieng bloß vom Zufalle ab, ob sich der eine Leser den Begrif der Vorstellung, der in demselben auf allen Seiten vorkömmt, bloß unbestimmt, und folglich weder mit eben denselben, noch mit verschiedenen Merkmalen, wie Kant, gedacht habe; (wo er dann durch das Studium des Ganzen unvermerkt dahin gebracht werden konnte, daß er mit Kanten ungefähr eben dasselbe voraussetzte;) oder ob sich ein anderer jenen Begriff bestimmt, aber mit ganz andern Bestimmungen als Kant, beym Lesen vorgestellt habe, in welchem Falle es ihm unmöglich werden mußte, vieles was in der Kritik der Vernunft vom Erkennen gesagt wurde, nicht unverständlich oder gar ungereimt zu finden. Oder wie sollte es möglich seyn, über das Erkennen je gleich zu denken, so lange man nicht über das Vorstellen, wo nicht gerade eben dasselbe, doch wenigstens nicht schlechterdings verschieden denkt? Je mehr nun der Verfasser überzeugt war, daß das alte und allgemeine Mißverständ-

niß

niß aus dem Begriffe der Vorſtellung hinweggeſchaft werden müſſe, wenn die Kritik der Vernunft ſelbſt gegen die Folgen deſſelben geſichert werden ſollte: deſto mehr ließ er ſich's angelegen ſeyn, die von ihm gefundenen Merkmale dieſes Begriffes mit möglichſter Sorgfalt und Behutſamkeit zu entwickeln.

Hieraus entſtand ein Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens, bey welchem es der Verfaſſer mit dem Begriffe der bloßen Vorſtellung allein zu thun hatte, der ſich der geringeren Anzahl ſeiner Merkmale wegen, viel leichter erſchöpfen ließ, als der viel komplicirtere Begrif der Erkenntniß, zu deſſen völliger Erörterung in der Kantiſchen Kritik Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft unterſucht werden mußten. Der Grund, auf welchem die neue Theorie aufgeführt werden konnte und mußte, beſteht allein aus dem bey allen Menſchen auf einerley Grundſätzen wirkenden Bewußtſeyn, und dem was unmittelbar aus demſelben erfolgt und von allen Denkenden wirklich eingeräumt wird. Der Begrif der Vorſtellung mußte völlig entwickelt werden, ohne daß dabey eine einzige Behauptung gebraucht werden durfte, die der Philoſoph, von was immer für einer Sekte, ſeinen bisherigen Grundſätzen zu Folge nicht unterſchreiben könnte. In der ganzen Abhandlung durfte daher kein einziger, in der Kr. d. V. aufgeſtellter Satz als erwieſen oder auch nur als wahrſcheinlich angenommen werden,

ſo wenig als irgend ein metaphyſiſcher Lehrſatz, unter was immer für einer Bedeutung. Mit einem Worte, der Verfaſſer mußte ſich der Allgemeingiltigkeit ſeiner Theorie dadurch zu verſichern ſuchen, daß er durchaus Nichts als gemeingiltig vorausſetzte, was nicht wirklich allgemeingeltend iſt.

Daß die eigentlichen Prämiſſen einer Wiſſenſchaft erſt nach der Wiſſenſchaft ſelbſt gefunden werden, iſt nichts neues, ſondern eine nothwendige Folge des analytiſchen Ganges, der den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes durch die Natur deſſelben vorgeſchrieben iſt. Die Theorie des Vorſtellungsvermögens, welche die Prämiſſen zur Theorie des Erkenntnißvermögens liefern ſoll, ſey es die des Verfaſſers oder eine andere, konnte nur nach der letzteren gefunden werden, obwohl ſie, wenn ſie ihres Namens werth ſeyn ſoll, unabhängig von derſelben feſtſtehen, und auch denjenigen, welche die Kantiſchen Schriften entweder nicht geleſen, oder nicht verſtanden haben, durchaus verſtändlich ſeyn muß. Da ſie bloß das Allgemeingeltende aus dem Schatten hervorhebt, in welchem daſſelbe theils durch das Zwitterlicht metaphyſiſcher Sophismen, theils durch die Staubwolken metaphyſiſcher Kämpfe verſetzt wurde, ſo muß ſie ſogar auch leicht zu verſtehen ſeyn, und dem aufmerkſamen Leſer die Miene des längſtbekannten zu haben ſcheinen. Durch ſie müſſen endlich die weſentlichſten Reſultate der Kritik der Vernunft

unab-

unabhängig von den tiefſinnigen Betrachtungen, durch welche ſie im Kantiſchen Werke aufgeſtellt worden ſind, ihre volle Beſtättigung und einen Sinn erhalten, von welchem die Gegner der Kantiſchen Philoſophie vielleicht ſich ſelbſt geſtehen dürften, daß ſie ihn bey ihren Widerlegungen keineswegs vor Augen gehabt haben.

Jena den 1. Merz 1789.

X.

II.

Theodora

oder

die Ankunft der Türken in Europa.

Perſonen.

Johannes Paläologus, griechiſcher Kaiſer.
Kantakuzenus, geweſner Vormund des Kaiſers.
Der Patriarch von Conſtantinopel.
Photius, ein Feldherr des Kantakuzenus.
Murad I. Sohn des türkiſchen Sultans Orchan.
Anna, verwittwete Kaiſerin, Mutter des Johannes Paläologus.
Theodora, Tochter des Kantakuzenus.
Dera, eine von Murads Gemahlinnen.
Griechiſche Kriegsvölker. Hofbeamte.
Janitſcharen.
Frauenzimmer im Serail.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Anna. Der junge Kaiſer.

(Ort: der Pallaſt der griechiſchen Kaiſer zu Konſtantinopel.)

Anna. Verachte meine Bitte nicht, mein Sohn;
Du biſt jetzt Herr; auch mein Herr biſt du jetzt.
Ich weiß, jetzt bin ich Mutter bloß, bin länger
Vormünderin und Mitregentin nicht.
Jetzt darf ich bitten nur, doch — darf vielleicht,
Wenn mütterlicher Rath bey dir noch gilt,
Dir rathen. Deinetwegen, theurer Sohn,
Verachte meine Bitte nicht; dein Wohl
Treibt mich noch einmal dieſen Schritt zu thun.

Kaiſer. Du thuſt mir Unrecht, du verkennſt mich, Mutter,
Wenn du dich überredeſt, daß ich jemals
Das ſanfte Band zu trennen fähig ſey,
Das einen Sohn an ſeine Mutter knüpft.
Im Staate bin ich Herr, im Hauſe Sohn.
Doch auch im Staate will ich gern dich hören;
Erlaube nur, daß ich nicht dich allein,
Daß ich auch andre hören darf, daß ich
Vor allen auch des Volkes Stimme höre.
Was du verlangſt, hab' ich ja längſt mit dir
Und oft ſchon überlegt; dir oft gewieſen,
Du ſollteſt's nicht verlangen; denn es ſtreitet
Mit meines Volkes Wohl. Der innre Krieg
Zerrüttet unſern Staat; wir müſſen Frieden
Zu jedem Preis, wir müſſen ihn erkaufen.

Und

Und — was für uns, ich muß dir's frey geſtehn,
Ein ſtarker Grund zum Frieden ſollte ſeyn —
Das Volk ſagt laut, an dieſem Bürgerkriege
Sey unſre Mißgunſt, unſer Undank ſchuld.
Laut ſagt das Volk, Kantakuzenus ſey
Ein warmer, ächter, treuer Patriot,
Ein weiſer Mann, entſchloſſen, tapfer, thätig,
Ein guter Mann, uneigennützig, redlich,
Des Staates Stütze. Als noch ſeine Hand
Das Steuer führte, war das Volk vergnügt,
Denn es war glücklich. Seit wir ihn verdrängt,
Aus Neid verdrängt, — ſo klagt laut das Volk, —
Vergeht der Staat im wilden Bürgerkrieg,
In einem Kriege, wo der tapfern Thaten
Nicht viel, der liſtigen, der ſchandevollen
Grauſamen Greuel immer mehr geſchehn.
Ich muß die Wünſche meines Volks erhören;
Dem edeln Manne, der gezwungen ward
Sich zu vertheidigen, will ich den Frieden
Aufrichtig bieten, ſeine Freundſchaft ſuchen:
Noch heute reiſ' ich ſelbſt zu ihm, will ſelbſt
Mein Herz ihm öfnen, das ihn ehrt und liebt.

Anna. Er iſt ein ſchlauer Mann. Gott, daß mein Sohn
Doch andern mehr, als ſeiner Mutter, traut,
Und ſeinen Freunden! Herr, bedenke doch,
Das Volk ſieht nicht mit eignen Augen, ſieht
Nicht ſcharf, nicht richtig, läßt durch Blendwerk leicht
Sich täuſchen. Reine, wahre Tugend wird
Vom Volke meiſt verkannt; denn wahre Tugend
Liebt nicht Geräuſch und Pomp: der Heuchler iſt es,
Der durch Geräuſch und Pomp das Volk bethört;
Die wahre Tugend glaubt es da zu ſehn,

Wo Eigennutz bloß ihre Maske trägt.
Der Mann, mein Sohn, den du verehrst, bewunderst,
Den du als Märtyrer verehrst, den wir
Aus Neid — so wähnest du — aus Undank sollen
Vertrieben haben — glaube mir, mein Sohn,
Er ist kein Patriot — spielt nur die Rolle;
Er kennt die Künste, die das Volk bezaubern.
Wie ungerecht bist du, wenn du die Männer
Des Neides fähig hältst, die früh mich warnten,
Die mir die Augen öfneten, daß ich
Des Mannes Ehrsucht nicht zu spät bemerkte.
Mein Sohn, in deiner Hand trägst du vielleicht
Den Scepter nicht; dem Hause deiner Väter
Wär schon vielleicht der Thron geraubt, der lang
Ihr Erbtheil war. Du selbst, ach Gott, wer weiß
Ob du noch lebtest? Oder — wenn du lebtest,
In welchem Jammer? — Hätt' er deines Lebens
Geschont, der argliſtvolle Mann, du lebtest
Gewiß im Kerker, oder auch in einem
Dem Kerker gleichen Kloster. Ja, vielleicht —
Mich schaudert! — hätten seine Henkerknechte
Mit Höllenquaal die Augen dir geraubt,
Die ungerührt jetzt meine Thränen sehn.
Du weißt es, die Geschichte dieses Hofes
Auf jedem Blatt erzählt sie solche Greuel.

Kaiser. Unglückliche, warum erwähnest du,
Was immer tief mich in der Seele schmerzt?
Ich weiß es, ja ich weiß es allzuwohl,
Bey keinem Volk geschehn so schwarze Thaten
Muthloser Tücke, niedrer Rache, feiger
Verrätherey, kaltblüt'ger Grausamkeit,
Als hier bey uns, bey uns, die wir so stolz sind,

Bald

Bald Griechen uns und Römer bald zu nennen,
Als bey uns Byzantinen, denn das iſt
Der groſse Name, welcher uns gebührt.
Byzanz — ich weiß es — war kein Vaterland
Von Helden, wie das alte groſse Rom;
Byzanz war nur das Vaterland von groſsen
Und glücklichen Verbrechern. Dieß iſt Wahrheit.
Doch dieſe Wahrheit —. ſoll ſie mich bewegen,
Die Tugend zu verläſtern, wenn ſie ſichtbar
In einem unſrer Zeitgenoſſen wandelt?
Sey ruhig. Dich trift meine Klage nicht.
Du warſt um mich beſorgt; die Mütter ſind
Um ſo viel mehr zur Furcht geneigt, je mehr
Der Liebe Pfänder ihnen heilig ſind.
Die Männer tadl' ich, die durch Schreckenbilder
Erſt Furcht, grundloſe Furcht, bey dir erregte,
Dann dieſe Furcht zu banger Angſt erhöhten.
Sie mußten wiſſen, daß Kantakuzenus
Vom kleinſten Fleck des Eigennutzes rein iſt.
Wie oft ſchon winkt' ihm die Gelegenheit?
Wie oft ſchon lockten tauſend Umſtänd' ihn
Den Schritt zu thun, der auf den Thron ihn ſetzte?
Er that ihn nicht; er diente meinem Vater;
Er diente dir. Wenn dreyſsigjährige Treu'
Noch in Verdacht gezogen wird, ſo ſind es
Des Neides und der Mißgunſt Lügenkünſte,
Die dieſen niedrigen Verdacht erzeugen.

Anna. Nein, nein, mein Sohn, es waren redliche,
Es waren würd'ge Männer, die aus Freundſchaft,
Aus Treue gegen dich, aus Treue gegen
Dein väterliches Haus, aus Pflicht mich warnten;
Es war der Patriarch —

Kaiſer. Der Patriarch!
Ja dieſes wuſt' ich längſt? wer konnt' es ſonſt
Auch ſeyn? Es wer recht Patriarchenwerk!
Wenn wurd' ein Held geſtürzt an dieſem Hofe,
Daß nicht ein Patriarch ihn ſtürzen half?
Wer duldet weniger den Glanz der Tugend,
Der ächten Tugend, die Lieb und Bewundrung
Des Volkes an ſich zieht, als Patriarchen?
Wer lauert mehr, ob irgend auch ein Held,
Ein Weiſer minder ſich vor Prieſtern bücke,
Als Patriarchen? Wer faßt gern das Steuer
Mit beyden Händen, und iſt gleich beleidigt
Wenn andre nur daran den Finger ſetzen
Als Patriarchen? Sie, ſie ſind's, die immer
Verdacht erregen, ob die Thaten auch
Aus reiner Quelle fließen? Ob die Abſicht
Nicht eigner Vortheil ſey? Verzeih, mein Eifer
Betrübt dich; das ſollt er nicht; verzeih!
O kennteſt du, wie ich, den Patriarchen!

Anna. Er meynt' es redlich. Hat er ſich geirrt,
O ſo verzeih ihm! dann verblendet' ihn
Sein Eifer bloß für uns und unſer Haus.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerherr.

Kammerherr. Der Patriarch erbittet ſich Gehör.

Kaiſer. Wie? er? ſo früh? Vorerſt noch nicht!

Anna. Mein Sohn,
Erlaube mir — dir iſt nicht unbekannt,
An dieſem Hofe hat von alten Zeiten

Der

Der Patriarch das Recht des freyen Zutritts;
Der Kaiſer darf ihm kein Gehör verweigern.

Kaiſer. Ja, ich erinnre mich, an dieſem Hofe
Hat ſtolzer Uebermuth das Recht, dem Fürſten
Sich aufzudringen, nur gebeugte Demuth
Darf nicht ſein Antlitz ſchaun. So will's das Recht;
Was ſag' ich Recht? — Der Unſinn nennt es ſo —
So will's der Höfe Brauch.

(Zum Kammerherrn.)

Führ ihn herein.

Dritter Auftritt.

Anna. Der Kaiſer. Der Patriarch.

Patriarch. Gebeugt, — von Laſt der Leiden tief gebeugt, —
Erſchein' ich hier. Vom Throne ſollt' ich Lindrung
Und Troſt erwarten. Ach, vom Throne ward
Der Kummer mir geſandt, der jetzt mich drückt.
Gerüchte — doch Gerüchten traut' ich nie —

(ſich an den Kaiſer wendend.)

Ich weiß, nicht aus Gerüchten, weiß ganz ſicher
Was du beſchloſſen haſt. Vor mir verbargſt du
Nicht ohne Grund den Vorſatz, den du heut
Zur Kränkung deiner Mutter willſt vollführen.
O Gott, verhüt' es! o ihr Heil'gen alle,
Verhütet es! Entſetzlicher Gedanke!
Mein Herr, mein Kaiſer, jung und unerfahren,
Verwirft die treuſten Diener ſeines Hauſes,
Und will Verräthern in den Arm ſich werfen.
Mein Herr und Kaiſer, dieſe grauen Haare,

Sie wurden grau im Dienſte meines Gottes
Im Dienſt des Staats, im Dienſte deines Hauſes;
Gleich redlich dient' ich dir und deinen Vätern,
Dem Staat und meinem Gott. Deß Zeug' iſt er,
Er, der die Herzen kennt, ſie tief durchſchaut.
Er kann mich nicht verkennen; dieſes iſt
Mein Troſt, mein Lohn, wenn mich ein Menſch verkennt.
Doch auch die Menſchen können's nicht, wenn ſie
Mich handeln ſahn und redlich zeugen wollen.
Verkennen kann mich nur, wer eben erſt
Mit ungeübten Jünglingsaugen anfängt
Die Handlungen der Menſchen zu betrachten.
Der Jüngling, wenn ihn die Geſetze nun
Befreyn von ſeinem Führer, der ihm oft
Ein läſtiger, verhaßter Führer war,
Der Jüngling leiht den Feinden ſeines Führers
Sein Ohr nur gar zu gern, und horcht begierig,
Wenn ſie mit ſüßer, aber gift'ger Zunge,
Mit Höllenkunſt den Redlichen verläumden.
Gern will ich dulden, will mich nicht beklagen,
Wenn dieſes Schickſal, das ſo manchen Guten,
Rechtſchaffnen traf, auch über mich verhängt iſt.
Ich würde ſchweigen, gält' es auch mein Leben,
Wenn dein Entſchluß nur mir Gefahren drohte.
Allein hier deine Mutter, — und was mehr iſt,
Der Staat, — und was noch mehr iſt, als ſie beyde,
Die Kirche Gottes will's, ich ſoll nicht ſchweigen,
Soll laut mit meinem Herrn und Kaiſer reden.
Hier deiner Mutter, ihr verdankeſt du
Dein Leben, — tauſendmal war's in Gefahr,
Wenn ſich, gehüllt in Larven treuer Wächter,
Eiferſüchtige, die nur durch deinen Tod

Den Weg zum Throne fanden, an dich drängten.
Verdank' es ihrem Muth, laß deine Hand
Den Scepter trägt, daß dich der Purpur schmückt!
Er, dem du jezt die Hand der Freundschaft reichen,
Er, den du auf den Thron zu dir erhöhn willst,
Er wär' izt Kaiser, wenn nicht deine Mutter
Den stolzen Plan ihm früh vereitelt hätte.
Du wärst vielleicht — Gott weiß, wo du jezt wärst;
Und sie, sie soll 's erleben, daß du ihr
Den Rücken kehrest, ihren Feind umarmest,
Sie in den Staub erniedrigst, ihrem Feinde
Den schönsten, herrlichsten Triumph bereitest.
Der Staat —

Kaiser. Verzeih. Vorerst geh weiter nicht,
Verspare, was den Staat betrifft; laß mich
Dir erst entwickeln, was ich von Dir denke,
Von meiner Mutter, und von jenem Manne,
Den ihr mir stets so fürchterlich gemahlt.
Ich ehr' in dir der Kirche Haupt; ich ehre
Dein Alter, ehre deinen heissen Eifer
Für Kirch' und Staat, erkenne deine Freundschaft
Die du dem Hause der Paläologen
Gewidmet hast, — ich ehre meine Mutter,
Ich weiß es, zärtlich hat sie mich geliebt,
Und ihre Liebe die sie zu mir trug
Ward nur zu oft für sie zu einer Quelle
Von Sorgen, Leiden und Bekümmernissen.
Der Mann, vor dem ihr damals so gezittert,
Und den ihr jezt mir so abscheulich schildert,
Der Mann war gleichwohl meines Vaters Freund;
Mein Vater hatt' in wichtigen Geschäften
Ihn viel gebraucht und immer treu befunden;

Mein Vater, ſterbend, gab mir ihn zum Vormund.
Als Vormund, ihr bezeugt es ſelbſt, erzog er
Mich redlich, ſorgte redlich für den Staat;
Wodurch denn wurd' euch dieſer Mann verdächtig?
Er war zu ſehr des Volkes Liebling, war
Ein einz'ger Abgott faſt; der hellſte Glanz
Des Ruhms umſtrahlt' ihn, wie der Glanz der Sonne,
Vor dem der Sterne ſchwächer Licht verſchwindet.
Ehrwürdiger, dir widerſprach er oft,
Vielleicht ein wenig ſtolz; — allein ich hoffe,
Der Lehrer der Geduld, der Demuth und der Rache,
Die ſich an Feinden nur durch Liebe rächt,
Vergiſſet gern, wenn er beleidigt wurde.

Patriarch. Dein Vater — —

Kaiſer. Weiter nicht hievon! Die Zeit
Entflieht mir. Laß mich hören, was du noch
Für Staat und Kirche vorzutragen haſt.

Patriarch. Vernimm's. Dein Freund — ich ſeh, du wählſt zum Freunde
Den Feind des Staats, der Kirch und deines Hauſes —
Dein Freund, vernimm's, hat einen Bund geſchloſſen
Mit jenem Volk, von dem die heil'gen Bücher
Mit ſchaudervollen Worten prophezeihn,
Daß es die Kirche Gottes wird verwüſten,
Mit jenem Volk aus Mitternacht, von dem
Der Seher ſagt, es werde Thronen ſtürzen,
Es werde große Reich' in Staub zertreten.
Der Zorn des Höchſten führte dieſes Volk
Bis an die Küſten, wo der Helleſpont
Das Morgenland von unſerm Welttheil trennt.

Bis dahin führte sie des Höchsten Zorn,
Zu sehn ob unsre Sünden uns gereuten.
Wir sünd'gen fort; das Volk und seine jungen
Regenten sind verblendet; ein Verräther
Baut selbst die Brücke, daß das Heer der Heiden
Herüber komme, daß der Tempel Gottes
Nur bald ein Greuel der Verwüstung werde.
Mein Herr und Kaiser, — um der Kirche willen,
Laß dich erflehn; zu ihrem Schutz erhob
Dein Gott dich auf den Thron. —

Anna.

Laß doch dein Herz
Mein einz'ger, theurer Sohn, sich nicht verhärten;
Laß dich erflehn!

Kaiser.

Hört mich geduldig an,
Hört mich mit kaltem Blut; entfernt die schwarzen,
Schreckvollen, aber wesenlosen Bilder,
Womit euch Wahn und Aberglaube ängst'get.
Dieß Volk, von dem du sprichst, kann mächtig werden;
Es ist ein kriegrisch Volk: sein Stifter Osmann hat
Zum Kriege, zu Eroberungen es
Gebildet, wie einst Romulus die Römer.
Nach Grösse strebt es und nach Ruhm, und sucht
Nur mit dem Schwerdt sich beyde zu erringen.
Nur Kriegesthaten ehrt es, übt sich nur
In jeder Tugend, die den Krieg verschafft.
Wir — ach, von kriegerischer Tugend ist
Uns nicht viel übrig; Handelskünste nur,
Die uns bereichern aber auch entnerven,
Nur die verstehn wir, die nur achten wir,
Und wähnen unser Gold soll uns beschützen,
Wenn über uns das Schwerdt der Feinde blinkt.

Ich weiß nicht, war es unſrer Väter Schuld
Daß dieſes Volk die ſchönſten Länder uns
Vom Euphrat bis zum Helleſpont entriß?
Wars unſrer Väter Feigheit, oder Schickſal?
Der Türken Tugend, oder unſre Laſter?
Da ſtehn ſie jetzt, — auf jenem Ufer — gierig
Herüber blickend nach Europens Küſten;
Ihr Sultan denkt in ſeinem Herzen ſich
Auf meiner Väter Thron. Dieß zu verhüten,
Eil' ich jetzt zu dem Mann, den ihr verfolgt,
Und der, von euch gedrenget, ſich vielleicht
An dieſes Volk um Hülfe wenden könnte.
Ich eile zu ihm, biet' ihm meine Freundſchaft,
Und führ' ihn, wenn er ſich gewinnen läßt,
Hieher zurück. Er iſt — ihr ſelbſt geſteht es —
An Rathe reich, von Thaten mächtig, iſt
Ein Feldherr, wie das alte Rom nur zeugte.
Wo giebt es Feldherrn ſonſt in unſerm Staat,
Die er ſo ſehr bedarf? Nur Einen nennt mir!
Ihr ſchweigt — Er zwar, er iſt ehrſüchtig, ſagt ihr:
Er mag es ſeyn; befriedigt ſeinen Ehrgeiz,
Damit er willig eure Schlachten fechte.
Mit dieſem Manne will ich Tag und Nacht
Auf Pläne ſinnen, daß das Volk der Griechen
Durch eigne Kraft ſich vor dem Falle ſichre,
Denn fremde Kräfte werden es nicht retten.
Noch iſt es Zeit. Zwar unſre ſchönſten Länder,
Sie ſind dahin; Aegypten, Syrien,
Das ganze Morgenland, ſie ſind dahin;
Doch ſind wir noch ein Volk. Wir können's ſeyn;
Wir können's ſeyn, wenn wir nur wollen, wenn wir
Nur Zwietracht, Haß und Eigennutz und Mißgunſt,
Geldgeiz und Weichlichkeit von uns verbannen.

Wir

Die

zween edle Veroneſer.

Ein

Luſtſpiel.

Wir müſſen es, wenn unſer Griechenland
Noch länger ſoll beſtehn, wenn es noch länger
Ein Staat, ein Kaiſerthum genannt ſoll werden.
Wir müſſen länger nicht den Laſtern fröhnen,
Die uns ſo tief geſtürzet. Unſre Große,
Sie müſſen länger nicht in böſen Ränken
Bey Hofe bloß erfahren ſeyn und thätig;
Der Kirche Diener müſſen länger nicht
Den Haß ernähren, der von unſern Brüdern
Im Abendland' uns trennt; das ganze Volk
Soll nicht bloß auf Gewinnſt und Reichthum ſinnen,
Es ſoll begreifen, daß nur Muth und Stahl
Den Staat Selbſtſtändigkeit verſchaffen kann.

Patriarch. Du ſiehſt, ich habe kalt dir zugehört,
Wie du's verlangteſt; doch du ſelbſt, biſt Du's?
Das Herz muß kochen, wenn die Worte glühn.
In jedem Staat ſind Fehler. Nur der Jüngling,
Wenn ſie ſein unerfahrnes Aug' entdeckt,
Wähnt, daß nur er, daß keiner ſonſt ſie ſehe;
Und wähnt, daß er dazu berufen ſey
Sie zu verbeſſern, und mit ſtolzem Eifer
Will er vollführen, was die graue Weisheit
Erfahrungsreicher Alten nicht vermochte.

Kaiſer. Verſchone mich. Ich darf die flieh'nde Zeit
Nicht länger fruchtlos mit Geſpräch verlieren.
Nach meiner Rückkunft will ich gern dich hören,
Will ich dich bitten, daß du frey und redlich
Mir über vieles deine Meynung ſageſt.

(Der Patriarch geht ab.)

Vierter Auftritt.

Anna. Der Kaiſer.

Kaiſer. (nach einer Pauſe.)

Jetzt, Mutter, muß ich eine Bitte wagen,
Als Sohn. Ich fürchte zwar, daß ſie,
Wenn du zuerſt ſie hörſt, dir ſchmerzhaft ſeyn wird.
Doch höre mich mit gütiger Geduld.
Du ſelbſt, ich hoff' es, biſt jetzt überzeugt.
Wir müſſen mit Kantakuzenus uns
Verſöhnen, wenn der Staat nicht untergehen ſoll.
Doch welches Mittel ſoll ihn an uns ziehn?
Was bürget ihm für unſre Treu, die wir
So oft gebrochen? Thaten wird er fodern;
Was thun wir, daß er unſern Worten glaube?
Oft hab' ich ſelbſt gehört, daß du mit Lobe
Von ſeiner Tochter ſprachſt, von Theodoren.

Anna. Mein Sohn! mein Sohn!

Kaiſer. So ſanft, ſo liebenswürdig,
So ganz gemacht, zur Freundſchaft und zum Frieden
Selbſt Herzen zu gewöhnen die ſich haßten,
Kenn' ich kein weibliches Geſchöpf, wie ſie.
Sie ſey das Pfand des Friedens zwiſchen uns
Und ihrem Vater! Dieß iſt meine Bitte;
Es iſt die Bitte meines Herzens, iſt
Des ganzen Volkes Wunſch.

Anna. Mein Sohn! Die Tochter
Des Mannes, der mit tauſendfachem Leiden
Mein Leben überhäufte! O wie kannſt du
Verlangen, daß ſie meine Tochter werde?

Kaiſer. Sie iſt es werth.

Anna. Die Tochter meines Feindes!

Kaiſer. Der nie verdiente, daß du Feind ihn nenntest.
Laß dich bewegen!

Anna. O mein Sohn, bedenke
Bedenke was du thuſt. Einmal gethan,
Wird dieſer Schritt vergeblich dich gereuen.

Kaiſer. Ich hoffe: nie. Du ſelber, hoff ich, giebſt
Ihm deinen Beyfall einſt von ganzem Herzen;
Des Staates Wohl, der Griechen Rettung hängt
Von dieſem Schritte ab. Du wirſt es ſehn.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Scene: das Lager des Kantakuzenus.)

Kantakuzenus. Theodora.

Kant. Dich ſeh' ich? Theodora? meine Tochter?

Theod. Mein Vater! O wie lange ſah ich dich
In Träumen bloß! ſeit wie viel Jahren war
Mir jeder Tag vom Morgen bis zum Abend
Ein langer Wunſch, nur Einmal dich zu ſehn;
Dank dir, Allgütiger, du haſt gehört,
Warum mein Herz dich bat!

Kant. O, meine Tochter!
Seit funfzehn Jahren ſehnt' ich mich umſonſt,
In dieſe Arme dich, mein Kind, zu ſchließen,

Mein einz'ges Kind! Von allen Grauſamkeiten,
Die meine Feinde über mich gehäuft,
War dieß die niedrigſte, zu ihrer Schande,
Die martervollſte für mein liebend Herz,
Daß ſie dem Vater ſeine Tochter raubten.
Oft bat ich ſie: dieß Eine nur vergönnet mir,
Von meiner Tochter trennet mich nicht länger,
Sie iſt mein einz'ger Troſt in meinem Alter;
Mein Weib habt ihr getödtet, habt ſie langſam
Getödtet durch die tauſendfachen Lügen,
Die eure Boßheit bloß dazu erdachte
Ein furchtſam Weib zu martern, ſie zu tödten:
O, tödtet nicht auch meine Tochter! Gönnt mir
Den Anblick meiner Tochter! — Nein! die feige
Boshafte Rachgier meiner ſtolzen Feinde
Verſagte dieſe Bitte mir. Gewiß
Barbaren hätten ſie erfüllt; Barbaren
Sind menſchlicher, als unſre feinen Griechen.
Doch, ſage mir, was hat ſie jetzt erweicht?
Was hat jetzt ihren Haß ſo ſehr gemildert,
Daß ſie das Kloſter endlich dir geöfnet,
Wo, wie im Kerker, du gefangen lebteſt?
Hat Furcht vielleicht ſie überfallen? traun ſie
Dem Glück nicht mehr, das ihnen ſeinen Schutz
Nicht ewig gönnen wird? Denn wahrlich, Liebe
Zum Frieden, Billigkeit, vermögen Seelen
Wie jene zu gerechten, edlen Thaten
Nicht umzuſtimmen. Sage mir, wer wars
Der dir die Freyheit gab, mich zu beſuchen?

Theod. Er wars, der jetzt das Haupt zwar deiner Feinde
Doch nicht dein Feind iſt; der, wie einen Vater
Dich liebt, wie einen großen Mann verehrt.

Kant. Du ſprichſt in Räthſeln.

Theod. Unſer Kaiſer wars.

Kant. Er? deſſen Führung mir von ſeinem Vater
Vertrauet wurde? welchen meine Feinde
Aus meinen Händen mit Gewalt mir riſſen?
Weil ſie mit Recht befürchteten, ich würd' ihn
Zum denkenden, ſelbſtthät'gen Manne bilden?

Theod. Er war's.

Kant. Wie konnt' er's? Schaaren meiner Feinde
Umgaben ihn, ſeitdem ſie mich vertrieben;
Sie unterließen wahrlich keine Künſte,
Nach ihrem Wunſch ſein junges Herz zu bilden,
Und er, ihr Zögling, haßt mich nicht? Er hält mich
Für keinen Feind des Staats? Du ſagſt: er liebt mich?

Theod. Aus ſeinem Munde hört' ich's ſelbſt. Im Kloſter,
Wo ich in Einſamkeit, von dir getrennt,
Getrennt von allen meinen Freunden lebte,
Erſchien er plötzlich; vierzehn Morgen ſind
Seitdem entflohn.

Kant. Wie durft' er das? Wie litten's
Die Stolzen, welche ſich ſo widerrechtlich
Der Vormundſchaft bemächtigten, um ihn
Zum Herrſcher nicht, um ihn zu einem frommen,
Folgſamen Sklaven ihres eignen Willens
Zum Werkzeug ihrer Ehrſucht bloß zu bilden?

Theod. Du weißt, nach ſeines Vaters letzten Willen
Gebührt die Selbſtregierung ihm, ſobald er
Der Lebensjahre volle ſiebzehn zählet.

Sie ſind verſtoſſen, und er hat, voll Muth,
Voll Würde, voll Entſchloſſenheit, den Scepter
Mit ſtarker Hand gefaßt, der ihm gebührt.
Beſtürzung überfiel die ſtolze Schaar,
Die länger noch, als Kind, ihn leiten wollte.
Von Stolz verblendet, hatten ſie den Geiſt,
Der in des Jünglings Buſen glüht, verkannt.
Da ſtehn ſie nun betäubt, beſchämt, verwandelt
In ſtumme Sclaven; zittern nun vor dem,
Der, wie ſie dachten, ſich in ihren Händen
Zum bloßen Werkzeug ſollte brauchen laſſen.
Er ſprach als Herr und bebend ſanken ſie
Zu ſeinen Füßen, kriechen nun vor ihm.
Noch ſtärker bebten ſie; Erſtaunen, Schrecken,
Angſt, Schaam, verbißne Wuth, und jede Quaal
Der Böſen fühlten ſie, als er erklärte,
Kantakuzenus ſey der Mann, den er
Zum Freund ſich wünſche, ſey der Mann, deß Freundſchaft
Zur Rettung unſers Staats er ſuchen wolle.

Kant. Wer kennt' es hoffen? — Gott, wie wunderbar
Sind deine Wege! — Welch ein Labyrinth
In das mich mein Verhängniß führt! — Doch weiter,
Erzähle, meine Tochter, laß mich hören,
Zu welcher Prüfung mich mein Gott berufen.

Theod. Zu einer Prüfung, deren ſchöner Ausgang
Mit Ehre deine Tugend, deine Leiden
Mit Sieg und Ruhm, und deine grauen Jahre
Mit Fried und Freude herrlich krönen wird.
Doch, ſey nicht zu gerührt; — Die Thränen zwar
In deinen Augen ſind der Freude Thränen,
Doch ſeh' ich ſie nicht ohne Schmerz —

Kant.

Kane. Mein Kind,
Es sollten Freudethränen seyn, sie sind's nicht!
Erschrick nicht! -- Gott, was thu' ich? — Theodora!
O fasse dich! — Die Botschaft, die du bringst,
Wie wäre sie nicht freudenvoll für mich?
Dieß einzige, daß endlich uns der Himmel
In unserm Kaiser einen Fürsten schenkt
Von edler Denkart, von entschlossnem Geiste,
Voll Muth und Kraft, voll Vaterlandesliebe,
Dieß einzige muß jedes Herz erfreuen.
Wenn meine Thränen nicht der Freude ganz,
Wenn sie zugleich auch Thränen sind der Wehmuth,
So war es, weil ich all den Jammer dachte,
Den über uns der Bürgerkrieg gebracht hat.
Was sagt' er dann, als er im Kloster dich
Besuchte, dieser junge Fürst, den uns
Zur Rettung, wie es scheint, der Himmel selbst
Mit Geist und Tugend ausgerüstet hat?

Theod. Du warst der Inhalt aller seiner Rede;
Zum Freunde wünscht' er dich, zum Rath, zum Führer;
Ja, dieses war sein Wort. Und glaube mir,
Er sprach von Herzen; denn sein ganzes Wesen
Verkündiget ein offnes, treues Herz.
Er wollte, daß ich dich besuchen sollte,
Damit mein Anblick dich der vielen Leiden
Vergessen machte, die du ausgestanden,
Und dadurch dich zum Frieden stimmen möchte,
Den er dir selbst freywillig bieten wird.
Als er so sprach, ward meine Seele heiter;
Noch war ich nicht bekannt mit reiner Freude;
Nun fühlt' ich sie; hoch schlug mein Herz, indem
Der Liebenswürdige so zu mir sprach.

Jetzt fühlt' ich auch, zum erstenmale, Stolz,
Stolz, daß er so von meinem Vater sprach,
Stolz, daß er mich zur Mittlerin ersah
Zur Botin wenigstens des Friedens, — Doch
Du freuest dich so wenig! Bist so tief
Verlohren in Gedanken!

Kant. Kann ich anders?
Die großen Wunder, die du mir erzählst,
Verwirren mich — Doch weiter.

Theod. Diesen Brief
Vertraut' er mir; dir selbst sollt ich ihn geben.

Kant. Ein Brief von ihm? (bey Seite) Wie tief werd' ich gebeugt!

Theod. (bey Seite, indem er den Brief liest.)
O Gott! was mag in seinem Herzen seyn?
Das ist nicht Freude! das sind nicht Gefühle,
Wie meine Gegenwart, wie dieser Brief
Erzeugen sollte! Nein! — er ist erschrocken;
Betrübt! gebeugt; er bebt! in seinen Mienen
Ist wilder Kummer, ist — Verzweiflung fast.
In dieser Stunde, Gott! Versprach ich mir
Der Freuden höchste: Gott, was hast du denn
Beschlossen? — Angst, wie ich sie nie noch kannte,
Umgiebt mich! — (zu Kant.) Guter, theurer Vater,
Was ist dir? Ist des Briefes Inhalt nicht,
Was ich ihn glaubte?

Kant. Meine beste Tochter,
Von wichtigem, sehr wichtgem Inhalt ist er —
Du irrst dich nicht. Voll Großmuth ist der Brief,
Voll Freundschaft gegen mich, und was noch mehr

Mich

Mich freuen muß, voll ächter, warmer Liebe
Zum Vaterlande. — Dank dir, liebe Botinn!
Doch viel enthält er auch, der Brief, was Rath
Jezt gleich in dieſer Stunde, ſchnellen Rath
Erfodert; dieſes ſenket meinen Geiſt
In Tiefſinn, dieſes mäßigt meine Freude.
Ich muß jezt gleich mit einem Freunde reden
Dort kommt er ſchon — geh hier in dieß Gezelt.

(Sie geht ab.

Zweyter Auftritt.

Kantakuzenus. Photius.

Kant. O Photius, mein Freund, welch' eine Nachricht
Bringt meine Tochter mir in dieſer Stunde!
Erſtaune nur; ſie ſelbſt iſt hier, als Botinn
Des Friedens; nicht von meinen Feinden; dieſe —
Sie ſind geſtürzt. Von unſerm jungen Kaiſer,
Dem würdigen Erben der Paläologen,
Ward ſie zu mir geſandt, denn der regiert
Jezt ſelbſt; — mit ſtarker Hand hat er die Bande
Zerriſſen, die ihn ewig feſſeln ſollten.
Sieh dieſen Brief von ihm, — er bietet mir
Die Mitregierung an! Freund, welch' ein Glück!
— Doch nein! — ich ſeh's an deinen finſtern Mienen,
Daß dieſes Glück dich nicht erfreut, — dich ſchrekt!
Ach, warum kam die Botſchaft mir nicht früher?
Warum doch, Freund, warum eilt' ich ſo ſehr
Mit den Otmanen jenen Bund zu ſchließen,
Der, fürcht' ich, jezt vielleicht mich hindern wird,
Das Glück zu ernten, das ſo ſchön mir blüht?

Phot.

Obot. Den Bund rieth dir die Klugheit, und — noch mehr
Die Noth; dein Untergang war unvermeidlich,
Nur dieser Bund vermochte dich zu retten.
Wer kennt' auf Wunder rechnen? Denn es ist
Ein Wunder, daß ein junger Prinz, umgeben
Von deinen Feinden seit so vielen Jahren,
Dich nicht mit ihren Augen sieht, und daß er
Dich kennet, deine Tugend, dein Verdienst:
Und deine Leiden. Sind sie denn so häufig,
Die jungen Fürsten, die selbst untersuchen?
Die selbst urtheilen können? In die Reihe
Der Möglichkeiten zwar gehören sie;
Doch der Wahrscheinlichkeiten, wahrlich nicht.

Kant. Der Fehler ist begangen, Freund; laß uns
Gestehn, daß es ein Fehler war. Wir hätten
Auf diese Möglichkeit auch rechnen sollen.
Doch — was ist jezt zu thun? der Kaiser will
In diesem Lager mich noch heut besuchen.
Mein Freund, du mußt hinüber, — eile, fleug
Nach Asien hinüber — zu dem Sultan.
Der Bund soll heilig bleiben; — aber jezt
Bedarf ich seiner Hülfe nicht; dieß meld' ihm;
Er sende mir jezt seine Völker nicht.
Triffst du sie unterwegens schon, so laß sie
Zurücke gehn; laß sie nicht nach Europa;
Sag' ihnen, sag' dem Sultan, daß der Frieden
Geschlossen sey; sag', meine Feinde hätten,
Von Gottes Hand gerührt, um ihn gebeten,
Demüthig ihn gesucht; ich sey indessen
Dem Sultan dankbar stets. In meinem Namen
Sag' ihm dieß alles. Nur noch diesen Dienst
Erweise mir, mein Freund, dann komm zurück

Und

Personen.

Der Herzog von Meiland, Vater der Silvia.

Valentin, } die zween Veroneser.
Protheus, }

Antonio, Vater des Protheus.

Thurio, ein alberner Nebenbuhler des Valentin.

Eglamor, Beyſtand der Silvia bey ihrer Flucht.

Der Wirth, bey welchem Julia in Meiland ſich aufhält.

Einige Verbannte.

Speed, } luſtige Perſonen, und Diener von Va-
Lanz, } lentin und Protheus.

Panthion, Antonio's Diener.

Julia, eine Dame von Verona, von Protheus geliebt.

Silvia, des Herzogs von Meiland Tochter, von Valentin geliebt.

Lucetta, Kammer-Mädchen der Julia.

Bediente, Muſicanten.

Der Schauplaz iſt zuweilen in Verona, zuweilen in Meiland, und an den Grenzen von Mantua.

Und theile was das Glück mir giebt mit mir.
Vor allem laß dir noch empfohlen seyn,
Indem du überschiffst, laß alle Schiffe
Von jenem Ufer sich geschwind entfernen, —
Du weißt, wie oft ich dieß Gebot gegeben,
Doch unsrer Schiffer Eigennutz verachtet's; —
Jezt müssen wir's mit größter Streng' erneu'n,
Es möchte sonst der Sultan seine Völker
Herüber führen wieder unsern Willen.
Noch einmal, eile, flieg; entscheidend ist
Heut deine Schnelligkeit für mich, für dich,
Für Griechenland, vielleicht für ganz Europa.

Phot. Ich fühle ganz die Wichtigkeit des Auftrags.

(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kantakuzenus

Es war ein falscher Schritt; — jezt seh' ich 's ein.
Verschwunden ist auf einmal aller Nebel,
Der mich verblendete. Ich seh den Abgrund;
Zu ihm hat Ungeduld mich fortgerissen.
Vergebens such' ich Gründ' hervor, und stelle
Mir selbst im stärksten Licht sie dar. Nichts, nichts
Kann mich entschuldigen; hier diese Stimme
— Vergebens streb ich, sie zu unterdrücken —
Sie schweiget nicht, sie ruft: es war Verbrechen,
Daß ich mit einem Volke mich verband,
Vor dem der Staat jezt täglich zittern muß.
Und dennoch hab' ich's redlich stets gemeint
Mit dir, mein Vaterland, und schloß den Bund
Mit jenem Volk in fester Ueberzeugung,

Es

Es ſey zu deinem Heil. Ich habe mich
Geirrt; mein unglückſeliger Irrthum war
Die Frucht der Leidenſchaft. O, bebt zurück
Vor jeder That, ihr armen Sterblichen,
Vor jeder That, ſo herrlich ſie auch glänzt
Die in den Rauſch der Leidenſchaft geſchieht;
Im Rauſche ſchwebt ein Paradieß vor euch,
Ihr eilt hinzu, und ſtürzt in einen Abgrund.

Vierter Auftritt.

Kantakuzenus. Photius.

Phot. Herr, ſey bereit zu einem neuen Auftritt;
Sie ſind herüber, — ſind ſchon in Europa.

Kant. Was? in Europa ſchon? wer?

Phot. Die Osmanen.

Kant. Wie iſt es möglich?

Phot. Wer es weiß, erklär' es;
Ich weiß es nicht! Ob deine Schiff' es waren?
Ob Handelsſchiffe? ob ſie es gezwungen;
Ob ſie's für Geld gethan? ich weiß es nicht.
Doch ja, für Geld, für Geld geſchah's gewiß;
Der Kaufmann will nur Geld; verwünſchte Geldſucht!
Verwünſchter Handelsgeiſt! Kein Staat beſteht,
Wo Gold der Abgott aller Herzen iſt!
Ja, nicht unglaublich iſt es, unſre Schiffer,
Sie waren's ſelbſt! — o möcht' ich doch mich irren
Vielleicht auch waren es die Genueſer;
Du weißt wie gierig, wie heißhungrig dieſe
Nach Golde ſind. Der Türk durft' ihnen nur
Recht volle Beutel bieten, und ſie fuhren

Sehr

Sehr gern ein Volk herüber, das vielleicht
Der ganzen Chriſtenheit Verderben bringt.

Kant. O zürne nicht, mein Freund! jetzt iſt nicht Zeit
Zu zurnen; laß uns redlich Mittel ſuchen
Das Unglück abzuwenden, das wir ſelbſt,
Gott weiß, aus Irrthum uns bereitet haben.

Phot. Ich weiß kein Mittel. — Schon, — du wirſt erſchrecken, —
Schon iſt Kallipolis in ihren Händen.

Kant. Schweig, Freund! das iſt zu viel! Doch rede, rede
Und tödte mich! Kallipolis verlohren!
Wie? iſt es nicht ein feſter Ort? liegt nicht
Beſatzung dort? wie? iſt denn Wachſamkeit,
Und Treu', und Muth ganz unter uns verſchwunden?
Giebts keine Griechen mehr; die wiſſen, fühlen,
Was ſie dem Staate, der Religion,
Was ſie ſich ſelber, ihren Eltern, Weibern
Und Kindern ſchuldig ſind? Iſt feige Furcht
So allgemein der Griechen Eigenſchaft?
Iſt Leben ihnen mehr, als Ehr und Gold?
Mehr als das Vaterland? So ſind wir reif,
Vollkommen reif zu ewiger Sclaverey!
Doch, Photius, laß uns nicht muthloß ſeyn;
Verzagen, wenn das Vaterland ſelbſt ſchon
Am Rande ſeines Unterganges ſteht,
Iſt ſchändliches Verbrechen, iſt Verrath!
Dann, dann iſt Klugheit, iſt entſchloßner Muth
Von allen Tugenden die göttlichſte.
Ich kenne deinen Geiſt — ermanne dich!
Uns beyde beugt kein Streich; ſo unerwartet,
So hart er auch uns trift, wir ſtehen feſt
Und kämpfen fort, ſo lange Blut und Odem
Uns nicht verlaſſen — Gott; was ſeh' ich dort!

Fünfter Auftritt.

Kantakuzenus. Photius. Murad mit einer Begleitung von Janitscharen.

Mur. Sieh hier, so treu ist der Osmanen Volk;
So eilt, so fliegt es, gleich dem Blitz, zu helfen,
Wenn seine Freund' in Nöthen ihm nur winken.
Mein Vater, Sultan Orchan, sandte mich;
— Früh lehrt' er mich den Krieg, erzog im Lager
Und unter Waffen mich, mein Nam' ist Murad: —
Geh, sprach er, nimm von meinen tapfern Kriegern
Die Tapfersten, die Löwen; führe sie
Ans Ufer, das der Hellespont benetzt.
Du findest Christenschiffe dort; sie sollen
Hinüber dich nach jener Küste tragen
Des Abendlandes, das bisher noch nicht
Die Schwerdter der Osmannen blinken sah;
Siegreich und schnell sey dort dein Flug zu ihm,
Zu meinem Freunde, zu Kantakuzenus.
Verlaß ihn nie, zur Seite geh ihm stets
Als Wach' und Freund, auf jeden seiner Winke
Zu jedem Kampf bereit, zu Tod und Sieg!
So sprach der Sultan, und gab mir die Schaaren,
Den Kern der Helden, den vor wenig Monden
Er selbst zu Schlachten auserlas. Ihr Arm
Ist nervicht, schnell sind ihre Füße; Muth
Flammt ihnen aus dem Blick; stolz schlägt
Ihr Herz; sie fühlen sich zum Sieg bestimmt.
An ihrer Spitze gieng ich: sieh', da führte
Mich Gottes Rathschluß hin zu einer Hütte
Von einem frommen, heil'gen Mann bewohnet.
Um Segen bat ich ihn; die frommen Hände

Legt

Legt er aufs Haupt von einem meiner Krieger,
Und sprach: aus euren Augen blitze Schrecken
Auf eure Feinde! Wie das Schwerdt der Engel
Die den Propheten in der Schlacht umrinaten,
Seyn' eure Schwerdter! Siegesglanz umstrahl' euch!
Vor eurem Heldenschritt zerstreue sich
Der Feinde zahllos Heer, schon euer Name
Sey Schrecken ihren Ohren! Janitscharen
Soll euer Name seyn, denn euer Muth
Soll immer kühn seyn, wie der Muth der Jugend!
So sprach der fromme Mann und Gottes Rathschluß
Begeistert' ihn, daß er die Krieger mir
So segnete (auf die Janitscharen weisend). Und diese
Krieger fechten
Jetzt in Europa blos, mein Freund, für dich.
Sie sind es werth, daß du sie alle sehst
Und Zeuge seyst, wie sie zum Krieg geschäffen,
Zum Sieg begeistert sind. Das Morgenland
In seinem weiten Schoos hat solche Krieger
Nicht mehr; das Abendland sah nie dergleichen.
Sie lagern sich nicht weit von hier; komm mit mir
Zu meiner Rechten, als mein Freund, sollst du
Durch ihre Reihen gehn, sollst deinen Muth
Erwärmen an dem Feuer ihrer Augen,
Sollst staunen, wenn ihr Arm, kraftvoll und stark,
Als wär er Eisen, leicht und schnell, wie Blitze
Die scharfen Schwerdter schwingt. Dann sprichst
du nur
Ein Wort, nennst uns den Ort nur, wo dein Feind
Zu treffen ist, wir gehn und schlagen ihn.

Kant. Wenn, edler Fürst, die Freud' in meinen Augen
Nicht lebhaft glänzt, so denke darum nicht,

Daß ich ſie nicht im Herzen lebhaft fühle.
Das Alter gleichet einem trüben Abend,
Wenn Wolken ſich am Horizont verſammeln,
Und uns die Sonne, nach dem Untergange,
Nur ſelten matte, ſchwache Stralen ſenkt.
Ich kannte längſt die Treue der Oſmannen,
Sie wars die mich bewog, an Sultan Orchan,
An deinen groſen Vater mich zu wenden.
Er iſt, ſagt' ich zu mir, großmüthig, tapfer,
Uneigennützig; ſo ſind ſeine Söhne,
So iſt ſein Volk. Ein Bund mit Sultan Orchan,
Ein Bund mit den Oſmannen wird dich ſchützen,
Wenn Tauſende von Feinden dich umringen.
So ſagt' ich zu mir ſelbſt, und ſchloß den Bund.
Stets ſey er heilig beyden Theilen! ſey
Ein ew'ger Quell von nachbarlicher Freundſchaft,
Von ungeſtöhrtem Frieden beyden Völkern!
Ich ſag' ein Friedensquell für beyde Völker,
Für die Oſmanen und für alle Griechen.
Denn wiſſe, Fürſt, — ich zweifle nicht, mit Freuden
Wirſt du's vernehmen, — meine Feinde bieten
Mir Frieden an; das Volk der Griechen iſt
Der Zwietracht müde; alles ſehnet ſich
Nach Einigkeit; — Zum Theil iſt dieſes Wirkung
Von dem Gerücht, das laut verkündigt hat,
Dein Vater ſey mein Freund. Bloß dieß Gerücht,
Oſmannen würden auf den Kampfplatz treten
Für mich, hat meine ſtolzen Feind' entwaffnet,
Hat Friedenswünſch' in ihrer Bruſt erzeugt.
Und nun, mein Freund, verſprech' ich dir, den Bund
Den ich perſönlich nur mit euch geſchloſſen,
Mein Rath — viel gilt er jetzo bey den Griechen, —
Mein Einfluß, mein Beſtreben ſollen ihn

In einen ew'gen Völkerbund verwandeln.
Mein Volk, die Griechen, dein Volk, die Osmannen,
Sie sollen Brüder seyn; so werden beyde
Unüberwindlich, ihrer Feinde Schrecken,
Und sichre Stützen seyn für ihre Freunde.

Mur. Der schönsten Morgenröthe gleicht dein Vorschlag
Von brüderlichem Bunde. Wie der Thau
Erquicket er mein friedeliebend Herz.
Ich selber biete dir dazu die Hand,
Und schlage noch ein neues Band dir vor,
Das süßeste, das Menschen binden kann,
Das Band der Liebe. Fürst, jetzt will ich dir
Bekennen, welch' ein Sporn so schnell mich trieb
Dein Antlitz selbst zu sehn; die Liebe war's.
Ich liebe deine Tochter; — du erstaunst
Mit Recht. — Einst kamen Künstler deines Landes
Nach Prusa, meines Vaters Sitz. Sie zeigten
Gemählde mir. Bezaubert ward ich gleich
Von einer weiblichen Figur. — Wer ist sie?
Fragt' ich entzückt, und sie war — deine Tochter.
Wo lebt sie? und was sonst der Fragen mehr
Das heftige Verlangen eingab, fragt' ich
Begierig und verschlang mit Lust die Antwort,
Wie Durstige den lang entbehrten Trunk.
Sie sey im Kloster, hört' ich, ließ das Kloster
Mir nennen, und nun ungesäumt, verkleidet
In einen Christenpilger, gieng ich, flog ich
Hinüber nach Europa, sah die Stadt,
Sah Konstantins erhabne Stadt, und sah,
Was mehr als sie mich reizte, sah dein Kind,
Sah deine Theodora, einst auch meine,
Da Friede dir so sehr am Herzen liegt.

Um ihn zu knüpfen unter uns, haſt du
Kein ſtärker Band; es iſt das ſanfteſte,
Es iſt das einzige für dieſes Herz.

Kant. Fürſt, jedes Band ſoll theuer mir und werth ſeyn,
Das unſrer Freundſchaft Feſtigkeit verſchafft.
Allein du weiſt doch, andre Sitten herrſchen
Im Abendlande unter meinen Griechen,
Und andre unter euch; du weißt auch, jedem
Sind ſeines eignen Volkes Sitten heilig.
Erlaube mir, daß ich erſt meine Tochter
Um ihre Wünſche, um ihr Herz befrage;
So will es unſre Sitte; ſeine Tochter
Verſchenkt kein Vater bloß nach eigner Willkühr.
Frey wählet ſie; der Vater leget bloß
Ihr Gründe vor. Ich zweifle nicht, die edle
Die liebenswürd'ge Tugend, die in dir
So herrlich ſtrahlet, muß ihr Herz mit Achtung,
Mit Freundſchaft ſelbſt für dich, mein Fürſt, erfüllen.
Doch Chriſtenſitten, und die unſern — haſt du
Die Scheidewand bedacht, die beyde trennt?

Mur. Und reichte dieſe Scheidewand bis hoch
Zum Himmel, bis zur Hölle tief, ſie trennt mich
Von Theodora nicht. Für edle Seelen
Sind äuſſerliche Sitten, ſind Gebräuche,
Sind Glaubenslehren von unſichtbaren Dingen,
Nie eine Scheidewand; nur Laſter ſind es.
Doch, Fürſt, mein Wunſch in dieſer Stund' iſt bloß,
Daß du zu meinem Lager mich begleiteſt.
Sie ſind es würdig, meine tapfern Streiter,
Daß ſie dein Antlitz ſehn, des Helden Antlitz,
Für den ſie kämpfen.

Kant. Führe mich; ich folge.

Dritter

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Kaiſer.

(Die Scene iſt noch im Lager des Kantakuzenus.)

Allein? jenes iſt das Lager der Oſmannen?
Sie ſind ſchon in Europa? Länger trennt
Der Helleſpont ſie nicht von Griechenland?
Wer ſchiffte ſie herüber? Denn ſie ſelbſt,
Sie haben keine Schiffe? Chriſten waren's?
Der Geiz der Chriſten? oder, was noch ärger,
Der Chriſten Wuth, einander ſelbſt zu ſtürzen,
Zu unterjochen, ſollt' auch gleich darüber
Die ganze Chriſtenheit zur Sclavin,
Zu leichter Beute den Barbaren werden?
War's du's, Kantakuzenus? War es Täuſchung,
Wenn ich ſo hoch von deiner Tugend dachte?
Galt Rache dir mehr als dein Vaterland?
Nein, dieſes Bundes hielt ich dich nicht fähig!
So hatten deine Feinde Recht? und ich,
Der dein Bewundrer war, ich bin beſchämt?
Für Griechenlandes Retter hielt ich dich,
Und du biſt ſein Verräther?

Zweyter Auftritt.

Der Kaiſer. Theodora.

(Indem er ſich umſieht, kommt ſie aus ihres Vaters Zelte, von ihm unbemerkt.)

Kaiſer. Iſt denn niemand
Mich zu empfangen hier? Ich hab' ihm doch

Durch ſeine Tochter ſelbſt die Zeit beſtimmt?
Und er — er iſt im Lager der Oſmanen?
Will er vielleicht auch mich, — auch mich! — verrathen?
Wer giebt mir Nachricht?

Theod. O, mein Herr und Kaiſer!
Zu deinen Füßen fleh' ich! O verdamme
Nicht meinen Vater ungehört! So ſtrafbar
Er ſcheinen mag, — er iſt es nicht! — gewiß!
Ach, alles Unglück, — o wie ſoll ich dir's
Erzählen, — häuft ſich über ihn zuſammen.

Kaiſ. Ein groſſes Unglück, beſte Theodora,
Iſt deines Vaters Bündniß mit den Türken;
Es iſt vielleicht der Untergang der Griechen. —
Ließ er mit ſeinen Schiffen ſie herüber
Nach unſrer Küſte bringen, o ſo war er, —
Ich mag dich nicht betrüben, mag dir nicht
Den Namen nennen, den er dann verdient.
Wie kamen ſie, — erklär' es, wenn du kannſt, —
So ſchnell herüber? daß ihr Lager dort
So nahe ſteht, wer hat's gethan? weißt du's?
War's nicht dein Vater? Sage mir, wer war es?

Theod. Nicht er, mein Fürſt. Er ſuchte Schutz bey ihnen.
Schutz mußt' er ſuchen, dieſes weißt du ſelbſt;
Weißt, wie ihn ſeine Feinde drängten; weißt,
Wie ſie ihr Herz vor jedem Friedenswort
Verſchloſſen, und des Krieges Ende nur
In ſeiner Schand', in ſeiner Unterdrückung,
In ſeiner gänzlichen Vernichtung ſuchten.
Zu ſeiner Sicherheit ſucht er den Schutz
Des Sultans; Sicherheit allein, nicht Rache,
War ſeine Abſicht. Nie vergaß er, nie,

Die

zween edle Veroneſer.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein offner Plaz in Verona.)

Valentin und Protheus treten auf.

Valentin.

Höre auf, mich überreden zu wollen, mein liebſter Protheus; die Fremde iſt das beſte Mittel, den Verſtand und die Sitten eines jungen Menſchen zu polieren. Wäre dein

Was für das Vaterland die Pflicht verlangt.
Er liebt es, liebt es mehr als seinen Ruhm,
Als Glanz und Gröſe, mehr noch, als sein Leben.
Wär' seine Unschuld nur von seinen Gegnern
Erkannt, dem Herrschen hätt' er gern entsagt,
Und jedem Antheil an der Herrschaft, – hätte
Gern seines langen, thatenvollen Lebens
Vielleicht nur kurzen Rest in unbefleckter,
Verborgner Ruh, umringt von seinen Freunden,
Den Zeugen seiner Tugend, sanft verlebt.
Allein verworfen ward von seinen Feinden
Ein jeder Antrag, den er noch so redlich
Aus warmer Liebe that zum Vaterlande.
Die Unversöhnlichen, – sie häuften tausend
Und tausendfache Lästerungen – schändlich
Beschimpften sie sein graues Haar mit Lügen.
Nothwendigkeit die Lügen zu beschämen,
Die Lästrer zu widerlegen, zwang ihn
Zu jenem Bunde. Dennoch war er immer
Mit seiner ganzen Wachsamkeit bemüht,
Daß nicht dem Vaterland' aus diesem Bunde
Gefahr entstände. Jenes kühne Volk
Ehrt meinen Vater, ließ von ihm schon oft
Sich lenken, fragt' ihn oft um Rath, und folgt ihm.

Kaiser. Vielleicht nur aus Verstellung, Theodora.
Dieß Volk ist kühn nicht nur, auch klug und schlau.
Wie viel gewann es nicht, wenn ihm dein Vater,
Er, Haupt von einer wichtigen Parthey
Im zwietrachtvollen Staat, sich anvertraute?
Und es erlangte diesen großen Vortheil;
Durch Schmeichelkünste hat es ihn erlangt!
Kein Sieg, erfochten mit dem Schwerdte, konnt ihm

So wichtig sein. Willst du ein mächtig Volk
Entkräften, laß es unter sich zerfallen,
Laß ehrsuchtvolle Häupter der Partheyen
Mit mächt'ger Nachbarn sich verbinden, laß sie
Sich an die Spitze fremder Krieger stellen;
Und wenn's ein Volk der ersten Grösse war,
Es wird herab zur tiefsten Ohnmacht sinken;
Den Nachbarn wird es zum Gespötte werden.
O Theodora, wenn dein Vater sich
Mit diesem Volk so fest verbunden hat,
So bin ich hier umsonst. Ich wollt' ihn bitten,
Als Rath, als Freund, als Mitregent den Thron
Mit mir zu theilen, daß die Wunden endlich,
Die unsern Staat geschlagen sind durch Zwietracht,
Durch Eintracht unter uns geheilt würden.
Ich wollt' ihn bitten, daß er unsre Freundschaft
Zur heiligsten, zur schönsten Ruh' erhöhte,
Daß er sich mir zum zweyten Vater schenkte — —

Theod. Hier kommt mein Vater selbst.

Dritter Auftritt.

Der Kaiser Theodora. Kantakuzenus mit einem Gefolge, dem er zurückzutreten winkt.

Theod. (zu Kantakuzenus.) Der Kaiser!

Kaiser. Seit ich mit hellerm Blick zu sehn begann;
Seitdem ich deutlicher der Uebel Menge
Zu kennen anfieng, die dem schönen Staat
Der Griechen Untergang und Schande drohn,
Beklaat' ich oft, daß der Partheyen Wuth
Die besten Männer von dem Steuer trieb;
Beklagte ich, aus unglückselgem Irrthum

Am

Am Hofe dein Verdienſt verkannt zu ſehn,
Am Hofe warſt du verhaßt, gefürchtet,
Und ich verehrte dich: ich glaubt' in dir
Den einzigen zu ſehn, durch deſſen Weisheit,
Durch deſſen Tugend unſer Griechenland
Von Schand und Sclaverey ſich retten könnte.
Im Stillen hab' ich oft mit dir gelitten,
Wenn ich, umringt von deinen Feinden, hörte,
Wenn ſie ſich rühmten, daß du nun beſiegt,
Ohn' alle Rettung nun verlohren wärſt.
Der Zwang der Vormundſchaft war meinem Herzen
So läſtig nie, als wenn er mir verwehrte
Laut zu bekennen daß ich dich beklagte.
Dann ſehnt' ich mich mit heft'ger Ungeduld
Selbſt zu regieren; wünſcht' es bloß, um dir
Die Hand zu bieten, dich, als einen Freund,
Als einen Vater, neben mir zu ſetzen
Auf meinen Thron. Ich wollt' ihn mit dir theilen.
Der Tag iſt da; im völligen Genuß
Der Kaiſerwürde war mein erſter Schritt
Durch deine Tochter dir zu melden, daß ich
Dich ſehnlich wünſcht' an meine Bruſt zu ſchließen.
Mein zweyter Schritt war — ſelbſt hieher zu eilen.
Zu unglückſel'ger Stunde komm' ich, finde
In dir den Mann, der unſerm kranken Staat
Die unheilbarſte ſeiner Wunden ſchlägt.
Sprich, kennſt du jenes Volk das dort ſich lagert,
Durch deine Schuld ſich lagert, das mit gier'gen
Eroberungsſüchtgen Blicken unſre Hauptſtadt,
Konſtantinopel, ſchon verſchlingt? ſprich, kannſt du's
Hinbannen dort zurück woher es kam?
Jenſeits des Meeres? kannſt du es bereden,
Aus einem Lande wieder gern zu weichen,

Wo leichter Sieg und reiche Beut' ihm winken?
Verſtehſt du Zaubertöne, wie Amphion,
Dem wilden Raubthier Sanftmuth einzuſchmeicheln,
Daß es des Blutes, ſo es ſchon gekoſtet,
Großmüthig ſich enthalte, daß es ſchonend
Die ſchon erhaſchte Beute fahren laſſe
Und zahm und ſanft in ſeine Höhle ſchleiche?
Vermagſt du dieſe Wunder? — Dann erſt iſt'
Noch Hofnung übrig, daß das Reich der Griechen
Nicht bald die Beute der Osmannen werde.

Kant. Mein Herr und Kaiſer, tief bin ich gebeugt.
Du redeſt wahr. Ja, Untergang und Schande
Stehn unſerm Staat bevor. Nur dieſes Eine,
Der bittre Vorwurf nur iſt ungegründet
Den du mir machſt. Ich habe die Osmannen
Nicht hergeführt. Es war nicht mein Befehl,
Vielmehr verbot ich unſern Schiffern ſtets
Dieß Volk zu führen, warnte ſie beſtändig;
Allein du weiſt es leider, Durſt nach Golde
Macht unſre Griechen treuloß, feige, macht ſie
Zu feilen Sclaven, die mit kaltem Blute
Für kleinen Lohn das Vaterland verrathen.
Fürſt, willſt du Rettung, — wollen wir das letzte
Verſuchen, was noch übrig iſt: ſo mußt du,
Wir alle müſſen die begangnen Fehler,
Wer immer ſie begieng, vergeſſen. Jeder
Vergrab in ew'ge Nacht, was er für Unrecht
Von ſeinen Gegner litt. Es rüge keiner
Des andern Mängel. Wer am erſten ſie
Und williaſten vergißt, iſt jetzt der beſte
Der treuſte Patriot. So denke jeder
In jedem Buſen ſchlag, ein feurig Herz

Für

Für eigne Größe nicht und eignen Ruhm,
Nein, für das Vaterland! — Wer Feind uns war
Sey jetzt uns Bruder! Jeder seh im andern
Nichts als den Kämpfer, den das Vaterland
Im letzten Kampfe nicht entbehren kann!

Kaiser. Du sprichst Gedanken meiner eignen Seele,
Gefühle meines Herzens. Ja, so sey's!
Durch redliches, durch feuriges Bestreben
Fürs Vaterland in diesem Sturm der Noth
Sey jede Schuld, so groß sie war, vertilgt!
Mann, den ich ehre, sey mein Rath, mein Freund!
Begleite mich zu der bedrängten Stadt.
Das ganze Volk sehnt sich, dich dort zu wissen.
Es liebt mich, weil es weiß daß ich Dich liebe.
In banger Angst, ob nicht den morschen Staat
Der erste Stoß von irgend einem Feinde
Zertrümmern werde, schauen sie nach dir.
Wie, wenn nach finstern Sturm der Sonne Glanz
Durch fliech'nde Wolken heiter und erquickend
Hervorgeht, wie das Herz der Menschen dann,
Das erst verzagte, freudig wieder schlägt:
So wird der Griechen Volk, wenn es uns beide
In Eintracht muthvoll sieht ans Steuer treten,
Mit Blicken froher Hoffnung uns betrachten.
Jetzt darf mein Herz dir einen Wunsch eröffnen;
Das Wohl des Staates trifft mit ihm zusammen.
Du willst mein Freund, mein Rath, mein Beystand seyn;
Sey mehr noch, sey mein Vater! Alles Volk
Wünscht diese Bande, zwischen uns. Am meisten
Wünscht sie mein Herz. Auch wenn die Zeiten nicht
Dies Band verlangten zwischen dir und mir,
Mein Herz verlangt es: gieb mir deine Tochter!

Kant.

Kant. (bey Seite) Gott, welch' ein neuer Streich!

Kaiſer. Wie? Du erſchrickſt?
Mein Wunſch bringt dir nicht Freude? bringt dir Schmerz?
Verbirg ihn nicht! dein Auge, deine Mienen
Verrathen deutlich daß du Schmerz empfindeſt,
Weil ich's gewagt, dich um dein Kind zu bitten.
Wie? ſollt' ich dieſes nicht? warum nicht? ſprich.
Bin ich nicht ihrer werth? iſt nicht mein Herz
Aufrichtig? zeugt nicht jeder meiner Schritte
Von meiner Redlichkeit? und du? du zweifelſt?

Kant. Ich zweifle nicht; ich liebe dich! Wem ſonſt?
Wem könnt' ich lieber meine Tochter geben?
Doch kann ſie dein nicht werden, denn — ſie iſt
Nicht länger — mein!

Theod. (bey Seite) Gott! ſey mir gnädig!

Kaiſer. Wie?

Kant. Seit dieſem Morgen iſt ſie nicht mehr mein.

Kaiſer. Und weſſen iſt ſie?

Kant. Murads.

Theod. (bey Seite) Gott, ſey gnädig!

Kaiſer. Was? weſſen?

Kant. Murads.

Kaiſer. Murads? Nein, Verräther,
In Ewigkeit ſoll ſie nicht Murads werden!
Flieh du zu ihm; aeh, werde du ſein Sclave;
Dein Kind bleibt hier, bleibt frey, bleibt Kaiſerin.
Die lezte Kraft des Reiches biet ich auf

Und falle lieber in dem lezten Kampf
Als daß ich Zeuge dieſer Schande ſey.
Die edelſte der Töchter Griechenlandes
Sie ſollte Sclavinn des Barbaren werden?
Komm, Theodora; komm, vergiß den Mann,
Den du nicht länger Vater nennen mußt.

Theod. (zu ihres Vaters Füßen) Mein Vater!

Kant. Murad liebt dich, meine Tochter.
Er hat mein Wort, und dieſes muß, du weißt,
Unwiderruflich ſeyn.

Theod. So iſt mein Unglück
Unwiderruflich!

Kaiſer. Knie länger nicht;
Sein Ohr iſt taub: umſonſt ſind Flehn und Thränen;
Komm laß uns fliehn, er möchte dich ſonſt gleich
Den Händen des Barbaren überliefern.

Kant. (zu ſeinem Gefolge) Führt ſie hinweg. (Man führt ſie weg)
(zum Kaiſer) Du ſiehſt, mein Herr und Kaiſer,
Gelaſſen hör' ich, wie du mich beleidigſt;
Die Leidenſchaft verblendet dich. Ich will
Jezt nicht rechtfertigen, was ich gethan.
Einſt, hoff' ich, legt ſich der wilde Sturm
In deiner Bruſt, dann ſollſt du Richter ſeyn,
Dann biſt du's fähig.

Vierter Auftritt.

Der Kaiſer. Kantakuzenus. Photius.

Phot. Herr, mit ſtarken Schaaren
Kommt Sultan Murad ſelbſt.

Kant. Mein Kaiſer, eilt.
Flieh, daß du hier nicht ein Gefangner werdeſt.

Kaiſer.

Kaiſer. Ich? flehn? iſt dieſes nicht dein Lager?

Kant. (zu den Füßen des Kaiſers) Laß dich
Erbitten! knieend fleh' ich dir! der Staat,
Dein Volk, ſie flehn mit mir. Um ihretwillen —
Komm, Photius, komm, hilf mir flehn.

Phot. (knieend) Erhöre
Das Vaterland; es fleht aus unſerm Munde

Kant. Der treuſte meiner Freunde, Photius
Soll dich begleiten. Zögre länger nicht.
Geh, Photius, rett' unſern Kaiſer! bring ihn
Zur Stadt auf Wegen, welche den Osmanen
Noch nicht bekannt, die ſicher ſind. Mein Kaiſer,
Vertrau dich ihm; er iſt treu, klug und tapfer.

(Nach einigem Widerſtreben geht der Kaiſer mit Mienen zurückgehaltenen Unwillens, von Photius begleitet, ab.)

Fünfter Auftritt.

Kantakuzenus.

Und nun, wohin? — Gott! — Gott! — zu meiner Tochter!
Zu meiner Tochter! — Ihr zu ſagen; daß ich —
Entſezlich! — daß ich ſie verkauft! verſtoßen!
Verkauft! — Unſel'ger Ehrgeiz, deinetwegen!
Dir zu gefallen, zürnende Rachgier!
Um durch Barbaren meine ſtolzen Feinde
In Staub zu treten, ſchloß ich erſt den Bund;
Gefeſſelt durch den Bund, bin ich genöthigt
Jezt meine Tochter, meine einz'ge Tochter,
Die heute mich zum erſtenmale ſah,
Dem Sultan heute noch zu überliefern.
Der Sultan hat mein Wort. — Er kommt; — wie könnt' ich

Mich

Mich jetzt entſchuldigen? — Umſonſt! — Bin ich
Doch nicht der erſte, — hat doch längſt die Vorzeit
Der Väter mehr geſehn, die eignem Vortheil
Der Kinder Wohl entſchloſſen aufgeopfert?
Und — wann wird Mangel ſeyn an ſolchen Vätern? —
Abſcheulicher Gedanke! — Nein, ſo fühllos
Sey dieſes Herze nie! Sein Tadel mag
Mich immer foltern, ſchweigen müſſ' er nie!
O meine theure, gute Theodora,
O könnteſt du mein blutend Herze ſehn!
Voraus muß ich dir ſcheinen, und ich bin
Selbſt Märtyrer — O ſähſt du allen Jammer,
Der hier in dieſen Buſen wühlt, du würdeſt
Verzeihn! mitleidig, großmuthvoll verzeihn!
Was zög're ich noch?

(er gehe nach dem Zelte, bleibt aber ſtehn.)

Mich ſchaudert! — Gott, ich muß!
Doch eh ich ſie dem Sultan übergebe,
Soll ich vorher ſie nicht dazu bereiten?
Ihr nicht das Innre dieſer Bruſt eröffnen?
Dann wird ſie minder ſich unglücklich finden,
Wenn ſie erfährt, wie tauſendfache Marter
Dies Herz zerreiſſen! — wenn ſie hört, daß nur
Mein Unglück mich zu dieſem Schritte zwingt.
Für ihren Vater, den ſie zärtlich liebt,
Giebt ſie, ich weiß, ſich gern zum Opfer hin,
Wenn ſie erfährt, daß ihn dies Opfer nur
Der Schande, die ihm droht, entreiſſen kann.

Nein! — überraſchen muß ich ſie — mich ſelbſt.
Schnell muß die That geſchehn, wenn ſie geſchehn ſoll,
Schnell werd' ihr mein Entſchluß eröffnet, ſchnell

Voll-

Vollführt; ſonſt — was vermögen Bitten,
Vermögen Thränen nicht von einem Kinde
Bey einem Vater, deſſen Bruſt noch nicht
Der Stimme der Natur verſchloſſen iſt.
Schon dieſen Morgen, was empfand ich nicht?
Wie rührt' ihr Anblick mich? wie rührt' ihr Ton?
Was würd' ich nicht empfinden, wenn ſie erſt
Mit Flehn, mit Thränen dieſes Herz beſtürmte?
Ganz würd' ich Vater ſeyn! — vergeſſen, daß ich
Aus Noth mein Wort — ach! einem Mächt'gen gab,
Der mich es ungeſtraft nicht brechen läßt.

So waffne denn für dieſe Stunde dich,
Unglücklicher, mit Unempfindlichkeit;
Nimm an die Mine ſcheußlicher Tyrannen,
Die ungerührt bey ihrer Kinder Thränen,
Bey ihrem Flehen unerbittlich ſind.

Nur dieſe Eine Stunde — ſey Tyrann,
Und büße dann für dieſe Eine Stunde
Dein ganzes Lebenlang mit allen Quaalen,
Die ein ſich ſelbſt verdammend Herz empfindet!
So will's der Stolz! — Gefühle der Natur,
Wer achtet eurer, wenn der Stolz gebeut?

Herz nicht an die ſchönen Blike einer würdigen Gebieterin gefeſſelt, ich würde nicht nachlaſſen, bis du mir zu den Reiſen, die ich vorhabe, deine Geſellſchaft ſchenken würdeſt, anſtatt deine Tugend in gleichgültigem Müßiggang zu Hauſe wegzuträumen. Allein da du nun einmal liebeſt, ſo liebe getreu und ſey glüklich; ich würde' es an deinem Plaz nicht anders machen.

Protheus.

Willt du dann ſchlechterdings gehen? Nun, ſo fahre wohl, liebſter Valentin, und denke an deinen Protheus, wenn du auf deinen Reiſen irgend einen ſeltnen und merkwürdigen Gegenſtand zu ſehen bekömmſt; wünſche, daß ich Antheil an deinem Glük möchte nehmen können, wenn dir irgend ein gutes Glük aufſtößt; und ſollteſt du jemals in einige Gefahr kommen, ſo empfiehl deine Noth meinem heiligen Gebet; denn ich will dein Fürbitter ſeyn, Valentin --

Protheus.

Und aus einem Liebes-Buch für mich beten.

(Hier folgen im Original etliche Reden, die in bloſſem gramatikaliſchem Wiz beſtehen, und alſo in der Ueberſezung gar keinen Sinn haben würden. Der Inhalt davon ſind alltägliche, abgedroſchne Weid-Sprüchelgen gegen die Liebe, welche Protheus nicht beſſer als mit froſtigen Wortſpielen zu beantworten weiß.)

Protheus.

Das Ende von eurem Lied iſt alſo, daß ich ein Narr ſeyn

Valentin.

III.

Nachrichten

von

dem Leben und den Werken des berühmten Malers

Pompeo Batoni,

aus

der zu Rom 1787 gedruckten Lobschrift des Ritters Boni gezogen.

Pompeo Batoni würde ohne Zweifel der gröſte Maler unſeres Jahrhunderts ſeyn, wenn Raphael Mengs ihm den Vorzug nicht ſtreitig machte. Beyde waren durch verſchiedene Wege zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit gelangt. Der eine hatte ſie der Natur, der andere der Philoſophie zu verdanken. Batoni hatte, ohne es wahrzunehmen, den natürlichen Geſchmack, Mengs die Ueberlegung und das Studieren zum Wegweiſer. Jenen hatten, wie den Apelles, die Grazien, dieſen, wie den Protogenes, die Kunſt gebildet. Der erſte ſchien mehr Maler als Philoſoph, der zweyte mehr Philoſoph als Maler, dieſer gegründeter und erhabener, jener aber natürlicher, zu ſeyn. Es ſey ferne von mir zu behaupten, daß dem teutſchen Maler die Natur nicht günſtig, und in dem Italiener die Ueberlegung mangelhaft geweſen ſey; denn ihre

Werke zeigen, daß Natur und Kunſt ſich in beyden in ſehr hohem Grade vereinbarten, und zwar ſo, daß die eine durch ihre Gaben reichlich erſetzte, was die andere in geringerem Ueberfluß zugetheilt zu haben ſchien. Daher entſtand unter ihnen ein Gleichgewicht von Stärke und Ruhm, welches ihnen bey ihren Lebzeiten nicht nur von allen kultivirten Nationen zuerkannt, ſondern auch von ihnen ſelbſt, durch ihr gegenſeitiges Beſtreben einander zu überwiegen, ſtillſchweigends eingeſtanden wurde.

Pompeo Batoni wurde den 5. Februar des Jahrs 1708 von Paulinus Batoni, und Klara Seſti zu Lucca gebohren. Sein Vater, der ein Goldſchmied war, widmete ihn ſeiner Kunſt, ſo wenig er auch dazu geneigt war. Hierdurch wurde er veranlaßt, ſich in der Zeichnung zu üben, und ſein vorzügliches Talent zur Malerey zu äuſſern. Die Ehre, welche Pabſt Benedikt XIII. den Luckeſern bewieß, ihre biſchöfliche Kirche zu einem Erzbißthum zu erheben, bewog ſie, ihren Wohlthäter mit einem goldenen Kelche von erhabener Arbeit zu bechren, welcher der hohen Würde deſſelben angemeſſen wäre. Dieſe Arbeit wurde dem jungen Batoni anvertrauet, und gelang dermaßen wohl, daß man ſeine Fähigkeit über den Stand eines Goldſchmiedes weit erhoben zu ſeyn glaubte, und durch das Betreiben ſeines Tauſpathen Alexanders Quinigi eine Geſellſchaft patriotiſchgeſinnter Edelleute ſich vereinte,

einte, ihn in die Römiſche Schule der Malerey zu ſchicken, und auf gemeinſchaftliche Koſten zu unterhalten.

Es iſt merkwürdig, daß er bis in ſein ſiebentes Jahr ſo dumm und ungeſtaltet war, daß er faſt mehr einem unförmlichen Klotze als einem Menſchen ähnlich ſah. Es war ihm nicht möglich, den Kopf auf die Seite zu wenden, ohne den ganzen Leib in Bewegung zu ſetzen. Dieſes plumpe und linkiſche Weſen verlohr ſich zwar mit den Jahren, doch hinterließ es in dieſem großen Manne, dem es an Kultur der Wiſſenſchaften fehlte, einen gewiſſen Anſchein von Einfalt und Rohheit, der ihn oft unter die gemeine Klaſſe der Menſchen herabſetzte. Aber unter der rohen Hülle verbarg ſich eine von den Grazien ausgebildete Seele, die von dem zärteſten Gefühle der Schönheit durchdrungen war, und ſich in ſeinen Werken zeigte.

Hiervon legte er frühzeitige Proben an den Tag. Der P. Diverſi aus dem Philippinerorden, und der Abt Farinelli, Luckeſiſcher Geſandte zu Rom, denen er empfohlen war, führten ihn zu Sebaſtian Concha, und Auguſtin Maſucci, welche damals die berühmteſten Meiſter der Römiſchen Schule waren, damit er ſich einen von beyden zum Lehrer und Wegweiſer wählte. Allein die Antiken und Raphaels Werke machten gleich zu Anfange einen ſo ſtarken Eindruck auf ſeine Seele, daß er ſich vornahm, die neuen Mahlereyen zu

vermeiden, und ſich ganz nach jenen zu bilden. Das glückliche Gefühl, womit ihn die Natur begabt hatte, belehrte ihn, es müſſe nur Eine wahre Manier geben die Kunſt auszuüben, und keine der Neuern, die von der Antiken ſo ſehr abweichen, könne die rechte ſeyn. Er bekümmerte ſich daher wenig um den Vorwurf des Stolzes und Steifſinns, den ihm die obberührten Meiſter machten, und noch viel weniger um das große Anſehen, in welchem ſie ſtanden, und ſtudierte die Antiken, und die Werke Raphaels von Urbino. Wie fleißig er hierin war, beweiſen die noch vorhandenen Köpfe, die er aus der Diſputa del Sacramento im Vatikan abkopeyet, eine in Oel gemalte und nicht ganz vollendete Kopey der Schule von Athen, und die vielen Aufträge, die er von Fremden erhielt, die beſten Originale abzuzeichnen.

Er wurde gar bald gewahr, auf welchen Wegen Raphael und die Alten zu der hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt waren. Die Natur auf der That in ihren Bewegungen zu belauſchen, dieß war ihre Hauptmaxime, und dieſer folgte Batoni. Daher haben alle ſeine Figuren die Stellung und Bewegung, welche die Natur der Sache erfordert. In ſeinen Gemälden findet ſich keine Spur der gekünſtelten Zuſammenſtellung der Figuren, die damals zum Geſetze geworden war; er concentrirte das Licht nicht auf einen Gegenſtand zum Nachtheil der übrigen, welches

Maratta

Maratta eingeführt hatte; kein Beyſpiel konnte ihn verleiten, von dem Pfade der Natur abzuweichen. In den Händen ſeiner Erben findet ſich noch eine beträchtliche Menge Zeichnungen, wo er die verſchiedenen Bewegungen der Menſchen und ſogar der Kinder, alle Theile des Menſchen und die Falten der Kleidungen, nach der Natur entworfen hat. Dieſe Skizzen benutzte er nachher in ſeinen Gemälden, und vervollkommnete ſie nicht nur durch das lebhafteſte Kolorit, ſondern auch mit den ſchönſten Formen, die ſich durch das Studium der Antiken in ſeinen Geiſt eingedruckt hatten.

Gleichwie Raphael die vollendete Zeichnung der einzelnen Glieder nie der ſogenannten Bravour aufgeopfert hat, alſo finden ſich auch unter den Werken des Batoni keine Bravourgemälde. Er bearbeitete alle ihre Theile mit dem gröſten Fleiß. Hierzu gewöhnte er ſich vielleicht durch die Miniaturmalerey, wozu ihn anfänglich ſeine Dürftigkeit nöthigte, die er ſich durch ſeinen allzufrühzeitigen Eheſtand zugezogen hatte. Denn er verehlichte ſich im zwey und zwanzigſten Jahr ſeines Alters mit der ſchönen Tochter des Aufſehers über den Pallaſt Farneſina, die er beym öftern Abkopiren der daſigen Gemälde kennen lernte, und verlohr hierdurch die Penſion, womit ihn ſeine Gönner von Lucca, die damit nicht zufrieden waren, unterſtützten. Er hatte ihnen damals aus Dankbarkeit ein groſſes Ge-

mälde zugedacht, welches er aber wegen der Entziehung ſeiner Penſion zurückbehielt, und ſeinen Erben hinterlaſſen hat. Dieſes iſt freylich von ſeinen nachmaligen Werken weit unterſchieden. Es war über die Kräfte eines Jünglinges, der erſt ſeit kurzem mit der Malerkunſt bekannt geworden war. Es ſtellt die Geſchichte der Sophoniſbe mit einer Menge Figuren vor. Der Styl iſt vielleicht hier größer als auf irgend einem andern ſeiner reifern Werke, wenn man das ſchöne Gemälde der Villa Borgheſe ausnimmt, welches die Republik S. Marino vorſtellt, und diejenigen, womit er die Decken der vornehmſten Zimmer des Pallaſts Colonna ausgeſchmückt hat. Betrachtet man es aber genau, ſo iſt zwar die Haltung der Figuren gut, und die Zeichnung richtig: es hält aber in Abſicht auf Vollendung, Wahrheit und Schönheit die Vergleichung mit ſeinen nachmaligen Werken bey weitem nicht aus, beſonders in den Umriſſen, in der Bewegung, und in den Falten, welche etwas von der allzuleichten Manier der Schule des Cortona an ſich haben, und in dem Kolorit, wo die zufälligen Figuren dem Hauptgegenſtande aufgeopfert ſind. Uebrigens iſt das Gemälde im Ganzen ſo beſchaffen, daß es nicht nur die Erwartung von einem zwanzigjährigen Jüngling, ſondern auch viele Werke anſehnlicher Maler ſeiner Zeiten, die vielleicht da geendigt haben wo Batoni anfieng, übertrift. Die Figur der Sophoniſbe iſt ſowohl wegen der Formen, als wegen des Kolorits überaus ſchön, und wenn

ſie,

ſie, wie man ſagt, das Bild ſeiner Gattin iſt, ſo iſt ſeine allzufrühzeitige Liebe allerdings zu entſchuldigen.

Das in ſeinen Urtheilen über die Werke der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte ſo ſtrenge, ſo unbefriedigliche und ſcharfſinnige Rom, — welches verſchiedener politiſcher Urſachen wegen bey dem ſtarken Zufluſſe fremder Nationen, die es ohne Unterſchied freundlich aufnimmt, vielleicht die einzige Stadt in Europa iſt, wo es ein freyes und unpartheyiſches Publikum giebt, — ſäumte nicht lange, dem jungen Batoni in dem vornehmſten und ſchwerſten Theile der Malerey, in der Zeichnung, den Ruhm der Vorzüglichkeit beyzulegen. Durch die richtigen und prächtigen Kopeyen der Antiken, der Werke Raphaels, und des Nackten in der Akademie, hatte er ſich dieſes allgemeingünſtige Urtheil errungen. Allein der Neid, welcher heimlich ausſtreuete, im Kolorit wäre er noch weit zurück, vergällte ihm dieſes Vergnügen, und erweckte in ihm ein ſehnliches Verlangen nach einer Gelegenheit, auch hierin ſeine Stärke zu zeigen.

Dieſe gab ihm der Marcheſe Gabrielli von Gubbio an die Hand. Eines Tags, als er eine der erhabenen Arbeiten der Treppe des Palazzo de' Conſervatori auf dem Campidoglio abzeichnete, wurde er von dieſem Edelmann überraſcht, der wegen eines plötzlichen Regenguſſes dahin geflüchtet war. Er bewunderte die

seltene Vollkommenheit und Reinlichkeit seiner Zeichnung, und that ihm den Auftrag, für die Kapelle seines adlichen Geschlechts in der Gregoriuskirche zu Rom ein neues Altarblatt zu verfertigen. Batoni konnte sich vor Freude über diese günstige Gelegenheit, das Publikum von seiner Stärke im Kolorit zu überzeugen, kaum fassen; es gelang ihm auch, ein Gemälde mit einem so glänzenden und lebhaften Kolorit aufzustellen, daß es, so ungünstig auch das Licht ist worin es stehet, nach einem Zeitraum von 50 Jahren noch immer wunderbar hervorsticht. Die Vorstellung der heiligen Jungfrau Maria und der vier Heiligen aus dem Gabriellischen Geschlechte, welche nicht die geringste Verbindung unter einander haben, benahm ihm zwar allen Stof, durch den Ausdruck Affekte zu erregen; er ersetzte aber diesen Mangel durch die Grazien und Schönheit, die dem Charakter einer jeden Figur angemessen sind; daher man sie insgesammt nicht genug bewundern kann. Rom zeigte sich nun eben so willig und gerecht, seinem Kolorit eine vorzügliche Vollkommenheit beyzulegen, als dieses schon in Anfehung seiner Zeichnung geschehen war. Der Neid verstummte, und der neue Vorwurf, sein Freund Franz degl' Imperiali, ein geschätzter Maler, habe ihm beygestanden, wird durch den bloßen Augenschein widerlegt; denn das Kolorit dieses Malers kommt jenem an Lebhaftigkeit und Glanz nicht bey.

Da der Werth des Batoni nun entschieden war, fehlte es ihm nie an ehrenvollen Aufträgen. Der gelehrte Prälat und nachmalige Kardinal Furietti, welcher dem Bau der Kirche des h. Celsus vorstand, trug ihm das Gemälde des Hauptaltars derselben auf. So groß die Ehre war, so vielen ältern und geschickten Meistern von einem Kenner, wie der Prälat Furietti war, vorgezogen zu werden, so eifrig war auch das Bestreben des jungen Batoni, die hohe Erwartung desselben zu erfüllen. Mengs hielt dieses Gemälde für das reinlichste und einsichtsvollste unter allen seinen Werken. Das Bild des Heilandes, der auf den Wolken sitzt, ist über alle Maßen schön, und die größten unter den Engeln, die ihn umgeben, zeigen in ihren Gebehrden und Gewändern die antike Zierlichkeit. Wie schön ist nicht die Stellung der vier Heiligen unten auf der Erde! Alles ist hier reinlich und fein gewählt in den Umrissen, einfach und anmuthig in den Bewegungen, schön im Kolorit, geschmackvoll im Gewande; alles bezeuget, wie sich der junge Maler, weit entfernt von knechtischer Nachahmung, den Styl des göttlichen Raphaels eigen gemacht, und wie sehr er seinen Geist mit den Ideen der Schönheit der Antiken bereichert hatte. Wer siehet dieses nicht offenbar in dem überaus schönen Kopfe, und in der ganzen Bildung der jungen Heiligen, die auf der Erde kniet?

Es würde allzuweitläuftig ausfallen, alle die Gemälde, die er für Kirchen und Bethäuser verfertiget

hat, auch nur kürzlich zu beschreiben. Einige werden genug seyn, zu beweisen, daß so sehr auch die Geschichte der Heiligen durch die Malerey erschöpft ist und in diesem Fache nichts neues erfunden werden kann, seine Gemälde dennoch, durch die Wahl und Anordnung, durch die Richtigkeit der Zeichnung, und Schönheit des Kolorits, durch die Grazie, womit er alles veredelte, durch den hervorstechenden Scharfsinn, alles nach einem einzigen Ziele zu ordnen, das Auge des Kenners jederzeit überraschen. Was ist von den Malern öfterer bearbeitet worden, als das letzte Abendmal des Heilandes? und was kann besseres hierin an des Tages Licht kommen, als das Abendmal in dem Kloster delle Grazie zu Mailand? ein Werk des größten Philosophen unter den Malern, welcher dem Newton in der Theorie des Lichtes, dem Galileo in seinen Mechanischen und Hydraulischen Erfindungen, dem Michel-Angelo in dem Erhabenen und Großen, dem Raphael in dem Ausdruck, dem Coreggio in der Grazie, und im Erhobenen des Helldunkeln. vorgieng, — des größten Genies, den die Malergeschichte aufweisen kann, des Leonardo da Vinci? Dennoch wird man das seiner Vollendung nahe Abendmal des Batoni, welches sich bey seinen Erben befindet, und in seinen letzten Lebensjahren von ihm selbst für die regierende Königinn von Portugal etwas größer abkopirt worden, nicht ohne Bewunderung betrachten. Das ganze Abendmal wird von einer Lampe beleuchtet, die in der Luft hängt,

und

Valentin.

Das Ende vom eurigen, wird es, wie ich beſorge, beweiſen.

Protheus.

Ihr ziehet gegen die Liebe los; ich bin nicht die Liebe.

Valentin.

Aber die Liebe iſt euer Meiſter; und wer ſich von einem Narren ins Joch ſpannen läßt, der ſollte, däucht mich, der Weisheit wegen wohl in keiner Chronik angemerkt werden.

Protheus.

Und doch ſagen Schriftſteller, wie in den lieblichſten Knoſpen öfters eine frezende Raupe gefunden werde, ſo niſte ſich die Liebe in die feinſten Seelen.

Valentin.

Sie ſagen aber auch: So, wie die volleſte Knoſpe von der Raupe zernagt werde, ehe ſie noch zu blühen angefangen; eben ſo werde die junge und zarte Vernunft von der Liebe, gleichſam in der Knoſpe erſtikt und in Thorheit verwandelt, und verliehre mit ihrem jugendlichen Grün alle die ſchönen Früchte, wozu ſie der Zukunft Hoffnung gemacht. Allein warum verderb' ich die Zeit, einem Verliebten Erinnerungen zu geben, die er anzunehmen unfähig iſt? Noch einmal, lebe wohl! Mein Vater erwartet mich auf der Rhede, um mich zu Schiffe ſteigen zu ſehen.

und von einer Gruppe Engel vor dem Auge des Zuschauers verdeckt wird, hierdurch anzuzeigen, wie wenig auch die helleſten Farben fähig ſeyen, das Licht vorzuſtellen. Indeſſen fallen die ſtärkſten Lichtſtrahlen auf das überaus ſchöne Angeſicht des Heilandes, welches gleich einem Blitz dem Zuſchauer ins Auge leuchtet, und von der noch viel ſtärkern Weiße des Tafeltuches eine ſonderbare Verſchönerung der Fleiſchfarbe erhält. Der Heiland hält das ſchon gebrochene Brod in der linken Hand, und drückt mit dem gegen die Bruſt gekehrten Zeigefinger der rechten die Worte, das iſt mein Leib, aus. Die zum Genuſſe dieſes Brodes eingeladenen Apoſtel zeichnen ſich, jeder ins beſondere, durch verſchiedene ſchöne Gebehrdungen aus, und eines jeden Angeſicht glühet von Andacht, Zärtlichkeit, Ehrfurcht, Glaube und Liebe; Judas ausgenommen, der wegen ſeines böſen Vorhabens eine große Zerſtreuung und Geringſchätzung der himmliſchen Gaben verräth. In dieſem Gemälde findet ſich ein beſonders feiner Zug des maleriſchen Witzes, welcher der Vorſicht, womit Timantes beym Opfer der Iphigenia das Angeſicht ihres Vaters ganz verhüllte, gewiſſermaßen vorzuziehen iſt. Der heiligen Schrift gemäß mußte Johannes dem Heilande ſehr ähnlich, und folglich ſehr ſchön ausſehen. So hat ihn auch Batoni gebildet. Damit aber hierdurch die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer nicht getheilt würde, ſo ſtellt er ihn mit dem Angeſicht gegen ſeines Lehrers Bruſt geneigt, die er mit Kreutzweiſe

weiſe überſchlagenen Händen berührt; daher er ganz im Schatten iſt, und das Licht der Lampe nur auf das Haar, und auf den obern Theil der Schulter fällt. Er wird deswegen nicht verdunkelt. Das weiße Tuchtuch wirft ſo viel Licht auf ihn zurück, daß man ihn auch in der Ferne kennt. Auf dieſe Weiſe entzog er nicht nur dem Auge nichts was zur Sache gehört, und vermied die Trennung des Subjekts, ſondern vermehrte auch noch die Wirkung des Gemäldes durch einen anziehenden Kontraſt von Licht und Schatten.

Eines gleichen Vortheils bediente ſich Batoni in einem Gemälde für Mailand, welches ohne denſelben, wegen der vielen blaſſen und weiſſen Gegenſtände, matt und unangenehm ausgefallen ſeyn würde. Es ſtellt den ſeligeſprochenen Bernhard Tolomei, Stifter des Olivetanerordens, vor, welcher zur Zeit der Peſt, in Begleitung eines ſeiner Ordensbrüder, einem Sterbenden beyſtehet, und ihm ein Krucifix zu küſſen giebt. Das Hauptlicht fällt auf den Heiligen, welcher mit ſeinem weiſſen Ordenskleide aus der Mitte des Gemäldes hervor leuchtet. Sein Begleiter ſteht im Schatten einiger Pilaſter und Säulen des Vorhofs, wo die Sache ſich zuträgt; nur ſein Angeſicht, die Hände und der Saum des Kleides werden vom Lichte beſchienen. Der nemliche Schatten trift auch die Gruppen der Todten, die auf der Erde liegen, und mit blaſſen Lichtfarben dem Gemälde ein fatales Anſehen geben würden. Dennoch

noch verurſachen die vielen Schatten hier nichts weniger als Dunkelheit; der Wiederſchein der beleuchteten Theile macht alles hell und kennbar.

Die unbefleckte Empfängniß Mariä iſt wohl mehr als tauſendmal von Malern bearbeitet worden; doch gelang es dem Baroni dieſelbe für die Kirche der Philippiner zu Chiari bey Breſcia, auf eine Weiſe vorzuſtellen, welche die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Kenner rege macht. Der himmliſche Vater ſitzt, faſt ganz im Profil, mit großer Majeſtät auf den Wolken, von vielen Engeln begleitet, die in verſchiedene ſchöne Gruppen vertheilt ſind. Vor ihm ſteht die heil. Jungfrau in der Geſtalt eines zarten Mädchens, wie die Beſcheidenheit und Demuth ſelbſt gebildet, und richtet ehrfurchtsvoll die Augen auf ihn, indeß er ſeine allmächtige Hand ihr auf das Haupt legt. Dieſes geſchiehet mit ſolchem Ausdruck von Gewalt und Allmacht, als erforderlich war, die ſelige Jungfrau über das allgemeine Schickſal der Menſchen zu erheben.

Es iſt nicht möglich, eine Geſchichte, die einen weiten Raum und eine große Menge Perſonen erfordert, auf einer Tafel abzubilden, welche die verhältnißmäßige Größe nicht hat. Will der Maler an der Größe des Raumes nichts fehlen laſſen, ſo werden die Figuren zu klein, und thun keine Wirkung; vergrößert er aber die Figuren, ſo fehlt es an Raum für die

gehörige

gehörige Haltung. In dergleichen Fällen pflegten die Alten der Größe der Figuren den Raum aufzuopfern. Auf ihren geſchnittenen Steinen, Münzen und erhobenen Arbeiten, ſind Wagen, Pferde, Häuſer, Stadtmauern, Flüſſe und Bäume im Verhältniße zu der Größe der Figuren ſehr klein, und dieſe oft auf eine unangenehme Weiſe zuſammengedrängt, wie es die Trojaniſchen und Antoniniſchen Säulen beweiſen. Raphael, welcher auf den geräumigen Wänden des Vatikans das genaueſte Verhältniß zwiſchen Figuren und Raum beobachtet hatte, wurde in ſeinem vortreflichen Gemälde der Verklärung Chriſti, wo ein Theil derſelben auf der Spitze eines Berges und der andere an dem Fuße deſſelben vorgieng, eben ſo wie die Alten genöthiget, die Wahrheit des Ortes der Größe der Figuren aufzuopfern, und den Gipfel des Berges ſo viel möglich, dem Fuße deſſelben zu nähern; widrigenfalls würde die Figur des Heilandes, als des Hauptgegenſtandes, ſo klein ausgefallen ſeyn, daß man ſie nicht nur beym Eintritt in die Kirche, ſondern auch nahe beym Altare vermißt hätte. Einer gleichen Urſache muß es zugeſchrieben werden, wenn in des Batoni Gemälde, welches den Fall Simon des Zauberers vorſtellt, und für die Peterskirche zu Rom beſtimmt war, die Figuren etwas verwirrt und allzu gedrängt ausgefallen ſind; ſie mußten koloſſaliſch ſeyn, wenn ſie in dem ungeheuern Tempel eine verhältnißmäßige Wirkung thun ſollten. Franz Vanni hatte die nemliche

liche Geſchichte für dieſe Kirche gemalt, und um einer Bühne, worauf der Kaiſer mit den vornehmſten Zuſchauern ſtände, Platz zu verſchaffen, die Figuren ſo verkleinert, daß es Mühe koſtet den H. Petrus, der dem auffliegenden Zauberer zu befehlen ſich etwas unter das Volk zurückziehet, zu unterſcheiden. Dieſem Fehler auszuweichen, wollte Batoni lieber an Raum, als an der Größe der Figuren zu kurz kommen. Man muß freylich geſtehen, daß er die Enge des Raums durch ein allzukleines Säulenmaß in den dabey befindlichen Gebäuden vermehrt hat; auch tadeln einige die kniende Stellung des h. Petrus, und meynen, dieſe Figur würde aufrecht edler und ſchlanker ins Auge fallen. In allen übrigen Theilen, beſonders in dem Nackten (welches in Koloſſaliſchen Figuren ſehr viel iſt) hat Batoni die ganze Vollkommenheit der Kunſt an den Tag gelegt. In der Karthaus, wo dieſes Gemälde unter andern Werken groſſer Meiſter aufbewahrt wird, findet ſich nur eines, des Domenichino, welches demſelben überlegen iſt, ob gleich auch hier wegen des gewöhnlichen Mangels an Raum die Figuren des heil. Sebaſtianus, der Soldaten zu Pferde, und der Zuſchauer, ſich einander allzunahe ſind. Uebrigens übertrift es an Werthe die Gemälde des Subleyras, des Chiari, des Coſtanzi, des Maratta, und des Mancini, welche ebenfalls in dieſem Jahrhundert für die nemliche Peterskirche verfertiget worden ſind, und iſt weit über das falſche Gerücht erhoben, welches

der

der Neid zu Lebzeiten des Batoni ausſtreute, man wolle es ſeines Unwerths wegen nicht in moſaiſche Arbeit verſetzen.

Man würde noch einen ſehr reichen Stoff zu ſeinem Lobe finden, wenn man den Werth aller ſeiner übrigen Kirchengemälde unterſuchen wollte. Dergleichen ſind die zwey großen Altarblätter, die er für die Stadt Breſcia gemalt hat, deren eins den h. Johann von Nepomuk mit der Jungfrau Maria, und das andere Mariä Opferung vorſtellt; zwey andere für die Stadt Lucca, eins mit den Wundmahlen der h. Katharina von Siena, und das andere mit dem Bildniſſe des Apoſtels Bartholomäus; ein anderes für Meſſina mit dem Apoſtel Jakob; und für Parma Johannes, wie er in der Wüſte predigt; imgleichen die vielen bibliſchen Gemälde, und vorzüglich diejenigen, die man im Luſthauſe des päbſtlichen Gartens in Monte Cavallo bewundert; die keuſche Suſanna bey ſeinen Eltern; die Hagar eines Engliſchen Cavaliers, der den lohrne Sohn des Kardinals und Herzogs von York; wozu noch eine Menge Marienbilder, heilige Familien, und Heiligen beyderley Geſchlechts kommen, die er für Privatperſonen verfertiget hat. Alle dieſe wollen wir übergehen, um uns bey zwey andern, mit welchen er ſeine letzten Lebensjahre gekrönt hat, etwas länger aufzuhalten.

Eins

Eins iſt die berühmte heilige Familie, welche der Großherzog von Moskau auf ſeinen Reiſen in Italien für die Summe von 1000 Piſtolen gekauft hat. Die Mutter Maria reicht ſtehend ihren göttlichen Sohn der heiligen Eliſabeth dar, und dieſe ſtreckt ſitzend ihre Arme aus, ihn zu empfangen. Der Knabe Johannes küßt affektvoll die Füße des Kindes Jeſu, indeß daß Joſeph ſich umkehrt, was vorgehet zu betrachten. Zwey kleine Engel, die in der Luft ſchweben, vollenden die Vorſtellung des Gemäldes. Man hält es allgemein für eins der größten Meiſterſtücke des Baroni. Der Zauber des Kolorits, der in allen Theilen dieſes Gemäldes ſtill und ruhig herrſcht, läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken. Die Fleiſchfarbe des Kindes Jeſu iſt ein Schmelz von Lilien und Roſen, und ſtrahlt wie ein Stern der erſten Gröſſe unter den kleinern in einer hellen Sommernacht. Das Angeſicht der Mutter Maria iſt aus engliſchen Formen zuſammen geſchmolzen; es iſt das ſchönſte und würdigſte Ideal, das man ſich immer einbilden kann.

Das andere Gemälde iſt die Vermählung der h. Katharina, ein Nebenbild des vorigen, bey ſeinen Erben befindlich. Die Mutter Maria ſitzt hier auf einem Throne mit ihrem göttlichen Sohn auf dem Schooße, und reicht ihm die Hand der vor ihnen knieenden Katharina dar, damit er den Ring, den er in der Hand hält, ihr an den Finger ſtecke. Er wieſt

einen überaus anmuthigen Blick auf ſeine Mutter, und ſchickt ſich an, ihre Wünſche zu erfüllen. In dem Vordergrunde des Gemäldes ſtehet in Geſtalt eines verehrungswürdigen Greiſes der heilige Hieronymus, und zeigt den Zuſchauern, was ſich hier zuträgt. Hinter ihm ſtehet die heilige Lucia, und in der Luft ſchweben drey ſingende Engel. Die Abſicht des Malers war, die Heiligen, deren Namen er und ſeine erſte und zweyte Gattin führten, auf dieſes Gemälde zu bringen. Es giebt dem vorigen an Schönheit der Zeichnung und des Kolorits wenig oder nichts nach. Der Maler hat hier noch auſſerdem eine beſondere Schwierigkeit überwunden, die ihm viel Ehre macht. Wenn die Gegenſtände ſich durch ihre Farbe ſelbſt von dem Grunde trennen, ſo iſt es dem Maler leicht zu bewirken, daß ſie hervorſtehen. Aber in dieſem Gemälde müſſen die gleich weiſſen Hände der weiblichen Figuren, von gleich zarter und edler Fleiſchfarbe, über einander gelegt und über den nicht minder zärtlichen und weiſſen Leib des Jeſuskindes erhoben werden. Dieſes hat Batoni mit einer unſichtbaren, und überaus feinen Verſchiedenheit des Farbenſchmelzes, ohne Hülfe des Dunkeln, bewirkt, und offenbar an den Tag gelegt, daß er mit den geheimſten Vortheilen der Kunſt bekannt war, und den Pinſel völlig in ſeiner Gewalt hatte.

Einem ſolchen Maler mußte es leicht ſeyn, zärtliche und leidenſchaftliche Gegenſtände glücklich zu bearbeiten.

ten. Unter ſeinem Pinſel wurde alles mit Anmuthigkeit und Ausdrucke belebt. So iſt ſein Herkules auf dem Scheidewege beſchaffen, welchen er zuerſt in natürlicher Größe, und nachher kleiner, für den Florentiniſchen Marcheſe Ginori, als ein Nebenbild des Herkules, wie er als Kind die Schlangen erwürget, gemalt hat. Der Held iſt ſitzend, und auf ſeine Keule geſtützt vorgeſtellt. Auf ſeinem Angeſichte lieſet man den Streit, der in ſeinem Geiſt und Herzen vorgeht. Pallas zeigt ihm auf der einen Seite den Tempel des Ruhms, der auf einem felſigten Berge ſtehet. Auf der andern Seite reichet ihm die Göttin der Schönheit liegend und anſtändig bedeckt, mit reitzendem Blick, einen Blumenſtrauß, mit dem ſie ihn leicht berührt, die Einladung der Pallas mit allen Reitzen der Sinnlichkeit zu vernichten. Herkules bleibt gedankenvoll und verwirrt, ohne einen Blick auf dieſe oder jene Seite zu heften.

Nicht minder lebhaft und ausdruckvoll iſt ein anderes Gemälde dieſer Art, wo er auf Verlangen eines Engländers das entſtehende Feuer der Liebe des Bacchus gegen die verlaßne Ariadne abgebildet hat. Sie ſitzt in einen Schleyer gehüllt, und vergießt heiße Thränen. Bacchus überraſcht ſie, und hebt auf eine gefällige Art den Saum des Schleyers auf, ihr Angeſicht zu betrachten. Die ſchöne Ariadne folgt dem Wink der unbekannten Hand, und entſchleyert ſich vollends

mit der rechten Hand. Beyde werden von gegenſeitiger Schönheit überraſcht, wie ihre Blicke und die linke Hand der Ariadne, die vor Verwunderung ausgeſtreckt iſt, anzeigen. Indeß ſchleicht ſich ein Amor zwiſchen beyde, wie Einer, der jemand unvermuthet feſſeln will, ſtemmt ſich mit dem Leibe an die Knie der Ariadne, und greift nach dem Daumen der Hand, des Bacchus, in welcher er ſeinen Stab hält. Das Feuer, welches in den Augen des Amors lodert, die Begierde nach der Beute, das ſchalkhafte Lächeln, womit er die Sicherheit ſeines Sieges an den Tag legt, ſeine leichte und ſprechende Bewegung, und alle die Eigenſchaften, welche ihm von den Dichtern beygelegt werden, ſind hier auf das lebhafteſte ausgedrückt. Ein anderer Amor, der in der Luft ſchwebt, verdoppelt den Angriff durch den Abdruck eines Pfeils, der auf den Bacchus gerichtet iſt. Ueber alle Maßen ſchön zeichnet ſich die Gruppe der beſchriebenen drey Figuren aus; ſie ſcheint von der Natur und den Grazien ſelbſt zuſammengeknüpft zu ſeyn. Das Geſicht der Ariadne iſt ganz in der Manier des Guido, ihre ganze Bildung prächtig und edel.

Reitzend und ſchön iſt eine andere dichteriſche Erfindung, die er auf einem Gemälde, welches noch bey ſeinen Erben iſt, meiſterhaft ausgedrückt hat. Seine Abſicht war, die Sorgen und Neigungen einer aufblühenden Schönheit abzuſchildern. Sie liegt auf einem

präch

Protheus.

Ich will dich dahin begleiten, Valentin.

Valentin.

Nein, mein liebſter Protheus: wir wollen izt gleich Abſchied von einander nehmen. Zu Meiland laß mich durch Briefe hören, wie es dir in deiner Liebe geht, und was ſich ſonſt Neues in Abweſenheit deines Freundes zuträgt. Du ſollſt von mir gleichfalls von Zeit zu Zeit einen ſchriftlichen Beſuch empfangen.

Protheus.

Alle Glükſeligkeit begleite dich nach Meiland.

Valentin.

Lebe wohl!

(Valentin geht ab.)

Protheus allein.

Er jagt der Ehre nach, und ich der Liebe; er verläßt ſeine Freunde, ſich ihrer würdiger zu machen; ich opfre der Liebe mich ſelbſt, meine Freunde und alles auf. O Julia, du haſt mich mir ſelbſt unkenntlich gemacht! Um deinetwillen vernachläßige ich meine Studien, verliehre ich meine Zeit, kämpfe gegen meine Vernunft, und ſchäze das Urtheil der Welt für nichts; um deinetwillen verzehr' ich meinen Geiſt mit träumendem Staunen, und mit kränkenden Sorgen mein Herz.

prächtigen Bette, und ſchläft; aber ihr Schlaf iſt nicht ſo tief, daß er alle Gemeinſchaft zwiſchen dem Geiſte und den Sinnen unterbräche; er iſt leicht und ſanft, wie er zu ſeyn pflegt, wenn ein angenehmer Traum die Einbildung täuſcht. Die leicht abwechſelnden Veränderungen, die auf ihrem Angeſichte und in ihren Geberden vorgehen, bezeugen dieſes. Zwey kleine Liebesgötter ſtehen am Ende des Bettes, und zeigen ihr lächelnd allerley Schmuck von Edelſteinen und reichen Kleidern; ein artiges Lächeln ihrer Lippen beweiſet ihr inneres Vergnügen über die glänzenden Geſchenke. Ein anderer Liebesgott ſitzt bey ihr auf dem Bettgeſtelle, und verſucht mit einem Finger die Spitze ſeiner Pfeile. Das Mädchen, welches die eine Hand auf ſeine Schulter gelegt hat, giebt ſattſam zu erkennen, daß Moden und Liebe der Hauptgegenſtand ihrer Gedanken ſind.

Das Bild des Friedens und des Krieges war eins ſeiner ſchönſten Werke, die er in den letzten Jahren ſeines Lebens verfertigte. Mars eilt zornig und gerüſtet, mit entblößtem Schwerdte, in den Krieg; eine überaus ſchöne Jungfrau, die einen anmuthigen ſanften Blick auf ihn wirft, und ihm einen Oelzweig darbietet, ſtellt ſich ihm in den Weg. In dem Kopfe des Mars erkennt man den wilden Caracalla, von dem Maler der Grazien veredelt und verſchönert.

Die Lebhaftigkeit ſeiner bilderreichen Phantaſie wurde in den Jahren, da die Hand ſeinem Geiſte nicht mehr ſo biegſam gehorchte, nicht im geringſten entkräftet. Er malte für den Prinz Juſepof einen Amor, der von der Jagd zurückkömmt. Seine Beute ſind einige mit Pfeilen durchſchoßne Herzen. Er legt ſie der ſitzenden Venus auf den Schoos, und ſtreckt beyde Arme aus, ſie zu umhalſen. Sie bezeuget ihr Wohlgefallen durch ſanfte Liebkoſungen.

So ſchöne Ideen, die immer richtig gezeichnet und mit dem lebhafteſten Kolorit ausgedrückt ſind, erregten bey den Reiſenden, die nach Rom kamen, und bey vielen fürſtlichen Perſonen, ein ſehnliches Verlangen etwas von ſeiner Hand zu beſitzen. Dergleichen Aufträge ſind unzählich. Unter andern erhielt die Kaiſerin von Rußland von ihm auf einer groſſen Tafel die Thetis, wie ſie den Achilles vom Centaur Chiron zurück erhält, und auf einer andern die Enthaltſamkeit des Scipio. Zwey Gemälde, welche einige Begebenheiten der Diana vorſtellen, verfertigte er für den König von Polen, und ein anderes für den König von Preußen mit der Familie des Darius, wie ſie ſich vor Alexandern niederwirft. Auſſer einer wunderbaren Grazie der Kompoſition zeichnet ſich dieſes Gemälde noch dadurch beſonders aus, daß die auf den Geſichtern der Gefangenen abgemalten Leidenſchaften dem Alter und Stande eines jeden genau angemeſſen ſind, und

und von dem lebhafteſten Schmerz der Mutter und der Gemahlin des Darius bis zu der Gleichgültigkeit und zum Gelächter der Sklaven und unmündiger Kin der ſtufenweiſe abnehmen.

Weil Batoni gewohnt war die Natur bey ihren Veränderungen und Bewegungen zu beobachten, ſo hatte er eine wunderbare Fertigkeit erlangt, auch die unmerklichſten Züge auf dem Geſichte der Menſchen, welche die Gemüthsbeſchaffenheit und den Character derſelben verrathen, zu entwerfen. Die Portraits, die er in dem langen Zeitraum ſeines Lebens verfertiget hat, ſind nicht zu zählen, wenn man ſich auch nur auf ſolche einſchränken wollte, welche bald mit Perſonen zu Pferde, bald mit ſchönen Landſchaften und meiſterhaft entworfenen Thieren, oder Alterthümern begleitet ſind. Batoni konnte ſich rühmen, nicht nur die Päbſte Benedikt XIV. Klemens XIII. und Pius VI. ſondern auch faſt alle groſſe Fürſten, die zu ſeiner Zeit Rom beſuchten, auf ihr Verlangen abgebildet zu haben. Unter dieſen hat ihn das Erzherzogliche Haus Oeſterreich vorzüglicher Ehren und Belohnungen gewürdiget. Da Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1770 zu Rom war, und daſelbſt von ſeinem Bruder, dem Groſsherzoge von Toskana, überraſcht wurde, wünſchte er, daß dieſe Zuſammenkunft von dem geſchickteſten Maler, der zu Rom wäre, abgebildet würde. Mengs geſtand ſelbſt, es wäre damals der Kunſt groſſe Ehre

wiederfahren, da der Kaiſer den Batoni hierzu wählte. Das Gemälde fand dermaßen ſeinen Beyfall, daß er den Meiſter nicht nur reichlich belohnte, ſondern auch mit einer goldenen Kette, woran eine Medaille mit ſeinem Portrait hieng, und einer goldenen Tobaksdoſe beſchenkte. Die Hochſelige Kaiſerin, Mutter der beyden Monarchen, vermehrte die bemeldten Geſchenke mit 26 großen goldenen Medaillen, worauf ihre vornehmſten Thaten abgebildet waren, und einem mit Brillanten reich beſetzten Ring, und beehrte ihn mit einem Briefe, worin ſie verlangte, daß die Abbildungen ihrer Söhne, die ſich an den Knieen endigten, ergänzt würden. Batoni vollendete das Werk, wie es auf einer von ihm ſelbſt veranſtalteten und von Andrea Roſſi geſtochenen großen Kupfertafel von jedermann bewundert wird. Hierauf wurde Batoni ſamt ſeinen männlichen Erben vom Kaiſer in den Adelſtand erhoben, und erhielt von der Kaiſerin einen neuen Auftrag, auch ihren verſtorbenen Gemahl, Kaiſer Franz, nach einem zu Wien verfertigten Portrait zu mahlen. Er erfüllte auch die Erwartung der Kaiſerin, ſo viel möglich war, und erhielt auſſer einer anſtändigen Belohnung, oder wie man ſich in Briefen ausdrückt, eines Erſatzes ſeiner Ausgaben für Farben, auch das Portrait Kaiſers Franz, mit großen Brillanten eingefaßt.

Für die Jahrbücher der Malerey wird der Tag immer merkwürdig ſeyn, an welchem der Erbe des Kaiſerlichen

ſerlichen Throns in Rußland, mit ſeiner Gemahlin, des Batoni Haus beſuchte, und durch den Augenſchein überzeugt wurden, daß der Maler der von ihnen gekauften heiligen Familie zwar ſehr alt, aber nichts weniger als kindiſch vor Alter geworden wäre, wie der Neid damals ausgeſprengt hatte. Sein Haus war nicht nur der Hauptſitz der Malerey zu Rom, ſondern es wohnte daſelbſt auch die Tonkunſt mit gleicher Würde. Seine liebenswürdige Tochter Anna, welche der Tod nur allzufrühe weggeraft hat, war eine der geſchickteſten Liebhaberinnen der Singkunſt, ganz nach dem zarten Gefühle der Schönheit, das ihrem Vater ſo ſehr eigen war, gebildet. Er hatte in ſeiner Jugend, da Pergoleſi, Vinci, Scarlatti, Leo, und die andern Stifter des wahren harmoniſchen Geſchmacks blüheten, das goldene Alter der Tonkunſt erlebt, und nur die reinſte und ausgeſuchteſte Harmonie konnte ihn vergnügen. Seine jüngſte Tochter, Maria Benedetta, hatte es in der Muſik ebenfalls ſehr weit gebracht, und accompagnirte ihre ältere Schweſter. Es kam kein vornehmer Herr nach Rom, dem nicht eben ſo viel daran gelegen war, die Malereyen des Batoni zu ſehen, als den Geſang ſeiner Töchter zu bewundern. Unter dieſen war auch der Großfürſt von Moskau mit ſeiner Gemahlin. Hier ſah er das noch unvollendete Portrait eines Herrn von ſeinem Gefolge, welches ihm ſo wohl gefiel, daß er ihm den Auftrag that, auch das Seine zu verfertigen. Weil aber die Abreiſe der

Durchlauchtlaſten Herrſchaft ſehr nahe war, ſo wurde auf der Stelle Hand ans Werk gelegt. In wenigen Augenblicken, die dem hohen Gaſte durch den Geſang der Töchter des Malers verſüßt wurden, entwarf er das Bild deſſelben mit ſo auffallender Aehnlichkeit, daß auch die Großfürſtin in den letzten Tage vor ihrer Abreiſe ſich von ihren dringenden Geſchäften ſo viel Zeit abbrach, gleichſam im Fluge abgemalt zu werden. Dennoch fehlt es dieſen Portraits an keiner der vorzüglichen Schönheiten, wodurch ſich die Gemälde des Batoni auszeichnen.

Seine Gemälde ſind überhaupt ſo beſchaffen, daß diejenigen, die es auch noch ſo weit in der Theorie der zeichnenden Künſte gebracht haben, ſie nur halb beurtheilen können, wenn ſie nicht zugleich auch ſelbſt den Pinſel zu führen gelernt haben, um die von ihm in der Praktik überwundenen Schwierigkeiten einzuſehen. Er ſpielte gleichſam mit dem Pinſel, und der gefährlichſte und ſchwerſte Weg, den er wählte, führte ihn, ſo wie der leichteſte, ohne Anſtoß zum Ziel. Oft gab er einer einfachen Linie, die er in die Harmonie des ganzen einzuflechten wußte, einen ausdruckvollen Ton; daher gehört ſehr viel dazu, ſeine Gemälde ohne Trockenheit zu kopiren. — Er beſaß eine ganz beſondere Geſchicklichkeit, auch dichten Farben den Schein der Durchſichtigkeit zu geben, und den dunkeln Theilen Anmuthigkeit und Kraft einzuflößen. — Die Köpfe

seiner Portraits, die so ganz von Einem Guß zu seyn scheinen, sind nicht etwa in Einem Sitz verfertiget worden; er unterbrach seine Arbeit nach Gefallen, und doch floß alles so harmonisch zusammen, als wenn es in einer und derselben Begeisterung, in einem und demselben Gedankenzuge entworfen wäre.

Es war ihm etwas leichtes, auch als ein siebenzigjähriger Greiß viele Stunden nach einander an großen Werken zu arbeiten, ohne eine merkliche Entkräftung zu verspühren; sogar bediente er sich der wenigen Augenblicke seiner Muße, gewisse Gemälde von vorzüglicher Schönheit und Grazie zu verfertigen, z. B. die heilige Familie für den Großfürsten von Rußland, die Vermählung der h. Katharina, der Friede und der Krieg, wovon oben Meldung geschehen ist. Manchen großen Maler hat dieser ausserordentliche Fleiß das Leben gekostet. Der verewigte Mengs würde noch lange Zeit den neulich durch den Tod erlittenen Verlust des Batoni ersetzt haben, wenn er sich hierdurch nicht das Leben verkürzt hätte.

Schon seit einiger Zeit klagte Batoni über Abnahme der Kräfte und des Gesichts, die er weit über sein siebenzigstes Jahr wunderbar erhalten hatte, als er im Herbste des Jahrs 1786 von einem leichten Schlag gerührt wurde; von welchem er sich nicht so ganz erholte, daß ihm nicht eine große Schwäche des Geistes und des Leibes zurückblieb. Den 4ten Februar des

folgen-

folgenden Jahrs 1787 vollendete der Tod sein Werk an ihm durch einen viel stärkern Schlag, da er 79 Jahr und einen Tag alt war.

Er war der Religion sehr ergeben, freygebig gegen die Armen, freundlich gegen seine Schüler, und dermaßen ein Feind der Pracht, daß er den Ritterorden, womit ihn der Pabst beehrt hatte, sehr selten trug, und sich jederzeit sehr modest kleidete. Er bekümmerte sich um nichts als um seine Kunst, und genoß einer beneidenswürdigen Gemüthsruhe, worin er durchaus nicht gestört seyn wollte. Daher vermied er sogar auch die Versammlung der Malerakademie von S. Lukas, ob diese gleich sich das größte Vergnügen daraus gemacht haben würde, seinen Winken zu folgen. Einfalt und Aufrichtigkeit waren die Grundlage seines sittlichen Charakters. Jedermann glaubte beym ersten Anblick hiervon überzeugt zu seyn, und selten beleidigte jemand von ihm beleidiget, wenn er ihm die Wahrheit sagte; so wie es ihm auch Niemand für eine Eitelkeit auslegte, wenn er von seinen eigenen Werken mit Selbstgefälligkeit sprach. So sehr verehrte man in ihm den Charakter der Wahrheit.

Die Römische Schule wird ihn jederzeit als den Wiederhersteller ihres alten Ruhms verehren. Denn er war in gegenwärtigem Jahrhundert der erste, der die lästigen Bande gewisser Regeln zerriß, die man als Grundsätze der Kunst betrachtete, ob sie gleich zu nichts dienten,

dienten, als fähige Köpfe in ihren Fortschritten zu hindern. Seine Beyspiele haben die Vorurtheile der Manieren aus der Römischen Schule verbannt. Alles schöpft jetzt aus den reinen Quellen der Natur; alles beeifert sich, auf den Wegen, die Raphael und die alten Griechen in ihren Werken zeigen, die Vollkommenheit zu erreichen. Keine knechtische Nachahmung wird empfohlen. Daß man auf der unbegrenzten Schaubühne der Natur das schönste selbst wählen müsse, ist zur Grundmaxime der Malerkunst geworden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die glücklichen Tage der Caracci nicht sehr fern von uns sind.

IV.

Etwas vom Venezianischen Carneval

aus

einem Briefe des Herrn Gr**

an

einen seiner Freunde zu W.

Venedig, den 30. März 1789.

Diesesmal muß ich Ihnen auch etwas von den Belustigungen schreiben, welche das Carneval hier ausser dem Theater gewährt. Je mehr sich die Fasten näherte, je glänzender und fröhlicher wurde die Stadt. Viele tausend Menschen in Maschera erfüllten den Markusplatz, das Meerufer, und die Hauptstraßen. Nebst-

dem

dem, daß sieben Theater offen und täglich zum Erdrücken voll waren, fanden sich noch eine Menge Casotti oder kleine Bühnen auf dem Markusplatze, deren einige ganz artig eingerichtet waren. Hier sah man Seiltänzer, extemporierte Komödien, in Wachs pouſſierte anatomiſche Körper, das tragiſche Ende der Didone abbandonata mit allen ihren Zoſen, Schattenſpiele, künſtlich abgerichtete Pferde, Affen, mechaniſche Kunſtwerke, und viele andere ſeltſame Dinge unter einander gemengt. Jede dieſer Buden hatte eine ebene Decke, worauf der Impreſario, von einigen Muſikanten, Trommeln und Pfeifen, oder von türkiſcher Muſik umgeben ſtand, und mit ſtentoriſcher Stimme ſeine Künſte und vorzüglichen Erfindungen ausposaunte. Einer von ihnen ſuchte die neugierigen Venezianer zu überreden, ſie durch angenehme Erſchütterungen des Zwerchfells für 5 Soldi von allen Krankheiten kurieren zu können; und wenn das Lachen ſolche Wunder thun kann, ſo war er wirklich der geſchickteſte und zugleich der wohlfeilſte Arzt unter der Sonne. Nebſt dieſen Buden waren auch eine Menge Pulcinelli, Hanswürſte, Taſchenſpieler, Zahnärzte, Charlatane, die mit einer Salbe alle Krankheiten des Leibes heilen wollten, eine Menge Hiſtorienerzähler und Improviſatori. Auch wurden Reliquien von Heiligen, und kleine Stückchen von einem ſchwarzen Schleyer der Maria von Loretto um einen billigen Preiß verkauft. Alles dieſes war unter einander gemengt, und keiner hatte

einen

Zweyte Scene.

Speed, Valentins Bedienter, und der Hanswurſt dieſes Stüks, tritt auf, und fragt ſeinem Herrn nach. Protheus ſagt ihm, daß er bereits nach Meiland eingeſchifft ſeyn werde. Dieſes giebt dem ſinnreichen Speed Anlaß ſich ſelbſt mit einem Schaaf zu vergleichen, und die Idee eines Schaafs führt ihn und den Protheus auf eine ganze Reyhe froſtiger und ſchaafmäßiger Wortſpiele. Protheus erkundiget ſich hierauf, ob Speed der Julia ſeinen Brief übergeben, und wie ſie ihn aufgenommen habe; bekommt aber ſo ſchlechten Beſcheid von ihm, daß er ſich zulezt weislich entſchließt, künftig einen geſcheidtern Unterhandler zu den Angelegenheiten ſeines Herzens zu gebrauchen. Dieſe ganze Scene iſt ein Gewebe von langweiligen Wiz- und Wortſpielen, im Geſchmak derjenigen, womit Hans Wurſt auf einigen deutſchen Theatern noch die Ehre hat, ein nach Standes-Gebühr Gnädig- und Hochgeneigtes Auditorium zu unterhalten.

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in Julia's Zimmer.)

Julia und Lucetta treten auf.

Julia.

So ſage mir dann, Lucetta, da wir nun allein ſind, wollteſt du mir rathen, mich in ein Liebesverſtändniß einzulaſſen?

einen beſtimmten Platz. Daher war es gar luſtig anzuſehen, wie Heiliathümer, Pickelheeringe, Taſchenſpieler und Charlatanen in ſo guter Harmonie mit einander auftraten. Dieſes wunderliche Gemenge ſiehet man auf dem ſchönſten Platze der Welt, ich meyne den Markusplatz, und der daran grenzenden Riva de' Schiavoni.

Hierzu geſellt ſich noch die auſſerordentliche Freyheit und Ungezwungenheit der Masken, die ſich manchesmal auf 30,000 belaufen. Jedermann beluſtigt ſich hier nach ſeiner eigenen Manier, ohne der Gefahr der geringſten Beleidigung ausgeſetzt zu ſeyn. Hier ſind Fürſten, Excellenzen, Handwerker, und Laſtträger einander gleich. Alles athmet Vergnügen und Fröhlichkeit. Will man aber an allem dieſem ungeſtöhrt Theil nehmen, ſo iſt nöthig, in Maſchera zu gehen; eine Maſe vor dem Geſicht, oder Larve auf dem Hut und in ordinärer Kleidung, iſt hinlänglich. Gehet man aber in gute Geſellſchaft, ſo muß man einen ſchwarzen ſeidenen Mantel (Tabarro) und eine Bajute von Spitzen haben; dieſe Kleidung, in welcher man einem jeden ins Geſicht ſiehet, bewirkt eine vollkommene Gleichheit der Perſonen; Titel und Komplimenten hören auf, und jedermann heiſt Signor oder Signora Maſchera. Die Venezianer ſind ſo verliebt in ihren Tabarro, daß ſie zwey Drittel vom Jahre darin gehen; und ich muß geſtehen, dieſe Art

ſich

ſich zu kleiden iſt nicht nur ſehr vortheilhaft für eine gute Geſtalt, ſondern hat auch ungemein viel Bequemlichkeit. Man gehet in dem ſimpelſten Hauskleide, unfriſiert, mit über die Hälfte gezogener Kapuze in dieſem Mantel ins Theater und in alle Geſellſchaften, und man iſt ſo willkommen, als in Deutſchland mit dem Mörchen von einem geſtickten Kleide und Degen. Dieſe Liebe zur Maſchera erſtrecke ſich ſogar auf die Bettler. Dieſe Sorte von Leuten gehen nur von Ziegelmehl angeſtrichenen Geſichtern, oder in einer Maske des Todes, oder einer andern auffallenden ſonderbaren Geſtalt herum, und ſingen Canzonette, die ſich auf ihre Vermögensumſtände, und die Perſonen, die ſie vorſtellen, beziehen, und ſammeln Almoſen. Ich habe ſogar Hunde in Maſchera und einen ſolchen Ameiſenbär, als Pariſer Stutzer, auf dem Markusplatze herum führen geſehen. Oft ſiehet man viele Familien 50 bis 100 Perſonen ſtark, alle in einer Manier als Bauern, Neapolitaner, Griechen oder Mauer gekleidet, mit ihrer eigenen Muſik auf dem Markusplatze mit Tanzen beluſtigen. Jeder Augenblick bringt etwas Neues hervor, und alle Beſchreibungen ſind gegen die Wirklichkeit matt. An der letzten Mittwoche (Mercoledì grasso) wird vor dem Palaſte des Doge auf dem Markusplatz ein Feuerwerk abgebrannt, verſchiedene artige Uebungen, welche die Stärke einer Menge vereinigter Menſchen zeigen, (la forza genannt) vorgenommen, und Ochſen mit

mit einem Hieb der Kopf abgehauen. Ganz Venedig war gegenwärtig, und man mußte einen guten Platz mit einem Zechinen bezahlen. Ich erkundigte mich bey meiner Gesellschaft, zu welchem Ende man diese Schauspiele gäbe, und man sagte mir, daß vor einigen hundert Jahren der Patriarch von Aquileja mit seinen 12 Domherrn, einer angesponnenen Verrätherey wegen, wodurch sie sich von der Republik unabhängig machen wollten, vor dem Pallast des Doge enthauptet worden seyen. Dieses Andenken zu verewigen, habe man ehedem einem Ochsen, und 12 Schweinen die Köpfe abgeschlagen; weil aber die Schweine jederzeit ein entsetzliches Geschreye angestimmt, so habe man sie auf zwey Ochsen reducirt. Ich mußte lachen, und wollte es nicht glauben; einige Sonnette aber, die von einem Manne ausgestreut wurden, der dem Doge zur nemlichen Zeit, vom Markus Thurm herab, auf einem Seile einen Blumenstrauß brachte, bestätigten diese Erzählung. Die lezten Tage des Carnevals sind hier wahre Bacchanalien. Am Fastnachts-Dienstage gehen die Theater schon zwey Stunden vor Mittage an, und endigen sich einige Stunden nach Mitternacht. An diesem Tage sollte man glauben, der gröste Theil der Venezianer sey toll. Jeder kauft diesen Abend eine Pfeife, eine Klapper, eine Glocke, oder ein anderes lermendes Instrument, und gehet mit einer brennenden Papier-Laterne auf dem Hut durch die Straßen der Stadt, oder auf den Markusplatz, um das Car-

neval auszupfeifen. So luſtig als es dieſen Tag zugehet, ſo ſtill und andächtig iſt alles am folgenden Tage. Dieſer ſonderbare Contraſt berechtigte einen Türken zu ſagen, als er gefragt wurde, was er von den Venezianern dächte: Man könnte nicht klug aus dieſen Leuten werden; einen Tag wären ſie toll, den andern wieder vernünftig. Doch nimmt an dieſen Ausſchweifungen der edlere Theil der Venezianer keinen Antheil.

Sonſt hat der Ridotto des Adels größte Beluſtigung; weil aber hier manche Familie in einem Abende durch das Spiel zu Grund gerichtet wurde, ſo iſt er vor einigen Jahren abgeſchaft worden. Die Venezianer haben dieſe Wohlthat der Beredſamkeit des jetzigen Auditor di Rotà zu Rom, des Menſiandro, Hyacinth ihres Mitbürgers, welcher damals Senator und Correttore zu Venedig war, zu verdanken. Es kamen zwar des Spiels wegen viele Fremde nach Venedig und brachten in Zeit von 14 Tagen 100000 Zechinen in Cirkulation; allein der Schaden einzelner Familien überwog den ſcheinbaren Gewinn.

Mitten unter den Vergnügungen des Carnevals ſtarb der Doge Paul Renieri im eilften Jahre ſeiner Regierung. Dieſer Tod hatte aber nicht den geringſten Einfluß auf die öffentlichen Luſtbarkeiten. Darunter der gemeinen Zimmern, wo er aufgebahret war, machten ſich die Improviſatori und Marionetten ſogar in der Gegenwart ſeines Todes luſtig, und tadelten ſeine Regierung, die wegen ſeines großen Geizes allgemein verachtet wurde. Man erzählte nunmehr in allen Kaffeehäuſern ungeſcheut ſeine intereſſirten Handlungen, und las öffentliche Pasquille ab. Ich bin aber geneigt, ihn nicht für ſo geizig als ſeine Gemahlin, die von unedler Abkunft war und unter ihren Pantoffeln er ſtand, zu halten. Dieſe Dogaressa hatte ſich nicht geſcheut, einen Zoll von den Bettlern in der Markuskirche zu nehmen, und in dem Pallaſt den Unrath

der

der öffentlichen Gebäuden an die Meiſtbietenden zu verkaufen.

Den erſten Montag in der Faſten wurde der Tod des Doge durch alle Glocken der Stadt bekannt gemacht, und ſeine Geſtalt in Wachs poußiert auf einem Paradebette von rothem Sammet mit Gold beſetzt, ſein Wappen zu Füßen, von vier Fahnen der Republik umgeben, im Pallaſt öffentlich ausgeſtellt. Er lag in ſeinem Dogenkleide, ganz von Draht dar, mit Zobel ausgeſchlagen, einen fürſtlichen Hermelinmantel um die Schultern, und die Dogenkrone auf dem Haupte, mit rothen Schuhen und Strümpfen und einem großen Degen zur Seite, ohne alle Wache, einige Rathsherrn ausgenommen, in einem Saale des Pallaſtes. Nach drey Tagen trug man ihn endlich, von einer ungeheuern Menge Menſchen ein jeder eine brennende Wachsfackel in der Hand, begleitet, ohne Muſik und nach Landesgebrauch unbedeckt, aus dem Pallaſte auf dem Markusplatze herum; und nachher in die Kirche von S. Giovanni Paulo, wo ein königliches Catafalco, mit Wachslichtern herrlich beleuchtet, ſich befand. Hier wurde ihm von den Dominikanern eine ſtille Meſſe geleſen, und damit wurden alle Ceremonien geendigt. Sonderbar iſt es, daß ein jeder Doge alle Unkoſten ſeines Leichenbegängniſſes, die ungefähr in 12000 Thalern beſtehen, beym Antritt ſeiner Regierung der Republik überliefern muß, und mit ſeinem Tode dieſes Kapital verliert.

Den Tag nach ſeinem Begräbniſſe fieng die Wahl des neuen Doge an, und dauerte drey Tage. Sie iſt ſo ſonderbar, und hat ſo viel eigenes, daß ich ſie Ihnen, theurer Freund, erzählen würde, wenn ſie Ihnen nicht durch Bücher ſchon hinlänglich bekannt wäre. Unterdeſſen, daß die Exequien des verſtorbenen Doge, und die Wahl des neuen vor ſich giengen; traktirte die Republik alle und jede, die nur einige Bekannt-

kanntſchaft mit einem Rathsherrn haben, deren 200 an der Zahl ſind, und die in ihren Amtsverrichtungen alle in ſchwarzen langen Kleidern mit großen weißen Perücken gekleidet gehen. Auch ich wurde von einem meiner gnädigen Patronen eines Morgens mit in den Pallaſt genommen; und ich erſtaunte, mit welcher Ordnung, mit welchem Ueberfluß, Pracht und Delikateſſe viele tauſend wohlgekleidete Menſchen unentgeldlich bewirthet wurden. Man hat in dieſen Tagen (zwey Millionen 600000 Lire di Venezia, ungefähr 180000 Thaler unſeres Geldes) Kaffee und Chocolade getrunken. Jeder hat hier das Recht, eine Kleinigkeit zum Andenken zu fordern, die man ihm auch ſogleich bewilligt. Man forderte mich auf, auch mir etwas auszubitten, und ich verlangte eine Doſe mit Spaniol; man brachte mir ſie ſogleich mit dem beſten Tabak angefüllt, und ich ſchätze ſie als ein Andenken dieſes ſonderbaren Gebrauchs, den, wie mir ein Venezianer ſagte, das Volk daran erinnern ſolle, daß es frey geboren wären.

Nachdem Manin, ein Patrizier, der jährlich 140000 Thaler Einkünfte hat, zum Doge erwählt war, wurde er den folgenden Tag von einer Menge Aſſeſſoren, in einer Art von Kanzley ſitzend, auf ihren Schuſtern aus der Markusbibliothek, wo er den Eid abgelegt hatte, über den Markusplatz in den Pallaſt getragen. Bey Ihro Durchlaucht ſaßen drey ſeiner Anverwandten, welche goldene und ſilberne Münzen unter das Volk warfen. Der Doge hatte eine rothſammetne Mütze auf, und war in eben dieſer Farbe gekleidet. Seine Krönung hat nicht geſchahen bey ſeinem Eintritt in den Pallaſt. Alle Fenſter des Markusplatzes waren mit langen ſeidenen Decken behangen, die Menſchen ſtanden doppelt über einander, alle Dächer waren voll, und der ganze Markusplatz ſchien ſich unter der entſetzlichen Menge zu bewegen. Bey allem dieſem iſt nicht die geringſte Unord-

nung

nung, oder Streitigkeit, geſchweige denn Mord oder
Beſchädigung zu befürchten. Kaum ſieht man
einen Soldaten, mit aufgeſtutzten Haaren, Ohr-
gehenke in Ohren zu haben, auſſer einigen, die die
Officier gekleidet haben und dazu dienen. Der Do-
gen Platz zu machen, als deren Kurtiſanen, rothen Mü-
tzen auf den Köpfen, wovon vornen der Stirne ein
venezianiſcher Goldducaten befeſtiget war, ich
weiß nicht, ob noch gebräuchlich, der ſich einiges Ver-
mögen gemacht hatte. Vor ihrem fürnehmen Zeiten
Weg, und dieſes, was der Obrigkeit von Außs-
land bey allen königlichen Feſten, die man ihnen
in Venedig gab, am meiſten bewunderten. Drey
Tage wurden auf dem Markusplatze prächtige Feuers
werke abgebrennet, und der hohe Adel iſt dem Ballon be-
wirthet. Hier ſah ich die Väter der Republik in ihrem
Amtsſtaat mit großen Perücken und ſchlaf
Pelzen, in den kothbaumenen Schlafſtellen tanzen und ſchwi-
tzen. Was mich aber am meiſten ergötzte, war
die Schönheit der Kleidung des venetianiſchen Frauens
zimmers. Sie beſtehet aus einem Leibſtücke mit gan-
zen Ermeln von bunter Farbe, und den Hüften an ge-
bis auf einen langen, ſchwarzſeidenen Schleyer, welcher bey
reichen und vornehmen Damen mit Gold und Edelge-
ſtein mit einer breyvierteln Elle weiten Einfaſſung unten
herab, und mit goldenen Knöpfen vollkommen ausgezo-
gen iſt. Auf dem Kopfe tragen ſie ein feines
ſchwarzes Tuch, welches vornen vor dem
Geſichte garnirt iſt, ſie binden es um den Busen
zuſammen, und laſſen die beyden Enden hinten auf der
Schulter bis auf den Boden herunterhängen. Dieſes
iſt jetzo die und zukünftige Mode, wie in
einer engliſchen Miniatur, alle Coquetterien
des ſchönen Geſchlechts vereinigt befinden. Es iſt kaum
glaublich, mit welcher Wetſchwindigkeit, Geſchmack und
Sitte ſie dieſen reizenden und natürlichen Schmuck
tragen, der ſie vor den brennenden Strahlen der Son-

ne schützt, und ihren blendenden Busen noch mehr erhebt, und wie schwer es ausländischen Damen fällt, sie hierin zu erreichen und nachzuahmen. Der Markgraf von Anspach war mit einer englischen Dame dieses Carnevals hier; sie erschien eines Tages auf dem Markusplatz als eine gebohrene Venezianerin gekleidet, und man erkannte sie sogleich für eine Fremde. Ursprünglich war diese Kleidung eine Erfindung der ehemaligen Eifersucht der Venezianer. Sie war ein schwarzseidener Schleyer, der die Damen, wenn sie in die Kirche oder über die Straßen giengen, von Kopf bis zu Fuß bedeckte. Diese traurige Hülle haben die Venezianerinnen nach und nach in den galantesten Schmuck, den man sich nur einbilden kann, verwandelt. Der durchsichtige Schleyer scheint nur dazu erfunden zu seyn, die Lüsternheit des Anschauers zu vermehren. Sie wissen ihn so geschickt zu erheben und zu erniedrigen, daß man den Anblick ihrer rosenfarbigen Lippen, und funkelnden schwarzen Augen nicht der Kunst, sondern dem günstigen Zufall verdankt. Ist die Dame von schlanker Taille, so weiß sie das Zendaletto so zu schlingen, daß dieser Vorzug der weiblichen Schönheit in seiner ganzen Vollkommenheit ins Auge fällt. Ist sie aber hierin nicht nach dem Muster der Grazien gebildet, so fällt das Zendaletto tiefer herab, und schmiegt sich weniger um ihre Hüfte. Die allzumagern ersetzen den Mangel durch die bauschige Weite und Falten des Zendado. Kurz, diese Tracht hat, wie der Gürtel der Venus, die zauberische Kraft, den Reiz der weiblichen Schönheit unendlich zu vermehren.

Ich erstaune über die Länge dieses Briefes, der mit unbedeutenden Kleinigkeiten angefüllt ist, und noch nichts von Musik gesagt hat, die doch in unserer Verabredung gemäß der Hauptinhalt seyn sollte. Die geistliche Musik hat jetzt in der Fasten die Theatralische vertrieben. Ich habe nebst dem berühmten Misere des Galuppi, genannt Buranello, in der Markuskirche,

eine

eine Menge Oratorien, Cantilenen, und Miserere in den Conservatorj, von guter und schlechter Composition, gut und übel aufführen gehört. Ohnerachtet diese vier Conservatorj immer mehr ihrem Untergang nähern, so höret man doch noch viele vortrefliche Stimmen, ob sie gleich nicht mehr in dem ehemaligen auserlesenen Geschmacke singen. Alle aroßen Sänger Italiens, Compositen und Professoren, streben ihrem nach Vermögen, um ihren Gusto durch Nachahmung der Manier dieser armen Mädchen zu verbessern. Ich war gestern in Pietà, wo ein Oratorium von Fortunato, Sisara betitelt, durch Mädchen allein, auf zwey Chören vortreflich aufgeführt wurde. Die Hörner, Flöten, grosse Pässe, Paucken und Fagotti, alles spielten diese lieben Virtuosinnen mit einer richtigen und glänzenden Ausübung. Ich hörte allein fünf Contra-Altstimmen, ohne die Soprani, wovon immer eine vortreflicher als die andere war. Die Composition, welche der Capellmeister selbst aufführte, war aber, einen Chor der Debräer ausgenommen, herzlich schlecht. Die beyden Chöre der Hebräer und Cananäer, auf verschiedenen Emporkirchen, machten gute Wirkung, und wurden im richtigsten Zeitmasse gespielet. Nachher gieng ich zu den Mendicanti, wo ein neues Oratorium von Sarri, Joseph a Fratribus agnitus, himmlisch schön aufgeführt wurde. Die Manca Sacchetti, so wie auch die Almerino, und Panana sangen vortreflich; auch sang die junge Teutsche aus Bayern, die Sie aus meinem ersten Briefe kennen werden, sehr gut; da sie aber starke und ausgebildete Sängerinnen zur Seite hatte, so machte ihre erst sich bildende Stimme freylich in den Mittelstimmen nicht den besten Effekt. Die Musik, ohnerachtet man einer der neuesten schlosen Opern von Sarti einen lateinischen Text untergelegt hatte, deren Lücken der Maestro Schianda ergänzt und ihr obigen Titel vorgesetzt hatte, war mit allen diesen Schneidereyen, die eigentlich gänzlich verboten

sein

seyn sollten, dennoch voller Feuer, Einbildungskraft, Harmonie, und Melodie. Was mußte diese göttliche Musik, die freylich für die Kirchen ein wenig zu glänzend gewählt war, nicht für einen Effekt mit ihrem Originaltexte machen! Unter allen den Musiken für die Kirche hat mir, das Miserere von Galuppi ausgenommen, keine besser als Ninive conversa, von Jnfossi componirt, gefallen. Nie habe ich eine Kirchenmusik gehört, die alle Eigenschaften in so großer Vollkommenheit besitzt, als diese. Vorzüglich hat mir das Coro „De tua clementia, o Deus, undique gloriae sonent &c. und Ah quonam fugere . . . arguere palpito &c. gefallen. Die Melodien waren klar, griffen das Herz an, und alle Zuhörer schienen sich zu freuen. O Himmel, welche Wirkungen, welche himmlische Empfindungen bringt nicht die Musik, so aufgeführt, in ihrem erhabenen und edelsten Schmucke, ich meyne den der Recitation und Andacht, hervor! und wie sehr ist sie in solchen Augenblicken, ihrer schnellen Wirkung nach, über die Poesie und Mahlerey erhoben! Man höre einen Menschen das schönste Gedicht, die beste Rede in Einem Tone, ohne Declamation oder Wechselung der Stimme (denn selbst dieses ist ein Theil der Musik, der viel Studium erfordert) hersagen, und man wird die Gedanken und Wörter loben, aber die Seele wird unbeschäftiget und unempfindlich bleiben. Da ich in der Kirche der Mendicanti die obbesagte Musik hörte, saß ich einem Gemälde des Tiziano, welches unter seine größten Meisterstücke gerechnet wird, gegen über, und hatte es lang mit Erstaunen und Entzücken betrachtet, als das erste Recitativ meine ganze Seele auf einmal an sich zog, und alle den Eindruck, den die Wunder der mahlerischen Schönheit in ihr gemacht hatten, zerstreuete. Sie sehen wohl, lieber Freund, daß ich nach meiner Empfindung urtheile. Philosophieren habe ich nicht gelernt; daher unterwerfe ich mich dem Tribunal della sacra inquisizione de' Filosofi. — Ich bin —

Lucetta.

Ja, Gnädiges Fräulein, mit der gehörigen Vorſicht verſteht ſich's.

Julia.

Und welchen unter allen dieſen hübſchen jungen Herren, die meinen kleinen Hof ausmachen, findeſt du den liebenswürdigſten?

Lucetta.

Wenn es Euer Gnaden beliebt, mir einige zu nennen, ſo will ich meine Meynung von ihnen ſagen, ſo gut als ich's verſtehe.

Julia.

Wie gefällt dir, zum Exempel, der ſchöne Sir Eglamour?

Lucetta.

Er iſt ein hübſcher Cavalier, oder kommt doch den meiſten Leuten ſo vor, ſchön, zierlich, und ſo nett geputzt wie eine Puppe -- Aber wenn ich Fräulein Julia wäre, ſo ſollt' er mich dennoch nicht kriegen.

Julia.

Was denkſt du von dem reichen Mercatio?

Lucetta.

Sehr gut von ſeinem Gelde, aber von ihm ſelbſt, ſo, ſo.

Julia.

Der

Teutſche Merkur.

Junius 1789.

I.

Mahomet.

Ein Fragment

aus Gibbons Fortſetzung ſeiner Geſchichte vom Verfall und Untergang des Römiſchen Reichs.

(Beſchluß.)

(S. T. Merkur April S. 93.)

Fand der aus Mekka verſtoßne Prophet mit ſeinem Gefährten in Medina eine weniger gläubige und ehrerbietigere Aufnahme, ſo war nichts leichter, als die Religion der Koraiſchiten in der Geburt zu erſtickende Medina, oder die Stadt, vorher unter dem Namen Jathreb bekannt, Mahomet ſein zum Sitz ſeines Thrones heiligen, was damals in die beyden Partheyen der Charejiten und Aſſiten, getheilt, zweyer Stämme deren erbliche Fehde bey der kleinſten Veranlaſſung wieder aufwachte. Ihr Anhang wurde auf beyden Seiten durch zwey jüdiſche Colonien verſtärkt, die ſich

einer prieſterlichen Abkunft rühmten, und, ohne die Araber zu bekehren, doch wenigſtens den Geſchmack an Wiſſenſchaft und Religion bey ihnen einführten, wodurch ſich Medina als die Stadt der Gelehrſamkeit auszeichnete. Einige ihrer vornehmſten Bürger, waren bey einer Wallfahrt nach der Kaaba durch Mahomets Beredſamkeit überzeugt worden. Bey ihrer Rückkehr verbreiteten ſie den Glauben an Gott und ſeinen Propheten, und dieſe neuen Proſelyten ſchloſſen durch Deputierte ein förmliches Bündniß mit Mahomet in zwey geheimen und nächtlichen Zuſammenkünften auf einem Hügel bey Mekka. Zehen Chazrejten und zwey Aſiten, einmüthig in Glauben und Liebe, verpflichteten ſich in der erſten für ſich, ihre Weiber, Kinder und abweſende Brüder, zu unwandelbarer Treue im Bekenntniß der Lehren des Korans und in Befolgung ſeiner Vorſchriften. Die zweyte Zuſammenkunft war eine Verſchwörung zu politiſchen Zwecken, und der erſte Keim des Saracenſchen-Reichs. Drey und ſiebenzig Männer und zwey Frauen von Medina hielten eine feyerliche Conferenz mit Mahomet, ſeinen Verwandten und ſeinen Schülern; und die gegenſeitigen Zuſagen wurden von beyden Theilen durch Eide bekräftigt. Die Bürger von Medina ſchwuren im Namen ihrer Stadt, Mahomet, wenn er aus Mekka verbannt werden ſollte, als ihren Bundesgenoſſen aufzunehmen, ihm als ihren Führer zu gehorchen, und bis auf den letzten Athemzug ihn, ſo

wie

wie ihre Weiber und Kinder zu vertheidigen. „Aber „wenn dich dein Volk wieder zurück ruft„ fragten ſie ihn mit einer ſchmeichelhaften Aengſtlichkeit, „wirſt „du alsdann deine neuen Freunde nicht wieder ver„laſſen?„ — „Unter uns„ erwiederte Mahomet mit einem freundlichen Blicke, „iſt jezt alles gemein. „Euer Blut iſt mein Blut, euer Untergang iſt der „meinige. Wir ſind durch die Bande der Ehre und „des gemeinſchaftlichen Vortheils an einander gefeſſelt. „Ich bin euer Freund, und wer wider euch iſt, der „iſt wider mich.„ — Aber geſezt, wir opfern unſer Leben in deinem Dienſte, was iſt unſer Lohn? — „Das Paradies.„ — Deine Hand, Prophet! Er ſtreckte ſie aus, und ſie wiederholten den Eid der Huldigung und der Treue. Das Volk zu Medina genehmigte dieſen Vortrag und bekannte ſich einmüthig zur Lehre des Islam. Mit Jauchzen hörte man die Nachricht von der Flucht des Propheten, aber man zitterte für ſeine Sicherheit, und ſah ſeiner Ankunft mit Sehnſucht entgegen. Nach einer ſchnellen und gefährlichen Reiſe an den Küſten des Meers, und einem kurzen Aufenthalt zu Koba zwey Meilen vor Medina, hielt er ſeinen öffentlichen Einzug in dieſe Stadt am ſechzehnten Tage nach ſeiner Flucht aus Mekka. Fünfhundert Bürger zogen ihm entgegen; überall begrüßte ihn der Zuruf des Volks mit Ehrfurcht und Unterwerfung. Er ſaß auf einem Kameele von einem Sonnenſchirm beſchattet, und in Ermangelung einer Fahne

wurde ein aufgewickelter Turban ihm vorgetragen. Seine tapfersten Anhänger, die das Ungewitter zerstreut hatte, versammleten sich nun wieder um ihn; und unter den Bekennern des Isbams entstanden zwey Klassen von gleich grossen obwohl verschiedenen Verdiensten, die Mohajerins, oder die Flüchtlinge von Mekka, und die Ansars, oder die Helfer zu Medina. Alles kam darauf an, den Saamen der Eifersucht zwischen diesen beyden Partheyen auszurotten. Mahomet errichtete in dieser Absicht sehr weislich unter den vornehmsten Stützen seines Ansehens eine brüderliche Verbindung, so daß jedes Paar aus beyden Klassen gewählt war: und als für Ali niemand übrig blieb, mit dem er sich paaren konnte, äusserte Mahomet seine Zärtlichkeit gegen ihn, durch die Erklärung, daß er selbst der Bruder dieses edlen Jünglings seyn wollte. Diese künstliche Brüderschaft hatte übrigens im Ganzen den besten möglichen Erfolg. Im Kriege und Frieden wurde dieß heilige Band geehrt, und beyde Parteyen suchten mit einem edlen Wetteifer durch Tapferkeit und Treue einander zu übertreffen. Ein einziges mal drohte ein zufälliger Zwist diese Eintracht zu unterbrechen; ein Patriot von Medina rügte den Uebermuth der Fremden: allein was er von ihrer Vertreibung durch Winke zu verstehen gab, wurde mit Abscheu aufgenommen, und sein eigner Sohn war bereit, das Haupt seines Vaters zu den Füßen des Propheten zu legen.

Sobald

Sobald Mahomet zu Medina festen Fuß gefaßt hatte, fieng er an sein königliches und oberpriesterliches Amt auszuüben; und es wurde für Frevel angesehen, sich einem Richter nicht zu unterwerfen, dessen Aussprüche für Eingebungen der göttlichen Weisheit galten. Durch Geschenk oder Kauf gelangte er zum Besitz eines kleinen Grundstücks, des Erbtheils zweyer Waisen. Auf diesem auserwählten Platze baute er ein Haus und eine Moschee, die in ihrer rohen und einfachen Gestalt ehrwürdiger waren als die Palläste und Tempel der Assyrischen Caliphen. Sein goldnes oder silbernes Siegel war mit dem Titel eines Propheten bezeichnet. Wenn er in den wöchentlichen Versammlungen betete oder predigte, so lehnte er sich an den Stamm eines Palmbaums; und erst geraume Zeit nachher erlaubte er sich den Gebrauch eines Stuhls oder einer Art von Kanzel, von grober Arbeit aus gemeinem Holze. Nachdem er sechs Jahre regiert hatte, wurde der Huldigungseid von funfzehnhundert Muselmännern unter den Waffen und im freyen Felde erneuert, und ihr Oberhaupt versicherte sie alle nochmals seines Schutzes, so lange auch nur noch ein einziger von ihnen am Leben seyn würde, und der heilige Bund nicht gänzlich vernichtet wäre. In eben diesem Lager erschien ein Abgesandter von Mekka, und erstaunte über die Andacht mit der jedes Wort, jeder Blick des Propheten von den Gläubigen aufgefaßt wurde, und wie sie sich drängten, seinen Speichel zu sammeln, oder

ein Haar, das von seinem Haupte fiel, und das Was-ser welches er bey seinen Abwaschungen gebraucht hatte, aufzubewahren, als ob auch in diesen Dingen eine gewisse apostolische Kraft enthalten wäre. „Ich habe „einen Cosroes in Persien, sagte er, und einen rö„mischen Kayser gesehen, aber nie sah ich einen König „von seinen Unterthanen umringt mit solcher Hoheit, „als Mahomet unter seinen Glaubensgenossen." Der fromme Eifer des Enthusiasmus äussert sich mit mehr Wahrheit und Energie, als die kalte und feyerliche Unterwürfigkeit der Höflinge.

Im Stande der Natur hat jeder ein Recht seine Person und sein Eigenthum durch die Waffen zu vertheidigen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, oder seinem Beleidiger zuvor zu kommen, und selbst bis zu erfolgter Entschädigung oder Wiedervergeltung die Feindseligkeiten in gehörigen Schranken fortzusetzen. Ein so freyes Volk als die Araber wurde in solchen Fällen durch die Pflichten des Bürgers und Unterthanen sehr wenig im Zaum gehalten. Mahomet war, als er mit Sanftmuth und Wohlwollen sein Lehramt verwaltete, durch die Ungerechtigkeit seiner Mitbürger verbannt, und seiner Güter beraubt worden; jetzt hatte die Wahl eines unabhängigen Volks den Flüchtling von Mekka zum Range eines Fürsten erhoben, und das Recht Bündnisse zu schließen und über Frieden und Krieg sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung

zu

zu entſcheiden, war nunmehr in ſeiner Hand. Was er als Menſch nicht vermochte, wurde durch die Gewalt ergänzt, die er im Namen der Gottheit und unter ihrem Schutze ausübte. Als Prophet von Medina nahm er in ſeinen neuen Offenbarungen einen ſtolzern und grauſamern Ton an, ein Beweiß, daß die vorhergehende Mäßigung nur eine Wirkung der Schwäche war. Er hatte die Mittel der Ueberredung verſucht, die Zeit der Nachſicht war verſtrichen, und nun erhielt er Befehl die Religion durch das Schwerdt auszubreiten, die Gräuel des Götzendienſtes zu vertilgen, und ohne Rückſicht auf die Heiligkeit gewiſſer Tage und Monate, zu jeder Zeit und über den ganzen Erdkreiß die ungläubigen Nationen zu verfolgen. —

Schon in den erſten Monaten ſeiner Regierung begann er ſeine Feldzüge für den Glauben, und ſein weißes Panier wehte vor den Thoren von Medina. Er focht in Perſon bey neun Schlachten oder Belagerungen, und funfzig kriegeriſche Unternehmungen wurden in zehn Jahren von ihm oder ſeinen Feldherren ausgeführt. Handel und Straßenraub bleibt immer das doppelte Gewerbe des Arabers, und ſolche kleine Gefechte, die bey Beſchützung oder Angriffe einer Caravane vorfielen, bildeten unmerklich Mahomets Truppen zu ſeinen nachherigen Eroberungen. Die Vertheilung der Beute ward durch ein göttliches Geſetz beſtimmt. Der Gewinn jedes einzelnen wurde mit gröſ-

ter Gewiſſenhaftigkeit in eine gemeinſchaftliche Maſſe geworfen. Von der ganzen Summe des Goldes und Silbers, der Gefangenen, des Viehes, der beweglichen und unbeweglichen Güter war ein Fünftheil dem Propheten zu gottesdienſtlichem und mildem Gebrauche vorbehalten; das Uebrige wurde unter die Soldaten, die den Sieg erfochten oder das Lager bewacht hatten, verhältnißmäßig getheilt. Was die Gebliebenen erhalten hätten, fiel auf ihre Wittwen und Kinder; und um die Vermehrung der Reuterey zu begünſtigen, waren für Mann und Pferd zwey Antheile ausgeſetzt. Von allen Seiten ſtrömten die herumziehenden Araber zu einer Fahne, die ihnen eine beſſere Religion, und eine reiche Beute verſprach. Selbſt den Ausſchweifungen der ſinnlichen Begierden, zu deren Befriedigung man ſich alles gegen die gefangenen Weibsperſonen erlaubte, wußte der Prophet einen Anſtrich von Heiligkeit zu geben. Der Genuß des Reichthums und der Schönheit war ein ſchwaches Vorbild der Freuden des Paradieſes, die den tapfern Märtyrern des Glaubens zu Theile werden ſollten. „Das Schwerdt, ſagte „Mahomet, iſt der Schlüſſel des Himmels und der „Hölle. Ein Tropfen Bluts für die Sache Gottes „vergoſſen, oder eine Nacht unter den Waffen durch„wacht, gilt mehr als ein zweymonatliches Faſten und „Beten. Wer in der Schlacht fällt, dem ſind ſeine „Sünden vergeben. Am Tage des groſſen Gerichtes „glänzt jede ſeiner Wunden wie ein Rubin, und duftet

„wie

„wie Balſam. Kein Arm oder Fuß wird verlohren,
„den nicht die Flügel der Engel und Cherubim erſetzen.“
Der unerſchrockne Geiſt des Arabers wurde durch
Enthuſiasmus angefeuert, das Bild der zukünftigen
Welt ſchwebte lebendig vor ſeiner Einbildungskraft,
und der Tod, den er immer verachtet hatte, war ihm
jetzt Hofnung und Wunſch. Es finden ſich häufig im
Koran über die Lehren vom Schickſal und von der
Vorherbeſtimmung ſo harte Aeuſſerungen, daß es nicht
mehr bedurft hätte, um alle Induſtrie und Tugend zu
zerſtören, wofern die Handlungen der Menſchen durch
ihre ſpekulativen Meynungen beſtimmt würden. Ins
deſſen hat der Einfluß dieſer Glaubensartickel in jedem
Zeitalter den Muth der Saracenen und Türken erhöht.
Die erſten Anhänger Mahomets giengen zur Schlacht
mit einer furchtloſen Zuverſicht. Gefahr läßt ſich nicht
denken ohne Ungewißheit des Erfolgs. Sie waren ent-
weder beſtimmt zu ſterben auch wenn ſie auf ihrem La-
ger ſchlummerten, oder ſie waren ſicher und unver-
wundbar mitten unter den Schwerdtern ihrer Feinde.

Mahomets Flucht hätte vielleicht die Koreiſchiten
beruhigt, wären ſie nicht durch die Rache eines Feind-
des gereizt und in Furcht geſetzt worden, der ihren
ganzen Handel nach Syrien abſchneiden konnte, weil
ſie keinen andern Weg dahin und wieder zurück zu wäh-
len hatten, als durch das Gebiet von Medina. Abu
Sophian ſelbſt, mit einem Gefolge von nicht mehr als

dreyßig bis vierzig Mann, begleitete eine reiche Karavane von tauſend Kameelen. Durch Glück oder Geſchicklichkeit entgieng dieſer Zug der Wachſamkeit Mahomets; aber der Anführer der Koreiſchiten erfuhr, daß die geheiligte Schaar in einem Hinterhalte auf ſeine Rückkehr lauerte. Er ſandte Boten zu ſeinen Brüdern in Mekka, und alles machte ſich auf, aus Furcht ihre Waaren und ihre Lebensmittel zu verlieren, wenn nicht die ganze Kriegsmacht von Mekka zu ihrer Rettung herbeyeilte. Mahomets Heer beſtand aus dreyhundert und dreyzehn Gläubigen, von denen ſieben und ſiebenzig Flüchtlinge aus Mekka, die übrigen aber Proſelyten aus Medina waren. Unter dieſe Anzahl wurden ſiebenzig Kameele (die Kameele von Yathreb waren im Kriege von groſſem Werthe) wechſelsweiſe vertheilt; aber ſo groß war die Armuth der erſten Nachfolger Mahomets, daß nicht mehr als zwey von ihnen zu Pferde im Felde erſcheinen konnten. In dem fruchtbaren und berühmten Thale Beder, drey Tagereiſen von Medina, erhielt Mahomet durch ſeine Kundſchafter Nachricht, daß auf der einen Seite die Karavane ſich näherte, und auf der andern die Koreiſchiten mit hundert Mann zu Pferde und achthundert und funfzig zu Fuß. Nach einer kurzen Ueberlegung ſiegte die Begierde nach Ruhm und Rache, und die Hofnung des Gewinns wurde aufgeopfert. Man warf eine kleine Verſchanzung auf, um die Truppen und einen Bach zu decken, der durch ſein klares Waſſer das Thal erfriſchte.

Julia.

Was hältſt du dann von dem jungen Protheus?

Lucetta.

Behüte Gott! wie thöricht wir manchmal ſeyn können.

Julia.

Nun, wie? Was fehlt dir? Warum geräthſt du in eine ſolche Bewegung bey ſeinem Namen?

Lucetta.

Um Vergebung, Gnädiges Fräulein! es war nur ein kleiner Anſtoß von Schaam, daß ein ſo unwürdiges Geſchöpf als ich bin, über den Werth eines ſo liebenswürdigen Edelmanns urtheilen ſoll.

Julia.

Warum nicht über Protheus ſo gut als über die andern?

Lucetta.

Nun, wenn ich dann meine Meynung ſagen ſoll, ſo halt' ich ihn unter vielen Guten für den Beſten.

Julia.

Und aus welchem Grunde?

Lucetta.

Ich weiß keinen andern Grund als einen ſehr weiblichen; er kommt mir ſo vor, weil er mir ſo vorkommt.

friſchte. Mahomet ſahe die Menge der Koreiſchiten vom Hügel herabkommen. „Gott, rief er aus, wenn „dieſe deine Knechte vertilgt würden, wer würde übrig „bleiben, dir zu dienen? — Muth meine Kinder! „dem Feind entgegen in geſchloſſenen Gliedern. Es „braucht eure Waffen und dieſer groſſe Tag iſt euer.“ Bey dieſen Worten ſtellte er ſich mit Abubeker auf einen erhabnen Platz, und in einem feurigen Gebete rufte er Gabriel und dreytauſend Engel um Hülfe! Jetzt warf er einen Blick auf das Schlachtfeld. Schon wichen ſeine Getreuen und wurden von der Menge überwältigt. In dieſem entſcheidenden Augenblicke ſprang er auf, beſtieg ſein Pferd, und warf eine Hand voll Sand in die Luft. Laſt ihr Angeſicht zu Schanden werden, rief er aus, und beyde Armeen hörten den Donner ſeiner Stimme. Ihre Einbildungskraft erblickte die himmliſchen Heerſchaaren, die Koreiſchiten zitterten und flohen, ſiebenzig von den tapferſten wurden getödtet, und ſiebenzig Gefangene ſchmückten den erſten Sieg der Gläubigen. Die Leichname der Koreiſchiten wurden geplündert und ſchimpflich behandelt. Zwey von den Gefangenen, die ſich als Feinde des Glaubens ausgezeichnet hatten, büßten mit ihrem Leben, und das Löſegeld für die übrigen, viertauſend Drachmen Silbers, war gewiſſermaſſen ſchon eine Entſchädigung für die Einbuße der Karavane. Allein die Kamkele des Abu Sophian hatten vergebens einen neuen Weg durch die Wüſte und längſt den Ufer des

Euphrats

Euphrats verflucht; die Schnelligkeit der Muſelmänner kam ihnen zuvor, und die Beute muß anſehnlich geweſen ſeyn, da der Prophet zu ſeinem Fünftheil zwanzigtauſend Drachmen erhielt. Rache für den Verluſt den der Staat und er ſelbſt als Privatmann erlitten hatte, ſpornte Abu Sophian ein Heer von dreytauſend Mann zu verſammeln, unter denen ſiebenhundert geharniſcht und zweyhundert beritten waren. Dreytauſend Kameele folgten den Zuge; Henda, ſeine Gattin, und funfzehn Matronen aus Mekka ließen unaufhörlich ihre Cymbeln ertönen, den Muth der Truppen anzufeuern, und das Lob Habals zu verherrlichen, eines Götzen der Kaaba, der unter dem Volke am meiſten verehrt wurde. Für Gott und Mahomet ſtritten nicht mehr als neunhundert und funfzig Gläubige, aber ihre geringere Anzahl beunruhigte ſie eben ſo wenig, als bey dem Treffen zu Beder, und die Gewißheit, mit der ſie den Sieg erwarteten, überwog ſelbſt die Zweifel des Propheten. Dieſe zweyte Schlacht wurde auf dem Berge Ohud geliefert, ſechs Meilen nordwärts von Medina. Der Angrif der Koreiſchiten geſchah in Form eines halben Mondes, und der rechte Flügel ihrer Reuterey wurde von Caled angeführt, dem kühnſten und glücklichſten von allen arabiſchen Kriegern. Mahomets Truppen hatten eine wohlausgedachte Stellung auf dem Abhange eines Hügels, und waren im Rücken von funfzig Bogenſchützen gedeckt. Sie ſtürzten mit ſolcher Gewalt auf die Mitte des Feindes herab,

ab, daß diese nicht Stand halten konnte, und in Unordnung gerieth. Aber beym Verfolgen begaben sie sich ihres Vortheils in Ansehung des Terrains; die Bogenschützen verließen ihren Platz; der Reiz einer ansehnlichen Beute war unwiderstehlich, man hörte nicht mehr auf den Feldherrn und die Glieder zerstreuten sich. Der tapfere Caled schwenkte seine Reuterey um ihnen in die Flanken und in den Rücken zu fallen und rief mit lauter Stimme: „Mahomet ist todt.“ Wirklich war er im Gesicht durch einen Pfeil verwundet, und ein Steinwurf hatte ihm die Kinnlade verletzt. Aber mitten im Tumult der Schlacht und unter den Schrecken einer Niederlage, rief er Wehe! über die Ungläubigen, die sich nicht scheuten, einen Propheten zu morden, und segnete die wohlthätige Hand, die den Lauf seines Bluts stillte, und ihn zu einem sichern Platze geleitete. Siebenzig Märtyrer starben für die Sünden des Volks. Sie fielen paarweise, sagte Mahomet, jeder Arm in Arm mit seinem erschlagenen Bruder. Die unmenschlichen Weiber von Mekka mißhandelten ihre Leichname, und Abu Sofians Frau wühlte in den Eingeweiden Hamza's, eines Oheims von Mahomet. Das abgöttische Heer mochte indessen noch so sehr triumphieren, und die Feinde des Propheten sich ihrer Wuth überlassen; seine zerstreueten Anhänger sammelten sich bald wieder, und den Koreischiten fehlte es an Kräften oder Muth die Belagerung von Medina zu unternehmen. In dieser Absicht erschienen

ſchienen ſie erſt in dem folgenden Jahre mit einer Armee von zehntauſend Mann, und dieſen dritten Feldzug nennt man den Krieg der Völker, weil ſich verſchiedne Stämme oder kleine Nationen unter Abu Sophians Fahne vereinigten, oder den Krieg des Grabens, wegen einer Verſchanzung, die um die Stadt und um das Lager der dreytauſend Gläubigen aufgeworfen wurden. Mahomets Klugheit ließ es nicht zu einer Hauptſchlacht kommen. Ali that ſich indeſſen durch Tapferkeit in einem Zweykampfe hervor; der Krieg dauerte zwanzig Tage, und endigte ſich mit dem plötzlichen Aufbruche aller verbundenen Stämme. Sturm, Regen und Hagel hatten ihre Zelte umgeworfen, und die Mishelligkeiten, welche unter ihnen entſtanden wären, hatte der ſchlaue Feind ſorgfältig zu unterhalten gewuſt. Jetzt gaben die Koreiſchiten von ihren Freunden verlaſſen alle Hofnung auf, den verfolgten und unüberwindlichen Propheten von ſeinem Throne zu ſtürzen, oder ſeinen Eroberungen Einhalt zu thun.

Mahomet war anfänglich den Juden geneigt, welches ſich daraus abnehmen läßt, daß er zuerſt Jeruſalem zur Kebla, oder zu dem Orte beſtimmte, nach deſſen Gegend man beym Gebet ſein Angeſicht richten ſollte, und in Anſehung der irdiſchen Vortheile wären ſie ſehr glücklich geweſen, wenn ſie den arabiſchen Propheten für die Hofnung Iſraels und den verheißnen Meſſias anerkannt hätten. Ihre Hartnäckigkeit verwandelte

wandelte seine Freundschaft in den unversöhnlichsten Haß, mit dem er dieß unglückliche Volk bis auf den letzten Augenblick seines Lebens verfolgte. Der Zorn des Eroberers und des Propheten drohte ihnen in dem gegenwärtigen und in dem künftigen Leben. Einer ihrer Stämme, Kainoka genannt, wohnte zu Medina unter dem Schutze der Stadt; Mahomet nahm Gelegenheit von einem zufälligen Aufruhr, und forderte diese Juden auf, seine Religion anzunehmen, oder sich gegen ihn zu einem Gefechte zu stellen. „Ach! riefen sie zitternd, wir sind nicht in den Waffen geübt, aber wir „bleiben dem Glauben und dem Gottesdienste unsrer „Väter getreu. Warum willst du uns zu einer rechtmäßigen Gegenwehr nöthigen?“ Der ungleiche Streit dauerte nicht länger als funfzehn Tage, und mit äußerstem Widerwillen gab Mahomet den dringenden Bitten seiner Anhänger nach, den Gefangnen das Leben zu schenken. Ihr Vermögen wurde übrigens eingezogen; man bemächtigte sich ihrer Waffen um sie mit besserm Erfolg zu gebrauchen, und eine unglückliche Colonie von siebenhundert Verbannten sah sich genöthigt mit ihren Weibern und Kindern an den Grenzen von Syrien eine Zuflucht zu suchen. Nicht so unverdient war die Verfolgung der Nadhiriten, die sich verschworen hatten bey einer friedlichen Unterredung den Propheten zu ermorden. Er belagerte ihre Festung drey Meilen von Medina, aber ihre entschlossne Vertheidigung erhielt eine rühmliche Kapitulation, und

der Beſatzung wurde erlaubt mit klingendem Spiel und allen kriegeriſchen Ehrenzeichen abzuziehen. Der dritte Feldzug der Koreiſchiten war ebenfalls von den Juden theils durch Aufwieglung veranlaßt, theils unterſtützt worden, und kaum hatte der Rückzug der vereinigten Völker den Krieg des Grabens geendigt, als Mahomet noch an demſelben Tage, ohne die Waffen abzulegen, mit ſeinem Heere aufbrach, um einen andern jüdiſchen Stamm, die Koreidhiten, auszurotten. Nach einem Widerſtande von fünf und zwanzig Tagen ergaben ſie ſich auf Gnade und Ungnade. Sie hatten ihr Vertrauen auf das Vorwort ihrer Freunde in Medina geſetzt, und mußten doch wiſſen, daß die Gefühle der Menſchlichkeit gegen den Fanatismus nicht beſtehen können. Der Aelteſte eines anſehnlichen Geſchlechts dieſer Stadt, ein ehrwürdiger Greis, deſſen Ausſprüche ſie ſich unterworfen hatten, war es ſelbſt, der ſie zum Tode verdammte. Siebenhundert Juden wurden in Ketten auf den Marktplatz geſchleppt; ſie ſtiegen lebendig in eine Gruft hinab, die zu ihrem Richtplatze und zu dem Orte ihrer Verweſung bereitet war; und der Prophet ſah mit unverwandtem Blicke, wie dieſe hülfloſen Feinde ſeiner Rache geopfert wurden. Ihre Schaafe und Kameele wurden Mahomets Anhängern zu Theil, aber die nutzbarſte Beute beſtand in dreyhundert Harniſchen, fünfhundert Piken, und tauſend Lanzen. Noch war den Juden der Hauptſitz ihrer Macht und ihres Reichthums in Arabien übrig, die

alte

alte Stadt Khaibar, ſechs Tagereiſen nordoſtwärts von Medina. Die umliegende Gegend, ein fruchtbarer Winkel in der Mitte einer Wüſte, war mit blühenden Pflanzungen und zahlreichen Heerden überſäet, und zugleich durch acht Caſtelle geſchützt, wovon man einige für feſt genug hielt, jedem Anfalle Trotz bieten zu können. Mahomets Truppen beſtanden aus zweyhundert Mann zu Pferde und vierzehnhundert zu Fuß. Acht nach einander folgende förmliche Belagerungen erſchöpften durch Gefahr, Ermüdung und Hunger ihre Kräfte ſo ſehr, daß auch die tapferſten Anführer des Heers an dem Erfolge verzweifelten. Der Prophet ſuchte ihren Glauben und ihren wankenden Muth durch das Beyſpiel Alis aufs neue zu beleben. Dieſer erhielt den Beynamen: Löwe des Herrn. Daß er mit ſeinem geweihten Schwerdte einen hebräiſchen Kriegsmann rieſenmäßiger Statur bis auf den halben Leib ſpaltete, ließe ſich allenfalls glauben; aber wenn die Araber erzählen, daß er den Thor-Flügel eines Schloſſes ausgehoben, und ſtatt des Schildes gebraucht habe, ſo kann man wenigſtens nicht ihre Beſcheidenheit rühmen. Sobald die Caſtelle erobert waren, muſte ſich die Stadt Khaibar ergeben. Der Anführer des Stammes wurde in Gegenwart Mahomets gefoltert, um die Entdeckung eines verborgenen Schatzes von ihm zu erzwingen. Uebrigens belohnte man die Induſtrie, mit der dieſe Juden den Ackerbau und die Viehzucht betrieben hatten, mit einer gewiſſen

Toleranz bis auf Widerruf. Man erlaubte ihnen nehmlich, so lange als es dem Sieger gefällig sein würde, ihr Eigenthum zu vermehren, und den erworbenen Gewinn zur Hälfte mit dem Propheten zu theilen. Unter Omars Regierung wurden die Juden von Khaibar nach Syrien verpflanzt; und die Ursache, welche der Kaliphe anführte, war ein Befehl seines sterbenden Lehrers, daß in Arabien, als seinem Vaterlande, neben der einzigen wahren Religion keine andre geduldet werden sollte. *)

Mahomets Kräfte waren bis in sein drey und sechzigstes Jahr den Beschwerlichkeiten seiner weltlichen und geistlichen Würde gewachsen. Seine epileptischen Zufälle, eine abgeschmackte Verläumdung der Griechen, wären eher ein Gegenstand des Mitleids als der Verabscheuung gewesen. Er selbst glaubte indessen im ganzen Ernste, daß er zu Khaibar durch die Rache eines jüdischen Weibes vergiftet worden sey. In den letzten vier Jahren bemerkte man eine Abnahme seiner Gesundheit, und die Schwächen des Alters zeigten sich in einem höhern Grade; aber die unmittelbare Ursache seines Todes war ein Fieber, welches vierzehn

Tage

*) Das hier weggelassene Stück ist das Fragment, welches bereits in der Neuen Literatur- und Völkerkunde (November 1788) übersetzt zu finden ist. Es enthält die Eroberung von Mekka und ganz Arabien nebst dem Kriege Mahomets mit dem christlichen Kayser.

Tage dauerte, und ihm in gewiſſen Perioden den Gebrauch ſeines Verſtandes benahm. Sobald ihm die Gefahr ſeines Zuſtandes merklich wurde, ſo ſuchte er ſeinen Glaubensbrüdern durch eine demüthige Tugend oder durch Reue über ſeine Vergehungen ein erbauliches Beyſpiel zu geben. „Iſt jemand hier, ſprach der Prophet von ſeinem Throne, „der mir eine unge„rechte Züchtigung vorwerfen kann? Laßt meinen Rü„cken mit eben ſoviel Streichen dafür büſſen. Habe „ich irgend einen Bekenner der wahren Religion an „ſeiner Ehre gekränkt? Er trete wider mich auf vor „dieſer Verſammlung, und entdecke auch meine ver„borgenſten Fehler. Hat jemand durch mich einen „Theil ſeines Eigenthums eingebüßt? Das Wenige, „was ich beſitze, wird hinreichen, meine Schuld mit „allen Zinſen zu berichtigen.„ — „Ja!„ rief eine Stimme aus dem Volke, „ich habe drey Drachmen „Silbers von dir zu fodern.„ Mahomet ließ ſich die Sache vortragen, befriedigte den Anſpruch, und dankte ſeinem Gläubiger, daß er ihn lieber in dieſer Welt, als am Tage des großen Gerichts angeklagt hätte. Mit ruhiger Standhaftigkeit ſah er ſeinen Tod herannahen. Er gab ſeinen Sklaven, die aus ſiebzehn Männern und eilf Weibern beſtanden, die Freyheit; beſtimmte die Art ſeines Leichenbegängniſſes, durch ſehr pünktliche Vorſchriften, und ſuchte die Klagen ſeiner bekümmerten Freunde zu mäſſigen, denen er den Segen des Friedens ertheilte. Bis zu dem drit-

ten Tage vor seinem Tode verrichtete er regelmäßig selbst das öffentliche Gebet. Endlich wählte er Abubekern seine Stelle zu vertreten, und schien dadurch diesen alten und treuen Freund zum Nachfolger in seiner priesterlichen und königlichen Würde zu bestimmen: aber er vermied sorgfältig eine deutlichere Erklärung, die den Neid seiner übrigen Schüler hätte erregen können. In einem Zeitpunkte wo die Abnahme seiner Geisteskräfte besonders merklich sich äusserte, verlangte er Tinte und Feder, um noch ein heiliges Buch zu hinterlassen, wodurch seine Offenbarungen ihre Vollendung erhalten sollten. Dieß veranlaßte einen Streit unter den Umstehenden, ob man ihm erlauben dürfte das Ansehen des Korans auf diese Art zu entkräften, und der Prophet war genöthigt ihnen die unanständige Heftigkeit ihres Betragens mit Nachdruck zu verweisen. Wenn man den Erzählungen seiner Gemahlinnen und Vertrauten nur im mindesten Glauben beymessen darf, so behauptete er im Schooße seiner Familie bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens die Würde des Apostels und die Ueberzeugung des Schwärmers. Er sprach von Erscheinungen des Engels Gabriel, und äusserte ein lebendiges Vertrauen nicht bloß auf die Barmherzigkeit, sondern auf eine auszeichnende Gnade des höchsten Wesens. In einem Gespräche mit seinen Freunden hatte er des besondern Vorrechts erwähnt, daß der Engel des Todes ihm seine Seele nicht ehr abfodern dürfte als bis er mit gehöriger

Julia.

Du meynteſt alſo, ich ſollte meine Liebe auf ihn werfen?

Lucetta.

Ja, wenn ihr ſie nicht wegwerfen wollt.

Julia.

Er iſt unter allen der einige, der mich nie gerührt hat.

Lucetta.

Und doch iſt er, däucht mich, derjenige, der euch unter allen am beſten liebt.

Julia.

Wie ſoll ich das glauben, da er ſo wenig zum Vortheil ſeiner Liebe zu ſagen weiß?

Lucetta.

Je weniger dem Feuer Luft gemacht wird, je ſtärker brennt es.

Julia.

Kan man lieben, und ſeine Liebe nicht auszudrüken wiſſen?

Lucetta.

O, der liebt am wenigſten, der am beredteſten von ſeiner Liebe ſpricht.

Julia.

Ich wollt', ich wißte was in ſeinem Herzen vorgeht.

Lucetta.

riger Ehrerbietung ſeine Erlaubniß dazu erbeten hätte. Jetzt geſchah dieß Geſuch und wurde zugeſtanden. Seine Natur ſträubte ſich zum letztenmale gegen ihre Zerſtörung, er lehnte ſein Haupt zurück auf den Schoos ſeiner geliebten Ayſcha, und die Heftigkeit der Schmerzen raubte ihm das Bewuſtſeyn; er erholte ſich endlich wieder, richtete ſeine Augen aufwärts nach der Decke des Zimmers, ſammlete ſeine letzten Kräfte um mit gebrochner Stimme, aber mit feſtem Blicke, noch dieſe Worte auszuſprechen: „O Gott! — Vergebung — meiner Sünden! — Ja! — ich komme — meine „Brüder dort oben — ich komme — „ und ſo verſchied er ruhig auf ſeinem Lager, einem Teppiche, der über den Fußboden gebreitet war. Ein Feldzug, der die Eroberung Syriens zur Abſicht hatte, wurde durch dieſe traurige Begebenheit aufgeſchoben; die Armee hielt vor den Thoren von Medina und die Anführer waren um ihren ſterbenden Lehrer verſammlet. Die Stadt und beſonders das Haus des Propheten war ein Schauplatz der lauteſten Wehklage und der ſtummen Verzweiflung, und der höchſte Fanatismus allein ſah noch einen Strahl von Hoffnung und Troſt. „Er „ſollte geſtorben ſeyn, unſer Bürge, unſer Fürſprecher, „unſer Mittler bey Gott? Nein, beym Himmel, er „iſt nicht todt. Sein Geiſt ſchwebt in einer heiligen „Entzückung, wie Moſes und Jeſus, und er wird „bald wieder zu ſeinen Getreuen zurück kehren.„ Vergebens widerſprach die ſinnliche Erfahrung. Omar

entblößte ſein Schwerdt und drohte jedem Ungläubigen den Kopf zu ſpalten, der es wagen würde zu behaupten, der Prophet lebe nicht mehr. Abubekers Anſehen und Mäſſigung ſtillte dieſen Tumult. „Iſt es „Mahomet,„ ſagte er zu Omar und dem übrigen Volke, „oder Mahomets Gott, den ihr anbetet? Der „Gott Mahomets lebt ohne Aufhören, aber der Pro„phet war ein Sterblicher wie wir, und nach ſeiner „eignen Vorherſagung hat er das allgemeine Schickſal „der Menſchheit erfahren.„ Er wurde von ſeinen nächſten Verwandten, mit anſtändiger Feyerlichkeit an demſelben Orte wo er geſtorben war, zur Erde beſtattet. Mahomets Tod und Begräbniß heiligte die Stadt Medina, und noch macht der fromme Pilger von Mekka oft einen Umweg, um das einfache Grabmal des Propheten durch eine freywillige Andacht zu ehren.

Beym Schluſſe der Geſchichte Mahomets wird man vielleicht eine Vergleichung ſeiner Fehler und Tugenden, und eine Entſcheidung erwarten, ob er den Namen eines Schwärmers oder eines Betrügers verdient. Allein ſelbſt bey dem vertrauteſten Umgange mit dieſem auſſerordentlichen Manne, würde dieß immer eine Unternehmung von großer Schwierigkeit und ſehr ungewiſſem Erfolge geweſen ſeyn. Jetzt nach einer Reihe von zwölf Jahrhunderten iſt durch die Wolke, womit ihn der Weihrauch ſeiner Verehrer umhüllt hat, kaum ſein Schatten noch ſichtbar. Und

wäre

wäre es möglich ein ähnliches Bild von ihm für einen einzelnen Zeitpunkt darzustellen, so würden doch die Züge des Einsiedlers vom Berge Hera nicht eben so gut dem Propheten von Mekka oder dem Eroberer von Arabien gleichen. Ein herrschender Hang zum stillen und eifrigen Nachdenken über Gegenstände der Religion war alles, wodurch der Urheber einer der größten Revolutionen der Weltgeschichte sich ankündigte. Sobald ihn seine Heyrath vor dem Drucke des Mangels gesichert hatte, verließ er die Bahn des Ehrgeitzes und der Habsucht. Bis in sein vierzigstes Jahr führte er ein ruhiges, harmloses Leben, und würde unbemerkt gestorben seyn. Die Einheit Gottes ist ein Gedanke, auf den er sehr leicht durch Natur und Vernunft geführt werden konnte, und eine geringe Bekanntschaft mit Juden und Christen war hinreichend, ihm Verachtung und Abscheu gegen den Götzendienst von Mekka einzuflößen. Es war seine Pflicht als Mensch und als Bürger, das, was er für heilsame Wahrheiten hielt, andern mitzutheilen, und sein Vaterland von der Herrschaft der Sünde und des Irrthums zu befreyen. Um diese allgemeine Verbindlichkeit in einen besondern Beruf zu verwandeln, bedurfte es nur der Energie eines solchen Kopfs, bey einer unaufhörlichen Beschäftigung mit einem und demselben Gegenstande. War es wohl zu verwundern, wenn die Ideen, welche er mit Wärme gedacht und ausgesonnen hatte, von ihm als Eingebungen des Himmels gefühlt wurden, wenn

ſich die Anſtrengung ſeines Nachdenkens in Entzückungen und Viſionen verlor, und wenn innere Ahndungen für Warnungen eines unſichtbaren Weſens galten, in denen die Einbildungskraft bald einen Engel, bald die Gottheit ſelbſt zu erkennen glaubte? Von Schwärmerey zu Betrug iſt ein leichter und gefährlicher Uebergang. Der Genius eines Sokrates iſt ein merkwürdiges Beyſpiel, wie es ſogar einem ſolchen Manne, bey aller Weisheit und Güte des Herzens möglich war, ſich ſelbſt und andre zu hintergehen, und wie leicht das Gewiſſen in einem gemiſchten und mittlern Zuſtande zwiſchen eignem Wahn und vorſezliche Täuſchung einſchlummert. Mahomets erſte Triebfeder, wir wollen es ihm aus Gutherzigkeit zutrauen, mag immer ein reines und ächtes Wohlwollen geweſen ſeyn; der Religionslehrer blieb Menſch, und als ſolcher war er unfähig die hartnäckigen Feinde ſeines Glaubens zu lieben, wenn ſie ſeine Vorſchriften verwarfen, ſeine Beweisgründe verachteten, und ſelbſt ſein Leben verfolgten. Wäre er auch bereit geweſen perſönliche Beleidigungen zu verzeihen, ſo blieb es doch eine Art von Pflicht die Widerſacher Gottes zu haſſen. Leidenſchaften, die die Menſchlichkeit verſcheuchen, Stolz und Rache entzündeten ſich in ſeiner Bruſt, und die Vertilgung der Rebellen, über die er das Urtheil geſprochen hatte, war es, was er wie der Prophet von Ninive mit Seufzen erwartete. Die Ungerechtigkeit ſeiner Vaterſtadt und die freye Wahl von Medina verwandelte

wandelte den Privatmann in einen Fürsten, den bescheidenen Volkslehrer in den Anführer einer Armee. Aber die Heiligen der Vorwelt hatten ein Beyspiel gegeben, wodurch auch sein Schwerdt geweiht wurde. Gott, dachte man, straft oft eine sündige Welt durch Pest und Erdbeben, warum sollte er zu ihrer Belehrung und Züchtigung nicht auch den Arm seiner Knechte gebrauchen? Als Regent war Mahomet genöthigt von der harten Strenge des Fanatismus etwas nachzulassen, bis auf einen gewissen Grad den Vorurtheilen und Leidenschaften seiner Anhänger nachzugeben, und selbst die Laster der Menschen als Mittel zu gebrauchen, um ihr geistliches Wohl zu befördern. Treulosigkeit und Betrug, grausame Rachsucht und Ungerechtigkeit dienten oft zu Ausbreitung des Glaubens; und die Ermordung der Juden oder Abgötter, die die Schlacht verschont hatte, wurde von Mahomet befohlen oder gebilligt. Solche Handlungen oft wiederholt mußten seinen Charakter allmählich verschlimmern, und gegen den schädlichen Einfluß dieser Gewohnheiten kam es wenig in Betrachtung, daß er übrigens alle die persönlichen und geselligen Tugenden ausübte, ohne die es ihm nicht möglich war das Ansehen eines Propheten unter seinen Freunden und Anhängern zu behaupten. In seinen letzten Jahren war Ehrgeitz die herrschende Leidenschaft, und auf dem Gipfel des Glücks lächelte er vielleicht heimlich über den Enthusiasmus seiner frühern Jahre, und über die

Leichtgläubigkeit seiner Nachfolger. Merkwürdig für den Philosophen ist hierbey der Einfluß dieser Leichtgläubigkeit und dieses glücklichen Erfolgs auf die Befestigung des Glaubens an Mahomets göttliche Sendung, die genaue Verbindung seiner irdischen Vortheile mit dem Interesse der Religion, und die Leichtigkeit mit der er sein Gewissen durch die Ueberzeugung beruhigte, daß ihm allein die Gottheit das Vorrecht gegeben habe, keinem bürgerlichen und moralischen Gesetze unterworfen zu seyn. Wenn man annehmen dörfte, daß noch eine Spur von der natürlichen Einfalt seines Charakters zurückgeblieben wäre, so müßten selbst seine Vergehungen für Beweise seiner Aufrichtigkeit gelten. Vielleicht hielt er die Kunstgriffe des Betrugs und der Erdichtung, sobald sie zur Unterstützung der Wahrheit dienten, für weniger strafbar, und nur die Würde und Wohlthätigkeit des Zwecks konnte ihn vermögen sich mit dem Gebrauch schändlicher Mittel auszusöhnen. Es giebt in der That bey ihm Züge von Menschlichkeit in Reden und Handlungen über die man bey einem bewaffneten Priester und bey einem Eroberer erstaunt, und schon der einzige Befehl, daß beym Verkauf der Gefangenen die Mütter nicht von ihren Kindern getrennt werden sollten, ist hinreichend den Geschichtschreiber zu bestechen, und die Strenge seines Tadels zu mildern.

A.

II.

Allgemeiner Gesichtspunkt einer bevorstehenden Reformation der Philosophie.

Die Philosophie hat bisher weder allgemeingeltende Erkenntnißgründe für die Grundwahrheiten der Religion und der Moralität, noch allgemein geltende erste Grundsätze der Moral und des Naturrechtes aufgestellt.

Das Allgemeingeltende in der Philosophie unterscheidet sich von dem Allgemeingültigen dadurch, daß es nicht nur, wie dieses, von jedem der es versteht als wahr befunden, sondern auch von jeden gesunden und philosophierenden Kopfe wirklich verstanden wird. Eine Erkenntniß die unter den Philosophen noch nicht allgemein geltend ist, kann freylich an sich allgemeingültig seyn. Dieß waren z. B. die Lehrsätze, womit Newton die Naturwissenschaft bereichert hat, von dem Augenblick ihrer Entdeckung an: jenes wurden sie erst nachdem sie lange genug misverstanden und bestritten worden waren. Allein die allgemein gültige Erkenntniß muß doch wenigstens die Möglichkeit mit sich führen allgemein

meingeltend zu werden. Jeder Philoſoph, der irgend ein Problem ſeiner Wiſſenſchaft aufgelöſet zu haben glaubt, jeder Urheber eines neuen, und jeder Verbeſſerer eines alten Syſtems hält die Prämiſſen, die er ausdrücklich oder ſtillſchweigend zum Grund gelegt hat, für allgemeingültig, und ſucht die Urſache, warum ſie etwa noch nicht allgemein geltend ſind, ſonſt allenthalben nur nicht in den Prämiſſen ſelbſt auf. Sollte er auch dabey den leztern zu viel zutrauen, ſo iſt doch ſeine Vorausſetzung unwiderſprechlich: daß der Grund, warum ein an ſich richtiges und richtig vorgetragenes Princip nicht verſtanden wird, unmöglich an ihm ſelbſt, ſondern in gewiſſen äuſſern von dem Schriftſteller und ſeiner Kunſt ganz unabhängigen Umſtänden liegen müſſe. Hieher gehören z. B. die Vorurtheile, die durch die Regierungsformen und herrſchenden Religionen bey allen kultivierten Nationen, ſelbſt bey denjenigen, unter welchen am meiſten philoſophieret wird, unterhalten werden. Man hat die Hinderniſſe dieſer Art im Ganzen genommen für ſo ganz unveränderlich, und ihren Einfluß auf die Philoſophie für ſo überwiegend gehalten, daß man alle Hofnung allgemeingeltender Principien für immer aufgeben zu müſſen geglaubt hat, und der Vorzug des Allgemeingeltenden in der Philoſophie iſt dadurch bey dem größten Theile des philoſophiſchen Publikums in eine ſehr merkliche Geringſchätzung gerathen. Viele halten ihn für eine bloſſe Chimäre; andere aber für

ein

ein zweydeutiges Merkmal, das ſich eben ſo gut mit dem Irrthume als mit der Wahrheit vertrüge. Ich will hier nicht darauf beſtehen daß durch dieſe letzte Beſchuldigung die erſte widerlegt würde, und daß durch die angebliche oder ausgemachte Thatſache, daß es in der Philoſophie allgemein geltende Irrthümer gegeben habe, die äuſſere Möglichkeit des Allgemeingeltenden überhaupt erwieſen wäre. Ich berufe mich nur auf die in der philoſophiſchen Welt allgemein bekannte Thatſache, daß es nicht nur in der Mathematik und der Naturwiſſenſchaft, ſondern auch in einer von allem anſchaulichen Stoffe ganz entblößten Wiſſenſchaft, in der Logik allgemeingültige Principien gebe, die wirklich allgemein geltend geworden ſind. Wenn es alſo ausgemacht wäre, daß gewiſſe andere philoſophiſche Wiſſenſchaften, z. B. die Metaphyſik, dieſen Vorzug auf immer entbehren müßten: ſo könnte der zureichende Grund dieſes Entbehrenmüſſens unmöglich in den äuſſern Hinderniſſen allein, er müßte in den Wiſſenſchaften und ihren allgemeingültigen Principien ſelbſt aufgeſucht werden — oder es müßte dieſen Wiſſenſchaften bisher an ſolchen Principien gebrochen haben.

Jeder ſchreibende Philoſoph ſezt wenigſtens bey der Klaſſe von Leſern, für die er ſchreibt, etwas allgemein geltendes voraus; denn wie könnte er ſonſt hoffen verſtanden zu werden? Auch ſelbſt dann, wenn er damit

damit umgeht über eine gewiſſe Materie bisher noch nicht gefundene allgemeingültige Principien feſtzuſetzen, muß er von etwas ausgehen, das er für bereits allgemein geltend hält; und wenn er ſeinen Zweck verfehlt, ſo lag die Schuld wohl gröſtentheils darin, daß er ſich in der letztern Meinung geirrt hat. Der dogmatiſche Skeptiker der über das Allgemein geltende in der Philoſophie ſpottet, widerlegt ſich ſelbſt, in dem er ſeine Spottſchrift drucken läſt. Der Supernaturaliſt, der nur den groſſenbarten Wahrheiten den Vorzug des algemeingültigen einräumt, und die Urſache, warum ſie nicht allgemein geltend ſind, in dem erblichen Verderbniſſe der menſchlichen Natur aufſucht, muß, wofern er die Gegner nicht etwa durch ein Wunder — oder durch Schetterhaufen belehren kan, zu Prämiſſen ſeine Zuflucht nehmen, worüber die Kinder der Finſterniß mit den Kindern des Lichtes einig ſind. Wenn endlich Dogmatiker von noch ſo entgegengeſezten Grundſätzen, Theiſten und Atheiſten, Spiritualiſten und Materialiſten, Fataliſten und Aequilibriſten gegen einander zu Felde ziehen: ſo müſſen ſie ſich wenigſtens einbilden, ihre beyderſeitigen Waffen, wären aus dem unzerſtörbaren Stahl des Allgemeingeltenden geſchmiedet. Mit einem Worte, das Allgemeingeltende iſt die einzige Grundlage, auf welche der Philoſoph die Ueberzeugung anderer von einem allgemeingültigen Satz gründen zu können hoffen darf.

Ich

Lucetta.

Leſet dieſes Papier, Gnädiges Fräulein.

Julia.

An Julia -- ſage, von wem?

Lucetta.

Das wird der Inhalt ſagen.

Julia.

Sprich, ſprich, wer gab es dir?

Lucetta.

Sir Valentins Bedienter; der, wie ich glaube, von Protheus geſchikt war. Er wollt' es Eu. Gnaden ſelbſt einhändigen; weil ich ihm aber in den Weg kam, ſo nahm ich es in euerm Namen ab; ich bitte deßwegen um Vergebung.

Julia.

Nun, bey meiner Ehre, eine ſaubre Mäklerin! Wie? darfſt du dich unterſtehen, zu ſolchen Leichtfertigkeiten deine Hand zu bieten? dich in ein heimliches Geflüſter, in eine Verſchwörung gegen meine Jugend einzulaſſen? Glaube mir, du haſt ein feines Amt auf dich genommen, und es ſteht dir recht wol an! Hier, nimm dein Papier; ſiehe zu, daß es zurükgegeben wird, oder komm mir niemals wieder unter die Augen.

Lucetta.

Ich behaupte nichts allgemeingeltendes, obgleich etwas von einem sehr beträchtlichen und sehr ehrwürdigen Theil des philosophischen Publikums angenommenes, wenn ich behaupte: daß es der vornehmste Zweck der Philosophie sey, der Menschheit über die Gründe ihrer Pflichten und Rechte in diesem, und ihrer Erwartung für das zukünftige Leben allgemeingültige Aufschlüsse zu geben. Dieser erhabene Zweck wird der Philosophie von mehr als einer philosophischen Sekte streitig gemacht; er würde ihr aber von jedem denkenden Kopfe eingeräumt werden müssen, wenn es ihr bis itzt schon gelungen wäre, allgemeingeltende Erkenntnißgründe für die Grundwahrheiten der Religion und der Moralität, und allgemeingeltende erste Grundsätze der Moral und des Naturrechtes aufzustellen.

Ich kann mich hier keineswegs auf die Frage einlassen, ob die Philosophie der Menschheit diesen wichtigen Dienst jemals zu leisten vermöge? ich betrachte nur den bisherigen Mangel des Allgemeingeltenden in Rücksicht auf die angeführten höchstwichtigen Gegenstände als eine allgemein bekannte, aber vielleicht eben darum nur um so weniger erwogene Thatsache. Es war von jeher die Erbsünde der meisten spekulativen Philosophen, daß sie die Erwägung desjenigen was sie gewis wußten fahren liessen, um sich über das wovon sich nichts wissen läßt zu zanken, und daß sie

das

das Ausgemachte als etwas Altes bey Seite setzten, um das Neue in dem Unbeantwortlichen Unbegreiflichen, Nichtvorstellbaren aufzusuchen.

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß hier unter Religion und Moralität kein wissenschaftliches System der Theologie und der Moral, sondern der Inbegriff gewisser Neigungen und Thätigkeiten des Willens verstanden werde, die man mit diesem Nahmen bezeichnete. Die Ueberzeugungen durch welche diese Neigungen und Thätigkeiten zunächst möglich werden, nenne ich Grundwahrheiten, und die zureichenden Gründe dieser Ueberzeugungen Erkenntnißgründe (nicht der Gegenstände, sondern) der Grundwahrheiten der Religion und der Moralität

Ueber den Erkenntnißgrund der vornehmsten Grundwahrheit der Religion.

Die grosse Frage: ob ein Gott sey, und was man sich unter diesem so viel gebrauchten und gemißbrauchten Namen zu — denken habe? diese Frage welche nach einer so uralten, so weit verbreiteten, und jedem Gutgesinnten von was immer für einer Sekte ehrwürdigen Meynung, mit dem allgemeinsten und heiligsten Interesse der Menschheit so innig zusammenhängt, und bis zu deren Entscheidung die Realität aller natürlichen und positiven Theologie schlechterdings unentschieden bleibt,

bleibt, dieſe Hauptfrage iſt in der philoſophiſchen Welt nicht nur nicht allgemein geltend beantwortet, ſondern die Philoſophen ſind nicht einmal über die Möglichkeit einer künftig zu entdeckenden allgemeingeltenden Antwort auf dieſelbe, oder auch nur über den Weg einig, auf welchem ſelbſt über dieſe Möglichkeit etwas allgemeingeltendes ausgemacht werden könnte.

Man hat es der philoſophierenden Vernunft ſehr oft und ſehr hart zur Laſt gelegt, daß ſie über dieſe Frage mit ſich ſelbſt nicht einig geworden ſey, während der gemeine Menſchenverſtand dieſelbe durch die Stimme aller geſitteten Nationen mit einer ſehr auffallenden Einhelligkeit bejahend beantwortet habe. Allein hat man auch wohl dabey bedacht, daß die ganze Frage für dem gemeinen Menſchenverſtand einen andern Sinn habe, als für die philoſophierende Vernunft? Für jenen heißt ſie: giebt es einen Gott? — für dieſe hingegen: giebt es einen Erkenntnißgrund für das Daſeyn Gottes, der von jedem denkenden Kopfe verſtanden werden kann, und von jedem, der ihn verſtanden hat, als wahr befunden werden muß? Der gemeine Menſchenverſtand (der Senſus communis) iſt ſich keineswegs der eigentlichen Gründe bewußt, durch welche ſeine Ausſprüche beſtimmt werden, die nicht ſo wohl Reſultate der räſonnirenden Vernunft, als durch gefühlte Bedürfniſſe abgedrungene Vorausſetzungen und Wirkungen gewiſſer in der Einrichtung des menſchlichen

Gemüthes vorhandener Triebfedern ſind. Die Menſchheit würde übel geborgen ſeyn, wenn ſie ihre unentbehrlichſten Ueberzeugungen reſonnierten Vernunftgründen hätte verdanken müſſen. Welchen Schaden würden nicht manche ſpekulativen Philoſophen ſich und andern durch ihre Handlungen zugefügt haben, wenn ſie nicht durch entgegengeſetzte ſtärker wirkende Ueberzeugung des Gefühls genöthiget geweſen wären, den ſeltſamen Grundſätzen ihrer Spekulation zu wieder zu handeln! Und was würden Religion und Moralität dem menſchlichen Geſchlecht genützt haben, wenn nicht ihre wohlthätigſten Folgen von der philoſophiſchen Erkenntniß ihres Weſens eben ſo wenig abgehangen hätten, als die Wirkungen des Lichtes auf unſer Auge von unſern Meinungen über deſſen urſprüngliche Beſchaffenheit?

Die gewöhnlich mehr warmen als hellen Köpfe, die den gemeinen Menſchenverſtand auf Unkoſten der philoſophierenden Vernunft ſo gerne lobpreiſen, vergeſſen aber auf der andern Seite faſt immer, daß bey der unaufhaltſam fortſchreitenden Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, die klaren aber undeutlichen und durch heterogene Merkmale zum Theil verfälſchten Vorſtellungen nothwendig in mehr oder weniger deutliche Begriffe aufgelöſet und geläutert werden müſſen, und daß bey denjenigen Klaſſen der Menſchen, bey denen einmal das Bedürfniß eingetreten iſt, ſich über irgend

eine

eine wichtige Ueberzeugung ſtrenge und auf deutliche Begriffe zurückgeführte Rechenſchaft zu geben, eben dieſe Ueberzeugung unmöglich mehr bloße Wirkung unbekannter Triebfedern ſeyn könne und dürfe. Sie bedarf alsdann ſchlechterdings eines philoſophiſchen Erkenntnißgrundes, von deſſen Wahrheit oder Falſchheit, Stärke oder Schwäche, Reinigkeit oder Unlauterkeit die Beſchaffenheit der Ueberzeugung ſelbſt abhängt, und der über kurz oder lang aus der philoſophiſchen Welt, wo er eigentlich zu Hauſe iſt, ins gemeine Leben hinübergehen muß.

Die philoſophierende Vernunft hat über den Erkenntnißgrund für die Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes (und, in wie ferne die philoſophierende Vernunft ihre Ueberzeugung nur auf den Erkenntnißgrund gründen kan, über dieſe Ueberzeugung ſelbſt) bisher nichts entſchieden. „Nichts entſchieden?„ — höre ich hier manchen mir ſehr verehrungswürdigen Lehrer der Natürlichen Theologie nicht ohne Befremden und Unwillen mir in die Rede fallen — „Nichts entſchieden? — „Und „was wären denn die ſcharfſinnigen und vergebens „angefochtenen Beweiſe *) mit welchen die weiſeſten

*) Unter den Vernunftbeweiſen, oder wie ſie auch viele ihrer Vertheidiger heiſſen, Demonſtrationen, verſtehe ich hier und im folgenden jeden von der ſpeculativen Ver-

„und beſten Männer aus allen Zeiten und Völkern „das Daſeyn Gottes erwieſen haben, vom Anaxagos „ras herunter bis auf den unſterblichen Moſes Mens „delsohn? „ — Vergebliche Verſuche der ihre Kräfte verkennenden Vernunft! entwortet nicht ein einzelner Philoſoph — nicht der Verfaſſer dieſes Aufſatzes — ſondern eine Menge, welche, genau beſehen, drey Viertheile des philoſophiſchen Publikums ausmachen dürfte.

Wenn ſich nämlich die dogmatiſchen Theiſten nicht etwa eines ausſchlieſſenden Beſitzes der philoſophierenden Vernunft anmaſſen wollen: ſo müſſen ſie eingeſtehen, daß die Beſitzer dieſer Vernunft über die Frage: giebt es einen Erkenntnißgrund für das Daſeyn Gottes? in zwey Hauptpartheyen zerfallen, in eine Bejahende und eine Verneinende. Die letztere theilt ſich freylich wieder in zwey entgegengeſetzte Partheyen, wovon die eine jeden Erkenntnißgrund für das Daſeyn Gottes verwirft, weil ſie die ganze Frage, über das Daſeyn Gottes für unbeantwortlich hält; die andere aber, weil ſie dieſe Frage verneinend beantworten zu müſſen glaubt; die eine den Begrif der Gottheit für grundlos, die andere aber für widerſprechend erklärt, (dogmatiſche Skeptiker, und Atheiſten.) Allein, leider, hat die bejahende Hauptparthey dieſſalls nichts vor der verneinenden voraus; denn auch ſie trennt ſich in zwey

eben

Vernunft gebrauchten Erkenntnißgrund der Grundwarheit der Religion, der mehr als bloſſer Glauben an das Daſeyn Gottes bewirken ſoll.

eben ſo ſehr entgegengeſetzte Partheyen: wovon die eine den Erkenntnißgrund für das Daſeyn Gottes innerhalb, die andere aber auſſerhalb des natürlichen Gebiethes der Vernunft gefunden zu haben vorgiebt; die eine denſelben Vernunftbeweis, die andere aber Offenbarung nennt: die eine das Glauben der andern, die andere das Wiſſen der erſten beſtreitet (dogmatiſche Theiſten, und Supernaturaliſten.) Von dem Streite, den die beyden Hauptpartheyen (die bejahende und die verneinende) mit einander zu führen genöthiget ſind, läßt ſich, ohne Vermittelung eines ganz partheyloſen Dritten (der ſie etwa überzeugen dürfte daß ſie ſich beiderſeits über den Begrif eines »Erkenntnisgrundes misverſtehen,) um ſo weniger ein Ende abſehen; da die erſte Hälfte der bejahenden mit der verneinenden; und die erſte Hälfte von dieſer mit der zweyten von jener, gegen ihre eigenen Hälften über gewiſſe Behauptungen gemeine Sache machen; der Theiſt nämlich mit dem Atheiſten gegen den Supernaturaliſten — über die Behauptung, „daß die Vernunft wirklich über die Frage vom Daſeyn Gottes entſcheiden könne und müſſe;„ der Supernaturaliſt aber mit dem dogmatiſchen Skeptiker gegen den Theiſten — über die Behauptung: „daß ſich durch Vernunft ſchlechterdings nichts über jene Frage entſcheiden laſſe. „ *)

*) Der kritiſche Skepticismus allein kann einen denkenden Kopf der Nothwendigkeit überheben, ſich zu einer die-

In unsren Tagen sollte ich wohl kaum befürchten dürfen, von Philosophen über das Daseyn der atheistischen

dieser Partheyen zu halten, und es mit allen drey übrigen aufzunehmen. Er hebt die jeder Parthey eigenthümliche Behauptung aus, und vergleicht sie mit den Behauptungen der übrigen, da es sich dann ergiebt, daß:

a. die den dogmatischen Skeptikern eigenthümliche Behauptung: „daß die Frage vom Daseyn Gottes schlechterdings unbeantwortet bleiben müsse" von allen drey übrigen Partheyen einstimmig verworfen werde.

b. Dieß gilt eben so sehr von der den Supernaturalisten eigenthümlichen Behauptung: „daß die Gründe der Beantwortung jener Frage ausserhalb des Gebietes der Vernunft lägen".

c. Von der der dogmatischen Atheisten „daß sich das Nichtseyn Gottes beweisen lasse."

d. Von der der dogmatischen Theisten: „daß sich das Daseyn Gottes beweisen lasse."

Die Gegensätze dieser Behauptungen, über deren jeglichen in der philosophischen Welt drey Partheyen gegen eine Einzige einig sind, heissen nun:

a. „Die Frage über das Daseyn Gottes läßt sich befriedigend beantworten." Dieß wird gegen die Skeptiker von den drey übrigen Partheyen behauptet.

b. „Die Frage über das Daseyn Gottes läßt sich nicht durch Offenbarung beantworten." — Gegen die Supernaturalisten von den drey übrigen.

c.

iſchen Parthey ſchikaniert zu werden — (man erlaube mir dieß fremde Wort, deſſen Bedeutung ſich vielleicht zur Ehre unſres Vaterlandes mit keinem teutſchen Worte geben läßt) Es gab Zeiten, wo der theoretiſche Atheismus für ein des zeitlichen und ewigen Feuers würdiges moraliſches und politiſches Verbrechen gehalten wurde, und wo es folglich unter die Gewiſſenspflichten eines chriſtlichen Philoſophen gehörte, an dem Daſeyn, ja auch ſogar an der bloſſen Möglichkeit des Atheismus zu zweifeln. Ich glaube an der unbankbaren Mühe, die ſich noch vor kurzen einige berühmte Schriftſteller gegeben haben den Spinoza ge-

c. „Die Frage über das Daſeyn Gottes läßt ſich nicht verneinend beantworten“ — gegen die Atheiſten von den drey übrigen.

d. „Die bejahende Antwort auf die Frage über das Daſeyn Gottes läßt ſich nicht demonſtriren“ — gegen die dogmatiſchen Theiſten von den drey übrigen.

Wenn dieſe meines Wiſſens von niemand bisher bemerkte und bey der ſonſt ſo durchgängigen Uneinigkeit höchſt auffallende Einhelligkeit von drey Partheyen gegen eine einzige über die angeführten wichtigen Hauptſätze, jedem merkwürdig ſeyn muß, der je in ſeinem Leben über Religion ſelbſt gedacht, und für Religion gefühlt hat: ſo muß ihm dieſelbe noch viel merkwürdiger werden, wenn er bedenkt, daß dieſe Hauptſätze genau die Reſultate ſind, die ſich aus der kantiſchen Unterſuchung des Erkenntnißvermögens ergeben, und die Bedingungen ausmachen, welche die Kritik der Vernunft für den einzig

gen den Namen eines Atheisten zu verwahren, eben so sehr Spuren jenes unphilosophischen Zeitalters, als des Zwanges wahrzunehmen, den man in der Periode der eklektischen Philosophie den Bedeutungen des Worte anzuthun genöthiget ist, um sich gegen die in die Augen springenden Folgen des Mangels allgemeingeltender, fester und mit sich selbst zusammenstimmender Principien zu sichern. — Doch, heisse Spinoza wie es jedem gefällt! Mir liegt gegenwärtig daran, über den Sinn, in welchem die Worte Theist und Atheist in dieser Schrift genommen werden, mit meinen Lesern übereinzukommen. Theist heißt mir

ders

möglichen Erkenntnisgrund für das Daseyn Gottes fordert, Bedingungen, die nur in dem Fundamente des moralischen Glaubens vereinbar sind.

Dieses so leicht verständliche Resultat eines mühsamen Nachdenkens ist seitdem es No. 231. a. der Allgem. Litteraturzeitung bekannt gemacht wurde, mannigfaltig misverstanden worden. So gefiel es z. B. einem Professor der Philosophie (auf seinem Katheder) darüber als über einen seyn sollenden neuen Beweis für das Daseyn Gottes — ! und einem andern (in einer Anzeikritik) als über einen lächerlichen Versuch philosophische Behauptungen durch Mehrheit der Stimmen zu erhärten — zu spotten!! Es ist daher wohl nicht überflüssig (wie ich sonst wenigstens in Rücksicht auf die Philosophen von Profession und zumal die scharfsinnigen unter ihnen vermuthet hätte) zu erklären, daß jenes historische Resultat weder das Eine noch das Andere seyn sollte.

Lucetta.

Ich hätte nicht gemeynt, daß man Haß zum Lohn kriegen ſollte, weil man der Liebe das Wort redt.

Julia.

Willt du gehen?

Lucetta (leiſe.)

Damit ihr euch beſſer bedenken könnt.

(Sie geht ab.)

Julia (allein.)

Und doch wollt' ich, ich hätte den Brief überſehen -- Izt ſchäm' ich mich ſie zurük zu rufen, und ſie zu einem Fehler zu erbitten, um deſſentwillen ich ſie ausgeſcholten habe. Die Närrin! Sie weiß daß ich ein Mädchen bin, und zwingt mich nicht, daß ich den Brief leſen muß! Da es doch einmal ſo iſt, daß Mädchen oft aus Sittſamkeit Nein ſagen müſſen, wenn ſie wollten daß es die bittende Perſon für ein Ja aufnehme. Fy, fy; was für ein wunderliches, närriſches Ding iſt dieſe Liebe, daß ſie, wie ein eigenſinniges Wiegenkind die Amme krazt, und den Augenblik darauf, wieder ganz demüthig die Ruthe küßt. Wie unfreundlich zankte ich die gute Lucetta weg, da ich ſie doch ſo gerne da behalten hätte! Wie verdrießlich zog ich meine Augbrauen zuſammen, indeß daß innerliche Freude mein Herz zu lächeln zwang! Meine Strafe ſoll ſeyn, daß ich Lucetten zurükrufen, und wegen meiner Thorheit um Verzeihung bitten will. He! Lucetta!

Lucetta

derjenige Philoſoph, der eine von der Welt weſentlich verſchiedene, vernünftige und freye Urſache der Welt beweiſen zu können glaubt; Atheiſt aber jeder, der Beweiſe des Nichtſeyns, oder der entgegengeſetzten Beſchaffenheit einer ſolchen Urſache zu beſitzen glaubt, er mag übrigens, wenn er vor einem Namen zu zittern Urſache hat, lieber den Namen der beſondern Sekte zu der er gehört, beybehalten, und Spinoziſt, Pantheiſt, oder Deiſt heiſſen. Ich nehme hier das Wort Atheiſt in wie ferne es das Gegentheil des Theiſten bedeutet; eine Bedeutung, welche dieſem Worte ſowohl im gemeinen als philoſophiſchen Sprachgebrauche zukömmt. Ich weiß, daß es im leztern noch mehrere Bedeutungen hat; aber ich verdiene aufs wenigſte Entſchuldigung, wenn ich mich an die eigentlichſte halte.

Der Dogmatiſche Theiſt, welcher das Daſeyn Gottes durch Vernunftbeweiſe vollkommen erwieſen glaubt, kann wenigſtens die Thatſache nicht läugnen, daß es nur für ſeine Parthey erwieſen iſt, nicht für die drey andern, welche dieſe Vernunftbeweiſe einhellig verwerfen. Mit einem Manne, der mir hierauf erwiedern könnte: „O! dieſe Skeptiker, Atheiſten, und Supernaturaliſten ſind längſt widerlegt; man ſehe nur mein Compendium nach!„ kann ich mich freylich nicht weiter einlaſſen. Er würde ſich manche vergebliche Unannehmlichkeit erſparen, wenn er meinen Aufſatz unaeleſen ließe. Aber jeden andern, der den Sieg ſeiner

Parthey über alle übrigen nicht in eigener Perſon erfochten zu haben glaubt, würde ich zu bedenken bitten, daß jede der drey übrigen Partheyen eben ſo feſt überzeugt iſt, die Vernunftbeweiſe wären längſt widerlegt, und ihr eigenes Syſtem habe durch jeden Angriff an Feſtigkeit und Evidenz gewonnen. Ich würde ihn zu bedenken bitten, daß jede von Zeit zu Zeit ihr nur in den Augen der Gegner eingeſtürztes Syſtem mit neuen Verzierungen aufſtellt, und von Zeit zu Zeit neue wichtige Vertheidiger erhält; zu bedenken bitten: ob es nicht wenigſtens möglich ſey, daß es den Vernunftbeweiſen an Allgemeingültigkeit fehle, da ſie nur für Ein Viertheil der Philoſophiſchen Welt gelten? an ſiegender Kraft der Ueberzeugung, da ſie bisher drey Theile aus vieren nicht zu überzeugen vermocht haben? und ob nicht durch das Daſeyn und die Fortdauer der drey alle Vernunftbeweiſe verwerfenden Partheyen; wenigſtens ſo viel ausgemacht ſey, daß jene Vernunftbeweiſe keine unwiderſtehliche, jedem denkenden Kopfe verſtändliche Demonſtrationen ſind? Durch alle Wendungen, Erörterungen und Verſtärkungen, welche dieſe Beweiſe unter den Händen der Philoſophen von Profeſſion, des ganzen ehrwürdigen Stans des der akademiſchen Lehrer durch ganz Europa, erhalten haben, iſt es mit ihnen nicht einmal ſo weit gebracht worden, daß ſie auch nur den aufgeklärteſten und edelſten Forſchern der Wahrheit eingeleuchtet hätten.

Ich

Ich weiß, daß man ſich dieſes Schickſal der Vernunftbeweiſe bald aus der Hartnäckigkeit, bald aus der Unwiſſenheit der Gegner zu erklären geſucht hat. Allein auſſerdem, daß die eine Erklärungsart eine abſcheuliche Liebloſigkeit, die andere lächerlichen Eigendünkel verräth, ſind auch beyde in Rückſicht auf Gründlichkeit ſo unphiloſophiſch, daß man denken ſollte es wäre endlich die Zeit da, ſie den Antipoden aller Philoſophie zu überlaſſen. In dem kleinen Kreiſe meiner eigenen Erfahrung habe ich von jeder Parthey Männer kennen gelernt, die mir nicht nur durch ihre Talente und Einſichten höchſt ſchätzbar, ſondern auch durch ihren moraliſchen Charakter eben ſo verehrungswürdig ſind. In der That würden dieſe Partheyen längſt aufgehört haben, wenn ſie nicht durch Anführer, die ſich einander gewachſen waren, emporgehalten und fortgepflanzt worden wären. Jede derſelben hätte ſonſt, entweder durch die übrigen aufgerieben, oder auch ſogar für ſich ſelbſt eingehen müſſen. Der Pöbel aus jeder philoſophiſchen Zunft, der nur durch Anſehen und fremde Leitung zuſammen gehalten werden kann, würde, ſich ſelbſt überlaſſen, auseinander gegangen ſeyn, und ſich unter die Zünfte vertheilt haben, an deren Spitze er die ſtärkſten oder berühmteſten Führer angetroffen hätte.

Seit ungefähr zwanzig Jahren ſind in unſerem Vaterlande große und kleine Schriftſteller mit

allen

allen Arten von Waffen gegen den Supernaturaliſmus zu Felde gezogen; es ſind nicht unbeträchtliche Siege über ihn davon getragen worden, und er iſt darüber nicht ganz unverdienter Weiſe zum Spott der übrigen Sekten geworden. Gleichwohl hat es ihm unter ſeinen Anhängern nie an Männern von wahrem Genie, und ächtem philoſophiſchen Geiſte gefehlt; und noch erſt ſeit kurzem ſind Jakobis und Schloſſers zu ſeiner Vertheidigung aufgetreten, und haben wenigſtens unbefangene Zuſchauer davon überzeugt, daß alle jene Siege zuſammen genommen keine entſcheidende Niederlage geweſen ſeyn konnten.

So haben auch der dogmatiſche Skepticismus und der Atheismus, weder durch das ihnen entgegen wirkende Intereſſe der Religion und Moralität, noch durch die poſitiven Geſetze der Staaten, noch durch die Intoleranz der privilegierten Philoſophen und Theologen, eben ſo wenig als durch die theiſtiſchen Beweiſe, bis auf den heutigen Tag unterdrückt werden können.

Sollten, wie nicht anders zu vermuthen iſt, die Vertheidiger der Vernunftbeweiſe für ſich anführen wollen „auf ihrer Seite befänden ſich die beſſeren philoſophiſchen Köpfe in einer ſo ungleich gröſſeren Anzahl, daß vielmehr, die von allen drey übrigen Partheyen zuſammen genommen, mit ihnen verglichen, kaum den vierten Theil des philoſophiſchen Publikums aus-

ausmachen dürften„: ſo würde es vor allen Dingen darauf ankommen, ob ſich dieſe gröſsere Zahl nicht aus ganz anderen Gründen erklären lieſse, als aus der Gründlichkeit jener Vernunftbeweiſe. Ein vom Staate vorzüglich zur Erörterung und Befeſtigung der Grundwahrheiten der Religion und der Moralität beſtellter und beſoldeter Lehrer der Philoſophie hatte ſchon darum allein keine andere Wahl, als ſich für die Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes zu erklären. Er muſste ſich alſo zur bejahenden Parthey, und zwar zu demjenigen Theile der bejahenden Parthey halten, der ſeine Ueberzeugung auf Vernunftgründe baut, wenn er nicht bey ſeinen Collegen den Namen eines Philoſophen verwirkt haben wollte. Weit entfernt daran zu zweifeln ob ſich das Daſeyn Gottes überhaupt demonſtrieren lieſse, both er daher ſeinen ganzen Scharfſinn auf nichts mehr, als auf dasſelbe wirklich zu demonſtrieren, und es an Strenge und Evidenz ſeiner Demonſtration wo möglich allen übrigen zuvor zuthun.

So allgemein aber auch die akademiſchen Lehrer den Weg der Demonſtration eingeſchlagen haben mögen, ſo uneinig ſind ſie über die Frage, welche denn die eigentliche und unumſtöſsliche Demonſtration ſey? Einige laſſen mehr als Einen Beweis, ja! eine Menge, die eines immer gröſseren Zuwachſes fähig ſeyn ſoll, gelten: während andere feſt darauf beſtehen, daſs nur ein einziger mit Ausſchluſs aller übrigen der ächte ſeyn könne:

könne; nur daß sie sich nicht darüber vergleichen können welcher denn dieser Aechte sey. Der eine stellt den Ontologischen als den einzig möglichen auf, den der andere, welcher den physikotheologischen verficht, für ein bloßes Hirngespinst erklärt. Ein dritter endlich widerlegt die beyden vorigen, und sucht den von ihnen angefochtenen Kosmologischen als den allgemeingültigen zu erhärten. Ich berufe mich auf die seit dreyßig Jahren in Teutschland erschienenen Compendien; indem ich zuversichtlich behaupte, daß es keinen einzigen Vernunftbeweis gebe, der nicht selbst von den Vertheidigern der Vernunftbeweise bestritten und verworfen worden wäre. Wem die stolzen Ansprüche der dogmatisch theistischen Parthey noch nicht verdächtig geworden sind, und wer die Mühe nicht scheut, eine auch nicht ganz vollständige Sammlung besagter Compendien zu durchgehen, und die in denselben aufgestellten Demonstrationen gegeneinander zu halten, der wird bald gewahr werden, wie sie sich so rein unter einander aufheben, daß auch nicht die Spur eines einzigen übrig bleibt. Auch dürfte man einen denkenden jungen Mann, um ihn gegen den Dogmatismus zu verwahren oder davon zu heilen, nur mehrere Akademien bereisen lassen, um einige der berühmtesten Professoren das Daseyn Gottes beweisen zu hören.

Wenn

Wenn man nun von der freylich sehr beträchtlichen Anzahl der akademischen Lehrer der Philosophie, diejenigen ausnimmt die über den ächten Beweis vom Daseyn Gottes unter sich einig sind, diejenigen welche nicht bloß darum beweisen, weil sie zum beweisen berufen zu seyn glauben, weil sie das Beweisen von ihren Lehrern gelernt haben, weil sie es einem Philosophen für schimpflich halten nicht beweisen zu können: mit einem Worte, wenn man sich nicht an den gröſsern, sondern den bessern Theil, an die wenigen allein hält, die als wahre Selbstdenker aus Antrieb ihres eigenen Genie's beweisen: würde dann wohl die Zahl und das Gewicht dieser Wenigen noch viel gröſser seyn, als die Zahl und das Gewicht der Selbstdenker an der Spitze der drey übrigen Partheyen?

Und was hätte denn also die philosophierende Vernunft über den Erkenntnißgrund für das Daseyn Gottes durch ihre vornehmsten Repräsentanten bisher entschieden?

Die nicht minder unstreitige Thatsache, daß die zweyte Grundwahrheit der Religion, nemlich die Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben, in der philosophischen Welt mit der ersten gleiches Schicksal habe, bedarf hier um so weniger einer Erörterung, da alles bisher gesagte auch von ihr gilt. Destomehr aber scheint mir dasjenige, was ich unter der Grundwahrheit

heit der Moralität und dem Erkenntnißgrunde derselben verstehe, einer kurzen und genau bestimmten Erklärung zu bedürfen.

Ueber den Erkenntnißgrund der Grundwahrheit der Moralität.

Moralität oder Sittlichkeit heißt die beabsichtigte Uebereinstimmung willkührlicher Handlungen mit den Gesetzen der Vernunft. Eben dieselbe Uebereinstimmung, ohne die Rücksicht ob sie beabsichtiget worden ist oder nicht, heißt Legalität, oder Gesetzmäßigkeit überhaupt.

In wie ferne diese Uebereinstimmung in so manchen Fällen von der Willkühr des Handelnden abhangen soll, muß derselbe das Vermögen haben, die Gesetze der Vernunft gegen die denselben entgegenstehenden Forderungen der Sinnlichkeit durchzusetzen. Dieses Vermögen heißt Freyheit, ist so ferne der Handelnde bey der Ausübung desselben weder durch die Vernunftgesetze noch durch die Forderungen der Sinnlichkeit gezwungen handelt. Nicht gezwungen durch die Gesetze der Vernunft, kann er, wenn er will, der Sinnlichkeit — und nicht gezwungen durch Forderungen der Sinnlichkeit, kann er, wenn er will, der Vernunft den Vorzug geben. Da ihm beydes gleich möglich ist, kömmt es blos auf ihn an, woran er sich halten will. Er hat seine Wahl entweder seinen Entschluß durch

frü

seine Vernunft selbst zu bestimmen, oder ihn durch die Objekte der Sinnlichkeit bestimmen zu lassen.

In wie ferne sich der Mensch dieses Vermögens, zwischen zwey verschiedenen Gesetzen zu wählen, bewußt ist, (in wie ferne er weiß, daß er es in seiner Gewalt hat gut oder böse zu handeln) in so ferne kann er durch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Vernunftgesetze keineswegs im Bewußtseyn jener Freyheit gestört werden. Denn diese Nothwendigkeit ist zwar der Vernunft, aber nicht ihm selbst, der nicht lauter Vernunft ist, unüberwindlich; so wie die Nothwendigkeit des Instinktes zwar dem Instinkte selbst, aber nicht dem Wesen, das neben Instinkt auch noch Vernunft hat, unvermeidlich ist. Aus der Nothwendigkeit des Vernunftgesetzes folgt, daß der Mensch keine andere Wahl habe — als zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, daß er zwischen beyden wählen müsse; aber keineswegs daß er keine Wahl habe, nicht frey sey.

Ich will hier nicht untersuchen, ob eine noch so genaue Beobachtung der Vernunftgesetze, wenn sie gezwungen wäre, moralisch heissen könnte; ich behaupte nur, daß der Glaube, unser Wille handle auch selbst durch Vernunftgesetze gezwungen, unmöglich mit der Ueberzeugung von der durchgängigen Verbindlichkeit und Möglichkeit des Sittengesetzes bestehen kann. Denn dieser Glaube müßte nothwendig von dem Bewußtseyn begleitet seyn, daß es eine Menge Fälle

gebe, wo der Zwang der Vernunft durch den Zwang der Sinnlichkeit vereitelt würde. Der Mensch könnte daher das Sittengesetz nur für jene Fälle für verpflichtend, oder welches eins ist, seine Beobachtung nur für jene Fälle für möglich halten, in welchen der Zwang der Vernunft nicht durch den stärkern Zwang der Sinnlichkeit überwogen würde. Er würde also die Sittlichkeit seiner Handlungen auf die von seinem Willen und ihm selbst gleich unabhängige Stärke seiner Sinnlichkeit ankommen lassen müssen; sie würde nur in wenigen, von ihm selbst unabhängigen Fällen zufälliger weise möglich, in allen übrigen unmöglich seyn. Dieß ist die Ursache warum ich die Ueberzeugung von der Freyheit, die Grundwahrheit der Moralität genannt habe.

Ich habe noch stärkere Gründe, die ich nur mit der Zeit, nach dem ich mit meinen Lesern über allgemeingültige Principien einig seyn werde / das heißt nur nach der versprochenen Theorie des Vorstellungsvermögens vortragen kann.

Wer nie über die Freyheit philosophiert hat, der ist von ihrer Wirklichkeit wie von seinem eigenen Daseyn überzeugt. Sie ist ihm eine Thatsache die er aus seiner inneren Erfahrung kennt, deren er sich durch das Selbstgefühl bewußt ist, und wovon er sich selbst neue Proben zu geben jeden Augenblick in seiner Gewalt hat. Die Wirklichkeit der Freyheit ist ihm der

Lucetta kommt zurük.

Lucetta.

Was beliebt Eu. Gnaden?

Julia.

Iſt es bald Mittag-Eſſens-Zeit?

Lucetta.

Ich wollt' es wäre, ſo könntet ihr euern Unmuth an euern Schüſſeln auslaſſen, ſtatt an euerm Mädchen. (*)

Julia.

Was rafftest du da ſo eilfertig vom Boden auf?

Lucetta.

Nichts.

Julia.

Warum bükteſt du dich dann?

Lucetta.

Ich wollte nur ein Papier aufheben, das mir entfallen war.

Julia.

Und iſt diß Papier nichts?

Lucetta.

Nichts, das mich angeht.

Julia

(*) Ein Spiel im Original, mit dem Wort Komach

vollgültigste Beweis von ihrer Möglichkeit. Dasjenige, was so manchen Philosophen an dieser Möglichkeit unbegreiflich ist, fällt ihm nicht auf, oder bekümmert ihn so wenig als das Unbegreifliche bey Tausend andern Fällen, wo er sich mit Recht durch die Evidenz des Daseyns alles Grübelns über die Möglichkeit überhoben glaubt. Allein in der philosophischen Welt ist sogar die Wirklichkeit der Freyheit zum Problem geworden, nachdem man es bisher vergebens versucht hat über die Möglichkeit derselben einig zu werden. Ueber keinen andern Gegenstand haben auch die scharfsinnigsten Köpfe bey vielem Vortreflichen so viel spitzfindiges, unverständliches, und unlesbares geschrieben; und die Philosophie hat wohl keine andere Frage aufzuweisen, die schwerer zu beantworten, und gleichwohl weniger abzuweisen wäre.

Neuere Schriftsteller, die sonst nichts weniger als Skeptiker sind, haben die Frage über die Möglichkeit der Freyheit für schlechterdings unbeantwortlich gehalten; und nur daraus läßt sich erklären, wie sie diese Frage in Rücksicht auf die Moralität für ganz entbehrlich und gleichgültig ansehen, und dreist behaupten konnten: alle Zweifel an der Möglichkeit der Freyheit würden durch die Evidenz des Selbstgefühls, welches der Wirklichkeit der Freyheit ein unwidersprechliches Zeugniß gebe, vollkommen zum Schweigen gebracht.

Läßt ſich aber denn auch das Daſeyn von Philoſophen läugnen, welche aus was immer vor Gründen von der Unmöglichkeit der Freyheit überzeugt, das Zeugniß des Selbſtgefühls für eine bloße Täuſchung erklären?

Die Philoſophie muß über den Erkenntnißgrund für die Ueberzeugung von der Freyheit des Willens Rechenſchaft geben; er mag im Selbſtgefühle oder ſonſt wo immer vorhanden ſeyn. Iſt die Freyheit eine unbegreifliche Thatſache, ſo muß wenigſtens dieſe Unbegreiflichkeit allgemeingültig erörtert werden, wenn ſie nicht mit der Unmöglichkeit verwechſelt, wenn aus ihr keine Unmöglichkeit gefolgert werden ſoll. Man muß darüber einig geworden ſeyn, daß nur die erkennbare nicht die denkbare, die phyſiſche, nicht die logiſche Möglichkeit der Freyheit unbegreiflich ſeyn könne. Sey es dann daß ſich (aus ſehr begreiflichen Gründen) nicht begreifen laſſe, wie die Freyheit möglich ſey: ſo muß doch wenigſtens vollkommen begriffen, allgemeingültig dargethan werden, daß ſie nicht unmöglich ſey, daß ſie keinen Widerſpruch in ſich faſſe, daß ſie wenigſtens unter die denkbaren Dinge gehören. Nur durch einen allgemeingültigen Beweis dieſer Nichtunmöglichkeit kann das Zeugniß des Selbſtgefühls (auf welches ſich zwar die Wirklichkeit der Freyheit annehmen, aber aus welchem ſich keineswegs die Möglichkeit derſelben begreifen läßt) gegen alle Grübeleyen und Zweifel

ſelber Speculation geſichert, und zum philoſophiſchen Erkenntnißgrunde für die Grundwahrheit der Moralität erhoben werden. Der gemeine Menſchenverſtand kann und muß die Nichtunmöglichkeit der Freyheit ohne allen Beweis annehmen; ihm kann und muß das Zeugnis des Selbſtgefühls, unabhängig von Vernunftbeweiſen, ein vollgültiger Erkenntnißgrund ſeyn: allein die philoſophierende Vernunft kann und muß ſich Beweiſe der Denkbarkeit abſondern, bevor ſie dem Zeugniſſe eines bloſſen Gefühls trauen darf, das ihr ſo lange verdächtig ſeyn muß, als ſie nicht über die Nichtunmöglichkeit des Bezeugten mit ſich ſelbſt einig iſt. Bis dahin giebt es für ſie keinen allgemeingeltenden Erkenntnißgrund für die Freyheit, und in wie ferne die philoſophiſche Ueberzeugung mit dem Erkenntnißgrunde ſteht oder fällt, iſt es auch bis dahin in der philoſophiſchen Welt nicht ausgemacht, ob es Freyheit überhaupt gebe oder nicht.

Die dogmatiſchen Philoſophen, welche bisher das Zeugniß des Selbſtgefühls für die Freyheit durch ihre Beweiſe gegen alle Einwürfe gerettet zu haben glaubten, konnten ſich unmöglich einfallen laſſen, die philoſophierende Vernunft habe durch ſie die große Frage von der Freyheit des Willens befriedigend beantwortet, ohne nicht vorher drey Partheyen, welche das Gegentheil behaupten, von der Ungültigkeit ihrer Anſprüche auf philoſophierende Vernunft überwieſen zu haben. An-

über die Frage: ob es überhaupt einen Erkenntnißgrund für die Freyheit gebe, zerfällt das philosophische Publikum in eine verneinende und in eine bejahende Hauptparthey, die sowohl durch ihren Streit gegeneinander, als durch ihre innere Spaltungen das Schauspiel der vier Hauptsekten und des sonderbaren Kampfes derselben fortsetzen, das aus eben so vielen Akten besteht, als die spekulative Philosophie wichtige Probleme bisher aufzuweisen hatte.

Gegen allen Erkenntnißgrund für die Freyheit erklären sich die dogmatischen Skeptiker, welche von der Grundlosigkeit des Begriffes der Freyheit überzeugt zu seyn glauben. Man hat läugnen wollen, daß diese Ueberzeugung aus den Principien des dogmatischen Skepticismus nothwendig erfolge, in dem dieser doch wenigstens subjektive Wahrheit zulasse, und folglich dem Zeugnisse des Selbstgefühls in so ferne den Beyfall nicht versagen könne. Freylich giebt der dogmatische Skeptiker subjektive Wahrheit zu; d. h. die Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande in wie ferne derselbe gedacht wird. Allein er erklärt diese subjektive Wahrheit so lange für eine unmögliche Täuschung, als es nicht erwiesen ist, daß der Gegenstand so gedacht werden müsse, wie er in der Vorstellung vorkommt. Diesen Beweis, und die von demselben abhängige Erkenntniß der objektiven Wahrheit, hält er für unmöglich. Wenn er daher auch nicht die Vor-

stellung

ſtellung der Freyheit läugnen kann, ſo kann er doch eben ſo wenig mit ſich ſelbſt einig werden, ob die Freyheit mehr als eine bloße Vorſtellung, ob ſie als etwas von der Vorſtellung Verſchiedenes denkbar, ob ſie mehr als eine bloſſe Einbildung ſey. In wie ferne er aber die Denkbarkeit der von der bloßen Vorſtellung verſchiedenen Freyheit als unerweißlich einſieht, läugnet er doch wohl allen philoſophiſchen Erkenntnißgrund für die Freyheit.

Der Fataliſt geht noch weiter. Er findet den Begrif der Freyheit nicht nur grundlos, ſondern ſogar widerſprechend; weil er ſich keine Willenshandlung denken kann, die nicht durch unvermeidliche abſolute Nothwendigkeit beſtimmt würde. Hieher gehört z. B. der Materialiſt der alles Wirken und Leiden des Gemüthes den Geſetzen der Bewegung, und der Pantheiſt, der alles Seyn und Handeln der hypoſtaſierten Nothwendigkeit, die er für den Grundſtoff aller Realität anſieht, unterwirft.

Die bejahende Hauptparthey wird kaum durch die unbeſtimmte Behauptung, daß es überhaupt einen Erkenntnißgrund für die Freyheit gebe, zuſammen gehalten; ſo ſehr iſt ſie mit ſich ſelbſt über die Frage uneinig, ob dieſer Erkenntnißgrund in der natürlichen Vernunft, oder in der übernatürlichen Offenbarung aufzuſuchen ſey?

Der Supernaturaliſt hält alle Vernunftgründe für die Denkbarkeit der Freyheit für Täuſchungen des Eigendünkels der verkehrten Vernunft. Die natürliche Freyheit iſt ihm gerade das Gegentheil von dem, was ſie dem dogmatiſchen Theiſten iſt. Dieſer hält ſie für das Vermögen das Beſte, jener für das Vermögen das Schlimmſte zu wählen — ein Unvermögen der geſchwächten, ſich ſelbſt, oder vielmehr der Sinnlichkeit hingegebenen Vernunft, die nur durch übernatürlichen Beyſtand, Erleuchtung von oben herab, theologiſche Gnade, in die Freyheit der Kinder Gottes wieder eingeſetzt werden kann, ſeitdem ſie Sklavinn der Sünde geworden iſt. Dieſe Freyheit iſt nur durch Offenbarung erreichbar, und wird den Glaubigen mit dem Lichte derſelben zu Theil.

Vergebens iſt dieſe Lehre von der übernatürlichen Freyheit durch die Vertheidiger der natürlichen, als äuſſerſt unphiloſophiſch erklärt worden. Die ältern Supernaturaliſten haben den Namen eines Philoſophen als einen Schimpfnamen von ſich abgelehnt, und einige Neuere glauben ihn dadurch in einen Ehrentitel umzuſchaffen, daß ſie ſich deſſelben ausſchlieſſend bemächtigen. Der Umſtand, daß ſie ſich allen Untersuchung über die Möglichkeit der Freyheit, die ihnen Glaubensartikel iſt, enthalten, verſchaft ihnen den Vortheil, daß ſie über dieſe Möglichkeit unter ſich einig ſind, während die guten Köpfe unter ihnen allen

philoſo-

philoſophiſchen Scharfſinn aufbiethen, um das Unphiloſophiſche an den Blößen der Parthey ſichtbar zu machen, welche die Freyheit durch Vernunftgründe zu erkennen vorgiebt.

Leider! ſind die Vertheidiger der Freyheit durch Vernunftgründe, welche über die Frage von der Freyheit die vierte Parthey ausmachen, eigentlich nur noch darüber nicht einverſtanden: was ſie ſich unter der Freyheit zu denken haben. So findet z. B. der Determiniſt die Freyheit nur in der Abhängigkeit des Willens von Geſetzen die durch Vernunft erkannt ſind, und ih ſo ferne denſelben von der Sinnlichkeit unabhängig machen; der Aequilibriſt hingegen in der gänzlichen Unabhängigkeit des Willens von der Vernunft ſowohl als von der Sinnlichkeit. Beyde beſchuldigen ſich gegenſeitig des Fatalismus, den dieſer in der moraliſchen Nothwendigkeit und dem nothwendigen Beſtimmtwerden, jener aber in dem gänzlichen Gleichgewichte, und der blinden Willkühr zeigen zu können glaubt. So wird z. B. dem Determiniſten vorgeworfen, ſeine Freyheit ſey ein leeres Wort, womit er ſich und andere täuſche, und ſeine moraliſche Nothwendigkeit nur ein anderer Name für den unüberwindlichen Zwang. Es ſey ganz einerley, ob der Wille durch Sinnlichkeit oder durch Vernunft genöthiget würde, wenn er nur durch etwas, was nicht er ſelbſt iſt, beſtimmt werde. In beyden Fällen ſey dasjenige, wo-

durch er bestimmt werde, das von ihm unabhängige Naturgesetz. Die Vernunft, oder das Vermögen den nothwendigen Zusammenhang unter den Dingen an sich einzusehen, hienge ganz von dem nothwendigen Zusammenhange der Dinge, und durch sie der Wille von eben demselben ab. Durch diesen nothwendigen Zusammenhang bestimmt werden, könne doch unmöglich frey handeln heissen. Durch Sinnlichkeit bestimmt werden wäre eben so viel, als durch einzelne Eindrücke der Dinge; durch Vernunft bestimmt werden eben so viel als durch den Zusammenhang der Dinge genöthiget seyn. Warum soll der Zusammenhang der Dinge meinem Willen weniger Gewalt anthun als der einzelne Eindruck? warum dieser meine Freyheit aufheben, jener aber sie sogar ausmachen helfen? u. s. w. Es dürfte freylich den Deterministen nicht an Antworten fehlen: ob sie aber auch allgemein befriedigend seyn würden, muß hier unentschieden bleiben. Keine der bisherigen wenigstens hat auch nur die übrigen dogmatischen Vertheidiger der natürlichen Freyheit, vielweniger aber die drey andern Partheyen überführt, deren Daseyn und Fortdauer laut genug zeuget, daß in der Philosophischen Welt über die Grundwahrheit der Moralität so wenig als über die Grundwahrheit der Religion etwas allgemeingeltendes fest stehe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

R.

III.

Otaheiti.

Lichtet die Anker, und ziehet die Tau' an, und löſet die Segel,
Nach Otaheiti hin geht mein geflügeltes Schif.
Oder iſt Eine der ſeligern Inſeln im friedlichen Meere,
Richtet dorthin den Lauf, ſteuret mir dorthin den Maſt!
Denn ich bin müde des Lebens Hefen hier länger zu trinken.
Auf und verlaßt dieß Geſtad', ſuchet die freundliche Bucht,
Wo die Welle des Meeres gelinder rauſchet, ihr Spiegel,
Trunkener Bilder voll, leiſer am Ufer zerſticht.
O wie ſelig iſt's hier des langermüdeten Lebens
Süſſe Vergeſſenheit dir, Bruſt der Natur, zu entziehn,
Unter Kokospalmen und Pandang! Wie ſäuſelt gelinde
Durch den gefiederten Buſch kühlender Weſtwinde Hauch!
Wie zerflieſſet in Gold des Himmels glänzender Aether!
Leicht, wie mit Schmetterlingsflug, fliegt der Gedanke umher;
Gleich dem bunten Geſchöpf mit allen Farben der Sonne,
Gaukelt er luftig umher, ſaugt den ätheriſchen Duft.
An die korallene Klippe, die weithin im Meer ſich verbreitet,
Hängt ein Muſchelgeſchlecht zierlich ſein farbichtes Haus;
Und du glaubeſt, wenn du von des Meeres ſchimmerndem Teppich
Hinſchauſt, ein Feen Reich ſey hier in Grotten erbaut.

Doch

Doch was braucht es des Zaubers? Sieh, hier am holden Geſtade,
Einen holderen Blick! Welche Geſtalten ſind das?
Reizende Mädchen! ſie bringen, in Körben von Kokos geflochten,
Den gewürzreichen Duft ſeltener Früchte dir dar:
Hier des Piſangs gezuckerte Feige, des göttlichen Brodbaums
Allernährende Frucht, Aepfel von Purpur und Gold,
Wurzeln der Yams, und milde Patatten; vor allen der Palme
Köſtlichen Kern, der Natur reichſtes und beſtes Geſchenk.
Lieblichſten Töchter des lieben, des ganz glückſeligen Eilands,
Gaat, hat die Sonn' aus Neid euch ihrer Stralen beraubt?
Schmückte die Erd' euch ſelbſt mit ihrer bräunlichen Farbe?
Hat mit dem purpurnen Kleid Pontus euch ſchamhaft bedeckt?
Leugnet nicht Sorge der dunkleren Farbe, ſie hüllet nur Reize
Edlerth Anſehns und Werths in ein beſcheidner Gewand.
Oft ermüdet der Glanz der allverblendenden Sonne,
Lieblicher leuchtet die Nacht unter dem Schimmer des Monds;
Lieblicher glänzt am rankichten Stock die purpurne Traube,
Braun, Philomela, biſt du, die du den Himmel entzückſt!
Wandelt ihr am Geſtad', ſchwimmt ihr durch die ſilbernen Fluthen,
Nie ſah das Ufer, die Fluth trug nie ein ſchöneres Bild.
Nicht ſo biegt, mit gefälligem Reiz, das zärtliche Rohr ſich,
Als eure zarte Geſtalt holden Umarmungen weicht.
Wo, wo führt ihr mich hin? zu welchen Grotten und Lauben?
Welch ein flüſternd Geräuſch, welcher balſamiſche Duft,

Kündet

Julia.

So laß es für diejenige ligen, die es angeht. Es werden wohl Reime ſein, die einer von deinen Liebhabern auf dich gemacht hat.

Lucetta.

Damit ich ſie nach einer Melodie ſingen möchte.

(Hier veranlaßt das Wort Singen im Original eine ganze Reyhe muſicaliſcher Wizſpiele, welche Julia und ihr Mädchen einander zuwerfen. Man hat ſie weggelaſſen, weil es ſich der Mühe nicht lohnt, ſich um dieſe Art von gedankenloſem Wiz den Kopf zu zerbrechen. Julia, welche über Lucettens Impertinenz endlich ungehalten wird, reißt ihr den Brief aus der Hand, zerreißt ihn in Stüke, und befiehlt ihr ſich zu entfernen; Lucetta gehorcht, und ſagt im Weggehen: was das für eine wunderliche Aufführung iſt! und doch bin ich gewiß, daß ihr nichts angenehmers wäre, als noch einmal mit einem ſolchen Brief erzurnt zu werden.)

Julia (allein.)

Ich wollte lieber mit dem nehmlichen erzürnt werden! Verhaßte Hände, die ſo zärtliche Worte zerreiſſen konnten! Undankbare Weſpen, die ſich mit ſolchem Honig weiden, und die Bienen, die ihn hergaben, mit ihren Stacheln tödten! Zur Vergütung will ich jedes einzelne Stükchen Papier küſſen -- Sieh! hier ſteht gütige Julia; -- ungütige Julia!

Zündet mir an mein neues, mein ſeliges Leben! O nehmt mich,
Wo der ſproſſichte Baum halb ſchon den Himmel erreicht,
Und die breiten Aeſte zur Erde ſenket, da will ich
Unter euerem Schuz friedliche Wohnungen bau'n.
Heiter kommt hier der Tag von der Berge duftigen Höhen,
Heiter kommt mir die Nacht, hoher Entzückungen voll.
Hier ſoll der Stern der Liebe am ganzen Himmel mir brennen,
Auch die Freundſchaft erbaut hoch ſich den heil'gen Altar:
Rein die Flamme, ſie nähret von Stof allbeſeelter Natur ſich,
Lebet durch ihren Hauch, wird nur verzehret durch ihn:
Aber ihr Weſen bleibt und dringt von Geſchlecht zu Geſchlechtern:
Denn, wo die Wahrheit erſcheint, weckt ſie die Seelen zum Glück,
Die ihr verbreiteter Glanz ſtets ſchöner beglücket: ſo hauchet,
Unbegrenzet vom Tod, ſanft hier mein Leben noch fort.

V. K.

IV.

Bliomberis,

ein zum Throne beſtimmter Prinz, erzählt die Lehren, welche ihm ſein Oheim Lyonel gab.

Aus einer Ritterepopee: Bliomberis.

Doch, was der Held zu aller Zeit
Am eifrigſten gelehrt, am heiligſten empfohlen,

Iſt Liebe zu dem Volk und zur Gerechtigkeit.
Mein Neffe, ſprach er oft, es ſey dir unverholen,
Bin ich gleich ſelbſt ein Königsſohn:
Geburt allein giebt noch kein Recht zum Thron;
Die auf den Thronen nur mit Ahnenwerthe gleiſſen,
Die ſoll das Volk herunter reiſſen.

Das Volk hat ſeine Macht in unſern Schooß gelegt
Und kann, wenn wir durch Mißbrauch ſie entehren,
Das, was es gab, zurück begehren.
Iſt's billig, daß die Kron' Auguſtens Nero trägt,
Daß, weil Julus Blut in ſeinen Adern fließet,
Er ungeſtraft das Blut der Seneca vergießet,
Rom anzündt, und dabey auf einer Leyer ſcherzt,
Der Mutter Bett beſteigt, und ſeinen Sporus herzt?

O der hat den Verſtand verloren,
Der wähnet: Tauſende ſey'n bloß dazu geboren,
Daß ſie von einem Mann, der alles, was er iſt,
Allein von ihren Gnaden iſt,
Sich quälen, und was oft noch mehr ſchmerzt, necken laſſen;
Der wähnt: ſie müßten ſehn, daß ihres Wüthrichs Stahl
Auf Opfer Opfer häuft, und hätten nicht einmahl
Das feige Recht, den Wütherich zu haſſen?

Mein Neffe, wenn dich je der Ahner Krone ſchmückt,
So ſchmücke du noch mehr durch Tugenden die Krone.
Verachte, wer im Rath ſich ſklaviſch vor dir bückt;
Wer kühne Wahrheit ſagt, den ſchütze, den belohne!
Gewaltſam ſey kein Mittel, das du wählſt,
Auch ſelber zu den beſten Zwecken;
Dieß wird, erreichſt du ſie, doch deinen Ruhm beflecken,
Um wie viel mehr, wenn du ſie gar verfehlſt.

Was hie und da ein Mißvergnügter flüſtert,
Das überhöre du, in Unſchuld eingehüllt;
Doch wenn ein groſer Theil von deinem Volk dich ſchilt,
Dann zeige deinen Glanz von Nebeln unverdüſtert;
Rechtfert'ge dich; Verachtung quillt
Aus Haß, und iſt mit Tyrannen verſchwiſtert:
Auch wird das Schiff des Staates ſchlecht regiert,
Wenn Lieb' und Achtung nicht das Steuerruder führt.

Der niederträcht'gen Brut auflaurender Spione
Verdämme ſtets den Weg zu deinem Throne:
Laß lieber hie und da ein Laſter unentdeckt,
Als daß die Redlichkeit und Treue, weggeſchreckt
Durch Argwohn und Verrath, von deinem Volke weichen:
Tiber begünſtigte der Ohrenbläſer Schaar,
Trajan verbannte ſie: wer von den Beyden war
Der Weiſere? Wem wünſchſt du zu gleichen?

Die Wiſſenſchaften ſchütze du,
Und halte hoch die ihres Dienſtes pflegen:
Was du für ſie thuſt, ſtrömt dir zehnfach wieder zu:
Ihr Fleiß nützt manchmahl mehr als deiner Krieger Degen.
In ihrer Hand iſt dein und deines Volkes Ruhm;
Sie drücken jeder That der Fürſten jenen Stempel,
Der ihnen recht dünkt, auf, und in der Ehre Tempel
Verwalten ſie das Prieſterthum.

Den Adel laſſe nie die Bürgerlichen kränken;
Doch kränk' auch du den Adel nie,
Sonſt muß der Einſichtsvolle denken,
Du wolleſt von der Monarchie
Zum Deſpotismus überlenken;
Du wolleſt, gleich Tarquin dem Uebermüthigen, die
Mohnhäupter, ſo hervor aus allen andern ragen,
Mit ſchlauem Stab herunter ſchlagen. *)

Geburt

*) Als Sextus, der Sohn Tarquins, der durch List das ganze Vertrauen der Gabier gewonnen, den seinem Vater anfragen ließ: was er jetzo zu thun hätte? ſtatt dieſer den Boten ſtatt der Antwort in den Garten geführt, und ihm dem Stabe die höchſten Mohnhäupter herabgeſchlagen habe. Den Sohn verſtand den Wink, und ſchaffte die Mächtigſten auf die Seite. S. Livius I. B. 54 Cap.

Geburt ſey immerhin ein Vorurtheil, (obſchon
Von einem Tapfern ſehr oft ein Tapfrer ſtammet,
Und nichts die Seele ſo mit Edelmuth entflammet
Als der Gedank': auf Sohn und Sohnes Sohn
Erb' ewig fort der unzertheilte Lohn)
Doch, ſey Geburt und die damit verknüpften Ehren
Ein Vorurtheil! Du darfſt es nicht zerſtören:
Auf dieſem Vorurtheil ruht ja dein eigner Thron.

Verachte, ſtets den Irrwahn ſchwacher Köpfe,
Ein Fürſt muſſ' alles ſelber thun.
Der König Mark durchſucht den Köchen ihre Töpfe,
Sieht, ob der Gärtner wohl die kranken Bäume ſchröpfe,
Und ob der Meier jedes Huhn
Gefüttert, läßt ſich ſelbſt, und andre niemahls ruhn,
Sieht immer Fehler, beſſert immer,
Und dennoch geht's im Ganzen deſto ſchlimmer.

Was ſagt die Welt von ihm? ſie ſagt, diß Königlein
Iſt in dem Kleinen groß, und in dem Großen klein.
Der Herrſcher muß als Strom das Hauptrad treiben,
Und dieſes wird am Ende ſtehen bleiben,
Wenn er mit der und jener Kleinigkeit
Das allerkoſtbarſte verſchwendet — ſeine Zeit.
Ein Fürſt thut alles ſchlecht, der ſich in alles miſcht,
Und wird gewiß dereinſt vom Enkel ausgeziſchet.

Der Schluß iſt klar, du brauchſt getreuer Diener viel,
Drum gieb dir nie das Anſehn eines Gottes,
Geſteh, daß du ſie brauchſt; nie mache ſie zum Ziel,
Auf die dein ſchaler Witz die Pfeile ſeines Spottes
Nach toller Willkühr ſchnellt; ſie helfen deine Laſt
Dir tragen, nützen ſo wie du in Deiner Sphäre,
Drum glänz' auch um ihr Haupt ein Theil von deiner Ehre!
Weh dir, daſern du ſie zu ſtillen Feinden haſt!

Vertrau die beſten Saamenkörner
Dem Staatsacker; ohne ſie
Iſt, was du thuſt, verlorne Müh,
Nur Unkraut ärnteſt du und Dörner.
Sie werden zwiſchen dir und deinem Volke ſtehn:
Auch, was du klug befahlſt, zur Thorheit dir verdrehn,
Sich aus der Schlinge ziehn, und in Geheim frolocken
Wenn jeder Plan mißlingt und alle Räder ſtocken.

Durch Furcht allein regiert man hirnlos wohl:
Denn ſie beherrſcht und zeugt nur Böſewichter.
Wie ſehr erniedriate das edle Kapitol
Kaligula und die von dem Gelichter!
Nicht wahr, da ſank die Römerherrlichkeit?
Beglückt der Staat, dem gern ein guter Mann ſich weiht!
Doch dieſes führe ja dir immer zu Gemühte:
Den guten Mann bezwinget nur die Güte.

Doch

Zwar kann auch wohl der Zorn des Fürſten nöthig ſeyn;
Doch zeig' ihn ſelten nur, damit er wichtig bleibe.
Das Keifen iſt allein dem Weibe,
Und dem kaum zu verzeihn; auch bilde dir nicht ein,
Es müſſ' ein Fürſt für jegliches Gebrechen
Rath ſchaffen: denn wer gleich nach Arzeneyen ſchickt,
Wenn's ihn ein bißchen ſticht, bläht, jucket oder drückt,
Der wird gewiß den Körper ſchwächen.

Ein anders Uebel führt die Strenge noch mit ſich:
Sie lähmt die Thätigkeit und macht die Klügern zagen;
Du ſelbſt, was würdeſt du in einen Staate wagen,
In dem ein launiſcher Wütherich
Den Zufall oder doch, was an den Zufall gränzet,
Die kleinſte Schuld beſtraft. Vernimm den größten Zug,
Den Fama je in ihre Bücher trug,
Und der gleich einer Sonn' in Roms Annalen glänzet.

Nachdem der Punier *) bey Kanná überwand,
Das Siegerheer noch an den Thoren ſtand,
Der Konſul **) aus der Schlacht, die tollkühn Er begonnen,
Die ſchändlich Er verlor, mit ſiebzigen entronnen;

*) Hannibal.
**) Terentius Varro.

Was that an ihm das edle Rom,
In deſſen Mauren faſt des Bürgerblutes Strom
Hineinfloß? Ward er wohl beſchimpft, verbannt, entehret,
Ward er für einen Feind des Vaterlands erkläret?

O nein! entgegen kam ihm eine groſſe Schaar
Des Volks, der Ritterſchaft, der weiſen Senatoren;
Und brachten ihren Dank für ſeinen Muth ihm dar,
Weil er nicht Alles für verloren
Gehalten. Edle That, und die dem Volke ziemt,
Das ſtets die Ehre mehr als feige Furcht gehöret,
Das nie durch Grauſamkeit in Strafen ſich entehret,
Ja, der gelindeſten mit Rechte ſich gerühmt! *)

Geſetze ziehn die Nationen;
Man ſaget, Könige, die nah dem Nordpol wohnen,
Erniedrigten ſich ſelbſt und ihren Staat ſo ſehr,
Und ließen Schuldige gebunden
Auf öffentlichem Platz durch Büttels Hände, gleich Hunden,
Durchpeitſchen, und das Volk ſtund um die Bühne her:
O laß uns, wie die Brut der Vipern, Menſchen meiden,
Die dieſe Züchtigung bedürfen oder leiden.

A.

IV.

*) Gloriari licet nulli gentium mitiores placuiſſe poenas.
Liv. I. §. 28.

IV.

Fortsetzung des ungedruckten Journals eines Reisenden von den Jahren 1784 und 1785.

(s. T. M. Februar 1789. S. 188 - 208.)

Unter allen Spitälern in Mailand zeichnet sich das große Hospital aus. Es ist ein ausnehmend grosses Gebäude, das mehrere große Höfe einschließt, die einen freyen Durchzug der Luft befördern. Es enthält, ausser den Kellern und Küchen, Bäder, eine Apotheke und ein Archivzimmer, die alle gesehen zu werden verdienen. Neunzehn Vornehme von Adel sind Vorsteher darüber, von denen nach der Reihe, täglich ein Paar hin kommen müssen, um Aufsicht über Alles zu haben, die Listen der neu Angekommenen und der Abgegangenen durchzusehen, Alles aufzeichnen zu lassen, und die nöthigen Veranstaltungen zu treffen. Die Ordnung die durchgängig herrscht ist vortreflich. Es befinden sich gegenwärtig 1200 Patienten darinn, die in 25 große geräumige Schlafsäle vertheilt sind. Zu ihrer Besorgung sind 26 Aerzte, 4 Geistliche, und eine Menge von Personen bestellt, die theils mit Aufwartung, theils in der Küche, Apotheke u. s. w. zu thun haben.

An dem Tage da ich zum erſtenmale dort war, hatte man 51 Kranke hingebracht. Täglich braucht man 1300 Pfund Brod, und alle Wochen werden 28 Kälber geſchlachtet. Das Haus hat 850,000 Lire Einkünfte, und macht doch jährlich noch Schulden, die durch nach und nach eingehende Schenkungen getilgt werden müſſen. Es beſitzt einen ſehr beträchtlichen Seidenbau, und leidet daher viel wenn die Seidenwürmer einmahl nicht gerathen, oder die Seide zu ſehr im Preiſe fällt. Ehemals wurden die geſchwächten Mädchen und die Findelkinder auch hierher gebracht: man hat ſie aber jezt in ein abgeſondertes Haus gegen über gethan, das St. Catarina alla rota heißt. Die Findelkinder werden alle Jahre neu gekleidet, und alle Aufwärterinnen in dem großen Hoſpitale werden aus ihnen genommen. Heurathet eins dieſer Mädchen, ſo bekömmt es eine kleine Ausſtattung und 100 Lire baares Geld.

Höchſt ſonderbar iſt es, daß man an einem Orte, wo ſo viel zum Beſten der Elenden geſchieht, doch für eine der vorzüglichſten Bedürfniſſe kranker Perſonen gar nicht geſorgt hat: ich meyne das Bettmachen. So groß auch die Anzahl der Leute iſt, die man zu allen andern Arten von Arbeit in dieſem Hoſpitale angeſtellt hat, ſo ſind doch die Betten niemand angewieſen. Die Geiſtlichen haben dieſes zu verantworten; ſie haben ein verdienſtliches Werck daraus gemacht, und daher haben es vornehme Leute aus der Stadt übernommen, die ſich

glück-

lia! Zur Strafſe deiner Undankbarkeit werf' ich deinen Namen gegen dieſe Steine, und trete verächtlich deinen Uebermuth mit Füſſen! -- Sieh! hier ſteht der liebesverwundete Protheus -- Armer, verwundeter Name! Mein Buſen ſoll dein Bette ſeyn, bis deine Wunde völlig ausgeheilt iſt; und dieſer Kuß ſoll das Pflaſter darauf ſeyn -- Aber Protheus kommt zu zwey oder drey verſchiednen malen; ſey ruhig, lieber Wind, wehe nicht ein Wort hinweg, bis ich iden Buchſtaben wieder aufgeleſen habe, meinen eignen Namen ausgenommen; den mag irgend ein Wirbelwind an einen ſchroffen, fürchterlichen, herabhangenden Felſen ſchmettern, und von da in die tobende See werfen. Schau! hier in einer Zeile ſteht ſein Name zweymal -- Der arme unglückliche Protheus -- Der zärtliche Protheus, an die lebenswürdige Julia; diß will ich wegreiſſen; doch nein, ich will nicht. Da er's ſo artig mit ſeinen traurigen Benennungen verbunden hat: So will ich ſie übereinander falten, und nun küßt euch, umarmt euch, zankt euch, thut was ihr wollt.

Lucetta kommt zurük.

Lucetta.

Gnädiges Fräulein, das Mittag-Eſſen iſt fertig und euer Vater wartet.

Julia.

Gut, wir wollen gehen.

Lucetta.

glücklich genug schätzen einen Theil ihrer Sünden damit büßen zu können. Jede von der angesehensten Familien besorgt eine gewisse Anzahl von Betten, und nicht selten trift man die größten Damen über dieser Beschäftigung an. Doch halten sie meist Leute, die den täglichen Dienst an ihrer Stelle versehen müssen, die sich aber auch weiter um nichts als um die ihnen aufgegebene Zahl bekümmern. Daraus entsteht nun das Uebel, daß arme Leute, die keine Bekannten und Gönner haben, und für die also Niemand sorgt, wenn ihnen selbst die Kräfte fehlen das Bette zu machen, 8 Tage warten müssen, ehe sie ihr Lager verändern können, weil nur alle Sonntage eine gewisse geistliche Brüderschaft herumzieht, die sich über diese, in dem einzigen Punkt hülflosen Elenden erbarmt. Wie unausstehlich das im Sommer seyn muß, kann man sich leicht vorstellen.

Das ehemalige Jesuiter-Collegium ist gegenwärtig ein Zufluchtsort aller Wissenschaften und Künste. Man hat für jede derselben Professoren angestellt, und das ganze große Gebäude aufs Vortheilhafteste, theils zu Wohnungen für sie, theils zum Unterricht eingerichtet. Die neue Sternwarte befindet sich im Bezirk desselben. Auf einem vorzüglich guten Fuße ist die Zeichenakademie daselbst. Man hat besondre Zimmer für architectonische Zeichnungen, für Verzierungen, für Handzeichnungen nach Mustern, nach Antiken, und einen Saal, darin nach dem Leben gezeichnet wird. Alle werden

häufig besucht und die Schüler werden nach ihren Fähigkeiten oder Bestimmungen in die verschiednen Zimmer vertheilt; ich sahe in jedem Fache Proben von Schülern die vortreflich waren. Die Brüder Ferrari von hier, die beynahe ganz Teutschland mit Gypsabgüssen der berühmten marmornen Bildsäulen Italiens versehen haben, haben auch der hiesigen Akademie dergleichen geliefert und zwar von den ersten. Sie sind zum Nachzeichnen oder Formen in einem eignen Saale aufgestellt, in dem man an den Wänden nach eine große Anzahl von Akten berühmter neuerer Meister sieht.

Die Bibliothek die in diesem Gebäude aufbewahret wird, ist, wenn auch nicht die kostbarste und seltenste, doch die größte in Italien. Sie besteht aus drey besonders gesammelten: aus der ehemahligen Jesuitischen, der gräflich Pertusatischen, und der Hallerschen. Sie macht, ohne die Doubletten zu rechnen, über 200000 Bände aus. Sie soll Schätze besitzen, die noch gar nicht bekannt sind, weil seit der neuen Einrichtung noch nicht Zeit genug gewesen ist, sich gehörig damit zu beschäftigen, und soll an schönen Ausgaben alter Schriftsteller und an Büchern die im 15ten Jahrhunderte gedruckt wurden, eine seltne Sammlung haben. Die Bibliothecken aus allen im Mailändischen Städte aufgehobnen Klöstern werden hieher geschaft, und ob man gleich von diesen gewöhnlich das Meiste wegwerfen muß, so finden sich doch auch hier und da Raritäten darunter

Der

Der Bibliothekar Baron Cronthal, ein liebenswürdiger Mann, der, neben den Arbeiten ſeines Amts, Naturgeſchichte zu ſeinem Lieblingsſache gemacht hat, wird gegenwärtig die oben benannten 3 Bibliotheken in eine zuſammenſchmelzen, und ſie in zwey groſſe Gallerien nach den Wiſſenſchaften vertheilen *). Neben dieſen Gallerien wird eine Reihe von Zimmern angebracht, und Oefen hineingeſetzt, um auch im Winter darinnen arbeiten zu können. Handſchriften ſind gar nicht hier zu finden. Die Hallerſche Bibliotheck, die aus 14,000 Bänden beſtand, hat der Kaiſer für 2610 Luisd'or (vermuthlich franzöſiſche zu 24 Livres) gekauft: die Pertuſatiſche hat 14,000 Dukaten gekoſtet. Ich ſahe zugleich die Gerüſtſtücke, die man hierher in einen groſſen Saal einſtweilen zum Aufheben gebracht hat, weil ſie ebenfalls feil iſt, und vielleicht vom Kaiſer noch gekauft und dem Orte geſchenkt werden könnte. Inzwiſchen hat man wenig Hofnung dazu, denn ſo groß dieſe Sammlung iſt, ſo hat ſie doch keine ſeltnen Werke, und viele von den koſtbaren die darinnen anzutreffen ſind beſitzt die hieſige Bibliotheck ſchon. Ueberdies macht der Aufwand ein groſſes Hinderniß: denn es

*) Eben der Reiſende, dem ich die oben angeführte Nachricht von der jetzigen Beleuchtung Mailands zu danken habe, meldet mir, daß Baron Cronthal nicht mehr Bibliothekar in Brera, ſondern Vicepräſident der Regierung zu Como geworden ſey.

werden nicht weniger als 15.000 Dukaten dafür gefordert. *)

Ich habe von den hiesigen Gelehrten ausser Baron Cronthal, nur Landriani, den Pater Bini, und den auswärts unter den 3 hiesigen Gelehrten seines Namens am meisten bekannten Moscati, kennen lernen. Es hält in einer Stadt von großem Umfange so schwer, Leute von Geschäften anzutreffen und sie zu genießen, daß ich die Lust verlohr mich noch nach andern zu bestreben, zumal da ich bey diesen eine gute Aufnahme fand, und Erlaubniß erhielt sie während meines Aufenthalts öfters zu besuchen, die ich auch benutzte. Zu dem Marchese Beccaria, dem berühmten Verfasser des Buchs De delitti e delle pene, wünschte ich mir zwar einen Zutritt, ich konnte aber keine Gelegenheit dazu finden; und Aufdringlichkeit ist nie meine Sache gewesen. Er ist jetzt Mitglied des Magistrats, lebt ganz in der Stille, und arbeitet nicht mehr für das Publikum. Landriani ist ein noch junger einnehmender Mann, der sich wenigstens dem Scheine nach viel mit seiner Wissenschaft beschäftigt, mich aber doch wegen seiner gar zu großen Galanterie und seinen zu weitläuftigen Verbindungen mit der großen Welt etwas mißtrauisch

*) Die Firmianſche Bibliothek iſt, wie ich erfahren, wieder aus dem Brera hinweg, und in einen Buchladen geſchaft worden, wo ſie zum Verkauf in Commiſſion ſteht.

trauiſch gemacht hat. Der Pater Vini liebt nur für die Mineralogie, und ihm hat für dieſes Fach das Naturalienkabinit im Kloſter bey St. Alexandro viel zu danken. Er ſtellt oft kleine Reiſen an, von denen er allemahl beſchwert wieder zurück kommt. Von der Inſel Elba findet man merkwürdige Sachen hier. Als ich ihn beſuchte, hatte er eben eine ſchöne Sammlung von Salzen aus Pohlen bekommen, die ihm ungemeines Vergnügen machte. Mit Moscati muß man einige Zeit bekannt ſeyn um ganz den vortreflichen Mann an ihm zu finden, der er wirklich iſt; denn ſeine Zurückhaltung läßt das nicht gleich vom Anfange an ihm bemerken. Er iſt eigentlich Profeſſor der Chirurgie und Arzt an dem Hoſpitale St. Catarina alla vorta, bey dem er auch wohnt, hat überdieß eine ſtarke Praxin, iſt aber nichts deſto weniger emſig genug um ſich auch mit andern gelehrten Arbeiten abzugeben. Meteorologie iſt beſonders ſein Lieblingsſtudium, und er verwendet vielen Fleiß auf die Erfindung brauchbarer Inſtrumente, vermittelſt derer man zu mehrern Kenntnißen in dieſem Fache gelangen könnte. Ich habe verſchiedne ſehr ſinnreiche bey ihm geſehen, die er in einem beſondern Wercke zu beſchreiben Willens iſt. Ein teutſcher Künſtler Namens Megele, aus Augſpurg, leiſtet ihm dabey trefliche Dienſte. Dieſer hält ſich gegenwärtig hier auf, und hat es in ſeinen Arbeiten ſehr weit gebracht. Er hat auch ſchon verſchiedene aſtronomiſche Inſtrumente für das hieſige Obſervatorium mit

groſsem Beyfall verfertigt, ſo daß man die Engländer ziemlich entbehren kann.

Der Gelehrſamkeit in Mailand thut allerdings das ſo nahe Pavia Abbruch, in der ſie doch eigentlich ihren Sitz hat. Ich unterließ nicht dieſen Ort von dort aus zu beſuchen, und fand ihn ſehr geſchickt, mit den berühmteſten Univerſitäten zu wetteifern. Zwar findet ſich hier nicht eine ſo groſse Anzahl von Studierenden an, als auf andern, und ſie hat ſich beſonders ſeit Thereſiens Abreiſe vermindert: aber der Ort iſt an ſich zu einem Muſenſitze ſehr paſſend, und die Aufmerkſamkeit, die ſchon Maria Thereſia ihm ſchenkte, und Kaiſer Joſeph jetzt erhält, müſſen ihn nothwendig immer blühender machen. Seine Lage in einer ſchönen fruchtbaren Ebne, und an dem majeſtätiſchen Po, iſt ganz vortreflich; und doch ſind die Berge gegen Norden und Süden nicht entfernt genug, um ſich nicht an ihren Schönheiten durch den Anblik weiden zu können. Man ſollte glauben, es müßten hier tauſend Bücher gebohren werden. Die Stadt iſt groß und weitläuftig gebaut, nur zu groß für ihre Bevölkerung; es herrſcht eine gewiſſe Ruhe darinnen, die das glükliche Loos der Städte vom zweyten oder dritten Range ausmacht, und ſich für Akademien ſo gut ſchikt, und die Einwohner haben allgemein den Ruhm ſehr geſittet zu ſeyn. Der Adel iſt eben nicht ſehr zahlreich, und der Gelehrte iſt geſchätzt. Schauſpiele und Vergnügungen giebt es zwar zur Erholung, doch aber nicht in zu groſser dem Fleiſse nachtheiliger Menge.

Pavia

Pavia hat 30,000 Einwohner. Dieſe reichen nicht zu, die große Stadt nur lebhaft zu machen, und können nicht verhindern, daß an manchen Gegenden derſelben das Gras zwiſchen dem Pflaſter durch wächſt. Man hat mich verſichern wollen, daß gegenwärtig 800 Studenten hier wären; ich muß aber faſt daran zweifeln, wenn ich nach dem urtheilen ſoll, wie die Stunden, die am meiſten beſucht zu werden pflegen, beſetzt waren; man müßte dann etwas auf die Karnevals-Zeit rechnen, zu der die jungen Leute ſich vermuthlich erlauben Ferien zu machen. So viel iſt gewiß, daß die Stadt ohne die Akademie gar nichts ſeyn würde. Man fühlt das auch ſo ganz, daß man ſich ſehr über Tiſſots Veränderlichkeit und mürriſche Laune beklagt, weil die Univerſität mit ihm jährlich 200 Studenten verlohren haben ſoll. Iſt dieſe Angabe zu groß, ſo iſt ſie doch wenigſtens ein Beweis, daß man den Verluſt ſtark bemerkt. Man thut daher alles nur Mögliche um junge Leute hierherzuziehen.

Die Stadt hat dadurch eine Verſchönerung erhalten, daß das alte Thor, zu dem man von Mailand hereinfuhr, abgetragen und gerade an dem Anfang der Strada nuova neu aufgerichtet worden iſt. Die Univerſitäts-Gebäude ſind faſt alle neu, geräumig und ſchön. Der Kaiſer hat das teutſche Kollegium aus Rom hieher verlegt, und läßt dazu ein großes Haus einrichten, das an die Kirche St. Francesco anſtößt.

Das

Das Naturalien-Kabinet ist in dem besten Zustande. Der berühmte Abt Spallanzani, der die Aufsicht darüber hat, vermehrt es beständig. Er macht zu diesem Behufe fast alle Jahre eine Reise, und hat Hoffnung in dem gegenwärtigen (1784) mit dem Venezianischen Gesandten nach Konstantinopel zugehen. Sein Vortrag ist einnehmend, und er selbst der artigste Mann von der Welt. Die Bibliotheck ist, obgleich nicht seit sehr langer Zeit erst angelegt, doch schon recht vollständig, und man findet, was in Bibliothecken in Italien so selten ist, zitten Doppelten gut ausgearbeiteten Katalog daselbst. Der botanische Garten ist ungemein reich an Pflanzen und Bäumen aller Art; der anatomische Saal ist ebenfalls sehr gut besetzt. Das chymische Laboratorium ist geräumig, sehr bequem eingerichtet, und mit den nöthigen Instrumenten versehen. Es stößt unmittelbar an den Hörsaal an, von dem es durch einen langen Tisch getrennt wird, so daß der Professor bequem und ohne gestört zu werden lesen und Versuche machen, doch aber auch von jedermann gesehen werden kann. Der jetzige Professor der Chymie heißt Scopoli und ist ein Teutscher: er hat eine italienische Übersetzung des Macquerschen Wörterbuchs kürzlich herausgegeben, an der auch Volta, Landriani und andre Gelehrten mit gearbeitet haben. Er selbst soll aber der Sprache nicht genug mächtig seyn, und seine Uebersetzung wird ihr Glük nicht machen. Sein Mitgehülfe bey den chymischen Versuchen in den Vorlesungen heißt Nuceti.

Das

Das ſchöne Kabinet von phyſikaliſchen Inſtrumenten ſteht unter der Aufſicht das Herrn Volta, der es ſo wohl zu ſeinen Vorleſungen, die ſich durch viele Deutlichkeit und Präciſion auszeichnen, als auch auſſer denſelben zu neuen Verſuchen und Entdeckungen ſehr gut benutzt; und überhaupt einer der thätigſten unter den hieſigen öffentlichen Lehrern iſt. Auch wenn er auswärts nicht des großen Rufs genöſſe, den er wirklich hat, ſo würde man doch ſeine Bekanntſchaft mit Vergnügen machen, weil er mit ſeiner Wiſſenſchaft und vielen Kenntniſſen, den angenehmſten Charakter verbindet.

Der Saal, der zu den akademiſchen Feyerlichkeiten beſtimmt iſt, iſt ganz neuerlich recht artig ausgemahlt worden. Dem Eingange gegen über ſieht man die Portraits von Joſeph dem zweyten und Maria Thereſia, von Maurer aus Wien in Lebensgröße, gut getroffen und ſchön gemacht. Es iſt hier nicht ſo leicht Doktor zu werden, als auf manchen andern Univerſitäten; mit der Diſputation allein iſt es nicht gethan, ſondern wenn dieſe vorüber iſt, wird auf der Stelle ballotirt, und die Mehrheit der Stimmen muß entſcheiden, ob der Kandidat geſchikt genug ſey den Hut zu empfangen oder nicht.

Fontana iſt ſeiner Gelehrſamkeit wegen ſo wohl, als um ſeines ſanften, leutſeligen Betragens Willen ehrwürdig; er iſt eben noch nicht ſehr alt, aber ſeine

Geſund-

Gesundheit ist äußerst schwach und er kann fast gar nicht mehr aus dem Hause gehen; er hält daher alle seine Vorlesungen in seiner Wohnung. Seine Bibliotheck ist ausgesucht, und enthält Werke in fast allen Sprachen. Die teutsche Gelehrsamkeit ist ihm recht wohl bekannt, und er versteht genug von unsrer Sprache, um gegen ihre Schönheiten empfindlich zu seyn, ob er es gleich nicht wagt, sich darin auszudrüken. Er bezeichnete mir aus Käſtners vermischten Schriften einige kleine Gedichte mit besondern Beyfalle, die er nicht würde haben wählen können, wenn ihm das Eigenthümliche der teutschen Sprache frewd wäre; auch fand ich schon die beyden ersten Theile von Adelungs Wörterbuche bey ihm.

Ein Umstand ist noch hier zu verbessern übrig, der viel Nachtheil bringt. Die Universität hat wenig eigne Fonds, und hängt daher zu sehr von der Gnade des Fürsten ab. Die Professoren sind zu schlecht besoldet, und die Vorlesungen bringen nicht viel ein. Spallanzani hat nur 200 Dukaten, und Volta nicht einmal so viel. Ausländer werden zwar zuweilen mit einem großen Gehalt hierher gezogen, dergleichen Tissot genoß und Scopoli noch jetzt genießt, aber gegen die Eingebohrnen ist man in diesem Stük ungerecht. Daraus entsteht eine Art von Eifersucht, die die gute Eintracht freylich unmöglich befördern kann.

Lucetta.

Wie, ſollen dieſe Papierchen hier ligen bleiben?

Julia.

Wenn dir was daran gelegen iſt, ſo kanſt du ſie ja aufheben.

Lucetta.

Nein, es würde mir vielleicht eben ſo übel genommen, alß daß ich ſie hingelegt habe. Und doch ſollen ſie nicht ſo an der freyen Luft ligen bleiben, ſie könnten den Schnupfen kriegen.

Julia.

Ich ſehe du haſt einen beſondern Geluſt darnach.

Lucetta.

Eu. Gnaden darf alles ſagen, was ſie ſieht; ich ſehe auch allerley, wenn ihr ſchon meyn't, ich blinzle.

Julia.

Kommt, kommt; beliebt es euch zu gehen?

(Sie gehen ab.)

Ich hätte außer dem was die hohe Schule angieng, hier nicht viel Merkwürdiges zu sehen, das berühmte Operuhauß allein ausgenommen; aber auch das entsprach gar der Erwartung nicht, die ich mir davon gemacht hatte. Es ist zwar sehr prächtig, ganz von Steinen erbaut, inwendig mit Architektur, die Vergoldungen überhäuft und die Logen kostbar meublirt. Allein der Geschmak den ich daran bemerkte, konnte mir auf keine Art gefallen. Die Logen haben in einer Reihe zum Theil Säulen, zum Theil Pilaster, und beyde keine gute Verhältniße. Die Form taugt auch nichts; denn von der Vorscene an, die nicht gerade am Theater sondern schief steht, geht auf jeder Seite, in derselben Richtung noch vier Logen schief hinterwärts, so daß man aus diesen nur von der Seite ein kleines Stük des Theaters übersehen kann, und diese Logen haben sonderbare Schweifungen und Absätze, die das Auge beleidigen. Kurz ich habe, ungeachtet des günstigen Vorurtheils mit dem ich hierinnen, keinen Gefallen dran finden können. Man gab die Oper Ezio nach der Composition eines gewissen Caloi, eines jungen Mannes, der sich jetzt zu Pavia aufhält; allein weder die Musik noch die Aufführung derselben war vorzüglich. Aus der schönen empfindungsvollen Arie: quanto mai felici siete, etc. die Hasse so unschuldig in seiner Composition ausgeführt hat, hat Caloi ein Rondeau gemacht, daß den Worten gar nicht angemessen ist. Sänger und Sängerinnen taugten nicht

viel, und die Studenten machten immerwährend ein groſſes Getöſe, das ſchon allein fähig geweſen wäre, das Vergnügen zu ſtören, wenn man ja noch einiges hätte haben können: doch ſchien das übrige Publikum daran gewöhnt zu ſeyn.

Auf dem Rükwege nach Mailand beſahe ich die berühmte Karthauſe, die man ſonſt zu den reichſten Klöſtern in der Welt rechnete. Das Gebäude iſt gothiſch und nimmt ſich äußerlich nicht gut aus, ungeachtet der Marmor daran verſchwendet iſt. Reyſler ſagt: die Basreliefs an der vordern Façade wären von ſo feiner Arbeit, daß man Drath davor gezogen hätte um ſie zu verwahren. Aber leider hat man dieſe Vorſicht nur zu ſpät gebraucht; die untern Figuren haben beynahe alle die Köpfe verlohren. Inwendig iſt die Kirche ſehr prächtig; man trift da viele ſchöne Mahlereyen, und eine Verſchwendung von koſtbaren Steinen an, mit denen die Altäre überaus künſtlich ausgelegt ſind. Von dem ſonſt ſo beträchtlichen Schatze ſieht man gegenwärtig nichts mehr, weil er bey der Aufhebung weggebracht worden iſt: über alles andre, was ſich noch da befindet, hat man ein genaues Inventarium gemacht, nur über die Bibliothek nicht; die war jetzt noch verſiegelt; wenn man aber ältern Reiſenden glauben ſoll, ſo wird es darin auch nicht viel zu inventieren geben.

Der Kayſer ſpeißte bey ſeiner erſten Reiſe durch Italien, im Jahr 1769, in dieſer Karthauſe, und wurde

wurde so gut bewirthet, daß er bey seiner Wegreise zu den Vätern sagte: „ich bin mit Ihrer Mahlzeit voll„kommen zufrieden, so vornehm speise ich sonst nie.“ Ich weiß nicht ob die Väter damals das Kompliment verstunden, genug der Kaiser hatte bedacht was er sagte, und auch vermuthlich bey sich einige Anmerkungen über dieses Essen gemacht; denn bey der nachherigen Klöstereinziehung traf die Reihe diese Karthause zuerst mit. Es befanden sich ehmals funfzig Mönche hier, und sie hätten die bequemste Wohnung von der Welt. Jeder besaß einige Zimmer, einen kleinen Saal und einen Garten für sich, welche Behältniße vermöge der Regel ihres Ordens alle von einander abgesondert sind. Man kann daraus auf den großen Umfang der Gebäude schließen. Gegenwärtig seit der Aufhebung bekommt der Prior 6000 Lire, die andern Officianten jeder 3000, von den übrigen Vätern jeder 100 Dukaten, und von den dienenden Brüdern, nebst den jungen die noch nicht das Gelübde gethan haben, ein jeder 1000 Lire. Davon werden sie nun freylich keine so gute Küche mehr halten können. Man sagt, es sollen Cistertzienser in diese Kirche kommen.

Eine andre kleine Ausflucht von Mailand aus machte ich nach Monza, dieser so alten aber kleinen Stadt, die wegen der Krönung der ehemaligen italienischen Könige berühmt ist. Die sogenannte eiserne Krone wird noch in der Domkirche, nebst mehrern Alter-

thümern, als ein Heiligthum aufbewahrt. Sie steht wohl verschlossen ganz auf der Spitze des Hauptaltars und wird Niemanden für kein Geld gezeigt; nur allein am ersten Sonntage im September wird sie abgenommen, und nach einer großen Prozeßion unter vielen Feyerlichkeiten dem Volcke vorgewiesen. Es ist bekannt genug, daß sie ihren Nahmen deswegen führt, weil sie inwendig einen eisernen Reif hat, und daß dieser eiserne Ring vorgeblich aus einem Nagel von dem Kreuze Christi gemacht worden seyn soll. Wenn man sich den Schatz aufschließen läßt, so bekommt man ein genaues Modell davon zu sehen. Ueber den Pfeilern der Kirche sind alle die Könige und Kayser, die damit gekrönt wurden, in Fresko gemahlt.

In der Kirche Madonna delle grazie, die ein wenig vor der Stadt liegt und den Franziskanern gehört, trift man zwey große Freskogemählde von Maggi an, die nicht übel sind, und von denen eins die Beschneidung, das andre die Kreuzigung Christi vorstellt.

Die Stadt liegt in einer überaus angenehmen Gegend, in der man eine vortrefliche Aussicht auf Monte brianzo und die benachbarten Alpen hat. Das am meisten Sehenswürdige ist das neue Lustschloß, das Maria Theresia ihrem Sohne dem Erzherzog Ferdinand nahe dabey vor ungefähr fünf Jahren hat aufbauen laßen, und das er nun gewiß nicht erhielte, wenn es nicht schon einmal da stände. Es soll fünf Millionen hiesiger

hieſiger Lire gekoſtet haben: man glaubt aber nicht daß dieſe Summe reicht, und ich kann es ſelbſt nicht glauben. Es iſt von ſehr großen Umfange, und befindet ſich auf einem ganz freyen Platze. Schade iſt es daß die Haupt Façade nicht gerade gegen den Weg zu ſteht, auf dem man von Mailand herkömmt. Die Treppen die auf den Seiten, nach dem Garten und gegen den Kanal, freyſtehend angebracht ſind, nehmen ſich zwar ſchön aus, ſind aber nicht einfach genug um edel zu ſeyn. Der Baumeiſter der das Ganze angegeben hat heißt Pietro Morini und iſt ein Römer. — Das Meublement iſt nichts weniger als prächtig, aber in einem ſehr guten Geſchmak. Vorzüglich ſchön nimmt ſich ein Saal aus, der gemahlte Architektur und Basreliefs hat, die wirklich erhaben zu ſeyn ſcheinen. Die Mahlerey iſt von Trapoleſi, von dem man auch noch verſchiedne Decken gearbeitet findet. Die Stukkaturarbeit in und an dieſem Pallaſte iſt von einem gewiſſen Cornati. Die mehreſten Zimmer ſind chineſiſch, überaus niedlich verziert, und einige haben ſehr koſtbare ſeidne chineſiſche Tapeten. Das ſchönſte Zimmer im ganzen Schloße iſt an dem einen Ende, ziemlich klein, aber ganz mit Kopien der herrlichſten Wercke von Raphael in Rom behangen, die vortreflich gemacht ſind. Es ſind die bekannten Kupferſtiche von Volpato, nur überaus fein illuminirt. Dieſer Künſtler hat zu Rom eine förmliche Fabrick davon angelegt. Er unterhält verſchiedne der geſchickteſten

Mahler dazu, und es wird ein groſser Unterſchied in der Arbeit gemacht. Die allerfeinſten haben unmäſsige Preiſe, und von den mindern ſchönen iſt doch kein Stück unter 30 bis 40 Zechinen zu haben. Hier ſtehen zwiſchen dieſen Mahlereyen noch hier und da kleine Figuren von Bronze auf Konſolen, und der Wand hat man einen hellen Grund gegeben, der das Ganze reizend und angenehm macht. — An dem einen Flügel im Hofe befindet ſich eine Kapelle, die ebenfalls in einem Geſchmacke angegeben iſt der alles Lob verdient.

Monza hat Hutfabriken die ſehr berühmt ſind, und aus denen Mailand und alle umliegende Oerter verſehen werden.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

V.

Fortſetzung der geheimen Geſchichte des Philoſophen Peregrinus Proteus.

(ſ. April 1789. S. 38 — 70).

Peregrin.

Die Entfernung der Tochter des Apollonius hätte mir nie weniger unangenehm ſeyn können als in meiner dama-

maligen

maligen Verfassung. Der ekstatische, oder wenn du willst nympholeptische Zustand, worein mich die Erscheinung der vergangenen Nacht versetzt hatte, machte mirs zum Bedürfniß, mir selbst und meinen Empfindungen überlassen zu werden. Doch, was sage ich mir selbst? da mein ganzes Selbst in jenes himmlische Gesicht übergegangen, und im Anschauen dieser hohen Theophanie, die noch immer in ätherischer Klarheit vor mir schwebte, verlohren war. — Nichts äusseres um mich her, nichts — als Theokleens Gegenwart, konnte mich in dieser süßen Entzückung stören: denn sie würde mich unvermerkt verleitet haben, von dem Unaussprechlichen das mein ganzes Wesen ausfüllte zu sprechen; und wie wenig wäre das, was ich ihr von meiner Wonne hätte mittheilen können, gegen das gewesen, was mir selbst dadurch entgangen wäre? Ich begab mich in den dunkelsten und stillsten Theil des Hayns, und es giengen einige Stunden hin, ehe die in meiner Einbildung noch immer fortdaurende Vision durch ein sanft, unmerkliches Ermatten des Lichts und der Farben so viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlohr, daß ich wieder zu mir selbst kam, mich wieder da sah wo ich war, mich mit einer Art von süßem Erstaunen fragte, ob ich es sey, dessen Augen mit dem unmittelbaren Anschauen der Göttin beseliget worden? und mir selbst diese Frage mit der Gewißheit des innigsten Gefühls beantwortete. Die Gedanken, die jetzt mit ausserordentlicher Klarheit und Leichtigkeit in mir

aufſtiegen, waren nicht mehr Gedanken eines Sterblichen — mit meiner Liebe zu Venus Urania hatte ſich bereits meine Dämoniſierung angefangen. Konnte ich noch zweifeln ob dieſe Liebe der Göttin angenehm ſey? Sie hatte mir ja den ſtärkſten Beweis davon gegeben — hatte ſich herabgelaſſen, mir in der einzigen Art von Erſcheinung, die meine Sinne ertragen konnten, in der Geſtalt der höchſten weiblichen Schönheit, ſichtbar zu werden. — Sollte ſie bey dieſer erſten Gunſt ſtehen bleiben wollen? — Unfehlbar war dieſe Viſion nur ein Pfand noch vollkommnerer Mittheilungen; mit jedem höheren Grade derſelben, hoffte ich, würde ſich meine eigene dämoniſche Natur mehr enthüllen — bis ich endlich von einer Stufe zur andern zum reinen unmittelbaren Anſchauen Ihres Weſens, und zum vollen Genuß aller Vorrechte des Meinigen gelangen würde. — Welche Hoffnungen! Welche Ausſichten! Wie ganz anders, verſprach ich mir ſelbſt, mir die Liebe der Göttin zu Nutze zu machen, als die Adonis- und Endymionen der poetiſchen Fabel! Schon durchflog ich mit ihr in Gedanken das unermeßliche Welttall, durchſchaute alle Geheimniſſe der pythagoriſchen Zahlen, hörte die Harmonie der Sphären, und begriff den tiefſten Sinn aller Hieroglyphen der Natur. — — Nichts was ein Dämon wiſſen kann, war mir verborgen, nichts was er wirken kann, unmöglich. — Welche Wonne, welch ein Vorgefühl neuer Kräfte, neuer weit ausgebreiteter Thätigkeit lag in dieſem ver-

göttternden Gedanken! Auf einmal ergeß ſich die ganze Gutmüthigkeit meines Herzens in ihn. Ein neuer Prometheus, bildete ich ſchon in meiner allvermögenden Phantaſie das Menſchengeſchlecht zu gutartigen und glücklichen Geſchöpfen um; alles Elend verſchwand von der Erde; ich rief Aſträen wieder vom Himmel zurück, ſtellte die Unſchuld und Gleichheit des goldnen Alters wieder her, und beſeligte es mit allem was Künſte, Muſen und Grazien zur Ausſchmückung und Veredlung des menſchlichen Lebens beytragen können.

Lucian. Armer Ikarus! Wie hoch ſchwangſt du dich auf deinen Wachsflügeln empor, und wie ſchmerzlich muß der Fall aus einer ſolchen Höhe geweſen ſeyn!

Peregrin. Ahndeſt du ſchon meinen Fall, Lucian? — Ganz andre Ahndungen ſchwellten damals meinen Buſen! Auch nicht der kleinſte Zweifel, nicht der leiſeſte Laut einer unglückweiſſagenden Vorempfindung, ſtörte die Wonne meiner bezauberten Seele — und wenn es wahr iſt, daß kein wirklicher Genuß an das reicht was uns die Einbildung davon verſpricht, ſo war dieſer einſame Tag unſtreitig der glücklichſte meines Lebens.

Ich hatte inzwiſchen, ohne darauf Acht zu geben, den Ort mehr als einmal verändert, und befand mich in einer Laube des Roſenwäldchens, wo ich endlich in

der heissesten Stunde des Tages unvermerkt eingeschlummert war, als ich beym Erwachen einen Tisch mit verschiedenen Speisen und einer in Eis stehenden crystallnen Flasche Wein vor mir sah, ohne gewahr worden zu seyn wie er hieher gebracht worden. Sollst test du es glauben? aller seiner hohen dämonischen Schwärmerey zu trotz, fiel der bezauberte Liebhaber der Penus Urania mit der Eßlust eines Epikurders über die anziehend duftenden Schüsseln her, und liess, wiewohl sie für zwey mässige Esser mehr als zureichend gewesen wären, nicht so viel übrig, daß ein Schoßhündchen davon hätte satt werden können.

Lucian. Dies ist gerade was mich von allen Symptomen deines damaligen Fiebers am wenigsten befremdet. Wiewohl man zu glauben pflegt, bezauberte Personen bedürften weder Speise noch Trank, so bin ich doch überzeugt, daß bey der verliebten Art von Bezauberung gerade das Gegentheil statt findet, und daß von allen Arten der Liebe keine mehr Aufwand von Lebensgeistern verursacht, und also ihre öftere Ersetzung nothwendiger macht, als die Platonische. Vielleicht, da doch die Quelle der Ahndungen an diesem Tage so reichlich bey dir floß, war diese ausserordentliche Eßlust auch eine geheime Ahndung, daß du zu den neuen vermuthlich nahe bevorstehenden Mittheilungen der Göttin einer solchen Vorbereitung besonders nöthig haben könntest.

Vierte Scene.

(Antonio's Haus.)

Antonio und Panthion treten auf.

Antonio.

Was für ein ernſthaftes Geſpräch war das, Panthion, das ich meinen Bruder mit dir im Kloſter halten ſah?

Panthion.

Er ſprach von ſeinem Neffen Protheus, euerm Sohn.

Antonio.

Und was ſagte er denn von ihm?

Panthion.

Er wunderte ſich, daß Eu. Gnaden zugeben möchten, daß er ſeine Jugend ſo müßig daheim verſchleudre, indeß daß andre Leute von weit wenigerm Anſehen ihre Söhne in die Fremde ſchiken, einige ihr Glük im Krieg zu ſuchen, einige um in entfernten Meeren neue Inſeln zu entdeken, andre auf berühmte Academien der Künſte und Wiſſenſchaften. Zu einigen dieſer Uebungen, oder zu allen, ſagte er, wäre euer Sohn Protheus reiff; und er erſuchte mich, alles bey Eu. Gnaden anzuwenden, daß ihr ihn ſeine Zeit nicht länger daheim verſchwenden laſſen möchtet, indem es ihm ſein ganzes Leben durch ſehr nachtheilig ſeyn würde, in ſeiner Jugend keine Reiſen gemacht zu haben.

Peregrin. Abend. Wie dem auch geweſen ſeyn mag, ſo zweifle ich nicht, daß Hippokrates oder Galen dieſe Begebenheit ſehr natürlich gefunden haben würden. Was ich dir übrigens für gewiß ſagen kann, iſt, daß die Schüſſeln leer waren bevor ich ein Wort davon wußte; und daß die erhabenen Träume meiner Phantaſie ſehr wenig durch dieſes animaliſche Geſchäfte unterbrochen wurden. Wirklich habe ich, in ſpätern Zeiten oft die Bemerkung gemacht, daß Seele und Leib bey der Art von Menſchen, unter denen ich damals keiner der geringſten war, eine ganz eigene Wirthſchaft zuſammen führen. Bald treibt jedes ſeine Geſchäfte für ſich, ohne von dem andern die mindeſte Kenntniß zu nehmen; bald vertauſchen ſie unvermerkt ihre Rollen mit einander; bald leben ſie in offenbarer Fehde, und ehe man ſichs verſieht ſind ſie wieder ſo warme Freunde, daß nichts in der Welt iſt was ſie nicht für einander zu thun oder zu leiden bereit wären. — Doch vergieb, daß ich dich mit Bemerkungen aufhalte die du nicht nöthig haſt, da ich dir meine Geſchichte verſprochen habe, und in der That einer ſeltſamen Auflöſung der Räthſel nahe bin, womit ich dir eine Weile hab den Kopf warm zu machen genöthigt war.

Ob es bloß eine Folge der natürlichen Veränderlichkeit der menſchlichen Seele war, die ſich nicht lange in einer und eben derſelben Stimmung erhalten kann, oder

oder ob die beträchtliche Verstärkung, die der Strohm meiner Lebensgeister vor kurzem erhalten hatte, das ihrige dazu beytrug, — gewiß ist, daß die halcyonische Stille, die während der ersten Hälfte des Tages mein Gemüth, wie ein heitrer wolkenloser Himmel die Erde unter ihm, umgeben hatte, sich in der andern Hälfte unvermerkt verlohr. Ein geheimer Drang, ein unruhiges Sehnen, das mit jeder Stunde des sich neigenden Tages zunahm, trieb mich hin und her, und ließ mich nirgends lange verweilen. Das Bild der Erscheinung, die ich in der lezten Nacht gehabt hatte, stand wieder mit neuer Lebhaftigkeit und mit neuen unbeschreiblichen Reitzen vor meiner Stirne. Aber das ätherische Licht, worin es mir diesen Morgen vorschwebte, war nicht mehr; ich sahe die Göttin in einer Beleuchtung, die ihre Schönheit mehr zu verkörpern und ihren Reitzungen einen Zauber zu geben schien, dessen Gewalt ich noch nie so lebhaft gefühlt hatte. Das Verlangen sie wieder zu sehen wurde immer feuriger, immer ungeduldiger — oft breiteten sich meine Arme unfreywillig aus, sie zu umfangen; ich sprach mit ihr, sagte ihr alles was die höchste Schwärmerey der ersten Liebe dem Liebhaber einer Göttin eingeben kann, schweifte im ganzen Hayn umher, und befand mich immer unvorsetzlich vor der Thür des Tempels, und je näher die Sonne ihrem Niedergang kam, desto länger wurde mir jede Minute, die sie noch über dem Horizont verweilte. Eine geheime Ahndung, die

im Grunde wohl nichts anders wär als das inſtinctmäßige Harren deſſen was wir ſehnlich wünſchen, dieß auch von dem Beſuche, den ich dieſe Nacht wieder in dem Tempel machen wollte, irgend eine neue, noch größere Gunſt der Göttin hoffen. In jener erſten Erſcheinung hatte ſie bloß den Verſuch gemacht, wie viel meine Sinnen von ihrer Gegenwart ertragen könnten; vielleicht, dachte ich, läßt ſie ſich diesmal länger, vielleicht in einem noch mildern Glanze ſehen; vielleicht nähert ſie ſich mir, würdigt mich einer Anrede, und läßt mich aus ihren eigenen göttlichen Lippen hören, was ich thun muß um unmittelbarerer vollkommnerer Mittheilungen würdig zu werden. Wahr iſts, daß ich mir von dieſen Mittheilungen nur ſehr dunkle, oder, beſſer zu reden, gar keine Vorſtellungen machen konnte: aber die Wirkung dieſes dunkeln Vorgefühls auf mein Gemüth war nur deſto gewaltiger, und mein Weſen erlag beynahe unter der unnennbaren Wonne des Gedankens — von Venus Urania geliebt zu ſeyn — ſo wie mir in der That die Sprache zu gebrechen anfängt, da ich dir das was in dieſem ſonderbaren Zuſtande in mir vorgieng mit einiger Wahrheit ſchildern möchte.

Lucian. Es iſt freylich ſchwer von unnennbaren Dingen zu ſprechen, und von auſſerordentlichen Gefühlen einem andern, der in ſeinem Leben nichts auſſerordentliches gefühlt hat, einen Begriff zu geben.

Ich

Ich entbinde dich alſo eines vergeblichen Verſuchs um ſo lieber, da du mir bereits genug geſagt haſt, um ſehr deutlich zu ſehen, daß du, mit aller möglichen Beſtrebung, dem Blinden den du vor dir haſt keinen anſchaulichern Begriff von den Farben der unſichtbaren Gegenſtände, die du ihm ſchilderſt, mittheilen könnteſt.

Peregrin. Ich verſtehe den Wink, und werde in meiner nächſten Beſchreibung wo nicht ſo deutlich, doch wenigſtens ſo kurz als möglich, ſeyn.

Die Sonne war nicht lange untergegangen, als ich mich nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, auf den Weg zum Tempel machte: aber ſo groß meine Unge duld nach dieſem Augenblick geweſen war, ſo befiel mich doch jezt, da ich unter den Säulengang trat und im Begriff war den Schlüſſel in die Pforte zu ſtecken, ein ſo wunderbares Schaudern, daß ich wieder umkehren, und den langen Gang von Pomeranzenbäumen zwey oder dreymal durchmeſſen mußte, bis ich Muth genug gefaßt hatte, die Pforte aufzuſchließen und hinein einzugehen. Ich befand das Innerſte des Tempels nur ſchwach beleuchtet, ohne zu ſehen wo das Licht herkam; der Amor mit der Fackel fehlte, und die tiefe bogenförmige Blende, wo das Bild der Göttin zu ſtehen pflegte, war mit einem purpurnen Vorhang bedeckt. Mit hochſchlagendem Herzen ſtand ich in ehrfurchtsvoller Entfernung, die Augen auf den Vorhang geheftet, als er von zwey eben ſo ſchnell erſcheinenden

als wieder verſchwindenden Liebesgöttern plötzlich aufs gezogen würde, und die Göttin in ihrer gewöhnlichen Stellung meinen entzückten Augen zeigte. Der einzige Unterſchied war, daß ſie nicht auf ihrem gewöhnlichen Fußgeſtelle, ſondern auf einer kleinen, mit einem Teppich von der dunkelſten Purpurfarbe belegten Erhöhung ſtand, zu welcher man auf zwey niedrigen Stufen emporſtieg. Während ich dieſes Ideal der höchſten Schönheit mit einer Liebe und einem Verlangen, als ob ich es mit meinen Augen in mich hineinſaugen wollte, betrachtete, ſchien mirs die Statue belebe ſich unvermerkt unter meinen Blicken; ihre Augen funkelten von einem überirdiſchen Lichte, ihr Buſen ſchien ſich zu heben, und eine liebliche Röthe alle Lilien ihrer nach dem ſchönſten Ebenmaß gebauten Glieder in Roſen zu verwandeln. Du wirſt mir gerne glauben, daß mein Gefühl bey dieſer Erſcheinung — mochte ſie nun Täuſchung oder Wahrheit ſeyn — alle Beſchreibung zu Schanden machen würde. Von einem unwiderſtehlichen Zug überwältigt wagte ich es endlich, mich ihr mit zögernden Schritten zu nähern; ein unbeſchreiblich ſüßer Blick ſchien mich dazu einzuladen, und in eben dem Augenblicke, da ich meinen unfreywillig ſich öffnenden Armen nicht länger gebieten konnte, breiteten ſich die ihrigen gegen mich aus. Ich flog ihr entgegen, ſchlang jeden glühenden Arm um ihren Leib, fühlte ihren elaſtiſchen Buſen den meinigen umwallen; dieſes göttliche Feuer, das die ganze

Natur

Natur beſeelt, blitzte und ſtrömte aus ihr mit einer Wolluſt, die ich nicht ertragen konnte, in mein ganzes Weſen über, alle meine Sinne taumelten, alle Bande meines Körpers löſten ſich auf, meine Augen erloſchen, und ich verlohr alles Gefühl meiner ſelbſt.

Lucian. Eine ſeltſame Geſchichte! — und im Grunde doch die gemeinſte von der Welt. Wie viel bey dieſen Dingen auf die vorhergehenden und begleitenden Umſtände, und vornehmlich auf die Beſchaffenheit und Stimmung des Subjects ankommt! — Ich muß geſtehen, Peregrin, du warſt ein glüklicher Erdenſohn; und wäre deine Verbrennung zu Harpine die einzige Bedingung geweſen, unter welcher das Schikſal dir erlaubt hätte ſolche Erfahrungen zu machen, du hätteſt ſie wahrlich nicht zu theuer bezahlt! Wenn die Sterblichen eines Genuſſes fähig ſind, der ihnen das Gefühl ſich zu vergöttern giebt, ſo iſt es das, was Du in dieſen Augenblikken erfuhrſt.

Peregrin. Die Vergötterung, lieber Lucian, erfolgte erſt, als ſich der Todte, ohne zu wiſſen wie ihm geſchah, auf einem zugleich äuſſerſt weichen und elaſtiſchen Ruhebette — in den Armen der Göttin wieder fand. — Aber über dieſe Myſterien verſiegelt (mit der Hoheprieſterin Theoklea zu reden) das heilige Schweigen meine Lippen. Alles was ich dir ſchuldig zu ſeyn glaube, iſt, dich nicht länger in der Ungewißheit zu laſ-

ſey, wer dieſe irdiſche Venus Urania war, die den unbedeutenden Sohn eines Bürgers von Parium, mit einem ſolchen Aufwand von wunderbaren Anſtalten und theurgiſchen Vorbereitungen, zu ihrem Adonis zu machen würdigte. Ohne Zweifel mußt du ſchon ſelbſt gefunden haben, daß dein Verdacht irre gieng, da er auf die ehrwürdige Tochter des Apollonius fiel. Wäre die Prieſterin und die Göttin nur Eine und eben dieſelbe Perſon geweſen, ſo müßte ich den Betrug ſowohl bey der erſten Theophanie, da ſie mir mit ihren Grazien in der Wolke erſchien, als jetzt, da ihre Bildſäule ſich ſo unverhofft für mich belebte, nothwendig entdeckt haben, und ſie hätte ſich alſo dieſer Mittel zu meiner Bezauberung nicht bedienen können. Denn, wiewohl Theoklea, den Mangel der Jugend abgerechnet, eine ſchöne Frau genennt werden konnte, ſo ſah ſie doch der Bildſäule nicht gleich: hingegen war die Aehnlichkeit zwiſchen dem Bilde, und der Göttin die ich in den Wolken ſah und in den Blende des Tempels umarmte, durchaus in allen Theilen, Formen und Zügen ſo vollkommen, daß das Leben allein den Unterſcheid zwiſchen dem einen und der andern machte.

Wiſſe alſo, daß der heilige Hayn, die Felſenwohnung der Theoklea, die Gärten um ſie her, und der Tempel der Venus Urania — einen Theil eines groſſen Landgutes ausmachten, welches, nebſt vielen anſehnlichen Ländereyen in Jonien, Karien, Lycien und

auf der Insel Rhodus, das Eigenthum einer römischen Dame war, die hier, im Mittelpunct ihrer Besitzungen und in der vollkommensten Unabhänglichkeit, den Rest ihrer Jugend und die Reichthümer, die ihr ein betagter Gemahl hinterlassen hatte, nach einem eigenen romantischen, aber (wie du gestehen wirst) nicht übel ausgedachten Plane zu genießen beschlossen hatte. Sie nannte sich Mamilia Quintilla, und würde in den Zeiten eines Caligula, Claudius oder Nero durch ihre ausserordentliche Schönheit sich eben so leicht zu dem Range der Poppeen und Messalinen erhoben haben, als es ihr unter der Regierung Hadrians leicht war, mit Aufopferung ihrer ersten Blüthe an einen alten römischen Ritter, der durch Handelsschaft, Glück und Pachtung der Staatseinkünfte ganzer Provinzen in Asien, ein unermeßliches Vermögen zusammengebracht hatte, sich in wenig Jahren zur Erbin desselben zu machen. Wenn die Dame Mamilia Quintilla den besagten Kayserinnen ausser der Schönheit, noch in einer andern Eigenschaft, die ihren Ruhm bey der Nachwelt mehr als zweydeutig gemacht hat, ähnlich war, so ist wenigstens nicht zu läugnen, daß sie einen so sinnreichen Geschmack in der Art, wie sie ihre Lieblingsleidenschaft befriedigte, und soviel Feinheit in der Wahl der Gegenstände, die sie dazu vonnöthen hatte, zeigte, daß es nicht gerecht wäre, sie mit jenen übelberichtigten Augusten und andern Römerinnen ihrer zahlreichen Classe in eben dieselbe Linie zu stellen. Ihre

Phan-

Phantaſie hatte, wie die meinige, in früher Jugend einen gewiſſen dichteriſchen Schwung bekommen, und da ſie vermuthlich von den Paraſiten ihres alten Tithons oft genug mit der Göttin von Cythere verglichen worden war, ſo mochte ihr — wie ſie ſich mit zwanzig Jahren, in der Fülle des Lebens und der Schönheit, frey und im Stande ſah jeder ihrer Neigungen und Phantaſien ein Genüge zu thun, der Gedanke leicht genug gekommen ſeyn, ſich einiger Vorrechte dieſer Göttin anzumaßen, und die Freuden, die ſie zu empfangen und zu geben gleich geſchickt und geneigt war, einer gewiſſen idealiſchen Vollkommenheit ſo nahe zu bringen, als es einer Sterblichen nur immer möglich ſeyn könnte. In dieſer Abſicht hatte ſie ihre Villa zu einem wahren Feenpallaſt und den weitläuftigen Bezirk, der zu derſelben gehörte, zu lauter idaliſchen Haynen und zu einem zweyten Daphne umgeſchaffen. Die prächtigen Gebäude, woraus die Villa beſtand, waren mit einer unendlichen Menge wunderſchöner Knaben zwiſchen acht und zwölf Jahren, und reitzender Mädchen zwiſchen zwölf und ſechzehn angefüllt, die ſie aus allen Provinzen des römiſchen Reichs mit der eigenſinnigſten Auswahl hatte zuſammenkaufen laſſen. Kein Fürſt konnte ſich rühmen ſchönere Stimmen und Inſtrumente, vollkommnere Tänzerinnen, beſſere Köche, und geſchicktere Künſtler in allen Gattungen die dem Vergnügen und dem Luxus dienen, in ſeinen Dienſten zu haben als die ſchöne Mamilia; und ſie

hatte sich der leztern so gut zu bedienen gewußt, daß ihr Palast und ihre Gärten eben so vielen künstlichen Scenen glichen, wo alles zu jedem Schauspiel, jeder Theaterveränderung, die zu ihrer Absicht nöthig seyn konnten, eingerichtet und vorbereitet war. Wie es von Zeit zu Zeit solche Günstlinge der Glücksgöttin giebt, zu deren Vortheil alle Zufälle sich mit einander verabredet zu haben scheinen: so mußte es sich fügen, daß auch diese Römerin, deren Einbildung auf einen so romantischen Lebensgenuß gestimmt war, die einzige Griechin antraf, die ganz dazu gemacht war, ihr zu Ausführung ihrer feinsten und sonderbarsten Ideen behülflich zu seyn.

Doch, ich will mir nicht länger selbst durch eine nähere Erklärung zuvor eilen, die noch zeitig genug an ihrem rechten Orte kommen wird. In den Augenblicken, wo die Erzählung meiner Abenteuer stehen geblieben ist, war ich noch unendlich weit von dem leisesten Argwohn entfernt, daß ich in allem dem ausserordentlichen, was mir seit einigen Tagen begegnete, nur das Spielzeug einer phantastisch-wollüstigen jungen Römerin und einer — alternden griechischen Schauspielerin seyn könnte. Jeder andere, der nicht so ganz unerfahren in den Angelegenheiten der Göttin von Cythere gewesen wäre als ich, würde durch diese Entwicklung des Lustspiels auf einmal ins Klare gekommen seyn: bey mir hingegen stieg gerade durch das, was jedem andern die Augen geöfnet hatte, die

Täu-

Antonio.

Du wirſt wenig Mühe haben, mich zu etwas zu bewegen, womit ich dieſen ganzen Monat durch umgehe. Ich habe dieſen Zeit-Verluſt ganz wohl erwogen, und bin vollkommen überzeugt, daß er, ohne durch die Schule der Welt gegangen zu ſeyn, kein vollkommner Mann werden kan. Erfahrung wird durch Fleiß erlangt, und durch die Zeit zur Vollkommenheit gebracht. Sage mir alſo, wo meynſt du, daß ich ihn mit dem gröſten Nuzen hinſchiken könnte?

Panthion.

Ich denke, es iſt euer Gnaden nicht unbekannt daß ſein Freund, der junge Valentin, ſich würklich am Kayſerlichen Hofe aufhält.

Antonio.

Ich weiß es.

Panthion.

Es wäre gut, däucht mich, wenn Eu. Gnaden ihn auch dahin ſchikte; er würde dort Gelegenheit finden, ſich in Ritterlichen Spielen und Turnieren zu üben, mit Leuten von Stand und Vorzügen bekannt zu werden, viel ſchönes zu ſehen und zu hören, und überhaupt ſich zu allem demjenigen zu bilden, was ſeinem Alter und ſeiner Geburt anſtändig iſt.

Antonio.

Dein Rath iſt gut; und daß er mir gefällt, ſoll dir die

Aus-

Täuſchung auf den höchſten Grad. So glücklich als ich in den Armen der ſchönen Mamilia war, konnte, meinem Gefühle nach, nur die Göttin der Liebe machen, und nur ein Halbgott konnte unter ſolchem Uebermaß von Wonne nicht erliegen. Wirklich wandte die ſchlaue Römerin alles an, mich nicht einen Augenblick aus dieſer Berauſchung aller Sinne zu mir ſelbſt kommen zu laſſen; und die Leichtigkeit, womit es ihr gelang, ſchien etwas ſo neues für ſie zu ſeyn, daß ſie (ohne einige täuſchende Künſte von meiner Seite) endlich ſelbſt verſucht war, mich für etwas mehr als einen Sterblichen zu halten.

Indeſſen, da ſogar die Götter von Zeit zu Zeit nöthig haben, der unverlöſchbaren Flamme ihrer ewigen Jugend etwas Nektar und Ambroſia zuzugießen, ſo erſchienen, vermuthlich auf irgend ein geheimes Zeichen, plötzlich eben die drey lieblichen Mädchen, die bey ihrer erſten Theophanie die Grazien vorgeſtellt hatten, und boten uns auf goldenen Schalen und in zierlichen Gefäßen von geſchliffenem Criſtall, Erfriſchungen, die einen bey großer Frugalität auferzogenen Bürger von Parium ohne Anſtrengung ſeiner Fantaſie in dem Wahn erhalten helfen konnten, daß er in die Wohnung der Liebesgöttin verſetzt ſey. Die Grazien ließen uns wieder allein, und — kurz, Freund Lucian, als ich, nach einem kleinen Schlummer wieder erwachte, war der Tag angebrochen, die Göttin verſchwunden, und ich befand mich, ohne zu wiſſen wie, von einem

Gewimmel kleiner Liebesgötter umſchwärmt, in einem lauen Bade, dem vermuthlich einige Tropfen Roſenöhl den ambroſiſchen Wohlgeruch mittheilten, der auch hier nicht fehlen durfte, ſich mit ſo vielen andern Umſtänden zu vereinigen, um meine Sinnen in immerwährender Trunkenheit zu erhalten, und meiner Einbildungskraft alle Möglichkeit etwas zu wünſchen oder vermiſſen, abzuſchneiden.

Lucian. In der That ſcheint die Circe, in deren Schlingen du gefallen warſt, an alles gedacht zu haben.

Peregrin. Nachdem ich das Bad verlaſſen hatte, und in einem daran ſtoßenden kleinen Gemache mit einer ſehr zierlichen Kleidung von Fuß auf angethan worden war, öfnete ſich eine Thür, und ich befand mich in einem groſſen Parterre, in welches Flora alle ihre ſchönen Kinder zum Vergnügen der Göttin der Liebe verſammelt hatte. Eine Menge kleiner Amorinen, die unter den Blumen umherſchwärmten, hüpften mir mit Kränzen und Sträuſſern entgegen, und führten mich, in tauſend lieblichen Gruppierungen vor mir herauckelnd, durch einen kleinen Wald von immer blühenden Citronenbäumen auf eine unvermerkt emporſteigende Anhöhe, wo ein Pavillion von phrygiſchem Marmor den Mittelpunct eines prächtigen doppelten Säulengangs ausmachte, der ſich um einen ſehr groſſen runden Platz herumzog, in deſſen Mitte ein herrlicher Brunnen, mit Gruppen von vergoldetem Erzte geziert, das ſchönſte

Waſſer

Waſſer in ein geräumiges Becken von Jaſpis ausſtrömte. Ich folgte meinen kleinen Führern in einem Zuſtande von Begeiſterung, den du dir eher einbilden kanſt, als ich ihn beſchreiben könnte. In meinem Leben hatte ich mich nie ſo leicht gefühlt; mir war als ob ich mit ſchärfern Augen ſähe, und mit feinern Ohren hörte, oder vielmehr als ob ich jezt erſt zu leben anfange, und mit jedem Augenblik ein neuer Sinn, eine neue Quelle geiſtiger Gefühle ſich in mir aufthäte.

Lucian. Eine ſehr natürliche Folge der unmittelbaren Mittheilungen der Liebesgöttin bey einem zwanzigjährigen Neuling in ihren Myſterien, der durch ſein ganzes bisheriges Leben, und vornehmlich durch die guten Dienſte einer Tochter des Apollonius, vorbereitet war, auf eine ſo angenehme Art mit der Wahrheit ſelbſt getäuſcht zu werden!

Peregrin. Wie ich die Schwelle des Pavillons betrat, kamen mir zwey Chöre junger Nymphen ſingend und tanzend entgegen, die mich in dieſem Palaſte, als meiner künftigen Wohnung, willkommen hießen, und das Glück des neuen Adonis prieſen. Sie entſchlüpften mir wieder aus den Augen, und ganze Schwärme neuer Amorinen und Zephyretten hüpften von allen Seiten herbey, um mich in den ſchimmernden Marmorſälen und zierlichen Gemächern meiner neuen Wohnung herumzuführen, die ich mit dem reichſten und ausgeſuchteſten, was alle der Wolluſt dienſtbaren

baren Künste zu Befriedigung des feinsten Geschmacks, der üppigsten Phantasie und der verwöhntesten Sinnlichkeit erfunden haben, bis zur Verschwendung angefüllt fand. Aber weder das alles, noch die Menge der schönen Gemählde, Bildsäulen und Hermen womit die Galerie ausgeziert war, konnten mehr als einen flüchtigen Ueberblick von mir erhalten: meine Augen suchten überall nur die Göttin, und suchten sie vergebens. Der einsamste Busch, die dunkelste Höle, wo ich mich ungestört dem Anschauen ihres Bildes, das sich mir aus meiner eignen Seele entgegenspiegelte, und den süßen Erinnerungen, die keinem andern Gedanken in mir Raum gaben, überlassen konnte, wäre mir tausendmal lieber gewesen als alle diese Herrlichkeiten. Ich eilte also wieder in die Gärten, warf mich, neben einer Quelle, die aus der Urne einer schönen marmornen Nymphe sprudelte, unter ein dichtes Gewölbe von hohen Bäumen und duftenden Gebüschen, und verlohr mich im Gefühl meines Glückes, in einer Art von Entzückung, worüber vielleicht alle andere Bedürfnisse vergessen worden wären, wenn die Liebesgötter, die mir zugegeben waren, mich nicht zur gewöhnlichen Zeit zu mir selbst gebracht, und zu einer Tafel geführt hätten, die unter einem dichten Laubgewölbe für mich bereitet war. Die lieblichste Musik unterhielt mich, ohne daß ich sah woher sie kam, während ich meine durch die höchste Kunst des Komus gereizte und befriedigte Eßlust stillte, und dauerte, sich unvermerkt entfernend, noch lange

fort,

fort-; nachdem die Tafel und die Amorinen wieder verſchwunden waren. Endlich überſchlich mich eine wollüſtige Mattigkeit, und ich verſchlummerte die heiſſen Stunden des Tages unter den geiſtigſten Träumen, die vermuthlich jemals ein aus den erſten Umarmungen ſeiner Göttin kommender Verliebter geträumt hat. Ich erwachte wieder um die Zeit, da die Sonne ungefehr noch den ſechſten Theil ihrer täglichen Reiſe zu vollenden hat, und eilte mit aller Munterkeit und Ungeduld, die ein Vorrecht einer unverdorbenen Jugend iſt, meine angebetete Göttin ſo lange zu ſuchen bis ſie ſich finden ließe. Ein anmuthiger Schlangengang führte mich auf einem ſanften Abhang unvermerkt in ein enges von buſchichten Felſen umringtes Thal, —

Lucian. — deſſen Beſchreibung ich dir erlaſſe, wie romantiſch es auch ohne Zweifel geweſen ſeyn wird.

Peregrin. Daran thuſt du mir einen großen Gefallen, lieber Lucian; denn in der That ſah ich von allen ſeinen romantiſchen Schönheiten ſo viel als nichts, weil ein ganz anderes Schauſpiel ſich meiner Augen bemächtigte, und, hätte ich ihrer auch ſo viel gehabt als Argus, ſie alle zugleich angezogen und beſchäftigt haben würde. In eine der Felſenwände, die dies liebliche Thal von jeder andern Seite als der, woher ich hineingekommen war, unzugangbar machten, hatte die Kunſt, die hier ſo viele Wunder wirkte, eine hohe und

geräumige Grotte, und in dieser Grotte ein so schönes, nes, heimliches und einladendes Bad erschaffen, als sich irgend eine Göttin zu ihrer Erfrischung in den glühenden Tagen des Sommers nur immer wünschen konnte. In einem Gebüsche von Rosen und Myrten, das die Grotte umgab, umherirrend, war ich ihr nahe genug gekommen, um durch ein leichtes Plätschern nach der Ursache desselben neugierig zu werden, und — wen anders als meine Göttin? in eben der Lage zu erblicken, worin eine nicht so gefällige Unsterbliche überrascht zu haben dem unglücklichen Actäon einst so übel bekam. Wiewohl ich nun, allem Anschen nach, kein ähnliches Schicksal zu besorgen hatte, so hielt mich doch Ehrfurcht und Entzücken bey diesem unverhofften Anblick so gefesselt, daß ich mir kaum zu athmen getraute — aber glücklicher Weise, war die Hecke dicht genug, daß ich sehen konnte ohne gesehen zu werden.

Lucian. Man sollte denken, deine Augen müßten durch die Bildsäule, die der Göttin so ähnlich war, mit ihrer Gestalt schon so bekannt gewesen seyn —

Peregrin. Bekannt? Ja, aber o! was für ganz andere Augen hatte mir die lezte Nacht gegeben! Welch ein Unterschied! Nicht geringer, als ob einer in ein Buch schaute dessen Charakteren ihm unbekannt wären, oder ob er die Sprache und Zeichen verstünde, worin es geschrieben ist.

Lucian. Du hast Recht, Peregrin! daran dachte ich nicht, und das macht doch in der That, selbst für einen so kalten Anschauer der Schönheit als ich und meines gleichen, einen großen Unterschied.

Peregrin. Zudem vereinigten sich hier noch verschiedene kleine Umstände, die Schönheit der Göttin in ein Licht zu setzen, worin ich sie noch nie gesehen hatte. Die Grazien, die ich in immer abwechselnden Gruppierungen um sie her beschäftigt sah, waren bekleidet, zwar sehr leicht und nymphenhaft, aber doch genug, um mit allen ihren Reitzen eine Art von Schatten zu machen, der die unverhüllte Schönheit der Göttin desto mehr erhob; und überdies war die Zeit dieser neuen Theophanie so schlau gewählt worden, daß einige gebrochne Sonnenstralen zwischen den Felsenspitzen gerade in die gegenüber liegende Grotte fielen, und eine Glorie auf die badende Göttin warfen, die meine Bethörung hätte vollenden müssen, wenn noch etwas daran zu vollenden gewesen wäre.

Lucian. Du glaubst also, daß auch diese Badescene absichtlich angelegt war?

Peregrin. Ohne Zweifel; denn ich hatte (wiewohl ich damals nicht darauf merkte) immer den einen oder andern sichtbaren oder unsichtbaren Amor neben mir, oder über mir, oder hinter mir, der auf alle meine Bewegungen

wegungen Acht gab, und Kraft dieſer Vorſicht konnte Quintilla genau wiſſen, um welche Zeit ich ungefehr auf dem Spaziergang den mir einer von ihnen gezeigt hatte, nicht weit von der Grotte anlangen würde.

Die Göttin wurde ihrer Rolle bälder müde, als ihr Zuſchauer der ſeinigen; ſie verließ das Bad, meiner Rechnung nach, ſehr bald, und nachdem ſie von ihren Grazien wieder angekleidet worden war, wurden plötzlich auf ein gegebenes Zeichen alle Gebüſche umher lebendig, und eine unzählige Menge junger Nymphen und kleiner Amorinen eilte herbey, ſie zurück zu begleiten. Ich entfernte mich ſo ſchnell ich konnte, und als ich eine Weile darauf von einer andern Seite gegen den Pavilljon zurückgieng, fiel mir mitten in einem dunkeln Myrtenwäldchen ein kleiner Tempel in die Augen, vor deſſen halb offner Pforte ein Amor mit dem Zeigefinger auf den Lippen, ſtand. Er winkte mir, öffnete die Pforte, ſchloß ſie hinter mir zu, und ich befand mich in einem Augenblick zu den Füßen der Göttin, die in halbſitzender Lage auf einem thronförmigen Ruhebette meiner zu erwarten ſchien. Die Wolluſt ſelbſt hatte dieſes Gemach, wie zur Scene ihrer Siege, mit einem zauberiſchen Roſenlicht beleuchtet, deſſen Quelle verborgen war; und ein Pauſanias hätte etliche Blätter zu Beſchreibung aller Wunder der Kunſt, womit es ausgeziert war, verwenden können. Aber beſorge nichts, Lucian; wiewohl

wohl das Ganze, auch bey einem unaufmerksamen Anblick, nothwendig eine wunderbare Wirkung that, so wurde ich doch nicht so viel von den Theilen gewahr, daß ich dir diese Wirkung begreiflich machen könnte; denn auch hier sah ich nur die Göttin.

Die in der lezten Nacht angefangene Einweihung in ihren Mysterien, wurde in dieser vollendet; aber da ihr der Zwang ihrer Rolle endlich lästig werden mochte, so verwandelte sich Venus Urania unvermerkt in die leibhafte Manilia Quintilla; und, wiewohl in dem süßen Taumel, worin sie ihren Adonis zu erhalten wußte, selbst das Uebermaß ihrer Gunsterweisungen die Täuschung eine Zeit lang beförderte, so kam doch endlich der Augenblick, wo die Erscheinung der Grazien eben so erwünscht als nothwendig war. Sie erschienen auch wie gestern, aber mit ihrer Ankunft lösete sich leider! der Zauber auf, der meine Vernunft seit einiger Zeit so seltsam gebunden hatte. Ein gewisses spöttelndes Lächeln, das ich in den Augen und Lippen derjenigen, die mir die Nektarschale anbot, überraschte, machte mich stutzen; ich betrachtete sie mit einer mistrauischen Aufmerksamkeit, heftete dann mit Bestürzung meine Augen auf die Göttin, und glaubte — o Himmel, welche Verwandlung! — in der Grazie nur eine Cypassis, und in der vermeynten Venus Urania nur eine sehr irdische Lais oder Phryne zu entdecken. — Die plötzliche Veränderung, die bey diesem Gedanken

in

in mir vorgieng, war zu groß, um einer Kennerin wie Mamilia unbemerkt zu bleiben: aber ohne das geringste Zeichen von Verdruß darüber sehen zu lassen, sagte sie mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln zu mir: Du bedarfst der Ruhe, mein Geliebter! — und, auf einen Wink, den sie ihren Mädchen zuwarf, hüllte sie sich in einen grosen Schleyer ein, der neben ihr lag, und verschwand mit ihnen aus meinen Augen.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Innhalt.

Ausführung zeigen. Ich will ihn, ſobald als es nur möglich ſeyn wird, an den Hof des Kayſers ſchiken.

Panthion.

Don Alphonſo und andre angeſehene Cavaliers ſind Willens morgen abzureiſen, um dem Kayſer zu ſeiner Ankunft Glük zu wünſchen, und ihm ihre Dienſte anzubieten.

Antonio.

Die Geſellſchaft gefällt mir; Prothens ſoll mit ihnen gehen; hier kommt er eben recht, wir wollen ihn in Zeiten davon benachrichtigen.

Prothens zu den Vorigen.

Prothens.

Theure Liebe, holde Zeilen, liebſtes Leben! Hier iſt ihre Hand, der Dolmetſcher ihres Herzens; hier iſt ihr Eyd, die Verpfändung ihrer Ehre, daß ſie mich lieben wolle. O! daß unſre Väter unſre Liebe billigen, und durch ihre Einwilligung unſre Glükſeligkeit ſiegeln möchten! Himmliſche Julia!

Antonio.

He! Prothens, was für einen Brief leſet ihr da?

Prothens.

Um Verzeihung, Gnädiger Herr; es ſind nur ein paar freundſchaftliche Zeilen vom Valentin, die mir ein guter Freund, der von Meiland kam, überbrachte.

Innhalt
des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Ueber das bisherige Schicksal der Kantischen Philosophie. S. 3

II. Fortsetzung der geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus. — 36

III. Mahomet. Ein Fragment aus Gibbons Fortsetzung seiner Geschichte vom Verfall und Untergang des Römischen Reichs. — 70

IV. Ein paar Goldkörner aus — Makulatur oder Sechs Antworten auf sechs Fragen. — 94

V. Musikalische Anekdoten aus einem Schreiben des Hrn. B****. — 105

May.

I. Ueber das bisherige Schicksal der Kantischen Philosophie. Beschluß. S. 113

II. Theodora oder die Ankunft der Türken in Europa, ein Trauerspiel. — 135

III. Nachrichten von dem Leben und den Werken des berühmten Malers Pompeo Batoni. — 177

IV. Etwas vom Venetianiſchen Carneval, aus einem Brief des Herrn G***e an einen ſeiner Freunde zu W. S. 205

Junius.

I. Mahomet. Ein Fragment aus Gibbons Fortſetzung ſeiner Geſchichte vom Verfall und Untergang des Römiſchen Reichs. — 217

II. Allgemeiner Geſichtspunkt einer bevorſtehenden Reformation der Philoſophie. — 243

III. Staheitl. — 275

IV. Bitomberis, ein zum Throne beſtimmter Prinz, erzählt die Lehren, welche ihm ſein Oheim Lyonel gab. Aus einer Ritterepopee: Bitomberis. — 277

V. Fortſetzung des ungedruckten Journals eines Reiſenden von Jahren 1784. und 1785. — 285

VI. Fortſetzung der geheimen Geſchichte des Philoſophen Peregrinus Proteus. — 302

Der
Teutſche Merkur.

Julius 1789.

I.

Fortſetzung
der Geſchichte der Philoſophen
Peregrinus Proteus.

(ſ. Junius 1789. S. 302.)

Peregrin.

So bedürftig ich auch, (nach dem Urtheil der ſchönen Mamilia) der Ruhe ſeyn mochte, ſo war doch in dem Zuſtande, worein mich meine ſo plötzliche — wiewohl in der That ſehr natürliche — Entzauberung geworfen hatte, für dieſe Nacht an keine Ruhe mehr zu gedenken. Der Fall eines Phaeton, mit welchen Farben ihn auch ein Dichter ausmahlen möchte, gäbe nur ein ſchwaches Bild des Sturzes ab, den meine taumelnde Seele von der Spitze ihrer vergötternden Hofnungen und Ausſichten that, als der magiſche Nebel ſo auf einmal von meinen Augen niederſank. Keine Beſchreibung könnte die Beſchämung des betrognen

Halbgottes und den Unwillen erreichen, worin er über sich selbst entbrannte, der Held einer lächerlichen Posse, und das Spielzeug einer Bande leichtfertiger Weibsstücke gewesen zu seyn, die sich zusammenverschworen hatten, ihren Muthwillen mit seiner Unschuld und Aufrichtigkeit zu treiben. Da meine Unerfahrenheit mich in diesen Augenblik noch unwissend darüber ließ, wie vielen Antheil vor einigen Tagen der Ueberfluß meiner Lebensgeister an meiner Bezauberung, und nun meine Erschöpfung an der Auflösung derselben hatte; so war es bey einem Menschen von meiner Vorstellungsart nicht wohl anders möglich, als daß ich von einem Extrem ins andere fiel, mich selbst sowohl als die Gegenstände, denen meine Phantasie und mein Herz unwissender Weise eine idealische Vollkommenheit geliehen hatte, auf einmal tiefer als recht war herabwürdigte, und indem ich mir alles, was seit acht Tagen mit mir vorgegangen, mit den kleinsten Umständen ins Gedächtniß zurückrief, nicht begreiffen konnte, wie es möglich gewesen, daß ich die Kunst, womit Theoklea und die vorgegebene Göttin mir ihre Schlingen gelegt hatten, nicht viel früher gewahr geworden. Der Unmuth, womit mich diese Gedanken erfüllten, machte mir die Scene meiner Entgötterung unerträglich; ich floh in den entlegensten Theil des Waldes der die Gärten umgab, warf mich unter einen Baum, und hatte schon einige Stunden in dieser von meiner vorigen Wonne so stark abstechenden Gemüthslage hingebracht

gebracht, als eine Erſcheinung, deren ich mich gerade am wenigſten verſah, der Lauf meiner kränkenden Betrachtungen hemmte. Es war die Tochter des Apollonius ſelbſt, die mit der Ruhe und Unbefangenheit einer Perſon, welche keine Vorwürfe befürchtet weil ſie keine verdient zu haben glaubt, auf mich zukam und mich anredete. Wie? ſagte ſie mit einer angenommenen Mine von Verwunderung, wie finde ich dich hier Proteus? — Möchteſt du mich nie gefunden haben! antwortete ich, mein Geſicht mit einem tiefen Seufzer von ihr wegwendend. — Iſts möglich verſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd, daß Proteus, nach allem was ſeit unſrer Trennung mit ihm vorgieng eines ſo undankbaren Wunſches fähig ſeyn kann. — „Undankbaren? — Und du kannſt, nach dem ſchändlichen Betrug, den du mir geſpielt haſt, noch Dank erwarten?„ — Seltſamer Menſch! Wenn du das Betrug nenneſt, wo iſt der König, der ſich nicht glücklich ſchätzte ſo betrogen zu werden? Du biſt mir unbegreiflich Proteus. — „Und du, Theoklea oder wie du heiſſen magſt — denn warum ſollte nicht auch dein Nahme, wie alles andere an dir, falſch ſeyn? — kannſt du unverſchämt genug ſeyn zu läugnen, daß die Venus, in deren Arme du mich betrogen haſt, eine — Theoklea ließ mich nicht vollenden was ich ſelbſt heraus zu ſagen anſtund: du biſt in einer Laune, fiel ſie ein, worin du nicht zu fühlen ſcheinſt, was dir zu ſagen oder mir anzuhören geziemt; — und mit dieſen

Worten entfernte ſie ſich mit ihrer gewöhnlichen Majeſtät, und ließ mich in einem Zuſtande von Verwirrung und Unzufriedenheit mit meinen eigenen Empfindungen, den ich mir ſelbſt nicht hätte erklären können. Genug, es zeigte ſich bald, daß mein Unwille nicht lange gegen dieſe räthſelhafte Frau aushalten konnte. Die Zuverſicht mit der ſie ſich mir darſtellte, ihr Anblik ſelbſt, der edle Anſtand womit ſie dem Ausbruch meines Unmuths Einhalt that, alles an ihr gebot mir eine unfreywillige Ehrerbietung, — und ſo wie ſie ſich entfernte, wurden alle die wunderbaren und zauberiſchen Eindrücke wieder rege, die ſie von unſrer erſten Bekanntſchaft an auf mich gemacht hatte. Kurz, ſie erhielt unvermerkt ihre vorige Gewalt wieder, und kaum hatte ich ſie aus den Augen verlohren, als ich unter einer plötzlichen Anwandlung von Reue über mein ungebührliches Betragen aufſprang, und ihr, zwar nicht ohne innern Kampf, aber wie von einer ſtärkern Kraft fortgezogen, nachzugehen anfieng. Es währte eine ziemliche Weile, bis ich ſie wieder zu Geſichte bekam. Sie ſaß mit einer Nadelarbeit auf ihrem Schooße unter einer Laube des Myrtenwäldchens, und ſchien nicht zu bemerken daß ich ihr immer näher rückte. Nachdem ich in einiger Verlegenheit eine Zeitlang hin und her um die Laube wo ſie ſaß, herumgegangen war, ohne daß ſie ſich nach mir umgeſehen hätte, konnte ich mich nicht länger zurückhalten in die Laube hinein zu gehen

hen und mich ſtillſchweigend ihr gegen über zu ſetzen. Sie ſchien meine Gegenwart noch immer nicht zu achten, und dieſe ſtumme Scene dauerte ſo lange bis ich zu ſeufzen anfieng. War das nicht ein Seufzer, Proteus? ſagte ſie in einem ſcherzenden Tone: du biſt in der That ſehr zu bedauern, daß man dich wider deinen Willen dahin gebracht hat, ein ſchimäriſches Glück gegen ein wirkliches, das alles was du dir jemals einbilden konnteſt übertrift, zu vertauſchen! — Ich glaube ſelbſt, ſagte ich, daß ich mich ſehr glücklich finden würde, wenn ich ſo denken könnte, wie du es jezt zu verlangen ſcheinſt. — Glaubſt du das? verſezte ſie mit einem kleinen Naſerümpfen. Aber, fuhr ſie in dem ernſthaften Tone, den ich an ihr gewohnt war, fort, indem ſie aufſtand und auf den Pavillion zugieng, wir ſind jezt nicht aufgelegt, von einem ſo zarten Gegenſtande zu ſprechen. Die Gebieterin dieſes Ortes, von deren Stand und Vermögen du dir aus allem was du hier ſieheſt die richtigſte Vorſtellung machen kannſt, iſt durch unvermuthete Geſchäfte nach Milet abgerufen worden, und hat mir aufgetragen, in ihrer Abweſenheit dafür zu ſorgen, daß dir die Weile nicht lange werde. Wenn es dir nicht zuwider iſt, ſo wollen wir die Zeit bis zur Tafel mit Beſehung der merkwürdigſten Dinge in dieſer Villa hinbringen. Und hiermit nahm ſie mich bey der Hand, führte mich in die Galerie, die ich zuvor nur flüchtig überſehen hatte, und zeigte mir, indem ſie die man-

nigfaltigen Kunſtwerke, welche Reichthum und Geſchmack hier aufgehäuft hatten, mit mir betrachtete, ſo viele Kentniſſe in dieſem Fache, und bey jeder Gelegenheit, die ſich dazu anbot, ſo viel Weltkunde und Bekanntſchaft mit allen merkwürdigen Perſonen der Zeiten Trajans und Hadrians daß, die Bewunderung, die ſie mir einflößte, mit jeder Minute höher ſtieg, und alle Beſchwerden, die ich gegen ſie zu führen hatte, auf die Seite drängte. Kurz, Theokles war ſo reich an Erfindung angenehmer Zerſtreuungen, ſo unerſchöpflich an Unterhaltung wenn wir uns allein befanden, und ſo aufmerkſam jeden leeren Zwiſchenraum mit Muſik, Tänzen, Pantomimen, oder den übrigen Künſten, die hier für Mamiliens Vergnügen beſchäftigt waren, auszufüllen, daß mir die drey Tage, an welchen die Dame des Hauſes abweſend war, wie einzelne Stunden vorbeygiengen. Die Wolken die mein Gemüth umzogen hatten, zerſtreuten ſich, meine Einbildung klärte ſich wieder auf, die tauſendfachen zauberiſchen Eindrücke, welche Natur und Kunſt auf alle meine Sinne machten, gewannen unvermerkt die Oberhand, und ehe der zweyte Tag vorüber war, befand ich mich wieder ſo lebendig und ſo hohen Muthes als jemals; mit dem einzigen Unterſchiede, daß die Götternächte der Venus Mamilia einen Sinn, deſſen geheime Foderungen mir ſo lange unverſtändlich geblieben waren, in eine Thätigkeit geſezt hatten, die ſich nicht ſo leicht beruhigen ließ, und ſich nun des Einfluſ-

Antonio.

Zeigt mir den Brief, laßt mich ſehen, was für Neuigkeiten darinn ſtehen.

Protheus.

Es iſt nichts Neues darinn, Gnädiger Herr; er ſchreibt mir nur, wie glüklich er ſey, wie er alle Tage neue Gnaden-Bezeugungen vom Kayſer empfange, und wie ſehr er wünſchte, daß ich bey ihm wäre, und Antheil an ſeinem Glüke nähme.

Antonio.

Und was denkt ihr zu dieſem Wunſche?

Protheus.

Ich denke, ſo wie einer der von Eu. Gnaden Willen abhangt, und nicht von ſeinem freundſchaftlichen Wunſche.

Antonio.

Mein Wille ſtimmt nicht übel mit ſeinem Wunſch ein; ſtuzt nicht darüber, daß ich mich ſo plözlich entſchlieſſe; was ich will, das will ich; und damit iſt's aus. Mein Wille iſt, daß du einige Zeit mit Valentin an des Kayſers Hofe zubringen ſollſt; was er zu ſeiner anſtändigen Unterhaltung von ſeiner Familie bekommt, das ſollt du von mir auch erhalten. Bis morgen mache dich reiſefertig. Keine Entſchuldigungen: ich verlange Gehorſam.

Protheus.

fluſſes und der Obermacht bemächtigte, in deren Beſitz ehemals die Phantaſie geweſen war. — Warum ſollte ich dir, da ich doch einmal im Bekennen bin, nicht alle meine Verirrungen und Bethörungen geſtehen? Zwey Tage Abweſenheit, die Ruhe einer einſamen Nacht, und der üppige Ueberfluß einer römiſchen Tafel hatten der ſchönen Mamilia in meiner Einbildung ihre ganze Gottheit wiedergegeben; ich ſehnte mich nach ihrer Zurückkunft; aber, ſie war abweſend, und die Tochter des Apollonius war gegenwärtig. Ihre ehmalige prieſterliche Feyerlichkeit war mit der Binde um ihre Stirne verſchwunden; ſie hatte ſich allmählig ihrer natürlichen Lebhaftigkeit überlaſſen, und ſo wie ſie alle Reitze ihres Geiſtes vor mir entfaltete, ſchien ſie ſich auch nicht länger verbunden zu glauben, mir aus den eben ſo mannigfaltigen Reitzen ihre Perſon länger ein Geheimniß zu machen. Nie waren vielleicht die Grazien einem Weibe holder geweſen als ihr, und ſchwerlich hatte ſie in der Kunſt die Gunſtbezeigungen der Natur mit Anſtand in das vortheilhafteſte Licht oder Helldunkel, und was der Zahn der Zeit etwa daran benagt hatte, in den vortheilhafteſten Schatten zu ſetzen, jemals ihres gleichen geſehen. Kurz, wiewohl ſie mehr als die Hälfte ihrer Jahre hätte abgeben müſſen um die Göttin der Jugend vorzuſtellen, ſo hatte ſie doch mehr als für einen Acophyten meiner Art nöthig war, um in einer dämmernden Roſenlaube oder in dem kleinen Tempel des Still-

ſchweigens die Abweſenheit der Göttin Mamilia zu erſetzen.

Lucian. Und ſie machte ſich vermuthlich eben ſo wenig Bedenken daraus, als der Neophyt ſich machte dieſe Untreu an ſeiner Göttin zu begehen?

Peregrin. Er glaubte Mamilien keine Treue ſchuldig zu ſeyn; aber die erfahrne Theoklea kannte die Männer zu gut, um ihm den Sieg, den er über ihre Weisheit erhielt, nicht ſo ſchwer zu machen, als nöthig war, um den Werth deſſen was ſie für ihn that in ſeinen Augen zehnfach zu verdoppeln. Soll ich dir noch mehr ſagen? So lächerlich es in unſerm dermaligen Stande ſeyn mag, von den Spielzeugen und Kurzweilen unſrer ehmaligen Kindheit mit einem gewiſſen Wohlbehagen zu ſprechen, ſo kann ich mich doch der Tochter des Apollonius nicht ohne das Vergnügen erinnern, daß den Gedanken, irgend etwas Schönes oder Gutes in ſeiner höchſten Vollkommenheit genoſſen zu haben, natürlicher Weiſe begleitet. Wie weit war die Römerin Mamilia auch in dieſem Stücke unter der feiner organiſirten, ſeelevollern, erfindungsreichern Griechin! Einer Griechin, die, von allen Muſen und Grazien mit ihren Gaben überſchüttet, einige Jahre lang, unter andern Nahmen, als Mimentänzerin die Augenluſt und der angebetete Liebling der halben Welt geweſen war!

Lucian. Du kannſt dich nun verbrennen wenn du willſt, Peregrin! Du haſt gelebt, und in Einer einzigen Woche auf der Villa Mamilia zu Halikarnaß des Lebens mehr genoſſen als Millionen Menſchen in der ganzen Zeit ihres Daſeyns.

Peregrin. Gut! aber ehe wir zu jenem lezten und höchſten Lebensgenuß, zu meinem Verbrennen, kommen, Lucian, wirſt du wohl noch einige Scenen meines Lebens-Mimus, (wie es Cäſar Auguſtus nannte) anhören müſſen, die zu Vorbereitung dieſes lezten Auftritts nothwendig waren.

Lucian. Für jezt bin ich nur begierig zu ſehen, wie du dich aus den Händen zweyer ſo gefährlichen Perſonen, als deine Venus Mamilia und ihre Prieſterin zu ſeyn ſcheinen, retten wirſt.

Peregrin. Wiewohl Theoklea die prieſterliche Maske mit der Gleichgültigkeit einer Schauſpielerin, die ihre Theaterkleidung von ſich wirft, abgelegt hatte, ſo war ſie doch viel zu ſchlau, meinen Enthuſiasmus, durch deſſen magiſche Wirkung ſie Vortheile, die ihr nicht gleichgültig zu ſeyn ſchienen, über mich gewonnen hatte, geradezu beſtreiten zu wollen: ſie ſuchte ihm nur eine andere Richtung zu geben, und unvermerkt den Gedanken in mir zu veranlaßen, daß es keine andere Göttinnen gebe als liebenswürdige Weiber, und keine höhere Magie als den Zauber ihrer Reizungen und des Inſtincts der uns zu ihnen ziehe;

und

und diesem Plan zu Folge fand sie für gut, mir in einer vertraulichen Stunde den Schlüssel zu dem ganzen Zauberspiele zu geben, dessen Held ich ohne es zu merken gewesen war.

Nachdem sie mir von Mamillens Person und Charakter, und von ihrer eigenen Verbindung mit dieser edlen Römerin, soviel als, ich, ihrer Meynung nach, zu wissen brauchte, entdeckt hatte, sagte sie mir: diese Dame werde durch gewisse Kundschafter, welche sie zu Halikarnaß und an verschiedenen noch entfernten Orten halte, so gut bedient, daß sie schon am ersten Tage meiner Ankunft eine ziemlich genaue Beschreibung meiner Person erhalten habe. Da ihre Aufmerksamkeit dadurch nicht wenig gereizt worden sey, habe sie nicht nur alle meine Schritte und Tritte aufs genaueste beobachten lassen, sondern auch bald Mittel gefunden, aus meinem alten Diener, einem arglosen und kurzsinnigen Phrygier, so viel von meinen Lebensumständen auszufischen, daß der Anschlag, sich meiner auf die eine oder andere Art zu bemächtigen, schon vor dem Empfang meines seltsamen Briefes an die göttliche Theoklea eine beschlossene Sache gewesen sey. Dieser Brief, (sagte Theoklea) indem er die schöne Römerin mit einem Charakter bekannt machte, der allen möglichen Reiz der Neuheit und des Wunderbaren für sie hatte, trieb ihre Vorstellung von der Wichtigkeit der Eroberung, die ihr der Zufall so unverhofft anbot,

anbot, auf den höchſten Grad, und zeigte zugleich den einzig möglichen Weg, auf welchem ſie zu machen war. Wieviel Dank wurde dem Unbekannten geſagt, der vor vielen hundert Jahren einen Theil der Waldungen, die zu Mamiliens Halikarnaſſiſchen Gütern gehörten, der Venus Urania geheiligt hatte! und wie glücklich prieß man ſich, daß man den Einfall gehabt hatte, der Göttin, ſtatt ihres alten in Ruinen gefallenen Capellchens, den ſchönen marmornen Tempel aufzuführen; und ihn mit den Hauptgebäuden der Villa, beſonders mit demjenigen, welches zu theatraliſchen Vorſtellungen eingerichtet war, in unmittelbare Verbindung zu bringen! Der Plan und die Ausführung gab ſich nun von ſelbſt, und die wenigen Tage, die du in dem heiligen Hayne und bey mir in meiner Felſenwohnung zubrachteſt, waren völlig hinreichend, die zu unſerem Zauberſpiele nöthigen Maſchinerien in Bereitſchaft zu ſetzen.

Du begriffſt nun, fuhr Theoklea fort, wie natürlich es zugieng, daß du auf deinen Anonymen Brief eine Antwort mit der Aufſchrift an Peregrinus Proteus von Parium auf deinem Schoße fandſt; als du im Hayn aus einem Schlafe erwachteſt, der, ohne daß du es merkteſt, ſehr genau beobachtet worden war. Mamilia, die vor Ungeduld brannte den wunderbaren Jüngling, von deſſen Möglichkeit ſie ſich kaum überzeugen konnte, ſelbſt in Augenſchein zu nehmen,

hatte

hatte ihn mit eigner Hand auf deinen Schoos gelegt. Der ſchlafende Endymion kann ſchwerlich ſeine Göttin ſtärker bezaubert haben als du die deinige, da ſie dich, wie in einem ſüßen Traume, in der ſchönſten Beleuchtung des durch einige Zweige gebrochnen Mondlichtes, vor ſich liegen ſah. Du wirſt mir, da du die Lebhaftigkeit dieſer feurigen Römerin nun kenneſt, gerne glauben, daß ich alle Mühe von der Welt hatte, ſie wieder wegzubringen, ehe ſie ſich, durch den Kuß den ſie dir geben wollte, in Gefahr ſetzte, den ſchlummernden Träumer ganz zur Unzeit aufzuwecken. Mir koſtete dieſe Scene meinen Schlaf; denn ich mußte den ganzen Reſt der Nacht an Mamiliens Bette zubringen, um die Ergießungen ihrer Leidenſchaft anzuhören, und ihre Ungeduld durch die Beſchreibung aller Maſchinen, die zu ihrem Vortheile zuſammen ſpielen ſollten, einzuſchläfern. Wir konnten nicht zweifeln, daß die bloße Verſetzung in einen ſo romantiſchen mit lauter ſchönen Gegenſtänden angefüllten Ort, verbunden mit dem Schein des Wunderbaren, den alles, ſoviel möglich, von ſich werfen ſollte, auf einen jungen Neuling, den ſeine eigene Schwärmerey, und die ihm ſelbſt unbewußte Magie des noch mit ſeiner ganzen Stärke wirkenden Naturtriebes, ſo ganz unvertheidigt in unſre Hände lieferte, ſchon ſehr viel zu Beförderung unſers Anſchlages thun würde. Aber das Meiſte kam doch auf den erſten Eindruck an, den die Tochter des Apollonius, bey der erſten Zuſammen-

ſammenkunft, auf deine Sinnen machen ſollte, und daher wurden auch (wie du dich erinnern wirſt) alle Umſtände, ſo gewählt und verbunden, daß ſie die verlangte Wirkung thun muſten, und daß keiner hätte fehlen dürfen, ohne dieſer etwas von ihrer Stärke zu benehmen. Alles mußte mit deinen enthuſiaſtiſchen Ideen zuſammenklingen, alles mußte ſie zu realiſiren ſcheinen, und immer höher ſpannen; alles in deinen Augen ungewöhnlich und wunderbar ſeyn und dir doch natürlich vorkommen, alles übereinſtimmen deine Vernunft vollends zu betäuben, und deine bezauberte Seele mit ungewiſſen Erwartungen, neuen entzückenden Gefühlen, und dumpfer Ahndung der erhabenen Myſterien, die der Gegenſtand deiner Wünſche waren, anzufüllen. Bey einem ſo argloſen, ſo unerfahrnen, ſo ſchwärmeriſchen Jüngling war wenig zu beſorgen, daß er die Kunſtgriffe und das Maſchinenſpiel, wodurch er gefangen werden ſollte, ſo leicht entdecken würde: aber du wirſt dich nun auch hinten nach erinnern, wie ſorgfältig alles darauf angelegt war, dir eine ſolche Entdeckung unmöglich zu machen. Unſere Nymphen und Amoretten, die gewandteſten Geſchöpfe von der Welt, waren jedes zu ſeiner Rolle aufs beſte abgerichtet. Die Beſchaffenheit des Ortes, und die Art, wie die Gärten der Villa von dem geheiligten Hayn und dem Bezirke, der die Felſenwohnung umgiebt, abgeſondert ſind, ließ dir keinen Gedanken kommen, daß eine ſolche Villa in der Nähe ſey; und wiewohl der

hin-

hintere Theil des Tempels, der dem Anſchein nach an einen Felſen angelehnt iſt, unmittelbar mit derſelben zuſammenhängt, ſo war dieſe Verbindung doch durch die dichten Gebüſche und hohen Bäume, die den Tempel umgeben, ſo gut verſteckt, daß ſie ohne eine ſehr genaue Unterſuchung ſchwerlich entdeckt werden konnte; und ſowohl damit du hierzu keine Gelegenheit finden möchteſt, als um die gute Wirkung der Theophanien, womit wir dich beglücken wollten, zu befördern, wurde dir gleich anfangs zum Geſetz gemacht, daß der Tempel nur nach Sonnenuntergang beſucht werden dürfte. Die Bildſäule der Göttin war ſchon lange zuvor, nach dem Modell der ſchönen Mamilia, verfertigt worden, und eine jede andere, wäre es auch die Knidiſche ſelbſt geweſen, würde zu unſerer Abſicht nichts getaugt haben. Ohne Zweifel wäre dieſe Abſicht eben ſo wenig erreicht worden, wenn ſie dir bey Taglicht und an einem andern Orte, als das Bild irgend einer ſchönen Römerin, gezeigt worden wäre. Aber nachdem die Idee der Göttin in deiner Phantaſie nun einmal mit dieſem Bilde zuſammengeſchmolzen war, und Mamilia, ſogar im Marmor, ſchon beym zweyten Beſuche deine Sinnen ſo ſtark beunruhiget hatte: ſo durften wir es wagen, ſie dir mit ihren Grazien in eigener leibhafter Geſtalt, wiewohl in Wolken und in einem übernatürlich ſcheinenden Lichte, erſcheinen zu laſſen, und konnten um ſo gewiſſer ſeyn, daß die abgezielte Täuſchung bey

dir

dir erfolgen, und daß du ſelbſt den Taumel deiner Sinne für eine natürliche Folge der vermeinten Theophanie halten würdeſt, da du, zu allem Ueberfluß, durch die zwiſchen uns vorgefallenen Unterredungen, (deren du dich vermuthlich noch beſinneſt) ſo treflich zu dieſer Scene vorbereitet warſt. Denn du wirſt nun leicht begreifen, warum ich zu eben der Zeit, da ich dich des Wohlgefallens der Göttin an der Reinheit deiner Empfindungen verſicherte, mir ſo angelegen ſeyn ließ, dich zu überzeugen, daß es in ihrem Belieben ſtehe, durch welche Art von Einwirkung ſie ſich dir mittheilen wolle. — Spitzbübin! rief ich, wiewohl mit einer Umarmung, die ich ihrer reizend ſchalkhaften Mine nicht verſagen konnte, ich erinnere mich noch deiner eigenſten Worte: „Iſt die Liebe, die ſie „dir eingeflößt hat, nicht ihr eigenes Werk? Kann „Liebe ohne Verlangen, Verlangen ohne Ausdruck „ſeyn? Die reinſte Liebe — Venus Urania kann keine „andere erwecken — veredelt und verfeinert die Sinne, erhöht und begeiſtert ſie, aber vernichtet ſie „nicht.„ — Du haſt ein treſliches Gedächtniß, verſezte ſie lächelnd; vermuthlich verſtehſt du nun auch, — nachdem wir dir den Schlüſſel nicht nur zu dem was mit dir vorgenommen wurde, ſondern auch zu dem was in dir vorgieng, gegeben haben, — was ich damit meynte, als ich zu zweifeln ſchien, „ob du auch einer ſo rein und ganz ſich hingebenden Liebe, wie die Göttin verlange, fähig

„seyest?„ — Und gleichwohl, bey allen diesen Täuschungen, ¿ glaubtest du nicht, als dir Mamilia mit ihren drey Mädchen in der helldunkeln Wolke von gemahlter Leinwand erschien, die Göttin der Liebe selbst mit ihren ewig jugendlichen Grazien zu erblicken, und machte dich diese vermeynte Theophanie nicht unaussprechlich glücklich? — Weil ich sie für Theophanie hielt, fiel ich ihr ins Wort: möchtet ihr mich ewig in diesem Wahne gelassen haben! — Sey versichert, antwortete Theoklea, es wäre geschehen, wenn es nicht die Natur selbst unmöglich gemacht hätte, nach dem höchsten Grade von Genuß, dessen die Sinne fähig sind, noch länger getäuscht zu werden. Aber, wer wollte sich, wenn er so glücklich geworden ist als es ein Sterblicher seyn kann, noch beklagen, daß man ihn nicht gar zum Gott gemacht hat? Und zudem, hattest du nicht, in den Stunden da sich die Göttin in Mamilien verwandelte, Augenblicke, worin du dich wirklich vergöttert fühltest? — „O! da war mir Mamilia noch immer die Göttin selbst.„ — Und sollte sie es nicht, trotz aller Aufschlüsse, die du bekommen hast, wieder werden können? sagte Theoklea.

Die Zurükkunft der schönen Römerin, die dieser sonderbaren Unterredung ein Ende machte, verfehlte die Wirkung nicht, welche die Tochter des Apollonius von ihren Reitzungen und meiner starken Anlage immer auf eine oder andere Art zu schwärmen und getäuscht

Protheus.

Gnädiger Herr, ich kan nicht ſo ſchnell mit dem Nöthigen verſehen ſeyn; wenn Eu. Gnaden mir nur noch einen oder zween Tage Aufſchub geben wollte.

Antonio.

Was dir abgeht ſoll dir nachgeſchikt werden. Säume dich nicht länger, morgen muſt du fort. Komm!, Panthion; ich habe euch Befehle zu Beſchleunigung ſeiner Abreiſe zu geben.

(Antonio und Panthion gehen ab.)

Protheus.

So bin ich dem Feuer entgangen, aus Furcht mich zu brennen; und habe mich in die See geſtürzt, wo ich ertrinke. Ich fürchtete mich Julia's Brief meinem Vater zu zeigen, weil ich beſorgte, er möchte Einwendungen gegen meine Liebe machen; und meine Entſchuldigung; mußte ihm gerade den Vortheil an die Hand geben, meiner Liebe das gröſte Hinderniß in den Weg zu legen. O! wie ähnlich iſt dieſer Frühling der Liebe, der unbeſtändigen Schönheit eines April-Tags; izt entfaltet die Sonne ihre ganze Schönheit, und in einem Augenblik nimmt eine Wolke alles weg.

Panthion kommt zurük.

Panthion.

Herr Protheus, euer Vater fragt nach euch; er kan ſich nicht aufhalten; ich bitte euch alſo, komm!.

Protheus.

Ich muß, mein Herz mag tauſendmal Nein dazu ſagen!

[Sie gehen ab.]

täuſcht zu werden, erwartete. Meine Verführerinnen glaubten die auſſerordentlichen Mittel, die nun nicht länger zu gebrauchen waren, auch nicht länger nöthig zu haben. Sie hatten den Zauber, der vorher auf meiner Einbildungskraft lag, nun auf meine Sinne geworfen, und zweifelten nicht, in der ununterbrochenen Trunkenheit, worin ſie mich durch immer abwechſelnden Genuß der ausgeſuchteſten Vergnügungen zu erhalten wußten, mich unvermerkt dahin zu bringen, daß meine vorige Denkensart mir ſelbſt endlich eben ſo lächerlich werden müßte als ſie ihnen war. Kurz, ſie hofften mich aus dem eifrigſten Verehrer und Nachahmer des Pythagoras und Apollonius in den ausgemachteſten Epikuräer zu verwandeln. Auch in den Künſten die zu einer ſolchen Operation erfordert wurden, war Theoklea eine ausgelernte Meiſterin, und hätte Mamilla mehr Gelehrigkeit für ihre Unterweiſungen gehabt, ſo möchte es ihr, wo nicht auf eine ſehr lange, doch gewiß auf eine weit längere Zeit gelungen ſeyn, mich in dem wollüſtigen Taumel zu erhalten, der in den erſten Tagen nach ihrer Zſtrükkunft mein ganzes Daſeyn in einen fortdaurenden Moment von Genuß und Wonne verſchlungen zu haben ſchien. Aber dieſe ſchlaue Mäßigung, die allen Befriedigungen der Sinne ſo nöthig iſt, dieſe Kunſt dem Ueberdruß von ferne ſchon zuvorzukommen, die Begierde immer lebendig zu erhalten, ſie auf tauſendfache Art zu ihrem deſto größern Vergnügen zu täuſchen, ſie in jedem

Genuß einen noch vollkommnern ahnden zu laſſen, und dies alles auf eine ſo ungezwungene Art und mit ſo viel Grazie zu bewerckſtelligen, daß es Natur ſcheint, — alle dieſe feinen Künſte, worin Theoklea unübertreflich war, vertrugen ſich nicht mit der raſchen Sinnesart der feurigen Römerin; der Zwang, den ſie ſich hätte auflegen müſſen, um ihren Adonis wie einen Liebhaber, den man verlieren könnte, zu behandeln, war der Tod des Vergnügens in ihren Augen, — kurz, ſie betrug ſich als ob ſie wirklich die Göttin wäre, deren Rolle ſie ſo gern ſpielte, und ihr Günſtling hätte nichts geringers als der ewig junge Apollo oder der unerſchöpfliche Sohn der Alkmena ſeyn müſſen, um nicht viel bälder, als ſie es vielleicht erwarten mochte, geſättigt, ermüdet, und — wieder zu ſich ſelbſt gebracht zu werden.

Wie unangenehm die Gefühle und Betrachtungen ſeyn mußten, die auf dieſes zweyte Erwachen folgten, wird dir die Kenntniß, die du bereits von der eigenen Form meiner Seele, und der ſonderbaren Vorſtellungsart die ihr natürlich war, erlangt haſt, anſchaulicher machen, als ich es durch irgend eine Schilderung bewirken könnte. Dieſe Form, dieſe Vorſtellungsart, war mir zu weſentlich, um durch irgend eine zufällige Veränderung ausgelöſcht zu werden. Die Trunkenheit, worin mich der Zauberbecher dieſer Circe einige Tage lang geſezt hatte, konnte unter keinen

nen Umſtänden dauern; Mamillens verſchwenderiſche Art zu lieben beſchleunigte nur den Augenblick des Erwachens. Mein erſtes Gefühl in dieſem ſchmerzlichen Augenblicke war die Höhe von der ich gefallen war, und die Tiefe worin ich lag. Aber glücklicher Weiſe war es nicht der Sturz eines Ikarus, deſſen mit Wachs zuſammengeleimte Flügel an der Sonne ſchmolzen, ſondern der Fall eines platoniſchen Dämons aus den überhimmliſchen Räumen in den Schlamm der gröbern Elemente. Wie groß auch meine Beſchämung darüber war, ſo fühlte ich doch, daß mich dieſer Fall nur erniedriget und beſudelt, nicht zerſchmettert hatte. Die Schwingen meiner Seele waren nicht zerbrochen; ich konnte ſie wieder loßwinden, mich wieder in die reinen Läfte, die ich gewohnt war, emporſchwingen, und die Erfahrungen ſelbſt, die mich jezt demüthigten, konnten mir dazu dienen, mich künftig vor ähnlichen Verirrungen zu hüten, und das Ziel meiner innerſten Wünſche deſto ſichrer zu erreichen.

Dieſes Gefühl allein, oder vielmehr die Ahndung dieſer Gedanken, und das dunkle Bewuſtſeyn der in mir liegenden Kräfte und Hülfsquellen war es, was mich in den erſten Augenblicken vor Verzweiflung bewahrte. Aber es fehlte viel, daß Gedanken wie dieſe gleich anfangs die Oberhand gehabt, und mit ihrer ganzen Stärke auf mich gewirkt hätten. Im Gegentheil, ich wurde finſter, mißmuthig und übellauniſch;

alles umher verlohr ſeinen Reiz und Glanz und nahm die Farbe meiner düſtern Seele an; ich verachtete mich ſelbſt, und zürnte bitterlich auf diejenigen, die mich dazu gebracht hatten. Gleichwohl hatte dieſes Seelenfieber ſeine Abwechslungen, und ich lernte nun verſtehen, was Xenophons Araſpes mit dem Streit ſeiner beyden Seelen ſagen wollte; denn ich erfuhr es in mir ſelbſt. Ich ſchämte mich, wie ein anderer nektartrunkner Irion, eine Theatergöttin für Venus Urania genommen zu haben, und errinnerte mich doch mit Entzücken der Augenblicke wo mich dieſe Täuſchung zum glücklichſten aller Sterblichen machte; ich betrachtete in den Stunden der böſen Laune die üppige Mamilla als eine zauberiſche Lamie, die mich bloß deßwegen nährte und liebkoſete, um mir alles Blut aus den Adern zu ſaugen; und bald darauf, wenn ein Becher voll unvermiſchten Weins von Thaſos in der ſchönen Hand dieſer Lamie dargeboten, und zuvor von ihren wolluſtathmenden Lippen beſchlürft, meine Lebensgeiſter wieder in Schwingung ſetzte, war ich wieder ſchwach genug, eine irdiſche Venus in ihr zu ſehen, und in ihren immer willigen Armen neuen Stoff zu der bittern Reue zu hohlen, die meine einſamen Stunden vergiftete.

Wie ſehr ich mich auch eine Zeit lang bemühte, dieſen peinvollen Zuſtand meines Gemüthes vor Mamillen und ihrer ſcharfſichtigen Freundin zu verbergen, ſo

ſo war es doch (wie du leicht denken kannſt) eben ſo verlohrne Mühe, als alles was dieſe Damen ſagen und thun konnten, um die einmal aufgelößte Bezauberung der erſten Wonnetage wieder herzuſtellen. Die Römerin hoffte es durch Verdopplung deſſen, was ſie ihre Zärtlichkeit nannte, zu bewerkſtelligen, beſchleunigte aber dadurch die gegenſeitige Wirkung. Die Tochter des Apollonius verſuchte es auf einem andern Wege. Sie ließ meine Sinne unangefochten, machte bloß die Freundin und Rathgeberin, ſchien nichts angelegneres zu haben als mich zu beruhigen und mit mir ſelbſt auszuſöhnen, und indem ſie die Unterredung bey jeder Gelegenheit vom Gegenwärtigen ablenkte und ins Allgemeine ſpielte, ſuchte ſie mir unvermerkt eine feine ariſtippiſche Art zu philoſophieren einleuchtend zu machen, die in ihrem Munde eine ſo einnehmende Geſtalt annahm, daß die ganze Widerſpänſtigkeit eines zum Enthuſiaſten gebohrnen Menſchen dazu erfordert wurde, nicht von ihr gewonnen zu werden. Sie erhielt indeſſen doch immer ſoviel, daß die Grazien ihres Geiſtes, die ſich in dieſen Geſprächen in ſo mancherley vortheilhaftem Lichte zeigen konnten, mir ihren Umgang immer unentbehrlicher und gar bald zu dem einzigen machten, was mich an dieſen Ort feſſelte. Wir verirrten uns unter dieſen Geſprächen zuweilen in ihre Felſenwohnung, oder in das Roſenwäldchen, deſſen Anblik ſoviel angenehme Erinnerungen in meiner Seele wieder anklingen machte; und nicht ſelten

endigte ſich dann unſer Streit über die Verſchiedenheit unſrer Grundbegriffe auf eine Art, die das Uebergewicht der Ariſtippiſchen Philoſophie über die Platoniſche völlig zu entſcheiden ſchien; wiewohl im Grunde nichts dadurch bewieſen wurde als die Schwäche des Platonikers, und die groſſe Fertigkeit ſeiner Gegnerin in dem was man die Sophiſterey ihres Geſchlechts nennen möchte. Genug, ſie verhalf der ſchlimmern Seele zu manchem ſchmählichen Sieg über die beſſere; aber eben dies ſtürzte mich unverſehens in jenen gewaltſamen und qualvollen Zuſtand zurück, der von dem ewigen Widerſpruch zwiſchen einer Art zu denken deren Wahrheit man im innerſten fühlt, und einem Betragen das man immer hinten nach mißbilligen muß, die natürliche Folge iſt.

Während dieſes ſeltſame Verhältniß zwiſchen der Tochter des Apollonius und mir beſtand, hatte Camilla, deren Leidenſchaften eben ſo ſchnell verbrauſten als aufloderten, einen armen Gegenſtand für ihre launenvolle Phantaſie gefunden; denn ſie war faſt immer abweſend, und ſchien ſich eine geraume Zeit gar nicht mehr um mich zu bekümmern; und ohne Zweifel trug die Ruhe, die ſie uns lieſs, viel dazu bey, daſs auch jenes Verſtändniß mit Theokleen, das im Grunde weder Liebe noch Freundſchaft war, den Reiz ziemlich bald verlohr, den es anfangs für mich gehabt hatte. Der leeren Stunden wurden immer mehrere,

rete, in welchen der Zweykampf der beyden Seelen ſich erneuerte, und der Sieg ſich endlich auf die Seite der beſſern neigte, ohne daß Theoklea, die es auf der andern Seite an mancherley Kriegeliſten nicht fehlen ließ, mehr als einige Verzögerung ihrer gänzlichen Niederlage bewirken zu können ſchien. Ich ſah mich mit Unwillen und Selbſtverachtung wie in den Stall einer neuen Circe eingeſperrt; jeden Morgen ſtand ich von meinem weichen aber meiſt ſchlafloſen Lager mit dem Vorſatz zu entfliehen auf, und legte mich jede Nacht mit Grimm über mich ſelbſt nieder, daß ich den Muth nicht gehabt hatte, ihn auszuführen.

Einsmals, da ich mit der erſten Morgenröthe aufgeſtanden war, und in dem abgelegenſten Theile des Hayns, der an Mamillens Gärten ſtieß, mißmüthig und unentſchloſſen herumirrte, kam eine reizende weibliche Geſtalt zwiſchen den Bäumen hervorgeſchlichen, die mich aufzuſuchen ſchien, und in welcher ich bald eine der vermeynten Nymphen erkannte, die uns in Theokleens Felſenwohnung bedient hatten. Dieſe Sclavin, Myrto genannt, war eines von den Geſchöpfen, die eine allgemeine Empfehlung an die ganze Welt in ihrem Geſichte tragen; und ſie redete mich mit ſo vieler Anmuth und anſcheinender Schüchternheit an, daß ich nicht ſtark genug war, die Unhöflichkeit zu begehen und ihr den Rücken zuzukehren, wie

mein erſter Gedanke geweſen war, da ich ſie erkannte. Sie ſagte mir, ſie habe ſchon lange dieſe Gelegenheit geſucht mich allein zu finden, um mir verſchiedene Dinge, die mir nicht gleichgültig ſeyn könnten, zu entdecken; und nachdem wir uns in einem Gebüſche, wo wir nicht überraſcht zu werden beſorgen durften, geſezt hatten, fieng ſie damit an, mir im engeſten Vertrauen eine Menge Anekdoten von Mamilien mitzutheilen, die nicht ſehr geſchickt waren den Widerwillen zu mildern, den ich bereits gegen dieſe neue Venus Pandemos in ſo hohem Grade gefaßt hatte. Aber was der guten Nymphe ganz beſonders am Herzen lag, war die allzugünſtige Meynung herunterzuſtimmen, die ich von ihrer Gebieterin Theoklea zu hegen ſchien. Die umſtändliche Geſchichte, die ſie mir von ihr erzählte, würde uns zu weit von der meinigen entfernen: ich will alſo nur das weſentlichſte berühren. Die ſogenannte Theoklea war, unter den Nahmen Chelidonion, Dorkas, Philinna, Anagallis, und einer Menge anderer dieſer Art, ſchon zwanzig Jahre in Griechenland, Italien und Gallien eine der bekannteſten Perſonen ihrer Claſſe geweſen, ehe ſie zu Halikarnaß als Prophetin auftrat und ſich Theoklea nennen ließ. Ein junger Theſſalier hatte ſie beynahe noch als ein Kind zu Korinth einem Manne abgekauft, der mit hübſchen Mädchen handelte, und ein feines Sortiment von dieſer ſchlüpfrigen Waare beyſammen hatte. Ein paar Jahre hernach fand ein alter Epikuräer zu Athen Geſchmack

ſchmack an ihr, als ſie mit einer kleinen Truppe von herumziehenden Tänzern und Luftſpringern in Geſtalt einer Flötenſpielerin vor ſeine Thür kam; er nahm ſie zu ſich und fand großes Belieben daran, die mannichfaltigen Talente, die er in dem Mädchen anfkeimen ſah, auszubilden, und ihr die Maximen von Klugheit und Wohlanſtändigkeit einzuprägen, durch deren Beobachtung ſie ſich in der Folge ſo weit über die meiſten Perſonen ihrer Claſſe erhob. Nachdem ſie noch durch verſchiedene andere Hände gegangen wär, und allerley Abenteuer beſtanden hatte, erſchien ſie zu Antiochia und Alexandria unter dem Nahmen Anagallis als die ſchönſte und geſchickteſte Mimen-Tänzerin, die man jemals in Syrien und Aegypten geſehen hatte. Sie zeigte ſich nach und nach in dieſer Qualität in verſchiedenen Provinzen des Römiſchen Reichs, und endlich in Rom ſelbſt, wo ſie einige der erſten Senatoren und Hofleute unter ihren Anbetern ſah. Nun erſchien ſie nicht mehr öffentlich auf dem Schauplatze, ſondern lebte von den Einkünften ihrer Reitze und Geſchicklichkeiten, mit dem verſchwenderiſchen Aufwand einer Perſon, die es in ihrer Gewalt zu haben glaubt, ſich überall die mächtigſten und reichſten zinsbar zu machen. Indeſſen hörte ſie unvermerkt auf, neu und jung zu ſeyn, die Quellen ihres Aufwands floſſen immer ſpärlicher, und ſie fand ſich endlich genöthiget, in Gallien, Sicilien und Griechenland ihre vorige Profeſſion wieder auszuüben. Da

ſie

ſie aber die groſſe Wirkung nicht mehr that, die ſie in der glänzendſten Epoke ihrer Jugend zu thun gewohnt worden war, ſo gab ſie dieſe Lebensart wieder auf, veränderte ihren Nahmen, und geſellte ſich zu einer in Pontus, Kappadozien und Syrien herumwandernden Bande von Iſispriestern, deren Gewerbe ſie durch ihre erfinderiſche Einbildungskraft und die Mannigfaltigkeit ihrer Talente ſehr einträglich zu machen wuſte. In dieſer Epoke ihres Lebens, fuhr die Nymphe fort, war es, wo ſie ſich mit allen den goetiſchen, magiſchen und theurgiſchen Myſterien und Künſten vertraut machte, wodurch ſie geſchickt wurde einige Zeit darauf, als die beſagte Bande durch ein unangenehmes Abenteuer auseinander getrieben worden war, die geheimnißvolle Rolle einer vorgeblichen Tochter des göttlichen Apollonius zu ſpielen, und unter dem Schutze der Römerin Mamilia Quintilla, einer erklärten Liebhaberin alles Auſſerordentlichen, eine Art von Orakelbude in dem heiligen Hayn der Venus Urania, der ein Zugehör ihrer Halikarnaſſiſchen Güter iſt, aufzurichten. Der Nahme einer Erbin der Wiſſenſchaften des groſſen Apollonius, der myſteriſche Schleyer in den ſie ſich einhüllte, ihre ſonderbare Lebensart, und die vielerley Gerüchte, die ſie von ihrer prophetiſchen Gabe, ihrem geheimen Umgang mit den Göttern, und den Wunderdingen die ſie verrichtet hätte, unter das Volk zu bringen wuſte, fieng ſchon an in Karien und den benachbarten Gegenden

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

[Verwandelt ſich in Meiland. Ein Zimmer in dem Herzoglichen Palaſt.]

Valentin und Speed treten auf.

Speed.

Euern Handſchuh, Gnädiger Herr --

Valentin.

Er iſt nicht mein; die meinen hab' ich an.

Speed.

So kan er doch euer werden, ob es gleich nur ein einzelner iſt.

Valentin.

Wie, laß mich ſehen: ah gieb ihn her, er iſt mein: o! du ſolder Schmuk der ſchönſten Hand! o Silvia, Silvia!

Speed.

Madam Silvia! Madam Silvia!

Valentin.

Was kommt dich an, Burſche?

Speed.

genden zu wirken, und gab der Prophetin gute Hoffnung, in dem Aberglauben begüterter Thoren eine neue ergiebige Quelle von Einkünften zu finden: als die Entschließung der Dame Mamilia, diese Villa zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt zu machen, der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Theoklea wurde nun bekannter mit der edlen Römerin, und bemächtigte sich in kurzem ihrer Zuneigung in einem so hohen Grade, daß sie die vertrautesten Freundinnen wurden; und da die Prophetin kein Geheimniß mehr für ihre neue Freundin hatte, so wurde beschlossen, daß sie die angefangene Rolle, wiewohl mit verschiedenen Abänderungen die zu Mamiliens Absichten nöthig schienen, fortsetzen sollte. Die Mysterien der Venus Urania, zu deren Priesterin sie sich aufwarf, schienen der wollüstigen Römerin eine Menge unterhaltender Scenen zu versprechen, wodurch sie das Einförmige des ländlichen Lebens zu vermannigfaltigen, und ihrem Hang zu romantischen Einfällen und sonderbaren Liebesabenteuern Nahrung zu geben hoffte. Theoklea ordnete alle Einrichtungen an, die in den Gebäuden und Gärten der Villa zu diesem Ende für dienlich gehalten wurden; alles gieng nach Wunsch von statten, und schon mancher Unvorsichtige hatte sich in den Schlingen gefangen, die der treuherzigen oder lüsternen Jugend hier überall gelegt waren, ehe mein Verhängniß, oder — um die Sache mit ihrem rechten Nahmen zu nennen, meine Thorheit mich,

wie.

wiewohl auf meine eigene Weiſe, zu ihrem Nachfolger machten. Es wäre, ſetzte die geſchwätzige Nymphe hinzu, zwiſchen den beyden Sirenen verabredet, daß Mamilia die Unglücklichen, die ihnen in die Klaue geriethen, ſobald ihr die Phantaſie zu ihnen vergangen wäre, ihrer dienſtfertigen Freundin überlieſe. Dieſes ſchreckliche Schickſal würde, wofern ich es nicht bereits erfahren hätte, auch das Meinige ſeyn. Sie ſchilderte mir hierauf die Dame mit den vielen Nahmen als eine wahre Zauberin; es ſey nicht anders möglich, ſie müſſe unerlaubte magiſche Mittel dazu gebrauchen, um die feinſten Männer ſo unbegreiflich zu verſtricken, daß ſie in einer Creatur, die der halben Welt angehört habe, und die ohne die Hülfe der Färbekunſt, des Pinſels und aller nur erſinnlichen Geheimniſſe des Putztiſches, der Cumäiſchen Sibylle gleich ſehen würde, die liebenswürdigſte Perſon ihres Geſchlechtes zu umarmen glaubten. Aber dies ſey gewiß, daß ich mir vergeblich ſchmeicheln würde, jemals dieſen Ort verlaſſen zu können, ſo lange Theoklea mich zurückbehalten wolle; und ich könnte verſichert ſeyn, daß ſie dies ſo lange wolle, bis ſie mich durch ihre verderblichen Liebkoſungen zum Schatten abgemergelt, und in ein wahres Geſpenſt verwandelt haben werde.

Die Lebhaftigkeit, womit die ſchöne Myrto dieſe Uebertreibungen vorbrachte, hatte mir ihre Abſicht bey dieſer ganzen Vertraulichkeit ſchon verdächtig gemacht,

macht, als ſie, nach einer kleinen Pauſe, mit dem Tone des zärtlichſten Mitleidens und mit aller Verführung, die ſie in ihre ſchwarzen Augen legen konnte, fortfuhr: der Gedanke, daß ein ſo liebenswürdiger Mann wie ein Wachsbild an dem Zauberfeuer einer ſo ſchändlichen Empuſe dahin ſchmelzen ſollte, ſey ihr unerträglich; ſie hätte ſeit dem erſten Augenblicke, da ſie mich in der Felſenwohnung geſehen, einen Antheil an mir genommen, der ſie zu einer genauen Beobachterin gemacht habe; ſie finde mich eines beſſern Loſes würdig, und — kurz, wenn ich ihre uneigennützige Freundſchaft mit einiger Gegengunſt belohnen wollte, ſo fühle ſie ſich ſtark genug, mir alle Annehmlichkeiten ihrer Lage in dieſem Hauſe aufzuopfern, meine Flucht zu befördern, und mir an welchen Ort der Welt es mir gefiele zu folgen.

Lucian. lachend. Das uneigennützige Nymphchen hätte alſo doch mit dem Reſt, den die Empuſen von dir übrig gelaſſen, großmüthig vor lieb genommen.

Peregrin. Sie war noch uneigennütziger als du denkſt; denn es zeigte ſich in der Folge, daß ſie, wie ihr der Anſchlag Alles zu haben nicht gelingen wollte, beſcheiden genug geweſen wäre, mich mit den Empuſen zu theilen. Ich machte mich mit ſo guter Art als ich konnte von ihr loß, indem ich ihr ein unverbrüchliches Stillſchweigen über die Geheimniſſe, die ſie mir vertraut hatte, angeloben mußte. Die Flucht, wo-

mit

mit ich ſchon mehrere Tage umgieng, war mit ſo wenig Schwierigkeiten verbunden, daß ich der Hülfe dieſer Sclavin dazu nicht vonnöthen hatte. Aber, anſtatt daß ihre geheimen Nachrichten von Theokleens bisherigem Lebenslauf, und die Furcht, die ſie mir vor ihrer angeblichen Zauberey einzujagen hoffte, meine Luſt zum Fliehen hätten vermehren ſollen, fand ich mich nach dieſer Unterredung weniger dazu geneigt als jemals. Kurz ich konnte mich nicht entſchließen, die Villa Mamilia zu verlaſſen, bevor mich Theoklea eine Probe ihrer ſo hochgerühmten Geſchicklichkeit in der Pantomimiſchen Tanzkunſt hätte ſehen laſſen. Ich ergriff die erſte Gelegenheit, die ſich anbot, um zu verſuchen ob ich ihr Luſt dazu machen könnte, ohne ihr merken zu laſſen, daß ich mehr von ihrer Geſchichte wiſſe als ſie mir ſelbſt davon zu entdecken beliebt hatte. Es traf ſich, daß einer von den Knaben und eines von den kleinen Mädchen, womit dieſes Haus ſo reichlich bevölkert war, während wir bey Tiſche ſaßen, die Fabel von Amor und Pſyche ganz artig für Kinder ihres Alters tanzten. Ich möchte wohl, ſagte ich, nachdem wir ihnen eine Weile zugeſehen hatten, ein ſo ſchönes Sujet von der berühmten Anagallis tanzen geſehen haben. Mein Wille war, indem ich dies ſagte, ſo unbefangen dazu auszuſehen, daß Theoklea glauben müßte, ich dächte nicht mehr noch weniger dabey, als wenn ich gewünſcht hätte, die Glycera des Menanders oder die Corinna des Ovidius geſehen zu haben:

haben: aber ich erröthete, zu meinem großen Verdruß, so plötzlich und ſtark bey dem Nahmen Anagallis, daß ſie leicht merken konnte, ich müſſe mehr von ihr wiſſen als ich das Anſehen haben wolle. Ohne die geringſte Betroffenheit in ihrem Geſichte zu zeigen, verſezte ſie: du haſt alſo auch von dieſer Anagallis gehört? Und da ich mich verwunderte, wie ſie daran zweifeln könne, flüſterte ſie mir lächelnd zu: ich bin eine mächtigere Zauberin als du denkſt: du ſollſt ſie tanzen ſehen, wiewohl ſie ſchon eine geraume Zeit aus der Welt verſchwunden iſt.

Ein paar Tage darauf lud ſie mich zu einem kleinen Schauſpiel ein, das ſie mir zu Ehren veranſtaltet habe. Die Scene war mit zwey Chören von Liebesgöttern, Zephyrn und jungen Nymphen beſezt, die unter einem mit Muſik begleiteten Tanz einen Lobgeſang auf Amor und Pſyche zu ſingen anfiengen. Bald darauf theilten ſie ſich wieder zu beyden Seiten, und es erſchien eine Tänzerin die mir beym erſten Anblick die nehmliche Pſyche darſtellte, die ich öfters in Mamiliens Galerie betrachtet hatte, wo ſie, von der Hand Actions gemahlt, unter die vorzüglichſten Zierden derſelben gerechnet wurde. Ihre Kleidung, von einem ſehr zarten beynahe durchſichtigen indiſchen Gewebe, deſſinierte mit Anſtand und Grazie die zierlichſte Jugendgeſtalt, und eine Fülle der feinſten goldgelben Haare floß in großen ringelnden Locken um ihre

ſchönen Schultern den Rücken hinab. Ohne dieſe gelben Haare hätte ſie beym erſten Anblick Theoklea ſcheinen können; wiewohl die Tänzerin auch noch ſchlanker und feiner gebildet ſchien. Ich betrachtete ſie mit einem halbſchauderlichen Erſtaunen, ungewiß wofür ich ſie halten ſollte, und beynahe zweifelhaft, ob das was ich ſehe nicht wirklich ein Wunder der Zauberkünſte ſey, deren die Sclavin Myrto ihre Gebieterin beſchuldigt hatte. Aber das ſogleich angehende Spiel ihrer Arme und Hände, — oder vielmehr die bewundernswürdige Muſik aller Glieder und Muskeln ihres ganzen Körpers, die mit unbeſchreiblicher Fertigkeit, Wahrheit und Anmuth zu einem immer mahleriſchen und vorbildenden Ausdruck der Fabel, deren verſchiedene Scenen ſie darſtellte, zuſammenſtimmten, — bemächtigte ſich meiner ganzen Aufmerkſamkeit zu ſtark, um einem andern Gedanken Raum zu laſſen. Dieſer pantomiſche Tanz, — der, ohne Hülfe der Wortſprache, bloß von einer immer melodiöſen und ausdrucksvollen Muſik unterſtützt, in einer allgemein verſtändlichen und unmittelbar zur Empfindung und Einbildungskraft redenden Sprache, die feinſten Züge und Schattierungen nicht nur der ſtärkern Leidenſchaften, ſondern ſogar der zarteſten Gemüthsregungen den Augen mit der größten Deutlichkeit vorzeichnete, oder vielmehr, wenn ich ſo ſagen kann, vorpoetiſierte, — gewährte mir ein Vergnügen, das nach und nach zu einem nie gefühlten und beynahe unaushaltbaren Entzücken ſtieg. Aber

was aus mir wurde, als auf einmal alle Amoretten und Nymphen verſchwanden, und die reitzende Pſyche in meine Arme flog, um mich zu überzeugen, daß ſie mir Wort gehalten, und, um mich einen der ſtärkſten Züge aus dem Nektarbecher der Wolluſt thun zu laſſen, wieder Anagallis geworden ſey! — O gewiß warſt du eine Zauberin, Theoklea! wiewohl in einem andern Sinn als es die uneigennützige Myrto nahm, in dem einzigen, worin es vermuthlich jemals Zauberinnen gegeben hat — denn alles was Natur und Kunſt reitzendes, verführeriſches und ſeelenſchmelzendes haben, war in dir aufgehäuft! Wer hätte, mit einer Empfindlichkeit wie die meinige, deinen Zaubereyen widerſtehen können? — Dieſe einzige Stunde, Lucian, warf mich auf einmal mitten in den Taumel der erſten Tage meiner Verirrungen zurück; und da die Gefälligkeit der wieder auferſtandnen Anagallis eben ſo unerſchöpflich war, als die Quelle dieſer neuen Art von Unterhaltung, wozu ich ihr, zu ihrer großen Zufriedenheit, ſo unverhoft Gelegenheit gemacht hatte: ſo dauerte dieſer neue und lezte Rückfall länger als ich dir ohne Beſchämung geſtehen dürfte.

Lucian. Ich glaube gar, du willſt dir noch Leid ſeyn laſſen, daß die Götter des Vergnügens mit ihren Wohlthaten ſo verſchwenderiſch gegen dich geweſen ſind? Täuſchung oder nicht! welcher König, möchte ich mit Anagallis-Theoklea ſagen, ja welcher Weiſe

in der Welt wollte ſich nicht um dieſen Preis täuſchen laſſen?

Peregrin. Um die Sache in ihrem wahren Lichte zu ſehen, lieber Lucian, muſt du dich in meine eigenſte Perſon hinein denken, und den Zuſtand, worin du mich ſo beneidenswürdig zu finden ſcheinſt, mit demjenigen vergleichen, worin ich von Kindheit an aufgewachſen war, und der im Grunde als eine bloße Entwicklung meines Ichs anzuſehen iſt. Wäre meine vorige Gemüthsverfaſſung, und die ganze Denk- und Sinnesart, woraus ſie entſprang, bloß das Werk einer unfreywilligen Beraubung angenehm unterhaltender Gegenſtände, und alſo eines nothgedrungnen Bedürfniſſes — den Mangel eines reellen Genuſſes durch Schimären zu erſetzen, kurz, wäre das hohe Selbſtgefühl, die innere Ruhe, die Zufriedenheit mit mir ſelbſt, das Ahnden einer erhabenen Beſtimmung, und das Aufſtreben zu idealiſcher Vollkommenheit, die mein vormaliges Glück ausmachten, dieſe Täuſchung geweſen: dann wäre wohl nichts begreiflicher, als warum ſie gegen eine Kette der lebhafteſten und ausgeſuchteſten Vergnügungen der Sinne und des Geſchmacks, welche keine Täuſchungen ſind, nicht hätten aushalten können. Aber jene Ideen und Geſinnungen, wie viel oder wenig ſie auch mit Wahnbegriffen in meinem Kopfe verſchlungen ſeyn mochten, waren meinem Gemüthe natürlich und weſentlich; die moraliſche Ver-

nus

und die meinem Geiſte vorſchwebte, war kein Phantom ſondern ewige unwandelbare Wahrheit; nicht dieſes Ideal, ſondern meine durch erwachende Naturtriebe überraſchte Phantaſie, hatte mich in das künſtliche Netz gelockt, das meiner erfahrungsloſen Jugend von ſinnlicher Liebe und Wolluſt geſtellt wurde. Dies, däucht mich, macht einen groſſen Unterſchied; und bey dieſer Bewandniß der Sache iſt wohl nichts natürlicher, als daß ich keine dauernde Zufriedenheit in einem Zuſtande finden konnte, worin tauſend andere ſich viele Jahre lang den Göttern gleich geachtet hätten.

Doch, es iſt ja nicht um eine Erklärung oder Rechtfertigung meiner Art zu ſeyn und zu handeln, ſondern bloß um eine unverfälſchte Erzählung deſſen was ich war und was ich that, zu thun. Der lezte Rückfall in das goldne Netz der Zauberin Theoktea, dauerte lange genug, daß ich das Vergnügen hatte mein beliebtes Roſenwäldchen zum zweytenmal in voller Blüthe zu ſehen. Während dieſer Zeit hatte Mamilla mehr als Einmal den Einfall gehabt und nur zu leicht Mittel gefunden, ihre vernachläßigten Anſprüche wieder geltend zu machen: da ſie aber, nach ihrer leichten Sinnesart, bloß die Vergnügung einer augenblicklichen Laune ſuchte, und weder zu lieben wußte noch geliebt zu werden verlangte, ſo ſchien ſie mich ihrer Freundin immer wieder mit eben ſo wenig Eiferſucht zurückzugeben, wie ſie ihr alles übrige was ſie hatte zum Ge-

brauch überließ; denn dies that ſie mit ſo wenigem Vorbehalt, daß ein Fremder lange ungewiß bleiben konnte, welche von beyden die Dame des Hauſes ſey. Ueberdies brachte ſie einen großen Theil der Zeit, die ich noch hier verweilte, bald zu Milet, bald auf ihren Gütern zu Rhodus zu, und ſchien ſich, ohne uns, gut genug zu amüſieren, um von unſerm Thun und Laſſen keine Kenntniß zu nehmen. Theoklea bediente ſich dieſer Freyheit mit einer ſo ſchlauen Mäßigung, hatte eine ſo große Mannichfaltigkeit reizender Formen und Umgeſtaltungen in ihrer Gewalt, wußte auf ſo vielerley Art zu gefallen, und dem Ueberdruß durch eine ſo große Abwechslung und eine ſo feine Miſchung der Vergnügungen der Sinne, der Einbildungskraft und des Geſchmacks zuvor zu kommen: daß ſie ſich mit einigem Rechte ſchmeicheln konnte, einen bey eben ſo vieler Empfindſamkeit weniger ſonderbaren Menſchen, als ich war, noch ziemlich lange in ihren Feſſeln zu erhalten. Indeſſen konnte ſie doch mit allen ihren Künſten nicht verhindern, daß die Täuſchung, die dazu gehörte, ſich ſogar in den Augen eines ſehr von ihr eingenommenen Zuſchauers in eine Pſyche oder Danae oder Leda zu verwandeln, immer ſchwerer wurde, je öfter man ſie in dergleichen Rollen geſehen hatte; und wie nichts unterm Monde vollkommen ſeyn kann, ſo war ganz natürlich, daß ſie mir, nachdem die Stärke des erſten Eindrucks durch öftere Wiederhohlung geſchwächt worden war, zulezt immer weiter unter

dem

Speed.

Herr, ſie muß nicht ſo nahe ſeyn, daß ſie mich hören könnte.

Valentin.

Wer ſagte dir denn, daß du ihr ruffen ſollteſt?

Speed.

Euer Gnaden ſelbſt, oder ich hab es nicht recht verſtanden.

Valentin.

Ihr ſeyd immer zu voreilig.

Speed.

Und ward ich lezthin ausgeſcholten, daß ich zu langſam ſey.

Valentin.

Gut, Sir; aber ſagt mir einmal, kennt ihr Donna Silvia?

Speed.

Das wäre die, in die Eu. Gnaden verliebt iſt?

Valentin.

Woher wißt ihr, daß ich verliebt bin?

Speed.

Sapperment! aus unfehlbaren Merkmalen; fürs Erſte, ſo habt ihr gelernt, wie Sir Protheus, eure Arme kreuzweis in einander zu winden, wie einer der mit der Regierung unzufrieden iſt; an Liebes-Liedern Geſchmak zu haben,

dem Ideale zu bleiben ſchien, dem ſie ſo nahe als möglich zu kommen ſich beeiferte. Die Zeit, wo auch dieſer Talisman alle ſeine Zauberkraft an mir verlohr, rückte immer näher heran, als die ſchöne Mamilia auf die Phantaſie gerieth, die eingefallenen Dionyſien durch ein groſſes Bacchanal zu feyern, wobey Theoklea die Ariadne und ich den Bacchus vorſtellen ſollte.

Du wirſt mich, denke ich, gerne mit einer Beſchreibung dieſes Feſtes verſchonen, deſſen ich mich ungern erinnere, wiewohl es würdig geweſen wäre, einem Sardanapal oder Elagabalus gegeben zu werden. Die üppige Römerin, die ſich viel darauf zu gut that, die ganze Einrichtung dieſer Luſtbarkeit mit allen ihren Scenen ſelbſt erfunden und angeordnet zu haben, hatte ſich vorgeſezt, die Darſtellung eines ächten Bacchanals, wie es von Mahlern und Dichtern geſchildert wird, ſo weit zu treiben als ſie nur immer gehen könnte. und zu dieſem Ende eine ziemliche Anzahl friſcher und wohlgebildeter Jünglinge aus ihren weitläufigen Landgütern zuſammengebracht, welche die Faunen und Satyren vorſtellen mußten, während ſie ſelbſt ſich an der beſcheidenen Rolle einer gemeinen Bacchantin genügen ließ. Aber, ihrer Meynung nach, der feinſte Zug von Imagination an dem ganzen Feſte, und etwas wodurch ſie mich auf eine ſehr angenehme Art zu überraſchen hoffte, war: daß ſie mit ihrer immer gefälligen Freundin die Abrede ge-

nommen hatte, wenn dieſe als Ariadne ihre Perſon bis zum lezten Act geſpielt haben würde, ſich, unter Begünſtigung der Dunkelheit, unvermerkt an ihren Platz zu ſetzen, um das übrige in ihrem Nahmen vollends auszuſpielen. Der arme Bacchus, von einer zweyfachen Trunkenheit erhizt, fand den Betrug, als er ihn endlich entdeckte, ſo angenehm, daß er in dem Taumel, worein der Zuſammenfluß ſo vieler berauſchenden Umſtände ſeine Sinnen ſezte, mehr Bacchus war als einem Sterblichen geziemet. Mamilla ließ nichts, was dem Character einer Bacchantin Ehre machen konnte, unverſucht, ihn dazu aufzumuntern; und um dieſes ächte Satyrſpiel mit einem recht luſtigen Ende zu krönen, mußte zulezt Ariadne an der Spitze eines Schwarms, von Faunen, Satyrn, Mänaden, Amoretten und Nymphen, alle mit Fackeln in der Hand, unverſehens dazu kommen, und ihren Ungetreuen, unter einem ungezähmten Gelächter des ganzen Thyaſos, auf der That ertappen. Dieſer lezte Zug ſtellte den beſtürzten Aſter-Bacchus auf einmal in die vollkommenſte Nüchternheit her, und der Zauber, unter welchem er ſo lange gelegen, war unwiederbringlich aufgelößt. Ein Menſch, der in einem entzückenden Traume ſich an Jupiters Tafel mitten unter den ſeligen Göttern geſehen hätte, und ſich im Erwachen von Schreck-Geſpenſtern, Furien, Gorgonen und Harpyen umzingelt fände, könnte von keinem grauenvollern Erſtaunen ergriffen werden, als ich in dieſem ſchmäh-

lichen

lichen Augenblicke, da ich mich in einer ſolchen Lage dem unſittigen Muthwillen einer ſolche: Geſellſchaft Preis gegeben ſah. Indeſſen behielt ich doch noch ſo viel Gewalt über mich ſelbſt, daß ich die Bewegungen zurückhielt, deren Ausbruch meine Demüthigung nur vergrößert, und die Entſchließung, die ich in dieſem Momente faßte, vielleicht unausführbar gemacht haben würde. Aber ſobald das Unvermögen es länger auszuhalten dieſen Scenen der wildeſten Schwärmerey endlich ein Ende machte, und die ſämtlichen Bewohner der Villa, die daran Theil genommen hatten, in einen allgemeinen Schlaf verſunken lagen: raffte ich mich auf, bekleidete mich mit der einfachſten Kleidung die ich finden konnte, und verließ, ohne von Mamilien und ihrer Freundin Urlaub zu nehmen, mit einem hübſchen Vorrath neuer Begriffe und Erfahrungen, und mit dem Verluſt meiner Unſchuld und Gemüthsruhe, dieſen verhaßten Boden, ohne auch nur einen Blick auf alle die Wunder der Natur und Kunſt, womit er bedekt war, zurückzuwerfen.

Lucian. Vermuthlich war dies gerade was die edle Römerin wollte. Denn, ich muß geſtehen, dieſes Bacchanal, und dieſe Abrede mit der ehrwürdigen Venuspriesterin Anagallis, hat mir ganz das Anſehen eines Anſchlags, einen Menſchen, der uns läſtig zu werden anfängt, mir guter oder böſer Art los zu werden. Die ſcharfſichtige Theoklea kannte dich zu gut, um die Wirkung, die ein ſo übertrieben ausſchweif

ſchweifendes Poſſenſpiel auf dich thun mußte, nicht vorauszuſehen; und, ſo wie ich dieſe beyden Damen aus deiner ganzen Erzählung kenne, war die Luſt an ſolchem Unfug nicht in ihrem Charakter.

Peregrin. Ich denke du haſt es getroffen, ob ich gleich noch immer glaube, daß Theoklea bey dieſer ganzen Sache bloß einer zu großen Gefälligkeit gegen ihre Freundin ſchuldig war. Wie es aber auch damit ſeyn mochte, und wiewohl ich immer ſchlimm genug dabey wegkam, ſo war doch jeder Tag, um den ich bälder aus dieſen Sirenenklippen entrann, Dankes werth; und wenn ich ihn auch dem Ueberdruß der Dame Mamilia Quintilla ſchuldig geweſen wäre. Allein ſo viel Gutes traute ich ihr damals nicht zu. Ich beſorgte vielmehr, daß es einer ſo launiſchen, und vielvermögenden Römerin leicht einfallen könnte, mir nachſetzen zu laſſen: und dieſe unnöthige Furcht bewog mich, ſobald ich zu Halikarnaß anlangte, anſtatt den Weg gerade nach Milet zu nehmen, tiefer ins Land hinein und bis nach Alabanda zu gehen: wo ich einige Tage in großer Verborgenheit damit zubrachte, allem was mit mir vorgegangen war nachzudenken, und gleich einem der aus einem Schiffbruch mit dem Leben davon gekommen iſt, zu überlegen, was für Mittel mir noch übrig geblieben ſeyn könnten, das ſo übel verfehlte Ziel meiner Wünſche zu erreichen.

W.

(Die Fortſetzung künftig.)

II.

Theodora,

oder

die Ankunft der Türken in Europa.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theodora. Dera und die andern Frauenzimmer im Serail.

(Die Scene iſt ein für Theodora beſtimmtes Zimmer im Serail zu Adrianopel.)

Dera. Hier dieſe Wohnung giebt der Sultan dir;
Dieß alles hier iſt dein; du biſt, — ſo will er, —
Hier die Gebieterin. Was nur dein Herz
Verlangt, im Traume nur verlangt, du darfſt nur reden,
Ein Wort, ein Wink; wir fliegen, dir zu dienen.
Wir dienen gern dir.

Theod. Herzlich dank' ich euch.
Ihr redet gütig. Gönnt mir eure Freundſchaft.
Ich bin hier fremd, bin traurig, bin unglücklich.

(Sie ſetzt ſich traurig und in Gedanken vertieft auf einen Sopha.)

Dera. (bey Seite) Ha, ſtolze Chriſtentochter, nicht umſonſt
Will ich dir dienen, — bück' ich mich vor dir:
Nicht ungeahndet ſollſt du mir das Herz
Des Sultans rauben! Wiſſe, daß die Töchter

Des

Des Meeresstrandes keinen Raub verzehrt
Von dieser Art. — Und, wenn es eine könnte,
Ich kann's nicht, will's nicht. Zittre! Drauf verlässt sich.
(zu Theodore) Du willst vielleicht ein wenig ruhn. Wir gehn.
Ein leichter Schlummer bringe dir Erquickung;
Ein froher Traum verkünde dir die goldnen
Die sel'gen Tage, die hier deiner warten.
So bald du rufst, erscheinen wir.

Theod. Ich dank' euch.

Zweyter Auftritt.

Theodora [welche vom Sopha wieder aufgestanden ist.]

Gott, welch' ein Schicksal! Ist dies alles Traum?
Von Träumen sprechen sie? Ich soll' hier träumen?
O Gott, wie glücklich wär' ich, wenn dieß alles
Nur Träume wären, — bange, wilde Träume,
Wie Kranke sie im Fieberschlafe träumen.
Vor wenig Tagen noch, wie glücklich war ich!
— und glaubt' es nicht zu seyn! O fäß' ich wieder
In meiner Zell' im dichtverwahrten Kloster!
Zwar traurig war die Einsamkeit der Zelle;
Allein da träumt' ich, ach! da träumt' ich anders!
Mein Vater, du, du warst der einz'ge Inhalt
Von meinem Träumen; dich, den man so früh
Mir, einem Kind', entriß, dich sah ich immer
Ehrwürdig an Gestalt, an Worten, Thaten.
Du reichtest mir, so träumt' ich, deine Hand,
Die dir so manchen Sieg erfocht; du führtest
Mich aus dem Kloster, und nun war mein Leben
Ganz dir gewidmet; nichts mehr konnt' uns trennen.
So träumt ich. Ach! mein Traum ward nicht erfüllt.

Ein

Ein junger, liebenswürd'ger Fürſt befreit mich
Aus meinem Kloſter, und der Tag erſcheint,
Der langgewünſchte Tag — ich eile ihm zu,
Dem theuern Vater! ſeh umarme' ihn!
Der Wunſch von funfzehn Jahren wird erfüllt!
Und, Gott! mich ſchaudert, — gleich am erſten Tage
Verkauft mein Vater mich an die Barbaren!
Verſtößt mich! — giebt mich hin zu einer Sclavin
Dem Fürſten einer wilden Räuberhöle!
Er konnte das? — mein guter Vater? — Ja,
Als ich ihn nun zum erſtenmal erblickte,
Verkündigte ſein ganzes Weſen mir:
Gut iſt er, iſt ein liebevoller Vater!
Und doch — welch Unglück konnte ſo ihn beugen,
Daß er ſein Kind, ſein gutes Kind verſtoßen,
Am Tage, da er nach ſo vielen Jahren
Zum erſtenmal ſie wiederſah, verſtoßen
Und an Barbaren ſie verkaufen konnte?
O du, der in des Schickſals finſtern Gängen
Die unglückſel'gen Erdenkinder führſt,
Sey gnädig! — ach, mein Herz verzagt! — o ſtärk' es!
Erhelle dieſe Nacht, daß nicht mein Schritt
Mich in den Abgrund der Verzweiflung ſtürze!

Dritter Auftritt.

Theodora, Murad.

Murad. Schon lange, Theodora, kenn' ich dich;
Schon lange liebt und ehret dich mein Herz.
Laß dich an einen Tag erinnern! Mir
War er der ſchönſte meines Lebens — Kennſt du
Den Pilger noch, der einſt in deinem Kloſter

Aus deiner Hand ein Bild empfieng, und ſich
Im Feuer ſeiner Wonne nicht enthielt
Die Hand zu küſſen und mit heiſſen Thränen
Sie zu benezen? — Ich war dieſer Pilger.
Du zogeſt zürnend deine Hand zurück
Und eilteſt aus dem Zimmer. Wütend riß ich
Am Gitter, das von dir mich trennte. Kannſt du
Des kühnen Pilgers dich erinnern? Sieh
Ich bins. Ich hatte, bloß um dich zu ſehn,
In jene Pilgerkleider mich verhüllt.
Ein Bild, das einſt ein Handelsmann von dir
Nach Pruſa bracht, flößte meiner Seele
Dieß brennende Verlangen ein. Dieß Bild
Verlor ſich nie aus meinem Herzen, trieb
Zu jener Pilgerreiſe mich — Ich ſah dich!
O denke, welch' ein Bild voll Geiſt, voll Seele,
Welch redend Bild ſeitdem in meinem Herzen
Beſtändig ſchwebte, — Feuer und Begeiſterung
Mir gab zu Thaten, dich mir zu erwerben?
Den Krieg für deinen Vater führ ich gern,
Als treuer Freund; ſo feurig ihn, ſo ſchnell
Zu führen, gab mir Liebe Muth und Flügel.
Du biſt hier fremd, biſt unter einem Volke
Das du nicht kennſt; du haſt von deinem Vater
Nicht ohne Schmerzen dich getrennt. — Ich weiß
Dein ſanftes Herz muß lange noch zu Wehmuth,
Zu Traurigkeit geſtimmt ſeyn. Aber, gute
Geliebte Theodora, nur dieß Eine
Laß heute mich dich überzeugen! nicht
Zu einem Volk biſt du gekommen, das
Verachtung oder Haß von dir verdiente:
Wir ſind ein Volk, geſchaffen zwar zum Kriege,
Allein auch menſchlich. Nenne mir ein ander's

Das mehr, wie wir, der Liebe Pflichten übt?
Ein Volk, wo jeder williger sein Gut
Mit Armen theilt? Was sind, mit uns verglichen,
Die Christen? karge Spender kleiner Gaben
Aus aller Fülle, aus dem reichen Segen,
Den über sie die Huld des Himmels schüttet.
Auch er, der Mann zu dem du, Theodora,
Gekommen bist, ist kein Barbar. Ich kenne
Des Friedens sanfte Künste, liebe sie,
Und finde nur durch sie das Leben schön.
Die Lieder süßer Dichter, die Geschichte,
Die Lehren alter Weisen, sie erquicken
Den Geist, so oft der Arm von Schlachten ruht.
Der eitle Grieche wähnt, es fließe nur
Für ihn der Weisheit Born; doch auch die Söhne
Des Morgenlandes kennen ihn, und schöpfen
Aus seiner Fülle. Nein, nicht zu Barbaren
Bist du gekommen; nicht zu einem rohen
Und wilden Krieger! Sanft ist seine Seele,
Sein Herz gefühlvoll; Lieb und Freundschaft sind
Des Lebens höchster Reitz für ihn; o dürft' er
Dich Freundinn nennen! — Freundin! Ja, wenn einst
Du diesen Namen gerne von mir hörst,
Dann preis' ich glücklich mich! Denn, glaube nicht
Was manches Mährchen in dem Abendlande
Von uns erzählt, wir hätten Sclaven nur
Zu unserm Dienste; Freundschaft sey uns fremd.
O Himmel! biete heute mir die Stadt,
Die Konstantins berühmten Namen nährt,
Und seinen Kaiserthron — gern geb' ich dir
Die Stadt zurück und ihren Kaiserthron:
Nur Theodorens Freundschaft, nur ihr Herz

Gewähre mir! Sie gibt mir tauſendmal
Den ſchönſten reichſten Kaiſerthron der Welt!

Theod. Mein dankbar Herz erkennet deine Güte,
Verehret deine Großmuth, edler Fürſt:
Doch ſagen kann ich nicht, wie groß, wie würdig
Verehrt zu werden auch von unſern Chriſten,
Mein Herz dich findet. Möchten bald die Griechen,
Die ſchon den jungen Held in dir bewundern,
O möchten ſie bald ihren treuſten Freund,
Den Freund des Friedens, bald in dir bewundern!
Verzeih! die Worte fehlen meiner Zunge;
Das wunderbare Schickſal dieſes Tages
Hat mich verwirrt, betäubt; mein Geiſt vermag nicht
Zu faſſen, was ſo ſchnell, ſo unerwartet
In dieſen Tagen über mich verhängt iſt.
In deiner Macht durch meines Vaters Willen,
Hör ich von dir die Sprache ſanfter Freundſchaft;
Sie bürget mir für deines Herzens Güte.
O laß den Tag, den dieſer Strahl verkündet,
O laß ihn mir in vollem Glanz erſcheinen!

Murad. Sprich nur, was du verlangſt.

Theod. Nur einmal wünſch ich
Hier meinen Vater noch zu ſehen, mit ihm
Zu reden ohne Zeugen, ihm mein Herz
Ganz zu eröffnen. Iſt nicht meine Bitte
Zu kühn, o ſo geſtatte, daß er bald
Und ſicher unter deinem Schutze komme.

Murad. Du ſollſt ihn ſehn, ihn ohne Zeugen ſprechen,
Und unverletzt ſoll er zurücke kehren;

Das

ben, wie ein Rothkehlchen; allein zu gehen, wie einer der die Peſtilenz hat; zu ſeufzen, wie ein Schul-Knabe, der ſein A B C-Buch verlohren hat; zu weinen, wie ein junges Mädchen, die ihre Großmutter begräbt; zu faſten, wie einer, der die Hunger-Cur machen muß; zu wachen, wie einer, der ſich vor Dieben fürchtet; und ſo kläglich zu reden, wie ein Bettler an Aller Heiligen-Tag. Sonſt, wenn ihr lachtet, krähtet ihr wie ein Hahn; wenn ihr gienget, ſo ſchrittet ihr daher wie ein Löwe; wenn ihr faſtetet, ſo war's unmittelbar nach dem Mittag-Eſſen; wenn ihr traurig ausſahet, ſo war's, weil ihr kein Geld hattet; und nun hat euch eine Liebſte auf einmal ſo metamorphoſiert, daß ich, wenn ich euch anſehe, kaum denken kan, ihr ſeyd mein Herr.

Valentin.

Sieht man mir alle dieſe Dinge an?

Speed.

Man ſieht ſie euch nicht an, ſondern ſie ſcheinen aus euch hervor, wie das Waſſer aus einem Urin-Glas; ſo daß euch niemand anſichtig wird, der euch nicht augenblicklich ſo gut als ein Doctor ſagen könnte, wo es euch fehlt.

Valentin.

Aber, antworte mir einmal, kennſt du die Donna Sylvia?

Speed.

Iſt es die, die ihr immer ſo angaffet, wenn ſie an der Tafel ſizt?

Valentin.

Das Leben deines Vaters ſoll mir heilig
Wie meines eignen ſeyn. Im Augenblicke
Send' ich zu ihm die ſchnellſten meiner Boten.
[er geht ab, der Vorhang fällt nieder.]

Vierter Auftritt.

(Die Scene iſt der Pallaſt der griechiſchen Kaiſer zu Konſtantinopel.)

Anna. Der Patriarch.

Der Patr. Mich freut es; ja, es freuet mich von Herzen,
Daß unſer junger Fürſt auf dieſem Irrweg,
Den er, verachtend alles unſer Warnen,
So kühn, ſo voller Zuverſicht betrat,
So früh beſchämt und überzeugt ſich findet.
Er hat geſehn daß Heucheley nicht Tugend,
Daß viel Geſchwätz von Vaterlandesliebe
Nicht wahre Liebe iſt zum Vaterlande;
Daß Patrioten, die ſich ſelbſt ſo nennen,
Oft böſe Bürger ſind, bey denen Herrſchaft
Und eigne Größe mehr gilt als das Wohl
Des Vaterlandes. Nun wird ihm der Nebel
Verſchwunden ſeyn, durch welchen der Verräther,
Der ſeiner guten Kaiſerin, der Dir,
Der unſrer heilgen Kirch' und mir geringem
So viel Verdruß, ſo manche Schmach erwieß,
Ihm ein Verfolgter ſchien, den wir aus Neid
Vertrieben hätten. Wiſſen wird er jezt
Der junge, gute Fürſt, daß wir mit Recht
Den Mann vertrieben, vor dem Manne warnten;
Das dieſer große, unſchuldvolle Mann, —
So nannte ihn die unerfahrne Jugend, —
Daß dieſer Märtyrer der guten Sache

Ein ſchwaches Herz in ſeinem Buſen trägt,
Ein Herz voll Tücke, voller Rachbegier,
Ein treulos Herz, dem Freunde, Kirch' und Staat,
Dem alles, was ſonſt Menſchen theuer iſt,
Nichts auf der Waage wiegt, der alles hingiebt,
Verräth, verkauft, wenn er nur eigne Größe
Nur eignen Ruhm dafür erkaufen kann.
Wie nimmt ſich unſer junger Kaiſer denn
Seit der Entdeckung? Iſt er jetzt geneigter
Uns zu vertrauen? unſerm Rath zu folgen?
Bezeugt er Reue, daß er ſo dich kränkte?
Und deinen Feind zu ſeinem Freund ſich wählte,
Dich fliehn, mit dieſem ſich verbinden wollte?

Anna. Nur wenig hab' ich ihn geſehn, geſprochen
Noch weniger. Seit der Zurückkunft iſt er
Faſt immer einſam, traurig und verſenkt
Tief in Gedanken. Jetzt erſt eben ließ er
Hieher mich bitten; ohne Zweifel hat er
Auch dich gebeten.

Der Patriarch. Ja, auf ſein Verlangen
Bin ich gekommen. Sieh, er nahet ſich.
Wie ernſt iſt ſein Geſicht! Sein Schritt iſt langſam.
Wo iſt der raſche Geiſt, wo iſt das Feuer
Womit er uns verließ? womit er hin
Zu ſeinem Helden, ſeinem Abgott eilte?

Fünfter Auftritt.

Anna. Der Patriarch. Der Kaiſer.

Der Kaiſer. Zu ſpät war mein Entſchluß. Kantakuzenus
Getrieben von Verzweiflung hat den Bund

Geſchloſſen, den ich gern verhüten wollte.
Schon ſind — doch nicht (dies bin ich überzeugt!)
Durch Seine Schuld, die Türken in Europa.
Adrianopel iſt in ihren Händen;
Adrianopel hat ihr Sultan ſich
Zum Sitz erſehn. So nahe gründet er
Vor unſern Augen ſeinen ſtolzen Thron.
In dieſer Lag' iſt unſer Vaterland!
Ein mächtig Volk, zum Krieg geſchaffen, ſchließt
Von allen Seiten unſre Hauptſtadt ein;
Uns ſchließt es ein, uns die der Handelsgeiſt
Der Waffen längſt entwöhnt. Was ſoll uns retten?
Gold haben wir: doch wider dieſes Volk
Iſt Gold die rechte Schutzwehr nicht. Zwar wird es
Vielleicht für jährlichen Tribut den Frieden
Uns gönnen; doch nicht immer; nur ſo lange
Bis es zum Siege ſich noch ſtärker fühlt,
Bis wir zum Falle noch erſchöpfter ſind.
In dieſer Nacht, die mich umgiebt, erwart' ich
Von euch, — ihr habt Erfahrung, kennt den Staat
Kennt ſeine Kräfte, ſeine Bundsgenoſſen,
Kennt deren Treue, Macht, und guten Willen, —
Von euch erwart' ich Licht. — Ihr ſchweigt?

Der Patr. Wir ſind
Nicht vorbereitet, Herr! Sprich du zuerſt.

Der Kaiſ. Wohlan, ich will. Vor allem ſey das Uebel,
Das uns ſo tief geſtürzet hat, verbannt.
Verbannt ſey alle Zwietracht. Keiner baue
Auf andrer Trümmer eigne Größe. Jeder
Erkenn' in ſeinen Feinden ſelbſt die Tugend

Von der der Staat noch Rettung hoffen kann.
Erkennet ihr die Wahrheit dieſer Regel?
Gut! Söhnt euch alſo aus mit ihm, dem Manne,
Den ihr zwar haßt, von dem ihr aber doch
Geſteht, daß er der einzige Feldherr iſt,
Den Griechenland in dieſen lezten Tagen
Geboren hat; daß er allein dem Volk
Entſchloſſenheit und Muth weiß einzuflöſſen;
Daß er hervorragt über alle Griechen
An Kenntniſſen, an Klugheit, an Erfahrung.
So willigt alſo ein, daß ich ihn rufe,
Daß uns ſein Rath in dieſen Nöthen leite.
Ihr ſchweigt? — ihr willigt ein? Gut, dieſes hofft ich,
Und hab' ihn, dieſes hoffend, ſchon berufen.
Schon iſt er hier.

Sechſter Auftritt.

Anna. Der Patriarch. Der Kaiſer. Kantakuzenus.

Der Kaiſ. [indem er den Kantakuzenus hereinführt.]

In dieſem Augenblicke
Geht Dämmerung der Hoffnung und des Troſtes,
Gebeugte Griechen, wieder für euch auf.
O Himmel, laß von dieſer Stunde an
In unſerm Rathe Einigkeit und Weisheit,
Uneigennützigkeit, rechtſchaffne Liebe
Zum Vaterlande, Muth und Treue herrſchen!
Kantakuzenus, rede jezt: du kennſt
Des Vaterlandes Noth, du kennſt die Zeiten;
Zeig uns die Quellen, wo wir Hülfe finden.

Kant. Die erſte Quelle, wenn ein Volk in Noth,
Wenn es umgeben iſt vom mächt'gen Feinde,

Iſt ſeiner Bürger Herz. Von feſtem Muth
Für's Vaterland zu ſterben ſey's beſeelt!
Von Einem Geiſt ſey dieſer Muth gelenkt!
Oft hat ein Volk durch dieſen Muth allein
Sich ſchon gerettet. Nur durch dieſen Muth
Erwirbt ſich's Freunde. Dem verzagten Kämpfer,
Der ſchon die Waffen ſtreckt, hilft niemand gern.
Doch unſre Griechen — dürften wir auch hoffen
So kühn, ſo tapfer wieder ſie zu ſehn
Wie in den Tagen der Spartaner — dennoch
Iſt zweifelhaft, ob ſie durch eignen Muth
Sich ſchützen könnten wider dieſes Volk.
Aus Aſiens entfernten Wüſten ſammeln
Zu dieſem Volck ſich immer neue Horden,
Gleich abgehärtet, nur zum Krieg gewöhnt,
Gleich raubbegierig, ſcheu von alten Zeiten
Der Völker Schrecken, die den Frieden lieben.
Nein, hoffet nicht, daß wir vor dieſem Volck
Vermögen zu beſtehen durch eignen Muth.
Wir können rühmlich fallen, ſiegen nicht.
Zum Sieg iſt Beyſtand uns von andern nöthig,
Und Beyſtand kann uns nur von Norden kommen:
Pannoniens muthvolle, ſchnelle Reuter,
Germaniens zahlloſe, ſtarke Söhne,
Die kalt und kühn einher zur blutig'en Schlacht
Mit feſtem Schritte gehn, und in der Schlacht
Mit heiterm Geiſt, von keiner Furcht umwölkt,
Von keinem Siegesſchein bethört, ſich ſtandhaft
Zum Ziel arbeiten, wo die Lorbeern blühn:
Von dieſen Völkern kommt, wenn Griechenland
Gerettet werden ſoll, von ihnen einzig
Kann Rettung kommen! Dieſe Völker ſind,
Ihr wißt es, tapfer, redlich, und bereit

Zu kämpfen für der Chriſtenheit Erhaltung,
Für ihren Ruhm. Allein ihr wißt auch, daß ſie
In Einfalt, wie die Kinder, jedem Winke
Des Biſchofs folgen, der im ſtolzen Rom
Als Vater ſich der ganzen Chriſtenwelt
Und als ihr Oberhaupt verehren läßt.
Roms Biſchof, ohne Zweifel, ſieht die Noth
Die Griechenland umſchwebt, ſieht die Gefahr
Der ganzen Chriſtenheit, wenn Griechenland
Zur Beute dieſen Chriſtenfeinden wird.
Roms Biſchof muß, um ſicher ſelbſt zu ſeyn,
Zum mindſten uns nicht überjochet wünſchen,
Von dieſem Volk, das den Koran verehrt.
Gern wird er winken, daß aus allen Enden
Des Abendlandes und von Mitternacht
Ein zahllos Heer zu unſerm Beyſtand eile.
Doch ihr errathet ſelbſt, was er vorher
Von uns erwarten wird: auch wir, wir ſollen
Als Vater ihn, als Oberhaupt der Kirche
Verehren, wie ihn ganz Europa ehrt.
Zwey Wege alſo liegen vor uns. Einer
Erfordert zwar Demüthigung von uns,

(zum Patriarchen)

Demüthigung, ehrwürd'ger Mann, von Dir;
Allein er führet, dieſer Dornenweg,
Er führt uns ſicher zu vollkommner Rettung.
Der andre Weg erſpart uns dieſe Dornen,
Erſparet unſerm Stolze jene Schritte,
Die wir ſchon oft verſucht, doch ſtets umſonſt,
Die uns die Weisheit lange ſchon empfahl,
Die unſer Stolz zu ſchwer, zu ſauer fand.
Wir giengen ihn bis heute, dieſen Weg,

Weil er uns ſchmeichelt: aber wißt, ſein Ausgang
Iſt ew'ge Knechtſchaft unterm Joch der Türken.

Der Patr. Ich dacht' es wohl. Aus dieſes Mannes Herzen
Kommt nie ein andrer Rath, als zum Verderben
Der heilgen Kirche unſers Morgenlandes.
(zu Konſtant.)
Du warſt nie der heil'gen Kirche Freund!
Gern ſähſt du ſie erniedrigt, gern im Staube.
Zwey Wege nenneſt du? Es ſey ſo. Einer
Iſt ehrenvoll für unſre heil'ge Kirche;
Ihn wähl' ich! — Was ſind Staat und Volk vor Ihm,
Der Königreiche giebt an wen er will?
Sie hält kein Menſchenarm, wenn ſie ſein Hauch
Zerſtiebt; wenn ſie ſein ſtarker Arm erhält,
Beſtürmet ſie umſonſt der Völker Wuth;
Zu Schanden werden ſie. Vor ihm laßt uns,
Wenn doch Demüthigung erfodert wird,
Vor ihm demüthig knien, daß er uns helfe;
Er kann's. Er ſendet Todesengel aus,
Und hundert Tauſende erlegt ihr Schwert
In einer Nacht, wenn Er beſchloſſen hat,
Ein Volk zu retten, das auf ihn vertraut,
Ein Volk, das er zu ſeinem Volk erſehn.
Tief beug' ich mich vor ſeinem Thron, — doch nie
Vor jenem Menſchen, der im ſtolzen Rom
Von blinden Völkern ſich vergöttern läßt.
Iſt über uns Erniedrigung verhängt,
Soll ich mich bücken — hört, was ich gelobe,
Vernehmet, was ich feyerlich gelobe:
Dem Turban will ich eh mich unterwerfen,
Als der Tiara dort zu Rom. Ich will's
Dem Volk verkünden, was in dieſem Rath

Ein Feind der Kirche vorzuſchlagen waat,
Und alles Volk, – mit Zittern ſollt ihr's hören —
Laut und einmüthig wird es ſchreyn: den Turban,
Den Turban lieber, als die Biſchofskrone
Des ſtolzen Römers! Hier in dieſer Stadt,
Die Conſtantin, der Kirche großer Stifter,
Zum erſten Range heil'ger Städt' erhob,
Den Türken lieber hier, als die Tiare
Des ketzeriſchen, Bannverfluchten Römers!

Kantak. So iſt denn, armes Griechenland, dein Fall
Gewiß, und unabwendbar deine Knechtſchaft?
Der Prieſter will's. Er ſieht mit ungerührtem Herzen
Dem Streiche zu, der dich zertrümmert, wenn
Nur er ſein ſtolzes Haupt nicht biegen darf.
Mein Herr und Kaiſer! wenn dein Volk ſo denkt
Wie dieſer Patriarch, o ſo verzweifle,
So hoffe keine Rettung mehr! ſo ſinkt
Von unſern Thürmen bald das Kreuz herab,
Und glänzen wird der Mond an ihrer ſtatt.
Bald wird, – verzeih, erhabner, heil'ger Schatten
Des großen Conſtantins! — bald wird die Stadt,
Die du zum zweiten Rom, die du zum Sitz
Des Kaiſerthums erhobſt, in ihren Mauren
Barbaren thronen ſehn! — Bald wird der Tempel,
Den deine Frömmigkeit der ew'gen Weisheit
Des Himmels widmete, von jenem Volke,
Das den Koran verehrt, geſchändet werden!
Mich ſchaudert! — Einſt in dieſen Mauern, hier
Auf deinem Thron, auf dem du, großer Kaiſer,
Zuerſt die Wahrheit, die Religion der Chriſten,
An deiner Seite ſitzen hießeſt, und
Das Heidenthum mit deinen Füßen trateſt, —

Hier

Hier ſitzen einſt — nicht Chriſten mehr! — Oſmanen!
Verehrer des Betrügers von Medina!
Und ihm zu Füſen liegen deine Chriſten!
Im Staube kriechend, wie verworfne Sclaven!
Mich ſchaudert, wenn ich die Verwandlung denke,
Mein Vaterland, die dieſer Tag dir droht!
Wenn dieſes Räubervolk dich nun beherrſcht,
Das keine ſanften Friedenskünſte kennt,
Das ſie verſchmäht! — Wie werden deine Städte
Zu kaum bewohnten dünnen Flecken werden!
Schon dünkt mich ſeh ich deine Tempel, deine
Paläſte, deine Säulen und Theater,
Und jedes Denkmal ſchöner Kunſt zerfallen,
Mishandelt von Barbaren, von den Zahn
Der Zeit zerfreſſen, tief bedeckt mit Staub,
Mit Moos bewachſen! Deine ſchöne Fluren,
Die ſchönen Inſeln, wo einſt Freud und Unſchuld
Einfalt und Kunſt in ſüßer Eintracht wohnten,
Mich dünkt, ich ſeh ſie menſchenleer, verödet,
Bewohnt von wenig unterdrückten Sclaven.
Mich ſchaudert mehr noch, wenn ich euch mir denke,
Ihr Enkel! O wie wird euch lange Knechtſchaft
Verwandeln! Griechen waren einſt die Ehre
Der Menſchheit, waren muthvoll für die Freiheit,
Beſeelt von wahrer, feur'ger Ruhmgier, fähig
Der gröſten Thaten, Lehrer aller Völker.
Was werden einſt die Griechen ſeyn? Verworfne,
Muthloſe Sclaven, die voll Argliſt ſinnen
In finſtern Winkeln Schätze ſich zu ſammeln,
Und ſtündlich zittern, daß nicht ihr Gebieter
Die Schätze find' und ihrer ſie beraube.
O ſchwebet länger nicht vor meinem Geiſt,
Verhaßte Bilder! — Ach, ſie fliehen nicht!

Ich fühl's, ſie werden wachend mich und ſchlafend,
Sie werden bis zum Grabe mich verfolgen.

Mein Herr und Kaiſer, meinen Rath verlangſt du?
Was ſoll ich rathen? Alter, Gram und Sorgen,
Tief beugten ſie mich längſt; zu Boden ſchlägt mich
Das harte Schickſal dieſes ſchwarzen Tages.
Dein eigner Muth, dein junger Heldengeiſt —
Bey dieſen ſuche Rath, bey andern nicht.

Der Kaiſ. Mein Traum von Eintracht alſo iſt verſchwunden,
Mit ihm verſchwinden alle meine Plane.
Zu deutlich ſeh ich heute, welcher Dämon
Mit giftigem Hauch die Kräfte dieſes Staats
Von langer Zeit her ſchon verdirbt. Ich ſeh',
Wir ſelbſt zerſtören uns. Von Innen kommt
Verderben über uns und Untergang.
Gehn, noch beſchließ' ich nichts; ich will mein Volk
Erſt noch genauer kennen, ſeine Wünſche
Noch mehr erforſchen, erſt noch unterſuchen,
Ob nichts von alter Kraft in ſeinem Geiſt
Zurückgeblieben iſt. Ihr unterdeſſen,
Bedenket, eure Namen ſchreibet einſt
In ihre Bücher die Geſchichte, wenn ſie
Der Nachwelt meldet, wie der Thron der Griechen
Zu einer Beute der Osmanen wurde.
Sie nennet euch gewiß! Doch wie? — vielleicht
Mit goldner Schrift, als Patrioten, die
Unthätlich den Schickſal unterlagen;
Vielleicht als ſchlechte Bürger — wählet ſelbſt!

Valentin.

Haſt du das bemerkt? Eben ſie meyn' ich

Speed.

Nein, Herr, ich kenne ſie nicht

Valentin.

Wie reimt ſich das? Du erkennſt ſie daran, daß ich ſie immer angaffe, und doch kennſt du ſie nicht?

Speed.

Iſt ſie nicht ein wenig häßlich, wenn man fragen darf (*)?

Valentin.

Häßlich, dummer Junge? Sie iſt ſo ſchön als man ſeyn kan, und noch tauſendmal reizender als ſie ſchön iſt.

Speed.

Herr, ihr würdet anders reden, wenn ihr ſie geſehen hättet, ſeitdem ſie häßlich iſt.

Valentin.

Und wie lang iſt es, daß ſie häßlich iſt?

Speed.

Seitdem ihr in ſie verliebt ſeyd

(*) Man hat ſich hier einige Freyheiten in der Ueberſetzung nehmen müſſen, weil der albernen Spaße des Speed ſich im Original um ein paar Wortſpiele herumdrehen, die ſich nicht ausdrücken laſſen.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Der Schauplatz iſt der Verſammlungsſaal des Divan zu Adrianopel.)

Murad. Die vornehmſten Befehlshaber der Janitſcharen und andre türkiſche Staatsbeamte.

Murad. Wir ſind am Ziel. Gewonnen iſt der Preis
Um den wir fochten. Friede wird es heut,
Ein Friede, vortheilhaft für die Osmanen,
Und glorreich, ehrenvoll für euch und mich.
Der Griechen Volk bekennt ſich überwunden,
Und nimmt Geſeze von dem Sieger an.
Die frohe Botſchaft wollt' ich ſelber euch
Verkündigen; ihr ſeyd es werth, daß ihr
Von niemand ſonſt, als von mir ſelbſt, ſie hört.
Euch, eurem Muth, den Thaten eures Schwerdts,
Verdanken die Osmanen dieſen Tag,
Der ſie mit ewgem Ruhmesglanz beſtrahlt.
Wir kehren nicht nach Aſien zurück,
Europa nimmt uns heut zu Bürgern auf,
Und tritt uns dieſe ſchönen Länder ab,
Die unſer Schwerdt uns ſchon erworben hat.
Auch in Europa hat nun der Prophet
Ein Volk von Glaubigen, das ihn verehrt;
Der Islam herrſchet nun im Abend auch,
Wie er im ganzen Morgenlande herrſcht.
Die ſtolzen Griechen oder Römer, — denn
Sie nennen ſich auch Römer, wie ihr wißt, —
Sie, einſt Beherrſcher auch des Morgenlandes
Bis hin zum Euphrat, bis zum ſchnellen Tiger,
Sie zahlen künftig uns Tribut. So wechſelt
Der Völker Schickſal! Wir, einſt nur ein Häufchen

Muth-

Muthvoller Hirten, treten Kaiſerthümer,
Die unſer Arm zertrümmert hat, mit Füßen.
Vom Euphrat bis zum Hellesponte hat
Die ſchönſten Länder unſer ſiegend Schwerdt
Uns unterworfen; heut gewinnen wir
Die Thore von Europa. Tapfre Krieger, ihr;
Ihr habt uns dieſen neuen Sieg erkämpft!
Seyd heute Zeugen, wie das Volk der Chriſten
Vor dem Verehrer Mahomets ſich bückt;
Seyd Zeugen des Triumphes, den der Himmel
Den Gläubigen an dieſen Tag gewährt;
Seyd Zeugen der erhabenen Beſtimmung,
Wozu des Ewgen Rathſchluß die Oſmanen
Vom fernſten Morgenland' aus jenen Ebnen
Am kaſpiſchen Geſtad' hieher berief,
Zu ſeyn Zerſtörer alter Kaiſerthümer,
Bezwinger ſtolzer, reicher Nationen,
Verkündiger des Islam in Europa,
Der Chriſten Schrecken, Stifter eines Reiches
Vor deſſen Drohn der ganze Weſt einſt bebt!
(Zu einem Staatsbeamten) Führt die Geſandte her.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Die griechiſchen Geſandten. An der Spitze der letzten Kantakuzenus in griechiſcher Mönchskleidung. (Unter den Geſandten iſt noch ein zweyter Mönch.)

Kantakuzenus. Erhabner Sultan,
Der Mann, der ſich vor deinem Anlitz bükt,
Und als Geſandter ſeines Herren, des Kaiſers,
Jezt mit dir reden ſoll, war einſt dein Freund.
Du kenneſt ihn in dieſer Hülle nicht;

Du kennſt ihn, wenn du ſeinen Namen hörſt:
Ich bin Kantakuzenus.

Murad. Sey willkommen,
Mein Freund! das warſt du, und du bleibſt es immer.
Doch du, ein Held, warum verhüllſt du dich
In dieß Gewand unthät'ger Frömmigkeit?
Komm näher; meinem Freund geziemt es nicht
Vor mir ſich zu erniedrigen. Hat nicht
Dein Kaiſer dich ernannt zum Mitregenten?„

Kantekuz. Du irreſt nicht. Der junge Kaiſer wollte,
Ich ſollte Thron und Sorgen mit ihm theilen,
Und ſein Entſchluß ward von dem ganzen Volk
Beſtätiget mit lautem, frohem Zuruf.
Ich aber, den die Laſt gehäufter Jahre
Zu tief zu Boden drückt, in deſſen Bruſt
Das Lebensfeuer dem Erlöſchen nah iſt,
Unfähig länger Ehre zuverdienen
Gab ich Gehör der Stimme meines Herzens,
Die mir zu ruhn gebot. Aus einem Leben,
Reich zwar an Thaten, aber auch an Jammer,
Eilt' ich den kleinen Reſt von meinen Tagen
In Einſamkeit dem Ewigen zu widmen.
Zwey Gründe nur vermochten mich, noch einmal
Hervorzugehn aus meiner ſtillen Zelle.
Ich komm auf deinen Wunſch, erhabner Sultan,
Zu dir, und meinem Kind', als Freund, als Vater.
Du ſchriebſt mir, meine Theodora wünſche
Noch einmal mich zu ſehn. Das Vaterherz
Gab nur zu gerne dieſem Wunſche nach.
Doch laß den Vater, laß den Freund vorerſt
Vergeſſen ſeyn! — denn auch als der Geſandte

Der

Der Griechen ſteh' ich jetzt vor deinen Augen.
Der Kaiſer hat, befahl — das ganze Volk
Erhub laut ſeine Stimm', ich ſoll den Frieden
Mit dir verſiegeln, ſoll in ſeinem Namen
Der Griechen Bund und Freundſchaft dir verſprechen,
Soll an der Griechen ſtatt aus deinem Munde
Das Wort des Friedens und der Treu' empfangen,
Das heil'ge Wort, das künftig beide Völker
Vor neuen Kriegen ſichert, und zur Freundſchaft,
Zu ew'ger, feſter Freundſchaft ſie vereinigt.
Gieb jetzo erſt Gehör mir, als Geſandten.

Murad. Wohl! Rede! Zeugen dieſes Friedens
Sind deine Griechen dort, die dich begleiten,
Hier die Osmanen. Höret, alle, hört
Die Friedensworte, die uns der Geſandte
Im Namen ſeines Kaiſers hier verkündigt!

Kantak. So ſpricht der Kaiſer und der Griechen Volk:
Den Frieden nehmen ſie, als ein Geſchenk,
Von Murads Händen an: Adrianopel,
Gallipolis, und alles das Gebiet,
Was dieſes Blatt beſchreibt —
(Er überreicht dem Sultan eine zuſammengerollte Urkunde *)
Was du mit deinem Volke ſchon beſitzeſt,
Das alles tritt zu ew'gen Zeiten dir
Der Kaiſer und das Volk der Griechen ab.
Sie nehmen dankbar dich zum Bundsgenoſſen,
Zum Freund und zum Beſchützer an; ſie zahlen
Für deinen Schutz dir jährlich jene Summe
Die du verlangt haſt und dieß Blatt beſtimmt.

In

*) Der Sultan giebt ſie ſeinem Eſſendi oder Kanzler

In unſerer Hauptſtadt, in Konſtantinopel
Erbaun ſich die Osmanen einen Tempel
Zu ihrem Gottesdienſt, und wählen ſich
Selbſt Obrigkeit nach eigenen Geſetzen.
So freundſchaftlich beträgt der Griechen Volk
Sich gegen die Osmanen, und verſpricht hingegen
Von ihnen ſich beſtändig Schutz und Frieden.

Murad. An Sultan Orchan, meines Vaters, ſtatt,
Der Vollmacht mir verliehen, nehm' ich an
Was mir der Griechen Volk durch dich verſpricht.
Von nun an ſey der Friede zwiſchen uns
Und euch befeſtigt: heilig ſey die Freundſchaft,
Der Bund unwandelbar, unwiderruflich!
Osmanen, hört es! eurem Schutz vertraut ſich
Der Griechen Kaiſerthum; von nun an ſeyd ihr
Der Griechen Freunde, Helfer und Beſchützer!
(zu Kant.) Nimm hin den Bund, von meiner Hand beſiegelt.

(Er winkt dem Effendi oder Kanzler. Dieſer übergiebt dem Kantakuzenus die Friedensurkunde)

Haſt du noch einen Auftrag, als Geſandter?
So rede.

Kantak. Keinen mehr.

Murad. So ſind die Pflichten,
Die dir dein Volk, das meine mir, gebot,
Erfüllt; wir dürfen jetzo mit einander
Als Freunde reden. Deine Tochter wünſcht
Noch einmal dich zu ſehn; auf ihren Wunſch
Lud ich dich ein; Dank ſey dir, daß du kamſt.
Du ſollſt ſie ſehn; nur einen Augenblick

Begleite mich, indeſſen ſend' ich zu ihr,
Damit dein Anblick ſie nicht überraſche;
Zu ſchnelle Freude wäre zu erſchütternd.

(Murad und Kantakuzenus gehen zuerſt ab. Ihnen folgen erſt die türkiſchen Staatsbeamte und oberſten Befehlshaber der Janitſcharen, dann die übrigen griechiſchen Geſandten. Die Janitſcharen zuletzt.)

Dritter Auftritt.

(Die Scene iſt in einem Saale des Serails.)

Dera und andre Frauenzimmer vom Serail.

Dera. Wie? furchtſam ſteht ihr da? und ſchweigt? und bebt?
Seht bald mich an? zieht ſchnell den Blick zurück,
Und werft zur Erd' ihn? — immer ſtumm und blaß
Und zitternd? — Hab' ich euch ſo ſehr verkannt?
Für euch, — wißt ihr's denn nicht? begreift ihr's nicht?
Für euch, — für mich, für alle, die ihr Schickſal
In dieſen Harem warf, that ich die That.
Ihr alle wünſchtet ſie, — in eurem Herzen, —
Geſteht es, wünſchtet ihr der Chriſtin Tod;
Und, — weil es euch an Muth, an Kraft gebrach, —
So wünſchtet ihr, daß Dera Ueberfluß
Von Kraft und Muth zu jeder kühnen That,
Zu Gift und Dolch und Mord beſitzen möchte.
Spracht ihr, als Dera euch den Becher wies?
Spracht ihr, als ſie vor euren Augen emſig
Den Gifttrunk miſchte? ſpracht ihr, als ſie hingieng,
Wie zum Triumph, den Gifttrank ihr zu reichen?
Der Chriſtentochter, die ihr alle haßt,
Verflucht, und gern mit euren Blicken längſt

Getödtet hättet! — ſpracht ihr nur ein Wort?
Nur Ein abrathend Wort? Ihr ſchwiegt! ihr ſchwiegt!
Und eure Herzen, — leugnets, wenn ihr könnt! —
Und eure Herzen waren nur beſorgt,
Es möchte Furcht mich überfallen, möchte
Zurück mich ſchrecken, und die kühne That,
Blieb' ungeſchehn. Sie iſt geſchehn! die Chriſtin
Hat ihn getrunken, meinen Trank! Jezt geht,
Eilt, flieget und meldet es, ob ſie vielleicht
Durch Gegengift gerettet werden kann!
Ihr bleibt? ihr ſchweigt? In eurem Herzen lauſcht
Geheime Freude, daß die That geſchehn iſt:
Im Herzen wünſchet ihr euch heimlich Glück,
Ihr erntet gern die Frucht von einer That,
Die zu begehn nur Dera Muth beſaß.
Horcht, bald ertönt es, das Geſchrey, das Jammern
Um ihren Tod, bald wird der ganze Harem
Tumult und Aufruhr ſeyn! — ſtill! — hört ihr nichts?
Es kann nicht lange währen; — ha! — man ruft! —
Hört! —

(Die Frauenzimmer geben einander durch Zeichen zu verſtehen, daß der Sultan herbeykommt, und eilen in der größten Beſtürzung weg.)

Wie? Wo eilt ihr hin? was fehlt euch?

Vierter Auftritt.

Dera. Murad. Eine Sclavin. Die Wache.

Murad. (ohne Dera gewahr zu werden, zu der Sclavinn)
Entſezlich! Dera, ſagſt du? Dera? (zur Wache) Eilt,
Nehmt Dera in Verhaft — mit ihrem Leben
Soll ſie mir ſtehn für Theodorens Leben!

(Man nimmt Dera in Verhaft. Der Sultan bemerkt es nicht. Er fährt fort zu einem Befehlshaber der Wache:)

Und du, — der Kaiſer von Konſtantinopel
Sey hier? im Harem? ſagſt du, hier bey Theodora?
Als Mönch verkleidet? Eilt, beſetzet jeden Zugang,
Weh euch, wenn er entkömmt! — bey Theodora! —
Als Mönch verkleidet! — und mit ihrem Vater! —
Bin ich verrathen? — Bin ich zum Geſpött
Geworden den Verwegnen?
(Er wird die in Verhaft genommene Dera gewahr.)
— Ha! da iſt ſie,
Die Thäterin! — Gott, ſoll ichs glauben? — Sie!
Dieß Bild der Sanftmuth! — eine Mörderin!
Du ſeyſt, ſagt man, die Mörderin! — biſt du's? —
Weh dir, wenn du es biſt! — doch, was verweil ich?
Fort, zu der Leidenden!
(Indem er geht, wendet er ſich noch einmal nach Dera um.)
Weh dir! weh dir!
Wenn ſie geſchehn iſt, die verfluchte That.
— Noch eins! weißt du vielleicht noch Rettungsmittel,
So komm' und rette ſie, und dich, und mich!

Fünfter Auftritt.

Dera allein.

Ja wohl verfluchte That! wenn ſie geſchehn iſt
Mir zum Verderben ſelbſt. Und das — das iſt ſie!
Ich war verblendet. Wiſſen hätt' ich können,
Und hätt' es ſollen, daß die Laurerinnen,
Die falſchen Seelen, ob ſie dieſe That
Gleich ſehnlich wünſchten, mich verrathen würden.
Gern ſehn die Menſchen, daß für ſie ein Ther
Zum ſchwärzeſten Verbrechen ſich entſchließt;
Sie genießen froh die Früchte des Verbrechens,

Und

Und ſehn gleich froh, daß ihn, der es begieng,
Die ganze Strenge der Geſetze trift;
Sie klagen ſelbſt ihn an, und treten ihn
Gefühllos nieder, ſeiner Einfalt ſpottend.
Doch ihr, Treuloſe, die ihr mich verriethet,
Nein, triumphirt nur nicht! Ich ſchwör' es euch,
Ihr ſollt die Frucht nicht ohne mich genießen,
Sie mag ſüß oder bitter ſeyn; das Weh,
Das über mich im Grimm der Sultan rief,
Wenn mich es trift, ſo ſoll's mit gleichem Streich
Euch treffen! Keine ſoll, ich ſchwör' es,
Verſchonet bleiben! Dera wird ſich rächen!

Sechſter Auftritt.

(Die Scene iſt in einem Zimmer, wo Theodora eben verſchieden iſt. Sie liegt in einem Sopha. Auf der einen Seite ſteht ihr Vater in einer Stellung, die den innigſten Kummer verräth. Auf der andern Seite kniet der als Mönch verkleidete Kaiſer und hält eine von Theodorens Händen gefaßt.)

Kantakuzenus. Der Kaiſer.

Kant. O meine Tochter!

Der Kaiſer. Meine Theodora!

Kant. Was hör' ich? raubt der Schmerz dir die Beſinnung?
Ich war ihr Vater; du, als Menſch, als Chriſt,
Maaſt ſie beweinen, doch du haſt kein Recht
Zu dieſer Heftigkeit. Gemäßigt ſey
Dein Kummer; ſo geziemt es deinem Stande.
Bedenk auch noch, daß übertriebner Schmerz
An dieſem Ort verdächtig werden kann.

Der Kaiſer. Laßt ſie mich tödten; laßt ſie neben ihr
Mich nur begraben, und ich will die Wohlthat
Mit Dank erkennen!

Kant. Welche Wuth, mein Sohn!
Was widerfährt dir? Biſt du nicht ein Chriſt?
Ein Ordensgeiſtlicher?

Der Kaiſer. Nein, nein: ich bin
Der unglückſeligſte von allen Menſchen!
Ich bin es, den ſein Schickſal auf den Thron,
Den morſchen, wankenden, entehrten Thron
Der unglückſeligen Griechen ſezt; ich bins!
Ja, ſtaune nur; ich bins! (auf Theodora zeigend) Um
ſie zu ſehn,
Noch einmal ſie zu ſehn, bat ich den Mönch,
Der dich begleiten ſollt', um ſein Gewand;
Hier bin ich nun und ſeh mein ganzes Elend!

Kant. Entſetzen! Herr, ich zittre! Nie in meinem Leben
Hab' ich gezittert; aber jezt — was haſt du
Gewaagt! — dein Leben! Hier, in dieſes Volkes Hände!
Verzeih, die Kühnheit war zu groß. Um Gottes willen
Verſtelle dich, man kommt!

Der Kaiſer. Ich fürchte nichts!
Ich fürchte nicht den Tod; das Leben fürcht' ich!
Mein Leben haß' ich! Soll ich länger leben?
Um tiefer noch vor dieſem Volke mich
Gebeugt zu ſehn? Um alles, alles, was
Mein Herz je liebte, mir geraubt zu ſehn?
Iſt nicht mein Ruhm dahin? Wird die Geſchichte
Von mir nicht ſagen, daß in meinen Tagen
Der Griechen Volk den Türken dienſtbar wurde?

Nun

Valentin.

Ich habe ſie vom erſten Anblik an geliebt, und ſehe ſie immer ſchön.

Speed.

Wenn ihr ſie liebt, ſo könnt ihr ſie gar nicht ſehen.

Valentin.

Warum?

Speed.

Weil die Liebe blind iſt. O! möchtet ihr meine Augen haben, oder möchten eure eigne Augen noch ſo gut ſehen, wie damals wenn ihr den Signór Protheus ausſchaltet, daß er ſeine Hoſen-Bänder nicht zugeſchnallt hatte.

Valentin.

Was würd' ich denn ſehen?

Speed.

Daß ihr izt zum wenigſten noch ein gröſſrer Thor ſeyd als er war; denn weil er verliebt war, ſo ſah er nicht ob er ſeine Hoſen-Bänder zugeſchnallt hatte; und ſeitdem ihr verliebt ſeyd, ſeht ihr nicht einmal, ob ihr eure Hoſen anhabt oder nicht.

Valentin.

Dieſem nach muſt du auch verliebt ſeyn, Junge; denn verwichnen Morgen konnteſt du nicht ſehen ob meine Schuhe geputzt ſeyen.

Speed.

Nun iſt auch Sie dahin! ſie, deine Tochter!
Sie, meine Theodora! Sie zu ſehn,
Noch einmal ſie zu ſehn, verhüllt' ich mich,
Dir unbewußt, in dieß Gewand; zu heftig
War meine Sehnſucht: dieſen lezten Troſt
Wie konnt' ich meinen Herzen ihn verweigern?

Kant. Man kommt. Verſtelle dich! Um deines Volkes,
Um deiner Griechen willen! laß dich, laß dich,
Erflehn! dein Freund — ſie, Theodora, fleht dir!
(auf die Leiche weiſend.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorige. Murad. Die Wache.

Murad. (indem er hereintritt,) Sie iſt nicht mehr? Ich
ſoll ſie nicht mehr ſehn?
(indem er Kantakuzenus und den Kaiſer gewahr wird
Zu Kantakuzenus:)
Wer iſt der Mönch? (zum Kaiſer) Enthülle dein Geſichte
Ich weiß es, wer du biſt — Was führt dich her?
Was ſuchſt du hier? was hatteſt du für Abſicht!
Laß hören! war es Neugier? (zu Kanta u.) Aber du,
War dir's bekannt, daß er ſo mit dir gieng?
Was wollt' er doch mit dieſem kühnen Schritt?

Der Kaiſer. Dich wollt' ich ſehn, der mit ſo ſtarker Hand
So nah der Stadt des groſſen Konſtantins
Sich einen neuen Thron erbaut; ich wollte
In deinem Antliz jede Tugend leſen,
Die von dem Schickſal dir den Ruf erwarb,
Der dich den Stiftern alter, großer Reiche,
Der dich den Cäſarn an die Seite ſezt.

Du Glücklicher! dir ward das ſchöne Loos,
Zu ſeyn der Führer eines neuen Volks,
Das, einem feurgen, kühnen Jüngling gleich,
Mit unverdorbner, unmißbrauchter Kraft
Die Bahn der Ruhmes läuft. Mir, ach, mir ward
Das traurige Loos, zu ſehn, wie meine Griechen
Dem Kranken gleichen, der mit Kraft und Schönheit
Gerüſtet war, und den ein Geiſt beſeelte
Voll Muth und Weisheit, aber der vom Gift
Verderbner Säfte jezt geſchwächt, zernagt,
Entſtellet, ſchon ſich nahet der Verweſung.
Ja, unbeſonnen war mein kühner Schritt,
Dich hier zu ſehn. Ich bin in deiner Hand;
Entſcheide, was mein Schickſal ſeyn ſoll; ruhig
Will ich's erwarten, doch den Greis hier ſchone!
Er wußt' es nicht, daß in dem Mönchsgewand
Ich mich verbarg; er hätte mir's verwehrt.

Murad. Du kameſt mich zu ſehn? du ſahſt mich dort!
Im Divan! — Aber hier? was ſuchſt du hier?

Der Kaiſer. (nachdem er eine kleine Weile nachzudenken geſchienen)
Sie wollt' ich ſehn, die jezt hier liegt.

Murad. Verwegner!
(zur Wache) Ergreift ihn.

Kantak. (vom Sultan zu Fuße fallend) Herr!

Murad. Verräther! Heuchler! zittert!
Wie? in Geſtalt von kriechenden, gebückten,
Von chimäriſchen Friedensboten, kamt ihr,
Mich zu entehren? Welche Strafe hat

Die

Die ſtrengſte Rache je erſonnen, die nicht
Auf euch, Elende, fallen muß? ihr —

Der Kaiſer. Laß ſie, laß ſie auf mich nur fallen, und
Ich will dir danken, wie für eine Wohlthat!
Nur ſchone dieſes Greiſes, denn er wußte, —
Bey allem was uns heilig iſt, betheur' ich's, —
Er wußt' es nicht, daß ich es war: ich ſey
Der Mönch, ſo glaubt' er, den des Kloſters Obern
Ihnen zum Begleiter auf die Reiſe gaben.

Murad. Haſt du ſie öfters ſchon geſehn? (Bey ſeite) Ich zittre!
Er liebte ſie! es iſt gewiß! — Ob ſie —
Ob ſie ihn liebte? — Welche Marter! (zum Kaiſer) rede!

Der Kaiſer. Im Kloſter ſah ich ſie —

Murad. Und liebteſt ſie?

Der Kaiſer. Sie ſehn
Und ſie nicht lieben! — Frage ſelbſt dein Herz,
Ob dieſes möglich war?

Murad. Und ſie? ſie liebte
Dich wieder?

Der Kaiſer. Ach, ob ſie mich liebte? — Glücklich,
Zufrieden wär' ich, wenn ich dieß nur wüßte
Einſt habe Theodora mich geliebt!
Es wäre Balſam für mein krankes Herz,
Dem das Geſchick ſo manche Wunde ſchlägt.

Murad. (Zur Wache) Führt ſie hinweg! — doch wartet! —
Nein, nur weg!

(Die Wache geht mit dem Kaiſer und Kantakuzenus ab; wie ſie kaum hinaus ſind, ruft ihnen Murad nach:)

. Bleibt dort und wartet!

Achter Auftritt.

Murad allein

(anfänglich in der heftigſten Bewegung. Indem er Theodoren betrachtet, wird er allmälig ruhiger.)

Theodora? Du,
Du hätteſt ihn geliebt? — nicht mich? —
Es hätte ſich dein Herz nach ihm geſehnt? —
Nein! — Theodorens Herz war ohne Falſch!
Sie war unſchuldig! hier, hier ſteht's geſchrieben,
In dieſen Zügen! eine reine, treue
Rechtſchaffne Seele war des ſchönſten Körpers
Bewohnerin. Wenn ihr vielleicht der Jüngling —
Er iſt nicht ohne Tugend — einſt gefiel; —
Sie blieb der Pflicht getreu! hier dieſe Minen;
Sie reden Wahrheit; brauch ich weiter Zeugniß? —
Geliebte, ja, ich leſ' in deinen Minen
Und will erfüllen, was ſie mir gebieten!
Um deinetwillen ehr' ich deinen Vater,
Um deinetwillen ſchon' ich auch des Jünglings,
War gleich ſein Schritt verwogen, unbeſonnen
Und werth der ſtrengſten Ahndung — er mag leben!
Mag gehn zu ſeinem Volk, auf ſeinem Thron
Noch länger ſitzen! Dir gelob' ich's; ich
Will tiefer ihn nicht ſtürzen! Ruhig mag er
Den kleinen Reſt der alten Herrlichkeit
Genieſſen; iſt er nicht genug gebeugt?
Der Herrſcher eines tiefgefallenen Volks,
Dem jeder Tag es ſagt, daß Mitleid nur

Der

Der Nachbarn ihn auf ſeinem Thron erhält,
Daß er herunterſteigen muß, ſo bald
Sie es beſchließen, — o, wer möcht es ſeyn,
Der eigne Würde fühlt? und, — muß er's ſeyn,
Gebeut es ihm die Pflicht; — was gleicht dem Schmerz,
Den er empfinden muß? Der Jüngling fühlt ihn,
Fühlt, daß es Mitleid iſt von mir, und Wohlthat,
Wenn ihm mein Schwerdt den halben Thron noch läßt,
So nehm' er dann noch dieſe zweyte Wohlthat
Von meiner Hand! Er ſollte ſterben, ſollte
Zum wenigſten mein Sclave bleiben; doch
Ihm ſey verziehn! Das Leben und die Freyheit,
Ich ſchenk' ihm beyde, — denn du willſt es!
Du willſt es, Theodora! — Als dein Geiſt
Aus deinem Aug mir ſtrahlte, waren Blicke
Von dir Befehle dieſem meinem Herzen;
Verſchloſſen iſt dein Auge, ſpricht nicht mehr,
Doch redend iſt noch immer deine Miene!
Ich will erfüllen, was du wünſchen würdeſt
Wenn du noch lebteſt. Immer ſoll dein Bild
Vor meinem Geiſte ſchweben, immer will ich's
Befragen, was ich thun ſoll. Wenn mir Thaten
Des Edelmuths, der Menſchlichkeit, gelingen,
So ſey es Lohn mir, daß dein Bild mir lächle!
Hör mein Gelübde! Menſchlichkeit und Großmuth
Soll künftig jeden meiner Schritte leiten!
Dieß ſey der erſte! (zu der Wache draußen) Führt ſie herein.

Neunter Auftritt.

Murad Kantakuzenus. Der Kaiſer. Die Wache.

Murad (zu Kant.) Du war'ſt der Vater dieſer Tugendhaften;

War'ſt einſt mein Freund; ſey's immer! Ehr' und Freundſchaft
Sey dir von mir geweiht! um deiner Tochter,
Um deiner alten, mir erwieſnen Freundſchaft,
Um deiner Jahre willen!

(zu dem Kaiſer.) Du, dein Schritt
Verräth mehr Leichtſinn als ſtrafbare Abſicht;
Verräth zu ſehr den Jüngling, der ſich noch
Von eitler Leidenſchaft bethören läßt;
Der nicht bedachte, was Monarchenwürde
Und Fürſtenpflicht von ihm erheiſchte. Gegen
Dein Volk haſt du gefehlt, nicht gegen mich.
Den Bund, den ich mit dir geſchloſſen, halt' ich:
Auch du, halt' ihn gewiſſenhaft; vergiß nicht,
Daß dich auf deinem Throne bloß der Bund,
Und meine Freundſchaft ſchüzt! Sey ihrer würdig!

(zu beyden) Geht, und verkündigt nicht nur euren Griechen,
Verkündigt allen Völkern in Europa,
Daß die Osmanen jede Tugend kennen,
Verehren, und ſie üben. Dieſes Zeugniß
Verdienen wir; ihr wißt es! Seyd gerecht!

(Karatakuzenus und der Kaiſer gehen ab.)

(zur Wache.) Entlaßet Dera aus dem Harem! Daß ſie
Vor meinen Augen nie erſcheine! – daß
Den Unglücksnamen keiner vor mir nenne!

(die Wache geht auf ſeinen Wink ab.)

Lezter Auftritt.

Murad allein

(indem er vor Theodorens Leiche hinten, und ſie gerührt betrachtet.)

So, Theureſte, ſo räch' ich deinen Tod!
So willſt du's! — nicht durch Tod, durch Grauſamkeit —

Durch

Durch Wohlthun und Verzeihn! So rächt sich Großmuth!
So rächet sich ein edler Geist, wie deiner!
So rächt sich, wer, von dir geliebt zu werden,
Sich würdig wünschte, nicht unwürdig fühlte!

(der Vorhang fällt nieder.)

III.

Allgemeiner Gesichtspunkt einer Reformation der Philosophie

(Fortsetzung und Beschluß.)

Ueber den ersten Grundsatz der Moral.

Wenn unter dem Sittengesetz die Richtschnur verstanden wird, welche von der Vernunft für gewisse menschliche, die willkührlichen genannte, Handlungen bestimmt (vorgeschrieben oder nur erkannt??) wird: so sind die Philosophen ziemlich unter sich einig, daß es in dieser weiten Bedeutung des Wortes, die jeder nach seiner Weise näher erklärt, ein Sittengesetz gebe. Versteht man aber ein Gesetz darunter, das sich unter allen möglichen dadurch unterscheidet, daß es nur in wenige beobachtet werden kann als es keinem andern

Unter-

untergeordnet wird, ein Geſetz, welches nur in ſoferne erfüllet werden kann als es lediglich um ſeiner ſelbſt willen erfüllt wird, ein Geſetz, daß ſich mit keiner Sanktion, bey der die Abhängigkeit des menſchlichen Willens von Luſt und Unluſt zum Grunde liegt, verträgt: ſo wird man nur von ſehr wenigen verſtanden, von den meiſten für einen grillenhaften Schwärmer angeſehen, und faſt alle werden darüber einig ſeyn, daß es in dieſem Sinne kein Sittengeſetz gebe. *)

So verſchieden man auch in der philoſophiſchen Welt über das Weſen des Sittengeſetzes, d. h. über den Grund der Verbindlichkeit deſſelben, gedacht hat, ſo ſehr ſcheint man bisher darüber einverſtanden geweſen zu ſeyn, daß jener Grund keineswegs unabhängig von Luſt und Unluſt gedacht worden, und daß dasjenige, was man bisher Sittengeſetz genannt hat, entweder nur durch oder wenigſtens nicht ohne die Sanktion von Luſt und Unluſt Gegenſtand unſers Willens ſeyn könne. Allein eben dieſe Einhelligkeit dürfte wohl als ein gemeinſchaftliches Mißverſtändniß verdächtig werden, wenn man den Streit der Philoſophen über den Grund der ſittlichen Verbindlichkeit, oder, welches eben ſo viel heißt, über die Frage, mit welcher das Sittengeſetz ſteht oder fällt, als unpartheyiſcher Zuſchauer genau ins

Auge

*) Wenigſtens alle mir bekannte Philoſophen auſſer Kant, und alle mir bekannte Theologen auſſer — Jeſus Chriſtus.

Auge faßt, und am Ende gewahr wird, daß eben dieſe Unentbehrlichkeit von Luſt und Unluſt zur Verbindlichkeit des Sittengeſetzes, die Scheidewand iſt, durch welche die philoſophiſche Welt über den Grundbegriff der Sittlichkeit ſelbſt in zwey entgegengeſetzte Partheyen getrennt wird, die, ſo lange dieſe Scheidewand beſteht, ſich unmöglich vereinigen können.

Die eine dieſer Partheyen glaubt den Grund der Verbindlichkeit des Sittengeſetzes in der Empfänglichkeit des Gemüthes für Luſt und Unluſt gefunden zu haben. Sie hält die Vernunft blos für die Auslegerin, oder höchſtens für die Concipiſtin des Sittengeſetzes, nicht für die Geſetzgeberin, welchen Rang ſie dem Triebe zum Vergnügen einräumt, den derſelbe, nach der Meynung einiger dieſer Parthey, höchſtens mit der Natur der Dinge auſſer uns in ſo ferne theilt, als dieſe mehr oder weniger geſchickt ſind ihn zu befriedigen. Die andere Parthey ſucht den Grund der Verbindlichkeit des Sittengeſetzes in der Vernunft auf, und erkennt die Vernunft für die geſetzgebende, den Trieb nach Vergnügen aber nur für die ausübende Gewalt im Regimente des menſchlichen Geiſtes. Man kan es dieſer Parthey nicht wohl verdenken, wenn ſie die theoretiſche Tugend der erſtern für bloſſe Klugheit erklärt, und den Namen der Weisheit ausſchlieſſend für die Ihrige vorbehält. Allein eben ſo wenig dürften die Gründe ganz verwerflich ſeyn, mit welchen jene

ne gegen alle Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt bey dem moralischen Bestimmungsgrunde des Willens protestiren. Wenigstens haben sich die vorzüglichsten Köpfe dieser Parthey bisher durch keine Antwort überzeugt gefunden, welche ihnen die Gegenparthey auf die Frage gegeben hat: ob die Vernunft und ihre Gesetze ohne Dazwischenkunft vom Vergnügen und Misvergnügen auch wohl das Vermögen hätte den Willen zu bestimmen? und wenn sie dasselbe erst durch den Trieb nach Vergnügen erhielte, ob dann nicht von diesem alle gesetzliche Kraft des Sittengesetzes abhinge? Ohne hier zwischen diesen Partheyen entscheiden zu können und zu wollen, müssen wir uns gegenwärtig begnügen, die innere Verfassung derselben und ihr Verhälteniß gegen einander historisch zu beleuchten.

Das moralische Gesetz ist durch den Grund seiner Verbindlichkeit, worin derselbe auch immer bestehen mag, sowohl gegeben als vermittelst dessen allein erkennbar. Die Frage: „giebt es einen Erkenntnißgrund für das moralische Gesetz?„ müßte also eben so viel heissen, als: giebt es Grund der Verbindlichkeit, oder auch sogar: giebt es überhaupt ein moralisches Gesetz?„ Nichts kan meines Erachtens der Menschheit zur grösseren Ehre gereichen, nichts die Heiligkeit des moralischen Gesetzes in ein auffallenderes Licht setzen, und den Primat der Praktischen Vernunft über die Theoretische einleuchtender darthun, als der höchstmerkwürdige Umstand:

Speed.

Es iſt auch nicht anders, Herr; ich war in mein Bette verliebt; ich danke euch, daß ihr mich meiner Liebe wegen gepeitſcht habt; denn das macht mich deſto beherzter, euch wegen der eurigen zu beſcheiten.

Valentin.

Mit einem Wort, ich liebe ſie, und verwichne Nacht befahl ſie mir, etliche Zeilen an jemand aufzuſetzen, den ſie liebt.

Speed.

Und das habt ihr gethan?

Valentin.

Das hab ich.

Speed.

Die werden elend genug geſchrieben ſeyn!

Valentin.

Nein, Junge, ſo gut als ich ſchreiben kan -- Stille! hier kommt ſie.

Silvia zu den Vorigen.

Speed (leiſe.)

Was für eine ſchöne Puppe! wie artig ſie ſich dreht! Nun werden wir Wunder hören.

Valentin.

ſtand: „daß es in der philoſophiſchen Welt nie die Frage war und ſeyn konnte: ob es ein moraliſches Geſetz gebe? ſondern daß daſſelbe immer als vorhanden vorausgeſetzt wurde; daß über die Frage: giebt es einen Erkenntnißgrund für das moraliſche Geſetz? keine verneinende Parthey aufgeſtanden iſt, und daß die wirklich ſtreitige Frage über den Grund der Verbindlichkeit des moraliſchen Geſetzes, nie den Sinn hatte: ob es einen ſolchen Grund gebe? ſondern nur worin derſelbe beſtehe? *)

Die eine Hauptparthey, welche dieſen Grund in der Empfänglichkeit für Luſt und Unluſt aufſucht, findet denſelben entweder in einer urſprünglichen und natürlichen, oder aber in einer erworbenen und erkünſtelten Einrichtung dieſer Empfänglichkeit, und trennt ſich hierüber in zwey ſehr entgegengeſetzte Partheyen.

a) Aeuſſerlicher beſtimmter ſubjektiver Grund der moraliſchen Verbindlichkeit.

Der Trieb nach Vergnügen, behauptet die eine dieſer Partheyen, würde, ſich ſelbſt und ſeiner urſprünglichen Einrichtung überlaſſen, einzig und allein dem Geſet

*) Von einzelnen frechen und aller Sittlichkeit offenbar hohnſprechenden Schriftſtellern kan hier unter der Rubricke einer beſondern Parthey ſo wenig die Rede ſeyn, als von Mißgeburten und Auswüchſen in der Klaſſification der Naturgattungen.

Geſetze der Sinnlichkeit folgen, wie dieſes wirklich bey allen übrigen Thieren, und bey allen Völkern in eben dem Verhältniſſe der Fall iſt, in welchen ſich dieſelben dem urſprünglichen Stande der Natur nähern. Wenn alſo gegenwärtig der Trieb nach Vergnügen bey kultivierten Nationen auſſerdem noch einem andern und ihm ſo ganz fremden Geſetze, als das moraliſche, Sanktion gäbe: ſo müßten ſie dieſe unnatürliche Richtung von auſſen her, durch künſtliche Bildung oder Zwang erhalten haben, und der Grund der Verbindlichkeit des moraliſchen Geſetzes, ſo wie der durch ihn beſtimmte Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter, wäre der menſchlichen Natur vielmehr aufgedrungen, als eigenthümlich und angebohren. Wirklich könne das Sittengeſetz unmöglich Naturgeſetz für den menſchlichen Willen ſeyn; denn ſonſt müßte es von allen befolgt, oder doch wenigſtens von allen erkannt werden; denn ſonſt könnten unmöglich ſogar unter den kultivierteſten Nationen Gewohnheiten und poſitive Geſetze eingeführt ſeyn, die dem Sittengeſetze geradezu widerſprechen; was bey einem Volke Laſter iſt, könnte nicht beym andern Tugend und umgekehrt heiſſen, u. ſ. w.

Nur hierüber ſind die Anhänger dieſer Meynung noch nicht ganz unter ſich einig geworden, ob ſie ihren künſtlichen Grund der moraliſchen Verbindlichkeit mehr in der Erziehung und Gewohnheit (wie z. B. Montaigne) oder mehr in der bürgerlichen Geſellſchaft (wie

(wie z. B. Mandeville) oder in beyden zugleich aufſuchen ſollen. Die ſcharfſinnigſten halten ſich gemeiniglich an das letztere; doch ſo daß ſie dabey Erziehung und Gewohnheit der bürgerlichen Geſellſchaft unterordnen. Sie halten die moraliſchen Geſetze für Einſchränkung des ſinnlichen Triebes der einzelnen Menſchen, durch eben dieſelben ſinnlichen Triebe der ganzen Geſellſchaft; und glauben, daß die Geſellſchaft durch ihr bloſſes Uebergewicht an phyſiſcher Stärke und Klugheit über jedes einzelne Mitglied in Stand geſetzt ſey, mit den Handlungen, die zu ihren Nachtheil gereichen, erkünſtelte phyſiſche Uebel (Strafen) und mit den Handlungen, die ihren Vortheil befördern, erkünſtelte Vortheile (zum B. Ehre) zu verbinden, und auf dieſe Weiſe mit Beyhülfe von Erziehung und Gewohnheit eine künſtliche Vorſtellungsart hervorzubringen, die man für natürlich zu halten verſucht würde, wenn nicht der unaufhörliche Widerſpruch zwiſchen den Forderungen des Eigennutzes und der Geſellſchaft auch an dem kultivierteſten Menſchen ſo auffallend unterſcheiden lieſe, was der Natur eigenthümlich angehöre, und was ihr durch äuſſere Umſtände aufgedrungen wäre.

Gemeiniglich erklären ſich die dogmatiſchen Skeptiker für dieſe Meinung, wenn ſie ſich über den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit diejenige Auskunft geben wollen, die ſie, ihren Grundſätzen gemäß, blos un-

ter den Bedingungen der subjektiven Wahrheit, Gewohnheit, Erziehung, Erfahrung u. s. w. aufsuchen können.

Uebrigens wird die Parthey, welche sich für den künstlichen Grund der moralischen Verbindlichkeit erklärt, von allen übrigen beschuldiget, daß sie allen eigentlichen Unterschied zwischen Tugend und Laster aufhebe, und das Sittengesetz zwar dem Namen nach behaupte, aber in der Sache selbst läugne. Am meisten wird es ihr von der zweyten Parthey, welche den Grund der moralischen Verbindlichkeit in dem natürlichen Triebe nach Vergnügen entdeckt zu haben glaubt, verdacht, daß sie die Sittlichkeit für einen unnatürlichen und gewaltsamen Zustand des Menschen erkläre: da doch der menschlichen Natur nur durch Unsittlichkeit Gewalt angethan würde, und der Mensch nach dem Zeugnisse der Erfahrung sich in eben dem Verhältnisse besser befände, als er moralischer geworden wäre. Allein sie stellen ihren Gegnern mit genau so vieler Zuversicht ebenfalls das Zeugniß der Erfahrung entgegen, durch welches sie erhärten zu können glauben, daß es unter allen kultivierten Nationen, zumal unter denjenigen bey denen am meisten von Moralität gesprochen würde, weit mehr Laster als Tugend gebe; daß der Weise und seine Glückseligkeit ein blosses Ideal wäre, der wirklich existierende Freund der Tugend aber, nicht nur meistens durch das schlimmste

äussere

äuſſere Schickſal gedrückt, ſondern auch durch zahlloſe innere Leiden, und den qualvollſten Kampf mit ſich ſelbſt um den Genuß ſeines Lebens gebracht würde, und daß endlich das Laſter ein eben ſo ſehr erkünſtelter Zuſtand als die Tugend ſelbſt, und die traurigen Folgen deſſelben dem Menſchen in eben dem Verhältniſſe fremde wären, als dieſer ohne etwas von einem moraliſchen Geſetze gehört zu haben ſeiner Natur überlaſſen, von dem Zwange der ihm in der bürgerlichen Geſellſchaft angethan würde, frey lebte u. ſ. w.

Ohne mich in den Streit dieſer Partheyen miſchen zu können, glaube ich hier nur anmerken zu dürfen, daß die äuſſere Erfahrung wohl von beyden mit ziemlich gleichem Rechte für ihre Behauptungen angeführt werden dürfte; die innere aber, die ſich nicht mittheilen, auch nicht auf Treu und Glauben annehmen läßt, nur jeden für ſich zu überzeugen vermöge, ob ihm der Zuſtand der Moralität natürlich ſey oder nicht.

b) Innerlich beſtimmter ſubjectiver Grund der moraliſchen Verbindlichkeit.

Zerfällt doch aber auch ſelbſt jene zweyte Parthey, welche die Sittlichkeit von einem auf die urſprüngliche Empfänglichkeit für Vergnügen und Mißvergnügen gegründeten Naturgeſetze ableitet, in zwey andere entgegen geſetzte Partheyen, wovon die eine den durch Vernunft geleiteten Trieb nach Vergnügen überhaupt ſo

wenig für den ächten Grund der moraliſchen Verbindlichkeit anerkennt, daß ſie dieſen Grund vielmehr durch einen beſondern dem Menſchen eigenthümlichen Sinn, den ſie den moraliſchen nennt, erklären zu müſſen glaubt: während die andere dieſen Sinn für ſchlechterdings überflüſſig hält, und dem bekannten, von ſeinen Gegnern vielleicht zu ſehr herabgeſetzten, und von ſeinen Vertheidigern zu ſehr erhobenen Syſteme des Epikurs beypflichtet.

Da die neuern Epikuräer auf der einen Seite überzeugt ſind, daß jedes Vergnügen, ſo geiſtig auch immer der Gegenſtand davon ſeyn möge, nur durch Sinnlichkeit genoſſen werden könne; da ſie auf der andern Seite die Sinnlichkeit entweder für eine bloße Eigenſchaft der Organiſation anſehen, oder doch wenigſtens dieſelbe nicht unabhängig von der Organiſation zu denken vermögen: ſo ordnen ſie alle Arten von Vergnügen dem Phyſiſchen, als der einzig möglichen Gattung unter, und erkennen den Zuſtand des Körpers für die einzige, oder doch die erſte und letzte Quelle aller Glückſeligkeit und alles Elendes. Dieſes vorausgeſetzt, erklären ſie die im moraliſchen Geſetze beſtimmte Weiſe zu handeln, oder die Tugend, für das einzige Mittel zu dem nothwendigen Zwecke des menſchlichen Willens, nämlich der Glückſeligkeit, oder der größten möglichen Summe angenehmer Empfindungen in dem höchſten Grade und der längſten Dauer. Da nun

jedes

jedes Mittel nur durch den Zweck bestimmt und nothwendig gemacht würde, so wäre der Trieb nach Glückseligkeit der wahre und einzige in der menschlichen Natur vorhandene Grund der moralischen Verbindlichkeit, zumal da die Vernunft eigentlich nichts anderes als eine Modifikation der Sinnlichkeit, das Vermögen den Zusammenhang der Dinge wahrzunehmen, sey.

Den Anhängern dieses Systems, zu welchem sich unter andern vorzüglich die Materialisten bekennen, wird von den Vertheidigern des moralischen Sinnes Schuld gegeben: ihre Theorie wäre nichts weiter als ein wohlberechnetes System des Eigennutzes und der verfeinerten Wollust. Die eigentliche Moral, die sich mit jener Theorie durchaus nicht vertrage, müsse zwar auch Vergnügen als Triebfeder des Willens annehmen, aber ein Vergnügen von ganz anderer Art, welches sich durchaus nicht auf das Physische zurückführen liesse. Es sey zwar nicht zu läugnen, daß selbst auch die Forderungen des wohlverstandenen Eigennutzes durch die Beobachtung des moralischen Gesetzes erfüllt würden. Allein, wenn der Eigennutz als der Grund der moralischen Verbindlichkeit angenommen würde, so würde selbst die Beobachtung des Sittengesetzes in den meisten Fällen, wo nicht gar durchgängig, unmöglich seyn. Denn es würde dann, um aus den Folgen einer Handlung seine Pflicht zu er-

kennen, eine Berechnung erfordert werden, welcher auch der aufgeklärteſte Verſtand ſelten oder gar nie gewachſen ſeyn würde. Dieſe Berechnung könne nur durch ein natürliches Gefühl erſpart werden, welches die Pflichtmäſſigkeit einer Handlung durch Vergnügen, die Pflichtwidrigkeit aber durch Misvergnügen ankündigte; und zwar durch ein Vergnügen, das ſich von allem gröberen und feineren Sinnlichen dadurch unterſcheidet, daß es kein Gefühl unſres eigenen verbeſſerten Zuſtandes, d. h. daß es ganz uneigennützig ſey. Es müſten alſo im menſchlichen Gemüthe zwey ganz verſchiedene Grundtriebe angenommen werden, wovon der eine eigenee, der andere aber fremdes Wohlbefinden zum Zwecke hätte: ſo wie die der menſchlichen Natur angemeſſene Glückſeligkeit nur in der Befriedigung dieſer beyden Triebe beſtehen könne; in einer Befriedigung, die nur in ſo ferne möglich wäre, als der eigennützige Trieb, dem uneigennützigen untergeordnet, mit demſelben harmoniſch zuſammen wirke.

Dieſer uneigennützige Trieb, erwiedert der Epikuräer, iſt nichts anders als der eigennützige ſelbſt, aber durch Vernunft modificiert. Alles Vergnügen iſt Gefühl des eigenen verbeſſerten Zuſtandes, und ich kann mich für den verbeſſerten Zuſtand eines andern nur in ſo ferne intereſſieren, als mir derſelbe Vergnügen, das heißt Empfindung meines eigenen verbeſſerten Zuſtandes, gewährt. Es laſſen ſich auch beſtimmt genug die

Wege angeben, auf welchen der eigennützige Trieb zu dieſer Verfeinerung gelangt, durch die er keineswegs ſeine vorige Natur ablegt. Mit dem Eintritt in die bürgerliche Geſellſchaft hat der einzelne Menſch ſein Wohl und Weh größtentheils in die Hände der Geſellſchaft niedergelegt. Sein Beſtes hängt von dem Beſten der Geſellſchaft ab. Er kann ſeinen Genuß nur in ſo ferne ſicher ſtellen, als er den Genuß anderer ungeſtört läßt, und er kann für die Vervielfältigung ſeines Genuſſes nicht beſſer ſorgen, als wenn er den Genuß anderer befördert. In eben dem Verhältniſſe als er ſich ſelbſt zu vergeſſen ſcheint, wird er der ganzen Geſellſchaft wichtiger, und erwirbt ſich Anſprüche auf Vortheile, die ihm nur die ganze Geſellſchaft zu gewähren mächtig genug iſt; Vortheile, aus deren Wichtigkeit ſich das Aufopfern mancher kleinern Güter, und das freywillige Aufſichnehmen größerer aber ungewiſſer Uebel, ſehr wohl erklären läßt. Geſchieht es endlich, daß der Tugendhafte bey den zum Vortheil anderer Menſchen unternommenen Handlungen aufhört ſich alles eigennützigen Zweckes bewußt zu ſeyn, und daß er die Tugend nicht mehr für ein bloßes Mittel ſondern für den Zweck ſelbſt anzuſehen anfängt: ſo verliert er nichts dabey, und er gelangt auf eben demſelben Wege dazu, wie der Geitzige, der ſein Geld allen Vortheilen vorzieht, die ihm der Gebrauch deſſelben als eines bloßen Mittels verſchaffen könnte.

c) Innerlich bestimmter objektiver Grund der moralischen Verbindlichkeit.

Diesen Streit glaubt eine dritte Parthey entschieden zu haben, die den Grund der moralischen Verbindlichkeit in der Vernunft entdeckt zu haben vorgiebt. Dieser Grund, meynt sie, kann weder in einem künstlichen noch in einem natürlichen Triebe, weder in dem physischen noch auch in dem moralischen Gefühle, sondern nur in demjenigen Objekte liegen, das dem Willen nicht durch die Sinnlichkeit, sondern einzig durch die Vernunft vorgehalten wird; und dieses Objekt heißt Vollkommenheit. Die Vernunft kan, ihrer Natur zufolge, nichts anderes billigen als das Vollkommene. In wieferne daher der Wille nach Vollkommenheit strebt, handelt er dem Naturgesetze der Vernunft, und nicht dem Instinkte gemäß, von keinem eigennützigen Triebe, sondern durch die uneigennützige Schätzung des innern Werthes bestimmt. Schade nur, daß sich die Anhänger dieser Parthey über die Bedeutung des Begriffes von Vollkommenheit bisher so wenig vereinigen konnten.

Einige verstehen nichts anderes als diejenige Beschaffenheit der Dinge darunter, wodurch dieselben Gegenstände angenehmer Empfindungen werden, die Einheit des Mannigfaltigen im Objekte, wodurch dasselbe unser Vorstellungsvermögen zugleich leicht und stark, d. h. angenehm beschäftiget. Freylich hänge die'

Valentin.

Gnädigſte Princeßin und Gebieterin, tauſend gute Morgen!

Silvia.

Signor Valentin und Diener, ich gebe euch zweytauſend.

Speed.

Das iſt ein ſtarker Zins!

Valentin.

Hier iſt der Brief an den geheimen, ungenannten, glüklichen Freund, an welchen ich in Eu. Gnaden Namen ſchreiben ſollte; ſo ſauer es auch ankam, zu gehorchen, ſo iſt nur doch alles möglich, wenn es darauf ankommt, eure Befehle zu vollziehen.

Silvia.

Ich danke euch, mein lieber Diener; ihr ſeyd ein ſehr fertiger Concipiſt.

Valentin.

Es gieng härter her als Eu. Gnaden zu denken ſcheint; denn weil ich nicht wußte, an wen es ſeyn ſollte, ſo ſchrieb ich nur auf gerathewohl, und beſorgte immer, zu viel oder zu wenig zu ſagen.

Silvia.

Ihr rechnet eure Mühe hoch an, wie es ſcheint?

Valentin.

dieſe Beſchaffenheit, in wieferne ſie an den Dingen vorhanden ſeyn ſoll, nicht von unſrer Sinnlichkeit, aber auch eben ſo wenig von unſrer Vernunft ab. Als bloße Vollkommenheit, ein Abſtraktum, kan ſie freylich nur durch Vernunft vorgeſtellt, d. h. gedacht werden: aber in wieferne ſie als Beſchaffenheit eines Gegenſtandes, als Concretum, Vergnügen erwecken ſoll, muß ſie empfunden, durch Sinnlichkeit vorgeſtellt werden. Das Vermögen der Vollkommenheit uns zu gefallen hängt alſo eben ſo ſehr von dem Empfindungsvermögen als von der Vollkommenheit ſelbſt ab. Das Streben nach Vollkommenheit würde alſo im Grunde eben ſo viel als der Trieb nach Vergnügen heiſſen, und der Vertheidiger des Grundſatzes der Vollkommenheit würde bey ſeiner Fehde mit dem Epikuräer, mit dem er in der Sache ſelbſt einverſtanden wäre, über nichts als Worte zanken. Wirklich würde es ganz unbegreiflich ſeyn, wie Philoſophen, welche jedem Gegenſtande, in wiefern er Vergnügen gewähren kann, Vollkommenheit einräumen, und in ihren Schriften bey jeder Gelegenheit die grobſinnliche Luſt undeutliche Vorſtellung von der Vollkommenheit des Körpers nennen (z. B. ſelbſt der vortrefliche Moſes Mendelsohn) gleichwohl die Vollkommenheit zu einem ausſchlieſſend der Vernunft angehörigen Objekte machen können; wenn man nicht durch tauſend ähnliche Fälle gewohnt wäre, unſre neuern philoſophiſchen Schriftſteller mit den Bedeutungen der Worte ſehr willkührlich verfahren zu ſehen.

Um dem Worte Vollkommenheit einen Sinn zu geben, in welchem es, wenigſtens bey der Frage über den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit, etwas von der Vernunft allein abhängiges bedeuten ſoll, erklären andere die Vollkommenheit, welche dem moraliſchen Geſetze zum Grunde liegen ſoll, für Uebereinſtimmung des Willens mit den Geſetzen der Vernunft. Sie nehmen alſo die Folge der moraliſchen Verbindlichkeit für den Grund derſelben an; und drehen ſich unbemerkt im Zirkel herum.

Andere endlich glauben ſich bequemer auszudrücken, indem ſie die Vollkommenheit für die Zuſammenſtimmung aller unſerer Neigungen und Fähigkeiten ſowohl untereinander ſelbſt, als zu ihrem gemeinſchaftlichen Zweck erklären; eine Zuſammenſtimmung, welche durch Vernunft allein möglich und nothwendig gemacht würde. Sie können zwar, wie ſie ſich ausdrücken, über den Namen nicht ſo recht einig werden, den ſie dieſem Zwecke zu geben hätten; ob er ebenfalls wieder Vollkommenheit, ob er gröſßte mögliche Entwicklung unſrer Fähigkeiten, oder gröſßte mögliche Wirkſamkeit unſrer Kräfte, oder, ob er gröſßtes mögliches Wohl des menſchlichen Geſchlechtes u. d. m. heiſſen ſoll? Dafür aber ſind ſie unter ſich (und ohne es ſelbſt zu wiſſen mit ihren Gegnern) einverſtanden, daß alle dieſe Zwecke ſich dem Willen nur durch das Vergnügen, das ſie ihm verheiſſen, empfehlen, und

folglich

folglich für denſelben weiter nichts als Mittel zu ſeinem oberſten Zwecke — den Vergnügen — ſeyn können.

d) Aeuſſerlich beſtimmter objektiver Grund der moraliſchen Verbindlichkeit.

Der philoſophierende Supernaturaliſt, der zwar auch den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit in der Vollkommenheit, aber in der Vollkommenheit als Subſtanz vorgeſtellt, d. h. in der Gottheit aufſucht, lächelt mitleidig über dieſe vergebliche Verſuche der blinden Heiden, ſich eine Moral ohne Gott, ein Geſetz ohne Geſetzgeber, erkünſteln zu wollen, und findet in der Uneinigkeit der Naturaliſten über den Grund des Sittengeſetzes die nothwendige Folge der verkehrten Anſchläge der ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft. Ihm iſt es unbegreiflich, wie die Beſtimmung eines Geſetzes, von dem die Glückſeligkeit der Menſchen oder vielmehr die Verherrlichung der Gottheit abhängt, der menſchlichen Vernunft, die erſt durch Beobachtung dieſes Geſetzes zum Gebrauch ihrer Kräfte gelangen ſollte, überlaſſen ſeyn könnte; der menſchlichen Vernunft, die ihre gänzliche Untüchtigkeit zur moraliſchen Geſetzgebung ſchon dadurch genugſam bewieſe, daß ſie nicht einmal durch ihre vornehmſten und berühmteſten Repräſentanten über den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit mit ſich ſelbſt einig werden könnte; und wenn ſie endlich auch noch ſo ſehr mit ſich ſelbſt darüber einig wäre, ob und was ſie dem Menſchen vorzuſchrei-

zuſchreiben hätte, dennoch erſt von dem Triebe nach Verandgen erwarten müſte, daß er ihre Vorſchriften zu wirklichen Geſetzen erhübe.

Dem Supernaturaliſten iſt daher der Wille der Gottheit die einzige Quelle der moraliſchen Geſetze, und die Abhängigkeit des Menſchen von Gott, der eigentliche Grund der Verbindlichkeit jener Geſetze. Ein Glück, wenn der Supernaturaliſt noch philoſophiſch genug denkt, um den Willen der Gottheit durch eine Vernunft beſtimmen zu laſſen, welche, nur die Schranken abgerechnet, menſchlich iſt. Denn giebt er der göttlichen Vernunft eine ganz andere Natur, die theils unbegreiflich, theils das Gegentheil der Menſchlichen ſeyn ſoll: ſo iſt er genöthiget, den göttlichen Willen unfehlbare Ausleger ſeiner unbegreiflichen Rathſchlüſſe aufſtellen, Unterdrückung der menſchlichen Vernunft, Glauben an Widerſprüche, gebiethen, und an allem was der menſchlichen Natur zuwider iſt Wohlgefallen finden zu laſſen. Die Moral, die auf dieſem Wege gefunden wird, iſt noch heut zu Tage die ſittliche Richtſchnur von mehr als der einen Hälfte der chriſtlichen Welt.

Aber auch der aufgeklärteſte Supernaturaliſt muß den Knoten durch ein Wunder der übernatürlichen Gnade zerhauen laſſen, wenn er den menſchlichen Willen durch das, was er den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit nennt, nämlich durch die Abhängigkeit

von

von dem Göttlichen, ohne Dazwiſchenkunft von Liebe, Hofnung, Furcht, und alſo vom Triebe nach Vergnügen unabhängig, beſtimmen laſſen will.

Bey aller Verſchiedenheit der bisher angeführten Meynungen über den Grund der moraliſchen Verbindlichkei, oder, welches eben ſo viel iſt, über das Weſen der Sittlichkeit, iſt man gleichwohl in der philoſophiſchen Welt ziemlich einig darüber, daß die Moral eine Wiſſenſchaft im ſtrengſten Sinne des Wortes ſey, welche an Evidenz ihren Rang gleich nach der Mathematik einnehme. Da man es nun für ausgemacht annimmt, daß jede eigentliche Wiſſenſchaft einen erſten Grundſatz haben müſſe: ſo hat man auch für die Moral einen ſolchen Grundſatz aufgeſucht, — und genau ſo viele von einander abweichende erſte Grundſätze gefunden, als man Gründe der Verbindlichkeit entdeckt hat. Jede Parthey verſichert von dem Ihrigen, daß derſelbe allen Bedingungen eines wiſſenſchaftlichen erſten Grundſatzes entſpreche, daß er einzig, allgemein, und für ſich ſelbſt, ohne eines Beweiſes aus der Wiſſenſchaft die er begründen ſoll zu bedürfen, einleuchtend ſey, und wiederlegt bis auf den heutigen Tage die ebenfalls einzigen, allgemeinen und einleuchtenden Grundſätze aller andern Partheyen.

Es iſt begreiflich genug, warum ſich die meiſten akademiſchen Lehrer der Moralphiloſophie über den Grundſatz vereiniget haben, der das moraliſche Ge-

ſetz

ſetz (angeblich oder wirklich) durch Vernunft beſtimmen läßt, daſſelbe nicht offenbar dem Eigennutze unterwirft, und wie Kant ſich irgendwo ausdrückt: „der Tugend die Ehre erweiſt, das Wohlgefallen und die Hochſchätzung für ſie ihr unmittelbar zuzuſchreiben, und ihr nicht gleichſam ins Geſicht zu ſagen, daß es nicht ihre Schönheit ſondern nur unſer Vortheil ſey der uns an ſie knüpfe.„ — „Die neuere Philoſophie„ ſchreibt einer unſrer verdienſtvollſten akademiſchen Lehrer, *) der hier nur noch hätte hinzuſetzen ſollen: die neuere Philoſophie der teutſchen Profeſſoren) „hat „das erſte Principium der Sittenlehre ſo ausgedrückt: „Wir müſſen uns ſo vollkommen machen als möglich. „Der kürzeſte Weg ſich von dieſer Grundwahrheit zu „überzeugen, iſt der, den die meiſten gewählt haben, „nämlich es aus der Natur des Willens herzuleiten. „Wir können nichts begehren, ſagen ſie, was uns „nicht gefällt, oder was wir uns nicht anſchauend, als „gut — und nichts verabſcheuen, was uns nicht miß„fällt, oder was wir uns nicht anſchauend als böſe vorſtel„len. Wenn alſo (?) das gut iſt, wodurch unſre Voll„kommenheit vermehrt, oder unſre Unvollkommenheit „vermindert wird: ſo müſſen wir unſre Vollkommen„heit wollen, und unſre Unvollkommenheit nicht wol„len. Die Sache hat ihre Richtigkeit.„ — Sie hat freyl

*) Herr Eberhard in der in ſeinen Neueſten vermiſchten Schriften, Halle 1788. befindlichen Abhandlung über den moraliſchen Sinn. S. 208. und 209.

freylich ihre Richtigkeit, in wie ferne keine der vier Partheyen, die über den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit getrennt ſind, Bedenken tragen kann, dieſes ganze Raiſonnement zu unterſchreiben, und es gleichwohl der einen unbenommen bleibt, den innern Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter, der andern — die Uneigennützigkeit der ſittlichen Handlungen, und der dritten — den natürlichen Urſprung des Sittengeſetzes zu läugnen. Denn es kömmt bey der angeführten Erörterung alles darauf an was unter Gut und Böſe, Vollkommenheit und Unvollkommenheit gedacht wird, d. h. gerade auf die Punkte, über welche ſich die vier Partheyen bis auf dieſen Augenblick noch nicht vereinigen konnten. Der berühmte Schriftſteller verſteht unter unſrer Vollkommenheit (wie aus dem folgenden erhellt) angemeſſene Thätigkeit unſrer Kräfte: welches, wenn der Zweck dieſer Thätigkeit moraliſch iſt — denn dieß ſoll wohl durch angemeſſen, ausgedrücket werden? allerdings eine ſehr edle Bedeutung des Wortes iſt. Allein leider! kann er, ſo lange er, mit den drey übrigen Partheyen, über den Begriff des Angemeſſenen des mit der Natur unſres Willens übereinſtimmenden, den er vorausſetzt, nicht einig geworden iſt, nicht verhindern, daß die Formel: mache dich ſelbſt ſo vollkommen als möglich, nicht für die eine Parthey eben ſo viel heiſſe, als: verhalte dich ſo, daß dein eigennütziger Trieb, durch den Zwang den ihm die Geſellſchaft anthut, ſo wenig als möglich beſchränckt werde;

für die andere: — Mache dich so genußfähig, als du kannst; und für die Dritte: — Thue was der Wille der Gottheit durch seine unfehlbaren Ausleger, die Bibel, oder die Kirche von dir fordert. — Ohne mich hier für oder wider eine dieser vier Partheyen erklären zu können und zu wollen, vermag ich gleichwohl nicht, das Geständniß zurück zu halten: daß mir jeder erste Grundsatz der Moral, der den Grund der sittlichen Verbindlichkeit nicht unabhängig vom Triebe nach Vergnügen festsetzt, nur durch eine moralische Erklärung seines Wortsinnes derjenigen Bedeutung fähig scheint, die er begründen, nicht voraussetzen sollte.

d) Ueber den ersten Grundsatz des Naturrechts.

Noch größer, wo möglich, ist die Uneinigkeit der Philosophen über den Grundbegriff des Naturrechts. Allein ich glaube, mich der historischen Erörterung darüber schon aus dem Grunde überheben zu können, weil sich die verschiedenen bisher aufgestellten ersten Grundsätze dieser Wissenschaft mit denen der Moral in eine und eben dieselbe Haupteintheilung zusammen fassen lassen. Wer indessen die sehr beträchtliche Anzahl derselben der Reihe nach kennen zu lernen wünscht: kan seine Neugierde aus neuern Schriften über das Naturrecht befriedigen. *) In einer derselben

*) Ich würde hiezu den scharfsinnigen Versuch über den Grundsatz des Naturrechts, Leipzig bey Böschen. 1785.

ben *) wird nach einer ſehr treffenden Prüfung aller bisher bekannt gewordenen erſten Grundſätze, das Reſultat aufgeſtellt, „daß das Naturrecht entweder gar nicht, oder doch nicht in dem Umfang und in der Form die es jetzt habe, zur Zahl der Wiſſenſchaften gehöre.“ Ich glaube faſt jeder Leſer, der nicht ſelbſt einen neuen erſten Grundſatz erfunden hat, dürfte durch die Gründe des Verfaſſers überzeugt werden.

Man iſt nicht einmahl über den Begrif von Recht überhaupt einig, verwechſelt bald das Naturrecht mit der Moral, oder hält es bald für unabhängig von derſelben, bald ſo genau mit ihr in einanderfliſſend, daß man auf die genaue Beſtimmung ihrer beyderſeitigen Gränzen Verzicht thun zu müſſen glaubt.

Am allerauffallendſten aber äuſſert ſich der Mangel eines durchgängig beſtimmten allgemein geltenden erſten Grundſatzes an dem äuſſerſt miſslichen Zuſtande des Naturrechtes; und der miſsliche Zuſtand an den noch ganz unentſchiedenen höchſtwichtigen Fragen über Leibeigenſchaft, Todesſtrafen, Fürſtenrechte u. ſ. w. und an der noch immer fortdaurenden Gleichgültigkeit

1785. von einem unſrer vorzüglichſten philoſophiſchen Rechtsgelehrten Herrn Profeſſor D. Jakob vorgeſchlagen.

**) In Flatts vermiſchten Verſuchen, Ideen zur Revision des Naturrechts.

keit und Verachtung, womit das Naturrecht von den meiſten Rechtsgelehrten angeſehen und behandelt wird; wofür daſſelbe ſchrecklich genug durch die Barbarey gerächt wird, in welcher die poſitive Jurisprudenz im Ganzen genommen hinter den übrigen Fakultätswiſſenſchaften zurückgeblieben iſt, und aus welcher ſie ſelbſt nach dem einſtimmigen Geſtändniſſe unſrer wenigen philoſophiſchen Rechtsgelehrten, ſchlechterdings nur durch ein vollendetes und auf allgemeingültigen Principien feſtſtehendes Naturrecht empor gehoben werden kan. Seitdem die religiöſen Vorurtheile an Zahl und Einfluß verlohren haben, ſind die Politiſchen, wo nicht zahlreicher doch wenigſtens viel bedenklicher geworden; und der weltliche Despotismus beginnt in eben dem Verhältniſſe die Menſchheit mit Skorpionen zu peitſchen, in welchem der geiſtliche aufhört ſie mit Ruthen zu züchtigen. Unſre unphiloſophiſchen Rechtslehrer ſcheinen dabey die alten Rollen der orthodoxen Theologen übernommen zu haben, indem ſie mit eben demſelben Geiſte die Urkunden des poſitiven Rechts, wie jene die Urkunden der poſitiven Theologie vertheidigen. Sie glauben an dem leidigen Buchſtaben von Geſetzen, an deren Daſeyn Unwiſſenheit und Uebermacht wenigſtens eben ſo viel Antheil hatten als das Streben der dämmernden Vernunft und das dunkle Gefühl des Rechtes in finſteren Zeitaltern, das Palladium der Menſchheit aufzubewahren: während der Despot dieſe Geſetze nur in ſo ferne gelten läßt, als

er

Valentin.

Nein, Madam, wenn ihr es verlangt, ſo will ich wol tauſendmal ſoviel ſchreiben; und doch --

Silvia.

Eine artige Periode! Gut, ich errathe was folgen wird; und doch will ich es nicht ſagen; und doch mach' ich mir nichts daraus; und doch nehmt euer Papier wieder zurük, und doch dank' ich euch; ich werde euch künftig keine Mühe mehr machen.

Speed (bey Seite.)

Und doch werdet ihr's thun; und doch, und abermal doch --

Valentin.

Was meynt Euer Gnaden damit? Gefällt euch nicht was ich geſchrieben habe?

Silvia.

Ja, ja, es iſt ganz artig; aber weil ihrs nicht gerne gethan habt, ſo nehmt euern Brief wieder; nein, nehmt ihn

Valentin.

Madam, er iſt euer.

Silvia.

Ja, ja: ihr habt ihn auf mein Anſuchen geſchrieben, aber ich brauche ihn nicht, er iſt euer; ich wollte, daß er rührender wäre.

Valentin.

er an ihnen Mittel zu ſeinem letzten Zwecke, der willkührlichen Gewalt, antrift, und — wenn er die heiligſten Verträge der Nationen umſtößt, die Güter ſeiner Unterthanen wie ſein Eigenthum behandelt, und das Leben von Hunderttauſenden ſeinem Ehrgeitze, ſeiner Länderſucht oder auch nur ſeinem Zeitvertreibe aufopfert, — bey allem dieſem weder Schande noch Widerſtand zu beſorgen hat, ſo lange die natürlichen Rechte der Menſchheit ſelbſt unter dem Lehrſtande noch unentſchieden ſind, und jene Hunderttauſende vor den Thieren, auf denen ſie reiten, und die ihnen zur Speiſe dienen, nicht viel mehr voraushaben als das leidige Bewuſtſeyn, daß ſie dazu beſtimmt ſind zum Vortheil der Stärkern Laſten zu tragen, und ſich bey Gelegenheit abſchlachten zu laſſen.

K.

IV.

Fragment eines Gedichtes
Ueber die Schöpfung.

Vorerinnerung.

De Luc hat in ſeinen *Idées ſur la Meteorologie* den Gedanken ausgeführet, daß Feuer, Electricität, Waſſerdünſte u. ſ. f. aus zwey Stoffen beſtehn, einer ma-

tiere grave, und einem fluide deferent. Dieſen Gedanken habe ich weiter getrieben; aber er war zu hypothetiſch, um ihn in Proſa ſagen zu dürfen.

Erquicke mich, o holde Harmonie,
Des Himmels Tochter, Glück der Sterblichen!
O feßle meinen Gang, denn Feſſeln ſind
Jezt Wonne mir. Wenn matt der Geiſt
Von ſeinem Flug dahin ſinkt, richteſt du,
Du Göttin nur allein, ihn auf, und machſt
Ihn froh und ſanft, ſo daß er glücklicher
In milderm Ton der Welten Anfang ſingt.

Im Licht, wogegen unſerer Sonne Glanz
Nur Dämmrung iſt, in dem von Täuſchung fern
Die Sonnen wie der Staub verwehn, indem
Der Staub wie Wolken ſchwebt, in dem
Sah ich, ſah ich. — Erzittre nicht Gebein!

Ich kam zurück, und forſcht' in der Natur,
Und forſcht' im kleinſten nach. Ich ſah den Strom:
Er kam, und alles löſt' er auf, und nahm
Es meinen Augen, und es floß dahin
Weit fröhlicher und ſchneller nun dahin.

Ich forſchte weiter, ſah den Feuerſtrohm
Er kam, und riß dahin. Der Diamant,
Und Gold und alles floh mit ihm dahin

Und ward zur Luft; ich ſah die Luft nicht mehr
Und fühlte nur der Ströme Gegenwart.

Ich ſah den Sonnenſtrahl, er kam und hob
Das Feuer auf, und Flamme ward's und flog.

Magneten ſah ich, und es floß ihr Strom
Mit Licht und Feuer hin von Pol zu Pol
Im Augenblick, ich fühlt' und ſah nicht mehr.

Und immer ſchneller, immer ſchneller eilt
Ihr ſo dahin, ihr Weſen! laßet mich
So ganz allein? Die Schöpfung, die
Der Späher der Natur in Tauſenden
Von Jahren nicht ausforſchte, kennen lernte, die
Iſt nun — ein Blitz. Zerſtört im Blitz? — o nein
O nein, o nicht zerſtört. — Zerſtörung, ach!
Die denk' ich nicht. — Verhüllt iſt ſie! ſie flieht
Durch mich dahin, ich fühle ſie nicht mehr,
Zu ſchnell, zu fein, verklärt im feinſten Strahl.

Und wer hebt dich, du des Magneten Strom,
Der du mir Feuer, Licht und alles raubſt
Was ſie enthielten, was ſie alles hier
Auflößten, mir ſo ſchnell entführſt daß ſie
Mein ſterblich Auge nicht mehr ſieht, mein Ohr
Nicht hört, mein feinſtes ſterbliches Gefühl

Nicht fühlt, — wer führt dich dann, wenn du
Unmerkbar allen Sinnen, ungefühlt
Vielleicht durch mich dahin eilst, (so
Verweht nicht Sturm die Sonnenstrahlen) was
Hebt dich? und welch ein schön'res Wesen hebt
Das Wunder? — Wer — das Wunder? sprich, o sprich!
Wer jenes Wunder? Ah! ich bin, ich bin
Der Gottheit näher — rede, sprich, wer hebt
Dann jenes Wunder? — Wer? — Unendlichkeit.

O du der Wesen schnellstes Wesen, Heil
Heil ewig dir! Erhabne Gottheit, du
Bist überall, und überall zugleich. Dein Flug
Durch aller Ewigkeiten Cirkel ist
Für uns ein Punct, ein unverrückter Punct.

Ich sink' und staun' im Staube. Schone mich,
Zerschmetternder Gedanke, eile nicht
So schneidend hin durch mein Gebein. Ein Strahl
Reißt mich empor — nimm hin nimm, meinen Leib
Er fesselt mich — ach Schmerz ist diesem Staub
Dein Götterflug — Verlaß mich, ich bin Staub

O ewger Abes, Chaos, weltenvoll!
O Myriaden Sonnen, unbemerkt, umspannt
Mit einer Hand! Ist denn der Punct, den sich
Kaum noch die Seele denkt, den jeder Sinn

Für nichts hält, zwiſchen Körpern ausgeſät,
Iſt er ſo leer? Ein Weltenheer, von Gott
Dahin geſchleudert, flieht den Sinn, iſt Punkt,
Iſt leer — dort geht die neue Schöpfung an,
Dort ſeh' ich, — o verkläre mich, Gedanke!
Entfeſſle mich von Raum von Zeit, dort fliehn
Sie hin. Still — ſtör ſie nicht, Geſang.

Was iſt der Raum, in dem ich wandle, was?
Die Hülle der Unendlichkeit, Gewand
Der Unermeßlichkeit; in ihm gehüllt,
Erſcheint die Schöpfung, Grazie. Zu ſchwach
Iſt für das Unermeßliche mein Geiſt,
Für die Unendlichkeiten mein Gefühl,
Für jenen Blick, mein Staub!

Und was belebt mich? — Ach es rauſcht durch mich
Ein Weſen hin, ich fühle mich umher
In allem fühl ich mich. O Sympathie
Der Schöpfung! Lächle du, o Mond,
O Sonne, mir, verbirg nicht dein Geſicht,
Ach zürne nicht, und komm im Strahlenglanz
Hervor. — Und du, o winde dich im Staub,
Du Würmchen, nicht. Wer quälte dich, o? komm;
Ich rette dich. Wo iſt dein kleines Neſt,
Wo deine Jungen, wo dein liebes Weibchen wo?

Nein, ſtirb du nicht! ſie jammert ja. — Ich ſeh
Vom Sirius zum Alorr hin. Es fliehn
Die Sonnen dort. Wo tanzt um mich das Heer
Von jungen Welten, dem ihr Strahlen leiht?
Und Sonne, Mutter der Planeten, ſprich,
O lieben deine Kinder dich und fliehn
Sie nie aus ihrer Bahn? Und wenn du ſtirbſt,
Zeugſt du dann eine Tochter wieder, die
Einſt wieder junge Welten zeugt, und liebt
Ihr mich ſo zärtlich? liebes Sternenheer!

Du zürnteſt, Sonne, warfeſt fern von dir
Planeten, ſchwingſt in Feſſeln ſie umher.

O Sympathie der Schöpfung, mein Gefühl
Strömt durch den Ozean der Welten. Stern und Staub
Liebt ſo wie ich, haßt ſo wie ich: mein Haß
Und meine Liebe zeichnen ihren Gang,
Und meine Zahl berechnet ihren Lauf.

Zahl, du ſcheiliate, auch dieſer Ton
Auch dies Gefühl iſt Zahl! Was iſt, was iſt
In mir dies ordnende Gefühl? was bin
Ich dann? — verſtumme Lied! — gebundne Gottheit.

F. Link.

V.

V.

Litteratur und Schöne Künſte.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen von Carl Philipp Moritz. Braunſchweig, 1788. in der Schulbuchhandlung.

Dieſe wenigen Bogen ſcheinen die Reſultate vieler Beobachtungen und eines anhaltenden Nachdenkens zu ſeyn, mit welchen ſich der Verfaſſer bey ſeinem faſt dreyjährigen Aufenthalt in Rom beſchäftigte.

Zuförderſt entwickelt er den Begriff der Nachahmung durch ein Beyſpiel. Er nimmt an, Socrates werde von einem Thoren, einem Schauſpieler und einem Weiſen nachgeahmt. Der Thor äfft dem Socrates nach, der Schauſpieler parodiert ihn, der Weiſe ahmt ihm nach.

Nachahmen, im edlen moraliſchen Sinn, wird mit den Begriffen von Nachſtreben und Wetteifern faſt gleich bedeutend.

Es fragt ſich nun, wie die Nachahmung des Edlen und Guten von der Nachahmung des Schönen unterſchieden ſey?

Jene ſtrebt in ſich hinein, dieſe aus ſich heraus zu bilden.

Sehr ſcharfſinnig werden nun die Gegenſtände dieſer doppelten Nachahmung aus einander geſezt und mit den verwandten Begriffen verglichen.

Das Edle und Gute ſteht zwiſchen dem Schönen und Nüzlichen gleichſam in der Mitte; gut und edel ſteigt bis zum Schönen hinauf. Nüzlich kann ſich mit ſchlecht verbinden, ſchlecht mit unnüz; und da wo ſich die Begriffe am weiteſten zu entfernen ſcheinen, treffen ſie gleichſam in einem Cirkel wieder zuſammen. Es iſt nehmlich ein Vorrecht des Schönen, daß es nicht nüzlich zu ſeyn braucht.

Unter Nuzen denken wir uns die Beziehung eines Dinges, als Theil betrachtet, auf einen Zuſammenhang eines Dinges, das wir uns als ein Ganzes denken.

Was nicht nüzlich zu ſeyn braucht, muß nothwendig ein für ſich beſtehendes Ganzes ſeyn, und ſeine Beziehung in ſich haben: allein um ſchön genannt zu werden, muß es in unſern Sinn fallen, oder von unſerer Einbildungskraft umfaßt werden können.

Aus der höchſten Miſchung des Schönen mit dem Edlen entſteht der Begriff des Majeſtätiſchen.

Wenn wir das Edle in Handlung und Geſinnung mit dem Unedlen meſſen, ſo nennen wir das Edle

groß.

In der Thatkraft liegen ſtets die Anläße und Anfänge zu ſo vielen Begriffen, als die Denckkraft nicht auf einmal einander unterordnen, die Einbildungskraft nicht auf einmal neben einander ſtellen, und der äuſſere Sinn noch weniger auf einmal in der Wircklichkeit auſſer ſich faſſen kann.

Der Horizont der thätigen Kraft muß bey dem bildenden Seme, ſo weit wie die Natur ſelber ſeyn.

Seine Organiſation muß der Natur unendlich viele Berührungspuncte darbieten.

Die bildende Kraft, durch ihre Individualität beſtimmt, wählt einen Gegenſtand, auf dem ſie den Abglanz des höchſten Schönen, das ſich in ihr immer ſpiegelt, überträgt.

Der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen, kann nur im Gefühl der thätigen Kraft, die das Werck hervor bringt, im erſten Augenblick der Entſtehung ſtatt finden.

Der höchſte Genuß des Schönen läßt ſich nur in deſſen Werden aus eigner Kraft empfinden.

Das Schöne kann nicht erkannt, es muß empfunden oder hervorgebracht werden.

Damit

Valentin.

Ich will Euer Gnaden einen andern ſchreiben, wenn es euch beliebt.

Silvia.

Und wenn er geſchrieben iſt, ſo überleſet ihn in meinem Namen, und wenn er euch gefällt, gut; wo nicht, ſo ſey es dann!

Valentin.

Was wär' es dann, wenn er mir gefiele, Madam?

Silvia.

Nun, wenn er euch gefällt, ſo nehmt ihn für eure Mühe; und hiemit, guten Morgen, Diener.

[Silvia geht ab.]

[Der Reſt dieſer Scene läßt ſich nicht wol überſezen. Speed, der, nach dem löblichen Gebrauch der Comödien, geſcheidter als ſein Herr iſt, belehrt denſelben mit vielen Umſchweiffungen von Wortſpielen und kühlen Späſſen, daß dieſer Auftrag den ihm Silvia gemacht, und die Zurükgabe des Briefs nichts anders als ein Kunſtgriff ſey, wodurch ihm dieſe Dame auf eine feine Art ihre Liebe habe erklären wollen. Valentin, welcher dieſes nicht gemerkt hatte, begnügt ſich hierauf zu ſagen: Ich wünſche, es möge nichts ſchlimmers ſeyn; und ſie gehen endlich ab, weil es, nach Speeds Beobachtung, Mittag-Eſſens-Zeit iſt.]

Zweyte

Damit wir den Genuß des Schönen nicht ganz entbehren, tritt der Geſchmack oder die Empfindungsfähigkeit für das Schöne in uns an die Stelle der hervorbringenden Kraft und nähert ſich ihr ſoviel als möglich, ohne in ſie ſelbſt überzugehen.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſto mehr iſt es in Gefahr ſich zu täuſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen, und auf dieſe Weiſe durch Tauſend mißlingende Verſuche den Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtöhren.

Wo ſich in den ſchaffen wollenden Bildungstrieb ſogleich die Vorſtellung vom dem Genuß des Schönen miſcht, den es, wenn es vollendet iſt, gewähren ſoll; und wo dieſe Vorſtellung der erſte und ſtärckſte Antrieb unſrer Thatkraft wird, die ſich zu dem, was ſie beginnt, nicht in und durch ſich ſelbſt gedrungen fühlt: da iſt der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunct oder Vollendungspunct des Schönen fällt in die Wirkung über das Werck hinaus; die Strahlen gehen aus einander; das Werck kann ſich nicht in ſich ſelber ründen.

Die bloß thätige Kraft kann ohne eigentliche Empfindungs kraft, wovon ſie nur die Grundlage iſt, für ſich ſtatt finden: dann wirckt ſie zur Zerſtöhrung.

Was

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, iſt das, wodurch das Schöne ſelbſt entſtand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunſt als eines einzigen großen Ganzen. Denn was die Vorwelt hervorgebracht, iſt nun mit der Natur verbunden und eins geworden, und ſoll mit ihr vereint harmoniſch auf uns würken.

Dieſe Betrachtung muß ſo ruhig und ſelbſt wieder Genuß ſeyn, und ihren Endzweck deſto ſicherer erreichen, indem er keinen Zweck auſſer ſich zu haben ſcheint.

Auf dieſe Weiſe entſtand das Schöne, ohne Rückſicht auf Nutzen, ja ohne Rückſicht auf Schaden den es ſtiften konnte.

Wir nennen eine unvollkommene Sache nur dann ſchädlich, wenn eine Vollkommnere darunter leidet; wir ſagen ſo wenig daß die Thierwelt der Pflanzenwelt ſchädlich ſey, als wir ſagen, die Menſchheit ſey der Thierwelt ſchädlich, ob ſie ſich gleich von oben hinunter aufzehren.

Wenn wir nun durch alle Stufen hinaufſteigen, ſo finden wir das Schöne auf dem Gipfel aller Dinge, das wie eine Gottheit, beglückt und elend macht, nützt und ſchadet, ohne daß wir ſie deswegen zu Rechenſchaft ziehen können noch dürfen.

Wir ſchließen hier den Auszug aus dieſer kleinen intereſſanten Schrift, und überlaſſen unſern Leſern, ſowohl die weitere Ausführung und Verbindung dieſer ausgezogenen Sätze, als auch beſonders den ſchönen und rührenden Schluß in ihr ſelbſt aufzuſuchen.

Man erkennt in dieſen wenigen Bogen den Tief- und Scharfſinn des Verfaſſers, den er ſchon in ſo manchen Schriften gezeigt; wir finden ihn jenen Grundſätzen getreu, zu welchen er ſich ſchon ehemals bekannt. Nur ſchadet die Gedrängtheit der Methode und des Stils dem wohl durchdachten und bey mehrerer Beleuchtung auch wohlgeordneten Inhalt.

Er ſchrieb dieſe Blätter in Rom, in der Nähe ſo manches Schönen, das Natur und Kunſt hervorbrachte; er ſchrieb gleichſam aus der Seele und in die Seele des Künſtlers, und er ſcheint bey ſeinen Leſern auch dieſe Nähe, dieſe Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande ſeiner Betrachtung voraus zu ſetzen; nothwendig muß daher ſein Vortrag dunckel ſcheinen, und manchen unbefriediget laſſen.

Dieſe Betrachtung bewegt uns, den Verfaſſer hiermit aufzufordern: durch eine weitere Ausführung der hier vorgetragenen Sätze, ſie mehrern Leſern anſchaulich, und ſowohl auf die Werke der Dichtkunſt als der bildenden Künſte allgemein anwendbar zu machen.

Die ſchöne, wohl gewählte und in Rückſicht auf Schönheit des Papiers und Drucks (zumal in Vergleichung mit den engliſchen Ausgaben) ſo ſehr wohlfeile Sammlung der vorzüglichſten Engliſchen Schriftſteller, durch deren Unternehmung Hr. Thurneiſen in Baſel ſich ein wahres Verdienſt um Teutſchland macht, hat, zur Freude aller Liebhaber der engliſchen Litteratur, immer ihren ununterbrochnen Fortgang, und in dieſem Augenblick erhalten wir den 9ten, 10ten, 11 und 12ten Theil von Gibbons History of the Declin and Fall of the Roman Empire, nebſt einem Bande Noten zu den 6 lezten Theilen; womit nun dieſes vortrefliche Werk, das unter den beſten Producten unſers Jahrhunderts einen der erſten Plätze behauptet, beſchloſſen iſt.

Zugleich liefert uns Hr. Thurneiſen auch den 1ſten Theil von *Hume's* History of England, deren folgende Theile nun eben ſo hurtig wie das Gibbonſche Werk auf einander folgen werden. Wir haben gegen dieſe Wahl nichts einzuwenden; nur können wir uns nicht länger entbrechen, die Herren Herausgeber an die Hoffnung zu erinnern, die ſie uns ſchon in der Ankündigung ihres Plans machten, daß *Shaftesbury's Charakteriſtiks* und ſämtliche Schriften unter den erſten Werken ſeyn ſollten, deren Ausgabe ſie uns verſprachen. Was mag wohl die Urſache ſeyn, daß wir uns noch immer in unſrer Hofnung getäuſcht ſehen?

Der Teutſche Merkur.

Auguſt 1789.

I.

Das Lob des einzigen Gottes, ein Gegenſtück zu den Göttern Griechenlands im T. Merkur 1783. März. S. 250.

Geiſt! Der des Gefühles Feuer,
wann Entzücken ihn durchfloß
bey der Liebe Wonne Feyer,
in die Saiten meiner Leyer,
Leben in die Sprache goß;
auf! ergreif die Feuerpfeile
der entflammten Phantaſie,
ſchwinge dich mit Flügeleile,
zu dem Gott der Harmonie!

Singe Ihn, den Herrn der Welten,
singe Ihn, den Gott der Zeit,
hoch sieht er von Sternenzelten
alles Edle zu vergelten,
auch auf mich, der, Ihm geweyht,
tief anbetend hingesunken
jezt der Ehrfurcht Opfer bringt,
und von Seinem Anblick trunken
kühn des Geistes Fackel schwingt!

Schweigt im Thal, im Wald, auf Hügeln,
schweige was die Schöpfung sieht!
denn auf der Begeisterung Flügeln,
Gott und die Natur zu spiegeln,
sing ich heut mein höchstes Lied!
singe Gott, im Lebens-Glanze
dieser schön geschafnen Welt,
singe Ihn im Sphären Tanze,
wo Er Sonnenbahnen stellt!

Höret mich im ſtillen Thale,
wo ein Weſt in Blumen lauſcht,
höret mich beym Wonnemahle
wo im ſchäumenden Pocale
Nektar Euch entgegen rauſcht?
Höre mich beym ſüßen Kuße,
Mädchen dem die Wange glüht!
Jüngling, zögre im Genuße,
horche auf mein Feyer-Lied!

Ha! ſchon tönen Harmonien,
mir von Gottes Sitz herab,
Herz und Geiſt und Seele glühen,
hohe Lichtgeſtalten ziehen
ſchimmernd vor mir auf und ab!
Saiten rauſcht! Geſang beginne!
Mit des Wohllauts Zaubereyn
wiege aller Herz und Sinne
in erhabne Täuſchung ein! *)

*) Täuſchung!

Glänzend, hehr, im Sonnenlichte,
kündigt ſich der Schöpfer an,
wie Er einſt beym Weltgerichte,
mit der Wahrheit Goldgewichte,
unſerm Blick erſcheinen kann!
Zwar umgiebt die düſtre Hülle
ferner Zukunft unſern Geiſt;
doch es iſt des Schöpfers Wille
daß auch dieſe einſt zerreißt!

Ja! der Schleyer wird einſt ſinken,
der jezt unſern Blick noch deckt;
einſt Unſterblichkeit zu trinken,
hat mit hohen Geiſtes Winken
die Natur uns ſchon entdeckt.
Finden werden wir dann wieder,
wann die Zukunft ſich enthüllt,
Gattin, Freunde, Eltern, Brüder,
in dem Paradiesgefild.

Auf des Aethers Strahlenthrone,
werden wir die Schöpfung ſehn;
unſerm Tugenden zum Lohne,
werden wir die Sternenkrone,
ſeiner Gottheit dann erſpähn;
werden unter Engelchhören,
geiſtig wandeln, ewig ſeyn;
werden ihre Pſalter hören,
und uns Gottes Lobe weyhn!

Solche Wonne, ſolche Freuden,
ſtrahlt uns die Zukunft vor;
und doch könten wir den Heyden
ihre Götzenſchaar beneiden?
nicht verſtopfen unſer Ohr,
vor den ſüßen Schmeichellehren,
die, im blumigen Gewand
um durch Reize zu bethören,
Menſchenſchwachheit ſich erfand?

Würden wir mit holden Bildern,
Kindern unſrer Phantaſie,
nicht die Gottheit ſchwächer ſchildern,
und das Prachtgemählde mildern,
das uns die Natur verlieh?
Können wir ſie ſchöner mahlen,
als ſie uns in Frühlingspracht
mit der Morgenſonne Strahlen
licht und hehr entgegen lacht?

Schaut mit wahren Herzensblicken
nach dem Reiche der Natur,
taumeln müßt ihr vor Entzücken,
Gott am Buſen hier zu drücken,
wenn ihr ſeiner Weisheit Spur
in dem kleinſten Würmchen findet,
das im Staub' ſich krümmend dreht,
und die Stufenleiter gründet,
die beym Cherub ſtille ſteht.

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in Julia's Haus zu Verona.)

Protheus und Julia treten auf.

Protheus.

Geduld, meine liebſte Julia.

Julia.

Ich muß wol, da kein anders Mittel iſt.

Protheus.

Ich will ſobald zurükkehren, als es nur immer möglich ſeyn wird.

Julia.

Wenn euer Herz ſich nicht ändert, ſo zweifle ich nicht an eurer baldigen Wiederkunft -- Behalte dieſes zum Andenken deiner Julia -- (Sie giebt ihm einen Ring.)

Protheus.

So wollen wir einen Tauſch treffen; hier, nehmt dieſen dafür.

Julia.

Und ein heiliger Kuß ſoll das Siegel unſers Vertrags ſeyn!

Protheus.

Hier iſt meine Hand, mit dem Schwur einer ewigen

Treue,

Seht des Frühlings erſte Blüte,
ſeht der Saaten friſches Grün,
überall herrſcht Gottes Güte
in dem ganzen Weltgebiete,
wo nur Gras und Kräuter blühn:
wo ſich Euer Auge wendet,
findet ihr von ſeiner Hand
neue Freuden ausgeſpendet,
Freuden die ihr nicht gekannt.

Und diß Weſen ſey verborgen,
hülle ſich in Dunkeln ein,
quäle uns mit finſtren Sorgen, —!
das an jedem jungen Morgen
unſre Wonne zu erneun,
ſich in lebensvollen Strahlen,
auf bethaute Fluren neigt,
und mit Reichthum uns zu zahlen,
Aehrenfelder golden bleicht?

Zwar erſcheint Er dem Verſtande,
nur von Geiſteslicht umwallt,
ſteiget nicht im Luftgewande
zu Arcadiens Hirten-Lande
in Hyperions Geſtalt;
doch, enthüllt in den Naturen
durch die Wirkung ſeiner Kraft,
zeigt er allen Creaturen
ſeiner Gottheit Eigenſchaft.

Blicket auf die Roſe nieder,
athmet ihren Balſamduft,
ſeht des Schwanes Schneegefieder,
höret Nachtigallen-Lieder,
ſanft umweht von Abendluft;
und dann ſprecht, daß Gottes Weſen
euch noch fern und dunkel ſey: —
nein! ihr müßt vom Wahn geneſen,
von des Irthums Schwärmerey!

Kann der Gott von Euch ſich fernen,
der euch immer nahe iſt;
könnt ihr Den vergeßen lernen,
der in Myriaden Sternen
eures Erdballs nie vergißt?
Könnt ihr furchtſam vor ihm beben,
der mit Wohlthun euch erquickt,
und in dieſem Erden-Leben,
unverdient euch ſchon beglückt?

Wird bey dieſen Schattenzügen,
von der Gottheit Geiſtesbild,
nicht mit ſeligen Vergnügen,
jede Sehnſucht zu genügen,
euer Buſen ſchon erfüllt?
Müßt ihr nicht dem Ewgen danken,
lieben nicht des Schöpfers Macht,
oder müßt ihr furchtſam wanken,
wie der Pilger in der Nacht?

Seht! in nächtlich düſtrem Grauen
zeigt uns die Vergangenheit
einen Gott aus Stein gehauen,
dem ſich Menſchen anvertrauen,
Weſen von der Ewigkeit!
Seht ihn an! — ob nicht Entſetzen,
euch durch Mark und Beine bebt,
daß die Menſchheit nach Geſetzen
die Vernunft zu feſſeln ſtrebt? —

Todtem Steine Tempel weyhen,
opfern ihm auf dem Altar,
ſich in Tänzen um ihn freuen,
ſeines Zornes Ausbruch ſcheuen,
der ein Stein gleich andern war? —
Kann dis Bild vom höchſten Weſen,
kann es beſſer, edler ſeyn,
als in der Natur — Gott — leſen,
ſeines Geiſtes Widerſchein?

In des Mäyes Blütenkleide,
in der Kirſche dunklem Roth,
in des Thaues Glanzgeſchmeide,
der verjüngte Lebensfreude
den erſtorbnen Halmen both;
auf des Schmetterlingesflügel,
auf des Haines Blumgefild,
ſeht ihr, wie im Zauberſpiegel,
nur des Schöpfers reizend Bild.

Götter der vergangnen Zeiten,
die des Künſtlers Meiſterhand,
hohen Nachruhm zu erſtreiten,
ſeine Kräfte auszubreiten,
idealiſch ſich erfand,
wie gering ſind eure Rechte
wie beſchränkt iſt eure Macht,
wenn ſich ein Gigant erfrechte
Euch zu drohn in eurer Schlacht?

Unterlag im Kampfgefilde
Ares nicht dem Diomed?
War es Kunſtheit, Götter Milde
daß dem ſanften Jünglingsbilde
nicht Celene widerſteht?
Ward nicht von der Zwietracht Flamme
öfters Juno überraſcht,
wenn, trotz ſeinem Götter-Stamme,
Zeus verderbne Früchte naſcht? —

Könnten, wenn ſich Götter zanken,
wohl die Menſchen friedlich ſeyn? —
Nicht in ihren Pflichten wanken,
ſich erhabneren Gedanken,
ſich der hohen Tugend weihn? —
Käme da ſo gleich und weiſe
wohl der Dinge Ordnung gehn,
und am Abend ſeiner Reiſe
froh der Wanderer ſtille ſtehn?

Mußte

Wußte Zeus nicht ſelbſt erbeben,
wann Prometheus Wachtgebet
ihm, ſtatt freudevollen Segen,
Noth und Kummer abzuwägen,
mit erzürnten Blicken drohte?
Konnte Er die Welt regieren,
einer Göttin unterthan,
deren Willen er vollführen,
aber nie verändern kann?

Spottet in den Höllenſchlünden,
Pluto nicht Kronions Macht?
Kann nicht in des Meeres Gründen,
Nera Peſeiden Hülfe finden,
für des Wolkenſammlers Wuth?
Muß die Menſchheit nicht erröthen,
ſolcher armen Götterſchaar
opfernd Menſch und Thier zu tödten,
auf dem rauchenden Altar?

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20623 / 392

Könnt ihr einen Gott verehren
der mit Laſtern ſich befleckt!
mit der Bosheit Schlangen-Lehren,
eine Leda zu bethören,
ſich in einen Schwan verſteckt?
Müßt ihr nicht Verachtung fühlen,
wenn ihr ihn beym Ganimed
ſeine wilde Luſt zu kühlen,
als den frechſten Schwelger ſeht?

Kann ich wohl ein Weſen lieben,
das mein Herz mit Abſcheu nennt?
Kann die Gottheit Gutes üben,
die von zügelloſen Trieben,
gleich dem ſchwächſten Jüngling brennt?
Kann ſie mich mit Troſt erquicken,
wenn mich tiefer Gram umzieht?
mit der Zukunft mich beglücken,
da ſie ſelbſt vor Bosheit glüht? —

Einem ſolchen Gott zu gleichen
wünſcht die hohe Menſchheit nicht!
deßen Tugend zu erreichen,
hieße aus dem Tempel weichen,
wo, im hellen Glanzes Licht,
uns der Wahrheit Palmenkrone
die entwölkte Stirne kränzt,
und zum hohen Götterlohne
uns der Zukunft Sonne glänzt!

Von des Abendrothes Feuer
licht umgeldet ruht die Flur,
eingehüllt im Dämmrungsſchleyer!
Jede Blume athmet freyer,
jedes Weſen der Natur,
fühlt vom neuen Engelleben
ſympathetiſch ſich durchwallt;
glaubt ſich ſelbſt von Gott umgeben,
von des Schöpfers Lichtgeſtalt!

Treue; und wenn jemals eine Stund' im Tage mich überſchleicht, worinn ich nicht nach meiner Julia ſeufze, ſo möge die nächſte folgende Stunde durch irgend ein ſchreckliches Unglük die Vergeßlichkeit meiner Liebe ſtraffen! Mein Vater wartet auf mich; keine Antwort mehr, meine Liebe; die Fluth ruft mich zur Abreiſe -- nein, nicht dieſe Fluth deiner Thränen; die würde mich länger aufhalten, als ich darf: (Julia geht ab.) Lebe wohl, Julia -- Wie? Sie geht, ohne mehr ein Wort zu ſagen? Ja, ſo macht es wahre Liebe; ſie iſt nicht wortreich, ſie ſpricht lieber durch Thaten als durch Worte.

Panthion tritt auf.

Panthion.

Signor Protheus, man wartet auf euch.

Protheus.

Geht nur, ich komme. Himmel! wie ſchwer iſt es, von dem was man liebt zu ſcheiden!

[Er geht ab.]

Liebe athmet uns entgegen,
wie im Thale, Berg und Hayn;
Liebe iſt des Schöpfers Segen,
Liebe träufelt in dem Regen,
Liebe lacht im Sonnenſchein:
in des Abends ſanfter Kühle
reicht ſie uns Violen dar,
bey des Mittags banger Schwüle
lacht ſie uns in Roſenpaar.

Unſer Gott iſt Gott der Liebe,
keine Göttin brauchen wir,
die des Herzens edle Triebe
mit dem Gift der Wolluſt trübe,
und mit üppiger Begier!
Hoch und hehr, von Gott entſproßen
iſt der Liebe Zartgefühl,
und von Harmonie umfloßen
winkt ſie uns zum Wonneziel!

Ihm, — Ihm laßt uns Opfer bringen,
diesem einzgen, wahren Gott!
Ihm die höchsten Hymnen singen,
des Triumphes Fahne schwingen,
Ihm dem einzgen, wahren Gott!
Nicht in Tempeln, nicht in Häusern
wohnt der Schöpfer unsrer Flur;
nein! Er ruht bey grünen Reisern
in dem Schooße der Natur!

Halberstadt. Franz von Kleist.

---

*) Der edle Jüngling, dem es gefallen hat den T. M. mit diesem Gegenstücke zu dem von vielen auf eine seltsame Art mißverstandenen Schillerschen Gedichte zu beschenken, trägt einen von der ganzen Nation verehrten und geliebten Nahmen; einen Nahmen, der große Aufmunterungen geben muß, aber auch schwere Pflichten auferlegt. Ich weiß, in Ansehung des poetischen Theils dieses kleinen Stückes dem Hrn. M. kein vortrefflicheres Muster zu empfehlen als den unsterblichen Dichter des Frühlings, dessen Nahmen er führt. Was aber die Causam Dei, oder das, weßwegen es ein Gegenstück der Götter Griechenlandes heißt, betrift, so scheint mir die Sache damit noch nicht ganz abgethan zu seyn; und ich behalte mir deswegen vor, in einem der nächsten Monatsstücke, nicht sowohl im Nahmen der Griechischen Götter, als in eigner Person, interveniendo vor Gericht zu erscheinen.

W.

II.

Etwas über die Wiederherstellung der Bildhauerkunst.

Nikolaus Pisanus, der im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts zu Pisa in Toskana zur Welt kam, war nach dem Verfall der bildenden Künste der erste Wiederhersteller der Bildhauerkunst und Architektur. Sein Verdienst sollte allgemeiner bekannt seyn, als es wirklich ist. Weil hier meine Absicht ist, ihn nur als Bildhauer zu betrachten, so will ich zu dem Lobe, welches ihm als Baumeister von Vasari beygelegt wird, nur eine kurze Anekdote beyfügen, die sein Verdienst von dieser Seite ausser allem Zweifel setzt. Die Zeichnung und der Bau der Kirche Santa Trinita zu Florenz ist von ihm. Sie wurde im Jahr 1250. erbauet. Michel-Angelo Buonaroti pflegte sie seine Liebste (sua Dama) zu nennen, und gieng selten, wenn er sich zu Florenz befand, bey ihr vorbey, ohne sie zu besuchen und zu bewundern. *) Es herrscht soviel Verstand in der Anordnung, soviel Symmetrie und Einfalt in allen ihren Theilen, im Ganzen so viele Pracht und Erhabenheit, daß sie ein guter Kenner schwerlich für ein Werk

*) *Cinelli* le Bellezze della città di Firenze, 1677.

Werk des dreyzehnten Jahrhunderts halten würde, wenn es die Geſchichte nicht lehrte.

Nikolaus von Piſa war ſo wohl in der Architektur als Bildhauerkunſt ein Schüler neugriechiſcher Meiſter, die man in Italien ſeit vielen Jahrhunderten als die einzigen Inhaber der Kunſt verehrte. Es gehörte eine große Stärke des Geiſtes dazu, über ein ſo allgemeines und ſo tief eingewurzeltes Vorurtheil ſich zu erheben. Dieſe äußerte er ſchon in vollem Maße in den Jahren, da andere Menſchen ſich blindlings nach den Beyſpielen und Vorſchriften ihrer Meiſter bilden. Als junger Lehrling arbeitete er unter griechiſchen Meiſtern in der Domkirche zu Piſa. Es fügte ſich, daß die Piſaner, welche damals ſehr mächtig zur See waren und einen weit ausgebreiteten Handel führten, einige abgekürzte Säulen von Marmor von den beſten Zeiten griechiſcher Kunſt mit ſich aus der Levante brachten. Auf einer war Meleagers Jagd und der kaledoniſche Eber eingehauen. Die Schönheit dieſer Figuren machte einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn, daß er von Stund an die ſteife und dumme Manier ſeiner Meiſter verabſcheuete, und auf nichts anderes mehr bedacht war, als durch fleiſſige Nachahmung dieſer ſchönen Werke die Kunſt zu verbeſſern.

In kurzer Zeit übertraf er alle die Meiſter welche damals in großem Rufe ſtanden. Denn ſchon im Jahr 1225. beriefen ihn die Bologneſer, ein marmor-

nes Grabmal für den Leichnam des H. Dominikus zu verfertigen. Man hielt dieſes Werk für das beſte, das ſeit vielen Jahrhunderten erſchienen war. Seitdem wurde er in viele andere Städte Italiens berufen, ihre Kirchen mit ſeinen Bildhauerwerken zu ſchmücken. Die Basreliefs die er zu Lucca, Piſa, Siena, Florenz, und Orvieto verfertigte, zeugen von den Fortſchritten dieſes großen Meiſters. Der Wetteifer, der hiedurch unter den Kunſtgenoſſen in ganz Italien entſtand, beförderte die Bildhauerkunſt.

Die beſten ſeiner Werke ſind die hiſtoriſchen Abbildungen an der Kanzel im Dohm zu Piſa, und die Vorſtellung der Hölle am Portal der Dohmkirche zu Orvieto. Die Fruchtbarkeit in der Erfindung, die natürliche Einfalt in der Anordnung, die Wahrheit und Lebhaftigkeit im Ausdruck, mit einer ziemlich richtigen Zeichnung verbunden, wodurch ſich dieſe Werke, beſonders die Hölle, zu Orvieto auszeichnen, würden auch im ſechzehnten Jahrhundert einem jeden Meiſter Ruhm erworben haben. Wären ſie in der Ausführung etwas mehr verfeinert, und in der Zeichnung um ein geringes zierlicher, ſo könnte man in Wahrheit ſagen, daß nach ihm die Bildhauerkunſt in halb erhobenen Arbeiten keinen Schritt weiter gethan habe. In dem Bilde der Hölle ſiehet alles gräßlich und martervoll aus. Einige der Verdammten zerfleiſchen ihr eigenes Angeſicht mit ihren ſcharfen Nägeln; andere werden

von

von ſcheußlichen Schlangen umwunden und zernagt, andere von grauſamen Geſpenſtern zerriſſen, und in eines jeden Geſicht und Gliedmaßen äuſſern ſich auf verſchiedene Weiſe Schmerz, Wuth, und Verzweiflung.

Einige ſind der Meinung, er habe dieſe ſchrecklichen Bilder aus der Hölle des Dante geſchöpft: allein nach der Zeitrechnung des Vaſari war Dante damals entweder noch ein Kind, oder noch nicht gebohren. Was würde es auch ſchaden, wenn er die ſchauerrollen Ideen der Leſung des Dante zu verdanken hatte? Würde dadurch die Kluft, die zwiſchen Gedanken und Ausführung liegt, ausgefüllt worden ſeyn? Dieſes vermag kein mittelmäßiger Künſtler; auch iſt kein kleiner Geiſt fähig, von erhabenen und großen Ideen eines Dichters ſo durchglüht zu werden, daß er ſie mit angemeſſener Energie in Marmor oder Erzt ausdrücke.

Daß Nikolaus von Piſa mit eigener ſchöpferiſcher Kraft von der Natur ausgerüſtet war, bezeugen noch verſchiedene andere nicht weniger ausdruckvolle Werke, die ſich in der nemlichen Dohmkirche zu Orvieto befinden, beſonders die hiſtoriſche Abbildung der Heimſuchung Mariä. Welche Grazie in der Stellung der ſich einander begrüſſenden Maria und Eliſabeth! Wie anmuthig beugen ſie ſich, und ſtrecken ihre Arme zur wechſelſeitigen Umhalſung aus! Wie zärtlich und edel lächelt die Freude auf beyder Angeſichte! Schön iſt das Ebenmaß in Bau der Glieder, prächtig und ein-

fach das Gewand, ſanft und natürlich die Beugungen der Falten. Man ſiehet hier offenbar, daß dieſer große Mann ſich über den Geſchmack ſeiner Zeiten weit hinauszuſetzen wußte, und einen richtigen Begriff von der Schönheit des Gewandes hatte. Die noch vorhandenen Gemählde dieſer Zeiten bezeugen, daß die damalige Kleidung ſehr eng, die Falten ſpitzig, eckig und widerſinnig waren. Er muß alſo das Gewand nicht nach der Natur, ſondern nach Antiken gebildet haben. Aus dieſer Quelle ſchöpfte er nicht nur die Formen des Gewandes, ſondern auch die Stellungen und Bewegungen der Figuren. In der Hölle verrathen ſie eine entſchiedene Aehnlichkeit mit den Bacchanalen der alten Griechen. In einem andern Basrelief der nemlichen Dohmkirche, welches Kains Brudermord vorſtellt, findet man in der Figur des Brudermörders einen kämpfenden Herkules mit der Löwenhaut, ganz in dem Geſchmack der Antiken. Er war ſowohl in der Bildhauerkunſt als Architektur ein Buonarotti ſeiner Zeiten, und nicht nur ſein Sohn, Johannes von Piſa, der ihn in beydem übertraf, ſondern ganz Italien bildete ſich in beyden Künſten nach ſeinen Werken.

Da durch dieſes große Genie und durch ſeine Schüler die Bildhauerkunſt nicht nur wieder auflebte, ſondern auch der Vollkommenheit, wozu ſie im ſechszehnten Jahrhundert gelangte, ſehr nahe kam, blüheten Arnabue und ſein Schüler Giotto, und hatten den

Ruhm,

Ruhm, die Wiederherſteller der Malerkunſt zu ſeyn. Vergleicht man aber beyder Gemälde mit den Bildhauerwerken des Nikolaus von Piſa, ſo ſind ſie Kinderſpiele, und man geräth in Verwunderung, wie es möglich ſey, daß die Malerey, die mit der Bildhauerkunſt auf einerley Grundſätzen beruhet, in ihren erſten Fortſchritten ſo weit hinter ihr bleiben konnte. Es ſind ſogar in der nemlichen Dohmkirche zu Orvieto Gemälde von Ambroſius Lorenzetti und Peter Cavallini, welche faſt um ein ganzes Jahrhundert ſpäter lebten, und von ihren Zeitgenoſſen unter die geſchickteſten Maler gerechnet wurden, die den Erſtlingen der wiederaufleben Bildhauerkunſt an Vollkommenheit weit nachſtehen müßen. Da doch nun einmal die Bildhauer den Anfang gemacht hatten, ihre Kunſt durch das Studium der Antiken zu verbeſſern, und dieſes mit ſo gutem Erfolg geſchehen war, ſo iſt nicht zu begreifen, warum die Maler ſich nicht der nemlichen Mittel bedienten; wenigſtens in der Zeichnung ſo ſehr zurückblieben. Noch wunderbarer iſt es, daß Dante und Petrarca, Männer vom feinſten Geſchmack und erhabener Denkart, welche die Werke des Piſaniſchen Bildhauers und ſeines Sohns vor Augen hatten, und die kreiſen Malereyen des Cimabue und Giotto damit vergleichen konnten, dennoch dieſe bis an die Sterne erheben. Wie konnten ſie dieſes, ohne von einem allgemeinen Vorurtheil geblendet zu ſeyn?

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man damals die Bildhauerkunſt und Malerey für ſo ganz verſchiedene Künſte hielt, und dieſes Vorurtheil ſo allgemein und ſo tief eingewurzelt war, daß es den größten Männern dieſer Jahrhunderte nicht einfiel, ihre Fortſchritte und Vollkommenheit mit einander zu vergleichen. Man ſetzte das Hauptwerk der Malerkunſt in eine ſchöne Farbenmiſchung, mit ſoviel Zeichnung verbunden, als hinreichend war, einen Teufel von einem Engel zu unterſcheiden. Was man mahlte, waren Bilder der Heiligen, oder Figuren aus der bibliſchen Geſchichte, mit den Kennzeichen, und Umriſſen, die ihnen die griechiſchen Mahler ſeit Konſtantins Zeiten beygelegt hatten. Weil dieſe Kennzeichen auch dem dummeſten Volke bekannt waren, ſo hatte der Künſtler alles gethan, wenn er die Umriſſe der Figuren und der vornehmſten Gliedmaßen mit glänzenden Farben ausfüllte. Was Cimabue, Giotto und ihre Zeitgenoſſen zur Vervollkommung der Kunſt beytrugen, war nichts anders, als die Verbeſſerung der widerſinnigſten Fehler, z. B. daß die Umriſſe nicht mehr mit ſchwarzen oder goldenen Linien, ſondern mit Farben, die der Natur der Sache gemäß waren, gezogen wurden; daß die Figuren nicht mehr auf der Spitze der Zehen ſtanden, und die Finger nicht immer ſteif ausgeſtreckt waren, und dergleichen. Uebrigens blieben ihre Figuren, die ſie in goldene Felder einſchloſſen, mehr oder weniger ſteif. Sie hörten, wie ihre Vorfahren, nicht auf, für das

Auge

Auge des Volks zu arbeiten, und bewieſen nach wie vor, daß ihnen weder die wahre Idee noch das rechte Ziel der Mahlerey bekannt war.

Bis auf die Zeiten des Maſaccio, welcher faſt zweyhundert Jahr nach Nikolaus von Piſa lebte, lieſſen ſie ſich es entweder nicht einfallen, oder ſie hielten es für unnütz, ihre Kunſt durch die Nachahmung der Antiken zu verbeſſern. Bis dahin findet ſich kein Gemählde, welches offenbare Spuhren davon verrathe. Waſari erzählt von Maſaccio, er ſey der erſte, der ſich vorgenommen, nach der Natur zu mahlen und die beſten Werke der Bildhauerkunſt nachzuahmen. Hierzu habe er nicht nur die Werke des Brunelleſchi und Donatello zu Florenz benuzt, ſondern ſey auch nach Rom gereiſet, die Antiken zu ſtudieren, damit er alle ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen in ſeiner Kunſt überträfe. Alſo währte es weit über tauſend Jahr, ſeitdem die Mahlerkunſt in gänzlichen Verfall gerathen war, ehe es einem Mahler einfiel, durch die Nachahmung der Natur und durch das Studium der Antiken ſeine Kunſt zu verbeſſern. Ein merkwürdiges Beyſpiel von der Macht alter Vorurtheile; welches noch viel auffallender wird, wenn man betrachtet, daß im vierzehnten Jahrhundert die Mahler gröſtentheils zugleich auch Bildhauer waren, und es in dieſer Kunſt durch die Nachahmung der Antiken zu einem ſehr beträchtlichen Grad der Vollkommenheit gebracht hatten.

Dritte Scene.

[Verwandelt ſich in eine Straſſe.]

Lanz tritt mit ſeinem Hund Crab auf.

Lanz.

Nein, ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ich in einer Stunde mit Weinen fertig bin; es iſt ein Familien-Fehler, womit die Lanzen alle behaftet ſind; ich habe nun, wie der verlohrne Sohn, mein Erbtheil empfangen, und gehe mit Signor Protheus an den Kayſerlichen Hof. Ich denke, Crab, mein Hund iſt der unempfindlichſte Hund der in der Welt iſt; meine Mutter weinte, mein Vater jamerte, meine Schweſter ſchrie, unſre Magd heulte, unſre Kaze rang ihre Hände, unſer ganzes Haus war in der gröſten Bekümmerniß; und dieſer hartherzige Hund ließ nicht eine einzige Thräne fallen! Er iſt ein Stein, ein wahrer Kieſel-Stein, er hat nicht mehr Mitleiden in ihm als ein Hund. Ein Jude würde geweint haben, wenn er unſern Abſchied geſehen hätte; was ſag' ich? ſogar meine Großmutter, die keine Augen mehr hat, weinte ſich blind, wie ich Abſchied von ihr nahm. Echt, ich will euch zeigen, wie es zugieng.: Bildet euch ein, dieſer Schuh iſt mein Vater; nein, dieſer linke Schuh iſt mein Vater; nein, nein, dieſer linke Schuh iſt meine Mutter; nein, es kan doch nicht ſo ſeyn; ja, es iſt ſo, es iſt ſo; er hat die ſchlimmere Sole; dieſer Schuh, mit dem Loch in der Sole, iſt meine Mutter; und dieſer hier, iſt mein Vater; ich will des T** ſeyn, wann es nicht

Hierdurch wird noch mehr bestätiget, daß sie das Wesen der Malerey in die Farben setzten, und die Vollkommenheit der Kunst erreicht zu haben glaubten, wenn sie die von den griechischen Meistern seit Jahrhunderten eingeführten Umrisse der Heiligen mit schönen und lebhaften Farben ausfüllten; und wenn sie die Kunst aufs höchste treiben wollten, wie Cimabue und Giotto, die Abtheilungen der Glieder, mit etwas sanftern Zügen und schicklichern Farben ausdrückten. Sie ließen sich es nicht träumen, daß ihre Kunst einer so hohen Vollkommenheit fähig wäre, als die wozu sie in den folgenden Zeiten durch Leonardo da Vinci, durch Raphael von Urbino, Tiziano und Correggio gelanget ist. Da sie seit vielen Jahrhunderten keine andere Muster als die musaischen und andere steife Malereyen der Griechen, vor Augen hatten, war es moralisch unmöglich, sich ein vollkommenes Werk ihrer Kunst auch nur einzubilden. Nicht nur sie selbst, sondern sogar auch die Idee derselben war verlohren. Es blieb kein Mittel übrig, sie in allen ihren Theilen wiederherzustellen, als eigene Erfindung. Betrachtet man die Schwierigkeiten, welche zu überwinden, und wie viele wesentliche Theile, ausser der Zeichnung, zu erfinden waren, ehe die Mahlerey zur Vollkommenheit gelangen konnte: so verliert sich alle Verwunderung, warum sie die Vollkommenheit der Bildhauerkunst, welche in so vielen Antiken vor Augen lag, um einige Jahrhundert später erreichte.

J...

III.

Ob der Ackerbau wirklich den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht?

Ein Dialog.

A. Nichts kann wahrer seyn, als der Inhalt der Zeilen, die ich so eben — ehe Sie kamen, — in Büffons Naturhistorie las. *) Indem der beredte Verfasser die Nüzlichkeit des Ochsen zu den Verrichtungen des Feldbaues preiset, sezt er hinzu: „daß der Ochse „die Basis der Opulenz der Staaten sey, und daß „die Staaten ohne die Kultur ihres Bodens und „Ueberfluß an Vieh sich nicht erhalten noch in Flor „bringen können.„ Dem Grafen von Büffon zufolge, sind Getraide und Vieh die einzigen reellen Güter. Alle andere, selbst Gold und Silber, sind nur willkührliche Güter, vorstellende Zeichen, Münzen des Kredits, die nur den Werth haben, welchen der Ertrag der Erde ihnen giebt. Der Ackerbau ist die Stüze, der Reichthum des Staates; der Ochse die Stüze des Ackerbaues, mithin — des Staates.

B. Eines jeden Staates? —

A. Aller Staaten! — — Die Münze ist ein Zeichen, welches den Werth aller Waaren vorstellt. Diß ist

*) In der Zweybrücker Ausgabe des Büffonschen Werkes, im Tom. I. von den vierfüßigen Thieren. p. 135.

iſt Montesquieu's Definition der Münze, welche allerdings adäquat iſt, und die Natur der Münze wohl ausdrückt. Münzen ſtellen alſo den wahren Reichthum vor. Dieſer aber — worinn könnte er anders beſtehen, als in Getraide und — allenfalls Vieh, welches die einzigen reellen Güter ſind?

Es trugen die athenienſiſchen Münzen das Bild — das — lachen Sie nicht! — ehrwürdige Bild eines Ochſen, um — —

B. Um die Athener zu erinnern, daß man ſich, ehe man in Attika den Gebrauch der Metalle kannte, des Ochſen, als eines gemeinſchaftlichen Maaſtabes für den Werth der verkäuflichen Dinge bedienet habe.

A. Lieber möchte ich ſagen: um anzuzeigen, daß der Ochſe die Stüze des Ackerbaues ſey, welcher hinwiederum den Grund des Reichthums der Staaten ausmacht.

B. Ich kenne keinen bloß Ackerbautreibenden Staat, welcher ſehr reich wäre. Hingegen giebt es einige ziemlich reiche Staaten, welche beynah keinen Ackerbau haben, und wo man von Ihren Stüzen des Staates auch nicht viel mehr hält, als gerade nöthig iſt, den bemittelten Bürgern die erforderliche Milch zu Thee und Kaffee zu procuriren.

A. Ich bitte Sie, nennen Sie mir dieſe Ausnahmen von der Regel.

B. Ausnahmen, welche so bedeutend sind, daß sie, wie ich fürchte, die Regel ganz aufheben. — Holland hat beynahe keinen Ackerbau, kann nur äusserst wenige Menschen durch seine Produkte ernähren. Gleichwohl ist es, nach Verhältnis seiner Größe, das volkreichste Land in Europa, und — eins der reichsten.

In Genua giebt es viele arme Leute, aber auch viel Reiche, und der Staat ist, troz der großen Abnahme seines Handels, gewiß nicht arm. Er leihet den kriegführenden Mächten noch immer Kapitalien, und — wie mir däucht — er gewinnt dabey. Die Genueser haben eine unfruchtbare Küste, wenig Aecker, und so wenig Ochsen, daß man diesen unmöglich die große Last aufbürden kann, die Stüzen des genuesischen Staates zu seyn Manufakturen. — die Oelprässen mit eingerechnet — und Kommerz! Diese sind die Basis der politischen Existenz der Genueser, der Quell ihres Reichthums.

A. Erinnern Sie sich lieber an England und China. Man hält dafür, England habe unter allen europäischen Ländern den blühendsten Ackerbau. Aber wo finden Sie auch eine blühendere Marine und grösern Reichthum? —

B. Freund, Sie scheinen mir zu vergessen, daß unter manchen simultänen Dingen bloß das Verhältnis der Koexistenz, aber keine Kausalverknüpfung statt findet. Denken Sie an den Stock im Winkel, und den Regen. Als Sie die Logik hörten, wird Ihnen Ihr Pro-

feſſor] mit dieſem Exempelchen an die Hand gegangen ſeyn! — Indeß — ich geſtehe es! — auch mir ſcheint zwiſchen dem blühenden Ackerbau, und der brillanten Marine und dem Nationalreichthum der Engländer, ein Zuſammenhang ſtatt zu finden, der etwas mehr als bloßes Koexiſtential-Verhältnis ſeyn durfte. Nur iſt die Frage: macht der Ackerbau in England die Marine ſo glänzend, und den Reichthum der Britten ſo überwiegend? oder, hat der Ackerbau daſelbſt ſeinen Flor den Manufakturen, und dem Handel, als den Hauptursachen des brittiſchen Nationalreichthums, zu danken? Mich dünkt, lezteres dürfte der wirkliche Fall ſeyn. Ihrem eigenen Feldbau haben die Engländer gewiß nicht den größten Theil ihres Reichthums zu danken. Um aber im Vorbeygehen auch noch das von Ihnen citirte China mitzunehmen! — die Vorſtellung iſt ein wenig übertrieben, die Sie ſich von der Landskultur der Chineſer machen. Unſer guter le Poivre iſt wohl ein bischen Schuld daran. Er war für dieſes Lieblingsvolk der Vorſicht — wie einige Autoren es vielleicht nicht ohne allen Grund nennen — enthuſiasmirt. In dieſer Stimmung ſiehet man Wunder, wo — keine ſind. Uebrigens, in parenthesi, ſind die Voyages d'un Philosophe des alten Intendanten der Inſel Frankreich eins meiner Favoritbücher.

A. Aber für China ſoll er zu ſehr eingenommen ſeyn? —

B. Mir däucht es, und vielen andern ehrlichen Leuten auch. China hat großen Ackerbau. Aber kennen Sie nicht den Handel dieses Volks? seine zahlreichen Manufakturen, und Fabriken, seine Seidenraupen? Wie viel Millionen Geld gehen nicht jährlich nur für Thee, aus Europa nach China? Wie unbeträchtlich ist dagegen die Quantität der Waaren, welche den Gegenstand des chinesischen Passivhandels mit uns Europäern ausmachen? — —

A. Darin muß ich Ihnen Recht geben. Es ist wahr. Brod ist so sehr das erste Bedürfniß der Menschen, daß einige Physiokraten den Menschen durch ein Thier, welches Brod frißt, definirt haben Indeßen scheint mir nun wirklich das Brod nicht mehr so sehr als ehemals den Grund des Reichthums des Staaten auszumachen.

B. Die Definition, welche die Oekonomisten vom Menschen geben, ist nicht passend. Das Brodfressen bezeichnet seinen specifischen Charakter nicht. Er hat es mit seinen Sklaven, den Hausthieren, gemein. Vor der Erfindung des Mehls und der Backöfen aß er Eicheln, Kastanien, Wurzeln, Obst, und Fleisch

— quum jam glandes atque arbuta sacrae
Deficerent sylvae, et victum Dodona negaret.
Mox *et frumentis* labor additus.

Virgil.

A.

A. Ich weiß es, daß Sie der Phyſiokratie nicht günſtig ſind.

B. So wie der Abgabe 40. von 100. Mich dünkt das ſey exceſſiv. Aber dies im Vorbeygehen! — Einige feynwollende Staatsmänner ſehen — wie ich zuverläßig weiß — das Uebermaas der Auflagen ſo gar für ein ſouveraines Mittel an, den Landmann zum gröſtmögl, lichen Fleiſſe in Bearbeitung ſeiner Aecker zu zwingen, und dadurch den Ackerbau blühend zu machen.

„Man mache eine zahlreiche und nüzliche Klaſſe „von Bürgern erſt recht arm, damit ſie angetrieben „werden, mehr zu arbeiten, und etwas zu gewinnen!„ Ein abſcheulicher Grundſaz! Ich freue mich darüber, daß er nicht aus dem Herzen, ſondern aus einem mißgeleiteten Verſtande gefloſſen iſt.

A. Wirklich bringt Druck und Armuth viel leichter Trägheit und Verzweiflung, als gemeinnüzige Thätigkeit hervor.

B. Wo iſt der Bauer ärmer als in Polen? Aber macht ſeine Dürftigkeit ihn fleißig? — Reiſen Sie durch das Gebiete Sr. Heiligkeit. Hier iſt der Landmann eben ſo faul, als arm. Ich könnte noch mehr Beyſpiele geben. Aber Sie ſagten ſchon ſelbſt: drückende Armuth bringe eher Trägheit oder Verzweiflung, als gemeinnüzige Thätigkeit hervor! Das iſt in der Natur des Menſchen. Wenn man aus Geiz oder Vorurtheil

urtheil ihn die Früchte ſeines Fleiſſes und ſeiner Induſtrie nicht genieſſen läßt, ſo beſorgt er, man werde ihn die Früchte ſeines verdoppelten Fleiſſes, ſeiner vermehrten Induſtrie, eben ſo wenig genieſſen laſſen. Er arbeitet alſo lieber gar nicht, als ohne ein für ihn ſelbſt fruchtbares Reſultat. Das iſt das Geſez der Eigenliebe. Arbeiten? oder Nichtarbeiten? — Zuverläßig iſt die Auflöſung dieſer Frage eine Affaire des Kalkule.

A. Wir ſind alſo beyde der Meinung: daß Unterdrückung, unter welchem prächtigen griechiſchen oder franzöſiſchen Titel ſie auch in ein Syſtem gebracht, und als das beſte Mittel, die Menſchen zu beglücken, von den Dächern gepredigt werden mag — in keinem Fall etwas nüze ſey!

B. Man wird noch öfter durch einen Paralogiſmus des Verſtandes, als durch einen Fehler des Herzens zum Unterdrücker.

A. Mich freuet es, daß Sie dieſe Moral nicht aus der Fabel, ſondern aus der Geſchichte gezogen haben. Ich würde mir ſonſt von der Gattung, wozu ich zu gehören die Ehre habe, einen fürchterlichen Begriff machen. Denn, laßen Sie es uns immer geſtehen! — unnüzer Zwang, das heißt, Unterdrückung, iſt eine ſehr allgemeine, und — ich mag es kaum hinzuſezen! — für den menſchenfreundlichen Beobachter menſchlicher Dinge ſehr niederſchlagende Erſcheinung.

Aber ehe wir auseinandergehen, möchte ich noch von Ihnen wiſſen, wie Sie über die Anwendung denken, welche in gewiſſen kleinen Staaten — exempla sunt odiosa! — von dem politiſchen Poſtulat gemacht wird: vermehret die Bevölkerung!

B. Ich denke, daß es das Schikſal wahrer Maximen iſt, ſchief angewendet, und in den Händen der Halbdenker von ſchlimmen Folgen zu werden. Dieſe Ehrenmänner haben, wie das Sprüchwort ſagt, läuten gehört, ohne zu wiſſen wo die Glocken hängen. Ein gewiſſer Staatsmann vel quasi, ſagte neulich: je mehr Menſchen wir in unſerm Ländchen haben, je beſſer! — Je ſchlimmer! erwiederte ich, indem ich an gewiſſe Fälle dachte, woran ein allzeit fertiger Theoriſt — nicht denkt. Wie ſo? rief mein Kauz ganz erſtaunt aus! und Sie wiſſen nicht, daß von der groſſen Volksmenge die Macht und Glückſeligkeit der Staaten abhängt? Je mehr Menſchen alſo, je mehr Macht und — Glück. — Ich mußte lachen. Mir fiel la Fontainens Perette ein. Eine Reihe angenehmer und ihr ſehr natürlich ſcheinender Erwartungen machte ſie ſpringen; nun war die Milch, worauf am Ende alles ſich gründete, verſchüttet, und die ganze ſchöne Ausſicht auf einmal dahin. — — —

A. So viel ſcheint richtig zu ſeyn, daß von der Volksmenge die Macht eines Staates, und von dieſer zum Theil ſeine mögliche Glückſeligkeit abhängt.

B. Unläugbar, Freund! — Indeß, sehen Sie, wie man oft in der Anwendung wahrer Grundsäze gröblich fehlet. Lassen Sie z. B. das Fürstenthümchen Monaco so sehr als möglich bevölkert seyn. Diese Bevölkerung verschaft ihm keine Macht. Die Macht eines Staates, der keine hundert Mann ins Feld stellen kann, bezeichnet der politische Arithmetiker mit O. (Zero.)

Außerdem, ist es denn so ausgemacht, daß die Glückseligkeit eines Staates von seiner Macht abhängt? Wie glücklich müßten Franzosen, Chineser, Türken seyn? Glauben Sie, daß die Republikaner des heil. Marino, worüber Sie Addison's Reise nach Italien lesen mögen, unglücklicher sind als die Kalabresen, und die Unterthanen des Pabstes, deren Beherrscher doch mächtiger sind, als das Völkchen von San-Marino? — — Mancher gute Kopf entscheidet für kleine Staaten, Schlosser nicht allein.

A. Ich erinnere mich, daß Sie einst sagten, von der Menge wohlgenährter Bürger hänge die Glückseligkeit eines Staates ab.

B. Aber nicht von einer Menge nahrloser Lumpengesindels, welches bettelt oder stiehlt, oder beydes zugleich thut. Wenn die Bevölkerung in kleinen Staaten, deren wir im heiligen Reiche, Gott weiß wie viele? haben, in Ländchen, denen es an Kommerz und

ſo iſt: Nun, mein Herr, bildet euch ein, dieſer Stok iſt meine Schweſter; denn, ſeht ihr, ſie iſt ſo weiß wie eine Lilie, und ſo dumm wie ein Steken; dieſer Hut iſt Randel, unſre Magd; ich bin der Hund; nein, der Hund iſt er ſelbſt, und ich bin der Hund; nicht ſo, der Hund iſt ich, und ich bin ich ſelbſt; ja, ſo, ſo; nun geh ich zu meinem Vater; Vater, euern Segen; nun kan der Schuh vor Weinen kein Wort ſagen; nun küß' ich meinen Vater; gut, er weint immer fort; nun geh ich zu meiner Mutter -- o! wenn izt der Schuh nur reden könnte, wie ein Weib das nicht bey ſich ſelber iſt! Gut, ich kuſſe ſie; (er küßt ſeinen Schuh.) Mein Seel! es iſt vollkommen ſo! das iſt meiner Mutter Athem auf und nieder: Nun geh ich zu meiner Schweſter: Hört einmal, was das für ein Aechzen iſt: Nun, dieſe ganze Zeit uber vergießt euch der Hund nicht eine einzige Zähre, und ſagt euch kein Wort, und ihr ſeht doch, wie ich den Staub mit meinen Thränen lege.

Panthion tritt auf.

Panthion.

Lanz, fort, fort, an Bord! Dein Herr iſt ſchon im Schiffe; -- Wie? was fehlt dir? warum weinſt du? Hinweg, Eſel, du wirſt zu ſpäte kommen, wenn du noch länger zauderſt.

(Der Reſt dieſer Scene beſteht in Wortſpielen und Kauderwelſch.)

Manufakturen fehlt, über einen gewißen Grad hinausgehet, denn wird sie ein fürchterliches Uebel — der wahre Weg zum Hungerleiden.

A. Aber wie finden wir den terminum *ad quem*, oder wie Sie es vielleicht mathematisch ausdrücken würden, das Maximum der Bevölkerung für solche Staaten? —

B. Nirgends, Freund, als in der Vergleichung der Volksmenge mit der Quantität des Ertrages der Aecker und Wiesen. Wenn ein bloß Ackerbautreibendes Land so viel Einwohner hat, als es — bey gehörigem Anbau seiner kulturfähigen Ländereyen — ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr Maximum erreicht. Wehe dem unerfahrenen Politiker, der dieses Maximum in ein: et sic in infinitum, verwandeln will! Alles, lieber A. — hat seine von der Natur selbst angewiesene Grenze, die man nicht überschreiten kann, ohne die natürlichen Verhältnisse der Dinge zu alteriren, und Disproportion im Ganzen hervorzubringen.

A. Sie haben Recht. Nicht die größte Bevölkerung — wie einige wollen — sondern die größte Glückseligkeit der vorhandenen Bürger — es mögen ihrer viel oder wenig seyn — muß, meines Erachtens, als Endzweck des Staates angenommen werden. Nun hat man eingesehen, daß dieser Zweck nicht erreicht wird, wenn der Bürger verhältnißmäßig zu wenig sind. Bevölke-

völkerung iſt Mittel zu jenem Zweck, nicht ſelbſt Zweck, wenigſtens gewiß nicht lezter.

B. Sie haben meine Idee glücklich errathen. Wenn der von Ihnen ſo richtig angegebene Zweck des Staates bey der allzugeringen Menge der Bürger nicht erreicht werden kann, ſo kann er eben ſo wenig erhalten werden, wenn der Büger zu viel ſind. Ich ſetze ein Ländchen voraus, deſſen Einwohner bloß von Ackerbau und Viehzucht leben. Mit der Zahl der Bürger vergröſſert ſich offenbar die Conſumtion. Aber vergröſſert ſich auch mit ihr verhältnißmäßig die Fruchtbarkeit und der Ertrag der Aecker und Wieſen? — Da ein kleiner teutſcher Staat an Conquetten nicht denken darf, und mithin — wenn alles übrige gleich iſt! — jede merkliche Erweiterung ſeiner Grenzen wegfällt, ſo muß man die Zahl ſeiner Aecker und Wieſen als eine fixe und unveränderliche Größe betrachten. Eben ſo den Ertrag derſelben. — — Denn ob es gleich einer verbeſſerten Kultur bisweilen gelingen kann, die Beſchaffenheit des Bodens zu unſerm Vortheil in etwas abzuändern, ſo bleibt doch die Natur der Erdſtriche — ſoweit unſere Erfahrung reicht — im Weſentlichen immer ſich ſelbſt gleich. Die Qualität der Erdarten, und die Einflüſſe des Himmelsſtriches ſetzen der Fruchtbarkeit des Bodens beſtimmte Schranken.

A. Ich merke, wo Sie hin wollen. Wenn nun der Bürger mehr werden, ſo werden Theilungen der

Grundſtücke unvermeidlich. Die Grundſtücke werden immer kleiner, und ſind bald nicht mehr hinreichend, ihren Inhaber zu ernähren. Man macht zwar Verordnungen, dieſem Uebel zu ſteuern. Aber man verhindert dadurch höchſtens die allzuſehr ins kleine gehenden Zerſtücklungen der Güter — nicht die Exiſtenz der Bettler. Oft nimmt man zu allerley verkehrten Methoden ſeine Zuflucht, um die Summe des kultivierten Landes zu vergröſſern. Man rottet den Reſt der Wälder aus, der uns aus den Zeiten der Auerochſen und Elendthiere in Teutſchland übrig geblieben iſt. —

B. Mich fängt allemal durch eine Art von Anticipation zu frieren an, wenn ich an das Schickſal unſerer Nachwelt denke. Die Staatsmänner in gewißen Gegenden ſcheinen in ihrem flanellenen Schlafrock, und hinter dem warmen Ofen zu vergeſſen, unter was für einer hohen nördlichen Breite wir leben. Wälder ſind uns ſo nöthig als Aecker und Wieſen. Holz hat den Werth des Brodtes. Vaniere, deſſen Praedium ruſticum Sie ſo gerne leſen iſt mir um ſo viel lieber, da er ſich der Wälder ſo eifrig angenommen, und ſo rührend um ihre Schonung geflehet hat.

A. Nicht einmal der Muſen zu gedenken, welche ſo gern die heiligen Schatten der Wälder beſuchen, und der Dryaden, die den Freund der Natur mit Weisheit begeiſtern — was werden unſere Enkel haben, um

ihre

ihre Suppen zu kochen? wovon werden sie ihre Häuser bauen? Womit ihre Oefen heizen? —

B. Dem Ackerbau die Wälder aufopfern, damit das Land einige Menschen mehr kümmerlich ernähren kann — nichts ist widersinniger.

A. Nichts ist widersinniger!

B. Warlich, es war eine Freude, als ich im vorigen Sommer von der Höhe der Wartburg die großen Wälder übersah, die sich unten ausbreiten. Glückliches Land, sprach ich zu Eisenach, dessen Bewohner den Frost nicht fürchten dürfen!

v. K.

IV.

Kosmogonische Erzählungen

aus der Walhalla.

In Walhalla war das Kränzchen, das die Götter unter sich hielten, einst bey dem alten Wodan. Es mochte nun Wodans Namenstag oder Geburtstag seyn, genug es wurde ganz artig geschmauset. Nach Tische verfiel man auf allerley Spiele, um sich die Zeit zu vertreiben, und das geht bey ihnen leichter als bey uns armen Menschen-Kindern; denn wenn Jahrhunder-

te hingegangen ſind, ſo glaubt man in Wallhalle, es ſeyen ein paar Minuten verfloſſen.

Unter manchen andern Sachen fiel es der muntern Mona, Wodans Jüngſter Tochter, ein, zum Spaß Welten zu machen. Kaum hatte ſie ihren Einfall mitgetheilt, als die ganze Geſellſchaft ſich ſchon an die Arbeit machte. Der alte Wodan drehte in der Eile ein paar Dutzend Nebelſterne, oder Weltſyſteme; die ſchöne Suimalla machte den glänzenden Sirius, und Mona, die Erfinderin des Einfalls, machte unſere Sonne. Die Götter freuten ſich darüber und lachten, und hatten ſo viel Spaß, als unſere Kinder, wenn ſie Vögel von Papier drehen.

Aber der alte Rieſe Borbar hatte ſeinen Sohn Allan mit in die Geſellſchaft gebracht. Er war noch jung, erſt 17000 Jahr nach unſerer Rechnung, und verſtand das Weltenmachen noch gar nicht. Indeſſen, er machte doch ſeine Welt wie ein andrer; aber der arme Junge hätte ſchier angefangen zu weinen, als er ſah, daß ſie auch nicht ein bißchen glänzte, und über und über mit Reif und Schnee überzogen war. Zum verbeſſern war es zu ſpät; denn jezt eben wollte man die Welten muſtern, und wer es gut gemacht hatte, ſollte ſich unter den Mädchen in Walhalle eine ausſuchen, die ihm drey Küße gäbe. Ach der arme Allan!

Als er so traurig da stand, hüpfte Mona zu ihm hin, und flüsterte ihm ins Ohr: Stelle deine Welt neben meine, so wird sie von ihr erleuchtet, und warm gemacht. Ein herrlicher Einfall, rief Allan; aber werden die Götter ihn billigen? Höre, liebe Mona, der Einfall ist doch drey Küße werth, und da ich ihn ausführe, so dächt' ich, du gäbest sie mir gleich. Ich bleibe sie dir schuldig, rief Mona mit zärtlicher Stimme.

Die Götter besahen die Welten — Seht doch, riefen sie, welch einen artigen Einfall Allan hatte! wie niedlich seine Erde um die Sonne tanzt! Allan hat es gut gemacht. Welches Mädchen soll dich küßen, Allan? — „Sulmalla soll mich küßen". — Die arme Mona! sie hatte schon auf sechs Küße gerechnet. Sie wurde böse, und rückte, während er sich Sulmalla's Küße wohl belieben ließ, ihre Sonne weiter weg, so daß sie jezt nur einen Theil der Erde beschien. Gern hätte sie die Sonne ganz weg genommen; aber sie wollte sich doch mit Allan nicht völlig abwerfen; denn sie war ihm noch drey Küße schuldig. Hört, Kinder, rief Wodan; ich denke, wir lassen die Welten so dastehen, zum Andenken dieses lustigen Abends. — Und so blieben sie den ganzen folgenden Göttertag stehen, welcher noch dauert, und noch eine Weile dauren wird — wenn es nicht etwa bey einem künftigen Kränzchen den Göttern einfällt, Billard damit zu spielen.

So entſtand unſere Erde, die Leibnitze und Burnets und Wollſtons und Büffons mögen ſagen was ſie wollen. Die Sonne ſchien nun auf einen Theil unſerer Erde, und thauete den Schnee auf, ſo daß ein Weltmeer entſtand. Allan war ſo pfiffig, daß er ſie immer herum drehete, damit alle Seiten beſchienen würden. Durch die Sonne, die auf das Waſſer ſchien, wuchſen lauter kleine Mooſe im Waſſer, bis endlich ein feſter Raſen im Waſſer wurde, und daraus endlich feſtes Land entſtand.

Mona verſöhnte ſich inzwiſchen mit Allan, und nun hätte ſie ihm zu lieb die Sonne gern näher gerückt; hätte Wodan nicht gerufen: laß alles ſtehen, wie es ſteht. — „Aber auf den Welten ſelbſt, darf ich doch wohl etwas neues zum Zeitvertreib machen?" — Nun ja, ſprach Wodan, nur verrücke mir nichts, es ſteht alles ſo artig. —

Höre lieber Allan, ſprach Mona, ich will dich auf der Erde abbilden, damit ich dich öfter ſehe, und mehrere Allans habe. Aber ich, rief Allan, ich will dich nicht abformen, damit du meine einzige bleibſt. Und Mona machte den erſten Mann.

Welch ein ſchöner reitzender Jüngling war der erſte Menſch! Ganz nach Allan gebildet, hatte er ſeiner Schöpferin ſeines Gefühl; ein paar blaue Augen, wie der azurne Himmel, der ihn deckte; ein reizendes Geſicht,

ſicht, in dem jede Miene ſprach; den ſchönſten Wuchs, ein ſchön gelocktes blondes Haar, und alles in der höchſten Blüthe der Geſundheit und Stärke. In dieſem ſchönen Körper wohnte eine ſchöne Seele, empfänglich jedes neuen Reizes, und voll der ſchönſten Gefühle. Aber dabey war er nicht ſo ein empfindelnder Kopfhänger, noch ein philanthropiſtiſcher Luftſpringer oder Trommelſchläger, ſondern hatte gerade das bischen artigen Leichtſinn, das ſein Gefühl angenehm machte. Es fehlte nicht viel, ſo hätte ſich Mona ſelbſt in ihn verliebt.

Es war eine ſchöne Wieſe, auf der er ſich befand, als Mona ihm zuerſt Leben eingehaucht hatte. Auf der einen Seite waren hohe dem Himmel ſich nahende Felſen, von dem reinſten Cryſtall; denn die Steine, die oben aus dem Waſſer entſprangen, waren alle Cryſtallen, nicht, wie jezt, rohe ungebildete Maſſen vom Wetter zerſtört, und durch Fluthen zuſammen geſchwemmt. Rings umher ein wandelnder ſchattigter Wald, von Thierpflanzen, den erſten Geſchöpfen die das Meer zeugte. Ein Bach ſtürzte ſich über die Felſen, wie aus den Wolken herab, und fiel tropfenweiſe auf die Cryſtallen, die in den ſchönſten Accorden erklange. Bey dieſer Muſik, die keine Harmonika ausdrücken könnte, bildete Mona den Kimri, ſo hieß dieſer erſte Liebling der Natur. Als er eben anfing zu leben, ſprüzte ſie den Bach weg, damit eine feyerliche

Stille

Stille ſeyn ſollte. Kimri erwachte und lag eine Minute unbeweglich. Er rührte ſeine Arme, und wunderte ſich, daß der ganze Hain ſich nicht bewegte. Er ſtand auf, und wunderte ſich, daß ſein Sitz von Raſen, daß die Felſen unbeweglich blieben. Plözlich fing der Bach wieder an zu flieſſen, und mit ihm erhob ſich zugleich wieder jene zaubervolle Muſik. Kimri lief, weil er glaubte, er habe den Klang in ſich. Aber nun ward ſie ſchwächer. Er lief zurück und wollte nun die Töne wegnehmen, er ſprang umher, und wollte ſie wie Mücken fangen. Plözlich ſchlug er an einen hell, klingenden Cryſtall. Nun glaubte er, er habe eine Handvoll Töne gefangen. Er lief fort; aber ach! die Töne wurden immer ſchwächer und ſchwächer. Nun ſuchte er ſie wieder mit Mühe, und nur von ohngefähr traf er ſeinen Cryſtallfelſen wieder. So ſtieß er ſich auch oft, wenn er die Regenbogen-Farben, die die Felſen darſtellten, ſammlen wollte.

Mona ſah mit Vergnügen die kleinen Irrthümer ihres jungen Geſchöpfes. Und noch jezt, wenn der Säugling in den Armen der frohen Mutter liegt und ſie zärtlich lächeln ſieht, lächelt er mit, weil er glaubt er ſey die frohe Mutter.

Bald aber lernte er unter ſeiner Schöpferin Führung, alles was um ihn war zu unterſcheiden, die die Töne nachzuahmen, und zu ſprechen, oder vielmehr zu ſingen. Ach der arme Kimri! ſagte Mona, was

mag

mag er nicht für lange Weile haben! ich denke, lieber Allan, wir laßen ihn aus ſeinen Thierpflanzen noch andere lebendige Geſchöpfe machen.

Kimri fing alſo an, zu ſchneiden, zu drehen, zu bilden, und machte Thiere. Nach ſeinem eigenen Körper formte er alle Theile ab. Anfangs machte er ſeine Thiere ganz ihm ſelbſt ähnlich, nur äuſſerſt roh; dann zog er ihnen das Geſicht lang, dann ſezte er ihnen, ſtatt der Nägel an den Fingern, einen Nägel an den Fuß oder zwey, oder pflanzte ihnen einen ſpizen oder zackigten Nagel, ein Horn auf den Kopf; dann machte er Krallen ſtatt der Hände, und ſo fort.

Immer machte er einen großen oder kleinen Menſchen, und zerrte ſolange daran hin und her, bis er ein verſchiedenes Thier herausgebracht hatte. Aus dem härtern Abfall machte er Insecten, aus dem weichern, Würmer. Zuerſt wollte er dieſe auch wie kleine Menſchen bilden; aber in den kleinen Geſchöpfen gerieth die Nachahmung nicht gut. Wenn er die Beine vergaß, ſo warf er ſie als Fiſche ins Waßer, oder als Schlangen auf die Erde.

Einſt hatte er ein niedliches Geſchöpf gemacht, hatte die Haare ſo artig zuſammen gedreht, daß ſie zu Federn wurden, hatte die ſchönſten Farben darauf geſezt, und eine ſo melodiſche Kehle hineingemacht, daß er rechte Freude an ſeinem Machwerk hatte. Aber unglücklicher Weiſe ſezte er nur ein Horn vor den Kopf

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in Meiland. Ein Zimmer im Herzoglichen Palaſt.)

Valentin, Silvia, Thurio und Speed treten auf.

Silvia.

Diener --

Valentin.

Gnädige Gebieterin --

Speed.

Herr, Signor Thurio runzelt die Stirne gegen euch.

Valentin.

Gut, Junge, das thut er aus Liebe.

Speed.

Aber nicht aus Liebe zu euch.

Valentin.

Alſo aus Liebe zu meiner Gebieterin.

Speed.

Es wäre nicht übel, wenn ihr ihn ein wenig ausſtaubtet.

Silvia zu Valentin.

Diener, ihr ſeyd ſchlimmen Humors.

und verſtellte ſo den ſchönen Vogel durch den häßlichen Schnabel.

Das ſieht doch wohl ein jeder, daß ein junger leichtſinniger Jüngling alle Thiere machte; denn alle Thiere ſind verunglückte oder durch Spaß verzerrte Menſchenfiguren, und das nennen ſie nun Leiter der Natur.

Hätte man in Walhalla die Thiere gemacht, dann wäre kein Thier dem andern ähnlich, dann wäre jedes eine neue Idee.

Mona gewann ihren Zögling immer lieber: jezt mußte er aus dem Raſen Blumen, Kräuter und Bäume ſtricken; und ſie half ihm unſichtbar; denn das war ſchon ſchwerer als Thiere bilden.

Aber Allan wurde böſe, daß ſie immer mit Kimri ſpielte, und er ſelbſt darüber vergeßen wurde. Immer, ſagte er, tändelſt du mit dem erbärmlichen Geſchöpfe, und wenn ich dich liebkoſe, ſprichſt du von deinem kleinen Kimri. Allan gieng es, wie noch jezt manchem Ehemann, der auf ſeinen Schooßhund eiferſüchtig wird und — Recht dazu hat.

Ach der arme Kimri, ſprach Mona, wer ſoll ihn nun beſchäftigen? wer ſoll dem armen Jungen die Zeit vertreiben, wenn er allein und verlaſſen herum läuft? Mach du ihm ein Mädchen, Allan. — „Nach deinem Bilde? — Aber ich will die Zeit abwarten, wo ich ihn überraſchen kann.„

An

An einem ſchönen Sommertage, einige Stunden vor Sonnenuntergang, wenn die Sonne noch ſo hell und warm ohne Hitze ſcheint, den angenehmſten Stunden auf dieſer Erde, ſaß Kimri im ſchönſten Hain, ſo ſchön, wie Sterbliche jezt keinen mehr ſehen, und webte Blumen. Die Farben, die damals die Gegenſtände hatten, ertrüge nun kein Auge mehr; (denn man kann ſich doch leicht vorſtellen, wie ſehr in den vielen tauſend Jahren, ſeit die Sonne ſcheint, die Natur abgeblaßt ſeyn muß) und alles umher war noch Melodie. Das Rauſchen der Blätter, das Wehen der Winde, alles tönte die reinſte Harmonie für das feingebaute Ohr des erſten Menſchen. Lieblich war es im ſtillen dem Wachſen der Blumen zuzuhören; denn auch dieſes geſchahe mit den reinſten ſüßeſten Tönen. Jedes Weſen bezeugte durch Geſang die Freude über ſein Daſeyn. Jezt — iſt die Natur verſtimmt, unſer rohes Ohr fühlt nicht mehr die Geſänge, die der electriſche Strom, oder der Magnet ſingt. Kimri ſaß und webte, und Mona half ihm und webte die erſte Roſe, unter allen duftenden Blumen die erſte, und Wohlgeruch hatte Kimri noch nie empfunden. Er hielt die duftende Blume an ſein Geſicht, und ſank dahin in einen Schlummer der ſüßeſten Gefühle.

Bis jezt war er ſich ſelbſt genug geweſen, froh und zufrieden hatte er die Haine durchſucht, Blumen gepflückt, und den Tönen gehorcht. Jezt aber zog er den

Duft

Duft ein, und ſeine Bruſt war beklemmt, ſein Blut lief ſchneller, er ſeufzte. Tauſend ungewohnte ſüße Gefühle drängten ſich in ihm, er ſehnte ſich nach etwas, das er nicht kannte, es war leer um ihn her, und die Töne verſchwanden.

Armer Kimri! der Sinn, den dich zuerſt die Roſe kennen lehrte, war der Sinn der Liebe. Er ſprang auf, und lief zu einem der ſchönſten Bäume. Zärtlich ſah er ihn an, und fragte mit einem Schwermuths vollen Blicke: ach! ſiehſt du mich, liebes Bäumchen, ſo gern wie ich dich? Warum folgſt du mir nicht, wenn ich gehe? Soll ich denn immer ſo allein ſeyn, und ihr, liebe Bäume und Blumen, ihr verlaſt mich? geht mir zu Gefallen nicht aus der Steile? Er umfaßte den Baum, und drückte ihn an die Bruſt, um ihn mitzunehmen. Zuerſt fühlte er hier, wie wohl es thut, wenn man etwas gegen die pochende Bruſt drückt, und umarmte ihn beſtändig.

Voll Unruhe, verwundert über die ungewohnten Gefühle, lief er von einem Orte zum andern, und ſuchte Ruhe. Schlaf ſchien ihm jezt erwünſcht zu kommen, um dieſe Stürme zu enden. Sein Lager, das immer aus Blumen beſtand, konnt er ohnedem nun aus Roſenblüten verfertigen. Schnell machte er ſich ein hohes dichtes Lager von Roſenblüten, und warf ſich unruhig darauf. Er fühlte wie ſchön ein ſanfter Druck den klopfenden Adern bekommt, umfaßte ſein

Lager

Lager, und drückte ſeine Bruſt gegen das Roſenbette. Voll von unnennbaren Gefühlen hüllte er alle ſeine Glieder in das Roſenlager ein, und etwas linderte dies ſeine Unruhe.

Das Roſenbette wiederſtand, wie ſanfte Daumen, dem Druck, und warf ihn plötzlich um etwas zurück. Ein ſchöner Augenblick, rief die loſe Mona ihrem Allan. Unter Kimris Bruſt klopfte eine andere, ein ſchöner Mund begegnete dem ſeinigen, zwey funkelnde Augen blickten ihn zärtlich an, und zwey ſanfte Arme umſchlangen ihn. Ein ſchönes Mädchen hüllte den ſtaunenden Jüngling ein. Er ſank, mit milderm Gefühl an ihre Seite.

Ihr verſteht mich, Schüler des Plato und Epikurs — Wo iſt das Roſenbette für mein künftiges Ebenbild? — Es giebt wohl wenige Seelen, die ſo roh wären, daß ſie nicht ſüße Gefühle hätten, wenn ſie zwey junge Liebende ſich umarmen ſehen; und noch mehr, wenn dieſes Paar ſich liebt, wie man ſich in der Jugend der Welt liebte, wo jedes ſich freute, nicht nur allein daß es einen Geliebten, ſondern auch daß er einen Geſellſchafter erhielt, der die öden leeren Tage ſchön ihm anfüllte. Der erſte Mann freute ſich daß er nicht allein war; und noch jezt wenn der muntere Jüngling ſeine erſte frühe Geliebte umarmt, iſt nicht ſein ſchönſter Gedanke, daß er nicht allein iſt in der Schöpfung?

Nur jezt bey den Umarmungen der jungen Geliebten citirt der eine immer einen Roman. Eigentlich müßt er es dabey ſagen z. E. Engel meiner Tage. — S–t p. 31.

Konnten die Götter in Walhalle, ohne Rührung das erſte ſchöne Paar ſehen, das ſo ganz nach ihrem Ebenbilde gemacht war? Auch die Natur, die ganze Gegend umher fühlte der liebenden Glücke. Ach ſie war damals noch in ihrer Jugend, dieſe lebende Natur, ſie ſchien noch nicht ſo todt, wie nun; noch war ſie nicht ſo unbiegſam, ſo leblos wie jezt, da ſie ſo alt iſt! Wie mancher Theil von ihr iſt jezt ſchon lebloſer Stein der damals noch lebte! So wird der muntere knorplichte Jüngling endlich ein verknöcherter Mann. Sie ſah und fühlte, die lebende Natur, der Liebenden Glücke. Alles ahmte den Menſchen nach, und war glücklich wie er. Damals war es zuerſt, als die Blumen ſchöner dufteten, als die Vögel lieblicher ſangen, als der Schmetterling für den ſüßen Genuß der Liebe die Tage ſeines Lebens ſo gern dahin gab. Alles ſehnte ſich zum andern, alles ſuchte ſich zu umarmen. Und wie glücklich war das Geſchöpf, dem der Zufall Gliedmaßen zur Umarmung gegeben hatte!

Umarmung und Kuß, Quellen der mannichfaltigſten, ſeeligſten Empfindungen, die kein Thier kennt! Umarmte, küßte der Löwe, drückte er ſein Weibchen an ſeine Bruſt, ſchlüge jede ſeiner Adern harmoniſch mit der

der ſeines Weibchens, fühlte er ſeines Weibchens klopfendes banges Herz, er ſchweifte nicht mehr in den Sandwüſten Afrikas umher und tränke Blut, er ſäße auf Thronen, und Menſchen wären ſeine Hausthiere.

Nein das Paar iſt gar zu niedlich, ſagte der alte Wodan, der das Ding ſah, wir müßen ihrer noch mehrere machen. Nun. nun, ſagte Mona, lieber Papa, Sie wißen ja nicht, ob das dieſe beyden gern ſehen werden. Und denn, am Ende möchte es Zank auf meiner Welt geben, wie es in unſerm Walhalla geht.

Mona hatte Recht und Unrecht. Ey was geht uns das an, ob dieſe Zwey über alles glücklich ſind? mehrere müßen auch etwas Glück davon ab haben, ſagte Wodan.

Das war göttlich gedacht.

Ich dächte, redete der alte Borbar dazwiſchen, wir warteten, bis ſie ſich Geſellſchaft wünſchten. — Freylich der klügſte Einfall.

Ich glaube nicht daß ſie das thun werden, erwiederte Mona. — Arme Mona, du irreſt dich, aber du liebteſt auch deinen Allan, nach Götterzeit, noch gar nicht lange. Aber Minna (ſo hieß das erſte Mädchen) liebte, nach dem menſchlichen Kalender, ihren Kimri ſchon ſehr lange.

Minna hüpfte ſchon von Blume zu Blume. Sie flecht Kränze, machte ſich Lauben, künſtliche Waſſer-

fälle, und ſpielte den ganzen Tag. Kimri half ihr, ſie fieng Schmetterlinge, und er fieng ſie; ſie küßte Blumen, und er küßte ſie; für ſie war die ganze Natur, für ihn ſie nur allein geſchaffen. Es war ihr doch noch zu wenig Geſellſchaft in der Welt.

Kimri gab ſich alle mögliche Mühe, ſie zu erheitern. Sie liebte Muſik. Ein kleines Inſtrument hatte ſich Kimri gemacht, kleine Säulen von Cryſtall ſchlug er mit einem Stabe, und zog entzückende Töne aus ihnen. So ſpielt er an einem ſchönen Abend ſeiner Mima etwas vor.

Wie ſchön das ſpricht! ſagte Mima, ach daß wir die lieben Geſchöpfe nicht ſehen, die ſo ſüß aus den Säulen ſprechen!

Ihr Wunſch wurde gewährt: alle Dur-Töne wurden Jünglinge, alle Moll-Töne Mädchen.

Da tanzte um das erſtaunende Paar ein Kranz junger lieblicher Geſchöpfe. Arm in Arm geſchlungen, liebeathmend hüpften ſie, denn alles war Harmonie unter ihnen, und ſie phantaſierten ihre Zeit hin wie Kimri geſpielt hatte.

Von dieſen ſtammen wir noch alle ab. Aber da die Töne ſo zerſtreut ſind, o wie ſelten wirft der Zufall harmonirende Töne zuſammen! Man ſollte ſich die Ohren zuhalten, wenn man die Muſik der Menſchheit hört. Ich habe eine Geſellſchaft gekannt, die in

reinen

reinen Akkorden ſtimmten, aber ſie war aus e Dur, und der Ton war den andern zu hart.

So kamen in England Pope, Addiſon, Thomſon zuſammen, reines Concert. So ſah Teutſchland ſeinen Gellert, Klopſtock, Gleim, Rammler u. ſ. f. Aber man hat auch oft ſo einen Bärengeſang gehört; davon giebt es in den lezten Jahren ſchreckliche Beyſpiele.

Die Kraft, Menſchen zu zeugen, verlohr die Harmonie nicht. Noch jezt, wenn jeder Nerv, jede Ader mit eines Mädchens ſeinen harmonirt, Harmonie die das Ohr nicht mehr hört, aber jeder Sinn fühlt, — dann — Freylich ſind dieſe harmonierende Töne unter ſich oft Mißgetön. Beklagt euch nicht, ihr Männer, über eure Weiber: oft ſeyd ihr ſelbſt Schuld an eurer Unzufriedenheit, oft wäret ihr glücklich, wenn ihr nur um einen Viertelton noch tiefer ſtimmtet.

Es war um die Zeit, da die Nachtigallen am angenehmſten ſchlagen, als einem Paar Götterbuben einfiel, ihre hochnaſeweiſe Naſe an unſere Welt zu halten. Der eine, ein rechter Dummbart, konnte nichts betrachten, ohne ſeinen tiefen, klozigen Finger hervor zu ſchlappen und daran zu faſſen. So ſtieß er unverſehens an unſere Erdaxe, und, trotz ſeiner Behutſamkeit, kam ſie doch um eine Anzahl Grade aus der Stelle.

Welch ein Elend war das auf unſerer Erde! So eine fürchterliche Kälte hatte ſelbſt mitten im Winter niemand erlebt. In einem Augenblicke war die See bis auf den Boden Eis, den armen Menſchen fror ihr ſiedendes Waſſer, und hätten ſie damals ſich nicht alle nach einen Feuerſpeyenden Berge begeben, ſo wären ſie alle erfroren. So leicht hatte das zwar nichts zu bedeuten, wo ſtatt unſers Blutes gediegenes Feuer in ihren Adern floß. Doch das glaub' ich bemerkt zu haben, ſagt mit einer wichtigen Miene der Verfaſſer dieſer Chronick, daß nicht allein die Worte, ſondern auch die Gedanken erfroren.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die armen Thiere ſchlecht daran waren; denn dieſe konnten zum Vulkan ſo ſchnell nicht kommen: ſie fielen häufig todt nieder, beſonders die armen Nachtigallen ſtarben mitten im Geſang, und es war um die ganze thieriſche Schöpfung gethan, hätte nicht Mona den Götterbuben auf die Pfoten geſchlagen. So war die Sache bald und leicht wieder gehoben.

Unter den damahligen Menſchen, war ein drolliger Mann. Canor hieß er. Bey den Griechen hätte man ihn Philoſoph genannt, jezt hieße er vielleicht Narr.

Sein Geſang, ſeine Muſik war die ſchönſte, die man je gehört hatte, ſeine Töne waren neu, ungewohnt; jeder, der ihm zuhörte, hielt ſich neu geſchaffen. Er beobachtete häufig die Natur, und lernte ihr manchen

chen kleinen Zug ab, ſah manchen Gegenſtand, den er dem Gefühle intereſſant machen konnte. Er ſang, wie Menſchen und Thiere lebten, Blumen blühten und Weſte fächelten. Jeder glaubte, wenn er ihn ſo ſingen hörte, daß er ein Thier, oder eine Pflanze ſey, oder wie die Roſe Wolgerüche duſte, ſo täuſchend war alles geſungen. Daß der Forſcher der Natur ein Gefühl hatte, das mit allem ſympathiſirte, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Ach der arme wuſte nicht, welches Unglück dieſes feine Gefühl auf ihn und ſeine Brüder bringen würde! Auch er floh in der fürchterlichen Kälte durch eine ſchönen Wald, und ein Paar Tauben fiel vor ſeinen Füßen nieder. Er nahm ſie mit ſich, um zu ſehen, ob ſie am Feuer wieder aufleben würden. Das war nun wirklich ein kühner Gedanke von Camor, ſo leicht er uns nun ſcheint, da ihn ſchon einer gehabt hat. Wie er ſich freute, als eine wieder anfing ſich zu rühren, und leiſe mit dem Flügel ſchlug! Gewiß, dacht er, wenn ich ſie ins Feuer halte, ſo wird ſie ſo munter werden, daß ſie davon läuft. Das arme Thierchen, es ſaß ſchon ganz munter auf ſeiner Hand, als er es in das Feuer brachte.

Jezt fing die Taube kläglich an zu ſchreyen und ſich zu ſträuben. Geſchwind zog er ſie zurück, aber der Kopf war ſchon ganz verbrant. Sie flatterte ſo ängſtlich auf dem Boden umher, er hielt ſie an ſeine Bruſt, aber ſie ſträubte ſich und ſchrie. Camor wurde

Valentin.

In der That, Gnädigſte Princeßin, ich ſcheine ſo.

Thurio.

Scheint ihr etwas, das ihr nicht ſeyd?

Valentin.

Es iſt möglich.

Thurio.

Das thut ein Bildniß.

Valentin.

Und ihr.

Thurio.

Was ſchein ich, das ich nicht bin?

Valentin.

Klug.

Thurio.

Den Beweiß, daß ich's nicht bin!

Valentin.

Eure Thorheit.

Thurio.

Und wo fandet ihr meine Thorheit aus?

ſo angſt, ſo angſt bey dem Thier! Jezt ward ſie ruhiger, ſtieß dann oft einen einzelnen mißtönenden Laut heraus, nun folgten Zuckungen, ſie ward kalt und ſtarb. Der Tauberich ſah ſie zittern und ſterben, und nun fraß er nicht mehr, ſo zärtlich ihn Camor pflegte. Nach einigen Tagen fiel er nieder, flatterte, zuckte, ſtarb. Camor trug das liebende todte Paar in ſeinem Buſen umher, aber o Ekel! er mußte ſie bald wegwerfen.

Nie fühlte das Herz des Jünglings eine heftigere Erſchütterung. Ach! wird das einſt unſer Schickſal ſeyn, war ſein erſter unglücklicher Gedanke. Er gieng zu ſeiner Mona hin, dem Mädchen das er liebte, und was damals ſelten war, unter allen Mädchen, allein liebte. Er ſank an ihren Buſen hin und weinte. Wird es uns einſt ſo gehen, wie meinen Täubchen, liebe Mona? ſprach er. Es waren die erſten Thränen die je ein Menſch weinte, und ſeine Mona, — welch ein ungewöhntes neues Gefühl? ſo ſchmerzhaft! und doch ſo ſüß! — fiel, in Thränen gebadet, ihm um den Hals. Er ſank ruhiger aus ihren Armen.

Ermattet, aber ruhiger, ſank er aus ihren Armen. Heftig ſtürzt ihr einander in die Arme, liebe Geſchöpfe! — ermattet ſinkt ihr dahin. O Gefühl der Zerſtörung, du biſt ſchön und ſüß. So ſüß iſt nach dem lezten Todeskampf, dem lezten Fieber unſerer Tage, des Todes ſtille Ruhe.

Camor gieng traurig umher, voll von ſeinem Bilde des Todes, und ſeine geſchwärzte Phantaſie zeigte ihm allenthalben Bilder des Todes. Er fiel auf den gräßlichen Gedanken — wozu läßt ſich ein gefühlvolles Herz nicht bringen — Thiere zu martern, und ſie zu tödten. So lernt er noch mehrere Arten des Todes und jeder Tod machte ſeine Phantaſie noch ſchwärzer, ſeine Seele noch mehr traurig. Seine Freunde rief er um ſich her, und ſang ihnen voll Betrübniß: Freunde, noch wißt ihr nicht, was ich ſah, noch fühltet ihr nicht mein Gefühl. Kalt ſind die, die ſich liebten, warm iſt nicht mehr die klopfende Bruſt, an die der liebende Jüngling ſich drückt. Wir haben einen Morgen, wie die Tauben, uns glänzt die Sonne, wie ihnen, und Junge ſpielen um uns, wie um ſie. Werden wir kalt ſeyn, wie ſie, ſo werden uns unſere Kinder verlaſſen, und man wird uns wegwerfen mit Eckel! Armer Tag, ſprach ich des Abends, verläßt du uns auch, und wirſt du nun kalt, und ſiehſt du nicht mehr die blühende Flur, riechſt nicht den Duft der Violen, erblickſt nicht die ſpielende Woge mehr? Still und dunkel iſt die Nacht, ſie hüllt dich ein, die ſtille todte Nacht. Kömmt morgen dein Bruder, lieber Tag, ach, um auch morgen Nacht zu ſterben! Wenn alle deine Brüder dann der Tod dir nahm, und dann kein Tag mehr zu uns kommt, dann ſeh ich nichts mehr um mich her! — Ach! auch dich nicht mehr, Geliebte! — Einſt hüllt uns Nacht des Todes ein, Tod ſpricht in jeder Stim-

me mir, einſt iſt der Tod, einſt Brüder, euer Lohn.

So ging er umher, und ſammlete Bilder des Todes. Sie drängten ſich ſo in ſeiner Seele, daß dieſe den Körper zu beherrſchen vergaß. Der Körper nahm ab: ſein Gefühl für die Natur um ihn her verſchwand nach und nach, und ſtumpf wurden ſeine Sinne. Einige Sommer und Winter waren nachdem verfloſſen, an einem Winterabend drängten ſich alle Bilder des Todes in ſeine Seele, er hatte tauſend und tauſend Ideen, ſein Körper wurde wild, der Puls flatterte, hoch hob ſich ſeine Bruſt. Seine Seele erlag unter der Laſt der Gedanken, belebte den Körper nicht mehr, erwärmte ihn nicht mehr, zuckend lag er, und ſtarb.

Die Freunde ſtanden um ihn her, Minna ſank auf ihn hin, und ſtarb wie er. Der Gedanke des Todes erſchütterte jede Seele, ſie lernten von ihr zu ſterben, und von ihnen lernen wir es.

Wir haben manche Idee, ohne zu wiſſen daß wir ſie haben. Liebes Mädchen, ſeitdem du mich liebeſt, fühl ich immer, daß ich glücklich bin, aber ſelten weiß ich es, daß ich es bin, und nie ſagt' ich es mir.

Seitdem Zamor die Idee des Todes erfand, umſchwebt ſie uns ſtets, doch ſelten geſtehen wir daß wir ſie haben. Die thieriſche Schöpfung lernte das Sterben von uns. Schlagt nach dem Kinde auf dem ſichern Arm ſeiner Mutter, es wendet ſein Geſicht zurück.

rück, es ſchließt die Augen, und fürchtet ſich. Sagt den Philoſophen, warum ſchmerzt uns die Trennung der Theile unſers Körpers? warum fühlt das neugebohrne Kind ſchon den bittern Schmerz? Iſt es nicht Furcht der Zerſtörung, nicht der dunkle Gedanke des Todes?

Und ihr Heilkundige, könnt ihr dieſe Idee ſchwächen in uns? Oder wo iſt der Gott, der ſie uns widerlegt, durch Ueberredung, ſie bezwingt, durch Geſang, durch Klang, oder Duft, aus dem Kopfe verbannt? Unſterblich machte der uns.

Aber es dauerte nicht lange, ſo gab es noch eine groſſe Niederlage unter den Menſchen, die ſie doch ſterben gelehrt hatte.

Höre doch, ſagte in Walhalle die loſe Colaa, zu Mona, mein Gott! welch ein abſurdes Geſchöpf iſt doch der junge Maozor! Ich glaube gar, ſtell dir nur vor, er lieſe davon, wenn man ihm einen Kuß darböte. Ich lobt ihn geſtern aus Poſſen, und rühmte ſeine Küſſe, aber gehorſame Dienerin, ich kam ſchön an. Beſſer wie ihr Kuß iſt er doch noch alle Tage, ſagte die Krähenpfote. Wenn wieder Pickenick iſt, ſo denke ich, wollen wir ihn recht hetzen.

Colaa hatte Recht, der junge Bube war ſo ein rechter dummer Götterlandjunker.

Auf dem Pickenick hatten die Mädchen ihr rechtes Fest mit ihm. Laſſen ſie mich zufrieden, brummte der Bär, wenn ſie eine Galanterie ihm ſagten. Er bekam auch ſo viele Lobeserhebungen, alles an ihm wurde bewundert, und man ſagt, die Mädchen loben nimmer, wenn ſie lieben. Nach Tiſche wollten ſie mit ihm ſpaßen, und warfen ihn mit Biscuit, aber das kleine Ungeheuer nahm das übel, wurde ergrimmt, und wollte die Mädchen mit einem Glaſe Waſſer beſchütten. Er traf ſie zwar nicht, aber dafür das Weltgebäude, daß auf einem Schenktiſch ſtand.

Auf unſerer Erde gieng es drunter und drüber. Würklich konnte man mit allem Rechte ſagen, daß alle Fenſter des Himmels offen wären, ſo ſtürzte der Regen herab. Man ſagt, es ſoll 40 Tage und 40 Nächte beynahe Stromweiſe geregnet haben, und das giebt uns wirklich einen artigen Beweiß, daß das Hinſchütten, das im Himmel ein paar Sekunden dauerte, für uns 40 Tage und 40 Nächte war. Es war drollig anzuſehen, wie da alles wegfloß. Häuſer waren noch nicht da, alſo waren die armen Menſchen ſogleich dem Waſſer ausgeſetzt. Erſauffen war damals noch nicht ſo Mode geworden als es jezt iſt, man wußte alſo nicht, daß man davon ſterben würde. Die Männer thaten grimmig, und ſtellten ſich den Strömen entgegen, wenn ſie von den Bergen herabſtürzten: ſogar dachten einige, mit der flachen Hand ließe ſich das

Ding

Ding ſchon aufhalten. Die Weiber liefen hin und her, und hatten ſie zehnmal ihr Kind von einem Ort weggenommen, um es zu retten, ſo brachten ſie es zum eilftenmal an den erſten Ort. Die Buben dachten, es müßte ſchön gehen auf dem Waſſer. Das Drolligſte war, daß einer, ein Profeſſor in ſeiner Art, ſchlechterdings behauptete, man könne nicht im Waſſer erſaufen, denn Waſſer ſey der Grundſtoff des Menſchen. Aber troz allen Demonſtrationen erſoff doch alles.

Mitten im aſiatiſchen Lande, wo noch keine Menſchen wohnten, waren doch Berge und ſogar Berg-Ebenen, die das Waſſer nicht bedeckte. Auf dieſe flohen die Elephanten der dortigen Gegenden, denn durch das Waſſer umher werden die Berge ziemlich warm.

Hier waren nun eine ungeheure Menge von Elephanten auf einem Fleck zuſammen gedrängt. Ein Glück, daß für ſie genug zu freſſen da war, ſonſt hätten ſie ſich einander aufgerieben. Aber eine andere Leidenſchaft hätte beynahe dieſe Elephantenrepublick in ihrer Wiege zerſtört, und das war Liebe. Um ihre Weibchen kämpften ſie ganz erbärmlich, ſo daß ſie ſelbſt mit ihren Geliebten zugleich das Opfer der Wuth wurden. Endlich war zum Glück ein fürchterlich großer Elephant da, der an Stärke und Schnelligkeit alle zuſammen weit übertraf. Sah er in der Ferne zwey um ein Weibchen kämpfen, wie der Blitz war er da, jagte ſie fort, und nahm es für ſich. Nun iſt das würklich

drollig,

drollig, daß die Thiere ſich einander nie gegen ihres Gleichen beyſtehen; auf den Einfall kann nur der ſehr kultivierte Menſch kommen. Die armen Elephanten, ruhig ließen ſie ſich ihre Weiber nehmen, und die Weiber folgen ja gern dem Stärkern. Indeſſen es wurde Ruhe auf Gobi, ſo hieß die Ebene wo ſie wohnten. Wenn der Tyran ſatt war, ſo war das Elephanten-Volck glücklich.

Was ſollten die armen Thiere thun? zanken durften ſie ſich nicht mit ihren Weibchen, ſpielen noch weniger, freſſen konnten ſie doch nicht immer, was blieb ihnen alſo übrig, als ſich an einen Teich zu lagern, der mitten auf der Fläche war, und zu ſpielen. Sie beſprützten ſich mit Waſſer, das gewöhnliche Spiel dieſer Thiere, und die Langeweile machte, daß ſie das Waſſer, in mannigfaltigen Bogen, aus ihren Rüßel ſprützten. Die gegenüberſtehenden antworteten ohngefähr in den gleichen Bogen. Wenn ſie nun an einem andern Orte waren, ſo erinnerten ſie ſich des erſten Ortes, wo ſie die gleichen Bogen geſprützt hatten.

Das geſchahe ſo Tag für Tag, und nach und nach entſtand aus dem Sprützen eine wahre Elephanten-Sprache. Durch unſere feinſten mathematiſchen Inſtrumente könnten wir die ſonderbaren geſchlungenen Bogen nicht ſo geſchickt zeichnen, als es die Elephanten durch Uebung gelernt hatten. Das Kind lernte ſchon bey dem erſten Verſuch ſeine Gedanken mathematiſch

tisch auszudrücken, und Lehrsätze die jezt die Newtons und Eulers erfinden. Solche Kenner der Mathematik, als diese Thiere wurden, kann man sich gar nicht vorstellen; nur dauerte es doch einige Jahrhunderte. Während dieser Zeit regierten die Nachkömmlinge des starken Elephanten, von denen man noch immer glaubte, sie wären so stark, wie ihr Ahnherr. An Kultur übertrafen sie uns bald weit, sie bauten sich Höhlen oder Paläste unter der Erde, und verbreiteten sich so durch den ganzen Erdboden. Sie richteten ausserordentliche Dinge aus; ein Elephant sah es dem grössesten Felsen leicht an, wo sein Schwerpunct war, und verfehlte ihn nicht um ein Haar. Ihre Stärke, mit dieser unter uns undenkbaren Geschicklichkeit verbunden, thaten sie die ausserordentlichsten Dinge und hätten noch mehr gethan, hätte nicht das Reden mit dem Wasser einige kleine Unbequemlichkeiten gehabt.

Unter dem Könige, (seinen Namen könnt ich nicht sagen, indessen es war eine Linie deren Gleichung von dem 100sten Grade war, die Ueberbleibsel seiner Nachkömmlinge nannten die Menschen nachher Monomotorakoß) war das Reich in seiner völligen Größe. Es versteht sich, daß die Wasser der Ueberschwemmung schon längst abgelaufen waren. Er regierte über die ganze Welt, die mit Elephanten bedeckt war. Aber mit ihren Schiffen und mit ihren Maschinen, machte man die Spazierreise in vier Wochen rund herum. Das

war

war oft der Fall, daß ein Mann mit seiner Frau, in einem Nachmittage von Kaschmir in Indien nach den Nordpol auf einem Canal fuhr. Die Kunstverständigen arbeiteten sogar daran, es so zu machen, daß man in Einem Tage um die Welt kommen könnte.

In dem Residenz-Orte zu Gobi war eine Universität, deren Professoren schon längst ausfindig gemacht hatten, wo der Schwerpunct der Erde war. Einer von den dortigen Physikern lehrte auch die Schwere auspumpen, und dann wieder zu verstärken, und erfand kleine Maschinen dazu, mit denen man also die Welt nach Belieben drehen konnte, näher nach der Sonne hin, oder weiter von ihr weg. Freylich durfte niemand als der Kayser solche Maschinen haben, und wenn es dem nun freylich einfiel, so besah er den Mond, wären auch ein paar Hundert seiner Unterthanen während des Marsches der Erde erfroren oder Hungers gestorben.

(Die Fortsezung im nächsten Stücke.)

F. Link.

V.

Nachrichten von dem Leben, und den Schriften des Abbé Galiani. *)

Es iſt hier die Rede von einem Philoſophen, Staatsmanne, und Humaniſten, der in unſern Zeiten, nicht weniger als ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen Genoveſi, und Filangieri, die Aufmerkſamkeit und Bewunderung des feinen Publicum in ganz Europa erregt hat. Ferdinand Galiani kam im Jahr 1728 in der Abbrüzziſchen Stadt Chieti zur Welt, wo ſich damals ſein Vater Matthäus Galiani, ein angeſehener Edelmann von Foggia, als Königlicher Gerichtsaſſeſſor aufhielt. In dem achten Jahre ſeines Alters nahm ihn der Erzbiſchof von Taranto Cöleſtin Galiani, ſeines Vaters Bruder, der als königlicher Oberkapellan zu Neapel wohnte, zu ſich, und ließ ihn, ſammt ſeinem ältern Bruder Berardo, in den erſten Gründen der lateiniſchen Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften von einem Weltprieſter, Namens Carmine unterrichten.

Da ſie eben im Begrif waren zu den höhern Wiſſenſchaften fortzuſchreiten, erhielt im Jahr 1740. der Erz-

*) Gezogen aus Hrn. Diodoti Vita dell' Abate Ferdinando Galiani, Napoli 1788.

Valentin.

In euerm Wams.

Thurio.

Mein Wams iſt ein doppeltes Bruſt-Tuch. (*)

Valentin.

Gut, ſo iſt eure Thorheit auch.

Thurio.

Was meynt ihr damit?

Silvia.

Wie, zornig, Signor Thurio? Ihr verändert eure Farbe?

Valentin.

Erlaubt ihm zu ſeyn wie er will, Gnädigſte Frau; er iſt eine Art von Cameleon.

Thurio.

Der gröſſere Luſt hat ſich mit euerm Blut zu nähren, als in euer Luſt zu leben.

Valentin.

Das war wol geſprochen, mein Herr.

(*) Jerkin, (Wams) und doublet (pourpoint) ſind Stufe 'aus der Tracht des ſechzehnten Jahrhundert, deren eigentliche Benennung in unſrer Sprache mir unbekannt iſt. Der Antwort des Valentin iſt ein Wortſpiel, wegen das Wort doublet den Anlaß gibt.

Erzbiſchof, ihr Onkel, vom Könige Karl III. den Auftrag, ſich nach Rom zu begeben, um daſelbſt mit Hülfe des Kardinals Acquaviva königlichen Miniſters, gewiſſe Streitigkeiten in Jurisdictionsſachen beyzulegen. Hierdurch wurde er veranlaßt, ſeine zween Vettern den Cöleſtinermönchen des Kloſters S. Pietro a Majella anzuvertrauen, in welchem damals verſchiedene gelehrte Männer blüheten. Hier ſtudierten ſie unter dem berühmten Peter Orlandi, nachmaligen Biſchoffe zu Giovenazzo, und Appiano Buonafede, nachherigem General ſeines Ordens, die mathematiſchen Wiſſenſchaften, und die Philoſophie, bis nach Verlauf von zwey Jahren ihr Onkel von Rom zurückkehrte, und ſie wieder in ſeine Wohnung aufnahm. Alsdenn widmeten ſie ſich beyden Rechten unter Marcello Cuſano, der nachmals zum Erzbisthum von Palermo erhoben wurde. Weil ihr Onkel Oberaufſeher der Univerſität zu Neapel war, und nicht nur von den Profeſſoren, ſondern auch von den aufgeklärteſten, und geſchickteſten Männern der Stadt oft beſucht wurde, ſo hatten die beyden Brüder Gelegenheit, aus dem freundſchaftlichen Umgange mit Capaſſi, Vico, Mazzocchi, Arianni, Serao, und andern ihre Kenntniſſe zu vermehren. Ferdinand knüpfte damals ein enges Band der Freundſchaft mit dem florentiniſchen Marcheſe Rinuccini, und mit Barthelemäus Intieri, die ihm den Geſchmack für die Wiſſenſchaften des Handels und der Staatsökonomie beybrachten und durch ihre Geſpräche nicht wenig

zur

zur Vollkommenheit ſeines nachmaligen Werkes von dem Münzweſen beytrugen. So jung er auch war, ſo durchdrang er doch alles mit ſeinem ſcharfen Blicke, und erlangte in wenigen Jahren nicht nur in den Alterthümern, in den ſchönen Wiſſenſchaften, und Philoſophie, ſondern auch in der Staatsklugheit, und in der Geſchichte unſerer Zeiten eine wunderbare Stärke.

Die Begierde, ſeine Fähigkeit auf öffentliche Probe zu ſtellen, reitzte ihn, an einer privat Akademie, die ſich unter dem Titel, Academia degli Emuli, in dem Hauſe eines Neapolitaniſchen Edelmanns, Nammens Pandolfelli, verſammelte, Theil zu nehmen. Sie beſtand aus lauter jungen Gelehrten, wovon einige ſich nachmals großen Ruhm erwarben, z. B. ſein Bruder Berardo Galiani, Jacob Martorelli, der Ritter Perfetti, und Paſchal Carcani, mit welchem er ſeit dem in nie unterbrochener Vertraulichkeit, und Gemeinſchaft des Studierens gelebt hat. In den Verſammlungen dieſer Akademie las er verſchiedene Abhandlungen, die ihm Ehre machten, z. B. über die von der Akademie aufgeworfene Frage, ob es einer edeln Seele wohl anſtehe, ſich von der Leidenſchaft der Liebe einnehmen zu laßen; über die Platoniſche Liebe, über das Münzweſen in den Zeiten des Trojaniſchen Krieges. Die letztere erhielt den ganzen Beyfall des berühmten Alterthumsforſchers Mazzocchi *)

*) Der Canonicus Mazzocchi (in ſeinem 1731. gedruckten Buche

der ſonſt in Lobſprüchen ſehr ſparſam war, und erweckte in ihm den Gedanken ſeines bekannten Werkes vom Münzweſen. Außerdem überſetzte er im Jahr 1744. Locke's Werke über das Münzweſen, und Geldintereſſe, mehr in der Abſicht ſich im Toskaniſchen und Engliſchen zu üben, als die Ueberſetzung drucken zu laſſen; beſonders da ihm bekannt war, daß Pagnini und Tavanti zu Florenz dieſe Arbeit ſchon vollendet hatten, die erſt im Jahr 1751. mit vielen Anmerkungen im Druck erſchien; und nicht lang nachher, unternahm er im 18ten Jahre ſeines Alters ein Werk von der älteſten Geſchichte der Schiffahrt im Mittelländiſchen Meere, worin er die Gebräuche der alten handelnden Völker in ein helles Licht ſetzte, und die Wahrheit von der Fabel abſonderte. Einen Theil dieſer Arbeit benutzte er nachgehends in ſeinem Werke vom Münzweſen.

Da ſein Geiſt in den Alterthümern gleichſam verſunken war, ereignete ſich ein Zufall, der ihn auf die gegenwärtigen Zeiten zurückrufte, und zu einer ſinnreichen

Buche, Eccleſiae Neapolitanae ſemper unicae &c. S. 200) thut noch rühmliche Meldung von einer andern Abhandlung ſul Caſtro Lucullano, welche Galiani im 17. Jahre ſeines Alters ſchrieb, und darin eine ganz neue Meynung behauptete, welche von Mazzocchi angenommen, und durch ein eigenes Werk beleuchtet wurde.

reichen Art von Rache verleitete. Sein Bruder Berardo, dem die Italiener eine ſchöne Ueberſetzung des Vitruvs zu verdanken haben, war Mitglied einer andern Akademie, die ſich im Hauſe des Marcheſe Caſtagnola verſammelte. Er hatte den Auftrag, eine Lobrede über die unbefleckte Empfängniß Mariä, der Schutzpatronin der Akademie, zu verfertigen, wurde aber wegen einer Reiſe, die er unvermuthet nach Chieti thun mußte, daran gehindert. Er erſuchte ſeinen Bruder Ferdinand, ſeine Stelle zu vertreten. Die Rede, die derſelbe mit vieler Mühe zu Stande gebracht hatte, war ſchön; da er aber am beſtimmten Tage in der Verſammlung erſchien, ſie ſtatt ſeines Bruders vorzuleſen, wurde ihm dieſes von dem Vorſteher der Akademie, der ſeine Stärke nicht kannte, und eine eigene Abhandlung hierzu in Bereitſchaft hatte, unterſagt. Ueber dieſe Geringſchätzung wurde Ferdinand ſo ſehr aufgebracht, daß er den Entſchluß faßte, ſich bey erſter beſter Gelegenheit zu rächen. Die Gelegenheit hierzu gab ihm der Todesfall des Henkers bey dem Criminalgerichte zu Neapel.

Die Akademie hatte die Gewohnheit, die Todesfälle anſehnlicher Neapolitaner in Verſen und in Proſa zu beſingen, und die verſchiedenen Aufſätze der Mitglieder in Sammlungen drucken zu laſſen. Das nemliche that er mit Hülfe ſeines Freundes Carcani bey dem Tode des Henkers Domenico Jannaccone, die

Akademie lächerlich zu machen. Die prosaischen und dichterischen Aufsätze dieser Sammlung wurden für Werke der Akademiker ausgegeben, und der Styl aus jedem so natürlich nachgeahmt, daß einige derselben freymüthig bekannten, sie würden sie für ihr Eigenthum halten, wenn sie nicht so sehr vom Gegentheil überzeugt wären. Die Zueignungsschrift war von einem Arkadischen Schäfer an den Knecht des verstorbenen Henkers gerichtet. Die Sammlung wurde ins Geheim gedruckt, unter dem Titel: „Componimenti varii per la morte di Domenico Iannaccone Carnefice della gran corte della Vicaria raccolti, e dati in luce da Gianantonio Avvocato Napoletano. Dieser Johann Anton Sergio war der Vorsteher der Akademie, der ihn beleidiget hatte.

Dieses Büchelchen war mit so vielen seltsamen Einfällen gepfeffert, daß man nicht nur in ganz Neapel, sondern auch auswärts äußerst begierig war, den Verfasser desselben zu wissen. In allen Gesellschaften wurde davon gesprochen; jedermann suchte es, und da die starke Auflage in wenigen Tagen vergriffen war, wurde es von unzähligen Händen abgeschrieben. Unter den Gelehrten, deren Styl hier nach Berneskischer Manier durch die Hechel gezogen wurde, waren verschiedene Männer von Gewicht, welche den König anflehten, dem Urheber nachzuforschen, und ihn zur Strafe zu ziehen. Galiani, und sein Freund Carcani,

ni, die nicht vermuthet hatten, daß aus einem so kleinen Funken ein so großes Feuer entstehen würde, und sich auf die Verschwiegenheit des Druckers nicht verlassen konnten, wußten vor Angst nicht, was sie thun sollten. Endlich fielen sie auf den glücklichen Gedanken, dem Marchese Tanucci, damaligen Staatssekretär, die Sache freywillig zu entdecken. Dieser weise Minister, welcher das satyrische Werkchen mit großem Vergnügen gelesen hatte, freuete sich sehr, die zween hellen Köpfe zu kennen, und zog sie mit der sehr gelinden Strafe zehntägiger geistlicher Exercitien, womit er den Anklägern einige Genugthuung geben wollte, aus der großen Verlegenheit. Selbst der König und die Königin waren für die Verfasser eines Werks von so gefälligem Scherze sehr eingenommen.

Da Galiani dem drohenden Ungewitter so glücklich entgangen war, richtete er nun alle seine Gedanken auf die Beendigung eines Werkes, worin er sich auf einer weit vortheilhaftern Seite zeigte, ich meyne das Werk vom Münzwesen, woran er schon über ein Jahr gearbeitet hatte. Es hatte sich damals in der Staatsökonomie des Königreichs beyder Sicilien eine auffallende Veränderung entsponnen, und man entwarf allerley Plane, sie zu vermitteln. Nachdem diese Staaten im Jahr 1734. ihren eigenen Herrn wieder erhielten, und sowohl hierdurch als durch die darauf folgenden Kriege ein unermeßliches Geld aus Spanien,

Frankreich und Teutſchland in denſelben zuſammengeflo-ßen war, und die neue Regierung viele Verordnungen zum beſten der Künſte und des Handels gegeben hatte, ſchien die Menge des Geldes auf einmal zu verſchwinden; es erhöheten ſich die Preiſe aller Waaren, der Wechſelcours veränderte ſich, und viele Handelshäuſer die ſich anfangs ohne Maaß bereichert hatten, geriethen in Verfall. Dieſe ſchleunige Veränderung, welche von einer neu hinzugekommenen Kraft zeugte, wurde für einen Beweis einer allgemeinen Zerrüttung, und dieſe als eine Würkung des Luxus, der verkalteten Andacht oder anderer Urſachen, angeſehen. Viele waren der Meynung, dem Wechſel müßten neue Geſetze vorgeſchrieben werden, andere wollten das Münzweſen verändert wiſſen, und andere ſchlugen verſchiedene Reformen in andern Sachen vor. Karl Anton Broggia, der damals im Ruf eines großen Staatsökonomen war, gab ſogar den Rath, eine Art von Zahlpfennigen, oder leicht überſilberte franzöſiſche Billons einzuführen. Hierdurch wurde Galiani veranlaßt, ein Werk in fünf Büchern über das Münzweſen zu ſchreiben, welches im Jahr 1750. die Preſſe verließ, und von dem Verleger dem Könige Karl III. gewidmet wurde. Der Bücher, worin eine ſolche Ordnung, Präciſion und Freyheit im Denken, eine ſolche Deutlichkeit, und Zierlichkeit im Ausdruck herrſchet, giebt es ſehr wenige, und unter denen, die vom Münzweſen geſchrieben haben, hat ihn bisher niemand übertroffen,

troffen, wenigſtens in Beziehung auf das Königreich beyder Sicilien. Gleichwie er ſeine Grundſätze durch die Erfahrung vergangener Zeiten beſtätigte, alſo ſind ſie auch, ſeit dem man ſie im Münzweſen des Königreichs zur Regel angenommen hat, als wahr befunden worden. Wenige Schriftſteller hatten bis dahin dieſen Gegenſtand bearbeitet, und von dieſen waren die wenigſten in Italien bekannt; daher wurde er, außer dem Beyſtande ſeines Freundes, und den Kenntnißen, die er aus dem Umgange mit Rinuccini und Intieri erwarb, durch wenige äußere Hülfsmittel unterſtützt.

Das Buch wurde ohne ſeinen Namen gedruckt, und der Verfaſſer deſſelben blieb eine geraume Zeit unbekannt. Da er es, wie alle neu herausgekommene Bücher, ſeinem Onkel, dem Erzbiſchoffe in ſeinen Erholungsſtunden vorleſen mußte, brach dieſer oft in Vorwürfe gegen ihn aus, daß er ſeine Zeit an unnütze Gedichte und Satyren anwendete, und nicht darauf bedacht wäre, Werke von dieſer Art nachzuahmen. Die ganze Stadt erſcholl von dem Lobe dieſes Buchs; ſelbſt der König und ſeine Miniſter, beſonders der Marcheſe Fraggianni, der klügſte Staatsökonom, den das Königreich Neapel in dieſem Jahrhunderte hervorgebracht hatte, hielten es für ein klaſſiſches Werk, auch wurde es ſchon in fremde Länder verlangt, da der Verfaſſer deſſelben noch immer unbekannt war. Endlich entdeckte er ſich, da er ſeines Ruhms ſicher war, mit

unbeſchreiblichem Vergnügen ſeines Onkels, und ſeiner Freunde. *) Die größten Männer damaliger Zeiten wünſchten ihm Glück dazu, und jedermann bewunderte eine ſo tiefe Einſicht in einem ſo jugendlichen Alter.

Sein Onkel, der Erzbiſchof bediente ſich dieſer Gelegenheit, ihm wenigſtens die Erwartung einer Kirchenpfründe zu verſchaffen. Er bewog einen gewiſſen Weltprieſter, Namens Gascone, welcher die Würde eines infulirten Abts in der Cecilienkirche zu Centola, und eines Conrektors der Kirche zu S. Lorenz zu Neapel

*) Einige übelgeſinnete ſtreueten damals aus, was noch heut zu Tage viele glauben, daß ein guter Theil dieſes Werks dem Abb. Intieri zugehöre; allein folgender unter ſeinen Papieren gefundene Brief, welchen Intieri den 13. Auguſt 1751. von Maſſa aus an ihn ſchrieb, beweiſet handgreiflich die Unwahrheit dieſes Gerüchts. „Ich habe, ſchreibt er, mit Bewunderung und unausſprechlichem Vergnügen das Buch vom Münzweſen „nicht nur geleſen, ſondern auch vielen meiner Freunde Nachricht davon gegeben, von der wunderbaren „Stärke des Verfaſſers dahin gerriſſen, welcher ſich ohne allen Zweifel in dieſem Fache die erſte Stelle erworben hat. Seine Art zu philoſophiren iſt mir ganz „neu; ſie iſt ſo bundig, daß nur wenige mit ihm verglichen werden können.“ — — Würde ſich wohl Intieri ſolcher Ausdrücke gegen Galiani bedient haben, wenn er ſelbſt an dem Werke Antheil gehabt hätte? Man ſiehet vielmehr hieraus, daß ihm damals der Verfaſſer gänzlich unbekannt war.

pel beſaß, ihm dieſe Pfründen, welche jährlich gegen 500 Ducati eintrugen, ſeinem Vetter zu reſigniren, und zwar mit der Bedingung, den Genuß der Revenuen bis an ſein Ende beyzubehalten. Es wurde ihm ſehr leicht, die Königliche und Päbſtliche Beſtätigung hierzu zu erlangen. Galiani wurde nun Abate, und empfieng einſtweilen die vier erſten Weihen, bis er nach dem Tode des Abts Gaſcone den Beſitz der obbesagten Pfründen erlangte, mit welchen die Ehre der Inful, und der Titel Monsignore verbunden waren. Kurz darauf verlieh ihm der Neapolitaniſche Hof noch eine andere Abtey unter dem Namen S. Catharina zu Celano, welche ihm noch andere 600 Ducati jährlich eintrug.

Um dieſe Zeit unternahm er verſchiedene andere gelehrte Arbeiten, von denen ich nur den Inhalt anzeigen will. Er ſchrieb eine Geſchichte von Chartago von der Stiftung an, bis zum erſten Puniſchen Kriege, welches die dunkelſte Zeitperiode dieſer alten Nation iſt; er verfertigte eine Abhandlung, über V. 10. Cap. 49. des erſten Buchs Moſes, die von Hebräiſchen, Griechiſchen, und chriſtlichen Alterthümern ſtrotzet; er überſetzte das erſte Buch des Antilucrez in Italieniſche Verſe, und machte viele kleine Gedichte verſchiedenen Inhalts.

Seinen Geiſt mehr auszubilden unternahm er im Jahr 1751. auf Unkoſten ſeines Onkels eine Reiſe

durch

Thurio.

Ihr könnt darauf zählen, daß es auch gethan iſt, für dißmal wenigſtens.

Valentin.

Das weiß ich wol, mein Herr; ihr hört immer auf, eh ihr angefangen habt.

Silvia.

Eine hübſche Salve von Worten, und fertig losgebrannt!

Valentin.

Es iſt in der That ſo, Madam; wir danken dem Geber.

Silvia.

Wer iſt das, Diener?

Valentin.

Ihr ſelbſt, ſchönſte Princeßin, denn ihr gabt das Feuer dazu; Signor Thurio borgt ſeinen Wiz von Eu. Gnaden Augen, und verſchwendet wieder freygebig in eurer Gegenwart, was er borgt.

Thurio.

Mein Herr, wenn ihr Wort für Wort mit mir wechſeln wollt, ſo könnt' ich vielleicht euern Wiz bankrott machen.

Valentin.

Das weiß ich wol, mein Herr; ihr habt eine ganze

Schaz-

durch Italien, und wurde von ſeinem geliebten Carcani bis nach Rom begleitet. Sein Name war damals ſchon überall bekannt. Wo er hinkam, bewarb ſich jedermann, der Verdienſt und Gelehrſamkeit zu ſchätzen weiß, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft. Der Pabſt Lamberti verlangte ihn zu ſehen, und wollte, daß der Kardinal Valenti ihn zu ihm führte. Er wurde mit beſonderer Achtung empfangen. „Ich bin, „ſchrieb er den 17. Decemb. 1751. an ſeinen Onkel, „vergangene Mittwoche beym Pabſte geweſen. Obgleich Audienztag für die Staatsminiſter war, ſo erinnerte er ſich doch meiner, und ließ mich vor den „Sekretären der Congregationen zu ſich rufen. Er unterhielt ſich nur eine kurze Zeit mit mir, und äußerte eine unbeſchreibliche Leutſeligkeit und Majeſtät. „Es iſt, glaube ich, nicht möglich, den päbſtlichen „Charakter beſſer zu ſpielen, als er that. Erſtlich erkundigte er ſich mit wenigen Worten um Ihre Geſundheit, und um mein Augenwehe. Hierauf ſprach „er von dem Buche über das Münzweſen, und von „der Sammlung der Lobſchriften über den Henker, „und machte von beyden groſſe Lobeserhebungen. Die „Unterredung war kurz. Ich verlangte nichts von „ihm, und ſo blieben wir Freunde.“

Von Rom reiſete er nach Florenz, wo ihn die Colombariſche Geſellſchaft, deren Vorſteher damals der Probſt Gori war, und die Akademie della Cruſca unter

ter ihre Mitglieder aufnahmen. Hierauf ſetzte er ſeine Reiſe nach Padua fort, die Profeſſoren dieſer berühmten Univerſität kennen zu lernen, und erwarb ſich daſelbſt die Freundſchaft des Facciolati, Morgagni und Poleni. Von da begab er ſich nach Venedig und Turin, wo er vom Adel und von den Gelehrten ſehr liebreich empfangen wurde. Der König Karl Emanuel, welcher ſein Buch vom Münzweſen geleſen hatte, ließ ihn eines Tags zu ſich bitten, und unterhielt ſich mit ihm von wichtigen Staatsangelegenheiten, von dem Münzweſen ſeiner Staaten, von dem Handel, den die Genfer mit dem Silber trieben, und wie er ſich gezwungen geſehen habe, die Genueſiſchen Billons zu verbieten, und von andern politiſchen Gegenſtänden. Der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, ſein Sohn, jezt regierender König, kam hinzu, und beyde hörten ihn mit Vergnügen. „Ich habe, ſchrieb er den „12 Sept. 1752. an ſeinen Onkel, bisher noch nie„mand angetroffen, der vom Münzweſen richtigere Be„griffe hatte, als der König. Er ſprach von Locke's „und anderer Werken, und bewies, daß er den Inhalt der„ſelben erſchöpft hatte. Bey andern Höfen wird man „ſchwerlich einen Miniſter finden, der hiervon ſo viel „weiß, als dieſer König. Er eröfnete mir, daß er „ſeine Truppen durch alle ſeine Staaten vertheilte, und „nur vier Bataillonen zu Turin hielte, damit das Geld „überall gleich vertheilt, und die Soldaten nicht ver„derbt würden. Der Herzog von Savoyen kam hinzu.

„und

„und der König präſentirte mich ihm. Alsdenn fieng „gen Beyde an, von Regierungsſachen zu ſprechen, „und ich wurde von der Vollkommenheit der Erziehung „dieſes Prinzen überzeugt. Sie verfielen auf die Noth„wendigkeit den Ackerbau zu befördern. Der Herzog „von Savoyen führte das Beyſpiel der Aegyptier und „Römer an, und zeigte, daß er Rollins Geſchichte ge„leſen, und die vortreflichen Maximen deſſelben ſich „eigen gemacht hatte. Hierauf ſetzte Galiani ſeine „Reiſe durch ganz Italien fort, und erlangte überall die Freundſchaft der berühmteſten Gelehrten, und Staatsmänner, mit welchen er nach ſeiner Rückkehr, die im Anfange des Jahrs 1753. geſchah, einen beſtändigen Briefwechſel unterhielt. Die vornehmſten derſelben waren Jacob Facciolati, Franz Maria Zanotti, der Marcheſe Scipio Maffei, der P. Boſcowich, der Probſt Gori, Johann Winkelmann, die Prälaten Benedickt Stay, und Aſſemanni, der Präſident Pompeo Neri, der P. Appiano Buonafede, der Prälat Bottari, der Marcheſe Ludwig Pindemonti, der Abbé Nicolini, der Doktor Johann Bianchi, der Marcheſe Marcello Venuti, Valiſnieri, Anton Cocchi, Johann Lami, Philipp Argelati. Die noch vorhandenen Briefe dieſer Gelehrten handeln von der Litterärgeſchichte ſelbiger Zeiten, und beurtheilen die gedruckten Werke ihrer Zeiten. Ihre Anmerkungen ſind oft beſſer als die Werke ſelbſt. *) Im

*) Den Briefwechſel italieniſcher Gelehrten hatte Galiani in

Im Jahr 1753 entriß ihm der Tod den 23ten Junius seinen zärtlich geliebten Onkel, welchem das Königreich beyder Sicilien die Wiederherstellung der Litteratur zu verdanken hat. Unter seiner Aufsicht haben sich auf der Universität zu Neapel viele berühmte Lehrer gebildet. Ehe er zur bischöflichen Würde erhoben wurde, war er Professor in der Sapienza zu Rom, und er warb sich daselbst einen großen Ruhm. Von Klemens XI. erhielt er den Auftrag, in Gesellschaft des Eustachio Manfredi, des P. Grandi aus dem Camaldulenser Orden, und anderer geschickten Mathematiker, das Gefäll des Renoflußes bey Bologna zu messen, und den stehenden Wässern, welche die Luft dieser Gegend vergifteten, einen Abfluß zu verschaffen. Hierauf wurde er Erzbischof zu Tarante, und nachher Oberkapellan des Königreichs Neapel. Wegen der glücklichen Beendigung des berühmten Concordats zwischen dem Päbstlichen und Neapolitanischen Hofe würde ihn Benedict XIV. zur Kardinalswürde erhoben haben, wenn die Jesuiten, die seine Feinde waren, es nicht hintertrieben

in 8 dicke Bände einbinden laßen. Außer dem machen noch die Briefe, die er von fremden Gelehrten, von Fürsten und berühmten Staatsmännern erhalten, vierzehen andere Bände aus, die sich, sammt seinen ungedruckten Werken in den Händen seines Verwandten Franz Azzarati, Advokaten der Normal-Schulen, eines so artigen, als gelehrten Mannes befinden. Aus dieser Sammlungen hat der Herr Advokat Diodati gegenwärtige Nachrichten gezogen.

trieben hätten. Er war eine Zierde des Cöleſtinerordens, in welchem er Abt, und nachmals General geweſen war. Ferdinand Galiani, der ihm ſeine Erziehung zu verdanken hatte, und deſſen Geſchlechte er ſo viel Ehre machte, betrübte ſich ſehr über dieſen Verluſt. Seinen Schmerz ſuchte er durch das Studieren, und in dem freundſchaftlichen Umgange des Abate Bartolommeo Intieri, bey welchem ſich der Marcheſe Alexander Rinuccini, Carl Anton Broggia, Viviani, Genoveſi und andere große Männer dieſer Zeiten verſammelten, zu zerſtreuen. Damals entſchloß ſich Intieri, die im Jahr 1728. von ihm erfundene Maſchine, das Korn zu vieljähriger Aufbewahrung zu trocknen, welche im Jahr 1731. in vielen Gegenden des Königreichs mit großen Nutzen eingeführt wurde, im Druck herauszugeben; da es ihm aber an Kräften hierzu fehlte, ſo übernahm Galiani dieſe Arbeit, und begleitete ſie mit einer zierlichen Abhandlung, welche im Jahr 1734. zu Neapel unter dem Titel „Della perfetta conservazione del Grano Discorso di Bartolommeo Incontri in 4. ans Licht trat. Alle Materialien und Zeichnungen hatte Intieri zu dieſem Werke hergegeben. *)

*) Eine Beſtätigung dieſer Nachricht hat Herr Diodoti von ſeinem Freunde Johann Lembo, geweſenen Schüler des Intieri, erhalten, welcher dieſes noch hinzufügte, daß Galiani einige portugieſiſche Dublonen zur Belohnung ſeiner Arbeit von Intieri erhielt. Intieri

Gegen das Jahr 1755. unternahm Galiani die erſte Sammlung aller Arten von Steinen des Veſuvs. Bis dahin hatte noch Niemand daran gedacht. Er ſammelte ihrer Hundert und ein und vierzig, und ſchrieb eine im Jahr 1772 zu London (Neapel) gedruckte Abhandlung, worinn er alle dieſe Vorgarten erklärte. Seinem Beyſpiele haben nachher ſowohl Fremde als Einheimiſche gefolget und ihn hierin übertroffen, weil er eigentlich keine Profeſſion von der Naturgeſchichte machte. Seine Sammlung ſchickte er dem Pabſte Benedict XIV. ſamt der gedruckten Beſchreibung, und auf eine der Kiſten ſchrieb er die Worte: Beatiſſime Pater, fac ut lapides iſti panes fiant. Der heilige Vater empfieng das Geſchenke mit groſſem Vergnügen, und verwandelte auch wirklich die Steine in Brod: denn er verlieh ihm die Pfründe der Canonica zu Amalfi, welche 400 Ducati jährlich abwirft. Der Pabſt

gab

tieri ſelbſt hat dieſes dem Bruder des Herrn Diodati erzählt, der ihn einige Monathe vor ſeinem im Jahr 1757. erfolgten Tode kennen lernte, und von ihm erſucht wurde, zwey andere Abhandlungen nach dem Beyſpiele des Galiani für ihn aufzuſetzen, eine zur Erklärung einer Maſchine, ohne menſchliche Hülfe den Schnee von Berge Vico herabzubringen; die andere über eine Maſchine, wodurch ohne Pferde eine Kutſche in Bewegung geſetzt wird; allein der Tod des Intieri verhinderte die Ausführung.

gab ihm ſein Vergnügen darüber zu erkennen in folgendem Schreiben vom 18. April 1755. „Mit Ihrem „Briefe vom achten dieſes Monaths haben wir die „Sammlung der Veſuviſchen Produkte glücklich erhalten. Glauben Sie nicht, daß dieſes ein gleichgültiges Geſchenk für uns ſey; wir haben ein großes Vergnügen darüber empfunden, und werden es nächſtens „nach Bologna ſenden, wo es den Profeſſoren des Inſtituts ſehr willkommen und werthgeſchätzt ſeyn wird, „beſonders wenn ſie dasjenige leſen werden, was Sie „mit vieler Kenntniß über dieſe Produkte angemerkt „haben, ꝛc." Der Pabſt ſchenkte auch wirklich dieſes erſte veſuviſche Steincabinet dem Bologneſiſchen Inſtitut, wo es ſehr ſorgfältig aufbewahrt wird.

König Karl III. ſtiftete den 13. December 1755. die Herculaniſche Akademie von funfzehen Mitgliedern in der Abſicht, daß ſie ſich mit der Bekanntmachung und Erklärung der Alterthümer von Ercolano, Pompei und Stabiä beſchäftigten. Die geſchickteſten Köpfe des Landes wurden hierzu gewählt, worunter auch Galiani war. Er unterließ nicht die Verſammlungen zu beſuchen, und erklärte viele antike Gemälde, die ihm anvertraut wurden. Seine und der übrigen Mitglieder Aufſätze finden ſich in dem erſten Bande der Herculaniſchen Gemälde, welcher im Jahr 1757. prächtig im Druck erſchien. Zur Belohnung erhielt er den 15. Otober 1757. vom Könige eine jährliche Penſion von

150 Ducati, die auf das Bisthum zu Catania in Sicilien angewiesen waren. Die nemliche Wohlthat erhielten auch die übrigen Akademiker, damit sie hierdurch zum Fleiß ermuntert würden.

Der König war schon zu der Spanischen Monarchie übergegangen, als die Stadt Neapel sich entschloß, ihm eine Statüe zu Pferde zu errichten, und die Ausführung der ganzen Sache der Ercolanischen Akademie auftrug. Diese überließ die Direktion dem Abbé Galiani, welcher sogleich einen Aufsatz verfertigte, worin er die Art und Weise vorschrieb, wie dieses geschehen müßte. Seine Idee wurde gebilliget und ausgeführt. Das Modell, welches nach derselben gebildet wurde, stehet noch heut zu Tage, mit einem Dache bedeckt, auf dem großen Platze vor dem Stadtthore dello Spirito santo.

Da er sich mit den Ercolanischen Alterthümern beschäftigte, starb den 3 May 1758. sein hoher Gönner, Pabst Benedikt XIV. Zur Dankbarkeit für die von ihm empfangenen Wohlthaten schrieb er eine Lobrede auf ihn, und widmete sie dem päbstlichen Nuntius zu Neapel, nachmaligen Kardinal Staatssekretär zu Rom, Pallavicino. Er hat in dieser Rede seine ganze Stärke in der Beredsamkeit gezeigt.

Im Monat October des Jahrs 1758. kam nach Neapel ein junger Irländer, Namens Cornelio Magrat, ein Mensch von ausserordentlich großer Statur. Hierdurch

wurde Galiani veranlaßt, eine hiſtoriſche Abhandlung von auſſerordentlich groſſen Menſchen und Tyrannen zu ſchreiben, worin er zugleich einen Maßſtab an die Hand gab, die erdichteten Rieſen von den wahren zu unterſcheiden. Es wurden aber nur vier Bogen davon gedruckt, weil er vom Neapolitaniſchen Hofe zum Sekretär der Geſandtſchaft zu Paris ernannt wurde, und ſich zur Abreiſe bereiten mußte. Doch vollendete er noch eine in ſcherzhaftem Stil geſchriebene akademiſche Rede, welche auf dem Neuenjahrsfeſte 1759. bey der Gelegenheit, da zu Neapel die Cicisbei und Cicisbee durch das Loos gewählt werden, vorgeleſen wurde. Er handelt in derſelben von verſchiedenen Lehrſätzen der Moral auf eine ſehr gefällige Weiſe, und zeigt unter andern Dingen die Nutzbarkeit des Eheſtandes, den er als den Grund aller menſchlichen Geſellſchaft und Glückſeeligkeit betrachtet. Dieſe Rede wurde nicht gedruckt, fand aber ſehr viele Liebhaber, die ſie abſchrieben.

Den 10. Januar 1759. wurde Galiani zum Beamten des Sekretariats des Königlichen Hauſes und des Staates erklärt, und zum Sekretär der Geſandtſchaft zu Paris beſtimmt, mit der jährlichen Beſoldung von 1200 Ducati. Im Monath Junius traf er zu Paris ein, ſein Amt anzutreten. Der Graf von Cantillana, oder Marquis von Caſtramonte, ein Spanier, war damals Neapolitaniſcher Geſandter am Franzöſiſchen

Hofe.

Hofe. Weil dieſer aber nicht der fleiſſigſte Mann von der Welt war, ſo unterhielt der Marcheſe Tanucci, damaliger Staatsſekretär der auswärtigen Geſchäfte, einen beſondern Briefwechſel mit Galiani, und ſchrieb wöchentlich lange Briefe an ihn, worin er ihm die wichtigſten Geſchäfte auftrug, ſo eiferſüchtig auch der Geſandte hierüber wurde.

In der erſten Zeit wollte es ihm zu Paris nicht gefallen. Er bat den Marcheſe Tanucci ihn zurückzurufen, und gab vor, das Clima wäre ſeiner Geſundheit nicht günſtig; zu Fontainebleau, wo er ſich zu oft aufhalten müßte, wäre die Luft allzu feucht und kalt. Allein der M. Tanucci ſprach ihm Muth ein, bald mit ernſthaften Vorſtellungen, bald mit beiſſendem Scherze. Mit der feuchten Luft zu Fontainebleau gehet es ihnen, (ſo ſchrieb er ihm einmal) wie dem gefangenen Arlekin, der Arme und Beine aus dem eiſernen Gitter hervorſtreckt, um ſo wenig als möglich, eingeſchloſſen zu ſeyn.

Kurz darauf begehrte der Geſandte Cantillana Urlaub auf 6 Monathe, ſeine Vaterſtadt Madrit zu beſuchen. Man geſtattete ihm dieſes ſehr gerne, und ſchickte den 15. März 1760 dem Geſandtſchafts-Sekretär Galiani das Dekret eines Chargé d'Affaires mit einer beträchtlichen Vermehrung ſeiner Beſoldung. Hierdurch und durch die allmählige Gewohnheit wurde ihm der Aufenthalt in Frankreich erträglicher. Auch fieng der Franzöſiſche Hof an, ihn durch Ehrenbezeu-

Schazkammer von Worten, und ich denke, ihr bezahlt auch eure Bedienten damit; denn man ſieht es an ihren abgetragnen Livreyen, daß ſie von euerm bloſſen Worte leben.

Silvia.

Genug, meine Herren, genug; hier kommt mein Vater.

Fünfte Scene.

Der Herzog zu den Vorigen.

Herzog.

Nun, Tochter Silvia, ihr ſeyd hier ziemlich in der Enge. Signor Valentin, euer Vater iſt wohl auf: Was ſagt ihr zu einem Briefe voll guter Zeitungen von euern Freunden?

Valentin.

Gnädigſter Herr, ich werde ſehr erfreut darüber ſeyn.

Herzog.

Kennt ihr den Don Antonio, euern Landsmann?

Valentin.

Ja, Gnädigſter Herr, ich kenn ihn als einen Edelmann von Verdienſten und Anſehen.

Herzog.

Hat er nicht einen Sohn?

gungen auszuzeichnen. Den 14. Sept. 1760 schenkte ihm der König eine goldene Dose mit seinem Portrait, das mit reichen Brillanten eingefaßt war. Er wurde in die vornehmsten Gesellschaften zu Paris eingeführt; er erwarb sich die Freundschaft der ersten Gelehrten, und in kurzer Zeit den allgemeinen Ruhm eines großen Mannes. Seine Geisteskräfte setzten jedermann in Verwunderung. Die Herzoginn von Choiseul, Gemahlin des berühmten Staatsministers, die sich einige Jahre zu Rom aufgehalten hatte, pflegte ihn zum Beweis anzuführen, um zu behaupten, qu' en France il y a de l'esprit en petite monnoye, et en Italie en lingot. Die Lebhaftigkeit seines Witzes und Geistes und sein Scharfsinn im Scherzen machten ihn in allen Gesellschaften beliebt. Seine witzigen Einfälle wurden nicht nur durch die ganze Stadt, sondern auch in gedruckten Schriften, z. B. im Espion devalisé, erzählt. Er hatte einen schönen Affen, mit dem er sich oft belustigte. Eben als wäre er ein Vertheidiger der Seelenwanderung, pflegte er zu sagen: in diesem artigen Thiere müßte die Seele eines Pitt, eines Leibnitz, oder eines Gesandtschafts-Sekretärs eingehüllt seyn. Eines Tages spielte der Affe mit einer gläsernen Lampe, und warf sie endlich durch das viele Hin- und Herschwingen auf die Treppe herab, über welcher sie hieng. Der Herr Bothschafter Cantillana, dessen Kleid von dem vergossenen Oehle beschmutzt wurde, befahl den Affen zu tödten. Galiani warf sich aber zum Sachwalter desselben auf,

auf, und bewies dem erzürnten Richter, daß dem Affen dieses Verbrechen nicht könnte beygemessen werden. Der Thäter wäre die in ihm eingekerkerte Seele des Philosophen, welche aus Zeitvertreib das von der Akademie damals aufgegebene Problem von den lebenden Kräften und den Schwingungen des Penduls hätte auflösen wollen.

Eines Tages befand er sich in einer Gesellschaft auswärtiger Minister, Parlementsräthe, und Französischer Edelleute. Der Spanische Gesandte war ein schwatzhafter Mann, der sich nie niedersetzte, sondern von einem zum andern lief, und nur wenige Augenblicke auf einer Stelle blieb. Da dieses der Abbé Galiani sah, näherte er sich ihm, und sagte ihm folgende Verse aus dem Stegreife:

Si qua sede sedes, et erit tibi commoda sedes,
Illa sede sede, nec ab illa sede recede. *)

Da er zum erstenmal dem Könige Ludwig XV. bey Hofe präsentirt werden sollte, fanden sich in den königlichen Zimmern einige französische Edelleute, welche über die kleine Statur des Galiani, selbst beym Könige, ihr Gespötte trieben. Galiani, der dieses merkte, näherte

*) Galiani sagte sie aus seinem Gedächtniß, nicht aus dem Stegreife; denn der alte Mönch, der sie gemacht hat, büßt schon manches Jahrhundert dafür im Fegefeuer.

ſich mit der Fülle des Geiſtes die ihm eigen war, dem Könige, und präſentirte ſich ihm mit einem ſchicklichen Compliment, welches mit dieſen Worten anfieng: Sire vous voyez à present l'echantillon du Secretaire, car le Secretaire vient après . . . Dem Könige gefiel dieſe Gegenwart des Geiſtes, und Galiani vereitelte auf dieſe Weiſe das Geſpötte der leichtſinnigen Höflinge. Nach der Rückkehr des Geſandten Cantillana, im Monath Auguſt 1760, legte Galiani den Charakter eines Charge d'Affaires wieder ab.

Damals giengen die Mitglieder der Ercolaniſchen Akademie mit dem Gedanken um, die vor kurzem in Frankreich erfundene Art, den Kupferſtichen verſchiedene Farben zu geben, in dem Abdruck der Ercolaniſchen Gemälde zu benutzen. Tanucci that dem Abbe' Galiani den Auftrag, dieſe Erfindung zu unterſuchen, und von der Brauchbarkeit derſelben genaue Nachricht zu ertheilen. Er that dieſes, und gab der Akademie den Rath, ſich derſelben nicht zu bedienen.

Da im Jahr 1764. das Königreich beyder Sicilien großen Mangel an Getreide litt, und weder aus Africa, noch aus dem übrigen Italien Hülfe zu erwarten hatte, gab ſich Galiani alle mögliche Mühe, ſeinem Vaterlande zu Hülfe zu kommen, und erhielt vom Könige von Frankreich Erlaubniß zu einer Ausfuhr von 30000 Tumoli. Da aber das Korn nach Neapel kam, war es verdorben, und weit unter dem Preiſe,

den

den die französischen Negotianten verlangten. Hieraus entstand ein hitziger Streit, welcher von Seiten des Neapolitanischen Hofs lange Zeit von Galiani betrieben, und dessen Geschichte von ihm beschrieben worden ist.

Zwischen ihm und dem Marchese Tanucci gieng der Briefwechsel ununterbrochen fort. Er ertheilte ihm Nachrichten und Bemerkungen nicht nur von Neapel, sondern auch von Frankreich und andern Nationen. Oft fragte er ihn um seine Meynung in wichtigen Angelegenheiten, dergleichen das Schulwesen war, nach der Abschaffung des Jesuitenordens. Der Plan, den er hierzu entwarf, wurde vom Könige großmüthig und prächtig ausgeführt. Im Monath November 1764. wurden des M. Tanucci Briefe von einigen zu Paris aufgefangen, und in französischer Uebersetzung in öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht. Man kann sich leicht vorstellen, welches Misvergnügen Galiani und der Neapolitanische Staatssekretär hierüber empfanden. In einem Briefe vom 19. Januar 1765. drückte sich dieser folgender Maßen darüber aus: „Wenn „derjenige, der zu Paris die Briefe auffängt, sie mit „vollkommener Kenntniß der Italienischen Sprache „und Schreibart übersezt, so wird er in meinen Brie„fen jederzeit Salbung, Geist, und Bourbonischen „Eifer entdecken ... Kurz ich habe ex abundantia „cordis geschrieben, und mit einem so sichern Gewissen, „daß ich mich keiner Ziffern habe bedienen wollen, ob

„ich es gleich ohne alle Mühe hätte thun können. Das „Departement, welches sich hiermit beschäftiget, stehet „unter mir. — — — Als Staatsminister vergeße „ich nie ein Mensch zu seyn, und mir hat jederzeit ge„fallen, wer mir die Wahrheit sagt; oft habe ich mich „dankbar dafür bewiesen. Für Leute von guter Erzie„hung und Geschäften, ist dieses nicht nur eine Pflicht, „sondern auch eine Nothwendigkeit. Sogar Satyren„Pasquinaden, und Gedichte wider mich, wenn sie wohl „gerathen und wahr sind, haben mich nie beleidigt; oft „habe ich sie ins Gedächtniß gefaßt, und auswendig „her gesagt. ...

So lang der Abbé Galiani in Frankreich war, unterließ er nie, sich in den schönen Wissenschaften zu üben. Er fieng daselbst an, Anmerkungen über den Horaz zu schreiben, worin er die Ursachen und Veranlaßungen eines jeden Gedichts untersuchte, um den Leser in den Stand zu setzen, die dunkeln Anspielungen und Allegorien zu verstehen. Er erklärte nicht nur viele Stellen auf eine ganz neue Weise, sondern gab auch den Gedichten eine neue Ordnung nach den Zeiten und Oertern, da sie geschrieben wurden, und legte dem Leser die Fortschritte, die Horaz selbst in der Dichtkunst machte, bis er die unnachahmliche Vollkommenheit erreichte, vor Augen. Auch verbesserte er viele Fehler, die sich im Verlauf der Zeiten in diese Gedichte eingeschlichen haben, wozu ihm die Codices

der

der Bibliothek des Königs von Frankreich ſehr behülflich waren. Der berühmte Abbé Arnaud, ſein Freund, dem er einige Stücke von ſeiner Arbeit zu leſen gab, ließ ſie mit einer ihm abgedrungen Erlaubniß im V. VI. und VII. Stück ſeiner Gazzette litteraire d'Europe abdrucken, da er ihnen noch nicht die Reife und Vollkommenheit gegeben hatte, die ſie jezt größtens theils in dem ganzen Commentar haben, der noch ungedruckt vorhanden iſt. Arnaud geſtehet dieſes ſelbſt in dem nemlichen Journal vol. 5. pag. 91. Loin de pretendre en tirer vanité, l'Auteur ne nous a accordé qu' avec peine la permission d' en inserer l'extrait dans notre Journal, et il nous a constamment refusé celle de le nommer. Demohngeachtet machten dieſe Bruchſtücke großes Aufſehen unter den Gelehrten in Frankreich; man las ſie mit Vergnügen, und man wünſchte die Vollendung des Werks. Der Herr Vauvilliers, Lehrer der griechiſchen Sprache in dem königlichen Collegio zu Paris tadelte zwar einige der gedruckten Anmerkungen, in einem 1768. an die Verfaſſer des Journals des Savants gerichteten Briefe, doch bittet er zugleich den Abbé Galiani, ſeinen ganzen Commentar ans Licht zu ſtellen, weil er ſehr nützlich und ſchätzbar wäre. Ein kleiner Auszug davon wird den teutſchen Liebhabern der Horaziſchen Gedichte nicht unangenehm ſeyn.

Galiani beweiſet, Horaz habe im neunten oder zehnten Jahr ſeines Alters ſeine Vaterſtadt verlaßen,

zu

zu Rom dem Studieren obzuliegen. Hier hielt er ſich auf, bis er im bürgerlichen Kriege unter Brutus diente, wo er in dem Treffen bey Philippi ein Kriegsgefangener wurde. Hierauf kehrte er im 24. oder 25. Jahre ſeines Alters nach Apulien zurück, wo er ſich ungefehr ein Jahr in verſchiedenen griechiſchen Städten, beſonders zu Venoſa Bari und Taranto aufhielt, und viele Gedichte von Liebe und andern angenehmen Gegenſtänden verfertigte. Daher haben die weiblichen Perſonen, die er in den hier geſchriebenen Oden nennt, z. B. Galatea, Aſterie, Lalage, Pholoe ꝛc. griechiſche Namen, diejenigen aber die er zu Rom beſang, größtentheils lateiniſche, z. B. Canidia, Gratidia, Julia, u. d. g. Einige galante Frauenzimmer, die zu Rom wohnten, und ſich zu theatraliſchen Schauſpielen gebrauchen ließen, behielten oft die Namen der Rollen, die ſie mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit geſpielt hatten, weil ſie durch dieſe mehr, als durch die Namen ihrer Familien dem Volke bekannt waren. Dahin gehören die alten komiſchen und Tragiſchen Benennungen, Glycera, Lydia, Pyrrha, Neaera, Chloe, Tyndaris, etc. Dieſen Unterſchied haben Dacier und die übrigen Erklärer nicht eingeſehen, und über die verſchiedenen Namen viel unſchickliches ans Licht gebracht.

Die 27ſte Ode des 3ten Buchs, welche an Galatea gerichtet iſt, erklärt Galiani auf eine ganz neue Art.

Art. Dem Titel gemäß, welchen die Scholiaſten bisher darüber geſchrieben haben, will Horaz die Galatea abhalten, ſich zu Schiffe nach Griechenland zu begeben. „Eam a navigando deterret, praeſertim exemplo Europae; da doch der Inhalt vielmehr das Gegentheil ſagt. Gallani beweiſet erſtlich, daß dieſe Ode, wie viele andere, in einem Dialog zwiſchen Galatea und Horaz getheilt iſt, ob dieſes gleich im Texte nicht mehr offenbar ins Auge fällt. Zweytens, daß dieſe Ode in Apulien verfertiget worden. Das Mädchen, welches hier mit dem Namen Galatea belegt wird, wohnte in einer Stadt von Apulien, und war entſchloſſen, nach Griechenland überzuſchiffen, um ſich daſelbſt zu verheurathen. In den erſten vier Strophen wünſchet und weiſſaget ihr Horaz eine glückliche Reiſe, und ſingt: Sis licet felix ubicunque mavis, et memor noſtri, Galatea, vivas. Allein die junge Galatea fürchtet das Meer, und trauet den glücklichen Weiſſagungen des Dichters nicht; daher antwortet ſie ihm in der fünften Strophe:

Sed vides, quanto trepidet tumultu
Pronus Orion? ego quid ſit ater
Adriae novi ſinus, et quid albus
Peccet Iapyx.

Wenn dieſes ego ſich auf die Perſon bezöge, welche oben ſagt, ego cui timebo? ſo würde dieſes ein offenbarer Widerſpruch ſeyn. Alſo muß nothwendiger

Wei-

Weiſe die Strophe: Sed vides, der Galatea in den Mund gelegt werden. Sie iſt ein Einwurf, den ſie dem Horaz macht, eine Bezweifelung der Wahrheit ſeiner weiſſagenden Wünſche, die Sprache der Furcht ſich einzuſchiffen. — Hierauf antwortet der Dichter: die Weiber und Kinder unſerer Feinde mögen die Ungewitter treffen, die du befürchteſt, nicht dich, o ſchöne Galatea:.

Hostium uxores puerique coecos
Sentiant motus orientis Austri, et
Æquoris nigri fremitum et trementes
Verbere ripas.

Nur auf dieſe Weiſe können die darauf folgenden Klagen der Europa, mit dem Zuſtande der Galatea, die ebenfalls als Braut ihre Entfernung von Vaterland und Freunden und die Gefahren des Meers beweint, verglichen werden. — So liegt auch offenbar am Tage, daß dieſe Ode nicht zu Rom, ſondern in Apulien verfertiget wurde, und daß Galatea ſich in dieſem Lande befand; ſonſt müßte ſie die Stürme des Tyrrheniſchen, nicht des Adriatiſchen Meers, und ganz andere Winde befürchtet haben. Ancona, welches der nächſte Hafen des Adriatiſchen Meers war, iſt über 150 ital. Meilen von Rom entfernt; der Wind in dieſen zwey Oertern, und in beyden Meeren iſt wegen des dazwiſchen liegenden Apennins jederzeit verſchieden, und konnte ſich, wenn er auch der nemliche wäre, in dem Zeitraum einer Reiſe von Rom nach Ancona mehr als

ein

einmal ändern. — Daß Horaz dieſe Ode in ſeiner Jugend in Apulien geſchrieben habe, erhellet aus der allzugenauen Nachahmung des Pindarus und anderer Griechen, welche nach einem ſehr kurzen, zur Sache paſſenden Eingang, ſogleich in die Mythologie ausſchweifen, der urſprünglichen Abſicht der Oden gemäß, die zu Religionsſachen beſtimmt waren.

In der 9ten Ode des 1ſten Buchs ſingt Horaz von einem Jünglinge:

Lenesque sub noctem susurri
Composita repetantur hora.

Der P. Sanadon deutet dieſe zween Verſe auf einen Jüngling, der des Abends an einem ſanft rauſchenden Fluſſe einen Spatziergang unternimmt: der P. Tarteron hingegen führt den Jüngling in eine angenehme und vertrauliche Abendgeſellſchaft ſeiner Freunde. Allein Galiani erklärt die Worte lenes susurri von einer ſtillen Serenade, die der junge Liebhaber ſeiner Geliebten bringt. Es iſt noch heut zu Tage die Gewohnheit im untern Italien, und in Spanien, daß junge Liebhaber ſich des Nachts unter die Fenſter ihrer Geliebten ſtellen, und in ganz ſtillen Tönen, die Nachbarn nicht aufzuwecken, Lieder ſingen, oder ſich mit ihnen in verliebten Geſprächen unterhalten. Oft geſchiehet es, daß das Mädchen mitten unter dem Geſpräche ſchweiget, oder nicht antwortet. Der Jüngling fällt alsdenn auf den Gedanken, ſie ſey in ihre

Schlaf-

Valentin.

Ja, Gnädigſter Herr, einen Sohn, der der Ehre einen ſolchen Vater zu haben, wol würdig iſt.

Herzog.

Ihr kennt ihn alſo?

Valentin.

Wie mich ſelbſt; wir haben von unſrer Kindheit an mit einander gelebt. Und ob ich gleich von mir ſelbſt geſtehen muß, daß ich ein kleiner Taugenichts war, der ſich die Gelegenheit vollkommner zu werden ſehr ſchlecht zu nuze machte; ſo hat hingegen Signor Protheus, (denn das iſt ſein Name) einen deſto beſſern Gebrauch von ſeiner Jugend gemacht; er iſt zwar jung an Jahren, aber alt an Erfahrung; ſein Kopf iſt noch unzeitig, aber ſein Verſtand reif; mit einem Worte, (denn ſein Werth läßt alles, was ich zu ſeinem Lobe ſage, weit zurük,) er iſt am Gemüth ſo vollkommen als von Perſon, und es fehlt ihm keine Tugend, die einen Edelmann zieren kan.

Herzog.

Wahrhaftig, Signor Valentin, wenn er hält was ihr von ihm verſprecht, ſo iſt er eben ſo würdig von einer Kayſerin geliebt zu werden, als geſchikt, der Miniſter eines Kayſers zu ſeyn. Gut, mein Herr; dieſer junge Edelmann iſt mit Empfehlungs-Schreiben von groſſen Leuten bey mir angekommen, und gedenkt ſich hier eine Zeit lang aufzuhalten. Ich denke, das iſt euch keine unwillkommne Neuigkeit.

Valentin.

Schlafkammer zurückgekehrt, und stehet ungeduldig im Begriff nach Hause zu gehen; aber das lose Mädchen zeigt sich mit einem Gelächter wieder am Fenster, und sezt die gewünschte Unterredung fort. Einen solchen Auftritt beschreibt Horaz in den zwey folgenden Versen."

Nunc et latentis proditor intimo
Gratus puellae risus ab angulo etc.

Ganze Oden, z. B. die 10te des dritten und die 25ste des ersten Buchs, sind nichts anders, als dergleichen Serenaden. Die Ode des ersten Buchs ist von einem zornigen Liebhaber, der seiner Geliebten Vorwürfe macht, und also anfängt:

Parcius junctas quatiunt fenestras
Ictibus crebris juvenes protervi,
Nec tibi somnos adimunt —

Audis minus, et minus jam:
Me tuo longas pereunte noctes,
Lydia, dormis.

Auf gleiche Weise erklärt Galiani alle die übrigen Oden des Horaz, und bestätiget seine Erklärungen oft mit den Zeugnissen der Zeitgenossen des Dichters. Wahr ist es, daß seine Muthmaßungen manchmal allzu kühn sind, und nur in seiner Einbildung ihren Grund haben, wenn er in den Alterthümern nichts findet worauf er sich gründe; doch verrathen sie immer viel Witz

und

und Gelehrſamkeit. Daher ſagt Arnaud im 5. Stück ſeines Journals, S. 90. On sera frappé sans doute de l'etendue et de la profondeur de son erudition, de la finesse de ses vues presque toujours neuves, du bonheur de ses conjectures dans le petit nombre des cas, ou il est reduit à conjecturer, de la verité de ses applications et sur tout de l'esprit philosophique, qui pour ainsi dire, plane sur toutes ses connoissances. Selbſt ſeine Fehler ſind lehrreich. Nous ne craignons point, ſagt Arnaud im 7. Stück S. 65., de mettre l'Auteur au nombre des ecrivains, dont les erreurs sont souvent utiles, et qui nous eclairent alors même qu' ils se trompent.

(Die Fortſezung im nächſten Stücke.)

VI.

Fortſezung der Muſikaliſchen Anekdoten aus Italien.

Rom, den 25. May 1789.

In meinem lezten Schreiben verſprach ich Ihnen, lieber Freund, eine kleine Beſchreibung der Opera buffa

in Rom; aber es thut mir leid, daß ich nicht viel Gutes davon ſagen kann. Sie war La fiera di Forlipopoli betitelt, und von Marcello di Capua, einem Neapolitaniſchen Kapellmeiſter, in Muſik geſetzt. Sie wurde im Theater alla Valle, ohne Tänze, mit ſchlechten Kleidungen und Dekorationen aufgeführt. Die Muſik war, ein Terzetto ausgenommen, ſehr alltäglich, und die Ausführung unter aller Kritik. Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß hier weder in der Oper noch im Ballet ein Frauenzimmer erſcheinen darf, und daß die Nachahmungen manchesmal ſo glücklich ausfallen, daß man gänzlich vergißt, Kaſtraten in Weiberröcken zu ſehen. Aber in dieſer Oper war der Fall ganz umgekehrt. Die Donna seria der Sgr. Lorenzini, hatte nebſt einer auffallenden häßlichen Figur, weder Stimme noch Vortrag, und die Donna Buffa, Sgr. Caporalini, außer einer ſehr geläufigen Zunge und etwas Theater-Routine, auch weiter keine Vorzüge. Der primo Buffo caricato, Sgr. Morelli, hatte eine ſchöne Baßſtimme, obgleich etwas durch die Gurgel und unausgebildet, und machte viele Späßchen, die bey ſeinem kräftig gebaueten Körper und einer gewiſſen Plumpheit nicht immer gut ausfielen; dabey ſchien er ſich mehr als andern zu gefallen. Der andere Buffo mezzo carattere, Sgr. Caribaldi, hatte mehr Feinheit in ſeinem Spiel; er iſt aber alt, beynahe ohne Zähne, und ſtand in dieſer Oper nicht an ſeinem Platze. Von dem Primo Tenore, und noch von zwey andern,

will

will ich lieber gar nichts erwähnen. Bey allen diesen Mängeln schienen doch die Herren Römer, die wegen ihres feinen Gehörs, großer Beurtheilungskraft und Kritik berühmt sind, zu meinem Erstaunen höchlich vergnügt und zufrieden zu seyn. In jeder Stadt Teutschlands würde ein so abgeschmacktes Sujet, noch elender vorgetragen, mit schlechter Musik, mit Recht ausgepfiffen worden seyn; hier aber verlor man bald sein Gehör vor Bravo rufen und Händeklatschen. Ueberhaupt glaube ich, daß der Römer (ich spreche überhaupt) kein richtiges Gefühl für die Tonkunst hat, und nicht sowohl der Musik wegen die Oper schätzt, als wegen des Vergnügens sich in Cabalen dabey zu üben. Aus diesem letzten Grunde, liebster Freund, ist es schwer in Rom zu gefallen. Es ist nichts ungewöhnliches hier, daß die größten Meisterstücke der Tonkunst, die man am Ende vergöttert hat, die ersten 14 Tage ausgepfiffen worden sind. Der Komponist, welcher den Beyfall der Geistlichkeit hier hat, ist seines Glückes in Rom gewiß. Man gab nachher noch eine andere Oper, von welcher die Musik besser, die Ausführung aber eben so schlecht war.

Gestern hatte ich das Vergnügen, eine eben so seltene als kostbare Function in St. Pietro mit anzusehen. Es wurde nemlich ein Ordensbruder der Franciskaner, Sebastiano genannt, selig gesprochen. Man versicherte mich, daß diese Ehre dem Franziskanerorden gegen

80,000 Scudi Romani (über 120,000 Thaler) zu ſtehen käme. Die ganze Peterskirche war inwendig mit rothem Damaſt, mit goldenen Borden beſetzt, ausgeſchlagen, und in der Region des hohen Altars hiengen die Wunderwerke des ſeligen Sebaſtians abgemahlt. Der ganze Theil, wo der hohe Altar ſtehet, war von unten bis oben mit vielen Tauſend Wachsfackeln prächtig beleuchtet, und was das Feſt für mich vollkommen machte, war eine zweychörige Muſik von dem Kapellmeiſter Buroni. Auf jedem Chore waren, nebſt der Päbſtlichen Kapelle 50 Sänger, eine Orgel und einige Contrabäſſe. Die Muſik war in einem edeln Style, voll erhabener Gedanken und andächtiger Einfalt, geſchrieben, und die Ausführung nicht minder meiſterhaft. Als Professore di Musica erlaubte man mir auch auf eins dieſer Chöre mitzugehen, wo ich die ganze Muſik in Ruhe, ohne von dem Geräuſche der ungeheuern Menge Menſchen, die in der Kirche ſtets ein und ausgiengen, geſtöhrt zu werden, angehört habe. Die Muſik beſtand mehrentheils aus Chören, einigen zwey- und dreyſtimmigen Sätzen, und aus Fugen. Hier habe ich zum erſtenmahl die Wirkung einer ſingbar geſetzten Fuge, von 100 Sängern ohne Inſtrumente ausgeführt, empfunden. Ich läugne nicht, daß dieſer Theil der Muſik, vorzüglich in der Kirche, und gut angebracht, die große Wirkung nicht verfehlen kann; aber es müſſen eine Menge wohlgeübter Sänger, und eine dem Ohre begreifliche und nicht zerhackte Melodie

as ihrige dazu beytragen, um Effect hervorzubringen; ohne dieſes geht die ernſthafte Tochter der Muſik in einem armſeligen und dünnen Kleide einher, und macht ſich — lächerlich. Auch die ſitzende Statue des heil. Petrus von Bronze war heute mit einem goldſtoffenen Gewande angethan, mit der dreyfachen Krone auf dem Haupte, und einem großen Rubin-Balas Ring an dem Zeigefinger der rechten Hand, die er zum Segnen aufhebt, geſchmückt. Das Volck drängte ſich bis zum Erdrücken, ſeine Füſſe zu küſſen. In der Halle beym Eingang der Kirche waren die koſtbaren Tapeten, nach Raphaels Zeichnungen, öffentlich ausgeſtellt, und den nemlichen Abend das Campidoglio zum Entzücken ſchön beleuchtet. Ich gieng den Nachmittag noch einmahl in dieſe Kirche, um Abſchied von dieſem unbeſchreiblichen Gebäude zu nehmen, und verließ mit wehmüthigem und dankbaren Herzen einen Ort, wo die heilige Muſik und alle ſchöne Künſte ihren Thron aufgeſchlagen haben, und wo jeder Schritt den Menſchen mächtig erinnert, daß er von der Gottheit abſtammt.

Kurz vor meiner Abreiſe lernte ich den Kapellmeiſter Anfoſſi kennen, der, ob er gleich ſchon alt iſt, noch mit vielem Feuer componirt. Auch wurde auf dem Platz della Trinità de' Monti der berühmte Saluſtianiſche Obelisk errichtet, von welchem ich Ihnen die Inſcription, welche noch nicht auf dem Piedeſtallo ſtehet, und ſelbſt in Rom noch nicht ſehr bekannt iſt, hier abgeſchrieben überſchicke:

Pius. VI. Pont. Max.
Obeliscum. Salustianum.
Quem. Prolapsione. Diffractum
Superior. Ætas.
Iacentem. Reliquerat.
Colli. Hortulorum.
In. Subsidentium. Viarum.
Prospectu. Impositum.
Tropaeo.
Crucis. Praefixo.
Trinitati. Augustae.
Dedicavit.

Sie iſt vom Abate Morcelli verfertigt. Man tadelt aber ſehr, daß der Obelisk an einem ſo unſchicklichen Orte Roms ſey errichtet worden; und wirklich macht er auf Piazza di Spagna, wo er doch eigentlich die größte Wirkung machen ſoll, vor zwey großen dicken Thürmen, auf einem zu großen Piedeſtalle aufgeſtellt, eine armſelige Wirkung. Morgen will ich noch einmal den göttlichen Apollo, den ſterbenden Fechter und den Chriſtuskopf von Leonardo da Vinci betrachten, um die Eindrücke zu erneuern, die dieſe unſterbliche Werke der Kunſt auf mich gemacht haben, dann noch einen Tag in meinem geliebten Tivoli leben, und auf die Mittwoche die Hauptſtadt der Welt verlaſſen. Verzeihen Sie mir, wenn ich manchmal von meinen Empfindungen hingeriſſen, Ihnen wider unſere Abrede

von

von Dingen spreche, welche die Musik nicht gerade zu angehen. Es läuft doch alles auf Harmonie hinaus. —

* * *

Neapel, den 10. Junii 1789.

Hier bin ich nun in diesem Paradiese der Welt, und genieße mit den alten Griechen und Römern einerley Luft und einerley Aussicht. Zu meiner Rechten der Pausilipp und das Misenische Vorgebirge mit einem Theile der Stadt, in der Mitte die unbegränzten Flächen des Mittelländischen Meeres von den Inseln Ischia und Capri glücklich unterbrochen, zur Linken ganz Neapel von einer halben Million Menschen bewohnt, Portici mit allen seinen schönen Landhäusern, ein Theil des glückseligen Campaniens, die Apenninischen Gebirge, und der brennende Vesuv, als die Aussicht krönend, vor mir, — setzen mich in Entzücken und Erstaunung. Keine Gegend der Welt, Konstantinopel ausgenommen, soll eine Vergleichung mit Neapel aushalten. Das Klima ist angenehmer als in Rom; die Seeluft erhält den Körper elastisch, und man ist den Faulfiebern hier nicht so, wie zu Rom, ausgesetzt. Die Fruchtbarkeit des Landes ist unglaublich das ganze Königreich ist ein ewig grünender Garten, mit Citronen- und Pomeranzen-Wäldern, mit Feigen-, Pinien- Kastanien- Lorbeer- und Mandelbaum-Alleen und unendlich vielen andern Bäumen angefüllt, unter deren wohlthätigem Schatten sich die Feldfrüchte, der Klee,

und Fenchel bilden, und an deren Stämmen ſich der Weinſtock brüderlich hinaufſchlingt. Selbſt die Nation iſt fröhlicher und aufrichtiger, als die ernſthaften und bigotten Römer. Sie lieben ihr Klima und ihre Stadt, und man kann es ihnen nicht verargen, wenn ſie einem Fremden oft vorſagen: Vedi Napoli e poi muori. Als der Ritter Hamilton von London nach Neapel zurückkehrte; grüßte ihn ein Schiffer im Hafen, und nachdem er ihm ſeine Freude über ſeine Rückkehr bezeugt hatte, ſagte er ihm: Ich dachte wohl, daß Ew. Excellenz in keinem andern Lande ſterben könnten. Denn wenn auch der liebe Gott manchesmahl mit Feuer und Erdbeben hier drohet, kaum blickt er auf Neapel, ſo iſt ſein Zorn geſtillt. Bey aller Munterkeit und ſorgloſem Weſen trift man aber eine groſſe Menge Diebe hier an, die ſich jedoch mit Kleinigkeiten zu befriedigen ſcheinen. Wenn man ſeine Taſchen nicht harniſcht, und die Schnupftücher mit groſſen Nadeln anſteckt, ſo kann man ihrer des Tages leicht ein halb Dutzend, und eben ſo viele Tabatieren verlieren. Man giebt dieſe kleine Diebereyen den herumziehenden Knaben der bekannten Lazzaroni ſchuld, deren ungefehr 50000 Tauſend täglich mit 8 Pfennigen leben, auf der Straſſe ſchlafen, und in Lumpen gekleidet ſind. — Vor ungefehr 10 Tagen iſt hier eine Spaniſche Flotte von 13 Kriegsſchiffen angekommen, und man erzählt Wunderdinge, wie die groſsmüthigen und reichen Spanier hier übertheuert und geprellt werden.

Ich

Ich gieng den dritten Tag nach meiner Ankunft ins Teatro de' Fiorentini, wo la *Grotta di Trifonio* mit der Muſik des Paiſiello, der ſich jezt hier befindet, aufgeführt wurde. Die Muſik ſowohl, als die Ausführung war vortreflich. Die Signora Coltellini, unſtreitig eine der beſten Sängerinnen in ganz Italien, jung, ſchön, und ungekünſtelt in allen ihren Geſten, (was ich bisher auf dem Italieniſchen Theater vergeblich geſucht haben würde) würde eine ganz vollkommene Actrice ſeyn, wenn ſie ſich einen angenommenen gedrehten Gang abgewöhnte. Es iſt nicht möglich, etwas wahreres zu ſehen, als die Action womit ſie die Arie: che ſmania . . . che pena . . . la rabbia m' opprime, begleitet. Als ich ihr einſtmals eine Schmeicheley über ihre Action ſagte, gab ſie ſehr dankbar zur Antwort: ſie habe ſehr viel von den teutſchen Schauſpielern in Wien gelernt. Die andern drey Frauenzimmer waren ſämtlich in der Oper zu ertragen. Aber die Krone der komiſchen Oper in Neapel iſt der berühmte Buffo Caraccia, oder wie man ihn hier insgemein nennt, Caracello. In dieſem Original vereint ſich alles, was nur die komiſche Muſe ihren Söhnen ſchenken kann. Er darf nur erſcheinen, ſo ſetzt er mit ſeiner unnachahmlichen Laune das ganze Schauſpielhaus in Erſchütterung. Das allerunſinnigſte und abgeſchmackteſte läßt ſich nicht allein, von ihm hergeſagt, gut anhören, ſondern wird ſogar ſchön. Dabey verſtehet er die ſo ſeltene Kunſt eines Luſtigmachers, durch Feinheit und

Valentin.

Wenn ich mir etwas gewünſcht hätte, ſo wär's er geweſen.

Herzog.

So bewillkommt ihn alſo, wie er's verdient; Silvia, ich rede mit euch, und mit euch, Signor Thurio; denn Valentin hat nicht nöthig dazu aufgemuntert zu werden. Ich will ihn ſogleich zu euch ſchiken.

(Der Herzog geht ab.)

Valentin.

Das iſt der junge Edelmann, von dem ich Euer Gnaden ſagte, daß er mit mir gekommen wäre, wenn ſeine Augen nicht an die ſchönen Blike ſeiner Geliebten angefeſſelt geweſen waren.

Silvia.

Er hat ſie alſo izt vermuthlich in Freyheit geſezt, um ſie einem andern Gegenſtand zu widmen.

Valentin.

Nein, gewiß nicht; ich bin verſichert, ſie ſind noch immer ihre Gefangne.

Silvia.

Er iſt alſo blind, und wenn das iſt, ſo wundert mich wie er den Weg zu euch gefunden hat.

Verſchiedenheit des Spiels ſich immer neu zu erhalten. Selten macht er einen Spaß zweymahl; daher kommt es, daß ſich manchesmal bey den unruhigen, nach Neuheit ſich ſehnenden Neapolitanern, eine Oper ein auch zwey Jahr auf dem Theater erhält. Er ſingt gemeiniglich im Neapolitaniſchen Dialekt, womit ſich ein Fremder zuvor bekannt machen muß, um ihn ganz zu genieſſen. Was das Süjet der Oper anbelangt, iſt es von der in Wien componierten Salieriſchen Oper ſehr verſchieden, und der luſtigen Neapolitaniſchen Laune mehr anpaſſend gemacht. Vorgeſtern iſt dieſes Theater geſchloſſen worden, und künftige Woche werden zwey andere, nemlich al Fondo und Teatro nuovo, mit komiſchen Opern eröfnet; entſprechen dieſe meiner guten Erwartung, ſo wie das de' Fiorentini, ſo haben die Neapolitaner die erſte Opera Buffa der Welt. In meinem nächſten Briefe werde ich von der Opera seria und der Kirchen-Muſik ſprechen; bis dahin empfehle ich mich ꝛc.

* * *

Neapel, den 15ten Jun. 1789.

Das Theater S. Carlo iſt ſchon ſeit 12 Tagen geöfnet, und die Oper Ademira von Guglielmi's Compoſition wird daſelbſt aufgeführt. Die Muſik gefällt aber im Ganzen nicht, und hat, auſſer einem Terzetto im zweyten Akt und dem Rondeau des primo Muſico nichts auſſerordentliches. Bey der erſten Vorſtellung war

war das ganze Theater, eines der größten und prächtigſten, die ich noch geſehen habe, von oben bis unten mit Wachslichtern beleuchtet. Da alle Logen mit Spiegeln belegt ſind, welche die Lichtſtrahlen doppelt zurückwerfen, können Sie ſich, lieber Freund, einen Begriff von dem entzückenden Anblick machen. Signor Damiani ſang den Primo Muſico. Er hat ſich, ſeitdem ich ihn in Dresden und Mantua gehört, nicht um das geringſte gebeſſert. Es iſt ärgerlich, wenn man eine ſo himmliſche Stimme, als die Seinige, in einen ſo unempfindlichen ſeelenloſen Fleiſchklumpen eingewickelt hört. Für die Kirche iſt er gut, aber fürs Theater, nach dem Ausſpruch aller Italiener, un tronco. — Die Prima Donna, Signora Morichelli, welche ich im vorigen Jahre vor meiner Abreiſe aus Mayland in der Opera Buffa recht artig ſingen hörte, ſang jetzt die Prima Donna, und, daß ſie manchmal diſtonirt, abgerechnet, ſehr gut; ſie kann ſich aber in keinem Betracht mit der Banti, welche jetzt zu Venedig ſingt, meſſen. Ihre Stimme iſt für ein ſo großes Theater nicht ſtark genug, und ihre Manier, nach dem Marcheſi, ohne ſein Organon und ſeine Beurtheilungskraft zu haben, gebildet, wird allezeit eine misrathene Copie bleiben. Den Primo Tenore ſang der berühmte David. Nie hat die Natur einen Mann mit ſolchen Stimmwerkzeugen beſchenkt, als ihn. Es iſt erſtaunlich, welchen Effekt ein Allegro furioſo von ihm geſungen macht. Alle Stimmen neben ihm klingen kindiſch; aber das Herz zu rühren,

und

und durch Action der Natur gleichsam einen Spiegel vorzuhalten, ist er weit entfernt, und mit dem Herrn Babini zu Venedig in keine Parallele zu setzen. Er setzt oft im Recitativ in eine manchesmal ermüdende Deutlichkeit der Aussprache das höchste seiner Kunst, bemerkt die Mittel-Tinten nicht, und zerreißt mit Händen und Füßen die Leidenschaften eines zärtlichen Vaters. Hätte dieser von der Natur so reichlich begabte Virtuos die Kritik und fühlbare Seele eines Pacchierotti, er müßte Wunder wirken. Das Ballet, so wie die Kleidungen und Dekorationen waren für ein solches Theater ein wenig arm, und mit der Pracht des Mayländischen und des Venezianischen S. Bene, detto nicht zu vergleichen. Das Orchester bestand aus einigen 50 Personen, und begleitete die Stimmen ganz vortreflich. Im Ballet musicierten bey einer mit Sturm eroberten Festung ein Chor Königlicher Regiments-Hautboisten in Türkischer Manier. — Noch muß ich etwas erwähnen, was erst seit 4 Jahren hier Mode ist, und die Tonkunst auf den höchsten Gipfel bringen kann; man führt nemlich in der Fastenzeit biblische Geschichten, mit aller möglichen Pracht, als Opera seria im Theater S. Carlo auf. Die ganze Nation nimmt an diesen geistlichen Opern den wärmsten Antheil; es werden die besten Sänger, Componisten und Virtuosen dazu verschrieben, und die Sensation, welche die in der Fasten dieses Jahrs von Guglielmi componierte Oper Debora und Sisara hervorgebracht

hat,

hat, soll ausserordentlich gewesen seyn. Im künftigen Briefe werde ich von der geistlichen Musik etwas sagen. — Leben Sie wohl!

VII.

Vermischte Litterarische Nachrichten.

Mannheim den 27sten Brachmonat 1789.

Heute hielt die Kurfürstliche deutsche gelehrte Gesellschaft öffentliche Sitzung, und beschloß damit den vierzehnten Jahrgang ihrer Versammlungen.

Herr Hofkammerath Bingner las eine Abhandlung „von dem wechselseitigen Nutzen, welchen Männer, „die in verschiedenen Staatsämtern stehn, von der Ver„einigung in eine deutsche Gesellschaft, und den diese „Gesellschaft von der Zusammensetzung aus dergleichen „Personen ziehen kann."

Herr Professor Wund von Heidelberg las „eine Be„leuchtung des Zustandes der Wissenschaften in der „Pfalz, unter der Regierung des Kurfürsten Philipp, „des Aufrichtigen, von dem Jahre 1476. bis 1508."

Der Geschäftverweser der Gesellschaft Hr. Professor Klein, las hierauf das Urtheil über die eingekommenen Preisschriften über die Frage:

„Haben

„Haben die lebenden, am meiſten ausgebildeten „europäiſchen Sprachen Vorzüge vor der deutſchen, „die dieſer eigen gemacht werden könnten, ohne „daß ſie von ihrer Eigenheit (Originalität) verlöre?"

Die Geſellſchaft erhielt fünf Preisſchriften, worunter ſie der mit dem Denkſpruche:

„Wir ſind gerecht; das ſind ſie nicht. Hoch ſtehen „ſie; träumens höher noch; wir ehren fremd Verdienſt." Klopſtock.

als einem mit vieler Einſicht und philoſophiſchem Geiſte bearbeiteten Werke den ausgeſetzten Preis von 25 Dukaten ertheilet hat. Se. Exzellenz, der Obervorſteher, Freyherr von Dalberg, öffnete den verſchloſſenen Zettel mit dem Namen des Hrn. Verfaſſers, und machte denſelben bekannt. Es iſt der ſchon als Dichter rühmlich bekannte Herr Friedrich Bouterweck, von Goslar am Harz.

Das ausführliche Urtheil über dieſe und die andern Preisſchriften wird im 6ten Hefte des 3ten Bandes des Pfalzbaieriſchen Muſäums erſcheinen.

Für das künftige Jahr ſetzt die Kurfürſtliche deutſche gelehrte Geſellſchaft einen Preis von 50 Ducaten auf das beſte ihr einzuſendende Trauerſpiel. Die Preisſtücke müſſen vor dem erſten des Oſtermonats 1790. an den Kurfürſtlichen geheimen Sekretär und Profeſſor, Hrn. Anton Klein, mit verſchloſſenen Namen und einem Denkſpruche eingeſchickt ſeyn.

Mythologiſches Lehrbuch

von K. P. Moritz.

Wenn das Studium der Mythologie nützlich werden ſoll; ſo muß es erſt an und für ſich intereſſant gemacht werden. Das wird es aber nicht durch blos hiſtoriſche Bearbeitung, welche bisher in allen mythologiſchen Lehrbüchern geherrſcht hat. — Hiſtoriſch bearbeitet ermüdet das Studium der Mythologie ſehr bald durch ſeine Trockenheit, und bringt der Jugend ſchon im Voraus einen Ekel vor den klaſſiſchen Dichtern der Alten bey, zu deren Verſtändniß es doch nützen ſoll. Ein mythologiſches Lehrbuch kann aber nie zu dem wahren Verſtändniß der Alten führen, wenn es ihre ſchönen Dichtungen nicht ſelber, im poetiſchen Sinn genommen, als ſchön wieder darſtellt, und ſie im Ganzen als eine höhere Sprache, als ſchöne Symbole nimmt, wodurch die Alten das Weſen der Dinge bezeichneten, der ungeheuern Maſſe, Erde, Meer und Luft Umriß und Bildung gaben, und auf die Weiſe das Lebloſe gleichſam beſeelten, und es ſich wieder näher brachten. — Kurz, die Mythologie der Alten muß in dem Sinne genommen werden, wie ſie von den Dichtern ſelbſt genommen und angewandt iſt. —. Ihre Entſtehung bleibt immer etwas Untergeordnetes, Zufälliges, worauf es bey einem mythologiſchen Lehrbuche, welches zu einer Einleitung in die klaſſiſchen Dichter beſtimmt iſt, weit weniger ankommt, als auf den Geiſt des Ganzen, welcher die

Dich-

Dichtungen beseelt. Ich habe den Entwurf zu einem solchen mythologischen Lehrbuche, bey meinem Aufenthalt in Rom, zum Theil schon ausgearbeitet, und bin nun gesonnen ihn auszuführen, und dies Werk, welches ohngefähr ein Alphabet stark werden wird, im Verlag der königl. akademischen Kunst- und Buchhandlung, herauszugeben. *) Moritz.

Die K. Preussische Akademische Kunst- und Buchhandlung, welche den Verlag dieses Werks, das wenigstens mit 30 Kupfern, nach den besten Antiken gezeichnet und gestochen, versehen wird, übernommen hat, bietet dem Publikum und den Schulen dasselbe auf Subskription für den äußerst geringen Preiß von Einem Thaler an, um die Anschaffung desselben zu erleichtern. Sie setzt hierdurch den Subskriptionstermin bis zum 1. Oktober d. J. fest, nach dessen Ablauf dieses Buch nicht anders als zu 1 Rthlr. 12 Gr. abgelassen werden kann. Das Werk erscheint in der Ostermesse 1790. Diejenigen, welche sich für dieses nützliche Werk interessiren und Subscribenten sammeln wollen, erhalten für ihre Bemühung das eilfte Exemplar umsonst. Briefe und Gelder, bey Ablieferung der Exemplare, werden franco eingesandt, dagegen die Versendung der Exemplare auf Kosten der Handlung bis Leipzig geschiehet.

*) Hr. Moritz realisiert durch dieses Werk einen meiner lebhaftesten Wünsche, und niemand ist geschickter als er, ihn vortreflich auszuführen. W.

Bey G. J. Göschen in Leipzig sind folgende Bücher in der Oster-Messe 1789 herausgekommen und zu haben:

Von der natürlichen Moral. Aus dem Franzöſ. des Herrn M. * * herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Herrn Hofrath Wieland in Weimar 8. 20 Gr.

„Dieſes Buch, wovon man in Paris allgemein Hrn. Necker als Verfaſſer ausgegeben hat — — ſagt der Herr Herausgeber, iſt das Geſetzbuch des rechtſchaffnen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künſten, des Mannes, welcher von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückſeligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein zu danken haben ſollten. Das was ich ganz vorzüglich darin ſchätze, iſt, daß es durchaus ein unverfälſchter Abdruck der Seele ſeines Verfaſſers und rein von aller deklamatoriſchen Energie oder empfindſamen Ziererey, eben ſo ſehr ein Werk ſeines Herzens als ſeines Verſtandes zu ſeyn ſcheint, daß er bey aller Freyheit des Geiſtes, die eine natürliche Folge der Aufklärung iſt, ſich nie von der Achtung die man den Anordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der ſchwachen Seite der menſchlichen Natur ſchuldig iſt, entfernt. Seine Weisheit iſt immer beſcheiden, und ſeine Tugend verhält ſich zu ihr, wie eine ſchöne Tochter zu einer ſchönen Mutter deren Ebenbild ſie iſt. Dieſe moraliſche Grazie, die in allen ſeinen Geſinnungen athmet, hat ſich auch ſeinem Vortrag mitgetheilt, und ſeiner Schreibart einen keuſchen abſichtloſen Reiz gegeben, der ſeine Schrift auch in dieſer Rückſicht mit den ſchönſten Produkten des goldenen Alters, der franzöſiſchen Litteratur in eine Reihe ſtellt.“

Gedanken von der Freyheit über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophiren. Von Herrn Hofrath Wieland in Weimar. 8. 12 Gr.

Bey einer Schrift von Wieland über einen ſo wichtigen Gegenſtand braucht man nicht zu ſagen, daß ſie mit Scharfſinn, Feinheit und Grazie geſchrieben iſt. Ein jeder ſetzt das ſchon voraus, und wird ſich nicht getäuſcht finden. Die Rechte der Vernunft werden hier mit einer ſo außerordentlichen Wärme und Gründlichkeit vertheidigt, daß nur wenig Leſer ſeyn werden, welche nicht dadurch zu den beſten

Gebrauch des größten Vorzuges der Menschheit ermuntert und von der Nothwendigkeit desselben überzeugt werden.

Witzenmanns, Thomas, Geschichte Jesu nach dem Matthäus als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet, nebst einer Abhandlung über das Verhältniß der Israelitischen Geschichte zur Christlichen. Mit einer Vorrede von Joh. Friedr. Kleuker gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Der Vers. ist aus seinen Resultaten der Jakobischen und Mendelsohnschen Philosophie, als ein scharfsinniger Forscher und als ein geistvoller Schriftsteller bekannt. Er las in den Stunden des Zweifels die Geschichte Jesu mit Unpartheylichkeit; er sah die verschiedenen Abwege, auf denen die Besten unserer Zeit sich vom Ziele wegstürzten; — wie der Eine Zeichen sucht; der Andere an der Natur verzweifelt, der Dritte auf Offenbarung Verzicht thut: und nahm sich vor, zu versuchen, ob sich Kennzeichen der Wahrheit in dieser Geschichte finden ließen, welche ihn über alle Zweifel wegsetzen mochten. So entstand diese Geschichte, welche sich durch den ungemein schönen und edlen Vortrag, der sich unbemerkt das Herz des Lesers bemeistert, und durch den ruhigen Untersuchungsgeist und Scharfsinn Gelehrten und Ungelehrten empfehlen und manchen zur größten Beruhigung führen wird.

Bergbaukunde. Herausgegeben von der Societät der Bergbaukunde mit Kupfern und Charten, gr. 4. Schreibpapier. 4 Rthlr.

Einige der merkwürdigsten Gelehrten in der Bergwerkskunde, welche sich in Schemnitz in Ungarn, bey Gelegenheit der Erfindung der Amalgamation, versammelt hatte, stiftete eine Societät der Bergbaukunde von Mitgliedern aus allen Weltgegenden. Ihr Zweck ist alles, was zur Befriedigung des Bergbaues dienet, aufzusammeln, und allen Mitgliedern mitzutheilen, damit sie es zum Nutzen der Menschheit und der Staaten weiter ausbreiten können. In jedem Jahre, anfangs wenigstens alle zwey Jahre wird ein Band der Schriften dieser Societät heraus kommen, davon ist dieser Band der Anfang. In der Vorrede haben sich Herr von Born und von Trebra unterschrieben. Inhalt:

I. Einladungsschreiben der Societät der Bergbaukunde.
II. Nachtrag dazu über die Einrichtung.
III. Abhandlungen: 1) Mi-

1) Mineralgeſchichte der Goldbergwerke in dem Vörösparadter Gebirge in Siebenbirgen von Gubernialrath von Müller zu Salatna. 2) Ueber das ſchillernde Foſſil vom Harze vom Hofrath Gmelin in Göttingen. 3) Ueber die Okern von Berry in Frankreich durch den Herrn Baron von Dieterich. 4) Beſchreibung der Anlage und des gegenwärtigen Zuſtandes der Waſſerleitungen des obern Burgſtädter Zuges ꝛc. vom Herrn Oberbergmeiſter G. A. Stelzner. 5) Beobachtung der Magnetnadel am Harze. 6) Fragment von dem Zuſtande der Bergwerke in Kärnthen im 16. Jahrhunderte, vom Herrn Carl von Ployer K. K. Gubernialrath in Inſprugg. 7) Ueber das ehemalige Goldbergwerk zu Steinheide ꝛc. vom Herrn Chr. G. Voigt, Hof- und Regierungsrathe auch geh. Archivarius in Weimar. 8) Ueber die Queckſilbererzeugung und den Zinoberbergbau zu Horzowitz im Berauner Kreiſe in Böhmen, von Herrn Roſenbaum. 9) Tyroliſcher Silber- und Kupferſchmelzproceß von Ignatz von Born K. K. wirkl. Hofrathe. 10) Theorie der Amalgamation, von Don Fauſto D' Elhuyar, Generaldirector des Königl. Spaniſchen Tribunals des Bergwerkcorps in Neuſpanien. 11) Beyträge zu den Fortſchritten in der Amalgamation von F. W. H. von Trebra, Königl. Grosbritt. Vice-Berghauptmann am Harze.

IV. Auszüge. 14) Von Tauriens natürlicher Lage ꝛc. von des Fürſten Dimitry Gallizin Durchl. im Haag. 15) Des Hofraths von Leibnitz mißlungene Verſuche ꝛc. von F. W. H. von Trebra Königl. Grosbritt. Vice-berghauptmann.

V. Bemerkungen. I. Umgehender Bergbau und wichtigſte Vorgänge dabey. II. Mineralogiſche Bemerkungen über die Gebirge bey einer Reiſe von Prag nach Joachimsthal, von Herrn Karl Anton. Rößler K. K. Bergrath in Prag. III. Auszug aus dem Tagebuche über eine Reiſe vor Hannover bis in die Gegend des Oberrheins ꝛc. von Herrn O. F. Laſius, Königl. Grosbritt. Ingenieur-Lieutenant. IV. Auszüge aus Briefen.

Valentin.

O, Gnädigſte Princeßin, die Liebe hat zwanzig tauſend Paar Augen.

Thurio.

Man ſagt, die Liebe habe gar keine Augen.

Valentin.

Für ſolche Liebhaber wie ihr ſeyd, verſteht ſich's.

Sechste Scene.

Protheus zu den Vorigen.

Silvia.

Stille, ſtille; hier kommt der Mann.

Valentin.

Willkommen, liebſter Protheus: Gnädigſte Gebieterin, ich bitte euch, ſeinen Willkomm allhier mit irgend einem beſondern Merkmal eurer Gnade zu bekräftigen.

Silvia.

Seine Verdienſte ſind Bürge davor, daß er hier willkommen iſt; wenn es derjenige iſt, deſſen Abweſenheit ihr ſo oft bedauert habt.

Valentin.

Die Launen des Vetter Jakobs von J. F. Jünger; 2tes Bändchen, 8. 8 Gr.

Der Inhalt derſelben iſt, 1) Bekenntniß eines großen Böſewichts. Das eigene Geſtändniß ſeiner abſcheulichen Laſter beſteht zum Beyſpiel darin, daß er bey hunderttauſend Thaler jährlichen Einkommens ſeine Behaglichkeit liebt. Er denkt niederträchtig genug, Güter, die ihm das Glück geſchenkt hat, zu ſeiner Glückſeligkeit anzuwenden. Er ißt und trinkt gerne gut. Der Johannisberger und Champagner ſchmeckt ihm beſſer, als ſaurer Naumburger und junger Meißner. Er liebt den Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht und ſteht in dem irrigen Wahne, daß dieſes Geſchlecht von der Natur ein Privilegium erhalten habe, das Daſeyn zu verſüßen, den Mann zu veredeln und ſeine Talente zu entwickeln. Er hat den unverzeihlichen Fehler begangen ein liebenswürdiges Weib zu nehmen, und hat ſo wenig Welt- und Lebensart ihr getreu zu ſeyn. Man ſagt er ſpielt den ſchönen Geiſt, und er geſteht, daß er die Tollheit habe, viel auf Bücher und Kupferſtiche zu verwenden, weil ſie ihm das reizendſte Vergnügen gewähren; ja er hat ſogar den Ehrgeiz, ſich lieber mit Männern von Kopf und Geiſt zu unterhalten, als mit Pferden und Hunden. Ferner beſchuldigt man ihn der Großmuth und der Prahlerey, und er geſteht, daß er ſehr gutherzig aus Sinnlichkeit iſt. Er iſt ſo abgeſchmackt ſinnlich, daß der Gedanke: in dem Augenblick, da du lachſt und gut iſſeſt, hungern oder weinen vielleicht hundert deiner Brüder, ihm manche gute Schüſſel und manche Freude vergällt.

2) Die gute Ehe. Vetter Jakob erzählt mit vieler Laune, und wie man ſieht aus gutmüthigen Abſichten, die Geſchichte von ein Paar Leuten, welche ſich, wie man zu ſagen pflegt, aus Liebe geheurathet haben, das heißt, aus Drang ſinnlicher Triebe ohne Ueberlegung und ohne Rückſicht auf das wahre und bleibende Glück einer guten Ehe. Der Mann iſt, ein etwas zu große Nachſicht abgerechnet, der beſte Menſch von der Welt. Die Frau fällt durch Unaufmerkſamkeit auf kleine aber höchſt gefährliche und ſehr gewöhnliche Unarten erſt in Fehler und hernach in Verbrechen, welche ſie verderben.

Fried-

Friedrich Schulz, kleine Romane 2r Band. 8. 1 Rthlr.

Das Publikum kennt aus dem kleinen Moritz den angenehmen Ton und den ungezwungenen Witz verbunden mit einer gewissen Naivität des Herrn Schulz. Dieser Band seiner Romane, enthält außer zwey kleinen Erzählungen das Ideal und den Prinzen Dädeldöe, die Fortsetzung der Leopoldine, welche um so begieriger gelesen werden wird, da diese hier zum erstenmal gedruckt und noch nicht durch den Merkur bekannt ist.

Deutlicher und praktischer Unterricht, Wolle, Tücher und wollene Zeuge zu färben für Fabrikanten und Färber herausgegeben von Ch. St. 1 Rthlr.

Dieser Unterricht enthält die Erfahrung eines Vorstehers einer großen Fabrikanstalt, welche er als ein Vermächtniß für seine Berufsgenossen kurz vor seinem Ende herausgegeben hat. In der Vorrede versichert er: sein Grundsatz sey immer gewesen, wohlfeil und gut zu färben und seine Absicht in diesem Buch so deutlich als möglich zu seyn. Das Werk selbst bestehet aus folgenden Abschnitten: Von den rohen Produkten und deren Reinigung. Das Wollklauben, Wollschlagen und Wollwaschen. Vom Waschen der gesponnenen Wolle, der Tücher und tuchartigen Zeuge. Von der Wollfärberey überhaupt und dann von allen Farben insonderheit, wobey gelehrt wird, durch welche Materialien, Behandlung und Werkzeuge diese Farben am wohlfeilsten und schönsten hervorgebracht werden. Angehängt ist ein Register für ungelehrte Färber, worin alle Kunstwörter, so der Verfasser gebraucht, hinlänglich erklärt werden.

Kritische Uebersicht der neuesten schönen Litteratur. 2. B. 28 Stück gr. 8. 10 Gr.

Der Plan derselben ist, das Gute und Vortreffliche gründlich zu beurtheilen; das Mittelmäßige nur kurz anzuzeigen, und das Schlechte zuweilen umständlich zu zergliedern.

Sakary Reise nach Griechenland und Bemerkung über die Türken; als eine Fortsetzung der Reise nach Egypten. Aus dem Franz. gr. 8. 20 Gr.

Sakarys Kenntnisse und lebhafter Geist sind aus seiner Reise nach Egypten schon bekannt. Alles, was er beschreibt, ist entweder durch den Gegenstand selbst interes-

sant

sant oder wird es durch die Eleganz seines Styls und den Reiz seiner Darstellung. Diese Reise durch Griechenland enthält Beschreibung der ehemaligen Herrlichkeiten und des jetzigen Verfalls dieses merkwürdigen Landes — das Vaterland des Homers, des Plato, des Socrates, und so vieler anderer großen Männer, — unter dem Despotismus der Raubsucht und Unterdrückung der jetzigen türkischen Oberherrschaft; viele Erläuterungen der Geschichte, der Mythologie und der prächtigen Denkmäler der Kunst ehemaliger Zeiten, Beobachtung seines jetzigen Zustandes, seiner Regierung, Sitten, Bewohner und Verwüstungen. Man wird hingerissen durch die lebhaften Gemälde der Fruchtbarkeit und Schönheit, womit die Natur dieses Land vor allen Ländern die Erde gesegnet hat, und muß zugleich die Unwissenheit, das Elend, die Armuth und die Sklaverey, worin seine unglücklichen Einwohner durch das Joch der türkischen Staatsverwaltung gehalten werden, bedauern.

Beschreibung des Religionswesen in der Reichsstadt Nürnberg aus einer Reisebeschreibung 1789. 8. 8 Gr.

Wie der Engländer Howard Europa durchreisete, um den wirklichen Zustand der Gefängnisse zu untersuchen, so hatte der Verfasser dieser Schrift bey seinen Reisen zum Hauptzweck, die kirchliche Verfassung einzelner Länder und Orte mit einander zu vergleichen und zu beschreiben. Er wurde dabey von einsichtsvollen Männern unterstützt und giebt nun die Beschreibung von Nürnberg und einigen andern Orten erst heraus. Sie ist äußerst wichtig, und kann den Regenten, Obrigkeiten und Lehrern, welche den kirchlichen Zustand in Deutschland zu verbessern sich bemühen, ihre rühmliche Bemühung erleichtern. Des Verfassers Darstellung trägt den Character der Wahrheit und Treue, und die Beschreibung ist mit Gedanken, Urtheilen, Vorschlägen und Wünschen verwebt, welche einen sehr denkenden, redlichen und zugleich behutsamen Mann bezeichnen.

Auszüge aus den besten französischen Schriftstellern, zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanstalten. Herausgegeben unter Aufsicht des Herrn Abt Resewitz von Herrn Carl Heinrich Schmidt, Lehrer in Klosterbergen. 8. 1. Bandes 1. 2. 3te Abtheilung. 40 Bogen. 1 Rthlr.

Dies

Dieſer erſte Band enthält: Briefe, Erzählungen, Geſchichte.

1) Briefe von Friedrich II. von der Pompadour, Ninon de l' Enelos, Sevigné und der Babet.

2) Erzählungen aus Rouſſeau und andern Schriftſtellern.

3) Geſchichte. Auszüge aus den Memoires pour Servir a l' hiſtoire de Brandenbourg und aus der Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs von Friedrich II.; aus Voltaire, Raynal, und Vertot.

Der 2te Band ſoll Moral und Philoſophie enthalten, der 3te Poeſie. Der Wunſch des Herrn Abt Reſewitz und des Herrn Herausgebers iſt, durch dieſe Sammlung der Jugend ein Werk in die Hände zu geben, worin ſie vom leichtern zum ſchwerern fortſchreiten könnte, deſſen Gang ſo viel enthalte, als zur vollſtändigen Anweiſung in dieſer Sprache erforderlich ſey, worin die verſchiedenen Gattungen des Styls und der Materien geſammelt würden und wodurch alſo die Jugend mit dem Geiſt der guten franzöſiſchen Schriftſteller bekannt gemacht werden könnte. Jedes Stück macht für ſich ein Ganzes aus. Reinigkeit in Rückſicht der Sprache und des moraliſchen Inhalts, Intereſſe, Mannigfaltigkeit und Ordnung, das ſind die Eigenſchaften dieſes Werks, welche es, ſo wie ſein wohlfeiler Preis und der correcte Druck den Lehrern und Lernenden empfehlen wird.

Göthes Schriften 8r Theil mit einem Titelkupfer und einer Vignette von Angelika Kaufmann. 8. Leipzig.

Der Herr Verfaſſer hat auf Erſuchen des Verlegers dieſen achten Band zuerſt gegeben, um das Publikum, welches noch den 6ten und 7ten Band erwartet, nicht ungeduldig zu machen. Er enthält das moraliſche Puppenſpiel und die übrigen ſcherzhaften kleinen Aufſätze des Verfaſſers; zwey Sammlungen vermiſchter Gedichte, wie ſie der Verfaſſer in verſchiedenen Zeitpunkten ſeines Lebens gedichtet; kleine Dramen und Fragmente eines Gedichtes: die Geheimniſſe.

An dem 6ten Band, welcher den Taſſo, ein Schauſpiel enthält, wird jetzt gedruckt.

Jochen

Jochen von Vorſingen, oder Leben eines armen Teufels Frankfurt und Leipzig 1789. 18 Gr.

Jochen wurde in Vopfingen, einer kleinen Stadt in Schwaben, gebohren und erzogen, machte als Knabe viele dumme Streiche und verliebte ſich. Sein Vater ſchickte ihn nach Stuttgard, wo er reiten, fechten, tanzen, und die Muſik lernte. Von da kam er nach Tübingen auf die Univerſität. Hier legte er den Grund zu ſeinem Glücke, lebte luſtig, wurde ein ſchöner Geiſt, ſchrieb Verſe, Romanzen, Novellen, Dialogen, Skizzen, und lernte nichts. Als er ſo wieder nach Hauſe kam, fand er, daß ſein Vermögen verzehrt war. Nun kam es darauf an, was er ergreifen ſollte, um ſich davon zu erhalten? Alles war ihm zu trocken. Er reiſete nach Wien. Da dachte er Geld und Ehre bey den Buchhändlern und dem Publico zu erwerben, und kam bis auf den Punkt, ſich aus Verzweiflung zu erſäufen. Nach vielen harten Schlägen und komiſchen Neckereyen des Schickſals, wurde er endlich Hauslehrer in Hannover, darauf Regimentstambour bey den Holländiſchen Truppen während der letzten Unruhen, endlich Thorſchreiber in Osnabrück. Dieſes alles beſchreibt der arme Teufel ſelbſt in ſeiner Manier, geißelt ſich und die Thorheiten ſeines Zeitalters mit der luſtigſten Miene von der Welt, giebt uns ſeine Bemerkungen über die Perſonen, womit, und über die Orte, worin er gelebt hat, und ſchließt endlich mit der Betrachtung, daß der arme Teufel aller der Mühſeligkeiten hätte überhoben ſein können, wofern er ordentlicher ſtudirt, mehr gelernt, und kein Kraftgenie hätte machen wollen.

Ueberdieß ſind auch zu haben:

Marezolls Andachtsbuch 2 Theile gr. 8.

B. Archenholz neue Litteratur und Völkerkunde. Januar bis Jul. 1789.

Der deutſche Merkur 1789. Januar bis Jul.

Schillers Thalia 6s 7s und 8s St. gr. 8.

Siegmanns Geſchichte und Umfang des Churſächſiſchen Privilegiums wider die Appellationen an die Reichsgerichte. 8.

Neues deutſches Muſeum. 1789. 8.

Der
Teutſche Merkur.

September 1789.

I.

Ueber
die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs welchen die Franzöſiſche Nation dermalen von ihrer Aufklärung und Stärke macht.

Eine Unterredung
zwiſchen Walther und Adelſtan.

Walther.

Aerger können doch die Franzoſen nicht verläumdet und verſchrept werden, als es ſeit einigen Jahren von vielen ihrer eigenen Schriftſteller oder Scribler geſchehen iſt! — Da ſehen ſie einmal was einer von dieſen Herren in acht Zeilen für ein ſcheußliches Gemählde von der ſittlichen Verdorbenheit ihrer Hauptſtadt macht!

„Das Laſter und die Verderbniß der Sitten werden „ſo weit getrieben, daß die ſchüchterne Tugend es „nicht wagen darf ſich zu zeigen, ohne lächerlich „gemacht zu werden. Es iſt beynahe unmöglich, „daß die verwegenſte, die zügelloſeſte Imagination „zu der gegenwärtigen Verdorbenheit noch etwas „hinzuthue. Die frechſte Ungebundenheit (la li„cence) kann im erſten ſo wie im letzten Rang „der Staats-Bürger (citoyens) beynahe keinen „Schritt mehr weiter gehen.„ (*)

Und doch iſt es dieſe ſo äuſſerſt verdorbene Nation, die ſeit etlichen Wochen ganz Europa durch Aeuſſerungen eines Patriotismus, einer Weisheit, Tapferkeit und Standhaftigkeit, die in der Geſchichte ohne Beyſpiel ſind, in Erſtaunung ſezt —

Adelſtan, einfallend.

— und mit Grauen und Abſcheu erfüllt, können Sie hinzuſetzen. Eine ganze groſſe Monarchie in Aufruhr iſt freylich ein Schauſpiel, das die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen und beſchäftigen muß: aber ich müßte mich ſehr irren, mein lieber Walther, oder gerade dieſe fürchterliche und Cannibaliſche Scenen, die wir theils in und um Paris, theils in den Provinzen ſpielen ſehen, ſind der ſtärkſte Beweis, daß der Ungenannte, deſſen Worte Sie mir eben

*) S. *Cahiers de Lecture* 1789. No. VI. p. 98.

eben vorgeleſen haben, die Verderbniß und Zügelloſigkeit ſeiner Mitbürger nicht übertrieben hat. Mich dünckt, die unerhörten Anmaßungen der National-Verſammlung auf der einen, und die bekannten gräßlichen Ausbrüche der Volkswuth auf der andern Seite, ſind, gerade dieſer einzige Schritt, welchen jene Zügelloſigkeit, über die er klagt, weiter gehen konnte, und deſſen Möglichkeit er, um ſeiner Nation nicht zu viel zu thun, bezweifelte.

Walther.

Die Bewegungen eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes ſind, ihrer Natur nach, ſtürmiſch, und niemand kann für ihre Folgen verantwortlich gemacht werden, als der: oder diejenigen, die das Volk durch eben ſo unverſtändige als tyranniſche Maßregeln zu dieſer Verzweiflung getrieben haben. Was Sie den Ständen hiebey zur Laſt legen wollen, iſt mir unbegreiflich. Mir wenigſtens ſcheint es unmöglich, in der gröſten, wichtigſten, und ſchwerſten National-Angelegenheit, wobey es um nichts geringeres als um die Wiedergeburt einer mit dem politiſchen Tode ringenden Monarchie zu thun iſt, ſich, ſelbſt in Augenblicken wo der beſte Kopf die Tramontane verlieren könnte, mit mehr Weisheit, Mäßigung, Behutſamkeit, Delicateſſe und Gegenwart des Geiſtes zu betragen, als die National-Verſammlung von ihrer erſten Seſſion an

bis auf dieſen Tag gethan hat. Ich pflegte ſonſt immer zu ſagen: man verſammle nur die reſpectabelſten Männer einer Nation unter Ein Dach, und ſie werden Pöbel werden. Die Geſchichte beynahe aller Verſammlungen dieſer Art, beſonders aller Oekumeniſchen und Nationalen Kirchen-Verſammlungen, war ſehr geſchickt mich in dieſer Meynung zu beſtätigen. Aber die hohe Vernunft, womit die dermalige Verſammlung der Repräſentanten der Franzöſiſchen Nation zu Werke geht, der feſte Gang, womit ſie ſich, Schritt vor Schritt, ohne auf die eine oder andere Seite zu ſchwanken, ihrem großen Endzweck nähert, die ſcharfe Richtigkeit der Grundbegriffe und Prinzipien, nach welchen ſie mit einer Conſequenz, die man der Franzöſiſchen Lebhaftigkeit und Leichtigkeit nie zugetraut hätte, in ihren Deliberationen und Beſchlüſſen verfährt, nöthigt mich, zu meiner groſſen Freude, zu geſtehen, daß ſie die Ausnahme von jenem Erfahrungsſatze mache; und ich glaube nicht zuviel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß noch nie eine große Nation würdiger repräſentiert, noch nie der größere Theil eines aus zwölfhundert Männern beſtehenden Conciliums von einem männlichern Geiſte beſeelt, und von aufgeklärtern Köpfen und edlern Menſchen geleitet worden ſey.

Adelſtan.

Wie Sie warm werden, Walther!

Wal-

Walther.

Ich bin es in der That, und Sie werden mirs zu gut halten. Nie, ich wiederhohle es, nie hat eine National-Verſammlung nicht nur ihren Conſtituenten, ſondern der ganzen Menſchheit ſoviel Ehre gemacht als dieſe!

Adelſtan.

Ich machte Sie bloß deßwegen auf ihre Wärme aufmerkſam, Freund, weil ſie ſich ſo leicht aus dem Herzen in den Kopf verbreitet, und den Operationen des Geiſtes eine gar zu ſchnelle Bewegung giebt. Oder würden Sie ſonſt haben überſehen können, daß der Aufruhr in Paris, der ſo ſchreckliche Auftritte nach ſich zog, und das Zeichen zu einer beynahe allgemeinen Empörung in den Provinzen wurde, eine ganz natürliche Wirkung der raſchen Anmaßungen war, welche ſich die National-Verſammlung gegen die königliche Autorität erlaubt. Mehr als einmal war unter Ludwig dem XV. ein Miniſter, der das Vertrauen des Volks hatte, abgedankt worden, ohne daß widergeſetzliche und gefährliche Bewegungen darüber unter dem Volk entſtanden wären; und Herr Necker ſelbſt, trat, als er dem Hrn. von Calonne Platz machen mußte, ganz ruhig und ohne die mindeſte Erſchütterung des Reichs vom Schauplaz ab, wiewohl er ſchon damals ein Günſtling des dritten Standes war, der allerdings Urſache hat auf ihn ſtolz zu ſeyn. Allein damals exiſtierte auch

Valentin.

Meine Gebieterin, er iſt's: Erlaubet ihm, Gnädigſte Princeßin, Eu. Gnaden neben mir ſeine Dienſte zu widmen.

Silvia.

Die Gebieterin wäre zu gering für einen ſolchen Diener.

Protheus.

Nein, Gnädigſte Frau, ſondern der Diener zu gering, ſeine Augen zu einer ſo erhabnen Gebieterin zu erheben.

Valentin.

Nichts mehr von eurer Unwürdigkeit! Schönſte Princeßin, nehmt ihn zu eurem Diener an.

Protheus.

Meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit iſt alles was mich dieſer Ehre würdig machen kan.

Silvia.

Und Ergebenheit pflegt niemals ihre Vergeltung zu verfehlen. Diener', ihr ſeyd einer unwürdigen Gebieterin willkommen.

Protheus.

Ich wollte mein Leben an denjenigen ſezen, der das ſagte, auſſer euch ſelbſt.

Silvia.

Daß ihr willkommen ſeyd? Pro-

noch keine National-Verſammlung, die das Volk mit dunkeln, aber grenzenloſen Erwartungen einer alle ſeine Hoffnung überſteigenden Verbeſſerung ſeines Zuſtandes erfüllte, und einen König, deſſen unbeſchränkte Autorität noch nie beſtritten worden war, nicht nur ahnen ließ, daß ſeine Gewalt nur ſo lange daure als ſein Volk Luſt habe ſich von ihm beherrſchen zu laſſen, ſondern ihm ſogar in der berühmten Adreſſe vom 10. Jul. in den ehrerbietigſten und politeſten Ausdrücken gerade ins Geſicht ſagte: die Nation fühle ihre eigene Kräfte zu ſtark, um ſich länger durch den Popanz der Autorität ſchrecken zu laſſen; ſie geſtehe ihm keine andere Gewalt zu, als die ihm die Liebe und das Vertrauen des Volkes gebe, und er möge ſich nur auf die ſchrecklichſten Auftritte gefaßt machen, wenn er die (zu Erhaltung der Ordnung und Ruhe zuſammen berufenen) Truppen nicht ſogleich wieder entferne, d. i. wenn er ſich in einer lediglich von der ausübenden Macht abhangenden Sache nicht von den Repräſentanten des Volks Geſetze vorſchreiben laſſen wolle. Mich dünkt, lieber Walther, wer ſolche Schritte wagt, ſich ſolche Eingriffe in das königliche Amt erlaubt, dem Volk ſolche Beyſpiele giebt, es ſo laut und nachdrücklich an die phyſiſche Uebermacht erinnert, die es ſich ſelbſt alle Augenblicke geben kann ſobald es als Maſſe wirken will — der kann allerdings für die Unordnungen und Greuel, die ein ohnehin ſchon nur zu ſehr gereizter

ter Pöbel bey der ersten Veranlassung von Seiten des Hofes begeht, verantwortlich gemacht werden.

Walther.

Sie drücken sich, für die Kälte womit Sie zu sprechen scheinen, etwas hart aus, Adelstan. Sie sprechen von Pöbel, von Aufruhr und Empörung, von Anmaßungen und Eingriffen, und scheinen zu vergessen, daß zwischen Volk und Pöbel, zwischen Aufruhr und Aufstand zu rechtmäßiger Selbstvertheidigung, zwischen Anmaßung und Behauptung seiner Würde, ein sehr wesentlicher Unterschied ist. Sie vermengen den Rath und die Bürger von Paris, die sich, in einem Augenblicke der das Wohl oder Weh der ganzen Nation entschied, mit einer schnellen, aber (soviel den Umständen nach möglich war) zweckmäßigen Bewegung zum Schutz der versammelten Reichsstände bewafneten, — mit dem tumultuarischen Sturm einer racheschnaubenden Volksmenge, die ein paar verhaßte Unglückliche ihrer nur zu lange und zu sehr gereizten Wuth aufopfert. Sie nennen Anmaßungen, was die offenbaren wesentlichen Pflichten einer von dem Könige selbst zusammenberufenen, und von der ganzen Nation, von vier und zwanzig Millionen Menschen, mit ihren wesentlichsten unverlierbarsten Rechten beladenen Versammlung, sind. Wie ist es möglich, daß sie die nothgedrungenen, mit eben soviel Ehrerbietung und Delicatesse als Würde und Freymüthigkeit vorgetragenen

Vorſtellungen, welche die National-Verſammlung dem Könige wegen der ohne alle Noth um Verſailles und Paris gelagerten Truppen, zu machen gezwungen war, Eingriffe nennen können? Als ob der König wohlgeſinntere, getreuere, unbefangnere, und von den gegenwärtigen Zeiterforderniſſen beſſer unterrichtete Rathgeber haben könnte als die Repräſentanten der Nation? oder als ob diejenigen nicht eben ſo berechtigt als verpflichtet geweſen wären, ihm die reine Wahrheit zu ſagen, die er bloß deswegen zuſammen berufen hatte, damit ſie ihm und dem Reiche zu Hülfe kommen ſollten, da er ſelbſt keinen Rath mehr zu ſchaffen wußte! Es würde eine etwas weitläufige Arbeit ſeyn, das Betragen der National-Verſammlung vom 4ten und 5ten May an, an welchen dieſer auf ewig denkwürdige franzöſiſche Reichstag eröfnet wurde, bis hieher, ſo weit die öffentlichen Nachrichten gehen, Schritt vor Schritt zu recenſieren: aber ich getraue mir zu behaupten, daß ſie in dieſer ganzen Zeit, bis zu der bekannten Motion des Grafen von Laly-Tolendal, keinen Schritt gethan hat, wozu ſie nicht vollkommen berechtigt, keinen der nicht zweckmäßig und den Erforderniſſen der Zeit angemeſſen geweſen wäre, keinen den man mit Grunde, übereilt, gewagt, zweydeutig oder nur problematiſch nennen könnte. Die Verwerfung der beſagten Motion iſt der einzige, der einigem Zweifel unterworfen zu ſeyn ſcheint. Aber wenn man

ihn

ihn mit der wahren Lage der Sachen vergleicht; wenn man bedenkt, daß die Sicherheit und Freyheit der Nationalverſammlung, ohne die Gewißheit in jedem ſich ereignenden Nothfalle von einem für die Sache des Vaterlandes bewafneten Volke unterſtüzt zu werden, nur an einem Spinnefaden hienge; wenn man bedenkt, wie beträchtlich noch unter der hohen Geiſtlichkeit und dem hohen Adel die heimlichen Freunde des Deſpotismus ſind; wie unzuverläßig der gute Wille eines Königs iſt, der zu den Schritten, die ihm die Liebe des Volks wieder erwerben haben, augenſcheinlich bloß durch die eiſerne Nothwendigkeit gedrungen wurde; — wie leicht man Vorwände finden kann, ſeinen Worten und Handlungen eine andere Deutung zu geben und andere Maßregeln einzuſchlagen; — kurz, wenn man die Schwierigkeiten, Ungewißheiten und Gefahren bedenkt, womit die National-Verſammlung von allen Seiten umringt iſt: ſo wird man den größern Theil derſelben ſchwerlich tadeln können, daß er Bedenken trug, durch eine Verordnung, deren Wirkung auf das Volk unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht zu berechnen war und ſehr nachtheilig ſeyn konnte, ſich ſelbſt ſeiner einzigen Stütze zu berauben.

Adelſtan.

Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich das Betragen der Parthey für die Sie ſich ſo warm erklären, in keinem ſo milden Lichte ſehen kann. Für die

Sicherheit der Reichsſtände war, dächte ich, durch die bereits errichtete National-Miliz zu Paris hinlänglich geſorgt, und das erſte, das dringendſte Bedürfniß war nun, unverzüglich auch für die Sicherheit der Nation ſelbſt zu ſorgen, die in ſo großer Gefahr iſt, durch die Unterbrechung, oder ſollte ich nicht vielmehr ſagen die Suſpenſion der königlichen Autorität, in den unſeligen Zuſtand einer gänzlichen Anarchie zu gerathen den fürchterlichen Folgen der gegenſeitigen Erbitterung der Ariſtokratiſchen und Demokratiſchen Parthey, immer mehr ausgeſezt, vielleicht in kurzem ein allgemeiner Schauplatz der wildeſten Leidenſchaften zu werden, und der zügelloſen Gewaltthätigkeit herumſtreifender Räuberbanden, deren Anzahl die dermalige traurige Lage der meiſten Provinzen täglich vermehren muß, Preis gegeben zu ſeyn. Dieſem Unheil ſoviel möglich zuvor zu kommen, hätte jezt die erſte Sorge der National-Verſammlung ſeyn ſollen, ſo wie es ihre dringendſte Pflicht war, — nicht die Modellierung einer Platoniſchen Republik, einer metaphyſiſchen Conſtitution, mit welcher es auf eine gänzliche Umkehrung der bisherigen abgeſehen iſt; einer Arbeit, wobey die Herren Demagogen, wenn ſie nur erſt von der Höhe ihrer abſtracten Speculationen zum Beſondern herabzuſteigen genöthigt ſeyn werden, ſo viele und ſo ſchwer aufzulöſende Knoten finden dürften, daß inzwiſchen der arme Patient, den ſie in

Medeens

Medeens Zauberkeſſel regeneriren wollen, wofern ihm nicht irgend ein Deus ex machina noch zu Hülfe kömmt, leichtlich gar geſtorben und verdorben ſeyn könnte.

Walther.

Hoffentlich wird es dieſen Deus ex machina ſo wenig bedürfen, Freund Adelſtan, als den Zauberkeſſel der Medea. Es müßte übel gehen, wenn eine Nation wie die Franzöſiſche, die an Geiſt, Muth und Ehrgefühl jeder andern den Vorzug ſtreitig machen kann, und in ihrer Volksmenge, Lage, und innerlichem Zuſammenhange, ſo wie in den unverlierbaren Reichthümern der Natur und des Kunſtfleiſſes, noch immer unermeßliche Mittel ſich ſelbſt zu helfen beſitzt, in dem entſcheidenden Zeitpuncte, wo ſie von den aufgeklärteſten, edelſten, tapferſten Männern des ganzen Reichs berathen und geleitet wird, wo ſolche Männer wie ein Duc de Liancour, ein Bailly, ein Lally-Tolendal, ein La Fayette, ein Clermont-Tonnere, ein Mounier, ein Sieyes, an ihrer Spitze ſtehen, — die Mittel zu Erhaltung und dauerhafter Verbeſſerung ihres Zuſtandes, die in ihrer Gewalt ſind, nicht zu gebrauchen wiſſen ſollte.

Adelſtan.

Laſſen Sie uns, wenn ich bitten darf, die Sache ohne Declamation ruhig und kaltblütig überlegen.

Wenn

Wenn Frankreich ſeit ſovielen Jahrhunderten als ſie eine Monarchie iſt, eine freye Republik geweſen wäre; wenn Ludwig der XVI. anſtatt ein Abkömmling des heil. Ludewigs zu ſeyn, ein Dionyſius oder Ariſtion *) wäre, der ſich einer willkührlichen Alleinherrſchaft bemächtigt und ſeine Mitbürger durch alle Greuel einer übermüthigen, grauſamen, und zügelloſen Tyrannei mißhandelt und aufs äuſſerſte gebracht hätte: dann ſollte michs nicht befremden, wenn die Nation in einem allgemeinen Aufſtande das Joch des Uſurpators abſchüttelte, und ſich wieder in ihre vorige Freyheit und geſetzmäßige Verfaſſung ſetzte. Aber in unſerm vorliegenden Falle iſt doch alles ganz anders! Ludwig XVI. iſt kein Tyrann, kein Uſurpator, ſondern der anerkannte Erbe und Nachfolger einer langen Reihe von rechtmäßigen Königen; er hat ſich nie einer größern Autorität und Gewalt angemaßt, als diejenige war, die ſeine Vorfahrer gehabt und ausgeübt hatten ohne daß ſichs die Nation jemals hatte einfallen laſſen, ſie ihnen ſtreitig zu machen; er hat ſich in ſeiner ganzen Regierung als ein guter König, dem das Beſte ſeiner Unterthanen nicht gleichgültig iſt, bewieſen, und man kann ihm nichts zur Laſt legen als unvorſetzliche Fehler von derjenigen Art, wovon kein Menſch, geſchweige einer der ein König, und ein König der nur ein Menſch iſt, frey ſeyn kann. Der

trans

*) S. T. Merkur von 1781. Jul. und Auguſt.

traurige Zuſtand zu welchem das Reich unter ihm herabgeſunken, iſt nicht ſein Werk. — „Die Staatsſchuld war ſchon bey ſeiner Thronbeſteigung unermeßlich; ſie nahm unter ſeiner Regierung durch den Amerikaniſchen Krieg (den die Nation mit Enthuſiasmus billigte und beförderte) beträchtlich zu; die Vermehrung der ohnehin ſchon beynahe unerſchwinglichen Auflagen war die nothwendige Folge hievon, und wurde durch ihre ungleiche Vertheilung, (woran aber der König keine Schuld hat) noch empfindlicher. Zufällige Calamitäten kamen hinzu, den Zuſtand des Volks und der Provinzen in einem Grade zu verſchlimmern, der eine ſchleunige Hülfe dringend nothwendig machte. Eine allgemeine Unruhe, ein übertriebenes Verlangen nach Neuerungen, bemächtigte ſich der Gemüther, und würde die Meynungen ganz irre gemacht haben, wenn man nicht darauf dächte, ſie durch vereinigte, weiſe und gemäßigte Belehrungen feſtzuſetzen. Dies war es, weßwegen der König die Stände des Reichs zuſammenberief. Er wollte ihnen den Zuſtand der Finanzen zur Unterſuchung vorlegen, und verſah ſich zu ihnen, daß ſie ihm die wirkſamſten Mittel vorſchlagen würden, eine dauernde Ordnung darin herzuſtellen und den öffentlichen Credit zu befeſtigen. Er ſah

die

die Gemüther in Bewegung: aber er hoffte zuversichtlich, eine Versammlung der Repräsentanten der Nation werde gewiß nur den Rath der Weisheit und Klugheit hören. *) — Und nun bitte ich Sie, wie erwiederte die National-Versammlung dem Könige dieses in sie gesezte Vertrauen? Wie erledigte sie sich des Auftrags, um dessentwillen der König sie versammelt hatte? Denn Sie werden mir zugeben, daß die Stände kein Recht hatten, sich selbst eigenmächtig zu versammeln. Der König mußte sie zusammenberufen. Eben so wenig waren sie, nachdem sie nun versammelt waren, berechtigt, über andere Gegenstände, zu andern Zwecken zu arbeiten, als diejenige, wozu der König sie berufen hatte. Aber was that die National-Versammlung? Sie fieng gleich damit an, die Hauptsache, oder vielmehr, die einzige Sache, um derentwillen sie versammelt worden war, als eine Nebensache auf die Seite zu legen, und sogleich unmittelbar an dem Umsturz der bisherigen Monarchischen Verfassung zu arbeiten. Sie sprach von einer neuen Constitution. Sie ließ Grundsätze hören, die bisher in Frankreich nie anders als in verbotenen Schriften gehört

*) Alle mit gröſerer Schrift gedruckte Worte sind die eigenen Ausdrücke des Königs in der Rede, womit er den 5ten May die erste Sitzung der Reichsstände eröfnete.

gehört werden waren. Die Nation wurde jetzt auf einmal Alles, der König ein bloßer Name ohne bestimmten Sinn, ein wahrer Coulissen-König. Die Nation hieß nun die Quelle aller Autorität; und wenn gleich das fürchterliche Wort Majestät des Volks öffentlich noch aus dem Munde keines Deputierten gegangen ist, so fällt doch einem jeden in die Augen, daß die bisherigen Handlungen der National-Versammlung keine andere Grundlage haben können. Hat sie sich nicht deutlich genug erklärt, daß sie keine höhere Macht über sich erkennt? Daß der Wille des Königs nur in so fern etwas gelten kann, als er mit dem Willen der National-Versammlung Eins, oder der Wiederhall derselben ist? Sind dies etwa keine Anmaßungen, keine Eingriffe? War nicht der Augenblick, da der König durch die Entlassung des Hrn. Neckers einen wesentlichen und vorher nie bestrittenen Act der königlichen Autorität ausübte, auch der Augenblick eines fürchterlichen Aufstandes von einigen hundert tausend Menschen, an deren Spitze sich die National-Versammlung stellte? — Nun sagen Sie mir, lieber Walther, ist es wahrscheinlich, ist es nur denkbar, daß sich der König seiner angeerbten, verfassungsmäßigen, immer anerkannten, nie bestrittenen königlichen Rechte und Prärogativen berauben lassen werde, wenn er es verhindern kann? Und wenn seine Parthey (denn ganz gewiß ist er noch nicht von der ganzen Nation verlassen) in dies-

sem

Protheus.

Daß ihr unwürdig ſeyd.

Ein Bedienter zu den Vorigen.

Bedienter.

Gnädigſte Frau, der Herzog verlangt mit euch zu ſprechen.

Silvia.

Ich gehe ſeine Befehle zu vernehmen. (Der Bediente geht ab.) Kommt, Signor Thurio, begleitet mich. Noch einmal willkommen, mein neuangenommener Diener; ich laſſe euch bey einander, damit ihr euch über eure eignen Angelegenheiten beſprechen könnt. Wenn ihr damit fertig ſeyd, ſo hoffe ich wieder von euch zu hören.

Protheus.

Wir werden auf Eu. Gnaden Befehle warten.
(Silvia und Thurio gehen ab.)

Siebende Scene.

Valentin.

Sagt mir, wie leben alle diejenigen, die ihr zurükgelaſſen habt?

Protheus.

Eure Verwandte ſind alle wohl, und empfehlen ſich euch aufs beſte.

Valentin.

ſem Augenblicke noch nicht mächtig genug iſt, ſich einem durch die Anmaßungen ſeiner Repräſentanten aufrühriſch gemachten Volke entgegen zu ſtellen, wird ſie lange, wird ſie immer ſo unmächtig bleiben? Iſt der Adel nicht der natürliche Beſchützer des Throns? Werden die übrigen Fürſten einer Revolution, die ihnen einen ſo fürchterlichen Spiegel vorhält, ſo gelaſſen wie einer Schauſpieler-Tragödie zuſehen? Können ſie unthätig dabey bleiben, wenn man ihnen nicht etwa bloß in müßigen Speculationen auf gedrucktem Papier, ſondern durch die That ſelbſt, demonſtriert, daß es alle Augenblicke in der Macht ihrer Völker ſteht, ihnen den Gehorſam aufzukünden, und ihrem einzelnen Arm Millionen bewafneter Arme entgegen zu ſtellen? Daß ſie, wenn es einmal dahin gekommen iſt, ſich ſelbſt auf ihre beſoldeten Kriegsheere nicht mehr verlaſſen können, und kurz, daß weder Erbrecht, noch Krönung und Salbung, noch beſchworne Unterthänigkeit und Treue der Unterthanen, die geringſte Gültigkeit mehr haben, ſobald es der Nation einfällt, ſich eine andere Conſtitution geben zu wollen. Ich wiederhohle es, werden die mächtigern Monarchen Europens einer Revolution, in welcher ſie ihr eigenes oder ihres Nachfolgers Schickſal vorausſehen können, ſo gelaſſen zuſehen als Nero dem Brand von Rom, den er ſelbſt veranſtaltet hatte? Es iſt nicht wahrſcheinlich. Und wenn es denn endlich, wie man die größte Urſache zu befürch-

befürchten hat, zu einem allgemeinen Bürgerkriege kommen wird, was wird das Schicksal von Frankreich seyn? Die Menschheit fährt vor dem bloßen Gedanken zusammen! — Und auf wem muß alsdann die Schuld alles Unheils, das über die unglückliche Nation kommen wird, liegen bleiben als auf diesen ihren Repräsentanten, die, anstatt das Vertrauen des Königs durch ihre Klugheit und Mäßigung zu rechtfertigen, durch den ehrsüchtigen Gedanken **allesvermögende Demagogen** und Schöpfer einer neuen Constitution zu seyn, worin sie, wie natürlich, die höchste Gewalt in ihre eigene Hände zu spielen wissen würden, sich verführen ließen, die geblendete und taumelnde Nation in diesen Labyrinth hinein geführt zu haben.

Walther, lächelnd.

Der Himmel wende alle böse Vorbedeutung ab, lieber Adelstan! Aber ich hoffe, daß alles noch einen fröhlichern Ausgang nehmen soll; und inzwischen bin ich gewiß, Sie, wenn Sie Zeit und Lust haben, die Sache genauer und tiefer mit mir zu erwägen, überzeugen zu können, daß die **Französische Nation** und und ihrer **Repräsentanten Recht haben,** und daß die Könige, die sich dermalen zwischen Ludwig XVI. und sein Volk stellen, oder gar dem ersten behülflich seyn wollten das Andere vollends aufzureiben, **sehr Unrecht daran thun würden.**

Adelstan.

Ich bin begierig zu hören, wie Sie diesen Beweis führen werden, und verspreche Ihnen alle Aufmerksamkeit, die ein so ernsthafter und für alle Menschen interessanter Gegenstand erfordert.

Walther.

Sie haben in ihrer Rede, worin ungefehr alles was ein eifriger Royalist, in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, sagen kann, ins Kurze zusammengefaßt ist, eine Menge Begriffe, theoretische Sätze und Thatsachen in Verbindung gebracht, die theils deutlicher bestimmt, theils genauer auseinander gesezt, und von allen ihren Seiten betrachtet werden müßen. Erlauben Sie mir, den Anfang mit dem Auszuge der Rede des Königs vom 5ten May, zu machen, den Sie zum Grunde ihrer lebhaften Philippica *) gegen die Repräsentanten der Französischen Nation gelegt haben. Die Rede darf und soll jezt nicht seyn, wie viel Antheil das Herz des Königs an den Gesinnungen gehabt haben möge, die er in dieser Rede äussert; oder wie eine gewisse Hofparthey, die unter dem Nahmen der Cabale ein Gegenstand der Verwünschungen der Nation

*) Bekanntermaßen ist dies der Nahme der heftigen Reden, welche Demosthenes gegen den König Philippus von Macedonien hielt; auch gab Cicero diesen Nahmen seinen noch heftigern Declamationen gegen den Antonius, nach Cäsars Ermordung.

Nation iſt, die auf Schrauben geſetzte Ausdrücke, die in dieſer Rede vorkommen, ausgelegt haben würde, wenn ſie die Oberhand hätte bekommen können. Das Haupt einer großen Nation ſpricht in einem Zeitpuncte, wo es um nichts geringeres als die Verhütung einer gänzlichen Zerrüttung des Reichs und um ſeine politiſche Wiedergeburt zu thun iſt, mit den Repräſentanten derſelben: und dieſe ſind berechtigt, alle Geſinnungen die er hier äuſſert, für ſeinen wahren Willen, und alle ſeine Worte in dem natürlichen Sinne, den ſie in Rückſicht auf die dermalige Lage der Sachen haben können und müſſen, zu nehmen, und ihnen alle die Kraft und alle die Ausdehnung zu geben, die ſie haben müſſen, wenn ſie nicht leere Complimente ſeyn ſollen. Der König alſo ſagte: dieſen Tag, an welchem er ſich von den Repräſentanten der Nation welche zu commandiren (eine militäriſche Phraſis!) er ſich zur Ehre mache, umgeben ſehe, ſey ein Tag, nach dem ſich ſein Herz ſchon lange geſehnt habe — Er habe kein Bedenken getragen, in der Zuſammenberufung der allgemeinen Stände einen Gebrauch wieder herzuſtellen, von welchem das Reich eine neue Stärke ziehen, und welcher der Nation eine neue Quelle des Wohlſtandes eröfnen könne. — Er werde ihnen den Zuſtand ſeiner Finanzen vorlegen: d. i. den deplorableſten Zuſtand, worin ſich jemals das Finanzweſen einer einſt ſo reichen und mächtigen Nation befunden hat; einer Nation, die unter einer weiſen

ſen Regierung die erſte in der Welt zu ſeyn beſtimmt war, und nun unter der Seinigen durch bekannte Urſachen bis an den Rand der politiſchen Vernichtung herabgeſunken war. Er hoffte und erwartete von den Reichsſtänden, daß ſie ihm die wirkſamſten Mittel vorſchlagen würden, dieſem Jammer abzuhelfen und eine dauernde Ordnung in ſeinen Finanzen herzuſtellen; und endigte mit einer Verſicherung die entweder Nichts oder Alles ſagt: „alles was man von dem zärtlichſten Antheil an dem öffentlichen Wohl, alles was man von einem Souverain verlangen kann welcher der erſte Freund ſeines Volkes iſt, das können und ſollen Sie von meinen Geſinnungen erwarten.“ — Nun frage ich Sie; hatten dieſe königlichen Worte den Sinn, denn ſie haben müſſen, wenn ſie mehr als täuſchende Vorſpiegelungen ſeyn ſollen? Sprach der König mit einem Hauffen läppiſcher Kleinmeiſter, oder mit Männern? mit Sclaven, oder mit Menſchen, die dem unauslöſchlichen Charakter der Menſchheit, dem freyen Gebrauch ihrer Vernunft in Dingen, wovon ihre Exiſtenz, ihr Wohl oder Weh, abhängt, nie entſagt haben, nie entſagen wollten? nie entſagen konnten? Die Antwort giebt ſich von ſelbſt. Die Repräſentanten der Nation waren alſo berechtigt, dieſe Erklärung des Königs als eine vorläufige allgemeine Einſtimmung zu den Mitteln anzuſehen, welche ſie, nach der Weis-

heit

heit und Klugheit, die ihnen der König billig zutraut, für die wirksamsten halten würden, die allgemeine Ruhe wieder herzustellen und eine dauernde Ordnung in der Staatshaushaltung zu bewirken. Freylich hatte der König in eben dieser Rede sich verschiedener unbestimmter verschraubter Ausdrücke bedient, worinn er sich einen krummen Seitenweg offen zu halten scheinen konnte. Er sprach von einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen, das sich der Gemüther bemächtigt habe; es war, seiner Meynung nach, nöthig, die Meynungen durch weise und gemäßigte Belehrungen zu fixieren, wenn sie nicht ganz irre gemacht werden sollten; und eben zu diesem Ende hatte er die Herren, in vollem Vertrauen auf ihre Weisheit und Klugheit zusammenberufen. — Aber was meynte der König unter einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen? Wollte er dadurch die fast allgemeine Stimme der Nation bezeichnen, die sich schon seit mehrern Jahren immer lauter hatte hören lassen, und besonders seit den famosen Edicten vom 8ten May 1788. sich durch das Organ der Parlamente, und durch verschiedene schon sehr lebhafte Ausdrücke der erschöpften Geduld des Volkes ziemlich kategorisch erklärt hatte: „daß „die Nation nicht gesonnen sey, den immer weiter um „sich greiffenden Anmaßungen des Despotismus, und „dem über ihr schwebenden Untergang länger ruhig

„zuzusehen.„ — Sollten also diese Ausdrücke soviel sagen: der nicht länger zu verhehlende und vor den Augen des ganzen Europa offen daliegende jämmerliche Zustand meines Reichs und meiner Finanzen, der die Nation schon lange allarmiert, hat endlich die Meisten zur Ueberzeugung gebracht, wenn der Staat noch gerettet werden solle, müsse alles anders, alles besser, alles neu werden; dabey würden aber die Herren und Damen, die sich von Zeit zu Zeit meiner Autorität zu bemächtigen gewusst haben, ihre Rechnung nicht finden, und nicht ermangeln, eher alles aufs Aeusserste zu treiben, als die Einschränkung ihrer willkührlichen Gewalt, womit die Nation umzugehen scheint, gutwillig zuzugeben. Ich erwarte also von der Klugheit der Herren Repräsentanten, daß sie sich beeifern werden, der gar zu hell sehenden Nation die nöthigen Scheuleder vor die Augen zu machen, und allerley ersprieſsliche Palliative zu erfinden, vermittelst deren die Sachen noch eine Zeitlang so wie bisher fortgetrieben werden können, ohne daß man zu Versailles alle Augenblicke in Gefahr sey, sich von einigen Millionen zur Verzweiflung gebrachter Menschen die Häuser über dem Kopf anzünden zu lassen, u. s. w. — Aber das konnte doch der König nicht bey seinen Worten denken; wenigstens sind wir ihm, und war also die National-Versammlung noch vielmehr ihrem Könige soviel Respect schuldig, zu glauben, daß dies seine Meynung schlechterdings nicht ha-

be gewesen seyn können. Aber kein Respect vor der königlichen Majestät kann weder sie noch uns verhindern, höchst wahrscheinlicher Weise zu vermuthen, daß nicht die Nation übertriebene Meynungen von ihrem Elend und von dem einzigen noch übrigen Rettungsmittel, wohl aber der König selbst etwas verworrene, schwankende und übertriebene Meynungen von den Grenzen der ihm rechtmäßig gebührenden Autorität gehabt haben könnte, welche, da sie bisher die Quelle von sehr großen und verderblichen Irrungen gewesen, von der National-Versammlung nothwendig durch weise und gemäßigte Belehrungen berichtiget, und auf das Wahre, das Könige so selten zu hören bekommen, fixiert werden müßen.

Daß dies wirklich der Fall gewesen sey, werden Sie, lieber Adelstan, um so weniger bezweifeln, wenn Sie sich der Maximen und der Verfahrungsart erinnern, die der Hof schon seit mehrern Jahren den Parlamentern entgegensezte, welche bisher noch die einzige wiewohl unzulängliche Schutzwehre der Rechte der Nation gewesen waren: besonders, wenn Sie Sich erinnern, mit welcher Zuversicht, in der durch ihre Folgen so wichtig gewordenen königlichen Parlaments-Sitzung vom 19ten Novemb. 1787. der damalige Großsiegelbewahrer Lamoignon in seiner langen Rede, die despotischen Sätze, daß die Gesetzgebende Macht in der Person des Souveräns ohne Abhängigkeit,

ohne Theilnahme von andern, ſich befinde, und daß der König, als ſouveränes Haupt der Nation, nur Gott allein von der Ausübung ſeiner höchſten Gewalt Rechenſchaft zu geben habe, für unveränderliche Grundſätze der Franzöſiſchen Monarchie erklärte. Dies hörte der gegenwärtige König ſeinem in Cäremonie verſammelten Parlament ins Geſicht ſagen; und wiewohl der Herr Großſiegelbewahrer ſehr verlegen geweſen ſeyn ſollte, wenn er die Urkunde des Grundgeſetzes, d. i. des deutlich und beſtimmt ausgedruckten Willens der Nation „dem Könige die unumſchränkte „Geſetzgebende, Richterliche und Ausübende Gewalt „auf ewig zu überlaſſen„ auf den Parlamentstiſch hätte legen müſſen: ſo hatte doch der König nie was anders gehört, hatte wohl nie keinen Augenblick daran gezweifelt, daß er von der Ausübung ſeiner unumſchränkten Alleinherrſchaft und Allgewalt nur Gott allein Rechenſchaft zu geben habe *) und muß alſo natürlicher Weiſe unendlich befremdet ſeyn, nun auf ein-

*) Man würde ſich, Dank ſey dem Himmel! in unſern Tagen lächerlich machen, wenn man es noch für nöthig fände, alle die Ungereimtheiten zu entwickeln, die in dieſer unausſprechlichen Abſurdität liegen, die nur von einem Menſchen, der gar nichts bey ſeinen Worten denkt, ausgeſprochen werden kann. Ich begnüge mich alſo nur ſoviel davon zu ſagen, daß nach dieſer Maxime der König von Frankreich noch deſpotiſcher und willkührlicher mit ſeinen Unterthanen verfahren dürfte, als der Groß-Sul-

einmal von ſeinen getreuen National-Ständen belehrt zu werden, man könne und müſſe von ihm erwarten, und erwarte wirklich von ihm, daß er dieſen anmaßlichen unveränderlichen Grundſätzen der Franzöſiſchen Monarchie auf immer entſage und ſich gefallen laſſe, „daß die Nation, da ſie nun einmal der ſtärkere Theil iſt, ſich in den Genuß ihrer unverlierbaren Rechte wieder einſetze, ſich eine Conſtitution gebe, die vernünftiger Weſen würdig iſt, und ihren König von der traurigen Möglichkeit erlöſe, ſie, gegen ſeine Abſicht, durch den bloßen Gebrauch, den etliche Wenige von ſeinem Nahmen machen, zu Grunde richten zu laſſen, ohne daß er ſelbſt begreift wie es damit zugeht. Ich wiederhohle es, ſolche unerhörten Neuerungen mögen wohl einem Monarchen, der immer nur uno minor Jove zu ſeyn glaubte, ſehr auf die Bruſt fallen: aber ſein guter natürlicher Verſtand wird ſich, bälder als man glaubt, darein zu finden wiſſen; er wird ſich (wenigſtens iſt es für ſeine und ſeines Reiches Ruhe zu wünſchen) mit dem großen Grundſatz aller Monarchien — „die Na„tion ſey nicht um ihres Königs, ſondern der „König um der Nation willen in der Welt„ — ſo gut als mit allen natürlichen Folgerungen aus demſelben, unvermerkt, wie die erſten Araber mit dem

Sultan ſelbſt, der ſeinen Türken für die Art, wie er ſeine höchſte Gewalt ausübt, ſogar mit ſeinem Kopfe ſtehen muß.

Valentin.

Und wie ſteht es um die eurigen?

Protheus.

Ich verließ ſie alle wohl.

Valentin.

Was macht euer Fräulein? und was für einen Fortgang hat eure Liebe?

Protheus.

Hattet ihr nicht allemal lange Weile, wenn ich euch von meiner Liebe ſprach? Ich weiß, ihr ſeyd kein Freund von dergleichen Unterredungen.

Valentin.

Ach, Protheus, dieſe Zeit iſt nun vorbey; und ich habe die Verachtung des Liebes-Gottes theuer gebüßt! ſeine allbezwingende Macht hat mich mit bittern Faſten, mit büſſenden Seufzern, mit nächtlichen Thränen und täglichem Kummer geſtraft; hat, meinen Frevel zu rächen, den Schlaf von meinen bezwungnen Augen vertrieben, und ſie zu Wächtern meiner Herzens-Sorgen gemacht. O, liebſter Protheus, Amor iſt eine mächtige Gottheit, und hat mich ſo gedemüthiget, daß ich nun bekenne, daß ſeiner Macht nichts widerſtehen kan; daß keine Freude, keine Glükſeligkeit iſt, als die Amor giebt -- O Protheus, izt dient mir das bloſſe Wort Liebe für Frühſtük, Mittageſſen, Nachteſſen und Schlaf.

Protheus.

erſten Kameel, familiariſieren; kurz, er wird zulezt ſelbſt finden, daß der Fall, worin er ſich befindet, gerade die Auflöſung jenes berühmten Heſiodiſchen Räthſels und in ſeiner Lage die Hälfte unſtreitig mehr als das Ganze iſt.

Adelſtan.

Sie ſind ſo gut im Zuge, lieber Walther, daß ich ſie ungern unterbreche: aber ich kann mich nicht erwehren, Sie an den ſehr merkwürdigen Umſtand zu erinnern, den auch der Siegelbewahrer dem Parlament unter die Augen zu halten nicht vergeſſen hat, daß die deſpotiſchen Grundſätze, gegen welche ſich die Nation nun ſo heftig auflehnt, ſich wörtlich in einem Arrêté des Pariſer Parlements vom 20ſten März 1766 befinden. Was können Sie einer ſolchen Autorität entgegenſetzen?

Walther.

Schon im Jahr 1751. gaben Vierzig Parlaments-Advocaten zu Paris die förmliche Erklärung von ſich: daß das Königreich Frankreich ein bloß monarchiſcher Staat ſey, und daß die höchſte Gewalt ſich allein in der Perſon des Königs befinde. — Hingegen behauptete im Junius 1788. die Commission intermediaire de Bretagne in ihrem gedruckten Memoire, wie billig: Vierzig Pariſer-Advocaten könnten fünf und zwanzig Millionen Menſchen ihrer Rechte nicht durch

einen

einen bloßen Spruch berauben. Eben daſſelbe gilt von dem Pariſer Parlemente ſelbſt, das ſeit der ſonderbaren Rolle, die es in den Unruhen der Fronde ſpielte, mehr als einmal ſeinen Grundſätzen durch ſeine Handlungen, oder ſeinen Handlungen durch ſeine Grundſätze widerſprochen hat, aber wenigſtens in den lezten Jahren Ludwigs XV. und im Lauf der jetzigen Regierung in ſtandhafter Behauptung geſunder Grundſätze ſich ſelbſt immer gleich geblieben iſt. Allein, wenn dies auch nicht wäre, was könnten die Beſchlüſſe oder Handlungen des Parlaments den Rechten der ganzen Nation benehmen, da nicht einmal die Nation ſelbſt, wenn ſie auch jemals unſinnig genug geweſen wäre, ihren Menſchheits-Rechten an Freyheit und Sicherheit ihres Eigenthums förmlich zu entſagen, ihren Nachkommen das geringſte dadurch hätte vergeben können? Auch der ſchamloſeſte Anhänger des Deſpotismus kann ſich nicht einfallen laſſen, daß die Franzöſiſche Nation dieſe unverlierbaren Rechte des Menſchen und des Bürgers nicht habe: aber ſie hatte bisher keine Conſtitution, die ihr den wirklichen Genuß derſelben hinlänglich verſicherte; und die Könige hatten ſich, ſeit dem Tode des guten Königs Heinrich IV. einer willkührlichen Gewalt über das Vermögen und die perſönliche Freyheit der Bürger, aller Vorſtellungen, Reclamationen und Proteſtationen ihrer getreuen Parlemente ungeachtet, angemaßt, die mit jenen Rechten unverträglich iſt. Unendliche Mißbräuche dieſer willkührlichen Gewalt.

walt, welche ſich dem gänzlichen Deſpotismus immer mehr näherte, mit einer eben ſo willkührlichen, unordentlichen und verderblichen Verwaltung der Staatseinkünfte, hatten das Reich endlich an den Rand des Verderbens gebracht. Es war kein anderes Rettungsmittel mehr übrig als die Zuſammenberufung einer allgemeinen Reichsverſammlung; und was für ein anderes Mittel konnte dieſe, wenn ſie auch aus lauter Göttern beſtünde, ausfindig machen, dem ſeiner gänzlichen Auflöſung ſo nahe gebrachten Staatskörper neues Leben mitzutheilen, als eine Conſtitution, welche ſowohl die bisher unbeſtimmte Rechte des Thrones, als die zu oft verletzten Rechte der Nation, beſtimmt und auf immer befeſtiget? Wer den Zweck will, der will auch die Mittel, ohne welcher jener nicht erhalten werden kann. Die National-Verſamlung konnte, durfte, mußte alſo jene Worte des Königs als eine allgemeine Beyſtimmung zu allem, was ſie nach ihrer Weisheit und Klugheit zu Herſtellung einer daurenden Ruhe und Ordnung unumgänglich nöthig finden würde, aufnehmen. Es iſt wahr, der König, von Perſonen die immer eine groſſe Gewalt über ſein Gemüth gehabt hatten, gegen die Geſinnungen des dritten Standes (der ſich ſelbſt unter dem Nahmen der Assemblée Nationale für die wahren Repräſentanten der Nation erklärt hatte) mißtrauiſch gemacht, und von einem anſehnlichen Theil der beyden erſten

Stände

Stände selbst irre geleitet, vernichtete in seiner Sitzung vom 23sten Junius die Beschlüsse der Nationals Versammlung vom 17ten, und schrieb den versammelten Repräsentanten aller drey Stände Gesetze vor, deren Beobachtung den großen Zweck ihrer Versammlung unfehlbar vereitelt, und aus der ganzen Sache ein schales Possenspiel, daß sich bloß zu Vaudevillen und Pontneufs-Gesängen qualificiert hätte, gemacht haben würde. Aber offenbar wurde bey diesem und allen folgenden gewaltsamen Schritten, wozu Ihn die Hofparthey vermochte, seinem natürlichen guten Verstand und seinem Herzen Gewalt angethan, — wie Er in der Folge selbst bekannte. Man spiegelte Ihm falsche Begriffe von der Ausdehnung seiner rechtmäßigen Machtgewalt vor; man zeigte ihm die Absichten und Handlungen des dritten Standes in einem falschen Lichte; schilderte sie ihm als einen fanatischen Haufen aufrührischer Republicaner ab, die auf nichts geringers ausgiengen, als den Thron umzustürzen, oder wenigstens dem Könige nichts als den bloßen Nahmen übrig zu lassen, u. s. w. Sie können sich vorstellen, ob es der Cabale, von welcher der gute König überall umringt war, an Kunstgriffen fehlen konnte, solchen Vorspiegelungen Farbe und Haltung zu geben, und wie das alles auf einen Fürsten wirken mußte, der von Kindheit an nur verworrene Begriffe von der königlichen Allgewalt bekommen hatte,

te, und ſich nun durch ſeine Ehre verbunden hielt, den Anmaßungen eines aufrühriſchen Volkes ſeine ganze Standhaftigkeit entgegen zu ſetzen.

Adelſtan.

O ſehr gut kann ich mir das vorſtellen! Aber verzeihen Sie mir, daß ich Sie ſchon wieder unterbrechen muß. Da Sie wohl ſelbſt nicht läugnen wollen, daß ſich der König ſeit mehr als einem Jahrhundert im Allein-Beſitz der Souveränen Machtgewalt befand, und da die zwey erſten Stände allem beyſtimmten, was er in jener Sitzung vom 23ſten Jun. als ſeinen höchſten königlichen Willen (welcher immer für die Quelle der Geſetze anerkannt worden war) erklärt hatte: mit welchem Rechte konnte der dritte Stand ſich dem, was der Wille des Königs und der zwey erſten Stände war, entgegen ſetzen? Berechtigte dieſer hartnäckige Widerſtand die Rathgeber des Königs nicht ganz natürlich zu allen den nachdrücklichen Maßregeln, die man Ihn nehmen ließ? Mußte man die Repräſentanten des dritten Standes, die ſich ſelbſt zur National-Verſammlung aufgeworfen hatten, und durch den erfolgten Beytritt der Majorität der Kleriſey und der Minorität des Adels noch übermüthiger geworden waren, nicht billiger weiſe als aufrühriſche und mit höchſt gefährlichen Anſchlägen ſchwanger gehende Demagogen betrachten? und würde nicht ſelbſt ihre (wie es ſcheint) beſchloſſene Verhaftnehmung für einen Schritt,

Schritt, den die Ruhe des Staats nothwendig gemacht habe, angesehen worden seyn, wenn der Erfolg die Maßregeln der königlichen Parthey gerechtfertigt hätte.

Walther.

Lassen Sie uns also, um mit diesen Dingen ins Klare zu kommen, Thatsachen und Recht, im eigentlichen Verstande des Wortes, wohl von einander unterschieden. Nicht der Wille eines Menschen, sondern die allgemeine Vernunft, (welche allein entscheiden kann, was die wahre Ratio Status sey) — sie mag sich nun durch das Organ eines Einzigen, oder Mehrerer mit hinlänglichen Verstandeskräften und Einsichten begabter Menschen erklären, — ist die Quelle aller Gesetze für vernünftige Wesen. Der Wille der Hofparthey, durch welche auch diesmal (wie schon so oft) das gute Gemüth des Königs überrascht oder überwältigt worden war, — der Wille der Minorität der Klerisey, d. i. der vornehmsten Prälaten die immer auf die Hofseite hinken, und der Wille der Majorität des Adels, dessen Privat-Interesse bey dem bisherigen Despotismus des Hofes seine Rechnung besser fand als bey einer auf das wahre National-Interesse gegründeten Constitution, dieser dreyfache Wille war freylich: daß alles (so viel nur immer möglich) beym Alten bleiben sollte;

und

und dabey würde es auch geblieben seyn, wenn der dritte Stand sein Recht nicht so männlich und standhaft zu behaupten gewußt hätte. Aber — ich bitte Sie, diesen großen Punct nie aus den Augen zu verlieren — die Nation war nicht zusammenberufen worden, Palliative für die tödlichen Gebrechen und Wunden des Staats zu erfinden, sondern sie von Grund aus zu heilen. Der Grund des Uebels lag, erweislich oder vielmehr augenscheinlich, in dem Mangel einer geschriebenen, vom Könige und der Nation anerkannten und beschwornen Grundverfassung. Bloß aus Mangel derselben, war die unbestimmte königliche Autorität nach und nach über alle rechtmäßige Grenzen, — d. i. über die Grenzen, in welche das Natur-Recht, der erste Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft, das allgemeine Beste, kurz die Natur der Dinge und die Vernunft sie einschließt, — ausgedehnet worden; und bloß aus dieser unrechtmäßigen Ausdehnung waren alle Mißbräuche der höchsten Gewalt, so wie aus dieser alle Gebrechen des Staats und ihr Resultat, ein unbeschreibliches National-Elend, natürlicher Weise entstanden. Eine Constitution mußte also errichtet werden. Alle drey versammelte Stände des Reichs waren schuldig, an derselben mit vereinigten Kräften zu arbeiten. Da aber die beyden ersten Stände (oder vielmehr, die Minorität des Ersten und die Majorität des Andern) ihre

ihre Abgeneigtheit, Hand an dieſes groſſe Werk zu legen, deutlich genug gezeigt hätten, ſollte es nun um deſſentwillen liegen bleiben? Wenn eine Nation, wie die Franzöſiſche, durch ihre beſten, d. i. ihre aufgeklärteſten, geſchickteſten, und rechtſchaffenſten Männer repräſentirt werden ſoll, iſt es da nicht, vermöge der Natur der Sache, der kleinere Theil des hohen Adels (verzeihen Sie mir, lieber Adelſtan, daß ich eine Thatſache, die Sie ſelbſt nicht läugnen werden, ſo gerade heraus ſage) und der gröſſere Theil der Vorzüglichſten unter den beyden übrigen Ständen? — Oder ſoll in einer Nationals-Sache die überwiegende Zahl entſcheiden, iſt es auch alsdann nicht der dritte Stand? Unter den vier oder fünf und zwanzig Millionen freyer Menſchen, woraus die franzöſiſche Nation beſteht, macht der geſammte Adel mit der geſammten hohen Kleriſey, der Zahl nach, nur ein ſehr kleines Häufchen aus, das gegen die übrigen in gar keine Betrachtung kommt. Der König würde, auch ohne Erzbiſchöffe und andere groſſe Prälaten, auch ohne Ducs, Marquis, Comten, Vicomten und Barons mit dem Reſt der Nation ein ſehr groſſer Monarch bleiben: aber was würde er ohne den dritten Stand ſeyn? — Es war alſo Natur der Sache, daß ſich der dritte Stand zur National-Verſammlung conſtituirte; zumal, da man bereits ſehr wohl wußte, daß der gröſſere Theil der Kleriſey und die

aufgeklärteſten und edelgeſinnteſten des Adels ſich in kurzem mit ihnen vereinigen würden, wie es auch ungeachtet der abſchreckenden Anſtalten, die der Hof zu machen anfieng, binnen wenigen Tagen erfolgte. Soviel, lieber Adelſtan, von dem was in dieſen Begebenheiten recht iſt. Und nun laſſen Sie uns die Sache auch aus dem gewöhnlichen Geſichtspuncte der Politiker betrachten, wo die überwiegende Macht entſcheidet was gelten ſoll, und wo Der Recht hat, für den ſich der Erfolg, oder (wie Lucanus ſagt,) die Götter erklären. Wer hatte alſo ſeine wirkliche Uebermacht beſſer berechnet, die Hof-Parthey oder die National-Verſammlung? Der Erfolg entſchied es in wenig Stunden. Den 23ſten Junius, Vormittags um 10 Uhr caſſierte und annullierte der König in der Verſammlung aller drey Stände alles was der dritte Stand bisher beſchloſſen hatte. — An eben dieſem Tage erſchien Abend um 9 Uhr der König auf einem Balcon des Schloſſes zu Verſailles, und kündigte dem Volke an: „daß die des Vormittags gehaltene königliche Sitzung als nichtgeſchehen betrachtet werden ſolle „ꝛc.„ — Die Repräſentanten hatten alſo den Willen des Volkes ſehr wohl verſtanden, und ſeine Machtgewalt ſehr richtig überrechnet. Freylich gieng es etwas ſtürmiſch dabey zu. Aber wir ſprechen jezt auch bloß von dem, der Recht behält, weil er die meiſten Arme und den entſchloſſenſten Willen hat. — Billig

hält

hätten der Hof-Parthey, deren böse Räthe und Zudringlichkeiten die königliche Autorität an diesem Tage so entsetzlich compromittiret hatten, die Augen nunmehr aufgehen sollen. Aber sie verließen sich auf die Armee, auf das Recht der Canonen, und auf die unüberwindliche Bastille. Der Erfolg zeigte abermal, daß sie falsch gerechnet hatten. Ein großer Theil der versammelten Truppen wollte nicht gegen seine eigene Nation fechten; die Canonen kamen bald in die Hände des Volcks, und die furchtbare Bastille war binnen drey Stunden gestürmt und erobert. Als der König den 17ten Julius nach Paris kam, um sich in die Arme seines Volkes zu werfen, und, so zu sagen, sich auf ewig mit demselben auszusöhnen, fand er über 200000 Menschen in Waffen, unter welchen vielleicht 30000 Soldaten waren, die von der Königl. Armee zur Nationl-Miliz übergegangen waren. Hätte ihm sein guter Genius, der noch in der Nacht vom 15ten durch die Herzoge von Liancourt und Villeroi die Oberhand über die sogenannte Cabale erhielt, nicht dieses einzige Mittel sich und das Reich zu retten eingegeben, hätten die Eingebungen seiner bösen Dämonen den Sieg erhalten, was hätten alle seine Armeen gegen eben so viel Heere als Intendancen ein Frankreich sind, ausrichten wollen? Die Nation, sagte damals ein Pariser-Blatt, ist ein Riese, der alle Tage um hundert Ellen wächst; der Hof ein Zwerg, der so lang abneh-

Protheus.

Genug; ich leſe euern Zuſtand in euern Augen. Und wer iſt dann die Göttin, die ihr ſo anbetet?

Valentin.

Eben Sie; ſagt, iſt ſie nicht ein himmliſcher Engel?

Protheus.

Nein; ſie hat ihres gleichen auf Erden.

Valentin.

Nenne ſie göttlich!

Protheus.

Ich will ihr nicht ſchmeicheln.

Valentin.

So ſchmeichle mir; was hören wir lieber, als das Lob deſſen was wir lieben?

Protheus.

Wie ich krank war, gabt ihr mir bittre Pillen ein; itzt iſt es an mir, euch dieſen Dienſt zu leiſten.

Valentin.

So rede mir die Wahrheit von ihr; wenn du ſie nicht göttlich nennen willſt, ſo geſtehe wenigſtens, daß ſie die Königin aller irdiſchen Geſchöpfe iſt.

Protheus.

Aller, wenn du willſt, meine Geliebte ausgenommen.

Valen-

men wird, bis er gar Nichts mehr iſt: dann bleibt nichts übrig als der König und die Nation, und mehr iſt auch nicht nöthig.„ — Alles dies hatte die National-Verſammlung nach ihrer Weisheit und Klugheit vorausgeſehen! Glücklicher Weiſe kann Frankreich hoffen, daß der neuliche verhaßte Ausbruch der Volkswuth, deſſen Opfer ein paar Unglückliche geworden ſind, die wohl nicht ſchlimmer als ſo viele andere ihres gleichen waren, die lezte Scene dieſer Art in Paris ſeyn werde. Alles nähert ſich, ſeit dem entſcheidenden Schritte, den der König am 17ten Julius gethan hat, und ſeit der Zurückkunft des Hrn. Neckers, (der mit ſo großem Rechte der Abgott der Nation iſt) einem zum Vergnügen ſowohl des Königs als ſeines Volkes ausſchlagenden Ausgang. Der König hat in ſeinem Schreiben an Herrn Necker *) anerkannt, daß er getäuſcht worden, daß man ſeinem Charakter Gewalt angethan habe. Er hat ſich, wie die National-Verſammlung in ihrem Arreté vom 24ſten Jul. ſagt, gro-

*) Dieſes Schreiben des Königs iſt zu merkwürdig, um es hier nicht wörtlich einzurücken. Es lautet ſo: „J'ai été trompé ſur votre compte; on a fait violen„ce à mon Caractere. Me voilà enfin éclairé. Ve„nez, venez, Mr. ſans delai reprendre vos droits „à ma confiance, qui vous eſt acquiſe à jamais. Mon „Coeur vous eſt connu. Je vous attends avec toute „ma Nation, et je partage bien ſincerement ſon im„patience. Sur ce, etc. Louis.

größere Rechte als jemals auf das Vertrauen seiner getreuen Unterthanen erworben; er hat alle Rathgeber, welche ein Gegenstand der Beunruhigung für die Nation seyn konnten, von seiner Person entfernt; er hat diejenigen, deren Wiederkunft sie wünschte, zurückberufen; er ist (am 15ten Jul.) in der National-Versammlung mit dem unbeschränkten Vertrauen eines Vaters, der sich mitten unter seinen Kindern sicher weiß, erschienen, und hat sie ersucht, daß sie ihm den Staat retten helfen möchten; mit eben dieser Gesinnung ist er in seine Hauptstadt gekommen, um sich mitten unter sein Volk zu mengen (es ist unmöglich die ganze Energie der französischen Redensart, pour se confondre avec son peuple, auszudrücken) und durch seine Gegenwart alle Besorgnisse desselben zu zerstreuen. Seine Absichten sind eines Abkömmlings von Heinrich IV. würdig; und alles müßte uns täuschen, oder Er ist eben so willig die gerechte Forderungen der Nation anzuerkennen, als diese es ist, die wesentlichen Rechte des Thrones auf immer zu befestigen. „Auf diese (sagt ein französisches Blat) eben sowohl „als auf die unverjährbaren Rechte der Nation und ihre Liebe zu ihrem Souverän, wird die Freyheit des „französischen Volkes gegründet werden, und auf dies „sem Grunde wird sie unerschütterlich seyn. Auf dems „selben wird die National-Versammlung das Monus „ment aufführen, das dem ganzen Europa ankündigen „wird, Frankreich habe sich frey gemacht — nicht von

„dem Gehorſam, der ſeinem geſetzmäßigen Souve-
„rän gebührt, als deſſen wahres Intereſſe iſt über
„ein glückliches Volk, nicht über Sclaven, zu regie-
„ren, — ſondern von dem Joch einer verkappten
„Ariſtokratie, unter welchem es in den beyden lezten
„Regierungen geſeufzt hat — dem einzigen Joche, dem
„ſich die Franzoſen zu entziehen Urſache hatten, und
„welches ſie endlich ſo glücklich geweſen ſind abzu-
„ſchütteln.„

W.

(Die Fortſezung im nächſten Stücke.)

II.

Fortſetzung der Nachrichten vom Leben und den Schriften des Abbe' Galiani.

Gegen das Jahr 1764 erwies er der gelehrten Re-
publik, und noch vielmehr ſeinem Vaterlande einen
ſehr wichtigen Dienſt. In Kaiſers Friedrich II. Geſetz-
buch beyder Sicilien hatten ſich allmählig ſo viele Feh-
ler eingeſchlichen, daß es in vielen Stellen faſt ganz
unverſtändlich geworden war. Der Marcheſe Franz
Vargas Macciucca war unter den Neapolitanern der
erſte,

erſte, welcher erinnerte, daß in der königlichen Bibliothek zu Paris eine alte ſehr ſchön geſchriebene griechiſche Ueberſetzung, die der Muthmaßung des P. Montfaucon gemäß auf Befehl Kaiſers Friedrich ſelbſt verfertiget wurde, vorhanden wäre. Der M. Tanucci erſuchte den Abbe Galiani, ſich um eine Abſchrift dieſes Codex zu bewerben. Er erhielt ſie, und überſchickte dieſelbe nach Neapel, nachdem er ſelbſt, und der königliche Bibliothekär Capponieri ſie auf das genaueſte mit dem Originale verglichen hatten. Der König ließ ſie in griechiſcher und lateiniſcher Sprache ſo correct als prächtig drucken, unter der Aufſicht des Abate Ignarra, Lehrers des Kronprinzen, und des Herrn Cajetan Carcani, Direktors der königlichen Buchdruckerey, welcher einen wichtigen Beytrag neapolitaniſcher Geſetze am Ende beygefügt hat.

Im Anfang des Jahrs 1765. bat Galiani um Urlaub nach Neapel zurück zu kehren, um ſich der Bäder zu Iſchia zu bedienen. Er erhielt ſie für 6 Monathe, und kam im May glücklich zu Neapel an, wo ihm noch 6 andere Monathe bewilliget wurden. In dieſer Zeit ſchrieb er, dem M. Tanucci zu gefallen, eine Geſchichte alles deſſen, was auf den in Frankreich erlittenen Getreidemangel, und auf die in den Jahren 1763. und 1764. deshalb erſchienenen königlichen Verordnungen einige Beziehung hatte. Denn der König von Frankreich hatte in einigen Edikten die neapolitani-

ſchen Veranſtaltungen zum Muſter gewählt, und der Abbe Morellet, welcher damals ein Buch über dieſen Zweig der Staatswirthſchaft ſchrieb, und ſich vor einigen Jahren zu Neapel aufgehalten hatte, legte dieſelben zum Grunde.

Da Galiani im Maymonath des Jahrs 1766. im Begrif war, nach Frankreich zurückzukehren, wurde er durch einen wichtigen Auftrag des Königs daran gehindert. Es wurde von einer fremden Macht dem neapolitaniſchen Hofe ein Tractat angetragen, deſſen Artikel der König nicht nur von ſeinen ordentlichen Staatsminiſtern, ſondern auch von Genoveſi, und Galiani unterſuchen laſſen wollte. Er ſetzte ſeine Betrachtungen darüber auf, und beantwortete die Vorſchläge, und Schwierigkeiten, die hierauf gemacht wurden, mit ſo vieler Einſicht und Deutlichkeit, daß, obgleich der Traktat nicht zu Stande kam, ihn dennoch der König zum Mitgliede des höchſten Commerciumraths erklärte. In dieſer Ehrenſtelle hätte er zu Neapel bleiben können; er wollte aber, von ſeinen Freunden zu Paris dazu bewogen, nach Frankreich zurückkehren, und auf ſein Anſuchen wurde es ihm vom König verſtattet.

Er kam im Monath November zu Paris an, und ſezte als Geſandſchafts-Sekretär ſeinen gewöhnlichen Briefwechſel mit dem M. Tanucci fort. Im September des folgenden Jahres 1767. verließ er Frankreich

reich auf einige Monathe mit Erlaubniß ſeines Hofs, die Hauptſtadt in England zu ſehen, wohin ihn der daſige Neapolitaniſche Bothſchafter Caraccciolo eingeladen hatte. Da er zu London in Geſellſchaft des gelehrten Miniſters alles geſehen und betrachtet hatte, was der Aufmerkſamkeit eines Philoſophen werth iſt, kehrte er über Holland nach Paris zurück, wo er im Februar 1768. glücklich ankam. Hier befand ſich damals der berühmte Geograph Rizzi Zannoni von Padua, der vom Könige Ludwig XV. den Auftrag gehabt hatte, die Grenzen der Franzöſiſchen und Engliſchen Beſitzungen in Amerika zu beſtimmen. Galiani, welcher den Unwerth der von Petrini, Bulifon, Pacichelli und Maggi herausgegeben Charten des Königreichs Neapel kannte, und ſeinem Vaterlande eine eben ſo vollkommene Charte wünſchte, als diejenige iſt, welche der Feldmarſchall Schmettau in den Jahren 1718 und 1720. auf Befehl Kaiſers Karl VI. von Sicilien verfertigen ließ *) bediente ſich der Geſchicklichkeit des obbeſagten Geographen, eine neue verbeſſerte Charte vom Königreich Neapel zu entwerfen. Der M. Tanucci war anfangs dieſem Vorhaben nicht günſtig, da er aber die erſten Zeichnungen davon ſah, verliebte er ſich dermaßen in daſſelbe, daß er die Vollendung nicht erwarten konnte. Jede Charte mußte ihm

*) Weil die Kupferplatte dieſer Charte verlohren gegangen, ſo iſt ſie wegen ihrer Seltenheit vor kurzem in Sicilien nachgeſtochen worden.

zur Uebersicht überschickt werden, ehe sie gestochen wurde. Im December 1768. erhielt Tanucci die erste gestochene Charte von Galiani, welche die Provinzen Calabriens enthielt. Das übrige wurde im folgenden Jahre vollendet. Das ganze Werk bestehet in vier Blättern von Imperial-Folio, und übertrift alle die vorigen an Fleiß und Schönheit.

Hierauf schrieb er in französischer Sprache ein Buch über den Getreidehandel in acht Dialogen, welches in Frankreich viel gerühmt, und viel getadelt wurde. Es bewog ihn hierzu der Getreidemangel, welcher seit vielen Jahren in Frankreich herrschte, und nicht nur öftere Hungersnoth, sondern auch Empörungen und andere Unordnungen in diesem Königreiche verursachte. In der Absicht den Ackerbau zu ermuntern erlaubte der König im Jahr 1764. durch ein vom Parlement einregistrirtes Edikt, die freye Ausfuhr des Getreides in allen Provinzen. Galiani bewies in seinem Buche, daß eben dieses Edikt und die vom Hofe getroffenen Anstalten die Ursache des Getreidemangels und aller daraus erfolgenden Uebel sey. Er war der Ausfuhre nicht schlechterdings zuwider, misbilligte aber, daß man nicht die gehörigen Veranstaltungen getroffen hätte, den Unordnungen und Monopolien Einhalt zu thun. Daher zeigte er unter dem Namen Chevalier Zanobi die französische Staatsökonomen, welche von der uneingeschränkten und einge-

schränk-

ſchränkten Ausfuhr des Getreides ſo viele Bücher geſchrieben hatten, und noch ſchrieben, auf der lächerlichen Seite. Der Verfaſſer behandelt ſeinen Gegenſtand mit vieler Grazie, und mit dem Anſtrich von Vertraulichkeit, der dem Dialog gebühret, und würzet die Unterredungen mit ſo paſſendem Scherze, daß man ſie für wahr hält. So lang er zu Paris war, hielt er das Werk geheim, aus Furcht, ſich den Haß der Nation zuzuziehen.

Im Maymonath des Jahrs 1769. wurde er nach Neapel zurückberufen, die Stelle, die ihm vor drey Jahren der König im Commercienrathe verliehen hatte, anzutreten. Bey ſeiner Abreiſe übergab er ſein Manuſcript dem Herrn Diderot, es drucken zu laßen, ſo bald er von ihm die Nachricht von ſeiner Ankunft zu Neapel erhalten haben würde. Dieſes geſchah. Das Buch erſchien unter dem Titel Dialogues sur le Commerce des bleds; Londres 1770.

Das Werk erregte großes Aufſehen in ganz Frankreich. Die von Galiani vorgeſchlagenen Mittel wider die Misbräuche der freyen Ausfuhre, und das Monopolium fanden viele Anhänger, welche alle die geſchehenen Unordnungen der Regierung zuſchrieben. Hingegen blieben die ſogenannten Oekonomiſten bey ihrer Meynung, und wollten, daß man bey dem eingeführten Syſtem beharrete. Der Abbé Morellet, der ſich unter ihnen ein großes Anſehen erworben hatte, ergriff

di

die Feder, die Dialogen zu widerlegen. In allen Gazzetten, Journalen und andern Brochüren fanden ſich Artikel, die ſich auf dieſen Streit bezogen. In allen Geſellſchaften bey Hofe, in der Hauptſtadt und in den Provinzen wurde pro und contra davon geſprochen. Unterdeſſen neigte ſich die Regierung auf die Seite des Galiani; denn ſie mäßigte ihre bisher getroffenen Verfügungen, und verbot dem Abbé Morellet, und jedem andern, wider ihn zu ſchreiben.

Nach drey Jahren erneuerte ſich der Streit, und alle Oekonomiſten erhoben einmüthig die Stimme wider den Urheber des neuen Syſtems. Der Abbé Morellet erhielt die Erlaubniß, ſeine Widerlegung der Dialogues sur le commerce des bleds drucken zu laſſen; und zu gleicher Zeit erſchienen zwey andere Bücher wider Galiani. Hierüber ſchrieb ihm der Marcheſe Caraccioli, damaliger Neapolitaniſcher Bothſchafter zu Paris. folgenden Brief: „Eben jezt iſt eine Epoche, in „welcher ihrer Dialogen mehr als je zu Paris gedacht „wird. Bey Gelegenheit des wirklichen Getreidemangels ſchreyen und lärmen die Oekonomiſten wider „Sie. . . . Weil trotz aller genommenen Maaßregeln und Verfügungen in vielen Orten das Pfund „Brod 5 Sols koſtet, und viele aufrühreriſche Bewegungen in den Provinzen entſtehen, ſo erhebt ſich die „alte Streitigkeit zum Vortheil der Oekonomiſten. . . . „und ich weiß nicht, ob der Herr von Chatelour ihnen

„von

„von dem Haß derſelben gegen ſie geſprochen hat. Mr. „Turgot und der Abbé Morellet behaupten, das nie „ein Buch in Frankreich ſo viel geſchadet habe, als ihre Dialogen. . . . Sie ſagen, man habe hier ihr „Syſtem über den Getreidehandel entweder nicht verſtanden, oder nicht verſtehen wollen, und ich ſage ihnen, was ich von dieſen höre. Uebrigens kommt es „mir nicht zu, zu entſcheiden, ob Sie recht oder unrecht haben; erſt müßte ich ihr Buch gründlich ſtudieren; und dazu habe ich jezt keine Zeit, auch würde, „meine Wahlſtimme zu nichts dienen.“

So vielen Widerſpruch auch dieſes Werk fand, ſo wurde es doch in Frankreich mit beſonderer Hochachtung aufgenommen. Jedermann las es mit Vergnügen wegen der ganz neuen und ſeltenen Art, einen ſo wichtigen Gegenſtand zu behandeln. Voltaire erſtaunte über ein Buch, daß von einem Italiener mit ſo vieler Grazie in Franzöſiſcher Sprache geſchrieben war, und ſchrieb den 10 Januar 1770 an Diderot, der es ihm zugeſchickt hatte: „Dans ce livre il me semble, que „Platon et Moliere se soient reunis pour composer „cet ouvrage. J'en n'ai encore lu que les deux „tiers. J'attends le denouement de la piéce avec „grande impatience. On n'a jamais raisonné ni „mieux, ni plus plaisamment . . . Oh! le plaisant „livre, le charmant livre, que les dialogues sur le „commerce des bleds! Qu' il m'a fait des plaisirs!

„que

Valentin.

Liebſter Freund, nimm keine aus; eine einzige Ausnahme würde ſchon ein Einwurf gegen meine Liebe ſeyn.

Protheus.

Habe ich nicht Urſache, die meinige vorzuziehen.

Valentin.

Ich will dir ſelbſt dazu helfen; ſie ſoll der hohen Ehre gewürdiget werden, die Schleppe meiner Gebieterin zu tragen, damit die unedle Erde ſich nicht unterſtehen könne, einen Kuß auf den Saum ihres Roks zu ſtehlen, und von einem ſo groſſen Glük übermüthig ſich weigere, die ſchwellende Sommer-Blume zu tragen, und den rauhen Winter immerwährend mache.

Protheus.

Wie, Valentin, was für hocht-abender Unſinn iſt das?

Valentin.

Vergieb mir, Protheus; alles was ich ſagen kan, iſt nichts gegen Sie, deren Werth allen andern Werth zu nichts macht; ſie iſt allein --

Protheus.

So laß ſie allein!

Valentin.

Nicht um die Welt: wie, Mann, ſie iſt mein; und

ich,

„que je sai bon, gré a l'Auteur!“ In ſeinen *Questions sur l'Encyclopedie* bey dem Artikel Bled, ou Blé Sect. III. erklärt er ſich auch über den Gegenſtand, welcher das Buch veranlaßte, und legt ihm eben ſo große Lobſprüche bey: „Vers l'an 1750. la nation „(française) rassassiée de vers, de tragedies, de „comedies, d'opera, de romans, d'Histoires ro„manesque, de reflexions morales plus romanes„ques encore, et de disputes theologiques sur la „Grace et sur les convulsions, se mit enfin à rai„sonner sur les blés. On oublia même les vignes „pour ne parler que de froment et de seigle. On „écrivit des choses utiles sur l'agriculture: tout le „monde les lut, excepté les laboureurs. On sup„posa, au sortir de l'opera comique, que la France „avait prodigieusement de blés à vendre. Enfin, „le cri de la Nation obtint du gouvernement en „1764 la liberté de l'exportation. Aussitôt on l'ex„porta. Il arriva precisement ce qu'on avait éprou„vé du tems de Henri IV; on vendit un peu „trop; une année sterile survint; il fallut, pour „la seconde fois que Mademoiselle *Bernard* reven„dit son collier pour r'avoir ses draps et ses chemi„ses. Alors quelques plaignans passerent d'une ex„trémité à l'autre. Ils eclaterent contre l'exporta„tion, qu'ils avaient demandée; ce qui fait voir „combien il est difficile de contenter tout le monde „et son pere. Des gens de beaucoup d'esprit, et

„d'une

„d'une bonne volonté sans interet, avaient ecrit „avec autant de sagacité que de courage, en fa„veur de la liberté illimitée du commerce des „Grains. Des gens qui avaient autant d'esprit, et „des vues aussi pures, écrivirent dans l'idée de „limiter cette liberté; et Mr. l'Abbé *Galiani*, Napo„litain, rejoint la Nation Francaise sur l'exporta„tion des blés; il trouva le secret de faire, même „en francais, des Dialogues aussi amusans, que nos „meilleurs romans, et aussi instructifs, que nos „meilleurs livres serieux. Si cet ouvrage ne fit „pas diminuer le prix du pain, il donna beaucoup „de plaisir à la nation, ce qui vaut beaucoup mieux „pour elle. Les partisans de l'exportation illimitée „lui repondirent vertement. Le resultat fut, que „les lecteurs ne surent plus, ou ils en étaient: la „plupart se mirent à lire de romans en attendant „les trois ou quatre années abondantes de suite, qui „les mettraient en etat de juger. Les dames ne „surent pas distinguer davantage le froment du sei„gle. Les habitués de paroisse continuerent de „croire, que le grain doit mourir et pourrir en „terre pour germer.„

Sogar Friederich der II. der größte unter allen Fürsten vieler Jahrhunderte beehrte den Abbé Galiani mit einem Schreiben, in welchem er ihn zu einem ſo ſchönen und nützlichen Werke Glück wünſchte.

Bei

Weil Galiani im Scherzen nicht behutsam genug war, und oft ins beissende fiel, so zog er sich in den lezten Zeiten seines Aufenthalts zu Paris viele Feinde zu, und die so ausgebreitete Hochachtung gerieth endlich in Abnahme, die Gelehrten ausgenommen, welche im Stande waren, seine Geisteskräfte zu beurtheilen. Dieses zeigte sich gleich nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, da die größten Männer, die damals Frankreich besaß, einen Briefwechsel mit ihm errichteten, und lebenslang unterhielten. Unter diesen sind d' Alembert, Diderot, Raynal, le Beau, Mirabeau, Bergier, Batteux, Arnaud, Voltaire, Necker, Buffon, Saurin, Barthelemy, Trenchin, Linguet, Marmontel, Helvetius, ꝛc. deren Briefe in neun dicke Bände gebunden noch vorhanden sind, diejenigen nicht mitgerechnet, die man noch einzeln gefunden hat.

Galiani kam im Monath Julius 1769. nach Neapel zurück, und trat seine Stelle im Commercienrathe an. In diesem Collegio wurde er den 22. Nov. 1770. zum Sekretär erklärt, dessen Amt war, alle die Berathschlagungen, und Vorstellungen, die an den König giengen, aufzusetzen. Hierdurch erwarb er sich sogleich vielen Ruhm; denn seine Aufsätze waren so kurz und deutlich, daß er dasjenige in wenige Zeilen faßte, womit ein anderer ganze Bogen angefüllt haben würde. Weil er auf diese Art zugleich Rath und Sekretär war, so stieg seine jährliche Besoldung auf 1600 Ducati. Sein

schrifts

ſchriftliches Gutachten wurde vom Könige ſehr oft zur Richtſchnur angenommen, und in vielen wichtigen Angelegenheiten wurde er ganz allein zu Rathe gezogen. Zwey dergleichen Aufſätze finden ſich unter ſeinen Papieren, einer welcher die Frage auflöſet, ob es zu Genua nützlich ſey, daß die daſige Regierung ein öffentliches Kornmagazin errichte? ein anderer, von den Urſachen der Entvölkerung des Sieneſiſchen Seelandes, und von den Mitteln, die Luft dieſer Gegend zu reinigen, und ſie zu bevölkern.

Unter den ernſthaften Verrichtungen ſeines Amtes, die ihm wenige Muße ließen, ermunterte er ſeinen Geiſt mit Beſchäftigungen der angenehmern Litteratur. Ein neues Amt nöthigte ihn oft, in den alten Römiſchen Rechten nachzublättern. Hier fand er auf allen Seiten die Namen Titius, Cajus, Sempronius, Mevius, als handelnde Perſonen in den Fällen oder Beyſpielen, die zur Erklärung der Geſetze angeführt werden; z. B. Titius machte ein Teſtament; Titius verehligte ſich mit Sempronia; Mevius kam nach ſeines Vaters Tode zur Welt, u. dergl. Bey dem öftern Auftritt dieſer erdichteten Perſonen fiel ihm der Berneskiſche Gedanke ein, das Leben des Titius, oder des Sempronius, oder ihrer Vettern Cajus, Mevius ꝛc. zu beſchreiben, und alle die Fälle, die einem oder dem andern von den Römiſchen Rechtsgelehrten, und der Menge der Gloſſenmacher im ganzen Corpore Juris angedichtet

dichtet werden, biographiſch zu vereinigen. Welches lächerliche Gemengſel von ſeltſamen Handlungen würde nicht hieraus entſtanden ſeyn? Galiani entdeckte dieſes Vorhaben dem P. Arcangelo Sanſeverino, Profeſſor der Moral Theologie zu Neapel; weil man aber unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften keine Spur davon findet, ſo gehört dieſes vielleicht unter die vielen unausgeführten Projekte von ſcherzhaften Werken, die er ausbrütete, wenn er geſchäftlos und allein war. Chaque rhume, erzählt der Verfaſſer des Espion devalisé S. 92. von ihm, lui inspiroit un ouvrage . . . c'est dans de tels intervalles, qu'ont été composés son fameux traité des monnoies, ses commentaires sur Horace, sa dissertation sur les Saints Christophes Gotiques, que la superstition destinoit à preserver de l'apoplexie par leur seule inspection. In den nemlichen Buche S. 98 wird von ihm erzählt, in Frankreich habe er die Gewohnheit gehabt, vormittags bis ein Uhr, wie ehedem Des-Cartes zu thun pflegte, im Bette zu liegen, und zu meditiren, und zwar ohne Hemde, und mit dem Kopfe unter der Decke. Die Thüre ſeiner Schlafkammer ſtand jederzeit offen, und wenn ſich ſeine Freunde ſachte dem Bette näherten, hörten ſie ihn unter der Decke Worte murmeln, oder Verſe aus den alten Dichtern herſagen, die er an einen gewiſſen Gegenſtand anwendete. Da ihm die Nachricht von der Vertreibung der Jeſuiten aus Spanien, und ihre Einſchiffung nach Italien hinterbracht wurde, ſteckte

er

er ſogleich den Kopf unter die Decke, und ſchrie in dem Tone einer Sybille:

Gens inimica mihi Tyrrhenum navigat aequor.

Wenn ſich der Fall ereignete, daß ihn ſeine Freunde des Morgens beſuchten, ſo warf er ſich in einen Pelz, pour avoir, wie er zu ſagen pflegte, poil contre poil; und blieb, wie die Türken, mit kreuzweiſe übereinander geſchlagenen Beinen auf dem Bette ſitzen, pour tenir lit de justice.

Die Liebe zu den Gedichten des Horaz war in ihm zu einer Leidenſchaft geworden, die ihn bis ins Grab begleitete. Außer dem obbemeldten Commentar ſchrieb er noch in drey Büchern einen Traktat von den angebohrnen Trieben und Gewohnheiten des Menſchen, oder die Grundſätze des Natur- und Völkerrechts, aus den Gedichten des Horaz gezogen. Das ganze Syſtem, die Grund- und Lehrſätze ſchöpft er aus dem Horaz, ohne irgend einen andern Autor zu nennen. Dem Werke hat er das Leben des Dichters vorgeſetzt, worin keine Nachricht iſt, die er nicht aus ſeinen Gedichten gezogen hätte. Wir haben zwar von Algarotti eine gleiche Lebensbeſchreibung, dieſe ſoll aber ſowohl dem Inhalte als dem Geiſte nach mit jener nicht zu vergleichen ſeyn. Er erzählt viele Anekdoten und wichtige Nachrichten, die Algarotti übergangen hat. Sehr angenehm zu leſen ſoll die Geſchichte der Liebſchaften des Horaz ſeyn, welche mit einem Verzeichniſſe aller der Perſonen des

ſchönen Geſchlechts, die er liebte, begleitet iſt. Das ganze Leben ſoll mit philoſophiſchem Geſchmack geſchrieben, und vollendet ſeyn; nur am Traktate ſoll etwas fehlen, um das Werk drucken zu laſſen.

Weil eine Menge fremder Sänger und Sängerinnen jährlich eine beträchtliche Geldſumme aus dem Lande forttragen, ſo entwarf Galiani den Plan zu einer theatraliſchen Akademie zum Vortheil der Jugend, die in den Conſervatori zu Neapel zur Tonkunſt erzogen werden. Aus dieſen dachte er gute Acteurs zu bilden. Allein ſein Project iſt bisher noch nicht zu Stande gekommen. Viel beſſer gelang ihm ſein Vorhaben, ein Singſpiel von ganz neuem und höchſt ſcherzhaftem Inhalte zu Neapel aufzuführen. Dieſes war der einzebildete Sokrates, (Socrate imaginario) welches einen in den griechiſchen Philoſophen ganz vernarrten Dummkopf vorſtellt, der ſeine Philoſophie und Handlungen mit ganz originellen Zügen des feinſten Scherzes nachäffet. Er ließ ſeine Gedanken von Johann Baptiſt Lorenzi, einem berühmten Dichter und Verfaſſer einiger ſchönen Luſtſpiele ausarbeiten, und den Text von dem noch viel berühmtern Kapellmeiſter Paſiello in Muſik ſetzen. Dreymal verſammelten ſie ſich wöchentlich, dem Werke alle mögliche Vollkommenheit zu geben, und Galiani würzte es mit vielem ihm eigenen Salze. Das Luſtſpiel wurde im Herbſt des Jahrs 1775. im Teatro nuovo zu Neapel, und nachher auf den erſten Bühnen

in

in Italien, Teutschland und Rußland, jederzeit mit großem Beyfall, aufgeführt.

Da der König immer mehr und mehr von dem Werthe dieses Mannes überzeugt wurde, so beförderte er ihn den 6ten May 1777. auch zu der Ehrenstelle eines Beysitzers della Giunta de Reali allodiali, welches Departement die Privatgüter des Königs besorget, und kurz darauf zum Fiskal desselben, mit der Besoldung von 200 Ducati. Dieses neue Amt brachte eine neue und schwere Bürde von Arbeit mit sich, die ihn dennoch von den Musen nicht trennen konnte. Bey Tage beendigte er die schweren Verrichtungen seiner Aemter; den Abend widmete er dem Theater und glänzenden Gesellschaften, und den Ueberrest der Nacht brachte er oft ganz am Schreibetische zu. Daher läßt es sich begreifen, wie er bey seinen vielen Amtsverrichtungen, Bücher schreiben konnte.

Er fand viel Vergnügen an antiken Münzen und geschnittenen Steinen, und sammelte ein Museum, welches unter den Privatleuten zu Neapel seines gleichen nicht hatte. Viele seltene Stücke hatte er hierzu in Frankreich angeschaft, wo er auch eine schätzbare Folge der schönsten Editionen classischer Werke in griechischer und lateinischer Sprache bey den Versteigerungen der Jesuitischen Bibliotheken um geringe Preise sammelte, weil damals schon diese Art von Studien in Frankreich ausser Mode war.

Die Muſik war ein groſſes Labſal für ſeinen faſt beſtändig angeſtrengten Geiſt. Er hatte ſie in ſeiner Jugend ſtudiert, ſpielte auf dem Klaviere, und ſang. Seine Sammlung von Muſikalien aus Frankreich, Teutſchland und Italien beſtehet in vielen Bänden.

Da den 8ten Auguſt des Jahrs 1779. der Veſuv ein ſchreckliches Feuer auswarf, und die ganze Stadt in groſſer Unruhe war, erſchien in wenigen Tagen eine Menge Bücher und Gemählde, welche die Feuerſtröhme, und die dadurch verurſachten Verwüſtungen auf das lebhafteſte vorſtellten, und die allgemeine Verwirrung vermehrten. Dieſe zu vermindern ſchrieb er in einer Nacht über dieſen Ausbruch des benachbarten Vulkans ein ſcherzhaftes Werkchen, in welchem er die niedrige Schreibart und Einfalt eines Neapolitaniſchen Schriftſtellers ſehr natürlich nachahmet, und lieſs es drucken, unter dem Titel, Spaventissima descrizione dello spaventoso spavento, che ci spaventò tutti coll'eruzione delli 8. di Agosto del corrente anno, ma (per Grazia di Dio) durò poco, di D. Onofrio Galeota, Poeta e filosofo all' impronto. (Die ſchrecklichſte Beſchreibung des erſchrecklichen Schreckens, der uns den 8. Auguſt dieſes Jahrs bey dem Ausbruch des Veſuvs erſchreckte, aber durch die Gnade Gottes nicht lange dauerte, von D. Onuphrius Galeota, allzeit fertigem Dichter und Philoſophen.)

Im nemlichen Jahr gab er ein Buch vom Neapolitanischen Dialekt heraus, worin er die grammatischen Regeln desselben erklärte, und behauptete, keine Mundart der Italienischen Sprache sey so harmonisch, so voll Ausdruck, und den Musen so angenehm, als diese; Boccaccio, Tasso, Sannazzaro, Carracciolo, Capassi, Metastasio, und andere hätten sich es zur Ehre geschäzt, in Neapolitanischer Sprache schreiben zu können; die Aragonischen Könige bedienten sich derselben in ihren Gesetzen und Verordnungen, und da im zwölften Jahrhundert schon viele Chroniken und Geschichtsbücher in dieser Sprache geschrieben gewesen, hätten die Toskaner noch kein Buch in ihrem Dialekte gehabt; auch würde dieser ohne das mächtige Mediceische Geschlecht, und die von demselben gestifteten Akademien, indeß daß zu Neapel die Vicekönige und Jesuiten die Gelehrsamkeit unterdrükten, nie die Oberhand gewonnen haben. Er finde, sagt er, unter den Werken Neapolitanischer Dichter solche Stücke, die dem Pindar und Homer, dem Horaz und Tibull würden Ehre gemacht haben, und es fehle nicht an solchen, die des Petrarca Gesänge übertrafen. Die ersten Väter der Toskanischen Mundart Guittone von Arezzo, Brunetto Latini, Dante hätten sich einer unzähligen Menge Neapolitanischer Wörter und Redensarten bedient, ihre Schriften zu verschönern. Galiani liefert ein Verzeichniß derselben, und giebt am Ende Nachricht von allen Dichtern und andern Schriftstellern, die

ich bin reicher durch den Beſiz eines ſolchen Kleinods als durch zwanzig Seen, deren Sand lauter Perlen, ihr Waſſer Nectar, und ihre Felſen das feinſte Gold wären. Vergieb mir, daß die Heftigkeit meiner Liebe mich nicht an die deinige denken läßt -- Mein abgeſchmakter Nebenbuhler, den ihr Vater bloß um ſeiner groſſen Reichthümer willen unterſtüzt, iſt mit ihr gegangen, und ich muß ihr folgen; denn Liebe iſt, du weiſſeſt es, voller Eiferſucht.

Protheus.

Aber ſie liebt euch ja?

Valentin.

Ja, und ſie hat ſich mir verſprochen; noch mehr, die Stunde unſrer Vermählung iſt ſchon angeſezt, und der ganze Entwurf unſrer heimlichen Flucht ſchon veranſtaltet -- wie ich vermittelſt einer Strik-Leiter ihr Fenſter erſteigen ſoll -- kurz, alle Mittel zu meiner Glükſeligkeit ſind ausfindig gemacht und von ihr gebilliget. Liebſter Protheus, komm in mein Zimmer, um mir in dieſer Angelegenheit mit deinem Rathe beyzuſtehen.

Protheus.

Geht nur voraus; ich will euch ſchon erfragen. Ich muß nur an die Rhede, um einige Sachen auszupaken, die ich unentbehrlich brauche; ich will aufs bäldeſte wieder bey euch ſeyn.

Valentin.

Wollt ihr euch beſchleunigen.

Pro-

im Neapolitaniſchen Dialekt geſchrieben haben. Das Buch wurde, wie alle ſeine übrigen Werke, ohne ſeinen Namen, zu Neapel gedruckt. In der Vorrede ſtehet zwar, daß vier Akademiker, Freunde des Vaterlandes, daran gearbeitet haben; dieß iſt aber Scherz; denn auſſer einigen Nachrichten, die ihm der gelehrte Johann Vincenz Meola mittheilte, iſt es ganz ſein Werk. Die ganz neue und ſeltſame Idee dieſes Werks machte Aufſehen in Italien, und fand verſchiedene ſtarke Widerſacher; er antwortete aber, als Feind litterariſcher Streitigkeiten, nicht darauf, und benutzte vielmehr die darwider gemachten Einwürfe zu einer zweyten verbeſſerten Auflage, die er im folgenden Jahre unternahm, aber nicht ausführte.

In dieſem Buche verſprach er ein Neapolitaniſches Wörterbuch, deſſen Druck auch wirklich im Jahr 1780. angefangen, aber eben ſo wenig, als die verbeſſerte Edition des vorigen Werks vollendet wurde. Das Manuſcript iſt noch vorhanden. Es werden alle Wörter des Neapolitaniſchen Dialekts darinn erklärt, und aus anſehnlichen Schriftſtellern ſolche Stellen angeführt, worin ſie vorkommen. Bey vielen wird auch die Etymologie, ſammt den methaphoriſchen Bedeutungen erklärt. Oft kommen Redensarten darin vor, die von ſeltſamen Begebenheiten ihren Urſprung haben, welchen er erzählt. Pacche secche, z. B. heißt zu Neapel gedörrte Aepfelſchnitze, aber ſeit einiger Zeit bedeu-

bedeutet es auch einen zerlumpten Abbó oder Studenten, weil dieser als Abbé gekleidet gehet. Den Ursprung dieser Bedeutung erzählt er folgender Maßen. Im Jahr 1753. den Tag vor Weihnachten giengen zwey Calabresische Studenten auf die Post, zu sehen, ob Briefe von ihren Anverwandten angekommen wären. Der eine hatte dem andern gesagt, er erwarte gedörrte Apfelschnitze, Feigen, und Rosinen, welche die Calabresen überhaupt Siccamenti nennen. Weil es ihnen an Geld fehlte, so hatten sie sich vorgenommen, mit diesem heiligen Christ in folgenden Feyertagen sich den Hunger zu vertreiben. Der eine Student Nahmens Niklas, fand auch wirklich einen Brief, welchen er sogleich öfnete und las. Aber anstatt der gewünschten Nachricht gab ihm sein Vater einen derben Verweis wegen seiner schlechten Aufführung. Sein Freund, der wegen der Menge Leute, welche die Briefe abhohlten, etwas entfernt stand, und die Gesichtszüge des Lesenden nicht unterscheiden konnte, rief ihm in der ächten Sprache ihres Landes zu: Si D. Nicò so binuti li pacchi sicchi? (He? Herr Niklas, sind die Hutzeln angekommen?) Son binuti li corna de Mammeta, antwortete ihm Freund Niklas, der sich vor Zorn und Verdruß kaum fassen konnte. Weil die Neapolitaner den Calabresischen Dialekt nicht hören können, ohne den sprechenden auszulachen, so brachen alle Anwesende in ein lautes Gelächter aus, und die Knaben verfolgten die beyden unglücklichen Studenten mit dem Geschrey: Si

Don Nicò, so binuti li pacchi sicchi. Die zwey Studenten wurden wild, und ſchlugen um ſich; die Anzahl der Gaſſenjungen und ihr Muthwill nahm zu; es folgte ein Platzregen von Steinen und Schlägen, und man hielt es für ein offenbares Wunder, daß die Calabreſen mit dem Leben davon kamen. Einige Monate verfolgten die böſen Jungen einen jeden, der als Abbé gekleidet war, mit dem Geſchrey, Don Nicola, oder Pacche secche, und man ſang Gaſſenlieder über dieſe Begebenheit. Seit dem bezeichnen die zwey Wörter Pacche secche zu Neapel einen elenden Abbé.

Im Monath May 1781. reiſete er nach Rom, wo er vom Spaniſchen Bothſchafter bewirthet, und von den Kardinälen und dem vornehmſten Adel mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Wer Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit liebte, drängte ſich hinzu, einem Mann von ſo vorzüglichem Werthe ſeine Hochachtung zu bezeugen.

Weil die Charte vom Königreich Neapel, welche im Jahr 1769. zu Paris verfertiget wurde, aus ältern Charten zuſammengetragen war, ohne ſich durch wirkliche Ausmeſſungen und aſtronomiſche Beobachtungen ihrer Richtigkeit zu verſichern, ſo bewog er den König, alles mögliche beyzutragen, damit eine ganz zuverläßige Charte zu Stande käme. Hierzu wurde den 23ſten April 1781. der nemliche berühmte Geograph, Johann

Anton

Anton Ricci Zannoni, welcher die vorige zu Paris gezeichnet hatte, von Padua berufen, Hand ans Werk zu legen. Der General und Kriegssekretär Acton that alles, was zur Beförderung dieses nützlichen Unternehmens in seinen Kräften war, und erhielt vom Könige reiche Beyträge von Geld. Es wurden Feldmesser, Astronomen, Zeichner, und Steuermänner in alle Provinzen, und durch die ganze Strecke des Seeufers gesandt, die Lage und Entfernungen der Oerter zu messen; woraus Zannoni unter der Direction des Galiani nicht nur eine Land-Charte von 32 Blättern verfertigen sollte, worauf alle Provinzen, Städte und bewohnte Oerter, alle Landstrassen, Brücken, enge Päſſe, Posten, Berge, Bergwerke, Waldungen, und alles was zur Staatsökonomie gehöret, abgezeichnet wären, sondern auch eine Seecharte von 25 Blättern, welche das ganze Seeufer des Königreichs mit allen Häfen, Buchten, Klippen, Sandbänken, Tiefen, und allem was zur Erleichterung der Schifffahrt dient, enthielten. Allein Galiani erlebte nur einen kleinen Theil der Früchte seiner vielen Bemühungen. Die Ausmessung der Provinzen und des Seeufers hat viele Jahre erfordert; und nur fünf Blätter von der Seecharte, woran es gänzlich fehlte, wurden bey seinen Lebzeiten gestochen. Des Galiani Verlangen war, nach Beendigung dieses grosen Werkes, eine gleiche Land- und See-Charte von Sicilien zu Stande zu bringen. Jezt wird das Werk unter der Aufsicht des Herrn Antonio Spinelli, Präsiden-

ſidenten des Commercienraths, eines fleißigen und redlichen Mannes, mit Sorgfalt und Betriebſamkeit fortgeſetzt.

Indeſſen arbeitete Galiani an einem ſehr wichtigen Werke, von den Pflichten neutraler Fürſten gegen andere kriegführende Mächte, welches im Jahr 1782. ans Licht trat. Er ſchrieb es in Eil bey Gelegenheit des Krieges zwiſchen den Engländern, Franzoſen und Spaniern, in welchem der Neapolitaniſche und andere Höfe die Neutralität beobachteten. Das Mittelländiſche Meer war damals mit den Flotten der kriegführenden Mächte bedeckt, und man fürchtete zu Neapel, ſie würden Seehäfen, Lebensmittel u. dergl. verlangen. Die in dem Kriege verwickelten Höfe ſchrieben den übrigen Mächten gewiſſe Schranken vor, wie weit ſich ihre Duldung und Hülfleiſtung erſtrecken könnten, ohne die Pflichten der Neutralität zu überſchreiten. Ein jeder behauptete was ſeinen Abſichten angemeſſen war. Unter ſo vielen Schriftſtellern, die vom Völkerrechte geſchrieben, war nicht einer, der von den Pflichten der Neutralität ſo gründlich und ausführlich handelte, daß er in einzelnen Fällen zum Leitfaden dienen konnte. Dieſes wurde dem Abbe' Galiani von ſeinem Hofe aufgetragen, und er führte das Werk mit möglicher Deutlichkeit, und ſogar in geometriſcher Ordnung aus.

Im

Im November 1732 wurde zu Neapel ein consiglio supremo delle finanze errichtet, und Galiani zum erſten Beyſitzer deſſelben ernannt; welches ihn ſo ſehr freuete, daß er die ihm dafür angewieſene Beſoldung nicht annahm. Dieſes nutzte ihm aber mehr, als er erwartete; denn der König verlieh ihm am Ende des nemlichen Jahrs die Abtey von Scurcoli, die jährlich 1200 Ducati abwirft. Kurz nachher wurde er durch Vermittelung des Herrn Generals Acton, der ihn dazu vorſchlug, zum Assessore di economia nella Sopraintendenza del Fondo della Separazione erwählt, welches Departement einen guten Theil der zur Erhaltung des Kriegsſtandes beſtimmten Fonds beſorget. Dieſe Ehrenſtelle fruchtete ihm jährlich gegen 600 Ducati. Kaum hatte er ſie angetreten, als er dem Könige den Vorſchlag that, den alten Hafen Baja und den Eingang in das Mare morto, wo der berühmte Miſeniſche Hafen war, zu öfnen. Zu dieſem Behuf hatte er ſchon unter dem Waſſer viele Pfeiler des alten Hafens entdeckt, worauf man jezt einen Damm gründen, und viele Tauſend erſparen konnte. Außer einem bequemen und ſichern Hafen würde man auch durch die Oefnung und durch den Abfluß des Mare morto den Vortheil erlangen, die von ungeſunden Dünſten angeſteckte Luft zu reinigen, und die ſchöne Gegenden von Baja, Miſeno, Bacula, Miliſcola, Monte di Procida, und einen Theil des Diſtrikts von Cuma anzubauen und zu bevölkern. So entwarf er auch den Plan, nicht nur

dem

dem ſtehenden Waſſer des Acheruſiſchen Sumpfs, oder des Sees Fusaro einen Abzug zu verſchaffen, ſondern auch eine Communication zwiſchen den Seen Averno und Lucrino zu bewirken, und beyder Waſſer durch den letztern mit der See zu verbinden, damit es in beſtändiger Bewegung erhalten, und auf dieſe Weiſe die ſchädlichen Dünſte deſſelben vermittelt würden. Weil der Neapolitaniſche Hof unter der jetzigen Regierung ganz darauf bedacht iſt, Handel und Schifffahrt zu vermehren, und hierin vom Ritter Acton, einem der beſten Staatsminiſter in Europa, mit wunderbarer Thätigkeit unterſtützt wird, ſo wurde unter der Direction des Galiani ſogleich Hand ans Werk gelegt.

Dieſe Gegenden, welche damals den Geiſt des Galiani beſchäftigten, ſind für die Mythologie ſehr wichtig, und haben den zwey großen Dichtern Homer und Heſiodus reichen Stoff zu ihren Gedichten gegeben. Sie ſind von Natur ſo ſchön und angenehm, daß ſie die Erdichtung der Elyſiſchen Gefilde veranlaßten; ſie ſind aber auch zugleich mit ſo vielen einzelnen fürchterlichen Gegenſtänden, z. B. giftdunſtenden Höhlen, finſtern Grotten, Sümpfen, heiſſen Quellen, und Vulkanen untermengt, daß ſie auch den Stoff zur Erfindung der Hölle gaben; auf welchen zwey Erdichtungen der beſte Theil der Mythologie der Griechen beruhet. Homer und Virgil führen Ulyſſes und Aeneas in die Gegend von Pozzuoli, die Seelen ihrer Verfahren und

ver-

verſtorbenen Freunde zu ſehen; und in dieſer Nachbarſchaft iſt die berühmte Höhle der Cumaniſchen Sybille. Daher fiel Galiani auf den Gedanken, dieſe Gegenden, und ihre Alterthümer auf eine für die Gelehrſamkeit weit intereſſantere Art zu beſchreiben, als es bisher geſchehen iſt. Allein eine ſchwere Krankheit, die ſich damals durch Hauptbeſchwerung und Entkräftung aller Glieder bey ihm ankündigte, und ihm endlich das Leben nahm, verhinderte die Ausführung dieſes nützlichen Werks.

Damals wurde er mit Arbeiten überhäuft. Bald mußte er über die Wiederherſtellung der Stadt Meſſina, bald über die Nothwendigkeit die Straßen der Provinzen zu verbeſſern, bald über eine Reforme des Münzweſens, bald über Tractaten ſeines Hofs mit fremden Mächten ſein Gutachten ſchriftlich aufſetzen; nach welchem oft die geheimſten und wichtigſten Staatsangelegenheiten regulirt wurden. Der Privatangelegenheiten, worüber er Amtswegen ſein Gutachten ertheilen mußte, waren unzählige. Hierdurch verſchlimmerten ſich ſeine Geſundheitsumſtände von Tage zu Tage mehr. Den 13ten May 1785. überfiel ihn eine Art von Schlagfluß, da er dem Collegio del Fondo della Separazione beywohnte, der ihn viele Tage auſſer Stand ſetzte, das Haus des Präſidenten und Marſchalls Antonio Roxas zu verlaſſen. Er erhohlte ſich zwar nach einiger Zeit von dieſem Zufalle, konnte aber nicht wieder zu ſeiner vorigen Stärke gelangen.

Da

Da im folgenden Jahre ſich der Monath May näherte, befürchtete er die Rückkehr des nemlichen apoplektiſchen Zufalls, und unternahm eine Reiſe in Apulien, ſeine Geſundheit zu befeſtigen. Er kam auch im Monath Junius glücklich wieder nach Neapel, und verrichtete die gewöhnlichen Geſchäfte ſeiner Aemter; jedoch mäßigte er ſich in ſeinen Arbeiten, und ſchlief des Nachts auf dem Lande, um eine reinere Luft zu athmen. Weil er jedoch von Tage zu Tage hagerer wurde, ſo gab man ihm den Rath, eine längere Reiſe in Italien zu unternehmen, wozu ihm der König eine Zeit von vierzig Tagen verſtattete. Im April 1787. richtete er ſeine Reiſe nach Venedig, wohin ihn der Ritter Andreas Memmo, jetziger Procuratore di S. Marco, ſchon längſt eingeladen hatte. Dieſer hatte die Büſte ſeines Onkels Celeſtino Galiani von ihm verlangt, um ſeine Statue darnach verfertigen zu laſſen, die er in die zu Padua von ihm angefangene Galerie der Bildſäulen berühmter Männer zu ſtellen Willens war. Es war ihm ſehr angenehm, zu dieſer großen Ehre ſeines geliebten Onkels etwas beyzutragen. Auf dieſer Reiſe machte er perſönliche Bekanntſchaft mit verſchiedenen großen Gelehrten der letzten Zeiten, beſonders mit dem Ritter Tiraboſchi zu Modena, und mit dem Abate Ceſarotti zu Padua.

Kaum war er im Monath Junius in ſein Vaterland zurückgekehrt, als er aufs neue anfieng, eine täg-

lich

lich zunehmende Schwäche zu empfinden. Er zweifelte nun nicht mehr, daß sein Ende nahe wäre, verlohr aber nicht das geringste von der Munterkeit seines Geistes, und pflegte seinen Freunden zu sagen, daß die Todten ihn zu sich rufften, und das Einladungsbillet zu ihrer Gesellschaft ihm schon zugeschickt hätten. In den zwey folgenden Monathen kündigte ihm ein Geschwulst in den Beinen, und eine Aengstlichkeit auf der Brust die Wassersucht an. Demohngeachtet begab er sich von seinem Lusthause zu S. Jorio nach Portici, seinen König noch einmal persönlich zu verehren. Der König und die Königin ersuchte ihn, sich der Hülfe eines Arztes zu bedienen, und seine Krankheit sorgfältig abzuwarten. Daher zog er den 8ten Oktober in die Stadt, und berathschlagte sich mit dem berühmten Arzt Cotunio, der ihm sogleich seinen nahen Tod verkündigte. Nur von diesem Tage an bis zum 30. Oktober, da er starb, war er bettlägerig. Bey seinen besten Freunden, deren Besuch ihn sehr zu ermuntern schien, klagte er aber nichts, als daß er seine Arbeit über den Horaz, die Wiederherstellung des Hafens Baja, und die Charte des Königreichs unvollendet hinterließe. Uebrigens war er bis an sein Ende munter, und voll scherzhafter Einfälle. Endlich starb er den 30. Oktober 1787. im 59. Jahr seines Alters mit heiterem Geiste, nachdem er auf eine erbauliche Weise sich als Christ zum Tode bereitet hatte; den da er unter einer Menge Menschen das heilige Abendmal em-

Protheus.

Ich will.

(Valentin geht ab.)

Eben ſo, wie eine Hize die andre austreibt, oder ein ſtärkerer Nagel den ſchwächern: So hat der Anblik eines neuen Gegenſtands die Erinnerung an meine vorige Liebe vertrieben:. Iſt es mein Auge, oder Valentins Lob, ihre würkliche Vollkommenheit, oder der Betrug meiner Unbeſtändigkeit, was mich in dieſe Verwirrung von Gedanken ſezt? Sie iſt ſchön; und ſo iſt Julia, die ich liebe; die ich liebte, denn nun iſt dieſe Liebe weggeſchmolzen, und hat, wie ein wächſern Bild am Feuer, die Geſtalt die ſie trug verlohren. Ich ſpüre daß meine Freundſchaft zu Valentin erkaltet iſt, und daß ich ihn nicht mehr liebe wie ehmals. O! dafür liebe ich ſeine Geliebte, nur zu ſehr, zu ſehr; und das iſt die Urſache, warum ich ihn ſo wenig liebe. Wie heftig wird der nähere Umgang eine Leidenſchaft machen, die ihr erſtes Anblik ſchon entzündet hat? was ich von ihr geſehen habe, iſt nur ihr Gemählde, und das hat die Augen meiner Vernunft ſchon ſo ſehr geblendet; was wird das Anſchauen ihrer Vollkommenheiten thun? Es kan nicht anders ſeyn, ich muß blind werden -- Und doch, ich will -- wenn's möglich iſt, will ich eine verirrende Liebe zurüktreiben: wo nicht, ſo will ich doch das äuſſerſte anwenden, mich von ihr Meiſter zu machen.

(Er geht ab.)

pfieng, that er eine Art von öffentlicher Beichte, und bekannte, daß er als katholiſcher Chriſt ſtürbe. Er wurde als ein inſulirter Abt mit biſchöflichen Ehrenzeichen und mit großem Gepränge in der Kirche der Cöleſtiner neben ſeinen Onkel begraben.

Durch den Tod dieſes Mannes hat Italien eine große Zierde verloren. Sein Werth wurde von den erſten Monarchen in Europa anerkannt, und verehrt, welche ihn nicht etwa nach der oft falſchen Poſaune des Ruſs, ſondern nach ſeinen Werken würdigten. Die Kaiſerin von Rußland Katharina II. überſchickte ihm zwey goldene Medaillen, und ein anderes mal eine mit Brillanten beſetzte goldene Tabatiere. Außer dem befahl ſie auch im Jahr 1782. der S. Petersburger Akademie, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Der König Ludwig XVI. verehrte ihm eine goldene Medaille, und ein gleiches Geſchenk erhielt er von den Königen von Sardinien und Schweden, und von dem Herzoge von Curland, und einem Prinzen von Sachſen. Es kam keine Perſon von hohem Stande nach Neapel, die ſich nicht um ſeine Bekanntſchaft bewarb. Dieſe Ehre erhielt er vom Kaiſer Joſeph II. der ihn während ſeines daſigen Aufenthalts oft ſeines Umgangs würdigte. Ein gleiches thaten die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian, und der Großherzog von Rußland. Schon ehe dieſer Fürſt zu Neapel anlangte, wurde er durch ein Schreiben von ihm erſucht,

ihm

ihm zu Neapel als Wegweiſer zu dienen, und die daſigen Alterthümer zu zeigen. Einige der fürſtlichen Perſonen beſuchten ihn auch in ſeiner Wohnung, z. B. König Guſtav III. von Schweden, und ſeine Brüder Friedrich Adolph, der jetzige Herzog von Orleans, die Herzöge von Glocester, und Cumberland, Brüder des Königs von England, der Fürſt Poniatowski, der Herzog von Würtemberg, der Fürſt von Waldeck, und viele andere Perſonen von hohem Range. Einige der Fürſten beehrten ihn mehr als einmal mit Briefen, z. B. die Päbſte Benedickt XIV. und Clemens XIV. Friedrich II. König von Preuſſen, der Herzog von Braunſchweig, der Landgraf von Heſſencaſſel, u. ſ. w.

Er war ſehr klein von Statur, von weiſſer Geſichtsfarbe, von lebhaftem Blick, artig im Umgange, und galant in der Kleidung. Er haßte den Müßiggang eben ſo ſehr als eine lange Einſamkeit. Die Natur hatte ihn mit einem hellen, und leicht faſſenden Verſtande begabt, der mit einer beſonders tiefen und gründlichen Beurtheilungskraft verbunden war. Viele Sachen, die er nie ſtudiert hatte, ergründete er in einem Augenblick dermaßen, daß er vortreflich davon ſprechen und ſchreiben konnte. Wenn er Bücher ſchrieb, konnte er ſich nicht überwinden, andern etwas nachzuſchreiben, oder anderer Gedanken zu wiederholen; daher wählte er jederzeit neue und ſeltſame Gegenſtände, und ſam liebſten lche, die den Nutzen, oder den Ruhm

ſeines Vaterlandes beförderten. Er ſprach ſehr 'anmuthig, und mit vieler Gegenwart des Geiſtes, ohne einigen Stolz oder Eigendünkel zu verrathen. Darum ſpielte er in allen Geſellſchaften eine glänzende Figur. Seine Geſpräche würzte er mit ſcherzhaften Einfällen und luſtigen Hiſtörchen, die man durch die ganze Stadt ausſtreuete, und ſogar auch druckte. Ein artiges Werkchen würde daraus entſtehen, wenn man ſie ſammelte. Daher iſt es kein Wunder, daß er in allen Geſellſchaften willkommen, und bey allen Großen beliebt war. Sein luſtiges Temperament reitzte ihn, Geſellſchaften, Gaſtmäler und Schauſpiele zu ſuchen, die jedoch nicht ſo ſehr Herr über ihn waren, daß ſie ihm die zum Studieren gewidmeten Stunden geraubt hätten. Gegen die Armen war er überaus freygebig, beſonders ſeitdem er Kirchenpfründen beſaß.

Sein Schweſterſohn, Franz Azzariti, Advokat zu Neapel, welcher ſeine hinterlaſſenen Schriften in Händen hat, iſt jetzt mit der Herausgabe derſelben beſchäftiget, um das allgemeine Verlangen der Gelehrten zu befriedigen.

Die Titel ſeiner noch ungedruckten Werke ſind folgende:

Ungedruckte Werke.

1. Due lezzioni accademiche, una sopra la questione, se convenga ad anima ben nata essere presa da passione amorose, e l'altra sopra l'Amor Platonico.

II.

II. Dissertazione sullo stato della monéta a' tempi della guerra Trojana.

III. Commentaire sur Horace.

IV. Vita di Orazio cavata dalle sue poesie.

V. Degl' instinti, e delle abitudini dell' uomo, osia principj del Dritto di Natura, e delle Genti, tratti d'Orazio.

VI. Vocabolario delle parole del Dialetto Napoletano, che più si scostano dal Dialetto Toscano con alcune ricerche etimologiche sulle medesime.

VII. Istoria vera delle controversia de' grani di Marsiglia sulla giustizia delle pretensioni delle parti litiganti.

VIII. Memoria sopra i grani di Genova, e se conviene ivi tenersi da quel Governo un magazzino pubblico di tal genere.

IX. Degli uomini di statura straordinaria, e de' Giganti.

X. Traduzione dall' Inglese in Toscano dell' Opera di Loche sull' interesse e sulla moneta.

XI. Orazione recitata nel capo dell' anno 1759. in occasione di tirare in quel giorno i Cicisbei, e le Cicisbee a sorte.

XII. Considerazioni sulla storia di Cartagine dalla sua fondazione fino la prima guerra punica.

XIII. Dell' antichissima storia delle Navigazioni nel mediterraneo.

XIV. Dissertazione sulla profezia contenuta nel v. 10. del capo 49. della Genesi, conosciuta sotto il nome di Oracolo di Giacobbe.

XV. Due Orazioni in lode della concezzione di Maria protettrice dell' Accademia degli Ennuli.

XVI. Memoria per dirigere la maniera come si dovea innalzare la statua equestre a Carlo III. Re delle Spagne.

XVII. Storia di ciò che avvenne in Francia sugli editti del commercio de' grani promulgati negli anni 1763. 1764.

XVIII. Piano d' un Accademia teatrale per profitto de' Giovani de' Conservatorj.

XIX. Dell' arte del Governo, von welchem er im 5. Kap. ſeines 2. Buchs vom Münzweſen Meldung thut, iſt nicht fortgeſetzt worden.

XX. Pensieri miei sulle cause della spopolazione delle Maremme Sanesi, e se i rimedj.

XXI. Dissertazione sul Castro Lucullano.

XXII. Traduzione dell' Anti-Lucrezio in versi Toscani.

XXIII. Molte poesie scritte su diversi soggetti.

XXIV. Parechie rappresentanze sopra molti affari rilevanti dello stato; welche geſammelt viele Bände ausmachen würden.

XXV. Einige Bände ſeiner ſcherzhaften Briefe und Einfällen, mit vielen luſtigen und ſeltſamen Begebenheiten, die er in Geſellſchaften zu erzählen pflegte.

J...

III.

Epiſtel
an Herrn T. zu B.

Geſchrieben den 18. Auguſt 1789.

Hindurch bin ich! Nach dreyßig Tagen
kann ich — mein eigner Führer — mich
zurück ins Labyrinth nun wagen,
kann ſehen, was dem Blicke ſich
erſt noch verbarg, — wie unter Trümmern,
in die ein Rabuliſtenheer
die Wahrheit ſchlug, doch ihre Funken ſchimmern.
Kein falſches Irrlicht täuſchet mehr,
und was nach langen dreyßig Jahren
zehntauſend großer Blätter Schrift
verwirrte, was in großen Schaaren
Citaten, deren keines trift,
nach Wahn der Zunft ſich trüben ſollte,
ſah doch ein Auge noch, das ſehen wollte.

Bey Seite nun, zweyhundert rauhe Bände!
ihr ſeyd erlegt! — Ein Briefchen kommt,
ſo glatt und leicht für Aktenhände
als es dem müden Kopfe frommt.

Doch wie? Du klageſt, Freund, um mich?
„Augia's Stall und Lerna's Drache
„ſey Rabuliſterey, um welche ich
„des Lebens Abend undankbar verwache?
Glaubſt, „es ſey wohl beklagenswerth,
„wenn man ſich lebend, als halbtodter,
„in der Archive ſtillem Moder
„der Mitwelt unvernehmbar ſelbſt verzehrt?
„Wenn man, gedruckt von Trauerbildern
„des Armuths an dem Weberſtuhl,
„vergebens ſtrebet es zu mildern?
„Das heiſſe, ſich ein Opfer in den Pfuhl
„des allgemeinen Elends ſtürzen,
„ſein eignes Seyn umſonſt verkürzen! —
„Doch etwa ſey die Laſt der Lebenszeit
„von mir mit leichterem Gewicht getragen,
„und ſelten habe guter Muth getragen;
„mehr werth ſey Muth noch, als Bequemlichkeit.„

Die goldne Zeile dank' ich Dir;
ſie iſt Erſatz für alle Klagen,
ſo gut gemeynt ſie ſind, die mir
von Dir am mindeſten behagen.
Denn ſollteſt du, bey meinem Glauben
an deine Treue, nicht noch gar
mich aller Feſtigkeit in der Gefahr
des Arbeitslebens ſelbſt berauben?

Wahr

Wahr iſt's, am Arm des Mühſals wallt
mein Leben, nie von neuen Laſten ſicher;
nur iſt der Stillſtand ſchauerlicher,
wenn oberhalb ſich die Lawine ballt.
Was hilft es, läſſig zu verweilen?
Verzagtheit ſchützt den Wandrer nicht!
Mit friſchen Schritten weiter eilen
muß der, dem es noch nicht an Kräft gebricht.

Die Sorgſamkeit, vergeb'nes Werk zu thun,
ſchreckt nur den ſchwachen Willen nieder:
Wer ſich oft ſetzt, um auszuruhn,
wird nur bey aller Ruhe müder.
Nie blieben gute Folgen aus
von guter That, wenn man ſie gleich verkannte.
Nur halb lebt der, den an das eigne Haus
verſchonender ſein Schickſal bannte.
Sey unſer Haus die ganze Welt,
ſo weit wir ſie umfaſſen können:
ſie muß uns ſchon auch Freude gönnen,
wenn man ihr Stand in Ehren hält.

Wie gern zählt' ich Dir, Freund, Beweiſe auf
aus meinem kleinen Arbeitslebenslauf,
um dich, aus meiner Praxis zu erbauen.
Die Feder faßt ſie nicht, zumal
wir bald in jenem Quellenthal

einander mündlich uns vertrauen.
Dann öffne ſich Dein ſanftes Herz
für meines Mühſals Luſt und Schmerz;
dann bitt' ich, mir zum Troſte zuzugeben,
in Wirkſamkeit ſey wahres Leben.
Dann müſteſt Du, ein Kritiker, ſogar
die Etymologie noch haſſen,
wenn nicht die Sprache ſelbſt zu redlich war,
der Unthat guten Sinn zu laſſen.

Doch du am beſten, werther Mann,
lehrſt Emſigkeit in allnutzbaren Werken;
ja ſelbſt dein heitres Antlitz kann
den Müden und Beladnen ſtärken.
O möcht' es glücken, weit und breit
ein Gegenmittel allen Trägen
mit Deinem Zuruf einzuprägen:
Mehr werth iſt Muth noch, als Bequemlichkeit!

IV.

Beſchluß des Journals eines Reiſenden von den Jahren 1784 und 85.

(Fortgeſezt von S. 302. des Monats Junius d. J.)

Ich könnte noch viele ſehenswürdige Dinge und Merkwürdigkeiten anführen, die Mailand aufzuweiſen hat;

hat; da ich aber nicht gern wiederholen mag, was man überall leſen kann, und die Abſicht dieſer Bemerkungen überhaupt nicht iſt, eine förmliche Reiſebeſchreibung zu machen, ſondern blos aufzuzeichnen, wie mir an den Orten, die ich beſuchte, die vornehmſten Gegenſtände erſchienen; was alle diejenigen, die ich meiner Aufmerkſamkeit werth hielt, oder bey denen mir wenigſtens meine ſehr eingeſchränkte Zeit erlaubte, ihnen einige zu ſchenken, für Eindruck auf mich machten, und zu was für Gedanken ſie mich veranlaßten: ſo begnüge ich mich, hier nur noch einige allgemeine Betrachtungen über Mailand anzuſtellen.

Daß der hieſige Hof ſehr von dem Turiner verſchieden iſt, muß einen jedem auch nur bey einer flüchtigen Kenntniß deſſelben auffallen. Dort thut Niemand etwas für ſich allein; da wo der König iſt, müſſen auch alle Kinder, Onkel und Tanten ſeyn, und wenn nur jemand von der Familie fehlt, ſo iſt des Fragens kein Ende Der Erzherzog hingegen liebt die Vergnügungen ſehr, macht ſich auch gern auſſer dem Hauſe luſtig, und mag wohl ſehr zufrieden damit ſeyn keine ſo große Familie um ſich herum zu haben. Mit ſeiner Gemahlin, der letzten Erbin des Hauſes Eſte, lebt er auf einen ſehr guten Fuß, den man aber hauptſächlich ihrem Verſtande und ihrer Klugheit zuſchreibt; Eigenſchaften, die dieſe Prinzeſſin in einem hohen Grade beſitzen ſoll, und die bey der Anwendung auf ihr häus-

Achte Scene.

[Verwandelt ſich in die Straſſe.]

Speed und Lanz treten auf.

Speed.

Lanz, bey meiner Ehrlichkeit; willkommen in Meiland.

Lanz.

Schwöre nicht falſch, holder Knabe; denn ich bin nicht willkommen: ich pflege immer zu ſagen, und es iſt auch in der That nicht anders, ein Mann iſt nicht eher verlohren, bis er am Galgen hängt, und nicht eher an einem Ort willkommen, bis ſeine Zeche bezahlt iſt, und die Wirthin ſagt, willkommen.

Speed.

Komme mit mir, närriſches Geſicht; ich will dich ſchnurſtraks in ein Bierhaus führen, wo du für fünf Stüber fünf tauſend Willkomme haben ſollſt. Aber, ſag einmal, wie war der Abſchied deines Herrn von Fräulein Julia?

Lanz.

Sapperment! wenn ſie nicht ſoviel geweint hätten, luſtig genug.

Speed.

Wird ſie ihn heurathen?

Lanz.

Nein.

Speed.

liches Leben, noch durch etwas Eifersucht in mehrere Wirksamkeit gesetzt werden. Die Regierung des Staats macht ihm keine großen Beschwerden, denn ob er schon General-Gouverneur und im Conseil der Vornehmste ist, so hat doch Graf Wilzeck eigentlich das Ruder in Händen. Der Erzherzog hat nur gewisse Lieblings-Ideen, die er vornemlich durchzusetzen sucht: so hält er sichs zum Beyspiele für eine Ehre, in Mailand eine Münze zu haben. Er hat also seit 6 Jahren eine etablirt, von der die ganze Einrichtung weitläuftig und prächtig ist. Es werden da jährlich ungefähr 5 bis 6 Millionen Gulden, meistens in Silbersorten geprägt: allein man glaubt, daß sie nicht anders als mit Schaden arbeiten kann; dem ungeachet thut der Erzherzog alles mögliche um sie nur beyzubehalten. Da man vermuthete, der Kaiser werde sie bey seiner Anwesenheit besehen wollen, so wurde ausdrücklich befohlen, daß während dieser Zeit ein Theil der Arbeiter, das von sonst zu allen Verrichtungen im Ueberfluß da sind, ausser Thätigkeit gesetzt werden sollte, nur damit die ganze Anstalt so ökonomisch als möglich aussehen möchte.

Graf Wilzeck dirigirt eigentlich Alles, und auf den sieht der Kaiser vornemlich. Er ist nicht nur Ministre plenipotentiaire, sondern auch Vikar der ganzen östreichischen Lombardey, erscheint aber nie unter dem leztern Titel bey Hofe. Sein Vorgänger der

Graf

Graf Firmian war nur bevollmächtigter Miniſter, weil zu ſeiner Zeit Graf Khevenhüller noch lebte, und die Stelle eines Vikars bekleidete. Wilzeck iſt ein überaus thätiger Mann, unter deſſen Anführung der Staat ſich ſehr wohl befindet. Unter Firmian hatten ſich viele Miſsbräuche eingeſchlichen, weil er ſich nicht ſelbſt genug um alles bekümmerte; beſonders waren die Beſetzungen der Aemter meiſt durch Beſtechungen bewirkt worden. Er ſelbſt nahm zwar kein Geld, deſto mehr aber ſeine Leute; und man wußte daß er ſehr nachſichtig gegen ſie war, und daß ſie auf eine geſchickte Art alles von ihm erhalten konnten, folglich wandte ſich jeder, der ein Amt ſuchte, an ſie und gelangte zu ſeinem Zweck. Wilzeck hat dieſe ſchlimme Gewohnheit ganz abgeſchaft, allen ſeinen Leuten bey Verluſt des Dienſtes im erſten Uebertretungs-Falle verboten Geſchencke anzunehmen, und jedermann der bey ihm was zu ſuchen hat, dem Zutritt geſtattet, damit die Nebenswege deſto leichter vermieden werden können. Firmian war, wie bekannt, ein ſehr groſser Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, und beförderte ſie auf alle mögliche Weiſe, ſelbſt mit groſsen Aufwande und gereichte Mailand dadurch zur Zierde. Er war ſelbſt Gelehrter und Kunſtkenner, und erwarb ſich unter allen dieſen Titeln im Auslande einen Ruhm, den Wilzeck mit allen ſeinen Verdienſten vielleicht nie erlangen wird. Darum aber wird er von denen, die ſeiner Führung anvertraut ſind, nur deſto mehr geſchäzt, weil es nicht fehlen kann, daß die

Fel-

Folgen einer ſtrengen und ins Detail eindringenden Sorgfalt, verbunden mit Rechtſchaffenheit und einem aufrichtigen Beſtreben Nutzen zu ſtiften, bey der Haußhaltung eines Staats dankbar gefühlt werden müſſen.

Man ſcheint überhaupt damit umzugehen, das ehemalige Syſtem der Regierung ganz zu verändern. Sonſt wurde hier alles verpachtet, was ſich nur verpachten ließ, Abgaben, Zölle, das Tabaksmonipolium und mehrere Dinge. Jezt nimmt man aber die Verpachtungen wieder zurück, und die Regierung verwaltet dieſe Gegenſtände ſelbſt; nur kleine wenig bedeutende Dinge, als den Pacht des Eiſes, das in Mailand verbraucht wird, der Theater ꝛc. überläßt man Andern. Ob die Unterthanen viel dabey gewinnen, will ich nicht ausmachen; vermuthlich hat die Regierung bemerkt, daß die Edelleute, die zeither ihre Pächter, (oder Impresari, wie man ſie hier zu nennen pflegt) waren, ſich ſehr gut ſtunden und reich dabey wurden; ſie glaubte alſo durch eigne Verwaltung den Nutzen des Pachts ſelbſt haben, und auf die Art ihre Einkünfte vermehren zu können. Ob man die Abſicht habe nicht mehr als ehmals daraus zu ziehen, und um den Profit des Pachters das Volck zu erleichtern, das möchte wohl eine groſſe Gewiſſensfrage ſeyn. Zu wünſchen wäre es allerdings, denn die Abgaben ſind ſehr beträchtlich, und um ſo drückender, weil wenig davon

auf

auf die Grundstücke vertheilt ist, und das Meiste auf den Lebensmitteln und der Handlung liegt. So klein der Mailändische Staat auch ist, so bringt er doch acht Millionen hiesiger Lire ein.

Der Adel sieht diese Veränderungen freylich sehr ungern, denn er gewann durch die sonstigen Pachtungen ausserordentlich. Vier der größten und weitläuftigsten Paläste in Mailand gehören solchen Generalpächtern, die oder deren Vorfahren als arme Edelleute hierher kamen, und nun die ersten Häuser machen. Inzwischen geht ihm dafür die Liebe des Volks wieder zu gute, welches solche Aemter allemal verabscheut, und der Regierung lieber noch einmal soviel geben als einen Generalpachter reich machen will; und er hat auch ohnedies Vermögen genug. Das Land ist so ausnehmend fruchtbar, daß die Güter besser als irgendwo benutzt werden können. Auf den Anbau des Weins wendet man gar nichts, sondern läßt ihn fast wild wachsen, weil er am wenigsten einträgt. Ein Acker Wiesen kostet gerade das Doppelte von dem was man für einen Acker Wein bezahlt, und man trift daher im untern Theile des Mailändischen Staats sehr wenig an; erst gegen die Gebirge zu, fängt man wieder an welchen zu bauen. — Nur allein der Graf Greppi ist jetzt noch bey den Zöllen und Abgaben interessirt, ohngeachtet sie die Regierung übernommen hat, weil er das Finanzwesen ausserordentlich wohl versteht. Dieser

verheurathete kürzlich einen seiner Söhne und machte dabey der Braut ein Hochzeitgeschenck, von einer Anweisung auf 6000 Dukaten jährlicher Einkünfte. Man kann daraus auf seinen Reichthum schliessen, denn er hat 5 Kinder, und macht auch in seinem Hause einen großen Aufwand. Es giebt in Mailand 103 Familien, die ihrem Range nach das Recht haben Laufer zu halten.

Wenn der Kaiser seine Residenz hier halten könnte, so würde der Luxus wohl etwas mehr eingeschränckt seyn, da er so ausserordentlich groß ist. Man bemerkte es sehr, daß sich der Adel Zwang anthat, so bald er hergekommen war, und man sahe an öffentlichen Orten nicht mehr so viel Juwelen als zuvor. Desto mehr aber freuten sich die Leute vom Mittelstande und die Geringern über seine Gegenwart. Sie hatten ihn in 14 Jahren nicht gesehen, und die Sehnsucht war daher ausnehmend groß, als er von Neapel und Rom zurück kam, und man noch nicht gewiß wußte, ob er Mailand besuchen würde. Er brauchte auch nur wenig Tage um ihrer aller Herzen zu gewinnen. Sein Fleiß war nicht zu ermüden, bis spät in die Nacht gab er Audienz. Dabey waren seine Zimmer beständig mit einigen hundert Personen angefüllt, unter denen man Leute in ganz zerlumpten Kleidern sahe; aber er ließ Niemand unangehört von sich gehen. Einmal erschien eine Dame vor ihm die etwas anzubringen hatte; der Kaiser betrachtete sie von Kopf bis zu Füßen, und

frag-

fragte sie endlich: ob sie nicht während seines ersten Besuchs in Mailand auch schon bey ihm gewesen wäre, und die und die Sache vorgetragen hätte? und wirklich hatte ihn sein Gedächtniß nicht hintergangen. Ein Hauptumstand der ihn bey den Mailändern sehr beliebt machte, war die Fertigkeit mit der er die italienische Sprache redet; man konnte nicht aufhören, ihn dieser Eigenschaft wegen zu rühmen.

Da er gerade in der letzten Woche des Karnevals hier war, so brauchte er so viel Nachsicht gegen seine Unterthanen, sie in ihren Vergnügungen nicht stören zu wollen. Er gieng daher in kein einziges von den Dikasterien und zu keinem Privatmanne, sondern besuchte blos die öffentlichen Anstalten und die sogenannten Luoghi pii. Hier erkundigte er sich genau nach allem, und bemerkte auf der Stelle was etwa besser einzurichten wäre. Er bediente sich dazu keines Hofwagens, sondern fuhr bloß in einer Miethkutsche, und mit einem Lehnbedienten allein herum, dem er jedesmal ins Ohr sagte, wohin er wolle, so daß Niemand zuvor etwas davon wuste. Ueberhaupt schränckte er sich sehr ein, nahm gar keine Bedienung an, und machte sich fast alles selbst. Das war freylich ein groser Abstand gegen den Erzherzog, der für einen nicht regierenden Prinzen einen großen Hofstaat unterhält, und dessen Gemahlin sich beym An- und Ausziehen von nicht weniger als fünf Kammerfrauen bedienen läßt.

Die hieſige Polizey iſt auf einem ſehr guten Fuße, welches nun freylich in Europa nicht viel anders heißt, als die Menſchen werden wie die wilden Thiere bewacht. Man unterhält einige hundert Sbirren, die die ärgſten und abgefeinteſten Spione ſind die man ſich denken kann, und alles auskundſchaften, was die Regierung verlangt. Dieſe Leute ſind mit einer Flinte und etlichen Piſtolen verſehen, allein ſie tragen wie jedermann ſonſt graue Mäntel, ſo daß man ſie nicht unterſcheiden kann. Auſſerdem gehen noch viele andre in gewöhnlichen Kleidern, oftmals ſehr geputzt, an alle öffentliche Orte hin, und geben auf alles was vorgeht Achtung. Man muß ſich alſo beſtändig gewärtigen, von ſolchen Leuten umgeben zu ſeyn, und jede ſeiner öffentlichen Handlungen bemerken zu laſſen. An die natürliche Freyheit des Menſchen darf man dabey allerdings nicht denken; indeſſen iſt doch nicht zu läugnen, daß man durch dieſe Leute ſeinen Endzweck erreicht, und daß ſie die Stadt ſo rein halten, daß man wenig von großen Diebſtälen und gar nichts von Mordthen hört. — Einsmals bekamen ſie einen Banditen in ihre Gewalt, der in dem ganzen Staate und im Piemonteſiſchen großes Aufſehen gemacht hatte. Er hieß Cavallante, und Cartouche kann ſeiner Sachen nicht gewiſſer geweſen ſeyn, als er: aber auch kein engliſcher Highwayman kann in andern Fällen großmüthiger ſeyn, als er war. Er hatte eine ganze Bande der ausgeſuchteſten Leute, und hielt die ſtrengſte Mannszucht

zucht unter ihnen. Ein gewiſſer Mailänder, der gegen die piemonteſiſche Gränze hin ein Landgut beſitzt, hatte einſt einen Beutel von 5000 Stück Dukaten nach Turin zu liefern, und wollte zu mehrerer Sicherheit ſelbſt dahin fahren, um ihn zu überbringen. Unterwegs hört er daß Cavallante eben jezt in der Gegend herumſtreife, und daß er alſo nicht auſſer Gefahr ſey. Er geht alſo zuerſt auf ſein Landgut, um da zu überlegen, was er wohl thun ſoll. Nun hatte Cavallante die Gewohnheit von Zeit zu Zeit ſelbſt dahin zu kommen, oder einen ſeiner Leute hinzuſchicken, um ſich ein gewiſſes Maas Reis zu fordern, das er in den Gegenden wo er ſich aufhielt als einen Tribut eintrieb, um von förmlichen Einbrüchen geſichert zu bleiben. Der Herr ſtellt alſo ſeinem Verwalter ſeine Lage vor, und fragte ihn um Rath. Dieſer beſinnt ſich eine Weile, ſagt aber endlich mit großen Zutrauen zu ſeinem Herrn: ich habe einen Einfall der Ihnen wunderbar vorkommen wird, den ich aber in der That für den beſten halte. Ich kenne den Cavallante und ich will mit ihm reden, vertrauen Sie ihm den Beutel, und ich ſtehe Ihnen dafür, daß er ſicher überbracht wird. Der Herr, von Furcht getrieben, läßt ſich überreden und Cavallante wird gerufen. Man ſtellt ihm vor, daß er doch ſchon manches Gute und manche Gefälligkeit empfangen habe, und fordert als eine Gegenfälligkeit die richtige Beſtellung der Geldſumme von ihm. Cavallante übernimmts mit Vergnügen, be-

kommt den Beutel, und bringt nach 24 Stunden einen, von dem Herrn, für den er bestimmt war, eigenhändig unterschriebnen Schein zurück, daß das Geld gehörig überliefert worden sey. Nun war aber Cavallante damals durch das ganze Piemontesische verrufen und seine Bezeichnung an allen Ecken in Turin angeschlagen. — Er verließ sich auf seine ausserordentliche Geschwindigkeit, und auf die Fertigkeit die er sich im Schießen erworben hatte; beydes hatte ihm unzähliche mal das Leben gerettet. Auch konnte man seiner zuletzt nur durch Verrätherey und zwar nicht lebendig habhaft werden. Er wurde in einem Wirthshause überfallen, und, ohne daß er etwas von seinen Aufsauern wußte oder einen davon sehen konnte, von 6. Sbirren erschossen, eben da er ein Glaswein trinken wollte.

Eine Anekdote muß ich noch erzählen, um einen Begrif von der Verschlagenheit der Sbirren zu geben. Ein sehr abgefeimter Spitzbube, der schon viele gräuliche Thaten verübt hatte, überall vogelfrey erklärt war, und sich nirgend mehr sicher glaubte, hatte sich in den hiesigen Dom geflüchtet, der eine Freystatt leider — für Missethäter ist. Da er also mit Gewalt nicht heraus geholt werden durfte, so war es eine Aufgabe, wie es mit List bewerckstelligt werden könnte. Man versprach einigen der ausgesuchtesten unter den Sbirren 200 Dukaten zur Belohnung, worauf es diese übernahmen. Sie suchten unter sich einen der jüngsten auf,

aus, verkleideten ihn als eine vornehme Dame, gaben Andern Livreen von Kutscher und Bedienten, und ließen diese, mit gehöriger Instruktion, eines Sonntags in einem prächtigen Wagen nach dem Dom zur Messe fahren. Das Frauenzimmer steigt aus und kniet in der Kirche vor einem Stuhle hin. Nun ist hier, wie überall in Italien die Gewohnheit, daß sich viel Arme in den Kirchen aufhalten und betteln. Jener Spitzbube mischte sich also gemeiniglich unter sie und bettelte mit. Beym Herausgehen aus der Kirche, nach Endigung der Messe, wird die Dame, die durch ihre schöne Kleidung aller Augen auf sich zog, von einer Menge, unter der sich der Dieb mit befindet, umringt und nimmt einen Beutel aus der Tasche, aus dem sie Allmosen vertheilt; dem bezeichneten Kerl aber giebt sie nicht eher etwas, als bis sie draußen vor der Kirchthüre und auf der ganz letzten Stufe ist, auf der die Missethäter noch frey sind. Endlich steigt sie in den Wagen, läßt aber darüber vorsetzlich ihren Fächer fallen, den der Kerl noch vor der Stufe erreichen und aufheben kann. Da die Kutsche aber doch zu weit absteht, als daß das Frauenzimmer ihn sollte erlangen können, so hält sie dem Diebe einen ganzen Thaler vor, und sagt zu ihm: das ist doch ein gefälliger Mensch, gebt mir meinen Fächer und das Geldstück soll euer seyn. Dieser argwohnt nichts böses, und will doch das Geld gern verdienen; er steigt also einen Schritt von der Stufe herunter, um den Fächer in den Wagen

Speed.

Wie denn? So wird er ſie heurathen?

Lanz.

Nein, keines von beyden.

Speed.

Sie haben alſo miteinander gebrochen?

Lanz.

Nein, ſie ſind beyde ſo ganz wie ein Fiſch.

Speed.

Keinen Wiz, wenn du ſo gut ſeyn willſt; ſage mir die Wahrheit, wird es eine Heyrath geben?

Lanz.

Frage meinen Hund; wenn er ſagt, ja, ſo wird es; ſagt er nein, ſo wird es; ſchüttelt er ſeinen Schwanz und ſagt gar nichts, ſo wird es.

Speed.

Daraus folgt alſo am Ende, es wird.

Lanz.

Du ſollſt nimmermehr ein ſolches Geheimniß von mir herauskriegen, als auf eine figürliche Art.

zu reichen, wird aber ſogleich von den verkleideten Bedienten erwiſcht, in den Wagen geworfen und fortgebracht.

Die öffentlichen Schulanſtalten waren ſonſt hier ſehr elend eingerichtet; man thut jetzt viel um ſie zu verbeſſern, es bleibt aber immer noch genug zu thun übrig. Auch iſt es ſehr nöthig, daß man ſich darum bekümmert, denn die Privaterziehung iſt äuſſerſt ſchlecht beſtellt. Die hieſigen Mütter kennen das große Vergnügen noch nicht ganz Mütter zu ſeyn. So bald ein Kind auf die Welt kommt, wird es aufs Land zur Wartung gegeben, von da es erſt nach einigen Jahren wieder zurück kommt; und leider ahmen ſogar hierinnen die teutſchen Weiber, die ſich jetzt wegen der teutſchen Regierung häufig in Mailand aufhalten, den Italienerinnen nach. Wenn in einem Hauſe auch noch ſo viel unerwachſene Kinder ſind, ſo bekommt man doch nur ſelten eins bey den Eltern zu ſehen; und eine Mutter, die deren eine große Anzahl hat, beklagte ſich erſt neulich bey mir, daß ihr Mann nicht zu Hauſe gegeſſen hätte, und daß ſie alſo aus langer Weile zu ihrer verheyratheten Tochter hätte zu Tiſche gehen müſſen. Wenn ſie gewußt hätte, wie klein ſie, oder vielmehr die Sitte ihres Landes mir in dem Augenblicke vorkam, ſo würde ſie mich wahrſcheinlich von etwas andern unterhalten haben. Man rede nur wenigſtens nicht von der Stimme der Natur; die Natur

ver-

vermag nur bey ſehr wenig großen Seelen etwas über die Gewohnheit.

Ueber den Zuſtand der Religion getraue ich mir nicht etwas zuverläßiges zu ſagen: um darüber mit Gewißheit urtheilen zu können, muß man längere Zeit an einem Orte zugebracht haben, als ich hier konnte, denn die Stadt iſt dazu zu groß. Ich bin überzeugt, daß es unter den Großen eine Menge Freygeiſter giebt, ſo wie unter den Gelehrten, und ich kenne ſelbſt einige als ſolche. Andre Gerüchte ſprechen aber auch wieder von übertriebener Andacht. Wahrſcheinlich wird es auch noch eine vernünftigere Mittelklaſſe geben, und dann haben wirs gerade wie überall. Das heißt folglich nichts Eigenthümliches geſagt. Indeſſen glaube ich nicht zu irren, wenn ich auch hier einen Unterſchied zwiſchen Mailand und Turin annehme. In dem letzten Orte ſieht man vor allen großen Kirchen und zu allen Zeiten des Tags Kutſchen ſtehen, die vornehmen Herren oder Damen gehören, und das bemerkte man in Mailand nicht, oder doch weit weniger oft. Aber in Turin iſt auch der Hof bigot, und das iſt der hieſige nicht. Nun iſt es freylich wahr, daß ſich die Vornehmen nach dem Hofe richten müßen, und ich will gern glauben, daß dort mancher in die Meſſe geht, dem es eigentlich nicht darum zu thun iſt. Allein die Gewohnheit hat auch eine große Gewalt über die Menſchen, und die Perſonen die in den erſten fünf Jahren

aus Mode andächtig ſind, werden es vielleicht in den nächſten fünfen aus eigner Empfindung. Ohne alſo ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, glaube ich behaupten zu können, daß die Bigotterie unter den Vornehmen in Turin mehr und häufiger anzutreffen iſt, als unter denen in Mailand. Bey dem Mittelſtande an beyden Orten habe ich zu wenig Beobachtungen anſtellen können, um etwas von dem zu ſagen: und der Pöbel iſt überall Pöbel, das heißt, er iſt der andächtigſte Theil an jedem Orte. In hieſigen Geſellſchaften von Aufhebung der Klöſter und andern neuen Verbeſſerungen des Kaiſers in Religionsſachen zu reden, dazu habe ich keine Gelegenheit gefunden; davon anfangen wollte ich nicht gern, und kam ja ein ſolches Geſpräch einmal auf die Bahn, ſo brach man immer ſehr kurz wieder ab. Doch hat mirs geſchienen als ob man im Allgemeinen unzufrieden damit wäre.

Einem Liebhaber der Muſik bietet der hieſige Gottesdienſt ſehr wenig an, ſeitdem der Kaiſer die Inſtrumental-Muſik in den Kirchen verboten hat. Man hört jezt nichts als Geſang und Orgel, die hier ſehr ſchlecht geſpielt wird. — Man iſt ſehr neugierig darauf, was der neue Erzbiſchoff für ein Regiment führen wird. Er hat den Ruf eines ſehr rechtſchaffenen und eines gelehrten Mannes, war aber völlig unbekannt, bis ihn der Kaiſer durch ſeine Erhebung auf einmal aus dem Nichts hervorzog. Er ſtammt aus

der

der berühmten Familie der Visconti ab, hat aber nichts von ihrem Ehrgeize geerbt; denn man sagt für gewiß, daß er ungern eine große Rolle übernehme. Die Einkünfte eines hiesigen Erzbischofs sind 14000 Dukaten.

Der Handel, welcher Reichthümer in einer Stadt anhäuft, von denen der Luxus eine gewöhnliche Folge ist, wird auch wieder beeinträchtigt, wenn dieser einen gewissen Grad übersteigt, und das ist hier der Fall. Der Adel giebt ein zu schädliches Beyspiel, und man richtet sich zu Grunde, indem man es ihm nachthun will. Ein Kaufmann, der das mäßige Vermögen von 100,000 Lire erworben hat, bekümmert sich wenig mehr um seine Handlung, schaft Kutsche und Pferde an, und spielt den großen Herrn. Vor nicht langer Zeit starb der hiesige Banquier Balabio, dessen Handlung einen ausserordentlichen Ruf hatte, und doch hinterließ er nicht mehr als eine Million hiesiger Lire. Von einer andern Seite betrachtet giebt der Adel immer so viel Gelegenheit zu kleinen Geschäften, zu Geldausleihen und zu Besorgungen aller Art, daß selbst die reichsten Kaufleute, sich fast nur damit beschäftigen, und auch anderwärts kaum mehr gewinnen können. Dadurch wird aber ihre Aufmerksamkeit von Gegenständen des eigentlichen großen Handels abgezogen, die Geschäfte werden kleinlich und auf den Umtrieb in einer Stadt eingeschränckt. Auch die Zölle, die erstaunlich hoch sind,

bringen vielen Nachtheil. Wären dieſe geringer, ſo würde der Speditionshandel wozu Mailand ſo vortreflich liegt, noch weit beträchtlicher ſeyn, und die Güter würden nicht mit abſichtlicher Vermeidung dieſer Stadt, durch die Piemonteſiſchen Staaten gehn.

Die Seide iſt freylich auch hier zu Lande ein Hauptartikel, und es iſt daher rühmlich, daß man ganz neuerlich ein Leihaus errichtet hat, darinnen nur allein gegen niedergelegte Seide, Geld gegeben wird. Die großen Veränderungen denen der Preiß dieſer Waare ſeit einigen Jahren ausgeſetzt geweſen iſt, haben zuerſt auf dieſen Gedanken gebracht. Der Werth derſelben fiel nach und nach immer mehr, und endlich bis auf 30 pro Cent unter den ſonſt gewöhnlichen Preiß, wodurch nur allein das große Hoſpital auf 300,000 Lire jährlicher Einkünfte verlohren haben ſoll. Die armen Seidenbauer kamen am ſchlimſten dabey weg; denn ſie mußten um nur Geld zu machen, verkaufen wie ſie konnten, und ſich dabey allen möglichen Bedrückungen unterwerfen. Durch die neue löbliche Anſtalt aber können ſie ſich helfen, weil ſie Geld um ſehr billige Zinſen bekommen, und die Seide liegen laſſen können bis gute Preiſe zu machen ſind.

Bis jetzt haben die Juden nicht für beſtändig in Mailand wohnen dürfen, nun aber hat man endlich einigen Familien den Aufenthalt geſtattet. Sollte dieſe Erlaubniß nach und nach weiter ausgedehnt werden,

und

und ſollten ſich mehrere hier niederlaſſen dürfen, ſo würden ſie gewiß mit der Zeit allen Handel allein an ſich reiſſen.

V.

Beſchluß der Kosmogoniſchen Erzählungen aus Walhálla.

Unter Monomotorakoß IV. oder dem Großen, waren einige Mißhelligkeiten zwiſchen dem Mond und der Erde auf das Höchſte geſtiegen. Ein Phyſiker verbeſſerte die Schwerenpumpen ganz vorzüglich, ſo daß man nach ſeiner Rechnung in einem Tage zum Monde kommen konnte. Es wurden alſo alle Veranſtaltungen gemacht, um den Mond plötzlich zu überfallen. Man wählte den Nordpol dazu, um von dieſer Seite den Mond zu beſtürmen; denn dieſer Pol war damals noch ſehr ſpitz, und ſtand wie ein wahrer Stachel an der Erde. Man beorderte alle ſtreitbaren Elephanten, dorthin zu kommen und wo möglich den Mond zu entern, um ihn gänzlich zu erobern. Indeſſen war noch zu viel See am Nordpol; man pflaſterte alſo damals noch einige Länder, wovon Grönland, Spitzbergen, und ſo weiter, Ueberbleibſel ſind. Das Heer fand ſich zur beſtimm-

ſtimmten Zeit ein, nur eine Beſatzung blieb in Gobi, und ein Piquet am Südpol, damit die Venus der Erde nicht in den Rücken fallen ſollte.

Die Pumpe that ganz erwünſchte Wirkung. Indeſſen merkten die Mondbürger von ihren hohen Bergen das Anrücken der Erde, und ſezten ſich in Bereitſchaft. Ein kleiner Zufall, den die Erde hatte, ein kleines Rencontre mit einem Cometen, gab ihnen noch mehr Zeit dazu. Der Hauptſchoc der wurde glücklich abgewandt, aber Monomotorakos enterte mit ſeinem Heere glücklich, und verſchanzte ſich im Monde.

Nach vielen Schlachten und Proben des äuſſerſten Heldenmuths von beyden Seiten, bezog endlich Monomotorakos glücklich die Winterquartiere im Mond. Es ſah gefährlich um den Mond aus, und die Politiker in der Sonne hielten ihn ſchon für gänzlich unterjocht.

Gegen den Frühling ließ Monomotorakos die Erde wieder mit neuem Succurs anrücken. Trbxefua, einer der Generale der Mondbewohner, kam glücklich ums feindliche Hauptlager herum, ſchlug und zerſtreuete den Succurs, enterte die Erde, und gieng gerade auf die Hauptſtadt Gobi loß. Dies machte, daß bald die Friedenspräliminarien geſchloſſen wurden. Es wurde ſtipuliert, daß der Mond ſich künftig alle 27 Tage um ſeine Axe drehen ſollte, (nicht alle 24 Stunden, wie er ſonſt

gleich

gleich unſerer Erde zu thun pflegte) damit die Erde mehr Mondenſchein habe. Aber der Mond erhielt von der Erde, daß die ſpitzen Pole demoliert, und ganz eingedruckt wurden. So endigte ſich dieſer Krieg, deſſen Tractaten die einzigen ſind, die noch gehalten werden. Aber innerliche Unruhen ſtörten endlich die Ruhe und das Glück dieſes Reiches. In der Scharzfelſer Höhle und in der Baumannshöle waren die Paläſte von zwey mächtigen Unterkönigen; die Ruinen davon ſieht man noch heute, auch die Knochen aus ihren Gräbern finden ſich noch ziemlich häufig. Der Unterkönig aus der Baumannshöle verliebte ſich in die Tochter des zu Scharzfels, und ſie, wie es denn ſo zu gehen pflegt, liebte ihn wieder. Es war eine der ſchönſten Elephantinnen Teutſchlands, und dabey klug, klüger wie manche unſerer Damen, wären ihr auch gleich Bücher dedicirt. Es war ſo Mode, der Tochter ein Ländchen zur Mitgift zu geben; und der aus der Baumannshöle war ſchon ſo mächtig, daß man glaubte, er könne es beynahe mit ſeinem regierenden Herrn zu Gobi aufnehmen. Alſo war der Vater ſehr wider die Heyrath. Indeſſen das Mädchen veranlaßte den blutigſten Krieg, und die Folge davon war, daß der zu Scharzfels geſchlagen und gefangen wurde. Scharzfels ward demolirt, und die Tochter wurde eine Beute des Siegers. Zu Gobi machte das entſetzliches Aufſehen. Es kam ſogleich ein Befehl, alles in den vorigen Stand zu ſetzen, das Mädchen aber dem Herrſcher zu Gobi zu überlaſſen. Man

hielt

hielt ſich der Entfernung wegen zu ſicher; aber plötzlich ſtand ein Heer an den Grenzen von Pohlen, dem man keines entgegen ſetzen konnte. Die Bothen, die das Mädchen abholen ſolten, kamen an, als ſie eben in jungfräulicher Unſchuld ihrem künftigen Manne zugeführt werden ſollte. Es iſt nicht zu beſchreiben, welch ein Schmerz dies für die junge Elephantin war; denn noch jetzt, im Stande der Verwilderung, beſitzen dieſe Thiere eine ſolche Keuſchheit, von der wir uns gar keinen Begrif machen können.

Sie war auſſer ſich vor Kummer; ihr Liebhaber ſtand da und verſtummte, und ſah ſie ſich martern, und wollte ſie tröſten, als ſie ſich plötzlich entſchloß mitzugehen, und den Liebhaber verſteinert da ſtehen ließ.

Sie that in Gobi ſo züchtig, daß der Kayſer ſich auſſerordentlich freuete, als er ſie erobert hatte; denn erobern ließ ſie ſich doch. Aber das kluge Mädchen unterjochte ihn ganz, lernte alle Künſte, alle Inſtrumente, wodurch er Herr der Welt war, und entfloh ſodann — zu ihrem vorigen Liebhaber.

Durch ſie allein vermochte es dieſer, dem Kayſer die Spitze zu biethen, und des Kayſers Heer einigemal zu ſchlagen. Jetzt war die Herrſchaft der Welt ſtreitig — durch ein Weib. Ihr Liebhaber war der glücklichſte Mann auf Erden, unſer Hartz ſah in ſeinen Gefilden den zweyten Herrn der Welt wandern, der auch nach Belieben den Erdball wandte.

Das

Das Weib, das aus inniger Liebe für ihren Geliebten, um ihn zu erhöhen ihren Körper einem andern überlassen hatte, lehrte jezt ihre Künste, die Geheimnisse die die Welt regierten, für einen Liebesdienst ihren Lakey. Durch den erfuhren es nun bald die Köchinnen anderer Höfe, und durch diese die andern Unterkonige selbst. Der erste Schritt, Weib! der erste Schritt!

Tausend kleine Tyrannen hudelten den Erdball. Es stand eine gänzliche Zerstörung bevor, hätten nicht die Götter dem Dinge Einhalt gethan. Eine fürchterliche Hitze trocknete alle Ströme und das Meer bis auf den Boden aus.

Jezt konnten die Elephanten nicht mehr reden, Tausende verschmachteten vor Durst, besonders starben alle die ältern hinweg. Die Dürre dauerte ein Jahrhundert, und indessen sank das ganze Elephantenvolck in seine Wildheit zurück. Wenn ich dieses lese, so wird mir immer angst; denn stelle sich nur einer vor, wenn die Luft nun einmal die Kraft verlöhre, Töne fortzupflanzen? Es brauchte nur dreissig Jahre und wir wären weniger als Hunde.

Das war das Ende der Elephantenrepublik. Und nun war die Erde wüste und leer, hätte nicht eben diese Ursache eine Bevölkerung von Menschen wieder veranlaßt. Doch um sie zu erzählen, muß ich zu der Ueberschwemmung zurückkehren, die die Menschen vertilgte und die Elephanten erhob.

Speed.

Ich bin's gerne zufrieden; aber Lanz, was ſagſt du dazu, daß mein Herr ein ſo gewaltiger Liebhaber worden iſt?

Lanz.

Ich hab' ihn nie anders gekennt.

Speed.

Als wie?

Lanz.

Als einen gewaltigen Bengel, (*) wie du ſagteſt.

Speed.

Wie, du H**-Sohn von einem Eſel, du mißverſtehſt mich?

Lanz.

Narr, ich meynte nicht dich; ich meynte deinen Herrn.

Speed.

Ich ſage dir, mein Herr ſey ein heiſſer Liebhaber worden.

Lanz.

Gut, und ich ſage dir, daß er meinetwegen vor Liebe verbrennen kan; wenn du mit mir ins Bierhaus willſt, ſo komm; wo nicht, ſo biſt du ein Hebräer, ein Jude, und nicht werth, daß du einen chriſtlichen Namen trägſt.

Speed.

(*) Spiel mit der abweichen Ausſprache der Worte, Lover mit Lubber welches im Deutſchen verlohren geht.

Daß jene Ueberſchwemmung ſo ſchnell und unerwartet kam, ſagt mein Schriftſteller, gab zu mancher ſonderbaren Scene Anlaß. Aber eine war es, die die Menſchen der Welt erhielt. Als die Waſſer ſo plözlich ankamen, gefiel das einem jungen, niedlichen Mädchen ſo ſehr, daß ſie zu ihrem Geliebten lief; denn einen Geliebten hatte ſie, weil ſie jung und niedlich war. Sieh doch, ſagte ſie, indem ſie ſich an ihn lehnte, ſieh doch, welch eine Menge Mondſchein dort vom Berge herabkömmt! Sieh, iſt das nicht ſchön? nun können wir doch beym Sonnenſchein auch im Mondſchein ſpazieren gehen. Ach, ſagte ſie und drückte ihn an ſich, nun ſollſt du auch nie von mir gehen, nun mußt du immer bey mir bleiben!

Das zärtliche Paar umarmte ſich eben und er drückte einen Kuß auf ihren ſchönen Buſen. — Plözlich kam eine Waſſerſäule, und ſchwemmte ſie mit der äuſſerſten Schnelligkeit, und ohne ſie zu beſchädigen, in eine große Höhle fort. Ein zweyter Strom warf einen Felſen vor die Oefnung der Höhle. Die große Gewalt ſchlif den Felſen beynahe in die Oefnung ein, und verſchloß ſie äuſſerſt feſt.

Hier lag das Paar unverrückt. Er hatte ſeinen Mund auf ihre Bruſt gedrückt, und ſie den Mund auf ſeine Schultern. In dem Taumel der Liebe ſahen ſie den Strom nicht kommen, Liebe hatte ihre Bruſt ſchon beengt, ſchon den Athem geſperrt: was konnte der

Strom

Sturm mehr thun, als wegführen. Zwar schlug ihr Herz in der Höhle nicht mehr, ihr Blut stockte, aber Fäulniß konnte nicht auf sie wirken; denn die Höhle war voll Wasser, und das Wasser zwischen undurchdringlichen Felsen eingesperrt. Nichts fehlte ihnen als ein Reiz, der das stille Herz wieder rege machen konnte.

Viele Jahrhunderte, so lange die Elephanten die Welt regierten, lagen sie in ihrer Höhle verborgen. Es war ein langer schöner Taumel der Liebe, Jahrhunderte lang dauerte für sie der süße Augenblick, aber doch nur von ihnen als Ein Augenblick gefühlt. Endlich als die große Hitze das Regiment der Elephanten zerstörte, zerriß auch der Felsen vor Hitze. Das Wasser lief plözlich heraus, ein kleiner Stoß auf dem Boden trennte das glückliche Paar, es drang zum erstenmal wieder Luft in die Lungen, das Herz fieng an zu schlagen, und nach und nach erwachten sie beyde.

Mit den Worten — liebes Mädchen, die er vor Jahrtausenden abgebrochen hatte, erwachte er wieder.

Aber wie wunderten sie sich, als sie beyde aus der Höhle traten! Ganz verändert, ganz neu geschaffen schien ihnen die Erde, und gewiß sie war nicht schöner geworden. Weggespühlt, zertrümmert waren die hohen Felsen, die sich sonst bis in die Wolken erhoben. Die Berge waren nur der Schutt der vorigen. Die Ebenen waren groß und ohne Abwechselung. Sonst hatten alle Berge eine schöne geschmackvolle Gestalt, alle bestanden aus dem reinsten Crystall, alle lagen in den niedlichsten Gruppen vertheilt. Für jede Empfindung sah man eine eigene Gruppe, eine harmonische Gegend auf dieser Erde, und wer sie ganz umreißt hätte, würde durch die schönste Kette von oft zauberischen Empfindungen hingerißen worden seyn. Aber wie fand

es dieſes Paar und wie iſt es noch jezt? O Einförmigkeit der Empfindungen, Einförmigkeit der Ideen, ewiges Einerley der Natur! Was ſind die Freuden dieſes Lebens? Eine Reihe von Quinten, die man nach einander anſchlägt, wo das unruhige Ohr ſich nach der Auflöſung, ſich nach dem Ende ſehnt, und nie es findet.

Pflanzen und Bäume, waren nicht mehr die wandelnden Wälder, ſie lebten nicht mehr, Kimris feine Stickerey? delikat in der zernichteten Welt wurde dies Gewebe zerſtört. Sie waren das gegen die Vorwelt, was nun das Mooß an einem Baume gegen dem Baum iſt. Nur auf den Höhen in Aſien erhielten ſich aus der Vorwelt die erhabenen Palmen; ohne daß ſie die Waſſer zerſtörten. Ehmals waren ſie unnütze Geſträuche, die Schwämme der Vorwelt. Die paar Arten von Thieren, die uns übrig geblieben ſind, wie ſind ſie durch jene Veränderung herabgebracht von Schönheit und Größe!

Thôt und Freya, ſo hießen die beyden einzigen Menſchen, ſuchten ihre Brüder und Schweſtern. Sie ſuchten aber fanden ſie nicht. Sie wunderten ſich über die öde Wildniß der Erde, wo ſich ſo wenig lebendige Geſchöpfe rührten. Als ſie herum ſchwärmten und ihre Freunde riefen, antwortete ihnen einſt ein Echo. Sie eilten hinzu, und fanden nichts als Bäume und Wald. Oft riefen ſie, und fanden immer nicht mehr.

Endlich ſagten ſie: ach vielleicht iſt es der Wald der uns ruft? vielleicht iſt in jedem Baume ein Freund? vielleicht, ſüßer Gedanke! Küß ich jezt in dieſer Roſe meine Schweſter.

So ſchwärmten ſie, und um ſich in den ſüßen Träumen zu erhalten, gaben ſie allen Thieren und Pflanzen

und

und Steinen Nahmen von Männern und Weibern. Noch jezt folgen wir ihnen, nur hat ein gefühlloser Mensch seitdem uns das zu sagen gelehrt.

Freya liebte ihren Thor, und eine Menge von Kindern krönte ihre Liebe. Unser Verfasser der Götterchronik behauptet steif und fest, so sinnlich wie jezt wäre das Ding nicht zugegangen. Thor, sagte er, brauchte seine Freya nur verliebt anzusehen, so freute sich diese darob so sehr, daß sie schwanger wurde. Möglich ist das nun zwar ganz gewiß, aber ich laße es doch dahin gestellt seyn, ob das Ansehen alsdenn nicht eben so sinnlich war. Ein Glück, daß es heutiges Tages nicht mehr so ist, sonst, arme Mädchen, wärt ihr ja immer schwanger.

Colna verirte noch immer den jungen Manzor, den einfältigen Gott, der die Erde so besprützt hatte. Colna war eines der schönsten, und witzigsten Mädchen in Walhalla, die den Göttern oft was zu lachen machte. Mit Manzor hatte sie ihr wahres Fest. Sie that als wäre sie in ihn verliebt, in den häßlichen Manzor, und der einfältige Bube glaubte es. Er ist zwar schon ein großer Narr, sagte sie, aber ich will ihm zum noch größern Narren machen. Wenn wir heute spatzieren gehen, soll er mich führen, denn gehe ich mit ihm allein, und thue ihm eine Liebeserklärung. Alle freuten sich auf den künftigen Spaß.

Es geschah: Sie giengen beyde an einem einsamen Orte spatzieren. Der dumme Manzor glaubte, sie liebe ihn, und schwer wurde es ihr das Lachen zu laßen, um ihre Rolle zu spielen. Manzor wurde lästig, und forderte einen Kuß. Es kostete der Colna viel, ihn zu geben, denn Manzor eckelte ihr an. Sie überwand sich doch, und gab ihn, um den Spaß nicht zu verderben. Er umarmte sie, daß ihr faßt übel wur-

de. Manzor wurde so kühn als er werden konnte. Sie, die ihn vorher mit Wiederwillen küßte, schallt jezt nicht unwillig auf ihn und lächelte über ihn. Aber Manzor war nicht zurück zu treiben, sie wurde plözlich verwirrt, und Manzor war glücklich.

Der alte Vorbar kam. Manzor war so munter, Colna stille, verwirrt, erhizt! Sie sollte spaßen, sie konnte nicht, sie weinte. Der ganze Walhalla wollte sich todt lachen über die Geschichte. Aber Wodan ward böse. Schwaches Mädchen, sprach er zur Strafe werde ein altes Weibchen. und wohn' auf einer der neuges schaffenen Erden, die Menschen hält; aber sey häßlich wie die Nacht, damit sie dich von sich stoßen. So sey von Göttern und Menschen verachtet, und nie sollst du wieder Göttin werden, bis einer dein abscheuliches Gesicht liebt!

Colna wanderte also auf der Erde umher, aber wo sie sich sehen ließ, da lief man vor ihr. Würklich sah sie auch so häßlich aus. wie keine alte Maitresse je aus gesehen hat. Und desto unglücklicher war sie, da sie ihr gefühlvolles Herz behalten hatte, denn die Menschen, so ganz nach dem Ebenbilde der Götter gemacht, waren doch immer liebenswürdig. Unter den angenehmen Flecken, die auf der Erde sind, zog sie keinen dem Harz vor. Dort, sagte sie, belohnt mich die reizende Natur. Hohe Berge fand sie dort, von denen sie ganze Länder übersah, aber nicht so schrof und steil, nicht mit ewigen Eiß bedeckt. Und am Abhange dieser Berge, welch eine reizende Ebene, die sich gegen das nördliche Meer verliert! Alles drängt hier die Natur zusammen. Hier paarte sie die wilden grotesken Scenen mit entzückenden lachenden Fluren. Hier sah der Tannenbaum auf den Rosenstrauch herab, hier versengte die Blume im Sommer keine verderbliche Hitze, und

im

im Winter zerſtörte ſie nicht ein zu heftiger Froſt. Ge nung Colna fand hier einen Theil ihres Glücks wieder.

Woran gewöhnt ſich nicht ein fühlbares Herz? In ſeinem Kummer findet es Vergnügen, und ungern ver läßt es den Zuſtand, wo es gekränkt wurde und litt, mit Wehmuth nur eilt es zu freudigen über. Auch Colna wurde bald glücklich. Sie eilte durch Haine und Fluren, beſah die niedlichen Blumen, und ſo wie Mädchen, die keinen Geliebten haben, zu thun pflegen, führte ſie manches Liebeshiſtörchen zwiſchen den Blu men aus. Oft führte ſie den Blumenſtaub des präch tigen Baumes auf die Blumen des kleinen Graſes, und freute ſich nachher über die drolligen Kinder. Sie reizte die jungen Staubfäden, daß ſie den Staub weit umher warfen, und Pflanzen von anderer Art beſtreu ten. So, ſagt unſer Verfaſſer, ward die vegetabiliſche Schöpfung ſo üppig, und dadurch ſo mannigfaltig, ſo verſchönert, daß die Botaniker die damals in der Ge gend wohnten, ſich nicht darein zu finden wußten. Noch findet man manche Pflanze dieſer Art So vermählte ſie den kleinen gelben Fingerhut, mit dem purpurro then, und beyde erzeugten ein ſchönes Kind, das noch in den romantiſchen Thälern um die Baumannshöhle häufig blüht. (Digitalis ambigua).

Oft ſaß ſie, und ſang ein Wiegenlied dem ſproßen den Saamen, oft auch ein Brautlied der blühenden Pflanze. Ihre Stimme war die lieblichſte, die man in den Wäldern am Harz je gehört hatte: aber ſehen ließ ſich Colna nicht, aus Furcht, die guten Leute zu verſcheuchen.

Einſt ſaß ſie, und ſang ſo ein Brautlied für eine junge Blume. „In der Männer Mitte hebſt du dich empor, junges Weibchen! alle ſtehen um dich her, und in einem Augenblick ſtreuen ſie ihren Staub auf dich.

Aller Glück, das ſie genießen, o glückliche, vereinigſt du in dir. Kein ſterbliches Geſchöpf hat ſolches Glück wie ihr, ihr lieben Blumen. Und darum blühet ihr ſo ſchön, und füllt mit euerm ſüßen Duft, die ganze Gegend weit umher. Und ihr, ihr jungen Männer, welch ein entzückendes Gefühl durchdringt euer innerſtes! Sonſt immer unbeweglich, eilt ihr nun zu euren Weibchen hin. Welch ein Gefühl, welch eine Freude muß es ſeyn, wenn ihr euch dann bewegt! Eur kurzer Weg iſt gegen eure Ruhe, was der Flug, von Stern zum Stern für eines Menſchen Laufbahn iſt. Beglückt, beglückt, ob ihr gleich bald verwelkt. Eur liebevoller Augenblick iſt eine Ewigkeit, iſt der Vernichtung werth. O fliehet traurige Gedanken, der Liebe traurige Gedanken — allein bin ich!

Einer der ſchönſten jungen Hirten, ein Naturforſcher ſeiner Zeit, hörte aufmerkſam dem Geſange zu. Er näherte ſich immer mehr und mehr der Stelle, wo er ihn hörte, bis er ſie endlich ſitzen ſah. Er erſchrak und gieng zurück, und wollte ſeinen Augen nicht trauen. Sie wollte, wie immer, fliehen, aber bezaubert ſtand ſie da, und konnte nicht von dem ſchönen Jüngling ſich entfernen. Man ſtelle ſich ein altes zahnloſes Weib vor, ſo zuſammen geſchrumpft, daß er es auf die Hand nehmen konnte. Zärtlich rief ſie ihm nach: o grauſamer, o flieh mich jezt nicht, jezt wo meine Seele, ſo fein geſpannt, die ſchönſten Töne tönt. O deine Grauſamkeit zerſtört mich! Er wandte ſich, und ſein Lachen über das alte verliebte Weib konnte nur der Eckel verdrängen, den er gegen ſie fühlte. Er fragte nach den Blumen die ſie hatte, und ſie erklärte ihm die Liebe der Pflanzen. Er ſtaunte ſie an, und durch ihren Unterricht hingerißen, ſezt er ſich bey ihr nieder. Aber hier hätte ihn die gute Colna bald verjagt. Sie wußte, wie ſehr es hinreißt, wenn ein jun-

junges Mädchen einen jungen Mann an ihrem Leib wärmt. Sie wollte näher rücken, und berührte ihn mit ihrer Hand, aber er ſchauderte vorr den Eidexens grif, und wäre faſt geflohen.

Als er endlich den Eckel ſie zu ſehn, überwunden hatte, führte er das alte graue Mütterchen mit ſich umher. Ohngeachtet ihrer hohen Weisheit, ihres göttlich ſchönen Geſangs, that es der Weiſe ſeiner Zeit doch mehr aus einer Art von Bizarrerie, als auch Achtung gegen ſie. Er behandelte ſie wie ein altes garſtiges Weib, nicht wie die göttliche Sängerin. Es war an dem Berge, wo nachher Crodo ſeinen Sitz aufſchlug, nicht fern vom Brocken, wo er eines Abends bey ihr ſaß. Die Sonne war nahe bey ihrem Untergange; gegen über lag der Brocken, mit ſeiner erleuchteten Spitze und ſeinen weißen Felſengruppen, vor ihm allenthalben ein Meer von dunklen Tannenwäldern. Zur Seite munterlacheude Wieſen, mit ſchönen Hügeln. Der Berg, auf dem ſie ſtanden, war ſteil und hoch. Hier erklärte ſie ihm wie der Harz entſtand in der großen Fluth, wie nachher ein paar Seen auf ihm ſtehen blieben, die endlich ausbrachen, und nun die romantiſchen Thäler bildeten, die vor ihnen lagen. Er bewunderte den Schwung ihrer Rede. Dann ſprach ſie, wie überhaupt alles in der Welt entſteht; wie ſie das iſt, was ſie iſt; was Zerſtörung macht, was die ſchönſte Kraft, Liebe der Theilchen zu einander, macht: Hebe dieſes ſchöne Bindungsmittel aller Weltſyſteme auf, ſagte ſie, und alles iſt Staub.

Mütterchen, du ſprichſt ſo feurig von Liebe? fühlſt du ſie noch? — O mein Herz verzehrt ein heftiges Feuer, und kalt iſt meine Haut. — Der Jüngling wurde gerührt. Ich will dich wärmen, ſprach er, und nahm ſie auf den Schoß. Sie ſank an ihn hin. Er fühlte

nach ihren Herzen und es schlug schnell. Er sezte, nachdem er diesen Punct in Richtigkeit gebracht hatte, seine physischen Untersuchungen fort. Ich will dich wärmen, sprach er, sie sträubte sich, aber er siegte.

Wie groß war sein Erstaunen, als ein schöner Busen sich unter ihm erhob, schneeweisse schöne Arme ihn umschlangen, die schönsten Füße neben ihm lagen, und ein Engelgesicht zum Kuß ihn einlud. Sein Erstaunen war so groß, daß die Natur nun nicht in Verlegenheit kam, einen Bastard von Göttern und Menschen zu machen.

Sie fühlte, daß Sie ihre vorige Gottheit wieder erlanat hatte, und gab ihm doch den Kuß als Göttin zum Dank ihrer Erlösung. Sie wollte zum Walhalla gehen. Ihr Haupt erhob sich schon.

Wodan hatte wohl gewust, daß dieses Gefühl sie wieder zur Göttin machen würde, und darum hatte er sich auch so häßlich gemacht. Sie verließ mit Schmerzen diese Erde. Ach, sagte sie, wie schön ist es doch, Mensch zu seyn! er hat Tausend Freuden, die kein Gott hat. Schön ist das Band, das die Menschheit bindet! Das Gefühl eingeschränckt zu seyn — nicht die Tiefen der Natur zu durchschauen, nicht auf Flügeln über Weltsysteme sich hinzuschwingen — es ist schön, wie das eines jungen Mädchens, wenn ein Jüngling es im Lauf erhascht, seine Arme um es windet, und den süßen Raub fest an die Brust drückt.

Sie weinte Götterthränen. Sie tropften so häufig herab, daß noch jezt der Brocken ganz sumpfig davon ist, und in einigen Jahrhunderten nicht wieder abtrocknen wird. Aber um die Gegend reizend zu machen blühte, als sie gen Walhalla sich erhob, unter ihrem Fuß die schönste Anemone (Anemone alpina) auf.

Als

Als Colna wieder in Walhalla angekommen war, hörte das Geflüſter nicht auf. Es iſt doch auſſerordentlich, ſagten die witzigſten der Götter und Göttinnen, ſo ſtark, und doch zugleich ſo ſchwach zu ſeyn! Den dummen groben Manzor verliebt zu machen, und in einer ſo häßlichen Geſtalt einen armen Sterblichen noch einnehmen. Ein Glück, daß der arme Sterbliche über die Göttin erſchrack, ſagte eine andere. Hm! Sterbliche, ſagte eine Dritte, das iſt ja nur Kleinigkeit.

Trotz aller Spötterey über die gute Colna, gingen doch die Göttermädchen häufig zu ihr, erkundigten ſich nach dieſem und jenem, und fragten, wie ſie ſich auf Erden amüſirt hätte. Alle verwunderten ſich, als ſie hörten, wie wohl ſich Colna befunden hätte, und manche wünſchten dort zu ſeyn. Sie ſind ja unſern Götterbuben ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern, dachten ſie; und wenn das iſt, dann kommt es auf die innere Gottheit ſo ſehr nicht an.

Dummor, einer der zärtlichſten jungen Götter, hörte die Erzählung von der Erde ſehr oft; denn er war wohl gelitten unter den Göttinnen. Auf einmal fiel ihm ein, auch auf der Erde Eroberungen zu machen: — ein ſehr philoſophiſcher Einfall, ohngefehr ſo, als wenn es uns einfiele, nach Indien zu gehen, um den Goloks oder Urang Utangs die Cour zu machen — denn, hatte Colna immer geſagt, ich muß geſtehen, die Jünglinge unter den Menſchen ſind ganz erträglich und zum amüſiren ganz gut, aber die Mädchen — die ſind höchſt abſcheulich, und ich wüſte nicht auch nur ein einziges ausſtehliches Geſchöpf gefunden zu haben. Aber das vermehrte Dummors Neugier. So ein garſtiges Geſchöpf einem ſo ſchönen Gott in den Armen — eine ſonderbare Ideen Verbindung! und Sonderbarkeit gefällt.

Speed.

Warum?

Lanz.

Weil du nicht ſo viel brüderliche Liebe in dir haſt, mit einem Chriſten nur in ein Bierhaus zu gehen; willt du gehn?

Speed.

Ich bin dein Diener.

(Sie gehen ab.)

Neunte Scene.

Protheus tritt allein auf.

Protheus.

Verlaß' ich meine Julia, ſo bin ich meineydig; lieb' ich die ſchöne Silvia, ſo bin ich meineydig; beleidig' ich meinen Freund, ſo bin ich noch meineydiger: Und doch iſt es die nemliche Macht, die mir meinen erſten Eyd abnöthigte, welche mich nun zu dieſem dreyfachen Meineyd reizt. O allzuverführeriſche Liebe! wenn ich geſündiget habe, ſo lehre mich, deinen verſuchten Unterthanen, mein Verbrechen zu entſchuldigen! Zuvor betete ich einen funkelnden Stern an, izt verehr' ich eine himmliſche Sonne. Unvorſichtige Gelübde mögen auch unverſehens gebrochen werden; und dem muß es wol ſehr am Verſtand gebrechen, dem es an entſchloßnem Willen fehlt, ſeinen Verſtand zu lehren, das ſchlechtere gegen das beſſere zu vertauſchen. Fy, fy! un-

Genug er hielt den Einfall für philoſophiſch, ob ich gleich aufrichtig geſtehen muß, ſagt mein Verfaſſer, es wäre philoſophiſcher geweſen, wenn der gute Dunmor vermuthet hätte, daß die Töchter der Erde vielleicht nur Göttermädchen unausſtehlich ſeyn könnten.

Er nahm Urlaub aus Walhalla, — der Spekulationen wegen, gab er vor, und kam nach der Erde.

Es iſt ein ſchönes reitzendes Thal am Harze, — du wohnſt da noch, Geiſt meines S. — ein Lieblingsort der Natur. Es geht bey Elbingerode ſo flach, ſo ſanft hinein, und hat zu beyden Seiten ſchöne muntere Hügel. Aber je weiter man geht, deſto tiefer wird es; nicht mehr Hügel, hohe Felſen erheben ſich zur Seite, ein reißender Strom rauſcht durch die Mitte dahin, bis am Ende, hoher Krakſtein, vor dir das Auge ſchwindelt. Eine niedliche Idee iſt das Thal; wie das Studium der Natur, iſt es im Anfange ſanft und lieblich und leicht zu betreten, dann folgen Felſen und Ströme und endlich ſchwindelt der Wanderer. Vorn in dieſem ſchönen Thale ſaß ein Mädchen — es war das ſchönſte Mädchen, nicht am Harze nur, es war das ſchönſte Mädchen in Niederſachſen; ganz jene ſächſiſche Schönheit! ein langes blondes Haar hieng bis über die Hüften ein blaues Auge blickte ſo ſanft, ſo ſchmachtend aus dem Geſichte hervor, das mit der feinſten Haut überzogen war, auf der die leichteſte Röthe ſichtbar wurde. Sie ſaß und band Blumen, und oft ergoß ſich eine Purpurfluth über ihren Körper, ein leichter halbgedachter Gedanke erregte ſie ſchon oft, ehe ſie ſich den Gedanken erlaubte. Sie war eines der glücklichen Geſchöpfe, denen, ganz Leben, ein leiſer verwehter Gedanke im ganzen Körper nachhallt, wie der Ton einer Sängerin ein ſchön geſtimmtes Clavier zum mittönen bringt. Dunmor war abgetreten, wo Colna

auf-

aufstieg, auf den Brocken. Er wanderte an der Bude herab, kam in das romantische Thal, und hatte natürlicherweise menschliche Gestalt und menschliche Größe angenommen. Denn die Götter suchen nicht den Brocken allein, sondern auch ganz Europa mit einem Microscop auf der Erde. Noch nie hatte Dunmor so schöne Empfindungen gehabt, als bey Erblickung dieses Thales. Es gieng ihm wie Colna; der ganze Hause von Sternen der nach Harmonien tanzte, und die Gegenden des großen weiten Himmels schienen ihm langweilig, gegen die Partien der Erde.

Es ist würcklich das größte Glück nun eben nicht, sagte der göttliche Philosoph, ein Gott zu seyn, das ist, immer übersehen, und übersehen, und abstrahiren, und am Ende sieht man vor allem Uebersehen sich selbst nicht. Aber es ist so süß, und so angenehm auf jedem Athem zu schweben, jedes Pünctchen zu durchwandern; süßer, als vom Sirius bis zum großen Bären nur einen Schritt zu thun.

Du hast mich erinnert, Dunmor, an meine Kindheit, als ich klein und froh in meinem Cirkel wandelte, als jede Stelle der Erde, war sie noch so klein, eine Welt mir war, jede Erdscholle ein Gebürge, jeder Tropfen ein Weltmeer.

Verachtet nicht, ihr armen, den Insektenkenner der jedes Thierchen aufnimmt, oder den, der die Infusionsthierchen im Tropfen Wasser zählte! er war glücklicher als ihr, die ihr mit einem Blick das All umfaßen wollet.

Dunmor fand denn bald Adelheit sitzen; sie band eben einen Strauß für ein kleines fremdes Kind, das neben

neben ihr ſpielte. Ich bin ein Fremdling, ſagte er, und habe mich verirrt, weißt du denn Weg nicht?

Sie ſtaunte, wurde roth. Ein ſchöner Jüngling ſtand vor ihr. Schlank ſein Körper, redend ſeine Mienen, und ſeine Augen? — Nun, die hatte Dunmor aus einer Sonne gemacht, die er zuſammendrückte. Man kann ſich auch vorſtellen daß ſein Blick, da er Avantüren ſuchte, wie er ſie fand, ſo ſchwach, ſo unbedeutend eben nicht war. Es zog ſie eine Sympathie hin zu ihm, ſie bebte ſo bebte die Erde als ſie fühlte, daß die Sonne ihre unbelebten Theile zum Leben erheben würde.

Den will ich dir wohl zeigen, ſagte ſie. Er folgte ihr, erzählte ſeine Geſchichte, die, wie man ſich nun wohl vorſtellen wird, ſo ziemlich erlogen war. Aber es war ſpät, der Fremdling müde, der Vater gaſtfrey, er blieb dort.

Der Vater gewann den Fremdling lieb. Geſtanden doch die Göttinnen, daß Dunmor ein liebenswürdiger Philoſoph war, und Philoſophie bezaubert doch immer mehr Männer als junge Mädchen, ſagt mein Verfaſſer. Laß ſie ſich lieben, dachte der, und er hatte das nicht ſo ſchnell gedacht, als ſie es thaten. Sie liebte, und weil ſie blaue Augen und blonde Haare und eine feine Haut hatte, ſo liebte ſie nicht platoniſcher — aber doch mehr, als wollte ſie mit dem ganzen Körper den ſchönen Mann einathmen. Die ſchwarzhaarichten ſollen die Liebe ſo mehr auf einen Punct concentriren.

Hier wird nun der Verfaſſer der Götterchronick ſehr weitläuftig um ſich zu entſchuldigen, daß er nicht ſagt, wie Dunmor es machte, daß ihn Adelheit liebte, noch wie er es machte, daß Adelheit es geſtand. Er behauptet ſteif und feſt, die Mädchen, die eine Lie-

bet-Erklärung lesen, denken immer, man macht sie ihnen. Und dafür will er nicht angesehen seyn.

An einem schönen Abend giengen die Liebenden spazieren. Sie sezten sich auf die Wiese eines kleinen Hügels, am Rand eines Tannenhaines! Vor sich hatten sie die ganze Kette hoher Gebirge, mit ihren Granitfelsen. Er lag neben ihr, und hatte den Kopf in ihren Schooß gelehnt, sie saß und spielte mit seinen Locken. Himmlisches blaues Auge, sagte er, und sah sehnsuchtsvoll an ihr herauf. Seht doch was der Mann galant ist, erwiederte sie, welche Tändeleyen! Nicht Tändeleyen, liebe Adelheit, dein Auge ist himmlisch blau. Aber weißt du wohl warum der Himmel blau ist? Nein, sag du es, lieber Gelehrter. — Sieh, wenn die Sonne nicht wäre, so wäre da oben das alles leer, und dunkel und schwarz. Aber schwarz mit Sonnenstrahlen macht blau. Hast du wohl, du Mahlerin, durch eine Farbenmischung blau hervorgebracht? — Nein, das ist wahr, sagte sie. — Ja, weil du armes Mädchen den Pinsel nicht in Sonnenstrahlen tunken kannst.

Sieh, fuhr er fort, so waren im Anfange alle Mädchen und Männeraugen schwarz, wie die Mehrenaugen. Da kam ein Gast auf die Erde (so sprach der schalkhafte Dummer) mit Sonnenstrahlen im Auge, und das Mädchen hieng an ihm, und in der süssesten aller Umarmungen (Adelheit erröthete) trank ihr Auge des Gottes Strahlen ein, und wurde blau. Du bist ihrer Nachkommen eine. Wenn dann mein Auge nicht blau wäre, wie du sagst, so würd' es wohl nun blau, sprach sie zärtlich. Dummer hat hernach oft gesagt, dieser süsse Ausdruck habe nicht so sehr auf ihn gewirkt. Es war Wahrheit, sprach er, und ich wollte geliebt seyn, wollte Schmeicheley. Ich mußte mich besinnen, daß sie das nicht wußte, gestand er, um ihr durch einen Kuß

zu danken. Einen andern ſchönen Abend ſaßen ſie auch ſo zärtlich bey einander, und ſchon bekannter, wie man wohl leicht denken wird. Es war warm geweſen, ſie lüfete das Halstuch. Er ſank ihr an die Bruſt und entblößte ſie, die ihm voll Zärtlichkeit entgegen wallte. Dein Buſen hebt ſich, Liebe, mir entgegen? Dir, ſagte ſie glühend und erröthend. Auch dir, beſtes Mädchen, hebt mein Buſen ſich entgegen, ſagt' er, — ein unglücklicher Einfall! Sie lächelte ſchalkhaft — Dein Buſen? Er geſtand ſeinen Irrthum, und lachte. Wir lieben euch mehr, als ihr uns, ſagte ſie, und verbarg ihr Geſicht, und überließ ihm alle ihre Reize — auch von dieſer Seite ſtrömt Liebe in uns.

Es iſt doch traurig, ſagte Dummer, daß die Fühlloſigkeit unſers Vaters, dieſen ſchönen Sinn uns verlohr. Wie, ihr hattet ihn einſt? Wie verlohrt ihr ihn, erzahle! — Als die erſte Mutter ihr erſtes Kind gebahr, brachte ſie es dem Vater. Sieh, dein liebes Ebenbild, ſagte ſie, und küßte und drückte es. Pfui, der Junge ſieht mir nicht ähnlich, ſagte er aus männlicher Bizarrerie. Sogleich vertrockneten alle Gefäſſe und alle Nerven, er ward wie wir noch ſind.

Nach einer ſolchen Unterredung konnten nun freylich die guten Lebenden nicht lange mehr ſo keuſch bleiben. Bey einem andern Spaziergange, die Sonne neigte ſich zum Untergange und röthete die Berge, genoß ſie den Gott, genoß ſie den ſchönſten Genuß, den je ein Mädchen erfuhr. Fülle des Lebens überſtrömte ſie, ſtrömte durch ſie auf die Natur. Ihre Arme ſanken von der Umarmung zurück, und ſanken auf die Seite der Klippe. Da goß ſie Leben in die todte Natur. Unter ihren Händen entſproſſen Blumen, voll von Leben und von Empfindlichkeit. Noch zieht ihre Frucht bey

jeder

jeder Berührung empfindlich ſich zuſammen, und ſtreut den Saamen umher. (Impetiens Noli tangere, und Cardamine Impatiens.)

Alle Abend, wenn die Sonne ohngefähr untergeht, bringen die Kräfte der Natur dem Vater Wodan Rapport. Da kam denn auch der Bildungstrieb, und erzählte die Arbeit, die ihm ein Gott gemacht hatte. Ey, wie wurde Wodan böſe! ich muß, rief er, dem Laufen nach der Erde ſteuern, das iſt ganz wider die Natur. Sogleich bekam Attraction die Execution. Sie gieng auf Befehl des großen Wodan. Dummor verſchwand von der Erde, ſein Stoff flog nach Walhalla, und die Götter lachten ihn aus.

Sie ſaß allein und verlaſſen. Er war nicht mehr. Vorher ein Glück, ein Glück, ſo ſchön, ſo ſüß hat noch nie ein Sterblicher es geträumt, ſo ſüß noch nie in der taumelvollſten Stunde geträumt. Es war die Erde nicht mehr, ſie ſah die Gefilde des Himmels, ſie ſah Walhallens Thäler und ihren Geliebten. Eine Gottheit ſtrömte hinüber in ſie, ſie fühlte ſich höher verfeinert, ſie glaubte, wie Lüftchen, über Berg und über Thal, ſie glaubte gleich einer kühnen Idee von Welten zu Welten zu fliegen — Allein, verlaſſen, was war die Natur nun? wie konnte die grobe Erde auf das verfeinerte Mädchen noch lieblich würken? auf ſie, fühlbar gemacht gegen Weſen, gegen die, die Weſen dieſer Erden ſind wie Staub gegen liebliche Töne! Allein, verlaſſen war ſie in der Natur; es war eine Empfindung, wie wenn das Leben zum höchſten unerreichbaren Alter nur ein Augenblick wäre. Es entſtanden entſetzliche Krämpfe in ihrem Körper, die Krämpfe des Alters; jede Ader, jeder Nerv, jede Fieber wurde Knochen, ſie ſtand da, eine ſteinerne Säule. Aber die

Krämpfe machten, daß ſie ein Kind gebahr, ob Mädchen oder Knabe, das weiß man nicht. Noch in dieſem Geſchöpfe ein Funke der Gottheit. Es entwickelte ſich ſchnell, gebahr wieder einen Jungen, verſteinerte ſich und ſtarb. Die Nachkommen dieſes Mannes fühlen noch oft die Empfindung des Krampfes, der den Körper verknöchern will, und daher entſteht die Gicht unter den Menſchen. Beſonders die befällt ſie, welche die Freuden des Lebens zu häufig genoſſen, ſo häufig, daß ſie plötzlich ihnen zum Eckel werden. Sie empfinden dann einen Theil von Adelheits trauriger Stimmung der Seele, als ihr Dunmor ſie verließ.

Aber Adelheits feinſter Theil, die Seele, entfloh zum Walhalla, und ward eine von Dunmors ſchönſten Ideen.

F. Link.

Hiſtoriſcher Calender für Damen auf das Jahr 1790. Von Archenholz und Wieland. Leipzig bey J. G. Göſchen. 1 Thlr.

Der Verleger wünſchte einen Calender zu liefern, welcher ein artiges Neujahrsgeſchenk für Damen ſeyn könnte, vorzüglich aber eine lehrreiche und reitzende Unterhaltung gewähren möchte. Zwey Lieblingsſchriftſteller der Nation ließen ſich geneigt finden ihn dabey zu unterſtützen. Herr von Archenholz hat die Geſchichte der Eliſabeth Königin von England übernommen. Das Leben dieſer großen Frau, welche nicht nur das Glück ihrer Nation gegründet hat, ſondern auch für ganz Europa äußerſt wohlthätig geweſen iſt, hat einen großen Reichthum an intereſſanten Scenen und wichtigen Begebenheiten. Herr Hofrath Wieland hat die Schönheit der geſelligen und häuslichen weiblichen Tugenden in einigen Beyſpielen zum Nutzen unſers Zeitalters dargeſtellt. Eine Schilderung Catharine II. Kayſerin von Rußland, verbunden mit einigen Denkmälern der Tapferkeit und des Edelmuths aus dem Kriege, welche dieſe große Monarchin gegenwärtig, im Bündniſſe mit den Oeſtreichern, gegen die Türken führt, macht den Beſchluß.

Sechs Kupfer, von Chodowiecky gezeichnet, ſtellen die Königin Eliſabeth in verſchiedenen Handlungen dar als Regentin, Patriotin und Weib.

Sechs andre Kupfer, von vorzüglichen Künſtlern, gehören zu jenen Denkmälern aus dem gegenwärtigen Kriege mit den Türken. 1) Der General Sumarow auf dem Schlachtfelde bey Kinburn, nach einer Zeichnung von einem Augenzeugen. 2) Der Kayſer Joſeph II. wie er die türkiſchen Kaufleute im Hafen Fiume befreyt. 3) Eine außerordentlich tapfere Handlung von vier Oeſterreichiſchen gemeinen Soldaten. 4) Der Großvezier und der Major von Stein bey dem Abſchiede vor der Veteraniſchen Höhle, bey welchen die Charakteriſtik der Großvezirs und das Locale treulich beobachtet iſt, ebenfalls nach einem Augenzeugen.

zeugen. 5) Prinz de Ligne, Graf Nobili, und Corporal Masuri werden von Joseph II. für ihre Tapferkeit belohnt. 6) Haddiks Abschied von seiner Familie.

Das Titelkupfer ist eine Copie des vortreflichen Gemähldes in der Dresdner Gallerie: Der Genius des Ruhms.

Die Stiche sind von Geyser, Malvieux und Penzel. So viel als möglich sollen keine schlechten Abdrücke davon geliefert werden. Zu dem Ende ist von jedem Kupfer mehr als eine Platte gemacht, und deswegen wird man denn auch den Preis nicht unbillig finden.

Alle Bände sind gemahlt. Das Symbol des neuen Jahres, von der Freundschaft mit Rosen und Vergißmeinnicht geziert, mit zurückgelegten Schleyer, ruht unter einem jungen Baum.

Sollte jemand den Band in Seide verlangen, so muß solches bis zum Monat October besonders, mit Einsendung des Geldes, Postfrey bestellt werden. Der Preis in Seide gemahlt ist 1 Thlr. 12 Gr. in Seide nicht gemahlt 1 Thlr. 4 Gr.

Im October dieses Jahres wird der Calender ausgegeben und bald nachher in allen Buchhandlungen zu haben seyn. Leipzig im Monat August 1789.

Georg Joachim Göschen.

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahre 1789.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuſſ. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

ehrerbietige Junge! Diejenige ſchlecht zu nennen, deren unvergleichliche Vollkommenheit du ſo oft mit zwanzig tauſend Schwüren bekräftiget haſt! Ich kan nicht aufhören zu lieben, und doch thue ich's: Aber ich höre da auf zu lieben, wo ich lieben ſollte: Ich verliere auf einmal eine Geliebte und einen Freund; aber um ſie zu erhalten, müßte ich mich ſelbſt verlieren; verliere ich ſie, ſo find' ich, durch ihren Verluſt, für Valentin mich ſelbſt, für Julia, Silvia -- Ich bin mir ſelbſt mehr als ein Freund, und Silvia, (ſey du, Himmel, mein Zeuge, der ihr dieſe Schönheit gab!) Silvia macht Julien zu einer ſchwarzen Mohrin. Ich will vergeſſen, daß Julia lebt, und mich nur erinnern, daß meine Liebe zu ihr todt iſt: Ich will Valentin für meinen Feind anſehen, um in Silvia einen theuern Freund zu gewinnen. Es iſt mir unmöglich, ohne einige Verrätherey gegen Valentin mir ſelbſt getreu zu ſeyn. Er gedenkt heute Nachts mittelſt einer Strikleiter in der himmliſchen Silvia Kammer zu ſteigen; und macht mich, ſeinen Nebenbuhler, zu ſeinem Rathgeber. Ich will keine Zeit verlieren, ihrem Vater von dieſem heimlichen Anſchlag Nachricht zu geben, der, in der erſten Wuth, den Valentin aus ſeinen Staaten verbannen wird, weil ſeine Abſicht iſt, daß Thurio ſeine Tochter heurathen ſoll. Aber ſobald Valentin fort iſt, will ich bald irgend einen Kunſtgriff gefunden haben, den albernen Thurio gleichfalls auf die Seite zu ſchaffen. O Amor, leihe mir nun zur ſchnellen Ausführung deine Flügel, wie du mir Witz zum Entwurf geliehn haſt!

(Er geht ab.)

Zehnte

Der
Teutſche Merkur.

October 1789.

I.

Fragmente
über das bisher allgemein verkannte Vorſtellungs-Vermögen. *)

So ausgemacht es den meiſten meiner Leſer ſcheinen dürfte, daß zum Vorſtellungsvermögen, wenigſtens in der weiteren Bedeutung dieſes Wortes, der organiſche Körper und die ſogenannten äuſſern und inneren ſinnlichen Werkzeuge gezählt werden müſſen — welche dem Zeugniſſe der Erfahrung zufolge, die Kanäle ſind, durch die von den Gegenſtänden auſſer uns der Stoff zu den Vorſtellungen dieſer Gegenſtände geliefert wird — ſo wenig iſt man hierüber in der philoſophiſchen Welt bis auf dieſen Augenblick einig geworden.

*) Aus dem Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens, der in der Michaelismeſſe im Mauriſchen Verlage in Jena erſcheint; — aber nicht, wie hie und da angekündiget wurde, bloſſe Erläuterung der Kritik der Vernunft oder eine Paraphraſe des kantiſchen Syſtems, ſondern die bisher noch nirgends aufgeſtellten eigentlichen Elemente der kritiſchen Philoſophie und in denſelben den Schlüſſel zur Kritik der Vernunft liefern ſoll.

Es giebt nämlich Idealisten, welche jenes Zeugniß der Erfahrung geradezu für eine Täuschung, und Skeptiker, welche daſſelbe für unzuverläßig erklären. Die Einen glauben zu wiſſen daß es keine Körper geben könne, und daß unſre Organiſation ſelbſt nur eine bloße Vorſtellung ſey; die andern aber — daß man ſich durchaus nicht überzeugen könne, woher unſre Vorſtellungen kämen, indem ſogar die Uebereinſtimmung derſelben mit ihren Gegenſtänden unausgemacht ſey und bleiben müſſe.

Die Materialiſten allein, welche allen Unterſchied zwiſchen dem vorſtellenden Subjekte und der Organiſation läugnen, ſind über die Unentbehrlichkeit der leztern zur Vorſtellung überhaupt unter ſich einig; denn ſie halten das Vorſtellungsvermögen für nichts als eine Beſchaffenheit, Eigenſchaft, Kraft, einer gewiſſen Organiſation.

Wenn im Gegentheil die Idealiſten einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem vorſtellenden Subjekte, das ſie Seele, und der Organiſation, die ſie Leib nennen, annehmen, und den Leib für ein bloßes Inſtrument der Seele gelten laſſen: ſo ſind ſie doch hierüber unter ſich uneinig, ob ſie dieſes Inſtrument zu allen, oder nur zu einer gewiſſen Art von Vorſtellungen (nämlich den ſogenannten ſinnlichen) allein für unentbehrlich halten; und folglich ob ſie die Organiſation in den Begriff des Vorſtellungsvermögens überhaupt, oder

nur

nur in den Begrif des ſinnlichen Vorſtellungsvermögens allein aufnehmen ſollen.

Diejenigen, welche die Unſterblichkeit der Seele aus der Natur unſers Gemüthes zu beweiſen unternehmen, ſehen ſich durch die Hinfälligkeit des organiſchen Körpers genöthiget, entweder die Unentbehrlichkeit der Organiſation zum Vorſtellungsvermögen überhaupt zu läugnen, oder der Seele, ich weiß nicht was für einen feineren nach dem Tode fortdaurenden Körper beyzulegen. Zu einem von beyden müſſen ſich die Spiritualiſten bekennen, welche das Vorſtellungsvermögen für eine Kraft eines unkörperlichen, einfachen Weſens halten, das, nach einigen, alle, nach andern aber nur die überſinnlichen Vorſtellungen nicht durch Eindruck von auſſen erhält, ſondern aus ſeinen eigenen Anlagen entwickelt; und nach einigen des Körpers, von dem es bloſſe Einſchränkung in ſeinen Handlungen erfährt, gar nicht bedarf, nach andern aber durch ihn nur für die Zeit dieſes Lebens den Stoff erhält, den es zu ſeinen Vorſtellungen verarbeitet.

Da es alſo in der philoſophiſchen Welt noch keineswegs ausgemacht iſt, ob und in wieferne die Organiſation zu den Bedingungen der Vorſtellung überhaupt gehöre; die Theorie des Vorſtellungsvermögens aber keine andere als allgemeingeltende Prämiſſen zuläßt: ſo darf von mir gegenwärtig die Unentbehrlichkeit der Organiſation zur Vorſtellung überhaupt weder behauptet

noch geläugnet werden; sie muß einstweilen dahin gestellt bleiben, und darf so wenig als ihr Gegentheil schlechterdings nicht in denjenigen Begrif des Vorstellungsvermögens hineingezogen werden, der die Grundlage unserer Theorie ausmachen soll, und der in dieser Eigenschaft durchaus nichts enthalten darf, worüber nicht alle denkende Köpfe einig sind, sobald sie nur daran erinnert werden.

Die vorstellende Kraft ist nur durch ihre Wirkung, die bloße Vorstellung, erkennbar. Wir wollen also fürs erste nicht diese Kraft selbst, sondern nur dasjenige von ihr untersuchen, was sich in ihrer Wirkung, der bloßen Vorstellung, äußern muß. Nicht sie selbst, nicht das Subjekt des Wirkens und seine Substanzialität, sondern nur ihr Vermögen, oder vielmehr Merkmale ihres Vermögens, können in ihrer Wirkung, der bloßen Vorstellung, vorkommen. Gelingt es uns dieses bloße bisher vernachläßigte Vermögen des bisher gar zu eifrig untersuchten Subjektes aus dem richtigen Begriffe der bloßen Vorstellung zu entwickeln: so denk' ich werden wir auch die Kraft, in wieferne sie erkennbar ist, kennen lernen.

Die Frage, worin besteht das Vorstellungsvermögen? wurde bisher mit der von ihr so ganz verschiedenen Frage: Worin besteht das vorstellende Ding in mir? und: wie wirkt die vorstellende Kraft (das Subjekt

ſekt des Vermögens) verwechſelt, oder vielmehr über dem fruchtloſen Beſtreben die letztere zu beantworten ganz übergangen. Vorſtellen, behauptete aber der eine Philoſoph, iſt das Reſultat von der Zuſammenwirkung einer einfachen Subſtanz (der Seele) mit einem organiſchen Körper; die Seele iſt alſo ſo wenig ohne Leib, als dieſer ohne jene, der Vorſtellungen fähig. Denken ſagte der andere, kann nur die Wirkung eines unkörperlichen Weſens ſeyn; und da bey allen Vorſtellungen mehr oder weniger gedacht wird, ſo iſt das Vorſtellungsvermögen das Vermögen eines bloßen Geiſtes. Empfinden, erwiederte ein dritter, iſt nur einem organiſchen Körper möglich, und da ſich alle Vorſtellungen (ſelbſt die Urtheile und Schlüſſe) auf Empfindung zurückführen laſſen, ſo iſt das Vorſtellungsvermögen ein Vermögen gewiſſer Organiſationen. Hierdurch wurden alle Unterſuchungen über das eigentliche Vorſtellungsvermögen mehr oder weniger polemiſch, und die im Tumulte des Kampfes erregten Staubwolken entzogen den Gegenſtand, von dem eigentlich die Frage ſeyn ſollte, aus den Augen der Kämpfer. Man hatte noch nicht unter ſich ausgemacht, was man unter **vorſtellen, empfinden, denken, verſtehe**, und unternahm es dafür lieber die Urſache des Vorſtellens, Empfindens Denkens zu erforſchen. Man erwartete von der Untersuchung der vorſtellenden Kraft den Aufſchluß darüber, was man ſich unter einer Vorſtellung zu denken hätte; und da man in allen übrigen Fällen nur aus

der Wirkung die Urſache für erkennbar hielt, wollte man hier die äuſſerſt unbekannte Wirkung ſchlechterdings aus der Urſache kennen lernen. *)

Wir kennen die Objekte auſſer uns, und ſelbſt das vorſtellende Subjekt in uns, nur durch die Vorſtellungen, die wir von ihnen haben, und die wir von ihnen ſelbſt, die keine Vorſtellungen ſind, unterſcheiden müſſen. Die vorgeſtellten Dinge auſſer uns und die Seele, ſind nicht die Vorſtellungen ſelbſt, die wir von ihnen haben, und unſer Bewußtſeyn muß allen Verſuch, das Vorgeſtellte für die bloße Vorſtellung oder dieſe für das Vorſtellende zu ſubſtituiren, ganz unmöglich machen. So lange wir alſo nicht beſtimmt wiſſen, was zur Vorſtellung, in wiefern ſie bloße Vorſtellung iſt, gehört, ſo lange müſſen wir dasjenige, was nur der bloßen Vorſtellung allein zukömt, theils auf die vorgeſtellten Gegenſtände, theils aber auf das vorſtellende Subjekt übertragen, — die Prädikate, die ſo verſchiedenen Dingen, als da ſind die Vorſtellung, das Vorſtellende und das Vorgeſtellte, zukommen, unter einander verwirren, — und folglich Sachen mit bloßen Vorſtellungen, und dieſe mit jenen verwechſeln; woraus nothwendig ein allgemeines Misverſtändniß, Mangel allge-

*) Oder man nahm ſie für ſo allgemein bekannt an, daß man in Lehrbüchern der Logik behauptete: Was vorſtellen, denken, erkennen heiſſe müſſe man von ſelbſt wiſſen. S. Feders Lehrbuch.

allgemeingültiger Grundſätze, und unauflösliche Verwirrung aller philoſophiſchen Notionen entſpringen muß. Es wird ſich in der Folge immer augenſcheinlicher zeigen, wie ſehr dieſes bisher der Fall war. Man miſchte in die Unterſuchung des Vorſtellungsvermögens die derſelben ganz fremden Probleme von dem vorſtellenden Weſen, oder der Seele, und den Gegenſtänden auſſer der Seele ein; ungeachtet man durchs Bewußtſeyn gedrungen war einzugeſtehen, daß ſich von allen dieſen Dingen nur durch die Vorſtellungen etwas wiſſen lieſſe, die man von ihnen habe, aber von ihnen ſelbſt als verſchieden annehmen müſſe. Man vergaß dieſes Unterſchiedes gerade in demjenigen Momente, wo man ihn am meiſten vor Augen haben ſollte; indem er allein bey der Unterſuchung des Vorſtellungsvermögens die Frage hätte veranlaſſen können: Was gehört denn zur Vorſtellung in wieferne dieſelbe nichts als bloße Vorſtellung iſt, und in dieſer Eigenſchaft ſowohl von den vorgeſtellten Objekten als dem vorſtellenden Subjekte unterſchieden werden muß? d. h. worin beſteht das bloße Vorſtellungsvermögen, das Vorſtellungsvermögen im engeren Sinne?

Unſere empiriſche Pſychologie hat ſich bisher mit dem Empfindungsvermögen und der Phantaſie, und unſre Logik mit dem Verſtande und der Vernunft ſo glücklich beſchäftiget, daß es manchem Philoſophen von Profeſſion, der die Worte Vorſtellung und Vorſtel-

ſtellungsvermögen in den bisher gewöhnlichen unbeſtimmten Bedeutungen nimmt, wohl eine lächerliche Anmaßung ſcheinen dürfte, über das Vorſtellungsvermögen etwas Neues, Merkwürdiges, oder gar eine Reformation der ganzen Philoſophie Veranlaſſendes ſagen zu wollen. Gleichwohl, wenn die Männer, die das *Nil Novi ſub Sole* ſo oft zur Unzeit im Munde führen, bedenken wollten, daß durch alle bisherige Verſuche die Wiſſenſchaft des Vorſtellungsvermögen noch nicht ſo weit vorwärts gerückt iſt, daß man darüber einig wäre was ſich denn durch unſer Vorſtellungsvermögen erkennen laſſe? ob zum B. nur ſinnliche, oder auch überſinnliche Gegenſtände? — ſo dürften ſie die Vermuthung nicht ſo gar unwahrſcheinlich finden, daß die Kenntniß des Vorſtellungsvermögens durch alle Bekanntſchaft mit den pſychologiſchen Geſetzen der Empfindung und der Phantaſie, und den logiſchen des Verſtandes und der Vernunft, noch lange nicht erſchöpft ſey. Wirklich giebt es eine Bedeutung des Wortes Vorſtellung, an welche man weder in der Pſychologie, noch in der Logik bisher gedacht, die man wenigſtens in beyden ganz unbeſtimmt gelaſſen hat, und deren Feſtſetzung der allgemeinen Theorie des Vorſtellungsvermögens überhaupt aufbehalten war.

Jede Empfindung, jeder Gedanke, jede Anſchauung, jeder Begriff, jede Idee iſt eine Vorſtellung: aber nicht jede Vorſtellung iſt Empfindung, nicht jede

Anſchauung u. ſ. w. Ungeachtet das Wort Vorſtellung, welches die Gattung bezeichnet, für jede dieſer Arten von Vorſtellung gebraucht werden kann; ſo kann doch keine Benennung der bloßen Art die Gattung ausdrücken. Aber freylich muß man, um dieſe Regel befolgen zu können, die Arten ſowohl von der Gattung als unter einander zu unterſcheiden wiſſen, welches leider in Rückſicht auf die Vorſtellungen bisher keineswegs der Fall war. Unſre bisherige Philoſophie war in den meiſten Fällen weit entfernt, von den Unterſchieden zwiſchen Vorſtellung, Anſchauung, Empfindung, Begriff, und Idee, auf welche ſchon die Sprache durch die bloße Verſchiedenheit der Worte hätte aufmerkſam machen ſollen, Gebrauch zu machen. Sie mengte gewöhnlich die ſehr verſchiedenen Bedeutungen dieſer Worte durch einander, während ſie durch ihre Sachwalter die Schuld von der Langſamkeit ihrer Fortſchritte, und den ewigen Streitigkeiten auf ihrem Gebiethe, ſo oft auf die Armuth der Sprachen wälzen ließ.

Ich verſtehe unter dem Worte Vorſtellung in engſter Bedeutung die Gattung Vorſtellung, d. h. dasjenige, was die Arten der Vorſtellung, nämlich Empfindung, Gedanke, Anſchauung, Begrif und Idee, oder die Vorſtellungen der Sinnlichkeit, des Verſtandes und der Vernunft, gemeinſchaftliches haben — — und wähle für dieſen Begriff der Vorſtellung darum den Ausdruck Vorſtellung in engſter Bedeutung, weil dieſer

Gat-

Zehnte Scene.

(Verwandelt ſich in Julia's Haus zu Verona.)

Julia und Lucetta treten auf

Julia.

Rathe mir, Lucetta, ich beſchwöre dich darum, liebſtes Mädchen, dich, in deren Buſen die geheimſten Gedanken und Wünſche meiner Seele eingegraben ſind; rathe mir, und lehre mich irgend einen anſtändigen Weg, wie ich, ohne meine Ehre auszuſezen, eine Reiſe zu meinem geliebten Protheus machen kan.

Lucetta.

Himmel! der Weg iſt ſo beſchwerlich und ſo lang!

Julia.

Ein Pilgrim, deſſen Andacht aufrichtig iſt, läßt ſich's nicht verdrieſſen, Königreiche mit ſeinen ſchwachen Füſſen zu meſſen; und ich ſollte den Weg ſcheuen, da mir die Liebe ihre Flügel leyht, und der Flug zu einem ſo theuren, ſo liebenswürdigen Gegenſtand geht, als mein Protheus iſt!

Lucetta.

Und doch wär' es beſſer, ſeine Wiederkunft geduldig abzuwarten.

Gattungsbegriff den Namen Vorſtellung mit keinem andern Begriffe theilt: während der Name Vorſtellung, wenn er Arten bezeichnet, mehreren, nämlich der Empfindung, dem Gedanken, u. ſ. w. zukömmt, und folglich als Benennung der Arten, mehr als Einen Begriff in ſeiner weiteren, aber nur einen einzigen in ſeiner engſten Bedeutung zu bezeichnen gebraucht wird. Dieſer Begriff der Vorſtellung überhaupt iſt bisher gänzlich vernachläſſiget und in ſeinen Merkmalen verworren geblieben; und gleichwohl iſt gerade er einer der leichteſten in der ganzen Philoſophie.

Der Begriff der Vorſtellung überhaupt wird bey dem Begriffe eines Dinges überhaupt, und in der weiteſten Bedeutung des Wortes — des Denkbaren, oder eigentlicher des Vorſtellbaren, vorausſezt. Es iſt alſo offenbar, daß der Begriff des Dinges, der aller Metaphyſik zum Grunde liegt, ſo lange vieldeutig und ſchwankend bleiben mußte, ſo lange der Begrif der Vorſtellung überhaupt nicht durchgängig beſtimmt war; daß die Philoſophie ihre Unterſuchungen keineswegs (wie man bis jezt dafür hielt) entweder mit dem Individuellſten der uns vorſtellbaren Dinge, unſerm Ich, (in der Empiriſchen Pſychologie) noch mit dem allgemeinſten, dem Dinge überhaupt, (in der Metaphyſik) ſondern von der Vorſtellung und dem Vorſtellungsvermögen überhaupt beginnen müſſe; und daß daher der ganze Gang, den alles Philoſophieren bisher genommen

men hat, gleich von dem ersten Punkte, wovon er ausgieng, eine schiefe Richtung hatte. Alles Philosophieren muß von der Frage beginnen: worin besteht die Vorstellung überhaupt? oder: was kann und muß in dem Begriffe der bloßen Vorstellung gedacht werden?

Indem wir aber bis zu dieser wichtigen Frage gelangt sind, scheint sich unsern weiteren Fortschritten ein unübersteigliches Hinderniß entgegen zu thürmen, welches in nichts geringerem besteht, als daß es schlechterdings unmöglich ist, von der Vorstellung im strengsten Sinne eine eigentliche Definition oder sogenannte Sacherklärung zu geben. Eine solche Erklärung versuchen, würde eben so viel seyn, als einen Begriff von der Vorstellung aufstellen wollen, der nicht selbst wieder eine Vorstellung wäre. Man prüfe sorgfältig alle Erklärungen, welche von der Vorstellung in was immer für einer Bedeutung, von was immer für Philosophen gegeben worden sind, und man wird finden, daß sie den Begriff der bloßen Vorstellung nicht erklären, sondern als bekannt bey ihrer Erklärung voraussetzen. *) Allein diese völlig ausgemachte Unmöglichkeit einer Definition der Vorstellung kann nur so lange ein Hinderniß

*) Wer versteht z. B. die alte, auch noch in einer andern Rücksicht fehlerhafte Definition: Vorstellung ist Veränderung des Gemüthes, — wenn er sich nicht unter Gemüth das Subjekt des Vermögens der Vorstellung denkt?

niß unſrer weiteren Unterſuchung ſcheinen, als man nicht von der eben ſo unſtreitigen Unbehrlichkeit einer ſolchen Definition überzeugt iſt. Da die Vorſtellung dasjenige iſt, worauf ſich alles was Object des Bewußtſeyns ſeyn kann, beziehen muß; ſo iſt ſie aus allem, was im Bewußtſeyn vorkommen kann, das Bekannteſte, aber auch das Unerklärbarſte. Sie geht allem Bewußtſeyn vorher, das nur durch ſie möglich iſt; und iſt, da ſie bey jeder Erklärung vorausgeſetzt werden muß, und vorausgeſetzt wird, einer Erklärung eben ſo wenig bedürftig als fähig. Der Begriff der Vorſtellung hat keinen höheren über ſich, von dem er abgeleitet werden könnte, denn er wird ſelbſt bey dem Begriffe des Dinges in weiteſter Bedeutung, den man bisher für den höchſten und allgemeinſten angeſehen hat, vorausgeſetzt. Aber eben darum bedarf der Begriff der Vorſtellung um ſo mehr einer genauern Erörterung ſeiner Merkmale, je weniger er eigentliche Erklärung ſeines Gegenſtandes zuläßt.

In der Klarheit ſowohl als in der Unerklärbarkeit des Begriffes der Vorſtellung liegt der Grund, warum man dieſen Begriff bisher nicht nur wie man wohl mußte, undefinirt, ſondern auch, wie man nicht ſollte, unerörtert gelaſſen hat. Wir haben vortrefliche Verſuche über das Denken und Empfinden, aber meines Wiſſens keinen einzigen, der das Vorſtellen im ſtrengſten Sinne, das was dem Denken und Empfinden gemein:

meinſchaftlich iſt, unterſucht hätte. Ob jene Verſuche nicht ungleich mehr geleiſtet hätten, als ſie wirklich geleiſtet haben, wenn ihnen jene Unterſuchung vorhergegangen wäre, wird ſich in der Folge beſtimmter zeigen laſſen. Jetzt nur ein paar Worte hierüber:

Man hat zwar das Denken in weiterer Bedeutung, in welcher es eben ſo viel als vorſtellen galt, vom Denken in engerer Bedeutung, in welcher es ſo viel als urtheilen und ſchlieſſen heißt, unterſchieden; obgleich man auch ſo gar von dieſem Unterſchiede nicht immer Gebrauch machte. *) Aber jene weitere Bedeutung des Wortes Denken war faſt durchgängig ein Spiel der Gedankenloſigkeit und des Zufalls geblieben. Bald ſollte ſie dasjenige angeben, was man dem Empfinden entgegenſezte; bald etwas, worunter man das Empfinden zugleich mit begriffen wiſſen wollte. Im erſten Sinne ſollte Denken ſoviel heiſſen als Vorſtellungen hervorbringen, die Handlung der Thätigkeit des Vorſtellungsvermögens — im zweyten ſollte es eben ſo viel heiſſen als Vorſtellungen haben, wobey das

ſich

*) Gerade dort nicht, wo man am meiſten geſollt hätte, in der Logik, die man ſchon lange nicht mehr auf die Geſetze des eigentlichen Denkens eingeſchränkt, ſondern auf die pſychologiſche Geſetze des Vorſtellens ohne Unterſchied ausgedehnt, und darüber als über eine neueroberte Provinz dieſer Wiſſenſchaft triumphiert hat.

ſich leidend verhalten des Gemüthes keineswegs ausgeſchloſſen ſeyn ſollte. Denken wurde daher ohne Unterſchied bald für Vorſtellungen haben, bald für hervorbringen, bald für empfangen, bald für dieß alles zuſammengenommen gebraucht. So wie dieſer unphiloſophiſche Gebrauch des Wortes Denken die Unterſuchung des Vorſtellungsvermögens einerſeits erſchwerte, ſo wurde er ſelbſt auf der andern Seite durch die Unterlaſſung dieſer Unterſuchung erleichtert. Ob, und in wieferne zu eben derſelben Veränderung des Gemüthes, die man Vorſtellungen empfangen nannte, auch ein Hervorbringen; ob zu dem, was man Vorſtellungen hervorbringen nannte, auch ein Empfangen gehörte, bekümmerte die Philoſophen ſehr wenig, welche die unbeſtimmten Bedeutungen der Ausdrücke Vorſtellungen empfangen und Vorſtellungen hervorbringen in dem unbeſtimmten Ausdrucke **vorſtellen** zuſammenfaßten, den ſie, wenn es die Noth oder die Bequemlichkeit erforderte, bald mit dem Worte Denken, bald mit Empfinden nahe genug beſtimmt zu haben glaubten.

Man iſt, durch das Bewußtſeyn genöthiget, darüber einig, daß zu jeder Vorſtellung überhaupt ein vorſtellendes Subjekt und vorgeſtelltes Objekt gehören, welche beyde von der bloßen Vorſtellung, zu der ſie gehören, unterſchieden werden müſſen. — Ungeachtet beynahe buchſtäblich wahr iſt, was Cicero von den Liebhabern der Weisheit irgendwo ſagt: o kein Kran-

ker

ker habe etwas so tolles geträumt, das nicht irgend ein Philosoph wachend behauptet hätte, so zweifle ich doch ob es irgend einem Sophisten älterer und neuerer Zeiten je eingefallen ist, eine Vorstellung ohne Subjekt und Objekt anzunehmen, und sich der Unterscheidung zwischen diesen drey wesentlich verschiedenen und wesentlichen zusammenhängenden Dingen, dem Vorstellenden, dem Vorgestellten, und der Vorstellung, erwehren zu wollen. Er hätte sein Bewußtseyn läugnen, oder vielmehr verlohren haben müssen. Man ist sich seines Ichs nur durch die Vorstellung bewußt, die man von dem Ich, dem Subjekte, unterscheidet, das man so wenig als die Vorstellung selbst läugnen kann; und man ist sich seiner Vorstellung nur durch dasjenige bewußt, was durch sie vorgestellt wird, durch das Objekt, das man von ihr unterscheidet, und ebenfalls so wenig als sie selbst läugnen kann.

Es ist also nur von der bloßen, das heißt vom Objekte und Subjekte unterschiedenen, Vorstellung hier die Rede. Ich unterscheide ihre innere Bedingungen, dasjenige woraus sie besteht, ihre wesentlichen Bestandtheile: in Stoff und Form.

Zu jeder Vorstellung gehört erstens als innere Bedingung, als wesentlicher Bestandtheil derselben etwas, welches dem Vorgestellten, das heißt dem im Bewußtseyn von der Vorstellung unterschiedenen Gegenstande, in der Vorstellung entspricht, und dieß nenne ich den

Stoff der Vorſtellung. — Man hat bisher den Stoff der Vorſtellung mit dem Gegenſtande der Vorſtellung verwechſelt. — Der Stoff iſt Beſtandtheil der Vorſtellung, nicht aber der Gegenſtand; und der Stoff muß im Gemüthe manche Modification annehmen, die der Gegenſtand, zumal wenn er etwas auſſer dem Gemüthe befindliches iſt, nicht an ſich haben kann. Durch den Gegenſtand wird zwar der Stoff einer Vorſtellung beſtimmt; aber nur als bloßer Stoff, als Repräſentant des von der Vorſtellung verſchiedenen Gegenſtandes; der aber nur dann den Gegenſtand dem Bewußtſeyn wirklich repräſentiert, wenn er aufgehört hat bloßer Stoff zu ſeyn, wenn er Vorſtellung geworden iſt, das heißt, wenn er die Form der Vorſtellung angenommen hat, die er nicht vom Gegenſtande ſondern nur vom Gemüthe und im Gemüthe erhalten kann.

Zur Vorſtellung gehört daher zweytens als innere Bedingung, als weſentlicher Beſtandtheil der bloßen Vorſtellung, etwas wodurch der bloße Stoff zur Vorſtellung wird, und dieſes nenne ich die Form der Vorſtellung. Jede Vorſtellung muß aus etwas beſtehen, was ſich auf das von ihr unterſchiedene Object bezieht. Dieß habe ich Stoff genannt, und es iſt dasjenige, wodurch das Vorgeſtellte (der Gegenſtand) der Vorſtellung angehört. Jede Vorſtellung muß aber auch aus etwas beſtehen, was ſich auf das von der Vorſtellung im Bewußtſeyn ebenfalls unterſchiedene Subjekt.

(das

das Vorſtellende) beziehet. Es iſt dieſes dasjenige wodurch die Vorſtellung dem Gemüth angehört, und was an der Vorſtellung dem Gemüth angehört; und kann nichts anderes ſeyn, als dasjenige wodurch der ſonſt bloße Stoff einer Vorſtellung, wirkliche Vorſtellung iſt, die Form der Vorſtellung, welche der Stoff nur im Gemüthe, und nur durch das Vorſtellungsvermögen erhalten kann. So lange nicht ausgemacht iſt, worin dieſe Form beſtehe, muß bald dasjenige, was in der Vorſtellung dem Gemüthe angehört, dem Gegenſtande, und was dem Gegenſtande angehört, dem Gemüthe beygemeſſen werden. Die Erbſünde der bisherigen Philoſophie!

Eines der älteſten, allgemeinſten, und am tiefſten eingewurzelten Vorurtheile, welche die Principien aller ſpekulativen Philoſophie bis auf dieſen Augenblik verwirret haben, iſt die Meynung: daß die Vorſtellungen Bilder der Dinge wären, daß zwiſchen den Vorſtellungen und den Dingen an ſich Aehnlichkeit ſtatt finden müſſe, und daß die Wahrheit, oder die Uebereinſtimmung unſrer Vorſtellungen mit den Gegenſtänden, in dieſer Aehnlichkeit beſtehen müſſe. Man ſieht, daß dieſes Vorurtheil, wenn es wirklich Vorurtheil iſt, ſelbſt den Begriff von Wahrheit verfälſchen, und auf die Anwendung der logiſchen Geſetze den entſchiedenſten Einfluß haben müſſe.

Schon in ihrem Entſtehungsgrunde zeigt ſich dieſe Meynung als Vorurtheil. Dieſer liegt in der freylich unverkennbaren Analogie, die zwiſchen der Beſchaffenheit der in unſren Organen hervorgebrachten Eindrücke, und der Beſchaffenheit derjenigen Gegenſtände durch welche die Eindrücke hervorgebracht ſind, wahrgenommen wird; eine Analogie, die bey dem vornehmſten Organe, dem wir den Stoff unſerer meiſten und klärſten ſinnlichen Vorſtellungen verdanken, nämlich dem Auge, in der wirklichen Aehnlichkeit des Bildes auf der Netzhaut mit dem ſichtbaren Gegenſtande beſteht. Es war ſchon ſehr frühzeitig unter den Philoſophen eine unbeſtimmte Analogie zwiſchen ſehen und vorſtellen angenommen, die immer weiter getrieben wurde, je mehr man, bey zunehmender Cultur der empiriſchen Pſychologie, für die neu entdeckten Unterſchiede unter den Operationen des Vorſtellungsvermögens, mehrere Ausdrücke von den Operationen des Auges zu entlehnen genöthiget war. Der innere Sinn, wurde immer mehr und mehr als Auge des Geiſtes, und die ſogenannte vorſtellende Kraft als die Sehkraft deſſelben gedacht; und ſo wurde manches, was nur vom Auge und von Sehen gelten konnte, auf das Gemüth und das Vorſtellen übertragen, und in den bis auf dieſen Augenblick völlig unbeſtimmt gebliebenen Begriff der Vorſtellung aufgenommen.

Die

Die Unbestimmtheit dieses wichtigen Begriffes machte allein die Verwechslung des Eindruckes auf die Organe mit der sinnlichen Vorstellung, möglich, welche eine zweyte Verwechslung der zwischen Eindruck und Gegenstand unstreitigen Aehnlichkeit — mit einer offenbar unmöglichen Aehnlichkeit zwischen Vorstellung und Gegenstand zur Folge haben mußt.

Wenn der Inhalt, der Stoff der Vorstellung nicht mit dem Gegenstande, das in der Vorstellung Vorkommende und sie als Bestandtheil mit Ausmachende nicht mit dem von der Vorstellung verschiedenen Objekte verwechselt werden soll: so muß bey aller angenommenen Aehnlichkeit zwischen dem Stoffe der Vorstellung und dem Gegenstande, doch zugegeben werden, daß dieser Stoff nicht der Gegenstand, oder welches hier wenigstens eines ist, nicht das Ding an sich sey; und daß nur der Stoff der Vorstellung, nicht das Ding an sich die Form der Vorstellung erhalte, die das Ding an sich, nicht haben kann, weil es keine Vorstellung sondern von der Vorstellung wesentlich verschieden ist; und diese nicht ausser dem Gemüthe möglich ist. Der Stoff verliert also in so ferne seine Aehnlichkeit mit dem Gegenstande als er die Form der Vorstellung annimmt. Die Vorstellung kann also nie ein Bild des Dinges an sich seyn; weil dasjenige was in ihr allenfalls ein solches Bild heissen könnte, was aber nicht die Vorstellung sondern der bloße Stoff derselben ist, die Form

Julia.

O! weiſſeſt du nicht, daß ſeine Blike die Nahrung meiner Seele ſind? Habe Mitleiden mit der Noth worinn ich geſchmachtet habe, da ich dieſe Koſt ſo lange ſchon entbehren mußte. Wißteſt du nur aus Erfahrung was Liebe iſt, du würdeſt leichter finden, Feuer mit Schnee anzufachen, als das Feuer der Liebe mit Worten zu löſchen.

Lucetta.

Ich ſuche das eurige nicht zu löſchen, ſondern nur ſeine Gewalt zu mäßigen, damit es nicht über die Grenzen der Klugheit hinausſchlage.

Julia.

Je mehr du es eindämmen willſt, je mehr brennt es. Der Bach, der ſonſt mit ſanftem Murmeln dahinſchleicht, wütet ungeduldig, ſobald er gehemmt wird; aber laß ihm ſeinen ſchönen Lauff, ſo rieſelt er muſicaliſch über den Schmelz ſeiner bunten Kieſen weg, küßt freundlich jedes Schilfrohr, das er auf ſeiner Wanderſchaft antrift, und irret ſo durch tauſend krumme Wendungen, mit freywilligem Spiele, dem wilden Ocean zu; ich will ſo geduldig ſeyn als ein ſanfter Strom, und mir aus jedem müden Schritt einen Zeitvertreib machen, bis der lezte mich zu meinem Geliebten gebracht hat; und dort will ich ruhen, wie, nach überſtandnem Ungemach des Lebens, eine glükliche Seele im Elyſium.

Lucetta.

In was für einem Aufzug wollt ihr dann gehen?

Julia.

der Vorſtellung annehmen muß, die der Stoff weder an ſich hatte, noch durch den Gegenſtand, ſondern lediglich durch das Gemüth erhalten konnte.

Es wird ſich in der Folge zeigen, von welchem auf alle ſpekulativen Unterſuchungen ausgebreiteten Einfluſſe dieſe irrige Vorſtellungsart geweſen, noch bis auf dieſen Augenblick iſt, und ſo lange bleiben wird, als man fortfahren wird das Vorſtellungsvermögen zu verkennen. K.

II.

Fragen an Fortuna.

Fortuna! biſt du nur ein Laut,
Der wirbelnd in den Lüften eilet,
Indeß der Thor, der dir vertraut,
Vor deinem Tempel knieend weilet?

Haſt du Verſtand? gebrauchſt du ihn?
Iſt jeder Schritt vorhergezählet?
So zeige, kommend und im Fliehn,
Daß du das beſte Loos gewählet!

So zeige (was du nie gethan)
Daß Abſicht bey der Hand dich leitet,
Daß Weisheit, auf der Ehrenbahn,
Nicht Eigenſinn, den Weg bereitet!

So

So zeige, daß du gütig denkſt,
Bedächtig prüfeſt, eh du handelſt,
Und was du raubſt, was du verſchenkſt,
Nicht, Schattenſpielern gleich, verwandelſt!

Aus dem Erfolge pfleget man
Des Zweckes ächten Werth zu ſchätzen;
Und wer nur wirket, wie er kann,
Gehorchet zwingenden Geſetzen.

Denn (im Vertraun!) was ſollen hier
Oft — Blinden Augen, Tauben Ohren?
Was that der Menſch? was that dieß Thier?
Haſt Du nicht beide ſie gebohren?

Und wandteſt Du nicht Fleiß und Kunſt
Mit gleicher Müh auf ihre Sinne?
Doch — du entzogeſt deine Gunſt
Dem, der kaum war — und hielteſt inne! —

Was du mit Einzelen gewagt,
Das ſieht man dich an Völkern üben:
Spät hat der ſchwächſte Strahl getagt —
Schon zieht er Dünſte, die ihn trüben!

Die wahren Groſſen rafft du hin,
Und macheſt uns zum Spiel der Kleinen;
Noch glücklich! wenn, aus Flatterſinn,
Wir öfter lachen als wir weinen!

Hat Menſchenwehl, hat Menſchenleid
So armen Werth vor deinen Augen:
Wohlan! befriedige niedren Neid! —
Ich will aus Wermuth Honig ſaugen.

III.

Kosmopolitiſche Addreſſe
an die franzöſiſche Nationalverſammlung
von
Eleutherius Philocelтes. *)

Hochmögende Herren,

Ich bin zwar nur ein einzelner unbedeutender Weltbürger, und ſpiele, Dank ſey den Göttern! in den tragikomiſchen oder komitragiſchen Haupt- und Staats-Actionen, die auf dem allgemeinen Weltſchauplatze aufgeführt werden, weder eine große noch kleine Rolle; da ich aber gleichwohl die Ehre habe ein Menſch zu ſeyn, und als ſolcher genöthiget bin, an allen menſchlichen Dingen mehr oder weniger Theil zu nehmen: ſo habe ich mich nicht entbrechen können, auch bey dem höchſt intereſſanten und in ſeiner Art einzigen Drama, welches Ew. Hochmögenden dem übrigen Europa auf Uns

*) Da Walther und Adelſtan, durch eine unvermuthete Trennung, in dem Geſpräche unterbrochen worden ſind, welches wir im vorigen Monathsſtücke mitgetheilt haben: ſo wird dieſe Addreſſe an die F. N. V. die Stelle der verſprochnen Fortſetzung nicht unfüglich vertreten können.

D. H.

Unkosten Ihrer Nation zum Besten zu geben geruhen, von dem Augenblick an da der Vorhang aufgezogen wurde, bis zu dieser Stunde, einen der aufmerksamsten und wärmsten Zuschauer abzugeben.

Vermöge des Ordens, zu welchen ich mich bekenne, hege ich sowohl von den Rechten und Pflichten des Menschen als von dem lezten Zweck aller bürgerlichen Einrichtungen mit Ew. Hochmögenden ziemlich einerley Begriffe. Ich konnte also denjenigen unter ihnen, die seit der Eröfnung des Reichstages, mit eben so viel Weisheit als Muth und Standhaftigkeit, den geheimen Bemühungen, wodurch eine andere Parthey die wohlthätigen Absichten Ihrer Zusammenberufung vereiteln zu wollen schien, entgegen arbeiteten, meinen Beyfall nicht versagen. Ich gestehe sogar, daß die vorbelobten Eigenschaften, und der Heldenmüthige, zu jeder Aufopferung eigener Vortheile bereitwillige Patriotismus, der alle Ihre Reden zu beseelen, alle Ihre Schritte zu leiten schien, mir eine so leidenschaftliche Bewunderung für Sie, und so warme Wünsche für den glücklichen Erfolg der weisen Entwürfe einflößte, die ich Ihnen zuzutrauen mich verbunden glaubte: daß ich auch da, wo mir Ihre Schritte zu rasch, Ihre Maßnehmungen zu gewagt und gefährlich zu werden schienen, lieber ein Mißtrauen in die Richtigkeit meines Urtheils als in die Weisheit des Ihrigen setzte. Mit Einem Worte —

es gehörte die enthusiastische Scene der berühmten Nacht vom 4ten August dazu, um meine Augen zu entzaubern, und mir die ganze Reyhe von Handlungen, wodurch Sie sich seit der Entfernung und Wiederkunft des Herrn Neckers charakterisiert haben, in dem Lichte zu zeigen, worin sie, soviel ich wahrnehmen kann, allenthalben von allen unbefangenen und kaltblütigen Zuschauern gesehen wird.

Seit dieser Zeit sind, ich kann es nicht bergen, einige Zweifel über die Art und Weise, wie Sie das Werk der Palingenesie der französischen Monarchie zu bearbeiten angefangen haben, in mir aufgestiegen, und diese Zweifel haben sich, bey einigem Nachdenken, in eine Anzahl von Fragen aufgelößt, wovon ich hiemit die Freyheit nehme Ew. Hochmög. eine kleine Probe vorzulegen. Nicht, als ob ich so eitel und zudringlich wäre, mir zu schmeicheln, daß Sie es der Mühe werth finden sollten, sie einer von Ihren vielen *Comités* zur Untersuchung zu übergeben, um, auf erstatteten Bericht, darüber zu debattieren, und nach einer Anzahl pro und contra gehaltener eleganter Reden, den Beschluß zu fassen: *qu'il n'y avoit lieu à deliberer*; sondern weil es, da diese Fragen doch an jemand gerichtet seyn müssen, am natürlichsten schien, sie an diejenigen zu richten, die den Anlaß dazu gegeben haben.

Ich

Ich nehme mir also die kosmopolitische Freyheit, in aller geziemenden Ehrerbietung zu fragen:

I.

Ist das Recht, dessen sich **Ew. Hochmögenden** im Nahmen des französischen Volkes dermalen bedienen, der französischen Monarchie eine **neue Constitution** zu geben, ein **allgemeines unverlierbares Natur-Recht**, das allen Völkern ohne Ausnahme zu allen Zeiten zukommt, sobald sie sich dessen zu bedienen Lust und Belieben tragen? Oder kommt es allen Völkern nur in dem Falle zu, wenn sie ihren Zustand unter der gegenwärtigen Staatsverfassung nicht länger erträglich finden? Oder ist es ein besonderes ausschließliches Vorrecht, dessen sich die französischen Nation ganz allein zu erfreuen hat?

Die Beantwortung dieser drey Fragen, — in welche die große **Frage aller Fragen**: „worauf gründet sich „das Recht der Franzosen, im Jahre 1789. ihre alte „Constitution von Grund aus umzustürzen und eine „ganz neue zu errichten?" von selbst zerfällt — scheint einigen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Wie man sie auch auflöset, so entstehen neue Fragen, auf welche die Antwort immer schwerer wird.

Wenn das besagte Recht, ein **allgemeines Naturrecht** ist, folget daraus nicht unmittelbar

Daß jede große oder kleine Nation auf den Trohn

den,

den, ohne Ausnahme, zu allen Zeiten, ſobald ſie es für gut befindet, befugt iſt daſſelbe in Ausübung zu bringen?

Folget nicht ferner: daß, da der Wille des Menſchen ſo veränderlich iſt als ſeine Vorſtellungsart, und als die Eindrücke, die er von auſſen empfängt, ein jedes Volk die Conſtitution, die es ſich heute gegeben hat, in vier Jahren oder vier Monaten oder auch in vier Wochen oder Tagen, kurz, ſo oft es ihm einfällt, wieder einwerfen, und eine neue machen kann und darf?

Und muß nicht endlich, als eine dritte ganz natürliche Folgerung zugegeben werden: daß mehrbesagtes Recht ſich auf jede beſondere **Provinz**, jede **Stadt**, jeden **Marktflecken**, jedes **Dorf**, kurz auf jede **beſondere Gemeinheit**, ja ſogar auf jede einzelne **Familie** erſtreckt? ſintemal ihnen allen, Kraft ihrer natürlichen Freyheit, die **Autonomie**, oder das Recht ſich ſelbſt Geſetze zu geben, eben ſo gut und eben ſo unverlierbar zukommt, als der gröſten Nation in der Welt, und dergeſtalt zukommt, daß ſie ſich deſſelben niemals auf eine nur **für ſich ſelbſt**, geſchweige **für ihre Nachkommen** verbindliche Art begeben können?

Wenn es nun, wie ich glaube, mit dieſen **ſpeculativen** Folgerungen ſeine Richtigkeit hat, was **für praktiſche** Folgen möchten ſich wohl daraus —

zumal wenn man von den Erfahrungen, welche die franzöſiſche Nation ſeit acht Wochen hierüber zu machen das Glück gehabt hat, auf ähnliche Fälle ſchlieſſen darf — auf die Ruhe, und den Wohlſtand, ja ſelbſt auf die Sicherheit des Eigenthums und Lebens der Bürger eines jeden Staats in Europa verbreiten?

Wofern aber das mehrbeſagte Recht einem jeden Volke nur alsdann zukommt, **wenn demſelben** — wie dermalen bey den Franzoſen der Fall gewesen zu ſeyn ſcheint — **ſein bisheriger Zuſtand unerträglich geworden iſt**: ſo fragt ſich

Liegt der Grund warum wir uns übel befinden, immer **auſſer uns**? Oder haben wir ihn nicht vielmehr in den meiſten Fällen, auch wenn wir ihn auſſer uns zu finden vermeynen, **in uns ſelbſt** zu ſuchen?

Iſt es nicht eine Regel der Weisheit, seinen gegenwärtigen Zuſtand, ſo lange er noch **erträglich** iſt, nicht mit Gefahr eines weit ſchlimmern zu verändern?

Wer ſoll darüber erkennen, ob der Fall, wo die gegenwärtige Conſtitution nicht länger erträglich iſt, wirklich eingetreten ſey oder nicht? Giebt es hierüber einen andern rechtmäßigen Richter als eines jeden Gefühl und Urtheil? Oder wer hat das Recht einem freyen Volke zu ſagen: **So viel** muſt du

er?

erträglich finden! Dieſe Bedrückung mußt du dir gefallen laſſen!

Wenn es nun (wie bisher die allgemeine Erfahrung ſeit ſo manchen Jahrtauſenden ſelbſt in den freyeſten Staaten gelehrt hat) phyſiſch und moraliſch unmöglich iſt, daß eine Nation, im Ganzen und in allen ihren Theilen, immer mit ihrem Zuſtande zufrieden ſey;

Wenn es unmöglich iſt eine Conſtitution zu erfinden, kraft deren die Menſchen aufhören dem Irrthum und den Leidenſchaften, woraus ihre meiſten Uebel entſpringen, unterworfen zu ſeyn;

Wenn es keine Conſtitution giebt, welche die Ungleichheit unter den Bürgern einer groſſen politiſchen Geſellſchaft aufhebe; und wenn es unläugbar iſt, daß bloß aus dieſer Ungleichheit, in ihrer unvermeidlichen Verbindung mit den übrigen Urſachen, die auf den Zuſtand der Menſchen wirken, nach und nach eine unzählige Menge von Particular- und Individual-Uebeln entſpringen, die denjenigen die davon gedrückt werden, oft äuſſerſt läſtig fallen: wenn alles dies unläugbar iſt --

Was läßt ſich anders erwarten, als daß die Bürger des Staats (zumal wenn ihnen ihre ewigen und unverlierbaren Menſchenrechte ſo deutlich und nachdrücklich, wie Ew. Hochmögenden in Ihrer Weisheit zu thun für gut gefunden haben, declariert und

ein-

eingeſchärft worden ſind) jeden äuſſern Druck, jedes Ungemach ihrer Lage, jede Colliſion ihres Privatnutzens mit dem gemeinen Beſten, oder ihrer Leidenſchaften mit den Geſetzen, und ihrer Wünſche und Erwartungen mit dem was ihnen wirklich von der Conſtitution gewährt wird, unerträglich finden, und alſo, bey jeder etwas mehr als gewöhnlich auffallenden Veranlaſſung, ſich ſelbſt helfen, ihre geſetzgebende Macht in Ausübung bringen, und die Conſtitution vortheilhafter für ſich eingerichtet zu ſehen, verlangen werden?

Ich kann Ew. Hochmögenden nicht bergen, der weltbürgerliche Antheil, den ich an dem Wohl und Wehe der ſämtlichen Einwohner von Europa (als des verhältnifsmäſſig aufgeklärteſten und glücklichſten Theils unſers Planeten) zu nehmen genöthigt bin, macht mich nicht wenig für die Folgen beſorgt, die aus ſolchen Grundſätzen ganz natürlich entſpringen dürften. Es bedarf eben keiner übernatürlichen Exaltation der natürlichen Vorherſehungskraft unſrer Seele, um zu weiſſagen: daſs eine jede Conſtitution (wie ſie auch entſtanden ſeyn mag) auf einem ſehr unſichern Grunde ſtehe, wenn jedes Gefühl von Unbehaglichkeit und Druck einem jeden Volke das Recht giebt, das Joch der bisherigen Geſetze, der bisherigen Verfaſſung und Einrichtung, worauf die Ruhe und Sicherheit des Staats gegründet war, abzuſchütteln, in den Stand der natürlichen Freyheit und Anarchie zurückzutreten,

und

Julia.

In keinem weiblichen, um den Beunruhigungen ausgelaſſner Mannsleute vorzubeugen: Liebſte Lucetta, verſchaffe mir einen Anzug, der ſich für irgend einen Edel-Knaben ſchiken kan.

Lucetta.

Ew. Gnaden will ſich alſo ihr ſchönes Haar abſchneiden laſſen?

Julia.

Nein, Mädchen; ich will es in ſeidene Strike aufwinden, und in zwanzig ſeltſame Liebes-Knoten ſchlingen; etwas grillenhaftes im Anzug wurde an einem reiſſern Jüngling als ich ſcheinen werde, nicht unnatürlich laſſen.

Lucetta.

Nach was für einer Façon ſoll ich eure Hoſen ſchneiden, Gnädiges Fräulein?

Julia.

Das iſt gerade ſo eine Frage als wie, -- ſagt mir, mein Gnädiger Herr, wie weit wollt ihr euern Wulſt haben? -- Mache ſie, wie dir's am beſten gefällt, Lucetta.

Lucetta.

Ihr müßt ſie nothwendig mit einem Laz haben, Gnädiges Fräulein.

und alle diejenigen als ſeine Feinde zu behandeln, die mit der bisherigen Conſtitution entweder zufrieden ſind, oder ſie wenigſtens erträglich genug finden, um keine andere — die das Volk ebenfalls wieder umwerfen kann ſobald es will — um einen ſo hohen Preis erkaufen zu wollen, als — derjenige iſt, um welchen Ew. Hochmögenden dem Pariſervolke die Satisfaction verſchaft haben, Se. allerchriſtlichſte Majeſtät zu ihrem Subdelegierten zu machen, und Dero Staatsräthe an Laternenpfähle aufzuhängen.

Ich geſtehe demnach, daß ich, um der allgemeinen Ruhe und Sicherheit willen, aufrichtig wünſche, Ew. Hochmögenden möchten ſo glücklich ſeyn, in den Archiven der großen Göttin Natur (oder des höchſten Weſens, in deſſen Gegenwart und unter deſſen Auſpicien Sie die Rechte des Menſchen und Bürgers zu declariren angefangen haben,) das Original eines Freybrieſes zu finden, vermöge deſſen das Recht, ſich eine neue Conſtitution zu geben ſo oft es dem Volke beliebt, — ein ausſchließliches Privilegium der franzöſiſchen Nation wäre, das von keiner andern zum Grunde oder Vorwande gebraucht werden dürfte, hinzugehen und desgleichen zu thun.

II.

Sie haben ſehr Recht, hochmögende Herren, ſich ſo unerſchrocken und eifrig gegen Monarchiſchen und Ariſto-

ariſtokratiſchen Deſpotismus zu erklären: nur, erlauben Sie mir zu fragen, worin der demokratiſche Ihrer Meynung nach beſſer iſt, und ob er eine Nation glücklicher, reicher und mächtiger machen kann als jene?

Die Franzoſen werden zwar das erſte Beyſpiel einer Nation von 24 Millionen Menſchen ſeyn, die unter einer demokratiſchen Conſtitution glücklich wäre; und die Erfahrung, (die in Sachen dieſer Art das zuverläßigſte Orakel iſt) kann uns alſo noch nicht belehren, wie gegründet die Hoffnung ſey, die Sie ſich von der Größe und Dauer dieſer National-Glückſeligkeit machen, und wie bald und wie lange Frankreich das *Pais de Cocagne* ſeyn und bleiben werde, wovon die Nation in ihrem neuen Freyheitsrauſche ſo ſüße Träume träumt. Bis dahin mag es alſo immer erlaubt ſeyn, ein wenig zu bezweifeln, ob ein Reich, das ſeit mehrern Jahrhunderten eine der mächtigſten Monarchien auf dem Erdboden war, ſich ſo leicht und ohne große Nachtheile in eine Demokratie werde umſchaffen laſſen, und ob überhaupt irgend eine große Nation dazu gemacht ſey, unter einer demokratiſchen Conſtitution glücklich zu ſeyn?

Ehe ich meine kleinen Zweifel über dieſe bedenkliche Materie vortrage, muß ich einer, wiewohl ſehr unbedeutenden Einwendung zuvorkommen, die mir —

wo nicht von einem Mitgliede der auguſten Nationalverſammlung zu Verſailles — wenigſtens von manchen wackern Leuten, die ſich durch Worte und Nahmen irren laſſen, gemacht werden dürfte: „als ob nehmlich die neue franzöſiſche Conſtitution noch immer monarchiſch bleibe, weil die königliche Würde durch dieſelbe ja nicht gänzlich aufgehoben und abgeſchaft worden ſey. Ich habe hierauf nichts zu ſagen als daß die Athenienſer, ſelbſt in den Zeiten da die Demokratie gänzlich das Uebergewicht bekommen hatte, unter ihren neun Archonten einen, der der König hieß, und die ariſtokratiſch-demokratiſchen Römer, einen *Rex ſacrificulus* hatten. Ein altes Sprüchwort ſagt: ein Mann kann ſein Stroh Heu nennen. Die Franzoſen können ihren Subdelegierten zur ausübenden Gewalt titulieren wie ſie wollen: aber ſie werden uns nicht bereden, daß ein Monarch, der ſich von ſeinen treugehorſamſten Unterthanen ihren Subdelegierten ſchelten laſſen muß, — ein Monarch, dem der Maire von Paris, anſtatt des Eides der Treue, ſchwört: daß er ſeine geſetzmäßige Gewalt ehren wolle (er kann doch nicht wohl weniger thun?) ein Monarch, dem die Pariſerbürger nicht einmal das Recht, Nein zu ſagen, laſſen wollen — nicht ein Monarch ſey, der mit dem ehrlichen Könige Petaud *) ſo ziemlich in einer Linie

nie

*) In einem Mährchen des Grafen Caylus, genannt Caprichon oder Tout vient à point qui peut attendre.

nie ſteht, und vielleicht in ſeinem Herzen lieber, mit etwas mehr Anſehen, König von Yvetot, als, auf dem Fuße wie ſeit dem 16ten Julius, Titularmonarch der neuen franzöſiſchen Monarchie ſeyn möchte.

Indem ich dieſes ſchreibe, ſehe ich aus einem öffentlichen Pariſer-Blatte, daß es in Hochdero Verſammlung den 28ſten Auguſt über dieſen großen Punct wirklich zur Sprache gekommen iſt. Die Comité de Constitution legte ihr Project vor, deſſen erſter Artikel alſo lautet:

„Die franzöſiſche Regierung (le Gouverne„ment françois) iſt monarchiſch. Es giebt in „Frankreich keine Autorität die über das Geſetz „iſt; der König regiert bloß durch daſſelbe, und „wenn er nicht in ſeinem Nahmen befiehlt, ſo kann „er keinen Gehorſam verlangen.“

Die Vorfechter der Demokratie rochen politiſche Ketzerey in dieſem Artikel; man trug erſt auf Verbeſſerungen an: aber bald wollte man ihn ganz abgeändert wiſſen, und mehr als zwanzig verſchiedene neue Redactionen wurden nach und nach vorgeleſen. Beynahe alle Kritiken fielen auf die erſten Worte: „die franzöſiſche Regierung iſt monarchiſch.“ Ungeachtet Herr von Viricu ſchon Tages zuvor, da dieſer Artikel zum erſtenmal verleſen worden war, die verfängliche Frage gethan hatte: „ob jemand in der „ganzen Verſammlung ſey, der es ſtreitig machen könne

„ne daß Frankreich ein monarchiſches Gouvernement „ſey?“ und damals nur eine allgemeine Stille ſtatt der Antwort erfolgt war: ſo bemerkte man doch jezt (da man indeſſen Zeit gehabt hatte ſich zuſammen zu nehmen) daß dieſe Worte einen ſehr unbeſtimmten und vieldeutigen Sinn darböten. Vor zehn Jahren, ſagte man, nennte ſich Frankreich auch ein monarchiſches Gouvernement; und wahrhaftig, was wir jezt haben wollen, iſt doch wohl keine Monarchie von jenem Schlage! u. ſ. w. Nach langen Debatten proponierte endlich ein Herr Rouſier, dem Streite durch folgende Redaction ein Ende zu machen:

„Frankreich iſt ein monarchiſcher Staat, wo„rin die Nation das Geſetz giebt und der Mo„narch es zur Vollziehung bringt. Dieſe Abſon„derung der geſezgebenden und vollziehenden Ge„walt macht das Weſentliche der Conſtitution von „Frankreich aus.“

Dieſe Redaction fand bey einem Theile der Verſamlung ſo großen Beyfall, daß ſie haben wollten, man ſollte ſogleich über ſie deliberieren: aber ein andrer Theil beſtand darauf, daß die Redaction der Comité ein Prioritäts-Recht habe, und nach langem und hizigem Streiten, wurde endlich lezteres durch die Mehrheit der Stimmen durchgeſezt, die nähere Erörterung der Hauptfrage aber auf den 29ſten Aug. ausgeſezt. Es war alſo damals wenigſtens noch

unentſchieden, ob Frankreich ein monarchiſcher Staat ſey oder nicht.

Wie die Entſcheidung ausgefallen, oder vielmehr auf welche Art die Pille vergoldet worden ſeyn mag, — ſoviel iſt aus dem bisherigen Gang der Sachen zu vermuthen, daß die Demagogen ſich über den Nahmen um ſo gefälliger werden finden laſſen, da ſie gewiß ſind, daß die Sache ſelbſt darum weder mehr noch weniger nach ihrem Sinne gehen wird. Konnte Cäſar Octavianus ſeine neue Monarchie in Rom unter republicaniſche Formen verbergen: worum ſollte die monarchiſche Form nicht eben ſo gut der neuen Demokratie in Frankreich zur Maske dienen können? Hier liegt alſo die Schwierigkeit nicht.

Aber, Hochmögende Herren, es ergeben ſich einige andere Anſtände, welche — wenn ſie mit eben der metaphyſiſchen Spitzfündigkeit, womit Ew. HM. die Rechte des Menſchen ins Reine gebracht haben, erörtert werden ſollten — die Nation leicht in neue Unruhe ſetzen, und das ganze glorreiche Werk der Wiedergeburt Frankreichs unfröhlich machen könnten. Die Nation iſt, nach allen Symptomen zu urtheilen, ſeit etlichen Monaten, in einer ſeltſamen Art von Freyheitsfieber begriffen, welches mit dem berühmten Abderiten-Fieber viele Aehnlichkeit zu haben ſcheint: mit dem einzigen Unterſchiede, daß das leztere (nach

Triſtrams Berichte) die vorher rohen und in den grauſamſten Laſtern erſoffenen Abderiten ſo ſanft, mild und liebreich machte, daß kein Waffenſchmidt mehr das Herz hatte ein einziges Werkzeug des Todes zu verfertigen: das Freyheitsfieber hingegen die Pariſer, das artigſte und politeſte Volk in der Welt, ſo grimmig und nach ariſtokratiſchem Blute durſtig machte, daß alle Waffenſchmide der ganzen Welt kaum zugereicht hätten, ihre friedlichen Kunſt- und Küchen-Inſtrumente ſchnell genug in Werkzeuge des Todes umzuſchmieden.

Mit welcher Art von Raſerey man behaftet ſeyn mag, dies iſt immer gewiß, daß es ein Zuſtand iſt, worin der menſchliche Verſtand nicht ſehr klar ſieht, und die Vernunft Sprünge im Schließen macht, die ihr nicht natürlich ſind. Kein Wunder alſo, daß die vom Freyheitstaumel ergriffene Nation nicht ſah, daß ſie, indem ſie ein unerträgliches Joch abſchüttelte, nur ihre gebietenden Herren wechſelte, und den monarchiſchen Deſpotismus nur mit einem andern vertauſchte, den ſie in kurzem vielleicht noch drückender finden wird.

„Wie ſollte das möglich ſeyn?„ — Auf die ſimpelſte Art von der Welt.

Nach Euer Hochmögenden eigenen feſtgeſezten Conſtitutions-Artikeln iſt die Nation, das iſt, jeder einzelne

„keine Bürger der Nation, berechtigt „keinen andern „Geſetzen zu gehorchen, als denen, zu deren Errich„tung er entweder perſönlich oder durch ſeine Repräſen„tanten mitgewirkt hat.“ — Aber es iſt nicht wenigſtens einer von den Artikeln Ihrer Conſtitution, „daß „alle Bürger des Staats einander an Rechten gleich „ſind.

Hier ergeben ſich alſo gleich einige Fragen. Was verſtehen Ew. Hochmögenden unter perſönlich mitwirken? Wollen Sie durch dieſen Ausdruck etwa den Antheil, den Sie ſelbſt, als die National-Verſammlung, an der Geſetzgebung haben, bezeichnen? Aber dieſen hat ein jeder von ihnen — nicht als *Monsieur un tel*, Bürger der demokratiſchen Monarchie von Frankreich — ſondern bloß als Repräſentant. Nun repräſentiert aber niemand ſeine eigene Perſon, ſondern immer einen andern, und wiewohl die Repräſentanten der Nation unſtreitig Perſonen ſind, ſo concurrieren ſie doch zur Geſetzgebung nicht für ihre eigene Perſonen, ſondern bloß inſo fern jeder von ihnen ſeine Wähler, als einen conſtituirenden Theil der Nation, vorſtellt. Die obige Diſtinction zwiſchen perſönlich oder durch ſeine Repräſentanten iſt alſo, in dieſer Vorausſetzung, ohne Grund. Die ganze Nation concurriert nicht perſönlich, ſondern bloß durch Repräſentanten; und Sie ſelbſt, Groß-

mächtige Herren, müſſen, in ſo fern Sie Bürger des Staats ſind, repräſentiert werden. Soll aber das Wort perſönlich ſo viel ſagen, als es gebe Perſonen in der Monarchie, die vermöge eines beſondern Vorrechts für ſich ſelbſt zur Geſetzgebung zu concurriren befugt wären: worauf könnte ſich in Ihrer neuen, bloß auf die urſprünglichen Menſchenrechte gegründeten Conſtitution ein ſolches Vorrecht vor andern Staatsbürgern ſtützen? — Auf die ehemalige Verfaſſung? Dieſe iſt ja aufgehoben und vernichtet? Auf Herkommen und Obſervanz? Was gelten dieſe gegen das große Naturgeſetz, welches allen Menſchen gleiche Rechte giebt, und gegen Ihre neue Verfaſſung, die allen Bürgern dieſe Gleichheit garantirt? Das Wahre von der Sache (ich ſpreche blos nach Ew. Hochmögenden eigenen Grundſätzen) iſt alſo:

Ein jeder Bürger (Citoyen) d. i. die Vier bis Fünf Millionen Gallo-Franken, denen ihr Geſchlecht und Alter das Stimmrecht in der Nation giebt, ſind berechtigt, als eben ſo viele Solone und Lykurge, in eigener Perſon zu Verſailles zu erſcheinen und Geſetze geben zu helfen; oder, wofern ſie auch, ihrer Geſchäfte oder Bequemlichkeit wegen, und vielleicht, größern Theils, weil es nicht allzuanſtändig wäre in hölzernen Schuhen und zerrißenen Hoſen in einer ſo auguſten

Ver-

Verſammlung aufzutreten, wofern ſie, ſage ich, aus dieſer oder jener Urſache lieber durch müßigere und ſtattlichere Repräſentanten erſcheinen wollen: ſo haben doch dieſe leztern nicht mehr Recht, als ihre Conſtituenten ihnen geben können und wollen; und es wäre ein wahres *Crime de leze Nation*, wenn Zwölfhundert bloße Stellvertreter ſich anmaßen wollten, ihre Vollmacht zu überſchreiten oder auszudehnen, und ſich ſelbſt als die geſetzgebende Macht im Staate zu gerieren, da ſie doch nichts als Diener, Werkzeuge und Worthalter derſelben ſind.

Geſezt aber auch, alle die vielen Hunderttauſend Geſetzgeber — mit Zimmerärten und Fleiſchermeſſern, Hämmern und Hobeln, Nehnadeln und Schuſterahlen, u. ſ. w. in Schurzfellen, leinenen Kitteln und hölzernen Schuhen, die am Ende doch immer den zahlreichſten und handfeſteſten Theil der Nation ausmachen, hätten ſich, aus Unkunde ihrer erhabenen Majeſtätsrechte, und weil das Geſetzgeben ein noch ſo neues Handwerk für ſie iſt, in ihren Vollmachten nicht genug vorgeſehen, und ihren Repräſentanten eine größere Gewalt anvertraut als die Klugheit erlauben konnte: wäre es nicht abermals ein wahres Crime de leze Nation, wenn die Repräſentanten ſich der Unwiſſenheit oder Uebereilung ihrer hohen Obern und Committenten prävalieren, und den

Julia.

Weg, weg, Lucetta! Das würde übel laſſen.

Lucetta.

Runde Hoſen ſind nicht eine Stek-Nadel werth; ihr müßt einen Hoſen-Laz haben, und wenn ihr ihn auch nur dazu brauchtet, Stek-Nadeln d'rein zu ſteken.

Julia.

Lucetta, ſo lieb du mich haſt, ſorge davor, daß ich alles bekomme was du nöthig hältſt, und was am anſtändigſten iſt. Aber ſage mir, Mädchen, was wird die Welt von mir denken, wenn ich eine ſo unbeſonnene Reiſe unternehme? Ich beſorge, es wird mir ſehr übel ausgelegt werden.

Lucetta.

Wenn ihr das einſehet, ſo bleibet zu Hauſe.

Julia.

Aber das will ich nicht.

Lucetta.

So träumt keinen Augenblik von dem was die Leute dazu ſagen werden, und geht. Billiget nur Protheus eure Reiſe wenn ihr ankommt, was ligt euch an denen, denen ſie mißfällt, wenn ihr gegangen ſeyd? Aber ich beſorge, ſie wird ihm ſchwerlich wolgefallen.

Julia.

Buchstaben ihrer Vollmacht gegen den Geist derselben zum Nachtheil der Nation geltend machen wollten?

Dies vorausgesezt, frage ich:

Ließ sich wohl, als die sämmtlichen Deputierte der drey Stände zur Versammlung der Etats Generaux bevollmächtigt wurden, der größte Theil des Adels, der Geistlichkeit, und des dritten Standes auch nur im Traume einfallen, ihre Repräsentanten nach Versailles zu schicken, um die uralte Verfassung der französischen Monarchie von Grund aus umzuwerfen, den König seiner Autorität zu entsetzen, den Adel und die Geistlichkeit ihrer von undenklichen Zeiten her ohne Widerspruch ingehabten Rechte und Besitzungen zu berauben, jede bisher rechtmäßige Gewalt aufzuheben oder zu suspendieren, sich selbst die höchste Macht im Staate zuzueignen, und nicht nur eine unzähliche Menge einzelner Bürger der Monarchie, sondern Corpora, Gemeinheiten, und ganze Provinzen aus dem Besitz ihrer uralten wohl hergebrachten Rechte, Freyheiten und Vorzüge d. i. ihres unstreitigen Eigenthums, durch die schwärmerische und nur von Schwärmern so hochgepriesene Beschlüsse vom 4ten August auf einmal herauszuwerfen? — und dies alles, ehe die Herren noch selbst wissen, oder einverstanden sind, wie sie den daraus natürlich entstehenden Unordnungen, Nachtheilen

und

und Mißbräuchen zuvorkommen oder abhelfen, wie sie die Beraubten entschädigen, und nach welchem Grundrisse sie, anstatt des eingestürzten alten gothischen Staatsgebäudes, ihre neue platonische oder physiokratische Republik aufführen wollen? Und wenn sie zu allen diesem nicht von der ganzen Nation ausdrücklich bevollmächtiget waren, haben sie nicht den 4ten Julius in Einer Stunde sich eines zehnmal gewaltsamern Despotismus angemaßt, als Ludwig XIV. in seiner ganzen langen Regierung?

Wofern sich aber auch behaupten ließe, die Nationale Versammlung sey berechtiget gewesen, alle diese Veränderungen, als nothwendige Bedingungen der neuen Constitution, die sie zu Rettung und Wiederbelebung der in den lezten Zügen liegenden Monarchie für nöthig hielten, in Vorschlag zu bringen: erforderte nicht die Ehrfurcht, die sie der von ihnen selbst anerkannten oder vielmehr geschaffenen Majestät des französischen Volkes schuldig sind, diese Vorschläge vor allen Dingen überall in allen Provinzen, Städten und Gemeinen des Reichs den sämmtlichen Gliedern der Nation vorzutragen, und zu hören, ob dies Alles wirklich der Wille derselben sey? um es auf diesen allein ankommen zu lassen, ob und was

von

von den vorgeſchlagenen Veränderungen die Kraft eines Grundgeſetzes erhalten ſolle oder nicht?

Da dies nun nicht geſchehen iſt; — da die Nationalverſammlung ſich in allem als die höchſte geſetzgebende Macht geriert; — da ſich dieſe Anmaßung nicht ſowohl auf die von ihren Committenten empfangene Vollmacht zu gründen ſcheint, als auf die momentane Gewalt, die ihr der fanatiſche Aufſtand eines durch alle mögliche Mittel aufgebrachten und wüthend gemachten Pöbels in die Hände ſpielte; — da es augenſcheinlich iſt, daß vom 16ten Julius an die Anmaßungen mit jedem Tage immer weiter getrieben wurden, und der Muth der Subdelegierten der Nation plötzlich ſo hoch ſtieg, daß ſie ſich ſelbſt als eben ſo viele Könige, den König hingegen als einen Subdelegierten der Nation anſahen; da alle Behutſamkeit und künſtliche Wendungen ihrer öffentlichen Blätter der Welt doch nicht verbergen kann, daß es oft ſehr tumultuariſch in der auguſten N. V. zugeht, und daß es eigentlich die kleinere Anzahl iſt, welche die größere, weniger durch die Stärke ihrer Argumente als durch den horror naturalis der menſchlichen Natur vor — Laternenpfählen, zu der Majorität, die ſeit einigen Wochen ſo ſeltſame Dinge beſchließt, zu diſponieren gewußt hat:

Sollte

Sollte da wohl die Nation, wenn sie über kurz oder lange wieder zu sich selbst kommt, nicht ganz natürlich auf den Gedanken gebracht werden, daß sie, bey allen den schönen Wiegenliedern von Freyheit und Freyheit, womit man sie in Schlummer zu singen sucht, noch immer unter dem Druck einer despotischen Obergewalt liegt? daß alles, was sie vor der Hand beym Tausche gewonnen hat, darin besteht, daß die sogenannte Aristokratie einer demokratischen Oligarchie Platz machen mußte, und daß die Vier und zwanzig Millionen Menschen, — die mit aller Majestät Herrlichkeit und Allgewalt, womit sie von den redseligen Demagogen decoriert werden, noch immer größtentheils sehr arme Wichte sind, — anstatt eines einzigen Königs, nun die Ehre haben von zwölfhundert kleinen Melks (mit Hrn. von Voltaire zu reden) an der Nase geführt zu werden?

III.

Mit Ew. Hochmögenden Wohlnehmen, nur noch ein paar kleine Fragen über den künftigen König von Frankreich.

Was sie aus dem guten König Ludwig XVI. gemacht haben, wissen Sie am besten. Ich gestehe, daß die sentimentalischen Faßnachtsspiele, die seit dem 16ten Julius mit ihm gespielt worden sind, beson-

ders die ſollenne Belehnung Sr. Majeſtät mit dem Titel eines Wiederherſtellers der franzöſiſchen Freyheit und das Te Deum das Er deßwegen mitſingen muſte, mich immer an das grauſame Spiel erinnern, das die römiſchen Kriegsknechte mit Jeſu von Nazareth trieben, da ſie ihm einen alten Purpurmantel um den gegeiſelten Rücken warfen, ihm ein Rohr ſtatt des Zepters in die Hand gaben, eine Krone von Dornen auf den Kopf drückten, und wenn ſie ihn dann genug angeſpien und mit Fäuſten geſchlagen hatten, vor ihm niederfielen und ſagten: gegrüßet ſeyſt du der Juden König! — Wie ihm ſelbſt dabey zu Muthe ſeyn mag, wollen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. Aber, wenn Ihre Abſicht (wie es den Anſchein gewinnt) etwa ſeyn ſollte, die königliche Würde unvermerkt, oder vielleicht mit dem Ableben des gegenwärtigen Königs, gar eingehen zu laſſen: wäre es nicht genug, ihm die Krone und den Zepter ſeiner Vorfahrer abgenommen zu haben, ohne ihm noch, durch einen allzugrauſamen Spott, ſogar ein Verdienſt aus ſeiner Degradation machen zu wollen?

Doch was ſage ich von Degradation? Das, was ehemals der König von Frankreich war, iſt nicht mehr; dies iſt weltbekannte Thatſache. — Die Conſtitution, welche erklären und feſtſetzen ſoll, was ein König von Frankreich künftig ſeyn werde, iſt noch nicht gemacht. — Was aus dieſen beyden unläugbaren

Sätzen

Sätzen nothwendig folgt, kann auch ein Blinder sehen.

Hätte sich wohl vor drey und zwanzig Jahren, als das Parlament zu Paris förmlich erklärte,

„daß die gesezgebende Macht in der Person des Kö„nigs, als souverainen Hauptes der Nation, sich „ohne Theilnahme von andern befinde, und daß „dies ein unveränderlicher Grundsatz der fran„zösischen Monarchie sey,"

irgend ein sterblicher Mensch in allen Gallien einfallen lassen dürfen, die Frage aufzuwerfen:

Ist das Gouvernement in Frankreich monarchisch oder nicht?

Kann dies in einem Lande, wo ein rechtmäßiger Erbkönig den Thron wirklich inne hat, die Frage seyn?

Und Sie, erlauchte Herren, haben gleichwohl noch Bedenken getragen, diese Frage mit Ja oder Nein zu beantworten?

Was ist also der Monarch in diesem Augenblicke? Ist er? ist er nicht? Ist er entsezt? oder suspendiert? Oder stellt er einweilen nur den Quasi-König vor, den Sie dermalen noch in der Mache haben? Die Majestät des Volks ist das große Wort, das jezt in Frankreich am lautesten gehört wird. Die National-Versammlung selbst, oder vielmehr gewisse Demagogen.

gogen, die den Ton angeben, nach welchem das Volk singt, haben es Mode gemacht. Was für einen Sinn hat also der Titel Ew. Majestät, der dem König noch, vermuthlich aus bloſſer Höflichkeit, von den emancipierten Franzoſen, die ſich nicht mehr für ſeine Unterthanen halten, gegeben wird? Giebt es zweyerley Majeſtäten in Einer Monarchie? Da die Majeſtät des Volks, Dero Grundſätzen zu Folge, die urſprüngliche und höchſte iſt, ſo iſt die königliche doch wohl nur ein Wiederſchein von jener? Wie viel Ehrerbietung wird denn künftig ein Schuhflicker zu Verſailles, der ſich bewußt iſt ein conſtituirender Theil der Volksmajeſtät zu ſeyn, vor der königlichen Majeſtät haben, die vermöge des neuen politiſchen Katechismus, den er gelernt hat, ſich zu jener nur wie der Mond zur Sonne verhält? die ja, (nach den erbaulichen Ausdrücken eines ganz neuen Pamphlets) die Majeſtät eines bloſen Dieners, Procurators und Hausverwalters der Nation iſt? *) Zur Zeit wenigſtens ſcheint das

*) Hier ſind die eigenen Worte dieſes feinen Schriftſtellers: *Sire, qui êtes vous?* La Nation vous a fait ce que vous etes! *Hugues-Capet* dont vous tirez votre droit, étoit Sujet comme nous; elle l'a reconnu pour Roi; et ſi vous l'ignorez *elle peut faire éprouver à votre maiſon le ſort qu'a éprouvé celle de Charlemagne.* La France ne vous appartient pas; c'eſt vous qui lui appartenez, vous êtes *ſon homme, ſon Procureur, ſon Intendant.* &c. V. *Lettre a un Citoyen Royal ſur la liberté de la Preſſe*

das Pariservolk von dem Gefühl seiner neu erlangten Majestät mächtig durchdrungen zu seyn, da, laut der neuesten Berichte, daß bloße Gerücht, daß eine Parthey in der Nationalversammlung sey die dem Könige das *Veto* zugestehen wolle, beynahe einen neuen Aufstand in Paris veranlaßt hätte. Wir werden allem Anschein nach, noch manche sonderbare, für den Ruhm und das Glück der französischen Nation nicht gleichgültige Wirkungen der Majestätsrechte, in deren Besitz das Volk sich gesezt hat, zu sehen bekommen!

IV.

Die Staatsschuld, und die traurige Nothwendigkeit, sie bey dem fürchterlichen Deficit der Staatseinnahme immer noch vermehren zu müssen, hat bekanntermaßen die Zusammenberufung der Stände, und also mittelbarer Weise die gegenwärtige Revolution veranlaßt, wiewohl sie eigentlich der einzige Gegenstand Ihrer Deliberationen hätte seyn sollen. Erlauben Sie mir, in Absicht dieser nur allzureichen Quelle von Fragen, bloß diese einzige:

Ist die Staatsschuld, die unter den vorigen Regierungen und der jetzigen bis zur Revolution vom 15ten Julius vom Gouvernement gemacht worden, eine wirkliche **Nationalschuld**, d. i. eine Schuld, für welche die ganze Nation zu haften verbunden ist, oder nicht? — Doch, Verzeihung! indem ich sie niederschreibe, sehe ich, daß diese Frage eigentlich keine Frage ist:

denn sie beantwortet sich von selbst. Die Nation, weit entfernt die mindeste Ahndung von ihrer dermaligen Majestät zu haben, hatte damals, als diese Schuld gemacht wurde, keinen Antheil an der gesezgebenden Gewalt, und bezahlte lauter Auflagen in welche sie nicht eingewilligt hatte; überdies rührte der größte Theil der Schuld (wie die Demokraten laut genug behaupten) bloß von übermäßiger Pracht, Verschwendung und schlimmer Haushaltung des Hofes her, und die Nation hatte so wenig dadurch gewonnen, daß während im Ganzen etliche hundert Familien sich auf Kosten der Nation bereicherten, etliche Millionen in der größten Dürftigkeit schmachteten. Es ist also klar, daß eine Schuld, die von der Nation weder gemacht, noch bewilligt, noch in ihren Nutzen verwendet worden, keine Nationalschuld ist, noch seyn kann.

Und Sie, hochmögende Herren, Sie, denen die Nation die Behauptung aller ihrer Rechte anvertraut hat, Sie, von welchen ein äusserst gekränktes und dem Untergang nahe gebrachtes Volk (ich rede bloß Ihre Sprache) seine Rettung und Wiederherstellung erwartet, Sie erdreisten sich, durch drey wiederhohlte Beschlüsse der ohnehin erschöpften Nation eine ungeheure Schuld aufzubürden, die wider ihren Dank und Willen gemacht wurde, und durch die sie, anstatt Vortheil von ihr zu haben, beynahe zu Grunde gerichtet wor-

den

den iſt? Was würde ein Privatmann, deſſen Vermögen während ſeiner Kindheit und Minderjährigkeit von leichtſinnigen, wollüſtigen und angetreuen Vormündern, Verwaltern und Bedienten durchgebracht worden wäre, was würde er dazu ſagen, wenn man ihm zumuthen wollte, ſogar noch die Schulden zu bezahlen, womit dieſe treuloſen Haushalter ſeine Güter belaſtet hätten, während die Güter ſelbſt durch ihre ſchlechte Aufſicht in den äuſſerſten Verfall gerathen wären, und der arme Unmündige für ſeine Perſon ſogar an dem nöthigſten hätte Mangel leiden müſſen? — Iſt dies etwa nicht der wirkliche eigentliche Fall der Franzöſiſchen Nation? Sind unter den fünf und zwanzig Millionen freyer Bürger und Bürgerinnen, woraus ſie beſteht, nicht wenigſtens 24000000, von denen man mit eben ſo viel Recht verlangen könnte die Schulden des Kayſers im Monde zu bezahlen, als diejenige, die der Hof zu einer Zeit machte, da die Nation noch in der Wiege lag, und der König niemand als Gott allein von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben hatte? Iſt es nicht genug, daß man, während ihrer politiſchen Kindheit, ſo übel mit ihrem Gute gewirthſchaftet hat? Sollen die guten Franzoſen, nun, da ſie ihre eigenen Herren geworden ſind, ſich noch für fremde Schulden verbürgen, und dadurch vollends zu Grunde richten laſſen? — anſtatt, daß ſie, durch die einzige poſitive Erklärung, „daß ſie dieſe Schuld weder aner„kennen noch zu bezahlen geſonnen ſeyen, ſich auf ein-

Julia.

Das iſt meine kleinſte Sorge, Lucetta; tauſend Schwüre, eine See von ſeinen Thränen, und unendliche Beweiſe daß er mich aufrichtig liebt, ſind mir Bürgen dafür, daß ich ihm willkommen ſeyn werde.

Lucetta.

Dieſe Bürgen ſind nicht allemal zuverläßig, Gnädiges Fräulein.

Julia.

Bey Niederträchtigen, die ſie zu unedeln Abſichten mißbrauchen! Aber beſſere Sterne walteten über die Geburt meines Protheus; ſeine Worte ſind Pfänder, ſeine Schwüre Orakel, ſeine Liebe aufrichtig, ſeine Gedanken unbefleckt; ſeine Thränen, die getreuen Ausleger ſeines Herzens, und ſein Herz ſo ferne vom Betrug als der Himmel von der Erde.

Lucetta.

Der Himmel gebe, daß ihr ihn ſo finden möget!

Julia.

Nein, Lucetta, wenn du mich liebſt, ſo thue ihm nicht ſo unrecht, an ſeiner Treue zu zweifeln, ſondern verdiene vielmehr meine Liebe dadurch, daß du ihn liebeſt. Und nun folge mir in mein Zimmer, um ein Verzeichniß von allem zu machen, was ich zu einer langen Reiſe nöthig

habe.

mal wieder in den vorigen Stand ſetzen, und bey den mäßigen Abgaben, die das wahre Bedürfniß des Staats unter einer weiſen und redlichen Adminiſtration erfordert, nach und nach wieder zu dem Grade von Wohlſtand gelangen könnten, ohne welchen eine Nation mit allen ihren Menſchen- und Bürgerrechten, nur ein Hauffen armer Teufel iſt. — Dies ſind, däucht mich, Gedanken, die einem ſeit kurzem aus der drückendſten Sclaverey in die ungebundenſte Freyheit übergegangenen Volke, über lang oder kurz nothwendig einfallen werden? Die abermaligen achtzig Millionen, womit Ew. Hochmögenden die bereits unerſchwingliche Schuld einer Regierung, die nicht mehr iſt, neuerlich zu vermehren ſich genöthiget ſahen, ſind warlich kein ſehr reitzender Beweggrund, die Nation zur Uebernahme einer ſo ungeheuren Laſt zu bewegen; einer Laſt, welche wenigſtens der gegenwärtigen Generation alle Hoffnung benimmt, des Segens der Freyheit, in welche ſie ſich geſezt hat, jemals froh werden zu können. Wie? Die Nationalverſammlung hält ſich ermächtiget, die beyden erſten Stände der Nation, die Kleriſey und den Adel, durch einen bloßen Machtſpruch ihrer ſeit tauſend Jahren beſeſſenen Rechte und Beſitzungen zu berauben: und ſie trägt Bedenken, einen Strich durch eine Schuld zu machen, wodurch die ganze Nation aller Früchte ihres Bodens und ihres Fleiſſes auf ein halbes Jahrhundert wenigſtens zum voraus beraubt wird? Sie trägt Bedenken eine Schuld zu vernichten,

nichten, welche die Nation so wenig zu tilgen verbunden ist, als ein Lehensfolger angehalten werden kann, die muthwilligen Schulden zu bezahlen, womit sein Vorfahrer ohne seine Einwilligung die Lehengüter belästigt hat? War denn die Regierung berechtigt diese Schulden zu machen? — Ohne Zweifel, wofern sie zur Erhaltung des Staats nothwendig waren. Aber ist dies hier der Fall? Weiß oder behauptet nicht ganz Frankreich das Gegentheil? Oder war es nicht wenigstens eine der ersten Pflichten der Nationalversammlung, vor allen Dingen die Beschaffenheit dieser Schuld, die wirkliche Verwendung aller seit der Regierung Ludwig XV. nach und nach aufgenommenen Summen, zu untersuchen, und das was die Bedürfnisse des Staats davon verzehrten, von dem was ein übermäßiger Hofstaat, unordentliche Wirthschaft, falsche Politik, Maitressen, Günstlinge, Parasiten, Spionen, und privilegierte Blutigel des Staats verschlungen haben, abzusondern? Mit welchem Schatten eines Rechtes können diese leztern der unschuldigen Nation aufgehalset werden? Geht nicht vom 15ten Julius eine ganz neue Ordnung der Dinge in Frankreich an? Ist es nicht eben so, als ob die ganze Nation neu erschaffen aus dem Chaos hervorgegangen wäre? Und man will sie für Contracte verantwortlich machen, die ein König, der nur Gott von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben hatte, zu einer Zeit

eingieng, da die jetzige freye Nation, in moraliſchen Sinne, gar nicht exiſtierte?

Ich geſtehe, daß ich — weil es doch einmal auch über dieſen wichtigen Artikel zwiſchen der Nation und ihren erlauchten Repräſentanten zur Sprache kommen muß, ſehr begierig bin, zu ſehen, was die Repräſentanten für Wendungen nehmen werden, ein ſo deſpotiſches und mit ihren eigenen Grundſätzen in offenbarem Widerſpruch ſtehendes Verfahren, gegen die Nation, die in Kraft ihrer **fünf und zwanzig Millionen Fäuſte** ſich einer ſehr reſpectabeln **Übermacht** bewußt iſt, auſſer Verantwortung zu ſetzen.

Ehe ich mich von Ew. Hochmögenden beurlaube, ſey mir vergönnt, noch ein Paar Worte zu meiner eigenen Rechtfertigung zu ſagen. Ich bin, — der Zweifel ungeachtet, die ich gegen die **Weisheit, Conſequenz und Schicklichkeit** einiger Schritte, welche Sie ſeit ungefehr acht Wochen gethan haben, laut werden zu laſſen die weltbürgerliche Freyheit genommen habe, — weder ein Sclave, noch ein Behaupter des göttlichen Rechts der Könige, noch ein Neider des Glücks und Ruhms der gallofränkiſchen Nation. Sie ſelbſt, M. M. H. H. können nicht überzeugter ſeyn, als ich es bin,

daß eine Nation, die ſich über ein Jahrhundert lang ſo mitſpielen ließ, wie der Ihrigen mitgeſpielt

ſpielt worden iſt, — ſehr Unrecht hatte, es ſo lange mit anzuſehen;

Daß das allgemeine Beſte in einem monarchiſchen Staate eine ſolche Conſtitution erfordert, wodurch die drey Mächte der Staatsverwaltung, die Geſetzgebende, Richterliche und Vollziehende, einander in gehörigem Gleichgewichte halten;

Daß folglich die geſetzgebende Gewalt von der vollziehenden abgeſondert ſeyn muß, und die leztere in keinem Falle berechtigt ſeyn darf Eingriffe in die richterliche zu thun;

Daß ein jedes Volk ein unverlierbares Recht an ſo viel Freyheit hat, als mit der nöthigen Ordnung beſtehen kann, und daß Freyheit mit Subordination, und Subordination mit Freyheit, die nothwendigſte Bedingung des Wohlſtandes eines jeden Volkes iſt;

Daß die Perſon und das Eigenthum eines jeden Bürgers unter der Garantie der Conſtitution oder der Geſetze (welchen alle Glieder des Staats ohne Ausnahme unterworfen ſeyn müſſen) vor aller willkührlichen Gewalt und Bedrückung ſicher ſeyn muß;

Daß jeder Bürger des Staates, ohne Ausnahme, zu den Laſten deſſelben nach Proportion deſſen, was er über das unentbehrliche beſizt oder einzunehmen hat, beyzutragen ſchuldig iſt; und endlich

Daß **Ungleichheit** der Stände, des Vermögens, der Kräfte, der Vortheile, die man von der bürgerlichen Gesellschaft zieht, und des Drucks, den man von ihr zu erleiden hat, nicht nur etwas **unvermeidliches**, sondern auch zur Wohlfahrth des Ganzen **unentbehrliches** ist.

So übereinstimmig meine Ueberzeugung in diesem allem mit der Ihrigen seyn mag, so wenig kann ich mich hingegen von der Richtigkeit verschiedener anderer Begriffe und Grundsätze überzeugen, mit welchen die **Demokraten**, die dermalen in Frankreich den Meister spielen, ein so großes Geräusch machen, und wovon die Nation bereits so traurige Folgen erfahren hat. Zum Beyspiel mögen für jezt nur die Begriffe von **Freyheit und Majestät** dienen.

Meines Erachtens ist es mit der Freyheit wie mit der **Gesundheit**. Ein Volk, das sich seit Jahrhunderten unter das Joch einer willkührlichen Regierung geschmiegt, und sich mit seinem Enthusiasmus für Könige, die nur Gott von ihrer Regierung responsabel waren, noch gebrüstet hat, — ein solches Volk auf einmal für frey erklären, ist eben so viel, als wenn man einen Haufen kränkelnder, durch Ausschweifungen entnervter oder durch übermäßige Arbeit und schlechte Nahrung geschwächter Menschen für gesund **erklären wollte.** Freyheit hängt (so wie Gesundheit)

von

von zwey nothwendigen Bedingungen ab, die beysammen seyn müssen: von einer guten Constitution und von einer guten Lebensordnung. Die erste kann man einem Volke geben; zu der andern muß es durch den Zwang der Gesetze genöthiget werden. Taugt eure Constitution nichts, so macht eine bessere, wenn ihr könnt; die Freyheit sey eine natürliche Folge der Subordination der Bürger unter weise und gerechte Gesetze in einer vernunftmäßigen Constitution! Aber fangt nicht damit an, Sclaven auf einmal in Freyheit zu setzen! Denn die unvermeidliche Folge davon wird seyn, daß sie sich eigenmächtig auch von den Gesetzen, auch von allen Pflichten frey machen, über alle Schranken springen, und sich in ihrem ersten Freyheitstaumel die brutalsten Ausschweifungen erlauben werden. Die Nationalversammlung hat diese Regel der Klugheit für unnöthig gehalten, und sieht bis auf diesen Tag die schönen Folgen davon!

Was die Majestät betrift, so wird über dem Begriff, den das Volk mit diesem Worte verbindet, immer ein heiliges Dunkel hangen müssen, oder seine magische Kraft verschwindet, und die Majestät wird — was sie jezt in Frankreich ist. Es ist lächerlich von der Majestät des Volks zu faseln — Die wahre Majestät, das Ehrfurchtgebietende, Heilige, Unverletzliche, so dieses Wort in sich schließt, liegt in dem Gesetze, welches nicht (wie man jezt in Frankreich zu sagen beliebt) der

allgemeine Wille des Volks, sondern der Ausspruch der allgemeinen Vernunft ist, und welchem folglich alle Bürger des Staates die unverbrüchlichste Unterwürfigkeit schuldig sind. Aber das Gesetz kann sich nicht selbst handhaben; nur durch die vollziehende Macht wirkt es das was es wirken soll. Es ist also nichts nöthiger, als der vollziehenden Macht das höchste Ansehen, die größte Ehrerbietung, die unverlezlichste Heiligkeit, mit Einem Worte, die Majestät, ohne Widerspruch einzuräumen. Das Volk muß keinen Begriff davon haben, daß man sich ihr widersetzen dürfe; und Unordnung, Frechheit, wilde Gewaltthätigkeit, allgemeine Anarchie sind die Folgen davon, wenn man unvorsichtig genug ist, diesen Talisman zu zerbrechen. Die Majestät ist also, vermöge der Natur der Sache, ein Eigenthum desjenigen — dessen Händen die vollziehende Gewalt anvertraut wird. Ob Jemand im Staate diese Gewalt und die mit ihr nothwendig verbundene Majestät haben soll, hängt selbst bey der ersten Einrichtung einer Monarchie oder Republick nicht von der Willkühr des Volkes ab — Jemand muß sie haben, sey es nun Carl oder Ludewig, einer oder mehrere. Wer dieser Jemand seyn solle, mag immer von dem Vertrauen und der freyen Wahl des Volkes abhängen: genug, nicht der Wille des Volkes, sondern die Natur und das Wesen der vollziehenden Gewalt enthält den Grund der

Majes-

Majeſtät. So ſoll und muß jedes Volk denken, oder es denkt falſch, und der Franzos, der zu ſeinen Könige ſpricht: Sire, qui êtes vous? — vous appartenez à la France, vous êtes son homme, son Procureur, son Intendant — dieſer Menſch, wenn gleich die Pariſer finden daß er *infiniment d'eſprit* hat, gehört — ins Tollhaus. Die Nationalverſammlung hat durch ihre Declarationen und Handlungen, vielleicht gegen ihre Abſicht, zu dieſer Geringſchätzung Anlaß gegeben, in welche die königliche Majeſtät gefallen iſt — Was ſind die Folgen davon geweſen? Alle öffentlichen Blätter, alle Privatnachrichten, ſind davon voll. Die Unordnung, die Gährung der Gemüther, die ſchädlichen Wirkungen der Neuerungsſucht, des Mißtrauens, des demokratiſchen Taumels, dauern noch immer fort — ſie ſind unüberſehbar. Man hat dem Volke, welches, vermöge der Natur der bürgerlichen Geſellſchaft, **gehorchen** muß, die Zügel ſchießen laſſen: es **regiert** — oder thut was es **will**, und will nichts mehr thun was es **ſoll**. Man hat die neue Conſtitution damit angefangen, die alte gänzlich aufzulöſen, das königliche Anſehen unter die vorgebliche Volksmajeſtät herabzuwürdigen, alle Subordination willkührlich zu machen, mit Einem Worte, die Monarchie in eine **Anarchie** zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfaſſung eine Neue aufzuführen, über deren Plan und Einrichtung die fünf und zwanzig Millionen Menſchen, die ſich inzwiſchen der höchſten Ge-

walt bemächtigt haben, wahrſcheinlicher Weiſe vor dem Ende dieſes Jahrhunderts nicht einverſtanden ſeyn werden. — Hat man wohl daran gethan? Hätte man nicht, manches wenigſtens, beſſer machen können? Wird die neue Ordnung die aus dieſem Chaos — wenn endlich einmal Deus et melior Natura die Oberhand gewinnen — entſpringen wird, die unzähligen Wunden, welche der böſe demokratiſche Dämon der freyheitstrunknen Nation geſchlagen haben, bald und gründlich genug heilen können, um als eine Vergütung ſo vieles Uebels angeſehen zu werden?

Die Zeit allein kann auf dieſe Fragen die wahre Antwort geben!

IV.

Ode

auf die gegenwärtigen Unruhen in Frankreich.

Getroſt mein Geiſt! noch ſind für Hochgefühle
der Menſchheit und ihr heilges Recht
nicht alle Buſen kalt: es wanken zitternd Königsſtühle,
der Menſch bleibt nicht mehr Knecht.

Ein Volk, dem Leichtſinn aus der ſchlaffen Seele
jedwedes Mark rein weggeſpült:
das von der Weichlichkeit, wie in des Traumgotts Höhle,
umvelſiert, nichts mehr fühlt,

Ein

Ein Volk, das seine Sclavenketten küßte,
mit welchen der Tyrannen Hand
es fesselte, und Groß *) noch den Tyrannen grüßte,
der sie ins Blut ihm wand;

Ein Volk, dem Pompadour aus ihrem Schlafgemache
Soubisen wider Friedriche
zum Heeranführer kohr: das selbst mit Hohngelache
der Teutsche schmähete.:

Dies Volk erwacht, — und fühlt, dem Schlaf entrüttelt,
wie Spartas hoher Bürger, fühlt
Recht, Freyheit, Menschheit, Vaterland: es schüttelt
die Ketten, — knirscht — und wühlt.

Wie wenn einst Auferstehung in die Grüfte
der tausendjähr'gen Todten dringt,
und Geist in Staub und Moder haucht: — Grab, Stein
und Klüfte
durchschaurt der Geist und schwingt

verdorretes Gebein aus Todten-Kisten
ins Reich des Lebens — Leben kreist
im wurmdurchnagten Arm, im Haupt, wo Schlangen nisten,
im Fuß, der Frösche speist:

So

*) Ludwig XIV., der wohl unter allen französischen Königen am despotischten herrschte, Dragonerbekehrungen vornahm, das Edict von Nantes widerrief, die Constitution Unigenitus einführte, ꝛc. und der Große hieß!

habe. Unterdeſſen laß' ich alles was mein iſt, unter deiner Obſicht, mein Vermögen, meine Landgüter, und meinen guten Namen; alles was ich von dir verlange, iſt, mir bald von hier wegzuhelfen. Komm; keine Antwort: Unverzüglich die Hand ans Werk; der kleinſte Aufſchub vermehrt meine Ungeduld.

(Sie gehen ab.)

So flammt der Freyheitsgeiſt in kalten, ſtarren Buſen
aus langer Aſche auf, und glüht
Rosbachs Geflüchtete zu Galliern: ſie wählen
Tod — oder Freyheit! — Flieht,

Flieht, flieht Tyrannen! eure Thronen beben,
die Rachedonner murmeln ſchon:
wenn Recht und Freyheit, eure Feinde, ſich erheben,
dann fürchtet euren Lohn!

Zu lang, o Gallien, haſt du gelitten,
geblutet von der Tyranney,
Und ihrer grauſen Skorpionengeiſel! Stritten
um deinen Rücken drey

Dämonen nicht? —des Menſchenhaſes Erſtgeborne,
der Despotismus, die Hierarchie,
und Habſucht deiner Ahnen-ſtolzen? Wie Verſchworne
der Hölle, zeitſchten ſie.

Da ſaſen ſie auf ihren goldnen Thronen,
die erſten Wüſtling' ihres Staats.
Der Weiber Pfänderſpiel ihr Scepter — ihre Kronen
der Würfel ihres Volks!

Wie droheten an ihrem Stuhl, der Löwe,
Gewalt, und die Hyänen, ſie
Cabal' und Politik, — Hausthiere unſrer Königshöfe!
Volksfreyheit, kennſt du die?

Wer trug ein Herz für Vaterland? Wer wagte
jezt einen Seufzer, jezt ein Wort
für unterdrücktes Bürger-Recht? Er ſchmachte,
der Geiſt der Freyheit, fort

In ehrnen Mauern! Königliche Häſcher bringen
den ausgeſprochnen Kriegsfluch, *)
der Freyheit und der Vaterlandsgefühle Bannbrief ihm. Es ſingen
die Furien den Spruch

Des Minos in den Ohr des Sünders! Schattengeiſter reiſſen
ihn bey dem Haar zur Höll' hinab;
Er ſteht, — und ſtaunt — ſtarrt betaubt: ſie aber weiſen
ihm ſchon ſein ewges Grab.

Baſtille! Grab der Freyheit! immer offner Rache
des Löwen, Despotismus! — O!
zerſprengten deine Mauern nicht die Seufzer für der Unſchuld Sache?
Da lagen ſie auf faulem Stroh,

an eherne Ketten, ohne Bürgerkrone,
des Grames Raub, der Henker Spott,
die Grachchen, die Catone und die Cicerone
vor Gallien! Alſo gebet

Der

*) Lettres de cachet.

Der Landesvater! alſo flüſterten ihm Weiber
an Toiletten, ihrem Thron!
alſo erkaufte er von dem Gewißensräuber,
La Chaiſe, Abſolution!

O gottgeſtraftes Land! ... Und warum trauert
ſo öd', ſo leer die ſchönſte Flur?
leer wie an edelen Gedanken Fürſtenſeelen. Warum dauert
den Fremden ſo viel Seegen nur!

Die Jagel, von den landesväterlichen Händen
an deinen Buſen dir geſetzt,
Die Pachter, zehrten dir das Blut aus Bruſt und Lenden;
verſpielt, verpraßt, verſetzt
bey Modehändlern, ward das Mark des Landmanns, Felder
und Saaten trug auf ſeinem Rock,
Des Pachters Diener — ſo wie Er oft Grund- und Zinſen-
gelder
an ſeiner Uhr-Berlock.

Wie ſchwarz hängt ſie, die grauſendſte der Nächte,
der ſpätgebornen Enkel Fluch,
auf deiner Stirn! — als er, dein König, mit der Rechten.
Die deinen Scepter trug,

Aus ſeiner Königsburg nach deinen Bürgern,
wie nach dem Wild ein Jäger, ſchoß!
als der Erſchlagnen Blut an commandirten Würgern
wie Schweiß der Arbeit floß!

Als Väter, Mütter, Brüder, Schweſtern, Bräute
das blutbeſprizte Mörderland
ſelbſt blutbeſprizt verließen, und noch im Geleite
ſie oft ihr Mörder fand.

Und was lieſt thränender auf ihrer Märtrerliſte
Religion, als Calas Tod?
Ihr Spötter rächet noch den Todten; denn ſein Blutgerüſte
war prieſterlich Gebot.

* * *

Wohlan denn, Volk, wenn einmal dir den Buſen
der langverhaltne Ingrimm ſprengt;
dann kämpfe kühn und ſchlag, wie Perſeus, das Meduſen-
Unthier, das dich gedrängt;

Daß bald mit ſeinen ehrnen Mauern, ehrnern Riegeln
das Schloß des Despotismus ... bald
zertrümmere, wie die Baſtille jüngſt, und auf den Trümmerhügeln
die Freyheit Recht verwalt!

Cytherens Siz, Europens Toilette,
des Leichtſinns groſſe Stapelſtadt,
Paris! ermanne dich! ſey Sparta! brich die Kette!
und zeige Kraft und That.

Ich ſeh's, ſie ſtreiten, deine Jünglinge, ſie ſtreiten
für Galliens Palladien;
wie deine Mädchen amazoniſch ſie zum Kampf geleiten,
ihr Herz — der Sieger Lohn.

Und neue Brutus werden, neue Caton's ſterben
für Freyheit und für Vaterland,
und laſen Rom - Paris dem freygebornen Erben;
ein Denkmal tapfrer Hand!

Es hörts der Britte, der doch auch gern Sclaven hätte,
und denkt an ſein Amerika:
es hörts der Deutſche, und knirſcht in die Sclaven-Kette
und ſeufzt: Germania!

Ihr Könige! noch ſind für Hochgefühle
der Menſchheit und ihr heiliges Recht
nicht alle Buſen kalt! O ſichert eure Stühle
durch Güte und durch Recht!

Berlin,
den 4ten Auguſt
1789.

Jeniſch,
Prediger an der Marienkirche.

V.

Von den ehstnischen und russischen Bädern.

Bey meinem vierjährigen Aufenthalt in Ehstland und St. Petersburg hatte ich Gelegenheit die dasigen Bäder kennen zu lernen. Sie sind in mancher Rücksicht einzig in ihrer Art, und ganz von dem verschieden, was sich der Nichtunterrichtete in Teutschland, Frankreich und andern europäischen Staaten darunter vorstellen dürfte. Sie sind nicht bloß bey einzelnen Personen im Gebrauch, sondern allgemeine Volkssitte. Der Ehste rechnet die Bäder zum Wohlleben, der Russe zum dringendsten Bedürfniß. Sie sind wegen ihres mannigfaltigen Einflusses auf Leben und Gesundheit sehr wichtig; auch ist die Policey bey denselben geschäftig. Oft haben sie flüchtige Reisende unrichtig und mangelhaft abgehandelt. Aus diesen Gründen will ich jetzt kürzlich die Badeörter nach ihrer innern Einrichtung, die dazu gehörigen Geräthschaften, die Art wie man sich derselben bedient, beschreiben, und einige wahrscheinliche Folgen, die Schönheit des andern Geschlechts betreffend, daraus ziehen.

Unter dem Ausdruck, „sich baden„ verstehet man in Ehstland nichts anders als sich in die National-Badstuben begeben, und darin schwitzen. Will man aber

das Baden in einem Fluſſe anzeigen, ſo nennt man das „ſich ſchwemmen.„ Nur Ausländer, denen dieſer Sprachgebrauch unbekannt iſt, verwechſeln dieſe Worte.

Das ſogenannte Schwemmen iſt dort nur wenig im Gebrauch, am mehrſten unter den fremden Fiſchern und Matroſen. Die Badſtube im Gegentheil beſucht wo möglich jeder Ehſte mit Weib und Kind einmal die Woche, gemeiniglich des Sonnabends. Seltener geſchicht es von adelichen Familien auf dem Lande; am ſeltenſten von den teutſchen Kaufleuten und Handwerkern in den Städten Reval, Weſenberg, Pernau und Narwa.

Die Badſtube iſt ein nicht gar zu hohes Zimmer mit einem großen Ofen, mit einem ſogenannten Badeballen, eigentlich Badebalgen, oft auch mit einem in die Erde eingeſetzten Kübel oder geräumigen Wanne.

Der Ofen iſt von dicken Steinen gemauert, in demſelben iſt ein Roſt, auf welchen Kieſel, oft nur feſte Feldſteine liegen, ſo daß die Flamme dazwiſchen durchſtreichen kann. Statt der Steine, die bisweilen arſenikaliſche Dünſte von ſich geben, gebrauchen einige Wohlhabendere eiſerne Kugeln. Die Oefen der gemeinen Bauern-Badſtuben haben keinen Schornſtein, ſo daß der Rauch in der Stube bleibt.

Der Badebalgen iſt eine ſtufenweiſe ſich erhebende Bühne oder Schafot, deſſen Höhe gemeiniglich nur eine

bis

bis anderthalb Ellen von der Stubendecke entfernt ist, so daß man nicht darauf ſitzen, ſondern nur liegen kann. Die Länge dieſes Gerüſtes geht von einer Wand zur andern, und iſt nach Maaßgabe derſelben in mehr oder weniger Abtheilungen durch breterne Seitenwände abgeſondert. Die Tiefe, einwärts nach der hintern Wand gerechnet, enthält etwa fünf bis ſechs Fuß. In dieſe Abtheilungen oder erhabene Ställchen wird friſches Stroh gelegt, und ein Tuch darauf gedeckt, damit die Badenden bequem liegen mögen.

Die ſo zubereitete Badſtube wird dann ſtark geheizt. Im Winter weiß ichs, daß man ſechs, acht und zehn Stunden vorher, ehe man ſich badete, einzufeuern anfieng. Der dortige Grad der Kälte, und die dicken Oefen machen es nothwendig. Ein hieſiger Töpferofen würde den Grad des Feuers nicht aushalten, ſondern berſten. Wenn der Ofen glüht, ſo wird von Zeit zu Zeit Waſſer angeſprützt, damit es in Dämpfen aufſteige. Da wo der Ofen keinen Schornſtein hat, ſprützt man das Waſſer auf die Kieſel. Stundenlang fährt man damit fort. Durch die aufgelößten Dämpfe entſteht ein dichter Nebel und eine Dämmerung, daß man die darin befindlichen Perſonen nicht erkennen kann. Die ſchwüle Näſſe iſt im ganzen Zimmer verbreitet, und wenn man ſich nicht ganz entkleidet hinein begiebt, ſo ſind die Kleider in wenigen Minuten wie durch warmes Waſſer gezogen. Das Plafond, die Wände

und am meiſten die Fenſter trieſen beſtändig vom Waſſer. Und doch hört man nicht auf, Arme voll Holz in den Ofen zu werfen, und Kannen voll Waſſer anzuſprützen.

Die dichten Waſſerdämpfe vertreiben den Dunſt und Rauch; und eher begiebt man ſich nicht in die Stube; damit, wie der Nationale ſagt, das Angenehme des Dampfbades nicht durch den häßlichen Dunſt vergiftet werde.

Nachdem man ſich in einem Vorzimmer gänzlich entkleidet hat, begiebt man ſich in dieſe Hölle — und um ſie recht zu genießen, ſteigt man in die höchſte Region des Balgens, wo ſich die Quinteſſenz von ſchwüler Gluth concentrirt befindet. Man liegt nach Willkühr fünf, zehn und mehr Minuten ruhig. Alle Pori des Körpers öfnen ſich, und Waſſer ſtrömt haufenweis herab. Nun kömmt das Badeweib oder der Badekerl mit der Badequaſte.

Die Badequaſte iſt gemeiniglich ein Bündel Birkenſtrauch, nicht viel von einem dünnen geſchmeidigen Beſen verſchieden, nur daß das Laub noch daran befindlich iſt. Zu dieſem Gebrauch werden im Frühjahr ganze Fuder von jungem belaubten Birkenſtrauch abgeſchnitten, und zu Badequaſten gebunden. Vor dem Bade pflegt man ſie in Waſſer zu weichen, damit ſie wieder geſchmeidig werden. Statt der Birken bedient man ſich auch einiger andrer Arten von Sträuchern

und

und Pflanzengewächsen, solcher nämlich welche die Blätter eine Zeitlang behalten.

Mit dieser Quaste wird der nackte Körper gepeitscht, so daß theils die Feuchtigkeit stromweise aus ihm herausschwitzt, theils die stark geschwängerten Wasserdämpfe auf ihm gesammlet werden. Nach gewissen Intervallen wird der Leib mit einem Schwamm oder mit leinenen Tüchern gerieben und alle Glieder desselben, vorzüglich die sehr fleischigten, mit den Händen gedrückt und gleichsam durchgeknetet. Die Badefrau oder der Badeburſch knacken die Gelenke an Händen und Füßen, kratzen die Fußsohlen mit einem Schabeeisen, oder mit den Fingernägeln ab. Um immer neue Dämpfe zu erhalten, wird das Wasserſprützen nicht vergessen." Mit dergleichen Manipulationen wird so lange fortgefahren, bis der Mensch, so zu sagen, ohne Kraft und Saft da liegt. Man läßt ihn allenfalls noch etwas dunsten, hernach aber bringt man ihn vom Basgen herunter an den Kübel, wäscht ihn nochmals mit warmem Wasser und Seife leicht ab, oder gießt es wenigstens über ihn her. — Damit alles recht gereiniget werde, so pflegt man öfters auch die Augen auszulecken. Dieses ist ein Experiment, das vielen Badern ganz eigen ist. Sie machen nämlich die Zunge ganz spitzig, bohren sie durch den innern Augenwinkel in die Augenhöhle hinein, und drehen sie denn rund um den Augapfel herum.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Des Herzogs Palaſt in Meiland.)

Der Herzog, Thurio und Protheus treten auf.

Der Herzog.

Signor Thurio, ich bitte euch, entſchuldiget uns für eine Weile; wir haben von einigen beſondern Angelegenheiten mit einander zu ſprechen. (Thurio geht ab.) Nun ſaget mir Protheus, was habt ihr anzubringen?

Protheus.

Mein Gnädigſter Herr, was ich entdeken ſoll, befiehlt mir das Geſez der Freundſchaft zu verhehlen; allein wenn ich mir die Gnaden-Bezeugungen zu Gemüth führe, womit ihr mich, ſo unwürdig als ich bin, überhäuft habt, ſo treibt mich meine Pflicht Euch etwas zu eröffnen, das ſonſt alle Vortheile der ganzen Wel: nicht aus mir herausziehen würden. Wiſſet dann, erlauchter Fürſt, daß Signor Valentin, mein Freund, entſchloſſen iſt, in dieſer Nacht eure Tochter wegzuſtehlen, und ich ſelbſt zum Vertrauten in dieſem geheimen Anſchlag gemacht worden bin. Ich weiß, daß ihr eure ſchöne Tochter dem Thurio zugedacht habt, ob

ſie

Wenn ich dieſe Augenreinigung nur einigemal geſehen hätte, würde ich vielleicht doch Bedenken tragen, zu glauben, daß ſich die Zunge im Auge herumbewege. Ob ich mich gleich verſchiedenemal, (nur bey gemäßigter Wärme der Badſtube und bey veränderter Bedienung) nach der Landesſitte badete, ſo, konnte ich mich doch nie zu dieſem Experimente verſtehen. Allein ein unglücklicher Zufall machte, daß ich es einſtmalen an mir geſchehen laſſen mußte, wobey ich mich hievon überzeugte. Ich war an einem heißen Sommertage in einem offenen Wagen ausgefahren, und bekam, ich weiß nicht durch welchen Zufall, einige Sandkörner ins Auge. Alle angewandte Verſuche durch ein Augenbad ſie herauszuſchaffen, waren vergebens. Das Auge wurde roth und gänzlich inflammirt; ich empfand die heftigſten Schmerzen, und konnte es nicht mehr öfnen. In dieſer Lage ſchickte der Herr Baron Clodt von Jürgensburg nach dem Badeweibe, von der er und andere dort gegenwärtige Perſonen verſicherten, daß ſie es am leichteſten und geſchwindeſten heilen würde. Dieſe Frau war zwar nicht zu Hauſe, doch fand ſich bald eine andere Aerztin, die ſonſt mit rothen wollenen Fäden und mit beſprochenem Schießpulver (dem dort herrſchenden Aberglauben zu Folge) Wunderkuren an Menſchen und Vieh that. Dieſer überließ ich mein Auge. Ohne eben, auſſer dem beſtändigen Schmerze, einen beſondern zu empfinden, bohrte ſie augenblicklich ihre Zunge durch den innern Augenwinkel in die Augenhöhlung,

lung, und drehte ſie um den Augapfel herum. Ohngeachtet der ſeltenſte Gaſt, das fremde und große Stück Fleiſch, im Auge verweilte, war er doch nicht ſehr läſtig; denn das Weib wußte die Zunge ganz breit zu machen, daß der Druck auf keiner Seite groß ſeyn konnte. — Die Aerztin verſicherte, ſie habe etwas Sand herausgebracht, doch fühle ſie noch ein Körnchen darinne. Der nämliche Verſuch wurde nun zum zweytenmal vorgenommen und augenblicklich ſpürte ich Linderung. Die Röthe vergieng und mein Auge wurde geſund. So eckelhaft uns dieſes Experiment auch vorkommen dürfte, ſo einen großen Werth ſetzen doch mehrere Perſonen darauf im Bade, zu dem ich nun wieder zurückkehre.

Wenn das Geſicht und der ganze Körper glüht, wenn alles von der Hitze aufgetrieben ſtrotzt, ſo laßen viele Leute ganz kaltes Waſſer über ſich hergießen, ſpringen auch wohl in einen nahgelegenen Fluß, oder wälzen ſich im Winter vor der Badehauſeethür im Schnee herum. Doch wird in dieſem Stücke der Ehſte gar ſehr von dem Ruſſen übertroffen. Unter den leztern thut es nicht blos der gemeine Mann ſondern ſelbſt der vornehmere und ſonſt zärtlichere Theil. So ſahe ich öfters ruſſiſche Officiere vom Tanzſaal nach dem Hofe gehen, um mit Schnee, wie ſie ſagten „die kochende Bruſt ein wenig abzukühlen.„ — Vom plötzlichſten Uebergang aus der Gluth in die Kälte drückte ſich ein

gemeiner ruſſiſcher Soldat in ſeiner Sprache auf fol-gende Art aus: „das ſtärkt's Herz!„

So ſehr nun faſt alle Badſtuben im Weſentlichen einander gleich ſind, ſo verſchieden ſind ſie doch, wenn man die des armen ehſtniſchen Bauern und deſſen Erb-herrn betrachtet. Die Badſtuben der Leibeigenen ſind äuſſerſt armſelig und ſchmuzig. Sie haben, der Regel nach, ſo wenig als ihre Wohnhäuſer, ordentliche Fen-ſter. Ein kleines Loch, ein Fuß ins Gevierte, in der Wand vertritt meiſt deſſen Stelle. Vor demſelben ſind nicht einmal immer Glasſcheiben, ſondern oft be-findet ſich nur ein Bündel Streh darinne, um den großen Zug der äuſſern Kälte etwas abzuhelfen. Ewi-ge Nacht pflegt darin zu herrſchen. Der Badebal-gen iſt nicht immer für einzelne Perſonen abgetheilt, ſondern die Badenden liegen neben und unter einander. Schamhaftigkeit und Anſtand kommen dabey wenig oder gar nicht in Betrachtung.

Die Badſtuben der Reichen ſind zum Theil ganz ſauber und bequem. Ein oder ein Paar Vorzimmer, die zum Aus- und Ankleiden beſtimmt ſind, enthalten gemeiniglich einige Betten, in die man ſich gleich nach dem Bade niederlegt. Nach einer ſolchen Abmattung hat man auch gar ſehr der Ruhe nöthig. Bey einem nur ein wenig hergeſtellten Gleichgewicht des wallen-den Blutes kömmt auch der Schlaf ungerufen, und mit ihm neue Kräfte und ein wahrhaft neues Leben.

In Abſicht auf Reinlichkeit und Ordnung ſtehen die für die in Ehſtland cantonirenden ruſſiſchen Soldaten erbauten Badſtuben zwiſchen den beyden gedachten Arten gleichſam in der Mitte. Vorſichtige und billige Gutsherrn halten dergleichen für die in ihrem Gebiete im Quartier ſtehenden Soldaten. Wo Soldatenbadſtuben fehlen, da geht der gemeine Mann in die Badſtube der Bauern und der Officier in die des Gutsbeſitzers. Vorſichtige Männer dulten erſteres nicht gern, theils wegen der daraus entſtehenden zu vertrauten Bekanntſchaft mit den weiblichen Unterthanen, theils weil ſich, wie ich den Fall von Sommerhuſen (zwiſchen Reval und Narwa an der Petersburgſchen Landſtraße) weiß, die veneriſche Seuche eines Soldaten auf eine unglaubliche Art in ganzen Dörfern leicht ausbreitet.

In den Städten Reval, Weſenberg, Pernau, Weiſenſtein ꝛc. ſehen die Badſtuben meiſt höchſt elend aus. Es ſind Unternehmungen von Privatperſonen, ſtehen aber unter der Policey. Sonnabends ſind ſie der Regel nach alle geheizt, einige auch des Freytags oder Mittwochs. Der Beſuchende zahlt etwas weniges für den Eintritt. In dem einen großen Badehauſe in St. Petersburg, das ich nachher beſchreiben werde, war die Taxe für die Entree 1 Kopek *) für die Quaſte

*) Ein Rubel enthält 100 Kopeken, ein Kopek beträgt 2 Denuſchken, und ein Denuſchk hat zwey Polluſchken

Quaſte ein Denuſchk, für den Platz wo die Kleider verwahrt werden, auch ein Denuſchk, und für einen Eimer warm Waſſer eben ſo viel. Da ſich einige Teutſche, Franzoſen, Engländer, kurz Ausländer die in St. Petersburg leben, wohl zuweilen auch nach daſiger Sitte baden, und ſich ohnmöglich zu den öffentlichen Nationalbädern entſchlieſſen können: ſo hat man in den umliegenden Gegenden kleine Miethbadſtuben angelegt. Hier hat man den Vortheil, daß man ganz allein und ſauber badet, daß man die Stube zuerſt, ehe anderer Menſchen Ausdünſtungen daſſelbe angefüllt haben, betritt. Ein ſolches Extra geheiztes Bad koſtet in Katharinenhof, zwey Werſte von Petersburg, *) wo zu meiner Zeit (1781) die Miethbadſtuben waren, 60 Kopeken bis einen Rubel.

Der Zuſammenfluß von Menſchen bey den öffentlichen Bädern iſt an den beſtimmten Tagen ſehr groß. Nirgends aber war er mir auffallender als im groſſen Badehauſe am Fontanka-Kanal. Ich weiß nicht, ob es der Krone, (d. i. der Monarchin) gehört, die es verpachtet hat, oder ob es Eigenthum eines Privatmanns

ken. Den Rubel zu ohngefehr einen Reichsthaler gerechnet, iſt alſo ein Kopek ohngefehr ein Dreyer oder guter Kreuzer.

*) Sieben Werſte machen eine teutſche Meile. In Ingermanland iſt das eigentliche Verhältnis wie 20 zu 3.

mannes iſt, der ſeinen jährlichen Tribut davon abgiebt: das weiß ich aber, daß die Scene teutſchen Augen einzig in ſeiner Art iſt. Ein Lehrer der ruſſiſchen Sprache an der teutſchen Petri Schule, der einige ſeiner Zöglinge wöchentlich hieher begleitete, führte mich zu dieſem ſeltenen Schauſpiel. Das Hauß hat zwey Eingänge; wir giengen linker Hand hinein. Der andere iſt fürs ſchöne Geſchlecht beſtimmt. Gleich hinter der Thür ſaß ein Mann, dem mein Begleiter für ſich und mich einige Kopeken zahlte. Wie wir durchs Vorderhaus durchgegangen waren, kamen wir in einen ſehr geräumigen viereckigten Hof. Die linke und die uns entgegenſtoßende Seite waren durch zwey lange niedrige Gebäude begränzt, ſo wie die rechte durch eine etwa fünf Fuß hohe breterne Wand oder Bleiche geſchloſſen wurde. Der Hof ſelbſt war gefüllt mit männlichen Geſchöpfen in paradieſiſcher Kleidung, doch ohne Feigenblatt. Der eine Theil war in voller Beſchäftigung, der andere ruhete aus. Doch ehe ich ihrer Arbeiten im Hofe gedenke, muß ich erſt die beyden gedachten Gebäude beſchreiben.

Das Haus linker Hand hatte im Innern die Einrichtung unſerer gut gebauten Pferdeſtälle, darin jedes Pferd einen von der Erde an durch eine Wand abgeſonderten Stand hat. In jedem befand ſich eine Bank und ein kleiner Tiſch. Hier legten diejenigen, die ſich Baden wollten, ihre Kleider ab, und ließen ſie zur

Verwahrung. Ueber dieſen Gebäude iſt ein Aufſeher geſetzt, damit nichts entwendet oder verwechſelt werde. Für einen ſolchen Stand zahlt man einen Denuſchk (halben Kopek) und genießt völlige Sicherheit des mitgebrachten Eigenthums. Im Fall etwas von den Sachen, die man übergeben hat, fehlen ſollte, ſo muß es erſetzt werden. Dies iſt vielleicht die einzige Sicherheitsanſtalt, wo das Aſſecuranzgeld bey dem verſchiedenſten Werthe der veraſſecurirten Sache immer einerley bleibt, und in einem ſo geringen Verhältniſſe ſteht.

Das entgegenſtoßende lange Gebäude enthielt die Badſtuben. So wie mir eine Thür derſelben geöfnet wurde, um die innere Einrichtung zu ſehen, kam ein ſolcher Qualm und Brothem entgegen, der den Odem zu benehmen im Stande war. Vor Dampf konnte ich nichts ſehen; nur Menſchenſtimmen und das Peitſchen mit den Quaſten hörte ich. Nach der Beſchreibung meines Führers, denn ich konnte es ohnmöglich in der Thür ſo lange aushalten, bis ich etwas geſehen hätte, haben dieſe Badſtuben in Rückſicht des erhabenen Balgen ꝛc. die nämliche Einrichtung, wie die oben bemerkten ehſtniſchen Bäder.

Die Bleiche rechter Hand ſondert das Badequartier des andern Geſchlechts ab, welches übrigens eben ſo wie das für die Männer gebauet iſt. Da die Höhe der Wand nur etwa 5 Fuß beträgt, und da ſie über dieſes hin und wieder beträchtliche Ritzen hat, ſo iſt

auch

auch dem ſonſt nicht Neugierigen die Scene ziemlich offen dargelegt. Wenn die erſte zu frappiren im Stande war, ſo kan man leicht auf dieſe ſchließen, wo alte und junge, ſchöne und häßlicher Figuren die Gruppe zur ſeltenſten der Welt ſchaffen. In beyden Quartieren gehen die Ankommenden bekleidet in die Kleiderremiſen, und um eben ſo viel leichter, als ſämmtliche Gewänder betragen, kommen ſie heraus, um in aller Eil eine Stelle auf dem Balgen einzunehmen. Mit glühendem Geſicht und aufgedunſenem Körper kommen die Gebadeten aus der Badſtube zurück, zum Theil ſpringen ſie in den daran gelegenen Kanal, zum Theil ſetzen ſie ſich, verſehen mit einem Eimer warm Waſſer, um das letzte Abwaſchen vorzunehmen.

Dieſe hier laſſen ſich mit Waſſer begießen, andere reiben ſich mit Tüchern. Einige ruhen auf den im Hofe herumſtehenden Bänken, andere laſſen ſich auf dem linken Erdboden von der Sonne beſcheinen. Einige ſchienen ſich in froher entzückter Ekſtaſe zu befinden, indeſſen andere ſinnlos auf neue Vegetation harren. Kurz, Beſchäftigung und Ruhe, Streben und Erſchlaffung geben dem Ganzen ein ſolches Anſehen, daß dieſe vielfältigen Stellungen und Lagen des menſchlichen Körpers, dem Naturzeichner ſo wohl als dem philoſophiſchen Phyſiognom durch Neuheit und Mannigfaltigkeit intereſſiren dürften. Man muß ſo etwas ſelbſt ſehen, um ſich von dieſem ſeltſamen Menſchen-

ſchengewühl einen deutlichen Begrif zu machen. — Schamhaftigkeit und daraus entſtehende Verlegenheit ſind hier ganz fremde und unbekannte Dinge. Das was in unſerer Lage ſehr zweydeutig und gefährlich ſeyn würde, iſt es hier durch alte hergebrachte Sitte nicht. Iſt gleich alles ſchamlos, ſo iſt es doch nicht unſittlich. So viel thut Gewohnheit, wenn der Menſch als Kind mit ihr vertraut gemacht wird! Ein Feld, das für den Pſychologen nicht unfruchtbar ſeyn kann. Ich wiederhohle es nochmals: ſo allgemein gefährlich für Keuſchheit die öffentlichen Bäder, dem erſten Anblick nach, ſcheinen dürften, ſo wenig ſind ſie es hier. Sie erſticken auf einen gewiſſen Grad das feine Gefühl der Schamhaftigkeit, das man bey gebildeteren Nationen antrifft: allein körperlicher Genuß findet im Bade nie ſtatt. Wenn die Enthaltſamkeit ſich auf das feine Gefühl von Schamhaftigkeit gründete, ſo wäre es freylich eine ſehr untergrabene Stütze; ſo aber beruhet ſie hier auf den Sitten. Niemand wagt es gegen jemanden Zumuthungen zu äuſſern, dadurch er ſich der allgemeinen Verachtung ausſetzen, und Strafe ſich zuziehen würde. Auch fehlt es im Bade ſelbſt wirklich am Reiz. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß dergleichen Bekanntſchaften bey andern Gelegenheiten zuweilen leichter ſtraucheln machen; doch wird der gerechte Moralitäts-Beurtheiler nicht aus den Augen laſſen, daß Fehltritte dieſer Art in Rußland mit dem ruſſiſchen Maasſtabe gemeſſen werden müſ-

müſſen; und dieſer Maasſtab iſt etwas kürzer als der bey den ſächſiſchen Conſiſtorien, das heißt, die Moral in dieſem Punkte iſt in Rußland laxer.

Von den Ehſten werden die Badſtuben mehr im Winter als im Sommer beſucht. Die Urſache iſt nicht ſowohl daß ſie dieſes Wohlleben weniger wünſchen, als weil ſie in dieſer hier kurzen Jahrszeit keine Muße hiezu haben, da der arme Sklave die ganze Woche hindurch, Tag und Nacht, oft auf eine ſehr harte Art zur Arbeit angehalten wird. Auch ſcheint es, daß es der Bauer in den Sommermonaten, wegen der ohnedem ſtarken Ausdünſtungen, nicht ſo gut aushalten würde, da die Sonne in der nördlichen Breite von Reval, Weſenberg, Narva ꝛc. in den längſten Tagen gegen achtzehn und eine halbe Stunde über dem Horizonte bleibt. *)

Iſt die Vorliebe und der Hang zu dieſen Bädern ſchon bey den Ehſten ſo groß, ſo iſt er es noch weit ſtärker bey den Ruſſen. Von den Regimentern die in unſerer Nachbarſchaft ſtanden, badeten ſich die Officiere wie der gemeine Mann, Jahr aus Jahr ein, wenigſtens einmal die Woche. Der gemeine Mann beob-

achtet

*) Sie gehet auf 3. Uhr 50. Minuten, und unter 9. Uhr 10. Minuten. In den kürzeſten Tagen gehet ſie auf 9. Uhr 10. Minuten, und unter 2. Uhr 50. Minuten, im Winter.

ſie ihn gleich haſſet; und daß euerm Alter nichts empfindlicher fallen könnte, als ſie auf eine ſo unanſtändige Art zu verlieren. Ich habe alſo, aus pflichtgemäſſem Eifer mich entſchloſſen, eher meinem Freund in ſeinem Vorhaben hinderlich zu ſeyn, als durch deſſen Verhehlung über euer Haupt eine Laſt von Kummer häufen wollen, die euch in ein unzeitiges Grab hätte niederdrüken können.

Herzog.

Protheus, ich danke dir für deine Redlichkeit und Sorgfalt; alles was ich vermag, um ſie zu erwiedern, ſoll, ſo lang ich lebe, zu deinen Dienſten ſeyn. Ich habe ſelbſt ſchon oft bemerkt, daß ſie einander liebten, ob ſie ſich gleich einbildeten, daß ich ſey eingeſchlaffen ſey; und ſchon mehrmal bin ich im Begriff geweſen, dem Signor Valentin ihre Geſellſchaft und meinen Hof zu verbieten: Allein, aus Furcht, mein Mißtrauen möchte zu weit gehen, und um den Mann nicht unverdienter Weiſe zu beſchimpfen, (eine Haſtigkeit, wovor ich mich iederzeit gehütet habe,) gab ich ihm: freundliche Rüke, bis ich dasjenige ſelbſt ausfindig gemacht habe, was du nur izt entdekt haſt. Und damit du ſehen mögeſt, daß der Gedanke, wie leicht die unſchuldige Jugend mißleitet werden kan, mich nicht ſorglos ſeyn ließ, ſo verſchlieſſe ich ſie des Nachts allemal in einen hohen Thurm, wozu ich allein den Schlüſſel habe; und dort kan ſie unmöglich herausgeſtohlen werden.

Protheus.

Wiſſet, Gnädigſter Herr, daß ſie ein Mittel gefunden haben,

achtet dieſes heiliger als Religionsgebräuche. Lieber entbehrt er des Brodtes als des Bades. Ja, man hat Beyſpiele, daß die Leute krank wurden, wenn ſie keine Badſtube haben konnten; ſie wurden geſund, ſo bald man ihnen eine bauete.

Noch will ich einige Schlußanmerkungen hiehers ſetzen.

1) Da die ehſtniſche Nation in der kläglichſten Sclaverey lebt, welche die Urſache von Armuth und Dürftigkeit, von Faulheit und ſchmutziger Trägheit, von Mangel an Ehrgeiz und eigener Thätigkeit iſt, indem ihr zu Folge, wenn der Erbherr will, die Bauern kein feſtes Eigenthum beſitzen und zu den Thieren herabgewürdiget werden, ſo ſcheint der Gebrauch dieſer Bäder wirklich etwas heilſames zu ſeyn.

Ohne Badſtube würde die Nation den polniſchen Juden an Schmutz und Unſauberkeit übertreffen, da ſie ſich jetzt nur, ihm gleich zu kommen, befleißt.

2) Als Laie in der Arzneykunde wage ich es nicht zu beſtimmen, in wie ferne dieſe Bäder auf die Geſundheit einen heilſamen oder ſchädlichen Einfluß haben. Indeſſen iſt es doch ſonderbar, daß das ſtärkſte und feſteſte Völkchen der alten Welt die Dampf- und Schwitzbäder mit der dauerhafteſten Nation unſerer Zeit gemein hatte. Wenigſtens kann das lacedämoniſche

ſche Pyriaterium *) mit der ruſſiſchen Badſtube in der Hauptſache überein. In beyden erregt man auf glühend gemachten Steinen Waſſerdämpfe, ſchwitzt und reibt ſich. Vielleicht tritt bey beyden Völkern einerley Umſtand ein, der die lebenden zur herkuliſchen Dauerhaftigkeit erhebt. Viele ſchwache Naturen, die dieſe, ſo wie andere Pferdekuren, nicht aushalten können, erliegen frühzeitig; diejenigen aber die dadurch einmal abgehärtet ſind, erſcheinen auch in der Folge minder hinfällig. Hieraus erkläre ich mirs, wenigſtens zum Theil, daß der Spartener wie der Ruſſe, wie Eiſen und Stahl gegen Wind und Wetter, Hunger und Durſt, Kälte und Hitze, im Privat- und öffentlichen Leben auftritt.

3) Ich habe öfters die Bemerkung machen müſſen, daß das ruſſiſche Frauenzimmer nicht ſo lange im Beſitz ihrer jugendlichen Geſichtsreize bleibe, als das teutſche oder engliſche. Wenn ein Frauenzimmer zwanzig Sommer zählt, ſo verwelken auch ſchon die Blumen ihres Geſichtes, ob es gleich ſonſt geſund und ſtark iſt. Dieſes iſt deſto auffallender, da der junge Nachwuchs durch feſte Bildung, Farbe und Stärke eine lange Blüthe zu verſprechen ſcheint. Auſſer dem Brandewein trinken, frühen heurathen und

*) Balneum laconicum mit dem hypocauſto, Aſſeum, Aſſeum, alla ſeu ſicca ſudatio per ignitos lapides etc. S. Strabo l. III. Vitruv. de Archit. l. v. c. 10.)

unmäßigen Genuß der Liebe, dürfte wohl der öftere Gebrauch der Schwitzbäder eine der vornehmſten Urſachen ſeyn. Denn dieſe müſſen nothwendig die feinen Ausdünſtungskanäle ſehr erweitern, den Wangen die ſanfte Feſtigkeit benehmen, und durch öftere Ausdünſtung ſie ſchlaf machen. Runzeln ſind denn die unvermeidlichen Folgen. Dazu kömmt noch, daß bey jedem Bade das Blut durch die Erhitzung mit Gewalt in die äuſſere Theile getrieben wird. Durch dieſe Gluth wird die Haut im Winter, ſo ſehr als im Sommer von der Sonnenhitze gebraten. Hieraus entſteht eine gewiſſe verbrannte Röthe, die mehr dem Kupfer als Roſen gleicht.

4) Sollten nicht phyſiſche und politiſche Gründe auch in unſern Gegenden Badehäuſer oder Badeörter heiſchen? Iſt der Mangel derſelben nicht eine Lücke in den Polizeyanſtalten für Geſundheit und Reinlichkeit der Bürger? Würde nicht mancher Jüngling beym Leben erhalten werden, der jetzt in den nicht dazu eingeübten Flüſſen ſeinen Tod findet? Welche Art von Bad (Dampf- und Schwitzbad, warmes oder kaltes Waſſerbad, Flußbad ꝛc.) hat für unſer Lokale und Perſonale den Vorzug? Wie wäre alsdann das Vorzüglichſte am beſten einzurichten? Erörterung dieſer und anderer mir ſich aufdringenden Fragen überlaſſe ich Sachkennern, da ich durch eigene Beantwortung derſelben Fehltritte zu begehen fürchte. Indeſſen ſcheinen

nen ſie mir nicht unwichtig, das Reſultat nicht unausführbar, und der Politiker und Moraliſt hierbey leicht vereinbar.

Vom rechten Gebrauche des Badens, das Griechen und Römer ſo ſehr ſchätzten, und das die Hebräer und Muhamedaner bis zum religiöſen Geſetz erhoben, ſetze ich noch eine alte Inſcription hieher, die man auf einem Stein eingegraben gefunden hat:

Balnea, vina, Venus, conservant corpora nostra,
Corrumpunt vitam, balnea, vina, Venus.

Philoſtrat ſagte:

Ὑγιεῖς ἀνδρῶνων τὰ βαλανεῖα.

Erasmus aus dem Lucian:

Senecta hominum balnea calida.

Erfurt. Bellermann.

VI.

Etwas vom Charakter der Toskaner, und ihrem jetzigen Zuſtande.

Es iſt kein Land in Italien, welches die Natur mit allen den Eigenſchaften, die auf eine glückliche Bildung der Menſchen Einfluß haben, ſo reichlich begabt hat,

als Toskana. Gegen Norden und Osten ist es von den Apenninischen Gebirgen eingeschlossen, die es nicht nur vor den frostigen Winden schützen, sondern auch mit Flüssen und Bächen und mit gesunden Quellen bereichern. Immergrüne Hügel und Thäler durchschlängeln wellenförmig das Land von einem Ende zum andern, und verwandeln es schon hierdurch für das Auge und Herz in ein Meer von Vergnügen. Diese sanft abwechselnde Fluth und Ebene von Hügeln und Thälern bringt aber auch alles, was Kleinasien und die griechischen Inseln köstliches zur Nahrung der Menschen erzeugen, reichlich, und was die Weine betrift, zum Theil verbessert, hervor. Was sonst an Bequemlichkeiten des Lebens mangeln kann, wird durch Kunstfleiß und Seehandel ersetzt.

Da die Bewohner dieses glücklichen Erdstriches weder die wässerigen Ausdünstungen des schlammigen Po, noch die Dämpfe des Vesuvs einathmen, so halten sie das Mittel zwischen der trägen Plumpheit der Lombarden und dem feurigen Enthusiasmus der Neapolitaner, und sind zu allem, was Verstand und Geschicklichkeit erfordert, von Natur aufgelegt. So weit die Geschichte reicht, sind sie in Wissenschaften und Künsten allen Europäischen Nationen zuvorgekommen. Den Römern lehrten sie Religion, Schauspiel, Manufakturen, und Handel; und da es nach der allgemeinen Finsterniß vieler Jahrhunderte wieder Licht wurde,

te, fanden hier nicht nur die bildenden Künste, sondern auch die Geschichte, Dichtkunst und Beredsamkeit, Mathematik und Naturkunde ihre ersten Wiederherstelle.

Florenz ist der Mittelpunkt und die Hauptstadt dieser ruhmvollen Nation. Wer ganz Italien gesehen hat, und diese Stadt sammt den Gegenden, die sie zunächst umschließen, erblicket, wird sogleich überzeugt, daß hier ein ganz verschiedener Genius unter den Menschen herrscht. Alles athmet Ordnung, Zierlichkeit, und feinen Geschmack, in ihren Landhäusern, auf öffentlichen Plätzen und Straßen, in den Bildsäulen, Bibliotheken, und Gallerien, in öffentlichen und privat Gebäuden. Das Volk ist überaus höflich, und ob es gleich in der Aussprache mehr oder weniger, nach den verschiedenen Gegenden der Stadt eine unangenehme Aspiration hören läßt, so ist doch seine Mundart selbst so ächt und regelmäßig, so voll witziger Sprichwörter und Redensarten, daß man sie bey dem Verderbniß, welches das allzuviele Lesen und Nachahmen der Französischen Schriften unter den Gelehrten und Vornehmern angestiftet hat, als die sicherste lebende Quelle ächter Sprache betrachten kann.

Der Florentiner liebt die Beschäftigung, ist sehr emsig und betriebsam. Eines geringen Gewinns halben oder sein vortheilhaftes Ziel zu erreichen, läßt er sich keinen Weg, keine Mühe verdrießen; kein Aufschub, kein Hinderniß kann seine Emsigkeit erkälten,

es ſey denn daß er mit ſeinem ſcharfen Blick die Unwahrſcheinlichkeit ſeiner Erwartung einſehe. Alsdenn ſtehet er eben ſo leicht und ohne Murren von der Verfolgung ſeines Endzweckes ab, als er in Erfindung neuer Plane ſinnreich iſt. Dieſer Emſigkeit der Florentiner haben wir die Entſtehung der Experimental-Phyſik im vergangenen Jahrhundert zu verdancken; und ihre Reichthümer im XIV. und XV. Jahrhundert waren eine Wirkung derſelben.

Sie begnügen ſich mit wenigem, und ſind über alle Maßen zur Freude aufgelegt. Ein halb Dutzend ſchlechte Klepper, oder ein Par Streitwagen nach alter Art, die um die Wette rennen, oder ein Ballonſpiel, ſind zu Florenz ſehr wichtige Schauſpiele, die das ganze Volk mit entzückender Freude beleben. Glücklich iſt der Fürſt, welcher über ein ſolches Volk herrſcht! Es koſtet ihm wenig ſeine Wünſche zu erfüllen, und jeden Unwillen deſſelben in Freude und Vergnügen zu verwandeln.

Unter einem ſo begnügſamen und fleißigen Volke ſind ſchwere Verbrechen etwas ſeltenes. Man muß ſich viele Jahre zu Florenz und überhaupt in Toskana aufgehalten haben, wenn man von drey oder vier Mordthaten, oder beträchtlichen Räubereyen zu ſprechen weiß. Nichts ſcheint hier unnützer zu ſeyn, als die Gerichtsbedienten, ſagt der berühmte Graf Carli in ſeinem Saggio politico ed economico sopra la Toscana; und nichts macht den Einſichten, und dem

guten Herzen des regierenden Großherzogs ſo viel Ehre, als die Aufhebung der Todesſtrafe unter einem ſo guten Volke.

Der Unterſchied, welchen Plato zwiſchen Athen und Thebe in Griechenland bemerkt, findet auch einiger Maßen in Toskana, zwiſchen Florenz und Piſa ſtatt. Vielleicht tragen die Dünſte der vielen Kanäle und Gräben, womit die Piſaniſche Ebene durchſchnitten iſt, vielleicht auch die hier herrſchenden Weſtwinde, die von den Eiſenhaltigen Inſeln herwehen, das ihrige hierzu bey. Gewiß iſt es, daß ſich die Piſaner durch eine gewiſſe Wildheit und Härte von den Florentinern unterſcheiden. Aus der Florentiniſchen Geſchichte kann man kein Beyſpiel einer ſo auſſerordentlichen Grauſamkeit aufweiſen, als diejenige war, mit welcher die Piſaner den Grafen Ugolino della Gherardeſca mit ſeinen ſchuldloſen Kindern hinrichteten. Seit dem Seetreffen bey dem Thurn Meloria haben ſie in ihrem bekannten und nunmehr abgeſchafften Brücken- oder vielmehr Mords-Spiel überzeugende Beweiſe ihrer harten Gemüthsart an den Tag gelegt. Die Wuth und der Partheygeiſt, die ſie bey dieſer Gelegenheit zu äuſſern pflegten, war eine ganz ſonderbare Erſcheinung. Ueber einen Monat, ſo lang die Vorbereitungen und das Spiel dauerten, trennten ſich die Männer von ihren Weibern, die Väter von ihren Söhnen, wenn ſie verſchiedenen Parthеyen anhiengen. Sobald ſie mit eiſernen Harniſchen

bedeckt, und mit der Streitkolbe in der Hand die Brücken über dem Arno von beyden Seiten her betraten fuhr ein wüthender Mordgeist in sie, und wer unter den schweren Streichen sich nicht ergab, oder nicht zurückwich, wurde entweder zu Boden geschlagen, oder in den Fluß hinabgestürzt. Oft geschah es, daß die Streitenden die Stimme derer, die sich ergaben, vor Wuth nicht hörten, und die Streiche so lang wiederhohlten, bis sie den Geist aufgaben. Ein solcher Fall ereignete sich das erstemal, als der regierende Großherzog dem Spiele zusah, so gar unter den Augen des sanftmüthigsten Fürsten.

Siena, die Hauptstadt eines besondern Herzogthums, ist groß, entvölkert und arm. Die reine Luft der Hügel, auf welchem sie liegt, haucht ihren Einwohnern einen fröhlichen und lebhaften Geist ein. Schau- und Glücksspiele, Lustbarkeiten und Tänze laßen ihnen keine Zeit, an ihre Bedürfniße und Armuth zu denken. Dichtkunst, Methaphysik, und Werke des Witzes haben die Stelle des ehemaligen Handlungsgeistes, der Künste und Manufakturen, der Tapferkeit und Reichthümer eingenommen. Sie brüsten sich mit einem übrig gebliebenem Schattenbilde ihrer ehemaligen Herrschaft. Ein Mitglied ihres großen Raths zu seyn, ein schönes Gedicht zur Welt zu bringen, oder eine witzige Frage aufzulösen, kann die Einbildung eines Sieneſers so überspannen, daß er sich wirklich für

ein

ein großes und glückliches Weſen hält. Daher iſt das ſpöttiſche Sprichwort aver bevuto a fonte branda, eine überſpannte Einbildung haben, entſtanden. Lippi ſingt in ſeinem Gedichte Malmantile racquistato *) von einem Sieneſer, Nahmens Perlone, er habe feſt geglaubt, todt zu ſeyn, und ſetzt die Urſache hinzu:

Perch' egli è un di quei matti alla Sanese,
Ch' han sempre mescolato del cattivo.

Demungeachtet hat Siena in allen Zeiten Männer hervorgebracht, die ſich in der Litteratur, in der Kriegskunſt, und im Dienſte der Kirche großen Ruhm erworben haben; und man kann nicht läugnen, daß ihre Einwohner an Fähigkeit viele andere Völker Italiens übertreffen. Der Graf Richecourt, welcher im Nahmen des hochſeeligen Kaiſers viele Jahre dieſes Land regierte, pflegte zu ſagen: eine vollkommene Art von Menſchen zu bilden, wünſchte er, daß die Sieneſiſchen Weiber ſich mit Piſanern, und die Piſanerinnen mit Sieneſiſchen Männern verehligten.

Die übrigen Toſkaniſchen Bergſtädte, als Volterra, Arezzo, Cortona haben nichts auszeichnendes, als daß ſie berühmt und reich waren, ehe ſie von den Florentinern ihrer Freyheit beraubt wurden. Die Natur hat dieſe Völker mit vorzüglicher Fähigkeit zu Künſten und Ackerbau begabt. Wenn ſie, wie ſie angefangen,

forts

*) Cant. IV. 26.

haben, wie er ihr Kammerfenſter erſteigen, und ſie auf einer Strikleiter herablaſſen könne; er iſt nun gegangen ſie zu holen, und kommt uns eben izt mit ihr in den Weg. Ihr könnt ihn auffangen, wenn es euch beliebt; aber, ich bitte Eu. Gnaden, es auf eine ſo behutſame Art zu thun, daß er nicht merken könne, daß ich ihn verrathen habe: denn es iſt meine Liebe zu euch, nicht Haß gegen meinen Freund, was mich zu dieſer Entdekung bewogen hat.

Herzog.

Auf meine Ehre, er ſoll niemals erfahren von wem ich ſie habe.

Prothens.

Ich entferne mich, Gnädigſter Herr; Signor Valentin nähert ſich.

(Prothens geht ab.)

Zweyte Scene.

Valentin tritt auf.

Herzog.

Wohin ſo ſchnell, Signor Valentin?

Valentin.

Gnädigſter Herr, zu einem Fremden, der im Begriff iſt abzugehen, und der Briefe an meine Freunde mitnehmen will.

Herzog.

fortfahren werden, die Vortheile zu benutzen, die ihnen ihr weiser Gesetzgeber zur Beförderung des Ackerbaues und des Handels verstattet hat, so werden sie bald nicht mehr nöthig haben, ihre glänzende Dürftigkeit durch das Studium Etrusksischer Alterthümer und unnützer Genealogien zu versüßen.

Pistoia, Pescia, Prato, und dieses ganze Thal ernähren ein fleißiges Volk, welches sich sehr vortheilhaft mit Ackerbau und Manufakturen beschäftiget. Alle die übrigen Gegenden von Toskana vermehren durch den Acker- Wein- und Seidenbau den Stoff des Nationalhandels, und in allen Winkeln finden sich Leute, die geschickt sind, das besondere und allgemeine Wohl zu befördern.

Zu welcher Höhe der Wohlfahrt wird sich nicht ein solches Land erheben, dessen Einwohner zu einer jeden Art von Profession geschickt und aufgelegt sind, dessen Fürst auf nichts anders sinnt, als die alten Vorurtheile und Hindernisse, die dem Wohl seiner Unterthanen entgegen stehen, aus dem Wege zu räumen, und seine Völker glücklich zu machen? Wo der Adel, der in andern Staaten Italiens sich nur damit beschäftiget, wie er sein Leben in Müßiggang und Schlaf begrabe, sein möglichstes zur allgemeinen Wohlfahrt beyträgt!

Der Toskanische Adel ist sehr zahlreich. Er schaffet hier nicht nur den in allen Staaten ihm eigenen Nutzen, daß er der Mittler zwischen dem Fürsten und

dem

dem Volke iſt, daß er durch den Luxus Künſte, Manufakturen und Handel befördert, daß er durch Würde und Anſehen dem Volke gewiſſer Maßen zum Zügel dient, und dem Staate ſolche Perſonen aufſtellt, die ihm ſowohl im Kriege, als in Friedenszeiten, mehr von Ehrbegierde als Gewinnſucht angeflammt, vorzügliche Dienſte leiſten; ſondern bringt hier auch dieſen ganz beſondern Vortheil, daß er ſich mit dem Handel beſchäftiget. Die Toſkaniſchen Edelleute glauben nicht, daß der Handel den Adel beſchimpfe. Sie tragen nicht das geringſte Bedenken, in den Comtoirs der Kaufleute denſelben zu erlernen, und ihn nachher in ihrem eigenem Namen zu betreiben. Die Florentiner, die es ſeit vielen Jahrhunderten allen übrigen Toſkanern an Einſicht und Fleiß zuvor gethan haben, ſind hierin über die Grenzen des allgemeinen Urſprungs des Adels geſchritten, und haben es zu einem Geſetze gemacht, daß keine Familie unter den Adel aufgenommen werden kann, wenn ſie nicht beweiſet, daß ſie vor Alters in das Zunftregiſter der Wollen- oder Seidenweber eingeſchrieben war. Dieſer Zug iſt allein hinreichend ihren Charakter auf das vollkommenſte auszudrücken. Wie glücklich würden viele andere von unnützem Adel gedrückte Nationen ſeyn, wenn ſie Muth genug hätten, eine ſo nützliche Maxime einzuführen!

Das einzige, wodurch der Adel in Toſkana bisher dem allgemeinen Wohl eine beträchtliche Wunde verſetzte,

ſetzte, waren das Recht der Erſtgeburt, und die Fideicommiſſen. In einem Lande, das nur durch den Handel zu der ihm möglichen Stufe der Glückſeeligkeit gelangen kann, dürfen die Güter und Kapitalien weder an gewiſſe Familien unauflöslich gebunden, noch auf wenige Erben eingeſchränkt werden. Auch dieſem Uebel hat der weiſe Regent vor einigen Monaten wenigſtens für die Zukunft, durch ein Geſetz glücklich abgeholfen, und die Wünſche aller rechtſchaffenen Patrioten erfüllt.

Livorno, iſt ein nach den feinſten Einſichten, deren der Handelsgeiſt fähig iſt, eingerichteter Handelsplatz, der mit einem großen und ſichern Hafen verſehen iſt. Die vortheilhafte Lage und auſſerordentliche Freyheit, deren hier alle Nationen der Welt genießen, ſind die Urſache, warum dieſe angenehme Stadt in ſo kurzer Zeit zur allgemeinen Niederlage Levantiſcher und Europäiſcher Waaren geworden iſt. Die Anzahl der Schiffe, die jährlich hier einlaufen, läßt ſich aus den beträchtlichen Einkünften des Capitano della Bocca, der von einem jeden einlaufenden Schiffe ungefehr einen Conventionsthaler erhält, ermeſſen. Daher iſt es kein Wunder, wenn hier große Reichthümer geſammelt, und eine Menge Beſitzer von Millionen angetroffen werden. Viele Millionen Scudi cirkuliren in dieſer Stadt. Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, wie ohne Unterlaß Schiffe aus allen Welttheilen, theils ausgeladen,

laden, theils mit neuen Waaren beſtellet werden, wie die ungeheuren Magazine von Levantiſchen, Indiſchen, und Europäiſchen Waaren ſtrotzen, wie geſchäftig die Mäkler ſind, und welche große Geldſummen durch die hieſigen Wechsler über die ganze Oberfläche der Erde in Umgang gebracht werden.

Der Graf Carli verwundert ſich, und rechnet es den Toſkanern hoch an, daß unter den vielen Millionären zu Livorno ſich ihrer nicht mehr als zwey oder drey befinden, und alle die übrigen fremd ſind. Hätte er betrachtet, daß dieſe Erſcheinung auch in vielen andern berühmten Handelsplätzen viel größerer Länder ſtatt findet; wie kurz der Zeitraum iſt, ſeit Livorno von allen handelnden Nationen beſucht wird, und wie gering der erſte Fonds eines Toskaniſchen Millionärs ſeyn mußte: ſo würde er vielmehr Urſache gehabt haben, ſich zu verwundern, wie auch nur Ein Toskaner in einer ſo kurzen Zeit zu ſo großen Reichthümern gelangen konnte. Die meiſten der fremden Kaufleute ſind entweder als Häupter, oder als Zweige ſtarker Handelshäuſer aus der Provence, aus England, Portugal und andern Ländern mit großen Kapitalien hierhergekommen. Seltſam kommt es freylich einem Fremden vor, wenn er zu Livorno ſo ungeheuere Reichthümer erblickt hat, und mit dieſer großen Idee durch die verarmten Städte Volterra, Arezzo, Cor-

tona und Siena reiſet. Es iſt nichts natürlicheres, als daß er einen Verdacht der Trägheit auf die Bewohner dieſer Städte werfe, weil ſie die Nachbarſchaft dieſer ſo reichen Goldgrube nicht benutzen. Er würde ſich aber ſehr irren. Das Uebel hat ſeinen Grund bey weitem nicht in der Unthätigkeit der Einwohner, ſondern in der alten Landesverfaſſung, welche nach und nach aufzuheben, dem großen Leopold vorbehalten war.

Ehedem war Toskana, wie jedermann weiß, gleichſam ein Wald von Republiken, die unabläßig mit einander Krieg führten, und auf nichts anderes mehr bedacht waren, als wie eine der andern Abtrag thun könnte. Eine jede Republik, oder Stadt, ja ein jeder Flecken lebte nach eigenen Geſetzen und Statuten, welche in Anſehung der Staatsökonomie dem Intereſſe ihrer benachbarten Rivalen, ſo viel möglich entgegengeſetzt waren. Daher entſtanden unzählige Beläſtigungen und Abgaben, die von Perſonen und Waaren entrichtet werden mußten, wenn ſie durch den engen Umfang eines dieſer freyen Staaten paſſirten. Nachdem dieſe kleinen Staaten unter die Herrſchaft der Florentiner gefallen waren, würde es zur allgemeinen Wohlfahrt nöthig geweſen ſeyn, die eroberten Staaten als Mitglieder eines Körpers zu betrachten, und durch Aufhebung der alten Statuten, und Gewohnheiten die Wege zu öfnen, wodurch die Nahrungsſäfte und das Blut durch alle Gefäße und Kanäle deſſelben

von

von einem Ende bis zum andern in gehörigen Maaße ſich vertheilten. Allein dieſes geſchah nicht, und iſt ſeit dritthalb hundert Jahren unterblieben. Daher waren die Städte noch immer in eine Art von Krieg untereinander verwickelt, und faſt bey jedem Schritte wurden der Kommunication des Handels Hinderniße in den Weg gelegt. Ehe z. B. ein Wollenweber von Cortona einen Ballen Wolle von 500 Pfund von Livorno, welches ungefehr 16 teutſche Meilen entfernt iſt, erhielt, wurde derſelbe unterwegs zehnmal durchſucht, und 44 Zahlungsgebühren unterworfen, welche insgeſammt die Summe von 31 Lire, (wenn man den Ballen zu 260 Lire rechnet, gegen 12 procent) betrugen. Hierzu kamen noch die Fracht für den Transport, und die Plackereyen der Zollbedienten, die Freyheiten, die ſie ſich nahmen, die Kunſtgriffe, die ſie brauchten, damit die Waaren den Zoll verführen, oder der nöthigen Scheine und Päſſe beraubt würden, und viele andere Beſchwerlichkeiten. Rechnet man noch, daß der Wollenweber eben ſo viel Gebühren entrichten mußte, wenn er die aus dem Ballen Wolle verarbeiteten Zeuge oder Tücher nach Livorno zum Verkauf ſenden wollte: ſo ſtieg der Preis derſelben ſo hoch, daß ſie bey der Concurrenz anderer wohlfeilerer Wollenarbeiten keinen Käufer fanden. So ergieng es allen Städten und Flecken in Toſkana, und ſo war es kein Wunder, daß ihnen die Nachbarſchaft von Livorno wenig oder gar nichts fruchtete.

Der regierende Großherzog, der als ein wahrer Philoſoph alles ohne Vorurtheil und gründlich erforſchet, und ſobald er von der Wahrheit überzeugt iſt, alle Hinderniſſe ſtandhaft bekämpft und beſiegt, hat ſeit ſeiner weiſen Regierung die meiſten Feſſeln, welche die Hände ſeiner geliebten Unterthanen auf eine ſklaviſche Weiſe banden, zerriſſen, und auch dieſem Uebel durch Aufhebung der verderblichen Statuten abgeholfen. Der Communication zwiſchen Städten und Städten wird kein beſchwerliches Hinderniß mehr in den Weg gelegt; jeder Toſtaner bringt die Früchte ſeiner Arbeit, gegen geringe Abgaben, nach Livorno zu Markt, und überall zeigen ſich offenbare Beweiſe eines ſtark fortſchreitenden Wachsthums der Künſte und des Ackerbaues.

Ich wünſchte nun auch im Stande zu ſeyn, den Grad zu beſtimmen, wie weit Toſcana in der Verbeſſerung ſeines Schickſals unter der glücklichen Regierung ſeines theuerſten Fürſten fortgeſchritten iſt. Eine Tabelle der jetzigen jährlichen Ausfuhre ſeiner natürlichen und künſtlichen Produkte wäre das beſte Mittel zu dieſer Kenntniß zu gelangen. In Ermangelung derſelben, welche ſehr ſchwer zu erhalten wäre, will ich eine andere vom Jahr 1757. aus des Grafen Carli Saggio politico ed economico della Toscana, die er aus urſprünglichen Quellen geſchöpft hat, mittheilen, weil doch ohne dieſelbe keine Vergleichung

des

des vorigen Zuſtandes mit dem jetzigen angeſtellt werden kann.

Produkte aus dem Pflanzenreich.

Getraide und Hülſenfrüchte, *Scudi*	60,000.
Wein.	75,000.
Oehl.	80,000.
Orangerien.	3,000.
Pinockien.	8,000.
Knoblauch, Zwiebeln, Granatäpfel.	6,000.
Anis von Romagna.	20,000.
Wachholderbeere.	15,000.
Marronen, und Kaſtanien.	5,000.
Bruſtbeere.	25,000.
Manna.	60,000.
Weiſſer und rother Weinſtein	15,000.
Bau- und Brenn-Holz.	50,000.

Aus dem Thierreich.

Eingeſalzenes.	4,000.
Lämmer- und Ziegenfelle.	20,000.
Haſen- und andere Felle.	7,000.
Talch und Lichter.	15,000.

Manufakturen.

Seidene Zeuge.	700,000.
Strohene Hüte.	70,000.

Papier.	30,000.
Erden Gefäße.	3,000.
Flintenläufe von Piſteja.	6,000.
	1,267,000.

Hier ſind einige Artikel ausgelaſſen, welche keine beträchtliche Summe ausmachen; auch ſind die jährlichen Intereſſen der Kapitalien, die in den Banken zu Rom, Venedig und anderwo ſtehen, und die Revenuen der Güter, welche die Teſtaner im römiſchen und neapolitaniſchen und anderwärts beſitzen, und insgeſammt eine beträchtliche Summe betragen, nicht mitgerechnet.

VII.

Leb des Phlogiſtons.

An Herrn Doktor Link.

— — pur se d' humano i' giurerei
che tu fossi piu tosto
col velen di Tisifone e Aletto
che col piacer di Venere concetto.

L. B. Gravini.

Schwer iſt's, Freund, der Dinge Lauf zu ergründen,
Vieles wird durch Zufall nur entdeckt

Nur

Wir entſtehen, blühen und verſchwinden,
Und das Wie? bleibt ewig uns verſteckt.

Unſre Kenntniß ſollte weiter führen
Unſern Forſchgeiſt, er bleibt unbelohnt,
Um am Ende ſeiner Bahn zu ſpüren
Daß ſtets neben Denkkraft — Stückwerk wohnt.

Willſt du Gründe wagen auszuſpähen,
Die Natur ſo ſorgſam uns verbarg?
Ach! hienieden kann man wenig ſehen,
Und das wenige ſelbſt oft nur karg.

Sieh die Schöpfung aller Erdendinge,
Es entſtanden Thier und Baum und Stein,
Aber wie? — Vermuthung iſt geringe
Und das Uebrige hüllt Dunkel ein.

Was iſt Luft? was Waſſer? was iſt Erde?
Lehrt dich dies die höhere Chymie?
Oder ſchuf, bey jenem mächtgen Werde,
Alles die Natur nicht ohne ſie?

Und womit dann mußte ſie erſchaffen?
Zog ſie Säuren oder Brennſtoff vor?
Rüſte dich mit deines Geiſtes Waffen,
Und dann leihe willig mir dein Ohr.

Alles was da wächſt, was blüht und ſchwindet,
Was da war und ward, erſpähſt du nicht;

Herzog.

Iſt ſo viel an dieſen Briefen gelegen?

Valentin.

Mein Wohlanſtehen, und mein glüklicher Aufenthalt an Euer Gnaden Hof macht den ganzen Inhalt davon aus.

Herzog.

So haben ſie nicht viel zu bedeuten; bleibet ein wenig bey mir, ich muß mit euch von einer gewiſſen Sache reden, die mich ſehr nah' angeht, und die ich dir in geheim anvertrauen will. Es iſt dir nicht unbekannt, daß ich gewunſcht habe, meinen Freund, Signor Thurio, mit meiner Tochter zu vermählen.

Valentin.

Ich weiß es, Gnädigſter Herr, und in der That die Partey wäre reich und anſtändig; Thurio iſt ein tugendhafter und verdienſtvoller Edelmann, und beſizt alle Eigenſchaften, die ihn einer Gemahlin, wie eure ſchöne Tochter, würdig machen. Kan Euer Gnaden ſie dann nicht gewinnen, vortheilhaft für ihn zu denken?

Herzog.

Nein, glaubt mir's; ſie iſt eigenſinnig, ungefällig, ſtolz, ungehorſam, unbiegſam; ſie liebt mich nicht als mein Kind, und fürchtet mich nicht als ihren Vater. Ich geſtehe dir, dieſe undankbare Aufführung hat ihr alle meine Liebe entzogen, und da ich die Hoffnung aufgeben muß, in

ihrer

Doch hör' an was Menſchenſinn ergründet,
Auszugründen glaubt, und was er ſpricht.

Sieh' den Menſchen, alle ſeine Güter,
Alle Freuden giebt der Brennſtoff ihm,
Nichts die Säure: ſelbſt ſein Hauptgebieter,
Ehrgeiz, äuſſert ſelbſt ſich nur durch Glühn.

Glüht er nicht in ihm, wenn wilde Kriege
Bieten dar dem Streiter Kampf und Tod?
Warum ſucht er ämſig Ruhm und Siege,
Färbt mit Feindesblut die Waffen roth?

Oder will er einſt in Schriften glänzen,
Iſt es nicht der Trieb nach Thatenruhm
Der den Geiſt entflammt, nach Lorberkränzen
Haſchet, und nach Unterheiligthum?

Kennſt du ſie, der Liebe ſüße Bande?
Sahſt ſie glühen in des Jünglings Bruſt,
Ihr verweilen auch beym niedern Stande,
Wie ſie jedem bietet Himmelsluſt?

Sahſt ſie bey den Herren der Naturen,
Sahſt ſie bey dem Thier auf Wieſenklee,
Bey dem Wurm auf grünen Frühlingsflnren,
Bey dem Ungeheuer in der See?

Bey der kaum gebohrnen Turteltaube,
Bey der Roſen und der Veilchenſchaar,
Bey den Blättern jener Schattenlaube,
Bey der Palmen und der Feigen Paar?

Und du läugneſt noch das ſanfte Feuer,
Das der wahren Liebe Weſen iſt?
Dann entweihe nicht Apollen's Leyer,
Weil du nicht ſein ächter Schüler biſt!

Fliehe deine Huldin nur auf immer
Und der Roſenlippe Flammenkuß!
Denn dein Schwur iſt ja nur falſcher Schimmer,
Liebe ſuchſt du nicht, ſuchſt nur Genuß.

Fluch auf immer Bachus holde Freuden!
Wer mit Feuer nicht den Thyrſus ſchwingt,
Dem ſüßt Rebennektar nie die Leiden,
Die dem Weiſen ſelbſt dies Leben bringt.

Säure willſt du? — Nun wohlan ſo labe
Dich mit Eſſig, wie mit Chierwein!
Denn des Traubengottes ſchönſte Gabe
Wuchs für ſeine Söhne nur allein.

Ehre Säuren ſtets, zieh' andern Dingen
Immerhin, wenn du ſo willſt, ſie vor;
Brennſtoff! dir nur will ich Lieder ſingen,
Du biſt's den zum Leiter ich erkohr.

Du zerſtreueſt durch der Liebe Feuer
Meine Sorgen, und erhebſt den Geiſt;
Dafür lohne dich des Sängers Leyer
Durch ein Lied, das dankbarlich dich preißt:

Denn du ſchafft, zu deiner Freunde Wonne,
Um zum Nektar unſern Saft vom Rhein,
Und du wärmſt durchs Feuer in der Sonne
Alle gern die deinem Lob ſich weihn.

Immerhin mag nur die Säure wüthen,
Flöſſe gleich ihr Strom unhaltbar fort,
Ruhe kanſt Du; dennoch ihr gebieten,
Ja, ſie muß verdunſten auf dem Wort.

Doch wozu noch deine Macht gebrauchen?
Denn der Gallier, der ſie erhob,
Läßt die Säure bald von ſelbſt verrauchen,
Giebt zurück dir dein verdientes Lob!

Fr. Albr. Ant. Mayer.

Der
Teutſche Merkur.

November 1789.

I.

Was heißt und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte?

Eine akademiſche Antrittsrede.

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröfnet. Das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte, der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt, und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kom-

kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen größeres zu geben, als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt, und je rascher sich ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn, von allem was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber Eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen aus-

auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H. Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleisses genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig seyn, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsre künftige akademische Verbindung zu eröfnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit so gleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studienplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bey seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, — ein solcher wird beym Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste

abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Foderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine gröste Angelegenheit ist jetzt, die zusammen gehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bey dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind,

kein

kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur Einen Maaßſtab, die Mühe. Darum hört man niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bey ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit, für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem ſchlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freyheit eine Sclavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht

zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt alles was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, um die geahndete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu seyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweyet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den Seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand

hat

hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greife, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Wiſſens gerichtet; ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaft ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lüke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den lezten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreyhe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt, den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als ſein Syſtem, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von auſſen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt

ihrer kindlichen Zärtlichkeit das Vergnügen und den Troſt meines übrigen Lebens zu finden: So bin ich nun vollkommen entſchloſſen, mich wieder zu vermählen, und ſie ihrem Schikſal zu überlaſſen. Ihre Schönheit mag ihr Heurath-Gut ſeyn, da ſie auf mich und meine Güter ſo wenig Achtung macht.

Valentin.

Und was will En. Gnaden, daß ich in dieſer Sache thun ſoll?

Herzog.

Es iſt hier in Meiland eine junge Dame, die ich liebe; allein ſie iſt überaus zurükhaltend und ſpröde, und meine bejahrte Beredſamkeit findt keinen Eingang in ihr Herz: ich will dich alſo zu meinem Rathgeber machen, (denn es iſt ſchon lange, daß ich die Kunſt verlernt habe, den Damen den Hof zu machen, und zudem, ſo haben ſich auch die Sitten und Manieren indeß geändert,) wie und auf was Art ich es anſtellen ſoll, um vor ihren ſchönen Augen Gnade zu finden.

Valentin.

Wenn ſie auf Worte nichts giebt, ſo ſuchet ſie mit Geſchenken zu gewinnen; der Glanz der Juvelen hat eine Art von ſtummer Beredſamkeit, die oft mehr über weibliche Herzen vermag, als die beweglichſte Reden.

Herzog.

Aber ſie verſchmähte ein Geſchenk, das ich ihr ſchikte.

aus einander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortreflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte, in ewigem Geiſtesſtillſtand, das unfruchtbare Einerley ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſts, als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß alles was um ihn geſchiehet und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben — Der Brodgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu allem was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von auſſen her bergen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kan er ſein Werk angreiffen, wieviel lebendiger wird ſein Eifer, wieviel ausdaurender ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da

bey

bey ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabey immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Objekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand, er begegnet ihnen wo alle helle Köpfe einander finden. Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, m. H. H. oder darf ich hoffen, daß es bereits bey Ihnen entſchieden ſey, welches von den beyden Gemählden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie Sich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beyden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaßen werden kann. Mit dem Zweyten allein habe ich es zu thun; denn bey dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Entzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt,

kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsre europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannichfaltigsten Stuffen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiednen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beyspiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unsrer eignen Kultur weit genug würden fortgeschritten seyn, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlohrnen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmahl die erste Stuffe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fieng noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine ausserordentliche Anstrengung zur Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft

mit

mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bey vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſt halten, die ſie doch täglich wiederhohlte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bey allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Bey andern, die mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten Knechtſchaft und Deſpotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Deſpoten Afrikas ſeine Unterthanen für einen Schluck Brandwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grab abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einen lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern mahlt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sclaverey, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andre Extrem geſetzloſer Freyheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr

in

in die Wüſte; Feind heißt ihm alles was neu iſt, und wehe dem Fremdling den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Heerd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehn hundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bey dem Zeitalter ſtille ſtehen, worinn wir leben, bey der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug,

hat

hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heitrer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriß und dem Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen, in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlohr, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet, und die Freyheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freyheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfniß nicht mehr an die Pflugschaar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heerd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleisses, welches Licht in allen Feldern des Wis-

ſens, ſeit dem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkühr geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frey zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galilei und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Auslands und der Ehre in Schranken.

Wahr

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht hätte verewigen ſollen. Aber wieviel Geſtalt hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte ausgeſchaffen! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Teutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freyheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich diesſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jezt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen: jenes drükte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſclaviſchen Einförmigkeit darnieder. Selbſt unſre Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen? Unſre Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie einander verſchlungen! wie

viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feyerlichsten Verträge verbrüdert! Den Fruden hütet jezt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats sezt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesezte Gemählde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittnen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleisses sind aus ihm heraus gerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeussersten zu diesem Aeussersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte giebt Antwort auf diese Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt sich uns das nemliche Volk auf dem nemlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger

auffallend

auffallend' iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frey an der Themſe, und für dieſe Freyheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Aernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwey entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Teutſchland ſo viele Thronen, und ließ in Frankreich alle, bis auf Einen, verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löſt dieſe Frage.

Selbſt daß wir uns in dieſem Augenblick hier zuſammen fanden, uns mit dieſem Grade von National-

Valentin.

Ein Frauenzimmer ſtellt ſich oft, als ob ſie verachte was ihr am angenehmſten iſt; ſchilt ihr ein andres, gebt die Hoffnung niemals auf. Wenn ſie ſauer ſieht, ſo geſchieht es nicht weil ſie euch haßt, ſondern um eure Liebe noch ſtärker anzufachen; wenn ſie euch wegzankt, ſo iſt ihre Meynung nicht daß ihr gehen ſollt. Schmeichelt ihr, lobet ſie, erhebt, vergröſſert ihre Reizungen; ſtreichet ſogar ihre Fehler als Tugenden heraus; ſie mögen noch ſo ſchwarz ſeyn, ſaat, ſie haben Engels-Geſichter. Wahrhaftig, der Mann, der eine Zunge hat, iſt kein Mann, wenn er mit dieſer Zunge nicht ein Weib gewinnen kan.

Herzog.

Allein die Dame, die ich meyne, iſt von ihren Freunden an einen jungen Cavalier von Verdienſten verſprochen, und wird ſo ſorgfältig vor allen andern Mannsleuten verborgen, daß es unmöglich iſt, bey Tag Zutritt zu ihr zu erhalten.

Valentin.

So wollt' ich ſehen, ob ich nicht bey Nacht zu ihr kommen könnte.

Herzog.

Aber die Thüren ſind alle wol verſchloſſen, und die Schlüſſel werden in Verwahrung genommen.

Valentin.

Was hinderts, daß man durch ihr Fenſter hinein kommen könnte?

Herzog.

kultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maaß von Gewiſſensfreyheit zuſammen fanden, iſt das Reſultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſeyn, dieſes einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Chriſten zuſammen fanden, mußte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte ſie den römiſchen Staat genau ſo finden, als ſie ihn fand, um ſich mit ſchnellem ſiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten und den Thron der Cäſarn endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſre rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher mußte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehen zu mißbrauchen, und ſeine ſtille Gewiſſensmacht in ein weltliches Schwerd umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innozenz alle ihre Greuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geiſtlichen Deſpotismus ſchreyendes Scandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreiſſen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dieß geſchehen ſollte,

ſo

ſo mußten die Waffen unſrer Fürſten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolf mußte den Bruch dieſes Friedens rächen, und ein neuer allgemeiner Friede ihn auf ewig begründen. Städte mußten ſich in Italien und Teutſchland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelſtande, dem Schöpfer unſrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heran reifen ſollte. Teutſchlands Kaiſer mußten ſich in Jahrhundertlangen Kämpfen mit dem römiſchen Stuhl, mit ihren Vaſallen, und mit eiferſüchtigen Nachbarn — Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen; und der trotzige Lehen-Adel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten: wenn das verworrene Chaos ſich ſondern, und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geſegneten Gleichgewicht ruhen ſollten, wovon unſre jetzige Muße der Preiß iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wiſſen-

ſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarey mußte unſre Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müßiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wann ſie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Nahmen einer Menſchenbildnerin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius gebohren, wenn dieſe beyden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenevolutionen mußten zuſammentreffen, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt, Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs neue geknüpft

werden.

werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſrer Kultur, wie die entlegendſten Welttheile zu unſerm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſrer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſers Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vaſco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählich überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſt gehalten worden. Dahin gehö-

ren alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition, und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren. II. Nachdem aber auch Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media gieng, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläßige Quelle für die Geſchichte, daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählich viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bey weitem der größre Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand, und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber

verun-

verunſtaltet und unkennbar gemacht.. Das Mistrauen erwacht bey dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bey einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen mit denen wir leben, und in der Stadt die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören, und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben die Wahrheit zu enträthſeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. Was und wieviel von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der Univerſalgeſchichte?

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheiten hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der heutigen Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt

von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab, der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Leztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler, dann ſteht es bey ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen auseinander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſeyn. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeſchichte ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber

in

in der Weltgeſchichte nur hie und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſtehet, die ihr vorhergiengen oder gleichzeitig waren: ſo iſt es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören nicht ſelten iſolirt erſcheinen. Ein Faktum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Faktum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bey dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſre Weltgeſchichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Nahmen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jezt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und, indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleich-

förmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniße des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von auſſen, in den neueſten Zeitläuften wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreis unſrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie überall ſo auch in der Geſchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſoviel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bey dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherm Erfolge er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem

dem blinden Ohngefähr, der geſetzloſen Freyheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freylich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureyhen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeine Vorſtellung ſoviel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geſehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitre Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſie ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie auſſer ſich in die Ordnung der Dinge d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Prinzip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer groſſe Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beyſtimmende Fakta beſtätigt, und durch eben ſoviele andre widerlegt; aber ſo lange in der Reyhe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung, und dem Herzen die gröſſre Glückſeligkeit anzubieten hat.

Herzog.

Ihr Zimmer ligt ſehr hoch, und die Mauer iſt ſo beſchaffen, daß man ohne augenſcheinliche Lebensgefahr nicht verſuchen könnte, hinauf zu klettern.

Valentin.

So iſt eine gute Strikleiter mit einem paar eiſernen Ringen hinlänglich, den Thurm einer andern Hero zu erſteigen, wann ein Leander da iſt, der Muth genug hat, ein Abentheuer zu wagen.

Herzog.

Das Mittel gefällt mir, Signor Valentin; ich bitte dich, ſage mir, wie ich zu einer ſolchen Leiter kommen kan.

Valentin.

Bis wann habt ihr ſie nöthig, Gnädigſter Herr?

Herzog.

Gleich dieſe Nacht; du weiſſeſt wol, daß die Liebe ein Kind iſt, das nicht erwarten kan bis es das hat, wornach es gelüſtet.

Valentin.

Bis ſieben Uhr will ich euch eine ſolche Leiter verſchaffen.

Herzog.

Aber, hör' einmal; ich möchte allein zu ihr gehen; wie muß ich es machen, daß ich die Leiter an Ort und Stelle bringe?

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach lezterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maaßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläßigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erhohlung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, M. H. H. wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor Ihren

Augen

Augen das große Gemählde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks, und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faßen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchlieſſen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meynungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz, eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zevs ſieht ſie mit gleich heitern Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freyheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freyheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu öf-

fenba-

ſenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortrefliche befördert.„

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreiſſen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles was aufhört, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt: ſo ſtellt ſie den wahren Maaßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſre eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldnen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbey zu führen haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht

bracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſre Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bey dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freyheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beytrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meyne ich, wo die That lebt und weiter eilt, wennn auch der Nahme ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

Schiller.

II

Allmantes und Codeman

eine perſiſche Erzählung.

I.

Arm, ohne Eltern, ohne Anverwandte, ohne Freunde war Codeman in ſeinem ſiebenden Jahre ſich ſelbſt und ſeinem Schickſal überlaßen. Armes Kind, ſagte ſeine ſterbende Mutter zu ihm, wie gern wollte ich ſterben, wenn ich dich nicht zurücklaſſen müßte, Kind des Unglücks! Doch ſey fromm, ſo werde ich dich im Lande der Sonne wiederſehen. Vergiß deinen Denkſpruch und deinen Gruß nicht; und werde einſt ein ſo braver Mann, wie dein Vater war! Vielleicht daß ein guter Bewohner dieſes Dörfchens ſich deiner annimmt! — Groſſe Sonne, du ernährſt ſo viele tauſende, ach erbarme dich auch meines armen Kindes!

Sie ſtarb, und der, der die Sonne ſcheinen läßt, Vater und Verſorger aller ſeiner Erſchafnen, ſorgte auch für den kleinen Perſer.

II.

Khurviſtan war König von Perſien, zu einer Zeit, wo die Perſer zwar noch nicht ſo berühmt, wie ſpäterhin unter dem Cyrus, aber doch ſchon ein mächtiges und für die damalige Zeit aufgeklärtes Volk waren.

Er

Er hatte noch bey ſeinen Lebzeiten ſeinen jüngern Sohn zu ſeinem Nachfolger ernannt, dem ältern aber unter den Titel eines Unterkönigs von Coremanien einige Provinzen übergeben die er als Vaſall von Perſien regieren ſollte.

Khurwan, der jüngere Prinz von Perſien, war das Ebenbild ſeines Vaters; nicht ohne Verſtand und Kenntniſe, aber ohne edlen Muth. Seine Freyherrzigkeit verleitete ihn oft zu ungerechtem Mistrauen, zu niederträchtigen und grauſamen Handlungen. Sein älterer Bruder Raſchid war ihm an Verſtand und Kenntniſſen gleich, und übertraf ihn weit an Herzensgüte und Tugend. Er hatte ſich aber den Zorn ſeines Vaters durch eine Leidenſchaft zugezogen, wodurch er ſich und noch mehr ſeine Geliebte unglücklich machte. Zwar verdiente Agathis, die Tochter des weiſen Almamantes, vorzüglich um der Schönheit ihrer Seele willen die Liebe des edlen Raſchid; aber beyde fehlten, und muſten nur allzuſehr für ihren Fehler büſſen, daß ſie ihrer Leidenſchaft mehr als der Vernunft gefolgt, und wider Willen ihrer Väter ein unauflöſliches Bündniß ihrer Liebe eingegangen waren. Khurviſan, der nach Sitte und Geſetzen ſeines Landes eine einmal geſchloſſene Ehe (damals war in Perſien die Ehe Eines Mannes mit Einem Weibe dem Fürſten noch ſo heilig wie ſeinen Unterthanen) nicht durch einen Machtſpruch für nichtig erklären konnte, ließ ſeinen Zorn zuerſt

gegen den ſchuldloſen Allmanzis aus, den er des Landes verwieß, ſchickte dann ſeinen Sohn in den Krieg, und ließ ihm bald darauf die ſchreckliche Nachricht ſagen: daß ſeine Gattin bey der Geburt ihres erſten Kindes zugleich mit ihrem Kinde geſtorben wäre. Raſchid erfuhr, daß ſie nach ſeiner Abweſendheit als eine Gefangene behandelt worden wäre, und faßte den freylich nicht ganz unwahrſcheinlichen Verdacht, daß ſein Vater ſie ſeiner Rachſucht geopfert hätte. Hingeriſſen von Schmerz und Wuth verließ er die Armee, ſtürzte in das Zimmmer ſeines Vaters, und überreichte ihm ſein Schwerd mit den Worten: hier, grauſamer Vater, tödte auch mich, wie du mein Weib und mein Kind getödtet haſt!

Der König ließ ihn gefangen nehmen, und würde ihn zum Tode verurtheilt haben, wenn nicht die Gewalt der Könige damals noch durch Geſetze beſchränkt geweſen wäre. Indeß hielt er ihn doch zwey Jahr in harter Gefangenſchaft, ſchloß ihn ſo dann von der Nachfolge in der Regierung aus, und bewilligte ihm bloß, durch dringende Vorſtellung der Großen ſeines Reichs dazu bewogen, die Herrſchaft über Coromandien. Jezt, nach dem Tode Khurvſians würde es dem tapfern Raſchid nicht ſchwer geweſen ſeyn, den jüngern Bruder vom Throne zu ſtoßen, da alle Große des Reichs auf ſeiner Seite waren, und ihn laut aufforderten gegen den feigen Khurwan die Waf-

fen

ſen zu ergreiffen: aber er begnügte ſich damit, daß ihm ſein Bruder freywillig noch eine Provinz des perſiſchen Reichs abtrat, und ihm und ſeinen Nachfolgern unabhängige Regierung beſtätigte. „Es iſt wahr, ſprach Raſchid zu denen die ihm zum Kriege riethen, unſre Reichsverfaſſung giebt mir als dem Erſtgebohrnen einiges Recht zur Thronfolge: aber unſre weiſen Vorfahren haben dies nicht zum unabänderlichen Geſetze gemacht, weil ja leicht der Erſtgebohrne des Thrones unwürdig ſeyn könnte. Und wehe auch dem Lande, wo man das Glück von Millionen dem bloßen Glücksfall der Erſtgeburt überlaßen wollte! Vielleicht beurtheilte mein Vater eine raſche leidenſchaftliche That des Jünglings zu ſtrenge: aber mit Recht wird auch der ſtrenger als andre gerichtet, der einſt Völker beherrſchen und richten ſoll. „Geſezt aber auch, ich hätte das volle Recht auf meiner Seite, ſo würde ich dennoch Bedenken tragen, mein Recht auf Unkoſten meines Vaterlands zu behaupten, und meine Macht durch das Blut meiner Unterthanen zu erkaufen. Bruder gegen Bruder, und tauſende ihrer Unterthanen, Mitbürger Eines Staats aufgeopfert — nein! wir wollen Väter unſers Volks, nicht ſeine Tyrannen, nicht ſeine Würger ſeyn! Glaubt mir, ſezte er in prophetiſchen Geiſte hinzu, wenn Fürſten jeden Privatzwiſt als Sache des Staats anſehen dürfen, ſo wird es früher oder ſpäter zum Grundſaz der Fürſten werden: ihre Unterthanen als

ihr Eigenthum anzuſehen; und ſie werden mit ihrem Eigenthum handeln als mit Kaufmannswaare. Dann wird die Zeit kommen, daß eure Fürſten für baares Geld ihre Unterthanen zur Schlachtbank führen, daß ſie ihr Land entvölkern, den Landmann vom Pfluge nehmen, den Bräutigam der Braut, den Sohn der Mutter, den Vater ſeinen Kindern gewaltthätig entreiſſen, und ſie an einen fremden Fürſten verkaufen werden, um in einem fremden Lande unbekannte Völker zu morden, die vielleicht für ihre Freyheit, für die Rechte der Menſchheit kämpften. Nein! wir wollen Väter unſers Volks, nicht Deſpoten ſeyn!

III.

Fürſt Raſchid blieb einem Entſchluße getreu, der auf die Grundſätze ſeines edlen Lehrers gebaut war, war Vater ſeines Volks und ließ es ſeine angelegentlichſte Sorge ſeyn, alle ſeine Unterthanen — alle ſeine Kinder — möglichſt glücklich zu machen. Er ſandte zu dem Ende einige geprüfte, verſtändige und treue Männer aus, um im Stillen — nicht als erklärte Geſandte des Fürſten, ſondern als Reiſende den Zuſtand ſeines neuen Reichs zu erforſchen, vorzüglich, wie wohlhabend, wie fleißig, wie geſittet ſeine Unterthanen wären, und wie es um die Gerechtigkeit im Lande ſtünde? Unter dieſen Reiſenden war auch Alimantes, den er bald nach Antritt ſeiner Regierung zurückberufen hatte.

Hell

Heller Kopf und warmes Herz; ofner Sinn für alles Schöne und Gute ohne Weichlichkeit, ohne Empfindelei, inniges Gefühl für Wahrheit und Recht ohne Schwärmerei und Unduldſamkeit, Frömmigkeit ohne Aberglauben, Vaterlandsliebe, aber immer der Menſchenliebe untergeordnet und ohne Nationalhaß, Stolz ohne Hochmuth, vielmehr geneigt, jedes fremde Verdienſt anzuerkennen, Gelaſſenheit im Unglück ohne Muthloſigkeit und Muth ohne Trotz; ſtrenge gegen ſich ſelbſt, ſchonend und duldend gegen andre, gerecht gegen Freund und Feind und unerſchütterlich in ſeinen Grundſätzen — dies waren die hervorſtrahlenden Züge im Charakter des edelſten Perſers.

Schon in früher Jugend, nach der Sitte ſeines Vaterlandes mehr durch Uebung als Lehre zur Tugend gebildet, wurde ihm das Glück zu Theil in den Schulen der Magier vollſtändigern Unterricht zu erhalten. Er that die beſchwerlichſten Reiſen, um — vorzüglich in Aegypten — ſeinen Trieb nach Weisheit mehr zu befriedigen; wurde nach ſeiner Rückkehr ein glücklicher Gatte und Vater, entwand ſich aber dem Arm der Liebe und diente ſeinem Vaterlande im Krieg gegen die Meder. Mit dem Lorbeerkranze kam er aus dem Schlachtfelde, und wurde als Miniſter und erſter Erzieher der beiden Prinzen angeſtellt. In dieſem höhern Wirkungskreiſe arbeitete er mit raſtloſer Thätigkeit, verbeſſerte die Geſetze, brachte im Stillen, ohne alles Geräuſch, rei-

Valentin.

Sie wird ſo leicht ſeyn, Gnädiger Herr, daß ihr ſie ganz bequem unter einem Ueberrok tragen könnt, der nur ein wenig Länge hat.

Herzog.

Iſt ein Rok wie der deinige, lang genug?

Valentin.

Ja, Gnädigſter Herr.

Herzog.

So laß mich deinen Ueberrok recht beſehen; ich will davor ſorgen, daß ich einen von der nemlichen Länge kriege.

Valentin.

Das iſt unnöthig, Gnädigſter Herr, ein jeder Ueberrok iſt lang genug dazu.

Herzog.

Wie muß ich mich dazu gebehrden, wenn ich einen Ueberrok trage? Ich bitte dich, laß mich den deinigen probieren -- Wie? was für ein Brief iſt das? -- An Silvia -- und hier ein Inſtrument, wie ich's zu meinem Vorhaben brauche? Ich will ſo frey ſeyn, und furs erſte dieſes Sigel erbrechen -- (Er lieſt den Brief.) -- Wie? was bedeutet das? -- Silvia, dieſe Nacht will ich dich in Freyheit ſezen: So iſt's, und hier iſt die Leiter zu der Unternehmung. Wie, du Phäeton, du willſt dich anmaſſen, den himmliſchen

nere Religionsbegriffe in Umlauf, und legte dadurch den Grund zu dem künftigen Gebäude des Zoroasters. Seine Erholungsstunden widmete er der Bildung seiner einzigen Tochter. Er entdeckte die ersten Funken der Liebe in den Herzen des Prinzen und seiner Tochter, wandte alles an, um sie zu unterdrücken, erduldete aber standhaft die traurigen Folgen des unbehutsamen Schrittes, den seine Lieben wider seinen Rath und Willen in seiner Abwesenheit, da er in Geschäften des Staats auf einige Wochen verreiset war, gethan hatten.

Jezt ein Greis von vier und siebzig Jahren, in denen er so viel gethan, gearbeitet und geduldet hatte, wo nach so manchem mühevollem Tage dennoch die Ruhe sein Lager floh, durch viele Leiden weggescheucht — hatte Allmantes noch die Heiterkeit des Jünglings, mit der Kraft des Mannes gepaart, und begann die ihm aufgetragene Reise.

IV.

Um seinen Auftrag ganz zu erfüllen, eilte er nicht von Stadt zu Stadt, sondern besuchte auch die Hütten des Landmanns. So kam er nach Verbyn und fand den verlassenen Knaben weinend auf dem Grabe seiner Mutter.

A. Warum weinst du, lieber Knabe?

C. Hier begruben sie meine Mutter hin.

A. Hattest du deine Mutter so lieb?

C.

C. Ob ich sie lieb hatte? — meine Mutter? — Hättest du sie gekannt, du hättest sie gewiß auch lieb gehabt, wenn du ein frommer Mann bist. Meine Mutter war fromm, ach, so fromm — und sie ist gestorben! Hier haben sie sie hinbegraben.

Häufige Thränen erstickten seine Worte. Und Allmantes der Weise ehrte — denn er war ein Weiser — auch des Knabens Schmerz, schwieg einige Minuten, und frug dann mit wärmerer Theilnehmung:

A. Wer bist du, lieber Knabe? wie heissest du?

C. Ich heisse Codemann. Mein Denkspruch, den mich meine Mutter lehrte, ist: nur den Frommen scheint die Sonne Freude ins Herz! und mein Gruß: Die Sonne scheine dir Freude ins Herz! — Die Sonne scheine dir auch Freude ins Herz, lieber Mann! denn, nicht wahr, du bist ein guter Mann?

A. Ich bin nicht böse, lieber Codeman! Ich danke dir für deinen Gruß! — Hast du noch einen Vater?

C. Ich habe ihn nie gesehen. Meine Mutter sagte, er hätte Karlot geheißen, und wäre brav und fromm gewesen, und wäre jetzt im Lande der Sonne, im Lande der Frommen. Weißt du wohl, lieber Mann, wo das Land der Sonne ist?

A. Wo es ist, kann ich dir nicht sagen; aber wenn es das Land der Frommen ist, so muß gut wohnen drinnen seyn.

C. Sie ſagte mir: ſey fromm, ſo ſehe ich dich im Lande der Sonne wieder. Aber ich armer Knabe! wie kann ich fromm ſeyn?

A. Warum kannſt du nicht fromm ſeyn?

C. Weil ich niemanden gutes thun kann.

A. Was nennſt du fromm ſeyn?

C. Wenn man niemanden Böſes, und vielen Menſchen Gutes thut.

A. Lehrte dich das auch deine Mutter?

C Ja! — Meine Mutter war wohl fromm; aber ich —

A. Du wirſt es auch werden. Komm mit mir, lieber Knabe, ich will dein zweyter Vater ſeyn. Komm, wir wollen ſehen, ob wir den Weg zum Lande der Sonne finden können. Folge mir, du ſollſt ein frommer guter Mann werden.

Mit tiefſter Rührung blickte Codeman noch einmal auf das Grab ſeiner Mutter, weinte ihr noch eine Thräne der zärtlichſten kindlichen Liebe, umſchlung dann mit ſeinen kleinen Armen den mitfühlenden Almantes, folgte ihm, und liebte ihn von der Zeit an ſo warm, ſo herzlich, als je ein gutes Kind ſeinen guten Vater lieben konnte. Auch der Weiſe fühlte ſich von neuem Vater, fühlte die Wiederauflebung der väterlichen Liebe, mit welcher er einſt ſeine Agathis liebte, und zählte den Tag, der ihm dieſen Pflege-Sohn gab

unter

unter die glücklichſten ſeines Lebens. Mit jedem Tage neigte ſein Herz ſich mehr zu dem Knaben hin, deſſen herrliche Anlagen ſich unter ſeiner Vaterhand immer mehr entwickelten, der ſich durch tägliche Beweiſe von Gelehrigkeit, Folgſamkeit und Herzensgüte ſeiner Liebe immer würdiger machte. Und ob er es gleich ſelbſt für Täuſchung hielt, ſo war es ihm doch ſüſſe Täuſchung, daß es ihm ſchien, als habe ſein Codeman viel ähnliche Züge von ſeiner Tochter.

V.

Alles Nachfragens ohngeachtet konnte doch Allmantes von der Herkunft ſeines Pflegeſohns nichts mehr erfahren, als daß ſeine Mutter vor ohngefähr ſechs Jahren mit ihrem kleinen Kinde und einem alten Manne, einen gebohrnen Verbyner, hieher gekommen wäre, ſo traurig und blaß, daß jedermann Mitleid mit ihr gehabt hätte. Der Alte hätte ſich ihren Sclaven genannt, und von ſeiner Gebieterin nie etwas mehr geſagt, als ſie wäre gar eine außerordentlich gute Frau, ſie hieße Rozene, hätte nach dem Tode ihres geliebten Mannes, der im Kriege geblieben wäre, die Stadt verlaſſen, um ihre übrigen Tage in Ruhe zuzubringen. Der Alte wäre bald darauf krank geworden, und ſie hätte ihn, bey ihrer eignen Schwäche, dennoch mit unbeſchreiblicher Sorgfalt gewartet und gepflegt, und bey ſeinem Tode geweint, als wenn ihr Vater geſtorben wäre. Auch hätte ſie ſeinen

Tod nur wenige Stunden überlebt, und wäre in äußerſter Armuth geſtorben.

Ey nun, dachte Allmantes, im Grunde gleich viel, ob ſein Vater ein Fürſtenſohn oder ein Bauer war, und beſſer er war ein ehrlicher Bauer, als wenn er von vornehmer Geburt, aber unedel am Geiſt und Herzen geweſen wäre. Wiewohl er das nicht ſeyn konnte, weil ihn ein ſo edles Weib liebte. Aber die Anverwandten ſeiner Mutter, wenn ihrer vielleicht noch einige am Leben wären, hätte ich doch gern ausgeforſcht, um zu ſehen, ob ſie mit ihr gleichen Adel hätten. Denn ſeine Mutter, die ſo theilnehmend die Krankenwärterin ihres alten treuen Dieners war, und die ſo viel für die Bildung ihres Kindes that, muß ein vortreffliches Weib geweſen ſeyn. Ja gewiß, ſprach er mit Wärme zu ſeinem Pflegeſohne, deine Mutter war ein edles, frommes, gutes Weib! Ehre ihr Gedächtniß durch dein Leben! Vergiß nie den Denkſpruch und Gruß welche ſie dich lehrte, aber immer wende ſie zunächſt auf dich ſelbſt an. So oft du jemanden grüßeſt, ſo erneure zugleich deinen Vorſatz: ſo zu leben, daß auch dir die Sonne Freuden ins Herz ſcheinen könne, und daß du hoffen dürfeſt, deinen Vater und Mutter im Lande der Frommen einſt wieder zu finden!

VI.

Noch ohngefehr ein halbes Jahr reiſete Allmantes, und widmete jeden Augenblick, den er von ſeinen Beobachtun-

achtungen für den Staat erſparen konnte, ſeinem kleinen Begleiter. Er ſtattete hierauf ſeinem Fürſten einen vollſtändigen Bericht ab, der mit dem Berichte der andern geheimen Geſandten dahin einſtimmte: daß der Mängel und des Elends im Staate weit mehr wäre, als ſie vermuthet hätten. Raſchid weinte eine ſchöne Menſchenthräne, wurde aber nicht muthlos. Durch Klagen, ſprach er, wird nichts beſſer, wohl aber durch weiſe Thätigkeit. Laßt uns arbeiten! Wähle du, Allmantes, einige Männer aus, und gemeinſchaftlich wollen wir mit ihnen berathſchlagen, welches die ſchicklichſten Mittel ſind jenen Uebeln abzuhelfen.

Allmantes arbeitete in dieſem neuen Poſten mit ſo raſtloſer Thätigkeit, daß er täglich kaum eine Stunde für den Liebling ſeines Herzens abmüſſigen konnte; und bald mußte er ſich auch wegen der Abweſenheit ſeines Fürſten dieſer einzigen Stunde Genuß verſagen.

Khurvan hatte nemlich bald nach Antritt ſeiner Regierung angefangen, ein Schwelger und Wollüſtling zu werden, und ſtarb ein frühes Opfer ſeiner Ausſchweifungen. Raſchid wurde hierauf zum zweytenmale als König ernannt, weil man Khurvans Sohn, wegen ſeiner Verſtandes-Schwäche, zur Regierung untauglich fand. Er reiſete nach der Reſidenzſtadt, um die königliche Regierung zu übernehmen, und übertrug ſeinem treuen Diener, den er nur ſeinen Vater zu nennen pflegte, bis zu ſeiner Rückkehr nicht nur die

Stadt-

Statthalterstelle über Coremanien, sondern übernahm auch als König kein wichtiges Geschäfte, ohne zuvor den Rath seines weisen Vaters darüber eingeholt zu haben.

Allmantes sah sich dahero genöthiget, seinen Codemann, ausser der allgemeinen Erziehung, die nach herrlicher Landessitte der Staat für jeden jungen Bürger übernahm, noch der besondern Aufsicht eines geprüften Mannes zu übergeben. Er that es mit der bestimmten Vorschrift:

„Ich halte nichts von der Frucht, welche durch Kunst verfrühzeitiget wurde; sie taugt selten, und ist nie für die Dauer. Knaben, die man vor der Zeit zu Männern machen will, werden im männlichen Alter kraftlose Greise. Darum soll mein Codeman nicht verkünstelt werden. Du wirst für die nächsten beiden Jahre alle meine Wünsche erfüllen, wenn du durch genaue Aufmerksamkeit verhinderst, daß sein reger Trieb zur Thätigkeit keine falsche Richtung erhält, daß seine Gesundheit nicht verletzt, sein Herz nicht verwahrloset, sein hervorstrebender Geist nicht unterdrückt wird. Freilich hat sich noch niemand zum Tempel des Verdienstes hinaufgespielt; darum soll er früh an Arbeiten gewöhnt werden: nur müssen es Arbeiten seyn, die mit seinen jugendlichen Kräften in gehörigem Verhältnisse stehen; vor der Hand mehr körperliche Thätigkeit, als unnatürliche Geistesanstrengung.

Er

Er muß nur wenige Bedürfnisse kennen, und alle Mühen des Lebens, Hunger, Durst, Hitze, Frost und Nachtwachen, und oft die Versagung seiner liebsten Wünsche, ertragen lernen. Es ist schlechterdings unmöglich, je einmal ein groſser, edler, wahrhaft freier Mann zu werden, wenn man nicht entbehren gelernt hat. Uebe ihn in Gehorsam, Mäßigkeit, Geduld, und andern Tugenden, und verschaffe ihm vorzüglich oft Gelegenheit, den göttlichen Trieb der Theilnehmung an Freude und Schmerz seiner Menschenbrüder zu befriedigen, oft die Seeligkeit des Wohlthuns zu empfinden. Dann erst lehre ihn über Tugend philosophiren, wenn er zuvor tugendhaft handeln gelernt hat. Gewöhne ihn zum aufmerksamen Selbstbeobachten aller Gegenstände, die auf seine Sinne würken; und führe ihn erst spät in die dunkeln Regionen des abstracten Nachdenkens, nachdem er lange genug in der bekanntern Welt der sinnlichen Wahrnehmungen geweilt hat. Nichts von alle dem, was tiefsinnige Weisheit gemuthmaſst und Schwärmerei geträumt hat, bis sein Auge stark genug ist, sich dem Urquell des ewigen Lichts zu nahen, und sein Geist Unsterblichkeit ahndet! Freund, nimm es als den stärksten Beweis meines Zutrauens zu deiner Weisheit und Tugend an, daß ich den Knaben, den der Unsichtbare mir zum Kinde zuführte, deiner Führung anvertraue; und ich bin überzeugt, daß du durch treueste Befolgung der übernommenen Pflichten mein Zutrauen belohnen, und dir

selbst

ſelbſt das hohe Verdienſt erringen werdeſt, für Vaterland und Welt einen vorzüglich brauchbaren Bürger erzogen zu haben. Der Gottheit Seegen dir und unſerm Codemann!“

VII.

Allmantes hatte ſich in der Wahl des Erziehers ſeines Codemans nicht geirrt. Er erfüllte, er übertraf ſeine Wünſche eben ſo ſehr, als Codeman die Wünſche ſeines Erziehers. Aber nur Ein Jahr war dem Knaben ſo glücklich verfloſſen, als das Schickſal ihm den unerſetzlichſten Verluſt drohte. Sein Vater unterlag der Laſt ſeiner Arbeiten, denen er ſich aus edler Liebe für ſein Vaterland mit zu viel Anſtrengung, ohne Rückſicht auf ſein Alter zu nehmen, unterzogen hatte: er ſank aufs Krankenlager. Groß über alle Beſchreibung war der Schmerz ſeines Codemans. Oft mußte man ihn mit Gewalt von ſeinem Vater wegreiſſen, bald aber auch wieder zu ihm zurückbringen, weil er bey der kleinſten Entfernung zwiefach litt, und die Aerzte bey ſeinem ſtarren, ſeelenloſen Schmerz ſchier eben ſo viel für ihn als für ſeinen Vater fürchteten.

Mit tiefſtem Seelenſchmerz klagte auch bald Raſchid, als er die Nachricht von der Krankheit ſeines treuen Dieners, ſeines weiſen Vaters, erhielt. Der Zuſtand ſeines Reichs erlaubte es ihm nicht, dem Kun-

Wunsche seines Herzens zu folgen, und selbst zu ihm zu kommen: aber ein Eilbote nach dem andern wurde abgeschickt, dem Könige von dem Befinden seines kranken Vaters Nachricht zu überbringen; die geschicktesten Aerzte in ganz Persien erhielten Auftrag, gemeinschaftlich alles zu seiner Rettung zu versuchen, und im ganzen Lande wurden — was vor Almanzes noch nie geschehen war — öffentliche Gebete angeordnet für die Genesung des Vaters des Königs und des Vaterlands. Diese Gebete, sagte der aufgeklärte Raschid, werden bey meinen Unterthanen nicht nur manche fromme Empfindung erwecken und das Vertrauen auf den Unsichtbaren stärken, sondern auch vielleicht hier und da den edlen Entschluß hervorbringen, gut zu seyn wie Almanzes war.

Die Edelsten des Reichs weinten an seinem Krankenbette; wer nur Sinn fürs Gute hatte nahm an ihrem Schmerze Theil, und mit jeder aufgehenden Sonne stiegen tausend Gebete für seine Genesung zum Himmel empor!

Der erhabene Kranke lag die meiste Zeit in einer Art von Schlafsucht, erwachte zuweilen für ganze Stunden und sprach dann seinem Sohn und seinen Freunden Trost ins Herz; forderte vorzüglich seinen Codemann auf, die lezte Trennung — Trennung auf Wiedersehn — standhaft zu ertragen und immer froh und gut zu seyn! Mit himmlischer Heiterkeit blickte er in sein verflosse-

nes

ſchen Wagen zu regieren, um durch deine Tollkühnheit die Welt in Flammen zu ſezen? Willt du die Sterne erreichen, weil ſie dich anſcheinen? Geh, niederträchtiger Verführer! ſchmeichleriſcher Sclave! Geh, bringe deine liebkoſende Künſte bey deines gleichen an; und ſchreib es meiner Geduld, nicht deinem Verdienſt zu, daß du unbeſtraft von hinnen kommſt: Dieſe lezte Gnade überwiegt alle andern, die ich an dich verſchwendet habe. Aber wenn du dich länger in unſern Gebieten verweileſt, als nöthig iſt, um mit ſchleunigſter Eil unſern fürſtlichen Hof zu verlaſſen; beym Himmel, ſo ſoll mein Grimm weit über die Liebe gehen, die ich jemals zu meiner Tochter oder dir ſelbſt getragen habe. Geh, ich will keine kahle Entſchuldigung anhören; mache, ſo lieb dir dein Leben iſt, daß du bald von hinnen kommſt.

(Der Herzog geht ab.)

Zweyte Scene.

Valentin.

Und warum nicht lieber ſterben, als immer auf der Folter leben? Sterben iſt von mir ſelbſt verbannt ſeyn: Und Silvia iſt ich ſelbſt; von ihr verbannt iſt Selbſt von Selbſt geſchieden: Ein wahrer Tod! Welches Licht iſt Licht, wenn es mir Silvia nicht ſichtbar macht? Welche Freude iſt Freude, wenn Silvia nicht Antheil nimmt? O Silvia! wenn ich nicht bey dir bin, ſo iſt keine Muſik in dem nächtlichen Geſang der Nachtigall! Und wenn ich bey Tage dich nicht ſehe, ſo ſeh' ich keinen Tag! Du biſt mein Weſen, und

nes Leben zurück, und bewies wie Sokrates seinen Glauben an Unsterblichkeit.

Einst erwachte er, durch einen ruhigern Schlaf gestärkt, zu einem Gefühl von Lebenskraft, und frug mit ruhiger Miene und gleichruhigem Tone seine Aerzte: ob noch Hofnung wäre, daß er genesen könnte?

Die Aerzte schwiegen, und der Weise wiederhohlte seine Frage mit dem Zusatz; Täuschet mich nicht! ich habe zu lange gelebt, als daß ich nicht sollte sterben gelernt haben. Ich fürchte den Tod nicht. Also es ist keine Hofnung?

Wenig, antwortete einer, und die andern sprachen traurig das Wenig nach.

Das heißt, erwiederte er, gar keine! Nun dann, ich bin bereit, meine Rechnung und mein Testament ist fertig. Nach einem arbeitsvollem Tage wird die Ruhe dem Müden wohlthun. Ich habe einen heitern Tag gelebt. Freylich mit unter auch ein trübes Wölkchen, aber das verspricht auch ein desto schöneres Abendroth!

O du, der du mir Daseyn gabst, und nun zum bessern Leben mich zurückrufst, Unnennbarer, nimm meinen Dank! Für jede Lebensfreude meinen Dank! Dank auch für die stille Ruhe mit der mein Abend herandämmert! Und für die selige Ueberzeugung von Unvergänglichkeit meines Geistes!

Vater aller Erſchaffenen ſey, der Vater meines Pflegeſohns! Segne meine Freunde —, meinen König und mein Vaterland — ſegne die Welt!

Er ſchwieg und alles ſchwieg in feierlicher Stille mit ihm. Die hohe Seelenruhe, der Gottesfriede, der aus ſeinem Angeſicht hervorſtralte, und die angeheftete Aufmerkſamkeit auf jedes ſeiner Worte hatte alle Umſtehende, ſelbſt ſeinen Codeman, zu der thränenloſen Stille gebracht, mit welcher ſie das Dankgebet und den Segen des ſterbenden Weiſen anhörten. Noch dauerte dieſe Seelenſtimmung einige Minuten fort und gieng dann in laute Klage über. Aber mit Engelmilde ſprach der Mann, der mit ſeiner Geiſteskraft alle Schwäche des Körpers beſiegt zu haben ſchien, ihnen Troſt zu; zwar leiſe und langſam und in abgebrochnen Sätzen, aber durchdacht und gefühlt, fuhr er fort zu reden:

Mir iſt ſo wohl, als hätte ich jezt ſchon Vorgenuß von Glückſeeligkeit der Geiſterwelt.

O daß ich es ſagen darf, mit Beyfall meines innern Richters ſagen darf: ich lebte nicht vergebens!

Denn wenn man ſchon den Allgerechten mit der Wage ſieht, um unſre Thaten abzuwägen, dann heuchelt man nicht mehr, dann täuſcht uns unſer Herz nicht mehr mit erlogener Güte.

Und dies Herz klopft mir einen Beyfall, den ich um den Beyfall einer ganzen Welt nicht hingeben möchte.

Ich irrte, ich fehlte, fehlte oft; aber der Allwiſſende verzieh mir, weil ich nicht fehlen wollte, und mit redlichem Herzen nach Beſſerung rang.

Thut Gutes mit redlichem Herzen, und beeifert euch mit jedem Tage immer beſſer zu werden, damit auch eures Lebens Ende einſt ſanft ſey!

Verehret den Unſichtbaren, deſſen ſchwaches Bild die Sonne iſt, gehorchet eurem guten Könige, liebet alle Menſchen!

Kinder, ich habe es aus Erfahrung, daß kindliche Ehrfurcht und Vertrauen gegen den Unſichtbaren der feſteſte Grund der Tugend iſt!

Seyd fromm, vertraut auf Gott! Er iſt die ewige Güte, Glück und Unglück kömmt von ſeiner Hand und iſt auch Wohlthat.

Glaubt mir: das was wir Glück und Unglück nennen, ſind beides Wege zur wahren Glückſeligkeit, nur daß der eine blumicht, der andere rauh iſt; aber oft führt der rauhe ſichrer oder doch ſchneller zum Ziel als der mit Blumen beſtreute.

Möchte ich euch allen dies Vertrauen auf die Weisheit und Güte des Allweiſen und Allgütigen zum Erbtheil zurücklaſſen können!

Mit Treue und Fleiß ſeine Pflichten erfüllen, Gutes thun ſo viel man kann, und nun ruhig zum Himmel aufblicken, und Freude und Schmerz und Glück und Unglück als Wohlthat annehmen — Freude, das erkannte ich als die Summe der Weisheit.

Gott ſtärke dich vorzüglich, mein Sohn, mein Codeman, dieſe Weisheit zu erlernen und auszuüben!

Bewahre deine Unſchuld als das köſtlichſte Kleinod!

Schuldlos und reines Herzens ſeyn, dies giebt Gottesfrieden, und Muth und Kraft zu jeder Tugend, und iſt ein ehernes Schild im Unglück!

Ich gehe hinüber ins Land der Sonne, ins Land der Frommen, in eine beßre Welt, zu deiner guten Mutter. Dort an ihrer Seite werde ich dich einſt umfangen, wenn du hienieden fromm und gut warſt!

Komm und lege in die blaſſe Hand deines ſterbenden Vaters das Gelübde ab: dein ganzes Leben hindurch immer fromm und gut zu ſeyn, und mit jedem Tage zu ſtreben immer beſſer zu werden!

Codeman kniete nieder und ergriff die Hand ſeines Vaters: aber zu tiefes, zu inniges Gefühl verſagte ihm die Sprache.

Allmantes ſegnete noch einmal ſeinen Liebling, und dieſer Segen erhob die Seele des Knaben, daß

er mit Jünglingsfeuer und Kraft des Mannes ſein Gelübde ablegte.

„Ich will gut ſeyn! Will fromm und gut ſeyn, will ſtreben, ſo gut zu werden, wie du es warſt, mein Vater! Breche ich mein Gelübde, ſo ſcheine mir keine Sonne wieder Freude ins Herz, ſo ſey mein Leben freudenleer und ſchrecklich mein Tod!“

Das Feierliche dieſes Auftritts, bey dem Unerwarteten, dem Ueberraſchenden — unnennbares Gefühl durchſchauerte alle Anweſende. Es wirkte ſelbſt auf Allmantes, der ohnehin ſchon durch ſein Reden ſehr entkräftet war, ſo heftig, daß er in einen Schlummer zurückſank, von dem die Aerzte behaupteten, daß er Anfang wäre vom Todesſchlaf. Wider alles Vermuthen aber kehrte mit ſeinem Erwachen neue Hofnung zur Geneſung zurück. Und die Wünſche aller Guten wurden erfüllt. Noch einmal wurde der Erde einer der edelſten ihrer Bewohner wiedergegeben, und Fürſt und Volk ſtimmte ein in den frohen Dank, den ſein Codeman und ſeine Freunde dem Allgütigen zum Opfer brachten.

VIII.

Indeß hatte doch dieſe Krankheit eine Nervenerſchlaffung zurückgelaſſen, welche nach dem Ausſpruch der Aerzte allein durch gänzliche Entziehung von aller Geiſtes-

Geiſtesarbeit und ruhigem Genuß des Landlebens gehoben werden konnte. Der König ließ ihm die Wahl, welches von ſeinen Landſchlöſſern er bewohnen wollte. Er wählte den Ort, wo er ſeinen Pflegeſohn gefunden, der ihm ſchon damals wegen ſeiner romantiſchen Lage gefallen hatte, zu ſeinem künftigen Aufenthalt, ließ ſich daſelbſt ein bequemes Haus bauen, und bezog es mit ſeinem Sohne, deſſen zeitheriger Lehrer auf Allmantes Empfehlung im Dienſte des Staats gebraucht wurde.

Berbyn lag in einem ziemlich geräumigen Thale, welches von Abend nach Morgen zu, wo es von einem Fluße abgeſchnitten wurde, in kaum merklicher Vertiefung herabhing. Dieſe öſtliche Seite ausgenommen, war es ringsherum von Bergen eingeſchloſſen. Hoch wie die Alpen ragte der nördliche Berg zum Himmel empor, neigte ſich allmählig gegen Abend und immer tiefer herab gegen Mittag. Der nördliche und weſtliche Berg war mit dichtem Walde, die ſüdliche ſanftere Erhöhung aber mit Gras und wilden Kräutern bewachſen. Auf dieſer ſüdlichen Seite war es, wo der gute Weiſe Geſundheit und neue Lebenskräfte einathmete.

Die Berbyner waren ein ungebildetes, ganz der rohen Natur überlaſſenes, aber ſehr gutmüthiges Völkelein, bey dem bis hieher in vielen Stücken galt, was der Römer zum Lobe unſrer ehrwürdigen teutſchen

Vorfahren ſagte: „bey ihnen vermögen gute Sitten mehr als bey andern gute Geſetze!“

Bey der Reinigkeit ihrer Sitten und ihrer Zufriedenheit waren ſie in ihrer Armuth lange glücklich geweſen. Nur ſeit einigen Jahren fiengen einige an, ihre Armuth als Unglück anzuſehen; und es ſchien bald als wenn ihre Ruhe und ſtille Tugend dadurch untergraben würde. Freylich waren ſie ſehr arm, ſo arm, daß in der ganzen umliegenden Gegend neben dem ihnen ſo ehrenvollen Sprüchwort: er iſt ſo ehrlich wie ein Berbyner! auch ein andres von ihrer Armuth allgemein bekannt war. Er kann wann er will nach Berbyn reiſen! hieß es von dem, der in äußerſte Dürftigkeit gerathen war.

Sie lebten von der Jagd und Viehzucht, ohne Feldbau, weil in der Regenzeit das von den Gebirgen herabſtrömende Waſſer ihre Felder überſchwemmte und zum Sumpfe machte. Zwar hätte der Abhang ihres nördlichen und weſtlichen Berges und der ganze ſüdliche Berg beſſer benutzt werden können: aber durch gegenſeitigen Vertrag war alles zur gemeinſchaftlichen Viehweide beſtimmt.

Sie hatten das Recht, von ihren Waldungen ſo viel als ſie ſelbſt brauchten, zu benutzen, durften aber bey Lebensſtrafe nichts davon verkauffen; und mußten das Recht der Benutzung theuer durch Frohndienſte bezahlen. Alljährlich mußten ſie die von den herrſchaft-

ſchaftlichen Dienern angewieſene Bäume fällen, und bis zur nächſten Stadt führen, welche eine volle Tagreiſe von Berbyn entfernt lag. Gewöhnlich brachten ſie die Hälfte des Jahrs mit Fällen und Fahren zu, und nichts wurde ihnen für dieſe beſchwerliche Arbeit als einmal des Jahrs ein zweytägiges Mahl bey Tanz und überflüſſigem Eſſen und Trinken. Mit Weib und Kind kamen dann die Berbyner nach Derby, einem benachbarten Dorfe, wo ihnen ein begüterter Landmann aus Mitleid dieſes ſogenannte Fröhnermahl geſtiftet hatte.

IX.

Allmantes, der ſich bey dem Genuß der Natur mit jedem Tage geſtärkter fühlte, ſuchte, gewohnt gutes zu thun, ſein Daſeyn auch für die Berbyner wohlthätig zu machen. Er erfuhr, daß ſie ſeit einigen Jahren an Unſchuld und Einfalt der Sitten und folglich an Zufriedenheit und wahrer Menſchenglückſeligkeit viel verlohren hätten, forſchte nach, und fand die Urſache in dem Fröhnermahl. Alle freuten ſich auf dieſes Mahl, und verehrten dankbar den Stifter deſſelben: aber viele freuten ſich für ihre Ruhe zu ſehr darauf, wünſchten daß das Jahr ſchneller verfließen möchte, um das Feſt bald wieder zu bringen, waren mit ihren Gedanken immer in Derby, und Berbyn hatte keine Freuden mehr für ſie. Sie ſchienen bloß für dieſe Feſttage zu leben, und die ganze übrige Zwiſchen-

zeit war für ſie verlohren. So floß bey ewiger Sehnſucht nach der Zukunft die Gegenwart ungenoſſen vorbey. Und kam nun das Feſt ſelbſt, ſo war die Wirklichkeit weniger als ſie erwartet hatten, eben weil ſie zu viel erwartet und durch ihre Erwartung dem Genuß vorgegriffen und ihn erſchöpft hatten. „Wie bald werden die beyden Tage vorüber ſeyn!“ — Schon durch dieſe Vorſtellung wurde einigen die Freude verkümmert; und andere, um den gegenwärtigen Augenblick deſto beſſer — wie ſie wähnten — zu genießen, die Freude im Fluge zu haſchen, ſchwelgten mit Unmäßigkeit, und zogen ſich dadurch zweyfachen Verluſt für die Gegenwart und die Zukunft zu. Jezt da ſie bey näherer Bekanntſchaft mit den Derbyern ſahen, daß der geringſte Bewohner dieſes Dorfs bey weniger Arbeit weit beſſer wohne und ſpeiſe, und alſo, nach ihrem Begriff von Glückſeligkeit, weit glücklicher ſey, als alle Derbyner; ſchien ihnen mit einemmale ihre Armuth, bey welcher ſie ſich ſo lange wohl befunden hatten, unerträgliches Uebel. Daher kehrten nur wenige von dieſem Mahle als vergnügte Gäſte zu ihrer gewöhnlichen Lebensart zurück; die meiſten brachten Gram und Unmuth in ihre Hütten. Nun war ihnen ihre Arbeit zu ſchwer, ihre Koſt zu ſchlecht, ihr ganzes Leben Elend. Die Folge war: daß einige auswanderten, und andere geneigt waren ihnen nachzufolgen.

Sonſt hatte ſich an jedem neunten Tage das ganze Dorf vor Sonnenaufgang auf dem ſüdlichen Berge ver-

verſammelt und mit ungelehrtem Gebete die aufgehende Sonne begrüßt. Seit einiger Zeit aber fehlten oft mehrere bey ihrem Morgenopfer, manche Zwiſte arteten in bittere Feindſchaft aus, und manche andre gute Sitte verlohr an ehemaliger Heiligkeit.

Siehe, ſprach Allmantes zu ſeinem Sohne, den Unterſchied zwiſchen bloßer Gutherzigkeit und weiſer Güte. Ein gutes Herz iſt gewiß das ſchönſte Geſchenk der Natur, und doch kann man bey dieſem guten Herzen ein unnützes, oft ein ſchädliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn. Wahrſcheinlich iſt der Stifter dieſes Freudenfeſtes ein ſehr gutgeſchafner Menſch, und dennoch hat wohl noch niemand den Verbeſſern ſo viel geſchadet, als eben dieſer Mann mit ſeiner Gutherzigkeit. Er verdient um ſeiner Herzensgüte willen die Achtung und Liebe aller beſſern Menſchen: ſein Beyſpiel diene aber doch jedem zur Lehre, bey ähnlichen Gelegenheiten mit weiſerer Prüfung zu handeln; bey der Hülfe, die man dem Hülfsbedürftigen leiſten will, wohl zu überlegen, wie man ſie ihm auf die beſte Art leiſten könne, und ein dauerhaftes Glück der vorüberrauſchenden frohen Stunde vorzuziehen; auf daß er nicht in dem Becher der Freude, den wir ihm wohlmeinend darreichen, langſam tödtenden Gift trinke.

ich höre auf zu ſeyn, wenn der Einfluß deiner ſchönen Blike mich nicht beſtralt, erwärmt, erleuchtet und im Leben unterhält! Nein, ich ſtiehe den Tod nicht, den dieſes tödtliche Urtheil mir andräuet; bleibe ich hier, ſo erwart' ich nur den Tod; ſtieh ich von hier, ſo ſtieh ich vom Leben weg.

Protheus und Lanz treten auf.

Protheus.

Lauff, Junge, lauff, lauff, und ſuch' ihn auf.

Lanz.

Holla -- he! Holla -- he! --

Protheus.

Was ſiehſt du?

Lanz.

Ihn, den wir ſuchen; es iſt kein Haar auf ſeinem Kopf, das nicht ein Veilchen iſt.

Protheus.

Valentin --

Valentin.

Mein.

Protheus.

Was denn? Sein Geiſt? --

Valentin.

Auch nicht.

Protheus.

X.

Allmantes wurde auf die angenehmſte Art überraſcht, als er in dem Kalophanys, dem Stifter des Veroyniſchen Feſtes, einen ſeiner ehemaligen Mitkrieger kennen lernte, welcher drey Jahre unter ihm gedient, oft an ſeiner Seite gefochten, und ſich immer ſo bieder und brav gehalten hatte, daß er ſich dadurch den beſondern Beyfall ſeines Heerführers erworben und auf deſſen Empfehlung, nach geendigtem Kriege, ein anſehnliches Geſchenk vom Könige erhalten hatte. Hiermit war er durch Fleiß und kluge Sparſamkeit der reichſte Bewohner in Derby, ſeinem Geburtsorte, geworden, und war jezt nach dem Tode ſeiner Gattin, die ihm ohne Kinder geſtorben war, mit ſeinem Vermögen Verſorger der Armen.

Herzlich freute ſich Allmantes über dieſe Entdekung; aber über alle Beſchreibung gieng die Freude des ehrlichen Kalophanys. Dank, rufte er aus, Dank ſey der groſen Sonne, daß ſie mich meinen lieben guten Heerführer wiederfinden ließ! Herr, ich liebte dich immer mehr als mein Leben! Tauſendmal habe ich an dich gedacht; aber ich glaubte dich todt, denn ich hörte, daß du in fernen Landen geſtorben wärſt. Herr, nun will ich gern ſterben, da ich dich wiedergefunden habe. Aber ſo lange ich noch lebe, lebe ich bey dir; du mußt mich nun bey dir leben und ſterben laſſen. Der Weiſe umarmte ihn, fand in ſeiner

Herz-

Herzlichkeit vollen' Erſatz für den Mangel an Cultur, ſchäzte ſeinen ſchlichten Menſchenverſtand höher als alle Kenntniſſe und reichte ihm die Hand der Freundſchaft.

XI.

So ſchwand das erſte Hinderniß, das den Verbeſſerungsanſtalten des weiſen Menſchenfreundes entgegenſtand, von ſelbſt; und das zweyte hob die Güte und Gerechtigkeit ſeines Königs, dem er die Lage der Berbyner vorgeſtellt und ihn um Milderung ihrer Frohndienſte gebeten hatte. Mit Freuden ergriff dieſer die Gelegenheit, die Verdienſte des Mannes, der ſo viel für ihn und den Staat that, und von den wichtigen Poſten, die er bekleidete, abgieng, ohne ſich im geringſten bereichert zu haben, einigermaßen zu belohnen. Er dankte ihm für alle geleiſtete Dienſte, und ſchenkte ihm und ſeinen Erben Berbyn mit allen umliegenden Waldungen zum Eigenthum. Der König zeigte hier bey Belohnung des anerkannten Verdienſtes, genau genommen, mehr Gerechtigkeit als Güte; aber der beſcheidene Weiſe ſah nur Güte, machte mit jugendlichem Feuer den Lobredner ſeines guten Königs, und fordette ſeinen Sohn auf: Weihe ihm dein Leben! Das Vaterland hat an ſich die gerechteſten Anſprüche auf alle Kräfte ſeiner Bürger: aber das Vaterland im ſichtbaren Bilde eines guten Fürſten macht es zur ſüßeſten Pflicht, ihm willig Gut

und

und Blut zum Opfer zu bringen! Ringe darnach, der beſte Bürger zu ſeyn!

Er machte hierauf den Verbynern den Willen des Königs bekannt, empfieng den Handſchlag der Treue, und überzeugte ſie bald durch ſeine Handlungen, daß er mehr ihr Vater als ihr Herr ſey. Nur wenige waren anfänglich, aus Verſtandesſchwäche und einer dadurch erzeugten blinden Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, unzufrieden, wurden aber bald von den Klügern überſtimmt, und durch liebreiche Vorſtellungen ihres guten Herrn eines beſſern belehrt. Seine Geſetze waren mehr wohlgemeinte Rathſchläge — obgleich die Verbyner noch roh und wild waren, wie ihr vaterländiſcher Boden — ſie wurden aber dennoch genauer befolgt, als die Befehle des unumſchränkteſten Monarchens.

Er verwandelte ihre zeitherigen Frohndienſte in gemeinnützige Arbeiten zu ihrem eignen Vortheil. Durch Gräben wurde das Waſſer abgeleitet, Sümpfe ausgetrocknet, und dadurch an Geſundheit und fruchtbarem Lande gewonnen. Aus ihren armſeligen Hütten wurden bequeme ländliche Wohnungen, in gleicher Entfernung mit abgemeßnen Zwiſchenräumen gebaut, und jedem Hausvater, rings um ſein Haus herum, ſein Stück Land angewieſen, deſſen beſte Benutzung ſie der erfahrne Kalophanus durch Unterricht und Beyſpiel lehrte. Allmantes ſelbſt wurde in dieſem Stück

ſein

ſein Schüler, baute mit ſeinem Cademan ſein Land und pflegte ſeines Gartens. Ehemalige Wüſten wurden nun zu fruchtbaren Gärten, und die Früchte der Bäume durch Cultur veredelt.

Allmählig wurden ihre Seelen mild wie ihr Boden, und der Saame den der Weiſe ausſtreute gedeihte auf gutem Lande. Er wählte drey der verſtändigſten Alten, die Altväter des Dorfs, zu ſeinem vertrautern Umgang, und gab ihnen die Aufſicht über die Jugend, in deren Kreiſe er ſelbſt manche frohe Stunde lebte, und mit zärtlicher Sorgfalt über ſie wachte, wie der Gärtner über ſeine junge Pflanzſchule. Ein großer Garten, den die Kinder ſelbſt unter Aufſicht und mit Beyhülfe ihrer Erzieher bearbeiteten, war die Schule des Dorfs, wo auch die Aeltern nach vollbrachtem Tagewerk ſich verſammelten, und ſich durch trauliche Unterredung und Theilnehmung an den Freuden ihrer Kinder ihren Abend verſchönerten. Hier feierten ſie auch in jedem Vierteljahre einen feſtlichen Nachmittag bey mäßigem aber deſto frohern Genuß. Dieſe vier halben Feſttage gab ihnen Kalophanys nach dem Rathe ſeines ehrwürdigen Freundes, ſtatt des ſonſtgewöhnlichen zweytägigen Frühlingsmahls. Allmantes benutzte die Gelegenheit ihren Verſtand aufzuklären; doch mehr über das, was ſie, um zufrieden und glücklich zu ſeyn, thun oder laſſen, als was ſie glauben oder nicht glauben müßten. Zwar berichtigte er ihre Begriffe über Gott und Gottesverehrung,

ehrung, aber nur in ſo weit als es auf beſſer Handeln, Beruhigung und Glückſeligkeit Einfluß hatte; und dieß immer mit Schonung und Duldung, ſo, daß er das Gute, das er auch in dieſem Stücke bey ihnen vorfand, zum Grunde legte, und nach und nach ins Beſſere umwandelte.

XIII.

Zu ihren Gottesverehrungen verſammelten ſie ſich vor Sonnenaufgang an jedem Tage (nur die Regenzeit ausgenommen) im offnen Tempel der Natur, wo das Wehen der Luft, das Säuſeln des Baums, das Rauſchen des Flußes, und Flur und Wald und Grashalm die Gegenwart des Allgegenwärtigen verkündigte, den die Berbyner im Bilde der Sonne anbeteten — obgleich kaum ahndend, daß ſie nur ſchwaches Bild der unſichtbaren Gottheit, nicht die Gottheit ſelbſt wäre. Beym erſten Sonnenſtral betete einer ihrer Altväter laut, und die ganze Verſammlung, mit ihrem Angeſicht die Erde berührend, betete leiſe nach:

„Sey geprieſen, allbelebende Sonne! Du breiteſt Licht und Wärme und Seegen und Fruchtbarkeit aus über die Erde, biſt die Mutter alles Lebens, und giebſt allem was lebet Speiſe und Trank und Freude. Sey geprieſen, allgütige Sonne!

Sey uns Frommen eine holde Mutter, und laß uns deine guten Kinder seyn! Gieb uns ferner Nahrung und Freude und unserm Vieh sein Futter!

Gieb unserm König — (aus eignem Antrieb setzten sie jetzt hinzu) und unserm guten Vater Allmantes, langes Leben und Freude, und laß uns als gute Nachbarn friedfertig bey einander wohnen! Sey gepriesen allbelebende Sonne!"

Hierauf rufte der Altvater einen oder einige weise Sprüche der Alten, die sich durch mündliche Ueberlieferung bey ihnen erhalten hatten, und die es größtentheils verdienten weise Sprüche genannt zu werden, in ihr Gedächtniß zurück; zu weilen mit eignem Zusatz zur Erklärung und Belehrung. Und alle giengen nun mit frohem Muthe an ihr Tagewerk. Allmantes übernahm bey diesen Gottesverehrungen zuweilen selbst das Geschäfte des Altvaters, wurde, so wie der erste Lehrer ihrer Jugend, nun auch ihr erster Prediger. Er ließ ihr herzliches Gebeth unverändert, machte sie aber bey Erklärung des Spruches: „das Auge der Sonne sieht dich auch in der Dunkelheit der Mitternacht!" mit der Vorstellung: die Sonne ist das Bild des Allgegenwärtigen Unsichtbaren! so vertraut, daß sie nach einiger Zeit sein Gebet an den Unsichtbaren, dessen Bild die Sonne sey, beym Schluß ihrer Gottesverehrung ohne Anstoß mitbeteten.

Unter ihren Sprüchen wurden einige ganz schlechte oder minder gute theils der Vergessenheit überliefert, theils umgeändert, theils durch hinzugefügte Erklärung verbessert. So wurden zum Beyspiel in einem Spruche neun Stücke gepriesen, „die man im Herzen hoch loben müsse:" aber das neunte: „wenn man seinen Feind untergehen sieht!" wurde jetzt in die reinere Sittenlehre umgewandelt; „wenn man seinem Feinde in seinem Unglück wohlthun kann."

Vergessen wurde der Spruch, der sich, man weiß nicht wie? aus der höfischen Welt zu den armen Bergbynern verirrt hatte: „wenn einer stirbt, so beweine ihn, und klage über ihn, als sey dir groß Leid geschehen, zum wenigsten einen Tag oder zwey, auf daß man nicht übel von dir reden möge!"

Und von dem entgegengesetzten: „Weil der Todte nun in der Ruhe liegt, so höre auf, sein zu gedenken, und tröste dich über ihn, weil sein Geist von hinnen geschieden ist," wurde das „höre auf sein zu gedenken" ausgetilgt, und das andere so umgeordnet, daß der Grund zur Beruhigung mehr ins Auge leuchtete: „Tröste dich am Grabe deines Freundes, denn sein Körper liegt nun in der Ruhe, und der Geist ist von hinnen geschieden."

Verdrängt wurde der mißdeutungsfähige Spruch: „wer seinen Vater ehrt, des Sünde wird Gott nicht strafen!"

ſtrafen!" und der andere deſto heiliger gehalten: „Ehre deinen Vater von ganzem Herzen und vergiß nie, wie ſauer du deiner Mutter geworden biſt!"

Verdrängt wurde die Klage des Unmuths: „Es iſt ein elend jämmerlich Ding um aller Menſchen Leben von ihrer Geburt an, bis ſie wieder in die Erde begraben werden, die unſer aller Mutter iſt!" Verdrängt das hartherzige: „dem Eſel gehört ſein Futter, Geiſel und Laſt; alſo dem Knechte ſein Brod, Strafe und Arbeit!" Die Regel kluger Vorſicht, mehr für Menſchen durch falſche Cultur verwahrloſet, als für die ehrlichen Einwohner von Verbyn: „Traue dem Feinde nimmermehr, denn gleich wie das Eiſen immer wieder roſtet, alſo läßt er auch ſeine Tücke nie!" erhielt durch hinzugefügte — freylich wohl dem Sinne des Erfinders nicht ganz angemeßne — Erklärung, eine Aufforderung zur Verſöhnlichkeit. „Wer dir als Freund nicht nützen kann, kann dir leicht als Feind ſchaden. Vermeide daher um deiner eigenen Ruhe willen jede Veranlaſſung zur Feindſchaft, und ſey bereitwillig zur Verſöhnung, ehe Haß und Rachſucht in dem Herzen deines Gegners einwurzelt!"

XIV.

Einen der weiſeſten Denkſprüche ihrer Alten: „Wer unverſöhnlichen Herzens iſt, darf nicht zur Sonne beten!" legte der gute Vater zum Grunde, um eine neue

Sitte zum Glück ſeiner Kinder einzuführen. War ein entſtandener Zwiſt vor Sonnenaufgang des nächſtfolgenden Tages noch nicht beygelegt worden, ſo mußten die ſtreitenden Partheien ihre Sache den vier Altvätern — Kalophanys war zum vierten Altvater ernannt worden — zur Entſcheidung vortragen. Waren ſie mit dieſer Entſcheidung zufrieden und reichten ſich die Hand der Verſöhnung: ſo wurden ſie mit der Erinnerung entlaſſen, des nun geſchlichteten Streits mit keinem Worte wieder zu erwähnen. Bewieſen ſie ſich aber unverſöhnlich, oder kamen zum zweytenmal zur Klage: ſo wurde am Tage der öffentlichen Gottesverehrung, eine Stunde vor Aufgang der Sonne, ihre Sache noch einmal unterſucht und entſchieden, und wer die Ausſöhnung ſeinem Gegner verweigerte, wurde von dem gemeinſchaftlichen Gebete abgewieſen: „weil der, der unverſöhnlichen Herzens iſt, nicht zur Sonne beten dürffe.“ So lange aber, als Allmantes lebte, und noch lange nach ihm, hatte man von einer ſolchen Unverſöhnlichkeit kein Beyſpiel. Die Hand der Verſöhnung wurde von beyden Seiten willig dargereicht, und bey dem Handſchlage wurde ihnen und der ganzen Verſammlung der Spruch zugerufen; „Wenn der Hader zu Ende iſt, ſo enthalte dich des Nachredens: denn du bläſeſt ſonſt den Funken, der in der Aſche erſticken würde, zur neuen Flamme auf.“ Zur Verſieglung ihres Bundes knieten ſie dann auf einen Raſenhügel, den Allmantes hierzu eingeweiht, mit vier Palmen umpflanzt,

pflanzt, und den Verſöhnungsaltar genannt hatte, nieder, und beteten Hand in Hand ihr Morgengebet. Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit!!

Noch eine andere Beſtimmung erhielt der geweihte mit Palmen umkränzte Raſenhügel, er wurde auch Trauungsaltar.

In Berbyn heuratheten nur Jünglinge beym Uebergang ins männliche Alter und blühende Mädchen; denn eheloſe Alte wurden da, wo Unſchuld wohnte und Fleiß ernährte, nicht gefunden; und eine zweyte Ehe wurde für Treuloſigkeit gegen den erſten Gatten gehalten. Der Jüngling ſuchte bey den Aeltern oder nächſten Anverwandten um die Erlaubniß an, ſich um die Hand ſeines Mädchens bewerben zu dürfen; und war er unbeſcholtenen Rufs und arbeitſam, ſo wurde ihm die Einwilligung der Aeltern nie verweigert; denn ihre Mädchen wurden nicht um Geld und Titel verkauft. Die Neigung des Mädchens entſchied und fiel ſie vortheilhaft für den Jüngling aus, ſo bat er um den Segen der Altväter, und das Band war geknüpft, das ſelbſt der Tod nicht löſen konnte. Allmantes ließ von nun an die Neuverlobten vor ihrer Trauung durch die Altväter, denen er vorher ſelbſt näheren Unterricht darüber ertheilt hatte, über ihre künftigen Pflichten belehren, und dann mit angemeſſner Feierlichkeit die Trauung am Tage ihres gemeinſchaftlichen Morgengebets unter den Palmen vollziehen.

Prothens.

Niemand.

Lanz.

Kan niemand reden? Herr, ſoll ich ſchlagen?

Prothens.

Wen willt du ſchlagen?

Lanz.

Niemand.

Prothens.

Halt, Schurke!

Lanz.

Wie, Herr, ich ſchlage niemand: ich bitte euch --

Prothens.

Halt ein, ſag ich: Valentin, ein Wort mit euch --

Valentin.

Meine Ohren ſind mit ſchlimmen Zeitungen ſo voll ge-ſtopft, daß ſie keine gute hören können.

Prothens.

So will ich die meinigen in Stillſchweigen begraben, denn ſie ſind hart und übellautend.

Valentin.

Iſt Silvia todt?

Der Altvater Kalophanys ſtarb, ein vorzüglich biederer Mann, von allen geſchätzt und geliebt, dem ſelbſt der Weiſe eine Thräne weinte. Aber mit der Thräne im Auge ſann er nach, wie auch dieſer Fall zur Ausführung eines guten Plans benutzt werden könne. Zeithero hatte jede Familie ihre Todten gleich nach ihrem Abſterben mit gefährlicher Eilfertigkeit an den erſten beſten Ort nahe bey ihren Wohnungen begraben. Allmantes ließ den allgemein beweinten Altvater in einen Garten ohnweit des Orts ihrer Gottesverehrung beerdigen, und ſprach dann in voller Verſammlung: „hier will auch ich einſt ruhen, und liebt ihr euren entſchlafnen Vater wie ich, ſo beſtimmen wir dieſen Garten zur Ruheſtätte aller unſrer Entſchlafenen!“

Er gab ihnen hierauf einige leicht verſtändliche Gründe wider die zu frühen Beerdigungen, und ſchloß mit der Hoffnung eines beſſern Lebens nach dem Tode des Körpers: ſo daß er ihnen dieſe Seelenerhebende Lehre als Hoffnung zu Wiederanſtebung ihrer Körper, als Auferſtehung vortrug, weil er dieſe Vorſtellungsart für den ſinnlichen im Denken noch ungeübten Menſchen für weit faßlicher hielt, als die von Unſterblichkeit der Seele.

Sein Rede hatte ganz die gehoffte Wirkung. Und mit feierlichen Ernſt verließen ſie den Ort, wo künftig ihre Gebeine ruhen, und — der weiſe Vater hatte es ihnen ja geſagt — einſt wiederanſtehen, wo die Schlafenden

senden einſt wieder erwachen ſollten, dem Gottesacker, wo Saat, von Gott geſäet, den großen Tage der Erndte reifte.

Sechs Jahre war nun der edle Greis in Verbot, und in ſechs Jahren waren Sümpfe und Wüſten umgewandelt in blühende Fluren; wären Sclaven, die unter ihrer Bürde ſeufzeten und das Thier um ſein Glück beneideten, zu Menſchen geworden, die den Zweck ihres Daſeyns erkannten, erfüllten und ſegneten, die froh und dankbar die Gegenwart genoſſen, und heiter in die Zukunft, ruhig ſelbſt über das Grab hinaus blickten; — war das armſeligſte Dörfchen in Perſien umgeſchaffen in einen Luſtgarten Gottes, bewohnt von ſchuldloſen glücklichen Menſchen.

Und der Stifter aller dieſer Glückſeligkeit — Alls mantek!

Gott! wie viel Gutes kann Ein Mann thun!

Und er that es als Greis nach einem thatvollen Leben; am Abend wo er mit Ehren ausruhen konnte von der Arbeit des Tages; in der Feierſtunde, die ihm Fürſt und Vaterland nach wohlvollbrachten Tagewerk zugeſtanden hatten.

O Jüngling! —!

XV.

Für Codeman, der seinen Vater so handeln sah, — aufmerksam gemacht auf alle Gründe, warum er gerade so handle, angewöhnt über seine Absichten und die besten Mittel sie auszuführen selbst nachzudenken, selbst zu urtheilen und dann seine Urtheile von ihm berichtigen zu lassen, — für Codeman war Berhon die beste Schule praktischer Weisheit. Der Schüler bewieß sich durchaus seines großen Lehrers würdig, welcher dadurch bewogen wurde täglich einige Stunden seinem besondern Unterricht zu widmen, und ihn zu einem höhern, seinen Geistesfähigkeiten angemeßnen Posten vorzubilden. Das Schicksal begünstigte diese Wünsche früher, als er es gehofft hatte.

Unvermuthet wurde er von seinem Könige überrascht; und zwiefach überrascht durch die Nachricht: „Vater, ich habe Hoffnung mein Weib, deine Tochter, unsre Agathis wiederzufinden! Zwar nur noch ungewisse Hoffnung — aber doch Hoffnung. Man hat mich mit ihrem vorgegebenen Tode schändlich getäuscht! Vielleicht daß sie, und der Sohn, den sie mir geboh-ren hat, noch am Leben ist! Schon habe ich in alle Provinzen meines Reichs, und in alle angränzende Staaten, Bothen ausgesandt, und bin selbst in diese Provinz gekommen, weil ihr Sclave hier zuletzt gesehen worden ist. Er erzählte hierauf wie Aleddin, ein Höfling Khurvistans, ihm das Geheimniß, das er

aus

aus Furcht ſo lange verſchwieg, jetzt kurz vor ſeinem Tode entdeckt hätte.“ Khurviſtan wünſchte den Tod ſeiner ihm aufgedrungenen Schwiegertochter, fühlte aber doch eine ſeltne Anwandlung von Gewiſſenhaftigkeit, ſo daß er die Unſchuldige nicht geradezu umbringen laſſen, ſondern ihr nur zu ihrem Tode beförderlich ſeyn wollte. Er ſann mit ſeinem Höfling ein Mittel aus, ſie auf die grauſamſte Art zu morden, und dennoch, nach ſeiner elenden Hofmoral ſeine Hände rein von Blut zu erhalten, nichts als eine Lüge, eine kleine Täuſchung ſich zu erlauben. Aleddin mußte als Freund von Raſchid auftreten, die Grauſamkeit des Königs anklagen, ſich der armen Getäuſchten Zutrauen erwerben, und dann, als er ſeine Zeit erſah, mit Klagegeſchrey in ihr Zimmer ſtürzen, mit der ſchrecklichen Nachricht: „Raſchid iſt im Kriege gefallen, dein Vater iſt ermordet, und ach! deinem eignen Leben droht die größte Gefahr.

Agathis ſank ſinnlos nieder, und der Höfling meldete dem Könige triumphirend die Wirkung ſeines ſchwarzen Bubenſtücks. Zu ihrer größern Qual erwachte ſie aber nach einigen Stunden wieder, klagte ſich ſelbſt an als Mörderin ihres Gemahls und ihres Vaters, fiel erſchöpft in neue Ohnmacht, und fand beym abermaligen Erwachen Troſt in der Vorſtellung, daß ſie bald ihren Lieben nachfolgen und, wie Allmantes ſie gelehrt, in einer beſſern Welt ſie wiederfinden werde!

Sie wurde Mutter. Der Anblick ihres Kindes gab ihrem Schmerze Thränen, und Mutterliebe machte sie endlich geneigt, den Vorschlag ihres vermeinten Freundes anzunehmen: mit verdecktem Stand und Nahmen zu entfliehen, um ihr Kind zu retten. Aleddin war ihr zur Flucht, wo sie in ewiger Gefangenschaft gehalten werden sollte, behülflich; und ihr treuer Sclave begleitete sie. Indeß wurde die Nachricht ausgebreitet, daß des Prinzen Gemahlin gleich nach der Geburt eines todten Kindes gestorben sey. Eine Sclavin aber mit einem fremden Kinde wurde an ihrer Statt beerdigt. Das edle Weib schickte nach einigen Tage, reisen den Bothen, den ihr Aleddin mitgegeben hatte, zurück, und ließ ihm sagen: sie würde deswegen nicht auf sein Landgut gehen, um ihren Retter nicht selbst in Gefahr zu stürzen! Ohngeachtet aller Nachforschungen hatte dennoch der niedrige Höfling seit der Zeit nichts von ihr erfahren können, als daß ihr Sclave Tankil in Dsirkistan wäre gesehen worden.

Tankil! — rufte Allmantes erstaunt.

Ja, antwortete Raschid, Tankil, so hieß der alte treue Sclave, den ich ihr selbst gegeben hatte. Und daß dir dieser Name so auffällt? —

Allmantes ahndete mit zitternder Freude, was er bald nach Erzählung der Geschichte seines Codemans und der Erläuterung, die ihm Raschid darüber gab, mit Gewißheit erkannte.

Tankil hieß der alte Berbyner, der Codeman und seine Mutter hieher begleitete. Codeman war in dem Alter, in welchem der Sohn der Agathis jezt seyn mußte; halb in Scherz, halb in Ernst nennte Agathis einst ihren Raschid Carlot; weil sein königlicher Name sie immer an die dichte Scheidewand erinnerte, die Stand und Geburt zwischen ihnen aufgestellt habe; Raschid nahm diesen Namen an, und wandelte zum Gegengeschenk ihren Namen in Rosette um.

Einst erzählte er ihr: wie ihn ein alter Krieger mit ausserordentlicher Biederherzigkeit mit dem Gruße: Die Sonne scheine dir Freude ins Herz! angeredet habe. Rosette machte die Bemerkung, daß dieser Gruß im schönsten Gewande die Lehre, sey fromm und gut! in sich enthalte: weil die Sonne doch nur den Frommen Freude ins Herz scheinen könne. Oft empfieng sie nachher ihren Carlot mit diesem Gruß, und Carlot machte ihre Bemerkung:

Nur dem Frommen scheint die Sonne Freud'
ins Herz!
zum Gegengruß."

Bedurfte es nach diesen Erläuterungen noch eines andern Beweises, daß Codeman der Sohn des Königs sey: so gab ihn Codeman durch seine Gesichtszüge, die selbst nach kaltprüfender Zeugen Ausspruch mit denen seiner Mutter viele Aehnlichkeit, und nach Raschids Behauptung so viel Gleichheit hatten, daß

er verſicherte, er würde ihn ohne andre Beweiſe ſchon deßhalb für den Sohn ſeiner Agathis erkannt haben. Die Freude des Königs über ſeinen wiedergefundenen Sohn wurde zur ſtillern Schwermuth, als ihn dieſer zum Grabe ſeiner Mutter führte, welches er laubens ähnlich mit Akazien umpflanzt hatte.

Seinem Sohne ſchien die Erſcheinung ein ſchöner Traum, zu auſſerordentlich, als daß er ſie für etwas mehr als Traum halten könnte, und doch zu ſchön, als daß er nicht wünſchen ſollte, ſie möchte mehr als Traum ſeyn.

Nur Allmantes freute ſich des Tages, wo er ſeinen König von neuem als Sohn und ſeinen Codeman als Enkel umarmte in vollem Genuß; und der Gedanke, wie dieſer Codeman, der, als kaum werdender Jüngling, ſchon ſo viel verſprach, der Sohn ſeines Geiſtes und ſeines Herzens, der Segen ſeines Vaterlands, Schöpfer des Glücks vieler Tauſenden ſeyn werde, erhob ſeine Freude zum innigſten Wonnegefühl. Ein Gefühl, das vielleicht für den Greis zu innig geweſen war und ſeine Kraft erſchöpft hatte. Der feſtliche Tag war der lezte ſeines Lebens, und verdiente des ſchönſten Menſchenlebens lezter zu ſeyn. Am Morgen fand man ihn auf ſeinem Lager todt, noch mit dem ſichtbarſten Ausdruck von Heiterkeit in ſeinem blaſſen Angeſicht, mit ſo ruhig lächelnder Miene, als ſchliefe er und träumte die Thaten ſeines Lebens.

Raſchid,

Raſchid, Codeman, alle Einwohner von Berbon weinten. Dieſe Scene fühle, wer Sinn und Herz dafür hat. Worte vermögen ſie nicht darzuſtellen.

Codeman wurde unter Perſiens Königen nicht der berühmteſte, aber der beſte.

Er.

III.

Fortſetzung der geheimen Geſchichte des Philoſophen Proteus Peregrinus.

(S. Teutſch. Merk. Julius 1789.)

Peregrinus in ſeiner Erzählung fortfahrend.

Der Gemüthszuſtand, worin ich mich in den erſten Tagen meiner Befreyung befand, hatte viele Aehnlichkeit mit dem Zuſtand eines Menſchen, der aus einem Schiffbruch; mit Verluſt aller Schätze, die ihm eine Reihe günſtiger Zufälle in einem fremden Lande zuwarf, nichts als das bloße nakte Leben davon gebracht hat. In den erſten Augenblicken läßt die Freude, ſich gerettet zu ſehen, keiner andern Regung Raum. Aber nicht lange, ſo kehren, mit dem Gefühle

fühle der gegenwärtigen Bedürfniſſe, die Erinnerungen alles deſſen was er verlohren, und die Vorſtellungen aller künftiger Glückſeligkeiten, die er in ſeiner Einbildung darauf gegründet hatte, mit Ungeſtüm zurück. Er überſieht nun mit Entſetzen den ganzen Umfang ſeines Elends; die Verzweiflung bemächtigt ſich ſeiner Seele, und das Leben, deſſen unverhoffte Rettung ihn kurz zuvor mit unausſprechlicher Freude überſtrömte, ſcheint ihm jezt mit dem Verluſt alles übrigen zu theuer erkauft. Er jammert nun ſogar über ſeine Erhaltung, und es dauert vielleicht eine geraume Zeit, bis die Gewalt dringender Bedürfniſſe, indem ſie ihm wieder neue Kräfte giebt, ihm zugleich den Werth des Lebens, durch die Hülfsquellen, woran es nach allem andern Verluſt noch immer ſo reich iſt, wieder empfinden läßt, und beym erſten Anblick der Möglichkeit ſich ſelbſt in ſeiner Noth zu helfen, ihn mit dem großen Gedanken wieder aufrichtet, daß Nichts verlohren iſt, ſo lange wir uns ſelbſt nicht verlohren haben.

Du wirſt mir gerne glauben, lieber Lucian, daß das, was mich in den erſten Tagen meiner Entweichung aus der Villa Mamilia am meiſten ſchmerzte, nicht der Verluſt des müßigen und wollüſtigen Lebens war, das ich daſelbſt genoſſen hatte. Die ſchöne Römerin und ihre gefährliche Freundin hatten in dem vollen Jahre, das mir bey ihnen ſo ſchnell herumgekommen war, alle meine äuſſern und innern Sinnen ſo verſchwen-

ſchwenderiſch befriedigt; oder, um mich richtiger auszudrücken, alle meine Fähigkeit für jeden gröbern und feinern Genuß dieſer Art ſo ſehr erſchöpft, daß die Entbehrung deſſelben, anſtatt mit einigem Bedauern verbunden zu ſeyn, mir vielmehr in jeder Betrachtung zu einem wahren Bedürfniß geworden war.

Auch der Verluſt der ſchwärmeriſchen Phantaſien und Hoffnungen, mit welchen ich nach Halikarnaß gekommen war, und die mich in den künſtlichen Schlingen dieſer ſchlauen Verführerinnen hineingezogen hatten, kränkte mich ſo wenig, daß ich im Gegentheil nun beynahe ſelbſt nicht begreiffen konnte, wie es möglich geweſen ſey, daß ich der Urquelle der Schönheit und Vollkommenheit — eine Venus Urania, und dieſer — ein Marmorbild, das am Ende doch weder mehr noch weniger als das Bild eines wollüſtigen Weibes war, hatte unterſchieben können. Meine ganze ehmalige Vorſtellungsart hatte ſchon lange, durch die natürlichen Folgen meiner neuen Erfahrungen, und die Unterredungen, wodurch Theoklea die Intervalle lebhafterer Unterhaltungen ſo intereſſant zu machen wußte, große Veränderungen erlitten. Meine Einbildungskraft war abgekühlt. Alles was in meinen ekſtatiſchen Träumen und Viſionen Täuſchung geweſen war, erſchien mir auch als Täuſchung, und ich glaubte ſehr deutlich zu ſehen, daß, wofern es ja möglich ſey, zu jener einſt ſo ſehr von mir gewünſchten Erhöhung meines Weſens und

Em-

Protheus.

Nein, Valentin.

Valentin.

Iſt ſie mir untreu worden?

Protheus.

Nein.

Valentin.

Was iſt denn eure Neuigkeit?

Protheus.

Daß du verbannt biſt; o! das iſt die traurige Neuigkeit! von hier, von Silvia, und von deinem Freunde.

Valentin.

Weiß es Silvia, daß ich verbannt bin?

Protheus.

Ja, und ſie hat über dein Urtheil, welches unwiderruflich in ſeiner vollen Kraft beſteht, eine See von ſchmelzenden Perlen zu den Füſſen ihres unerbittlichen Vaters ausgoſſen; mit ihnen ſich ſelbſt zu ſeinen Füſſen hingeworfen, und ihre ſchönen Hände ringend um deine Begnadigung geflecht. Aber weder ihr Aechzen noch ihre Thränen konnten den unbarmherzigen Alten rühren; Valentin muß ſterben, wenn er ergriffen wird. Alles was ſie mit ihrer Fürbitte gewonnen hat, war, daß ſie unter den härteſten Bedrohungen, in engere Verwahrung gebracht worden iſt.

Valentin.

Empfänglichkeit für die Einflüſſe der Göttlichen Naturen zu gelangen, dieſes wenigſtens auf einem ganz andern Wege geſchehen müßte, als auf dem, der mich an der Hand der ſehr unachten Tochter des Apollonius in die Arme einer Venus Mamilia irre geführt hatte.

Aber wenn alle die Phantomen, die mein wahnſinniges Herz ehmals als Wahrheit liebte, verſchwunden waren, ſo war doch noch, wenn ich ſo ſagen kann, der Raum vorhanden, den ſie eingenommen hatten. Dieſes ungeheure Leere, das ich in mir fühlte, wieder auszufüllen, wurde nun das dringendſte meiner Bedürfniſſe. Ich hatte die Wahnbegriffe einer ſchwärmeriſchen Theoſophie, aber nicht die eigenthümliche Form meiner Seele verlohren. Die wächſernen Flügel, womit ich thörichter Weiſe den Himmel hatte erfliegen wollen, waren zerſchmolzen, aber das Verlangen emporzufliegen war mir geblieben. Ich hatte meinen Weg verlohren, aber das Ziel, wohin ich wollte, ſtand noch unverrückt, als der Einzige Zweck meines Daſeyns, in dunkler Ferne vor meinen Augen; und bis ich einen andern Weg gefunden hatte, der mich dahin führte, war keine Ruhe, keine Glückſeligkeit für mich. Der Zuſtand, worin ich in dieſer Gemüthslage mehrere Tage zubrachte, macht den dunkelſten Schatten in dem großen Gemählde meines Erdelebens, woraus ich dir jezt die lichteſten Stellen vorzeichne. Es war mir unmöglich, aus dieſer Leerheit, dieſem ungewiſſen

hin

hin und her ſchwanken, dieſer immer getäuſchten Beſtrebung, in einem ſumpfigen bodenloſen Moore Grund unter mir zu finden, mich ſo bald als ich es wünſchte heraus zu arbeiten, und dieſe Unmöglichkeit wurde mir unausſtehlich. Ich irrte hin und her und konnte nirgends bleiben, und, da ich mich nunmehr vor allen Nachſtellungen der Römerin ſicher hielt, kehrte ich nach der Joniſchen Küſte zurück, und kam endlich zu Anfang der ſchönen Jahrszeit wieder in Smyrna an, ohne daß die körperliche Stärkung, die mir dies Herumwandern verſchafte, eine merkliche Erheiterung meines Geiſtes hätte bewirken können.

Mein erſtes war, den alten Menippus zu beſuchen, der ohne ſeine Schuld die erſte Urſache aller der Abenteuer geweſen war, die ich ſeit unſrer Zuſammenkunft beſtanden hatte: aber ich fand ihn nicht mehr unter den Lebenden. Der Anblick einer unzählichen Menge von Fremden, wovon dieſer große Handelsplatz wimmelte, und worunter auch viele Aegyptier, Syrer und Armenier waren, weckte den Gedanken wieder in mir auf, mit welchem ich vor anderthalb Jahren nach Smyrna gekommen war, und dieſer wurde bald zur Entſchließung, mich an Bord des erſten Schiffes, das nach Laodicea abgehen würde, zu begeben.

Während daß ich die nöthigen Anſtalten zu einer ſo weiten Reiſe machte, traf es ſich eines Tages, daß ich auf einem einſamen Spaziergange, den ich in einer

Gegend

Gegend des Ufers, wo der Fußtritt eines Menſchen etwas ſeltenes war, beynahe alle Abende zu machen pflegte, einem Manne begegnete, der hier eben ſo fremde zu ſeyn ſchien als ich, und durch ſeine Geſtalt und Miene ſowohl, als durch ſeine Kleidung die einen Aſſyrer oder Perſer zu verrathen ſchien, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Nie ſah ich ſo viel Tiefſinn nies mit ſo viel Feuer, einen ſo finſtern Blick mit einer ſo offnen Stirne, und etwas ſo anziehendes mit einem ſo viel Ehrfurcht gebietenden Ernſt in Einem Geſichte vereinigt. Er ſchien ein Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jahren zu ſeyn, und ich fand ihn, indem ich um die Ecke eines vorragenden Felſen herumkam, in einer natürlichen Niſche, welche die Zeit in den Felſen gegraben hatte, auf einem Steine ſitzen, mit einem aufgerollten Buche auf ſeinem Schooß, in deſſen Leſung er eben begriffen war, als ihn meine unvermuthete Erſcheinung aufzuſchauen bewog. Er warf unter ſeinen ſchwarzen überhängenden Augenbraunen hervor, einen ſcharfen Blick auf mich, und fuhr wieder fort in ſeinem Buche zu leſen. Ich weiß nicht welch ein geheimer Zug ſich bey ſeinem Anblick in mir regte; genug, meine erſte Bewegung war, mich ihm zu nähern: aber es war ſo wenig einladendes in ſeinem Blicke, daß ich es nicht wagte. Ich gieng tiefer in den Wald hinein, der ſich auf dieſer Landſpitze bis nahe ans Ufer erſtreckte, und als ich wieder zurückkam, fand ich den Unbekannten nicht mehr. Des folgenden

Abends

Abends trieb mich ein mehr als gewöhnlicher Grad von Trübſinn in eben dieſe Gegend. Ich ſah mich lange vergebens nach dem Fremdling um, den ich, ich weiß nicht warum, hier wieder anzutreffen hoffte. Alles weit umher war einſam, ſtill und ſchauervoll. Meine Gedanken wurden immer trüber. Ich ſtand, mit geſenkter Stirne, an den Rumpf einer alten Eiche gelehnt, als ich auf einmal den Fremden gewahr wurde, der langſam bey mir vorübergieng. Er blieb einen Augenblick ſtehen, heftete einen aufmerkſamen Blick auf mich, der mir bedeutungsvoll ſchien, wiewohl ich ihn nicht entziffern konnte, und als ich, nach einigem Zaudern, zum Entſchluß kam ihm zu folgen, war er wieder verſchwunden. Der Mann fieng an mich zu beunruhigen. Ich entfernte mich, aber ſein Bild folgte mir, ich konnte ihn nicht wieder los werden, und ich glaube daß er mir im Traume vorkam. Etwas das ich mir ſelbſt nicht erklären konnte, hielt mich am dritten Abend zurück, den einſamen Ort, wo ich dieſe ſonderbare Erſcheinung ſchon zweymal gehabt hatte, zum drittenmale zu beſuchen: aber ein eben ſo unerklärbares Etwas zog mich beynahe wider meinen Willen dahin. Ermüdet ſetzte ich mich auf den Stein, wo ich den Unbekannten das erſtemal geſehen hatte, und hieng, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, meinen gewöhnlichen Gedanken nach, als er auf einmal wieder vor mir ſtand.

Lucian. Man muß geſtehen, Peregrin, deine Abenteuer haben alle einen ganz eigenen Anfang — immer ſo feyerlich! ſo geheimnißvoll!

Peregrin. Dies iſt das lezte, Lucian, das ſich ſo anfängt, und wiewohl meine Neugier gereizt war, ſo gewann doch der Unbekannte nichts durch dieſe ungewöhnliche Art meine Bekanntſchaft zu ſuchen, als daß ich alle meine Klugheit, welches freylich nicht viel geſagt iſt, aufbot, um auf meiner Huth gegen ihn zu ſeyn. Theoklea hatte mich mißtrauiſch gemacht.

Lucian. Und doch wollte ich wetten, mit allem deinem Mißtrauen wurdeſt du ſo gut wieder betrogen, als du dich mit der ſchönen Kalippe, dem ſchönen Gabrias und der göttlichen Theoklea betrogſt, da du lauter Vertrauen warſt.

Peregrin. Alles zu ſeiner Zeit, lieber Lucian! — So bald der Unbekannte mir nahe genug war, daß ich nicht zweifeln konnte, ſeine Abſicht ſey mich anzureden, ſtand ich auf, als ob ich ihm den Siz überlaſſen wollte, zu welchem er ein älteres Recht zu haben ſchien, und wollte mich entfernen, aber wie einer, der erſt ein Band zerreiſſen muß, wodurch er zurückgehalten wird. — „Wie, Peregrinus, ſprach der Unbekannte, mit einem Tone, der ſogleich den Weg zu meinem Herzen fand, und einem Blicke, der wie ein Lichtſtral in das Dunkel meiner Seele drang — du flieheſt vor deinem guten Genius?“ — Bey dieſer

An-

Anrede blieb ich ſtehen, und raffte alle Kälte, die ich in meiner Gewalt hatte, zuſammen, um ihm anſtatt der Antwort mit einer eben ſo unglaubigen als befremdeten Mine ins Geſichte zu ſehen: aber ich zweifle ſehr, daß der Erfolg meinem Willen gehorſam war. denn indem ich es ſprach, lief mir ein Schauder durch alle Adern, und das unfreywillige Erſtaunen, mich von einem ſo ſonderbaren Unbekannten mit einer ſo ſonderbaren Anrede bey meinem Namen nennen zu hören, verſchlang in einem Augenblicke mein Beſtreben, dieſes auſſerordentliches Weſen durch eine angenommene Kälte von mir zurückſchrecken zu wollen.

Lucian. Da haben wirs!

Peregrin. „Kannſt du, fuhr er in eben dem herzgewinnenden Tone fort, kannſt du glauben, daß uns ein bloßer Zufall hier zuſammengebracht habe? Es giebt keinen Zufall. Wir ſollten uns finden, und wir fanden uns.“ — Ich fühlte mich überwältigt. Ich ſezte mich wieder auf meinen Stein, und der Unbekannte ließ ſich mir gegenüber auf einem dazu bequem liegenden Felſenſtücke nieder. — „Du flieheſt die Menſchen, (fuhr er fort, da meine Zunge noch immer gebunden ſchien) du ſuchſt die Einſamkeit, ſuchſt Ruhe, und lebſt im Kriege mit dir ſelbſt; ſehneſt dich nach dem Lichte, und taumelſt in der Finſterniß. Noch ſo jung an Jahren, an Erfahrung ſchon ſo reich! Vor wenig Monaten noch eine ſo ſchöne Blume, wo iſt

der Glanz deiner Blühte? Empuſen in Lichtgeſtalten haben ihn mit ihrem Hauche beſteckt! Der ſtolze Jrion glaubte die Königin der Götter zu umarmen; glücklich, wenn die vermeynte Göttin an ſeinem Buſen in eine Wolke zerfloſſen wäre! aber er ſelbſt ſchmolz in den Armen einer Sirene hin." — Und dies alles lieſeſt du in meinem Geſichte? rief ich mit Erſtaunen und Beſtürzung aus: wunderbares Weſen, wer biſt du? — „Nicht wofür du mich vielleicht hältſt, wiewohl mehr als ich ſcheine. Du biſt lange genug getäuſcht worden, Peregrin! es iſt Zeit, daß dir der Weg der Wahrheit aufgeſchloſſen werde. Ich nannte mich deinen guten Genius, denn ich vertrete ſeine Stelle bey dir; und, wiewohl ich im Grunde nicht mehr bin als du ſelbſt, ſo kann ich doch, in der Hand deſſen dem ich diene, ein Werkzeug deiner Rettung werden." — Du begreifſt, lieber Lucian, daß mein Erſtaunen mit jedem Augenblicke wachſen mußte. Wie konnte der Unbekannte mit den geheimſten Umſtänden meiner Geſchichte ſo vertraut ſeyn, als ob er wirklich mein Genius wäre?

Lucian. Dein alter Bedienter wird wieder geſchwazt haben.

Peregrin. Da hätte er mehr ſagen müſſen als er ſelbſt wußte.

Lucian. Er wußte doch Etwas, wenn ſchon nicht Alles; und ein ſo ſchlauer Mann, als mir dein Unbekannter

kannter ſcheint, brauchte zu dem, was ihm deine eigene Gegenwart ſagte, nur einige Bruchſtücke von Nachrichten, um das Räthſel deiner Perſon ziemlich leicht aufzulöſen.

Peregrin. In der That vermuthete ich ſelbſt ſo Etwas, und dieſer Gedanke gab dem lezten Funken von Mißtrauen, den die Offenheit des Unbekannten in mir übrig gelaſſen hatte, noch ſoviel Nahrung, daß ſeine Reden nicht die ganze Wirkung auf mich thaten, die er erwarten konnte. Aber auch dies las er in meinem Geſichte. Mich wundert nicht, fuhr er fort, daß du unſchlüſſig biſt, was du von mir denken ſollſt. Nichts iſt, was es ſcheint, wiewohl dem Erleuchteten alles ſcheint was es iſt. Die Natur iſt eine Hieroglyphe, wozu wenige den Schlüſſel haben, und der Menſch kennet alles andre beſſer als ſich ſelbſt. Er gleicht einem ausgeſezten Königsſohne, der, von Hirten erzogen, unter eine Räuberbande gerieth und unter tauſend verworrenen Zufällen und Abenteuern grau wurde, ohne von ſeinem Urſprung und von dem, wozu er gebohren war, einige Ahnung gehabt zu haben. Was für Troſt hat der Blinde davon, daß rings um ihn her Sonnenſchein iſt? Was hilft dem Bettler das Gold in den Eingeweiden der Erde? Das Leben des Menſchen, das ſein Alles ſcheint, iſt Nichts: immer von einem Augenblicke verſchlungen, der ſchon dahin iſt, ehe man gewahr wurde daß er da war, iſt es

Nichts! aber, o möchten es die Menſchen wiſſen! Möcht' es ihnen der Donner, der die Todten wecken wird, in die Seele dönnern! es iſt mit der Zukunft ſchwanger, die Alles iſt.

Mein Unbekannter gab dieſes ſonderbare Orakel mit einer Begeiſterung, einem Feuer in den Augen, einem, ich weiß nicht welchem, mehr als menſchlichen Klang der Stimme, von ſich, daß ich davon ergriffen wurde, und den Muth verlohr, ihn zu fragen was er damit wollte. Nachdem wir beyde eine ziemliche Weile geſchwiegen hatten, nahm er das Wort wieder, und ſagte in einem ſanftern, aber nach und nach immer feyerlicher werdenden Tone: du biſt zu einer großen Beſtimmung berufen, Peregrin! — Eine mächtige Stimme vom Himmel iſt durch alle Lande erſchollen. Der Eingeladenen ſind viele, aber die Zahl der Erwählten iſt klein. Wir ſtehen am Rande einer furchtbaren Umkehrung der Dinge. Das Licht iſt mitten aus der Finſterniß hervorgebrochen, das Reich der Dämonen und ihrer Diener naht ſich einem ſchrecklichen Ende. Schon iſt die Stadt Gottes herabgeſtiegen, durch das Licht ſelbſt, das von ihr ausſtrahlt, den geblendeten Augen der Unheiligen noch verborgen: aber ſie wird plötzlich, gleich der Morgenſonne aus Wolken hervorbrechen, die Völker der Erde werden ſich zu ihr verſammeln, und jeder ihrer Strahlen wird ein Blitz ſeyn, der die Feinde des Lichts verzehren wird.

Lucian.

Lucian. Immer beſſer!

Peregrin. Er hielt abermal ein, und heftete einen Blick auf mich, der mein Innerſtes durchforſchen zu wollen ſchien. Ich geſtehe dir, daß die Spitzen meiner Haare ſich zu bewegen anfiengen. So hatte ich noch keinen Menſchen ſprechen gehört! Ohne zu verſtehen, was er wollte, fühlte ich alle Kräfte meines Weſens durch ſeine Reden erſchüttert; geheime Ahnungen ſtiegen in mir auf; mir war nicht anders, als ob ich dem Augenblick einer groſſen Veränderung nahe ſey. Indeſſen hatte ich mich doch, nach einer ziemlich langen Pauſe, ſo zuſammengenommen, daß ich eben die Lippen öfnen wollte, ihn zu bitten, daß er ſich über die geheimnisvollen Dinge, die er mit der Begeiſterung und der Gewißheit eines Propheten vorgebracht hatte, deutlicher gegen mich erklären möchte: als er mir zuvorkam, und in einem viel ruhigern Tone fortfuhr. „Faſſe dich, Peregrin! ich habe dich in Erſtaunen geſezt — Es war nöthig, um den erſtorbenen Keim des Lebens in deinem Innerſten wieder zu erwecken — Du biſt gefallen, aber du wirſt dich wieder erheben. — Ich ſehe das Zeichen der Erwählung auf deiner Stirne. Von nun an haben die Dämonen, in deren Schlingen du dich zu Halikarnaß verſtrickt, keine Gewalt mehr über dich. Reinige dein Gemüth mit Strenge gegen dich ſelbſt von jeder körperlichen Befleckung! Nur durch Ertödtung des thieriſchen Menſchen wird der geiſtige ins Leben gebohren, und keine an-

Valentin.

Genug, mein Freund, es wäre dann, daß das nächſte Wort, das du reden wollteſt, eine tödtende Kraft hätte: Wenn das iſt, ſo bitt' ich dich, rede, und ende auf einmal meinen endloſen Schmerz.

Protheus.

Halt' ein mit Klagen, die dein Unglük nicht ändern können, und denke darauf, wie du dem Uebel begegnen wolleſt, das du beklagſt. Die Zeit iſt die Säugamme und Pflegerin alles Guten; wenn du hier verweilſt, ſo geſchieht es ohne Nuzen für deine Liebe, und auf Gefahr deines Lebens. Hoffnung iſt der Stab eines Liebhabers; mit dieſem wandre von hinnen, und vertreibe damit die verzweifelnden Gedanken. Deine Briefe können hier ſeyn, wenn du gleich ſelbſt abweſend biſt; übermache ſie an mich, und ich verſpreche dir, ſie unmittelbar in den milchweiſſen Buſen deiner Geliebten zu überliefern. Es iſt izt keine Zeit zu Klagliedern; komm, ich will dich bis durch die Stadt-Thore begleiten, und, eh ich dich verlaſſe, mich ausführlich über alles was deine Liebe betrift mit dir beſprechen. Wenn du es auch nicht um dein Selbſt willen thun willt, ſo thu es aus Liebe zu Silvia, und folge mir.

Valentin.

Ich bitte dich, Lanz, wenn du meinen Kerl ſiehſt, ſo heiß ihn eilen, und an dem nordlichen Thor auf mich warten.

dern als dieſe können Bürger der heiligen Gottesſtadt werden, in die ich dich einen Blick des Geiſtes thun ließ. Noch einmal, Peregrin, das Reich des Lichtes iſt nahe — es hat ſchon angefangen — unwiſſend und als ein Fremdling, wie dein Nahme ſagt, biſt du bereits in ſeiner Mitte. — Bald wird die Decke von deinen Augen fallen — du wirſt in Myſterien, wovon jene zu Eleuſis nur täuſchende Schatten ſind, zum Anſchauen eines ganz andern Lichtes kommen, und ein ganz anderer Führer der Seelen als jener fabelhafte Hermes, wird das Göttliche in dir zu ſeinem Urſprung zurückführen! — Dann wirſt du mein Bruder ſeyn, Peregrin, wirſt die Stimme des hohen Berufs hören, zu dem du erwählt biſt, und der Ehre theilhaftig werden, ein Mitarbeiter an dem glorreichſten aller Werke zu ſeyn, und unter dem Scepter des großen Eingebohrnen die neugeſchaffene Erde regieren zu helfen.

Lucian. Das war viel auf einmal, guter Peregrin! Ich ſehe voraus, daß nach einer ſolchen Weiſſagung wieder eine ziemliche Pauſe erfolgt ſeyn wird.

Peregrin. Der Unbekannte ergriff bey den lezten Worten meine Hand, drückte ſie mit Inbrunſt und ſtand auf. Ich ſehe, ſprach er mit gerührter Stimme, dein Herz iſt voll; allein mehr zu ſagen iſt mir nicht erlaubt. Ich ſtehe unter einem höhern Befehl. Ich muß dich verlaſſen. Aber am ſiebenten Tage nach

dem

dem nächſten Neumond werden wir uns zu Pergamon wiederſehen. Und nun küßte er mich mit einem Blick voll Liebe und Vertrauen auf die Stirne, entfernte ſich eh' ich ein Wort ſprechen konnte, und verlohr ſich zwiſchen den Felſen aus meinen Augen. Ich ſtand in einer unfreywilligen Bewegung auf, als ob ich ihm folgen wollte: aber der Gedanke, ihm zu mißfallen, zog mich ſchnell zurück. Mit einem in der That ſehr vollen Herzen ſezte ich mich auf den Stein, wo dieſer wunderbare — Sterbliche oder Genius geſeſſen hatte: ſeine Stimme ſchien noch leiſe um die Felſen zu tönen, von denen ich eingeſchloſſen war; aber von ſeinen Reden war kein Wort aus meinem Gedächtnis entſchlüpft, und noch hörte ich ſie alle in meinem Innern wiederhallen. Die einbrechende Nacht nöthigte mich endlich nach meiner Wohnung in einer der Vorſtädte von Smyrna zurückzukehren. Hier war mein erſtes, meinen alten Freygelaßnen in die ſchärfſte Unterſuchung zu nehmen, ob Er es ſey, der den Unbekannten mit dem geheimern Theile meiner Begebenheiten ſo vertraut gemacht habe? Aber es fand ſich, daß der Alte ihn weder ſelbſt geſehen, noch mit irgend einem andern, von welchem Dieſer ſeine Nachrichten hätte ziehen können, ein Wort von mir und meinen Angelegenheiten geſprochen hatte; ſo behutſam hatte den ehrlichen alten Kerl, der mir gänzlich ergeben war, die zu Halikarnaß begangene Unvorſichtigkeit gemacht.

Lucian. Und was ſchlieſſeſt du hieraus?

Peregrin. Eigentlich zu reden, Nichts: aber ich machte mir doch ſelbſt einen Vorwurf darüber, daß ich, nach allem was ich von dem Unbekannten mit meinen eigenen Augen geſehen und aus ſeinem Munde gehört hatte, noch eines Mißtrauens gegen ihn fähig war.

Lucian. An dieſem Zug erkenn' ich dich, Freund Peregrin; dieſe Gemüthsbeſchaffenheit war es eben, die dir immer alle Vortheile, die du aus deinen Erfahrungen hätteſt ziehen können, rauben mußte.

Peregrin. Du wirſt dich um ſo weniger verwundern, daß ich ſo leicht in die Falle des Unbekannten engieng (wofern wir es anders durch ein etwas voreiliges Urtheil für eine Falle erklären wollen) wenn du bedenkſt, wie dringend bey mir das Bedürfniß war, das Leere, das meine lezte Entzauberung in meiner Seele zurückgelaſſen hatte, wieder auszufüllen; und daß die Harmonie in meinem Innern durch nichts anders hergeſtellt werden konnte, als indem die ganze Thätigkeit meines Geiſtes wieder auf den großen Zweck gerichtet wurde, der, wiewohl ich ihn auf einem Irrwege verfehlt hatte, nicht aufhörte, noch ohne eine gänzliche Verwandlung meines Ichs aufhören konnte, das Ziel meiner ewigen Sehnſucht zu ſeyn. Mir war, als ob mich die Reden des Unbekannten mit einer neuen Lebenskraft angeweht hätten. Ihre

Be-

Beglaubigung war in meinen eigenen Gefühlen und Wünſchen. Sie blieben mir, wie ſein Bild immer gegenwärtig; mit jeder Erinnerung ſenkten ſie ſich tiefer in meine Seele ein, und ſein Abſchiedskuß brannte noch lange auf meiner Stirne.

Lucian. Ganz gewiß wußte dein Unbekannter auch dies voraus! Der verſtand ſich auf die prophetiſche Kunſt! Und mit welcher Sicherheit er vorherſagte, ihr würdet euch am ſiebenten Tage nach dem erſten Neumond wieder ſehen! Das iſt doch keine Begebenheit, die ſich ſo voraus berechnen läßt wie eine Mondsfinſterniß! Und Er, er beſtimmt nicht nur den Tag; er nennt dir, damit du ihn ja nicht verfehlen könneſt, ſogar den Ort, wo ihr euch wieder finden werdet. Der große Prophet! Wie gut er ſeinen Mann kannte!

Peregrin. Spotte nicht, Lucian! So ſimpel die Sache ſcheint, ſo gehörte doch vielleicht ein Mann von ungewöhnlichem Geiſte dazu, ein ſo ſimples Mittel, ſeiner Sache gewiß ſeyn zu können, zu finden. Du wirſt über meine Einfalt lachen; ich geſtehe dir aber aufrichtig, daß ich mir damals eben ſo wenig zu erklären wußte, wie der Unbekannte ſo gewiß habe ſeyn können, daß wir uns zu Pergamon wiederſehen würden, als woher er meinen Namen und meine Begebenheiten zu Halikarnaß erfahren hatte.

Lucian. Und doch hatteſt du nichts eilfertigeres zu thun, als den Ort und den Tag in dein Denkbuch einzuzeichnen?

Peregrin. Ich that es wirklich, wiewohl ich meinem Gedächtniß auch ohne dieſe Beyhülfe hätte trauen dürfen: aber als ich es that, war ich weit von einem Vorſatz entfernt, die Vorherſagung durch eine freywillige Reiſe nach Pergamon wahr zu machen. Indeſſen wurde doch nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen zu Smyrna, wo die einſame Felſengegend alle Abende einen Beſuch bekam, unvermerkt Anſtalt gemacht, von Smyrna nach Cyme, von Cyme nach Myrina, von Myrina nach Gryneion zu wandern, ohne daß ſich ein weſentlicherer Beweggrund hätte angeben laſſen, als daß ich dem gebenedeiten Pergamon dadurch immer näher kam.

Lucian. Darf ich dich, weil wir doch (wie es ſcheint) jezt zu deiner Verbindung mit den Chriſtianern gekommen ſind, ohne Unterbrechung fragen, ob du vor dem merkwürdigen Tage, der dich mit dem Unbekannten zuſammenbrachte, niemals Neugierde oder Gelegenheit hatteſt, dieſe Leute näher kennen zu lernen? Eine aus Paläſtina entſprungene Secte, die einen gekreuzigten Gott zum Stifter hatte, und ſich eines Geiſtes rühmte, welcher Galiläiſchen Fiſchern die Gabe mittheilte alle Sprachen des Erdbodens zu reden, eine Secte, die die reinſten und erhabenſten Grundſätze

der

der Philoſophie mit allem was der Magismus ſchwärmeriſches hat in Verbindung zu bringen wußte, und ſich rühmte, eine Menge gemeiner, ungelehrter Leute in ihrem Mittel zu haben, die durch die bloße Kraft ihres Glaubens, oft an Einem Tage, mehr und größere Wunder gewirkt haben ſollten, als dein Apollonius von Tyana in ſeinem ganzen Leben — eine ſolche Secte, ſollte man denken, hätte eine Imagination wie die deinige um ſo mehr reizen ſollen, da ſie einen ſo dichten Schleyer um ihre Myſterien zog, und überdies durch Beyſpiele der größten Standhaftigkeit und durch einen mehr als Pythagoräiſchen Gemeingeiſt ſich der allgemeinen Aufmerkſamkeit würdig zu machen ſchien.

Peregrin. Beynahe hätte ich Luſt, deine Frage auf dich ſelbſt zurückzudrehen; denn für einen Menſchenforſcher, wie du warſt, ſcheinſt auch du ehmals um eine genauere Kenntniß der Chriſtianer wenig bekümmert geweſen zu ſeyn.

Lucian. Die rechte Antwort auf dieſe Gegenfrage würde uns zu weit abführen, Freund Peregrin. Und dann wirſt du mir erlauben zu ſagen, daß der Fall bey dir und mir nichts weniger als eben derſelbe war. Ich hatte einen natürlichen Abſcheu vor dieſer Art von Leuten; dich zog eine natürliche Sympathie zu ihnen.

Peregrin. Alſo kurz, lieber Lucian, die Urſache warum ich in der That nie neugierig geweſen war, die

Chriſtianer näher kennen zu lernen, war die ſimpelſte von der Welt; denn es war ungefähr eben dieſelbe, warum ich nie daran dachte, mit den ſeltſamen Creaturen, womit du in deiner wahren Geſchichte den Mond und die Sonne bevölkert haſt, genauere Bekanntſchaft zu machen. Du wirſt dich erinnern, daß zu unſern Zeiten in guter Geſellſchaft entweder gar nicht oder nur mit Verachtung von den Chriſtianern geſprochen wurde. Zu Parium hatte ich, in der Abgeſchiedenheit, worin ich in dem Hauſe meines Vaters lebte, kaum ihren Nahmen nennen gehört, und zu Athen auch dieſen nicht. Mein Großvater hegte aus mancherley Urſachen einen gränzenloſen Abſcheu vor Juden und Judenthum; ſeine Vorurtheile gegen ſie waren vielleicht zum Theil ungerecht, aber ſie waren unheilbar; und da die Chriſtianer für eine jüdiſche Secte galten, und was noch ſchlimmer war, für eine, die ſogar von den Juden aus ihrem Mittel ausgeſtoßen worden war, ſo glaubte man ihnen kein Unrecht zu thun, wenn man das ſchlechteſte von ihnen dachte und ſagte: zumal da ein ſo weiſer und gerechter Fürſt wie Trajan, und Männer wie Plinius und Tacitus, keine beſſere Meinung von ihnen gehegt hatten. Mit dieſen Vorurtheilen gegen Juden und Chriſtianer aufgewachſen, hatte ich, wie geſagt, nie der Mühe werth gehalten, mich genauer nach den letztern zu erkundigen; und wiewohl mein Ungenannter, wie du bemerkt haſt, ein Chriſtianer war, und ſogar eine wichtige Perſon unter ihnen vor-

vorſtellte: ſo kam doch eben darum, weil er mir Ehrfurcht und Vertrauen eingeflößt hatte, kein Verdacht in meine Seele, daß er zu einer mir ſo verächtlichen Menſchen-Claſſe gehören könnte. Denn dies war ſie in meinem Wahne ſo ſehr, daß mir, wiewohl ich wußte daß ſich eine zahlreiche Gemeine von Chriſtianern zu Smyrna befand, auch nicht Einmal einfiel, die geringſte Nachfrage ihrenthalben zu thun.

Lucian. Der Unbekannte ſcheint ſehr gute Nachrichten von dir gehabt zu haben. Denn nun ſehe ich offenbar, daß er ſich deiner zuvor verſichern wollte, ehe er es wagte ſich vor dir zu einem Nahmen zu bekennen, gegen welchen du ſo ſtark eingenommen warſt. Würde er ſonſt Bedenken getragen haben, dich mit den Chriſtianern zu Smyrna in Bekanntſchaft zu bringen?

Peregrin. In der That wußte er viel mehr von mir als ich ihm zutraute. Aber dieſes leztere zu unterlaſſen, mochte er wohl noch einen andern Beweggrund haben; denn er war das Haupt einer von den vielen Secten, in welche ſich die Chriſtianer damals ſchon zu ſpalten anfiengen; und da in dem Zeitpunkte, wo er mich zu Smyrna auftrieb, die Gährung, die ſeine Lehre in der Gemeine daſelbſt verurſachte, gerade am ſtärkſten war, ſo würde es auf keine Weiſe klug von ihm geweſen ſeyn, mich in einem ſo kritiſchen Augenblicke zum Zeugen davon zu machen. Aber durch alle dieſe Aufklärungen laufen wir der Geſchichte vor.

Als ich zu Grynion, wo wir ſtehen geblieben ſind, anlangte, hatte ich noch nicht den geringſten Verdacht, daß mein Unbekannter ein Chriſtianer ſeyn könnte. Meinen verlängerten Aufenthalt zu Smyrna hatten verſchiedene Aufträge nothwendig gemacht, womit ich von meinem Vater, in einem Briefe, den ich bey einem ſeiner Freunde fand, beladen worden war. Inzwiſchen wuchs meine Sehnſucht den Unbekannten wieder zu ſehen, und den Aufſchluß der geheimnißvollen Eröffnungen, die er mir gethan hatte, von ihm zu erhalten, mit jedem Tage. Als meine Geſchäfte zu Ende waren, fehlten ihrer noch fünf oder ſechs bis zum ſiebenten nach dem Neumonde. Ich verließ Smyrna — weil ich nichts mehr da zu thun hatte; aber weil ich auch zu Mitylene noch Geſchäfte für meinen Vater auszurichten hatte und ſo bald als möglich nach Parium zurückkehren ſollte: ſo war nichts natürlicher als von Smyrna nach Mitylene überzufahren, und von da zu Schiffe nach Hauſe zu kehren. Wozu alſo dieſe Landreiſe nach Pergamon, die mich ſo weit von meinem Wege abführte, als — die Weiſſagung des Unbekannten wahr zu machen, der woferne ich den Ausrechnungen der kalten Vernunft und dem, was im Grunde meine Pflicht war, mehr Gehör gegeben hätte als meinem Hang zum Auſſerordentlichen, unſtreitig diesmal zum Lügenpropheten geworden wäre. Aber wirklich wurde der Drang nach Pergamon zu gehen, unvermerkt ſo ſtark, daß ich keinen Willen in mir fand, nur zu verſuchen.

verſuchen, ob ich ihn überwältigen könnte. Das ſonderbarſte an der Sache iſt, daß die Vorherſagung des Unbekannten dadurch, daß ich ſie vorſetzlich wahr machte, nichts von ihrem Wunderbaren in meinen Augen verlohr: denn woher hätte er voraus wiſſen können, dachte ich, daß ich ſo viele Beweggründe, einen ganz andern Weg zu nehmen, dem bloßen Verlangen ihn wieder zu ſehen, aufopfern würde, wenn er nicht die Gabe hatte, Gedanken in meiner Seele voraus zu leſen, die in vielen Tagen erſt entſtehen ſollten?

Lucian. Mit Perſonen von ſo gutem Willen, wie du warſt, iſt es in der That eine bequeme Sache ein Wundermann zu ſeyn!

Peregrin. Und wie wollten die Wundermänner auch zu rechte kommen, wenn es nicht ſolche gutwillige, jeder Täuſchung immer ſelbſt entgegen kommende Leute in der Welt gäbe? Dies war alſo auch hier der Fall. Ich langte, um die Weiſſagung meines Unbekannten ja nicht zu Waſſer zu machen, ſchon am ſechſten Tage nach dem Neumond zu Pergamon an, und brachte den ganzen Abend damit zu, mich auf allen öffentlichen Plätzen, und überall wo ich ihn zu finden hoffen konnte, nach ihm umzuſehen. Aber ſeine Stunde war noch nicht gekommen. Mein Glaube wurde dadurch nicht erſchüttert, aber meine Ungeduld nahm überhand. Endlich ward ich des folgenden Tages einen Sclaven gewahr, der mir eine Zeitlang von

Protheus.

Geh, ſuch ihn auf: Kommt, Valentin.

Valentin.

O meine theure Silvia! Unglüklicher Valentin!

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

Lanz (allein.)

Ich bin nur ein Narr, ſeht ihr, und doch hab' ich den Verſtand zu merken, daß mein Herr eine Art von Spizbuben iſt: Aber das iſt all eins, wenn er's nur von Einer Art iſt. Der ſoll noch gebohren werden, der es weiß daß ich verliebt bin, und doch bin ich verliebt; aber das ſoll man mit Pferden nicht aus mir heraus ziehen, und auch nicht in wen ich verliebt bin, und doch iſt es ein Weibsbild; aber was es vor ein Weibsbild iſt, das wollt' ich nicht einmal mir ſelbſt geſtehen, und doch iſt es ein Milchmädchen; aber es iſt doch kein Mädchen, denn ſie hat Gevatterinnen; und doch iſt es ein Mädchen, denn ſie iſt ihres Herrn Mädchen und dient um Lohn: Sie hat mehr Qualitäten als ein Pudel der ins Waſſer geht, und das iſt viel an einem Chriſten-Menſchen. Hier iſt ein Regiſter von ihren Paupertäten, (er zieht ein Papier heraus,) imprimis, ſie kan ziehen und tragen; nun, das iſt doch alles was ein Pferd thun kan; nein, ein Pferd kan nur ziehen, und alſo iſt ſie noch beſſer als eine Mähre. Item,

ſie

ferne bald zur Seite gegangen, bald nachgefolgt war, und mich ſehr aufmerkſam betrachtete. Ich blieb endlich bey einem alten Denkmale an einem wenig gangbaren Platze ſtehen; der Sclave näherte ſich mir, und fragte mich ſehr demüthig und mit leiſer Stimme, ob ich Peregrinus von Parium ſey? und da ich es bejahte, überreichte er mir einen verſiegelten Zettel, worauf ich nichts als dieſe Worte fand: „folge dieſem wohin er dich führen wird" — mit der Unterſchrift, der Unbekannte von Smyrna. Der Sclave ſagte hierauf, wenn ich dieſen Abend, um die vierte Stunde nach Sonnenuntergang mich an einem gewiſſen Platze einfinden wollte, würde er mich dahin führen, wo man mich erwartete. Ich verſprach es. Die Stunde kam; ich begab mich an den beſtimmten Ort, und bald erſchien auch der Sclave wieder, und brachte mich durch eine Menge enger Gaſſen an eine kleine Thür, die uns, auf ein Zeichen das er gab, von innen aufgemacht wurde. Ich folgte ihm an ſeiner Hand durch einen finſtern Gang in ein kleines Gemach, das er hinter mir verſchloß. Auch dieſer Winkel war ohne Licht, und hatte bloß eine einzige viereckigte Oefnung, die mit einem ſo dünnen ſchwarzen Flor bedeckt war, daß ſie die Stelle eines Fenſters vertreten konnte. Ich wurde bald gewahr, daß dieſe Oefnung durch die Mauer einer Schneune gieng, die von etlichen Lampen ziemlich ſchwach erleuchtet war. So viel ich ſehen konnte, befanden ſich hier eine Anzahl Perſonen von allerley Alter, Geſchlechte

ſchlecht und Stande verſammelt, die in groſſer Stille auf verſchiedenen Reyhen von Bänken in einer Art von Amphiteater um einen groſſen Tiſch herum ſaſſen, der einige Stufen den Boden über der Scheune erhöhe und mit einem Teppich zugedeckt war. Ich hatte kaum Zeit dieſes Alles zu bemerken, als ein Mann in einem langen leinenen Gewande, auf welches vor der Bruſt ein groſſes purpurnes Kreuz geheftet war, mit einem Rauchfaß hereintrat, und die Scheune mit Wolken von Weyhrauch erfüllte; eine Ceremonie, die meiner Naſe um ſo willkommner war, da ihr der dumpfige Geruch des Ortes, und die Atmeſphäre der anweſenden Perſonen ſchon beſchwerlich zu werden anfieng und leicht den Verdacht hätte erregen können, daß ich mich nicht in der beſten Geſellſchaft befinde. Bald darauf erſchien ein anderer, ungefehr eben ſo gekleidet, ſtellte ſich vor den Tiſch, und begann eine Art von Wechſelgeſang anzuſtimmen, wobey die Gemeine von Zeit zu Zeit, mit halber Stimme und mit ziemlich genauer Beobachtung der Modulation und des Rhythmus, einfiel und dem Sänger zu antworten ſchien. Wiewohl ich mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit nur einzelne Worte dieſer Litanei (wie es die Chriſtianer nennen) verſtehen konnte, ſo ſezte mich doch das Feyerliche und Herzrührende dieſes Geſangs in eine Stimmung, die ich dir ſchwerlich beſchreiben könnte: und da der ſabäiſche Wohlgeruch den erſten widrigen Eindruck verſchlungen hatte, ſo wirkte der ſanfte Zauber dieſes einfachen

Geſangs, welcher bloße Sprache des innigſten Gefühls der Singenden zu ſeyn ſchien, mit ſeiner vollen Kraft auf meinen innern Sinn, und erregte unvermerkt ein leiſes Verlangen, mit den guten Weſen, die ſich mir durch dieſen einzigen Sinn auf eine ſo angenehme Art mittheilten, in nähere Gemeinſchaft zu kommen.

W.

(Die Fortſetzung Künftig.)

IV.

Epiſtel

an

den Herrn K. G. *)

auf ſein Gedicht

an

Sultan Abdul Hamid.

Du, der an griechſcher Muſen Bruſt genährt
und früh von ihnen ſelbſt im innern Hain gelehrt,

Ent-

*) Dieſes Gedicht wurde im Novemb. 1787. als Manuſcript für Freunde gedruckt. Ich hoffe von dem Verfaſſer deſſelben, meinem älteſten und geliebteſten Freunde im Apollo, Verzeihung zu erhalten, daß ich es hier, ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß, abdrucken laſſe, da die dadurch veranlaßte Epiſtel, ohne das worauf ſie ſich bezieht, den Leſern nur halb verſtändlich wäre.

An den

Sultan Abdul Hamid.

im November 1787.

Herr Sultan! hätteſt du von einem Friederich
Held ſeyn gelernt, wie Karl, ſo ſtünd es gut um dich,
um deinen halben Mond, um Muhameds Moſcheen,

entflammt von Pindars und Tyrtäus Geiſt,
ſich hin zu ſeinem Urſprung reißt:

Apol:

der Weiſe wird' in dir noch einen Kämpfer ſehen!
Dann könnteſt du, wie Friederich der Held,
auch einer halben Welt
und deinem Schickſal widerſtehen!
Von deinem ſchwarzen Meer gäbſt du der Kayſerin,
der Feindinn deines Reichs, nicht einen Tropfen hin!
Weil aber du nicht haſt von einem Friederich
Held ſeyn gelernt, wie Karl, — ſieh! ſo bequeme dich,
und gieb geduldig nur dein ganzes ſchwarzes Meer
und deine Dardanellen her,
und jeden Landesſtrich, der einen Xenophon
Simonides, Anakreon,
Menander, Plato, Sokrates,
und einen Ariſtoteles
gebohren hat, gieb her!
und jeden Staub, auf den der göttliche Homer
getreten hat, gieb her!
Die große Kayſerin will das Zerſtörte bauen!
Ein neuer Phidias, ein neuer Glycon ſoll
die Pallas, den Saturn, die Venus, den Apoll,
und den, der mit den Augenbrauen
erſchüttert den Olymp, aus Marmor wieder hauen!
Die große Kayſerinn will Sparta, will Athen
gebaut im dritten Jahr nach ihren Siegen, ſehn!
Ein neues Tempe ſoll entſtehn,
eh ihr geliebter Conſtantin
ein Mann geworden iſt, und Wien
ihn fürchtet, oder — nicht!

Heyn

Apollo's erſter Prieſter, ſeines Ruhms
Bewahrer mehr, als einſt die Hüterinnen
des heil'gen Feuers, der für ſeines Heiligthums
Erbauung, und für ſeiner Pierinnen
verfall'ne Tempel patriotiſch ringt,
und ahndungsvoll ein neues Tempe ſingt:
Mein G[illegible] — o wünſch' es nicht, daß dein Athen,
dein Sparta, daß dein Griechenland,
und ſeine Tempel neu aus ihrer Aſch' erſteh'n!

Wer weckt der Griechen Geiſt? Wer wirkt das ſchöne Band
das ihre Redner, ihre Dichter,
das alle Künſte mit dem Staat
ſo feſt ve.ſchlang, daß jeder Grieche Richter
im Rath, wie im Odeum war? Wer ſchaft
den Genius von neuem, der mit Kraft

denn, in die Zukunft ſieht kein ſterbliches Geſicht!
Wir aber haſſen den Deſpoten,
der Köpfe holen läßt und ſteckt auf einen Pfahl,
Blut, wie der Tiger, leckt, Mordthaten nickt, an Todten
ſein Auge weidet! — Ach! wann endlich wird einmahl,
ihr Fürſten, gegen ihn, und ſeinen Weiberſaal
die ganze Menſchheit aufgeboten?

Geſchmack, verband mit Größe, Reiz und Witz mit
That,
daß alles rund umher den hohen Stempel
des ſchönen Volkes trug,
das ſeinen Edlen Säulen ſezt und Tempel?
Wer, wer entzündet mit Prometheus Feuer
vom Himmel, jenen Thatengeiſt, der Funken ſchlug
in's Herz des Jünglings, daß mit freier
entſchloßner Seel' er früh den ſtillen Pfad
des Ruhmes ging, der ihm zu jeder großen That
den Buſen hob, ihm alle Nerven ſpannte
und, rief zur Heldenarbeit ihn der Staat,
zur Flamme ward, die unauslöſchlich brannte?
Der hohe Genius, der edle Volksſinn
auf ewig, Freund, iſt er dahin!
Ihn wecket Monarchie nicht wieder,
Kein Xenophon, Plutarch, ihn nicht Homerus Lieder!
Was brächt' ein neu Athen uns für Gewinn? —
Zwar würd' es nicht an Dichtern fehlen,
an Künſtlern nicht, die gern die Prieſterſchaft
am Archipelagus erwählen,
und emigriren würden, die auch Kraft
und Muth ſich fühlten. Doch was würd' es nützen,
wenn

wenn ſie den Geiſt der alten Zeit,
den leichten Blick, die freie Wirkſamkeit,
das attiſche lebendige Gefühl —
ach dieſe Blume Gräziens — das ganze Spiel
der feinern Nerven, nicht beſitzen?
Wenn ſie und ihre Bürger nicht der freie Flug
der Seele, der dies Volk zu ſolchen Höhen trug,
auf eignen Flügeln hebt? Wenn ſie
der Künſte und der Sitten Harmonie
im neuen Staat ſo feſt nicht wieder knüpfen können,
daß nur Ein Geiſt — den trennen
nicht Mode kann, den nicht Kabalen ſchrecken —
in Allem athmet? ſie nicht Männer wecken,
die, durch der Muſen Spiele, bald
ein freies, edles Volk vergnügen,
bald im Archonten-Rath, bald auf dem Schlachtfeld
ſiegen,
durch ihrer Reden ſtürmende Gewalt
dem Unterdrückten Recht erringen,
den Kriegern Muth in's Herz durch ihre Lieder ſingen?
Wenn ſie den freien Staat nicht frei
von fremder Sitte, von der Höfe Sklaverei
erhalten? — Wer, wer thut dies Wunder? Wer

ſtellt dieſes goldnen Jünglingsalters Blüten her,
ſchaft den Gemeingeiſt wieder? — Mögen immer
der Götter und der Weiſen Bilder in Athen
und Sparta, ſtolz im neuen Schimmer
aus ihren Gräbern auferſtehn;
Ja, mögen noch einmal in Zeno's Hallen,
Homers, Anakreons und Pindars Lieder ſchallen;
die Muſe Sophokles die alten Helden wecken,
und ihrer Thaten ew gen Ruhm
auf Griechſchen Bühnen, wiederum
in Tanz und Spiel verſtecken:
das Hochgefühl iſt nicht mehr da,
wodurch der alten Heldenſchaar entzückte,
womit der Grieche ſeiner Väter Thaten ſah,
und ſeinen Geiſt im ihrigen erblickte.
Bewundern wird man wohl die Kunſt
des Dichters, hoch ihn preiſen, manches Gunſt
wird er erhalten: aber Sache
der Nation iſt es nicht mehr; nur ſchwache
Ergötzung wird's und Spiel. Es werden
zu Klöſtern griechſche Tempel bald,
zu Mönchen ihre Prieſter, und zu Heerden
die Bürger ſinken, und erliegen der Gewalt,

Satina wird Athen zum zweytenmal
und größer drinn der Eulen als der Weisen Zahl!

Und doch, o G°, wünscht' ich mit dir
die neue Auferstehung noch zu sehn!
Du solltest dann in dein Athen
den Jüngling führen, Du der Helden Bilder hier
ihm zeigen, ihre Liebe zu dem Vaterland
und ihren Thaten-Durst erzählen,
ihn selbst mit deinem Feuergeist beseelen:
und so geführt an deiner Hand,
sollt' er vom hohen Feuer
entbrennen, so, wie du, dem Staat
durch Arbeit nützen, seine Leier
dem Vaterlande weihen, jede große That
bemerken, und durch Lieder,
wie Du, sie feyern, sollt' erhöh'n
zu Patrioten seine Brüder!
O stände wieder dein Athen!

F. v. Köpken.

V.

Anzeigen.

1) Der Neue Teutsche Merkur. 1790.

Von dem Neuen Teutschen Merkur, herausgegeben von C. M. Wieland, wird das erste Stück, mit Anfang

ſie kan melken; ſeht ihr, das iſt eine ſchöne Tugend an einem Mädchen, das ſaubere Hände hat.

Speed zu ihm.

Speed.

Nun, wie gehts, Signor Lanz? Was giebt's neues bey Eurer Herrlichkeit? Was habt ihr da vor ein Papier?

[Hier fangt ſich ein Dialogus unter dieſen beyden Pikelhäringen an, deſſen eine Hälfte zu abgeſchmakt iſt, um der Ueberſezung werth zu ſeyn, wenn es auch möglich wäre, Wortſpiele und froſtige Späſſe deutſch zu machen. Speed lieſt den Catalogus der Eigenſchaften von Lanzens Liebſte ab; zuerſt von ihren Tugenden, worüber Lanz ſehr kühle Anmerkungen macht; nun folgen ihre Mängel.]

Speed.

Item, ſie iſt nicht gut nüchtern küſſen.

Lanz.

Gut, das iſt ein Fehler, der durch ein Frühſtük verbeſſert werden kan.

Speed.

Item, ſie hat ſanfte Lippen.

Lanz.

Das iſt ein Erſaz für ihren ſauren Athem.

Speed.

fang des Januars 1790. erscheinen. Das Hauptsächlichste, wodurch diese Fortsetzung des nun sechzehn Jahre lang mit so vielem Wohlwollen aufgenommenen Teutschen Merkurs sich unterscheiden wird, wird darin bestehen, daß der Herausgeber selbst mehr, als seit einigen Jahren geschehen ist, für denselben arbeiten, und sich vorzüglich auch mit der neuesten teutschen Litteratur mehr als ehmals beschäftigen wird.

Die äusserliche Einrichtung und die Bogenzahl bleibt ebendieselbe. Das Abonnement ist, ebenfalls wie bisher, hier in Weimar zwey Reichsthaler, und postfrey durch ganz Teutschland drey Reichsthaler, Sächs. Courant. Auswärtige Liebhaber können sich in allen Buchhandlungen, oder, wem es bequemer ist, bey allen K. Postämtern abonnieren.

Sämtliche Postämter belieben sich mit ihren Bestellungen bald möglichst bey der Zeitungs-Expedition des K. Kayserl. G. Postamts Erfurt, zu melden: die Herren Buchhändler aber sich, wie bisher, mit den übrigen an Herrn Georg Joachim Göschen, Buchhändler in Leipzig, welcher die Hauptcommission dieses Journals behält, zu addressieren.

Nicht weniger können diejenigen, denen es gelegen ist, sich bey den Kayserl. privilegirten Addreß- und Zeitungs-Comtoir in **Hamburg** auf den N. T. Merkur abonnieren.

Ein-

Einzelne Stücke können künftig nicht anders als das Stück um acht Groſchen, und ein ganzer Jahrsgang den Nichtabonnierten nach Verfluß des Jahres nicht unter 3 Rthlr. 12 ggr. abgeliefert werden.

Ich rechne, wiewohl ich mich in keine beſondere Verſprechungen einlaſſe, darauf, daß meine Freunde, und das Publikum überhaupt mir den ernſtlichen Willen mein möglichſtes zu thun zutrauen werden; und mehr, ſagt Heſiodus und Sokrates, verlangen die Götter ſelbſt nicht von uns Sterblichen.

Weimar den 26ſten. Octob. 1789.

Wieland.

---

2) Portlock und Dixon's Reiſen.

Ich habe eine Ueberſetzung von Portlok nnd Dixen's Reiſen um die Welt angekündigt. Da beyde eine Folge von Cooks letzter Entdeckungsreiſe ſind; ſo glaubte ich, daß die Beſchreibungen davon auch eine Fortſetzung der von mir verlegten Cookſchen Reiſen ausmachen könnten. Allein, nachdem ich ſowohl Dixon's als auch neuerlich Portlok's Reiſebeſchreibung aus England erhalten habe, finde ich, daß aus beyden höchſtens eine Nachleſe zu den größern Cookſchen Reiſen veranſtaltet werden kann, daß es mir aber die Beſitzer dieſer letztern gewiß nicht verdanken würden, wenn ich ihnen mehr, als einen für ihr Bedürfniß kalkulirten,

Aus-

Auszug aus diesen beyden Reisen liefern wollte. Kapitain Portlok und Kapitain Dixon wurden nehmlich beyde von einer Gesellschaft Kaufleute abgeschickt, „um „an den vom Kapitain Cook entdeckten und von ihm „beschriebenen Gegenden der Nordwestküste von Amerika von den dortigen Landeseingebohrnen Pelzwerk einzuhandeln; zu Erreichung dieses Endzwecks sollten sie sich auf den gleichfalls von Cook entdeckten und beschriebenen Sandwichsinseln mit frischen „Lebensmitteln versehen, und gelegentlich diejenigen „Theile der Westküste von Nordamerika, welchen sich „Kapitain Cook theils wegen Nebel, theils wegen „Stürmen nicht hatte nähern können, untersuchen." Die Hauptabsicht der Reise war also der Pelzhandel, geographische und andere wissenschaftliche Entdeckungen hingegen die Nebensache; weshalb denn auch weder ein Naturforscher noch ein Zeichner mit ausgesandt wurden. Unter diesen Umständen ließen sich keine beträchtliche Entdeckungen erwarten, und wirklich sind auch dergleichen auf diesen Reisen nicht gemacht worden. Kapitain Dixon fand an einer solchen Stelle der Küste von Nordamerika, die Cook wegen Sturm nicht hatte untersuchen können, eine ungefehr 35 Meilen lange und 8 Meilen breite Insel (die von ihm sogenannte Königin Charlotten-Insel,) und Kapitain Portlok eine noch ungleich kleinere in Cooks Strohme. Das sind ihre Entdeckungen. Die beträchtlichste von beyden, nemlich Dixons Königin Charlotten-Insel,

habe

habe ich auf die bey dem letzteren Bande meiner Sammlung von Entdeckungsreiſen nach der Südſee befindliche Karte von der Nordweſtküſte von Amerika bereits eintragen laſſen, und die Beſitzer derſelben werden, wenn ſie die Augen darauf werfen wollen, ohne mein Zuthun ſehen, daß die von Dixon entdeckte Inſel weder groß noch weit genug vom feſten Lande von Amerika entlegen iſt, (nemlich ohngefehr 10 Meilen) um ſowohl in der lebenden als in der lebloſen Natur dort merkliche Abweichungen von der bisher bekannten vermuthen zu laſſen. Da nun meines Bedünkens uns Teutſchen überhaupt unmöglich daran gelegen ſeyn kann, die Nachrichten „wie von zweyen engliſchen Schiffen eine große Anzahl Seeotterfelle eingetauſcht worden“ im höchſtmöglichen Detail zu erfahren: ſo glaube ich, dem Intereſſe der Beſitzer meiner Entdeckungsreiſen am gemäßeſten zu handeln, wenn ich Ihnen aus Portlok und Dixons Beſchreibungen nur das wirklich Neue und das Wenige, was etwa zur Erläuterung der Cookſchen Nachrichten dienen kann, mittheile, ohne mich bey dem, was blos den Seemann oder blos die kaufmänniſchen Spekulationen eines großen engliſchen Pelzhändlers intereſſiren kann, aufzuhalten. In gleicher Rückſicht gedenke ich auch die Ausſichten von Inſeln, die der Matroſe Woodcock zu zeichnen verſucht hat, eben ſo wenig als einige neue Spielarten bekannter Vögelgattungen in Kupfer ſtechen zu laſſen, jene, weil ſie durchaus kein Verdienſt, dieſe, weil ſie

nur

nur, für den eigentlichen Naturforſcher Nutzen haben, der ſie denn doch bald genug in Supplementen zu Büffon und anderen ihm näher liegenden Büchern geliefert bekommt. Ich behalte vielmehr von Kupfern blos das bey, was die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes erläutern kann, und vom Text gerade nur ſo viel, als ich bey den Beſitzern der vorhergehenden engliſchen Seereiſen zu verantworten mir getraue. Der bisherige Ueberſetzer derſelben, Herr Geheimerath Forſter in Maynz, hat auch dieſer Ueberſetzung ſich unterzogen. Er wird bey ſeiner Arbeit das Journal des Kapitain Portlok, als das beſſere von beyden, zum Grunde legen, die Bemerkungen von Dixons Reiſegefährten dabey benutzen, und ſolchergeſtalt, zur nächſten Oſtermeſſe, in dem Umfang von wenig mehr denn 24 Bogen Text und 4 Kupfern, die Quinteſſenz zweyer engliſchen theuern Quartbände liefern. Dies ſoll den erſten Abſchnitt des achten Bandes meiner Geſchichte der neueſten Entdeckungen in der Südſee ausmachen, und wird den Käufern etwa anderthalb Thaler zu ſtehen kommen. Zum zweyten Abſchnitt dieſes achten Bandes, iſt unter andern auch die neueſte ſpaniſche Entdeckungsreiſe des Ybarra ꝛc. nach der Südſee beſtimmt. Berlin, den 1ſten October 1789.

Carl Spener.

Der
Teutſche Merkur.

December 1789.

I.

Sefira
eine morgenländiſche Geſchichte.

In einer der ſchönſten Gegenden von Klein-Aſien bewohnte der ehrwürdige Hamid ein kleines Landgut, welches recht eigentlich dazu gemacht ſchien, die aus dem Wirbel der Welt entronnenen Menſchen an ihren erſten Beruf, der Natur und dem weiſen Vergnügen zu leben, zu erinnern. Dieſer Hamid war unter dem grauſamen Sultan Selim Leskerkadi oder Oberrichter geweſen.

Hamid war ein Mann von Ehre und Gewiſſen, und mehr braucht es nicht, um einem Tyrannen zu miſsfallen. Seine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe ſchützte zwar das Volk gegen Frevel und Bedrückung: aber ſie ſchützte nicht ihn ſelbſt gegen die Gierigkeit ſeines Herrn. Er ſorgte mehr für den Unterthan, als für die Schatzkammer des Sultans, und dies war unter der damaligen Regierung ein groſses Verbrechen. Erbitterte Ankläger

kläger und beſtochene Zeugen traten auf: Hamid, noch glücklich daß man ihm das Leben ließ, verlor ſeine Stelle und ſein Vermögen, bis auf den kleinen Landſiz, wo er die Ruhe des unglücklichen Weiſen fand.

Mitten in einem anmuthigen Thale, welches durch dichte Waldungen und durch Gebirge, deren Gipfel ſich in den Wolken verlor, unzugänglich war, lag der kleine Flecken, wo Hamid die Trümmer ſeines Glücks ſammelte, und dem lange Zeit zum Paradieſe nichts fehlte, als ein liebendes Paar. Frey von den Peinigungen des Ehrgeizes und den Sorgen der Habſucht, überließ er ſich hier ganz dem Genuſſe der freygebigen Natur, die niemalen unterläßt, ihre Lieblinge zu beglücken. Hier wohnte er mit ſeiner Tochter und wenigen ihm treu gebliebenen Hausgenoſſen in ſchmuckloſen Hütten, unter Zelten, im Schatten hoher Zedern und Palmbäume. Oft ſchien die anbrechende Sonne ſich ein eignes Vergnügen zu machen, dieſer kleinen Anzahl glücklicher und beſchäftigter Menſchen die erſten ihrer Stralen zu ſenden, und bey ihren ſtillen Feſten zu weilen.

Hamid war alt an Jahren, aber munter an Geiſt und Kräften. Von allen ſeinen Kindern war ihm nur die erwähnte Tochter mit Namen Sefira geblieben, die er deswegen mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte. Sie war ſchön, wie die Morgenröthe, voll hohen Gefühls, und ſchuldlos wie ein neugebohrner Engel.

Engel. Ihr Vater, der in aller Gelehrſamkeit des Morgenlandes unterrichtet war, verſäumte nichts, ihre natürlichen Anlagen auszubilden. Oft ſahe man ihn an heitern Abenden mit ſeiner Tochter luſtwandeln, oder an einem Waſſerfalle ſitzen, und ihr die ſchönſten Stellen der morgenländiſchen Weiſen und Dichter erklären.

Bey einem ſolchen Anlaß geſchah es, daß Haſſan, ein edler Jüngling, die ſchöne Sefira unvermerkt zu ſehen bekam, und augenblicklich in ſie entbrannte. Er war der Sohn des mächtigen Baſſa Ibrahim, welcher eben in dieſer Gegend den jährlichen Tribut eintrieb. Das Feuer und die Liebe können unmöglich lange verborgen bleiben. Haſſan fand Mittel, ſich ſeiner Geliebten zu erklären, und blieb nicht unerhört; denn gleiche Seelen ziehen einander an. Beyde ſahen ſich ſeitdem öfters, und liebten einander mit einer Inbrunſt, für welche ſelbſt die feurigſte Sprache des Morgenlands keinen Namen hat.

Hamid, der zu vernünftig war ſich dem Strom jugendlicher Leidenſchaften entgegen zu dämmen, und der die Tugend der beyden Liebenden ehrte, ſchien anfänglich ihren Umgang nicht zu bemerken, und beförderte ihn in der Folge ſogar. „Das Feuer der Jugend," war ſein Grundſatz, „muß man nicht nach dem Froſte des Alters regeln."

Durch Begünſtigung eines halb unterirdiſchen Wegs, der ſich zwiſchen Felſen und Einöden krümmte,

gelangte Haſſan zum Aufenthalte ſeiner Geliebten, ſahe ſie täglich, und liebte ſie täglich mehr. Oft gingen beyde Hand in Hand in mondhellen Sommernächten am Ufer eines kleinen Fluſſes ſpaziren, deſſen Silber durch Blumengefilde dem kühlen Winde entgegen ſtrömte, und das Licht der Sterne zurückwarf. Ein Schwermüthiger oder ein unglücklich Liebender, dem die Verzweiflung den Dolch in die Hand gab, würde ſich noch vor Vollführung des entſcheidenden Stoßes in Mahomeds Paradies verſezt geglaubt haben, wenn man ihn plötzlich in dieſe Gegend gebracht hätte; ſo ſehr trug alles den Zauber der Entzückung!

„Aber wenn das Schickſal uns trennte?„ ſprach einſt Haſſan an einem ſolchen Abend zur zärtlichen Seſira, und ein Blick gen Himmel drückte das Uebrige aus. Sie antwortete nicht. Eine zitternde Thräne rann über die jungfräuliche Wange herab; beyde verloren ſich in einem wehmüthigen Wonnegefühl, die Welt verging ihnen. Sie ſchieden mit anbrechenden Tage von einander, und Seſira ſprach zu ihrem Geliebten: „auch ſelbſt der Tod ſoll uns nicht trennen! Siehe, wenn ich vor dir ſterbe, will ich dir als Engel erſcheinen, und dich in die glücklichen Wohnungen der Guten führen.„

Die Liebe iſt zugleich argwöniſch und ſicher. Sie fürchtet eingebildete Feinde, und bemerkt die wahren ſelbſt alsdann nicht, wenn ſie ganz nahe ſind. Haſſan

und Sefira, welche nur den Mond zum Zeugen ihrer Küsse zu haben glaubten, wurden von dem Bassa beobachtet, der, weil ihm das Betragen seines Sohnes verdächtig vorkam, von allem Erkundigung einzog. Er sandte demselben einige seiner schwarzen Verschnittenen nach, die den Weg nach den Gärten des Hamid auskundschafteten, und ihrem Herrn alles getreulich hinterbrachten.

Die bloße Erzählung von Sefirens Schönheit entzündete in der Seele des drey und sechzigjährigen Bassa Ibrahim ein wollüstiges Feuer. Er beschloß, die Tochter Hamids in sein Serail bringen zu laßen, um wie er sagte, seinen Sohn in der Laufbahn rühmlicher Thaten nicht aufzuhalten — eigentlich aber, um seine Begierden zu befriedigen, und dem noch nicht erloschenen Hasse gegen den Vater der Schönen ein Opfer zu bringen, dadurch, daß er ihm mit dem letzten Kleinode das noch übrige Glück seines Lebens raubte.

Die von Ibrahim ausgesonnenen Mittel waren des Endzwecks, der dadurch erreicht werden sollte, würdig; und die Ausführung des Anschlags wurde gleich in der nächsten Nacht bewerkstelliget — so gut, als eine wütende Leidenschaft es nur wünschen konnte.

Hassan kam mit einbrechender Dunkelheit, und glaubte schon sich dem holdseligen Gegenstande seiner Wünsche zu nähern, als er am Eingang der Höhle

Speed.

Item, ſie redt langſam.

Lanz.

O der Schurke! das unter ihre Fehler zu ſezen! Langſam im Reden ſeyn, iſt eines Weibsbilds gröſte Tugend; ich bitte dich, ſtreich es aus, und ſez' es zu oberſt über ihre Tugenden.

Speed.

Item, ſie bildet ſich viel ein.

Lanz.

Das auch aus; das iſt ein Vermächtniß das Eva allen ihren Töchtern hinterlaſſen hat.

Speed.

Item, ſie iſt zu freygebig.

Lanz.

Mit ihrer Zunge kan ſie nicht zu freygebig ſeyn, denn wir haben's ſchwarz auf weiß, daß ſie eine ſchwere Zunge hat; mit ihrem Beutel ſoll ſie's auch nicht ſeyn, denn den will ich für mich behalten; nun iſt noch etwas wonut ſie freygebig ſeyn kan, und davor weiß ich keinen Rath.

[In dieſem Ton geht es noch eine Zeitlang fort, bis Lanz endlich gut findt, dem Speed zu ſagen, daß ihn ſein Herr vor dem Stadt-Thor erwarte. Speed wünſcht ihm und ſeinen Liebes-Briefen die Peſt, weil

er

auf einen in ſeinem Blute noch rauchenden Körper ſtieß. Entſetzen fuhr durch alle ſeine Glieder, er ſtand wie angedonnert. Aber noch waren die ſchrecklichen Ahndungen der Liebe ungewiß. Er zog alſo den Körper ein wenig aus dem hohlen Wege heraus, und erkannte im ſchwachen Scheine des Mondes Sefirens Kleider. Hier verließ ihn alle Standhaftigkeit; er ſank ohnmächtig nieder, und kam dadurch der ruhigern Unterſuchung zuvor, ob es auch wirklich die unglückliche Sefira ſey.

Einige von Ibrahims Leuten, welche beſtellt waren, auf ihn Achtung zu geben, trugen ihn hinweg, und übergaben ihn der Sorgfalt der Aerzte. Er wachte wieder auf, aber zu einem Leben, das nur Traum war. Die Säfte ſeines Körpers geriethen in eine gewaltſame Gährung, das Bewuſtſeyn verlor ſich in Fieberhitze. Er phantaſirte beſtändig von Hamids Gärten, und von dem gefundenen Leichnam ſeiner Geliebten — zeigte die Wunden deſſelben an ſeinem eigenen Körper, und fragte die Umſtehenden ob ſie dieſelben nicht bluten ſähen? Er führte nur Sefirens Namen im Munde, und wenn er die Augen öffnete, ſah er nur ſie. „Dort ſchwebt ſie,„ rief er oft aus, „auf der roſenfarbnen Wolke, das Haupt im grünen Wimpel verhüllt! Seht, wie ſie die flammende Schaale der Unſterblichkeit hoch empor hält, und mir zu kommen winket! — Harre mein, Sefira! und öffne die Arme

deinem

deinem vielgeliebten! — So rief er, und griff wütend nach allem, was er in seinem Wahne für Dolch oder Gift hielt. Aber man hatte vorsichtig alles weggeräumt, womit er sich selbst schaden konnte.

In diesem Zustande brachte Hassan einige Tage hin. Als endlich Natur und Jugend das aufgebrachte Blut besänftigten, war es nur der Uebergang in einen Zustand des Leidens, der um so schrecklicher war, da sich mit ihm das Bewustseyn wieder einfand. Es war die furchtbare Stille nach einem Sturme. Der vormals feurige Hassan floh jezt die Gesellschaft der Menschen. Seine Blicke waren tiefsinnig und drohend. Er sprach wenig, und was er sprach, hatte keinen Sinn. Oft sah man ihn im dämmernden Lichte des Mondes einsam nach der Gegend wandern, wo Sefira geblutet — vielleicht für ihn geblutet hatte. Dort kniete er nieder, benezte den Boden mit seinen Thränen, rief laut seiner Geliebten, und erinnerte sie an ihr Versprechen des lezten Abends. Dann verlor sich seine Seele im Wonnegefühl des Wiedersehens, bis irgend ein Geräusch oder der nächtliche Tritt eines Wanderers ihn wieder zu sich selbst brachte, und er mit Schmerzen sahe, daß er einen Schatten umarmt hatte.

Zu seinen übrigen Qualen kam noch das undurchdringliche Geheimnis der Begebenheit; denn der Bassa hatte alles mit so vieler Vorsicht angeordnet, daß man

faſt unmöglich der Wahrheit auf die Spur kommen konnte. Der ganze Vorgang aber war dieſer:

Einige ſchwarze Verſchnittene waren von dem Baſſa abgerichtet worden, ſich nah am innern Ausgang des hohlen Wegs zu verſtecken. „Dort,“ ſprach er, „harret der ſchönen Tochter des Hamid, und wenn ſie kommt, ihren Liebhaber zu empfangen, ſo haſchet ſie, und führet ſie herein, daß ſie mein Bette mit mir theile.“ Der Anſchlag glückte nach Wunſch. Noch vor einbrechender Nacht ſchlichen ſich die Schwarzen durch den unbewachten Eingang in das Geſträuche. Sefira kam bald nachher, und durchirrte voll ſchüchternen Erwartens die labyrinthiſchen Buſchgänge dieſer Gegend. Sie ſchien Blumen zu ſuchen: aber ihre unſtäten Blicke ſtahlen ſich immer ſeitwärts von den Blumen hinweg, und ſuchten den geliebten Gegenſtand ihrer Wünſche. „Wo mag er ſo lange bleiben? Wie, wenn ihm ein Unfall begegnet wäre?„ dachte ſie — „wenn wilde Thiere, oder Menſchen, noch wilder, als dieſe, ihn mir auf ewig entriſſen hätten?“ Bey dieſem Gedanken fuhr ſie bebend zuſammen, erholte ſich aber bald wieder, und ſchämte ſich ihrer Furcht.

Mit einmal drang ein Geräuſch in ihre Ohren, das von dem Ausgang des wohl bekannten Weges zu kommen ſchien. Sie horchte, ſah nichts, und gieng gleichwohl mit unwillkührlichen Schritten der Gegend zu, woher der Laut kam. Sie hatte noch nicht fünf,

zig Schritte zurückgelegt, als ſie von den verſteckten Schwarzen überfallen, verhüllet, und nachdem ſie blos einen durchdringenden Schrei gethan hatte, im Zuſtande einer völligen Sinnloſigkeit entführt wurde.

Um den Haſſan ſowohl als Hamid zu hintergehen, und alle Nachforſchungen zu verhindern, ließ der Baſſa einer Sklavin Sefirens Kleider anziehen, und dieſelbe durch ſeine Schwarzen im Eingang des hohlen Wegs mit vielen Dolchſtichen ermorden. Sobald aber der Körper von Haſſan entdeckt, und dieſer im Zuſtande der Betäubung hinweg gebracht worden war, befahl der Baſſa, die entleibte Unglückliche ſogleich zu begraben, und vereitelte dadurch alle weitere Unterſuchung. Niemand zweifelte, daß die ſchöne Sefira hier geblutet habe; aber bey ſolchen Vorfällen iſt Schweigen das Klügſte, wenn willkührliche Gewalt die Stelle der Geſetze vertritt. Hamid unterlag dem väterlichen Schmerz, und ſtarb wenige Tage nachher.

Indeſſen hatte man in dem Serail des Baſſa nichts verſäumet, die geraubte Sefira, nachdem ihre Geiſter ermuntert waren, ihres vorigen Zuſtandes vergeſſen zu machen. Keine von den Mitteln, womit Kunſt und Natur die Sinnen zur Wolluſt einwiegen, wurden unverſucht gelaſſen. Man brachte ſie in ein Zimmer, welches einer mit Blumen ausgeſchmückten Grotte glich. In einer Ecke war ein künſtlicher Springbrunnen angebracht, wo aus nachgeahmten Felſen ſich wohl

riechende Waſſer herabſtürzten, und durch ihr melodiſches Murmeln den Traumgott zu rufen ſchienen. Ein Bett von Eiderdaunen, mit Vorhängen von hellblauem Seitenzeuge mit goldnen Sternen durchwirkt, nahm die Ermüdete auf, und ſie wurde von Sklavinnen bedienet, deren langes weißes Kleid ein mit Perlen beſezter Gürtel unter der Bruſt zuſammen hielt.

Als Sefira von ihrer erſten Betäubung zurückgekommen war, ſah ſie alle dieſe wollüſtigen Zurüſtungen mit Blicken an, in denen ſich innere Unzufriedenheit malte. Bey der Ungewißheit ihres Schickſals hatten Furcht und der Kampf ihrer Gedanken ihre Kräfte erſchöpft. Sie fiel in einen betäubenden Schlummer — jenen furchtbaren Zuſtand, wo die Seele zwiſchen Schlafen und Wachen getheilt ihren Schreckbildern Körper und Farbe leihet, und vor dem ſelbſtgeſchaffenen Ungeheuer bebt. Sefira ſah ſich im Traum auf ihre väterliche Flur verſezt. Offen war die trauliche Hütte, wo ſie oft an ihres Vaters Buſen gelegen und ſeine Lehren eingeſogen hatte. Sie wollte hinein gehen, aber Bley hing an ihren Knieen. Eine ſchwarze Wolke ſank vor ihr nieder: plözlich fuhr aus dem Schoße derſelben ein leuchtendes Feuer — hell wie der Mittag, und augenblicklich wie der Schrecken. Ihr dünkte, ſie ſähe in dem vorübergleitenden Strahle Haſſans Bild bleich und abgehärmt vor ihr ſtehen. Ein zweyter Bliz folgte, und zeigte der Erſchrockenen

den

den, mit Rosen bepflanzten Eingang in eine dunkele Höle. Zugleich hörte sie den dumpfen Laut: „Komm, folge mir, jenseits ists besser!“ Eine kalte Hand faßte ihre Linke. Sefira fuhr zusammen, erwachte, und sahe, daß es ein Traum war. Ermüdet fiel sie in einen neuen aber wohlthätigen Schlummer, der, indem er die abgespannten Kräfte erneute, zugleich den Kampf ihrer Gedanken etwas stillte. So verstrichen einige Tage unter abwechselnden Symptomen, und allmählig schien die Ruhe bey ihr wieder einzukehren.

Eines Tages sandte der Morgen seine ersten Strahlen durch die mit Geisblatt und Schaßmin vergitterten Fenster in Sefirens Zimmer, und schien mit Neid ihre Schönheit zu enthüllen, als ein schwarzer Sklave vor ihrem Bette niederkniete, und ihr auf einem rothen farbnen seidnen Tuche ein goldnes mit Perlen besetztes Kästchen überreichte. „Der mächtige Bassa Ibrahim,“ sprach der Abgeordnete, „der Gefangene deiner Schönheit, schickt dir dieses, und bittet, daß ein Strahl der Huld aus deinen sonnegleichen Augen darauf fallen möge.“ Ohne Sefirens Antwort abzuwarten, sezte der Sklave alles zu ihren Füßen nieder, und entfernte sich.

Sie betrachtete lange das ihr dargebrachte Opfer mit den vermischten Empfindungen des Unmuths und der Sehnsucht, da dies Geschenk für die Bedürfnisse ihrer Seele keinen Werth hatte. „Aber was mag dies theure Nichts enthalten?“ dachte sie, und öffnete das Käst-

Käſtchen. Sie fand ein zierlich beſchriebenes Pergament, und las darauf folgende Worte: „die Glut des Mittags ſengt die Pomeranzenhaine, die friſche Quelle verrinnt auf lechzenden Kieſeln, der Schatten iſt nicht mehr kühl, und vergeblich flüchtet der Wanderer vor den Pfeilen der Sonne in die ſchützende Grotte. Aber mächtiger iſt die Glut, die in Ibrahims Herzen brennet, die deine Schönheit, Seſira! entzündet hat, und die nichts als der Thau deiner Güte löſchen kann. Siehe hier, du Krone der Sultäninnen, den ſchmachtenden Ibrahim zu deinen Füßen, und verſchmähe nicht das Opfer ſeines dich vergötternden Herzens. Ich brenne, ich verlange nach dir, im kurzen Schlafe erſcheinſt du mir als ein Engel, ich breite meine Arme aus, und das Bild zerfließt in Himmelsluft. Schöne Sultänin, ich berührte den Boden mit meiner Stirne, haſt du kein Mitleid? und ſoll die Flamme, die deine Augen entzündet haben, mich und mein Leben verzehren? Komm!

Voll Unwillen ließ Härem das Pergament fallen, ſeufzte, und rief das Bild Haſſans vor ihre Seele. „Wie kann," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „der Barbar glauben, daß dieſe falſche Sprache der Liebe mein Herz bethören werde, welches ſchon einem andern ewige Treue zugeſchworen hat?" Der eigentliche Zuſtand Haſſans war ihr bis auf dieſe Stunde unbekannt geblieben; und ſie wußte alſo auch nicht, daß ſie in den

Häns

Händen ſeines Vaters wäre, welches ſonſt ihren Abſcheu ſehr vermehrt haben würde.

Zorn und edles Bewuſtſeyn durchglühten ihr ganzes Weſen, und riefen die verlornen Kräfte beſſer als jede Pflege und jedes Arzneymittel zurück. Sie ſtand vom Lager auf, warf ihren Kurdee um, und ging an eines der halb offnen Fenſter. Mit ſtiller Sehnſucht heftete ſie den Blik an die zwanglos blühende Natur. Die goldnen Feſſeln, die ſie trug, wurden ihr unerträglich; ein leiſer Gedanke, ſie abzuſchütteln, ſtieg in ihrer Seele auf. Ihre Jugend und Unerfahrenheit ſah nur den kleinſten Theil der Schwierigkeiten, die mit einem ſolchen Unternehmen verknüpft waren. Sie glaubte, daß Haſſan, deſſen Muth und Eifer ſie kannte, alles anwenden würde, ſie zu befreyen. Von der Liebe geſtärkt hieng ſie dieſen Gedanken nach, und ſann ſogar auf Mittel, wodurch ihre Befreyung bewirkt werden könnte.

„Sollt ich nicht,„ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „durch gute Worte und dieſes ſonſt ſo mächtige Geld, womit Ibrahim mich zu blenden ſucht, einige meiner Wächter gewinnen und zur Flucht bereden können?„ So natürlich dieſer Gedanke war, ſo ſchlug ihn doch der bloße Anblick jener fühlloſen Halbmenſchen nieder, die ſie um ſich her ſah. Sie lenkte daher bald aus, und ſuchte unter allen möglichen Entwürfen denjenigen, welcher die meiſte Wahrſcheinlichkeit eines guten Er-

folgs

folgs hatte. Jeder Plan, den sie entwarf, war sinnreich und kühn, wie die Liebe, hing aber immer zu sehr vom Zufall ab, als daß man sicher darauf fußen konnte. Endlich blieb sie bey einem Gedanken stehen, den sie vor andern ausführbar hielt. Die Wachsamkeit der Sklaven zu überlisten, schien nicht ganz unmöglich: ein einschläferndes Mittel, die Dunkelheit der Nacht, und Hassans Muth — mehr bedurfte es nicht, um ihre Hofnung anzuflammen. Aber woher das einschläfernde Mittel? Ist auch Hassan von ihrer Lage unterrichtet, und selbst frey, um ihre Befreyung bewirken zu können? — So fragt die kältere Ueberlegung, nicht die Liebe!

Sefira verlor sich so ganz im innern Wohlgefallen an dem Gedanken ihrer Befreyung, daß aller Kummer aus ihrem Herzen verscheucht zu seyn schien. Liebe und Hofnung, die ihren Geist beflügelt hatten, mahlten sich im offenen Angesichte; der kleine Rest von Gram schwamm auf ihrer Stirne, wie ein Frühlingswölkchen am heitern Himmel.

Einige junge Sklavinnen traten herein, und bedienten sie mit Kaffee und Erfrischungen. Alsdann wurde Sefira von ihnen angekleidet — wenn man anders die luftige Hülle, welche den schönen Gliederbau nur desto vortheilhafter sehen ließ, eine Kleidung nennen kann. Ihr lang herabfließendes Gewand war die feinste indianische Gaze, und wurde durch einen mit

Demant

Demanten beſezten Gürtel über der Hüfte zuſammen gehalten. Ihre Schönheit glich in dieſem Anzug einer halboffnen Roſe, um die ein ſchimmer Morgennebel ſchwimmt.

Ein ſeit vielen Tagen ungewohntes Gefühl von Heiterkeit lokte ihr den Wunſch ab, ins Freye zu gehen, um den ſchönen Morgen zu genießen. Sie wurde alſo von den Sklavinnen in den Garten geführet, der in dieſem Lande ein unentbehrliches Stück bey jedem Harem iſt. Lechzend ſog ſie jede Schönheit der Natur ein, und ſchien ſie zum erſtenmale zu fühlen. Sie wurde nicht müde, die von hohen Bäumen beſchatteten Spaziergänge zu durchwandeln. Mit einmal ſtand ſie ſtille, und lauſchte dem melancholiſchen Lied' einer einſamen Nachtigall — der Vogel ward durch ihre Neugierde geſtört, und ſchwieg. Tiefſinnig ging Sefira einige Schritte fort, ſie ſchien in Entzücken verloren, und brach in folgenden Geſang aus:

Sängerin der ſüßen Töne,
Die Natur und Liebe lehrt,
Wenn in jugendlicher Schöne
Jezt der Frühling wiederkehrt:

Auf der Liebe leichten Schwingen
Wallt dein Lied denn Himmel zu:
Lehre mich dir ähnlich ſingen,
Denn ich liebe, ſo wie du.

Zärt-

er ihn ſo lang unnüzer Weiſe damit aufgehalten, und Lanz freut ſich, daß Speed wegen dieſer Verzögerung Schläge kriegen werde; und damit exeunt.]

Fünfte Scene.

Der Herzog und Thurio treten auf.

Herzog.

Signor Thurio, zweifelt nicht, daß ihr nun ihr Herz gewinnen werdet, da Valentin aus ihrem Geſicht verbannt iſt.

Thurio.

Sie begegnet mir ſeit ſeiner Verweiſung noch weit ſchlimmer als zuvor; ſie hat meine Geſellſchaft verſchworen, und mir ihre Verachtung ſo nachdrüklich erklärt, daß ich alle Hoffnung aufgebe, ſie zu gewinnen.

Herzog.

Glaubt mir, dieſe Eindrüke von Liebe ſind wie eine Figur in Eis geſchnitten, die von der Wärme einer einzigen Stunde in Waſſer aufgelößt wird. Ein wenig Zeit wird ihre gefrornen Gedanken ſchmelzen, und der unwürdige Valentin wird vergeſſen werden.

Protheus zu den Vorigen.

Woher, Signor Protheus? Hat ſich euer Landsmann unſerm Ausſpruch gemäß, davon gemacht?

Protheus.

Zärtlich, mit entbrannten Trieben,
Hohen Sinnes, tugendrein,
Schön — wie ſich die Engel lieben,
Oder Quell und Sonnenſchein!

Die Sklavinnen ſtanden erſtaunt. Was ſie ſahen und hörten, war ihnen ganz fremde. Sefira aber, als ſie zu ſingen aufhörte, ſchien ſich zu ſammeln, und gieng etwas ruhiger nach der Wohnung zurück. Sie hatte dies Lied oft in Geſellſchaft mit ihrem Haſſan geſungen, beyde hatten ſich dadurch ihre wechſelsweiſe Zuneigung zu erkennen gegeben. Die Erinnerung jener wonnevollen Scenen ward durch den Geſang der Nachtigall plözlich bey ihr erneuert, ihre Empfindungen ſtrömten über.

Als ſie wieder auf ihrem Zimmer war, erzeugte jene Rückerinnerung bey ihr ein ſonderbares mit Wehmuth vermiſchtes Gefühl. Plözliche Stille unterbrach ihre umherſchweifenden Gedanken, ein unwillkührlicher Seufzer hob ihre Bruſt. Sie warf ſich mit übereinander geſchlagenen Armen auf eine Ottomane nieder, als gerad' ihr gegenüber ein reicher Vorhang von einander flog. Die beſtürzte Schöne erblickte einen langen etwas bejahrten Mann, der auf ſie zuging, und den ſie leicht für den Baſſa Ibrahim erkennen konnte. Er war in einen dunkelblauen goldgeſtreiften Kaftan gekleidet. Von ſeinen Wangen, welche die Lüſternheit mit einer jugendlichen Röthe färbte, floß ein lan-

ger

ger weiſſer Bart; im Gürtel ſtak ein reich mit Demanten beſezter Dolch.

Dieſe Erſcheinung fuhr wie ein Bliz der erſchrokenen Sefira durch die Seele. Weg war das ſüße Vergnügen, dem ſich ihre Einbildung überließ. Ihre Lage und alle Schreken der Zukunft ſtanden mit einmal vor ihr. Sie ſtürzte zur Erde nieder. „Gib mir meine Freyheit!“ war alles, was ſie vorbringen konnte; ein Strom von Thränen erſtickte ihre Stimme.

Ibrahim, der den Schmerz der ſchönen Leidenden auf eine ganz andere Art zu beſiegen hoffte, hob ſie freundlich auf, und hieß ſie neben ihn auf den Sofa ſizen. Er hielt ihre Hand, ſein Auge ſchwamm in Lüſternheit. Zwar ſuchte ſein Blick umſonſt dem ihrigen zu begegnen, aber er irrte unbeſcheiden auf ihren Reizen umher. „Mein Licht,“ ſprach der lüſterne Alte, „trokne deine Thränen ab, und fürchte nichts! Keine wünſchenswerthe Freyheit ſoll dir fehlen: du biſt Gebieterin, ich bin dein Sklave. Liebe mich wieder; in meinen Armen wirſt du freyer ſeyn, als ſelbſt der Sultan iſt.“ Er ſchwieg und blickte ſie gierig an. „Du liebſt mich?“ fuhr Sefira haſtig auf. „Wie mein Leben!“ verſezte Ibrahim. „So wirſt du,“ ſprach Sefira, „mich den Meinigen wieder geben; denn mein Vater hat mich gelehrt, daß lieben ſoviel

heiße, als glücklich machen. Mache mich alſo glück, lich, du kannſt nichts Schöneres thun!“

Der Baſſa, ſtatt einer Antwort, ſchlang ſeinen Arm um ihren Naken, und nahm ſich noch andere Freyheiten. Sie ſträubte ſich, mußte aber leiden, was ſie nicht wehren konnte. Ibrahims Zudringlichkeit wurde etwas unterbrochen, als ein Sklave hereintrat, und allerley Erfriſchungen auftiſchte. Jezt ſuchte der verſchmizte Liebhaber Seſirens beleidigte Scham zu beſänftigen, und ihre Geiſter durch den Genuß der Apfelſinen, Pompelmuſen, Piſangs — und des nicht ſparſam vorgeſezten Cypernweins — zu erhizen. Dieſe Früchte, welche ſchon an ſich, in gewiſſen Lagen, Begierden zu erregen fähig ſind, waren zum Theil eingemacht, und durch die beygemiſchten Gewürze ſo zugerichtet, daß der Endzweck, das Blut in Wallung zu bringen, nicht leicht fehlſchlagen konnte. Auch vergaß der Baſſa nicht, die von ihrem Spaziergang etwas ermüdete Schöne zum Genuſſe zu nöthigen. Die Wirkung blieb nicht aus: Seſirens Blut begann ſchneller zu laufen, ihr Blick irrte unſtät umher, und die Wangen brannten. Der erhizte Liebhaber umfing ſie mit beyden Armen, und löſte, mittelſt eines Druks an der Agraffe, den reichen Gürtel auf, der ihr Gewand unter der Bruſt zuſammen hielt. Das luftige Gewebe fiel wie ein Nebel von ihren Achſeln, und zeigte dem gierigen Blick die ganz enthüllten Reize

des

des Oberleibs, an denen der in Wolluſt ſchwimmende Baſſa mit ſeinen Lippen frechen Raub beging.

In dieſer äuſſerſten Lage ermannte ſich Sefira, und ſchrie um Hülfe. Der Baſſa lachte: allein die Stimme der gedrängten Unſchuld hat einen mächtigen Hörer, und die Hülfe blieb nicht aus. Sefirens Schutzengel nahm die Geſtalt Haſſans an, und zeigte ſich ihr gegen über. Wie ein Frühnebel vom Morgen geröthet ſtand die Geſtalt, ernſt und liebevoll, und ſchwang eine Palme über dem Haupte.

Geſtärkt durch dieſes Wunder riß ſich Sefira los, und flog mit offnen Armen der Erſcheinung zu, die aber augenblicklich verſchwand. Der Baſſa, welcher nichts ſah, ſtuzte und forſchte nach der Urſache dieſes ſeltſamen Spiels. Die Schöne ſtand mit ausgebreiteten Armen, den Blick auf die Stelle geheftet, wo die Erſcheinung zerfloß. „Ich hab' ihn geſehen!“ rief ſie endlich wie vom Traume erwachend aus, indem ſie zugleich dem Baſſa einen Blick voll Unwillen zuwarf. „Wen haſt du geſehen?“ ſchrie der entrüſtete Ibrahim; „wer iſt der Frevler auf Erden, oder ſelbſt im Himmel, der ſich deinen Augen zeigen und nach einem Gute trachten darf, welches ganz mir gehöret?“ Sie antwortete nicht: aber ſelbſt dieſes Schweigen war dem Baſſa ein nur zu deutliches Geſtändnis ihrer Liebe zu Haſſan.

„Wen haſt du geſehen?“ rief Ibrahim von neuem und mit kaum verhaltnem Grimme; „oder vielmehr, welches Bild täuſchte deine mit einem andern beſchäftigte Einbildung? Sprich, oder zittere vor meiner Rache!“

Seſira, im Entzücken verloren, achtete nicht auf dieſe Drohung. „Schön,“ phantaſirte ſie, „ſchön wie ein Engel, wenn Engel ſchön ſeyn können wie er! — Wie die goldene Palme in ſeiner Hand ſtrahlte! — Er ſchien mir zu winken, in die beſſern Wohnungen, von denen mein Vater ſo oft ſprach — mein Vater! — auch ſeine Wohnungen waren ſchön, und Engel wohnten darin! — “

Ibrahim konnte ſeine Wuth nicht länger halten. Er ſtürmte von ſeinem Sitz auf, und ging mit funkelnden Augen auf Seſiren zu, die dadurch zu ſich ſelbſt kam. Sie wollte durch eine Seitenthür entfliehen, wurde aber von ihm daran gehindert. „Halt!“ rief er mit faſt erſtickter Stimme, und vergiß nicht, daß du in meiner Gewalt biſt! Ergieb dich! befriedige meine Leidenſchaft — oder ſtirb den Tod der Frevler gegen meine unumſchränkte Gewalt!“ Mit dieſen Worten nahm er den ſchönen Leib in ſeine Arme, und fing an, ihn auf mehr als eine Art zu entweihen. Umſonſt waren Seſirens Thränen und ihr Geſchrey. Jene erweichten kein Herz, das nur der Luſt und der Grauſamkeit offen war; und dieſes hatte

nur

nur niedrige Sklaven zu Hörern, die der Befehl ihres Herrn — und im Uebertretungsfall der gewiſſe Tod — zurückhielt.

Mit faſt erliegenden Kräften rangen Tugend und Scham mit wütender Wolluſt. Als es beynah aufs Aeuſſerſte gekommen war, riß Seſira, geſtärkt von Liebe und Verzweiflung, dem Baſſa den Dolch von der Seite, und hielt ihn vor ſich hin, die Spize gegen Ibrahims Bruſt gerichtet. Feig, wie ein überwältigter Böſewicht, ließ der Baſſa die Schöne fahren, und trat haſtig zurück, denn der Dolch war vergiftet.

„Siehſt du," rief ihm Seſira zu, „daß kein Tyrann ſo mächtig iſt, den zu zwingen, der Muth und Willen hat, ſich mit Blute zu retten, oder ſelbſt zu ſterben?" Die Entſchloſſenheit, womit ſie dieſes ſprach, ihr fliegendes Haar, das zerriſſene Oberkleid, und der flammende Dolch in ihrer Hand, brachten den Baſſa aufs Aeuſſerſte, und verwandelten ſeine Liebe in Haß. Sein Auge glühte, und verkündigte Rache. „Stirb!" rief er mit äuſſerſter Wuth aus; „ſtirb, weil, du deiner nicht würdig leben wilſt!" Er entfernte ſich, und überließ die Schöne dem Nachdenken über ihr bevorſtehendes Schickſal. Aber dieſes Nachdenken wurde durch die gehabte Erſcheinung und durch den Gedanken aufgewogen, daß der Tod ſie von ihrem Tyrannen befreyen, und vielleicht mit Haſſan wieder vereinigen würde.

Der Baſſa, dem es nicht ſchwer fiel, eine Leidenſchaft, die unter dem Namen der Liebe nichts als Begierde war, der Wuth aufzuopfern, gab Befehl, die ſchöne Gefangene hinzurichten. Die nächſte Nacht war zur Ausführung dieſer ſchwarzen That beſtimmt: zwey Verſchnittene erhielten den Auftrag, die Unglückliche zu erdroſſeln. Schon murmelte man ſich im Hayſe einander zu, daß die ſchöne Favoritin des Baſſa eines gewaltſamen Todes ſterben ſollte.

Man kennt in dieſem Lande nur Gehorſam: niemand wagt es, die Handlungen der Großen zu prüfen, oder ſich der verfolgten Unſchuld gegen ſie anzunehmen. Sefira war daher ſich und ihrem Schickſal überlaſſen, und ihr Zuſtand ſchien gänzlich hülflos, als ihr der Himmel unvermuthet in der Perſon des Omarbeg einen Retter zuſandte. Dieſer Omarbeg war ein Araber, und wegen ſeiner Erfahrung in der verborgenen Weisheit des Orients hoch angeſehen. Seit einigen Tagen war Haſſan ſeiner Sorgfalt anvertraut worden; denn man hielt ihn für einen göttlichen Mann, deſſen Künſten ſelbſt die Natur unterworfen ſey. Auch war er ein alter Freund des Hamid.

Zu dieſem Seher ging Fatime, eine ehemalige Geſpielin Sefirens, die ihr Schickſal ausgekundſchaftet hatte. Sie entdeckte ihm die traurige Lage ihrer Freundin, und bat um ſeine Hülfe. „Sefira," ſezte ſie hinzu, „wird morgen nicht mehr ſeyn, wenn deine

deine mächtige Kunſt nicht ein Mittel zu ihrer Rettung findet.“ Der Araber ging ſchweigend hinweg, und verſchloß ſich einige Augenblicke im innerſten Theile ſeines Hauſes. Als er wieder hervor kam, fragte er Fatimen: „In der nächſten Nacht ſoll die That geſchehen?“ und als dieſe es bejahte, ſprach er weiter: „faſſe dich, meine Tochter; ich und der große Geiſt werden auch dabey ſeyn.“

Die Nacht ſtieg dunkler als ſonſt am Himmel herauf, und einzelne Sterne ſchienen der Welt ihre blaſſen Flimmer entziehen zu wollen, um die That nicht anzuſehen, welche verſchmähte Wollust der Tugend zubereitet hatte. Die Lichter in den Wohnungen verlöſchten nach und nach; es ward immer ſtiller, und ſchon nahte die Stunde, wo nur der Geiz oder das verworfene Laſter noch wacht — jener, um nicht beſtohlen zu werden, dieſes, um zu ſtehlen oder ſonſt ein groſes Bubenſtück auszuführen.

Die beyden Verſchnittenen, deren einer das Werkzeug der Hinrichtung, eine gelbe ſeidene Schnur trug, näherten ſich dem innern Theile des Harems: aber Omarbeg, deſſen Künſten ſelbſt dieſer verbotene Ort nicht verſchloſſen war, ſtand von ferne und beobachtete ihre Schritte. Sie waren nicht weit mehr vom Eingang zu Sefirens Gemach entfernt, als die Wirkungen von des Arabers magiſchen Künſten ſich zeigten. Der Grund zwiſchen ihnen und dem Eingang that ſich

plözlich von einander; zwey ungeheure Schlangen mit Leopardenköpfen ſtiegen aus dem Abgrunde herauf, und drohten mit aufgeſperrten Rachen jeden anmähernden zu verſchlingen. Die Sklaven ſtanden wie verſteinert, als das ſchreckliche Geſicht in einem Blize verſchwand. Ein liebliches Roſenlicht verbreitete ſeinen Glanz, Sefira im langen weiſſen Kleide, mit einer gelben Schnur um den Hals, trat an der Hand des großen Propheten heraus. Die Schwarzen ſtürzten nieder, und berührten die Erde mit ihren Stirnen. Als ſie nach Verlauf einiger Minuten ſich wieder aufrichteten, ſahen ſie nichts mehr; beym Herausgehen aus dem Hauſe aber erblickten ſie die nämliche Erſcheinung am Eingang des Begräbnißplatzes, und flohen von dannen.

Dies alles wurde Zug vor Zug dem Baſſa hinterbracht, der mit bitterm Lächeln es als einen nach Landesſitte verſchönerten Bericht des vollzogenen Befehls aufnahm. Die Sklaven wurden ohne weitere Antwort entlaßen. Das Eigentliche der Sache aber verhielt ſich alſo:

Omarbeg, welcher durch ſeine Künſte die Augen oder die Einbildung der Schwarzen zu blenden wußte, führte Sefiren mitten durch ihre Mörder hindurch, nachdem er ſie mit wenig Worten von ihrer Gefahr und ſeiner Abſicht benachrichtiget hatte. Sie erkannte in ihm ſogleich den Freund ihres Vaters, und folgte

ihm

ihm mit unbeſchränktem Vertrauen. Beyde gelangten durch einen verborgenen Weg zuerſt in den innern Hof von Omarbegs Hauſe; ſodann aber zum Eingang einer Felſenhöhle, die eine endloſe Mannigfaltigkeit von ſich durchkreuzenden Gängen darſtellte, wo es ohne Führer unmöglich war den Ausweg zu finden.

Omarbeg zog aus ſeinem Gürtel ein goldnes Pfeifchen hervor, auf deſſen durchdringenden Ton ihm ein unbekannter Vogel entgegen geflogen kam, und ſich ihm auf die Achſel niederließ. Bald flog er weiter, kam zurück, entfernte ſich von neuem, und bezeichnete ſo durch hin und her fliegen den Weg, bis ſie beyde zum Ausgang der Höle kamen.

Es war Tagesanbruch. Sefira ſah ſich in eine rings um mit unerſteiglichen Felſen umgebene Einſiedeley verſezt, welche die unglückliche Liebe nicht ſchöner wünſchen konnte. In ihrer jezigen Lage ſchien es ihr, daß dieſem Orte nichts fehle, weil ihm die Menſchen fehlten. Himmelhohe Zedern verbreiteten liebliche Schatten über die niedern Myrtengeſträuche, welche mit Pomeranzenbäumen untermiſcht und gruppenweis zerſtreut das Auge durch ihre Mannigfaltigkeit vergnügten, und in jeder Wiederkehr mit neuen Reizen daſtanden. Bald war es eine rings eingeſchloſſene grüne Ebene, die den Blick feſſelte, bald eine Grotte, oder eine romantiſche Wildnis am Ende lieblicher Spaziergänge. Das Rauſchen eines vom Fels her-

Protheus.

Ja, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Meine Tochter nimmt ſeine Entfernung ſchwer auf ſich.

Protheus.

Ein wenig Zeit wird dieſen Schmerz vertreiben.

Herzog.

Das glaub ich auch; aber Thurio denkt nicht ſo. Protheus, die gute Meynung, die ich von dir gefaßt habe, macht, daß ich kein Bedenken trage, vertraulich mit dir zu reden.

Protheus.

Möge der Augenblik, da ich gegen Euer Gnaden untreu befunden werde, der lezte meines Lebens ſeyn!

Herzog.

Du weiſſeſt, wie gern ich die Heurath zwiſchen meiner Tochter, und Signor Thurio zu Stande brächte.

Protheus.

Ich weiß es, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Es iſt dir vermuthlich auch nicht unbekannt, daß ſie ſich meinem Willen entgegenſezt.

Protheus.

abstürzenden Bachs mischte sich melodisch mit dem Gesange der Vögel.

„Hier, meine Tochter," sprach der Araber mit einem Blicke, dessen ehrfurchtgebietenden Ernst ein sanftes Lächeln milderte, „hier genieße der Ruhe im Vorschmack der Freuden, die ein günstigeres Schicksal dir wiederbringen wird! Gott liebt gute Menschen, und die Wünsche edler Herzen bleiben nicht immer unbefriedigt. Sey guten Muths, und harre der Zukunft. Dieser Garten, nebst einem treuen Sklaven, werden dich täglich mit dem Nöthigen versehen." Mit diesen Worten entfernte sich der Alte, und ließ Sefiren im Zustande unnennbarer Empfindungen zurück.

Die Tochter Hamids lebte hier verschiedene Tage hindurch in einer Einsamkeit, die anfangs tausend Reize für sie hatte, der es aber bald an der Gegenwart des Geliebten gebrach, und die doch in Ansehung aller übrigen Menschen nie einsam genug seyn konnte. Sie sah sich in einem kleinen Paradiese, wo alles zur Freude einlud: aber ihr Herz seufzte. Oft sprach sie zu sich selbst: „welches Schicksal trennt auch ihn von mir? — Vielleicht auf ewig — nein, nicht auf ewig; denn er und ich sind ja gut, und Omarbeg sagte, daß Gott gute Menschen liebe! — Hassan liebt mich, und wird mich suchen. Warum aber hat die Liebe noch nicht gefunden was sie sucht? — — "

So

So ſchwamm ihre Seele in einem Meer von Vorſtellungen, deren immer eine die andere verſchlang. —

Indeſſen ging Omarbeg zum Baſſa, um den andern Theil ſeines Plans auszuführen. Er fand ihn auf einer Ottomane ruhend, mit der Tobakspfeife im Munde, und ſtille Wuth im Blicke. Sein Gemüthszuſtand war ein Schwanken zwiſchen befriedigter Rache, und dem Wunſche, daß der grauſame Befehl wieder zurückgenommen werden könnte. Allein die Vorſtellung der Unmöglichkeit das Geſchehene zu ändern, ging allemal in vermehrte Wuth über, und alsdann war es ihm leid, daß er nur Eine Seſira ſeiner Rache habe aufopfern können. Ein leiſer Gedanke, daß auch Haſſan, als die ſtrafbare Urſache ihrer Weigerung, bluten müſſe, ſtieg in ſeiner Seele auf — wie im Sturm eine dunkle Wolke am Himmel heraufſteigt, und das Antliz der Sonne bedeckt. Doch ein Reſt von väterlicher Liebe, und die unedle Vorſtellung, daß Seſira auch für Haſſan verloren ſey, überwog die blutigen Wünſche ſeines gereizten Stolzes.

In dieſer Gemüthsverfaſſung war Ibrahim, als Omarbeg zu ihm ins Zimmer trat, und ſich bis zur Erde neigte. Der Baſſa ſah ihn bedeutend an, und ſchwieg. „Gott laß es dem mächtigen Ibrahim wohl gehen!“ ſagte der Araber; „hier bin ich, Herr, deine Befehle zu empfangen.“ Mit einem kleinen Kopfnicken verſezte Ibrahim: iſt mein Sohn wieder her-

hergeſtellt? Ich werde morgen dieſe Gegend verlaſſen. „Wen der Himmel liebt,“ nahm Omarbeg das Wort auf, deſſen Haus müſſe an Kindern blühen, wie dasjenige! Herr, dein Sohn iſt auf dem Wege der Beſſerung, aber noch nicht ſtark genug, das Ungemach der Reiſe auszudauern. Vertrau ihn meiner fernern Sorgfalt an, und ſchenke deinem Knechte die Wohlthat, dir deinen Sohn wieder zu geben!“ Wozu willſt du mir für ihn haften, wenn ich dir ihn hier laße? fragte Ibrahim. „Herr,“ verſezte der Araber lächelnd, „ich habe noch nicht ſo lange gelebt, um das Leben zu haſſen. Siehe, hier iſt mein Kopf, wenn an der Pflege deines Sohnes nur das mindeſte vernachläſſiget wird.“ Nun denn (ſprach Ibrahim,) er bleibt deiner Sorgfalt überlaſſen, denn du biſt ein in Künſten und Wiſſenſchaften erfahrner Mann. Aber du muſt mir auch für ſeine Wiederkunft ſtehen. — Omarbeg berührte den Boden mit ſeiner Stirne, und entfernte ſich.

Nun ging er zu ſeinem geliebten Haſſan, den er durch ferne Vorſtellungen von der Möglichkeit des Wiederſehens aufzuheitern ſuchte, ohne ihn jedoch mit dem Eigentlichen ſeiner Geſchichte bekannt zu machen. Ein dunkler Stral jugendlicher Hofnung, die Natur, und angewandte Arzneymittel wirkten ſoviel, daß Haſſans Schwermuth ſich etwas verlor, und die Kräfte ſich wieder einfanden, Ibrahim Baſſa hatte indeſſen die Gegend verlaßen.

Nichts

Nichts fehlen nun der Ausführung des Projekts im Wege zu ſtehen, welches Omarbeg durch alles bisherige vorbereitet hatte, und welches dahin ging, die beyden Liebenden auf eine überraſchende Art zuſammen zu bringen; alsdann aber mit ihnen die Flucht zu nehmen, und den Reſt ſeines Lebens auf der fruchtbaren Inſel Bahrem, am perſiſchen Meerbuſen, in ihrer Geſellſchaft hinzubringen.

An einem heitern und ſtillen Abend führte der Araber ſeinen Wiedergeneſenen am Ufer des Fluſſes ſpaziren. Alles war ruhig, nur nicht die Seele Haſſans. Omarbeg ſuchte ſeine Gedanken zu zerſtreuen, indem er ihn auf die mannigfaltigen Schönheiten der Natur aufmerkſam machte. „Siehe, mein Sohn," ſprach er, „wie herrlich die Sonne dort untergeht!" Herrlich! (gab Haſſan zur Antwort) ich wünſchte ſo zu ſterben. „Wie meinſt du das?" verſetzte Omarbeg; „die Sonne geht immer wieder auf; alſo, weil ſie nicht ſtirbt?" Nein, erwiederte Haſſan, weil ſie Glückliche gemacht hat, und ſich noch ſcheidend ihrer Wohlthat freuet. Auch ich war einſt glücklich, und freute mich.

Das erhaben ſchwärmeriſche, welches aus dieſer Antwort Haſſans hervorleuchtete, verrieth bey aller Schwermuth einen Gemüthszuſtand, den Omarbeg nicht ungerne ſah. Es war das Wiedererwachen für die Freuden des Lebens. Der Araber ſchloß hieraus,

daß

daß Haſſan genug in der Scene vorbereit ſey, die er mit ihm vorhatte. „Du wirſt glücklich ſeyn, und Glückliche machen!“ ſagte er lächelnd zu ihm. Haſſan antwortete nicht; ein tiefer Seufzer ſtieg aus ſeiner Bruſt, und er wandte ſich noch einmal nach der untergehenden Sonne.

Unter abwechſelnden Geſprächen langten ſie wieder in der Wohnung des Arabers an. Haſſan war müde. Omarbeg reichte ihm eine Schaale Sorbet, den er mit einem einſchläfernden Mittel verſezt hatte. Die Wirkung erfolgte, und Haſſan gerieth in einen tiefen Schlaf.

In dieſem Mittelzuſtande zwiſchen Leben und Tod ließ ihn Omarbeg durch einige getreue Sclaven nach der Einſiedeley tragen, wo er beym Erwachen mehr als das Leben, wo er Sefiren wieder finden ſollte. Er folgte ſelbſt dahin nach, und genoß mit trunkner Seele im voraus die Freuden der Liebenden bey ihrem unvermutheten Wiederſehen. Sein Plan war auf das Ueberraſchende angelegt: nicht zufrieden, zwey Herzen glücklich zu machen, wollte er durch die Art ſelbſt, wie dies bewerkſtelligt wurde, die Wonne des Wiederfindens noch erhöhen. Er hatte ſelbſt in ſeiner Jugend mit Feuer geliebt, und nahm daher jezt lebhaften Antheil an Freuden, in denen er ſich wieder fand. —

Haſſan wurde nicht weit von einem ſanftmurmelnden Waſſerfall, unter einem offnen Zelte von roſenfarbner Seide niedergelegt. Sein Lager war mit Blumen geſchmückt; neben ihm ſtanden einige Tiſche, und auf denſelben ſilberne Körbchen mit einladenden Früchten. Es war neuen Morgen. Omarbeg entfernte ſich, um aus ſeinem Hinterhalte die Scene mit anzuſehen, und die Seligkeit der Liebenden zu theilen.

Der Himmel röthete ſich immer mehr in Oſten, und verkündigte die Königin des Tages, als Haſſan durch einen lieblichen Geſang aus ſeinem Schlafe erweckt wurde. Er ſprang vom Lager auf, blickte rings umher, und wußte nicht, wie ihm geſchah. „Bin ich wonnetrunken? oder iſt dieſe Gegend bezaubert?“ rief er aus. Indem ließ ſich die Stimme von neuen hören. Er horchte und ſchwamm in Entzücken. Die Töne waren Sefirens, die begleitende Laute hielt ſein Wahn für Muſik des Himmels. Ihm ſchwindelte, als er folgenden Geſang vernahm:

Ach! wohin, du Paradies der Freuden
Die ich einſt mit vollen Zügen trank?
Wirſt du ewig dieſe Erde meiden,
Wo die Sonne deines Lebens ſank? —

Werd' ich nimmer deinem Murmeln lauſchen,
Silberbach, der meine Flur durchlief?
Nimmer mit dem Zwang die Freyheit tauſchen,
Die ſo ſchön zum Glück des Lebens rief?

Nim-

Nimmer den Erwählten meiner Liebe
Froh umarmen — welche Seligkeit! —
Himmel war in jedem unſrer Triebe
Bey der Küſſe ſüßem Wechſelſtreit!

O! der Wonne! wie zwey Flammen glühten
Unſre Seelen in einander; wie
Abendluft in Pomeranzenblüthen,
Schwammen, zitterten in Wollust ſie!

[Täuſcht die Hoffnung ewig? und verlieren]
Ihre Freuden ſich im bangen Ach?
Nein, mich werden Glück und Liebe führen,
Und verſiegen wird der Thränenbach!

Haſſan, bey dem in dieſem Augenblick die Erinnerungen ſeiner ehemaligen Seligkeit erwachten, fuhr plötzlich zuſammen, fiel nieder, und berührte den Boden mit ſeiner Stirne. Dann richtete er ſich auf, und ſprach, das Angeſicht gegen Morgen gewandt, mit lauter Stimme: „Haſt du, erhabner Allah, den Glaubigen deines Propheten ein irdiſches mir noch nicht bekanntes Paradies in dieſer Gegend bereitet? — oder iſt Sterben ſo leicht, und nur ein dunkles Hinüberſchlummern zum Erwachen in deinen ſeligen Wohnungen? — Aber woher das ſchmachtende Sehnen im Geſange deiner Engel? Können auch im Paradies unbefriedigte Wünſche ſeyn?“

Bey dieſen Worten trat Sefira aus dem Gebüſche hervor, erkannte ihren Geliebten, und flog mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Haſſan taumelte zurück, und konnte kaum noch die gebrochnen Worte vorbringen: „O! ſeliger Engel — in einer ſchöneren Geſtalt konnteſt du nicht erſcheinen, mir zu winken! — — Welch ein himmliſches Licht umleuchtet mich! — Du breiteſt deine Arme aus — ſieh' — ich folge!" — — Er ſank der auf ihn zu eilenden Geliebten in die Arme, und gab ſeinen Geiſt auf.

Mit einem Strom von Thränen küßte Sefira die Wangen des theuren Jünglings. „Ach!" rief ſie, „willſt du nun ſterben, da mich der Himmel dir wiederſchenkt, um ganz dein zu ſeyn? Erwache doch, Licht meiner Seele! gieb mir ſelbſt Leben und Himmel wieder! — Nicht Sefirens Engel, ſie ſelbſt, deine dich liebende Sefira, iſts, die dich in den Armen hält! Erwache!" — — Sie ſank unter Thränen und Schluchzen auf ſein Angeſicht: aber ſelbſt der Kuß der Liebe konnte die entflohene Seele nicht wieder zurück rufen. „Todt!" rief Sefira, die Augen gen Himmel gerichtet, und im Ausdruck des unausſprechlichſten Schmerzes.

Der Himmel ſchien ſich ihrer zu erbarmen; denn er deckte ſich plötzlich mit einem ſchwarzen Donnerwetter. Ein Blitz fuhr herab: ſprachlos und entſeelt

blieb Sefira auf ihrem Geliebten liegen, den ſie auch im Tode noch feſt umſchlungen hielt.

Zu ſpät trat jezt Omarbeg aus ſeinem Hinterhalt hervor. Er betrachtete mit ſtummer Wehmuth die beyden Liebenden und den traurigen Ausgang ſeines Plans. Bald weilte er nachdenkend bey dem edlen aber allzufeurigen Haſſan; bald hafteten ſeine Blicke auf der eben ſo zärtlichen als unglücklichen Sefira, deren Reize auch der Tod ſelbſt nicht ganz hatte verſtelgen können. Sie ſchien zu lächeln, und das Glück zu fühlen, mit dem in Tode vereint zu ſeyn, der ihr im Leben alles war.

Omarbeg, der in dieſem ganzen Vorfalle etwas Geheimnißvolles erblickte, beſchloß, die Erblaßten ohne Verzug auf der Stelle ſelbſt zu begraben, wo das Uebermaß des Gefühls ihre Seelen auf ewig vereint hatte. Er legte Hand an, war aber kaum einige Fuß tief in die Erde gekommen, als er auf eine gewölbte Gruft ſtieß, die er beym Hineinſteigen leer und ohne Spur eines ſchon verweſeten Körpers fand. Statt deſſen erblickte er am äuſſerſten Ende derſelben einen kleinen Altar, und auf demſelben eine goldne Lampe, die einen blaſſen Schein von ſich warf. Als er näher kam, las er am Altare folgende Inſchrift:

Unſterblicher Liebe heilig.

Den Araber überfiel ein unbekannter Schauer. Er legte die Leichname der beyden Liebenden in dieſe Gruft

Gruft, verſchloß dieſelbe mit einem großen Steine, und errichtete darüber einen Raſenhügel. Weinend ſchied er von ſeinen Geliebten.

Mit einbrechender Nacht kehrte er noch einmal nach dem Grabhügel den melancholiſches Dunkel umgab. In einer kleinen Entfernung glaubte er die Lampe oben auf dem Hügel brennen zu ſehen, und ſtutzte. Das Licht wuchs, und ward zu einer glänzenden Wolke die ſich empor hob. Haſſan und Sefira ſtiegen Hand in Hand aus derſelben gen Himmel, und verloren ſich aus dem Geſichte. Am folgenden Morgen fand man den Grabhügel mit Roſen begränzt.

Engelſchall.

II.

Fortſetzung der Geheimen Geſchichte des Peregrinus Proteus.

(S. T. Merkur November 1789.)

Peregrin fährt in ſeiner Erzählung fort.

Als der Wechſelgeſang zu Ende war, erfolgte eine allgemeine tiefe Stille, die eine gute Weile dauerte, und nur von Zeit zu Zeit durch halblaute abgebrochne

Protheus.

Sie that es, Gnädigſter Herr, als Valentin hier war.

Herzog.

Ja, und beharrt noch immer auf ihrem verkehrten Sinn. Was können wir thun, um dem Mädchen die Liebe zu Valentin aus dem Kopf zu bringen, und zu machen, daß ſie Signor Thurio liebe.

Protheus.

Der kürzeſte Weg wäre, den Valentin bey ihr zu verläſtern, und ihn der Untreue, der Feigheit und einer niedrigen Herkunft zu beſchuldigen; drey Dinge, die den Damen äuſſerſt verhaßt ſind.

Herzog.

Aber ſie wird glauben, man ſag' ihm das nur aus Haß nach.

Protheus.

Ja, wenn ein Feind es ſagte; es muß ihr alſo, mit allen Umſtänden, von jemand beygebracht werden, den ſie für ſeinen Freund hält.

Herzog.

So müßtet ihr dieſe Rolle auf euch nehmen.

Protheus.

Und das, Gnädigſter Herr, würd' ich ſehr ungern thun; es iſt eine Rolle, die einem Edelmann nicht allzuwol anſteht, zumal gegen ſeinen Freund.

Herzog.

Worte und Seufzer, die ich mir damals nicht zu erklären wußte, unterbrochen wurde. Der Mann mit dem Rauchfaß erſchien abermal und erfüllte den ganzen Verſammlungsort mit einer dicken Wolke von Weyhrauch: und als ſich dieſer zertheilt hatte, ſah ich meinen Unbekannten, der auf dem erhöhten Platze vor den bedeckten Tiſch getreten war, um eine Anrede an die Gemeine zu halten. Seine Stellung und ſein ganzes Aeuſſerliches geboth Ehrfurcht; er hatte das Anſehen eines Weiſen, deſſen Gemüth von allen Leidenſchaften und Gebrechen der ſterblichen Natur gereinigt iſt, und der gewohnter iſt mit höhern Weſen als mit Erdenkindern umzugehen. Niemals hörte ich einen Menſchen mit einem ſo wahren Ton der innigſten Ueberzeugung von Dingen ſprechen, die auſſer der Einbildung und Vorſtellungsart deſſen, der ſie glaubt, keine Realität haben, oder von deren Realität es wenigſtens nicht möglich iſt ſich durch Anſchauung oder Vernunftſchlüſſe zu überzeugen. Seine Rede bezog ſich zwar unmittelbar auf das Lob eines gewiſſen Märtyrers (mit den Chriſtianern zu reden) deſſen Gedächtniß an dieſem Tage von ihnen begangen wurde: aber ihr ganzer Inhalt ſchien mir darauf abgezielt zu ſeyn, mir, — den er doch wohl nicht ohne eine beſondere Abſicht hieher gebracht hatte — über die geheimnißvollen Dinge, in die er mich zu Smyrna hatte blicken laſſen, einigen nähern Aufſchluß zu geben. Er ſprach von dem Jüngling, der an dieſem Tage die Wahrheit

durch die ſtandhafteſte Erduldung eines grauſamen Todes verherrlichet habe, als von einem edeln Kämpfer, der in dem groſſen Streite, worin die Kinder des Lichts mit den Geiſtern der Finſterniß und ihrem Anhang begriffen wären, rühmlich gefallen ſey, um nach der bevorſtehenden glorreichen Endigung dieſes heiligen Krieges als Sieger wieder aufzuſtehen, und einer von denen zu ſeyn, welche die neue Erde regieren werden. Er breitete ſich mit hinreiſſender Beredſamkeit über dieſen Zeitpunct aus, deſſen Glorien zu beſchreiben ihm, wie er ſagte, Bilder und Worte fehlten, wiewohl er den ganzen Reichthum der Sprache erſchöpfte, nur einen matten Schattenriß davon zu entwerfen. Er kündigte ihn mit der Gewißheit eines Propheten, der das Künftige ſchon gegenwärtig ſieht, als etwas ſehr nahe bevorſtehendes an, und ermahnte die anweſenden Brüder und Schweſtern, die er in der eigenen Sprache ſeiner Secte mit den prächtigſten Titeln belegte, um ſo tapferer und unermüdeter in dem Streite zu ſeyn, wozu ſie berufen wären, da jeder Sieg den ſie über den Feind erhielten, den groſſen Tag beſchleunigte, an welchem Alles neu werden, oder vielmehr durch die Wiedervereinigung mit der Urquell des Guten in den urſprünglichen Stand der reinſten und göttlichſten Vollkommenheit zurückkehren würde. Dieſer Feind hätte, wie ſie wohl wüßten, ehmals ſeinen Sitz in ihnen ſelbſt gehabt, und ſeine Herrſchaft über ſie durch die Gewalt ausgeübt, womit er ſie zu den Werken der Finſterniß

ſterniß hingeriſſen hätte: aber wiewohl er, ſeitdem der neue Menſch in ihnen zu leben angefangen, aus ihrem Herzen vertrieben ſey, ſo ſuche und finde er doch, ſo lange das Göttliche in ihnen in dieſem ſterblichen Leibe gefangen gehalten werde, tauſend Wege, ſich durch die Sinnen in ihren innerlichen Menſchen wieder einzuſchleichen, das Licht ihrer Seele zu umnebeln, und Aufruhr, Stürme und Verheerungen in ihrem Inwendigen anzurichten. Da nun dieſem nach zu Ertödtung des thieriſchen Menſchen kein anderes Mittel ſey als das Leben des geiſtigen zu befördern: ſo ermahnte er ſie mit großem Ernſte, dem erſtern, ſoviel nur immer mit der ſchuldigen Erhaltung des natürlichen Lebens beſtehen könne, alle Nahrung zu entziehen, jede ſinnliche Luſt und Begierde gleich in der Geburt zu erſticken, und durch öfteres Faſten, Wachen und Anhalten im Gebeth, den Einfluß der himmliſchen Kräfte in ihr Innerſtes zu unterhalten. Söhne des Lichts, rief er, euch gebührt es, rein und ohne Mackel zu ſeyn, wie der Vater der Lichter von dem ihr abſtammet! Brüder des Eingebohrnen, Erſtlinge der neuen Schöpfung, auserwählt mit Ihm das herrliche Reich zu regieren, deſſen Stifter und König Er iſt, euch gebührt es, aller Gemeinſchaft mit den Kindern dieſer Welt zu entſagen, und jede Gleichſtellung mit den Unheiligen für Schmach zu halten. Gehet aus von ihnen! Sondert euch ab von ihnen! Ihr Anhauch iſt Befleckung, ihre Berührung Greuel und Bann! Welche Gemeinſchaft

könnte

könnte zwiſchen dem Licht und der Finſterniß ſeyn? welche Theilnehmung zwiſchen den Glaubigen und den Unglaubigen? Ihre Augen ſind verſchloſſen, die eurigen aufgethan. Sie trachten nur nach dem was auf Erden, Ihr nur nach dem was Droben iſt. Euer Wandel iſt im Himmel. Dieſer verächtliche Kothklumpen unter euern Füßen hat nichts das eurer Wünſche werth ſey. Die zerbrechliche Schale, meine Brüder, die uns noch umgiebt, iſt es Allein, was uns hindert das Leben der Geiſter zu leben: aber auch dieſe dünne Scheidewand wird, durch das Feuer der göttlichen Liebe unvermerkt verzehrt, immer dünner, immer durchſichtiger — Hier hielt er auf einmal ein; ſein Haupt ſank zurück, er ſchaute mit ſtarren Augen empor, und ſchien einige Augenblicke in Verzückung zu ſchweben — während die Stille in der Verſammlung noch ſtiller wurde und alle Augen mit Erſtaunen auf ihn geheftet waren. Sollten aber auch, fuhr er wieder zu ſich ſelbſt kommend fort, ſollten gleich viele unter euch in dieſem Leben, welches nur die Geburt ins wahre Leben iſt, noch nicht bis zum Anſchauen ſelbſt gelangen, noch nicht entkörpert genug ſeyn, daß die Herrlichkeiten der unſichtbaren Welt ihrem Geiſt aufgeſchloſſen würden: hat nicht der Glaube, der euch mitgetheilt iſt, ein Auge, zu ſehen was ihr nicht ſehet, wiewohl ihr um und um davon umgeben ſeyd? hat er nicht eine Hand, zu ergreiffen, was euch ferne ſcheint, wiewohl es euch ſo nahe iſt? Und wenn weder Glaube noch

Liebe Grenzen haben; wenn beyde ſo unendlich ſind wie ihr Gegenſtand, ſo unerſchöpflich, wie die Aeonen, deren Ausflüſſe ſie ſind — meine Brüder, wer kann ſagen, was dem, der Glauben und Liebe hat, zu thun oder zu erreichen unmöglich iſt? —

Lucian. Um der Grazien willen, Peregrin, halt ein! Laß es an dieſer Probe genug ſeyn! Ich ſehe, dein Unbekannter war kein ſchlechter Meiſter in ſeiner Kunſt. Braucht es einer gröſſern Probe ſeiner Gewalt über dich, als daß er dich noch in dieſem Augenblicke mit ſeiner göttlichen Raſerey wieder angeſteckt hat? Du guter Peregrin! da hatteſt du deinen Mann gefunden!

Peregrin. In der That ſog mein Ohr, oder vielmehr meine ganze Seele mit tauſend unſichtbaren Ohren alle ſeine Worte mit einer wunderbaren Befriedigung ein. Was ich fühlte war dem unbeſchreiblichen Gefühl ähnlich, womit ein lechzender Wanderer, der lange nach einem Tropfen friſchen Waſſers ſchmachtete die erſten Züge aus einer ihm unverhofft entgegen rauſchenden Felſenquelle thut. Der Unterſchied war nur, daß wie bey jenem der Durſt mit jedem Zug abnimmt, ich hingegen mit jedem Zuge durſtiger und begieriger wurde, mich den Kopf zu unterſt, in dieſen Strom zu ſtürzen, und kaum meine äuſſerſten Lippen gelabt zu haben glaubte, als der göttliche Mann zu reden aufhörte. In eben denſelben Augenb ick erſchien auch der Sclave, der mich hieher gebracht hatte, wieder, nahm

mich

mich bey der Hand, und führte mich eilends fort, indem er mir ins Ohr flüsterte, daß nun die heiligen Mysterien, bey denen kein Uneingeweyhter zugegen seyn könnte, ihren Anfang nehmen würden. Ich entfernte mich, die Glücklichen beneidend, denen erlaubt war an diesen Mysterien Theil zu nehmen, und im Weggehen hallte mir noch das herzerhebende Getön eines neuen Hymnus nach, den die Gemeine anstimmte.

Lucian. Natürlicher weise entferntest du dich also mit dem Entschluß, je bälder je lieber einer von diesen beneideten Glücklichen zu werden; und da dies vermuthlich gerade das war, was der Unbekannte wollte, so wirst du, hoffe ich, deines Wunsches bald genug gewährt worden seyn?

Peregin. Dein Scharfsinn hat dich diesmal nur zur Hälfte getäuscht, Lucian; meine Gedanken hast du errathen: aber der Unbekannte war nicht so leicht zu entziffern als ich. Er überließ mich den ganzen Morgen, der auf diese merkwürdige Nacht folgte, meiner Sehnsucht, ihn allein zu sehen und zum Vertrauten dessen, was in meinem Gemüthe vorgieng, zu machen; vergebens erwartete ich ihn in meinem Quartier, vergebens suchte ich ihn überall auf, wo ich ihn zu finden vermuthen konnte. Endlich, da ich um die siebente oder achte Stunde, nach Hause kam, fand ich einen Brief, worin er mir sagte: es wäre ihm nicht erlaubt mich jetzt zu sprechen; aber wir würden uns zu bestimmter

Zeit wieder ſehen; und inzwiſchen ſollte ich zu Parium, wohin mich meine Pflicht zurückrufe, denjenigen erwarten, der mir zugeſandt werden würde, um mich auf dem rechten Wege weiter zu bringen. Da ich alſo, nach dieſer Aeuſſerung, zu Pergamon nichts weiter zu erwarten hatte, machte ich auf der Stelle Anſtalt, nach Adramyttion abzugehen, um von da nach Mitylene überzufahren. Man ſagte mir, daß ich einen groſſen Wald zu paſſiren hätte, in welchem man ſich ohne einen Wegweiſer leicht verirren könne; und da ich meinen Wirth darüber zu Rathe zog, bot ſich ein Landmann an, dem, wie er ſagte, dieſer Wald ſehr bekannt war. Er müßte, ſagte er, ohnehin durch dieſen Wald, um in ſeine jenſeits deſſelben liegende Heimath zurückzukehren, und der Weg würde ihm deſto kürzer ſcheinen, wenn er ihn in meiner Geſellſchaft zurücklegen könnte. Es war etwas in der Phyſionomie dieſes Mannes, das mir Vertrauen einflößte. Ich trug alſo, zumal da ich meinen alten Diener bey mir hatte, kein Bedenken ſein Erbiethen anzunehmen, und wir giengen noch früh genug ab, um, nach ſeiner Verſicherung vor Sonnen Untergang die Gefahr uns zu verirren überſtanden zu haben. Aber es fiel anders aus als er geglaubt hatte: die Sonne gieng unter, und wir ſahen noch keinen Ausgang aus dem Labyrinthe; vielmehr ſchienen wir uns immer mehr darin zu verfangen, wiewohl mein Führer verſicherte auf dem rechten Wege zu ſeyn. Da es mir unmöglich war einiges Mißtrauen in einen Menſchen

zu

zu ſehen, der ſeiner Sache ſo gewiß war und ein ſo ſprechendes Zeugniß ſeiner Redlichkeit in ſeinem Geſichte trug, ſo beruhigte ich mich ſo gut ich konnte, und folgte meinem faſt immer ſtillſchweigenden Führer ſo lange, bis er endlich ſelbſt zu geſtehen anfieng, daß er des Weges, der nach Adramyttion führe, verfehlt habe. Er ſchien nicht zu begreiffen, wie es zugegangen ſey: da muß, ſagte er, eine höhere Hand im Spiele ſeyn. — Glaubſt du etwa daß uns ein Waldgeiſt irre geführt habe? ſagte ich lachend. — Das wäre nicht unmöglich, antwortete er ganz gelaſſen; es giebt überall böſe Geiſter. Und du fürchteſt ſie nicht? fragte ich. — Gewiß nicht, verſetzte er: ſie müſſen doch immer, ſo leid es ihnen auch thut, durch das Böſe, das ſie wollten, das Gute befördern das ſie nicht wollten. — Ich hätte dem Manne bey dieſen Worten gern ins Geſicht ſehen mögen, wenn es nicht zu dunkel geweſen wäre. Es wäre mit Dank anzunehmen ſagte ich, wenn uns dein Waldgeiſt, indem er uns in irgend einen Sumpf oder an einen jähen Abgrund zu führen gedachte, unverſehens zu einem guten Nachtlager gebracht hätte. — Das ſoll er auch, hoffe ich, erwiederte er; ich ſehe ſchon Licht zwiſchen jenen Bäumen. — Es iſt vielleicht ein Irrwiſch, wenn es nicht der Mond iſt, verſetzte ich. — Er ſchwieg; aber bald darauf wurde der Wald offner, der Mond gab uns etwas Licht, und es zeigte ſich wieder ein Weg, den mein Führer zu erkennen verſicherte. Wir waren kaum eine Viertelſtunde fortgegangen, ſo

fanden

fanden wir ein langes angebautes Thal vor uns liegen, und entdeckten zwiſchen Gruppen von Bäumen einige Wohnungen. Sagte ichs nicht? ſprach der Wegweiſer, mit der Hand nach den Wohnungen deutend. — Aber die Frage iſt, ob man uns aufnehmen wird? — Was wir hier ſehen, iſt ein kleines Landguth, erwiederte er, deſſen Beſitzer mir bekannt iſt. Er iſt ein guter Mann: er wird uns das Nachtlager nicht verſagen. Wir eilten, ſo ermüdet wir waren, den Hügel herab, und ſahen uns bald zwiſchen einigen Reyhen hoher Caſtanienbäume, die uns gerade zu einen ſehr einfachen aber geräumigen Gebäude führte, das die Wohnung des Landwirths ſchien, dem dieſes Gut zugehörte. Wie wir näher kamen, tönte uns aus der Stille der Nacht ein äuſſerſt anmuthiger Geſang verſchiedener männlicher und weiblicher Stimmen entgegen, deren gut zuſammenpaſſende Verſchiedenheit, bey einer überaus reinen Intonation, die angenehmſte Harmonie hervorbrachte. Ich glaubte einen Chorgeſang jener himmliſchen Weſen zu hören, deren wiederhergeſtellte Gemeinſchaft mit uns, nach der Verſicherung meines Unbekannten, eine der Glückſeligkeiten des bevorſtehenden Reichs Gottes ſeyn ſollte. Meinem Führer ſchien das eine gewohnte Sache zu ſeyn, und ich fieng an zu vermuthen, daß ſeine Verirrung im Walde weder ein Werk des Zufalls noch der Wald-Dämonen, ſondern vorſetzlich abgezielt geweſen ſey, mich hieher zu bringen.

Lucian.

Lucian. Dies iſt, dünkt mich, klar genug, und ich vermuthete es lange vor dir, lieber Peregrin.

Peregrin. Wir hörten dem Geſang eine gute Weile ſtillſchweigend zu; und als er aufhörte, klopfte mein Führer dreymal an der Pforte des Vorhofs an. Nicht lange, ſo hörten wir jemand aus dem Hauſe an die Pforte kommen, der uns fragte was unſer Begehren ſey? Mein Führer antwortete ihm etwas auf Syriſch, das ich damals nicht verſtand, und ſezte auf Griechiſch hinzu: er hätte ein Paar Fremde, die nach Adramyttion wollten, durch den Wald geleitet; wir wären verirrt, und hofften keine Fehlbitte zu thun, wenn wir an dieſer Pforte um ein Nachtlager bäten. Er hatte die lezten Worte noch nicht ausgeſprochen, ſo gieng die Thür auf, und wir ſahen einen rüſtigen Mann von funfzig Jahren, der uns, einen nach dem andern bey der Hand nehmend, in ſeinem Hauſe willkommen hieß. Einer ſeiner Söhne leuchtete uns, und wir wurden in einen kleinen Saal geführt, wo ſich in kurzem noch fünf oder ſechs andere wackere Jünglinge einfanden, die als Söhne vom Hauſe ſich geſchäftig erwieſen, uns zu zeigen, daß wir freundlich aufgenommen wären. Bald darauf brachten ſechs Mädchen von dreyzehn bis zwanzig Jahren, die Schweſtern dieſer Jünglinge, alles was von nöthen war, uns die Füße zu waſchen. Sie waren alle eben ſo reinlich als einfach gekleidet, und zeichneten ſich von allen weiblichen Weſen, die ich jemals

Herzog.

Wo euer Vorwort ihm nichts nüzen kan, da kan ihm auch nicht ſchaden wenn ihr übel von ihm redet; dieſe Gefälligkeit iſt alſo in Abſicht auf ihn gleichgültig, und derjenige, der euch darum erſucht, iſt euer Freund.

Protheus.

Ich ergebe mich, Gnädigſter Herr: Sie ſoll ihn nicht lange mehr lieben, wenn alles was ich zu ſeinem Nachtheil ſprechen werde, dieſe Würkung thun kan. Aber geſezt, dieſes entwende ihr Herz dem Valentin, ſo folgt darum nicht, daß ſie den Signor Thurio lieben muß.

Thurio.

Ihr müßt alſo zu gleicher Zeit, da ihr ſeiner Liebe entgegen arbeitet, das Beſte der meinigen beſorgen; und das wird geſchehen, wenn ihr allen den Werth mir beyleget, den ihr dem Signor Valentin benehmt.

Herzog.

Und, Protheus, wir ſezen in dieſer Sache ein deſto vollkommners Vertrauen in euch, da wir aus Valentins Erzehlung wiſſen, daß ihr euer Herz bereits unwiderruflich verſchenkt habt. Auf dieſe Sicherheit hin ſollt ihr freyen Zutritt bey meiner Tochter haben, um euch ohne Zeugen und ungeſtört mit ihr beſprechen zu können; ſie iſt verdrießlich, düſter und ſchwermüthig; aber ihr werdet ihr um eures Freundes willen angenehm ſeyn; und dieſes wird euch alle Gelegenheit verſchaffen, ſie durch eure Vorſtellungen wi-

der

mals geſehen hatte, durch ein Anſehen von Unſchuld, Zucht, und in ſich ſelbſt verhüllter Jungfräulichkeit aus, das ſich beſſer fühlen als beſchreiben läßt. Sie ſetzten das Waſſer, ohne die Augen aufzuſchlagen, vor uns nieder, breiteten reine Tücher und das übrige Zubehör auf einen Tiſch aus, und entfernten ſich wieder, eine nach der andern, eben ſo ſittſam und ohne Geräuſch, wie ſie gekommen waren. Noch etwas das mir auffiel war, daß dieſe ſechs Mädchen einander ſo ähnlich ſahen als ob es eben ſoviele Copeyen eben desſelben Modells geweſen wären; bloß das Alter und die Größe machte den Unterſchied aus. Eben dies, wiewohl in minderem Grade, bemerkte ich auch an den Söhnen, von welchen die drey jüngſten, nachdem ſie ſich mit Schürzen von Leinen umgürtet hatten, ohne auf meine und meines alten Dieners Weigerungen zu achten, den Dienſt des Fußwaſchens in großer Stille und mit einem ſonderbaren Anſchein von Demuth und Andacht verrichteten. Als ſie damit fertig waren, und wir eine Weile ausgeruht hatten, erſchien der Hausvater wieder, und führte uns in einen andern kleinen Saal, zu einem gedeckten Tiſche, der mit Eyern und Milch, ſehr ſchönem Brodte und vortreflichen Früchten beſezt war. Hier fanden wir eine Matrone von etwa vierzig Jahren, die Frau des Hauſes und die Mutter aller dieſer Kinder, die uns bat, da wir doch einiger Erquickung bedürften, mit dem vor lieb zu nehmen, was das Haus noch ſo ſpät zu geben vermöchte. Dieſe

Frau

Frau flößte mir beym erſten Anblick eine Empfindung ein, die ich noch nie gefühlt hatte — etwas das aus dem was man für eine Königin und für eine Mutter fühlen kann, zuſammengeſezt war, und mich zwiſchen zwey unfreywilligen Anwandlungen, vor ihr nieder zu knien und ihr um den Hals zu fallen, im Gleichgewicht hielt: in einem ſo hohen Grade leuchtete jede Tugend, die wir mit dem ſchönen Worte Sophroſyne zuſammenfaſſen, aus ihrem ganzen Geſicht und Weſen hervor. Ohne daß ſie vermuthlich jemals eine Schönheit geweſen war, gab ihr die Miſchung von Würde und Demuth, von Ernſt und Güte, Weisheit und Einfalt, Betriebſamkeit und Ruhe, die den Charakter ihrer Geſichtsbildung und Züge ausmachte, eine ſo eigene Art von Majeſtät und Anmuth, und zu aller der Mütterlichkeit, wenn ich ſo ſagen kann, die eine Mutter von ſechs Söhnen und eben ſoviel Töchtern in ihr darſtellte, etwas ſo jungfräuliches und Veſtalenartiges, daß ihr Anſchauen auf einmal Alle die Bilder von Schönheit und Grazie auslöſchte, die aus der Villa Mamilia in meiner Seele zurückgeblieben waren. Damals kannte ich nichts, womit ich dieſe Frau, und das was ich bey ihrem Anblik empfand, hätte vergleichen können: aber lange nachher, als ich in allen Myſterien der Chriſtianer eingeweyht war, dachte ich, ſo oft ich mich ihrer erinnerte, ein Mahler oder Bildner, hätte, um die Mutter des Gottgeſandten darzuſtellen, kein vollkommneres Modell finden können als dieſe Frau.

Es war ein ſchöner und für mich ganz neuer Anblick, dieſe Eltern zu ſehen, die von ſo vielen ihnen ähnlichen, geſunden und gutartigen Kindern umgeben, einem ſchönen Baume glichen, der ſich durch zwey Hauptäſte in eine Menge ſaftvoller dichtbelaubter Zweige ausgebreitet hat. Die ganze Familie ſchien Ein Herz und Eine Seele; die Befehle der Eltern waren bloße Winke, und wurden eben ſo ſchnell und mit eben der Stille vollzogen, wie die Glieder des Leibes dem Willen gehorchen. Gutherzigkeit und Wohlwollen, eine Gefälligkeit die aus reinem herzlichen Gefallen an einander zu entſpringen ſchien, kurz eine Harmonie der Gemüther, von der ich noch keine Vorſtellung gehabt hatte, leuchtete aus allen Augen, ſprach aus allen Bewegungen und Handlungen dieſer glücklichen Geſchöpfe, und wirkte deſto ſonderbarer auf mich, da ich noch nie unter Menſchen geweſen war, die ſo wenig Worte gemacht hätten wie dieſe. Es war als ob ihnen dieſe Seelenſprache, worin ſie einander ſo gut verſtanden, zu allem hinreichte, was ſie ſich zu ſagen hatten. Sind dies, ſagte ich zu mir ſelbſt, die Chriſtianer, von denen unſre Prieſter und unſer Pöbel mit ſolchem Abſcheu, und unſre großen Männer mit ſolcher Verachtung ſprechen? Iſt der Geiſt, der dieſe gutartigen Menſchen beſeelt, der allgemeine Geiſt ihres Ordens? O! ſo hätte mein Unbekannter wohl Recht, ſie neue Menſchen und Erſtlinge einer neuen Schöpfung zu nennen! Selbſt das goldne Alter unſrer Dichter iſt nur ein

kindli

kindisches Mährchen gegen eine Welt, die von lauter Menschen, wie diese Familie, bewohnt würde!

Mein Herz war so voll, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihnen die Bewunderung und Zuneigung, die ich für sie fühlte, in sehr lebhaften Ausdrücken zu bezeugen: aber meine Sprache schien ihnen fremd; die jungen Leute schlugen die Augen nieder oder traten auf die Seite, und der Hausvater sah mich an, als suchte er in meinem Gesichte, ob er sich an mir geirret habe. Indem ich nachdachte, was das zu bedeuten haben könnte, reichte mir die Frau des Hauses einen Becher mit Wein, welchen eine ihrer Töchter, nach Gewohnheit des Landes, vorher mit Wasser vermischt hatte. Ich nahm ihn an, und, aus einer bloß mechanischen Gewohnheit, goß ich, indem ich sie mit Ehrerbietung und Wohlgefallen betrachtete, ohne zu denken was ich that, etwas Wein auf den Boden, ehe ich trank. Sie erblaßte, trat zurück, und in wenig Augenblicken waren die Mutter und die Töchter aus dem Saale verschwunden. Warum thatest du das? fragte mich der Hauswirth mit freundlichem Ernst; siehe, wie du diese guten Seelen erschreckt hast! — Ich wurde feuerroth, und entschuldigte mich, mit einer eben so mechanischen Betheuerung beym Jupiter, daß meine Hand es ohne den Willen meiner Seele gethan habe. Nun schlichen sich auch die Söhne, unvermerkt und in größter Stille, einer nach dem andern fort. —

T. M. December 1789.

Die Macht der Gewohnheit! ſagte der Wegweiſer mit einem kleinen Kopfſchütteln. Seit mehr als vierzig Jahren, fuhr unſer Wirth fort, iſt dieſer Boden durch keine abgöttiſche Libation entweyht, iſt der Nahme keines böſen Dämons in dieſem Hauſe ausgeſprochen worden. Wir ſcheuen uns nicht zu bekennen, daß wir nur den Einzigen anbeten, durch welchen, und in welchem Alles iſt, und daß wir ihm dienen wie es uns der Liebling ſeines Sohnes, nach deſſen Nahmen man uns nennt, gelehrt hat. Unſer Bruder, der dich hieher gebracht hatte, ſagte uns, du wäreſt auf dem Wege einer der unſrigen zu werden. — Er hielt ein, und ich geſtehe, daß mir dieſe Rede von einem Manne, den ich bisher eben ſo verſtändig als biederherzig gefunden hatte, mächtig auffiel. — Du hätteſt mich alſo, ohne dieſe vielleicht irrige Meynung nicht aufgenommen? fragte ich mit einiger Empfindlichkeit. — Dennoch, antwortete er mit ſeiner gewohnten Ruhe, nur auf eine andere Art. „Alle Menſchen, wer ſie auch ſeyn mögen, können gewiß ſeyn, daß wir uns keiner Pflicht der Menſchlichkeit gegen ſie weigern: aber Liebe können nur unſre Brüder von uns erwarten; und wenn wir nicht ſo ſtrenge darüber hielten, ſo viel möglich alle Gemeinſchaft mit denen die es nicht ſind zu vermeiden, ſo würden wir bald aufhören das zu ſeyn, was dir, wie du ſagſt, ſo viel Wohlwollen für uns eingeflößt hat. Nur die Abſonderung von den Kindern der Welt ſichert uns, nicht von ihnen angeſteckt zu werden. Wenn der

Wunſch

Wunsch einer der eurigen zu seyn, hinreichend wäre! versetzte ich, — aber ich bin noch so unwissend, daß ich nicht einmal die Elemente der Weisheit, die euch zu so guten Menschen macht, begriffen habe. — Was wir Gutes haben, erwiederte unser Wirth, ist Gnade von Oben: der Wille allein ist unser, und auch das ist Gnade, daß er gut ist. Uebrigens sind wir als bloße Säuglinge der himmlischen Weisheit nur mit Milch genährt worden; wir sind ungelehrte Landleute, und die hohe Gnosis unsrer Propheten ist eine Gabe des Geistes, die uns nicht gegeben ist. In Einfalt des Herzens begnügen wir uns, an unserm Meister zu hangen, ihn, der aus Liebe zu uns sein Leben ließ, von ganzem Herzen zu lieben, seines Sinnes zu seyn, seinem Exempel zu folgen, und mit Freudigkeit seiner Wiederkunft zu harren. — Dies ist zum Heil hinreichend, mein Bruder, sagte unser Wegweiser: aber Kinder sind doch nicht gebohren, um Kinder zu bleiben; sie sollen Jünglinge und Männer werden, und bedürfen alsdann, ja schon um es zu werden, stärkere Speise. — Der Hauswirth erwiederte nichts hierauf. Nach einer kleinen Weile fuhr jener fort: ich weiß daß man dir Vorurtheile gegen unsre Gemeinen beygebracht hat: aber ich bin gewiß, wenn du unsern Propheten gesehen, wenn du ihn gehört hättest, du würdest anders Sinnes werden. — Mein Bruder, versetzte unser Wirth, ich werde nie einen solchen Mann wieder sehen wie Johannes, der Liebling unsers Herrn, war! Wohl mir, daß ich

ihn gesehen habe, den liebenswürdigen Greis, den wir alle wie unsern Vater liebten und als den Stellvertreter seines geliebten Meisters verehrten, und daß sein Bild, oder vielmehr sein Geist in himmlischer Lichtgestalt, noch immer vor mir schwebt, so oft ich mich seiner erinnere! Unvergeßlich wird mir, so lang' ich lebe, der Augenblick seyn, da er in diesem Hause, in diesem nehmlichen Gemache, wo wir jezt sind, als ich ein Knabe von sieben Jahren war, seine heiligen Hände auf mich legte und mich segnete! Und so lange ich lebe, werd' ich den herzlichen Ton seiner lezten Worte noch in meiner Seele hören, mit denen er von seiner Gemeine zu Ephesus schied. Durch eine besondere Schickung hatte mich mein Vater als einen Knaben von vierzehn Jahren kurz zuvor nach Ephesus gebracht, um meine Erziehung daselbst vollenden zu lassen. Bald darauf fühlte der Heilige, der beynahe das ganze erste Jahrhundert des Heils durchlebt hatte, daß die Stunde des Scheidens gekommen sey. Er wurde in einem Lehnstuhl in die Gemeine getragen, die sich in dem Hause, wo er wohnte, versammelt hatte. Nie nie wird mir dieser Anblick, diese Gefühle, die mein Innerstes durchdrangen, aus dem Sinne kommen! Wenn uns ein Engel in Gestalt eines Greises erscheinen wollte, so würde er die Gestalt des von seinen Kindern scheidenden Johannes annehmen. Seine Augen waren dunkel geworden: aber das letzte Auflodern der erlöschenden Flamme schien sie auf einmal zu erheitern, und

in

in einem Blick voll Liebe auf uns alle auszustralen. Die ganze Gemeine lag in heiliger Stille, wiewohl mit thränenden Augen auf ihren Knien um ihn her seinen lezten Segen zu empfangen: er erhob sich, breitete seine Arme gegen uns aus, segnete uns, sank zurück, und war verschieden. — Die Stimme unsers guten Wirthes erstickte bey den lezten Worten; Thränen liefen über seine Wangen, er sah eine lange Weile unverwandt empor, mein Wegweiser schwieg in Gefühl verlohren, und ich — ich gelobte in mir selbst das feyerlichste Gelübde, daß von nun an alle meine Gedanken und Bemühungen dahin gerichtet seyn sollten, sobald als immer möglich der Bruder so reiner und guter und glücklicher Menschen zu werden, als diese Christianer in meinen Augen waren. *)

W.

III.

Ueber

Christus und die zwölf Apostel,

nach Raphael von Mark-Anton gestochen, und von Herrn Prof. Langer in Düsseldorf kopirt.

Indem wir die Meisterwerke Raphaels bewundern, bemerken wir gar leicht eine höchst glückliche Erfindung,

*) Es bedarf wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Geschichte, und die Auflösung des moralischen Problems, die durch

und eine dem Gedanken ganz gemäße, bequeme und leichte Ausführung. Wenn wir jenes einem glücklichen Naturell zuschreiben, so sehen wir in diesem einen durch vieles Nachdenken geübten Geschmack, und eine durch anhaltende Uebung unter den Augen großer Meister erlangte Kunstfertigkeit.

Die dreyzehn Blätter, welche Christum und die Zwölf Apostel vorstellen, und welche **Marc-Anton** nach ihm gestochen, Herr Professor **Langer** in Düsseldorf aber neuerdings copiert hat, geben uns die schönste Gelegenheit jene Betrachtung zu erneuern.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer, mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an seinen Worten und an seinem Daseyn hingen, und größtentheils ihren einfachen Wandel, mit einem Märtyrer Tode krönten, gebührend vorzustellen, hat er mit einer solchen Einfalt, Manigfaltigkeit, Herzlichkeit, und mit so einem reichen Kunstverständniß aufgelößt, daß wir diese Blätter für eins der schönsten Monumente seines glücklichen Daseyns halten können.

Was uns von ihrem Character, Stande, Beschäftigung, Wandel und Tode, in Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das zarteste benuzt, und dadurch eine Reihe von Gestalten hervorgebracht,

durch sie gegeben werden soll, noch weit von ihrem Ende ist.

gebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben.

Wir wollen ſie einzeln durchgehen, um unſere Leſer auf dieſe intereſſante Sammlung aufmerkſam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad von vorne geſtellt, und ihm eine feſte gedrungene Geſtalt gegeben. Die Extremitäten ſind bey dieſer, wie bey einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer ſcheint. Der Hals iſt kurz, und die kurzen Haare ſind unter allen dreyzehn Figuren am ſtärkſten gekraußt. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zuſammen, das Geſicht ſieht man, wie die übrige Geſtalt, ganz von vorn. Die Figur iſt in ſich feſt zuſammen genommen, und ſteht da wie ein Pfeiler der eine Laſt zu tragen im Stande iſt.

Paulus iſt auch ſtehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer der gehen will und nochmals zurück ſieht; der Mantel iſt aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geſchlagen; die Füße ſind frey, es hindert ſie nichts am fortſchreiten; Haare und Bart bewegen ſich wie Flammen, und ein ſchwärmeriſcher Ernſt glüht auf dem Geſichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen angenehmen nur am Ende krauſen Haaren. Er ſcheint zufrieden, ruhig, die Zeugniſſe der Religion, das Buch

der den jungen Valentin, und zu Gunſten meines Freundes einzunehmen.

Protheus.

Ich will thun was ich kan; aber ihr, Signor Thurio, müßt an euerm Theil auch lebhafter agiren als bisher; ihr müßt ihrer Neigung Neze legen; zärtliche Sonnete, mit ihrem Lob und euern Gelübden angefüllt, würden gute Dienſte thun.

Herzog.

In der That, die Poeſie hat eine groſſe Gewalt über das Herz.

Protheus.

Sagt, ihr opfert auf dem Altar ihrer Schönheit eure Thränen, eure Seufzer, euer Herz; ſchreibt, bis eure Dinte dik wird, und gieſſet ſie mit euren Thränen wieder auf; ihr habt eben nicht nöthig es würklich ſo zu machen, genug, wenn etliche weinerliche Zeilen ſie bereden, daß ihr's ſo gemacht habt. Die Laute des Orpheus war mit poetiſchen Seyten bezogen; dieſe Laute, deren goldne Griffe Stahl und Steine erweichte, Tyger zähmte, und ungeheure Leviathans aus grundloſen Tiefen hervorzog, und auf Sandbänken tanzen machte. Wenn ihr dann durch eure klägliche Elegien ihr Herz zu rühren angefangen habt, ſo kommt des Nachts mit Muſicanten vor ihr Kammer-Fenſter: Singt in ihre Inſtrumente ein melancholiſches Lied; das todte Schweigen der Nacht befördert die Würkung ſo angenehm-klagender Schmerzen; und wenn das ſie nicht gewinnt, ſo kan ſie durch nichts gewonnen werden.

und den Kelch, zu besitzen, und vorzuzeigen. Es ist ein sehr glücklicher Kunstgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand zugleich mit in die Höhe bringt, und durch dieses Mittel die schön angelegten Falten in die vollkommenste Lage gesezt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf seinem Daseyn ruhender Mann. Die allzu große Ruhe und Bequemlichkeit, ist durch einen ernsthaften, beynahe scheuen Blick, ins Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geschlagen, sind und der Geldbeutel, geben einen unbeschreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas ist eine der schönsten, in der größten Einfalt ausdrukvollsten Figuren. Er steht in seinen Mantel zusammen genommen, der auf beyden Seiten fast symmetrische Falten wirft, die aber durch ganz leise Veränderungen, einander völlig unähnlich gemacht worden sind. Stiller, ruhiger, bescheidener, kann wohl kaum eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beynahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes, harmoniren auf das schönste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Aussenseite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus Major. Eine sanfte eingehüllte vorbey wandelnde Pilgrims-Gestalt.

Philip-

Philippus. Man lege diesen zwischen die beyden vorhergehenden, und betrachte den Faltenwurf aller drey neben einander; und es wird auffallen, wie reich, groß, breit, die Falten dieser Gestalt gegen jene gehalten, sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so sicher steht er, so fest hält er das Kreutz, so scharf sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoset sein Kreutz mehr als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels, sind mit großem Verstande geworfen.

Taddeus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reise zu thun pflegen, sein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieser einfachen Handlung, entstehen sehr schöne Falten. Er trägt die Partisane, das Zeichen seines Märtyrer Todes, als einen Wanderstab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch höchst verstandene Falten vermannigfaltigen einfachen Kleide, lehnt sich auf einen Spieß, sein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels, sowohl als des übrigen Gewandes, womit diese mehr von Hinten als von der Seite zusehende Figur bekleidet ist, gehören mit unter die schönsten der ganzen Sammlung, wie

überhaupt in der Stellung, in der Mine, in dem Haarwuchse eine unbeſchreibliche Harmonie zu bewundern iſt.

Bartholomäus ſteht in ſeinen Mantel wild und mit groſſer Kunſt kunſtlos eingewickelt; ſeine Stellung, ſeine Haare, die Art wie er das Meſſer hält, möchte uns faſt auf die Gedanken bringen, er ſey eher bereit, jemanden die Haut abzuziehen, als eine ſolche Operation zu dulden.

Chriſtus zulezt, wird wohl niemanden befriedigen der die Wundergeſtalt eines Gottmenſchen hier ſuchen möchte. Er tritt einfach und ſtill hervor um das Volk zu ſegnen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen iſt, in ſchönen Falten das Knie ſehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es ſich keinen Augenblick ſo erhalten könne, ſondern gleich herunter fallen müſſe. Wahrſcheinlich hat Raphael ſupponirt, die Figur habe mit der rechten Hand, das Gewand heraufgezogen und angehalten, und laſſe es in dem Augenblicke indem ſie den Arm zum Segnen aufhebt los, ſo daß es eben nieder ſauken muß Es wäre dieſes ein Beyſpiel von dem ſchönen Kunſtmittel, die kurz verhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zuſtand der Falten anzudeuten.

Alles dieſes bisher geſagte ſind immer nur Noten ohne Text, und wir würden uns wohl ſchwerlich entſchloſſen haben ſie aufzuzeichnen, noch weniger ſie abdrucken

drucken zu laſſen, wenn es nicht unſern Leſern mög-lich wäre ſich wenigſtens einen großen Theil des Ver-gnügens zuverſchaffen, welches man beym Anblick die-ſer Kunſtwerke genießt.

Herr Profeſſor Langer in Düſſeldorf hat von die-ſen ſeltenen und ſchätzbaren Blättern uns vor kurzem Copien geliefert, welche, für das was ſie leiſten, um einen ſehr geringen Preis zu haben ſind.

Die Conture im allgemeinen, ſowohl der ganzen Figuren, als der einzelnen Theile, ſind ſorgfältig und treu gearbeitet; auch ſind Licht und Schatten im Ganzen genommen harmoniſch genug behandelt, und der Stich thut, beſonders auf lichtgrauem Papier, einen ganz guten Effect. Dieſe Blätter gewähren alſo unſtreitig einen Begriff von dem Werth der Originale in Abſicht auf Erfindung, Stellung, Wurf der Falten, Charakter der Haare und der Geſichter, und wir dürfen wohl ſagen, daß kein Liebhaber der Künſte verſäumen ſollte, ſich dieſe Langeriſchen Copien anzuſchaffen, ſelbſt in dem ſeltenen Falle wenn er die Originale beſäße; denn auch alsdann würden ihm dieſe Copien, wie eine gute Ueberſetzung, noch manchen Stoff zum Nachdenken geben. Wir wollen hingegen auch nicht bergen, daß in Vergleichung mit den Originalen, uns dieſe Copien manches zu wünſchen übrig laſſen. Beſonders bemerkt man bald, daß die Geduld und Aufmerkſamkeit des Copierenden durch alle dreyzehn Blätter ſich

nicht

nicht gleich geblieben iſt. So iſt, zum Beyſpiel, die Figur des Petrus mit vieler Sorgfalt, die Figur des Johannes dagegen ſehr nachläßig gearbeitet, und bey genauer Prüfung findet man, daß die übrigen ſich bald dieſem bald jenem an Werthe nähern. Da alle Figuren bekleidet ſind, und der größte Kunſtwerth in den harmoniſchen, zu jedem Character, zu jeder Stellung paſſenden Gewändern liegt: ſo geht freylich die höchſte Blüthe dieſer Werke verlohren, wenn der Copirende nicht überall die Falten auf das zarteſte behandelt. Nicht allein die Hauptfalten der Originale ſind meiſterhaft gedacht, ſondern von den ſchärfſten und kleinſten Brüchen, bis zu den breiteſten Verflächungen iſt alles überlegt, und mit dem verſtändigſten Grabſtichel jeder Theil nach ſeiner Eigenſchaft ausgedruckt. Die verſchiedenen Abſchattungen, kleine Vertiefungen, Erhöhungen, Ränder, Brüche, Säume, ſind alle mit einer bewunderswürdigen Kunſt, nicht angedeutet ſondern ausgeführt, und wenn man an dieſen Blättern den ſtrengen Fleiß und die große Reinlichkeit der Albrecht Dureriſchen Arbeiten vermißt: ſo zeigen ſie dagegen bey dem größten Kunſtverſtand, ein ſo leichtes und glückliches Naturell ihrer Urheber, daß ſie uns wieder unſchätzbar vorkommen. In den Originalen iſt keine Falte, von der wir uns nicht Rechenſchaft zu geben getrauen: keine, die nicht, ſelbſt in den ſchwächern Abdrücken welche wir vor uns haben, bis ihre zur lezten Abſtuffung zu verfolgen wäre. Bey den

den Copien iſt das nicht immer der Fall, und wir haben es nur deſtomehr bedauert, da, nach dem was ſchon geleiſtet iſt, es Herrn Profeſſor Langer gar nicht an Kunſtfertigkeit zu fehlen ſcheint, das Mehrere gleichfals zu leiſten. Nach allem dieſem glauben wir mit gutem Gewiſſen wiederhohlen zu können daß wir wünſchen dieſen geſchickten, auf ernſthafte Kunſtwerke aufmerkſamen, und (welches in unſerer Zeit ſelten zu ſeyn ſcheint) Aufmerkſamkeit erregenden Künſtler durch gute Auf- und Abnahme ſeiner gegenwärtigen Arbeit aufgemuntert zu ſehen; damit er in der Folge etwa noch ein und das andere ähnliche Werk unternehmen, und mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte uns eine Arbeit vorlegen möge, welche wir mit einem ganz unbedingten Lobe den Liebhabern anpreiſen können.

IV.

Von

der Luft in Compagna di Roma

und dem Einfluß, den ſie auf den Feldbau hat.

Zwiſchen den Sonnenwenden des Winters und des Sommers, nemlich vom 22. December bis den 22. Junius, iſt die Luft im Gebiethe der Stadt Rom voll-

vollkommen gesund. Auch ist sie den ganzen Herbst hindurch unschädlich, wenn im Monath September häufige Regen fallen, und die Herbstwitterung frisch und mit öfteren Regen untermischt ist. Aber im Sommer, vom 22. Junius bis den 22. September, ist daselbst die Luft durchaus ungesund, und bleibt es auch nach dem 22sten September in den Jahren, in welchen die Herbstregen sich später einstellen, dieselbe zu reinigen und zu erfrischen. Zur Zeit der ungesunden Luft kann Niemand, es sey bey Tage oder bey Nacht, auf dem Lande schlafen, ohne sich augenblicklich das Fieber oder den Tod zuzuziehen. Daher ist es in dieser Jahrszeit fast gänzlich unbewohnt. In den Bauerhütten schläft niemand, als eine geringe Anzahl von Hirten und Tagelöhnern, welche vom Fieber und Verstopfungen beständig geplagt sind, und größtentheils in wenigen Jahren sterben. Nur der übermäßige Tagelohn, den diese Unglückseligen im Sommer erhalten, reitzet sie, ihre Gesundheit und Leben in diese Gefahr zu setzen. Ein Schnitter oder Dreſcher erhält hier, ausser der freyen Beköstigung, täglich 12 bis 16 und in manchen Jahren auch 20 Groschen. Die fremden Arbeiter laßen sich hierdurch nicht anlocken. Am Ende des Maymonaths und im Anfang des Junius fliehen sie vor dieser Luft, wie vor der Pest. Nur wenige, zu Hause vom äussersten Elend gedrückte Wagehälse bleiben zurück, welche von gewissen Werbern, die man Feld-Corporale nennt, wie Soldaten

ten angeworben werden, und faſt alle ihre Geſundheit und viele ihr Leben verlieren.

Viele ſind der Meynung, in den blühenden Zeiten der Römer ſey die Luft des Römiſchen Gebietes durchs aus geſund geweſen, und erſt in den folgenden Jahrhunderten durch den Verfall des Ackerbaues, und durch die Verminderung der Bevölkerung verurſacht worden. Allein es läßt ſich beweiſen, daß ſie auch in den beſten Zeiten der Römer in der weſtlichen Gegend des Römiſchen Gebiethes, nehmlich in der Nachbarſchaft des Meers, beſonders wo das Ufer ſich nicht hoch über das Meer erhebt, nicht beſſer als jetzt war. Man weiß aus der Geſchichte, daß ſich die Römer mehr als einmal mit der Verdämmung der Pomptiniſchen Sümpfe beſchäftigt, und ihren Endzweck nie erreicht haben. Man weiß auch, daß das Toskaniſche Seeland, zu der Römer Zeit, wie jetzt, von vergifteter Luft angeſteckt war. Plinius der jüngere ſchreibt in einem Briefe an den Apollinaris: Est sane gravis et pestilens ora Tuscorum, quo per littus extenditur. Weil Tuſcien ſich damals ſehr weit in das jetzige Römiſche Gebiethe erſtreckte, und das Römiſche Seeufer von Natur eben ſo niedrig iſt, als das Toskaniſche, ſo mußte es von jeher dem nemlichen Unheil, welches aus der allzuniedrigen Lage des Landes entſtehet, unterworfen ſeyn. Es war nie möglich, Sümpfe und Regenwaſſer von einer Ebene ins Meer zu leiten, die

von Natur nicht über daſſelbe erhoben iſt. Zu allen Zeiten mußten die daſelbſt herrſchenden Südwinde die böſen Ausdünſtungen in das Innere des Landes verbreiten, und den Luftkreis vergiften. Aus der ungeheuern Bevölkerung des alten Roms, und vieler Seeländiſchen Städte, deren Ruderа noch vorhanden ſind, folget nicht, daß die Luft an ſich ſelbſt reiner und geſunder war, ſondern vielmehr, daß die ſchädliche Wirkung derſelben durch die gedrängte Menge der Menſchen und Feuer-Heerde nicht ſtatt fand. Hierzu trugen die hohen und maſſiven Gebäude der Städte und Landhäuſer, welche mit Bedienten und Sklaven angefüllt waren, und die große Menge Waſſerleitungen, die ihnen das reinſte Quellwaſſer zum Trinken und Kochen herbeyführten, ſehr viel und vielleicht alles bey.

Man findet dieſes durch die Erfahrung beſtätigt. In den Städten und Kaſtellen, wo viele Menſchen beyſammen wohnen, und mit geſunden Waſſer verſehen ſind, ſchadet die Luft nicht; jedoch müſſen ſie die Behutſamkeit brauchen, nie, auch nur eine Stunde, auf freyem Felde zu ſchlafen. Dieſe Regel wird von den Bauern und Winzern in der Nachbarſchaft der Stadt Rom auf das pünktlichſte beobachtet. Sie verlaſſen im Anfang des Sommers ihre Landhäuſer, und ziehen in die Stadt. Von hieraus beſuchen ſie täglich ihre nächſten Aecker und Weinberge, ohne jedoch auch

nur

Herzog.

Dein Rath beweißt, daß du ſelbſt verliebt geweſen biſt.

Thurio.

Und ich will ihn heute Nachts ins Werk ſezen. Komm alſo, mein liebſter Protheus, wir wollen gehen und etliche gute Muſicanten zuſammen bringen; ich habe ein Sonnet, das ſich ſehr gut zu unſrer Abſicht ſchikt.

Herzog.

So macht alſo eure Sachen, ihr Herren.

Protheus.

Wir wollen Euer Gnaden bis nach dem Nacht-Eſſen aufwarten; es wird alsdann noch Zeit genug ſeyn, unſre Anſtalten zu machen.

Herzog.

Nein, nein, macht ſie izt gleich; ich überhebe euch alles andern Dienſtes.

(Sie gehen ab.)

tern,, Sie kommen ſcharenweiſe aus allen Gegenden Italiens, obgleich das Tagelohn in dieſen Jahrszeiten nicht größer als vier bis ſechs Groſchen iſt.

Bey ſolchen Umſtänden wäre es rathſamer, daß die Römer und die Bewohner der öfklen Städte und Kaſtelle in Campagna di Roma nur ſolche Produkte cultivirten, welche in den Sommermonathen keine Bearbeitung erfordern, z. B. den Oehl- und Seidenbau, und von den übrigen nur ſolche, ohne welche man nicht leben kann, und zwar nur in der Nachbarſchaft der bewohnten Oerter. Sie könnten alsdenn auch die Unglückſeligen zu ihrer Arbeit benützen können, welche, durch die Feld-Corporale angelockt, in entfernten Gegenden ihre Geſundheit und Leben aufopfern. Den Güterbeſitzern und Kaufleuten, welche des Gewinns halber daſelbſt Reis, Flachs, Hanf, Tobak, Kreſe, Buchweitzen und dergleichen zu bauen, ſo viele römiſche Unterthanen (denn die Fremden laſſen ſich hierzu nicht gebrauchen) gleichſam auf die Schlachtbank führen, ſollte ein ſo grauſames Handwerk verbothen werden; weil hierdurch die Bevölkerung der Bauern von Jahr zu Jahr mehr abnimmt.

Die Folge, daß die entfernten Gegenden ungebauet und wüſte liegen bleiben würden, ſollte durch ganz andere Wege, die der Natur der Sache mehr angemeſſen, und für die Menſchheit vortheilhafter wären, vermittelt werden. Wenn die unermeßlichen Summen, welche

welche auf die Verbeſſerung der Pomtiniſchen Sümpfe, auf neue Kirchen und Sakriſteyen, auf Errichtung der Obelisken und Pyramiden u. d. g. verwendet werden, zum allmähligen Bau neuer Dörfer und Flecken auf dem Lande beſtimmt würden; wenn der ungeheure Troß von Bauerſöhnen, die um eines bequemern Lebens willen vom Pfluge entflohen ſind, und in glänzenden Livreen alle Vorzimmer zu Rom anfüllen, zum Landbau zurückkehrten; wenn dem vielen Allmoſengeben vor den Thüren und Kirchen, und in den vielen Hoſpitälern, wodurch Rom und die übrigen Städte dieſer Gegend mit Bettlern überſchwemmt ſind, geſteuert würde; wenn die Landgüter, welche jezt wenigen Herren zugehören, unter viele vertheilt, oder wenigſtens der weitere Ankauf verbothen würde; wenn man die erbauten Dörfer wohl verſorgten Koloniſten einräumte, und ſie mit gutem Quellwaſſer durch Waſſerleitungen verſähe, und ihnen alle die Vortheile verſchönte, welche Herr Johann Baptiſt Doni in ſeinem goldenen Werkchen de reſtituenda ſalubritate agri Romani, und der Arzt Johann Maria Lancisi in ſeinem Buche de noxiis paludum effluviis, vorſchreiben: ſo würde hier die Luft dem Ackerbau und der Bevölkerung eben ſo unſchädlich, als zu Zeiten der alten Römer ſeyn.

J...

V.

Die Conſolidation.

Ein Geſpräch.

Wißlieb.

Freuen Sie ſich mit mir, Wahrmund, über die große Erfindung unſrer Zeiten, die Conſolidation! Seit einiger Zeit wird ſie in ganz Teutſchland — vom Elſaß an bis faſt nach Presburg, Mode. Alle Staaten geben Verordnungen zum — Conſolidiren. Alle ſuchen die Beſitzungen ihrer Bürger zu arrondiren, ſo wie einige Staaten ſich ſelbſt, in Beziehung auf auswärtige, zu arrondiren bemühet ſind. Eine ſolche Conſolidation hatte unſer Kaiſer vor, als er Brabant dem Churfürſten von der Pfalz überlaſſen, und Bayern mit Böhmen vereinigen wollte, obgleich der ſel. Superintendent Ziehen faſt um dieſelbe Zeit die Trennung Bayerns von Böhmen vermittelſt eines großen Spaltes, weiſſagete, welchen bisher niemand geſehen hat. —

Wahrmund. Man kann es einem Staate nicht verargen, wenn er ſich zu arrondiren ſucht. Einen liebe, Trieb ſich zu erhalten und zu vervollkommnen, iſt ſein erſtes Geſetz, fließt aus ſeinem unveränderlichen Weſen. Es iſt mit den Staaten, wie mit einzelnen Menſchen. Aber eben ſo wenig kann ich's den

Nach-

Nachbarn eines ſolchen Staates verdenken, wenn ſie ſich gewiſſe Conſolidationen nicht gefallen laſſen wollen. Ein Körper, deſſen Glieder nicht recht zuſammenhängen, iſt ein ſchwacher Körper. Aber wenn ſeine Theile ſich einander nähern, wenn ſie ſich enger zuſammenziehen, wenn ſie, durch ein feſteres Band verknüpft, ſich bereichern — dann, erlangt dieſer Körper die herkuliſche Kraft eines Athleten, wenn alles übrige gleich iſt. Dieſem Athleten ſiehet man diſſeits der Schranken gern zu, und bewundert ſeine Muſkeln: aber man fürchtet ſich doch heimlich, wenn man erwägt, es ſey möglich daß man einſt mit ihm und gegen ihn die Arena betreten müſſe. —

Wißlieb. Ich bin begierig, diesmal bloß Ihre Gedanken von der Privatconſolidation zu erfahren

Wahrmund. Auch ſind wir, Gott ſey Dank! gerade nicht zu Lehrern der Groſſen berufen.

Tandis que l'*aigle* atteint le sejour du tonnere,
La timide *Procne* vole en rasant la terre!

Ich beſaß drey kleine Grundſtücke — erzählte mir meiner Nachbarn einer; ſie lagen auseinander, wurden aber doch aus Liebe zum Gewinn, die uns zuerſt gelehrt hat wie man auf fernes Feld doch unverdroſſen fährt, mit eiſernem Fleiſſe kultivirt. Ich war mit meinem Eigenthum zufrieden. Es brachte mir ein, was es einbringen konnte, auch verbeſſerte ich es nach

Möglichkeit. Unter den drey Grundſtücken war eins, welches das Lieblingsplätzchen meines Groſsvaters ſel. enthielt. In den lezten Jahren ſeines ehrwürdigen grauen Alters ſchlich er oft, wenn die wärmere Sonne ſeinen halberſtorbenen Leib wieder zu beleben anfing, an ſeinem Stabe gebückt hinaus, und ſetzte ſich auf einen grünbemoosten Stein, der ihm nicht ausgerottet werden durfte, ſo ein guter Feldwirth er auch ſonſt war. Hier genoſs er mit einer Empfindung, welche ſonſt nur das glückliche Vorrecht der Jugend zu ſeyn ſcheint, des Anblicks der untergehenden Sonne, und der lachenden Hügel, worauf ihre lezte Strahlen noch weilten. Hier kommentirte er, wenn ſein Enkel hinaus kam, über den Sirach, den er für das gemeinnützigſte, und mithin für das beſte Buch im A. T. hielt, und erzählte mir alte Geſchichten, die ich mit der dem kindiſchen Alter eigenen Gierigkeit verſchlang. Ach! wie war — fuhr mein Nachbar fort — meine Seele an den biedern Alten und an dieſes einſame Plätzchen gekettet, welches er ſo ſehr liebte! Mit welcher Andacht zum Verſtorbenen beſuchte ich noch lange nach ſeinem Tode dieſen moosigten Stein, der ihm zum Sitze und — zur Kanzel diente, von welcher herab er mich oft mehr erbaute, als Se. Hochehrwürden, der Herr Paſtor N.! Oft ſagte der gute Alte zu mir: Junge! dieſes Feld und dieſes grüne Plätzchen hier laſs dir nicht nehmen, und wenn du dich bisweilen, wenn ich lange ſchon Staub bin, deines

ties Großvaters lebhaft erinnern willst, so gehe hieher, und setze dich auf diesen Stein!

Was geschah? Man kam auf den Einfall, zu coni solidiren. Der Amtmann bedeutete mir auf höhern Befehl, ich müßte das gedachte Feld, da es mir zu abgelegen sey, an die Anlieger abtreten, wogegen ich ein Grundstück bekommen sollte, welches mit meinen übrigen zusammen hing. Vergebens, — vergebens stellte ich vor: dieses Feld sey mir von unschätzbarem Werth — es sey mir durch kein anderes zu ersetzen — es sey mein rechtmäßig erworbenes Eigenthum, wobey der Staat mich so lange zu schützen verbunden sey, als nicht seine Erhaltung, sage Erhaltung, ein Opfer von meiner Seite nothwendig mache. Ich gab zu bedenken, mein Großvater, der ungeachtet seiner achtzig Jahre, fast so wenig radottiert hätte als der Herr Amtmann selbst und ich, habe mir die Veräusserung dieses Grundstücks untersagt, und ich hätte ihm geschworen, es solle bey meinen Lebzeiten nicht in die Hände eines fremden Besizers kommen. Der Amtmann schalt mich einen empfindsamen Gecken, bewies mir eben so grob als seicht, daß der Wille oder Wunsch eines sterbenden Alten kein Gesez für den Klugern Enkel sey — daß ich das Feld räumen solle, daß ich ein Raisonneur, ein widerspenstiger Kerl, ein Schlingel, und — Gott weiß, was mehr? — sey, und dabey bliebs!

Ich verlohr die Gedult. Wie? Herr Amtmann, sprach, ich, der sehnliche Wunsch, der leicht zu erfüllende sehnliche Wunsch eines rechtschaffenen Alten sollte in keinem Falle ein Gesez für das Herz des klügern Enkels seyn? — Wollte Gott, wir beyde wären so klug, wie mein ehrwürdiger Großvater war!

Was? Du Schlingel, unterstehest du dich, mir den Verstand abzusprechen? — fuhr der Amtmann mich an. Ich ward in den Thurm gesteckt. Er berichtete an die höhere Behörde. Die Resolution kam: daß man mich aus dem Besiz des Feldes quäst. sezen sollte. Sogleich räumte man es einem andern ein. Der Stein meines Grosvaters sel. ward herausgeworfen, und ich — kann das geliebte einsame Plätzchen nun gar nicht mehr besuchen. Wenn man mich dort sehen würde, so würde man glauben, ich sey gekommen, um mich an dem jezigen Besizer durch Austreissen seiner Kartoffeln oder seines Kohls zu rächen.

Wißlieb. — Solch' einen Bauer habe ich in Israel nicht funden! Die verdammte Consolidation!

Wahrmund. — Sachte, Freund! — Ich bin wirklich überzeugt, daß die Consolidation in vielen Ländern einen wahren Nuzen gehabt hat, und der Verbesserung der Landeskultur sehr zuträglich gewesen ist. Auch tadle ich die Regierungen nicht. Sie hat-

ten

ten die beste Absicht, welche man mit Dank erkennen muß. Nur — —

Wißlieb. — Mißfällt Ihnen, die Art von Gewaltthätigkeit, womit man oft den Landmann seines Eigenthums beraubt, um — das gemeine Beste zu befördern! Nicht wahr?

Wahrmund. — Wenn die Staatsmänner mich böse machen, so werde ich ihnen den Schatten des Montesquieu herauf citieren, um ihnen zu wiederhohlen was Montesquieu, ehe er unter die Cölicolen versezt wurde, von der Consolidation geschrieben hat.

Wißlieb. — Montesquieu hätte von der Consolidation geschrieben? Wahrmund — Sie scherzen! Davon habe ich nie was gehört.

Wahrmund. — Hören Sie es denn jezt: c'est un paralogisme de dire, que le bien *particulier* doit ceder au bien *public*. Cela n'a lieu, que dans les cas, ou il s'agit — merken Sie auf, Wißlieb! — *de l'empire de la Cité*, c'est à dire, de la *liberté du citoyen*. Cela n'a pas lieu dans ceux, ou il est question de la *propriété des biens*, parceque le bien public est toujours, que *chacun* conserve *invariablement* la propriété, que lui donnent les loix civiles. Ciceron — Ihr Liebling, wenigstens *pro vostris*, Wißlieb! — Ciceron soutenoit, que les loix *agraires* étoient *funestes*, (warum?) parceque la Cité n' étoit établie que pour que *chacun*

conserver ses biens. Posons donc pour *maxime*, que, lorsqu'il s'agit *du bien public* — wovon, in parenthesi, gewisse Leute so viel Geschrey machen, ohne deutlich zu wissen, was für ein Ding es ist — le bien public n'est *jamais*, que l'on *prive* un particulier de *son* bien, ou même, qu'on lui en retranche la moindre partie par un réglement politique. Dans ce cas il faut suivre à la rigueur la loi civile, qui est *le palladium* de la propriété. — —

Wißlieb. Montesquieu und der Mann von Tusculum wollen also, daß der Staat so wenig als möglich mit dem Privateigenthum spielen solle. In der That, der einzige Beweggrund, entweder in den Staat zu treten, oder, wenn man darin ist, darin zu bleiben, scheint mir die gehoffte Sicherheit und Unverletzlichkeit meines Eigenthums zu seyn. Denn wenn der Staat mir wechselsweise nehmen und geben kann, was er will, so befinde ich mich im Walde, oder unter den Naturmenschen des ehrlichen Hans Jacob von Genf, wenigstens eben so gut. Ich bin da doch ungenirt, und wer ist das im Staate, wo tausend sichtbare und unsichtbare Ketten uns wund drücken?

Wahrmund. Ich umarme Sie, Wißlieb. Fahren Sie fort, was Sie behaupten wollen, auf sichere Erste Grundsätze, die aus der Natur der Dinge selbst, und nicht aus den Meynungen der Doktoren gezogen sind, zurückführen zu lernen. Wer einmal im Quasi-

Des

Besitz solcher, an der Erfahrung probierter Grundsätze ist, darf hernach nur seiner Nase nachgehen, ohne sich an den Zuruf so vieler anmaßlichen Wegweiser zu kehren, wovon der eine unaufhörlich Rechts! und der andere unaufhörlich Links! schreyt, daß uns die Ohren gällen.

Wißlieb. Abbé eins ist mir doch so überzwerch beygefallen, Wahrmund. Montesquieu eifert dagegen, daß der Staat nicht um einer unrichtigen, übelverstandnen Idee vom gemeinen Besten willen — unter welchem, ihm allezeit zu Gebote stehenden Vorwand, so viel Bedrückungen ausgeübt werden — den Particulier seines Eigenthums berauben soll. Aber entschädigt er bey der Consolidation denjenigen, der ein Grundstück gegen seinen Willen — wie Ihr Nachbar — verliert, nicht dadurch, daß er ihm ein anderes von gleicher Größe giebt?

Wahrmund. Glauben Sie, Signor Wißlieb! daß der Gesetzgeber — dieser Schöpfer oder Zerstörer menschlicher Glückseligkeit — so wie der Geometer, zwey gleiche Größen jedesmal für einerley annehmen, und ohne Skrupel eine für die andere setzen kann?

Wißlieb. Nein! mein Lehrer, mein Freund! mein Erretter von den Sottisen der Doktoren! Gott, oder der gesunde Verstand bewahre mich ewig vor diesem Glauben! Die Gesetzgebung muß außer der

Quant

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

[Ein Wald in der Gegend von Mantua.]

Etliche Straſſen-Räuber.

1. Straſſen-Räuber.

Cameraden, macht Halt; ich ſehe einen Reiſenden.

2. Straſſen-Räuber.

Und wenn es zehn wären, ſo ſeyd unverzagt, und zu Boden mit ihnen!

Valentin und Speed treten auf.

3. Straſſen-Räuber.

Halt, Herr, und gebt uns was ihr bey euch habt; wo nicht, Herr, ſo brauchen wir Gewalt.

Speed.

Gnädiger Herr, wir ſind verlohren; das ſind die Spitzbuben, die dieſe Gegend für alle Reiſende ſo unſicher machen.

Valentin.

Meine Freunde --

Quantität, auch noch auf die Qualität der Grundstücke, welche die Art und Größe des Ertrags bestimmen hilft, Rücksicht nehmen. Aber dahin wollte ich eben. Wenn nun die Grundstücke, die ich verliere, mit denen, die ich erhalte, von gleicher Qualität sind, so ist mirs einerley, ob ich A oder B besitze.

Wahrmund. Das Wort Qualität faßt sehr viel in sich. Meynen Sie, Freund, daß für meinen ehrlichen Nachbar, dessen traurige Geschichte ich Ihnen erzählt habe, die Qualitäten des Grundstücks, womit man ihn zu entschädigen glaubte, denen des Feldes, welches man ihm, trotz aller seiner vernünftigen Gegenvorstellungen, nahm, je völlig gleich seyn werden? Haben Sie nie ein pretium affectionis auf irgend ein, Ihnen vorzüglich liebes, zum Bedürfniß gewordenes Ding gesetzt?

Wißlieb. Wenn ich in die geheime Geschichte meines Herzens zurückgehe, Wahrmund! so finde ich freylich, daß gewisse Gefühle, die der menschlichen Natur wenigstens keine Schande machen, mich bisweilen selbst an solche Dinge ketteten, die nicht mit fühlen zu können scheinen. Sie wurden mir durch gewisse Verhältnisse unentbehrlich, beynahe möchte ich sagen, heilig. Ich war Schwärmer genug, ihren Untergang für den Verlust eines Theils meines Wesens, für eine Vertilgung des bittersüßen Andenkens an Personen und Ereignisse zu halten, welche ich mit eben so

heisser,

heisser, als vergeblicher Sehnsucht, aus der öden Ferne dämmernder Vergangenheit zurückrief, um mein bösterzewordenes Leben durch ihren unvollkommnen Wiedergenuß noch einmal den schönern Tagen des entflohenen Frühlings ähnlich zu machen. Aber freylich:

Quod si Threicio blandius Orpheo,
Auditam moverere arboribus fidem,
Non vanae redeat sanguis imagini,
Quam virga semel horrida,
Non lenis precibus fata recludere,
Nigro compulerit Mercurius gregi.

Horat.

Aber was gehen unsere sentimentalischen Damen's in die Vergangenheit, den Staat und dieses ernste, ekstatische, kaltblütige Wesen, welches so gerecht wie Aristides, und so mürrisch wie Phocion, oder Nero's Präceptor ist?

Wahrmund. Sie machen mich lachen, ehrlicher Junge! Ich dächte, der Staat müsse mich auch bey der Ausübung einer unschuldigen — ihm gewiß nicht nachtheiligen, und wohl noch gar der öffentlichen Moralität und den feinern Empfindungen zuträglichen — Kaprize schützen. Diese Kaprize ist so sehr, als sonst etwas, mein Eigenthum, kann unter gewissen Voraussetzungen mir so wichtig werden, einen so wesentlichen Einfluß auf meine Zufriedenheit und mithin auf mein Wohlseyn haben, daß der Staat sich an

mir

mir verſündigt, wenn er mir eine ſolche Kaprize durchaus nicht geſtatten will. Einſchränkungen der natürlichen Freyheit, — dieſes, ſo weſentlichen, ſo unerſezbaren Gutes, wovon ich bey meinem Eintritt in den Staat doch nur den kleinſtmöglichen Theil gegen die gröſtmögliche Entſchädigung aufopfern wollte — Einſchränkungen dieſer natürlichen Freyheit, ſage ich, ſind nur in ſo fern gerecht, als ſie durchaus nothwendig ſind, und ſie ſind nur in ſo fern nothwendig, als der lezte Zweck der bürgerlichen Vereinigung ohne ſie gar nicht erreicht werden kann. Denken Sie aber nicht, Wißlieb! daß ich bloß aus dem Rechte, ein prétium affectionis auf eine gewiſſe Sache zu legen, und eine gewiſſe Kaprize zu haben, gegen die Legalität erzwungener Konſolidationen diſputire! —, — Ich könnte bey der Sache ein Intereſſe haben, welches, wenn ich ſo ſagen darf, weit weniger das Gepräge des Sentimentaliſmus an ſich trägt. Ich könnte gute Nachbarn verlieren — um nur eins nahmhaft zu machen —, und neue Anlieger bekommen, die ich aus beſondern Urſachen zu fürchten hätte. Schon der Greis von Aſkra *) rühmt es, was für ein Glück es ſey, gute Nachbarn zu haben. Und — Sie, Wißlieb! werden mir nicht böſe werden, wenn ich Ihnen Ihren Liebling, den göttlichen Lojoliden, citire. Vanière ſingt:

Te

*) Heſiod. Opera et Dies.

Te quoque *vicini*, juvat explorare coloni
Et studia et *mores*: neque enim est sapientis,
iniquam
Sponte parare sibi rixam, litesque perennes
Vicino cum jure suis transmittere natis.
Praed. ruſt. — — —

Wißlieb. Alſo taugte die Conſolidation nichts? —

Wahrmund. Das ſage ich nicht. Noch einmal, Wißlieb! wenn die Bauern ihren wahren Vortheil im Ganzen gewürdigt kennen lernen, ſo würden ſie einſehen, daß die Landwirthſchaft im Ganzen bey der Conſolidation gewinnt, und daß die Regierungen, welche man ſo oft und ſo unverſtändig tadelt, ihren Dank verdienen. Es kommt aber nicht bloß darauf an, daß man etwas thut, ſondern oft auch noch auf die Art und Weiſe, wie man es thut. Wenn man einſt das Schul- und Erziehungsweſen verbeſſert — dem Landmann einen einleuchtenden ökonomiſch-moraliſchen Katechiſm in die Hände gegeben, ihn über ſeine wahre Zweige ſeines Intereſſe *) richtiger belehrt, und dem, ihm nützlichen Grade der Aufklärung durch zweckmäßigern Unterricht näher gebracht haben wird: dann wird jeder conſolidiren wollen, und jede Conſolidation rechtmäſſig ſeyn. Für heute genug!

*) Denn im Allgemeinen führt ihn ſein Inſtinkt ſicherer, als alle Bücherbelehrung.

VI.

Bemerkungen

über

den Nutzen und Schaden der Flüsse in Italien, in Ansehung des Ackerbaues. *)

Kein Land in Europa hat die Natur mit so vielen Flüssen und Bächen versehen, als Italien, und keine Nation hat diese schätzbare Wohlthat so gut benutzt als die Italiener. So reißend auch der Strom des Po ist, so bedienen sich doch desselben die auf beyden Ufern gelegenen Städte, Flecken und Kastelle, ihre natürlichen Produkte und Manufakturwaaren einander zuzuführen. Unter seinen verschiedenen Mündungen ist eine nahmens Porto di Goro, welche nie so sehr verschlämmt wird, daß sie nicht beständig der Schifffahrt offen stünde. Also können alle Produkte der Natur und Kunst aus dem Innersten der Lombardie ins adriatische Meer geschifft, und von hieraus in alle Welttheile vertheilt werden. Dieses Vortheils genießen nicht nur die nächst angränzenden Orte, sondern auch

*) Aus dem Florentinischen Giornale dell' agricoltura, e del commercio. Die Bemerkungen selbst sind von Johann Symond, Professor der Geschichte zu Cambridge.

auch die entfernten, welche an den Flüſſen und Kanälen liegen, die von beyden Seiten mittelbar oder unmittelbar in den Po fallen. Schon im zwölften Jahrhundert wurde der Kanal Naviglio grande vom Ticino bis nach Abbiate, und von da im folgenden Jahrhundert bis nach Meiland geleitet. Den Kanal della Martesana, welcher sein Waſſer aus dem Fluſſe Adda empfängt, wurde im Jahr 1457 von Franz Sforza angefangen und nicht lang hernach von dem berühmten Leonhard da Vinci vollendet. Beyde Kanäle vereinigen ſich in einem dritten, welcher die Schiffe bis in den Po führet, und gewähren der Hauptſtadt der Lombardie alle die Vortheile, deren die am Po liegenden Städte genieſſen. Auf gleiche Weiſe ſind die Gebiete von Bergamo und Breſcia durch Kanäle mit dem Po verbunden. Aber unter allen lombardiſchen Städten iſt an ſchiffbaren Kanälen keine mit Padua zu vergleichen. Sie hat ihrer Sieben, die ſie durchſchneiden. Man kann einen groſſen Theil ihrer Gränzörter zu Waſſer beſuchen, und es iſt faſt kein groſſes Landgut in ihrem ganzen Gebiethe, welches über vier Italieniſche Meilen von einem oder dem andern ſchiffbaren Kanale entfernt ſey; und was noch das ſonderbarſte iſt, ſo haben alle die ſieben Kanäle, vermittelſt des Fluſſes Brenta eine Gemeinſchaft mit dem Adriatiſchen Meer. Dieſe unſchätzbaren Bequemlichkeiten vergüten einigermaſſen die Grauſamkeiten des ehedem daſelbſt regierenden Geſchlechts Carrara.

Bologna hat einen Kanal, der vom Fluße Reno abgeleitet wird, und nach Ferrara führt. Mantua, und Modena desgleichen. Es iſt gewiß, daß die Lombardie mit allen möglichen Bequemlichkeiten, die den Ackerbau und Handel befördern können, verſehen iſt. Sie übertrift hierin alle übrigen Gegenden Italiens, obgleich auch dieſe, wo es die Natur der Lage verſtattet hat, keine Mühe und Koſten erſpahrt haben, ſich gleiche Vortheile zu verſchaffen. Die Luckeſer haben alles mögliche gethan, ihr enges Gebiete durch einen Kanal, der ihre Produkte bis nach Viareggio, dem einzigen Seehafen dieſer Republick führet. Unüberwindliche Hinderniße der Natur litten es nicht, daß ſie [illegible] Kanal über zehn Meilen ins Land leiteten. In Toſkana fehlt es ebenfalls nicht an ſchiffbaren Kanälen. Einer derſelben, läuft aus dem Arno von Piſa nach Livorno, und verbindet vermittelſt des erwähnten Fluſes die Hauptſtadt Florenz mit dem Toſkaniſchen Meere. Ein anderer geht vom Fluße Arno durch den ehemaligen Landſee Chiana bis in den Päbſtlichen Staat; und der dritte erſtreckt ſich von Groſſeto bis an die Grenzen der Neapolitaniſchen Beſatzungsörter.

Die künſtlichen Bewäſſerungen ſind ſeit der Römer Zeiten in Italien üblich geweſen. Neben den Zeugniſſen, die uns Virgil und Columella hiervon hinterlaßen haben, finden ſich auch noch unbezweifelte Spuhren

ren davon in zweyen Wasserleitungen bey der Stadt Terni, welche offenbar zur Bewässerung des Landes gedient haben. Die Landleute bedienen sich noch heut zu Tage derselben, dieses herrliche Thal zu bewässern. Es ist nicht möglich, die Zeit zu bestimmen, in welcher dieser nützliche Gebrauch aufhörte. Wahrscheinlich geschah es im vierten Jahrhundert, da die nützlichen und schönen Künste größtentheils verwahrloset wurden. Diejenigen, welche sich die Gothen als Barbaren und grausame Verwüster der Länder vorstellen, werden sich verwundern, wenn sie sehen, daß die Italiener die Wiederherstellung dieses Theils ländlicher Beschäftigungen den Gothen allein zu verdanken haben. Theodorich, ihr erster König in Italien, war nicht nur überhaupt sehr sorgfältig, eine gute Ordnung in die bürgerliche Regierung der Völker einzuführen; und was er gutes unter den übergebliebenen Werken der Römer fand zu erhalten, sondern wandte auch seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Ackerbaues. Seine getroffenen Veranstaltungen, die Pomptinischen Sümpfe auszutrocknen, beweisen dieses zur Genüge.

Was die künstliche Bewässerung ins Besondere betrift, so finden wir ein überzeugendes Zeugniß davon in einem seiner Briefe an Apronianus, worin er befiehlt, einem gewissen Aquilegius, der aus Afrika nach Rom gekommen war, um die in Afrika gebräuchliche

Art der Bewässerung daselbst einzuführen, in öffentliche Bestallung zu nehmen. Dieß sind seine Worte: Magnitudinis vestrae relatione comperimus, Aquilegium Romam venisse de partibus Africanis, ubi ars ipsa pro locorum siccitate magno studio semper excolitur, qui aridis locis aquas possit dare versatiles; ut beneficio suo habitari faciat loca nimia sterilitate siccata. Cassiod. Var. Lib. 3. pag. 53. Der Inhalt dieses Briefes ist äusserst wichtig; er spricht sehr umständlich von dem Nutzen der künstlichen Bewässerung, und legt hierdurch an den Tag, daß sie unter den Römern ausser Gebrauch gekommen war.

Alle Wohlfahrt Italiens starb mit Theodorich. Die wilden Sitten der Longobarden, und die Verwüstungen, welchen Italien unter den Nachkommen Karls des Großen ausgesetzt war, verursachten daselbst die allgemeine Barbarey, die sich allmählig über ganz Europa verbreitete, und ohne gewisse wohlthätige Folgen der Kreuzzüge, vielleicht noch viel länger gedauert haben würde. Unter andern nützlichen Künsten, welche die Kreuzritter aus Asien zurückbrachten, war auch die künstliche Bewässerung der Felder, welche seit dem Umsturz des Gothischen Reichs in Italien allmählig ins Vergessen gerathen war. Sie hatten oft mit Verwunderung auf dem Gestade des Orontes die angenehmsten Gefilde betrachtet, welche

den

den schönsten Gärten gleich, symmetrisch geordnet, und mit wasserreichen, nie versiegenden Bächen bewässert waren. Die Idee dieser fruchtbaren Schönheit brachten sie nach Italien zurück, und nach dem Muster derselben befruchteten und verschönerten sie die Felder ihres Vaterlandes.

Piemont und das Meiländische befolgten und benutzten zuerst die Lehre, und das Beyspiel der zurückgekehrten Kreutzbrüder. Ein jedes Stück Land, welches in Piemont der Bewässerung fähig war, wurde hierdurch zu dem möglichen Grad der Fruchtbarkeit gebracht; und sie haben es daselbst auch noch jezt diesem Mittel zu verdanken, daß die ganze Provinz sich nicht in eine unfruchtbare Heide verwandelt. Es ist wunderbar zu sehen, daß die nehmlichen Flüsse, welche die Ebenen zwischen Chiavasso und Turin verwüsten, wenn sie nachher in unzählige kleine Bäche vertheilt werden, den angerichteten Schaden reichlich ersetzen. Die Stadt Coni liegt nahe am Zusammenflusse der Stura und des Gesso, welche nicht nur in ihrer Nachbarschaft ein Feld von mehr als tausend Aeckern zu Grund gerichtet haben, sondern auch der Stadt selbst nicht schonen würden, wenn sie nicht über die Ebene erhaben wäre. Dem ungeachtet machen diese Flüsse die nehmliche Gegend von Piemont überaus fruchtbar. Der Gesso insbesondere hat den Ruhm, warm und befruchtend zu seyn, welches dem mineralischen Wasser

1. Räuber.

Das ſind wir nicht, Herr; wir ſind eure Feinde.

2. Räuber.

Still, wir wollen ihn anhören.

3. Räuber.

Ja, bey meinem Bart, das wollen wir; er ſieht einem feinen Manne gleich.

Valentin.

Wiſſet alſo, daß ich wenig zu verlieren habe; ich bin ein unglüklicher Mann; mein ganzer Reichthum beſteht in dieſen armen Kleidern; wenn ihr mir dieſe abzieht, ſo nehmt ihr mir alle meine Habſeligkeiten.

1. Räuber.

Wohin reiſet ihr?

Valentin.

Nach Verona.

2. Räuber.

Woher kommt ihr?

Valentin.

Von Meiland.

3. Räuber.

Habt ihr euch lange da aufgehalten?

der Vaudierischen Väder, welche hineinfließen, zugeschrieben wird. Von Coni bis nach Limoni wird das Thal theils vom Gesso, welcher hier in eine Menge Zweige wunderbar vertheilt ist, theils vom Fluße Varmenagna, der zu dessen reichen Waitzenärdten und fetten Viehweiden sehr viel beyträgt, bewässert.

Zwischen Turin und Moconigi wird man durch die Abwechselung bald prächtiger, und bald wilder Aussichten auf eine angenehme Weise überrascht. Man erstaunt über die zahlreichen Wiesen, welche in gewissen Jahrszeiten mit dem schönsten Grün und den besten Kräutern und Pflanzen prangen. Sie werden vom Fluße Duria bewässert, welcher mit großer Gewalt von den Alpen herabströhmt, und oft großen Schaden anrichtet; dagegen läßt er sich hernach in kleine Kanäle und Graben einschränken, durch welche er nach Belieben mehr oder weniger auf Aecker und Wiesen geleitet wird. Dieses Thal schließt sich bey Novalese, wo man den Reisenden einen über hundert Schuh hohen und nicht über fünf breiten Wasserfall eines Bachs zeigt, den man zur Bewässerung der benachbarten Felder benutzt hat. Es erregt Erstaunen zu sehen, wie man sich sogar auf den steilen Anhöhen bey Novalese des Wassers der Duria zur Befruchtung des Feldes zu bedienen weiß.

Wer diese Kunst in dem höchsten Grade ihrer Vollkommenheit zu sehen wünschet, der besuche das Mei-

ländische, wo man, auſſer gegen Norden, in allen Gegenden ihre wohlthätigen Wirkungen antrift. Im Gebiethe von Lodi wurde ſchon im Jahr 1220. der Kanal di Muzza aus dem Fluße Adda gegraben. Man hat ihn nachher mit einem andern verbunden, um dieſes ganze Gebiethe zu bewäſſern. Oft findet man hier Kanäle über Kanäle, die ſich von allen Seiten her durchkreuzen, und manchmahl ſo untereinander verwickelt ſind, daß es einem ſchwer wird zu bemerken, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen. Im Jahr 1768. belief ſich die Anzahl der Kühe in dieſem kleinen Gebiethe auf 30160, von deren Milch die Einwohner jährlich für 280,000 Speciesthaler Käſe aus dem Lande verſenden; den ſie ſelbſt verzehren nicht mitgerechnet. Dieſen beträchtlichen Nutzen haben ſie dem Fluſſe Adda zu verdanken! denn das Erdreich iſt von Natur mager, und verbeſſert ſich nach dem Maaße als es ſich dem Po nähert. Der Fluß iſt anfänglich trübe und langſam, und giebt nur wenigen Kanälen Waſſer zur Befruchtung des Landes. Daher iſt der untere Theil der Provinz weniger fruchtbar. Sobald er aber in den obern Theil eintritt, und ſchneller flieſt, bereichert und verbeſſert er ſein Waſſer durch den Abfluß der feinſten Erde der bewäſſerten Felder, um ſie da wieder abzulegen, wo er hinaleitet wird. Die wunderbaren Wirkungen deſſelben bemerkt man vorzüglich in der Gegend von Codogno, und in der Nachbarſchaft des Gebiethes von Cremona, wo

man die gröſste Menge Wieſenkräuter antrift. Es iſt ſonderbar, daß in dieſer Provinz, wo der köſtliche Parmeſaner Käſe verfertiget wird, keine beſtändige Wieſen ſind. Alle drey Jahr werden ſie umgeackert, und nachdem man zweymal Weitzen, und einmal Hanf oder Hirſe, oder Türkiſchkorn eingeärndet hat, aufs neue in Wieſen verwandelt. Die Erfahrung hat bewieſen, daß, wenn die Wieſen in dieſer Provinz nicht auf dieſe Art behandelt werden, das Waſſer ein ſchlechtes und ſaueres Gras hervorbringt, welches den Geſchmack des Käſes verdirbt. Hingegen trift man bey Meiland eine lange Strecke Wieſen an, die nicht umgeackert werden, weil das Erdreich ohne Hülfe der künſtlichen Bewäſſerung das beſte Gras hervorbringt.

Im Venetianiſchen iſt die Bewäſſerung der Felder ſehr üblich. Ich übergehe die vortreflichen Wirkungen, die ſie im Treviſaniſchen und Paduaniſchen thut. Ein ganz ſonderbares Beyſpiel ihrer Wirkſamkeit bewundert man in der Nachbarſchaft von Vicenza. Der Bacchiglione erſetzt hier einigermaßen den Schaden, den er anderswo anrichtet. Er legt hier eine Art Kalkerde ab, die ſich ſogleich auflöſet, und das Erdreich fruchtbar macht. Es finden ſich hier Wieſen, die des Jahrs dreymal bewäſſert werden, ob ſie gleich am Fuße der Alpen liegen. Unter dieſen zeichnet ſich Valdagno aus, ein Thal, welches vom Fluße Agno ſeine Benennung hat. Obgleich dieſer Fluß mit Steinen,

Kies und Sande angefüllt iſt, ſo befördert doch die durch ihn bewirkte Bewäſſerung die Fruchtbarkeit des Erdreichs. Woher dieſe wohlthätige Wirkung komme, iſt unbekannt; es ſey denn, daß man ſie der ſchleimigen Feuchtigkeit der Wurzeln, die etwa durch das Waſſer dieſes Flußes mit einander verbunden wird, zuſchreiben muß. Im Breſcianiſchen iſt faſt kein Stück Land, welches nicht bewäſſert werde. Ohne dieſes würden die Einwohner ſehr arm ſeyn; denn das Erdreich beſteht hier größtentheils aus Kies und Sand, der oft mit Eiſentheilchen untermengt iſt. Zum größten Glück hat die Natur dieſe Provinz mit einem Ueberfluß von Quellwaſſer, und mit drey Flüſſen verſehen, wodurch ſie vermittelſt der künſtlichen Bewäſſerung in die fruchtbarſte Provinz der Venetianiſchen Republik verwandelt wird. Dieſe ſind, der Mela, Chieſe und Oglio, welcher durch eine Strecke von 50 Italiäniſchen Meilen das Thal Val-Camonica durchſtröhmt, und wegen der befruchtenden Kraft der fetten Erdtheile, die er mit ſich führt, eben ſo berühmt iſt, als der Adda. Die Ebenen von Bergamo werden von den vier Flüßen Oglio, Serio, Bremba und Adda in drey Abſchnitte getheilt, und vermittelſt derſelben von allen Seiten her bewäſſert. Der Theil, welcher zwiſchen dem Bremba und Adda liegt, und die Inſel (Isola) genennt wird, iſt zwar von Natur nicht ſo fruchtbar als die übrigen, aber durch den Fleiß der Bewohner reicher an Produkten. Die zwölf Gemeinden, oder

Pfarreyen, die hier wohnen, wetteifern untereinander, das Land am beſten zu bearbeiten. Sie verwerfen gänzlich den Pflug, und bedienen ſich durchaus des Grabſcheits. Das Land bietet hier eine überaus ſchöne und angenehme Ausſicht. Die Veroneſer benützen ihre Flüſſe und Bäche nicht ſo ſehr zur Bewäſſerung der Aecker und Wieſen, als die Bewohner der übrigen Venetianiſchen Provinzen. Sie bedienen ſich derſelben nur zum Bau des Reiſes, welcher ſeit dem Jahr 1522. hier und in vielen andern Gegenden der Lombardie eingeführt worden iſt.

Daß der Unterſchied der Fruchtbarkeit in der Lombardie der verſchiedenen Natur des Waſſers zuzuſchreiben ſey, liegt im Bologneſiſchen offenbar am Tage. Der Fluß Reno kommt von einem noch nie cultivierten Theile des Appenins, und bereichert die Ebene mit der fruchtbaren Erde, die er von des Gebirges Anhöhen herabſchwemmt, dermaßen, daß ſie jedesmahl den Weitzen zehn- bis zwölffältig wiedergiebt, wenn ſie gebührend bewäſſert wird. Der Fluß Savana taugt nichts zum Wachsthum der Pflanzen, ob er gleich zur Wollen- und Seiden-Färberey vortrefliche Dienſte thut. Der Idica, und die vielen Bäche, welche die Bologneſiſche Ebene bis zum Ueberfluß befeuchten, taugen ſo wenig, daß ſich der Saame daſelbſt kaum vierfach vermehrt.

Bologna hieß ehedem mit Recht die fette, und zwar ehe der Reno von ſeinem alten Bette abgeleitet wurde. Hierdurch iſt der dritte Theil der Ebene, ihrer Ausdehnung nach, und wenigſtens die Hälfte, in Anſehung ihrer Fruchtbarkeit, zu Grund gerichtet worden. Dennoch fahren die Reiſebeſchreiber immerfort, die alte Benennung einander abzuſchreiben.

Von Bologna nach Tortona trift man beſtändige Bewäſſerungen an: ſie bewirken aber auf den Wieſen, wenn ſie dazu noch gedüngt werden, nicht über drey Heuärnden, ſonſt aber nur zwey; indeß daß ſie in der Nachbarſchaft von Meiland, und in der Provinz Lodi, wo ſie im Sommer alle acht Tage geſchehen, ihrer fünf verurſachen. Die ſo ſehr gerühmten Wieſen des Herzogthums Parma fruchten nicht über die Hälfte der Meiländiſchen. Die Urſache davon iſt leicht einzuſehen. Der Schnee der Schweitzergebirge ſchmilzt nicht vordem Monath Junius, und höret vor dem Ende des Auguſts nicht auf, ſich aufzulöſen; wodurch die Bewohner der nördlichen Seite des Po in den Stand geſetzt werden, bis in den Monath September ihre Wieſen zu bewäſſern, weil daſelbſt bis dahin alle Flüße und Seen angeſchwollen ſind. Hingegen fängt der Schnee der Apeninen ſchon im Monath May an zu ſchmelzen, und am Ende des Junius iſt er beynahe ganz verſchwunden. Daher fehlt es am Ende des Sommers in den Herzogthümern Modena und Parma an hinreichendem Waſſer.

Man

Man könnte sich fast einbilden, die Natur habe dem Erdreich des Gemeſiſchen Gebiethes die Fruchtbarkeit ganz und gar verſagt. Demungeachtet hat es der Fleiß der Einwohner fruchtbar gemacht. Senkrecht erhabene Hügel ſind hier mit Oelbäumen und Weinſtöcken bedeckt, welche mit Reihen ſteinerner Platten, wie mit Mauern, unterſtützt werden. Die von den Hügeln herabgeſchwemmte Erde befruchtet die Thäler.

Die Luckeſer und Toſkaner haben ihr mögliches gethan, die Bewäſſerung zu benutzen; aber die Päpſtlichen Unterthanen vernachläßigen ſie gänzlich. An den Ufern der Flüße Chienti und Potenza im Apenniniſchen Gebirge habe ich zwar einen Theil Wieſen bewäſſert geſehen; allein das war ungefehr der zwanzigſte Theil; das übrige war vernachläßiget, beſonders eine ſehr ſchöne Ebene zwiſchen Caſenove und Foligno.

Von Neapel bis Reggio in Calabrien bedient man ſich überall der Bewäſſerung, wo es die natürliche Lage zuläßt. Die zahlreichen Flüße dieſes Königreichs ſind nur der Bewäſſerung wegen beträchtlich. Die vornehmſten ſind der Garigliano, Volturno, Sele, Oſanto, Sangro, Peſcara und Tronto. Heut zu Tage iſt nur der Garigliano ſchiffbar, obgleich zu des Strabo Zeiten auch der Volturno, Sarno, Sinno, Acri, Oſanto und Cervaro dieſen Vortheil gewährten. Der Bewäſſerung der vielen Flüße und Bäche hat das

Königl

Königreich seine endlose Mannichfaltigkeit nützlicher und zum menschlichen Leben nothwendiger Produkte, unter einem so heißen Himmelsstrich, zu verdanken, die dem Kunstfleiß und dem Handel ein weites Feld öffnen.

Blieben wir hier bloß bey dem Nutzen stehen, welche die zahlreichen Flüße theils durch die Bewässerung der Felder, theils durch ihre Schiffbarkeit in Italien verschaffen, und betrachteten nicht zugleich den Schaden, den sie daselbst anrichten, so würden wir vielleicht von dieser Seite her die Wohlfahrt der Nation über die gebührenden Schranken erheben. Denn die Verwüstungen, welche die Flüße Italiens verursachen, sind sehr beträchtlich. Der Fluß Po war schon in den alten Zeiten wegen der Gewalt seines Strohms berühmt. Er ist zwar nicht besonders groß, ehe der Fluß Ticino sich mit ihm vereint; dennoch erregt er sehr oft, nachdem er sich nur 20 Italiänische Meilen von seiner Quelle entfernt hat, großen Schaden. Daher kommt es, daß die Landgüter zwischen Racconigi und Carignano, welche den Ueberschwemmungen dieses Flußes unterworfen sind in Vergleichung anderer Güter dieser Gegend spottwohlfeil sind. Er führt so viel Sand und Steine mit sich, daß wenn er auch nur den Ueberfluß seines Wassers über seine Ufer ausschüttet, einige Jahre dazu erfordert werden, die daranstoßenden Felder wiederherzustellen. Ereignet es sich aber, daß er die Dämme durchbricht, so ist der Schaden über alle Maßen groß.

Ueber

Ueberall wächsen alsdann aus dem überschwemmten Erdreiche Weidensträuche hervor, und viele Jahre hindurch taugt das Land weder zum Getreidebau, noch zu Wiesen. Auf den Ufern des Flußes finden sich in allen Thälern der Lombardie, besonders zwischen Torstona und Pavia, und unweit Brescia und Cremona, ungeheure Wälder von dicken Weidengebüschen. Aber dieses Unheil, so groß es auch an sich selbst ist, kann mit den Verwüstungen, welche die Ueberschwemmungen dieses Flußes in dem untern Theile der Lombardie verursachen, in keine Vergleichung kommen. Die fruchtbarsten Felder werden hier in giftdunstende Sümpfe verwandelt.

Unter den übrigen Flüssen, welche von Piemont in die Lombardie eindringen, ist keiner so gewaltsam als der Po. Doch gewinnen einige derselben, die in den Alpen entstehen, durch ihren Herabsturz eine übermäßige Gewalt, und bedecken das Erdreich mit Sand und Kies, wenn sie durch zufällige Wasserströhme anschwellen. Daher ist zwischen Chiavasso, Turin, und Savigliano das Erdreich so schlecht, daß die Landleute im äussersten Elend darben würden, wenn sie nicht durch die künstliche Bewässerung aus diesem nemlichen Uebel Nutzen zu ziehen wüßten.

Mit dem Schaden der Ueberschwemmungen vereiniget sich in Piemont noch ein anderer Umstand, der dieses Uebel vergrößert. Bey den alten Römern war

der

der Gebrauch, die ebenen Gegenden zum Ackerbau, die Hügel zu Oehlbäumen und Weinstöcken, die Berge zu Wäldern, und Viehweiden zu bestimmen. Bacchus amat colles, aquilonem et frigora taxi, sagt Virgil. Georg. I. 2. v. 113. Die Italiener haben in manchen Gegenden das Widerspiel eingeführt, wo die Berge ihrer Waldungen entblößt, und nicht nur auf ihren Anhöhen, sondern auch auf den Rücken in urbares Land verwandelt worden sind. Die Erde der Berge wird nun nicht mehr durch die Wurzeln der Bäume und Gesträuche festgehalten, sondern rollt sammt großen Felsenstücken herab, die fruchtbaren Thäler zu verderben. Im Piemont geschiehet dieses in vielen Gegenden und noch vielmehr im Venetianischen. Das Gehölze der Berge rechnete ehedem die Republik unter die Quellen öffentlicher Revenüen. Sie verpachtete es entweder um einen klüglichen Preis, oder theilte es unentgeltlich unter die Bewohner der benachbarten Gemeinden aus. So lange die Pächter die festen Bedingungen hielten, fehlte es weder an brauchbaren Holze, noch an Weiden für Schafe und Rindvieh. Im vorigen Jahrhundert begiengen die Venetianer, aus Geldmangel im Kriege, den Fehler, diese Rechte, welche sie gemeine Güter (beni comunali) nannten, an verschiedene Privatleute ohne alle Bedingung zu verkaufen. Diese rotteten an einigen Anhöhen das Holz aus, und bebauten es mit Getreide, bis die Erde durch das Regen- und Schneewasser

herab-

Valentin.

Ungefehr ſechszehn Monate, und vermuthlich würde ich noch da ſeyn, wenn ein feindſeliges Geſchik mich nicht daraus vertrieben hätte.

1. Räuber.

Wie? Seyd ihr von dort verwieſen worden?

Valentin.

Das bin ich.

2. Räuber.

Um was für eines Verbrechens willen?

Valentin.

Um einer That willen, an die ich nicht ohne Schmerzen denken kan: Ich tödtete einen Mann, deſſen Tod ich ſehr bedaure; doch erſchlug ich ihn wie ein ehrlicher Mann, in einem Zweykampf, ohne Hinterliſt oder meuchelmördriſche Tüke.

1. Räuber.

So laßt euch's nicht gereuen; und um eines ſo kleinen Fehlers willen ſeyd ihr bannisirt worden?

Valentin.

Ja, und war noch froh über ein ſo gelindes Urtheil.

1. Räuber.

Verſteht ihr die Sprachen?

herabgeſchwemmt wurde. Alsdenn verließen ſie dieſe Gegend, und erwählten zum Getreidebau eine andere; und ſo wurde in kurzer Zeit der gröſste Theil ihrer Berge in Aeker verwandelt. Daher iſt es kein Wunder, daſs die Venetianer weder mit hinreichenden Viehweiden, noch mit Bau- und Brennholz nach Nothdurft verſehen ſind. Der Berg Baldo, welcher den Garderſee mit ſeinem Gipfel überſiehet, und ehedem ſeines Holzes und ſeiner ſeltenen Kräuter wegen ſehr berühmt war, iſt jezt gänzlich entblöſst, und fällt häſslich ins Auge. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Republick mehr durch Ausrottung dieſer Waldungen, und Viehweiden, als durch das in den Thälern erfolgte Verderben des Ackerbaues verlohren habe. Die Etſch leidet ſeithdem keine Schranken mehr, und hat im Veroneſiſchen über 20,000 Acker zu Grund gerichtet. So hat auch der Brentafluſs die Thäler zwiſchen Baſſano, und Borgo, und manche reiche Landgüter im Paduaniſchen verwüſtet. Ein gleiches haben die Prave in den herrlichen Gegenden von Treviſo, und andere Flüſse im Friaul gethan. Es iſt erbärmlich zu ſehen, wie die Ebenen zwiſchen Pordenone und Codroipo, in einer Strecke von zwanzig Italiäniſchen Meilen, vom Sile und Tagliamento mishandelt werden. Dieſe zwey Flüſse führen ſo viel Erde und Steine mit ſich daſs ſie in den Lagunen alle Vertiefungen ausfüllen. Es iſt noch nicht lange, daſs die Republik ſich gezwungen ſah, das Holzfällen auf den Bergen unter ſchweren

Stra-

Strafen zu verbiethen. Aber das Uebel war schon geschehen, und ist vielleicht nicht mehr zu vermitteln.

Unter den Flüssen, welche von den Apenninen ins Bolognesische herabkommen, ist der Reno der schnellste und schädlichste. In der Geschichte sind die Beyspiele von Flüssen, die man nicht ohne großen Schaden von ihrem natürlichen Bette abgeleitet hat, nicht selten. Clemens VIII. ließ sich von seinen neuen Unterthanen, den Ferraresern, welche mit dem Wasser des Flusses Reno das Thal S. Martino zu verbessern verlangten, bereden, diesen Fluß von dem Po, in welchen er fiel, abzuleiten. Hierdurch wurde fast der dritte Theil der Bolognesischen Ebene durch Ueberschwemmungen verwüstet. Der Proceß, der nachher zwischen den Städten Bologna und Ferrara hieraus entstand, und über hundert Jahr dauerte, hat beyden Städten eine Million Scudi gekostet. Den Ferraresern gelang es, das Päpstliche Ministerium zu ihrem Vortheil zu gewinnen, und erst vor wenigen Jahren wurde es den Bolognesern erlaubt, den Verwüstungen Schranken zu setzen. Es ist ungewiß ob die getroffenen Maßregeln nicht vielmehr das Uebel verschlimmern werden.

Im Herzogthum Parma schwellen Bäche und Flüsse durch plötzliche Regengüße so sehr an, daß man ohne Gefahr nicht durchkommen kann. Die Stadt Parma wird durch einen gleichnahmigen Fluß in zwey Theile

getrennt. Er hat ein ſehr breites Bett, welches die Hälfte des Jahrs trocken iſt, und der Hauptſtadt einen häßlichen Anblick giebt.

Der Taro theilt ſich in eine Menge kleiner Bäche, und reißt alles mit ſich fort, was er auf ſeinen Wege antrift. Der Sturone, welcher nicht weit von Borgo S. Donnino vorbeyfließt, iſt oft ſo reißend, daß es nicht möglich iſt, durchzukommen. Man muß über eine hölzerne Brücke, die vielleicht in Europa ihres gleichen nicht hat. Sie iſt 675 engliſche Schuhe lang, und nur ſieben Schuh breit, und die Wagen die über hin wollen, werden von Menſchen gezogen. Etwas ſo fürchterliches und gefährliches habe ich noch nie geſehen; denn das Holzwerk der Brücke iſt in ſehr ſchlechtem Zuſtande. Dieſer Fluß führet einen feinen Schlamm mit ſich, der von ſehr kalter Natur und dem Wachsthume der Pflanzen nachtheilig iſt. Zwey Italieniſche Meilen von Piacenza paſſiert man den Fluß Trebbia, wo Hannibal die Römer beſiegte. Heut zu Tage iſt er im Sommer ein kleiner Bach, und im Winter verwüſtet er die benachbarten Felder. Nicht weit von ihm fließt der Tidone, welcher das Erdreich mit Kies und Sand bedeckt, und oft ganz unfruchtbar macht. Es iſt merkwürdig, daß alle Flüße der Herzogthümer Parma und Piacenza nur deswegen auf den Ebenen ſo viel Unheil ſtiften, weil die Berge ihres Gehölzes entblößt ſind. Ich habe in dieſem Lande eine

lange

lange Strecke Waldung, nahmens Cannéto geschen, welchen die Ferrarreſiſchen Herzoge einer Geſellſchaft von Bergleuten Preis gaben, ein Kupferbergwerk hier anzulegen. Das Projekt ſchlug fehl, und die Bäume wurden zum größten Schaden des Staates ausgerottet.

Wer die zwey benachbarten Provinzen Voghera und Tortona mit einander vergleicht, der findet leicht die Urſache, warum jene an natürlichen Produkten weit reicher iſt, als dieſe, welche ein viel fruchtbareres Erdreich hat, und den Ueberſchwemmungen des Scrivia und anderer Flüſſe ausgeſetzt iſt. Dieſe haben die daran ſtoßende Felder ſo hart mitgenommen, daß die Beſitzer derſelben ſich gezwungen glauben, ſie ein Jahr ums andere brach liegen zu laßen. Und wirklich iſt die Kornärnde zwiſchen Tortona und Novi elend.

Daß das Genueſiſche Gebiethe, welches größtentheils aus Felſen und Klüften beſtehet, den Verwüſtungen der Bergſtröhme ausgeſetzt ſeyn müße, iſt leicht zu denken; aber niemand würde erwarten, ein ganz wüſtes Thal darin anzutreffen, welches zu einer ſo prächtigen Hauptſtadt führe. In einer Strecke von 6 Italiniſche Meilen iſt man zwiſchen Cainpomorone und Genua gezwungen, wohl vierzigmahl den Fluß Polcevera zu paſſiren, welches der Republick keine Ehre macht; denn ob es gleich nicht möglich iſt, die Straße

über das alte Flußbett, wo der Fluß ſich immer neue Kanäle gräbt, hinlaufen zu laßen, ſo hätten ſie dieſelbe doch an den Anhöhen der Berge, wie in andern bergigen Provinzen einhauen können.

Die Toſkaner haben den allgemeinen Ruhm, ihr Land auf das Beſte cultivirt zu haben. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo iſt doch gewiß, daß ſie durch die Einführung des Ackerbaues auf Anhöhen und Bergen ſich ſelbſt ſehr geſchadet haben. Hierdurch ſind ſie gezwungen worden, auf die Einſchränkung des Flußes Arno unermeßliche Summen zu verwenden. Was ſie auch im Piſtojeſiſchen unternehmen, dem Ombröne Dämme entgegen zu ſetzen, iſt bisher alles vergeblich geweſen. Er hat einen großen Theil der Piſtojeſiſchen Ebenen zu grund gerichtet, und je weiter er gehet, je größer werden ſeine Verwüſtungen. Die Waldungen, und Viehweide des Piſtojeſiſchen Gebirges wurden im 16ten Jahrhundert von den Großherzogen an die Stadt Piſtoja verpachtet, und ſind hierdurch eben ſo ſehr mißhandelt worden, als die Gemeinen Güter im Venetianiſchen. Daher iſt erfolgt, daß der Ombrone und andere Flüſſe die Ebenen verwüſten, die ſie fruchtbar machen ſollten. Die Großherzoge haben nachher, und ſogar im jetzigen Jahrhundert die Beſchädigung der Wälder durch ſtrenge Verbothe zu hindern geſucht; aber es war theils zu ſpät, theils ſind die Befehle ſchlecht befolgt worden. Daher fehlt es den Toſkanern in verſchiede-

ſchiedenen Gegenden an Holze und Viehweiden. Alles dieſes iſt die Folge der Entblößung der Toſkaniſchen Berge.

Das Päpſtliche Gebiethe am Adriatiſchen Meere ſtellt uns die ſchönſten Ausſichten vor Augen. Man ſehet hier große Städte mit einer langen Reihe grüner Hügel zu ihren Seiten, die eine angenehme Abwechſelung ländlicher Ausſichten verurſachen: allein dieſes Vergnügen wird um einen groſſen Theil geſchwächt, wenn man im Durchreiſen das Auge auf den elenden Zuſtand des ebenen Erdreichs wirft. In den Gegenden von Imola iſt das Land viele Meilen weit vom Fluße Santerno, und bey Facuſa vom Amone, verwüſtet worden. Doch iſt dieſes Uebel noch ſehr gering in Vergleichung mit den Verwüſtungen des Ronco und Montone, die ſich unweit Ravenna vereinigen, und dieſe Stadt ſammt ihrem Gebiethe ganz zerſtöhrt haben würden, wenn ihnen nicht Pabſt Corſini durch eine daſelbſt errichtete Brücke Einhalt gethan hätte. Zwey Meilen von Fano paſſirt man den Fluß Metro, welcher einen beträchtlichen Theil dieſer Gegend überſchwemmt, ob es gleich nicht ſchwer wäre, dieſen Fluß, deſſen Bett nicht über 15 Schuh breit iſt, in einen ordentlichen Kanal einzuſchränken. Alle die erwähnten Flüſſe, und noch viele andere die in den Apenniniſchen Gebirgen entſpringen, thun ihr möglichſtes, das ganze Land zwiſchen Bologna und Sinigal-

glia unter Sand und Steine zu begraben. Allem Anſchein nach würde dieſes Unheil nicht Statt finden, wenn man die Gebirge ihres Gehölzes nicht entblößt hätte. Das Holz iſt auch hier ſo rar, daß die Einwohner es aus dem Neapolitaniſchen kaufen müſſen.

Im Königreiche Neapel iſt man aufmerkſamer geweſen, die Waldungen auf den Gebirgen zu erhalten. Wenigſtens habe ich dieſes in Terra di Lavoro, Abruzzo, und Contado di Moliſe, in welchen Provinzen ehedem die tapfern Samniter und Marſier wohnten, und noch heut zu Tage die beſten Soldaten der Neapolitaniſchen Truppen geworben werden, beobachtet. Das größte unter den ſüdlichen Gebirgen des Königreichs iſt in dem diesſeitigen Calabrien, und hat ſeinen alten Nahmen Sila nicht verändert. Auf dem Rücken deſſelben iſt eine Ebene, die ſich vierzig Italieniſche Meilen in die Länge erſtreckt. Dieſe hat man zwar dem Pfluge und dem Grabſcheit unterworfen; aber die Anhöhen auf den Seiten ſind noch immer mit Fichtenwäldern bedeckt; die vieles Pech, Harz, ꝛc. zum in- und auswärtigen Handel, und ſogar die ſchönſten Bäume zum Schiffbau liefern. Dieſe Waldungen ſind ein Eigenthum der Königlichen Krone, und werden ſorgfältig durch neue Pflanzungen erhalten. Daher können die vielen Flüſſe, welche in dieſem Gebirge entſpringen, die Erde und Steine der Anhöhen nicht in die Thäler herabſchwemmen.

Der Schaden, den die Flüſſe in Italien durch Ueberſchwemmungen anrichten, liegt offenbar genug am Tage. Es fügt ſich aber noch überall, wo das Waſſer keinen Abfluß hat, der ſchädliche Umſtand hinzu, daß durch die böſe Ausdünſtungen der Luftkreis vergiftet wird. Vor allen übrigen Ländern ereignet ſich dieſes am meiſten, und wegen der heiſſern Luft, am gefährlichſten im Königreich Neapel im Frühling und Sommer. Auf meiner Reiſe durch Groß-Griechenland fand

ich

ich in der Mitte des Aprils faſt dieſes ganze Land mit böſen Dünſten ſo angeſteckt, daß ich es in vielen Oertern nicht wagte, mich des Schlafs halben aufzuhalten. Dem nemlichen Uebel ſind die ebenen Gegenden Apuliens bey einer jeden mäßigen Ueberſchwemmung in den heißen Monathen unterworfen. Auf dem Wege zwiſchen Foggia und Manfredonia trift man keinen andern Fluß an, als den Candelaro, welcher die ganze Nachbarſchaft mit ſeinen Ausdünſtungen anſteckt, wenn er etwas mehr als gewöhnlich austritt. Das nemliche thun der Cervaro und Cencinaro zwiſchen Foggia und Cerignola. Durch dieſe drey Flüßchen wird dieſe weite Ebene bewäſſert. Man ſiehet hieraus, wie richtig der Ausdruck des Horaz iſt:

Et qua pauper aquae Daunus agreſtium
Regnavit populorum. Od. XXX. L. III. v. 11.

Innhalt

des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Fragmente über das bisher allgemein verkannte Vorſtellungs-Vermögen. S. 3
II. Fragen an Fortuna. — 23
III. Kosmopolitiſche Adreſſe an die Franzöſiſche Nationalverſammlung, von Eleutherus Philocelles — 24
IV. Ode auf die gegenwärtigen Unruhen in Frankreich. — 62
V. Von den ehſtniſchen und ruſſiſchen Bädern. — 67

VI. Etwas vom Charakter der Toskaner und ihrem jetzigen Zustande. S. 85
VII. Lob des Phlogiston. — 100

November.

I. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede. S. 105
II. Allmantes und Codeman, eine persische Erzählung. — 136
III. Fortsetzung der geheimen Geschichte des Philosophen Proteus Peregrinus. — 179
IV. Epistel an den Herrn K. G. auf sein Gedicht an Sultan Abdul Hamid. — 205
V. Anzeigen. — 216

December.

I. Sefira, eine mohrenländische Geschichte. S. 217
II. Fortsetzung der geheimen Geschichte des Peregrinus Proteus. — 231
III. Ueber Christus und die Apostel, nach Raphael von Mark-Anton gestochen, und von Herrn Prof. Langer in Düsseldorf kopirt. — 269
IV. Von der Luft in Compagna di Roma und den Einfluß den sie auf den Feldbau hat. — 277
V. Die Consolidation. Ein Gespräch. — 284
VI. Bemerkungen über den Nutzen und Schaden der Flüsse in Italien, in Ansehung des Ackerbaues. — 296

Valentin.

Es iſt ein Vortheil, den ich von meinen frühen Reiſen gezogen habe, und ohne den ich oft unglüklich geweſen wäre.

3. Räuber.

Beym Glaz-Kopf von Robie Hood's ſchmeerbauchigem Bettelmönchen, dieſer Burſche wäre ein König für unſre Bande!

1. Räuber.

Wir wollen ihn haben. Ein Wort, ihr Herren.
(Die Räuber reden beſonders mit einander.)

Speed.

Gnädiger Herr, werdet einer von ihnen: es iſt eine ehrenfeſte Art von Dieberey.

Valentin.

Schweigt, Schurke!

2. Räuber.

Sagt uns noch das; habt ihr irgend was beſonders im Sinn?

Valentin.

Nichts, als mein Schikſal.

3. Räuber.

Wiſſet alſo, daß einige von uns Leute von edler Abkunft ſind, die um Ausſchweiffungen einer zügelloſen Jugend aus

der

Neuer
Teutſcher Merkur.

1. Stück 1790.

Er. Röm. Kayſerl. Majeſtät
ugeeignet.

BIBL.
NIVERS.
LIPS.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Probeſtücke einer neuen Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradieſe. S. 1

II. Faustina, ein Seitenſtück zu Aſpaſia und Julia im hiſtoriſchen Calender für Damen 1790. — 19

III. Die Feinde der Aufklärung. — 27

IV. Geſchichte der Troglodyten. — 33

V. Dialogen. Ueber reelle und perſönliche Majeſtät. — 48

VI. Ein Wort über Macchiavels Fürſten. — 59

VII. Nachrichten von der Litteratur der Türken. — 61

VIII. Auszüge aus dem Tagebuche eines Reiſenden, hauptſächlich die Theater zu Paris betreffend. Mitgetheilt von Friedrich Schulz. — 79

IX. Eliſium. Nach einer vom Verfaſſer dem Herausgeber des t. Merk. mitgetheilten verbeſſerten Handſchrift. —100

X. Der teutſche Parnaß. —104

Auf den Teutſchen Merkur kann man ſich bey kantermaſſen, bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland abonniren; auch iſt derſelbe in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.

Der Preis iſt zu Weimar 2 Thlr. Sächſ. currant.

Poſtfrey durch ganz Teutſchland drey Thaler.

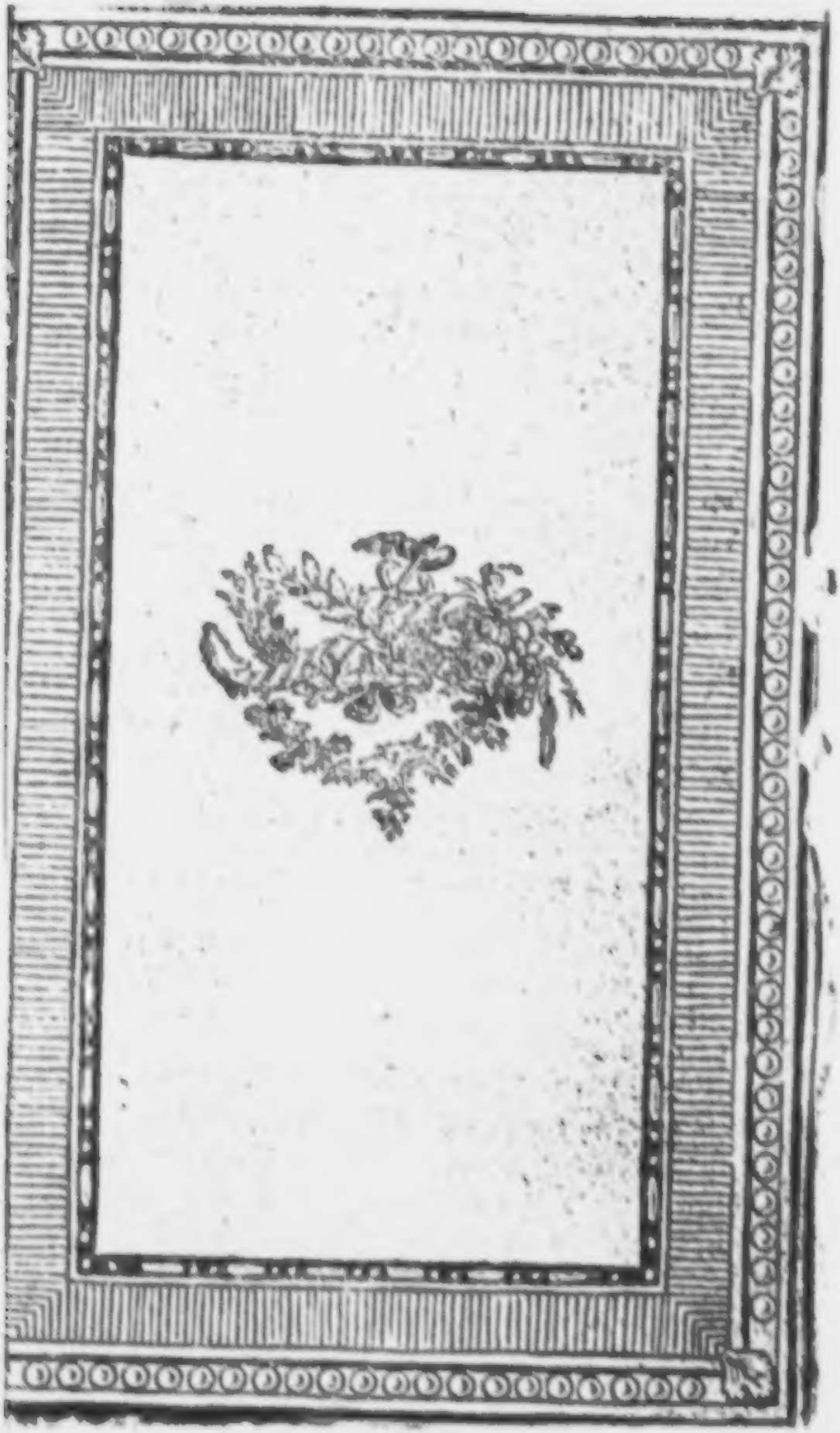

Der neue Teutſche Merkur.

1. Stück Januar 1790.

I.

Probeſtücke einer neuen Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradieſe.

Fünftes Buch.

Jetzt ſtieg der Morgen roſicht nun
empor, und träufelte auf Wald und Flur
den Perlenthau. — Sogleich ermunterte,
nach ſeinem Brauch, ſich Adam; denn ſein Schlaf,
vom zarten Dunſt, in den die reinſte Nahrung
ſich auflöſt, erzeugt, war luftig leicht:
ſchon durchs Geräuſch des nebelgrauen Bachs,
der Blätter im Gebüſch (Aurorens Fächer)
ſchon durch den Frühgeſang des Vögelchors
auf allen Zweigen, wurd' er aufgeweckt.
Um deſto mehr befremdets ihn, zu ſehn
daß Eva noch — ihr goldnes Lockenhaar

Der neue Teutſche Merkur.

1. Stück Januar 1790.

I.

Probeſtücke einer neuen Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradieſe.

Fünftes Buch.

Im Oſten ſtieg der Morgen roſigt nun
empor, und träufelte auf Wald und Flur
den Perlenthau. — Sogleich ermunterte,
nach ſeinem Brauch, ſich Adam; denn ſein Schlaf,
vom zarten Dunſt, in den die reinſte Nahrung
ſich aufgelöſt, erzeugt, war luftig leicht;
ſchon durchs Geräuſch des nebelgrauen Bachs,
der Blätter im Gebüſch (Aurorens Fächer)
ſchon durch den Frühgeſang des Vögelchors
auf allen Zweigen, ward' er aufgeweckt.
Um deſto mehr befremdets ihn, zu ſehn
daß Eva noch — ihr goldnes Lockenhaar

verwirrt, ihr liebliches Geſicht in Glut,
als ängſte ſie ein fürchterlicher Traum,
im tiefſten Schlafe liegt. Er richtet ſich
an ihrer Seit' empor, und hängt gebückt
lang über ihr, in innigſter Beſchauung,
mit einem Blick unſäglichen Gefühls
von Zärtlichkeit, betrachtend all den Reiz,
der wachend ſie und jetzt im Schlaf umſchwebt.
Dann flüſtert er, ſo leiſe wie der Weſt
auf Florens Buſen haucht, ſanft ihre Hand
in ſeine faſſend: auf! ermuntre dich!
O meine Schönſte! o mein Weib! mein Glück!
zuletzt gefundnes, von des Himmels Huld
zuletzt empfangnes Glück! mir immer neu
und immer reizend! auf! ermuntre dich!
Der Morgen glänzt, die friſchbethaute Flur
ſie winkt, bevor der Frühe Kühlung uns
verſtreicht, zu ſchaun, wie jegliches Gewächs,
von uns gepflegt, emporſchießt und bekleidt;
zu ſchaun, was hier von Myrtenzweigen, dort
von Balſamſtauden tropft; die Mahlerei
auf Wieſ' und Au zu ſehn, wo die Natur
mit zarter Hand die ſchönſten Farben miſcht,
und in dem Kelch der Blumen, thaubenetzt,
die Biene ſitzt und ſüſſen Nektar ſaugt. —
Sein Flüſtern weckt ſie auf. Sie heftet ſtarr

den Blick auf ihn, und ruft, um seinen Hals
geschlungen, aus: o Freund! du Einziger,
der sanfte Ruh mir in die Seele flößt,
mein Ruhm, mein Glück! Ich seh dein Angesicht
und seh erfreut den angebrochnen Tag! —
Denn diese Nacht — so ängstlich bracht' ich sie
nie hin, — träumt ich, (wofern ichs blos geträumt)
nicht, wie sonst oft, von dir, von dem was uns
des Tags vorher beschäftigt hatte, oder
beschlossen war den künftigen zu thun;
es ängstete mich dumpfe Bangigkeit,
ein Schmerzgefühl, wie ichs noch nie empfand.
Es kam mir vor, als riefe, leisen Tons —
ich meinte Dich zu hören — in der Näh
mir jemand zu: stich' auf und gehe mit!
Was schlummerst du, o Eva! komm! jetzt ist
die schönste Zeit: die Luft weht sanft und kühl;
ihr feierliches Lied singt ganz allein
die Sängerin der Nacht; Melankolie
und Liebe schmilzt in ihrem Flötenton;
vollwangig steigt der Mond, sein bleicher Schein
umdämmert zauberisch der Dinge Form.
Vergebens all der Reiz, wenn niemand sich
daran ergötzt! Des Himmels Augen funkeln
und schaun herab — auf wen? auf wen als dich,
den Liebling der Natur. Wohin du blickst

der Geſellſchaft ausgeſtoſſen worden. Ich ſelbſt wurde aus Verona verbannt, weil ich den Anſchlag gemacht, eine junge Dame zu entführen, die dem Herzog nah verwandt und eine reiche Erbin war.

2. Räuber.

Und ich von Mantua, weil ich in zornigem Muth einem Edelmann den Dolch ins Herz geſtoſſen.

1. Räuber.

Und ich um eben dergleichen Kleinigkeiten willen. Aber zur Sache; denn wir führen unſre Vergehungen bloß darum an, um euch die Urſache zu geben, warum wir dieſe geſetzwidrige Lebensart führen; und da wir ſehen, daß ihr ein hübſcher Mann ſeyd, von edler Geſtalt, und wie ihr verſichert ein Sprachen-Verſtändiger; kurz, ein Mann, deßgleichen wir in unſrer Geſellſchaft ſehr benöthigt ſind. --

2. Räuber.

In der That, die Qualität eines Verbannten die ihr mit uns gemein habt, flößt uns, neben euern andern Eigenſchaften, eine Art von Anmuthung zu euch ein; habt ihr Luſt unſer Anführer zu ſeyn? Aus der Noth eine Tugend zu machen, und wie wir in der Wildniß zu leben?

3. Räuber.

Was ſagſt du dazu? Willt du von unſrer Geſellſchaft ſeyn? Sprich ja, und ſey der Oberſte von uns allen: Wir

wird alles froh, fühlt wie bezaubert ſich
durch die Gewalt von deiner Schönheit, ſtaunt
verwundrungsvoll dich unabläſſig an! —

Ich ſprang vom Lager auf dir nachzugehn
und fand dich nicht. Verfolgend meinen Pfad
ſah ich zuletzt mich plötzlich in der Nähe
des Baumes der Erkenntniß. Dieſer ſchien
jezt reizender als er bey Tage war.
Erſtaunt betrachtet' ich den Baum; und ſieh,
ein Weſen ſtand dabey, mit Flügeln, gleich
den Himmliſchen, die ich oft hier geſehn.
Hell wie der Thau entfloß dem goldnen Haar
Ambroſia. Auch er betrachtete
den Baum und rief: du herrliches Gewächs,
mit dieſer Laſt von ſchönen Aepfeln! Mag
ſie niemand dir erleichtern? Koſtet denn
kein Gott, kein Menſch die nektarſüße Frucht?
Erkenntniß! wie? ſo ganz wird ſie verſchmäht?
Iſts Mißgunſt, oder was? das hier Genuß
verwehrt? — Seys was es will, ich acht' es nicht
und kein Verbot ſoll dieſes Goldgewächs
noch länger mir entziehn. Wie ſchön die Frucht
zum Pflücken winkt! Umſonſt ward ſie gewiß
nicht hergepflanzt. Er ſprachs und ſäumte nicht,
brach mit verwegner Hand und aß die Frucht.
Ein kalter Schaur fuhr bey der dreiſten Rede,

bey der noch dreiſtren That, mir durch das Herz.
Doch Er, berauſcht von Wonne, rief laut aus:
o Götterfrucht! voll innrer Süßigkeit,
noch ſüſſer ſo gepflückt trotz des Verbots!
Verboten ſcheinſt du hier, weil du allein
das Mahl der Götter zierſt und fähig biſt
den Menſchen zu vergöttern. — Und warum
ſoll ſich nicht auch der Menſch vergöttern? Wird
nicht jedes ächte Gut durch Mitgenuß
vermehrt? Quillt nicht, geſchöpft, der Brunnen noch?
Erniedrigt, oder ehrt den Geber nicht
der Gabe fröhlicher Genuß vielmehr? —
Komm, holdes Weib, ſchön wie ein Engel, iß!
Schon glücklich, wirſt du dann die Glücklichſte;
dein Glück läßt ſich vergrößern, nicht dein Werth!
Genieße dann und werde Göttin! ſchwed'
empor zum Götterrang aus dem Bezirk
der niedern Erd' und fliege durch die Luft,
gleich uns, von Zeit zu Zeit dem Himmel zu,
dem Himmel, den Verdienſt dir längſt erwarb.
Betrachte dort, wie glücklich Götter ſind,
und werde du's wie ſie! Er ſprachs, und trat
noch vor mich hin, hielt die gepflückte Frucht
mir an den Mund; ihr ſüſſer Wohlgeruch
erregte mir ſolch' eine Lüſternheit,
das längrer Widerſtand unmöglich war.

Ich nahm und kostete. O Wunder! schnell
erhob ich mich hoch ins Gewölk mit ihm,
sah unterwärts die Erde weit und breit,
ein Anblick wunderschön, und wechselnd stets.
Erstaunt und froh, stets von der sanften Luft
gehoben, schwebt ich fort. Auf einmal war
mein Führer weg, und ich, so dünkte mir,
sank schnell herab und fiel in tiefen Schlaf.
Doch ach, wie froh entdeck' ich, jetzt erwacht,
daß es mir nur geträumt! — Als Eva nun
den seltnen Traum dem Gatten mitgetheilt
antwortet ihr bekümmert dieser drauf:
Mein Ebenbild! mein zweites, beßres Selbst!
der seltne Traum, der dich in dieser Nacht
geängstet hat, macht mich nicht weniger
besorgt; ich fürchte sehr, was Böses war
sein Urheff! — Doch wo käm' das Böse her?
es kann in dir kein Arges wohnen, Gott
erschuf dich rein. Jedoch vernimm! Es hat
die Seele manche Kraft, die niedriger
als die Vernunft, und nur ihr Werkzeug ist.
Nun unter diesen nimmt den ersten Platz
die thätigste von allen ein; sie heißt
Einbildungskraft. Jedweden Gegenstand,
der durch den Dienst stets wacher Sinnlichkeit
in den Verstand gelangt, schaft sie sogleich

in luft'ge Bilder um; dieſelben reyht
und ſondert ab die prüfende Vernunft,
und baut ihr Urtheil drauf, Ja oder Nein.
Erkenntniß oder Meinung nennen wirs; —
doch zieht auch Sie, wenn die Natur entſchläft
ſich in ihr Innerſtes zurück. Oft wacht,
wenn ſie entweicht, und äft ihr gaukelnd nach,
die Phantaſie; doch da ſie Bild mit Bild
ſehr ungleichartig paart, ſo wird ihr Werk
ein Misgeſchöpf. Am meiſten treibt ſie dies
in Träumen, ſezt aus Wörtern ein Geſpräch
voll Widerſpruch zuſammen, oder miſcht
was längſt, mit dem, was eben erſt geſchah.
In deinem Traum entdeck' ich, wie mir deucht,
mit dem Geſpräch, das geſtern Abends erſt
wir hielten, Aehnlichkeit. — Zwar fremder Stoff
iſt beygemiſcht — doch darum traure nicht.
Das Böſe kommt in unſer Herz, es geht
auch wieder weg, und läßt Befleckung nicht
noch Spur zurück, wenn wirs nicht billigten.
Was du im Schlaf mit Abſcheu träumteſt, wirſt
du, wenn du wachſt, freywillig nicht begehn.
Der Hofnung leb ich; drum ſey gutes Muths!
Bewölke nicht des Frohſinns heitren Blick,
der lieblicher und wonnevoller als
der erſte Strahl des jungen Tages lacht.

Steh auf, und laß, gestärkt an Kräften, uns
an neue Arbeit gehn; entweder dort
in das Gebüsch, zum klaren Giesbach, oder
zu jenen Blumen, die am Sonnenstrahl
nun ihren Kelch entfalten und den Duft
ausathmen, den sie nur für dich gespart.
So heiterte die Gattin Adam auf,
und heiter ward dadurch das holde Weib.
Zwar eine Thrän', aus jedem schönen Aug'
entschlürft, floß sanft herab, sie trocknete
mit ihrem Haar sie auf den Wangen ab.
Zwey andre dieser schönen Tropfen küßt
er, eh sie niederfielen, im Krystall
des Auges auf, als Zeichen stillen Grams
und frommer Scheu, die vor Verachtung bebt. —
Drauf eilten sie mit voller Freudigkeit
ins Feld. Doch jetzt, nachdem sie aus der Nacht
des dichtbelaubten Hains getreten sind,
und ihnen hier der angebrochne Tag
entgegen scheint, — die Sonne, die, noch kaum
mit flammendem Gespann vom Meeresstrand
sich himmelan erhebend, wassergleich
den feuchten Strahl auf unsern Erdball warf,
die weite Landschaft aus dem Nebel hob,
das Paradies und Edens schöne Flur
von Osten her im Lichtglanz zeigte: jetzt

neigt

neigt Er und Sie' mit frommer Demuth ſich,
ſie beten an, und bringen Andacht, Dank
und Lob und Preiß zum Morgenopfer dar.
Ihr Ausdruck war erhaben, mannichfach,
mit kühnem Schwung erhob ſich ihr Geſang
begeiſtert oft zu ihres Schöpfers Ruhm,
und ungeſucht entſtröhmte Melodie
und feurige Beredſamkeit den Lippen,
wohlklingender, als hätte Harfenklang
und Lautenton der Sprache des Gefühls
ſich beygemiſcht. Sie huben alſo an:

Allmächtiger! Die herrliche Natur
iſt deiner Hände Werk! Dein iſt der Bau
des Weltalls, ach! ſo ſchön, ſo wunderbar!
Wie wunderbar mußt Du dann ſelbſt nicht ſeyn,
Du Unausſprechlicher, der höher noch
als alle Himmel iſt! — Unſichtbarkeit
verbirgt Dich uns, und nur im Schimmerlicht
erblicken wir in deiner Schöpfung, nur
im kleinſten deiner Wercke, Dich! Doch auch
dein kleinſtes Werk verkündigt deine Macht
und Göttlichkeit und Größe unbegrenzt.
Verkündigt dann und preißt Ihn würdiger,
ihr Seraphim! ihr Söhne ſeines Lichts!
ihr die Ihn näher ſchaut, die ihr ſein Lob
in Liedern ſingt, in Jubelchören jauchzt,

Und seinen Thron durch Tage sonder Nacht,
Um Ewigkeit zu Ewigkeit umringt!
Preißt Ihn, ihr Himmlischen, im Himmel! hier
Auf Erden preis' Ihn der Geschöpfe Welt,
Von Anbeginn! Jetzt! Künftig! Immerdar!

Du schöner Stern, der du den Zug der Nacht
beschließest, wenn du zum Gefolge nicht
der Dämmerung schon gehörst — Verkündiger
des Tages! Du, der seinen Strahlenkranz
ums Rosenhaupt des jungen Morgens schlingt,
preis' Ihn in deinem Lauf, so bald der Tag
gebühren wird, der Stunden jüngste blüht!

O Sonne! Seel' und Auge dieser Welt
erkenn' in Ihm, Den der dich leuchten hieß
und jauchz' ihm Preiß auf deiner ewgen Bahn,
wenn du vom Meer empor klimmst, von der Höh
des Mittags niederschaust, und wenn du sinkst!

Mond! der du bald der Sonne Aufgang noch
erwartest, bald mit den Gestirnen fleuchst;
Ihr, die ihr im geheimnisvollem Tanz
bey dem Gesang der Sphären euch bewegt,
ihr wandelnden Planeten! tönt das Lob
des, der das Licht hervorrief aus der Nacht!

Ihr älteste Geburten der Natur,
die in vier Kreisen stets sich regen, stets

in neuer Form erſcheinen, ihren Steff
vermiſchen und ernähren was da iſt, —
ihr Elemente! bringt bey jeglicher
Veränderung dem Schöpfer neues Lob!

Ihr Nebel, die ihr feucht in grauem Dunſt,
hier von der Höh, dort aus den Fluten ſteigt,
ſteigt Ihm zum Ruhm! ſteigt auf, bis euern Saum
der Sonnenſtrahl vergüldet und euch ſelbſt
buntſtreifig färbt; verbreitet ſeinen Ruhm,
wenn ihr als Wolken jetzt das weite Blau
des Himmels ziert, und dann, das dürre Land
zu tränken, ſanft in Tropfen niederfallt,
ſteigt oder fallt zu ſeiner Ehr allein!

Zu Seiner Ehre brauſ' o Sturm, daher!
Ihr Lüfte, weht zu Seinem Lobe ſanft!
Ihr Cedern, neigt die ſtolzen Wipfel Ihm!
von euch herab zum niedern Feldgewächs
beug' jede Pflanz' Ihm huldigend das Haupt!

Ihr Quellen, ihr, die ihr ſo lieblich rauſcht,
ihr Bäche rauſcht noch lieblicher Sein Lob!

Einſtimmig preiſ' Ihn alles was da lebt!
Ihr Vögel, die ihr ſingend euch empor
zum Himmel ſchwingt, ſein Lob ſey euer Lied!
Die ihr die Fluth, die ihr das Feld durchſtreicht,
die ſtattlich ihr einhergeht, oder tief

im Staube kriecht, ſtimmt Ihm zu Ehren ein,
und zeuget mir, ob ich früh oder ſpät
Sein Lob vergaß? ob Hügel, Thal und Bach
und Hain nicht ſtets erfüllte mein Geſang?
ob mein Geſang nicht ſtets Sein Loblied war?
Preiß Dir und Lob, du aller Welten Herr!
Sey uns gewogen! gib, o Guter, uns
das Gute nur! und ſchlich in dieſer Nacht
was Böſes ſich vielleicht in unſer Herz,
zerſtreu's, wie jetzt das Licht die Finſterniß!

Gabriels
Ankunft im Paradieſe
aus eben dieſen Geſange.

— Wie Majas Sohn ſtand er und ſchüttelte
ſein düftiges Gefieder; Wohlgeruch
durchbalſamte die Gegend rings umher.
— — — Er ſchwebte längſt der Reih
hellſchimmernder Gezelte hin, und jetzt
durch ein Gemiſch von Myrtenwälderchen,
durch Blüthenduft von Narden, Caſſia,
und Balſamharz; — ein Meer von Wohlgeruch!
Denn die Natur in ſüßer Tändelei
entfaltet hier all ihren Jugendreiz,

ſpielt

ſpielt ohne Kunſt und kalten Regelzwang
mit jungfräulicher Phantaſie, und ſtröhmt
verſchwenderiſch des Segens Fluten aus.

Ihn nahm, wie er aus dem balſamiſchen
Gebüſche trat, der Menſchen Erſter wahr,
der jetzt, indem des Mittags ſchwüler Strahl
vom Scheitelpunct grad unter fiel und tief
ins Innerſte der Erd' erwärmend drang,
vor ſeiner Laub' im kühlen Schatten ſaß.
Sie drinnen, tiſcht jetzt zur geſetzten Zeit
die Mahlzeit auf: die auserleſenſten
Gewächſe, ſchön fürs Auge, ſchöner noch
für den Geſchmack: zum ſüßen Labetrank
preßt ſie die Beeren-Milch, den Purpurſaft
der Trauben aus. Ihr rief nun Adam zu:

Komm Eva! ſieh die ſehenswürdigſte
Erſcheinung! ſieh! die herrlichſte Geſtalt!
Sie nähert ſich uns graden Wegs — es ſcheint
ein andrer Morgen geh am Mittag' auf. —
Vermuthlich iſts ein himmliſcher Befehl
den er uns bringt; — vielleicht daß er ſogar
uns würdiget heut unſer Gaſt zu ſeyn!
Flugs bringe was dein Vorrath nur vermag,
und tiſch es auf im reichſten Ueberfluß,
den hohen Gaſt nach Würden zu empfahn!

wollen dir Treue ſchwören, uns von dir regieren laſſen, und dich als unſern Befehlshaber und König lieben.

1. Räuber.

Wenn du aber unſre Freundſchaft ausſchlägſt, ſo muſt du ſterben.

2. Räuber.

Du ſollſt nicht leben, um mit unſerm Anbieten prahlen zu können.

Valentin.

Ich nehm' euer Anbieten an, und will mit euch leben; vorausbedungen, daß ihr ſchwache Weibsbilder und arme Reiſende nicht mißhandeln ſollt.

3. Räuber.

Nein, wir verabſcheuen ſolche niederträchtige Gewaltthätigkeiten. Komm, folg' uns, wir wollen dich zu unſrer Bande führen, und dir die Schäze zeigen, die wir zuſammengebracht haben, und die, nebſt uns, von nun an zu deinen Dienſten ſtehen.

(Sie gehen ab.)

Wohl ziemt es uns die Hälfte des Geſchenks
dem, der es gab, zurück zu geben, froh
und reichlich, was ſo reichlich man empfing,
zu ſpenden! Hier, wo täglich die Natur
den Mutterſchooß mit neuer Fruchtbarkeit
eröfnet, giebt ſie uns ja ſelbſt den Wink
nicht karg zu ſeyn! Das holde Weib verſetzt:
„O Adam! Mann aus heil'gem Erdenſtoff
von Gott geformt, von Gott mit Geiſt beſeelt! —
Hier gnügt ein kleiner Vorrath ſchon, wo ſtets
gereifte Frucht die Aeſte niederbeugt.
Ich ſammle nur auf künftig, was gepflückt
und aufbewahrt, uns länger nutzbar bleibt,
was milder wird, nachdem der ſcharfe Saft
ſich in ſich ſelbſt allmählich aufgezehrt.
Doch Augenblicks will ich von Reb' und Zweig
die köſtlichſten Gewächſe pflücken, will
ein ſolches Mahl für unſern hohen Gaſt
bereiten, daß, wenn ers erblicken wird,
er ſagen ſoll, Gott habe ſeine Huld
auf Erden und im Himmel gleich vertheilt.

Schnell wandte nun, Geſchäftigkeit im Blick,
die erſte Mutter ſich von Adam, eilt
voll wirthlicher Gedanken, wie ſie nun
die Wahl des Beſten, Schönſten treffen ſoll;

wie ordnen, — daß kein widriges Gemiſch
beleidigend für den Geſchmack entſteh,
daß ein Gericht des andern Würze ſey,
und liebliche Verſchiedenheit den Reiz
erneue. — Raſch geht ſie zu Werke, pflückt
von Stiel und Aſt, was nur der Mutterſchoos
der Allgebärerin, der Erde, trägt;
was Indien im Oſt und Weſt erzeugt,
was um den Pontus, was am Puniſchen
Geſtade wächſt, was dem Alcinous
ſein wunderſchöner Garten trug; — Gewächs
jedweder Art, glattſchälicht, bärtigrauch,
umkapſelt theils und theils umhülſt. Sie kommt
nun, auf den Tiſch den reichlichen Tribut
mit voller Hand zu häufen; zum Getränk
preßt ſie aus Trauben Moſt, aus Beeren Meth,
zerquetſcht die ſüßen Kern' und miſcht daraus
würzhaftes Mus; — auch fehlts an niedlichen
Gefäßen nicht, um dieſes Flüßige
zu ſammeln; — dann beſtreut ſie dicht den Grund
mit friſchem Laub und Roſen und Jaſmin.

Indeß erhub der Menſchen Ahnherr ſich
den göttlichen Geſandten zu empfahn.
Er geht; — ihm folgt kein andrer Hofſtaat nach
als voller Werth ſelbſteigner Tugenden;

sein ganzer Schmuck, sein Kleinod war Er selbst!
weit feierlicher trat er so einher,
als ein Monarch, von läst'gem Pomp umringt,
wenn hinter ihm, das prächtige Geschirr
der handgeführten Pferde und die Gold-
gestickte Tracht der Läufer und Lakayn
der Pöbel, vor Verwunderung starr, begafft.
Dem Engel nah, neigt jetzt sich Adam tief,
zwar ehrfurchtsvoll, doch ohne Blödigkeit,
bewillkommt ihn und spricht: du Himmlischer! —
kein andrer Ort als nur der Himmel kann
von solcher Majestät die Heimath seyn! —
dieweil es dir gefiel von deinem Thron
herabzusteigen, dich den seligen
Gefilden zu entziehn und diesen Ort
durch deine Herkunft zu verherrlichen:
so würdige dann auch das eine Paar,
das dies geraume Land als ein Geschenk
des Ewigen von seiner Huld empfieng,
und nimm bey uns in jener Laube Platz!
Genieße, was des auserlesensten
Gewächses uns der Garten liefern mag:
Es mildert sich indeß die Mittagsglut
und Kühlung weht bey Sonnenuntergang.

Mit milder Huld erwiedert ihm der Fürst
des Himmels: dies, o Adam, eben dies

hat

hat mich hieher geführt. Du selbst, von Gott
so hoch begabt, von dieser schönen Flur
Bewohner, darfst oft himmlischen Besuchs
gewärtig seyn. Wohlan, so führe mich
in deine Wohnung ein; der Nachmittag
ist mir verwilligt bis der Abend sinket.

Nun giengen sie der kühlen Laube zu
die, wie der Lieblingsbaum Pomonens, ganz
mit Blüten überschneit, voll süsen Dufts
sich wölbte. — Hier stand Eva, ungeschmückt,
schön nur durch sich — doch ungleich reizender
als eine Nymph' im Hain', als aus den drey
erdichteten Göttinnen, die sich nackt
auf Idas Höh' gezeigt, die Reizendste:
sie stand den Gast des Himmels zu bedienen,
bedurfte keines Schleiers, sicher g'nug
durch ihre Tugend; kein verwerflicher
Gedanke röthete die Wangen ihr.

Heilwünschend grüßte sie der Engel, so
wie Gabriel in spätrer Zeit Marien,
die andre Eva, grüßte: Heil! Heil dir,
der Menschheit Mutter! Deren Fruchtbarkeit
zahlreicher einst die Welt bevölkern wird,
als diesen Tisch mit mancherley Gewächs
die Fruchtbarkeit der Bäume Gottes füllt!

Von Roſen war der Tiſch erhöht, von Moos
die Sitze rings umher: des Herbſtes Schatz
von Früchten ſtand buntfärbig aufgethürmt,
mit Blumen untermiſcht. Denn Hand in Hand
durchtanzten hier den Garten Herbſt und Lenz.

II.

Der hinter dem Vorhang ſtehende Verfaſſer der vorſtehenden Proben einer neuen Ueberſetzung des Verlornen Paradieſes erwartet, ob ihn das Urtheil der Liebhaber der Dichtkunſt, beſonders der Kenner in der ſtrengern Bedeutung des Wortes, zu Vollendung dieſer Arbeit aufmuntern oder von derſelben abſchrecken werde. Wenn ich dem meinigen trauen darf, ſo kann er ſich des erſtern verſichert halten, und die Beſcheidenheit, womit er ſich über dieſe Proben gegen mich erklärt hat, bürget mir dafür daß ein, mit eben ſo viel Talent und Geſchmack als Liebe zur Sache ausgeführtes Werk, wenn es die letzte Politur erhalten haben wird, auch den ſtrengſten Foderungen der Verehrer des großen Engliſchen Dichters genug thun, und unſre Literatur mit einer muſterhaften Ueberſetzung eines Gedichtes bereichern werde, welches, bey allem was ſeine Tadler mit Recht und Unrecht daran auszuſtellen finden, immer eines der bewundernswürdigſten, größten und intereſſanteſten Werke des Genies und der Muſenkunſt bleiben wird. Beſonders verdient, meiner Meynung nach, allen Beyfall, oder iſt vielmehr das, wovon der ganze glückliche Erfolg und die Vollkommenheit einer Ueberſetzung des Miltoniſchen Werkes abhängt, daß der V. die Versart des Originals,

II.

Fauſtina

Ein Seitenſtück zu Aſpaſia und Julia im hiſtoriſchen Calender für Damen 1790.

Und auch du ſchöne Fauſtina, auch Du möchteſt in beſſerm Andenken bey der ſpäten Nachkommenſchaft dieſer Markomannen, Quader und Hermundurer ſtehen, die dein erhabener Gemahl ſo oft beſiegte und nie bezwang? Auch Du verlangſt eine Ehrenrettung?

Wer könnte dieſem argloſen, ofnen, Liebe athmenden Geſichte etwas abſchlagen? Ich, mit dem Du doch bloß durch dein kaltes Gypsbild ſprichſt, ja, ich begreiffe, ich fühle es, daß es unmöglich ſeyn mußte nein zu dir zu ſagen.

Auch dir, ſchönſte unter allen Auguſten des alten Roms, haben die Läſterzungen deiner eige-

den zehnſylbigen Jamben, (den er nur ſelten, und beynahe gar zu ſelten mit dem eilfſylbigen wechſeln läßt) beybehalten hat; eine, wenn ich nicht ſehr irre, ſchlechterdings nothwendige Bedingung, wenn Milton in einer Ueberſetzung nichts, oder doch ſo wenig als irgend möglich, von dem eigenen und charakteriſtiſchen ſeines Styls und der zauberiſchen Muſik ſeiner Verſification verlieren ſoll. W.

nen Zeit, und die undenkenden Zusammenstoppler der unsrigen übel mit gespielt! Aber gewiß hat keiner von diesen Unglücklichen weder dich selbst noch deine Büste gesehen!

Wem könnte bey diesen sanften gutartigen Zügen, bey dieser beynahe kindlichen Unwissenheit, daß etwas Süßes — schädlich, etwas Angenehmes — unrecht seyn könne, die aus deinem ganzen reizvollen Gesichte spricht, Arges von dir denken? Wer könnte so unbillig seyn, dich dafür zu bestrafen, daß die **Weisheit** vielleicht **zu wenig**, die **Grazien** beynahe **zuviel** für dich gethan haben?

Doch, schon dieses vielleicht ist mehr als irgend ein Zweifler zum Nachtheil der schönen Faustina beweisen könnte; es wäre denn, daß es, — den Ruhm einer Tochter des **Antoninus**, einer Gemahlin des **Marcus Aurelius**, auf immer zu vernichten, — genug wäre, wenn so ein Erdensohn wie **Julius Capitolinus**, oder ein historischer Romanschreiber wie **Servies**, ohne Beweis, ohne Wahrscheinlichkeit, ja sogar gegen die entscheidende Stimme eines unverwerflichen Zeugen, soviel schändliche Dinge von ihr sagte als er Lust hätte.

Es wäre mehr als unbillig, einem elenden **Volcksgerüchte** (denn dies ist doch der einzige Grund, worauf die Verläumdungen beruhen, womit das Andenken der schönen Faustina befleckt wor-

worden iſt) ſoviel Gewicht beyzulegen, daß ein bloßes „es gieng die Rede„ *) in einer Sache, wo der ſtärkſte gerichtliche Beweis kaum zureichend iſt, ſtatt alles Beweiſes dienen könnte.

Das in jeder Betrachtung unwahrſcheinliche Vorgeben des **Dion Caſſius**, als ob Fauſtina die Empörung des Avidius Caſſius gegen ihren Gemahl nicht nur heimlich befördert habe, ſondern ſogar die Anſtifterin derſelben geweſen ſey, hat ſchon der römiſche Senator und Conſul **Vulcatius** in ſeinem Leben des Avidius ſo gut wiederlegt, daß es Ueberfluß wäre, hier mehr davon zu ſagen.

Aber als eine Probe, wie weit in jenen guten Zeiten der **Antonine** die Freyheit des gemeinen Volckes, von ſeinen Fürſten alles zu ſchwatzen was ihm einfiel, gehen durfte, und was die einen **zu lügen** und die andern zu **glauben** fähig waren, ſey mir erlaubt dieſes einzige Beyſpiel anzuführen. Fauſtina, ſagte man, ſah einsmals einen Trupp Gladiatoren vorbeyziehen, und verliebte ſich in einen von ihnen ſo heftig, daß ſie krank davon wurde, und ſich zulezt genöthiget fand, ihr Anliegen ihrem Gemahle zu entdecken. Der Kayſer brachte die Sache vor die **Chaldäer**. Dieſe **weiſen Meiſter** gaben ihm den Rath: er ſollte den Gladiator abwürgen laſſen, Fauſtina ſollte ſich in

*) *Sermo erat* ſagt Capitolinus im Leben des Kayſ. Luc. Verus. Cap. 10.

dem warmen Blute deſſelben baden, und unmittelbar darauf ihrem Gemahl beyliegen. Der Rath wurde befolgt, die Kaiſerin fand ſich von ihrer Liebeskrankheit entledigt, wurde ſchwanger, gebahr aber anſtatt eines Prinzen einen — Gladiator; und ſo erklärte ſich das Volk die Möglichkeit, wie von Marcus-Aurelius und Fauſtinen ein Commodus habe entſpringen können.

Capitolinus geſteht zwar, daß er dieſe ſchöne Geſchichte für ein Mährchen halte; hingegen erröthet er nicht, Fauſtinen eines Geſchmacks an Bootsknechten und Gladiatoren zu beſchuldigen, der ſich kaum von einer Meſſalina, und auch von dieſer nur, weil ſie die Gemahlin eines Clandius war, denken läßt. Ja, was beynahe noch ärger iſt, er ſchämt ſich nicht zu glauben, es habe Leute gegeben, die ſich unterſtanden hätten dem Kayſer Marcus-Aurelius zu rathen, er ſollte Fauſtinen wenigſtens verſtoßen, wenn er ſie ja nicht umbringen laſſen wollte; und der Kayſer habe ihnen geantwortet: „wenn wir unſre Gemahlin „verſtoßen, ſo müſſen wir ihr auch ihre Mitgift „(nehmlich das Reich) zurückgeben„ — Als ob ein Mann von ſeinen Grundſätzen ſich jemals hätte einfallen laſſen können, das römiſche Reich für ein Eigenthum des Antoninus Pius zu halten, das dieſer ſeiner Tochter habe mitgeben können; oder als ob Marcus dadurch Kayſer worden ſey, weil er Fauſtinen geheurathet habe, und nicht

viel-

vielmehr umgekehrt bloß darum Antonins Schwiegersohn geworden seyn, weil er zu seinem Nachfolger am Reiche erklärt war!

Wer einen Marcus-Aurelius so reden lassen kann, wie sollte Der Glauben verdienen, wenn er eine Faustina unter die verächtlichsten Creaturen ihres Geschlechtes herabwürdigen will? — Wie konnte der Mann sobald wieder vergessen, daß er selbst kurz vorher als ein trauriges Loos der Fürsten angemerkt hatte, „daß keiner von ihnen „hoffen dürfe von bösen Nachreden verschont zu „bleiben, da sogar Marcus sich habe nachsagen „lassen müssen, daß er seinen Bruder Lucius Ve„rus vergiftet habe?„

Doch warum halte ich mich bey diesen negativen Beweisen der Unschuld der schönen Faustina auf, da ich einen Zeugen derselben aufstellen kann, dessen positive Aussage von solchem Gewichte ist, daß sie kaum die Möglichkeit eines Zweifels übrig läßt? Wer hatte mehr Gelegenheit Faustinen kennen zu lernen, und wer war geschickter richtig von ihr zu urtheilen als Marcus-Aurelius selbst? Würde dieser, wenn er auch nur die geringste Ursache gehabt hätte an ihrer Tugend zu zweifeln, in seinem berühmten Denkbuche unter den Glückseligkeiten seines Lebens, wofür er den Göttern den größten Dank schuldig sey, auch diese angeführt haben: „daß ihm eine solche Gemahlin, so

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in einen offnen Platz unter Silvia's Zimmer in Meiland.)

Protheus tritt auf.

Protheus.

An Valentin bin ich bereits falſch geweſen, und nun muß ich eben ſo ungerecht an Thurio ſeyn. Unter dem Vorwand ihn zu empfehlen, hab' ich Gelegenheit meine eigne Liebe reden zu laſſen. Allein Silvia iſt zu edel, zu redlich, zu tugendhaft, ſich durch meine treuloſen Liebkoſungen verführen zu laſſen. Wenn ich ihr meine Treue angelobe, ſo wirft ſie mir meine Falſchheit an meinem Freunde vor; wenn ich meine Liebe durch Schwüre bekräftigen will, ſo erinnert ſie mich an die Schwüre, die ich der Julia, meiner erſten Liebe, gebrochen habe. Und dennoch, ſo hart ſie mir begegnet, ſo unerbittlich ſie meiner Leidenſchaft alle Hoffnung abſchneidt, ſo wächßt ſie doch deſto ſtärker je mehr ſie verſchmäht wird, und krümmt ſich wie ein Wachtelhund nur deſto ſchmeichelnder um ihre Füſſe, je mehr ſie weggeſtoſſen wird. -- Aber hier kommt Thurio; wir müſſen nun an ihr Fenſter, um ihr eine Nacht-Muſik zu bringen.

Thurio und Muſicanten treten auf.

Thurio.

Wie, Signor Protheus, ſeyd ihr uns zuvorgekrochen?

„gefällig und leicht zu lenken, so zärtlich gegen „ihren Mann und ihre Kinder, so einfach, genüg„sam und kunstlos in ihrem Betragen und in al„lem was ihre Person angehe, zu Theil worden „sey.„ *) — Was in aller Welt hätte ihn bewegen können, in einem bloß zu seinem eigenen Gebrauch geschriebenen Denkbuche so von seiner Gemahlin zu schreiben, wenn er nicht aus Gefühl und Ueberzeugung geschrieben hätte? — „Er wußte Faustinens liederliche Aufführung nicht, oder er dissimulierte sie,„ sagt Capitolinus. — Wie hätte er, der gewiß nichts weniger als ein schwacher Mann war, sich in einem so wesentlichen Punct über den Charakter einer Person irren können, die so selten von seiner Seite kam, die ihn sogar auf seinen Feldzügen begleitete, sogar im Lager bey ihm lebte? Und im Fall etwas zu dissimulieren war, wer dissimuliert gegen sich selbst?

Ich müßte mich sehr irren, oder der Charakter, den der Kayser Marcus von seiner Gemahlin macht, und weßwegen er sich selbst in ihrem Besitz glücklich preiset, kann nicht der Charakter einer Frau seyn, die sich zu Cajeta Bootsknechten und Gladiatoren Preis giebt: und wenn ich sehe, wie schön ihr Brustbild Zug für Zug das Bild bestättiget, das der Mann, der sie am besten kennen mußte, von ihrer Sinnesart und ihren Sitten macht,

*) *Marc. Aurel.* L. zu Ende.

macht, und wie auffallend es hingegen von Messalinens Bildniß absticht: so könnte ich mich eben so leicht bereden lassen, daß Marcus seinen Bruder vergiftet habe, als daß Faustina mit einem solchen Charakter und einer solchen Physionomie — eine zweyte Messalina gewesen sey.

Wenn nach einer so vollgültigen Wahrscheinlichkeit noch etwas nöthig wäre, das Uebergewicht gänzlich zum Vortheil der liebenswürdigen Faustina zu entscheiden, so wären es, dünkt mich, die ausserordentlichen Ehrenbezeugungen, die ihr der römische Senat nach ihrem Tod erwies. Er ließ ihr nicht nur neben ihrem Gemahl in dem Tempel der Göttin Rom eine silberne Bildsäule, sondern auch einen Altar errichten, auf welchem alle römischen Jungfrauen an ihrem Hochzeittage opfern mußten. Auch veranstaltete er, daß, so oft der Kayser ins Theater kam, eine auf einem Lehnstuhle sitzende goldene Bildsäule der Faustina auf dem ersten Platz, da wo sie in ihrem Leben zu sitzen pflegte, gesezt wurde, und die vornehmsten römischen Damen ihr zur Seite saßen. *)

Und dies that eben der Senat, der den Muth gehabt hatte, sich der Vergötterung des Kaysers Hadrians zu widersetzen! That es in den freyen glücklichen Zeiten der Antoninen, unter der Regierung des mildesten, bescheidensten, popularsten Fürsten, der jemals gewesen ist!

*) Dion Cassius B. 11. Cap. 31.

Läßt es ſich auch nur als möglich denken, daß dieſer Senat, — dem eben dieſe Antoninen alle ſeine Würde wieder gegeben hatten, — der Niederträchtigkeit, der allen Begriff überſteigenden Schaamloſigkeit fähig geweſen wäre, die öffentliche Ehrbarkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die Ehre des Kayſers und ihre eigene, ſo gröblich zu ſchänden; und von freyen Stücken ſolche öffentliche Beweiſe der innigſten Liebe und Verehrung an das Andenken einer Perſon zu verſchwenden, deren bloßer Anblick das Auge einer Jungfrau und Matrone verunreiniget hätte, wenn ſie das geweſen wäre, wozu die Unbeſonnenheit einiger Hiſtorienſchreiber ſie zu machen geſucht hat? Was müßte der römiſche Senat geweſen ſeyn um einer zweyten Meſſalina nach ihrem Tode ſolche Ehren zu erweiſen? Oder was der Kayſer Marcus, um es zu dulden?

Man erlaube mir noch hinzuzuſetzen: welch ein trauriges Gefühl muß der Gedanke an die unſelige Geneigtheit zu verläumden und der Verläumdung Gehör zu geben, die ein ſo häßlicher Flecken an der menſchlichen Natur iſt, in einem jeden erwecken, der nicht auf eine gänzliche Vergeſſenheit bey der Nachwelt rechnen kann, — wenn bloße Sagen und Gerüchte mehr Glauben finden, als ſolche Zeugniſſe!

W.

III.

Die Feinde der Aufklärung.

In diesem Herbst, an einem Abend
kurz vor dem Winter-Sonnenstillstand
kam Lichtfreund in den großen Club. *)
Zwar zahlreich fand er die Versammlung,
doch kannt' er zwey kaum oder drey
an Ton, an Mundart ihrer Rede
Denn tiefgesunken war die Sonne,
unkenntlich waren Form und Farben,
doch sprach man viel von Form und Farben,
und stritt von ungesehn'nen Dingen.
Da riefen viele: „bringt uns Licht
„wer kann die Dunkelheit ertragen!
„blind und im Finstern seyn gilt gleich.

Mann brachte Licht — und Heiterkeit
erblickte man auf vieler Antlitz;
nur Einige verdroß das Licht: sie

*) Man kann in Versen, während auch nur achtfüßige Jamben ohne Reime, nicht immer wie man will. Unstreitig wollte der V. sagen, in einen großen Club. Aber da hätte er eine Sylbe zuviel erhabt, und so müßte er, gern oder ungern, den sagen. Dieß nur zu Verhütung naseweiser Mißdeutungen. d. H.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20624 / 393

ſie wünſchten wieder Dunkelheit.
Wer waren die?

Ein kranker Mann;
entzündet waren beyde Augen,
ihm machten Sonnenlicht und Wachslicht
faſt gleiche Schmerzen. War es Wunder,
daß Finſterniß ihm lieber war?

Ein alter Mann, von ſchwachen Nerven,
erwachte jetzt aus ſeiner Schwäche,
rieb ſich die Augen, klagte blinzend:
„was ſoll das Licht? es blendet mich;
„ehnmal war Dämmerung mir lieber;
„fort mit dem Licht! ich will nichts ſehn.

Ein dritter ſchläferte. — Das Murmeln
der funfzig oder hundert Sprecher
betäubt den leeren Kopf durch Schlummer.
Das liebt er ſehr; doch nun beym Lichte,
bey zahlreich wachender Geſellſchaft
zu ſchlafen — muß er ſich ja ſchämen.

„Mir, ſprach ein ſüßer junger Schwärmer,
„mir ſcheint im Dunkeln alles ſchöner:
„Beym halben Licht der Dämmerung
„verſchönert meine Phantaſie
„was man zu wahr im Hellen ſieht:
„der Fehler ſelbſt ſcheint da noch ſchön,

„wahr

„wahr oder nicht, das gilt mir gleich. *)
„Weit schöner ist die Feenwelt
„im Dunkeln, als die wirkliche.
„Wer sieht bey hellerm Lichte Geister,
„und ach, was kann man bessres sehn!
„Jetzt eben, dünkt mich, sah' ich einen,
„wie Schwedenborg je einen sah.
„Kaum kam das Licht, weg war mein Geist,
„Mein lieber Geist! — Verdammtes Licht!

„Verdammtes Licht!" — rief tief im Saale
auch Philidor, der, hinterm Schirme
mit seiner magischen Laterne,
mit seinem hohlen Zauberspiegel,

mit

*) Der junge Schwärmer traf also hierin mit dem neunzigjährigen Jüngling Fontenelle zusammen, aus dessen Munde ein junger Sybaritischer Dichter sagte: l'homme n'est fait que pour les douces erreurs, qui le bercent dans le songe fugitif de la vie; et si la Nature avoit renfermé toutes le verités dans ma main, je me garderois bien de l'ouvrir, pour me donner des lumieres fatales, et m' ôter á la fois mon bonheur et mon bandeau. — Aber wie konnte der alte Jüngling vergessen, daß auch die unschädlichen Täuschungen (und deren giebt es eben so vielerley nicht) nur durch den Schein von Wahrheit, den sie von sich werfen, angenehm sind, und daß wir den Irthum nur umarmen, weil wir ihn für die Wahrheit ansehen.

D. H.

mit ſeinen Lampen eben fertig,
der ganzen ſtaunenden Geſellſchaft
im weißlichern Wacholderrauche
von ſeinem transparenten Bilde
die täuſchende Geſtalt, wie Schatten
von guten oder böſen Geiſtern
zum Schaudern lebhaft zeigen wollte.
„Licht weg!“ rief er, „zu meiner Kunſt
„muß man durchaus im Dunkeln ſeyn.“

Ein Schleicher horchte unterdeſſen
wo zwey und drey vertraulich ſprachen,
trug dann zu dem und jenem Bothſchaft,
die unerkannt man lieber trägt.
Das Licht verhinderte den Horcher.

Ein Mißgeſtalteter — ſein Antlitz
war voller Schwären, halb bepflaſtert —
ließ ſich nicht gern im Hellen ſehn.

Ein alter Faun war im Begriff
ſich gegen einen ſchönen Jüngling
nach Faunenſitte zu entdecken,
was er bey Licht und Zeugen ungern
ſich nun nicht mehr erlauben durfte.

Ein andrer hatte das Projekt,
Monopoliſt des Lichts zu werden;
drum haßt er allgemeines Licht.

Ein Taſchenſpieler wollt' im Finſtern
der andern Taſchen künſtlich leeren,
dann heimlich aus dem Zimmer ſchleichen.

Ein Schwachkopf hielt es gar für Sünde,
die weiſere Natur zu meiſtern:
„Wollt ihr die Sonne tadeln, daß ſie
„Von unſerm Horizonte wich?

„Wollt ihr durch eignes Licht erſetzen,
„Was ſie entzog? Nacht muß Nacht ſeyn!
„Ihr ſeyd Fränklin, dem Frevler, gleich,
„der's wagt, durch Blitzableiterſtangen
„der ſtrahlenſchwangern Wetterwolke
„das Feuer zu entziehn; ihr ſtreitet
„mit Gott. Laßt ſeine Blitze zünden,
„und ungehindert ſey's hier finſter.
„Wenn Gott will, daß wir ſehen ſollen,
„wird er durch Blitze uns erleuchten.

„Und hat man," ſezt ſein trüber Bruder
voll Furcht hinzu, „nicht manch Exempel,
„daß Menſchen von zu hellem Lichte
„an ihren Augen Schaden litten?

„Iſts Licht erſt da und wird geduldet,
„dann gehts bald weiter; noch mehr Lichter
„bringt man und macht die Luft phlogiſtiſch;
„dann könnten wir vom Licht erſticken.

„Darf man das wohl im Finstern fürchten?
„Nein, nein! Erleuchtung ist gefährlich!

Ja, ihr habt alle Recht, sprach Lichtfreund:
Ein jeder Mensch in euerm Falle,
Mit euern Augen, Kopf und Herzen,
Kann helles Licht gar wohl entbehren.
Entbehrt es lieber, habt am halben
gespaltnen Strahl des kleinsten Lämpchens
Licht überflüssig, schon zu viel!
Wir sind in eurem Falle nie!
Geht ihr ins dunkle, uns laßt Licht.

Protheus.

Ja, werther Thurio; ihr wißt ja, daß die Liebe zu kriechen pflegt, wo ſie nicht gehen kan.

Thurio.

Ja, aber ich hoffe doch, mein Herr, ihr liebt nicht hier?

Protheus.

Das thu ich aber, ſonſt wär' ich nicht hier.

Thurio.

Wen, Silvia?

Protheus.

Ja, Silvia, aber nur um euertwillen.

Thurio.

Wenn's dieſe Meynung hat, ſo dank ich euch dafür. Nun, ihr Herren, wir wollen ſtimmen, und dann friſch dran eine Weile!

Dritte Scene.

Der Wirth und Julia in Mannskleidern treten auf.

Wirth.

Nun, mein junger Gaſt, mich däucht ihr ſeyd melancholiſch; ich bitte euch, warum?

Julia.

IV.

Geſchichte der Trogloditen.

Vorbericht.

Alles, was über die Trogloditen bisher geſchrieben worden, ſchränkt ſich, ſoviel ich weiß, auf die Nachrichten ein, die uns zwey berühmte Schriftſteller der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, **Montesquieu** und **Lyttleton**, von dem merkwürdigſten, was ſich in einem ziemlich großen Zeitraum mit ihnen zugetragen, vor mehr als funfzig Jahrne *) mitgetheilt haben.

Da dieſes lehrreiche Völkchen bloß da zu ſeyn ſcheint, um den übrigen zum Spiegel zu dienen, und ich zufälliger Weiſe auf einige Quellen gekommen bin, die mich in den Stand ſetzen, die Geſchichte deſſelben bis zu dem Zeitpunkte fortzuführen, wo die Trogloditen aufhören eine Geſchichte zu haben, weil ſie aufhörten ein Volk zu ſeyn: ſo glaube ich, etwas, das nicht ohne alles

*) Der Erſte in dem 11ten bis 14ten der *Lettres Perſannes*; der Andere in dem 12ten bis 23ſten ſeiner *Perſian Letters*.

les Verdienſt iſt, zu unternehmen, wenn ich aus den Nachrichten meiner Vorgänger und meinen eignen ein Ganzes zu machen ſuche, welches für die Liebhaber der moraliſch-politiſchen Naturgeſchichte des Menſchen wenigſtens in ſo fern einiges Intereſſe haben kann, als man daraus begreifen wird, wie es zugehen könne, daß ein Volk, nachdem es, von der roheſten Wildheit an, alle Stufen von Kultur durchlaufen hat, ſich zulezt unvermerkt und zum großen Erſtaunen der Zuſchauer wieder auf dem nemlichen Punkte befinden könne, von welchem es ausgegangen iſt.

Erſtes Buch.

Die Trogloditen waren in ihrem Urſprung eine kleine Horde von Halbwilden, über deren Vaterland die Nachrichten nicht zuſammenſtimmen. Der edle Perſianer **Usbek** ſezt ſie nach Arabien, und macht ſie zu Abkömmlingen jener alten Trogloditen, die, nach dem Berichte der Geſchichtſchreiber, dem auf allen Vieren gehenden **Naturmenſchen** des Philoſophen **Hans-Jacob** ziemlich ähnlich ſahen. Sie waren eben ſo zottigt und ſchmuzig wie dieſer, hatten, wie dieſer, keine andre Wohnungen als hohle Bäume und Felſenklüfte, und, wenn ſie nicht ganz ſo gutartig waren als der Rouſſeauiſche iſolierte Waldmenſch,

menſch, ſo kam es entweder daher, weil der Philoſoph von Genf ſeinem Liebling ein wenig geſchmeichelt hat, oder weil die Trogloditen ſchon in einer Art von Geſellſchaft lebten, und alſo die Naturtriebe, die in dem vierfüßigen Menſchen noch unverfälſcht wirken, bey ihnen ſchon in Unordnung gerathen waren, und eine falſche Richtung bekommen hatten. Sie waren zwar, ſagt Usbek, nicht ſo zotticht als die Bären, ſie pfiffen nicht anſtatt zu reden, und hatten zwey Augen wie andere Menſchen: aber dafür waren ſie um nichts geſchlachter und gutartiger als die Hyänen und Schakals, mit welchen ihre Vorfahren ſich herumgebiſſen hatten, und Recht und Billigkeit waren Dinge, wovon ſie gar keinen Begriff hatten.

Ein Zufall hatte ihnen einen König von ausländiſcher Herkunft gegeben, der ſie, in der Abſicht ihre boshafte Sinnesart zu bändigen, ziemlich ſtrenge behandelte: aber ſie erregten einen Aufſtand gegen ihn, ſchlugen ihn todt, und vertilgten die ganze königliche Familie.

Nun lieſen ſie aus maſchinenmäßiger Gewohnheit, eine Obrigkeit zu haben, zuſammen, um ſich eine andre Regierungsform zu geben, und nach vielen und blutigen Streitigkeiten wurden ſie endlich einig, gewiſſe obrigkeitliche Perſonen über ſich zu ſetzen. Aber kaum hatten dieſe ihre Aemter angetreten, ſo ergieng es ihnen wie dem

Könige: sie konnten den Trogloditen, denen alle Abhänglichkeit unerträglich war, nichts recht machen, und wurden in kurzem ebenfalls todt geschlagen.

Die Trogloditen versammelten sich abermal, und glaubten nun auf einmal zu sehen, was ihnen bisher gefehlt habe. Sind wir nicht alle gleich, sagten sie, und ist es nicht Unsinn, sich von seines Gleichen befehlen zu lassen? Wozu brauchen wir eine Obrigkeit? Ein jeder sorge für sich selbst, ohne sich um andere zu bekümmern, so wird alles gut gehen. Es lebe die Freyheit!

Die Nation faßte also den einmüthigen Entschluß, das lästige Joch der bürgerlichen Verfassung gänzlich abzuschütteln; und der Tag, an welchem dieser glückliche Einfall, wie ein elektrischer Strahl, durch alle trogloditische Köpfe fuhr, war ein Tag des Jubels und der Wonnetrunkenheit. Ein Fremder, der mit einem etwas warmen Kopfe und einem gefühlvollen Herzen auf einmal mitten unter dieses Volk gerathen wäre, und gesehen hätte, wie das allgemeine Freyheitsgefühl aus allen Augen funkelte, wie die Freude, auf einmal von allen Pflichten und von allen Abgaben frey zu seyn, Alten und Jungen in Arme und Beine fuhr, wie sie jubelten und sangen und tanzten, und vor lauter Gefühl ihrer Glückseligkeit beynahe von Sinnen kamen: der

Frem-

Fremde, der dies alles gesehen hätte, würde in die süßeste Täuschung versezt worden seyn, und nicht Worte genug haben finden können, seinem von menschenfreundlicher Theilnehmung ausgedehnten Busen Luft zu machen.

Wie wenig hätte der gutherzige Fremdling sich davon träumen lassen, was für Gedanken es waren, die diese Kinder einer unächten Freyheit so glücklich machten? — War ich nicht ein großer Narr, sagte jeder bey sich selbst, daß ich mich um Leute zu Tode arbeitete, die mich nichts angehen? Künftig will ich nur für mich selbst sorgen. Wenn ich glücklich bin, mögen's die andern auch seyn oder nicht, was kümmerts mich? Ich werde mir alles verschaffen, was ich brauche; die andern Troglodíten können es auch so machen, wenn sie wollen: wo nicht, so mögen sie es an sich selber haben, wenn es ihnen übel geht! ich werde mir kein graues Haar deswegen wachsen lassen.

Es war eben um die Saatzeit. Jeder bestellte nur gerade so viel Feld, als er für sich und sein Haus nöthig zu haben glaubte. Warum sollte ich mehr bauen als ich brauche? sprach er: ich will mir keine vergebliche Mühe machen.

Wiewohl das Troglodítenland damals noch nicht groß war, so war der Boden doch von sehr

verſchiedener Art. Ein Theil des Landes war bergicht und mager, der andere hingegen eben und waſſerreich. Dieſes Jahr fiel eine große Dürre ein. Die Feldfrüchte auf den Anhöhen blieben alſo gänzlich aus, in den niedrigen Gegenden hingegen, war die Erndte ſehr ergiebig. Von Hunger gezwungen kamen die Bergbewohner zu den Thalleuten herab, und baten ſie, ihnen mit ihrem Ueberfluß auszuhelfen: aber ſie wurden mit unerbittlicher Härte abgewieſen, und der größte Theil dieſer Unglücklichen gieng den Winter über zu Grunde.

Das folgende Jahr war ungemein regnicht; und während die tiefliegenden Felder alle erſoffen, war die Fruchtbarkeit auf den Höhen auſſerordentlich. Nun kam die Reihe Hungers zu ſterben an die Thalbewohner; die Bergleute waren eben ſo gefühllos gegen ihr Elend, als es jene gegen das ihrige geweſen waren.

Ein Troglodit hatte eine ſehr ſchöne Frau. Sein Nachbar wurde in ſie verliebt, und entführte ſie. Es erhob ſich eine große Fehde unter ihnen, und es kam von Worten zum Schlägen, ohne daß die Sache dadurch entſchieden wurde. Endlich wurden ſie eins, es auf den Ausſpruch eines dritten ankommen zu laſſen, der in den Zeiten, da die Republick noch beſtand, das Amt eines Richters verwaltet hatte. Sie giengen

zu ihm und wollten ihm ihren Handel vortragen: aber er weigerte ſich ſie anzuhören. Was verſchlägt es mir, ſprach er, ob dieſe Frau dieſem oder jenem gehört? Ich habe mein Feld zu bauen, und werde kein Thor ſeyn, meine Angelegenheiten liegen zu laſſen, um eure Streitigkeiten zu ſchlichten: ſeht ihr ſelbſt zu, wie ihr euch helfen könnt, und laßt mich in Ruhe? Und damit ließ er ſie ſtehen und gieng auf ſeinen Acker. Der Räuber, der ſeinem Gegner an Kräften überlegen war, ſchwur daß er lieber ſein Leben verlieren als die Frau zurückgeben wolle, und ſo blieb dem andern nichts übrig als der Gewalt zu weichen. Indem er nun, mißmuthig über die Ungerechtigkeit ſeines Nachbars und die Hartherzigkeit des Richters, ſeiner Wege gieng, traf er auf ein ſchönes junges Weib, die mit einem Krug auf dem Kopfe vom Brunnen kam. Er brauchte eine Frau; dieſe gefiel ihm; aber ſie gefiel ihm noch zehnmal beſſer, als er hörte daß ſie die Frau des Mannes ſey, den er zum Schiedsrichter hatte nehmen wollen, und der ſich ſo gleichgültig gegen ſein Unglück bezeugt hatte. Er bemächtigte ſich ihrer alſo, führte ſie in ſein Haus, und behielt ſie bis er ihrer überdrüßig war.

Ein anderer Troglodit hatte ein ſehr ſchönes Feld das er mit großem Fleiß baute: zwey ſeiner Nachbarn, denen es ſchon lange in die Augen geſtochen hatte, verbanden ſich mit einander, ihn

aus seinem Gute zu vertreiben, und sich mit vereinigten Kräften im Besitze desselben gegen einen jeden zu behaupten, der es ihnen nehmen wollte.

Sie führten ihren Anschlag glücklich aus, und erhielten sich einige Monate in ungestörtem Besitze. Endlich ward es einer von ihnen überdrüßig mit einem andern zu theilen, was er für sich allein haben konnte: er schlug seinen Cameraden todt und blieb Herr des Gutes. Aber seine Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Zwey andere Trogloditen überfielen ihn; und da er allein zu schwach war, sich ihrer zu erwehren, sank er unter ihren Streichen, und sie nahmen in Besitz, was er eben so wie sie erworben hatte.

Ein beynahe nackender Troglodit sah Wolle die zu verkaufen war, und erkundigte sich nach ihrem Preise. Der Kaufmann dachte bey sich selbst: eigentlich kann ich für meine Wolle nicht mehr Geld erwarten, als so viel ich nöthig habe um zwey Scheffel Korn zu kaufen: aber ich will viermal so viel dafür fodern um acht Scheffel zu haben. Jener, der die Wolle nicht entbehren konnte, mußte sichs gefallen lassen. Gut, sagte der Kaufmann, indem er das Geld einstrich, nun kann ich Korn kaufen. So? sprach der Käufer brauchst du Korn? Ich habe welches zu verkaufen: wohlfeil ist es nicht; aber das Getreide ist auch so rar, daß es fast nicht mehr zu haben ist und

der Mangel herrscht im ganzen Lande. Kurz, gieb mir mein Geld wieder, so sollst du einen Scheffel Korn dafür haben: um einen geringern Preis ist mirs nicht feil und wenn du vor meinen Augen verhungern müßtest.

Bald darauf kam zu allen andern Uebeln, wovon die Troglodıten, seitdem sie sich in Freyheit gesetzt hatten, gedrückt waren, noch eine grausame Epidemie, die eine große Niederlage unter ihnen anrichtete. Ein geschickter Arzt langte aus Aegypten an, und war so glücklich, daß jedermann gesund wurde, der sich in seine Cur gab. Als die Seuche wieder aufgehört hatte, foderte er von seinen wiedergenesenen Kranken seinen Arztlohn; aber er wurde überall abgewiesen. Er kehrte mit leeren Händen nach Memphis zurück, übel zufrieden die Beschwerden einer so weiten Reise umsonst getragen zu haben. Nicht lange so hörte er, die nehmliche Seuche sey wieder unter den Troglodıten ausgebrochen, und wüthe schrecklicher als jemals. Ohne zu warten ob er etwa wiederkommen werde, kamen sie dießmal zu ihm, und baten ihn flehentlich sich ihrer anzunehmen. Geht, ihr Menschen ohne Gefühl für Recht und Unrecht, sagte er zu ihnen; ihr nährt in eurer Seele ein tödlicheres Gift, als das ist wovon ihr geheilt seyn wollt; solche Unmenschen wie ihr seyd verdienen keinen Platz auf dem Erdboden: ich würde mich an den Göttern versündigen, wenn ich der

gerechten Strafe, womit sie euch heimsuchen, mich entgegensetzen wollte.

Man sieht leicht daß die Trogloditen, wenn sich auch die Götter nicht in ihre Angelegenheiten gemischt hätten, bloß dadurch, daß sich jeder gegen den andern herausnahm was er nicht wollte daß der andere sich gegen ihn erlauben sollte, in kurzer Zeit zu Grunde gehen mußten. Der Hunger und die Pest beschleunigten nur ihren Untergang. Die ganze Nation, die aus mehr als zehn Tausend zahlreichen Familien bestanden hatte, war zuletzt bis auf zwey zusammen geschmolzen, mit welchen sich eine neue Epoke der Trogloditen anfing.

Die beyden Männer, die an der Spitze dieser zwey Familien standen, waren sehr sonderbare Menschen: denn sie hatten sich immer von allen ihren Landesleuten durch Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Arbeitsamkeit ausgezeichnet. Sie wohnten auf einem fruchtbaren Berge an der Grenze des Landes, und ihrer Tugend ungeachtet waren sie von den Trogloditen geduldet worden, weil die Bösen es meistens wohl leiden mögen, wenn andere, ihrer Meynung nach, einfältig genug sind gerecht und gut zu seyn.

Das schreckliche Schicksal ihrer lasterhaften Landesleute machte einen unauslöschlichen Eindruck auf diese gutartigen Menschen. Das Band,

das

Julia.

Ich weiß euch keinen andern Grund, mein guter Wirth, als weil ich nicht aufgeräumt ſeyn kan.

Wirth.

Kommt, ihr müßt es werden; ich will euch an einen Ort führen, wo ihr Muſik hören, und den Herrn ſehen ſollt dem ihr nachgefragt habt.

Julia.

Werd' ich ihn auch reden hören?

Wirth.

Ja, das ſollt ihr.

Julia (leiſe.)

Das wird Muſik ſeyn.

Wirth.

Horcht! horcht!

Julia.

Iſt er unter dieſen?

Wirth.

Ja; aber ſtille, wir wollen zuhören.

(Ein Geſang.)

[Hier folgt im Original noch ein Geſpräch zwiſchen dem Wirth und der verkleideten Julia, welches aus lauter

das ſie von langem her mit einander verknüpfte, wurde dadurch noch ſtärker zuſammen gezogen, und die Empfindungen des Wohlwollens, der Güte, der Freude an ihrem gemeinſchaftlichen Glücke, welche vordem nur inſtinctmäßig und ſympathetiſch in ihnen gewirkt hatten, bildeten ſich nun durch Nachdenken und Ueberlegung zu deutlichen Begriffen und feſten Grundſätzen. Ihre Vernunft überzeugte ſie von der Richtigkeit ihres Gefühls, indem ſie einen jeden in den übrigen ein vervielfältigtes Ich erkennen lehrte, und es zu einer Sache, welche der Ausrechnung fähig war, machte, daß unſere eigene Glückſeligkeit um ſo viel größer und vollkommner wird, je inniger unſre Theilnehmung an andern iſt, je mehr wir ihr Glück als einen Zuwachs unſers eigenen betrachten, und je größer die Anzahl ſo geſinnter Menſchen iſt, die in einem gemeinſchaftlichen Wirkungskreiſe mit Liebe und Freude geſchäftig ſind, das ihrige zum gemeinen Wohl beyzutragen. Sie überzeugten ſich, daß das einzige Geſetz der Humanität, das die Natur ſelbſt mit unauslöſchlichen Zügen in unſer Herz geſchrieben hat — **handle immer gegen andere Menſchen wie du wünſcheſt daß ſie gegen dich handeln** — wenn es mit lebendiger Kraft in uns wirkt, alle andere Geſetze unnöthig macht: aber ſie ſahen auch, daß es, um dieſe glückliche Wirkung zu thun, als Inſtinct und in ſeiner Art eben ſo organiſch wirken muß, wie das Auge ſieht, die Lungen Athem hohlen,

len, das Herz den Kreislauf des Blutes unterhält. Kurz sie sahen daß Liebe und Wohlwollen der herrschende Trieb ihrer Seele, und das was ihre Pflicht war zugleich die Quelle ihrer Glückseligkeit bleiben müßte, wenn sie sicher seyn wollten, daß ihre Nachkommenschaft nie in den heillosen Zustand gerathen könnte, der das Verderben der Troglodıten gewesen war. Sie hatten also keine angelegnere Sorge als ihre Kinder zu eben den Gesinnungen zu erziehen, wodurch sie selbst dem Schicksal ihrer Landesleute entgangen waren. Sie stellten ihnen das Beyspiel dieser Unglücklichen öfters vor die Augen, gewöhnten sie unvermerkt an alle die kleinen Aufopferungen der sinnlichen Triebe, der Leidenschaften und der Selbstheit, deren mechanisch gewordene Fertigkeit die Grundlage der Tugend ist; und da die stille aber nie unterbrochne Wirkung ihres eigenen guten Beyspiels hinzu kam, so erlebten sie bald die höchste Freude tugendhafter Eltern, Kinder zu haben, die ihnen glichen. Das junge Völkchen, das unter ihren Augen aufwuchs, vermehrte sich durch Ehen deren Stifterin die Liebe war: ihre Anzahl vermehrte sich, ihre Eintracht blieb eben dieselbe; und anstatt daß die immer zunehmende Volksmenge die Tugend unter diesen neuen Troglodıten hätte schwächen sollen, wurde sie durch die größere Anzahl der Beyspiele vielmehr gestärkt und befestigt. Sie betrachteten sich als eine einzige Familie, und wiewohl jeder Zweig derselben

derſelben ſein Eigenthum an Land und Heerden hatte, that doch der Geiſt der Liebe, der ſie beſeelte, eben die Wirkung, die eine völlige Gemeinſchaft der Güter gethan hätte: jeder hielt das ſeinige für etwas das allen gehörte, und wußte daß alle übrigen eben ſo geſinnt waren.

Da Himmel und Erde den Fleiß dieſer ihrer gutartigen Kinder mit Fruchtbarkeit und Gedeihen belohnten, und da ihre Begierden nicht über das, was die Natur fodert und womit ſie zufrieden iſt, ausſchweiften: ſo lebten ſie in einem glücklichen Ueberfluß des Nothwendigen, und die Wörter Mangel, Dürftigkeit und Elend verloren ſich eben ſo unvermerkt aus ihrer Sprache, als ihnen diejenigen, welche die Laſter der ehmaligen Trogloditen bezeichneten, nach und nach unverſtändlich wurden. Denn ſchon unter der dritten Generation hörten die Väter auf, ihren Kindern von der alten Geſchichte ihrer Nation zu ſprechen, weil es ihnen beynahe unmöglich geweſen wäre, ihnen einen Begriff von Hartherzigkeit, Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, Neid, Rachſucht und allen den übrigen Krankheiten der verdorbenen menſchlichen Natur beyzubringen, die endlich den Untergang jener Unglücklichen nach ſich gezogen hatten. Nichts konnte alſo natürlicher ſeyn, als daß Beyſpiele von einer Art zu denken und zu handeln, die einem Volke, bey dem die Tugend leere Speculation, oder eine Art von Götze iſt, an den niemand

mand glaubt, wiewohl man noch aus alter Gewohnheit den Huth vor ihm abzieht, romanhaft klingen, — unter diesen neuen Trogloditen alle Tage vorkamen.

Einer sagte, zum Exempel: mein Vater muß morgen sein Feld pflügen; ich will zwey Stunden früher aufstehen, und wenn er hinaus kommt soll er seine Arbeit gethan finden.

Einen andern hörte man sagen: ich muß in den Tempel gehen und den Göttern für die Genesung meines Bruders danken, den mein Vater so lieb hat.

Einem wurde angesagt, seine Heerden seyen ihm von Räubern aus der Wüste weggetrieben worden. Das ist mir leid, versetzte er: denn es war eine ganz schneeweisse junge Kuh dabey, die ich den Göttern opfern wollte.

Ein ander sah, daß die Leute, die ein Feld bauten das an seines Vater Gut grenzte, bey ihrer täglichen Arbeit sehr von der Sonnenhitze leiden mußten: ich will doch gehen, sagte er, und ein paar Bäume hinpflanzen, damit die guten Leute zuweilen unter ihrem Schatten ausruhen können.

Ein Troglodit, der ein ansehnliches Gut besaß, bewarb sich um die Hand eines sehr liebenswürdigen

tigen Mädchens, sie sagte ihm, daß sie ihr Herz schon einem andern gegeben habe. Ich liebe dich aber nicht weniger als mein Nebenbuhler, erwiederte jener, und da du nicht die meinige seyn kannst, so wirst du mir wenigstens eine einzige Bitte zugestehen. Das Mädchen, das keinen Begriff davon hatte, daß der Troglodit sie um etwas bitten könnte, das sie ihm nicht gewähren dürfte, gab ihm die Hand darauf. Ich habe weder Bruder noch Schwester, sagte der abgewiesene Liebhaber, und Zalmon dein Geliebter, hat sieben Geschwister, mit denen er sein Erbtheil theilen muß. Sey meine Schwester, und tritt in alle Rechte ein, die du hättest, wenn meine Eltern auch die deinigen gewesen wären. Dies, meine Liebe, ist die Bitte, die du mir zugesagt hast; und so mögen die guten Götter deine Verbindung mit Zalmon segnen, als du dich nicht weigern wirst deine Zusage zu erfüllen!

Dies war schön! Aber es war noch schöner, daß sich im ganzen Trogloditen Lande niemand fand, der sich darüber verwundert hätte: denn solche Gesinnungen und Handlungen kamen bey ihnen alle Tage vor.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

V.

Dialogen.

1.

Ueber reelle und persönliche Majestät.

Walther.

Da las ich eben die Zeitungen.*) Wem muß nicht beym Gemälde der gegenwärtigen Unordnungen in Frankreich, und der Excesse, die der rasende Pöbel ohne alle Scheu der Gesetze verübt, die Galle überlaufen?

Wahrmund. Ich verabscheue die vielen unnöthigen Grausamkeiten, die man begehet. Ich mißbillige die tollen Ausschweifungen des Pöbels so sehr als Sie es nur immer können. Aber hüten Sie sich, Freund, der ganzen Nation, oder ihren ehrwürdigen Repräsentanten das zum Verbrechen anzurechnen, was bloß Folge des äussersten Elends und der Verzweiflung ihrer — bisher am meisten gedrückten — Glieder ist. Lassen Sie uns vielmehr jenen unseligen Aristokraten Vorwürfe machen, welche durch Mißbrauch der königli-

*) Dies Gespräch scheint bald nach dem 14ten Jul. verfallen zu seyn. d. H.

niglichen Autorität zur Befriedigung ihrer schnöden Leidenschaften, das unglückliche Volk zu diesen Tiefen des Elends und der Verzweiflung herabgebracht haben.

Walther. Ich wünsche von ihnen zu hören, wie sie sich die Begriffe der **reellen** und der persönlichen **Majestät**, und den **Ursprung** dieser beyden Majestäten erklären?

Wahrmund. Gottlob! daß **vernünftige** und billigdenkende Regenten uns jetzt nicht mehr aus einer solchen Untersuchung ein Verbrechen machen. Diese würdigen und aufgeklärten Regenten sehen ein, daß sie nichts dabey verlieren, eher gewinnen können; daß ihre Autorität, zufolge ewiger Naturgesetze, **Schranken** haben muß; — daß die ächte Philosophie jene rechtmäßige Autorität unabänderlich respektiert, und deren Beybehaltung mit weltbürgerlichem Eifer, ihrem hohen Berufe treu, den Völkern predigt. Jene verehrungswürdigen Fürsten, welche selbst es für ihren Ruhm halten, **Philosophen** zu seyn, würden sich vor den Augen des unbestechlichen und unerbittlichen Publikums zu entehren fürchten, wenn sie der **Kritik** einen Gegenstand entreissen wollten, der — wie alle **menschliche Dinge**, unstreitig zum **Ressort** dieser kompetenten Richterin gehört.

Walther. So denke ich auch, Wahrmund. Aber lassen Sie uns zur Sache kommen. Sie

haben neulich bey einer andern Gelegenheit insinuirt, daß die Majestät zu den Dingen gehört, die sich definieren lassen. —

Wahrmund. Wir sind damals schon übereingekommen: was die Majestät eigentlich sey? — Wir haben ihre Unterscheidung in die reelle und persönliche anerkannt — mit Erlaubniß der Doktoren, welche hier eine gewisse Identifikation behaupten zu müssen glauben! Es käme nur noch darauf an, zu wissen, wie das definissable und wirklich definierte Ding eigentlich zur Welt gekommen ist? und, wo es seit dem Moment seiner Geburt eigentlich seinen Sitz hat?

Walther. Wir befinden uns also, wie ich merke, mit der Majestät nicht in dem nehmlichen Falle, worin wir uns mit der Seele befinden. Einige Philosophen haben dafür gehalten, man wisse nach dreytausendjährigen Spekulationen weder was sie sey? noch wie sie entstanden sey, und wo sie eigentlich sitze? —

Wahrmund. Die politischen und moralischen Wesen, mein Lieber, sind in einer gewissen Beziehung, wenn ich mich so ausdrücken darf, tractabler als die metaphysischen. Wenn man die letztern als Abstraktionen, die unser Geist macht, behandelt, so scheinen manche Schwierigkeiten wegzufallen. Aber dieser Gesichtspunkt führt

führt bisweilen zu Resultaten, welche denen entgegen sind, die man herausbringen wollte, und bisweilen durch die gewöhnlichen Paralogisinen der neuern Schulen, dem blendenden Ansehen nach, sehr glücklich herausgebracht hat. — Doch, uns gehet das jetzt nichts an. Was den Ursprung und Sitz der reellen Majestät betrift, so bin ich der Meinung vieler andern ehrlichen Leute: daß selbst in der Monarchie die Nation allezeit die reelle Majestät, und ihr sichtbares Oberhaupt nur die persönliche habe. In der That weiß ich den Ursprung der dem Regenten beywohnenden persönlichen Majestät aus keiner andern Quelle, als aus der reellen Majestät der Nation abzuleiten.

Walther. Stehet Ihnen denn nicht der Himmel offen? der Himmel, von welchem das göttliche Recht der Könige eben so gewiß herabgekommen ist, als die Suren und Ajed's des Koran, als die Oriflamme, und die kleine Bouteille, woraus die allerchristlichsten Könige zu Rheims gesalbt werden?

Wahrmund. Ja, wenn es eine Ampulle mit gutem Champagner wäre, so wollte ich die Herkunft dieser Nektarflasche von der Tafel der Götter minder unwahrscheinlich finden. Aber wir kennen, Gottlob! die Fabrikanten des heil. Salböhls, so wie wir die rothe Pomade zu ma-

chen wiſſen, welche im ſchönen Parthenope noch immer das Blut des heil. Gennaro vorſtellt. Setzen Sie, Walther! die Nation habe gar keine Majeſtät: alsdann hat ſie auch keine Majeſtät geben, oder übertragen können. Woher käme dann die des Regenten? Wir müßten ſie — vom Himmel kommen laſſen. Er iſt das alte Aſyl der Unwiſſenheit. Sie kreidet den Urſprung aller Dinge, deren Wurzel ſie auf der Erde nicht finden kann, auf die Rechnung des Himmels.

Walther. Ich habe einen Freund, welcher den Urſprung der eingeſchränkten Monarchie und der Republik, von Menſchen, und den Urſprung der Deſpotie vom Teufel herleitet. Das Recht der Deſpoten wäre alſo ein Jus diabolicum. — Sie ſagten mir einſt, Wahrmund, der Regent ſey das Organ oder Sprachwerkzeug des allgemeinen Willens, und der allgemeine Wille ſey nichts als das Reſultat der Vereinigung oder Uebereinſtimmung aller einzelnen Willen.

Wahrmund. Man raube der Nation die reelle Majeſtät, und ſie iſt keine Nation mehr; Ich kann ſie von einer Heerde Laſtvieh nicht unterſcheiden. Wozu hilft es, daß ſie vor der leztern, Vernunft voraus hat? wenn dieſe Vernunft, in den bürgerlichen Beziehungen, d. i., gerade in denen, woran uns Alles gelegen iſt, unbrauchbar ſeyn, und ohne Effekt bleiben ſoll?

Wenn

lauter Wortſpielen und doppelſinnigen Ausdrüken beſteht, wozu die fortdaurende Schwermuth der Julia Anlaß giebt. Der Wirth wundert ſich, daß ihr die Muſik nicht gefalle, und Julia ſagt ihm, es ſey nicht die Muſik, ſondern der Muſicus, womit ſie übel zufrieden ſey; warum? fragt der Wirth: weil er falſch ſpielt, antwortet Julia. Der Wirth meynt ſie rede von der Muſik, wenn Julia von ihrem Liebhaber redt, und dieſes Mißverſtändniß währt ſo lange, bis Julia, (die in der Meynung ſteht, daß Protheus derjenige ſey, der der Princeßin mit dieſer Serenade eine Galanterie gemacht habe) ſich erkundiget, ob Protheus viel Umgang mit dieſer Dame habe?]

Wirth.

Ich ſag' euch was nur Lanz, ſein Diener, geſagt hat; er iſt bis über die Ohren verliebt in ſie.

Julia.

Wo iſt dieſer Lanz?

Wirth.

Er iſt gegangen, ſeinen Hund zu ſuchen, womit er, in ſeines Herrn Namen, der Princeßin morgen ein Geſchenk machen ſoll.

Julia.

Still, auf die Seite, die Geſellſchaft geht aus einander.

Protheus.

Wenn ſie denn Willen nicht erleuchten, oder ihn vergebens erleuchten ſoll, weil — das Volk keinen Willen zu haben, ſondern bloß den Deſpoten in den Tag hinein wollen zu laſſen, verbunden iſt? — Ich ergrimme, ich ſchäme mich ein Menſch zu ſeyn, wenn ich an die abſcheulichen Folgen eines ſo widernatürlichen Syſtems denke; und wenn ich von irgend einer auf Thatſachen beruhenden Wahrheit überzeugt bin, ſo iſt es von dieſer: daß die größten Calamitäten, die das menſchliche Geſchlecht von jeher betroffen und zu Boden gedrückt haben, aus dem religiöſen und politiſchen Aberglauben gefloſſen ſind.

Walther. Seitdem ich fähig geweſen bin, bey Leſung der politiſchen und Kirchengeſchichte ſelbſt zu denken, beſonders, ſeitdem Fra Paolo Sarpi mich auf die Handlungen der ehmaligen Vorſteher der Kirche, und der Großen, welche jene Dalai-Lamas nach Gefallen wirthſchaften ließen, aufmerkſamer gemacht hat als ich es zuvor geweſen war: ſeitdem habe ich Gelegenheit genug gehabt, auch mich von der Wahrheit der einen Hälfte dieſer Ihrer Behauptung nur zu ſehr zu überzeugen. Aber darf ich Sie bitten, damit ich deſto gewiſſer ſey, ſie recht verſtanden zu haben, mir ein Beyſpiel von dem zu geben, was Sie politiſchen Aberglauben nennen?

Wahrmund. Ehe ich Ihr Verlangen befriedige, nur noch ein Wort! — Sie erwähnen meines Lieblings **Fra Paolo Sarpi.** Wie viel lieber lieſt ihn nicht ein Philoſoph, als den weit orthodoxern — d. h. dem Syſtem der **römiſchen Curie** weit günſtigern **Pallavicini**, der uns auch mit einer Geſchichte des **tridentiniſchen Concilii** beſchenken zu müſſen geglaubt hat! — Aber zu Ihrer Frage! — Um Ihnen ein Beyſpiel vom politiſchen Aberglauben zu geben, führe ich Ihnen den Köhlerglauben an die legale Allmacht des tel eſt *notre* plaiſir *), oder ſtet pro ratione voluntas, an.

Walther. In der That, weiß ich keinen abſurdern Gemeinplatz in der Welt, als dieſes ſultaniſche tel eſt *notre* plaiſir! Ich wünſchte, daß es — zur Ehre unſerer Gattung — nie ein König in den Mund genommen hätte!

Wahrmund. Im Anfange, als dieſe Ihnen ſo odiöſe Formel zuerſt aufkam, mag ſie wohl nichts als eine unſchuldige Floſkel im Kanzleyſtil, oder doch von keiner ſchlimmern Bedeutung geweſen ſeyn, als Junker **Siegfrieds von Lindenberg** majeſtätiſches: ſo will ich! — Aber verba valent ſicut nummi. Mit der Zeit ändert

*) Deſſen Wiederhall aus dem Munde der Völker oft lautet: tel eſt notre deſespoir!

dert ſich die Bedeutung gewiſſer Wörter. Exegeten von einer gewiſſen Art forſchen in den Buchſtaben der Schrift, und ohne ſich um den vermuthlichen Sinn der erſten Urheber zu bekümmern, ſchieben ſie den Formeln ihre Gedanken unter, und — beweiſen alles daraus, was ſie zu beweiſen dienlich erachten.

Walther. Ich verſtehe Sie, Wahrmund! — Es iſt viel Sinn in dem, was Sie da ſagten. — Sie behaupteten vorhin, den wahren Sitz der reellen Majeſtät, ſelbſt in der Monarchie, nirgends anders, als bey dem Volk antreffen zu können, welches die Regenten creirt, anſetzt, oder beſtellt, und — wie die beſten Doktoren des Natur- und allgemeinen Staatsrechts jetzt lehren — in gewiſſen Fällen auch das Recht hat, unfähige oder unwürdige Regenten zu dethroniſiren. Nur die perſönliche Majeſtät — welche immer auch Majeſtät, und ſehr zu reſpektiren iſt — wohne dem ſichtbaren Oberhaupt der Nation bey, und ſey der Abglanz der Herrlichkeit der reellen Majeſtät der Nation, welche keine Sache, ſondern ein Aggregat von Perſonen, und nicht, wie ein Acker oder eine Heerde Hämmel, das Eigenthum eines Einzigen iſt.

Wahrmund. Ich geſtehe es Ihnen, und — würde es noch geſtehen, wenn wir auch tauſend Zuhörer hätten, daß dieſe Theorie mir — mit

allergnädigſter Erlaubniß Sr. Majeſtät, Mulay Iſmaels, weiland Kaiſers von Fez, Marocko, Tafilet und Segelmeſſe, auch aller ihrer Herren Brüder und Mitintereſſenten, wie nicht weniger des Juden Sumbal, ehemaligen Miniſters zu Mequinez, und aller ſowohl beſchnittenen als unbeſchnittenen Juden am Hofe *) — daß, ſage ich, dieſe Theorie mir nicht nur die natürlichſte und menſchlichſte, ſondern auch ſo evident wie die Mittagsſonne am unbewölkten Himmel zu ſeyn ſcheint. Ich bilde mir ein, die Einwürfe ziemlich zu kennen, welche einige Doktoren dagegen vorgebracht haben: aber ich geſtehe noch ferner, daß dieſe Einwürfe, obgleich bisweilen ſehr gute Köpfe ſie proponierten, mir entweder nur unzeitige Schmeicheley gegen die Monarchen — welche, wenn ſie ihre Beſtimmung erfüllen, kein Menſch in der ganzen Welt aufrichtiger und tiefer verehren kann als ich — zu ſeyn ſcheinen, theils aber nur die Idee erregt haben, daß es ihren Proponenten nicht gelungen iſt, ihre Theorie auf ſolche erſte und unläugbare, aus der Natur der Dinge ſelbſt gezogene Grundſätze zurückzuführen, welche von jedem tiefern Denker, nachdem er lange genug und ſcharf genug nachgedacht hat, als Axiomen, gleich denen des Euklides, anerkannt werden müſſen.

Was

*) Welche ich von den Hofjuden wohl zu unterſcheiden bitte!

Walther. Ich glaube im Ernſt, Freund, daß Sie nicht nöthig haben, Ihre Theorie umſtändlich zu rechtfertigen. In ihrem ganzen Umfange erkannt und angewendet, kann ſie für die Menſchheit im Ganzen nicht anders als wohlthätig ſeyn. Daß dieſer oder jener Deſpot ein beſonderes — dem allgemeinen entgegengeſetztes — Intereſſe hat, das Gegentheil von Ihren Sätzen dem Publico einzupredigen, das kann für den ächten Philoſophen, welcher nicht, nach der Demoſthenischen Definition eines Geſandten, *vir ad mentiendum Reipublicae cauſa miſſus* ſeyn mag, kein Motiv ſeyn, Sätze zu behaupten, wogegen ſich Menſchenverſtand und Menſchengefühl mit gleichem Rechte und gleicher Heftigkeit empören. Er fürchtet nichts ſo ſehr, als am allgemeinen Intereſſe der Menſchheit zum Verräther zu werden, und — das gröſte von allen Verbrechen, das crimen laeſae *humanitatis* zu begehen. Sie, Freund! ſind von dem Machiavelliſmus eben ſo weit als von der Monarchomachie entfernt. —

Wahrmund. Ich bin zuverläßig keiner von den Feinden der Monarchie, wiewohl ich froh darüber bin kein Monarch zu ſeyn. Was den Machiavelliſmus betrift — Ach! der gute Sekretair von Florenz! — Man hat ihn mißverſtanden, hat die Geſchichte deſſen, was viele Fürſten ſeiner Zeit thaten, und was zugleich ihre

Geſchichte und ihre Satyre iſt, für den Codex ihrer – vom Machiavell zugeſtandenen — Rechte gehalten! — Ein berühmter Schriftſteller ſchrieb einſt gegen den Nachdruck. Gewiſſe Leſer und Rezenſenten — ſit venia verbo! — ſahen, nach ihrer Weiſe, deutlich ein, daß er den Nachdruck vertheidigt habe, und erhoben ein ſo großes Geſchrey darüber, daß ſie allen, quibus è meliore luto Titan praecordia finxit, ein Lachen à la Démocrite bereiteten. Einen Holzapfel für eine Pfirſche zu eſſen, zeigt einen ſehr undelikaten Gaumen an: aber gar eine Pfirſche für einen Holzapfel zu verſchlucken, und, dieſer Vorausſetzung gemäß, das Geſicht zu verzerren: das iſt — wo möglich, noch abderitiſcher. *)

v. Z.

(Die Fortſetzung künftig.)

VI.

*) Der löbliche Hang gewiſſer Leute, gewiſſen andern Leuten, deren natürliche Geiſtesverwandten ſie nicht ſind, Ungereimtheiten aufzubürden, woran dieſe nicht gedacht haben, hat ſich ſeit den Zeiten des Demokritus aus Alt-Abdera, deſſen Ruhm bald ein Opfer jenes Hanges geworden wäre; bis auf den heutigen Tag in allen Kolonien erhalten, welche die wackern Landsleute des philoſophiſchen Lachers, in vielen Gegenden der Erde, in perpetuam rei memoriam geſtiftet haben.

Anm. d. Verf.

VI.

Ein Wort über Macchiavels Fürſten.

(Als Zuſatz zum Ende des vorſtehenden Dialogs.)

Daß Macchiavell die Fürſten, oder vielmehr die Deſpoten und Tyrannen, in ſeinem übelberechtigten Principe nichts neues gelehrt habe, wird auch ohne Chriſtian Hofmanns *Machiavellus ante Machiavellum* und andre ähnliche Schriften geleſen zu haben, von Niemand der nicht erſt ehegeſtern in die Welt gekommen iſt, in Zweifel gezogen werden. Aber ob Macchiavell dieſen ſeinen Regentenſpiegel im Ernſt, als einen Zauberſpiegel, um darin zu ſehen was ſie ſeyn ſollten, oder bloß als eine ziemlich getreue Darſtellung was die ſchlaueſten und ſchlimmſten unter ihnen von jeher wirklich geweſen, und ins beſondere, als eine in die Geſtalt einer ernſthaften Theorie verſteckte Satyre auf die Mediceiſche Familie, aufgeſtellt habe, darüber ſind die beſten Köpfe von langer Zeit her bis auf dieſen Tag verſchiedener Meynung geweſen. Unter den leztern iſt auch der große Bacon von Verulam, der (in ſeinem unſterblichen Werke de Dign. et Augm. Scientiar. L. VII. c. 2.) kein Bedenken trägt zu ſagen, man ſey Macchiavellen und ſeines gleichen Schriftſtellern Dank ſchuldig, daß ſie ohne Zurückhaltung

haltung aus ofne Tageslicht hervorgebracht, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie sollen. Wie viel aber auch von Macchiavells Vertheidigern zu seiner Entschuldigung gesagt worden ist, so haben doch seine Ankläger hinwider soviel scheinbares zu Begründung ihrer Behauptung vorgebracht, daß es den drey ehrwürdigen Höllenrichtern, Minos, Rhadamanthes und Aeakus selbst schwer fallen sollte, den Ausspruch zwischen beyden Partheyen zu thun. In der That, ausserdem, daß in Macchiavells ganzem Buche auch nicht ein einziger Zug guter oder bittrer Laune ist, der den Leser nur von ferne auf die Ahndung, daß Ironie im Hinterhalt liege, bringen könnte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß er an mehr als einem Orte ganz ernsthaft behauptet, daß ein ächter Staatsmann nicht immer ein rechtschafner Mann seyn könne. — Dieses wenige nur im Vorbeygehen, um das allzuraſche einseitige Urtheil meines Freundes, des Verfassers des Dialogen, so viel an mir ist, wieder gut zu machen, und die ehrwürdigen Manes eines Bodins, Jac. Thomasius, und Friedrich II. zu versöhnen, die es doch wohlmit einigem Recht übel finden könnten, durch eine so übereilte Sentenz für — Abderiten erklärt zu werden.

W.

VII.

Nachrichten

von der Litteratur der Türken. *)

Daß den Türken das Studium der Wissenschaften vermöge ihrer Religion verbothen sey, ist ungegründet. Ueber dem Eingange der Bibliothek Muhameds II. stehet die Ueberschrift: Gott befiehlt den Rechtgläubigen die Erlernung der Wissenschaften; und ihr Prophet sagt selbst: suchet die Wissenschaften, solltet ihr auch bis nach China darum gehen müßen. Das Beyspiel des Kalifs Omar, welcher die Alexandrinische Bibliothek verbrennen hieß, kann zu keinem Beweise eines Verboths dienen. Der Bewegungsgrund, der ihn zu dieser barbarischen Handlung verleitete, war kein anderer, als weil er diese unzählige Menge Bücher für überflüßig oder schädlich hielt. Entweder, sagte er, ist der Inhalt dieser Bücher im Koran begriffen, oder die darin enthaltenen Lehren sind dem Koran zuwider: im ersten Falle sind

*) Aus den 3 Bänden des Letteratura Turchesca des Hrn. Abate Toderini, gedruckt zu Venedig im J. 1787. in 8. Der Verfasser befand sich vom Jahr 1781 bis 1786 am Hofe des venetianischen Bothschafters Garzoni.

sind sie überflüßig, im zweyten schädlich. *) Das wirkliche Bestreben der Türken nach Wissenschaften, die öffentlichen Anstalten um dieselben zu erlernen, und die Ehrenbezeugungen, die sie gelehrten Männern beweisen, lassen keinen Zweifel mehr übrig, daß es ihnen der Religion halben frey stehe, sich den Wissenschaften zu ergeben. Sie haben viele politische Ehrenstellen, wozu nur die Gelehrten stufenweise gelangen können.

Sie studieren in ihren Schulen alle die Wissenschaften die bey uns üblich sind, die Grammatik der arabischen Sprache, die Dialektik, und Logik, die Redekunst, Physik, Metaphysik, ꝛc. und wenn sie den Lauf ihres öffentlichen Studierens vollendet haben, erhalten sie die Doktor- und Magister-Würde, wie wir. Sie sind reich an arabischen und persischen Büchern in allen Wissenschaften und es fehlt ihnen nicht an Uebersetzungen der besten Werke griechischer Literatur. Zu den Geheimnissen der Wissenschaften können sie nur durch Erlernung der Arabischen und Persischen Sprache gelangen. Wer auch nur mittelmäßig cultivirt ist, spricht arabisch und persisch. Ohne diese zwey Sprachen kann der Türke weder seine Mut-

ter-

*) Dieses sophistische Dilemma des Kalifen hatte vielleicht seinen Grund vielmehr in der Politik als in dem Aberglauben dieses Fürsten. W.

Protheus.

Signor Thurio, ſeyd ohne Sorgen; ich will meine Rolle ſo ſpielen, daß ihr mich für einen Meiſter erklären ſollt.

Thurio.

Wo kommen wir wieder zuſammen?

Protheus.

Bey Sct. Gregorius-Brunnen.

Thurio.

Adieu.

(Thurio und die Muſicanten gehen ab.)

Vierte Scene.

Silvia erſcheint oben an ihrem Fenſter.

Protheus.

Ich wünſche Euer Gnaden einen guten Abend.

Silvia.

Ich danke euch für eure Muſik, ihr Herren -- Wer war das, der hier redete?

Protheus.

Einer, den ihr gar bald an ſeiner Stimm' erkennen lerntet, wenn die Stärke ſeiner unverfälſchten Liebe euer Herz gewinnen könnte.

Silvia.

terſprache zierlich ſchreiben, noch gründlich verſtehen.

Sie verachteten ehedem alle Gelehrſamkeit chriſtlicher Länder, und hielten es für eine Schande, unſere Sprachen zu lernen. Aber heut zu Tage hat ſich dieſer barbariſche Stolz ſehr gelegt. Ich kenne, ſagt Herr Toderini, zwey vornehme gelehrte Türken zu Konſtantinopel, welche italieniſch leſen und ſchreiben, und viel andere, die ſehr begierig ſind, es zu lernen. Ein Gelehrter ſuchte einen italieniſchen Traktat von der Algebra, ein anderer logarithmiſche Tafeln, ein dritter aſtronomiſche Ephemeriden vom Jahr 1785. durch ihn zu erhalten.

Das Studium der Religion iſt bey den Türken ſehr weitläuftig. Es enthält zugleich die bürgerlichen Geſetze und die Politik. Der Alkoran iſt bekanntlich der Grund von allen. Der Commentare iſt kein Ende. Nur ihre Titel und Nahmen würden ein großes Buch anfüllen. Die Erklärungen der Schüler und Gefährten ihres Propheten behaupten darunter den erſten Platz. Die Profeſſoren leſen öffentlich über den Alkoran in dem prächtigen Tempel Solimannié, wo es Herrn T. erlaubt war, zuzuhören.

Jeder Türke beſitzt einen Roſenkranz (Teſpih), von 99 Kügelchen von Achat, Jaſpis, Bernſtein,

Korallen, oder einer andern kostbaren Materie. Todorini sah bey Herrn Serpos einen solchen Rosenkranz von Perlen, der auf 30000 Piaster geschätzt wurde, welchen der nachmals enthauptete Großvesir Amid Ali Pascha kaufte. Anstatt der Vater unser und Ave Maria sprechen sie bey einen jeden Kügelchen den Nahmen einer göttlichen Eigenschaft aus, deren 99 im Alkoran angegeben werden.

Die türkische Jurisprudenz gründet sich theils auf den Alcoran, theils auf die Tradition, auf Gebräuche und Herkommen, und auf den Despotismus des Fürsten. In der Türkey folgen sie in den geistlichen Rechten und Pflichten den Auslegungen des Imans Hanifah, welcher im Jahr 150 der Hegira starb; und in weltlichen Rechten, wenn sie im Alcoran und in den bewährten Commentaren nicht bestimmt sind, theils den Gebräuchen, theils den Gesetzen und dem Willen des Monarchen, welche sie für göttliche Eingebung halten. Unter den Strafgesetzen des Alkorans sind diese die ungerechtesten, daß ein Muselman einen jeden Heterodoxen, gleichwie auch seinen Sclaven, ums Leben bringen kann, ohne mit dem Tode bestraft zu werden. Unter den Gesetzen, welche von Ottomanischen Monarchen gegeben worden sind, hat der Solimannische Codex (Canu Nameh) das vornehmste Ansehen. Vermöge des Rechts nach seinen freyen Willen zu herrschen (Urf) kann der Großsultan, ohne sich dem

dem Vorwurf der Grauſamkeit auszuſetzen, 14 Unterthanen an jedem Tage das Leben nehmen, den Vater- und Bruder-Mord ausgenommen. Es iſt ungegründet, was der Doktor Schaw in ſeiner Reiſebeſchreibung *) ſagt, die Türken lehrten in ihren Schulen den ins Arabiſche überſetzten römiſchen Codex und die Pandekten, wie wir auf unſern Univerſitäten. Ihre Jurisprudenz iſt ganz Muhamedaniſch. Die Deciſionen der Mufti ſind ebenfalls in großem Werthe. Toderini fand in der Bibliothek S. Sofia eine Sammlung davon in 55 groſſen Bänden. Das vollkommenſte Lehrbuch der Muhamedaniſchen bürgerlichen und Canoniſchen Geſetze hat unter Soliman I. Ibrahim von Aleppo verfaßt; es wird Multaki Alabhar genannt. In Bibliotheken zu Konſtantinopel findet ſich eine große Menge Deciſionen von berühmten Juriſten. Unter jede Entſcheidung ſetzen ſie die Worte: Gott weiß das Beſte. Weil die Türken vier Weiber haben können, ſo entſtehen wegen der Erbfolge der Kinder öftere Streitigkeiten. Daher haben ſie noch ein eigenes Corpus Juris, welches ſie Ilmi Ferrais nennen. Es iſt ſonderbar, daß die Kinder der nach einandergeheuratheten Weiber nur ſo viel erben, als der Vater zwiſchen den verſchiedenen Verheurathungen beſaß; dergeſtalt, daß die folgenden von den Gütern der

*) Voyages dans pluſieurs provinces du Lev. T. I. p. 409 à la Haye 1743.

der ersten Zeit nichts erhalten. Montesquieu (*) und Ricaut (**) sind falsch berichtet worden, der Großsultan sey der allgemeine Erbe seiner Unterthanen. Was Toderini von den Gesetzen und der Politik der Türken vorbringt, verdient vollständig bekannt gemacht zu werden, die Fehler anderer, sonst ansehnlicher Schriftsteller, zu berichtigen. Mustafa III. ließ den Principe des Macchiavelli, und den Antimachiavel Friedrichs II. ins Türkische übersetzen. Der türkische Uebersetzer ist von hohem Stande, und will nicht bekannt seyn. Ausser der ins Arabische übersetzten Politik des Aristoteles studieren sie vornehmlich die arabischen Werke des Nivali, ehemaligen Lehrers Amurat II, des Muhamed Ben Ali Al Alsik, des Mueddin Jadi, und des Lufti Baschia. Die Ordnung welche sie in der Staatsökonomie beobachten, ist ein Muster der Vollkommenheit.

Die Türken besitzen eine unzählige Menge Bücher, die zur philosophischen Sittenlehre gehören. Sie haben in ihrer Sprache die bekannten Schriften des Indianischen Philosophen Pilpay, Lockmanns Fabeln, den Gulistan des Persischen Dichters Said, und in arabischer Sprache Salo-

*) Esprit des Loix chap. 14. 15. Lib. 5. et chap. 1. Lib. 6.

**) Tableau de l' Emp. Ottom. chap. 2.

Salomos Sprüchwörter und die Ethik des Aristoteles. Nehemet Effendi iſt einer ihrer beſten Moraliſten. Seine Werke hat im vorigen Jahrhundert Johan Medun ins Italieniſche überſetzt. Von gleichen Werthe iſt des Navali Moral und Politik, Fera Nametz betitelt, welche dieſer Schriftſteller den Söhnen Amurat III. ſeinen Zöglingen auf die Weiſe, wie Ariſtoteles ſeine Moral für Alexandern ſchrieb, gewidmet hat. Herr Toderini verſichert, nicht nur die Höflinge und Pagen des Kaiſerlichen Hofs zu Konſtantinopel, ſondern auch andere Türken von Stande übertreffen die Europäer an Höflichkeit. Weil es bey ihnen nicht Sitte iſt, vor den Chriſten vom Sofa aufzuſtehen, ſo vermeiden ſie dieſen Fall ſo viel möglich, und kommen ihnen mit Höflichkeit entgegen.

In der Phyſik bedienen ſie ſich hauptſächlich der aus weniger verfälſchten Originalen ins Arabiſche überſetzten Werke des Ariſtoteles, und in der Lehre vom Weltbau folgen ſie dem Platoniſchen Syſtem. Sie haben in ihren Schulen ein Lehrbuch von einem ihrer Philoſophen Namens Idege, welches die ariſtoteliſchen Lehren kurz vorträgt, und es fehlt ihnen nicht an Commentaren des griechiſchen Philoſophen. In der Optik bedienen ſie ſich des überſetzten Euclides, und des berühmten Arabers Alhazem, welcher im XI. Jahrhundert lebte. In der Naturgeſchichte von den Thieren und Mineralien leſen ſie im Arabiſchen ebenfal

den Ariſtoteles, und von den Pflanzen den Dioſcorides. Ihr Tournefort in der Botanik heißt Beithar, ein Araber, welcher der Kräuter halber Europa, Afrika, und Aſien bereiſete. Er hat auch vom Mineral- und Thierreich geſchrieben. Er ſtarb im Jahr 646 der Hedſchra. Die Schriften des Avicenna ſind allen Bibliotheken zu Konſtantinopel gemein. Man ſiehet hieraus, daß ſie in der Naturkunde, nicht weiter gekommen ſind, als wo wir waren, ehe Galiläi, des Cartes und Newton erſchienen. Unterdeſſen giebt es unter ihnen viele Liebhaber der neuen Naturlehre der Europäer, unter welchen auch der Großwiſſir Raghib Paſcha war.

Die Arzneywiſſenſchaft ſchätzen die Türken ſehr hoch. Alle ihre Bibliotheken ſind reich an mediciniſchen Büchern. Auſſer den Schriften des Avicenna und Ebn Roſche, (Averroes) beſitzen ſie die beſten Werke der Griechen, und ſo gar der Hebräer, Chaldäer und Indianer in Arabiſcher Sprache. In der Bibliothek des Raghib Paſcha wurden den Herrn T. Sydenhams mediciniſche Werke gezeigt. Sultan Muſtafa III. ein großer Beförderer der Ottomanniſchen Literatur, ließ die Aphoriſmen des Boerhave vom Bruder des Kaiſerlichen Internuntius Herbert ins Türkiſche überſetzen, und im Serraglio aufbewahren; und hätte der Sultan noch etwas länger gelebt, ſo würde auch die vom Herrn Raicevich unternommene Ueberſetzung

der

der Boerhaviſchen Philoſophie zu Ende gebracht worden ſeyn. Es findet ſich auch zu Konſtantinopel eine groſſe Menge Türken, Juden, Griechen, Armenier, Chriſten und Renegaten, welche die Arzneywiſſenſchaft treiben, und in den Häuſern der Groſſen und bey Hofe viel Geld gewinnen. Ehedem haben ſich auch verſchiedene Türken, z. B. Hagi Paſcha, Muſtafa Effendi, Seid Muhamed, Hajrullah Effendi, und andere durch mediciniſche Schriften, die ſich in den Bibliotheken zu Konſtantinopel finden, rühmlich ausgezeichnet; demungeachtet kann dieſe ſo nothwendige Wiſſenſchaft unter den Türken ſelbſt, aus Mangel einer kräftigen Unterſtützung von Seiten der Regierung, nicht zur Blüthe gelangen. In Solimannie werden zwar zweymahl die Woche von türkiſchen Profeſſoren mediciniſche und chirurgiſche Vorleſungen gehalten, denen auch die Chriſten beywohnen können: aber die Anatomie wird nur aus Büchern gelehrt, weil vermöge ihrer Religion die Oefnung einer menſchlichen Leiche verboten iſt. Der Fortgang der Schüler gründet ſich auf Bücher, und auf dem, was ſie durch die Krankenbeſuche älterer Aerzte, die ſie begleiten und bedienen, erlernen können. Durch dieſen Weg ſchleichen ſich nicht nur viele unwiſſende Türken, ſondern auch Leute von jeder andern Nation und Handwerk ein, nachdem ſie den Aerzten einige Jahre als Famuli oder Dollmetſcher gedient und von der Arzneykunde nichts als die gemeinſten

Recepte ſich eigen gemacht haben. Sie werden durch den groſſen Gewinn hierzu angelockt; denn ein gemeiner Mann zahlt hier dem Arzte zwey- und dreymahl ſo viel, als anderswo groſſe Herren. Es darf zwar kein Muſelmann die Arzeney treiben, ohne die Bewilligung der türkiſchen Protomedikus, welches eine ſehr anſehnliche Ehrenſtelle iſt, und ohne ſich examiniren zu laſſen; allein wo Geld und Empfehlung iſt, da läuft alles auf pure Formalität hinaus. Die Franken, oder die chriſtlichen Aerzte, werden zum gröſten Nachtheil der Arzneykunde und der Nation ohne weitere Prüfung zur Praktik gelaſſen. Es finden ſich jedoch auch einige geſchickte Aerzte, die auf europäiſchen Univerſitäten ſtudiert haben. Muſtafa III. war ein groſſer Freund der Arzneywiſſenſchaft, und hatte einen Plan entworfen, den Zuſtand derſelben in der Hauptſtadt zu verbeſſern; er ſtarb aber ehe er ihn ausführte.

Daß Milady Montague die Einimpfung der Kinderpocken von Konſtantinopel nach England brachte, woher ſie ſich über ganz Europa verbreitet hat, iſt eine eben ſo bekannte Sache, als es zweifelhaft iſt, ob ſie dieſelbe von den Türken, und nicht vielmehr von den Griechen, Armeniern oder Franken erhalten habe. Da dieſe Engliſche Bothſchafterin ſich zu Konſtantinopel befand, war die Inokulation bey den Türken faſt gar nicht üblich. Man hielt ſie damals noch vielmehr als jetzt

für

für eine der Muhamedaniſchen Lehre vom Verhängniß ganz zuwider laufende Sache. Nach fleißigem Forſchen hat Herr T. gefunden, daß ſie ſich erſt in den leztern Zeiten etwas weiter unter den Türken verbreitet hat. Sie geſchiehet durch einige türkiſche Weiber, und durch griechiſche und europäiſche Aerzte. Sultan Muſtafa III. war willens, ſeinem eigenen Sohn Selim die Pocken zu inokuliren, unterließ es aber, weil des Kindes Mutter, der Gefahr wegen, ihren Beyfall verſagte. Hieraus ſiehet man, wie ſchlecht der Herr von Voltaire von der Sache berichtet war, da er vor vielen Jahren im eilften ſeiner philoſophiſchen Briefe ſchrieb: die Türken hätten frühzeitig die Inokulation angenommen, und zur Zeit, da er dieſes ſagte, finde ſich kein Baſſa zu Konſtantinopel, der ſeinen Kindern, ſo bald ſie entwöhnt ſind, die Pocken nicht inokuliren ließe. Der berühmte Tiſſot bedient ſich dieſes ungegründeten Zeugniſſes in ſeiner Geſchichte der Inokulation *). In der aſiatiſchen Türkey hat ſie ſich weit mehr ausgebreitet. In Perſien iſt ſie von undenklichen Zeiten her bekannt. Die Cirkaſſier bedienen ſich derſelben, die Schönheit ihrer Töchter zu erhalten.

Die Türken haben von jeher die Aſtronomie ſtudiert. Wenn man ihnen zuſchreiben dürfte, was die Mahomedaniſchen Araber und Saracenen gethan haben, ſo beſäßen ſie ſchon ſeit dem neunten Jahrhundert die geographiſchen und aſtronomiſ

 ſchen

*) Oeuvres de Tiſſot Tom. 4. Lauſanne 1784.

schen Werke des Ptolomäus in arabischer Sprache. Nachher sind auch alle die Werke der alten Griechen, welche von dieser Wissenschaft handeln, ins Arabische übersetzt worden. Mit diesen Uebersetzungen und andern Arabischen und Persischen Originalwerken sind die Bibliotheken zu Konstantinopel angefüllt, unter welchen sich auch einige neuere türkische Schriftsteller von vorzüglichem Werthe finden. Hegi Calfah ein Konstantinopolitaner, welcher im Jahr 1657 starb, war ein sehr geschickter Astronom, wie sein kleiner Atlas, die Vorreden seiner chronologischen Tafeln, und das große Werk seiner Bibliothek bezeugen, wovon die ersten zwey Bücher zu Constantinopel im Druck erschienen sind. Es war ihm alles bekannt, was die Europäer, Araber, Perser und Türken bis dahin von der Astronomie geschrieben hatten. Schon im Jahr 1449 wurden zu Konstantinopel die astronomischen Tafeln des tartarischen Prinzen **Ulcig Beg**, welche die Alphonsischen am Werthe übertreffen, aus dem Arabischem ins Persische übersetzt, und dem Großsultan Bajazet II. gewidmet, hundert Jahr ehe die Tychonischen bey uns erschienen. Der ewige Kalender (Ruz Nameh) dessen sich die Türken seit hundert Jahren bedienen, den Tag, die Stunde und die Minute der Mondsveränderungen zu bestimmen, hat einen Türken, nahmens **Darandeli Mehemed Effendi**, zum Verfasser. Sie haben öffentliche Lehrer der Astronomie in ihren Akademien, und studieren dieselbe

mit

Silvia.

Signor Protheus, wie mich däucht?

Protheus.

Protheus, ſchönſte Princeßin, und euer Verehrer.

Silvia.

Was iſt euer Wille?

Protheus.

Den eurigen zu erhalten.

Silvia.

Ihr ſollt euern Wunſch haben; mein Wille iſt, daß ihr augenblklich heim zu Bette gehen ſollt. Wie? du falſcher, argliſtiger, treuloſer, meineydiger Mann? Hältſt du mich für ſo ſchwach und unverſtändig, mich durch Schmeicheleyen verführen zu laſſen, womit du ſchon ſo manche betrogen haſt? Zurük, zurük, und ſuche bey deiner vorigen Liebſten die Vergebung deiner Treuloſigkeit. Was mich betrift, ſo ſchwör' ich bey dieſer blaſſen Königin der Nacht, ich bin ſo weit entfernt deinem Beſuch Gehör zu geben, daß ich dich vielmehr von Herzen deßwegen verachte, und nur ſelbſt kaum verzeihen kan, daß ich nur ſo viele Zeit verſchwendet habe mit dir zu reden.

Protheus.

Ich geſtehe, daß ich eine junge Dame liebte, aber ſie iſt todt.

Julia

mit der Phyſik, wozu ſie gerechnet wird. Ein Kaiſerlicher Aſtronom verfertiget jährlich einen Kalender auf einem langen ledernen Streifen, der zuſammen gerollt wird, und in kleinen artigen vergoldeten Büchelchen von feinem Pergament mit Schriften von verſchiedenen Farben für Perſonen von Stande. Mit verſchiedenen geſchickten Gehülfen verfertiget er auch aſtronomiſche Tafeln, worauf die zu Konſtantinopel ſichtbaren Sonnen- und Mondsfinſterniſſe angemerkt ſind.

Die Nautik war bis ins Jahr 1773 von den Türken ſehr verwahrloſet worden. Da der P. Boſcovich auf ſeiner Reiſe von Konſtantinopel nach Pohlen auf einem türkiſchen Schiffe fuhr, bemerkte er unglaubliche Fehler wider die Schiffkunſt, und wunderte ſich gar nicht, daß, wie ihm der Schiffskapitän erzählte, alle Jahr einige hundert Schiffe auf dem Schwarzen Meer zu Grund giengen. Daher eröfnete, mit Bewilligung des Großſultans Muſtafa, der vor kurzem abgeſetzte Admiral Gaſi Haſſan im Jahr 1778 eine Schule der Steuermannskunſt im Arſenal, welche in zwey Kammern beſtehet, die mit allen nöthigen Hülfsmitteln und Inſtrumenten reichlich verſehen ſind. Der Schüler ſind über 50, aber nur einige wenige ſind fleißig, lauter Söhne von Schiffskapitänen und vornehmen Türken. Sie beſuchen dieſe Schule des Morgens, und kehren nicht nach Hauſe als nach dem Mittagseſſen, welches ſie aus

der Küche des Stifters erhalten. Der Professor Seit Osman Effendi, ein geschickter Mann, erhält monathlich 40 Piaster, und freyen Unterhalt. Diese Stiftung wird nach dem Tode ihres Stifters ihren Fortgang haben, weil sie vom Großsultan in allen ihren Theilen bestätiget worden ist. Im Jahr 1784. vermehrte der Großwesir Hamid Chalil Pascha dieses Institut mit einer Experimental-Akademie des Seewesens, welche auch nach seiner im Jahr 1785. erfolgten Erdrosselung noch in gutem Stande erhalten wird.

Obgleich die Astrologie im Alcoran verbothen ist, so sind dennoch nicht nur die Bibliotheken zu Konstantinopel sehr reich an astrologischen Schriften, sondern es sind auch die Türken dieser eiteln Wissenschaft sehr ergeben, und selbst der Großsultan hat seinen Astrologen, der in wichtigen Angelegenheiten zu Rath gezogen wird. Da Herr Toderini sich zu Konstantinopel befand, und mit einer gewissen Europäischen Macht ein Friedenstraktat geschlossen werden sollte, mußte der Kaiserliche Astrolog die glückliche Stunde der Versammlung der Staatsminister aus den Constellationen bestimmen. Der Hof des Großwessirs ist voll solcher Betrüger. Im türkischen Kalender werden in einem jeden Monden-Monath drey unglückliche Tage zu allen Unternehmungen angemerkt. Türken von Stande überlaßen diesen eiteln Wahn dem Pöbel, und der Hof bedient sich desselben

bloß

bloß aus Politik, um den Beyfall des Volks bey öffentlichen Unternehmungen zu erhalten. Noch viel allgemeiner ist der **Glaube an die Träume.** Unzählige Traumdeuter finden sich zu Konstantinopel, welche gegen eine geringe Bezahlung einen jeden Traum auslegen, und davon leben.

Die **Dichtkunst** wird von den Türken sehr hochgeschätzt. Vom Jahr 761 da Amurath I. regierte, bis zum Jahr 958. der Hedschra, da Soliman I. herrschte, haben 300 türkische Dichter geblühet. Die Türken haben unter andern kleinern Sammlungen eine poetische Anthologie, **Jubdetul Esaar** betitelt, welche die besten Gedichte von 540 Dichtern enthält. Die Muster, die sie sich zur Nachahmung vorstellen, sind die vortreflichen Gedichte von jeder Art der Perser und Araber, deren Sprachen auch ein jeder mittelmäßig gelehrter verstehet. Die berühmtesten der türkischen Dichter sind, **Baki Effendi, Nefi, Mesihi, Kasim,** und **Misri,** welcher unter Achmet II. lebte, und wegen allzugroßer Erhebung der Menschwerdung Christi in Gefahr gerieth, sein Leben zu verlieren. *) Unter die neuesten sind **Nabi Effendi** und **Rahib Pascha,** von welchem eine Sammlung vorhanden ist, die berühmtesten. Es giebt zu Konstantinopel eine **Akademie von Dichtern,** in welche nur solche Mitglieder aufgenommen werden, die

*) Er erkannte die Gottheit Christi, wie ihm Herr Tertrkni nachrühmt.

die sich durch gute Gedichte ausgezeichnet haben. Sie erhalten, wie in den Italienischen Akademien, eigene akademische Nahmen. Sie improvisiren sogar. Unter diesen, und den jetzt lebenden Dichtern überhaupt, zeichnet sich Abdelrahman reefetel vor andern aus. Dieser erzählte dem Herrn Toderini, daß die Akademie sich unter der Regierung Mustafa III. viel öfterer als jetzt versammelt habe.

Die Gedichte der Türken zeichnen sich, wie die Arabischen und Persischen, durch einen unnachahmlichen Reitz des Colorits ihrer aus der Natur gewählten Bilder aus. Sie haben in ihren Gedichten ganz eigene National-Schönheiten, die freylich sehr oft, der Natur der Asiatischen Begeisterung gemäß, die Schranken der Mäßigung überschreiten. Jones hat unter andern asiatischen Gedichten eine Türkische Idylle vom Dichter Mesihi lateinisch übersetzt, welches ihm nach des Herrn Toderini Urtheil ganz gut gerathen seyn soll. Ich will sie hier teutsch mittheilen.

„Höre das Lied der Nachtigal! Der Frühling ist da: er bereitet im Garten ein grünes Canape. Der Mandelbaum streuet Silberblüthen aus. Sey munter und fröhlich; denn der Lenz fliehet schnell vorüber.

Die Gärten und Wiesen schmücken sich mit mannichfaltigen Blumen. Der Rosenbusch bildet uns zum Vergnügen ein blühendes Gezelt. Wer

weiß,

weiß, ob wir auch die kurze Dauer des Frühlings überleben? Sey munter und frölich ꝛc.

Von Ahmeds Lichte glänzet der Wipfel des Roſenbuſches. Seine Gefährten ſind wie die Tulpen unter den Blumen. Auf, ihr Muhamedaner! dieß iſt die Zeit der Freude! Sey munter und fröhlich ꝛc.

Auf der Spitze der Lilie verwandelt ſich der Thau aufs neue in Lichttropfen: er träufelt durch die Luft auf den Roſenbuſch herab. Sehnſt du dich nach Vergnügen ſo höre nur mich! Sey munter und fröhlich ꝛc.

Die Wangen ſchöner Mädchen ſind Lilien mit Roſen: von ihren Ohren herab hängt glänzender Perlenthau. Täuſche dich nicht mit der Hofnung, dieſe Schönheiten ſeyen von Dauer. Sey munter und frölich ꝛc.

Anemonen, Tulpen und Roſen erſcheinen im Garten; Sonne und Regen öfnen ihm mit ihren Fluthen die Adern. Sey klug, und bringe den Tag mit deinen Freunden luſtig hin. Sey munter und fröhlich ꝛc.

Die Zeit, da die Kräuter krank darnieder lagen, da die Blume ihr Haupt neigte, iſt vorbey. Hügel und Steine ſchmücken ſich mit Blumen. Sey munter und fröhlich ꝛc.

Bey frühem Morgen schütten die Wolken einen Perlenthau über den Rosengarten aus. Der kühle Hauch der Luft ist voll des Tartarischen Bisams. Sey nicht saumselig, laß dich des Lebens bange Furcht nicht zurückhalten! Sey munter und fröhlich ꝛc.

Die Wohlgerüche des Rosengartens versüßen die Luft, und verwandeln den Thau, ehe er herabfällt, in Rosenwasser. Die Luft breitet die Wolken, wie einen Sonnenschirm, über den Garten aus. Sey munter und fröhlich ꝛc.

Den Rosengarten (o höre es jedermann!) hatte der böse Herbstwind verwüstet; aber der Beherrscher der Welt (die Sonne) ist erschienen, Gerechtigkeit einem jeden wiederfahren zulassen. Unter ihr hat der glückliche Mundschenk den erwünschten Wein erhalten. Sey munter und fröhlich ꝛc.

Mein Lied soll diesem Thale Ruhm verschaffen; es soll seinen Einwohnern zum Denkmal dieses Schmauses und dieser Schönen werden. Du, o Mesihi, bist die Nachtigall, wenn du unter den Mädchen mit rosenrothen Wangen einhergehest. Sey munter und fröhlich; denn der Lenz fliehet schnell vorüber.“*) Es

(* Dieser Frühlingsgesang des türkischen Akademikers würde in einem teutschen Musenalmanach eine sehr mäßige Figur machen, wie viel man ihm auch von dem, was er in der prosaischen Uebersetzung verlohren haben mag, wiedergeben wollte. d. H.

Es iſt ſonderbar, daß die Araber zwar alle Scientifiſche Werke der Griechen, aber keine Dichter, nicht einmal den Homer in ihre Sprache überſetzt haben. J.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

VIII.

Auszüge

aus dem Tagebuche eines Reiſenden, hauptſächlich die Theater zu Paris betreffend.

Mitgetheilt von Friedrich Schulz.

1789. Jun. 18. Vormittags die Prozeſſionen der petite Fête-Dieu angeſehen. Induſtrie der Franzoſen bey ſolchen Gelegenheiten.

Man hatte große Tiſche hingeſetzt und Karren hingefahren, wo der heilige Zug vorbey gieng. Die rauhe Janiſcharenmuſik paßte gut zu den rauhen Stimmen der geiſtlichen Herren, aber ſchlecht zu dem andächtigen Kniebeugen der Zuſchauer, von denen viele, voll Zerknirſchung und voll Liebe zu ſich ſelbſt und zu Gott, aus einem entfernten Viertel der Stadt in das andre laufen — die jungen Herren mit herabrinnendem Puder und die Wei-

Weiber mit aufgehobenen Röcken, weil es kothig war. Während die Monstranz aufgehoben wurde, schrieen die Savoyarden immer noch: place à louer! *) — Sodann in die Oper!

Die Französische Oper ist es werth, der Stolz der Nation zu seyn. Die herrlichen Dekorationen, die geräumige Bühne, die Schnelligkeit und Pünktlichkeit der Verwandlungen, das alles findet vielleicht nirgend seines gleichen. Alles, was die Kunst der Perspektive täuschendes hat, sah ich heute in der Darstellung der Insel Naxos beysammen. Die Felsen, die Meereswogen, der entfernte mit dem Meere verschmolzene Himmel, und nachher das heraufsteigende Gewitter, der Zug der schwarzen Wetterwolken, der Donner, der Blitz und Regen: alles war mit einer Natürlichkeit und einer Größe ausgeführt, die der allerhöchsten Kunst und dem feinsten Geschmack Ehre machten.

Man gab **Ariadne auf Naxos.** Ariadne hieß hier Ariane, weil die Franzosen das „dn" nicht aussprechen können. Ich weiß nicht, ob dieses französische Stück nach dem teutschen gemacht ist, oder ob die Aehnlichkeit des Stoffs beyde Dichter auf ähnliche Ideen gebracht hat. Ariadne schläft, wenn der Vorhang aufgeht; Theseus kömmt dazu, sieht sie noch einmal, ringt und kämpft mit seiner Liebe, verläßt sie, von seinen Reise-

*) Platz zu vermiethen!

Reisegefährten gedrungen. Ariadne träumt auch hier, aber nicht mit abgerissenen Worten, wie im Teutschen, sondern mit einem sehr künstlichen Recitative. Man ist einverstanden, in der Oper nichts unnatürlich zu finden; also werde ich mich wohl hüten, einen in Musik gesetzten Traum zu tadeln.

Die Schauspielerin, welche die Ariadne machte, war Mlle Maillard, deine runde nicht große Figur, und ganz unbrauchbar von dieser Seite zur Rolle einer Heldin des Alterthums; aber ich vergaß sehr bald über ihrer schönen Stimme und über ihrem lebhaften Spiele die kurze Taille und die bauschenden Erhabenheiten des Busens und des Cüls.

Theseus, Hr. Lainez, eine mittlere Figur, mit einer zu schwachen Stimme für Rollen dieser Art. Je tiefer er kam, desto weiter machte er den Mund auf, drückte er das Kinn nach der Brust zu. Dies Manöver entstellte zum Theil das schöne Spiel seiner Arme und seines Fußes: denn hier sprachen auch die Füße mit.

Mahlerisch im höchsten Grade waren die Stellungen des Schauspielers und der Schauspielerin, und nur im Affekt wurden sie eckigt.

Nach der Ariadne wurde noch ein kleines Stück, Les Pretendûs, gegeben. Es hatte eine

sehr gefällige Musik und wurde mit einer Lebhaftigkeit gespielt, von welcher teutsche Schauspieler keinen Begriff haben.

Die französischen Schauspieler und Schauspielerinnen haben, wenn sie auftreten, eine gewisse Heiterkeit in ihrer Miene, die sich auf das Bewußtseyn gründet, daß sie Lieblinge eines der Mittelmäßigkeit fürchterlichen Publikums sind. Ihre teutschen Kollegen verbergen eben diese Selbstzufriedenheit unter einer gewissen dummstolzen Mine, die wie Herablassung gegen ihren Richter aussieht. Dieser Mine wegen ist mir einer der besten Schauspieler in Teutschland, F** zu Berlin, abscheulich gewesen.

Die Herzogin von Orleans erschien in der Oper und wurde mit schallendem Händeklatschen und Zurufen empfangen. Eine dreymal mit wahrem hohen Anstande wiederholte Verbeugung dankte dem Publikum dafür. Im ersten Augenblicke nachher bemerkte ich, daß sie gähnte. Vielleicht war dieses nur einer von denen Behelfen, zu denen man seine Zuflucht nimmt, wenn man von einer großen Versammlung bemerkt wird, wo man nicht immer seiner Bewegungen, seiner Lippen und seiner Hände Meister bleiben kann. So gieng es wahrscheinlich der Herzogin, sonst würde sie gefühlt haben, daß man bey dem lauten und entscheidenden Beyfalle des Publikums nicht zugleich

Julia (bey Seite.)

Ich könnte am beſten Zeugniß geben, daß das falſch iſt.

Silvia.

Geſezt, ſie ſey todt, ſo lebt doch Valentin, dein Freund, noch; dem ich, (du ſelbſt biſt ein Zeuge,) meine Treue verſprochen habe: Und du ſchämſt dich nicht, ihn durch deine Zudringlichkeit bey mir zu beleidigen?

Protheus.

Ich höre, Valentin ſey gleichfalls todt.

Silvia.

So bin ich es auch; denn in ſeinem Grabe, das verſichre dich, ligt meine Liebe begraben.

Protheus.

Schönſte Princeßin, erlaubt mir, ſie wieder hervor zu graben.

Silvia.

Geh zum Grabe deiner Geliebten, und ruffe ſie hervor. und wenn du's nicht kanſt, ſo laß wenigſtens dein Herz bey dem ihrigen zurük.

Julia (bey Seite.)

Das hört' er nicht.

Protheus.

Gnädigſte Princeßin, wenn denn euer Herz ja ſo verhärtet

gleich danken und gähnen könne. Sans doute, c'est une honête Femme *), sagte ein Franzoſe hinter mir, als ſich das Händeklatſchen gelegt hatte.

Der Loge der Herzogin gegen über ſaßen in einer andern zwey ſchöne junge Weiber vom Range, und ein Elegant, gleichfalls entweder von hoher Geburt oder großem Vermögen. Die beyden Damen ſaßen einander gegen über und hätten den Elegant, wie es ſchien, gern in die Mitte genommen, wenn er gewollt hätte.

Daß ein Elegant dies nicht gewollt hätte, kann unnatürlich ſcheinen; aber ich weiß es mir ſehr gut zu erklären. Er war in der That einer der ſchönſten jungen Männer, die ich je geſehen habe, groß, mit ſchönen Augen, ſimpel aber geſchmackvoll angezogen. Seine Friſur allein war geſucht, und dieſer Umſtand brachte mich zuerſt mit ihm ins Reine. Sie war hoch, um und um belockt, und ſo weiberhaft, daß nur ein Fichû unterm Kinne und über den Schultern gefehlt hätte, um ihn, ſo weit man ihn vom Parterre aus ſehen konnte, zum wahren Weibe zu lügen. Gefühl und Bewußtſeyn ſeiner Vorzüge ſprachen aus allen ſeinen Minen und Blicken, und gleichgültig käuete er Paſtillen und Worte zuſammen, ohne

*) Es iſt wahr: es iſt ein braves Weib.

auch nur ein einzigesmal seine Gesellschaft anzusehen. Es war gewiß, daß er diese beyden schönen Weiber nicht ansehen konnte, weil er die schönen Weiber im ganzen Opernhause anzusehen hatte, daß er gleichgültig gegen diese beyden seyn mußte, weil er das ganze Opernhaus erobern wollte. Dennoch sahen die beyden Damen triumphierend rund umher und suchten neidische Augen auf. Diese Beobachtungen haben mich so viel beschäftigt, als die Oper.

Abends im Palais Royal à la françoise zu Nacht gegessen, d. i. petit pain in Limonade getunkt, die mit Wasser verdünnt wird. Mein Hund wollte nichts von diesem Souper. Er muß sich aber daran gewöhnen. Meinen Freunden in Wien darf ich nichts davon schreiben.

Den 19ten. — —

Den 20sten. — In die Varietés amusantes gegangen.

Gewöhnlich stellt man sich in Teutschland unter allen den Theatern, die nicht den Ruf des Theatre François, des Theatre Italien und der Opera haben, Winkeltheater vor; aber es ist falsch. Sie sind größer, schöner, besser dekoriert, besser besetzt, als die Theater — unsrer teutschen Hauptstädte.

Es wurden heute drey Stücke, zwey kleinere und ein größeres gegeben. Die beyden kleinern wurden mit auſſerordentlicher Lebhaftigkeit geſpielt, und gut für ihre Gattung; aber das gröſſere vortrefflich.

La Joueuſe, ſo hieß es, iſt eins von den ernſthaften moraliſchen Familiengemälden, deren Gattung Iſland bey uns mit Glück bearbeitet hat, und deren die Franzoſen eine große Menge beſitzen. Der Verfaſſer iſt Mr. Collin d'Harleville, der ſich zuerſt durch ſeinen Inconſtant und nachher durch ſeinen Optimiſte als ein treflicher Kopf bekannt machte.

Das Stück fand einen entſcheidenden, überlauten, wilden Beyfall. Monvel, der die Rolle des Mannes und des Vaters ſpielte, iſt einer von den beſten Schauſpielern, welche jetzt die Pariſer Theater aufzuweiſen haben. Vorher war er beym Theatre François, von welchem ihn ſeine Kollegen herab kabalierten, um ihn zur erſten Stütze der Varietés amuſantes zu machen. Er iſt ſchon bey Jahren, aber er ſpielt mit dem Feuer eines jungen Mannes. Unter den Schauſpielerinnen war keine, die ſich mit ihm hätte meſſen können, obgleich auch ſie gut ſpielten, und in Teutſchland für vortrefflich gelten würden.

Ich bin heute überzeugt worden, daß die franzöſiſche Nation wirklich ein Theater hat, wel-

ches das möglichſtbeſte für ihren Genius iſt. Kein Wort gieng bey der heutigen Vorſtellung verloren; die feinſten Wendungen wurden, wie längere Sentenzen aus der Moral und Lebensphiloſophie, aufgefaßt und mit Enthuſiasmus beklatſcht. Hier kennt das Parterre das Gute und Treffende jeder Gattung, und eben das feine Gefühl fürs Schickliche, das die Athenienſer in alten Zeiten zu Muſtern des Geſchmacks machte, zeigte ſich hier in ſeinem ſchönſten Glanze. Es iſt hier keine undankbare Arbeit, für das Publikum gut zu ſchreiben.

Als der Vorhang fiel, entſtand ein neues Klatſchen aus welchem hervor die Stimme der Ungeduld drang Nouvel, Nouvel! erſcholl es von allen Seiten. Der Schauſpieler ſollte herauskommen, um noch einmal das volle Maas des Beyfalls für ſein Talent und ſeinen Fleiß zu erhalten.

Es dauerte lange, eh er kam. Das Geſchrey verdoppelte ſich. Der Vorhang gieng endlich langſam in die Höhe. Ich ſah eine der ſchönſten Scenen, die ich je erlebt habe, und die mich mit ewiger Achtung für ein Volk erfüllen wird, das bey aller ſeiner Frivolität, Herz, Gefühl und Geſchmack in ſo hohen Grade vereinigt.

Es war der Autor ſelbſt, der ſich beſtrebte, den beſcheidenen Schauſpieler auf die Bühne zu ziehen.

Dieſer

Dieſer war noch ermattet von der Arbeit, es fehlte ihm an Athem, er ſank in die Arme ſeines entzückten Freundes, der ihn mit der linken Hand an ſeine Bruſt drückte, mit der rechten ſich die Augen trocknete, und endlich, als auf einige wiederhohlte Bewegungen mit ſeinem Arm das Bravorufen und Händeklatſchen etwas nachließ, todtenblaß ſtammelte: der beſcheidne Mann wollte nicht heraus! Er hielt ſich des Beyfalls unwerth, womit ein gerechtes Publikum ihn beehren will. Ich mußte ihn herauszwingen. Der ſchönſte Tag meines Lebens! Verzeihung, wenn ich ihn hier öffentlich umarme, wenn ich öffentlich zeige, daß der Mann auch mein Freund iſt, und daß mich ſein Herz ſo glücklich macht, als ſein Talent. — Er drückte ihn noch einmal an ſich, ward von ihm umſchlungen und vor dieſer Gruppe ſank der Vorhang langſam hinunter. Händeklatſchen und Bravorufen dauerte noch eine lange Weile, und als ich mich umwandte, um verſtohlen meine Augen zu trocknen, ſah ich alle übrigen Augen in meiner Loge naß. Man ſage immer hin dies ſey eine Komödie nach der Komödie geweſen: es bleibt darum doch ein herzerhebender Auftritt.

Wo finden teutſche Schauſpieler, teutſche Schriftſteller, in Teutſchland dieſen herrlichen Triumph! Und wie können ſie Luſt haben, ihre beſten Kräfte gutherzig aufzuopfern, da ſie das nicht

finden? Kälte und Mißverſtändniß begleiten ſie, und ſie ſind gezwungen, Alles zu ihrem eigenen Genuſſe zu thun, was ſie mit doppeltem Enthuſiasmus thun würden, wenn die teutſchen Leſer und Zuſchauer den Enthuſiasmus leiden könnten.

Soupiert, wie geſtern, à la Françoiſe. Meinen teutſchen Hund hatte ich ich zu Hauſe gelaſſen.

Den 21ſten — In das Theatre François gegangen. —

Es war erſt vier Uhr und ich fand ſchon eine Menge Leute, die hinein wollten. Sie hatten, wie ich, geglaubt, daß großer Zulauf ſeyn würde, und betrogen ſich, wie ich; denn kaum waren halb ſoviel Zuſchauer hier, als ich geſtern in den Varietés fand, und heute war noch dazu Sonntag und geſtern Sonnabend. Nun glaube ich mir erklären zu können, warum dieſe Mutterkomödie mit ſoviel Eiferſucht über ihre Töchter wacht.

Man gab den Hamlet von Hrn. Ducis, Mitgliede der franzöſiſchen Akademie. Dieſe Vorſtellung war für mich ſehr anziehend, weil ich Gelegenheit hatte, eine ganze Reihe ſehr charakteriſtiſcher Bemerkungen über franzöſiſchen Geſchmack, in Parallele mit dem engliſchen und teutſchen, zu machen. Ich will ſie mir wiederhohlen. Die bloße Zergliederung der Fabel vom franzöſiſchen Hamlet wird genug ſeyn.

„Ham-

„Hamlet, König von Dänemark iſt ermordet „worden, aber nicht von ſeinem Bruder, und „auch nicht von ſeiner Gemahlin bloß deshalb, daß „ſie ſeiner überdrüßig war. Die Veranlaſſung „zum Morde iſt Klodius, ein Großer des Hofs. „Er iſt der Liebhaber der Königin, auf eben dem „Fuß, wie verheurathete Frauen in Frankreich „dem guten Tone gemäß ihre Anbeter haben. Der „König mißhandelt ihn unſchuldigerweiſe; dies „bringt ſeine Gemahlin ſo auf, daß ſie den Ent„ſchluß faßt, ihn zu vergiften. Sie tritt mit ei„nem Becher in ſein Kabinet; Schauder ergreift „ſie; ſie eilt aus dem Zimmer und läßt den Be„cher ſtehen. Der König trinckt ihn. Als ſie „zurück kömmt iſt er todt.“

Ich fühle wohl, daß der franzöſiſche Dichter großen Geſchmack bey dieſer Veränderung im Vorgange des Mordes gezeigt hat. Shakeſpears Königin iſt mehr ein wolluſtiges als ein ſchwaches Weib, die dadurch noch verächtlicher wird, daß ſie den Bruder ihres Mannes liebt, und die dadurch ganz abſcheulich wird, daß gleich hinter dem Tode ihres Gemahls die Hochzeit mit ſeinem Bruder anfängt. Bey ihr iſt es mit ihrem Buhler verabredeten Plan, ihren Gemahl zu ermorden: bey der Königin des Hrn. Ducis, iſt es der erſte Ausbruch des Unwillens und der Erbitterung über Ungerechtigkeit, die einen geliebten Mann unverſchuldet trifft. Sie reicht ihm den Giftbecher ſelbſt

nicht einmal, ſondern, von den Regungen der Natur beſiegt und auſſer ſich gebracht, läßt ſie ihn ſtehen, und die ſchwarze That begeht ſich von ſelbſt. Auch ſehe ich wohl, daß der franzöſiſche Dichter durch jene von der Mode in Frankreich tolerirte Art zu lieben das Verbrechen zu mildern geſucht hat, und in den Augen ſeiner Landsleute iſt es dadurch gewiß auch gemildert. Seine Königin handelt decent, aber Shakeſpears Königin brutal.

„Sobald Klodius den Tod des Königs erfährt, „dringt er in die Königin, ihm ihre Hand zu geben. Aber dieſe iſt zu ſich ſelbſt zurückgekommen; „Unruhe und innere Vorwürfe drücken ſie; die „Krone ihrem Sohne Hamlet noch zu rauben, da „ſie ihm ſchon einen Vater geraubt hat, kann ſie „nicht über ſich erhalten. Sie befiehlt ihrem Liebhaber dieſem als ſeinem Könige zu gehorchen, „und weiſt ihn vor der Hand ab. Er macht nun „eine Verſchwörung wider Hamlet, um ſich zu „nehmen, was man ihm nicht geben will.“

Hiedurch verliert der Charakter des Klodius einen großen Theil von der Abſcheulichkeit, die auf den Blutſchänder, den Mörder, den Kronenräuber Shakeſpears fällt. Die Erklärung der Königin, die ihm wie Bruch vorkommen muß, zieht alle Folgen der beleidigten Liebe nach ſich, Erbitterung und Wuth. Was verzeiht man in Frankreich

reich nicht der Liebe! Hr. Ducis hat dergleichen Umstände, die in dem Charakter der Nation liegen, eben so geschickt genutzt, als Shakespeare die Vorliebe seiner Zeitgenossen zu Gift, Blut und — Geistern. Als die Königin ihrer Vertrauten das schreckliche Geheimniß von der Ermordung entdeckt, und diese in sie dringt, ihr die Ursache dieses crime affreux zu sagen, so wendet sich diese mit empor gehobenen Armen, auf die Schulter gesenktem Haupt und auf den Boden geheften Blicken auf die Seite und sagt mit einer schwachen, ersterbenden Stimme nichts weiter, als: l'Amour! — Das Publikum klatschte ihr volle Rechtfertigung zu, und ich klatschte den Franzosen lächelnd die ihrige zu. Ich werde in meinem Leben auf diese Kindsköpfe nicht böse werden können.

„Hamlet hat Nachricht von dem ganzen Hergange, und er hat sie schon, wenn das Stück „anhebt. Also von einem Geiste nichts zu hören „und zu sehen! Bloß Hamlet sieht ihn, als er „das erstemal mit wildem Geschrey und gesträubtem Haar auf die Bühne herausschießt; vor „dem Zuschauern läßt er sich nicht sehen, vermuthlich weil ihn diese nicht so viel angehen als „sein Sohn.“

Aber ernsthaft! Die Franzosen mögen selbst zur Nachtzeit keinen Geist mehr sehen, weil man einen, der am hellen Mittage erschien, beynahe aus-

ausgepfiffen hätte. Wenn der Geist eines Voltaire bey Tage in diese Gefahr gerieth, so hätte der Geist eines Ducis wohl zur Nachtzeit in eben diese Gefahr gerathen können. Was jenem Geiste an Natürlichkeit abgieng, wäre diesem Geiste an der Celebrität seines Schöpfers abgegangen. Les François n'aiment pas l'esprit, *) sagte ein junger Mann aus Frankfurt hinter mir: oh, erwiederte ein alter Franzos: ils aiment pourtant l'esprit, mais non pas les spectres **) — Pourtant, Monsieur, erwiederte ich, indem ich auf die Ophelie zeigte, die sich selbst durch die Schminke nicht hatte ins Leben zurückrufen können: Pourtant en voila un! Il est aussi aimé sans doute! ***) — Beaucoup! ****) flüsterte ein Elegant neben mir, mit einer listigen Mine, die mir zu verstehen geben sollte, daß er sie auch geliebt hätte. Ich machte ihm die Freude und ließ ihn merken, daß ich ihn verstände. Vielleicht lachte er nun innerlich eben so über mich, daß ich es

*) Die Franzosen machen sich nichts aus dem Geist.

**) Doch, sie mögen Geist wohl leiden, aber keine Gespenster.

***) Da ist aber doch eins! Und wahrscheinlich wird es auch geliebt worden seyn!

****) Stark! — Man sieht wohl, daß diese lakonische Konversation wegen des Doppelsinns und des — Sprachfehlers beym Worte Esprit nicht zu übersetzen ist.

härtet iſt, ſo laßt wenigſtens euer Bildniß ſtatt euer den Gegenſtand meiner Liebe ſeyn, das Bildniß das in euerm Zimmer hängt: Zu ihm will ich reden, zu ihm will ich ſeufzen und weinen; denn da Euer würkliches Selbſt einem andern gewidmet iſt, ſo bin ich nur ein Schatten, und als ein Schatten will ich euern Schatten lieben.

Silvia.

Ich bin ſehr übel damit zufrieden, Herr, euer Göze zu ſeyn; jedoch, da es ſich für euer treuloſes Herz ſehr wol ſchiken wird, Schatten zu verehren und eitle Bilder anzubeten, ſo ſchikt nur morgen zu mir, und ihr ſollt es haben: Und hiemit gute Nacht.

Protheus.

Eine ſo gute Nacht, als die Elenden haben, die morgen hingerichtet werden ſollen.

[Silvia und Protheus gehen ab.]

Julia.

Wirth, wollen wir gehen?

Wirth.

Bey unſrer Frauen, ich war ſchon eingeſchlaffen.

Julia.

Ich bitte euch, wo hat Signor Protheus ſein Quartier?

Wirth.

In meinem eignen Hauſe: Glaubt mir, ich denk' es iſt ſchon beynahe Tag.

Julia.

es geglaubt hatte, als ich über ihn, daß er es hatte geglaubt wissen wollen. Aber zurück zur Fabel.

„Der Geist hat ihm das heillose Verbrechen „entdeckt, und ihn zur Rache angeflammt. „Seine Mutter soll diese Rache treffen: aber die „Natur des Kindes sträubt sich dagegen; den „Klodius soll sie treffen. Aber o weh! Hamlet „liebt die Tochter des Klodius, die schöne Ophe„lie, was ist da anzufangen? Hamlet liebt Ophe„lien wirklich so sehr, daß er sich wohl mit ihr ver„mählen möchte; er hat sie nicht zum besten, wie „Schakespears Hamlet die Ophelia."

Wiederum ein Zug, der den Genius der Nation charakterisirt. Die Franzosen halten es für höchst unanständig, selbst die verächtlichste Fille zum besten zu haben. Neckereyen, die sich Teutsche und Engländer in diesem Punkte erlauben, sind ihnen wahre Greuel. Ihre Delikatesse in diesem Punkt scheint fast pedantisch, und ihre Achtung vor dem weiblichen Geschlecht sklavisch: aber mich dünkt dieser Zug einer der schönsten in dem französischen Charakter. Er stammt zunächst aus der Achtung her, die Ueberlegenheit für die Schwäche hat, und die sich auf wahre Seelengröße gründet. Wenn dieser Zug auch durch Stutzer verunstaltet wird, so wird man ihn gewiß bey gesetzten und gebildeten Männern in Frankreich beständig

ächt finden. Zu nächst aus diesem Zuge stammt wohl auch die Kultur des weiblichen Geschlechtes in Frankreich her, die bey keiner Nation bis zu diesem Grade gestiegen ist.

„Mutter und Geliebte dringen in Hamlet, „ihnen die Ursache seines zerrütteten Wesens zu „zu entdecken. Er sagt sie der Mutter, aber „nicht mit dem Spiegel in der Hand; den einen sol„chen Ton dürfte kein Sohn auf dem französischen „Theater gegen eine Mutter annehmen, selbst „wenn sie ihn in Oel sieden ließe."

Die Decenz zwang hier den französischen Dichter abermals eine Scene aufzuopfern, die allgemein für eine der schönsten gilt, die dem Shakespear gelungen sind. Die Verhältnisse des Kindes gegen die Eltern, des Hausvaters gegen die Hausfrau, sind hier, wenn sie öffentlich behandelt werden, eben so delikat, als die Verhältnisse des männlichen Geschlechts gegen das weibliche überhaupt. Die Nation hat ein feines Gefühl für jede Beleidigung desselben, und Hr. Ducis würde auf ewig alle Achtung bey ihr verloren haben, wenn er auch nur eine Periode von den „horreurs" des Shakespears (dies ist das Wort der Franzosen für Dinge, die wir bloß Derbheiten oder Wahrheiten nennen) der Königin von ihrem Sohn hätte sagen lassen.

„Er

„Er ſagt es ihr mit Ehrfurcht und Schonung „und verläßt ſie. Ophelien entdeckt er auch alles, „er nennt ihren Vater als den Urheber des Gan„zen, und geſteht ihr, daß ſeine Rache zunächſt ihn „treffen werde. Schwerer Kampf von Seiten „Opheliens zwiſchen der Liebe zu ihrem Vater und „zu dem Prinzen. Erſtere ſiegt, und ſie droht „dem Liebhaber, daß er nur durch ihre Bruſt den „Dolch in die Bruſt ihres Vaters drücken ſollte.“

Der Charakter des Hamlet iſt ganz franzöſiſch. Er ſagt der Mutter, der Geliebten und einem Freunde alles, ſtatt daß von dem finſtern brittiſchen Hamlet niemand etwas erfährt. Bey dieſem iſt eine ſtörriſche Schwermuth bald Maſke, ſeine Plane zu verbergen, bald wirkliche Folge ſeiner Betrübniß und ſeiner innern Wuth über die abſcheuliche That; bey jenem iſt es wahrer Wahnſinn, der ſich aber immer nur dann äuſſert, wenn ſich ihm der Geiſt ſeines Vaters zeigt, und deſſen Anfälle ſich mit einer Ermattung endigen, die mehr in der Natur eines franzöſiſchen Theaterhelden liegt, als in der Natur eines brittiſchen theatraliſchen Behmoths, auf welchem Kanonenkugeln abprallen. Denn der brittiſche Hamlet ſpricht humoriſtiſch mit dem Geiſte ſeines Vaters, und will ſich mit ihm ſchlagen, als er ſeine Bekanntſchaft noch nicht gemacht hat.

„Unterdeſſen veranſtaltet Klodius alles zum „Untergange Hamlets. Seine Tochter entdeckt

ihm

„ihm Hamlets Plan und hält ihm mit großer De„likateſſe den Umfang ſeiner grauſamen Unternehmung vor. Sie wird mit ihren Bitten und Vor„ſtellungen abgewieſen. Klodius erwartet in ei„ner Gallerie des Schloſſes ſeine Mitverſchworne; „ſtatt ihrer erſcheint auf einmal Hamlet ganz al„lein. (Dieſe Situation hat mir eine der hervor„ſtechendſten geſchienen, aber die "Sentiments" „waren im höchſten Grade franzöſiſch) Sie gera„then an einander; Klodius ruft nach ſeinen Mit„verſchwornen. Sie ſtürzen herzu, aber in eben „dem Augenblicke ſinkt er, von dem Dolche Ham„lets getroffen, todt darnieder. Man will ſich „auf Hamlet ſtürzen, aber die Worte: gegen „Euren König? lähmen aller Arme, und der „Vorhang fällt.

Der Zug, daß die Worte: gegen Euren König, hier den Verſchwornen eben ſoviel gelten, als dem empörten Pöbel in Italien eine Kokagne oder eine Bulle, ſchien mir auch charakteriſtiſch, und er iſt es im höchſten Grade für die Nation geworden, ſeitdem ein Ungeheuer den geliebteſten und beſten ihrer Könige ermordete.

Mſlle Raucourt machte die Königin. Eine edle weibliche Figur, mit ſtarken, ganz theatraliſchen Zügen. Im Affekt bückte ſie ſich immer ſehr tief und dies entwickelte die Empörung ihrer Seele und eines ſchönen Buſens zugleich. In ſolchen

Fäl-

Fällen iſt mir ihr höchſt widriges Geſchrey immer nur halb ſo widrig vorgekommen.

Der Schauſpieler Saint Prix, der den Hamlet ſpielte, hat mir ſehr gefallen, ſo lange er mit Mäßigung ſpielte; aber im Affect war er mir ſo abſcheulich, als er dem Parterre göttlich vorkam. Dafür kann weder ich, noch der Schauſpieler, noch das Parterre. Ich hatte ihm nicht ſagen laſſen, daß ein Teutſcher unter ſeinen Zuſchauern ſeyn würde, damit er ſich hätte darauf anſchicken können, von ihm beklatſcht und von ſeinen Landsleuten ausgepfiffen zu werden.

Den 23ſten. — Dieſer Tag war zu Streifereyen durch Paris beſtimmt. Ohne Führer und Plan ſtürzte ich mich in das Gedränge und ward von ihm die Straße St. Honoré hinabgedrängt. Ich bekam erſt wieder Luft an dem Eingang des Platzes Vendome. Es iſt ein ſchöner Platz, und rund um mit Paläſten beſetzt, aber eben deshalb menſchenleer. Louis le grand, auf ſeinem ungeheuern Roſſe, füllt ihn nicht aus.

Von hier wurde ich auf den Platz Ludwigs des Funfzehnten verſchlagen. Dieſer füllt ſeinen Platz noch weniger aus. Denn er iſt kleiner als ſein Vorfahrer und ſein Platz iſt weit größer.

Ich eilte durch den ehrwürdigen Garten der Tuilerien nach dem Pont Royal (der weit kleiner, unansehnlicher und unbesuchter ist, als der Pont neuf) von da über die Kayen der vier Nationen, der Theatiner und Augustiner in den Fauxbourg St. Germain, vor dem Theatre françois vorbey, in das Palais du Luxembourg. Dieser alte ehrwürdige Palast nähert sich mit starken Schritten dem Verfalle, und was Monsieur, sein jetziger Besitzer thut, hat keinen andern Zweck, als ihn im Vegetieren zu erhalten. Der Garten ist eine Kopie der Tuilerien, voll schöner, hoher, finsterer Alleen, voll frischer Rasenplätze, und für den Denker und Menschenfeind gemacht. Die berühmte Gallerie ist nicht mehr hier, sondern nach dem Louvre geschaft, wo man ihr eine Stelle anweisen wird.

Nach den Chartreux hin, an der einen Spitze des Gartens, fand ich einen Traiteur, der mir sehr erwünscht kam, denn ich war, wie ich jezt sahe, vier volle Stunden herumgeschweift. Es ist unglaublich, wie schnell einem in Paris, bey dem Gedränge der Gegenstände aller Art, die Zeit verläuft. Ueberdies liegen viele Dinge, die man sehen muß, kleine Tagereisen aus einander.

Bey dem Traiteur hatte ich Belohnung für meine Wißbegierde gesucht, aber er war nicht patriotisch genug, sie mir so, wie ich sie wohl in

Wien

Wien gefunden hätte, zu geben. Etwas Rindfleiſch, zu Brey gekocht, ein Täubchen, tief in ſich ſelbſt hineingekrochen, folgten auf eine Suppe, die von Brodrinden und Kohl und Sauerrampf ſtarrte, und wurden von einem länglichten, dikken Ungeheuer begleitet, das eine große Aſſiette anfüllte, und mich für die Potage aux Choux et aux fines herbes, für das Bouilli und für den Pigeon à la Crapaudine ſchadlos zu halten verſprach. Was iſt das? ſagte ich zum garçon (ſo nennt man hier die Kieper, Markeurs oder Kellner bis ins ſechzigſte Jahr) indem ich mit dem Löffel dem Ungeheuer in den Bauch fuhr und keinen Widerhalt fand. Une Omelette ſoufflée, erwiederte er, et bien delicieuſe! (Ein köſtlicher, aufgeblaſener Eyerkuchen!) Beydes war es wirklich. Aber die Franzoſen machen ihre köſtlichen Sachen beſtändig mit einem kleinen Zuſatze von Wind.

Ich wurde nicht ſatt, aber voll.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

IX.

Elyſium.

Nach einem vom Verfaſſer dem Herausgeber des T. Merkurs mitgetheilten verbeſſerten Handſchrift.

(S. Voſſiſcher Muſen-Almanach von 1789. S. 107.)

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie von Thau die Roſe, träuft,
Wo die Frucht der Heſperiden
Zwiſchen Silberblüten reift:
Den ein roſenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfließt,
Der den Klageton verſchmähter
Zärtlichkeit verſtummen heißt:

Freudigſchauernd in der Fülle
Hoher Götterſeligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Pſyche deine Dunkelheit;
Wonne! wo kein Nebelſchleier
Ihres Urſtoffs Reine trübt,
Wo ſie geiſtiger und freyer
Den entbundnen Fittig übt.

Ha! ſchon eilt, auf Roſenwegen,
In verklarter Lichtgeſtalt
Sie dem Schattenthal entgegen
Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt ſich magiſch hingezogen,
Wie von leiſer Geiſterhand;
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand;

Kniet voll ſüßer Ahndung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder
Der der Menſchheit Jammer ſtillt;
Wie auf ſanfter Meeresfläche
Die entwölkte Luna ſchwimmt,
Oder im Kryſtall der Bäche
Heſpers goldne Fackel glimmt.

Pſyche trinkt, und nicht vergebens;
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgeſicht hinab!

Glänzender, auf kühnern Flügeln,
Schwebt ſie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feyerliches Schweigen!
Leiſe nur, wie Zephyrs Hauch,
Säuſelts in den Lorbeerzweigen,
Bebts im Amaranthenſtrauch!
So in heil'ger Stille ruhten
Luft und Wogen, alſo ſchwieg
Die Natur, da aus den Fluthen
Anadyomene ſtieg.

Welch ein unbewohnter Schimmer!
Erde! dieſes Zauberlicht
Flammte ſelbſt im Lenze nimmer
Von Aurorens Angeſicht;
Sieh! des glatten Epheus Ranken
Tauchen ſich in Purpurglanz!
Blumen, die den Orkus umwanken,
Funkeln wie ein Sternenkranz!

Julia.

Das nicht; aber das war die längſte und ſchlimmſte Nacht, die ich in meinem Leben durchwacht habe.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Eglamor tritt auf.

Eglamor.

Diß iſt die Stunde, worinn Donna Silvia mir befohlen hat, ihr aufzuwarten; ſie hat irgend eine wichtige Angelegenheit, worinn ſie mich gebrauchen will. Madam! Madam!

Silvia zeigt ſich wieder am Fenſter.

Silvia.

Wer ruft?

Eglamor.

Euer Diener und Freund, der auf Euer Gnaden Befehl wartet.

Silvia.

O Eglamor, du biſt ein rechtſchaffner Edelmann, dapfer, weiſe, voller Verdienſte; [und dieſe Eigenſchaften haben mir das Zutrauen eingeflößt, wovon ich dir izt eine ſo groſſe Probe gebe.] Dir iſt nicht unbekannt, wie ich für den armen verbannten Valentin geſinnt bin; und wie entſchloſſen mein Vater iſt, mich an dieſen albernen Thurio zu

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keusche Cynthia
Hoch vom stolzen Drachenwagen
Den geliebten Schläfer sah',
Als die Fluren sich verschönten,
Und mit holdem Zauberton
Göttermelodien tönten:
Seliger Endymion!

Matthisson.

X.

Der Teutſche Parnaß.

Unter dieſer Rubrik werden wir von Zeit zu Zeit von den merkwürdigſten poetiſchen Produkten, womit unſre Sprache ſeit kurzem bereichert worden iſt, und fernerhin bereichert werden wird, nach Beſchaffenheit der Sache mehr oder weniger ausführliche Nachricht geben. Da der Verfaſſer dieſes Artikels — wenn er ſich auch, aus hoher Meynung von der Kunſt, nicht erdreiſten möchte, ſo geradezu neben die Großen Meiſter hinzuſtehen und zu ſagen, er ſey auch ein Mahler — wenigſtens ſchon vierzig Jahre auch mit gemahlt hat: ſo wird es ihm wohl zu gut gehalten werden, wenn er, ohne den ſtrengen Kunſtrichter machen zu wollen, mit unter auch mit beſcheidener Offenherzigkeit ſagt, was ihm vorzüglich gefallen oder auch nicht gefallen habe; welches übrigens ſelten geſchehen wird, ohne ſich ſelbſt und den Leſern von ſeinen Gefühlen Rechenſchaft zu geben. Seine Liebe zu den Muſen iſt, (wenn er einem alten gekrönten Dichter dieſen Ausdruck abborgen darf) ſtärker als Frauenliebe, und alſo gewiß auch ſtärker als die Furcht, ſich durch freymüthige Urtheile vielleicht den Unwillen der Getadelten zuzuziehen: hingegen werden ihm auch alle, die ihn kennen, zutrauen, daß jeder, wer er auch ſey, vor Neid, Tadelſucht und Begierde, den Glanz entſchiedene Verdienſte zu verdunkeln, oder aufkeimende Talente abzuſchrecken, bey ihm geſichert iſt. Sein Auge kann ihn täuſchen) und hat ihn wohl ſchon manchmal (vielleicht öfter wenn er lobte als wenn er tadelte) getäuſcht: aber daß ſein Auge nie

ein

ein Schalk iſt, davon iſt er ſo gewiß als ein Sterblicher es nur immer von etwas, das zu ſeinem ſelbſt gehöret, ſeyn kann.

Es geht uns zuweilen mit gewiſſen Gedichten oder — was unter dieſer Rubrick ſo mit läuft, wie mit gewiſſen Geſichtern: man kann ſie nicht leiden, ohne recht ſagen zu können warum — oder vielmehr, man könnte es am Ende a wohl ſagen, aber das Gefühl des erſten Anblicks iſt uns ſchon ſo widerlich, daß wir nicht gern zweymal hin ſehen mögen, um uns von der Gerechtigkeit unſers Widerwillens genauer zu überzeugen. Von Producten dieſer Art iſt am beſten gar nichts zu ſagen. Eben dies gilt von ſolchen, worin, das Böſe, das von Rechtswegen von ihnen geſagt werden müßte, von dem Guten, deſſen kein exiſtierendes Ding gänzlich ermangeln kann, abgezogen, Nichts oder beynahe Nichts übrig bleibt. Es giebt noch einen dritten Fall, wo gänzliches Stillſchweigen die einzige Partie iſt, die man, um die Achſeln nicht zu zucken, ergreiffen kann: aber dies iſt ein ſo melancholiſcher Fall, und erregt ſo traurige Betrachtungen über die Hinfälligkeit der menſchlichen Dinge, daß man die Augen nicht ſchnell genug davon abwenden kann.

Da die Muſen-Allmanache für das laufende Jahr eine Art von Vorgangsrecht behaupten, ſo machen wir den Anfang mit dem Voſſiſchen, der um die gewöhnliche Zeit zu Hamburg bey C. E. Bohn herausgekommen iſt.

Wenn er dem von 1789. an Zahl der Contribuenten weicht, (welches vielleicht nicht deſto ſchlimmer iſt) ſo wird dieſer Abgang durch die vorzügliche Güte der meiſten, oder doch der beträchtlichſten Stücke der gegenwärtigen Sammlung erſetzt. Unter den genannten Dichtern leſen wir i

von Klopstock, 15 von Gleim, 3 von dem Hrn. Grafen F. L. zu Stollberg, 3 von Pfeffel, 2 von Hrn. von Salis, 5 von Matthison, 5 von Hrn. von Nicolay, 1 von Hrn. von Halem, 3 von Klamer Schmidt, 2 von Miller, 3 von Hinze, 3 von Overbeck, 1 von Bürde, 1 von Spalding und 1 von F. W. A. Schmidt. Beynahe den vierten Theil des Ganzen hat der Herausgeber, Hr. Hofr. Voß selbst beygetragen.

Die Ode von Klopstock, die teutsche Bibel überschrieben, straft die unberufenen Bibeldollmetscher, denen Luthers eben so kräftige, edle und erhabene als schöne, liebliche und geschmeidige Sprache nicht gut oder wenigstens nicht modern genug ist, und die es bloß darum besser machen zu können sich dünken lassen, weil sie keinen Sinn für die Schönheiten der Sprache Luthers haben, und den Werth des wichtigen Verdienstes nicht zu schätzen wissen, das dieser große Mann (der als teutscher Patriot, als Mann des Vaterlandes, wenigstens eben so groß als im Charakter eines Reformators war) sich um unsre Sprache erworben hat. Es versteht sich von selbst, daß, in fünf sapphischen Strophen, alles, was Luther durch seine Bibelübersetzung (das Vornehmste und ihm selbst so ganz vorzüglich am Herzen liegende seiner Werke) an der teutschen Sprache und für sie gethan hat, nur mit wenigen, aber desto stärkern und treffendern, Grundzügen bezeichnet werden konnte, und es ist daher ein sehr natürlicher und verzeihlicher Wunsch, daß der erhabene Dichter, dem unsre Sprache, in mancherley Rücksicht selbst so viel zu danken hat, den reichhaltigen Gegenstand dieser kleinen Straf-Ode zum Stoff eines größern Gesanges gemacht haben möchte, der sich über alle Vorzüge und Schönheiten der Lutherischen Bibelsprache (besonders in Rücksicht auf die so große Mannichfaltigkeit des Styls der Bücher, woraus die Bibel be-

ſteht) ausgebreitet hätte, und dadurch zu einem ewigen Ehrendenkmal für dieſen großen Bildner der teutſchen Sprache geworden wäre. Wer könnte dies beſſer thun als Klopſtock? Und wem gezieme es beſſer?

Gleim hat für dieſesmal eine Art von Romanze, Daphnis und Belinde, S. 130.) ein Lied (der ſchöne Baum S. 105.) und eine Anzahl Madrigalle und kleine Scherzgedichte, welche größtentheils Kinder des Augenblicks waren, beygetragen. Sie ſind ſeinen von ihm entfernten Freunden ein angenehmer Beweis, daß die Muſen, deren Tempel auf unſerm Parnaß er gründen und ausſchmücken half, ihm zur verdienten Belohnung gewährt haben, was ſein Horaz (den er ſo ſehr liebt daß er lieber Horaz in einem kleinen Bande, als Voltaire in ſiebenzig großen ſeyn möchte) ſich von Latonens Sohn erbat, integra cum mente nec turpem ſenectam degere, nec citharâ carentem. — Es wäre albern an uns, ſolche kleine flüchtig aufs Papier geworfene Empfindungen oder Einfälle eines heitern und genialiſchen, oder auch mit unter eines ältlichen Augenblicks, die gleichſam von ſich ſelbſt zu Reimen werden, mit Ariſtarchiſcher Naſe beſchnuppern zu wollen: aber die Kunſtjüngerlein muß man doch warnen, ſich nicht einzubilden, daß ihnen nun alles erlaubt ſey, weil Vater Gleim in ſeiner freyen und naiven Manier ſich auch wohl zuweilen eine kleine Nachläßigkeit erlaubt — wie z. B. in Daphnis und Belinde das ſo und ſo in der Strophe:

Daß er ſie, ſo ward er froh:
allen andern Freuden
war er todt, und ſo und ſo!
Ihr entbrannt er liebeerlich,
konnte Sie nur leiden.

auch

auch dies konnte Sie nur leiden, unmittelbar auf lichterloh brennen, iſt nicht zur Nachahmung geſchrieben) — oder das Herzchen, das in die Läng' und in die Queer in Klagen bricht in der folgenden Stanze:

Und Belinde war wie er,
durfte ihm nur nicht ſagen:
Auf dem Herzchen lags ihr ſchwer;
in die Läng und in die Queer
brachs in bittre Klagen.

Man überſieht ſolche Kleinigkeiten gern in einem Liede wie dieſes, das eine ſo naive, ſo unſchuldige und ſo ſittige Art von Liebe in einem eben ſo naiven und gefälligen Tone ſingt; aber man überſieht ſie nur dem einundſiebenzig jährigen — Dichter der Grazien. Und auch dieſer, (höre ich nur gar zu laut um mich her ſagen) kann nicht erwarten, daß man ihm Alles überſehe, ſogar ein Epigramm wie dieſes: (S. 55.)

Was ſahn doch neuerlich am alten Tiberſtrom
in unſerm neuen Rom
auf ſeinem Capitol die Heinſen und die Göthen?
Sie ſahn das Capitol, den Vater Papſt, und Kröten.

Nun ja! auch ſo Etwas kann ja wohl einem alten Freunde Virgils und Horazens, der Rom nie geſehen hat, und es lieber unter Auguſt oder Trajan als unter Pius VI. geſehen haben möchte, in einem apoſtrophiſchen Augenblick entfahren! — Aber liebe Freund V. per omnes te Deos oro, Sybarim cur properas quando perdere? — Warum mußte es gedruckt werden? Wer, dem in einem Augenblick

blick der Erudität ein ſolcher Einfall entwiſcht iſt, hört ſich gerne ſagen: Sie würden alſo in dem neuen Rom nichts ſehen als das Capitol, den Vater Pabſt, und Kröten?

Von Hrn. Pfeffel finde ich eine Erzählung, die zween Patriarchen S. 34. und eine poetiſche Epiſtel an den Hrn. von Salis Sevis, der Rubin betitelt. S. 68. Die erſte, welche von ſeiner eigenen Erfindung zu ſeyn ſcheint, iſt lauter Gold von Inhalt, und ſo ſchön erzählt als man nur erzählen kann. Theophilus, ein frommer und ſtarkorthodoxer Patriarch von Conſtantinopel ſtirbt am Altar, indem er dem Volke den Segen giebt. Sein Engel trägt ihn zum Paradies empor.

Dein Faſten *), dein Gebet,
dein reiner Wandel, deine milden Gaben
ſtehn an dem Thron der Majeſtät
in ehrne Tafeln eingegraben,

ſprach der Genius, und ſetzte ihn auf einem blumichten Raſen im Paradies ab. Nach einer Weile wallt ihm aus einem Bogengang unter himmliſcher Muſik ein königlicher Mann entgegen.

Wie Silberfaden zitterte ſein Haar
um ſeine Scheitel her: aus ſeinen ſanften Blicken
ſprach heitrer Ernſt; ein purpurner Talar
floß wie ein lichter Dunſt von ſeinem Rücken.

Theo-

*) Vermuthlich, weil es bey Erzbiſchöffen ſelten ſeyn ſoll.

Theophilus neigt ſich voll Ehrfurcht vor ihm, und der ältere Bewohner des Paradieſes fragt ihn: wer warſt du, neuer Freund! Ein Patriarch, verſetzt der Gaſt. — „So waren wir ja Brüder.“ — Bey dieſem Wort erwacht in Theophilus der ganze Prieſter wieder. Er erkundiat ſich, wie die Kirche des alten Herrn geheiſſen, und wo er die Tiare, das Kreuz und den Biſchofsſtab gelaſſen habe? — Die Dinge kenn' ich nicht, verſetzt der ſilberharige Greis, Theophilus erſtaunt.

Iſts möglich, daß der Chriſten Ordenszeichen,
das Kreuz, dir fremde war?

Ich war kein Chriſt, antwortet jener. Nun fällt Theophilus aus den Wolken: er ſegnet ſich, er will entfliehen, und kann nicht — So ſage wer du biſt, lallt er (vor Entſetzen) indem er ihn mit ſeinem Stab berührt (aus gerechter Furcht, es möchte wohl der leidige — Gott ſey bey uns! ſelber ſeyn, der in Geſtalt eines Engels des Lichts gekommen, ihn noch im Paradieſe zu verſuchen) So ſage wer du biſt? — Die Antwort überraſcht den Leſer beynahe eben ſo ſtark als den Hochwürdigſten Hierarchen von Conſtantinopel;

„Ich, ſprach der Greis, der lächelnd näher kam,
Ein Henoch, den, weil er ein göttlich Leben führte,
Jehovah zu ſich nahm.

Seit dem, was Chriſtus (Matth. XXV.) und Sct. Peter Apoſtelgeſch. X. 34. 35.) zu Belehrung und Beſchämung der orthodoxen Eiferer geſagt haben, iſt ſchwerlich etwas zweckmäßigeres und unwiderſprechlicheres zu dieſem

ſem Ende geſchrieben worden, als dieſe kleine Erzählung, und bey wem dieſe nicht wirkt, der wird ſicherlich nicht bekehrt werden, und wenn ein Engel vom Himmel ſtiege und ihm die Wahrheit predigte.

Die Epiſtel an den Herrn von Salis macht ein würdiges Seitenſtück zu dieſer Erzählung aus, zumal da ſie ſich auch in einen kleinen morgenländiſchen Apolog endiget. Gedanken und Geſinnungen, Schwung und Ausdruck, Sprache und Verſification iſt Harmonie in dieſem treflichen Gedichte, das dem edeln Dichter, an den es gerichtet iſt, und demjenigen, von dem es kommt, gleichviel Ehre macht. Das Intereſſe, welches Hr. Pf. durch das Ganze zu verbreiten gewußt hat, wird dadurch verdoppelt, daß es uns einen Mann ſchildert, der uns durch die reizenden Lieder, die wir ſeit mehrern Jahren in den Muſen-Almanachen von ihm geleſen haben, ſelbſt intereſſant geworden iſt. Dieſes Bild iſt eigentlich die Hauptfigur des Stücks, und was demſelben vorgeht und folget, bloß Rahmen und Verzierung deſſelben, aber mit großem poetiſchen Sinn erfunden, um die Wirkung deſſelben zu erhöhen. Hierzu dient hauptſächlich die Charakteriſirung des zweyten Babylons (Paris) durch Züge, die ſchon im Jahr 1787, worin dieſes Gedicht geſchrieben worden iſt, den Geiſt athmen, der ſeit der zweyten Hälfte des Jahrs 1789 den beſſern Theil der ganzen Nation beſeelt.

Da ich nicht das ganze Gedicht abſchreiben kann, ſo ſey mir wenigſtens erlaubt, das ſchöne Bild hieher zu verſetzen, das Hr. Pf. von ſeinem würdigen Freunde macht.

Hier lebſt du, Freund, in dich verlohren,
der Weisheit und den Muſen treu,

und wie die Mutter dich gebohren
so gut, so heiter, und so frey
Ja frey! des großen Königs Krone
verblendete dein Auge nie;
du stehest zwar vor seinem Throne,
allein mit ungebognem Knie.
Du leihst, gleich deinen tapfern Ahnen,
ihm deinen Arm: allein, wie sie,
reift unter des Monarchen Fahnen
bloß für die Republik der Held;
und ruft die gellende Trompete
dich auf der Hofburg in das Feld,
so nimmst du nebst dem Schwerdt die Flöte,
wie Vater Kleist, mit in dein Zelt:
und trägt dich dein getreuer Schimmel
in deiner Alpen Schoß zurück,
so singst du, fern vom Kriegsgetümmel,
wie er, doch unter freyerm Himmel
des Frühlings Pracht, des Landmanns Glück,

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

verheurathen, den meine Seele verabſcheuet. Du haſt auch geliebt, und von dir ſelbſt hab' ich's gehört, daß nie kein Schmerz deinem Herzen ſo nah' gekommen ſey, als wie der Tod dich einer Geliebten beraubte, auf deren Grabe du eine ewige Keuſchheit geſchworen haſt. Signor Eglamor, ich möchte zu Valentin nach Mantua, wo ich höre, daß er ſich aufhält: Und weil die Wege dahin unſicher ſind, ſo bitte ich mir deine Geſellſchaft aus, als eines Mannes, auf deſſen Treue und Ehre ich mich verlaſſe. Wende mir nicht meines Vaters Zorn dagegen ein, Eglamor; ſondern betrachte nur die Heftigkeit meines Schmerzens, und wie billig ich einer aezwungnen Heurath, die der Himmel und meine Verachtſindung zum Unglük beſtimmen, zu entfliehen ſuche. Mit kummervollem Herzen bitt' ich dich, mir Geſellſchaft zu leiſten, und mit mir zu gehen: Wo nicht, doch zu verſchweigen was ich dir entdekt habe, damit ich die Reiſe allein wagen könne.

Eglamor.

Madam, ich bedaure euern Kummer von Herzen; und da ich weiß, daß ſeine Quelle tugendhaft iſt, ſo willige ich darein, mit euch zu gehen; und ſehe dabey eben ſo wenig auf das zurük, was mich treffen könnte, als eifrig ich wünſche, daß euch nichts als lauter Glükliches begegne. Wenn wollt ihr gehen?

Silvia.

In der nächſten Nacht.

Neuer Teutſcher Merkur.

2. Stück 1790.

Ex. Röm. Kayſerl. Majeſtät zugeeignet.

Herausgegeben von C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

und wie die Mutter dich gebohren
ſo gut, ſo heiter, und ſo frey
Ja frey! des großen Königs Krone
verblendete dein Auge nie;
du ſteheſt zwar vor ſeinem Throne,
allein mit ungebognem Knie.
Du leihſt, gleich deinen tapfern Ahnen,
ihm deinen Arm: allein, wie ſie,
reiſt unter des Monarchen Fahnen
bloß für die Republik der Held;
und ruft die gellende Trompete
dich auf der Hofburg in das Feld,
ſo nimmſt du nebſt dem Schwerdt die Flöte,
wie Vater **Kleiſt**, mit in dein Zelt:
und trägt dich dein getreuer Schimmel
in deiner Alpen Schoß zurück,
ſo ſingſt du, fern vom Kriegsgetümmel,
wie er, doch unter freyerm Himmel
die Frühlings Pracht, des Landmanns Glück.

W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

Neuer
Teutſcher Merkur.

2. Stück 1790.

Sr. Röm. Kayſerl. Majeſtät
zugeeignet.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Grundlinien einer Geſchichte der Baukunſt. S. 113

II. Proben der in dem vorhergehenden Artikel angekündigten Geſchichte der Baukunſt. — 123

III. Herzogin Lentberg von Baiern, eine Geſchichte aus dem achten Jahrhundert. — 142

IV. Auszüge aus dem Tagebuche eines Reiſenden, hauptſächlich die Theater zu Paris betreffend. Mitgetheilt von Friedrich Schulz. — 165

V. Fortſetzung der Nachrichten von der Litteratur der Türken. — 196

VI. Eine Frage an die Litteratoren. — 199

VII. Der teutſche Parnaß. — 204

VIII. Vermiſchte litterariſche Bekanntmachungen. — 217

Auf den Teutſchen Merkur kann man ſich bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland abonniren; auch iſt derſelbe in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.

Der Preis iſt zu Weimar 2 Thlr. Sächſ. courant.

Poſtfrey durch ganz Teutſchland drey Thaler.

Der neue
Teutſche Merkur.

2. Stück Februar 1790.

I.

Grundlinien einer Geſchichte der Baukunſt.

An den Herausgeber des T. M.

Ich nehme die Freyheit, Ew. ꝛc. einige Bogen von einem Manuſcripte zu überſenden, um, wenn Sie meine Arbeit der Aufmerkſamkeit des Publikums würdig finden, eine Probe davon in Ihren T. M. einzurücken.

Ich glaube, eine der vornehmſten Urſachen, warum die neuen Europäiſchen Völker in den bildenden Künſten noch ſo weit hinter den Alten zurück ſind, iſt, weil ſie mit der Geſchichte derſelben, und mit dem höhern Zweck, den die Künſte bey den Alten hatten, nicht genug bekannt ſind, und alſo auch nicht an die Mittel gedacht haben, welche in der Natur der Künſte ſelbſt liegen, um ihren Werth und Einfluß zu erhöhen.

Der neue

Teutſche Merkur.

2. Stück Februar 1790.

I.

Grundlinien einer Geſchichte der Baukunſt.

An den Herausgeber des T. M.

Ich nehme die Freyheit, Ew. ꝛc. einige Bogen von einem Manuſcripte zu überſenden, um, wenn Sie meine Arbeit der Aufmerkſamkeit des Publikums würdig finden, eine Probe davon in Ihren T. M. einzurücken.

Ich glaube, eine der vornehmſten Urſachen, warum die neuen Europäiſchen Völker in den bildenden Künſten noch ſo weit hinter den Alten zurück ſind, iſt, weil ſie mit der Geſchichte derſelben, und mit dem höhern Zweck, den die Künſte bey den Alten hatten, nicht genug bekannt ſind, und alſo auch nicht an die Mittel gedacht haben, welche in der Natur der Künſte ſelbſt liegen, um ihren Werth und Einfluß zu erhöhen.

Diese Bemerkung durch die Geschichte der Baukunst einiger Maßen ins Licht zu setzen, und zugleich einige Vorurtheile zu berichtigen, die in Betreff der Baukunst unter unsern Landesleuten zu herrschen scheinen; vornemlich bey dem teutschen Publikum die übertriebene Achtung für die Kunstproducte unsrer Nachbarn in etwas zu beschränken, und teutschen Künstlern Muth zu machen, nicht von schlechten Führern, sondern von eigenem Nachdenken und Untersuchungsgeiste geleitet, die Bahn der alten Kunst zu betreten, — dies ist die eigentlich Absicht dieser Schrift.

Ich habe dazu die Geschichte der Baukunst gewählt, weil sie die Geschichte der idealen Bildungs- und Verzierungskunst überhaupt umfasset; und weil ich, da die Baukunst mein eigentlicher Beruf war, der Geschichte derselben schon seit langem meine Aufmerksamkeit widmete. Meinen Plan und Zweck mit gehöriger Gründlichkeit auszuführen, Zweifeln, Einwendungen und Mißdeutungen zu begegnen, und die Anwendbarkeit meiner Grundsätze praktisch zu beweisen, (welches zuerst meine Absicht war) würde ein weitläuftigeres und vollendeteres Werk, vorzüglich aber Zeichnungen und Kupferstiche erfodert haben. Aber ausser den Kosten eines solchen Unternehmens, worin ich von dem Publikum (welches mich gar nicht, und die Sache selbst nur wenig kennt) Unterstützung weder fodern, noch hoffen durfte, bestimmte mich vor der Hand zu einem beschränkern Versuch. Ein

Eglamor.

Wo ſoll ich auf euch warten?

Silvia.

In Bruder Patriz'ens Celle, wo ich im Sinne habe, vorher zu beichten.

Eglamor.

Ich will Euer Gnaden nicht auf mich warten laſſen; guten Morgen, ſchöne Princeßin.

Silvia.

Guten Morgen, mein lieber Signor Eglamor.

(Sie gehen ab.)

Sechste Scene.

Lanz tritt mit ſeinem Hund auf.

Wenn eines ehrlichen Manns Diener ihm wie ein Hund mitſpielt, ſeht ihr, das iſt was hartes: Einer, den ich von ſeiner Kindheit an erzogen habe, einer, den ich vom Erſaufen gerettet habe, da drey oder vier von ſeinen blinden Brüdern und Schweſtern dran mußten! Ich hab' ihn abgerichtet, muſt als wie einer ſagen wollte, ſo wollt' ich einen Hund abrichten, wenn er gut abgerichtet ſeyn ſollte. Ich gieng, ihn der Frau Silvia als ein Geſchenk von meinem Herrn zu überbringen; und ich kam nicht ſo bald in das Speiszimmer, ſo lief er mir zur Vorſchneiderin hin,

Ein weitläufiges und kostbares Kunstbuch kann nur von einigen wenigen Gelehrten und Künstlern wahrhaft benutzt werden. Der Große und der reiche Liebhaber, die es allein kaufen, zieren damit ihre Bücherschränke, besehen allenfalls die schönen Kupferstiche: aber der Inhalt und die Grundsätze bleiben ihnen, so wie demjenigen Theil des Publikums unbekannt, welchem es eigentlich nutzen sollte.

Wenn hingegen diese Ideen und Grundsätze in einer leichten und gangbaren Gestalt erscheinen, und dadurch in den allgemeinen Umlauf gebracht werden, so wird nicht nur ein größerer Theil des Publikums darauf aufmerksam gemacht, und zur Unterstützung und Aufnahme einer weitern Ausführung vorbereitet, sondern der Verfasser gewinnt auch selbst dabey. Die allgemeine Masse der Kenntniße unterstützt die seinigen, und seine Cabinets-Ideen bekommen mehr Natur und Haltung.

In dieser Rücksicht habe ich meine Geschichte der Baukunst in ein Lesebuch für die erlauchtern Stände zu verwandeln gesucht. Aber ist wohl der trockene Stoff, welcher die Geschichte dieser Kunst darbiethet, überhaupt einer interessanten Behandlung fähig? Ists möglich ohne gelehrten Apparat, ohne zu vielen Gebrauch unbekannter Kunstwörter, und ohne Zeichnungen verständlich zu seyn? Möglich, in unsrer für die Kunst noch so

wenig gebildeten Sprache, Kunſtwerke deutlich zu beſchreiben? Und iſt meine Darſtellungsart fähig, das vielfältige Intereſſe der Sache zu unterhalten? — Das ſind Fragen, worüber ich mir das Urtheil der Kenner, und nach der Probe, die ich hier beylege, beſonders das von Ew. ꝛc. ausbitten muß.

Meine eigene Einſicht und Empfindung würden mich ſehr betrügen, wenn das Publikum in dieſer Geſchichte nicht, wenigſtens hie und da, eine neue wichtige, der Aufklärung und dem Geiſte der Zeit angemeſſene Wahrheit finden ſollte. Aber ob meine Darſtellungsart fähig ſey, dieſem Stoffe das nöthige Leben und Intereſſe zu geben, ob meine Sprache dem aufgeklärten teutſchen Publikum gefallen könne, ob ſie deutlich und der Sache würdig ſey? — davon kann ich lediglich gar nicht urtheilen, und muß darüber die Belehrung von Männern erwarten, die meine gute Abſicht gerne durch einen guten Rath und ihre beßre Kenntniße unterſtützen wollen.

Den Mangel von Zeichnungen hoffe ich einiger Maßen durch Nachweiſung auf andere Bücher, und durch Schlußleiſten, welche die nöthigſten Vorſtellungen enthalten werden, zu erſetzen. Die Kunſtwörter werde ich am Ende des Buchs durch ein kleines Wörterbuch zu erklären ſuchen. Es würde ganze Abhandlungen erfodert haben, die

Vermuthungsgründe für einige Hypotheſen, die ich in den erſten Abſchnitten dieſer Geſchichte annehme, auszuführen: aber die Erforderniße der hiſtoriſchen Kritik ſchienen mir für meinen dermaligen Plan allzu fremde und weitläuffig. Ich begnügte mich alſo, dieſe Vermuthungsgründe theils im Text kurz zu berühren, theils, wo ichs konnte, in einer kurzen Note meine Beweiſe anzuzeigen.

Wenn Ew. ꝛc. meine Abſicht, und die beygelegte Probe Ihrer Aufmerkſamkeit würdig finden, werde ich, wenn Sie es erlauben, auch ein Stück der neuern Geſchichte der Baukunſt überſenden, wo der Stoff freylich weniger reich und groß iſt, als in der Geſchichte der Kunſt des Alterthums, dagegen aber auch mit den individuellen Kenntnißen und Begriffen unſrer Zeitgenoßen in näherer Verbindung ſteht.

Noch nehme ich die Freyheit, Ew. ꝛc., den Plan meines Werks, d. i. den Inhalt der übrigen Bücher und Abſchnitte deſſelben mitzutheilen.

III. Buch. Geſchichte der Baukunſt unter den Römern.

a. Etruriſche Baukunſt. Die Cloaca maxima, das Pantheon. Character dieſer Baukunſt.

b. Römer. Ihre erſte Bekanntſchaft mit der griechiſchen Baukunſt. Styl unter Auguſt. Vitruv.

c. Schönſte Epoche und Styl der römiſchen Baukunſt unter den Flaviern, bis auf die Zeit des Marc-Aurel. Character und Monumente dieſes Styls; Landhäuſer; Geräthe.

d. Abnahme und Verfall der römiſchen Baukunſt, unter dem Severus — Character derſelben unter dem Diocletian. Conſtantin. Einfluß der chriſtlichen Religion auf die Baukunſt. Urſachen des gänzlichen Verfalls der Kunſt zur Zeit der barbariſchen Einfälle.

IV. Buch. Geſchichte der griechiſchen Baukunſt nach dem Verfall des römiſchen Reichs.

a. Im Orient — Juſtinian. Character der Conſtantinopolitaniſchen Baukunſt.

b. Unter den Franken, und nördlichen Völkern, nach ihren Niederlaſſungen in den Römiſchen Provinzen. Carl der Große. Otto I.

c. Allgemeine Betrachtungen über den Fortgang und Verfall der griechiſchen Baukunſt, bis auf die Zeit ihres gänzlichen Untergangs.

V. Buch. Geſchichte der Gothiſch-teutſchen Baukunſt, oder des Styls der mittlern Zeiten. Urſprung und Character dieſes Styls, der wahrſcheinlich in Teutſchland entſtand und ausgebildet wurde. Aufnahme und blühender Zuſtand der teutſchen Städte und Handwerker in der mittlern Zeit. Vorzüglicher Flor der Künſte und Handwerker, die zum bauen gehören.

VI.

VI. Buch. Geſchichte der Baukunſt in Italien, ſeit der Wiederherſtellung der alten Baukunſt.

a. Fortſchritte und wichtige Entdeckungen der Florentiner zur Zeit ihrer Freyheit.

b. Verpflanzung und Fortſchritte der alten Baukunſt in Rom, während dem XVI. Jahrhundert. Bramante, Rafael, Balthaſar Peruzzi. Sangallo, Michelangelo und Vignola. Verderblicher Einfluß des Lehrbuchs dieſes leztern für das Studium und die Aufnahme der alten Kunſt.

c. Einführung und Fortſchritte der alten Baukunſt im Venezianiſchen Staat. Character und Werke des Palladio. Scamozzi.

d. Verfall der alten Baukunſt in Rom und ganz Italien. Urſachen des Verfalls. Character und Styl des Bercetini, des Foromini, und des Bernini.

e. Character des Italieniſchen Styls um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. Vergleichung deſſelben mit dem Styl der Alten: Caſerta. Verbeſſerung des Styls in den neuern Zeiten.

VII. Buch. Geſchichte der Baukunſt in Spanien.

a. Character und Styl der Mauriſchen Kunſt. Beſchreibung der Gärten und einer Villa zu Grenada.

b. Urſachen der vorzüglichen Aufklärung Spanien im Anfang des XVI. Jahrhunderts. Frühe Bekanntſchaft mit der alten Baukunſt. Philipp II. Das Eſcurial.

c. Character der Spaniſchen Kunſt unter Philipp III., gänzlicher Verfall derſelben, und Urſachen davon.

d. Wiederherſtellung der Kunſt unter dem Einfluß der Königin Eliſabetha Farneſe. Bemühungen des Miniſters Hrn. Wall. Wiederherſtellung des Geſchmacks unter Carl III. Aranjuez. Dermaliger Character der Spaniſchen Baukunſt, in Kirchen, in öffentlichen Gebäuden, in Häuſern und Landhäuſern.

VIII. Buch. Geſchichte der Franzöſiſchen Baukunſt.

a. Zuſtand der Nation und der Landesbauart bis auf Franz I.

b. Character und Geſchichte der Franzöſiſchen Baukunſt, von der Einführung der antiken Kunſt bis auf Heinrich IV. — Die Paläſte des Louvre, und der Tuileries.

c. Allmählige Ausbildung der Baukunſt in Frankreich, unter der Königin Maria von Mediceis und dem Cardinal de Richelieu — Jacob le Broſſe, le Mercier, und Franz Manſart.

d. Epoche des Studiums der alten Kunſt in Frankreich. Chambray und Perrault. Coloñade du Louvre. Des Godez. Kurzer Schimmer der Antiken.

e.

e. Ludwig XIV. und Julius Harduin Manſart. Verſailles. Der Dom der Invaliden. Oeffentliche Plätze. Allmähliger Verfall und Verdorbenheit des franzöſiſchen Geſchmacks in Häuſern und Paläſten, in Kirchen, in Verzierungen, in Landhäuſern und Gärten.

f. Epoche und Urſachen der Wiederherſtellung eines beſſern Geſchmacks und des Studiums der alten Kunſt. Soufflot. Character und Zuſtand der dermaligen franzöſiſchen Bau- und Verzierungskunſt.

IX. Buch. Geſchichte der Baukunſt in England.

a. Einführung der antiken Baukunſt durch den Cardinal Wolſey. Character und Zuſtand derſelben unter der Königin Eliſabeth und Jacob I. Bildung des Handels und der mechaniſchen Künſte in England durch die vertriebenen Niederländer.

b. Glänzende Fortſchritte der Engliſchen Baukunſt unter Carl I. und Carl II. Inigo Jones. Paläſte von Whitehall und Greenwich. Chriſtoph Wreen. Pauls Kirche und Monument in London. Ausbildung des mechaniſchen Theils der Engliſchen Baukunſt.

c. Einfluß der Staatsverfaſſung Englands auf ſeine Kunſt und Handlung. Lord Burlington. Allmählige Ausbildung und Character des Engliſchen Geſchmacks in Landhäuſern und Gärten. Allgemeine Ausbreitung und

Ausbildung des antiken Styls in England. Character der Englischen Baukunst in Kirchen, in Gebäuden zum öffentlichen Vergnügen, in Landhäusern, in Privatwohnungen, im Hausgeräthe und Verzierungen.

X. Buch. Geschichte der Baukunst in Teutschland, seit der Wiederherstellung des Styls.

Einfluß der Reformation auf teutsche Kunst und Freyheit. Verfall des Handels und der Künste, und der Freyheit des Bürgerstandes. Zustand des Kunst-Geschmacks und der Bildung an den teutschen Höfen bis gegen die Mitte des jetzigen Jahrhunderts. Einfluß auf den National-Geschmack und auf den öffentlichen Wohlstand. Niclas Goldmann. Morgenröthe eines schönen Tags für teutsche Kunst.

Beschluß.

*) Nichts könnte überflüßiger seyn, als wenn ich nur ein Wort hinzusetzen wollte, um die Freude, welche die Erwartung einer nach einem solchen Plane ausgeführten Geschichte der Baukunst, in mir erregt hat, den Lesern deſselben mitzutheilen, da schwerlich ein einziger unter ihnen seyn wird, der die baldige Erscheinung eines so wichtigen, und, auch bloß als Lesebuch betrachtet, Wißbegierde und Geschmack so lehrreich und angenehm unterhaltenden Werkes nicht eben so ungeduldig wünschen wird als ich. Der Unternehmer zeigt sich schon durch den bloßen Plan, und noch mehr durch die folgenden Proben als einen Mann dem wir eine vortrefliche Ausführung dieſes großen und schönen Gebäudes getrost zutrauen können.

II

Proben

der in dem vorhergehenden Artikel angekündigten

Geſchichte der Baukunſt.

Einleitung.

Die Baukunſt, als ſchöne Kunſt betrachtet, war bey verſchiedenen groſſen Nationen der alten Welt, war beym Entſtehen des Peruaniſchen Reichs, das Mittel, deſſen ſich weiſe Geſetzgeber bedienten, mehrere Völkerſtämme in einen geordneten Stand zu verſammeln, der Vereinigung derſelben einen ſichtbaren Vereinigungspunct zu geben, und der Religion und den Geſetzen bleibende Achtung und Gehorſam zu verſchaffen.

In den griechiſchen Freyſtaaten, wo die Ausbildung und Veredlung des Bürgers ein näherer Zweck der Geſetzgebung war, wurde die Baukunſt ein Mittel, Achtung für die Sitten und Anſtalten des Staats, Liebe zum Ruhm, Enthuſiasmus für bürgerliche Tugend, und Empfindung für edeln Lebensgenuß auszubreiten.

Bey allen Völkern des Erdbodens, welche einen gewiſſen Grad von Gröſſe und Ausbildung erreicht

reicht haben, war die Baukunst ein Staatsbedürfniß, das Mittel, wodurch der Staat öffentliche Gebäude, und die Zwecke und Anstalten, wozu sie bestimmt waren, mit Würde bezeichnete. Die Werke der Baukunst sind daher Denkmäler, in welchen jedes Volk und jedes Zeitalter der Nachwelt nicht nur seine Macht und Reichthum, sondern auch seinen Verstand, seinen Genius, und besonders seine Begriffe vom Großen und Schönen darstellt.

Die Erfindung und Ausbreitung der Gothisch-Teutschen Baukunst zur Zeit der Kreuzzüge bezeichnet die Epoche des Uebergangs der neuen Europäischen Völker zu den Künsten und zur höhern gesellschaftlichen Ausbildung. Sie war die erste Aeusserung des Kunstgefühls, das nun bey diesen Nationen erwacht war, und der Stamm, aus welchem ein großer Theil der mechanischen, und der Geist der bildenden Künste bey ihnen erwachsen ist.

Durch die Entdeckung und die Aufmerksamkeit auf die Ueberreste der griechischen Baukunst wurden die neuern Europäischen Nationen zuerst mit dem erhöhten Begriff von Schönheiten der Bildung und Verzierung bekannt; erst dadurch erhob sich die Bildungskunst und der Geschmack derselben zu einem merkwürdigen Vorzug über den Geschmack und die Kunst der cultivirten Asiatischen Völker; und seither stand die Vortreflichkeit der verschiedenen Europäischen Nationen in den Producten der

und ſtahl ihr ihren Capaunen-Schenkel. O! es iſt ein böſes Ding, wenn ein Hund ſich nicht in allen Geſellſchaften aufzuführen weiß! Ich möchte, verſteht ihr mich, daß einer, der einmal auf ſich nimmt ein wirklicher Hund zu ſeyn, was man heißt, daß er, ſag ich, ein Hund in allen Sachen wäre. Wenn ich nicht mehr Verſtand gehabt hätte als er, und den Fehler auf mich genommen hätte, den er machte, ich denke wahrhaftig, er würde aufgehangen worden ſeyn; ſo wahr ich lebe, er hätte ſterben müſſen; ich will euch ſelbſt darüber urtheilen laſſen. Da miſcht er mir ſich in die Geſellſchaft von drey oder vier adelichen Hunden, unter des Herzogs Tafel; und da hatt' er kaum, gebt wol auf dieſen Umſtand acht, da hatt' er euch kaum eine Weile gewißt, ſo roch ihn das ganze Zimmer. Hinaus mit dem Hund, ſagt einer; was für ein Dorfhund iſt das? ſagt ein andrer; peitſcht ihn hinaus, ſagt der dritte; an den Galgen mit ihm, ſagt der Herzog. Ich, der den Geruch ſchon vorher wahrgenommen hatte, erkannte gleich daß es Crab war, und geh euch zu dem Burſchen der den Hund peitſcht; guter Freund, ſag ich, ihr habt im Sinn den Hund zu peitſchen? Ja, zum Henker, hab' ich, ſagt er. So thut ihr ihm deſto mehr unrecht, ſagt' ich; ich bin's ſelbſt geweſen, der das Ding that, das ihr wol wißt. Er, er läßt mir augenblicklich vom Hund ab, und peitſcht mich zum Zimmer hinaus. Wie manche Herren wurden das für ihren Diener thun? Nein, ich kan ſchwören, daß ich für ihn im Stok geſeſſen bin, weil er eine Wurſt geſtohlen hatte; ich bin um der Gänſe willen,

die

Verzierungskunst immer im Verhältniß mit dem Grade der Einsicht, in welchem die Grundsätze der Griechischen Kunst, bey jeder derselben bekannt und angewandt wurden.

Die Geschichte der Baukunst ist also ein wichtiger Theil der Geschichte der menschlichen Aufklärung. Merkwürdig für den philosophischen Staatsmann, der in den Künsten nicht nur das Mittel zur Vermehrung der Macht und des Reichthums der Staaten, sondern auch zur Menschenveredlung und zur Erhöhung ihres Lebensgenusses erkennt. Eine kurze Darstellung der Geschichte und des jeweiligen Zwecks der Baukunst, ihrer Verbindung mit der Denkungsart verschiedener Völker, ihres Ursprungs, Fortgangs und Verfalls bey den Alten, und ihrer Ausbildung und ihres dermahligen Zustands bey den neuern Nationen, kann deßwegen nicht ohne Interesse für edle Denker seyn.

Erstes Buch.

Geschichte der Baukunst bey den Völkern der alten Welt.

1. Ursprung der Baukunst in Indien.

Die erste Idee von einem aesthetischen Zwecke bey Gebäuden konnte in den frühen Weltaltern,

wo wir davon Spuren finden, nur unter einem Volk entstehen, das mit vielen Reichthümern der Natur, und einer reichen Einbildungskraft begünstigt war. Denn nur eine fruchtbare und mit mannigfaltigen Naturproducten gesegnete Gegend konnte in der Kindheit der Welt Materialien und Muße zu Gebäuden gewähren, deren Aufsehn für die damaligen Menschen merkwürdig war; und nur eine sinnreiche Menschengattung war fähig, den Stoff und die Grundsätze einer Kunst aufzufinden, die in der Natur kein Urbild vor sich hatte.

Die höhere Baukunst hat wahrscheinlich in Indien diesseits des Ganges ihren Anfang genommen. In diesem Lande, wo die Entwicklung des menschlichen Geistes, durch die physische Vortreflichkeit der Gegend und durch die vorzüglichen Talente einzelner Menschen begünstigt, sehr früh begann, findet man nicht nur alles vereinigt, was die Idee, durch künstliche Bauwerke auf die Empfindungen der Menschen zu wirken, früher als anderwärts erregen konnte: sondern es sind auch noch jezt Denkmale der Baukunst daselbst vorhanden, welche, ausser dem Gepräge des höchsten Alterthums, alle Kennzeichen ursprünglicher Kunst und Erfindung an sich tragen.

Die Vorstellung von einer höhern Macht, welche die Gesetze angab, war von jeher das Mittel, wodurch es wohlthätigen Weisen gelang, rohe Hor-

den

den unter das Joch der gesellschaftlichen Vereinigung und der bürgerlichen Gesetze zu bringen. Dieser Vorstellung ein sichtbares Medium und bleibende Wirksamkeit zu geben, war es natürlich und nothwendig, daß der Ort, woher die Gesetzgebung ausfloß, für die Einbildungskraft roher Menschen durch eine Art von sinnlicher Würde ausgezeichnet sey. Nichts konnte vor der Erfindung der Künste für diesen Endzweck angemessener seyn, als Wälder und Felsenhöhlen. In Indien, wo die mechanischen Künste, durch den ausgezeichneten Geduldfleiß der dortigen Menschengattung unterstützt, sehr geschwinde Fortschritte machen konnten, wurden die Felsenhöhlen sehr bald durch die Kunst nachgeahmt, und so in unterirdische Tempel verwandelt, deren Decke durch mehrere Reihen künstlich ausgehauener Pfeiler unterstützt wurde. Ein Tempel von dieser Art verband mit der feyerlichen Düsternheit einer natürlichen Höhle, den Anblick eines kühnen und großen Unternehmens, und konnte, wenn das Innere beleuchtet war, ein Schauspiel gewähren, das durch Mannichfaltigkeit, Seltenheit und Feyerlichkeit auf die Sinne und die Einbildungskraft eines rohen Volks gleich mächtig wirken mußte.

Noch sind einige von diesen Tempelhöhlen bis auf die gegenwärtige Zeit übrig geblieben und haben die Aufmerksamkeit neuer Reisenden erregt; besonders hat Niebuhr *) ein merkwürdiges Monument von

*) Niebuhrs Reisebeschr. 2ter Th. Seite 32 — 36.

von dieser Art, welches auf der kleinen Insel Elephanta unweit Bombay steht, durch eine umständliche Beschreibung und Zeichnung bekannt gemacht. Diese Tempelhöhle liegt am Abhang eines Berges; den Eingang in dieselbe bildet ein Portikus von vier Säulen in der Ansicht, welche, wie alle übrige, in den Felsen ausgehauen sind. Die Tiefe des Portikus ist der Säulenhöhe gleich, und die Seitenwände mit Vorstellungen aus der Indischen Göttergeschichte in erhabner Arbeit geziert. Das innere des Tempels ist ein Viereck von sechs und dreyßig Säulen, welche regelmäßig in sechs Reihen vertheilt sind. Zu beyden Seiten des innern Tempels stehen ähnliche Portiken wie am Haupteingange; diese führen zu einigen Seitenabtheilungen; der Hintergrund des Tempels selbst aber ist mit dem Colossalischen Bilde der vornehmsten indischen Gottheit und andern Vorstellungen in erhabner Arbeit geziert. Der Raum zwischen den Säulen ist allenthalben der Höhe der leztern gleich. Das untere Theil der Säulen besteht, wie es noch jezt in den Indischen Tempeln gebräuchlich ist*), aus einem Mannshohen ganz glatten viereckten Fußgestelle; der obere Theil hingegen ist von runden Plan, sehr kurz, stark verjüngt und oben mit einem großen Knauff geendet, der die Gestalt des noch jezt bey den Hindus gewöhnlichen Turbans oder Kopfputzes hat. Stamm und Knauff sind mit Krinnen geziert, und auch das

unters

*) *Gemil* Voyage aux Indes T. I. p. 170.

untere Ende des Stamms durch eine Reihe kleiner niedriger Krinnen bezeichnet. Oben über den Säulen her, liegt eine Art von Architrav, welcher aus drey kleinen Blättgen und einem Wulste besteht, und sich oben sehr weit aus einander verbreitet.

Die künstliche Anordnung und Zierlichkeit dieses Monuments, besonders aber die erhabenen Arbeiten, womit die Wände desselben geziert sind, erlauben zwar keineswegs, dasselbe ungeachtet seines hohen Alterthums für eines der ältesten Producte der Indischen Baukunst anzusehen: doch ist in demselben der Geist ursprünglicher und selbst erfundner Kunst nicht zu verkennen — Verstand nemlich, der in der Bildung erbaut, vornehmlich auf den Zweck und Gebrauch eines jeden Theils feste Rücksicht nimmt, und überhaupt einiges Gefühl für Abwechslung und Vollendung der Gestalten beweiset, zugleich aber auch eine gänzliche Unwissenheit in der Kunst verräth, die Größen mit harmonischer Mannichfaltigkeit anzuordnen, und die schlanke Festigkeit der Umrisse nachzuahmen, wodurch die Natur schöne Gestalten bildet. Eben so sieht man in den architectonischen Verzierungen dieses Monuments das, was allenthalben die ersten Versuche eines jeden Volks in der Verzierungskunst auszeichnet: Ornamente nemlich, welche keine Gegenstände der Natur nachahmen, sondern bloß ideale regelmäßige Figuren vorstellen *).

*) S. in den Anmerkungen. A.

2. Uebergang der Baukunst in Aegypten, und Fortschritte daselbst.

Von dem Uebergang der Baukunst aus Indien in Aegypten und Vorder-Asien hat zwar die Geschichte wenige Nachrichten aufbehalten: aber die vielen Spuren vom Handel dieser beyden Länder mit Indischen Erzeugnissen, und die Volkssagen, von den Zügen der alten ägyptischen und asiatischen Heroen nach Indien, machen es höchst wahrscheinlich, daß diese Gegend den Völkern am Nil und am Euphrat lange vor der Zeit, wo die Künste unter ihnen geblüht haben, bekannt gewesen, und als die Quelle des Reichthums der Künste und Wissenschaften angesehen worden sey.

Aegyptens Macht, Reichthum und Bevölkerung war auf den Ackerbau gegründet. Erst nach dem langen Kampf, wodurch Unter-Aegypten dem Nil entrißen, und seine Bemühung und Fruchtbarkeit gesichert war; erst nach Vollendung des Sees Moeris und der großen Canäle *), erst nach dieser Epoche zeichnet sich Aegypten durch jenen Geschmack an grosen und kühnen Bauwerken aus, wodurch dasselbe in der Geschichte der Kunst so merkwürdig ward.

Die besondere Lage dieses Landes machte es nothwendig, daß die Einwohner früher als in Indien

*) 140 Jahre nach dem Auszuge der Israeliten.

dien die Gebirge und die zerstreuten Wohnungen verlassen, und sich in Städten in der Ebene am Ufer des Nils anbauen mußten. Dies gab die Veranlassung zu verschiedenen Abänderungen in dem ursprünglichen Systeme der Baukunst, und zu einigen merkwürdigen Verbesserungen desselben.

Die Kunst Steine zu hauen mußte schon beym ersten Anbau des Landes in Ober-Aegypten bekannt werden, weil diese Gegend mit Granitgebirgen bedeckt ist, welche an einigen Orten bis an die Ufer des Nils vordringen. Sobald also Unter-Aegypten bewohnt, und der Transport der Steine durch die angelegten Canäle erleichtert war, sobald war man auch darauf bedacht, die Tempel und andere öffentliche Werke in diesen Gegenden von Steinen und mit einer Pracht aufzuführen, welche dem Vorzug gemäß war, den Unter-Aegypten an Kunst und Reichthum vor Ober-Aegypten genoß. In der Bauart dieser Tempel wurde das Urbild der indischen Tempelhöhlen so weit beybehalten, daß das Tempelhaus, so wie diese, eine steinerne Gruft vorstellte, deren Decke mit Säulen unterstützt war: da aber die Decke jezt aus Stücken bestand, so wurde es nothwendig die Zahl der Säulen zu vermehren, und sie näher als in den indischen Tempelhöhlen an einander zu stellen. Um nun bey dem verengten Abstand der Säulen dennoch den möglichsten Raum und Durchsicht zwischen denselben zu gewinnen, wurde

der Stamm, eine niedrige Plinthe am Fuß ausgenommen, bis auf den Boden abgerundet.

Bey der großen Bevölkerung der Aegyptischen Städte, und bey dem Hang der Nation zum Aberglauben und zu religiösem Gepränge, wurde die Zahl, der Umfang und die Pracht der Tempel in den Städten unglaublich vermehrt. Zur Bequemlich des Volks wurden bey denselben mehrere große Vorhöfe errichtet, welche mit offenen Säulenhallen umgeben und durchschnitten, und durch prächtige Thorwege und Durchgänge von einander gesondert waren *).

Da an den ägyptischen Tempeln ein vielfältiger Gebrauch von Säulen gemacht wurde, so ward auch die Anordnung und Bildung derselben auf mancherley Weise verbessert. Durch die Auslassung des Fußgestells und die Abrundung des Stamms bis auf den Boden bekamen die Säulen eine schlankere Gestalt und ein besseres Verhältniß; auch wurde jetzt der Architrav, welcher in den indischen Tempeln sehr niedrig ist, erhöht, weil die Deckenstücke, womit das Innere der Tempel und die Portiken bedeckt wurden, darauf ruhten. Die Stirne der Deckenstücke, die nun von außen erschien, bildete einen neuen Theil des Gebälkes, auf welchem gewöhnlich die Zeichen des Thierkreises gemahlt oder einge-

*) Strabo Amstel. 1707. p. 1158. und überhaupt B. XVII.

eingehauen waren; wodurch dieser Theil auch in der Folge den Namen Zophorus behielt. Zur Verzierung des Gebälkes und zur Absonderung und Vollendung der verschiedenen Theile desselben erfanden jezt die Aegypter die Profile zu einigen horizontalen Gliedern. Auch die Bildung des Knaufs wurde von ihnen verbessert, und dieser allmählich in eine Form gebracht, welche sich von seinem Anfang am Säulenstamm bis zu seinem Ende unter dem Architrav allmählich ausbreitete, und so bey einer schönern Bildung eine größere Kraft zu haben schien. Eben so verbesserten sie auch die architektonische Verzierung. Sie erfanden nemlich mehrere neue ideale Figuren, und führten zuerst Verzierungen aus dem Pflanzen- und Thierreich in der Baukunst ein. Die meisten Ornamente aber, besonders die von der leztern Gattung, hatten gewöhnlich eine allegorische Beziehung auf das Gebäude, an welchem sie angewendet wurden.

Aber bey der zunehmenden Macht und Aufklärung der Aegypter blieb ihre Baukunst nicht einzig auf die Tempel beschränkt, sondern sie wurde jezt auch auf andere öffentliche Gebäude und Denkmäler angebreitet; und da es eine wichtige Angelegenheit dieser Nation war, ihre Geschichte und ihre denkwürdigen Entdeckungen in den Wissenschaften auf die Nachwelt überzutragen, so erfanden die Aegypter dazu mancherley Arten von Bauwerken. Vorzüglich aber hat diese Nation ihre

wichtigen Entdeckungen in der Himmelskunde durch unzerstörbare Denkmale zu verewigen gesucht, und deswegen nicht nur viele ihrer Gebäude mit einer symbolischen Vorstellung der Sternbilder geziert, und diese Gebäude genau orientiert, sondern auch höchstwahrscheinlich das ganze System des Thierkreises und des Sonnenlaufs im Bau des Labyrinths symbolisch dargestellt, einem Bauwerke, dessen Festigkeit bereits über die Verheerungen von drey Jahrtausenden gesieget hat.

Aber eben dieser ausgezeichnete Hang, sich der Nachwelt in unzerstörbaren Denkmalen mitzutheilen, war in der Folge eine Ursache, daß auch Monarchen, deren Geist weder zur Erfindung großer Wahrheiten geschickt, noch gemeinnütziger und edler Thaten fähig war, dennoch ihren Namen, durch Bauwerke zu verewigen suchten, in welchen der Weise zwar die Größe der Menschenmacht anstaunt, aber auch ihre zwecklose Verwendung und das Elend betrauert, welches die Eitelkeit einzelner Despoten bey dieser Gelegenheit über eine zahlreiche Menschenklasse verbreitet hat.

Prachtsinn und Streben nach ewiger Dauer, unter dem Einfluß wissenschaftlicher Cultur entstanden, und durch mannigfaltige mechanische Kenntnisse und geübten Kunstfleiß unterstützt, war der Charakter der ägyptischen Baukunst. Der Zweck der Erfinder und Beförderer derselben war offenbar dauern-

er umgebracht, am Pranger geſtanden, damit er nicht den Kopf dafur hergeben müßte. Daran denkſt du izt nicht mehr, du! Nun! Ich denke noch immer an den Streich, den du mir ſpieltest, wie wir von Fräulein Julchen Abſchied nahmen. Sagt' ich dir nicht immer, du ſolltest nur auf mich acht geben, und machen wie ich? Wenn haſt du von mir geſehen, daß ich mein Bein aufhub, und gegen eines Frauenzimmers Reiff-Rok mein Waſſer machte? Haſt du mich jemals ſo was thun geſehen?

Siebende Scene.

Prothens und Julia in Mannskleidern.

Prothens.

Sebaſtian iſt dein Name? du gefällſt mir; ich will dich in meine Dienſte nehmen; es wird gleich Gelegenheit geben, dich zu was zu gebrauchen.

Julia.

Wozu ihr wollt; ich will thun, was ich kan.

Prothens.

Ich hoff es; -- He! woher, du Hurenſohn von einem Bengel, wo biſt du dieſe zween Tage herumgeſtrichen?

Lanz.

Sappertment, Herr, ich brachte der Frau Silvia den Hund, den ihr mir ſagtet.

dauernde Denkmale groſser Kraft und Kenntniſſe zu hinterlaſſen; und dieſen Zweck haben ſie erreicht. Aber an keinem ihrer Werke ſiehet man eine Spur weder von lieblicher Fantaſie, noch Rückſicht und Achtung für die ſanftern Gefühle der Menſchheit. Auch der Scharfſinn der ägyptiſchen Künſtler äuſſert ſich in ihren Bauwerken einzig in dem mechaniſchen Theil der Kunſt, in der Geſchicklichkeit nemlich, ungeheure Laſten mit Leichtigkeit zu heben, und dieſelben mit Genauigkeit und beharrlicher Gedult zu bearbeiten.

Gigantiſch und kühn, aber ohne ein angenehmes Intereſſe ſind allemal die Thaten und Entwürfe des Menſchengeiſtes, den Liebe zum Ruhm zu groſsen Unternehmungen reizt, wenn derſelbe nicht durch den Umgang mit den gefälligern Muſen zum Einklang mit den ſanftern Gefühlen der Menſchheit geſtimmt, ſondern einzig in der Gemeinſchaft mit den ſtrengern Wiſſenſchaften gebildet wird. Auch kann der Künſtler, der nur zum Fleiſs, nur zu mechaniſcher Kunſt und Geſchicklichkeit erzogen iſt, aber Geiſt und Auge nie an den mannigfaltigen und edeln Geſtalten der Natur geübt hat, niemahls fähig werden, ſeinen Werken das Intereſſe der Wahrheit und der Erfindung mitzutheilen, welches uns in den ſchönen Werken der Kunſt ſo unwiderſtehlich dahinreiſst.

3. Geſchichte der Baukunſt bey den Babyloniern und Perſern.

Etwas ſpäter als in Aegypten entſtanden Geſchmack und Künſte in den Gegenden des Euphrats, wo Babylon die Quelle und der Mittelpunkt der Cultur wurde.

Mit Bewunderung reden die alten Geſchichtſchreiber von einigen Denkmalen der babyloniſchen Baukunſt; beſonders erhebt Herodot als Augenzeuge die Größe und Herrlichkeit des Belus-Tempels.*) Seinen Nachrichten zufolge ſtellte derſelben eine Pyramide von ſehr großem Umfang und Höhe vor, welche unten ein großes Tempelhaus, auf der Spitze aber einen andern kleinen Tempel enthielt. Dieſe Form und Einrichtung kommt ganz mit der Bauart überein, welche nach der Periode der Tempelhöhlen bey den Indiſchen Pagoden eingeführt wurde, und noch jezt in dieſen Gegenden beſteht **).

Da Babylon in einer Gegend liegt, wo in einem weiten Bezirk weder Bauholz, noch Kalkgebirge, noch Steingruben anzutreffen ſind, ***) ſo wurden die babyloniſchen Bauwerke nur von Ziegelſteinen mit Erdpech verbunden, aufgeführt, und waren

*) Herodot. L. 1. c. 181.

**) Gentil. Voyage T. II. p. 114.

***) Niebuhrs Reiſen T. II. p. 288.

waren deswegen an Dauer und Kunſt weit unter den Bauwerken der Aegypter: auch waren die Säulen in den babyloniſchen Gebäuden nichts anders als Stämme von Palmbäumen *). Aber eben der Mangel an großen Bauſteinen veranlaßte bey den Babyloniern die Erfindung der Kunſt Bogen zu wölben **), welche bey den Aegyptern unbekannt war. Die vornehmſten Verzierungen der babyloniſchen Gebäude waren indeſſen von gegoßnem Erz und andern Metallen, aus welchen dieſe Nation, nach dem Zeugniß der Alten, ſehr künſtliche Verzierungen zu bereiten wußten.

Da die Zeit alle Denkmale der babyloniſchen Kunſt zerſtört hat, ſo können wir von dem Geſchmack und Styl der Kunſt bey dieſer Nation nur noch nach demjenigen urtheilen, was davon in den Ruinen von Perſepolis übrig geblieben iſt.

Diodorus aus Sicilien ſagt ***), daß die Paläſte, welche Cambyſes zu Suſa und Perſepolis erbaut, durch diejenigen ägyptiſchen Arbeiter aufgeführt worden ſeyen, welche dieſer König aus Aegypten nach Perſien bringen ließ. Da nun aber die Ueberbleibſel von Perſepolis, auſſer der fleiſſigen Arbeit, nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem

*) Strabo LXI. p. 1073.
**) idem p. 1074.
***) L. I. pag. 55. Edit. Amſt. 1745.

ägyptischen Geschmack und Kunst verrathen; da es ferner höchst wahrscheinlich ist, daß die Anordnung und Verzierung der ägyptischen Gebäude das Werk der Priester gewesen sey: so ist zu vermuthen, daß die Anordnung der Gebäude zu Persepolis, so wie die Zeichnung und der Geschmack in ihren Verzierungen, die Erfindung der Babylonier, die Ausführung aber das Werk ägyptischer Arbeiter gewesen; um so viel mehr, weil jene die Kunst harte Steine zu bearbeiten und schwere Lasten zu heben, nicht kannten; wogegen aber ihre Zeichnung und der Luxus ihrer Verzierungen, in der Meynung ihrer Zeitgenossen, die Grenze der Vollkommenheit war.

Die Trümmern von Persepolis zeigen einen großen und im höchsten Grade prächtigen Plan, der aus verschiedenen wohlangeordneten Abtheilungen besteht. Die Säulen an diesem Bauwerke sind alle, nach der Weise der Babylonier, von ungemeiner Höhe und sehr reich verziert; der Säulenfuß ist nach einer Glockenlinie gestaltet und mit Blättern umgeben. Der Stamm ist mit schmalen Krinnen behauen; das obere Ende desselben verliehrt sich in eine Art von Blumenkelch, auf welchem noch ein Aufsatz von rundem Plan ruht. Ueber diesem leztern steht eine Art von hohem Stuhl, auf welchem ein Cameel liegt, dessen Rücken vermuthlich das Dach des Gebäudes getragen hat *)

Muth

*) Niebuhrs Reisen T. II. p. 122. sq. Chardin Voyages T. II. p. 141. Voyage de Corn. le Bruyn T. IV. p. 302. sq.

Muth und Bewußtseyn von Macht und Reichthum, stolzer Prachtsinn der sich in grenzenlosen Aufwand äußert, reiche Fantasie und künstliche Arbeit sind in den Ueberbleibseln von Persepolis eben so wenig zu verkennen, als der Character einer geschmacklosen Verschwendung und der Mangel alles Sinns für jene Weisheit, welche zwar den Werth der Dinge durch Reichthum zu erhöhen sucht, aber auch da, wo sie schmückt, entweder dem Verstand oder einer edeln Empfindung gefallen will.

4. Die Baukunst der Phönicier und Israeliten.

Lange vor der Zeit der persischen Eroberungen waren Künste, Cultur und Wissenschaften schon zu einigen Völkerschaften am mittelländischen Meere vorgedrungen. Am östlichen Ende desselben, in der Nachbarschaft von Aegypten, bildete sich in einer zwar unfruchtbaren, aber zur Schiffahrt vortreflich gelegenen Gegend der kleine Handels-Staat der **Phönicier**, dessen Bürger nicht nur die Aufklärung der benachbarten asiatischen Völker vorzüglich befördert, sondern auch den Grund zur Aufklärung von Griechenland und Italien gelegt haben. Daß die Künste, und vorzüglich die Baukunst bey diesem Volk in hohem Flor gestanden, ist aus den Schriften der Alten genug bekannt: aber von den Denkmalen ihrer Baukunst ist uns nichts übrig geblieben, als die unvollständige Beschreibung welche die heil. Geschichte in den Nachrichten vom **Tempel und Palaste Salomons** aufbehalten hat.

Der

Der Tempel Salomons war ein kühnes und wichtiges Unternehmen. Zur Gründung desselben mußte die Spitze eines Berges abgetragen, und der ganze Berg mit einer Mauer von 3200 Schuhen im Umfang eingefaßt werden, wovon, nach so vielfältigen Zerstörungen, doch noch jezt einige Trümmer übrig sind. Der Tempel selbst bestand nach der Weise der ägyptischen Tempel in einem doppelten Tempelhause, mit einer Vorhalle und mit Vorhöfen, welche mit Hallen und Gebäuden umgeben waren. Alle diese Gebäude waren nach dem Bericht der h. Schrift so wohl in Ansicht des Stoffs als der künstlichen Arbeit, sehr reich geschmückt. Am Tempel so wohl als am Palast waren die Säulen und Balkendecken von Cedernholz, und mit Verzierungen von vergoldetem Erz bekleidet, unter welchen besonders der Palmzweige und der Granatäpfel gedacht wird.

Unstreitig waren die Gebäude Salomons eines der wichtigsten Werke der phönicischen und ägyptischen Kunst: denn auch mit dem leztern Reiche stand Salomon in Verbindung; unstreitig übertreffen dieselben die ägyptischen Gebäude in der Pracht und Menge künstlicher Verzierungen, und im Reichthum der Erfindungen, und standen nur wenigen an Umfang und Festigkeit nach. — Auch war darin alles vereinigt, was nur Prachtsinn und die reiche Phantasie des Orients, durch die Kunst eines sinnreichen und in den mechanischen und bildenden Künsten

ſten geübten Volks unterſtützt, gewähren konnte. Aber die Zeit war noch nicht da, wo ſich die Kunſt zu dem hohen Zwecke, dem gebildeten menſchlichen Geiſt und ſeinen edlern Empfindungen zu gefallen, erheben ſollte *).

5. Allgemeiner Charakter der Baukunſt der alten Welt.

In allen Gegenden, wohin die Künſte bisher durchgedrungen waren, ſchmachtete die Menſchheit noch unter dem eiſernen Joche der Deſpotie, und ihre Geiſteskräfte in den Ketten des Aberglaubens. Die Urheber des orientaliſchen Deſpotiſmus waren zwar immer edle Weiſe und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, denen aber bey den Anlagen des Geiſtes und des Körpers der orientaliſchen Völker kein milderes Mittel übrig blieb, ihre ungebildeten Zeitgenoſſen unter das wohlthätige Joch der bürgerlichen Verfaſſung und der Geſeze zu beugen, als wenn ſie die Schwachheit und Unwiſſenheit derſelben zu dieſem Zwecke zu benuzen ſuchten. Aber es war auch den Geſezen der Natur gemäß, daß alle dieſe Staaten, den großen Zweck, die Veredlung des Menſchengeſchlechts in der bürgerlichen Vereinigung zu vollenden, durch eine Geſezgebung verfehlen mußten, die nur durch Täuſchung beſtehen kann, und bey welcher es Grund-Maxime und und Nothwendigkeit blieb, alle Geiſteskräfte des Volks

*) S. Anmerkung C.

Volks durch Aberglauben zu feſſeln, und jede Triebfeder der menſchlichen Seele abzuſtumpfen, um der Heiligkeit des Altars und dem Glanze des Throns jene blinde und unbegränzte Achtung zuverſchaffen, ohne welche das ganze Gebäude der orientaliſchen Staatsverfaßung in einem Augenblick zuſammenfällt. Bey dieſem allgemeinen Character der Denkungsart dieſer Nationen konnten auch die Künſte bey Ihnen nie einen andern Zweck haben, als durch den Prunk von Macht und Reichthum auf die rohen Empfindungen eines unwiſſenden Volks zu wirken; und ſeine ſtaunende Bewunderung zu erregen. — Auch war für Genie und Thätigkeit keine edlere Beſtimmung vorhanden, als der Herrſchſucht, eiteler Ruhmbegierde, und entnervter Schwelgerey zu fröhnen.

III.

Herzogin Leutberg von Baiern.

eine Geſchichte aus dem achten Jahrhundert.

Das gröſte Uebel, welches Unglück und Bedrückung einem edeln Gemüthe zufügen können, iſt Erbitterung und Ungeduld. Der Furchtſame entwaffnet ſeinen Feind durch Unterwerfung, und iſt mit dem Wenigen, das er retten kann, zufrieden; wenn

der

der Tapfere aus Kühnheit und Uebereilung auch das wenige verliert, was er durch kluges Nachgeben noch erhalten könnte. Die Herzogin Leutberg von Baiern scheint eines der sonderbarsten Beyspiele der Geschichte zu seyn, die diese allgemeine Wahrheit durch ihr unglückliches Schicksal bestätiget haben. Ihre ungeduldige Heftigkeit, die nirgends nachgeben sondern allenthalben mit Sturm und Gewalt durchbrechen wollte, machte sie zu einem traurigen Opfer ihres edeln Muthes und ihres scharfsinnigen Verstandes, mit denen sie unter günstigern Umständen die Heldin ihres Jahrhunderts geworden wäre. Sie kämpfte mit bewundernswürdiger Anstrengung, wo nur ruhige Gelassenheit helfen konnte; sie wagte, wo wenig zu gewinnen aber viel zu verlieren war, und ihre Verzweiflung trieb sie endlich zu so übereilten Entwürfen, als ob sie ihren Untergang selbst beschleunigen und ihrem Gegner seinen Sieg muthwillig erleichtern wollte.

Alle ihre Zeitgenossen traten auf die Seite ihres siegreichen Feindes und nannten ihren muthigen Widerstand treulose Empörung; ja, sie hielten es nicht einmal der Mühe werth, der Nachwelt zu sagen, auf welche Art sie ihre mühselige Laufbahn beschlossen habe. Allein für uns ist sie weder Freundin noch Gegnerin; wir sehen bloß auf das, was sie war und was sie that; und wenn gleich alle Mönche ihres Zeitalters mit noch so lauter

Stim-

Stimme rufen, daß ihr Feind ein frommer, gerechter und freygebiger Mann gewesen seye so halten wir eine edle Unglückliche, die für Eltern und Geschwister, für Gemahl und Kinder, und zulezt für Leben und Freyheit kämpfte, doch unsers Andenkens und unsers Mitleids werth.

Kaiser Karl der Große, den ihr das Schicksal zum Gegner gab, war ein hochstrebender Geist, der nur das Recht seiner Stärke fühlte, und wo der Gränzen noch Widerstand leiden konnte. Demüthigung und getreue Anhänglichkeit fanden an ihm einen dankbaren Freund; wer aber gegen ihn stritt, der hatte es mit einem Riesen zu thun, dessen Arm nie müde ward. Wer ihn reizte, den fiel er an; wer mit ihm kämpfte, der war verlohren. Seine Nachbarn mußten ihn auf das zärtlichste schonen, oder nach der kleinsten Beleidigung sich schnell unterwerfen, sonst traf sie sein blutiges Schwerdt. Scharfsichtig und wachsam, schnell und bedächtlich kam er jedem Angriff zuvor, und warf seine Gegner in den Staub, ehe sie noch gegen ihn ausschlugen. Gegen einen solchen Feind wagte sich die Herzogin Lentberg in den Kampf; die Fürstin eines kleinen ungeübten Volks gegen den Anführer großer Heere, die unter den Waffen aufgewachsen und deren Väter seit zwey Menschenaltern die Sieger der tapfersten Völker gewesen waren. Wer kann es verlangen, daß sie gegen so viel Uebermacht siege? Schon genug für sie, daß

sie

Protheus.

Und was ſagte ſie zu meinem kleinen Dökchen?

Lanz.

Sapperment, ſie ſagte, euer Hund ſey ein garſtiges Vieh, und ein hündiſcher Dank ſey gut genug für ein ſolches Geſchenk.

Protheus.

Aber ſie nahm ihn doch an?

Lanz.

Nein, nein Sir, das that ſie nicht: Hier hab' ich ihn wieder zurükgebracht.

Protheus.

Wie? du brachteſt ihr dieſen in meinem Namen?

Lanz.

Ja, Herr; das andre Eichhörnchen hatte mir des Waſſenmeiſters Junge auf dem Markt weggeſtohlen; und da bracht' ich ihr meinen eignen dafur, der wol ſo groß iſt als zehn wie der eurige zuſammen genommen, und alſo war auch das Geſchenk deſto gröſſer.

Protheus.

Geh, pak dich fort und ſchaffe mir meinen Hund wieder, oder komm mir nie wieder vor die Augen. Weg, ſag ich; ſiehſt du mir zum Poſſen hier? Ein Schurke, der

zu

sie es mit einem solchen Gewaltigen aufnahm, und den Unüberwindlichen mehr als einmal zittern machte.

Ihr Vater Diederich, König der Longobarden, war nicht klug genug Karls Größe zu ahnden; er hielt ihn für einen gewöhnlichen Menschen, und reizte durch allerley Feindseligkeiten seinen Zorn. Als Herr von Italien wollte er endlich auch den Pabst in seinen Gehorsam bringen; er belagerte Rom und forderte unbedingte Unterwerfung. Der damalige Pabst Hadrian, der seine Gegner besser kannte, nahm seine Zuflucht zum König Karl, bath fußfällig um seinen Schutz, und versprach ihm zur Dankbarkeit unverbrüchliche Treue. Das hieß dem frommen und ehrsüchtigen Karl an das Herz greifen. Das heiligste Haupt der Christenheit klagte in demüthiger Geberde über einen feindseligen Nachbar, und both als Statthalter Gottes seinem Befreyer eines der schönsten Königreiche zur Belohnung an: welcher König voll Jugendkraft und Muth, der vor kurzem an die Spitze unruhiger Heere getreten war, hätte einer solchen Aufforderung widerstanden?

Karl nahm den Schein der Gerechtigkeit; er ließ dem König Diederich, seinem ehmaligen Schwiegervater, unter harten Bedingungen Friede gebieten. Diederich, der ohnedem noch zürnte, daß ihm Karl seine Tochter Hermengarde nach einer kur-

zen. Ehe wieder zurückgeschickt hatte, fand sich durch eine solche Anmaßung beleidigt, und gab eine stolze Antwort. Das hatte Karl erwartet; unverzüglich drang er mit einem mächtigen Heer über die Alpen. Diederich wurde geschlagen, in seiner Hauptstadt belagert, nach wenigen Monaten gefangen, und mit beschornem Kopfe in ein Kloster gesperrt. Seine Gemahlin und seine Tochter wurden genöthigt Nonnen zu werden; sein Sohn entfloh zum griechischen Kaiser, und sein Reich ward des Siegers und des Pabstes Beute.

Die Herzogin Leutberg erschrack über den schnellen Untergang ihres väterlichen Hauses, wie ein Mann, der von einem heftigen Blitz geweckt aus dem Schlummer fährt und seines Nachbars Haus in vollen Flammen sieht. Mit einem Blick errieth sie Karls ungeheure Entwürfe, und zitterte vor ihrer eignen nahen Gefahr. Ihr Gemahl, Herzog Tassilo von Baiern, war schon in seiner frühen Kindheit von Karls ehrgeitzigem Vater besiegt worden; seine nachmalige Verbindung mit dem mächtigen Lombardischen Throne hatte seinen Untergang bisher verzögert; wer aber sollte ihn nun beschützen, da seine Vertheidiger selbst gefallen waren? Baiern war der nächste Raub, welchen der Fränkische Eroberer vor allen andern anfallen mußte. Gegen Abend und Mittag hemmten ihn Meere, Gebirge und rüstige Feinde; nur gegen Morgen ließ ihm das rohe, uneinige Teutschland offnen Lauf.

War es zu vermuthen, daß ein kriegerischer, ruhmsüchtiger König, der auf den ersten Streich ganz Italien gewonnen hatte, des Siegens schon müde sey? Da stand er, der raubgierige Adler, auf seinen hohen Alpen und warf die Augen weit in die Ferne; schon hob er die Flügel, schon zuckt' er die Krallen, die nahe wehrlose Beute zu haschen. Wer konnte seiner Gewalt widerstehen? oder mit welchen Waffen sollte man seinem schnellen Angriff begegnen?

Herzog Tassilo war ein weichherziger Mann; er fühlte seine Schwäche und rieth zur Unterwerfung. „Laßt uns nachgeben, sprach er, unsere Kinder werden einst in bessern Zeiten wieder gewinnen, was wir aus Noth und Klugheit jezt aufopfern. Wir können nicht siegen, so wollen wir schweigen und gehorchen. Werden wir Karls Vasallen, so finden wir wenigstens vor der Hand Sicherheit und Schutz; werden wir seine Feinde, so sind wir mit allem was wir haben ohne Rettung verloren."

So rieth die furchtsame Klugheit; doch die entschlossene Herzogin hörte sie nicht. „Das ist Feigheit, rief sie entrüstet. Lieber will ich sterben, als meine freygebohrnen Kinder zu freywilligen Sclaven zu machen. Was können sie im Alter gewinnen, wenn wir ihnen in der Jugend die Waffen nehmen und ihre zarten Hände mit Ketten binden? Wird der Mann versuchen, was der Knabe nicht

lernte? Füttert den jungen Falken im Käfigt und sehet zu, ob er so muthig sich aufschwingen wird, als der Zögling der Freyheit. Was? Sicherheit und Schutz wollt ihr in den Fesseln eines Despoten finden? Warum nicht auch Reichthum und Ehre? Ach, Tassilo, laß dich von deiner schreckhaften Einbildung nicht täuschen! Nur der Tapfere ist sicher, nur Freyheit giebt Schutz. Wir sind allein zu schwach, sprichst du; recht gut, Tassilo, wenn wir das fühlen. Der Schwache verstärkt sich durch Bündnisse, Klugheit und Muth. Stehen nicht alle Völker gegen diesen Räuber in Waffen? Biethe den Zornigen die Hand, so werden sie deine Freunde und streiten für dich. Folge mir, ich will dich leiten: nur ein Feiger verzagt, so lange noch der kleinste Schimmer von Hoffnung übrig ist."

Tassilo gab nach. Er war schüchtern, aber nicht feig; ein überlegener Geist konnte ihn durch verschiedne Vorstellungen bald kühn bald furchtsam machen. Die Herzogin entwarf einen scharfsinnigen Plan, und schickte ihre geheimen Bothen an alle benachbarten Völker. Ihr Bruder hätte unter den Lombardischen Ständen viel heimliche Freunde, die den fremden Eroberer haßten; sie riefen den Sohn ihres vorigen Königs wieder zurück, und versprachen sich zu empören, so bald er mit der Flotte, die der griechische Kaiser für ihn ausrüstete, in Italien gelandet sey. Gegen Norden ständen die unbezwinglichen Sachsen alle Augenblicke bereit, ihre

empfangs

empfangnen Wunden an den Franken zu rächen, ſo bald die Baiern durch ihren Aufbruch das Zeichen zum Angriff geben würden. Gegen drey ſolche Feinde ſollte Karl auf einmal zu ſtreiten haben; wenn er gegen einen verlöhre, ſo hätten auch die beyden übrigen gewonnen.

So ſchien es: aber Karls Glück und Schnelligkeit übertrafen der Herzogin klügſte Berechnung. Sein Freund der Pabſt lauerte im Verborgnen auf jede Bewegung der Lombardiſchen Stände, und fing durch ſeine Spione einen griechiſchen Brief auf, der das ganze Vorhaben verrieth. Karl erſchrack, gieng mitten im Winter über die Alpen, überfiel ſeine treuloſen Vaſallen, gab ihre Herrſchaften ſeinen Freunden, flog mit gleicher Behendigkeit zurück an die Weſer, ſchlug die empörten Sachſen, und näherte ſich den zagenden Baiern, ehe ſie noch unter Waffen ſtanden, mit drey großen ſiegreichen Heeren. Der Pabſt drohte dem Herzog und ſeiner Gemahlin mit dem heiligen Fluch, der König mit Kloſter und Schwerdt. Hier war keine andere Ausflucht als demüthige Unterwerfung. Sie verſprachen Gehorſam und Treue; gaben zwölf Edle des Landes und ihren älteſten Sohn **Theodon** zu Geiſeln, und bathen den großmüthigen Sieger, ſie mit einer noch härtern Züchtigung zu verſchonen.

Theodon war ein ſchöner Jüngling, der ſeines Vaters Sanftmuth und ſeiner Mutter Geiſt in

der glücklichsten Verbindung geerbt hatte. Er stand in seinem funfzehnten Jahre, hatte aber sein Alter so eilig überwachsen, daß sich auch ein Kluger an ihm verrechnen konnte. Der Augenblick der Trennung kam. Seine Mutter war in Verzweiflung; sie rief ihn allein zu sich und sagte: Wir müssen uns trennen, lieber Theodon; mein Unglück ist stärker als meine Liebe; es reißt dich mit Gewalt aus meinen Armen. Ach, daß ich dir mit diesem lezten Kuß alle meine Wünsche und Gedanken einhauchen könnte! Merke mein Sohn, vergieß nie was ich dir sage. Von deinem Vater und deiner Mutter hast du von nun an nichts mehr zu hoffen; du bist verlohren, wenn du dir nicht selbst zu helfen weißt. Suche dich bey deinem Feinde beliebt zu machen; gewinne sein Vertrauen, sey ihm ergeben, sey ihm treu, sieh ihn für deinen Vater an: denn er allein kann dir deine Freyheit und dein Herzogthum einst wieder geben. Was du thust, mein Kind, das thue mit Klugheit. Spricht man von deinem Vater und deiner Mutter, so lobe und tadle uns nicht: das eine bringt dir Haß, das andre Verachtung. Sey verschwiegen wie der Tod; mit allen freundlich, mit keinem vertraut und wär' es dein Bruder. Auch ich will keine Briefe von dir haben; was ich zu wissen brauche, werd' ich schon von andern erfahren. Eben so wenig frage in geheimen Dingen einen andern um Rath; der weiseste aller Weisen kann dir in deinen Umständen nicht besser

rathen

rathen als du dir selbst. Hast du mich verstanden, Theodon? — Ja meine Mutter, ich glaube, ich habe dich verstanden. — Noch Eines möchte ich dir rathen, wenn ich hoffen könnte, daß du es merktest? — Sprich, liebe Mutter, was ist das Eine? — Wenn dich deine Feinde nicht verachten sollen, so verliebe dich in keine Fräulein oder Frau, sie sey wer sie wolle, ausser in die Königin Fastrade. Verstehst du mich? — Ja Mutter. — Nun so gehe, mein Sohn, sey weise und glücklich! Vielleicht sehen wir uns nicht wieder; vergessen aber werde ich dich nie.

Er wurde mit den übrigen Geiseln einem Offizier von des Königs Armee überliefert, und nach dem Schloß Ingelheim gebracht, wohin der König schon voraus gegangen war. Karl war eben mit seiner geliebten Gemahlin, der schönen Fastrade, beym Mittagsmahl, als ihm gesagt wurde, daß der junge Prinz von Baiern mit des Königs Offizieren vor wenig Stunden angekommen sey. Der geschäftige Karl sparte gern Zeit, und ließ den Prinzen so gleich rufen. Theodon trat herein, gieng langsam auf den König zu, kniete neben seinem Stuhle nieder und sagte mit bescheidener Stimme: „Ich komme, dem Könige, meinem gnädigen Herrn, meines Vaters Gehorsam und Treue zu versichern.“ Er küßte dem Könige die Hand, schlug die Augen nieder und schwieg.

Karl ſahe ſeine Gemahlin betroffen an. Die großen blauen Augen des Jünglings, ſein heitres kluges Geſicht, ſein ſchlanker kühner Wuchs und das lange blonde Haar, das wie eine Kette der Treue um ſeine Schultern hieng, ſchienen beyde mit Wohlgefallen zu überraſchen. Schönheit iſt an einem Jüngling immer das erſte, was ſelbſt dem Weiſen gefällt; ſie nimmt Mann und Weib wider Willen ein, und macht auch feindſelige Herzen zur Liebe geneigt. Steh' auf, mein Sohn, ſagte Karl mit Freundlichkeit; biſt du auch gern zu mir gekommen? — „Sehr gern, gnädiger Herr; es war der Befehl meines Vaters, dem ich willig gehorche; zudem hoffte ich an dem Hofe meines Königes viel zu lernen." — Das freut mich, mein lieber Sohn. — Sage mir doch, was haſt du bisher gelernt? — „Des Vormittags übte ich mich unter der Aufſicht meines Vaters in den Waffen; das Nachmittags ließ mich meine Mutter in der Muſik und in den Sprachen ihres Vaterlandes unterrichten."

Karl erſtaunte über des Prinzen Rede. Ob er gleich ſelbſt in ſeiner Jugend nicht viel mehr gelernt hatte als die Lanze werfen und das Schwerdt ſchwingen, ſo liebte er doch Kunſt und Wiſſenſchaft mit einem ſeltnen Eifer. Sein ſcharfſinniger Geiſt wußte das Schöne und Nützliche in allen Dingen zu unterſcheiden; ſeine Wißbegierde war unerſättlich; er wollte immer lernen, und wo er einen Weiſen fand, der war ſein Freund.

Das iſt ſchön, lieber Vetter, gab er mit einer nachſinnenden Geberde zur Antwort, recht ſchön! Und wer war in dieſen Sprachen dein Lehrer? — „Ein Römer und ein Grieche; am meiſten aber meine Mutter ſelbſt, die ſie täglich mit mir redete.“ — Und die Muſik? — Was ſpielſt du für ein Inſtrument? — „Die Harfe, gnädiger Herr.“ —

Die Harfe war das Lieblingsſpiel der trägen alten Teutſchen; ſie ſaßen damit am Feuerheerd und ſangen das Lob ihrer Götter und Helden. Der Spanier und ſüdliche Franzoſe, die ihr wärmeres Land unruhiger machte, liebten die Zither, die ſie im Arm trugen, wenn ſie ihren Liebchen ein Schlummerlied ſangen. Karl war an dieſe Sitte gewöhnt, und liebte ſie noch von ſeiner frühen Jugend an, wo er ſeiner erſten Geliebten, der ſchönen Himmeltrude, mit der Zither im Arm nicht ſelten ein zärtliches Liedchen ſpielte.

Die Harfe, erwiederte er verdrießlich, als ob er etwas beſſers erwartet hätte, warum aber die Harfe? Theodon, der ſich nicht zu helfen wußte und doch antworten wollte, erwiederte etwas haſtig: „Weil ihre Geſtalt den Spieler zum Sitzen nöthiget und den Jüngling an Ruhe gewöhnt, ſagte mein Lehrmeiſter.“

Karl ſahe den Prinzen ſcharf an, als wollte er fragen, wem gilt das? Aber es galt niemanden. Theodon war ohne Falſch; ſein Geſicht war der reins

ſie Spiegel der Unſchuld und Liebe. Die Königin lächelte über den Argwohn ihres Gemahls, und Theodon wurde blutroth, als ob er etwas Unrechtes geſagt hätte. Dieſe Schamröthe machte ihn ſo ſchön, daß der Königin Faſtrade vor Vergnügen das Herz ſchlug. „Ich möchte ihn ſpielen hören, ſprach ſie halb laut zu ihrem Gemahl, der ihr nicht leicht was abſchlug. Theodon ſahe des Königs Einwilligung in ſeinen Augen. „Ich gehe und hohle mein Spiel, ſagte er mit einer Verbeugung, und eilte mit kindlicher Freude aus dem Zimmer.

„Ein lieber junger Menſch, ſprach der König, indem er ihm nachſahe; ſchön und klug wie ſeine Mutter, nur nicht ſo wild.“ — „Er hat viel Aehnlichkeit mit unſerm Ludewig, ſagte die Königin ſchmeichelnd; eben ſo ſanft und treuherzig, nur etwas blonder.“ — „Die Augen und das Haar ſind ächt teutſch, erwiederte Karl, aber das Geſicht iſt aus Mayland.“ — So iſts, lieber Gemahl; ich denke, ich werde es ziemlich oft anſehen, um den König von Mayland an ſeine neuen Unterthanen zu erinnern.

Sie ſcherzten noch, als Theodon mit ſeiner Harfe an der Hand wieder zurück kam. Er ſtellte ſie vor ſich und fing an zu ſtimmen. Es ſcheint ein ſchönes Inſtrument, ſagte die Königin. — „Sie iſt von einem Regenſpurger Künſtler, der lange in Welſchland gelernt hat, erwiederte der Prinz; ich glaube der Mann heißt Arno.“ — Wenn ihr Klang ſo

ſchön

zu nichts gut iſt, als mir bey allen Anläſen Schande zu machen!

[Lanz geht ab.]

Sebaſtian, ich habe dich in meine Dienſte genommen, theils weil ich einen jungen Menſchen nöthig habe, der meine Geſchäfte mit Verſtand ausrichten könne, (denn meinem Lümmel dort kan ich nichts anvertrauen;) hauptſächlich aber um deiner guten Mine und Manieren willen, die, wenn ich mich nicht betrüge, Zeugen einer guten Erziehung und eines glüklichen Naturels ſind: Du weiſſeſt alſo nunmehr, warum ich dich angenommen habe. Geh izt unverzüglich, und bringe der Donna Silvia dieſen Ring. Er iſt von einem Frauenzimmer, das mich zärtlich liebte.

Julia.

Es ſcheint alſo, ihr liebtet ſie nicht wieder, weil ihr ein Geſchenk von ihr ſo leicht an eine andre verſchenken könnt; oder iſt ſie vielleicht todt?

Protheus.

Nein; ich denke, ſie lebt.

Julia.

Ach!

Protheus.

Warum ſeufzeſt du ſo?

Julia.

Ich kan mich nicht erwehren, Mitleiden mit ihr zu haben.

schön ist, wie ihr äusseres Ansehn, versezte die Königin, so ist sie wirklich viel werth.

Sie war nun gestimmt. Er fing ein feierliche Melodie an, die er bald darauf mit einer lieblichen Stimme begleitete. Es war ein Lied an die Weisheit: „Sie führe den Jüngling den Weg der Ehre und des Glücks; in Gefahren sey sie ein ehrner Schild, ein goldner Stab in der Noth; sie sey die liebste Gespielin der Engel, und vom Himmel auf die Erde gekommen, die gefallnen Menschenkinder aufzurichten; sie möge auch ihm die Hand reichen und seines Lebens treue Gefährtin seyn.“ Das alles sang er mit einer Andacht und Begeisterung, als ob die holde Tochter des Himmels in ihrer leibhaften Schönheit vor ihm stünde.

Karl war ungeachtet seines Ehrgeizes ein großmüthiger Mann; sein edles Herz wurde leichter versöhnt als erzürnt, und ein Auftritt wie dieser war fähig ihn zu entzücken. Er klopfte dem Prinzen sanft auf die Schulter und fragte, ob er schon überlegt habe, wie er sich während seines Hierseyns beschäftigen wolle? „Ja, gnädiger Herr, war die Antwort. Mein Wunsch war; daß mich der König zu einem seiner Edelknaben machen möchte: denn da könnte ich den König, meinen gnädigen Herrn, täglich sehen und mich in allen Dingen nach seinem Muster bilden. Indessen wollte ich unter den hiesigen gelehrten Leuten meine angefangnen Uebungen fortsetzen. Bin ich

dann

dann älter und geschickter, so erzeigt mir der König, mein Herr, vielleicht die Gnade, und macht mich zu einem seiner Waffenträger, damit ich auch den Krieg lerne.„

Die Königin Fastrade war dem schönen Schmeichler schon so gewogen, daß er wegen seiner gewünschten Bedienung keine Fehlbitte thun konnte. Karl, der nichts dagegen einzuwenden hatte, nahm ihn unter seine Knaben, hielt ihn aber mehr wie seinen Sohn, als wie seinen Gefangnen. Theodon war ehrbegierig; er wollte jedermann gefallen. Wenn er bey Tafel aufwartete, so spannte er seine Augen, als ob sie des Königs und der Königin Befehle errathen wollten. Nie war er zerstreut oder müßig, und doch schien er weder neugierig noch zudringlich. Er fragte nie zweymal wenn ihm was befohlen wurde, und doch verrichtete er jeden kleinen Auftrag mit einer Anstrengung und einer Klugheit, als ob er nur den empfangnen Befehl in Gedanken habe. Der kleinste Fehler, der ihn übereilte, quälte ihn viele Tage; auch gab er sich nicht eher zu frieden, als bis er sein Versehen durch verdoppelte Aufmerksamkeit wieder gut gemacht hatte. Die letzten Reden seiner Mutter blieben ihm unvergeßlich; sie branten in seinem Herzen wie heimliches Feuer, und hielten seinen Geist in solcher Bedachtsamkeit, daß man seine von Natur ruhigen Sinne hätte bezaubern müssen, um ihn zu einer Thorheit zu überreden.

Der

Der König hatte seine drey Söhne in den eroberten Provinzen zu Statthaltern gesezt, theils um die unterjochten Völker desto leichter im Zaume zu halten, theils um die Jünglinge frühzeitig an Arbeit und Geschäfte zu gewöhnen. Ihre Entfernung war dem Sohn des Tassilo vielleicht günstiger, als alle seine Bemühungen und Vorzüge. Der König schien sich bey den Tugenden des gutartigen Jünglings seiner eignen braven Söhne zu freuen, und gewann ihn täglich lieber. Jedes neue Stück, das er auf der Harfe lernte, mußte er des Abends, wo der König angenehme Unterhaltung liebte, in der Königin Zimmer vorspielen. Zuweilen nahm ihn Karl mit sich auf die Jagd; oft brauchte er ihn als Vorleser, oder als Geschwindschreiber; und da er sahe, daß der Jüngling in seinen Uebungen viel Eifer und Wißbegierde bezeigte, so nahm er ihn auch in die gelehrte Gesellschaft auf, die sich alle Wochen im Palast versammelte, und wovon der König selbst unter dem Nahmen David der Vorsteher war.

Der nahe Umgang mit einem so seltnen Manne, wie Karl der Große war, weckte und bildete jede kleine Fähigkeit, die in dem ehrbegierigen Jüngling schlummerte. Der Geist der Weisheit und Tugend wirkt wie das Sonnenlicht, das die schwachen Keime belebt und die jungen Knospen in Blüthen treibt. Karls Weisheit, Mäßigkeit und rastloser Fleiß erregten des Jünglings Bewunderung;

rung; er fühlte, wie schön und groß es sey einem solchen Vorbilde nachzustreben; der vorige Widerwille gegen den Feind seines Hauses verschwand; er liebte und verehrte ihn, und ahmte ihm nach. Nichts wird schneller sichtbar als Bewunderung und Liebe; sie äussern sich durch tausend nachläßige Kleinigkeiten, und wer sie nicht bemerkt, der ist ihrer nicht werth. Karl sah in solchen Dingen schnell und tief; der Held in den Waffen freute sich über die Siege seines Geistes nicht weniger, als über die Siege seines Arms. Sein voriges Wohlgefallen an dem Prinzen wurde nun die Liebe eines Künstlers, der in seinem aufgestellten Werke die höchsten Gedanken seiner Seele sieht.

Die ewigen Feldzüge und Reisen, die den König Karl von einem Orte zum andern trieben, machten sein Leben zu einer immerwährenden Wanderschaft. Ingelheim, wo damals der Hof war, diente ihm bloß zur Zuflucht, wo er nach langer Mühe und Gefahr eine kurze Erholung suchte. In seiner Abwesenheit stand der neue Page so wie der übrige Hof unter den Befehlen der Königin. Fastrade, die Tochter eines fränkischen Grafen und Karls dritte Gemahlin, war jung, schön, listig, stolz und herrschsüchtig. Sie allein schien unter allen damaligen Menschen dem großen Karl überlegen zu seyn; denn sie beherrschte ihn mit einer Allgewalt, die alle Hofleute und Freunde des Königs in Verzweiflung setzte. Sie drang mit Schlauigkeit

igkeit in seine tiefsten Gefühle, kützelte seine empfindliche Eigenliebe mit der süßesten Schmeicheley, faßte seine Gedanken und Entwürfe mit behender Leichtigkeit auf, und wußte ihm die beschwerlichsten Geschäfte durch ihre theilnehmende Sorge zur Lust zu machen. War es zu verwundern, daß eine solche Zauberin, die einem unruhigen König als sein zweyter lebendiger Geist hülfreiche Hand both, bey dem Geliebten viel vermochte? That er Unrecht, wenn er die Schöpferin einer neuen Glückseligkeit, wovon er bey seinen vorigen Gemahlinnen kaum die Möglichkeit geahndet hatte, mit grenzenloser Gegenliebe umfieng?

Allein bey dieser Anstrengung und unabläßigen Sorgfalt, womit Fastrade für den König lebte, mußte sie es bald überdrüßig werden, die Herzen ihrer Großen und ihrer Bedienten mit gleicher Geschmeidigkeit gefangen zu nehmen. Ihr Stolz gab sich nicht die Mühe durch Güte zu gewinnen, was sie mit Gewalt erzwingen konnte. Wie sie dem König ihr ganzes Wesen aufopferte und nur Herz und Sinn für diesen einzigen zu haben schien, so forderte sie auch von allen andern gesucht und geliebt zu werden. Ihre Eifersucht verbreitete sich über Groß und Klein. Wer sie vorbeygieng, der kam nicht zum Ziele; wer sie beleidigte, der war gestürzt: wer sie hingegen schonte, der gewann, wer ihr huldigte, wurde erhöht. Sie liebte wie sie haßte, mit Eifer und Gewalt; die kleinsten Dienste wurden reichlich von ihr belohnt, so wie

ihre

ihre Rachſucht oft bis zur Grauſamkeit gieng. Karl wurde durch ihre Heftigkeit zu Uebereilungen getrieben, die ſein Leben mehr als einmal in Gefahr ſetzten; und wäre er leichtgläubig geweſen, ſo hätte ſie ihn bey aller ſeiner Großmuth und Güte zu einem grauſamen Tyrannen gemacht.

Theodons lenkſamer Geiſt ſchmiegte ſich an dieſe ſtolze Göttin mit der Leichtigkeit ſeines Alters ſo innig an, wie es noch keinem von ihren bisherigen Günſtlingen gelungen war. Des Morgens hohlte er aus dem Schloßgarten ein Körbchen voll ſchöner Blumen und ſtellte ſie auf der Königin Putztiſch. Wenn ſie ausging, ſtand er in ſeinem ſchönſten Anzuge im Vorſaal, als warte er auf Befehl, ob er ſie begleiten ſollte. Des Abends, wenn die Königin im Garten war und ihn nicht rufen ließ, ſchlich er ſich mit ſeiner Harfe in eine nahe Laube, und ſang einige ſeiner ſchönſten Lieder. Die Königin glaubte es ſey ihr noch nie ſo angenehm geſchmeichelt worden, und fand alles, was der ſchöne Page that, ſo artig, als ob ſie es ſelbſt befohlen hätte. Gegen ein Kind hegt der Herſchſüchtige keinen Verdacht; er nimmt ſeine unſchuldigen Liebkoſungen für Zeugniſſe der Wahrheit, und leidet ſie ſo willig, als ob ein ſanftes Lüftchen ſeine heißen Wangen ſtreichle.

Theodon merkte kaum, daß ſeine Dienſte gefielen, als er ſeinen Eifer verdoppelte. Seine feine Empfindung leitete ihn dabey ſo richtig, daß er nie den glücklichen Augenblick verſäumte, wo man

ſeine

ſeine Aufmerkſamkeit zu erwarten ſchien. Die Königin gieng an einem ſchönen Abend von einigen ihrer Hofleute begleitet in den weitläuftigen Gärten des Schloſſes ſpazieren. Die Sonne neigte ſich eben zum Untergang und röthete noch die Gipfel der hohen Obſtbäume, an denen hier und da ſchon einzelne Früchte reiften. Von ungefehr blieb ſie vor einem ſchlank aufgeſchoſſenen Apfelbaum ſtehen und zeigte ihren Damen zwey Aepfel, die im höchſten Wipfel hingen und von der Sonne beſtrahlt wie helles Gold funkelten. Ach, wenn doch jemand da wäre, der ſie uns abnähme, rief ſie mit einem Ausdruck von ungeduldigem Verlangen. Die Hofjunker gafften und ſahen ſich um, als Theodon ſein Kleid abwarf, ſich an dem glatten Stamm wie eine Schlange hinaufwand, von einem ſchlanken Zweig auf den andern ſtieg, und die lieblichen Früchte brach. Die zarten Aeſte ſchwankten mit ihrer Laſt ſo heftig hin und her, daß die Damen vor Aengſtlichkeit ſchrien: Ach Gott, wenn er fällt! — Aber die Zeit ſeines Falls war noch nicht gekommen; die weichen Aeſtchen ſchienen ſich aus Liebe zu beugen und trugen den Schwebenden, wie einen Vogel der ſich auf ihnen wiegt. Er ſtieg eben ſo behende wieder herab, warf ſich mit einem leichten Sprung an die Erde, eilte auf die Königin zu, kniete vor ihr nieder und reichte ihr die goldnen Früchte, die wie ein liebend Paar an einem einzigen Zweigelchen hiengen, in ihre ſchöne Hand. Die Königin drückte des Prinzen kleinen Finger, und ſagte mit

holdseligem Lächeln: „Junger Wagehals, wenn dir das Glück so treu ist wie diese Zweige, so ist für dich kein Gipfel zu hoch. Ich werde mich bey Gelegenheit bedanken.“ — Das geschahe noch denselbigen Abend; sie schenkte ihm einen schönen Ring, und hing die goldnen Aepfel als Pfänder der Verehrung über ihren Putztisch.

Es giebt auch für eine schöne eitle Frau vielleicht keine angenehmere Schmeicheley, als die innige Verehrung eines unschuldigen Herzens. Der erfahrne Liebhaber scheint Belohnung zu fordern; seine Huldigung ist kein Opfer tiefer Empfindung, sondern das Geschenk eines Listigen, der gewinnen will; der unschuldige hingegen scheint seinen eignen Vortheil zu vergessen, und das Schöne bloß deswegen zu lieben, weil es schön und reizend ist.

Allein wie stark auch die Eitelkeit bey der Zuneigung der Königin Fastrade gegen ihren Pagen wirken mochte, so war es wenigstens nicht das einzige, was sie zu so großem Wohlwollen gegen ihn bewegte. Sie hatte eine einzige Tochter, aber keinen Sohn; ein grausamer Schmerz für eine herrschsüchtige Königin. Was half ihr alle Arbeit und Sorge, womit sie des Königs Herz gefangen hielt, wenn ihr eignes Geschlecht an den Siegen ihres Gemahls keinen Antheil hatte? Karl suchte seinen Söhnen große Reiche zu erobern, aber an die Versorgung seiner Töchter schien er kaum zu denken. Die Mädchen wuchsen heran; die mehresten

ſten hatten unter den Vornehmen des Reichs ihre heimlichen Liebhaber, mit denen ſie wieder Söhne und Töchter zeugten, und doch war der eigenſinnige Karl nicht zu bewegen, die armen Kinder zu verheyrathen. Karl war ein Ehrgeiziger, der auf der Bahn ſeines Vaters gieng, und ein Reich zu ſtiften ſuchte, das Jahrhunderte lang ſeinen ſtrahlenden Nahmen an der Stirne träge und allen feindlichen Anfällen von innen und auſſen trotzte. Er ſahe voraus, was für fürchterliche Gegner er ſeinen männlichen Erben erwecken würde, wenn er ſeine vielen Töchter an ſeine mächtigen Herzoge und Grafen verheyrathen, und die ſtolzen Vaſallen, die ohnedem nur gezwungen gehorchten, zu ſeinen Schwiegerſöhnen erheben wollte. Kaum hätte er die Augen geſchloſſen, ſo wäre der ungeheure Thurm von Völkern und Ländern, woran er ſein ganzes Leben ſo ängſtlich gebaut hatte, durch innere Zwietracht ſeines eignen Geſchlechts wieder aus einander gefallen. Dieſer Gedanke war dem Eroberer unerträglich; er that, was der menſchliche Stolz von jeher für recht hielt, er opferte die Töchter den Söhnen auf. Sein gutherziger Geheimſchreiber Eginhard, der ſeinen großmüthigen Wohlthäter nicht gern einer ſo gemeinen väterlichen Grauſamkeit beſchuldigen wollte, ſagt zwar, Karl habe ſeine Töchter ſo überzärtlich geliebt, daß er ſich von keiner einzigen habe trennen mögen: allein wir haltens mit der uralten Sage, welche erzählt, daß der große Karl im Fall der Noth viel eher ſeinen

treuen Geheimschreiber, als einen Herzog oder Grafen, zu seinem Schwiegersohn erhoben hätte.

Die Königin Fastrade sahe dem Stolzen tief in die Seele. Wo er sich vor ihr verbarg, da errieth sie ihn am schnellsten; aber eben da gieng sie auch am behutsamsten. Karl war in seinen Entwürfen wie ein Fels, den man nicht an der schrofen Stirne sondern durch Umwege ersteigen muß. Sie stellte sich so unbefangen, als ob sie nicht wisse, daß sie selbst eine Tochter habe. Begehrte ein mächtiger Fürst eine von den Prinzessen zur Ehe, so fand sie die Verbindung nie würdig genug; machte die heimliche Liebschaft der einen oder der andern am Hofe ein zu lautes Geräusch, so war sie die erste, die den Fehler als eine Kleinigkeit verheimlichte oder wenigstens entschuldigte; kurz sie lockte den Vogel, den sie fangen wollte, durch seinen eignen Gesang, damit er die Schlinge vergesse und nach und nach dreister werde. Das einzige, was sie noch bemühte, war die Entdekung eines jüngen Fürsten, der für ihre hochfliegenden Wünsche vollkommen gerecht sey, als ihr das Schicksal den Prinzen Theodon, den Erben eines mächtigen, an der Gränze liegenden Herzogthums, unter den glücklichsten Verbindungen entgegen führte. Gleich beym ersten Anblick gewann er ihr Herz, und da der Jüngling mit solcher Innigkeit an ihr hieng, als ob er ihre Absichten errieche, so war es kein Wunder, daß ihre Zuneigung

Protheus.

Und weßwegen?

Julia.

Weil mich däucht, ſie liebte euch eben ſo ſehr als ihr eure Donna Silvia: Sie träumt Tag und Nacht von dem, der ihrer Liebe vergeſſen hat; ihr ſchmachtet um diejenige die eure Liebe verachtet; es iſt zu bedauren, daß es in der Liebe ſo widrig gehen kan; und dieſer Gedanke macht mich ſeufzen.

Protheus.

Gut, gieb ihr den Ring und zugleich dieſen Brief; hier iſt ihr Zimmer: Sag' ihr, ich bitte ſie um das Gemählde, ſo ſie mir verſprochen. Sobald du deinen Auftrag gemacht haſt, ſo komm in mein Zimmer zurük, wo du mich traurig und allein finden wirſt.

[Protheus geht ab.]

Achte Scene.

Julia.

Wie wenige Weibsbilder würden einen ſolchen Auftrag ausrichten? Armer Protheus! du haſt einen Fuchs zum Hirten für deine Lämmer gedingt. Aber du, noch ärmere Thörin, warum bedaurſt du den, der dich ſo herzlich verachtet? Er verachtet mich, weil er ſie liebt; und weil ich ihn liebe, muß ich ihn bedauren. Dieſen Ring gab ich ihm

beym

neigung gegen ihn mit jedem Tage zu wachſen ſchien.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

IV.

Auszug

aus dem Tagebuche eines Reiſenden,

vorzüglich

die Theater zu Paris betreffend.

Mitgetheilt von Friedrich Schulz.

(Fortgeſetzt von S. 99. im I. Stück. dieſes Journals.)

Nun trat ich eine neue Reiſe an. Sie gieng anderthalb Stunden durch kleine und groſſe, krumme und gerade Straßen. Ich hatte keinen Kompaß, als das Gefühl der Müdigkeit, das mich auch endlich an Ort und Stelle brachte. Mein Ruheplätzchen ſollte eine Loge im Theatre des petits Comediens de Mſgr. le Comte de Beaujolois ſeyn.

Es war eine artige Idee, die berühmte Pantomimik der Alten, mitten in Paris, wo man ſo viel und ſo gern ſpricht, wieder aufzuwecken. Aber man ſpricht auch bey dieſem pantomimiſchen Schauſpiel; nur ſpricht die Perſon nicht, die man auf

dem Theater ſteht, ſondern eine andre hinter einem Gitter, das auf der Seite angebracht iſt. Dieſe petits Comediens ſind übrigens ſchon groß, und unter denen, die ich heute ſpielen ſah, konnte keiner unter ſiebzehn Jahren ſeyn. Die Schauſpielerinnen würden es wohl auch ſehr übel nehmen, wenn ihre Liebhaber das Wort petite von ihnen brauchen wollten.

Auch hier fand ich jene Lebhaftigkeit des Spiels, die man nur bey den franzöſiſchen Schauſpielern ſucht. Die Täuſchung war vollkommen. Nur mit einem Fernglaſe konnte ich unterſcheiden, daß die Perſon auf dem Theater bloß geſtikulierte und nicht ſänge oder ſpräche. Das Spiel der Augen, des Mundes, der Hände, ſagte vollkommen den Worten zu, die ein andrer hinter der Kouliſſe ſprach. Bey zwey oder dreyen der ältern Schauſpieler bin ich trotz meinem Fernglaſe zweifelhaft geblieben, ob ſie nicht wirklich ſprachen.

Dies Spiel iſt weit ſchwerer, als das gewöhnliche Theaterſpiel. Es iſt nöthig, daß die Schauſpieler ihre Rolle Wort für Wort lernen, daß ſie die Arien bis auf die Note einſtudieren, und den Takt, die Pauſen, die Läufe auswendig lernen. Auch flüſtern ſie ihre Rollen wirklich mit, weil ſie ſonſt unmöglich das Spiel des Mundes ausführen könnten. Dies Flüſtern muß den Anfängern unendlich ſauer werden, weil es faſt unmöglich iſt, ſich in dem Feuer der Pantomime, welche die Worte begleis

begleiten oder hervorbringen, so zu meistern, daß man nicht laut wird.

Diese zu überwindenden Schwierigkeiten haben mich mehr für dies kleine Theater eingenommen, als die Stükke, die man gab, und die Manier, worin man sie gab. Man sieht es den Schauspielern beyderley Geschlechts an, daß sie von gemeinen Eltern herstammen. Die Schauspieler verriethen dies durch eine gewisse Plattheit in Aussprache, Gang, Anzug und Frisur, und die Schauspielerinnen eben dadurch, nur daß es bey diesen in einem kleinen Stücke mit türkischem Kostüme noch sichtbarer war. Die Anzüge waren glänzend, aber desto mehr stachen zwey lange, gelbe, herabhangende Arme, die hin und her geschleudert wurden wenn man auftrat, dagegen ab. Sie liefen in dem edlen morgenländischen Anzuge, wie Mägde die ihr Sonntagskleid anhaben, und konnten sich bey dem Flimmern der Flittern und bey dem Schweben der Silbergase des Lachens nicht erwehren, wie gemeine Leute, wenn sie in einer Kutsche fahren.

Das Theater ist klein gegen die übrigen Pariser Theater, aber groß gegen viele teutsche. Es war ganz voll.

Den 24sten. — In das Theatre Italien gegangen.

Man gab zwey Stücke: Les arts et l'amitié, und Sargines, ou l'Eleve de l'amour. Das er-

ste kleinere war voll Natur und Leben, und wurde mit einer hinreissenden Gefälligkeit und Lebhaftigkeit agespielt. Es hat etwas ähnliches mit Göthe's Geschwister, und war voll Herz und Natur wie dieses, nur versteht es sich, daß es französisches Herz und französische Natur waren. Aber so zurückschreckend können diese doch auch nicht seyn, weil mir mehr als einmal die Augen naß dabey wurden. Hier ist der Inhalt:

Drey treffliche junge Männer, ein Mahler, Schriftsteller und Tonkünstler, finden sich mit einem eben so treflichen Mädchen zusammen. Sie leben, durch Theilnehmung und zärtliche Freundschaft verbunden, höchst glücklich, und das Mädchen ist der Quell und der Mittelpunkt ihres Glücks. Sie glauben sie alle gleich lieb zu haben; sie glaubt, alle wären ihr gleich lieb: aber der Mahler hat sie lieber als die übrigen, er ist ihr lieber als die übrigen. Davon wissen sie beyde noch nichts.

Das Schöne ist Lockspeise für den Engel wie für den Teufel. Ein Advokat aus der Nachbarschaft, ein schlechter Mensch, verliebt sich in das Mädchen, trägt sich ihr an, wird abgewiesen. Er spielt ein Pasquill, eine sittenlose Zeichnung und schamlose Verse in die Mappe des Mahlers, und eine Stunde nachher ist der Exempt mit seinen Begleitern da. Man sucht und findet. Die drey Freunde sollen ins Gefängniß. Plötzlich erscheint Rettung. Ein Großer, der sich für diese Genieen-

familie

familie interessirt hat, nimmt alles auf sich, und die Gouvernante des Advokaten sagt dessen Plane und seinen boshaften Streich aus. Der Exempt nimmt ihn mit.

Diese Züge zur Steuer der französischen Natur; nun kömmt wieder ein Auftritt voll Herz.

Der Komthur öffnet den drey jungen Leuten über ihr Verhältniß mit dem jungen schönen Mädchen die Augen: es sey unmöglich, es sey unnatürlich, daß sie alle Drey gleich lieb haben könnte. Sie berufen sich auf sie, und ihr wird bange; sie zittert, als der Mahler vor ihr nieder sinkt und sie fragt, ob sie ihn so lieb hätte wie die übrigen? Er kann ihre Hand nicht los lassen, sie ihm die ihrige nicht nehmen. Er behält sie, und die andern treten ihm ihre Rechte auf das Mädchen ab. Der Komthur nimmt sie alle an Kindes statt auf.

Diese Scene wurde unübertreflich schön ausgeführt, und that große, allgemeine Wirkung.

Das zweyte Stück, Sargines, war eine heroische Operette, ohne Erfindung, aber mit einer herzerhebenden, einfachen Musik, und mit sehr abwechselndem Theaterspiel. Es war die zwanzigste Vorstellung, die das Stück, nicht der Geistesnahrung, die es gewährt, sondern dem Genuß, den es den Augen verschaft, und noch andern wichtigern Umständen zu danken zu haben scheint. Es sind diese, daß Phtlipp-August darin vorkömmt,

daß dieser König sagt: nicht für mich, sondern für mein Volk wag' ich mein Leben! daß er hinzusetzt: dieß ist der Augenblick, wo wir ewig frey oder auf ewig Sklaven werden! daß er, als er in seinem Feuer eine Zeitlang gesprochen hat, auf einmal ein schönes Mädchen erblickt, zu ihr hintritt und zu ihr sagt: Verzeihung Madame! und sich wegwendet. und sagt: was sie schön ist! und daß dieß Mädchen die Göttin des Parterres, die Dügazon, ist.

Diesen Umständen, die auf die gewaltsame politische Gährung, worin die Nation jetzt ist, wo sie sich sehnt einen Vater des Volks zu haben, die ferner auf die Liebe der Nation zu jenem Könige, auf den Geist der Galanterie und auf den Geschmack des Parterre so lebhaft anschlugen: diesen Zügen hat wahrscheinlich das Stück seinen glänzenden Beyfall zu danken. Denn auf jeden derselben folgte ein wildes, dreymal wiederholtes Händeklatschen und Bravorufen.

In Teutschland würde ein Stück durch so etwas sein Glück nicht machen. Unsre kalte Ueberlegung hat für jedes Ding ein besondres Kämmerlein. Wenn sie in die Komödie geht, so nimmt sie mit, was zur Komödie gehört, und läßt alles übrige daheim. Wenn sie die Rechte des Volks studiert, denkt sie an keine Komödie; und wenn sie einen galanten König sieht, denkt sie sich einen wollüstigen König, der nach ihren Begriffen unmög-

lich

lich ein wahrer König seyn kann. Bey den Franzosen ist es ganz anders. Sie haben alles bey allen Gelegenheiten bey sich, und daher ihre Lebhaftigkeit und ihr nie versiegender Witz; sie haben Augen für alles, und daher ihr schnelles Fassungsvermögen, aber auch ihr flatterhafter Charakter.

Mlle. Dügazon hatte heute nur ein paarmal Gelegenheit, ihr Talent zu entwickeln. Wenn mich nicht alles trügt, wird sie für leichte, naive Rollen schon zu feyerlich, zu unbehülflich, zu heroisch *). Ich glaubte Mlle. Raucourt wieder zu sehen. Es war ihr Gang, ihre Haltung, ihr herabsehender, kalter, tragischer Blick **). Aber ihre Bildung ist feiner, ihre Figur niedlicher, und ihre Stimme angenehmer.

Den 25. — Sodann eine Reise zur Bastille gethan. Den kürzesten Weg nahm ich freylich nicht, aber gewiß den, der mich am gewissesten dahin bringen mußte. Er gieng über die Boulevards von der Chaussée d'Antin an bis zur Vorstadt St. Antoine in einem Zuge fort, und ich hatte Gelegenheit alle Herrlichkeiten der Boulevards langsam

*) Ich nehme jetzt dies Urtheil zurück. Naivetät kann unmöglich mit mehr Wahrheit gespielt werden, als eben Mlle. Dügazon sie z. B. in Blaise et Babet spielt. S.

**) Ich finde jetzt, daß gerade das, was mir damals an ihr nicht gefiel, ein sprechender Beweis für ihre vorzüglichen Talente war. S.

ſam vor mir vorüber gehen zu laſſen. Es ſind ihrer zu viel für ein Tagebuch, und ſie verdienen eben ſo ſehr eine ganz vollſtändige Beſchreibung, als das Palais Royal.

Beym Anblicke der Baſtille erſchrack ich, und mir war und blieb es in ihrer Nähe ganz unheimlich. Mit leiſen Tritten gieng ich in einem ziemlich weiten Cirkel rund herum, und ein ſchneller Schauer überlief mich, als ich mich auf einmal vor der erſten Zugbrücke befand, die es zweifelhaft läßt, ob ſie da iſt, um niemand herein oder niemand herauszulaſſen. Dies fürchterliche Schloß iſt ganz Mauer und ganz Thurm, und ſcheint mit ſeinen ſchwarzen Quadern in ſich ſelbſt hinein zu kriechen, um das einzige ſchaudervolle Ding in ſeiner Art zu ſeyn. Ich athmete wieder freyer, als ich es im Rücken hatte. Die Leute, die rund herum wohnten, aßen, tranken, ſcherzten und ſangen, als ob ſie beym Palais Royal gewohnt hätten; aber dies nahm mich nur ſo lange Wunder, als der Anblick dieſer ſchrecklichen Gruft für Lebendige, mit allen Ideen und Eindrücken, die ich ſchon zum Theil in früher Jugend davon erhalten hatte, auf mich wirkte. Wenn die Erregung von Mitleid und Furcht Wirkung und Zweck des Trauerſpiels ſeyn ſoll, ſo war für mich der Anblick der Baſtille ein wahres Trauerſpiel: denn dieſe beyden Empfindungen erinnere ich mich ſo rein und unvermiſcht und zugleich ſo ſanft erſchütternd nie gehabt zu haben.

Ich

Ich war schon weit weg, als mir erst einfiel, daß ich das Arsenal mit seinem schönen Garten, der bis an die Wälle der Bastille stößt, über der letztern ganz vergessen hätte. *)

Des Kontrastes wegen wollte ich von der Bastille in das Ambigu Comique gehen; aber ich hielt mich mit Musterung der verschiedenen Anstalten zum Zeitvertreib und Gelderwerb, die sich mir auf den Boulevards darboten, zu lange auf, als daß ich zeitig genug in die Vorstellung des Baron de Trenck ou du Prisonnier Prussien hätte kommen können. Dies kleine Stück ist durch die allgemeine Sensation veranlaßt, welche die Lebensbeschreibung dieses berühmten Sonderlings auch hier hervor gebracht hat.

Neben dem Theater des Ambigu-Comique fand ich das Bild eines großen Stieres, der folgendes ziemlich inkorrekt geschrieben, zu den Zuschauern sagte: Je me flate d'être l'unique de mon espece, je suis agé de 4 ans et je pese 5447 Livres, venez me voir, Messieurs! **) Ich konnte diesem Zurufe nicht widerstehen, und sah ihn. Wirklich habe ich in seiner Art nichts Schöneres,

*) Ich ließ mir nicht träumen, was kaum vier Wochen nachher mit ihr vorgieng. S.

**) Ich schmeichle mir, der einzige in meiner Art zu seyn; ich bin vier Jahr alt und wiege 5447. Pfund. Kommen Sie, meine Herren, und besehen Sie mich.

neres, Edleres und Stärkeres gesehen, als diesen Stier, den sein Herr, wie sein Wärter sagte, tief aus Ungarn her hatte kommen lassen, um ihn den neugierigen Parisern zu zeigen. Sein Führer sprach ein Kauderwelsch mit ihm, das weder ich noch ein anderer rechtlicher Mann, der ihn mit mir sahe, verstehen konnte. Sans doute, sagte dieser zu mir: il ne comprend que l'allemand! *) — Sans doute, erwiederte ich, nicht ohne Furcht, daß der Ochse auf meinen Accent horchen möchte: Sans doute, comme il est de la Hongrie. **) — Er verzog keine Miene und ich auch nicht.

Solche Blumen aus der Erdkunde der Franzosen kommen einem, wenn man unter ihnen lebt, täglich zu hunderten vor.

Uebrigens nannte ein großer Anschlagszettel diesen Stier einen Boeuf Cyclope, und dieser Umstand hatte mich zuerst aufmerksam auf ihn gemacht, weil ich ein merkwürdiges Spiel der Natur, das eine uralte Dichtung beglaubigte, zu sehen vermuthete. Ich hatte mich bloß daran gehalten, daß die Cyclopen nur ein Auge hatten, und hatte vergessen, daß sie ausserdem auch Riesen waren. Dieser Ochse war zwar ein Riese in seiner

*) Wahrscheinlich versteht er keine andere Sprache, als Teutsch.

**) Ganz gewiß, weil er aus Ungarn ist.

beym Abſchied zum Angedenken meiner Zärtlichkeit: Und nun bin ich abgeſchikt, um etwas anzuhalten, das ich nicht zu erhalten wünſche; etwas anzubieten, das ich ausgeſchlagen ſehen möchte; und die Treue desjenigen anzupreiſen, von deſſen Untreue ich ſelbſt ein trauriges Opfer bin. Ich bin meines Herrn getreue und ſtandhafte Liebhaberin, aber ich kan nicht ſein getreuer Diener ſeyn, wofern ich nicht an mir ſelbſt zum Verräther werden will. Und doch will ich ihm das Beſte bey ſeiner Geliebten reden; aber ſo kalt als ich, der Himmel weiß es, wünſche, daß er keinen Eingang finde.

Silvia tritt auf.

Guten Tag, Fräulein; ich bitte euch, ſeyd ſo gut und verſchafft mir Gelegenheit, mit Donna Silvia zu ſprechen.

Silvia.

Was wolltet ihr von ihr; wenn ich's wäre?

Julia.

Wenn ihr's ſeyd, ſo bitte ich euch um Geduld den Auftrag zu hören, womit man mich an euch geſchikt hat.

Silvia.

Wer ſchikte euch?

Julia.

Mein Herr, Signor Protheus, Madam.

uer Art, aber er hatte zwey Augen. Ich fragte seinen Führer, warum er ihn nicht lieber, um dergleichen Mißverständnisse zu vermeiden, le boeuf Geant genannt hätte. Er antwortete, boeufs geants wären schon da gewesen, aber noch kein boeuf cyclope. Dagegen konnte ich nichts einwenden.

Ausser diesem Stier sah ich bey dieser Gelegenheit zugleich alle Affen, Tiger, künstliche Hunde, und was von der Art noch alles zu sehen war.

Abends im P. R. Hier war die Nachricht angekommen, daß sich einige Mitglieder vom Adel und der Geistlichkeit zu den Deputirten des Tiers-Etat geschlagen hätten. Es war eine wilde Freude. Zehntausend Menschen, Weiber, Mädchen, Kinder, standen in einzelnen großen Haufen beysammen und hörten den Sprechern und Vorlesern zu. Auf einmal fiel aus einem der obersten Stockwerke des Palais eine Granade herab und zerplatzte mitten unter einem der dicksten Haufen. Was Folge der Schadenfreude war, wurde von den entzückten Politikern für Patriotismus genommen, und statt den Buben aufzusuchen und ihn für den Streich her zu nehmen, schrie alles, was schreien konnte, bravo, bravo! und klatschte, daß der Pallast wiederhallte. Kaum zehn Minuten vorbey, so stiegen und fielen von allen Seiten Schwärmer, Granaden, Leuchtkugeln, und es gab ein Gesräusch und einen Zulauf, die bis nach zwey Uhr in der

der Nacht mit gleicher Stärke anhielten. Morgen denke ich an den Ecken angeschlagen zu sehn, wie viel Uhren, Schnallen, Dosen und Schnupftücher bey diesen patriotischen Explosionen mit aufgeflogen sind.

Den 26sten. Vor Tische eine Wanderung nach den Champs Elisées; hinter denselben im Jardin Royal zu Mittage gegessen; darauf nach der Stadt zurück in die Varietés amusantes.

Man gab zuerst ein kleines Stück, Esope à la foire, ohne große Erfindung. Leute von allerley Ständen kommen, theils aus Neugier theils weil bey ihnen guter Rath theuer ist, zum Aesop, und er sagt ihnen in artigen Fabeln und Allegorien Wahrheiten und Lebensregeln.

Stücke dieser Art machen bey uns in Teutschland noch kein Glück. Wir wollen Moral, Philosophie und Leidenschaft in Handlung gesetzt und mehr unser Gefühl als unsern Verstand beschäftigt wissen. Hieraus entsteht die große Verschiedenheit zwischen teutschen darstellenden Werken und französischen; und daher kömmt es, daß oft ein Theaterstück, welches in Frankreich die Zuschauer vor Vergnügen ausser sich setzte, in Teutschland Gähnen und Schlummer zur Folge hat. Beständig denken wir, wenn unsere Aufmerksamkeit auf eine Person das Stücks gerichtet ist: was wird sie thun? und die Franzosen denken: was wird

sie

ſie ſagen? Ihnen giebt das Wort Intereſſe und uns die That. Wir haben mehr Energie und ſie mehr Kultur.

Das zweyte Stück war der Herzog von Monmouth. Es intereſſiert hauptſächlich einiger naiven Scenen wegen, in welche der Herzog auf ſeiner Flucht mit einem artigen Bauermädchen, ihrem Bräutigam und ihrem Vater verwickelt wird. Monvel war für die Rolle des Herzogs zu alt, aber man vergaß es ſehr bald. Auch hier wurden die Stellen, die nur eine entfernte Deutung auf die jetzige politiſche Gährung litten, wüthend applaudirt. Nach ihnen die Stellen aus der Moral und Lebensphiloſophie am meiſten.

Es iſt gewiß, daß bey dem franzöſiſchen Parterre nichts verloren geht. In Teutſchland beklatſcht man nur immer den Schauſpieler, und nicht den Autor. Dieſer erfährt ſelten vom Parterre, wie ihm ſein Stück gefällt, und er muß nehmen, was ihm der Schauſpieler von dem Beyfalle gutwillig abgeben will.

So geht es auch unſern Schriftſtellern aus andern Fächern. Es kann einer mehrere Jahre mit Vergnügen geleſen worden ſeyn und er erfährt kein Wort davon. Er hört vielleicht läuten, aber ſo leiſe, als ob man es ausdrücklich darauf angelegt hätte, daß er es nicht hören ſollte. Unſer Publikum handelt in dieſem Punkt nach den Regeln einer

gewissen indolenten Delikatesse, die, weil sie den bescheidenen Mann mit verdienten Lobsprüchen zu beleidigen fürchtet, lieber schweigt, als auf eine Art denkt, wie sie ihm ihren Beyfall, ohne daß er ihn für erheuchelt oder übertrieben hält, zu erkennen geben will.

Die Franzosen, die mehr gesellschaftliche Kultur haben als wir, sind auch über diesen Punkt im Klaren. Man lobt, wo etwas zu loben ist, ohne Zurückhaltung, und hält es mit dem Tadel eben so. Daher oft im Theater Beklatschen und Auspfeifen bey einem und eben dem Stücke. Unsre gutherzige Weise, daß wir oft mit einem berühmten Nahmen, Fehler, Unachtsamkeit und Nachläßigkeit zu bedecken suchen, ist den Franzosen unbegreiflich, und Moliere, Racine, Voltaire ꝛc. haben nicht selten erfahren, daß nicht berühmter Name sondern gute Arbeit das Publikum interessiere. Hier kömmt erst das Publikum, dann der Schriftsteller; bey uns meynen die Schriftsteller, erst kämen sie, dann das Publikum. Dieser ganz widersinnigen Meynung hat letzteres durch sein indolentes, langsames, unschlüßiges und schwaches Benehmen selbst die Entstehung gegeben, und es muß durchaus schlecht bedient werden, sobald seine Schriftsteller nicht Verleugnung genug haben, sich etwas schwer zu machen, was sie sich sehr leicht machen können. Das teutsche Reichskammergericht ist eine treue Kopie des teutschen Publikums,

oder umgekehrt: ich kann nicht gleich heraus finden, wem von beyden hier die Ehre gebührt, das Original zu seyn.

Mitten in Paris wird es mir wohl hingehen, daß ich mir auf meine eigene Hand über diesen Gegenstand einige Steine vom Herzen geschafft habe.

Den 27sten. Bey dem schlechten Wetter, das Zeit meines Hierseyns unausgesetzt gedauert hat, ist es mir immer noch unmöglich gewesen, ausserhalb der Barieren der Stadt zu gehen, um frische Luft zu schöpfen. Dies Bedürfniß habe ich bis jetzt immer nur im Garten der Tuillerien, des Palais Luxembourg und auf dem pont neuf befriedigen können. Das Palais Royal und das Theater sind bis jetzt meine hauptsächlichsten Zerstreuungen gewesen.

Heute war ich im Theatre de Monsieur. Es ist in den Tuillerien. Vielleicht so groß, als das Theatre François und Italien, gut dekoriert, erleuchtet und bedient, wie alle, selbst die kleinsten, in Paris.

Man gab zwey Stücke, ein kleines und ein größeres. Der lebhafte Geist der Franzosen kann sich unmöglich zwey oder drey Stunden an Ein Stück fesseln lassen. Auf ein längeres muß er durch ein kürzeres vorbereitet, und für das längere muß er wiederum durch ein kürzeres schadlos gehalten werden: daher kömmt es, daß jedes

Theater faſt immer drey Stücke giebt. Das Ambigu-Comique und die Grands danſeurs geben oft vier, fünf, bis ſechs.

Das erſte kleinere Stück, das man heute gab, ward nur durch eine Vaterrolle anziehend, die ich nie mit dieſer Wahrheit und dieſer Lebhaftigkeit wieder ſpielen ſehen werde. Den Namen des Schauſpielers könnte mir keiner der neben mir ſitzenden Zuſchauer ſagen. Hierüber verſpare ich mir eine Betrachtung, wenn ich alle franzöſiſche Theater geſehen und in allen dieſelbe Bemerkung gemacht habe.

Das zweyte Stück war eine Farce mit einer köſtlichen Muſik von Paiſiello. Es hieß le Marquis de Tulipano und erlebte heute die ſieben und dreyßigſte Vorſtellung. Der poſſierliche Name Tulipano hat höchſt wahrſcheinlich das Glück des Stücks gemacht; denn ſo oft er mit einem gewiſſen feyerlichen Accent ausgeſprochen wurde, erhob ſich ein wildes Händeklatſchen und Bravorufen. Alles übrige war höchſt alltäglich, ſogar albern.

Der Marquis Tulipano iſt ein Geck, der auf ſeinen Adel im höchſten Grade ſtolz iſt, und die Würde und das Gefühl deſſelben in jeden ſeiner Züge, in jede ſeiner Bewegungen und Stellungen legen will. Daraus entſteht eine Karrikatur, die in Paris höchſt unnatürlich und lächerlich iſt, dergleichen ich aber in Teutſchland in kleinen Reſidenzen

en und großen Reichsstädten sehr viel gesehen habe, und in den französischen Provinzialstädten wahrscheinlich viel sehen würde. Für meine Erfahrung in diesem Punkt übertrieb auch der Schauspieler, der den Tulipano machte, nicht im geringsten: aber für die Erfahrung des Parterres im Theatre de Monsieur that er es allerdings; denn einige Aeußerungen und Stellungen, die mir gar nicht auffielen, unterhielten ein immerwährendes Lachen. Ich merke mir Züge dieser Art gerne, weil sie eine größere Kultur bey den Franzosen als bey uns voraussetzen. Der Charakter des Tulipano müßte für das Parterre zu Berlin, Dresden und Wien dreyfach überladener seyn, als hier, wenn er Wirkung thun sollte.

Abends im P. R. Hier war wiederum, wie gestern, und noch wilder, ein Feuerwerk von Schwärmern, Erdpatronen, Leuchtkugeln ꝛc. Friseurs, Politiker, Savoyarden und dergleichen regierten und leiteten das Ganze, vertrieben mithin rechtliche Leute aus den Gallerien, und behielten nichts übrig als weibliche und männliche Gaffer, die zum Theil mit Verlust ihrer Haare, Rockschöße, Hauben und Schürzen ihrer Neugier ein Opfer brachten. Die Filles liefen wie verscheuchte Rehe, wiewohl schön geputzt umher, und schienen den Patriotismus zu verwünschen, der hier in Lumpen raſete. Alles hütete die zischenden Schwärmer, um nicht verbrannt zu werden, mithin bekümmerte man sich nicht um sie.

Den 20sten.

Es gelang mir heute, einen Platz im Ambigu comique zu bekommen. Man gab Le Baron de Trenck ou le Prisonnier Prussien, den ich neulich versäumt hatte. Der Hr. v. Trenk hätte selbst in dem fürchterlichen Kerker zu Magdeburg lachen müssen, wenn man ihm den Inhalt dieses französischen Stücks prophetisch vorher erzählt hätte. Die Scene ist eben in jenem Gefängnisse, und die bestrittene Steinplatte mit eingegrabenem Namen und Todtenkopfe ist nicht vergessen. Ein langer Monolog, in welchem le malheureux Trenck sich die Leiden beschreibt, die ein lâche Courtisan, der seines Königs großes Herz wider ihn eingenommen hat, über ihn verhängt, und in welchem er von amour und von einem tendre feu für eine amante adorée spricht: war der Eingang des Stückes, das in Versen geschrieben ist. Trenks Rolle machte ein kleiner, schwarzköpfiger, stumpfnasiger Gaskogner (aus dem Accent zu schließen) der in seinen langen Hosen, offnem Hemde und bloßem Kopfe wie ein ungezogener Junge aussah, und dessen ungeachtet mich einigemal so weit brachte, daß ich über meine Rührung lachen mußte. Es liegt solch ein Vorrath von Interesse in der Geschichte dieses merkwürdigen Mannes, daß sie auch bey der gewaltsamsten Verunstaltung wirken muß.

Als der Monolog gehalten ist, erscheint Trenks Freund, der Soldat, (seinen teutschen Namen hab' ich

ich wie seinen französischen vergessen) der ihm Werkzeuge verschaft hat, sich seiner Fesseln zu entledigen, und unter seinem Grabstein weg einen Kanal zur Flucht zu graben. Die Gefühle von Dankbarkeit und Gutherzigkeit, die sich in dieser Scene, selbst unter der Hand eines Schülers entwickeln, haben wiederum ein unverwüstliches Interesse. Alles um mich her schluchzte und klatschte.

Und nun, o Wunder! erschienen auf einmal die Geliebte und die Schwester Trenks. Ich habe entweder nicht gehört, wie dies der Soldat möglich gemacht hatte, oder er sagte es gar nicht. Dies wäre offenbar das beste gewesen. Genug sie sind da, um eine kalte Scene zu veranlassen. Für mich war sie wenigstens kalt, wenn auch nicht für die Zuschauer mit französischem Geschmack und französischem Herzen. Ein teutscher Dichter würde, wenn er alles übrige auch noch so schlecht gemacht hätte, dennoch Anfang und Ende dieser Scene gut gemacht haben, weil Wiedersehn und Abschied unter solchen Umständen ihrer natürlichen Wirkung nicht verfehlt haben würden; aber der französische Dichter (wenn ich dies Wort einmal mißbrauchen soll) erhielt seinen Trenk in beständiger Ehrfurcht und Entfernung von seiner Geliebten, und gab ihm statt Herz, wie es hier Mode ist, bloß Decenz. So sprachen sie mit einander wie wildfremde Leute; er erzählt sehr weitläuftig, wie man ihn angeschmiedet und behandelt hat, und sie hört, zehn

Schritte von ihm, mit anständig gefalteten Händen seiner Erzählung zu, die sie, wie seine Schwester, nur zuweilen mit einem helas! (sprich hä — las! dies ist der tragische Accent bey allen Schauspielerinnen, die ich hier das Wort noch habe aussprechen hören) zu unterbrechen gedrungen ist.

Auf einmal tritt der treue Soldat herein und erzählt, alles sey verrathen. Die beyden Frauenzimmer entfernen sich, wahrscheinlich durch die Mauer, weil man die Schlüssel am Schlosse der Thür rasseln hört, die im Nu aufspringt. Der General von Bork tritt herein und spricht mit Trenk ungefähr in eben dem Tone, wie es dieser in seiner Geschichte erzählt. Mit der Antwort, die ihm der französische Dichter in den Mund legt, kann der Herr von Trenk zufrieden seyn: sie athmet teutschen Biedersinn und teutsche Großmuth, mit französischen Modifikationen, Verfeinerungen, und mehr nationell vorgetragen.

Trenk erfährt, daß der Prinz von Braunschweig in Magdeburg sey, er will ihn sprechen, und bietet für seine Freyheit seine nahe Befreyung an, d. i. er entdeckt seinen Kanal, seine Werkzeuge, und Zeit und Stunde seiner Flucht. Diese Unbesonnenheit verfehlte selbst bey diesem Parterre seine Wirkung nicht. Ohne daran zu denken, was ihm vorhin die wahrhaft großmüthigen Gesinnungen des Gefangenen für Vergnügen gemacht hatten, gab es jetzt durch einige sehr deutliche Winke zu verstehen,

daß

Silvia.

O! er ſchikt euch um ein Bildniß, nicht wahr?

Julia.

Ja, Madam.

Silvia.

Urſula, hole mein Bildniß -- Geh, gieb diß deinem Herrn, und ſag' ihm in meinem Namen, eine gewiſſe Julia, die ſein unbeſtändiges Herz vergeſſen habe, würde ſein Zimmer beſſer zieren als dieſer Schatten.

Julia.

Madam, wollt ihr die Gnade haben und dieſen Brief leſen? -- Ich bitte um Vergebung, Madam, ich gab euch aus Verſehen ein Papier, das ihr nicht ſehen ſolltet; hier iſt der Brief an Euer Gnaden.

Silvia.

Ich bitte dich, laß mich den andern noch einmal anſehen.

Julia.

Es kan nicht ſeyn: ich bitte um Verzeihung.

Silvia.

Hier nimm diß zurük; ich will deines Herrn Zeilen nicht anſehen; ich weiß, ſie ſind mit Verſicherungen und Schwüren vollgeſtorſt, die er eben ſo leicht wieder brechen wird, als ich dieſes Papier zerreiſſe.

Julia.

daß dies eine Renommisterey sey, die sich kein Mann, der seinen Verstand lieber hätte als den Ruhm des Ausserordentlichen, müßte zu Schulden kommen lassen. Dieser Zug zeugte abermals für das schnelle und gesunde Gefühl eines Pariser Parterres; und dieses war doch keins der ausgesuchtesten. Ich hörte das Wort ridicule und fou von allen Seiten.

Was T. wissen mußte und das Parterre besser wußte als er, geschieht wirklich. Sein Verhaft wird schwerer. Was er jetzt sagte, blieb ohne alle Wirkung, weil alle Zuschauer innerlich sagten (und ein Geräusch kündigte dies an) **er ist selbst Schuld.** Aber es kömmt anderer Rath. Das Stück mußte ein Ende haben, und ein fröhliches Ende haben. Also, der Prinz von Braunschweig plötzlich im Gefängnisse; der General v. Bork bestraft; in des Prinzen Tasche der Befehl zu Trenks Befreyung. Eine Wachtparade marschiert auf, der Prinz führt die Geliebte Trenks und seine Schwester herzu. T. erhält seinen Degen zurück; die Fahnen werden über ihn geschwenkt, und ein Ballet, zur Hochzeit gehörig, macht den Schluß.

Es konnte nicht fehlen, daß die wahre Geschichte, die Wahrscheinlichkeit und das preußische Kostüm erstaunlich dabey leiden mußten. Aber das ist eben der Charakter eines Ambigu Comique.

Auch dies Parterre beklatschte moralische Sprüche und Grundsätze aus der Lebensphilosophie.

Ich habe mir ein paar gemerkt: Ich opferte mich für meinen König auf, aber ach, ich schmeichelte ihm nie! — Die Könige können nicht immer was sie wohl wollten! — Des Unglücklichen spottet nur der Feige (T. zum General von York) der große Mann hat Thränen für ihn!

Möge dies so alltäglich seyn, als es wolle, genug es ward aufgefaßt, und, weil es in Versen war, behalten. Gewiß waren im Parterre viele, denen diese Sprüche in sofern neu waren, daß sie solche noch nicht gehört und gelesen hatten, deren Gefühl und Erfahrung aber sie so homogen waren, daß sie lebhaft anschlugen. Aus diesem Gesichtspunkte sind die moralischen Tiraden der alten griechischen Schauspieldichter nichts weniger als zwecklos, wenn sie Leuten von Philosophie und Erfahrung auch alltäglich vorkommen sollten. Sie thaten auf das griechische Parterre eben die Wirkung, die sie jetzt auf das französische thun, und dies ist mir ein Zeugniß mehr für die Aehnlichkeit dieser beyden Nationen. Ich bemerke diese Aehnlichkeit gerne, ohne deshalb das, was ich von der Charakteristik der Griechen weiß, zu einem Schnürleibe zu machen, in welches ich die Franzosen hinein pressen wollte. Die Griechen sind gegen die Franzosen immer nur die Eicheln gegen die Eiche: diese lag in der Eichel, sie ist aber gegen sie gerechnet durch äußere Einflusse unermeßlich geworden.

Wenn

Wenn die alten Griechen Christum, die Buchdruckerkunst, Amerika und das Pulver gekannt, hätten, so wäre eine ganz entsprechende Parallele nicht unmöglich.

Das Theater ist übrigens nicht so geraumig und gut, als das Theater der Varietés amusantes, aber doch nicht schlechter, als z. B. die Theater zu Berlin, Dresden und Leipzig, und weit besser mit Dekorationen und Maschinenwerk bedient als diese.

Den 29sten Junius. — — Darauf in das Theater der grands danseurs du Roi. Auf ihrem Anschlagzettel standen sechs Stücke, mit deren Titel und Zergliederung ich mich verschonen muß. Die Manier der Schriftsteller, die für dieses Theater arbeiten, scheint mir schon um einen Grad niedriger und platter, als derjenigen, die für das Ambigu comique ihren Witz verschwenden. Doppelsinnigkeiten, die nahe an Zoten gränzen, erlaubt man sich hier schon; doch muß ich gestehen, daß man sie auf vielen teutschen Theatern noch für fein halten würde. Ich bemerkte, daß ganz wohlgekleidete Frauenzimmer, die, wohlgemerkt, nichts käufliches verriethen, aus gutem Herzen solche Dinge mit beklatschten, und sich darauf zu verlassen schienen, daß man den dürren Worten und nicht dem Sinne, den die schadenfrohe Bosheit hineinlegte, ihr Händeklatschen beymessen würde.

Die Seiltänzerey und andere waghälsige Kunststücke, die zwischen den Akten oder zwischen den

ver-

verschiedenen Stücken gegeben werden, habe ich nie in dieser Vollkommenheit, d. i. in dieser Schrecklichkeit gesehen. Eins unter andern trieb mir die Haare zu Berge. Man sezte vier Flaschen auf einen Tisch, stellte auf ihre vier Hälse einen Stuhl in seiner natürlichen Lage, stellte auf diesen einen zweyten, aber umgekehrt so, daß seine vier Füsse in die Luft giengen und sich der Sitz auf die Lehne des erstern stemmte. Auf dieses wankende Gerüst wand sich der Mann (der gar keine Knochen zu haben schien) mit unendlicher Kunst und Behutsamkeit hinan, legte erst die beyden Hände und die beyde Füße auf die vier Füße des Stuhls, streckte erst den einen, dann den andern Fuß in die Höhe, nahm die linke Hand weg und setzte den Kopf an ihre Stelle, nahm die rechte Hand weg — und nun stand er mit dem Kopfe auf einem Stuhlfuße gerade fest, unerschütterlich über zwey Minuten. — Alles war in tiefer Stille versunken, und niemand wagt' es, eher zu klatschen als bis er sich mit gleicher Geschicklichkeit hinunter gewunden hatte, ohne dem Gerüste eine andere Bewegung mitzutheilen, als ein strenges, straffes Zittern. Was bezahlen die Franzosen nicht alles mit Händeklatschen und was geben sie nicht alles dafür!

Ich wollte nicht noch einmal einen Menschen so viel Kunst verschwenden sehen, um dem Tode bis auf ein Haarbeit entgegen zu rücken, entfernte mich

mich also nach dem dritten Stücke, und gieng, weil man da immer recht kömmt, in das Spectacle des Associés. Ich fand das daran, was man im Oesterreichschen Kreuzerkomödie nennt, und alles auf gleichen Fuß eingerichtet, nur daß es hier mehr als einen Kreuzer kostet. Der niedrigste Platz kostet immer noch zwölf Sous. Mit jedem Akt gehen die alten Zuschauer hinaus, und kommen neue herein. Um 12 Sous hat man in Frankreich nicht viel, und auch in diesem Spectacle hatte man nicht viel dafür. Der Witz und Verstand in demselben hält ungefähr mit dem Witz und Verstande des Kasperl in Wien gleichen Schritt.

Von hier gieng ich noch in die Delassemens comiques, von ungefähr ähnlichem Schlage, und von da in die Bluettes. Das Theater der letztern ist unter allen in Paris das kleinste, armseligste, finsterste; aber der letztern Tugend wegen des Sonntags von garçons marchands und ihren Angebeteten häufig besucht, die wenig nach der Buhne sehen.

Dies Schauspiel hat noch den Hanswurst, und ich gestehe, daß es der possierlichste unter allen war, die mir je zu Gesichte gekommen sind. Seine größte Kunst bestand im Zittern, und dies gab er mit einer Fertigkeit und Knochenlosigkeit, die bewundernswürdig war, und ihrer Wirkung auf das Zwerchfell nie verfehlte. Daher ist die Hauptrolle

rolle in den Stücken, die man hier giebt, immer ein Hase. Dekorationen, Kleidungen und Maschinen passen zu den Stücken, wie die Singstimmen zu der Musik, die wechselsweise jene vollends abscheulich machte, und von ihnen vollends abscheulich gemacht wurde.

V.

Fortsetzung der Nachrichten von der Litteratur der Türken.

(fortgesezt von S. 79. des 1sten Stücks.)

Die Türken waren ohne Tonkunst, als Amurat IV. im Jahr 1047. der Hegira Bagdad eroberte. Der wilde Eroberer hatte befohlen, daß 30000 Einwohner unter seinen Augen niedergehauen würden. Da schon ein guter Theil hingerichtet war, fand SchahCuli, der Orpheus von Persien, Mittel, dem erzürnten Sultan vorgestellt zu werden. Er besang das tragische Ende von Bagdad, und begleitete seinen Gesang mit der Harfe auf eine so rührende Weise, daß das harte Herz des Barbaren zu Thränen des Mitleids erweicht wurde. Er befahl das Mordschwerdt einzustecken, und führte den

den Erretter seiner Landsleute mit noch vier andern geschickten Tonkünstlern mit sich nach Konstantinopel. Diese waren die ersten Stifter der Musik unter den Türken.

Unter Muhamed IV. kam die Musik durch Osman Efendi zu einem höhern Grad der Vollkommenheit. Unter Achmet II. gab der Prinz Cantimir den Türken ein vollkommenes Lehrbuch der Musik, und lehrte sie in einem andern kleinern Werkchen, ihre Arien nach Noten zu singen, welche, wie Herr Toderini in einem der äusserst seltenen Exemplare des Cantimirischen Werkchens gesehen hat, in Türkischen Buchstaben und Zahlen bestanden, wie jene der alten Griechen, Lateiner, und Italiener, ehe Guido von Arezzo die Punkte, und 300 Jahr nach ihm Johann Muria, ein Pariser, die bey uns gebräuchlichen Noten erfand. Allein die Türken verließen gar bald die Cantimirischen Noten, und kehrten zu ihrer alten Gewohnheit zurück, ihre Musik ohne Noten zu componieren, und aus dem Gedächtniß auszuführen. Demungeachtet hat sie ihre Grundsätze und Regeln, wie sie in alten Arabischen und Persischen Büchern, woraus sie auch Cantimir schöpfte, gelehrt werden. Sie haben alle Töne und Intonationen, wie wir; sind aber reicher an halben Tönen und an Melodie. Es giebt zwar einige geschickte Tonkünstler zu Konstantinopel, die nach ihrem Wohlgefallen sich einiger Zeichen im Componieren bedienen,

nen; dieſes geſchiehet aber nur ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Von gleicher Art ſind die cirkelförmigen und andere geometriſche Figuren, die ſich in einigen Perſiſchen, Arabiſchen und Türkiſchen Muſik-Büchern finden. Weil ſie die 12. halben Töne in 24. zertheilen, und ihre Melodie hierdurch mannichfaltiger wird, ſo findet ihr Ohr kein Vergnügen an der Europäiſchen Muſik, ſo harmoniſch ſie auch iſt; ihnen fehlt es aber an Harmonie.

So falſch es iſt, was Mr. Guis in ſeiner gelehrten Reiſe Griechenlandes *) ſagt, daß die Türken keine Theorie in der Muſik haben, ſo ungegründet iſt auch die Nachricht des Herrn Niebuhrs **), daß die Türken von Stande ſich es zur Schande rechnen, die Tonkunſt zu lernen. Sie iſt vielmehr ein Theil ihrer Erziehung. Sie üben ſich von Jugend auf in derſelben, beſonders auf Saiten-Inſtrumenten, und auf dem Nei ***) welches auch das einzige Inſtrument iſt, worauf ſie ſich unter guten Freunden hören laſſen, weil viel Studium dazu erfordert wird. Sonſt laſſen ſie ſich nie öffentlich hören. So iſt auch ein Irrthum was Herr Guer in ſeinen Moeurs et uſages des Turcs Tom. 2. S. 92. erzählt, in dem Krankenhauſe des Serraglio werde vom Morgen bis zu Sonnenuntergang Vokal- und Inſtrumentals

*) Voyage litteraire de la Grece, T. 2.

**) Voyage en Arabie, T. I. p. 142.

***) Eine Art Querflöthe.

kal-Musik zur Ergötzung der Kranken aufgeführt. Wahr ist es, daß man in diesem abgesonderten Theile des Serraglio oft Musik höret: diese ist aber ein willkührlicher Zeitvertreib der Pagen, welche sich oft krank stellen, um sich in diesem Orte, wo ihnen das Weintrinken und der Zutritt guter Freunde erlaubt ist, zu erlustigen.

Die Musik der neuern Griechen, die Kirchenmusik ausgenommen, ist ganz der türkischen gleich, außer daß sie sich einer gewissen Art Noten, die in geraden, schiefen, krummen elliptischen Linien, in viereckigen und runden Punkten, und andern dergleichen Gedächtnißzeichen bestehen, allgemein bedienen, welche jedoch nicht die Bedeutung unserer Noten haben.

Ihre musikalischen Instrumente sind 1) Keman, unsere Violin, 2) Ajahli Keman, eine Art Violin mit einem Fuße, die wie die europäische Baßgeige gespielt wird. 3) Sine Keman, die Viole d'amour. 4) Rebab, ein Instrument mit 2 Seiten, und einem fast ganz runden Corpus, auf dessen erhabenrundem Theile eine kleine Oefnung ist; welches mit einem Bogen gespielt wird, und seit einiger Zeit nicht sehr üblich ist. 5) Tambur, ein Instrument mit einem sehr langen Halse, mit Saiten von Stahl, und einer von Messing, ohne alle Oefnung, welches mit einem schildkrötenen biegsamen Griffel geschlagen wird. 6) Nei, eine Art Queerflöte von Rohr, welche bald den feinen Ton

der teutschen Flöte, bald den Ton der menschlichen Stimme giebt. 7) Ghirif, eine kleinere Art Nei, wo der Ton nicht so tief hinabgehet, als auf der größern. 8) Nieſcal, welches aus vielen Pfeifen zuſammengeſetzt iſt, wie eine Paus-Flöte, mit dem Unterſchied, daß es oft bis auf 23 Rohrſtücke vermehrt wird, deren jedes drey verſchiedene Töne giebt, je-nachdem man hier oder da hinein bläſet. 9) Santur, welches dem teutſchen Hackebret gleicht. 10) Canun, eine Art Hackebret mit Darmſaiten, welches im Serrail vom Frauenzimmer mit ſchildkrötenen Fingerhüten, die mit Spitzen von Kokosnußſchalen verſehen ſind, geſpielt wird. 11) Daire, eine Art Handtrommel, die in einem drey Zoll breiten Reife beſtehet, der auf der einen hohlen Seite mit einem Felle überzogen iſt. An der runden Seite ſind in funf verſchiedenen Orten doppelte runde Scheibchen von Meſſing angebracht, die bey jedem Schlage, der auf dem Felle geſchiehet, ein Geklirre verurſachen. Dieſes Inſtrumentes bedienen ſie ſich, den Takt zu geben.

Die Inſtrumente der türkiſchen Kriegsmuſik ſind: Zurna, welches an Form und Klang ſich der Hautbois nähert; Kaba zurna, iſt das nemliche in größerer Geſtalt, und von tieferem Klange; Boru, eine Art Trompete von Meſſing; Zil, ein Mauriſches Inſtrument, welches in zweyen meſſingenen in der Mitte rund erhabenen Scheiben beſtehet. An dem erhabenen Theile ſind Handgriffe,

um

Julia.

Madam, er ſchikt Eu. Gnaden dieſen Ring.

Silvia.

Deſto mehr Schande für ihn, daß er ihn mir ſchikt; denn ich hab ihn wol tauſendmal ſagen gehört, daß er ihn von ſeiner Julia beym Abſchied bekommen habe: Wenn gleich ſein treuloſer Finger dieſen Ring von ſich gelaſſen hat, ſo ſoll doch der meinige Julien kein ſolches Unrecht thun.

Julia.

Sie dankt euch.

Silvia.

Was ſagſt du?

Julia.

Ich danke euch, Madam, daß ihr ſo geneigt für ſie geſinnet ſeyd. Das arme Mädchen! Mein Herr handelt ſehr übel an ihr!

Silvia.

Kennſt du ſie dann?

Julia.

So gut als mich ſelbſt. Ich kan wol ſagen, daß ich wol hundertmal ſchon geweint habe, wenn ich an ihren Kummer dachte.

um sie wider einander zu schlagen; Daul, eine Trommel, gröſser als die unsrigen, die auf der einen Seite mit einem dicken Schlägel und auf der andern mit einem dünnen Stäbchen nach dem Takt geschlagen wird; Trombelek oder Naara, eine kleine Pauke von Holz, etwas gröſser als einen halben Schuh im Durchmesser; Kios, groſse Pauken von Kupfer, welche auf Kameelen getragen werden.

Der Groſsvisir und die Pascha unterhalten zahlreiche Banden militärischer Musikanten. Ein gleiches thun der Groſsadmiral auf der Flotte, und die Fürsten der Wallachey und Moldau an ihren Höfen. Die Bande des Groſssultans ist überaus groſs und prächtig. Ihr Amt ist, bey allen öffentlichen Festen zu musiciren. Ausserdem unterhält der Groſssultan noch im Serail eine groſse Anzahl Kammermusikanten, die wie die vorigen lauter Türken sind. Diese spielen die Woche einigemal zum Vergnügen des Sultans. Auch besoldet er ausser dem Serail eine gute Anzahl der geschicktesten Tonkünstler, Armenier, Griechen, Türken und Juden, welche ein oder zweymal des Monats nach Hof berufen werden. Auf der Violine und in der Tonkunst überhaupt sind der Grieche Anastasius und der Armenier Stephan die berühmtesten und geschicktesten. Raphael spielt das Tambur sehr gut, und zwey andere Türken noch besser. Einige Derwische beweisen einen sehr feinen Geschmack auf dem Nei, dem Lieblingsinstrumente der Türken.

Die berühmte Sonate, womit Schach Cull so vielen Persern das Leben rettete, hat sich unter den Türken durch die Tradition erhalten. Die geschicktesten Tonkünstler zu Konstantinopel wissen sie zu spielen. Sie ist daselbst unter dem Namen Nusselic oder Peschereh Bagdati Fetichi (die Einnahme von Bagdad) bekannt, wie der armenische Virtuose Raphael dem Herrn Toderini versicherte. Raphael spielte sie in seiner Gegenwart auf dem Tambur; und er fühlte sich sehr gerührt, nicht nur wegen der pathetischen Melodie, sondern auch weil er sich dieses als das edelste und für die Menschheit wohlthätigste Denkmal der Tonkunst vorstellte.

Diejenigen Derwische, die nach ihrem Stifter Nieveli genannt werden, widmen sich vor andern der Tonkunst, und sind auf blasenden Instrumenten und Pauken sehr geschickt. Ihre Queerflöthe Nei berühren sie, den kleinen Finger ausgenommen, nicht mit der Spitze, sondern mit dem mittlern Gelenke der Finger. Der Ansatz dieser Flöte ist äusserst schwer, weil sie oben ganz offen ist. Diese Derwische haben einen religiösen Tanz in ihrem Bethause eingeführt, in welchen sie sich so schnell wie ein Kreisel umdrehen. Die Musik, nach welcher sie tanzen, findet sich in des Herrn Ferriol Recueil de cent estampes, S. 26. gedruckt zu Paris im Jahr 1714. Herr Toderini hörte sie im Beysein kunstverständiger Türken von einer Meisterhand

sterhand auf der Violin spielen; diese erkannten sie nicht und lachten heimlich darüber. Einige Töne derselben sollen mit den gewöhnlichen europäischen Noten nicht auszudrücken seyn.

Die türkischen Akademien, besonders die zu Konstantinopel sind zwar nie zu dem Ruhm der arabischen und persischen gelanget; betrachtet man aber ihre Anzahl, die weisen Gesetze, nach welchen sie dirigirt werden, und die reichen Fonds, die sie in den Stand setzen, einer großen Menge Studenten Wohnung und Unterhalt zu geben, so werden wir schwerlich eine Nation in Europa finden, die hierin die Türken übertreffe. Es sind ihrer eilf zu Konstantinopel, deren jede aus mehr oder weniger Collegien besteht, woraus sie ihre Kirchen- und Staatsbedienten ziehen. Die Stifter derselben, von welchen sie ihre Benennung haben, sind Muhamed II., Bajazet II., Selim I., Soliman I. und seine Tochter Mihr-u-mah, Kilig' Ali Pascha, Achmet I., Osman III., Mustafa III., Abdul Hahmid, der lezt verstorbene Großsultan, welcher die von ihm gestiftete Akademie Valide Sultanum, von dem Namen der Mutter Muhameds IV. benannte, bey deren Moschee sie gebaut ist. Muhamed II. stiftete zwey Akademien die erste in Agia Sofia, oder in der ehedem berühmten Sophienkirche, und die zweyte bey einer prächtigen, nach ihm benannten Moschee, Maomedie. Die erste bestehet aus sechs verschiedenen

Schulen und Lehrern, die zweyte, welche unter allen am meiſten blühet, aus 8 niedern und 8 höhern Schulen. Jene unterhält 150 und dieſe 300 Alumnen. Bajazets Akademie giebt in drey Schulen 129, Sultan Selims ſeine in zweyn 90 Studenten Unterricht und Unterhalt. Zu Solimanie werden 200, in der Sultana 80, in der Akademie des Groſsadmirals Kilig gegen 100, und in der andern des Sultans Achmet 96 Schüler unterhalten. Die drey übrigen zuſammen beköſtigen und unterrichten 480 Zöglinge. Alſo ſtudieren zu Konſtantinopel in den Akademien 1616 junge Türken auf kaiſerliche Unkoſten. Allen den übrigen türkiſchen Einwohnern iſt es erlaubt, ihre Söhne in die Schulen dieſer Akademien zu ſchicken. Wenn man die acht niedern Schulen der Maomedie ausnimmt, ſo werden in allen den übrigen Akademien nur die ſchönen und höhern Wiſſenſchaften gelehrt. Die Anzahl aller Collegien oder Schulen der Wiſſenſchaften beläuft ſich zu Konſtantinopel auf 518, und der niedern Schulen, wo das Leſen und Schreiben und eine Art von Catechiſmus gelehrt wird, auf 1255. Die Akademien beſtehen meiſtens aus ſehr prächtigen und zur Wohnung der Alumnen ſehr geräumigen Gebäuden. Herr Toderini beobachtete in einer derſelben viele Reinlichkeit und Ordnung. Es war die Akademie der Valide Sultane. Der Hörſaal, wo die Lehrer in verſchiedenen Stunden ihre Vorleſungen hielten, war ein ſchön gebautes längliches Viereck, deſſen Fußbo-

den

den mit Matten und ſchönen Tapeten bedeckt war, und von der Decke hiengen einige Lampen herab. Die Beſoldungen der Lehrer ſind mäßig; die ſtärkſten ſteigen nicht über 1000 Piaſter oder 200 Ducaten.

(Der Beſchluß nächſtens.)

VI.

Eine Frage an die Litteratoren.

Drey Sprachen herrſchen in Europa und werden die übrigen allmählich ganz verdrängen. Dieſe drey Sprachen theilen ſich in Dialekte oder abgeleitete Sprachen. Die Stammſprachen ſind die lateiniſche, die teutſche und die ſlaviſche.

Die von der erſten abgeleiteten herrſchen faſt im ganzen Süden, es ſind die italieniſche, romatſche, provenzaliſche, limuſiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche, portugiſiſche und die lingua franka.

Was iſt nun wohl geſchriebenes oder gedrucktes von dieſen Sprachen, ſeit der Zeit da ſie ſich von der Mutter der lateiniſchen und von einander trennten, bis auf das erſte in jeder gedruckte Buch, noch vorhanden? Die Beantwortung dieſer Frage würde für die Curioſität angenehm, für die Sprachkunde brauchbar, und zur Aufklärung der Bildung der verſchiedenen National-Charaktere nützlich ſeyn.

Ich will das unrühmlichſte Geſchäft übernehmen, und meine Armuth darſtellen, nemlich ſagen, was ich ſo eben weiß, was noch übrig iſt, und andere bitten, die vielen Lücken auszufüllen. Die halbe Stunde, die ich darauf verwende, iſt zwiſchen zwey andere halbe Stunden eingeklammert, die ich auf etwas anders verwenden muß, und oben drein habe ich die Bücher nicht bey der Hand, aus welchen ich meinem Skelet etwas Fleiſch beylegen könnte. Machen es andere eben ſo, wie ich, ſo kommt doch ohne Anſtrengung ein Bild heraus, das endlich der Mühe werth iſt von einem Artiſten mit Fleiß überarbeitet zu werden.

Das achte Jahrhundert macht den Anfang. Da finden wir in lateiniſchen Schriften Wörter, Wortfügungen, kleine Brocken, welche den Uebergang anzeigen.

Im neunten haben wir vom Jahr 892 den Eid Ludwigs des Teutſchen und der Unterthanen Karls des Kahlen.

Im zehenten das Symbol des Athanaſius vielleicht auch einige provenzaliſche Gedichtchen.

Im eilften haben wir proſaiſche Ueberſetzungen einiger bibliſchen Schriften, als Stellen aus dem Buch Job, aus den Büchern der Könige und andern, franzöſiſch. Wir haben gewiß provenzaliſche Verſe, denn der Graf Wilhelm IX. von Poitiers lebte in dieſem Jahrhundert. Es giebt

viel

vielleicht noch ſicilianiſche Gedichte, die vorhanden ſind.

Im zwölften fängt das Franzöſiſche und Provenzaliſche an reich zu werden. Da ſind im franzöſiſchen Sanct Bernhards Reden, Ueberſetzungen biblischer Bücher, Predigten von Maurien Biſchof zu Paris, Reimen über die Paſſion; da iſt ſchon ein Roman oder gar mehrere. Im Provenzaliſchen giebt es viele Gedichtchen von vielen Dichtern verfertiget. In Sicilien und zu Neapolis gab es nun gewiß Dichter, und einige wenige Stücke ſind auch noch vorhanden; ob italieniſche Proſe aus dieſem Jahrhundert exiſtiret weiß ich nicht. Urkunden giebt es vielleicht durch die ganze Welt der lateiniſchen Mutterſprache in den Populariprachen, doch weiß ich es nicht gewiß.

Im dreyzehenten wird nun mit Macht im franzöſiſchen gearbeitet, Dichter, Verſemacher, Romanſchreiber, Ueberſetzungen, Erbauungsbücher, Urkunden, Chroniken ſind in großer Anzahl vorhanden. Unbeſtimmt mag ich ſie nicht nennen, und nachſchlagen kann ich nicht. Die Provenzalen dichten fort; ob ſie auch Proſa ſchrieben weiß ich nicht. Erſt jezt tritt das Italieniſche auf, und man ſieht Verſe, Chroniken, Urkunden, in der erſten Hälfte ſparſam; allein in der zweyten Hälfte kommen auf einmal beſonders gegen das Ende mehr Schriftſteller zum Vorſchein, als Brunetto Latini, Dino von Florenz, Farinata degli Uberti, Gui-

do Novello, Guittone von Arrezzo, Lambertuccio Frescobaldi, Pannuccio del Bagno, Dante, Ricco de Varlungo. Der Pisaner Rustigiello, der Siener Ugo, Salvino, Doni und andere vervollkommneten die Sprache und wirkten mit Macht auf die italienische Nation. Von Spanischen und Portugiesischen besinne ich mich auf ein einziges Gedicht, der Andacht geweihet, und vermuthlich sind schon Ritterromane vorhanden gewesen.

Im vierzehenten bleibt meine Kenntniß der spanischen und portugiesischen Litteratur auch zurück, ich weiß nur von einigen spanischen Romanen und Chroniken; allein im Italienischen führet Boccaccio eine Reihe Prosaisten, Petrarcha Dichter. In diesem Jahrhundert wurde die italienische Sprache vollkommen gebildet, und auf den Thron gesezt. Die französische ist noch reicher als die italienische, doch fehlet ihr noch sehr viel zu einer Art Vollkommenheit; noch giebt es auch Provenzalische Dichter.

Im funfzehnten und zwar in den ersten zwey Drittheilen ist mir im Spanischen etwas mehr bekannt; da sind Erbauungsbücher, biblische Uebersetzungen, Verse, Romane, Chroniken, Schauspiele. Im Catalonischen und Limusinischen giebts Verse und Chroniken. Die nun zahlreichen französischen und italienischen Litteratoren sind bekannt. In dem ganzen Zeitraum, von dem die Rede war,

vom

vom achten Jahrhundert bis zum 70sten Jahre des funfzehnten weiß ich keine einzige portugiesische Schrift.

Wohl heißt dieses seine Blöße aufgedeckt. Mag es doch! Wenn es nur dienet andere zu vermögen sie zu bedecken, das heißt, nun von Epoche zu Epoche die Litteratur des lateinischen Sprachen-Stammes, die Mutter nicht gerechnet, darzulegen, und zwar in ihrer chronologischen oder synchronistischen Verbindung. Nicht blos Küsten, Klima, Verkehr wirkte auf diese Völker und verband sie, sondern auch und in großem Grade die Aehnlichkeit der Sprachen und die Leichtigkeit einander zu verstehen. Die Hofsprache in Frankreich gieng am weitesten ab; allein die Volkssprache der südlichen Provinzen nähert sich noch jetzo den benachbarten Sprachen und der lateinischen.

Man betrachte diese wenigen Zeilen blos als einen lauten Wunsch, und ich werde dafür bey dem Leser Gnade finden.

Zürich. Müller.

Noch eine Frage.

Wie viele ernsthafte und komische Ritter- und Heldengedichte eigener Erfindung in Prosa oder Versen, gute und schlechte, haben die Teutschen und wie heißen sie? Ich nehme die Romanen aus. Ich wünschte sie ihrer Geburt nach aufgeführt zu sehen.

VII.

VII.

Der Teutſche Parnaß.

(Fortgeſezt von S. 112. des 1ſten Stücks.)

Mit einer wehmüthigen Empfindung erwähne ich, indem ich [illegible] den Voſſiſchen Muſen-Almanach 1790. zu beſchreiben, zweier herzrührender ſapphiſcher Oden (die Thräne S. 37. und die Warnung S. 88.) von dem Herrn Grafen Friedr. Leop. zu Stollberg. Die Begebenheit, durch welche ſie entſtanden ſind, iſt für einen Freund des edlen Dichters, der einſt die Freude hatte ein Augenzeuge Seines Glückes und der Liebenswürdigkeit Seiner ſo ganz für Ihn geſchaffnen Agnes zu ſeyn, zu traurig; die Empfindungen, die darin, wie von ſelbſt in ſüßklagende Harmonien hinſchmelzend, ſind zu zart, und ihr in eine höhere Ordnung der Dinge übergegangner Gegenſtand iſt mir zu heilig, als daß ich etwas darüber ſagen könnte, das meinem eigenen Herzen genug thäte. Auch Leſer, die alles Weſen emanzeln, was dieſe Oden für diejenigen, die ſich mit mir in gleichem Falle befinden, ſo intereſſant macht, werden durch die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, aus deſſen Fülle ſie ſtrömten, und durch die Schönheit einer unter dem Monde ſo ſeltnen Liebe gerührt werden, und zugleich darin ein neues Beyſpiel finden, von welcher Kraft der Glaube der Chriſten in Augenblicken ſey, worin die ſich ſelbſt überlaſſene Natur ohne dieſe Stütze in Troſtloſigkeit und Verzweiflung zuſammenſinken würde.

Die

Silvia.

Sie denkt vermuthlich, Signor Protheus habe ſie vergeſſen?

Julia.

Ich denke, ſie thut's, und das iſt die Urſach ihres Kummers.

Silvia.

Iſt ſie nicht überaus ſchön?

Julia.

Sie iſt ſchöner geweſen als ſie iſt, Madam: Als ſie noch Urſach hatte zu glauben daß mein Herr ſie liebe, war ſie, meines Bedunkens, ſo ſchön als ihr ſelbſt. Aber ſeitdem ſie ihren Spiegel vernachläßiget, und ihren Sonnenſchirmenden Schleyer weggeworfen, hat die Luft die Roſen auf ihren Wangen welk gemacht, und die Lilien-Farbe ihres Geſichts geſchwärzt, daß ſie nun ſo braun worden iſt, als ich.

Silvia.

Wie groß war ſie?

Julia.

Von meiner Länge; denn an Pfingſten, einer Zeit da alle Arten von öffentlichen Luſtbarkeiten bey uns herrſchen, mußte ich in einem Schauſpiel ein Frauenzimmer vorſtellen, und wurde in einen Anzug von Fräulein Julia gekleidet,

der

Die lieblichen Verschen von eben dieſem Verfaſſer an die damals eilfjährige Gräfin Henriette von Baudiſſin (im Sommer 1788 geſchrieben) gehören (wie mehrere in dieſer Sammlung) in eine Klaſſe von Gedichten, die als zufällige, in einem Augenblick entſtandene und nur für einen Augenblick beſtimmte Ergießungen der Empfindung oder Laune, ſo wenig als die Grazien, unter deren Einfluß ſie ſtehen, dem Gerichtszwang der Kritik unterworfen ſind. Und ſo wäre es dann wohl nicht artig, in folgender Stelle, die das Glück der erſten Jugend in einem eben ſo anmuthigen als ſinnreichen allegoriſchen Bilde darſtellt,

Gutes Mädchen, hingeſchwunden
ſind ſchon viele ſchöne Stunden,
und faſt jede Stunde trug
Dir auf leichtem Bienenflug
Honig aus den bunten Auen,
wo noch immer deine blauen
Augen nichts als Roſen ſchauen,
ſchöne Roſen ohne Dorn
die der Jugend lauterer Born
dir mit ſeinen ſpiegelhellen
ſanftgeſchlungnen Silberwellen
neben deinem Beete webt
und mit ſanfter Wallung hebt —

es wäre, ſage ich, nicht artig, uns in dieſer Stelle das Wort Bienenflug verdrießen zu laſſen, welches hier aus Schuld des Reims ohne Zweifel anſtatt Bienenflügel ſteht. Flug wird zwar auch für das Werkzeug des Fliegens, den Flügel gebraucht, ſagt Herr Adelung in ſeinem Wörterbuche

che „doch nur in der Wapenkunſt, wo ein Par Adlersflügel ein Flug genennt werden.“ Warum alſo nicht auch ein Par Bienenflügel ein Bienenflug? Sollte denn der Dichtkunſt, — deren Gerichtsbarkeit über die Sprache nach Horazens Meinung ſich ziemlich weit und beſonders auf den Fall erſtreckt, ubi notum callida verbum reddiderit junctura novum, — nicht wenigſtens ſo viel erlaubt ſeyn als der Wapenkunſt?

Zwey ſchöne Stücke von dem Hrn. v. Salis (an welche die neulich erwähnte kleine Epiſtel von Pfeffel gerichtet iſt) ſind, nach meinem Gefühl, eine vorzügliche Zierde dieſer Sammlung. — Das erſte iſt die Ermunterung (zum weiſen und unſchuldigen Lebensgenuß) S. 49. in achtzeiligen dakryliſchen Stanzen, einer zu dem Inhalt und Tone dieſes Geſangs ſehr glücklich gewählten Versart, da ſie durch ihr fröhliches Allegretto nicht wenig dazu beyträgt, den Leſer fühlen zu machen, daß die Moral des Dichters warme lebendige Empfindung ſeines Herzens iſt, — wie man an folgenden Beyſpielen ſehen kann:

Den uns umſchließenden Zirkel beglücken,
nützen ſoviel als ein jeder vermag,
O das erfüllet mit ſtillem Entzücken!
o das entwölket den düſterſten Tag!
Muthig! Auch Leiden, ſind einſt ſie vergangen,
laben die Seele, wie Regen die Au.
Gräber*), von Trauercypreſſen umhangen,
mahlen bald ſtille Vergißmeinnicht blau.
Freunde,

*) An dem Zweydeutigen in der Conſtruktion dieſer zwey Zeilen

Freunde, wir ſollen, wir ſollen uns freuen!
Freud' iſt des Vaters erhabnes Gebot, u. ſ. w.

Um nicht zu wiederhohlen, was ich vor einem Jahre zum Lobe der ſchönen Sprache und Verſifikation des Herrn v. S. geſagt habe, ſetze ich nichts weiter hinzu: aber unmöglich kann ich mich enthalten, das Gedicht an die Erinnerung S. 119. ganz hieher zu ſetzen, theils ſeiner beynahe untadelichen Schönheit wegen, theils um die Anmerkung, womit ich es begleite, verſtändlicher zu machen.

Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinnerung!
Wenn jene die Wimper ſinnend ſenkt,
hebſt du den Schleyer, und hilfſt
mir rückwärts gewandtem Geſicht.

Still und hehr, wie der ſchweigende Vollmond
die Gräber beſcheint, betrachteſt du
das Vergangne, weilendes Blickes,
wie Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder ſind lieblich
wie Abendroth; deine Stimm' iſt ſanft
wie der Flöte ſchwindender Nachhall,
verrieſelnder Quellen Geräuſch.

Oft

Zeilen (da nämlich grammatiſch ungewiß iſt, ob das Wort Gräber im Nominativ oder Accuſativ ſteht) iſt leider unſre Sprache Schuld; und ich ſehe nicht, wie der Dichter es hier hätte vermeiden können. Doch möge darum kein anachender Kunſtjünger ſich auf dieſes Beyſpiel ſteifen, und ſich deßwegen von dem Geſetze diſpenſiert halten, das dieſe Art von Conſtruktion für unerlaubt erklärt.

Oftmals zeigst du in duftiger Ferne
mir freundlich der Jugend Lenzgefild,
oder reihst in Kränze die Veilchen
die Liebe *) so sparsam mit ein.

Oft erscheinst du mir lächelnd durch Thränen
und kosest mit mir vertraut und lang'
von den todten Lieben im Grabe
die höheres Gras schon umwallt.

Mir willkommen im Schleyer der Trauer,
willkommen im heitern Silberflohr!
Rasch entschwebe **) der Gegenwart Freude
Du, sinnende Trösterin, weißt.

Weile und reihe mir einst auch den Abend
des Lebens mit deinem Wiederschein;
unumwölkt von reihender Reue
und nie vom Vergessen gelöscht.

Ich brauche keinen Leser, den die Natur mit Sinnen für die feinern Schönheiten der Musenwerke begabt hat, auf die schöne Wahl und Harmonie der Bilder, woraus dieses kleine Gemählde gewebt ist, und den lieblich melancholi-

schen

*) Ist die hier der Artikel oder das Pronomen? Der Verstand läßt uns nicht einen Augenblick ungewiß, und doch fällt die grammatische Zweydeutigkeit im Lesen auf.

**) Rasch und entschweben scheinen mir nicht recht zusammen zu passen; sie heben einander eher auf.

ſchen Ton, der ſie in ein ſo ſchönes und ſanftrührendes Ganzes verſchmelzt, aufmerkſam zu machen. Aber, iſt es Laune meines Gefühls in dieſem Augenblicke (denn auch das Gefühl hat zuweilen ſeine Launen) oder habe ich Recht, wenn ich mir einbilde, daß dieſes Gedicht, in einem freyern Metro, ich meyne, zwar in Dieſen ähnlichen, aber nicht ganz gleichen und an das Schema der erſten Stanze nicht gebundenen Rhythmen, noch mehr Effekt gethan hätte. Das Schema iſt folgendes:

— ∪	— ∪ ∪	— ∪ ∪	— ∪
∪ —	∪ ∪ —	∪ —	∪ —
— ∪	— ∪	— ∪ ∪	— ∪
∪ —	∪ ∪ —	∪ ∪ —	

Ich weiß nicht warum gerade dieſes Metrum, bey ſiebenmaliger Wiederhohlung meinem Ohre nicht ſo wohl thut als ich wünſchte; oder vielmehr, ich merke zwar ſehr wohl daß die alternierenden Trochäen und Jamben, zu Anfang jeder Zeile, und die wechſelsweiſe Umkehrung der Dakrylen in Anapäſten, Schuld daran ſind: aber ich kann mir jezt nicht erklären, warum gerade dieſes alternierende Umkehren der Rhythmen durch acht und zwanzig Zeilen etwas unbehagliches für mein Ohr hat. Vielleicht ließe ſich das Problem vermittelſt der Moritziſchen Theorie des Rhythmus und der Verſification auflöſen — aber es iſt mir jezt unmöglich den Verſuch zu machen, wie gern ich mich auch, in manchen Stunden, mit dieſen zwar für die meiſten Leſer, aber gewiß nicht für den wahren Liebhaber der Muſenkunſt, gleichgültigen Subtilitäten beſchäftige. Kurz, ich glaube daß ein freyerer Gang der Verſification dieſem Gedichte eine der Gemüthsſtimmung des Dichters noch angemeſſnere Melodie gegeben hätte. Vielleicht hätte er dann auch ein bedeutenderes Beywort

als schweigend für den Vollmond der auf Gräber scheint, gefunden, und ein milderes für die Lieben in Gräbern, als das verhaßte Beywort todte — denn mir wenigstens ist nichts abscheulicheres, als mir diejenigen, die ich liebe oder je geliebt habe, als todt zu denken; und gewiß hätte auch Hr. v. S. die Seinigen lieber in ihren Gräbern schlummern lassen, wenn das einmal gewählte Metrum ihm nicht die Freyheit dazu benommen hätte.

Herr von Nicolay hat diesesmal drey Erzählungen, eine Elegie, und etwas, für dessen Gattung ich keinen schicklichern Namen weiß als Launen, beygetragen.

Die erste Erzählung ist das Testament des Esels, S. 28. Ihr Erfinder, oder wenigstens der erste bekannte Versemann, der diese Schnurre, (dies ist doch wohl ihr rechter Name!) erzählt hat, ist ein französischer Fablior aus dem dreyzehnten Jahrhundert, Rütebeuf genannt. Sie ist seiner Zeit würdig genug; ob sie in die unsrige verpflanzt zu werden verdiente, ist eine andere Frage. Die Pfarrer und Bischöffe jener barbarischen Jahrhunderte, — wo die Klerisey zu große Vortheile voraus hatte, um nicht endlich übermüthig zu werden, und wo manche in ihrem Uebermuth so weit giengen, daß die Geduld der stupidsten Layen endlich mürbe werden mußte — diese mochten immerhin eine so impertinente Züchtigung verdienen: aber in unsern Tagen, dünkt mich, kann eine Erzählung von einem Pfarrer, der seinen Esel auf dem Kirchhofe begräbt, und von einem Bischoff, der sich durch zwanzig Thaler, die ihm der Esel in seinem Testament vermacht hat, um ihn durch sein Gebet aus dem Fegefeuer zu ziehen, so kirre machen läßt, daß er gleich die hohle Rechte darstreckt und lächelnd sagt:

Nun,

Nun, ich dächte

dem Ziel, wie du sagst, war wohl ein frommes Thier;

so laß ihn denn in Gottes Namen

bey den von ihm beschämten Christen ruhn,

die oft der Kirche minder Gutes thun:

der Herr verleih ihm seinen Frieden, Amen!

eine solche Erzählung, dächte ich, sollte in unsern Tagen auch von der leichtsinnigsten Classe von Lesern nicht anders als mit Achselzucken aufgenommen werden können. — Doch Hr. v. N. hat die Sache, wie es scheint, in einem andern Lichte gesehen, und kann sich wenigstens mit dem Beyspiele vieler andrer Ehrenmänner decken, die dieses erbauliche Histörchen dem alten Fabelhansen Rütebeuf nacherzählt haben. Denn es findet sich in den Facetiis des Poggi und unsers Frischlins, in der *Arcadia di Brenta*, in den *Novelle de Malespini*, im *Dictionaire d' Anecdotes*, in den *Contes* de Mr. *Sedaine*, und andern von Herrn le Grand angeführten Sammlungen *). — Wie dem indessen auch seyn möchte, wenn das Mährchen nur gut erzählt ist, so möchte der Dichter das übrige unserthalben mit der Klerisey ausmachen, ohne daß wir uns eben verbunden glaubten, für die leztere Parthey gegen ihn zu nehmen. In dieser Rücksicht wüßte ich nichts dagegen zu erinnern; vorausgesezt, daß man dem Herrn v. N. wie billig das Recht zugesteht, in seiner eigenen Manier zu erzählen, welche lebhaft genug ist, aber eher bequem für den Dichter, als leicht genennt zu werden verdient. Woran es ihr, meinem Gefühle nach, fehlt, ist ein wenig mehr attisches Salz, und eine gewisse Grazie

*) *Fabliaux et Contes du XII. et XIII. Siecle, Vol. II. p. 231.*

die ſich beſſer empfinden als definiren läßt. Doch Einen Wink kann ich vielleicht geben, den ſich wenigſtens Anfänger in unſrer Kunſt zu Nutze machen könnten. Wenn ich nicht irre, ſo liegt der Fehler größtentheils in zu weniger Aufmerkſamkeit des Herrn v. N. auf Eurythmie und Symmetrie ſeiner Perioden, beſonders in der Angewohnheit, den alexandriniſchen Vers (oder auch den zehn und eilfſylbigen) ohne den Abſchnitt, den dieſer Vers, einem alten und bis auf unſre neueſten Zeiten für unverletzlich gehaltnen Geſetze zu Folge, nach dem dritten Fuße haben ſoll, *) in Einem Athem fortlaufen zu laſſen; wie z. B.

— das ſeh ich gern,
wenn meine Poſſen Streiche dieſer Art beginnen,

— es mag
der Böſe leicht dem Guten durch Verläumdung ſchaden,

daß ich mir ohne Waſſerprobe Recht verſchaffe.

Solche Freyheiten — aber wohl gemerkt! nur wenn ſie durch irgend eine beträchtliche Schönheit vergütet werden, (denn der Bequemlichkeit eines Dichters ſind wir keine Nachſicht ſchuldig) unter dieſer Bedingung alſo möchten ſolche Freyheiten hingehen; ja, es giebt Fälle, wo das Forteilende oder Dahinſtürzende eines ſolchen Alexandriners, durch die nachahmende Harmonie mit dem Inhalt,

*) Bey dem eilfſylbigen jambiſchen Verſe kann und ſoll ſogar der Abſchnitt verſchiedentlich abgewechſelt werden aber auch er ſoll ordentlicher Weiſe nicht ohne Pauſe ſeyn.

halt, ſogar ſelbſt zur Schönheit wird: aber wenn wir, ohne alle andere Urſache, als weil es dem Poeten nicht gelegen war ſich etwas mehr Mühe zu geben, ohne Athem hohlen zu können wohl gar durch zwey oder drey Verſe fortgeſchleppt werden, wie in folgendem Beyſpiel aus dem goldnen Apfel von eben demſelben Verfaſſer:

Im Ernſte zürnend hat Diona
indeſſen dem beſtürzten Sohne
ſein unachtſames Weſen vorgerückt,

ſo ſträubt ſich Ohr und Lunge gegen eine ſolche poetiſche Gewaltthätigkeit, und wer würde nicht eine numeroſe Proſe ſolchen Verſen vorziehen?

Wenn ſich Herr v. N. ja durch die Ueberſetzung des Teſtament de l'Asne ein wenig verſündiget haben ſollte, ſo hätte er, mit meiner Stimme, ſich von aller etwa verdienten Buße durch den Ritterorden S. 180. loßgekauft: eine Erzählung, die unter die beſten Stücke der Barbaſaniſchen und Lefraukiſchen Sammlung der alten Fabliaux et Contes gehört, und die Ehre von Hrn. v. N. in unſre Sprache übergetragen, und ſowohl durch Weglaſſung der Unfüglichkeiten des Originals, als durch viele ihm eigene Züge, die den Charakter des edeln Saladin und des chriſtlichen Ritters ſtärker zeichnen, verſchönert zu werden, um ſo mehr verdiente, da ſie auf eine wirkliche Begebenheit zwiſchen dem berühmten Seladaddin oder Saladin und einem franzöſiſchen Ritters, Namens Humfroy von Thoron, gegründet iſt. Unglücklicher Weiſe fängt die Erzählung gleich mit einem neuen Beyſpiele zu meiner vorigen Rüge an:

Schon hatte Saladin durch Glück und Tapferkeit
des Orientes größten Theil der Christenheit
entrissen.

Solche Verse laden nicht zum fortlesen ein; aber sie sind auch die schlechtesten im ganzen Stücke. — Warum der Dichter die hunderttausend Besans, welche Saladin im Original für die Freylassung des Ritters fodert, in tausend Seckel verwandelt hat, sehe ich nicht. Wenn jüdische Seckel damit gemeynt sind, so müßte der Ritter ein armer Wicht gewesen seyn, wenn

was ihm in Gallien, im Oste zugehörte,

kaum die Hälfte, d. i. etwa 250 Thaler, werth gewesen wäre. Meynt er aber türkische Beutel, so beacht er einen größern Anachronismus, als wenn er den Sultan von Egypten im 13ten Jahrhunderte von einem damaligen Ritter so und soviel Pfund Sterling hätte fodern lassen. Ein Besan war damals eine im Oriente gangbare und durch die Kreuzzüge auch nach Europa gebrachte Goldmünze, die in unserm Gelde ungefehr was jezt zwey Ducaten gelten mochte. Hunderttausend Besans waren also selbst für den reichsten Ritter und edlen Herrn eine unermeßliche Summe.

Die dritte Erzählung von Hrn. v. N. der goldne Apfel an Phyllis, S. 163. ist in einem andern Geschmacke. Sie erzählt uns eine Anekdote zwischen Venus und Amor, dem Dichter und seiner Phyllis, wovon die Scene halb im poetischen Himmel und halb auf der Erde liegt, und ist eine glückliche Nachahmung der Manier, worin Prior einige Gedichtchen voller Witz und Grazie als, *Cloe hunting*, *Cupid and Ganymed*, *Cupid mistaken* u. s. w. geschrieben hat, und wobey es eigentlich blos darum zu thun ist, irgend einer

der mir, nach iedermanns Urtheil, ſo vollkommen paßte, als ob das Kleid für mich gemacht worden wäre; daher weiß ich, daß ſie von meiner Länge iſt. Ich machte ſie damals recht herzlich weinen, denn ich ſpielte eine gar klägliche Rolle, Madam. Ich ſtellte Ariadne vor, wie ſie über die Untreue und heimliche Flucht des Theſeus jammert; und meine eigne Thränen machten den Ausdruk meiner Vorſtellung ſo lebhaft, und das gute Fräulein wurde ſo davon gerührt, daß ſie bitterlich weinte; und ich will des Todes ſeyn, wenn ich nicht ihren ganzen Schmerz in Gedanken fühlte!

Silvia.

Sie iſt dir verpflichtet, artiger Jüngling. Das arme, verlaßne Fräulein! Wie ſehr bedaur' ich ſie! Ich muß ſelbſt weinen, wenn ich deinen Worten nachdenke. Hier iſt mein Beutel, junger Menſch; ich geb' ihn dir, um die Liebe zu belohnen, die du zu deiner liebenswürdigen Fräulein trägſt. Lebe wohl.

[Silvia geht ab.]

Julia.

Und ſie ſoll euch davor danken, wenn ihr ſie iemals kennen lernt. Eine tugendhafte Dame! wie mild und gutig ſie iſt! Ich hoffe meines Herrn Geſuch wird wenig Gehör finden, da ſie ſo viel Antheil an Juliens Liebe nimmt -- Hier iſt ihr Gemählde; laß mich's ſehen; ich denke wenn ich ſo gemahlt würde, mein Geſicht ſollte wol ſo liebenswürdig herauskommen als das ihrige: Und doch hat ihr der Mahler ein wenig geſchmeichelt, wenn ich anders mir

ſelbſt

ner Phyllis oder Chloe mit einer ſinnreichen Wendung etwas Artiges zu ſagen.

Die Elegie, nach Zickens Tode, iſt nach meinem Geſchmack unter dieſen fünf Stücken das was dem Herrn v. N. am beſten gelungen iſt. Dieſe Dichtart ſcheint mir ſein eigentliches Fach zu ſeyn, und gewiß werden ſich weder Muret, Lottich, Beza, Sannazar und Douſa, noch ſelbſt Tibull und Properz weigern, ihn für ihren Verwandten zu erkennen, und in vollem Maße wahr zu machen, was er mit Beſcheidenheit und Delikateſſe in der Stelle zu verſtehen giebt, die mit den Verſen anfängt:

und häufig kamen jezt die Schatten mich zu grüßen,
kaum fühlbar war ihr leichter Druck der Hand;
Und Zicken übergoß mit ſchweſterlichen Küſſen
der Schönen Chor, der um ſie ſtand *).

Dieſes ſinnreiche und anmuthige Gedicht iſt, wie alle mir bekannte Elegien des Verfaſſers, der lezten und feinſten Feile würdig. Vermuthlich dürfte, wenn mein Wunſch ſtatt fände, vornehmlich auch an folgenden vier Verſen zu feilen ſeyn, — wenn es nicht beſſer iſt, ſie ganz umzuſchmelzen,

Die Wang' an ihren Arm gelehnet
hieng feſt Eurydice: den Leib umfaßt ihr tief

*) ſtand iſt wohl hier nicht das rechte Wort, wiewohl es der allmächtige Reim in ſeinen Schuz nimmt. Auch finde ich in einem ſo ſchönen Gedichte nicht gern ſo harte Reime wie Küſſen und grüßen, Kuſſe und Fuße; wiewohl ich immer ungern zu dem Geſtändniß zurückkommen muß, daß man das Reimen in unſrer Sprache nicht durch gar zu ſtrenge Geſetze noch ſchwerer machen darf, als es ohnehin ſchon iſt.

aufblickend Delia; und sanft gedehnet
floß Zitkens Linke hin, die Laurens Hals umlief.

Das Bild ist schön, aber es ist nicht schön dargestellt; man fühlt, daß Vers und Reim den Dichter zu viel oder zu wenig geplagt haben, und das muß der Leser nie merken!

Das kleine Stück, das Schwermuth überschrieben ist, S. 61. könnte füglicher hypochondrische Laune heißen. Denn wahrlich man muß in einer wunderlichen Laune seyn, um aus einer Aufzählung der Ingredienzien des menschlichen Lebens das Resultat herauszubringen,

und wäre nicht der Kuß, so machte morgen
ein Degen oder Strick mich von dem Joche frey.
Nur er hält mich an diese Welt gebunden, u. s. w.

Doch ich will nicht vergessen, daß, so wie es eine Laune giebt, worin man so etwas macht, es vermuthlich auch eine giebt, worin man so etwas mit Vergnügen liest; und da ich gerade nicht in dieser Stimmung bin, so ist wohl das weiseste, nichts weiter darüber zu sagen. Uebrigens hoffe ich nicht, daß die Freymüthigkeit, womit ich von diesen kleinen Stücken eines Mitbruders im Apollo, den ich schon lange vorzüglich schätze, gesprochen habe, weder bey ihm noch andern einer Entschuldigung bedürfe, und ich werde mir das Reciprocum recht gerne gefallen lassen.

(Die Fortsezung künftig.)

VIII.

Vermiſchte litterariſche Bekanntmachungen.

1) An Freunde der aſiatiſchen Litteratur.

Der Reichthum der Aſiatiſchen Litteratur, die Zerſtreutheit derſelben, alſo die Koſtbarkeit ſich die Werke zu verſchaffen, die innere Wichtigkeit der Werke, indem ſie es möglich machen, die Schickſale des cultivirten Theiles des Menſchengeſchlechtes binnen anderthalbtauſend Jahren ziemlich einzuſehn, ein ſehnliches Verlangen, ſelber noch ehe ich ſterbe einen Blick in dieſes äuſſerſt merkwürdige Schauſpiel zu thun; alles dieſes veranlaſt einen nicht eigennützigen Mann, bey der jezt in Europa aufſtehenden Liebe zur Geſchichte und Litteratur auſſer-europäiſcher Staaten, dem teutſchen Vaterland, ſo weit ſeine Kräfte reichen, das Studium dieſer Geſchichte zu erleichtern.

Sammlung und Darlegung aſiatiſcher Schriften, Urkunden, Aufſchriften, iſt, wie er glaubt, das erſte, was man thun kann, und das erſte was man thun muß, wenn man einer läſtigen und unnützen Erweiterung, bloſer Büchervermehrung ohne Kenntnißvermehrung, zuvorkommen will. Dieſe Schriften ſollten freylich in ihrer Urſprache und Urſchrift vorgelegt werden, wenn man alles aufs gründlichſte einrichten wollte; allein das würde bey der ungemeinen Schriftverſchiedenheit die Macht eines Fürſten überſteigen. Man muß alſo, bis der Zuſammenhang der Dinge das Beſte möglich macht, ſich mit dem Nächſt-Beſten begnügen, und

ſtatt der Urſchrift getreue Ueberſetzungen, ſo getreu als wir ſie jezt haben, annehmen.

Solche Ueberſetzungen will der Sammler der genannten Schrift theils ſelbſt verfertigen, theils zu veranſtalten ſich bemühen; und, was er zu Stande bringen kann, in einem guten Abdruck, alles zur Bequemlichkeit des Gebrauchs aufs möglichſt beſte eingerichtet, in einer Folge von Bänden dalegen, von denen gewiß jede Meſſe einer erſcheinen wird. Der Titel wird ſeyn: Sammlung aſiatiſcher Schriften.

Er wird ſich bemühen, auf feſtes weiſſes Papier mit ſchönen Charakteren, hübſch geordnet, vieles in einen Band zu bringen, mit den nöthigen Marginalien, Zeilenzahlen und ſelbſt gemachtem Regiſter jeden Band zu verſehen; er wird ſich faſt aller Anmerkungen enthalten, da das Regiſter zum vergleichen eingerichtet ſeyn muß; er wird Autoren, wenn ſie bekannt ſind, Originale, daraus ſie genommen, Ueberſetzungen, anführen, aber kurz, um den Raum zu ſparen, blos damit jeder wiſſe, was er etwa der Ueberſetzung oder der Schrift glauben oder zutrauen könne.

Kurz, der Sammler unterzieht ſich von freyen Stücken einer gelehrten Handlanger-Arbeit, die er für nothwendig hält, ſeinen Endzweck zu erreichen; welches kein anderer ſeyn kann, als: die Kenntniß aſiatiſcher Originalwerke, und dadurch Kenntniß der Geſchichte, Sitten, Gebräuche dieſes ſo wichtigen Erdtheiles, dieſer Wiege des Menſchengeſchlechts, und alſo Geſchichte der Philoſophie, der Künſte, der Litteratur dadurch zu erweitern, daß er es teutſchen Denkern möglich macht, einen ſo wichtigen Theil der Litteratur mit europäiſcher Kritik zu bearbeiten; etwas, das bis jezt, aus Mangel an hinläng-

länglicher Anzahl von Urschriften und Leichtigkeit dieselben sich anzuschaffen, fast ganz unmöglich gewesen.

Kommende Ostermesse 1790. wird also der erste Band ein paar Alphabete stark bey Ziegler und Söhne, Buchhändler in Zürich, im Druck erscheinen; und man hoffet, der darauf gewendete Fleiß werde reitzen, durch Abgang die Fortsetzung möglich zu machen. Man bittet also vorläufig alle Liebhaber dieser Litteratur und besonders die Besitzer großer Bibliotheken, das Unternehmen zu begünstigen; man bittet zu bedenken, daß nicht von einer der zahllosen Schriften die Rede ist, die man liest und wieder wegleat: sondern von Schriften, die immer zu dauren verdienen; weil sie theils Ueberbleibsel älterer Zeiten sind, von welchen weniges übrig geblieben, theils von Nationen, deren Litteratur niemals zahlreich gewesen, oder gewiß der Litteratur europäischer Völker nicht gleich kommt; und weil zulezt eine Schrift, was sie auch fast sagen mag, doch deutlicher redet und reichhaltiger ist als andere Antiquitäten, die man doch so gerne und oft mit vielen Unkosten sammelt.

Der Sammler, der sich schon lange zu dieser angeschickt hat, würde sich glücklich schätzen, wenn seine Bemühung Kenner asiatischer Sprachen neu beleben, wenn sie, statt schon zahlloser Werke biblischer Stücke, vortrefliche oder merkwürdige Werke, die zur Menge in Manuscripten vorhanden sind, in guten Uebersetzungen liefern würden. Da wir Teutsche aufgehört haben, bloß dem Geschmack nachzujagen, da wir auf das nüzliche und brauchbare zu sehen anfangen: so hoffe ich, was man asiatischen orientalischen Schwulst nennet, (der für einen rechten Kenner der Sprachen nicht immer so schwülstig ist, als man sich einbildet) werde niemand abhalten, uns solche Werke in unserer Sprache zu

lie-

liefern, wenn sie dienen, meinen oben bestimmten Endzweck zu erreichen: so wie es auch gewiß keinen gründlich denkenden und nach wahren Kenntnissen begierigen Mann abhalten wird, dieselben zu lesen.

Den 10ten Wintermonat 1789.

---

4) Auszug aus einem Schreiben an den H. *)

Marburg den 30sten November 1789.

Des regierenden Herrn Landgrafen von Hessen-Cassel H. F. D. fahren unermüdet fort, die Aufnahme unserer Universität auf alle Weise zu begünstigen. Höchstdieselben erkannten gleich Anfangs bey Ihrem Regierungs-Antritt, daß ein Lehrstuhl der Staatswirthschaft nach dem Beyspiel der vornehmsten teutschen Universitäten in Marburg nöthig sey; zu dem Ende beriefen Sie den berühmten Leske von Leipzig hieher, der aber acht Tage nach seiner Ankunft starb, wodurch also diese Stelle wieder erledigt wurde.

Im Winter 1787 wurde dem Churpfälzischen Hofrath und Professor Jung in Heidelberg diese Stelle angetragen, welcher sie auch annahm und auf Ostern desselben Jahrs hieher zog. Ob nun gleich dieser Lehrer alle Wissenschaften die unmittelbar zur Staatswirthschaft gehören, nämlich im Sommer: Forstwirthschaft, Landwirthschaft, Fabrickwissenschaft und Handlung, und im Winter: Bergbau, Finanz-Wissenschaft, die praktische Cameral-Wissenschaft, oder an deren Stelle die angewandte Staatswirthschaft und die allgemeine Polizey, ausführlich vorträgt: so fehlte doch noch immer der nöthige Zusammenhang der Hülfs-Wissensch. ten mit jenem Zweck; die einzige Einrichtung, wodurch sich die

*) Auf Verlangen eingerückt.

die ehemalige Cameral-Hohe-Schule in Lautern und hernach das nämliche Institut in Heidelberg so berühmt gemacht hat.

Der Hr. Landgraf bemerkte diesen Mangel und forderte Bericht, wie ein neues zweckmäßiges Institut dieser Art am füglichsten einzurichten sey. Dieser Bericht wurde entworfen und eingeschickt, worauf denn im verwichenen Herbst das Staatswirthschaftliche Institut zu Marburg durch eine feyerliche landesherrliche Urkunde gegründet, bestätiget und in derselben die Grundverfassungs-Gesetze des Instituts gegeben wurden.

Die Lehrer desselben sind nach der Ordnung der Fakultäten folgende:

Herr Revisions-Rath und Professor Robert als Lehrer des Natur-Rechts.

— Hofrath und Professor Mönch als Lehrer der Naturgeschichte und Chymie.

— Professor Busch als Lehrer der Viehartzneykunde.

— Professor Stegmann als Lehrer der Physik.

— Geheimer Justiz-Rath und Professor Curtius als Lehrer der Geschichte und Statistik.

— Hofrath und Professor Jung als Lehrer der gesammten Staatswirthschaft.

— Hauptmann und Professor Schleicher als Lehrer der praktischen Geometrie.

Diese sieben Männer bleiben in ihren gehörigen Fakultäten, sie machen keine eigene Cameral-Fakultät aus, sondern sie bilden ein Lehrinstitut, das auch zugleich eine gelehrte Gesellschaft ist, zu unbestimmten Zeiten Vorlesungen und Abhandlungen ausarbeitet, solche ebenfalls zu unbestimmten Zeiten herausgeben, und auch ausserordentliche und Ehren-Mitglieder annehmen wird.

Dieses Institut hat keinen beständigen Direktor, sondern das Vorsteher-Amt geht, wie bey den Fakultäten das Dekanat, nach der Ordnung Jahrweise herum.

Das ganze Studium der Staats- und Cameral-Wiſſenſchaften wird nun durch dieſes Collegium geleitet, und die Lehrer des Inſtituts richten alle zuſammen ihre Vorleſungen ſo ein, daß der Zweck derer, welche die ökonomiſchen und Cameral-Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfang ſtudieren wollen, bey gehörigem Fleiß nunmehro vollkommen erreicht werden kann. Auch Reſponſa und Gutachten in ſtaatswirthſchaftlichen und Cameralſachen werden von dieſem Inſtitut auf Verlangen ausgefertigt werden.

Die ſämmtlichen Lehrer deſſelben haben ſichs zur heiligſten Pflicht gemacht, in ihrem Fach den Wünſchen des Publikums zu entſprechen; nie werden ſie durch die Poſaune der Charlatanerie Zuhörer in ihre Hörſäale anzuwerben ſuchen, ſondern Thatſachen, gründlich gelehrte Männer, die ſie in Zukunft bilden werden, ſollen die Mittel ſeyn, wodurch ſie allmälig die Anzahl der Studierenden und ſo auch, ſo viel an ihnen iſt, das Glück unſerer Univerſität zu vermehren gedenken; und dann ſollen auch wenige aber kernhafte Schriften von den Kenntniſſen und dem gelehrten Charakter der Mitglieder dem Publikum Rechenſchaft geben.

---

3) *Voyage du jeune Anacharſis en Grece, dans le milieu du 4me ſiecle avant J. C. Nouvelle Edition en 7 volumes in* 12. *avec Cartes et Planches, gravées; conforme à la derniere Edition de Paris, en 7 volumes in* 8vo. *Aux Deux-Ponts, chez Sanſon et Compagnie.*

Extrait du Proſpectus publié par les dits Libraires.

M. l'Abbé Barthelemi, Auteur de cet Ouvrage, a voulu y raſſembler, comme dans un grand cadre, tout ce que la Grece antique peut offrir d'inſtructif, d'intéreſſant et de curieux

curieux. Evénemens politiques et militaires, législation des pays, constitutions et révolutions des Etats, Sciences, Arts, Philosophie, mœurs, coutumes et usages, monumens, fêtes, jeux solemnels, tout entre dans ce plan. Il n'y a peut-être point dans l'Histoire Grecque un seul fait important, un seul mot ingénieux et profond, que l'Auteur n'ait eu l'art d'employer et de faire valoir, soit par les conséquences générales qu'il en tire, soit par l'application qu'il en fait, et la circonstance où il les rapelle.

Aussi les Editions du *Voyage d'Anacharsis* sont aussitôt épuisées que connues. La premiere Edition de Paris, quoiqu'assez chere, a été enlevée: la seconde, qu'on vient d'y publier en 7 volumes in 8vo, ne tardera pas à l'etre. L'Edition étrangere en 5 volumes in 8vo que nous avions annoncée, il y a quelques mois, est entierement vendue, même avant d'être finie; et quoique nous en eussions acquis un assez grand nombre d'exemplaires, il nous reste plus de deux cents demandes, auxquelles nous ne pouvons satisfaire.

C'est ce qui nous a déterminés à entreprendre cette nouvelle édition; et nous avons preferé le format in 12 comme faisant suite à nos précédentes Editions.

Nous osons promettre la plus scrupuleuse correction, si nécessaire dans un ouvrage dont les notes seules comprennent plus de 25 mille citations.

Le papier, le format et le caractere seront absolument semblables à ceux employés pour le Prospectus.

Quant aux Cartes, Planches et Tables, elles seront exactement conformes à celles qui accompagnent la derniere Edition de Paris, en 7 volumes in 8vo. Ces Planches, nécessaires à l'intelligence du texte, ont dans leur genre, le même merite que l'ouvrage: elles sont aussi correctes que savantes et curieuses; et nous les faisons graver par de tres habiles Artistes à Paris.

Conditions de la Souscription.

Le *Voyage du jeune Anacharsis en Grece*, 7 Vol. in 12 avec 31 Cartes ou Planches, gravées, coûtera aux Souscripteurs 18 liv. (la derniere Edition de Paris, en 7 Volumes in 8vo. coûte 45 liv.) Passé le 1er Juillet 1790 le prix sera irrevocablement fixé à 24 liv.

MM. les Souscripteurs recevront l'ouvrage entier en quatre Livraisons; et payeront 6 livres tournois ou 2 florins 45 kreutzers d'Empire en recevant chacune des trois

pre-

premieres Livraiſons; de ſorte qu'ils n'auront plus rien à payer pour la 4me.

La premiere Livraiſon paroîtra avant la fin de Mars prochain, et toute l'Edition ſera finie avant le 1er Août.

Deux-Ponts ce 10. *Janvier* 1790.

Sanſon et Compagnie.

In Weimar nimmt der Hofrath Wieland Subſcriptionen an.

---

4) Franzöſiſche Staatsanzeigen zur Geſchichte der groſſen Revolution ꝛc.

Die große Revolution Frankreichs iſt das Werk der Schriftſteller und der Philoſophen. Lange war ſie vorbereitet durch Männer die den Geiſt des Nation erleuchteten, und ſie fähig machten, Rechte freyer Menſchen zu erkennen und zu fühlen. Gleich nach Eröffnung des Reichstags wurde Freyheit der Preſſe, die vorher ſo eingeſchränkt war, erweitert, und jeder der in ſich Kraft, Luſt und Muth fühlte, konnte nun über die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes frey ſeine Meinung ſagen. Unter der Menge der albernen unbedeutenden Schriften, die nun erſchienen, traten auch Männer auf, die erſten Köpfe der Nation, die durch kleine Schriften voll Geiſt, Scharfſinn, Witz und Verſtand die Schritte des Reichstags vorbereiteten und lenckten. Ein teutſcher Gelehrter, der dieſe groſſe Begebenheiten in Paris mit erlebte, ſamlete ſorgfältig alle dieſe witzigen wichtigen Broſchüren, die nun in Paris verſchwunden, und in Teutſchland gar nicht bekannt ſind. Er ſcheint ihm von Nutzen zu ſeyn, den Kern dieſer kleinen Schriften, die ſo groſſe Würkung thaten, bey denen man denkt und und lacht, und die dem deutſchen Leſer neue Aufklärungen über die Urſachen dieſer erſtaunenden Begebenheiten geben werden, bekannter zu machen. Nicht Samlung, nicht Geſchichte der Verhandlungen des Reichstags iſt ſein Zweck, über beydes wird Teutſchland hinlänglich unterrichtet. Die Form eines Journals ſchien ihm die Bequemſte zu ſeyn, in jedem Monat wird davon ein Heft von 7 — 8 Bogen in groß Oktav, unter den Titel Franzöſiſche Staatsanzeigen der groſſen Revolution, in meiner Buchhandlung erſcheinen. Mit Ende Jan. wird der erſte Heft an die vornehmſten Buchhandlungen Teutſchlands verſendet werden.

Leipzig d. 28. Dec. 1789. Paul Gotthelf Kummer.

ſelbſt nicht zuviel ſchmeichle. Ihr Haar iſt dunkelbraun, meines iſt vollkommen gelb. Wenn nur das die Urſach ſeiner Veränderung iſt, ſo will ich mir bald einen Aufſaz von dieſer Farbe angeſchaft haben. Ja; aber ihre Stirne iſt niedrig, und meine iſt hoch. Ich kan nicht ſehen, was er ſchönes an ihr ſieht, daß er nicht auch bey mir finden könnte, wenn Amor nicht blind wäre. Nun, komm, du Bildniß, ich muß dich ſchon tragen, ob du gleich meine Nebenbuhlerin biſt. O du lebloſe Geſtalt, du wirſt mit Entzüken angeſchaut, geküßt, geliebt, und angebetet werden; und hätteſt du ein Gefühl von ſeiner Abgötterey, ich wünſchte an deiner ſtatt zum Bilde zu werden. Ich will dir ſo gut begegnen, als dein Urbild mir begegnet iſt; wenn mich das nicht abhielte, beym Jupiter, ich wollte dir deine gefühlloſen Augen ausgekrazt haben, um zu verhintern, daß mein Herr ſich nicht in dich verlieben könne.

[Sie geht ab.]

Neuer
Teutſcher Merkur.

3. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

premieres Livraiſons; de ſorte qu'ils n'auront plus rien à payer pour la 4me.

La premiere Livraiſon paroîtra avant la fin de Mars prochain, et toute l'Edition ſera finie avant le 1er Août.

Deux-Ponts ce 20. *Janvier* 1790.

Sanſon et Compagnie.

In Weimar nimmt der Hofrath Wieland Subſcriptionen an.

---

4) Franzöſiſche Staatsanzeigen zur Geſchichte der groſſen Revolution ꝛc.

Die groſſe Revolution Frankreichs iſt das Werk der Schriftſteller und der Philoſophen. Lange war ſie vorbereitet durch Männer die den Geiſt des Nation erleuchteten, und ſie fähig machten, Rechte freyer Menſchen zu erkennen und zu fühlen. Gleich nach Eröffnung des Reichstags wurde Freyheit der Preſſe, die vorher ſo eingeſchränkt war, erweitert, und jeder der in ſich Kraft, Luſt und Muth fühlte, konnte nun über die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes frey ſeine Meinung ſagen. Unter der Menge der alltäglichen unbedeutenden Schriften, die nun erſchienen, traten auch Männer auf, die erſten Köpfe der Nation, die durch kleine Schriften voll Geiſt, Scharfſinn, Witz und Verſtand die Schritte des Reichstags vorbereiteten und lenkten. Ein teutſcher Gelehrter, der dieſe groſſe Begebenheiten in Paris mit erlebte, ſammlete ſorgfältig alle dieſe witzigen wichtigen Broſchüren, die nun in Paris verſchwunden, und in Teutſchland gar nicht bekannt ſind. Er ſcheint ihm von Nutzen zu ſeyn, den Kern dieſer kleinen Schriften, die ſo groſſe Bürkung thaten, bey denen man denkt und und lacht, und die dem teutſchen Leſer neue Aufklärungen über die Urſachen dieſer erſtaunenden Begebenheiten geben werden, bekannter zu machen. Nicht Sammlung, nicht Geſchichte der Verhandlungen des Reichstags iſt ſein Zweck, über beydes wird Teutſchland hinlänglich unterrichtet. Die Form eines Journals ſchien ihm die bequemſte zu ſeyn, in jedem Monat wird davon ein Heft von 7 — 8 Bogen in groſs Oktav, unter den Titel Franzöſiſche Staatsanzeigen der groſſen Revolution, in meiner Buchhandlung erſcheinen. Mit Ende Jan. wird der erſte Heft an die vornehmſten Buchhandlungen Teutſchlands verſendet werden.

Leipzig d. 28. Dec. 1789. Paul Gotthelf Kummer.

Neuer
Teutſcher Merkur.

3. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber den Geiſt unſers Zeitalters in Teutſchland. . . . S. 225

II. Herzogin Leutberg von Baiern, eine Geſchichte aus dem achten Jahrhundert fortgeſezt. — 255

III. Ueber Lage, Wachsthum, Umfang, Volksmenge und Anſicht von Paris. — 274

IV. Beſchluß der Nachrichten von der Litteratur der Türken. . . — 289

V. Politiſch-philoſophiſche Geſpräche. I. — 297

VI. Klage über die Ausrottung eines Wäldchens. — 307

VII. Ein Spaziergang. . . . — 310

VIII. Die zwey wichtigſten Ereigniſſe des vorigen Monats. . . . 315

IX. Auszug aus einem Schreiben einer ungenannten Dame an den Herausgeber. — 318

X. An die Theilnehmer der Ausgabe altteutſcher Gedichte. . . . — 332

Auf den **Teutſchen Merkur** kann man ſich bes kantermaſſen, bey allen löbl. **Poſtämtern** in und auſſer Teutſchland abonniren; auch iſt derſelbe in allen **Buchhandlungen** zu finden, für welche Hr. **Buchhändler Göſchen zu Leipzig** die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.

Der Preis iſt zu Weimar 2 Thlr. Sächſ. currant.

Poſtfrey durch ganz Teutſchland drey Thaler.

Music-Anzeige.

Bis Ostern 1790. wird in dem Hilscherschen Musicverlage zu Dresden auf nachstehende Musicalien Pränumeration angenommen, nachhero aber kein Exemplar anders als mit 1/4 Erhöhung des Preises ausgegeben, als:

1) Trois Sonates por le Clavecin, composées par Mons. le Baron de Racknitz, 12 gr.
2) Recueil des petites Pièces pour le Clavecin ou Fortepiano à quatres mains par Joseph Schuster, Iere partie, 10 gr.
3) Zwölf Lieder, größten Theils von Blumauer, beym Clavier zu singen und in Music gesezt von Mariottini. 10 gr.
4) Sechs Märsche und eine Retirade für das Clavier, in Music gesezt von Teyber. 4 gr.
5) Drey Sonaten für das Clavier, in Music gesezt von Quedenfeld. 10 gr.
6) Drey Simphonien für das Clavier, gesezt von Reißiger. 10 gr.
7) Drey leichte Sonaten für das Clavier, von Schreier. 10 gr.
8) Auswahl neuer italienischer, französischer und teutscher Arien beym Clavier zu singen. 1ste Sammlung. 12 gr.

Den Louisd'or á 5 Rthlr. gerechnet. Meine mir bekannten und unbekannten Freunde, so die Sammlung von Pränumerationen gütigst übernehmen, belieben bey Einsendung der Gelder vor die gehabte Bemühung den sechsten Theil inne zu behalten. Denen Besitzern des musicalischen Wochenblatts aber dienet zur Nachricht, daß sie obige Music in diesen Blättern nach und nach in Discant-Schlüssel übergetragen, mit einverleibet finden werden. Der sechste Heft ist bereits unter der Presse, worauf annoch 12 gr. Vorausbezahlung angenommen wird.

Der neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1790.

I.

Ueber den Geiſt unſres Zeitalters in Teutſchland.

Durch eine ſehr natürliche Vorſtellungsart — von der ſelbſt unſre berühmteſten Philoſophen unter ſich noch lange nicht einig ſind, ob ſie dieſelbe für bloße Täuſchung der Sinnlichkeit zu erklären hätten oder nicht? — iſt der Stelle, die man gewöhnlich ſeinem Ich anweiſet, keine geringere, als der Mittelpunkt des Univerſums. Daher kömmt es, daß die Maximen und Vorurtheile desjenigen Standes, zu welchem ein reflektirtes Ich gehört, und der den nächſten Kreis um jenen Mittelpunkt beſchreibt, ſehr oft der Geiſt unſres Zeitalters genannt werden. Der Gelehrte von Profeſſion belegt gemeiniglich die herrſchenden Meinungen über den Gegenſtand ſeines Faches, und der Bürger der großen und feinen Welt den Geſchmack und Ton ſeiner Coterie mit jenem vielbedeutenden Namen. Selten gelingt es dem erſtern, ſein Syſtem

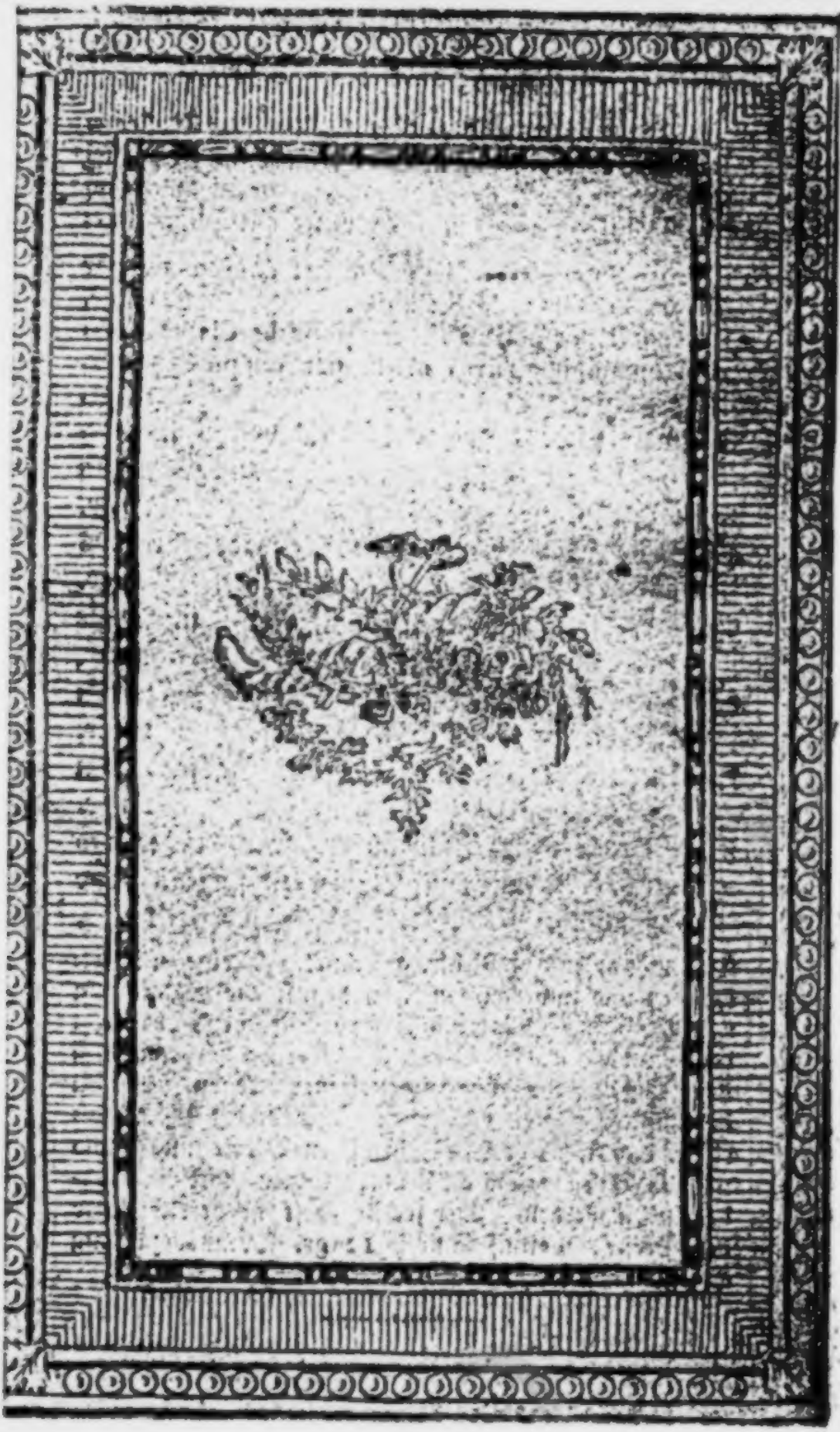

Der neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1790.

I.

Ueber den Geiſt unſres Zeitalters in Teutſchland.

Durch eine ſehr natürliche Vorſtellungsart — von der ſelbſt unſre berühmteſten Philoſophen unter ſich noch lange nicht einig ſind, ob ſie dieſelbe für bloße Täuſchung der Sinnlichkeit zu erklären hätten oder nicht? — iſt die Stelle, die man gewöhnlich ſeinem Ich anweiſet, keine geringere, als der Mittelpunkt des Univerſums. Daher kömmt es, daß die Maximen und Vorurtheile desjenigen Standes, zu welchem ein reſpektives Ich gehört, und der den nächſten Kreis um jenen Mittelpunkt beſchreibt, ſehr oft der Geiſt unſres Zeitalters genannt werden. Der Gelehrte von Profeſſion belegt gemeiniglich die herrſchenden Meynungen über den Gegenſtand ſeines Faches, und der Bürger der großen und feinen Welt den Geſchmack und Ton ſeiner Cotterie mit jenem vielbedeutenden Namen. Selten gelingt es dem erſtern, ſein Syſtem

von ſeinen Zunftgenoſſen angenommen zu wiſſen, von denen er entweder den größern oder den beſſeren Theil gegen ſich hat; während der leztere in ſeiner Ueberzeugung, daß Er den Ton in ſeinen Cirkeln aufrecht erhalte, wo nicht gar angegeben habe, kaum zu widerlegen ſeyn dürfte. Woraus ſich dann ziemlich begreifen läßt, warum dieſer gemeiniglich den eſprit de ſon temps eben ſo aufgeklärt und liebenswürdig, als jener den genius ſaeculi verkehrt und abſcheulich findet. Beyde werden in dem Gemählde, das ich hier aufzuſtellen im Begriffe bin, den Gegenſtand vermiſſen, den Ihnen die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes anzukündigen ſcheint. Ich ſuche den Geiſt unſrer Nation in der Seele derſelben auf, die freylich in einem gewiſſen Sinne durch den ganzen Körper verbreitet iſt, aber doch ihren eigentlichen Sitz nur in derjenigen Klaſſe von Köpfen hat, die vorzugsweiſe die Denkenden heiſſen, und die folglich ihre Denkkraft weder durch einſeitige Beſchäftigung ihres Gedächtniſſes abzuſtumpfen, noch durch Träume der Phantaſie in einem ewigen Schlummer zu unterhalten, oder höchſtens durch Spiele des Witzes zu wecken gewohnt ſind. Wer den wahren Werth von Nationen, ſo wie von einzelnen Menſchen nach der Beſchaffenheit und dem Grade ihrer lebendigen Kräfte zu ſchätzen weiß, dem kann es unmöglich gleichgültig ſeyn auf einen Geſichtspunkt aufmerkſam gemacht zu werden, aus welchem ſich die Denkkraft ſeiner Nation in ihrer angeſtrengteſten Thätigkeit,

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Unweit des Franciſcaner's Celle in Meiland.)

Eglamor tritt auf.

Eglamor.

Die Sonne beginnt den weſtlichen Horizont zu vergülden, und die Stunde iſt da, da Silvia bey Bruder Patrizens Celle mit mir zuſammen kommen wollte. Sie wird mich nicht lange warten laſſen; denn Verliebte pflegen genaue Beobachter ihrer Stunden zu ſeyn, es wäre dann, daß ſie oft vor der Zeit kommen -- Aber hier iſt ſie würklich. Einen glüklichen Abend, Gnädigſte Princeßin.

Silvia.

Amen! Amen! Mein lieber Eglamor, geht ihr durch die Hinterthüre in der Kloſter-Mauer hinaus; ich fürchte, ich werde beobachtet.

Eglamor.

Beſorget nichts; der Wald iſt nicht drey Meilen von hier, und wenn wir den erreicht haben, ſo ſind wir ſicher genug.

(Sie gehen ab.)

Zweyte

keit, ihren eigenthümlichſten Aeuſſerungen, und ihren mannigfaltigſten Beſchäftigungen, mit Einem Blicke überſchauen läßt. Leſern dieſer Art dürfte mein Verſuch einen ſolchen Geſichtspunkt ausfindig zu machen, insbeſondere auch als ein Wort zu ſeiner Zeit, nicht ganz unwillkommen ſeyn. Wir beginnen das lezte Jahrzehend eines Jahrhundertes, das wir keinesweges blos darum, weil es das unſrige iſt, für äuſſerſt merkwürdig halten, und das vorzüglich für Teutſchland in keiner andern Rückſicht ſo merkwürdig iſt, als durch die höhere Kultur des teutſchen Geiſtes, durch die beträchtlichen Fortſchritte, die unſre Nation auf allen Feldern der Wiſſenſchaften und Künſte gethan, und durch den wichtigen Rang, zu dem ſie ſich unter ihren früher kultivierten Schweſtern emporgeſchwungen hat. Ob und in wieferne ſie denſelben behaupten, ob ſie, wie jede ihrer Schweſtern, auf einer gewiſſen Stufe ſtehen bleiben, oder höher hinauf bis zur Würde der Schule des übrigen Europas ſteigen werde, muß hauptſächlich in dieſem Jahrzehende entſchieden werden. Daß dieſe Entſcheidung wirklich in dieſer Periode erfolgen müſſe, und wie ſie vermuthlich ausfallen dürfte, kann ſich nur allein (aber muß ſich auch gewiß) aus einer allgemeinen Ueberſicht der Phänomene ergeben, welche den gegenwärtigen Zuſtand unſrer denkenden Kräfte im Ganzen genommen bezeichnen.

Das auffallendste und eigenthümlichste Merkmal von dem Geiste unsres Zeitalters ist eine Erschütterung aller bisher bekannten Systeme, Theorien und Vorstellungsarten, von deren Umfang und Tiefe die Geschichte des menschlichen Geistes kein Beyspiel aufzuweisen hat. Auf dieses Merkmal lassen sich die verschiedensten, selbst die einander widersprechenden Erscheinungen und Zeichen unserer Zeit zurückführen, welche kälteren Zuschauern Aufschub ihres Urtheils, theilnehmenden Beobachtern hingegen gerade entgegengesetzte Urtheile abnöthigen, und die samt und sonders ein mehr als jemals reges Bestreben ankündigen, auf der einen Seite allenthalben neue Formen aufzustellen, auf der andern jede alte zu unterstützen. Ob das Alte durch das Neue oder dieses durch jenes endlich verdrängt werden, und was die Menschheit in jedem Falle dabey gewinnen oder verlieren dürfte, wagt der unpartheyische Selbstdenker gemeiniglich um so weniger zu entscheiden, da er weder die alten Formen so ganz unbrauchbar, noch die neuen so ganz befriedigend findet, als sie von den Eiferern auf beyden Partheyen ausgerufen werden, die ihrer unbedingten Anhänglichkeit am Alten oder Neuen, und ihren schwärmerischen Hofnungen oder Besorgnissen zu Folge aus dem Geiste unsres Zeitalters der Menschheit Glück oder Unglück weissagen. Gleichwohl kann sich eben der Selbstdenker am wenigsten der Frage erwehren: woher diese merkwürdige Erschütterung entstanden sey, und was aus ihr entstehen

ſtehen müſſe? Die befriedigende Antwort auf dieſe Frage ſetzt eine Unterſuchung voraus, die ſich über den beſchränkten Geſichtskreis einzelner Fächer erhebt, die Denkkraft durch die vornehmſten Felder ihrer Wirkſamkeit verfolgt, die merkwürdigſten Begebenheiten aus jedem derſelben aushebt, und alle unter einen Geſichtspunkt ſtellt, der von den Geſichtspunkten der Lobredner und Tadler unſres Zeitalters gleich weit entfernt iſt. Der Pedant beurtheilt die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes nach ſeinem Begriffe von dem jeweiligen Zuſtande des einzelnen Faches, das er bearbeitet, und das eben darum in ſeinen Augen das Wichtigſte aus allen iſt. Er wünſcht der Menſchheit Glück oder er bedauert ſie, je nachdem er glaubt, daß dasjenige, was er für Theologie, Jurisprudenz, Staatskunſt, Kriegswiſſenſchaft, Philoſophie, hält, in Aufnahme oder in Verfall gerathe. Woher ſollte er auch wiſſen, daß ſich ſelbſt der wahre Zuſtand ſeines Faches nur aus dem Verhältniß deſſelben zum Zuſtande des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Bedürfniſſe, ſo wie der ganze Werth des Faches ſelbſt nur aus deſſen Verhältniß zur eigentlichen Beſtimmung des Menſchen (die aber dabey weder angeblich vorausgeſezt, noch dunkel geahndet, ſondern erkannt ſeyn muß) richtig beurtheilen laſſe?

Die Erſchütterung, von der hier die Rede iſt, äuſſert ſich nicht etwa an dem Zuſtande der Wiſſenſchaften allein, ſondern an allem, worauf die Denkkraft

Einfluß hat, und steht allenthalben mit der Größe dieses Einflusses in geradem Verhältnisse. Sie erstreckt sich soweit als die europäische Cultur, nur mit dem Unterschiede, daß sie hier in kaum merklichen Schwingungen, dort in gewaltsamen Umwälzungen erscheint. In diesem ihrem ganzen Umfange wird sie einst in der Geschichte des menschlichen Geistes ein Hauptgemählde abgeben, bey dem unsre Enkel mit Bewunderung verweilen werden. Aber dem Blick eines Zeitgenossen liegt dieser ungeheure Schauplatz manigfaltiger, zum Theil unvollendeter Ereignisse viel zu nahe, als daß er die einzelnen Theile in ihrer eigentlichen Beziehung zum großen Ganzen aufzufassen vermöchte. Der wirkliche Antheil, den die Denkkraft an der Ursache einer Begebenheit hat, und der allein die größere oder kleinere Stelle bestimmen muß, die eine Begebenheit in jenem Gemählde einzunehmen hat, läßt sich erst dann von der fremden Einwirkung äusserer Umstände absondern, wenn die Begebenheit selbst völlig reif ist, und durch ihre Wirkungen ihren bestimmten Charakter für die Weltgeschichte erhalten hat. Dann nimmt manche stille kaum bemerkte Veränderung, die das Gepräge der Selbstthätigkeit unsres Geistes trägt, eine Folge besserer Einsichten war, und bessere Einsichten verbreitet und fortpflanzt, ihren Rang weit über glänzenden und angestaunten Revolutionen ein, wobey Ein Zufall baufällige Staatsverfassungen umstoßt, und ein andrer die Trümmer nach seinem Eigensinne wieder zusammen-

sammenfügt. Dann läßt es sich erst mit Bestimmtheit angeben, ob und in wiefern höhere Erkenntniß der menschlichen Rechte und Pflichten bald Ursache bald Wirkung derjenigen Ereignisse war, die man schon jetzt, theils im guten theils im schlimmen Sinne, Erscheinungen der Aufklärung zu nennen gewohnt wird. Dann erst wird es sich zeigen lassen, ob und in wieferne die Aufhebung der Jesuiten, die Verminderung der Mönche und das verfallene Ansehen des Mönchthums in mehreren katholischen Staaten, die Beschränkung des Ansehens, der Gewalt, und der Einkünfte des römischen Bischoffes beynahe in der ganzen katholischen Welt, die Toleranz, Preßfreyheit und Publicität sogar in der österreichschen Monarchie, die hin und wieder abgeschafte Todesstrafe, aufgehobne Leibeigenschaft, eingeschränkten Frohndienste, die nordamerikanische, französische, niederländische Revolutionen u. s. w. als Wirkungen einer und ebenderselben Ursache zusammen gehören, oder nicht.

Etwas bestimmteres läßt sich schon jetzt über die gegenwärtige Erschütterung der Vorstellungsarten in unserm teutschen Vaterlande sagen: nicht nur weil man das Ganze derselben wegen des beschränkteren Schauplatzes leichter überschauen kann, sondern auch weil sie sich hier vorzüglich auf den Feldern der Wissenschaften äussert, wo ihr Entstehungsgrund aus der Denkkraft, durch welchen sie im strengsten Sinn ein Phänomen des Geistes ist,

weniger zweydeutig seyn kann. Deutschland ist unter allen übrigen europäischen Staaten am meisten zu Revolutionen des Geistes, am wenigsten zu politischen aufgelegt. Durch seine glückliche Constitution sind wir mehr als jede andere grosse Nation gegen die verderblichste aller Krankheiten eines Staatscörpers gesichert, die in dem allzugroßen Reichthum der kleinern, und der allzugroßen Armuth der grössern Anzahl der Bürger besteht. Kein Uebermaaß an Glücksgütern reißt die Herrschsucht der Grossen, kein Uebermaaß des Elendes zwingt das Volk zum Aufruhr; und die Denkkraft der Nation im Ganzen genommen, ist von beyden dieser entgegengesetzten Uebeln ungelähmt geblieben. Keine Hauptstadt beschleunigt und schwächt als Treibhaus die Früchte unsres Geistes, die in der Luft der Freyheit sich selbst überlassen langsamer aber kräftiger gedeihen. Wir werden freylich nie ein goldenes Zeitalter unsrer Litteratur wie Italien unter Leo X, wie Frankreich unter Ludwig XIV, England unter der Königinn Anna, erleben, aber auch keines je überleben. Unsre Fortschritte sind um so beträchtlicher, je weniger sie Aufsehen machen. Unsern Nachbarn konnte es nicht einmal im Traume einfallen, und wir selbst bemerken es kaum, daß die Wissenschaften im Ganzen genommen bey keiner Nation in dem Umfange, mit dem Eifer, und dem glücklichen Erfolge bearbeitet worden sind, als gegenwärtig unter uns. Dieß kann bey uns um so weniger in die Augen fallen, da alle Felder der

Wissen-

Wissenschaften ohne Ausnahme ungefähr mit gleichem Fleiße angebaut werden, das Verhältniß einer jeden Wissenschaft zu den übrigen immer sichtbarer wird, und mit demselben die Strenge der Forderungen zunimmt, die man an den Bearbeiter einer jeden zu machen gelernt hat. Kaum hat der Eine etwas sehr beträchtliches geleistet, als ein anderer hervor tritt, der auf das viel beträchtlichere, was noch zu leisten ist, aufmerksam macht. Wir haben in keinem einzigen Fache ein herrschendes System, dem der allgemeine Beyfall den Stempel der wirklichen oder eingebildeten Vollendung aufgedrückt hätte. Allenthalben werden alte Vorstellungsarten in Anspruch genommen und vertheidigt, neue aufgestellt und bekämpft. Hier deckt Einer wesentliche Mängel an einem bisher beliebten Lehrgebäude auf, das er durch ein ganz Neues verdrängt wissen will; während ein anderer verkannte Vorzüge des Alten beleuchtet, die in dem neuen vermißt werden. Mit den neuen Berichtigungen und Entdeckungen vervielfältigen sich die neuen einander entgegengesezten Theorien, wovon jede vergebens als ganz unhaltbar angefochten, und vergebens als allgemeingültig vertheidiget wird. Keine kann ihre Ansprüche, das ganze Problem der Wissenschaft aufgelöset zu haben, durchsetzen; eben so wenig als sie von ihren Gegnern überführt werden kann, keine brauchbaren Data zu jener Auflösung geliefert zu haben.

Bey aller dieser Unentschiedenheit im gegenwärtigen Zustande unsrer Wissenschaften, ist gleichwohl der Einfluß derselben auf die übrigen menschlichen Angelegenheiten, zumal auf die Grundsätze der Regenten, vielleicht nie so sichtbar gewesen. Dieser Einfluß ist um so weniger zweydeutig, jemehr auch an ihm das Schwanken zwischen dem Alten und Neuen, das Gepräge des Zustandes unsrer wissenschaftlichen Kultur, in die Augen fällt. Der eine Fürst, der mit philosophischem Blicke an der positiven Theologie, die der herrschenden Religion seines Volkes zum Grunde liegt, Fehler entdeckt hat, deren Ungereimtheit und Schädlichkeit selbst von den berühmtesten Theologen seines Landes anerkannt ist, giebt diese Theologie der öffentlichen Prüfung Preis. Ein anderer hingegen, der sie mehr mit dem Auge des Staatsmannes betrachtet, und überdieß noch die Philosophen seiner Nation über die Unentbehrlichkeit der positiven — und Unzulänglichkeit der natürlichen Religion im Streit begriffen weiß, nimmt das alte Lehrgebäude der Volksreligion gegen alle öffentlichen Angriffe in Schutz. Das Licht, das über die Felder der Regierungskunst, Gesetzgebung, Staatsökonomie, u. s. w. seit kurzem verbreitet ist, dringt bis zum Thron, und klärt den Regenten über wesentliche Mängel in der Regierungsform und Verwaltung der Angelegenheiten seines Landes auf. Er schaft die alte Konstitution ab, und ersezt sie durch eine neue, ohne und sogar

gegen

gegen den Willen der Nation; und glaubt dadurch nicht nur den Rechten dieser leztern nicht zu nahe getreten, sondern seine Pflicht gethan zu haben, indem er den Nutzen des Staates, den er besser als seine unzufriedenen Unterthanen zu verstehen glaubt, für den obersten Bestimmungsgrund seiner Regentenpflicht hält. Würde er, vorausgesezt, daß er es wirklich mit seinem Volke gut meyne, wohl so gehandelt oder auch nur so gedacht haben, wenn ihm eine allgemeine Ueberzeugung entgegen gestanden hätte? oder wenn auch nur die gelehrten Kenner des Rechtes über die unverlierbaren Rechte der Menschheit, und über den Grundsatz einig wären, daß diese Rechte keineswegs durch den Nutzen (den allgemeinen so wenig als den besondern) bestimmt werden können, und daß die Rücksicht auf den Nutzen nur erst dann gelten durfe, wenn das Recht vorher entschieden ist? Wenn hier der Eine Regent die Leibeigenschaft der Bauern aufhebt, während er seine Unterthanen überhaupt als ein angeerbtes Eigenthum betrachtet und behandelt; wenn dort ein Andrer die Menschheit durch Abschaffung der Folter und ihre Todesstrafen ehren will, während er sie durch ganz willkührliche, launenhafte und unmenschliche Ahndungen der Verbrechen zum Vieh herabwürdiget; wenn anderswo ein Dritter das angebohrne Recht seiner Unterthanen, zu glauben was sie glauben können, anerkennt, während er eben dieses Recht für ein Geschenk

seiner

seiner Gnade, und den Genuß desselben für eine bloße Duldung erkennt, die er im Namen des alleinseligmachenden Glaubens dem nicht alleinseligmachenden Glauben angedeihen läßt; wenn ein Vierter unter den Namen der Preßfreyheit jedermann das Recht einräumt, seine Ueberzeugungen nach besser Wissen und Gewissen andern mitzutheilen, während er die Bekanntmachung derjenigen Ueberzeugungen, die den symbolischen Büchern widersprechen als Preßfrechheit aufs strengste geahndet wissen will, u. s. w.; so würde man allen diesen Regenten eben so Unrecht thun, wenn man die zweyte Hälfte ihres widersprechenden Betragens einer blinden Anhänglichkeit am alten Herkommen, als wenn man die erste Hälfte einer bloßen Neuerungssucht zuschreiben, und nicht zugeben wollte, daß sie für die eine so wohl als die andere Verfügung Entscheidungen gleich berühmter Schriftsteller anführen könnten, und daß sie ganz im Geiste ihres Zeitalters, in wiefern derselbe selbst durch den Zustand der Wissenschaften bestimmt wird, gehandelt haben.

So weit sich auch die Erschütterung alter und neuer Vorstellungsarten, welche diesen Geist charakterisiert, über das Gebieth des menschlichen Wissens ausbreitet: so wenig ist sie auf den einzelnen Feldern dieses Gebiethes gleich merklich. Das Gesetz, nach welchem sie zu- und abnimmt, läßt sich durch den großeren oder kleineren Antheil bestim-

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in einen Saal in des Herzogs Palaſt.)

Thurio, Protheus und Julia treten auf.

Thurio.

Signor Protheus, was ſagt Silvia zu meinem Geſuch?

Protheus.

O mein Herr, ich finde ſie weit milder als ſie war; und doch hat ſie noch verſchiedncs gegen eure Perſon einzuwenden.

Thurio.

Wie? daß mein Bein zu lang ſey?

Protheus.

Nein, daß es zu dünn ſey.

Thurio.

Ich will Stiefeln tragen, damit es um etwas runder herauskommt. Und was ſagt ſie zu meinem Geſicht?

Protheus.

Sie ſagt, es ſey ein wenig zu weiß.

Thurio.

So lügt das muthwillige Ding, mein Geſicht iſt ja braun.

Protheus.

ſtimmen, den diejenige Fähigkeit der Denkkraft, welche Vernunft heißt, an dem Inhalt und der Form einer Wiſſenſchaft hat. Wer dieſen Antheil nicht beſtimmt genug kennt, der darf ſich nur von dem zunehmenden Lärmen, und den dichter werdenden Staubwolken leiten laſſen, und er wird bald überzeugt werden, daß der Mittelpunkt der Erſchütterung innerhalb des Bezirkes der Metaphyſik gelegen, und die jenſeitige Gränze derſelben durch die Felder der Mathematik, durch die Naturwiſſenſchaft und Naturbeſchreibung beſtimmt ſey.

Diejenige Wiſſenſchaft, die, ihrer Definition zufolge, als der Inbegriff der erſten Grunde der menſchlichen Erkenntniß, als das Syſtem der allgemeinſten Prädikate der Dinge überhaupt, als die Wiſſenſchaft der Principien alles menſchlichen Wiſſens, den Rang uber allen andern einnehmen müßte, iſt gegenwärtig ſo ſehr erſchüttert, daß ihr nicht nur dieſer Rang, ſondern ſogar der Namen einer Wiſſenſchaft ſtreitig gemacht wird. Und dieß begegnet ihr nicht nur etwa von den kritiſchen oder ſogenannten Kantiſchen Philoſophen allein (den Anhängern einer neuen Art zu philoſophiren, die bisher nur ſehr wenigen Eingang gefunden hat, und von den meiſten der berühmteren und der namenloſen Philoſophen unſrer Zeit widerlegt wird) ſondern ſogar von zwey Partheyen aus den vieren, auf welche ſich alle bisherigen Vorſtellungsarten

der

der Philosophie zurückführen lassen. Der dogmatische Skeptiker bestreitet die Gültigkeit der Beziehung metaphysischer Prädikate auf wirkliche Gegenstände überhaupt; der Supernaturalist will sie nur auf die Sinnenwelt, (oder wie er sich lieber ausdrückt) auf natürliche Gegenstände eingeschränkt, und ihre Anwendbarkeit auf übersinnliche, oder für ihn übernatürliche, von der Offenbarung abgeleitet wissen; Beyde sind darüber einig, daß Metaphysik die grundloseste Anmaßung der ihre Kräfte verkennenden Vernunft sey. Was ihr die beyden andern Partheyen (die Materialistische und Spiritualistische) dadurch einräumen, daß sie ihr den Rang einer wahren Wissenschaft zuerkennen, rauben sie ihr dadurch wieder, daß sie diese Wissenschaft zur gemeinschaftlichen Grundlage ihrer in geradem Widerspruche stehenden Lehrgebäude machen; und indem sie aus einer und ebenderselben Ontologie Naturalismus und Spiritualismus, Theismus und Atheismus, Fatalismus und Determinismus (wenigstens in den Augen unpartheyischer Zuschauer) mit gleicher Geschicklichkeit demonstrieren, den wissenschaftlichen Charakter dieser Ontologie in ein sehr zweydeutiges Licht setzen. Die eine dieser Partheyen besteht größentheils aus den öffentlichen Lehrern der Philosophie; aus denjenigen, welche die Wissenschaft als bürgerliches Gewerbe treiben, und weil sie auf den Vortrag der Grundwahrheiten der Religion und der Moralität in Eid und Pflicht genommen sind,

nicht

nicht selten dafür halten, daß sich ihre Verpflichtung bis auf die in ihrer Innung alt hergebrachte Form des Vortrags erstrecke. Diese erklären die Metaphysik ihrer materialistischen, fatalistischen und atheistischen Gegner für seicht, längst widerlegt, und des Namens einer Wissenschaft unwürdig, den sie nur derjenigen Auslegung der metaphysischen Formeln zugestehen, aus welchen sich ihrer Meynung nach die Grundwahrheiten der Religion und Moral demonstrieren lassen. Allein so zahlreich und zum Theil auch so geschickt die Köpfe gewesen sind, die sich, auf unsern vielen Universitäten und ausser denselben, mit der Bearbeitung einer solchen metaphysischen Wissenschaft beschäftiget haben; so sehr sie auch unter sich über das wirkliche Daseyn derselben einig sind; so fest auch jeder von ihnen überzeugt ist, sie in seinem Compendium aufgestellt zu haben: so wenig hat doch auch nur einer dieser Männer und sein Compendium bisher eine Metaphysik geliefert, die, ich will nicht sagen die Prüfung der andern Partheyen ausgehalten, sondern auch nur die Forderungen seiner eigenen Parthey befriediget hätte. Keine unter allen besteht, wie man doch von der Wissenschaft der ersten Erkenntnißgründe zu erwarten berechtiget wäre, aus Hauptsätzen, über welche auch nur die Professoren einig wären; jede derselben ist in mehr als einer ihrer wesentlichsten Behauptungen selbst in metaphysischen Compendium widerlegt. Weit gefehlt, daß die Besitzer und Pfleger dieser

Wissen-

Wissenschaft auch nur über den ersten Grundsatz derselben unter sich gleich dächten, ist in manchem berühmten und beliebten Lehrbuche nicht einmal die Rede von dieser wesentlichsten Bedingung jeder eigentlichen Vernunftwissenschaft. In andern beraubt man noch, dem alten Herkommen nach, die Logik ihres ersten Grundsatzes*) und statt et damit seine Metaphysik aus. In anderen endlich verwechselt man Grundsatz mit Grund, und weiset die nach dem lezten denkbaren Grund der metaphysischen Prädikate neugierigen Leser bald an die Erfahrung, bald an ein angebohrnes System ewiger Wahrheiten an. In eben dem Verhältnisse als man damit beschäftiget ist Botanik, Mineralogie, Chemie, zu Systemen zu erheben, lässt man die Metaphysik zum Aggregate unzusammenhängender, vieldeutiger Formeln herabsinken, bey welchen das, was zu erweisen war, als allgemein angenommen vorausgesezt, und das, was keines Beweises bedurfte, erwiesen wird. Man giebt sich die Miene und macht sich kein kleines Verdienst daraus, das System seiner Metaphysik, das man nur aus einer dunkeln Ahndung kennt, unter der rhapsodischen Aussenseite versteckt zu haben; oder man bekennt offenherzig, daß man kein Freund von Systemen sey, die man für willkührliche Fesseln des Geistes erklärt. Da ein metaphysischer Satz nur durch

*) Durch den Misbrauch des misverstandenen Satzes des Widerspruchs.

durch ſeinen Zuſammenhang mit allgemeingültigen Erkenntnißgründen, Wahrheit, und durch ſeine jedermann mögliche Zurückführung auf eine allgemeingeltendes Princip, allgemeine Evidenz haben kann: ſo begreift es ſich leicht, daß unſre populären Metaphyſiker auf Univerſitäten, durch eben die ſogenannte liberale Form durch welche ſie der Wiſſenſchaft allgemeinern Eingang zu verſchaffen wähnen, derſelben, ſo viel an ihnen liegt, gewiſſen Untergang zubereiten. Dieſer Erfolg wird faſt noch mehr durch die neuern und beſten Schriften einiger Selbſtdenker beſchleuniget, die, da ſie metaphyſiſche Gegenſtände mit einem von allem Zwang des akademiſchen Berufes freyem Geiſte, mit großen Scharfſinne und beredter Darſtellung behandelten, der Metaphyſik aufhelfen zu müſſen ſchienen. Da dieſe Männer, ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, in eben dem Verhältniß als ſie ſich von Einer der vier bisher unvermeidlichen philoſophiſchen Partheyen entfernen, ſich um ſo enger an eine andere und zwar gemeiniglich an die entgegengeſezte, anſchließen, oder ſich gar an die Spitze derſelben ſtellen; da derjenige, der dem Spiritualismus ausweichen will, dem Naturalismus (der gegenwärtig unter der konſequenten Vorſtellungsart des Spinoza am meiſten gefällt) das Wort redet; da der Bekämpfer des Materialismus und Spiritualismus über einem gereinigten Supernaturalismus brütet, und ein anderer, der bey allen dieſen Philoſophemen keine befriedigende

Auskunft findet, den Knoten durch dogmatischen Skepticismus zerhaut: so richtet jeder dieser Schriftsteller in eben dem Verhältniße, als er die großen Fragen über Gott, Freyheit und Unsterblichkeit, und über die Rechte und Pflichten der Menschheit in ein originelleres Licht sezt, auf dem Gebiethe der Ontologie eine desto größere Verwirrung an. In eben dem Verhältniß als er mehr selbst denkt, nimmt er die von allen Sekten gebrauchten metaphysischen Formeln in Bedeutungen an, die sich von allen bisher bekannten um so schärfer unterscheiden, bestreitet er die nicht allgemein, und z. B. nur von den Universitätsphilosophen, angenommenen Formeln mit desto auffallendern Gründen, untergräbt er die Principien, verrückt er den Gesichtspunkt, und schwächt er das Ansehen der sogenannten Wissenschaft der ersten Erkenntnissgründe.

Sollte sich nicht aus diesen Umständen ziemlich befriedigend erklären lassen, wie es zugehe, daß selbst unter eigentlich philosophischen Köpfen die Anzahl derjenigen immer mehr und mehr zunimmt, welche das Studium der Metaphysik laut und öffentlich für unnütz, ja so gar für verderblich erklären? Und würde man daher nicht unserm Zeitalter zu nahe treten, wenn man dieses Phänomen aus einer demselben eigenthümlichen Seichtigkeit des Geistes erklären wollte; ohne zu bedenken, ob nicht eben diese Seichtigkeit dort wo

sie

ſie wirklich ſtatt findet, zum Theil eine Folge des Zuſtandes ſey, worin ſich die Wiſſenſchaft welche die Grundlage aller übrigen ausmachen ſoll, befindet? Es wird ſich durch die fortgeſezte Beleuchtung der gegenwärtigen Erſchütterung auf den übrigen Feldern der Wiſſenſchaften ergeben, daß das Bedürfniß einer Hauptwiſſenſchaft, von welcher alle übrigen feſte, theils leitende, theils gründende Principien zu erwarten hätten, ſie heiße übrigens Metaphyſik oder nicht, nie ſo allgemein und ſo dringend geweſen ſey als gegenwärtig; und daß folglich die Verachtung, welche die Metaphyſik erfährt, eine Folge der unerfüllten Erwartungen ſey, welche dieſe Wiſſenſchaft zu allen Zeiten durch ihre groſſen Verheißungen erregt hat, und die nie ſo allgemein in die Augen fielen als eine geraume Zeit her, da ſich die Selbſtdenker von allen Seiten genöthiget ſahen, die Metaphyſik mehr als je beym Worte zu nehmen.

Die übrigen Felder der Wiſſenſchaften werden um ſo mehr oder weniger erſchüttert, je mehr oder weniger ihr Gebieth von der eigentlichen Metaphyſik entlegen iſt; und dürften in dieſer Rückſicht ungefähr in folgender Ordnung auf einander folgen: rationale Pſychologie, Kosmologie und Theologie, Philoſophie der Religion, (Wiſſenſchaft des Grundes unſere Erwartungen für ein zukünftiges Leben) Geſchmackslehre, Moral, Naturrecht, poſitive Jurisprudenz und Theolo-

gie, und endlich Geschichte in der engsten Bedeutung des Wortes. Die drey ersten, welche unmittelbar mit der Metaphysik zusammen hängen, und gewöhnlich so gar für Bestandtheile derselben gelten, theilen mit ihr Namen und Schicksal; während die Geschichte den ruhigern Besitz und die weniger angefochtene Erweiterung und Verbesserung ihres weitläuftigen Gebiethes ihrer Entfernung von dem Mittelpunkte der Erschütterung verdankt. Der Erfolg der neueren Versuche positive Theologie und Jurisprudenz zu reformiren, war in eben dem Verhältniß glücklicher, als die Reformatoren dieser Wissenschaften von der Nachbarschaft derselben mit der Geschichte bessern Gebrauch zu machen gelernt hatten: so wie hingegen alle Versuche auch der besten Köpfe, über die ersten Grundsätze der Moral und des Naturrechtes unter sich einig zu werden, gänzlich mislungen sind, indem bey der Entwicklung der Begriffe, welche von diesem Grundsatz vorausgesezt werden, die angränzende Metaphysik nicht zu vermeiden war. Da man endlich bey der Gründung der Philosophie des Geschmacks und der Religion zwischen den Datis der Erfahrung und den metaphysischen Notionen hin und wieder schwankt, so ist man bis jezt noch nicht einmal über die Frage einverstanden: ob eine oberste Regel des Geschmacks, und ein erstes Princip für die Grundwahrheiten der Religion, auch nur unter die denkbaren Probleme gehören oder nicht?

Unter

Unter diesen Umständen steigt das Ansehen der Geschichte in eben dem Verhältniß, als das Ansehen der Metaphysik sinkt, die man jener nie so scharf, in Rücksicht nicht nur auf ihre Objekte, sondern auch auf Zuverlässigkeit, Brauchbarkeit und Einfluß, entgegengesezt hat. Sogar Philosophen von Profession setzen die Geschichte auf den Thron der ehmaligen Königin aller Wissenschaften, und huldigen ihr im Namen der Philosophie selbst, als der eigentlichen Wissenschaft der ersten Erkenntnißgründe alles menschlichen Wissens. „Die Natur, sagen sie, „die immer dieselbe bleibt, und immer mit sich selbst einig ist, während die Metaphysik von jedem Selbstdenker eine neue Form erhält, und unaufhörlich durch ihre Sachwalter im Streit begriffen ist; die Natur ist die Wahrheit, die sich eben so wenig der reinen Vernunft des Metaphysikers als der rohen Sinnlichkeit des gedankenlosen Wilden offenbaret. Sie spricht laut und allgemeinverständlich durch die Stimme der Geschichte, durch welche sie den gesunden Menschenverstand aus den leeren Lufträumen der Spekulation auf den Schauplaz der wirklichen Welt zurückruft, wo sie ihre Gesetze, welche allein allgemeingeltende Principien heissen können, an ihren Werken und Handlungen enthüllt.“

So einhellig aber unsere empirischen Philosophen auf Natur und Geschichte verweisen, von was immer für einem der Menschheit wichtigen

Probleme auch die Rede seyn mag: so wenig könnten sie unter sich einig werden, wenn sie die Frage — „was sie denn unter Natur verstünden, und auf welchem Felde der Geschichte die Data einer solchen Aufgabe gelegen wären?“ — beantworten sollen, und wenn sie dieser Frage weder durch eine geschickte Wendung ausweichen, noch dieselbe, wie meistens der Fall ist, als eine metaphysische Grübeley von der Hand weisen können. Nur wenige unter den vielen, welche die Worte Natur und Geschichte so oft im Munde führen, haben sich über den Sinn dieser Worte zur Rechenschaft gezogen. Sie finden dieß um so überflüßiger, je geläufiger ihnen die Worte geworden sind, deren Vieldeutigkeit für jeden, der Gedächtniß und Einbildungskraft mehr als die Vernunft zu beschäftigen gewohnt ist, so viele Bequemlichkeit hat. Wer über ein unmäßiges Aufsuchen und Anhäufen der Materialien des Denkens das Denken selbst verlernt hat, der hält sich in Rücksicht auf diejenigen Gründe der Erscheinungen, die er unter seinen gesammelten Materialien durch keinen seiner fünf Sinne herausbringen kann, unmittelbar an die Natur, oder vielmehr an seinen unbestimmten Begrif von derselben, der immer weit und dunkel genug ist, um jede Ungereimtheit, die man in seinem Umfang zusammendrängen will, aufzunehmen und zu verbergen. Welch ein Unterschied zwischen den Gegenständen und Wissenschaften, die der Empiriker unter den Benennungen

Protheus.

Aber Perlen ſind weiß, und man pflegt im Sprüchwort zu ſagen, braune Mannsleute ſind Perlen in der Weiber Augen.

Thurio.

Wie gefällt ihr meine Converſation?

Protheus.

Uebel, wenn ihr vom Krieg redet.

Thurio.

Aber wohl, wenn ich von Liebe und Frieden rede?

Julia (leiſe.)

Und am allerbeſten wenn ihr gar nichts ſagt.

Thurio.

Was ſagt ſie von meiner Tapferkeit?

Protheus.

O, mein Herr, darüber hat ſie keinen Zweifel.

Julia (leiſe.)

Das braucht ſie auch nicht, wenn ſie ſeine Zaghaftigkeit kennt.

Thurio.

Was ſagt ſie von meiner Geburt?

Protheus.

Das ihr von guter Abkunft ſeyd.

gen von Natur und Geſchichte durch einander wirft; zwiſchen den Aufſchlüſſen, welche die ſogenannte Naturgeſchichte durch Beſchreibungen der Mineralien, Pflanzen und Thiere giebt, und die durch die künſtlichen Erfahrungen der Anatomie und Chemie von Zeit zu Zeit beträchtlich vermehrt werden; zwiſchen den Aufſchlüſſen, welche die Anthropologie über den Menſchen als Naturerſcheinung aufſtellt, ſie mag ihn in der beobachtenden Seelenlehre als Erſcheinung des inneren — oder in der Phyſiologie als Erſcheinung des äuſſeren Sinnes betrachten, — und zwiſchen den Aufſchlüſſen welche die Wiſſenſchaft, die man durch das Wort Geſchichte, wenn daſſelbe ohne Zuſatz gebraucht wird, insgemein bezeichnet, über den Menſchen in Rückſicht auf die bürgerliche und moraliſche Kultur deſſelben bisher geliefert hat! Der Unterſchied zwiſchen den bisherigen Fortſchritten der Geſchichte in der leztern Bedeutung des Wortes, und der Geſchichte in wiefern ſie Naturgeſchichte und Anthropologie unter ſich begreift, iſt nicht geringer, als die Verſchiedenheit zwiſchen den beyden Bedeutungen dieſes Wortes, die unſere Empiriker gewöhnlich vermengen, wenn ſie der Zuverläßigkeit der Geſchichte als Grundlage der Philoſophie ihre Lobreden halten. Während die Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Chemie, Phyſiologie und empiriſche Pſychologie unangefochten immer neue Ausbeuten erhalten, und als ſichern Gewinſt in den Schatz des menſch-

lichen Wissens abliefern: ist noch keine einzige der Entscheidungen über die großen Fragen von den Rechten und Pflichten der Menschen in diesem, und den Grund ihrer Erwartung in einem zukünftigen Leben, welche die Gegner der Metaphysik in der Geschichte gefunden haben wollen, auch nicht einmal von ihnen selbst allgemein angenommen worden. Bedenkt man noch ausserdem, wie wenig die historische Kritik über den Werth so wohl der rohen als der schon bearbeiteten Materialien der eigentlichen Geschichte, über die Glaubwürdigkeit der Urkunden, und der Geschichtschreiber, — und wie wenig die Philosophie der Geschichte über die Form und die Grundgesetze der Behandlung dieser Wissenschaft mit sich selbst einig sind: so ergiebt es sich, daß auf dem Gebiete der Geschichte, das heißt auf demjenigen, auf dessen Unerschütterlichkeit die positiven Theologen und Juristen ihre verbesserten Lehrgebäude, und die empirischen Reformatoren der Moral und des Naturrechtes ihre Principien fest gegründet glauben, ebenfalls eine Erschütterung statt finde, die zwar im Ganzen genommen unmerklicher, aber nicht weniger merkwürdig ist, als die auf dem Gebiete der Metaphysik selbst.

Die Erschütterung auf dem Gebieth der Geschichte wird in eben dem Verhältniß merklicher werden müssen, als unsre historische Kritik ein Aggregat unbestimmter, durchgängig unzusammenhängen-

gender Bemerkungen zuseyn aufhören, und sich mehr der Systematischen Form nähern wird, von welcher sie dermalen so weit entfernt ist. Je mehr die bisher so wenig entwickelten Forderungen, welche diese Wissenschaft an Geschichtschreiber und Geschichtforscher zu thun hat, an Zusammenhang und Bestimmtheit gewinnen werden, desto mehr müssen sich die Zweifel über die Zuverläßigkeit der bisher bearbeiteten Materialien der Geschichte anhäufen, desto seltner wird die Glaubwurdigkeit bisheriger Geschichtschreiber probehältig befunden werden. Am meisten wird dieß bey dem edelsten, lehrreichsten, für die Philosophie wichtigsten Stoffe, den die Geschichte aufzuweisen hat, der Fall seyn; nämlich bey den Begebenheiten, die ihre Triebfedern im Geiste und Herzen der Menschen gehabt haben, und auf deren Darstellung bald die Leidenschaften, bald die Grundsätze, jederzeit aber die eigenthümliche Vorstellungsart des Erzählers entscheidenden Einfluß haben. Eine beträchtliche Menge der historischen Nachrichten von solchen Handlungen großer und merkwürdiger Menschen, ist bereits durch neuere Untersuchungen geächtet worden; und es wird in der Folge immer einleuchtender werden, daß man die menschliche Natur in eben dem Verhältniß verkannt habe, als man sie nach solchen Nachrichten zu beurtheilen gewohnt war. Welche wichtige Veränderungen stehen nicht endlich gewissen einzelnen Feldern der Geschichte in dem Zeitpunkte bevor,

wenn die Fortschritte der historischen Kritik bisher unbestrittene Urkunden in Anspruch nehmen, und den Streit über bisher angefochtene entscheiden werden. Nicht nur die Geschichtsforscher, sondern sogar die Theologen von Profession sind noch keineswegs über die Bestimmung des historischen Werthes aller heiligen Urkunden einverstanden; und selbst diejenigen, welche diesen Werth für entschieden halten, ziehen aus diesen für die Geschichte der Menschheit so äusserst wichtigen Denkmälern gerade entgegengesetzte Resultate; je nachdem sie dieselben entweder mit dem Auge der sich selbst überlassenen, oder der übernatürlich erleuchteten Vernunft betrachten.

Je mehr sich die Materialien der Geschichte, und mit der Bearbeitung derselben die Gesichtspuncte vervielfältigen, die einer jeden historischen Composition, die mehr als Compilation seyn soll, ihre innere Form geben, desto sichtbarer wird die Verlegenheit unsrer denkenden Köpfe über einen höchsten gemeinschaftlichen Gesichtspunkt, der alle besondern unter sich vereinigen, und jedem seine eigenthümliche feste Stelle anweisen muß. Daß das Bedürfniß eines solchen Gesichtspunktes gefühlt werde, ja daß sogar ein Bestreben dasselbe zu befriedigen vorhanden sey, beweisen die neueren Versuche über die Geschichte der Menschheit eben so einleuchtend, als daß man bis jezt noch keinen solchen Gesichtspunkt gefunden habe. Die Geschichte der

Mensch-

Menschheit überhaupt kann und soll freylich allen Versuchen den bisherigen Zustand aller besonderen Geschichten zu reformiren zum Grunde liegen. Nur durch sie kann und soll die Beschränktheit und Einseitigkeit der Gesichtspunkte berechtiget werden, aus welchen z. B. der eine Schriftsteller durch seine Kirchengeschichte dem Supernaturalismus, der andere dem Naturalismus, der eine dem Katholicismus der andere dem Lutheranismus; dieser bey seiner Staatengeschichte dem Despotismus, jener dem Fürstenhasse in die Hände arbeitet; hier der eine die Religionssysteme, dort der andere die Staatsverfassungen in dasjenige Licht stellt, das ihm von dem Leuchter des hohen geistlichen oder weltlichen Ministeriums seines Vaterlandes entgegenstralt. Aber wie soll die Geschichte der Menschheit diesen Uebeln abhelfen, so lange ihre eigenen Bearbeiter nicht einmal über einen bestimmten Begriff derselben einig sind, so lange die Bedeutungen der Ausdrücke **Geschichte der Menschheit, Weltgeschichte, Geschichte der Kultur, Geschichte des menschlichen Verstandes** u. s. w. unaufhörlich einander durchkreutzen; ja so lange nicht einmal über das charakteristische Merkmal der Menschheit etwas Ausgemachtes feststeht?

Vergebens behaupten unsre Empiriker, der bestimmte Begriff dieses wichtigen Merkmales müsse durch das Studium der Geschichte der Menschheit aufgestellt werden. Er ist so wenig durch dieses

Stu-

Studium möglich, daß er vielmehr zur Möglichkeit und jedem nur einigermaßen glücklicher Erfolg desſelben als bereits vorhanden vorausgeſetzt wird. Er allein iſt die Grundregel, die den Bearbeiter jener Geſchichte nicht nur bey der Behandlung, ſondern auch ſogar bey der Wahl ſeines Stoffes ſicher leiten kann. Denn nur durch ihn können aus dem unermeßlichen Stoffe, der auf den Feldern aller beſonderen Geſchichten der Völker, Staaten u. ſ. w. zerſtreut iſt, die Fakta beſtimmt werden, welche den Inhalt der allgemeinen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes überhaupt auszumachen haben. Sein Mangel kündiget ſich auch auffallend genug an unſern Compilationen und Rhapſodien an, in welchen Bruchſtücke aus der thieriſchen Naturgeſchichte des Menſchen, gepaart mit Muthmaſſungen, die auf unzuverläßige Reſultate der noch kaum urbar gewordenen Geſchichten der bürgerlichen Kultur, der Religion, der Philoſophie gegründet ſind, Geſchichte der Menſchheit heiſſen, und die Bedeutung des Wortes Menſchheit jedem nachdenkenden Leſer zu einem ſo ſchwer aufzulöſenden Probleme machen. Da der Faden, an welchen jeder dieſer Geſchichtsſchreiber der Menſchheit ſeine Begebenheiten reihet, erſt durch dieſe Begebenheiten ſelbſt, oder vielmehr durch ihre Auswahl und Zuſammenſtellung, beſtimmt wird: ſo iſt nichts natürlicher, als daß bey jedem ein ganz anderer Faden zum Vorſcheine kömmt. Hier iſt es ein allmähliger, im Ganzen ununterbrochener Fortſchritt zur

moraliſchen Vollkommenheit; dort ein Gang der Entwicklung menſchlicher Kräfte, der ſich in lauter krummen Linien fortwälzt, bald vorwärts bald rückwärts geht, und deſſen Richtung lediglich von äuſſeren Umſtänden abhängt; dort endlich ein ewiger Stillſtand in Rückſicht auf Vollkommenheit und Glückſeligkeit, in dem jederzeit die Vernachläſſigung der Einen Fähigkeit mit der Ausbildung der andern, Abnahme der Empfindung mit Zunahme der Vernunft, verknüpft wäre. Jede dieſer Meynungen wird von Selbſtdenkern von ungefähr gleichem Gange für ein augenſcheinliches Reſultat der Geſchichte der Menſchheit gehalten; und ihr Vertheidiger beſchuldiget die Anhänger der übrigen, daß ſie die Ihrige in die Geſchichte hineingetragen, und die Fakta nur nach ihrem willkuhrlich vorhergefaßten Begriffe ausgehoben und geordnet hätten.

Der Grund dieſes Streites, vor deſſen Entſcheidung wir uns keineswegs des Beſitzes einer eigentlichen Geſchichte der Menſchheit rühmen können, liegt in einem Misverſtändniß, das den ſtreitenden Partheyen völlig verborgen iſt; weil es einen Punkt betrift, über den ſie völlig einig zu ſeyn glauben, oder von dem ſie, als von einer metaphyſiſchen Frage, durchaus keine Kenntniß nehmen wollen; ich meine den unbeſtimmten, vieldeutigen, ſchwankenden Begrif von der **Vernunft und ihrem Verhältniß zur thieriſchen Natur.** Da

die-

dieſer Begrif den eigenthümlichen Charakter der Menſchheit betrift: ſo kann nur durch ihn der oberſte Geſichtspunkt feſtgeſezt werden, durch welchen die innere Form der Geſchichte der Menſchheit überhaupt, und durch ſie jeder beſondern Geſchichte möglich iſt. Er kann unmöglich das Reſultat der Geſchichte ſeyn, die ihn vorausſezt, die ihn erläutern und beſtätigen muß, aber nicht zuerſt feſtſetzen kann. Die Data, durch welche er allein beſtimmbar iſt, können uns nur in unſrem Gemüthe und durch daſſelbe gegeben ſeyn, und nur durch Zergliederung unſres bloßen Vorſtellungsvermögens entdeckt werden. Sie auſſer uns in der Geſchichte aufſuchen wollen, heißt einen offenbaren Beweis geben, daß man nicht wiſſe was man zu ſuchen habe. Die allgemeinen Geſetze der intellektuellen Kräfte, laſſen ſich ſo wenig als die allgemeinen Geſetze der phyſiſchen durch Geſchichte beſtimmen; und ſo wie wiſſenſchaftliche Bekanntſchaft mit der Natur der Bewegung ohne Mathematik ſchlechterdings unmöglich iſt: ſo ſezt beſtimmte Kenntniß der eigenthümlichen Handlungsweiſe der Vernunft eine Wiſſenſchaft voraus, die nicht weniger als die Mathematik von der Geſchichte verſchieden ſeyn muß. Die von mir angedeutete Erſchütterung auf dem Felde der Geſchichte muß alſo entweder ewig fortdauren, oder die Entdeckung und Anerkennung jener Wiſſenſchaft herbeyführen, aus welcher ſich der oberſte Geſichtspunkt für alle Geſchichte überhaupt mit allgemeiner Evidenz ergeben

geben ſoll; und alle Verſuche, der Philoſophie durch Geſchichte eine beſſere Form zu geben, müſſen ſchlechterdings vergeblich ſeyn; indem vielmehr die Geſchichte ihre Form durch Philoſophie allein, aber freylich erſt alsdann erhalten kann, wenn dieſe ſelbſt eine feſte Form haben wird. R.

(Fortſetzung und Beſchluß nächſtens.)

II.

Herzogin Leutberg von Baiern.

eine Geſchichte

aus dem achten Jahrhundert.

(Fortgeſetzt von S. 165. im vorigen zweyten Stück.)

Theodon, der nun ſein achtzehntes Jahr antrat, ahndete von dem allen nichts. Die Königin war noch zu jung und zu ſchön, um einen unerfahrnen Jüngling, der an ihrem Hof als Gefangner lebte, auf den abgelegnen Argwohn zu bringen, daß ſie ihn zu ihrem Tochtermann erkohren habe. Er hielt die Gunſt, worin er bey ſeiner Gebietherin ſtand, für etwas das er ſelbſt nicht zu erklären wußte. Ihr Betragen ſchien weder lockende Liebe noch herablaſſende Gnade, und doch war es anziehend und zurückſchreckend. Wenn ſie ihn anredete, hatte ihr Weſen die ſanfte Gefälligkeit einer Freundin; und wenn er ihr antwortete, ſchien ihre Geberde

herde erhaben und stolz. So that er auch gegen sie weder schüchtern noch frey; er liebte, vertraute und fürchtete. Sie war die Göttin seiner Gedanken, nach deren Lob und Beyfall er strebte. Er sann Tag und Nacht, wie er sie mit einem neuen Zeichen seiner Verehrung überraschen, und durch seinen Eifer ein kleines gütiges Wort oder nur einen lächelnden Blick von ihr gewinnen möchte. Wachend setzte er ihr Urtheil zum Ziel seines Fleisses, und im Traum war sie die Seele seiner Wünsche, die allen seinen Entwürfen den erfreulichsten Ausgang gab. Anfangs war er in ihrer Gegenwart muthig und getrost; nach und nach aber wurde er schüchterner. Sahe sie ihn freundlich an, so war er verlegen und schlug die Augen nieder. Traf es, daß ihm ihr Kleid im Vorbeygehn leise berührte, so ergriff ihn ein heimliches Schrecken. Reichte sie ihm gar in einem Uebermaß von Zufriedenheit die Hand zum Kuß, wie es nicht selten geschah, so zitterte er wie von Angst beklommen, und seine Lippen brannten wie Feuer.

Die aufgeregten Leidenschaften des Jünglings gleichen einem schwellenden Strom: seine Ufer werden ihm zu enge, er kämpft mit seinen hohen Dämmen, und bricht durch den schwächsten sich eine freyere Bahn. Theodon wollte sich auszeichnen; alles, was er that, sollte ihm Lob und Ehre bringen. So lange er Aufsehn und Bewunderung erregte, war er mit seiner stillen Lebensart zufrieden;

Julia.

Richtig; von einem Edelmann zu einem Narren herabgekommen!

Thurio.

Zieht ſie auch meine Güter in Erwägung?

Protheus.

Oh, ja, und bedaurt ſie --

Julia (leiſe.)

Daß ſie einem ſolchen Eſel zugehören.

Protheus.

Daß ſie verpachtet ſind.

Julia.

Hier kommt der Herzog.

Der Herzog tritt auf.

Herzog.

Sah keiner von euch ſeit kurzem den Signor Eglamor?

Thurio.

Ich nicht.

Protheus.

Noch ich.

Herzog.

Saht ihr meine Tochter? Pro-

frieden; da er aber merkte, daß er alle Wege der Ehre, die sein Pagendienst ihm frey ließ, mehr als einmal durchlaufen sey, so wurden ihm seine bisherigen Geschäfte zuwider. Er fühlte sich eingeschlossen und beschränkt; sein unruhiges Herz wollte weiter, und sehnte sich nach einem Schauplatz, wo er mit Männern und Helden um den Vorzug ringen könnte. Der höchste Ruhm seiner Zeit bestand in den Waffen; alles, was sich Edel nannte, strebte nach Lanze und Schwerdt. Selbst Bischöfe und Aebte giengen in den Krieg, und überließen das Singen und Beten ihren betagten Mönchen. Theodons bisherige Gefährten hatten ihr Knabenkleid nach und nach abgelegt, und erschienen am Hof als Männer in glänzender Rüstung. Sie giengen mit kecken Schritten neben den Gefangnen vorbey, klirrten mit ihren goldnen Sporen, als hätten sie schon zehn Tausend Feinde geschlagen, und ließen dem staunenden Jünglinge merken, daß er, bey aller Gunst des Königs, doch nur ein kleiner Page in ihren Augen sey. Theodon schämte sich seines kindischen Kleides; er verachtete sein schönes Harfenspiel wie ein schimpfliches Werkzeug; Gesang und Ruhe wurden ihm verhaßt: er sehnte sich nach Rüstung und Schwerdt, nach Freyheit und Kampf. Sah er ein Roß im eiligen Lauf, so wallt' ihm das Herz; schwang sich ein Vogel vor seinem Blick in die Höhe, so sah' er ihm wehmüthig nach; stand er auf der Zinne des Schlosses und sah in die Ferne, so war es,

als ob die vorbeyziehenden Wolken ihm zuriefen: Theodon, komm mit uns; wir ziehen weit weg, über Berg und über Thal.

Bey jeder Gelegenheit, wo er mit dem König allein war, lenkte er das Gespräch auf den Krieg. Er fragte und bewunderte; denn er kannte die Feldzüge und Schlachten, die Karl gethan hatte, bis auf die allerkleinsten Umstände. Der König hörte ihn gern davon sprechen, that aber nie, als ob er seine heimliche Absicht errathe. Anstatt zu fragen, möchtest du bald mit uns ziehn, Theodon? entließ er ihn jedesmal mit dem armseligen Lobe: du sprichst recht gut vom Kriegswesen, du wirst ein braver Kriegsmann werden. Karl hatte zwar seine verborgnen Ursachen, warum er den Gefangnen noch nicht frey geben wollte; allein da er immer so gleichgültig und kaltsinnig that, als ob er nur Aufschub suche, so wurde der ungeduldige Jüngling endlich argwöhnisch. „Es ist offenbar, der Tyrann will mich auf ewig gefangen halten, rief er auf seinem einsamen Lager wehmüthig aus, indem die heissen Thränen ihm aus den Augen quollen. Ich soll in diesem Sklavenkleid als Schreiber und Musikant bey ihm veraltern. Der ungerechte, habsüchtige Mann! Er hat nichts anderes im Sinn, als mich auf eine listige Art um mein Herzogthum zu bringen. Gäbe er mich frey, so müßte er mir auch mein Erbrecht lassen, und das will er nicht. Was hab' ich

ich nun durch meinen mühsamen Eifer bey ihm gewonnen? O ich war ein Thor, daß ich ihn liebte! Der Hochmüthige hat kein anderes Gefühl als für sich selbst; er ist gierig wie der Tod; er verschlänge den Mond und die Sonne, wenn er sie erreichen könnte."

Diese Gedanken machten ihn traurig. Sein Blick hing an der Erde, sein Gang war schleichend, und sein Gesicht trug die Zeichen eines heimlichen Grams. Wie der junge Adler, der in einem Käfich den Neugierigen zur Schau getragen wird, sein starres Auge langsam umkehrt, als ob es ihn verdrieße seinen strahlenden Blick vergeblich zu heben: so verdrossen und grämlich hob der Jüngling sein Haupt, wenn man ihn zum König oder zur Königin rief. Fastrade sah ihm einige Zeit mit Verwunderung zu. Er sang und spielte ohne Geist, als ob er dazu gezwungen werde; er schien gleichgültig gegen alles was ausser ihm vorgieng, und alle Augenblicke verlohr er sich in tiefe Gedanken.

Die argwöhnische Königin schöpfte Verdacht. „Ja, ja, rief sie erbittert, der junge Herr hat sich verliebt. Der Heuchler! Wer hätte das von ihm denken sollen? Doch gemach; vor allen Dingen müssen wir entdecken, wer das reizende Nymphchen sey, die uns den Knaben so eilig bezaubert hat. Adelinde, Rothilde, geht ihm nach, belauscht alle seine Gänge, Reden und Blicke. Habt ihr gehört?

Alles was er thut und spricht, auch das Geringste wird in solchen Fällen wichtig.“

Die Mädchen waren wie die Raubvögel; sie lauerten, sie behorchten, sie hinterschlichen. Theodon gieng oft allein in ein nahes Lustwäldchen, aber nicht wie einer, den die Liebe ruft. Er ging langsam, sah starr vor sich nieder, ballte die Faust, und trat wie ein Zorniger mit dem Fuß an die Erde. Zuweilen warf er sich unter einen Baum, rupfte das Gras ab, und streute es in Gedanken um sich her. War er zu Hause, so phantasierte er auf seiner Harfe in lauter traurigen wilden Tönen, oder saß Stundenlang wie ein Lebloser in stillen Gedanken. Uebrigens mochte man ihn behorchen oder ausforschen, er sprach nie ein verdächtiges Wort. Die Mädchen kamen wieder und erzählten. „Nun, wenn das Liebe ist, sagte die Königin lachend, so ist sie von ganz eigner Art: doch was es auch sey, so muß er von dieser Thorheit geheilt werden. Geht und ruft ihn.“

Theodon trat mit gezwungner Heiterkeit herein. Denn da er besorgte, er möchte die Herrschsüchtige beleidigen, wenn er ihr auch nur von ferne merken ließe, daß er seines Pagendienstes überdrüßig sey, so suchte er seine Traurigkeit und seinen Unmuth auf das sorgfältigste vor ihren Augen zu verbergen. Sie kam ihm mit Freundlichkeit entgegen. „Ich wollte dich um etwas bitten, lieber Theodon. Du wirst schon gehört haben, daß des Königs jüngs-

ſter. Sohn Ludewig, der Statthalter von Aquitanien, einen ſehr glänzenden Sieg über die Sarazenen erfochten hat. Wir wollen den Vater mit einer unvermutheten Freude überraſchen. Dichte ein ſchönes Siegeslied, und morgen Abend, wenn der König — Aber was fehlt dir, Kind? Du haſt geweint.“ — Theodon weinte über Ludwigs Sieg, den er beſingen ſollte. — Geweint; gnädige Königin? ſagte er und ſtrich ſich das rechte Auge. — „Siehe, Schelm, da träufelt ja eine neue Thräne über deine linke Wange.“ — Gnädige Königin — Sie nahm ihn liebreich bey der Hand. „Was haſt du, lieber Theodon? du biſt unruhig.“ — Ach nein, gnädige Königin. — „Kind, heuchle nicht; ich habe dir ſchon ſeit einigen Wochen was angemerkt. Sey aufrichtig mit mir, Theodon, und ſage was dir fehlt. Hat mein Gemahl mit dir gezürnt?“ — Nein, gnädige Königin; der König iſt mehr als zu huldreich gegen ſeinen Gefangnen. — „Hat irgend einer von dem jungen Adel die Verwegenheit gehabt dich zu beleidigen?“ — Nein, gnädige Königin; ſie ehren in dem wehrloſen Pagen des Königs und ſeiner Gemahlin hohe Gnade. — „Aber, liebes Herz, du biſt doch nicht mehr, wie du ſonſt warſt. Du ſchienſt ſo fröhlich, dein Blick war ſo heiter und munter, daß man ſich freute, wenn man dich anſah; und jezt iſt dein Geſicht ſo finſter, als ob eine dunkle Wolke über deinen Augen liege.“ Ich weiß nicht, gnädige Königin. — „Pfui, Theo-

don! — du biſt ſonſt ſo wahrhaft — Wie ſollteſt du nicht wiſſen, was dich betrübt? Aber ich ſehe wohl, du haſt kein Vertrauen zu mir. Ich dachte immer, du hielteſt mich für deine Freundin, du würdeſt mich in deinen Angelegenheiten um Rath fragen, du hätteſt mich ein wenig lieb; aber du biſt kalt und mistrauiſch, ſiehſt mich wohl gar für deine Feindin an.“ — Die Thränen brachen dem Prinzen aus den Augen; er wollte reden, aber das Wort erſtarb ihm im Munde. — Was du auch haſt, lieber Theodon, hier geb' ich dir meine Hand, deine Bitte iſt gewährt; ſage nur was es iſt.“ — Ich furchte, gnädige Königin, ſtotterte der Prinz in ängſtlicher Beklemmung — „Fürchte nichts, mein Kind, erwiederte ſie zärtlich. Ich kann ſehr wohl begreifen, wie einem Menſchen in deinem Alter zu Muthe iſt. Du biſt jung und empfindlich — die Prinzeſſen ſind ſchön.“ — Theodon wurde blaß vor Schrecken: ein ſolcher Verdacht aus dem Munde der Königin war für ihn unwiderrufliche Verdammung zum Tode. — „Nur ein Wort, lieber Theodon, ſo bin ich deine Vorſprecherin bey meinem Gemahl.“ — Er fiel der Königin zu Füßen; ſie wich erſchrocken zurück. — Ach gnädige, huldreiche Beſchützerin, wie könnte ein armer Gefangner — Die Thränen erſtickten ſeine Stimme. Der Königin fehlte der Athem. — „Rede, lieber Theodon; ſey ohne Furcht.“ — Wie könnte ein hülfloſer Fremdling, der nur durch die Huld ſeiner Königin lebt, ſo

verwegene Wünſche faſſen? Nein, gnädige Königin, ich werde nie vergeſſen, was ich bin. Ich habe nur Ein Herz, und das gehört meiner Königin und ihrem Gemahl.

Die Königin reichte ihm die Hand. „Steh' auf, mein Kind; ich habe dir Unrecht gethan. Da nimm dieſen Kuß zum Zeichen meiner Reue; ſey aber nicht mehr ſo wunderlich, und ſage mir, was du vorhaſt.“ — Ein wildes Feuer ſchoß dem Jüngling durch alle Adern; er zitterte und glühte, als ihn die Königin in ihre Arme ſchloß und ihre Lippen auf die ſeinigen drückte. Er wankte wie ein Trunkener und ſank ihr halbohnmächtig an den Buſen. Die Königin vergaß ſich einen Augenblick; ſie umſchlang ihn mit Heftigkeit und bedeckte ſeinen Mund mit brennenden Küſſen. Auſſer ſich ſchwankte ſie rücklings in einen Lehnſtuhl, und Theodon ſank, ohne zu wiſſen was er that, vor ihr auf die Knie. Mehr bedurfte es nicht, um die Bedachtſame von ihrer Verirrung wieder zurück zu bringen. „Du biſt ein goldnes, herzgutes Kind, ſagte ſie in ihrem vorigen Tone; dieſe Prüfung hat dir meine Liebe auf ewig gewonnen; du ſollſt ſehen, wie treu ich's mit dir meine. Fordre was du willſt; ſteht es in meinem Vermögen, ſo iſt es dein.“

Theodon war zu unſchuldig, um zu merken was für einen wunderlichen Streich ſeine Empfindung ihm eben geſpielt habe; das aber, worin er ſich nicht betrog, war eine männliche Herzhaf-

tigkeit, die er im Angeſicht ſeiner ſtolzen Gebietherin noch nie gefühlt hatte. Der vorige Glanz von Hoheit und Würde, womit die Königin ſein ſcheues Auge blendete, war durch dieſe einzige Umarmung wie falſcher Schimmer verſchwunden. Die erhabene Göttin war nicht mehr; ſie hatte ſich in eine argwöhniſche, ſchwache Sterbliche verwandelt, und die Erdentochter hob den furchtſamen Anbeter neben ſich auf den Thron.

Er ſah die Königin zweifelhaft an. Ich weiß nicht, wie ich mein Begehren ausdrücken ſoll; ich fürchte meine großmüthige Königin zu erzürnen. — „Dein Zaudern wird mich erzürnen, wenn du kein Ende machſt. Rede, was willſt du?“ — Freyheit, gnädige Königin, Freyheit und Waffen. Schon bin ich achtzehn Jahr alt. Alle Edle meines Alters ziehen mit dem König zu Felde; nur ich allein gehe noch im Sclavenkleid, als ob mein Vater der Sohn eines unedeln Knechtes wäre. — „Böſer Menſch, wie du mich mit deiner kindiſchen Zurückhaltung gequält haſt! gab die Königin mit verſtelltem Unwillen zur Antwort. Der Himmel weiß, was für grauſame Gedanken ich mir deiner unzeitigen Aengſtlichkeit und Verwirrung wegen gemacht habe. Doch weil du ſo brav biſt, will ich dir dein Mißtrauen für dießmal verzeihen. Uebermorgen kommt der König zurück. Wenn er dich gegen Abend rufen läßt, ſo bringe dein Begehren auf eine gute Art vor;

wegen

wegen des Uebrigen verlaß dich auf mich.“ — Und das Siegeslied, gnädige Königin? fragte Theodon, indem er ihre Hand mit zärtlicher Dankbarkeit küßte. — „Das ſinge dir ſelbſt, mein lieber Achilles.“ —

Des Königs gelehrte Geſellſchaft, die] ihren Mitgliedern, nach den beſondern Wiſſenſchaften die ſie trieben, eigne Benennungen gab, hatte dieſen Namen dem Prinzen deswegen beygelegt, weil er die Lieder der alten Barden zu ſeiner Harfe ſang, ſo wie einſt Achilles den Göttern und Helden Lobgeſänge ſpielte, als die Abgeſandten des griechiſchen Heers den zürnenden Götterſohn mit traurigen Herzen beſuchten.

Der König kam zurück; er ſpeiſete des Abends mit ſeiner geliebten Faſtrade allein, und gleich nach der Mahlzeit wurde Theodon gerufen, vor ihnen zu ſpielen. Der Jüngling hatte in den drey Jahren ſeiner Gefangenſchaft von Karls Virtuoſen und Gelehrten viel Schönes gelernt; er dichtete römiſche, griechiſche und teutſche Lieder, und auf der Harfe war er einer der erſten Künſtler des Hofes geworden. Der König war es ſchon von ihm gewohnt, nach jeder kurzen Abweſenheit was Neues zu hören. Nun, Theodon, wie gehts? fragte er lächelnd; ſind dir deine Muſen günſtig geweſen? — „Wenigſtens hab' ich ihnen fleißig meine Aufwartung gemacht, gnädiger Herr. Der Norman Harald erzählte mir vor einigen Tagen

eine sonderbare Geschichte von seinem König Gottfried; sie gefiel mir, ich sezte sie in Reime und gab ihr eine eigne Melodie. Wie mir beydes gelungen sey, wird meines gnädigen Herrn Urtheil am besten entscheiden." — Der König wurde neugierig und Theodon sang:

„Wie ein junger edler Sachse in einer harten Schlacht seinen Vater verlohr und in die Gefangenschaft der Normannen gerieth. König Gottfried, dem er als Beute zufiel, hatte Mitleiden mit seiner Jugend und nahm ihn unter seine Edelknaben auf. Der Gefangne wurde von der Großmuth des Königs gerührt; er gewann ihn so lieb, als ob er sein leiblicher Vater wäre, und wünschte nichts mehr als seinem Herrn an Tapferkeit und Tugend gleich zu werden. Er trauerte; denn mit seiner Freyheit hatte er auch die süße Hoffnung auf Ruhm und Ehre verlohren. Zog der König zu Felde, so gieng er in die einsame Rüstkammer, legte einen Panzer an, und weinte über sein Unglück, das ihn seine schönsten Tage in schimpflicher Trägheit verschmachten ließ; kam der König siegreich wieder, so gieng er ihm einen weiten Weg entgegen, trug des Königs Schild, und weinte vor Scham, daß er keinen eignen habe. Der König gab auf alles Acht; er schenkte dem Gefangnen die Freyheit, und machte ihn zu seinem Schildträger. „Ich bin nur ein armer Fremdling; das einzige, was ich habe, ist mein Leben

Protheus.

Auch nicht.

Herzog.

Wißt alſo, daß ſie heimlich dieſem Schurken Valentin nachgezogen iſt, und Eglamor iſt ihr Begleiter. Es iſt gewiß; Bruder Lorenz begegnete ihnen beyden, da er ſeine Pönitenz zu thun, den Wald durchwanderte. Ihn erkannte er, und vermuthete, daß es ſie wäre; doch war er deſſen nicht gewiß weil ſie verkleidet war. Auſſer dieſem gab ſie vor, ſie wollte dieſen Abend in Bruder Patrizens Celle beichten, und wie man ſie dort ſuchte, ſo wußte niemand nichts von ihr. Dieſe Wahrſcheinlichkeiten bekräftigen mir ihre Flucht. Ich bitte euch alſo, verliert keine Zeit; ſezt euch zu Pferde und erwartet meiner auf der Anhöhe gegen Mantua zu, wohin ſie geflohen ſind. Beſchleuniget euch, ihr Herren, und folget mir.

(Der Herzog geht ab.)

Thurio.

Wie! was das für ein grillenhaftes Mädchen iſt, vor ihrem eignen Glük ſo wegzulauffen! Ich will ihr nach, mehr um Rache an Eglamor zu nehmen als der undankbaren Silvia zu lieb.

Protheus.

Und ich will ihr nach, mehr aus Liebe zu Silvia, als aus Haß gegen Eglamor der mit ihr geht.

und mein Herz; und diese beyden will ich meinem Herrn für seine Wohlthat weihen.“ So sprach der Jüngling als er den nächsten Sommer mit seinem Herrn zu Felde zog. Er stritt an des Königs Seite und erwarb sich durch seine Tapferkeit viel Lob; allein des Schicksal gab ihm bald Gelegenheit seine Zusage zu erfüllen. Schon in der zweyten Schlacht gerieth der König in große Gefahr. Er hatte sich in der Hitze des Streits von den Seinigen getrennt, und sahe sich auf einmal mit feindlichen Speeren umringt. Schon war sein schwerer goldner Schild von allen Seiten durchstochen, sein Schwerdt zersplittert, und seine Kraft erschöpft: als der Jüngling seinem Gelübde getreu hervordrang, vor den müden König trat, und durch einen freywilligen Tod das Leben seines Wohlthäters schützte. König Gottfried bedauerte seinen getreuen Knappen vor dem ganzen Heer, und ließ ihm ein schönes Denkmal errichten, woran die köstlichen Waffen, womit ihn der König zum Feldzug rüstete, noch jezt zu sehen sind.“

Karl war gerührt; er schien nachdenkend und schwieg. Hierauf lobte er des Prinzen Gesang, und entließ ihn mit der Ermahnung, in seinem bisherigen rühmlichen Fleiße fortzufahren. Theodon verbeugte sich und gieng. „Nun lieber Gemahl, habt ihr verstanden? fieng die Königin an. Wie edel und herzlich jeder Ausdruck! wie gutmüthig

die

die ganze Wendung! Ich glaube, er denkt wirklich so, wie er spricht.“ Das glaub' ich auch, erwiederte Karl; nur wollt ich den jungen Baum nicht gern zur Unzeit verpflanzen. Der Knabe ist klug und zu empfindlich um blindlings zu gehorchen. Geb' ich ihn erst dann frey, wenn ich seinen bundbrüchigen Vater schon gestraft habe, so sieht er mein Geschenk für eine freywillige Wohlthat an; geb' ich ihn aber schon jezt los, so wird er hernach seines Vaters wegen mit mir zürnen, und sich wohl gar für berechtiget halten unser Feind zu werden. Selbst bey den besten Menschen ist der lezte Eindruck immer der stärkste. — „Das ist sehr wahr, lieber Gemahl. Ich denke auch, der junge Held habe noch nicht viel versäumt; er kann sich seiner Tapferkeit und seinem künftigen Kriegsruhm unbeschadet noch ein wenig gedulden. — Ob aber sein Vater auf dem Reichstage wohl erscheinen wird? Sollte die listige Herzogin, die schon einmal gefangen war, so unbedachtsam in die Falle gehn?“ — Das müssen wir nun freylich erwarten, meine liebe Fastrade, erwiederte Karl, indem er sich mit den Fingerspitzen die rechte Augenbraune rieb. — „Da fällt mir ein guter Gedanke ein, lieber Gemahl; wie wär' es, wenn wir die Listige durch anscheinende Sicherheit täuschten? — Die mistrauische Herzogin wird uns genau beobachten; geben wir nun ihrem Sohne die Freyheit, und lassen ihr dabey ohne Zwang erfahren, daß es auf sein dringendes

Ansuchen geschehen sey: so müßte sie einen Wahrsagergeist haben, wenn sie dieses Räthsel ohne Selbstbetrug errathen wollte. Sie kann nicht anders, sie muß glauben, ihre Verrätherey liege noch im Verborgnen. Sie ist zu eitel auf ihre Klugheit, um eine so offenbar hingelegte Schlinge zu achten; sie täuscht sich in ihrer eignen List; der sorglose Gimpel, ihr Gemahl, kommt gestattet, und König Karl erspart wenigstens die Zubereitung zu einer Schlacht." — Karl lachte. Ihr habt Recht, liebe Fastrade; die Klugen lassen sich nur in groben Netzen fangen. Euer Rath ist immer der beste; wir wollen ihm folgen.

Theodon brachte die Nacht in banger Erwartung zu; bald schien ihm des Königs Betragen günstig, und bald hielt er sein nachdenkliches Schweigen für Zorn. Endlich kam der Tag. Theodon wurde gerufen. Der König und seine Gemahlin saßen auf hohen prächtigen Stühlen; auf beyden Seiten standen zwey Reihen gewaffneter Ritter, und in der Mitte des Saals lag eine glänzende Rüstung, Helm, Panzer, Lanze und Schwerdt kreuzweis über einander. Dem Prinzen schlug das Herz bis an das Kinn, als er in den Kreis zwischen den König und die Rüstung trat. „Prinz, redete der König ihn an, eure gestrige Geschichte von dem ruhmbegierigen Jüngling hat mir gefallen: kann ich von euch hoffen, daß ihr gegen euern König

eben

eben so treu seyn werdet, als er gegen den seinigen war?" — Der Prinz ließ sich auf sein rechtes Knie nieder und rief mit fester Stimme: Wenn ich meinen Herrn, den König Karl, verlasse, so möge mich Gott wieder verlassen! — „Nun, Prinz, so seyd ihr frey, erwiederte der König, indem er aufstand; steht auf und gebt mir euern Handschlag." — Theodon schlug ein, und als er, der fränkischen Gewohnheit gemäß, die Hand des Königs mit seinen Lippen berührte, flossen seine Augen wie zwey volle Wasserquellen von heißen Thränen über. Der König drückte ihm freundschaftlich die Hand, und sagte: laßt euch waffnen, Prinz; diese Rüstung ist euer; ich habe sie selbst in euerm Alter getragen." — Hierauf wandt' er sich nach der Königin um; sie gieng nahe vor dem Prinzen vorbey, und gab ihm einen ernsthaften Blick, als ob sie spräche: Theodon sey treu!

Er stand noch wie ein Träumender, als die Ritter auf ihn zu kamen und ihm Glück wünschten. Der eine reichte ihm die Hand, der andere umarmte ihn, und ein dritter wollte ihm den Panzer anlegen: denn sie liebten ihn alle, als ob er ihr Sohn oder ihr Bruder wäre. Seine Sanftmuth, Höflichkeit und verschwiegene Treue nahmen jedermann ein; selbst finstre Gemüther vergaßen ihren Groll und wurden gegen ihn freundlich. Mit den Stolzen sprach er bescheiden; die Eiteln ließ er von sich selbst

ſelbſt ſchwatzen, den Eigenſinnigen gab er Recht, und die Neidiſchen verſöhnte er durch eine liebkoſende Schmeicheley. Niemahls hinterbrachte er eine gehäſſige Nachrede, die allenthalben, ſelbſt in des Freundes Munde, beleidigt; nie ließ er ſich in ſeiner Rede oder Geberde merken, daß er an dem andern Fehler und Schwachheiten ahnde. Er behandelte die Menſchen wie ſein Saitenſpiel, auf welchem er jeder Melodie, die gefallen ſollte, mit zarter Behutſamkeit die ihr eignen Töne gab.

Als er gewaffnet war, führten ihn die Ritter in einem feierlichen Zuge auf den Kampfplatz, wo ihn die drey jüngſten in den Waffen prüfen mußten. Der König, die Königin, viele edle Frauen und Herren ſtanden auf einem Baicon des Schloſſes und ſahen den Kämpfenden zu. Der erſte ſtritt mit dem Speer, der zweyte mit dem Schwerdt: in beyden war Theodon Sieger. Er entwaffnete ſeine Gegner, wenn ſie nach mancherley vergeblichen Angriffen am heftigſten auf ihn einglengen. Der dritte Kampf geſchah in voller Rüſtung zu Pferd. Theodon warf ſeinen Schild auf die linke Schulter, und ſchwang ſich, den Speer in der rechten Hand, mit ſo viel Leichtigkeit und Anſtand in den Sattel, daß die Zuſchauer ein lautes Freudengeſchrey erhoben. Er verfolgte und floh ſeinen Feind, als ob er mit ihm ſcherze. Sein Roß bog ſich in den Krümmen wie eine Schlange, und ſchwebte, wie auf Flügeln, ohne Anſtoß vorüber.

Bald

Bald entſchlüpfte er ſeinem Gegner durch eine ſchnelle Wendung, bald warf er ſeinen Speer gegen die Schranken, und verſperrte dem andern den Weg. Das zunehmende Händelatſchen erbitterte zuletzt ſeinen Feind; er ſprengte in einem Winkel mit Heftigkeit an; ſein Roß glitt aus, und der Ritter ſchurrte mit Speer und Schild unter einem ſchreyenden Gelächter vorwärts auf die Erde. Im Augenblick ſtand Theodon bey ihm; er half ihm freundlich auf, ſchob die Schuld des Falls auf des Ritters Pferd, und verſprach ihm, den Kampf bey der nächſten Feierlichkeit zu wiederhohlen.

Die Ritter führten den Sieger nun wieder in den Palaſt; ſie entwaffneten ſich, legten ſcharlachene, auf beyden Seiten weitaufgeſchlitzte Mäntel um, und giengen zum Mittagsmahl, das der König durch ſeine feierliche Gegenwart verherrlichen wollte. Der König lobte den Prinzen wegen ſeiner Kampffertigkeit zu Roß und zu Fuß; die Frauen ſahen ihn mit huldreichen Blicken an, und die Königin lächelte ſo vergnügt, als ob ſie ihrer geliebten Tochter Vermählungsfeſt feierte. Theodon glaubte auf dem Gipfel des Glücks zu ſtehen. Er, der noch vor wenigen Stunden als ein hoffnungsloſer Gefangner vor jedem Bewaffneten die Augen niederſchlug, ſaß jetzt in ritterlichem Schmuck, mit Sieg und Ehre gekrönt, den Fürſten zur Seite, und ward als König des Mahls von allen Gäſten mit Mund und Augen geprieſen. Welche Veränderung

für

für ein junges empfindliches Herz! Sein Angesicht glänzte vor Freude, seine Sinne vergiengen vor Lust. Wie die Flamme vom Winde getragen sich aufhebt und in die Wolken verliert: so schwebte sein Geist von einer fröhlichen Aussicht zur andern, ohne in seiner Entzückung zu ahnden, daß dieser Tag der Freyheit ihm und seinem Vater ewige Fesseln bereite. Was sollte der Glückliche fürchten? Seine Unschuld argwohnte nichts Böses; er glaubte dem, was er hörte und sah, und dachte in seinem seligen Rausche weder an List noch Betrug. Die Königin erwähnte seines Vaters und seiner Mutter mit den freundlichsten Worten, als ob man mit ihrer Treue vollkommen zufrieden und durch des Sohnes Vermittelung alle vorige Feindseligkeit vergessen sey. So geht der klügste Sterbliche der Zukunft mit verbundnen Augen entgegen; er zählt und prüft jeden Schritt, und doch kennt er sein Verhängniß nicht eher, als bis es ihn ergreift.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Ueber

Lage, Wachsthum, Umfang, Volksmenge, und Ansicht von Paris.

Erster Brief.

Paris, den 7ten Junius 1789.

Ich weiß nicht, lieber R**, ob Sie den Plan, den ich für meinen Aufenthalt in Paris entworfen habe, billigen werden. Ich habe mir vorgesetzt, erst das Todte der Stadt, das heißt, ihre Lage, ihren Umfang, ihre Straßen, ihre Häuser, Pallästte, Kirchen, Gärten und umliegenden Gegenden zu sehen und mich damit bekannt zu machen, sodann auf das Lebendige, ich meyne, auf ihre Einwohner, auf ihren Nahrungserwerb und ihre Bedürfnisse, auf ihren Gewinn und ihre Vergnügungen, und dann erst auf das Studium und die Zergliederung ihres Charakters überzugehen; in allen jenen Gegenständen aber schon die Züge, wodurch sich dieser kund giebt, aufzusuchen und an einander zu reihen.

Ich habe geglaubt, daß mich dieser Weg nicht bloß zu einer vollständigen Kenntniß des Ganzen führen, sondern auch meinen hiesigen Aufenthalt in Absicht des gesellschaftlichen Umgangs minder

trocken, und, vom Anfang herein, minder beschwerlich machen werde. Denn auf einmal in einer ganz fremden Welt zu ſtehen, und nichts als die Begriffe, Ideen und Kenntniſſe meines Vaterlandes zu ihrer und meiner Unterhaltung aufbringen zu können: dies wurde den Menſchen hier, wo nicht Stolz oder Unwiſſenheit, auf jeden Fall Langweiligkeit dünchten, und dies iſt ein Laſter, für das man hier nie Verzeihung erhält. Es iſt alſo ein ganz erlaubter Kunſtgriff, zu ſtreben, daß man die Pariſer von Paris unterhalten, daß man ihre Zuneigung durch ihre Eigenliebe und ihre belehrende Thätigkeit durch ihren Patriotismus gewinnen könne.

Dies iſt mein Plan. Zu deſſen Ausführung brauche ich vierzehn Tage oder drey Wochen, die bloß dazu beſtimmt ſind, mir das Aeuſſere von Paris einzuprägen, und nebenher die allgemeinen kennbar machenden Züge der Nation für meinen Umgang mit ihr aufzufaſſen. Wildfremde Menſchen ſind einem bey weitem nicht ſo fremde, wenn man ſchon den Saal kennt, worin man ſie antrifft.

Erſt nach Verlauf dieſer Zeit will ich meine Addreſſen abgeben, und ſie werden mir dann gerade doppelt ſo viel Nutzen bringen, als wenn ich ſie in den erſten Tagen abgegeben hätte.

Alſo ſehen Sie mir nur nach, lieber N**, wie ich, mit meinem Grundriſſe in der Taſche, Straße auf

Straße abwandere, und nach einem ermüdenden Laufe ihn in einem Kaffeehause ausbreite, um zu sehen, wo ich alles gewesen bin, und in welchem Winkel der ungeheuren Häusermasse ich mich befinde. Reisen dieser Art machen mir große Freude, und oft vergesse ich Essen und Trinken darüber. Es ist anziehend für mich, das Lokale, oft durch Koth und gute und böse Gerüche, so genau zu durchmessen, als es vielleicht noch keinem gebohrnen Pariser eingefallen ist. Die ersten zwey Tage nahm ich nur immer die breiten, langen und hellen Straßen; aber heute hab' ich mich durch die kleinen, finstern, schmutzigen, engen und krummen mit einer heldenmüthigen Unerschrockenheit durchgedrängt, durchgestohlen und durchgewunden. Was an Paris alt ist, ist finster und enge.

Das Inselchen in der Seine, die Cité genannt, ist der älteste Fleck in Paris, oder vielmehr, dies war sonst ganz Paris *) und dies ist der engste, finsterste und kothigste Theil der Stadt. Die nächsten um diesen sind schon etwas heller, die entferntern noch mehr und die entferntesten sind die hellsten, prächtigsten und lachendsten. Die Cité ist die Wurzel des ungeheuren Baumes, die ein Strom rund herum wässert, und die unter einem glücklichen Klima prächtige Aeste in Höhe und Breite empor ges

*) Labienus Lutetiam proficiscitur, id est oppidum Parisiorum, positum in insula fluminibus Sequanae. Iul. Caes. d. B. G. Lib. VII. Cap. 57.

Julia (leiſe.)

Und ich will euch folgen, mehr um dieſe Liebe zu hintertreiben, als Silvia in der ihrigen zu ſtören.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in den Wald.)

Silvia mit einigen Räubern.

1. Räuber.

Kommt, kommt, ſeyd geduldig; wir müſſen euch zu unſerm Oberſten führen.

Silvia.

Tauſendmal gröſſere Unfälle als dieſer haben mich gelehrt, mich geduldig in dieſen zu ſchiken.

2. Räuber.

Kommt, führt ſie weg.

1. Räuber.

Wo iſt der Edelmann, der bey ihr war?

3. Räuber.

Weil er leicht auf den Füſſen war, ſo iſt er uns entlauffen; aber Moyſes und Valerius folgen ihm. Geh mit ihr gegen das weſtliche Ende des Walds, unſer Hauptmann iſt dort; und du, hilf den Entflohenen auftreiben. Das Dikicht iſt beſezt; er kan uns nicht entgehen.

1. Räuber.

Kommt, ich muß euch in unſers Hauptmanns Höle führen;

geſtoßen hat. Die Vorſtadt Saint Germain, die Militairſchule, das Invalidenhaus, der Pallaſt Bourbon, die Tuilerien, die champs elisées und tauſend ihnen ähnliche Werke rund umher, ſind die äuſſern Spitzen dieſes Fächerbaums, das Palais Royal iſt die Krone. Welch ein Unterſchied zwiſchen der Stadt, die der Kaiſer Julian, ſein liebes Lutetia, und Ludwig der Sechzehnte ſeine gute Stadt Paris nennt! Jenes war die Eichel und dies iſt die Eiche.

Es iſt für mich ſehr anziehend geweſen, dem allmähligen Wachsthume dieſer ungeheuren Stadt, bey den Hülfsmitteln, die ich in Händen habe, nachzugehen, und mich in jene Zeit zurück zu verſetzen, wo erſt eine Kolonie von Fiſchern und Schiffern, die allmählig zu Handelsleuten wurden, die kleine Inſel bewohnten, die jetzt, da ſie in der Länge und Breite durch Kunſt vergrößert worden, doch nur vierhundert und ſiebzig Toiſen in ihrer gröſten Länge und hundert und funfzig in ihrer größten Breite hat. Cäſar erwähnt dieſer Inſelſtadt zuerſt, und nach ihm geht ſie in der Geſchichte bis auf den Namen wieder verloren, bis zur Zeit Julians, der hier im Jahr 360 n. C. G. zum Auguſtus ausgerufen wurde.*) Die Lage der Stadt gefiel ihm, und er ſpricht mit Wohlgefallen von derſelben, von ihrem Klima, von ihren Ein-

 wohnern,

*) Essais historiques sur Paris, par Saint Foix Tom. I. au commenc.

wohnen, von den Weinbergen und von der Kultur der Feigenbäume ꝛc. rund umher. Sie war noch nicht größer als zu Cäsars Zeiten. Es liegt, sagt er, auf einer Insel mitten in der Seine und zwey Brücken führen hinein. — Auf der östlichen und nördlichen Seite jenseit der Seine waren die Anhöhen mit einzelnen Häusern und mit einem Tempel der Isis besetzt. Bis an diesen erstreckten sich die Höfe und Gärten eines Pallastes, dessen Erbauung man dem Julian zuschreibt, und von welchem noch ein vierzig Fuß hohes Gewölbe übrig ist, das mit seinem eisenfesten Mörtel der Ewigkeit zu trotzen scheint. Noch die Könige der ersten Linie wohnten in demselben. Er heißt Palais des Termes und liegt in der Straße la Harpe. Durch ein Haus, zum heiligen Kreuz genannt, kömmt man hinein. Ich fand einen Böttcher im Besitz desselben. Es war von unten bis oben mit Fässern und Fässerstäben vollgepackt, die auf wandelbaren hölzernen Gerüsten lagen, und mir, als ich sie belletterte, besonders ganz oben, ein wenig Herzpochen kosteten. Der Böttcher, ein guter und gefälliger Bürgersmann, wußte die Geschichte dieses Gewölbes, und von einem Antiquar hatte er vielleicht die Worte gehört, die er mir, als ich eine Weile still auf die schwarzen Bogen sah, einsagte: hic tranlit gloria mundi. In der That, ich hatte beym Anblicke der Menge von leeren Fässern etwas ähnliches gedacht. Karls des Großen Töchter lebten hier im Exil, für einige kleine

zärt-

zärtliche Schwachheiten, die ihr Vater, bey seiner übermäßigen Liebe zu ihnen, durch die Finger gesehen hatte, die aber Ludwig der Fromme an ihnen und zweyen ihrer Liebhaber, die er hinrichten ließ, bestrafen zu müssen glaubte.

Paris ward etwas bekannter, seitdem es Klodowig (im Jahr 510) zur Hauptstadt seiner eroberten Länder erklärte, aber nicht größer; und noch beym Ausgange der zweyten Königslinie hatte es nur wenig Einwohner. Die Könige Pipin, Karl der Große, Ludwig der Fromme ꝛc. hielten sich nur bey ihren Reisen daselbst auf. Vorstädte an den gegen über liegenden Ufern der Seine hatte es nicht. Die Hauptkirche (jezt Notre Dame) begränzte sie gegen Morgen, ein starker Thurm (jezt das große Chatelet) gegen Mitternacht, ein anderer (das kleine Chatelet) gegen Morgen, und der Königliche Pallast (jezt das Palais de Justice) gegen Abend. Ihr ganzer Umfang mochte gegen tausend Toisen, oder etwas mehr als — eine Viertelmeile betragen. Merken Sie sich diesen Umstand, lieber R**, damit Sie ein wenig erstaunen, wenn ich Ihnen unten den jezigen Umfang von Paris nach dem neuesten Plan angebe.

Da also, wo jezt die Boulevards, das Palais Royal, das Louvre, die Tuilerien u. s. w. prangen, war damals nichts, als moorigtes Gehölz, oder Sumpf, oder Feld, oder Wiese, mit darunter zerstreueten unbeträchtlichen Vorwerken. Durch

diese öde Gegend kam man an das mitternächtliche Ufer der Seine, an welchem einige kleine Häuser längs hinab standen und schmutzige Strassen bildeten, und über die ein festes Gethürm (das große Chatalet) herübersah, welches eine größere Brücke (jetzt Pont au change) deckte, die auf ein Inselchen hinüber führte, das bloß von Priestern, und von einigen Kaufleuten bewohnt war, und von welchem auf der mittäglichen Seite eine andre kleinere Brücke (jezt Petit Pont) wieder herunter führte, an das entgegengesetzte Ufer, wo ein andres Gethürme (das kleine Chatelet) stand, und drey bis vierhundert Häuser längs dem Ufer unter Weinbergen und Gärten zerstreut lagen. Die Häuser waren rund, sehr klein, ohne Schornsteine, von Holz und Leim aufgeführt, und mit Stroh und Reißig gedeckt. So sah Paris noch unter der Regierung der Könige von der dritten Rasse bis ins zwölfte Jahrhundert aus.

Es war ein Vorurtheil der damaligen Zeiten, lieber zerstreut umher, als in Städten eingezwängt, lieber in den Waffen, als unter dem wohlthätigen Schutze der Friedenskünste leben zu wollen. Eine Menge Nahrungszweige, die jetzt Tausende erhalten, waren gar noch nicht vorhanden. Der Richterstand und was damit zusammenhängt, der geistliche Stand, der Hof mit seinen Kanälen zur Habsucht, Ehrsucht und Verschwendung, diese drey Mächte, die in den großen

Haupt-

Hauptstädten jedesmal die Hälfte der Einwohner mittelbar oder unmittelbar unterhalten und beschäftigen, waren damals theils noch gar nicht da, theils fiengen sie erst an, sich zu setzen. Die Könige waren damals noch Richter, entschieden nach den Regeln des Mutterwitzes einfache Händel, und verwiesen die verwickeltern auf den Zweykampf. Die Priester waren noch nicht so häufig, mengten sich aber doch schon sehr in weltliche Händel, um durch sie noch etwas mehr zu verdienen, als den Himmel. Der Adel lebte auf dem Lande zerstreut, und wenn er ja eine Weile in der Stadt seyn mußte, trug er Stiefeln, um sich dadurch — von den Bauern zu unterscheiden *) Das ungeheure Personale der jetzigen Fermeverwaltung läßt es sich wohl nicht träumen, daß ihrer Vorgänger, z. B. unter Ludwig dem Dicken, nur Zehn waren, und daß in den beyden Thoren von Paris jährlich nur ungefähr zwölf Livres einkamen, also kaum so viel als das Fünftel der monatlichen Besoldung eines jetzigen Fermebedienten ausmacht. Beurtheilen Sie nach diesen Angaben die Einfalt der Sitten, aber auch die Roheit derselben, die Genügsamkeit der Einwohner, aber auch ihre Armuth. Die Künste zur Bequemlichkeit, zur Ueppigkeit und zum Uebermuth, die in dem jetzigen Paris ihre Werkstatt haben, waren, selbst den ersten Spuren nach, noch nicht vorhanden. Ein Sohn eben

*) Saint Foix.

dieſes Königs ſtarb an einem Sturze vom Pferde, unter welches eine Anzahl vom Felde zurückkommender Schweine mitten in Paris gerathen war, die es um und auf den Prinzen warfen. Unwillkührlich denkt man ſich den Sohn eines Bürgermeiſters von einer kleinen Stadt, den die hereinfahrenden Schweine zufällig ſeines Vaters Reit- und Karriol-Pferd umwerfen.

Erſt unter Philipp-Auguſt fieng Paris an, eine Rolle zu ſpielen. Dieſer Fürſt, der Galanterie und alle damit verwandte oder durch dieſelbe (wenn ſie in hohen Händen iſt) erweckte und beförderte Künſte liebte, that auch (wie es faſt immer unter Fürſten von ſeiner Sinnesart geweſen iſt) der eigentlichen Gelehrſamkeit groſſe Dienſte; und ſehr bald fieng man an zu ahnden, daß die Früchte, die der Kopf und der Luxus trägt, gemächlicher zu ärndten ſind, als die eine immer beſchäftigte Hand ſparſam erringen muß. Alles zog ſich näher um dieſen König und ſeine Reſidenz zuſammen, und die wüſten Plätze an dem linken und rechten Ufer der Seine wurden nach und nach angebaut und bevölkert. Die Schulen wurden berühmt, und zogen junge Leute aus den übrigen Provinzen und ſelbſt ſchon aus fernen Ländern eben ſo herbey, wie ein freundlicher und liebenswürdiger König die minder ſtolzen Vaſallen, ſchon zum Theil von ihren lüſternen Weibern, ohne es zu merken, vermocht, an ſeinen Hof und um ſeine Per-

Person zusammen zog. So setzte sich rund um die kleine Inselstadt Haus an Haus und Straße an Straße, und eben dieser König hielt es schon für nöthig, seine Residenz durch eine Mauer zusammen zu halten.

Er bauete eine solche, und brachte vom Jahr 1190 bis 1211, also ein und zwanzig Jahre, damit zu, und sie schloß in der That fast ein Viertel des jetzigen Umfangs von Paris ein. Sie schlug den einen Halbzirkel nach Mitternacht, vom jetzigen Louvre über die Straßen Montmartre, St. Denis, Beaubourg und Rosiers, und den andern gegen Mittag von dem jetzigen Thore St. Bernard an, über die Straßen des Fossés S. Victor, S. Michel, S. Germain und Nesle hinüber. Der ganze Zirkel, (denn diese Figur schien die Mauer regelmäßig beschreiben zu sollen) hatte im Durchmesser gegen achthundert Toisen *) und im Umfange fast drey Viertelmeilen. Doch war dieser Umfang bey weitem nicht ausgebaut und enthielt hier und da noch große Strecken Ackerland und Gärten. Philipp August ließ auch zuerst die Straßen von Paris pflastern, oder er zwang vielmehr seinen Finanzminister, Gerard von Poissy, den er eines Theils seiner Reichthümer, die aus dem Schatze des Königs vorbey gefallen waren, zu entladen

suchs

*) Ich rechne nach Toisen, deren, nach Picards Berechnung, 3304. auf eine geographische oder teutsche Meile gehen.

ſuchte, ſie zu pflaſtern. Ein neuer Gerard bey uns würde ſie kehren müſſen und ſich einige Tage hindurch nicht ſetzen können..

Unter den Nachfolgern Philipp Auguſts wurde Paris nicht ſo wohl erweitert, als ausgebauet und befeſtigt. Unter Johann ward es mit Graben umzogen, unter Karl dem Fünften und Sechſten wurden die Mauern auf der Mitternachtsſeite erweitert. Man bauete an dieſer Erweiterung vom Jahr 1367 bis 1383. Der Umfang des mitternächtlichen Halbzirkels begriff ſchon einen Theil des jetzigen Palais Royal und lief an den jetzigen alten Boulevards bis zu der Gegend hinunter, wo nun das Arſenal ſteht. Die Thore S. Antoine, S. Martin, und S. Denis kamen damals ſchon da zu ſtehen, wo ſie jezt ſind.

Dieſe Mauern wurden ſtreckenweiſe von Thürmen unterbrochen, unter oder neben welchen die Thore hinein liefen, gerade ſo, wie Sie ſolche an einigen alten ehemals feſt genannten Städten in Sachſen, Thüringen, Böhmen finden. Im Jahr 1370 wurde unter Karl dem Fünften der Grundſtein zu zwey iſolierten Thürmen an dem Thore S. Antoine gelegt. Sie waren, wie alle übrige, beſtimmt, den dortigen Eingang der Stadt gegen feindliche Anfälle zu decken, und man nannte ſie, wie alle Thürme mit dieſer Beſtimmung, Baſtillen. Karl der Sechſte lieſ gegen das Jahr 1383 die übrigen ſechs Thürme hinzubauen, ſie unter

ein-

einander mit ſtarken Mauern verbinden, das Ganze mit einem Graben umgeben und den Weg neben denſelben linker Hand ableiten. So ſtand dieſe gefürchtete Burg da, die anfangs der König beſtimmte, ſeine Unterthanen vor ihren Feinden zu ſchützen, und die ſich nach der Zeit deſpotiſche Sklaven zueigneten, um den König von ſeinen Freunden, ſeinen Unterthanen, theils zu ſchützen, theils — in Acht zu nehmen.

Das Innere und Aeußere von Paris ſah bis in das ſechzehnte Jahrhundert noch ganz gothiſch aus. Ein liebenswürdiger und galanter König ſollte es abermals eine Stufe der Ausbildung näher bringen. Franz der Erſte ward der Wiederherſteller der Wiſſenſchaften in Frankreich und mit ihm giengen abermals die übrigen Künſte des Friedens hervor. Der beſſere Geſchmack in der Baukunſt fieng an, ſich von Italien aus zu verbreiten, und unter der Leitung deſſelben ließ dieſer König einige alte gothiſche Gebäude niederreiſſen, neue erbauen, einige Straßen durchſchlagen, andre lichter machen.

Unter ſeinen Nachfolgern gewann Paris von Jahr zu Jahr in der Baukunſt, im Geſchmack und in der Pracht. Unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Zweyten und Dritten erſtiegen Galanterie und Luxus einen hohen Grad, und tauſend Künſte und Handwerke, die bloß für dieſe arbeiteten, zogen ſich theils hieher, theils blühe-

ten

ten sie hier auf. Paris nahm an Volksmenge zu. Unter diesen Königen hatte die Galanterie so viel Künstler für Bequemlichkeit, als zwey Jahrhunderte vorher die Jurisprudenz unter Philipp dem Schönen Künstler für Recht und Gerechtigkeit geschaffen. Philipp der Schöne nahm damals das Parlament nach Paris, und die nächsten funfzig Jahr darauf wimmelte es von Klägern und Beklagten daselbst, die aus allen Provinzen herzuströmten und dort blieben, wenn sie arm oder reich durch den Richterspruch geworden waren. Franz der Erste stand an der Spitze eines galanten Hofs und was Schön war, oder etwas Schönes besaß, machte schon Glück ohne Mühe. Heinrich der Zweyte, ganz von seines Vaters Maitresse, die seine Maitresse wurde, von Dianen von Poitiers beherrscht, machte seinen Hof schon zu einer Feenwelt; die Liebe ward in ein System gebracht, und vollends zu einer Kunst, die durch sich und ihre Anhänger Tausende zu nähren anfing. Liebe und Großmuth, Großmuth und Verschwendung und aus Verschwendung Nutzen und Glanz, fingen jetzt an eine Stadt zu beleben, die, so lange ihre Könige frugale und bürgerliche Grundsätze nährten, aus ihren kothigen Straßen und über ihre niedrigen Mauern hinaus sich nicht hatte schwingen können. Der Grund zum Luxus, der einmal der Vater dieser Stadt seyn sollte, konnte von den darauf folgenden bürgerlichen Kriegen nicht aufgerissen werden, und Heinrich der Vierte

sah

führen; fürchtet nichts; er iſt ein edelmüthiger Mann, und würde um alles in der Welt keinem Weibsbild übel begegnen.

Silvia.

O Valentin! was leid' ich um dich!

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

(Die Höle der Räuber im Walde.)

Valentin teilt auf.

Valentin.

Wie groß die Macht der Gewohnheit iſt! Dieſe ſchattenvolle Einöde, dieſe unbewohnte Wildniß iſt mir angenehmer als die ſchönſte, volkreichſte Stadt. Hier kan ich allein ſizen, und von niemand geſehn zu der Nachtigall traurenden Tönen meine Klagen ſtimmen, und der Erinnerung meines Unglüks nachhängen. O du, deren Bild in meiner Bruſt wohnt, und dadurch allein das verfallende Wohnhaus meines Geiſtes vor gänzlichem Einſturz bewahrt! O Silvia, ſtelle mich durch deine Gegenwart wieder her; holde Nymphe, tröſte deinen verlohrnen Hirten! -- wie laut und wie unruhig iſt's heut in dieſem Walde! Es ſind meine Cameraden, die ihre Begierden zu ihrem Geſez machen; vermuthlich haben ſie etliche unglükliche Reiſende in der Hezen. Sie lieben mich ſehr, und doch hab' ich genug zu thun, ſie von unmenſchlichen Gewaltthätigkeiten zurük zu halten. Entferne dich, Valentin; wer kommt hier?

ſah ſich nicht ſobald im Beſitze von Paris, als Wohlthätigkeit, Galanterie, und Volksliebe, mit einer Miſchung von Eitelkeit verbunden, ihn drangen, es zu verſchönern. So gingen in Einem Jahre drey neue Straßen, zwey regelmäßige Plätze (Royale und dauphine) eine prächtige Brucke (pont neuf) und einige Palläſte hervor. Unter ſeinem Nachfolger, oder vielmehr unter dem Cardinal Richelieu, ward die Vergrößerung und Verſchönerung der Stadt mit jedem Jahre ſichtbarer, und jetzt legte man gleichſam die Grundſteine zu den rieſenmäßigen Werken, die Ludwig der Vierzehnte unternahm und ausführte.

Dieſer ſchien ſeine Hauptſtadt zur Univerſalſtadt, wie ſein Reich zu einem Univerſalreiche, machen zu wollen. Alles, was ihren Umfang beſchränkte, ward weggeriſſen. Die alten Thurme und Mauern, die Richelieu noch übrig gelaſſen hatte, fielen zuſammen, und die Wälle und Graben umher wurden geebnet und ausgefüllt und mit Bäumen bepflanzt, die jetzt die neuen Palläſte der alten Boulevards beſchatten. Liebe, Eitelkeit und Ehrſucht waren abermals Baumeiſterinnen, und ſie zeigten ſich unter ſeiner Regierung in ihrem glänzendſten aber auch verderblichſten Triumph. Ludwigs des Funfzehnten Regierung war von dieſer Seite, wenn auch von vielen andern nicht, die Fortſetzung der ſeinigen, und Paris wuchs ins Ungeheure hinaus. Was ſein Vorgänger noch nicht

ganz

ganz vollendet hatte, brachte er zu Stande, und was er anlegte, ward von Ludwig dem Sechzehnten ausgeführt. Paris war die erste und einzige Stadt in ihrer Art geworden.

Und nun, lieber R**, stehn wir an den neuen Mauern derselben. Was drey Jahrhunderte in immerwährender Ausdehnung zu Stande brachten, sollte in dem letzten Drittel des laufenden umschlossen und geschlossen werden. Wenn mich nicht alle Erscheinungen um mich her trügen, so ist zugleich diese Gränze von Paris die Gränze des Wachsthums seiner Bewohner und der Beherrschergewalt seiner Könige. Beyde haben ihre höchste Stufe erreicht, und sie setzen, wie es in der Natur liegt, sich endlich selbst ein Ziel: Paris durch Mauern, der König durch die Versammlung der Generalstände. Leben Sie wohl.

F. S.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

IV.

Beſchluß der Nachrichten von der Litteratur der Türken.

(fortgeſetzt von S. 165. des 2ten Stücks.)

Der öffentlichen Bibliotheken ſind dreyzehn zu Konſtantinopel, nemlich: die Bibliothek des Serrail, des Sultans Mehemet II. die von Hagia Sofia, des Sultans Soliman, Mehemets Kiuprüli Paſcha, der Validé Sultane, des Scheid Ali Paſcha, des Ibrahim Paſcha, des Atif Effendi, des Sultans Bajazet, des Sultans Oſman, des Raghib Paſcha, des vorigen Sultans Abdull Hamid. Keine derſelben enthält über 2000 Codices: betrachtet man aber, daß ein jeder Codex, auch nur von gemeiner Schrift, zwiſchen 100, und 150, und wenn es ein Foliant iſt, zwiſchen 250 und 300 Piaſter, oder 50 und 60 Dukaten koſtet, ſo ſind die 2000 Codices mit einer Bibliothek von 60000 und 120000 gedruckten Bänden zu vergleichen. Achmed Effendi von Smirna ſammelte zu Konſtantinopel Handſchriften für eine Bibliothek, die er in ſeiner Vaterſtadt zum allgemeinen Beſten errichten wollte, und dieſe koſteten ihm 200 Beutel, oder 20000 Dukaten. Die Bibliothek des Serrail iſt dem gelehrten Europa bisher ein Geheim-

heimniß geweſen. Weil ſie in dem Innern des Serrail erbauet iſt, und die Türken in dem abergläubiſchen Wahne ſtehen, daß, wenn ein ungläubiger dieſe Schriften ſähe, dieſes heilige Palladium, wovon die Erhaltung des Türkiſchen Reichs, ihrer Meynung nach, abhängt, in Gefahr gerathen würde, ſo iſt der Zutritt ſchlechterdings verſagt. Die Türken können überhaupt nicht leiden, daß ihre Schriften in die Hände oder zur Kenntniß der Chriſten gelangen. Herr Toderini lief Gefahr vom Volke mishandelt zu werden, da er in Geſellſchaft des Abbate Seſtini auf dem Büchermarkte zu Konſtantinopel unter den Büchern herum kramte; ſie retteten ſich in einen armeniſchen Kramladen. Der Abbe Sevin, welcher im Jahr 1728. nach Konſtantinopel geſchickt wurde, griechiſche Codices für die Bibliothek des Königs von Frankreich zu verſchaffen, konnte nie den Zutritt in die Bibliothek des Serrail erhalten. Man machte ihm weis, Sultan Amurat habe alle griechiſche Handſchriften verbrennen laßen. Herrn Toderini iſt es in einer Zeit von fünf Jahren, in welchen er alle mögliche Wege verſuchte, eben ſo wenig gelungen, ſich den Eingang zu eröfnen. Auch ihm gab man den Beſcheid, daß ſich in dieſer Bibliothek nichts als arabiſche, perſiſche, und türkiſche Bücher befänden. Daß aber auch alte griechiſche Codices darunter ſeyen, iſt ſehr wahrſcheinlich. Denn der zu Konſtantinopel gedruckten Geſchichte dieſer Bibliothek gemäß, deren Verfaſſer der türkiſche Hiſtoriograph

Ra-

Raschid Effendi ist, wurde im Jahr 1719. da die Bibliothek gebauet wurde, eine, wie sich der Verfasser ausdrückt, unzählige Menge auserwählter und kostbarer Bücher, welche die Großsultane seit der ersten Stiftung des Konstantinopolitanischen Reichs theils angeschaft, theils von verschiedenen Orten zum Geschenk erhalten hatten, darin aufgestellt. Es muß sich also auch die Bibliothek der Paläologischen Kaiser, die an griechischen und lateinischen Manuscripten reich war, darunter befinden. Muhamed II. ein großer Liebhaber griechischer Litteratur, hat weder die Wohnung noch die Bibliothek der griechischen Kaiser verwüstet; er hat sogar diesen Schatz mit Uebersetzungen Europäischer Bücher vermehrt. Das im Jahr 1772 zu Leipzig gedruckte Werk Σειρα των Πατριαρχων war wirklich eine von den Vorfahren des Wallachischen Fürsten Gika erlangte Abschrift eines Codex aus dem Serrail; wie man denn wirklich für Geld und in Geheim auf eine kurze Zeit Bücher aus dem Serrail erhalten kann. Es müßen sich also auch Griechische Werke in dieser Bibliothek befinden. Herr Toderini sezt dieses ausser allen Zweifel. Jsmael Bei, ein gelehrter Türke, welcher neunzehn Jahr Page im Serrail gewesen, und diese Bibliothek oft besucht hatte, erzählte ihm: unter den dasigen Büchern, die in Schränken eingeschloßen und auf dem Rücken mit ihren Titeln versehen wären, fände sich in dem so genannten Schatz eine unzählige Menge griechischer und lateinischer Bücher. Um

der Wahrheit noch mehr versichert zu werden, ließ er einen Großen der Türken, welcher Aufseher dieser Bibliothek gewesen war, durch den venetianischen Dragoman Franz Franchini darum befragen, und auch dieser versicherte, sie habe einen reichen Vorrath griechischer, lateinischer und syrischer Manuscripte, die aber eingeschlossen wären. Daher kann es leicht seyn, daß auch die fehlenden Stücke des Livius und Tacitus, und andere verlohrne Werke der Griechen und Lateiner darin eingeschlossen sind. Pietro della Valle hielt es für gewiß, daß eine arabische Uebersetzung aller Bücher des T. Livius darin wäre. *)

Die Bibliothek ist auf allen Seiten mit dem schönsten orientalischen Marmor bekleidet; auf einer Seite stehen die Bücher in Schränken, die mit zierlich eingefaßten Krystallthüren verschloßen sind, und ringsum ist sie auf dem marmornen Fußboden mit bequemen Sofas besetzt. Dieses erzählte ihm ein Georgianer, der sie neunmahl gesehen hatte, und der erwähnte Ismael Bei. Durch einen Pagen des Serrail erhielt Herr Toderini mit vieler Mühe eine Abschrift des Catalogus dieser Bibliothek, welchen er in arabischer und italienischer Sprache dem Publico mitgetheilt hat; es findet sich aber weder ein lateinisches noch griechisches Werk darin.

Die meisten dieser Bibliotheken stehen täglich, (den Freytag, welcher bey den Türken heilig ist, ausgenommen,) einem jeden offen und werden von den

*) Parte I. Viaggi Epist. IX.

den Türken fleißig beſucht. Sie enthalten insgeſammt nur arabiſche, türkiſche, und perſiſche Bücher von ihrer Religion, und Jurisprudenz, von der Rhetorik und Philoſophie, von der Aſtronomie, Phyſik, Aſtrologie, Geometrie, Arithmetik, Algebra und Muſik, von der Arzeneywiſſenſchaft, von der Sittenlehre und Politik, und viele gelehrte Reiſebeſchreibungen in arabiſcher Sprache. Von andern Nationen iſt kein Buch darunter, auſſer den Ueberſetzungen der ältern Griechen, die von Wiſſenſchaften geſchrieben haben, der fünf Bücher Moſis, der Pſalmen Davids, und des Evangeliums, faſt insgeſammt wie ſie von ihrem Propheten und ſeinen Schülern verfälſcht worden ſind. Von den neuern Schriften der Europäer fand Herr Toderini nur Sydenhams Werke, ins Arabiſche überſetzt. Boerhavens Ueberſetzung, die unter Muſtafa III. von Herrn Herbert verfertiget wurde, ſuchte er vergeblich in den öffentlichen Bibliotheken.

In italieniſchen Zeitungen hatte man bekannt gemacht, dem Herrn von Villoiſon ſey der Zutritt zur Bibliothek des Serrail verſtattet worden; allein Herr Toderini ſagt auf der letzten Seite des dritten Bandes, er habe zu Konſtantinopel mit ihm ſelbſt geſprochen, und aus ſeinem Munde vernommen, daß er im Serrail um nichts dergleichen angeſucht habe. Er hat ſich nur wenige Tage zu Konſtantinopel aufgehalten, um die Bücherſammlungen auf dem Berge Athos und in verſchiedenen Inſeln

seln des Archipelagus zu durchsuchen, und ist sodann nach Marseille und Paris zurückgereiset.

Man hat schon am Ende des XVten Jahrhunderts zu Konstantinopel Bücher gedruckt. Das erste, vom Jahr 1488., war ein hebräisches Wörterbuch. Im Jahr 1546. wurden hier die fünf Bücher Mosis in chaldäischer, persischer, arabischer, hebräischer Sprache, und nachher besonders in diesem Jahrhundert viele andere griechische und orientalische Bücher aufgelegt, keines in türkischer Sprache bis ins Jahr 1728. Im Jahr 1726. wurde durch die Betriebsamkeit Saids Effendi, gewesenen Bothschafters zu Paris, vom Mufti und Großsultan Achmet III. die Erlaubniß ertheilt, Bücher aller Art, wenn sie nur nicht von der Muhamedanischen Religion handelten, in türkischer Sprache zu drucken. Ibrahim Effendi, ein gelehrter ungarischer Renegate, wurde vom Großsultan zum Aufseher der ersten türkischen Buchdruckerey bestellt. Die ersten Lettern wurden nicht zu Paris, wie einige dafür halten, sondern zu Konstantinopel, von Ibrahim selbst und seinen fünf Söhnen, nebst einigen teutschen Gehülfen, zierlich gestochen. Das erste türkische Buch, vom Jahr 1728., war das arabisch-türkische Wörterbuch des Wanculi. Nach einigen Jahren wurde von Ibrahim Effendi so gar auch ein türkischer Atlas von 39 Landkarten, ein Werk des großen Gelehrten Hadhi Calfah, ans Licht gestellt.

ſtellt. So lange er lebte, erſchien eine beträchtliche Menge allerley nützlicher Bücher im Druck, welche Herr Toderini nicht nur anzeigt, ſondern auch kürzlich analyſirt. Nach ſeinem im Jahr 1755. erfolgten Tode, gerieth die Kaiſerliche Buchdruckerey in Verfall, nicht durch ein von den Bücherkopiſten bewirktes Verbot, ſondern aus ganz natürlichen Urſachen. Seinem Zoglinge, Capi Ibrahim, fehlte es an Betriebſamkeit, und an der Unterſtützung des Hofes, welcher in Kriegs-Unruhen verwickelt war; ſeine Setzer und Drucker verließen ihn im Jahr 1738. und mit ſeinem Leben endigte ſich die Buchdruckerey gänzlich. In einem Zeitlauf von 20 Jahren wurde zu Conſtantinopel kein Buch mehr gedruckt; bis endlich im Jahr 1784. der Kaiſer Abdull Hamid durch ein eigenes Dekret Ibrahims Druckerey wiederherſtellte, und dem Unternehmer das ausſchließende Privilegium, türkiſche, perſiſche, und arabiſche Bücher zu drucken ertheilte, nur ſolche ausgenommen, die von Religionsſachen handeln. Die Druckerey beſteht nur in zwey Preſſen, und gehet ſehr langſam; denn vom Jahre 1784 bis 1787 hat ſie nur drey Werke ans Licht geſtellt, nemlich zwey hiſtoriſche der Kaiſerlichen Hiſtoriographen, Waſſif, welcher neulich als Bothſchafter nach Madrit geſandt wurde, und Nzzi, deren jedes in zwey mäßigen Folianten beſtehet, und eine arabiſche Grammatik. Man ſiehet hieraus, wie ungegründet die Nachricht der Zeitungsſchreiber war, die franzöſiſche

ſiſche Encyclopädie ſey zu Konſtantinopel in türkiſcher Sprache gedruckt worden. Seitdem man Ibrahims Schriften zum Theil umgegoſſen hat, kommen die Bücher der lezten Epoche den vorigen an typographiſcher Schönheit bey weitem nicht bey. Im Jahr 1787. war Raſchid Effendi, dem jezt die Druckerey zugehört, willens, eine neue Geographie von Europa aufzulegen.

Ehedem war auch eine griechiſche Buchdruckerey zu Konſtantinopel, welche aber nur ſo lange dauerte, als ſie vom Patriarchen Samuel unterſtüzt wurde, und wenige unbedeutende Werke ans Licht ſtellte. Unter dem jezigen Patriarchen iſt ſie, wie er ſelbſt dem Herrn Toderini ſagte, der vielen Unkoſten wegen, außer aller Thätigkeit geſezt. Die neueſten griechiſchen Bücher, welche von Religionsſachen handeln, und zu dem Studieren der griechiſchen Geiſtlichkeit gehören, werden zu Venedig, die übrigen aber zu Paris, zu Leipzig, und in der Wallachey gedruckt. Unter den leztern iſt eine Sammlung dramatiſcher Werke des Metaſtaſio, welche von Suzzo, einem Vetter des Fürſten der Wallachey, neugriechiſch überſezt, und im Jahr 1779. in zwey kleinen Bänden zum Druck befördert worden ſind.

Die Juden und Armenier haben noch immer ihre eigenen Buchdruckereyen, die ſich mit Büchern ihrer Religion beſchäftigen. J.

V.

Protheus, Silvia und Julia treten auf.

Protheus.

Madam, ich habe euch (ſo wenig ihr auch auf irgend etwas, das ich für euch thue, Achtung macht,) den Dienſt gethan, euch mit Gefahr meines eignen Lebens aus den Händen eines Kerls zu erretten, der eurer Ehre Gewalt anthun wollte. Vergönnet mir zu meiner Belohnung nur einen einzigen günſtigen Blik; ich kan nicht um weniger bitten, und weniger, ich bin's gewiß, könnt ihr ohne Undankbarkeit nicht geben.

Valentin (bey Seite.)

Iſt es ein Traum, was ich hier ſeh und höre? Liebe, gieb mir Geduld eine Weile zuzuhören.

Silvia.

O! ich arme Unglükliche!

Protheus.

Das waret ihr nur eh ich kam.

Silvia.

Ich kan es nicht mehr ſeyn als wenn ich dich ſehe: Hätte mich ein hungriger Löwe ergriffen, lieber wollt' ich des Raubthiers Frühſtük geworden ſeyn, als dem treuloſen Protheus meine Errettung ſchuldig zu ſeyn. O Himmel, du biſt mein Zeuge, wie ſehr ich Valentin liebe, und daß meine Seele mir nicht theurer iſt als ſein Leben. Und ſo ſehr als ich ihn liebe, (ein höherer Grad iſt nicht möglich,) ſo ſehr verabſcheue ich den falſchen meineydigen Protheus: Geh alſo, und ſeze mir nicht länger zu.

Protheus.

V.

Politiſch-philoſophiſche Geſpräche.

Erſtes Geſpräch.

Die Wälder.

— — *amant Di quoque ſylvas,*
Dardaniusque Paris. — —

VIRGIL.

(Die Sprechenden ſind ein teutſcher Baron und ein Marquis.)

Der Marquis.

Ich ſuchte Sie in Ihrer Wohnung, Baron, aber Ihr Bedienter ſagte mir, ſie wären in den Wald gegangen. Glücklicherweiſe treffe ich ſie an, und wenn die Abſicht, in welcher ſie dahin giengen, nicht gerade Einſamkeit erfodert, darf ich Ihr Begleiter ſeyn?

Der Baron. *Nobis placent ante omnia ſylvae!* Ich gieng auf die Grillenjagd, Marquis, und daher habe ich weder Flinte noch Pulver noch Schrot bey mir. Eine Schreibtafel — das iſt es alles. Mir däucht, ich folgte einem Rath des jungen Plinius, welcher ſo ein Ding bey ſich zu haben pflegte, wenn er auf die Jagd

gieng. Er hielt dafür, Minerva pflege nicht weniger als Diana die Berge zu durchirren. Wenn Sie an meiner Jagd Theil nehmen wollen, Marquis, so kommen Sie.

Der M. Die Wälder, Baron, sind das Asyl der Dichter und der Verliebten. Sie werden mir am besten sagen können, ob es die Dichtkunst, oder ihre Mutter — die Liebe war, oder waren es beyde zugleich, welche Sie hieher führten? —

Der B. Erinnern Sie sich, Marquis, daß aller guten Dinge drey sind, und setzen Sie zu den Dichtern und den Verliebten noch die Philosophen, wofern Sie nicht etwa diese leztern zu einer oder der andern von den beyden ersten Klassen rechnen wollen, welches sich in einem gewissen Sinne sehr wohl thun ließe.

Der M. Ich merke, daß Sie philosophiren wollten, und das konnten Sie vielleicht zu Hause nicht eben so gut. Da lärmten die Kinder. Da überlief Sie ein unnöthiger und lästiger Besuch, der Ihnen, außer dem Wein, auch noch einige Stunden Zeit kostete. Denn — Pardon! — die Teutschen *) können unmöglich des Nachmittags beysammen seyn, ohne zu pokulieren.

Der B. Sagen Sie das nicht, daß es unsere Barden und Bänkelsänger hören, welche es sich zum Gesetz gemacht haben, Ihren Landsleuten,

*) Am Rhein und Neckar wenigstens.

sen, den braven Franzosen, alles übel auszule-
gen. Wiewohl neulich einer der ersten in einer expressen Ode Buße gethan haben soll. Gott bewahre ihn vor einem Recidiv! Aber ich stehe für nichts. —

Der M. Vor kurzen legte man mir eine Ode vor, welche ein Nachahmer des Barden en question gedichtet haben soll. Ich verstehe nicht teutsch genug, um zu wissen, was der Sinn dieser Ode eigentlich ist. So überhaupt merkte ich, daß er vorgab, in Walhalla zu schweben, daß er hörte die Telge und das große Ochsenhorn des großen Braga, daß er eben essen wollte vom wilden Schwein Skrinner, und trinken aus seiner Feinde blutigem Schädel. Mir kam es vor, Baron, als habe sich der Dichter — in Lübecker Bier betrunken.

Der B. (lachend) Und wenn Sie noch so viel Teutsch verstünden, so fehlt Ihnen doch der Sinn für die sublime Schwerfälligkeit gewisser Fabrikanten ungereimter Oden. Sie sind durch Ihre Colardeau, Bernard, Dorat, Parny, u. s. w. verwöhnt. Sie —

Der M. Ich muß Sie unterbrechen. — Ach! welches schöne Passage im Buch der Natur! welches Denkmal des glücklichen Kunstfleißes der Teutschen! Sehen Sie doch dorthin, Baron! Hier hat der Wald ein Ende. Ein großes Stück davon ist in Aecker verwandelt. Helas! ich lasse den

Teut-

Teutschen Gerechtigkeit widerfahren. Sie haben ihre großen Wälder fast überall ausgerottet.

Der B. Machen Sie doch fort, Marquis, daß wir von dem fatalen Fleck wegkommen!

Der M. Gewiß, Sie sind verliebt, Baron. Hier auf diesem Platze stand sonst eine schattichte Buche, in deren Rinde Sie den Nahmen ihrer Schäferin eingegraben hatten. Ein unbarmherziges Dekret hieb die Buche um, vernichtete die Schatten, welche die Zärtlichkeit so gern aufsucht. Sie finden das Denkmal ihrer ersten Liebe nicht mehr, und so begreife ich, wie Ihnen die ganze Gegend zuwider werden konnte.

Der B. Ihre Hypotheſe iſt Ihrer Galanterie würdig. Aber ach! — es iſt nicht das Denkmal meiner Liebe, es iſt das Winterbedürfniß und der Troſt ſo vieler Armen, was hier vernichtet wurde. Mich friert anticipando, wenn ich an das Schickſal unſerer Nachkommen denke.

Der M. Unſer Graf von Büffon hätte es in Elyſium noch zu verantworten, daß er Ihnen die Furcht vor der Kälte eingejagt hat, welche unſere Enkel einſt fühlen ſollen! Er hätte es zu verantworten, wofern er nicht den Troſt hinzugefügt hätte: daß die Natur unerſchöpfliche Schätze von foſſilen Kohlen in die Erde gelegt hat, um den Mangel des Holzes zu erſetzen, welches zulezt gar nicht mehr wachſen wird. Es hängt nur

von Ihnen ab, ſich mit dieſen Kohlen zu tranſquiliſieren. —

Der B. Ich finde Urſache, an der Richtigkeit der Hypotheſe Ihres Plinius, vom Kälterwerden der Erde, zu zweifeln.

Der M. A! ha! — Sie werden mit Euler glauben, daß wir der Sonne uns allmählig nähern, daß es alſo vielmehr wärmer auf Erden wird, daß die Erde zulezt verbrennen muß, wie es ihr auch die Stoiker und der heil Peter geweiſſagt haben. Aber was zittern Sie denn, der Kälte wegen? Wie iſt's möglich, ſo inconſequent zu ſeyn?

Der B. Ich bin für nichts. Ich habe weder auf Büffons noch auf Eulers Worte geſchworen. Ich verlange nur, daß man den Wäldern mehr Ehrfurcht bezeugen, daß man ſie ſchonen, erhalten und vermehren ſoll. Steinkohlen hat man nicht überall. Auch geben ſie einen der Geſundheit ſehr ſchädlichen Dampf von ſich. Sie ſind eine Haupturſache von der Hektik ſo vieler Engländer. — Sie, Marquis, ſind nicht weit von Hieres zu Hauſe. Sie können Ihre ſchadhaft gewordene Lunge dort, oder zu Montpellier, durch den Genuß der mildern Luft eher kurieren, als wir, die wir nicht allemal 140. Meilen nach der Apotheke reiſen können. Aber wenn die Weiſſagung Ihres philoſophiſchen Propheten eintrifft, ſo wird Hieres und Montpellier dereinſt nach vielen

ihr

len tausend Jahren einen eben so kalten Himmel haben, als jezt die rauhen nördlichen Gegenden. Der dem Apollo geheiligte Baum, in welchen Daphne einst verwandelt wurde, ist dann aus diesen Gefilden verbannt. Der Rosmarin, welcher Ihre Hügel bedeckt, und wovon die Hämmel, deren Fleisch mir unter jeder Gestalt ein Greuel ist, so wohlschmeckend werden sollen, wird jenen Pflanzen weichen, welche der mitternächtliche Theil Sibiriens

pigris ubi nulla campis
arbor aestiva recreatur aura

Hor.

in seinen kurzen Sommern hervorbringt. Unglücklicher Marquis! was wird aus Ihrer aestiva aura, und aus Ihren Orangerien werden? Können Ihre Demonstrateurs royaux de Chymie, die Erben der Kunst des Sieur la Faveur, dann noch Eau de millefleurs destilliren? Werden Fremde aus den Norden zu Ihnen reisen, um einen Frühling oder einen Herbst zu sehen? — Lassen Sie uns das Gewisse für das Ungewisse nehmen, und das Holz, welches wir haben, den Kohlen vorziehen, die wir erst entdecken und ausgraben sollen.

Der M. Ich mag Sie nicht prophezeien hören, Baron. Warum doch fast alle Propheten so gern traurige und unglückliche Ereignisse verkündigen?

Der

Der B. Etwas apokalyptischen Schwung haben nun einmal die meisten. Aber — der Ort hier, wo der Wald wider dick wird, ist zu schön, um über den Ursprung melancholischer Prophezeiungen zu kommentiren. Im Winter werde ich hinter dem Ofen meinen Boulanger wider zur Hand nehmen.

Der U. Ach! welcher Schatten, oder vielmehr, welche grüne Nacht umgiebt uns hier! — Ein süßer Schauer durchdringt meine Nerven. Diese alten Eichen waren einst unsern Druiden heilig, dieses Laubgewölbe, der Tempel der Gottheit bey Ihren und meinen Ahnherrn! — Und doch sollten Sie dem heiligen Bonifacius und den Fuldischen Benediktinern nicht gram seyn, daß sie an der Ausrottung Ihrer Lieblinge, der großen Wälder, Schuld sind. Was sagt Walafrid Strabo in seinem Buche vom Leben und den Wundern des heiligen Gallus, von den großen Wäldern der Teutschen? Sehen Sie da, was ich daraus in mein Portefeuille extrahirt habe: beluis possessa saevissimis. Nam praeter cervos, et innocuorum greges animalium, *ursos* gignit plurimos, apros innumerabiles, *lupos* numerum excedentes, *rabie singulares*. Wollten Sie diese Wälder und ihre Einwohner von den Benediktinern zurückfordern? — —

Der B. Behüte der Himmel! — Nur einen sehr mäßigen Theil davon möchte ich wiederaufle-

ben

ben sehen. Aber ich will Ihnen dagegen Ihren Landsmann Vaniere citiren, der mit seinen Wünschen viel weiter geht, als ich je gehen würde. Da, wo er im XVIten Buche seines Praedii rustici vom wilden Ochsen (urus) handelt, will er, daß man diesem König unter unsern Waldthieren das Bürgerrecht widergeben soll, dessen er in den gallischen und germanischen Wäldern ehemals genoß.

Nullus erit nostros, qui dignior incola saltus
Occupet, indomita quam qui cervice juvencus
Altior ingreditur sylvas — — — —
Saltibus et *patriis* quem vis humana revulsit,
Agrestis comitem vitae sociumque laborum,
Hospitio *nemorum* taurus reddatur avito — —
— — — — Non plena domi fenilia, latis
Pascua sed fundis, dulces in cespite somni,
Aurea libertas, et *nescia vita laborum*,
Quae bonus indulge nemoralibus otia tauris. —

Der N. Wahrhaftig, Baron, diese Verse verdienten — von einem Oberförster gemacht zu seyn. Denn nur der hat ein Interesse, die Arten und Gegenstände der Jagd zu vervielfältigen. Er wünscht sich die Zeiten zurück, da Karl der Große von Aachen bis Compiegne immer in Einem Walde fortjagen konnte. Aber ich bitte für unsere Aecker, für unsere Wiesen, für unsere Weinberge! — — Lassen Sie mir insonderheit auch diese leztern! Ich bin

hin, wie jener Landprieſter bey'm Greſſet:

N' uſant point la belle vie
Sur des écrits laborieux,
Parle, comme nos bons aieux,
Et donneroit, je le parie,
L'Histoire s les Héros, les Dieux,
Et toute la Mythologie,
Pour un quartaut de Condrieux.

Der B. Sie ſollen Aecker und Weinberge behalten, Marquis. Aber geſtehen Sie mir nur, daß die Disproportion zwiſchen der Menge und der Conſumtion des Holzes immer größer, das Bedürfniß, Waldungen zu haben, immer dringender wird. Iſt es nicht nothwendig, einige Regierungen an die bevorſtehende Gefahr zu erinnern? — —

Was die Weinberge betrift, ſo macht Ihr le Poivre, in ſeinen Voyages d' un Philoſophe, den Chineſern ein Compliment darüber, daß ſie ſehr wenig Wein bauen. „Die ſteinigſten Hügel, ſagt „er, welche wir zu Weinbergen machen würden, „zwingt der kluge Chineſer, Getreide zu tragen.“ —

Aber wenn wir jemals, um den klugen Chineſern ähnlich zu werden, unſere Weinberge in Aecker verwandeln ſollten, ſo bitte ich für den Johannisberg im Rhingau, für die Hügel von Hochheim, und den Berg bey Würzburg, der den nektariſchen Stinkwein hervorbringt.

Auſſerdem habe ich ſo eine Grille. So wie die Eiche — der Baum Jupiters und des dodoniſchen Orakels und der Druiden — auch unſern Waldgöttern heilig ſeyn, und, wo es nur angehet, vervielfältigt werden ſollte: ſo würden ſich noch ſchlechtere Plätze genug finden, die man mit Tannen und Birken beſäen könnte. Die Obſtkultur iſt in vielen Gegenden Teutſchlandes noch zu ſehr vernachläßigt. Wie einträglich iſt ſie nicht durch Bereitung und Verkauf des Apfel- und Birnweins denen Provinzen Ihres Vaterlandes geworden, welche keine Trauben produciren, z. B. der Normandie? — —

Der M. Ich erinnere mich, daß es eine Religion gab, welche drey Handlungen, als der Gottheit beſonders angenehm vorſtellte: einen Baum pflanzen, ein Feld bauen, und ein Kind zeugen. Ein Freund von mir ſagte kurz vor der großen Revolution in Frankreich: „die lezte dieſer drey Handlungen ſey jezt dem Herrn ein Greuel, weil ſie dazu diene, die Zahl der Elenden zu vermehren. Die erſte und zweyte ſey an ſich ganz gut, aber es ſey zu befürchten, man werde zulezt von hundert Aepfeln, vierzig abgeben müſſen. Darum wolle er lieber keinen Baum pflanzen.“ —

Der B. So ſchrecklich ſind die Wirkungen des Deſpotismus auf die Kultur der Erde! Er verdirbt alles, was er mit ſeinem giftigen Hauche

Protheus.

Was für einer Gefahr, ſo nah ſie auch dem Tode ſeyn möchte, wollt' ich mich nicht ausſezen, um einen milden Blik zu erhalten? Aber welch eine Marter, diejenige lieben zu müſſen die uns nicht wieder lieben kan!

Silvia.

Die Urſach iſt Protheus ſelbſt, der nicht liebt wo er geliebt wird. Denke an Julia, der du deine erſte Treue mit tauſend Schwüren angelobet haſt, die nun alle durch dieſe vorgebliche Liebe zu mir zu Meineyden worden ſind. Du haſt keine Treue mehr, du müßteſt dann zwo haben, und das wäre noch ſchlimmer als gar keine. Biſt du nicht deinem redlichen Freund untreu worden?

Protheus.

Wer läßt ſich in Liebes-Sachen durch die Pflichten der Freundſchaft zurükhalten?

Silvia.

Jedermann auſſer Protheus.

Protheus.

Nun, wenn denn der ſanfte Geiſt überredender Worte euer Herz auf keinerley Art zu erweichen vermögend iſt, ſo will ich euch auf Soldaten-Art lieben, und gegen die Natur dieſer Leidenſchaft mit Gewalt nehmen, was ihr meinen Bitten verſagt.

Silvia.

O Himmel!

Protheus.

Du ſträubeſt dich umſonſt --

che berührt. Er verwandelt Menſchen in murrende Sklaven, und wenn eine unmäßige Größe der Abgaben hinzukommt, die ſchönſten Gefilde der Erde in Einöden. Für heute genug. Ich dächte, wir giengen nach Hauſe.

v. R.

(Die Fortſetzung künftig.)

VI.

Klage

über

die Ausrottung eines Wäldchens.

(Eine Beylage zu vorſtehendem Dialog.)

Dich, o Hayn, in deſſen grüner Nacht
Ehmals ich ſo gern im Frieden irrte,
Wenn zu Haus ich müde mich gedacht,
Jemand meine Zirkel dort verwirrte
Oder ſchlimme Laune mir gemacht,
Ach! vergebens ſucht mein Auge dich! —
Du, dem Göttervater heil'ge Eiche!
Die dem Beil nach tauſend Jahren wich,
Liegſt entſeelt im Staube! — Deine Leiche
Klaget keiner, dem die Ahndung nie

Leiſe in die Seele lispelnd ſagte:
Daß in jeder dieſer Eichen, die
Eh'mals grünten, eine Dryas wachte!
Daß mit jeder, die das Beil verdirbt
Und ihr Haar im Staub unrühmlich ſchleift,
Eine trauliche Dryade ſtirbt. — — —
Götter liebten ſtets der Wälder Nacht,
Sie, die allzeit ſtille Dämm'rung lieben,
Nicht bloß die, wovon Heſiod ſagt,
Auch die Götter, die uns übrig blieben,
Als der Genius der jüngern Zeit
Jen Schaar der Himmliſchen vertrieben,
Der die ältre ihren Dienſt geweih't,
Deren Tod ſo rührend Schiller klagte, *)
Als er die entfloh'ne Seligkeit
Jenes Alters uns zu preiſen wagte.
In dem Eichenhayne war es, wo
Einſt des Donnerers Orakel wohnte,
Als den Menſchen — ihres Daſeyns froh,
Götterumgang noch die Andacht lohnte,
Als den Freundlichen es noch gefiel,
Unter uns zu wandeln hier auf Erden;
Als den Himmliſchen noch Tanz und Spiel

Und

*) In ſeinem bewundernswürdigen Gedicht: die Götter Griechenlands, im März des J. M. 1788.

Und ein Erſtling aus den Wollenheerden,
Eine Garbe von dem Erndtefeld,
Früchte von dem obſtbelad'nen Baume
Freude machten, weil — die Menſchenwelt
Sich in ihres Frühlings Morgentraume
Glücklich fühlte. In den Schatten ſchlief
Damals Pan in ſchwülen Mittagsſtunden,
Der aus Hirtenflöten Lieder rief,
Die der Göttliche zuerſt erfunden.
Damals ſah der Wand'rer noch vergnügt
Faun' und Satyr in den Wäldern hüpfen,
Nymphen, von den Kühnen unbeſieat,
Schamhaft durch die dichten Büſche ſchlüpfen.
Süße Schauer ſchwebten um ihn her. *)
Aber alles iſt dahin! Die Haine
Sind von Freuden, wie von Göttern leer,
Wipfel rauſchen einſam nur dem — Steine,
Künden Göttergegenwart nicht mehr. — —
Laubdach! das am brennenden Mittag
Gegen Titans Flammenblick mich deckte,
Wo, den Schlummr'er, hingeſtreckt am Bach,
Philomelens ſüßes Lied nur weckte!

*) Si tibi occurrit vetuſtis arboribus et illa proceritas ſylvae et *ſecretum loci* et admiratio umbrae fidem *numinis* facit. — Seneca.

Traurend hör' an deinem Fuße ich
Des verweg'nen Frevlers Art erſchallen,
Eine Thrän' im Auge, ſeh' ich dich
Nun nach langem Widerſtande fallen!
Komm' ich über's Jahr zu dir, dann wird
Dich mein Blick im Feld vergebens ſuchen,
Der ſich — eh'mals — oft in dir verirrt'
In dem Labyrinth von Eich' und Buchen.
Pandions tonreiche Tochter flieh't
Dieſen Plaz, ſonſt heilig ihren Klagen,
Und die Liebe wird nicht mehr ihr Lied
Dieſen Büſchen zu vertrauen wagen!

VII.

Ein Spaziergang.

Es war an einem ſchönen Herbſtabend. Die hohe Savoyiſche Alpenwelt halb in Wolken gehüllt und halb im lichten Sonnenglanze, glühte wie eine Moosroſe aus ihrer dunkelgrünen Hülle. Wir wandelten beyde Hand in Hand hinter dem ſchönen Eichwalde Bogy, und befanden uns zu oberſt auf den Hügel, als die Schatten einer dunkeln Nacht uns überfielen. Die Luft war mild. Kaum waren die ſchwarzen Maſſen einzelner Eichen,

chen, die auf der weiten einſamen Wieſe zerſtreut ſtanden, in den Lüften ſichtbar. Der Augenblick nahte heran, der zwey Freunde trennen ſollte, deren Herzen auf ewig ſich verbunden fühlten. Wir aber ſprachen vom Tode, und dieſe war meine Rede:

Freund, wir ſind zu geneigt uns ſchwach und elend zu glauben, da wir doch beydes nicht durch die Natur, ſondern durch uns ſelbſt ſind. Sich trennen und ſterben iſt gleich ſchmerzhaft; wer aber den Tod mit trocknen Augen und unverwandten Blicken anzuſehen hat, der ſchaut das Geſpenſt mit gleichgültiger Seele an. So wird auch der Liebende, welcher Tugend in ſeiner warmen Seele fühlt, beym Augenblick der Trennung mehr Stärke fühlen, als ſelbſt der, der weniger liebte. Ich hatte vor ſechzehn Jahren über den Tod geſchrieben und ihn ſeither verachtet. Das Werk iſt verloren; ich erinnere mich aber noch der Aufſchrift:

Che altro ch 'un breve ſospir è morte?

Leben iſt fühlen, denken. Unſer Gefühl iſt nicht unendlich, es hat Schranken und, dieſe entſtehen aus der Natur des fühlenden Weſens. Sie ſind enger im Inſekte als im Affen, enger im Ourang-Outang als im Lappländer und ſelbſt bey Bonnet noch enge gegen Weſen höherer Welten.

Leben ist fühlen. Wir fühlen durch unsre Sinne, nicht in denselben, wohl aber durch dieselbe in unsrer Seele. Wir haben Begriffe von Vergangenheit, von Zukunft, von Gegenwärtigkeiten, wir sind geneigt diese drey Dinge als gleich wirklich anzusehen, und hier, Freund, steckt der Irrthum. Alle drey sind Verhältnisse und in diesem Gesichtspunkte alle drey gleich wirklich. Die Natur der Dinge aber ist anders als die Ideenwelt. In jener kann nichts wirklich seyn als was gegenwärtig ist, denn gegenwärtig seyn ist existieren. In dieser ist auch die Zukunft, so wie die Vergangenheit, wirklich, weil wir von beyder Relation einen deutlichen Begrif haben. Gegenwärtigkeit allein ist Wirklichkeit und auch zugleich Verhältniß, da Vergangenheit und Zukunft nie aus der Ideenwelt hervortreten. Die Zeit ist kein Strohm, wie die Dichter ihn fälschlich vorstellen. Ein Strohm existirt in allen Theilen zugleich; an der Quelle wie an seiner Mündung am weiten Ocean, wo alle hinstreben. Die Zeit hingegen ist eine ewige Folge von immer neuen Schöpfungen, die jeden Augenblick, wie jene Irrwische dort, entstehen und verschwinden. Jeder Augenblick enthält seine Welten; freylich in sich durch innere Kraft verbunden und ein Ganzes, in Beziehung auf die Zeit aber, isolirt. So lebt ein Körper, der sich bewegt, in jedem Augenblick nur in einem Punkte.

Unsere

Unſere Seele iſt die Linie auf der die Sinnenwelt hinüberrollt; der gegenwärtige Augenblick iſt gleich dem Punkte der Berührung des hinrollenden Körpers, und kann nur ein Punkt, nie eine Linie ſeyn. Freylich können wir uns einen Begrif von der ganzen Linie machen, ob ſchon der bewegte Körper nie mehr als einen Punkt auf einmal berührt. So auch bilden wir uns das Leben als ein Ganzes vor, obſchon die wirkliche Natur, das wirkliche Leben, ſeiner Natur nach, als Zeit, nur in einem Punkte exiſtirt. Dieſes Bild einer Lebenslinie wirklich zu glauben, heißt abgezogene Begriffe realiſieren, und iſt nur eine Täuſchung unſerer Einbildungskraft, und eitler Wahn.

Vergangenheit und Zukunft können in der wirklichen Welt nicht exiſtieren. Freund! warum uns alſo mit Geſpenſtern plagen, deren Wirklichkeit Widerſpruch iſt? Warum uns um die Kürze oder Länge einer Lebenslinie bekümmern, wo nur ein Punkt und keine Linie möglich iſt?

Nun frage ich, und dahin wollte ich dich führen, Beſter! nun frage ich: Warum kann dir der Uebergang von dem Augenblick b in den Augenblick c gleichgültiger ſeyn, als der Uebergang von dem Augenblick w in den Augenblick x? Nenne dieſen Augenblick Minute, vorausgeſezt wir könnten auf einmal 60 Sekunden Leben fühlen, ſo ſage ich: In der ſechzigſten Sekunde des Augenblicks b iſt dein moraliſcher Zuſtand, dein Wohl-

oder Uebelſtand freilich beſtimmt. Dieſer Augenblick allein iſt dein Leben. Hört er auf, ſchlägt die ſechzigſte Sekunde, ſo iſt dieſe Welt b nicht mehr. Eben ſo wenig exiſtiert der folgende Augenblick c als Zukunft. Er kann als Gegenwärtigkeit zu ſeiner Zeit exiſtiren. Vor dem Anfang ſeiner erſten Sekunde aber iſt er nicht würklich. Warum dich alſo um ein Phantom bekümmern?

Das wahre Geheimniß glücklich zu leben, iſt Tugend zu verehren. Sie allein lehrt uns den ächten Pfad eines glücklichen Lebens. Fühlſt du dieſe in deinem Buſen, ſo wandle gleich unbeſorgt über die Zukunft, auf der kurzen oder langen Linie deines Daſeyns hin; und wäre ja ein Augenblick dein lezter, ſo lächle über das Geſpenſt und erinnere dich, daß der Uebergang von dem Augenblick b in den Augenblick c eben ſo gleichgültig iſt, als der Uebergang vom Augenblick w in den dunklen Augenblick x, der den Sterblichen ewig verhüllt bleiben wird; denn nur Gegenwärtigkeit iſt Wirklichkeit, und iſt jeder Punkt dieſer Linie gut, ſo ſey unbeſorgt über den Punkt wo du nie hinkommen wirſt, und der dir eben ſo fremde bleiben wird als dem Erdeninſekt eine Stelle im Sirius.

Vom Verf. der Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenland.

VIII.

VIII.

Die zwey wichtigſten Ereigniſſe des vorigen Monats.

Der verwichne Monat zeichnet ſich durch zwey Ereigniſſe aus, welche, (wenn ſie gleich ſonſt nichts mit einander gemein haben) beyde, ihrer großen und ausgebreiteten Folgen wegen, unter die merkwürdigſten unſrer Zeit gehören.

Die erſte iſt der tödtliche Hintritt Kayſers Joſeph des zweyten, der, wiewohl ſchon ſeit einigen Monaten von vielen gefürchtet, von manchen vielleicht gewünſcht, da er endlich am 20ſten Februar wirklich erfolgte, ſchwerlich andere als ganz gefühlloſe Menſchen ohne alle Rührung gelaſſen hat.

Zwar iſt, wenn wir die Wahrheit ſagen wollen, die Zeit ſchon lange vorbey, da das Leben eines römiſchen Kayſers und in Germanien Königs von ſo wohlthätigen Einflüſſen auf das teutſche Reich ſeyn konnte, daß der Tod deſſelben, an ſich ſelbſt betrachtet, für eine die ganze Nation betreffende Calamität angeſehen wurde, und in dieſer Rückſicht einen ſehr lebhaften und allgemeinen Schmerz erregte. Germanien hat ſeit dem biedern, populären und ächt teutſchen Kayſerlichen Ritter,

Maxi-

Maximilian dem Ersten, keinen Kayser mehr gehabt, den man in dem Sinne, worin Er es war, einen teutschen König, und einen König der Teutschen hätte nennen können. Der stolze despotische Geist, die Politik, und die weitgrenzenden Entwürfe Carls des fünften und Ferdinands des zweyten, die fast das ganze sechzehnte und die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch unser teutsches Vaterland so fürchterlich erschütterten, und dadurch endlich die noch jezt bestehende, wiewohl noch weit von ihrer möglichsten Vollkommenheit entfernte Verfassung nothwendig machten, haben auch aus dem Verhältniß des höchsten Reichsoberhauptes zu den sämtlichen Gliedern desselben etwas ganz anders gemacht als es in jenen ritterlichen Zeiten war; und seitdem ist das ehmals so enge Band zwischen ihnen nach und nach so weit und lose geworden, daß die heutigen Stellvertreter der alten römischen Auguste, als solche, dem heiligen Reiche weder viel Gutes noch viel Böses thun können. Jenes erwartet und verlangt man nicht nur nicht von ihnen, sondern es ist vielmehr möglichst dafür gesorgt, daß es nicht in ihren Mächten stehe, der teutschen Nation irgend eine von den wichtigern Wohlthaten zu erzeigen, wodurch ihr innerer Zustand merklich verbessert werden könnte: und dieses ist (in so fern sie nicht durch die Macht ihres eigenen Hauses und ihre auswärtigen Verbindungen dazu in den Stand gesezt sind) wo möglich noch weniger

in

Valentin.

Lotterbube! zurük, erkenne mich und ſtirb vor Schaam!

Protheus.

Valentin! --

Valentin.

Treuloſer Freund, wie ſehr haſt du mein Zutrauen betrogen! Ich würd' es niemand als meinen eignen Augen geglaubt haben. Nun getrau ich mir nicht mehr zu ſagen, daß ich einen Freund in der Welt habe; du würdeſt mich Lügen ſtraffen. Wem darf man mehr trauen, wenn die rechte Hand dem Herzen untreu iſt? O Protheus, es iſt mir leid, daß ich um deinetwillen die ganze Welt für fremd anſehen muß. O! unſeliger Augenblik, der mir den ſchlimmſten unter allen meinen Feinden in meinem Freund entdekte!

Protheus.

Meine Schuld und meine Schande machen mich ſprachlos -- Vergieb mir, Valentin! -- wenn herzliche Reue eine hinlängliche Genugthuung für eine ſo groſſe Beleidigung iſt, ſo ſiehe hier die meinige in meinen Augen, und vergieb --

Valentin.

Ich bin vergnügt, und ſchenke deiner wiederkehrenden Tugend mein Herz wieder. Wer ſich durch Reue nicht beſriedigen läßt, taugt weder in den Himmel noch auf die Erde; beyde laſſen ſich dadurch beſänftigen, und der Grimm des Ewigen ſelbſt wird durch Buſſe geſtillt. Und damit du

eine

in ihrer Gewalt. Kurz, der wirkliche Einfluß des Haupts unsers germanischen Staatskörpers auf die gesammten Glieder desselben ist durch die Verfassung selbst so sonderbar modificiert daß — etliche Jahre vorher, ehe sichs irgend ein Franzose einfallen ließ, daß sein König nur ein Subdelegierter der Nation sey, ein ungenannter Teutscher die insolente Frage aufwarf, ob Germanien denn auch wirklich einen Kayser oder König nöthig habe? und, was noch mehr ist, diese Frage verneinend beantwortete, ohne daß seine Broschüre einiges Aufsehen gemacht, oder die geringste ernstliche Nachfrage nach ihrem Verfasser verursacht hätte. — Etwas, das in dem freyen Großbrittannien, bey einem ähnlichen Falle, gewiß nicht ausgeblieben wäre. *)

Indessen wenn wir gleich nicht in Abrede seyn können, daß Joseph der Zweyte, — falls auch die Reichsverfassung seiner Neigung sich um Germanien nach seiner Vorstellungsart und Ueberzeugung verdient zu machen, weniger enge Grenzen

*) Die ganze simple Ursache dieses Unterschieds ist, daß die öffentliche Aufwerfung einer solchen Constitutionswidrigen Frage in dem freyen England von Folgen seyn könnte; in — Teutschland hingegen (Gott sey Dank!) Nichts zu bedeuten hat, und daher mit Verachtung angesehen wird. — S. das Capitel von unsrer Druck und Preßfreyheit.

jen gesetzt hätte, — nicht lange genug gelebt habe, um sich eben so große Rechte an die Dankbarkeit der Nation erwerben zu können, als er an ihre Bewunderung seiner vielen glänzenden und preißwürdigen Eigenschaften hatte: so bleibt es immer ein merkwürdiger Zug des sonderbaren Schicksals dieses Monarchen, daß, da es Ihm in seinem Leben die Freude nicht gönnen wollte, seine Nation, die sich so viel von Ihm versprach, und besonders seine weitläuftigen Erbländer, in den wirklichen Genuß alles des Guten, so er ihnen zugedacht hatte, zu setzen; ja, da es Ihn vielmehr so oft die Kränkung erleben ließ, seine wohlgemeintesten und gemeinnützlichsten Entwürfe scheitern, seine heilsamsten Verordnungen das Gegentheil ihrer löblichen Absichten bewirken zu sehen: es doch gewollt hat, daß er wenigstens im Sterben den Trost habe, daß sein Tod gerade in den Zeitpunkt fallen mußte, wo er (aller billigen Hofnung nach) wohlthätig für die Welt werden kann.

Und unfehlbar wird dies auch dereinst von seinem Unternehmungsvollen Leben gelten, wenn der Zeitpunkt einmal gekommen seyn wird, wo eine genaue, ungeschmeichelte und von keiner Partheylichkeit verunstaltete historische Darstellung desselben möglich seyn und zur Wirklichkeit kommen wird. Gewiß wird dann auch die Lebens- und Regierungsgeschichte dieses erhabenen Fürsten, theils als eine Sammlung wichtiger Erfahrungen, theils

als Beyſpiel betrachtet, eine immerwährende Wohlthat für die Menſchheit werden! Von wenigen Monarchen (vielleicht von keinem einzigen vor Ihm) kann mit Wahrheit geſagt werden, daß ihre Regierung ein lehrreicherer Regentenſpiegel ſey, und gröſſere, den Völkern und ihren Beherrſchern nöthigere und heilſamere Lectionen gebe, als die ſeinige! — Eine Regierung, in welcher beynahe jeder Tag durch ein neues Geſetz, eine abgezweckte Abſtellung eines Mißbrauchs, oder eine angefangene Unternehmung bezeichnet war: und gleichwohl, bey einer faſt beyſpielloſen Geſchäftigkeit und Selbſtaufopferung des Monarchen (der, um ſeiner Sachen recht gewiß zu ſeyn, alles ſelbſt ſehen, ſelbſt denken, ſelbſt berichtigen und ſelbſt ausführen wollte) ſo voll zu früh gebohrner oder durch beſtändiges Abändern unkräftig gemachter Geſetze, unausgeführter oder verunglükter Unternehmungen, und zurückgemachter Schritte war, daß die Nachwelt zweifelhaft bleiben wird, ob ſie mehr den unerſchöpflichen und unermüdlichen Geiſt des Fürſten, der ſo viel Groſſes und Gutes dachte, wollte und anfieng, bewundern — oder über den Eigenſinn des böſen Genius mehr erſtaunen ſoll, der Allem, woran Er die Hand legte, ſo hartnäkkig und unerbittlich entgegen arbeitete.

Wer, der ein Herz hat, könnte bey dieſer doppelten Betrachtung gleichgültig bleiben? Wer wird hier nicht einen traurig nachdenkenden Blick

auf

auf das Loos der Menschheit und auf das nur von Unwissenden beneidete Schicksal der Großen der Erde werfen, und wer nicht mit diesem Blick eine Thräne auf Kayser Josephs des Zweyten Grab fallen lassen!

Die Andere für ganz Europa, ja für die ganze Menschheit interessante Begebenheit des vorigen Monats ist das am dreyzehenten desselben erfolgte Decret der Französischen National-Versammlung, wodurch alle Mönchs-Orden und Klostergelübde in Frankreich auf immer aufgehoben und abgeschafft werden, sans qu'il puisse en être etabli de semblables à l'avenir. Eine Begebenheit, die ihres gleichen in der ganzen Katholischen Welt nie gehabt hat; deren sich, noch vor wenigen Jahren, Niemand zu einer Nation versehen hätte, deren König der erstgebohrne Sohn der Kirche ist, und welche, aller entgegen arbeitenden Kräfte und Maschinen ungeachtet, in einer Versammlung zu Stande kam, worin die Klerisey den vierten Theil ausmacht, aber, allem Ansehen nach, von dem bey weitem größern Theil der Nation, deren Wünschen sie entgegen kommt, mit dem lebhaftesten Beyfall aufgenommen, und zur Ausführung gebracht werden wird; wie sehr auch hierarchischer und aristokratischer Eigennutz, von Aberglauben und Fanatismus unterstüzt, sich noch öffentlich und im Dunkeln beeifern werden, auch diesen so nothwendigen

digen Theil der neugeschaffenen französischen Nationalverfassung, wo möglich noch zu hintertreiben.

Ich übergehe die Erwägung der mannichfaltigen und großen Vortheile, welche dieses Decret dem Französischen Reich in politischer und ökonomischer Rücksicht verschaft, die fast unübersehbaren heilsamen Folgen, die es für die Agricultur, die Bevölkerung, die bessere Erziehung der Jugend, den bessern Unterricht des Volkes, u. s. w. hervorbringen muß; wie viel die Religion selbst, in so fern sie ein wirksames Beförderungsmittel des allgemeinen Besten ist, dadurch gewinnen, und wie viel die Verbannung des Mönchsgeistes und der ganzen Legion kleiner unreiner und übelthätiger Geisterlein, die unaufhörlich aus ihm hervorwimmeln, zur Befestigung und Sicherstellung der Constitution selbst beytragen muß. Alle diese Vortheile fallen so sehr in die Augen, und sind, bey den heftigen und hartnäckigen Debatten, die diesem neuen Triumph des allgemeinen Menschenverstandes, und der Vernunft über alle Vorurtheile und Wahnbegriffe vorhergiengen, in ein so helles Licht gesezt worden, daß es überflüssig wäre, sich darüber ausbreiten zu wollen.

Ich überlasse mich hier, indem ich dieser auf ewig merkwürdigen Ereigniß erwähne, bloß dem süßen Gefühl der Freude, die das Herz eines jeden am Wohl der Menschheit theilnehmenden Weltbürgers bey dem Gedanken erquicken muß,

bis zu dieſer Epoke gelebt zu haben, wo die cultivirteſte Nation von Europa der Welt das groſſe Beyſpiel einer Geſetzgebung giebt, die, lediglich und allein auf Menſchenrechte und wahres Nationals-Intereſſe gegründet, in allen ihren Theilen und Artikeln immer der klare Ausſpruch der Vernunft iſt, und daher auch ſo feſt ſteht, ſo genau zuſammen hängt, und ſo ſchön mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, daß ihre Feinde und Tadler ſelbſt, durch die Macht der Ueberzeugung endlich überwältigt und gewonnen werden müſſen.

Es iſt natürlich, und der menſchlichen Schwäche, von welcher ſich niemand freyſprechen kann, billig zu gut zu halten, daß diejenigen, die unter der neuen Conſtitution des franzöſiſchen Reichs unmittelbar und empfindlich leiden, die Sache von einer ganz andern Seite ſehen, und die Freude, die wir andern, zwar nichts dabey gewinnenden, aber auch nichts verlierenden Weltbürger daran haben, unmöglich theilen können. Wir können und wollen dieß ihnen nicht zumuthen. Aber es iſt auf der andern Seite auch eben ſo natürlich, daß unbefangene Zuſchauer, die bey der franzöſiſchen Revolution kein anderes Intereſſe haben, als was die Sache ſelbſt einflößt, eben das Wohlgefallen davon haben muſſen, das ein jeder Menſch von geſunden Augen und innern Sinnen empfindet, wenn er einem geſchickten Künſtler, der an ienem Kunſtwerke arbeitet, zuſieht, wenn er ſieht, wie

die

die ſchöne Form, gleich einer ſich entfaltenden Blume, unter den Händen des Meiſters hervorſprießt, und mit jeder Minute gewiſſer wird, daß es nach ſeiner Vollendung als ein Meiſterwerk daſtehen und der Zeit und Vergänglichkeit Troz bieten werde.

Die Tadler bedenken nicht, daß einer groſſen Nation, in den Umſtänden, worin die franzöſiſche war, nur durch eine neue Conſtitution geholfen werden konnte;

Daß eine neue Conſtitution kein Flickwerk, keine Ausbeſſerung eines alten finſtern, häßlichen, ſchlechtgegründeten, übelzuſammenhängenden und ſchon allenthalben mürben und einfallenden Gebäudes ſeyn kann noch darf, ſondern von Grund auf, nach einem ganz neuen Riſſe, und in allen ſeinen Theilen zweckmäßig und mit ſich ſelbſt übereinſtimmend aufgeführt werden muß;

Daß dies unmöglich iſt, ohne das alte, ſchon halb in Trümmern liegende und auf eine eben ſo unverſtändige als unſichere Art überbaute, geflickte und getünchte Gothiſche Ungeheuer vollends einzureiſſen, den Schutt wegzuſchaffen, den Grundplaz zu reinigen, und dem neuen Gebäude ſo viel freyen Raum, Luft und Licht zu geben, als es nöthig hat;

Daß es etwas beynahe unvermeidliches iſt, daß bey einer ſolchen Operation nicht manche wakkere Leute incommodiert werden, auch wohl der eine und andere, zumal wenn er ſich nicht gehö-

rig vergesehen hat, dabey zu Schaden kommen sollte; und daß besonders die Mäuse, Ratten, Iltisse, Sperlinge, Schwalben, Spinnen, Kellerwürmer u. s. w. die ehemals mit vieler Bequemlichkeit ihr Wesen in dem alten Gebäude getrieben hatten, nothwendig durch das neue Werk beeinträchtiget, gestört und aus ihrem wohlhergebrachten Besitze getrieben werden müssen, ohne daß die Bauleute die mindeste Schuld daran haben, oder mit Billigkeit bezüchtiget werden können, aus Groll, heimlichem Neid und andern bösen Tücken gegen besagte Mäuse, Ratten u. s. w. dabey zu Werke zu gehen.

Lassen wir die Allegorie fahren und bringen die Sache auf die einfachesten Begriffe!

Eine Nation muß sich, auch wohl mit einer gothischen und longobardischen Constitution, mit einer Gesetzgebung, die gar nicht für sie gemacht ist, und unter dem Druck einer ungeheuern Last alter böser Gewohnheiten und Mißbräuche behelfen, wenn sie es nicht ändern kann; d. i. wenn sie weder die Einsichten noch die Kräfte und Hülfsmittel hat, sich mit vorauszusehendem gutem Erfolg in eine bessere Verfassung zu setzen.

Wofern sie dies aber will und kann, so wäre es **Unsinn**, wenn sie sich nicht die vernunftmäßigste Constitution und Gesetze geben wollte.

Nun

Nun kann aber die neue Conſtitution nicht durchaus vernunftmäßig ſeyn, wofern nicht alle politiſche und ſittliche Irrthümer, alle Wahnbegriffe, die das Licht der Vernunft nicht aushalten, alle alte Einrichtungen, Inſtitute und Gewohnheiten, die ohne offenbaren Schaden des Ganzen nicht beſtehen können, gänzlich aufgehoben und vernichtet werden.

Die Repräſentanten der Nation, denen die Arbeit aufgetragen iſt, können und dürfen alſo, ohne ihr eigenes Werk zu untergraben, nicht ein einziges Vorurtheil gelten laſſen, nicht eines eine gegen Mißbrauchs verſchonen. Sie würden, wenn ſie ſich eine ſolche Nachſicht zu Schulden kommen ließen, das in ſie geſetzte Vertrauen ſchändlich betrügen, und das Verbrechen gegen das allgemeine Beſte der Nation begehen, ein Verbrechen, welches, wiſſentlich begangen, unter keinen Umſtänden zu verzeihen iſt.

Die Majorität der franzöſiſchen National-Verſammlung, von allen dieſen unwiderſprechlichen Wahrheiten überzeugt, thut alſo bloß, was ſie zu thun ſchuldig iſt, indem ſie die Krankheiten und Schäden der Nation von Grund aus curirt. Sie weiß, daß die Vernunft mit der Unvernunft, das Recht mit dem Unrecht, die Ordnung mit der Unordnung, die Freyheit mit dem Deſpotismus, die Religion mit dem Bonzengeiſt nicht capituliren darf. Entweder ſie muß

te alles laſſen wie es war, oder ſie muſte alles alte wegſchaffen und alles neu machen. Niemand (als ein Thor oder Bettler) — ſagt ein Volkslehrer, gegen deſſen Autorität Biſchöffe und Mönche nichts einwenden werden — niemand flickt ein neu altes Mantel mit neuen Lappen.

Aber freylich müſſen wir uns auch nicht verbergen wollen, daß die franzöſiſchen Geſetzgeber ſehr glücklich ſind, es mit einer Nation zu thun zu haben, die in der Kultur und Aufklärung ſchon ſo große Fortſchritte gemacht hat; die, anſtatt den Verbeſſerungen Hinderniſſe in den Weg zu legen, ihnen mit Enthuſiasmus entgegenkommt, und alles mögliche Gute, das ihr gethan wird, für gut, alle Uebel, wovon ſie befreyet wird, für Uebel erkennt. Glücklich iſt ſie, faſt immer voraus zu wiſſen, daß ſie bey ihren kühnſten Unternehmungen nur die Wünſche ihrer Obern und Committenten erfüllt. — „Es iſt ſchon lange, (ſagte der Düc de la Rochefoucaud in der Seſſion vom 13ten Februar) daß die öffentliche Meynung in Frankreich die Frage, welche wir jezt „in Ueberlegung nehmen ſollen, entſchieden hat; „ſchon lange verlangt ſie die Aufhebung der „Mönchs- und Kloſter-Orden.“ — Die Rede iſt hier nicht von den Geſinnungen und Handlungen der ariſtokratiſchen und hierarchiſchen Parthey, die aus Privatintereſſe und Leidenſchaft keine Gelegenheit entſchlüpfen laſſen, das Volk, ſo viel an ihnen

eine Probe von der Aufrichtigkeit meiner Vergebung ſeheſt, ſo tret ich dir alles, was an Silvia mein war, ab. (*)

Julia.

O! ich Unglükſelige!

[Sie wird ohnmächtig.]

Protheus.

Was fehlt dem Jungen?

Valentin.

Wie, Junge? wie ſtehts? was haſt du? Sieh auf! Rede!

Julia.

O mein gütiger Herr, mein Herr gab mir einen Ring, den ich der Donna Silvia überliefern ſollte, und ich hab es aus der Acht gelaſſen.

Protheus.

Wo iſt der Ring, Junge?

Julia.

Hier iſt er.

Protheus.

Wie? laß mich ſehen -- Das iſt der Ring den ich Julien gab.

(*) Man hat es ſchon lange ſehen können, daß die Entwiklung gar nicht dasjenige iſt, worinn ſich der Genie unſers Autors zu ſeinem Vortheil zeigt, aber eine armſeligere läßt ſich nicht erdenken als dieſe hier. Pope ſelbſt weiß nichts beſſers zur Entſchuldigung des Poeten zu ſagen, als daß er das alles ſo in dem Hiſtoriſchen Buch, oder der Novellen gefunden, woraus er das Stük entlehnt habe.

ihnen iſt, zu verwirren, zum Mißtrauen zu verleiten und in unruhige Bewegung zu ſetzen. Auch das edelſte und verſtändigſte Volk bleibt Volk. Aber das franzöſiſche hat ſchon zu viel Beweiſe gegeben, daß ſelbſt die tobendſte Claſſe deſſelben auf den erſten Ruf der Vernunft wieder zurückkommt, als daß man Urſache hatte zu fürchten, die übelthätigen Bemühungen ſeiner Aufwiegler ſollten ihren Zweck jemals erreichen können.

Mit was für ganz andern Menſchen hatte es K. Joſeph II zu thun, und wie weit waren ſeine Staaten noch davon entfernt, zu einer allgemeinen Reformation hinlänglich vorbereitet, und aufgeklärt genug zu ſeyn, um ſelbſt die Wohlthaten, die er ihnen erweiſen wollte, für ſolche zu erkennen! Auch Er hatte den großen Gedanken, den die Franz. N. V. jezt in ſeinem ganzen Umfange ausführt, lange vorher in ſeiner Seele getragen, ehe jemand nur die Möglichkeit der in ſo kurzer Zeit erfolgten Revolution in Frankreich dachte. Aber was für unerſteigliche Hinderniſſe thürmten ſich Ihm entgegen! Wie wurde ihm jeder Schritt diſputiert, und wie zufrieden mußte er ſeyn, mit vieler Mühe nur einen kleinen Theil von demjenigen erhalten zu können, was die franzöſiſchen Theſmotheten unter günſtigern Umſtänden auf einmal und ohne einige Einſchränkung im Ganzen auszuführen im Stande ſind!

So viel liegt daran, ob der Wille deſſen, der an der Spitze eines Volks ſteht, wirklich der allgemeine Wille iſt, oder nicht!

W.

IX.

Auszug aus einem Schreiben einer ungenannten Dame an den Herausgeber.

T. H. H.

Darf eine Unbekannte es wagen Ihnen ſchriftlich für die Vertheidigung der liebenswürdigen Fauſtina zu danken, deren Charakter ſie nie ohne Unwillen und innigem Bedauern ſo tief herabgewürdigt ſehen konnte, als er es bisher von allen Schriftſtellern, die ſie uns nannten, geſchehen iſt? Es gieng mir wie Ihnen: nie konnte ich den Gedanken an dieſe Frau mit den häßlichen Beſchuldigungen vereinen, von deren Grund ich keine Spur in dem Ausdruck der ſchönen Phyſionomie fand: eben ſo wenig als ich mir den edeln Marcus Aurelius ſchwach genug denken konnte, den Göttern für den Beſitz einer ſolchen Gemahlin gedankt zu haben. Aber was hatte ich gegen die Autorität der Männer anzuführen, welche ſo beſtimmt ihre Ankläger waren? Ich durfte nur ſchweigend zweifeln. Durch Ihren Aufſatz ſind nunmehr alle Zweifel gehoben; es iſt ausgemacht, daß Fauſtina

ſtina ein Opfer der Verläumdung und der Leichtgläubigkeit ward. Sie haben Recht: die Neigung auf das Wort Anderer ſo gerade zu das Schlimmſte von Perſonen zu glauben die wir nicht einmal kennen, iſt gewiß eine der traurigſten Seiten des menſchlichen Herzens. Haben Sie Dank daß Sie dieſes ſagten; haben Sie Dank daß ſie auf eine ſo überzeugende Art die Ehre der ſchönen Kayſerin retteten! Mein ganzes Geſchlecht ſollte Ihnen billig dafür danken; da aber höchſt wahrſcheinlich ſich wenige darum bekümmern werden, ob eine Frau, die vor mehr als ſechzehn hundert Jahren lebte, für ausſchweifend laſterhaft oder unſchuldig erklärt ſey: ſo erlauben Sie mir, Ihnen nur allein für mich das Gefühl der Zufriedenheit, ja der lebhaften Freude auszudrücken, welche ich empfand als ich vor wenig Tagen dieſen Aufſaz im T. M. laſ. — Ich weiß daß es beynahe unverzeihlich iſt — Sie mit unbedeutenden Briefen heimzuſuchen; und wenn Sie über meine Zudringlichkeit zürnten, hätten Sie vielleicht Grund genug dazu; denn was geht Ihnen mein Gefühl von Billigkeit, meine Zufriedenheit über die Vertheidigung der Fauſtina an? — Zürnen Sie aber nicht — denn ich bin ein Frauenzimmer und mache mich zum erſtenmal in meinem Leben einer ſolchen Kühnheit ſchuldig. Nie begieng ich die Thorheit mich der Aufmerkſamkeit berühmter Männer werth zu glauben; nie wagte ich es unter irgend einem Vorwand einem Gelehrten zu ſchreiben — — nie ließ ich etwas weder in Proſa noch Verſen drucken: kurz ich laſſe mir Gerechtigkeit wiederfahren, und bin in der That eine für die Welt ſehr unbedeutende Frau, deren Exiſtenz nur einigen Werth für die wenigen Menſchen haben kann, die ſie kennen. Sie kennen mich nicht und verlieren auch nichts dabey; erlauben Sie mir nur noch hinzuzufügen, u. ſ. w. Beurtheilen ſie mich mit Nachſicht

wenn Sie können: können Sie es aber nicht . . . nun ſo ſchüzt mich das Incognito, und ich erfahre es nicht wenn Sie böſe werden. Dieſe Gewißheit — beruhigt mich über die Folgen dieſes ſeltſamen Schrittes, ob ich gleich (im Vertrauen) nicht gern einmal träumen möchte, Sie hielten die Unbekannte für eine thörichte Frau.

Zuſatz des Herausgebers.

Ich ſehe keinen andern Weg, dieſer eben ſo beſcheidenen als gütigen Unbekannten meine Dankbarkeit für das Vergnügen, ſo mir Ihre Zuſchrift und ihre Zufriedenheit mit meiner kleinen Apologie der ſchönen Fauſtina gemacht hat, zu erkennen zu geben, als daß ich dieſen Auszug ihres Briefes im T. M. abdrucken laſſe. Sollten ſcharfſichtigere Herzenskündiger als ich bin, finden, daß es Eitelkeit ſey, die mich unter der Maske der Dankbarkeit getäuſcht habe, ſo werde ich doch wohl nur von denen ein ſtrenges Urtheil befürchten müſſen, die in ihrem Leben nie von dieſer Zauberin getäuſcht wurden?

Was meine Rechtfertigung der jüngern Fauſtina betrift, ſo erwartete ich nichts anders, als daß alle Damen, die ihre eigene Unſchuld und Gutherzigkeit geneigt macht auch von andern das Beſte zu denken, entweder bereits auf meiner Seite ſeyn, oder durch meinen Aufſatz gewonnen werden würden. Noch mehr, es iſt kein Gerichtshof in der Welt, vor welchem Fauſtina (zumahl wenn ſie jeden Richter mit ihrer Büſte beſtäche) ihren Prozeß nicht einhellig gewinnen müßte, wofern ihr Ankläger, oder der Advocatus Diaboli keine andern und bündigern Beweiſe, als die bisher bekannten, beyzubringen hätte.

Aber

Aber mit allem dem iſt Fauſtinens Unſchuld noch nicht ſo ganz ausgemacht als es meine unbekannte Correſpondentin zu glauben ſcheint; und eine gewiſſe ſchalkhafte Zweifelſucht, — von einem gewiſſen Unglauben an die Weisheit ſehr reitzender Damen, zumahl wenn dieſe Damen Kayſerinnen ſind, — unterſtüzt, hat noch immer Spielraum genug, die Gründe ihres Sachwalters durch mehr oder weniger ſcheinbare Einwendungen zu entkräften: ſo lange nicht auf eine begreifliche Art gezeigt wird, wie und woher die häßliche Nachrede, welche Capitolinus (als Etwas, das ziemlich laut geſagt wurde) auf die Nachwelt gebracht hat, habe entſtehen und haften können, wenn Fauſtina ſo ganz unſchuldig war, als wir es, aus Achtung für ihr Geſchlecht, aus Reſpekt vor dem weiſeſten aller Kayſer, und — aus Liebe zu ihrer Büſte, gerne glauben möchten. Irgend eine Veranlaſſung muß ſie immer dazu gegeben haben, wofern es ſich auch nur als möglich denken laſſen ſoll, daß ſelbſt der Dämon der Verläumdung von der Tochter des ſo allgemein geliebten Antonius Pius, der Gemahlin des allgemein verehrten Marcus Aurelius, eine ſolche Abſcheulichkeit habe ausbrüten dürfen oder ihr einigen Glauben verſchaffen können.

Eine Dame hat nicht nur eine leichtere Hand, um Fragen von ſolcher Zartheit aufzulöſen, als wir Männer, ſondern iſt auch vielleicht, da es eine Sache ihres Geſchlechts betrift, geſchickter, uns Aufſchlüſſe über Probleme dieſer Art zu geben. Darf ich es alſo ohne Unbeſcheidenheit wagen, die liebenswürdige Unbekannte (gewiß verdient ſie dieſes Beywort, da Sie ſo viel Antheil an der ſchönen Fauſtina nimmt) aufzufordern, uns Ihre Gedanken über dieſen Punct mitzutheilen, der, meines Bedünkens, nicht unberührt bleiben darf, wenn das Publicum den Prozeß der an-

angeklagten Kayſerin für geendigt, und ihre Unſchuld für entſchieden halten ſoll?

W.

X

An die Theilnehmer der Ausgabe altteutſcher Gedichte,

von Herrn Prof. Müller.

Endlich muß ich, alles erinnert mich daran, einem Geſchäft ein Ende machen, das ich aus Liebe zur Litteratur unternommen, und durch edelmüthige Beförderung und Theilnahme anderer zwar nicht ganz zu Ende, doch aber ſo weit gebracht habe, daß ich Entſchuldigung verdiene, wenn ich die Fortſetzung einem andern überlaſſe: Ich habe nämlich zwey Quartbände alter deutſcher Gedichte fertig geliefert, und der dritte liegt unter der Preſſe. Zu ſagen, was ich geliefert, was noch folgen wird, warum ich die Beförderer bitte, warum die Arbeit unterbrochen worden, iſt die Abſicht dieſer Blätter.

Es werden nun, denk ich, fünf Jahre ſeyn, daß all, mählig das fürchterlichſte Hirngeſpenſt ſich meines Kopfes bemächtigte; eine Phantaſie, die jedem Menſchen ſchrecklich, allein vorzüglich einem Manne, der empfindlich, zur Hypochondrie geneigt, einſam, anhanglos, beynahe leutſcheu, in einer Art Sorgloſigkeit dahin lebte, die ſchrecklichſte war, die nur hätte erdacht werden können. Dieſe war: von einer im Dunkeln ſchleichenden unendlichen Uebermacht verfolgt

folgt zu werden. Dieſes Phantom brachte mich an den Rand des Grabes, ſezte mich auſſer Stand mein Amt länger zu verwalten, und ich legte es als ein ehrlicher Mann nieder. Früh fand ich das einzige, das dem einzelnen ſchwachen in ſolchem Fall übrig iſt: ich entdeckte meinen Zuſtand der ganzen Welt, und (kurz zu ſeyn) um den, der mich verfolge, hervortreten zu machen, ſeye er ein Gott, ein Menſch oder ein Teufel, wandte ich mich endlich an Ihro Königl. Majeſtät unmittelbar. Ueberzeugt, daß nun die mich verfolgende unendliche Uebermacht vollkommen von dem gerechteſten Verlangen unterrichtet ſey, daß ſie hervortrete, den Weg Rechtens gehe, damit ich, der ich mir nichts bewußt war, ſie von meiner Unſchuld überführen könnte; überzeugt, daß ſowohl J. K. Maj. als das geſammte königliche Haus, kurz, alles was groß und mächtig war, ſo wie ganz Berlin mein Verlangen vernommen habe; verſehen mit einer anädigen königlichen Antwort, glaubte ich nun das Phantom werde weichen: allein es war nur um etwas geſchwächt, blieb aber unverrückt in meinem unglücklichen Kopf ſitzen. Vorzüglich dauerten momentane Abweſenheiten des Bewußtſeyns, Untreu des Gedächtniſſes, groſſe Schwäche der Beſinnungskraft, Verwirrungen in den Ideen fort, die ſich ſogleich erzeugten, als dieß ſchreckliche Geſpenſt in meinen Kopf trat, und dieß ließ mich fürchten, daß, wenn das Uebel nicht gehoben werde, mein Verſtand unrettbar verloren ſey. Wiederum das einzige Mittel, das mir einzelnen ſchwachen gelaſſen, war, mich in mein Vaterland zu begeben. Meinem Kopf dieſes möglich zu machen, wandte ich mich noch einmal an Ihro Königl. Maj. unmittelbar. Mit der Dreiſtigkeit eines Mannes, der ſich nicht anders zu helfen weiß, bat ich neuerdings um Unterſuchung, wenn etwas gegen mich am Tage ſey, wenn nichts, um Erlaubniß in

mein

mein Vaterland zu reisen, um Beibehaltung meiner Gnadenpension, um eigenhändige Unterschrift meines Reisepasses. Der grose Monarch, noch gröser durch Gerechtigkeits- und Menschenliebe, bewilligte mir alles auf die gnädigste Weise. Auf Sr. Königl. Majestät Cabinetsordre wurde mir meine Gnadenpension zugesichert, mir durch das auswärtige Departement ein in den gnädigsten Ausdrücken verfaßter Reisepaß ausgefertiget, den der König die Gnade hatte eigenhändig zu unterschreiben. Ich erzähle diese edle, und wahr menschenliebende Handlung Sr. Majestät mit innigster Freude und Dankbarkeit ausführlich, damit das Andenken derselben erhalten werde. Hätte die zärtliche Liebe, die tiefe Verehrung und Ergebenheit für Se. K. Majestät, für das ganze Königl. Haus, die aufrichtige Anhänglichkeit an das Wohl des Preußischen Staates bey einem Manne einen Zuwachs bekommen können, der seine zwanzig Jahre in Berlin einzig unter Personen verlebte, die ihm keine andern Gedanken und Empfindungen einflößten, da sie selbst zu denen dem Preußischen Hause ergebensten gehören, so würde gewiß diese milde Herablassung Sr. K. M. dieselbe vermehrt haben. So fest aber saß die unglückliche Idee in meinem Kopf, daß ungeachtet des unmittelbar eigenhändig mir zugesicherten königlichen Schutzes ich doch alle meine Kräfte anzustrengen hatte, um den Entschluß zu fassen, in meinen Reisewagen zu steigen; und ich mußte meine Pistolen und Munition zur Seite haben; denn so tief auch meine Kräfte gesunken waren, so war doch immer der Vorsatz lebendig einerseits dem ersten gerichtlichen Ruf willig zu folgen, und anderseits bey Gewalt, welche sie auch seyn möchte, mich gegen die ganze Welt zu wehren; und da ich auch dieses in meine Supplik an J. K. Majestät einfließen lassen, so zweifle ich nicht, Sie werden es mit einem mitleidigen Lächeln gelesen haben. *).

*) Wir alle lesen d. J. Dieser

Dieſer mein Zuſtand war die Urſache, warum ich die Arbeit an den deutſchen Dichtern habe liegen laſſen müſſen.

Bis izt ſind zwey Bände ganz abgedruckt worden, und der dritte iſt unter der Preſſe. Was dieſe zwey erſten enthalten, will ich ausführlich hier anzeigen:

Der erſte Band.

I. Titelblatt.
II. Der Nibelungen Lied.
III. Die Eneidt.
IV. Der Gott Amur.
V. Parcival.

Der zweyte Band.

I. Titelblatt.
II. Triſtran.
III. Triſtran des von Vrbert.
IV. Floren und Blantſcheflur.
V. Twein.
VI. Ein Aldt Meiſtergeſangbuch.
VII. Freygedank.

Der dritte und lezte Band iſt zur Hälfte fertig, er wird den Trojaniſchen Krieg Conrads von Würzburg und einige kleinere Stücke enthalten, und mit dieſem gedenke ich die Unternehmung zu beſchließen.

Erſt lieferte ich die Nibelungen, dann die Eneidt und den Gott Amur, drittens den Parcival, dieſe drey Lieferungen machen den erſten Band aus, die vierte Lieferung iſt der ganze zweyte Band, und die fünfte und lezte wird den ganzen dritten Band enthalten. Laut der Erſten Einrichtung zahlten die Glieder der Geſellſchaft auf jedes Exemplar einer Lieferung Einen Reichsthaler und acht Groſchen Curant. da ich aber fand, daß auf die fünfte Lieferung es nicht mehr als nur der Hälfte bedürfe, ſo zahlet derjenige, der ein Exemplar des ganzen Werkes genommen, vier und ein halbes Mal Einen Reichsthaler und acht Groſchen oder volle ſechs Reichsthaler; und ſo viel mal ſechs Reichsthaler als er Exemplare des ganzen Werkes nimmt. Hat einer zwölf Exemplare genommen, ſo zahlt er zwei und ſiebenzig Reichsthaler. Was die Mitglieder der Geſellſchaft erhalten und

was

was sie zu zahlen haben, ist hiermit, wie ich hoffe, deutlich für jedermann auseinander gesezt.

Nun weiß ein jeder, was er von dem Abgedruckten schon erhalten und was er an die Kasse bezahlt habe. Ich ersuche also hiermit jeden Theilnehmer sowohl höflichst als angelegentlichst, mir bestimmt bekannt zu machen, einerseits was sie von den zwey abgedruckten Bänden schon erhalten, damit ihnen das Uebrige, wenn ihnen noch was fehlet, könne zugesendet werden, anderseits mir das etwa noch fehlende Geld so viel möglich unkostenfrey zu übermachen: beydes adressiren sie an mich unter dem Umschlag an Hrn. Heinrich Füßli, Sohn, in der Orell, Geßner und Füßlischen Buchhandlung in Zürich, durch welche ich auch den Empfang quittiren werde.

Da noch Exemplare übrig bleiben müssen, da es Schwierigkeiten haben würde, solche vollkommen gleich unter die Mitglieder zu vertheilen, da es möglich ist, daß auch etwas Geld übrig bleibet, dessen Repartition wiederum seine Unbequemlichkeiten haben würde, so schlage ich vor, wenn jeder seine vollen Exemplare erhalten, das übrige sämmtlich an einen Buchhändler zu verkaufen, und dann aus diesem und dem etwa noch übrigen Gelde noch ein kleines Stück abdrucken zu lassen.

Ich habe oft erfahren, daß solche Anzeigen nur flüchtig gelesen werden, ich bitte so hoch ich kann, dieser mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und mir in bestimmten Ausdrücken zu antworten. Ich bitte zu bedenken, daß aus dieser ganzen Unternehmung, die gewiß unangenehme Arbeit genug erfoderte, mir in keine Weise irgend ein besonderer Vortheil zufliesset, und daß meine itzt geschwächten Kräfte durch den mir zugestoßenen Unfall Erleichterung nöthig haben. Meine erstere Versprechungen bleiben unverrückt; zwey und sibenzig Reichsthaler habe ich zur Unternehmung gegeben; am meinen Antheil Exemplare, drey oder vier Stücke ausgenommen, habe ich Verzicht gethan, und eine gedruckte Rechnung und Quittung des Buchdruckers soll, wie allen vorigen, also auch der fünften und letzten Lieferung beygelegt werden.

Zürich 1790. Müller.

Julia.

O, ich bitte euch um Verzeihung, Gnädiger Herr, ich habe mich geirrt; das iſt der Ring, der ihr Silvien ſchiktet.

Protheus.

Wie kamſt du zu dieſem Ring? Ich gab ihn der Julia bey meiner Abreiſe.

Julia.

Und Julia ſelbſt gab ihn mir, und Julia ſelbſt brachte ihn hieher.

Protheus.

Wie, Julia?

Julia.

Siehe ſie hier, ſie, die einſt der Gegenſtand deiner feyrlichſten Schwüre war, und ſie im Innerſten ihres Herzens aufbewahrte: Wie oft haſt du durch Meineyd die Straf-Ruthe gereizt! O Protheus, erröthe mich in dieſer Verkleidung zu ſehen! Schäme dich, daß du mich zu einem ſo unanſtändigen Mittel gebracht haſt, -- und doch iſt weniger Schande darinn, wenn Weiber ihre Kleidung, als wenn Männer ihr Gemüth wechſeln.

Protheus.

Als Männer ihr Gemüth? Es iſt wahr; o Himmel! wäre der Mann nur ſtandhaft, ſo wär' er vollkommen; dieſer einzige Fehler zeugt tauſend andre, ſtürzt ihn aus einer Sünde in die andre -- Was für einen Reiz hat Silvia, den mir das Auge der Treue in Julia nicht reizender zeigt!

Valentin.

Neuer
Teutſcher Merkur.

4. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

was sie zu zahlen haben, ist hiermit, wie ich hoffe, deutlich für jedermann auseinander gesezt.

Nun weiß ein jeder, was er von dem Abgedruckten schon erhalten und was er an die Kasse bezahlt habe. Ich ersuche also hiermit jeden Theilnehmer sowohl höflichst als angelegentlichst, mir bestimmt bekannt zu machen, einerseits was sie von den zwey abgedruckten Bänden schon erhalten, damit ihnen das Uebrige, wenn ihnen noch was fehlet, könne zugesendet werden, anderseits mir das etwa noch fehlende Geld so viel möglich unkostenfrey zu übermachen: beydes adressiren sie an mich unter dem Umschlag an Hrn. Heinrich Füßli, Sohn, in der Orell, Geßner und Füßlischen Buchhandlung in Zürich, durch welche ich auch den Empfang quittiren werde.

Da noch Exemplare übrig bleiben müssen, da es Schwierigkeiten haben würde, solche vollkommen gleich unter die Mitglieder zu vertheilen, da es möglich ist, daß auch etwas Geld übrig bleibet, dessen Repartition wiederum seine Unbequemlichkeiten haben würde, so schlage ich vor, wenn jeder seine vollen Exemplare erhalten, das übrige sämmtlich an einen Buchhändler zu verkaufen, und dann aus diesem und dem etwa noch übrigen Gelde noch ein kleines Stück abdrucken zu lassen.

Ich habe oft erfahren, daß solche Anzeigen nur flüchtig gelesen werden, ich bitte so hoch ich kann, dieser mehr Aufmerksamkeit zu widmen, und mir in bestimmten Ausdrücken zu antworten. Ich bitte zu bedenken, daß aus dieser ganzen Unternehmung, die gewiß unangenehme Arbeit genug erfoderte, mir in keine Weise irgend ein besonderer Vortheil zufliesset, und daß meine itzt geschwächten Kräfte durch den mir zugestoßenen Unfall Erleichterung nöthig haben. Meine erstere Versprechungen bleiben unverrückt; zwey und sibenzig Reichsthaler habe ich zur Unternehmung gegeben; auf meinen Antheil Exemplare, drey oder vier Stücke ausgenommen, habe ich Verzicht gethan, und eine gedruckte Rechnung und Quittung des Buchdruckers soll, wie allen vorigen, also auch der fünften und letzten Lieferung beygelegt werden.

Zürich 1790. Müller.

Neuer
Teutſcher Merkur.

4. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber den Geist unsers Zeitalters in Teutschland, Beschluß. . . . S. 337

II. Beschluß der Proben einer Geschichte der Baukunst. . . . — 379

III. Ueber Lage, Wachsthum, Umfang, Volksmenge, und Ansicht von Paris. — 422

IV. Beschluß der Recension des Vossischen Musenallmanachs von 1790. — 439

Auf den **Teutschen Merkur** kann man sich bey Landermassen, bey allen löbl. **Postämtern** in und ausser Teutschland abonniren; auch ist derselbe in allen **Buchhandlungen** zu finden, für welche Hr. **Buchhändler Göschen zu Leipzig** die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

Der Preis ist zu Weimar 2 Thlr. Sächs. currant.

Postfrey durch ganz Teutschland drey Thaler.

Nachricht.

Bey Sanſon und Compagnie in Zweybrücken ſind Exemplare von dem berühmten Werke

Hiſtoire des Hommes, ou Hiſtoire Univerſelle complette, par l' Auteur de *la Philoſophie de la Nature*, Edition de Paris originale, en 53 Volumes et 1100 planches en Taille-douce, zu bekommen.

Die 41 erſten Bände machen eine vollſtändige Weltgeſchichte bis zum Untergang des Römiſchen Reichs im Occident aus, und haben alle den vorbenannten Verfaſſer.

Die 12 neuerlich hinzugekommenen ſind theils von Mr de Mayer, theils von Mr. Mercier, Autor des Tableau de Paris. Der 53ſte Band enthält eine Erklärung der Kupfer.

Die Liebhaber können unter drey Ausgaben dieſes Werkes wählen.

Die erſte in 8. auf ſchönes Papier gedruckt, und die einzige, in welche man alle Kupferſtiche, die zu dieſem Werke gehören, jeden an ſeinen Ort, einſchalten laſſen kann, koſtet 240 Livres oder 10 Carolins. Die Zweyte in 12. in eben ſoviel Bänden und mit eben ſo viel Kupfern, koſtet 160 Livres.

Die Dritte, ebenfalls in 12. und in 52. Bänden aber ohne Kupfer, koſtet 100 Livres.

In vorbenannter Buchhandlung ſind auch Exemplare von der ehemals ſehr koſtbaren Original-Ausgabe des

Theatre complet de *P. Corneille*, avec le Commentaire de Voltaire, 8. Volum. in 4. avec de ſuperbes Gravures, um den ſehr mäßigen Preiß von 80 Livres zu bekommen.

Nähere Auskunft iſt der Herausgeber dieſes Journals ſeinen Freunden zu ertheilen erbötig.

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück April

I.
Ueber
den Geiſt unſres Zeitalters in Teutſchland.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Der Mangel an feſten und allgemein geltenden Grundſätzen äuſſert ſich an den Werken des Geſchmacks lange nicht ſo auffallend als an den Werken der hiſtoriſchen Kunſt. Wir, und vielleicht alle unſere kultivierten Nachbarn, haben weit mehrere Dichter als Geſchichtſchreiber von klaſſiſchem Werthe aufzuweiſen, und wenn beyde nach den Zwecken ihrer Kunſte gleich ſtrenge beurtheilt würden, ſo dürften dieſe noch ziemlich weit hinter jenen befunden werden. Auch iſt die äſthetiſche Kritik mit ungleich großerem Eifer und glücklicherem Erfolg, als die hiſtoriſche, bisher bearbeitet worden. Durch das Studium und noch mehr durch den Genuß der alten und neuen Meiſterwerke der ſchönen Künſte im weiteſten Umfang des Wortes hat auch Teutſchland endlich nach und

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück April 1790.

I.
Ueber
den Geiſt unſres Zeitalters in Teutſchland.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Der Mangel an feſten und allgemein geltenden Grundſätzen äuſſert ſich an den Werken des Geſchmacks lange nicht ſo auffallend als an den Werken der hiſtoriſchen Kunſt. Wir, und vielleicht alle unſere kultivierten Nachbarn, haben weit mehrere Dichter als Geſchichtſchreiber von klaſſiſchem Werthe aufzuweiſen, und wenn beyde nach den Zwecken ihrer Künſte gleich ſtrenge beurtheilt würden, ſo dürften dieſe noch ziemlich weit hinter jenen befunden werden. Auch iſt die äſthetiſche Kritik mit ungleich gröſſerem Eifer und glücklicherem Erfolg, als die hiſtoriſche, bisher bearbeitet worden. Durch das Studium und noch mehr durch den Genuß der alten und neuen Meiſterwerke der ſchönen Künſte im weiteſten Umfang des Wortes hat auch Teutſchland endlich nach und

nach dasjenige gewonnen, woran es ihm zu Anfang unsers Jahrhunderts noch gänzlich gefehlt hat, und wozu man ihm noch heut zu Tage eben nicht die besten Anlagen zutraut — Geschmack; und zwar einen Geschmack, der, was auch die Kunstrichter gegen manche seiner einzelnen Erscheinungen mit Recht einzuwenden haben, im ganzen genommen, so ächt als der Beste unsrer Nachbarn ist, und der in den lezten Jahrhunderten nicht nur nicht gesunken ist, sondern unstreitig an Feinheit eben so sehr als an Ausbreitung zugenommen hat. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl teutscher Gelehrten hält es nicht mehr unter ihrer Würde sich auch mit dem Schönen ernsthaft abzugeben. Unsre Philologen werden nicht mehr durch Varianten, grammatische Emendationen und Conjekturen berühmt; und sie selbst übernehmen nicht selten die Bestrafung derjenigen aus ihrem Mittel, die noch immer über dem todten Buchstaben der alten Classiker den Geist vergessen, der in den ewig blühenden Schönheiten derselben fortlebt. Auch Ungelehrte werden mit diesem Geiste immer mehr und mehr durch Uebersetzungen vertraut, die alles, was andere Nationen in dieser Art besitzen, weit übertreffen, und die vielleicht am sichtbarsten an den Tag legen, was aus unsrer noch vor kurzem so rohen und ungeschmeidigen Muttersprache unter den Händen unsrer großen Dichter und Prosaisten geworden ist. Die Originalwerke derselben stehen dem vorzüglichsten, was uns aus dem goldnen

Zeit-

Valentin.

Kommt, kommt, gebt mir eure Hände, und gönnet mir das Vergnügen, ſie zuſammen zu fügen; es wäre Schade, wenn Herzen, die einſt ſo ſehr vereiniget waren, länger geſchieden ſeyn ſollten.

Protheus.

Sey mein Zeuge, o Himmel, daß ich mir kein gröſſers Glük wünſche!

Julia.

Glükliche Veränderung!

Fünfte Scene.

Einige Räuber mit dem Herzog und Thurio zu den Vorigen.

Räuber.

Einen Fang! einen Fang! einen Fang!

Valentin.

Zurük, zurük, es iſt mein Gebietender Herr, der Herzog. Eure Gnaden iſt dem unbegnadigten verbannten Valentin willkommen!

Herzog.

Signor Valentin?

Thurio.

Und dort iſt Silvia, und Silvia iſt mein.

Valentin.

Thurio, tritt zurüke, oder umarme deinen Tod; komm

nicht

Zeitalter Roms und Griechenlands übrig ist, an der Seite, und scheinen nach und nach alle Formen des Schönen erschöpft zu haben. Wie sehr sie von unserm lesenden Publikum benüzt werden, und wie weit dieses Publikum unter allen Ständen um sich greiffen müsse, läßt sich auch schon aus der großen, immer zunehmenden Menge von Nachdrücken schließen, deren Berechnung bey einigen jener Werke allen Glauben übersteigen würde. Unsre Maler, Bildhauer und Tonkünstler ringen mit den Ausländern in eben dem Verhältnisse eifriger um den Vorzug, als sie unter ihren Landsleuten immer mehr und mehr auf theilnehmende Zuschauer und kompetente Richter ihres rühmlichen Kampfes zählen können. Die Großen und Reichen begnügen sich bey uns, vielleicht mehr als bey irgend einer andern Nation, mit dem Besitz; und theilen den Genuß der Meisterstücke ausländischer und einheimischer Künste in ihren eröffneten Kunstsälen mit dem Publikum. Die wesentlicheren Schönheiten der Werke der Maler- Bildhauer- und Tonkunst vervielfältigen sich durch Kupferstiche, Gipse, und Klavierauszüge unter den Händen des Mittelstandes; und dieser Stand, der in so mancher Rücksicht auf der Stufenleiter des Menschenwerthes der oberste ist, wird von demjenigen, der auf der Stufenleiter des bürgerlichen Ranges über ihm steht, gegenwärtig mehr durch Pracht als Kultur übertreffen. Wir könnten uns endlich sogar auf die Formen unsrer Kleidung und

unsres Hausgeräthes, auf die Aussenseite unsrer Sitten und Gewohnheiten, und den Ton unsers Umgangs berufen, um den Vorwurf der Geschmacklosigkeit von uns abzuwälzen, den wir noch vor kurzem in einem hohen Grade verdient haben.

Wenn diejenigen Künste, die der äussern Aufmunterung und vornämlich einer Hauptstadt weniger entbehren können, wenn Malerey, Bildhauerey und die ihnen verwandten und untergeordneten Künste bey uns weniger als die Dichtkunst, und weniger als in Italien, Frankreich und England geleistet haben: so hat doch dafür die ästhetische Kritik bey uns desto wichtigere Fortschritte gethan: und wenn unsre Nation noch weit davon entfernt ist, in Sachen des Geschmacks die Schiedsrichterin über alle andere zu seyn, so liegt der Grund davon gewiß nicht in dem Umstande, daß wir es nicht in der wissenschaftlichen Kritik des Geschmacks am weitesten gebracht haben. Teutschland ist das Mutterland und die Pflegerin der bisher so genannten Aesthetik, oder der Wissenschaft, welche die Grundsätze, die aller Kritik des Geschmacks zum Grunde liegen, aufsucht, und in einem systematischen Zusammenhange aufstellt. Sollten auch die vielen Versuche, die wir in dieser Wissenschaft aufweisen können, zur ersten Idee des Stifters derselben nicht viel neues hinzugefügt haben: so wird doch kein denkender Kopf den vorzüglichern darunter das Verdienst abspre-

chen

chen können, eine groſse Menge der wichtigſten Gedanken, die in den äſthetiſchen Rhapſodien der Italiener, Engländer und Franzoſen zerſtreut liegen, unter gemeinſchaftliche Geſichtspunkte gebracht, geordnet, erläutert und berichtiget zu haben. Die Fruchtbarkeit der Baumgartenſchen Prinzipien zeigt ſich nicht nur an den ausdrücklich auf ſie gebauten allgemeinen Theorien, ſondern weit mehr, und in einem viel hellern Lichte, an den vielen ſcharfſinnigen und praktiſchen Bemerkungen, durch welche unſre Leſſing, Engel u. m. a. die Materialien der künftigen beſondern Theorien einzelner Dichtarten bereichert haben, und die freylich immer auf einzelne Fälle zurückgeführt ſind, aber wohl gröſtentheils nur unter Vorausſetzung und auf den leitenden Wink jener Principien aus den Beyſpielen abgeleitet werden konnten.

Es gehört unter die unzweydeutigſten Kennzeichen unſrer Fortſchritte in der Kritik des Geſchmacks, daß wir immer allgemeiner einſehen, daß unſre Aeſthetik, bey allen ihren unläugbaren Vorzügen vor der ausländiſchen, gleichwohl noch weit davon entfernt ſey, die Forderungen einer Wiſſenſchaft im eigentlichſten Verſtande des Wortes zu erfüllen, die wir ſelbſt zuerſt an dieſelbe gethan haben. Sie hat noch keiner der unter ihr ſtehenden Theorien der Künſte ein allgemeingeltendes Princip geliefert. Wir ſind noch nicht einmal über den Grundbegrif von der Dichtkunſt, und den Unterſchied derſelben

ren der Redekunst einig; und sind es immer weniger geworden, seitdem sich mehrere unsrer besten Köpfe mit der Festsetzung dieser für die schönen Wissenschaften so äusserst wichtigen Begriffe beschäftigt haben. Wenn der Eine unter denselben die Lebhaftigkeit in Gedanken und Ausdruck für das Wesen des Gedichtes annimmt: so muß er, um das Feld der Dichtkunst gegen die Anmaßungen der Kraftmänner zu retten, noch erst hinzusetzen, daß diese Lebhaftigkeit ästhetisch — und um die höhere Beredsamkeit (die sich so oft durch Lebhaftigkeit in Gedanken und Ausdruck über manche Dichter erhebt) von jenem Felde abzusondern — erst erklären — daß sie poetisch seyn müsse; das heißt, er muß gestehen, daß seine Erklärung das charakteristische Merkmal der Dichtkunst voraussetze, und folglich keineswegs angebe. Wenn ein anderer dieses Merkmal in der sinnlich vollkommenen Rede antrift, so verwirrt er die Gränzen der Dichtkunst und Beredsamkeit; und wenn er dieser Verwirrung damit abzuhelfen glaubt, daß er das Gedicht für eine Rede erklärt, durch welche der höchste mögliche Grad von Vergnügen hervorgebracht wird, so spricht er allen bisherigen und künftigen Meisterstücken der Dichtkunst das Recht auf den Namen des Gedichtes ab. Wenn ein dritter den Charakter der Dichtkunst in der Erdichtung findet: so kann er denselben nur dadurch gegen Vieldeutigkeit sichern, daß er den Begrif der Erdichtung auf den Begrif der sinnlich voll-

vollkommenen Rede deren Endzweck gefallen ist, einschränkt, oder welches hier eben so viel ist, denselben durch ein nicht weniger vieldeutiges Merkmal bestimmt. Denn ist man wohl darüber einig was man unter dem Sinnlich vollkommenen — und unter Gefallen zu verstehen habe? „Gefallen, ruft eine sehr ansehnliche Parthey von Künstlern und Kunstkennern, gleichsam aus Einem Munde, Gefallen ist der Zweck und das erste Grundgesetz aller schönen K. und W. und der Umstand, daß das Gefallen eben so wenig einer Erklärung fähig als bedürftig ist, beweist eben seine Tüchtigkeit zum ersten Prinzip.“ Allein Gefallen ist auch der Zweck und das erste Grundgesetz der Künste, welche für den Gaumen, die Nase und den fünften oder sechsten Sinn arbeiten; und obwohl nicht zu läugnen ist, daß Frankreichs berühmtester schöne Geist einen nicht ganz unbeträchtlichen Theil der großen Wirkung, die er auf Europa gethan hat, dem Gebrauche verdankt, den er in manchen seiner beliebtesten Schriften von den Geheimnissen der leztern Kunst zu machen wußte: so hat doch der weniger galante teutsche Sprachgebrauch den Namen der schönen ausschliessend für diejenigen Künste bestimmt, die es mit dem Geiste entweder unmittelbar oder höchstens nur durch Auge und Ohr zu thun haben. — Die Behauptung, „durch dargestellte Schönheit gefallen, sey der Zweck und der erste Grundsatz der schönen K. und W.“ vereiniget eine zweyte Par-

they, aber auch nur so lange, als nicht um die Bedeutung des Wortes Schönheit gefragt wird. Denn in diesem Falle antwortet der eine: Schönheit könne nur empfunden, nicht gedacht und folglich auch nicht erklärt werden, und da die Empfindungen derselben nur im wirklichen Genusse der Schönheiten der Natur und der Kunst vorkämen: so ließe sich das Ideal der unerklärbaren Schönheit überhaupt, das durch Zergliederung zerstört würde, nur aus den Eindrücken dieser Werke abstrahieren. Ein Anderer hingegen antwortet: das Schöne zeichne sich eben dadurch von dem Angenehmen aus, daß es nicht wie dieses nur empfunden, sondern zugleich gedacht, und insoferne erklärbar seyn müsse. Die bloße Empfindung könne unmöglich das Kriterium der Schönheit seyn, in dem sie eine gewisse Bildung, welche Geschmack heißt, voraussezt, wenn sie nicht in vielen Fällen beym Schönen gleichgültig bleiben, und durch das Häßliche entzückt werden soll. Der Begrif der Schönheit, der eben die Regel des Geschmacks enthalten müsse, lasse sich also keineswegs aus Dem abstrahieren, was beym Genusse des Schönen bloß empfunden werde; und es müsse von allem Empfinden unabhängig ausgemacht seyn, welche Gegenstände der angenehmen Empfindung schön wären. Das Merkmal endlich, welches das Verhältniß der Schönheit zum Empfindungsvermögen und zur Denkkraft zugleich ausdrückt, heiße: sinnliche Vollkommenheit.

heit. — Läßt es nun der Vertheidiger dieſer Meynung nicht beym bloßen Ausdruck bewenden: ſo geräth er ſelbſt mit ſeiner eigenen Parthey über den vieldeutigen Sinn ihrer gemeinſchaftlichen Formel in neue Streitigkeiten. Der Eine glaubt dieſe Formel genug beſtimmt zu haben, wenn er die Vollkommenheit für die Einheit des Mannigfaltigen erklärt, ohne zu bedenken, daß er damit ein Merkmal angegeben habe, das jedem wirklichen und möglichen Dinge, es ſey daſſelbe ſchön oder häßlich, zukommen müſſe. Der Andere meynt die Vollkommenheit, von der bey der Schönheit die Rede iſt, dadurch genug ausgezeichnet zu haben, daß er ſie für diejenige Mannigfaltigkeit erklärt, welche der Stärke, verbunden mit derjenigen Einheit, welche der Leichtigkeit der Beſchäftigung des Gemüthes — oder dem Vergnügen, zum Grunde läge; und die den Gegenſtand, an welchem ſie wahrgenommen würde, zum Objekt des Vergnügens mache. Er nennt daher ſogar das Vergnügen überhaupt ſinnliche Vorſtellung der Vollkommenheit, und vergißt, daß es hier nicht um den Gegenſtand des Vergnügens überhaupt, ſondern des äſthetiſchen Vergnügens, nicht um das Merkmal des Angenehmen, ſondern des Schönen zu thun war. Ein Dritter endlich unterſcheidet zwar das Aeſthetiſche von dem Sinnlich Vollkommenen überhaupt, und behauptet das Merkmal, durch welches das leztere zum Rang des erſtern erhoben würde, beſtände in der Zweckmäßig-

mäßigkeit. Allein er bleibt entweder seinen Lesern alle Rechenschaft über diese Zweckmäßigkeit schuldig, oder er läßt dieselbe in der Tüchtigkeit bestehen, entweder Vergnügen überhaupt — oder dasjenige Vergnügen zu gewähren, dessen Begrif er wieder durch Zweckmäßigkeit und folglich durch einen Cirkel definiert.

Da alle diese Partheyen bey ihrem Streit über den Grundbegriff des ästhetischen Vergnügens allein darüber einig sind, daß der Mensch diese Art des Vergnügens keineswegs wie andre Arten mit seinen Halbbrüdern den vernunftlosen Thieren theile, und daß folglich die Vernunft eben so gewiß als die Sinnlichkeit zum sogenannten Sinne für Schönheit gehöre *): so ist es offenbar, daß jener Streit auf keine andere Weise geschlichtet werden könne, als daß sich die Partheyen zuerst über die Beschaffenheit der von ihnen anerkannten Funktion der Empfindung beym Vergnügen überhaupt, und dann über die Beschaffenheit der nicht weniger zugestandenen Funktion der Vernunft beym ästhetischen Vergnügen, vereinigen; welches aber so lange schlechterdings unmöglich ist, als man nicht über die wesentlichen Merkmale der Sinn-

lichs

*) Dieß geben auch diejenigen zu, welche die Schönheit bloß empfunden werden lassen. Ihnen ist die Vernunft selbst nur Vermögen Einstimmung und Widerstreit zu empfinden, und folglich eine dem menschlichen Empfindungsvermögen eigenthümliche Modifikation.

lichkeit und der Vernunft und das Verhältniß dieſer Vermögen untereinander einverſtanden iſt, oder welches hier eben ſo viel heißt, als man nicht über die durchgängig beſtimmten Begriffe dieſer Vermögen durch eine auf einem allgemeingeltenden Prinzip feſtſtehende Wiſſenſchaft des Vorſtellungsvermögens einig geworden iſt. Die Erſchütterung auf dem Felde der Geſchmackslehre und mit derſelben der Mangel einer allgemeingeltenden erſten Grundregel des Geſchmacks muß alſo entweder ewig fortdauern, und die Aeſthetik bey allen ihren reichhaltigen Materialien ein bloſſes Aggregat größtentheils unzuſammenhängender, ſchwankender, halbwahrer Bemerkungen bleiben; es muß ſogar die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen zuverläſſigen Geſchmackslehre von einem großen Theil der Philoſophen ſelbſt wie bisher geläugnet werden, und die großen und unläugbaren Mängel unſrer Theorien der Künſte werden immer fortfahren unſre denkenden Künſtler abzuhalten, ſich auch mit dem Brauchbaren jener Theorie bekannt zu machen: — oder jene Erſchütterung muß die Entdeckung und Anerkennung der Wiſſenſchaft beſchleunigen, aus welcher ſich die oberſte Grundregel des Geſchmackes mit allgemeiner Evidenz ausheben läßt.

Eben dieſelbe Erſchütterung, welche auf dem Gebieth der Metaphyſik und Geſchichte an allen angenommenen Principien des Wahren, und auf

dem

dem Gebieth der Schönen Künste und Wissenschaften an allen angenommenen Principien des Schönen erscheint: zeigt sich auch an allen angenommenen Principien des Guten, die auf den Feldern der Wissenschaften unsrer Pflichten und Rechte in diesem, und des Grundes unsrer Hoffnungen in einem künftigen Leben in eben den Verhältnisse schwankender geworden sind, als diese Felder geschicktere Bearbeiter gefunden haben. In wiefern unsere Rechte und Pflichten in diesem Leben und der Grund unsrer Hofnung eines künftigen, in den unsprünglichen (nicht erst erworbenen) Anlagen unsrer Natur gegründet sind, machen sie den Gegenstand der Moral des Naturrechts und der reinen Philosophie der Religion aus. In wieferne sie aber durch Thatsachen in der äussern Erfahrung modificiret sind, werden sie zum Gegenstande der positiven Gesetzgebung, positiven Jurisprudenz, positiven Theologie. Die Behauptung der Naturalisten: daß die moralische Gesetzgebung der Natur älter als die politische Gesetzgebung der Regenten, die Rechte des Menschen älter als die Rechte des Bürgers, und natürliche Religion älter als alle positiven Religionen wären, ist um nichts wahrer, als die Behauptung der Supernaturalisten, welche das Natürliche für eine bloße Folge des Positiven ausgiebt, und nur in soferne gelten läßt als es durch das Positive bestätiget werden kann. Beyde Vorstellungsarten gründen sich auf eine sehr unphilo-

nicht innerhalb den Kreis meines Grimms; nenne Silvien nicht dein; wenn es nur einmal noch geſchieht, ſoll Mailand dich nicht wieder ſehen. Hier ſteht ſie; wag es und nimm nur durch die leiſeſte Berührung Beſiz von ihr; unterſteh dich nur gegen meine Liebe hinzuathmen --

Thurio.

Signor Valentin, ich bekümmre mich nichts um ſie, ich. Ich halte den nur für einen Narren, der ſeine Perſon um ein Mädchen das ihn nicht liebt, in Gefahr ſezen wollte. Ich mache keinen Anſpruch an ſie, und alſo iſt ſie meinetwegen dein.

Herzog.

Deſto unedler und niederträchtiger biſt du, ſie, nachdem du dich ſo eifrig um ſie beworben haſt, auf eine ſo ſchlechte Art zu verlaſſen -- Nun, bey den ehrenvollen Schatten meiner Voreltern, ich bewundre deinen Muth, Valentin, und finde dich der Liebe einer Kayſerin würdig: Wiſſe alſo, ich vergeſſe alles ehmalige, werfe allen Groll von mir, beruffe dich wieder zurük, und krône deine außerordentliche Verdienſte mit dieſer Belohnung: Signor Valentin, du biſt ein Edelmann, und von gutem Hauſe; nimm du deine Silvia, du haſt ſie verdient.

Valentin.

Ich danke Euer Gnaden für ein Geſchenk das mich glüklich macht. Und nun bitte ich euch, um dieſer eurer Tochter willen, mir nur noch eine einzige Bitte zu gewähren.

ſophiſche Verwechslung der in der äuſſern Erfahrung anerkannten und angenommenen — mit den in den urſprünglichen Anlagen der Menſchheit beſtimmten Formen. Daß das Poſitive dem Natürlichen wirklich vorhergieng bezeugt die Geſchichte; daß es vorhergehen mußte, — die beſchränkte Natur des menſchlichen Geiſtes, der uns durch lange fortgeſezten und durch äuſſere Umſtände begünſtigten Gebrauch ſeiner Kräfte allmählich zur Erkentniß ſeiner Selbſt gelangen kann. Von Anbeginn der bürgerlichen Geſellſchaft her wirkt die moraliſche durch Vernunft thätige Natur des Menſchen; ſie wirkt vor aller bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen Kultur, weil beyde nur durch ihre Selbſtthätigkeit möglich ſind. Aber ſie muſte lange ganz unerkannt, und noch länger verkannt wirken; weil eine auf allgemeingeltende Principien gegründete Bekanntſchaft mit ihr nur das Reſultat einer ſpäten, bis auf einen ſehr hohen Grad gediehenen wiſſenſchaftlichen Kultur ſeyn kann. Bis dahin iſt die Vernunft genöthiget, die ihr unbekannten, oder nicht beſtimmt genug bekannten Gründe ihrer moraliſchen Wirkſamkeit auſſer ſich ſelbſt aufzuſuchen, die in der Erfahrung vorkommenden, und freylich durch äuſſere Umſtände modificierten Folgen ihrer eigener Thätigkeit für Urſachen derſelben anzunehmen, und an den Thatſachen, die zum Theil den Verſuchen, die dunkelgeahndeten Forderungen der moraliſchen Natur geltend zu machen, ihr Daſeyn verdanken, ſich den

Sinn

Sinn dieſer Forderungen zu erklären. — Wenn ſich der Philoſoph an dem Poſitiven, bey allen Spuren des moraliſchen Urſprunges, die er an denſelben verehrt, gleichwohl das Gepräge der Unmündigkeit des menſchlichen Geiſtes nicht verbergen kann: ſo kann er ſich eben ſo wenig entbrechen, an demſelben die weiſe Erziehungsanſtalt zu bewundern, die jener Unmündigkeit völlig angemeſſen iſt, und ſelbſt bey dem vom Vernunftgeſetze abweichenden, wo er daſſelbe an dem Poſitiven antrift, die von auſſen her lenkende wohlthätige Hand wahrzunehmen, die der Menſchheit ſo lange unentbehrlich iſt und ſeyn wird, als ſie ſich nach dem innern Geſetze ihrer Selbſtthätigen Kräfte nicht ſelbſt zu lenken vermögen wird.

Der Vorzug, den die poſitive Jurisprudenz und Theologie vor dem Naturrechte und der natürlichen Theologie bisher behauptet haben, und der ſich keineswegs durch die bloße Rangordnung der Fakultäten auf Akademien allein ankündiget, hat ſeine ganz unwiderlegbaren Gründe. Die Gegenſtände der erſtern ſind in der wirklichen Welt angenommen, und werden durch die Macht der Staaten und das Bedürfniß ſeiner Glieder emporgehalten; während die Gegenſtände der leztern nicht einmal in den Studierſtuben allgemein anerkannt, und ſelbſt unter den Philoſophen von Profeſſion bis jezt noch problematiſch ſind. Der Inhalt des Naturrechts und der natürlichen

Theo-

Theologie iſt theils in den Werken weniger Originalköpfe, zerſtreut und mit paradoxen Einfällen vermengt, theils in Kompendien aufgeſtellt, welche, auch die vorzüglichſten, unter ihnen nicht ausgenommen, ſich untereinander ſelbſt widerlegen; während der Inhalt der poſitiven Jurisprudenz und Theologie in dem Geſetzbüchern und heiligen Urkunden der Nationen feſtſteht. Der eine wird durch die Streitfragen der Philoſophen, der andere durch Erziehung, Gewohnheit, öffentliche Anſtalten, mit einem Worte, durch alle Triebfedern der politiſchen Maſchinen, fortgepflanzt. Auf Univerſitäten war die Philoſophie von jeher die leibeigene Magd der poſitiven Wiſſenſchaften, von denen ihr Schickſal immer nach der Beſchaffenheit der Dienſte entſchieden wurde, die ſie von ihr zu erwarten hatten. Die mißverſtandenen Formeln des Ariſtoteles, welche unter den Händen der Scholaſtiker nach und nach den Sinn erhalten hatten, den das damalige Bedürfniß der Glaubens- und Rechts-Verſtändigen heiſchte, wurden von denſelben gegen die Philoſophie des Descartes mit einem Nachdruk verfochten, der manchen Carteſianer ſeine Stelle oder ſein Syſtem aufzugeben zwang, und welcher ſo lange fortwüthete, bis der Carteſianismus geſchmeidig genug geworden war, um die durchgängige Vernunftmäſſigkeit des Athanaſianiſchen Symbolums, des Tridentiniſchen Conſiliums, der Symboliſchen Bücher, des Juſtinianiſchen Codex, des Sachſenſpie-

ſpiegels und ſ. w. zu demonſtrieren. Dafür wurde er in der Folge mit gleichen Eifer gegen die Leibnitziſch-Wolfiſche Philoſophie geſchützt, bis es auch dieſer nach und nach gelang, vor dem größeren Theile ihre Orthodoxie zu rechtfertigen. In den helleren Zeiten dieſer Philoſophie trat endlich die merkwürdige Periode ein, in welcher die poſitive Jurisprudenz, noch mehr aber die poſitive Theologie der Proteſtanten, durch eifrigere, zweckmäßigere und glücklichere Bearbeitung und Benutzung ihrer hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften zu dem anſehnlichen Grad von Vollkommenheit emporſtiegen, auf den ſie ſich gegenwärtig zur Ehre unſers Zeitalters befinden. Die Philoſophie wurde nun frey, aber ſie wurde auch von dem größern Theile ihres nunmehr freywillig angebothenen Dienſtes entlaſſen, den man durch Geſchichte beſſer verwaltet glaubte. Die akademiſchen Philoſophen waren nun nicht mehr genöthiget, ſich ſo ängſtlich, wie bisher, an gemeinſchaftliche Formeln zu halten; die Philoſophie legte nach und nach mit denſelben die ſyſtematiſche Form ab, gab immer ſichtbarer alle Hoffnung und alles Beſtreben nach allgemeingeltenden Prinzipien auf, und nahm die neue Geſtalt an, die ihr bey ihren Pflegern und Verehrern den Namen der Eklektiſchen errungen hat. Mancher der berühmteſten neuern Theologen und Juriſten verlangt von der verabſchiedeten Philoſophie nichts weiter, als daß ſie mit ihm die Grundwahrheiten der Religion

und

und Moralität als Aussprüche des gesunden Menschenverstandes anerkennen. Dafür toleriert oder ignoriert er, daß jeder Philosoph nach Belieben aus allen, auch den verschrieensten, alten und neuen philosophischen Lehrgebäuden Bruchstükke aushebe, und sie nach seiner Weise zu einem neuen Ganzen zusammenfüge, ohne sich dabey von einem andern allgemeingeltenden Prinzip leiten zu lassen, als dem aus einem sehr begreiflichen Grunde angenommenen Prinzip der Verträglichkeit mit den unentbehrlichsten praktischen Grundwahrheiten: einem Prinzip, das um so viel leichter zu befolgen ist, da der gänzliche Mangel aller andrer allgemein angenommenen Prinzipien jeden in Stand sezt, den Grundwahrheiten sowohl als jenen Bruchstücken, die keinen festbestimmten Sinn haben, immer eine Bedeutung zu geben, bey der jene Verträglichkeit herauskömmt. Einige unsrer verdienstvollsten Reformatoren der positiven Theologie und Jurisprudenz zeichnen sich durch die Beschränktheit ihrer philosophischen Einsichten nicht weniger auffallend als durch die Größe ihrer historischen Gelehrsamkeit aus; und andere unter ihnen haben sich sogar durch die öffentlichen Beweise ihrer Gleichgültigkeit gegen die Philosophie, oder wie sie es lieber nennen hören, ihrer toleranten Gesinnungen gegen die Meynungen der Philosophen, den Ehrennamen philosophischer Geister errungen *).

Dem

*) Daß das nicht von allen, die diesen Namen führen,

Dem erſten Grundſatze des Proteſtantismus getreu, welcher die Vernunft für die höchſte Schiedsrichterin in allen Angelegenheiten der Religion und die einzige rechtmäßige Auslegerin des Bibelſinnes erklärt, und durch höhere Kenntniß der Urſprachen, Philologie und Kirchengeſchichte geleitet, haben unſere neueren Exegeten aus den wichtigſten Formeln der heiligen Urkunden nach und nach einen Sinn herausgebracht, von dem ſich die Verfaſſer der ſymboliſchen Bücher bey dem damaligen Zuſtande jener Hülfswiſſenſchaften freylich nichts träumen laſſen konnten. Die Zahl und der Einfluß der proteſtantiſchen Theologen, welche die ſymboliſchen Bücher für das Non plus ultra exegetiſcher Einſichten halten, oder vielmehr dieſelben an die Stelle der unfehlbaren Kirche als Vormünder der Vernunft angenommen wiſſen wollen, hat beträchtlich abgenommen; und ſogar die Namen Orthodox und Heterodox werden immer ſeltner und immer mit geringerer Erbitterung gebraucht. Allein da einerſeits von Zeit zu Zeit noch immer Verfechter der ſymboliſchen, oder wie ſie ſich ausdrücken, der reinen Lehre aufſtehen, denen es eben ſo wenig an Scharfſinn und Kenntniß der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften fehlt; und da andererſeits die Vertheidiger des freyen Vernunftgebrauchs über die vornehmſten Reſultate ihrer

gilt, verſtände ſich von ſelbſt, wenn ich nicht auch von Leuten geleſen würde, bey denen ſich nichts von ſelbſt verſteht.

rer Exegeſe unter ſich ſelbſt uneinig ſind; da ſie in der Erklärung von Hauptſtellen von einander abweichen, und die wichtigen Bedeutungen der Worte: Glauben, Offenbarung, Eingebung, übernatürlich u. ſ. w. bald vorſetzlich unbeſtimmt zu laſſen ſcheinen, bald aber durch gerade entgegengeſezte Merkmahle beſtimmen: ſo wird es immer einleuchtender, daß durch den Gebrauch der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften allein der große Zweck der poſitiven Theologie wohl nicht erreicht werden könne, und daß es gewiſſe leitende Ideen geben müſſe, die ſich durch alle grammatikaliſche, philologiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit nicht aus den heilgen Urkunden ziehen, oder mit dem Geiſte derſelben vereinbaren laſſen; Ideen, über deren durchgängige Beſtimmung man vorher einig ſeyn müſſe, wenn man durch zweckmäßigen Gebrauch der Gelehrſamkeit endlich zu etwas Ausgemachtem und Feſtſtehendem gelangen ſoll. Allein ſind denn unſre berühmteſten Theologen auch nur darüber einverſtanden, ob etwas Ausgemachtes und Feſtſtehendes auf dem Gebiethe ihrer Wiſſenſchaft möglich, ja nur wünſchlich ſey? und vergeſſen diejenigen, die dieß in ihren Schriften in Zweifel ziehen, nicht offenbar, daß alle ihre Arbeiten keinen andern Zweck haben und haben können, als etwas auszumachen und feſtzuſetzen? Streiten nicht unſere berühmteſten Exegeten noch immer über die Präliminarfrage: ob die reine Idee von der Gottheit aus der Bibel geſchöpft, oder, als das

höchſte Kriterium der in der Bibel vorkommenden Vorſtellungsarten von der Gottheit, aller Exegeſe vorhergehen müſſe? Streiten nicht unſere theologiſchen Moraliſten bis auf dieſe Stunde über die Idee und den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit, ob nämlich dieſelben erſt aus dem Evangelium geſchöpft, oder aber dem eigentlichen Sinne der evangeliſchen Lehren zum Grunde gelegt werden müſſen? Und ſind diejenigen, welche über den natürlichen Urſprung der Idee von Gott und Sittlichkeit unter ſich einig ſind, und denſelben unter die vornehmſten Grundlehren ihrer Syſteme aufnehmen, auch nur über ein einziges völlig beſtimmtes Merkmahl dieſer Hauptideen unter ſich einverſtanden? und wie ſollten ſie, da ſelbſt die Philoſophen von Profeſſion, welche die Berichtigung und Feſtſetzung jener Ideen zu ihrem Hauptgeſchäfte machen, über jedes Merkmahl derſelben in einer äuſſerſt verwikkelten Fehde begriffen ſind *).

Wenn die poſitive Jurisprudenz, im Ganzen genommen, hinter der poſitiven Theologie zurückgeblieben iſt, ſo liegt die Urſache davon keineswegs in dem Umſtande, daß ſie von weniger zahlreichen und geſchickten Händen bearbeitet worden wäre: ſondern in der Natur ihres Gegenſtandes,

*) Die Erſchütterung auf dem Felde der natürlichen Theologie habe ich in den drey erſten Briefen über die kantiſche Philoſophie zu ſchildern geſucht.

ſtandes, der mehr von dem Geſetzgeber als dem Geſetzkundigen abhängt. Auch ſie hat in den neuern Zeiten durch ihre hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften beträchtlich gewonnen, aus denen ſie noch mehrere Vortheile als die Theologie aus den ihrigen zu ziehen hat, da ſie mehr als dieſe auf Thatſachen beruht, und ungleich reichhaltigere hiſtoriſche Quellen hat. Allein ſollte nicht eben die vielfältige, langwierige und einſeitige Beſchäftigung des Geiſtes mit einem unermeßlichen Stoffe des Gedächtniſſes, die bey der Benutzung jener Quellen unvermeidlich iſt, — ſollte nicht die Gewohnheit die Vernunft jeden ihrer Schritte am Stabe der Geſchichte thun zu laſſen, und die dadurch veranlaßte ausſchließende Hochachtung der hiſtoriſchen Reſultate, verbunden mit Geringſchätzung der philoſophiſchen, ſollten nicht dieſe Umſtände zuſammengenommen den ſehr natürlichen Erklärungsgrund der Thatſache enthalten, daß unſre Juriſten, (ſelbſt manche der berühmteſten und verdienſtvollſten unter ihnen nicht ausgenommen) bey allen bisherigen Fortſchritten ihrer Wiſſenſchaft, noch immer fortfahren, das poſitive Recht, nicht nur in wieferne es poſitiv, ſondern auch in wieferne es überhaupt Recht iſt, auf bloße hiſtoriſche Data zu bauen? Da es poſitive Geſetze geben kann, und wirklich giebt, die, bey aller ihrer politiſchen Wirklichkeit, moraliſch unmöglich ſind: ſo hängt die moraliſche Möglichkeit eines poſitiven Geſetzes keineswegs von dem politi-

ſchen Daſeyn deſſelben ab; und da alle Rechte, das Einzige des Stärkern ausgenommen, nur durch Geſetze beſtimmt werden können, welche moraliſch möglich ſind, ſo muß dieſe moraliſche Möglichkeit der erſte Grund aller Rechte, folglich auch der poſitiven, ſeyn. Sie iſt die oberſte Grundregel, nach welcher der Sinn der poſitiven Geſetze beſtimmt werden muß; und ſo oft der Fall eintritt, daß eines dieſer Geſetze ſchlechterdings keinen Sinn zuläßt, der ſich mit ihr vereinigen ließe: ſo iſt es die heiligſte Pflicht des Geſetzkundigen, die Ungültigkeit eines ſolchen Geſetzes der geſetzgebenden Macht anzuzeigen, und auf die Anerkennung derſelben zu dringen. Steht nur dieſe oberſte Regel des Rechts in keinem allgemeingeltenden, gegen alle Vieldeutigkeit geſicherten Grundſatze feſt; wird ſie von den poſitiven Rechtslehrern als ein unauflösliches und entbehrliches Problem der Metaphyſik bey Seite geſezt; ja! wird ſie auch nur über den hiſtoriſchen Gründen der poſitiven Geſetze aus den Augen verlohren: ſo tritt in demſelben Augenblick an ihre Stelle der leidige Buchſtaben auch ſolcher Geſetze ein, welche die Barbarey der finſtern Zeitalter, in welchen ſie entſtanden ſind, verewigen; auch ſolcher Geſetze, an deren Daſeyn der Eigennutz und die Herrſchſucht des ſtärkeren Unterdrückers wenigſtens eben ſo viel Antheil hatten, als das Streben der dämmernden Vernunft die dunkelgeahndeten Menſchenrechte durchzuſetzen. Wollte der Himmel, daß

keiner,

Herzog.

Sie ſoll dir gewähret ſeyn, worinn ſie auch beſtehen mag.

Valentin.

Dieſe Landesverwieſenen Männer, mit denen ich gelebt habe, ſind Leute von guten Gaben und Eigenſchaften; vergeßt ihnen was ſie hier begangen haben, und laſſet ſie aus ihrer Verbannung zurük berufen werden. Sie haben ſich gebeſſert, ſie ſind voll guten Willens, und zu nüzlichen Dienſten fähig, mein Gnädigſter Herr.

Herzog.

Du haſt gewonnen, ich vergebe ihnen und dir; wende ſie an, wozu du jeden tauglich findeſt. Kommt, laßt uns gehn; und alle unſre Händel in Freude, Triumph und Luſtbarkeiten verſenken.

Valentin.

Und indem wir gehen, will ich über mich nehmen, Euer Gnaden durch unſern Diſcours lächeln zu machen. Was denket ihr von dieſem Edelknaben, Gnädigſter Herr?

Herzog.

Ich denk', es iſt ein feiner Junge; er erröthet.

Valentin.

Ich flehe Euer Gnaden davor, er hat Reizungen die man nicht bey ihm ſuchte.

Herzog.

Was wollt ihr damit ſagen?

keiner, wenigſtens der berühmteren und verdienſtvolleren Juriſten unter die Vertheidiger jenes Buchſtabens gehörte! Allein die poſitive Jurisprudenz hat gegenwärtig mehr als jemals, wie die poſitive Theologie, ihre Orthodoxie und Heterodoxie; eine hiſtoriſche Parthey und eine philoſophiſche, wovon die eine auf Herkommen und Beſitzſtand, die andere auf das moraliſche Sollen zu bauen bemüht iſt. Ihr Kampf breitet ſich von Zeit zu Zeit über mehrere und wichtigere Gegenſtände aus, betrifft dermalen nichts geringeres als die Fürſtenrechte überhaupt, die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafen, der Leibeigenſchaft, des Sclavenhandels u. d. m. und iſt um ſo viel ſchwerer zu entſcheiden, da er, bey der noch ganz unausgemachten Gränzſcheidung des poſitiven und des natürlichen Rechtes, bald auf dem Gebieth des einen bald des andern geführt wird.

Man wird es dem Rechtsgelehrten von der hiſtoriſchen Parthey weniger verdenken können, daß er ſich ausſchließend an Fakta hält, wenn man bedenkt, daß ſeine philoſophiſchen Gegner eigentlich nur über die Behauptung, daß es eine oberſte Regel des Rechts gebe, keinesweges aber über die Frage, worin ſie beſtehe? einverſtanden ſind. Der Streit über den Grundbegriff und den erſten Grundſatz des Naturrechtes, der in eben dem Verhältniſſe verwickelter und auffallender wird, je eifriger dieſer philoſophiſche Theil der

Rechtswiſſenſchaft in den leztern Zeiten bearbeitet worden iſt, hat nicht wenig dazu beygetragen, daß man das Naturrecht nur durch eine Art von Entgegenſetzung von dem poſitiven zu unterſcheiden, und dieſes als das **Ausgemachte**, jenes als das **Streitige** zu ſchätzen gewohnt worden iſt. Die **Philoſophen** haben freylich mehrere erſte Grundſätze des Naturrechts, unter denen nur Einer oder Keiner der ächte ſeyn kann; aber die **Philoſophie** hat bisher noch keinen aufgeſtellt, wenn man nicht die Meynung Eines Mannes oder Einer Parthey auf Unkoſten aller übrigen Philoſophie nennen will. Bald wird der **Grund** des Naturrechtes mit dem **Grundſatze** verwechſelt; bald der Erkenntnißgrund vom Grunde des Daſeyns und der Verbindlichkeit deſſelben getrennt. Der eine Schriftſteller glaubt, das Naturrecht wäre von der Moral ganz unabhängig; der andere meynt, beyde flöſſen ſo ſehr in einander, daß man auf ihre Gränzbeſtimmung ſchlechterdings Verzicht thun müſſe. Der Grund des Naturrechtes wird von einigen in einem allen bürgerlichen Verfaſſungen vorhergegangenen **Stande der Natur**, von andern aber in der bereits vorhandenen Geſellſchaft aufgeſucht. Stand der Natur heißt einigen der bloße Zuſtand vernunftloſer Thierheit, in welchen kein anderes Recht als das ſtärkere gilt, andern aber der Inbegriff der urſprünglichen Anlagen der menſchlichen Natur, die man ſich in ihrer völligen Reinheit und ihrem ungehinderten

derten Gebrauche denkt. Die urſprüngliche Anlage, welche den Grund des Naturrechtes enthalten ſoll, wird bald für einen eigennützigen, bald für einen uneigennützigen Trieb, bald für die Triebfeder der Selbſterhaltung, bald für angebohrne geſellſchaftliche Neigung, bald für bloßes Bedürfniß der Sinnlichkeit, bald für eigenthümliche Handlungsweiſe der Vernunft ausgegeben. Durch jede dieſer verſchiedenen Ableitungen wird ein anderer erſter Grundſatz des Naturrechtes erhalten, der ſeine Unbeſtimmtheit und Unzulänglichkeit auffallend genug durch die verſchiedenen Formeln ankündiget, in welche er ſelbſt von denjenigen, die über ſein Weſen einig zu ſeyn glauben, eingekleidet wird. Freylich iſt es vielleicht nur die Hälfte der Bearbeiter des Naturrechtes, die über dieſe Formeln, wovon jede von ihrem Vertheidiger für den einzigen möglichen Grundſatz erklärt wird, unter einander zu ſtreiten der Mühe werth halten. Von den übrigen wird dieſe Fehde für einen bloßen Wortſtreit erklärt, indem es, wie ſie meynen, nicht ſo viel auf den Ausdruck als den Sinn des Grundſatzes ankomme, die Verſchiedenheit der menſchlichen Vorſtellungsarten über einen und ebendenſelben Gegenſtand auch Verſchiedenheit der Formeln nothwendig mache, und das Naturrecht offenbar weit mehr gewinnen müßte, wenn es durch mehrere Grundſätze als wenn es nur durch einen Einzigen unterſtüzt würde. Allein eben dieſe Gleichgültigkeit gegen die Ein-

heit des Grundsatzes dürfte wohl noch mehr als jener Streit über denselben beweisen, wie weit wir noch von dem durchgängig bestimmten Grundbegriffe des Naturrechts entfernt sind, der, wenn er einmal entdeckt und ins reine gebracht ist, alle Verschiedenheit der Vorstellungsart, und, (in wiefern die philosophische Sprache keine Synonymen hat) auch des Ausdrucks, so gewiß unmöglich macht, als er selbst einzig und in dem allen Individuen gemeinschaftlichen Charakter der Menschheit gegründet seyn muß. Allein wie sollte die durchgängige Bestimmung jenes wichtigen Grundbegriffes möglich seyn: so lange wir über das Verhältniß des sinnlichen Triebes zur Selbstthätigkeit der Vernunft nichts als streitige Meynungen aufzuweisen haben? so lange die Selbstdenker über den wesentlichen Unterschied und den wesentlichen Zusammenhang zwischen Sinnlichkeit und Vernunft uneinig, und folglich diejenigen Punkte noch ganz unentschieden sind, woraus sich allein die Natur der auf unser Bedürfniß gegründeten Forderungen der Sinnlichkeit und der auf die positive Kraft unsers Geistes gegründeten Einschränkungen jener Forderungen bestimmen lassen, so lange wir keine auf einem allgemein geltenden Prinzip feststehende Wissenschaft der ursprünglichen Einrichtung unsers Vorstellungs- und Begehrungsvermögens aufzuweisen haben? Die Erschütterung auf dem Gebiethe des Naturrechtes und allen mit demselben zusammenhängenden Feldern des positiven

Rechts

Rechtes muß alſo entweder ewig fortdauern, oder ſie muß die Entdeckung und Anerkennung dieſer neuen Wiſſenſchaft beſchleunigen, ohne welche ſich an keine Vereinigung der Selbſtdenker über einen erſten Grundſatz des Naturrechtes, ja nicht einmal über irgend einen beſtimmten Begriff von Recht überhaupt, denken läßt.

Nicht ſo leicht dürfte man die Unentbehrlichkeit der erwähnten neuen Wiſſenſchaft zur Gründung der **Moral** einräumen, von der man ſich nicht oft genug wiederhohlen kann, daß ſie auf einem unerſchütterlichen Grunde feſtſtehe, und bereits zu einer Evidenz gebracht ſey, die der mathematiſchen wenig oder nichts nachgebe. „Die Natur, heißt es, würde für das Wohl der Menſchheit und für ihre großen Abſichten mit derſelben ſehr ſchlimm geſorgt haben, wenn ſie die unentbehrliche Kenntniß des Sittengeſetzes den Spekulationen und Zänkereyen der Philoſophen überlaſſen hätte. Wirklich kündiget die Sittlichkeit an den menſchlichen Handlungen ſowohl ihre Gegenwart als ihre Abweſenheit durch unzweydeutig angenehme und unangenehme Empfindungen an, gegen welche ſelbſt die lange Gewohnheit des Laſters kaum genug verhärten kann; während ſie in demſelben Augenblick Misverſtändniß und Streit veranlaßt, als man ſie durch **Vernunft** ergründen will. Leute aus den unterſten Ständen, und Knaben, die kaum aus den Jahren der Kindheit aus-

getre-

getreten sind, wissen nicht nur die sittlichen Handlungen von den unsittlichen zu unterscheiden, sondern auch die Grade von Sittlichkeit und Unsittlichkeit genau anzugeben, wenn ihnen nur die äussern Umstände einer moralischen Begebenheit bestimmt und klar vorgelegt werden. In allen Lehrbüchern der theoretischen Philosophie lassen sich mehr oder weniger wesentliche Irrthümer und Widersprüche aufbringen; aber es dürfte schwerlich ein Kompendium der Moral anzugeben seyn, in welchem eine unmoralische Handlung als moralisch aufgestellt, oder der Begriff der Sittlichkeit in einem seiner wesentlichen Merkmahle verfehlt wäre. Aus welchem allen sich also ergäbe, daß die Moral eben so die zuverlässigste und ausgemachteste als die wichtigste und gemeinnützigste unter allen Wissenschaften wäre." Gleichwohl ist diese Zuverlässigkeit der Moral noch lange nicht so allgemein einleuchtend, daß sie nicht bis auf den heutigen Tag eben so hartnäckig bestritten als vertheidiget würde, und es ist billig, daß wir auch ihre Gegner vernehmen. „Wenn, sagen diese, unter den Moralisten mehr Einverständniß als unter den Metaphysikern statt findet: so ist dieß eine Folge der positiven Gesetze und der eingeführten Formen überhaupt, welche die bürgerliche Gesellschaft zu ihrer Erhaltung bedarf, und die mit den zu dieser Erhaltung unentbehrlichen Vorstellungsarten Ehre und Schande, Belohnung und Strafe verknüpft haben. Die durch diese Vorstellungsarten

modi-

modificierte Erziehung und Gewohnheit enthalte den Grund der sogenannten moralischen Empfindungen, die das mit den Vortheilen der Gesellschaft und ihren positiven Schutzwehren Uebereinstimmende durch Vergnügen, das ihnen Widersprechende aber durch Misvergnügen ankündigen; Empfindungen, die aber auch nur dort statt fänden, wo die äusseren Umstände des Klimas, der Organisation u. s. w. jene künstlichen Einrichtungen veranlaßet und begünstiget hätten, und die endlich bey allen kultivirten und aus dem Stande der Natur ausgetretenen Nationen am Knabenalter und an den untersten Ständen eben darum um so auffallender bemerkt werden müßten, weil dieses Alter und diese Stände am meisten für Erziehung und Gewohnheit empfänglich, und die durch dieselben erhaltenen Eindrücke durch Selbstdenken am wenigsten zu verändern im Stande wären. Die Formeln der Moralisten wären eben durch die Vieldeutigkeit ihres Wortsinnes fähig, auch in den verschiedensten Systemen immer diejenige Bedeutung anzunehmen, welche der eingeführten und politisch-nothwendigen Vorstellungsart entspreche; aber die auch also gleich streitig zu werden anfienge, wenn man sie auf die sogenannten innern Gründe der Moralität zurückführe. In eben dem Verhältnisse, als sich der Sinn dieser Formeln über die gemeine und verworrene Vorstellungsart erhebt, mit jeder Anstrengung denkender Köpfe derselben völlig aufzuhellen,

hellen, mit jedem Versuche sie alle einem gemeinschaftlichen Prinzip unterzuordnen, werde ihre Unverträglichkeit immer auffallender, und der Streit unter ihren Vertheidigern verwickelter; der, auf seine einfachsten Punkte zurückgeführt keinen unbefangenen Zuschauer zweifeln lasse, daß es unter den Moralisten gerade am allerwenigsten ausgemacht sey: ob es ein Sittengesetz gebe oder nicht.„

Das Auffallendste bey diesem Streite zwischen den Gegnern und Vertheidigern der Zuverlässigkeit der Moral ist wohl, daß beyde durch ein gemeinschaftliches Misverständniß die Wissenschaft mit ihrem Gegenstande, Moral mit Moralität, und den Grund von dieser mit dem Grundsatze von jener verwechseln. Die Einen übertragen das Daseyn, die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Sittengesetzes auf die Wissenschaft desselben; die andern das Unbestimmte und Schwankende in der Wissenschaft auf das Sittengesetz selbst. Beyde halten die Moral für unverbesserlich; die einen, weil sie ihr völlig entwickelte und aufs reine gebrachte Principien einräumen; die andern, weil sie ihr alle möglichen Principien absprechen. Beyde hemmen dadurch, soviel an ihnen liegt, die Fortschritte der Wissenschaft. Die Vernunft und die Sonne haben den Gesichts- und Wirkungskreis der Menschheit von jeher beleuchtet und befruchtet. Man hat die leuchtende und die wär-

mende

mende Kraft der Sonne aus ihren wohlthätigen Wirkungen lange vorher gekannt, als man die Handlungsweise dieser Kräfte wissenschaftlich zu untersuchen anfieng. Aber es würde eben so ungereimt seyn, jene Kenntniß der von unsrer Einsicht unabhängigen Kräfte, die immer vorhanden waren und immer gewirkt haben, mit der Wissenschaft ihrer Handlungsweise zu verwechseln, die nur durch allmählige Fortschritte nach und nach zur eigentlichen Wissenschaft werden kann, und zum Theil von dem jeweiligen Zustande unsrer übrigen Einsichten abhängt, — eben so ungereimt, sage ich, als das Daseyn jener Kräfte zu läugnen, weil die Kenntniß ihrer Handlungsweise noch nicht bis zum Range einer vollendeten Wissenschaft gestiegen ist.

Mit dem Popularphilosophen behaupten, daß man die Wohlthaten der Sonne und der Vernunft geniessen und benutzen müsse, ohne über die Art, wie wir zu derselben gelangen, nachzugrübeln, würde eben soviel seyn, als eine nicht geringere Ungereimtheit durch eine Allegorie verbergen. Je weiter die Vernunft bey einer kultivierten Nation in ihren Wirkungen fortgerückt ist, desto mehr nimmt ihr Bedürfniß zu, nach deutlicher Vorstellung ihrer Gesetze handeln. Eben dieselbe Idee, die durch Zergliederung in ihre unmittelbaren Merkmahle deutlich geworden ist, wird in dem Augenblicke undeutlich, als es über die Merkmahle jener Merkmahle zur Sprache kömmt, und die Bestim-

mung

nung derſelben Streit veranlaßt. Es giebt Krankheiten, gegen welche der menſchliche Körper durch das zarte Kindesalter geſichert iſt, und die ſich ohne die ausgebildetern Organe, ohne die Nahrungsmittel und Beſchäftigungen des reiffern Alters, nie einfinden würden. Eben ſo giebt es Irrthümer, die einen beträchtlichen Grad der Kultur des Geiſtes vorausſetzen, im Zuſtande der gänzlichen Verworrenheit des Begriffes, den ſie betreffen, unmöglich ſind, ſich erſt während der allmähligen Entwicklung deſſelben (die nur nach vielen mißlungnen Verſuchen vollendet wird) nach und nach einſtellen, aber auch durch die Nahrung, die ſie aus der größern Menge halbwahrer Einſichten ziehen, und durch den geübtern Scharfſinn ihrer Vertheidiger immer bedenklicher werden müſſen. Vielleicht gilt dieſes von keiner anderen Idee ſo ſehr als von der Idee der Sittlichkeit. Je mehr in einem Zeitalter überhaupt gedacht wird, deſto dringender wird das Bedürfniß, ſie richtig, deſto größer die Gefahr, ſie unrichtig zu denken. Sie wird unrichtig gedacht: ſo bald beym Denker derſelben entweder eines ihrer weſentlichen Merkmahle übergegangen, oder in den Inbegrif derſelben ein nicht hineingehöriges aufgenommen wird; und ſie kann gegen dieſe Unrichtigkeit nur durch eine völlig vollendete, bis an die Grenzen alles Begreiflichen zurückgeführte Entwicklung ihrer Merkmahle geſichert werden. So lange ſie nicht bis auf ihre letzten theilbaren Beſtandtheile zergliedert iſt; und ſo

lange

Valentin.

Wenn es Euer Gnaden gefällt, ſo will ich euch unterwegs mit der Erzählung unſrer Abentheuer unterhalten. Kommt, Protheus, das ſoll eure Buſſe ſeyn, einen Zuhörer der Geſchichte unſrer Liebeshändel abzugeben: Und wenn wir damit fertig ſind, ſoll unſer Hochzeit-Tag auch der eurige ſeyn, und Ein Feſt, Ein Haus, und Eine wechſelſeitige Glükſeligkeit, ein doppeltes Paar von Freunden vereinigen.

Ende des ſechsten Theils.

linge die gefundenen Beſtandtheile nicht völlig beſtimmt, und als die erſten Principien anerkannt ſind: ſo lange iſt keine Sicherheit da, daß nicht in den unentwickelten Beſtandtheilen Mangel oder Ueberfluß eines weſentlichen Merkmahls verborgen liege; die Idee wird weder rein noch vollſtändig gedacht, und iſt mehr oder weniger ein Spiel des Zufalls.

Die Idee der Sittlichkeit hat ungemein dadurch gewonnen, daß unſere Moraliſten von Profeſſion den Unterſchied zwiſchen Moralität und Legalität ſo allgemein angenommen, und das weſentliche Merkmahl, wodurch ſich das moraliſche Geſetz von jedem andern, welches den ſinnlichen Trieb einſchränkt, unterſcheidet, in dem Grunde ſeiner Verbindlichkeit aufgeſucht haben. Aber eben darum iſt es auch um ſo bedenklicher geworden, ſich über dieſen Grund zu irren, je mehr von der Beſtimmung deſſelben der ganze Sinn des moraliſchen Geſetzes abhängt. In allen Erklärungen, welche die bisherige Philoſophie von dieſem Grunde gegeben hat, kommen der Trieb nach Vergnügen und das Geſetz der Vernunft, mehr oder weniger ausdrücklich, als weſentliche Merkmahle dieſes Grundes vor *). Ich will hier keineswegs behaupſ

*) Auch in der Stoiſchen, welche das Vergnügen nur unter dem Charakter der Wolluſt aus den Triebfedern der Sittlichkeit ausſchließt, und den Trieb

behaupten, was ich nur erſt bey einer andern Gelegenheit ſtreng beweiſen zu können hoffe, daß in allen dieſen Erklärungen die Idee der Sittlichkeit durch das weſentlich überflüſſige Merkmahl des Triebes nach Vergnügen und durch das weſentlich unvollſtändige des Geſetzes der Vernunft unrichtig werde; aber dieß kann und darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß das gegenſeitige Verhältniß dieſer beyden Merkmahle, auch unter denjenigen Philoſophen, die ſich ausdrücklich für beyde erklären, ſchlechterdings unentſchieden iſt, und daß unſere denkendern Moraliſten gegenwärtig weniger als jemals über die Frage einig ſind: „ob bey der moraliſchen Geſetzgebung der Trieb nach Vergnügen der Vernunft, oder dieſe jenem untergeordnet ſey?“ Die Einen finden die Nothwendigkeit, durch welche die Regel der Vernunft zum verbindenden Geſetze für den Willen wird, im Triebe nach Vergnügen. Sie halten dieſen Trieb für den eigentlichen Geſetzgeber, der ſich der Vernunft nur zur Ausfertigung der Geſetze bediene, die allein durch ihn ihre Sanktion erhielten, und die, wie gemeinnützig auch der Erfolg ihrer Beobachtung wäre, gleichwohl für den Willen eines jeden Individuums nur durch das Vergnügen, das ihre Beobachtung gewährt oder ver-

nach dem höchſten Gute vom richtigen, ſo wie die Triebe nach den Scheingütern vom unrichtigen Urtheile des von dieſer Sekte mit der Sinnlichkeit verwechſelten Verſtandes ableitet.

verſpricht, und durch das Misvergnügen, das ſie abwendet, Intereſſe haben könnten. Die andern hingegen erkennen die Vernunft für die eigentliche und rechtmäßige Geſetzgeberin, ſprechen ihr aber, ſo wie ſie im menſchlichen Geiſte vorhanden iſt, das ſelbſtthätige Vermögen ab, die von ihr gegebenen, und zwar ohne die Sanktion des Triebes nach Vergnügen an ſich gültigen Geſetze, ohne die ausübende Macht, die bey endlichen Weſen nur in dieſem Triebe liegen könne, wirklich geltend zu machen.

Die Letztern, welche den beſtimmenden Grund der moraliſchen Verbindlichkeit im Triebe nach Vergnügen entdeckt zu haben glauben, ſtreiten ſich über die Art, wie dieſer Grund in dieſem Triebe vorhanden, ob er in demſelben urſprünglich, angebohren und natürlich, oder abgeleitet, erworben und erkünſtelt ſey? Der Trieb nach Vergnügen, meynen einige, gebe im Stande der Natur keinem andern als dem Geſetze des Inſtinktes ſeine Sanktion, und er könne die Richtung, durch welche er auf die Beobachtung eines Geſetzes, das dem Inſtinkte Abbruch thut, dringe, nur von auſſen her durch Erziehung und Gewohnheit und die Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft, erhalten. Der Staat wäre nämlich durch die eigennützigen Triebe Aller, die er in ſich vereinige, gedrungen, die eigennützigen Triebe der Einzelnen einzuſchränken, und würde durch ſein Ueber-

gewicht an Klugheit und Macht in den Stand geſezt, dieſe Einſchränkungen dadurch geltend zu machen, daß er künſtliche Privatvortheile und Privatübel mit der Beförderung oder Beeinträchtigung des gemeinen Beſten verknüpfe.

Die Vertheidiger des natürlichen Urſprungs der moraliſchen Verbindlichkeit aus dem Triebe nach Vergnügen, können gegen ihre Gegner, denen ſie nicht mit Unrecht theoretiſche Vernichtung aller Sittlichkeit Schuld geben, um ſo weniger gemeine Sache machen, da ſie ſelbſt über die Art und Weiſe, wie jene Verbindlichkeit in dem natürlichen Triebe nach Vergnügen gegründet ſey, in weſentlich verſchiedene Meynungen getrennt ſind. Die Einen unter ihnen ſuchen die Natur des Triebes nach Vergnügen in der Sinnlichkeit, oder vielmehr in dem Bedürfniſſe der Sinnlichkeit auf, verwechſeln die Sinnlichkeit überhaupt mit der durch Organiſation modificierten Sinnlichkeit, ordnen alle mögliche Arten des Vergnügens der phyſiſchen als der Gattung unter; erklären die Sittlichkeit für wohlverſtandenen und verfeinerten Eigennutz und die Tugend für das Mittel zum nothwendigen Zweck des durch Vernunft erweiterten Triebes nach Gunſt, (oder für das Mittel zur Glückſeligkeit, welche in der größten möglichen Summe angenehmer Empfindungen im höchſten Grade und in der längſten Dauer beſtehen ſoll.) Die Andern hingegen glauben in der menſch-

menſchlichen Natur zwey ganz verſchiedene Triebe nach Vergnügen annehmen zu müſſen: einen eigennützigen, der das Eigene, und einen uneigennützigen, der das fremde Wohl zum Gegenſtand hat. Das Vergnügen an fremdem Wohl und das uneigennützige Intereſſe am allgemeinen Beſten ſezt, ihrer Meynung nach, im Gemüthe einen eigenen Sinn voraus, der unter dem Namen des moraliſchen von der Sinnlichkeit unterſchieden und als der Grund der ſittlichen Verbindlichkeit angenommen werden müſſe, aber ſich nicht weiter erklären laſſe.

Diejenigen, welche die Vernunft für die moraliſche Geſetzgeberin anerkennen, ſind unter ſich darüber uneinig, ob ſie dieſe Ehre der menſchlichen oder der göttlichen Vernunft einzuräumen hätten. Die Sittlichkeit, behaupten die Einen, iſt die natürliche Handlungsweiſe des durch die Vernunft beſtimmten Willens, und der durch Vernunft beſtimmte Willen kann nichts als das Vollkommene wollen, welches das natürliche Object der Vernunft iſt. Auch ſind ſie ſo ziemlich darüber einig, daß die Vollkommenheit der ſittlichen Handlungen im Zwecke derſelben beſtehe. Was aber dieſer Zweck ſey? ob wieder Vollkommenheit, und was in dieſem Falle unter dieſer Vollkommenheit zu verſtehen ſey? Ob die Uebereinſtimmung aller Meynungen und Anlagen zur größten möglichen Genußfähigkeit? ob die größte

mögliche Entwicklung aller menschlichen Kräfte? ob das gröſste mögliche Wohl der Menschheit überhaupt? oder ob dieſs alles zusammengenommen? und in diesem Falle, welcher unter diesen verschiedenen Beweggründen den moralischen Willen zunächst bestimme? Hierüber sind die Meynungen der Vertheidiger des Grundsatzes der Vollkommenheit so sehr verschieden, daſs sie, genau besehen, nichts als den Ausdruck Vollkommenheit unter sich gemein haben.

Diese, so wie alle übrigen Uneinigkeiten über den Grund der sittlichen Verbindlichkeit, meynen die Supernaturalisten dadurch geschlichtet zu haben, daſs sie diesen Grund in dem göttlichen, durch unendliche Vernunft bestimmten, aber eben darum für eine endliche Vernunft unerforschlichen und dem Menschen nur durch Offenbarung bekannten Willen aufsuchen. Allein auſser dem, daſs die Anhänger dieser Meynung entweder unmittelbare göttliche Eingebungen, die jedem Menschen diesen unbegreiflichen Willen kund machen, oder unfehlbare Ausleger des Sinnes der heiligen Urkunden annehmen, und die Authenticität von beyden durch fortdauernde Wunder gegen alle Besorgniſs von Täuschung und Irrthum sichern lassen müssen: so sind sie auch so wenig als irgend eine andere Parthey unter sich einig, ob der menschliche Wille durch die Vernunft, oder durch den Trieb nach Vergnügen, oder durch unmittelbare Einwirkung

der

der Gottheit bestimmt werde, sich dem Göttlichen zufügen, oder welches eben so viel heißt, worin der innere Grund der moralischen Verbindlichkeit bestehe? Ich schweige hier von der mit der Idee der Sittlichkeit innigst zusammenhängenden Idee des freyen Willens, der gegenwärtig mehr als jemals von den Fatalisten geläugnet, von den dogmatischen Skeptikern bezweifelt, von den Deterministen verkannt, und von den Supernaturalisten ausserhalb der Natur aufgesucht wird. Das Unzureichende in allen bisherigen Erörterungen dieser wichtigen Idee ist manchen unsrer vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller so sehr aufgefallen, daß sie kein Bedenken getragen haben, zu behaupten, die Frage, worin die Freyheit bestände? und folglich auch, ob Freyheit wirklich denkbar wäre? sey schlechterdings unbeantwortlich, und daher auch für die Moral ganz gleichgültig.

Die durch alle diese Erscheinungen so auffallende Erschütterung der wissenschaftlichen Grundfeste der Sittlichkeit besteht eigentlich im bloßen Schwanken aller bisherigen Vorstellungsarten von der Vernunft, dem Triebe nach Vergnügen, und ihrem Verhältnisse gegeneinander, und zeugt offenbar von der noch lange nicht vollendeten durchgängigen Entwicklung der Begriffe von Vernunft und Sinnlichkeit, der selbstthätigen Kraft der einen, und dem auf Bedürfniß gegründeten Triebe der andern, dem Bestimmenden

und dem Beſtimmbaren bey der Sittlichkeit; eine Entwicklung, die nur durch die auf einem allgemein geltenden Princip feſtſtehende Wiſſenſchaft des menſchlichen Vorſtellungs- und Begehrungsvermögens möglich iſt. Jene Erſchütterung müßte alſo zum großen Nachtheil der moraliſchen Kultur entweder ewig fortdauern, oder ſie muß die Entdeckung und Anerkennung jener neuen Wiſſenſchaft herbeyführen.

Dieſe Skizze der Erſchütterungen auf allen Feldern der Wiſſenſchaften, deren Grundſätze Selbſterkenntniß des menſchlichen Geiſtes vorausſetzen, dürfte nun freylich Manchem Satyre auf den Geiſt unſers Zeitalters ſcheinen: aber in meinen Augen enthält ſie die Materialien, die eine geſchicktere Feder als die meinige zur bündigſten Lobrede auf denſelben verarbeiten würde. Die Philoſophen haben freylich von jeher geſtritten, und im goldenen Zeitalter der griechiſchen Philoſophie kamen eben die vier einander entgegengeſezten Hauptſyſteme, das Platoniſche, Ariſtoteliſche, Epikuriſche und Stoiſche zur Reife. Allein noch nie war der Streit der Philoſophen weder auf ſo vielen Feldern der Wiſſenſchaften ausgebreitet, noch von ſo vielen vorzüglichen Köpfen geführt; noch nie war der Einfluß ſeiner Gegenſtände auf das Wohl und die Würde der Menſchheit und ſein Einfluß auf dieſe Gegenſtände, mit Einem Worte, ſein praktiſches Intereſſe ſichtbarer; noch

nie

nie waren die unentſchiednen Punkte, deren Entſcheidung theils ſein Zweck theils ſeine nothwendige Folge iſt, mit ſo vieler Beſtimtheit aufgeſtellt und auf ſo einfache Sätze zurückgeführt; noch nie kündigte er eine ſo allgemeine und ſo lebhafte Anſtrengung der edelſten Kräfte des menſchlichen Geiſtes an. Nach ſo vielen ſo wohl glücklichen Vorarbeiten als mißlungenen Verſuchen; nach ſo vielen wichtigen, wirklich entſchiedenen, aber ohne Leitung eines allgemein geltenden Princips aufgelößten, und daher auch nur vorbereitenden Problemen; nach ſo vielen unnützen, abgeſchmackten und unbeantwortlichen Streitfragen, ertönt nunmehr auf allen Feldern der Wiſſenſchaften, die ihre Principien aus der Natur des menſchlichen Geiſtes erhalten müſſen, einſtimmig die große entſcheidende Frage nach dem Einen, was Noth iſt. Die **Metaphyſik** fordert das allgemein geltende Princip alles Philoſophierens überhaupt, die **Geſchichte** den höchſten Geſichtspunkt für ihre Form, die **Aeſthetik** die oberſte Regel des Geſchmackes, die **Philoſophie der Religion** die reine auf allgemein geltende Principien zurückgeführte Idee der Gottheit, das **Naturrecht** ſeinen erſten Grundſatz, und die **Moral** ihr lezтes Grundgeſetz. Die Lehrgebäude aller dieſer Wiſſenſchaften, die ihren Gegenſtänden nach auf unerſchütterlichen Gründen feſtſtehen, bis an ihre Wölbungen, und zwar ſo weit fortgeführt zu haben, daß das Bedürfniß der fehlenden Schlußſteine in die Au-

gen fällt, iſt ein Verdienſt unſers Zeitalters, das nur durch das Verdienſt jene Schlußſteine ſelbſt entdeckt, gehauen und eingepaſſet zu haben, übertroffen werden kann. So wie dieſe einmal an Ort und Stelle gebracht ſeyn werden, wird es Zeit ſeyn, daß alle Balken, Klammern und das ganze Gerüſt, das ſchon durch ſein Schwanken genug ankündiget daß es bloßes Gerüſt ſey, hinweggeräumt werden, nicht nur ohne Schaden, ſondern zum Vortheil der Gebäude. Mit einer lezten und heftigſten Erſchütterung werden die einſtweiligen Meynungen der Philoſophen über Gegenſtände, worüber die Menſchheit nicht immer blos zu meynen beſtimmt iſt, dahinſtürzen, um feſtſtehenden Grundſätzen Platz zu laſſen.

Reinhold.

II.

Fortsetzung der Proben einer Geschichte der Baukunst.

Geschichte der Baukunst bey den Griechen.

1. Allgemeiner Charakter der griechischen Kunst. Ursachen ihrer Vortrefflichkeit.

Die Baukunst zu einem mannichfaltigern und edlern Zweck zu erheben; ihre Werke für hohen Verstand und reine Empfindung interessant zu machen; durch die Baukunst mancherley Gegenstände und Bedürfnisse des öffentlichen und häußlichen Lebens zu veredeln, und sie dadurch im eigentlichsten Verstande zur schönen Kunst zu erheben, war den Griechen vorbehalten.

Die verschiedenen hohen Vorzüge dieser Nation waren das Werk derjenigen edeln Männer, welche zuerst den Gedanken von einer allgemeinen Volksfreyheit und Aufklärung fassen und eine Gesetzgebung entwerfen durften, vermöge welcher alle Bürger des Staats gleiche Rechte genossen. Die Folge davon war, daß Liebe des Vaterlands und des Ruhms, Entwicklung mannichfaltiger Kräfte

und

und Enthusiasmus für edle Thaten auch unter denjenigen Ständen erwachten, die nach dem Systeme der ältern Gesetzgebung von dem höhern Kreise der gesellschaftlichen Wirksamkeit ausgeschlossen, und also auch mit den Tugenden und Einsichten unbekannt waren, welche die Folgen derselben sind.

Es ist nothwendig, einige von den politischen Anstalten anzuzeigen, welche auf die Beförderung und Ausbildung der griechischen Kunst einen entscheidenden Einfluß gehabt, und dem Genius dieses Volks den hohen Schwung gegeben haben, den man in den Werken ihrer Kunst bewundert.

Durch die Einrichtung der Nationalzusammenkünfte bey den festlichen Spielen wurde unter den verschiedenen Staaten Griechenlands Nacheiferung und bey der Nation Gemeingeist und Liebe zum edelsten Ruhm erweckt. Hier fand wahres Verdienst in jeder Art von Kunst die Ehre der öffentlichen Belohnung in einem nur durch Vortrefflichkeit zu erwerbenden Ruhm: hier wurden die wichtigen Fortschritte und Entdeckungen einzelner Staaten und Menschen der ganzen Nation bekannt und in Umlauf gebracht; hier fand das Genie sichern Schutz gegen die Ränke des Neides, und Unabhängigkeit von dem verderblichen Götterspruch begüterter Unwissenheit. Weisheit und Sitten erhielten diese Ruhmbegierde, welche durch die Errichtung jener Spiele erregt wurde, lange auf

der

der Bahn des Würdigen und Gemeinnützigen, und breitete ihren Einfluß allmählig über alles aus, was den Menschen oder den Bürger in irgend einer Absicht veredeln konnte.

Der Geist der Freyheit, welcher aus der Staatsverfassung der griechischen Republiken entstand, und wo alles dahin abzweckte, daß der schädliche Einfluß des Ansehens und der Reichthümer aufs genaueste beschränkt, hingegen Selbstdenken und freye Untersuchung aufs möglichste befördert werde, war die Ursache, daß auch diejenigen, denen eine höhere Erziehung fehlte, dennoch Werke der Kunst sehr bald und richtig nach ihrem wahren Werth, d. i. nach ihrem Verhältniß zum Verstand und zur Empfindung, beurtheilen lernten.

Gemeinnützigkeit war der allgemeine Charakter der griechischen Philosophie: diese verbreitete ihren Einfluß über mehrere Gegenstände des gemeinen Lebens; vorzüglich aber standen die Künste unter ihrem Gebieth. Daher geschah es, daß dieselben in Griechenland zuerst auf allgemeine Grundsätze zurückgeführt und die Beobachtungen über diesen Gegenstand in ein System gebracht wurden. Bisher hatten die Griechen allein eine Philosophie und eine philosophische Sprache für die Kunst: in der Baukunst gab diese Nation der Welt die ersten bekannten Schriftsteller, indem die Urheber der wichtigsten Erfindungen in dieser

Kunst

Kunst ihren Zeitgenossen von denselben in öffentlichen Schriften Rechenschaft gaben *).

Vorzüglich aber wurde die Ausbildung und Ausbreitung der Künste durch die Erziehung befördert, welche bey den Griechen, besonders aber zu Athen, und bey den von diesem Staat abhängenden Colonien in Jonien eingeführt war. Die ganze Organisation des Jünglings ward nämlich durch frühe Uebung in gymnastischen Spielen entwickelt, und seine Sinnen wurden durch praktischen Unterricht in den schönen Künsten geschärft: durch die frühe Bekanntschaft mit den Helden- und Lehrdichtern seines Vaterlands wurde seine Seele auf eine mannichfaltige und edle Weise beschäftigt; sein Herz zu großen Thaten erwärmt, und seine Fantasie mit Schönheit und Mannichfaltigkeit in Bildern und Gestalten bereichert. So zubereitet war der junge Athenienser nach einem Gesetze des Solon verbunden, eine Kunst zu erlernen, womit er einst, unabhängig von Glück und Reichthum, sich selbst und seinen unvermögenden Vater nähren könnte.

Aus dem auf diese Weise bey der ganzen Nation erweckten und modificierten Kunstgefühl entstand der eigenthümliche und allgemeine Charakter der griechischen Kunst: Ausdruck von Weisheit im Zweck, und von Verstand in der Erfindung und Anordnung der Kunstwerke, und Darstellung

*) Vitruv in der Vorrede zum VII. Buch.

lung hoher Schönheit in der Bildung derſelben.

2. Urſprung der griechiſchen Baukunſt und erſter Styl derſelben. Erfindung der Doriſchen Ordnung.

Die Pflanzſtädte, welche die Griechen im zweyten Jahrhundert nach der Eroberung von Troja in Kleinaſien errichteten, waren die groſſe Quelle der Aufklärung Griechenlands. In der Nachbarſchaft reicher und cultivierter Völker angebaut, und ſelbſt durch Handel und Schiffarth zum Wohlſtand erhoben und zum Kunſtgefühl gereift, nahmen dieſe Städte bald an den Künſten und Wiſſenſchaften Theil, die bisher ausſchlieſſend in den reichen Monarchien des Orients geblüht hatten; und bey den Griechen noch jezt eigene Scharfſinn, durch die reine Luft des Joniſchen Himmels begünſtigt, durch Nationalehre und Ruhmbegierde gereift, und durch betriebſamen Fleiß in beſtändiger Uebung erhalten, ſezte die Aſiatiſchen Griechen bald in den Stand, ihre Vorgänger und Lehrer auch in der Baukunſt zu übertreffen. Denn eben der Scharfſinn, welcher die Jonier zuerſt bemerken gelehrt hatte, daß Ausbildung und Regelmäßigkeit der Sprache, Uebereinſtimmung des Verſebaues mit dem Gegenſtande des Gedichts, Würde und Anſtand, Natur und Lieblichkeit der Bilder, der Dichtung einen bisher unbekannten Werth gewähre —

re — eben dieser Scharfsinn lehrte sie auch, daß Werke der Baukunst durch die sichtbare Uebereinstimmung der Verhältnisse aller Theile eines Gebäudes, durch die sichtbare Weisheit ihrer Anordnung, durch die Schönheit und den Adel ihrer Bildung, und durch die Ideen, welche ihr Anschauen im Verstand oder in der Einbildungskraft veranlaßt, einen ungleich höhern Werth erlangen, als der Reichthum des Stoffs, die Schwierigkeit der Ausführung, und die zwecklose Anhäufung mannichfaltiger Bilder den Bauwerken ihrer Vorgänger je zu geben vermochten.

Die Gelegenheit, wo sich der griechische Genius zuerst durch eine wichtige Verbesserung des bisherigen Systems der Baukunst äusserte, war, einer Nachricht des Vitruvs zufolge, der Bau des Panjoniums, eines Nationaltempels der verbündeten jonischen Städte *). Hier war es nämlich, wo zuerst der Grundsatz festgesezt und in Ausübung gebracht wurde: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und diejenige Rücksicht auf ein bestimmtes Verhältniß der Theile zu einander erscheine, welche die Natur in der Bildung des menschlichen Körpers beobachtet hat **).

Die Tempel der Griechen kamen, so wie die Einrichtung ihres Gottesdiensts, vornehmlich von den

*) S. die Anmerkung D.

**) S. die Anmerkung E.

den Egyptiern her; die länglicht viereckte Form des Tempelhauses und die Eintheilung desselben in den Vortempel und den innern Tempel blieb deßwegen als eine religiose Sitte bey dieser Nation bis in die spätern Zeiten unverändert; aber im äussern Ansehn waren die griechischen Tempel von den egyptischen verschieden. Sie mußten nämlich ein abschüssiges Dach haben, welches in Egypten, wo es nie regnet, nicht nöthig war. Dieses Bedürfniß eines rohern Himmelsstrichs verwandelte der griechische Genius bey der entstehenden Ausbildung ihrer Baukunst in eine edle Verzierung der Gebäude: in Gebälke und Giebel. Sie umgaben nun das Tempelhaus mit Säulen, welche gewöhnlich in doppelten Reihen um das Gebäude herum stunden; auf den Säulen ruhte das Gebälke oder das Dachwerk des Gebäudes; an der Vorder- und Hinterseite erschien ein niedriger Giebel, welcher den Abschuß des Dachs vorstellte. Das Giebelfeld war gewöhnlich mit historischen Vorstellungen in erhabner Arbeit geziert. Das Ganze eines solchen Tempels mußte auf diese Weise durch seine äusserst einfache Anordnung, durch die edle Mannichfaltigkeit der Ansicht, und durch den Reichthum der Gestalten, welcher aus der Abwechslung von Schatten und Licht und die Veränderung der Entfernungspunkte ähnlicher Gegenstände entstund, eines der reichsten und edelsten Schauspiele gewähren, welches die schöpferische Bildungskraft des menschlichen Genius darzustellen vermag.

Die Ausbildung der Formen, wodurch alle Theile eines Gebäudes theils für ihren Zweck bezeichnet, theils zu einem schicklichen Gliede des Ganzen gebildet werden, war ohne allen Zweifel eine der ersten Angelegenheiten der Baumeister eines Volks, welches, von der Entwicklung seines Kunstgefühls an, vornehmlich nach Schönheit und Würde der Gestalt trachtete. Da aber die Formen in der Baukunst meistens idealisch und wenig durch physische Gesetze bestimmt sind: so mußte es sehr schwer werden, für jeden Theil der Gebäude eine Form zu erfinden, welche, ohne den Zweck zu entstellen oder zu verändern, dem Auge Schönheit der Bildung und Vollendung der Gestalt gewährte. Alle Profile der griechischen Baukunst sind deswegen in der ersten Epoche derselben ungemein einfach. Die Säulen hatten keine Basen, sondern standen auf einer Grundmauer von gehauenen Steinen. Diese war Stufenweise gebaut, und stellte zugleich den Auftritt zum Tempel und eine feste Grundlage des ganzen Gebäudes vor. Die Säulen standen nahe an einander; ihre Gestalt war conisch und obenaus stark verjüngt, weil dadurch die scheinbare Festigkeit derselben erhöht wurde. Um die Ansicht des Stammes reicher und mannichfaltiger zu machen, wurde derselbe mit Krimmen geziert. Der Knauf bestund aus einer starken viereckten Platte, deren Auslabung durch eine Unterlage unterstüzt war, die sich, vom Stamm aus, allmählig unter der Platte

vers

verbreitete. Das Profil dieſer Unterlage war anfänglich ganz geradlinicht und nur untenher, wo ſie den Umfang nahm, mit drey kleinen Hohlleiſten geziert; in der Folge aber wurde das Profil dieſer Unterlage nach einer elliptiſchen Linie gebildet und die Hohlleiſten durch ſchmale Stäbgen abgetheilt. Das Architrav war ſeiner Beſtimmung gemäß von ſtarkem Ausſehn: oben gab eine ſtarke Blatte demſelben die Vollendung; unter der Platte ſtanden die Tropfen der Triglyphen: dieſe leztern machten die Verzierung der Friſe aus, und ſtellten das Ende der Balken vor, welche den Dachboden des Gebäudes vorſtellten. Die viereckten Felder zwiſchen den Triglyphen blieben anfänglich offen, in der Folge aber wurden dieſelben mit Vorſtellungen aus der Heldengeſchichte in erhabener Arbeit verziert. Ueber der Friſe erſchien der Kranz, welcher, die verſchiednen Theile des Dachwerks vorſtellend, kühn über die untern Theile des Gebälkes hervorſprang, und dieſelben zu dekken ſchien. Der Kranz war, ſo weit derſelbe über die Friſe hervorgieng, von unten auf mit Abtheilungen geziert, welche, die Köpfe der Dachſparren vorſtellend, eine eben ſo reiche als zweckmäßige Verzierung ausmachten. An der äuſſern Seite erſchien der Kranz ganz flach, und war nur zu oberſt mit einer ſchmalen Leiſte gekrönt.

So war der erſte Styl der griechiſchen Baukunſt beſchaffen, der die Epoche der Erfindung

und Ausbildung der Doriſchen Ordnung begreift, und von dem Bau des Panjoniums an bis auf die Zeit der perſiſchen Kriege dauerte. An den Tempeln von doriſcher Ordnung wurde dieſer Styl auch nachher und ſo lange beybehalten, als noch ein Reſt von Achtung für alte Sitten ſich unter den Griechen erhielte. Man kann dieſe Epoche mit Recht die Zeit des hohen Styls nennen, indem die Kunſt hier ungemein einfach im Ausſehn und in der Geſtalt, aber erhaben durch den beſtimmten Ausdruck, durch die ſichtbare Nothwendigkeit eines jeden Theils, durch die einfache und ausdrucksvolle Form deſſelben, durch die kunſtloſe Anordnung und durch das Verhältniß erſcheint, wodurch alle Theile zu einem großen Ganzen gebildet werden *).

3. Zweyte Epoche der griechiſchen Baukunſt, von der Zeit des Perſiſchen bis zu Ende des Peloponeſiſchen Kriegs. Schöner Styl.

Die Zeit des Perſiſchen Krieges, wo ſich die Erhabenheit der griechiſchen Nation in Männern und Thaten in ihrem vortrefflichſten Glanze zeigt, brachte auch in der Baukunſt auſſerordentliche Männer und Erfindungen hervor. In dieſer Epoche wurden verſchiedene Nationaltempel errichtet; beſonders aber wurden Athen und die griechiſchen Städte in Aſien, welche die Perſer verbrannt hatten,

*) S. Anmerkung r.

ten, mit einer Pracht wieder aufgebaut, welche noch mehr Wetteifer des Verſtandes und der Talente, als der Macht und des Reichthums war. Auch zeichnete ſich dieſelbe durch die vorzüglichſten Fortſchritte in der Kunſt, beſonders aber durch die Erfindung der Joniſchen und Korinthiſchen Ordnung aus, wodurch die Baukunſt eine neue Geſtalt bekam.

Kreſiphon, der Baumeiſter des Dianentempels zu Epheſus, deſſen Bau gerade in den Anfang dieſer Epoche fällt *), empfand es, daß die einfache Majeſtät der Doriſchen Tempelbauart mit dem Charakter der Göttin der fruchtbringenden Natur, welche unter dem Joniſchen Himmelsſtrich in einer ſo reichen und lieblichen Geſtalt erſcheint, weniger übereinſtimme, als eine Bauart, deren Ausſehn mehr fein und zierlich ſeyn würde. Dieſe erfand er auch, und eröffnete dadurch für die Baukunſt eine ganz neue Quelle mannichfaltiger edler Formen und reicher lieblicher Verzierungen.

Schlanker und höher als in der doriſchen Ordnung erhebt ſich der Stamm der joniſchen Säule: die Geſtalt derſelben iſt nicht coniſch, ſondern, wie der Wuchs ſchöner Gewächſe, nach einer Conchoidal-Linie verjüngt. Dieſer Stamm ward jezt unten mit einigen Ringen umgeben, welche den Fuß der Säule bilden, und derſelben auch da eine Stärke und Vollendung gewähren,

*) S. Anmerkung a.

die dem untern Theile der doriſchen Säule zu fehlen ſcheint. Am Knauf wurde die untere Hälfte, welche den Deckel mit dem Stamm verbindet, beybehalten; aber viel zärter und zierlicher ausgebildet: der Deckel wurde zum Theil durch die Voluten verborgen, welche wie Blumenſtengel aus der Mitte des Knaufs hervorſproſſen und ſich an beyden Enden des Deckels ſchlangenförmig um eine Blume wickeln: auf den Seiten des Knaufs ſind dieſe Voluten mit einer baluſterförmigen Verzierung von Blättern umwunden: die Krinnen am Stamme wurden jezt tiefer ausgehöhlt und durch ſchmale Stäbe abgeſondert. So bekam dieſe Säule ein viel zierlicheres und reicheres Ausſehn, als die doriſche Säule nicht haben konnte.

Dieſem Ausſehn gemäß wurde nun auch das Gebälke feiner und leichter, d. h. im Verhältniſſe mit der Säulenhöhe, niedriger gemacht. Das Architrav wurde nun in mehrere Faſſen abgetheilt und mit einem reichern Geſimße gekrönt. In der Friſe wurden vermuthlich im Anfange die Triglyphen noch beybehalten *), bald aber, als zu ſchwerfällig, in Vergleichung mit dem übrigen Ausſehn, unterdrückt. Aus eben dieſem Grunde wurden auch die Dielenköpfe im Kranz nun gegen die Zahnſchnitte ausgewechſelt, und der Kranz an ſeinem obern und untern Ende mit einigen wenigen Gliedern von ſcharfer Zeichnung und ſchlanker Bildung bereichert.

Die

*) S. Winkelmann über die Baukunſt der Alten.

Die Erfindung der Joniſchen Ordnung erweiterte nun den bisherigen Stoff und Umfang der Baukunſt: ſie gab die erſte Idee zu einem zartern Wuchs und zu den Verhältniſſen einer feinern Bildung; ſie machte eine gröſsere Mannichfaltigkeit und eine leichtere Form der Theile und Glieder nothwendig, und war die Veranlaſſung zur Einführung der Verzierungen aus dem Pflanzenreich, welches nun für die griechiſche Kunſt eine unerſchöpfliche Quelle ſchöner und mannichfaltiger Verzierungen wurde.

Gerade in die erſten Jahre dieſer Epoche der Baukunſt fiel auch die Wiedererbauung von Athen nach der Perſiſchen Verwüſtung, und die glänzende Epoche dieſer Stadt, welche nun, durch die perſiſche Beute und ihren ausgebreiteten Handel und Beſitzungen bereichert, und durch den ſeltnen Zuſammenfluß von mehrern Männern beglückt, die ſich eben ſo ſehr durch unbegränzte Liebe des Vaterlands und des Ruhms, als durch auſſerordentliches Talent und Genie auszeichneten, die Künſte zu einer Erhabenheit des Zwecks und zu einer Vollkommenheit in der Ausführung erhob, die ſeitdem nie wieder erreicht wurde.

Die Baukunſt der Griechen blieb jezt nicht nur auf die Tempel beſchränkt: viele andere Anſtalten des Staats wurden nun bey dieſem Volk, welches mit ſeinen öffentlichen Werken immer einen groſsen Zweck und ein allgemeines Intereſſe ver-

band, und bey welchem die Künste bisher einzig als Beförderungsmittel gemeinnütziger Absichten und Anstalten angesehen wurden, durch die verbesserte Baukunst unterstüzt. Die Gymnasien, wo die Jugend zu Kampfspielen und zu den Wissenschaften gebildet wurde, und die Palästren und Rennbahnen, wo sich Erwachsene in Kriegsspielen übten, bekamen jezt nicht nur die zu ihrer Absicht und Gebrauch zweckmäßigste Einrichtung, sondern auch ein Aussehn, welches sie als eine verehrungswürdige Anstalt einer weisen Republik ankündigte *). Die Hallen, welche in den griechischen Städten zu vielfältigen Absichten bestimmt und immer zum Gebrauche der Bürger offen waren, wurden nun in größerer Anzahl und mit einer edeln Pracht erbaut: hier fand der Bürger die Bildsäulen großer Männer und die Vorstellung wichtiger Begebenheiten, von Meisterhänden gebildet, öffentlich aufgestellt **). Die Schauspielhäuser, wo der Grieche, auf Veranstaltung und Kosten des Staats, in lebendiger Darstellung Unterricht und Rührung fand, waren von großem Umfang und wurden jezt mit einer Pracht erbaut, welche die Achtung der Staatsverwaltung für die Majestät eines freyen Volks und für die Würde seiner öffentlichen Vergnügungen ankündigte ***): durch

*) Vitruv L. V. c. 2.

**) *Voyage du jeune Anacharsis.*

***) Ueber die Theater der Griechen S. Vitruv L. V. und Voyage du jeune Anacharsis.

durch Odeen von beträchtlichem Umfang und edelm Bau wurde in den griechischen Städten die Würde der Musik und des reinen Geschmacks in dieser Kunst erhalten, welcher die Sitten der Nation so viel zu danken hatten: die Menge der Grab- und andrer Denkmäler großer Männer, die man jezt allenthalben in der Nachbarschaft der griechischen Städte errichtete, verbreitete die Geschichte des Vaterlands und das Andenken großer Thaten, und wurde, da dieselbe auf alle Arten von Verdienst ausgebreitet wurden, zugleich ein mächtiges Ermunterungsmittel für jede Art von Vortreflichkeit *).

Ein Beweis aber, wie allgemein das Interesse war, welches die Nation an der Baukunst nahm, ein Beweis zugleich, daß die ausserordentlichen Fortschritte der Griechen und der auserlesene Geschmack dieser Zeit auch in der Baukunst auf deutlichen Begriffen und philosophischen Einsichten beruht habe, ist: daß die Urheber der wichtigsten Erfindungen in der Baukunst um diese Zeit (welche zugleich die schönste Periode der Litteratur und Philosophie in Griechenland war) auch als Schriftsteller in dieser Kunst erschienen, und ihrer Nation so wohl von ihren Verbesserungen und Fortschritten in der allgemeinen Theorie der Kunst, als auch von den Grundsätzen Rechenschaft gaben,

*) Von den Odeen und der Musik s. Voyage du jeune Anacharsis.

welche in der Anordnung und Einrichtung der von ihnen neu erfundenen Arten von Gebäuden befolgt werden müssen. Der Untergang dieser Schriften von welchen Vitruv *) die Namen der Verfasser und die Anzeige des Inhalts aufbehalten hat, ist ein wichtiger Verlust, so wohl für die Baukunst als für die Geschichte des menschlichen Geistes.

Diese zweyte Epoche der griechischen Baukunst dauerte von der Erfindung der Jonischen Ordnung um die Zeit des persischen Krieges an bis auf das Ende des Peloponesischen Krieges, wo der Verfall der Macht und der Sitten der griechischer Freystaaten anfieng. Aber noch das Ende dieser Epoche zeichnete sich durch eine vortreffliche Erfindung aus: Kallimachus, den die Griechen, wie Vitruv sagt, Κατατεχνος. den Meisterbildner hießen, erfand nehmlich das Korinthische Capiteel **) dieses herrliche Produkt der griechischen Fantasie und Zeichnungskunst, wodurch die Baukunst zum höchsten Grade der Feinheit und Zierlichkeit erhoben wurde, welcher sich mit der Idee von dem mechanischen Zweck und Bedürfniß der Gebäude und mit der Einfalt und Würde der griechischen Bauart und Anordnung nur je vereinigen läßt. Das Gebälke dieser Ordnung war in dieser Epoche noch ganz dem jonischen gleich: aber bis auf die Zeit Alexanders des Großen wurde diese Ordnung nie bey

*) Vitruv in der Vorrede zum VII. Buch.

**) S. Anmerkung H.

bey Tempeln, sondern einzig bey Gebäuden und Denkmälern gebraucht, wo Zweck und Sitte weniger hohen Ernst und Würde erforderten.

Allgemein verbreiteter Gemeingeist, welcher, indem er das Interesse und die edlern Triebe des menschlichen Herzens bey einzelnen Bürgern über ein großes Ganzes ausbreitet, zugleich ihren Gesichtskreiß erweitert, ihren Ideen Umfang und Würde giebt, und jede Menschenkraft in ihnen zur Thätigkeit reizt, war die vornehmste Ursache der allgemeinen Vortrefflichkeit der Kunst dieser Zeit. Unter dem Einfluß der jezt ausgebildeten und zum Enthusiasmus erhöhten allgemeinen Denkart erhob sich auch die Baukunst, über den beschränkten Zweck und Stoff der ältern Epoche, zu einem mehrere Staatsanstalten umfassenden Wirkungskreis, und dadurch zu einer Veredlung, welche die Erhabenheit des Zwecks mit Schönheit der Bildung verband, und der Kunst dieser Zeit den Namen des **schönen Styls** erwarb. Der Charakter der Werke der Baukunst aus dieser Epoche unterscheidet sich nehmlich durch das Bestreben, in jeder Art von Gebäuden, eine nach der Absicht derselben modificierte Wirkung bey Menschen hervorzubringen, deren Kunstgefühl veredelt ist — durch die vortreffliche Gestalt und Bildung aller Theile, besonders aber durch die unnachahmliche Schärfe und Zierlichkeit der Profile, — durch die feste Kenntniß, womit die Verhältnisse angegeben und

nach

nach dem Charakter und der Lage der Gebäude in den gleichen Ordnungen abgeändert ſind; — und endlich durch die ſchöne Zeichnung und Arbeit an den Verzierungen, und durch die weiſe Sparſamkeit, womit dieſelben angewendet ſind *).

4. Dritte Epoche der griechiſchen Baukunſt, vom Ende des peloponeſiſchen Kriegs bis auf Alexander den Großen. Zierlicher Styl.

In der Epoche vom Ende des peloponeſiſchen Kriegs bis auf Alexander den Großen, der lezten Periode des Glanzes der griechiſchen Freyſtaaten, war die Achtung der Griechen für die Baukunſt noch allgemeiner und größer als bisher, und dennoch waren die Fortſchritte in dieſer Kunſt ſehr geringe, weil Gemeingeiſt und edler Sinn, die mächtigſte Triebfeder großer Thaten und Erfindungen, nun allmählig verſchwand, und während dieſer Epoche nur noch in einzelnen Männern wirkte.

Hermogenes von Alabanda erfand zwar im Anfang derſelben noch eine einfachere Anordnung für die Tempelhallen und ein neues und zierliches Verhältniß für die Säulenweiten **). Auch wurden jezt Verhältniſſe und Verzierungen der korinthi-

*) S. Anmerkung 1.

**) Vitruv L. III. c. 1. 2.

thischen Ordnung näher bestimmt und mehr von der jonischen Ordnung unterschieden. Ueberhaupt aber wurde das System der Verzierungen in dieser Epoche sehr erweitert. Ein Monument zu Athen, welches noch jezt besteht und die Laterne des Demosthenes heißt, ist ein Beweis des reichen Geschmacks und der Vortrefflichkeit der Zeichnung in den Verzierungen dieser Zeit *).

Indessen aber war der allgemeine Geschmack der Nation in dieser Periode zu wenig groß und edel, der Leichtsinn im öffentlichen Leben zu allgemein, und die ökonomischen Kräfte der griechischen Staaten zu sehr erschöpft, um, wie bisher, an Monumenten von wahrer dauerhafter Größe und ernsthaftem edeln Geschmack Gefallen zu finden. Denn die höchste Zierlichkeit wurde jezt der unterscheidende Charakter des Styls und das vorzüglichste Verdienst der Kunstwerke.

Aber mehr als auf die Staatsanstalten fieng nun die Baukunst auch auf die Veredlung des häuslichen Lebens zu wirken an. Ehemals, und selbst noch zur Zeit des Perikles, waren die Häuser in den griechischen Städten nur von Holz und Lehm gebaut, und die Wohnungen der Vornehmen unterschieden sich nicht von den Hütten ihrer geringern Mitbürger. Die kleinen Häuser, welche

*) *Le Roy* Antiquités de la Grece, T. I. P. 52. *Stuart* Antiq. of Athens, p. 27.

che ein Miltiades, ein Aristides, ein Themistokles bewohnt hatten, standen zur Zeit des Demosthenes noch, und machten einen sehr auffallenden Contrast mit den prächtigen Wohnungen namenloser Männer der spätern Zeit *). Noch im Anfang des peloponesischen Kriegs, wo die Landbewohner von Attika (also der reichere Theil der Bürger von Athen) in die Stadt zogen, begnügten sich die Großesten mit schlechten runden Hütten, welche sie von dem Holze ihrer ehemaligen Landwohnungen erbauten **). Da aber Athen sich jezt allmählig zu einem Handelsstaat erhob und die Bedürfnisse der Stadtgewerbe und der vervielfältigsten Beschäftigungen zunahmen: waren die Bürger genöthiget, weitläuftigere und bequemere Wohnungen zu bauen und die Ausbreitung und Vervielfältigung der Künste gab Gelegenheit, dieselben zur Veredlung dieser Wohnungen anzuwenden. Die Pracht derselben stieg durch den zunehmenden Luxus bey einigen bis zur Verschwendung; aber auch in den Wohnungen der Geringern wurde jezt Geschmack und ein Lebensgenuß verbreitet, zu welchem sich die niedern Stände der neuern Nationen, England ausgenommen, noch nicht erhoben haben.

Es war eine Folge der ältern Sitte Griechenlands und der republikanischen Denkungsart, daß Pri-

*) *Demosth.*

**) *Aristoph.* Equites v. 789. *Thucydides* II. 17.

Shakespear.

Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt.

von

Herrn Wieland.

VIIter Band.

Mit Königl. Pohln. u. Churfürstl. Sächs. allergn. Privilegio.

Zürich, bey Orell, Gessner, und Comp. 1766.

Privatwohnungen ſich auch in dieſer Epoche nicht durch die Pracht ihres äuſſern Ausſehns auszeichneten. Die Häuſer in den Städten der Alten hatten auch in den ſpätern Zeiten keine Fenſter gegen die Straße zu; wenigſtens ſtanden dieſelben nur in der Höhe der Obergemächer *). Aber das Innere der Häuſer kündigte den Geſchmack und Prachtſinn ihrer Bewohner an. Nach dem Vitruv **) beſtanden die griechiſchen Wohnhäuſer aus zwey Abtheilungen, wovon die eine für das männliche, die andere für das weibliche Geſchlecht beſtimmt war. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen, in der Bauart und Anordnung verſchiedenen, Eingang, und jede einen Hof mit Säulenhallen umgeben. Der Hof der Abtheilung für die Männer war größer und prächtiger als der andere; an jenem lagen die Beſuch- und Speiſezimmer, die Bibliotheken, die Gemählde-Sammlungen u. d. g. Zu beyden Seiten des Hauſes ſtanden kleinere Gebäude, von dieſem nur durch einen ſchmalen Durchgang abgeſondert. Dieſe Gebäude waren zur Aufnahme fremder Gäſte beſtimmt und mit allen Bequemlichkeiten einer Wohnung verſehen. In Häuſern von geringerm Umfange war das untere Geſchoß für die männliche, das obere Stockwerk aber für die weibliche Wohnung beſtimmt. Aber alle, auch die Häuſer der geringern Bürgerlaſ-

*) Winkelmann über die Baukunſt der Alten.

**) L. VI. c. 10.

gerklassen waren mit einem Geschmacke verziert, welcher den allgemeinen Sinn dieses Volks für Schönheit der Bildung und seine liebliche und edle Fantasie beweiset. Selbst in den kleinen griechischen Landstädten in Italien, welche der Vesuv bey seinem Ausbruch bald nach dem Anfang der christlichen Zeitrechnung bedeckt hat, fand man die Wände der Zimmer in den geringern Bürgerhäusern durchaus mit Mauergemählden bekleidet, wo in der Mitte der Wand meist eine einzelne Figur vom edelsten Styl der Bildung, an den Enden aber eine Einfassung von gemahlten Verzierungen in einem leichten spielenden Geschmack erscheint.

Aber noch prächtiger und reicher als die Wohnungen in den Städten waren die Landhäuser der Griechen *). Der größere Theil der Reichen und Edeln dieser Nation waren Güterbesitzer, und aus Neigung und Sitte dem Landleben und ihrem väterlichen Heerde ergeben. Philosophie und Dichtkunst veredelten den Nationalgeschmack für das ländliche Vergnügen, den die Schönheit der Gegenden und das milde Klima Griechenlands sehr befördert hatte. Bey einem großen Theil der athenienſischen Bürger war die Neigung zum Landleben tief gewurzelt; sehr viele wohnten beständig auf dem Lande, und alle mußten bey einem Landdistrikte eingeschrieben seyn. Als die Landbewohner von Attika beym Anfange des peloponesischen Krie-

*) *Isocrates* Ed. IIr, Steph. p. 150.

Krieges zu Folge eines Volksdekrets ſich in der Stadt anbauen mußten, „ſo erweckte, ſagt Thucydides *), die Entfernung von der ländlichen Sitte und ihrer frohen Lebensweiſe, von ihren Haustempeln und von den Gräbern ihrer Voreltern bey ihnen den tiefſten Schmerz, und ſie verließen ihre bisherigen Wohnungen mit eben ſo inniger Betrübniß als verbannte Bürger ihr Vaterland.“ Nach der Beendigung dieſes Krieges nahm der Geſchmack am Landleben in Griechenland und beſonders in den demokratiſchen Staaten um ſo mehr zu, da es nun, bey der zunehmenden ſittlichen Verderbniß, für diejenigen, die nicht an den Planen und Maximen der Staatspartheyen Theil nahmen, Nothwendigkeit und Lebensphiloſophie wurde ſich in die Einſamkeit des Landlebens zurückzuziehen. Hier lebten gewöhnlich die Reichen, die der väterlichen Sitte getreu und von keinem unruhigen Ehrgeiz beherrſcht waren; hier die Männer, die ſich, in der Stille des Landlebens zur erhabenſten Tugend und zu jenen Geſinnungen bildeten, welche ſie zum Ruhm ihres Vaterlands und zur Ehre der Menſchheit erhoben haben: hier Feldherrn und Staatsmänner, die ſich aus dem geſchäftigen Leben in die Einſamkeit zurückgezogen, und hier der gröſſere Theil der Weiſen und Schriftſteller dieſer Zeit, die den Ueberreſt

*) L. VI. c. 10.

rest eines thätigen Lebens dem Umgang mit ihren Freunden und Schülern und einer philosophischen Muse widmeten. Die Bauart und Einrichtung der Landhäuser wurde durch den Geschmack und Einfluß dieser Männer in einem hohen Grade veredelt, und die Pracht und der Luxus der Landwohnungen stieg aufs höchste, da nun auch der reiche und eitle Theil der Nation den Geschmack, welchen die großen Männer für das Landleben geäussert hatten, wie den Mantel des Philosophen, aus Ton und Mode nachahmten.

Die Landhäuser der Griechen erhielten jezt, ausser den Erfordernissen der Haus- und Landwirthschaft, einige Bequemlichkeiten, welche die Einwohner der Städte durch öffentliche Veranstaltung genossen, und andere, welche der Luxus der Reichen noch nicht in den Stadtwohnungen unter den Augen ihrer Mitbürger aufzustellen wagte. Da die tägliche Uebung in Kampfspielen eine Sitte der Griechen war, und jede Stadt eigens dazu eingerichtete Häuser und Plätze hatte, so wurden jezt auf den Landwohnungen in eben dieser Absicht eigene Gebäude errichtet, welche Xysten hießen. Sie bestanden aus bedeckten Säulerhallen von ansehnlicher Breite, deren Wände mit Statuen und andern Werken der Kunst, oft mit Gegenständen zur lehrreichen Unterhaltung geziert waren *) Ausser den Portiken, womit die Höfe um-

*) de Paw Rech. sur les Grecs, T. I. 29.

umgeben waren, wurden noch andere zum spazieren und zum Genuß der freyen Luft und Aussicht hin und wieder in den Villen errichtet *). Das Baden war eine alte und allgemeine Sitte der Griechen, die aber jezt, da sie mit der orientalischen Ueppigkeit bekannt wurden, in einen schwelgerischen Luxus ausartete. Die Bäder in den Villen der Griechen machten eine eigene Abtheilung in den Wohngebäuden aus, und bestanden aus mehrern Zimmern, welche für die mancherley Bedürfnisse dieser Sitte eingerichtet und mit großer Pracht und Kunst verziert waren **). Eben so hatten die Landhäuser der Griechen Hausstempel; andere standen nahe an einem größern Tempel, dem oft ein Theil des Guts selbst zum Eigenthum verschrieben war, um die Besitzer des übrigen durch die Heiligkeit des Orts gegen Gewaltthätigkeiten zu sichern ***). Diese Tempel waren gewöhnlich mit einem der Gottheit des Tempels gewidmeten heiligen Hayne umgeben, und dienten, so wie die andern Gebäude, zur Vermehrung der Pracht der Landsitze und zur Veränderung und Verschönerung der Scenen. Die innere Einrichtung der Landhäuser war bequemer und prächtiger als in den Stadtwohnungen. Die Gesellschaftszimmer waren größer, und für jede Jahrszeit eigene Wohn- und Speisezimmer. Auch die Fassaden

*) Vitruv L. VI. c. 4. 9.

**) Vitruv L. VI. c. 7. und L. V. 10.

***) Xenophons Villa war von dieser Art.

waren anders an den Stadtwohnungen; denn jene hatten ordentliche Fenster, die in einigen Speisesälen bis auf den Boden giengen, um auch bey der Tafel das Vergnügen der Aussicht desto ungehinderter zu genießen *).

Die Form und Verzierung der Gefäße und Hausgeräthe ist bey jedem Volke das Resultat seiner Begriffe von idealer Bildungskunst oder von seiner Architektur im weitern Verstande, und steht deßwegen bey jedem in Verhältniß und Verbindung mit seinem Geschmack in der Anordnung und Verzierung der Gebäude.

Mit den Fortschritten der Griechen in der Baukunst erhob sich auch die Form und Verzierung der Gefäße bey diesem Volke zur höchsten Stufe der Schönheit. Der reiche Genius, der die unendlich mannichfaltigen und verschiedenen Formen dieser Gefäße angab, ist nicht weniger bewundrungswürdig, als die hohe Kunst, welche aus der herrlichen Gestalt und Verzierung derselben hervorleuchtet. Da die Kunst immer mehr auf die Bedürfnisse des häuslichen Lebens verbreitet ward, wurden auch die Hausgeräthe mit edelm Geschmack gebildet. Der Genius der Griechen wußte auch die geringsten davon zu veredeln, und denselben ein Ansehen zu geben, wobey der menschliche Geist bald an der zierlichen und vortrefflichen Gestalt, bald an der reichen und gefälligen Fantasie, welche

*) Vitruv L. VI. 6.

che dieſe Geräthe entworfen und gebildet hatte, ein mannichfaltiges und angenehmes Intereſſe findet. In dieſem ſchönen Styl iſt alles Hausgeräthe, welches man in den vom Veſuv verſchutteten griechiſchen Städten auch in geringern Häuſern angetroffen hat. Die Arten griechiſcher Gefäße, von der ſchönſten Bildung und geringem Gehalt, die man in den Sammlungen der Antiquarien antrift, beweiſet, daß ſich die Kunſt ſchöner Formen und Verzierungen in Gefäßen über alle Arten derſelben verbreitet, und daß der Nationalgeſchmack für ſchöne Bildung und edle Verzierung ſich auch in den Fabriken erhalten habe, welche in Griechenland zur Verfertigung der Gefäße und Hausgeräthe in verſchiednen Städten errichtet waren *).

5. Urſachen des Verfalls der griechiſchen Baukunſt und Geſchichte derſelben von Alexander dem Großen bis auf Auguſtus.

Bisher hatte ſich die Baukunſt der Griechen unter der Aegide des Gemeingeiſtes und der Würde der allgemeinen Denkungsart ſo wohl zur hohen Schönheit als zum wohlthätigen Einfluß auf die Staatsanſtalten und auf das häusliche Leben erhoben: aber ſchon in der lezten Periode der griechiſchen Freyheit zeigten ſich merkwürdige Spu-

*) de Pauw. Rech. ſur les Grecs. T. I. S. 51. 66.

S. die Anmerkung K.

ren des veränderten Zwecks und Geistes dieser Künste, und mit der Epoche, welche der Unabhängigkeit der griechischen Freystaaten ein Ende machte, erfolgte auch der Verfall ihrer Baukunst; ohne Einwirkung verheerender Barbarey, in Gegenwart der herrlichsten Denkmähler, einzig durch die Veränderung, welche in der Denkungsart und, in den Sitten der Nation entstanden war.

Die Herrschsucht und die verderbenen Gesinnungen und Leidenschaften der Großen waren die Ursache, daß, so wie es ehemals die einzige Absicht der Gesetzgeber der demokratischen Staaten war, die Denkart des Volks zum Gemeingeist und edlen Freyheitssinn zu erheben, es nun in spätern Zeiten einziger Zweck der Demagogen wurde, den geraden Sinn des Volks irre zu führen und dasselbe zum Werkzeug politischer Partheyen zu machen. Nicht die Werke des Phidias, nicht der Bau des Parthenions und der Propyläen waren es, wodurch Perikles den ehemaligen Sinn des athenienſischen Volks verdarb; sondern die Maximen von Herrschaft und ungerechter Gewalt, welche er zur Erhaltung eines unbeschränkten Ansehns bey der athenienſischen Volksversammlung verbreitete; der tödtliche Stoß, den er, in eben dieser Absicht, den Sitten und der Verfassung seines Vaterlands dadurch gab, daß er das Sittengericht des Areopagus beschränkte, und die Anzahl und Gewalt des Pöbels in den Volksversammlungen

gegen

gegen die bisherigen Grundgesetze des Staats vermehrte; dadurch bereitete er das Verderben seines Volks, den Einfluß und die Ränke der Demagogen, ihre Geringschätzung wahrer Verdienste und Tugend, den eiteln Uebermuth des Pöbels und den Leichtsinn und die Thorheit, womit nachher die öffentlichen Geschäfte behandelt wurden. Mit der Weisheit und Würde in öffentlichen Geschäften verschwand dieselbe auch aus der allgemeinen Denkungsart, und so wurde der ehemalige Nationalgenius der Griechen, Gemeingeist und edler Sinn, geschwächt und dadurch die mächtigste Triebfeder großer Thaten und Erfindungen abgestumpft.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Baukunst in der lezten Periode der griechischen Freystaaten keine Denkmäler eines großen und edeln Styls in öffentlichen Werken und keine merkwürdige Erfindung hervorgebracht habe, als solche, die sich entweder auf Erhöhung des Reichthums und der Verzierungen in öffentlichen Gebäuden, oder auf die Pracht und den Luxus der Privatwohnungen beziehen. Unstreitig war die Achtung der Nation für die Baukunst noch eben so groß und so allgemein als je, aber die Natur des Vergnügens, welches man bey Kunstwerken zum Zweck hatte, war mit der allgemeinen Denkungsart ganz verändert. Der eitle Leichtsinn der leztern Zeit hatte nehmlich jezt die Neigung zur Kunst in eine unbegränzte Begierde verwandelt, und zwar in ei-

ne Begierde, der nicht Unterricht, sondern Unterhaltung, nicht weisen Genuß und Nahrung für schöne Gesinnungen, sondern entweder Befriedigung einer thörichten Eitelkeit oder Nahrung für einen Sinn zum Zweck hatte, der nach beständigem Genuß ohne Anstrengung und ohne Gebrauch der edlern Kräfte schmachtet.

Voll von jenem Reiz, welchen feiner Witz und leichte Empfindung gewähren, voll von Geist und Leben, aber ohne jugendliche Kraft und Adel, wie die weibliche Schönheit, bey welcher Erziehung und Sitten Nervenschwäche und Leichtsinn erzeugt hat, war die griechische Kunst, als diese Nation jezt, mehr durch ihre eigene Verdorbenheit als durch Philips Genie und Alexanders Muth besiegt, zum Werkzeug der Despotie und ihre Kunst und Scharfsinnigkeit zur Knechtschaft der Eitelkeit herabsank.

Alexander selbst und viele seiner Nachfolger waren zwar durch die Einwirkung der Philosophie und einer durch die allgemeinen Sitten begünstigten Neigung zu einem verfeinerten Lebensgenuß mehr als die ältern Despoten des Orients veredelt. Sie kannten und ehrten die Künste. Noch waren die Schriften und Werke der ältern Meister vorhanden, und noch standen unter den Künstlern selbst Männer auf, die durch Liebe zum Ruhm entflammt und durch den Prachtsinn und den Geschmack der griechischen Könige unterstüzt,

nach

Bibl.
Acad.
Lund.

nach hohen Ideen ſtrebten *). Aber das edlere Ziel der Kunſt war nun verrückt, und der Sinn der Nation dafür durch Luxus verfälſcht. Eitler Prunk von Macht und Reichthum war nun das, was der Stolz der Könige, und üppige Unterhaltung und wokuſtige Pracht das, was der verdorbene Sinn der Nation allein in Werken der Kunſt ſchätzen konnte. Nothwendig mußte dabey der Adel der Ideen und allmählig auch die Schönheit der Bildung abnehmen: die lezte erlag nehmlich zuerſt unter dem Beſtreben, Reichthum der Verzierungen zu häufen, und verſchwand allmählig ganz, weil ſie aufhörte der erſte Zweck der Künſtler zu ſeyn.

Alexandria und Antiochien waren in dieſer Epoche der vornehmſte Schauplatz der griechiſchen Baukunſt. Dieſe Städte wurden von Grund aus neu erbaut, und der aufgeklärte Prachtſinn der griechiſchen Könige und der Luxus und Reichthum ihrer Bewohner zierten dieſelben mit Gebäuden, welche an Umfang, an Pracht und Koſtbarkeit des Bauſtoffs und an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Verzierungen, nach dem Zeugniß der alten Schriftſteller **), die Gebäude des alten Griechenlands weit übertrafen. Aber die Verheerungen der Zeit und die Wuth barbariſcher Völker haben dieſe Städte von Grund aus umgekehrt und

*) *Vitruv. Praef. ad Lib. II.*

**) *Strabo* L. XVII. p. 1140 ſq. L. XVI. 1087.

von der ehemaligen Pracht ihrer Gebäude nichts als zerstörte Trümmer übrig gelassen. Die einzigen noch vorhandenen Denkmähler der Baukunst sind die Ueberbleibsel einiger griechischer Städte in Asien, welche durch die Bemühungen einiger Engländer vor einigen Jahren ausgemessen und bekannt gemacht worden sind *).

Die Ueberreste dieser Gebäude erwecken den höchsten Begriff von der damaligen Pracht der Bauart, und von dem reichen und zierlichen Geschmack dieser Zeit. Die Plane derselben sind reich, groß und ungekünstelt, und zeugen, so wie die Verzierungen, von einer durch feinen Geschmack und reiche Fantasie unterstützten Ueppigkeit. Aber an einfacher Weisheit der Anordnung, und an hoher Würde des Ausdrucks, so wie an Vortreflichkeit der Bildung und des Styls, sind diese Gebäude weit unter den Monumenten der schönen Zeit der griechischen Kunst.

Zudem war jezt mit dem Freyheitssinn und der ältern Denkungsart der Griechen auch die ehmalige Lebenskraft ihres Geistes verschwunden, die sich einst in so zahlreichen und vortrefflichen Erfindungen geäußert hatte. In der ganzen Epoche von Alexander dem Großen bis auf die Zerstöhrung der griechischen Herrschaft, brachte die Baukunst dieses Volks, ungeachtet der Menge neuer

*) The Ionian Antiquities by *Chandler* Land. 1769.

neuer Städte, die in ſeinen weitläuftigen Eroberungen aufgeführt wurden, und ungeachtet des ungleich gröſſern Reichthums der Nation an Stoff und Gegenſtänden für die Kunſt, keine Erfindung hervor, die ſich für die Nachwelt als merkwürdig ausgezeichnet hätte.

In der lezten Periode der griechiſchen Königreiche, ſank der Geſchmack in der Baukunſt tief herab. Die Könige waren meiſtens abſcheuliche, und der gröſte Theil des Volks durch Ueppigkeit und Sclavenſinn höchſt verdorbene Menſchen. Unter dieſem allgemeinen Unverſtand verlor ſich allmählich jede Idee von Würde und Schönheit der Kunſt; und es war eine natürliche Folge der allgemeinen Ueppigkeit, daß nun Geſchmack in der Kunſt, in den allgemeinen Begriffen nichts anders als ein lüſterner Neuheitstrieb, und Talent das Delirium war, welches dieſem Trieb durch ſeltſame und übertriebene Produkte zu entſprechen ſuchte. Der verdorbene Geiſt der Zeit war jezt unfähig den Werth der ernſten nüchternen Weisheit des hohen Styls zu ſchätzen und ſeine Grundſätze zu umfaſſen, und zu unſtät, um an der zierlichen Pracht der ſpätern Zeit, die nun nicht mehr neu war, Gefallen zu finden. Es entſtand alſo in der Baukunſt wie in den Verzierungen ein neuer abenteuerlicher Geſchmack, wovon man, die Verzierungen betreffend, ſo wohl in den Gemählden des Herculanums, als in den Klagen des Vitruvs über

den

den verdorbenen Geſchmack ſeiner Zeit, vielfältige Beweiſe findet. *)

Auch an den groſsen öffentlichen Werken der Baukunſt, bey deren Anordnung ſonſt die von den ältern Meiſtern feſtgeſetzten Regeln befolgt wurden, äuſserte ſich ein verdorbener Geſchmack. An einem noch jezt vorhandenen Monumente von doriſcher Ordnung, welches die Stadt Athen dem Auguſt zu Ehren errichtet hat, vermiſst man den männlich kühnen Character, den dieſe Ordnung in den ältern Werken zeigt. Der Stamm iſt höher und weniger verjungt, und die Profile weniger ausgeladen, und dadurch der Ausdruck weit ſchwerfälliger und weniger kühn und edel, als an den Denkmalen der ſchönen Zeit. **)

So erfand der Scharfſinn der Griechen zuerſt allgemeine Grundſätze für die Bau- und Verzierungskunſt. Das edle, durch Gemeingeiſt und Liebe zum Ruhm begeiſterte Genie der Nation, erhob dieſe Kunſt allmälig zur höchſten Schönheit und Würde, und breitete ihren Einfluſs über mancherley Gegenſtände und Bedürfniſse des öffentlichen und des häuslichen Lebens aus. Mit dem ſittlichen Verfall der Nation wurde die Baukunſt einer

*) *Vitruv.* VII, c. 5. et paſſim.

**) *Le Roy* Antiq. de la grece T. II. p. 45. *Stuart* Antiq. of Athens. p. 1. S. die Anmerkung L.

einer der vornehmſten Gegenſtände des Luxus, und durch dieſen ſank der Geſchmack allmälig bis zum Unſinn und zur Barbarey herab. Die Römer ſtellten die Baukunſt der Griechen, in einer um etwas veränderten Geſtalt, wieder her; und ſie wurde das Mittel, wodurch dieſe Nation der Nachwelt ihre Größe und ihren gebildeten hohen Sinn dargeſtellt hat; bis die Kunſt auch da mit dem Verfall der Macht des Reichs, und der römiſchen Denkungsart zu Grunde gieng; und endlich bey den neuern europäiſchen Nationen wieder auflebte, bey welchen die Wiederentdeckung der griechiſchen Baukunſt die Veredlung der Sitten und der Künſte mächtig befördert hat.

Man hat in ältern und neuern Zeiten ſehr oft den Verfall der Sitten in Griechenland der Einführung und dem Einfluß der Künſte zugeſchrieben. Wenn man die griechiſche Geſchichte ſelbſt zu Rathe ziehet, ſo erhellet, daß die Künſte im Anfang eines der vornehmſten Hülfsmittel zur vorzüglichen Veredlung dieſer Nation geweſen ſind, und daß Gemeingeiſt und hoher Sinn bey derſelben mit der Vortreflichkeit der Künſte zu gleicher Zeit geſtiegen und wieder gefallen ſey; — daß alſo die Künſte in Griechenland lange mit der höchſten Nationaltugend und ohne verderblichen Einfluß auf die Sitten beſtanden haben. — Auch war die Einführung der Künſte nicht die Urſach des Schwelgſinns und Luxus, wodurch die Sitten

ten in Griechenland verderbt wurden. Denn Schwelgsinn und Luxus, sind ein moralisches Gebrechen der Menschen und Völker, bey welchen leidenschaftliche Selbstsucht allgemeiner Grundtrieb der Handlungen ist, und Gemeingeist und edle Gesinnungen unbekannt sind; und dieses Gebrechen ist, wie das Beyspiel der Osmanen und anderer noch roherer Völker beweißt, ganz unabhängig von der Bekanntschaft mit der Kunst: nur wird der Luxus bey Nationen, die mit den Künsten bekannt sind, diese vornehmlich zum Gegenstand und zum Mittel seiner Aeußerung wählen. — Luxus kann also ohne Künste, und Kunst ohne Luxus bestehen: unfehlbar aber wird der Luxus da, wo er mit den Künsten verbunden ist, auch den Verfall der leztern nach sich ziehen.

Anmerkungen und Erläuterungen.

A. Ueber die indischen Tempelhölen und die Zeit ihres Baues. S. 129. des vorigen Monatsstücks.

Mehrere Nachrichten von den indischen Tempelhölen findet man in Archaeologia or miscellaneous Tracts, relating to Antiquity. Vol. VII. N. 32 34. 35. und a comparatif View of the ancient Monuments of India. 4. London 1786.

Ein Auszug aus den bisherigen Nachrichten über diese Monumente ist im 9ten Theile von Ebelings Sammlung von Reisebeschreibungen enthalten.

Die

Die engliſchen Verfaſſer der obbenannten Abhandlungen nehmen zwar an, daß die Monumente der indiſchen Baukunſt weit neuer ſeyn, als die Denkmähler der egyptiſchen und griechiſchen Kunſt, und daß Indien erſt ſeit dem Zuge Alexanders mit den Künſten bekannt geworden. — Allein einerſeits iſt die ältere Geſchichte von Indien bey weitem noch nicht genug beleuchtet, um die Epoche ihrer Kunſtwerke mit einiger Gewißheit zu beſtimmen, und andererſeits iſt der Charakter dieſer Bauwerke ſo ſehr von dem Charakter der griechiſchen Kunſt verſchieden, ſo ganz original, daß ich kein Bedenken trage, die Erfindung dieſer Bauart ganz den Indianern zuzuſchreiben.

Die Wahrſcheinlichkeit, daß Künſte und geſellſchaftliche Verbindung in Indien älter ſey als in Egypten und vermuthlich dort ihren Urſprung genommen haben, beruhet theils auf einzelnen im Texte ſelbſt berührten Stellen der Geſchichte, theils auf den phyſiſchen Vorzügen, welche Indien vor Egypten und jedem andern Lande hat, wo entweder das Klima oder die Beſchaffenheit des Bodens, die Verheerungen der Flüſſe und andere Naturrevolutionen den Unterhalt und die Sicherheit groſſer Geſellſchaften und dadurch das Entſtehen der Künſte weit mehr behinderten.

B. Ueber die Denkmähler der egyptiſchen Baukunſt. S. 135.

Zur nähern Kenntniß der egyptiſchen Baukunſt gehört vorzüglich D. Edw. Pococke Deſcription of the Eaſt. 2 Vol. Fol. Lond. 1743. und Lewis Mordens Travels in Egypt and Nuby by Per. Templemann. 2 Vol. Fol. London 1757.

Dr. Pocockes Beſchreibung des Morgenlandes iſt ins Teutſche überſetzt, aber die Kupfer ſind ſehr ſchlecht. Notdenc

dens Reisen (er war ein Teutscher) kamen schon 1755. zu Koppenhagen in französischer Sprache heraus; aber die englische Ausgabe ist weit vorzüglicher. Einen Auszug davon, der auch ins teutsche übersezt ist, gab Dr. Templemann in englischer Sprache heraus. Er enthält aber nichts weiter als das Reisejournal des Verfassers und ist zur Kenntniß der egyptischen Baukunst ganz unbrauchbar.

C. Ueber den Kunstwerth der Salomonischen Gebäude. S. 141.

Am Ende des XVI. Jahrhunderts bewieß der Jesuit Villalpandus in dreyen Folianten, daß im Tempel Salomons nicht nur die Säulenordnungen, sondern auch alle Herrlichkeit der griechischen Kunst enthalten gewesen sey. Herr Ritter und Hofrath Michaelis bewies neuerlich in einer besondern Abhandlung, daß die hohe Meynung von der Baukunst der Hebräer zur Zeit Salomons ein sehr unbegründetes Vorurtheil sey. Herr Justizrath Niebuhr, der die prächtigen Trümmer der Mauern von diesem Tempel selbst gesehen hat, ist über den architektonischen Werth dieses Gebäudes sehr von Herrn R. Michaelis verschieden.

Da ausser den Mauern, womit der Berg, wo der Tempel stand, umgeben war, nichts mehr vorhanden ist, so ist die Frage einzig: was vermochte die Kunst zu der Zeit, wo derselbe errichtet wurde? Nun ists gewiß, daß Salomon in der Lage war, die egyptische und phönicische Kunst seiner Zeit zu benutzen. Beyde waren damals im höchsten Flor; und die orientalische und phönicische Kunst hatten überhaupt vor der egyptischen den Vorzug, daß sie reicher an Verzierungen und an Produkten der Imazination war, und daß sie mehr als diese von Hol; und Metallen Gebrauch mach-

machte: in dieſer Rückſicht konnte alſo der Salomoniſche Tempel vor den egyptiſchen Gebäuden einen wirklichen Vorzug haben. Was aber die Schönheit der Formen und den innern Kunſtwerth dieſer Verzierungen betrift, ſo waren dieſe zu den Zeiten Salomons unbekannt. Aber Ezechiel der um einige Jahrhunderte ſpäter lebte, konnte bey dem neuen Plan, den er für den Jeroſolymitaniſchen Tempel angab, auch ohne Einwirkung einer höhern Kraft von Verhältniſſen in der Anordnung des Plans und von einem edlern Verzierungsſyſtem reden, weil die Baukunſt damals im Orient und beſonders in Kleinaſien beträchtliche Fortſchritte gemacht hatte, und wirklich die Anordnung der griechiſchen Tempel ſo wie die doriſche Säulenordnung damals ſchon erfunden war.

D. Ueber die Epoche der Erfindung der doriſchen Ordnung.

Die Nachricht, die Vitruv B. IV. c. 1. vom Bau des Panjoniums giebt, kann aus Herod. L. I. 148. 170. und aus Strabo L. XIV. p. 947. ergänzt werden. Das Panjonium war nehmlich ein Tempel auf dem Vorgebirge Mycala: aber nicht dem Apollo, ſondern dem Neptunus Helleniku gewidmet. Auch konnte derſelbe nicht, wie Vitruv vermuthen läßt, bald nach der Ankunft der Griechen in Aſien erbaut ſeyn: denn zu einer ſolchen Unternehmung mußten die griechiſchen Colonien erſt durch Bezwingung der benachbarten Völker geſichert (S. Herodot in den angeführten Stellen) und durch feſten Handel und Schiffarth einigermaßen bereichert ſeyn. Wenn man alſo den Bau des Panjoniums um 200 Jahre nach der erſten Ankunft der Jonier in Aſien hinausſezt, ſo fällt derſelbe in die Zeit der Errichtung der olympiſchen Spiele und der

Erbauung von Naucratis, alſo in die Epoche des erſten regelmäßigen und feſten Verkehrs der Griechen mit Egypten. Nach Herodot. l. 178. wurde der Bau des Panjoniums noch in ſpätern Zeiten durch die Freygebigkeit des egyptiſchen Königs Amaſis unterſtüzt.

E. Ueber das urſprüngliche Verhältniß der doriſchen Säulen.

Vitruv, der nur Compilator war, und die ältern Monumente der griechiſchen Kunſt nur aus unvollſtändigen Nachrichten kannte, ſagt zwar B. IV. c. 1. die Jonier haben das Verhältniß der Höhe der doriſchen Säule zum Durchmeſſer gerade wie das Verhältniß des Fußes zur Höhe am menſchlichen Körper beſtimmt. Allein dieß ſteht mit allen noch vorhandenen ältern Monumenten dieſer Ordnung im Widerſpruch: denn alle dieſe Monumente haben weniger als ſechs Durchmeſſer zur Höhe.

F. Denkmäler des erſten Styls der griechiſchen Baukunſt.

Zu den älteſten Denkmählern der doriſchen Ordnung und des älteſten Styls der griechiſchen Baukunſt gehören die Ueberreſte von drey Tempeln, welche le Roy bekannt gemacht *). Die Fortſchritte dieſes Styls bemerkt man in den Monumenten von Peſto **) und in den Denkmählern von doriſcher Ordnung, welche in Sicilien und Groß-Griechenland ***) übrig geblieben und bekannt gemacht ſind. Der Tempel des Theſeus, den Cimon zu Athen erbauen ließ, ****) bezeichnet den Uebergang zur Zierde und zur vollendeten Bildung in der doriſchen Ordnung.

*) le Roy Monum. T. I. Tab. XV. u. XVI. und Tom. II. Tab. XVII. **) les Ruines de Paeſtum par Th. Major 1768.

Romeo und Juliette.

Ein

Trauerspiel.

1768. und Ruine di Peſto Rom. 1784. ***) Voyage Pittor. de Naples et de Sicile. ****) le Roy T. I. Tab. XVII. XVIII. XIX.

G. Ueber die Epoche der Erfindung der joniſchen Ordnung.

Vitruv nennt in der Vorrede zum VII. Buch unter den Schriftſtellern, welche er der Zeitordnung nach aufzählt, den Kteſiphon nach dem Agatharchus, der ein Zeitgenoſſe des Aeſchylus war. Und Plinius, der Naturaliſte, führt B. XXXVI. Abſchn. 21. eben dieſen Baumeiſter unter dem Namen Kteſiphon an, und erzählt, daß eine von den verzierten Säulen des Dianentempels eine Arbeit des Scopas geweſen, der in der 87. Olympiade gelebt hat. (Ebendeſſ. B. XXXIV.

H. Geſchichte der Erfindung des korinthiſchen Knaufs.

Da die Geſchichte der Erfindung des korinthiſchen Capiteels, welche den Geiſt der griechiſchen Bildungskunſt ſo gut charakteriſiert, vielleicht einem Theil meiner Leſer unbekannt iſt, ſo füge ich dieſelbe hier, nach *Vitruv L. IV. Praef.* in einer Note bey. Zu Korinth, ſagt er, ſtarb ein Mädchen in der jungfräulichen Blüthe. Ihre Amme ſezte einige Geräthe, die ihr lieb geweſen waren, in einem Korbe auf ihr Grab; der Korb war mit einem großen Ziegelſteine *) bedeckt und war von ungefähr auf eine Acanthenpflanze zu ſtehn gekommen: dieſe ſchlug aus; die Blätter der Pflanze umgaben den untern Theil des Korbs, und die Stengel wuchſen bis oben an den Korb heran, wo ſie ſich unter dem Ziegel ſchneckenförmig umbogen und mit einer kleinen Blume endigte, welche in der Mitte dieſer ſchnek-

kenförmigen Biegung herausſproſte. Kallimachus, der dieſes niedliche Spiel der Natur im Vorbeygehn beobachtete, nahm von demſelben die Idee zu einem neuen Säulenknauf, der, nach dem Ort ſeiner Erfindung, der korinthiſche genannt wurde.

*) Die Alten hatten eine Gattung Mauerziegel, welche ſehr groß und ganz viereckt war.

I. Denkmähler des zweyten Styls der griechiſchen Baukunſt.

Zu den Monumenten des zweyten Styls der griechiſchen Baukunſt, welche bekannt gemacht worden ſind, gehören, für die doriſche Ordnung, das Parthenion oder der Minerventempel in der Citadelle zu Athen *) und die Propyleen daſelbſt; **) zu den Monumenten der joniſchen Ordnung aber der Tempel Minerva Polias zu Athen ***) und ein Tempel des Bachus in Teos. ****)

*) le Roy Tom. 20. 21. 22. **) Idem Tab. 24. 25. 26. ***) Idem Tab. 27-31. ****) Voyage Pittor. de la Grece T. I. Tab. 124.

K. Ueber die Denkmähler der dritten Epoche der griechiſchen Baukunſt und von ihren Wohngebäuden und Gefäßen.

Auſſer dem im Anfang des 4. Cap. angeführten Monumente zu Athen, ſind aus der dritten Epoche der griechiſchen Kunſt keine andern Denkmähler bekannt gemacht, als die Trümmer zweyer joniſchen Tempel in Kleinaſien, davon der eine dem Apollo Didymäus, der andere der Minerva Polias gewidmet war *). Die Häuſer in den griechiſchen Städten ſind theils aus Vitruvs Beſchreibung, theils aus einzelnen Stellen der Alten bekannt. Der Verfaſſer der

Reiſen

Reiſen des jungen Anacharſis hat ſich durch die Sammlung und Vergleichung dieſer Stellen auch um die Geſchichte der Baukunſt der Alten ein Verdienſt erworben. Von den Landhäuſern der Griechen ſind zwar keine bekannten Ruinen mehr vorhanden; aber theils die in ihren Schriften zerſtreuten Nachrichten, theils die Anweiſung, welche Vitruv für den Bau der Landwohnungen und der dahingehörigen Gebäude hinterlaſſen, und die Fragmente alter Villen, welche man in den Gegenden von Baja und Neptuns angetroffen hat, ſind genug, uns ihre Pracht und Einrichtung kennen zu lernen. Von den Gefäßen der Alten und von ihrem Hausgeräthe geben das Muſaeum Herculanum und die Vases Etrusques, welche d'Hancarville beſchrieben hat, weitläuftige Nachricht: aber auch einen ſehr unvollſtändigen Begriff von ihrer Schönheit.

L. Denkmähler aus der Zeit des Verfalls der griechiſchen Baukunſt.

Zu den bekanntgemachten Denkmählern aus der Zeit des Verfalls der griechiſchen Baukunſt gehört das im Text angeführte doriſche Monument des Auguſts zu Athen, welches le Roy und Stuart beſchrieben haben: ferner die Trümmer eines doriſchen Monuments zu Halicarnaſſus *) und die übriggebliebenen alten Gebäude zu Mylaſſo **).

*) Voy. Pitoresq. de la Grece, T. I. Tab. 100. 101.

**) Ebendaſ. Tab. 83—92.

III.

Ueber

Lage, Wachsthum, Umfang, Volksmenge, und Ansicht von Paris.

Zweyter Brief.

Paris, den 3ten Junius 1789.

Die neue Mauer wird, wenn sie ganz fertig ist, zwölf tausend drey hundert Toisen oder beynahe drey und eine halbe Meile im Umfange haben. Sey der Beweggungsgrund zu ihrer Erbauung welcher er wolle, immer bleibt es ein ausserordentliches Werk, das dem ausserordentlichen Jahrhundert, worin wir leben, angemessen ist. Diese ungeheure Linie von Stein und Kalk ist stellenweise mit pallastähnlichen Gebäuden aufgeschmückt, die zur Einnahme der Gefälle bestimmt sind, welche der erfindungsreiche Finanzgeist der Franzosen, der verschwenderische Könige und gierige Generalpächter zu versorgen hatte, in tausenderley verschiedenen Arten zu ergrübeln verstand. Die grosse chinesische Mauer war bestimmt, den Anfällen feindlicher Horden ein Ziel zu setzen, die große parisische, das Kontrebandieren zu verhindern. Man sieht, wovor sich jene Zeiten zu schützen hatten, und wovor man unsre gern bewahren möchte. Die

alten

alten Chineſer erhielten ſich durch die ihrige blühende Saaten, reiche Heerden, fruchtbare Gärten und eine wohlfeile Zehrung; aber die Pariſer werden durch die ihrige von dieſen Dingen abgeſchnitten und in eine unfruchtbare Steinmaſſe zuſammengedrängt, in welcher ſie ihre Lebensmittel theurer verzehren ſollen, als auf irgend einem andern Punkt im ganzen Reiche. Jene ſchüzte und nüzte dem Beherrſcher, weil ſie ſeine Unterthanen ſchüzte und nüzte; dieſe ſchüzt den König vor ſeinen eigenen Unterthanen, nüzt nur ihm, und ſchadet dieſen. Es iſt der Triumph der Verſchrobenheit unſrer Zeiten, daß das Intereſſe der Könige dem Intereſſe der Unterthanen faſt in allen Punkten entgegen ſteht.

Die Mauer iſt achtzehn Schuh hoch und zwey und eine halbe Elle dick. Ich wünſchte Ihnen ſagen zu können, lieber R**, wieviel eine Klafter dieſes Mauerwerks koſtete, um einen ungefähren Anſchlag über das Ganze machen zu können. Gewiß iſt es, daß ſie dem gemeinen Weſen dreyfach mehr koſtet, als ſie einem Partikulier gekoſtet haben würde: denn die Lieferanten der einzelnen Materialien, die Aufſeher darüber, die Kaſſierer, Bauverwalter und Baumeiſter ſind reich dabey geworden, und eben ſo reich die Geldmäkler und Kapitaliſten, welche Geld herſchoſſen, wenn nichts mehr in der Baukaſſe war. Die Patrioten fluchen über dieſe Unternehmung, der Bürger ſeufzt

und witzige Köpfe lachen darüber. Lezteres nennen die Mauer, mit einer Anspielung auf nouvelle enceinte, die ceinture d'or de la très chaste Ville de Paris *).

Vielleicht noch höher als die Mauer selbst kommen die Büreaux, Gueriten und Observatorien zu stehen, in welche sie bey den verschiedenen Zugängen der Stadt oder den Barrieren ausläuft. An jeder Barriere bemerkt man deren eins, zwey bis drey, alle mit Säulen und Statuen aufgeschmückt, die dem Ankömmling hohe Ideen von der Stadt beybringen müßten, in die er zu treten im Begriff ist, wenn er sie nicht an sich und auf andre Angaben gebaut, schon hätte. Einige davon gehen ins Ungeheure, wie z. B. die Bureaux von der Seite der Vorstadt St. Martin und St. Denis. Aber eben diese Ungeheuerlichkeit, die durch ihre Pracht und Größe den Mund des Beobachters stopfen soll, dringt ihm nur desto bittere Klagen ab, weil er nicht vergessen kann, daß sie auf den Rücken des Unterthan gebaut sind, der, je größer die Last ist, desto schwerer daran zu tragen hat; und er wird, statt das Pracht zu nennen, was als solche gelten soll, es vielleicht despotischen Uebermuth nennen, der dicke eiserne Ketten vergolden läßt, damit sie — nicht schwer sind und nicht drücken. Aber auch dies ist für den wunderbaren eiteln Sklavensinn dieser Nation berechnet,

*) Den goldnen Gürtel der gar keuschen Stadt Paris.

ner, der unter einer prächtigen Kolonnade erdrückt daliegt und doch Augen und Finger zu ihr hinausstreckt und extatisch ausruft: Ah! qu'elle eſt belle! qu'elle eſt majeſtueuſe! Monſieur, en avez-vous vû de ſemblables? *)

Der Geſchmack, worin dieſe koloſſaliſchen Zollbuden erbaut ſind, iſt weder edel, noch rein, noch paſſend. Die eine hat die Form einer Begräbnißkapelle, eine andre die Form einer Kirche, eine dritte die Form eines Gefängniſſes, eine vierte ſtrebt in zwey ungeheuern Säulen empor, die mit Trophäen verziert ſind u. ſ. w.; und alle ſind in einem gewiſſen überladenen, unbehülflichen Geſchmack erbauet, der einen nicht ahnden läßt, daß ſie einem halben Dutzend dürren, gelben und fallenäugigen Fermebedienten zur Wohnung dienen ſollen. An allen ſind Säulen von allen Ordnungen verſchwendet, weil die Säulen jezt hier eben ſo Mode ſind, als die großen Schuhſchnallen. Jene finden Sie an dem unbedeutendſten Pavillon, dieſe auf den kleinſten Füßen.

Wenden wir die Blicke von dieſer ſeltſamen Einfaſſung, und gehen wir auf das über, was ſie einſchließt.

Sie können leicht denken, daß der Platz, den die Mauer umfaßt, nicht ganz ausgebaut ſeyn

*) Wie ſchön, wie majeſtätiſch! Ihr Fremde, habt ihr irgendwo dergleichen geſehen?

werde. Auf der nördlichen wie auf der südlichen Seite hat die Mauer sehr beträchtliche Strecken von Garten- und Ackerland dem Inbegriffe der Stadt angeschlossen. In der Gegend der Militärschule und des Invalidenhauses, von der rue du Vaugirard an bis zum Ufer der Seine und von da um Chaillot, la ville l'Eveque, Fauxbourg Montmartre, S. Denis, S. Martin, du Temple, S. Antoine etc. herum, liegen tausende von Quadrat-Toisen, wo weder Haus noch Straße, sondern bloß Garten- und Ackerland ist: Strecken die, wenn sie angebaut wären, die Zahl der Häuser, Straßen und Einwohner wenigstens um ein Drittel vermehren müßten. Rund herum, je näher an der Mauer, desto lichter die Stadt, desto länger und breiter die Straßen, desto geringer das Gewühl auf denselben, desto fleißiger, stiller und genügsamer die Einwohner, desto neuer, aber auch niedriger die Häuser. Ganz Paris, auf diese Art bebaut und bewohnt, könnte nicht über vierhundert Straßen und dreymalhunderttausend Einwohner enthalten; aber wie es jezt, besonders im Mittelpunkte, Haus an Haus und Straße an Straße gedrängt enthält, zählt es über neun hundert Straßen und, die Fremden ungerechnet, über neunmalhunderttausend Einwohner.

In Dülaure's Beschreibung von Paris, neueste Ausgabe von 1787, ist die Anzahl der Straſsen

ſen auf ungefähr tauſend *) und die Anzahl der Einwohner auf Eine Million, hundert und dreyßig tauſend vierhundert und zwey und funfzig angegeben. Unter dieſen bezahlen 780,452 das Kopfgeld, 200,000 ſind Armuthshalber davon ausgenommen, und 150,000 Köpfe ſind, eine Zeit in die andere gerechnet, die Fremden ſtark. Herr Dülaure verſichert, daß dieſe Berechnung glaubwürdig und von einem Manne gemacht ſey, der lange in den Büreaux der Kopfſteuer gearbeitet und ſich über dieſen Gegenſtand genaue Kenntniſſe erworben habe. Unſre Geographen, beſonders aber Büſching, ſind alſo zu karg in der Volksmenge, die ſie Paris zutheilen, denn keiner will ihr über 700,000 Einwohner geben. Sie wiſſen, wie unbeſtimmt, ungewiß und trüglich die Angaben ſind, wonach man gewöhnlich die Volksmenge der großen Städte berechnet; alſo laſſe ich es gerne bey der Angabe jenes Kopfſteuereinnehmers bewenden: auf etwas mehr oder etwas weniger kömmt es in dieſem Punkt ohnehin nicht an.

Der Kern der Stadt iſt der eigentliche Sitz dieſer Volksmenge. Angenommen, daß das Palais de Juſtice der Mittelpunkt iſt, ſo windet ſich um denſelben ein Cirkel von zwey tauſend Toiſen oder von mehr als einer halben teutſchen Meile im Durchmeſſer, der mit Häuſern, von dem keines

unter

*) Der neueſte Plan von Paris giebt 943 namentlich an.

unter drey, die meiſten aber fünf Stock hoch ſind, im eigentlichſten Verſtande vollgepfropft erſcheint. Dieſer Cirkel enthält eigentlich das, was Paris zur lebhafteſten, unreinlichſten, lärmendſten, aber auch zur prächtigſten und üppigſten Stadt in der Welt macht. Er ſchließt die alten Boulevards ein und berührt faſt die neuen, umfaßt das Palais Royal, die Tuilerien, neun oder zehn Spektakel, zehn oder zwölf große Hallen, fünf oder ſechs Märkte, das Louvre, die Kayen, die Vorſtadt St. Germain, die Seine und fünf ihrer Brücken, vier prächtige Plätze, zehn bis zwölf der großen Kirchen, dreyßig bis vierzig der ſchönſten Hotels, die lebhafteſten und reichſten Straßen, angefüllte Magazine aller Art für alle Arten des Luxus, und endlich die beſuchteſten Tummelplätze für die allergröbſte und allerfeinſte Wolluſt. Wahrlich, dieſer Fleck iſt einzig auf unſrer Erdkugel.

Je näher dem angegebenen Mittelpunkt, deſto enger und mithin deſto ſchmutziger die Straßen. Hier ſind die Straßen de la Pelleterie, de la Draperie, du Moulin, in die das ganze Jahr kein Sonnenſtrahl hinabdringt; nicht weit von dieſen jenſeits der Seine die Straßen du Pet au Diable, de la Tacherie, de S. Bon, die ihren jüdiſchen Urſprung der Naſe noch ſehr lebhaft verrathen. Die Straßen, die um den Markt des Innocens her liegen, und ſich nennen: de la Cof-

sonnerie *) Friperie, Cacatrice', des Dechargeurs, Tibautode, Trouſſe-Vache, du Mort, de la Fromagerie, Briſe Miche, des Ecrivains, Fort aux Dames **), des Capucins, de l'Empereur, Saint Fiacre, Foſſe aux Chiens, de la Juiverie, de la Limace, Saint Louis, Lamôigaon, Mauvaiſes paroles, du pied de Boeuf, de la Savonnerie, Taille-Pain, Tirehoudin, Trop va qui dure: alle dieſe Straßen, ſage ich, verrathen gröſtentheils ſchon durch ihre Namen, daß ſie allerley Gerüche ausdünſten und in allerley Gerüchen ſtehen müſſen; und ich ſage Ihnen, lieber N.**, wenn man Sie auf einmal mit verbunden Augen in dieſes Neſt von gröſtentheils kurzen, engen, ſchwarzen, kothigen Straßen verſezte, und Ihnen dann die Binde abnähme, und Sie rathen ließe, wo Sie wären: ſo könnten Sie unmöglich eher darauf fallen, daß Sie mitten in der feinſten Hauptſtadt der Welt ſtänden, als bis Sie die Lumpenmänner und Bettelweiber um Sie her einander mit Monſieur und Madame anreden hörten.

Aber auch die breitern und vornehmern Straſſen im mittlern Theile der Stadt ſind nichts weniger

*) Sie bemerken wohl, daß die feinen Pariſer neuerer Zeiten das ch in dieſem Worte in ſſ verwandelt haben. In allen alten Topographien heißt ſie derb und unverholen rue de la Cochonnerie.

**) NB. de la Halle.

niger als geräumig, und beſtändig mit einem dunkelſchwarzen Kothe bedeckt, der minder beſchwerlich iſt, wenn es regnet, als wenn ihn die Sonne zu einer gewiſſen Konſiſtenz eingetrocknet hat. Da kann man keinen feſten Tritt thun und immer gleitet man wider Willen nach der Mitte der Straße herab, wo bald ſchmalere bald breitere Tümpfel ſtehen, die in ewiger Bewegung aufſchäumen, weil Fiaker auf Fiaker und Karrn auf Karrn rauſchend hindurch ſtolpern oder traben. Wehe dem, der hier weiße Strümpfe und einen neuen Frack anhat, aber keinen Fiaker bezahlen kann! Die berühmten Straßen S. Honoré, S. Denis, Montmartre, S. Antoine, S. Martin, S. Jaques, de la Harpe, Dauphine u. ſ. w. ſind ſo und nicht anders. Sie ſehen, warum die große Menge von Fuhrwerken aller Art hier nöthig iſt, und wie ſich Tauſende bloß von ſchmuzigen Schuhen hier nähren können.

Doch möchte ich nicht gerne, daß Sie glaubten, man könne in Paris nirgends trocknen Fuß behalten. Nein, es giebt Plätze und Straßen, die eben ſo frey davon ſind, als z. B. der Luſtgarten und die Linden in Berlin, die Baſley um Wien, und der Zwinger in Dresden. So können Sie im Garten der Tuilerien, in den Höfen des Louvre, im Palais Royal, auf dem Pont neuf und royal, auf den alten und neuen Boulevards, in den Champs Elilées, vor dem Invalidenhauſe,

im Garten des Luxembourg, auf den Plätzen Vendome, Victoires und Dauphine u. ſ. w. mit reinlichen Schuhen ſpazieren gehen, ſelbſt wenn es einige Tage nach einander geregnet hat.

Auch kömmt die Unreinlichkeit der engen Straſſen nicht daher, daß das Pflaſter ſchlecht wäre. Es iſt vielmehr beſſer und ſorgfältiger unterhalten, als ich es noch irgendwo, Wien ausgenommen, gefunden habe. Die Pflaſterſteine ſind längliche Quadrate von ungefähr einem Schuh, die ſorgfältig an einander gefügt werden. Sie hängen nach der Mitte der Straße hinunter und machen eine ſanfte Vertiefung, die, ohne eine eigentliche Rinne zu bilden, doch die Feuchtigkeiten aufnimmt, und die Wagen nicht in Gefahr ſezt, umgeworfen zu werden. Die Feſtigkeit des Pflaſters ſelbſt trägt die Hälfte dazu bey, daß die Pfützen ſo lange ſtehen, und die andre Hälfte der Umſtand, daß die Sonne zwiſchen den hohen Häuſern nicht hinab und ſie auflecken kann. Das Pflaſter zu ſchonen, müſſen alle ſchwere Wagen ſehr breite Räder haben, und ſelbſt die Fiaker dürfen nicht mit den ſchmalen Rädern der Remiſen und Karoſſen erſcheinen.

Wenn einem hier mehr als irgendwo der Koth beſchwerlich wird, ſo kann man wiederum nirgend ſo ſehr vor dem Staube ſicher ſeyn als hier. Bis jezt habe ich nur eine einzige Straße in Paris gefunden, wo es bey gutem Wetter ſtaubig wird,

und

und dies ſind die alten Boulevards. Sie ſind breit genug, um die Sonne den ganzen Tag zu haben, und die Tauſende von Wagen und Reitern, die täglich auf denſelben auf- und abſteigen, tragen auch das ihrige dazu bey, ſie trocken und ſtaubig zu erhalten. Man tilgt aber den Staub durch Maſchinen, die ich für die bequemſten und einfachſten halte, die man zu dieſem Behuf erfinden konnte, und die z. B. in Wien und Berlin nachgemacht werden ſollten. Auf einem Karrn mit zwey Rädern, von einem Pferde gezogen, liegt eine verhältnißmäßig große Tonne, die mit Waſſer angefüllt iſt, und die dieſes einer hinten quervorliegenden Röhre mittheilt, in welcher Loch an Loch iſt, woraus, wie bey unſern gewöhnlichen Gießkannen, das Waſſer in Strahlen herausſchießt und ſolchergeſtalt jedesmal, indem der Karrn fortgezogen wird, einen Strich von drey Ellen in der Breite benezt. So wird der Karrn auf- und abgezogen, und die Straße iſt in kurzer Zeit gewäſſert. Dies wird auf den Boulevards täglich dreymal, des Morgens, des Mittags und gegen Abend wiederhohlt, und dieſe Anſtalt trägt nicht wenig dazu bey, daß hier beſtändig ein unüberſehliches Gedränge von Menſchen und Wagen zu finden iſt.

Aber dieſes Gedränge iſt ein ganz anderes, als Sie es in den engern Straßen finden. Es iſt um einen großen Theil vornehmer, weil — es meiſt

meist aus Spaziergängern besteht, unter denen sich die Leute mit Geschäften, wie verstohlen wegs drücken, weil sie wohl aus den engern Straßen beschmuzte Schuhe und Strümpfe mitgebracht haben, für die es hier zu offen und zu lichte ist. Deshalb stehen auch fast an jeder Straße, die auf die Boulevards führt, Schuhputzer mit ihren Bänkchen und machen Sie aufmerksam auf ihre Schuhe, im Fall Sie selbst nicht darauf geachtet hätten.

Ueber das Gewimmel in den Straßen zu Paris habe ich eine Menge kleiner Bemerkungen gemacht, die ausweisen, daß es ganz anders ist, als ich es in andern großen Städten gesehen habe; aber sie gehen zu sehr ins Kleinliche, als daß ich Sie damit anders, als mündlich, behelligen sollte. Genug, der Pariser singt oder pfeift, um sich, trotz dem Geräusche seiner Hauptstadt, selbst zu hören; der Wiener geht still und langsam fort, um gemächlich zu verdauen; der Berliner läßt sich Hufeisen unter seine großen Stiefeln legen, um Lärm in seine breite Straße zu bringen.

Die Gefügigkeit der Pariser beyderley Geschlechts, sich durch das Gewühl von Wagen und Menschen und zugleich durch die Pfützen auf den Straßen durchzuzwingen, ist wahrhaft bewundernswerth. Oft wird eine Gruppe von Fußgängern, ehe man es sich versieht, von Wagen, die sich in einer engen Straße entgegen kommen,

um und um eingeſchloſſen. Unter ihnen ſind Laſtträger, die unter ihrer Bürde ächzen, Obſt- und Blumenweiber, die, ihre Körbe vor den Bäuchen, ſich herumdrehen, wandelnde Buden mit allerley Quinquailleriewaaren von zwey Menſchen in Bewegung geſezt, Traiteurbuben die ſechs Schüſſeln auf einander tragen, Friſeurs mit eingepuderten Röcken, Stuzer in der ſchönſten Friſur, Polizeyſoldaten mit ihren Gewehren, Ptiſanenverläufer mit ihren Thürmen, Garçons aus den Kaffeehäuſern mit Kannen und Taſſen auf Präſentirtellern, Lahme auf Krücken und Blinde mit ihren Führern: dies bunte Gewühl iſt in der erſten Minute in einen Raum von acht Schritten im Umfange zuſammen gedrängt, und im Rücken mit ſtampfenden Pferden, hohen Whiskys und unbehülflichen Karren umzäumt, und in der zweyten Minute iſt es verſchwunden, und keine Friſur iſt zerdrückt, kein Frack beſchmuzt, keine Taſſe zerbrochen, keine Blume zerknickt, kein Blinder umgerennt, kein Lahmer getreten, keine Suppe verſchüttet, kein Scheltwort gehört, kein unfreundlicher Stoß gefühlt worden: jeder hat ſich und ſeine Umgebungen gerettet, und keinem fällt es in der dritten Minute mehr ein, daß er in dieſem fürchterlichen Gedränge war, das einem Fremden Todesangſt und Todesſchweiß erpreßt und ihm alle Geiſtesgegenwart geraubt haben würde. Noch wunderbarer wird das Ganze, wenn man an den Häuſern und an den Ecken Tagelöhner, oder Bettler,

ler, oder Kranke, trotz dem Gedränge und Geräusche, unbesorgt liegen und schlafen und die Axen der Wagen kaum Fußhoch über sie hinweggerissen sieht. Wahrlich, dies ist der glänzendste Triumph der Gewohnheit!

Schlägt man die Augen aus diesem lebendigen Gewimmel empor, so ist das Todte um einen her nicht minder bunt. Das untere Geschoß fast aller Häuser in Paris, besonders auf den lebhaften Straßen, ist zu Gewölben aller Arten, für allerley Waaren und Handthierungen eingerichtet. Hier schwebt ein ungeheurer Haarbeutel über Ihrem Haupte, dort ein Riesenkiesel, hier lehnt ein fürchterliches Schlachtschwerdt, hier klappern ein paar hundert hölzerne Würste vom Winde bewegt, dort steht eine gewaltige Kaffeekanne; hier locken Sie Pasteten und Pastetchen aller Art, dort einige Dutzend der schönsten und reichsten Uhren, die prächtigsten Schnallen, die herrlichsten Knöpfe, die wohlriechendsten Pomaden, die feinsten seidnen Zeuge, Meisterstücke von Kupferstichen, der blendendste Musselin, die feinsten Spitzen, Stahlarbeiten, die mit dem Diamant wetteifern, prächtig gebundene Bücher, und wiederum fette und starke Ochsen- und Kälberviertel, Melonen, Obst, grüne Erbsen, Blumen: dies alles lockt Sie, sage ich, in der buntesten und abenteuerlichsten Mischung an; und steigen dann Ihre Blicke höher, so begegnen Sie wohl zwey schwarzen funkelnden

Augen, die Sie bedeutend anſtarren, einer klei-nen weißen Hand, die Ihnen winkt, einem ſchön friſirten und befiederten Kopfe, der Ihnen zunickt, und über welchem halbtrockne Wäſche in Bogen herabſchwebt; während von noch höher herab ein Hündchen bellt, ein Kind Hände voll Papier her-abwirft, Buben Seifenblaſen in die Luft ſchicken, und gegen über Herrn und Damen, von Abbees und Ludwigsrittern umgeben, in den hohen und breiten Fenſtern ſtehen, und eben ſo oft gähnend als lachend in das ſeltſame Gewühl hinabblicken.

Da haben Sie, lieber N***, eine Skizze von den Straßen St. Honore, St. Denis, Montmar-tre, St. Antoine und St. Martin, als den lebhaf-teſten und bunteſten in ganz Paris.

Sie können denken, daß, nach allem was ich geſagt habe, das Aeußere von Paris im Gan-zen genommen keinen lachenden Anblick geben kann, wenn es auch den bunteſten und mannig-faltigſten gewährt. Die Häuſer in den ältern Ge-genden der Stadt ſind ſchwarz und räuchrig, und ſehen mehr aus wie Felſen, in die man Wohnun-gen und Fenſteröffnungen gehauen hat, als wie Häuſer, die man ausdrücklich baute, daß man darin wohnen ſollte. Wenn man auf dem Pont-neuf ſteht und ſo in die aufgethürmten Giebel und Schornſteine hineinſieht, die einen von allen Sei-ten umgeben, beſonders wenn es ſchon anfängt Abend zu werden: ſo glaubt man ſich unter eine uner-

unermeßliche Felsengruppe verſetzt, die himmelan ſtarrt und durch ihren ſchwarzen Anblick und alle dadurch erregte Empfindungen einem ein ſehr lebhaftes Herzklopfen verurſacht. Man kann ſich des Gedankens an ein Erdbeben nicht erwehren, auf deſſen erſten Stoß dieſe Steinmaſſe zuſammenſchießen und Tauſende ohne Rettung unter ihre Trümmer vergraben mußte.

Der Anblick von Paris von außen, von einer Anhöhe herab, iſt dafür deſto majeſtätiſcher. Es giebt hauptſächlich drey Punkte, von welchen man die Stadt ihrer Länge und Breite nach überſehen und ſich von ihrer ungeheuren Ausdehnung überzeugen kann. Der nächſte an der Stadt iſt die Anhöhe von Montmartre. Auf dem Gipfel derſelben findet man eine runde Terraſſe, in deren Mitte eine Windmühle ſteht. Von hieraus hat man zur rechten und linken, ſo weit das Auge reicht, Dach an Dach, Giebel an Giebel vor ſich, und die höchſten Thürme ſehen, wie Schornſteine, aus dieſer ungeheuren Dachung hervor. Keine Straße iſt zu unterſcheiden, kein Platz zu erkennen, kein Pallaſt abzuſondern. Es iſt eine zuſammenhängende Fläche von Ziegelſteinen, auf die man, ſo ſcheint es, wie auf einer unermeßlichen Terraſſe herum gehen, und durch welche hin ein Bach geleitet iſt, über den man mit einem mäßigen Sprunge ſetzen könnte. Vor Ihnen zieht ſich das Ganze bis zur Seine herab, und jenſeit derſelben ſteigt

es wieder amphitheatraliſch empor. Rund herum wird es von Anhohen, kleinern und großern, die mit Windmuhlen oder mit Luſtſchlöſſern, oder mit Gehölz beſezt, theils aber kahl und unfruchtbar ſind, umkränzt und umſchnörkelt. Eine Ausſicht, wie dieſe, kann es in der ganzen Welt nur einmal geben, weil man nur Ein Paris im Vordergrunde haben kann.

Heinrich der Vierte kam oft hieher, um dieſer einzigen Ausſicht zu genieſſen. Einmal ſah er, um das Ganze noch perſpektiviſcher zu machen, zwiſchen ſeinen Beinen hindurch, und rief, in einer gewöhnlichen Anwandlung von guter Laune, aus: Que je vois de nids de Cocus! *) Sein Narr, Ramens Gallet, ſezte ſich augenblicklich in dieſelbe Stellung und rief: Sire, je vois le Louvre! **) Der König lachte, nach ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit, über dieſen naiven Einfall von ganzem Herzen.

Die beyden andern Punkte, wo man Paris mit den Augen, aber ſchon in größerer Entfernung, umſpannen kann, ſind der Berg Calvaire und der königliche Luſtſitz Bellevue; aber ich will Ihnen

*) Ueber die Menge von Hahnrey-Neſtern, die ich ſehe!

**) Herr, ich ſehe das Louvre! — Der König wohnte damals mit ſeiner Gemahlin, der galanten Margarethe von Valois, in denſelben.

Perſonen.

Eſcalus, Fürſt von Verona.

Paris, ein junger Cavalier, dem Fürſten verwandt, und Juliettens Liebhaber.

Montague, Capulet, } die Häupter von zween edlen Geſchlechtern, die in Feindſchaft mit einander ſtehen.

Romeo, Montaguens Sohn.

Mercutio, ein Verwandter des Fürſten, und Romeos Freund.

Benvolio, Vetter und Freund des Romeo.

Tybalt, Neffe des Capulet.

Bruder Lorenz, Bruder Johann, } Mönche.

Balthaſar, Bedienter von Romeo.

Ein Edelknabe des Paris.

Sampſon, Gregorio, } Capulets Bediente.

Abraham, ein Bedienter von Montague.

Ein Apotheker.

Simon Kazen-Darm, Hug Leyermann, Samuel Windlade, } Muſicanten.

Peter, der Amme Diener.

Lady Montague.

Lady Capulet.

Julietta, Capulets Tochter.

Ihnen mit geſchriebenen Ausſichten, wenn ſie mir auch wider Erwarten gelängen, nicht läſtig werden, da ſo etwas nur durch das Auge der Einbildungskraft zugetragen werden kann. Leben Sie wohl.

S.

IV.

Beſchluß der Recenſion des Voſſiſchen Muſenallmanachs von 1790.

Es wird vielleicht kaum verzeilich ſcheinen, daß ich die Leſer dieſes Artikels (wenn er deren anders einige finden ſollte) ſo lange mit Beſchauung eines einzigen Blumenkörbchens aufhalte, während ſo manche ſeltnere Gewächſe oder mit goldnen Früchten beladene Bäume, womit unſer Parnaß in vergangnem Jahre bereichert wurde, unſre Aufmerkſamkeit reizen und uns zu ihrem nähern Anſchauen und Genuß einladen. Aber da ich ohne anſcheinende Ungerechtigkeit die angefangene Beaugenſcheinigung des Voſſiſchen Muſen-Allmanachs nicht unvollendet laſſen kann, ſo muß ich, ehe in den folgenden Monaten von wichtigern Erſcheinungen die Rede ſeyn wird, um Erlaubniß bitten, noch einige Minuten bey dem, was uns die beſagte Sammlung geliefert hat, verweilen zu dürfen.

Herr Bürde hat diesmal nur ein einziges aber desto vorzüglicheres Stück geliefert, (S. 52.) Carl V. Reflexion im Kloster auf eine wahre Anekdote der Lebensgeschichte dieses stolzen Mernarchen gegründet, der dem teutschen Reiche vorsetzlich so viel Böses und unfreywillig so viel Gutes gethan hat. Diese Reflexion des Kayſers, der ſich in ſeiner klöſterlichen Abgeſchiedenheit von der Welt mit Uhrmachen die Zeit vertrieb, und es mit aller möglichen Sorgfalt nicht dahin bringen konnte, daß auch nur Eine ſeiner Uhren mit einer andern völlig gleich ging — eine Reflexion die leider für das Glück ſeiner Völker, zu ſpät kam — enthält eine unendlich wichtige Lehre für die Hirten der Völker, die, aus allzuzarter Meynung, alle ihre Untergebenen in Glaubensſachen recht zu meynen nöthigen mochten. Nur Schade, daß ſie wahrſcheinlich weder Muſenalmanache noch T. Merkure leſen! Doch, wofern auch nur unter den kleinen ſubalternen Uſurpatoren einer tyranniſchen Herrſchaft über Vernunft und Gewiſſen, der eine oder andere zur Beſinnung gebracht würde, wenn ihm die Reflexion des kayſerlichen Uhrmachers hier unvermuthet in die Augen fiele, ſo wäre es der Mühe immer werth, ſie abgeſchrieben zu haben.

O, ruft er endlich aus, die Hand des Künſtlers kann
ſein eignes Werk nicht ganz, wie er es wünſchte, lenken,
und ich ich maßte mir aus eitlem ſtolzem Wahn
die Herrſchaft über Geiſter an!
Es ſollten Millionen denken
wie ich befahl! u. ſ. w.

Hoffentlich werden, ſeitdem Millionen dieſe Reflexion zu machen anfangen, auch wohl die einzelnen gekrönten und ungekrönten, infulierten und nicht infulierten, geſalbten und ungeſalbten Häupter ſich allmählig gefallen laſſen, den von einer

einer ſo respectabeln Majorität unterſtüzten Decreten der Vernunft ihre Sanction zu ertheilen.

Sowohl das erwähnte Gedicht des Herrn Bürde, als die fünf lyriſchen Stücke von Hrn. Matthiſon, beſtätigen in vollem Maße alles, was ich im Jäner und März des vorigen Jahrgangs zum verdienten Lobe des einen und des andern geſagt habe. Auf eine ganz vorzügliche Art hat die Natur und die Muſe den Leztern mit der glücklichſten aller Feen Gaben beſchenkt, mit der Gabe ſeine Situationen, und die individuellen Empfindungen, Gedanken Träumereyen, und Wünſche, welche ſie in ihm erregen, auch ſeinen Leſern intereſſant zu machen, — was ihm ſelbſt ſo warm aus dem Herzen fließt, in den lieblichſten Tönen auch ins Herz ſeiner Zuhörer hinein zu ſingen, — und dadurch unfehlbar gerade ſo viele Freunde zu gewinnen, als er Leſer hat. Auch die nicht weniger (unter uns) ſeltne Gabe, mit dem zarteſten Gefühl eine lieblich ſpielende Phantaſie ſo geſchickt zu verweben, daß beyde faſt unmerklich in einander fließen, kenne ich, auſſer dem ſeligen Hölty, keinen unſrer zahlreichen Liederſänger, der ihm den Preis ſo leicht ſtreitig machen könnte. Zum Beweiſe wäre ich verſucht das kleine Lied an Adelaide (S. 65.) ganz hieherzuſetzen, wenn der Raum es geſtattete.

Vollen unvermiſchten Beyfall, wie das Vergnügen war womit ich ſie laß, rufe ich den Hendekaſyllaben des Hrn. Kl. Schmidt auf unſers Gleims 71ſten Geburtstag, zu. (S. 171.) In den Erinnerungen (S. 73) und dem Liede, an Geburtstagen der Freunde zu ſingen (S. 112.) herrſcht die dieſem Dichter eigene Laune wieder, von welcher in vorigem Jahre die Rede war; aber ſo, daß man von

ſehr böſer Laune ſeyn müßte, um nur einen Augenblick dazu ſauer zu ſehen.

Ich muß noch manches bemerkenswerthe, z. B. die eben ſo rührend als wahr ausgedrückte Empfindungen eines Vaters bey der Inoculation ſeiner kleinen Tochter, von dem Hrn. von Halem (S. 102.) und das kleine Lied an die Geſundheit von Dk. (S. 137.) übergehen, um ein paar Worte von den Stücken zu ſagen, womit der Hr. Herausgeber ſelbſt ſeine Sammlung bereichert hat. Sein Beytrag iſt der Anzahl und zum Theil auch dem Gehalt nach der beträchtlichſte; vornehmlich durch die Ueberſetzung der zwey Idyllen des Theokrits, welche die tragikomiſche Liebe des Cyklopen Polyphemus zu der Nymphe Galatea zum Gegenſtand haben, und des Schilds des Herakles (Herkules) von Heſiodus. Da es weder nöthig noch hier der Ort iſt, in eine umſtändliche Beurtheilung dieſer meiſterhaften Ueberſetzungen einzugehen, ſo begnüge ich mich, denjenigen, welche die antike Manier und Diction, wodurch die Voſſiſchen Ueberſetzungen der Griechen ſo getreue Copeyen ihrer Originale werden, nicht modern genug finden, zu ſagen: daß meines Bedünkens, nur zwey Wege ſind, die Werke eines Homers, Heſiods, Theokritus, u. ſ. w. in unſre Sprache überzutragen — entweder ſo, daß man von dem eigenen Charakter und Styl des alten Dichters, der ſich eben ſo ſehr in ſeiner Diction als in ſeiner Vorſtellungsart ausdruckt, ſo viel zu erfaſſen und nachzubilden ſuche, als nur immer mit den weſentlichſten Regeln der lebenden Sprache, in welche überſezt wird, beſtehen kann; oder ſo, wie zu vermuthen iſt, daß der alte Grieche geſprochen haben würde, wenn er, (alles übrige gleich) unſer Zeitgenoſſe geweſen und in unſrer modernen Sprache gedichtet hätte. Das leztere that Pope in

ſeiner

ſeiner Ueberſetzung Homers, und errichte dadurch ſeinen Zweck, dem Hofe, und dem groſen Hauffen der *Elegans* und Dilettanten ſeiner Nation und Zeit zu gefallen, und zugleich ſeine Mühe auf eine beyſpielloſe Art bezahlt zu bekommen, ſogar über ſeine eigene Erwartung. Der gute alte Homer verlohr freylich nichts daben als die reine Hälfte deſſen was ihn zum Homer machte: aber ſein Ueberſetzer tröſtete ſich darüber mit dem ſoliden Gewinn an Ruhm und klingender Münze, der ihm ſelbſt auf dieſem Wege zu Theil wurde. Herr Hofrath Voß hat dem Publico ſchon lange Proben genug gegeben, daß es ihm nicht nur ſehr möglich, ſondern gewiß ohne alle Vergleichung leichter ſeyn würde, uns einen moderniſierten Homer und ſo weiter zu geben, als eine Ueberſetzung in welcher ſo wenig als nur immer möglich von allem dem, was z. B. die Homeritär des alten griechiſchen Barden ausmacht, verlohren gehen ſoll: und da er dieſen lezten Weg gewählt hat, ſo konnte er keine andere als die ſehr verdienſtliche Abſicht haben, diejenigen, die das Original nicht eben ſo fertig leſen können als irgend einen teutſchen Dichter (und deren giebt es doch wohl nicht viele in Germanien?) für dieſe Entbehrung möglichſt zu entſchädigen, und ſie, auch durch das Medium unſrer Sprache, trotz aller ſich entgegen thürmenden Schwierigkeiten, ſoviel von des alten Dichters eigenem Styl und Charakter ſehen zu laſſen, daß ihnen z. B. bey Leſung ſeiner Ilias und Odyſſee ſo zu Muthe ſey, als ob ſie den alten Vater Homer ſelbſt, nicht ein glattgeſchornes nach der neueſten Mode friſiertes gekleidetes und herausgeputztes, kurz, in einen modernen Elegant traveſtiertes Homerchen vor ſich ſähen. Aber um dieſes möglich machen zu können, müßen wir ihm, däucht mich, nothwendig die Freyheit zugeſtehen, ſich ſoviel als es die Natur unſrer Sprache nur

immer

immer zuläßt, eine eigene homeriſche Sprache aus ihr zu bilden; eine Sprache, die freylich in Teutſchland nirgends ſo geſprochen, aber doch von jedem Teutſchen verſtanden wird; eine Sprache, worin es lächerlich wäre einen Voolin oder Abdim in Stanzen zu beſingen oder Taſſo's Jeruſalem überſetzen zu wollen; die aber ganz dazu gemacht iſt, uns den alten Homer, u. ſ. w. wie er iſt, mit dem möglichſt mindeſten Verluſt, zu genieſſen zu geben. Was wir ihm zu dieſem Zweck einräumen, ſetzt freylich ein großes Zutrauen in ſeinen Geſchmack, ſeine Beurtheilungskraft, ſeine gründliche Bekanntſchaft mit beyden Sprachen, kurz in alle Talente, Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe voraus, die zu einem Ueberſetzer Homers, der ſo viel leiſten ſoll, erfordert werden: aber die Proben, die er uns davon ſchon gegeben hat, berechtigen Ihn auch zu dieſem Vertrauen; und ich bin verſichert, daß er, weit entfernt es zu mißbrauchen, ſtrenger gegen ſich ſelbſt ſeyn wird, als irgend ein billiger Ariſtarch es gegen ihn zu ſeyn wagen dürfte. Ob wir aber durch dieſes Zutrauen auf unſrer Seite ſchon Alles gethan hätten: und ob es nicht eine Art von edler Pflicht ſey, dem Manne, der ein ſo großes, ſo viele Anſtrengung, ſo hartnäckigen Fleiß, ſo viele Aufopferung von Zeit und Kräften erforderndes Werk unternimmt, wenigſtens ſo viel Aufmunterung dazu zu geben, als in unſrer Macht ſteht? iſt eine andre Frage, die ich hier nur beyläufig anrege, und deren Beantwortung hoffentlich mit einer großen Mehrheit der Stimmen durchgehen wird.

Unter den eigenen Gedichten, welche Hr. V. zu dieſem M. A. beygeſteuert hat, waren ein paar Seitenſtücke zu zwey bekannten engliſchen hervor: nehmlich ein Allegro (S. 75.) zu Miltons , und zu D. Swifts happy life of a Country Parson die getreue Darſtellung eines ächten

ten niederſächſiſchen Dorfpfaffen (S. 107.) dergleichen es (zur Schmach eines Standes, deſſen würdige Glieder dieſer Rahme ſo wenig als das Gemählde ſelbſt angeht) nur noch zu viele auch in den übrigen fettern Kreiſen und Gauen Germaniens geben ſoll, und welchen dieſen Spiegel vorzuhalten ein nicht unverdienſtliches Werk iſt. — Ein treflicher Oſtade in ſeiner Art, der dem beſten was Burtler und Swift in dieſer Manier gemahlt haben, mit Ehre zur Seite ſtehen kann! — Und ſoviel für diesmal.

W.

Inhalt.

I. Probeſtücke einer neuen Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradieſe. S. 1

II. Fauſtina, ein Seitenſtück zu Aſpaſia und Julia im hiſtoriſchen Calender für Damen 1790. — 19

III. Die Feinde der Aufklärung. — 27

IV. Geſchichte der Troglodyten. — 33

V. Dialogen. Ueber reelle und perſönliche Majeſtät. — 48

VI. Ein Wort über Machiavels Fürſten — 56

VII. Nachrichten von der Litteratur der Türken — 61

VIII. Auszüge aus dem Tagebuche eines Reiſenden, hauptſächlich die Theater zu Paris betreffend, Mitgetheilt von Friedrich Schulz. — 79

IX. Eliſium. Nach einer vom Verfaſſer dem Herausgeber des t. Merk. mitgetheilten verbeſſerten Handſchrift. — 100

X. Der teutſche Parnaß. — 104

Februar.

I. Grundlienien einer Geſchichte der Baukunſt. S. 113

II. Proben der in dem vorhergehenden Artikel angekündigten Geſchichte der Baukunſt. — 123

III. Herzogin Leutberg von Baiern, eine Geſchichte aus dem achten Jahrhundert S. 142

IV. Auszüge aus dem Tagebuche eines Reiſenden, hauptſächlich die Theater zu Paris betreffend. Mitgetheilt von Friedrich Schulz. — 165

V. Fortſetzung der Nachrichten von der Litteratur der Türken. — 196

VI. Eine Frage an die Litteratoren. — 199

VII. Der teutſche Parnaß. — 204

VIII. Vermiſchte litterariſche Bekanntmachungen. — 217

März.

I. Ueber den Geiſt unſers Zeitalters in Teutſchland. S. 225

II. Herzogin Leutberg von Baiern, eine Geſchichte aus dem achten Jahrhundert fortgeſezt. — 255

III. Ueber Lage, Wachsthum, Umfang, Volksmenge und Anſicht von Paris. — 274

IV. Beſchluß der Nachrichten von der Litteratur der Türken. — 289

V. Politiſch-philoſophiſche Geſpräche. I. — 297

VI. Klage über die Ausrottung eines Wäldchens. — 307

VII. Ein Spaziergang. — 310

VIII. Die zwey wichtigſten Ereigniſſe des vorigen Monats. S. 315

IX. Auszug aus einem Schreiben einer ungenannten Dame an den Herausgeber. — 328

X. An die Theilnehmer der Ausgabe altteutſcher Gedichte. — 332

April.

I. Ueber den Geiſt unſers Zeitalters in Teutſchland. S. 337

II. Beſchluß der Proben einer Geſchichte der Baukunſt. — 379

III. Ueber Lage, Wachsthum, Umfang, Volksmenge, und Anſicht von Paris. — 422

IV. Beſchluß der Recenſion des Voſſiſchen Muſenallmanachs von 1790. — 439

Neuer
Teutſcher Merkur.

5. Stück 1790.

BIBL.
NIVERS.
LIPS.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber das Studium der Naturgeſchichte. S. 1.

II. Die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel, ſich von ſeiner Wirklichkeit zu überzeugen und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen. — 11

III. Unparteyiſche Betrachtungen über die dermalige Staats-Revolution in Frankreich. — 40

IV. Fortſetzung der Briefe über Paris. — 69

V. Ueber die Entſtehung und Ausbildung geographiſcher Begriffe bey den Griechen; oder über fabelhafte Geographie und deren Behandlung. — 92

VI. Haleb, eine Erzählung. — 110

Nachricht.

Auf den Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in- und auſſer Teutſchland abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich, an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedition des Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Die Beſorgung meiner eigenen Ausgabe des erſten Theils meiner vermehrten und verbeſſerten Briefe über die Kantiſche Philoſophie, die durch den Mannheimer Nachdruck der acht Briefe aus dem T. Merkur beſchleuniget wurde, nöthiget mich die Erſcheinung des 1ſten Stücks meiner angekündigten Beyträge zur Berichtigung bisheriger Mißverſtändniſſe in der Philoſophie bis Johannis hinauszuſetzen; und deswegen auch den Subſcriptionstermin bis Ende Mays zu verlängern.

Jena den 1ſten März 1790.

Carl Leonhard Reinhold.

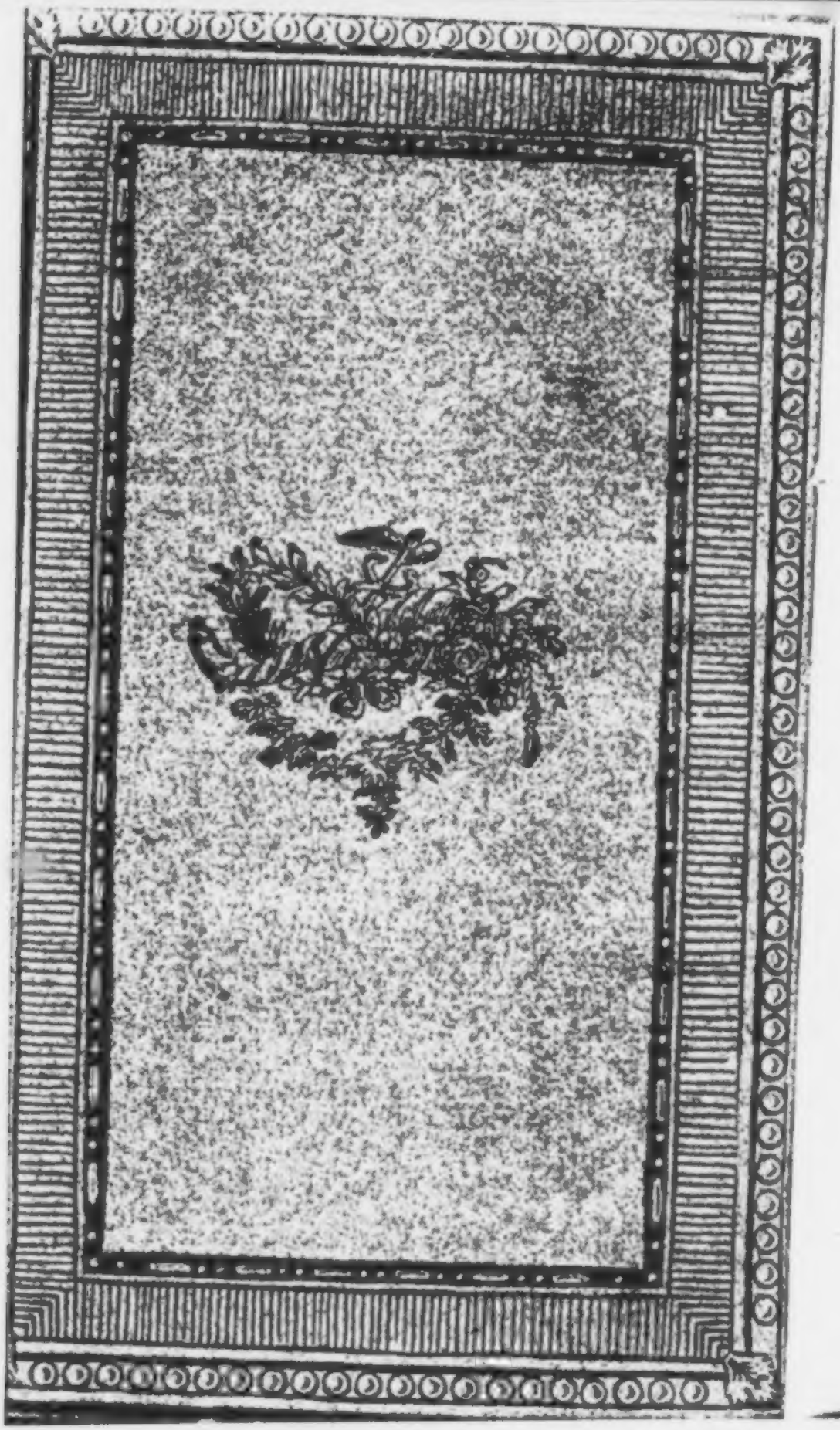

Der neue
Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1790.

I.
Ueber
das Studium der Naturgeſchichte.

Es iſt angenehm, das ganze Gebieth einer Wiſſenſchaft, der man ſich ganz weiht, oder der man auch nur zu Zeiten verſtohlen einige Stunden ſchenkt, wie mit einem Blick zu überſehen. Man klärt dadurch ſeine Begriffe auf, die man von der Wiſſenſchaft ſelbſt hat. Was man weiß und nicht weiß ſtellt ſich lebhaft vor Augen, und ſo kann man, durch allgemeine Blicke geleitet, ſeine Fehler eher verbeſſern, als wenn man immer am Partiellen hängen bleibt, und im einförmigen Schneckengange ſeine Blicke nur auf den Gegenſtand heftet, der zuerſt in die Augen fällt.

Schwer bleibt es, ja faſt am ſchwerſten von allen Wiſſenſchaften iſt es, dies bey der Naturgeſchichte zu thun. Ihr Gebieth iſt ſo mannichfaltig, ihre Gränzen ſind ſo groß, daß man wahrlich Muth bedarf, ſie im Ganzen zu überſehen, und ſich nicht blos mit den Streifereyen zu begnügen, die man

von Zeit zu Zeit in einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft wagen darf.

Naturgeſchichte iſt die Geſchichte aller natürlichen Körper, ſo unverändert als ſie aus der Natur hervorgiengen. Der erſte Meiſſelſchlag des Steinhauers am Marmorblock entreißt ihn der Reihe natürlicher Dinge, erniedrigt ihn zum Artefackt: der Block mag dadurch in den Augen der Kunſtkenner gewinnen; aber ſelbſt eine aus dem Marmor gebildete medicäiſche Venus muß für den ächten Naturforſcher, in Rückſicht auf ihre Veränderung durch die Kunſt, weniger Reize haben, als der Block, woraus ſie geformt wurde!

Naturgeſchichte begreift alle Formen unter ſich welche die Natur bildete, Kunſt nur die ſchönen oder höchſtens auch die Karrikaturformen. Dies iſt die große Grenze zwiſchen beyden Extremen, die Kluft die keiner, der die Extreme ſtudiert, zu überſchreiten wagen darf. Eine aus beyden Extremen gemiſchte Form mag, wenn der Bildner Geſchmack beſizt, ſchön ja ſogar erhaben werden können, aber ſie wird nie wahr. Die Kunſt iſt die Dienerin der Natur oder der Phantaſie, ihre Reize und Vorzüge vermehren ſich, jemehr ſie der erſtern folgt. Der Torſo, der Herkules, Apoll im Belvedere, die medicäiſche Venus, alle dieſe Meiſterſtücke der Kunſt ſind nur Copien oder vervielfältigter Umriß der Originale, die einſt wirklich im Leben exiſtirten. Phidias Meiſterſtück war

ein

ein Amor nach Alcibiades geformet, und doch hatte dies Meisterstück bey weitem die Urform nicht erreicht. Beweiß genug, daß die Kunst nur schwach der Natur nachzuahmen vermag, Beweiß genug, daß Studium des Ebenmaßes natürlicher Körper dem Bildner allein ächte Ideen von schönen und erhabnen Gegenständen einflößt, und daß blos seine Phantasie es ist, die Karrikaturformen hervorbringt. Ein neueres Beyspiel der Art sahn wir an den Kupferstichen des unnachahmlichen Hogarths: alle schönen Formen darin sind Copien mancher noch lebender schöner Urbilder, die Karrikaturen des Häßlichen erzeugte seine warme Phantasie.

Man kann von keiner Nation im Ganzen mit Grunde sagen, sie ist schön, sie ist häßlich. Es mag wahr seyn, daß einige mehrere häßliche als schöne Personen einschließen: aber dies ist nur immer nach den Begriffen der Nation war, in der wir gegenwärtig leben, weil nichts relativer ist, wie der Begriff von Schönheit. Eine Circassierin ist vielleicht nur in der Türkey, eine Engländerin nur in England schön. Aber auch hierin irrt man sich nicht selten. Sömmering fand viel Analogie zwischen Neger und Affen, und hielt van Dyck für einen bloß idealischen Mahler, bis Blumenbach und Isert weitläuftig und gründlich bewiesen, daß auch unter den Negern sich ganze Nationen und viele einzelne Individua befinden,

die wohl, die Farbe abgerechnet, eine Vergleichung mit den Schönheiten der Europäer aushalten möchten.

Die Naturforscher lassen sich überhaupt in zwey Klassen eintheilen, 1) in solche, die die Natur im Freyen studierten, oder 2) in solche, die sie bloß aus Systemen kennen. Beyde Theile gehn zu weit, sie wandeln auf Wegen, wo sie nie zur wahren ächten Kenntniß natürlicher Dinge gelangen können. Sie irren zwischen zwey Extremen umher, die, wenn sie einem allein folgen, unstreitig in ein undurchdringliches Labyrinth verwickeln müssen. Es giebt einen dritten sicherern Pfad, den nemlich, der beyde Extreme einander nähert. Wer ihn betritt, muß ungezweifelt seinen Zweck erreichen, und nur wer dies über sich erhält, ist ächter Naturforscher.

Schwer ist es, sich durch die Systeme hindurchwinden, und doch soviel Bescheidenheit und ein gewisses inneres Gefühl beyzubehalten, daß man noch Nichts wisse. Man glaubt ins Innere der Natur eingedrungen zu seyn, wenn man eine Art Register der natürlichen Dinge inne hat: aber man bedenkt nicht, daß dazu weiter nichts als gutes Gedächtniß gehört. Man bedenkt nicht, daß noch, um ächter Naturforscher zu seyn, Urtheilskraft und Scharfblick hinzukommen müssen, und daß man eher ein gutes Gedächtniß als diese beyden leztern Stücke beym Naturstudium entbehren könne.

Romeo und Juliette.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Eine Straſſe in Verona.)

Sampſon und Gregorio, zween Bediente der Capulets, treten mit Schwerdtern und Schilden bewaffnet auf, und ermuntern einander ſich tapfer gegen die Montägues zu halten; ihre ganze Unterredung iſt ein Gewebe von Wortſpielen, Doppelſinn und Zoten.

Abraham und Balthaſar zu den Vorigen.

Gregorio zu Sampſon.

Zieh vom Leder, hier kommen ein Paar von den Montägiſchen --

könne. Was hilft es, ob man gleich das Fabricciuſſiſche Inſektenſyſtem der Reihe nach herzubeten vermag, wenn man nicht im Stande iſt, die einzelnen Inſekten in der Natur ſelbſt zu erkennen?

In keinem Zweige der Naturgeſchichte iſt bloßes Syſtematologie- und Nomenklatur-Studium mehr als in der Botanik eingeriſſen. Man hat den Zweck, den die Kenntniß der Pflanzen haben ſollte, den Nutzen fürs Menſchengeſchlecht, vergeſſen, um in der einen Stunde neue Entdeckungen zu machen, die in der andern wieder nebſt ihrem Erfinder vergeſſen ſind, und zu Zeiten dem leztern nur die Ehre eintragen, daß ein Schimmel oder Aftermoos nach ſeinen Namen genannt wird, das die Nachwelt vielleicht beſtändig nennt, ohne die geringſte Idee davon zu haben, der Schimmel oder das Aftermoos ſey einſt einem Botaniker zu Ehren ſo genannt worden.

Die Zoologie und Mineralogie ſind hierin weit glücklicher geweſen. Wenn wir Entomologie, Conchyliologie und die Lehre von den Edelgeſteinen und den Verſteinerungen ausnehmen, ſo, haben beyde nie Schriftſtellern die Sucht, unerhörte Dinge auf unerhörte Art zu beſchreiben und ſich ſelbſt und die Wiſſenſchaft, der ſie ſich weihten, dadurch lächerlich zu machen, eingeflößt. Fern ſey es von mir zu ſagen, die Botanik habe je ſolche Männer erzeugt: aber das wird man mir doch nicht ableugnen können, daß eine Menge

hirnloſer Köpfe viele Unfruchtbarkeit und unnütze Pedantereyen hineingebracht haben, eben weil ſie glaubten, nur gutes Auge und Gedächtniß bilde den guten Botaniker, und ſo die erhabnen Zwecke der Wiſſenſchaft und ihre Anwendung durchaus verkannten.

Ein ſehr fleißiger Naturforſcher iſt nicht immer ein ſehr guter. Er iſt dies um ſo weniger, wenn er bey ſeinem Fleiſſe ſich nur jene Stubengelehrſamkeit zu erwerben trachtet, die allen Wiſſenſchaften, aber doch vorzüglich der Naturgeſchichte, ſchädlich iſt. Anſchauliche Kenntniß der Naturprodukte iſt das erſte Erforderniß zum ächten Naturſtudium. Kennt man eine große Anzahl Naturprodukte aus der Natur ſelbſt, nach ihren natürlichen Unterſcheidungszeichen, dann kann man mit Glück ſich an die Syſtematologie wagen und eines gewiſſen Fortgangs darin verſichert ſeyn. Kömmt man aber unvorbereitet an die Syſteme, ſo wird entweder ihre Trockenheit den Schüler vom weitern Lernen abſchrecken; oder, wenn er dazu anders Unempfindlichkeit genug beſizt, ſo wird er ſich durch erſtaunliche Anſtrengung nur eine naturhiſtoriſche Stubengelehrſamkeit erwerben, da er, mit halb ſo viel Anſtrengung, wenn er nach einem beſſern Plane ſein Studium eingerichtet hätte, ein Mann von ächten naturhiſtoriſchen Kenntniſſen geworden ſeyn würde, da man ihn jezt, wenn man der Wahrheit getreu bleiben will, doch

nur

nur als Dilettanten in der Naturgeſchichte betrachten darf.

Ein ſolcher Dilettant macht oft, nach ſeiner Art, gröſsere Entdeckungen als ein ächter Naturforſcher, weil er das, ſeinen Syſtemen nach, oft nur für Kleinigkeiten erkennt, was jedem wahren Naturforſcher unüberſteigliche Hinderniſſe geweſen ſeyn würden. Aber eben deswegen kann man ſeine Erfindungen nicht Entdeckungen nennen; höchſtens kann man ſie als Spiele des Witzes betrachten, und eben ſo wie dieſe muſs man ſie auch behandeln, wenn man anders angelegentlich für das Beſte der Naturgeſchichte beſorgt iſt. Denn gründliche Verbeſſerungen, ächte Einwendungen kann nur der machen, der weder das anſchauliche Naturſtudium noch das Studium der Syſtematologie vernachläſſigt. Dieſe beiden mit einander vereinigt leiten ſeine Schritte ſicher, bewahren ihn vor Straucheln und Fall, und bereiten ihm eine Stelle unter den erſten Naturforſchern.

Je richtiger und aufrichtiger man das geringe Maaſs ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntniſſe zu würdigen weiſs, je mehr man einſieht, wie weit man noch von der Vollkommenheit in der Naturgeſchichte zurück iſt, deſto mehr nähert man ſich der Vollkommenheit darin. Wer ſtolz auf ſeine Kenntniſſe iſt, wird nie zulernen, weil er nie einſehen kann was ihm an ſeiner Vollkommenheit noch fehlt, weil er nie im Stande iſt, die Schrit-

te, die er ſchon dem Ziel nahe gekommen war, mit den Schritten zu vergleichen, die er noch thun muß, um es völlig zu erſtreben.

Ein Zeichen, daß man im Studium der Naturgeſchichte nicht ganz zurück ſey, daß man noch etwas darin leiſten könne, iſt, wenn man fühlt, daß man nicht alle Naturkörper und ihre einzelnen natürlichen Verbindungen mit einander einzuſehen im Stande iſt. Man findet dann deutlich, daß man noch ehender in ſolchen Wiſſenſchaften, die nicht mit der Naturgeſchichte in Verbindung ſtehen, durch Phantaſie den leeren Raum ausfüllen kann, als in dieſer erhabenen Wiſſenſchaft ſelbſt, die nur Wahrheit duldet, aber eine abgeſagte Feindin ſpekulativiſcher Hypotheſen iſt, die Kant mit ſo vielem Recht als Naturwiſſenſchaft, gänzlich von der Naturgeſchichte getrennt hat.

Dieſe einzelnen natürlichen Verbindungen der Körper mit einander nennt man Kette der Weſen, und mit Recht nenn man ſie ſo. Aber man muß dieſe Benennung immer nur als den Namen eines Dinges betrachten, deſſen Weſen man nicht kennt, deſſen Eigenheiten man einſieht, aber nicht logiſch definiren kann, weil man ihren ganzen Umfang nie erforſchen wird. Was Bonnet und andere Naturforſcher Kette der Weſen nennen, iſt ein Unding, ob es gleich manchem unverdient den Namen eines Philoſophen eintrug. Welch ein niederer Gedanken, Gottes Weisheit beruhe darin, jeden

jeden einzelnen Körper reihenweiſe mit andern zu ordnen und ſo auf einander folgen zu laſſen. Wahrlich nur ein ſolcher Philoſoph konnte den Gedanken haben!

Der Einwurf, wir kennen nicht alle Weſen, ſonſt würden alle Glieder der Kette vollſtändig ſeyn, beweißt nichts. Wir kennen genug größere Thiere, und ich glaube ſagen zu können, daß uns die meiſten Säugthiere in allen jezt entdeckten Welttheilen bekannt ſind. Aber können wir damit Lücken in der angeblichen Kette der Weſen ausfüllen? Gewiß nicht. Wenn wir nun nicht einmal die größern Thiere, die wir doch alle kennen, an einander reihen können: wie viel weniger werden wir dies bey den kleinern Thieren, den Inſekten und Gewürmen, vermögen! Man wende nicht ein, die folgenden Glieder der Kette ſeyn in Revolutionen unſers Planeten umgekommen. Die Kette der Weſen kann nur von gegenwärtigen, nicht von zernichteten Thieren gelten. Die Säugthiere, die wir jezt kennen, hatte die Vorwelt gewiß nicht alle. Naturforſcher der damaligen Zeiten hätten ſich alſo in Abſicht der fehlenden Glieder auch auf ihre Vorwelt und Nachkommen berufen müſſen. Eine Hypotheſe, die in der Vergangenheit oder Zukunft ihre Stützen ſucht, iſt überhaupt ſchwer zu vertheidigen, und mit geringem Scharfſinn erdacht.

Daß wir die Naturgeschichte nicht vollkommen ergründen, ihre einzelnen Körper nicht bis zu ihren kleinsten Atomen zerlegen können, gereicht der Wissenschaft nicht zum Nachtheil. Triviale Dinge, die man beym ersten Blick bis auf den Grund durchschaut, reizen nur den Trägen, nie den Kenner, der selbst denkt. Ihm ist das lieber, was einige Anstrengung erfordert, weil er selbst dann mit dazu gewürkt hat, eine Wissenschaft gründlich zu erlernen, deren Grenzen ihm eignes Nachdenken erst kennen lehrte. Der gröste Inbegriff aller Wahrheiten in der Welt, das Einmaleins nemlich, ist das Studium der Kinder, und auch dieses nur so lange, als ihnen eignes Nachdenken und Selbstprüfung beschwerlich fällt, und sie nicht die Mühe sich nehmen wollen, das, was sie lernen, genauer zu erwägen.

Indeß muß man ja nicht glauben, daß Dunkelheiten in der Naturgeschichte, die das eine Zeitalter dafür annimmt, es jedem folgenden Zeitalter auch seyn müßten, das ist falsch. Unsere Kenntniß mehrt sich von Tag zu Tage. Zoologie, Botanik, Mineralogie gewinnen immer mehr durch die Entdeckungen ächter Naturforscher. Aristoteles oder Plinius würden erstaunen, wenn sie das Neue erblicken sollten, was allein unser Jahrhundert in der Naturgeschichte hervorgebracht hat. Und ein Büffon würde wahrscheinlich in eben solches Erstaunen gerathen, wenn er nach einigen

Jahr-

Jahrhunderten von neuem die Welt betreten ſollte. Nur muß man freylich immer das von neuen Entdeckungen abrechnen, was von den alten Entdekkungen in jedem Jahrhundert als neu wieder aufgewärmt wird.

Und ſo mag man denn leicht, mit einiger Anſtrengung, das Ganze der Naturgeſchichte ſo überſehen, daß man, wo nicht ächter Naturforſcher, doch wenigſtens als Dilettant nach der Reihe ſeines Jahrhunderts auftreten kann, das heißt, daß man viel, wenn auch bey weitem nicht das entdeckte Ganze der Naturgeſchichte ergründet. Der Naturforſcher wird übrigens wie der Dichter gebohren, und wirkt immer genug, wenn ihn gleich das weitläuftige Gebieth der Wiſſenſchaft und die Kürze des Lebens einſchränkt.

Göttingen. F. Meyer.

II.

Die Ungewißheit des Todes
und
das einzige untrügliche Mittel,
ſich von ſeiner Wirklichkeit zu überzeugen und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen.

Einer unſerer beſten Naturforſcher, Fontana, beſchäftigte ſich lange mit Verſuchen über die Reizbarkeit

barkeit und die Dauer der Lebenskraft. Er trocknete in dieſer Abſicht einen Haarwurm beym Feuer ganz ein, und nach einer halben Stunde wurde er doch im Waſſer wieder lebendig. Ein Rädertheir, eine Art von Polypen die im Waſſer lebt, legte er drittehalb Jahr lang in dürre Erde, ließ es den Sommer hindurch von den heißeſten Sonnenſtrahlen ausbrennen, und nun goß er wieder Waſſer darüber; es dauerte nur zwey Stunden, ſo bekam es Leben und Bewegung wieder, wovon es drittehalb Jahre lang nicht das geringſte Zeichen gegeben hatte. Ein anderes wurde auf einer Glasſcheibe einen ganzen Sommer hindurch der Sonnenhitze ausgeſezt; es trocknete ſo zuſammen, daß man es für nichts anders als einen Tropfen dürren Leim halten konnte. Nun tröpfelte man etwas Waſſer darauf, und ſiehe, der Leim fieng wieder an zu leben und ſich zu bewegen.

Wer kann dieſe merkwürdigen Verſuche leſen, ohne zu erſtaunen, ohne von dem Gedanken erſchüttert zu werden, „ein todtes ausgetrocknetes Geſchöpf kann Jahre lang den Funken des Lebens unſichtbar in ſich tragen!“ Aus ſeinem Element geriſſen, zur Mumie gebrannt, ohne Nahrung, ja dem Anſcheine nach, ohne alle Lebensorgane, bleibt ihm dieſe unbegreifliche Kraft treu. Nur ein ſchickliches Erweckungsmittel, die bloße Berührung des gewöhnlichen Elements, ſo wird die ſchlafende Kraft wieder rege, die verſchrumpften

Orga-

Organe ſind wieder frey und beweglich, und der todte Leim iſt wieder lebendiges Thier.

Es ſcheint alſo die Grenzlinie zwiſchen Tod und Leben bey weitem nicht ſo beſtimmt und entſchieden zu ſeyn, als man gewöhnlich glaubt, und nach den gewöhnlichen Begriffen von Tod und Leben erwarten könnte. Es exiſtirt ein Zuſtand, der auf keine Weiſe Leben, aber eben ſo wenig Tod genannt werden kann; ein Zuſtand, in welchem nicht nur unſere Sinne nicht die mindeſte Spur von Leben entdecken können, ſondern in welchem die Lebenskraft wirklich nicht lebt, und ohne Wirkſamkeit, ohne Einfluß auf den mit ihr verbundenen Körper iſt. — Es iſt bekannt, daß das ſinnliche Bild des Lebens oder auch vielleicht ſein Urſtoff, das Feuer, in einem freyen aber auch in gebundnem Zuſtand exiſtiren kann; das Holz, das wir jezt kalt und todt in die Hand nehmen, kann durch den kleinſten Funken in Hitze und Flammen geſezt werden. Man kann dieſe wieder löſchen, das heißt, den Feuerſtoff wieder in den vorigen Zuſtand von Unwirkſamkeit verſetzen, und die Kohle wird nun dieſes unſichtbar gebundene Feuer, dieſe Fähigkeit wieder zu entbrennen, viele Jahre lang behalten, bis die Zeit ihre Beſtandtheile auflöſet. Eben ſo ſcheint es mit dem Leben zu ſeyn. Die Lebensflamme, das heißt, ſein freyer wirkſamer Zuſtand, kann fehlen, und doch der Lebensſtoff noch in reichem Maaße vorräthig ſeyn, immer

mer bereit, wieder flammend und wirksam zu werden, wenn das Bindungsmittel gelöset, oder die schlafende Kraft auf solche Art erweckt wird, daß sie selbst jenen Widerstand überwältigt und sich frey macht. Jedes Ey, jedes Saamenkorn ist Beweis hiervon. Es enthält schon die ganze Lebenskraft eines künftigen Wesens, aber noch schläft sie, noch ist sie gebunden: man gebe ihr Wärme und Feuchtigkeit, und sie wird erwachen, und uns auch sinnlich von ihrem Daseyn überzeugen.

Diese merkwürdige Eigenschaft der Lebenskraft ist so allgemein, daß wir durch die ganze lebende Natur ihre Spuren entdecken. Es scheint kein lebendiges Wesen zu existiren, was nicht in diesen Mittelzustand zwischen Leben und Tod gerathen könnte; ja es giebt viele, die nach einer festgesezten Ordnung zuweilen in denselben gerathen müssen. So stirbt ein großer Theil der Pflanzenwelt mit Eintritt des Winters, um im Frühling wieder zu erwachen. So bringen Bären, Schwalben, Ratzen und andere Thiere den kältesten Theil des Jahrs in diesem Todähnlichen Schlaf zu, und die wiederkehrende Wärme macht die so lange gebundene Lebenskraft wieder frey. So besitzen eine Menge Wassergeschöpfe und Sumpfbewohner, deren Existenz höchstprecair ist, das Vermögen mit ihren Wohnungen zu vertrocknen, und dennoch ein verborgenes Leben Monate und Jahre

lang

Sampſon.

Meine Fuchtel iſt heraus; fang nur Händel an, ich will dir den Weg weiſen --

Gregorio.

So? Willt du davon laufen?

Sampſon.

Sey ohne Sorge, ich will ſtehen wie eine Mauer; aber es iſt doch das Sicherſte, wenn wir das Geſez auf unſrer Seite haben; wir wollen ſie anfangen laſſen.

Gregorio.

Ich will die Naſe rümpfen, indem ich bey ihnen vorbeygehe; ſie mögen's dann aufnehmen, wie ſie es verſtehen.

Sampſon.

Oder wie ſie das Herz dazu haben. Ich will meinen Daumen gegen ſie beiſſen, welches eine Beſchimpfung für ſie iſt, wenn ſie's leiden.

Abraham.

Beißt ihr euern Daumen gegen uns, Herr?

Sampſon.

Ich beiſſe meinen Daumen, Herr.

Abraham.

Beißt ihr euern Daumen gegen uns, Herr?

lang zu behalten, bis es dem Zufall gefält, ihnen wieder Waſſer und mit dieſem auch ihre Exiſtenz wieder zu geben. — Sie ſterben, um ihr Leben in ihr Innerſtes zu verſchließen, um es auch ohne Nahrung, ohne Element erhalten zu können 1). Gewiß eine große, eine göttliche Weisheit, die den Tod zum Erhaltungsmittel des Lebens macht; eine Entdeckung, die alle Schreckbilder von Zerſtörung und Vernichtung verſcheuchen, und uns zunächſt auf den großen und beruhigenden Gedanken führen muß, „Selbſt der wahre Tod iſt nur das große Erhaltungsmittel unſers Daſeyns.“

So wie aber die Lebenskraft durch die verſchiedenen Organiſationen, mit denen ſie verbunden iſt, auf die mannigfaltigſte Art modifizirt wird, und hieraus die ins Unendliche verſchiedenen Stufen von Leben und Lebensvollkommenheit entſtehen: ſo finden wir auch dieſe Eigenſchaft

ders

1) Selbſt bey Menſchen beſtätigt ſich dieſe Wahrheit. Der Scheintod kann das beſte Mittel gegen den Tod werden. Ein Scheintodter kann weder verhungern noch erſticken, denn er braucht weder Nahrung noch Luft zur Subſiſtenz; und eine Menge Urſachen, Gifte u. d. die dem Lebendigen abſolut tödtlich ſeyn würden, werden auf den Zuſtand des gebundenen Lebens ganz unwirkſam ſeyn. Hierauf gründen ſich die Beyſpiele von Perſonen, die in dem Augenblicke, daß ſie erſäuft werden ſollten, vor Schrecken in Ohnmacht fielen, und man, ohne zu ertrinken, Viertelſtunden lang im Waſſer zubrachten.

derſelben; das Vermögen zu ſterben und wieder zu erwachen, von ſehr ungleicher Vollkommenheit und Dauer. Je einfacher das Leben einem Geſchöpf iſt, je weniger und je gröber ſeine Organe, und je unabhängiger von auſſen ſeine Subſiſtenz, deſto vollkommener und anhaltender kann der Scheintod ſeyn, deſto länger kann das Leben ruhen, das ſchon an ſich nur ein halbes Leben iſt, und deſto leichter kann es wieder erweckt werden, weil es nur wenige und grobe Organe braucht, die der Zerſtörung lange wiederſtehen. Dieß iſt der Fall bey Polypen und Pflanzenthieren, deren Leben weder Athemholen noch Blutumlauf bedarf, und für die ein jahrlanger Tod nur ein Schlaf iſt.

Mit jeder Stufe der Schöpfung nimmt nun die Vollkommenheit des Lebens, aber zugleich auch die Vervielfältung ſeiner Bedürfniſſe zu. Das Bedürfniß des Blutumlaufs und einer ununterbrochnen innern Bewegung, die dadurch bewirkte ſchnelle Auftreibung ſeiner ſelbſt, welche beſtändigen Erſatz von auſſen fordert, und Nahrung, Verdauung, Aſſimilation, unentbehrlich macht; bey noch vollkommnern Thieren das Bedürfniß der Luft und des Athemholens, alles das macht das Leben von Stufe zu Stufe abhängiger und einer langen Unterbrechung unfähiger. Der Menſch iſt das äuſſerſte Glied der ſichtbaren Schöpfung, und in ihm finden wir das vollkommenſte Leben,

den

den gröſten Reichthum der Zuſammenſetzung und gewiſſermaßen den Inbegrif aller Kräfte der lebenden Natur. Verdauung, Aſſimilation, Blutumlauf, Athemholen, Abſonderungen aller Art, die ganze Reihe von Bewegungen von der einfachſten Zuſammenziehung an bis zur Seelenwirkung, ſind die mannigfaltigen Mechanismen, auf deren unterbrochnen Wirkſamkeit ſein Leben und ſeine Erhaltung beruhet. Aber gerade dieſe künſtliche Zuſammenſetzung, dieſe wunderbare Verkettung der phyſiſchen, thieriſchen und geiſtigen Natur iſts, was dem menſchlichen Leben einen Theil der Feſtigkeit und Selbſtbeſtändigkeit einfacherer Weſen raubt, und ſeine Berührungspunkte mit der umgebenden Natur ſowohl als ſeine Abhängigkeit von derſelben vervielfältigt. Nicht genug, daß ſeine gröbern Beſtandtheile von Zeit zu Zeit erſezt werden müſſen, die geiſtige Kraft, mit der der Menſch am vollkommenſten erfüllt iſt, bedarf jeden Augenblick Nahrung und Erneuerung, und ein freyer Zutritt der Luft nebſt dem ununterbrochnen Athemholen iſt das beſtändige dringende Erforderniß, um die Flamme des thieriſchen ſowohl als geiſtigen Lebens zu unterhalten. Genug, der Menſch lebt keinen Augenblick von ſich ſelbſt, und man kann ſein Leben mit Recht eine beſtändige Conſumtion, ein immerwährendes Nehmen, Zueignen und Wiedergeben nennen.

Hieraus folgt nun für unsre jetzige Untersuchung, einmal, daß ein so zusammengesetztes und abhängiges Leben auf weit vielfältigere Weise gestört und unterbrochen werden könne; zweytens, daß ein Leben, was so beständiger Erneuerung und geistiger Nahrung bedarf, zwar einige Zeit in einem gebundnen Zustand existiren könne, aber gewiß ohne jene Beyhülfe eher verlöschen müsse; und endlich, daß, wenn auch die Lebenskraft im Innern sich erhält, es doch ungleich mühsamer seyn werde, ein so zusammengesetztes Gewebe von Organen wieder in Gang zu setzen, die oft schon durch einen kurzen Stillstand ihre Brauchbarkeit verlieren. Der Scheintod muß also beym Menschen weit leichter möglich seyn, aber er muß engere Grenzen haben, als bey unvollkommenern Geschöpfen.

Dies ists nun auch, was uns die Erfahrung lehrt. Schon in den frühesten Zeiten der Menschengeschichte finden wir einzelne Spuren desselben. Menschen starben und erwachten wieder. Asklepiades, Appollonius von Tyana; erwarben sich dadurch unsterblichen Ruhm, daß sie Menschen, die man eben begraben wollte, wieder erweckten. Später hin scheint der Fall unter den Griechen so häufig vorgekommen zu seyn, daß man einen eignen Namen, Hysteropotmi, für die wieder erwachten erfand, sie noch einmal taufte, und sie feyerlich zum zweyten Leben einweihete.

hete. Bey den Römern trug sichs einigemal zu, daß die Todten erst auf dem Scheiterhaufen wieder zum Leben kamen, und höchstwahrscheinlich entstand hieraus der Gebrauch, vor dem Verbrennen dem Leichnam ein Glied des Fingers abzuschneiden, um die etwa noch übrigen Spuren von Lebensgefühl zu entdecken. Aber die neuern Zeiten, wo man aufmerksamer auf diese Erscheinung wurde, sind ungleich reicher an Beyspielen. Man kann sie im Brinkmann, Brühier u. a. zu hunderten aufgezeichnet finden, und es werden wenig Orte seyn, wo sich nicht einmal eine solche Geschichte zugetragen haben sollte. Diese Reihe von Erfahrungen sezt uns nun in Stand, folgendes richtige Resultat festzusetzen.

Der Tod des Menschen ist keine plötzliche Verwandlung, kein Werk des Augenblicks, sondern ein stufenweiser Uebergang aus dem Zustand des wirksamen Lebens in den des gebundnen oder Scheintods, und durch diesen erst in den vollkommnen Tod, oder den totalen Verlust aller Lebenskraft. Es ist ein zwar altes aber sehr schädliches Vorurtheil, daß mit dem äussern Leben auch zugleich das innere, oder, was eben das heist, mit der Wirkung auch die Ursache aufhören müsse, und ein Blick auf die Entstehung des Lebens giebt uns hierüber ein desto helleres Licht. So gewiß, da der Mensch stufenweis aus dem unvollkommensten Leben zum vollkommnen übergeht, so ge-

wiß das Herz der erſte klopfende Punkt iſt, in dem ſich das Leben, noch ehe irgend ein andrer Theil exiſtirt, regt und wirket, und von da aus es zu Bildung und Belebung der übrigen Organe ausſtrömt: eben ſo gewiß iſt dieſe Stufenfolge beym Schwinden deſſelben; es zieht ſich von den äuſſern Theilen zu den innern eigentlichen Lebensorganen zurück, und conzentrirt ſich zulezt im Herzen, ſeinem erſten Sitz und Urquell, in welchem es auch am längſten ausdauert. Man kann folglich drey Hauptmomente des Sterbens, oder eben ſo viel Grade des Todes annehmen.

Erſtens den Zuſtand, wo alle Bewegung, die unſere Sinnen erreichen können, aufgehoben, und der Menſch das völlige Bild des Todes iſt, aber im Innern noch Lebenskraft ſchläft, und die Organe noch nicht die Fähigkeit ihres Einfluſſes verlohren haben, der, wenn nur ein paſſender Reiz angewendet oder die bindende Urſach gelöſet wird, auch wieder äuſſerlich ſichtbar werden muß. Dieſer Grad iſt alſo heilbar, ja es kann noch darin ein dunkles Bewußtſeyn ſeiner Exiſtenz und ſelbſt noch äuſſere Sinnlichkeit gegenwärtig ſeyn, ohne daß die mindeſte Aeuſſerung des Lebens möglich wäre: wie die fürchterliche Geſchichte jener Dame beweißt, die alles hörte, was man bey ihrem vermeynten Leichnam ſprach und zu deſſen Beerdigung veranſtaltete, und in der peinlichſten Lage und in beſtändiger Anſtrengung, ein Lebens-

zeichen

zeichen von ſich zu geben, ohne es zu können, über vier und zwanzig Stunden zubrachte, wo noch eben zur rechten Zeit ihr inneres Leben ſeine Toeshülle durchbrach.

Zweytens der Zuſtand, der dem vorigen im Aeuſſern völlig gleicht, und wo ebenfalls noch Lebenskraft im gebundnen Zuſtand übrig iſt, dieſe aber zuviel an Energie, oder die feinſten und edelſten Organe zu viel an Brauchbarkeit verloren haben, um wieder frey und lebendig werden zu können. Es iſt die gewöhnliche und nothwendige Folge des vorigen: denn eben durch den Stilleſtand der Maſchine müſſen, nach längerer oder kürzerer Zeit, die Organe unbrauchbar und die Lebenskraft ſelbſt ohnmächtiger werden. Doch folgt hieraus nicht, daß alle Todte erſt aus jenem in dieſen Zuſtand übergiengen; nein, der Schlag des Todes kann ſo treffen, oder der Körper ſchon vorher ſo erſchöpft ſeyn, daß zugleich mit den äuſſern Lebenszeichen auch die Möglichkeit einer Wiederbelebung verſchwindet.

Ohnerachtet nun dieſer Grad des Todes weſentlich von dem vorigen verſchieden iſt, ſo haben wir doch kein äuſſeres Unterſcheidungszeichen deſſelben von dem, der noch heilbar iſt, und wir müſſen beyde ſo lange für eins halten, bis

der dritte Grad, die wirkliche Auflöſung durch Fäulniß, eintritt. Nun erſt iſt die Voll-

kommenheit des Todes gewiß, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Lebenskraft nicht eher völlig verlöſcht, als bis die Organiſation ſelbſt getrennt und das zuſammengeſezte Weſen in ſeine einfachſten Beſtandtheile zerlegt wird.

Dieſe große und wichtige Entdeckung nun, die für unſere Beruhigung, Hoffnung und für die wirkliche Wiederbelebung manches verloren gegebenen Scheintodten, vom wohlthätigſten Einfluſſe hätte ſeyn ſollen, die der Zärtlichkeit und ausdauernden Liebe ſo manchen ſchönen Triumph 2) ver-

2) Folgende rührende Geſchichte iſt ein Beweis hiervon. Ein junger Menſch verliebt ſich zu Paris in die Tochter eines reichen Bürgers, und ſie in ihn, aber ihr Vater zwingt ſie, einen andern zu heyrathen. Nicht lange darauf verfällt ſie vor Gram in eine Krankheit und ſtirbt. Man begräbt ſie, wie in Paris gewöhnlich, nach vier und zwanzig Stunden. Ihr erſter Liebhaber der der Sehnſucht nicht widerſtehen kann, ſie noch einmal zu ſehen, gewinnt den Todtengräber, ihm das Grab zu öffnen. Es geſchieht in derſelben Nacht; der junge Menſch droht dem Todtengräber augenblicklich den Tod, wenn er nicht ſchweigen würde, nimmt die Leiche heraus, und trägt ſie in ein benachbartes Haus. Hier legt er ſie ans Feuer, reibt ſie mit warmen Tüchern, und ſucht ihr unter tauſend Umarmungen und Küſſen das Leben wieder einzuhauchen. Und nach einigen Stunden wurde ihm ſeine Mühe reichlich belohnt; ſie fieng an zu ſeufzen, und ihr Leben kehrte wieder.

Bald

verſprach, hat leider gerade das Gegentheil bewirkt. Sie iſt die Quelle der peinlichſten Unruhe worden, und hat die Schrecken des Todes verdoppelt. Unzählige, die den Tod an ſich nicht ſcheuen, erbeben nun bey dem Gedanken, lebendig für tod gehalten zu werden, und bey jedem Todesfall naher und geliebter Perſonen wird unſer Leiden durch die quälende Ungewißheit erhöht: Er iſt vielleicht nicht tod, ſondern er ſchläft nur. Und warum? Weil wir die Todten zu früh begraben, und den Zeitpunkt nicht abwarten, der die Gewißheit des Todes entſcheiden könnte.

Es muß uns alſo von der äuſſerſten Wichtigkeit ſeyn, folgende Punkte genau zu unterſuchen:

Bald darnach gieng dieſes seltne, durch den Tod vereinte Paar nach England, und wagte es erſt nach einigen Jahren zurückzukommen. Man wollte ſie erſt gar nicht für die verſtorbene erkennen; aber es ward bald erwieſen, und ihr jetziger Mann verlangte nun auch, daß man ihm das ihr gehörende Vermögen herausgeben ſollte. Es entſtand hierüber der ſonderbarſte Prozeß. Der erſte Mann beſtand darauf, daß ſie ihm noch zugehöre, der zweyte behauptete, ſie ſey für jenen todt, und nur für ihn und durch ſeine Bemühungen wieder lebendig worden. Aber das Parlament ſchien ſie doch dem erſten Beſitzer zukommen laſſen zu wollen; ſie warteten alſo den Prozeß nicht ab, und kehrten nach England zurück. Die Akten dieſes merkwürdigen Prozeſſes befinden ſich noch in der Parlamentsregiſtratur.

Wie lange kann der Mensch in diesem Mittelzustand zubringen? Hat man gar kein Zeichen, den Ueberrest des Lebens zu erkennen? Und hat man wenigstens kein Mittel, das Wiedererwachen im Grabe zu verhüten?

Was das erste, die Dauer des Scheintods betrift, so müssen wir leider gestehen, daß sich hierüber durchaus nichts bestimmtes und allgemeines sagen läßt. So viel wissen wir, daß die Verschiedenheit des Falls und die den Tod begleitenden Umstände auch hierin eine große Verschiedenheit bewirken: aber die äussersten Grenzen dieser Möglichkeit des Wiedererwachens zu bestimmen, dazu haben wir noch nicht Kenntniß der Naturkräfte und Erfahrung genug.

Vorzüglich muß hierbey der Vorrath von Lebenskraft und die mehrere oder mindere Energie derselben einen großen Unterschied machen, und der von Natur schwächliche oder durch Debauchen erschöpfte wird natürlich eher verlöschen, als der, dem noch jene Kraft in ihrer ganzen Fülle beywohnt.

Ferner die Todesart. Wer den natürlichen, das heißt, den Tod des Alters stirbt, der stirbt am gewissesten, denn hier ist der Tod das Resultat der Vertrocknung und Destruction, die jeder Körper durch eine gewisse Dauer des Lebens sich selbst zuzieht. Eben so der Tod von Krankheiten,

Sampſon zu Gregorio leiſe.

Iſt das Geſez auf unſrer Seite, wenn ich ſage, ja?

Gregorio.

Nein.

Sampſon laut.

Nein, Herr, ich beiſſe meinen Daumen nicht gegen euch, Herr: Aber ich beiſſe doch meinen Daumen, Herr.

Gregorio.

Sucht ihr Händel, Herr?

Abraham.

Händel, Herr? Nein, Herr.

Sampſon.

Wenn ihr's thut, Herr, ſo bin ich auch da, ich diene einem ſo braſen Mann als ihr.

Abraham.

Keinem beſſern.

Sampſon.

Gut, Herr.

Benvolio zu den Vorigen.

Gregorio zu Sampſon leiſe.

Sag, einem beſſern: Hier kommt einer von unſers Herrn Neffen.

ſie mögen lang oder kurz ſeyn, die die Quelle der Lebenskraft oder die Organiſation edler Theile zerſtören, iſt entſcheidend und unheilbar.

Aber nun denke man ſich Perſonen, die durch Gram und Kummer, durch langwierige Nervenkrankheiten in ſolchem Grad geſchwächt werden, daß ſie äuſſerlich zu leben aufhören. Hier können die Lebensorgane noch völlig unverſehrt ſeyn; es iſt nur Ohnmacht oder ein feiner Krampf, was die Lebenswirkungen unterbricht; und es braucht nur Zeit, ſo wird ſich die Lebenskraft, die in dieſem Fall dem Tod lange wiederſtehen kann, wieder erholen und in Thätigkeit ſetzen, wie die Erfahrung lehrt. Eben ſo wenig darf man denen trauen, die bey völlig geſundem Körper von einem gewaltſamen Tode, es mag nun Schlagfluß oder eine äuſſere Verletzung, Erſaufen, Erſticken u. ſ. w. ſeyn, ſterben. Auch hier iſt nur die Flamme des Lebens gehemmt, der Funke kann noch lange unter der Aſche fortglimmen. Auch von Perſonen, die ſich verblutet haben, hat man merkwürdige Beyſpiele eines lange dauernden verborgenen Lebens.

So viel iſt gewiß, daß das weibliche Geſchlecht dem Scheintod mehr ausgeſezt iſt, als das männliche, und daß daher die meiſten und intereſſanteſten Fälle dieſer Art Frauenzimmer betrafen. Am leichteſten aber können die, die mit der hyſteriſchen Nervenſchwäche, mit häufigen Ohnmachten,

Krämpfen, Abweſenheiten behaftet ſind, hinein gerathen, und vielleicht am längſten darin aushalten, und hier muß man äuſſerſt auf ſeiner Hut ſeyn, weil das ſchon an dergleichen Pauſen gewöhnte Leben unglaublich lange darin verharren, und doch durch die unbedeutendſten Veranlaſſungen wieder erwachen kann. Ja was noch gefährlicher iſt, der Scheintod kann hier zuweilen eine periodiſche Krankheit ſeyn, die mehrere Tage den Körper gegen alle Reizungs- und Erweckungsmittel gefühllos macht, und ſich dennoch nach geendigter Periode von ſelbſt wieder auflöſet. Auch der erſte Anfang des Lebens iſt einer langen Dauer des Scheintodes fähig, und man kann nicht dringend genug warnen, neugebohrne Kinder nicht zu bald für todt zu halten. Ich weiß ſelbſt einen Fall, wo ein geſchickter Geburtshelfer, nachdem er ſich mehrere Stunden vergebens mit einem todtgebohrnen Kinde beſchäftigt hatte, eben wieder abreiſen wollte. Ein bloßer Zufall verhinderte ihn, und mehr aus langer Weile als aus Hoffnung nahm er das kleine Geſchöpf noch einmal vor, blies ihm einige Zeitlang ununterbrochen Athem in den Mund, und ward nicht wenig überraſcht, als er denſelben endlich ſich wiedergeben und das Leben des Kindes völlig zurückkehren fühlte.

Endlich vranlaßt auch die Behandlung der Todten gewiß einen beträchtlichen Unterſchied in der längern oder kürzern Dauer des noch übrigen Lebens.

bens. Man behandle den Todten auf die gewöhnliche Art, reiße ihn, bald nachdem er zu athmen aufgehört hat, aus dem Bette, lege ihn im Winter in die Kälte oder gar in eine eingeschloßne verdorbene Luft, zwänge die wichtigsten Theile in enge Binden u. s. w. und man kann versichert seyn, daß der Tod, wenn er noch nicht vollkommen ist, es dadurch bald werden kann; da hingegen, wenn man den Verstorbenen noch in seiner natürlichen Bettwärme läßt, für beständige Erneuerung der umgebenden Luft, für eine ungezwungene etwas erhöhete Lage sorgt, das gebundene Leben noch immer eine feine Nahrung erhalten und die edelsten Organe längere Zeit brauchbar und biegsam, also lebensfähig bleiben werden. Wendet man nun noch überdieß einige Reizungsmittel an, so ists ausgemacht, daß bey vielen, die ausserdem todt geblieben wären, das Leben wieder erweckt werden kann. Selbst die Art des Begräbnisses ist hier von wichtigem Einfluß, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß (wie im T. Merkur 1786. behauptet wird) der Duft der frischen Erde sehr oft das Erweckungsmittel gewesen ist, was unsere Todten wieder, aber leider zu spät, ins Leben gerufen hat.

Hieraus erhellt, wie ungleich die Dauer des heilbaren Scheintodes seyn muß, und wie unmöglich es ist, einen allgemeinen Termin festzusetzen, nach dessen Verlauf man einen Todten wie

den

den andern mit Sicherheit begraben kann. Daß wenigstens der gewöhnlich angenommene Termin von zwey bis drey Tagen viel zu kurz ist, das beweisen folgende Geschichten, wo das Leben erst nach sechs und sieben Tagen wiederkehrte, und die ihrer Merkwürdigkeit wegen ausführlich erzählt zu werden verdienen.

Milady Russel, die Gemahlin eines englischen Obersten, wurde von jedermann für todt gehalten, und nur die Zärtlichkeit und Liebe ihres Gemahls rettete sie von dem lebendigen Begräbniß. Er wollte sie durchaus nicht eher verlassen, als bis die Fäulniß ihren Tod bekräftigte. Sieben Tage lang lag sie so im Todesschlummer, und erst dann hatte ihr unzertrennlicher Gefährte den Triumph, sie wieder erwachen zu sehen, als man in einer benachbarten Kirche die Glocken zu läuten anfieng.

Noch merkwürdiger ist das Beyspiel einer Professorsfrau in Tübingen, das uns Herr Camerer erzählt. Diese sehr zu hysterischen Zufällen geneigte Person erschrak im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft so, daß sie die heftigsten Convulsionen bekam, und nach vier Stunden todt war. Zwey berühmte Aerzte, Cl. Camerarius und Mauchart und noch drey andere, konnten nicht anders als ihren Tod für gewiß halten. Nicht die mindeste Bewegung, keine Spur vom Pulsschlag oder

Athem-

Athemholen, die ſtärkſten Erweckungsmittel, die man anwendete, ohne allen Eindruck. Nachdem man ſo fünf Stunden lang mit vergeblichen Verſuchen zugebracht hatte, wollten ſie die Aerzte, als unwiderbringlich verlohren, verlaſſen. Nur Camerarius hatte noch den Einfall, die Blaſenpflaſter, die man Tags zuvor auf beyde Fußſohlen gelegt hatte, abzunehmen, und zugleich die Geſichtszüge aufs genaueſte zu beobachten; und ſiehe, als man die Oberhaut vom großen Zehen abzog, ſo bemerkte man wirklich einen ſchwachen Zug des Mundes, der gewiß nur dieſen aufmerkſamen Männern nicht entgehen konnte, und doch für ſie ein hinreichender Grund war, dieſe Perſon nicht begraben zu laſſen, ſondern ihre Verſuche zur Wiederbelebung derſelben zu erneuern. Man fieng an die empfindlichſten Theile zu reitzen, man gebrauchte die eindringendſten Mittel, ſelbſt das glühende Eiſen, und es war faſt kein Theil, dem man nicht durch Stechen, Brennen und andere Reizungen aufs ſtärkſte zugeſezt hätte. Alles umſonſt, ſie blieb todt, und doch wagte man nicht, im Vertrauen auf die obige kleine Lebensſpur, ſie zu begraben. Sie lag ganzer ſechs Tage lang mit allen Zeichen des Todes, eine kleine Wärme in der Gegend des Herzens ausgenommen. Nun ſchlug ſie plötzlich die Augen auf, und fieng an wieder zu leben, wuſte aber von alle dem, was in der Zeit mit ihr vorgegangen war, nichts. Nachdem ſie ſich mit einiger Nahrung erquickt hatte,

wurde sie von einem todten Kinde entbunden, und erhohlte sich bald darauf völlig wieder 3).

Um so mehr muß uns daran liegen, gewisse Zeichen ausfindig zu machen, die uns die geheimen Ueberreste des Lebens bey einem Leichnam entdecken können, und schon oft schmeichelte man sich sie zu haben. Aber die Erfahrung hat uns leider gelehrt, daß kein einziges ist, welches unter allen Umständen die Probe hielte. Sie beruhen

3) Hier waren also ein kleiner Zug des Mundes, ein Ueberrest von Wärme in der Herzgrube hinlängliche Beweise des noch vorhandenen Lebens. Wie wichtig sollte uns also der kleinste Umstand bey einer Leiche und wie sorgfältig ihre Beobachtung seyn! Aber was thun wir? Wir überlassen dieses ganze so wichtige Geschäfte der dümmsten vorurtheilsvollsten Menschenklasse, den Todtenweibern, die weder Sinn für solche Bemerkungen noch einen Begriff von der Möglichkeit des Wiedererwachens haben, die also selbst, wenn sie seine Lebensspuren bemerken, sie nicht achten und schief auslegen. So weiß ich den Fall, daß eine solche Person einige Zeit nach dem Tode eines Mannes, dem sie eingekleidet, äusserte, es werde wahrscheinlich bald noch eins von der Familie nachsterben; denn der Verstorbene habe im Sarge ein Auge aufgethan, und sie habe dieß schon öfter als eine üble Vorbedeutung bemerkt. — Eine so wichtige Lebensäusserung ist also für diese Menschen nichts als Nahrung des Aberglaubens, und nun zweifle man noch länger, daß unzählige lebendig begraben werden!

insgesammt auf einem Ueberrest von Reizbarkeit. Nun haben wir aber schon oben gesehen, daß die Lebenskraft so gebunden seyn kann, daß ihr jede Aeusserung, jeder Einfluß auf die Organe fehlt, und sie folglich für unsere Sinne gar keine Existenz hat! Vielleicht (es ist die Vermuthung des grossen Hallers) bleibt auch alsdenn im Herzen noch eine Spur von Reizbarkeit übrig; aber man kann sich davon nicht ohne Verletzungen überzeugen, die den Tod, wenn er noch nicht da ist, gewiß bewirken müssen. Und was diese Anzeige noch trüglicher macht, ist, daß in manchen Fällen Reizbarkeit in einzelnen Theilen gegenwärtig und doch der Tod vollkommen seyn kann; in andern hingegen, wie die eben erzählten Geschichten beweisen, eine Zeitlang gar keine Spur davon, und doch nach geendigter Periode des Todeskampfs ihre freywillige Rückkehr erfolgen kann. Eben so wenig kann man sich auf den erweiterten Augensternen, auf ihren verlohrnen Glanz, auf die Erschlaffung der Sphinkteren, den gänzlichen Mangel des Athems und Pulses, das Nichtfließen des Blutes u. s. w. verlassen; alles Zeichen, die auch beym Scheintod zugegen seyn können, und deren Abwesenheit uns zwar auf das noch übrige Leben, aber die Gegenwart keineswegs auf den gewissen Tod schließen läßt. Die Fäulniß allein ist im Stande uns die völlige Gewißheit zu geben, daß nun nicht allein alle Verbindung der Lebenskraft mit der Maschine aufgehoben, sondern auch die Organisation selbst

zer-

zerstört und der Wiederbelebung in dieser Gestalt unfähig worden ist. Aber auch hier muß man wohl merken, daß sie nicht particulär, (denn einzelne Theile können auch bey lebendigem Leibe faulen) sondern allgemein, nicht blos durch trügliche Anzeigen (wie z. E. der sogenannte Leichengeruch). sondern vollkommen und nach allen Kennzeichen bemerkbar seyn muß. Dann erst, wenn der Geruch wirklich faul, die Farbe fleckigt ins braun und blaulichte spielend, die ganze Oberfläche etwas aufgedunsen und die Consistenz weich und breyicht wird, dann erst kann man sagen: der Tod ist vollkommen, und das unbegreifliche Band, was diese Masse von Kräften und Organen so wunderbar vereinte, ist gelöset.

Diese nun erwiesene Möglichkeit eines lange dauernden durch nichts zu erkennenden Lebens macht es uns nun zur dringendsten und heiligsten Pflicht, auf Mittel zu denken, uns und andere vor dem schrecklichen Schicksal, des Lebendigbegrabens zu sichern. Alle die gewöhnlichen Mittel erreichen diesen Zweck nicht; selbst die Todtenbeschauung, die man an manchen Orten dazu eingeführt hat, wird unnütz, sobald die Todeszeichen, auf die sie sich gründet, keine Beweiskraft mehr haben. Die Zeit allein ist der competente Richter über Tod und Leben, und nach allem, was bisher gesagt worden, ist das einzige und das natürlichste Mittel, sich aus der Ungewißheit

zu reißen, dieſes: den Leichnam ſo lange liegen zu laſſen, bis ſich die oben beſchriebenen Spuren der Fäulniß zeigen. Wir erreichen dadurch den zwiefachen Vortheil, einmal das Lebendigbegraben gewiß zu vermeiden, und zweytens, im Fall des unvollkommenen Todes, das göttliche Vergnügen zu genießen, den ſchlafenden ſich und den ſeinigen wieder geſchenkt zu ſehen; ein Vortheil, den man bey der Gewohnheit, ſich des Todes durch Oeffnung oder eine Wunde des Herzens zu verſichern, nothwendig verlieren muß. Nichts läßt ſich gegen dieſen Vorſchlag einwenden, als etwa die Beſorgniß, die faulen Dünſte des Leichnams möchten die Luft verderben und der allgemeinen Geſundheit nachtheilig werden, für welche die mediciniſche Policey zu wachen verbunden iſt. Aber, erlaubt uns die zu ängſtliche Sorge für die Lebendigen, ungerecht gegen die Todten zu ſeyn? Und iſt nicht die ganze Beſorgniß eingebildet und übertrieben? Was iſt die Ausdünſtung von ein paar Leichen fürs Ganze, gegen die Menge animaliſcher Ueberreſte, unter denen wir beſtändig leben, und die um und neben uns faulen, ohne daß wir einigen Nachtheil für unſere Geſundheit davon bemerken? Iſt nicht die ganze Natur ein offnes Grab, worin jeden Augenblick Millionen Weſen ſterben und verweſen? Wir haben Gottesäcker, Anatomien, mitten in den Städten, wo die Leichen nicht Tage, ſondern Monate lang liegen, und wir wollten den Todten dieſen

kurzen Aufenthalt über der Erde verweigern! Ja, wir wissen nun, daß vielleicht das schönste und gesundeste Land in der Welt, Otaheite, gerade das ist, wo man die Todten in der freyen Luft verfaulen läßt 4). Es ist ja die Absicht nicht, die Todten Wochen- sondern nur Tagelang, nicht bis zur höchsten Fäulniß, sondern nur bis zum Anfang derselben, wo die Ausdünstungen noch höchstunbedeutend sind, aufzubewahren. Und um aller möglichen Gefahr auszuweichen, kann man sie ja, entfernt von den Wohnungen der Lebendigen, an einem abgesonderten Orte ihre Quarantaine halten lassen. Ein auf solche Art abgesonderter Todter wird gewiß eben so wenig Ansteckung verbreiten können, als ein Pestkranker in seiner Quarantaine; und ist er an einem bösartigen Faulfieber gestorben, so hebt die gleich mit oder nach dem Tode sichtbare Fäulniß die ganze Nothwendigkeit auf, ihn länger liegen zu lassen.

Man erlaube mir also, folgenden auf diese Ueberzeugung gegründeten Vorschlag zu thun, der, ohnerachtet ihn schon ein Frank und ein Thierry dringend anempfohlen haben, doch noch wenig bekannt und noch weniger bedacht worden zu seyn scheint.

1)

4) Weder Niedersachsen, das seine Todten länger und anständiger aufbewahrt, noch Holland, wo es sogar verboten ist, sie vor dem fünften Tage zu begraben, und wo sie also acht ja vierzehn Tage stehen, weiß einigen Nachtheil von dieser Gewohnheit.

Sampſon laut.

Ja, einem beſſern, Herr.

Abraham.

Ihr lügt.

Sampſon.

Zieht, wenn ihr Männer ſeyd -- Gregorio, das war eine Ohrfeige, die du nicht einſteken muſt --

Benvolio.

Aus einander, ihr Narren, ſtekt eure Degen ein, ihr wißt nicht was ihr thut.

Tybalt zu den Vorigen.

Tybalt.

Wie, du ziehſt deinen Degen gegen dieſe verzagten Haſen? Kehre dich um, Benvolio, und ſieh deinen Tod an.

Benvolio.

Ich mache nur Frieden; ſtek deinen Degen ein, oder brauch' ihn, mir Friede unter dieſen Leuten machen zu helfen.

Tybalt.

Wie, mit gezogenem Degen von Frieden ſchwazen? Ich haſſe dieſs Wort wie die Hölle, wie alle Montägues und dich -- wehr dich, H**

(Sie fechten.)

1) Man errichte Todtenhäuser, die am schicklichsten auf dem Kirchhof, besonders wenn er ausser der Stadt liegt, anzubringen wären. In mittlern Städten, wo selten mehr als einige Todte zugleich existieren, wäre Eines hinreichend. In größern könnte jedes Stadtviertel ein eignes haben; denn je weniger Todte zusammenliegen, desto besser für die Halbtodten und die Lebendigen. Vielleicht könnte man die schon über manchen Gräbern existierenden Gebäude sehr leicht dazu einrichten.

2) Das Todtenhaus muß zwar einen starken Luftzug haben, aber doch so eingerichtet seyn, daß es im Winter geheizt werden kann. Dadurch wird der doppelte Vortheil erreicht, einmal, daß der Frost nicht das noch übrige Leben vernichtet, und zweytens, daß durch die Wärme bey den wirklich Todten desto eher Spuren der Fäulniß und also Gewißheit des Todes erhalten wird.

3) In dieses Todtenhaus wird nun der Leichnam, nachdem er die gewöhnliche Zeit in seiner Wohnung zugebracht, und da für Kälte, böser Luft u. dgl. möglichst geschüzt worden, am Tage des Begräbnisses, mit oder ohne Formalitäten, in einem mit hinlänglichen Luftlöchern versehenen geräumigen Sarg gebracht, und daselbst mit unbedecktem Gesicht so lange gelassen, bis sich die Zeichen der Fäulniß einstellen; sodann erst dem für ihn bereiteten Grab anvertraut. Man hat vorgeschlagen, den Transport gleich nach dem Tode

vorzunehmen: aber ich glaube, dieß würde theils die Zärtlichkeit mancher Personen beleidigen, theils dem etwa noch übrigen Leben durch den schnellen Uebergang aus der natürlichen Wärme in die Luft, durch die Veränderung der Lage und andere Umstände schädlich werden. Vier und zwanzig Stunden lang wenigstens würde ich immer abzuwarten rathen. Nur bey bösartigen Krankheiten und bey Armen, wo die Todten oft mitten unter den Lebendigen liegen, wäre das erste vorzuziehen.

4) Es müßten unterrichtete verpflichtete Todtenwärter bestellt werden, die theils auf jede Veränderung derselben und auf jede Spur des Lebens aufmerksam wären, theils den Leichnam gegen alle Anfechtungen diebischer oder muthwilliger Menschen schützten. Um auch diese Menschen vor allem Nachtheil der Ausdünstungen zu bewahren, könnte man gleich daneben eine Wachstube anlegen, wo dieselben abwechselnd ihre Wachstunden abwarteten. Ich bin überzeugt, daß die nehmlichen Weiber, die schon jezt mit der Bewachung der Todten in ihren Häusern ihr Brod verdienen, sehr leicht zu diesem Geschäft zu haben wären. Würden nicht auch zärtliche Freunde des Entschlafenen diese Gelegenheit nutzen, ihn noch einige Tage länger zu sehen, und nach etwa merklichen Veränderungen zu forschen?

5) Die Oberaufsicht müßte ein Arzt oder Wundarzt haben, dem von jeder sich ereignenden

Ver-

Veränderung ſogleich Nachricht gegeben, und von deſſen Entſcheidung es zulezt abhängen würde, ob der Todte zu begraben ſey oder nicht.

Wenn ich den einleuchtenden Nutzen und zugleich die Leichtigkeit und Einfalt dieſer Einrichtung bedenke, ſo kann ich kaum zweifeln, daß ſie nicht über lang oder kurz allgemein eingeführt werden, und daß nicht jeder wahre Menſchenfreund ſich in ſeinem Zirkel dafür verwenden ſollte. Die heiligſten Pflichten der Menſchheit, unſere Selbſterhaltung, die kindliche, elterliche, ehliche Liebe fordern uns laut auf, dieſes Mittel nicht zu verſäumen, das einzige, wodurch wir uns und unſre Geliebten vor dem ſchrecklichſten Schickſal, das je ein Tyrann zur Marter erfinden konnte, ſichern können, das einzige, wodurch in Zukunft die Seufzer im Grabe, die ſchrecklichen Ankläger unſerer Sorgloſigkeit, zu verhüten ſind. Keins von uns, ich wiederhohle es nochmals, iſt bey der gewöhnlichen Behandlung vor dieſem Schickſal ſicher; die Möglichkeit ſchon muß uns in ſolchem Falle für Wahrſcheinlichkeit gelten, und ich bitte jeden, ſich auf ſein Todbette hinzudenken und dieſe ſchreckliche Ausſicht dazu, ſich an die Leiche ſeiner Gattin, ſeines Kindes zu verſetzen, die man ihm noch lange vor der gewiſſen Ueberzeugung ihres Todes entreißt, in einen engen Sarg vernagelt, und, vielleicht noch lebend, vielleicht noch hörend, in die ſchauerliche Nacht des Grabes verſenkt.

ſenkt. Kann man ſichs ohne Grauſen denken? Kann man noch einen Augenblick anſtehen, den entſchlummerten Gefährten unſers Lebens das einzige, was wir ihnen noch geben können, die kleine Wohlthat angedeihen zu laſſen, noch einige Tage länger in der Luft zu verweilen, die ſie ſo lange mit uns getheilt haben? Unmöglich! Es iſt der lezte und gerechteſte Anſpruch, den ſie auf unſere Vorſorge machen; es ſey auch der lezte Beweis unſerer Liebe und Anhänglichkeit, mehr dieſes Namens würdig als aller Leichenpomp und Trauerceremoniel. Aber werden ſich nicht manche Schwierigkeiten der Ausführung dieſes wohlthätigen Projekts widerſetzen? Ich glaube nicht. Die Einwendungen der mediciniſchen Policey ſind in obigem gehoben; die bisherigen Gebräuche des Leichenbegängniſſes werden, wie auch ſchon gemeldet, für die, die es verlangen, in nichts geändert, auſſer daß der Todte einige Tage ſpäter in die Gruft geſenkt wird. Aber wer ſoll die Anſtalt machen, wer die Koſten tragen? Dazu würde ich den Weg der Subſcription vorſchlagen, der ſchon ſo manches gemeinnützige Gute realiſirt hat. Man eröffne ſie mit Erlaubniß der Obrigkeit, und ich glaube, es würde leicht ſeyn, die kleine Summe, die für einen mittlern Ort zum Beyſpiel kaum 200 Thaler betragen würde, zur Errichtung des Todtenhauſes zuſammenzubringen; die Beſoldung der Wächter, Heizung u. ſ. w. würde dann durch jährliche geringe Beyträge erhalten ſeyn.

Wenn

Wenn ich bedenke, was für Summen man auf eitle Leichenbegängniſſe, auf Monumente, und in katholiſchen Staaten auf Seelenmeſſen verwendet, ſo könnte man ja wohl mit noch mehrern Rechte für eine das Wohl der Sterbenden ſo nahe angehende Anſtalt Beyſteuer und Unterſtützung erwarten. Die Geſellſchaft der Unternehmer hätte natürlich das erſte Recht dazu; aber auch das übrige Publikum, das mit der Zeit gewiß den Nutzen derſelben einſehen würde, könnte gegen ein geringes Geld, das zum Unterhalt der Wächter diente, von dieſem Hauſe Gebrauch machen.

Welcher Triumph für dieſe edlen Menſchenfreunde, wenn über lang oder kurz in dieſem Hauſe einer ihrer Mitbrüder ſein Leben wiederfände, und dem ſchrecklichſten aller Schrecken, dem lebendigen Begräbniſſe, entgienge!

D. Hufeland.

III.

Unparteyiſche Betrachtungen über die dermalige Staats-Revolution in Frankreich.

„In lange ſchon beſtehenden polizierten Staaten, worin der Druck der höchſten Gewalt durch ein ſo künſtliches Räderwerk vertheilt iſt, daß er von den meiſten nur auf eine ſehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieſes Gefühl endlich ſo mechaniſch gemacht hat, daß der groſſe Haufe die ihm aufgebürdeten Laſten eben ſo gedankenlos wie jedes andere Laſtthier die ſeinigen trägt; wo zu allen phyſiſchen Urſachen des leidenden Gehorſams noch ſo viele moraliſche hinzukommen, und beſonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunſten des Deſpoten wirkt, und die Prieſter (ſo lange er ſich nicht gelüſten läßt, ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutaſten) ſeine furchtbarſte Leibwache ſind: in ſolchen Staaten wird der tyranniſche Uebermuth auf der einen, und die ſclaviſche Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum Unbegreiflichen getrieben. Indeſſen ereignet ſich doch auch hier zuweilen der Fall, daß der allzuſtraff

ge-

gespannte Bogen plötzlich bricht, daß ein aufs äusserste getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung seine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und, wofern günstige Umstände ihm das Uebergewicht geben, nun auch an Seinem Theile das Recht des Stärkern gegen seine Unterdrücker geltend macht."

Als mir diese prophetischen Worte im August 1787. bey einer Unterredung mit dem Lucianischen Menippus im Elysium entfielen, war es zwar unmöglich, daß mir Frankreich nicht vorzüglich dabey in Gedanken hätte liegen sollen: aber — weit entfernt, mich deswegen für einen großen Weißager zu halten und mit einer Prophezeyung Parade zu machen, die ungefehr mit der Weißagung, daß die Sachen in Frankreich unmöglich so, wie sie jezt sind, bleiben können, von Einem Schlage ist, — gestehe ich vielmehr gern, daß ich mir damals wenig davon träumen ließ, daß die französische Nation die Wahrheit jener Behauptung in weniger als drey Jahren durch eine Revolution bestätigen würde, von welcher die Weltgeschichte noch kein Beyspiel hat. Denn, daß ein Jahrhunderte lang mißhandeltes Volk endlich, wenn das Maaß seiner Geduld überläuft, mitten in dem allgemeinen Gefühl seines elenden Zustandes plötzlich von einem eben so allgemeinen Bewußtseyn der unendlichen Ueberlegenheit seiner

Kräfte ergriffen, glückliche oder verunglückende Verſuche mache, ſich ſelbſt zu helfen — iſt eine Begebenheit, die ſich ſchon oft genug zugetragen hat: aber daß eine große Nation, die ſich in die Nothwendigkeit verſezt ſieht, das Recht des Stärkern gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, ihre Stärke mit ſolcher Weisheit gebrauche, und, indem ſie ſich in die unverjährbaren Rechte des Menſchen und des Bürgers wiedereinſezt, ſich eine Staatsverfaſſung gebe, die auf der feſten Grundlage dieſer Rechte ruht, und in allen ihren Theilen ein mit ſich ſelbſt und mit dem lezten Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft übereinſtimmendes Ganzes iſt, — dies hat die Welt noch nie geſehen, und der Ruhm, ein ſolches Beyſpiel zu geben, ſcheint der franzöſiſchen Nation aufbehalten zu ſeyn.

Kein Wunder alſo, daß von dem erſten Augenblick einer ſo großen, nie erhörten, nie für möglich gehaltenen Revolution an, nicht nur die allgemeine Aufmerkſamkeit Europens auf dieſes erſtaunliche Schauſpiel geheftet war, ſondern daß unter ſo vielen Millionen auswärtiger Zuſchauer, die kein unmittelbares Intereſſe dabey hatten, dennoch nur wenige waren, die in den erſten Tagen ſich nicht durch einen beynahe unfreywilligen Inſtinkt gedrungen gefühlt hätten, Antheil an der Sache zu nehmen, den edeln Männern, die ihr Charakter, ihr Muth und ihre vorzüglichen Geiſtes-

ſteskräfte an die Spitze einer durch den unleidlichſten Deſpotismus aufs äuſſerſte gebrachten groſſen, edeln, aufgeklärten, geiſt- und muthvollen Nation geſtellt hatte, Beyfall zuzurufen, und mit ungewöhnlicher Unruhe und mehr oder weniger leidenſchaftlicher Bewegung dem Erfolg entgegen zu harren.

Ohne Zweifel war dieſe Theilnehmung bey manchen dieſer Zuſchauer eine natürliche Folge ihrer innigſten Ueberzeugung, „daß die Sache der Volkspartey in Frankreich die gute Sache, daß ſie die allgemeine Sache der Menſchheit ſey,“ und daher kam es auch, daß ſie ſich durch alle Wendungen, welche dieſe Sache nahm, ſelbſt durch Ereigniſſe die eine allgemeine Mißbilligung erregten und erregen mußten, und durch alles, was gegen den moraliſchen Charakter und die Lauterkeit einiger Häupter der Volkspartey einzuwenden ſeyn mochte, nicht irre machen ließen, ſondern immer ihrem erſten Wunſche getreu blieben, die gute Sache endlich triumphieren, und eine der gänzlichen politiſchen Auflöſung nahegebrachte Nation, durch Freyheit mit Gemeingeiſt und durch eine durchaus auf wahre und vernünftige Grundſätze zweckmäßig gebaute Conſtitution in ein neues beſſeres Leben zurückgerufen zu ſehen.

Ich denke zu gerne das beſte und rühmlichſte von meiner eigenen Nation, um nicht zu hoffen, daß die Anzahl derjenigen unter uns, welche ſo

geſinnt

geſinnt zu ſeyn fähig ſind, größer ſey als man den Anſcheinungen nach vermuthen ſollte. Aber demungeachtet glaube ich, ohne eben des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldig zu werden, behaupten zu können, daß dieſe unerhörten Begebenheiten auf die Meiſten bloß als Schauſpiel gewirkt haben; ungefähr nach eben den Naturgeſetzen, vermöge deren jede ungewöhnliche Execution eines merkwürdigen Verbrechers, oder jede Tragödie von engliſch teutſcher Art und Kunſt, worin alles recht bunt und toll durch einander geht, alles von Thatkraft und Handlung ſtrotzt, nur recht viel geſchwärmt, geraſet und gemordet wird, und recht überſchwänglich viel Dinge, die noch in keines Menſchen Ohr oder Herz gekommen ſind, geſprochen und gethan werden, ſo große Wirkung auf das Publicum thut, und thun muß. Daher kam es denn auch, daß ſo viele, — anſtatt die Folge der Begebenheiten in dem natürlichen Zuſammenhang der Wirkungen mit ihren wahren Urſachen zu überſehen, und die einzelnen Ereigniſſe nach ihrem Verhältniß zum Ganzen zu ſchätzen, — ihre Geſinnungen, Urtheile und Wünſche beynahe mit jeder neuen Scene des Dramas veränderten, und vom Ganzen immer nach den momentanen Eindrücken urtheilten, die das Einzelne auf ſie machte.

Daß Menſchen mit den Gebrechen der menſchlichen Natur behaftet ſind, ſoll ihnen Niemand,

Drey oder vier Bürger mit Knitteln treten auf.

Ein Bürger.

Knittel, Spieſſe, Hellebarden her! Schlagt zu! Schlagt ſie nieder! Zu Boden mit den Capulets! Zu Boden mit den Montägues!

Der alte Capulet in einem Schlafrok, und Lady Capulet.

Capulet.

Was für ein Lerm iſt das? Gebt mir meinen langen Degen, he!

Lady Capulet.

Eine Krüke, eine Krüke -- was wollt ihr mit einem Degen machen?

Capulet.

Meinen Degen, ſag ich; da kommt der alte Montague, und fuchtelt mir mit ſeiner Klinge unter die Naſe --

Der alte Montague, und Lady Montague.

Montague.

Du nichtswürdiger Capulet -- Halt mich nicht, laß mich gehn!

Lady Montague.

Du ſollt mir keinen Fuß rühren, um einen Feind zu ſuchen.

Der

mand, wenigſtens keiner der ſelbſt nur ein Menſch iſt, übel nehmen: und daß ein ſo unendlich zuſammengeſetztes, vielſeitiges und verwickeltes Phänomen, als die Einreiſſung eines alten baufälligen Staatsgebäudes und die Aufführung eines neuen, (zumal in vorliegendem Falle) kein Gegenſtand iſt, der von allen Menſchen aus einerley Geſichtspuncte und in einerley Lichte geſehen, geſchweige überſehen werden kann, verſteht ſich wohl von ſelbſt; nichts davon zu ſagen, daß keinem, der auf die eine oder andere Weiſe perſönlich bey einer ſolchen Umkehrung der Dinge betroffen iſt, oder ſich des Horaziſchen „tua res agitur paries cum proximus ardet„ bey dieſer Gelegenheit erinnert, zuzumuthen iſt, alles eben ſo unbefangen und unparteyiſch anzuſehen, als Leute die bey der Sache weder zu gewinnen noch zu verlieren haben.

In allen dieſen Rückſichten finde ich alſo nichts natürlicher, als daß der Geſichtspunct, aus welchem die franzöſiſche Revolution anfangs beynahe in ganz Teutſchland angeſehen wurde, ſich bey den Meiſten nach und nach verrückt hat; und daß die Anzahl derjenigen immer größer wird, welche glauben, die National-Verſammlung gehe in ihren Anmaßungen viel zu weit, verfahre ungerecht und tyranniſch, ſetze einen Demokratiſchen Deſpotismus an die Stelle des Ariſtokratiſchen und Monarchiſchen, reitze durch übereilte und unweiſe Decrete auf der einen, und durch factioſe Aufhetzung

hetzungen auf der andern Seite, das verblendete und aus dem Taumelkelch der Freyheit berauschte Volk zu den entsetzlichsten Ausschweiffungen, und stürze eines der herrlichsten Reiche der Welt, unter dem Vorwand es regenerieren zu wollen, in alle Greuel und in das ganze unabsehbare Elend der Anarchie, u. s. w. Alle diese und dergleichen Urtheile, die man so häuffig in der Welt zu hören bekömmt, sind aus den angedeuteten und zwanzig andern ganz natürlichen Ursachen leicht zu erklären, und sind, im Grunde, die unschädlichste Sache von der Welt. Aber wenn wir solche Urtheile auch zu lesen bekommen, und von Schriftstellern, die bey unserm Publico den Ton angeben; ja wenn einige gar so weit gehen, mit dem offenbarsten Parteygeifer vergiftete Declamationen einer Faction, — deren Wünsche, alles wieder auf dem alten Fuße zu sehen so wenig als ihre Beweggründe zweydeutig sind, — als **Urkunden** anzusehen, woraus sich das Unheil, das die National-Versammlung über das unglückliche Frankreich gebracht habe, gar schön erklären lasse, u. s. w. dies ist, däucht mich, nicht so ganz unbedeutend, daß diejenigen, welchen es bey einer so wichtigen und die ganze Menschheit interessierenden Sache bloß um Wahrheit zu thun ist, sich begnügen könnten, es, wie so manches was unter uns für den Augenblick geschrieben und gedruckt, und beynahe eben so schnell als gelesen, wieder vergessen wird, für nicht geschrieben anzusehen.

Ich

Ich geſtehe, daß es mir mächtig auffiel, als ich vor einigen Tagen in einer unſrer allgemein geleſenſten Zeitſchriften, nach einer zum Theil wahren ſummariſchen Darſtellung des dermaligen zerrütteten Zuſtandes von Frankreich (wobey aber nicht bemerkt wird, daß er eine eben ſo nothwendige Folge des unmittelbar vorhergehenden heilloſen Zuſtands, woran die National-Verſammlung ganz unſchuldig war, als ein unter den vorliegenden Umſtänden ſchwerlich zu vermeidendes Concomitans einer gründlichen Heilung des todtkranken Staatskörpers iſt) folgende Stelle laß, die, wie es ſcheint) eine von denen iſt, die der Herausgeber aus mündlicher Erzählung eines reſpectabeln Reiſenden gezogen hat.

„Mehr wie einmal fragte ich: wie in aller Welt konnte eine Verſammlung von mehr als tauſend Staatsbürgern ſo weit herabſinken, daß ſie alle Bande, alle Reſſors der großen franzöſiſchen Geſellſchaft verſtörte? Und jedesmal antwortete man *) mir, faſt einſtimmig, fol-

*) Wer waren wohl dieſe wackern Leute, die dem ehrlichen (vermuthlich Teutſchen) Frager eine ſo einhellige Antwort gaben? Darauf ſcheint doch wohl dermahl, da Frankreich in zu viele Factionen getheilt iſt, um ſo einhellig zu ſeyn, bey Schätzung des Grades von Achtung, den die Antwort verdient, auch etwas anzukommen. Aber, zum Glück, erkennt man die Vögel an ihrem Geſange.

folgendes. — „Nehmen Sie ein Duzend der ruchloſeſten Böſewichter an, deren jeder fähig iſt in die Fußtapfen Cromwells zu treten *) und ſehen ſie dieſe an der Spize der Verſammlung. Vergeſellſchaften Sie mit ihnen ein funfzig Böſewichter von der zweyten Klaſſe, durch welche jene Häupter wirken, und vornehmlich M***, der den zügelloſen Pöbel von der Vorſtadt St. Antoine, die Agioteurs vom Palais royal und überhaupt die Schwindelköpfe von der Hauptſtadt wie Marionetten bewegt **). Neben dieſen figurieren ein zweyhundert ſchwärmeriſche Oekonomiſten und widerſinnige Metaphyſiker in

*) Nun, das ſind doch wenigſtens ganz reſpectable Böſewichter! Aber was werden die Engländer, welche in Cromwelln ihren Befreyer von dem göttlichen Recht der Könige und vom paſſiven Gehorſam ſehen, dazu ſagen, daß ſein Nahme hier dazu gebraucht wird, uns das Bild eines ruchloſen Böſewichts im Superlativ gleichſam mit Einem Zug vor die Augen zu ſtellen?

**) Auch dieſen ſo gewandten Marionettenſpieler, wiewohl er nur ein Böſewicht vom zweyten Rang iſt, wünſchte ich näher zu kennen. Der Graf Mirabeau kann es wohl nicht ſeyn; denn, was dieſer auch ſeyn mag, wenigſtens iſt er ſo wenig ein ſubalterner Böſewicht als ein ſubalterner Kopf, und ſcheint der Mann nicht zu ſeyn, der ſich von andern, die noch ärger als Er ſind, als ein Inſtrument brauchen läßt.

in deren erſtem Gliede der Düpont und der Abbe Sieyes ſtolz einher treten. Hieher gehören auch die Schüler des Rouſſeau, des Montesquieu, des Delolme, und des Americaniſchen Congreſſes; dieſe ſind die Haupt-Acteurs. Hinter ihnen folgen ein Paar hundert kleinſtädtiſche Advokaten und Dorfpfarrer, die ſo unwiſſend als möglich und ganz trunken von der Ehre ſind, die größte Monarchie von der Erde zu regieren, und den König und ſeine Miniſter und die Herren Intendans und ihre Subdelegués, vor welchen ſie noch ehegeſtern zitterten, in den Staub zu legen. — dieſes iſt der active Theil der Nationals-Verſammlung. Der paſſive Theil beſteht in etwa dreyhundert grundehrlichen Leuten, die über das Unglück, ſo ſie ſtiften helfen, ſeufzen, aber wachend und träumend den Morddolch, der ſie täglich bedroht, und die patriotiſche Laterne im Sinne haben. *) Die lezten Dreyhundert bis

*) Möchte ſich doch der reſpectable Erzähler nur ein oder ein paar Dutzend von dieſen grundehrlichen dreyhundert Männern haben nennen laſſen, denen es ſo leid iſt, daß ſie entweder Tag und Nacht vor Morddolchen und Laternenpfählen zittern, oder wider ihren Dank und Willen ihre Nation von allen Drangſalen, Mißbräuchen und Abſcheulichkeiten einer barbariſchen Staats- und Juſtiz-Verfaſſung, einer deſpoti-

bis dreyhundert und funfzig ſind brave nachdenkende Leute, die ſich beredet haben, daß der ganze Deſpotismus mit allen ſeinen Werken und Weſen zu Grunde gehen müſſe; *) die wenig

ſpotiſchen Ariſtokraten- und Hierarchen-Regierung, und der heilloſeſten Staatswirthſchaft, die jemals erhört worden iſt, befreyen helfen müſſen. Soviel ſieht man doch, daß dieſe Herren (unter welchen vermuthlich eine hübſche Anzahl Très hauts et Très-Puissans Seigneurs, Eminenzen, hochwürdigſte Herren, und dergleichen ſind) bey ihrer Grundehrlichkeit auch kluge Leute ſind. Sollte wider ihr Wünſchen und Hoffen die National-Parthey die Oberhand behalten, ſo haben ſie dieſes Unglück mit ſtiften helfen, und dadurch eine deſto verdienſtlichere That gethan, da es ihnen ſo viele Selbſtverläugnung und ſo manchen ſchweren Seufzer koſtete: triumfiert hingegen am Ende doch noch die Hofparthey, ſo können ſie ſich darauf verlaſſen, daß dieſe die ihrigen nicht verkennen, ſondern ſie vielmehr als Märtyrer, die ſoviel für die gute Sache gelitten haben, noch um ſo reichlicher belohnen wird, da ſie bis zum Ueberfluß werden beweiſen können, daß ſie unter der Hand und durch ihre geheime Werkzeuge das ihrige zur Wiederherſtellung aller Dinge in den vorigen glücklichen Stand redlich beygetragen haben.

*) Dies ſoll Ironie ſeyn wie man ſieht. — Aber, wenn es ſchon nicht in unſrer Macht ſteht, den ganzen Teufel mit allen ſeinen Werken und Weſen zu Grunde gehen zu machen, ſo thun wir doch wohl, wenn

wir

wenig oder nichts dazu ſagen wenn kluge oder nützliche Sachen abgehandelt werden, und mit groſſem Geſchrey eine überwiegende Majorität für alle tolle und impracticable Projecte bilden, damit ja das Maas unſres Elends bald voll werde. — „

Indeſſen, wie ſchwer es mir auch zu begreiffen iſt, daß Männer von Einſicht, die bey allem was jezt in Frankreich vorgeht bloße Zuſchauer ſind, die Sache ſo einſeitig anſehen, und wie z. B. Herr S. in der Schlußnote zu ſeiner N. 8. des 53ſten Hefts gelieferten Ueberſetzung der ſo offenbar par-

 teyis

wir ihm entſagen und widerſtehen, damit er von uns fliehe. Nicht allen braven Leuten iſt gegeben öffentliche Staatsredner zu ſeyn; und wo ſollte es auch hinkommen, wenn unter 1200 Repräſentanten der Nation nur der ſechſte Theil ſolche Redner wären? Aber wenn ſie für alle Projecte, welche auf die Befreyung der Nation von der ehemaligen weltkundigen Unterdrückung, auf Errichtung einer durchaus Vernunft- und Zweckmäßigen Conſtitution, und auf Abſtellung aller mit derſelben unverträglichen Mißbräuche abzielen, die Majorität machen helfen, ſo wird ihnen wenigſtens die Nachkommenſchaft der jezigen Generation groſſen Dank dafür wiſſen; was auch die wackern Leute ſagen mögen, denen alle Projecte, wodurch ihnen unbeliebige Aufopferungen zugemuthet werden, toll, und alles, was ſie zu hintertreiben wünſchen, impraticabel heiſſen.

teyiſchen und mit wüthender Leidenſchaft geſchriebenen Broſchüre, Interêt et Cris des Provinces, ſagen konnte, **Nichts ſey in dieſem Aufſatz übertrieben** — ſo iſt es doch meine Sache nie geweſen, mit jemanden darüber zu hadern, daß er irgend eine Weltbegebenheit, zumal eine wie dieſe, anders ſieht und beurtheilt als ich. Ein jeder ſieht und urtheilt, wie er kann, zuweilen auch wie er will; in beyderley Falle ſteht er für ſich ſelbſt, und ſein Urtheil, wie groß auch ſein perſönliches Anſehen ſeyn mag, kann doch nur in ſofern gelten, als die Gründe, die er dafür giebt, jede genaue Prüfung aushalten. Aber da öffentliche Erörterungen dieſer Art ſo leicht perſönlich werden und von dieſem Augenblick an aufhören das Wahre allein zum Gegenſtande zu haben: ſo bitte ich hier bloß um Erlaubniß, meine Meynung mit meinen Gründen, ohne polemiſche Rückſicht auf andere, ſo gelaſſen und unbefangen vorzutragen, als ich glaube daß man ſeyn muß, wenn es darum zu thun iſt, in einer ſo vielſeitigen, ſo verwickelten, und, beſonders was die Thatſachen, die handelnden Perſonen und die geheimern Springfedern betrift, noch mit ſo viel Dunkelheit umfangenen Sache, die bloße Wahrheit zu ſuchen. Wahrheit iſt am Ende doch unſer gröſtes und allgemeinſtes Intereſſe; und gewiß können wir ſie in jeder problematiſchen Sache am eheſten zu finden hoffen, wenn wir — mit Beſeitigung aller Vorurtheile, einſeitiger Nachrichten, Anek-

doten,

boten, angeblicher geheimer Aufſchlüſſen, und entweder wirklich paſſionierter oder abſichtlich mit künſtlicher Wärme geſchriebener Declamationen, von welcher Partey ſie auch herkommen mögen, — bloß unläugbare Grundſätze, Thatſachen die vor den Augen der ganzen Welt offen liegen, Urkunden deren Aechtheit niemand läugnen kann, und überhaupt das, was vermöge der menſchlichen Natur wahr und durch die allgemeine Erfahrung aller Zeiten bewährt und beſtätiget iſt, zu Führern nehmen.

Ueberhaupt iſt der Zeitpunkt noch weit entfernt, worin man eine zuverläſſige, unpartheyiſche, Perſonen und Sachen richtig darſtellende und den wahren Gang der Begebenheiten in ihrem Zuſammenhang mit ihren nächſten und entfernten Urſachen verfolgende Geſchichte der Regierung Ludwigs XVI. und der gegenwärtigen politiſchen Kriſis in Frankreich erwarten darf; wenn anders eine ſolche Geſchichte jemals zu hoffen iſt: und ſo lange uns dieſe fehlt, werden wir über tauſend Dinge, worüber manche Leute mit ihren popanziſchen Meilenſtiefeln ſo leicht wegſchreiten, nie recht ins Klare kommen. Paris, der Hauptſchauplatz dieſes großen Drama's, iſt gerade der Ort, wo es am ſchwerſten oder vielmehr ganz unmöglich iſt, die reine Wahrheit über das, was man am liebſten wiſſen möchte, zu erfahren. Denn wer iſt dort unparteyiſch, ohne Vorurtheil, ohne Liebe

oder Haß, ohne Furcht oder Hoffnung? Wer hat bey der neuen Ordnung der Dinge oder bey der Wiederherstellung des vormaligen Systems nichts zu gewinnen oder zu verlieren? Von wem ist zu erwarten, daß er denen, die zu einer andern Partey als zur seinigen halten, ein dem seinigen gerade entgegenstehendes Interesse haben, strenge Gerechtigkeit werde widerfahren lassen? Der Franzose, der immer im Superlativ liebt oder haßt, bewundert oder verabscheut, kann dies ohnehin weniger als andre Menschenkinder. Wie groß mag nun also wohl jezt zu Paris die Zahl der Weisen seyn, deren Kopf in dieser allgemeinen Gährung der Gemüther frey und heiter genug bleiben kann, um in ihren Urtheilen immer gerecht und billig zu seyn, und deren Herz rein, stark und edel genug ist, weder von eignen noch fremden Leidenschaften beunruhigt, angesteckt und hingerissen zu werden? — Es wäre Thorheit nur ein Wort mehr darüber zu verlieren, daß unter solchen Umständen nichts unsicherer ist, als was Reisende, wie respectabel sie auch immer seyn mögen, in Paris oder andern Orten sagen hören, und nichts verdächtiger als die Geheimnachrichten von den Männern, die bisher in der National-Versammlung und bey der Revolution überhaupt die wichtigsten Rollen gespielt haben, oder von den verborgnen Springfedern der Begebenheiten, wovon wir andern nur sehen was in die Sinne fällt, die aus Paris an teutsche Correspondenten geschrie-

Der Fürſt von Verona mit ſeinem Gefolge tritt auf, erzürnt ſich gewaltig über dieſen Unfug, wirft den beyden Alten vor, daß ſie ihrer Familien-Feindſchaft wegen Verona ſchon dreymal in Aufruhr geſezt, verbietet ihnen bey Todes-Strafe die Straſſen nicht mehr zu beunruhigen, und tritt, nachdem er ſie geſchieden, wieder ab.

Zweyte Scene.

Der alte Montague, Lady Montague, und Benvolio bleiben zurük.

Lady.

Wer brachte dieſen alten Handel wieder in Bewegung? Redet, Neffe, war t ihr dabey, wie er angieng?

Benvolio.

Hier fand ich die Bedienten euers Gegentheils, und die eurigen, die ſich mit einander herumſchlugen, wie ich kam; ich brachte ſie aus einander: In dem nemlichen Augenblik kam der feurige Tybalt mit gezogenem Degen, den er unter drohenden Herausforderungen über meinem Korf ſchwang, und damit auf die Winde zuhieb, die ſo wenig nach ſeinen Streichen fragten, daß ſie ihn noch dazu auszizſchten. Wie wir nun an einander waren, ſo kamen immer mehr Leute, und fochten zu beyden Seiten, bis der Furſt kam, und uns aus einander ſezte.

Lady.

geſchrieben werden. Billigkeit und Klugheit rathen uns alſo, über viele wichtige Dinge, die nur die Zeit in ihr wahres Licht ſetzen kann und wird, beſonders über einzelne Perſonen, zumahl diejenigen, die von der einen Parthey am lauteſten geprieſen und von der andern am bitterſten geſchmähet werden, unſer Urtheil noch zurück zu halten.

Indeſſen liegen bereits mehr als hinlängliche Data in unwiderſprechlichen Urkunden der Welt vor Augen; die Sache ſelbſt ſpricht laut genug, um der Wahrheit durch das alles betäubende Geſchrey der Parteyen, bey jedem, der Ohren zu hören hat, Gehör zu verſchaffen; und wir haben wahrlich nicht nöthig, den Ausgang zu erwarten, um zu wiſſen was wir von der franzöſiſchen National-Verſammlung nach ihren bisherigen Handlungen und Beſchlüſſen denken ſollen. Dieſer Ausgang iſt noch ſehr ungewiß. Niemand kann daran zweifeln, daß wirklich an einer Gegen-Revolution gearbeitet wird, und, wenn ſie auch neunmal nach einander mißlingen ſollte, doch endlich vielleicht das zehntemal gelingen kann. Denn ohne daß eine Verabredung oder Zuſammenverſchwörung nöthig wäre, arbeiten alle diejenigen, deren Intereſſe es iſt die Sachen wieder auf den alten Fuß zu bringen, mit vereinigtem Willen und mit einem ganz andern Eifer, als den der bloße Patriotismus einflößen kann, der N. V.

entgegen. Ihr Name ist Legion. Der gröſste Theil der hohen Geistlichkeit und des Adels, die Hofleute, die Parlamenter mit ihrem ganzen Anhang, die Finanzleute, mit dem ganzen ungeheuern Schweife den dieser vielköpfige Drache nach sich schleppt, kurz eine Menge der angesehensten, mächtigsten und reichsten, die bey der neuen Constitution nur verlieren können, hingegen genug gewonnen haben, wenn sie sich im Besitz ihrer althergebrachten Vortheile erhalten, sind eben so viele natürliche Feinde der Revolution, die das Mögliche und Unmögliche versuchen, sie noch vor ihrer Vollendung wieder umzustürzen. Es scheint beynahe unmöglich zu seyn, daß die kleine Zahl der aufgeklärten Freunde der Freyheit (von welchen im Grunde alles herkommt, was bisher in der N. V. Gutes gewirkt worden ist) durch die unermüdeten geheimen und zum Theil öffentlichen Machinationen der königlich-aristokratischen, hierarchischen und parlamentarischen Parteyen, nicht unvermerkt der bisherigen Majorität, und (was dem ganzen Regenerationswerke auf einmal ein Ende machen würde) des Vertrauens der Nation, ihrer einzigen Stütze, beraubt werden sollte. Wer kennt die Menschen so wenig, um nicht zu wissen, was Volk ist, und wie leicht es sich unter gewissen Umständen aus einem Extrem in ein anderes werfen läßt; wie geneigt es ist, sich von denen, die sich in einer groſsen allgemein gefühlten Noth an seine Spitze stellen, alles,

sogar

ſogar das Unmögliche, zu verſprechen? aber wie ſchnell es auch, wenn diejenigen, die es als ſeine Schutzengel betrachtet, nicht auf der Stelle durch Zaubermittel und Wunderwerke helfen können, von den luxurianteſten Hoffnungen zur höchſten Muthloſigkeit und Ungeduld überzugehen fähig iſt? wie ungeſtüm und vernunftlos die Bewegungen ſind, denen es ſich in einem ſolchen Augenblicke von Ungeduld und Verzweiflung überläßt, und wie wenig alsdann dazu gehört, ſein ſonſt natürlich richtiges Auge dermaßen zu verblenden, daß es die immer anerkannten offenbaren Urheber ſeines Elends nun auf einmal für ſeine Erretter, ſeine getreueſten Freunde hingegen für die Werkzeuge — und die einzigen Mittel, wodurch ihm geholfen werden konnte, für die Beſchleunigung ſeines gänzlichen Verderbens anſieht? Wer auf den zeitherigen Gang der Sachen etwas genauer acht gegeben hat, kann ſich ſchwerlich des Gedankens enthalten, daß alle Bemühungen der Gegenpartey darauf angelegt und combiniert waren und noch ſind, dieſen unſeligen Augenblick bey dem Volke herbeyzubringen, um alsdann auf einmal die Mine ſpringen zu laſſen, an welcher von dem Tage an gearbeitet worden iſt, da der dritte Stand das Uebergewicht über die beyden erſten erhielt, und die *Etats-generaux*, welche eigentlich nur dem Hofe und den Miniſtern aus der Verlegenheit helfen ſollten, in eine Verſammlung von Repräſentanten der Nation verwandelt wurden,

die sich ihrer ursprünglichen Rechte bemächtigte, um sich selbst zu helfen, da die bisherigen Steuermänner des Staats deutlich genug erklärt hatten, daß sie ihr nicht mehr zu helfen wüßten.

Indessen, wie gefährlich auch diese Aspecten immer seyn mögen, bleibt es — trotz aller entgegenarbeitenden Kräfte, welche durch die größtentheils ganz unvermeidliche Zusammenwirkung so vieler Hindernisse und widriger Umstände, ihre Arbeit, so zu sagen, schon halbgethan sehen — immer eine mögliche Sache, daß es dem guten Genius der französischen Nation noch gelinge, den Sieg davon zu tragen: oder, unverblümt zu reden (denn ich denke mir diesen guten Genius eben nicht als einen Deum ex machina) daß der verständigste und aufgeklärteste Theil der Nation so viel Einfluß über die Menge behalte, daß diese leztere ruhig bleibe; daß sie den Stellvertretern der Nation die nöthige Zeit lasse, das angefangene Werk (das größte, woran Menschen jemals gearbeitet haben, und womit man auch unter weit günstigern Umständen kaum in kürzerer Zeit hätte fertig werden können) zur Vollendung zu bringen, und anstatt zu verlangen, daß das goldne Saturnische Alter durch einen Zauberschlag auf einmal hergestellt werde, in Geduld die bessern Zeiten erwarte, die (in so fern man sie nicht Selbst im Keime schon vernichtet) eine natürliche und unfehlbare Folge einer freyen Constitution, einer richtigen

Ver-

Vertheilung der politiſchen Macht und einer zweckmäßigen Organiſation des Staatskörpers ſeyn werden.

Sollte dies der Fall nicht ſeyn, ſollte der böſe Genius, oder vielmehr die Legion von unſaubern Geiſtern, die (unter ſo durchſichtigen Vorwänden, daß ſogar ein Blinder in ihre wahre Beweggründe und Abſichten ſehen kann) ſo geſchäftig ſind, das angefangene gute Werk zu hindern, ſollte dieſe (wie es nur zu ſehr das Anſehen gewinnt) mit Hülfe eines durch alle mögliche Reizmittel bethörthen und zum Wahnſinn gebrachten Pöbels das Uebergewicht über die Nationalpartey zu erhalten: ſo iſt nur zu ſehr zu beſorgen, daß die Anarchie (deren Namen die Feinde der neuen Conſtitution, mit handgreiflichem Mißbrauch deſſelben, dem momentanen Zuſtande des Uebergangs aus dem politiſchen Todeskampf in ein neues Leben *) beylegen) daß, ſage ich, die Anarchie, mit allen ihren Abſcheulichkeiten wirklich eintreten, und ein Bürgerkrieg, worin beyde Partenen um Tod oder Leben kämpfen, Frankreichs Elend und Verderben vollenden würde.

Ueber-

*) Was iſt natürlicher und unvermeidlicher als daß eine ſolche Kriſis, bey der Heilung eines vom politiſchen Krebs durchfreßnen ſeiner Auflöſung nahe gebrachten Staatskörpers, eben ſo wie bey einem phyſiſch-organiſchen Körper, von Zufällen begleitet ſeyn muß, die den Zuſtand des Kranken in den Augen der unverſtändigen Ungeduld zu verſchlimmern ſcheinen?

Ueberhaupt kann ich mir (auſſer dem vorbeſagten Fall) nur zweyerley Ausgang der gegenwärtigen Kriſis in Frankreich als möglich vorſtellen. Der erſte, und nach meiner Ueberzeugung der einzig wünſchenswürdige, wird unfehlbar erfolgen, wenn man der National-Verſammlung die nöthige Zeit und Ruhe läßt, die zwey groſſen Gegenſtände ihrer angefangenen Arbeiten, die **Finanzen** und die **Conſtitution**, in Ordnung, ins Reine und zur Vollendung zu bringen: — und dann werden alle die ſchändlichen Pamphlets, womit man zeither die Nation zu verwirren, zu verblenden, zu erſchrecken und aufzuhetzen geſucht hat, von ſelbſt in ihr Nichts zerſtieben; die ungeſtümen Wogen des Parteygeiſtes werden ſich legen, und zu dieſer ruhigern, aber zum Leben des Staats unentbehrlichen Bewegung herabſinken, ohne welche ſich keine Freyheit in einer Monarchie denken läßt; diejenigen ſelbſt, welche dem allgemeinen Beſten die gröſſten Opfer bringen mußten, werden durch die neue Ordnung der Dinge eine (wenn ſie anders billig ſind) hinlängliche Vergütung erhalten; und die ganze Nation wird, indem ſie die Ausſaat der gemeinſamen Glückſeligkeit, deren Früchte ihre Nachkommenſchaft erndten wird, auſkeimen und gedeihen ſieht, die edeln und aufgeklärten Männer ſegnen, denen ſie die gröſſte aller Wohlthaten, Freyheit unter vernünftigen Geſetzen, die ſie ſich ſelbſt gegeben hat, und Sicherheit eines feſtgegründeten, immer ſteigenden Wohlſtandes, zu danken haben wird.

Der

Der andere wird erfolgen, wenn die soge-nannte Aristokratische oder Hofpartey Mittel finden sollte, das Volk in der Hauptstadt und in den Provinzen, ohne daß es zu dem fürchterlichen Extrem eines allgemeinen Bürgerkrieges käme, dergestalt zu gewinnen, daß sie die dermalige Nationals-Versammlung aufheben, alle ihre Arbeiten und Decrete vernichten, und sich im Stande sehen könnte, die Nation, unter scheinbaren, wiewohl höchst betrüglichen Vorspiegelungen einer angeblichen Ausbesserung des (keiner Reparatur fähigen und gänzlich unbewohnbar gewordenen) alten Staatsgebäudes, von dem verhaßten und übelberüchtigten Freyheitsfieber zu heilen, und unvermerkt wieder unter das vorige Joch zu bringen. Ein Ausgang, der vielleicht unter den jetzigen Umständen nicht zu befürchten ist, aber nichts weniger als unwahrscheinlich wäre, wenn die besagte Partey einen König wie Franz I. oder Ludwig XIV. und einen Premierminister wie Cardinal Mazarin war, oder vielmehr wie er seyn würde wenn er seine Rolle jezt spielen sollte, an ihrer Spitze hätte. Dies ist es, was die Partey so gerne sähe, die (wie es in dem wüthenden mordbrennerischen Libell, *Interêt et Cris des Provinces*, heißt) den augusten alten Palast von Frankreich zwar **repariert**, aber bey Leibe nicht **eingerissen***) haben will, und die Provinzen

*) Als ob es nicht darum zu thun wäre, statt der alten fin-

vinzen durch den ſchönen Zuruf, „der Maire von Paris iſt euer König, ihre Fiſchweiber ſind eure Königinnen, und der Abſchaum der Nation dictirt euch die Geſetze,“ zu einem allgemeinen Aufruhr zu reitzen ſucht. Dieſe Partey iſt politiſch genug zu wiſſen, daß man den Vögeln, die man locken will, liebliche Töne vorpfeifen muß; ſie würde alſo, wenn ſie die Oberhand bekäme, gewiß nicht ermangeln, durch allerley pro forma vorgenommene Verbeſſerungen des auguſten alten Palaſts, durch Abſtellung einiger von den ſchreyendſten Mißbräuchen, durch Vorkehrung ſchleuniger, die momentanen Schmerzen des Volks ſtillender aber den Grund des Uebels nur überkleiſternder Mittel, ſich bey dem großen unverſtändigen Haufen in Gunſt und Anſehen zu ſetzen *) während

finſtern, winklichten, morſchen, ausgewitterten, durchgefaulten, in ſich ſelbſt zuſammenfallenden gothiſchen Burg, die eher einem Raubſchloß als der Wohnung des auguſten Königs eines freyen Volkes ähnlich ſah, einen neuen, bequemern, edlen und dauerhaften Palaſt aufzubauen!

*) Der bisher noch, zum Glück Frankreichs, die Oberhand behaltende Theil der N. V. befindet ſich in Rückſicht dieſer Partey gerade in dem Fall eines wahren Arztes, der bey unverſtändigen Patienten mit einem Scharlatan in Colliſion kommt. Der Arzt ſoll auf der Stelle helfen, und da das er nicht kann noch will, weil es ſeine Pflicht iſt das Uebel aus dem Grunde zu curieren, ſo hat der Scharlatan (dem es nur um ſich ſelbſt

während man, unter ſcheinbaren Vorwänden, woran es die dermaligen Zeitumſtände nicht fehlen laſſen, Anſtalten träfe, alle Anordnungen der N. V. auf welchen die Sicherheit der neuerworbenen Freyheit beruht, eine nach der andern zu eben der Zeit umzuwerfen, da man die guten Franzoſen glauben machte, man habe ein großes für ſie gethan, wenn man ihnen (wie der Orateur des Provinces ſagt) „die Freyheit eingeſtehe, ihr Hab und Gut und ihr Daſeyn im Friede zu genieſſen.“ Man braucht kein Merlin noch Noſtradamus zu ſeyn, um mit großer Zuverſicht weiſſagen zu können, daß Frankreich in ſeinem nach der Vorſtellungsart und den Wünſchen dieſer Herren reparierten alten Palaſt ſich bald wieder ſo weislich, gerecht, ökonomiſch und willkührlich regiert ſehen würde als in den vorigen glücklichen Zeiten.

Aber

ſelbſt zu thun iſt) gewonnen Spiel, die Kunſt, ja ſo gar die Redlichkeit des Arztes verdächtig zu machen. Er hingegen hat Arcana, deren herrliche Wirkung man in wenigen Minuten ſchon erfährt; die Ungeduld des Patienten wird auf der Stelle befriediget; die beſchwerlichſten Zufälle verſchwinden; man flucht dem Arzt und ſegnet und lobpreiſet den Quakſalber; der Wundermann ſtreicht ſeine übelverdiente Belohnung ein, und geht davon; in kurzem bricht das überkleiſterte und in der Stille dreymal ärger gewordene Uebel, vielleicht an einem gefährlichern Orte, wieder aus; der wahre Arzt wird gerechtfertigt, aber der Patient bläßt unter ärgern Schmerzen als die, wovon ihn der Scharlatan befreyte, ſeine arme Seele aus.

Aber was auch das Ende der gegenwärtigen Gährung und das Resultat so vieler, durch Grundsätze und Interesse einander so entgegengesetzter Factionen seyn mag, die mit der äussersten Anstrengung aller Kräfte in einem Kampfe, wo es um Ruhm und Leben gilt, begriffen sind — dieser Trost wenigstens wird den edlen Männern, die für die Befreyung ihres Vaterlandes Alles thaten und wagten, auch wenn sie unterliegen sollten, bleiben, — daß sie der größten Unternehmung, die in das Herz eines Menschen kommen kann, nicht durch ihre Schuld untergelegen; und daß die Gerechtigkeit, welche sie sich in diesem Falle nur von wenigen ihrer Zeitgenossen versprechen dürften, ihnen von der Nachwelt in vollem Maße wiederfahren wird. Sie waren von ihrer Nation, von ihrem Könige selbst, zu dem glorreichen Werke aufgerufen. Was man von ihnen forderte und erwartete, konnte, ihrer Ueberzeugung nach, nur durch eine gänzliche Umschaffung der Staatsverfassung und unmöglich anders erhalten werden, als wenn der ungleich kleinere Theil der Nation dem Wohl, oder vielmehr der bloßen Erhaltung des ungleich größern Theiles, Rechte die diesen Nahmen nie verdienten, nie für Rechte hätten gelten sollen, und Vortheile, die mit dem Interesse des Ganzen nicht bestehen können, entweder großmüthig dem Vaterlande zum Opfer darbrächte, oder nothgedrungen fahren lassen müßte. Sie sahen alle Schwierigkeiten

Lady.

O wo iſt Romeo? Habt ihr ihn heute nie geſehen? Ich bin recht froh, daß er nicht bey dieſer Schlägerey war.

Benvolio.

Madam, eine Stunde eh die (*) Sonne aufgieng, trieb mich ein beunruhigtes Gemüth aufzuſtehen, und vor die Stadt hinaus zu gehen; und da traf ich auf der Weſt-Seite der Stadt euern Sohn einſam unter einem Gang von Egyptiſchen Feigen-Bäumen an. Ich gieng auf ihn zu; aber kaum ward er mich gewahr, ſo ſchlich er ſich in das dichteſte Gehölze. Ich urtheilte von ſeiner Gemüths-Beſchaffenheit nach der meinigen, (denn wir ſind innerlich nie mehr beſchäftiget, als wenn wir die Einſamkeit ſuchen,) und anſtatt ihm nachzugehen, gieng ich meinen Gedanken nach, und war ſo vergnügt, daß er mich ausgewichen hatte, als er ſelbſt.

Mon-

(*) Im Original "Eh die anabelete Sonne ſich durch das goldne Fenſter des Oſten ſehen ließ." Es iſt nichts leichters, als durch eine allzuwörtliche Ueberſetzung den Shakeſpear lächerlich zu machen. Wie der Herr von Voltaire neulich mit einer Scene aus dem Hamlet eine Probe gemacht, die wir an gehörigem Ort ein wenig näher unterſuchen wollen. Indeß erinnt ſich doch Herr Voltaire ſo wohl über dieſe und andre Alters-Schwachheiten des Autors der Zaire. Er mag ſeine Urſachen dazu haben; aber die Welt urtheilt mit kaltem Blute. wenigſtens werden die Britten, welche ſehr wohl wiſſen warum ſie auf ihren Shakeſpear ſtolz ſind, es dem franzöſiſchen Poeten ſehr übel zu Danke halten können, daß er (in einem Alter, wo er ſich nicht mehr ſtark genug fühlt, ſich mit der Beute die er ihrem Shakeſpear abgenommen zu bereichern) ſeine Freude daran hatte, durch eine Schulknaben-mäßige Nachahmung den Narren mit ihm zu ſpielen, und dadurch dem Publico wenigſtens eben ſo viel Spaß zu machen, als er ſelbſt von einer ſo kindiſchen Kurzweil nur immer haben kann.

keiten, allen Widerſtand, alle Gefahren ihrer Unternehmung vorher. Sie wußten, daß es immer für unmöglich gehalten worden war, daß eine große Monarchie, nachdem ſie durch alle Stufen der ſittlichen und politiſchen Corruption gegangen, und bis zum höchſten Grade des tollſten Leichtſinns, der übertriebenſten Ueppigkeit und des inſolenteſten Uebermuths auf der einen, und der ſchmählichſten Unterdrückung und Mißhandlung auf der andern Seite, herabgeſunken, wieder in ein neues Leben zurückgerufen werden könne. Aber ſie hofften Alles von den unzerſtörbaren Kräften zu einer ſchönen, edeln und glücklichen Exiſtenz, welche die Natur in den Menſchen gelegt hat. Sie hielten das, was ſie unternahmen, für etwas, das in einer Zeit zu Stande kommen könne, wo die Vernunft ſchon ſo viele große Siege über die Vorurtheile und Wahnbegriffe barbariſcher Jahrhunderte erhalten hatte; in einer Zeit, wo ihre Nation an Aufklärung keiner andern wich, und durch manche ſcharfſinnige, ausführliche und tief durchdachte Theorien über die weſentlichſten Rechte und wichtigſten Angelegenheiten der bürgerlichen Geſellſchaft, der Staatsökonomie, der Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege, ſo wohl, als durch die Freymüthigkeit und Energie, womit Voltaire, Helvetius, Rouſſeau u. a. große aber kühne und vor ihnen ſelten gehörte, nur behutſam in ſichre Ohren geflüſterte, oder in Allegorien und Mährchen verkleidete Wahrheiten laut vor ganz

Europa geſagt hatten, — mehr als jemals zu einer durch die bloße Uebermacht der Vernunft zu bewirkenden Revolution vorbereitet ſchien. Sie glaubten dies ihrer Nation um ſo mehr zutrauen zu dürfen, da auf der andern Seite das allgemeine Gefühl der ſchrecklichen Extremitäten, in welche der Staat unter der bisherigen Verfaſſung und Verwaltung gebracht worden war, ein eben ſo allgemeines Gefühl der Kräfte ſich ſelbſt zu helfen in allen Provinzen des Reichs aufgeweckt hatte. Sie ſahen ohne Zweifel ſehr wohl vorher, daß die neue Ordnung der Dinge, welche nothwendig war, wenn die Nation gerettet und ein dauerhafter Grund zu ihrer künftigen gemeinen Glückſeligkeit gelegt werden ſollte, nicht ohne viele unvermeidliche, nur durch die Zeit und die neue Ordnung ſelbſt, heilbare Uebel nach ſich ziehen würde *): aber, wiewohl ſie nicht alles Böſe weder vorherſehen noch verhindern konnten, wofür ihre Verläumder ſie nun mit ſo vieler Unbilligkeit verantwortlich machen wollen, ſo glaubten ſie doch mit Recht, daß die unermeßliche Wohlthat einer freyen Conſtitution um keinen Preis zu theuer erkauft werden könne. Sie wußten daß eine ſolche Cons-

*) Es iſt unmöglich, daß der Moment zwiſchen dem Umſturz der alten, nicht länger haltbaren Verfaſſung eines großen Staats und der Einführung einer neuen, nicht eine Art von allgemeiner Stockung der bürgerlichen Ordnung verurſachen ſollte; und dieſer politiſche Augenblick kann freylich kein phyſiſcher Augenblick ſeyn.

Conſtitution der allgemeine Wunſch des größten und geſundeſten Theils der Nation war: wie hätten ſie nicht glauben ſollen, wer den Zweck wolle, wolle auch die Mittel?

Ich bin weit entfernt mich zum ſchwärmeriſchen Lobredner der franzöſiſchen National-Verſammlung aufzuwerfen, und alle ihre Handlungen, alle ihre Decrete und Einrichtungen, ohne Ausnahme und Einſchränkung, für die beſtmöglichſten zu halten, geſchweige alles gut zu heiſſen, was durch den Einfluß dieſer oder jener Faction, die ſich von Zeit zu Zeit ein momentanes Uebergewicht zu verſchaffen gewußt hat, geſchehen oder beſchloſſen worden iſt. Was ich bisher geſagt habe, gilt bloß von dem edelſten und aufgeklärteſten Theil der N. V. welcher zum Glück bisher, in den weſentlichſten Puncten wenigſtens, noch immer die Oberhand behalten hat. Dieſer beſteht größtentheils aus Männern, welchen eben das ehrenvolle Zeugniß gebührt, das dem Marquis de la Fayette, bey Gelegenheit ſeiner den 20ſten März in der N. V. gehaltnen vortreflichen Rede, mit ſo vielem Recht in einem öffentlichen Blatte gegeben wurde: aus Männern, „die von Anfang der Revolution allen Factionen, allen Parteyen, allen Rückſichten und Seitenblicken, die zur Errichtung der Conſtitution nicht weſentlich ſind, mit gleicher Standhaftigkeit widerſtunden; aus Männern, welche die Freyheit eben ſo geſ

ſezt und entſchloſſen gegen die Licenz als gegen den Deſpotismus vertheidigten, und aus gleichen Grundſatzen und Geſinnungen ſich auf der einen Seite der Ariſtokratie und auf der andern ſolchen wilden Aufwallungen und Empörungen des Volkes widerſezten, die den Namen eines nothwendigen und rechtmäßigen Aufſtandes (Insurrection) auf keine Weiſe verdienten.“ Von den fortdaurenden Bemühungen dieſer wahren Patrioten, welche zugleich mit den Kräften und mit dem Willen das möglichſte Beſte zu wirken verſehen ſind, und von ihrem anhaltenden Uebergewicht allein wird es abhangen, ob Frankreich eine Staatsverfaſſung und Staatsökonomie erhalten ſoll, welche alles Unheil, was durch die Revolution theils unvermeidlicher, theils zufälliger Weiſe, theils durch die Machinationen derjenigen, qui ſalva republica ſalvi eſſe non poſſunt, veranlaßt worden iſt, reichlich vergüten, und die Nation mit der Zeit, aber unfehlbar, zu einem beneidenswürdigen Grade von Wohlſtand, Macht und Glanz erheben wird. Sollten ſie, wider beſſeres Hoffen, damit nicht zu Stande kommen, ſo würden dieſe edeln Männer ſich ſelbſt keinen andern Vorwurf zu machen haben, als von ihrer Nation und Zeit zu gut gedacht, und der erſtern eine geſunde Vernunft, eine Einſicht in ihr eigenes wahres Intereſſe, ein Gefühl für das was wahr und recht iſt, und eine Standhaftigkeit bey dem was man einmal dafür anerkannt hat, zugetraut

traut zu haben, welche vermuthlich — kein weiser Mann von 70 Jahren irgend einem Volke in der Welt zutrauen würde. Aber durch Männer von 70 Jahren iſt auch noch keine Unternehmung zu Stande gekommen, wozu Feuer und Heroismus, Verachtung der Schwierigkeiten und Glauben an Menſchheit und an ſich Selbſt erfodert wurden.

W.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

IV.

Fortſetzung der Briefe über Paris.

(S. März S. 274. und April 422.)

Das Palais Royal.

Paris den 6ten Sept. 1789.

Wenn ich Ihre neugierige Ungeduld in Abſicht des Palais Royal erſt jezt zu befriedigen anfange, lieber R**, ſo iſt es nicht Nachläſſigkeit von mir geweſen, ſondern Verlangen, Ihnen etwas ganz vollſtändiges darüber ſagen zu können. Dieſer wunderbare Palaſt hat ſo viel Anziehendes und ſo viel Eigenthümliches, daß er allein wohl Monate lang beſchäftigen kann, und daß jede Beſchreibung davon, obenhin gegeben, eine Art von Beleidi-

gung iſt, die man dem menſchlichen Unternehmungsgeiſte und der menſchlichen Kultur überhaupt zufügt. Erlauben Sie mir alſo ein wenig auszuholen und Sie erſt durch zwey Winke an das zu erinnern, was er war, damit Sie deſto lebhafter empfinden können, was er jezt iſt. Im voraus muß ich Ihnen ſagen, daß ihn der Stolz anlegte und der Uebermuth ausbauete; daß die Deſpotie anfangs ihren Hof hier hielt und daß Freyheitsgefühl hier ihre Ketten zuerſt zerbrach.

Der Kardinal von Richelieu, politiſch-deſpotiſchen Andenkens, legte im Jahr 1629 auf den Trümmern des Hotels Mercoeur und Rambouillet (wie er immer gern auf den Trümmern des Adels bauete) einen Palaſt an, der für die damaligen Zeiten ſehr viel glänzendes hatte und deſſen Bau ſieben Jahre dauerte. Der Stifter der Academie Françoiſe hatte den Stolz, auf Koſten entweder der franzöſiſchen Sprache oder der Beſcheidenheit, die ſehr klare und doch zugleich dunkle Inſchrift Palais Cardinal darüber zu ſezen, und dadurch eine Zeitlang Paris und die Pariſer, hauptſächlich aber den gelehrten Theil derſelben, dergeſtalt ſprachmeiſteriſch zu beſchäftigen, daß ſie patriotiſch zu ſeyn darüber vergaßen, und ſich an dieſe Inſchrift hielten, ſtatt daß ſie ſich an die Reichthümer, die zum Bau des Palaſtes erfordert wurden und an die Quelle, woraus ſie kamen, halten und den deſpotiſchen Mäcenas dadurch, ſtatt zum Lachen,

chen, zum Zittern hätten bringen ſollen. Man fragte ſich, was heißt Palais Cardinal? und antwortete darauf ſo gut man konnte, oder vielmehr ſo gut man mußte, weil er Stellen in der von ihm geſtifteten Akademie zu vergeben hatte. Es wäre etwas weitläuftig, Ihnen zu erzählen, wer Recht behielt, oder vielmehr wer ſein Unrecht als Recht geltend machte: wir können jezt ohne Furcht und Schaam dahin entſcheiden, daß Palais cardinal, wie z. B. vertu cardinale, der Kardinalpalaſt, aber nicht der Palaſt eines Kardinals habe heißen ſollen. Ein Kardinalpalaſt iſt er nicht mehr, aber dafür iſt es das Palais cardinal von ganz Europa geworden. Laſſen Sie mir dieſe Sylbenſtecherey nur einmal hingehen, lieber R**, vielleicht bin ich der lezte, der je ein Wort darüber verlieren wird.

Dieſer politiſche Miniſter wußte wohl, daß man die Pariſer unterhalten muß, wenn ſie nicht rebelliren ſollen, und daß man die großen Schriftſteller der Nation zu gewinnen hat, wenn man keine fürchterlichen Wahrheiten hören will. Dieſer Erfahrung gemäß ließ er einen prächtigen Schauſpielſaal in ſeinem neuen Palaſt anlegen, und beſoldete zu ſeinem eigenen Hausgebrauch mehrere gute Köpfe, unter denen der ältere Corneille und Rotrou die hervorſtechendſten waren. Als erſt Spektakel im Palaſt des Kardinals waren, ward der Palaſt ſelbſt bald vergeſſen; aber

die Pariſer vergaßen auch bald den Kardinal, da ſie erſt im Parterre ſeines Schauſpielſaals ſtanden. Im Parterre iſt aber auch der Pariſer nie Sklav geweſen; trotz den Bärenmützen im Parterre pfiff oder klatſchte er, wenn er auch die Schauſpieler nicht von der Bühne jagen durfte.

Der Kardinal ſchrieb Theaterſtücke und ließ dergleichen ſchreiben, als ob er ſie geſchrieben hätte. Ein Trauerſpiel beſonders, Mirame betitelt, hatte ſeine ganze Zärtlichkeit, vielleicht, weil er das meiſte ſelbſt daran gemacht hatte; und dieſem zu gefallen ließ er hauptſächlich den prächtigen Saal bauen. Er verwandte auf die Vorſtellung deſſelben, wie man angiebt, über eine Million Livres, war während derſelben gar nicht der Ehrfurcht gebietende Miniſter, zeigte den Zuſchauern die heiterſte Miene, konnte in ſeiner Loge nicht ſtill ſitzen, und machte, wenn die ſchönſten Stellen kamen, das Parterre durch Winke aufmerkſam darauf; aber das alles wirkte nur während des erſten Akts auf die ſeltſamen Pariſer, welche durch die Herablaſſung ihrer Deſpoten beſtändig vor Vergnügen auſſer ſich waren, aber ſich immer bald wieder erholten. Im zweyten und dritten Akt ließ das Händeklatſchen merklich nach, und beym Schluſſe des vierten klatſchten nur noch die Schmeichler: kurz, das Stück fiel unter den Augen des Verfaſſers, in ſeinem eigenen Palaſte, in aller Form, und der Kardinal ſagte zu Desmaretz:

rets: O, die Franzoſen werden nie Geſchmack für wahre Schönheiten bekommen! Mirame hat ihnen nicht gefallen *). Vermuthlich hatte er auch gehört, was eine Stimme mitten aus dem Parterre rief: O weh, das iſt kein Kardinalſtück, aber wohl Kardinalsarbeit **). Alle andre Rechte ließ ſich dieſe ſeltſame Nation willig nehmen, nur nicht das Recht trocknes Brod zu eſſen, zu ſpotten und zu murren. Auch hier vergaß ſie über dem mittelmäßigen Theaterdichter den grauſamen Deſpoten, und ſie konnten dieſen nicht verabſcheuen, weil jener ſie auf ſeine Koſten zu lachen gemacht hatte.

Da der Kardinal bey allem, was er that, nur für ſeinen König zu arbeiten, bey allem, was er ſtiftete und bauete, nur für de[illegible] und den Nutzen deſſelben zu ſtiften und zu bauen, den Schein haben wollte: ſo hatte er die politiſche Verleugnung, ſeinen Palaſt, kaum drey Jahre nach ſeiner Vollendung, Ludwig dem Dreyzehnten zu vermachen; er blieb aber bis an ſeinen Tod in demſelben, und ließ Paris unausgeſezt an den Schauſpielen und Feſten, die er darin gab, Theil nehmen: ſo daß dieſer Palaſt, von ſeiner erſten

*) Eh bien, les François n'auront jamais du goût pour les belles choſes: ils n'ont point été charmés de Mirame.

**) Ah, ce n'eſt pas là une piece cardinale, mais d'un Cardinal.

Gründung an, ein Erholungsort für die Pariser war. Nach seinem und Ludwig des Dreyzehnten Tode nahm ihn die Königin **Anna von Oestreich** in Besitz, und vertauschte das Louvre gegen ihn. **Ludwig** der **Vierzehnte** bewohnte mit ihr denselben; aber man stellte ihr vor, es sey gegen die Würde eines Königs von Frankreich, einen Palast zu bewohnen, dessen Inschrift das Haus eines Unterthanen bezeichnete, und so kam es, daß man die erstere verwischte, und den Palast das Palais Royal nannte, welche Benennung ihm bis auf den heutigem Tag geblieben ist.

Als der Kardinal **Mazarin** die **Opera** nach Paris rief, ward der Saal des Palastes zu ihren Vorstellungen genommen, und sie blieb so lange in dessen Besitze, bis ihr ein eigenes Haus neben demselben erbaut wurde. So blieb der Palast immer noch ein öffentlicher Ort für die Pariser.

Ludwig der Vierzehnte räumte ihn nach der Zeit seinem Bruder ein, und schenkte ihn darauf dem **Herzog von Chartres**, seinem Enkel. Seitdem ist er der Familie Orleans geblieben. Da er also durch die Hände mehrerer Besitzer gegangen ist, so können Sie leicht denken, daß von seiner ersten Anlage nur sehr wenig noch übrig geblieben seyn kann, und daß er mit jedem Jahre nicht bloß verändert, sondern verschönert worden seyn muß; aber alle seine Besitzer, nach der Reihe, ließen ihn und seinen Garten dem Publikum offen.

Seine

Montague.

Schon manchen Morgen iſt er dort geſehen worden, wie er den friſchen Morgenthau mit ſeinen Thränen, und die Morgen-Wolken mit tiefſen Seufzern vermehrte; aber kaum fängt die alles erfreuende Sonne an, im fernſten Oſten die Vorhänge von Aurorens Bette wegzuziehen; ſo ſchleicht ſich der ſchwermüthige Jüngling vom Licht nach Hauſe und terkert ſich in ſein Zimmer ein, verſperrt ſeine Fenſter, ſchließt das ſchöne Tageslicht hinaus, und macht ſich ſelbſt eine erkünſtelte Nacht. Er muß nothwendig in einen ſchwarzen und Unglük-brütenden Humor verfallen, wenn nicht bey Zeiten darauf gedacht wird, die Urſache des Uebels wegzuräumen.

Benvolio.

Mein edler Oheim, kennt ihr die Urſache?

Montague.

Ich kenne ſie nicht, und kan ſie auch nicht aus ihm herausbringen.

Benvolio.

Habt ihr ſchon in ihn gedrungen?

Montague.

Durch euch ſelbſt und durch viele andre Freunde, aber vergebens; ſeines eignen Herzens geheimer Rathgeber, iſt er gegen ſich ſelbſt, ich will nicht ſagen ſo getreu, aber doch ſo geheim und verſchwiegen, ſo entfernt ſich ſelbſt zu verrathen, oder nur einer Muthmaſſung Grund zu geben,

Seine Lage im Mittelpunkte der Stadt machte ihn von jeher zu einem Bestellungsorte für Einheimische und Fremde. Die schattigten Alleen seines Gartens, seine frischen Rasenplätze, an deren Grün sich das Auge für die schwarzen Gemäuer der unreinlichen Straßen erholen konnte, die anständige Freyheit im Handeln und Sprechen, die daselbst herrschte, die Sicherheit, die er gegen die Eingriffe einer argwöhnischen Polizey gewährte: diese und mehrere Umstände waren es, die den alten Garten des Palais Royal von jeher zum Lieblingsspaziergange der Geschäftsleute sowohl als der Pflastertreter machten, und die um denselben her Werkstätte und Magazine aller Art für sinnlichen und geistigen Genuß in bunter Mannigfaltigkeit hervorbrachten.

Noch hört man ältere Franzosen von dem Garten des Palais Royal, wie er sonst war, mit einer Art von Entzücken sprechen, besonders von einer großen Allee von Kastanienbäumen, die auf der einen Seite die Länge des Gartens einnahm. Unter dieser war man in der heftigsten Hitze, wie beym heftigsten Regen sicher. Von eilf Uhr des Morgens an war darin alles lebendig. Was schön in Paris war, traf man in derselben. Auf beyden Seiten standen Stühle, die von Menschen aus allen Ständen, aus allen Ländern und Welttheilen, nie leer wurden. Ziemlich in der Mitte derselben stand ein Baum, unter welchem das

Ge-

Gedränge ſtärker war, als in den andern Theilen der Allee. Er war der Sammelplatz der Politiker und war unter dem Namen Arbre de Cracovie berühmter, als je ein Baum in der Welt geweſen iſt. In ſeinem Schatten entſchied man über Welthändel und ſprach über groſſe Staatsangelegenheiten, über die Maaſsregeln der Miniſter, über die Thaten der Generale. Dies war von jeher der freymüthigſte Punkt in Paris, und Sie können es ſich nun erklären, wie das Palais Royal zu der merkwürdigen politiſchen Rolle, die es gegenwärtig ſpielt, allmählig gekommen iſt.

So wie die Politik ſich hier ein Tribunal errichtete, that es auch die Mode. Da die Geſellſchaft in dieſem Garten von jeher die ausgeſuchteſte und aufgeklärteſte der öffentlichen Oerter von Paris war, ſo kam auch alles hieher, was von Weibern und Männern in Sachen des Geſchmacks im Anzuge, Urtheile hören und Urtheile veranlaſſen wollte. Die Stutzer und Stutzerinnen von Paris hatten ſelten etwas Neues erfunden, was ſie nicht hier zuerſt zur Schau ausſtellten, und konnte man ſich des Beyfalls der dortigen Spaziergänger darüber verſichern, ſo war die Mode bald allgemein. Hier ſehen Sie den Urſprung des Einfluſſes, den ſich gegenwärtig das Palais Royal auch in dieſem Punkt zu verſchaffen gewußt hat.

Bis um zwey Uhr Nachmittags riß das Gewimmel im Garten nicht ab. Mit dem Schlage zwey Uhr vertheilte es ſich meiſtentheils und jeder ſuchte ſeinen Teller. Bis zu der Zeit, wo die Opera angehen ſollte, waren die Spaziergänger ziemlich ſparſam; aber um dieſe Zeit ſtrömten ſie von neuem herzu und füllten die Alleen, obwohl ſchon nicht mehr mit dem Glanze, als des Vormittags; denn die feinere Welt fährt nur in die Oper. Um dieſe Zeit kamen auch ſchon einzeln diejenigen käuflichen Mädchen und Weiber zum Vorſchein, die das Tageslicht nicht ſcheuen zu dürfen glaubten, und ſtellten ihre Netze auf. Nach ſieben Uhr erſchienen ihre Schweſtern von den geringern Klaſſen, die ſich ſchon mehr auf die Täuſchung der untergehenden Sonne und der Dämmerung verlaſſen mußten; und je höher ihre Anzahl ſtieg, deſto ſparſamer wurden die Spaziergänger, die nicht ihrentwegen hieher gekommen waren. Kein Frauenzimmer und kein Mann von Ehre blieb ſodann im Garten, und nur diejenigen von beyden Geſchlechtern, die keine hatten und keine brauchten, blieben zurück, und erlaubten ſich Dinge, für die ſie oft durch die Hetzpeitſchen der Schweizer des Palais, noch öfter aber durch dieſe Dinge ſelbſt beſtraft wurden. Sie ſehen, daß alſo auch in dieſem Punkte der alte Garten des Palais Royal ſchon der Vorgänger des neuen war.

Das mannichfache Intereſſe, welches ſonach das Palais Royal damals ſchon hatte, war Veranlaſſung, daß ſich alles, was ſeine Rechnung dabey fand, um daſſelbe zuſammenzog. Deßhalb waren die Miethen daherum von jeher theurer, als in den andern Quartieren der Stadt. Weil der Garten deſſelben beſonders mit ein Beſtellungsort für Fremde war, ſo giengen überall Hotels hervor, die bloß für Fremde möblirt und an ſie vermiethet wurden. Schon damals koſtete der erſte Stock eines ſolchen Hotels monatlich funfzig neue Louisd'or (300 Thaler ſächß.) und ſo viel ihrer da waren, blieben ſie doch ſelten leer. Ein Haus in der Nähe des Palais Royal trug ſchon damals funfzig Procent mehr ein, als in den andern Gegenden der Stadt, und gewiſſe Waaren, die hier herum viel gebraucht wurden, ſtanden in einem merklich höhern Preiſe, als in den entfernten Vierteln.

Wir ſtehen an dem Zeitpunkt, lieber R**, wo das Palais Royal eine ganz neue Geſtalt bekommen und die verführeriſchen Vorzüge des ältern mit tauſend neuern, verfeinerten und prächtigern, vereinigen ſollte.

Man ſagt es ſich laut genug in Paris, daß die neuen Anlagen des Palais Royal eine bloße Finanzſpekulation des Herzogs von Orleans geweſen wären, und aller Schein iſt ſo ſehr dafür, daß ich nicht anſtehe, gegen Sie daſſelbe zu behaupten.

Die

Die Idee war ſo einfach, daß ein Kopf, der das Pariſer Publikum, ſeine Launen und Bedürfniſſe kannte, nothwendig darauf fallen mußte; aber dieſer Kopf gehörte nicht dem Herzog von Orleans, ſondern einem ſeiner Kaſſenverwalter, der genau wußte, wieviel Geld ſein Herr brauchte, wie wenig ſeine alten Renten bey ſeinen unglaublichen Ausgaben zulangten, und wie hoch der Quadratſchuh Boden hinter ſeinem Palais zu neuen Renten genuzt werden könnte. So kam der Plan zu Stande, vermöge deſſen man zu dem Garten des Palais Royal, der dem Publikum unentbehrlich geworden war, noch alles das ſchlagen könnte, was es brauchte, was es aber nicht im Garten ſelbſt fand: ich meyne möblirte Hotels, Kaufmannsgewölbe, Spiele, Kaffeehäuſer, Garköche, Buchhändler, Spektakel, kurz, Genuſſe für alle Sinne in der allerhöchſten Abwechslung. Vier Flügel, die den Garten einſchlöſſen, könnten das alles faſſen und eine kleine Stadt in der Stadt ſelbſt bilden, die in ihrem Umfange alles darböte, und feiner und erleſener darböte, als es in der großen ſelbſt zu finden wäre. Die Größe und Neuheit dieſes Plans leitet einen unvermerkt von den Bewegungsgründen dazu ab, und wenn man die Ausführung erſt ſelbſt ſieht und kennt, erinnert man ſich gar nicht mehr daran.

Es war im Jahre 1781 als das Opernhaus am Palais Royal abbrannte und dieſem ſelbſt die

Flam-

Flamme den Untergang drohete. Die Pariſer waren ſo lange untröſtlich über den Verluſt ihrer Feenwelt, bis es einem Laſtträger, der auf einem Wagen voll geretteter Theaterkleider ſaß, einfiel, den Helm eines Helden des Alterthums aufzuſetzen, einen königlichen Purpur umzunehmen und ſo, einen Blitz Jupiters in der einen und den Unterrock einer Nymphe in der andern Hand, ſich aufrechtſtehend durch einige Straßen der Stadt fahren zu laſſen und alles, was ihm begegnete, von neuem in die froheſte Laune zu verſetzen. Man vergaß über dem Schalksnarren Feuer, Gefahr und Verluſt, und die nächſten Tage darauf trugen die Weiber Bänder und Stoffe couleur de Feu d'Opera. Aber das Palais Royal hatte darum nicht weniger einen Verluſt für ſeine Lebhaftigkeit gelitten.

Aber dies war nur das Vorſpiel von einem andern, den es leiden ſollte, und der in der That den Pariſern eben ſo ſchmerzlich ſeyn mußte, als jener. Jezt nämlich kam der Plan, den Garten zu umbauen, zur Reife, und er war es kaum, als auf einmal Hunderte von Aexten und Sägen ſich in Bewegung ſezten und die große Kaſtanienallee und alle übrige kleinere in wenig Tagen fällten und ausrotteten. Die Spaziergänger waren in einem Aufruhr, der um ſo heftiger wurde, da der Herzog nicht für gut gefunden hatte, ſie darauf vorzubereiten, oder ihnen zu ſagen, was er

mit

mit dem Ganzen eigentlich wollte. Man rächte ſich dafür mit ungereimten Vermuthungen, witzigen Einfällen und Couplets, kam aber alle Tage, um zu ſehen, was aus dieſer Zerſtöhrung hervorgehen würde. Vor der Hand nannte man den Herzog den égorgeur des Cimbres *).

Die Schnelligkeit, womit zerſtöhrt und wieder erbauet wurde, iſt unglaublich. Im Jahr 1782 fing man das Werk an, und kaum drey Jahre darauff waren ſchon zwey der groſſen Flügel fertig, in denen ſich, wenn das Gemäuer kaum trocken war, immer ſchon Kaufleute aller Art ſezten. Auf beyden Seiten waren ſchon wieder zwey Alleen von Kaſtanienbäumen hervorgegangen, und die Spaziergänger, die bis jezt den Garten der Tuilerien mehr beſucht hatten, fanden ſich haufenweiſe wieder hier ein. In Zeit von vier Jahren ward das Palais Royal was es jezt iſt, und man fing an, den alten Garten über dem neuen und ſeinen Herrlichkeiten ganz zu vergeſſen. Das Publikum im Ganzen hatte gewonnen; aber einzelne Glieder deſſelben und namentlich die Beſizer der Hotels rund um den Garten her, litten anſehnlichen Verluſt: denn die Gebäude des Palais hatten ſie und ihre Häuſer verlarvt. Sie klagten gegen den Herzog, erhielten aber, auſſer einer unbeträchtlichen Schadloshaltung, die zum Theil noch

*) Den Mann, der Schatten köpfte.

noch nicht bezahlt iſt, nichts über ihn. Die Ausſicht ihrer Häuſer, die vorher auf einen lebhaften und lachenden Garten gieng, verlor ſich jezt in die engen Straßen, die durch den neuen Bau gebildet wurden.

Der Haupteingang des Palais Royal iſt auf der Straße St. Honore'. Der Platz vor demſelben iſt unabläßig mit einer Menge Wagen, hauptſächlich Fiakern, und von Menſchen bedeckt. Die Straße St. Honore', die lebhafteſte in ganz Paris, läuft mitten hindurch, und drey andre, die auch nicht wenig lebhaft aber enge und ſchmutzig ſind, die Straßen Fromenteau, S. Thomas du Louvre und Chartres ſtoßen auf denſelben. Der Platz ſelbſt iſt weder geräumig noch ſauber, und man muß den Vortheil wohl in Acht nehmen, wenn man nicht von dem Gedränge umgeriſſen, von den Fiakern nicht geſtreift, und von den in das Palais hinein und heraus vollenden Karoſſen nicht niedergeworfen werden will. Genug der Platz kündigt wohl an, daß man ſich einem Vereinigungspunkt einer großen Hauptſtadt, aber nicht dem Throne des übermüthigſten und feinſten Lebensgenuſſes nähert.

Wenn man der Anſicht des Palaſtes ohne Lebensgefahr, doch nicht ohne ſtöhrendes Gedränge, genießen will, ſo muß man ſich demſelben gegenüber, vor das ſogenannte Chateau d'eau ſtellen (einem Gebäude, wo die Waſſerbehälter für das

Pas

Palais Royal und die Tuilerien angebracht ſind) vor welchem eine Terraſſe hinläuft, die den Zuſchauer über das Gewimmel des Platzes erhebt. Hier hat man die ganze Faſſade vor ſich. Zwey Pavillons, an welchen joniſche und doriſche Säulen hervorſtreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildſäulen von Pajou geziert iſt, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen iſt und von beyden Seiten her auf die drey Eingänge in das Palais ſtößt. Dieſe Mauer dünkt einem zu hoch für das Gebäude ſelbſt, das kaum noch einmal ſo hoch darüber herſieht, und die Wirkung nicht thut, die man, nach allem, was man von dieſem Palais gehört und geleſen hat, zu erwarten pflegt.

Hat man ſich durch das Gedränge in den erſten Hof hineingewunden, ſo breiten ſich zwey Flügel vor dem Auge aus, die abermals mit joniſchen und doriſchen Pilaſtern verziert ſind, wie das Avantkorps ſelbſt, das mit einem zirkelförmigen Fronton gekrönt iſt, worin zwey Figuren das Wappen des Hauſes Orleans halten. Auch dieſe Arbeit iſt von Pajou. Nun tritt man in das Veſtibüle, das aus dem erſten Hof in den zweyten, la cour royale genannt, hinüber führt. Mächtige doriſche Säulen erheben ſich auf beyden Seiten, deren Wirkung aber dadurch ſehr geſtört wird, daß an und unter denſelben Buden und Läden allerley Art ſo enge angebracht ſind, daß

man zwiſchen dem Säulenwerke kaum hindurch kann.

Dieſer Theil des Palais iſt eigentlich die Wohnung des Herzogs von Orleans. Eine prächtige Treppe führt hinan, und es iſt jedem rechtlichen Manne erlaubt hinauf zu gehen und ſich von ſeinen Leuten die Schätze der Kunſt, der Natur, des Alterthums und des Luxus zeigen zu laſſen, die er in demſelben aufgehäuft hat. Eine Zeit lang war die Malerey ſeine herrſchende Leidenſchaft, und er ſparte weder Geld noch Mühe, eine Sammlung von Gemälden zuſammen zu bringen, die eine der merkwürdigſten in Europa geworden iſt. Es iſt kein Vorſaal, kein Zimmer, kein Kabinet in dieſem Theile des Palaſtes, wo man nicht eins oder mehrere Meiſterſtücke berühmter Maler fände. Jungen Künſtlern iſt es erlaubt, ſich von dieſen Gemälden geben zu laſſen was ſie verlangen, und es ſind ihnen mehrere Zimmer für ihr Studium eingeräumt. So ſtehen auch jedermann die Sammlungen von geſchnittenen Steinen, von Naturalien und von Modellen jeder Kunſt und jedes Handwerks offen. Einige der Zimmer, die ich geſehen habe, übertreffen an Pracht der Tapeten, an Koſtbarkeit der Möbeln, des Tafelwerks, der Vorhänge, der Betten, der Toiletten, der kriſtallnen Kronleuchter, und an geſchmackvoller Anordnung des Ganzen, Alles, was ich bis jezt in der Art geſehen habe, und

Sie

als eine Blumen-Knoſpe, die von einem inwendig verborgnen Wurm gebiſſen worden, eh ſie ihre zarten Schwingen an der Luft ausſpreiten, und ihre Schönheit der Sonne wiedmen konnte. Könnt' ich nur erfahren, woher ſein Kummer entſpringt, es ſollte ihm augenbliklich abgeholfen werden.

Romeo tritt auf.

Benvolio.

Hier kommt er ſelbſt; wenn's euch beliebt, ſo gehet bey Seite; ich will ſein Geheimniß ausfindig machen, oder ich müßte mich ſehr betrügen.

Montague.

Ich wünſche, daß du ſo glüklich ſeyn mögeſt -- Kommt Madam, wir wollen gehen.

(Sie gehen ab.)

Benvolio.

Guten Morgen, Vetter.

Romeo.

Iſt der Tag noch ſo jung?

Benvolio.

Es hat eben neune geſchlagen.

Sie haben einen Maßſtab für dieſen Luxus, lieber R**, wenn Sie ſich erinnern wollen, daß der Herzog der ſtudierteſte Wollüſtling und der ehrgeizigſte Verſchwender iſt, und daß er mitten in Paris, der Pflegerin und Erfinderin aller artiſtiſchen, ſinnlichen und moraliſchen Ueppigkeiten, beyde Hände voll Geld, auf einem ſo hohen Standpunkt lebt. Einen deſto größern Kontraſt macht es, wenn Sie in den Zimmern ſeiner beyden Söhne, des Herzogs von Chartres und des Grafen von Beaujolois, einen ganz gemeinen Aufputz, einfache Möbeln, von Stroh geflochtene Stühle, und Matratzen auf dem Fußboden finden, worauf die beyden Prinzen ſchlafen. Es iſt in der That, als ob der ſybaritiſche Vater ſpartaniſche Kinder ziehen wollte. So ſcheint die Frugalität, wie die Tugend ſelbſt, immer ihren ſchönſten Triumph ihren Verächtern ſelbſt abdringen zu wollen.

Nach dieſen zwey Blicken, lieber R**, überlaſſe ich Sie Ihrer eignen Phantaſie und Ihrem eignen Nachdenken über das, was den Beſitzer des Palaſtes betrift. Mein Plan iſt nicht, zunächſt ihn, ſondern ſein Werk zu ſchildern. Wir ſteigen in den zweyten Hof, la Cour Royale genannt, hinunter, um dem großen Tummelplatze ſelbſt immer näher zu kommen: denn was ich Ihnen bis jezt geſagt habe, iſt alles nur noch Eingang und Einleitung.

Die Cour Royale iſt gröſſer als der erſte Hof, aber ſie iſt bey weitem noch nicht ausgebaut. Die Hälfte ihres Raumes dient noch zum Bauplatze des neuen Theaters der Varietés amuſantes und des vierten Flügels der neuen Anlage des Palais. Der Hof ſoll noch einmal ſo groß werden als er jezt iſt. Das Veſtibule, durch welches wir hereingekommen ſind, ſoll verlängert und jener prächtigen Treppe gegenüber eine zweyte angelegt und durch eine Kuppel erleuchtet werden. Auf derſelben ſoll man in die Wohnzimmer der Herzogin von Orleans und von da in eine weite Galerie gelangen, in welche die jezt zerſtreut hängenden Gemälde zuſammen gehäuft werden ſollen. Dieſe Galerie ſoll durch den ganzen vierten Flügel, funfzig Toiſen in die Länge, hinlaufen und über ihr ſoll ſich ein viereckigter Dom, auf ſechs Reihen doriſcher Säulen ruhend, die einen öffentlichen Spaziergang bilden werden, majeſtätiſch erheben. Der Plan zu dieſer Anlage iſt längſt fertig, und, trotz den ſtöhrenden Unruhen, die zeither Schlag auf Schlag hier eintraten, ſind die Arbeiten zur Ausführung deſſelben nicht unterblieben.

Jezt, da dieſer Hof nicht ausgebaut iſt, hat er wirklich noch das Anſehen der Zerſtöhrung. Linker Hand, wenn man herein kömmt, liegen Quadern auf Quadern gehäuft, und ein Gewimmel von Arbeitern iſt um dieſelben beſchäftigt. Vor ihnen

ihnen läuft eine hölzerne Anlage, die zu Boutiken aller Art eingerichtet iſt, quer hin, und ehe Sie zu derſelben gelangen, müſſen Sie ſich durch manchen Broſchüren- Blumen- und Paſteten-Kram durchdrängen. Rechter Hand ſtehen Remiſen und Karoſſen gedrängt an einander, und Sie müſſen ſich faſt unter den Köpfen der Pferde hindurchdrücken, und immer gewärtig ſeyn daß zwey oder drey hervorſchießen, um ihre Herrſchaft aufzunehmen. Hinter dieſen, an dem Fuße des Palaſtes, ſtehen Buden für Buchhändler, Bilderhändler u. dergl., welche die Trottoirs einnehmen und vor welchen beſtändig Schaaren von Gaffern ſtehen. Hier finden Sie aber auch Schuhputzer mit ihren Bänkchen, die Sie daran erinnern, daß Sie auf dem Punkt ſind, in die reinlichern Theile dieſer Feenwelt einzutreten.

Und in dieſe drängen Sie ſich nun durch den Eingang, der durch obenerwähnte hölzerne Anlage hinein führt. Sie ſtehen nun in dem Garten des Palais Royal und haben alle ſeine Herrlichkeiten um und neben ſich. Es iſt faſt unmöglich, durch den großen, hellen, prächtigen Effekt, den der erſte Anblick deſſelben auf Sie thut, nicht geblendet und von einem Herzklopfen befallen zu werden, woran das, was Sie ſchon im voraus davon gehört, geleſen und erwartet haben, nicht weniger Antheil hat, als was Sie nun wirklich vor ſich ſehen.

Die drey Flügel, welche Ihren Geſichtskreis beſchränken, ſind die neuen Gebäude des Palais Royal. Die beyden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toiſen und der entgegenſtehende in einer Breite von 50 Toiſen hin. Alle drey ſind gleichförmig hoch, gleichförmig verziert. Kanelierte Pilaſter von zuſammengeſezter Ordnung herrſchen rund herum und unterſtützen eine Balüſtrade, auf welcher Vaſen ſtehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Galerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwiſchen denen je zwey und zwey ein großer Reverbere hängt, und die auf beyden Seiten in zwey von prächtigen Säulen ſtarrende Veſtibülen auslaufen. Feſtons und Basreliefs zieren die Zwiſchenräume, und geben dem Ganzen einen heitern, lachenden und mannichfachern Anblick, als man bey der Gleichförmigkeit der Bauart erwarten ſollte. Ueber den Arkaden erhebt ſich das erſte Geſchoß mit hohen palaſtmäßigen Fenſtern, über dieſem das zweyte mit niedrigern, und über dieſem die Manſarden, vor deren Fenſtern und Austritten die Baluſtrade hinläuft und ſie zum Theil bedeckt.

Der Platz, den dieſe drey Flügel einſchließen, iſt der Garten des Palais Royal, der aber in der That weiter nichts ähnliches mit einem Garten hat, als daß Bäume, und auch dieſe noch klein, in abgemeſſener Ordnung, darin ſtehen. Der Bo-

den

den iſt Kies und feſt geſtampft. Von keiner grünen Einfaſſung, von keinem Beete etwas zu ſehen. Pavillons ſtehen zwar ihrer vier darin, aber ſie dienen einem Kaffeewirthe, einer Putzmacherin, einem Buchhändler und einem Manne, der phyſikaliſche Verſuche für Geld zeigt, zu Niederlagen und zu Laden. Die Kaſtanienbäume, deren auf jeder Seite längs der beyden Seitenflügel eine doppelte Allee hinläuft, ſind noch klein, geben wenig Schatten, und ihre Blätter werden, gegen die Mitte des Sommers, von den zurückprallenden Sonnenſtrahlen ſchwarz gedörrt. Eine Fontaine, die in beträchtlicher Höhe ſpringt, iſt mit Marmor ausgemauert, mit einem ſtarken eiſernen Gitter umſchränkt, und thut eben ſo wenig einen ländlichen Effekt, als alles übrige, was ſich aus dem Pflanzenreiche hier zeigt. Es hat zu ängſtlich auf Kunſt geimpft werden müſſen, als daß einem nicht das Widernatürliche davon in die Augen fallen ſollte.

Indeſſen der Erbauer wollte einmal mitten aus dem Kerne des Luxus und der Kunſt die Natur emporſproſſen laſſen, damit auch kein Sinn, keine Laune, kein Gemüth unbefriedigt aus ſeinem Palaſte gienge. Sehen Sie hier eine andere prächtige Anlage zu dieſem Zwecke.

Mitten im Garten erhebt ſich, faſt ſeiner ganzen Länge nach, ein ſchmales, langes Gebäude, das mit einem grünen Gitterwerke um und

um verziert iſt, rund herum zu ſeinen Füßen Springbrunnen hat, und oben von einer Baluſtrade umkränzt wird, von welcher herab Ihnen das friſcheſte und mannigfachſte Grün von feinen in- und ausländiſchen Pflanzen, Blumen, Stauden und Gebüſchen entgegen winkt. Dies iſt der überirdiſche Theil des berühmten Cirque, der unterirdiſche iſt von ganz entgegengeſezter Natur. Wie jener ſeinem Aeuſſern nach der Natur ein Opfer bringen ſoll, bringt es dieſer der Kunſt; aber es war unmöglich, beyde ſo unabhängig von einander zu machen, daß nicht die Kunſt bey jenem und bey dieſem die Natur kontraſtirend durchſchimmern ſollte. So können Sie, wenn Sie vor dem hangenden Garten ſtehen, nicht verhindern, daß Ihnen die doriſchen Säulen Blicke abzwingen; und wenn Sie im Innern ſind, können Sie nicht vermeiden, daß Ihnen von oben herab durch die prächtige Fenſterdecke das Grün der Blumen und Gebüſche in die Augen fiele. Aber vielleicht war eben dieſer Kontraſt, nach den Begriffen dieſer Nation von Natur, der Triumph der architektoniſchen Kunſt. Ueberdies hieß dieſer Platz einmal der Garten: man war alſo gezwungen, alles hervorzuſuchen, was ihm dieſen Namen erhalten könnte; und wenn man billig iſt, wird man geſtehen, daß auch in dieſem Punkt alles erſchöpft iſt, was menſchlicher Erfindungs- und Anordnungsgeiſt hervorbringen konnte.

Werfen Sie ſich mit mir in das Getümmel, lieber R**, das in den Alleen ſich auf und ab drückt, und ſchieben wir es noch ein wenig auf, die Schätze des Luxus und des Wohllebens, die zwiſchen den Arkaden herſchimmern, zu muſtern. Jezt noch würden wir auf einmal alles ſehen wollen, und mithin nichts ſehen. Die Neuheit des Anblicks blendet uns noch, und das Ganze würde unſere Augen noch zu ſehr beſchäftigen, als daß ſie fähig ſeyn würden, die einzelnen Theile durchzugehen und ihr Charakteriſtiſches zu bemerken. Geſtehen wir unterdeſſen, daß das, was rund umher auf uns wirkt, wahrhaftig prächtig, groß, edel, reich und mannichfaltig iſt, und daß wir hier den verfeinerten menſchlichen Geiſt in ſeiner ganzen Thätigkeit, aber auch in ſeinem ganzen Uebermuthe, leben und weben ſehen.

F. Schulz.

(Die Fortſetzung künftig.)

V.

Ueber
die Entſtehung und Ausbildung
Geographiſcher Begriffe bey den Griechen;
oder
über fabelhafte Geographie und deren Behandlung.

Erdkunde, auch in ihrer roheſten Geſtalt, ſezt allemahl ſchon einen gewiſſen Grad von Cultur eines Volks, durch Umgang und zwar ſchon häufigern und genauern Umgang mit andern, voraus. Der Wilde, der an ſeinem Boden klebt, hat keine Vorſtellung dieſer Art. Zwar, iſt er Küſtenbewohner, und treibt ein Canoe übers Meer an ſein Ufer, ſo denkt er freylich wohl, daß über dem Meere auch Leute wohnen; aber weiter kümmerts ihn nicht, indeſſen doch der weite, wundervolle Himmel ſeine rohe Phantaſie ſchon reichlich beſchäftigt. Nur dann erſt, wenn der mehrere Verkehr gutmüthiger Ausländer ſeine Begriffe mehr entwickelt hat, und er nun hört, daß rechts und links, vor und hinter ihm auch Land ſey, wo Menſchen wohnen: dann fängt ſeine Erdkunde nach einer freylich eigenen, aber nun erſt möglichen Vorſtellung an zu keimen.

Das erſte, was ſich ihm darbietet, iſt, daß er in der Mitte wohne. Dieſe Vorſtellung,

lung, die die Erfahrung bey vielen Völkern bestätigt, ist manchmal als sonderbar, und, wo ich nicht irre, den Chinesern als Beweis ihrer stolzen Dummheit vorgeworfen worden, da sie doch der Natur der Sache ganz und gar angemessen und psychologisch nicht anders möglich ist. Man versuche es mit einem Kinde, oder denke sich, wo möglich, in die Zeiten der Kindheit zurück, wo gewisse ähnliche Vorstellungen in uns erweckt wurden. Mit der Vorstellung von verschiedenen Seiten ausser uns, ist nothwendig unser Standpunkt in der Mitte verbunden. Denn den Begriff von einer verschiedenen Entfernung lernen wir sehr allmählig und nach langer Uebung des Auges; folglich kommt sie bey dem, was wir blos hören, gar nicht in Anschlag. Ueberdies ist es sowohl für Kinder, als Menschen in der Kindheit ihrer Begriffe, sehr verführend, unter freyem Himmel, in Betracht des Horizonts, sich fast immer in der Mitte zu befinden. Ganz aus dem Innern der Seele selbst bildet sich also die erste Vorstellung der Erde ausser uns, als einer uns umgebenden Fläche.

Eine zweyte dunkele Vorstellung, die mit der erstern zusammenhängt, jedoch nicht nothwendig damit verbunden ist, ist wohl die Idee einer Rundung. Vorausgesezt, daß hier noch an keine Vorstellung von der Gestalt der Erde, als eines schwebenden Körpers, also an keine Erdscheibe zu denken ist, ist wohl nichts natürlicher, als

der Gedanke einer gewiſſen zuſammenhängenden Verbindung der Länder, die um uns als angenommenen Mittelpunkt herumliegen ſollen.

Eine dritte, zwar nicht ſo allgemein ſcheinende, aber doch bey Griechen und Küſtenbewohnern überhaupt leicht zu erklärende Idee iſt, daß die Erde vom Waſſer umfloſſen ſey *).

Nach dieſen und ähnlichen Begriffen nun mußte der Grieche als Schüler der Phönizier, Phrygier und Aegypter ſich die Erde denken. Und daß er ſo dachte, das lehren uns theils unbezweifelte Ueberreſte ſolcher Vorſtellungen, theils einzelne, oft ſchwer zu entdeckende und ſchwerer noch zu verknüpfende Bruchſtücke derſelben aus verlohrnen oder zum Theil noch exiſtierenden Dichtern. Aus dieſen lernen wir eben das, was ſich ſchon zum voraus ſehen läßt: daß, ehe Erdkunde den Gang der Wiſſenſchaften gehen konnte, durch Erforſchung und genaue Kenntniß einzelner Theile ein Zuſammengeſetztes, auf Schlüſſen beruhendes Ganzes zu werden, ſchon längſt eine abgeſchloſſene Volksgeographie exiſtierte, deren Canon bald die

*) Die Frage, welche die Alten mehrmals aufgeworfen haben: ob und wie Homer gewußt habe, daß die Erde vom Ocean umfloſſen ſey? beruht auf dem Begriffe, den man jedesmal vom Ocean hatte, und ſodann auf der Verwechslung zweyer ganz verſchiedenen Dinge, nehmlich, Länder kennen, und ſich Vorſtellungen davon machen.

Romeo.

Weh mir! Wie lang ſcheinen uns Kummer-volle Stunden! War das mein Vater, der ſo eilfertig ſich entfernte?

Benvolio.

Er war's; aber was für ein Kummer verlängert Romeo's Stunden?

Romeo.

Der Kummer, das nicht zu heben, was ſie verkürzen würde.

Benvolio.

Seyd ihr verliebt?

Romeo.

Ohne Hoffnung wieder geliebt zu werden.

Benvolio.

Wie Schade, daß die Liebe, die von Ferne ſo reizend anzuſehen iſt, ſo grauſam und tyranniſch ſeyn ſoll, ſo bald ſie uns erreicht!

Romeo.

Wie Schade, daß die Liebe, mit verbundnen Augen, Pfade zu ihrem Unglük ſehen ſoll! -- Wo werden wir zu Mittag eſſen? -- Weh mir! -- Was für ein Tumult war vorhin? -- Doch ſagt mir nichts davon, ich hab alles ſchon gehört. Der Haß macht hier viel zu thun, aber die Liebe noch mehr: Wie dann, o mißhellige Liebe! o liebender Haß!

O un-

die Volksdichter wurden, und für alle nachfolgende Dichter, auch in Zeiten, wo die eigentliche Erdkunde, schon durch Hülfe der Mathematik und Astronomie richtige Fortschritte gethan hatte, es geblieben sind. Das Charakteristische derselben ist die allgemeine Bezeichnung der äussern Gränzen der Erde und ihrer Gestalt im Ganzen genommen, die sich immer unter gewissen Abänderungen dahin ziemlich gleich bleibt, daß alle andere Länder sich gegen den Mittelpunkt zusammendrängen und ihre Aussenseite sich allmählig abründet. Diese Volksgeographie oder allgemeine Vorstellung der Länderfigur oder Erdgestalt überhaupt, kurz, Geographie des Unbekannten, findet auch dann noch statt, wenn schon einzelne Theile von Ländern sehr genau und zum Bewundern bekannt gewesen zu seyn scheinen. So schadet es zum Beyspiel den allgemeinen Begriffen nichts, wenn Homer Griechenland mit aller Weitläuftigkeit eines Topographen beschreibt, daß ausser Griechenland und Kleinasien nicht alles desto dichter zusammenfalle; und wenn der Verfasser der Orphica die Völker an der Nordküste des Mittelländischen Meeres so ziemlich der Reihe nach zu nennen weiß, bleibt die Aussenseite seines Nordens dennoch der einmal herrschenden Idee gemäß,

Wenn man sich also eine richtige Vorstellung von dem Wachsthume der gesammten griechischen Erdkunde machen will, so muß man zweyerley

genau

genau unterſcheiden, nehmlich jene geographiſch-hiſtoriſche Kenntniß einzelner Länder, Meere und Küſten, und dieſe geographiſche Dichtungen, fabelhafte oder mythiſche Geographie. Beyde haben in ihrer Ausbildung und Erweiterung einen eignen Gang genommen; beyde müſſen beſonders behandelt werden; beyde haben für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ihr eignes Intereſſe.

Volksgeographie, dieß rohe Kind der blos durchs Ohr geſchwängerten Phantaſie, muß man nicht in Thales Schule, nicht beym Anaximander, kurz nicht in Syſtemen ſuchen, ſie mochten an ſich ſo erbärmlich ſeyn als ſie wollten. Wie ſie durch Mythen erzeugt und gebildet wurde, ſo blieb ſie auch, wie das griechiſche Mädchen an ihre mütterliche Amme, auf immer an ſie gekettet. Mit den Mythen ſog der ältere Grieche die erſten geographiſchen Begriffe leicht und natürlich ein; ſo wie das Kind am beſten durch Erzählungen ſeine erſten Ideen von fernen Dingen bekommt. Aus Mythen müſſen wir ſie aufſuchen, und namentlich aus denen von Perſeus, Herkules, den Argonauten u. ſ. w. ingleichen denen, welche die Irrfahrten der auf der Rückkehr von Troja verſchlagenen Griechen, erzeugten. Die mehreſten dieſer Mythen, die ſich, durch die lange Folge von Dichtern hinab, wie ein rollender Schneeflocke zum Berge gethürmt haben, waren urſprünglich einfache Stammſagen,

in denen vom Anfang an nur etwa die geringe Bestimmung der Gegend, wo dieſe oder jene That ihres Helden und Ahnen geſchehen ſeyn ſollte, mit der Kinderformel der alten Sprache zur Bezeichnung der Ferne, „am Ende der Erde,“ hörbar war. Und gerade dieſes dunkle, unbeſtimmte, gab die erſte Gelegenheit zu Erweiterungen und allen nachfolgenden Ausſchmückungen. So lautete wahrſcheinlich in der Sage des Heracliden von Hercules gegen Geryon nur die äuſſerſte weſtliche Gegend vor, ohne daß er ſich darum mehr denken konnte, als Hecatäus gefunden zu haben uns verſichern kann *), und in der Theſſaliſchen Stammſage

*) Hecatäus der Mileſier, deſſen nicht unbeträchtliche geographiſche Fragmente wir vielleicht bald dem Publikum mittheilen dürften, ein Mann, der ſich fühlte und über die älteſte Geſchichte und Erdkunde, freylich nach ſeinen Einſichten, eine ſtrenge Kritik ergehen lieſs, hatte zu folge einer Stelle beym Arrian von den Kriegen Alexanders v. 16. (aus dem ſie Euſtachius zum Dionyſius Periēg. v. 558. und aus dieſem Eudocia bey Villoiſon p. 215. abgeſchrieben haben) behauptet: „Geryon ſey bey weitem kein Iberer geweſen, ſondern habe bey Ambracia in Epirus ſeinen Sitz gehabt.“ Wahrſcheinlich iſt dieſe Stelle aus ſeiner γενεαλογίᾳ oder mythiſchen Geſchichte nach der Stammfolge der Götter und Heroen genommen. Seine Gründe finden wir indeſſen bey den angegebenen Schriftſtellern nicht, und wenn er keine andere als die noch zu ſeiner Zeit belobte Fruchtbarkeit dieſes Theils von Epirus hatte,

ſage von einer, wer weiß wie unberächtlichen Seeunternehmung einiger ihrer Helden könte es viels

(Lib. II. ſagt er, ἐγὼ μὲν δὲ τοῦτο ἐπὶ τὸν μῦθον τοῦτον ἐμβαίνω, καὶ ἄλλοις τεθέσθαι παλαιοτέροις.) ſo möchte es freylich für nichts mehr als eine Hypotheſe der Art gelten, welche er, und nach ſeinem Beyſpiel mehrere Geographen und Hiſtoriker, den alten Mythen, nach ihrer neuern Gelehrſamkeit unterzuſchieben pflegten, und welche man gar ſorgſam von den Mythen ſelbſt trennen muß. Aber hier ſcheint denn doch Hecatäus mehr als einen bloßen Einfall gehabt zu haben. Der Mann hatte zuverläſſig mehrere Dichter vor ſich, die von Herkules Thaten und alſo auch von der Geryoniade gehandelt hatten, als wir, die wir blos ſolche übrig haben, die ſie, etwa Heſiodus ausgenommen, bis zu oder über Spanien hinaus rücken. In dieſen konnte er die ſtufenweiſe Entfernung des Sitzes Geryons bemerken, die uns ja ſelbſt im Homer ſichtbar iſt. Geryons Heerden, Sonnenheerden, Heerde des Hades, freylich drey verſchiedene Mythen: aber alle knüpft Ein Band, Glückſeligkeit, und nach den älteſten Begriffen hauptſächlich fette Weiden in den Weſtländern, und, nach dem Sprachgenius, dem Helios, dem dort wohnenden Hades heilig. Nun ſetzt Homer die heiligen Sonnenrinder in Trinakia auf der Oſtſeite von Sicilien. Analogiſch durfte alſo auch Hecatäus auf vielleicht noch nähern Spuren ſchließen, Geryon ſey von Griechenlands weſtlicher Küſte ausgegangen. Daß er aber ſo entſcheidend ſagt, ὅτι τοῦτο μόνον τοῦτο περὶ Ἀρχιλόχου βεβαιοῖ ἀγνοῶ, das läßt ihm der Cenſor Hecatäus ſo gut

vielleicht nur ganz dunkel von Osten. Sonnenaufgang, Sonnenwohnung, Sohn des Helios ꝛc. alles dieses bildete sich durch die Gesetze der ältesten Vorstellungs- und Ausdrucksart, und ehe Kolchis und Phasis hineinkam, war wohl der Mythus aus seiner ehemaligen Gestalt ganz herausgewachsen. Die Mythen von Perseus unterscheiden sich ganz von den übrigen durch das Kühne und Ausschweifende der Dichtung. Die ferne Scene, die Pegasusreise, und dergleichen zeigen deutlich auf fremden Ursprung, und wenn man Danaus dazunimmt, so ist Aegypten wohl unverkennbar. Mehr Bestimmtheit mußte sich ursprünglich wohl in den Sagen der von Troja nach langem Umhertreiben an fremden Küsten zurückkehrenden Griechen finden. Denn hier erzählten Leute, was sie mit ihren Augen gesehen und mit ihrem Geiste beobachtet hatten, in die Seele gleichdenkender und gleichgesitteter Familien oder Stammsverwandten. Aber auch hier ist es kaum möglich auf die erste Form zurückzugehen, weil wir nicht unterscheiden können, was der aufgeklärtere jonische Sänger zu diesen oder jenen hinzugesezt haben mag. Denn von Jonien aus beginnt nun für alle

gen, der sich gleich in der Vorrede zu seiner mythischen Geschichte (wovon uns Demetrius p. 8. der Schneiderischen Ausgabe etwas aufbehalten hat) voll Selbstgefühl ankündiget: τάδε γράφω, ὡς μοι ἀληθέα δοκέει εἶναι, οὐ γὰρ ἑλλήνων λόγοι πολλοὶ τε καὶ γελοῖοι, ὡς ἐμοὶ φαίνονται, εἰσίν.

dieſe Volksbegriffe eine neue ganz eigne Periode. Von nun an gehen ſie den Stufengang aller griechiſchen Kenntniſſe. Herausgeriſſen aus dem Schooſe ihrer einfältigen Stammeltern ſchmiegen ſie ſich als gutartige Waiſen willig nach dem Geiſte ihrer Verpfleger, und genießen nun freylich als Kinder der geſammten Nation eine glänzendere, aber auch alle Spuren ihres niedern Herkommens vertilgende Erziehung.

Es gab unläugbar mehrere alte Geſänge vor Homer, die ſchon einen großen Theil, oder vielmehr die geſammte Maſſe der Volksgeographie enthielten. Die nächſten drey Jahrhunderte vor ſeiner Erſcheinung, von dem Trojaniſchen Kriege an, als durch den Nationalgeiſt und mit ihm der erſte Strahl höherer Cultur unter die bisher unverbundenen Horden der Griechen fuhr, bis zu dem ſchönen Morgen joniſcher Cultur, an welchem Homer, vom Genuß begeiſtert, ſang, — waren ſo voll von Revolutionen und Begebenheiten, die den in ſeiner Kindheit um alles auſſer ſich wenig bekümmerten Griechen aus dem Stupor aufſchütteln und die Köpfe ſo mannigfaltig an einander reiben mußten, daß ſie für Dinge auſſer ſich und ihrem Alltagskreiſe offen, und durch das viele, was ſie zu hören bekamen, ihre Phantaſie zu beſchäftigen fähig wurden. Dunkle und (was davon unzertrennlich iſt) wunderbare Sagen von fernen Ländern waren unſtreitig ſchon vorher durch ägyptiſche, phrygiſche und phö-

phönizistische Koloniſten unter ihnen. Der Zuſammenfluß und die zehenjährige Geſellſchaft einer ſo großen und ſo verſchiedenen Menſchenmenge trug nicht wenig dazu bey, ſie zu vermehren, zu erhellen und geläufiger zu machen. Die Irrſaale der meiſten Helden auf ihrer Rückkehr wurden eine neue Quelle zu neuen Begriffen aller Art und hauptſächlich auch geographiſchen; und der Unternehmungsgeiſt der auswandernden Jonier zeigt von alle dem ſchon die herrlichſten Früchte. Nun ward es Sorge des Sängers, der das Depot von Volksbegriffen und Kenntniſſen herkommlich verwahrte, die Völker- und Länderkunde ſeiner Nation zu benutzen und zu verarbeiten. Periplusſe ſchrieb er nicht. Ehe der Knabe die erſten richtigen Züge des Zeichnens erlernte, machte er ſchon lange ganze groteſke Figuren. Zu unkundig in einzelnen Theilen und zu ungeduldig dabey zu verweilen, wie es natürlich iſt wenn die Phantaſie arbeitet, wohnt er im Ganzen, ſchwebt um die Erde, und ſchaft ſich ſeinen Ocean dazu. So auch der phyſiſche Dichter. Nicht Beobachtung, nicht auf Theile gerichtetes Studium der Natur beſchäftigen ihn; ſie ganz, eine dunkle aber die Phantaſie füllende Vorſtellung, umfaßt er, und baut Kosmogonien, ehe er den Boden kennt, auf den er tritt. Noch mehr aber. Der Dichter bildet ſich dieſe geographiſchen Vorſtellungen nicht als den Endzweck und den Gegenſtand ſeiner Geſänge, ſondern nur auf Veranlaſſung. Die Tha-

ten der Vorzeit füllen die Seele; Thaten in engern Kreiſen gethan, und da ſchon durch die Ferne in Sagen verherrlicht. Er hebt ſie aus der engern dunklern Sphäre in eine weitere durch ſein bisgen (wenn gleich gröſtentheils eingebildete) Erdkunde, und ſo ward manche Sage auf immer einem gewiſſen Orte angeheftet, andere dem Spiele aller folgenden Dichtergenerationen, oder dem Witze anderer Gelehrten überlaſſen. Denn weder die geprieſenen Argonauten, noch Herkules haben je Entdeckungen für die Erdkunde gemacht. Wie ſollte auch ein Mann oder eine Handvoll halbwilder Leute eine beträchtliche Land- oder Seereiſe thun, und wie ihre dadurch erlangten Kenntniſſe mit einer gewiſſen Beſtimmtheit verbreiten, wenn man die iſolirte Lebensart der Wilden nach ihren Stämmen bedenkt! Vielleicht war der Argonautenzug nichts mehr als der erſte Verſuch einer Fahrt an die weſtliche Küſte Kleinaſiens, oder höchſtens durch den Helleſpont, oder an die nächſte nördliche Küſte Kleinaſiens im ſchwarzen Meer; vielleicht war Herkules weiteſter Zug zum Geryon wirklich nichts mehr als eine Reiſe an die weſtliche Küſte Griechenlands, oder einer der nächſt am Lande gelegenen Inſeln; und Hecatäus mag, ohne es zu verſtehen, das rechte Fleckchen getroffen haben. Mit einem Worte, nicht Argonauten, nicht Perſeus, Herkules, Dionyſus, waren die Schöpfer griechiſcher Erdkunde, ſondern jene drey ſtürmiſchen Jahrhunderte; und die während denſelben

und

und nachher aufſtehenden Dichter ſangen, nicht aus Urkunden und Reiſepäſſen, wo jene Helden geweſen waren, ſondern wo ſie glaubten, daß ſie nach ihrer eignen Erdkunde geweſen ſeyn müßten, weil ſie doch ſehr weit, d. i. in der alten Sprache „ans Ende der Erde" gekommen ſeyn ſollten. Und ſo konnte dann Herkules ſeine Säulen bey Gades, und Dionyſus bey Thinä ſetzen; und ſängen Griechen im pindariſchen Geiſte noch heute, ſie ſtünden auf dem Vorgebürge des Prinzen von Wales und dem Vorgebürge der Tſchuktſchen.

Als man in neuern Zeiten anfieng unſere beſſere Erdkunde von der Erdkunde der Alten, in die man ſie großentheils übergetragen hatte, zu ſondern, ſo war des Geſchäfts ſo viel, daß man ſich unmöglich zu gleicher Zeit auf die Sonderung deſſen, was die Alten ſchon in die frühere Erdkunde aus ihren Zeiten hineingetragen hatten, einlaſſen konnte. Indeſſen iſt dieſe vermiſchte Erdkunde der Alten keine der geringern Urſachen geworden, durch welche man ſich ehemals hat verleiten laſſen, Alte Geographie ſchlechtweg aufzuſtellen. Es kann alſo nicht fehlen, man muß, je mehr man dieſes Chaos nach einzelnen Zeitaltern oder Schriftſtellern zu bearbeiten anfängt (welches Geſchäfte durch das trefliche Mannertſche Werk bey weitem nicht entbehrlich gemacht worden iſt), auch auf jene Verſetzungen ſtoßen, und in ſo fern haben alte, auch noch ſo geringe Verſuche

über die Geographie einzelner Zeiten und Schriftsteller, wenn sie nur diese bemerken, ihren einzelnen Werth für den künftigen Bearbeiter der ganzen Geschichte der fabelhaften Geographie bey den Griechen. Diese aber erfordert freylich, da sie von Vorstellungen des Unbekannten ausgegangen ist, eine ganz andere Behandlung als die historische Geographie, oder die Kenntniß der Länder, Meere und Küsten, so die Griechen selbst bereist und mit Augen gesehen hatten. Leztere fängt erst mit der Regsamkeit der Griechen in Jonien an, und es ist von ihr, vor Herodot, noch manches zu sammeln übrig, was diesen erläutern könnte.

Bey der Behandlung der fabelhaften Geographie also muß man 1) nicht blos unsere jetzige Länderkunde vergessen, sondern 2) auch der wahren d. i. historischen (wenn gleich oft unbedeutenden) Länderkunde der Griechen sich entschlagen. Wenn ich unsere Länderkunde sage, so versteht es sich, daß ich nicht den Umfang derselben verstehe, sondern die Genauigkeit, mit welcher wir Länder, Meere und Küsten kennen, welche auch den Griechen bekannt geworden sind. 3) Man muß alle Hypotheſen und Erklärungen klügelnder Geographen der folgenden Jahrhunderte bey den Griechen übersehen. Gemeiniglich nahmen diese die alten, mit so vielem jüngern Putz überladnen Mythen für baar historisch an, und suchten ihnen das Plätzgen, wo sie geschehen seyn müßten, nach ihren chorographischen und topographischen Kenntnissen zu bes-

stim-

O unweſentliches Etwas, und würkliches Nichts! So leicht und doch zu Boden drükend! So ernſthaft und doch Tand! Du ungeſtaltes Chaos von reizenden Phantomen! Bleyerne Feder, glänzender Rauch, kaltes Feuer, kranke Geſundheit, immer-wachender Schlaf -- o! du wunderbares Gemiſch von Seyn und Nichtſeyn! -- Das iſt die Liebe die ich fühle, ohne in dem was ich fühle die Liebe zu erkennen -- Lachſt du nicht?

Benvolio.

Nein, Vetter, ich möchte lieber weinen.

Romeo.

Du gutes Herz! Worüber?

Benvolio.

Dein gutes Herz ſo beklemmt zu ſehen.

Romeo.

Du vermehreſt meinen Kummer durch den deinigen, anſtatt ihn zu erleichtern. (*) -- Liebe iſt ein Rauch, der vom

(*) Es iſt ein Unglük für dieſes Stük, welches ſonſt ſo viele Schönheiten hat, daß ein großer Theil davon in Reimen geſchrieben iſt. Niemals hat ſich ein poetiſcher Genie in dieſen Feſſeln weniger zu helfen gewußt als Shakeſpear: ſeine gereimten Verſe ſind meiſtens hart, verkünſtelt und dunkel; der Reim macht ihn immer etwas anders ſagen als er will, oder nöthigt ihn doch, ſeine Ideen übel auszudrüken. Die Feinde des Reims werden dieſes vielleicht als eine neue Inſtanz anſehen, um dieſe vorgebliche Feſſeln des Genie den Liebhabern und Verſen zu verhaßt zu machen, als ſie ihnen ſind. Aber warum hat Er. Vere die ſchönſten Gedanken, die ſchimmerndſte Einbildungskraft,

ſtimmen. So ſchuf Ephorus Cimmerier in Italien; Circeji ward zum Sitz der Circe gemacht; Eridanus ward zum Po, und der Iſter muſte auf ſeinem Nebenarme die Argonauten in den adriatiſchen Buſen tragen. Daß auch Dichter hierbey das Ihrige thaten, iſt auſſer Zweifel. Allein ſie folgten darin dem herrſchenden Zeitgeſchmack. Daß aber auch bey dieſen Verſetzungen zuweilen ein ſchwacher Schimmer der Wahrheit vorleuchte kann das oben angeführte Beyſpiel von Hecatäus zeigen. Kurz man muß ſich bey Aufſuchung der älteſten Vorſtellungen gewöhnen, nichts zu denken, wo der alte Grieche nichts dachte; weil man mit Leuten zu thun hat, die ihre Vorſtellungen blos aus Hörenſagen und Hörenſagen im Geiſt der alten Welt, ſich bildeten, ohne das ſchon gewaltige Subſidium auch der erbärmlichſten Erdkarte zu haben. Dann muß man ferner unterſuchen, woher die erſten Nachrichten von manchen Gegenden kamen? durch wen? und zu was für Leuten? Und hier verliehrt ſich oft die ganze Kunde in eine Mythe, die deſto kühnerer Dichtung iſt, je weniger man ſich vom Locale denken konnte. Man hatte wohl manchmal hauptſächlich in Jonien, durch Phönizier, eine recht ſchöne Nachricht von fernen Ländern bekommen, wie dies von Spanien nach der homeriſchen Beſchreibung Eliſiums, desgleichen vom Eridanus, ganz unbezweifelt iſt. Allein die Leute die ſie bekamen, konnten ſich doch das nicht vorſtellen, was Die geſehen hatten, von

denen ſie ſie bekamen. Indem ſich alſo dieſe Nachricht an ihre ſubjektive Erdkunde anſchloß, ward die Wahrheit zur Lüge. An der Lüge klügelte man nachher Jahrtauſende, und ſie täuſchte doch wohl die ſcharfſinnigſte Kritik, zumal wenn, wie beym Eridanus wahrſcheinlich iſt, ein doppelter Irrthum zum Grunde liegt: daß nehmlich Phönizier einen andern Fluß, als Der wirklich war, woher ſie das Elektrum bekamen, mit einem Eridanus ähnlich klingenden Namen nannten, und Griechen ſich einen himmelweit verſchiedenen Begriff davon machten: dann iſt freylich die Vereinigung der Naddaune mit dem Po ſo leicht nicht. Aus den leztern zwey Regeln ergiebt ſich 5) die Nothwendigkeit, daß man alle Mythen, die irgend einen Bezug auf Geographie haben, ſie mögen aus Stammſagen oder Schiffernachrichten entſtanden, oder urſprünglich kosmographiſch geweſen ſeyn wie Atlas, ſorgfältig ſammeln, jede einzeln unterſuchen, ihre Schickſale rückwärts oder abwärts, (denn gleich wird der Gang wohl nicht bey allen zu halten möglich ſeyn) prüfen, ihre Umſtaltungen in ſo verſchiedenen Köpfen, durch die ſie giengen (von denen wir leider nur zu viel verlohren haben) entdecken und ſo zu dem Embryo gelangen müſſe, der ſie zuerſt geweſen ſeyn mag. Bey dieſer Arbeit dienen folgende Sätze zum Leitfaden: a) In Stammſagen mußte alles Geographiſche im Dunkel liegen. Sie beſtimmen höchſtens eine Weltgegend, aber doch wohl den Punkt,

von

von wo man ausgehen muß. b) Von dem Charakter der Sagen, welche durch die Nosos erzeugt worden, haben wir auch schon gesprochen. c) Ganz anders mußten die Vorstellungen seyn, welche die ausgewanderten griechischen Stämme erhielten. In Kleinasien entstand ein ganz anderer Bildungsplatz, ein neuer Mittelpunkt, eine veränderte Welt. Die Kenntnisse erweiterten sich und der Umtrieb ward leichter und schneller. Der Erdkreis wird größer und die Mythen rücken ferner hinaus, und schmelzen oft mit historischer Geographie in einander. Von den jonischen epischen Sängern wandern sie wieder nach Altgriechenland, und die attischen Tragiker vollenden, was die gelehrten Lyriker unterhalten hatten, die Thaten und Begebenheiten der Heroen auf ihrer weitern Erdbühne aufzustellen. Aber mit den Alexandrinischen Dichtern keimt ein neuer Geschmack. Statt daß sie fernerhin die alte Welt in ihr Zeitalter zu verpflanzen fortgefahren wären, versezten sie sich in die ältere Welt, und dachten sich in ihre Kinderbegriffe. Schade nur, daß dies so ganz ohne Zusatz ihrer Kenntnisse nicht geschehen konnte, wenn sie verstanden seyn wollten, und daß wir so vieles von ihnen verlohren haben. Nach ihnen stand der Gang der schönern Theile der griechischen Literatur überhaupt still, und die römischen Dichter banden sich aus diesen Blumen nur desto buntere Sträußer, je weniger sie an ihnen die verschiedenen Triebe der erziehenden Jahrhunderte wahrnehmen

konn-

konnten. Der häufige Gebrauch des römisch-griechischen Dionysius Periegetes vollendete in den folgenden Jahrhunderten diese Unwissenheit.

Nur dann, wenn alle Mythen geographischen Bezug so behandelt wären, und ihre allmähliche Modification da jedem offen läge und die stufenweise Erweiterung der Erdvorstellungen durch sie kenntlich würde: dann könnte man zum Verzeichnen von Erdkarten nach den frühesten Begriffen schreiten, die bey weitem noch keine homerischen würden; und, durch alle Stufen hindurchgeführt, einen ganzen klein n Atlas gäben. Immer dürfte man denn aber doch, bey den frühern wenigstens, nicht vergessen, daß sie blos als Vehickel für uns dienen sollen, uns die vielfachen sich durchkreuzenden, in keinem Kopfe vielleicht sich jemals befundenen Ideen festzuhalten, daß aber kein alter Grieche sie sich nach ihnen bilden konnte.

Göttingen. Schönemann.
Bibliothek-Sekretär.

VI.

Haleb,
eine Erzählung.

In Unmuth versunken lag Haleb vor seiner Höle an den Wasserfällen des Nils, und bewilligte sich gleichsam

ſam nur ungern den ſparſamen Genuß trockner Datteln, um die zerbrechliche Hütte ſeines Geiſtes nicht ganz zerfallen zu laſſen. Grauſend war die Wildniß um ihn. Kein freundlicher Baum war da, in deſſen Laube der Abendwind ſpielte, und keine Blumen dufteten ihm. Monden vergiengen, daß kein Ton menſchlicher Stimme ſein Ohr erreichte, und kein Vögelchen weckte durch ſeinen Morgengeſang ihn auf.

Da ſenkte ſich der Nebel von den Felsklippen in den Strom, und es war als wollten Sonnenſtrahlen die Wildniß erleuchten. Blühender Klee ſchien den dürren Sand zu bedecken, und himmliſche Töne drangen in Halebs Ohr. Eine göttliche Geſtalt ward in einem zerfließenden Nebelgewölke ſichtbar. Ewiger Frühling ſtrahlte von ihrer jungfräulichen Wange, und ihr Mund ſchien nie anders als gelächelt und ſich zu Freudentönen geöffnet zu haben. Ihr himmelblaues Gewand zerflatterte im Wehen der Luft, und ſie ſtreckte ihre Arme gegen ihn aus, als wollte ſie an ihre hochſtrebende Bruſt ihn drücken, und ihn an der Quelle der Freude Ströme von Seeligkeit trinken laſſen.

Staunend ſtarrte Haleb ſie an, und fühlte wider ſeinen Willen eine Bewegung des Herzens, die ſchon lang' ihm fremd war. Aber doch wandt' er ſein Antlitz von ihr ab.

Ich ſehe, ſprach er, Du biſt die Freude, aber ich mag nicht deine Umarmung. Fliehe, denn von dieſer Bruſt und dieſer Einöde biſt du ausgeſchloſſen. Lange — nur zu lange ließ ich von deinen Lockungen mich täuſchen, und folgte der zauberiſchen Stimme, die auf der Wieſe des Frühlings und bey dem Morgenroth meines Lebens mir rief: aber du wareſt, wie die meiſten Weiber, nicht das, was du zu ſeyn ſchieneſt. Wenn ich mit nervichtem Arm dich zu halten glaubte,

ſo

ſo entwiſchteſt du mir, und ließeſt mir das Andenken zurück, um mich zu quälen, und die Hoffnung, um mich zu täuſchen. Ein treues redliches Weib fand ich, und freuete mich ihrer und meines Lebens, wenn ſie, ihren Erſtgebohrnen mir entgegen haltend, lange Freuden mir verſprach. Ruhig ſchlummerte ich mit ihm an ihrem Buſen, und fürchtete nicht den Wurm, der ſo bald mein Herz zernagen ſollte. Die junge Roſenknoſpe welkte an der Mutter Bruſt, und ſie folgte dem Säugling der Liebe in das Grab. Einſam ſtand ich da, wie ein abgeſtorbener Baum, und harrete des Tages, da das Schickſal auch mich fällen würde; aber er kam nicht. In Thätigkeit und im Wohlthun ſuchte ich Troſt, aber man wollte mich nicht zum Guten wirkſam ſeyn laſſen. Ich glaubte Freunde zu haben, aber ich ſah mich getäuſcht. Die Saaten meiner Felder vertrockneten, und der Wurm ſtach meine ſchönſten Früchte. Selbſt die Tugend ließ man mir nicht; und das Wenige, was mein und meiner Aeltern Fleiß erworben hatte, ſuchte man mir zu rauben. Da warf ich alles Uebrige von mir, und floh in dieſe Wüſte, wo das feindſelige Verhängniß mir keine Freude mehr ſchenken konnte, um ſie mir wieder zu rauben. O! es iſt ein armſeliges Ding um den Menſchen! Er ſcheint nur darum feinere Empfindungswerkzeuge zu haben, um mehr Mangel und Leiden als andere Weſen zu fühlen. Streben nach Vervollkommung ſchwächt ſeinen Körper und unterwirft ihn neuen Bedürfniſſen. Mit ſeiner wachſenden Empfindlichkeit ſteigt das Theilnehmen an dem Leiden ſeiner Brüder; ihre Schickſale werden die Seinigen; ſelten nur vermag er ſie zu lindern, und dies verbittert ihm die noch übrige wenige Freude. Weg mit ihm in die Wüſte! Zurück mit ihm ins thieriſche Leben!

So redete er, und warf unwillkührlich einen Blick auf die Göttin der Freude. Und das Mitleid ſchien ihr Antlitz mit Trauer umwölken zu wollen, aber ſie ermannte ſich, und ihr himmliſches Auge ſtrahlte freundlicher als vorhin.

Unglücklicher! begann ſie, was klagſt du, daß ich vergänglich bin, und nicht immer da bleibe, wo ich einmal einkehre? Siehe, wär' ich beſtändig, ſo würd' es meine Schweſter, die Traurigkeit, auch ſeyn. Den Elenden, von dem ſie nie wiche, würde ſie umbringen; darum muß ich ihr nachfolgen, ihre Eindrücke ſchwächen oder auslöſchen, und den Gebeugten wieder aufrichten, damit er nicht unter der Laſt erliege. Und ſo kehrt die Freude in ſein Herz zurück, wenn er nicht ſelbſt an meiner Wiederkehr verzweifelt. Sey nicht undankbar gegen das menſchliche Verhängniß. Haben andre Geſchöpfe nicht ſo viel Mängel und Leiden als der Menſch, ſo findet er auch in ſeiner Veredlung Mittel ſie zu erleichtern. Leiden geben dem Geiſt ſeine Schwungkraft, und knüpfen die Menſchen an einander. Gutes entſpringt aus dem Uebel, und es geräth entweder zum Glücke des Dulders oder ſeiner Nebenmenſchen. Glaubſt du, daß Sterbliche meinen ununterbrochenen Beſitz ertragen könnten? Eben dadurch würden ſie meiner verluſtig werden. Was ihr Glück erbauete, würd' es wieder zerſtören. Entbehrung erhöhet den Genuß, und wer nie litt, der kennt nicht das Wonnegefühl der Abweſenheit des Schmerzes. Ich bin nicht beſtimmt, nur Einen oder Wenige zu beglükken. Alle lebende Weſen ſollen meiner ſich freuen. Die Freuden des Frühlings vergehen, um andere darauf folgen und den Menſchen für die Freuden des künftigen Lenzes deſto empfänglicher werden zu laſſen. Wiſſe, daß jedes Alter, jeder Stand, und jede Zeit ihre Freuden haben. Selbſt die Beſchwerden des Alters ſind kein

unver-

unvermeidliches Elend, und auch auf dem Sterbelager ist der Greis der Freude noch fähig. Freudig stirbt der Held für sein Vaterland, oder ein Bruder für den andern. Bis in den Kerker des Unglücklichen dring' ich, besuche den Sclaven auf seinem Strohlager und lasse mich selbst bey Trennungen von Freunden nicht ausschließen. O! ein jeder kann mich finden, der meiner Umarmung werth ist, er sey wo er wolle. Suche mich nicht theuer zu erkaufen, und halte kein bloßes Phantom für mich, sondern wisse, wen ich besuche, den reuet es nie mich gekannt zu haben. Kehre wieder zurück in das Haus, das dein tugendhaftes Weib und dein Sohn dir zur Wohnung machten, und suche meinen Besitz zu verdienen, so wird er dir nicht entgehen. Ich sterbe nie ab. Wer mich verlohren zu haben wähnt, findet unter einer andern Gestalt mich wieder. Ich bin an keinen Himmelsstrich, an keinen Kreis von Menschen und an kein Alter gebunden. Ueberall bin ich, und verbreite Glück und Lebensgenuß um mich her.

Die Göttin endigte, und Haleb streckte mit Sehnsucht seinen Arm nach ihr aus, aber er berührte nur den Saum ihres flatternden Gewandes. Süße Hoffnungen lächelte sie ihm zu, und so wie er ihrer würdiger ward und zur Thätigkeit unter den Menschen zurückkehrte, fand er sie wieder, und sie gieng nie für ihn verlohren.

Ludwig Giseke.

Bekanntmachung.

Mit diesem 7ten Theil ist die Sammlung von Schriften des Herrn Geheimen Raths von Göthe in 8 Theilen — der 8te Theil ist bereits ausgegeben — beendigt. Das Publikum kann nun berechnen, was es darin erhält, und wird mit dieser Rechnung nicht unzufrieden seyn. Die ehemals schon erschienenen Schriften sind in dieser Ausgabe theils gänzlich umgearbeitet, theils vermehrt und geändert. Claudina von Villa Bella, Erwin und Elmire könnte man ganz neue Werke nennen. Die Leiden Werthers haben beträchtliche Zusätze, Götz von Berlichingen, Stella, Clavigo die letzte Revision erhalten. In der Ankündigung dieser Ausgabe konnte der Verleger die neuen, vorher noch nicht erschienenen Werke des Herrn von Göthe zum Theil nur als Fragmente versprechen. Der Herr Verfasser hat sich aber geneigt finden lassen, den größten Theil derselben zu vollenden. Die Gestalt, worin die unsterblichen Werke: Iphigenie, der Tasso und der Egmont gegeben sind, werden allein den Verzug entschuldigen, welche bey der Erscheinung der einzelnen Theile der Sammlung nothwendig war, wenn der Herr Verfasser die lezte Hand an dieselben legen wollte. Neue Stücke hat das Publikum überhaupt erhalten:

Zueignung an das teutsche Publikum,

Die Mitschuldigen,
Iphigenie,
Die Geschwister,
Der Triumph der Empfindsamkeit,
Die Vögel,
Lila,
Jeri und Bätely,
Die Fischerin,
Egmont,
Tasso,
Faust,
Vermischte Schriften und Gedichte,
Scherz, List und Rache.

Alle diese Schriften können die Besitzer der alten Ausgabe auch einzeln bekommen. Dem Verleger sey es erlaubt, nun auch ein Wort von der äussern Gestalt seines Verlagsbuchs zu sagen. Er dachte einen Lieblingsschriftsteller führt man gern immer bey sich, es wird also gut seyn, wenn man zuerst eine Ausgabe liefert, welche so bequem, als möglich ist. Er fand ein nicht starkes feines Schreibpapier dazu am schicklichsten, damit ein Band von 1 Alphabet eine so geringe Dicke erhalten möchte, daß er noch immer, ein sehr bequemes Taschenbuch abgeben könnte. Um aber doch auch noch diejenigen eher zu befriedigen, bis die Umstände eine sehr elegante und kostbare Ausgabe für den begüterten Theil der Nation möglich macht, — welche jedoch in Ansehung des Inhalts vor der jetzigen keinen wesentlichen Vorzug haben wird — hat der

Ver-

vom Hauch der Seufzer erregt wird, aber gereinigt ein Feuer das in der Liebenden Augen ſchimmert -- Unglükliche Liebe iſt eine See, die mit den Thränen der Liebenden genährt wird; was iſt ſie noch mehr? Eine vernünftige Tollheit, eine erſtikende Galle, eine erquikende Herzſtärkung -- Lebt wohl Vetter.

(Er will gehen.)

Benvolio.

Sachte, ich will mitgehen. Ihr beleidigt meine Freundſchaft, wenn ihr mich auf eine ſolche Art verlaßt.

Romeo.

Still! Ich habe mich ſelbſt verlohren, ich bin nicht hier; das iſt nicht Romeo, er iſt ſonſt irgendwo.

Benvolio.

-- (*) Aber wer iſt dann die Perſon, die du liebſt?

Romeo.

Ich will dir's ſagen, Vetter; ich liebe -- ein Weibsbild.

Benvolio.

kraft, den feinſten Witz, den freyeſten Schwung, den lebhafteſten Ausdruk, die ächteſte Anmuth, Zierlichkeit, Correction, und über alles dieſes, den höchſten Grad der muſikaliſchen Harmonie, deren die Poeſie in ſeiner Sprache fähig iſt, in ſeinen Gedichten mit dem Reim durchaus zu verbinden gewußt? Die Reime können vermuthlich nichts dafür, wenn ſie nur einige Dichter ſchwere Ketten und Fuß-Eiſen ſind; für einen Prior oder Chanoin ſind ſie Blumen-Ketten, womit die Grazien ihn ſo umwunden zu haben ſcheinen, und in denen ſie ſo leicht und neu herumflattern als die Federge und Liebes-Götter, ihre beſtändigen Gefährten. Shakſpears Genie war zu feurig und impetuoſum, und er nahm ſich zu wenig Zeit und Ruhe eine Verſe auszuarbeiten: das iſt die wahre Urſache, warum ihn der Reim ſo ſehr verſtellt, und ſeinen Ueberſetzer ſo oft zur Verzweiflung bringt.

(*) Hier haben etliche Zeilen ausgelaſſen werden müſſen.

Verleger einige Exemplaria der gegenwärtigen Ausgabe auf holländiſch Papier abdrucken laßen. Dieſe Exemplaria auf holländiſch Papier werden aber erſt in einem Jahre ausgegeben, weil die Kupfer von dieſer Taſchenausgabe zu der auf holländiſchen Papier wieder neu geſtochen werden. Der Preis dieſer Ausgabe mit neu geſtochenen Kupfern iſt 12 Rthlr. Es ſind nur wenige Exemplaria davon abgedruckt und ſie werden nicht ohne Vorausbezahlung verlaſſen. Die jezt vollendete Ausgabe koſtet, wie man weiß, nunmehro 8 Rthlr. Eigentlich kann ſolches Niemand in Anſehung der hohen Preiße der Papiere und der Kupfer von den vorzüglichſten Meiſtern nach vortreflichen Zeichnungen zu hoch finden; aber nicht einem jeden Liebhaber der Göthiſchen Schriften iſt es leicht 8 Rthlr. dafür auszugeben. Auch für dieſe hat der Verleger geſorgt und eine ganz wohlfeile Ausgabe auf Druckpapier mit einigen Kupfern in vier Bänden beſorgt. Zwey Bände ſind davon fertig. Die andern zwey folgen bald nach. Alle vier Bände, welche die 8 Bände der beßern Ausgabe enthalten, koſten 3 Rthlr. 16 gr. Leipziger Oſtermeße 1790.

Georg Joachim Göſchen.

Bey Georg Joachim Göſchen wird in der Jubilate Meße 1790 ausgegeben:

Litteratur der Türken oder vollſtändige Nachrichten von den Studien, Akademien, Bibliotheken und der Buchdruckerey der Osmannen. Aus dem Italieni-

ſchen des Herrn Abt Toderini mit Zuſätzen und Anmerkungen von Herrn Profeſſor Hausleutner. 8. nebſt einem türkiſchen Concert.

Die türkiſche Nation iſt durch eine große Menge Schriften beſchrieben; nur der Zuſtand ihrer Litteratur iſt ſo wenig bekannt, daß mancher glaubt, er habe bey den Worten: Litteratur der Türken, ungefähr das nemliche zu denken, als bey den Worten: Litteratur der Hottentotten. Das Werk des Herrn Toderini hat das Verdienſt, dieſen Mangel abzuhelfen. Er hat daſſelbe während ſeines fünfjährigen Aufenthalts in Conſtantinopel mit großem Muthe und unermüdetem Fleiße ausgearbeitet und iſt von den gelehrteſten und angeſehenſten Männern unterſtüzt worden. Der Herr Profeſſor Hausleutner in Stuttgard hat das Werk nicht blos überſezt, ſondern das Ueberflüßige abgekürzt, das Mangelhafte aus neuern Schriftſtellern in Zuſätzen ergänzt und das Fehlerhafte in Anmerkungen berichtiget.

Inhalt 1 Band. Studien der Türken überhaupt; Studien, welche auf ihre Religion Beziehung haben, worin ihre Rechtswiſſenſchaft, Geſezſtudium, Staatsverfaßung mit enthalten iſt. Andere Studien der Türken, als Arabiſche Sprachlehre, Vernunftlehre, Redekunſt, Moralphiloſophie, Rechenkunſt, Algebra, Geometrie, Naturlehre und Naturgeſchichte, Arzneywiſſenſchaft, Chymie, Aſtronomie, Schiffahrtkunſt, Aſtrologie, Kunſt, Träume auszulegen, Dichtkunſt, Tonkunſt.

2.

2. Band, 1ſter Theil, Akademien der Türken: Bibliotheken 2ter Theil. Buchdruckerey; türkiſche Bücher, welche in Conſtantinopel gedruckt ſind, und andere Aufſätze.

Ueber die Ausdünſtung und ihre Wirkungen in die Atmoſphäre, von Michael Hube. In 2 Büchern, gr. 8.

Dieſe Schrift iſt, nach dem Zeugniß des Herrn Verfaſſers — des Herrn Directors und Profeſſors Hube in Warſchau — eine Arbeit von mehreren Jahren und die Folge mühſamer Unterſuchungen, welche theils auf eigene Beobachtungen, theils auf fremde Verſuche und Erfahrungen gegründet ſind. Die leztern hat er allezeit wiederholt und man kann ſich auf deren Richtigkeit verlaſſen. Es iſt, ſagt der Herr Verfaſſer, leichter neue Verſuche zu erdenken, als durch Vergleichung die ſchon vorhandenen neuen Wahrheiten zu entdecken und die Summe unſerer Kenntniſſe zu vermehren. Das erſte Buch handelt über die Ausdünſtung überhaupt; das zweyte enthält die Anwendung der Theorie der Ausdünſtung auf die Lufterſcheinungen.

Aus dem reichen Vorrath von neuen Bemerkungen und gründlichen Unterſuchungen, welche dieſes Werk in 74 Kapiteln enthält, führt der Verleger nur folgende an.

Im erſten Buch:

Von der Auflöſung und Niederſchlagung überhaupt, in ſo fern als man ſie kennen muß, um ſich zu über-

zeugen, das die Ausdünstung des Wassers eine wahre Auflösung desselben in der Luft ist. Von Veränderung der Wärme durch die Auflösung. Wesentlicher Unterschied zwischen der Ausdünstung des Wassers; das Wasser wird auf eine doppelte Art von der Luft aufgelöst, und diese wird bey der einen Art der Auflösung sehr stark, bey der andern viel weniger, und oft gar nicht merklich, ausgedehnt. Vermehrung der Federkraft der Luft durch die Ausdünstung von der Wärmematerie. Erklärung merkwürdiger Erscheinungen, welche von der Ausdünstung des Wassers und anderer Flüssigkeiten herrühren. Verhalten der festen Körper, welche das Wasser oder die Feuchtigkeit einsaugen, wenn sie sich entweder durch die Nässe ausdehnen, oder durch die Trocknung zusammenziehen. Daraus folgen Untersuchungen über Hygrometer und Haarhygrometer. Es wird nicht nur das Wasser von der Luft und andern Körpern aufgelöst, sondern auch die Luft vom Wasser. Untersuchungen über die Niederschlagung der Luft aus dem Wasser und des Wassers aus der Luft.

Im zweyten Buch.

Beschreibung der atmosphärischen Elektrizität. Wärme der Atmosphäre; sie rührt allein von der Erde her und nicht unmittelbar von der Sonne in der Luft. Vom Thau. Wie die Nebel entstehen und aufhören. Von den Wolken, ihre Schwere, ihre Erzeugung und Vergrößerung. Unter welchen Umständen und in welchen Gegenden der Erde die brennbarensten Luftmassen zu Wolken Gelegenheit geben. Gestalt der Wolken; wie

sie

ſie ſich in einer ſehr großen Höhe über der Erde bilden, durch elektriſche Ausſtröhmungen. Urſachen, warum die Wolken durch den Regen oder Schnee nie erſchöpft werden. Von den Winden. Urſache des allgemeinen Oſtwindes heißer Länder. Von den Küſtenwinden heißer Länder. Unterſchied in der Witterung in den heißen und in den kalten Ländern. Oſtwind bey Sonnenaufgang. Allgemeine Urſache der Winde. Von der Veränderung des Barometers. Von den Winden des mittelländiſchen Meeres. Von Winden und Stürmen, welche durch Wolken veranlaßt werden.

Das Buch iſt bereits fertig, 1 Alphabeth und 6 Bogen ſtark und wird in der Oſtermeſſe dieſes Jahres ausgegeben.

Georg Joachim Göſchen,
Buchhändler in Leipzig.

Es iſt bekannt, daß ſich in England eine große Geſellſchaft reicher und einſichtsvoller Männer mit Herrn Banks verbunden hat, Entdeckungsreiſen nach Africa zu veranlaſſen und zu unterſtützen. Dieſe Unternehmung iſt außerordentlich wichtig und zieht die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich. Durch ſie hat man die Hoffnung, daß eine große Lücke in der Erdkunde und Menſchenkenntniß ausgefüllt, das große Gebiet der Wiſſenſchaften überhaupt bereichert, für Handlung und Betriebſamkeit eine neue Ausſicht gewonnen werden wird. Der Herr Bibliothekar und Rath Cuhn in Caſſel hat ſich entſchloſſen, ſobald

etwas

etwas von diesen Reisen in England durch Druck bekannt gemacht wird, solches in einer teutschen Uebersetzung in meinem Verlag herauszugeben. In der Erwartung des Erfolgs jener neuen Entdeckungsreisen entsteht die Frage: was wissen wir schon jezt von Africa? Die Beförderung dieser Kenntniß schien dem Herrn Rath Cuhn eine nützliche Vorbereitung auf den künftigen Zuwachs zu seyn. Zu dem Ende wird er in der bevorstehenden Leipziger Ostermesse dieses Jahres ebenfalls in meinem Verlag, den ersten Band einer

Sammlung merkwürdiger Reisen in das Innere von Africa

herausgeben. Sie enthält gedrängte und fruchtbare Auszüge der merkwürdigsten ältern und neuern Reisen der Engländer, Franzosen, Italiener und anderer Nationen, welche für teutsche Leser Interesse haben und zur Belehrung und Unterhaltung etwas beytragen können. Der eigentliche Zweck dieser Sammlung ist das Innere von Africa; Reisen nach der Küste werden nur dann aufgenommen, wenn sie sich durch Vorzüge der Darstellung und durch neue Bemerkungen auszeichnen.

Der erste Band wird ungefehr 32 Bogen in gr. 8. stark und ganz gewiß in der Ostermesse dieses Jahres ausgegeben.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

Neuer Teutſcher Merkur.

6. Stück 1790.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

etwas von diesen Reisen in England durch Druck bekannt gemacht wird, solches in einer teutschen Uebersetzung in meinem Verlag herauszugeben. In der Erwartung des Erfolgs jener neuen Entdeckungsreisen entsteht die Frage: was wissen wir schon jezt von Africa? Die Beförderung dieser Kenntniß schien dem Herrn Rath Cuhn eine nützliche Vorbereitung auf den künftigen Zuwachs zu seyn. Zu dem Ende wird er in der bevorstehenden Leipziger Ostermesse dieses Jahres ebenfalls in meinem Verlag, den ersten Band einer

Sammlung merkwürdiger Reisen in das Innere von Africa

herausgeben. Sie enthält gedrängte und fruchtbare Auszüge der merkwürdigsten ältern und neuern Reisen der Engländer, Franzosen, Italiener und anderer Nationen, welche für teutsche Leser Interesse haben und zur Belehrung und Unterhaltung etwas beytragen können. Der eigentliche Zweck dieser Sammlung ist das Innere von Africa; Reisen nach der Küste werden nur dann aufgenommen, wenn sie sich durch Vorzüge der Darstellung und durch neue Bemerkungen auszeichnen.

Der erste Band wird ungefehr 32 Bogen in gr. 8. stark und ganz gewiß in der Ostermesse dieses Jahres ausgegeben.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

Neuer
Teutſcher Merkur.

6. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Fortsetzung der Briefe über das Palais Royal zu Paris. . . S. 113

II. Fortsetzung der Betrachtungen über die Französische Staatsrevolution. — 144

III Poetisch philosophische Gespräche, Zweytes Gespräch. . . — 164

IV. Nachricht von den heiligen Büchern der Hindus. . . — 211

V. Ode ad Leopoldum II. Regem Hungariae et Bohemiae, etc. . — 290

VI. Vermischte Briefe über allerley Litterarische und andre Gegenstände. . — 291

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Benvolio.

Das errieth ich, ſobald ich merkte, daß ihr verliebt wäret.

Romeo.

Du haſt eine vortreffliche Gabe zum Errathen -- und ſie iſt ſchön, die ich liebe.

Benvolio.

Ein ſchönes Ziel iſt deſto leichter zu treffen.

Romeo.

Aber ſie wird von Cupido's Pfeile nicht getroffen werden; ſie hat Dianens Sprödigkeit, und lebt in der wohlgeſtählten Rüſtung ihrer Keuſchheit ſicher vor Amors kindiſchem Bogen. Sie ſezt ſich keinen nachſtellenden Bliken aus, ſie öffnet ihr Ohr keinen Liebes-Erklärungen, noch ihren Schooß dem Golde, das ſonſt oft die Heiligen ſelbſt verführt. O! Sie iſt reich an Schönheit, und allein darum arm, daß der ganze Schaz der Schönheit, in ihr verſammelt, ſterblich iſt.

Benvolio.

Hat ſie denn geſchworen, daß ſie in ewiger Jungfrauſchaft leben will?

Romeo.

Sie hat, und macht ſich durch dieſe Sparſamkeit einer ungeheuren Verſchwendung ſchuldig. Denn Schönheit, die durch ihre eigne Strenge umkommt, vernichtet auf einmal

Nachricht.

Um den Freunden der schönen Litteratur die Anschaffung der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu erleichtern, sind wir entschlossen, bis Ausgang dieses Jahres sowohl die aus 12 Bänden bestehende alte Bibliothek, als die 16 ersten Bände der Neuen Bibliothek, nebst den dazu gehörigen Registern, um folgenden herunter gesetzten Preis zu verkaufen. Nämlich:

Bibliothek der sch. W. und der freyen Künste 12 Bände, nebst Register, anstatt des bisherigen Preises von 20 Rthlr. 16 Gr. 6 Rthlr.

Neue Bibliothek d. sch. Wiss. u. fr. Künste, 1ster bis 12ter Band, nebst Register anstatt 20 Rthlr. 16 Gr. für 6 Rthl.

— 13ter bis 24ster B. nebst Register, anstatt 20 Rthlr. 16 Gr. für 6 Rthlr.

— — 25ster bis 36ster Band, nebst Register, anstatt 20 Rthlr. 16 Gr. für 6 Rthl.

Einzeln jeden Band, anstatt des bisherigen Preises von 20 Gr. für 12 Gr. und jedes der vier Register anstatt 16 Gr. für 10 Gr. Hiervon sind jedoch ausgenommen von der alten Bibliothek der 12ten B. 12tes Stück, welches gar nicht einzeln mehr verkauft wird, und das 2te Stück desselben Bandes, so wie der 2te Band der alten Bibliothek, welche nur für den bisherigen Preis einzeln verkauft werden können. Nach Verlauf des gesetzten Termins, das heißt vom 1sten Januar 1791 an, findet der herunter gesetzte Preis, weder bey einzelen Bänden, noch bey einem vollständigen Exemplar weiter Statt, und kann auch um so weniger für immer Statt finden, da der gewöhnliche Preis schon so gering ist: wie denn kein anderes Journal so wohlfeil verkauft wird. Daher ist es uns auch unmöglich, die neuern Bände der Bibl. vom 37sten Bande an, anders als für den bisherigen Preis von 20 Gr. für jeden Band, und 10 Gr. für jedes Stück, zu verkaufen. Das Werk wird fortgesetzt, und sollen künftig jährlich 3 Bände, oder 6 Stücke, herauskommen, und so, daß alle zwey Monath immer ein Stück erscheint.

Noch machen wir bekannt, daß ebenfalls bis Ausgang dieses Jahres wir das

Komische Theater der Franzosen für die Deutschen, welches aus zehn Bänden besteht, worin man 42 der vortreflichsten französischen Lustspiele von verschiedenen Meistern und in verschiedenen Gattungen findet, die unsere besten dramatischen Dichter, die Herren Gotter, Weiße, Kretzel, Jünger, Anton Wall, Kretschmann u. s. w. bearbeitet haben, anstatt des bisherigen Preises von 10 Rthlr. für 3 Rthlr. und jeden Band einzeln für 16 Gr. von jetzt an verkaufen wollen. Leipzig in der Ostermesse 1790.

Dykische Buchhandlung.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20625 / 394

Der neue

Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1790.

1.

Fortſetzung der Briefe über das Palais Royal zu Paris.

2.

Paris, den 7ten September 1789.

Es wäre ein leichtes, im Palais Royal ſein Leben zuzubringen ohne eines Schrittes auſſerhalb ſeiner Mauern zu bedürfen. Es giebt kein natürliches oder erkünſteltes Bedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde zum Genuß, zur Bildung des Geiſtes und des Körpers, keine ſinnliche oder geiſtige Laune, die hier nicht Nahrung, Befriedigung und bunte Abwechſelung fänden. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht, keine Gemüthsart wird es verlaſſen können, ohne ſich nach ihm zurück zu ſehnen. Das Auge wird hier zuerſt gewonnen, und die übrigen Sinne folgen demſelben übereilt nach.

Laſſen Sie uns erſt mit ſchnellen Schritten die Arkaden durchlaufen, bloß um zu ſehen, was

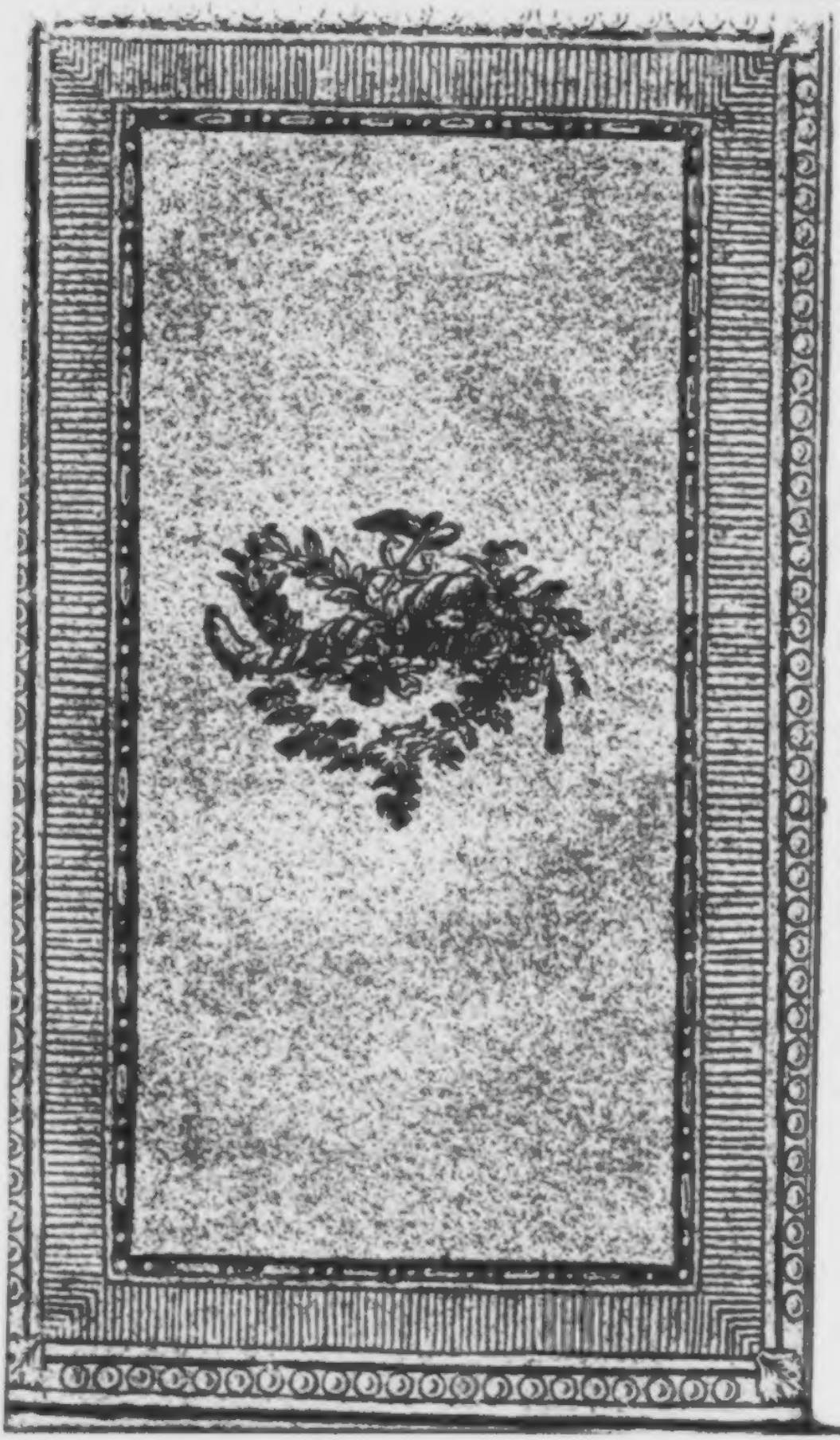

Der neue
Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1790.

I.

Fortſetzung der Briefe über das Palais Royal zu Paris.

2.

Paris, den 7ten September 1789.

Es wäre ein leichtes, im Palais Royal ſein Leben zuzubringen ohne eines Schrittes auſſerhalb ſeiner Mauern zu bedürfen. Es giebt kein natürliches oder erkünſteltes Bedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde zum Genuß, zur Bildung des Geiſtes und des Körpers, keine ſinnliche oder geiſtige Laune, die hier nicht Nahrung, Befriedigung und bunte Abwechſelung fänden. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht, keine Gemüthsart wird es verlaſſen können, ohne ſich nach ihm zurück zu ſehnen. Das Auge wird hier zuerſt gewonnen, und die übrigen Sinne folgen demſelben übereilt nach.

Laſſen Sie uns erſt mit ſchnellen Schritten die Arkaden durchlaufen, bloß um zu ſehen, was

alles da ist, und dann wollen wir langsamer untersuchen, wie es da ist, um welchen Preis und für wen es da ist. Daran werden wir ein gutes Tagewerk haben.

Die gewölbte Galerie, von Arkaden unterstützt, die unten um die drey Flügel des Palastes herum läuft, ist zu Kaufmannsgewölben aller Art eingerichtet, und diese sind mit den prächtigsten, erlesensten und neuesten Waaren bepackt und behängt. Kämen Sie auf einmal im bloßen Hemde (seyn Sie nicht böse, lieber R**, das werden Sie nicht) in das Palais Royal, hätten aber beyde Hände voll Geld, so würden Sie in Zeit von einer Stunde hier eine Toilette machen können, welche die geschmackvollste, reichste und neueste in Paris seyn würde. Hätten Sie das große Loos in der königlichen Lotterie gewonnen und sich vorgesetzt, den Gewinnst auf die weiseste oder unweiseste Art hier anzubringen, in zwey Stunden wäre er bis auf den Liard angebracht; kämen Sie als der erklärteste Wüstling, mit dem stärksten oder dem schwächsten Körper, mit den schärfsten oder den mattesten Sinnen hieher, und suchten Sie Reitz, Erweckung oder Genuß für dieselben, nach den krausesten Eingebungen der eigensinnigsten Laune, Sie würden noch mehr finden, als Sie hätten verlangen können; kämen Sie als der verwöhnteste Zungenkitzler hieher, Ihr Appetit möchte sich auf Speisen oder auf Getränke lenken

wol-

wollen, Sie würden alles haben; kämen Sie — aber genug: Sie werden bald sehen, womit alles man hieher kommen und was alles man verlangen und wünschen, und womit alles man in einem Kabriolet, in einem Whisky, oder in einer Staatskarosse, selbst wenn man zu Fuße gekommen ist, davon fahren könnte. Wohlgemerkt, und Sie hätten es alles unter den Arkaden gefunden, ohne nur eine Stufe höher oder tiefer zu steigen.

Die Gewölbe haben Nummern, also fangen wir mit No. I. an. Dies hält ein Buchhändler, Namens Desenne, und es nimmt zwey Arkaden ein. Es ist das größeste und glänzendste im Palais Royal, und fragen Sie bey ihm nach dem ältesten, wie nach dem neuesten, nach dem nützlichsten, wie nach dem schädlichsten Buche, Sie finden es bey ihm. Schwärme von berühmten und unberühmten Autoren aus jedem Fache, finden Sie zu jeder Zeit und Stunde bey ihm, und um sie her wimmelt es von Dilettanten und Kritikern. Ich habe manche sehr angenehme und lehrreiche Stunde hier zugebracht.

Wie Desenne für Bedürfniß und Luxus des Geistes sorgt, so sorgt sein Nachbar, Poixmenü, mit einem Bijouteriegewölbe, das drey Arkaden einnimmt, für das Bedürfniß der allerärmsten und allerreichsten Eitelkeit, und er hat kleine goldne Ringe für eine arme Braut, und Armbänder

von Brillanten für die reichſte Herzogin. Alles, was in Gold, Silber, Stahl und allen übrigen feinen Materialien der Bijoutierskunſt gearbeitet werden kann, finden Sie bey ihm zuſammen, und er darf es nur einige Zeit vorher wiſſen, wenn er Ihnen einen Schmuck, wie der berühmteſte, der in neuern Zeiten verfertigt und verſchenkt oder geſtohlen wurde, ohne große Mühe verſchaffen ſoll. Sein funkelndes Gewölbe, bey Tage von der Sonne und des Abends von funfzig Wachskerzen erleuchtet, giebt einen Anblick, deſſen Reichthum, Glanz und Flitter ſelbſt Augen blendet, die das koſtbarſte in dieſer Art zu ſehen gewohnt ſind. Einige große Spiegel vermehren das magiſche Strahlen- und Farbenſpiel. Man kann nicht vorübergehn, ohne zu erſtaunen, und während des Erſtaunens hat man ſchon die Hand an den Beutel gelegt, vielleicht eben ſo oft, um etwas zu kaufen, als um ihn vor der erſten Trunkenheit des Auges verwahrt zu halten.

Sie gehen weiter und kommen zu einem Gewölbe, worin eine Modenhändlerin ihren Thron aufgeſchlagen hat. Alles, was ſich aus Band und Seide und Flor und Federn bauen läßt, bietet ſich hier Ihren Blicken dar. Fünf oder ſechs junge Mädchen, leicht und mit Geſchmack gekleidet, ſitzen hier unter großen Haufen von zarten Materialien, und ſtecken mit eben ſo zarten Fingern die künſtlichen Gebäude zuſammen, die zum

Theil

Theil bis nach Rußland und der Türkey halten müssen. Ihre Blicke wechseln zwischen der Nadel und den Vorübergehenden, und laden diese oft genug ein, bey ihnen zu kaufen — was nicht bezahlt werden kann, wenn es verweigert wird, und ohne allen Werth ist, wenn man es anbietet. Man hat diese Modengewölbe oft genug mit Serails verglichen, aber diese Vergleichung hinkt gerade in dem wichtigsten Zuge: denn hier ist Sultan wer will und bezahlt, und Verschnittene werden gar nicht gelitten.

Weiterhin sehen Sie ein Gewölbe, das mit den feinsten Tüchern und seidnen Zeugen, kurz, mit allem bepackt ist, was eine modische oder gründliche, eine prächtige oder reinliche Garderobe, in welcher Einschränkung, für welchen Beutel, für welchen Geschmack und in welchem Umfange Sie wollen, in wenig Augenblicken füllen kann. Die neuesten und schönsten Zeuge und Stickereyen aller Art sind hier dem Auge anlokkend ausgelegt.

Nebenan sehen Sie ein Gewölbe mit lauter Knöpfen, von ächten und falschen Diamanten, von Wegwoodscher Masse, von Porzelain, von brillantirtem Stahl, kurz, von allem, wovon Knöpfe gemacht werden können, in den buntesten Zeichnungen und in erstaunlicher Menge beysammen.

die Schönheit einer ganzen Nachkommenschaft. Sie ist zu weise um so schön, oder zu schön um so weise zu seyn; und es ist grausam an ihr, den Himmel damit verdienen zu wollen, daß sie mich zur Verzweiflung treibt --

Benvolio.

Laßt euch einen guten Rath geben, und vergeßt, an sie zu denken.

Romeo.

O lehre mich erst, wie ich vergessen kan, mich meiner selbst zu erinnern.

Benvolio.

Gieb deinen Augen ihre Freyheit wieder; lenke deine Aufmerksamkeit auf andre Schönheiten.

Romeo.

Das wäre das Mittel, alle Augenblike an den Vorzug der übrigen erinnert zu werden. Diese glüklichen Schleyer, die die Stirne schöner Damen küssen, erheben durch ihre Schwarze, die Schönheit, so sie verbergen. Wer durch einen Unfall blind worden ist, kan nicht vergessen, was für einen kostbaren Schaz er mit seinem Gesicht verlohren hat. Zeigt mir ein Frauenzimmer, das unter tausenden die schönste ist; wozu kan mir ihre Schönheit dienen, als zu einem Spiegel, worinn ich diejenige erblike, die noch schöner als die schönste ist? Lebe wohl, und gieb es auf, mich sie vergessen zu lehren.

Benvolio.

Weiterhin in einigen Gewölben Wiederhohlungen von Poixmenüs Kostbarkeiten, die hinter den hellen und hohen Spiegelscheiben schimmern. Uhrketten von Gold und Stahl, Degengefäße von Silber und Stahlbrillanten kräuseln sich hier im buntesten Strahlenspiele vor Ihren Blicken, und das junge Kaufmannsweib ladet Sie mit Blikken, aber nie mit Worten ein, näher zu treten, und wenigstens zu sehen und zu erstaunen, wenn Sie auch nichts kaufen wollen.

Weiterhin treten Sie in ein Gewölbe das Sie schon längst durch seinen süßen Dunstkreis angelockt hat. Es ist der Sitz eines Geruchkünstlers, der Ihnen Handschuh, die wie Jasmin, Pomaden, die wie Veilchen, Waschwasser, das wie Lilien, Zahnpulver, das wie Jonquillen, Räucherpulver, das wie ein ganzes Blumenbeet, Sprengwasser, das wie Mayblumen u. s. w. riecht, in großer Menge verkauft.

Jezt macht Sie das Geräusch eines geschmackvoll verzierten Kaffeehauses aufmerksam. Das Gewimmel in demselben und der mannichfache Ausdruck entgegengesezter weiser und thörigter Gemüther, die gefällige Geschmeidigkeit der nettgekleideten und frisirten Aufwärter, die sich, ohne einen Tropfen von ihrem Kaffee oder Likör zu verschütten, ohne die zartaufgebauten Eisthürmchen zu erschüttern, durch das Gedränge hin und her winden, das ernsthafte Wesen, mit welchem

die

die Kaffeewirthin hinter ihrem Büreau das Gedränge übersieht, jedes Verlangen hört, jeden Kommenden bemerkt und jeden Weggehenden hütet, und doch dabey die Artigkeiten, die man ihr nach der Reihe sagt, faßt und erwiedert: alle diese Gegenstände locken Sie herein; und was Sie darin finden, können Sie trinken, ohne Durst, können Sie essen, ohne Hunger, können Sie sehen, ohne Begierde darnach, und können Sie hören, ohne es gebilligt zu haben.

Weiterhin sehen Sie das Gewölbe eines Künstlers, dessen größte Kunst es ist, die Natur zu verlarven. Es ist ein Konfitürier. Er macht Ihnen aus Mehl Häuser, Früchte, Blumen, färbt sie mit Zucker, durchläßt sie mit ihrem natürlichen Geruch und Geschmack, macht Eis zu Butter und Sahne, läßt es willkührlich wie Kaffee, Chocolate, Erdbeeren u. s. w. schmecken, bannt den allgemeinen Geist der Zerstörung und Fäulniß mit Essenzen und süßen Hüllen, und giebt Ihnen Mandeln zu trinken und Milch zu käuen. Es giebt nichts in der Natur, woraus er nicht Syrup ziehen, oder was er nicht in Syrup verwandeln und verhüllen könnte oder möchte.

Nun stehen Sie an einem weitem Gewölbe, das alles faßt, was man an größern und kleinern Möbeln, im erlesensten Geschmacke, selbst wenn man die ausschweifendste Möbelstaupe hätte, zu besitzen wünschen könnte. Tische, Stühle, Schrei-

beschränke, große und kleine Kasten, Spiegel und allen übrigen Hausrath, dem die üppige Bequemlichkeit mit Zuziehung der Wälder von Europa, Asia, Afrika und Amerika; dem die Verschwendung mit Beyhülfe aller Naturreiche; dem die Kunst mit dem Poliereisen, dem Firniß, dem Lack, der Farbe; dem die Mode in ihrer abentheuerlichsten Laune, Entstehung, Pracht, Geschmack und Schwung gegeben haben: das alles finden Sie in und vor diesem Gewölbe ausgestellt, ausgelegt und aufgeschichtet, und die Bestimmung davon wird Ihnen eben so oft unbekannt als der Name seyn.

An dieses Gewölbe stößt der Eingang zu einem Spektakel, der unter den prächtigen Säulen eines majestätischen Vestibule hinanläuft.

Jezt, lieber R**, bin ich mit Ihnen den einen langen Flügel des Palastes durchwandert; aber glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen alles gezeigt habe. Vor den kleinern Gewölben, in denen man noch Bücher, Spitzen und Musselin, Pasteten und andres Backwerk, Kinderspielsachen, Hüte, Federn, Pastillen und Bonbons, Uhren, Röhre, mathematische Instrumente, schon ganz fertige Kleider für Weiber und Männer, Früchte, Würste, Likers, Holz- und Knochenarbeiten, Blumen, Manschetten und Jabots, Nadelkissen und tausend andre Dinge anderer Art feilbietet: vor allen diesen habe ich Sie vorbey geführt, um

mich

mich nicht zu wiederholen und Sie nicht zu überladen; aber sagen muß ich noch, daß das alles, wenn ich es Ihnen auch nicht nannte, darum nicht weniger fein, auserlesen, prächtig, anlockend und hinreißend ist, als alles übrige, dessen ich, nur den schärfsten Zügen nach, erwähnt habe. Ich wollte Ihrer Einbildungskraft und Ihrem Verstande nur gewisse Grundzüge angeben, auf die Sie fußen sollten; und wenn mit der Zeit einmal Ihr körperliches Auge findet, daß ich Ihrem geistigen Auge nichts zu glänzend vorgemahlt, wenn Ihr Verstand begreift, daß ich die Winke, die ich Ihnen über die Anordnung, Besetzung und Quellen des Ganzen gab, nicht aus der Luft gegriffen habe: so erinnern Sie sich beym gegenwärtigen Genusse an den guten Willen und an das möglichst unbefangene Auge Ihres Freundes, der Sie so gerne des Vergnügens theilhaftig gemacht hätte, wovon er Ihnen nur den verjüngten Maßstab in die Hand zu geben Kräfte genug hatte.

Der kürzere Querflügel enthält in eben so bunter Abwechslung Kaffeehäuser, Restaurateursäle, Buchhändler- Pasteten- Zeug- Putz- und andre Gewölbe, und schließt sich an den zweyten langen Seitenflügel durch ein zweytes prächtiges Vestibüle an, an dessen Säulen Sie Obst- und Blumenhändlerinnen, Hunde- und Broschüren-Verkäufer, Boten und Lohnlakayen in bunter Gesellschaft unter einander finden.

Der zweyte lange Flügel enthält alles, worauf ich Sie beym ersten aufmerksam gemacht habe, und noch einige neue Gegenstände, ausser jenen. Sie finden in demselben z. B. Gewölbe voll der meisterhaftesten Zeichnungen und Gemälde, Glasschleifer- Messer- und Scheeren- Schnallen- Waffelkuchen- Handschuh- Sattler- Steinschneider- Petschaftstecher- Miniaturmaler- Lotterie- und Geldwechsler-Gewölbe in der mannichfaltigsten Mischung und mit den reichsten Vorräthen zusammen; und das alles muß wohl da seyn, weil ich Ihnen so oft wiederholt habe, daß kein Sinn, kein Bedürfniß und keine Laune unbefriedigt von hier weg gehen soll.

Sie erinnern sich aus meinem Vorigen, daß der vierte Flügel der neuen Anlage noch nicht fertig ist, und daß man vor der Hand eine hölzerne Galerie da angelegt hat, wo bald sechs Reihen dorischer Säulen emporstreben sollen. Diese Galerie ist doppelt und hat auf beyden Seiten Läden, wie Sie solche unter den Arkaden finden und die wie jene alle Waaren für Bedürfniß und Luxus, zu Schau und Kauf ausstellen. Bey Tage fehlt es aber diesen Galerien an Licht und nur des Abends werden sie durch das Licht von Tausenden von Lampen und Kerzen glänzend, obgleich des Dampfes wegen etwas ängstlich. Zwischen denselben faselt der jüngere und der ältere Wüstling dahin, weil ihr dunklerer Horizont jenem bey seiner

ner noch nicht ganz unterdrückten, und diesem, bey seiner noch nicht ganz wieder zurückgekommenen, Schaam gute Dienste leistet.

Der erste Stock des P. R. schließt Gegenstände neuer Art in einem noch prächtigern und weitläuftigern Lokale ein. Hier finden Sie große Kabinetter von Gemälden, Magazine von Möbeln, goldnen und silbernen Geschirren und Spielwerken aller Art, geschlossene Gesellschaften, Clubbs, Säle für Lektüre und Kunst, für das Schachspiel, für das Billard, möblierte Zimmer für Fremde, Säle und Zimmer für Restaurateurs u. s. w. in der höchsten Mannichfaltigkeit neben einander. Wir wollen sie etwas mustern.

Num. 4 bis 12 finden Sie ein sogenanntes Magazin de confiance, dessen Waaren zu einem bestimmten und festen Preise verkauft werden. Die Pariser Kaufleute, von dem größesten bis zum kleinsten, übersetzen ihre Waaren, je nachdem sie Kenner oder Nichtkenner vor sich haben, mehr oder weniger, aber nie unter einem Drittel des Preises, wofür sie solche lassen wollen. Ein Fremder, der den Werth der Dinge zu Paris nicht kennt, ist mit ihnen übel daran, und er kömmt selten ungeschnellt aus ihren Gewölben. Besonders ist dies der Fall mit Engländern und Deutschen, die dieser jüdischen Mode in ihrem Vaterlande nicht gewohnt sind, oder die eine Art von falscher Großmuth mit nach Paris bringen,

die

die den Betrüger gerne beschämen möchte, aber nichts über ihn erhält, als daß er das Geld einstreicht und hinter dem Rücken lacht. Will man vollends auch noch nach den Regeln einer mißverstandenen Galanterie handeln und der hübschen Kaufmannsfrau oder Kaufmannstochter von ihrer Forderung nichts abdingen, so ist man dreyfach betrogen: denn es ist gewiß, daß die Weiber in diesem Punkt dreyfach jüdischer sind, als die Männer, und daß sie, wenn sie erst bemerken, daß es dem Fremden wohlthut von niedlichen Händen bedient zu werden, diesen Genuß auch noch mit funfzig Prozent auf die Waare schlagen. Diese feine oder grobe Betrügerey finden Sie in allen Gewölben des Palais Royal, besonders aber in denen, die das ganze Heer von Galanteriewaaren einschließen.

Dieser Mißbrauch, über den man sich laut beklagte, gab den Magasins de confiance à prix fixe ihre Entstehung. Jede Waare in demselben hat sonach ein Zeichen, worauf ihr Preis steht, und es wird weiter nicht gefordert noch gehandelt. Der Unternehmer des obenerwähnten hat das glänzendste in dieser Art zusammengebracht, und eine Million Livres würden in demselben in kurzer Zeit verthan seyn, ohne daß man groſse Lücken darin spürte. Nur glauben Sie nicht, daß dieser Kaufmann (sein Name ist Verrier) dies prächtige Magazin mit eignem Gelde oder auch nur durch

Kre-

Kredit zusammen gebracht hätte. Der Mechanismus davon ist folgender:

Künstler, Handwerker und überhaupt Leute aller Art, die ein prächtiges Möbel, ein neues Kunstwerk, eine neue Maschine ꝛc. zu verkaufen haben, bringen es in dieses Magazin. Man hält ein Buch, worin der Name des Verkäufers und der Preis des eingelieferten Stücks verzeichnet sind. Zugleich stellt man ihm einen Empfangschein darüber aus. Für die Commission zahlt er gewisse Prozente nach dem höhern oder geringern Preise der Waare. Wird sie z. B. zu 100 bis 300 Livres verkauft, so bezahlt er vier, von 400 bis 600 Livres zwey, von 600 bis 1200 Livres eins, von 1200 an, nur ein ein halb vom Hundert. Von diesen Prozenten hält der Unternehmer die Säle und alles übrige, was dazu gehört. Sie werden diese Anstalt für Artisten aller Art sehr bequem und nicht drückend finden: denn manches herrliche Produkt der Industrie und des Erfindungsgeistes würde man vielleicht in einem Dachstübchen aufsuchen müssen, statt daß es jetzt unter andern seines Gleichen einen glänzenden oder nützlichen Rang einnehmen und früher und bequemer an Mann gebracht werden kann, als es sonst hätte geschehen können.

Der Anblick dieses seltenen Magazins ist einer der blendendsten, und die Musterung desselben

ges

gewährt dem Verstande wie den Sinnen volle Nahrung.

Es sind noch zwey oder drey andere Magazine dieser Art im Palais Royal, aber keines ist so weitläuftig, und sie werden von den eigenen Kapitalen der Besitzer bestritten.

Weiterhin finden Sie eine nicht minder merkwürdige Niederlage in ihrer Art: eine Niederlage von Likeurs. Alles, woraus Likeur gezogen, womit Likeur durchlassen und gefärbt werden kann, finden Sie hier in größern oder kleinern Flaschen beysammen; und das Ganze ist mit einer Ordnung und einem Geschmacke gestellt und zur Schau gelegt, die einem ein immerwährendes Lächeln ablocken. Noch bunter wird es dadurch, daß auch Aufsätze auf Tafeln, Schaugerichte, Zuckerwerk ꝛc. in das Fach dieses Künstlers gehören, und daß diese Dinge in den mannigfaltigsten und anlockendsten Formen und Verzierungen in seinem hellen und hohen Magazine ausgestellt sind.

Auf eben dieser Seite finden Sie die Zimmer der Schachgesellschaft (Societé du Sallon des Echecs) die durch ganz Frankreich bekannt ist und oft Schachspieler aus den entferntesten Gegenden herbey zieht, die hier ihren Meister suchen und oft finden. Die Gesellschaft ist eine geschlossene, und niemand kann ohne einmüthige Einstimmung der Mitglieder aufgenommen, aber wohl

können Fremde durch ein Mitglied einigemal darin aufgeführt werden.

Weiterhin finden Sie die Zimmer der Olympischen Gesellschaft (Societé Olympique) die zugleich eine freymaurerische ist. Ihr Hauptzweck ist die Kultur der Musik, und Männer und Weiber von höchsten Range lassen sich hier oft im Singen und Spielen hören. Die Zahl ihrer Mitglieder ist unbestimmt, aber sie nimmt niemand auf, der nicht Maurer ist und sich durch Stand, Rang und elegante Sitten auszeichnet. Fremde, die diese Eigenschaften besitzen, sind daselbst willkommen, wenn sie von einem Mitgliede aufgeführt werden. In der zweyten Etage besitzt diese Gesellschaft eine sehr artig dekorirte Loge.

Weiterhin sind die Säle einer andern Gesellschaft, die schlechtweg der Klub heißt, und die sich bloß durch Konversation, ohne irgend ein Spiel erhält. Man kann eintreten ohne Pathen und ohne einmüthige Zustimmung aller Mitglieder; die Gesellschaft ist abwechselnder, als die vorhin genannte, und in der That viel unterhaltender. Es ist kein Gegenstand, über den hier nicht gesprochen, und gut gesprochen würde, weil kein Alter, und kein System andre Vorrechte, als überzeugende Gründe, hat. Politik war, so oft ich noch dort gewesen bin, der Hauptgegenstand aller Konversationen; und dieser kleine Cirkel ist eigentlich der Wortführer und der Stock von allen übrigen, die

Benvolio.

Ich will dieſen Unterricht bezahlen, oder als Schuldner ſterben.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

Capulet, Paris, und ein Bedienter treten auf.

Capulet.

Montague iſt ſo gut gebunden als ich; er hat die nemliche Straffe zu befürchten; und für alte Leute wie wir ſind, ſollt' es nicht ſchwer ſeyn, Frieden zu halten.

Paris.

Ihr ſeyd beyde rechtſchaffne Männer, und es iſt recht zu bedauren, daß ihr ſo lang in Mißhelligkeit gelebt habt -- Aber nun, gnädiger Herr, was ſagt ihr zu meiner Anwerbung?

Capulet.

Ich kann euch nichts anders ſagen, als was ich ſchon geſagt habe: Mein Kind iſt noch ein neu angekommener Fremdling in der Welt, ſie hat noch nicht vierzehn Jahre geſehen; laßt wenigſtens noch zween Sommer verblühen, eh wir denken können, daß ſie zum Braut-Stande reif ſey.

Paris.

Jüngere als ſie, ſind ſchon glükliche Mütter geworden.

sich während der Revolution, mit Wort und That, so geschäftig und stürmisch gezeigt haben.

Eine andre Gesellschaft besitzt auch mehrere Zimmer in diesem Geschosse, die den Namen Salons des Arts führen. Sie treffen hier Gelehrte, Künstler und Dilettanten jeder Art, und ich habe die Unterhaltung beständig sehr heiter, witzig und lehrreich gefunden. Alle neue kleinere Schriften werden hier aufgelegt und gelesen und in einer besondern Galerie finden Sie die neuesten Productionen guter Künstler aufgestellt. Für Fremde ist diese und die vorige Gesellschaft unter allen die angenehmste und lehrreichste.

Ausser diesen giebt es noch eine Societé Militaire, die meist aus ältern verdienten Staabsoffizieren besteht, und die niemand aufnimmmt, wer nicht dieses Standes ist; und endlich eine Societé des Colons, in welche niemand aufgenommen werden kann, der nicht eine Besitzung auf einer der amerikanischen Inseln hat. Sie sind für einen Fremden, der weder Soldat noch Pflanzer ist, am wenigsten unterrichtend und unterhaltend; aber dem, der eins von beyden ist, wird reichliche Nahrung darin geboten.

Sie sehen, lieber N**, wie eben diese mannigfachen Anstalten für die Kultur des Geistes, darauf hin arbeiten, daß kein Feld des menschlichen Wissens und des menschlichen Genusses in diesem

sen wunderbaren Ringmauern unangebaut bleiben soll. Ich wenigstens kann mir keins denken, das nicht in einem davon, oder in allen bedacht worden wäre.

Die übrigen Säle des ersten Stocks sind theils mit Kunstsachen aller Art, z. B. mit Wachsfiguren, mit Porzellain, mit Kristall- und Glaswaaren ꝛc. besetzt, theils zu Billardsälen, theils zu Appartements für Fremde eingerichtet. Aber man muß sehr reich seyn, wenn man letztre beziehen will. Zwey Zimmer kosten gewöhnlich einen bis zwey neue Louisdor täglich, und eine Reihe von Zimmern monatlich an funfzig. Sie sind auch meist nur von jungen Engländern oder Holländern bewohnt, die Zeit ihres Lebens nur Einmal reisen, dafür aber recht nach ihren, doch unrecht nach meinen Begriffen, reisen wollen. Leute dieser Art sind die einträglichsten Kunden des Palais Royal, weil sie in demselben alle ihre Bedürfnisse befriedigen, und deßhalb beyde Hände voll Geld wegwerfen, so lange sie hier sind. Dafür regnet es aber auch von allen Seiten Mylords und Mylords für sie, und wenn dies sie glücklich macht, so muß ich gestehen, daß ihr Glück vollständig, wenn auch sehr theuer erkauft ist.

Der zweyte Stock des Palais Royal verliert in Absicht des Glanzes gegen den ersten unbeschreiblich. Er ist auch zum Theil für Fremde eingerichtet; noch häufiger aber werden in demselben

schon die Pensionen gefunden, welche die Rekruten für das unübersehliche Heer der käuflichen Tugenden, die hier von Morgen bis in den Abend besiegt werden, zu stellen pflegen. Ihre Wohnzimmer sind meist unreinlich und ärmlich möbliert, aber die Besuchzimmer sind sehr nett, und besonders ist auf die Kanapeen und Betten große Sorgfalt verwandt. Die Restaurateurs haben in diesem Stock ihre Kabinetter, wo man mit kleinen Gesellschaften vertraut beysammen seyn, und auch unbescholtenen Weibern von seiner Bekanntschaft zu essen geben kann. Doch hierüber mehr, wenn ich auf die Restaurateurs komme.

Die Mansarden haben ungefähr dieselben Bewohner; doch finden Sie auch schon stille Künstler, die gern an der Quelle ihres Studiums und Broderwerbs seyn wollen, in denselben. Die Aussicht von oben herab ist die schönste im Palais Royal, die Luft rein und gesund, die Zimmer sind geräumig, und, wenn auch nicht wohlfeil, doch um funfzig Prozent wohlfeiler als im zweyten Stocke. Alte einzelne Herren haben sich hier auch häufig niedergelassen.

Im Dache selbst hat der Baumeister, der es wußte, wie hoch jeder Quadratschuh in diesem Pallast, in der Erde wie in Luft, genutzt werden konnte, rund herum Zimmer an Zimmer angebracht. Sie erhalten ihr Licht durch eine Klappe, die man aufstellt, damit der Tag durch ein

klein

klein viereckigtes Fenster sich hereinstehlen kann. Geht die Klappe zu, so herrscht in diesen Löchern am hellen Mittage die dickste Nacht. Trotz dem sind sie bewohnt, wie alle übrige Winkel im Palais Royal. Die Kaufmannsdiener, die Aufwärter aus den Kaffeehäusern, den Restaurateursälen, den Schneidergewölben, wohnen hier mit den öffentlichen Mädchen der geringen Klassen verträglich oder unverträglich bey einander, und bekommen dort oben selten andere Besuche, als welche die dringende Noth befiehlt: die Ableiter der natürlichsten Bedürfnisse sind nämlich hier angebracht.

Wir sind nun den ganzen Umfang der neuen Anlage durchlaufen und durchstiegen, etwas flüchtig in der That, aber, was ich Ihnen noch vom Ganzen zu sagen habe, wird sich von neuem an die Charakteristik aller dieser Theile schließen, und sich nach und nach zu einem vollständigen Gemählde zusammen fügen. Leben Sie wohl.

3.

Paris, den 8ten September 1789.

Es ist nöthig, l. R**, daß ich Ihnen einige Anstalten, die hauptsächlich zu stehenden Versammlungspunkten der Menge von Spaziergängern im Palais Royal dienen, weitläuftiger beschreibe. Die merkwürdigsten sind die **Restaurateurs** und **Kaffeehäuser**.

Diejenige Klasse von Garköchen, die sich Restaurateurs nennen, sind erst seit einigen Jahren, hauptsächlich aber nach dem neuen Anbau des Palais Royal in Schwung gekommen. Sie haben das Eigenthümliche, daß sie zu jeder Zeit und Stunde zu essen geben, von des Morgens um neun Uhr an bis nach Mitternacht. Schon hierin liegt ein Grund, daß es bey ihnen theurer seyn muß, als bey andern Speisewirthen. Sie müssen beständig Feuer und beständig Kastrollen über dem Feuer haben.

Die Restaurateurs im Palais Royal sind bey weitem die berühmtesten und besuchtesten, ihre Küchen die reichsten, ihre Speisezettel die größesten, und ihre Säle die glänzendsten in Paris. Es sind ihrer drey hier, die von sechsen, die sich anfangs hier setzten, übrig geblieben sind. Der eine dieser drey, Namens Huré, wird auch bald schließen müssen, denn ich sehe nur immer sehr einzelne Kostgänger bey ihm; die übrigen zwey Bouvilliers und la Barriere, wetteifern noch, aber das Gewicht neigt sich stark auf letztern.

Das Lokale des Restaurateurs Bouvilliers ist überaus glänzend. Seine beyden Hauptsäle sind im ersten Stocke, mit den feinsten Papiertapeten chinesisch und arabisch verziert und des Abends mit großen Globen über argantischen Lampen erleuchtet. Die Tische sind von dem feinsten Acajouholz, das Büreau, wo die Wirthin mit

der

der Kasse gleichsam thront, von Marmor, die Stühle sehr geschmackvoll gearbeitet, das Linnen zu Tischtüchern und Servietten sehr fein und immer sauber, das Geschirr zum Trinken nicht minder, die Assietten, die Gabeln und Löffel und die Hefte der Messer Silber, die Teller feines Steingut: kurz, das Aeussere ist wahrhaftig prächtig und geschmackvoll. Die Gesellschaft ist ausgesucht, und besteht meist aus jungen reichen Männern, die erst in der Welt auftreten, aus Reisenden, Kapitalisten, alten Officieren und dergleichen. Es sind Tische für ein, zwey, drey, bis sechs Personen da, so daß man wählen kann, ob man allein oder bey mehreren sitzen will. Sie haben auch die Wahl unter mehr als Hundert verschiedenen Gerichten, unter mehr als zwanzigerley Deserts, unter mehr als zwanzig Sorten Wein, und mehr als zwanzig Sorten Likeurs.

Dessen allen ungeachtet nimmt doch die Zahl der Kostgänger bey diesem Restaurateur täglich ab, und ich muß Ihnen die Ursachen sagen, woran es, wie ich glaube, liegt. Der Wein ist matt wenn er auf den Tisch kömmt, und muß erst zwischen Eis, das man Ihnen in einem Napfe giebt, gekühlt werden: dies ist unbequem, weil man darauf warten muß. Die Aufwärter sind nicht die raschesten und willigsten, wenigstens sind sie beydes nicht in dem Grade, wie die bey la Barriere. Der Koch oder vielmehr die Köche, sind

nicht so schnell, und man muß auf eine bestellte Schüssel zu lange warten. Lauter unverzeihliche Fehler in einem Hause, wo man so ausschweifend theuer lebt. Noch zwey Gründe, die an sich schon so viel wirken, als jene, sind die: daß Fremde diesen Restaurateur über zwey Treppen hinauf erst suchen müssen, statt daß la Barriere zu ebener Erde seinen Hauptsaal hat; und daß man, ehe man in Bauvilliers Speisesäle tritt, vor der Küche vorbey muß, aus welcher einem ein erstickender Brodem entgegen schlägt, in welchem man alle hundert Speisen auf einmal in einem ekelhaften Gemische zu riechen bekömmt, und bey etwas schwachen Nerven und Magen allen Appetit verliert, der noch obendrein dadurch einen großen Stoß bekömmt, daß man vor der Küche Kälberviertel, gerupftes Geflügel, geklopfte Stücke Rindfleisch und Koteletten unter Blut und Knochen herum hangen und liegen sieht.

Bey la Barriere finden Sie nicht eine einzige dieser Unbequemlichkeiten, aber hundert andere Bequemlichkeiten mehr. Schon seine Lage ist äusserst vortheilhaft. Sein Hauptsaal ist auf ebener Erde, unter den Arkaden des Queerflügels, und sieht mit großen hellen Fenstern in die Hauptpromenade des Gartens auf der einen Seite, und auf der andern in die lebhafte Passage du Perron hinaus. Bey ihm habe ich Zeit meines Hierseyns beständig gegessen, weil ich immer im Mittelpunkt

ſt der Revolution ſeyn will, und weil das Hotel d'Angleterre et de Ruſſie, wo ich wohne, nur einige hundert Schritte entfernt liegt. So habe ich ſeine Wirthſchaft ganz genau kennen lernen, und eine umſtändliche Beſchreibung davon kann Ihnen nicht anders als neu und anziehend ſeyn.

Sein Lokale nimmt drey Arkaden ein, und das Kellergeſchoß und der erſte, zweyte und dritte Stock gehört, ſoweit dieſer Strich reicht, dazu. Der Hauptſaal iſt unter den Arkaden wenigſtens zehn Schritte breit und dreyßig lang. Auf beyden Seiten ſteht Tiſch an Tiſch und in der Mitte eine dritte Reihe. Die Tiſche ſind nur ſo groß, daß zwey Perſonen daran eſſen können. Sie werden nicht gedeckt, ſondern ſind bloß mit grüner Wachsleinewand beſchlagen, die ſehr leicht reinlich erhalten werden kann. Daß man ſie nicht deckt, macht dem Unternehmer, wie er mir ſelbſt geſagt hat, jährlich eine Erſparniß von 9948 Livres, das Kapital ungerechnet, was zum Ankauf des Gedecks erforderlich geweſen wäre. Deckte er ſie einmal, ſo müßte nach jeder Portion, die auf denſelben nicht reinlich und unverſchüttet gegeſſen worden wäre, von neuem, mithin bey dem ewigen Ab- und Zulaufe vom Morgen bis in die Nacht, wenigſtens zehnmal gedeckt werden. Eine Serviette koſtet zwey Sous zu waſchen, mithin wäre bloß die Wäſche von einem einzigen Tiſche für einen einzigen Tag zwanzig Sous oder

sechs Groschen sächsisch. Nun stehn allein in dem großen untern Saale dreyßig Tische, machten täglich sieben Thaler, zwölf Groschen, mithin jährlich die unglaubliche Summe von zwey tausend sieben hundert und sieben und dreyßig Thalern, zwolf Groschen, an bloßer Wäsche. Fangen Sie an zu ahnden, lieber R**, wie sehr dies Institut ins Große gehen muß? Aber lassen Sie uns nichts vorweg nehmen.

Der Saal selbst ist einfach, aber mit Geschmack verziert, und Sie finden darin acht Spiegel, deren keiner unter fünf Schuh hoch ist. In der Mitte steht ein großer mit Porzellainplatten und Spiegeln belegter Ofen, der im Winter den Saal erwärmt, und im Sommer einen gelinden Zug unterhält.

Der Speisezettel, den ich vor mir habe, nennt in allem hundert und vierzehn Gerichte von der Suppe an bis und mit den sogenannten Entremets, die man hier hinter dem Braten giebt und die wir unter die Zugemüse begreifen. Die Potage macht den Anfang, und Sie finden auf dem Zettel ihrer sieben Arten; dann kommen die Patisserien und ihrer sind viererley angegeben; sodann die Fische in sechserley Arten; sodann die Entrées, und ihrer sind zwey und funfzig; sodann die Hors d'oeuvres, in Citronen, Gewürzgurken, grünen Oliven u. s. w. bestehend; sodann die Braten (Rots) und ihrer sind achterley; sodann

die

die Entremets, und ihrer ſind acht und dreyßig; ſodann die Deſerts, zwanzig an der Zahl; ſodann die Weine, und ihrer ſind neun und zwanzig; und endlich die Liqueurs, und dieſer ſind funfzehn von verſchiedenen Arten. Schütteln Sie immer den Kopf, ich bringe Ihnen den Zettel mit.

Wenn Sie in den Saal treten, ſo hüten Sie die Aufwärter ſchon, in weſſen Revier Sie ſich niederlaſſen werden. Es ſind ihrer ſechs, und jeder hat eine Anzahl Tiſche zu beſorgen. Sobald Sie ſitzen, ſpringt einer herzu und bringt Ihnen den mächtigen Speiſezettel mit einem, Voila la carte, Monſieur. Sie nehmen ſie und im Nu iſt Ihr Kouvert da. Sie leſen ſich von den Gerichten aus, welche Sie wollen, und ſelbſt das feinſte und mühſamſte ſteht in zehn Minuten dampfend vor Ihnen. Man giebt alles in einzelnen Portionem. Der Wein iſt kühl, das Waſſer friſch, das Bier trefflich. Sie werden eben ſo ſchnell und gefällig bedient, wenn Sie bloß eine Suppe, als wenn Sie alle Gerichte bis zum Deſert durcheſſen. Die Aſſietten und Löffel und Gabeln ſind auch hier von Silber, die Teller feines Steingut, die Gläſer und Flaſchen fein wie Kryſtall. Das Brod iſt vom feinſten Weizenmehl. Schmeckt Ihnen ein Gericht nicht, oder haben Sie gegen die Zurichtung etwas einzuwenden, ſo nimmt man es eben ſo verbindlich zurück, als man es Ihnen gebracht hat: mit dem Wein und

Capulet.

Und verderben auch deſto früher, je frühzeitigere Früchte von ihnen erzwungen werden. Die Erde hat alle meine andern Hoffnungen verſchlungen; ich habe kein Kind als ſie; ſie iſt das einzige Vergnügen meines Alters; indeß bewirb dich bey ihr ſelbſt um ſie, mein lieber Paris, ſuch ihr Herz zu gewinnen; wenn du ihren Beyfall haſt, ſo haſt du meine Einwilligung. Dieſe Nacht geb' ich, einer alten Gewohnheit nach, ein Gaſtmahl, wozu ich viele werthe Freunde eingeladen habe: Vermehret ihre Anzahl, unter allen ſoll mir keiner willkommner ſeyn. Ihr werdet dieſe Nacht in meinem armen Haus irdiſche Sterne ſehen, welche die himmliſchen ſelbſt verdunkeln können. (*) Ihr werdet mit dem Vergnü-

(*) Hr. Warburton iſt der Welt als ein groſſer Criticus bekannt, und es iſt gewiß, daß wir ſeiner Scharfſinnigkeit viele Verbeſſerungen unſers durch die Schauſpieler ſo übel zugerichteten Autors zu danken haben. Dem ungeachtet, ſcheint er zuweilen in den faſt allgemeinen Fehler der Verbal-Critiker zu fallen, und mit dem Shakeſpear nicht viel beſſer zu verfahren, als der gelehrte Bentley mit dem Horaz. Hier iſt ein Beyſpiel davon, das wir zur Probe anführen wollen, ob es gleich ſonſt deſto unnöthiger iſt, die Leſer mit critiſchen Noten zu beläſtigen, da ſelbige die Kenntniß der Engliſchen Sprache vorausſetzen, und dieſe Ueberſetzung nur für diejenige gemacht iſt, die das Original nicht leſen können. Warburton nennt den Vers: Earth-treading ſtars that make dark heaven's Light, Unſinn, und will daß man leſen ſoll: That make da k even light -- Eine Verbeſſerung im echten Bentleyiſchen Geſchmak! Die Verbeſſerung iſt wahrer Unſinn, der Text aufs höchſte eine weder ungewöhnliche noch unſchikliche Hyperbole. Es iſt etwas ſehr mögliches, daß die irdiſchen Sterne, welche Shakeſpear meynt, bey einem Bal den Glanz der himmliſchen in den Augen eines jungen Liebhabers verdunkeln; und das iſt der natürlichſte Sinn des Texts: Aber daß eine ganze Schaar der ſchönſten Schönen durch den bloſſen Glanz ihrer Augen, einen Tanzſaal ſo wol erleuchten ſollte, daß man die Lichter haben entbehren könnte, iſt mehr als man auch der feurigſten Orientaliſchen Einbildungs-

Hier können Sie es eben so halten, wenn sie Ihnen nicht gefallen.

Der Mechanismus des Ganzen ist Geschwindigkeit und Gedächtniß. In den Mittagsstunden von zwey bis vier speisen hier gewöhnlich zweyhundert Menschen, und alle mit allen ihren verschiedenen Launen und Einfällen sind befriedigt, ohne Zank, ohne Saucrsehn, ohne Zeitverlust. Sie können binnen einer Stunde zehn Gerichte bestellen und essen. Aber es greift auch alles sehr eng und rasch in einander.

Die Küche nämlich ist im Kellergeschoß, geräumig und wohl versorgt. Kastrolle, Roste, Bratspieße, alles ist hier in ewiger Glut und Bewegung. Den Abend vorher ist alles für den künftigen Tag vorgerichtet. Die Gerichte, die am meisten gesucht werden, oder die eine Vorherbereitung leiden, sind mit allem Zubehör da und warten nur auf das Feuer. Jeder der Köche, und ihrer sind acht, ohne die Küchenbuben und Küchenmägde, hat sein besonderes Fach, und jeder seinen besondern Aufwärter im Saale, den er an der Stimme kennt. Dieser schreyt durch eine Oeffnung von oben herab in die Küche, was er haben will, und in kurzer Zeit ist es da. Der Koch behält, was er verlangt hat, eben so gut, als der Aufwärter den Gast, der es bestellt hat. So geht alles, trotz dem Geschrey von zwölf bis sechszehn Kehlen, trotz dem Gedränge von funfzig

zig Gästen, in der besten Ordnung; und es ist ein ausserordentlicher Fall, wenn ein Gericht vergessen oder einem Unrechten gebracht wird. Garçon, schreyt einer hier, Garçon, einer da, und oft schreyen es mehrere auf einmal, und allen antwortet der geschmeidige Bursche: Oui, Monsieur! A l'instant, Monsieur! und er wird es nicht müde, drey bis vier Stunden hindurch auf solche Weise angerufen und hin und her gejagt zu werden. Ich bin überzeugt worden, daß die französische Nation in Absicht des Dienens und Aufwartens die einzige und vorzüglichste in der Welt ist.

Aber nicht genug, daß solch ein Bursch alle Ihre Aufträge behalten und pünktlich besorgt hat, er weiß auch noch, wie viel Gerichte und was für Gerichte Sie gehabt haben. Wenn Sie gehen wollen, sagen Sie: Garçon, mon compte! und er läuft zum Büreau, diktiert seiner Frau oder seinem Herren Ihre Zeche, bringt Sie Ihnen, und Sie können gewiß seyn, daß er Ihnen keine Schüssel zuviel oder zu wenig angerechnet hat. Sie dürfen nur auf dem Speisezettel nachsehen, was Sie gehabt haben und wie es dort im Preise angeschlagen ist, so werden Sie das finden.

Was nun alle diese Wunder möglich macht, lieber R**, ist das Geld. In der That, man muß den Appetit hier theuer bezahlen. Das geringste

ringſte, was Sie hier haben können, iſt eine Birne, und die koſtet vier Sous. Das Theuerſte z. B. ein Viertel Poularde haben Sie zu 2 Livres 5 Sous: alſo eine Birne über einen guten Groſchen und ein Viertel Huhn Dreyzehn Groſchen ſechs Pfennige! Eine Pfeffergurke ſechs Sous, eine Suppe zwölf Sous, ein Gericht weißer Bohnen oder grüner Erbſen, ein Livre vier Sous, und ſo in allem übrigen. Nehmen Sie alſo, als ein ſehr mäßiger Eſſer, an, Sie äßen

	Livres.	Sous.
1) eine Suppe	—	12
2) drey kleine Paſtetchen	—	18
3) ein Stückchen Aal	1	5
4) Frikandeau	—	18
5) Kalbsbraten	—	18
6) eine Eſſiggurke	—	6
7) grüne Erbſen	1	4
8) eine Birne	—	4
9) ein Viertel Tiſchwein von gewöhnlicher Sorte	—	5
Summa	6 L.	10 S.

So haben Sie gegeſſen für 1 Thlr. 15 Gr. Sächſiſch, und ſind kaum ſatt, und haben weniger aufgehen laſſen als alle übrigen, mit denen Sie ſich zu Tiſche geſezt haben. Jezt werden Sie wohl etwas heller ſehen, wie la Barriere die ungeheuren Koſten ſeiner Unternehmung beſtreiten kann. Aber laſſen Sie uns dies ein wenig genauer unterſuchen.

Nehmen wir an, daß täglich vom Morgen bis um Mitternacht nur 250 Personen bey ihm essen, und daß jede nur 4 Livres, was sehr wenig angenommen ist, bey ihm verzehrt, so steigt seine tägliche Einnahme auf 1000, und mithin die jährliche auf 365000 Livres oder 91250 Thaler Sächs. Es wäre eine ungeheure Einnahme, wenn nicht eine ungeheure Ausgabe davon abgienge. Lassen Sie uns diese nun auch untersuchen.

Er bezahlt jährlich Miethe	8000 Liv.	oder	2000 Thl.
Er hält 20 Menschen in der Küche und in den Sälen, deren jeder im Durchschnitt ihm jährlich 500 Liv. kostet	10000 —	od.	2500 —
Wäsche der Servietten nur ꝛc.	10000 —	od.	2500 —
Holz und Kohlen	12000 —	od.	3000 —
Zerbrochnes, gestohlnes, verbrauchtes Geschirr in der Küche und den Sälen	5000 —	od.	1250 —
Angenommen, daß er an den zubereiteten Lebensmitteln 50 Procent gewinnt, so steigt der Einkauf auf	182500 —	od.	45625 —
Summa	227500 Liv.	oder	56875 Thl.

Da bliebe ihm ein Ueberschuß 137,500 Liv. oder 34,375 Rthlr. Rechnen Sie von dieser Summe ab, was er zur Erhaltung seiner Familie, zur Verzinsung des Grundkapitals der Unternehmung, zur Quartierung und Bettung seiner Leute, zur Möblirung u. s. w. braucht, so wird höchstens ein Ueberschuß von 10000 Livres oder 2500 Rthlr. und diese sind wahrlich des Geräusches, der

der Arbeit und der schlaflosen Nächte nicht werth, die Jahr aus Jahr ein bey ihm nicht abreißen. Auch ist er nicht reich und es wird bey ihm alles sehr genau zusammen gehalten.

So sehen Sie, lieber R**, wie bey der unglaublichen Theurung in Paris ein Kapital zusammen fallen kann, und wie der stärksten Einnahme die stärkste Ausgabe auf dem Fuße folgt. So ist es mit allen übrigen Instituten dieser Art im Palais Royal. Alles nimmt ungeheure Summen ein, und niemand ist reich.

Uebrigens glauben Sie nicht, daß Sie hier unterhaltende und lebhafte Gesellschaft fänden. Jeder ißt an seinem Tische seine Portion für sich, und selten spricht man mit seinem Nachbar. Vor der Revolution wußte man nicht immer, ob einen nicht ein Scherz oder ein kühner Grundsatz gleich von dem Restaurateur weg in die Bastille bringen könnte, und deshalb sprach man wenig mit den Leuten um einen her, die man nicht kannte; jetzt wird es etwas lebhafter, aber an eine allgemeine Konversation ist nicht zu denken, Sie müßten denn einige Bekannte mitgebracht haben. Die Leute sind hier weit egoistischer als unterhaltend, und bey dem Gewimmel von Abenteurern aller Art, die ihr Inneres unter einem sehr anständigen und bescheidenen Aeussern zu verbergen wissen, und bey der Gefahr, die man läuft, allmählig mit ihnen verstrickt zu werden, ist es immer besser gethan,

man

man bleibt an öffentlichen Orten für ſich und nimmt von ſeinem Nachbar keine Notiz.

Deſto lebhafter ſind die kleinen Mittags- und Abendmahlzeiten, die man ſeinen Freunden und Bekannten in beſondern Zimmern hier geben oder mit ihnen verabreden kann. Oft geben ſelbſt angeſeſſene Familien hier ihren Freunden zu eſſen, wenn ſie ſich vor dem Geräuſch einer Mahlzeit zu Hauſe ſcheuen. Sie bezahlen nicht mehr, als in dem großen Saale, in welchen nie Frauenzimmer kommen. Die gleiche Einrichtung iſt auch bey Bouvilliers.

Zügelloſe kleine Nachtpartien ſind hier aber auch nicht ſelten. Junge und alte Herren, denen ein Geſicht in den Alleen gefallen hat, miethen es ſich für einen Abend mit allen ſeinen Reitzen, Launen und witzigen Einfällen, geben ihm hier zu eſſen, und machen ihm ein anſtändiges Geſchenk. Verſteht ſich, daß dieſe Mädchen von den beſſern Klaſſen ſeyn, und daß die Regeln des Wohlſtandes, wenigſtens unter den Augen der Aufwärter, geſchont werden müſſen: im entgegen geſetzten Falle wird man ſich ſehr höflich entſchuldigen, daß Meſſieurs und Mesdames nichts zu eſſen bekommen können. Unter drey bis vier Louisd'ors die Perſon iſt aber ſolch eine Partie nicht gemacht.

Die Reſtaurateurs ſchaffen Ihnen auch Eſſen und Trinken und alles, was an Geräth und Ser-

vietten dazu gehört, in Ihr Hotel, wenn Sie das selbst Freunde oder Freundinnen bewirthen wollen. Dies kostet aber, wie Sie denken können, noch mehr, als in ihrem eigenen Lokale. Auch muß es nicht zu weit entlegen seyn. Das Essen ist besser zugerichtet und erlesener, als Sie es sonst in Paris finden.

Jezt glaube ich, lieber R**, werden Sie die Restaurateurs des Palais Royal wohl kennen: in meinem nächsten sage ich Ihnen etwas von den Kaffeehäusern.

S.

II.

Fortsetzung der Betrachtungen über die Französische Staatsrevolution.

Der Mann, der sich ein Geschäfte daraus macht, alle die momentanen und individuellen Uebel, womit eine so ausserordentliche Weltbegebenheit, als die dermalige Staatsrevolution von Frankreich ist, aus tausend nothwendigen und zufälligen Ursachen, vorgesellschaftet seyn muß, in einem, ohne Discretion und Respect vor der Wahrheit, mit dem gröbsten Borstpinsel hingekleksten und mit den grell-

grellſten Farben illuminirten ungeheuern Carricaturgemählde öffentlich aufzuſtellen, und wenn er, mit ſeinem Stecken in der Hand, die ſchreckliche Noth- Jammer- und Mordgeſchichte im herzbrechenden Ton eines Bankelſängers auf Jahrmärkten, dem gaffenden Pöbel vorgeheult hat, zum Beſchluß die ganze Majorität der National-Verſammlung, die all dies Unheil theils vorſezlich theils aus purem Unverſtand angerichtet haben ſoll, als ein Pack Böſewichter, Narren und Idioten ſammt und ſonders zum T..l gehen heißt, — ein ſolcher Ehrenmann, er nenne ſich nun Bergaſſe, oder Burke, oder Mephiſtopheles, oder wie er ſonſt will, thut ein eben ſo weiſes und verdienſtliches Werk, als einer, der ſich (zum Beweiſe ſeiner großen Menſchenkenntniß und Menſchenliebe) hinſezt, und, nachdem er ſelbſt wohl gegeſſen und getrunken hat, eine lange Jeremiade uber alle auf Einen Klumpen zuſammengedrängte phyſiſche, moraliſche, politiſche und ökonomiſche Uebel, Irrſale und Gebrechen anſtimmt, von welchen wir armen Adamskinder, ſeit der erſten Sottiſe, die in unſer aller Nahmen begangen wurde, geplagt, geängſtigt und gepeinigt worden ſind, ohne daß durch alle Wehklagen, die jemals darüber gewinſelt wurden, die Maſſe des menſchlichen Elends auch nur um das Gewicht eines Mückenflügels leichter geworden wäre. O ihr Mückenſänger und Kameelverſchlucker! iſt es nicht uneudlichmal beſſer, wo nicht allen Uebeln (denn was berechtigte euch

wohl, euch, die ihr Nichts thut, von andern das Unmögliche zu fodern?) doch gewiß den gröſten und unerträglichſten, vor der Hand nur in einem kleinen Bezirk von zehentauſend Quadratmeilen, zum Beſten eines Häuffchens von mehr als vier und zwanzig Millionen leidender Menſchen, wirklich abzuhelfen, ſollte auch die Operation dem kranken Staatskörper einige auſſerordentliche Schmerzen verurſachen, und ſogar mit dem zehnten Theil all des Unheils verbunden ſeyn, welches die Könige, (denen ihr ſo gerne nach dem Munde redet) entweder aus Bewegung ihres eignen königlichen Herzens, oder auf den Rath ihrer menſchenfreundlichen Albas, Richelieus, Louvois, u. ſ. w. oft binnen acht Tagen, ohne einiges Bedenken, und ohne daß das mindeſte wahre Gute dadurch gewonnen wird, unter Menſchen, die nichts an ihnen verſchuldet hatten, bey der erſten Aufforderung ihres wohl oder übel verſtandenen Intereſſe anzurichten bereit ſind. Wer iſt der beſſere Mann, — der weichherzige Freund, der neben einem Patienten, dem ein freſſender Schaden den Tod droht, die Hände zuſammenſchlägt und jammert und in Thränen zerfließt? oder der Wundarzt, der ihm, durch die unvermeidlichen Schmerzen, die er ihm mit Biſtouri, Scalpell und Höllenſtein verurſachen muß, Leben und Geſundheit wiedergiebt? Was würdet ihr zu dem überempfindſamen Kindskopfe von einem Freunde ſagen, der dem Wundarzt in einem

ſolt

ſolchen Fall Unmenſchlichkeit und Bosheit des Herzens Schuld gäbe, und ſich ſelbſt deswegen für einen beſſern Menſchen hielte, weil er nicht im Stande wäre ſo grauſam mit ſeinem armen Nebenmenſchen zu verfahren? O ihr Mückenſäuger und Kameelverſchlucker! ihr plumpen und unredlichen Moraliſten, denen es (wie ihr alle Tage durch eure Handlungen beweiſet) um Wahrheit ſo wenig zu thun iſt, daß ihr, wie ſich euer Vortheil oder eure Leidenſchaften drehen, gegen euere eigne Grundſätze richtet! — was gehet es euch an, ob dieſe und jene Mitglieder der franzöſiſchen National-Verſammlung viel oder wenig zu beichten haben? ob ſie ſchwarz oder weiß, orthodox oder heterodox, glaubig oder unglaubig ſind? — Welchen verſtändigen Mann kümmert heut zu Tage, was die Chronique ſcandaleuſe zu London und Weſtminſter im lezten Jahrzehend des vorigen Jahrhunders von den Männern ſagte, denen Großbrittannien ſeine gegenwärtige glückliche Conſtitution zu danken hat? und was wird ſich die Welt im Jahr 2000 darum bekümmern, wer die Männer, denen Frankreich alsdann die ſeinige verdanken wird, in ihrem Privatleben geweſen ſeyen? Wenn ich eines Arztes bedürftig bin, ſo iſt weder der frömmſte und ſittſamſte, noch der eleganteſte, ſondern der geſchickteſte, — der, der mir helfen kann, und (wenn ich mir anders helfen laſſen will) helfen wird, der beſſere Mann: und wenn es darum zu thun iſt, einem großen

Vergnügen, das muntre junge Leute fühlen, wenn der ſchmuke April den hinkenden Winter vor ſich hertreibt, unter einem Frühling voll neu entfalteter Mädchen-Knoſpen wandeln; betrachtet ſie alle, höret alle, und laßt euch diejenige am beſten gefallen, die es am meiſten verdient; ihr werdet ſo viele liebenswürdigere finden, daß die meinige ſich unbemerkt in der Menge verliehren wird. Kommt, geht mit mir -- Du, Burſche, geh, trotte ganz Verona durch, und lade die Perſonen zu mir ein, deren Namen auf dieſem Zettel ſtehen --

(Capulet und Paris gehen ab.)

Bedienter.

Lade mir die Perſonen ein, die auf dieſem Zettel ſtehen -- Es ſteht geſchrieben, der Schuſter ſoll ſich mit ſeinem Ellen-Stab abgeben, der Schneider mit ſeinem Leiſt, der Fiſcher mit ſeinem Pinſel, und der Mahler mit ſeinem Netz. Aber ich ſoll die Perſonen finden, deren Namen hier geſchrieben ſind, und kan doch nicht finden, was für Namen die ſchreibende Perſon hieher geſchrieben hat. Ich muß mich bey den Gelehrten Raths erholen -- Da lauffen mir gerad ihrer ein Paar in die Hände --

dungskraft zumuthen dürfte. Wenn wir, wie ſchon öfters geſchehen iſt, die Lesart des Texts der vermeynten Verbeſſerung des Hrn. Warburtons vorziehen, ſo geſchieht es allemal mit ſo gutem Grund als dieſes mal, obgleich manche von denenjenigen, die wir verwerfen, ſeinem Witz mehr Ehre machen, als die gegenwärtige.

Reiche, das bisher keine Constitution oder doch keine die des Nahmens werth war, keine von der Nation consentierte und auf die wahren Principien aller bürgerlichen Gesellschaft gegründete Constitution gehabt hat, eine solche zu geben: so fragt sichs nicht, wes Zeichens, Nahmens oder Glaubens sind die Männer, welche die Nation dazu gebraucht? was sagen ihre Nachbarn, oder ihre Feinde, oder die Herren von der Gegenpartey, oder die Damen, (Marquisinnen oder Poissarden) von ihnen? sondern, wie ist das Werk beschaffen, woran sie arbeiten? — In die Herzen können wir nicht sehen; das was an einem Menschen in die Augen fällt, ist oft eben so unsicher, um ein Urtheil über ihn zu fällen, als was andre von ihm sagen: aber ein Werk, das vor unsern Augen dasteht, zeugt von seinem Meister.

„Beym Schimmer der patriotischen Laternen in Paris (wurde neulich gesagt) ist nicht gut eine Geschichte des gegenwärtigen Reichstags schreiben." — Vielleicht doch! — Da sichs beym Schimmer der besagten Laternen, hundert oder anderhalb hundert Meilen davon, sehr gut auf die National-Versammlung — schimpfen läßt, warum sollte sich, in dieser Distanz, nicht eben so leicht eine Geschichte derselben schreiben lassen? Uebrigens möchte auch wohl der blendende Glanz der Freudenfeuer und Illuminationen, welche die Aristo-

ſiokratiſche Partey anzünden wird, wenn es ihr gelingen ſollte den auguſten alten Palaſt Frankreichs auf den Rücken und Nacken des leidigen Tiers-Etat, wieder aufzubauen, nicht das günſtigſte Licht ſeyn, wobey ſich eine Geſchichte der franzöſiſchen Staatshändel vom Jahr 1789. und 90. ſchreiben ließe, die ein Biedermann geſchrieben haben möchte.

Das Wahre iſt, daß ſich (aus Urſachen die wir alle wiſſen) vor der Mitte des Neunzehnten Jahrhunderts oder vielleicht vor dem Jahr 2080 weder bey patriotiſchen Laternen noch bey argantiſchen Lampen eine ſolche Geſchichte ſchreiben läßt; wenn anders für diejenigen, die es mit Wahrheit und Gerechtigkeit etwas genauer nehmen als gewöhnlich, überhaupt eine durchaus zuverläſſige und unparteyiſche Geſchichte geſchrieben werden kann.

Aber, wer verlangt denn auch ſchon jezt eine Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution, oder der National-Verſammlung, oder die geheime Geſchichte ihrer einzelnen Mitglieder? Wozu ſollte uns beſonders dieſe leztere helfen? Wir haben ja keiner Präſumtionen von dem ſittlichen Charakter und Lebenswandel dieſer oder jener Deputierten nöthig, um ihre öffentlichen Reden und Handlungen (worauf hier allein Alles ankommt) ſo weit als möglich und nöthig iſt, zu beurtheilen. Wäre Rom zu Cäſars und Pompejus Zeiten auf den glücklichen Einfall gekommen, einige hun-

dert Repräsentanten der ganzen Republik aufzustellen, und ihnen eine gründliche Heilung ihrer Gebreben aufzutragen, so möchte Catilina, falls er einer derselben gewesen wäre (es sey nun aus welchen Beweggründen und Absichten) besser räsoniert, und mit mehr Feuer und Energie für die gute Sache gesprochen haben, als mancher unbescholten Quirit. Denn die Unsittlichkeit seines Lebens hindert nicht, daß ein Catilina bey einer solchen Krisis, aus bloßer Vernunft und selbst seines eignen Vortheils wegen, sich für die gute Sache, d. i. für die, welche das wahre Interesse des Ganzen ist, erklären könnte. Laßt also z. B. den Grafen Mirabeau einen französischen Catilina seyn, — (was ich, da ich ihn nicht näher kenne und kein Nierenprüfer bin, weder bejahen noch verneinen kann) so oft und so lange Graf Mirabeau für die Rechte der Nation spricht und stimmt, ist er ein besserer Mann als Monseigneur der Bischoff von Clermont, und wenn der leztere auch ein Inbegriff aller theologischen und cardinalen Tugenden wäre, mit Engelzungen redete, seinen Leib brennen ließe, und mehr Zeichen und Wunder thäte als Sct. Allyrius, und alle seine andern heiligen Vorsitzer auf dem bischöfflichen Stuhl von Clermont zusammengenommen.

Indessen, wenn es gleich noch zu früh ist eine vollständige Geschichte der Franz. Revol. zu fodern, deren Verfasser wenigstens den Willen habe,

alles was ein Geſchichtſchreiber der Wahrheit und Gerechtigkeit ſchuldig iſt, mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit zu beobachten, — wenn es auch ſchon aus dem einzigen Grunde zu früh iſt, weil die Revolution ſelbſt noch nicht völlig zu Stande gekommen iſt: ſo ſind doch der Materialien zu einer ſolchen Geſchichte bereits eine große Menge vorhanden, und ein jeder, dem es um Wahrheit zu thun iſt, kann ſich aus lauter unläugbaren Thatſachen und unzweifelhaften öffentlichen Urkunden ſchon jezt Licht genug verſchaffen, um von den nähern und nächſten Veranlaßungen der Revolution, von dem Verhalten beyder Hauptparteyen, aus welchen die National-Verſammlung beſteht, von den bisherigen Decreten der Majorität, von den Entſcheidungsgründen ihres Plans, und der Ordnung, in welcher ſie bisher an dem Regenerations-Werke des ſeiner Auflöſung ſo nahe gekommenen Staats gearbeitet haben, und vornemlich von den wahren Urſachen der zeitherigen Unordnungen, des Geldmangels, der Stokkung, Gährung, und vorgeblichen Anarchie, wovon man von Zeit zu Zeit Symptome und Ausbrüche geſehen hat und noch immer ſieht, ſich ſehr deutliche, zuſammenhängende und richtige Begriffe zu machen. Dazu kann freylich der ganze Wuſt von ephemeriſchen Scarteken, womit der Parteygeiſt, zumal auf der mißvergnügten Seite, Paris und die Provinzen überſchwemmt, nichts beytragen; aber es iſt auch bloß unſere eigene Schuld wenn wir

Mistpfützen für Quellen ansehen, und da wir die öffentlichen Verhandlungen und weltkundigen Thatsachen der ganzen Regierung Ludwigs des XVI. besonders in den Jahren 787. und 88. da wir das Journal der National-Versammlung oder den *Proces verbal* uber alles was in ihren Sitzungen vorgeht, die auf ihren Befehl gedruckten Reden und Aufsätze ihrer vorzüglichsten und thätigsten Mitglieder, und, zum Behuf derjenigen, die sich mit einer ins kürzere zusammengezogenen Darstellung behelfen wollen oder müssen, einen zusammenhangenden historischen Bericht über ihre tägliche Sessionen und Arbeiten im Journal von Paris *) vor uns liegen haben: welcher Vernünftige wollte sich, mit Vorbeygehung dieser reinen Quellen und zuverläßigen Urkunden, lieber an nahmenlose aufrührerische Scarteken und an die Criaillerien einzelner mißvergnügter Mitglieder der

*) Ich nehne dieses Journal vorzüglich, weil der Artikel, Assemblée Nationale, der seit der Revolution den wesentlichsten Theil desselben ausmacht, einen der besten Köpfe in der N. V. zum Redacteur hat, und mit einer Unpartheylichkeit, Mäßigung, Klarheit und Präcision geschrieben ist, die seinen Berichten das Zutrauen aller selbst unparteyischen Leser um so gewisser erwerben müssen, da es, bey der Publicität, welche die N. V. ihrem ganzen Verfahren giebt, eben so unmöglich als thöricht und zwecklos wäre, das Publicum durch verfälschte Nachrichten hintergehen zu wollen.

der M. V. halten, die zum Theil das Bewuſtſeyn ihrer eignen Schuld dadurch zu erleichtern ſuchen, daß ſie andre anklagen, und die Noth und Zerrüttung des Reichs zehnmal ärger ſchildern als ſie iſt; während ſie ſelbſt ihr möglichſtes thun, um die Gährung der Gemüther zu unterhalten, und der Nation gegen die einzigen, die es in der That wohl mit ihr meynen, Mißtrauen und Geringſchätzung beyzubringen.

Ehe ich dieſe Betrachtungen fortſetze, wird es vielleicht nöthig ſeyn, mich über die Unparteylichkeit, zu welcher ich mich anheiſchig gemacht habe, näher zu erklären, und, um (ſo viel an mir iſt) allen Mißdeutungen zuvorzukommen, zum Voraus zu bekennen, daß ich mir dadurch nichts anzumaßen begehre, als was vermöge der gemeinen menſchlichen Natur möglich iſt. Wiewohl mir in Rückſicht auf eigenen unmittelbaren Vortheil eben ſo gleichgültig ſeyn kan, ob die Ariſtokratiſche oder Demokratiſche Partey in Frankreich die Oberhand behalte, als ob die Franzoſen von Salat und Froſchkeulen oder von Roſtbeef und Plumpudding leben: ſo habe ich es doch bis jezt noch nicht ſo weit im Egoismus gebracht, daß ich das Wohl oder Wehe aller Menſchen, die nicht die Ehre haben mir auf die eine oder andere Art näher anzuhören, oder keine Abonenten auf den T. Merkur ſind, als etwas das mich nichts

angehe, betrachten könnte. Hätte es bey mir geſtanden, ſo würde gewiß weder Schuldiger noch Unſchuldiger ohne Urtheil und Recht an Laternens Pfählen aufgehangen, keines Menſchen Haus geplündert, keines braven Edelmanns ja ſogar keines Baurenſchinders Schloß oder Burg angezündet, und des guten Königs Ludwigs XVI. Majeſtät auf eine weit manierlichere Art nach Paris gehohlet worden ſeyn, als es leider am 6ten October vorigen Jahrs (wiewohl nicht vermöge eines Decrets der N. V.) geſchehen iſt. Aber es iſt mir demungeachtet ſchlechterdings unmöglich, um aller jener wirklichen und erdichteten Greuel willen, deren ſich der Pariſer Pöbel, die Damen von den Hallen und dem Maubertsplatz, und hier und da einige zur Ungeduld gereizte *) Bürger und Bauern

*) Man ſpricht immer nur von demokratiſchen Aufwiglern und Anhetzern des Volks, und ſagt hingegen nichts davon, wie manche Anhänger der andern Parten durch unverſtändige Ausbrüche eines übermäßigen Eifers für das, was in ihren Augen die gute Sache iſt, das Volk hier und da erbittert und gereizt haben mögen. Man erinnere ſich nur, wie unleidlich ſich erſt vor kurzem (den 20. März oder ungefehr um dieſe Zeit, der Oberſte von Dambert, Regiment de la Garde marine, gegen die National-Garde und ſogar gegen den Maire und die Municipalität einer ſo anſehnlichen Stadt wie Marſeille, vergieng, und mit welcher Mäßigung und Vernunft ſich hingegen der beleidigte Theil dabey benommen hat? Was könnte man mit Billigkeit ſagen, wenn das Volk

Bauern im Verlauf der lezten zehn Monate ſchuldig gemacht haben mögen, weniger überzeugt zu ſeyn, daß die Revolution ein nothwendiges und heilſames Werk, oder vielmehr das einzige Mittel war, die Nation zu retten, wiederherzuſtellen und aller Wahrſcheinlichkeit nach glücklicher zu machen als es noch keine andere jemals geweſen iſt.

Wenn dieſe Art zu denken, wider alles Verhoffen, im heil. Röm. Reich Ketzerey ſeyn, und demnächſt etwa durch die Majorität unſerer orthodoxen Rechtsgelehrten die Strafe in Oehl geſotten, oder wie Sct. Lorenz auf einem Roſt gebraten zu werden, darauf geſetzt werden ſollte: ſo würde ich allerdings große Gefahr laufen, wenigſtens einmal in meinem Leben anders reden zu müſſen als ich denke (das ſchreiben müßte ſolchen Falls ohnehin gänzlich aufgegeben werden) — aber es würde mir dem ungeachtet, mit allem patriotiſchen und Sokratiſchen Reſpect *) vor den Geſetzen

Volk über eine eben ſo pflichtwidrige als inſolente und nur mit gänzlicher Wahnſinnigkeit zu entſchuldigende Aufführung in Wuth gerathen wäre und den brutalen Kriegsknecht in tauſend Stücken zerriſſen hätte? Wenn ein Mann von Stand und Erziehung (der es wenigſtens ſehr übel nehmen würde, wenn man ihn nicht für einen *homme comme il faut* gelten laſſen wollte) ſich ſo beträgt, was kann man von gemeinen Pöbel fodern?

*) Plato läßt ſeinen Sokrates im Gefängnis gegen einen Freund, der ihn befreyen will, behaupten, ein gutes Bürger

Geſetzen meines Vaterlandes, ſchlechterdings unmöglich ſeyn, meine innere Ueberzeugung über dieſen Punct zu verleugnen; und ſelbſt im Angeſicht des ſiedenden Oelkeſſels und des glüheuden Roſtes würde ich mich nicht enthalten können die Revolution in meinem Herzen zu ſegnen, die der franzöſiſchen Nation das unermeßliche Glück der Freyheit zugleich mit den Vortheilen einer weiſen Regierung bereitet, und ſie (wenigſtens auf viele Jahrhunderte) vor Lettres de Cachet und Livres rouges, vor allen Drangſalen des Ariſtokratiſchen, Miniſteriellen, Biſchöfflichen und Parlamentariſchen Deſpotismus, vor Bartholomäus-Feſten, Chambres ardentes und Laternenpfählen *) und

Bürger ſey den Geſetzen ſeines Vaterlandes Reſpect und leidenden Gehorſam ſchuldig, auch wenn ihm, Kraft derſelben, Unrecht geſchehen ſollte.

*) Man ſieht, daß ich nicht für die Laternenpfähle bin, ungeachtet ſie ein demokratiſches und (wie nicht zu läugnen iſt) ſehr kräftiges Beförderungsmittel der Revolution geweſen ſind, und in dieſer Rückſicht einigen Reſpect verdienen. Geſtehen es doch die eifrigſten Widerſacher der neuen Conſtitution ſelbſt ein, daß nichts, als die Furcht vor dieſer compendiariſchen Art die Feinde des Volks auſſer Aktivität zu ſetzen, ſie dahindringen könne, die ihrige in Schranken zu halten. Bey allem dem wird wohl niemand zu läugnen begehren, daß dergleichen auſſerordentliche *Subſidia Iuris*, auch in den Fällen wo ſie von großen Nutzen ſind, unter die Anomalien gehören, welchen vorzubauen und ſie in der Zukunft unmöglich

und vor aller Gefahr, entweder eines langsamen Hunger-Todes zu sterben, oder gar unschuldiger Weise mit zerschmetterten Knochen auf einem Rade zu verschmachten *), befreyt haben wird.

Bey dieser Ueberzeugung scheint es nun freylich, vermöge der Naturgesetze des menschlichen Willens, eine pure Unmöglichkeit zu seyn, zwischen zwey streitenden Parteyen, — wovon die eine, auf Unkosten der andern, sich im Besitz von Rechten behaupten will, welche sie nie hätte haben sollen, und diese, auf Unkosten jener, Rechte wieder an sich zieht, welche sie nie hätte verlieren sollen, — so gleichgültig zu bleiben, wie der berühmte Esel des zu seiner Zeit nicht weniger berühmten Rector der Universität zu Paris, Johann Buridan, zwischen zwey vollkommen gleichen Schobern Heu. Denn hier sind die Parteyen, zwischen welchen ein Unparteyischer zu wählen sich genöthigt sieht, ungleich genug, um seinen Willen nicht lange im Zweifel zu lassen.

Die

zu machen keine der geringsten Wohlthaten einer weisen Gesetzgebung ist.

*) Wovon man unter der ehmaligen Justizverwaltung in Frankreich alle Jahre Beyspiele sah, und der Sache so gewohnt worden war, daß es dem edelmüthigen DuPaty für ein Verbrechen der beleidigten Parlamentarischen Majestät ausgelegt wurde, sich der Menschheit gegen eine so weise und wohl ausgedachte Criminal-Justiz angenommen zu haben.

Benvolio und Romeo treten auf.

Benvolio.

Still, Mann! Eine Hize treibt die andre aus, und die Pein eines Schmerzens wird durch einen andern Schmerz vermindert; wenn dir taumlicht iſt, ſo hilfſt du dir damit, daß du dich wieder zurük drehest, und deiner Hoffnungsloſen Liebe kan nicht beſſer als durch eine neue geholfen werden.

Romeo.

Wegbreit-Blätter ſind unvergleichlich für das.

Benvolio.

Für was, wenn man bitten darf?

Romeo.

Für einen Beinbruch.

Benvolio.

Wie, Romeo, biſt du toll?

Romeo.

Nicht toll, aber feſter angebunden als irgend einer im Tollhauſe; in ein Gefängniß eingeſperrt, zur Hunger-Cur verurtheilt, gepeitſcht und gepeinigt: Und -- guten Abend, Camerad -- (Zum Bedienten.)

Bedienter.

Einen guten Abend geb' euch Gott: Ich bitte euch, Herr, könnt ihr leſen? Romeo.

Die Insel Japan geht mich sehr wenig an und liegt sehr weit aus meinem Gesichtskreise: aber wenn ich hörte, daß in diesem Augenblick eine Revolution daselbst im Werke sey, um zwanzig Millionen Menschen von den Fesseln zu befreyen, worin sie seit einigen Jahrhunderten von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl privilegierter Unterdrücker gehalten worden wären: so könnte ich mir nicht verwehren, Wünsche zum Besten besagter zwanzig Millionen zu thun, und mich, wenn sie endlich obgesiegt hätten, beynahe eben so herzlich darüber zu freuen, wie ich mich als ein Knabe von neun Jahren freute, da der brave Timoleon die Befreyung der Syrakusaner von dem Tyrannen Dionysius (in meinem Cornelius Nepos) glücklich zu Stande gebracht hatte.

Indessen, — wiewohl ich keine Ansprüche machen kann, von dem schwarzen Körnchen frey zu seyn, welches der Engel Gabriel, nach der Tradition der Muhammeddanischen Doctoren, mit einer sehr feinen Zwickzange aus dem Herzen ihres Propheten herausgenommen haben soll, — würde es mir doch sehr leid thun, wenn sich in diese unfreywillige Theilnehmung an der gerechten Sache einer großen Nation, die mindeste Unbilligkeit gegen die dermaligen Mißvergnügten unter ihr, und in die Freude über jeden Schritt, welchen die N. V. zu Vollendung ihres großen Werkes thut, die mindeste Schadenfreude über

das,

das, was die Gegenparthey dadurch leidet, einmischte.

Ich kann mich sehr gut an den Platz eines Duc und Pair setzen, der vor einem Hrn. Bailly, und eines Erzbischoffs, der vor einem Hrn. Rabaud de St. Etienne Respect haben muß. Es mag sehr unangenehm seyn, sich auf einmahl einer Menge althergebrachter Vorrechte und Vortheile beraubt zu sehen, an deren Rechtmäßigkeit man sich nie einen Augenblick zu zweifeln einfallen ließ! Aber — man bedenke, was diese Vorrechte und lucrativen Vortheile der privilegierten Stände und Corps, der ganzen übrigen Nation, (von welcher jene nur eine sehr kleine und zum Theil sehr entbehrliche Portion ausmachen) seit Jahrhunderten gekostet haben! Man bedenke, in welchen Zeiten, und durch welche Wege und Mittel, ihre Vorfahren, und zum Theil die Jeztlebenden selbst, zu diesen Vortheilen und vermeynten Rechten gekommen sind! Man bedenke (was ich im Verfolg dieser Betrachtungen einem jeden, der von Vorurtheilen nicht ganz geblendet ist, einleuchtend zu machen hoffe) daß sie nichts aufopfern sollen, als was ihnen nie gehörte, nie gehören konnte: und man wird sich des Gefühls kaum erwehren können, daß derjenige, der sein Vaterland am Rande des Untergangs schwanken sieht, ihm durch freywillige Aufopferung einiger Vorrechte, die weder Rechte des Menschen noch des Staats-Bürgers sind,

aufhelfen, ihm sogar zum größten Wohlstande verhelfen könnte, — und Egoist genug ist, lieber mit Gefahr des Ganzen, Thor genug ist, lieber mit Gefahr seiner eignen Existenz momentane Rettungsmittel, deren Unzulänglichkeit erweislich und beynahe handgreiflich ist, versuchen zu wollen, als Etwas aufzuopfern um den ganzen Staat und sich selbst nebst dem übrigen was er hat, zu retten; — man wird, sage ich, sich kaum erwehren können zu fühlen, daß ein solcher Mensch mehr Unwillen als Mitleiden verdient, wenn ihn die eiserne Nothwendigkeit endlich nöthigt, gezwungen zu thun, was ein wahrhaft edler Mann aus eigener Bewegung und mit Freuden thun würde.

Die Rede ist hier nicht von denjenigen unter den sogenannten Privilegierten, welche bey bekannten tumultuarischen Scenen in einigen französischen Provinzen an ihren Gütern, Schlössern, Mobilien u. s. w. ohne ihre Schuld beschädigt worden sind, und deren Lage desto bedauerlicher ist, da sie schwerlich vom Staat mehr Entschädigung erwarten können, als ein jeder andrer Particulier, der durch Feuer oder Wassersnoth oder irgend einen andern unversehenen oder nicht zu verhütenden Unfall um das Seinige kommt. Ich spreche bloß von den privilegierten Ständen (dem Adel und der Klerisey) in Frankreich überhaupt, von welchen die neue Constitution keine Aufopferungen fordert,

dert, als solche, die sie der großen bürgerlichen Gesellschaft, deren Glieder sie sind, schon längst schuldig waren, und auch an die Eintreibung dieser bösen alten Schuld nicht gedacht haben würde, wenn ein anderes Mittel, den Staat zu retten, übrig wäre — aber freylich in dieser Lage der gemeinen Sache sie nicht als ein Almosen annehmen will, wodurch die Nation etwa für den Moment einige Erleichterung erhielte, der Grund und die Wurzel des Uebels aber zurückbliebe, um in kurzem noch ärger auszubrechen: sondern als wirkliche Schuld, deren Erstattung bloße Gerechtigkeit ist, und unter allen den Bedingungen, welche die Sicherheit vor künftigen Bedrückungen und Mißhandlungen nothwendig macht.

Es wird in der Folge eine schicklichere Gelegenheit kommen, mich hierüber näher zu erklären; hier füge ich nur diese einzige Betrachtung hinzu. Kein einzelner Stand ist in einem freyen Staate berechtigt, Prärogativen zu verlangen, wodurch ein großer Theil seiner Mitbürger nicht nur zu seinen **Unterthanen**, sondern sogar zu seinen **Sclaven** werden muß. In einem freyen Staat ist jedermann, vom obersten Regenten bis zum untersten Taglöhner, den **Gesetzen unterthan**; aber auch nur den Gesetzen, und der Obrigkeit nur, weil sie und in so fern sie durch die gesetzmäßige Constitution zu Handhabung der Gesetze und Verwaltung der Geschäfte des Staats bestellt ist.

Die französische Nation war also, von dem Augenblick an, da sie sich in Freyheit setzte, und um sich und ihren Nachkommen den Besitz dieses unverlierbaren Rechts vernünftiger Geschöpfe gegen alle Arten von willkührlicher Anmaßung und Gewalt auf ewig zu versichern, sich selbst eine zu diesem Zweck eingerichtete Verfassung gab, — die Nation, sage ich, war von diesem Augenblick an berechtiget, alle althergebrachte Gerichtsbarkeit von Mitbürgern über Mitbürger, auf ewig aufzuheben. Aber, wenn nun auch der französische Adel durch die neue Constitution mit dem englischen ungefähr auf gleichen Fuß gesetzt wird, sollte man nicht mit Grunde behaupten können, daß er mehr dabey gewinne als verliere? Die Aufopferung alter angestammter Vorurtheile ist wohl am Ende was ihnen die meiste Ueberwindung kosten mag: aber auch diese Vorurtheile werden in der neuen Ordnung der Dinge der Macht der Vernunft und ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse Raum geben. Ein englischer Pair des Reichs, er sey es unter dem Titel eines Duke, Marquis, Earl, Viscount, oder eines Barons von England schlechtweg, verliert nichts weder von seiner Nobility, noch von seinem Rang und Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft, dadurch, daß seine jüngern Söhne *Commoners* sind und mit ihren übrigen Mitbürgern von den Gemeinen in gleicher Linie stehen; hingegen gewinnt der englische Adel, im Ganzen genommen, eben

das

dadurch unendlich, daß seinen jüngern Söhnen alle Wege, wodurch die Gemeinen zu Ansehen, Einfluß und Reichthum gelangen können, offen stehen. Wird dies nicht künftig, wenn die neue Verfassung einst Wurzel gefaßt und eine derselben gemäße Art zu denken die alten Vorurtheile verdrängt haben wird, mit dem französischen Adel eben dieselbe Bewandniß haben? Und wenn vollends — wie mir kaum zweifelhaft scheint — die Constitution (die von ihrer gänzlichen Vollendung noch ziemlich weit entfernt ist) das gesetzgebende Corpus in zwey, in gewissen Stücken von einander unabhängige und in gewissem Sinne einander das Gleichgewicht haltende Kammern abtheilen sollte: ist es wohl glaublich, daß die Nation sich alsdann weigern werde, den Bischöffen, und den ältesten, ansehnlichsten und durch eine lange Reihe verdienstvoller Vorfahren glänzendsten Familien das ausschließliche Recht, in der ersten Kammer zu sitzen, nach dem Beyspiel der englischen Nation, einzuräumen? Wie erheblich auch die Bewegursachen seyn mögen, warum dieser wichtige Punct (eben so wie die große Aufgabe, in welche Grenzen die Prärogativen der Krone eigentlich eingeschränkt werden sollen) noch immer unentschieden gelassen werden mußte: so wird doch die Zeit kommen, wo es nothwendig seyn wird, der Constitution durch endliche Entscheidung dieser Puncte die lezte Vollendung zu geben; und gewiß müßte der Adel und die hohe Klerisey sich

nur durch ihr eigenes Betragen, durch eine beharrliche Widerspänstigkeit gegen die Einrichtungen die das allgemeine Beste nothwendig macht, gänzlich um alles Vertrauen und alle Achtung der Nation gebracht haben, wenn diese es für sich nicht sicher genug halten sollte, dem hohen Adel und Klerus einzuräumen, was eine so weise und zugleich auf ihre Freyheit so eifersüchtige Nation, wie die Englische, dem ihrigen ohne Bedenken zugestanden hat. W.

(Die Fortsetzung künftig.)

III.

Politisch-philosophische Gespräche.

Zweytes Gespräch.

Die Bevölkerung.

Der Marquis. — Sie haben also nichts dagegen, Baron, ut procul Hercyniae per *vasta silentia* sylvae venari *tuto* liceat, welche Wohlthat Claudian rühmte? Aber Sie sind wie ein Oberförster; Sie können nicht leiden daß jemand mit einer Axt in den Wald gehet, und verzeihen dem römischen Dichter nicht, daß er sich bey'm Behauen alter gottgeweihter Eichen — allenfalls nur dem Zorn jenes Numen, dem der Hayn heilig

lig war, ausſetzen, aber keiner Forſtſtrafe ſich unterwerfen wollte. *) Ich geſtehe es Ihnen, daß Sie nun in meinen Augen recht haben. Die ſtrengen Winter, die uns ſeit einigen Jahren tyranniſieren, bekehren mich zu Ihrer Philoſophie, da ſie uns zwingen, ein ewiges Feuer zu unterhalten, und die wohlthätige Gottheit Vulkans in ihre alten Rechte wieder einzuſetzen. Da Sie aber den Schutzgeiſt der heiligen Hayne zu ſpielen beginnen, ſo kommt es mir vor, als ob Sie dem in der Politik aufgeſtellten, und von einigen Schriftſtellern ſo ſehr übertriebenen Grundſatze von der Vermehrung der Volksmenge, nicht, ohne ihn näher zu beſtimmen, ſo geradezu günſtig ſeyn werden. Sie wollen große Wälder haben, und ſehen Torf und Steinkohlen — worin einige Neuere ihre Feurung und ihren Troſt ſuchen — nicht als einen äquipollenten Erſatz für den Untergang der Gehölze an. Große Wälder aber ſind dem Landbau, und mithin der Bevölkerung — dem Steckenpferd großer und kleiner Staatsmänner — hinderlich.

Der Baron In kleinen Ländern wird der Grundſaz von der Bevölkerung ſehr oft misverſtanden, und ſchief angewendet. Die ihn zuerſt

*) Lucosque vetuſta
Religione truces et robora numinis inſtar
Barbarici, noſtrae feriant *impune* bipennes. — *Claudian.*

erſt aufbrachten, giengen indeß von einigen unläugbaren Wahrheiten aus. Mir däucht, ſie ſchloſſen ſo: die Glückſeligkeit eines Staates hängt mit von ſeiner Macht ab; Glückſeligkeit iſt Endzweck, die Macht ein Mittel; nun aber hängt die Macht eines Volks von der Menge ſeiner Bürger ab; Je mehr Menſchen, je mehr Macht, und je mehr Macht, je mehr Mittel hat man ſich glücklich zu machen. — Dieſe Philoſophen hatten, wie es ſcheint, ihre Theorie aus der Erfahrung an einigen größern Staaten abgezogen. Aber ſie dehnten ſie bald auf alle Staaten ohne Unterſchied, d. h. auf ſolche Fälle aus, die von den zuerſt beachteten himmelweit verſchieden waren, und gerade auf dieſe Verſchiedenheit nahmen ſie — ſo gut als — keine Rückſicht. Minima circumſtantia variat jus, ſagt das recipierte Orakel der Themis, und ſeine Sentenz gilt in einem noch größern Umfange, wenn der Scholiaſt ſtatt jus, *rem* ſezt. Indeß blieb jenen Koriphäen der politiſchen Schulen doch noch die Wahrheit ausgemacht: daß nicht die Bevölkerung ſelbſt, ſondern die Glückſeligkeit der vorhandenen — vielen oder wenigen! — Bürger, der lezte Zweck des Staates ſey. Die Bevölkerung aber verhielt ſich zur Glückſeligkeit, wie Mittel zum Zweck. Nachher aber drückten ſich einige Autoren in dieſem Fache —, worin es eben ſo gefährlich als leicht iſt, zu deraiſonniren — ſo aus, als ob die Bevölkerung der lezte Zweck ſey, dem folglich alles untergeordnet werden müßte.

Der

Der Marquis. Parbleu, Baron, iſt es denn ein ſo großes Verdienſt, Hungerleider und Schlachtopfer des blutdurſtigen Ehrgeizes einiger Großen in die Welt zu ſetzen? — Was mich vom Heyrathen abhielt, iſt nicht bloß die Furcht vor den Schwiegermüttern und Schwägern, vor welchen dem Don Quevedo ſo herzlich graute; *) es iſt auch noch die Beſorgniß für das Schickſal meiner Kinder, auf den wahrſcheinlichen Fall, daß ich ihnen — nichts hinterlaſſen kann, als ein Marquiſat in partibus infidelium. Aber es iſt immer gut, Baron, daß nur die wenigſten Menſchen ſo lange deliberieren und kalkulieren, ehe ſie ſich völlig entſchließen können, in den Stand der heil. Ehe zu treten. Nicht ein egoiſtiſcher Kalkul, ſondern ein gewiſſer Inſtinkt leitet ſie, und ſie fühlen — ich will nicht ſagen, ſie ſehen deutlich ein — ſie fühlen erſt daß ſie Thoren geweſen ſind, nachdem ſie ſich das Joch über die Hörner haben werfen laſſen. Es iſt ein Glück für den Staat, daß dieſes der gewöhnliche Lauf der Dinge iſt. Denn je mehr Menſchen, je mehr Hände zur Arbeit.

Der Baron. Aber auch, je mehr Mäuler zum Verzehren der Früchte. Nos numerus fumus fruges conſumere nati. Holland hat

*) Siehe den 20. Brief in den Cartas del Cavallero de la Tenaza.

Romeo.

Ja, mein Schikſal in meinem Unglük.

Bedienter.

Vielleicht habt ihr ohne Buch leſen gelernt; aber ich bitte euch, könnt ihr alles leſen was ihr ſeht?

Romeo.

Ja, wenn ich die Buchſtaben und die Sprache weiß.

Bedienter.

Das iſt geſprochen wie ein Bidermann -- Gott behüt' euern guten Humor!

(Er will gehen.)

Romeo.

Bleib, Burſche, ich kan leſen --

Er lieſt das Papier.

Signor Martino und ſeine Frau und Töchter: Graf Anſelmo und ſeine ſchönen Schweſtern; die verwittibte Donna Vitruvia; Signor Placentio und ſeine liebenswürdige Nichten; Mercutio und ſein Bruder Valentin; mein Oheim Capulet mit Frau und Töchtern; meine ſchöne Nichte Roſalinde; Livia, Signor Valentio und ſein Vetter Tybalt; Lucio, und die lebhafte Signora Helena --

Eine hübſche Aſſamblee, und wohin ſollen ſie kommen?

Bedienter.

Herauf --

weit mehr Menſchen, als dieſe von der Induſtrie umgeſchaffene Froſchpfütze je durch ihre eigene Produkte ernähren kann. Allein, was ernährt denn den gröſsern Theil dieſer Belgier, deren Vorfahren die Frösche vertrieben haben, um die Ehre unſeres Geſchlechts zu rächen, welche durch die von dieſen Thieren gemachte Eroberung von Abdera gekränkt worden war? Was anders, als der groſse Handel, die Fabriken, und die Marine, welche den Transport der Waaren erleichtert, und Holland, ſo wie England, mit allen Welttheilen in Verbindung ſezt? — Nehmen Sie aber ein kleines teutſches Ländchen, oder einen kleinen helvetiſchen Kanton, weit von der See, ohne Kommerz, ohne bedeutende Manufakturen, ohne Kanäle oder ſchiffbaren Fluſs —

Der Marquis. Sie werden mir ſagen, Baron, es ſey klar, daſs die Einwohner deſſelben vom Akkerbau und der Viehzucht leben ſollen, daſs ſie ihre Aecker und Weiden nicht vergröſsern, ihr Klima nicht umſchaffen, ihre Erndten nicht vermehren können. Aber ich werde Ihnen entgegenſetzen, daſs groſse weitläuftige Grundſtücke, die ſich in den Händen weniger Beſizer befinden, der Regel nach, weit ſchlechter kultiviert werden, und alſo verhältniſsmäſsig weniger producieren, als eben dieſe Grundſtücke, in viele kleinere zertrennet, und unter mehrere Eigenthümer vertheilt. Es iſt wahr, wenn die Zahl der Beſizer gröſser wird, ſo wer-

den

den die Grundſtücke kleiner. Aber der Inhaber eines kleinen Gütchens wird von ſeinem Intereſſe — welches zuverläßig das Primum mobile, der erſte Beweger in der moraliſchen Welt iſt — angeſpornt, den Fleiß, womit er es bearbeitet, zu verdoppeln. Auf dieſe Weiſe wird jedes Plätzchen im Lande kultiviert und benuzt. *Latifundia* perdidere Italiam, ſagte Plinius. —

Der Baron. Sie haben die Wahrheit geſagt, ohne mich zu widerlegen. Ich antworte Ihnen mit jenem Römer: wollteſt du ein Grundſtück klein nennen, welches — bey gehörigem Ausbau — zureicht, einen freyen Mann zu ernähren? — Aber nehmen Sie an, Marquis, dieſer freye Mann habe drey Söhne. Sein Grundſtück reichte gerade zu, Einen Beſizer zu ernähren. Dieſer ſtirbt. Es iſt billig, daß ein Sohn ſo viel als der andere bekommt. Wir erhalten nun durch die Theilung drey Grundſtücke — wie Martials Landgut. Werden Sie behaupten, durch verdoppelten Fleiß in der Kultur des Feldes treffe hier der berühmte Vers des Heſiodus ein: daß die Hälfte oft mehr werth ſey, als das Ganze? daß die durch verbeſſerte Kultur bewirkte Qualität des Grundſtücks erſezen werde, was ihm an Quantität abgehet? —

Der Marquis. Das nun eben nicht, Baron. Aber macht man nicht Verordnungen gegen die allzuſehr ins kleine gehende Zerſtücklung der Güter?

bestimmt man nicht z. B. einen Morgen, oder einen halben Morgen Acker- oder Gartenland, um, in dieser Gattung, **Monade**, untheilbare Einheit zu seyn? Wie, wenn in dem von Ihnen angenommenen Fall der drey Söhne, nur der älteste das kleine Gut bekommt?

Der Baron. So müssen die beyden andern entweder betteln oder stehlen. *)

Der Marquis. Nicht doch, Baron! Sie vergessen, daß der Erbe des Grundstücks sie abfinden, oder entschädigen muß.

Der Baron. Womit, Freund Marquis?

Der Marquis. Mit Geld, versteht sich.

Der Baron. Belieben Sie mir doch zu sagen, lieber Marquis, wo in dem, von mir vorausgesetzten, tausend und aber tausendmal existierenden Falle, der Erbe des kleinen Gutes das Geld hernehmen kann, die beyden Brüder abzufinden? Erinnern Sie sich, daß wir ein kleines teutsches Ländchen supponirten, ohne Ozean, ohne Rhein oder Elbe, ohne Kommerz, ohne wichtige Manufakturen. So ein Ländchen ist — wofern nicht zu seinem besondern Vortheil unaufhörlich Wunder geschehen — fast allemal geldarm. Seine Bürger leben von den Produkten ihrer Aecker und ihrer Heerden. Da sie aber kein Schlaraffen-

*) Oder eine Kunst lernen, die ihren Meister ernährt. Herr Baron! Wäre das etwa ein so großes Uebel?

D. H.

senland bewohnen, noch von einem ausgesäeten Weizenkorn zweyhundert wieder erhalten, so haben sie nicht leicht an jenen Produkten Ueberfluß, den sie durch Verkauf an Ausländer zu Geld machen könnten. Woher, frage ich Sie, sollen sie also diesen — nervum rerum gerendarum nehmen, um die bey der verbotenen, oder doch schädlichen Theilung kleiner Güter leer ausgehenden Brüder abzufinden? — Sie dürfen mir nicht einwenden, Marquis, der Erbe könne einen Theil seines Grundstücks zu diesem Endzwecke verkaufen. Denn Einmal: vergessen Sie nicht, daß wir ein Gütchen voraussezten, welches, als ein Ganzes betrachtet, bey gehörigem Anbau seinen einzigen Besizer gerade ernährt. Es wird also zu seinem Unterhalt unzureichend werden, wenn es kleiner wird. Zum andern: in geldarmen Ländchen ist es selten möglich, ein Grundstück mit Vortheil, d. h. in einem hohen Preise zu verkaufen. Hieraus folgt zum dritten: daß das wenige Geld, welches aus dem Verkauf eines Theils eines an sich schon geringen Gütchens gelöset werden kann, den Brüdern, welche damit abgefunden werden sollen, wenig helfen wird. Sie können von den Zinsen eines so kleinen Kapitals nicht leben. Der Staat wird abermals voll von Hungerleidern und Bettlern werden, wenn sie einem natürlichen Instinkt folgen, und ihres Gleichen in die Welt sezen. Urtheilen Sie selbst, Marquis, ob nicht ein Ländchen,

chen, wie wir es vorausgesezt haben, gar leicht zu viel Menschen haben kann?

Der Marquis. Freylich, Baron, darf ich Ihnen jezt nicht mehr zurufen: rotten Sie die Wälder aus, verwandeln sie diesen mit feuchtbarer Pflanzenerde bedeckten Boden, in welchen die Natur den Nahrungsstoff künftiger reicher Erndten gelegt hat, in Aecker, Wiesen, und Weinberge! — Sie haben für die Wälder sollicitiert. Ich bot Ihnen Torf und fossile Kohlen dafür. Aber Sie wollten nichts davon hören. Sie fürchten den Gestank und die Hektik. Nach Montpellier wollten Sie auch nicht reisen. Ich muß Ihnen also Ihr Holz nur lassen.

Der Baron. Ein kleiner Staat kann keine Eroberungen machen. Er kann nicht Kolonien ausschicken, um in Amerika oder Neuholland, für die Metropole ein neues Land in Besiz zu nehmen. Sie sehen also, Marquis, daß er — ceteris paribus — sein Gebiet nicht erweitern kann. Die Zahl seiner Aecker und Weiden, von deren Ertrage die Bürger leben müssen, ist als eine fixe und unveränderliche Größe anzusehen, die wenigstens keines merklichen Zuwachses fähig ist. Oder wollten Sie etwa unser Klima umschaffen, den rauhen Heiden Skandinaviens den schönen Himmel Spaniens und Unter-Italiens geben? Der Teutsche hat auf sein Klima gewirkt. Er hat seine Strenge gemildert, indem er den Sonnenstralen

ſtralen erlaubte, ſeinen väterlichen Boden frey zu berühren. Aber wird man durch Kunſtfleiß und Kultur dem weſtphäliſchen Boden je die Fruchtbarkeit von Siam, Bengalen, und den Inſeln der Malagen einflößen können? Indeß, Marquis, es iſt ſpät. Ich muß gehen, und die Fortſezung unſeres Geſpräches auf ein andermal ausſezen.

Der Marquis. Leben Sie wohl, bis auf baldiges Wiederſehen!

Drittes Geſpräch.

Der Baron. Sagen Sie mir auf ihr Gewiſſen, Marquis, können die Bürger kleiner Staaten — welche nichts erobern können — ihre kulturfähigen Ländereyen vergrößern und ergiebiger machen?

Der Marquis. Vergrößern nicht, Baron! aber warum nicht ergiebiger machen? Die Kultur verbeſſern, ihren Fleiß in Bearbeitung des Feldes verdoppeln, — das ſind die wahren Mittel, dieſen heilſamen Zweck zu erreichen, d. h. die Erndten zu vermehren. Hat man nicht nach chemiſchen Prinzipien allerley Erdarten, zum Behuf der Fertilität, unter einander miſchen, künſtliche Pflüge brauchen, beſondere Dünger-Arten anwenden, und die Kargheit der Natur in milde Freygebigkeit zu verwandeln gelernt?

Der Baron. Alles gut! Aber nicht einmal zu gedenken, daß manche Versuche nur im Kleinen anschlagen, und, im Großen gemacht, der Erwartung nicht entsprechen — wovon es Ursachen giebt, deren Entwicklung für jezt uns zu weit führen würde — können Sie läugnen, braver Marquis, daß die Ausdehnung des Feldes, die Natur des Klima, und die Qualität des Bodens, selbst bey der größtmöglichen Kultur, den Ertrag der Erndten bestimmen, d. h. ihm Grenzen setzen, welche der Kunst und dem Fleiße unüberschreitbar sind? — Die Ausdehnung des Feldes nenne ich zuerst. In einem größern Raume können mehr Halme stehen als in einem kleinern. Zweytens: die Natur des Klima. Zum Exempel! Der Bauer bey Drontheim oder Christiania wird seinem strengen Himmel durch keine Bemühung jemals die wohlthätige Milde und Sanftheit jenes schönen Himmels geben, der die glücklichen Gefilde Hesperiens und Lusitaniens umfließt. Aber die Einflüsse jenes unfreundlichen Himmels hindern die Vegetation, und mithin die Existenz reicher Erndten, und reducieren diese leztere auf ein paar Gattungen des Getreides, die gegen den Frost weniger empfindlich, oder in den kurzen Sommern eher zur Reife zu bringen sind, als die feinern Arten, z. B. Waizen, welcher schon bessern Erdstrichen vorbehalten zu seyn scheint. Drittens erwähnte ich die Qualität des Bodens, als eine Ursache, welche den Ertrag der Erndten bestimmen hilft.

Ob es gleich, zumal in kleinern Bezirken, dem anhaltenden Fleisse und der Kunst — dieser Tochter der Natur, deren Meisterin sie bisweilen wird — gelingen kann, jene Qualität in etwas zu verbessern, so ist doch das Vermögen der Menschen in diesem Punkte sehr eingeschränkt. Oder wollten Sie glauben, Marquis, daß der fleissige Holländer je seinen undankbaren Boden, durch Kultur, dem von Sicilien, Siam, oder auch nur von Toscana, an Fruchtbarkeit und Reichthum der Erndten gleich machen wird? — Virgil hat zwar Recht, wenn er singt:

— — — *labor* omnia vincit
Improbus, et duris urgens in rebus egestas.

Aber es ist darum nicht weniger wahr, daß „ nicht „ jeder Boden alles hervorbringt "

Continuo has leges aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis. — Wenn ein Land so viel Einwohner hat, als es bey gehörigem Fleiß derselben — und Sie dürfen nie in der Wirklichkeit den größten möglichen voraussetzen, welcher nur Ideal zur Annäherung bleibt — bequem ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr Maximum erreicht. Ich sage: bequem ernähren kann; denn wenn die Leute nur etwa ein halbes Jahr nothdürftig Brod zu essen haben, und die andere Hälfte vom Jahr etwa Eicheln fressen sollten, Marquis! —

Der Marquis. Jezt —

cum jam glandes atque arbuta *ſacrae*
deficerent *ſylvae*, et victum *Dodona* negaret?

Wären ſie wahrlich ſchlimm dran! Unſere Oekonomen haben die Eichenwälder vernichtet, und unſere Eicheln ſind nicht eßbar, wie die ſpaniſchen. Dodona, der heilige Siz der Orakel und die Speiſekammer der erſten Wilden, reicht jezt nur noch den Maſtſchweinen ſparſam ihr Futter dar. — — Aber ich erinnere mich, von einem gewiſſen Agrikola geleſen zu haben, welcher im erſten Vicennium dieſes Jahrhunderts eine gewiſſe Mumie erfand, vermittelſt deren er eine Univerſalvermehrung aller nuzbaren Bäume und Stauden bewirken wollte. Ein Schwede lehrte uns das Geheimniß, Haber in Recken und Weizen zu verwandeln. Warum nüzt man dieſe und andere ähnliche Erfindungen nicht, um Mittel und Arten des Erwerbs und des Genuſſes zu vervielfältigen?

Der Baron. Dieſe Reſſourcen, die der ſchalkhafte Marquis im Scherz anpreiſet, müßten auch einem kleinen Ackerbau treibenden Volke, welches weder ſein Gebiet erweitern noch ſein Klima verbeſſern kann, wirklich zu Gebote ſtehen, wenn es eine beträchtliche Vermehrung der Zahl ſeiner Bürger ohne Nachtheil ſollte ertragen können. Es mußte ein Kollegium von Zauberern in ſeinem Schoße haben, welche ihm durch ihre Geiſter, Talis-

lismanen und Mumien, die Früchte vermehren und veredlen könnten. Aber die Erfinder, deren Sie gedenken, waren Charlatans, und leiſteten nicht, was ſie verſprochen hatten. Sie befanden ſich in dem nemlichen Falle mit Hanns Nord, der dem Londner Pöbel ankündigte, daß er an einem beſtimmten Tage öffentlich in eine halbe Maßbouteille kriechen wollte, oder wie Fatio de Duillier, der aus einem Geometer ein Narr ward, *) und dem Publico in England, das intereſſante Schauſpiel einer Todtenerweckung verſprach, aber — wie alle kluge Leute mit untrüglicher Gewißheit vorherſahen — nicht Wort hielt. — Wahrlich, Marquis, gewiſſe Staatsmännchen vergeſſen, wo nicht in der Theorie, doch in der Praxis, alle Augenblicke: daß mit der Zahl der Eſſer nicht auch die Menge der Lebensmittel in gleichem Verhältniß wächſt. — Kleine Staaten, die wenig Kommerz haben, müſſen nur darauf bedacht ſeyn, es, ſo weit möglich iſt, dahin zu bringen, daß die Zahl ihrer Bürger, im Durchſchnitt genommen, ſich gleich bleibe. Allzuſtarke Abnahme, wobey die Landeskultur leidet, und zu großer Zuwachs, ſind beyde gleich verderblich.

Der Marquis. Die Erde könnte indeß doch weit mehrere Menſchen ernähren, als ſie jezt wirklich ernährt. — —

Der

*) Siehe Eloge de Iean Bernouilli, par Mr. d'Alembert.

Romeo.

Wohin?

Bedienter.

Zum Nacht-Eſſen in unſer Haus.

Romeo.

In weſſen Haus?

Bedienter.

In meines Herren ſeines.

Romeo.

In der That, das hätte ich dich vorher fragen ſollen.

Bedienter.

Nein, ich will euch eine Müh erſparen. Mein Herr iſt der groſſe reiche Capulet, und wenn ihr keiner vom Haus der Montagues ſeyd, ſo bitt' ich euch, kommt, und helft uns die Gläſer ausleeren. Eine gute Zeit.

(Geht ab.)

Benvolio.

Wie wohl ſich das fügt! die ſchöne Roſalinde, in die du ſo verliebt iſt, wird mit allem was das Schönſte in Verona iſt, dieſem Familien-Gaſtmal der Capulets beywohnen. Geh du auch hin, vergleich mit unpartheyiſchen Augen ihr Geſicht mit einigen, die ich dir zeigen will, und du ſollſt finden, daß dem Schwan eine Krähe iſt.

Romeo.

Der Baron. Und ſezen Sie noch hinzu: als ſie ehemals ernährt hat.

Der Marquis. Wie? Baron! kennen Sie die Kalkuls des Wallace und Montesquieu nicht? — Sollte die Volksmenge in den alten Zeiten nicht größer geweſen ſeyn, als ſie jezt iſt?

Der Baron. Die Kalkuls dieſer berühmten Männer haben mir ſehr übertrieben geſchienen. Ich liebe das Alterthum. Mein Geiſt irrt gern unter ſeinen Denkmälern umher, und ſucht in dem, was vor Alters Natur und Menſchen gethan und gelitten haben, die Data zur Erklärung unſeres gegenwärtigen Zuſtandes auf. Aber dieſem mir ſo ehrwürdigen Alterthum mag ich nicht Vorzüge auf Koſten der Wahrheit, die das erſte Geſetz der Geſchichte iſt, und der Zweck unſerer Forſchungen ſeyn muß, beylegen. Wir haben — — —

Der Marquis. Aber gab es nicht unläugbar eine Zeit, da Italien, Sicilien, Spanien, Griechenland, Kleinaſien, und — wer weiß was für Länder mehr? — weit bevölkerter waren, als ſie es jezt ſind.

Der Baron. Zugegeben! Aber was ſind dieſe Länder in Vergleichung mit dem großen Germanien, welches noch zu Tacitus und Cäſars Zeiten gewiſſen Gegenden von Nordamerika ſehr ähnlich

lich war, und mit Pohlen, Rußland, Skandinavien, Ungarn, u. ſ. f.? Können Sie ſich's denken, daß Gallien zu Cäſars Zeiten nur den dritten Theil ſo viel Menſchen hatte, als es unter der Regierung der Nationalverſammlung a. 1790. hat? daß Teutſchland zu des Tacitus Zeiten, nur den fünften Theil ſeiner jezigen Einwohner hätte ernähren können? Erinnern Sie ſich, daß Germanien damals noch das Aſyl der Bären, der Auerochſen und Elendthiere war; daß die Vermehrung dieſer Thiere große Wildniſſe und Einöden vorausſezt; daß das teutſche Klima, ehe die Moräſte ausgetrocknet, die Wälder ausgehauen wurden, kälter war, als es jezt iſt; daß die Teutſchen, wie Tacitus bezeugt, zwar etwas Ackerbau hatten, aber doch vornehmlich von der Viehzucht lebten, da in Herden ihr Reichthum beſtand; und daß ein Diſtrikt Weideland viel weniger Menſchen ernähren kann, als ein gleich großer Diſtrikt wohlbearbeiteter und mit Getreide beſäeter Aecker.

Der Marquis. Ich werde Ihnen noch die wandernden Völkerſchwärme entgegenſezen, die aus dem Norden in vorigen Zeiten bisweilen hervorſtrömten, um ſich in ſüdlichern oder weſtlichern Ländern auszubreiten. Sagen Sie mir, Baron, warum geſchehen dergleichen Auswanderungen aus den nordiſchen Reichen jezt nicht mehr? — Muß daſelbſt in alten Zeiten die Volks-

menge nicht gröſſer gewesen seyn, als heutiges Tages?

Der Baron. Dieser Schluß, lieber Marquis, widerlegt mich nicht. Ehemals waren die nordischen Reiche viel waldigter und wüster, als sie es jezt sind, und konnten schon deswegen nicht so sehr bevölkert seyn. Zweytens: zeigen sich an den schwedischen und norwegischen Küsten deutliche Spuren, daß das Meer in dieser Gegend sich zurückgezogen, und einen Theil des Grundes, den es ehemals bedeckte, entblößt hat. Drittens: wenn eine ganze Nation mit Sack und Pack auszieht, so kommt da freylich eine hübsche Menge Menschen zusammen. Aber dieser Haufen, der uns, in eine Masse vereinigt, im Vorbeyziehen so gewaltig scheint, wird seine Größe auf einmal verlieren, wenn wir uns denselben in einem Lande von vielen hundert Meilen zerstreuet denken. Viertens: die nordischen Reiche haben jezt mehr Ackerbau, mehr Handel und Bergwerke und Fabriken, als ehemals. Wenn ihre Bewohner jezt nicht mehr, wie die Heringe, in groſsen Schaaren davon ziehen, so ist daraus zu schliessen, daß sie jezt weniger Hunger leiden, mehr Mittel haben sich etwas zu erwerben, und daß ihre Verfassung endlich eine feste Form bekommen hat, und durch Christenthum, Künste und Wissenschaften ihre Sitten sanfter geworden sind.

Der

Der Marquis. Ich gestehe es, Baron, daß ich es schwer finde, Ihren Argumenten etwas, so mir selbst eine Genügr thäte, entgegenzustellen. Aber meine Geschäfte rufen mich nach Hause. Erlauben Sie mir indeß, mich bald wieder mit Ihnen zu unterreden. Ich wünsche nächstens Ihre Gedanken von der stehenden Miliz, dieser großen Stüze des Despotismus, zu erfahren. Leben Sie wohl!

IV.

Nachricht

von den heiligen Büchern der Hindus.

Ein Schreiben

des Herrn Obersten von Polier

an Sir Joseph Banks,

Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London.

(aus dem Englischen)

Mein Herr,

Seit der Zeit, daß sich die Engländer durch ihre ostindischen Eroberungen in den Stand gesezt haben, dieses merkwürdige Land und seine Bewohner näher

kennen zu lernen, ist die Neugier der Europäischen Gelehrten in beständiger Erwartung gewesen, ob in Ansehung der heiligen Bücher der Hindus, welche die Quelle der Glaubensmeinungen dieser uralten Einwohner von Indien seyn sollen und von denen unter dem Nahmen Baids schon so lange her die Rede ist, nicht endlich einmahl etwas gewisses entdeckt werden möchte.

Zwar hat man sich deshalb viel Mühe gegeben; man hat nicht nur auf der Küste Coromandel sondern auch in verschiedenen Gegenden Bengalens, ja so gar zu Bennares mehrere Versuche deswegen gemacht; bekanntlich aber hat man von diesen heiligen Büchern bis jetzt weiter nichts auffinden können, als einige Shasters, welche viel jünger als die Baids und bloße Erklärungen schwerer Stellen jener ältern Bücher sind.

Ich ließ es mir während meines langen Aufenthals in den obern Provinzen von Indostan um so angelegner seyn, nach diesen Büchern zu fragen, da ich wußte, daß man in Europa so gar an dem Daseyn derselben hatte zweifeln wollen. Ich erkundigte mich zu Aud, zu Lacknow, zu Agra, zu Delhy; aber vergebens, ich konnte nirgends finden was ich suchte.

Man sagte mir, in der grausamen Verfolgung, die Aurengzeb im 12ten Jahre seiner Regierung über die Hindus ergehen ließ, und die im 1290sten

Jahre

Jahre der Hedschire oder im 1779sten unsrer Zeitrechnung am heftigsten wüthete, wären fast alle geweihte Oerter, an denen die Indus ihren Gottesdienst verrichten und ihre heiligen Bücher aufbewahrt hätten, ohne Schonung zerstöhrt worden. Der einzige Ramsing, der Raja von Anbair, der Sohn des berühmten Jaysing, habe, der wichtigen Dienste wegen, die sein Vater dem Kaiser erwiesen hatte, das Glück gehabt, dieser schrecklichen Verfolgung gröstentheils zu entgehen.

Diese Nachricht brachte mich wieder auf den Gedanken, den ich schon vorher gehabt hatte: ob ich die Bücher, die ich bisher an so vielen Orten vergeblich gesucht hatte, nicht vielleicht zu Jaypur, der Residenz des verstorbenen Rajah Ramsing, auffinden möchte. Meine Hoffnung betrog mich auch nicht. Einer meiner dortigen Correspondenten, an den ich deswegen schrieb, gab mir zur Antwort: Die Baids wären wirklich zu Jaypur zu bekommen; allein ohne einen ausdrücklichen Befehl des Rajah dieser Stadt würde man schwerlich eine Abschrift derselben von den dasigen Braminen erhalten können. — Dieser Rajah war Pertabsing, eben der, welcher vor einigen Jahren mit Sindhyah in Krieg verwickelt war. Er ist der Enkel des großen Jaysing, des Stifters der Stadt Jaypur, an der Gränze von Anbair. Jaysing wird sonst auch Nirza Rajah genennt, und hat durch die Sternwarten, die er zu Jaypur und

Delhy erbauen ließ, desgleichen durch die Verfertigung scharfsinniger Astronomischer Tabellen, die er unter dem Nahmen des Mohammed Schah, des damaligen Kaisers zu Delhy heraus gab, seinen Nahmen auch in Europa berühmt gemacht.

Ich kannte den Rajah Pertabsing ein wenig; denn ich hatte ihn vor einigen Jahren selbst gesehen, da er dem Kaiser Schah Allum, der eben damahls in der Nachbarschaft von Jaypur sein Hoflager hatte, seine Aufwartung machte. Ich trug also um so weniger Bedenken, an ihn zu schreiben und um die Erlaubniß einer Abschrift der Baids zu bitten. Auch fand ich an Don Petro de Silva, einem Portugiesen, der bey dem Rajah als Arzt in Diensten stand, einen rechtschaffnen, edelmüthigen Freund, der meinen Brief nicht nur selbst übergeben, sondern auch mit seiner Empfehlung begleiten wollte.

Als der Rajah meinen Brief gelesen hatte, fragte er lächelnd, wozu ein Europäer ihre heiligen Bücher brauchen könnte? Don Petro antwortete: die Europäer hätten die Gewohnheit, alle kostbare Bücher zu sammlen und öffentliche Bibliotheken davon zu errichten. In dieser Absicht suche man auch die Baids schon lange vergebens, die sonst nirgends als in Jaypur zu finden wären, doch ohne seine ausdrückliche Erlaubniß von den Braminen nicht könnten erhalten werden. Auf diese Erklärung ertheilte der Rajah

ſah den verlangten Befehl und ſo erhielt ich von den Braminen gegen Erlegung der Abſchreibegebühren noch in demſelben Jahre eine Abſchrift dieſer ſo lang gewünſchten heiligen Bücher.

Die vielen vergeblichen Verſuche, die man der Entdeckung der Baids wegen bisher gemacht hatte, und die mancherley Zweifel, die von einigen neuern Reiſenden gegen das wirkliche Daſeyn derſelben waren erregt worden, hatten die Europäer gegen die Aechtheit aller Bücher dieſer Art ſo ſehr eingenommen, daß mir zu Lacknow beynah keiner glauben wollte, als ich ſagte, daß ich die wirklichen Baids von den Braminen zu Jaypur in Abſchrift erhalten hätte.

Allein der nunmehr verſtorbne Rajah Anunderam, ein gelehrter Bramin, den viele Engländer, die jetzt in London ſind, während ihres Aufenthalts in Indien gekannt haben, und der damahls, als ich die Abſchriften empfieng, eben zu Lacknow war, erkannte dieſelben gleich auf den erſten Blick für die ächten Baids; ich mußte ſie ihm ſo gar auf einige Zeit zum Durchleſen überlaſſen. Auf meine Bitte theilte er ſie auch in gewiſſe Abſchnitte, ſo wie ſie jetzt ſind. Denn als ich ſie von Jaypur erhielt, beſtanden ſie in lauter einzelnen Blättern, weil die Hindus ihre heiligen Bücher und beſonders die Baids ſelten oder niemahls zuſammenheften. Ich mußte dem Rajah auch verſprechen, daß ſie in keine Thierhaut, ſondern

dern entweder in Samt oder in Seide gebunden werden ſollten. Er zählte und numerirte die Seiten, und ſchrieb in perſiſcher Schrift auf jeden Band und Abſchnitt den gehörigen Titel und wie viel Blätter jeder Abſchnitt enthalte: alles mit ſeiner eignen Hand.

Das alles beweiſet, wie wenig man ſich auf allgemeine Behauptungen der Reiſenden verlaſſen könne. Die Braminen werden gewöhnlich als Leute verſchrieen, welche die Lehren und die Geheimniſſe ihrer Religion und ihrer heiligen Bücher vor jedem Uneingeweihten mit Eiferſucht zu verbergen ſuchten. Darüber habe ich mich nie beklagen können; ich habe vielmehr die wahren Indiſchen Weiſen immer ſehr bereitwillig gefunden, ihre Kenntniſſe einem jeden wißbegierigen Fremden mitzutheilen, wenn ſie ſahen, daß er ſie nicht verſpotten, ſondern von ihnen lernen wollte: denn die Europäer waren oft unbillig genug, alles, was mit ihren Vorſtellungen, Glaubenslehren und Vorurtheilen übereinkam, zu beſtreiten oder lächerlich zu machen, ohne zu bedenken, daß unſre Meynungen den Hindus oft eben ſo ſonderbar und lächerlich vorkommen mußten, als uns die ihrigen.

Allein, ob man gleich in dieſem Sinne mehr Offenherzigkeit bey den gelehrten Hindus antrift, als man gewöhnlich glaubt: ſo iſt auf der andern Seite doch auch wahr, daß nach ihren Religions-

gionsgesetzen das Lesen der Vaids außer den Brasminen jedermann verbothen ist, und daß ausser den Kahtris keine andre Volksclasse dem Vorlesen und Erklären derselben beywohnen darf. Man muß sich daher um so mehr wundern, daß die Brasminen diese Bücher, die ihren Landsleuten und Glaubensgenossen verweigert werden, uns gläubigen Fremden mitzutheilen kein Bedenken tragen. Sie wissen zwar diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, indem sie sagen, wir wären jetzt in dem Cal-Jog, oder in dem vierten Weltalter, in welchem die Religion in die tiefste Verachtung sinken werde; in diesen Tagen des Verderbens sey es also sehr gleichgültig, die heiligen Bücher von jedermann lesen zu lassen, da es nach dem Rathschluß des höchsten Wesens nun einmahl so bestimmt sey. — So sagen sie; doch habe ich nicht bemerkt, daß sie es auch in Ansehung ihrer Landsleute für gleichgültig hielten, oder daß sie die beyden niedrigsten Volksclassen, die Vais und die Suder, der Erklärung ihrer heiligen Bücher zuhören ließen.

Doch, um wieder auf die Hauptsache zu kommen, da ich diese Bücher in keiner andern Absicht gesucht hatte, als um sie durch Mittheilung gemeinnützig zu machen, so schickte ich sie ohne Verzug an den Ritter William Jones, der, wie ich glaube, von allen Europäern, die sich damahls in Indien befanden, der einzige war, welcher

die

Romeo.

(*) -- -- -- -- Eine ſchönere als meine Liebe! die allſehende Sonne ſah niemals ihres gleichen, ſeit die Welt begann.

Benvolio.

Gut, gut! Ihr habt ſie nur geſehen, wenn keine andre dabey war, und ihr ſie, in beyden Augen, nur mit ſich ſelbſt abwoget; aber laßt ihre Reizungen in dieſen cryſtallnen Waagſchaalen gegen ein gewiſſes andres Mädchen, das ich euch bey dieſem Gaſtmahl in ſeinem vollen Glanze zeigen will, abgewogen werden; ſo wird euch diejenige kaum noch erträglich vorkommen, die izt die beſte ſcheint.

Romeo.

Ich will mit dir gehen, nicht weil ich dir glaube, ſondern um das Vergnügen zu haben, dich von dem Triumph meiner Geliebten zum Zeugen zu machen.

(Sie gehen ab.)

(*) Ein Vers von vier abgeſchmakten Reimen.

die Vaids lesen und erklären könnte. Hoffentlich werden wir durch die Nachrichten der Asiatischen Gesellschaft bald erfahren, was dieser verehrungswürdige Gelehrte für ein Urtheil über diese Bücher fällen werde; er wird uns am besten sagen können, warum die Braminen dem einen dieser vier heiligen Bücher, das Atterban betitelt ist, keinen so großen Werth beylegen als den übrigen, und so gar Einwendungen gegen seine Aechtheit machen; wahrscheinlich wird uns Herr Jones auch Auszüge und Uebersetzungen von denselben mittheilen.

Die Vaids sind gegenwärtig in London; sie begleiten diesen Brief, um in dem Brittischen Museo, dieser köstlichen Sammlung menschlicher Kenntnisse, als ein kleiner Beytrag niedergelegt zu werden. Da Sie, mein Herr, einer von den Vorstehern dieses heiligen Schatzes sind, so bitte ich Sie, diese Bücher als ein Opfer der Hochachtung und Verehrung anzunehmen, das ich Ihrer Nation bringe: denn, ob ich gleich kein gebohrner Engländer bin, so glaube ich doch einem Lande, dem ich so viele Jahre gedient habe, mehr als irgend einem andern anzugehören.

Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen bey dieser Gelegenheit sage, mit wie viel Hochachtung und s. w.

von Polier.

N. S.

Nur dieſes einzige bitte ich noch, daß bey der Aufnahme der Baids in das Muſeum die ausdrückliche Bedingung gemacht werde, daß es dem Herrn William Jones, der gegenwärtig noch in Indien iſt, wie auch dem Herrn Wilkins, dem Ueberſetzer des Arjun Gita, unter dem Verſprechen Zurückgabe, jederzeit erlaubt ſey, einen Band von dieſen Büchern bey ſich zu haben, wenn ſie Ueberſetzungen oder Auszüge daraus machen wollen. Dieſes Vorrecht haben dieſe beyden gelehrten Männer bey dem Publicum um ſo mehr verdient, da ſie ſich, in der Hoffnung für Europa eine neue Erkenntnißquelle zu eröffnen, die ſeltene Mühe gegeben haben, eine ſo ſchwere Sprache zu erlernen, als die heilige Sprache der Hindus iſt.

London, den 22ſten May, 1789.

von Polier.

V.

Ode *)

Ad LEOPOLDUM II.

Regem Hungariae et Bohemiae, etc.

Scande, quam sanguis populique Vota
Annuunt, summam, LEOPOLDE! sedem;
Atque regnorum Tibi destinatum
Corripe clavum.

Aestuet quamvis gravidum procellis
Austriae coelum, dubiusque belli
Fluctuet pontus, qui praeliares
Instruat undas:

Tu, velut quando Domitor fretorum
Emicat, saevi cadit ira pouti,
Laesa placatis sapiens repones
Aequora ventis.

Te, nec infestis glomerata turmis
Bella ferali tonuisse clade,
Nec juvet late maduisse pingues
Sanguine campos. Tu

*) Aus Wien von einem patriotischen Dacier eingeschickt. W.

Tu graves tolles populi querelas,
Cordium et clarus sine caede Victor
Mollibus flectes Tua regna felix
Rector habenis.

I. Erdely.

VI.

Vermiſchte Briefe

über

allerley litterariſche und andre Gegenſtände.

I.

A. F. S. V. L. N.

Wenn Sie, l. Fr. die kleine Schrift (von 72 Seiten in gr. 8.) des Hrn. Gotter, „zum Andenken der Frau von Buchwald", die vor kurzem in der Cottingeriſchen Buchhandlung zu Gotha erſchienen iſt, noch nicht kennen ſollten, ſo rathe ich Ihnen, ſich je bälder je lieber in den Beſitz derſelben zu ſetzen. Denkmähler wie dieſes, ſind in Teutſchland noch eben ſo ſelten als Perſonen, die ein ſolches Andenken hinterlaſſen. Wie wenige verſtehen die Kunſt, ſo zu loben, daß es wirklich ehrenvoll iſt, von ihnen gelobt werden; zu loben ohne zu ſchmeicheln, oder auch dann, wenn ſchonende Liebe oder Ehrerbietung ihren Pinſel führt,

führt, zu schmeicheln ohne der Wahrheit Abbruch zu thun! Die kleine Schrift, die ich Ihnen empfehle, zerfällt in zwey Abschnitte: der erste enthält eine Schilderung des Charakters der Fr. v. Buchwald; der andere eine kurze Darstellung ihrer Lebensgeschichte, welche gleichsam die Belege zu dem ersten liefert. Anhangsweise ist eine Uebersetzung zweyer noch ungedruckter Briefe von **Voltaire** an die sel. Fr. v. Buchwald beygefügt.

Wenn ich nicht sehr irre, so sind die Gesetze, welche der berühmte Vorsteher der Mahler-Akademie in London, **Sir Josua Reynolds**, den Porträtmahlern, unter welchen er selbst eine der ersten Stellen einnimmt, in einer seiner akademischen Reden vorgeschrieben hat, auch auf die moralischen Bildnisse einzelner Personen anwendbar, und enthalten alles, was man von einem **Seelenmahler**, der den individuellen Charakter des Geistes und Herzens, der Sinnesart und der Sitten einer interessanten Person entwerfen will, **fodern**, und alles was man ihm zugestehen kann, wenn er nicht bloß für die **Welt**, sondern (wie es meistens der Fall ist) auch für die **Freunde** dieser Person mahlt; zumahl, wenn ihn sein eignes Herz unvermerkt zum verschönern geneigt macht, und er also, gewisser maßen, mitten im Arbeiten immer gegen sich selbst auf der Huth seyn muß. Nach Reynolds Theorie ist es nicht nur **erlaubt**, sondern sogar

Pflicht

Pflicht des Porträtmahlers, eine Person, so, wie sie sich uns zu ihrem größten Vortheil zeigt, darzustellen, in so fern es geschehen kann ohne der Aehnlichkeit zu schaden, und also die Wahrheit zu verletzen, die an dem Bildniß einer merkwürdigen Person gerade das ist, was uns am stärksten interessiert, und wovon es allen seinen Werth erhält. Dies (werden Sie vielleicht sagen) könne bey einer Person von so ausserordentlichen Vorzügen und Verdiensten, wie die Fr. v. B. war, eben keine schwere Arbeit seyn. Aber mir scheint es, gerade deßwegen, desto schwerer. Denken Sie Sich nur, so viel möglich, in die besondere Lage des Mahlers. Erwägen Sie, ob es leicht ist, mit einem vollen und überfließenden Herzen, nie zu viel zu sagen? — ob es leicht ist, in dem Bildniß einer allgemein verehrten und geliebten Person auch Denjenigen eine Genüge zu thun, die von Jugend an mit ihr lebten, und in einer langen Reihe von Jahren mit den feinsten, zartesten und individuellsten Zügen und Formen ihres Geistes und Herzens vertraut genug werden mußten, um selbst den kleinsten Fehler des Mahlers zu bemerken und unverzeihlich zu finden; kurz, die sich (wenn ich mich so ausdrücken kann) zu lange unter dem Zauber, womit diese seltne Frau auf alles wirkte, was in ihren Kreis trat, befunden hatten, um nicht ein wenig mit dem glücklichen Irrthum aller Liebenden behaftet zu seyn, und zu finden, daß sogar ein kleines Mahl an dem Gegenstande ihrer Bewun-

derung eine Grazie, oder ein Lichtpunct sey, der die Schönheit des Ganzen erheben helfe — erwägen Sie das alles, und gestehen, daß eine eben so leichte als feste Hand, und ein sehr zarter Pinsel dazu gehöre, von einer solchen Person ein Bildniß aufzustellen, dessen Aehnlichkeit jeden, der sie kannte, beym ersten Anblick frappiert, und bey der genauesten Prüfung der einzelnen Züge selbst diejenigen, die am meisten zu fordern und am wenigsten zu verzeihen geneigt sind, befriedigen muß.

Da es keineswegs meine Meynung ist, Ihnen das Lesen einer so lesenswürdigen Schrift unnöthig zu machen, so erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen weder einen vollständigen Auszug vorlege, noch alle die Stellen anzeichne, die ich ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich würdig halte, welches mich nöthigen würde, unvermerkt das Ganze abzuschreiben. Indessen kann ich mir doch nicht verwehren, zur Probe, eine einzige, wiewohl etwas lange Stelle auszuheben, wo Hr. G. denjenigen Vorzug der Fr. v. B. worin sich alle ihre übrigen Gaben, Talente und Tugenden, so zu sagen, concentrierten, auf eine sehr meisterhafte Art charakterisiert. Er hatte unmittelbar vorher von den seltnen Gaben gesprochen, womit die Natur ihren Geist ausgestattet hatte, und die bey ihr durch Erziehung, Fleiß und glückliche Umstände auf einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit entwickelt und

ausgebildet worden waren. — „Blühende Einbildungskraft, (sagt er) stand bey der Fr. v. B. mit überraschender Gegenwart des Geistes, der schnellste Scharfsinn mit dem glücklichsten Gedächtniß, und bezaubernder Witz mit tiefer Einsicht in der ungewöhnlichsten Verbindung. Und bey allen diesen unter sich so verschiedenen Eigenschaften war sie so sehr Meisterin des Ausdrucks, daß er sich ihren Ideen ohne den geringsten Schein von Kunst oder Mühe anschmiegte, und daß Nichts der Bestimmtheit, der Energie, dem Feuer ihrer, von der angenehmsten Stimme und lebhaftesten Pantomine unterstützten Rede gleich kam." — Und nun fährt er fort: „Weit entfernt aber, die Ueberlegenheit ihrer Talente auf Kosten anderer geltend zu machen, ehrte sie vielmehr fremdes Verdienst mit ungeheuchelter Auszeichnung. Niemand kann bereitwilliger seyn als sie war, einen jeden, der sich ihr nahte, in Vortheil und Wohlbehagen zu setzen, sich zu dem Grade seiner Fähigkeiten herabzulassen, in die Eigenheiten seiner Lage, in die Falten seines Charakters hineinzugehen, des Schwachen zu schonen, den Irrenden unvermerkt zu Recht zu weisen, und dem, den die Natur stiefmütterlich behandelt hatte, gleichsam von ihrem Verstande zu leihen. Wie schwer ist diese Kunst! wieviel Reichthum und Geschmeidigkeit des Geistes, welch ein Umfang von Menschenkunde, und welche Zartheit des Gefühles wird nicht dazu erfordert! Die Frau von Buchwald besaß dieses Ge-

heimniß ganz, und in ihm den unfehlbarsten Talismann der Herzen. Darum fanden Fremde beyderley Geschlechtes und jedes Standes in ihrer Unterhaltung gleiche Befriedigung, und verließen sie nie, ohne von ihr entzükt zu seyn. Darum war sie das Orakel und die Lust ihrer Freunde. Darum fühlte sich wer seine Zuflucht zu ihr nahm, durch die unwiderstehlichen Eindrücke ihres zuvorkommenden und theilnehmenden Wesens selbst dann beruhigt und aufgerichtet, wenn sie seinen Wünschen keinen günstigen Erfolg versprechen konnte. Darum ebneten sich ihr bey Unterhandlungen die abschreckendsten Hindernisse, gelang es ihr, innerhalb ihres Wirkungskreises, überall Gleichgewicht und Eintracht zu erhalten, und oft selbst den Wetteifer der Partheyen zum Werkzeuge rühmlicher Absichten zu machen. Darum endlich behauptete sie, bis zum lezten Augenblicke, ein Ansehen, dessen unerschütterliche Grundpfeiler Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit waren.„

Welch ein Ideal von einem Weibe, höre ich Sie ausrufen. Eine solche Frau würde nicht nur der Stolz eines jeden Hofes, sie würde die Zierde eines jeden Thrones gewesen seyn! — Ganz gewiß l. S. Und dieses Ideal war die Fr. v. B. Alles was sie so eben gelesen haben, war sie im buchstäblichen Verstande der Worte, und so viel auch damit gesagt ist, so werden Alle, die sie gekannt haben, gestehen, daß ihr Biograph keine Sylbe zuviel gesagt hat.

Die

Dieſe bewundernswürdige Frau hatte ſchon ihr acht und ſechzigſtes Jahr zurückgelegt, als mir mein glücklicher Stern den erſten Zutritt zu ihr verſchafte — — und, m. F., ich ſchwöre es Ihnen bey den Grazien und Muſen, quarum ſacra fero, niemals hat ein menſchliches Weſen mit einem ſolchen Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie dieſe — alte Dame. Ich kenne keine Art von Unterhaltung, wie anlockend und glänzend ſie immer hätte ſeyn mögen, die ich, auch noch mehrere Jahre ſpäter, dem Vergnügen vorgezogen hätte, neben ihrem **grünen Kanapee** zu ſitzen, und die ſüße Rede wie Honig von den welken Zauberlippen dieſes weiblichen Neſtors fließen zu hören. Es iſt vielleicht nichts, das Ihnen einen anſchaulichern Begriff von dem Umfang und Reichthum ihres Geiſtes, von der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit ſie von einem Gegenſtande zum andern, von jeder Tonart der Seele (wenn ich ſo ſagen kann) ſelbſt zur entgegengeſetzteſten übergieng, verſchaffen kann, als wenn ich Ihnen ſage: daß eben die ſiebzigjährige Frau, von welcher vielleicht kurz zuvor irgend ein groſſer Held oder Staatsmann, ein feiner Weltmann oder ein adoniſierter Elegant bezaubert weggegangen war, ſich auf einmal mit der größten Leichtigkeit in eine **platoniſche Diotima** verwandeln, und einen Menſchen, der in ſeinem ganzen Leben immer (wie Gozzis Pantalon) **mit dem Herzen in der Hand** ſprach, und der ausgemachteſte Antipode von einem

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in Capulets Haus.]

Lady Capulet und die Amme treten auf.

Lady.

Amme, wo iſt meine Tochter? Ruffe ſie zu mir heraus.

Amme.

Nun, bey meiner Jungferſchaft, (wie ich zwölf Jahre alt war, meyn' ich;) ich ſagte ihr, ſie möchte kommen; wie, Schäfchen -- he! Mein Täubchen -- daß uns Gott behüte! Wo iſt das Mädchen? he! Juliette!

Juliette zu den Vorigen.

Juliette.

Was iſts? Wer ruft?

Amme.

Eure Frau Mutter.

Juliette.

Madam, hier bin ich, was iſt euer Wille?

Lady.

Das iſt eben die Sache -- Amme, verlaß uns eine Weile, wir müſſen allein mit einander reden; Amme, komm

wieder

Hofmann war, der ſich jemals an einen Hof verirrt haben mag, ein paar Abendſtunden lang, über Gegenſtände des Geſchmacks, des moraliſchen Sinnes, der Philoſophie des Herzens u. dergl. ſo zu unterhalten wußte, daß ihm die Minuten zu Augenblicken wurden, und daß er den geiſtigen Schmaus, den dieſe wundervolle Fee ſeiner Seele gab, während ſie ſeinen animaliſchen Theil aus ihren kleinen Töpfchen und Schüſſelchen wohl oder übel fütterte, dem Nektar und Ambroſia der Götter und einem Platz zwiſchen Venus und ihren Grazien vorgezogen hätte.

Es wäre eine lächerliche Eitelkeit, deren ſie mich hoffentlich nicht fähig halten, m. Fr, wenn ich mir auf die Merkmale von Achtung und Wohlwollen, womit auch ich, wie ſo viele Tauſend Andere, von der ſeligen Fr. v. Buchwald begünſtigt zu werden die Ehre hatte, bey dieſer Gelegenheit viel zu Gute thun wollte: aber, da es dem Herrn G. beliebt hat, des Umſtandes zu erwähnen, daß **Oberon**, vor ſeiner öffentlichen Erſcheinung, an ihrem grünen Kanapee im Manuſcripte vorgeleſen worden; ſo ſehe ich es für eine Art von Pflicht an, Ihnen nicht zu verſchweigen, daß ich es dem immer ſichern Geſchmack der Fr. v. B. und ihrem äuſſerſt feinen Sinn für das Schickliche zu danken habe, daß Oberon einige Flecken weniger hat.

Doch

Doch es ist Zeit daß ich abbreche, da ich hoffen darf, Sie begierig genug gemacht zu haben, sich diese kleine Schrift selbst anzuschaffen, die, wie gesagt, sowohl, wegen ihres Gegenstandes, als der meisterhaften Ausführung, und des guten Tons der durch das Ganze herrscht, des allgemeinsten Beyfalls eben so gewiß seyn kann, als sie dem Ort Ehre macht, von welchem Hr. G. mit Wahrheit sagt, daß er, bey dem Glück eine Frau von Buchwald mehr als funfzig Jahre zu besitzen, ihrem unleugbaren Einflusse auf Bildung des Geschmacks und Verfeinerung des Tons zahllose Verbindlichkeiten habe, u. s. w.

Ich füge nur noch bey, daß Hr. G. das Unterhaltende einer an sich schon so interessanten Schrift auch noch durch einige Charakter-Zeichnungen verschiedener, theils früher theils später vom Schauplatze abgetretener merkwürdiger Personen, die in die Lebensgeschichte seiner Heldin eingeflochten waren, zu vermehren nicht vergessen hat. Vorzüglich schön werden Sie das Gemählde einer Freundschaft finden, die schon zwischen zwey Frauen eine große Seltenheit, aber zwischen einer Fürstin und einer Privatperson vielleicht ohne Beyspiel, und nur zwischen einer Fürstin, wie diese, und einer Oberhofmeisterin wie die Fr. v. B. denkbar ist. „Es war, sagt Hr. G. (denn ich kann dem Trieb nicht widerstehen, Ihnen diese Stelle noch abzuschreiben)" es war eine Freundschaft, deren

Lebhaftigkeit an Schwärmerey grenzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Es war ein beständiger Wettstreit von Edelmuth und Delicatesse. Eine jede las in der Seele der andern. Aber je bescheidener die Eine sich mit dem Abglanze begnügte, der vom Throne ihrer Gebieterin auf sie zurückfiel, je ehrerbietiger sie den Eifer ihrer Liebe in Pflichten und Huldigungen hüllte; um so gütiger zog die Andere sie zu sich hinauf, um so sinnreicher war sie, ihre Freundin bey jeder Gelegenheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen, gleichsam als hätte sie selbst durch die allgemeine Billigung ihrer Wahl einen Zuwachs des Ruhms erhalten können." — Sie werden in dieser Stelle, wie überhaupt in der ganzen Schrift, der teutschen Sprache unbeschadet, einen gewissen französischen Ton (der aber nicht der jezige Pariserton ist) bemerken, den Sie nicht mit Unrecht als ein Beyspiel dessen, was vorhin von dem Einfluß der Fr. v. B. auf die Verfeinerung des Tons in dem Ort ihres Aufenthalts gesagt wurde, ansehen können. W.

II.

An Herrn ***

Ich habe mich über meine Meynung von der Uebersetzungskunst und den Pflichten eines Uebersetzers schon so oft mit Wort und That erklärt, daß ich Ihnen

nen über beydes nicht viel mehr zu sagen habe, als daß ich bisher noch keine Ursache gefunden meine Gedanken über diese Gegenstände zu ändern. Mich dünkt, es lasse sich nichts allgemeiners darüber festsetzen, als daß man das ausländische Werk, es sey nun antik oder modern, so getreu nachzubilden suchen müsse, als es nur immer geschehen kann, ohne unsrer Sprache Gewalt, oder dem Geist und Charakter des Autors selbst bey den Lesern Schaden zu thun. Denn auch hier gilt die Maxime, der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig. Mit allen allgemeinen Regeln kommt es doch immer in Sachen des Geschmacks, so wie in andern menschlichen Dingen, bey der Anwendung auf feines Gefühl und richtiges Urtheil, und fast immer auf das nie genug einzuschärfende ein wenig mehr oder minder an, welches oft den Unterschied zwischen Wahrheit oder Carricatur, naiv oder platt, zierlich oder geziert, sublim oder unsinnig, u. s. w. ausmacht. In dieser Rücksicht kann man, däucht mich, mit Grunde sagen, daß Virgil anders als Homer, Ovid anders als Virgil, Lucian anders oder Xenophon, Arioſt anders als Tasso, kurz, daß beynahe jeder gute Schriftsteller auf seine eigene Art übersezt werden müsse. Nicht selten muß der Geschmack bestimmen, wie weit die Treue des Uebersehers gehen darf, und wo es sogar eine Art von Pflicht gegen seinen Autor wird, sich von dessen Diction oder Construction zu entfernen, — das was er sa-

gen wollte, bestimmter oder kürzer oder anständiger zu sagen als er es selbst gethan hat, oder was er in seiner Sprache mit drey Worten deutlich genug sagen konnte, in zwey oder dreymal so vielen zu sagen um besser verstanden zu werden, u. s. w. Aber eine der wesentlichsten Pflichten ist unstreitig diese: daß man jeden Styl, oder die Manier seines Autors von der Sprache genau unterscheiden, und jene nur in so ferne nachbilden suche, als es geschehen kann, ohne der Grammatik, dem Gebrauch und dem Genüs der Sprache, in welche man übersezt, zu nahe zu treten. Dies, wenn ich nicht sehr irre, m. H., ist der eigentliche Punct, wo unsere Meynungen sich von einander entfernen: denn ich kann mich durch keine Gründe überzeugen, daß es z. B. erlaubt seyn könne, unsrer Sprache die mindeste Gewalt anzuthun, um der Kürze, Kernhaftigkeit, Stärke und Rundung, die einen allgemein anerkannten Vorzug der Diction in Pope's Versuch über den Menschen ausmachen, so nahe als möglich zu kommen. Da Sie indessen hierüber anderer Meynung zu seyn scheinen, so dächte ich, wir liessen das Publikum, oder die Majorität derjenigen, die wir als competente Richter in Sachen der Sprache und des Geschmacks anzusehen haben, den Ausspruch thun; und Sie hörten, wie jener alte Mahler hinter seinem Vorhang, unter dem Schutze des Incognito, was Kenner und Nichtkenner von der Probe sagen werden, die ich hier aus dem kleinen Stücke Ihrer

Ueber-

Ueberſetzung des Eſſay on Man, zugleich mit dem Original ausheben und abdrucken laſſen will. —

Great Nature ſpoke; obſervant Man obey'd;
Cities were built, Societies were made;
Here roſe one little ſtate; an other near
Grew by like means and join'd thro' love and fear.
Did here the trees with ruddier burdens bend,
And there the ſtreams in purer rills deſcend?
What War could ravih, Commerce could beſtow,
And he returned a friend who came a foe.
Converſe and Love mankind might ſtrongly draw

So ſprach Natur: achtſamer Menſch gehorchte.
Nun wurden Städt' erbaut, Geſellſchaft *) ward
errichtet. Hier entſtand ein kleiner Staat;
ihm nach erhob, durch gleiche Mittel ſich
ein andrer, der, aus Liebe oder Furcht,
mit jenem ſich verband. Bog ſchönre Luft
die Bäume hier, und floſſen Ströme dort
in reinern Bächen? Was konnt' rauben Krieg,
konnt Handel geben; Wer als Feind kam, kehrt'
als Freund zurück. Verkehr und Liebe konnt'
verknüpfen ſtark das menſchliche Geſchlecht.

When

*) Geſellſchaft iſt kein gleichviel bedeutendes Wort für *Societies*, welches bürgerliche Geſellſchaften bezeichnet.

When Love was Liberty and Nature Law.
Thus ſtates were form'd; the name of King unknown,
'Till common intreſt plac'd the ſway in one.
'Twas Virtue only, or in Arts or Arms,
Diffuſing bleſſings, or averting harms,
The ſame waich in a Sire the ſons obey'd,
A Prince the Father of a People made.

als Liebe Freyheit war, Natur Geſetz.
So bildeten ſich Staaten; unbekannt
war Königsnahme, bis gemeines Wohl
die Herrſchaft einem einz'gen übergab.
Nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg
ausgieſſ:t Segnungen, abwendet Harm,
die Tugend, die der Sohn im Vater ehrt,
ſchuf Fürſten auch zu Vätern ihres Volks.

Da Treue und Genauigkeit im Ueberſetzen Ihnen wichtig genug ſind, um ihnen, im Colliſions-Falle, Sprachrichtigkeit, Eleganz und Wohlklang aufzuopfern: ſo müſſen Sie mir ſchon erlauben, es mit Ihnen etwas genauer zu nehmen als mit einem Ueberſetzer, der auſſer der Treue auch noch d n Grazien gehuldigt hat, und im Vorbeygehen zu bemerken, daß ich die Worte „Bog ſchönre Luft die Bäume hier" für keine getreue Ueberſetzung von „did here the trees with ruddier

bur-

burdens bend„ gelten lassen kann — daß das Verbindungswort *and* vor he returnd a friend u. s. w. ohne Nachtheil der Deutlichkeit eines ohnehin im Originale selbst, der Gedrungenheit zulieb, nicht allzu deutlich ausgedruckten Satzes, ausgelassen werden konnte; und daß die Verse, „nur Tugend, die im Frieden, die im Krieg u. s. w. den schöner ausgedruckten Sinn des Originals nicht ganz erreichen. Pope nimmt hier das Wort *Virtu* in derselben Bedeutung, die das Wort Arete bey den alten Griechen hatte, da es den Inbegriff aller der Eigenschaften und Talente, wodurch man sich um die menschliche Gesellschaft im Frieden oder im Kriege verdient macht, und in einer noch weitern Bedeutung, jede vorzügliche Kunstfertigkeit, jedes nützliche oder schöne Talent, bezeichnete. Ich würde dem Texte näher zu kommen glauben, wenn ich diese vier Verse etwa in folgende sechs umsezte:

Nur höheres Verdienst, es sey im Frieden
den Staat durch Künste zu beglücken, oder
im Kriege Unheil von ihm abzuwenden,
dieselbe Tugend, der in einem Vater
die Söhne huldigten, war's, die den Fürsten
zum Vater eines ganzen Volkes machte.

Um Ihnen also nicht zu schmeicheln, däucht mich, Sie würden mit dem Behelfe einer beobachteten gröss

sern

ſern Genauigkeit vor einem kritiſchen Areopagus nicht auslangen, wenn Sie dadurch ſo harte und ſelbſt durch keine höhere Schönheiten zu vergütende Abweichungen von dem teutſchen Sprachgebrauche und der ſchönen Schreibart entſchuldigen wollten, wie z. B. dieſe ſind:

So ſprach Natur: achtſamer Menſch gehorchte
— — — — Was konnt rauben Krieg
konnt Handel geben —
— — — Verkehr und Liebe konnt
verknüpfen ſtark das menſchliche Geſchlecht.

Ich geſtehe Ihnen, es würde mir leid ſeyn, die teutſche Litteratur, in deren Morgenröthe ich zu leben anfieng, noch vor meinem ſechzigſten Jahre ihrem Niedergange ſchon ſo nahe zu ſehen, als ſie es ſeyn müßte, wenn ſich unſer Publicum irgend ein Götter- oder Menſchen-Werk in einer ſolchen Sprache gefallen ließe, wie die obige, oder die folgende Stelle:

Who firſt taught ſouls enſlavd and realms undone
th' enormous faith *of many made for one*?
That proud exception to all Natures laws
t'invert the world and counterwork its Cauſe!
Force firſt made *Conqueſt*, and that conqueſt, *Law*,
till *Superſtition* taught the Tyrant awe,
then ſhar'd the Tyranny, then lent it aid,
and *Gods* of *Conqu'rors*, *ſlaves* of *ſubjects* made.

Wir

Wer lehrte Sclaven erſt, zerſtörten Reichen,
den ungeheuern Glauben: viele ſind
gemacht für Einen? dieſe ſtolz' Ausnahme *)
von allen der Natur Geſetzen, um
Welt umzukehren, gegen ihren Schöpfer
zu ſtreben? Erſt eroberte Gewalt,
gab dann Geſetze, bis der Aberglaube
verehren lehrte den Tirannen, dann
auch Theil nahm an der Tyrannei, ihr half,
aus Siegern Götter ſchuf, aus Völkern Sclaven.

Es liegt in dem Eigenthümlichen der engliſchen Sprache, daß Pope, ohne Nachtheil der Klarheit und Elegänz, ſoviel Ideen in ſo wenig Worte, und ſoviel Antitheſen in ſo wenig Verſe zuſammenpreſſen und finden konnte. Sie, m. H. fühlten, wie billig, dieſe Concinnität, welche den ſinnreichen engliſchen Verſekünſtler charakteriſirt, und ſtrebten ihr im teutſchen nach: ein rühmlicher Vorſaz! nur war das erſte Geſetz, das Sie ſich vor der Ausführung ſelbſt auferlegen

*) Wenn doch ja ein e weg muß, warum nicht lieber, „dieſe ſtolze Ausnahm?“ In Ausnahme iſt das e am Ende bloß euphoniſch, und wird in vielen teutſchen Dialekten weder gehört noch geſchrieben: in ſtolze hingegen bezeichnet es hier das Geſchlecht des folgenden Wortes, und iſt, nach den Geſetzen der Grammatik, ſchlechterdings unentbehrlich, wiewohl ihm heller Vocal darauf folgt.

wieder zurük, ich habe mich anders beſonnen, du darfſt wohl bey unſrer Unterredung zugegen ſeyn: du weiſt, meine Tochter hat ein artiges Alter.

Amme.

Mein Treu, ich kan ihr Alter bey einer Stunde ſagen.

Lady.

Sie iſt noch nicht vierzehn.

Amme.

Ich will gleich vierzehn Zähne daran ſezen, (und doch muß ich's zu meiner Schande ſagen, ich habe nur noch vier,) ſie iſt nicht vierzehn; wie lang iſt es noch von izt bis an St. Peters-Tag?

Lady.

Vierzehn Tage, oder noch ein paar drüber.

Amme.

Sey es vierzehn Tage oder fünfzehn, das thut nichts, kommt St. Peters-Abend, ſo wird ſie vierzehn ſeyn. Süßchen und ſie (Gott tröſt ihre Seele!) waren von gleichem Alter. Wohl, Süßchen iſt im Himmel, ſie war zu gut für mich. Aber, wie ich ſagte, an St. Peters-Abend des Nachts wird ſie vierzehn ſeyn, das wird ſie, meiner Eir, ich erinnre mich's als ob's ſeit geſtern wäre. Es iſt ſeit dem Erdbeben nun eilf Jahre daß ſie entwöhnt wurde; unter allen Tagen im Jahr will ich den Tag nicht vergeſſen; ich hatte denſelben Tag Wermuth an meine Bruſt geſtreuet,

und

legen mußten, daß es nicht auf Unkosten der Sprache und Eleganz geschehen dürfe. Aber was noch das schlimmste ist: Pope gewinnt am Ende doch wenig oder nichts durch das, was die Leser bey Ihrem Streben nach seiner Gedrungenheit verlieren. Zum Beweise kann die Vergleichung Ihrer metrischen Uebersetzung der obigen Stelle mit der folgenden dienen, welche so wörtlich als möglich, und doch, wenn ich nicht irre, darum weder steif noch unteutsch ist:

„Wer lehrte unterjochte Seelen und umgestürzte Reiche zuerst den ungeheuern Glauben, viele seyen für Einen gemacht? diese übermüthige Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, um die Ordnung der Schöpfung umzukehren und ihrem Urheber entgegen zu arbeiten! Ueberlegene Stärke machte Eroberungen, Eroberung, Gesetze: bis der Aberglaube dazu kam, und den Tyrannen mit Ehrfurcht ansehen lehrte, dann die Tyranney mit ihm theilte, sie unterstützte, und aus Eroberern Götter, aus Unterthanen Sclaven machte."

Freylich ist Ihre jambische Uebersetzung kürzer und sagt im Grunde nicht weniger: aber was würde aus unsrer Sprache werden, wenn man einem Uebersetzer die Freyheiten zugestände, welche Sie sich genommen haben, um die acht epigrammatischen Verse des Engländers in zehn teutsche überzutragen? Wer kann diese stolz' Ausnahme von allen der Natur Gesetzen

zen, um Welt umzukehren" ertragen? Ich sehe wohl, daß Sie der Jamben wegen, nicht sagen konnten „dieſe ſtolze Ausnahme von allen Geſetzen der Natur um die Welt umzukehren" — aber worin beſtünde auch die Kunſt gute Verſe zu machen, wenn der Bequemlichkeit des Autors erlaubt würde, Worte nach Belieben zu verſtümmeln, zu verſetzen, des Artikels, da wo er unentbehrlich iſt, zu berauben, und was dergleichen mehr iſt? Auch der ſtrengſte Richter erlaubt ja wohl einem Dichter, der ſich ſeiner Einbildungskraft, ſeines Herzens und ſeines Ohres zu bemächtigen gewußt hat, zumahl in einem langen mühſamen Werke, eine kleine Anomalie, wenn noch dazu eine Schönheit dadurch gewonnen wird: aber es bleibt darum nicht weniger eine große Regel, daß der Dichter ſich ſelbſt nichts erlauben noch herausnehmen, und deſto ſtrenger gegen ſich ſelbſt ſeyn ſoll, je mehr er ſich auf die Nachſicht ſeines Publici verlaſſen darf.

W.

3.

An Herrn ** zu D.

Wie groß auch die Verſchiedenheit zwiſchen Pindar (nicht dem modernen Peter Pindar, ſondern dem alten Thebaner) und Lorenz Sterne ſeyn oder ſcheinen mag, ſo kommen ſie doch darin überein, daß ſie beyde gefährliche Muſter zum Nachahmen ſind; und ich müßte mich ſehr irren, oder es läßt ſich auch

von dem englischen Humoristen sagen, was Horaz von dem griechischen Odensänger sagte: daß sein Nachahmer Gefahr laufe, mehr durch seinen Fall als durch die Kühnheit seines Unternehmens berühmt zu werden. Um mit gutem Erfolg in der Manier oder, was noch gefährlicher ist, im Geschmack von Tristram Shandy zu schreiben, müßte man vor allen Dingen ein Erbe seines Genies, seiner zarten Organisation, seines Geschmacks, seines Witzes und seiner Laune, oder wenigstens in allen diesen Stücken ihm von Natur sehr ähnlich seyn. Aber, so Viel dies auch wäre, so reichte es doch noch lange nicht zu: man müßte auch seinen philosophischen Geist, seine tiefe Kenntniß des Menschen, seinen scharfen Blick in die geheimsten Falten des Herzens, die unbeschreiblich leichte Hand, womit er die feinsten Gefühl und Empfindungen in ihre oft sehr heterogene Bestandtheile aufzulösen weiß, und zu der sichersten schärfsten Zeichnung der Charakter, die er uns in so mancherley Lagen, Stellungen und Gruppierungen darstellt, auch das ganze Geheimniß seiner unerschöpflichen Kunst im Mischen und Auftragen, im Nüancieren, und beynahe unmerklichen Verfließen seiner Farben, besitzen. Noch mehr: man müßte gleich ihm, in seiner Composition und in seinem Styl, wie in seiner Seele, die ungleichartigsten und wiedersprechendsten Eigenschaften, eine Art von Ordnung und Methode mit der größten anscheinenden Planlosigkeit und Unordnung, das leiseste Gefühl für

das

das Schöne und Gute mit einem Leichtſinn der oft bis zur Leichtfertigkeit ausſchweift, die zarteſte Humanität und die innigſte Ehrerbietung für Sittlichkeit und Religion mit dem ungebundenſten Freyſinn, vereinigen; ein gleich großer Meiſter im Erhabenen und Idealiſchen, und in Carricaturen ſeyn, kurz aus allen möglichen Tonarten, mit allen möglichen Arten des Ausdrucks, in allen möglichen Rhythmen und Zeitmaßen, mit der höchſten Virtuoſität eines Tonkünſtlers, auf der menſchlichen Seele zu ſpielen wiſſen, und immer mit der äuſſerſten Schwinge an Extremen ſchweben, ohne jemals (wenigſtens nie anders als abſichtlich) anzuſtoßen, jemals bey den größten Schwierigkeiten einen Mißton hören zu laſſen, oder von der feinen Linie des ſo ſchweren und durch keine Regeln zu lernenden poco più o meno abzuweichen, wodurch das Wahre vom Falſchen, das Sublime vom Unſinn, das Schickliche vom Unſchicklichen, mit Einem Worte, wodurch ſein Yorik von einem Hofnarren und eine Grazie von einer ſchönen Bacchantin, unterſchieden iſt. Ich habe mit allem dieſem gewiß nicht wenig, aber bey weitem noch nicht Alles geſagt, was Sternen zum Einzigen in ſeiner Art und für mich (ich geſtehe es unverhohlen) unter allen Schriftſtellern zu demjenigen macht, von dem ich mich am lezten trennen ließe: und doch würde ich mit einem Nachahmer Triſtram Shandys, wenn er gleich alle dieſe verſchiedenen Gaben und Geſchicklichkeiten in keinem gemeinen Grade

in sich vereinigte, noch nicht zufrieden seyn könnten, wenn er nicht auch noch das Talent besäße, uns zu verbergen, daß er nachahme; wenn er sich nicht, anstatt seine Füße immer ängstlich in Tristrams Fußstapfen zu setzen, einen eigenen Weg zu bahnen, andere Materialien, andere Charakter in andern Situationen, oder doch die ähnlichen anders zu bearbeiten wüßte, kurz, wenn er nicht (wie Sterne) Imagination und Reichthum des Geistes und Menschenkenntniß genug hätte, um ein Werk hervorzubringen, das von dem großen Shandischen Familiengemählde wenigstens so verschieden wäre, als es Sternes *Sentimental Journey* von seinem *Tristram Shandy* ist. Finden Sie meine Foderungen an „Quisquis *Sterni*-*ani* studet imitari„ zu abschreckend? — Nun so lesen Sie die folgenden Proben, die mir vor einiger Zeit zugeschickt wurden, und fragen Sie (da wir kein Delphi noch Dodona mehr haben, wo wir uns Rathes erhohlen könnten) Stern's Genius, was ich dem Verfasser rathen soll?

Probestellen eines Romans im Geschmack des Tristram Shandy.

„Komm ich dir hin, sagte mein Vater mit rauher drohender Stimme, und meinte seinen Nachbar, der übern Zaun steigen, und ihm, wie er schon einmal gethan hatte, Aepfel aus dem Garten stehlen wollte. —

„Komm

„Komm ich dir hin„ ſagte meine Mutter mit leiſer wol-luſtathmender Stimme, als mein Vater an einem Winterabende mit ihr über Geheimniſſe des Eheſtan-des ſcherzte. — „Komm ich dir hin" ſagte mein jüngerer Bruder im ſchäckernden neckenden Tone und ſpielte mit dem Hunde. — „Komm her zu mir" ſagte mein Grosvater mütterlicher Seite, mit ſüßer menſchenfreundlicher herzenfeſſelnder Mine, zu jedem der ihn anſah. „ich möchte gerne zu dir kommen, aber die alten Füſſe verſagen mir ſchon den Dienſt." —

Und dies „komm ich dir hin" wiederhohlte mein Vater in jeder Stunde wenigſtens dreyſſig mahl." — „Komm ich dir hin" ſprachen die Augen meiner Mut-ter ſchmachtend, *) ſo oft mein Vater nur bey guter Laune zu ſeyn ſchien. — „Komm ich dir hin" hätte mein Bruder gerne vom Morgen bis in die Nacht ge-ſagt; wenn meine Mutter ihn nicht oft an den Tiſch feſtgebunden, und mein Vater ihn nicht mit der Ru-the gepeitſchet hätte. — „Komm her zu mir" ſprach mein Grosvater ſo ſanft und herzlich, ſo oft man ihn anſah', auch noch wenn man ihn an ſeinen ſchlimmen Fuß geſtoſſen hatte; zwar zog ſich dann um den Mund eine Mine die zu ſagen ſchien, „geh weg, du thuſt mir ja weh", aber das blaue Auge ſprach doch laut genug „komm nur wieder her." —

*) Ich dächte, Söhne ſollten keine ſolche Beobachtungen über ihre Mütter machen, oder — ſie wenigſtens nicht drucken laſſen.

Haſt du nun, lieber Leſer, dieſe paar Zeilen mit Aufmerkſamkeit geleſen; ſo wirſt du aus dem wenigen meinen Großvater, Vater, Mutter und Bruder, ſo gut kennen als ob du Jahre lang mit ihnen umgegangen wäreſt. —

„Da" — ſprach der Lohnſüchtige und gab dem Bettler ein kleines Stück Brod, hob aber auch, ſogleich wie er's gegeben, das Auge gierig zum Himmel empor und ſahe ob ſich's der dort oben auch merkte. —

„Da" — ſagte der Geitzige, verfolgte mit ſcheelem neidiſchen Blick den Pfennig bis in des Bettlers Hand, und ſahe darauf finſter eine Minute lang zur Erde. —

„Da" — ſprach der Weichling, und reichte mit weggewandtem Geſicht dem Elenden eine kleine Gabe. —

„Hier" — ſagte die Liebe, — „mein Freund"! gieng dem Armen, der ſchon die halbe Treppe heraufgeſtiegen war, entgegen, gab ihm reichlich, half dem Schwachen wieder die Treppe herunter, und begleitete ihn mit einem freundlichen „Vater nehmt euch in Acht" und einem ſegnendem Blick hinaus auf die Straße. —

„Guter

„Guter Andres, Märtyrer deiner eignen obwohl unverschuldeten Unwiſſenheit, endlich ſchlug die ſelige Stunde, in welcher du in das Land der hellern Erkenntnis übergiengſt, und ſchon ſind die Nebel, die deinen Verſtand hier ſo dicke einhüllten, vor dem Glanze jenes reinern Lichts zerfloſſen. —

Das ganze Forte meines Vaters war durch dieſen Todesfall in planissime (o) umgeſtimmt; ſeine Seele, die nur von einem Allegro assai zum andern übergieng, ſpielte jetzt nichts, als die rührendſten Adagios. Da ſtand er mit geſenktem kummervollen Blick und ſahe ſtarr auf ſeine rechte Hand, gleich als wollte er zu ihr ſagen: „du haſt dem guten Kerl doch auch ſo manchen Schlag zu viel gegeben„! — indem lief eine Thräne ihm die Wange herab, ſie fiel auf die Hand — und wuſch ab die Schuld, die auf ihr haftete.

Heiliger Yorik! was ratheſt du dieſem wackern Manne, nach dieſen Proben? — Ich, meines Orts, geſtehe, daß ich ein gutes Theil von der milchigten Natur des ehrlichen Oheim Tobies in mir habe, und immer der Meynung geweſen bin, man ſollte auf den Höhen und in den Thälern, — ja ſelbſt in den Schluchten und Sümpfen des Parnaſſes — alles wachſen laſſen was wachſen will und kann. Ich möchte nicht gern irgend etwas, das einen Lebenskeim hat, ohne

Noth

Noth erſticken. Wer weiß, denke ich, wozu es gut iſt? Welchem Geſchöpf es zur Nahrung oder zur Arzney dienen kann? für welche Zunge es Wohlgeſchmack, oder für welche Naſe es Wohlgeruch hat? — Alſo, wenn der Roman bereits fertig und vielleicht ſchon unter der Preſſe iſt, — nun, ſo laſſen wir ihn kommen und ſeinen Weg durch die Welt machen, wie er kann! Teutſchland iſt groß, und er kommt im lezten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts noch eben recht. —

Sollte es aber noch nicht zu ſpät ſeyn; wäre es da nicht wohlgethan, wenn wir ihm den freundſchaftlichen Horaziſchen Rath gäben:

privatas ut quaerat opes et tangere vitet
ſcripta Palatinus quaecunque recepit Apollo?

d. i. lieber einen Roman in gar keiner Manier, oder wenigſtens in ſeinem eigenen Geſchmack und in ſeiner eigenen Manier, als im Geſchmack des Triſtram Shandy zu ſchreiben?

W.

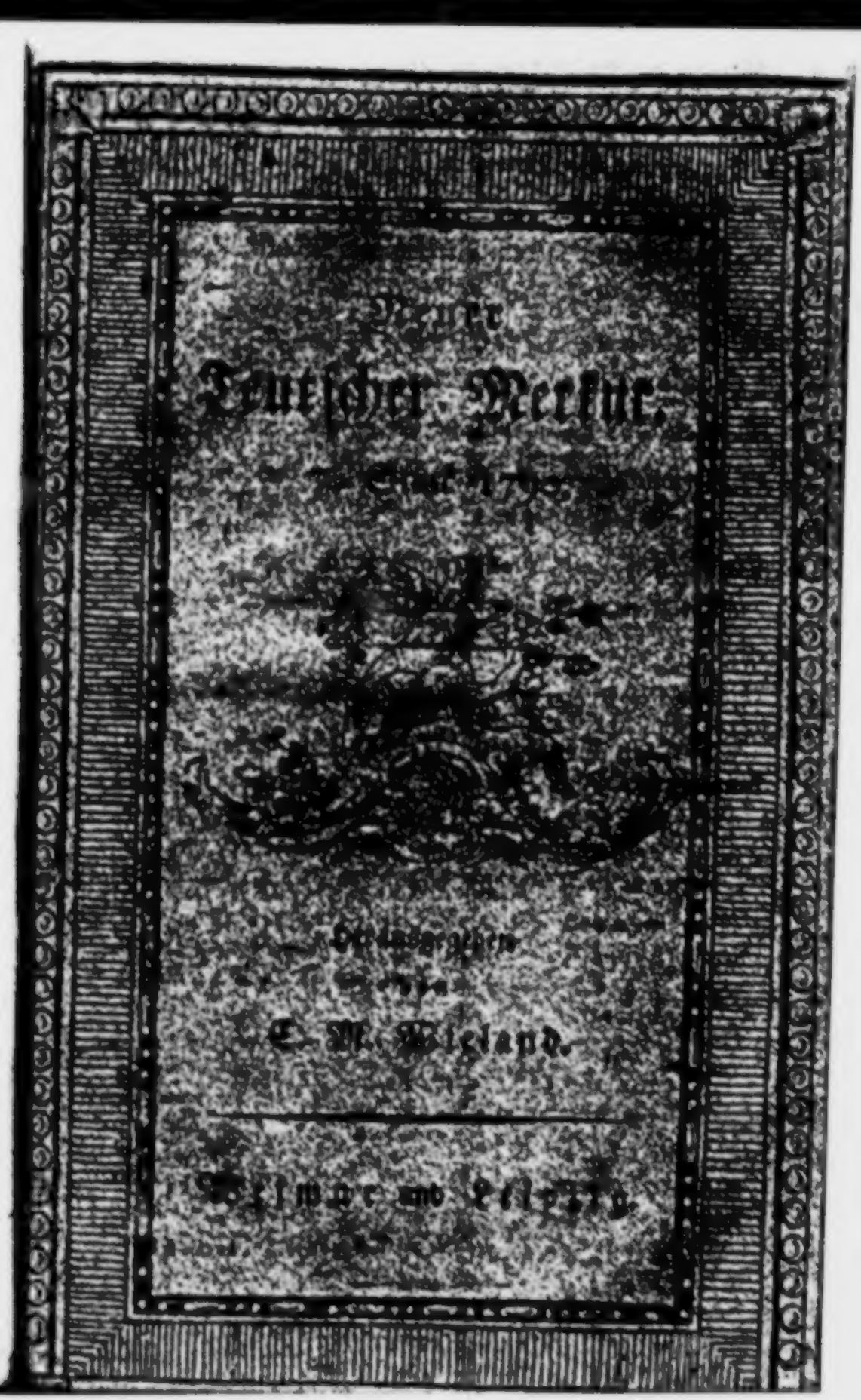

und saß in der Sonne an der Mauer unter dem Dauben-Schlag; der Gnädige Herr und Ew. Gnaden waren damals zu Mantua -- gelt, ich kan etwas im Kopf behalten? -- Aber, wie ich sagte, wie das Kind den Wermuth an meiner Brustwarze kostete, und schmekte daß es bitter war, das artige Närrchen, da hättet ihr sehen sollen, wie es so gescheid war und augenblicklich die Brust fahren ließ. Schüttle dich, sagte der Dauben-Schlag -- mein Treu! es mußte mir niemand sagen, daß ich hurtig lauffen sollte; und seitdem ist es nun eilf Jahre, denn sie konnte damals schon allein stehen; ja, bey meiner Treu, sie konnte schon lauffen, und watschelte schon allenthalben herum; dann just den Tag vorher, da sie das Loch in ihre Stirne fiel, und da hub mein Mann (Gott tröst ihn, er war ein muntrer Mann) da hub er das Kind auf; so, sagt er, fällst du auf die Nase? Du wirst auf den Rüken fallen, wenn du mehr Verstand haben wirst; wirst du nicht Julchen? Und, bey unsrer lieben Frauen! Das artige Tröpfchen hörte auf schreyen, und sagte, Ay -- so daß man sehen kan, wie endlich aus Spaß Ernst wird -- Da steh ich dafür, und wenn ich tausend Jahre leben sollte, so vergeß ichs nicht: Wirst du nicht, Julchen, sagt' er? Und das artige Närrchen, es hörte auf schreyen, und sagte, Ay!

Lady Capulet.

Genug hievon, ich bitte dich, stille!

Amme.

Ja, Gnädige Frau; und doch kan ich mir nicht helfen,

Noth erſticken. Wer weiß, denke ich, wozu es gut iſt? Welchem Geſchöpf es zur Nahrung oder zur Arzney dienen kann? für welche Zunge es Wohlgeſchmack, oder für welche Naſe es Wohlgeruch hat? — Alſo, wenn der Roman bereits fertig und vielleicht ſchon unter der Preſſe iſt. — nun, ſo laſſen wir ihn kommen und ſeinen Weg durch die Welt machen, wie er kann! Teutſchland iſt groß, und er kommt im lezten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts noch eben recht. —

Sollte es aber noch nicht zu ſpät ſeyn; wäre es da nicht wohlgethan, wenn wir ihm den freundſchaftlichen Horaziſchen Rath gäben:

privatas ut quaerat opes et tangere vitet
ſcripta Palatinus quaecunque recepit Apollo?

d. i. lieber einen Roman in gar keiner Manier, oder wenigſtens in ſeinem eigenen Geſchmack und in ſeiner eigenen Manier, als im Geſchmack des Triſtram Shandy zu ſchreiben?

Neuer
Teutſcher Merkur.

7. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Fortsetzung der Briefe über das Palais Royal zu Paris. S. 217

II. Nachrichten von dem Ritterorden der lustigen Brüder. — 258

III. Probe eines Heldengedichts, Borussiad, oder der siebenjährige Krieg. — 276

IV. Politisch-Philosophische Gespräche. — 298

V. Vermischte Briefe über litterarische und andere Gegenstände.

VI. Subscriptions-Plan der allgemeinen Geschichte der Bau- und Verzierungs-Kunst. — 322

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Avis à Meſſieurs les Souſcripteurs de l'Hiſtoire Naturelle de Buffon, Edition de Deux-Ponts.

Quand nous annonçâmes en 1784 notre Edition, nous en exceptâmes l'Hiſtoire *des Minéraux*, dont il ne paroiſſoit alors qu'un Volume. L'illuſtre Auteur l'a achevée depuis.

Pluſieurs de nos Souſcripteurs nous ayant invités à donner cet ouvrage, pour completer entierement les oeuvres de feu M. de Buffon, nous venons de mettre ſous preſſe *l'Hiſtoire des Minéraux*, qui formera 9 Volumes *in*-12, même format et même caractère que les 43 Volumes que nous avons déjà publiés.

Le prix de ſouſcription, pour les 9 Volumes en feuilles, eſt de 12 livres pour Meſſieurs les Souſcripteurs à notre Edition, à condition qu'ils nous adreſſeront leurs demandes avant le 1er Août prochain. Cet ouvrage ſe vendra 18 livres à ceux de nos anciens Souſcripteurs, qui n'auront pas fait leur demande avant le terme ci-deſſus: c'eſt le prix que payeront ceux qui n'auront pas ſouſcrit, ou ne ſouſcriront pas pour les 43 premiers Volumes.

Meſſieurs leus Souſcripteurs qui ont pris des Exemplaires en papier fin, payeront les 9 nouveaux Volumes, auſſi ſur papier fin, 15 livres, s'ils nous adreſſent leurs demandes avant le terme de la ſouſcription, ci-deſſus.

Les perſonnes qui ſouſcriront dorénavant pour les oeuvres complètes de M. de Buffon, en 52 Volumes *in*-12, ne payeront également que 12 livres de plus, au-dela des prix fixés dans nos Proſpectus pour les differentes claſſes: ſavoir pour les Exemplaires de la 4me claſſe, 239 livres, — Pour ceux de la 3me claſſe, 167 livres. — Pour ceux de la 2me claſſe, 98 livres. — Et pour ceux de la 1ere claſſe, 55 livres.

Aux Deux-Ponts, ce 10 Avril 1790.

Sanſon et Compagnie.

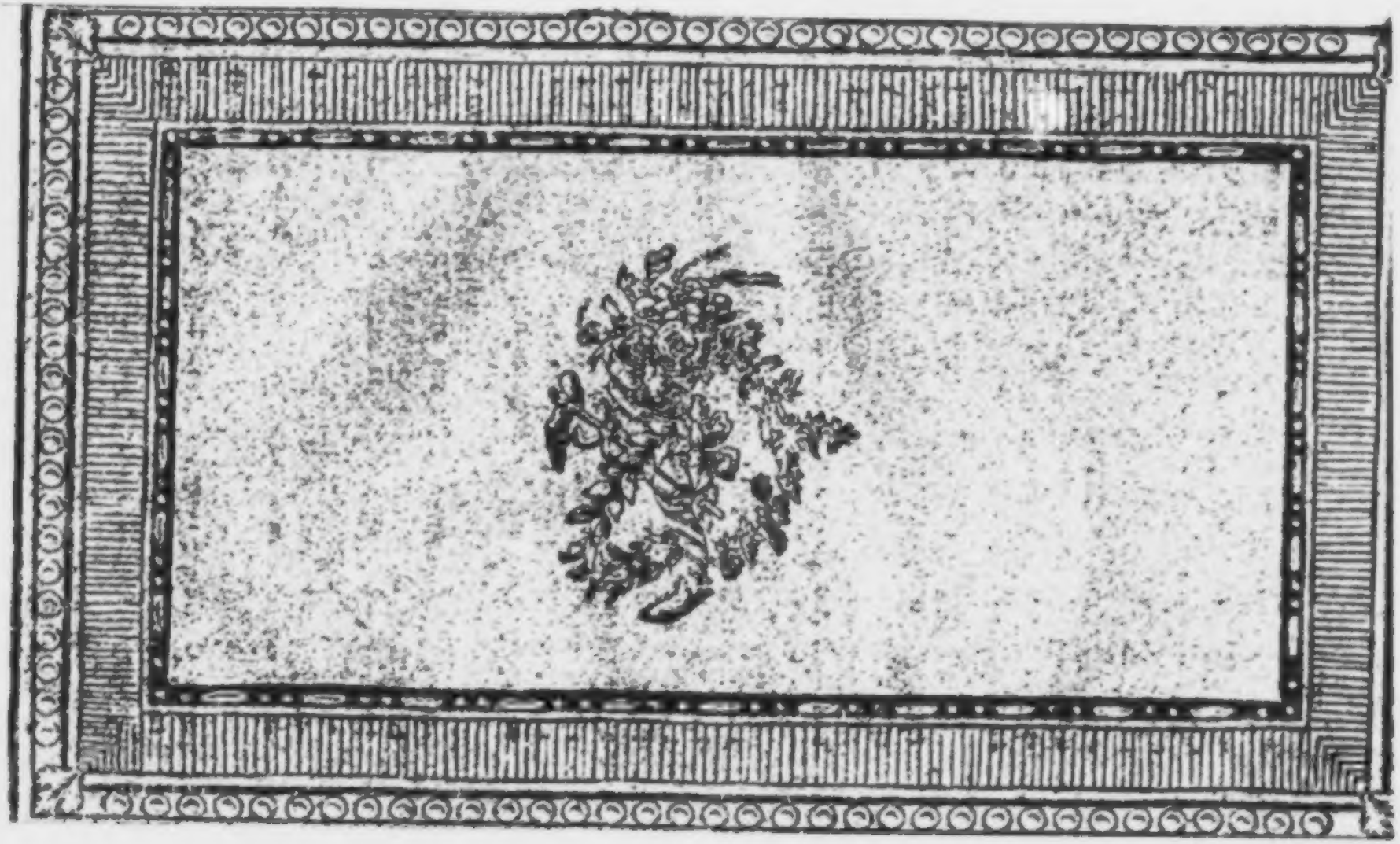

Der neue
Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1790.

I.

Fortſetzung der Briefe über das Palais Royal zu Paris.

4.

Paris, den 9ten September 1789.

Die Kaffeehäuſer bilden den zweyten Verſammlungspunkt für die Menge, die nicht bloß ſpatzieren gehen, oder die ſich nach dem Spatzierengehn ausruhen will. Es ſind ihrer ſechs, die alle mehr oder weniger groß und glänzend, lebhaft oder minder lebhaft ſind. Jedes hat ſeine feſten Gäſte, die in kein anderes gehen und die man zu den gewöhnlichen Stunden des Morgens und Nachmittags, oft auch den ganzen Tag daſelbſt findet, und die den Stock der Geſellſchaft ausmachen und den Ton angeben. So hat jedes ſein eigenes Publikum, und ſeine eigenen Lieblingsgegenſtände für die Konverſation.

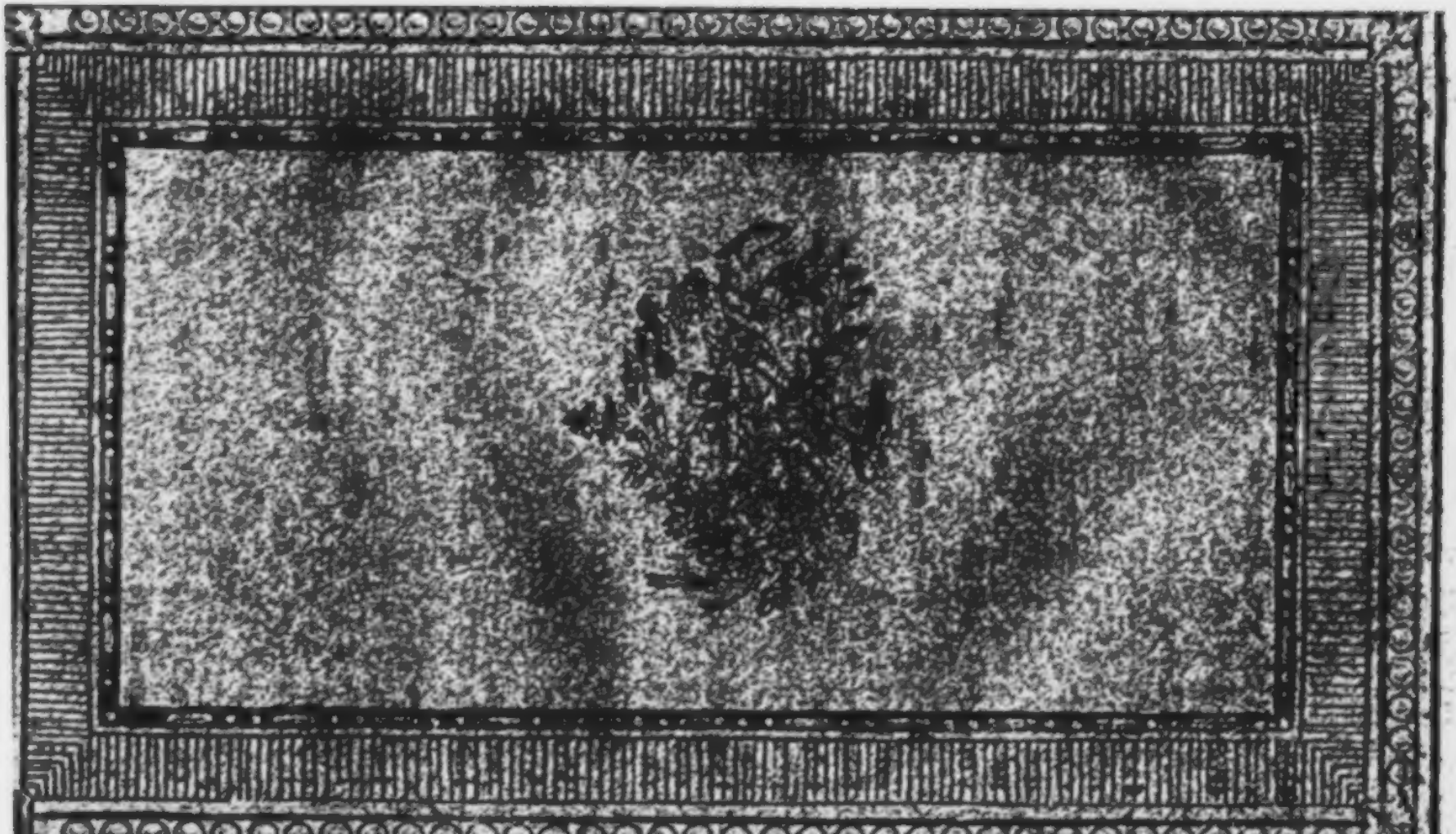

Der neue

Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1790.

I.

Fortſetzung der Briefe über das Palais Royal zu Paris.

4.

Paris, den 9ten September 1789.

Die Kaffeehäuſer bilden den zweyten Verſammlungspunkt für die Menge, die nicht bloß ſpatzieren gehen, oder die ſich nach dem Spatzierengehn ausruhen will. Es ſind ihrer ſechs, die alle mehr oder weniger groß und glänzend, lebhaft oder minder lebhaft ſind. Jedes hat ſeine feſten Gäſte, die in kein anderes gehen und die man zu den gewöhnlichen Stunden des Morgens und Nachmittags, oft auch den ganzen Tag daſelbſt findet, und die den Stock der Geſellſchaft ausmachen, und den Ton angeben. So hat jedes ſein eigenes Publikum, und ſeine eigenen Lieblingsgegenſtände für die Konverſation.

Das ſtillſte iſt das Kaffeehaus Valois, unter den Arkaden des langen Flügels nach der Straße des bons enfans. Die Tiſche darin ſind zwar immer beſetzt, aber meiſt mit ältlichen Männern in ſeidnen Kleidern und mit Degen, die ſich in beſcheidene Gruppen zuſammen ziehn, und langſam, ohne Erbitterung und Feuer, ſprechen und ſtreiten. Ich habe ſie immer für mich die Stillen im Lande genannt.

Rauſchender und, die letzten Zeiten her, das rauſchendſte, iſt das Kaffeehaus du Caveau. Lage, Größe und Alter (denn es war ſchon im alten Garten lange vorhanden) machen es hauptſächlich voll, lebhaft und berühmt. Es nimmt vier Arkaden ein, iſt mit Marmortiſchen und mit großen Spiegeln prächtig verziert, welche die ganze Länge des Gartens mit allem, was darin wimmelt, zurückgeben. Auf Säulenſtümpfen ſtehen die Büſten von Gluck, Sacchini, Piccini, Gretry, Philidor ꝛc., die, als die Oper noch in der Nähe war, hieher kamen und ein zahlreiches Publikum herbeyzogen. Vor den Arkaden im Garten hat dies Kaffeehaus noch ein großes, ſehr geſchmackvoll gebautes und verziertes Zelt, unter und vor welchem noch eine Menge Tiſche und Stühle ſtehen, die, wie die im Saale ſelbſt, nie leer werden. Man kann annehmen, daß es von Morgens um neun Uhr an bis eilf Uhr in der Nacht, die Mittagsſtunden abgerechnet, die feſte Zahl von zweyhun-

hundert Menschen im Saal und unter dem Zelte hat. Acht Aufwärter sind in beständigem Fluge.

An dem Publikum dieses Kaffeehauses bemerkt' ich, als ich das erstemal in das Palais Royal kam, daß die Franzosen die alten Franzosen nicht mehr wären. Ich fand schon Zirkel in demselben, die über die Generalstände und die Obliegenheiten, Pflichten und Verhandlungen derselben mit einer Freymüthigkeit und einem Feuer sprachen, das oft in wüthendes Geschrey, Erbitterung und unanständige Heftigkeit überging. Noch zitterte man für die Sprecher, oder lachte über sie; aber die zuhörenden Haufen in und vor demselben wurden immer bald von ihrem Feuer beseelt, und unter ihnen selbst standen neue Redner auf. So waren hier, schon zu Anfang des Junius, immer viel Hunderte von Menschen beysammen und ihre Menge stieg mit jedem Tage. Je größer sie ward, desto mehr Uebergewicht bekam der Dritte Stand. Hier war man zuerst republikanisch.

Das Kaffeehaus de Chartres, das, wie das vorige, in dem Queerflügel der neuen Anlage liegt, und drey Arkaden nach dem Garten hinaus einnimmt, auf der andern Seite aber in das prächtige Vestibule nach dem Eingange des Theaters des petits Comediens sieht, war immer ruhiger als jenes, und ist es auch geblieben. Das Publikum desselben besteht meist aus Fremden, beson-

ſen, ich muß lachen, wenn ich dran denke daß es aufhörte zu ſchreyen, und Ay ſagte; und doch bin ich gut dafür, daß es eine Beule an der Stirne hatte, ſo dik wie ein junger Hahnen-Stein, eine recht gefährliche Beule, und es weinte bitterlich. So, ſagte mein Mann, fällſt du auf die Naſe? Du wirſt rükwärts fallen, wenn du älter wirſt, wirſt du nicht, Julchen? Und da ſchwieg es, und ſagte, Ay.

Juliette.

Und ſchweig du auch, ich bitte dich, Amme, ſag ich.

Amme.

Still, ich bin fertig: Gott zeichne dich zu ſeinem Segen aus! Du warſt das holdſeligſte Kind, das ich geſäugt habe; und wenn ich nur ſo lange lebe, daß ich dich verheurathet ſehe, ſo wünſch' ich mir nichts mehr.

Lady Capulet.

Dieſe Heurath iſt eben die Sache, wovon ich reden wollte. Sagt mir, Tochter Juliette, habt ihr Luſt zum Heurathen?

Juliette.

Es iſt eine Ehre, von der ich mir nicht träumen laſſe.

Amme.

Eine Ehre? Wenn ich nicht deine leibliche Amme wä-

re,

ders Teutschen und Engländern, die hier die Zeitungen ihres Vaterlandes und Landsleute fanden. Das politische Thun und Treiben der Pariser lag ihnen nicht so nahe als diesen, und sie sprachen und lachten nach ihrer Weise und ihrem Begriffe darüber. Es ist geschmackvoll verziert, und man wird eben so gut und schnell darinn bedient, als in den übrigen. Vor demselben, ausserhalb der Arkaden, im Garten, hat es auch eine Menge Tische und Stühle; und es ist nach dem Caffé du Caveau und de Foi das besuchteste im Palais Royal.

Das Kaffeehaus de la Grotte Flamande hat nichts merkwürdiges, was die andern nicht mehr im Grossen hätten. Sein Publikum ist das geringste unter allen die hier die Kaffeehäuser besuchen, sein Lokale das kleinste. Den Namen hat es von einer künstlichen Felsenkluft, die in dessen Kellergeschoß angebracht war, und die ein Restaurateur zum Sitze gewählt hatte. Sie ist eingegangen.

Aber das größte und lebhafteste unter allen Kaffeehäusern des Palais Royal ist das vorhingenannte de Foi. Es nimmt sieben Arkaden ein. Die Säle sind mit Marmorplatten ausgelegt, und das Mauerwerk ist mit einem sehr feinen Tafelwerk und hohen und breiten Spiegeln bekleidet. Die Tische haben Platten von feinem, graugesprenkeltem Marmor, und die Tabourets sind mit

rothem

rothem Manchester beschlagen. Vor demselben ausserhalb der Arkaden an der Allee stehen Tische und eine unübersehliche Menge von Stühlen. Dieser Platz ist der Mittelpunkt des feinern Publikums, das hieher kömmt, und Kaffee, Likörs, Limonade oder Eis braucht. Hier findet man des Morgens von zehn Uhr an Weiber aus der feinen Welt in geschmackvollen Negliges bey der Schokolade, und Nachmittags von fünf Uhr an bis um zwölf bey dem Eise. Letztres besonders liefert dies Kaffeehaus in einer Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit, die ich nirgend gefunden habe.

Alte Finanziers, Militairs und Magistratspersonen, Gelehrte, Geschäftsleute und Abbés, bilden die gründlichen Cirkel dieses Publikums, und junge Officiere, Stutzer und Stutzerinnen jeder Art die glänzenden. Unter ihnen sitzen alte Damen, schon zum Theil mit wackelnden Köpfen, die hier die Anbeter ihrer Jugend wieder finden, über die gegenwärtigen Zeiten, Menschen und Sitten sich aufhalten, und die vergangenen herausstreichen. In den Saal selbst geht kein Frauenzimmer; was sie brauchen, wird ihnen von den Aufwärtern herausgebracht.

Dieß Kaffeehaus besitzt auch noch zwey der kleinen Pavillons im Garten selbst, seinem Lokale gegenüber. Dort ist die Fortsetzung des grossen, und man trifft dasselbe Publikum darin an.

Bey der Revolution spielte dies Kaffeehaus keine geringe Rolle. Vor derselben sprach darin, wie Sie denken können, alles für den ersten und zweyten Stand, während für den dritten im Café du Caveau gras't wurde. Es war auch immer eine Art von Eifersucht zwischen beyden, und sie vereinigten sich eben so langsam, als die drey Partenen in der Nationalversammlung selbst. Als aber die ersten zwey abgehauenen Köpfe durch das P. R. getragen wurden, trieb auch hier die Angst, wie zu Versailles, den ersten und zweyten Stand ohne Beding zum dritten; und ich erinnere mich wohl, daß, die ersten Tage nachher, das Kaffeehaus de Foi ungewöhnlich leer war. Die feurigsten Redner in denselben blieben weg, weil Gründe und Beredtsamkeit nicht mehr entscheiden konnten, seitdem Köpfe kugelten. Nach dem ersten gewaltsamen Uebergange kamen sie zurück, aber mit ganz andern Grundsätzen, weil doch einmal dem Menschen unter allen, was er nicht entbehren kann, der Kopf das unentbehrlichste ist. Sie fanden alles für den dritten Stand gestimmt, und schwiegen entweder, oder sprachen für ihn. Nach der Zeit bildeten sich die Zirkel hier, welche Gesandte an die Nationalversammlung abschickten, Motionen machten, und Paris wechselsweise beruhigten oder aufregten: die Masse von Verstand, Erfahrung und Kenntnisse, die sie stellen konnten, behielt die Oberhand über die flammenden Ausbrüche des Bluts und Freyheitsdranges im Caf-

fé

fé du Caveau, und ihr Uebergewicht war entschieden und ist es noch.

Das sechste und lezte Kaffeehaus ist das Italienische (Caffé Italien) und es ist eben so still und ruhig, als das Kaffeehaus Valois. Die Nation, für die es zunächst bestimmt ist, nimmt es auch meist ein, und es herrscht ein gewisser finsterer gleichsam mistrauischer Ton darin, der mir nicht gefiel, weshalb ich auch nur ein paarmal dahin gekommen bin.

Sie erkundigen sich in Ihrem lezterm nach dem berühmten Caffé mechanique? Es ist verschwunden, lieber R**, wie eine Menge anderer Anstalten, die nichts als die Neuheit für sich hatten, die sich anfangs häufig hier hervorthaten, sehr stark besucht aber bald vergessen wurden. Der Mechanismus dieses Kaffeehauses war aber artig genug. Ich will Ihnen doch mit wenig Worten eine Idee davon geben.

Die Tische in demselben standen auf hohlen Säulenstümpfen, die mit dem Keller darunter zusammen hingen. Man verlangte was man wollte, und ehe man sichs versah, sprang an der Seite, mit der Tischplatte horizontal, eine eiserne Klappe auf, und ein Teller mit dem, was man gefordert hatte, trat heraus. Ein Sprachrohr, bey dem Bureau der Kaffeewirthin angebracht, zeigte den Aufwärtern unten an, was herauf soll-

te. Das Ganze that eine artige Wirkung, und zog, so lange es neu war, zahlreiche Gäste herzu. Jezt hat in dem Saale desselben ein Kaufmann seine Niederlage und aus dem Kellergeschoß ist ein sogenanntes berceau lyrique gemacht, d. i. ein Keller, wo man englisches Bier trinkt und Würste ißt, und sich von einer ziemlich gemeinen Musik die Ohren kratzen läßt. Diese Musik ist eben das Lyrische dieses Kellers.

Uebrigens sind sich alle Kaffehäuser des P. R. in den Waaren, die sie geben und in dem Preise, wofür sie solche geben, ganz gleich. Kaffee, Limonade, Orgeat, Bavaroise, Likörs, Eis, haben sie alle, und ziemlich in gleicher Güte. Eine Tasse Kaffee kostet sechs Sous, ein Gläschen Likeur, eine Karaffe Limonade, Orgeat, Bavaroise, eben so viel. Ein Gläschen Eis, zwölf Sous. Der Besitzer des Café du Caveau ist sehr wohlhabend, der Besitzer des Café du Foi sehr reich. Ihre Aufwärter sind eben so nett gekleidet und frisirt, eben so gefügig, willig und schnell, als die Aufwärter der Restaurateurs.

Trotz dem nie abreißenden Gewühl in denselben wird man nie errinnert, das Geld voraus zu geben, wie es wohl an öffentlichen stark besuchten Orten in Teutschland zu geschehen pflegt, was beständig eine drückende Unhöflichkeit ist, die rechtliche Menschen einiger verächtlichen wegen über sich ergehen lassen müssen. Wenn man,

nach-

nachdem man getrunken hat, keinen Garçon rufen will, ſo legt man das Geld zu ſeiner Taſſe oder zu ſeinem Glaſe und geht. Wer es durch einen Zufall vergißt, iſt nicht in Gefahr, zurück gerufen, oder ſelbſt, wenn er wieder kömmt und ſich nicht daran errinnert, gemahnt zu werden. Ah, Monſieur, vous etes bien sûr, oder vous etes bien bon! ſagen die Garçons, wenn man ſich ſelbſt daran errinnert, und wenn ſie einen das erſtemal in ihrem Leben geſehen haben. Doch wollte ich niemand rathen, daß er auf dieſe Nachſicht hin das Vergeſſen hinter einander oft wiederholte. Sie haben einen ſehr geübten Blick, und würden nach mehreren Fällen, wenn man wieder etwas verlangte, mit einem verbindlichen Achſelzucken ſagen: Pardonnez moi, Monſieur! und nichts bringen, aber ſich auch weiter in keine Erläuterung einlaſſen. Ich muß geſtehen, daß ich in dieſem Benehmen wahre Feinheit und Kultur finde: der Betrüger wird ſolchergeſtalt nicht öffentlich zu Schanden gemacht, und der Betrogene entgeht der Nachrede, daß er um ſolche Kleinigkeit öffentlich Lärm anfangen kann. So iſt es in allen übrigen Kaffeehäuſern, bey den Reſtaurateurs, und den gewöhnlichen Speiſewirthen von Paris.

Am lebhafteſten ſind die Kaffeehäuſer des Palais Royal des Morgens von neun bis eilf, des Nachmittags von drey bis ſechs, und des Abends

von acht bis eilf Uhr. Die genügsamen Franzosen nehmen häufig ihr Abendbrod in den Kaffeehäusern, das in nichts besteht, als in einer Karaffe Limonade, oder Orgeat oder Bavaroise, wozu sie das Halbschied Wasser gießen, und worein sie eins oder zwey kleine Brode, das Stück zum Sous tunken.

5.

Paris, den 10ten Sept. 1789.

Es war natürlich, daß dem Hange der Pariser zu Spektakeln hier, wo ihrer täglich soviel tausende beysammen waren, Befriedigung und Abwechselung geboten werden mußte. Auch waren die Mauern der einzelnen neuen Flügel kaum trocken, als kleinere und größere Theater aller Art schon in denselben aufgingen. Marionetten und Kinder fingen an, und man glaubte, daß sich neben der Oper, dem Theatre François und dem Theatre Italien, keine neue Bühne, von erwachsenen Schauspielern betreten, in Paris würde erhalten können; aber bald arbeiteten sich die Varietés amusantes hervor, und diese Bühne ist keine unbeträchtliche Nebenbuhlerin der sogenannten drey Hauptbühnen geworden. Sie ist täglich in Arbeit und täglich voll.

Das zweyte größere Theater besitzen die sogenannten petits Comediens, die immer noch stark

besucht werden, und wiederum einige Besonderheiten haben, die man in den Varietés amusantes nicht findet. Von beyden gebe ich Ihnen vollständige Nachrichten, wenn ich auf die Theater und das Theaterwesen von Paris komme.

Die Ombres Chinoises, die ihren Sitz hier auch haben, sind diesen ganzen Sommer geschlossen gewesen und haben ihre Vorstellungen erst vor einigen Tagen wieder aufgenommen. Sie haben nicht mehr den Zulauf, den sie anfangs hatten; wie man überhaupt der kleinlichen Vergnügungen, die mehr durch Neuheit als durch innern Gehalt anziehen, immer bald satt wird. Ein Herr Seraphin ist der Stifter und Direktor dieses Theaters, das einen ganz artigen Saal, aber statt alles Orchesters ein Klavier hat, welches die Zwischenakte ausfüllt. Die Akteurs sind Marionetten, zehn bis zwölf Zoll hoch, aber sie übertreffen an artiger Figur, Geschmeidigkeit und Natürlichkeit alles, was ich je in der Art gesehen habe. Die kleinen Scenen, die sie aufführen, haben zuweilen viel Salz und Geist, und ich muß gestehen, daß ich jedesmal herzlich gelacht und keinen Augenblick lange Weile gehabt habe. Die Gravität dieser kleinen Wesen, die sie bey den witzigsten Einfällen nicht verlieren, hat viel Possierliches. Diese ganze Anstalt erhält sich bloß dadurch, daß bey ihren Vorstellungen die Phantasie des Zuschauers in beständiger Bewegung bleibt.

Es war das erste Theater, welches sich im P. R. setzte.

Bald nach demselben gingen zwey andere Marionettentheater auf. Das eine waren italienische Fantoccini, das andere gab seinen Puppen den Namen Pygmées François. Beyde erhielten sich nur kurze Zeit. Etwas länger ein drittes, das mehr ins Große ging. Es waren auch Fantoccini, welche die besten Opern von Anfossi, Paisiello ꝛc. aufführten und ein artig besetztes Orchester hatten. Man ward ihrer aber auch bald satt.

Ausser diesem war auch eine Zeit lang ein sogenanntes Musée des enfans hier vorhanden. Kinder stellten kleine Scenen vor, die mit Lektionen aus der Naturlehre, Geschichte, Geographie ꝛc. nach Art der bekannten Schummelschen Kinderspiele, verwebt waren; und Eltern, die mit ihren Kindern als Zuschauer hieher kamen, konnten letztere einen Wettstreit mit den kleinen Acteurs eingehen lassen. Es ist keine Spur mehr davon da.

So ging es auch dem Theater des Menus-Plaisirs du Palais Royal, einem Marionettenspiele für Kinder und Ammen.

An die Theater schließen sich die Seltenheiten der Kunst und Natur, die man hier für Geld sehen läßt, die aber oft eben sobald verschwinden, als sie erscheinen. Das Kabinet von Wachsfigu-

ren,

ren, das ein Teutscher, Namens Kurtius, hier hält, findet noch immer viel Beyfall. Es nimmt zwey Arkaden ein, und stellt eine Menge merkwürdiger Männer und Weiber, bunt untermischt mit Kindern, Blumen, Früchten und dergl. auf.

Eine Riesin ließ sich auch diesen Sommer hindurch für Geld hier sehen. Der Anschlagzettel nannte sie la jolie Géante Prussienne (die artige preußische Riesin) weil doch einmal alles „joli,“ seyn muß, was hier ansehenswerth seyn soll, so viel man auch gegen den Widerspruch zwischen jolie und géante einzuwenden haben möchte. Ich fand eine ziemlich große, aber nicht riesenhafte weibliche Figur, die eine etwas unartige Beule über dem linken Auge hatte, und eine eben so unartige Rundung unter der Chemise von Musselin nicht mehr verbergen konnte, welche auf die baldige Erscheinung eines „joli géant“ sehr in die Augen fallend deutete. Sie und ihr Begleiter erzählten mir von hohen Gönnern, von Landpartien ꝛc. im pommerschen Dialekt. Alle Umstände zusammen genommen, war es mir sehr wahrscheinlich, daß der erlauchte Besitzer des Palais Royal, dessen Geschmack in gewissen Dingen ein wenig verschoben ist, mit seinen Launen auch auf diese Riesin gefallen seyn möchte, und es war mir, als ob ihre Blicke jedesmal, wenn sie von erhabenen Gönnern sprach, wohlgefällig über die Erhabenheiten der Chemise hinabglitten.

Die

re, ſo würd' ich ſagen, du habſt die Weisheit mit der Milch eingeſogen.

Lady Capulet.

Gut, es iſt nun Zeit daran zu denken; es giebt hier in Verona jüngere als ihr, und Frauenzimmer von Stand und Anſehen, die ſchon Mütter ſind. Bey meiner Ehre, in dem Alter worinn ihr noch ein Mädchen ſeyd, war ich ſchon eure Mutter. Ich will's alſo kurz machen, und euch ſagen, daß ſich der junge Paris um euch bewirbt.

Amme.

Ein Mann, junges Fräulein, ein Mann, deſſen gleichen in der ganzen Welt -- Sapperment! es iſt ein Mann wie in Wachs boſſiert.

Lady Capulet.

Verona's Sommer hat keine ſchönere Blume.

Amme.

Das iſt wahr, er iſt eine Blume; mein Treu, eine wahre Blume.

Lady Capulet.

Was ſagt ihr dazu? Gefällt euch der Cavalier? Ihr werdet ihn dieſe Nacht bey unſerm Gaſtmahl ſehen; beobachtet ihn recht, ihr werdet geſtehen müſſen, daß nichts liebenswürdigers ſeyn kan. Er iſt eurer würdig, und wird

euch

Die ersten Tage meines Hierseyns zeigte man noch unter den hölzernen Galerien, die schöne Julinia, eine halbnackende weibliche Figur, die mit einer fleischfarb gemahlten Haut bekleidet war, und mit schwimmenden Haaren, wie schlafend, auf einem Kanapee lag. Ein Theil ihres Busens war von dem Haar, der übrige Theil ihres Körpers bis unter das Knie, von einer wogenden Draperie überwebt. Die Arbeit war täuschend der Natur nachgebildet und nachgemahlt, und Neugierige gaben etwas mehr, um noch etwas mehr zu sehen. Sie ist endlich als sittenlos und unanständig aus dem P. R. verwiesen worden.

Auch ein Taschenspieler war noch vor einiger Zeit hier, der zugleich Unterricht in seiner Kunst gab und alle dazu nöthige Werkzeuge verkaufte.

Zu den Merkwürdigkeiten dieser Art gehört auch der künstliche Schuß, der, so bald es Mittag ist, von selbst fällt, und nach welchem täglich Tausende von Uhren gestellt werden. In der Mitte des Queerflügels der neuen Anlage ist ein Meridian angebracht, der durch einen Kanonenschuß den Mittag ankündigt. Das Zündloch der Kanone ist eine halbe Linie breit und zwey Zoll lang und in der Richtung der Mittagslinie gestellt. Zwey Alidaden stehen vertikal auf einer horizontalen Scheibe, und tragen ein Linsenglas, das man, mittelst ihrer, alle Monate nach der Sonnenhöhe dergestalt richtet, daß der Brennpunkt desselben

jedes-

jedesmal auf das Zündloch der Kanone fällt. Sobald nun die Strahlen der Mittagssonne konzentriert auf die Linie treten, die das Zündloch der Kanone bildet, so entzündet sich das Pulver und der Schuß geschieht. Der Erfinder dieser neuen Art von Uhr ist ein Herr Rousseau.

Es muß Ihnen schon eingefallen seyn, lieber R**, ob es, unter den Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Luxus, die sich hier drängen, nicht auch Bäder gebe? Nein, es giebt hier keine. Die Kleidung und die Art, wie wir unsre Zeit vertheilen, scheint sich überall in Europa zunächst gegen das Vergnügen des Badens aufzulehnen, wenn es auch schon das Klima zum Theil mit bewirkt. In den Morgenländern hat die Badelust und Badekunst von jeher ihren Sitz gehabt und behalten, und wenn die alten Römer beyde nach Rom überpflanzten, so scheint es mehr Nachahmungssucht, Luxus und Verschwendung gewesen zu seyn, als wirkliches Bedürfniß; denn bey den neuern Römern gehört das Baden nicht nothwendig mehr zur Existenz, wie Essen und Trinken.

Da indessen nichts im P. R. vergebens gesucht werden sollte, so hatten sich vor ein paar Jahren Unternehmer gefunden, die ein Hotel des bains de S. A. S. Mgr. le Duc d' Orleans einrichteten und eröffneten. Die Anstalt nahm acht Arkaden ein, war von der Societé Royale de Medecine untersucht und gebilligt, hatte auf ebener Erde

und

und im Halbgeschosse niedlich verzierte Kabinetter, mit Wannen, sehr feines Linnen, saubre Betten und gab kalte, laue, warme, einfache und zusammengesezte Bäder; aber trotz dem allen haben sie sich nicht erhalten können, und sind mit Schaden geschlossen worden. Wer in das P. R. kömmt, ist meist sorgfältig angezogen; und wer baden will, wählt sich lieber einen stillen Ort, wo er unangezogen und unbemerkt kommen und gehen kann.

6.

Paris den 11ten Sept. 1789.

Es fehlten dem Palais Royal noch zwey unentbehrliche Dinge zum Lebensgenusse: **Musik** und **Tanz**. Aber auch diese sollte man nicht vermissen, und so bekam der Cirkus seine Entstehung. Alles übrige, was man mit demselben vorhat, ist nur Nebensache, ob es gleich nützlich ist. Das große Lokale konnte nicht immer mit Konzerts und Bällen ausgefüllt werden, also wollte man, wie Sie bald sehen werden, einige nützliche Anstalten damit verbinden.

In einem meiner vorigen Briefe habe ich Ihnen gesagt, daß das Aeussere dieser Anlage über der Erde dazu bestimmt ist, dem Palais Royal auch die Reize einer ländlichen Natur, insofern sie in einem das Auge erfrischenden Grün liegen, mit-

mitzutheilen. Daß dieſe Abſicht nicht ganz erreicht wird, habe ich, nach meinem Gefühle, bemerkt; aber erreicht oder nicht erreicht, ſie war nicht im Hauptplane dieſes ſonderbaren und höchſtmerkwürdigen Gebäudes: denn das Grün ſollte nur ſein Rock ſeyn. Der Cirkus iſt gleichſam der Kapitalſtein in dem Ringe Palais Royal.

Mitten im Garten geht dies Gebäude in der Geſtalt einer Parallelogramms, das an beyden Enden abgerundet iſt, zehn Fuß über der ebenen Erde empor und dreyzehn Fuß in die Erde hinein. Die Auſſenſeite über der Erde iſt mit zwey und ſiebenzig joniſchen Säulen verziert, die, wie das Mauerwerk, welches ſie verbindet, mit einem grünen Gitterwerk verkleidet ſind. Zwiſchen dieſen in gleicher Entfernung ſtehenden Säulen befindet ſich abwechſelnd ein hohes Fenſter, das die innere obere Galerie erleuchtet, und eine Büſte, die auf einem weißen nach unten ſpitz zulaufenden Säulenfuße ruhet.

Damit der Garten, wenigſtens für das Auge, nicht an ſeinem Raume durch dieſe Anlage verlöre, ſo hat man die Fenſter auf beyden Seiten einander gegenübergeſtellt, ſo daß man durch den Cirkus hindurch in die Arkaden des Palais ſelbſt ſehen kann. Dieſe Anordnung hat die bezweckte Wirkung erreicht, beſonders da die Fenſter breit, hoch und hell ſind. Das Ganze bekränzt eine Ballüſtade, die eine Terraſſe, mit Stauden, Geſ

büschen und Blumen aller Art besezt, bunt einschließt.

Vier Avantkorps, wovon zwey halbzirkelförmig an den beyden Enden und die beyden andern in gerader Linie in der Mitte hervorspringen, ruhen jedes auf zwölf jonischen Säulen, und sind mit grünem Gitterwerk und mit Vasen und Büsten verziert. In jedem derselben sind drey Thüren zum Eintritt in das Innere der Anlage. Von einem dieser Avantkorps zum andern laufen sechs Fuß breite Kanäle voll lebendigen Wassers, welches ihnen durch Fontainen, die, eine um die andre, in einzelnen und dreyfachen Strahlen springen, mitgetheilt wird. Ein starkes und sehr geschmackvoll gearbeitet eisernes Gitter faßt diese Kanäle ein.

Die mittlere Thüre in jedem dieser Avantkorps führt in ein Vestibüle, das zur rechten und linken eine Treppe hat, auf welcher man in die unterirdische Galerie und in den großen Saal hinabsteigt. Die beyden andern Eingänge leiten jeder zu einem eigenen Vestibüle, die auf die oberen Galerien und zu einer Treppe führen, auf welcher man auf die Terrasse gelangt, die über diesen Galerien ist.

Das Innere des Gebäudes zu ebener Erde ist ein großer, fein gedielter, dreyhundert Schritte langer und funfzig Schritte breiter Saal. Zwey und siebenzig starke, gestriefte, dorische Säulen um-

umgeben ihn, und zwiſchen dieſen läuft eine Galerie herum. Die Säulen tragen eine Wölbung rund umher, die über die Galerien hervorſpringt und ſich auf beyden Seiten, in der ganzen Länge, bis auf achtzehn Fuß nähert, welche Oeffnung mit einer prächtigen Fenſterdecke geſchloſſen iſt, die bey Tage den Saal von oben herab erleuchtet.

Ueber dem Hauptgeſimſe der Säulen iſt jene Wölbung rund herum von zwey und ſiebenzig Arkaden durchbrochen, die unter die Galerie zu ebner Erde auslaufen und Balkons bilden, von welchen man in den Saal hinabſieht. Dahinter ſind ſechs und dreyßig geräumige Gewölbe für Waaren aller Art angebracht.

Sie ſehen aus dieſer Skitze, daß die Baukunſt alles in Bewegung geſezt hat, was ſie Majeſtätiſches, Freyes, Helles und Heiteres hervorzubringen vermag, und aus der oben angegebenen Länge und Breite des großen Saals ſehen Sie, daß ſich ein ſehr zahlreiches Publikum darin über und unter der Erde verſammeln kann.

Die Anlage iſt erſt vor einigen Tagen dem Publikum geöffnet worden. Man hatte allerley Konjekturen über ihre eigentliche Beſtimmung, ſo lange, bis ein eigenes gedrucktes Blatt, von dem Unternehmer der Anſtalt ausgegeben, ſie dem Publikum bekannt machte. Ich lege dieſe Ankündigung zum Grunde, und ſage Ihnen ſodann, was

von den darin gegebenen Verſprechungen bis jezt gehalten oder noch nicht gehalten iſt.

Anſtändige und manigfaltige Vergnügungen ſollen dem Publikum geboten, dieſe ſollen mit nüzlichen Anſtalten verbunden, und eine erleſene Societät, die keinen Stand, keinen Rang, keinen Charakter kompromittirt, ſoll darin zuſammen gezogen werden.

Das Quartier des Palais Royal war von jeher ein Beſtellungspunkt für Fremde aus allen Gegenden von Europa: jezt ſoll der Cirkus dieſer Punkt werden, mit dem Unterſchiede, daß damals der Garten aller Welt offen ſtand, dieſer aber nur Perſonen offen ſeyn ſoll, die durch und bey der Subſcription zum Eintritte dargethan haben, daß ſie der darin zu verſammelnden Geſellſchaft werth ſind.

Der Cirkus ſoll des Sommers von ſieben und des Winters von acht Uhr an offen ſeyn, in allen Jahreszeiten aber um eilf Uhr des Abends geſchloſſen werden. Von neun Uhr des Morgens an bis zwölf ſollen vier verſchiedene Vorleſungen von geſchikten Profeſſoren unentgeldlich gehalten werden. Künſtler aller Art ſollen Erlaubniß bekommen, ihre Arbeiten hier auszuſtellen, ihre Talente bekannt zu machen, und zugleich den Beſuchern des Cirkus den Genuß neuer und ſchöner Kunſtwerke, wie deren Ankauf, zu verſchaffen.

Ein groſſes Orcheſter, das funfzig Muſiker faßt, ſteht in der Mitte des groſſen Saals, und ſoll alle Abend die erleſenſten Stücke groſſer Meiſter aufführen. Maſkirte und unmaſkirte Bälle ſollen in den verſchiedenen Jahrszeiten gegeben und jedesmal in den öffentlichen Blättern vorher angekündigt werden. Sonnabends iſt Ball bloß für die Subſcribenten. Junge Leute, die ſich auf die Tanzkunſt legen, können mit hieher gebracht werden, damit ſie unter den Augen eines zahlreichen Publikums den anſtändigen Muth bekommen, der bey ihrer Kunſt ſo nöthig iſt.

Ein Pavillon für einen Kaffeewirth ſteht an dem einen Ende des groſſen Saals, und ein zweyter für einen Reſtaurateur an dem andern. Beyde ſind ſehr geſchmackvoll und bequem eingerichtet, und erſterer mit einer Einfaſſung umgeben, die für fünf hundert Perſonen Raum genug hat. Der Pavillon des Reſtaurateurs iſt in vier und zwanzig Kabinetter abgetheilt, worin mehrere Perſonen, von den übrigen ungeſehen, bewirthet und mit den feinſten Speiſen jeder Jahrszeit verſehen werden können. Zwey Billards ſollen in zwey ſchönen Sälen den Subſcribenten offen ſtehen. Acht groſſe Oefen und fünf beſondre Kamine ſollen das Ganze im Winter warm halten, und dicke Fußtapeten, in der ganzen untern Galerie herum, die Beſucher des Cirkus vor Erkältung der Füße ſchützen. Im Sommer wird, wie es die

ganze Anlage mit sich bringt, selbst bey der drükkendsten Hitze, eine angenehme Kühlung im Innern herrschen. Man unterzeichnet für den Genuß des Cirkus jährlich mit zwey und siebzig, halbjährlich mit acht und vierzig und vierteljährlich mit sechs und dreyßig Livres. Der Abonnent bekömmt eine Karte, die aber nur für seine Person gilt. Man kann auch Eintrittsbillets für einzelne Tage zu sechs und dreyßig Sous bekommen, die man am Eingange abgiebt, und wofür man eine Kontremarke mit der Aufschrift **Erfrischung** (Rafraichiſſement) bekömmt, auf die einem beym Restaurateur ein Karaffon Wein und Brod, und beym Kaffetier eine Taſſe Kaffee oder eine Karaffe Limonade oder Orgeat verabfolgt wird. Die Subſcribenten bekommen ſolch eine Kontremarke nicht. An Tagen, wo der Hof oder der Herzog von Orleans oder andre Herrſchaften Feſte im Cirkus geben wollen, bleiben die Anſprüche der Abonnenten ausgeſetzt, ſo wie in den Fällen, wo der Unternehmer Feſte zum Beſten der Armen veranſtalten wird.

Sie ſehen aus dieſem Plane, was man im Cirkus alles zu ſuchen und zu erwarten hat, wenn er erſt im Schwunge iſt. Dies iſt er noch nicht ganz, aber es iſt zu vermuthen, daß er ſehr bald ein glänzender Verſammlungspunkt der beſten und ausgeſuchteſten Societät von Paris werden wird.

Er ward den dritten dieſes Monats zuerſt eröffnet, und Sie können glauben, daß ich keiner der lezten war. Man forderte zum Eintritte drey Libres, und bey dieſem Preiſe iſt es bis jetzt geblieben, da die Subſcription noch nicht ganz im Reinen iſt. Der Einlaß war in dem Avantkorps, den hölzernen Galerien gegenüber. Acht und zwanzig prächtige große Kronleuchter hingen der Länge nach von obenherab in dem Saale, und zwey und und ſiebzig kleinere in der untern Galerie zwiſchen den Arkaden. Dies that eine unglaublich prächtige Wirkung. Der Abglanz ſo vieler Lichter ſpiegelte ſich an der großen Fenſterdecke, und erleuchtete das weitläuftige, prächtige Säulengeſchlinge ſo üppig, daß man in dem entfernteſten Winkel der obern und untern Galerien Bleyſtiftſchrift leſen konnte. Die obere Galerie war reichlich mit Zuſchauern beſetzt, das große Orcheſter in voller Arbeit, und im Saale ſelbſt ein Gewimmel wohlgekleideter Menſchen von jedem Alter und Range, die theils an den Seilen herum, theils unter den Pavillons des Limonadiers und Reſtaurateurs ſaßen, theils in der bunteſten Miſchung im Saale ſelbſt auf und abſtrömten, theils in dichten Haufen um das Orcheſter ſtanden. Um neun Uhr ging der Ball an, und alles drängte ſich um die Tänzer her. Um eilf Uhr verzog ſich das Gedränge. Meine Erwartung war vollkommen befriedigt worden.

euch glüklich machen (*) -- Doch, ihr habt ihn ja ſonſt ſchon geſehen; ſagt, mit einem Wort, könnt ihr euch ſeine Liebe gefallen laſſen?

Juliette.

Ich will ihn erſt genauer betrachten; alles was ich itzt ſagen kan, iſt, daß meine Augen allezeit durch euern Willen geleitet werden ſollen.

Ein Bedienter zu den Vorigen.

Bedienter.

Gnädige Frau, die Gäſte ſind angekommen, das Eſſen iſt aufgetragen, man wartet auf Euer Gnaden und mein junges Fräulein, man ſucht auf die Amme im Speißgewölbe, und alles iſt in der Extremität. Ich muß wieder zur Aufwartung; ich bitte euch, kommet augenblicklich.

Lady Capulet.

Wir kommen -- Juliette, es wird den Grafen nach dir verlangen.

Amme.

Geh, Mädchen, und ſuche zu deinen guten Tagen auch glükliche Nächte.

(Sie gehen ab.)

(*) Man hat gut gefunden dieſe Rede zu verändern und abzukürzen. Sie iſt im Original die Grundſuppe der abgeſchmaktesten Art von Witz, und d.s Characters einer Mutter äuſſerſt unwürdig. Pope ſcheint zu vermuthen, daß ſie von Schauſpielern eingeflikt worden ſey.

Bis jetzt ist der Cirkus, oder der Salon national, nur zweymal wöchentlich geöffnet worden, und der Eintritt blieb auf drey Livres festgesetzt. Die Vorlesungen und Ausstellungen haben noch nicht statt gehabt, und die sechs und dreyßig Kaufmannsgewölbe sind noch zu. Ist das Ganze erst im Gange, und ist es zu einer gewissen Festigkeit gelanget, so wird dieser Punkt einzig in seiner Art in der Welt seyn.

7.

Paris, den 12ten Septbr. 1789.

Ich darf nichts vergessen, l. R**, was zur Charakteristik des P. R. gehört, weil ich sonst aus der Acht lassen müßte, was zur Charakteristik der Verfeinerung, Verderbtheit und des Uebermuths der menschlichen Natur überhaupt gehört: also muß ich Ihnen auch von den käuflichen Weibern und Mädchen, die theils im P. R. selbst wohnen, theils hieher kommen, um mit Waaren zu handeln, die verschenkt werden müssen, wenn sie nicht Ekel, Geringschätzung und Gefahr im Gefolge haben sollen, eine vollständige Schilderung zu geben. Am unanstößigsten glaube ich mich mit Ihnen über diesen Gegenstand besprechen zu können, wenn ich ihn, ohne alle Rücksicht auf Moralität und Immoralität, bloß als ein Uebel, das einmal da ist und durch nichts ausgerottet werden kann,

kann, und als ein Mittel ſich zu nähren, als Kauf und Verkauf, behandle. Es giebt Gift in allen Apotheken neben ſehr heilſamen Arzeneyen, aber nur dem ſchadet es, der es nimmt; der Apotheker kann nicht angeklagt werden, daß er es hat, und der Scheidekünſtler nicht, daß er es zergliedert: aber ſchuldig ſind beyde, wenn ſie es empfehlen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Menſchenforſcher und dem Sittenmahler.

Das Publikum im P. R. iſt das ausgeſuchteſte und reichſte, mithin das ekelſte und übermüthigſte in Paris. Was man ihm zum Kauf und Genuß bietet, muß alſo erleſen ſeyn. Daher kömmt es, daß die öffentlichen Mädchen, die hier wohnen und herumſchwärmen, die ſchönſten, artigſten, anſtändigſten und geputzteſten, und eben deshalb die koſtbarſten in Paris ſind.

Ich habe Ihnen in einem meiner Vorigen geſagt, daß ihre Anſprüche auf das Palais Royal ſehr alt, daß ſie aber mehr angemaßt, als anerkannt ſind. Dies iſt noch jezt der Fall. Als die neuen Anlagen hervorgiengen, hatte man ein wachſames Auge auf die, die ſich als Bewohner und Bewohnerinnen derſelben meldeten, und man war Willens, Mädchen und Weibern von zweydeutigem Gewerbe Dach und Fach ganz darin zu verſagen; aber ſie fanden ſoviel Schleifwege, Vorwände und Verkleidungen, durch die ſie ſich einſchlichen, daß man bald ſahe, es ſey vergeblich,

den Strom zu hemmen. Man giebt ihnen also Wohnungen, und läßt sie sich sehr theuer bezahlen. Pensions heißen die Haushaltungen, wo ihrer zwey oder drey unter den Augen einer sogenannten Gouvernante beysammen sind; Ouvrieres nennen sich die von den geringern Klassen, die allein wohnen; Marchandes de modes andre, die einen höhern Rang behaupten; und die vornehmsten lassen sich einschreiben als junge Wittwen, die von ihrem Gelde leben. Diese Verkappung verlangt die Decenz, deren Aeusseres wenigstens in den Ringmauern eines fürstlichen Pallastes, beobachtet werden muß. Ihre innern Haushaltungen, Rathen und Thaten sind aber vor jeder Nachfrage, Untersuchung und Störung sicher. Die Anzahl derer, die im Palais Royal wohnen, mag sich auf anderthalb hundert, und die zum Besuche dahin kommen, aber sämtlich in der Nähe desselben untergebracht sind, auf zweyhundert belaufen. Dies ganze Heer wird den Tag über von Morgens um neun Uhr an bis in die späteste Nacht nach und nach sichtbar. Welche reiche Wahl für rohe und künstliche Sinnlichkeit, für verschobene und gesunde Phantasien!

Die Klassen dieser Mädchen sind so verschieden, als die Klassen des Publikums selbst, das in das Palais Royal kömmt. Im Alter steigen sie von dem zwölften Jahre bis in das vierzigste, im Anzuge von dem Korset bis zum Schleppkleide, im

Preise

Preiſe von einem kleinen Thaler bis zu zehn neuen Louisd'or. Alle Farben, Figuren und Charaktere, alle körperliche und geiſtige Reitze, alle Verlarvungen, Aufputze und künſtliche Aufſtutzungen findet man hier in unglaublicher Mannigfaltigkeit beyſammen. Neben einer furchtſamen Kleinen mit heuchleriſch niedergeſchlagenen Augen, ſpreitzt ſich eine Große im Pfauenſtaat; neben einer ſchmächtigen Blonden, trippelt eine gedrungene Braune dahin; einem feinen blendend weiſſen und zarten Geſichte kömmt eine ſchwarzgelbe Mohrin mit weiten Nüſtern und aufgeworfenen Lippen entgegen; einer beſcheidenen weiſſen Haube verrennt ein großer von Federn ſtarrender Hut, Weg und Blicke; zu der ängſtlichen Haltung der einen, macht das lockere, lebhafte Weſen der andern, und zu dem einſilbigen Geſpräche dieſer, macht das ſchallende Lachen jener den Kontraſt. Wenn die eine mit künſtlich verſchleyertem Buſen mehr errathen als ſehen läßt, ſo giebt die andre den ganzen Umfang ihrer anziehendſten Schönheiten Preis; wenn jene das Spiel ihrer Formen unter einen Mantel verbirgt, ſo zeigt es eine andere in einem dünnen, flatternden Negligee von der Schulter bis zu den Fußſpitzen; und wenn dieſe mit ſtarren Blicken neben Ihnen hinſtreicht, ſo giebt Ihnen jene einen Fächerſchlag, oder mißt Sie mit funkelnden Augen, oder nickt oder winkt, doch alles mit einer gewiſſen Furchtſamkeit, die nur an einem fruchtloſen Abend, wegen Geld- und Brodmangel, entweder

weder in gröſsere Andringlichkeit oder in Bitten übergeht.

Dies gilt aber nur von den drey untern Klaſſen; die beyden obern laſſen ſich nie eine Annäherung zu Schulden kommen. Sie gehen ſelten in den Alleen auf und ab, ſondern ſitzen unter denſelben, meiſt in der Gegend des Kaffeehauſes de Foi, in einem anſtändigen Negligee, das ſie von ihren geringern Schweſtern, die durch überladnen Putz locken wollen, vortheilhaft unterſcheidet. Wer noch keinen geübten Blick hat, hält ſie für rechtliche Weiber und Mädchen von Stande, die zu einer Morgen- oder Abendpromenade hieher gekommen ſind. Dieſe Täuſchung wiſſen ſie dadurch zu unterhalten, daſs ſie einen oder zwey von ihren Bekannten bey ſich haben, mit denen ſie in ernſthaften oder wenigſtens nicht unanſtändigen Geſprächen begriffen zu ſeyn ſcheinen. Sie ſpannen ihre Netze beſonders für Fremde aus, und man hat Beyſpiele, daſs unerfahrne junge Männer Monate hindurch in eine Frau von Stande verliebt zu ſeyn glaubten, und doch nur einer ausgelernten Kourtiſane ihr gutes Herz und ihr Reiſegeld zu Füſsen legten. Dieſe beyden Klaſſen ſind die koſtbarſten, aber auch (Sie werden mich nicht mißverſtehen) die nützlichſten. Ich muß Sie mit ihrer innern Verfaſſung näher bekannt machen.

Sie ſind meiſt ſchon in dem Alter zwiſchen zwey und zwanzig bis zwey und dreyßig, und haben

ben alle die Erfahrung, die Französinnen von dieſem Handwerk in einem beſonders hohen Grade beſitzen. Alle verrathen Erziehung und viel Geſchmack, und manche ſind von guter Geburt. Oft ſind ſie ſeit dem vierzehnten Jahre alle die Grade durchſtiegen, die ein hübſches Geſicht, das einmal gefallen und von dieſem Falle nicht wieder aufgeſtanden iſt, in Paris zu durchſteigen entweder durch Noth, oder durch Blut, oder durch Eitelkeit, oder durch Faulheit gedrungen wird. Die Kenntniſſe, die ſie ſich auf dieſer Laufbahn von den Männern und ihren Gelüſten erworben haben, ſichern ihnen, ſo lange ſie jung ſind, Auskommen, und oft, wenn ſie klug ſind, ein gemächliches Alter. Wenn ſie Kopf und Glück haben, ſo ſteigen ſie, ſo lange ſie in der Blüthe ſind, mit jeder Woche oder jedem Monate zu einer glänzendern Stufe in ihrem Handwerke empor; und je höher ſie ſtehen, je prächtiger ihre Umgebungen ſind, deſto mehr wächſt ihre Einnahme.

Solch ein Mädchen wohnt im zweyten Stocke, oder in den Manſarden des Palais Royal, und hat gewöhnlich drey, vier, bis fünf Zimmer für ſich gemiethet. Sie nimmt entweder eine häßliche Freundin oder eine Matrone zu ſich, die beyde ihrer Gnade leben, ſie auf ihren Spatziergängen begleiten, ſie anziehen, ihre Haushaltung, Wäſche ꝛc. beſorgen. Sie hält ſich eine Magd, ein oder zwey Bedienten, und einen Jokey, der meiſt ein

jun-

junger Neger iſt. Sie läßt ſich in den geringern Spektakeln ſelten ſehen, ſondern meiſtens in der Oper und im Theatre François oder Italien, wohin ſie in einer Remiſe fährt, die ſie auch wieder abholt. Ihre Zimmer ſind prächtig und im neueſten Geſchmacke möbliert; ihre Betten haben ſeidne Decken, Polſter und Vorhänge; ihre Uhren ſind golden, ihre Ringe, Armbänder und übrigen Nippes ächt, ihre Toilette geſchmackvoll beſtellt, ihre Garderobe und Wäſche fein, prächtig und neu. Das Ganze koſtet ihr jährlich ungefähr funfzig tauſend Livres oder 12,500 Thlr., die ſie ſich erwirbt. Je mehr ſie auf ihren Körper und auf ihre Wirthſchaft wendet, deſtomehr nimmt ſie ein; und dieſe Einnahme iſt auf folgende Punkte gebauet.

Sie hat entweder ſichre und regelmäßige Kunden an der Hand, mit denen ſie über den Preis ihrer Gunſt einverſtanden iſt; der Beſuch, ohne alles übrige, ein neuer Louisdor, oder zwey, drey, vier bis ſechs, je nachdem er lange dauert, je nachdem man gewöhnliche oder ungewöhnliche Gefälligkeiten von ihr fordert. Will man eine angenehme Landpartie oder Promenade, ein luſtiges Mittags- oder Abendeſſen, eine heitere Spielpartie haben: ſo bittet man ſie um einen Tag, oder Mittag, oder Abend, ergetzt ſich mit ihr, und wiederum, je nachdem ſie Zeit oder Mühe, oder beydes zugleich verloren hat, ſteckt man ihr ein

Ge-

Geschenk in die Tasche, oder wohin man sonst will, nur immer mit Achtung, Schonung und Großmuth, sonst wird es einem verächtlich vor die Füße fliegen.

Oder sie überläßt sich auf Wochen, Monate oder Vierteljahre an Einen, und kömmt mit ihm über das, was er für sie thun soll, überein. Oft hat sie die Großmuth, ihrem Liebhaber treu zu bleiben, und ihm ein sehr angenehmes Leben zu machen, so lange er selbst die Bedingungen hält; oft unterhält sie ihn, wenn er sich mit ihr zu Grunde gerichtet hat, nun ihrerseits, entzieht ihm ihre Freundschaft und ihren Umgang nicht, gehört aber in allem übrigen wieder Andern. Verbindungen dieser Art geht sie am liebsten ein, und sie zieht gern eine geringere aber gewisse, einer stärkern, aber ungewissen Einnahme vor. Oft nimmt sie aber auch die gewisse und alle sich hervorthuende ungewisse zugleich. Was solch ein Mädchen kostet, berechnen Sie nach dem, was sie, wie ich oben angegeben habe, braucht. Je heftiger ihr Liebhaber sie liebt, destomehr kostet sie ihm, denn bey diesen Geschöpfen ist der Maßstab für die Liebe — Geld und Geschenke.

Oder sie wird mit Fremden bekannt, und hält sich, der Empfehlung wegen, an Eine Nation, studiert ihren Charakter und lernt ihre Sprache. Sie kömmt mit Einem, Zweyen, Dreyen oder Vieren über eine gewisse wöchentliche oder tägliche

Sum-

Summe überein, hält sich dafür ausschließend an sie, und steht (so viel sie dafür stehen kann) vor allem Schaden an der Gesundheit. Sie besucht mit ihnen die Theater, fährt mit ihnen in die umliegenden Gegenden, besieht mit ihnen die Merkwürdigkeiten von Paris, und ist eine sehr unterhaltende und erfahrne Wegweiserin. Jungen brausenden Leuten liest sie Kollegia über andre ihres Geschlechts und Handwerks, hat ein wachsames Auge auf ihre Garderobe und ihren Einkauf, und unterrichtet sie im Preise der Dinge: kurz, sie leckt die jungen Bären aus England, stuzt die rohen Füllen aus Teutschland zu, und giebt den Amphibien aus Holland Blut und Gelenke. . Wohl dem jungen Reisenden, wenn sie noch einer Lehrmeisterin dieser Klasse in die Hände fallen! die meisten machen ihren Lehrlauf bey noch weit schlechtern, die ihnen vielleicht weniger Zeit und Geld, aber dafür desto mehr Gesundheit kosten. Die meisten Mädchen jener Klasse geben sich mit den Einheimischen gar nicht ab: theils weil sie diese zu gut kennen, und von ihnen zu gut gekannt sind; theils weil sie mehr Erfahrung und weniger Geld oder gutes Herz haben als die Fremden, theils weil leztere ihnen noch oft genug das Vergnügen machen, sie mit wahrer, rasender Leidenschaft zu lieben.

Der Umgang mit diesen Mädchen ist sehr verführerisch. Da sie den ganzen Umfang der Kunst

zu

zu gefallen verſtehen, und ihr Aeuſſeres im höchſten Grade anziehend hervor zu heben wiſſen, ſehr oft wirklich ſchön und faſt immer ſehr witzig, beleſen, lebhaft und im Aeuſſern decent ſind; da ihre Wohnungen in dem üppigſten Kerne der Stadt und in dieſem in der vortheilhafteſten Lage ſchimmern; da es nur eines Winks bedarf, um für Gaumen, Auge und Gehör ſehr mannigfaltigen Genuß unter ihren Augen und ihrer Leitung zu haben: ſo iſt es kein Wunder, wenn auch übrigens der geſezteſte Mann allmählig in eine Art von Trunkenheit geräth, die ihm dieſes Weſen, das ſinnliche und geiſtige Nahrung in ewiger Abwechslung in den Becher des Genuſſes zu miſchen weiß, allmählig als ſeine Welt vorzuſpiegeln anfängt, und ihn kein Vergnügen ohne ſie, kein Entzücken als mit ihr und durch ſie, und kein Leben, das ſie nicht belebt, angenehm und wünſchenswerth finden läßt. Daher die nicht ſeltnen Fälle, daß reiche Fremde ſie mit in ihr Vaterland nehmen, und ihre Eltern oder Verwandten plözlich mit einer Braut überraſchen. Bloß Mätreſſe, wird kein Mädchen, dieſer Klaſſe auſſerhalb den Ringmauern von Paris ſeyn wollen: denn hier iſt und bleibt ihr Himmelreich in jeder Rückſicht.

Mädchen dieſer Art ſind jezt vier im P. R. und die berühmteſten darunter ſind die ſo genannte Bachante und die Venus.

Fünfte Scene.

[Eine Straſſe vor Capulets Haus.]

Romeo, Mercutio, Benvolio mit fünf oder ſechs andern Masken, Fakel-Trägern und Trummeln.

Romeo.

Wie, ſoll dieſe Rede unſre Entſchuldigung machen, oder wollen wir ohne Apologie auftreten?

Benvolio.

Dieſe Weitläufigkeiten ſind nicht mehr Mode. Wir brauchen keinen Cupido, mit einer Schärpe von Flittergold und einem gemahlten Tartar-Bogen von Schindeln, der die armen Mädchen, wie ein Vögel-Schrek die Kräben, zu fürchten macht. Sie mögen von uns halten was ſie wollen, wenn wir ihnen nicht gefallen, oder ſie uns nicht, ſo gehen wir wieder.

Romeo.

Gebt mir eine Fakel; ich bin nicht im Humor, Sprünge zu machen.

Mercutio.

Nicht doch, mein lieber Romeo, ihr müßt eins tanzen.

Romeo.

Ich gewiß nicht, das glaubt mir; ihr habt Tanzſchu-

he

Die Bachante hat ihren Namen von einer Aehnlichkeit, die man zwiſchen ihr und einer in der Gemäldeausſtellung vom vorigen Jahre erſchienenen Bachante gefunden haben will. Es iſt ein gröſſes, ſchwarzes, gedrungenes Mädchen, mit Amazonen-Augen und einem Haarwuchſe, den ich nie ſo ungeheuer geſehen habe. Er iſt ſchwarz wie Ebenholz, von Natur gekräuſelt, bildet, wenn er flattert, ein ganzes wogendes Meer von Haaren über Schulter, Bruſt und Rücken, und wenn er zuſammengeſchlagen iſt, einen dicken, wulſtigen Chignon, der kaum die Schultern ſehen läßt. Sie iſt mehr fett als ſchmächtig, aber feſt und regelmäßig gebaut, mit kleinen Händen und wie gedrechſelt runden Armen. Die Geſichtsfarbe etwas gelb, die Zähne weiß, der Mund klein, der Anzug immer neu, immer geſchmackvoll. In der That, ihrer zwey könnten den ſtärkſten Orpheus unſerer Zeiten in Stücke zerreiſſen — ſie thun es aber nicht.

Ein Zug von Gutherzigkeit hat ihr einen groſſen Namen und groſſen Zulauf verſchaft. Auf dem Theatre des petits Comediens, nahm ein kleiner Schauſpieler durch einen unverſehens losgegangenen Piſtolenſchuß Schaden. Der Daum ward ihm abgeſchlagen. Die Bachante hört kaum ſein Geſchrey, als ſie aus ihrer Loge auf das Theater rennt, ihn in ihre Arme nimmt, und ohnmächtig in ihre Wohnung hinaufträgt, wo ſie ihn

von

von Wundärzten verbinden und sodann nach Hause schaffen läßt. In einen Hut, der eine Kollekte für den Verwundeten aufnahm, hatte sie zwey Louisd'or geworfen. Da Züge dieser Art unter dieser Nation nie verloren gehen, so war sie eine zeitlang auf allen Zungen, und die zwey Louisd'or brachten ihr tausend andre und große Ehre obendrauf ein. Wenn sie erscheint, wird dieser Zug immer noch erzählt. Sie bewohnt fünf Zimmer in den Mansarden des P. R., und man findet ihre Haushaltung und Verfassung, wie ich sie oben angegeben habe. Sie mag ungefähr sechs bis acht und zwanzig Jahre alt seyn.

Die Venus trägt diesen Namen nicht mit Unrecht. Es ist eine zarte, frische Brünette von zwey bis vier und zwanzig Jahren, mit sehr feinen Zügen, schönen Zähnen, kleinen runden Händen, nettem Fuß und vollem Busen. Sie zeigte sich diesen Sommer beständig in einem schwimmenden Negligee vom feinsten Musselin, der ihren Bau sehr leicht umwebte, und das Spiel der schlanken Taille, der Hüften und Schenkel, bey jeder Bewegung und bey jedem Schritte verrieth. Ihre Wohnung ist bey weitem die prächtigste, ihre Liebhaber sind die reichsten und schönsten. Sie singt und spielt sehr gut, und tanzt trefflich. Sie ist aber sehr kostbar und dabey in der Wahl ihrer Kunden sehr ekel. — Es ist unmöglich, dies Mädchen anders, als mit einem sehr lebhaften Interesse anzusehen. Sie ist selten allein, und

Männer vom höchſten Range ſchämen ſich nicht, mit ihr am hellen Tage in den Alleen auf und abzugehen. Man hat mir Züge von ihr erzählt, die ſie zu einem paſſenden Seitenſtücke der griechiſchen Aſpaſia *) machen. Der Graf von A** unter andern hat durch kein Mittel eine Nacht von ihr gewinnen können: eine unerhörte Erſcheinung, die man ihr aber auch ſo hoch angerechnet hat, als ſie es wegen dieſer Sorgfalt für ihre und des Publikums Geſundheit verdient. Dieſer Mädchenſtürmer, dem alle Arme bey Hofe und in den höhern Zirkeln der Stadt offen ſtanden, ſcheiterte, vielleicht zum erſtenmale in ſeinem Leben, mit ſeinen Planen bey einem Mädchen, deſſen Arme, der Natur ihres Handwerks gemäß, aller Welt offen ſtehen ſollten. Indeſſen iſt es ihrer Feinheit wohl zuzutrauen, daß ſie durch dieſen glänzenden Theaterſtreich bloß Aufſehen erregen, ſich einem Namen machen, und die ausgeſchlagenen Geſchenke des Grafen von A** zu hundert Prozent hat anlegen wollen. Solch ein Mädchen iſt geborgen, wenn ihr das begegnet iſt, was man hier avoir une avanture nennet.

Die beyden andern Mädchen dieſer erſten Klaſſe, mit dem Beynamen la Sultane und l'Orange, habe ihren Anbeter und Kunden, Wohnungen und Haushaltungen auf demſelben Fuß, wie jene. Die

*) Meine Apologie dieſer armen Aſpaſia (im hiſtoriſchen Damen-Kalender 1790.) hat ihr nicht viel geholfen, wie ich ſehe. D. H.

Die zweyte und dritte Klasse ist schon zahlreicher, aber minder glänzend, als die erste. Sie bewohnen in den Mansarden, oder in den Entresolls zwey bis drey Zimmer, und haben meist eine ältere Freundin bey sich, welche ihre Subsistenz unternommen hat, und der sie meist schon schuldig sind. Sie reden in den Alleen niemand an und stehen niemand Rede, wenn sein Aeußeres nicht einen gewissen Stand und eine gewisse Wohlhabenheit ankündigt. Sie werden auch häufig unterhalten, machen Land- und Tischpartien, sind in der Oper und in den beyden Haupttheatern in den Logen des zweyten Ranges anzutreffen, und nehmen schon mit einem Fiaker zum Hin- und Herfahren vorlieb. Ihre Einnahme ist ungefähr halb so stark, als die Einnahme der ersten Klasse. Ihr Anzug ist minder fein, ihr Wesen weniger gebildet; aber sie sind oft schöner, und werden mehr, wenn auch nicht mit so vollen Händen, besucht als jene. Drey Mädchen von diesen Klassen, die von Einem Wuchse und von Einer Farbe waren, sich beständig gleich kleideten und nie einzeln im P. R. erschienen, waren diesen Sommer hindurch die berühmtesten, und wurden es mit durch diese Gleichheit und Unzertrennlichkeit. Man nennte sie die Teniers, weil sie hauptsächlich von Holländern unterhalten wurden und weil hier Niederlande und Holland einerley ist. Es sind drey kleine und niedliche Figuren.

Die vierte und fünfte Klasse ist noch zahlreicher, als die vorigen, und sie schließen den Zug derer, die im P. R. selbst wohnen. Sie haben schon sogenannte Bonnen, denen sie bald leibeigen werden, und für die sie mehr als für sich selbst arbeiten. Sie kirren und reden schon an, ihr Anzug ist meist geschmacklos und überladen, ihre Herkunft und ihr Ton sind gemein. Besuche bey ihnen schlagen sie von sechs bis zu zwölf Livres an, und sie bitten oft schon in den stillern und entlegenern Theilen der Alleen um ein Souper.

Die übrigen sind bloß besuchende Schwestern und ihr Aeußeres ist minder geputzt, als bey den Bewohnerinnen des P. R. selbst. . . Sie wohnen in der Gegend desselben entweder in möblirten Zimmern, oder werden von Kupplerinnen par entreprise gehalten. Sie suchen im P. R. Liebhaber und nehmen sie mit nach Hause.

Alle diese Mädchen, von der vierten und fünften Klasse an, kommen häufig in die Theater des P. R., besonders in das Theater der Petits Comediens, wo sie ihre Netze ausstellen. Die Zimmer an diesem Theater, oder der Foyer, sind in den Zwischenakten bunt mit ihnen besetzt, und man springt dort ohne Zwang mit ihnen herum, schäkert und lacht mit ihnen. Dieser Umstand hat mit dazu gewirkt, daß dies kleine Theater von ehrliebenden Männern und Weibern wenig mehr

besucht

besucht wird. Die ersten Logen der Variétés amusantes sind auch immer stark mit ihnen besetzt.

Jetzt heißen diese Mädchen hier mit einem allgemeinen Namen Femmes du Monde. Filles braucht man nur noch von der gemeinsten Klasse und Fille de joie ist gar nicht mehr Mode. Man sollte sich also in Teutschland nicht mehr Mühe geben, eine treffende Uebersetzung für den letztern Ausdruck zu finden, wenn man es nicht etwa rasch und derb mit H** übersetzen will, was auf jeden Fall noch immer besser ist, als das gezierte „Freudenmädchen" und das pedantische „Lustmädchen". Femme du Monde könnte man durch Allerweltsmädchen übersetzen, wenn dies nicht komisch wäre.

Uebrigens kann ein geübtes Auge diese Creaturen, selbst die anständigsten und am geschmackvollsten gekleideten, von rechtlichen Weibern und Mädchen sowohl, als — nach ihren Klassen — unter sich selbst, unterscheiden, und wer nur einige Wochen im P. R. gelebt und sie zum Gegenstande seiner Beobachtungen gemacht hat, wird selten irre gehen. Fremde aus kleinen Städten mögen wohl zuweilen solch ein Mädchen von der zweyten und dritten Klasse für eine Marquise, und von der ersten für eine Ducheſſe halten, weil sie in der That eben so geschmackvoll und fein gekleidet sind, als diese; aber wer sich auf Augen, Anstand, Haltung, Gang, öffentliches Benehmen, Gesell-

schaft und Tagesordnung in Paris versteht, wird ihnen bald ihre Stellen anweisen.

Ich habe Ihnen das Ganze geschildert, lieber N**, wie ich es gesehen habe, ich meyne, wie sich die Aussenseite dem Beobachter darbietet. Auf jeden Fall ist diese lachend und anlockend, aber darum nicht minder, oder vielleicht darum desto mehr, gefährlich. Je verführerischer solch ein Mädchen ist, desto mehr wird sie täglich verführen, und die natürliche Folge davon ist desto größere Gefahr für die Gesundheit. Bey den höhern Klassen ist diese Gefahr geringer, weil sie die ersinnlichste Behutsamkeit anwenden, sich selbst davor zu bewahren; aber wenn man bey Ihnen auch sicherer ist, ist man darum nicht sicher. Und wäre es bey diesen auch die Gesundheit, so ist es der Beutel nicht. Wer sich in eine nähere Verbindung mit ihnen einläßt, und von ihnen verstrickt wird, muß sehr reich seyn, wenn er ihre Forderungen erfüllen will; ein Mittelvermögen ist sehr bald erschöpft, und oft haben junge Fremde ihre Wechsel, die halbe Jahre in Paris ausreichen sollten, in einem halben Monate mit ihnen verthan.

Die Mädchen selbst kommen nie auf einen grünen Zweig. Je mehr sie einnehmen, desto mehr verthun sie, und oft brechen sie sich an den unentbehrlichsten Bedürfnissen ab, was sie auf den Putz wenden. Die Moden- und Bijouteries-

gewöl-

gewölbe würden bald schließen müssen, wenn sie nicht im P. R. wären. Rechtliche Weiber und Mädchen kaufen selten etwas im P. R., weil alles dreyfach theurer ist als in der Stadt, und weil keine Mode hier erfunden werden kann, die nicht in der nächsten Stunde nachher schon von einer Femme du Monde getragen würde.

Das unordentliche Leben, das die meisten dieser Mädchen nothwendig führen müssen, und wobey das geringste das ist, daß sie die Nacht zu Tag machen, untergräbt ihre Gesundheit eben so sehr, als die Lüderlichkeit und ihre physischen Folgen selbst. Backwerk, Wein und Liqueurs sind ihre hauptsächlichste Nahrung, und selten bekümmern sie sich um einen regelmäßigen Tisch. Was bey den Säften, die durch diese Diät dem Körper zugeführt werden, Krankheiten bey ihnen für einen giftigen Gang nehmen müssen, können Sie sich denken, und die leichtsinnige, zerstörende Kurart selbst, die hier unter den Wundärzten noch gäng und gäbe ist, vergiftet vollends jeden Tropfen gesunden Bluts. So kömmt es, daß die Mädchen der geringern Klassen in einem Monate zu Grunde gerichtet sind, und daß sie ein sieches Leben überall kaum über das fünf und zwanzigste Jahr hinausschleppen können; so verschwindet ein Mädchen, das in der frischesten Jugendblüthe vor acht Tagen auftrat, in den andern acht Tagen, und kömmt nie, oder als Leiche, wieder zum

Vorschein; und so wird die ewige Neuheit und Abwechslung möglich, für welche die Werberinnen dieser unglücklichen Geschöpfe hier zu sorgen wissen.

Für junge, rasche Fremde ist das P. R. in diesem Punkt eine sehr gefährliche Klippe, und es ist unmöglich, um dieselbe herum zu steuern, wenn Blut und Einbildungskraft einmal in Flammen, oder Stolz und Eigenliebe einmal im Genusse sind. Das Gift ist zu süß, als daß sie nicht darnach greifen sollten, und das Lokale selbst ist zu kennerhaft für Erhitzung und Trunkenheit berechnet, als daß sie es verlassen könnten, ohne dem sinnlichen Genusse jeder Art Opfer gebracht zu haben. Das P. R. ist das glänzendste Grab, was je und irgendwo der Tugend von dem Laster ist gegraben worden.

(Die Fortsetzung künftig.)

Schulz.

II.

Nachrichten

von

dem Ritterorden der lustigen Brüder.

Dieser Orden hat einen verhaßten Ursprung. Er entstand aus dem so blutigen als ungerechten

Kreutz-

Kreutzzuge, welchen Pabſt Innocenz III. im Anfang des XIII. Jahrhunderts wider den Grafen Raimund von Toulouſe, als Gönner der Albigenſer, anſtiftete. Der Graf Simon von Montfort war der Anführer. Er ließ ſich durch die Hoffnung, ſeine Herrſchaft mit den Staaten des vom Pabſte verbannten Grafen zu vermehren, der übrige Haufen aber durch den von Dominicus Gusman und dem päbſtlichen Legaten ausgeposaunten vollkommenen Ablaß, dazu verleiten, das Blut unſchuldiger Chriſten, welche die Augen vor der Wahrheit zu öfnen ſich erkühnten, ſtrohmweiſe zu vergießen. Die Abſicht des vollkommenen Ablaſſes der Sünden war zwar, die ſo genannten Ketzer ſamt ihrem Beſchützer mit Feuer und Schwerdt auszurotten; weil jedoch in der Bekanntmachung deſſelben nur überhaupt Kreutzzug zur Bedingung geſetzt war, ſo glaubten viele der Kreutzbrüder dieſelbe erfüllt zu haben, wenn ſie einen Feldzug gethan, und ſo viel in ihren Kräften wäre, geplündert und gemordet hätten, und kehrten mit Beute beladen in ihre Heimath zurück. Hierdurch würde das Ziel des heiligen Vaters vereitelt worden ſeyn, wenn der begeiſterte Guſman nicht bewieſen hätte, daß er zu dieſer Art Kriege von Mutterleibe an beſtimmt wäre. Man wußte damals nichts von einer ſtehenden Miliz; Er war ſeit der Römer Zeiten der erſte, der ſie in einem kleinen Theile Frankreichs wieder aufrichtete, und zwar mit dem Vortheile, der den Römern

ſe mit dünnen Sohlen, ich habe eine Seele von Blei, (*) die mich ſo zu Boden zieht, daß ich nicht von der Stelle kommen kan.

Mercutio.

Ihr ſeyd ein Liebhaber; borgt dem Cupido ſeine Flügel ab, und ſchwingt euch damit empor. (**)

Romeo.

Ich bin zu hart von ſeinem Pfeil verwundet, als daß ich mich auf ſeinen Flügeln erheben könnte ---

Mercutio.

Gebt mir ein Futteral, worein ich mein Geſicht ſtecken kan -- (Er nimmt ſeine Maske ab.) -- Eine Maske für ein Frauen-Geſicht! -- wozu brauch ich eine Maske? Es wird niemand ſo vorwizig ſeyn, ein Geſicht wie das meinige genau anzuſehen.

Benvolio.

Kommt, wir wollen anklopfen und hineingehn; und wenn wir einmal drinn ſind, dann mag ein jeder ſeinen Fuſſen zuſprechen.

[Hier fallen noch etliche ſinnreiche Wizſpiele von der grammaticaliſchen Art, zwiſchen Mercutio und Romeo weg.]

(*) Wortſpiel mit Sole, und Soul, welche faſt gleich ausgeſprochen werden.

(**) In dieſer Rede, der Antwort des Romeo, und etlichen folgenden Zeilen, die man gänzlich weglaſſen muß, dreht ſich alles um Wortſpiele mit Round und Bound, Rose und Nose, und ein paar eben ſo mittelmäſſigen Antitheſen herum. Dieſer armſeelige Zeug findet ſich, wie Pope bemerkt, nicht in der erſten Ausgabe Edward Blunts von 1597.

mern ganz unbekannt war, das stehende Heer nicht mit Geld, sondern mit Abläſſen und Rosenkränzen, und — weil es doch auch damals Menschen gab, die sich mit purem Rauche nicht speisen ließen, — mit der Hofnung preisgegebener Habe der Feinde, zu besolden. Dieser Plan war den damaligen Zeiten vollkommen angemessen. Man raubte und plünderte, und machte die Sünden durch die Abläße der bestochenen Pfaffen wieder gut. Die stehende Miliz bestand in einem ganz eigenen Ritterorden. Durch seine Rathschläge, und mit dem Beyfall des päbstlichen Legaten, wurde derselbe von Fulco, Bischof von Toulouse, gestiftet.

Diesem Orden auf einmal einen so viel möglich festen Halt zu geben, wurden beweibte Edelleute sammt ihren Weibern in demselben aufgenommen. Man gab ihnen einen langen weißen Rock und einen schwarzen Mantel, wie die Dominikanermönche gekleidet gehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie mit einem rothen Creutze bezeichnet waren. Ihre Profession bestand in einem Schwur, wider die Ketzer und Wucherer einen ewigen Krieg zu führen. Der Ordensmeister war der Graf von Montfort. Die Päbste Innozenz, III. und Honorius III. bestätigten diesen Orden, und nannten die Mitglieder desselben Milites Tolosani de militia Iesu Christi, oder Milites Iesu Christi de Tolosa. Ein so prächtig betitelter Orden, dem der Ketzer und Wucherer Gut

und

und Blut in die Hände gegeben war, fand groſsen Beyfall. Es entspann ſich ſogleich auch in der Provinz Narbonne eine eben ſo zahlreiche Brüderſchaft, wegen welcher der Orden auch die Benennung Milites Ieſu Chriſti de Narbona erhielt. Hierdurch erlangte der Pabſt ſein Ziel, den Grafen von Toulouſe ſeiner Herrſchaften zu berauben, und die Albigenſer zu vernichten; denn was noch übrig blieb, wurde durch das Schwerdt Ludwigs VIII. Königs von Frankreich, vertilgt. Da gegen das Jahr 1230 der Stoff auf eine Gott gefällige Art zu plündern und zu morden aufhörte, hatte auch die Herrlichkeit dieſes Ritterordens in Frankreich ein Ende.

Damals hatte ſchon Dominicus Guſman den erſten Grund zu ſeinem Mönchsorden in Languedoc gelegt. Er erhielt eben die Kleidung, und wurde in eben der Abſicht geſtiftet, wie jene Ritter, nemlich die Kezzer mit Gewalt auszurotten. Eine ſonderbare Anekdote findet ſich in ſeiner Lebensbeſchreibung, die dem Römiſchen Brevier einverleibt iſt. Da ſeine Mutter ſchwanger mit ihm gieng, kam es ihr im Traume vor, ſie ſehe einen jungen Hund unter ihrem Herzen, der ein brennende Fackel im Maule trüge, mit welcher er zu ſeiner Zeit die ganze Welt in Flammen ſetzen würde. Gleich darauf folgt in dieſer authentiſchen Lebensbeſchreibung: der Traum habe bedeutet, Dominicus würde einſt durch das Licht ſeiner Heiligkeit und

Gelehr-

Gelehrsamkeit die Völker der Erde zur christlichen Frömmigkeit führen. Wie paßt aber ein Hund, und eine Fackel zu der christlichen Frömmigkeit?*) Nach allen guten Regeln der Traumdeuterey scheint dieses die Fackel zu seyn, die er und seine ersten Ordenssöhne in den Gegenden von Albi den Kreuzbrüdern vortrugen, viele tausend unschuldige Menschen mit dem Feuer und Schwerdt zu vertilgen, und womit sein Orden in Italien, und anderswo vermittelst der Inquisition die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Ketzer anzündete.

Mit den Dominikanerorden wurde auch der erwähnte Ritterorden fast zu gleicher Zeit im XIII. Jahrhundert nach Italien versetzt, woselbst die ursprüngliche Verbindung derselben nie unterbrochen worden ist. Im Jahr 1233. lebte der Ritterorden unter der Regierung Gregorius IX. in der Stadt Parma wieder auf. Italien war damals mit Ketzern angefüllt, die man Patarenen, Katharer, Armen von Lyon, Arnaldisten ꝛc. nannte, und meistentheils diejenigen unter einem oder dem andern dieser Nahmen verfolgte, welche dem Kaiser Friedrich II. wider die weltlichen Ansprüche der Päbste anhiengen. Diese auf alle Weise zu verfolgen, war die Haupt-Absicht des in Italien erneuerten Ritterordens. Mit dieser Bedingung wurde er sammt seiner Regel, welche der Dominikaner

*) Der Hund deutete auf die künftige Bestimmung des H. Dominicus, die Kirche als ein wachsamer Kirchenhund vor den Ketzern zu bewahren. d. H.

nikaner Bartholomäus von Vicenza nach dem Geiſte der Auguſtinianiſchen aufgeſezt hatte, von obbeſagtem Pabſte durch verſchiedene Bullen begünſtiget. Jedoch waren die Ritter noch immer den Biſchöffen unmittelbar unterworfen, bis ſie im Jahr 1261. ihrem Großmeiſter Lodarengo von Bologna von Pabſt Urban IV. untergeordnet wurden, und, auf Verlangen des Großmeiſters und ſieben anderer Bologneſiſchen Ritter, den Namen der verbrüderten Ritter von der glorreichen Jungfrau Maria (Fratres ordinis militiae beatae Mariae virginis gloriosae) erhielten. Der Orden wurde damals mit zwey andern Klaſſen von Rittern vermehrt, wovon Eine in Klöſtern gemeinſchaftlich nach der obbeſagten Regel des heiligen Auguſtinus, die andere aber als Weltprieſter, beyde ehelos und unter dem Gehorſam des Großmeiſters und der andern Ritter, lebten. Dieſe waren verehliget, und wohnten bey ihren Weibern, unabhängig von aller weltlichen Obrigkeit und von allen Abgaben, in ihren eigenen Häuſern.

In ihren Conſtitutionen verpflichteten ſie ſich, einen ewigen Krieg wider die Ketzer und die Beſchützer derſelben zu führen — Frieden in den Häuſern der Städte, wo ſie wohnten, zu ſtiften — die Immunität der Kirche zu vertheidigen — den grauſamen Erpreſſungen der Wucherer ſich zu widerſetzen — die Sache der Hoſpitäler, aller frommen Stiftungen, der Wittwen und Waiſen, der Armen und Kranken zu vertheidigen — den Obern

ihres

ihres Ordens und dem Pabſte den Gehorſam zu ſchwören — vor keinem andern Gerichte einen Eid abzulegen — alle Tage Meſſe zu hören — wenigſtens dreymahl im Jahre zu beichten und zu communicieren — die Tagezeiten der Mutter Gottes, wenn ſie leſen könnten, ſonſt aber anſtatt derſelben andre vorgeſchriebene Gebete, täglich zu beten — ſich ein oder zweymal des Monats zu verſammeln, um das Wort Gottes anzuhören — alle Mittwoche, Freytag und Sonnabend, in der vierzehntägigen Faſten, und einige andre Tage des Jahrs ſich vom Fleiſcheſſen zu enthalten, wenn ſie ſonſt wegen hinreichender Urſache von ihren Obern nicht davon diſpenſirt würden.

Den Conventualen war nicht erlaubt, ohne einen ihrer Ordensbrüder durch die Straße zu gehen, und den vereheligten war verboten, lärmenden Gaſtmälern und den Schauſpielen der Hiſtrionen und Komiker beyzuwohnen, mit Würfeln zu ſpielen, und in den Städten weltliche Dienſte anzunehmen. — Ein jeder war verbunden, jährlich 1000 Pater Noſter oder die ganzen Tagezeiten der Todten für ihre verſtorbenen Ordensbrüder, und täglich fünf Pater Noſter und Ave Maria für die Lebenden und Todten ſeines Ordens und für ihre Wohlthäter zu beten. Sonderbar iſt es, daß hier von Seelenmeſſen nicht die geringſte Meldung geſchieht.

Zu dieſen Regeln waren auch die Weiber der Ritter verbunden, jedoch eben ſo wenig unter ei-

ner Sünde, als die Ritter selbst, deren Uebertretungen durch willkührliche Strafen abgebüßt wurden. Ihre Beichtväter waren aus dem mit ihnen verwandten Dominikaner-Orden. So lange die Männer lebten, genossen die Weiber die Privilegien und Ehrenbezeugungen ihrer Männer, und nach dem Tode derselben waren sie nicht verbunden, im Wittwenstande zu bleiben. Sie endigten aber meistens ihr Leben in den Klöstern der büßenden Schwestern des heiligen Dominikus, welche zu diesem Ende in allen Städten gestiftet wurden, wo Ritter waren. Da solche Klöster in Italien noch vielfältig vorhanden sind, so kann man sagen, daß der Orden in Weibern noch existiere.

Weil die Ritter nicht nur alle die Freyheiten der übrigen Orden genossen, sondern auch wegen ihrer reichen Einkünfte mit ihren Weibern ein bequemes Leben führten, so erhielten sie anfänglich spottweise den Namen der **lustigen Ritter** oder **Brüder**, welcher allmählig den spöttischen Sinn verlohr, und ihnen durch ganz Italien gemein wurde. Im gemeinen Leben und in Schriften nannte man sie Fratres gaudentes, Ordo fratrum gaudentium, und den Orden ihrer Wittwen Dominae consolatae de Placentia, Sorores de Poenitentia et Dominici.

Wer in diesen Orden treten wollte, mußte von altem Adel, und reichlich bemittelt seyn. Ers

eignete es sich, daß ein Armer angenommen wurde, oder daß ein Reicher nachher in Armuth verfiel, so waren sie verbunden, ihn sammt seiner Familie standesmäßig von ihrem Eigenthum zu erhalten.

Ihre Kleidung war ein langer weisser Rock von Wolle, wie ihn die Dominikanermönche trugen, der bis auf die Schuhe hinabgieng, und ein eben so langer grauer Mantel ohne Kragen, welcher um den Hals mit einem gefalteten runden Kragen von Leinewand bedeckt, und auf der linken Brustseite mit einem rothen Kreutze, in dessen obern Winkeln zwey rothe Sterne waren, bezeichnet wurde. Ihr Mantel verwandelte sich endlich in Seide, und wurde nicht mehr, wie anfänglich, mit Lämmerfellen, sondern mit Hermelin gefüttert. Eben so waren die Weiber der Ritter gekleidet. Auf ihrem Wapenschilde trugen sie das obgesagte rothe Kreutz in weissem Felde.

Dieser Orden hatte sich in allen Städten des obern und mittlern Italiens festgesetzt, welche in sechs Provinzen, nehmlich in die obere und untere Lombardie, wo zu Bologna der Großmeister residirte, in Romagna, in das obere und untere Toscana, und in die Treviser Mark getheilt waren. Eine jede dieser Provinzen war einem Provinzial untergeordnet, welcher alle Jahr in Provinzial-Kapiteln erwählt wurde. Die große Verbindung der Ritter mit dem Dominikanerorden

erhel-

erhellet unter andern auch daraus, daß der Provinzial in seinen jährlichen Visitationen der Convente vor allen andern Dingen sich bey den Dominikanermönchen um das Betragen der Ritter erkundigen mußte. Daher kommt es, daß Petrus de Gerhardis, welcher im XIV. Jahrhundert lebte, in Ezzelins Lebensbeschreibung, wie sie Faustus Longianus herausgegeben hat, die lustigen Brüder Tertiarier des Dominikanerordens nennet.

Sie waren eine mächtige Stütze der Guelfen, oder Päbstlichgesinnten wider die Gibellinen, oder Kaiserlichen, und thaten in allen den Unruhen, welche die Päbste wider den Kaiser Friedrich II. und andere Kaiser in Italien erregten, besonders wider seinen Statthalter Ezzelin, gute Dienste. Ezzelin ließ ihrer eine Menge, sammt vielen Dominikanern, öffentlich hinrichten, welche von den Päbsten und Guelfen als Märtyrer der Religion gepriesen wurden, ob sie gleich nichts anders als Friedensstöhrer und Rebellen waren. Da eigentlich der Kampfplatz zwischen der Kaiserlichen und Päbstlichen Macht im obern und mittlern Italien war, so liegt die Ursache, warum sich dieser Ritterorden nur über diese Theile Italiens erstreckte, offenbar am Tage. Dieser Orden scheint, sammt den Dominikanermönchen, die Haupttriebfeder der vielfältigen Empörungen der Italienischen Städte wider die Herrschaft der teut-

schen Kaiser gewesen zu seyn, ob es gleich von keinem der neuern Geschichtschreiber bemerkt worden ist. Da Alexander IV. den Kreuzzug wider Ezzelin von Romano durch die Dominikaner in Ober-Italien predigen ließ, und einer von ihnen, Nahmens Johann Schio, den Kern der Kreuzbrüder anführte, befanden sich ohne Zweifel die mit ihm so nahe verwandten Ritter an der Spitze. Denn in der Bulle, worin Pabst Gregor der IX. ihre Regel bestätiget, war ihnen befohlen: Se armis accingent Fratres, viriliter et potenter pugnantes, ad mandatum Ecclesiae. Hierzu ermuntert er sie mit folgenden Worten: Vos, mori potius quàm pati hujusmodi mala cupientes, a vobis Machabaeos reviviscere facitis, dum hostes Ecclesiae expugnatis.

Wenn man bedenkt, wie mächtig die Dominikaner noch zu unsern Zeiten in den Ländern waren, wo sie das schreckliche Inquisitions-Gericht in Händen haben: so kann man es für eine Gewißheit annehmen, daß sie durch dieses nemliche Mittel in finsterern Zeiten, da sie durch die Macht eines in so vielen ansehnlichen Städten befestigten Ritterordens unterstützt wurden, über das Volk alles vermochten. Weil die Ritter nach der Vorschrift ihrer Constitutionen reich, folglich aus dem blühendesten und mächtigsten Theil des Adels im obern und mittlern Italien waren, so mußte die enge Verbindung, worin sie nicht nur unter einander,

ander, sondern auch mit ihren Verwandten standen, und ihr Ansehen unter den Bürgern und Landleuten, eine fürchterliche Macht bilden. Die Verfassung dieses Ordens war auch so beschaffen, daß er immer zahlreicher und mächtiger werden mußte. Denn ausser dem, daß die Verrichtungen und Pflichten der Ritter sehr leicht waren, und es einem jeden frey stand, unter die eheloſe oder beweibte Klasse derselben zutreten, und daß sie wenn dieses geschah das Eigenthum ihrer Güter beybehielten, erwarben sie auch den äusserst wichtigen Vortheil, daß ihre Güter für sie und ihre Kinder von allen weltlichen Abgaben befreyet wurden, und wie Kirchenlehen unter dem Schutze der Päbste standen; welches in diesen Zeiten, da durch die innere Zwietracht der Städte das Eigenthum der Bürger oft in Gefahr gerieth, und mit Abgaben beschwert wurde, ein sehr vortheilhafter Gewinn war. In vielen Städten war die Sache so weit gekommen, daß durch diesen Weg der gröſte Theil ihres Gebiethes unter die Macht der Kirche oder Päbste übergegangen, und die öffentlichen Abgaben entweder nicht hinreichend waren, oder auf den kleinern Theil der steuerbaren Güter und Personen aufgehäuft werden mußten; woraus blutige Empörungen unter den Bürgern entstanden, in welchen jedoch lange Zeit die Ritter und übrige Klerisey, durch den Bannstrahl der römischen Päbste beschützt, die Oberhand behielten. Die Obrigkeit der Städte sah sich gezwungen, das

Romeo.

Wir gedenken uns bey diesem Ball eine Kurzweil zu machen, und doch sind wir nicht klug, daß wir gehen.

Mercutio.

Warum, wenn man fragen darf?

Romeo.

Mir träumte vergangene Nacht --

Mercutio.

Mir auch.

Romeo.

Gut, was träumte euch?

Mercutio.

Daß Träumer manchmal lügen.

Romeo.

Ja, in ihrem Bette, (*) wo sie oft wahre Dinge träumen.

Mercutio.

O, dann seh ich, daß ihr einen Besuch von der Königin Mab gehabt habt. Sie ist die Heb-Amme der Phantasie, kommt bey Nacht, nicht grösser als ein Agtstein am Zeigfinger eines Aldermanns, und fährt euch mit einem Gespan

von

(*) Wortspiel mit lie und lye, liegen, und lügen, welches sich zu gutem Glük übersezen läst.

äuſſerſte zu wagen. Sie ſchloßen die Perſonen der Geiſtlichkeit von dem öffentlichen Schuz aus, weil ſie zur Beſtreitung der allgemeinen Ausgaben nichts beytrugen. Zu Padua wurde im Jahr 1282. ein Geſetz publicirt, daß, wer einen Geiſtlichen ermordete, nicht mehr als einen venetianiſchen Groſchen zur Strafe bezahlen ſollte. Durch dergleichen nothwendige Folgen wurde wenigſtens der allgemeine Misbrauch abgeſchaft, daß dieſer Ritterorden und die Biſchöffe die Güter eines jeden Guelfiſchgeſinnten, unter dem falſchen Vorwand ein Mitglied der Kleriſey oder des Ritterordens zu ſeyn, für freye Lehrer der Kirche erklärten. Dieſer Misbrauch wurde im Jahr 1289 in einer Kirchenverſammlung zu Monſelier abgeſchaft; wo befohlen wurde, daß diejenigen, welche das Kleid des Ritterordens trügen, und nicht authentiſch bewieſen, die Gelübde des Ordens abgelegt zu haben, zu den öffentlichen Abgaben verpflichtet ſeyn ſollten. Solche verkleidete Layen hießen Converſi, oder Fratres de poenitentia, und ſpottweiſe, wegen des Ordenszeichens †, Krückenbrüder. Ihre Anzahl war ſo groß, daß ſelbſt der Ritterorden ſich genöthiget ſah, in einem General-Kapitel ſie auf eine mäßigere Anzahl zu reducieren. Dieſer Unterſchleif, der ohne ihr Bewußtſeyn nicht wohl geſchehen konnte, war die Urſache, warum der Nahme Fratres gaudentes ſo gar auch in vielen Guelfiſchen Städten verhaßt wurden.

Ein

Ein Minorit vom XIII. Jahrhundert, Nahmens Salimbene, von Parma, giebt diesem Orden in seiner ungedruckten Chronik, die sich in der Bibliothek des Hauses Conti zu Rom befindet, kein gutes Zeugniß. Er giebt ihnen Schuld, sie hätten mit ihren eigenen Reichthümern weder ein Kloster, noch ein Hospital oder Kirche gebauet, noch einige gute Stiftung errichtet; sie hätten, nach Gewohnheit der Mächtigen, viel fremdes Gut geraubet, und das Geraubte den Eigenthümern nicht zurückgegeben; sie hätten diese Reichthümer durch eitle Pracht und Schwelgereyen verschwendet, und nachher von den Päbsten die Gewalt erlangt, die Mönche aus ihren Klöstern, und andere Geistlichen aus ihren Kirchenpfründen zu vertreiben, um sich mit ihrer Beute zu bereichern: sie seyen über alle Maßen habsüchtig; endlich wisse er nicht zu was sie dienten, als ihren Eigennuß zu suchen. Der Dominikaner Federici, Verfasser der im Jahr 1787 zu Venedig gedruckten Geschichte, woraus diese Nachrichten gezogen sind, bemühet sich des Minoriten Zeugniß dadurch verdächtig zu machen, daß er von der Parthey der strengen Franciskaner gewesen sey, welche die vom zweyten General ihres Ordens, nahmens Helius, erhaltene Milderung der Regel des heiligen Franciscus verdammten, und die apostolische Armuth der geistlichen Orden über die Gränzen der Mäßigung zu treiben suchten. Der Verfasser führt auch wirklich Beyspiele von guten Stiftungen dieses Ordens an; allein auf

die hieraus ganz natürlich entſtehende Frage, ob ſie dieſelben von ihrem Eigenthum, und nicht vielmehr von den Revenüen der vielen Kirchenpfründen, oder von den confiſcirten Gütern verbrannter Ketzer, die ſie ſpottwohlfeil an ſich kauften, oder von den erpreßten Reſtitutionen der Wucherer geſtiftet, an dieſe Frage denkt er nicht, und löſet ſie durch ſeine Beweiſe nicht auf. Der zweyte Stifter derſelben, Bartholomäus von Vizenza, beſchuldiget ſie ja ſelbſt ſchon des eiteln Prachts und des Stolzes, und der Dichter Guittone von Arezzo, der ihr Mitbruder war, eines allzu freyen Lebenswandels und der Weichlichkeit. Ob übrigens der Verfaſſer mehr Recht habe, es dem Daute übel zu nehmen, daß er zwey Ritter dieſes Ordens, welche, wider die Regel ihres Ordens, Oberhäupter der Florentiniſchen Republik waren, in den Kreis der Hölle ſetzte, worin die Gleißner geſtraft werden, iſt nicht leicht zu entſcheiden. Dante kannte ſie beyde, und es gehörte viel dazu, zu beweiſen, daß er ſie aus perſönlichem Haſſe in ſeine Hölle verbannt habe.

Indeſſen iſt gewiß, daß viele berühmte Männer in dieſem Orden gelebt haben. Von dieſen will ich nur den ſo eben erwähnten Dichter Guittone von Arezzo erwähnen. Er war in der Toſkaniſchen Stadt Arezzo gebohren. Sein Vater hieß Viva di Michele, nicht Bonati, wie einige wollen. Er war Kämmerer ſeiner Vaterſtadt, und ein eifriger

Beför-

Beförderer seines Ordens. Ihn hat zu seinen Zeiten niemand an Zierlichkeit in Prosa und in Versen übertroffen. Die Toskanische Sprache, die sich damals bildete, hat durch seine Schriften einen großen Theil ihrer Vollkommenheit erhalten. Man hat von ihm vierzig Canzoni, und über hundert Sonnette, welche Art von Gedichten er erfunden haben soll. Dante und Petrarca geben ihm ein rühmliches Zeugniß. Seine Briefe hat der gelehrte Prälat Bottari im Jahr 1745. mit Erläuterungen ans Licht gestellt. Diese Briefe, und seine Gedichte bezeugen, daß er nicht nur der zierlichste und gelehrteste Schriftsteller seines Zeitalters, sondern auch ein rechtschaffener Mann war.

So lang in Italien die große Verwirrung und Zwietracht zwischen der päbstlichen und kaiserlichen Macht herrschte, und die Städte des päbstlichen Beystandes benöthiget waren, um ihre Freyheit zu behaupten, blühte der Ritterorden der lustigen Brüder. Nach dem Maße aber, als die Städte theils mit Bewilligung der Kaiser, theils mit den Waffen ihre Freyheit erhielten, und eine feste republikanische Form annahmen, und durch wechselsweise Verbindung selbst im Stande waren, ihre Freyheit zu vertheidigen, gerieth der Orden in Verfall; einem zahlreichen und wohlverdienten Kriegsheere ähnlich, welches nach geschlossenem Frieden verabschiedet wird. Die wesentliche Verfassung dieses Ordens konnte sich mit

der Wohlfahrt der Städte nicht vertragen. Ausgebreitete und von allen Abgaben freye Güter, und ein mächtiger Adel, der zum allgemeinen Besten nichts beyträgt, kann in einem kleinen Staate nicht gedacht, geschweige denn geduldet werden. *) Daher wurden allmählig ihre Güter den allgemeinen Abgaben unterworfen. Hierdurch hörte die Absicht und der Vortheil auf, warum ehedem der reichste Theil des Adels in den Orden trat. Es entstanden auch im XV. Jahrhundert neue Ritterorden und Ehrenzeichen, wodurch dem Adel und den reichen Eigenthümern ein neues Feld geöffnet wurde, zu glänzen. Amadeus, Herzog von Savoyen, stiftete den noch heut zu Tage blühenden Orden der Verkündigung Mariä. Alle die Fürsten Italiens, deren fast so viele als Städte waren, maßten sich das Recht an, in den Ritterstand zu erheben, und die teutschen Kaiser, besonders Sigismund und Friedrich III. verliehen vielen Edelleuten Italiens den St. Görgenorden mit dem Drachen. Die Päbste wollten den Kaisern und Fürsten hierin nicht nachstehen. Alexander VI. Leo X. Paul III. theilten Ordenszeichen aus. Die Spanier und Franzosen brachten ihre Ritterorden mit sich nach Italien, und streueten sie unter dem Adel aus. Nach der Vertilgung des Ordens der Tempelherrn erschienen unter dem italienischen Adel Ritter von Rhodus, jezt Malteser Ritter, teutsche Herrn, Ritter von S. Moriz und

*) In einem großen noch weniger. W.

und Lazarus, und von S. Jacob della Spata. Man gieng sogar in der Mitte des XV. Jahrhunderts mit dem Vorhaben um, aus allen Ritter- und Mönchsorden, worunter der Orden der lustigen Brüder ausdrücklich begriffen war, einen allgemeinen Orden wider die Feinde der Kirche und Religion zu stiften. Eine Bulle des Pabstes Pius II. vom Jahr 1359 belehrt uns, daß dieser Orden seine Benennung von S. Maria von Bethlehem und den Kardinal Ludwig Scarampo zum ersten Ordensmeister erhalten, und auf den Cykladischen Inseln seinen Sitz haben sollte. Die großen Bewegungen, die damals geschahen, diensten zu nichts, als zur Erniedrigung der italienischen Orden, besonders der lustigen Brüder. Im XVI. Jahrhundert vermehrte sich die Anzahl der Ritterorden in Italien über alle maßen, und verfinsterte den ältesten.

Im XV. und XVI. Jahrhundert wurden die Güter dieses Ordens von allen Seiten her geschmählert. In dringenden Nothfällen, besonders in Kriegen zwischen den neuen Republiken und Fürsten, wurde ein großer Theil derselben dem Orden entrissen, und ein nicht kleinerer von den Päbsten in Commenden verwandelt, die sie nach Belieben den Kardinälen und andern Prälaten verliehen. In Toskana wurden sie vom S. Stephansorden verschlungen, und in andern Staaten, z. B. in Meiland, Venedig, Bergamo, Piacenza, Parma ꝛc. verwandelte man

sie

ſie in Hoſpitäler und andre fromme Stiftungen, damit ſie der Pabſt nicht für ſeine Kardinäle und Prälaten mit Commenden belegte. Auf dieſe Weiſe erloſch allmählig der Orden, bis er endlich vom Pabſt Sixtus V. im Jahr 1588 durch die Bulla inter caetera ganz aufgehoben wurde. Weil die Venetianiſche Republik dieſe Aufhebungsbulle nicht annahm, ſo exiſtiert noch bis auf den heutigen Tag ein Convent dieſes Ritterordens zu Treviſo.

J.

III.

Probe eines Heldengedichts,

Boruſſias, oder der ſiebenjährige Krieg,

in acht Geſängen.

Arma, Virumque cano.

Vorbericht des Verfaſſers.

Man kann mit Recht zweifeln, ob ein eigentliches Heldengedicht noch im Geſchmack der neuern Leſewelt ſeyn könne, da wir gewöhnlich mehr für die Candiden, als für die Iliaden geſtimmt ſind. Aber noch mit mehr Recht ſcheint man zweifeln zu können, ob ein Gegenſtand der neueſten Geſchichte ein würdiger Stoff zur Epopee ſeyn könne. Wenn aber die Menſchheit

heit ſich irgendwo in der gröſtmöglichſten Spannung von der einen, und in dem ſchrecklichſten Elende von der andern zeigt: ſollte da nicht der ſiebenjährige Krieg ein ſehr würdiger Stoff zur Epopee ſeyn? Gewiß war Homer's Eroberung von Troja ein weit geringerer Stoff. Denn wenn er gleich, durch die Natur der damaligen Art den Krieg zu führen, einen jeden Helden mehr in Handlung darſtellen konnte, als der Dichter, der eine Kriegsgeſchichte der neuern Zeit darzuſtellen hat: ſo kommt dieſem von der andern Seite das Groſe und Schauerliche der neuern Kriegskunſt zu ſtatten — ein Stoff, deſſen Homer, wenigſtens um zwey Drittheile entbehrte. Und überdem, welche Geſchichte iſt reichhaltiger auch an einzelnen Beyſpielen der Tapferkeit, als der ſiebenjährige Krieg? Eben ſo iſt auch der ſiebenjährige Krieg derjenige Stoff, der dem homeriſche am meiſten ähnlich iſt: denn gewis hat der trojaniſche Krieg nicht gröſere Verheerungen und wichtigere und daurendere Veränderungen in Griechenland hervorgebracht als der ſiebenjährige in Teutſchland; er iſt und wird immer ſeyn, ein Denkmal nicht blos der Geſchichte Teutſchlands, ſondern der Geſchichte der Menſchheit überhaupt. Das ſchwierigſte war, dem an ſich etwas einförmigen Stoff durch glückliche Epiſoden Mannigfaltigkeit zu geben: ich ſchmeichele mir, dieſe erreicht zu haben, indem von den acht Geſängen, welche das Ganze ausmachen, drey zu Epiſoden beſtimmt ſind, deren erſte die Geſchichte der Liebe eines der kriegenden

Prin-

Prinzen zu der Prinzessin von M**, (eine Nachahmung des IV. Buchs der Aeneide) die zweyte die Aussichten des verklärten Kleist, der bey Kunersdorf blieb, auf die irdischen Dinge (eine Nachahmung des VI. Buchs der Aeneide) und die dritte, die Bildungsgeschichte Friedrichs, aus dem Munde seines alten Lehrers, welche derselbe dem Könige Stanislaus Leszinsky macht: deren jede, wie ich mir wenigstens schmeichele, dem Ganzen gehörig eingefügt seyn wird.

Ich wetteifere auf jeden Fall mit dem Verfasser der Henriade — Hab' ich mir, ein großes oder kleines Ziel vorgesteckt?

Stockt alles, was ich hier noch sagen konnte, oder sagen sollte, so rede folgender erster Gesang durch die That, und mache entweder die Vertheidigung meiner Kühnheit, oder auch — die Verdammung meiner Dummdreistigkeit.

Noch habe ich zu sagen, daß ich nicht derjenige Dichter bin, der schon vor langer Zeit ein großes Gedicht über Friedrich den Großen ankündigte; denn die Idee eines Epischen Gedichts über den siebenjährigen Krieg kam mir nur vor wenigen Wochen.*)

*) Ich halte bey dieser ersten öffentlichen Ausstellung mein Urtheil noch zurück, um Niemand in dem seinigen vorzugreifen.
d. H.

Die

Die Boruſſias.

Erſter Geſang.

Krieg und Schlachten ertönt mein Geſang. O Land des Thuiſcon!
Sieben Jahre zerfleiſchteſt du dir mit eigenen Händen
Deinen Buſen — ein Leichengefilde erſchlagener Krieger:
Aber über den Gräbern deiner Gefallenen raget
Friedrichs, des Unbeſieglichen, Thatendenkmal; er kämpfte
Zwölf herkuliſche Schlachten, und ward das Erſtaunen Europas.

Muſe! du liebeſt nicht Blut. Dich durchſchauert das Elend der Armen
Erdegebornen mit heiligem Mitleid: ſüßer ertönet
Dir das Lallen des Säuglings am nährenden Buſen der Mutter
Als das Röcheln gequälter Sterbenden; ſüßer ertönt dir
Das Geblöke der weidenden Lämmer auf blumigen Auen
Als das Kampfauffodernde Wiehern der kriegriſchen Roſſe:
Von Laufgräben, erfüllt mit zerriſſenen Menſchen, von Feldern
Voll lebendiger Leichen, von Hütten, von Städten, die brennen,
Und dem fliehenden Wohner die Aſche im Winde zuſenden
Drehſt du, voll ſchauernder Wehmuth, ſeitab das thränende Auge,

Hin

von kleinen Atomen über die Naſen der Schlafenden hin. Ihre Rad-Speichen ſind von langen Spinnen-Beinen, die Deken von Grashüpfers-Flügeln, das Geſchirr vom feinſten Spinnen-Web, die Kummet von Mondſcheins-Stralen; ihre Peitſche von einem Grillen-Bein, und der Riemen von der feinſten Membrane; ihr Kutſcher eine dünne grau-rokichte Schnake, nicht halb ſo dik als ein kleiner runder Wurm, den der ſchleichende Finger eines kleinen Mädchens aufgeſtochert hat. Ihr Wagen iſt eine leere Haſel-Nuß, von Schreiner Eichhorn, oder Meiſter Wurm gemacht, die ſeit unfürdenklicher Zeit die Wagner der Feen ſind: und in dieſem Staat galoppiert ſie, Nacht für Nacht, durch das Gehirn der Verliebten, und dann träumen ſie von Liebe; über die Knice der Hofleute, welche dann ſtraks von Aufwartungen; über die Finger der Advocaten, die ſtraks von Sporteln; über die Lippen der Damen, die ſtraks von Küſſen träumen, aber oft von der erzürnten Mab mit Hiz Blattern geſtraft werden, wenn ihr Athem nach parfürmiertem Zuker-Werk riecht. Zuweilen galoppiert ſie über eines Hofſchranzen Naſe, und da träumt er, er hab' eine Penſion ausgeſpürt: ein andermal kommt ſie mit dem Wedel eines Zehend-Schweins in der Hand, und küzelt den ſchnarchenden Pfarrer; ſtraks träumt er, daß er eine beſſere Pfründe bekommen habe. Zuweilen fährt ſie über eines Soldaten Hals, und da träumt er von ausländiſchen Hälſen die er abgeſchnitten, von Friedens-Brüchen, Scharmuzeln, Spaniſchen Klingen, und fünf-Faden-tiefſen Geſundheiten; dann trumuelt ſie wieder in ſeinen Ohren und er fährt erſchroken auf, und erwacht, ſchwört ein paar Stoß-Gebette, und

Flehend Allvatern, daß er den Kindern der Menſchen nicht zürne:

Denn alſo geziemt es der Muſe der milderen Menſchheit. *)
Dennoch ehrſt du die Tugend, die auch das Elend verklåret,
Ehreſt die Helden, die ſich dem Vaterland weihten und ſtarben,
Starben den ſchönen Tod der Unſterblichkeit. Ja du begleitest,
Hohe Bewundrung im weiten Auge, den kämpfenden Friedrich
Ueber Leichen und Gråber durch Blut ins Getümmel der Schlachten,
Wenn er, für Ruhm und Vaterland, jezt in Rauchdampf verhüllet
Tauſend Gefahren ſich bietet, jezt den Himmel zur Decke
Und die Erde zum Lager hat, und des Thrones nicht denket:
Jezt geſchlagen noch groß, und jezt im Fliehen noch ſiegend,
Wie ein Gott eine fallende Welt, Voruſſien ſchützet —
Einer gegen Sechs — ein Wunder der eigenen Hauſſer.

Auf dann! ſinge den Göttern der Erde das Elend der Menſchen
Welches ſie ſelber ſo grauſam den Mühedulдern bereiten:
Ob nicht Einem das Herz zu ſanften Gefühlen erſchmelze;
Ob nicht Einer die gleichgeſchaffenen Söhne des Scepters
Brüder wähne und ihrem Staube den ſeinen verſchwiſtert.
Sind

*) Dieſer Anruf an die Muſe der milderen Menſchheit charakteriſiert dem Leſer den ganzen Geiſt meines Gedichtes, deſſen lezter Zweck iſt, Achtung für jede Großthat der Menſchheit, und Mitgefühl für die ſchrecklichſten Leiden derſelben, einzuflößen.

Sind ſie Helden wie Friedrich, ſo ſeyn ſie auch Menſchen wie Friedrich!

Manches friedliche Jahr, floß ohne Jammer und ohne Blut dem glücklichen Wohner Germaniens. *) Reifende Garben

Fielen, unzertreten vom ſtampfenden Hufe des Roſſes,
In die Arme, die ihren Samen zerſtreuet. Dem Hirten
Raubte kein ſtreifender Krieger das Lamm von den Brüſten der Mutter.

Jeder ſaß in dem Schatten des Baumes, den er gepflanzet,
Und trank drunter den Wein, mit eignen Händen gepreſſet.
Wonne des Menſchenfreundes durchwallte den Buſen des Landherrn,
Wenn ihm die trunkene Schar der willigfröhnenden Schnitter,
Jeder ſein Mädchen am Arm, mit Flitterſträuſſern am Hute,
Blinkende Senſen, mit Blumen gekränzt, auf nervigten Schultern
Vor dem Hofe den Tanz der Ernte begannen: es ſchlug ihm
Sanft das Herz, wenn er nun den Wohner des moſigten Strohbachs
In dem frohen Getümmel der fernherrauſchenden Schenke
Ueber der wohlfeil gekauften Freude des Sonntags die Mühe
Sechs durchduldender Tage vergeſſen ſahe: und höher,

Wenn

*) Die gezeichneten Scenen des Friedens glaubte ich, vielleicht nicht mit Unrecht, mir im Allgemeinen zeichnen zu dürfen.

Wenn er die Hütte des Leichtzufriednen voll blühendet Mädchen
Und rothbäckichter Knaben, die Scheuren voll Garben der Ceres,
Und die Böden voll nährender Früchte Pomonens erblickte,
Unbeneideter Lohn von hartem Schweiße betrieſet.

Auch der Städter vergaß, von keinem Feinde gebrandſchazt,
Jezt an dem Buſen des Weibes, jezt unter wühlenden Kindern,
Jezt beym erholenden Spiel, jezt über dem frölichen Gaſtmahl,
Daß das Leben nur Müh iſt. Holde Muſen, *) wir hörten
Eure Geſänge in Teutſchland, ſo wie ſie damals erklangen,
Als auf Gräziens Fluren kein Perſer verheerte, **) kein Hufſchlag
Seines Roſſes die Lauſcher der Mäonidiſchen ***) Leyer
Oder des Sophokleiſchen Chorgeſanges ****) erſchreckte.
Auch die Grazien wandelten mit den ſtrahlenden Füßen *****) Durch

*) Die Epoche der großen Dichter und Schriftſteller Teutſchlands jeder Art hatte kurz vorher begonnen.

**) Denn eben nach dem Perſiſchen Kriege begann die glänzendſte Epoche der griechiſchen Genies.

***) Homers Iliade und Odüſſee, die Handbücher und gleichſam die Bibel der Griechen.

****) Die Tragödien des Sophokles und Euripides.

*****) Die hier geſchilderte Verſchönerung Teutſchlands fällt zwar nicht bloß in dieſe Epoche, ſondern auch eben ſo weit vorher.

Durch die Haine und über die Fluren, wo rohe Germanen
Auf Thierhäuten das Leben verſchnarchten, oder dem Wilde
Kühn nachſpürten oder gefangene Feinde erwürgten.
Sie berührten das Land mit ihren göttlichen Händen,
Gärten wurden die Haine, Paläſte die moſigten Hütten;
Und die Künſte umwanden den Pinſel, das Bleimaß, den Meißel,
Mit dem neugepflanzeten Lorbeer. Seliger Friede
Herrſchte in Teutſchland und troff vom Segen der Lande und Städte.

Sage, Muſe, wer trübte die Freuden des ſeligen Deutſchlands?
In der Mitte der Hölle, da wo die Ströme des Feuers,
Ewige Marter aufſluthend, die flammendſten Wirbel vermiſchen
Liegt ein Dämon, das Kind der wüthendſten Furie, Rache
Iſt ihr Name. Am Tage des großen Zwiſtes der Hölle,
Wem, mit dem ehernen Stab im Orkus zu herrſchen, gebühre,
Gab ſie der Hölle das Ungeheuer: ihm flammet das Auge,
Wie der blutiggeſchweifte Komet voll drohenden Schickſals,
Blicke der Wuth, die ſich nicht mehr hält: ihm dampfet der Rachen
Wie zehn eherne Feuerſchlünde, des Dämons Erfindung:
Mit der Rechten zerreißt er die Mauern der Städte in Trümmern:

Mit der Linken erwürgt er die Wohner, und lachet des Augenblicks.

Über der Asche von niedergebrannten Städten erhebt er
Einen Fuß, und über lebendige Leichen den Andern.
Taub ist sein Ohr dem Gerochel der Sterbenden: taub dem Gewimmer
Niedergestoßner Säuglinge, taub dem Gekreische der Mütter.
Vor ihm gehen der Schreck mit dem sträubenden Haar, die Verwüstung
Mit dem Pflug, den sie über zertrümmerte Städte hinziehet,
Und die Gewalt mit dem ehernen Hebel, dem Felsen erzittern,
Welcher dir, Themis, das Schwerdt zerbricht, und die Waze zerschmettert.
Hinter ihm schleicht der zähneflatschende Hunger, die Armuth
Mit der Haab auf der Schulter, und jeder Jammer der armen
Erdegebohrnen, der ihnen das Leben schwärzet: nicht ferne
Lauert die harte Verzweiflung, das Aug auf Dolche geheftet *)
Wenn sich der Dämon vom ehernen Lager erhebet, dann toben
Wilder die Furien, dann erbrausen wilder die Ströme,
Dann wird die Hölle mehr noch Hölle. Am Tage des Zornes,
Als die Bosheit auf Erden gebohren ward, da zerriß er,
Horchend dem Ruf der kreischenden Furie, eine der sieben Ket-

*) Man erschrecke nur nicht vor diesen Personificationen. Ich werde keinen Gebrauch davon à la Voltaire in seiner Henriade machen.

Ketten, mit welchen der Abgrund ihn hält, rief über die Erde
Den weitschreckenden Streitruf, und schickte sein Orkusgefolge
Auf die blühenden Fluren, und in die seligen Städte.
Da verblühten die Fluren, da wurden Wüsten die Städte.
Sein Gefolge nur sieht das Auge der Sterblichen; Er selbst
Wirkt unsichtbar, doch mächtig. *) Er lehrte die Menschen einander
Sich ermorden, bewafnete zu dem gräflichen Morde
Ihnen die Hände mit Waffen der Hölle. (Es klebt auf den Waffen
Blut des ersten Erschlagnen und blauer Wolkfebaum des ersten
Mörders, welcher den Bruder erschlug.) Die donnernden Büchsen
(Dieser Jupiterskeil der Menschen) die ehernen Schlünde

*) Man sieht wohl, daß ich von dieser Personifikation des Kriegsdämon keinen fernern Gebrauch mache; sie steht, ich möchte sagen, wie eine philosophische Hypothese, zur Erklärung der Ursachen in der moralischen Welt da: wiewohl sie mehr für die Einbildungskraft als für den Verstand ist; aber der Dichter hat es auch mit der ersten am meisten zu thun. Ich glaubte auf diese Art hier das Grose, welches dergleichen Φαντασιαι, wie Longin sie nennt, an sich haben, mit der in den neuern Zeiten so zarten poetischen Wahrscheinlichkeit allein vereinigen zu können. Denn Glaube an Hölle und Geister ist doch auch selbst noch bey dem Philosophen Glaube der Einbildungskraft.

Mit dem Bauche voll siegetontischer Ladung (des Todes Allzermalmender, knirschendster Rache) die flammenden Kugeln
Die wie Kometen den Himmel mit feurigen Bogen durchfurchen,
Sind des Eumenidischen Rachegeistes Erfindung.

Euch, ihr Herrscher der Völker, wenn ihr die Menschen nicht liebet,
Weiht sich der Unhold zu seinen Genien. Ehrgeiz mit hohem
Blutbetriefetem Diademe, räubrische Habsucht,
Mit der grausen Hyäne, die Recht und Unschuld verscheuchet,
Politik, an der Seite, die Rache mit Waffen des Todes
Und der Neid mit der giftigen Zunge — sie sind die Begeistrer
Seiner Wuth, die er euch in die ehernen Busen einhauchet:
Daß ihr die Sceptergehorchenden Völker dem Elende gebet,
Daß ihr die Menschen durch Menschen ermordet, und auch mit der Habe
Eures Volkes die Mörder bedinget, die Räuber besoldet.

Jezt auch ward er durch sie, die immerbereiten Dämonen,
Welche die Kammern der Hölle nicht grausenvoller durchtoben *)
Als die Herzen der Menschenhaßenden Völkergebieter,
Teutsche

*) Virgil im VIten Buch der Aeneide sezt einige der genannten Leidenschaften sehr philosophisch in das Vestibulum der Hölle.

Teutſchlands Unglücksverbreiter, und ſchuf es zum Leichenfelde.

* * *

Nicht mit dem Auge der Gleichmuth, die fremden Ruhm nicht ſcheel ſieht,
Sahe Thereſia Friedrich in Schleſien herrſchen. Ihr glühte
Rache im ungebändigten Herzen. Wie Juno *) dem Helden,
Welchen, Ilions Flammen entflohn, das Schickſal zum Vater
Stolzer Romuliden erſehen hatte, geſchwornen,
Unverſöhnlichen Haß, Verderbenſinnend im Buſen
Nährte: (und hätte das Götterzwingende Schickſal den Helden
Nicht dem gewiſſen Untergange entriſſen, ſo hätten
Seine Gebeine das Ufer bedeckt, ſo wäre kein hohes
Gröſseres Troja dem Schutt entſtanden, **) ſo wäre die Herrſchaft
Roms, die vom thronenden Kapitol, wie Zevs von dem Himmel
Auf die Erde, ihr Reich, hinſchaute, nimmer geweſen:)
Alſo zürnte dem Sieger bey Sorr Germaniens Fürſtin.
„Soll er, ſo ſprach ſie mit ſchwellendem Herzen, der König des kleinen

*) Virgil ſchildert uns bekanntermaßen den Zorn der Juno als die einzige Urſache der zehnjährigen Herumirrung und aller Leiden des Aeneas, des Stifters der Römer.

**) Dieſes hohe gröſsere Troja iſt Rom. Horaz nennt es ſelbſt in der III Ode des III Buches Troja renascens.

„Unurbaren Sandfecks*) welcher Germanien ſtreifet,
„Deſſen Ahne von meinem den Königstitel erheiſchte, **)
„Soll er beherrſchen das Land, das einſt Thereſen gehorchte?
„Soll er mir hemmen den Flug des doppelten Adlers zur Sonne?"

Alſo ſprach ſie, und knirſchte Rache. Die ſchwellende Seele
Reizte ein Prieſter von Rom, ***) mit überredender Zunge
Schildernd die Seufzer der unterdrückten Anbeter des Kreuzes,
Den entweihenden Tempelgeſang, die unheilig'n Gebräuche,
Und die verachtete Meſſe der neugepflanzeten Wohner.
Ach! Die Lücke im Tempel der Kirche, von Ketzriſchen Händen
Aufgeriſſen! — ein Frevel, zu deſſen Rache ein Meineid,
Vor den horchenden Ohren des ganzen Europas geſchworen,
Nur ein heiliges Opfer. Die fromme Herrſcherin lauſchet
Und

*) Die Mark Brandenburg, wo die Hauptſtadt des preuſſiſchen Staates iſt, doch gewiß eine der ſandigſten, unfruchtbarſten Provinzen Teutſchlands, wie überhaupt die Preuſſiſchen Staaten nicht die fruchtbarſten ſind.

**) Friedrich III. nachher als König Friedrich I. erkaufte den Königstitel von dem damaligen Römiſchen Kayſer.

***) Thereſia war bekanntermaßen eine ſehr fromme Dame, und ungeachtet aller ihrer Politik kann der Dichter doch wohl ihrem Prieſterſinn auch etwas zueignen.

****) Man weiß, wie verrätheriſch manche Katholiken in Schleſien gegen Friedrich thaten, und wie ſie ſich bey aller Religionsfreyheit immer unterdrückt glaubten.

Und beflügelt den kühnen Entſchluß, dem Helden der Brennus
Das eroberte Land zu entreiſſen, oder ihn ſelber
Preis zu geben dem unwiderruflichen Untergange.

Ihr trat Ruſſiens Herrſcherin bey, die mit männlichen Händen,
Selbſt die Krone ſich nahm und den Thron mit Thaten befeſtigt.
Friedrich kühn mit der Zunge, wie mit dem Schwerdte, ein freyer
Rüger der Fürſten, die nur im Königsmantel und Scepter
Groß ſind und hinter dem Thron der hohen Würde vergeſſen,
Hatte der Stolzen mit einem der ſchneidenden Stachel des Witzes
Tief die Seele verwundet: *) und tauſend und tauſend Menſchen
Leben däuchten der Hochgekränkten nicht eine zu große
Rache am thronenden Spötter. Beweglich dem ſäuſelnden Lüftchen,
Welches Zephiriſch liſpelnd, oft mit Orkanen herbrauſet, **)
Fügt ſich Polonions ſelbſterwähleter König dem Bunde.
Denn ihm lachte die Beute des lange beneideten Nachbars,

*) Man weiß, daß einige Spötterenen Friedrichs über die Eliſabeth die vorzügliche Urſache der Erbitterung der Kaiſerin gegen den König von Preußen war.

**) Dies Gleichnis bezieht ſich auf die ſo leicht ſcheinende Eroberung Preußens, die nachher ſo viel verderbliche Folgen nach ſich zog.

ſchläft wieder ein. Das iſt die nemliche Mab, die den Kühen die Milch ausſaugt, und den Pferden im Schlaf die Mähne verſtrikt; das iſt die Drutte, (der Alp,) welche die Mädchens drükt, wenn ſie Nachts auf dem Rüken ligen -- das iſt --

Romeo.

Stille, Stille, Mercutio, wie lange kanſt du von nichts reden!

Mercutio.

In der That, ich rede von Träumen, dieſen Kindern die ein müßiges Hirn mit der eiteln Phantaſie erzeugt, welche ſo wenig Leib hat als die Luft, und unbeſtändiger iſt als der Wind, der nur eben um den kalten Buſen des Nords buhlte, und den Augenblik drauf, in einem Anfloß von Laune, hinwegſtürmt, und ſein Geſicht dem thauichten Sud zudreht.

Benvolio.

Dieſer Wind von dem ihr euch ſo gelaſſen beſprecht, bläßt uns von uns ſelbſt weg; das Gaſtmal iſt indeß vorbey, und wir werden zu ſpät kommen.

Romeo.

Ich fürchte, nur zu früh -- Denn mein Gemüth weiſſagt mir irgend eine ſchwarze noch in den Sternen hangende Begebenheit, die von den Spielen dieſer Nacht ihren furchtbaren Anfang nehmen, und vielleicht das Ziel meines verhaßten Lebens durch die gewaltſame Hand eines frühzeitigen

Leicht, unblutig entriſſen: ſie ließ ihn ſyreniſch vergeſſen,
Daß Borußiens Held viel lieber nehmmt als giebet,
Der ſchon einmal ihm ſchwer am Fürſtenthrone gerüttelt. *)

Dich auch, Gallien, welches die Lilien oft mit dem Blute
Des mithuhlenden Doppeladlers gefärbet, doch einſt auch
Unter ſeinen Klauen nicht minder blutend, dich täuſchte
Jezt der gewiſſe Raub, mit leichten Händen zu theilen,
Und verband dich dem lange gehaſſeten Auſtrien. Mit die
Knüpfte dem Bunde ſich Sveciens an — ein leichtes Gebinde,
Mehr dem Auge zur Schau, als Wuchs und Zierde dem Wäger,
Denn nicht Guſtavs, und nicht des Zwölften der tapferen Karle
Donner ruhn noch an Sveciens Thron und ſchrecken die Völker.

Alſo beſchworen Europas hohe Fürſten des Einen
Brennen Untergang. Wer wird das Opfer erretten?
Völker!.. euer Blut!... Die Fürſten ſind lüſtern nach Beute,
Und ſie wollen die edlen Hofgeſchwäze von Spielen
Und von Tänzern und Tänzerinnen, von Moden und Jagden
Mit

*) Im erſten Schleſiſchen Kriege.

Mit den unterhaltendern Geſprächen von Schlachten,
Von gefallenem Helden, von eingeäſcherten Städten
Miſchen. Völker! .. euer Blut! .. So wollens die Fürſten.

Wie die Mine (der Orkus birgt unterm hölliſchen Boden
Feuer und Schwefel, ein furchtbar Gemiſch! die läſterndſten Sünder
Sprengt der aufflammende Haufe in ſchrecklichem Ausbruch zum Himmel;
Einer der über die Erde geſchleuderten böſen Dämonen
Lehrte, noch ſchäumend von Wuth der grauſen Strafe, den Menſchen
Die Nachahmung der hölliſchen Qual) wie die Mine von tauſend
Feilen, gedungenen, Händen, im nächtlichen Dunkel der Erde
Fern vom Lichte des Tags, mit Geſchoß des Todes gehäufet,
Bald nun die Wände des Kerkers zerſchmetternd, zum Himmel aufſliegen
Und die Erde erſchüttern wird: ſchon wehet des Todes
Schwarzer Flügel über den ſtolzen Palläſten und hohen
Thürmen, die bald nun ſinken, es fühlen die ahndenden Menſchen
Kaltanwandelnde Schauer; die grauſen Unglückbereiter
Halten kaum noch den Jubel der Hölle im ängſtenden Buſen;
Aber einen der Mitverſchwornen ergreift mit dem ehrnen Arme

Arme die Reue — er geht und entdeckt das Geheimniß der Hölle:
Also das hochbeschworene Bündniß der Fürsten Euroras.
In ein verrätherisches Ohr sank eins der geschworenen Worte,
Und der Horcher weilete nicht, das Geheimniß zu sagen.

Friedrich hörte die schwarze, grause Botschaft und staunte,
Nicht dem Erzähler: er wußte, daß Neid dem Ruhme stets scheel sieht.
Aber es sank ihm das Wort nicht ungemerkt in den Busen
Eraks versendet er Boten zu Teutschlands Fürstin, sie fragend,
Ob die geschworenen Eide ihm ferner den Frieden noch sichern.
Aber es achtet die Stolze der Fragenden nicht: sie kehren
Ohne Kunde, verschmähet zurück. Mit edelen Ingrimms
Rüstet der Held sich, der kühnen Trotzerin kühn zu begegnen,
Und das drohende Unglück zu wenden. So wie der Riese,
Welcher, der Schrecken der weiten Flur, die sein Arm ihm gebändigt,
In der Felsenverwahrten Höhle das sichere Auge
Ruhig dem Schlummer giebt, auch in dem Schlummer noch furchtbar;
Aber bald weckt ihn, die Felsluft weit durchschallend, ein ferner

Schrey

Schrey von kommenden Räubern, die seinen Schlummer
verachten.
Plözlich entspringt er der nicht genoßnen Ruhe: der Speer
bebt
In der umgreifenden Faust, der Panzer umfaßelt die
Schulter,
Und er denket schon Sieg; es wähnen die muthigen Trozer
Ihn noch schlummernd, und fesseln ihn schon und theilen
die Beute,
Helme und Schwerter und Lanzen, die stolzen Zierden der
Höhle; *)
Aber er steht schon gerüstet, und wird die Fesseln nicht
nehmen.
Also der tapfere Held der Brennen. Er thronet in Mitte
Seiner Krieger, die nie den Helm der Schulter entschnal
len; **)
Denen Tag und Nacht in wackern Händen die Lanzen
Zittern, die mit den Waffen des Todes, wie Kinder mit
Würfeln,
Spielen, ein immer bereiter Hauf der Helden, zum Siege
Oder zum Tode, wenn Friedrich, der alle kennet ***), gebietet.
Und

*) Die alten Helden pflegten ihre Hallen mit der den überwundenen Feinden abgenommenen Beute zu behängen.

**) Diese Schilderung, geht auf die in allen militärischen Staaten, und vorzüglich in Preußen so gewöhnlichen Kriegsübungen und Revüen der Soldaten.

***) Man weis wie sehr Friedrich alle seine tapfern Leute kannte.

Und Er winkte — da flammte der Krieg, da raſſelte Mavors.
Tauſend und tauſend Streiter mit Lanzen, mit Schwertern, mit Büchſen,
Glühenden Pfeilen des Todes bewafnet, rauſchten, ein hehrer
Ozean, welcher, den ewigen Ufern der Erde entquollen,
Meilenlange Gefilde mit taumelnden Wellen bedecket,
Ueber Boruſſiens Fluren dahin: ſie erblicket nicht ohne
Schrecken der ackernde Pflüger, und faltet die Hände zum Himmel.
Daß ihm nur dieſe Ernte der grauſame Krieg nicht verderbe.*)
Wirbelnde Trommeln und donnernde Pauken, erwürgeter Thiere,
Deren Felle ſie decken, Todesgebrülle nachlallend, **)
Und Trompeten, die ſchmetternd die wirbelnden Lüfte zerreißen,
Tönen den hehren Auf des Männerverſammelnden Mavors
Durch die Gaſſen der Stadt und in die Scheuren des Dorfes.
Von dem gräßlichen Hall ertönen die Berge und Thäler:
Es vernimmt ihn der Hirt am blumigen Fuße des Hügels,
Wo er liegt, die frohe Schalmey zum Erntetanz übend,
Und hält inne: und treibt die ſchweifenden Lämmer zuſammen,
Daß er, kömmt nun die Schar, der Hirt mit der Herde entfliehe.

Bau-

*) Es war eben Auguſt, und alſo Ernte-Zeit.

**) Ich will ſagen, daß das Getöne der Trommeln und Pauken das Todesgebrülle derjenigen Thiere nachahmt, deren Häute auf dieſe Inſtrumente geſpannt ſind.

Bunte Fahnen durchflattern mit wehendem Wimpel den Ether,
Blinkende Säbel und funkelnde Lanzen und schneidende Spitzen
Glänzen zur Sonne und spielen mit furchtbarem Schimmer ins Auge.
Lange Röhren mit ehernen Bäuchen und Schlünden des Orkus,
Mörser voll tödtenden Eisens, und Menschendurchbohrende Kugeln
Liegen auf seufzenden Achsen: es ziehen sie ganze Gespanne
Stöhnender Pferde, die nun der arme Pflüger entbehret.
Hinter ihnen folgen in unabsehlichen Reihen
Wagen, beladen mit Feuer und Schwefel, die Sodom zum Salzmeer
Schufen und Wohner und Wohnung in glühender Erde verbargen.
Unter dem hochaufladenden grausen Gepäcke des Todes
Seufzt der Boden, erbebt die Erde: die Steine der Straßen
Rasseln, wie wenn die Donner des Himmels unter der Erde
Grollten, unter dem Fuß ätnäische Schlünde zu öffnen
Drohend: es drückt sich schreyend der Säugling fester dem Busen
Seiner Wärterin an: es laufen die Knaben mit großen
Weiten Augen umher, und schauen die schrecklichen Massen
Erz und die funkelnden Mützen der Kugelschleudrer, die blanken
Feuerspeienden Röhren, und alle Wunder des Mavors.
Ringsher gehen die Spieß- und Schwerdtbewafneten Krieger
Jetzo lachend dem Tode, den sie dem Feinde da bringen,

Jetzo

Jetzo erzitternd dem eignen. Ihnen folgen zur Seite
Weinende Bräute und seufzende Mütter, das jüngste der Kleinen
An dem Busen, das größre am Arm. Der stammelnde rufet
Vater! Vater! Er fühlt es: und drückt ihn fester ans Herz an,
Und verheißt dem Weinenden, unter Gedanken des Todes,
Bald zurücke zu kehren. Es folgen Brüder und Schwestern
Die den scheidenden Bruder nun ach! zum letztenmahle
Küssen, zum letztenmal! Es segnen Vater und Mutter
Den zum Tode gehenden Sohn; denn ach! sie sind beyde
Alt und nahe dem Grabe, und kehrte er bald aus dem Streite,
Fänd er sie doch nicht mehr auf der Erde.....

Aber der Krieger wendet das naßgeweinte Auge
Still zur Seite und winket den Folgern, zur Heimat zu kehren,
Und ihm die Seele nicht ganz zu zerreißen. Sie kehren und rufen
Ihm das letzte Lebewohl. Er drücket den Hut sich
Tiefer ins Auge und birget drunter die quillende Thräne,*)
Und geht muthig, wohin das hohe Schicksal ihn rufet.

Also versandte Friedrich sein Heer zum furchtbaren Streite.

Keiner

*) Scenen dieser Art werde ich in den folgenden Gesänge vorzüglich zu nutzen wissen.

Keiner der hohen Verſchwörer merkt es und keiner Ahndets: ſie wähnen ihn tief im Schlummer des Glückes begraben.
Dann ſo wie Zevs den Menſchenſchreckenden, ſtammenden Donner,
Mit der gewaltigen Fauſt ergreift, wenn er läſternden Sündern,
Welche der hohen Ruhe des Allbeherrſchers ſchon ſpotten,
Seiner Gottheit Gefühl einſchauern will, daß ſie erbeben:
Keine Wolke ſchwärzet den Himmel, kein Orkan verkündet
Seinen allmächtigen Willen; es lächelt die Heitre des Himmels,
Und der ſäuſelnde Weſt wühlt in den Kelchen der Blumen
Und in den grünen Haaren der Bäume: aber auf einmal
Schmettert urplözlich der Donner ins Ohr der erbebenden Sünder.
Alſo bereitete Friedrich ſchnelle Rache des Meineids.

* * *

Dich, die Liebe, die Sorge des großen edelen Herzens
O mein Vaterland, dich zu verlaſſen und ach! vielleicht auch
Nimmer dich wieder zu ſehn — wer kennt die Würfel des

Zwang die grauſe Verrätherey den Helden. Er ließ dich!
Dich mit eigenen Händen genährt, gepfleget, verſchönert,
Wie die verreiſende Mutter den zärtlich geliebten Säugling,
Ach! ſie wird ihn nun ſelber nicht pflegen; der Miethlinge Sorge

Iſt doch nicht Sorge der Mutter. Er hielt die Thränen zurücke.

Aber ſie floß ihm noch: es ſahn ſie die wartenden Krieger,
Und die lezte, weiche Stelle der Seele der Helden
War, wie Friedrichs, für dich, o Vaterland! — Laß ſie! ſie gehen
Hin zum Sieg oder Tod? Dich ſchützet Friedrichs Schutzgott.

(Die Fortſezung nächſtens.)

IV.

Politiſch-Philoſophiſche Geſpräche.

Viertes Geſpräch.

Die ſtehende Miliz.

Nec per noſtrum Patimur ſcelus
Iracunda Iovem ponere fulmina. — —
Horat.

Der Marquis. Geſtehen Sie mir nur, Baron, daß ihre Kraftsmänner und Freyheits-Barden wenigſtens in Einem Stücke nicht unrecht haben. Die zahlreiche ſtehende Miliz iſt der Tod der bürgerlichen Freyheit, die ſchreckliche Stüze der willkührlichen Gewalt. Von der Epoke ihrer Einrichtung an, datirt der Triumph des Despotiſmus, dieſes unſterblichen Ungeheuers, welches

ches sich nicht begnügt, seit so viel tausend Jahren die schönen Ebenen Asiens zu desolieren, sondern auch in unserm Europa sein scheußliches Haupt, dessen Anblick, wie der Medusenkopf, alles in schweigende Steine verwandelt, zu erheben beginnt. —

Der Baron. Les soldats de la patrie! Marquis! Vergessen Sie diese braven Bürger nicht! — Erklärten sie sich nicht für das Vaterland gegen die Tyrannen? Verwandelte jener Medusenkopf auch sie in unthätige Steine?

Der Marquis. Ich lasse den Soldaten des Vaterlands Gerechtigkeit wiederfahren. Ich vereinige meinen Dank mit dem der Nation, zu deren Rettung sie soviel beytrugen. Aber, eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ohne eine zahlreiche stehende Miliz zu haben, würden seit Ludwig dem Bürgerfeind, den die Schmeichler den Großen nannten, unsere Sultane nicht so despotisch haben verfahren können. Sie würden sich nicht erdreistet haben, jene schändlichen Urkunden der Tyranney, die man unter dem Namen der Lettres de Cachet verflucht, ausfertigen zu lassen. So manche redliche Männer, die der Hofkabale verdächtig waren, oder deren Verbrechen darin bestand, daß sie das Unglück —, oder das Verdienst? — hatten, Maitressen, oder Königinnen zu mißfallen, würden nicht in der Bastille — ich kann dieses Scheusal nicht nennen,

gen Todes beſchleunigen wird. Doch Er, der das Steuer-Ruder meines Laufſes führt, lenk' ihn nach ſeinem Gefallen! -- Wohlan, meine muntern Freunde!

Benvolio.

Rührt die Trummel! --

(Sie ziehen über den Schauplaz, und treten ab.)

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in eine Halle in Capulets Hauſe.)

Etliche Bediente, mit Handtüchern.

1. Bedienter.

Wo iſt Potpan, daß er uns nicht aufräumen hilft -- er hat einen Teller weggeſchnappt! Er hat einen Teller mit ſich gehen heiſſen!

2. Bedienter.

Wenn gute Manieren alle in eines oder zweener Händen liegen, und die noch dazu ungewaſchen ſind, das iſt eine garſtige Sache.

1. Bedienter.

Fort mit den Lehnſtühlen, das kleine Schenk-Tiſch'gen aus dem Wege, ſeht zu dem Silber-Geſchirr; du, guter Freund, mache daß du mir ein Stük Marzipan auf die Seite kriegſt; und wenn du mich lieb haſt, ſo ſorge, daß der

ohne daß sich meine Eingeweide umzukehren scheinen — ihr freudenleeres Daseyn vertrauert haben. Vergebens wurden die Raynals und Merciers die Sachwalter und Fürsprecher der insultierten Menschheit. Man exilierte sie, und verbrannte ihre unsterblichen Werke — — —

Der Baron. Die aber, wie ein Phönix, aus ihrer Asche auferstanden sind, und die man noch in Ehren halten wird, wenn die gerechte Nachwelt ihre Verfolger längst mit ewiger Infamie gebrandmarkt haben wird. So viel gebe ich Ihnen zu, Marquis, daß die Fälle, worin die Miliz den Despotismus begünstigt und die Unterdrükkung befördert hat, zahlreicher sind, als die entgegengesezten, worin sie dem Misbrauch der willkührlichen, auf Opinion gestüzten, Gewalt sich widersezt hat. Man wird mir hier die römischen Prätorianer nicht citieren, welche bisweilen den Cäsarn so gefährlich wurden; nicht Moskaus Strelitzen, nicht die Janitscharen der erhabenen Pforte, nicht die Offiziers von der persischen Garde, welche das gekrönte Unthier Nadir Schach, sonst Tamas Koulikan, in seinem Zelte niedersäbelten. Fast alle diese Misvergnügten wären es nicht sowohl über die Tyrannei selbst, welche sie fortdauern ließen — als über die Person dieses oder jenes Tyrannen, welche sie gegen eine andere, die etwa freygebiger oder kriegerischer war, vertauschen wollten. — Uebrigens

scheint

ſcheint mir das Militair in monarchiſchen und deſpotiſchen Staaten in ſeinem eigentlichen und angemeſſenſten Elemente zu ſeyn. Unter den Republiken ſcheinen mir hier nur zwey, die Römiſche und Spartaniſche, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Allein wer den Geiſt und die beſondern Grundſätze dieſer beiden alten Freiſtaaten ſtudirt hat, deren Verfaſſung von der unſerer heutigen Republiken ſo ſehr — wenigſtens in mehr als einer Rückſicht — abweicht, der wird einſehen, daß Rom und Sparta nicht als Widerlegung meines obigen Satzes mir entgegengeſezt werden können. — Bey alle dem, Marquis, und unbeſchadet meiner Ueberzeugung, daß die ſtehende Miliz den Deſpotismus in vielen größern und kleinern Ländern befördert hat, behaupte ich dennoch — ſelbſt ohne auf den Charakter eines Skeptikers in Anſehung mancher ſchwer zu löſenden Probleme der politiſchen Philoſophie Verzicht zu thun — daß, rebus *ſic* ſtantibus, die ſtehende Miliz, im Ganzen, nicht etwa bloß ein nothwendiges Uebel, ſondern eine Wohlthat für die Societät ſey.

Der Marquis. Sie, Baron, ſind auch unter den Apologeten der ſtehenden Miliz? und zwar trotz Ihrer Abneigung gegen den Deſpotismus? Sie, der es Maitre Linguet nicht verzeihen konnte, daß er ſeine Beredſamkeit herabwürdigte, die Fürſprecherin der willkührlichen Gewalt, oder,

wie Sie es zu nennen pflegen, der Sultanerei, zu werden? Linguet freylich ist nachher in der Bastille andern Sinnes geworden.

Der Baron. Ich wiederhole es Ihnen, lieber Freund, daß ich auch die Nachtheile und Inconvenienzen der stehenden Miliz nicht verkenne. Jedes Ding in der Welt hat, wie Epictet sagte, zwey Handhaben, woran man es fassen, oder zwey Seiten (wenigstens! bisweilen gar unbestimmlich viele!) von welchen man es ansehen kann. Allein, ohne die zweyte Seite unseres Objektes unbeachtet gelassen zu haben, bin ich doch — für die stehende Miliz. Ich läugne nicht, daß Ihre Könige seit Ludwig dem XIII. sie zur Verwahrung ihrer Gewalt und zur Verminderung des Ansehens der Parlamente und Stände mißbraucht haben. Allein Ihrem Vaterlande könnte ich Rußland entgegensetzen. Dieses wurde vor der Errichtung und Vermehrung seiner jetzigen stehenden Miliz viel despotischer regiert, als in unsern Tagen. Die Philosophie auf dem Throne, der wohlthätige Genius der Künste und Wissenschaften, hat durch heilbringende Einflüsse die Sitten der Nation gemildert, die Empfindungen verfeinert, der alten Barbarei den Abschied gegeben. Von diesem Genius erleuchtet, hat die Gesetzgebung menschlichere Strafen dictirt, und die Rechte des Bürgers ehren gelernt. Die stehende Miliz ist für Rußland eine Wohlthat geworden.

Man

Man beraube dieſen großen Staat ſeiner armierten Beſchützer, und Rouſſeaus Weiſſagung daß Rußland einſt wieder für die tatariſchen Horden ein Objekt der Conquette oder der Verwüſtung werden würde, könnte, trotz den Sarkasmen des Dichters von Ferney, eintreffen. Nicht bloß für das weitläuftige Reich Katharinens der II. ſondern auch für einen großen Theil des übrigen Europa iſt die Exiſtenz eines zahlreichen und diſciplinirten Heeres in den Ländern, welche dem Scepter der Czaaren unterworfen ſind — Wohlthat. Erinnern Sie ſich der Dſchingis-Khaniden, die ehemals an der Spize unzählbarer Mongoliſcher Horden, durch Rußland, in Pohlen, Ungarn und Schleſien eindrungen, und viele tauſend Chriſtenohren abſchnitten? — — —

Der Marquis. Ah! Baron, ehe ich mir die Ohren von einem Deſcendenten des Dſchingis-Chan, oder einem Hippomolgen aus den aſiatiſchen Steppen abſchneiden laſſe, tranſigiere ich lieber mit den großen Herren über den Artikel von der ſtehenden Miliz. Es iſt viel leichter, zu erlauben, daß ein Fürſt Soldaten hält, wozu jeder von uns eine Bagatelle bezahlt, als ſich ohne Ohren zu behelfen. — — Allein nöthigt die Unterhaltung zahlreicher Heere die europäiſchen Mächte nicht, ihre Unterthanen mit ungeheuren Abgaben zu beläſtigen? Kennen Sie nicht einen gewiſſen großen Staat, worinn es, wie es ſcheint,

Grundsaz der Regierung geworden ist, in den Unterthanen die Tugenden des Fleisses und der Industrie durch Drücken hervorzubringen, so wie die Magnetiseurs ihren Kunden die Divinationsgabe, und — wo mir recht ist — die Kunst, mit den Fingerspitzen feine Schrift zu lesen, durch Reiben und Streicheln zu erwecken pflegen? — Man schloß ungefähr so: je mehr man die Leute drückt, je hastiger werden sie arbeiten; je mehr sie arbeiten, je mehr werden sie erwerben; je mehr sie erwerben, je mehr können sie — geben! — Von der Theorie des Druckes hängt die ganze Mechanik der Administration ab.

Der Baron. Ein detestabler Grundsaz! — Allein ich mag eben jezt nicht untersuchen, ob und in wiefern er die Seele einer gewissen jezt existierenden Regierung ist? — Sie haben mir zugegeben, daß man stehende Miliz haben müsse, um uns den ruhigen Besiz unserer Ohren zu garantiren. Ich hoffe, Sie werden mir noch einräumen, daß Erstens: ohne exakte Einrichtung gewisser Abgaben an den Staat, keine Miliz unterhalten werden kann, und daß — — —

Der Marquis. Numero Eins, zugegeben!

Der Baron. Und daß, zweytens, im Preussischen, und in einigen andern Staaten, welche eine zahlreiche stehende Miliz besolden, die Abgaben nichts weniger als excessiv sind. Sie sind dem

Ver-

Vermögen der Bürger eben so sehr proportionirt, als dem Bedürfniß des Staates. Friedrich der Große, welchen halb Europa mit einem ungerechten Kriege bedrängte, hat auch in seinen mißlichsten Lagen diese Abgaben nicht erhöhet.

Der Marquis. Numero Zwey, ebenfalls ohne Replik! — Für die Unterhaltung der 200,000 preussischen Krieger muß Germanien den preussischen Monarchen dankbar seyn. Sie sind die Schuzengel der teutschen Constitution. Das preussische Finanz und Militärsystem ist — mit dem Finanz- und Militärsystem gewisser andern Höfe verglichen, ein Meisterstück. Aber weiter, Baron!

Der Baron. Daß, Drittens, durch den Militärdienst unsere Bauern etwas mehr an die — ihnen so nöthige — Subordination gewöhnt, und etwas gesitteter und biegsamer gemacht worden sind.

Der Marquis. Ja, Baron, man hat sie durch diese Methode zur Sklaverey vorbereitet.

Der Baron. Sagen Sie das nicht. Sie thun den Fürsten Unrecht. Den Geist der Ordnung und Unterwürfigkeit den Bauern einflössen, heißt warlich nicht, sie zu Sklaven stempeln. Einen rohen unbändigen Haufen von unwissenden und ungezogenen Bauern zu regieren, welche für Obrigkeit und Gesezе — diese so ehrwürdigen und

nothwendigen Dinge! — keinen Respect haben, ist eine Plage, die ich kaum meinem ärgsten Feinde wünschen möchte. Jan Hagel möchte eigentlich lieber gar nicht regiert werden, und bey alle dem ist er offenbar unfähig, sich selbst zu regieren. Er verkennt sein wahres Interesse, und sezt sich einen ganz unrichtigen Begriff von Freyheit in den Kopf. Die wahre Freyheit ist aber gar nicht — Unabhängigkeit von der Autorität der Gesetze. Ohne Gesetze, ohne Achtung für die Gesetze kann die Societät nicht bestehen. Zum Gesetzgeben gehört aber bekanntlich etwas mehr Verstand, Kenntniß und Uebersicht des Ganzen, als Jan Hagel zu haben pflegt.

Der Marquis. Ich lasse diese Entwicklung gelten, Baron. Aber sind Sie mit Ihren Argumenten am Ende? — — —

Der Baron. Mit nichten, Marquis, wofern Sie mit Ihrer Gedult noch nicht am Ende sind. Ich habe noch ein viertes Argument, und Gott weiß, wie viele der noch von Suite seyn werden, ehe Sie mir davon laufen!

Der Marquis. Man giebt bey Ihnen meinen Landsleuten Schuld, daß sie gehäufte Beweise fast so wenig als scharfe Beweise lieben. Wenn diese Tadler Recht haben, so lasse ich mich überzeugen, bloß aus Furcht, ennüyirt zu werden.

den. Indeß wird meine Gedult bis zum vierten Argument Stand halten.

Der Baron. Viertes Argument! Wie viel Fabriken werden durch die ununterbrochene Arbeit für die Armeen beschäftigt! wie viel Arbeiter ernährt! Viele tausend Menschen finden als Offiziere und Soldaten ihren Unterhalt.

Der Marquis. Wenn Sie nur beweisen könnten, daß es unmöglich sey, diese Tausende auf andere Art zu beschäftigen und zu ernähren!

Der Baron. Ihnen, Marquis, würde es obliegen, zu beweisen, daß — verstehet sich, rebus *sic* stantibus, oder wie Sie es ausdrücken würden, dans *l'état actuel* des choses — eine bessere, d. h. gemeinnützigere Art jene Leute zu beschäftigen und zu versorgen möglich, d. h. nicht bloß an und für sich denkbar, sondern — abermals in der gegenwärtigen Lage der Dinge, und außer dem Schlaraffenlande — thunlich, oder ausführbar sey. Bis der sinnreiche Marquis diesen Beweis attrapirt haben wird, erlaubt er mir wohl, ein fünftes Argument vorzutragen, welches der lezte Anfall auf seine Gedult seyn soll. Seit der Existenz der stehenden Miliz hört man weniger von Empörungen, Räubereyen, Mord, Gewaltthätigkeiten. Die Marechaussee und die Husaren haben die Straßen sicherer gemacht.

Gestehen Sie, Herr Marquis, daß die Sicherheit eine schöne Sache ist.

Der Marquis. Gegen eine Art von Räubern sind wir etwas mehr gesichert, als in den Zeiten der Fehde. Aber gegen die gefährlichere Sorte, welche den Völkern ihre Rechte und Privilegien, unter dem Prätext des gemeinen Besten, rauben, und diese Völker, wenn sie es wagen, sich der Usurpation zu widersetzen, aus zärtlicher Liebe zu erdrücken drohen, gegen diese schlimmere Art von Räubern sichert uns der miles perpetuus nicht. —

Der Baron. Novus ab integro seclorum nascitur ordo. Lassen Sie uns von dem Licht unsrer Zeiten, von dem erwachenden Hochgefühl der Menschheit, und selbst von der Weisheit und Güte so vieler vortreflichen Fürsten hoffen, daß der miles perpetuus, seiner wahren Bestimmung getreu, inskünftige der Schutzengel des Volks, und nicht das Werkzeug der Unterdrückung seyn wird! —

Der Marquis. Ich wünsche, Baron, daß Ihre Hofnung erfüllt werden mag. Aber die meinige ist — nicht weit her. Was Sie Hochgefühl der Menschheit nennen, ist in den Augen einiger Schriftsteller nichts als das berühmte Abderiten Fieber. — —

Der Baron. Wirklich zeigen sich an gewissen Orten, und unter gewissen Leuten, Krisen und Symptomen, welche selbst dem scharfsichtigsten

ligſten Semiotiker nichts als dieſes Fieber anzuzeigen ſcheinen. Ich billige gewiß den Schwindel nicht, der ſich ſo mancher Köpfe ſeit einiger Zeit zu bemächtigen anfängt. Eine gewiſſe Maſſe von Thorheit ſcheint im menſchlichen Geſchlechte mit unſerm Blut und Säften zugleich zu zirkuliren. Aber in ihren Ausbrüchen, welche bisweilen der ſtillen Wuth, bisweilen dem tollen Koller — woraus das ewige: aux lanternes! begreiflich wird — gleichen, nimmt dieſe Thorheitsmaſſe ſehr verſchiedene Modifikationen an. Indeſſen geſtehe ich Ihnen eben ſo aufrichtig, daß ich den großen Schritt, welchen Ihre Nation im Jul. 1789. gethan hat, im Weſentlichen nicht misbillige, und bey dieſem abgenöthigten Schritte lieber an das Hochgefühl der Menſchheit, als an das Abderiten-Fieber denke. — — — —

v. K.

V.

Vermiſchte Briefe

über

litterariſche und andere Gegenſtände.

4.

An H. D. S.

Wenn Sie etwa den Ehrwürdigen Pater Bolduci, Capuziner, und ſeinen Stammbaum des

Mön-

Thorhüter Suſanna Mühlſtein und Nell, Antoni und den Potpan hereinläßt --

2. Bedienter.

Gut, Junge, das will ich.

3 Bedienter.

Man ſieht ſich nach euch um, man ruft euch, man fragt nach euch, man ſucht euch, im groſſen Saal.

2. Bedienter.

Wir können nicht an zween Orten zugleich ſeyn; hurtig, ihr Jungens; ſeyd eine Weile munter, und wer alle andre überlebt, kriegt alles! --

(Sie gehen ab.)

Die Gäſte und Damen, nebſt den Masken treten ſämtlich auf.

1. Capulet.

Willkommen, meine Herren -- Und ihr, meine Damen, ihr habt noch keine Hüner-Augen an den Zehen, wir wollen eins luſtig mit einander machen. Ich will doch nicht hoffen, meine Königinnen, daß mir eine unter euch ein Tänzchen abſchlagen wird -- Eine iede, die ſich lange bitten läßt, hat Hüner-Augen, das ſchwör' ich; -- He? bin ich euch zu nah gekommen? -- Willkommen allerſeits, ihr Herren; ich weiß die Zeit auch noch, da ich eine Maske trug, und einem jungen Fräulein hübſche Sachen ins

Ohr

Mönchen-Geschlechtes, von Erschaffung der Welt an, noch nicht kennen, so rathe ich Ihnen mit diesem ausserordentlichen Kopfe Bekanntschaft zu machen, sobald Sie fühlen, daß Ihnen eine nachdrückliche Erschütterung der Hypochondrien heilsam seyn dürfte. Doch da dies ziemlich oft Ihr Fall ist, warum sollte ich nicht das gute Werk an Ihnen thun, und Sie zum Voraus mit der Medicin versehen, die ich Ihnen anrathe, da ich sicher genug vermuthen kann, daß Ihnen die Existenz des guten Capuziners Bolduci etwas eben so neues ist, als sie es mir noch vor wenig Tagen war, und das Buch, dem ich seine Bekanntschaft zu danken habe, wiewohl es vielleicht schon (unverdienter Weise) unter den Händen eines unsrer zehentausend unermüdlichen Uebersetzer seufzet, Ihnen dem ungeachtet noch lange unbekannt geblieben seyn könnte.

—

Capuziner-Witz steht, wie Sie wissen, schon lange nicht im besten Geruche: aber wie beträchtlich auch die Anzahl der schwerleibigen Seraphinen seyn mag, die den Witz ihrer Brüder in einen so schlimmen Ruf gebracht haben, so ist es doch ungerecht, den ganzen Orden entgelten zu lassen was einige verschuldet haben. Wohin versteckt sich zuweilen die Weisheit? dachte ich mehr als einmahl in meinem Leben, da ich sie sogar in einer Capuzinerkutte fand. Und wundern Sie sich nicht darüber. Die Capuziner verdienen

mehr

mehr als irgend ein andrer Mönchsorden, den Nahmen der modernen oder christlichen Cyniker: warum sollte es, unter mehr als fünf und zwanzig Tausend Capuzinern, womit die christliche Welt beseligt ist, nicht auch, wie ehmals unter den zahlreichen Bocksbärten des Cynosarges zu Athen, einen Demetrius oder Demonax gegeben haben, oder noch geben?

Um also — ohne uns irgend einen höhnischen Seitenblick, der ein ehrwürdiges Individuum von dem spitzcapuzigen Zweige der Familie des heil. Vaters Franz von Assisi kränken könnte, zu erlauben — auf obbesagten P. Bolducius zurückzukommen, so scheint dieser wackere Mann von der Vortreflichkeit und Unentbehrlichkeit des Mönchsstandes so tief durchdrungen zu seyn, daß er ihn sogleich mit Erschaffung der Welt entstehen läßt; ja man sollte, seiner Vorstellungsart nach, denken, die Welt sey eigentlich bloß der Mönche wegen erschaffen worden, und die übrigen Söhne und Töchter von Adam und Eva wären zu keinem andern Ende da, als dafür zu sorgen, daß es dem Erdboden nie an Klosterbrüdern, und den Klosterbrüdern nie an Hülle und Fülle gebreche. Wundern Sie sich also nicht, mein l. S. zu hören, daß Enos, Adams Enkel, der Stifter des berühmtrn Ordens der Enossäer der einige tausend Jahre später den Nahmen der Essäer oder Essener trug, und

überhaupt der Patriarch aller Mönche, so wie sein Sohn Kenan der Erzvater aller Mindern Brüder und Bettelmönche war.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erlebten diese heiligen Väter an ihren Kindern was der gute Seraphische Vater Franz, an den seinigen erleben mußte, wiewohl er es nicht höher als bis auf fünf und vierzig Jahre brachte. Sie relaxierten sich, und Set. Henoch, Groß-Urenkelsohn von Set. Enos, sah sich genöthiget eine große Reformation mit den antediluvianischen Mönchen vorzunehmen; konnte aber dennoch nicht verhindern, daß das Dichten und Trachten der Menschen in dem nächstfolgenden Jahrtausend immer böser wurde. Die Kinder Gottes (die Mönche,) beschliefen die Töchter der Menschen, und zeugten gewaltige Leute in der Welt mit ihnen, die es zuletzt so arg trieben, daß es den lieben Gott endlich gereuete und in seinem Herzen bekümmerte die Menschen gemacht zu haben, und er bey sich beschloß, alles was Odem hatte, vom Menschen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel von der Erde zu vertilgen. Bekanntermaßen wurde der einzige Noah mit seinen drey Söhnen, und ihren Weibern, und einem Paar von jeder Gattung der vierfüßigen Thiere, der Vögel und der Gewürme, in der Arche aus der Sündfluth gerettet, die eine Folge dieses furchtbaren Entschlusses

schlusses war: aber, was wir ohne den Ehrwürdigen P. Bolduci nicht wüßten, ist, daß es Bruder Japhet, Noahs dritter Sohn war, der, nach Wiederherstellung der Sachen auf dem Erdboden, unter dem Nahmen Saturnus (der von dem Hebräischen Worte Satar, sich verbergen, abstammen soll) sich ins Latium zurückzog und seinen Sohn Picus den Kureten zur Erziehung übergab, einer Art von Mönchen, wie (nach unserm scharfsinnigen Capuziner) schon ihr bloßer Nahme beweist; es sey nun daß er von dem griechischen Worte Kura, Tonsur, oder (was ihm noch wahrscheinlicher ist) von dem Hebräischen Kapha, abgeleitet wird, von welchem die Mönche dieser uralten Zeiten den Nahmen Raphaim (Therapeuten) erhielten; so daß die Filiation dieser Kureten von dem ältesten Mönchsorden des heil. Vaters Enos — ausser allem Zweifel ist.

Picus zeugte mit der andächtigen Schwester Pica, seiner Gemahlin, in seinem zwanzigsten Jahre einen Sohn, Nahmens Faunus, und begab sich bald darauf in ein Kloster, wo er bey seiner Einkleidung den Nahmen Jupiter oder Jovis erhielt, welcher, da er von Jehovah abstammt, augenscheinlich bezeugt (sagt mein Capuziner) daß der ehmalige Picus dadurch, daß er Gemahl und Vater wurde, das Gelübde der Keuschheit nicht gebrochen, und der junge Faunus sein Daseyn vielmehr dem eifrigen

Gebet ſeiner Eltern als der gewöhnlichen Art, wie die Menſchen in die Welt kommen, zu danken hatte. Bruder Jupiter brachte ſein Leben in einem Kloſter auf der Inſel Kreta zu, ſtarb, trotz aller Leichtfertigkeiten, die ihm die blinden heidniſchen Dichter inſtigante Diabolo nachſagten, im Geruch der Heiligkeit, und ſeine Reliquien wurden in hohen Ehren gehalten.

Faunus, weit entfernt aus der Art ſo religiöſer Voreltern zu ſchlagen, gieng, ſobald er konnte, in eine Wildniß, und ſtiftete unter dem Nahmen **Mercurius** einen Orden, der in der Folge zu einem lächerlichen quiproquo Anlaß gab. Er und ſeine Jünger lebten nach einer ſehr ſtrengen Regel. Ihr Kloſter war ein Wald, ein hohler Baum ihre Zelle; ſie nährten ſich von Kräutern und Wurzeln, und kleideten ſich in ungegerbte Ziegenfelle. In dieſem etwas wilden Ordenshabit, ſahen ſie zwar den Einſiedlern, welche in ſpätern Zeiten die thebaiſche Wüſte bevölkerten, ziemlich ähnlich: aber die Nachwelt, die ſich nicht einfallen ließ, hinter dieſen Waldmenſchen in behaarten Ziegenfellen morgenländiſche Mönche zu ſuchen, verwandelte den Ehrwürdigen Vater Abbt Mercur und ſeine geiſtlichen Brüder in eine Art von Waldteufel oder Bockmenſchen, und den hebräiſchen Nahmen **Sairim**, den ſie vermuthlich ihres ziegenböckiſchen Ausſehens wegen geführt hatten, in **Satyri**.

Ich

Ich erlaſſe Ihnen, wie billig, das Mährchen vom Melchiſedech, dem König von Salem, welches P. Bolduci aus dem heil. Athanaſius anführt, und begnüge mich nur zu ſagen, daß dieſer Melchiſedech, nachdem er ſieben Jahre auf dem Berge Tabor ganz allein, bis auf den Gürtel nackend, und von wilden Früchten lebend, in Beſchaulichkeit und Abtödtung ſeines Fleiſches zugebracht hatte, wieder herabſtieg und zu Salem eine Art von regulierter Chorherren ſtiftete, deren Vorſteher nach ihm Heber, der Großur-Aeltervater Abrahams, war. Dieſes Stift war eine Zeit lang in ſehr blühenden Umſtänden, und das allgemeine Noviciat-Haus aller jungen Raphaim oder Therapeuten in Paläſtina; bis ſich die Jebuſiter von Jeruſalem Meiſter machten, und die Religioſen des heil. Melchiſedech nöthigten, ihren Sitz im Thale Raphaim aufzuſchlagen. Dieſe bewieſen ſich hier ſo mächtig in Worten und Werken, daß ſie den Nahmen Gibborim, die Starken, oder die Rieſen erhielten. Nimrod und ſein Sohn Ninus waren Mönche dieſes Ordens. Der erſte, der deßwegen ein gewaltiger Jäger vor dem Herren heißt, ſtarb im Geruch der Heiligkeit, und ſein Sohn ließ ihm ein Grabmahl errichten, worauf ſeine Bildſäule in Koloſſaliſcher Größe, unter dem Nahmen Set. Baal (ſo viel als der Titel Veſtra Dominatio, oder Veſtra Reverentia, den die Mönche ihren Obern zu geben pflegen) noch lange hernach ein Gegenſtand der öffentlichen Verehrung war.

Auch der ehrwürdige Bruder Job zog sich in seinen alten Tagen in eines von den Klöstern dieses Thales zurück; und Dom Abraham ausser dem daß er ihr Kloster-Vater *) (pere temporel) war und sich die Beförderung ihres Zeitlichen sehr angelegen seyn ließ, machte sich auch durch Stiftung eines eigenen Ordens von Hospitalier-Rittern verdient, deren viertes Gelübde war, alle Bedrängte, vornehmlich Wittwen und Waysen, in ihren Schutz zu nehmen. Er hatte eben dreyhundert und achtzehn Knappen dieses Ordens bey sich, als er seinen Brudersohn Loth aus den Händen der vier Könige, oder Kaziken, rettete, die ihn, nach der Niederlage des Königs von Sodom und seiner vier Bundesgenossen, mit aller seiner Habe gefangen davon führten. Denn daß die 318 junge Männer, mit deren Hülfe Abraham diese That verrichtete, weder seine Söhne noch seine Knechte, sondern Religiosen seines Ordens, die aber noch im Noviciat standen, gewesen seyen, ist unter andern auch daraus klar, (sagt P. Bolduci) weil sie in der Vulgata ausdrücklich *Novitii* genennt werden. Sein Enkel Joseph erhielt das große Kreuz dieses Ordens aus den

*) In den vordern Reichskreisen nennt man denjenigen, der für das Temporale der Klöster von den Mendicanten-Orden zu sorgen hat, abusive den geistlichen Vater; er ist aber das nehmliche, was diese Art von Mönchen in Frankreich richtiger ihren pere temporel nennen.

den Händen des Königs Pharao, der damals Großmeister war, vermutlich weil Abraham dem Könige Abimelech, seinem Vorfahrer, diese Würde erblich aufgetragen hatte. Unter den folgenden Großmeistern zeichneten sich Moses und Josua vorzüglich aus, und der Orden stieg unter ihnen zu seinem größten Glanz. Das Haus der Wittwe zu Sarepta, der Teich zu Siloa, u. s. w. waren nichts anders als Ordenshäuser dieser Abkömmlinge von Henoch, die unter den verschiedenen, aber immer ebendenselben heiligen Orden bedeutenden Nahmen der Nephilim, Raphaim, Gibborim, mit Riesenschritten zur (mönchischen) Vollkommenheit emporstiegen. Bey allem dem kann uns doch der ehrliche Pater Belduci nicht verhalten, daß diese Religiosen nach Moses und Josuas Zeiten, ziemlich schnell dermaßen aus der Art schlugen, daß der Zorn Gottes endlich auf eine schreckliche Art über sie ausbrach, und die Israeliten Befehl erhielten, den ganzen Orden (bis auf einige gesunde Schößlinge, die auf den Berg Karmel verpflanzt und in der Folge von Elias wieder reformiert wurden) mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Dank sey dem Himmel! — höre ich sie rufen — und in der That besorge ich, Ihnen zuviel auf Einmahl von dem Klosterwitz meines ehrlichen Capuziners vorgesezt zu haben. Ich setze also nichts weiter hinzu,

als daß P. Bolduci dies Alles wenigſtens mit eben ſo viel Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Gründlichkeit dargethan zu haben ſcheint, als der berühmte Biſchoff von Avranches, Daniel Hüet, aufwandte, da er in ſeiner Demonſtratio Evangelica bewies, daß Prometheus, Oſiris, Anubis, Apis, Vulcanus, Apollo, Aeſkulapius, Merkurius, Bacchus, Faunus, Minos, Orpheus, Cekrops, Perſeus, Tireſias, Adonis, Vertumnus und — Priapus alle zuſammen genommen, in dem einzigen Moſes, ſo wie Cybele, Iſis, Diana, Minerva, Venus und die Muſen, in Maria, oder Mirjam, ſeiner Schweſter, exiſtiert hätten. — Sollten Sie wohl denken, m. F. daß es ſelbſt in unſern achtzehnten Jahrhundert noch gelehrte Männer giebt, die in dieſem Geſchmacke demonſtrieren?

5.

An Ebendenſelben.

Wie, mein Herr? Sie finden es unglaublich, daß jemals ein menſchlicher Menſch, ſollte es auch nur ein Capuziner ſeyn, gelebt haben könnte, welcher Imagination genug achabt hätte, die alten Patriarchen zu Stiftern und Superioren von Mönchs- und geiſtlichen Ritterorden zu machen, und die Rieſen der älteſten Zeiten, die Nephilim, Raphaim und Gibbe-

rim

rim unſrer heiligen Bücher in Mönche zu verwandeln. Sie finden dies ſo unglaublich, daß Sie ſich nicht entbrechen können, mir mit aller möglichen Höflichkeit und Delicateſſe zu verſtehen zu geben, daß ich Ihnen entweder den Capuziner Bolduci in Perſon, oder ſein Buch in Natura vor Augen ſtellen, oder wenigſtens die Quelle entdecken müſſe, woraus ich meine Angaben geſchöpft habe, wenn Sie nicht glauben ſollten, daß alle dieſe Ungereimtheiten dem ehrlichen Bruder von irgend einem Mißgönner des ſeraphiſchen Ordens aus frevelhaftem Muthwillen angedichtet worden ſeyen. Wohlan dann, weil Sie mir doch ſo nahe zu Leibe gehen, ſo ſollen Sie alles erfahren, was ich ſelbſt von der Sache weiß.

Was alſo zuförderſt die Perſon des Pater Bolduci betrift, ſo wäre es mir zwar, ſchon um der einzigen Urſache willen, daß er — mehr als hundert Jahre lang todt und begraben iſt, nicht wohl möglich, ihn ſelbſt ohne Hülfe eines magiſchen Rauchs und einer Zauberlaterne vor Ihre Augen zu ſtellen: aber daß um das Jahr 1640 ein Jacob Bolduci oder Bolducci, Capuziner-Ordens zu Bologna floriert, und auſſer verſchiedenen andern gelehrten Werken, ein Buch *de Eccleſia Dei ante legem*, ſive de ordine Eccleſiae a Mundi principio usque ad Moſen, (von der Kirche Gottes und ihrer innern Verfaſſung von Anfang der Welt bis auf Moſes) herausgegeben hat:

Ohr flüſtern konnte; aber es iſt vorbey, vorbey, vorbey! (Die Muſik fangt an; man tanzt.) Mehr Lichter her, ihr Schurken, und die Tiſche aus dem Weg; und laßt das Feuer abgehen, es iſt zu warm im Zimmer -- Geil, junger Herr, ein unvermutheter Spaß iſt der angenehmſte -- Nun ſezt euch, ſezt euch, mein guter Vetter Capulet, denn die Tanz-Zeit iſt doch bey euch und mir vorbey: Wie lang iſt es wohl, ſeit ihr und ich das leztemal auf einem Masken-Bal tanzten?

2. Capulet.

Bey unſrer Frauen! dreißig Jahre.

1. Capulet.

Wie, Mann? Es iſt noch nicht ſo lang, es iſt noch nicht ſo lang; es war an Lucentio's Hochzeit; es wird auf kommende Pfingſten fünf und zwanzig Jahre, daß wir in Masken tanzten.

2. Capulet.

Es iſt mehr, es iſt mehr; ſein Sohn iſt älter, Herr; ſein Sohn hat ſchon dreißig.

1. Capulet.

Das werdet ihr mir nicht weiß machen; ſein Sohn war vor zwey Jahren noch nicht mündig.

Romeo (in einem andern Theil des Saals.)

Wer iſt die junge Dame, die dort jenem Ritter die Hand giebt?

dafür kann ich Ihnen das Jöcherische Gelehrten-Lexikon als einen unverwerflichen Gewährsmann aufstellen. Die Entdeckungen dieses eruditen Capuziners, die ich Ihnen in meinem vorigen mitgetheilt habe, sind freylich nicht aus der Quelle selbst geschöpft, zu welcher ich mir den Zugang noch nicht habe verschaffen können; ich schöpfte sie nur aus der zweyten Hand, nemlich aus einem im vorigen Jahre erschienenen Buche, Neceſſité de ſupprimer les Ordres Monaſtiques en France, prouvée par l'Hiſtoire Philoſophique du Monachiſme betitelt: es ist aber kein Zweifel, daß der Verfasser desselben das besagte Bolducische Werk selbst vor Augen liegen gehabt habe, wiewohl er (nach Gewohnheit der meisten französischen Compilatoren) unnöthig fand, sich genauer darüber zu erklären, und wenigstens nur den Titel des Buchs, woraus er einen Auszug liefert, anzugeben. Eben so wenig Ursache finde ich zu zweifeln, daß er in Darstellung der seltsamen Meynungen dieses Capuziners über den Ursprung und Fortgang des Mönchsthums nicht ehrlich und getreu zu Werke gegangen sey; denn das Gegentheil wäre in einem Werke, dessen Endzweck für ganz Frankreich von großer Erheblichkeit ist, eine mauvaiſe plaiſanterie, die man dem Verfasser ohne Ungerechtigkeit nicht zutrauen könnte. Ich halte mich also versichert, daß wir aus dem Buche des P. Bolduci selbst wenig klüger werden dürften, als aus diesem Auszuge, auf dessen Zuverlässigkeit wir uns um so gewisser

wisser verlassen können, da das Original wahrscheinlich in den französischen Klosterbibliotheken häufig genug zu finden seyn wird, um dem Verfasser den Gedanken einer Verfälschung moralisch unmöglich zu machen; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß er in Darstellung und Zusammenordnung der Thatsachen, womit sein Werk angefüllt ist, das Lob der Präcision, welches ihm in unsrer berühmtesten Litteraturzeitung, auf Treu und Glauben des Journals von Paris (wenn ich nicht irre) ohne Einschränkung ertheilt worden, nicht immer verdient. Ueberhaupt fehlt so viel daran, daß es den Nahmen einer philosophischen, d. i. mit philosophischem Geiste und alles umfassenden Scharfblicke geschriebenen Geschichte des Mönchthums verdiene, daß der erste Theil (wenigstens) nicht einmal mit der Ordnung und Methode geschrieben ist, an welche französische Schriftsteller in Werken dieser Art sonst Anspruch zu machen pflegen. Kurz, wiewohl es eine ganz brauchbare und unendlich viel Detail enthaltende Compilation ist, so ist es doch immer nur Compilation; und wenn Sie jemals Lust und Beruf in sich fühlen sollten, eine philosophische Geschichte des Mönchthums zu unternehmen, so würden Sie sich dieser angeblichen Histoire philosophique ungeachtet, immer mit gutem Gewissen als den Besitznehmer von einer Provinz, die noch niemand angehört, betrachten können.

W.

VI.

Subscriptions-Plan

der allgemeinen Geschichte der Bau- und Verzierungs-Kunst.

Im zweyten und einigen folgenden Stücken des neuen teutschen Merkurs, habe ich dem Publikum, den Plan und einige Proben von einer **allgemeinen Geschichte der Bau- und Verzierungs-Kunst** mitgetheilet, welche ich nun, wenn mein Vorhaben die nothwendige Unterstützung findet, in der **Steinerschen Buchhandlung zu Winterthur** herauszugeben gedenke.

Das Gefühl für Kunst und Verzierung ist dem Menschen, was auch die Sophistik dagegen sagen mag, nicht zu seinem Verderben, sondern zur Veredlung seines Daseyns und seiner Gesinnungen gegeben. Der Uebergang aus dem barbarischen Zustand in den sittlichen, ist bey allen Nationen vorzüglich durch die Verfeinerung ihrer Begriffe über Kunst und Verzierung bezeichnet; und der Geschmack stand, bey ganzen Völkern so wohl als bey einzelnen Menschen, immer in nothwendigen Verhältniß mit ihrer Denkungsart. Dieses durch die Geschichte der Bau- und Verzierungs-Kunst zu beweisen, ist die Absicht des Buchs, welches ich ankündige; und die Würde dieses Zwecks ist es, worauf meine

Hoff-

Hoffnung auf die Unterſtützung und den Beyfall edler teutſcher Männer gegründet iſt.

Die erſte Idee von dieſem Werk entſtand in mir ſchon vor fünf und zwanzig Jahren, da ich unter den Ruinen des alten Roms zuerſt mit den Geiſt der alten Kunſt und Verzierung näher bekant wurde. Meinen ehemahligen Plan dazu aber habe ich näher beſchränkt, überzeugt, daß eine Geſchichte der Bau- und Verzierungs-Kunſt, ſo wie ich mir das höchſte Ideal derſelben denke, nur dann möglich und nützlich ſeyn wird, wann edlere und richtigere Begriffe von Kunſt und Verzierung im allgemeinen Publikum verbreitet ſind.

Dieſe Abſicht zu befördern, wird die hier angekündigte **allgemeine Geſchichte der Bau- und Verzierungs-Kunſt** den aufgeklärteren Ständen als ein Leſebuch angebothen, welches in einem hiſtoriſchen Gemählde nicht nur den Gang der Begriffe über Baukunſt, Geräthe und Verzierungen ſolcher Völker darſtellt die in dieſer Rückſicht einen wichtigen Einfluß auf die neuern Europäer gehabt haben, ſondern in welchem auch noch der diesmahlige Zuſtand des europäiſchen Geſchmacks in der idealen Bildungskunſt angegeben, und nach ſeinen Verſchiedenheiten geſchildert iſt.

Wenn ich dem Urtheil mehrerer in der gelehrten Welt bekannter Männer, welche ich über meine Arbeit zu Rathe gezogen habe, glauben darf, ſo wird der Inhalt und die Ausführung des Ganzen, in den Leſern

nicht

nicht weniger Intereſſe erwecken, als die Probe davon, die ſchon im teutſchen Merkur erſchienen iſt.

Nach dem Plan meines Buchs, wird daſſelbe keine Kupferſtiche, welche ohne dem bey einem meinem octav Format, nur einen ſehr unvollkommenen Begriff von großen Bauwerken geben können, ſondern nur 25. bis 30 Vignetten enthalten, worin die zum Verſtand des Texts nothwendigſten Vorſtellungen einzelner Theile von Bauwerken und Verzierungen abgebildet ſind. Für die Abbildung gröſſerer Bauwerke werde ich in den Noten auf diejenigen Bücher hinweiſen, in welchen ſie enthalten ſind. Vielleicht werde ich einſt ſelbſt im Stande ſeyn, dem Publikum die merkwürdigſten Bauwerke in einer Folge von Abbildung zu liefern, welche über die Geſchichte des Geſchmacks und der Bildung in Gebäuden und Verzierungen ein helleres Licht und richtigere Begriffe verbreiten, und den Geſchmack auf eine angenehmere Weiſe unterhalten wird, als durch die meiſten bisherigen Verſuche in dieſem Fach geſchehen konnte.

Typographiſche Schönheit iſt eine unentbehrliche Eigenſchaft eines Buchs, welches die Geſchichte des Geſchmacks in der Bildungs- und Verzierungs-Kunſt erzählet. Dieſe allgemeine Geſchichte der Bau- und Verzierungs-Kunſt wird alſo in aller der Vollkommenheit des Papiers und Drucks erſcheinen, welche man ſowohl nach dem Inhalt des Werkes, als

auch

auch nach vielen bisher herausgegebnen Schriften der Verlags Handlung, zu erwarten berechtigt ist.

Schon so oft ist es geschehen, daß in Subscriptions-Planen viel versprochen, und in der That wenig gehalten worden ist, daß ich lieber ohne Ankündigung hätte auftreten mögen. Allein, so wohl die Sicherung gegen den Unfug des Nachdruckes, als auch die Nothwendigkeit zu wissen, ob ein Werk dieser Art genugsame Liebhaber finden werde, um den beträchtlichen Aufwand ohne Gefahr bestreiten zu können, machen es nothwendig, den Weg der Unterzeichnung und Pränumeration einzuschlagen. Die **allgemeine Geschichte der Bau- und Verzierungs-Kunst, ein Lesebuch für die aufgeklärten Stände**, mit Vignetten, zwey Bände in median 8. zusammen zwey Alphabet stark, wird also nur, wenn sich genugsame Subscribenten und Pränumeranten zeigen, zur Leipziger Jubilate-Messe 1791 erscheinen.

Der Subscriptions-Preiß ist ein Louisd'or oder fünf Reichsthaler Sächsisch, wovon die Hälfte bey der Unterzeichnung, und die andere Hälfte bey der Ablieferung der Exemplare bezahlt wird. Der Subscriptions-Termin bleibt bis Ende dieses Jahres offen. Die Auflage wird sich nach der Anzahl der Liebhaber richten, welchen zuverlässig die schönsten Abdrücke zukommen sollen. Zürich den 25. März 1790.

Baumeister **David Vogel.**

Endes

Endes unterzeichnete Verlags-Handlung verpflichtet ſich, keine Unkoſten zu ſparen, daß dieſes Werk ſo ſchön und zierlich geliefert werde, als der Herr Verfaſſer wünſcht, und als die Liebhaber zu erwarten berechtiget ſind.

Die Gelder bleiben bey unten genannten Handlungen liegen, bis die Herausgabe des Werkes durch die hinreichende Anzahl der Pränumeranten entſchieden iſt. Gegen Ende dieſes Jahres ſoll im teutſchen Merkur und in dem Intelligenz Blatt der allgemeinen Literatur-Zeitung Nachricht gegeben werden, ob mit dem Druck angefangen werden ſeye.

Winterthur den 26 März 1790.

Heinrich Steiner und Comp.

An obige Verleger kann man ſich wegen der Pränumeration wenden, ſo wie auch an folgende Handlungen und gütige Beförderer:

Herr J. J. Thurneyſen in Baſel.
— Friedrich Nicolai in Berlin.
Die Schulbuchhandlung in Braunſchweig.
Herr Korn ſenior in Breßlau.
— Gottlob Rothe in Copenhagen.
— Gebrüder Walther in Dresden.
— Varrentrapp und Wenner in Frankfurt.
— Vandenhöks und Ruprecht in Göttingen.

Herr

Herr Bohn in Hamburg.
— Helwing in Hannover.
— Hartung in Königsberg.
Die Weidmannische Buchhandlung in Leipzig.
Herr Meyer in Lemgo.
— Petrenon in Münster.
— Schwan und Götz in Mannheim.
— Felsecker in Nürnberg.
— Löwe in Preßburg.
— Hartknoch in Riga.
— Koppe in Rostock.
— Stemine in Ulm.
— Gräffer und Comp. in Wien.

Für die Niederlande. Monsieur Van Cleef à la Haye.

Und für England. Monsieur Pre. Elmsly in the Strand à Londres.

Wer sich sonst noch gütig bemühen will Pränumerationen zu sammeln, ist gebeten, der Steinerischen Buchhandlung wo möglich bis Ende Augusts von dem Erfolg Nachricht zu geben. Wir wollen hoffen daß sich bis dorthin so viele Liebhaber zeigen werden, daß die Anstalten zum Druck gemacht werden können. Zu sieben Exemplaren wird ein achtes gratis gegeben.

* * *

Die etwanigen Beförderer und Liebhaber, welche dieses aller Aufmunterung würdige Werk in hiesigen

Gegen-

Gegenden finden möchte, können sich, wenn es Ihnen gefällig ist, mit Ihrer Subscription und Pränumeration von 2 Thlr. 12 gr. Sächsisch Courant auch an den Hofrath **Wieland** in **Weimar** wenden; wozu der Weg zwar bis Ende des Jahres offen bleibt, jedoch in Rücksicht auf bessere Kupferabdrücke die möglichste Beschleunigung der Bestellung den Liebhabern ihres eigenen Vortheils wegen empfohlen wird.

Neuer
Teutſcher Merkur.

3. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig

Bedienter.

Ich weiß es nicht.

Romeo.

O, ſie glänzt mehr als alle dieſe Fakeln zuſammen genommen; ihre Schönheit hängt an der Stirne der Nacht, wie ein reiches Kleinod an eines Mohren Ohr: Und welch eine Schönheit! Sie iſt zu reich zum Gebrauch, und zu koſtbar für dieſe Erde. So glänzt die ſchneeweiſſe Daube aus einem Schwarm von Krähen, wie dieſes Fräulein unter ihren Geſpielen glänzt. Wenn der Tanz vorbey iſt, will ich mir den Plaz merken, wo ſie ſteht, und ihr meine Hand geben. Welch eine Glükſeligkeit ihre Hand zu berühren? — Nein, ich habe noch nie geliebt — Schwör es, mein Auge; vor dieſer glüklichen Nacht wußteſt du nicht, was Schönheit iſt.

Tybalt, (der dem Romeo bey den lezten Worten ſich nähert.)

Der Stimme nach ſollte dieß ein Montague ſeyn — hol mir einen Degen, Junge — wie? der Sclave darf ſich erfrechen in einer Maske hieher zu kommen, und unſrer feyerlichen Luſt zu ſpotten? Nein, bey der betahrten Ehre meines Geſchlechts, es iſt keine Sünde, den Nichtswürdigen zu todt zu ſchlagen.

Capulet.

Wie, wie, Vetter? Warum ſo ſtürmiſch?

Tybalt.

Gegenden finden möchte, können sich, wenn es Ih
nen gefällig ist, mit Ihrer Subscription und Präno
meration von 2 Thlr. 12 gr. Sächsisch Courant auch
an den Hofrath **Wieland** in **Weimar** wenden; wo
zu der Weg zwar bis Ende des Jahres offen bleibt,
jedoch in Rücksicht auf bessere Kupferabdrücke die
möglichste Beschleunigung der Bestellung den Liebha
bern ihres eigenen Vortheils wegen empfohlen wird.

Neuer Teutſcher Merkur.

8. Stück 1790.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Beſchluß der Probe eines Heldengedichts, Boruſſias, oder der ſiebenjährige Krieg. S. 329

II. Beſchluß der Briefe über das Palais Royal zu Paris. — 349

III. Noch einige Gemälde und Scenen aus dem verlornen Paradieſe. — 367

IV. Zufällige Gedanken über die Abſchaffung des erblichen Adels in Frankreich. — 398

V. Epiſtel, an den Herrn P. T. in B. — 425

VI. Ermahnungen eines Arztes an ſeinen Sohn. — 428

VII. Vermiſchte Litterariſche Anzeigen. — 432

Nachricht.

Auf den Teutſchen Merkur kann man ſich bey dreyerley machen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Adreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedition des Teutſchen Merkur.

Le Voyage du jeune Anacharsis en Grèce,

7 Vol. *in* 12. avec 31 Cartes ou Planches, gravées coûte aux Souſcripteurs 18 liv. la derniere Edition de Paris, en 7 Volumes *in* 8. coûte 45 liv.) Paſſé le 1er. Juillet 1790. le prix ſera irrevocablement fixé à 24 liv.

MM les Souſcripteurs recevront l'ouvrage entier en quatre Livraiſons; et payeront 6 livres tournois ou 2 florins 25 kreutzer d'Empire en recevant chacune des trois premieres Livraiſons; de ſorte qu'ils n'auront plus rien à payer pour la 4me.

La premiere Livraiſon paroîtra avant la fin de Mars prochain, et toute l'Edition ſera finie avant le 1er. Août.

Straßburgiſche politiſche Zeitung.

Dieſe Zeitung, welche ſeit der franzöſiſchen Revolution ohne Cenſur gedruckt wird, enthält ein zuverläßiges Tagebuch aller Berathſchlagungen und Schlüſſe der Nationalverſammlung, ſamt den dahin gehörigen Anekdoten und pikanten Nachrichten aus Paris und den Provinzen. Wem es darum zu thun iſt, geſchwind und mit ſehr wenigen Koſten alles zu erfahren was in Frankreich vorgeht, kann nicht leichter als durch dieſe Zeitung zu ſeinem Zwecke gelangen. Auch von andern Ländern enthält ſie oft Nachrichten, die man anderwärts vermißt. Sie iſt auf ſehr ſchönes weißes Papier in 4. gedruckt und erſcheint wöchentlich dreymal in der akademiſchen Buchhandlung daſelbſt. Der Preiß des ganzen Jahrgangs iſt nur ein Laubthaler in Straßburg; in Frankfurt am Mayn bey der löblichen Zeitungs-Expedition 4 Fl. rheiniſch. Man kann ſich auf allen löblichen Poſtämtern darauf abonniren.

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1790.

I.

Probe eines Heldengedichts,
Boruſſias,
oder
der ſiebenjährige Krieg.

(Fortgeſezt von S. 298. des vorigen Stücks.)

Wie die Wolke, die ſchwanger von Schauertriefenden Regen
Dieſſeits des Berges verweilte, die Dünſte des Aethers im weiten
Schooſe verſammelnd (ſie ſahe kein Auge des Gebers der Winde,
Sie verkündete nicht das lebendige Silber im Glaſe)
Die empfangene Waſſerbürde praſſelnd daherſtürzt;
Meer wird die Wieſe, die ſäumenden Blumen am Ufer des Baches
Neigen im Waſſer ihr Haupt, wie im ſchlammigten Grunde geboren,
Und ſchon ſchwimmt die Brücke, von keinem Eiſen gehalten,
Und der erſchrockene Wohner des Moosdachs flieget zu ſpäte

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1790.

I.

Probe eines Heldengedichts,
Boruſſias,
oder
der ſiebenjährige Krieg.

(Fortgeſezt von S. 298. des vorigen Stücks.)

Wie die Wolke, die ſchwanger von Schauertriefenden Regen
Dieſſeits des Berges verweilte, die Dünſte des Aethers im weiten
Schooße verſammelnd (ſie ſahe kein Auge des Sehers der Winde,
Sie verkündete nicht das lebendige Silber im Glaſe)
Die empfangene Waſſerbürde praſſelnd daherſtürzt;
Meer wird die Wieſe, die ſäumenden Blumen am Ufer des Baches
Neigen im Waſſer ihr Haupt, wie im ſchlammigten Grunde geboren,
Und ſchon ſchwimmt die Brücke, von keinem Eiſen gehalten,
Und der erſchrockene Wohner des Moosdachs flieget zu ſpäte

In die niedrige Thür, das Wunder zu schauen; die Fluth drängt

Voller und voller die Hütte hinan; er sieht es und sieht da,
Starrgeheftet, betäubt, nicht Mittel, nicht Rettung ersinnend:

Also strömete Friedrich mit seinen gewaffneten Scharen
Ueber Sachsens Gefilde dahin. Der ruhige Wohner
Sieht ihn und glaubt ihn kaum zu sehen. Der tapfere Krieger
Schwingt die Hand nach dem Hefte des Schwerdts, vergebens! er läßt es

In der ruhigen Scheide und staunet dem raschen Erobrer.

Dich, o seliges Land der Silbergebährenden Berge,
Sachsen, beherrschte August, ein Friedeliebender Herrscher.
Heil dir! ließen die Fürsten nicht oft den goldenen Scepter
Weibern und Dienern zum Spiel, daß Knabenstecken der Donnerkeil wird, der Stab des Segens ein schrecklicher Unglücksbereiter,

Daß das seufzende Volk, von allen Plagen Aegyptens
Wund geschlagen, die Flüche des mißgebrauchten Scepters
Nicht mehr unter den Zähnen verknirschet, den Herrscher und seine
Nebenthroner verwünschend. Der stolzen Satrapen von Sachsen
Stolzester *) hatte den goldenen Schlüssel zum Herzen des Fürsten,

Nicht

*) Brühl. Sein Charakter ist nach der Geschichte gezeichnet.

Nicht schwer suchend, gefunden, und drehte, mit Händen des Höflings,
Wie er wollte, die Thüren der nicht unedelen Seele,
Jedem Lüftchen der Laune geschmeidig. So wie uns das Schicksal
Fein, unmerkbar, doch unentfliehlich, an ehe nen Banden
Seinen Weg unwiderruflich leitet; wir gehen
Keine Spanne ohne die Fessel, und wähnen uns frey doch: *)
Also beherrschte der Höfling den Fürsten. Er schuf die Gedanken
Seines Herzens und sahe der nicht geborenen Werken.
August sahe mit den Augen des Dieners und hörte
Mit den Ohren des Dieners: und jeder Donner und jedes
Säuseln des Thrones gieng aus von dem allbegünstigten Diener.

Ihn gewann auch zuerst Germaniens Fürstin dem Bunde,
Und er neigte dem Herrscher den Scepter zum willigen Beifall.
Jetzt, als der schreckende Ruf von Friedrichs donnerndem Anzug
In das Ohr des Erstaunten drang, entwarf er so eben
Einen neuen Pallast, von den Schätzen des Landes, zu bauen:
Aber der Brenne wird ihm den Eck- und den Füllstein verkütteln! **)

*) Dies Gleichniß deutet auf die den Fürsten so gewöhnliche Eifersucht des Selbstherrschens ihm, die die Minister so geschickt zu deuten wissen.

**) Erfindungen der Art sind doch wohl, denke ich, dem Dichter erlaubt.

Tybalt.

Oheim, hier iſt einer unſrer Feinde, ein Montague; ein Bube der gekommen iſt, uns unter die Naſe zu lachen, und unſre Familien-Freude zu ſtören --

Capulet.

Iſt es vielleicht der junge Romeo?

Tybalt.

Er ſelbſt, der Schurke Romeo!

Capulet.

Gieb dich zu frieden, lieber Vetter, laß ihn gehen; er ſteht einem jungen wakern Edelman gleich; und, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, er hat den Ruf eines tugendhaften wohlgeſitteten Jünglings, der Verona Ehre macht. Ich wollte nicht um unſre ganze Stadt, daß ihm in meinem Hauſe was zu Leide gethan würde. Seyd alſo ruhig, thut als ob ihr ihn nicht kennet; ich will es ſo haben, und wenn ihr einige Achtung für mich habt, ſo heitert eure Stirne auf, und macht keine Geſichter, die ſich ſo übel zu einer Luſtbarkeit ſchiken.

Tybalt.

Sie ſchiken ſich, wenn ein ſolcher Bube ſich zum Ball aufdringt: ich will ihn nicht dulden!

Capulet.

Das ſollt ihr aber! Wie, Herr Junge! -- Ihr ſollt

ſo?

Schnell verſammlet er Sachſens Satrapen, und Alle ermahnen
Etracks die Krieger des Landes zu waffnen, und fern an die Grenzen
Hinzuſtellen, ein Schutz des Landes, den ſtrömenden Brennen
Ein aufhaltender Damm. Die treuen Krieger gehorchen,
Und verlaſſen die Städte, die ihrer Thore Geriegel
Willig dem kommenden Feinde entſchließen. Sie gehen, und zürnen
Edlen Unmuth im Buſen, die Hand am Hefte des Schwerdtes,
Wie vorm ſpornenden Jäger geſcheuchte Rehe, zu fliehen,
Und dem beginnenden Mavors gekehrte Rücken zu bieten.

Pirna, die Elbegenährte Wohnſtadt friedlicher Bürger,
Schaut rings um ſich her in weitgeſtrecketen Fernen
Unbegrenzte Ebnen, von hohen Bergen umthürmet.
Dickverwebte Gebüſche und weithinſchattende Haine
Kränzen die Hüften und Stirnen der Hügel: die Füſe umſchlängeln
Krumme Thäler, voll liegender Klüfte und gähnender Schlünde:
Unzugänglich dem Fuß der alldurchſpähenden Menſchen.
Wenn die glänzende Wage des Himmels die regnichte Schale *)
Auf die Erde ausgießt und die Luftbeſegelnden Winde
Die geſammelten Dünſte des Wolkenumhangenen Aethers
Von

*) Im Herbſt, wo die Sonne in das Zeichen der Wage tritt.

Von den Häuptern der Berge in Waſſergüſſen herabthaun;*)
Oder wenn die allerwärmende Sonne, des Winters
Weiſſen, wolligten Teppich mit ſcharfem Strahle zerſchmilzet:
Dann empfangen die Schlünde der Thäler die rauſchenden Ströme
In die ſchallenden Tiefen: die hochaufſtönenden Wirbel **)
Schrecken den Wanderer ſchon von fern. In dieſe Gefilde
Barg die fliehenden Krieger des tiefgedängſteten Landes
Pirna: tauſend und tauſend Hände der fleißigen Schnitter
Oder der früherwachenden Krieger höhleten tiefe
Hochaufſchüttete Gräben, in welche die Krieger die groſſen
Starken Körper verbergen, die ferneſtehenden Feinde,
Selber unerreichbar, mit kühnen Angriffen reizend. ***)
Alſo ſahe der Held von Kolchis mit ſtaunenden Augen
Aus dem Saamen der Zähne von Flammenathmenden Stieren ****)
Rings geharniſchte Krieger den Schollen der Erde entwachſen:

*) Eigentlich würde man ſagen, herabſtrömen: aber warum ſollte man dem ſo gewöhnlichen Thauen nicht die allgemeinere Bedeutung des Herabgieſſens, des Benetzens, geben?

**) Ich deute damit auf den gurgelnden Ton der in die Tiefen der Erde herabſtrömenden Waſſer.

***) Das gewöhnliche Verſchanzen.

****) Dem Helden Jaſon gab Aeetes es als ein Abenteuer auf, mit Flammenathmenden Stieren zu pflügen, dann ihre Zähne in die Erde zu ſäen, und die aus dieſem Zahnſaamen aufwachſenden ganz geharniſchten Krieger zu beſiegen.

Raſſelnde Panzer und blinkende Schwerdter und funkelnde Lanzen;
Eine entſetzliche Saat! Doch ſchwand dem Helden der Muth nicht:
Neuen Ruhm gab ihm das neugeſchaffene Wunder.

Aber ihr König entflieht, wie die Schwalbe vom Adler geſcheuchet
Auf den unerſteiglichen Berg, in die wahrende Veſte
— Ein unſanfterer Thron, als die Sammetpolſter von Dresden.

Unſern Pirna erhebt ſich, die niedre Ebne verſchmähend,
Himmelanſtrebend ein Fels: *) den Fuß auf der Erde, in Wolken
Das umnebelte Haupt: ihn nennt der fabelnde Dichter
Einen der ehernen Knochen des Urgerippes der Erde;
Tauſend Geſchlechter der ſchnell-hinwelkenden Menſchen und Völker
Modern ihm unter dem Fuß; ſie ſtarben, er ſteht noch und thronet.
Ihn erſahn ſich (denn was ſinnt nicht die Kühnheit der Menſchen?)
Allzerſtörende Räuber in blutigen Zeiten des Fauſtrechts
Zur unüberwindlichen Burg, und ſchnitten ſich Stufen
In die unzertrennliche Maſſe; **) ſie klommen mit Jubel Kühn

*) Königsſtein.

**) Bekanntermaßen führt eine ſteinerne Treppe hinauf.

Kühn in die Wolken und lachten der Erdekriechenden Menschen.

Alſo thürmetet ihr, der Erde hochherzige Söhne,
Du Enceladus, du Piracmon und du Briareus,
Den hochwipflichten Pindus, den breitgeſchulterten Oſſa,
Und den weithinſchattenden Athos über einander,
Daß die Götter des hohen Olymps den goldenen Stühlen
Blaß entſprungen, den eigenen Himmel nicht ſicher mehr wähnend.
Aber es frommte euch nicht die himmelſtürmende Frechheit,
Denn die allzerſchmetternde Rache des Vaters der Götter
Lähmt euch die Hände des Frevels, ſtürzt die gigantiſchen Körper
Längſt der aufgethürmten Klippe des Himmels hernieder,
Und begräbt ſie, ein Denkmal geſtraфter Kühnheit der Menſchen,
In dem eigenen Schutt des Frevelbereiteten Werkes.

Hieher flohe Auguſt und harrte der Würfel des Krieges.
Weile nicht länger, o Muſe, auf fremdem Boden. Dein Friedrich
Zögert nicht — ein raſſelnder Donner — ein wirbelnder Orkan.
Siehe, er iſt ſchon in Dresden, und alle Sänger und alle
Sängerinnen verſtummen: es ſchweiget die Stimme der Muſen. *)

*) Dies deutet auf die in Dresden unter dem Miniſterium Brühls ſo gewöhnlichen Feierlichkeiten der Schauſpiele, der Opern ꝛc.

Alles iſt ſtille, und wartet. Da iſt er. Sein ruhiges Antlitz
Eyricht den Sieger, der Frieden wünſcht, und die Greuel des Krieges haßt;
Denn nicht Blut bezeichnet die Pfade des raſchen Eroberers.
Wie des Wolkenverſammlers der herſtörzender Donner
Welcher nur ſchreckt, nicht verheert, kommt er — ein ruhiger Sieger.

Aber ſchrecklich iſt ſelbſt noch der unblutige Mavors;
Denn ihn treibt mit der ehernen Fauſt die zwingendſte Göttin,
(Schickſal nennen die Himmliſchen ſie, den ſterblichen Menſchen
Heißt ſie Nothwendigkeit *) Sie gebietet dem König der Götter;
Sie umfeſſelt mit ewigen Banden die Welten und Sonnen:
Ihr gehorchet auch Friedrich. Er nimmt aus den Schätzen des Landes
Geld, und aus den gefülleten Scheuren Getraide, die Krieger,
Welche ihm dienen, zu ſpeiſen und zu kleiden. Es ſehens
Traurend die edlen Sachſen und blicken zum Himmel und ſchweigen.

Nicht alſo die ſtolze Königin. Friederich ſendet
Seiner Höflinge einen mit ſüßeinſchmeichelnden Worten
Und mit überredender Lippe zur Hohen, ſie wolle

Ihm

*) Man kennt den ſeinen Chorgeſang in der Alceſte des Euripides auf die Nothwendigkeit.

Ihm die selbstgehüteten *) goldenen Schlüssel des Schrankes
liefern, welcher die schwarzen Verträge des Bundes bewahret.
Aber sie weigert sich lange, und will den heiligen Schrank selbst
Decken mit eigenem, hohem unverletzlichen Körper,
Unverletzlich, unberührbar den Händen der Menschen.
Aber Mavors entfernte mit einem geregeten Finger
Die vielsträubende Königin von dem bewahreten Schranke,
Und trägt, was ihm gut däucht, mit allgewaltiger Hand fort.
Also entreißet die Mutter, die lange mit Sanftmuth gewarnet,
Endlich, gebietrischen Ernstes, dem sperrenden Knaben den theuren
Wechselbrief, den er einem der festverwahrtesten Schränke
Spielend entstohlen: er könnte mit zu muthwilligen Händen
Eid und Verpfändung zerreißen, und Unglück dem Hause bereiten.

Aber Germaniens Fürstin, welcher Famens Trompete
Längst den Heerzug der Preußen ins staunende Ohr gedonnert,
Rief wie Mavors, wenn er zum Schlachtgedränge versammelt,
Ihres weitgestreckten Szepters vielzüngigte Völker,
Fern vom Rhein bis zum Po, aus allen Winden zusammen.
Und sie kamen. So drängt sich im Ozean Woge an Woge,

*) Welche sie, die Königin, selbst, bewahrte.

Eine schwellet die andre, und alle strömen nach Westen. *)
Tapfere Ungarn und hohe Kroaten und wilde Panduren
Austriens feiste Söhne, Tyroler mit schwellenden Hälsen **)
Breitgeschulterte Steyrer und starkgeschenkelte Cärner.
Sie gehorchen dem edlen Braun, dem Schlachtenerfahrner.
Dreymal hat er schon gegen den Helden der Trennen gestanden,
Dreymal ihn siegen gesehn: er achtet den Helden, der Held ihn.
Schnell wie der Adler, der seine Jungen im schwebenden Neste
Von dem Orkane bedroht sieht, welcher ihm selber den Fittig
Schwer durchschüttelt, fliegt er den rufenden Sachsen zu helfen.

Aber der Brenne erräth den Sinn des Kommenden. Elend
Führt er ein tapferes Heer er Seinen dem Listgen entgegen,
Daß er, von eigener Noth gedränget, zu helfen vergesse.
Wie zwey seegelnde Berge von Eis, der eine vom Nordpol
Und der andre vom Südpol gerissen, von streitenden Winden
Gegen einander getrieben, die schmetternden Massen vermischen;
Weit ertönet davon das Erdumgürtende Weltmeer,
Und die Thiere des Abgrunds fahren erschrocken zusammen:
Also begegneten sich die Brennen mit Austriens Kriegern.

Mor-

*) Denn die Naturgeschichtschreiber haben diese Richtung der Meereswellen längst bemerkt.

**) Die Tyroler haben häufig Kröpfe.

Morgen war es, der Tag entkämpfte der scheidenden Nacht sich,
Phoebus stralte am Himmel herauf und beglänzte die Schilde:
Aber ein werdender Nebel, der Sohn der herbstlichen Erde,
Welche die Wolken bethauen, umhieng ihm das göttliche Auge,
Und die Krieger erkannten sich kaum, wer Freund oder Feind sey?
Dennoch säumet das Schwerdt nicht in der Scheide: sie schlagen
Wen sie finden, ein blindes Handgemenge des Mavors *).

Aber der edle Führer der Austrier hatte den Kerntheil
Seines tapfern Heers auf festen Boden gestellet:
Es verwahreten ihn ringsum verschlingende Sümpfe,
Thüren des allgefürchteten grausen Orkus, ihn schüzten
Unersteigliche Höhen, mit krummen Thälern durchfurchet.
Aber den Breynen waren sie nicht unersteiglich. Sie klommen
Kühn hinan und stellten sich drauf, wie Adler auf Klippen.
Friedlicher Wohner von Lowosiz! ach! wie schlug dir dein Herze,
Als du die Röhren voll Feuer, an deinen strohernen Hütten,
Als du dein glückliches Dorf, wo, wenn ein Krieger sich sehn ließ,

Alle

*) Die Umstände dieses Treffen bey Lowosiz sind alle fast bis ins Detail der Geschichte nachgezeichnet. Da es nicht eines der blutigsten war, so habe ich es auch nicht mit aller der Weitläuftigkeit geschildert, mit welcher ich die andern schildern werde.

Alle Pflüger in ihre Thüren traten, und alle
Knaben ihn bis durchs Heck begleiteten, über und über
Voller Soldaten erblicktest, den Anlauf des Feindes erwar-
tend?
Als du die langgefürchteten Donner der Kommenden hörtest,
Und bald, gleich den Aehren unter der mähenden Sense,
Deine Fluren mit todten Kriegern, der Ernte des Mavors,
Ueberbreitet sahst? Die tapfern Brennen erglühen
Brennend von Hitze des Kampfes. Der Nebel sinket, und
läßt sie
Den gesuchten Feind erblicken. Stracks spornen die Reu-
ter **)
Die geflügelten Pferde, es schwimmen die Zügel, es sauset
Die zerspaltene Luft. Sie schießen, sie hauen. Es fallen
Diese, es morden jene. Die Austrier fliehen. Die Brennen
Hängen den Fliehenden an der Ferse: aber sie treibet
Das Todspeiende grause Geschütz des Dorfes zurücke.
Und nun, wehe dir, wilder Croate! dich bergen vergebens
In den ach! nicht zu diesem Gebrauch umzäuneten Gärten
Dichtverwachsene Gesträuche und hochaufrankende Reben.
Wie die jubelnde Schar der Jäger die lauschenden Hasen,
Also scheuchen die muthigen Brennen die Sicherversteckten.

Aber nun gebietet den Kriegern Austriens Führer
Auf die Adler der Höhen zu stürzen. Die muthigen Brennen
Schleu-

*) In Lowositz hatten die Oesterreicher die Batterien aufgeschlagen.

**) Die Cavallerie wurde vorzüglich gebraucht.

Schleudern, wie zürnende Götter, in Wolken und Rauchdampf verhüllet
Den anklimmenden Donner auf Donner knallend entgegen:
Weit erhallen die Berge vom krausen Gebrülle des Todes,
Glühende Kugeln fliegen ins Thal, und glühende Kugeln
Fliegen zur Höhe und wühlen, jezt in zerrissenen Körpern,
Jezt im brennenden Sand: ein Schauer-Anblick zu sehen!
Und schon mangelt den Brennen die grause Ladung des Todes:
Aber nun stürzen sie (gleich dem lang gereizeten Keuler,
Dem unterm wuthbeschäumten Zahn das Fleisch der Verfolger
Bald wird knirschen; ihm flammt das Auge, ihm rasselt die Borste)
Die zweyschneidigen Spitzen der umgekehrten Gewehre
In der rachebebenden Faust, auf die Streiter im Thale.
Siehe sie stehen auf athmenden Leichen, und strecken, was lebet,
Neben die Todten zur Erde, und was noch lebet, das fliehet,
Wie vorm Mähneschüttelnden Löwen die furchtsamen Hunde,
Hin in das schützende Dorf. Vergebens — sie sehens im Rauch schon
Dampfen: ein anderer Haufe der kampfbegierigen Brennen
Hat die sichere Zuflucht dem Feuer gegeben. Der Wehner
Flehte, weinte umsonst; er sieht die Flamme und darf nicht
Löschen. Der fliehende Austrier dreht, wie gescheuchet,
Weit vom Dorfe die Flucht auf nicht zu erfrähenden Pfaden.

ſag ich -- Geht, geht, bin ich hier Meiſter oder ihr? Geht, geht -- Ihr wollt ihn nicht dulden? Hol mich Gott, ihr würdet mir einen feinen Lermen unter meinen Gäſten anrichten! Ihr wollt mir hier den Eiſenfreſſer machen? Gelt, das wollt ihr?

Tybalt.

Wie, Oehm, es iſt eine Schande --

Capulet.

Geht, geht, ihr ſeyd ein abgeſchmakter Knabe -- (auf die Seite zu einem von der Geſellſchaft.) Iſt es ſo, in der That? -- (zu Tybalt) ihr könnt was anfangen, das euch gereuen wird, ich weiß was ich ſage -- (Seitwärts;) wohl geſprochen, meine Kinder -- (zu Tybalt,) Ihr ſeyd ein Haſenfuß, geht -- ſeyd ruhig, oder -- (Seitwärts.) Mehr Lichter, mehr Lichter, es iſt eine Schande, ſo dunkel iſt's! -- (zu Tybalt) ich will euch ruhig machen -- (Seitwärts:) Wie, munter, meine Herzen!

Tybalt.

Geduld und Zorn vertragen ſich nicht wohl bey mir zuſammen; ſie ſtoſſen, indem ſie ſich begegnen, die Köpfe ſo hart an einander an, daß mir alle Glieder davon wakeln. Ich will mich entfernen, aber er ſoll mir dieſe Zudringlichkeit bezahlen!

[Tybalt geht ab.]

Romeo

Alſo ſiegten die Preuſſen und ſahen ſich Herren des Schlachtfelds:
Und der geſchlagene Braun vergaß der verſprochenen Hülfe.

Aber Friedrich kehrte den ſichern Rücken dem Feinde,
Und ſann einzig der eingeſchloßnen Krieger *) Eroberung.
Wie der Jäger den Trupp der Lämmerfreſſenden Wölfe
Sieben Tage und ſieben Nächte mit wachſamer Obhut
Rings umlauert; es ſcharren die fernherſpähenden Hunde
Jezt an den Höhlen der eingeſchloßnen Räuber, und traben
Jezt durch Hain und durch Sumpf dem eingebildeten Schatten
Oder dem fernſten Geräuſch der fliehenden nach; es erwarten
Sieben Dörfer von wohlgenährten Pflügern und Dreſchern,
Eiſenbewaſnete Stangen und ſcharfgeſpitzete Lanzen
In der nervigten Fauſt, die eingeſchloſſenen Räuber;
Aber ſie zögern zu kommen, und hungern und durſten in ihren
Tiefen Höhlen: (ſie wähnen zögernd die Laurer zu täuſchen)
Bis der allüberredende Hunger die langequälten
Ihren Höhlen entreibt, den wartenden Spießen entgegen.
Alſo umlauerte Friedrich die eingeſchloſſenen Krieger.
Keiner entſchlüpfte ungeſtraft der bergenden Höhle;
Denn ſtracks greift ihn ein ſchwarzgebärteter Reiter der Brennen.
Keiner wagte den Hungernden nährende Speiſe zu bringen;
Leer und, ohne Geſpann kehrt ihm der Wagen zurücke,
Und

*) Nemlich der in Pirna eingeſchloſſenen Sachſen.

Und die ſatten Brennen eſſen der hungernden Sachſen
Theuererkauftes Brod, und ſpotten der hungrigen lachend.

Aber die allbezähmende Plage des Hungers erſchlaffte
Noch die Gedängſteten nicht: ſie rütteln wüthend am Schwerte,
Raſſeln die ehernen Schilde und wollen kämpfen. *) Der Führer
Deutet die Kühnen, den Muth zu ſparen, bis Braun ſich herannaht,
Welcher geſchlagen noch Hülfe der Hartgedängſteten ſinnet,
Und nun Sachſen und Auſtrier mächtig vereint **) auf die Brennen,
Wie zwey rollende Felſen aufs ſchüchterne Reh, das im Thalbach
Ruhig vom Durſt ſich erlabt, herſtürzen und ſtürzend zerſchmettern.

Sagts und mit hoher Ungeduld des ſtrebenden Muthes
Laſſen die Krieger die Waffen, und warten der kommenden Hülfe.

Ach! vergebens bieten die armen Menſchen dem ehrnen
Schickſal eiſerne Schultern! — Der Himmel iſt wider die Sachſen
Selbſt verſchworen. Er ſtrömt gewaltigſchauernde Regen
Aus

*) Man wird es doch wohl dem Dichter erlauben oder vielmehr von ihm fordern, daß er, was er darſtellt, ins edle zeichne.

**) Der große Regen verhinderte die Annäherung der Sachſen und Oeſtreicher, die einen gemeinſchaftlichen Ueberfall der Preuſſen verabredet hatten.

Aus den entgürteten Wolken die Hüften der Berge hernieder
Auf die Häupter der Tiefvergrabenen: wütende Stürme
Reiſſen die blättrigten Wipfel der Bäume zur Erde und faſſen
In den Locken der Krieger, die nun zu zagen beginnen.
Ströme rannen, wo Wege waren: Bäche umſtauen *)
Alle Wieſen und bilden weite Gefilde zum Meere.
Auf den wogenden Fluthen ſchwimmen die Bretter und Balken
Der zertrümmerten Brücken, ein Raub der ſtrömenden Waſſer,
Daß die Auſtrier nicht den Sachſen zu nahen vermochten.

Wie der Löwe, der lange der Schrecken des zitternden Waldes,
Von dem majeſtätiſchen Halſe die wallende Mähne
Furchtbar ſchüttelnd, auf weitbeherrſchtem Gefilde daher-trabt,
Bis ſich dem Unbeſorgten unterm gewaltigen Fußtritt
Ach! des Lebenden Grab, die ſchlaugehöhlete Tiefe
Des erfindriſchen Jägers eröffnet: da liegt er des Waldes,
Schrecken, und ſtampft mit der quetſchenden Klaue, voll wü-thenden Ingrimms,
Den verräthriſchen Boden, und blickt mit dem flammenden Auge
Nach dem tückiſchen Feinde, der ihn ſo niedrig gefangen.
Frecher tönt das Gebrüll der Mähneſchüttelnden Brüder
Welche das traurige Loos des plötzlich verſchwundenen ahnden.

Drey-

*) Dieß iſt das eigentliche Wort für Stagnare.

Dreymal bäumt er den langgeſchweiften, gelenkigen Rücken
Die umſchließende Mauer hinan: und dreymal entſtürzt er
Dem erklommenen Rande; nun liegt er und grollet und ſchnaubet,
Bis der tückiſche Jäger kömmt, und die Feſſel ihm anlegt:
Alſo die tapfern Sachſen in Pirnas Gebirgen verſchloſſen.
Faulender Moder umpilzt die Schilde der Krieger, und Waffer,
Trieft, für Blut der Feinde, die naſſen Kleider hernieder:
Ruhig ſtecken die Lanzen der Führer im ſumpfigen Boden,
Und die Fahnen des Siegs verwittern im röthlichen Schlamme.

Und ſchon nagt die Verzweiflung an den erſchlafften Herzen.
Aber ſie harren noch drey lange Tage, ſie harren
Noch drey ſchwarze Nächte. Der Mangel wird ſtärker und wütet.
Bleichgelb hangen die ſchlaffen Wangen auf ragenden Knochen:
Tief verſinken die Augen im Haupt, die Lippen bedecken
Kaum die Zähne: ſo ſtehn ſie und harren des traurigſten Schickſals,
Hungers zu ſterben, oder Gefangne des Feindes zu werden.

Nun vermögen ſie nicht, ſich länger zu halten: ſie geben
Sich dem wartenden Sieger und nehmen die Feſſeln der Brennen.
Siehe, da ſtehn ſie mit niedergehefteten Augen, mit ſchlaffen

Händen, die lieber das Schwerdt ergriffen, und warten der Feſſeln

Und nun nahet der ſiegende Held der Brennen. Sie ſehn ihn,
Und die gehaltene Wuth flammt ſtärker jezt, und wird Furcht jezt.
Aber der Sieger erblickt ſie, ſtill-erhabenen Ernſtes
Wie ein ſtrafender Gott, der den ſelbſtgeſchaffenen Jammer
Noch mit dem Auge der Huld anſchaut, und lieber — beglückte.
Jezo winkt er: den Händen der Krieger entſinken die Waffen, *)
Und die Gewehre und Schwerdter bedecken — nun unnüze Laſten —
Die unblutige Erde: es ſehns die tapfern Brennen,
Und ein edeler Wehmuthſchauer durchwallet die Buſen,
Daß ſo tapfere Krieger der tückiſche Hunger gebändigt,
Und ſie ſelber des hohen Schlachtenruhmes beraubet.

Aber wie zürnten die mehr als überwundenen Krieger,
Als nun Friedrich ſie hieß, den Eid der Treue dem ſchwarzen
Adler ſchwören und wider den eignen Fürſten zu ſtreiten. **)

Ha! wie dauern ſie nun die weggeworfenen Schilde
Und die unentblößten Degen: denn o! wie viel lieber Hät-

*) Es iſt bekannt, daß die gefangenen Truppen ihre Waffen dem Feinde abliefern müſſen.

**) Denn eine der ſtrengſten Bedingungen der Capitulation war es, daß die Sachſen preuſſiſche Dienſte annehmen mußten.

Hätten ſie ſich auf kalter Erde zu Tode geblutet,
Hätten ſie ihre Waffen mit blutigen Körpern bedecket,
Als ſie wider den Fürſten des eignen Landes zu führen.

Und ſie ſchwuren den fremden *) Eid. So ſchwöret das Mädchen
An dem myrten-umhangnen Altare Hymens, dem Manne
Welchen gebietriſche Eltern und nicht ihr Herz ihr erkohren.
Blaß erſeufzet die Lippe das Ja des Zwanges: die Seele
Bebt durch jede Nerve das widerſprechende Nein hin;
Denn ihr Herz hat ſchon lange ein ſüßeinſchmeichelndes Jüngling;
Ach! ihm ſchwur ſie zuerſt die Treue, und wird es auch halten.

Warum dämpfeſt du mir, o Muſe, die göttliche Leyer
So auf einmal? Doch ich verſteh dich. Siehe du zürneſt
Dem hochherzigen Sieger der tapfern Sachſen, der ſeine
Nicht beſiegten Gefangnen mit mehr als ehernen Ketten
Bindet, mit Ketten des Eides, zu Thaten, unwürdig der Helden.

Aber blicke milderen Ernſtes. — Friedrich gehorchet
Dem allzwingenden Schickſal: er will dem verderbenden Mavors
Einen der ehernen Arme mit Einem Streich abhauen,
Daß auch der andre, erſterbend, des blutigen Streites vergeſſe,

*) Das heißt, den Eid, der ihnen nicht vaterländiſch war.

Und Germaniens Juno den Scepter zum Frieden ihm neige.
Aber ihn täuſchet ſein Herz: er muß noch edlere Thaten
Thun, und den Stolz des erſten Sieges mit Strömen von Blute
Theuer bezahlen; denn nur das Unglück zeiget den Helden.

Aber dem König der Sachſen, der auf dem felſigten Thron ſaß,
Weinte das edle Herz im Buſen, die tapfern Krieger
Seines Landes ohne Schlacht dem Sieger zu geben,
Und ſie gegen ſich ſelbſt die Waffen tragen zu ſehen.

Alſo bangt ſich der ſtolze Adler im eiſernen Käfig
Niedrig eingeſperrt. Da ſizt er und trauret, geſenkten
Hauptes und meinenden Blicks, den langen traurigen Tag hin.
Aber auf einmal ſchreckt ihn der Jammer rufender Jungen,
Die er im Neſte verließ, ein Fund der ſpähenden Jäger;
Und nun hält er nicht mehr im hohen Buſen die Großmuth:
Wütigflatternd beſtürmt er die eiſernen Stangen des Gitters,
Schlägt mit der mächtigen Kralle, und wetzet den fürſtlichen Schnabel,
Ach umſonſt! der verwegne Räuber klimmet der Felskluft
Immer näher und näher; nun ſtreckt er die gierigen Hände
In das unbewahrte Neſt und haſchet die Jungen.

II.

Beſchluß der Briefe über das Palais Royal zu Paris.

8.

Paris den 13ten Sept. 1789.

Aus allem, was ich Ihnen bis jezt geſagt habe, ſehen Sie, l. R**, daß der Zulauf im P. R. nie abreiſſen kann, und daß ſein Publikum das zahlreichſte aber auch das wohlhabendſte und glänzendſte unter allen ſeyn muß, die ſich hier an öffentlichen Orten verſammlen. Der Garten der Tuilerien, das Luxembourg, die Boulevards und alle übrigen Promenaden halten keine Vergleichung mit dem P. R. aus; und wenn die Boulevards eine größere Ausdehnung haben, und deshalb vielleicht zehnmal ſoviel Spaziergänger faſſen können, als das P. R., ſo iſt das Gewimmel auf denſelben bey weitem nicht ſo erleſen, blendend und verführeriſch.

Spaziergänger ſind zu jeder Tageszeit im P. R. von des Morgens um neun bis des Abends um zwölf Uhr; aber ihre Zahl iſt ſich nicht zu jeder Tageszeit gleich und ihre Geſellſchaft nicht immer von einerley Werth und Schimmer. Des

Morgens um sieben Uhr treffen Sie, ausser den Leuten, die hier wohnen und einzeln sichtbar werden, niemand an. Die Aufwärter in den Kaffeehäusern und bey den Restaurateurs sind jezt noch unter den Händen der Barbiers und Friseurs, die Gewölbe noch geschlossen, die Jalousien vor den Fenstern noch zugezogen, kurz, alles giebt noch den Anblick der tiefsten Ruhe. So bleibt es bis acht Uhr.

Jezt öffnen sich die Gewölbe nach und nach, und legen ihre Waaren aus; die Putzmacherinnen und Kaufmannsfrauen kommen in Schaaren angezogen; in den Kaffeehäusern wird Feuer gemacht und das Wasser fängt an zu sieden. Um halb neun Uhr ist alles bestellt, wie es den Tag über bleiben soll. Nun erscheinen einzelne alte Herren und setzen sich hinter eine Tasse Kaffee, und einzelne junge Leute, im tiefsten Neglige, mit aufgerollten Haaren, vielleicht aus den Mansarden herab, um sich hinter einer Tasse Chokolade zu erholen. Alles ist noch nüchtern und gähnt.

Aber nach neun Uhr fangen die Kaffeehäuser an, sich zu füllen. Die Anrufer versehen ihr Amt, die Buben mit den Neuigkeiten des Tages erheben ihr Geschrey, die Obst- und Blumenweiber rufen Käufer an.

Um zehn Uhr steigen schon Mädchen in mehr oder weniger anlockenden Nachtanzügen in den

Garten herab, um den Lauf fortzusetzen, den sie oft erst um sechs Uhr des Morgens geschlossen haben. Sie flattern in den Alleen auf und ab, oder setzen sich an die Tische vor den Kaffeehäusern und frühstücken mit jedem, der mit ihnen frühstücken will. Die bessern Klassen kommen mit ihren Freunden oder Freundinnen herab und nehmen vor dem Kaffeehause de Foi Platz. Zu ihnen setzt sich der Abbee, der alte Offizier, der Finanzier und Parlamentar, und lebhafte Unterhaltungen nehmen ihren Anfang. Die Politiker sondern sich in einzelne Gruppen, die bald größer, bald kleiner, bald ruhiger, bald stürmischer sind, je nachdem der Gegenstand, den sie abhandeln, ihren Grundsätzen näher oder entfernter liegt, und ihren Hoffnungen und Planen mehr oder weniger zusagt. Diese Gruppen vermehren und vervielfältigen sich bis gegen zwölf Uhr ohne Aufhören, und wenn sie mit einer Anzahl von funfzig anfingen, so wimmelt es jetzt schon von tausenden.

Um diese Zeit erscheinen auch Weiber der höhern Klassen, und diese bilden bis nach Ein Uhr die Schule des Geschmacks und der neusten Moden in Absicht des Negliges. Sie erscheinen nie ohne Führer, gehen in den Alleen auf und ab, oder setzen sich auf den darunter gestellten Stühlen in Zirkeln nieder, um die Vorübergehenden zu sehen und von ihnen gesehen zu werden. Die Doppelalleen längs dem Flügel, worin das Kaffeehaus

Romeo zu Juliette.

(*) [Wenn meine unwürdige Hand dieſen heiligen Leib entweiht hat, ſo laß dir dieſe Buſſe gefallen: Meine Lippen, zween erröthende Pilgrimme, ſtehen bereit den Freſel, mit einem zärtlichen Kuß abzubüſſen.

Juliette.

Ihr thut eurer Hand unrecht, mein lieber Pilgrim; ſie hat nichts gethan, als was die beſcheidenſte Andacht zu thun pflegt; Heilige haben Hände, die von den Händen der Wallfahrenden berührt werden, und Hand auf Hand iſt eines Pilgrims Kuß.

Romeo.

Haben Heilige nicht Lippen, und andächtige Pilgrimme auch?

Juliette.

Ja, Pilgrim, ſie haben Lippen, aber zum Beten.

Romeo.

O ſo erlaube, theure Heilige, erlaube den Lippen nur, was du den Händen geſtatteſt; ſie bitten, (und du, erhöre ſie,) daß du den Glauben nicht in Verzweiflung fallen laſſeſt.

Juliette.

Heilige rühren ſich nicht, wenn ſie gleich unſer Gebet erhören.

Romeo.

(*) Dieſer Dialogus iſt im Original eine Elegie mit verſchränkten Reimen.

de Foi iſt, bleibt die lebhafteſte und vornehmſte; in der andern, auf der entgegengeſetzten Seite, findet man nur Männer und Weiber, deren Aeußeres den Glanz jener nicht verträgt. Unter dieſen ſtehen auch die Stühle zum Niederſitzen dünner.

Es ſind zwar rund herum vor den Arkaden ſteinerne Bänke angebracht, aber ſie reichen nicht zu, ſo wenig als die Menge von Stühlen, die vor den Kaffeehäuſſern du Caveau, de Chartres und de Foi ſtehen. Dieſem Mangel abzuhelfen, haben Leute Hunderte von Stühlen herbey geſchaft, die unter den Bäumen der Alleen hinunter ſtehen und die verpachtet werden. Man giebt, wenn man ſich ſetzt, zwey Sous, und kann dafür ſo lange ſitzen, als es einem gefällt, muß ſie aber noch einmal bezahlen, wenn man ſich an einer andern Stelle auf einen andern ſetzt. Zwey Weiber laufen die Alleen unausgeſetzt auf und ab, und man kann ſicher ſeyn, daß ſie keinen überſehn, der ſich geſetzt hat, aber auch keinem, der ſchon bezahlt hat, zum zweytenmal etwas abfordern werden. Ihr Blick und ihr Gedächtniß iſt nicht weniger geübt, als beydes bey den Aufwärtern in den Kaffeehäuſern. Die Stühle ſind ſehr ſchlecht, von Holz, mit Stroh geflochten, oft durchgeſeſſen und wackligt. Gewöhnlich nimmt der, welcher ſich ſetzt, drey oder vier Stühle für ſich in Beſchlag und ſtellt oder legt auf jeden etwas von ſeiner

indos

indolenten Perſon. Auf einem ſitzt er, auf den zweyten legt er die Füße, auf den dritten den linken und auf den vierten den rechten Arm. Er bezahlt aber immer nur zwey Sous, zum Schaden der Unternehmerin, der es nicht einfallen wird, ihm einen davon zu nehmen, damit ſie ihn einem andern, der dergleichen ſucht, geben könnte. Dieſe gemächliche Art ſich zu lagern, wird Ihnen nicht franzöſiſch, ſondern mehr engliſch vorkommen, aber ſie iſt in der That bloß egoiſtiſch. Sie können von einem langen Spaziergange ermüdet, ſchwankend auf und ab gehen, keinen Stuhl für ſich finden, und klägliche Blicke auf die Menſchen werfen, die deren drey zu viel haben: alle Welt wird es Ihnen anſehen, daß Sie gerne ſitzen möchten, aber kein Menſch wird, was man bey uns für Regel der Höflichkeit hielte, Ihnen einen Stuhl abgeben, eh' er darum erſucht wird. Treten Sie aber näher, ſo wird das Weſen, das Ihnen ein unbarmherziges Faulthier ſchien, ſogleich aufſpringen, und Ihnen auf die verbindlichſte Art von der Welt einen Stuhl geben, und Ihnen noch zwey anbieten und einräumen. Jenes zuvorkommende Weſen, das wir mit unter Höflichkeit begreifen, iſt hier längſt nicht mehr Mode, und iſt als kleinſtädtiſch verſchrien, weil es ohne eine Art von Zudringlichkeit oder Erniedrigung nicht ausgeübt werden kann. Nähere Erläuterung hierüber bleibe ich Ihnen bis zu einer andern Gelegenheit ſchuldig.

Von zwölf bis zwey Uhr iſt dieſe Promenade ſehr lebhaft und zugleich ſehr vornehm. Leute von der höchſten Klaſſe kommen um dieſe Zeit hieher, und dieſe Stunden ſind die einzigen, wo rechtliche Weiber ohne Anſtoß hier erſcheinen können. Die Mädchen von zweydeutigem Gewerbe fühlen ſich auch unter ihnen nicht an ihrer rechten Stelle, und bleiben deßhalb ſchon immer ſehr einzeln, wenn auch ſchon die Reitze vieler das helle Tageslicht nicht ertrügen, und wenn ſie auch nicht wüßten, daß man diejenigen unter ihnen, welche vor oder nach zwey Uhr ſichtbar werden, ſehr paſſend die cherche-diners zubenamt hat.

Von zwey bis halb fünf Uhr iſt der Garten ziemlich leer, weil dies die gewöhnliche Eſſenszeit iſt, und man ſieht bloß Ammen oder Mütter mit ihren Kleinen, die in den Alleen ſpielen und ſich ſolchergeſtalt die Pauſe zu Nutze machen. Iſt dieſer Zeitraum vorüber, ſo verdrängt ſie das neuherzuſtrömende Getümmel. Die Kaffeehäuſer werden zuerſt, und eine halbe Stunde darauf, die Alleen wieder voll. Die Menge iſt gemiſchter und lärmender und erhält ſich ziemlich gleich, bis zu der Zeit, wo die Theater aufgehen, die einen Theil davon aufnehmen: ſie bleibt aber darum doch zahlreicher, als den Vormittag.

Gegen acht Uhr ſtrömen die Femmes du Monde von allen Klaſſen herzu und nehmen das Mittel der Alleen ein, während die Stühle auf beyden

den Seiten mit den mannigfaltigſten Geſichtern, Ständen, und Figuren beſetzt ſind, und einen funfzig Mann hoch ſtarrenden Wald von Friſuren, Hüten, Bonnets ꝛc. bilden. Jetzt werden die Arkaden erleuchtet. Voran ſchweben rund herum zwiſchen denſelben zwey und achtzig große Reverbere, und in den Gewölben fackeln vor den großen Spiegeln, zwiſchen den brilliantirten Schnallen, Knöpfen, Uhrketten und Degen, unter den Bijoux und Nippes aller Art, unzählige Wachslichter, die in tauſend Strahlen und Farben von den Brillanten und goldnen und ſilbernen Künſteleyen flimmernd und blendend zurücke gegeben werden; während die großen Kronleuchter in den Kaffeehäuſern und bey den Reſtaurateurs einzelne länglichte, große Feuermaſſen bilden, die aus den Spiegeln verdoppelt zurück ſtrahlen. Dies iſt die Zeit, wo das Aeuſſere des P. R. alle das Flimmernde zeigt, was ihm den Namen des Feen- und Zauberpallaſtes verſchaft hat; und ſo bleibt es bis um zwolf Uhr in der Nacht.

Die Menge erhält einen neuen Zuſatz, wenn die Schauſpiele aus ſind. Was nicht im P. R. bleiben will, fliegt in dicken Haufen hindurch; aber die wenigſten kommen heraus, weil irgend etwas darin ſie nothwendig feſſeln muß. So werden die Stunden von neun bis eilf Uhr die rauſchendſten und mannigfaltigſten. Handel und Wandel mit den käuflichen Weibern und Mädchen erreichen

jetzt

jetzt den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit und Ungebundenheit.

Nach eilf Uhr verliert sich das Getümmel allgemach, und um zwölf Uhr ist das P. R. so leer, als es den Morgen um acht Uhr war. Die Mädchen, die kein Glück gemacht haben, gehen kläglich und langsam einher und verfolgen die Spatziergänger mit Bitten um Besuch oder um Abendbrod. Sie sind die letzten unter allen Wesen, die im P. R. wach bleiben. Man hört zweymahl in ein Pfeifchen stoßen, und die Gitter und Thüren an den Eingängen des P. R. werden geschlossen. Alles ist plötzlich todt.

Ich habe Ihnen gesagt, daß der Boden des Gartens fest und gestampft ist. Man kann hier spatzieren gehen, wenn es auch drey Tage sehr stark geregnet hat. Wird aber der Boden aufgeweicht, so zieht sich das Gedränge unter die Arkaden, und es wird in diesem engen Raume oft sehr beschwerlich; oft stopft es sich ganz, und man muß umkehren, oder außerhalb der Arkaden herum gehen, bis man einen lichtern Fleck findet.

Bey heißem Wetter werden die Alleen dreymal des Tages mit der Maschine besprengt, die ich Ihnen bey einer andern Gelegenheit beschrieben habe. So wird einem der Staub, selbst bey dem stärksten Gewimmel, hier nie beschwerlich.

Seit

Seit dem zwölften Julius hat auch mitten in dieſer Feenwelt der Krieg ſeinen Sitz aufgeſchlagen, und oft eine fürchterliche Abwechſelung unter die Gegenſtände, die hier glänzen, gebracht. Kein Mouchard wurde zerfleiſcht, der nicht auch hier ſeine Peiniger fand; kein Kopf abgeſchlagen, der hier nicht auf blutiger Pike ausgeſtellt ward; keine Kanone erobert, die nicht im Triumph durchgezogen wurde. Alle Aufzüge und Umgänge, welche die Uebergabe der Baſtille und die Befreyung der Nation veranlaßten, ließen ſich hier ſehen; alle frohe und fürchterliche Nachrichten wurden hier verkündigt, ausgeſchrien, austrompetet. Kanonen wurden hier aufgefahren, Patrouillen zogen mit donnernden Trommeln hier umher, raſche Entſchlüſſe wurden hier gefaßt, die Rebellion wurde hier angeflammt und in Flammen erhalten, Raſerey der Wuth und Verzweiflung und Schrekken und Angſt zeigten ſich hier erſchütternd und grauſend; und Freudenthränen, Freudengeſchrey, Freudenfeuer und Freudenſprünge ſchloſſen die Galerie von fliegenden Gemälden, die hier überraſchend und betäubend dem ſtarren Auge des Beobachters vorüber ſchwebten.

Wir ſind am Ende, lieber N**, und ich ſchließe meine Nachrichten vom P. R. noch mit einigen allgemeinen Beobachtungen und Anmerkungen.

Wie Paris das Mark von Frankreich verschluckt, so verschluckt das P. R. das Mark von Paris. Die Menge von Waaren und Vergnügungen aller Art, die in den Ringmauern desselben zusammen gedrängt sind, waren sonst über ganz Paris vertheilt, und brachten einzelnen Märkten, Strässen, Spaziergängen und Quartieren Unterhalt und Lebhaftigkeit. Eine Menge Künstler, Handwerker und Kaufleute, die grösstentheils von den Fremden lebten, sind genöthigt, sich in das P. R. oder in die Nähe desselben zu ziehen, um das Vorurtheil, das man für dasselbe gefaßt hat, zu nutzen; sie müssen aber einen fünffachen Miethzins für Gewölbe und Wohnung bezahlen, deßhalb ihre Preise erhöhen und mehr jüdisch als kaufmännisch handeln, wenn sie ihre Arbeit bezahlt haben und ihren Unterhalt gewinnen wollen. Die Besitzer möblierter Hôtels in den andern Quartieren der Stadt haben großen Schaden, weil sich alle Fremde in das Quartier des P. R. zusammen drängen, und viele sind genöthigt, ihre Miethe an Einheimische auf Jahre zu überlassen, was ihnen nicht die Hälfte des vorigen Gewinns bringt. Die Vorstadt S. Germain, deren Hotels sonst von Fremden wimmelten, wird fast gar nicht mehr bewohnt; und wenn das Théatre François jetzt immer so leer ist, so liegt der Grund davon zur Hälfte im P. R., von dem man sich ungern entfernt, weil man in den übrigen Gegenden der Stadt einzeln suchen muß,

was man hier in einem engen Raume beysammen findet.

Theurung ist die zweyte Folge dieser Anstalt. Gewisse Dinge für Gebrauch und Genuß, die auch in andern Gegenden der Stadt gesucht werden, sind allmählig im Preise gesteigert worden. Die Kaufleute sagen schon, wenn sie ihre Waaren um ein Drittel höher halten als sonst, im P. R. müssen Sie noch mehr geben, und entschuldigen ihre Unbilligkeit damit. Bey den Restaurateurs und Traiteurs in andern Gegenden der Stadt z. B. auf den Boulevards, in den Champs elisées, im Garten der Tuilerien, ißt man wenig wohlfeiler als im P. R. ob sie gleich nicht das Drittel der Miethe zu bezahlen haben, und so in allen übrigen Dingen.

Manche Waaren und Arbeiten, die sonst, wie sie jetzt sind, viel Abnehmer fanden, finden sie jezt nicht mehr, weil man sie im P. R. glänzender und vollkommener gesehen und deßhalb Auge und Einbildungskraft verwöhnt hat. Dies ist z. B. der Fall mit den Gold- und Silberarbeiten, wegen welcher sonst die Straße S. Honoré und die Quay des Orfevres so berühmt waren. Die dortigen Gewölbe haben immer noch so schöne Waaren, als sonst, aber sie sind nicht so schimmernd, als im P. R., wo die theure Miethe die Künstler dringt, mehr zu raffinieren, um neu zu seyn, und wo sie des schnellern Absatzes wegen, auch neuer

seyn

seyn können, ohne die Arbeit an ältern Mustern verloren zu haben. Schnallen, Uhrketten und dergl. kauft man gewöhnlich im P. R.; in andern Gegenden der Stadt, nur schwere Geschirre, die dem Künstler bey weiten nicht den Vortheil bringen, als jene Kleinigkeiten, über welche die Polizey in Absicht des innern Gehalts nicht so wachsam ist, als über jene.

Derselbe Fall ist es mit neuen Tüchern, Stoffen, Stickereyen, Uhren, Parfüms u. s. w. Alles was neu und schön in dieser Art ist, hat das P. R. zuerst, und kömmt es aus der Provinz, so kaufen es die Handelsleute desselben um höhere Preise auf, weil sie höhere Preise im Verkaufe machen können, als die in den andern Gegenden der Stadt. So verschlingen Drey oder Vier den Vortheil, in welchen sich funfzig oder sechzig theilen könnten, gewinnen aber nur soviel, als diese sechzig gewonnen haben würden, und das Publikum muß doch die Waaren um die Hälfte theurer bezahlen, als sonst. Sie wissen schon, in wessen Kasse sonach eigentlich der reine Vortheil geht.

So kommt es, daß die Kaufleute des P. R. trotz ihren ausschweifenden Preisen, nicht reich werden. Die Miethen der Gewölbe sind so stark, und die Wohnungen und Lebensmittel in ihren Quartieren so theuer, daß ihnen, trotz ihrer Arbeit und Geduld, wenig reiner Gewinnst bleibt. Oft geht heute ein prächtiges Gewölbe mit neuen Waa-

ren auf, und in Zeit von einem Monate iſt es wieder zu, weil es den Wetteifer mit den ſchon vorhandenen nicht aushalten konnte; oder weil ſeine Waaren den in voraus angeſchlagenen Erfolg nicht hatten, den man ſich verſprach. Dieſe Fälle ſind beſonders ſeit der Revolution ſehr häufig geworden. Die Fremden verminderten ſich ſeit der Zeit ſehr, und die Nation hatte an etwas anders zu denken, als an Mode und ihren Flitter. Die Reſtaurateurs und Kaffeewirthe gewinnen, was die Kaufleute verlieren, denn das Getümmel im P. R. iſt ſtärker, als es je vorher war, und dies braucht wenigſtens Eſſen und Trinken, wenn es auch alles übrige miſſen kann. Die öffentlichen Mädchen haben in ihrem Verdienſte nicht weniger gelitten, und die erſten ſtürmiſchen Tage bekümmerte man ſich ſo wenig um ſie, daß oft ſolche, die ſonſt die wohlhabendſten und geputzteſten waren, höchſt armſelig zu den Beſuchern der Kaffeehäuſer kamen, und um eine Taſſe Kaffee oder eine Karaffe Limonade baten. So ſind eigentlich die Reſtaurateurs und Kaffeewirthe die einzigen, die im P. R. reich werden können.

Die Theater des Palais Royal thun den übrigen Theatern eben den Schaden, den die Kaufmannsgewölbe den andern in der Stadt thun. Die Beſucher des P. R. werden auf ſo mancherley Art gefeſſelt, daß ſie ungern ein Vergnügen eine Stunde oder halbe Stunde weiter

Romeo.

O ſo rühre du dich auch nicht, indem ich mich der Würkung meines Gebets verſichre -- Er küßt ſie. Die Sünde meiner Lippen iſt durch die deinige getilgt.]

Juliette.

Alſo tragen nun meine Lippen die Sünde, die ſie von den deinigen weggenommen haben.

Romeo.

Sünde von meinen Lippen? O! angenehme Strenge! Gebt mir meine Sünde nur wieder zurük.

Juliette.

Ihr habt küſſen gelernt; ich verſtehe mich nicht darauf.

Amme.

Gnädiges Fräulein, eure Frau Mutter möchte gern ein Wort mit euch ſprechen --

[Juliette entfernt ſich.]

Romeo.

Wer iſt ihre Mutter?

Amme.

Sapperment, junger Herr, ihre Mutter iſt hier die Frau vom Hauſe, und eine brave, geſcheidte, tugendſame Frau. Ich ſaugte ihre Tochter, mit der ihr geredet habt; und ich ſag euch, wer ſie kriegt, bekommt ſo gewiß eine Jungfer --

ter ſuchen, als ſie es hier unter tauſend andern finden können. Sie treten aus Genuß in andern Genuß, und aus dieſem in Genuß zurück, alles mit zwey Schritten. Die Varietés amuſantes haben einige gute Akteurs und einige Aktrizen, die zugleich gut und ſchön und willig ſind, und ihre Vorſtellungen ſind angenehm und ſehr mannigfaltig. Ihr Glanz und Zulauf wird ſich vollends ſehr vermehren, wenn ſie erſt ihr neues Theater bezogen haben, das bis zum innern Ausbau ſchon fertig iſt und an Geſchmack in der Baukunſt und an Geräumlichkeit und Bequemlichkeit allen übrigen in der Hauptſtadt den Rang ablaufen wird. Die Vorſtellungen der petits Comediens ſind in ihrer Art unterhaltend genug, und ziehen auch eine Menge Leute von den übrigen Theatern weg. Am wenigſten unter den großen Theatern leidet das Théatre Italien durch das P. R., weil es ganz in der Nähe liegt, und es trägt auch dazu bey, daß ſich immer mehr Menſchen um dies Quartier niederlaſſen oder verſammeln.

Wer das P. R. beſucht, muß anſtändiger gekleidet ſeyn, als er es auf andern Spatziergängen nöthig hat, weil er hier immer ein modiſches und gut gekleidetes Publikum findet. Dies giebt allmählig einen koſtbarern Maßſtab für das Aeußere an, der hier, wo man ſo gern im Anzuge einander gleich iſt, ſehr entſcheidend iſt und oft zu Ausgaben verleitet, deren man ſonſt überhoben geweſen wäre.

wäre. So wird auch der Maßstab für das, was man verzehrt, größer, weil alles, was dahin gehört, theurer ist. Allmählig gewöhnt man sich an stärkere tägliche Ausgaben, und glaubt, es müsse so seyn; und so vermehren und vertheuren sich alle Bedürfnisse, fast ohne daß man es merkt; oder merkt man es, so hat einen das P. R. verstrickt, und man bezahlt unwillkührlich und gern den Glanz mit, der einen umgiebt.

So kommt es, daß der Aufenthalt in Paris auch für Fremde kostbarer geworden ist, seitdem das P. R. blüht. Kein Land und keine Stadt hat eine ähnliche Anlage aufzuweisen, mithin ist sie für Fremde, kommen sie her, woher sie wollen, neu und anziehend. Um ihr in der Nähe zu seyn, miethen sie sich in dem Quartiere des P. R. oder in diesem selbst ein, und schon dies kostet ihnen ein Drittel Reisegeld mehr, als es ihnen sonst gekostet hat. Was sie für Leib und Seele brauchen, werden sie sich hier auch verschaffen und mit dem doppelten Preise bezahlen: so muß die Summe ihrer Ausgaben nothwendig noch einmal so stark seyn, als sie sonst gewesen seyn würde. Eine Menge anderer Dinge, die sie sonst in den entferntesten Gegenden der Stadt aufsuchen mußten, und eben deßhalb oft nicht aufsuchten, finden sie hier beysammen, und sie lernen eine Menge Genüsse kennen, die sonst unbekannt und unbezahlt geblieben wären. Was sie aber über

die Theurung hinaus sehen läßt, ist die Entschuldigung, daß alles um sie her zugleich unterrichtend, bildend und verfeinernd ist; und wie sehr man dafür gesorgt hat, daß keinem diese Entschuldigung entstehe, haben Sie aus der Zergliederung der verschiedenen Anstalten im P. R. gesehen.

Und in der That diese Entschuldigung, wenn sie auf der einen Seite bloß bemäntelnd ist, hat auf der andern guten Grund. Wer Sinn für Schönheit, Geschmack, Kunst, Weltumgang und Menschenbeobachtung hat, muß sich die stärkere Ausgabe schon gefallen lassen: sie wird ihm vielfältig ersetzt, wenn sie übrigens für sein Vermögen nicht zu stark ist. Es ist sehr leicht, hier Zirkel von sehr erfahrnen und gebildeten Männern zu finden, worin man nicht leicht eine wißbegierige Frage vergebens thun wird. Es ist sehr bequem für einen jungen Mann, der sein Aeußeres bilden will, das verfeinerte Wesen in Kleidung, Gang, Haltung und Ausdruck um sich her zu bemerken, und es auf seine eigene Kultur anzuwenden; es ist sehr nützlich, in diesen Punkten tausend kritische Augen auf sich gerichtet zu sehen, die keine Geschmacklosigkeit, keine Linkheit, Plattheit und Ungezogenheit unbestraft vorbey lassen; es ist höchst nützlich, unter Tausenden sich herum zu wirbeln, um unter Tausenden leben zu lernen; und es ist höchst nöthig, eine Nation in ihrer eigenen

nen Hauptſtadt und in dieſer gleichſam ihrem engern Ausſchuß kennen zu lernen, damit man gewiſſe hergebrachte Vorurtheile, zum Böſen wie zum Guten, ablegen und die Leute ſo finden lernt, wie ſie ſind, an einem Orte, wo ſie ſich zeigen können, wie ſie ſind, was ſelbſt in den lebhafteſten und zahlreichſten Geſellſchaften, die zwiſchen vier Pfählen an Tafeln und Spieltiſchen zuſammen kommen, nicht der Fall iſt. Von dieſer Seite hat beſonders für mich das P. R. ein unerſchöpfliches Intereſſe gehabt, das freylich um die Hälfte durch meinen eigenen Charakter und meinen Hang, Menſchen zu ſehen und zu erforſchen, vermehrt, und durch die höchſt merkwürdigen Auftritte, die ſich während der Revolution hier drängten, in beſtändiger Stärke erhalten worden iſt.

Gern möchte ich Ihnen noch zum Schluſſe eine Ueberſicht geben, was dem Herzog von Orleans das P. R. einbringt; aber die Angaben, die ich darüber geſammelt habe, ſind, trotz aller angewandten Mühe, nicht ſo beſchaffen, daß ich eine befriedigende und richtige Hauptſumme daraus ziehen könnte. Es ſcheint, als ob man dem Publikum wiſſentlich den Betrag der Einnahme verbergen wollte, um den Finanzgeiſt des Herzogs nicht noch berüchtigter zu machen, als er ſchon iſt. Gewiß iſt es, daß in dem ganzen weiten Umfange der neuen Anlagen kein Fleckchen iſt, wo man nur einen Tiſch hinſtellen kann, das nicht

fünffach höher bezahlt würde, als ein ähnliches in den andern Theilen von Paris; und daß in Paris nichts theurer ist, als der Platz, wissen Sie schon.

Wenn indessen die Einnahme des Herzogs ungeheuer ist, so sind es die Kosten der ersten Anlage nicht weniger. In Paris, wo Tagelohn und Materialien, Baubeamte und Gewissen, Arbeiter und Fleiß so theuer sind, kommen Unternehmungen und Anlagen dieser Art dreymal so hoch zu stehen, als in andern großen Städten, London selbst vielleicht nicht ausgenommen, und mit den Negocianten großer Kapitalien ist es derselbe Fall. Das P. R. blüht nun seit sechs Jahren, aber es ist mir sehr zweifelhaft, ob der Unternehmer auch nur das Drittel des Kapitals, mit den Interessen rückwärts und vorwärts, aus demselben gezogen hat. Wer hier viel verdienen will, muß viel anlegen, und das natürliche Verhältniß zwischen Auslage und Gewinn wird ihm zu Gunsten sich nicht verrückt haben. Genug, die Idee des Ganzen war groß und die Ausführung ist unsers Jahrhunderts würdig.

Leben Sie wohl.

F. Schulz.

III.

Noch einige Gemälde und Scenen aus dem verlornen Paradieſe.

(Aus dem II. Geſange vom 506. Verſe des Originals.)

Nun trennte ſich der Stygiſche Senat. *)
Voran, nach Würd' und Ordnung, geht der Zug
der Groſſen dieſes Reichs. Ihr Oberhaupt
tritt ſtolz einher in ihrer Mitt', und ſcheint
allein des Himmels Gegner und zugleich
des Höllenſtaats gefürchteter Regent
im Königspomp und nachgeäffter Pracht
von Göttlichkeit. Ein feuriges Gedräng
von Seraphim umringt ihn, fürchterlich
und ſchön zugleich im goldnen Waffenſchmuck.
Befehl ergieng nunmehr: mit ſchmetterndem
Trompetenſchall den groſſen Rathsbeſchluß

*) Milton eröffnet dieſen Geſang mit einer allgemeinen Rathsverſammlung der hölliſchen Geiſter, worinnen endlich beſchloſſen wird, einen aus ihrer Mitte abzuſenden, um jene neue Welt, welche, zufolge einer uralten prophetiſchen Sage, um dieſe Zeit hatte erſchaffen werden ſollen, auszukundſchaften. Satan unterzieht ſich ganz allein dieſer gefährlichen Reiſe, und läßt, indem er im Begriff ſteht ſie anzutreten, die Verſammlung auseinander gehn.

laut kund zu thun. Vier ſchnelle Cherubim
erheben ſich und ſtoßen ins Metall
gen Oſt und Weſt, gen Nord und Süd. Drauf ruft
ein Herold die Erklärung aus. Es hörts
der hohle Abgrund weit und breit, und laut,
betäubend laut, antwortet drauf das Heer
der Hölliſchen, indem es Beifall brüllt.

Beruhigter, durch falſche Hoffnungen
in etwas aufgeheitert, trennt ſich Hauf
von Hauf; ein jeder geht nun ſeinen Weg,
nach dem Hang oder Wahl, in trauriger
Verlegenheit ihn führt, und er zunächſt
zu finden meint, was ſeinen Gram zerſtreun
und ihm die peinlich langen Stunden, bis
der Feldherr wiederkehrt, verkürzen mag.
Theils auf der Au, theils in der obern Luft
im Wettlauf oder Wettflug kämpfen ſie,
wie zu Olympia und auf Pythiſchen
Gefilden einſt die Jugend Gräciens.
Hier tummeln ſie die wilden Roſſe, dort
umſchleudern ſie mit brauſendem Geſpann
das Ziel, indeß zur Schlacht geordnet ſich
ein andrer Hauf dicht in Geſchwader ſchließt —
Wie wenn, zum Schreck hoffärtger Städte, Krieg
ſich im Gewölk des düſtren Himmels zeigt;

Heer

Heer gegen Heer zur Schlacht rückt, jeder Zug
von luft'gen Rittern mit gestrecktem Speer,
kampfdrohend, angeführt; dahinter ziehn
die wimmelnden Geschwader dicht gedrängt,
vom Aufgang bis zum Niedergang durchflammt
den Himmelsraum der Blitz gezückter Schwerdter.

Ein andrer Schwarm, von Riesenwuth erhitzt,
rauft Felsen aus und Hügel, oder fährt
im Wirbelwind dahin. Die Höll' erträgt
den wilden Aufruhr kaum. Wie Herkules,
rückkehrend von Oechalia, mit Sieg
umkränzt, die Gluth des Giftgewandes fühlt,
und Wurzel aus, vor Schmerz, Thessaliens
Thurmhohe Tannen reißt, und von der Höh
des Oeta, weit in das Euböer Meer
den Lichas schleudert. — Noch ziehn andere,
von sanftrer Art, sich in ein fernes Thal,
und singen dort mit Engelsmelodie
bey sanftem Harfenklang' ihr eignes Lob:
die Heldenthaten, die sie ausgeführt,
den jammervollen Fall, der durch das Loos
des Krieges sie betraf; beklagen sich,
daß Freyheitssinn und Muth der Uebermacht
des Schicksals unterliegen muß. Ihr Lied,
obgleich vartepisch, klang so wunderschön,

daß ſelbſt die Hölle ſtaunt und lauſchend ſich
ein Geiſterheer dicht um die Sänger drängt.

Ein kleiner Kreis wählt einen fernen Hügel
zum Sitze ſich, wo liebliches Geſpräch, —
Wohlredenheit ergötzt die Seele ſo
wie der Geſang das Ohr — und kühner Flug
in das Gebiet des Denkens ſie vergnügt.
Vorſehung, Zukunftskunde, freyer Will'
und Schickſal, feſtbeſtimmtes Schickſal — war't;
worüber ſie ſich in ein Labyrinth
von Grübeley verloren. Mancherley
vernünſtelten ſie über Bös und Gut,
auch ſchwazten ſie von Glück und Elend viel,
von Leidenſchaft und Ruhe des Gemüths,
von Ehr' und Schande. Nur Spitzfindigkeit
und Afterwiſſenſchaft war ihr Geſpräch;
doch lindert' es durch zauberiſchen Reiz
ein Weilchen Schmerz und Angſt, vertröſtete
mit Täuſchungen der Hoffnung, oder warf
hartnäckiges Erdulden, als ein Schild
dreyfach geſtählt, vor die verſtockte Bruſt.

Ein andrer Trupp, zieht zahlreich, wie ein Heer,
in Reih und Gliedern aus, Entdeckungen
in dieſer Welt des Grauns zu machen, weit
umher zu ſpähn, ob irgend mildre Luft

und beſſres Land, bequemere Wohnungen
gewähren möchte. Jezt zertheilt der Hauf
in Viere ſich, und jeder wandert längſt
den Ufern von vier Höllenſtrömen fort,
die ihre Fluth in jenen Feuerſee
ergießen: Styx, der grauſende, geſchwärzt
von giftigem Haß; der trübe Acheron,
von Jammer und Betrübniß angeſchwellt;
Cocytus, ſo genannt von dem Geheul,
das raſtlos ſich mit ſeinem Brauſen miſcht:
der wilde Phlegeton, der ſeine Fluth
in Feuerwogen wälzt und wüthend ſchäumt.
Von dieſen fern, rollt trüb' und ſtill ein Strom,
der Lethe heißt, Strom der Vergeſſenheit;
ſein Lauf ein naſſes Labyrinth. So bald
dies Waſſer jemand trinkt, erinnert er
ſich der Vergangenheit nicht mehr, vergißt
was ihn von Leid und Freude je betraf.

Ein hartgefrornes Land grenzt an den Strom,
wild, finſter, ſtets von Stürmen, Wirbelwinden
und Hagelwettern heimgeſucht, und nie
zerſchmilzt der Hagel hier: er ſchichtet ſich
zu Hügeln auf und gleicht von fern dem Schutt
verfallener Gemäuer; überall
deckt tiefer Schnee und dickes Eis den Grund;

Romeo (indem er ſich entfernt, vor ſich.)

Eine Capulet? O Himmel! Mein Herz und mein Leben ſind unwiderbringlich in der Gewalt meiner Feindin.

Benvolio.

Weg, wir wollen gehen, der gröſte Spaß iſt vorbey.

Romeo.

Das fürcht' ich ſelbſt, das übrige wird mich mehr als meinen Schlaf koſten.

Capulet.

Nein, ihr Herren, geht noch nicht weg, wir haben noch ein kleines ſchlechtes Nachteſſen vor uns -- Wie, muß es denn ſeyn? Nun dann, ſo dank ich euch allen -- Ich dank euch, meine liebe Herren, gute Nacht -- Mehr Fakeln her -- (Zu den übrigen:) Kommt hinein, und dann zu Bette. -- Ah, guter Freund, bey meiner Treu, es iſt ſchon ſpäte. Ich will in mein Bette.

[Sie gehen nach einander ab.]

Juliette.

Ein wenig hieher, Amme -- Wer iſt der junge Herr dort?

Amme.

Der einzige Sohn des alten Tiberio!

Juliette.

Wer iſt der, der eben izt zur Thüre hinausgeht?

Amme.

ein breiter See, gleich dem Serboniſchen
Moraſte, (der nicht fern vom Caſius
gen Damiata lag) worin manch Heer
mit allem Troß verſunken iſt. — Die Luft
ſengt hier mit Froſt, und Kälte wirkt wie Gluth.

Zur feſtgeſezten Zeit hieher geſchleppt
von den Harpyenklaun der Furien,
fühlt das verdammte Heer die ſchmerzlichſte
Veränderung, durch ſchnellen Uebergang
von einem Aeuſſerſten zum andern, tauſcht
die Lagerſtatt im Flammenpfuhl' mit Eis;
der ſanften Wärm' in ihrem Aetherſtoff
beraubt, erſtarrt, rings eingefroren, ſtehn
ſie regungslos und ſchmachten in der Qual,
dann packt der Sturm, nach abgelaufner Friſt,
ſie an und wirft ſie wieder in die Gluth.
Jezt giengen ſie auf dem letheiſchen
mit Eis bedeckten Sunde hin und her;
doch ihre Qual wird nur vermehrt. Umſonſt
begehren ſie und ſuchen Schritt vor Schritt
das lockende Gewäſſer dieſes Stroms;
nur einen Tropfen, einen einzigen!
um aller ihrer Martern Augenblicks
ſich zu entledigen, von ſeliger
Vergeſſenheit berauſcht! — Sie ſind ſo nah

am Ufer; — doch das ſtrenge Schickſal wehrt,
es widerſetzt bey jeglichem Verſuch
Medusa ſich, die mit gorgoniſchen
Erſchreckniſſen die Fuhrt bewacht. Auch flieht
das Waſſer ſelbſt, ſo bald ein lebendes
Geſchöpf es nur berührt, ſo ſchnell, wie's dort
des Tantalus verdorrten Lippen wich.

So ſchweiften die verwegnen Wand'rer, weit,
auf ungebahntem Pfad verirrt, umher,
und überſahn, vor Angſt und Schauder bleich,
mit ſtierem Blick ihr ganzes Jammerloos,
und fanden nirgends Ruh. — So manches Thal
der Finſterniß, des Grauſens war durchſpäht;
manch öder Steich durchwandert; mancher Berg,
hier von gediegner Gluth, von Eiſe dort
erklimmt. — Doch ach! umſonſt durchkrochen ſie
Gebirg und Thal, Moräſte, Klippen, Seen —
des Todes Schattenreich; — Tod überall!
ein Weltall voller Tod, von Gott im Zorn
erſchaffen, böſe, nur fürs Böſe gut;
wo alles Leben ſtirbt und Tod nur lebt;
wo die Natur, verwahrloſt, Ungeheuer,
Scheuſale nur und Mißgeburten heckt,
viel ärger als die Fabel ſie erſann,
furchtbarer als die Furcht ſie jemals ſah,
Gorgonen, Hydern und Chimären-Brut.

Indeß verfolgt mit ſchnellen Fittigen
der Feind von Gott und Menſchen, Satan, kühn,
voll ſeines großen Werks, von Stolz erhizt,
grad' auf das Thor der Hölle ſeinen Weg;
in tiefſter Einſamkeit. — —

Schilderung des Paradieſes und ſeiner Bewohner.

(Aus dem IV. Geſange vom 236. Verſe.)

— — — wir ſchildern (wenn die Kunſt
dies ſchildern kann) die Quelle von Saphir,
aus der manch Bächlein zitternd über Gold
und Perlenkies, vom hangenden Gebüſch
grün überwölbt, in tauſend Krümmungen
die Nectarfluten rollt, jedwedes Kraut
am Ufer netzt und alle Blumen tränkt;
ach Blumen, werth des Paradieſes! — nicht
mit kleinlichtem Geſchmack und ſteifer Kunſt
in Reihen oder Schnörkel hingepflanzt;
nein, von der Hand der gütigen Natur
verſchwendriſch ausgeſtreut auf Hügel, Thal
und Flur; ſo da, wo früh der erſte Blick
der Sonne warm das Blachfeld überſcheint,
als dort, wo kühl, mit undringlicher
Beſchattung ſich die Mittagslaube bräunt.

So glich die Gegend einem Landsitz, schön
und mannichfach von Aussicht: hier ein Hain
voll edler Bäume, die balsamisch Harz
und Ambra tröpfelten; an andern hieng
stets reife Frucht in goldnen Schalen, schön
fürs Aug' und von dem köstlichsten Geschmack.
Dazwischen dehnt mit grünen Auen sich
die Niedrung aus, worauf in fettem Klee
die Heerden grasend gehn; dort hügelt sich
der Boden auf mit Palmenwäldchen, hier
eröffnet sich ein wasserreiches Thal
und legt den reichen Schatz von Blumen aus;
in aller Pracht der Farben schimmern sie,
die Rosen glühn auf unbedorntem Strauch.

Grad' über lockt zur stillen Einsamkeit
der Grotten kühle Nacht, worüber sich
der Weinstock üppig rankt und seine Pracht
in Purpurtrauben schau legt. Neben an
ein Wasserfall, der an dem jähen Fels
sich rauschend niedergießt, und bald zertheilt
dahinschäumt, bald in einen kleinen See
sich sammelt, der sein flüssiges Crystall
den Ufern, die ein Myrtenhain umkränzt,
zum Spiegel beut. Wetteifernd singt das Chor
der Vögel hier, und Frühlingslüftchen wehn,

geschwän-

geſchwängert von dem Duft der Blumenflur
des kräutervollen Hains; es zittern ſanft
die Blätter nur mit liſpelndem Geräuſch.
Ein ew'ger Lenz lockt hier zum Reihentanz
die Grazien und Horen, angeführt
vom großen Pan. So ſchön war nicht das Thal
von Enna, wo, indem ſie Blumen las,
Proſerpina, die ſchönſte Blume ſelbſt,
vom ſchwarzen Dis geraubt ward; u. ſ. w.

Ein Paar, weit edler an Geſtalt und Wuchs,
ſchlank, aufrecht, göttlich aufrecht! angethan
mit Herrlichkeit, in nackter Majeſtät,
ſchien unumſchränkt hier zu gebieten, ſchien
deß würdig. Denn aus ihren göttlichen
Geberden leuchtete das Ebenbild
des Schöpfers, Wahrheit, Weisheit, Heiligkeit;
die reinſte, ſtrengſte Heiligkeit, jedoch
gegründet auf die ächte Kindes-Freiheit,
aus der dem Menſchen ächte Hoheit kömmt.
Bey aller Aehnlichkeit der Bildung, ſchien
dies Paar jedoch verſchiedenen Geſchlechts.

Er ſchien gemacht tief forſchend zu betrachten
und dann mit Muth und Kraft zu handeln. Sie
beſaß die ſüßanziehende Gewalt

der Liebenswürdigkeit in Sanftmuth; Er
für Gott allein und Sie für Gott in Ihm!
In Ihm verkündigte der hohe Blick
die schöne, freye Stirn den Oberherrn;
sein hyacinthnes Haar fiel männlich kraus
zertheilt am Scheitel ihm herab, doch nur
bis auf die Schultern. Einem Schleier gleich,
rollt es bey Ihr, mit holder Ueppigkeit,
frey, ohne Putz, zu goldnen Locken zart
gerinnelt, wie des Weinstocks Gabeln sind,
bis auf der Hüften Blüthenschnee herab.
Dies deutete auf Unterwerfung; doch
auf solche, die mit freundlichem Gebot
gefordert, gern von Ihr bewilliget
und edel angenommen wird von Ihm,
an den sie sich, mit holdem Demuthssinn,
aus Sittsamkeit und jungfräulichem Stolz
süßzögernd, sanft sich sträubend, ganz ergiebt.

Noch ward kein Theil der menschlichen Gestalt
als Heimlichkeit verborgen; denn es war
die Schuldbewußte Schaam noch fremd, und nichts
was die Natur gebildet unanständig.
Kein falscher Prunk mit Ehre die entehrt!
Doch, Sündenbrut, ihr Laster! ach, wie habt
das menschliche Geschlecht ihr nun verwirrt,

mit lauter Schein geſchminkter Tugenden!
Des Lebens ſchönſtes Glück von uns gebannt,
die Einfalt und der Unſchuld lautren Sinn!

So wandelte der Menſchen erſtes Paar.
Sie ſcheuten ſich in ihrer Nacktheit nicht
vor Gottes und der Engel Augen; denn
ihr Herz war rein. So giengen Hand in Hand
die ſchönſten Zwey von allen, die ſich je
im innigſten Gefühl der Lieb' umarmt:
der Herrlichſte von allen Männern Adam,
die Holdeſte von allen Weibern Eva.

Sie ſaßten ſich, von luſtig flüſterndem
Gebüſch umſchirmt, mit Schatten überwölbt,
an einem klaren Quell und hielten jezt, —
nach angenehmer Müh des Gartenbaus,
die, weit entfernt ſie zu ermüden, nur
den kühlen Hauch des Weſts willkommner, nur
die ſüße Ruh noch ſüßer, Speis und Trank
wohlſchmeckender gemacht, — ihr ländlich Mahl
von Nectarſüßen Früchten. Willig beut
ſie jeder Zweig bequem zum Pflücken dar,
indem, zurückgelehnt aufs weiche Moos
der Raſenbank, mit Blumen bunt durchwirkt,
das holde Paar der Ruhe pflegt, den Saft
der Früchte ſaugt, und mit den Schaalen ſich

den ſprudelnden Cryſtall des Baches ſchöpft.
Liebkoſendes Geſpräch, frohlächelnde
Vertraulichkeit und jugendlicher Scherz
würzt dieſes Mahl, wie's einem Paare ziemt,
das, durch das ſüße Band der Eh vereint,
ſo ganz allein ſich weiß. — —

— Allmählig ſchlich
der Abend nun heran. Die Dämmrung hieng
ihr einfach graues Kleid um die Natur.
Die Schöpfung ſchwieg. Die Vögel ſchlüpften nun
in Buſch und Neſt; ſein Lager ſuchte Wild
und zahmes Vieh. Die Nachtigall allein
blieb wach und ſang ihr liebeklagend Lied
die ganze Nacht hindurch; die Stille horcht
entzückt darauf. Schon funkelt rings umher
der Himmelsraum mit Sternen ohne Zahl.
Im Chor der glänzenden der glänzendſte,
trat Heſperus einher: bis Luna ſich
in ſtiller Majeſtät, von Wölkchen zart
umflort, erhebt, doch bald als Königin
in voller Lichtpracht ſtrahlt, und übern Schoos
der Finſterniß den Silbermantel wirft.

Und Adam ſprach zur Gattin: holdes Weib!
die ſtille Nacht, die ſchlummernde Natur

winkt uns zur Ruh. Denn Gott hat Müh und Ruh,
wie Tag und Nacht dem Menschen zugetheilt.
Der Thau des Schlafs, der nun herabfällt, drückt
die Augenlieder uns, mit sanfter Last
ermattend, zu. Das Heer der übrigen
Geschöpfe geht den ganzen, langen Tag
ohn' Arbeit, müßig hin, und drum bedarfs
der Ruhe weniger. Der Mensch allein
hat sein bestimmtes Tagewerk für Geist
und Leib. Dies würdigt ihn weit über sie;
dies und der Blick des Himmels, welcher stets
auf all sein Thun gerichtet ist, indeß
vom Vieh, das kein Geschäft betreibt, Gott auch
nicht Rechenschaft verlangt. — Nun, Morgen früh
laß uns, so bald die kühle Dämmrung nur
von Osten her mit ihrem ersten Stral
den Tag verkündigt, wach seyn und mit Lust
an unsre Arbeit gehn! — Die Bäume dort
mit Blüthen überhäuft — und unser Gang
zur Mittagszeit, — die schattichte Allee,
in der die wildverwachsnen Wipfel uns
zu karger Wartung zeihn, erfordern mehr
als unser Fleiß beschaffen kann; es sind
mehr Hände noth den allzuraschen Trieb
zu zügeln. — Auch bedarf der Boden selbst —
der, überfüt von Laub und Blüthe, feucht

vom Balsambaum, das von den Zweigen treyft,
das Gehn erschwert, dem Auge widrig wird,
der Reinigung. — Jezt aber laß uns ruhn,
weil die Natur die Nacht zur Ruh bestimmt.

Ganz Liebenswürdigkeit erwiedert Sie:
„Du, meines Lebens Quell und Führer; fern
gehorch' ich dir. Denn Gott verordnete
dies also. Gott ist dein Gesez, Du mein's.
Nur das zu wissen ist die Wissenschaft,
die seligste, des Weibes, und ihr Ruhm!
Bist du bey mir, o dann entschlüpft die Zeit
mir unvermerkt; dann hat ihr Wechsellauf,
früh oder spät, doch gleichen Reiz für mich.

„Süß ist der Hauch des Morgens, wenn das Chor
der frühsten Vögel ihn bewillkommt; schön
und herrlich ist die Sonne, wenn ihr Strahl,
vom Aufgang her, dies Luftgefild' erhellt,
und Bäume, Laub und Blüthe, Gras und Halm
der Thau beperlt; erquickend ist der Duft,
der aus dem Schoos des kräutervollen Thals
nach sanftem Regen steigt; erfreulich ist,
wenn allgemach der Abend niedersinkt;
die stille Nacht und ihres Vogels Lied,
der sanfte Mond, der schimmerreiche Schmuck
des Firmaments, der Sterne Zirkeltanz

Amme.

Das iſt der junge Petruchio, bild' ich mir ein.

Juliette.

Wer iſt der, der ihm folgt, der nicht tanzen wollte?

Amme.

Ich kenn' ihn nicht.

Juliette.

Geh, frage nach ſeinem Namen -- (leiſe.) Wenn er ſchon vermählt iſt, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß mein Grab mein Braut-Bette ſeyn wird.

Amme.

Er heißt Romeo, er iſt ein Montague, der einzige Sohn von unſerm groſſen Feind.

Juliette vor ſich.

O Himmel! der, den ich einzig lieben kan, iſt der, den ich einzig haſſen ſollte -- Zu früh geſehn, eh ich ihn kannte; und zu ſpät erkannt; was für eine ſeltſame Mißgeburt iſt meine Liebe - ich liebe -- meinen verhaßteſten Feind.

Amme.

Was ſagtet ihr da? Was habt ihr?

Juliette.

Ein paar Reime, die ich eben von einem gelernt, mit dem ich tanzte.

[Man ruft hinter der Scene Juliette.]

Amme.

iſt feyerlich, iſt unausſprechlich ſchön! —
Doch weder Hauch des Morgens, noch Geſang
der frühſten Vögel, noch dies ſchöne Land
im Sonnenaufgang, nicht der Thau, der hell
auf Laub und Früchte blinkt; nicht friſcher Duft
nach Regenſchauer; nicht der feyerliche Ernſt
der ſtillen Nacht und ihres Vogels Lied;
nicht Gang im Mondſchein, wenn von Sternenglanz
der Himmel ſtrahlt, iſt ohne Dich mir ſchön!
Doch ſage mir, wes Endes ſcheinen ſie
die ganze Nacht? für wen iſt dieſer Blick
voll Majeſtät, wenn jedes Auge ſchläft?" —

Der Menſchen Ahnherr ſprach hierauf zu ihr:
Du Tochter Gottes und des Menſchen, Eva,
vollkommnes Weib! ſie haben ihre Bahn
die Sterne dort, auf der ſie binnen Tag
und Nacht die Erd' umwandern. Um ihr Licht
von Land zu Land den Völkern, die zwar jetzt
noch ungebohren ſind, zu ſenden, gehn
ſie regelmäßig auf und unter. Sonſt
wär' allgemeine Finſterniß; die Nacht
bemeiſterte ſich ihres alten Reichs,
und löſchte dann in allem was da lebt
das Leben aus, zerſtörte die Natur,
die jetzt, von Oben her nicht Licht allein,

auch ſanfte Glut, die ihren Schoos erwärmt
und mannichfach von Einfluß iſt, empfängt:
indem ſo manch Geſtirn geheime Kraft
zum Wachſen und Gedeih' mit leiſem Strahl
herniedergeußt auf alles, was der Schoos
der Erde trägt. Dadurch entwickelt ſich
der zarte Keim der Pflanzen, treibt und wächſt
in Sonnenſchein, der jede kräftiger
durchwärmt und allgemach zur Reife bringt.

So ſcheinen ſie, auch ungeſehn, des Nachts
nicht ohne Zweck. Nein, Eva! glaube nicht,
wär' auch kein Menſch, daß an Betrachtern je
dem Himmel es gebräch', an Lobe Gott.
Wir wachen oder ruhn, ſo wandelt hier
ein zahlenloſes Heer von geiſtigen
Geſchöpfen unſichtbar. Bey Tag und Nacht
betrachten ſie die Werke Seiner Hand
und ſingen Ihm ununterbrochnes Lob.
Wie oft hat uns von ſchroffer Felſenwand
rücktönend, oder dort aus dem Gebüſch,
ein himmliſcher Geſang um Mitternacht
entzückt; wenn bald die Stimmen einzeln, bald
in Wechſel-Chören ſich begegneten,
und jeder Laut den großen Schöpfer pries.

Oft, wenn sie Nachts, wechhaltend in Geschwadern
den Garten rings umgehn, begleiten sie
mit Harmonie und Instrumentenschall
ihr Lied, und theilen so den Lauf der Nacht
gemessen ab; wir hören sie von fern
und unser Geist schwingt sich zum Himmel auf.

So sprechend, Hand in Hand geschlagen, gieng
das erste Paar auf seine Laube zu.

Adams Geschichte.

(Aus dem 11ten Gesange vom 638sten Verse.)

Eh der Engel Michael die ersten Menschen, nach ihrem Falle aus dem Paradiese führt, nimmt er Adam mit sich auf einen hohen Berg und zeigt ihm in Gesichten die Hauptscenen der ersten Weltbegebenheiten, und in diesen zugleich die unseeligen Folgen seines Vergehns: Verbreitung von Laster und Elend. Mord, Krankheit und Schmerz, ausschweifende Ueppigkeit in sinnlichen Lüsten — folgen sich in schaudervoller Darstellung. Nun noch Krieg:

Er schaute hin und sah ein weites Land
mit Dörfern angefüllt, bebautes Feld
dazwischen, Volksgedräng' in Städten, stolz
mit aller Pracht der Baukunst ausgeschmückt.
Tumult des Kriegs und Kriegsvolk, wild von Blick,
kampfdrohend, dem Geschlecht der Riesen gleich,

stark

ſtarkknochicht, frech, hohnſprechend der Gefahr.
Ein Theil verſucht die Waffen, andre tummeln
ihr Streitroß, das der Schlacht entgegen ſchnaubt.
So ſtanden ſie theils einzeln, theils gereiht
in Linien, hier Reuter, Fußvolk dort;
auch ſtanden ſie nicht blos zur Muſtrung da.
Der eine Trupp kam von der Streiferey
zurück, und trieb von kräutervollen Au'n
die ſchönſte Zucht von Ochſen und von Kühen,
und Schaafe mit den Lämmern. Kaum entflohn
die Hirten noch um Hülfe rufend. Drob
entſtand ein blutiges Gefecht, ein Hauf
gieng auf den andern los mit Wuth und Grimm.
Die Au, worauf die Heerden kurz zuvor
im Graſe weideten, ward Augenblicks
mit Leichen überſtreut; hier lag ein Helm,
dort Lanzenſplitter, dort zerſpaltne Schilde.
Verödet war das Blutbenezte Feld.

Ein andres Heer belagert' eine Burg,
warf Schanzen auf, und, Leitern angelegt,
berannt's die Mauern. Auf der Mauern Höh
vertheidigten die Angefallnen ſich
und ſchleuderten mit Pfeilen, Steinen, Gluth
auf die Belagerer. Das Metzeln war
auf beyden Seiten groß, die Thaten gleich

den Streitern, gleich der Kraft von Rieſenarmen.
In der Entfernung rief, den Friedensſtab
emporgereckt, ein Herold alles Volk
zur Rathsverſammlung unter's Thor der Stadt.
Erfahrne Greiſe ſtanden untermengt
mit Kriegern, hörten was der Redner ſprach.
Doch bald zertrennt der Haufen ſich in zwey
Partey'n. Zulezt tritt ein geſezter Mann
von mittlern Jahren auf. Sein Anſtand war
voll Würd und Ernſt, voll Weisheit was er ſprach.
Viel ſprach der Mann von Recht und Unrecht, viel
von Gottesfurcht, von Frieden, Treu und Glauben,
von einem Richter in der Höh. — Drob höhnt
ihn jung und alt, als ſpräch' er Unſinn, aus.
Sie hätten Hand an ihn gelegt, wenn nicht
ein leuchtendes Gewölk den frommen Mann
umgab und unſichtbar aus dem Gewühl
hinweg nahm. So verbreitete Gewalt
und Unterdrückung und das Recht des Kriegs
ſich überall, und keine Stätte war
auf Erden mehr, wo Tugend Zuflucht fand.
Wehklagend, ganz in Thränen, wandte ſich
der erſte Menſch an ſeinen Führer: Ach!
wer ſind denn die? — des Todes Mitgehülfen
nicht Menſchen! wie unmenſchlich würgen ſie
die Menſchen hin! begehn zehntauſendfach

die Sünde, die der Brudermord begieng.
Denn gegen wen als gegen Brüder, raſt
ihr Durſt nach Blut? ach! Menſchen morden Menſchen!
Doch ſage mir, wer war der fromme Mann,
der, hätte nicht der Himmel ihn entrückt,
verlohren gieng durch ſeine Redlichkeit?
Dies Alles iſt, ſprach Michael, die Frucht
der ſchlecht gepaarten Ehen *) die Du vorhin
erblickteſt, wo das Gute mit dem Böſen
verbunden ward: zwey Kräfte, die ſich ſtets
entgegen, nie vereinbar ſind; durch die,
wenn Thorheit ſie zuſammen miſchen will,
nur Ungeheur, wie in der Körperwelt
ſo in der geiſtigen, entſtehn. Der Art
iſt jenes Rieſenvolk. Zwar hoch berühmt;
denn jezt wird man Gewalt und Stärke nur
bewundern, wird ſie nennen Tapferkeit
und Heldenmuth. Zu ſchlagen in der Schlacht,
die Völker unters Joch zu bringen, dann
mit groſem Raub, durch tauſendfachen Mord
erworben, heimzuziehn; — dies werden ſie
als höchſten Schwung des menſchlichen Verdienſts,

als

*) Nach 1 B. Moſe 6. v. 4. Die Kinder Gottes begatteten ſich mit den Töchtern der Menſchen, und aus den Kindern die ſie erzeugten, wurden Rieſen, Tyrannen, Ungeheuer im phyſiſchen und moraliſchen Sinn.

als volles Maas des Ruhms, den je ein Mensch
erringen kann, betrachten; werden Mord
und Greul brachn, um triumphirend sich
mit diesem Ruhm zu brüsten, mit den Namen,
„Eroberer, des menschlichen Geschlechts
Sachwalter, Götter, der Unsterblichen
Abkömmlinge,“ genannt zu werden! — sie,
die treffender der Menschheit Geißeln hießen.
So wird man sich auf Erden Ehr' und Ruhm
erwerben, unterdeß, was wahrhaft groß
und schön und edel ist, vergessen wird.

Doch jener Mann — es ist der Siebente
von dir, — den du in einer argen Welt
als einzigen Gerechten siehst, und drum
geschmäht, verfolgt, von Feinden rings umdrängt,
weil er allein es wagte gut zu seyn
und die verlachte Wahrheit kund zu thun:
Gott werd' einst zum Gericht hernieder kommen
mit seinen Heiligen! — den Frommen nahm
der Ewige hinweg. Ein duftendes
Gewölk und feuriges Gespann trug ihn hinauf
zu Gott hinauf, daß er, vom Tode frey,
in Wohnungen des Friedens lebe. Lohn
der Redlichkeit stellt dies Gesicht dir dar;
der Bösen Strafe wird das folgende

dir zeigen. Richte nun die Augen drauf!
Er wandte seinen Blick dahin und fand
die Scene schnell verändert. Kriegsgeschrey
und ehernes Getös der Waffen war
verhallt. Den Schauplatz füllt jezt lauter Lust
Scherz, Spiel und Tanz; ein Fest der Ueppigkeit;
Vermählungen, darneben Hurerei
und Mädchenraub und Ehebruch, so oft
ein schönes Weib die Lust des Bösewichts
entzündete. Von Zechern kam es dann
zum Faustgemeng' und bürgerlichem Krieg.
Bis ein ehrwürdiger Greis in diesem Schwarm
erschien, mit edlem Zorn die Laster schalt
und gegen ihre Wege zeugte. Oft
wenn ein Triumph, ein Mahl der Freude sie
versammelte, trat er in das Gelag
und forderte zur Reu und Besserung
die Sünder auf; sprach von der Sclaverey
der Seelen unterm Joch des Lasters, sprach
vom drohenden Gericht; doch stets umsonst.
Als er nun sah daß Flehn und Drohn nichts half,
schwieg er, brach seine Zelten ab, und zog
in eine weit entfernte Gegend. Dort
fällt' er sogleich im Bergforst Zimmerholz
und fängt den Bau von einem Kasten an,
mißt Länge, Höh und Breite ganz genau

nach Ellen ab; ein groſses, mächtiges
Behältniſs, um und um mit Pech getüncht; —
die Thüre bringt er auf der Seite an.
Auch ſchüttet er an Nahrungsvorrath viel
für Menſchen und für Thiere auf. Sieh da
ein Wunderwerk! Von allen Gattungen
der Thiere, ſelbſt von Vögeln und Gewürm
kommt Paarweiſs und je ſieben, Art nach Art
daher und geht in dieſen Kaſten ein.
Zulezt der Greis, begleitet von drey Söhnen,
von ſeiner Gattin und den ihrigen.
Und Gott der Herr ſchloſs hinter ihnen zu.
Indem erhub der Südwind ſich und fuhr
auf ſchwarzen Fittichen daher, und trieb
all das Gewölk zu Hauf, das unterm Raum
des Himmels ſchwebt. Die Berge ſendeten
den Wolken Nahrung zu, ein ganzes Heer
von Dünſten ſtieg empor. Verfinſtert hing
der Himmel da, wie ſchwarzes Täfelwerk.
Der Regen ſtürzt mit Ungeſtüm herab
und läſst nicht nach, bis alles trokne Land
verſchwunden iſt. Gehoben von der Flut
ſchwimmt jezt der Kaſten hin, und pflügt den Schaum
der Wogen mit geſpiztem Vordertheil.
Die Wohnungen der Menſchen überfloſs
das Waſſer, Schlamm bedekte ihren Pomp,

Meer

Meer überwogte Meer, geſtadelos.
In prächtigen Palläſten, wo zuvor
die Ueppigkeit, der Ueberfluß geherrſcht,
da wälzten nun Meerungeheuer ſich
und warfen ihre Brut. Den ganzen Stamm
der Menſchen, jünaſt ſo zahlreich, faßte nun
die Höhlung eines Schiffs. — —

Ich glaube es bey demjenigen, was ich ſeit einiger Zeit, Kennern und gebildeten Leſern als Proben einer neuen metriſchen Ueberſetzung des verlornen Paradieſes, vorgelegt habe, bewenden laſſen zu können. Das Ganze liegt über Jahr und Tag in meinem Pulte fertig; fertig, aber, was ich nach mancher Nachhülfe und Umformung noch immer fühle, bey weitem nicht vollendet. Der Beyfall einiger mir in jedem Betracht ſchätzbaren Perſonen, hat inzwiſchen meinen oft ſinkenden Muth immer wieder empor gehoben, ſo daß ich jezt, ohne leichtſinnig oder eitel zu ſeyn, hoffen darf, mein Unternehmen zu Stande zu bringen. Es wird freylich noch immer die Frage bleiben: ob das Publikum ſich dafür intreſſirt, meine Arbeit haben will?

Vorläufig mag dieß Wenige die Stelle einer Anfrage darüber vertreten. Ich gedenke mich ohnedies in Kurzem näher darnach zu erkundigen, und zugleich über das Wie und Wenn zu erklären.

Bürde.

Amme.

Gleich, gleich; Kommt, wir wollen gehen, die Fremden ſind ſchon alle fort.

[Sie gehen ab.]

[Zum Beſchluß dieſes Auszugs tritt ein Chor auf, und ſagt den Zuſchauern in vierzehn Reimen, was ſie vermuthlich von ſelbſt errathen hätten -- daß Romeo, ſeit der Nacht, da er die ſchöne Juliette geſehen, ſeine erſte Liebſte nicht mehr ſchön befunden -- daß er nun Julietten liebe, und von ihr wieder geliebt werde -- daß die tödtliche Feindſchaft ihrer Häuſer zwar die Sympathie ihrer Herzen nicht habe verhindern können, aber ihnen hingegen alle Gelegenheit abſchneide, ſich zu ſehen und zu ſprechen, ohne daß jedoch dieſer harte Zwang eine andre Würkung gethan habe, als die Hefftigkeit ihrer Liebe und Sehnſucht zu verdoppeln.]

IV.

Zufällige Gedanken über die Abschaffung des erblichen Adels in Frankreich.

Die erlauchte National-Versamlung zu Paris hätte meiner politischen Sagacität keinen schlimmern Streich spielen können, als durch das schreckliche Decret vom 19. Junius, wodurch sie den erblichen Adel in Frankreich auf immer abgeschafft, und verordnet hat: daß die Titel, Prinz, Duc, Marquis, Comte, Vicomte, Vidame, Baron, Chevalier, Ecüyer u. dergl. von nun an künftig von Niemand mehr gebraucht, und Niemanden mehr gegeben werden dürfen; daß es nicht mehr erlaubt seyn solle, irgend jemanden, wer er auch sey, die Titel Monseigneur und Messire, Altesse, Grandeur, Eminenz und Excellenz zu geben; daß, von besagtem 19ten Junius an, aller Unterschied der Stände, und alle Vorrechte, welche die Meynung seit so vielen Jahrhunderten an gewisse Namen und an das, was man eine edle oder adeliche Geburt nennt, zu heften pflegte, auf ewig aufgehoben, und kein Bürger (Citoyen) des Französischen Reichs künftig einen andern als seinen wahren (ursprünglichen

chen) Familien-Nahmen führen, auch diesem zu Folge, alle adelichen Wappen abgeschafft seyn und Niemand seinen Domestiken mehr eine sogenannte Livree geben solle; also und dergestalt, daß von diesem 19ten Junius des laufenden Jahres 1790 an, alle Franzosen einander so gleich sind als die Einwohner von Neuseeland, oder die Schatten in Lucians Reich der Todten; daß persönliche Eigenschaften und Vermögen künftig den einzigen Unterschied zwischen ihnen ausmachen, und nichts als die freye Wahl des Volks durch Ertheilung öffentlicher obrigkeitlicher Aemter und Würden einem Franzosen vor dem andern einen bürgerlichen oder politischen Vorzug geben kann.

Dies geht so weit (und, wenn die demokratischen Gesetzgeber consequen seyn wollten, mußte es so weit gehen) daß sogar die Brüder des Königs (wenn ich anders die Meynung des Herrn von la Fayette recht verstanden habe) den Titel Königliche Hoheit nicht mehr erhalten, und anstatt Graf von Provence, Graf von Artois, schlechtweg der erste und zweyte Herr Bruder des Königs heissen werden. Und wie sollten sie anders, da der König selbst, wenn er nicht durch den einstimmigen Willen der Nation zur ersten Magistrats-Person des Reichs erklärt wäre, vermöge dieses Decrets weder mehr noch weniger als Louis Bourbon seyn würde?

Nach dem ungemeinen Eindruck, den dieser — den Grundsätzen einer reinen Demokratie so angemessene, schon so lange vorbereitete, so leicht vorauszusehende, und dennoch so unerwartete Schritt der N. V. auf uns biederherzige Teutsche gemacht hat, kann man sich vorstellen, was für Gemüthsregungen er am Hofe zu St. Cloud, und überhaupt unter dem gesammten französischen Adel veranlaßt haben müsse.

Indessen traten doch mitten aus diesem leztern einige hervor, welche Stolz genug hatten, sich sogar zu Verfechtern einer Motion aufzuwerfen, durch welche sie — Nichts zu verlieren glaubten.

Der Abbe' Maury zog alle Stränge seiner Beredsamkeit an, um die Titel, Duc, Marquis, Comte, Baron u. s. w. in seinen heiligen Schutz zu nehmen; und wer war es, der den Abbe' Maury widerlegte? — Kein geringerer als der erste Baron der Christenheit, *) Herr Matthieu Mont-

*) Die Familie Montmorency führt über ihrem Geschlechts-Wappen die Devise: *Dieu aide le premier Baron Chretien!* Vermöge einer uralten Tradition gehörte der Ort Montmorency schon unter dem Kaiser Gratian im Jahr Christi 377. einem vornehmen gallischen Herrn zu, welcher, wo nicht der erste, doch einer der ersten seinesgleichen war, die sich zur christlichen Religion bekannten. Gewiß ist, daß Bouchard (Burkhart) von Montmorency, der erste dieses Namens, schon unter König Robert ein ansehnlicher Seigneur in Frank-

Montmorency; also gerade der, welcher, wenn irgend einer, sich am meisten berechtigt halten konnte, die Vorzüge seiner Abstammung von dem ältesten und glänzendsten Hause in Frankreich bey dieser Gelegenheit geltend zu machen. In der That stand es aber einem Montmorency am besten an, einer der ersten zu seyn, der den übrigen weiland Hauts et Puissants Seigneurs (worunter nicht wenige sind, deren Voreltern im 14ten Jahrhundert schwerlich gut genug gewesen wären, einem der seinigen die Lanze zu tragen) ein Beyspiel gäbe, wie wenig Werth ein wahrhaftig edler Mann auf Vorzüge legt, die bloß von der Meynung der Menschen abhangen, und nur zu oft mit Leuten ohne allen persönlichen Werth getheilt werden.

Ich weiß nicht, was dieser würdige Abkömmling von Matthieu Montmorency I. in der N. M. über die vorliegende Frage wirklich gesprochen hat: aber ich weiß, wie ich Erdensohn, wenn ich die Ehre hätte Mattheus Montmorency zu heissen, mich in aller Stille mit mir selbst darüber besprochen hätte. *)

reich, und Matthieu I. (der eine Tochter von König Heinrich I. von England, und nach ihrem Tode die Wittwe K. Ludwig VI. von Frankreich zur Ehe hatte) schon unter König Ludewig VII. Connetable von Frankreich war.

*) Man weiß aus Shaftesburys Charakteristicks, daß sich alle Selbstgespräche (wenigstens alle, die des Aufschreibens werth

„Die National-Verſammlung will alſo — hätte ich zu mir ſelbſt, oder vielmehr hätte meine vernünftige Seele (A) zu der unvernünftigen (B) geſagt — den erblichen Adel in Frankreich abgeſchafft wiſſen; und dieſem zu Folge nimmt ſie dir den Grafen-Tittel, und das Familien-Wappen an deiner Kutſche, das du bisher geführt haſt, und ſtellt dich, in ſo fern wir uns, du und ich, nicht durch perſönliche Vorzüge und Verdienſte unter unſern Mitbürgern hervorthun, mit den geringſten unter ihnen in eine und eben dieſelbe Claſſe.

B. Das iſt es eben, worüber ich toll werden möchte.

A. Laß doch hören, worin das Unrecht beſteht, das ſie dir dadurch anthut!

B. Fürs erſte: Sie nimmt mir meine Geburt —

A. Wie meynſt du das, Freund Matthieu? Du wärſt alſo durch dieſes Decret in den Stand der ungebohrnen verſetzt? Wo denkſt du hin? Da du einmahl gebohren biſt, ſo biſt du und bleibſt du gebohren, und der liebe Gott ſelbſt kann nun nicht mehr machen, daß du nicht gebohren ſeyſt.

Alles

werth ſind) darauf gründen, daß man in jedem Menſchen zwey Seelen, eine beſſere (d. i. die vernünftige) und eine ſchlechtere (d. i. die unvernünftige) annehmen kann, die ein ganz entgegengeſetztes Intereſſe haben, und nicht ſelten ſcharf an einander kommen.

Alles was du in dieſem Stücke verlierſt, iſt eine höchſt lächerliche, alberne, nonſenſicaliſche Redensart, die ſonſt unter deines gleichen üblich war, und ſo klang, als ob die Leute, die keine offne Helme, Fahnen, Straußfedern und Schildhalter im Wappen führen, nicht einmal gebohren wären, *) weil der Zufall ſie von keiner haute et puiſſante Dame, auf den Namen und die Verantwortung eines ihr prieſterlich angetrauten haut et puiſſant Seigneur, gebohren werden ließ.

B. Aber die N. V. nimmt mir doch Vorzüge vor vielen Milionen Menſchen, die ich Kraft meiner Geburt und Abſtammung mit auf die Welt brachte!

A. Das wollen wir, mit Erlaubniß, etwas näher unterſuchen, mein Schatz!

Vor allen Dingen alſo, wie wollteſt du es wohl anfangen, wenn du irgend einem ehrlichen Zweifler deine Abſtammung von Bouchart I. oder wenigſtens von Matthieu I. beweiſen ſollteſt?

*) Wer kennt nicht die Formel, avoir de la Naiſſance? und die teutſchfranzöſiſchen, Eſt-il de Naiſſance? — Elle n'eſt pas de Naiſſance. — Die ſtockteutſche Redensart „er iſt nicht von Familie" ſetzt alle Nichtadelichen mit Melchiſedek, dem König von Salem, in Eine Linie; denn der war auch nicht von Familie, da er, bekanntermaßen, weder Vater noch Mutter, Brüder noch Vettern hatte.

B. Ich würde ihm meinen Stammbaum vorlegen!

A. Bravo! Und — zugestanden, daß er keine genealogischen noch heraldischen Einwendungen dagegen zu machen hätte — was wolltest du ihm antworten, wenn er dir sagte: der Stammbaum sey zu seiner Ueberzeugung noch nicht hinreichend; du müssest ihm auch beweisen, daß keiner einzigen von deinen Großmuttern und Aeltermüttern (bis in welchen Grad aufsteigender Linie du willst) nie auf die eine oder andere Art etwas — Menschliches begegnet sey. Lies die Schilderungen, welche die Geschichtschreiber von den Ausschweifungen des französischen Hofes unter der berüchtigten Königin Isabelle von Bayern machen! Lies Brantoms *Memoires des Dames galantes de jon tems*, und zittere!

B. Gut für dich, daß ich mich nicht mit dir schießen kann! Aber dem Fremden, der mir solche Zweifel blicken ließe, wurde ich mit einer Kugel in seine Zähne antworten.

A. Knabkopf! Was hättest du damit bewiesen? Bliebe die Möglichkeit des Zweifels nicht dem ungeachtet an den Hirnschädeln aller übrigen Menschen sitzen? Wolltest du dich mit dem ganzen menschlichen Geschlechte herumschießen, um zu beweisen, daß keine deiner 1e Aelter-Mütter — wenigstens im Schlaf, oder in einer Ohnmacht, oder wenn

wenn sie auf einem Bahnetliche Gläser Schampagner zuviel getrunken hätte — zum Nachtheil deines Stammbaums, von wem es auch sey, hätte überrascht werden können? Denn wenn es auch ein König gewesen wäre, so siehst du —

B. Palsangbleu! Mache mir den Kopf nicht länger warm, oder — ich schieße mich — mit mir selbst!

A. Nur ruhig, Bruder Matthieu! Es ist so schlimm nicht gemeynt. — Du hast ja bisher immer gesehen was für eine gutherzige Art von Schafen diese, wie Pilze, aus der Erde gewachsene Leute sind, so lange ihnen keine demagogische National-Versammlung einen Floh hinter das Ohr setzt. So klar es am Tage liegt, daß es dir in Ewigkeit unmöglich seyn würde, ich will nicht sagen, vor dem Richterstuhle der Themis, sondern nur vor dem Lehrstuhle der Physik zu beweisen, daß auch nur ein einziger Blutstropfe von Matthieu I. in deinen Adern fließe: so ist doch noch keinem Gebohrnen noch Ungebohrnen eingefallen, dir die eheliche Zuverläßigkeit und Unüberraschbarkeit deiner Erlauchten Ahnfrauen, von Alisne Montmorency, gebohrnen Prinzessin von Groß- und Klein-Brittannien, an, bis auf die Dame, die dich gebohren hat, streitig zu machen. Und diese höfliche gutherzige Meynung ist es auch, worauf, was diesen Punkt betrift, alles ankommt. Also zugestanden, du stammest, ohne

Jemands Widerrede, von allen den edlen, großen und glorreichen Männern ab, die wir Montmorencys in unserer Ahnentafel führen, was kann dir das für deinen eigenen Adel helfen?

B. Was für eine Frage das ist!

A. Nicht so ungereimt, als du dir vielleicht einbildest. Aber erst müssen wir uns verstehen. Ich meyne, worin du deßwegen ein edlerer, vortreflicherer, eminenterer Mensch gebohren bist, als Meister Knierieimen, der dir diesen Morgen ein Paar Stiefel anmaß? Bist du etwa deiner Mutter aus dem Ohre gekrochen, wie Gargantua? Oder machtest du lauter Confect und Creme a la Fleur d'Orange in deine Windeln, wie Prinz Biribinker? — Denn daß du keinen Sinn und kein einziges Glied an deinem Leibe mehr hast als dein Schuster, wirst du nicht zu läugnen begehren? Oder kannst du auch nur wenigstens das behaupten, daß du, Kraft deines Archi-Ur-Aeltervaters Matheus I. einen bessern Magen, ein schärferes Gesicht, gesündere Eingeweide, stärkere Knochen und Sennen, u. s. w. auf die Welt gebracht habest als dein Jäger oder Kutscher? Oder bist du darum mit feinern innern Sinnen, mit einer lebhaftern Imagination und einem festern Gedächtniß, mit mehr Witz, Verstand und Vernunft, oder mit einer wärmern Liebe für die Wahrheit, mit einem festern Willen nichts zu thun als was recht und edel ist, gebohren, als hundert tausend andre,

die

die ohne Stambaum empfangen und gebohren werden?

B. Wer sagt denn das?

A. Oder hast du deßwegen alle die großen Fähigkeiten, Talente, Tugenden, militärische und politische Verdienste, um derentwillen so viele deiner Vorfahren in den Jahrbüchern Frankreichs glänzen, als ein angebohrnes Erbgut, mit aus Mutterleibe gebracht?

B. Das hab ich mir nie träumen lassen.

A. Nun, um aller Annassen, Mattheussen und Heinrichen Montmorency willen! worin soll denn der Adel bestehen, den du von ihnen geerbt haben willst?

B. Es ist doch offenbar, daß mir die Ehre, von einer so langen Reyhe großer und berühmter Männer, die seit mehr als zehen Jahrhunderten immer zunächst an unsern Königen standen, mit so vielen königlichen und fürstlichen Häusern verschwägert waren, und zum Theil die größten Rollen auf dem Welt-Schauplatze spielten, abzustammen, in den Augen aller Menschen, die sich einer solchen Ehre nicht rühmen können, einen Vorzug giebt?

A. Deine Geburt giebt dir, wie du eingestanden hast, keinen wirklichen, an deiner Person haf-

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

[Die Straſſe.]

Romeo tritt allein auf.

Romeo.

[illegible] weggehen, wenn mein Herz hier iſt? Dreh dich [illegible] Erde, und ſuche deinen Mittelpunct.
(Er geht ab.)

Indem er ſich entfernt, treten Benvolio und Mercutio von der andern Seite auf, und werden ihn gewahr.

Benvolio.

Romeo, Vetter Romeo!

Mercutio.

Er iſt klug, und ſchleicht ſich, auf mein Leben, heim zu Bette.

Benvolio.

Nein er lief dieſen Weg, und ſprang dort über die Garten-Mauer. Ruf ihm, Mercutio!

Mercutio.

Nicht nur das, ich will ihn gar beſchwören. He! Romeo!

tenden Vorzug vor andern gemeinen Leuten; der Vorzug liegt also, nach dir, bloß in der Meynung oder Einbildung dieser Leute, daß du Vorzüge habest, die du nicht hast?

B. Das ists nicht, was ich sagen wollte. Es ist in der Meynung der Welt, ein wirklicher Vorzug, von einer langen Reihe edler Ahnen abzustammen, und es sind wirkliche und ansehnliche Vorrechte damit verbunden.

A. Laß uns einen kleinen Unterschied machen. Der große Haufen der Leute, die sich im Ernst einbilden, sie glauben, daß du deiner Geburt wegen eine andre und höhere Art von Wesen seyst als sie, sind die embryonischen Menschen (wahre Ungebohrne) deren Vernunft noch unentwickelt in verworrenen Wahnbegriffen und kindischen Vorurtheilen, wie ein Sommervogel in seiner Puppe, eingewindelt liegt. Wie ists möglich, daß du dir auf die Meynung solcher Leute etwas zu gut thun kannst? Wenn Rothkäppchen zum Wolfe sagt: *ah! ma Mere-grand, que vous avez de grandes pattes!* so spricht Rothkäppchen wie ein sehr dummes Kind. Aber bilde dir darum nicht ein, daß alle, oder nur der größte Theil von denen, die ehemals dergleichen thaten als ob sie alle Montmorencys der letzten sieben Jahrhunderte in dir verehrten, solche Rothkäppchen waren. Sie wußten sehr gut was für ein Unterschied zwi-

schen

ſchen Gold und Dombak iſt, und ſehnten ſich, das kanſt du mir glauben, ſchon lange nach einem 19ten Junius, der die Sache zwiſchen dir und ihnen ins Reine brächte. Geſezt aber auch, es wäre ihnen mit allem, was ſie dir deiner Geburt halben einräumten, Ernſt geweſen: was für ein Kind müßteſt du ſeyn, um dich durch Ehrenbezeugungen geſchmeichelt zu finden, die man dir bloß deßwegen erweiſet, weil man dich für einen andern anſieht? die bloß den berühmten Männern gelten, deren Namen du trägſt? Wahrhaftig eben ſo mehr möchte ich mir was darauf einbilden, wenn ich der Stock wäre, an welchem die große Perücke des berühmten Marſchalls von Luxemburg gehangen hätte! Aber du ſiehſt nun aus dem Erfolge, was es mit dem wähnen und meynen der Menſchen für eine Sache iſt. Wenn ſie auch ſechshundert Jahre lang ſteif und feſt geglaubt hätten, daß du und ich und unſere ganze Familie in gerader Linie von dem großen Bären am Himmel abſtammte, und wenn ſie uns, dieſes Glaubens wegen, immer hundert Schritte weit aus dem Wege gegangen wären: ſo brauchte es nur einen 19ten Junius, nur ſo viel Zeit als man braucht, um ſich zu beſinnen daß zweymal zwey Viere macht, — und weg iſt der Glaube! ſie ſehen klar, und Matthieu Montmorency, wofern er weiter nichts als Matthieu Montmorency iſt, iſt in ihren Augen nichts beſſer als ein *Fesse-Matthieu* — Was aber die wirklichen anſehnlichen Vorrechte betrift,

trift, die in unſern europäiſchen Staaten bisher mit dem erblichen Adel und dem, was man eine glänzende Geburt nennt, verbunden waren —

B. Die ſind es eben, die mir am Herzen liegen!

A. — ſo weiß man ja wann, wie, von wem und weßwegen wir ſie eigentlich erhalten haben, mit was für Leuten wir ſie theilen, und wie wenig wir uns, wenn wir auch nur das mindeſte Gefühl von wahrer Ehre beſitzen, auf Vorrechte einzubilden haben, die unſere Vorfahren in barbariſchen Zeiten, (da es immer die Gewalt war, die das Recht machte) von ſchwachen Regenten, von welchen man fodern konnte was man wollte, oder von Herrſchſüchtigen, die den unentbehrlichen Beyſtand ihrer Vaſallen mit Prärogativen und Diſtinctionen auf Unkoſten des unterdrückten Volkes wohlfeil zu erkaufen glaubten, erworben haben. Sind nicht die meiſten dieſer Vorrechte offenbare Uſurpationen über die weſentlichen Menſchheits-Rechte, welchen Niemand, der in den geſellſchaftlichen Verband eintrat, zu entſagen gemeynt ſeyn konnte? Uſurpationen über Rechte, um welche das Volk, überall wo es ſie verlohr, entweder liſtiger Weiſe betrogen wurde, oder ſie den räubriſchen Klauen einer ſtärkern Gewalt gezwungen überlaſſen mußte! Denn was hätten in jenen rohen Zeiten, wo Polizey und Cultur noch unbekannte Nahmen waren, unbewafnete Landleute und

Hand-

Handarbeiter gegen die Lanzen und Schwerdter dieſer eiſernen Männer ausrichten können, deren einziges Handwerk und liebſter Zeitvertreib rauben und morden war? — Laß uns ehrlich gegen uns ſelber ſeyn! Die Zeiten der Täuſchung ſind vorbey. Was könnt' es uns helfen, uns wiſſentlich durch Schimären hintergehen zu wollen, die nur ſo lange für Etwas gelten konnten, als ſie von der Welt für Etwas anerkannt wurden? Wofür wollten wir uns durch eine Anhänglichkeit an Götzen, an die kein Menſch mehr glaubt, lächerlich machen? Noch einmal, Bruder Matthieu, laß uns ehrlich ſeyn! Was verlieren wir, wenn wir Vorzüge, Titel und Diſtinctionen verlieren, die uns in den Augen aller Vernünftigen nur Schaden thun, ſobald ſie ihren Werth und Glanz nicht von uns ſelbſt erhalten? Ein großer Tittel, eine Würde, ein Ordensband decorieren (wer von uns allen darf es läugnen?) nur den Mann der keiner Decoration bedarf, der auch ohne ſie gerechte Anſprüche an allgemeine Hochachtung hat, und, anſtatt Ehre von Titeln zu empfangen, ihnen dadurch Ehre macht, daß er ſie trägt. Haſt du perſönliche Verdienſte, wofür wollteſt du dich mit fremden brüſten! Haſt du keine, — was könnte unverſchämter und zugleich ſchmählicher für dich ſelbſt ſeyn, als Geburtsrechte geltend zu machen, die dich diſpenſieren ſollen, einen eigenen Werth zu haben? Dich eines Geburtsrechts an Ehrenſtellen anzumaßen, zu welchen du nicht

tauglich wäreſt? an Diſtinctionen und Gnadenbezeugungen, die du nicht um den Staat verdient hätteſt? Oder willſt du etwa gar behaupten, darin beſtehe eben dein Prärogativ, daß du keiner Talente noch Verdienſte nöthig habeſt, um an alle dieſe Vortheile Anſpruch machen zu können? Wie? du wollteſt dich auf ein angeſtammtes Recht berufen, um diejenigen, die keine andern Tittel als ihre eigenen Talente und Verdienſte aufzuweiſen haben, von Ehrenſtellen und Vortheilen zu verdrängen oder gänzlich auszuſchließen, die ihrer Natur nach nur dem Talente, nur dem perſönlichen Verdienſte gebühren? Du wollteſt dich, zu ihrem und (was noch mehr iſt) des gemeinen Weſens Nachtheil, des Vortheils über ſie bedienen, daß deine Familie mehr Gelegenheit gehabt hat, ſich auf Unkoſten des Staats zu bereichern als die ihrige? Nein, das kanſt du nicht, Bruder Matthieu! Unſre edeln Vorfahren würden dich mit Fußen von ſich ſtoßen, dich für einen Baſtard erklären, wenn ſie nur argwohnen müßten, daß du dich ihres Adels, der nie der deinige ſeyn kann, auf eine ſo unedle Art prävalieren wollteſt, geſetzt auch die Zeiten eines Louis XIV. und XV. wären noch die unſrigen. Sey edelgeſinnt wie ſie, zeichne dich vor deinen Mitbürgern und Zeitgenoſſen durch Talente, durch Tugenden, durch ſchöne und große Thaten aus, wie einige von ihnen, erwirb dir das Vertrauen, die Liebe, die Hochachtung, den Dank deines Vaterlandes, verdiene in ſeinen Jahrbüchern

büchern eine Stelle unter den Männern, die das eiſerne Joch des Deſpotismus zerbrochen, die ſchimpflichen Narrenſeile des blinden Vorurtheils zerriſſen, eine Jahrhunderte lang getäuſchte, irre geführte und mißhandelte Nation in Freyheit geſezt, und die zuverläßigſte Hoffnung beſſerer Zeiten auf eine Verfaſſung und Geſetzgebung gebaut haben, die auf den ewigen Ausſprüchen der Vernunft und Erfahrung, als auf unzerſtörbaren Grundpfeilern ruht. *) Das thue, mein Freund, und dann nenne dich Matthieu Montmorency oder Lucas Aſnier, du wirſt ein edler Mann ſeyn, und von dem ganzen Menſchengeſchlecht dafür erkannt werden!

B. Ich glaube du haſt Recht, Bruder Ich! Du biſt immer in allen Dingen klüger als ich geweſen; ich fühle die Wahrheit alles deſſen was du mir da geſagt haſt, und ich ſchäme mich vor dir, daß ich nur einen Augenblick anders denken konnte.

A. Da wir alſo Eins ſind, und du und ich nun wirklich nur Eine Perſon ausmachen, ſo laß uns ſtehendes Fußes auf die Tribune ſteigen, und

*) Ich bitte mich nicht mißzudeuten. Eine ſolche Verfaſſung erwartete der vernünftigere Theil der Nation von ihren Repräſentanten, und eine ſolche gedachten ihr auch die Wohlgeſinnteſten unter den leztern zu geben. Von dem, was ſie nach und nach wirklich unter dem unſeligen Conflict des Patriotismus und der Privatleidenſchaften geworden iſt, iſt jezt noch nicht die Rede.

und diesem Stentor Maury, der uns Dinge weiß machen will wovon er selbst kein Wort glaubt, zeigen, daß ein Montmorency, der sich seines Nahmens würdig fühlt, keinen andern Titel nöthig hat, und nichts zu verlieren glaubt, indem er, auf der Laufbahn nach allem was schön und groß ist, sich mit dem unscheinbarsten seiner Mitbürger in Eine Linie stellen läßt."

Es versteht sich von selbst, daß einem jeden, Franzosen oder Teutschen, der dazu Recht und Lust haben mag, frey steht, seinen ganzen Namen und Titel an die Stelle des edeln Premier Baron Chretien zu setzen, an dessen Platze ich mir die Ehre gegeben habe, dieses kleine Duodrama von den zwey Seelen spielen zu lassen, welche jeder Mensch (wenn er auf sich selbst Achtung geben will) so gut wie Xenophons Araspes bey hundert Gelegenheiten in seinem Busen dialogieren hören kann. Horaz war ein großer Liebhaber von diesen Selbstgesprächen, und der sinnreichste und politeste Philosoph unsers Jahrhunderts, der Graf Anton von Shaftesbury, empfiehlt sie mit Recht als ein ganz vortrefliches Hausmittel, unsre innerliche Oekonomie auf einen guten Fuß zu setzen, und dem vernünftigen Theil unsres Selbsts über den unvernünftigen (oder um uns höflicher auszudrücken, über den sinnlichen) das gehörige Uebergewicht zu verschaffen. Denn in der That, kommt

es,

es, bey allen Fehden, die zwischen diesen zwey Hälften der menschlichen Natur nur immer vorfallen können, bloß darauf an, daß die Vernunft gehört werde: sie wird und muß immer den Sieg erhalten, wenn man sie ruhig ausreden läßt; oder es müßte nur mit der andern Hälfte schon so weit gekommen seyn, daß sie auf allen Vieren gienge.

Sanct Franz von Assisi (einer von den gutlaunigsten und grundehrlichsten Heiligen im ganzen Calender) pflegte diese letztere, mit vieler Richtigkeit des Ausdrucks, nur seinen **Bruder Esel** zu nennen, und behauptete: daß Bruder Esel schlechterdings — wie ein Esel behandelt werden müsse, wenn es gut mit uns Menschen stehen solle. Und wirklich, wer die Sache genauer beherzigen will, wird finden, daß alle die unzählichen Uebel, womit sich das arme Menschengeschlecht, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, seit mehrern Tausend Jahren geschleppt hat, ihren wahren Grund immer in erstaunlichen Albernheiten (teutsch heraus zu sagen, in derben *s*l***n) haben, die lediglich auf Rechnung des besagten starrsinnigen Thieres kommen, und von der Vernunft, sobald sie sich Gehör verschaffen kann, mit einem einzigen Wort in Staub und Asche verwandelt werden. — Unglücklicher Weise hatten sich diese Albernheiten, unter respectabeln oder doch respectierten Nahmen, oft viele Jahrhunderte

lang in den finstern Köpfen des maschinenartigen Theils der Menschen so fest gesetzt, daß es unter zehen Tausenden oft nicht Einem einfiel, sich selbst darüber zur Rede zu stellen; und eben darum mußte es den Wenigen, bey welchen die Vernunft damals schon zum Durchbruch kam, so übel bekommen, zur Unzeit hellere Augen zu haben als ihre Zeitgenossen. Aber wenn auch endlich ein Volk, wie z. B. jezt das Französische, von einer Stufe der Aufdämmerung zur andern, unvermerkt so weit kommt, daß es auf einmal in den meisten Köpfen Tag wird: so wirkt doch die alte Gewohnheit noch immer bey vielen mechanisch fort, so, daß sie vor der nothwendigen Schlußfolge aus zweyen Sätzen, deren Wahrheit sie sich selbst aus innerer Ueberzeugung zu gestehen gezwungen sind, wie vor einem Gespenste zurückfahren, und den Anblik der Vernunft, trotz aller ihrer von den Weisen mit so vieler Entzückung angepriesenen Schönheit, nicht eher ertragen können, bis Zeit und Gewohnheit ihre Augen mit den Zügen und dem Glanz dieser Unsterblichen familiarisiert haben.

Etwas von dieser Art mag wohl, allem Ansehen nach, der Fall der wackern Männer auf der rechten Seite der N. V. gewesen seyn, die bey Abfassung des Decrets, wovon hier die Rede ist, ein so mißtönendes *Ex profundis* anstimmten, und — mit einem Eifer, wodurch sie sich, bey einer

Sele-

Gelegenheit wie dieſe, einem Bayard oder Catinat ſchwerlich ſehr empfohlen hätten, — erklärten: „keine Decrete und keine Macht in der Welt könne „ſie verhindern als *Gentilshommes* zu leben und „zu ſterben.“

Ich geſtehe gern, daß es ſelbſt für den ſcharfſinnigſten Denker eine ſchwere Aufgabe iſt, den eigentlichen Sinn des Wortes Gentilhomme genau zu beſtimmen und von aller Dunkelheit und Vieldeutigkeit zu befreyen: aber dieſe Herren müßten doch, ſollte man glauben, wiſſen, was ſie ſich bey einem Worte, für welches ſie leben und ſterben wollen, dachten. Oder gieng es ihnen vielleicht wie dem ehrlichen Sancho im Don Quichotte? der wenn ihm zuweilen begegnet, ſich in ſeinen Reden ſo zu verwickeln, daß er ſelbſt nicht mehr weiß was er ſagt, ſich damit tröſtet, Gott verſtehe ihn wenigſtens. Bedeutet das franzöſiſche Wort Gentilhomme ſo viel und nicht mehr als das engliſche *Gentleman*, ſo hätten ſie ſich eine ſo lebhafte Erklärung erſparen können, da gewiß Niemand in der Wel ſo unhöflich ſeyn wird, ihnen dieſe Benennungt in der leztern Bedeutung ſtreitig zu machen. — Oder wollten ſie etwa ſo viel damit ſagen: kein Decret in der Welt könne machen, daß ſie nicht die Söhne, Enkel, Urenkel u. ſ. w. ihrer Väter, Großväter, Urgroßväter, u. ſ. w. wären? — Auch dies begehrt ihnen gewiß niemand zu diſputieren. Oder wollten ſie damit behaupten, din

meo! Grillenfänger! Wetterhahn! Tollhäusler! Liebhaber! Erſcheine du, erſchein in der Geſtalt eines Seufzer, rede, aber in lauter Reimen, und ich bin vergnügt. Aechze nur, Ach und O! reime nur Liebe und Triebe, ſag meiner Gevatterin Venus nur ein einziges hübſches Wörtchen, häng' ihrem ſtokblinden Sohn und Erben nur einen einzigen Ueber-Namen an, (dem jungen Abraham Cupido, ihm der ſo gut ſchoß, als König Cophetua um ein Bettel-Mädchen ſeufzte (*) -- doch er hört nicht, er rührt ſich nicht, er giebt kein Zeichen von ſich; der Affe iſt todt, ich muß ihn ſchon beſchwören -- So beſchwör' ich dich dann bey Roſalinens ſchönen Augen, bey ihrer hohen Stirne, und bey ihren Purpur-Lippen, bey ihrem niedlichen Fuß, ſchlanken Bein, runden Knie, und bey den angrenzenden ſchönen Gegenden, beſchwör' ich dich, daß du uns in deiner eignen Geſtalt erſcheineſt!

Benvolio.

Wenn er dich hörte, würdeſt du ihn böſe machen.

Mercutio.

Das kan ihn nicht böſe machen: Das würd' ihn böſe machen, wenn ich einen Geiſt von irgend einer ſeltſamen Geſtalt in ſeines Mädchens Cercel citierte, und ihn ſo lange dort ſtehen ließe, bis ſie ihn gelegt und zu Boden beſchworen hätte; das wäre was, das er vielleicht übel nehmen könnte -- Aber meine Citation iſt ehrlich und redlich, und ich beſchwör' ihn, in ſeiner Liebſten Namen, einzig und allein zu ſeinem eignen Beſten.

*) Eine bekannte Anſpielung, auf eine alte Ballade, oder Romanze, und eine damals beliebte Schrift des Shakeſpeare ſelbſt.

Nation könne ihnen die Titel, Chevalier, Baron, Comte, Vicomte, Vidame, Marquis, Duc, u. ſ. w. wenn ſie ihnen von ihren Voreltern her angeſtammt ſeyen, mit Recht eben ſo wenig nehmen als ihre Erbgüter? Darüber möchte ſich allenfalls in einem akademiſchen Saale pro und contra diſputieren laſſen: und es verlohnte ſich wohl der Mühe, wenn von wirklichen Herzogthümern, Land- und Marggrafſchaften, Fürſtenthümern, Grafſchaften und Baronien die Rede wäre, deren man ſie entſetzen wollte. Aber bloße leere Titel! Wer wird ſich einen ſo unbedeutenden Verluſt ſo tief zu Herzen nehmen? Und wie konnten die guten Herren, die ſonſt von einem ſo großen Eifer für die königliche Autorität beſeelt waren, zu einer Zeit, wo der König ſelbſt ſo viele und große Prärogativen, ohne nur ein Wort dagegen zu ſagen, dem allgemeinen Beſten aufgeopfert hatte, noch an ihre eigenen kleinen Perſonen denken, und über das Opfer eitler Ehren-Titel, die mit der neuen demokratiſchen Conſtitution des franzöſiſchen Reichs ohnehin unverträglich waren, ein ſolches Aufheben machen? Eine Nation, welche Macht genug hatte, ihre ganze vorige Verfaſſung von Grund aus umzuwerfen; eine Nation, die ihrem vor ſo kurzer Zeit noch unumſchränkten Könige die Souveränität, und der Kleriſey, welche die Schlüſſel des Himmelreichs hat, ihre Güter nehmen durfte, hat gewiß auch die Macht, ihrem vormahligen Adel, deſſen politiſche Vorrechte ſchon mit der abgeſchaf-

ten

ten Feudal-Verfassung von selbst verschwunden waren) seine Titel zu nehmen, und wird sich, nachdem sie sich der höchsten Gewalt und der Majestät selbst anmaßen durfte, wohl schwerlich das kleine Recht disputieren lassen, Benennungen abzuschaffen, die sich auf eine Ungleichheit zwischen den Bürgern des Staats beziehen, von welchen das Volk auch nicht den Schatten einer Erinnerung übrig lassen will. — Dies alles ist so klar, daß es den Herren, von welchen die Rede ist, ehe sie noch den Mund aufthaten nothwendig in Gedanken schweben mußte. — Was für einen Sinn sollen wir also ihrer Erklärung geben? Was können sie sich dabey gedacht haben? — Doch in heftigen Gemüthsbewegungen weiß man zuweilen selbst nicht recht was man spricht, und spricht oft ganz was anders als man denkt. Vielleicht wollten sie nichts weiter damit sagen, als keine Macht im Himmel und auf Erden könne ihnen wehren, sich selbst für Personen zu halten, denen die Gentilhommerie als ein angezeugter, eingegossener und eingefleischter, mit ihrem ganzen Wesen unzertrennlich und (wie es die Theologen nennen) hypostatisch vereinigter Charakter, beywohne; und in diesem tröstlichen Glauben wären sie entschlossen, trotz Welt, Teufel, Philosophie und National-Versammlung! zu leben und zu sterben. — Wenn dieses, wie ich vermuthe, ihre Meynung war, so muß man gestehen, daß kein Wort darauf zu antworten ist.

Es giebt Dinge, lieben Freunde, die man nie unterſuchen oder auf die Capelle bringen, ſondern von Kindesbeinen an, nach dem Beyſpiel aller uns umgebenden Perſonen, immer geglaubt haben muß, wenn ſie die verlangte Wirkung, „mit Furcht und Zittern reſpectiert zu werden, und alſo immer unangefochten zu bleiben," bey uns wunderlichen Erdenkindern hervorbringen ſollen. Von dieſer Art iſt z. B. die Gabe der Könige von England Kröpfe zu heilen, die Unfehlbarkeit des heil. Vaters zu Rom, die Exiſtenz der Popanze, Meluſinen, Feen, weiſſen Frauen, u. ſ. w. der Hexenſabbat auf dem Blocksberge, die Wunderkraft des Blutes des heil. Januars zu Neapel, das göttliche Recht der Könige, die Majeſtät des Volks, und was dergleichen mehr iſt; — und von dieſer Art, ſagen die Stoiker, iſt auch das ſo ſchwer zu erklärende, mit dem Glauben ſo leicht zu faſſende, der Vernunft hingegen ſo unbegreifliche Ding, das man den erblichen Adel nennt.

Auf Dinge dieſer Art läßt ſich ſehr füglich anwenden, was Terenz ſeinen Parmeno von der Liebe ſagen läßt:

Here, quae res in ſe neque conſilium neque modum
habet ullum, eam conſilio regere non potes.

Sie gehören ganz und gar nicht unter die Gerichtsbarkeit der Vernunft; ſie müſſen unter dem Schu-

ge des heiligen und unzugangbaren Dunkels, das sie umgiebt, in ehrfurchtsvoller Entfernung angebetet werden, und alles geht gut (wenigstens für die Götzen und ihre Priesterschaft) so lange die Menschen glauben und zittern. Sobald hingegen der allgemeine Glaube an diese Dinge erkaltet ist, *) sobald sie so wenig mehr imponieren, daß man ihnen immer näher auf den Leib rückt, sie von allen Seiten zu begucken, zu beriechen und zu betasten anfängt, allerley Proben und Versuche mit ihnen anstellt, und endlich gar die naseweisen Fragen, quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? (wer? was? wo? womit? warum? wie? wann?) über sie aufzuwerfen sich beygehen läßt: sobald es mit ihnen dahin gekom-

 men

*) Dies scheint selbst in solchen Ländern von Europa, wo der blinde Glaube ehemals seinen vornehmsten Sitz hatte, schon seit geraumer Zeit der Fall gewesen zu seyn. Schon vor dreyßig Jahren klagte ein ehrlicher Krämer zu Loretto dem berühmten Goldoni, der ihm etwas von seinen heiligen Siebensachen erkaufte, es gienge leider! mit seinem Gewerbe nicht mehr wie ehedem. „Ach, mein Herr, sagte er, es war eine Zeit, wo die allerseligste Jungfrau Maria soviel Segen zu unserm Handel gab, daß Leute meiner Art in kurzem zu einem ansehnlichen Vermögen gelangten. Aber seit einigen Jahren hat die Mutter Gottes, unsrer Sünden wegen, ihre Hand ganz von uns abgezogen; der Absatz unsrer Waaren wird von Tag zu Tag geringer, wir verdienen kaum noch das liebe Brodt, und wenn die Herren Venezianer nicht noch das Beste thäten, wir müßten unsre Läden ohne weiters schließen." Memor. del sgr. Goldoni, t. 3. pag. 23.

men iſt, ſo wäre wohl am beſten (wenigſtens am klügſten) gethan, gar nicht mehr davon zu ſprechen.

Indeſſen, da ich mich nun einmal mit dieſer kizlichten Adels-Sache befaßt habe, ſey mir wenigſtens erlaubt, mit aller Aufrichtigkeit eines Erdbürgers, qui omnia ſua ſecum portat, zu ſagen, wie ich ſie aus meinem kosmopolitiſchen Standpuncte zu ſehen glaube.

Um mich ſelbſt ſoviel möglich ins Klare zu ſetzen, betrachte ich den erblichen Adel (denn von dieſem allein iſt hier die Rede) aus einem zwiefachen Geſichtspuncte: als einen Vorzug der Geburt, der ſich auf die Meynung anderer dieſes Vorzugs ermangelnder Menſchen gründet; und als ein politiſches Inſtitut, welches jener Meynung eine ſolche Sanction giebt, daß die beſagten Menſchen, wenn ſie dieſe Meynung gleich nicht haben, doch ſo handeln und überhaupt ſich ſo ſtellen müßen, als ob ſie dieſelbe hätten. Ich ſchränke mich, meinem Zwek gemäß, dermahlen bloß auf den erſten Geſichtspunct ein, und werde vielleicht zu einer andern Zeit Gelegenheit finden, nachzuholen, was ich über den Adel in ſo fern er ein politiſches Inſtitut iſt, etwa zu bemerken habe.

Was alſo den erſten Punct betrift, ſo iſt es in unſern Tagen, meines Wiſſens, Etwas unter allen verſtändigen Leuten ausgemachtes, daß die

Men-

Meynung, als ob die Abstammung von adlichen, verdienstvollen oder verdienstleeren, berühmten oder unberühmten Eltern, an sich selbst, einem Kindlein irgend einen physischen oder moralischen Vorzug vor andern Kindern gebe, oder als ob ein Mensch, dessen Urgroßvater Armeen commandierte und Europa wohl oder übel regieren half, bloß deßwegen ein besserer und respectablerer Mensch sey, als einer dessen Urgroßvater hinter dem Pfluge gieng oder an einem Webstuhle saß, — es ist, sage ich, etwas längst ausgemachtes, daß diese Meynung ein Vorurtheil sey, das keine vernünftige Untersuchung aushalten kann. Man würde sich in den Augen der Montmorency, Montausier, Rochefoucaud, Noailles, la Fayette und ihres gleichen lächerlich machen, wenn man eine solche Albernheit behaupten wollte.

Wenn die Menschen also nichts als vernünftige Wesen, und, so zu sagen, lauter Vernunft wären, oder wenn sich hoffen ließe, daß sie jemals zu einem so hohen Grade der Veredlung ihrer Natur gelangen könnten: so würde jenes Vorurtheil, zugleich mit allen übrigen, wodurch die bürgerlichen Gesellschaften seit einigen Tausend Jahren, mehr oder weniger leidlich, zusammengehalten worden sind, ohne jemands Widerrede und Protestation, von selbst aus der Welt verschwinden.

Aber dies ist nicht der Fall, dies wird und kann niemals der Fall seyn. Die Vernunft

wird, so lange wir Menschen bleiben, in einem jeden immer nur einen kleinen Theil seines Mikrokosmus mit vollem Lichte bestralen: der grössere wird immer, mit unzähligen Abstufungen des Lichts und Schattens, in Dämmerung, Nebel und Dunkelheit liegen, und sinnliche Gefühle, hell-dunkle Vorstellungen, und tausenderley magische Erscheinungen der innern Sinne, (die Resultate eines feinen mechanischen Spiels unzähliger geheimen Springfedern des Herzens und der Einbildungskraft) werden nie aufhören, mit einer Art von Zaubergewalt auf die menschlichen Gemüther zu wirken.

Es giebt kein einziges Vorurtheil, das sich nicht auf einen Schein von Erfahrung und Wahrheit stützte, oder mit mehr oder weniger feinen Faden in die innigsten Gefühle der Menschheit verwebt wäre. Manche derselben sind der Moralität beförderlich, und daher in so fern sie sich am Ende in schöne Empfindungen und Gesinnungen auflösen lassen, berechtigt, von der Vernunft selbst in ihren Schutz genommen zu werden.

Ich müßte mich sehr irren, oder der edle Stolz, der den Abkömmling einer alten, an grossen und verdienstvollen Männern reichen Familie antreibt, sich des glänzenden Nahmens, den er von ihnen geerbt hat, würdig zu machen, mit allen seinen schwärmerischen Erscheinungen — auf der einen Seite; und das unfreywillige vermischte

Gefühl

Gefühl von Ehrerbietung und Liebe beym Anblick des würdigen Erben eines Nahmens, der auf einmal tausend in einander fließende Vorstellungen von allem was in den Augen der Menschen groß, schön und beneidenswürdig ist, in unserm Gemüthe erregt, und uns eine solche Person vor tausend andern interessant und wichtig macht, auf der andern Seite — diese Gefühle sind tief in der menschlichen Natur gewurzelt, und werden so lange die Menschen — Menschen bleiben, durch kein Decret einer Nationalversammlung aus ihr heraus decretiert werden. — Ich sage noch mehr: desto schlimmer für die Nation, aus deren Herzen eine übermüthige und dieses Nahmens unwürdige Philosophie so schöne Gefühle, so wohlthätige Vorurtheile (wenn man sie ja durch diesen Nahmen degradieren will) mit der Wurzel ausreuten könnte!

Ich weiß sehr gut, was mir ein Verfechter des Decrets gegen diese Behauptung einwenden kann; aber wenn ich gefragt würde, wie groß wohl, unter allen den Comten und Vicomten, Ducs, Marquis und Barons, die durch dasselbe künftig auf ihren bloßen Geschlechtsnahmen reduciert worden sind, die Anzahl derjenigen sey, die unter ihren Ahnen viele um die Welt oder wenigstens um ihre Nation wahrhaft verdiente Männer aufzuweisen haben, und diesen Ahnen Ehre machen? — so würde ich — einen Augenblick verstummen

ſtummen und dann antworten: vielleicht, ſelbſt bey dieſer großen Verdorbenheit der Gemüther und der Sitten, die ſeit den Zeiten des Duc Regent nach und nach alle höhern Claſſen in Frankreich bis aufs Mark durchdrungen hat, (an welcher aber der Adel nicht mehr Schuld, und von welcher er nicht weniger das Opfer iſt als andere Claſſen) vielleicht, dieſer Verderbniß und Ausartung ungeachtet, noch immer weit größer als man glaubt! — Aber geſetzt auch, daß die Zahl der franzöſiſchen Edelleute, in deren Herzen noch ein lebendiger Funke jenes alten Ritter- und Helden-Geiſtes glüht, den der verſtorbene Graf von Treſſan ſo ſchön zu ſchildern wußte, noch ſo klein wäre: was gewänne die Nation dabey, wenn ſie, durch einen Schlag mit Merlins Zauber-Pritſche, auf einmahl alles Bewußtſeyn ihrer Herkunft, alle Erinnerungen an den Ruhm ihrer Vorfahren aus ihrem Gedächtniſſe, und alle Bilder und Denkmöhler derſelben aus den Sälen, Galerien und Capellen ihrer Schlöſſer, herauszaubern könnte? Und um was würde Frankreich gebeſſert ſeyn, oder ſich mehr Gutes von ihnen zu verſprechen haben, wenn ſie alle ſamt und ſonders, von dieſem Augenblick an, vermöge der beſagten Zauberpritſche, von lauter Keſſelflickern und Scheerenſchleifern abzuſtammen glaubten?

Man ſage mir nicht: weder der Geiſt der „Ritter des 14ten, 15ten und 16ten Jahr-

„hun-

„hunderts, noch derjenige, der in den französi-
„schen Adel fuhr, seitdem der ehrsüchtige Priester
„Armand du Plessis-Richelieu ihren alten
„Stolz, durch die Hinrichtung des größten aller
„Montmorencys, seinen ungeschmeidigen Nacken
„unter die Füße der Könige und ihrer Minister
„biegen lehrte, — weder dieser Geist noch jener
„schickt sich mehr für unsre Zeit."

Ohne Zweifel würden die großen Männer aus dem Adelstande, welche so viel zum Glanz der Regierung eines Louis XIV. beygetragen haben, wenn sie mit den Grundsätzen und der Vorstellungsart ihrer Zeit im Julius 1789. von den Todten erweckt und in ihre ehmaligen Plätze gestellt worden wären, es für Pflicht gehalten haben, die königliche Autorität und die alte Verfassung bis auf den lezten Blutstropfen zu behaupten. Aber eben derselbe Geist und Muth, eben dieselbe Würde und Größe der Seele erhält in verschiedenen Zeiten, durch die Verschiedenheit der Begriffe sowohl als der Umstände, verschiedene Richtungen. Epaminondas, am Hofe des Artaxerxes gebohren, würde ein eifriger Royalist gewesen seyn: und die Türenne, die Montmorency-Luxemburg, die Catinat, die Noailles, die Villars, u. s. w. würden, wenn ihre Jugend in unsre Zeit gefallen wäre, ganz gewiß Freunde, Waffenbrüder und Nebenbuhler des edeln la Fayette in der ruhmwürdigsten aller Unternehmungen gewesen seyn.

So

Benvolio.

Kommt, er hat ſich vermuthlich hinter dieſe Bäume verſteckt, und keine andre Geſellſchaft zu haben, als die ſchwermüthige Nacht; die Liebe iſt blind, und fühlt ſich am beſten in die Dunkelheit.

Mercutio.

Itzt wird er dir unter einem Miſpeln-Baum ſizen, und wünſchen, daß ſeine Liebſte von der Art von Früchten ſeyn möchte, welche die Mädchens Miſpeln nennen, wenn ſie allein zuſammen ſchwazen -- Gute Nacht, Romeo, ich will in mein Roll Bette, ich; dieſes Feld-Bette iſt mir zu kalt; kommt, wollen wir gehen?

Benvolio.

Es wird klüger ſeyn, als hier jemand zu ſuchen, der ſich nicht finden laſſen will.

Zweyte Scene.

[Verwandelt ſich in Capulets Garten.]

Romeo tritt auf.

Romeo.

Der lacht über Narben, der nie keine Wunde fühlte -- Aber ſtille! was für ein Licht bricht aus jenem Fenſter hervor? Es iſt der Oſten, und Juliet iſt die Sonne --

(Juliet-

So nenne ich die Befreyung einer groſsen Nation von dem eiſernen Despotismus einer in die unerträglichſte Ariſtokratie ausgearteten monarchiſchen Regierung, von den drückendſten und ſchmählichſten Mißbräuchen aller Art, von barbariſchen Geſetzen und von einer grundverderblichen Staatsverwaltung. Aber ſo werde ich nie das Unternehmen nennen, ſtatt einer (nach dem Beyſpiel der engliſchen Conſtitution) durch die hinlänglich ſichergeſtellten Rechte des Volks in ihre wahren Grenzen eingeſchränkten Monarchie, eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehülfliche und unſichere Demokratie aufzuſtellen; eine Demokratie, wie nicht nur noch nie keine geweſen iſt, ſondern auch, aller moraliſchen Wahrſcheinlichkeit nach, unter 25 Millionen Menſchen keine beſtehen kann, und wenn ſie auch alle auf einmal in lauter Gracchus, Brutus, Caſſius und Algernon Sidney's verwandelt würden.

Unläugbar mußte mit dem Adel, ſo gut als mit dem Hofe und der Kleriſey, diejenige Reformation vorgenommen werden, die zum allgemeinen Beſten unumgänglich nöthig war. Aller ungerechte, unbillige, und bloß ſeines Mißbrauchs wegen verhaßte Unterſchied zwiſchen den adelichen und nicht adelichen Bürgern eines und deſſelben Staates mußte aufgehoben werden; Talente und Verdienſte mußten Titel ſeyn, die einem jeden Bürger den Weg zu jeder öffentlichen Ehrenſtelle öffneten; ruhmvolle Ahnen mußten einem verdienſtloſen Menſchen

hier-

hierin kein Vorrecht geben! Nichts kann billiger ſeyn als alles dies! Aber es war auch billig, und einer ſo ſchön und groß denkenden Nation, wie die franzöſiſche, würdig, die Verdienſte und Tugenden edler Vorfahren noch in den Erben ihres Namens zu ehren, und den Ueberreſten des einſt ſo berühmten franzöſiſchen Adels, den Nachkommen der Männer, deren Geſchichte ſeit Jahrhunderten mit den Annalen Frankreichs und der allgemeinen Weltgeſchichte beſtändig verflochten war, ſo viel Vorzüge zu laſſen, als mit einer freyen Conſtitution nicht nur verträglich, ſondern als ſelbſt zu größerer Feſtigkeit, Würde und Vollkommenheit derſelben nöthig war.

Es hat dem Schwindelgeiſt der Freyheit und der National-Verſammlung anders beliebt; und wenn es (wie man bald nicht länger zweifeln kann) ihr ganzer Ernſt iſt, dem franzöſiſchen Reich die Verfaſſung von **Ury**, **Schwyz**, **Unterwalden**, **Glarus** und **Appenzell** zu geben, ſo konnten ſie freylich nicht weniger thun. Wie ſie dabey fahren werden, wird ſich zeigen. Der 14te Julius (deſſen Morgenröthe, indem ich dieſes ſchreibe, nur noch 36 Stunden entfernt iſt) wird, allem Anſehn nach, ein ſehr entſcheidender Tag ſeyn.

Ich ſchließe dieſen kleinen Aufſatz, mit der (vielleicht überflüßigen) Erinnerung, daß alles bisher geſagte ohne Rückſicht auf unſern teutſchen Adel geſchrieben iſt, und daß man mir ſo

viel

viel alttentſchen Biederſinn und Vaterlandsliebe zutrauen darf, daß ich meine Gedanken über den leztern, und über unſere National-Verfaſſung überhaupt, nicht verblumt und durch Gleichniſſe, ſondern gerade zu (wie ein Mann zu ſeinen Brüdern reden ſoll) vortragen würde, wenn ich glaubte, daß es Zeit dazu wäre. Aber Reden hat ſeine Zeit und Schweigen hat ſeine Zeit, ſagt der weiſe Salomo. Es fehlt noch viel daran, daß wir den Punkt erreicht hätten, wo eine Nation reif für gewiſſe Wahrheiten iſt, und wo es ihr wirklich nüzlich iſt, daß es über ihre gemeinſchaftlichen wichtigſten Angelegenheiten mit Ernſt zur Sprache komme. Alles was wir jezt noch vielleicht ertragen möchten, könnten etwa patriotiſche oder weltbürgerliche Träume ſeyn, die als Träume ohne Conſequenz ſind, und von gravitätiſchen Leuten nicht einmal geleſen werden. Indeſſen kann es nichts ſchaden, wenn wir von Zeit zu Zeit einen verſtändigen Blick auf das, was um uns her vorgeht, werfen, und, durch fremde Beyſpiele auf andrer Leute Koſten weiſer gemacht, die Thorheiten und Vergehungen aller Art kennen und vermeiden lernen, wovon wir König, Prinzen, Miniſter, Adel, Kleriſey und Volk, bey einer Nation, die ſoviel vor uns voraus hat und tagtäglich Beweiſe von dem edelſten Gefühl und dem richtigſten Verſtande ablegt, die Opfer werden ſehen.

W.

V.

Epiſtel

An den Herrn P. T. zu B.

Geſchrieben den 15ten Julius 1790.

Darf es hoffen meine Plauderey,
auch nachdem ich weit von Dir geſchieden,
daß ſie Dir auch da noch etwas ſey,
wie ſie, ohne Dich wohl zu ermüden,
mündlich etwas an der Spree Dir war,
in des Eichenhaines kühlen Schatten,
in der Schiffarth ſcherzenden Gefahr,
auf der Linden Ruhebank dem Matten?
Sey es drauf gewagt! Ich werde dir
wenigſtens nicht Elegien ſchreiben;
Deines Abſchieds Warnungswort hilft mir
jetzt auch noch in froher Stimmung bleiben.

Daß ich Dir nicht jene Scheidensnacht,
nicht die ſchwarze Scene Dir beſchriebe!
Kehrt' ich nicht mit aller Zartheit Macht
nun zurück zum offnen Arm der Liebe?
O gewiß, es war die rechte Zeit,

die gewählteſte, zurückzukehren,
und, was über die Vergeßlichkeit
ſiegte, in der Gegenwart zu ehren. —
Da nun leg' ich, was der Geiſt genoß,
Der Gefährtin meines Lebens nieder:
jeder Tag, der mir bey Dir verfloß,
kehret, als für ſie genoſſen, wieder.
Mancher Unterhaltung Fruchtbarkeit
wird ihr unverkürzet zugemeſſen;
ſelbſt der Sprache kleine Eigenheit
bleibt der treuen Theilung unvergeſſen.
So kann ich bis zur Geſchäfte Ruf
noch die Bahn mit Blumen überſtreuen:
was mir neuen Freudenſinn erſchuf,
wirket auch für Thätigkeit Gedeihen,
läßt der Ehre drängendem Gewalt
unvermerkt den Vorſprung abgewinnen,
hilft dem Strom der Lebenslaſten bald
wie die Bäche unſres Thales rinnen.

Das ward mir ſo viel Gewinn von dort!
Aber was iſt dort von mir geblieben?
Aus Diplomen *) das verzerrte Wort! —

was

*) Das Monogramm einer päbſtlichen Bulle, welches die verzogenen Buchſtaben der Worte Bene valere enthält, wurde mit einem großen Theaten aus Originalurkunden betrachtet.

was ihr traurig nur vernahmt, ihr Lieben!
Him zur Königsſtadt, zu ihrem Schmuck,
hatte mich nur Einfachheit begleitet.
Still geſchäftig, unberühmt im Druck,
hat mich nicht Prätenſion geleitet.
Aber noch viel köſtlicher darum
wurde mir ſo vieler Edlen Güte;
nun erwarb ich dieſes Eigenthum
im Verſtand, im fühlſamen Gemüthe.
Und wie konnt' ich mich nicht am Genuß
Deines Glücks der Häuslichkeit erlaben,
wo uns Freuden von dem Morgengruß
bis zur tiefen Mitternacht umgaben;
ſey es, daß vom Harfenſpiele ſich
weg ein thränenvolles Auge kehrte,
oder an dem Sternenhimmel ich
meiner Wohnung Ausſicht kennen lehrte,
oder in des Mondes Antlitz ſah,
wer daheim ſich jezt an ihm ergötzte,
während daß man ſich vom P zum A *)
in des Abends Kühlung um mich ſetzte —

Feingeſponnen ſind die Fäden, die
armen Sterblichen Vergnügen weben:

*) Deutet auf eine Reihe von Rohnen.

Doch hilft leichter zarte Phantaſie
aus dem Erdendruck empor ſich heben.
So entſprang aus jener Tage Lauf
auch für mich ein Quell zu friſchem Leben;
Freund, ich gäbe alles Danken auf,
könnt' ich Dir einſt ſolche Tage geben!

VI.

Ermahnungen eines Arztes an ſeinen Sohn.

— — Es iſt kein größer Glück
Als Leben und Geſundheit, — Gott
Kann man nicht beſſer für das ſeine danken,
Als wenn man ſeinen Brüdern es erhält.

Mönch von Libanon.

Sohn, ich bin alt, bald iſt die Zeit verfloſſen,
die mir die Vorſicht zu durchleben auferlegt:
Die Freuden dieſer Welt hab' ich einſt froh genoſſen,
und warte ruhig nun bis meine Stunde ſchlägt.

Getroſt bin ich und kann ſie kühn erwarten:
Stets hab' ich meine Pflicht als Menſch als Arzt erfüllt;
Nie ſchien das Leben mir ein ſchöner Roſengarten,

Doch

Doch nimmer ſchien es mir auch blos des Kummers Bild:
Ich lebt' als Mann, ſah blühen viele Roſen,
gern hab ich ſie gepflückt, doch oft die Dornen mit;
mich hat der Nord umbraußt, doch auch der Weſte Koſen
geleitete durchs Thal des Lebens meinen Schritt.

Bemüh dich nur im Leiden auszudauren,
und ſcheuche fern von dir den Uebermuth im Glück:
Dann, Sohn, durchbrichſt du leicht der Sorge Felſenmauern
und immer eilſt du vor und weicheſt nie zurück.
Du biſt ein Arzt, biſt eingeweiht im Orden
der edlen Zunft, die jeden Menſchen ſchätzt,
Der jeder Bruder iſt, biſt was ich bin geworden,
dein Geiſtesaug' iſt hell, dein Herz blieb unverletzt.
Ha! wandle fort und dringe durch die Schranken
die gern dem Felſenmuth der feile Neid erbaut!
Verachte ſie! der kann am Ziel nur wanken,
der blöden Augen mehr als ſtarken Kräften traut.

Sohn biſt du ſtark, — (denn ohne Geiſtesſtärke
erduldet ſich ein ſeichter Tadel nicht —)
verächtlich ſind dir dann der feilen Neidſucht Werke,
du biſt geprüft und thatſt längſt auf ihr Lob Verzicht.
Was ſind ſie denn, die ſich die Weiſen nennen,
was nützen ſie der Welt, was haben wir genützt?
Was half es ihnen denn die Wiſſenſchaft zu kennen

und auszulernen, die zweydeut'gen Werth beſitzt!
Ich leugne nicht ſie führt zur Wahrheit über,
klärt auf den Geiſt und ſchärfet den Verſtand;
doch ſind ſie ſchon den ſteilen Berg hinüber,
den ſtets des Menſchen Geiſt bey ſeinem Forſchen fand?
Wie? tappt nicht noch, wie wir, im dunkeln Thale
ihr Hochgeiſt, ſtrauchelt oft ihr müder Fuß?
Erwärmt nicht uns wie ſie, mit ſeinem milden Strahle
nicht ſparſam der Entdeckung Genius?
Iſts ihr Verdienſt, wenn ſie nach langem Mühen
ein Flämmchen mehr von Wahrheit ſchon erblickt?
Wird nimmer uns der Weisheit Fackel glühen,
weil minder jezt der Trugſchluß ſie berückt?
Und was iſt mehr, die Wahrheit da zu kennen
Wo ſie von ſelbſt dem Forſcher dar ſich ſtellt:
als dunkel ahnden, ſchüchtern ſie zu nennen
wo nur der Geiſt ſie wähnt und nimmer auf ſie hellt?
Ein kleiner Geiſt iſt der, den ihr geheimes Dunkel
von ihrem ſichern Pfade fortgeſchreckt;
als Fixſtern leuchtet ſie mit kaum merkbarem Funkel,
und wird von Auserleſ'nen nur entdeckt.
Ha! wagſt du nicht den ſteilen Pfad zu klimmern,
ſo biſt du nie des ſpäten Lohnes werth;
ſo kann in deiner Bruſt kein Götterfunke glimmen,
ſo faßt dein Geiſt nie Gluth, die Wahrheitsflamme nährt.

Du kennſt die Kunſt, du kennſt die Pflichten,
Nichts iſt dir Gift, nichts iſt dir Arzeney:
Was einem Rettung bringt, kann andre bald vernichten;
Du handelſt wie du mußt, du handelſt frey.

O glaube nicht an die geheimen Künſte!
Such' nicht nach Gold in dürrer Alchymie
Wer allen hilft, des Hirn iſt voller Dünſte,
Des Kopf und Herz erzeugte Sympathie.
Der Kranke ruft, auf eil' ihn bald zu retten
nach deiner Pflicht, nie ſey dein Muth hier klein!
Zaghaftigkeit ſchenkt ſtets an Krankenbetten
im Rettungskelch dem Kranken Gift nur ein,
Du fürchteſt nicht, wenn böſe Seuchen wüthen,
Den Tod, und retteſt gern den der dich ruft;
Gott kann allein zu ſterben dir gebieten,
und Ruhe wohnt in einer ſtillen Gruft.
Du haſt dich ganz der Wiſſenſchaft ergeben,
Die Menſchen heilen und ſie retten lehrt
Was iſt der Tod? ein Uebergang ins Leben
wo Wonne dir einſt deine Pflicht gewährt.
So harre denn auf deiner Bahn, und eile
den Weg zum Guten den du dir erkohrſt!
Nichts hemme deinen Lauf, o Sohn, und nichts zerſtreue
je deine Pflichten, was du auch verlohrſt!

J. A. Meyer.

(Juliette erſcheint oben am Fenſter.)

Geh auf, ſchöne Sonne, und löſche dieſe neidiſche Luna aus, die ſchon ganz bleich und krank vor Verdruß iſt, daß du, ihr Mädchen, ſchöner biſt als ſie. Sey nicht länger ihre Aufwärterin, da ſie ſo neidiſch iſt; ihre Veſtalen Livree iſt nur blaß und grün, und wird nur von Thörinnen getragen; wirf ſie ab -- Sie ſpricht, und ſagt doch nichts; was iſt das? -- Ihr Auge redt, ich will ihm antworten -- Wie voreilig ich bin! Sie redt nicht mit mir: Zween von den ſchönſten Sternen des ganzen Himmels, die anderswo Geſchäfte haben, bitten ihre Augen, daß ſie, indeſſen bis ſie wiederkommen, in ihren Sphären ſchimmern möchten -- Wie wenn ihre Augen dort wären, und jene in ihrem Kopfe? Der Glanz ihrer Wangen würde dieſe Sterne beſchämen, wie Tag-Licht eine Lampe; ihre Augen, wenn ſie am Himmel ſtünden, würden einen ſolchen Strom von Glanz durch die Luft herabſchütten, daß die Vögel zu ſingen anfingen, und dächten, es ſey nicht Nacht: Sieh! ne lehnt ihre Wange an ihre Hand! O daß ich ein Handſchuh an dieſer Hand wäre, damit ich dieſe Wange berühren möchte!

Juliette.

Ach! ich Unglückliche! --

Romeo.

Sie redt. O, rede noch einmal, glänzender Engel! Denn ſo über meinem Haupt ſchwebend ſcheinſt du denen Augen ſo glorreich als ein geflügelter Bote des Himmels den

VII.

Vermiſchte litterariſche Anzeigen.

I

Mannheim, den 30ſten Brachmenat 1790.

Die **Kurfürſtliche teutſche gelehrte Geſellſchaft** hielt heute öffentliche Sitzung, und beſchloß das mit den funfzehnten Jahrgang ihrer Verſammlungen. Herr Sambuga las eine Rede auf den Kaiſer Joſeph II. Hierauf las der Geſchäftverweſer der Geſellſchaft und kurfürſtliche geheime Sekretär und Profeſſor, Herr Anton Klein, die Urtheile über die eingeſandten Preisſtücke. Die teutſche Geſellſchaft ſetzte im verfloſſenen Jahre einen Preis von 50 Dukaten auf das beſte ihr einzuſendende Trauerſpiel. Sie erhielt neun Stücke, unter welchen der **Verſchwörung wider den Czar Peter den Groſſen**, mit dem Denkſpruche: Dulce eſt periculum, ſequi Deum, als dem beſten unter den eingeſandten, der ausgeſetzte Preis zuerkannt wurde. Se Excellenz, der Obervorſteher, **Freyherr von Dalberg**, öffnete alsdann den verſchloſſenen Zettel mit dem Nahmen des Verfaſſers, und machte ſolchen bekannt. Es iſt Herr **Franz Kratter**, königlicher Kaſſier, in Lemberg. Das ausführliche Urtheil über die ſämtlichen Preisſtücke wird in dem nächſten Hefte des **Pfalzbairiſchen Muſeums** erſcheinen. Der Geſchäftverweſer beſchloß die Sitzung mit der Vorleſung des folgenden Aufſatzes, welcher die neue Preisfrage für das Jahr 1791 enthält.

Der Abt **Girard** hat, nach dem Urtheile der beſten Schriftſteller, in ſeiner Abhandlung über die franzöſiſchen gleichbedeutenden Wörter (Synonimen) ein treffliches Werk geliefert. **Roubaud** hat gleiche Bahn betreten, und ſchätzbare Nachträge hiezu gegeben.

Dieſe

Diese Werke zeichnen sich nicht nur durch scharfsinnige Auseinandersetzung des Unterschiedes der Bedeutung gemeldter Wörter aus, sondern auch durch einen schönen, unterhaltenden und an Sachkenntnissen reichhaltigen Vortrag.

Herr **Stosch** hat im teutschen gleiche Versuche gemacht, und sich großes Verdienst um unsre Vaterlandssprache erworben. Die teutsche Gesellschaft wünscht, daß nach und nach ein vollständiges teutsches Werk **im Geist und Geschmacke des Herrn Girard**, in aller Rücksicht vortrefflich ausgearbeitet, entstünde. Sie setzt zu diesem Zwecke einen Preis von 25 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer beliebigen Zahl teutscher Synonimen, deren Bedeutung bis jetzt entweder gar nicht, oder doch nicht auf die oben bemerkte Art untersucht worden ist. Man sagt darum eine **beliebige Zahl**, weil es bey Ertheilung des Preises mehr auf die Bearbeitung, als auf die Zahl der von den Verfassern gewählten Wörter ankommen wird.

Die Preisschriften müssen vor dem 1sten April 1791 an den beständigen Geschäftverweser der teutschen Gesellschaft und Kurfürstlichen geheimen Sekretär und Professor, Herrn **Anton Klein**, mit einem Denkspruche und verschlossenen Nahmen des Verfassers eingeschickt seyn.

2.

Gekrönte Preisschriften der kurfürstlichen teutschen Gesellschaft zu Mannheim.

Die Wichtigkeit der in diesen Schriften behandelten Gegenstände, und die Nahmen der Verfasser sind schon hinlängliche Empfehlungen für diese Werke, so

daß wir nur den Inhalt herzuſetzen für nöthig erachten. Die Gegenſtände der Abhandlungen ſind folgende:

Hauptepochen der teutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert, eine gekrönte Preisſchrift von Herrn Leonhard Meiſter, Profeſſor der Sittenlehre und Geſchichte in Zürich.

Welches ſind die Veränderungen und Epochen der teutſchen Hauptſprache ſeit Karl dem Großen? und was hat ſie in jeder derſelben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder verloren? — Eine gekrönte Preisſchrift von Herrn Wilhelm Peterſen, Bibliothekär in Stuttgard.

Vergleichung der Vorzüge der teutſchen Sprache mit den Vorzügen der lateiniſchen und griechiſchen. Eine gekrönte Preisſchrift von Herrn J. G. Trendelenburg, Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen Sprachen in Danzig.

Verſuch einer Vergleichung der teutſchen Dichter mit den Griechen und Römern. Eine gekrönte Preisſchrift von J. J. Hottinger, Profeſſor in Zürch.

Dieſe Abhandlungen ſind unter dem Titel: Schriften der kurfürſtlichen teutſchen Geſellſchaft zu Mannheim, in fünf Bändchen erſchienen, und enthalten noch folgende Aufſätze:

Vom Urſprunge der Aufklärung der Pfalz in der Vaterlandsſprache, und von derſelben Verbreitung durch die teutſche Geſellſchaft, von Herrn Profeſſor Klein.

Von dem gothiſchen Geſchmacke, der ſich in der teutſchen Schrift und beſonders im teutſchen Drucke erhalten hat. Von dem Herrn Caſimir Biſchoff von Cherſones.

Vom Urſprunge der teutſchen Buchſtaben. Von demſelben.

Erſte

Erſte teutſch-geſchriebene Werke; Verſchiedenheit der alten Handſchriften; ihr gemeinſchaftlicher Urſprung; Vergleichung der Handſchriften mit dem Drucke; ꝛc. Von demſelben.

Ueber die Vortheile der Sprachgeſchichte. Von Herrn Wund, Lehrer auf der hohen Schule zu Heidelberg.

Ueber das Sonderbare der teutſchen Höflichkeitsſprache im Gebrauche der Fürwörter. Von Herrn Profeſſor Günther.

Der Subſcriptionspreis vom Bande iſt 1 fl. — und man kann bis zur Herbſtmeſſe ſubſcribieren. Nachher iſt der Preis unabänderlich 1 fl. 24 kr. Mannheim den 2ten Juni 1790.

Allgemeines Pränumerations- und Subſcriptions-Comtoir.

3.

Richardſons Klariſſe.

Schon der bloße Nahme: Engliſcher Roman, hat ſo viel Vorurtheil für ſich, daß unſre beſten Köpfe ſich nicht ſchämten, die Werke eines Richardſons, Fieldings, Goldſmiths ꝛc. ſogar bis auf den Witz der Ueberſchriften, ſich zum Muſter zu nehmen, und unſre Halbköpfe, ſie zu kopiren Auch würde es nicht ſehr beſcheiden gegen das Publikum ſeyn, ihm die Verdienſte der Meiſterwerke eines Richchardſons um Geſchmack und Sitten aufs neue anpreiſen zu wollen; eines Schriftſtellers, der, um nur dies einzige zu ſagen, mit der tiefſten Menſchenkenntniß und den feinſten

sten Empfindungen eine Delikateſſe verbindet, welche dem ſtrengſten Sittenlehrer nichts hinzuzufügen, oder zu verwiſchen übrig läßt. Es iſt wahr, das Leſen einer Klariſſe und Pamela iſt auſſer Mode gekommen. Allein, was beweißt die Mode für oder wider die Güte des Gegenſtandes? Daß man ſehr oft dem guten Richardſon den Vorwurf gemacht hat, ſeine aufgeſtellten Charaktere wären Ideale, ſeine geäuſſerten Empfindungen überſpannt, hat uns nicht abgeſchreckt, dem Publikum eine neue vollſtändige Ueberſetzung dieſes Werkes zu übergeben. Die Charaktere ſind ſo unerreichbar glücklich gezeichnet, die eingeſtreuten pſychologiſchen Bemerkungen ſo wahr, die Reſultate für Geſchmack und Sitten ſo wichtig, daß wir unſer teutſches Vaterland beklagen müßten, wenn es dieſen Roman, deſſen Werth ſchon durch den Beyfall von zwey geiſtreichen Nationen entſchieden iſt, nicht mit Wohlgefallen aufnähme. Doch wer wollte nicht den größten Theil dieſer Gleichgültigkeit den alten Ueberſetzungen der Klariſſe zuſchreiben, deren beſte bereits ihr achtes Luſtrum erreicht hat? — Darum zweifeln wir um ſo weniger an der guten Aufnahme des erſten Bandes, der bereits in ſchönem weißen Druckpapier erſchienen iſt, und hoffen unſre Ueberſetzung werde ſich durch Richtigkeit, Stärke und Schönheit des Ausdruckes vor allen vorherigen auszeichnen. Von ſechs zu ſechs Wochen wird immer ein Band geliefert werden. Der Subſcriptionspreis iſt 36; die Subſcriptionszeit iſt offen bis künftige Herbſtmeſſe; nachher iſt der Preis eines Bandes ein Gulden; wovon wir dann nicht mehr werden abgehen können. Mannheim den 1ſten Juni 1790.

Allgem. Subſcr. und Pränum. Comtoir.

4.

Kaiſer Rudolf von Habsburg.

von A. K.

Vierte Auflage.

Der Beyfall, womit das Trauerſpiel **Kaiſer Rudolf von Habsburg**, in verſchiedenen gelehrten Journalen und Zeitungen, uns von unpartheyiſchen Freunden und Kennern der Litteratur iſt aufgenommen worden, und daß von dieſem Trauerſpiele nun im 3ten Jahre ſchon die 3te Auflage vergriffen iſt, veranlaßt uns, eine vierte auf äuſſerſt ſchönem Papiere, mit ſchönen Lettern in Quart auf Subſcription zu veranſtalten. Das Werk wird mit einigen vortreflichen Kupfern geziert werden, die auch von Kennern und Liebhabern als Kunſtwerke können aufbewahrt werden. Der Subſcriptionspreis iſt 2 fl. — der Ladenpreis 3 fl. — Die Subſcriptionszeit dauert bis künftige Herbſtmeſſe. Mannheim den 2ten Juni 1790.

Ebendaſſelbe.

5.

Wir zeigen hiermit an, daß die verſprochene **Fortſetzung** des die Geſchichte der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung enthaltenden **hiſtoriſchen Almanachs** unfehlbar und zwar ſchon zur Michaelismeſſe erſcheinen werde. Der Verfaſſer dieſer Fortſetzung iſt Herr Rath **Schulz** in Weimar, der den Faden dieſer großen und intereſſanten Begebenheiten da wieder aufnehmen wird, wo er ſelbſt in ſeiner mit ſo vielem Beyfall aufgenommenen Revolutionsgeſchichte und der Verfaſſer des vorjährigen Almanachs ihn fallen lieſſen, nämlich mit **Neckers** Wiederkehr. Dieſe Periode

wird

wird also auch die merkwürdigen Auftritte zu Versailles im October des vergangenen Jahrs und die Verpflanzung des Hofes von Versailles nach Paris einschließen, die in dem vorjährigen Almanach noch nicht Platz finden konnten. Die Kupfer sind abermals in Paris von dem berühmten Hrn. **Ponce** gestochen, und bestehen, ausser den interessantesten Scenen der fortlaufenden Geschichte, in acht Portraits folgender Personen, welche Hauptrollen gespielt haben: des **Königs**, der **Königin** des Herzogs **von Orleans**, und der Herrn **Sieyes**, **Lally Tolandal**, **Clermont Tonnere**, **Chapelier**, und **Lameth**, von denen man so glücklich gewesen ist, vollkommen ähnliche Zeichnungen zu erhalten. Dem Verlangen vieler Interessenten gemäß, wird man dies Jahr auch die **Geschlechtsregister** der regierenden europäischen Häuser hinzufügen, so daß der Almanach nunmehr ein **genealogisch-historischer** werden wird. Noch wird eine Berichtigung derjenigen Umstände beygefügt werden, die der Verfasser des vorjährigen Almanachs, weil er keinen Wahrsager Geist hatte, unmöglich anders wissen und anders erzählen konnte, als sie damals von ganz Paris, von ganz Frankreich, und mit diesen von ganz Europa geglaubt wurden, die aber einige Monate nachher eine größere Aufklärung erhielten. Uebrigens wird das Aeussere dieses Almanachs an Druck, Papier und Verzierungen dem vorjährigen in keinem Stücke nachstehen. Bey der Versendung wird man sich in Ansehung der frühern und spätern Abdrücke der Kupfer genau nach der Ordnung richten, in welcher die Bestellungen bey uns einlaufen werden. Wir bitten daher diejenigen, denen daran gelegen ist, die besten Abdrücke zu erhalten, sich bey Zeiten zu melden. Braunschweig im Julius 1790.

Die Schulbuchhandlung.

Im

Inhalt.

May.

I. Ueber das Studium der Naturgeſchichte. S. 1
II. Die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel, ſich von ſeiner Wirklichkeit zu überzeugen und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen. — 11
III. Unparteyiſche Betrachtungen über die dermalige Staats-Revolution in Frankreich. — 40
IV. Fortſetzung der Briefe über Paris. — 69
V. Ueber die Entſtehung und Ausbildung geographiſcher Begriffe bey den Griechen; oder über fabelhafte Geographie und deren Behandlung. — 203
VI. Haleb, eine Erzählung. — 110

Junius.

I. Fortſetzung über das Palais Royal zu Paris. — 113
II. Fortſetzung der Betrachtungen über die Franzöſiſche Staatsrevolution. — 144
III. Politiſch philoſophiſche Geſpräche. — 164
IV. Nachricht von den heiligen Büchern der Hindus. — 281
V. Ode ad Leopoldum II. — 290
VI. Vermiſchte Briefe über allerley Litterariſche und andre Gegenſtände. — 291

Julius.

I. Fortsetzung der Briefe über das Palais Royal zu Paris. S. 217
II. Nachrichten von dem Ritterorden der lustigen Brüder. — 258
III. Probe eines Heldengedichts, Borussias, oder der siebenjährige Krieg. — 276
IV. Politisch-Philosophische Gespräche. — 298
V. Vermischte Briefe über litterarische und andere Gegenstände.
VI. Subscriptions-Plan der allgemeinen Geschichte der Bau- und Verzierungs-Kunst. — 322

August.

I. Beschluß der Probe eines Heldengedichts, Borussias, oder der siebenjährige Krieg. — 329
II. Beschluß der Briefe über das Palais Royal zu Paris. — 349
III. Noch einige Gemälde und Scenen aus dem verlornen Paradiese. — 367
IV. Zufällige Gedanken über die Abschaffung des erblichen Adels in Frankreich. — 392
V. Epistel, an den Herrn P. T. zu B. — 425
VI. Ermahnungen eines Arztes an seinen Sohn. — 428
VII. Vermischte Litterarische Anzeigen. — 432

weitoffnen emporſtarrenden Augen der Sterblichen, die, vor Begierde ihn anzugaffen, auf den Rüken fallen -- wenn er die trägſchleichenden Wolken theilend auf dem Buſen der Luft in majeſtätiſchem Flug daherſegelt.

Juliette.

O Romeo, Romeo -- Warum biſt du Romeo? -- Verläugne deinen Vater und entſage deinem Namen -- oder wenn du das nicht willt, ſo ſchwöre mir nur ewige Liebe und ich will keine Capulet mehr ſeyn.

Romeo leiſe.

Soll ich länger zuhören, oder auf dieſes antworten?

Juliette.

Nicht du, bloß dein Nahme iſt mein Feind; du würdeſt du ſelbſt ſeyn, wenn du gleich kein Montague wäreſt -- Was iſt Montague? -- Es iſt weder Hand noch Fuß, weder Arm noch Geſicht, noch irgend ein andrer Theil. Was iſt ein Name; Das Ding das wir eine Roſe nennen, würde unter jedem andern Namen eben ſo lieblich riechen. Eben ſo würde Romeo, wenn er ſchon nicht Romeo genennt wurde, dieſe ganze reizende Vollkommenheit behalten, die ihm, unabhängig von dieſem Namen, eigen iſt -- Romeo, gieb deinen Namen weg, und für dieſen Namen, der kein Theil von dir iſt, nimm mein ganzes Ich.

Romeo.

Ich nehme dich beym Wort; nenne mich nur deinen Freund,

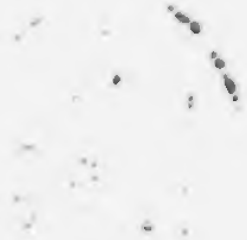

Neuer
Teutſcher Merkur.

9. Stück 1790.

BIBL
NIVER
LIPS

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. An Elisa. . . . S. 1.

II. Bruchstücke zur Charakteristik des Herzogs Regenten von Frankreich, Philipps von Orleans, und seiner Zeit. . . — 9

III. Die Königs-Probe. . . — 23

IV. Der vierzehnte Julius. Ein Göttergespräch. . . — 58

V. Cordelia. . . — 91

VI. Briefe über litterarische und andere Gegenstände. . . — 93

VII. Litterarische Anzeigen. . — 103

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Nachricht.

Die natürliche Religion, (d. h. die Erkentniß Gottes und der daraus hergeleiteten Obliegenheiten und Rechte des Menschen, welche durch die menschliche Vernunft erzeugt und die Zusammenstimmung aller vernünftigen Menschen bewähret wird) ist die unstreitige Grundlage aller Religion. Kein Mensch kan mit Verstand eine Offenbarung glauben und benutzen, welcher nicht vorher durch die Vernunft von dem Daseyn des geoffenbarten Gottes lebhaft und fest überzeugt, von der Nothwendigkeit und den Kennzeichen einer göttlichen Offenbarung durch sie belehrt, und über die Regeln zur Forschung ihres Sinnes von ihr unterrichtet worden ist. Auch ist kein Mensch in Absicht auf Religion vor gefährlichen Irrthümern überhaupt, und vor Aberglauben und Schwärmerey insonderheit gesichert, so lange nicht eine gründliche und vollständige Kentniß der natürlichen Religion seinen Geist aufgeklaret und mit den Wegen zur Wahrheit vertraut gemacht hat. Es ist demnach für alle Menschen, denen wahre Religion am Herzen liegt, von der äuserſten Wichtigkeit, daß Sie die natürliche und allgemeine moralische Religion recht gründlich erlernen und zu einer unerschütterlichen Ueberzeugung in derselben zu gelangen, Gelegenheit finden. Da nun das ganze deutsche Publikum einstimmig geurtheilt hat, daß mein System der moralischen Religion diese Gelegenheit hinreichend darbiete; so darf ich wohl kein Bedenken tragen, dasselbe nun auch für die Jugend zu bearbeiten, und es in dieser neuen Gestalt für den ersten Schulunterricht zu bestimmen. Ich bin auch schon seit langer Zeit von vielen Orten her ersucht worden, dieses Lehrbuch für das Knabenalter dem Publikum mitzutheilen, weil überall, nicht nur die Freunde der bloßen Vernunftreligion sondern auch die Verehrer der positiven Religion sich für ihre Kinder ein solches Buch wünschen, welches ihnen zur ersten Grundlage alles Religionsunterrichts dienen kann. Ich kündige demnach hiermit einen

Katechismus der natürlichen Religion

an, und verspreche solchen in der nächsten Leipziger Michaelmesse fertig zu liefern. Zugleich ersuche ich alle meine bekannten und unbekannten Freunde und Gönner, daß sie auf diesen Katechismus Pränumeration anzunehmen (aufs Exemplar 8 Gr. Sächs.) und die gesammelten Gelder binnen dato und den lezten September an die Herren Verleger Franke und Bispink zu Halle franco einzusenden die Güte haben. Wer einen Dukaten schickt, erhält zehn Exemplare. Ich wähle den Weg der Pränumeration, um sowohl mein als der Herren Verleger Eigenthum wider Nachdrukker zu sichern.

Den 16ten Aug. 1790.

D. C. F. Bahrdt.

Der neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1790.

I.

An Eliſa.

Den 20ſten May 1790.

Das ſchönſte Morgenroth vergüldet
Jezt Belgiens ſchneehelles Blatt vor mir;
Bald fliegt das Glückliche, zum Fluge leicht gebildet,
Mit meinem Gruß zu Dir! —
Zu Dir, die heut für dieſe Welt erwachte,
Des Raymonds Kind, auf deſſen Wiege er
Von ſeinem Azur-Himmel lachte! —
Von allen Freunden um Dich her,
Die Deine Seele glücklich machte,
War ichs vielleicht, der dir oft ſchlechte Lieder brachte;
Doch keiner liebt dich mehr!
Und Keines Muſe fühlt, wenn der Geneſung Roſen
Auf deiner vollern Wange glühn,
Mehr ſüße Luſt, gekränzt mit jungem Grün
Die Freude ihrer Bruſt Eliſen vorzukoſen,
Und niemand iſt bey deiner Pleureſie

Mißmüthiger als sie! —
Süß ists — wie Flaccus meynt und er verstand die Sache —
Zu rechter Zeit ein wenig albern seyn,
Und wenn ichs heut nach seiner Regel mache,
So ist die Schuld wahrhaftig — Dein!
Dein Lebenstag erweckt mein Herz zum schnellern Schlage;
Ich bin vergnügt und O! an einem solchen Tage
Trinkt nur ein kalter Frosch nicht Wein!
Doch das geschmolzne Gold vom Rhein
Begeistert allgemach des Busens sanftes Wallen
Zu höhern Taumel. Schnell entfliegt,
Der Täubchen gleich, die Phantasie und wiegt
Auf blauen Lüften sich mit süßem Wohlgefallen!

Ha! wie so reizend mahlt
Sich ihrem trunknen Blick aus dieser heitern Sphäre
Die schöne Vorzeit! — überstrahlt,
Als wenn es Tassos Traumwelt wäre.
Mit Rosenschimmer liegt sie da vor mir
Gleich Lorrains Landschaft; leichte Schatten
Erhöhn die Lichter nur in ihr.
Vom süßem Augenblick, als ich zuerst mit dir
Stillschweigend einen Bund der ewgen Freundschaft machte,
Durchirr ich fühlend dieß Refier.
O! daß uns noch dieselbe Sonne lachte!
Ich stünde dann in A — am Clavier;

Und

Und lauſchte dem Geſang, der aus der goldnen Sapte,
Von P — Flöthenhauch umſchwebt,
Wohlthätig mir durchs Herz gebebt
Wenn Doris Schwanenhand, mit ſingendem Geleite,
Von Harmonien reich, in ſeine Taſten ſank.
Auch lauſchte ich wie vormahls — heute
Entzückt, auf jeden feyerlichen Klang
Der Andacht, den mit ſchüchternem Erröthen
Die junge Dichterin der Harfe ſchon entzwang;
Der reine Ton des Herzens drang
So leicht ins Herz! und wenn von Floras Beeten
Der ſchönſte Kranz nicht gnug des Weibes Scheitel ſchmückt,
So werd er dir von Gellert und Meandern
In Sions Hayn gepflückt! —
Dann würden wir den hohen Park durchwandern,
Wo Friedrichs Laube ſich mit ernſten Schatten deckt;
Auch Echo würde dann von blumichten Terraſſen
Durch unſern Ruf vom Schlaf erweckt;
Die Roſentreppe, wo wir ſonſt im Kreiſe ſaßen,
Von keinem Modezwang geneckt,
Und bis zur Schwärmerey — vergaßen,
Von dir Eliſa angeſteckt!
Wer ſezte ſich nicht gern auf ihren Teppich nieder
Und fühlte jene Unſchulds Schwärmerey
Mit dir und mit Aglajen — wieder!
Wer raubte nicht der nahen Mayerey

Wie damals froh, der weiſſen Kühlung Schaale,
Und zöge dieſen Schmauß in Urzens buntem Thale
Nicht herzlich gern dem ſchönſten Gala-Mahle
An eines Fürſten Hofe vor?
Der Grillenfänger ſelbſt verlohr
Aus ſeiner düſtern Stirn die Falten;
Der Jüngling ſtimmte gern in Eurer Lieder Chor,
Und Jugend lächelten die Alten.
Zur Liebe aufgeblüht, in voller Lebenskraft
Ganz Weib, mit jenem ſanftgeſpanten Herzen,
Das überall ſich Paradieſe ſchaft;
Noch unbekant mit jeder Brüderſchaft;
Noch unbekannt mit Krämpfen und mit Schmerzen,
Die deinem zarten Bau dein Pult jezt reichlich giebt,
Bewundert ſehr, doch mehr geliebt,
Warſt du, Eliſa, uns, am vielgeliebten Orte,
Der wen'gen Freunde ungetheilter Schatz.
Noch war aus deinem Kiel kein kalter Wahrheits-Satz
Ins groſe Publikum gedrungen;
Nur mit der Palme war dein braunes Haar umſchlungen,
Der Palme Schatten war dein ſchöner Lieblingsplatz!
Aus dieſem ſaheſt du der rüſtigen Cohorte
Der Scribler und Skribenten lächelnd zu,
Und ſangſt in manches Seele Ruh!
So ſtandſt du; neben dir, geſchmiegt an deine Tugend,
Die mancher Thränenbach geübt, —

Stand

Stand deine Schülerin, in ihrer zarten Jugend
Dich heiß schon liebend, und von dir auch heiß geliebt!
Wie Cypris Blume schön, im Schooß der Flur erzogen,
Ein Engels-Herz in einer Lilienbrust,
Der künftgen Hoheit unbewußt
Galt ein Bouquet, gleich Iris Farbenbogen,
In ihrer seidnen Locken Nacht,
Mehr als der Fürstenkrone Pracht!
O! goldne Zeit! ihr hingeeilten Tage
Ists Täuschung, die dies Bild mit solchem Reiz belebt!
Stimm ich vielleicht schon jezt in jedes Alten Klage,
Der immer die Vergangenheit erhebt?
Kann seyn! denn freylich ist der Frühling unsers Lebens
Weit lachender als seine Sommerszeit:
Ein Veilchen, das den Jüngling hoch erfreut,
Lockt den gesezten Mann vergebens.
Vergebens sucht der Mann die junge Heiterkeit,
Die leicht geweckte Lust in einer Brust voll Sorgen:
Gros oder Klein! wer ists der keine Sorgen hat?
Und gieng er einen Blumenpfad,
So ist der Mittag doch nicht Morgen!
Allein nicht Täuschung nur trägt den entspannten Geist,
Wenn träumend er genießt, in jene Zeit zurücke;
Nicht mürrsche Laune ists, die jene Augenblicke
Auf Kosten dieser Täge preist!
Wo seh ich dich wie sonst? Elisa! — Wie du weißt,

Freund, und ich will meinem Taufnamen entſagen, ich will von nun an nicht mehr Romeo ſeyn.

Juliette.

Wer biſt du, der hier, in Nacht gehüllt, mein einſames Selbſtgeſpräche belauſcht?

Romeo.

Durch einen Namen weiß ich dir nicht zu ſagen, wer ich bin; mein Name, theure Heilige, iſt mir ſelbſt verhaßt, weil er ein Feind von dir iſt. Ich wollt' ihn zerreiſſen, wenn ich ihn geſchrieben hätte.

Juliette.

So neu ſie mir iſt, ſo kenn' ich doch dieſe Stimme -- Biſt du nicht Romeo, und ein Montague?

Romeo.

Keines von beyden, ſchöne Heilige, wenn dir eines davon mißfällt.

Juliette.

Wie kamſt du hieher, ſage mir das, und warum? Die Garten-Mauer iſt hoch und ſchwer zu erſteigen, und der Ort Tod, wenn dich einer von meinen Verwandten gewahr würde.

Romeo.

Mit der Liebe leichten Flügeln überflog ich dieſe Mauern, einen zu ſchwachen Wall gegen den mächtigſten Gott;

Nagt Jahre lang an deinem theuren Leben
Die Viper, Krankheit! Und ſoll der Himmel uns
In dir noch länger Freude geben,
So raunt ein guter Duns
Von Aeſkulays Baſtarten dir die Lehre
Ins leicht beredte Ohr, nur Böhmens Sprudel wäre
Die Reſidenz, wo die Geneſung thront!
Da gehts denn fort, — Zu allem Unglück mehrt
Dein alter Freund von jener Wunderquelle
Zweyhundert Meilen, und die Laſt
Von Trenks berühmten Feſſeln, ach! umfaßt
Ihm Hand und Fuß und läßt nicht aus der Stelle,
Sonſt würd er wohl noch einmal der Geſelle
Von deiner Fahrt zur Wunderquelle,
Wie Du es ſchon erfahren haſt!
Armſeliger Behelf! die Worte ſich zu ſchreiben,
Die, leicht und froh, der Mund der Freundſchaft ſpricht:
Nicht hör ich dich! ich ſeh dich nicht!
Die Laune ſtockt, der Stoff gebricht,
Oft ſetz ich an und laß es endlich bleiben!
Vielleicht mag auch wohl dann und wann
Die Scheelſucht leis ihr Spiel mit meinem Herzen treiben!
Ich bin kein ſchöner Geiſt, auch kein berühmter Mann,
Die trifft du Schaarenweiſ in groſen Städten an!
Die eilen Schaarenweiſ die Pilgerin zu grüßen.
Die dreimal ſchon im Meßverzeichniß prangt;

Abbé,

Abbé, Poet Akademiſt verlangt
Eliſens Toilette zu verſüßen;
Der bringt ſein Buch, der lieſt ſein ſchön Poem;
Der ſpielt mit ſeinem Witz, der glänzt mit dem Verſtande'
Der neckt den Schweizer-Jacob-Böhm,
Illuminirt das Clerikal-Syſtem
Und zeigt Dir überall Loyolas feine Bande.
Doch ich! in meinem rauhen Lande
Klag, als der Cyklops Polyphem,
Den Felſen meinen Schmerz, und zittre für die Ströe
In deiner Freundſchaft, die mir keine Welt erſezt.
Vergeblich — Dank ſey dir! — bis jezt,
denn immer fand ich noch in Dir Eliſen wieder,
Fand immer dich wie ſonſt ſo ſanft, ſo gut, ſo bieder
Und auch mein Plätzchen unbeſezt!
So, Freundin, laß es mich alsdann auch wiederfinden,
Wann dich zum leztenmal Autumnus wiederbringt,
Zum leztenmal! Denn unſre Freundſchaft ſchlingt
Die Blumenkette ſchon, die Flügel dir zu binden
Und andere Freuden warten Dein
Als Drachen und Geſpenſter überwinden.
Die unſre biſt Du nur allein!
Und ſollſt fortan die unſre bleiben!
In friſcher Lebenskraft, die jeden Feind vertreiben
Und jeden Aufſtand durch ſich ſelbſt beſiegen kann,
Verlebe froh mit uns von einem kurzen Leben

Die zweyte Hälfte nach dem besten Lebensplan!
Den Riß dazu wird dir die holde Weisheit geben;
Mit deiner Seele schwesterlich verwandt
Beut sie, durch Dich, uns ihre sanfte Hand,
Und führt uns zu der Menschheit einzgem Orden,
Wo jedes Herz noch Glück und Ruhe fand;
Wo keine Gaukeleyn den dürstenden Verstand
Betäuben, um ihn leichter zu ermorden;
Wo seine Dämmerung uns jede Wahrheit zeigt
Wornach des Herzens Sehnsucht strebet;
Wo die Vernunft, die Stimme ganz erhebet,
Und, wo es nöthig ist, bescheiden hofft und schweigt.
Hier, hier umschweben uns die stillen reinen Freuden
Die Freundschaft, Tugend, — und die Mutter Religion,
Sie steigt von ihrem Sternenthron,
Und trocknet sanft die Thränen unsrer Leiden.
Was kümmert uns der grelle Ton
Der Afterweisen, die mehr als ein Erdensohn
Von Gott und Höll und Himmel wissen?
Was alle Narren, die mit kalten Kettenschlüßen
So manches weiche Herz zerrissen?
Was kümmert uns das Possenspiel der Welt?
Seit Adams zeiten ist es anders nicht gegangen.
Als, daß die Stärkern stets des Schwachen Gut verlangen,
Und, daß der Listige den Dummen Schlingen stellt.
Genug wenn wir uns nicht in solchen Netzen fangen.
Und, dafür, Dank sey Gott! kann unser Auge sehn
Woher wir sind, wohin wir gehn!

B**r.

II.

Bruchstücke zur Charakteristik des Herzogs-Regenten von Frankreich, Philipps von Orleans, und seiner Zeit. *)

Durch das System waren Bediente und Kutscher Besitzer der schönsten Landgüter geworden, bloße Commis in reiche Financiers verwandelt, und zwanzigtausend Familien im Königreiche an den Bettelstab gebracht. Der größte Theil der Nation taumelte in einer Art von Wahnsinn; und von der Stimmung der Hauptstadt mag folgende Anekdote zeugen.

*) Aus der kürzlich zu Paris herausgekommenen sehr wichtigen Mémoires du Duc de Richelieu; einem Werke, in welchem der Herausgeber, der Herr Abbé Girnaud-Soulavie, vollkommen lieferte, was der Titel verspricht, eine treue und freymüthige Enthüllung der französischen Staatsverwaltung seit den letzten Jahren Ludwigs XVI. Die Absicht, warum diese Bruchstücke hier stehen, würde erreicht seyn, wenn sie aufmunterten, das Werk selbst zu lesen, und ganz zu lesen, wie eine ächthistorische Composition gelesen werden muß, die mehr ist als bloße Unterhaltung.

Ein reicher Aktienſpieler, ſagte man, würde in ſeinem Hotel einen fliegenden Eſel ſehen laſſen, und ganz Paris rannte hin. Es war ein Eſel, den man durch Maſchinenwerk von einer Bühne herunterließ. Alle Schauſpielhäuſer ſtanden leer, weil alles ſich dahin drängte, wo der Eſel flog. Einen ganzen Monat lang ſah ſich der Entrepreneur der Oper verlaſſen; und rächte ſich dafür durch folgende Couplets, die noch lange nachher im Munde aller Herren vom Hofe blieben.

Autrefois Paris admira
Corneille, Racine et Moliere;
Lully dans ſon moindre Opéra,
Trouve le grand art de plaire;
Ces grands hommes du tems paſſé
Par un âne ſont effacés.

A la foire Destouches en pleurs
Se plaint que l'Opéra Comique,
Malgré les ſoins des Directeurs,
Echoue auprès de le bourrique;
Faut-il qu'un ſi ſot animal
En mène tant à l'Hôpital?

So lachte denn die Hauptſtadt, dem Genius der Franzoſen gemäß, über ihr Elend und ihren Jammer. Dubois aber verſicherte den Regenten,

wie

wie vormahls Mazarin: so lange der Pariser noch sänge oder Verse recitirte, würde ihm die Regentschaft sicher seyn; aber dann möchte er sich vor ihrem Grolle hüten, wenn sie nicht mehr an Schnurren und Quodlibets dächten, denn alsdenn würden sie an ernsthaftere Dinge denken.

Diese wichtige Wahrheit wurde selbst an dem Hofe des Regenten bemerkt, der doch von Witzlingen und Wüstlingen umringt war, die über alles lachten, denen Begebenheiten, die, ihrer Natur nach, auf jeden guten Franzosen Eindruck machen mußten, nur ein Spiel waren.

Um jeden Aufstand gleich im ersten Entstehen zu ersticken, wurden von jeder Kompagnie Schweizer funfzig Mann beordert, sich auf den ersten Wink bereit zu halten. Zwar litt das Volk schweigend und still! zwar trug der gute Pariser ein Papier, das ihm hundert Livres gekostet hatte, nach dem Hôtel de Soißons, und ließ sich dafür mit funfzehn begnügen; allein er murrte doch, sprach doch vom Palais Royal, wiewohl niemand den ersten Schritt wagte.

Am Hofe ahndete man unterdessen wirklich eine Empörung. Der Regent, der von Natur Entschlossenheit besaß, der auch wider Willen in diese mißliche Lage gebracht worden war, sagte laut

laut und öffentlich in Gegenwart des ganzen Hofs: das Volk würde Recht haben, wenn es sich empöre; es sey nur zu gut, daß es sich so viel gefallen lasse; hätte ihn seine Geburt zum Bürger oder Landmann gemacht, so würde er sich dadurch ausgezeichnet haben, daß er die Vertheidigung des Volks gegen die Bedrückungen der Regierung übernommen hätte. Er werde, setzte er hinzu, sein Möglichstes thun, um alle Empörung oder Bürgerfehde zu verhüten; erfolge aber dennoch dergleichen nach dem Ausbruch eines Staatsbankeruts, denn werde er sich auf die Seite des Volks schlagen, und, wenn es das Volk verlange, sich gegen seine eigenen Minister an die Spitze stellen, um den König zu retten. Zugleich sagt' er noch zu den anwesenden Ministern: sie möchten das Volk schonen, auf ihn aber nicht rechnen; denn er sehe den Zeitpunkt herannahen, wo die Unterthanen, die von der höchsten Gewalt gemißbraucht worden wären, ihre Pflicht vergessen würden.

Eben so wie der Regent, stimmten auch der Kanzlar, Desforts, der Law's Stelle als Finanzminister versah, le Blanc, Broglio, Nocé, und sogar Dubois: alle räumten ein, der Staat befinde sich in der größten Gefahr.

Camillac, ein scharfsichtiger Biedermann, der gleich beym Anfang des Systems die Folgen vorher-

hergesagt hatte, war nicht bey dieser Berathschlagung. Der Regent ließ ihn rufen, um auch seine Meynung zu hören. Allerdings, sagte Camillac, sey es wahr, daß das Volk unzufrieden sey; nehme man ihm sein Geld und den wahren Werth der Billets, so bringe man es auf das Aeußerste; noch wisse man nicht wozu die Provinzen fähig seyn mögten, und vielleicht könne eine unerhörte Erschütterung erfolgen: indessen, setzt' er hinzu, hoffe er noch das Beste von der Gutmüthigkeit und Biederkeit (de la bonhommie et du caractere courtois) der Pariser, wenn nur der Regent sich entschließen könne, den Bösewicht aufzuopfern, das Parlement zurückzurufen und ihm den schändlichen Fremdling (cet infame étranger) auszuliefern. Alles umsonst! Der Regent war und blieb bezaubert; und Law erhielt sich noch.

Es kränkte den Regenten, das Schicksal des Königreichs einem Abentheurer, dem Urheber einer fürchterlichen Revolution, überlassen zu haben, den er gleichwohl noch immer gegen die Geistlichkeit und das Parlament in Schutz nahm. Er wollte helfen; und, im Nachdenken über die unglückliche Lage des Staats, fiel er von selbst auf den Gedanken der Nation selbst die Heilung des Uebels zu überlassen, und die Stände zusammenzurufen. Dubois, der ihn nicht einmal aus den Augen ließ, fand ihn einst mit des verstorbenen

Dau-

Dauphins, Herzogs von Burgund, handschriftlichen Aufsätzen über die Etats-généraux. Gleich hat er sich diese Papiere von ihm aus, und versprach ihm dagegen etwas anders über diese Materie, das weit besser durchdacht seyn sollte. Nach einiger Zeit brachte er auch dem Regenten den nachfolgenden Aufsatz über unsere ehmahligen Nationalversammlungen.

„Nicht ohne Grund haben die Könige von Frankreich jene Versamlungen vermieden, die unter dem Namen Etats-généraux bekannt sind. Ein König ist nichts ohne Unterthanen; und wiewohl ein Monarch ihr Oberhaupt ist, so liegt doch in dem Gedanken, daß er alles, was er ist und hat, von ihnen habe, in dem Feyerlichen der Volks-Deputationen, und der Erlaubniß von dem König reden und ihm Beschwerden überreichen zu dürfen, ich weiß nicht was Trauriges, welches ein großer König immer von sich entfernt halten muß.

Welch eine Quelle von Kummer in der Zukunft für Ihro Königliche Hoheit, die Sie einst in Frankreich zur Regierung kommen können (indem doch der Tod des jungen Königs in die Klaße der Möglichkeiten gehört), wenn Sie selbst durch eine solche Einschränkung die Verfassung des mächtigsten Reichs auf der Welt veränderten, wenn Sie Unterthanen zu Theilhabern der höchsten Gewalt machten, wenn Sie in Frankreich einführten was in England gilt.

Spa-

Spanien, Frankreich, der Pabſt, die Oeſtreichiſchen Erbländer, alle europäiſche Monarchien, nur die in England, Ungarn und Pohlen, aus Mangel an Macht, und noch einige Souveraine ausgenommen, haben die nachtheiligen Folgen getheilter Macht eingeſehen. Der Pabſt hat ſeinen Kardinälen, von welchen ſeine Verordnungen ihre Sanktion erhielten, Spanien hat ſeine Grandes herabgeſezt und ſeine Cortes aus dem Geſicht verloren, beydes zum großen Vortheil des Staats: denn in einem Reiche, wo zwey Mächte zugleich wirken, fürchtet man nichts als Unruhen und Zwieſpalt; da hingegen Friede in demjenigen herrſcht, wo eine unbeſchränkte Macht die zu kühnen Leidenſchaften und Entwürfe, die täglich in einem Stande emporſtreben, niederbeugen kann.

J. K. H. belieben nur einen Augenblick nachzudenken, was in Frankreich geſchieht, wenn der König ein Geſetz oder eine Auflage macht. Jenes fließt, nach der Berathſchlagung im Conſeil, von hier, vermöge ſeiner Machtvollkommenheit, aus; und denn ſchickt er es ans Parlament, um es dem Volke bekannt zu machen, welche Macht könnte ſich nun der Vollziehung des königlichen Willens widerſetzen? Die Parlamente? Sie können weiter nichts thun, als Vorſtellungen machen: und auch dieſe ſind bloß eine Gnade die ſie J. K. H. zu verdanken haben; der verſtorbene König, der auf ſeine Macht äuſſerſt eiferſichtig war, hatte ſie ihnen

ſtreng

was die Liebe thun kan, dazu hat sie auch den Muth; und deßwegen können deine Verwandten mich nicht abschrecken.

Juliette.

Wenn sie dich sehen, so ermorden sie dich.

Romeo.

O Götter! Es ist mehr Gefahr in deinem Aug als in zwanzig ihrer Schwerdter; sieh nur du mich huldreich an, so verlache ich alles was ihr Groll gegen mich unternehmen kan.

Juliette.

Ich wollte nicht um die ganze Welt, daß sie dich hier sähen.

Romeo.

Der Mantel der Nacht wird mich vor ihren Augen verbergen, und wenn nur du mich liebst, so mögen sie mich immer hassen; besser, daß ihr Haß mein Leben ende, als daß der Mangel deiner Liebe meinen Tod verlängre.

Juliette.

Wer gab dir Anweisung diesen Plaz zu finden?

Romeo.

Die Liebe, die mich antrieb ihn zu suchen; sie lehnte mir Rat und ich lehnte ihr Augen — Ich bin kein Steuermann, aber wärst du so fern als jenes vom entferntesten Ocean bespülte Ufer, ich würd' um ein solches Kleinod mein Leben wagen.

Juliette.

ſtreng unterſagt. Und noch jezt, wenn es, nach allen ihren Vorſtellungen, dem König nicht beliebt das Geſetz zurück zunehmen oder abzuändern, müßen ſie es dennoch einzeichnen; weigern ſie ſich noch länger, ſo ſchickt ihnen der Monarch wiederhohlte Befehle zu.

Es erfolgen nunmehr neue Vorſtellungen, die einen Anſtrich von Widerſpenſtigkeit haben. Die Parlemente ermangeln nicht für ſich anzuführen, daß ſie Stellvertreter des Volks, die Stützen des Staats, die Hüter der Geſetze, die Vertheidiger des Staats ſeyn; und was noch mehr Gründe ſolcher Art ſeyn mögen. Von oben herab antwortet man ihnen bloß durch einen Befehl einzuzeichnen, mit dem Zuſaze, daß die Parlementsglieder weiter nichts ſeyen als königliche Diener, keineswegs aber Stellvertreter der Nation.

Nach und nach fängt es Feuer im Parlement, und es entſtehen Faktionen. Alsdenn iſt es gefährlich ein Lit de Juſtice zu halten, um die Herren auf den Punkt zu bringen, wohin man ſie haben will. Geben ſie nach, dann iſt Gehorſam geleiſtet, und dies iſt alles was der größte König auf der Welt wollen kann. Widerſetzen ſie ſich noch länger, ſo werden entweder die unruhigſten Köpfe, die Häupter der Faktionen, oder auch wohl das ganze Parlement nach Pontoiſe verwieſen. Der Adel oder die Geiſtlichkeit, ſeine natürlichen Feinde, werden alsdenn aufgereizt; man

läßt

läßt Chansons singen, oder bringt Verse, die es lächerlich machen, in Umlauf. Die ganze Operation, deren Gang und Resultate wir jezt recht gut kennen, verursacht weiter nichts, als einige leichte Aufwallungen, die ohne sonderlichen Nachtheil vorübergehen. Das Parlement, das nicht gehorchen wollte, ist demnach und bleibt verwiesen. Die jungen Räthe, nach welchen sich alles richtet, werden durch Hunger gezwungen; denn das Bedürfniß in der Hauptstadt zu leben, die Gewohnheit an Vergnügen und die Sehnsucht nach ihren Liebschaften, alles zieht sie dahin zurück. Es währt nicht lange, so wird diese Sehnsucht nach ihrem eigenen Heerde, nach ihren „femmes entretenues" immer dringender, immer ungestümer. Man bequemt sich also zum Gehorsam, schreibt, und eilt zurück. Dieß ist der ganze Mechanismus unter solchen Umständen; und davon abzuweichen würde äußerst gefährlich seyn."

„Kennen nun J. K. H. wirksamere Mittel gegen eine eigentliche Nationalversammlung, die sich Ihrem Willen widersezte? Könnte der Monarch auch zur Nation wie zum Parlamente sagen: sey nicht die Nation! Könnte er zu den Stellvertretern seiner Unterthanen sagen: ihr seyd keine Stellvertreter! Könnte ein König von Frankreich, wenn ihm neue Abgaben verweigert würden, sogar Krieg mit der Nation anfangen? Gegen das Parlament ist er seiner Truppen versi-

chert: würde das auch der Fall gegen eine Nationalversammlung seyn? Wohin träfe wohl der Soldat, der Offizier, der General, ohne Landsleute, Freunde, Eltern oder Brüder zu treffen? Lassen Sie uns nie vergessen, daß die Fürsten alles verlohren haben, sobald ihnen der Soldat blinden Gehorsam versagt, und daß, sobald man dieser Art von Autorität, der einzigen Hülfsquelle der Fürsten, etwas vergiebt, alles gewagt wird. Eben hierin besteht die „Partie honteuse" der Monarchen, die selbst bey den mißlichsten Lagen des Staats, nicht aufgedeckt werden darf."

„Sehen Sie nur die Sucht der Engländer, die fast beständig in Form von Etats généraux wider ihre Könige versammelt sind: sie haben diese hingerichtet, verbannt, oder entthront. Und doch war ehedem keine Nation so ächtkatholisch, so abergläubisch und ihren Beherrschern so unterthan, wie England. Ach! gnädigster Herr! Ihr guter Genius entferne doch von Frankreich das gefährliche Projekt, die Franzosen in Engländer zu verwandeln!"

Dieß war die staatsrechtliche Vorlesung, welche Dubois dem Regenten hielt. Der Regent lachte der Vorlesung und ihres Verfassers: aber untersucht wurde sie doch und ausgetheilt, und die Ständeversammlung unterblieb.

Mit dem Regenten war es einmal dahingekommen, daß der Cirkel seiner Vertrautesten bloß aus Wüstlingen oder talentlosen Ministern bestand, die er selbst zuerst lächerlich machte. Was er von ihnen und von sich selbst sagte, war so ungewöhnlich, so sonderbar, daß ganz Paris sein Talent in der Kunst zu medisieren bewunderte. Alle Lästerzungen, alle Ueberreste des alten Hofs verlohren die Fassung. Gern hätten sie, wie la Granges Chancal, die Hauptstadt und die Provinzen mit Schmähschriften gegen ihn erfüllt: allein seine Gleichgültigkeit, die alle Wirkung ihrer Sarkasmen vereitelte, benahm ihnen den Muth zu weitern Versuchen.

Einstmahl, bey einem Besuche bey Madame Daverne, seiner damahligen Liebschaft, in deren Hotel sich alle schönen Geister, Gelehrten, Künstler und Herren vom Hofe zu versammeln pflegten, machte er, in Gegenwart von allen diesem Beaumonde die bitterste Kritik seiner Staatsverwaltung und seiner selbst.

„Denken Sie nur, sagte er zu der Gesellschaft, „die mit gespannter Aufmerksamkeit jedes Wort „von ihm auffieng: es sind doch böse Leute, „die Franzosen, daß sie Blätter gegen mich schreiben, wo man mit mir und allen Ministern „auf das unbarmherzigste verfährt. Man nimmt „die Wendung, der Czaar habe die französische „Verfassung ungleich weiser gefunden, als die

„Verfassung in den übrigen Staaten die er bereis
„sen wolle, und habe deswegen eigens einen Ge-
„sandten nach Frankreich geschickt, um sich mei-
„nen guten Rath auszubitten. Der Gesandte
„macht mir, im Namen seines Herrn, große Elo-
„gen, und läßt mich darauf erwiedern:

Seine Czaarische Majestät erzeigt mir sehr viel Ehre, daß sie eine so günstige Meynung von meinen Fähigkeiten hegt: ich verdiene sie nicht. Mein Oheim hielt mich, aus Eifersucht, von seinen geheimen Berathschlagungen entfernt. Mein ganzes Studium beschränkt sich auf schöne Wissenschaften, Chemie, Mahlerey und Musik. Hat mich auch meine Geburt zur Regentschaft berufen, so besteht doch meine Beschäftigung mit Regierungssachen bloß darin, daß ich Abends, im Rausche mit meiner lustigen Bande, Verordnungen mache, wodurch die Stadtverordnungen aufgehoben werden. Es thut mir leid, daß ich Ihrem Herrn in seinen großen Entwürfen keine Hülfe leisten kann: sprechen Sie mit dem Kardinal Dubois.

Der Gesandte geht also zum Kardinal, und dieser antwortet:

Scherz war es gewiß vom Herzog von Orleans, daß er Sie an Mich verwieß. Wo sollte

ſollte ich ächte Regierungskunſt gelernt haben? Ich bin der Sohn eines Dorfapothekers; und in Paris war meine erſte Ausflucht als Bedienter bey einem Doktor von der Sorbonne. Mein gutes Glück machte mich nachher zum Unterlehrer des Herzogs-Regenten. Dieſer hat mir Würden auf Würden gegeben, aber nicht die Fähigkeit dazu. Zudem bin ich von den Fr... durchnagt, die mich langſam verzehren, und mich hindern, wenn ich auch ſonſt die Geſchicklichkeit dazu beſäße, in Staatsſachen zu arbeiten. Gehen Sie zu dem Herrn Siegelbewahrer und zu den Staatsſekretären.

Der Geſandte geht zu allen den Herren; und dieſe antworten wie folget:

Herr von Armenonville, Siegelbewahrer.

Soll ich als Siegelbewahrer guten Rath geben, oder als Financier? Im leztern Falle muß ich Ihnen ſagen, daß ich in dieſem Sache blos mit meinen eigenen, niemahls aber mit den königlichen Finanzen bekannt geworden bin. Als Siegelbewahrer unterſiegle ich, auf Verlangen, was man nur will ohne daß ich es auch nur leſen darf: ich bin weiter nichts als ein Mann von gutem Willen.

Herr von Maurepas.

Ich würde mich freuen, wenn ich Sr. Czaariſchen Majeſtät nüzlich ſeyn könnte:

allein Sie werden geruhen, vorher erſt ſelbſt etwas zu lernen. Ich habe Verſtand, Wißbegierde und Liebe für den König wie für den Staat: allein ich habe kaum erſt die Schule verlaſſen; und vom ganzen Seeweſen ſah ich weiter nichts, als ein Schiff, das die Seine hinauffuhr, oder ſolche zwey Fuß hohe Schiffgen, die man zum Spielzeug für die Kinder meines Alters macht. Indeſſen gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, mich dereinſt Sr. Czaariſchen Majeſtät nützlich machen zu können. Bis jezt war ich weiter nichts als ein artiges Kind, ein kleiner Schäker, der Mädchen und Weiber neckte, bis auf den heutigen Tag.

Herr von Breteuil.

Herr, an wen wenden Sie ſich? Wahr iſt es, ich bin Kriegsminiſter: aber ich habe weiter keine Truppen geſehn, als das Regiment, das, während meiner Intendantenſchaft, durch Limoges marſchirte.

Herr de la Vrillière.

Sehn Sie, mein Herr, ſo lauten unſere Lettres de Cachet! das iſt alles was ich bis jezt weiß. Hier iſt eine, auf welche ein armer Prieſter in die Baſtille gebracht werden ſoll! Mehr läßt man mich nicht thun, und mehr verſteh ich nicht zu thun. Ich gebe ſie ihnen herzlich gern: Sie können Sie Ihrem

Herrn

Herrn geben, der ſeine Leute nach Sibirien zu ſchicken pflegt.

Herr Dudon.

Ich war ſonſt Parlementsrath, und trug einen Proceß recht gut vor: nachher hat mich der Herzog-Regent zum Controleur-General gemacht, und wahrhaftig, davon verſteh' ich nichts.

„So lief denn, ſetzte der Regent hinzu, der Geſandte von einem Miniſter zum andern, ohne etwas erfahren zu können, und kehrte an ſeinen Hof eben ſo zurück, wie er gekommen war.“

Dieſe launige Selbſtſchilderung des Regenten und ſeines Miniſteriums, die ohngefähr gegen das Ende des Julius 1723 entworfen zu ſeyn ſcheint, erſcheint hier zum erſtenmale gedruckt.

III.

Die Königs-Probe.

I.

Im Königreiche Aethopan wurde die Königliche Gewalt durch das Anſehn des hohen oder heiligen Raths beſchränkt. Dieſer heilige Rath beſtand aus zehn Männern, die ehrwürdigen Väter,

die Weisen, die Heiligen, oder auch die Königsrichter genannt, welche in jedem dritten Jahre dem König über seine zeitherige Regierung, und die wieder ihn vorgebrachten Klagen, Verantwortung abforderten, bey Thronerledigungen einem ihrer Mitglieder die Zwischenregierung übertrugen, bis freye Wahl dem Volk einen neuen König gegeben hatten. Sie lebten unabhängig vom Könige, in einiger Entfernung von der Hauptstadt, von ziemlich beträchtlichen Einkünften, welche sie aber jährlich berechnen und den Ueberschuß in die Staatskasse abliefern mußten; denn keiner durfte, als Heiliger, sich eigenes Vermögen erwerben. Jeder Heilige mußte bey Antritt seines Amtes mit feierlichem Gelübde, auf dem Grabe seines Vaters oder eines andern seiner nächsten Anverwandten, jedem Privat-Interesse, gewissermaßen selbst jedem engern Freundschafts- und Familien-Bündniße, entsagen, um sich ganz uneigennützig dem Dienste des Vaterlandes zu widmen. Er durfte nichts zur Bereicherung oder Standes-Erhebung seiner Freunde beytragen, und mußte, wenn er Gatte und Vater war, sein Weib und seine Kinder verlassen, deren Versorgung von nun an der Staat übernahm. Der heilige Rath durfte keines seiner Mitglieder, und nur als seltene Ausnahme, einen Anverwandten wählen. Diese Ausnahmen waren genau durch Gesetze bestimmt.

„Wenn neun Mitglieder des heiligen Raths einen Anverwandten des Zehnten einstimmig für

vorzüglich wahlfähig halten; so muß dieser Zehnte bis nach der Wahl, und so fern diese auf seinen Verwandten fiele, immer seine Stelle niederlegen. Damit aber die Stimmen nicht zu sehr vereinzelt werden: so darf bey jedesmaliger Wahl nur auf Eines Heiligen Verwandte Rücksicht genommen werden."

Der Soldat und jeder andere Diener des Königs wurde durch einen Eid verpflichtet, alle Befehle seines Königs aufs getreuste und pünctlichste zu befolgen, aber nie, auch selbst wenn es der König befähle, etwas gegen die ehrwürdigen Väter zu unternehmen, und während der Zeit des Königs-Gerichts, nicht vom Könige, sondern bloß vom heiligen Rathe Befehle anzunehmen!

Der König selbst mußte bey Antritt seiner Regierung geloben: sich nach Verfluß jedes dritten Jahres ohne Gefolge vor das Königs-Gericht der zehn Weisen zu stellen, und sich ihrem Urtheile selbst dann, wenn sie ihn zu fernerer Regierung untauglich finden und einen andern an seine Stelle wählen sollten, ohne Widerrede zu unterwerfen.

Die Geschichte wußte nur Ein Beyspiel, daß jemahls ein König von Aethopan sich dem Gerichte des hohen Raths widersetzt habe. Aber in dem Augenblicke waren alle Waffen seiner Unterthanen wieder den Mann gerichtet, dessen Willkühr über Leben und Tod ihnen noch am vorhergehen-

Juliette.

Die Maske der Nacht liegt auf meinem Geſicht, ſonſt würde meine glühende Wange dir zeigen, wie beſchämt ich bin, daß du mich reden hörteſt da ich allein zu ſeyn glaubte. Vergeblich würd' ich itzt mich befremdet ſtellen wollen, vergeblich, vergeblich läugnen wollen was ich geſprochen habe -- So fahre dann wohl, Verſtellung! Liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt ſagen, ja; und ich will mit deinem Wort zufrieden ſeyn -- wenn du ſchwörſt, ſo konnteſt du meineydig werden; Jupiter lacht nur, ſagen ſie, zu den falſchen Schwüren der Verliebten. O werther Romeo, ſey redlich, wenn du mir ſagſt, du liebeſt mich: Oder wenn du denkſt, ich laſſe mich zu leicht gewinnen, ſo will ich ſauer ſehen, und verkehrt ſeyn, und dir nein ſagen -- aber anders nicht um die ganze Welt -- In der That liebenswürdiger Montague, ich bin zu zärtlich; du könnteſt deßwegen nachtheilig von meiner Aufführung denken; Aber glaube mir, edler Jüngling, du wirſt mich in der Probe zuverläßiger finden, als diejenigen welche Luſt genug haben ſich zuverſtellen und Umſtände zu machen. Ich würde ſelbſt mehr gemacht haben, ich muß es bekennen, wenn der Zufall dich nicht, mir unwiſſend, zum Zeugen meiner zärtlichen Geſinnungen gemacht hätte. Vergieb mir alſo, und denke, um dieſer ſchleunigen Ergebung willen, nicht ſchlimmer von einer Liebe, die dir die dunkle Nacht ſo unverhofft entdeckt hat.

Romeo.

Fräulein, bey jenem himmliſchen Mond ſchwör' ich, der alle dieſe frucht-vollen Wipfel mit Silber mahlt --

den Tage unverbrüchliches Gesetz war. Jeder wurde dadurch von einem zweyten Versuche abgeschreckt.

2.

In den ältesten Zeiten war Aethopan ein so freyes Wahlreich, daß, mit den oben angegebenen Ausnahmen, jeder Bürger, der sich um sein Vaterland verdient gemacht hatte, zum Throne gelangen konnte. Oft meldete sich eine so ungeheure Menge verdienter Männer zu Competenten, daß der hohe Rath viel Zeit und noch mehr Geduld brauchte, um ihre Verdienste abzuwägen; und am Ende sich doch wohl genöthigt sah, die verdienstvollen Candidaten alle ohne Wahl zu verabschieden, und selbst Wahlfähige aufzusuchen. Denn noch immer gab es einige Wenige, die durch edle Thaten sich ausgezeichnet hatten, und sich dennoch nicht zur Wahl meldeten: weil sie entweder nicht Verdienste genug zu haben glaubten, oder zu stolz waren sich mit jenen Mitbewerbern in eine Classe stellen zu lassen, oder auch wohl die Grille hatten, daß das wahre Verdienst nicht nöthig habe sich selbst als Verdienst anzumelden und Belohnung zu erbetteln.

Gewöhnlich fanden nun aber die abgewiesenen Candidaten in der neuen Wahl die größte Ungerechtigkeit — Ungerechtigkeit gegen Verdienst und Vaterland. Ihr Tugendeifer und Patriotismus glüh-

glühten von Rache, und die Bescheidenheit, mit welches einer den andern versicherte: „Ich für meine Person verzeihe es den Alten gern, daß sie auf meine wenigen Verdienste keine Rücksicht nahmen, da du mein Competent warst: aber daß man gerade den wählte, und daß man dich zum offenbaren Nachtheil des Staats zurücksetzt, bey deinen ausgemachten großen Verdiensten dich nicht einmal für wahlfähig erkannt hat — das ist höchst ungerecht, das ist unverzeihlich!" Diese allerliebste Bescheidenheit vereinigte sie näher, und sie warteten nun bloß auf gute Gelegenheit, um patriotisch das verkannte Verdienst mit Feuer und Schwerdt zu rächen.

Das Ansehn des heiligen Raths war zu fest gegründet als daß er die Wirkung dieser Unzufriedenheit zu fürchten gehabt hätte: aber eine andere Ursache bewog ihn unter der Regierung des Königs Adelstans II. die Wahlfähigkeit zum Throne bloß auf Eine Familie einzuschränken. Die Weisen sahen, daß die, wenn auch noch so entfernte, Hoffnung, auch einst vielleicht mit dem Diadem geschmückt zu werden, (besonders seit der Zeit als dem Sohne eines Landmannes dieser Königs-Schmuck zu Theil geworden) die Köpfe schwindelnd mache: wie in Europa, zur Zeit als seine Fürsten ihren Unterthanen das Geld aus den Händen spielten, die Hoffnung das große Loos in der Lotterie zu ziehen. Voll Ehrgeitz drängten Aethopans Jünglinge sich aus den nützlichen niedern

dern Ständen hervor, wollten nicht mehr durch stille Tugend wohlthun, sondern nur durch glänzende Thaten berühmt werden. Viele suchten wie weiland Ritter Don Quixotte den Ruhm im Abenthcuerlichen, andere im Kannengießern über Staatsverfaßung und Regierungskunst, und fast alle verfehlten ihre Bestimmung und Glückseligkeit, indem sie nach einem Schattenbilde haschten. Jezt, da nach dem Tode des weisen und allgeliebten Königs Adelstans, sein Sohn gleiches Namens, der nach ihm gewählt wurde, den Vater an Weisheit und Güte noch übertraf; da der Name Adelstan von allen Lippen ertönte, vom ganzen Volke mit Ehrfurcht, Dank und Freude genannt wurde; da der Aethopaner stolz war auf seinen Adelstan den Zweyten, wie der ächte Preuße auf seinen Friedrich den Einzigen: jezt machten die Königsrichter die Verordnung: „daß in Zukunft der Thron nur aus dem Königlichen Hause Adelstans besetzt werden sollte, so lange dieses Haus noch männliche Erben hätte, und also, wie man von der Güte des Weltgeistes *) und seines Gesandten Apidahs hoffe, auf immer. Durch die weisesten Männer sollten die Königlichen Prinzen zu ihrer künftigen Bestimmung, die ersten Diener des Staats zu seyn, vorgebildet, und bey vorfallender Thron-Erledigung der, den der heilige Rath in der Königs-Probe als den Würdigsten erkennte, zum Könige ernannt werden!“

3.

*) Siehe No. XIV.

3.

Dieſer Verordnung gemäß kamen nach dem Tode Adelſtans II. ſeine drey Söhne — Huſſin, ein Jüngling voll hohen Seelen-Adels, aber auch voll ſchnell auflodernden und oft verzehrenden Feuers, der träge Tardin, und Abdal, — von dem ſein Biograph ſagt: er habe Jünglings-Feuer mit Männerkraft und Greiſen-Weisheit vereinigt gehabt — zur erſten Königs-Probe nach Seſan, der ländlichen Wohnung der Weiſen. Jedem wurde bey ſeiner Ankunft ein abgeſondertes Zimmer angewieſen, jedem ein erfahrner Mann zum Geſellſchafter und ein Knabe zur Bedienung gegeben. Auch erhielt jeder das Bild ſeines Vaters, mit phöniziſcher Kunſt in Glas gemahlt, mit der Unterſchrift:

Der Kranz, den Tugend windet,
er iſt des Kampfes werth!

Mit dem Anbruch des folgenden Tages wurden ſie in die Verſammlung des heiligen Raths geführt, und Allin, der ehrwürdige Aelteſte und Sprecher des heiligen Raths, begrüßte ſie:

Seyd uns gegrüßt, Söhne des edelſten Vaters! Sein Geiſt umſchwebe, ſein Beyſpiel ermuntre euch, auf daß ihr durch eigene Tugend ſeiner würdig werdet!

Zwar können wir nur einem unter euch die Krone ertheilen: aber wohl euch und dem Vaterlande,

wenn

wenn wir urtheilen dürfen, daß jeder eine Krone verdiene!

Ringet um den Preis, aber ohne Neid und Misgunst: denn ihr seyd Kinder Eines und des edelsten Vaters!

Und wie wenn wir nun euch selbst die Wahl überließen?

„Nun dann, sprach Abdal, so nehmet Hussin zum Könige. Er ist der Aelteste unter uns, und hell ist sein Auge für Wahrheit, geleutert sein Ohr für Recht. Macht, ehrwürdige Väter, macht Hussin zu unserm Könige!“

Nein, bey Abidah! nein, erwiederte Hussin. Du handelst grosmuthig, Abdal, aber auch ungerecht gegen dich selbst. Ich bin zwey Jahre früher gebohren als du, aber dein Geist hat dennoch früher das männliche Alter erreicht. Ich berufe mich auf das Urtheil aller unserer Lehrer. Komm, Tardin, laß uns unserm König huldigen! Und was sagt Tardin dazu? frug der Sprecher, der ehrwürdige Aelteste.

Daß ich, antwortete dieser mit sichtbarem Ausdruck des Unwillens, dem weisen Urtheil des heiligen Raths nicht vorgreifen möchte.

Allin fuhr fort: Wir wollen also die Königs-Probe entscheiden lassen. Wendet, Jünglinge, jede Kraft an, weniger um einer dem andern den

Preis

Preis abzugewinnen, als, um uns zu zeigen, welcher unter euch die ſchwere Königsbürde, die wahrlich nicht beneidenswürdig iſt, am beſten ertragen könne. Wir erwarten die genaueſte pünktlichſte Befolgung jedes Auftrages, den wir euch ertheilen werden, ohne daß ihr fraget: warum? und wenn dieſe Aufträge euch noch ſo unangenehm wären, oder zwecklos ſchienen. Während der Probe-Zeit dürft ihr weder mit einander reden, noch auch ſonſt auf eine andere Art, ohne Vorwiſſen eures Geſellſchafters, eine Nachricht mittheilen; dürft niemanden in irgend einer Sache, welche Bezug auf die Königs-Probe hat, um Belehrung oder Aufſchluß fragen; und nie ohne euren Führer ausgehen, ob gleich dieſer oft nur den ſtummen Begleiter machen wird. Von morgen an iſt die Brodtpflanze eure tägliche Koſt, und euer Trank Waſſer.

„Morgen iſt die erſte Probe; der heutige Nachmittag aber ſey der Freude gewidmet. Um aber dieſe Freude beſſer genießen zu können, ſo wendet den übrigen Theil des Vormittags zur Arbeit an. Denn man kann nicht gut ruhen wenn man nicht vorher thätig war, und ſich nicht recht freuen, wenn man ſich die Freude nicht durch Arbeit verdient hat! Da Ihr ſchon geübte Soldaten ſeyd, ſo wird es euch um ſo viel leichter werden uns eure Bemerkungen über unſere militariſche Verfaßung und Krieges-Kunſt, vorzüglich über das

was ihr in diesem Stücke abzuändern, und zu verbessern findet, schriftlich bekannt zu machen."

Tardin lieferte zum Probestückchen einige Alltags-Bemerkungen über Krieg und Frieden. Hussin brachte eine Hauptverbesserung in Vorschlag, welche, nach dem Urtheil der Weisen, sehr vortheilhaft für den Staat, nur leider — unausführbar war. Folgendes Fragment von Abdals Vorschlägen möchte vielleicht von einen Europäischen Kriegsrathe nicht so günstig aufgenommen werden, wie es die friedfertigen Weisen von Aethopan aufnahmen.

„Wir haben uns durch unsere stehenden Armeen von 100000 Mann bey unsern Nachbarn furchtbar gemacht, und manchen Sieg über sie davon getragen: aber auch manche Kriege geführt, die wohl nach Löwen und Tiger-Rechte, aber nie nach menschlichern Begriffen, entschuldigt werden können. Ströme von Menschenblut sind nicht dem Vaterlande, sondern den Leidenschaften gekrönter Menschenmörder geflossen. Wie oft zankten unsere Fürsten aus Ehrgeiz, Eroberungssucht und übler Laune mit ihren Nachbarn, traten dann hin mit der Felsenstirn, und riefen ihrem Volke zu: Kämpfet für Freyheit und Vaterland! ließen auch wohl wenn sie es nöthig fanden, durch bezahlte Advokaten die Gerechtigkeit ihres blutigen Raubes beweisen. Zwar giebt es noch immer Geschichtschreiber, die es unter dem heiligen Schutze unserer

Ge-

Geſetze wagen dürfen, nur den Helden des ungerechten Eroberers, die, ob gleich aus falſchen Begriffen von Pflicht, dennoch ihrer Ueberzeugung getreu fochten, den Lorbeer-Kranz zu ertheilen, und ihren Herrn mit verdienter Schande zu brandmarken; aber was vermögen ſie gegen die größere Anzahl erkaufter Lobredner? was gegen die Ehrenſäulen, die dem größten Verbrecher errichtet werden, wenn der ungleich kleinere Sünder an die Schandſäule aufgehängt wird?

„Und wie leicht kann ein Fürſt, dem hundert tauſend bewafnete Diener zu Gebote ſtehen, ſich zum unumſchränkten Deſpoten machen? Rechnen wir noch dazu, wie viel die Unterhaltung einer ſolchen Armee dem Staate koſte: ſo haben wir, denk ich, hinlängliche Gründe, die Abſchaffung oder doch Verminderung der ſtehenden Armeen zu wünſchen. Aber wird nicht die Sicherheit des Staats darunter leiden? Ich glaube, wenn wir unſere ſtehenden Armeen auf 20000 Mann herabſetzen, und auſſer dieſen immer 100000 Bürger zum Kriegesdienſte in guter Uebung erhalten: ſo wird gewiß die Sicherheit des Staats nichts verlieren, vielmehr noch gewinnen. Laßt unſere Volkslehrer, anſtatt daß ſie jetzt unglaubliche Mährchen erzählen, in Zukunft mehr von den Pflichten des Bürgers gegen den Staat reden, und von Jugend auf dem Knaben Vaterlands-Liebe ins wächſerne Herz prägen! Waffen-Uebung ſey ſchon des Knaben Spiel, härte

ſeinen Körper ab, und gewöhne ihn an Ordnung und Pünktlichkeit! Der Jüngling ſo bald er im Stande iſt Waffen gegen den Feind zu tragen, iſt Soldat, und bleibt es, ſo lange er noch im Stande iſt mit männlicher Kraft Streitaxt und Kolbe zu führen. Jeder Nachmittag von unſern wöchentlichen Feyertägen ſey zu Krieges-Uebung beſtimmt, und an unſern dreytägigen Feſten, wo zeither der Müſſiggang ſchwelgte, werde auf beſtimmten Plätzen Muſterung gehalten! Bey allen dieſen Uebungen und ſchon bey den Spielen der Jugend werde die ſtrengſte Kriegszucht eingeführet! Und einſt ſcheint vielleicht einmal ein helleres Licht über Aethopan, wo man bekennen wird: daß der groſſe Weltgeiſt nicht durch bloſſe Kopf- Hand- und Lippen-Bewegung verehrt werde, daß er keine Müſſiggänger zu auserwählten Lieblingen habe, daß der Frömmſte der ſey, welcher am thätigſten das Glück ſeiner Menſchen-Brüder befördere. Dann werden unſere Religions-Lehrer und nicht blos mit Lehren ſondern auch mit Beyſpiel vorgehen, und werden, wenn die Sicherheit des Vaterlandes ihren Beyſtand fordert, die beſten Soldaten ſeyn. Bis dahin wird das Anſehen des heiligen Raths, diejenigen welche noch bloſſe Bonzen ſind, abhalten, daß ſie, wenn ſie nicht nützen wollen, wenigſtens doch nicht ſchaden! Freylich werden dieſe bewafneten Bürger nicht ſo, wie unſere aus allerley Volk zuſammen geraſte Mordknechte (es verſteht ſich, daß ich hier nicht

vor dem beſſern und edleren Theil der Armee rede, der ſeinen Arm und ſein Blut dem Vaterlande zum Opfer weihete) für Launen, Eifergeiz und Herrſchſucht ihrer Fürſten ſich zur Schlachtbank führen laſſen: aber mit deſto größerem Muthe werden ſie für Freyheit und Vaterland, für Eltern, Geſchwiſter, Gattin, Kinder und Eigenthum kämpfen. Iſt es wohl noch Frage, ob das Vaterland ſichrer ſeyn werde unter dem Schutze ſeiner treuen Bürger, oder unter dem Schutze gedungener Miethlinge? — Mir iſts ein Wunder, daß wir bey unſern ſtehenden Armeen, und dem großen Theil gemietheter Ausländer, noch einen heiligen Rath haben, daß Aethopans Fürſten nicht ſchon längſt Tyrannen geworden ſind! Aber Wunder und Zufall ſind viel zu morſche Gründe, als daß wir ſichere Dauer auf die Zukunft von ihnen erwarten könnten!"

5.

Die Prinzen ſpeiſten Mittags in Geſellſchaft der zehn Weiſen und einiger Gäſte, welche ihnen als Zöglinge der Weiſen empfolen wurden. Das mäßige Mahl wurde durch ſokratiſche Geſpräche gewürzt. Aufmerkſam horchten Huſſin und Abdal der Rede der Weiſen, indeß Tardin Teller und Gläſer leerte, als wollte er ſich für die künftigen Faſttage im voraus ſchadlos halten. Einer der ehrwürdigen Väter äuſſerte hierauf einige Meynungen, welche, wenn auch nicht offenbar falſch,

Juliette.

O ſchwöre nicht bey dem Mond, dem unbeſtändigen Mond, der alle Wochen in ſeinem cirkelnden Kreiſe ſich ändert -- oder deine Liebe könnte eben ſo veränderlich werden.

Romeo.

Wobey ſoll ich denn ſchwören?

Juliette.

Schwöre gar nicht, oder wenn du ja willſt, ſo ſchwöre bey deinem anmuthsvollen Sebſt, bey dem theuren Gegenſtand meiner Anbetung, und ich will dir glauben.

Romeo.

Wenn jemals meine redliche Liebe --

Juliette.

Gut, ſchwöre nicht -- So angenehm du ſelbſt mir biſt, ſo iſt mir doch dieſe nächtliche Verbindung nicht angenehm; ſie iſt zu raſch, zu unbeſonnen, zu plözlich zu ähnlich dem Bliz, der ſchon aufgehört hat zu ſeyn, eh man ſagen kan, es blizt -- Gute Nacht, mein Liebſter. Dieſe Knoſpe von Liebe kan durch des Sommers reiffenden Athem ſich zu einer ſchönen Blume entfalten, bis wir wieder zuſammen kommen. Gute Nacht, gute Nacht -- Eine ſo ſüſſe Ruhe komme über dein Herz, als die, ſo ich in meiner Bruſt empfinde!

Romeo.

Tardin und Huſſin hatten beym Spiele gleiches Schickſal, aber ſehr ungleich war ihr Betragen. Tardin gewann und konnte ſeine Freude, verlohr und konnte ſeinen Verdruß nicht verbergen. Er bemerkte endlich den ziemlich plumpen Betrug, und ließ ſich durch zwiefache Wiedererſtattung ſeines Verluſtes leicht zufrieden ſtellen. Huſſin zankte mit ſeinen Mitſpielern, weil ſie zu langſam ſpielten, blieb bey Gewinn und Verluſt in gleicher Stimmung, ſchlug aber bey Entdeckung des erſten Betrugs aus, und würde den vermeinten Betrüger noch härter behandelt haben, wenn nicht ſogleich ein Weiſer dazu gekommen wäre und ihn beſänftigt hätte. Nach dem Spiele wurde zur Jagd geritten, um, wie die Weiſen ſagten, weniger das Wild als den Hunger zum Abendmahle zu erjagen. Die Prinzen wurden unter einem ſchicklichen Vorwande auch hier von einander getrennt, damit bey der neuen Probe, (die ſie nicht als Probe anſahen) keiner des andern Beyſpiel zum Muſter nehme, ſondern nach eigener Entſchließung handele. Ein armer Mann, in Lumpen gehüllt, kam dem Hußin entgegen, bat mit Thränen um ein Allmoſen, und machte ihm eine faſt redneriſche Schilderung von ſeiner Armuth. Huſſin tief gerührt, gab ihm ungezählt eine Hand voll Zechinen. Bald darauf kam ein Greis, deſſen hagres Angeſicht, mehr noch als ſeine zwar nicht zerriſſene aber ſehr armſelige Kleidung, von ſeiner Dürftigkeit zeugte. Er blieb,

als er den Prinzen sah, seitwärts stehen, und dieser war geneigt auch ihm zu geben: der Greis aber bat um nichts, und Hussin ritt voruber. Beyde Arme begegneten auch dem Prinzen Tardin, welcher dem ersten antwortete: ich habe keine kleine Munze, und den zweyten nicht zu bemerken schien. Abdal, als ihm der erste seine Klage vorgeweint hatte, frug seinen Begleiter: ob er ihn kenne? und als dieser mit nein antwortete, frug er den Armen selbst nach seinem Nahmen und Wohnung, und gab ihm ein kleines alltägliches Allmosen. Er näherte sich hierauf dem armen Greise und redete ihn mit sanfter Theilnehmung an: „Vater, es scheint dir sehr sauer zu werden?„

G. Das macht weil ich des Tages Last und Hitze ertragen habe. Herr, die Sonne schien mir so heiß, daß alle meine Kräfte ausgetrocknet sind!

A. Darum solltest du nun auch von rechtswegen nach Sonnenuntergang ausruhen.

G. Es läßt sich nicht gut ausruhen wenn uns Armuth fort treibt.

A. Aber da du arm und alt bist, warum fordest du nicht freymüthig von den Reichen? Deine Forderung ist so gerecht!

G. Weil nicht alle die Gerechtigkeit meiner Forderung anerkennen möchten; weil ich die Vorwürfe hartherziger Reichen scheue; weil es schwer ist, im Alter betteln zu lernen.

A. Haſt du keinen Sohn der deines Alters pflege?

G. Ich hatte zwey Söhne, die gewiß gern die Stütze meines Alters geweſen ſeyn würden. Sie ſind geſtorben! Zwar einen ſchönen Tod im Kampfe fürs Vaterland: aber für mich armen hülfloſen Mann zu früh! (Eine bange Zähre rollte über ſeine abgezehrten Wangen herab.)

A. Ich bin Abdal, der Sohn Adelſtans, dem deine Söhne gedient haben. Es iſt billig daß ich meines Vaters Schuld abtrage. Komm ſobald als möglich zu mir, und nimm indeß das Wenige! (Er gab ihn noch mit milderer Hand als ſein Bruder dem erſten gegeben hatte.)

Prinz, redete ſein Begleiter ihn an, als ſie ſich von dem Greiſe, der ſprachlos das Gold in ſeiner Hand betrachtete, entfernt hatten, du warſt gegen dieſen Armen ſo freygebig. Darf ich fragen, warum auch nicht gegen jenen, der uns ſeine Noth ſo rührend vorſtellte, daß ich ſelbſt, hätte ich Geld bey mir gehabt, ihm alles hingegeben hätte?

Eben deswegen, antwortete Abdal, weil er gar zu rührend bat, wurde er mir verdächtig. Ich halte ihn für einen bloßen Bettler, der geſund genug iſt um arbeiten zu können, ſich aber krank ſtellt, und niederträchtig das Mitleid anderer misbraucht, um vielleicht im Müßiggange zu ſchwel-

gen. Geſetzt aber auch — ich werde weiter nachfragen — er iſt wirklich ſo arm, ſo hülfsbedürftig: ſo wird es ihm auch nicht an Unterſtützung fehlen. Unter hunderten wird vielleicht kaum einer ſeinem erſchütternden Klagetone wiederſtehen können; aber neun und neunzig werden vor meinem ſchamhaften Greiſe vorübergehen, und kaum der hundertſte wird Beruf finden, den edlen Armen ſelbſt aufzuſuchen, und ungebeten zu helfen.

6.

Am Abend, als ſie von der Jagd zurückgekommen, wurden ſie in einem prachtvollen Saale königlich bewirthet. Die ausgeſuchteſten Speiſen reizten den Gaumen; der köſtlichſte Wein perlte in goldenen Pocalen; Statuen und Gemälde, wie man ſie im Speiſeſaale ſokratiſcher Weiſen nicht erwartet hätte, wiegten die Sinne in wollüſtige Träume; und ein Chor von Mädchen ſang ſchön, ſang himmliſch ſchön, aber wer ſie ſah hatte kein Ohr mehr für Geſang, war nur Auge. Nach aufgehobener Tafel rufte die Muſik zum Tanz, und die Sängerinnen tanzten wie die Grazien. Die Heiligen (ob ſie gleich den Tanz nicht für unheilig hielten) entfernten ſich mit der Erinnerung an die Königsſöhne: Morgen iſt Probe! Eine Erinnerung die freylich die Lehre in ſich faßte: genießet dahero mäßig, um morgen Kräfte zur Arbeit zu haben! für welche aber Jünglinge, die von Freude berauſcht waren, keinen Sinn hatten. Huſſin verſchwand

zu-

zuerſt vom Tanzboden, kam aber erſt mit Tagesanbruch in ſeine Wohnung zurück, und konnte ſeinem Begleiter, der ihn erwartet hatte, nicht feſt ins Auge ſehen. Tardin leerte beym Tanze noch manchen Becher der Freude, trank aber nicht mehr Freude, ſondern betäubenden Gift, und wurde fortgetragen. Abdal tanzte bis ſpät nach Mitternacht und verließ den Zauberſaal zwar ermattet, aber noch mit ſicherm Tritt und ſchuldloſem Herzen.

7.

In der Mittagsſtunde wurde Tardin geweckt, und mit dem Tone der ängſtlichen Verlegenheit bat ihn ſein Begleiter um Verzeihung, weil er das koſtbare Glasgemälde, Adelſtans Bild, hätte fallen laſſen. „Ich habe, ſprach er mit zitternder Stimme, die zerbrochnen Stücke hier geſammelt, um wo möglich ſie wieder zuſammen kitten zu laſſen. Ich geſtehe es, daß ich unvorſichtig, ſehr unvorſichtig gehandelt habe: aber ſey gnädig, Prinz, und laß mein Vergehen den heiligen Rath nicht erfahren, mein ganzes Glück könnte dadurch untergraben werden!“ Tardin ſah ihn mit finſterm Blick an ohne ihm zu antworten. Noch an dem nehmlichen Tage machte er dem heiligen Rath Anzeige von dieſem Verbrechen, wie er es nannte, und bat um einen andern Geſellſchafter.

Huſſin erwachte, fand ſein Bild zerbrochen, ſchimpfte mit wilder Hitze, ſprach von plumper

Unvorsichtigkeit, warf stürmend die Stücke zum Fenster hinaus, und — wurde nach einigen Minuten durch die Bitten seines Gesellschafters so besänftiget daß er ihm mit versöhntem Herzen die Hand reichte, ihm versprach des Vorfalls nie wieder zu erwähnen, und — Wort hielt.

Abdals sprechendes Auge verrieth deutlich wie sehr ihn der Verlust seines Bildes, des theuren Bildes seines Vaters, schmerze, aber nur wenige Augenblicke brauchte er um sich zu fassen, und seinen Gesellschafter zu beruhigen. Laß uns doch, sagte er lächelnd, nicht vergessen daß Glas zerbrechlich ist. Früher oder später hätte ich es vielleicht selbst zerbrochen, und wäre dann wohl gar schwach genug gewesen, mich von einem kleinen Schrecken überraschen zu lassen. Dank dir, daß du mir diese Schwachheit erspart hast!

„Aber daß es gerade das Bild deines edlen Vaters seyn mußte!“ —

Dieß Bild ist hier und de (auf Herz und Stirn zeigend) so ausgemahlt, wie mirs gewiß keines Mahlers Pinsel nachbilden wird.

„Herzlich dank ich dir für deine unverdiente Güte! Und ich darf also hoffen, daß der heilige Rath nichts von diesem Vorfall erfahren wird?“

Abdal antwortete mit Stolz: kenntest du Abdalu näher, so würde er diese Frage als keine geringe Beleidigung ansehen.

8.

Gleich nach Mittage wurden sie zur ersten Probe, zu einem Wettrennen, aufgefordert. Von einem hohen Berge herab sahen sie jenseits eines Waldes ein hervorragendes Gebirge, das Ziel des Wettlaufs. Seht, sprach ein Heiliger, diese Wege, Fußsteige und Landstraße führen beyde mit einigen Krümmungen durch den Wald zum Ziele, und es ist euch frey gelassen, welchen ihr wählen wollt. Der Fußsteig hat weniger Krümmungen als die Landstraße, ist also ein näherer Weg; aber wer ihn wählt, sey aufmerksam, damit er ihn nicht etwa im Walde verliere. Die Prinzen, bey deren Erziehung der Körper nicht vernachlässiget war, traten ihren Lauf an, und wählten jeder seinen eigenen Weg, — so daß die Wahl den Hauptzug ihres Charakters im hellen Lichte zeigte. Tardin lief die Landstraße und schien zu aller Verwunderung seine Brüder an Schnelligkeit zu übertreffen; vielleicht weil er, bey dem Gefühl, daß er in keinem andern Stücke, wo es auf Vorzüge des Geistes und des Herzens ankäme, mit seinen edleren Brüdern wetteifern konnte, hier alle seine Kräfte bis zur Ueberspannung anstrengte. Aber zum Laufen hilft nicht immer schnell seyn! Abdal siegte, nicht weil er schneller gewesen war, sondern weil er den Fußsteig, als den weit kürzern Weg zum Ziele, die glückliche Mittelstraße, gewählt hatte. Zuletzt kam Hassin, der jeden Umweg ver-

vermeiden, und ſich ſelbſt ſeinen Weg in gerader Linie mitten durch den Wald hindurch, brechen wollte. Aber der Wald war ſo dicht, daß er mit unſäglicher Mühe, nachdem er oft ſeinen Fuß in Geſträuche verwickelt, oft mit dem Kopfe vor die Bäume angerennt hatte, erſt ſpät einen freyen Ausgang gewann.

9.

Kaum war Huſſin nach Sefan zurückgekommen, ſo wurde er vor den heiligen Rath gefordert. Er kam und erhielt im Vorzimmer den Befehl, erſt in einer halben Stunde wieder zukommen; kam zum zweytenmahle, und wurde auf dieſelbe Art zurück gewieſen, kam zum drittenmahle und mußte noch einige Minuten im Vorzimmer warten, bis ihm der Verſammlungsſaal eröfnet wurde. Jede Minute ſchien dem raſchen Jünglinge zur Stunde zu werden, und die Vorſtellung daß man ihn vernachläßige, erniedrige, mishandle, machte, daß er zornig auf die Erde ſtampfte und beim Eintritt in die Verſammlung ziemlich bitter frug: ob er denn endlich einmal erfahren könne, warum man ihn habe rufen laſſen? Zunächſt, antwortete man ihm, deswegen, um dir die Bemerkung mitzutheilen, daß der nie gut befehlen wird, der nicht vorher gehorchen gelernt hat. Eine zweyte Abſicht werden wir dir bekannt machen, wenn deine Brüder kommen. Auch Abdal, eben ſo behandelt, trat mit glühenden Angeſichte in die Verſammlung. Abdal,

dal, redete ihn der ehrwürdigſte Aelteſte an, es ſcheint als hätte Unwille deine Wange glühender gemacht? — Ja, antwortete Abdal, ich geſtehe es; denn ich glaubte nach Laune behandelt zu werden, oder unverdiente Demüthigung erdulden zu müſſen. Jetzt ſehe ich es als Probe an, in der ich freylich nicht gut beſtanden habe, weil meine Empfindung der Vernunft vorlief.

Gütig antwortete Allin: „erneure dieſe Empfindung, wenn du einſt beſtimmt ſeyn ſollteſt über andere zu herrſchen: auf daß du nie aus Laune oder Liebe zur Bequemlichkeit einem ehrlichen Manne unnöthige Wege macheſt, oder ihn im Vorzimmer warten läſſeſt!“

Tardin kam herein mit ſeinem gewöhnlichen Alltagsgeſichte; denn ſeine grobhäutigen Nerfen hatten ihn nur das Unangenehme des Hin- und Hergehens empfinden laſſen.

Allin kündigte ihnen eine neue Probe an: daß ſie morgen mit Sonnen-Aufgang noch einmal einen längern Wettlauf antreten ſollten. Bey dem vorigen Lauf, ſprach er, kam es mehr auf Wahl des Weges an, und es war alſo mehr Kampf der Klugheit. Jetzt aber wird dem der Preis zu Theil, der bey dem ſchnellſten Lauf am längſten ausdauern kann. Zwar ſoll auch bey dieſer Reiſe jeder ſeinen eigenen Weg gehen; aber die Wege ſind genau abgemeſſen, daß einer ſobald als der andere zum Ziel führt.

Das

Romeo.

O, willt du mich ſo unbefriediget verlaſſen?

Juliette.

Und was für eine Befriedigung kanſt du noch verlangen,

Romeo.

Die Auswechslung des Gelübds deiner treuen Liebe gegen das Meinige.

Juliette.

Das that ich ſchon, eh du mich darum bateſt, und ich wollte lieber, ich hätt' es nicht gethan.

Romeo.

Möchteſt du dein Herz wieder zurüknehmen? Warum das, meine Liebe?

Juliette.

Nur damit ich dir's noch einmal geben könnte -- und doch, was wünſch' ich nur damit, als was ich ſchon habe! Meine Zärtlichkeit iſt ſo grenzenlos als die See, meine Liebe ſo tief; je mehr ich dir gebe, je mehr ich habe, denn beyde ſind unerſchöpflich -- Ich höre ein Getöſe -- Lebe wohl, mein Geliebter --

(Man ruft Julietten hinter der Scene.)

Gleich, gute Amme; lieber Romeo, ſey getreu -- warte nur ein wenig, ich komme gleich wieder.

[Sie geht weg.]

Romeo

Das Loos ſoll über dieſen Punkt entſcheiden. Die Stadt Ballachin iſt das Ziel eures Laufes. Man rechnet die Entfernung von hier für einen gewöhnlichen Fußgänger auf zwey Tagereiſen, und wegen der Länge des Weges wird es euch vergönnt ſeyn in den Herbergen, die ihr unter Weges antreffen werdet, Speiſe und Trank anzunehmen, wie es euch zur Erfriſchung und Stärkung gut ſcheint. Einige von uns werden ſich noch dieſen Abend dorthin fahren laſſen, um morgen an dem beſtimmten Orte den Sieger zu bekränzen. Kommt und loſet um die Wege!

10.

Am Abend machten die Geſellſchafter der Prinzen in traulicher Unterredung jeder dem ſeinigen die Mitzel bekannt, wodurch er mit leichter Mühe morgen den Sieg über ſeine Brüder davon tragen könne. „Herr, ſprachen ſie mit ausſtudierter Rede, „der heilige Rath, legt auf dieſe Probe einen größern Werth, als man von ihrer ſonſtigen Weisheit vermuthen ſollte. Denn im Grunde iſt es doch blos Probe von körperlicher Kraft und Geſchicklichkeit, und ich dächte doch, daß dieß bey den Verdienſten eines Königs gerade das Kleinſte wäre, das kaum in Anſchlag gebracht werden ſollte. Warum giebt man uns nicht einen Gallier zum Könige, da doch bekanntlich im Lande Gallien die beſten Läufer zu finden ſind, welche alle Aethopaner in dieſer nobeln Kunſt weit zurücklaſſen? Nein,

Nein, beym Himmel! es ist Versündigung an dem gesunden Menschenverstande den besten Laufer zum Könige wählen zu wollen. Herr, Liebe zu dir und zum Vaterlande, welches gewiß lieber einen weisen Mann als einen guten Laufer zum Könige wollen wird, zwingt mich, dir ein Mittel zu entdecken, durch dessen Gebrauch du gesichert wirst, nicht etwa deswegen, weil ein anderer geschmeidigere Füße hat, in der Königs-Wahl zurückgesezt zu werden. Es braucht nichts, als daß du mir nur die Erlaubniß ertheilest, mein untrügliches Mittel anzuwenden. Ich werde nehmlich dafür sorgen, daß deine Brüder in ihrem Frühtrunk eine kleine Beymischung erhalten, welche zwar ihrer Gesundheit im geringsten nicht nachtheilig ist, aber nach wenigen Stunden eine solche Erschlaffung aller Muskeln und Sennen bewirkt, daß du mit gemäßigtem Schritt ihnen den Preis abgewinnen wirst!

Mit edlem Unwillen antwortete Abdal seinem Rathgeber: ich war dein Freund; nun aber sehe ich, daß du eine niedrige Alltagsseele, und meiner Freundschaft unwürdig bist! Hussin drohte dem seinigen mit Stockschlägen, aber Tardin versprach dem seinigen die reichste Belohnung, wenn sein Mittel gute Wirkung hervorbrächte.

Der Wettlauf begann. Hussin lief mit unmäßiger Anstrengung, ohne selbst in der heissen Mittags-Stunde auszuruhen, und stürzte nur noch einige

Stun

Stunden vom Ziel entfernt nieder, ſo abgemattet, daß er lange Zeit brauchte um ſich nur einigermaßen zu erhohlen. Erſt ſpät am Abend vollendete er mit langſamen Schritten ſeine Reiſe, kam aber doch noch vor Tardin an: denn dieſer, getäuſcht durch das Verſprechen ſeines Geſellſchafters, ließ ſich die Pflege der Herberge zu ſehr behagen. Abdal, der zwar auch in der Mittagsſtunde ausgeruht, aber über der Ruhe den Zweck ſeiner Reiſe nicht vergeſſen, ſondern ausgeruht hatte, um mit erneuten Kräften ſeine Reiſe fortſetzen zu können, war ſchon ſeit drey Stunden vor Huſſin am Ziele.

II.

Weit mehr noch als durch die vorhergehende Probe empfahl ſich Abdal als Richter über drey Rechts-Fälle, die ihm und ſeinen Brüdern zur Entſcheidung vorgelegt wurden.

Erſter Fall.

Alreddin, welcher Elmiren als ſeine Pflegetochter erzogen hatte, hinterließ ein Vermögen von 10000 Zechinen. Elmire und Allareddin, des verſtorbenen Bruders-Sohn, machten beyde Anſprüche auf die ganze ungetheilte Erbſchaft. Nach Aethopaniſchen Geſetzen waren die nächſten Anverwandten des Verſtorbenen ſeine Erben, ſo fern er nicht noch bey vollem Gebrauche ſeiner Seelen-Kräfte in

Ge-

Gegenwart des Polizey-Richters, eines Opferprieſters und zweyer Zeugen einen andern zu ſeinem Erben eingeſezt hatte. Dieſes Geſetz ſprach alſo zum Vortheil Allreddins. Dagegen wandte Elmire ein: daß Allreddin ſich von ihr habe Vater nennen laſſen, ihr von Jugend auf alle Rechte eines Kindes zugeſtanden, und ihe wiederhohlt geſagt hatte: „Ich habe nur einen Anverwandten, den Sohn meines verſtorbenen Bruders, der ſich aber durch Ungehorſam und Ausſchweifungen meiner Liebe unwürdig gemacht hat; und weil er ſehr reich iſt, auch meiner Unterſtützung nicht bedarf, deshalb biſt du Elmire, meine einzige Erbin, wie das ſich von ſelbſt verſteht, da du meine einzige Tochter biſt!“

Oft wäre er willens geweſen durch Richter und Zeugen dieß Vermächtniß beſtätigen zu laſſen, ſie ſelbſt aber hätte ihn, um den Gedanken der lezten Trennung zu verdrängen, daran verhindert; bis endlich dieſe lezte Trennung ſo jäh und unvermuthet erfolgt wäre, und die Ausführung ſeines Entſchluſſes unmöglich gemacht hatte.

Dieſe Ausſage Elmirens beſtätigten zwey Freunde Allreddins, die als rechtſchaffne Männer bekannt waren. Heute wurden nun beyde Partheyen vor die heilige Rathsverſammlung gerufen, wo diesmal auch die Zöglinge der Weiſen als Zuhörer, und Adelſtans Sohne als Mitrichter ſaßen. Sie ſollten noch einmahl ſelbſt für ihre Sache reden

und dann die Entſcheidung der Richter hören. Sie erſchienen.

Elmire, ein Mädchen, — auch der gerechteſte Richter hätte durch ſie zur Ungerechtigkeit verleitet werden können. Majeſtät im Wuchs, Gang und Anſtande; Unſchuld auf ihren Wangen; Sanftmuth im ſeelenvollen Auge; und eine Sprache, wie Orpheus ſie aus ſilbernen Saiten hervorzauberte, als er Felſen beſeelte und Tiger in Lämmer verwandelte. Elmire fing an zu reden, und eine ſo tiefe Stille ruhte auf dem Gerichtsſaale, daß man den leiſeſten Athemzug der Alten (die Jüngern vergaßen zu athmen) hätte hören können, wenn eine andere als Elmire geredet hätte. „Ich bin, ſprach ſie, die unglückliche Tochter eines armen Landmannes, die bald nach ihrer Geburt eine Vater und Mutterloſe Waiſe wurde. Wahrſcheinlich würde ich, kaum aufgekeimte Pflanze, auf dürrem Boden, ohne Pflege verwelkt ſeyn, wenn Alreddin ſich nicht der Verlaßnen erbarmt, ſie auf beſſern Boden verpflanzt, und mit Vatermilde ihrer gewartet und gepfleget hätte. Ihm verdanke ich die Erhaltung meines Lebens, und mehr noch als dieß würde ich ihm meine Erziehung, die Bildung meines Geiſtes und Herzens verdanken, wenn nicht bey der traurigen Ausſicht in die Zukunft mein Dank durch Thränen erſtickt würde. Ich hatte in Alreddins, meines zweyten Vaters, Hauſe alle Bequemlichkeit, die nur Reichthum geben kann,

leb-

lebte in weichem Wohlleben, lernte tauſend Bedürfniſſe kennen die nicht Bedürfniſſe der Natur ſind, die ich als die Tochter eines armen Landmanns nie hätte kennen lernen ſollen, deren Befriedigung ich aber nun, in Armuth zurückgeſtoßen, nicht ohne Gram vermiſſen werde. Denn man kann ſich bey der Armuth wohl befinden; aber Unglück iſt es arm zu werden, wenn man vorher reich war. Doch ich würde vielleicht dieſen Verluſt nur mit wenigen Thränen beweinen; wenn meine Seele nicht durch das, was ihr Kultur nennt, an Kraft verlohren hätte, was ſie vielleicht an Geſchmeidigkeit gewonnen haben mag, ſo daß es mir ſchwer fallen wird zur Einfalt der Natur zurückzukehren: Alreddin erzog mich als ſeine Tochter, als die Tochter eines reichen Mannes; er ließ mir deshalb einen Unterricht ertheilen, wodurch ich in einer glücklichen Lage mein Leben verſchönern könnte; aber nicht, wodurch ich nun im Unglück mir den nothwendigſten Lebens-Unterhalt verſchaffen kann. Ich werde das ärmſte Landmädchen um ihre körperliche Kraft, um ihre Geſchicklichkeit zur Haus- und Feldarbeit beneiden müſſen.

„Bis hieher war freylich dieß Herz, das ſo warm für alles Schöne und Gute fühlte, mein Stolz und die Quelle meiner reinſten Freuden. — Aber, ach! bald werde ich es als ein trauriges Geſchenck anſehen müſſen, vom Schickſal mir zur Qual gegeben um jedes Leiden zwiefach zu fühlen.

„Alreddin war Zeuge, wie ich den edelſten Jüngling Abdallah liebte, wie ich vom ihm geliebt wurde, und gab uns ſeinen väterlichen Seegen. Nur wenige Wochen, ſo würde ein unauflösliches Band mich mit meinem Abdallah verbunden haben — Da ſtarb er, der beſte Vater, und mit ihm das Glück meines Lebens! Noch liebt mich Abdallah, noch liebe ich ihn und werde ihn ewig lieben. Mein lezтes Wort, mit ſterbenden Lippen ausgeſprochen, ſey: Abdallah! Nur meine Liebe giebt mir jezt Kraft zu reden. Ich ſcheue mich nicht, dieſes Bekenntniß laut in dieſer ehrwürdigen Verſammlung abzulegen, denn Alreddin ſprach ja über unſere Liebe ſeinen Seegen. Und dieſer Geliebte wird mir zugleich mit meinem Vermögen entriſſen werden. Die Eltern meines Abdallahs — ich verzeyhe es ihnen, denn ſie glauben dadurch für das Glück ihres Sohnes zu ſorgen — verbiethen ihm, einem ganz armen Mädchen ſeine Hand zu reichen. Und nun, meine Richter, mein Gegner kann bey ſeinen ſonſtigen Reichthümern, wenn ihm das, was ich zeithero als das Meinige anſah, zugeſprochen wird, nicht glücklicher, ich aber dadurch unglücklich, ſehr unglücklich gemacht werden. Wird mich der todte Buchſtab des Geſetzes verurtheilen, wegen Vernachläßigung einer Formalität die unter den Umſtänden nicht hat beobachtet werden können: ſo appellire ich an einen Richterſtuhl, wo Menſchengefühl und Billigkeit gelten, an euren Ritterſtuhl, ehrwürdige Väter!„

Sie

Sie ſchwieg; und hätten die ehrwürdigen Väter in dem Augenblick richten ſollen, ſie würden vielleicht gerichtet haben, wie die Jünglinge, welche — beſonders Huſſin — kaum ihr Urtheil zurückhalten konnten. Allareddin trat nach ihr auf, und erhöhte bey Huſſin, und denen die ihm gleich fühlten, die Wirkung von Elmireins Rede. „Ich, ſprach er mit der Mine des Trotzes und dem Tone des Spottes, ich habe auf meiner Seite nichts als die Gerechtigkeit meiner Sache. Zum Glück aber vermag dieſe in dieſer Verſammlung mehr als eine ſchöne Rede, flöße ſie auch aus den ſchönſten Munde. Ich fordere mein Erbtheil, weil mir es die Geſetze zuerkennem. Indeß wiederhohle ich Elmiren noch einmal den Antrag laut, den ich ihr ſchon vorher im Stillen gemacht habe. Sie gebe mir Hand und Herz, und unſere Sache iſt entſchieden.

Elmire antwortete: „Ich habe durch das Geſtändniß meiner Liebe zu Abdallah deinen Antrag hinlänglich beantwortet.“

Beyde mußten ſich entfernen, und den Prinzen wurden Nebenzimmer angewieſen, damit jeder einſam für ſich nachdenken, und dann ſein durchdachtes Urtheil, dem heiligen Rathe zur Prüfung vorlegen könnte. „Was brauchts hier Nachdenkens, rief Huſſin, mein Urtheil iſt gefaßt, und iſt unabänderlich! Nur ein elender Buchſtaben-Menſch konnte ein Geſetz, das die Rechte der Unſchuld

ſichern ſollte, zu ihrem Nachtheil misbrauchen. Wir ſind alle überzeugt, daß es feſter Entſchluß des Verſtorbenen war, ſeine angenommene Tochter zur Erbin einzuſetzen, und es war nicht ſeine Schuld, daß ihn der Tod an der Ausführung hinderte. Wäre ſeine Tochter nur mehr eigennützig oder nur minder zärtlich geweſen, ſo wäre das geſetzliche Ceremoniel längſt beobachtet worden. — Schande für Achopan, wenn eine ſeiner edelſten Bürgerinnen dafür büſſen ſollte, daß ſie edler fühlte und dachte, als unſere gewöhnlichen Menſchengeſichter ohne Seele! Elmire iſt die einzige rechtmäßige Erbin von Alreddins hinterlaſſenen Vermögen!"

Tardin, mehr um ſich durch den Anſchein ſtrenger Gerechtigkeit zu empfehlen, als aus eigener Ueberzeugung, fällte das Urtheil: daß man von den Geſetzen nicht abgehen dürfe, und alſo Alreddins nächſter Anverwandter allein Erbe ſey; doch ſolle man ihn zu bereden ſuchen, daß er Elmiren aus Mitleid einen kleinen Jahrgehalt ausſetze.

Abdal urtheilte: „Der Richter darf nie willkührlich vom Geſetz abgehen, weil das Anſehen, die Heiligkeit der Geſetze durch dieſe Willkühr leiden würde. Aber der Grund gültiger Geſetze muß natürliches Recht und Billigkeit ſeyn. Offenbar fordert in vorliegendem Falle die Billigkeit, daß Elmire wenigſtens einen Theil des Vermögens erhalte, wenn auch

auch Allareddin als rechtmäßiger Erbe angesehen wird. Weil aber, nach einem andern Gesetze, erwiesen fester Entschluß als halbe That anzusehen ist, so fern blos Hindernisse von aussen an der Ausführung hinderten: so wird Elmiren die Hälfte der Nachlassenschaft zuerkannt. Dieß scheint um so viel billiger, da Elmire dadurch, daß Alreddin sie an Kindes Statt angenommen, den Vorrang an Anverwandschaft vor Allareddin behaupten könnte. Einige aufgeklärte Völker lassen adoptierte Kinder in die vollen Rechte der eigenen Kinder treten. Unsre Gesetze haben nichts darüber verordnet, ohnstreitig weil der Fall noch nicht in der Wirklichkeit dagewesen. So lange aber ein Fall noch nicht durchs Gesetz entschieden ist, wird natürliches Recht und Billigkeit des Richters Ausspruch bestimmen. Nichts ist billiger, als Elmiren wenigstens die Hälfte von Allreddins Hinterlassenschaft zuzusprechen, da ihr nach gültiger Zeugen Ausspruch das Ganze versprochen war."

Der ganze heilige Rath unterschrieb den Spruch Abdals.

Der zweyte Fall.

Adalbin hatte seinen Sohn mit unmäßiger Strenge behandelt, so daß dieser endlich sein väterliches Haus verließ und unstät in fremden Landen herum irrte. Nach einigen Jahren brachte ein Pilger die Nachricht nach Balsora, daß ein

Romeo.

O glükliche, glükliche Nacht! Ich beſorge nur, weil es Nacht iſt, daß alles, das nur ein Traum ſey; es iſt zu ſchmeichelnd-ſüß um würklich zu ſeyn.

Juliette kommt wieder.

Juliette.

Drey Worte, liebſter Romeo, und dann gute Nacht, im Ernſt -- Wenn die Abſicht deiner Liebe rechtſchaffen iſt, und auf eine geheiligte Verbindung abzielet, ſo laß mich durch jemand, den ich morgen an dich ſchiken will, wiſſen, wann und wo du die Ceremonien verrichten laſſen wilſt, und ich bin bereit, mein ganzes Glük zu deinen Füſſen zu legen, und dir, mein Liebſter, durch die ganze Welt zu folgen.

(Man ruft Julietten hinter der Scene.)

Ich komme gleich - wenn du es aber nicht wohl meynſt, ſo bitt' ich dich -- (Man ruft wieder) Den Augenblik -- ich komme -- gieb deine Bewerbung auf und überlaß mich meinem Gram -- Morgen will ich ſchiken --

Romeo.

So möge meine Seele leben --

Juliette.

Tauſendmal gute Nacht --

[Sie geht weg.]

Romeo.

junger Mann aus dieſer Stadt in Biledelgerid geſtorben wäre. Er konnte ihn nicht nennen, ſondern nur ein ſchwankendes unbezeichnendes Bild von ihm entwerfen: Adalbin aber glaubte doch, in dieſem Bilde ſeinen Sohn zu erkennen, und folgte der Stimme ſeines väterlichen Grams, ſelbſt nach Biledelgerid zu reiſen, um auf dem Grabe ſeines Sohnes ein Leben, das ihm von nun an zur Qual ward, zu endigen. Vorher aber verkaufte er ſein Haus, ſeine Gärten und Aecker, und gab das daraus gelöſete Gold ſeinem Freunde, einem Kaufmann, Namens Jaſſin, mit dem förmlichen ſchriftlich abgefaßten Vertrage: ſo fern er, wider Verhoffen, ſeinen Sohn noch am Leben fände, ſo ſolle ihm Jaſſin das ihm in ſeinen Handel gegebene Capital, nebſt der Hälfte des Gewinns, zurückgeben. Würde er aber in Zeit von drey Jahren keine Nachricht erhalten, ſo ſollte ihm, als ſeinem Freunde, das Capital geſchenkt ſeyn.“ Erſt nach vier Jahren kam Adalbin, der auf ſeiner Reiſe Nachricht von ſeinem Sohne erhalten hatte und ihm lange vergebens nachgereiſet war, mit ſeinem endlich wiedergefundenen Sohne nach Balſora zurück, und verklagte den unedlen Jaſſin, der ſich auf ſeinen ſchriftlichen Vertrag, und auf das Geſetz, nach welchem Verträge buchſtäblich gehalten werden ſollten, berufte, und die Zurückgabe des ihm anvertrauten Geldes verweigerte.

Tardin, ohne Sinn für das moraliſche der Handlung, ſprach dem treuloſen Jaſſin Recht. Huſſin wollte: daß der Bube gegeiſelt würde! Abdals Scharfſinn löſete den Knoten, ohne das Geſetz in welches er verflochten war, zu verletzen: das Geld, urtheilte er, ſollte, ſo fern Adalbin in Zeit von drey Jahren nicht zurückkäme, seinem Freunde Jaſſin geſchenkt ſeyn. Der Jaſſin kannſt du nicht ſeyn; denn du haſt dich nicht als ſeinen Freund, ſondern als einen treuloſen Verräther gezeigt. Du giebſt ihm alſo das dir anvertraute Geld mit berechnetem halbem Gewinne wieder, und Adalbin mag ſich mit ſeinem Freunde abfinden!

(Die Fortſetzung nächſtens.)

IV.

Der vierzehnte Julius.

Ein Göttergespräch.

Erster Aufzug.

Jupiter Olympius, Kr. Ludwig. Hernach Jupiter Horkius und Pluvius, zwey Subdelegierte des Olympischen Jupiters. *)

Jupiter Olympius.

Hättest du dir wohl, Freund Ludwig, zu deiner Zeit vorgestellt, daß deine Gallofranken sich nach fünfhundert Jahren so mächtig hervorthun, aus dem frevolsten und leichtsinnigsten Volke in der Welt, wofür sie noch vor kurzem von ihren eigenen Stammahlern erklärt wurden, auf einmahl das vernünftigste werden, und dem ganzen Erdboden Beyspiele geben würden, welche (wenn ich anders recht in den Hieroglyphen des Schicksals gelesen habe) unvermerkt eine neue und auf alle Fälle besse-

*) Auch im Poetischen Himmel, geben von Zeit zu Zeit Veränderungen vor, dergleichen z. B. eine ist, daß Horkius und Pluvius (Ombrios) nicht mehr Beynahmen des Königs der Götter, sondern, so zu sagen, zwey Vice-Jupiter sind, die an seiner Statt einen Theil seiner Geschäfte zu besorgen haben.

beſſere Ordnung der Dinge da unten veranlaſſen werden?

St. Ludwig. Ich muß geſtehen —

Jup. Olympius. Hat man jemahls von einem ſo ſchnellen Uebergang von Knechtſchaft zu Freyheit, einem raſchern Sprung von der ſchmählichſten Herabwürdigung der Menſchheit zum lebendigſten Bewuſtſeyn ihrer ganzen Würde und zur glänzendſten Entfaltung ihrer edelſten Kräfte, gehört? Noch einmahl, braver Ludwig, hätteſt du deiner Nation — gerade in dem Augenblicke da ſie ſo tief herab geſunken war, daß die ſelbſt verächtlichſten Völker Europens ſie mit Verachtung anſahen, eine ſo erſtaunliche Energie, und, was noch unerwarteter iſt, eine ſo beyſpiellose Beharrlichkeit in einer Unternehmung, die vor kurzem noch den Klügſten unausführbar ſchien, zutrauen ſollen?

St. Ludwig. Der Kern meiner Nation war immer brav und bieder. Wie unausgebildet auch ihre Naturanlagen, wie roh ihre Begriffe, wie ungebändigt ihr Feuer zu meiner Zeit noch war, ſo hatte ich doch Gelegenheit genug, die Keime von allem was ſchön und groß iſt in dem Charakter meiner wackern Franken zu entdecken. Seit kurzem haben ſie meine Hoffnung von ihnen mehr als zu ſehr gerechtfertigt. Ich weiß nicht, ob ihre natürliche Lebhaftigkeit und der Drang der Umſtände

stände sie nicht vielleicht ein paar gefährliche Sätze zuviel machen ließ; aber das glaube ich ohne Ruhmredigkeit sagen zu können: wären meine Nachfolger den Maximen und Gesinnungen treu geblieben, die mich in meiner Regierung (die fatalen Kreuzzüge abgerechnet) leiteten, so würde es mit dem sechzehnten Ludwig, und mit den übrigen Nachkommen meines sechsten Sohnes Robert, die jetzt eine so traurige Rolle spielen, so weit nicht gekommen seyn.

Jupiter Olympius. Hier ist meine Hand, Sanct Ludwig! Für einen Ritter aus jenem rohen Zeitalter, der schon in seinem eilften Jahre einen König vorstellen mußte, von Mönchen erzogen worden war, und Tag und Nacht seinen Rosenkranz murmelte, warst du ein wahres Wunder von einem weisen und guten Fürsten!

St. Ludwig. Dies ist mehr als ich verdiene. Wenn ich auch einige Tugenden hatte, so kann ich mir doch, seitdem ich hier oben einen richtigern Maßstab von Recht und Unrecht bekommen habe, länger nicht verbergen, daß die wenigen ruhigen Jahre, worin Frankreich unter mir den Segen des Friedens und einer milden Regierung genoß, nicht den hundertsten Theil des Unheils vergüten konnten, welches ich — freylich in der besten Meynung von der Welt — durch meine zwey Ritterfahrten gegen die Ungläubigen über mein

armes

armes Volk brachte. Das Herz blutet mir, ſo oft ich daran denke.

Jupiter Olympius. Ich würde an deinem Platze lieber gar nicht mehr daran denken. Was nicht mehr zu ändern iſt, muß man zum Beſten kehren. Es war freylich eine große Thorheit, Völkern die einen andern Propheten hatten als du, den Degenigen mit dem Degen in der Fauſt auffodringen zu wollen, und der Eroberung irgend eines Grabes wegen (mein eigenes zu Kreta nicht ausgenommen) alles Gold und Silber deines Königreichs nach Italien und Aegypten zu tragen und die Blüthe deiner Ritter und Knechte aufzuopfern, um am Ende nichts als zerfezte Glieder, leere Beutel, und die garſtigſte aller Krankheiten nach Hauſe zu bringen. Indeſſen hatteſt du dieſe ritterliche Narrheit mit einer Menge groſser und kleiner Potentaten und Eiſenfreſſer deines Jahrhunderts gemein; aber deine Tugenden waren dein eigen: und was du zum Beſten deines Volkes gethan haſt, muß dir billig doppelt angerechnet werden; da nur eine auſſerordentliche Rechtſchaffenheit des Kopfes und Herzens dich fähig machen konnte, in einer ſolchen Zeit unendlich mahl weiſer zu regieren, als die drey Könige, die im Jahrhundert der höchſten Cultur und Aufklärung deinen Nahmen getragen, und dein Feſt alle Jahre an der Spize ihrer Ludwigsritter mit groſsen Ceremonien gefeyert haben.

St. Ludwig. In der That muß es mir zum Troste gereichen, daß ich, aus bloßem Antrieb des gemeinen Menſchenverſtandes, die nehmlichen Wege im Regieren einſchlug, auf welchen jezt die aufgehellteſten Köpfe Frankreichs die Wiederherſtellung des Staats zu bewirken ſuchen. Meine angelegenſten Sorgen hatten immer das Wohl des zahlreichſten, nützlichſten und unbilliger weiſe am wenigſten geachteten Theils der Nation zum Gegenſtande. Ich ſezte den übermüthigen Anmaßungen der Baronen, der Kleriſey, und ſelbſt der römiſchen Curie ſo enge Schranken, als es bey einer Verfaſſung, die ich nicht ändern konnte, nur immer möglich war. Ich öfnete den Gelehrten vom Bürger- und Bauernſtande den Zutritt zu allen den Aemtern, die, nur von den aufgeklärteſten Männern wohl verwaltet werden können, aber bisher ausſchließlich von rohen Rittern und Edelknechten verſehen wurden, deren die wenigſten nur ihren Nahmen zu ſchreiben wußten; und, um den willkührlichen Richterſprüchen meiner Baronen Ziel und Maß zu ſetzen, errichtete ich vier königliche Gerichtshöfe, wo einem jeden, der es verlangte, von gelehrten und erfahrnen Männern Recht geſprochen wurde. Ich vergaß nie, daß die königliche Würde nur ein Amt iſt, für deſſen Führung wir unſerm Volke und der Nachwelt eben ſo verantwortlich ſind als dem Himmel. Nie ſtreckte ich meine Hand nach dem Eigenthume meiner Unterthanen aus: dafür aber wurden meine eigenen

Domä-

Domänen mit der gröſsten Oekonomie verwaltet, und weil ich wenig auf meinen Hof, und auf meine eigene Perſon beynahe gar nichts verwandte, ſo ſah ich mich immer im Stande, zu rechter Zeit freygebig zu ſeyn, und ſogar groſse Dinge ohne Beläſtigung meines Volkes unternehmen zu können. Kurz, wie gering auch das Gute, ſo ich that, gegen das iſt, was ich entweder nicht vermögend genug auszuführen, oder nicht weiſe genug zu unternehmen war: ſo finde ich doch nicht wenig Beruhigung in dem Gedanken, daſs ich meinen Nachfolgern die erſten Grundzüge eines Regierungsplans hinterterließ, durch deſſen Ausführung Frankreich ſchon lange das geworden wäre, was es nun mit groſser Gefahr und vielen Aufopferungen durch die Arbeit ſeiner neuen Geſetzgeber zu werden hofft, ohne daſs meinem armen Sohne Ludwig XVI. ein anderes Verdienſt dabey übrig bleibt, als gern oder ungern — zu allem Ja zu nicken.

Jupiter Horkius zu den Vorigen.

Horkius zu Jupiter Olymp. Groſsmächtigſter Beherrſcher des Olympus, eine Nation, auf welche die Augen der ganzen Welt geheftet ſind, iſt im Begriff eine Feyerlichkeit zu begehen, dergleichen die Sonne, ſeitdem ſie der Erde leuchtet, noch keine geſehen hat. Der Tag iſt angebrochen, an welchem ihr König, mit den Stellvertretern der ganzen Nation, als Verweſern der geſetzgebenden Macht, und mit den Abgeordneten des

ſtehen-

ſtehenden Kriegsheeres ſowohl als der bewafneten Bürger aller Municipalitäten des Reichs, ſich vereinigen wird, am Altare der Freyheit und Eintracht, der neuen Verfaſſung zu huldigen, die das Glück ihrer Nachkommenſchaft auf ewig befeſtigen ſoll. Der geſellſchaftliche Vertrag, ohne welchen ein Staat nicht wie ein lebendiger organiſcher Körper, ſondern bloß wie ein mit Draht verbundenes Knochengerippe, zuſammenhängt, — dieſe freywillige Verbrüderung freyer Menſchen, um Ein Volk auszumachen, das, bey gleichen Menſchen- und Bürgerrechten, ſich verpflichtet einerley Geſetzen in gleichem Maße zu gehorchen, — Geſetzen, deren Gründe die allgemeine Vernunft mit unauslöſchlichen Zügen in jede Menſchenſeele geſchrieben hat, und welche den Genuß jener unverlierbaren Rechte allen Bürgern des Staats auf gleiche Weiſe verſichern: dieſer Vertrag, der bisher nur ein Traum der Weiſen, und der fromme, aber eitle Wunſch der Freunde der Menſchheit war, ſoll heute zum erſtenmahle wirklich geſchloſſen, zum erſtenmahle von dem erſten und gröſten aller freyen Völker der Welt im Angeſicht des Himmels und der Erde beſchworen werden. — Welch ein Tag! Welch ein Schauſpiel für Götter und Menſchen! Welch ein Beyſpiel für Zeitgenoſſen und Nachwelt! — Dieſes in ſeiner Art einzige Feſt, dieſer groſe Triumph der über alte Vorurtheile ſiegenden Vernunft, dieſer glorreiche Vorläufer der wiederkehrenden Aſträa und ihrer

rer goldnen Zeit verdient es, auch äuſſerlich der heiterſte, fröhlichſte und glückweiſſagendſte aller Tage zu ſeyn; und es iſt deiner würdig, groſſer Olympius, die feyerliche Stunde des ſchönſten Bundes, der jemahls unter deinen Auſpizien beſchworen wurde, mit einem augenſcheinlichen Zeichen deines Wohlgefallens zu begünſtigen. Laß alſo, wenn es dir gefällt, den gemeſſenſten Befehl an den Gott der Winde, und beſonders an deinen Untergeordneten Jupiter Pluvius ergehen, daß ſie, von Stund an, alle Stürme an Feſſeln legen, alle Regenwolken vom Pariſer Horizonte vertreiben, und nur von Zeit zu Zeit ſo viel leichtſchwebendes Gewölke um die Sonne her weben ſollen, als nöthig ſeyn kann, die unzählbare Volksmenge, die der groſſe Circus der National-Verbrüderung einſchlieſſen wird, vor der allzufeurigen Gluth des Helios zu ſchirmen, welcher ſtolz darauf iſt, dieſe Feyerlichkeit mit aller Pracht, die ſeine reinſten Strählen über die Natur ausgieſſen, zu verherrlichen.

Jupiter Olympius. (Lachend.) Ey, ey, mein lieber Horkius! was du in der Rednerſchule, die du ſeit einiger Zeit beſucht zu haben ſcheinſt, ſchon für Fortſchritte gemacht haſt! — Uebrigens iſt dein Begehren nicht mehr als billig, und ich lobe den Eifer, womit du als Vorſteher und Handhaber aller Eide der Sterblichen, an meiner Stelle, dein Amt bey dieſer Gelegenheit verwalteſt. —

Romeo.

Wie kann dein Wunſch erfüllt werden, da du mich verläſſeſt? -- Schmerzen-volles Scheiden! -- Liebe zu Liebe eilt ſo freudig wie Schulknaben von ihren Büchern -- aber wenn Liebe ſich von Liebe ſcheiden ſoll, da geht's der Schule zu, mit ſchwermüthigen Bilen --

(Er entfernt ſich.)

Juliette kommt noch einmal zurük.

Juliette.

St! Romeo! St! -- Wo nimm' ich eines Falkeniers Stimme her, um dieſen Terzelot ſachte wieder zurük zulokken -- Ich darf nicht laut ruffen, ſonſt wollt ich die Höle wo Echo ligt zerſprengen, und ihre helle Zunge von Wiederholung meines Romeo heiſer machen.

Romeo.

Iſt es meine Liebe die mit bey meinem Namen ruft? welche Muſik tönt ſo ſüß als die Stimme der Geliebten durch die Nacht hin dem Liebenden tönt!

Juliette.

Romeo!

Romeo.

Meine Liebe!

Juliette.

In welcher Stunde ſoll ich morgen zu dir ſchiken?

Romeo.

Merkur, hohle unverzüglich den Jupiter Pluvius herbey; sag' ihm unterwegs warum es zu thun ist — aber vergiß nicht ihn zu erinnern, daß er sich die Haarlocken vorher ausdrücke eh' er hereintritt. — Nun, König Ludwig, was denkst du von dem neuen Schauspiele, das uns deine Franken heute zum Besten geben wollen?

St. Ludwig. Es ist in der That so neu, so ganz über alles was wir gewohnt sind zu sehen, wenn wir unsre Blicke auf diesen traurigen Schauplatz der menschlichen Thorheiten, und alles ihres selbstgemachten Elends, fallen lassen, — daß ich, selbst wenn ich es mit Augen sehe, kaum meinen eignen Sinnen werde glauben können.

Jupiter Olympius. Dahin mußte es kommen, mein Freund, wenn der schöne Bau, an dessen Plan die Weisen unter den Sterblichen schon Jahrtausende im Stillen arbeiten, auf einen daurenden Grundveste ruhen sollte! Ich gestehe dir daß mich die Menschen zu interessieren anfangen, seitdem ich, wenigstens auf einem Flecke des Erdbodens, die größere Zahl sich wie vernünftige Wesen betragen sehe. Wenn sie so fortfahren, werden sie es am Ende noch gar so weit bringen, daß ich sie lieb gewinne.

Jupiter Pluvius erscheint.

Jupiter Olympius. Nicht zu naße, Pluvius!

Plu-

Pluvius. Was iſt dein Befehl, groſſer Jupiter?

Jupiter Olympius. Hat dir Merkur nicht ſchon geſagt, wovon die Rede iſt?

Pluvius. Er hat; aber, erlaube mir, dir im Nahmen der ganzen ſublunariſchen Natur vorzuſtellen, daß es, mit allem meinem guten Willen, das Meinige zur Verherrlichung dieſes vierzehnten Julius beyzutragen, eine pure Unmöglichkeit iſt, deine Wünſche zu erfüllen.

Jupiter Olympius. Eine Unmöglichkeit? Wie ſo, Pluvius?

Pluvius. Dir brauche ich es wohl nicht erſt zu ſagen, daß bey der Adminiſtration des Luft- und Dunſtkreiſes, bey welcher ich mit angeſtellt bin, eine ſo genaue Ordnung in Einnahme und Ausgabe eingeführt iſt, daß (um nur von meinem Departement zu ſprechen) kein einziger Regentropfen mehr oder weniger, früher oder ſpäter, auf dieſen oder jenen Fleck des Erdbodens fallen könnte, ohne daß die Oekonomie des ganzen Erdplaneten merklich darunter leiden würde. Vermöge einer ſchon lange getroffenen und vorbereiteten Einrichtung, an welcher ohne die nachtheiligſten Folgen für einen groſſen Theil des Menſchengeſchlechtes und eine unzählige Menge von Thier- und Pflanzengeſchlechtern, nicht das geringſte geändert werden kann, muß ich heute beynahe den

ganzen Tag so stark zu Paris regnen lassen, daß ich nicht sehe, wie die angesetzte Feyerlichkeit nur mit einigen Anstande, geschweige mit Bequemlichkeit und Vergnügen, sollte vollzogen werden können.

Horkius. Der Tag kann nun nicht mehr geändert werden! Also, mein guter Pluvius —

Pluvius. Es ist mir leid; denn ich werde strömen lassen, daß ihr euch wundern sollt! da kann nichts davon abgehen!

Horkius. Alles ist auf heute angeordnet, und zwischen der ganzen Nation auf die nehmliche Stunde abgeredet. Es muß dabey bleiben, und wenn gleich das Marsfeld zur See werden sollte! Aber hängt am Ende nicht alles von deinem Willen ab, großmächtigster Olympius? Wenn du zu befehlen geruhen wolltest —

Jup. Olympius. Wo denkst du hin, Horkius? Ich sollte um deiner Feyerlichkeit willen einen Befehl geben, worunter Millionen Geschöpfe unverschuldet leiden würden? Das hast du doch hoffentlich nicht in der Nationalversammlung gelernt?

Horkius. Um Verzeihung! Ich verlange dir keine Ungerechtigkeit zuzumuthen; nur kann ich nicht begreifen, was die Welt im Ganzen darunter leiden sollte, wenn in diesem Augenblick

ein

ein tüchtiger Nordoſtwind käme, und die Waſſerſchläuche, aus welchen uns Pluvius ſo reichlich zu berräufeln Willens iſt, ins Atlantiſche Meer zurück jagte. Wenigſtens kann doch ſo viel nicht daran gelegen ſeyn, wenn er ſeine Operation um etliche Stunden aufſchieben müßte.

Pluvius. Das muß ich am beſten wiſſen, wie viel daran gelegen iſt! Nicht einen Augenblick!

Jup. Olympius. Du verſtehſt das nicht, mein guter Horkius. Wenn es ſo iſt, wie er ſagt, ſo kann ich dir nicht helfen.

Horkius. Aber meine Feyerlichkeit! Ein ſolcher Tag! Ein ſolches Feſt! Ein Tag wie noch keiner geweſen iſt, ſeit dem die Erde ſich um ihre Achſe dreht! — Was mich am meiſten ärgert iſt nur, daß dieſe verruchten Ariſtokraten die boshafte Freude haben ſollen uns auszulachen!

Jup. Olympius. Die Natur kann darauf keine Rückſicht nehmen, mein Kind! Sie geht ihren eigenen Gang —

Pluvius. In ſo fern du, groſſer Olympius, nicht etwa ein Wunder thun —

Jup. Olympius. Höre, Pluvius! Laß mir dieſes verwünſchte Wort nicht noch einmahl über den Zaun deiner Zähne ſpringen, oder, bey dem großen diamantnen Spinnwirtel der Parzen! ich ergreife dich beym Schopfe, und hänge dich,

mit einem Amboß an jedem Haare deines langen Zottelbartes, drey Tage und Nächte lang zwiſchen Himmel und Erde auf! — Wofür ſeht ihr mich an, daß ihr mir durch ſolche alberne Reden noch zu ſchmeicheln glaubt? — Du ſollſt regnen laſſen, weil es nun einmal geregnet ſeyn muß, und kein Wort mehr über dieſen Punct! (Jupiter zieht die Augbrauen zuſammen, und Pluvius macht ſich davon)

Horkius, (indem er ſich entfernt) Wohlan denn! dieſem grißgrämiſchen Waſſermanne zu Trotz, ſoll die Feyerlichkeit dennoch vor ſich gehen! Mögen doch meinethalben alle Wolken in der Welt zu Ariſtokraten werden, keine Gegen-Revolution ſollen ſie wahrlich nicht zu wege bringen! Sie können uns bis auf die Haut durchnäſſen, aber unſere Freude laſſen wir uns nicht zu Waſſer machen. Wir wollen doch ſehen, wer zu *Jezt am meiſten* Ehre davon haben wird!

St. Ludwig. Ich müßte meine Franken ſchlecht kennen, oder ſie werden ſich zu ihrem Ruhm aus der Sache ziehen.

Jup. Olympius. Es verlohnte ſich, dächte ich, der Mühe, daß wir ſelbſt herunter ſtiegen, und aus der durchſichtigſten der Wolken, welche Pluvius über Paris zuſammengetrieben hat, dem Ausgang der Sache zuſähen. Begleite mich, Freund Ludwig!

St. Ludwig. Sehr gern.

Jupis

Jupiter (zu Merkur) Iſt dies nicht Numa Pompilius, der dort aus dem Lorberwäldchen hervor geht?

Merkur. Er iſt es.

Jupiter. Er kommt eben recht. Der gute Mann war immer ein Liebhaber von Feyerlichkeiten; er ſoll das Vergnügen haben einer beyzuwohnen, dergleichen er in ſeinem Leben noch keine geſehen hat. Geh, Merkur, und ſag ihm, daß er mit uns kommen ſoll.

Zweyter Aufzug.

Jupiter Olympius. Merkur. Numa Pompilius. Sct. Ludwig. Heinrich IV.

Zulezt noch der Schatten Ludwigs XIV.

Die Scene iſt in einer Wolke über dem Marsfelde zu Paris.

Jupiter.

Ventre-Saint-Gris! Ludwig, ſeh ich nicht dort den bravſten aller Gascogner, den erſten Bourbon, auf welchen deine Krone erbte, und den würdigſten von allen deinen Enkeln? — Tritt näher, Heinrich! Biſt du auch neugierig, einem in Frankreich ſo unerhörten Feſte, dem Triumph

der Bürgerfreyheit über monarchiſchen und ariſtokratiſchen Deſpotismus, zuzuſehen?

Heinrich IV. Ich bin, Dank ſey dem Himmel, eh ich ein König wurde, lange genug wenig mehr als ein jeder anderer Erdenſohn, und weiß Gott! einer der geplagteſten, geweſen, um noch ſoviel Menſchengefühl übrig zu haben, daß ich mich darüber freuen kann, wenn mein gutes Volk glücklich iſt, ſollt' es auch auf Unkoſten meines Hauſes ſeyn.

Jupiter. Wären deine Nachfolger, als Menſchen, deines gleichen geweſen, Heinrich Bourbon, ſo hätte der ſechzehnte Ludwig dieſen Tag nicht erleben müſſen, den er vermuthlich nicht mit rother Dinte in ſeinem Calender anzeichnen wird. — Komm, und ſetze dich zu uns! Aus dieſer Wolke wirſt du alles ſehr bequem ſehen können.

St. Ludwig. (Herabſchauend.) Das muß ich geſtehen, ein herrlicher Schauplatz für eine ſolche Feyerlichkeit! — Was ſich meine gute Stadt Paris ſeit meiner Zeit verändert hat!

Merkur. Und was für eine Meinung wirſt du erſt von den heutigen Pariſern bekommen, wenn du höreſt, daß dieſer ungeheure Halbzirkel von amphitheatraliſchen Sitzen das freywillige Werk von mehr als hunderttauſend Bürgern von Paris, beyderley Geſchlechtes, iſt, die mit einer Schwärmerey, die auch das ungünſtigſte Wetter

ter nicht erkälten konnte, mehrere Tage lang von Morgen bis zur Abenddämmerung arbeiteten, als sie sahen, daß die bezahlten Taglöhner, wiewohl ihrer über zwölftausend waren, bis zum vierzehnten Julius nicht fertig werden möchten.

Numa (zu St. Ludwig.) Laß diese Schwärmerey zur herrschenden Leidenschaft des Volkes werden, so ist es von diesem Augenblick an das erste in der Welt.

Heinrich IV. Der Enthusiasmus, den die neuerworbene Freyheit einem lange unterdrückten, aber von Natur lebhaften und feurigen Volke einhaucht, wirkt wie die erste Liebe: der Liebhaber glaubt in gewissen Augenblicken mehr als ein Mensch zu seyn, weil ihm die Geliebte eine Gottheit ist. Er wird das Unmögliche unternehmen, wenn der Besitz oder die Erhaltung der geliebten Person auf dem Spiele steht: aber er müßte wirklich ein Gott seyn, wenn ihm eine so hohe Spannung natürlich genug werden könnte, um lange zu dauern.

Merkur. Welch ein unzählbares Volk sich von allen Seiten dem Marsfelde zudrängt! Welche Ströme von Menschen!

Numa. Und welche Regengüsse!

Jupiter. In der That, Pluvius hält sein Wort über meine Erwartung.

Merkur. Und doch ſiehſt du dieſe wackern Bürgerſoldaten, mitten unter dem kräftigſten Platzregen, jauchzend und ſingend um den Altar der Freyheit herumtanzen!

Numa. Schade um ein ſo herrliches Feſt! Es wäre doch eines freundlichern Wetters werth geweſen.

St. Ludwig. Und mir iſt es lieb, daß meine braven Franken dieſe Gelegenheit bekommen haben, zu zeigen, daß es nicht in der Macht der Elemente ſteht, ein Feuer wie das ihrige nur zu dämpfen, geſchweige auszulöſchen. Sagte ich nicht voraus, daß es ſo gehen würde? In welcher ſchönen Ordnung der ganze unendliche Zug der Repräſentanten der Nation und ihrer Beſchützer, von der ganzen Bürgerſchaft dieſer unermeßlichen Hauptſtadt begleitet, mit ihren Fahnen und Panieren, trotz dem abſcheulichen Wetter, daher zieht! Welcher Triumph in ihren Augen funkelt! Die Ströme von oben, der aufgelößte Boden von unten, die triefenden Schirme und Kleider, die Ungemächlichkeiten aller Art, die betrogene Hoffnung eines glänzenden Tages, die tückiſche Schadenfreude der Gegenpartey, nichts, was ein jedes andere Volk in böſe Laune geſetzt hätte, kann ihrem guten Muth etwas anhaben, nichts kann ihnen die Freude dieſes Tages verkümmern!

Jupiter. Geradeweg von der Sache zu ſprechen, wären ſie der Freyheit nicht werth, die ihnen heute auf ewig angetraut wird, wenn eine zerſtörte Friſur und ein Nößel Waſſer in den Schuhen ſie an einem Feſte wie dieſes mißmüthig machte. Was könnten ſie einer ſo reizenden Liebſchaft zu Gefallen weniger leiden? Heinrich würde, um ſeiner ſchönen Gabriele einen verſtohlnen Beſuch zu machen, ein zehnmahl ſchlimmeres Wetter in der finſterſten und froſtigſten Winternacht für nichts geachtet haben.

Heinrich. Wer kennt die Allmacht der Liebe beſſer als Jupiter?

Merkur. Mich däucht, der König läßt ein wenig lange auf ſich warten.

Jupiter. Nu, nu! Das kann ich ihm nicht ſehr verdenken. Das Vergnügen, ſich von ein par hundert tauſend Menſchen, wovon der geringſte ſich in dieſem Augenblick ein kleiner König dünkt, hoch leben zu laſſen, mag wohl nicht ſo groß in ſeinen Augen ſeyn, daß er ſo ſehr eilen ſollte, ſich hier den Schnuppen und ein Zahngeſchwär zu hohlen.

St. Ludwig. Wer ſo billig iſt zu bedenken, daß vor zwey Jahren noch eine unterirdiſche Gruft in der Baſtille darauf ſtand, wenn ſich jemand unterfangen hätte, den großen Grundſatz der Monarchie, „daß der König die einzige Quelle der

Geſetze

Romeo.

Um neun Uhr.

Juliette.

Ich will es nicht vergeſſen, es iſt zwanzig Jahre bis dahin -- Ich habe vergeſſen, warum ich dich zurukrief.

Romeo.

Laß mich hier ſtehen, biß es dir wieder einfällt.

Juliette.

Deine Gegenwart iſt mir ſo angenehm, daß ich vergeſſen werde, daß ich dich zu lange hier ſtehen laſſe.

Romeo.

Und ich ſtehe ſo gerne hier, daß ich mich nicht erinnre eine andre Heimat zu haben als dieſe.

Juliette.

Es iſt bald Morgen -- Ich wollte du wäreſt weg, und und doch nicht weiter als der Vogel eines ſpielenden Mädchens, den ſie ein wenig von ihrer Hand wegwirfen läßt, aber aus zärtlicher Eiferſucht über ſeine Freyheit, wenn er ſich zu weit entfernen will, den armen kleinen Gefangnen gleich wieder an einem ſeidnen Faden zurükzieht.

Romeo.

Ich wollt' ich wäre dein Vogel.

Juliette.

Geſetze ſey und von der Ausübung ſeiner Macht nur Gott allein Rechenſchaft zu geben habe" anzufechten; und daß Ludwig XVI. bis in die Mitte des Jahres 1789 nie eine andere Sprache als dieſe gehört, bey jedem vive le Roi! das ſeit ſeinem Regierungsantritt ſeine Ohren erſchütterte, nie etwas anders gedacht hatte, als daß ſein Volk ihm dadurch eine unbedingte Bereitwilligkeit, alles für ihn zu thun und alles von ihm zu leiden, angelobe: der wird es ihm wahrlich zu gut halten, wenn er eben nicht mit ſchnellen Schritten herbeyeilt, der Nation, die vor kurzem noch Nichts war, eidlich zuzuſchwören, daß er ſie für die einzige Quelle aller Macht im Staate, ſich ſelbſt hingegen bloß für den erſten Bürgermeiſter des Reichs erkenne, ſchuldig, ſo gut wie der geringſte Dorfſchulze, den Geſetzen der Volksrepräſentanten unterthan zu ſeyn und keinen andern Willen zu haben als den ihrigen. Der Sprung von dem was er war, und wofür er von der ganzen Welt anerkannt wurde, zu dem was er jezt vorſtellt, iſt gar zu groß! Es iſt ein wahrer Salto mortale, den man unmöglich thun kann, ohne davon betäubt zu werden. Was ich an ihm bewundre, iſt, daß er ſich, bey allen ſo wenig erwarteten Ereigniſſen dieſer Zeit noch immer mit ſo guter Art benommen hat.

Heinrich IV. Er iſt ein Bourbon, lieber Vater! Bonhommie iſt von jeher unſer ſtärkſter Familienzug geweſen.

Mer-

Merkur. Und dieſe Bonhommie, Heinrich, mit deinem Geiſte, deiner Klugheit, deinem Muthe und altritterlichem Biederherzen verbunden, würde ihn, in der gegenwärtigen Kriſe, zum Retter ſeines Volkes, zur Seele aller öffentlichen Verhandlungen, zum Abgott aller Herzen, zum Stifter eines neuen, eben ſo dauerhaften als glücklichen Monarchie gemacht haben. Wie gering waren im Grunde ſeine Schwierigkeiten gegen die deinigen? Wie ſchwach war in ihrem erſten Anfange dieſe Cabale herrſchſüchtiger Demagogen, mit welcher er zu kämpfen hatte, wenn er zu kämpfen gewußt hätte, gegen die furchtbare Ligue, über welche dich bloß deine eigene Klugheit und Standhaftigkeit endlich triumphieren machte!

Jupiter. Daß du doch ſo gern raddottieren magſt, Merkur! Würde er denn in Ludwigs Lage und Umſtänden ebenderſelbe Mann geweſen ſeyn, den er als Heinrich IV. war?

Heinrich IV. Ich bin nie kein großer Räſonnierer geweſen: aber mich däucht, ein jeder iſt, was er unter ſeinen Umſtänden ſeyn kann. Ein Fürſtenſohn iſt am Ende nur ein Menſchenkind wie ein anderes, und man kann eben ſo wenig von ihm fodern, daß ein Minos oder Numa, ein Cäſar oder Trajanus aus ihm werde, wenn es ihm nicht gegeben iſt, als man ihm zumuthen kann, der erſte Tänzer oder der beſte Schwimmer unter ſeinem Volke zu ſeyn. Laßt uns billig urtheilen!

Die

Die Schwierigkeiten, die zulezt alle auf einmahl über Ludwig XVI. herstürzten, waren für ihn unendlich gröſſer als die meinigen für mich; und er hatte keinen d'Aubigné, keinen Dû Pleſſis-Mornay, keinen Sülly zur Seite, wie ich! Hätte er ſolche Freunde gehabt, wer weiß, ob er ſie nicht vielleicht noch beſſer zu gebrauchen gewußt hätte, als ich?

Jupiter. Deine Hand, guter Heinrich! Das iſt ein Wort, das deinem Herzen Ehre macht, wenn du es auch mit deinem vielleicht nicht erratben haben ſollteſt! — Aber was bedeutet das Getümmel, das auf einmal das ganze Marsfeld in Bewegung ſezt?

Merkur. Endlich erſcheint die Hauptperſon des Feſtes.

Jupiter. Der arme König! Wie blaß er iſt! Wie wenig er ſich noch an dieſe neue Geſtalt der Dinge gewöhnen kann! Ungeachtet aller dieſer ſchmetternden Vive le Roi! deren Donner die Wolken auseinander ſprengt, glaubt er gewiß nichts weniger als unter ſeinen Kindern zu ſeyn, wie oft es ihm auch ſchon von den Deputierten ſeiner guten Stadt Paris vorgeſagt worden iſt. Gutherziger Ludwig! Wenn du dir das wirklich einbilden könnteſt, wer wäre glücklicher als du!

Merkur. Aber im Ernſte, was kann ein Mann mehr verlangen, als unter fünf und zwan-

zig

zig Millionen Menſchen der erſte zu ſeyn, und fünf und zwanzig Millionen baare Livres Beſoldung zu haben, ohne daß man ihm was anders dafür zumuthet, als daß er ſich die zärtlichſten Sachen von der Welt vordeclamiren laſſe, und zu allem, was man ihm vorträgt, Ja ſage?

St. Ludwig. Ich geſtehe, daß ich mich bey dieſen Vortheilen nicht ſehr wohl befinden würde.

Heinrich IV. Und, was noch ſchlimmer iſt, es iſt noch ſehr die Frage, wie gut das ganze Reich ſich dabey befinden werde, daß man die königliche Autorität unter zwölfhundert alte und neue Edelleute, Pfarrer, Advocaten, Aerzte, Kaufleute, Pachter und Bauern vertheilt hat, die, wenn ich anders die Menſchen kenne, eben ſo leicht das Faß der Danaiden füllen, als die allgemeine Ruhe und Ordnung durch Decrete wiederherſtellen werden, die nur ſoviel gelten, als das Volk ſie gelten laſſen will.

Jupiter. Du ſetzeſt, wie ich ſehe, kein großes Vertrauen in die Conſtitution, die in dieſem Augenblicke beſchworen wird, und in die aus ihr entſpringende neue Ordnung der Dinge, von welcher die franzöſiſchen Redner der Nation ſo viel verſprechen.

Heinrich IV. Ich bin mit ganzem Herzen für eine freye Conſtitution, und für ſo viel

Gleich-

Gleichheit unter allen Staatsbürgern, als mit der Natur einer sehr großen bürgerlichen Gesellschaft und mit dem letzten Zweck eines jeden Staats bestehen kann. Ich betrachte vieles, was die Repräsentanten der Nation bisher gethan haben, als die Grundlage einer guten Verfassung, die noch zu machen ist. Aber manches, däucht mich, war Uebereilung einer einseitigen Vorstellungsart; manches das Werk einer Cabale, die ihre geheimen Anschläge noch durchzusezen hofft, indem sie die Unwirksamkeit der Gesetze zu verlängern, die National-Versammlung dem Volke verächtlich zu machen, und die Erbitterung der Parteyen aufs höchste zu treiben sucht. Ich begreiffe nicht, wie jemand es mit dem Vaterland ernstlich wohl meynen, und doch verblendet genug seyn könnte, nicht zu sehen, daß man zu weit gegangen ist.

Jupiter. Bedenke, was bey einer solchen Revolution dem Drang der Umstände, der Verschiedenheit der Vorstellungsarten, und Einsichten, und dem ewigen Streite, worin Privatvortheile und gemeines Beste mit einander verwickelt sind, zugerechnet werden muß! Bedenke, daß auch die redlichsten und weisesten Menschen nur Menschen sind! Man wollte anfangs nur so weit gehen als die Noth erforderte, und wurde durch die unaufhaltbaren Wogen, der Zufälle weiter fortgerissen. Ohne eine Revolution konnte dem Staate nicht ge-

geholfen werden, eine Revolution aber war nur durch überwiegende Gewalt möglich. Wenn ein Staat nur noch durch die Fesseln, die man seinen Bürgern angelegt hat, zusammenhängt: so wird er freylich aufgelöst, sobald diese Fesseln zerbrochen werden. Ist es mit einer Regierung so weit gekommen, daß sie sich nur noch durch Mißbräuche erhält, und alle ihre Stärke nur von ihnen zieht: so muß nothwendig auf die Abstellung dieser Mißbräuche ein Augenblick von Stockung erfolgen; und das kann, nach Beschaffenheit der Menschen und der Umstände, ein ziemlich langer Augenblick seyn. Aber wenn ein so aufgeklärtes, so edler Gesinnungen, so warmer Menschengefühle fähiges Volk wie das Französische, nur einmahl den großen Punct gewonnen hat, frey zu seyn, so verlaßt euch darauf, es wird die Kräfte, die es nun ungehindert gebrauchen darf, bald genug zu seinem wirklichen Besten gebrauchen lernen. Alles will gelernt seyn, sogar das Leben; recht zu leben wissen, ist eine schwere Kunst; die Menschen recht zu regieren wissen, die schwerste unter allen. Ich selbst, unter uns gesagt, habe das Beste, was ich davon weiß, erst durch Fehlermachen gelernt; und ich zweifle sehr, daß es den Westfranken anders gehen werde.

Numa. Eine Gesetzgebung für ein freygewordnes Volk, das durch lange Cultur soweit von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt:

worden iſt, daß Vorurtheile nichts mehr über ſeinen Kopf, religioſe Gefühle wenig oder nichts mehr auf ſein Gemüth vermögen, iſt eine ſchwere Aufgabe, deren Auflöſung jezt zum erſtenmahle verſucht wird. Der Geſetzgeber ermangelt dabey aller der Vortheile, die ich von der Rohheit der Romuliden, und von der treuherzigen Einfalt meiner Sabiner zog. Die Ueberzeugung, welche ſeine Geſetze mit ſich führen müſſen, daß ein jeder ſein möglichſtes Privat-Intereſſe nicht anders, als mit den Aufopferungen, die das Allgemeine von ihm fordert, erzielen könne, dieſe Ueberzeugung muß alles thun. Aber um auf ſie rechnen zu können, müßte man nicht nur gewiß ſeyn, daß ſie allgemein und vollkommen ſey, ſondern auch, daß die Bürger ſich immer in demjenigen Zuſtande befinden werden, worin die Vernunft über alle Leidenſchaften und ſinnlichen Reize das Uebergewicht hat; eine Vorausſetzung, die in der Anwendung ſehr unrichtige Reſultate geben dürfte. Zwar hört es ſich einem Redner ſehr angenehm zu, der von der göttlichen Schönheit der Tugend, und von der heroiſchen Größe des Mannes, der kein Opfer für ſein Vaterland zu koſtbar findet, blos für andere lebt und immer für andre zu ſterben bereit iſt, mit Gefühl und Begeiſterung ſpricht: aber kein verſtändiger Geſetzgeber wird die Verfaſſung eines Staats auf ſein Vertrauen in die Weisheit und Tugend der Bürger gründen.

Jupiter. Wie würdeſt du es alſo anfangen Numa, wenn du auf die Erde zurükkehren müßteſt, um den Weſtfranken Geſetze zu geben?

Numa. Ich würde mir den Auftrag, wo möglich verbitten, Jupiter; wofern dies aber nicht angienge, mich nicht verbunden halten, das Urbild der vollkommenſten Geſetzgebung für ſie vom Himmel zu ſtehlen, ſondern genug gethan zu haben glauben, wenn ich ihnen, wie Solon den Athenienſern, die beſten Geſetze gäbe, deren ſie gegenwärtig fähig wären.

Jupiter. Du würdeſt alſo, wie es ſcheint, einen ganz andern Weg einſchlagen, als die Philoſophen und Phyſiokraten, die jetzt im Beſitze des Geſetzgebens in Frankreich ſind?

Numa. Ich würde mich wenigſtens hüten, kein eingeführtes Geſetz eher abzuſchaffen, bis ich gewiß wäre, daß ich es auch nicht einen einzigen Tag länger nöthig haben könnte. Ich würde mich hüten, den roheſten Theil des Volks, der doch immer die meiſten und derbſten Arme hat, von alten Pflichten zu entbinden, eh ich mich hinlänglich verſichert hätte, daß ſie ſich den neuen, die ich ihnen dafür auflegte, willig und unverzüglich unterwerfen würden. Ich würde, wenn ich nothwendig vorausſehen müßte, daß meine Geſetzgebung einer anſehnlichen und mächtigen Partey nicht angenehm ſeyn könne, mich ſehr hüten, dieſe

Partey noch absichtlich ohne alle Noth zu erbittern; sondern sie vielmehr auf alle nur erſinnliche Weiſe zu gewinnen, und für die Aufopferungen, so sie dem Staate machen müßten, zu entschädigen suchen. Ich würde nicht alles auf einmahl thun wollen, sondern eine Verbesserung nach und nach die andere herbeyführen lassen; und während ich mich bloß mit den unaufschieblichsten beschäftigte, zufrieden seyn, zu den andern, die ich der Zeit, und der künftigen Erfahrung überließe, den Grund gelegt, oder den Weg gebahnt zu haben. Und hauptsächlich würde ich mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetze machen, keine Gesetze — in der Trunkenheit zu geben.

Merkur. Der ehrwürdige Numa scheint mir da, mit der unschuldigsten Mine von der Welt, eine kleine Satyre auf meine Freunde da unten gemacht zu haben.

Numa. Eine Satyre? Habe ich nicht schon gestanden, daß ich das Werk, dem sie sich unterzogen haben, für das schwerste unter allen halte, deren Götter oder Menschen sich unterfangen können? Kann man ohne Unbilligkeit fodern, daß ihr erster Versuch ganz fehlerlos seyn soll?

Merkur. Diejenigen, denen dieser Versuch ihr Ansehen, ihr Vermögen, oder gar ihren Kopf kostet (deren leider! nicht wenige sind) sind freylich geneigt zu glauben, daß sie die Fehler, die beym

Expe-

Experimente begangen werden, etwas theuer bezahlen müssen.

Numa. Dafür sind es auch nicht immer die Weisesten, welche die Mehrheit der Stimmen machen. Und kann ihnen dies zum Vorwurf gereichen? Hat es jemals eine freye Nation gegeben, die sich dieses Vortheils rühmen konnte?

Jupiter. Nicht daß ich wüßte! Wir wollen also, weil doch unter dem Mond und über dem Monde nichts ganz vollkommnes ist, von den wakkern Männern da unten nichts unmögliches erwarten, und uns übrigens erfreuen, daß alles, trotz dem Regenwetter und dem bösen Willen der Aristokraten! so ruhig und fröhlich abgelaufen ist. Die Constitution wäre also beschworen, und es käme nun bloß noch darauf an, ein ehrliches Mittelchen ausfindig zu machen, wie achttausend Millionen Livres Schulden bezahlt, die übrigen ungeheuern Verbindlichkeiten, womit die neuen Gesetzgeber die Nation belastet haben, erfüllt, und zu diesem noch die Einkünfte, die der Staat zu seinen ordentlichen und zufälligen Ausgaben nöthig hat, aufgebracht werden können, ohne dem Volke mehr aufzulegen als es zu tragen Lust hat? Was meynst du, Heinrich? Sollte nicht die Auflösung eines solchen Problems deinem Sully, eben so gut als dem ehrlichen Necker, schlaflose Nächte gemacht haben?

Juliette.

Das wollt' ich auch, mein Herz, wenn ich nicht fürchtete daß ich dich gar zu tode liebkoſen möchte. Gute Nacht, gute Nacht. Das Scheiden kommt mich ſo ſauer an, daß ich ſo lange gute Nacht ſagen werde, biß es Morgen iſt.

(Sie geht weg.)

Romeo.

Schlummer ruhe auf deinen Augen, und ſüſſer Friede in deiner Bruſt! Möcht' ich der Schlaf und der Friede ſeyn, um ſo lieblich zu ruhen! -- Ich gehe nun in die Celle meines Geiſtlichen Vaters, ihm mein Glük zu entdeken und ihn um ſeinen Beyſtand zu bitten.

(ab.)

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in ein Kloſter.)

Pater Lorenz tritt mit einem Korb auf.

Lorenz.

Der grau-augichte Morgen lächelt die runzelnde Nacht weg, und zeichnet die öſtlichen Wolken mit Streiffen von Licht; indem die geſtelte Finſterniß gleich einem Betrunknen, den brennenden Rädern des Titan aus dem Wege taumelt. Nun iſt es Zeit, daß ich, eh das flammende Auge der Sonne näher kömmt, dem Tag zu liebkoſen, und den

nächtli-

Merkur. Ich fürchte, die armen Weſtfranken werden ſich um einen Finanzminiſter umſehen müſſen, der, wie König Midas! die Gabe habe, alles was er anrührt in Gold zu verwandeln.

Heinrich. Ohne die unerſchöpflichen Hülfsquellen, womit die Natur das Land und die Einwohner begabt hat, würde ihnen auch ein ſolcher Goldmacher wenig helfen; mit jenen hingegen werden ſich fünf und zwanzig Millionen Menſchen auch ohne dieſen aus der Verlegenheit zu ziehen wiſſen; zumal da noch eine ſehr ergiebige Quelle übrig iſt, an welche man noch nicht gedacht zu haben ſcheint.

Merkur. Oder vielleicht nicht denken wollte? Denn ich glaube ſie zu errathen.

Heinrich IV. Man hat die Kleriſey aus ihren Gütern herausgeworfen, und auf ſehr mäßige Beſoldungen geſezt; man hat den Adel nicht nur zu großen Aufopferungen genöthigt, ſondern ſogar aller mit dem Blute ſeiner Vorfahren erkauften Vorzüge beraubt: und die Capitaliſten, die in den lezten funfzig Jahren unermeßliche Reichthümer auf Unkoſten der Nation zuſammen ſpeculiert haben, ſollten allein ruhige Zuſchauer der Noth des Vaterlandes abgeben dürfen, und für ſeine Rettung nichts aufopfern müſſen? Dann wäre das, was man dem Adel und der Prieſterſchaft genommen hat, nicht Opfer, ſondern Raub! Einer ſo groben Verſündigung gegen die feſtgeſtellte Gleich-

Gleichheit der Rechte und Pflichten können ſich die Geſetzgeber nicht ſchuldig machen; oder wenn ſie deſſen fähig wären, wie könnte die Nation dazu ſtill ſchweigen? Laſſt die reichen Gläubiger des Staats nach Abzug deſſen, was ſie mit ihren auf das bloſſe Unentbehrliche eingeſchränkten Mitbürgern auf gleichen Fuß ſezt, nur die Hälfte ihrer Forderung nachlaſſen, ſo iſt Frankreich gerettet, und ich kann noch hoffen, die Zeit zu ſehen, da ein jeder Bauer des Sonntags ſein Huhn in ſeinem Topfe haben wird!

Jupiter. Dieſe Zeit mag wohl, ſeit euere Bauern keine Abgaben mehr bezahlen, ſchon gekommen ſeyn; die Frage iſt nur, wie lange ſie dauern wird? — Merkur! Sieh doch wer der Schatten iſt, der ſich vorhin, als der König ſchwur, plözlich mit Unwillen wegwandte, und in dieſem Augenblick auf dem Platz Vendome neben Ludwigs XIV. Bildſäule ſteht, und mit unmächtigem Fuße die Erde ſtampft. An ſeiner Geſtalt und an dem Ehrfurcht gebietenden Anſtand eines tragiſchen Tyrannen, der ihm zur Natur geworden ſcheint, ſollte man ihn für Ludwig XIV. ſelbſt halten.

Merkur. Er iſt es auch.

Jupiter. Geh, Hermes, und bring' ihn hieher!

St. Ludwig. Für einen König, der sich so gern mit der Sonne verglichen ließ, sieht er ziemlich finster aus.

Jupiter. Er hinterließ seinen Nachfolgern große Beyspiele, zur Nacheiferung und zur Warnung. Wenn sie nicht weiser dadurch worden sind, so ist es wenigstens nicht seine Schuld.

Ludwig XIV. (indem er langsam herbey schwebt, vor sich.) Daß ich mich selbst überleben mußte, um das königliche Ansehen, das durch mich den höchsten Punct seines Glanzes erreicht hatte, so tief in den Staub gedrückt zu sehen!

Jupiter. (lächelnd) Darf man fragen, was jesträuischer Schatten, warum du vorhin so unmuthig auf die Erde stampftest, als du deine Augen auf das Fußgestell deiner Bildsäule fallen, ließest?

Ludwig XIV. Wenn du Der bist, der du zu seyn scheinst, wie konntest du einen gelaßnen Zuschauer bey einem Schauspiel abgeben, das allen Könige zur Rache auffordert? Aber vermuthlich hat sich der Dämon der Demokratie auch des Olympus bemächtiget, und auch Jupiter ist dahin gebracht, zu allem was seine Unterthanen wollen, Ja zu sagen.

Jupiter. Du bist nicht bey guter Laune, König Ludwig, sonst würde mir ein so höflicher

Mann,

Mann, als du immer gewesen bist, die Antwort nicht schuldig geblieben seyn.

Ludwig XIV. Wie? Ich sollte mir noch bewußt seyn wer ich war, und sollte den französischen Namen, vor welchem ich den ganzen Erdboden zittern lehrte, in einem einzigen Jahrhundert so tief herabgewürdiget sehen, ohne vor Schaam und Unwillen zu glühen? Was fehlte dieser einst so glorreichen Nation, nachdem sie alles Ansehen von aussen, alle Würde von innen verlohren hat, und durch Aufhebung des Unterschiedes der Stände den Kaffern und Kalifornieern gleich gemacht worden ist, was fehlte ihr noch, um sie bis zu ihrem ersten vierbeinigen Stande zu erniedrigen, um ihre völlige Rückkehr in die Wälder zu beschleunigen, als daß die Barbaren ihre frevelhaften Hände auch nach den Meisterstücken der Künste ausstreckten, und, durch Wegschaffung der vier gefesselten Figuren zu den Füßen meiner Bildsäule, das prächtigste Denkmal meiner Siege zu verstümmeln sich erfrechten?

Jupiter. Gieb dich zufrieden, König Ludwig! Sie sind immer noch sehr artig gewesen, daß sie wenigstens deine eigene stehen ließen. Was den Frevel betrifft, den sie an den verhaßten Bildern der Sklaverey, die zu deinen Füßen lagen, begangen haben, und den du für ein Zeichen von so böser Vorbedeutung ansiehst: so kann ich dir zum Troste melden, daß sie dafür das Marsfeld in einen Cirkus verwandeln werden, der den herrlich-

sten Werken, wodurch die alten Cäsarn zu Rom ihres Namens Gedächtniß stifteten, an Größe und Pracht der Ausführung den Vorzug streitig machen wird. — (Zu den übrigen.) Es ist nun Zeit zurückzukehren, meine Kinder. Du, Heinrich, begleitest uns. Deine Tugenden und Verdienste hätten dir schon lange einen Platz im Olympus verschaffen sollen. Von dem neuen Rom konnte sich freylich der Liebhaber der schönen Gabrielle keine Apotheose versprechen: aber das soll dich nicht hindern mein Tafelgenoß zu seyn, und bey uns unter deines gleichen zu leben. Denn du wirst da noch mehrere finden, von welchen gleich dieser ehrwürdige Sabiner einer ist (er deutet auf Numa) die ihren Platz unter den Göttern nicht dem wenig zuverläßigen Urtheile der Menschen, sondern bloß dem unsrigen und sich selbst zu danken haben. Wer sollte ein Gott zu seyn verdienen, wenn es nicht diejenigen verdienten, die den Menschen am meisten Gutes gethan haben? — Gehab dich wohl, wenn du kannst, Ludwig der Große! — Ihr übrigen folget mir.

IV.

V.

V.

Cordelia.

Er führt sie ein, die Liebende. —
Bescheiden und schamroth
Reicht sie die bebende Hand
Dem Glücklichen.

Hymen voran, der Himmlische,
Mit leuchtender Fackel,
Leitet den schwankenden Tritt
Der Schmachtenden.

Es schielt hervor der Schelmische,
Beraubt der Binde,
Dort, wo das nächtliche Licht
Verstohlen flamm.

Bleib' unentdeckt, Verwegener!
Indessen Hymen jezt,
Schneller als Küsse verwehn,
Die Fackel löscht. —

Er ist entflohn. — Verweiletest
Du länger, o Knabe?
Oder verschwandest auch du,
Muthwilliger? — —

Was? — Er verſtummt? — Nein; Grazien
Verſiegeln den Mund ihm —
Schleyer, aus Düften gewebt,
Verbreiten ſich. —

Auf Ida's Höhn, mit Jüpiter,
Verbarg ſich vor allen
Forſchenden Blicken einſt ſo
Saturnia.

Der Gürtel war's der paphiſchen
Unſterblichen Göttin,
Welchen Saturnia nahm; —
Jezt ſiegsgewiß.

Cordelia begehrt dich nicht,
Entlehneter Zauber!
Eigenen Zaubers gewiß,
Verſchmäht ſie dich!

X. X. Z.

VI.

Briefe

über Litterarische und andere Gegenstände.

6.

An Herrn ***.

Ueber die neulich mitgetheilten Proben einer Borussias.

Ich habe noch bisher zu wenig Gelegenheit gehabt, die Urtheile unsers Publicums von dem kühnen Unternehmen eines ungenannten Preussen, die wichtigste Lebens-Epoke Friedrichs des Einzigen, in einem epischen Gedichte zu besingen, und von den Proben, die der t. Merkur im Junius und Julius dieses Jahres davon bekannt gemacht hat, zu erfahren, als daß ich die eine Hälfte Ihres Wunsches befriedigen könnte. Lassen Sie sich also für diesmal an meinem guten Willen genügen, wenigstens die andre Hälfte desselben zu erfüllen, indem ich Ihnen einige meiner Gedanken über diesen Versuch so vertraulich mittheile, als sich nur immer von einem gedruckten Briefe erwarten läßt.

Ein Episches Gedicht, dessen Held Friedrich der Große und Einzige, und dessen Thema der siebenjährige Krieg ist, kann, ohne Uebertreibung, für das kühnste und schwerste Unternehmen gelten, dessen sich jemals

jemals ein Dichter unterwunden hat. Der bloße Gedanke eines solchen Werkes, das bloße Gefühl sich der Ausführung desselben zu getrauen, beweiset schon viel für oder wieder den Unternehmer.

Ich hoffe also, mein Freund, Sie werden mich weder einer gezierten Bescheidenheit noch einer allzu großen Furchtsamkeit beschuldigen, wenn ich über die Fragen — ob der Ungenannte in den mitgetheilten Proben bereits bewiesen habe, daß er den Ulyssesbogen spannen könne? Ob seine Seele groß genug sey die große Seele Friedrichs des Einzigen zu umfassen, von ihr ganz durchdrungen zu werden, und sich innig genug mit ihr zu identificieren, um mit Friedrichs Augen sehen, Friedrichs Gedanken denken, ihm auf jede Höhe, die er erfliegt, in jede Tiefe, in die er herabschießt, folgen zu können? Ob er auch in der gehörigen Stärke gefühlt habe, daß sein Sujet eine ihm eigene Art von menschlicher Größe und Erhabenheit in sich habe, die, wofern er sich ihrer ganz zu bemächtigen weiß, seinem Gedichte, in Ansicht der Wirkung die es auf alle Menschen aller Zeiten, von welcher Nation und Partey sie seyn mögen, thun müßte, den Vortheil über alle Iliaden, Aeneiden, und Henriaden geben, und es zu einem so einzigen Dichterwerke machen würde, als sein Held, und das ganze große Drama seines siebenjährigen Kampfes mit sechs gegen ihn verschwornen Mächten, mit dem Schicksal und selbst

mit

mit den Schranken der menschlichen Natur, — einzig in der Geschichte ist? — Sie werden (sage ich) es mir nicht mißdeuten, wenn ich über alle diese Fragen noch kein entschiedenes Urtheil fälle. Alles was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, daß ich — warlich nicht aus einem Ueberfluß von selbsteignem Muthe — ein wenig für den Dichter zittre. — Hat er, (er, der selbst gesteht, daß ihm die Idee dieses Gedichtes **erst vor wenigen Wochen** gekommen,) auch wohl die ganze furchtbare Größe seiner Unternehmung lang und reiflich genug überdacht? Hat er alle Schwierigkeiten ermessen, die er zu **überwinden** hat, sich alle Gefahren vorgezählt, die ihm bis auf den lezten Augenblick den Sieg aus der Hand zu winden drohen? Denn hier möchte wohl mit dem raschen Entschluß jenes jungen französischen Paladins,

— unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's —

nicht durchzukommen seyn!

Fassen Sie aber gleichwohl aus meinem Zittern kein nachtheiliges Vorurtheil gegen den Dichter der **Borussias**! Was ist natürlicher als ein wenig zu erschrecken, wenn wir einen andern etwas gefahrvolles unternehmen sehen, dessen uns zu unterfangen wir selbst nie gewagt hätten? Würden Sie nicht auch ein wenig gezittert haben, wenn Sie dabey gestanden wären, als der schöne Phaeton, von jugendlichem Selbstgefühl und Vertrauen geblähet, vor den Sonnengott

trat,

nächtlichen Thau aufzutrocknen, diesen Korb mit balsamischen Kräutern und Blumen von heilsamer Kraft anfülle. Die Erde, die Mutter der Natur, ist auch ihr Grab, und dieses fruchtbare Grab ists, aus dessen Schoos alle diese verschiednen Kinder entwirmgen, die wir saugend an ihrem mütterlichen Busen hangen sehen; jede Art mit besondern Kräften begabt, jede mit einer eignen Tugend geschmükt, und keine der andern gleich. Wie groß ist nicht die mannichfaltige Kraft die in Pflanzen, Kräutern und Steinen liegt! Nichts was auf der Erde sich findet, ist so schlecht, daß die Erde nicht irgend einen besondern Nuzen davon ziehe; nichts so gut, dessen Mißbrauch nicht schädlich sey. Die Tugend selbst, wird durch Uebertreibung oder irrige Anwendung zum Laster, und das Laster hingegen zuweilen durch die Art wie es ausgeübt wird, geadelt - - In dieser kleinen Blume hier liegt Gift und Heil-Kraft beysammen; ihr Geruch stärkt und ermuntert alle Lebens-Kräfte; gekostet hingegen, raubt sie den Sinnen alle Empfindung, und das Leben selbst. Zween eben so feindselige Gegner liegen allezeit in jedes Menschen Brust, die Gnade, und der verdorbne Wille, und wo dieser die Oberhand gewinnt, da hat der krebsartige Tod nur gar zu bald die ganze Pflanze aufgefressen.

Romeo zu den Vorigen.

Romeo.

Guten Morgen, Vater.

Bruder Lorenz.

Benedicite! Was für eine frühe Zunge grüßt mich so freundlich?

trat, ſich die Gewährung einer Bitte zuſchwören ließ, und dann um die Erlaubniß bat, ſeinen Flammenwagen einen Tag lang um den Himmel zu führen? — nur allzuwahrſcheinlich,

— Vitreo daturas
nomina ponto!

Doch, wenn der muthige Wagehals uns entgegenruft:

„Was draus entſtehen kann, das mag daraus entſtehen,
Mir ziemt es nicht ſo was vorauszuſehen!“

deſto beſſer für ihn und uns! — Alſo nichts weiter hievon! Ferne ſey es von uns, jemand abſchrecken zu wollen, der etwas großes in unſern Tagen zu beginnen Muth hat! Und gewiß wird ſich auch der Mann, der ein ſolches Abenteuer beſtehen kann, durch unſer Zittern nicht erſchrecken laſſen!

Aber eine andere Frage, über welche ich mich nicht enthalten kann, Ihnen ein paar Worte zu ſagen, iſt dieſe: ob es rathſam geweſen ſey, einen erſt vor wenig Jahren verſtorbenen teutſchen Fürſten zum Helden, und alſo eine noch ſo friſch in aller Menſchen Andenken liegende Geſchichte, wie der ſiebenjährige Krieg iſt, zum Stoff einer Epopöe zu erwählen? — Und da geſtehe ich unverhohlen, daß ich ſogar den Helden der Henriade noch zu modern, noch zu nahe an uns finde, wiewohl es ſchon bald zweyhundert Jahre ſind, daß er nur noch in der Geſchichte lebt. Es mag vielleicht nur Aberglaube und Täuſchung ſeyn, aber wenigſtens

ſcheint

ſcheint es (vielleicht bloß von Gewohnheits wegen) den meiſten Menſchen natürlich zu ſeyn, ſich einen noch ganz neuen Helden nicht ohne einen geheimen Widerwillen als die Hauptperſon einer Epopee zu denken. Wir ſehen ihn und ſeine Thaten noch als ein ausſchließliches Eigenthum der Geſchichte an, und je mehr uns daran gelegen iſt, von einem ſehr großen Manne nichts als die reine Wahrheit zu erfahren; je mehr wir ein ganz getreues und unverſchönertes Bildniß, (wenn es auch nur eine Silhouette wäre) von ihm zu beſitzen wünſchen, je größer der Werth iſt, den wir auf die kleinſte zuverläßige Anekdote ſetzen, die uns einen Zug ſeines Charakters liefert: deſto ungeneigter ſind wir, einem Dichter die Erlaubniß, ihn zu idealiſiren, einzuräumen. Und, wenn dieſer ſich auch noch ſo genau an die bloße hiſtoriſche Wahrheit zu halten verſpricht und wirklich hält, ſo bleibt doch, da er nun einmahl ein Dichter iſt und die Gewalt *quidlibet audendi* von Rechts- und Gewohnheitswegen in Händen hat, immer eine Art von geheimer Beſorgniß übrig, daß er ſich ſeines Rechts bedienen, und aus dem hiſtoriſchen Helden, an dem wir alles bis auf ſeine Fehler, Schwachheiten und Muttermahle lieben, einen romantiſchen und idealiſchen machen werde, der uns, wie edel und exemplariſch er auch ſeyn möchte, nur bloß darum ſchon zuwider iſt, weil er nicht mehr der Mann ſelbſt iſt, den wir aus ſeiner Geſchichte, aus dem ganzen Zuſammenhang ſeines

Lebens, und (was bey Friedrich II. hauptsächlich in Betrachtung kommt) aus seinen eigenen Werken kennen, und von welchem wir uns aus allen diesen Datis, jeder nach seinem Vermögen, ein bestimmtes Bild in unsrer eignen Seele gebildet haben, das nun auf immer mit seinem Nahmen in uns verbunden ist, und in welchem allein wir ihn zu erkennen glauben. Kurz, lieber Freund, mich dünkt wir müssen den Helden einer Epopee, schon so viele Jahrhunderte lang todt und begraben wissen, daß seine Geschichte (zumahl wenn sie soviel unglaubliches hat wie Friedrichs des Großen) wo nicht zu einer Art von romantischem Mythen für uns geworden ist, wenigstens doch aus einer so großen Zeitferne einen gewissen edeln Rost des Alterthums gewonnen, und der Held selbst das kolossalische und götterähnliche in unsrer Einbildung bekommen hat, welches er haben muß, um zu der epischen Behandlung und dem hohen Trompetenton der heroischen Muse qualificiert zu seyn.

Doch, gesezt auch, man erlaubte einem Dichter sich über diese Bedenklichkeit wegzusehen — und wer sich zum Sänger Friedrichs II. gebohren fühlt, wird sich diese Erlaubniß wohl selbst nehmen, und zu seiner Rechtfertigung Gründe genug finden — so bleibt noch eine andere, über die man nicht leicht ungestraft wegspringen kann. Und diese ist: daß es, eben wegen der Neuheit der Begebenheiten, schwer, wo nicht unmöglich

möglich ist, daß der Dichter einer Borussias, zumahl wenn er ein Borusse ist, nicht Parthey gegen die Feinde seines Helden nehme, und im Feuer seiner begeisterten Liebe für seinen König und sein Vaterland, den Charakter, die Beweggründe, Gesinnungen und Handlungen jener Fürsten und Nationen, die am Ende doch bloß ein entgegengesetztes Politisches Interesse zu Gegnern seines Helden machte, in ein falsches, gehäßiges, oder doch nachtheiliges Licht stelle. Eine Partheylichkeit, welche — ausser dem, was in andern wichtigern Rücksichten gegen sie einzuwenden ist — für den Dichter selbst und für sein Werk den Nachtheil hat, nur für die Unterthanen der Preussischen Monarchie gearbeitet zu haben, und sich wenig Beyfall von allen jenen Nationen versprechen zu dürfen, die sich in ihren Fürsten von ihm mißhandelt glauben. Denn, da ihm nun einmahl alles daran gelegen ist, die Gerechtigkeit auf seines Helden Seite zu haben: so sieht er sich gezwungen, um alles verhaßte des verderblichen Menschenfressenden Krieges, den er besingen will, auf die Gegenpartey zu wälzen, ihr die abscheulichsten Leidenschaften und Gesinnungen zuzuschreiben; und diese Unbilligkeit (denn Unbilligkeit ist und bleibt es immer in den unverfälschten und recht richtenden Augen des Weltbürgers) wird dadurch nur schlecht gemildert, daß der Poet ein scheußliches Ungeheuer von einem Dämon dichtet, der die Herrscher der Völker, wenn sie die Menschen nicht lieben,

zu seinen Genien weht? und mit Ehrgeiz, räuberischer Habsucht, Neid, Rache, und der grausen Hyäna Politik, an der Seite, ihnen seine Wuth in die ehernen Busen einhaucher,

daß sie die Sceptergehorchenden Völker dem Elende geben, u. s. w.

Denn, weil kein Mensch an die Existenz eines solchen Dämons glaubt, so fällt alles auf die armen Könige, und hauptsächlich auf Maria Theresia zurück, welche die Seele des geheimen Bündnisses gegen Friedrich II. war, aber (wie alle Welt weiß) im Grunde keine andere Absicht dabey hatte, als ihr liebes Schlesien wieder zu bekommen, welches Friedrich doch wahrlich nicht Kraft eines rechtlichen Spruchs der Astrâa und Themis von ihr gewonnen, sondern ihr durch blutige Siege abgedrungen hatte. Die Partheylichkeit, die der Dichter durch diese moralische Darstellung der Sache begeht, wird in den Augen aller Unpartheyischen desto auffallender und wiederlicher, weil es weltbekannt ist, daß es nicht der Dämon, der mitten in der Hölle, da wo die Ströme des Feuers, ewige Marter aufluthend, die flammensten Wirbel vermischen, von der wüthendsten Furie gebohren wurde, sondern daß es der Große Friedrich selbst war, der durch seine Eroberung Schlesiens den Anfang machte, den seeligen Frieden, der in Teutschland herrschte und vom Segen der Lande und Städte trof,

zu

zu ſtören, und die Freuden des ſeeligen Teutſchlands zu trüben, — und der dieſe von ſeinem Anti-Machiavel ſo grell abſtechenden Handlung, in ſeinen eigenen Schriften, durch keine andere Gründe rechtfertigen kann noch will, als durch ſolche, die ihm die grauſe Hyäna Politik in den Buſen gehaucht hatte. — Warum muß ſich nun Maria Thereſia von dem Dichter mit einem ehernen Buſen beſchenken, und nebſt ihren Alliirten mit einer Räuberbande, die einen ſchlummernden Rieſen überfällt, vergleichen laſſen: der Rieſe Friedrich hingegen als der gerechteſte, mildeſte und menſchenfreundlichſte aller Helden geſchildert werden?

Ich glaube alles zu wiſſen, was der Dichter der Boruſſias zu ſeiner Entſchuldigung ſagen kann: aber die Welt läßt in Werken des Genies und der Kunſt nicht leicht Entſchuldigungen gelten. Homer, wird ſie ſagen, war ein Grieche, und liebte ſein Vaterland wohl ſo gut als ein anderer; und doch würde man in ſeiner ganzen Iliade auch nur den Schatten einer Vorliebe für die Griechen oder einer Unbilligkeit gegen die Trojaner vergebens ſuchen. Sein Jupiter ſelbſt iſt nicht ſo unpartheyiſch als er. Dafür iſt aber auch dieſes reine menſchliche Verhältniß gegen alle ſeine Perſonen ohne Ausnahme kein geringes Verdienſt des großen Dichters qui nil molitur in-

epte, *) oder vielmehr es iſt gerade ſein höchſtes Verdienſt; es iſt das, was ihn, ungeachtet ſein Sujet an ſich ſelbſt ſo kleinlich iſt und ſo wenig allgemeines Intereſſe verſpricht, zum wahrſten, menſchlichſten, allgemeinſten, anziehendſten und unterhaltendſten aller Dichter macht. Warum ſtellte ſich der Verfaſſer der Voruſſias den Homer, den er ſich in Abſicht der Menge und der Ausbildung ſeiner Gleichniſſe zum Muſter genommen zu haben ſcheint, nicht lieber in einem ſo wichtigen Puncte als dieſe poetiſche Unpartheylichkeit iſt, zum Muſter vor? — Freylich würde nicht nur die Art der Ausführung dadurch etwas anders, als ſie jezt iſt, geworden ſeyn, ſondern vermuthlich das Ganze mit allen ſeinen Theilen ſich auf eine andere Art in ſeinem Kopfe geordnet haben! Da es aber eine Frage iſt, ob er ſich auf einem Wege, der dem von ihm eingeſchlagenen ſo entgegengeſezt iſt, zum Ziele zu kommen getraut hätte: ſo wäre es unbillig, ſich länger bey dieſem Vorwurf aufzuhalten, den er vielleicht, vermöge ſeiner ganzen Vorſtellungsart, nicht vermeiden konnte, ohne ſein groſſes Vorhaben ſelbſt aufzugeben, — welches ich auf keine Weiſe wünſche.

Die Nothwendigkeit, noch etlichen Anzeigen Raum zu laſſen, zwingt mich hier abzubrechen, und verſchiedenes

*) Horat. ad Piſon. v. 140. Ein negatives Lob in drey Worten, worin unendlich viel poſitives liegt; und welches zu verdienen der höchſte Stolz jedes Dichters ſeyn ſollte.

denes, was ich noch über dieſe Probe eines die allgemeinen Aufmerkſamkeit ſo ſtark auffordernden Werkes in petto habe, auf einen der nächſtfolgenden Monate zu verſparen.

W.

VII.

Litterariſche Anzeigen.

I.

Hiſtoriſcher Calender für Damen. 1791.

enthält die Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges von Herrn Hofrath Friedrich Schiller.

Der Beyfall, womit der hiſtoriſche Calender für Damen, von Herrn von Archenholz und Herrn Hofrath Wieland, aufgenommen worden, hat mich ermuntert, keine Koſten und keine Mühe zu ſparen, denſelben auch für das Jahr 1791 ſo anziehend als möglich zu machen.

Ich bleibe meiner Idee getreu, einen Calender zu liefern, welcher durch Geſchichte unterrichten und vergnügen und etwas mehr als eine bloße Tändeley ſeyn ſoll. Dem zu Folge habe ich ein Sûjet gewählt, welches das merkwürdigſte in der Geſchichte unſers teutſchen Vaterlandes iſt, welches jede Provinz, jede Stadt intereſſiert, wovon man beynahe in jedem Dor-

se spricht oder sprechen hört: die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, eines Krieges, dem Teutschland seine Ruhe, das Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat. Da wir noch keine gut geschriebene Geschichte dieses so merkwürdigen als reichhaltigen Gegenstandes haben, und da Herr Hofrath Schiller die Bearbeitung desselben übernommen hat, so hoffe ich mir einen allgemeinen Beyfall schon im voraus versprechen zu können.

Herr Chodowiecky hat den Text mit zwölf meisterhaften Zeichnungen geziert — wofür ich ihm hier öffentlich meinen Dank abstatte — welche Herr Penzel eben so fleissig als geistreich in Kupfer sticht.

No. 1. Der Anfang des Kriegs. Graf Thurn läßt die kaiserlichen Commissarien von dem Schlosse in Prag zum Fenster hinauswerfen.

— 2. Friedrich V. Churfürst von der Pfalz wird von seiner Gemahlin Elisabeth und seinem Beichtvater Scultetus ermahnt, die böhmische Krone anzunehmen.

— 3. Dieses unglücklichen König Friedrichs und seiner Gemahlin Flucht nach der Bataille bey Prag.

— 4. Wallenstein, Herzog von Friedland, im Lager vor Stralsund.

— 5. Kaiser Ferdinand II. und seine beyden Beichtväter die Jesuiten, bey Ausfertigung des Restitutionsedikts zum Nachtheil der Protestanten.

No. 6.

No. 6. Gustav Adolph, entschlossen Teutschland zu retten, empfiehlt seine Tochter den Schwedischen Ständen.

— 7. Tilly bey der Eroberung von Magdeburg.

— 8. Gustav Adolph danket Gott, nach dem Siege bey Leipzig, auf freyem Felde.

— 9. Dieser große Held im Sarge, nach dem Siege bey Lützen.

— 10. Herzog Bernhard von Weimar in Paris. Der alte Capcuiner Joseph zeigt ihm auf einer Landcharte, welche Orte er wegnehmen soll; Cardinal Richelieu und Ludwig XIII. lächeln über diese Sotise.

— 11. Herzog Bernhard begrüßt, nach dem Siege bey Breysach, die sämmtliche gefangene kaiserliche Generalität.

— 12. General Torstenson kommt, nachdem er den Sieg bey Jankowitz und dadurch den Frieden für Teutschland erfochten, aus der Bataille zurück und findet seine Gemahlin wieder.

Außer diesen zwölf Monatskupfern enthält der Calender noch den Frieden als Titelkupfer und das Porträt Herzog Bernhards von Weimar, von Herrn Lips in Weimar; Gustav Adolph nach van Dyck, und die Königin Christine, beyde von Herrn Geyser gestochen.

freundlich? -- Junger Sohn, es zeigt einen verſtörten Kopf an, daß du dein Bette ſo früh ſchon verläſſeſt. Sorgen wachen wohl in alter Leute Augen, und wo Sorge wohnt, wird der Schlaf nie ſein Nachtlager nehmen: Aber wo kummerfreye Jugend mit unbeladnem Hirn ihre Glieder ruhen läßt, da herrſchet der goldne Schlaf. Dein frühes Aufſeyn iſt mir alſo ein Zeichen daß irgend eine aufrühriſche Leidenſchaft deine innerliche Ruhe ſtört -- oder wenn dieſes nicht iſt, nun, ſo iſt's bald errathen, daß unſer Romeo dieſe Nacht gar nicht zu Bette gegangen iſt.

Romeo.

Das leztere iſt wahr, weil mir eine ſüſſere Ruhe zu theil ward.

Bruder Lorenz.

Gott verzeihe dir deine Sünde! warſt du bey Roſalinen?

Romeo.

Bey Roſalinen, mein geiſtlicher Vater? Nein. Ich habe ſie bis auf ihren Namen vergeſſen.

Bruder Lorenz.

Das iſt mein guter Sohn! Aber wo biſt du denn geweſen?

Romeo.

Ich will es aufrichtig geſtehen; ich befand mich vor einiger Zeit, unerkannt, bey einem Gaſtmal meines Feindes;

Da ich sechszehn Kupfer von berühmten Meistern und eine große Anzahl Bogen Text liefere, so wird man folgenden Preis nicht unbillig finden. Ein Calender im gewöhnlichen Bande kostet Einen Thaler und Vier Groschen, und ein in Seide gebundener Einen Thaler und Zwölf Groschen in Louisd'or zu 5 Thaler. Beyde sind gemalt. Die gemalten Sujets der seidnen Bände beziehen sich auf Freundschaft, Liebe und Ehe, oder haben einen andern allegorischen Sinn. Man kann bey der Bestellung anmerken, welches von den genannten Sujets man haben will.

Ich verspreche einem jeden Liebhaber, welcher durch die Buchhandlungen oder Postämter seines Orts oder unmittelbar bey mir vor Michaelis seine Bestellung macht, lauter gute Abdrücke und schnelle Lieferung während der Leipziger Michaelmesse. Wenn man lauter gute Abdrücke liefern will, so muß man jede Platte mehr als einmal stechen lassen, und wenn man prompte Lieferung verspricht, so muß der Buchbinder eine große Anzahl Bände auf einmal fertig haben. Da hierzu ein gewisser Ueberschlag nöthig ist, so kann ich beydes nur unter der Bedingung einer baldigen Bestellung versprechen. Briefe und Gelder muß ich mir postfrey erbitten.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

2.

Nachricht,

das Churfürstl. Sächs. Taubstummen-Institut zu Leipzig betreffend.

Da Ihro Churfürstl Durchl. zu Sachsen die höchste Gnade gehabt haben, mir nach dem Ableben meines seel. Mannes, da ich mich rühmen kann, den genauesten Unterricht in Ansehung der Geheimnisse der Kunst von ihm genossen zu haben, mit Beyhülfe des Cand. Theol. Aug. Friedr. Petschkens, (welcher schon seit einigen Jahren unter der Aufsicht meines seel. Mannes den Taubstummen Unterricht gegeben, und wegen seiner Fähigkeiten dazu durch eine von Ihro Churf. Durchl. erhaltene Gnadenbezeugung noch besonders aufgemuntert worden) das hiesige Taubstummen-Institut anzuvertrauen; so dienet folgendes einem geehrtesten Publikum zur Nachricht. Alle Taubstumme und mit Sprachgebrechen behaftete Personen werden, wenn sie sonst gesund sind, von ihrem achten Jahre an, in diesem Institute aufgenommen: doch aber unter dieser nothwendigen Bedingung, daß, wenn wir finden sollten, daß ein Lehrling ganz kein Genie hätte etwas zu begreifen, wir solchen, da wir weit entfernt von aller niedrigen Gewinnsucht sind, nach Verlauf eines Vierteljahres seinen Eltern zurückschicken werden; womit wir noch diese Bitte verbinden, daß die Eltern

uns

uns vorher von jedes Lehrlings Charakter, Fähigkeiten und Verhalten genau unterrichten möchten.

Die uns anvertrauten Lehrlinge lernen deutlich und mit Verstande laut sprechen und lesen; sie erhalten jede Art von Begriffen, so daß sie in den Stand gesezt werden, ihre Gedanken zu Papier zu bringen und Briefe und andere Aufsätze zu verfertigen. Mit einem Worte, sie werden zu nüzlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet, ohne daß bey ihrem Unterrichte mehrere Strenge als bey hörenden Kindern angewendet werden dürfte. Zu gleicher Zeit erhalten sie Religionskenntnisse, und zwar jeder nach dem unterschiedenen Lehrbegriffe der Kirche, worin die Eltern ihre Kinder unterrichtet wissen wollen, wobey aber auch die Sprachübungen beständig fortgesezt werden, welche bey ihrem Eintritte in das Institut sogleich ihren Anfang nehmen.

Endlich ist für die Gesundheit und die Erholungsstunden der Lehrlinge hinlänglich gesorgt; und zwar für erstere durch einen bestimmten, geschickten und erfahrnen Arzt, und fürs andere dadurch, daß die Anstalt in die Vorstadt in eine reinliche und gesunde Gegend verlegt wird, wo man auch dafür Sorge getragen, Lehrlingen von Stande eigene Zimmer geben zu können. Sie bekommen alle gesunde und nahrhafte Speisen, worin aber auch auf Verlangen ein Unterschied gemacht wird.

Doch

Doch damit wir nicht in den Verdacht der Ruhmredigkeit fallen, und nicht mehr zu versprechen scheinen, als uns wirklich zu leisten möglich seyn könnte: so wollen wir uns nur auf die im Institute zu bildenden Subjekte berufen, welche in der Folge das vollgültigste Zeugniß für die Wahrheit des obengesagten ablegen werden; und dann mag man aus dem Erfolge urtheilen, ob diese Anstalt für die Menschheit nützlich sey oder nicht.

Leipzig im August 1790.

A. C. E. Heinike. A. F. Petschke.
Lehrer am Institute.

3.

Die neue academische Buchhandlung in Marburg verlegt folgende neue Bücher, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind. 1) Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber, herausgegeben von Busch und Daun. 26 Bdchen. 8 gr. 2) Neueste militärische Bibliothek, 36 Bdchen. 16 gr. 3) Birnstiel, die Sterblichkeit in dem Kranken- und Waisenhause zu Bruchsal, nebst Krankenverpflegung im Stifte Speier, in praktisch tabellarischen Erläuterungen. 10 gr. 4) Blums, Versuch einer Beschreibung der hauptsächlichsten in Reval herrschenden Krankheiten. 10 gr. 5) Curtius. Grundriß der Universalhistorie, 14 gr. 6) Jungs Lehrbuch der Cameral-Wissenschaft und Cameral-Praxis. 1 Rthlr. 4 gr. 7) Lustige Kinderbibliothek, ein Abendgeschenk für solche Kinder die am Tage fleißig und gut waren, (vom Herrn Educ. Rath Andre) 2r Theil. 14 gr. 8) Ledderhose kleine Schrif-

Schriften über das Staats- und Fürſtenrecht. 3r Theil. 20 gr. 9) Lucians Reiſebeſchreibung für die Jugend. 4 gr. 10) Mönch, Lehre von den einfachſten und gebräuchlichſten zuſammengeſezten Arzneymitteln. 1 Rthl. 12 gr. 11) Roberts kleine juriſtiſche Abhandlungen. 6 gr.

Nächſtens liefert genannte Handlung: Geſchichte der Philoſophie, von Herrn Hofrath Tiedemann, gr. 8. Heinrich Stillings (Herrn Hofrath Jungs) neueſte Methode den Staar zu operiren. 8.

4.

Joſeph Maria Galanti's neue hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung beyder Sicilien, aus dem Italieniſchen überſezt von C. J. Jagemann. Erſter und zweyter Band, Leipzig 1790. bey Siegfried Lebrecht Crusius. in 8.

Was wir von beyden Sicilien aus Reiſebeſchreibungen und geographiſchen Werken wiſſen, iſt bey weitem nicht hinreichend, einen vollkommenen Begriff von der politiſchen und ökonomiſchen Verfaſſung dieſer in allem Betracht ſehr anſehnlichen Staaten zu bilden. Dieſer Mangel wird durch die Ueberſetzung der hiſtoriſchen und geographiſchen Beſchreibung des Herrn Galanti in ſo vollem Maße erſezt, daß noch von keinem der größern Staaten in Europa ein ſo vollſtändiges und zuverläſſiges Werk ans Licht erſchienen iſt. Die politiſche Verfaſſung beyder Sicilien hat, wie in allen europäiſchen Staaten, in den Jahrhunderten der Unwiſſenheit und Barbarey von Irrthümern und Leidenſchaften ihre Form erhalten, Sie iſt ein ſeltſames Gewirr von geiſtlichen und weltlichen Geſetzen, die in einem Verlauf von vielen Jahrhunderten, je nachdem es der Wechſel der ſich immer entgegengeſezten Umſtände mit ſich brachte, gröſtentheils zur Unterdrückung

des

des Volks und zur Vergrößerung der Macht der Reichsbaronen und der Geiſtlichkeit gemacht worden, und noch heut zu Tage die Haupturſache ſind, warum in dieſem von der Natur ſo ſehr begünſtigten Ländern der Ackerbau, die Künſte, und der Handel nicht zu voller Blüthe gelangen können. Die Abſicht des Verfaſſers iſt, dieſe Mängel der politiſchen Grundverfaſſung ſeiner ganzen Nation, und vornehmlich denen, die am Ruder der Staatsregierung ſitzen, vor Augen zu legen; wozu ihm der König ſelbſt alle öffentliche Archive, Lager- und Zollbücher eröffnet hat. Die Wichtigkeit dieſes Werks läßt ſich durch den ſummariſchen Inhalt der erſten zwey Bände am beſten vorſtellen:

Inhalt des erſten Bands. **Erſtes Buch**, welches in den drey erſten Kapiteln eine allgemeine geographiſche Beſchreibung des Königreichs Neapel, und einen Verſuch über die Geſchichte deſſelben, und über die Veränderungen der innern Verfaſſung unter den Römern, Longobarden, Normannen, Schwäbiſchen, Anjouiniſchen, Aragoniſchen, und Spaniſchen Königen enthält. **Das vierte Kapitel** handelt von allen Zweigen und Departements der gegenwärtigen Regierung; von der Polizey, von der Verwaltung der Staatswirthſchaft, von dem eigentlichen Civil-Regiment, von den Commerzcollegien, von den Lehens und Frohndienſten. **Fünftes Kapitel**, vom Militärſtande, und von den Schulen der königlichen Militärakademien, und der Akademie des Seeweſens. **Sechſtes Kapitel** von geiſtlichen Staate im Königreiche. Von den Reichthümern deſſelben, und von der gegenwärtigen Abhängigkeit des Königreichs vom römiſchen Hofe. **Siebentes Kapitel**, öffentliche Anſtalten zur Beförderung der Gelehrſamkeit. Schöne Künſte, Theater, Muſik, Bildhauer- und Mahlerkunſt. **Achtes Kapitel**, verſchiedene Claſſen

der

der Nation und allgemeiner ſittlicher Charakter; vom Adel und von den Ritterorden, von den Tribunaliſten, Aerzten, Geiſtlichen, Bauern, Künſtlern ꝛc. von der Religion, vom ſchönen Geſchlechte, von verſchiedenen Gebräuchen.

Zweyter Band. Zweytes Buch. Von den Finanzen des Königreichs. Erſtes Kapitel. Grundſätze der Finanzwiſſenſchaft. Zweytes Kap. Zuſtand der Finanzen in ältern Zeiten. Drittes Kap. Zölle der Hauptſtadt in ältern Zeiten. Viertes, fünftes ſechſtes und ſiebentes Kap. Von den Veränderungen in den Finanzen unter den Königen Alphons I. und Ferdinand I. und unter den ſpaniſchen Vicekönigen. Kap. 8. 9. 10. Zuſtand der königlichen Finanzen vor dem Jahr 1649. bis zur Regierung Karls von Bourbon. Kap. 11. 12. Reforme der Finanzen unter Karl von Bourbon und dem jezt regierenden Könige Ferdinand IV. Kap. 13. 14. Gegenwärtiger Zuſtand der Steuern und Zölle in allen Provinzen des Königreichs. Kap. 15. Von den Zöllen, welche auf die Ausfuhr der natürlichen Produkte gelegt ſind, und von den Zollbedienungen. Kap. 16. 17. 18. Von den veräußerten Zöllen und ausſchließenden Rechten im ganzen Königreiche, und beſonders in der Stadt Neapel. Kap. 19. Von den Verpachtungen der Schaftriften in Puglia. Kap. 20. 21. Von Geleite und Waggegeld und andern Abgaben. Kap. 22. Handelsbilanze von den Jahren 1771. 1772. 1784. Kap. 23. Allgemeine Ueberſicht aller Steuern und Abgaben der Unterthanen. Kap. 24. Betrachtungen über die Reforme der Finanzen des Königreichs Neapel.

Neuer Teutscher Merkur.

12. Stück 1790.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

der Nation und allgemeiner ſittlicher Charakter, vom Adel und von den Ritterorden, von den Tribunaliſten, Aerzten, Geiſtlichen, Bauern, Künſtlern ꝛc. von der Religion, vom ſchönen Geſchlechte, von verſchiedenen Gebräuchen.

Zweyter Band. Zweytes Buch. Von den Finanzen des Königreichs. Erſtes Kapitel. Grundſätze der Finanzwiſſenſchaft. Zweytes Kap. Zuſtand der Finanzen in ältern Zeiten. Drittes Kap. Zölle der Hauptſtadt in ältern Zeiten. Viertes, fünftes ſechſtes und ſiebendes Kap. Von den Veränderungen in den Finanzen unter den Königen Alphons I. und Ferdinand I. und unter den ſpaniſchen Vicekönigen. Kap. 8. 9. 10. Zuſtand der königlichen Finanzen vor dem Jahr 1649. bis zur Regierung Karls von Bourbon. Kap. 11. 12 Reforme der Finanzen unter Karl von Bourbon und dem jetzt regierenden Könige Ferdinand IV. Kap. 13. 14. Gegenwärtiger Zuſtand der Steuern und Zölle in allen Provinzen des Königreichs. Kap. 15. Von den Zöllen, welche auf die Ausfuhr der natürlichen Produkte gelegt ſind, und von den Zollbedienungen. Kap. 16. 17. 18. Von den veräußerten Zöllen und ausſchließenden Rechten im ganzen Königreiche, und beſonders in der Stadt Neapel. Kap. 19. Von den Verpachtungen der Schaftriften in Puglia. Kap. 20. 21. Von Geleite und Waagegeld und andern Abgaben. Kap. 22. Handelsbilanze von den Jahren 1771. 1772. 1784. Kap. 23. Allgemeine Ueberſicht aller Steuern und Abgaben der Unterthanen. Kap. 24. Betrachtungen über die Reforme der Finanzen des Königreichs Neapel.

Neuer
Teutſcher Merkur.

10. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

dort wurd' ich unverſehens, von einer Perſon verwundet, die ich zu gleicher Zeit verwundet habe; du beſizeſt die geheiligte Arznen, die uns allein helfen kan; du ſieheſt, heiliger Mann, daß ich keinen Haß in meinem Herzen hege, da meine Bitte ſich auch auf meinen Feind erſtrekt.

Bruder Lorenz.

Rede gerad und ohne Umſchweiffe mit mir, mein Sohn; eine räthſelhafte Beicht' erhält auch nur einen räthſelhaften Ablaß.

Romeo.

So wiſſe dann, daß ich des reichen Capulets ſchöne Tochter liebe; ihr Herz hängt an meinem, wie das meinige an dem ihrigen: Alles iſt ſchon unter uns verglichen, und um gänzlich vereinigt zu ſeyn, fehlt uns nichts, als der Knoten, den du machen kanſt. Wenn, wo, und wie, wir einander zuerſt geſehen, geliebt, und unſre Herzen ausgetauſcht haben, will ich dir hernach erzählen; alles warum ich izt bitte, iſt, daß du einwilligeſt uns heute noch zu vermählen.

Bruder Lorenz.

Heiliger Franciſcus! Was für eine Veränderung iſt das! Iſt Roſaline, die du ſo zärtlich liebteſt, ſo ſchnell vergeſſen? So ſizt wohl die Liebe junger Leute bloß in ihren Augen und nicht im Herzen! Jeſu, Maria! Was für Fluthen von Thränen haben deine Wangen um Roſalinen willen überſchwemmt

Inhalt.

I. Die Königs-Probe. . . . S. 113
II. Vorschlag und Bitte an die streitenden Philosopheu. . . . — 134
III. Antonius und Kleopatra, ein Melodrama. — 161
IV. Politisch-philosophische Gespräche. — 180
V. Litteratische Anzeigen. . . — 212

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in- und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Zur Nachricht.

Nach der Michaelismesse wird in der akademiſchen Buchhandlung zu Jena eine abgekürzte Umarbeitung des *Cleveland* vom Abbé Prevot mit Kupfern von Hrn. Malvieux erſcheinen. Der Ueberſetzer von Tauſend und ein Tag hat dieſe Arbeit übernommen.

Die Grattenauerische Buchhandlung in Nürnberg biethet nachſtehende Bücher um beygeſezte ſehr billige Preiſe zum Verkauf. 1) Das Journal von und für Teutſchland, von 1785 an bis 1789. jedes Jahr für 2 Thlr. in Louisd'or à 5 Thlr. oder 5 Fl. 36 kr. Reichsgeld. 2) Panzers J. W. Annalen der ältern teutſchen Litteratur oder Anzeige und Beſchreibung derjenigen Bücher, welche von Erfindung der Buchdruckerkunſt bis 1520, in teutſcher Sprache gedruckt worden ſind, gr. 4. 1. Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. iſt die Fortſetzung von Maittare Annal. Typograph. 3) Geſchichte Tom Jones eines Findlings, aus dem Engliſchen überſezt, von Herrn Profeſſor Schmidt in Liegnitz in 4 Theilen, mit 4 Kupfern, und 4 Titel-Vignetten von Chodowiecki gezeichnet und Geyſer geſtochen, 1 Thlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 kr. 4) Eben dieſes Buch auf Druckpapier und ohne Kupfer 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. 5) Hinterlaſſene Werke Friedrichs II. Königs von Preuſſen, 15 Theile mit Portrait, 8. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr. Dieſe Preiſe aber werden nur dieſes Jahr hindurch gültig ſeyn. Den Buchhandlungen kommt noch ein beſonderer Rabbat zu gut. Briefe und Geld bittet man ſich franko aus

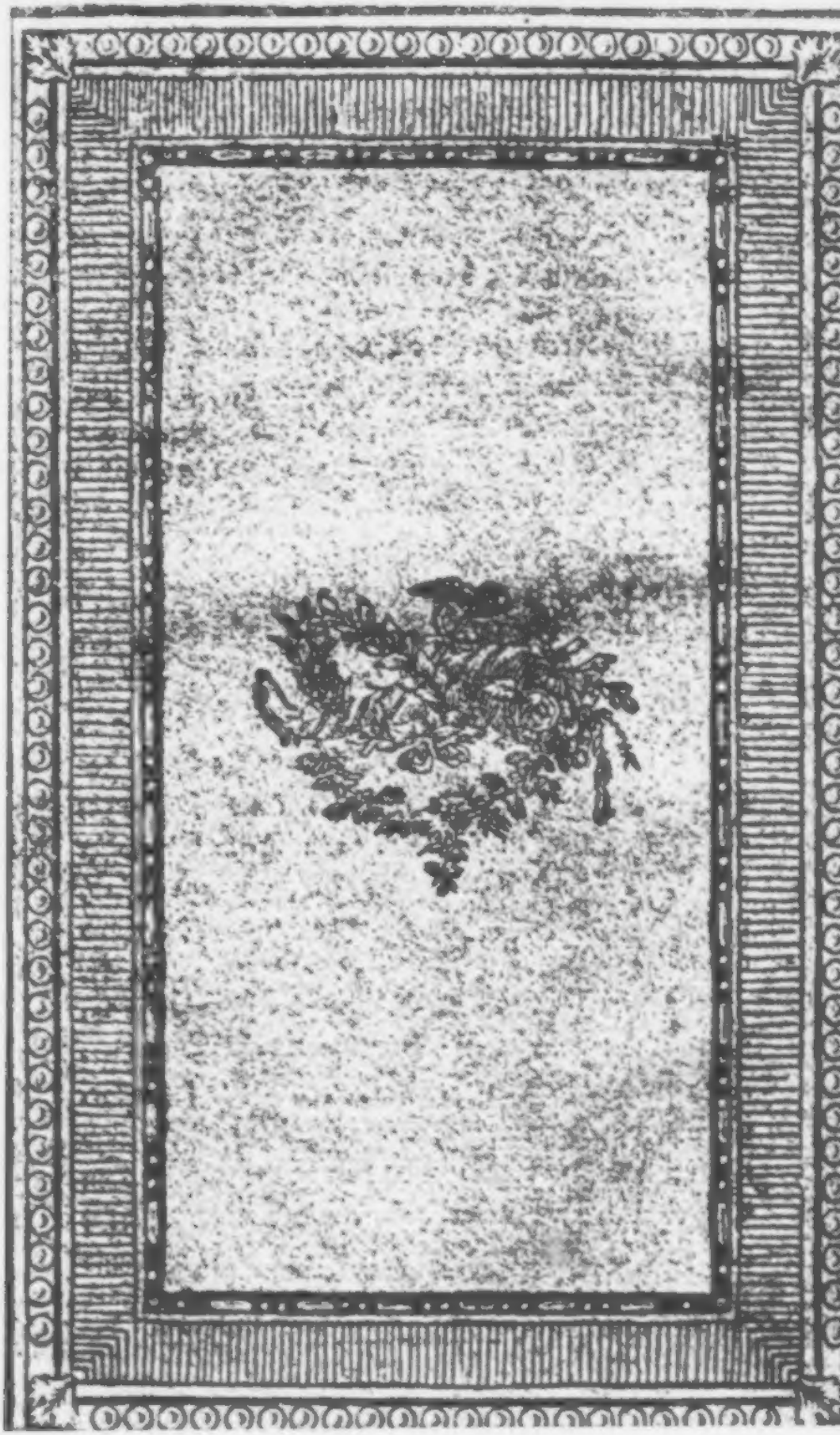

Der neue
Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1790.

I.

Die Königsprobe.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Dritter Fall.

Alginens Bruder hatte ihren Sohn noch als Knaben mit ſich auf Reiſen genommen. Seit mehrern Jahren hatte ſie von beyden keine Nachricht erhalten, und übergab deßhalb ihr Vermögen den Gerichten, um es ihrem Sohne, wenn er einſt wiederkäme, einzuhändigen. Dieſer kam bald nach ihrem Tode, legitimierte ſich, und ſollte eben das hinterlaſſene Vermögen ſeiner Mutter empfangen, als noch ein zweyter kam, der ſich auch Alginens Sohn nannte, den erſten einen Betrüger ſchalt, und ſein Erbtheil begehrte. Beyde ſahen ſich, der äuſſern Geſtalt nach, auſſerordentlich ähnlich, und jeder erzählte, daß der andere um dieſer Aehnlichkeit willen von ſeinem Vetter unter Weges aufgenommen, und ihm zum Geſellſchafter gegeben worden, bald nach ſeines Vetters Tode aber, (welcher aus Gram über den Verluſt ſeines ganzen Vermögens, das er durch

einen Schiffbruch verlohren, gestorben wäre) sich von ihm entfernt habe. Der Betrüger, der sich von seinem Gesellschafter oft seine erste Jugend-Geschichte hatte erzählen lassen, spielte nun seine Rolle so gut, daß alle Versuche ihn zu entlarven verunglückten.

Der herzlose Tardin erkannte auf eine Art von Tortur, und wollte den Unschuldigen mit dem Schuldigen martern lassen, um zu versuchen, ob man dadurch die Wahrheit herauspressen könnte. Hussin meinte, daß man ihnen mit dieser Tortur nur ernstlich drohen müsse, wurde aber von den menschlichern Weisen belehrt, daß dieses Schreckmittel nur in dem einzigen Falle anzuwenden sey, wenn der Angeklagte die Fragen des Richters blos aus Halsstarrigkeit nicht beantworten wolle, da man doch mit Ueberzeugung wisse, daß er sie beantworten könne; z. B. wenn man gewiß wüßte, daß er Mitschuldige bey einer That gehabt habe, und er dennoch diese nicht nennen wolle.

Abdal benuzte den Volksglauben: „daß die Seelen der Verstorbenen geängstiget würden, wenn man ihre Gebeine beunruhige," um die Wahrheit zu erforschen. Er ließ beyde Jünglinge auf das Grab der Mutter führen, gab jedem einen Spaten, und befahl ihnen, die Gebeine ihrer Mutter auszugraben, und dann zu versuchen wer sie am weitesten wegschleudern könne! Der eine war gleich bereit und fieng an zu graben, indeß

der

der andere seinen Spaten hinwarf, und jenen an fernerm Graben verhinderte. „Nein, rief er, lieber will ich meinem Erbtheil entsagen, als daß ich die Gebeine meiner Mutter beunruhigen sollte!“ Diesem sprach Abdal die Erbschaft zu, und die Folge zeugte, daß er recht gesprochen hatte.

12.

Noch einen Probetag hatten die Söhne Adelstans zu bestehen, wo sie, wie schon mehrmalen, die Hülle der Probe für die Probe selbst ansahen. Die für den gewöhnlichen Fußgänger drey Tage lange Reise, die sie schon einmal durchlaufen hatten, mußten sie jezt, jeder wieder auf seinem eigenen Wege, mit Roß und Wagen machen. Tardin traf auf seinem Wege einen Knaben an, der ihn flehentlich bat, sich seines armen Vaters zu erbarmen, welcher das Unglück gehabt, durch einen Fall ein Bein zu brechen, und nun schon seit einer halben Stunde unter den heftigsten Schmerzen hülflos dort am Hügel liege. Helf ihm Gott! sprach Tardin und fuhr weiter. Auch Hussin und Abdal wurden auf ihrem Wege auf gleiche Art um Hülfe gebeten. Hussin gab dem Knaben seine Geldbörse, und trieb die Pferde zu schnellerem Lauf an. Abdal stieg ab, fand den Unglücklichen am Hügel, mit dem scheinbar hochaufgeschwollenem Beine, brachte ihn nicht ohne viele Mühe auf seinen Wagen, fuhr nach dem nächsten seitwärts liegenden Dorfe zu, und übergab ihn dem Wirth mit dem

Auftrag: „laß eiligst den Wundarzt kommen und warte und pflege des Unglücklichen! Hier ist Geld; und so du etwas mehr an ihm thust, will ich dirs bey meiner Rückreise bezahlen!“ — Mit dem seligen Bewußtseyn, das für schöne Thaten lohnt, fuhr er fort, sahe seine beyden Brüder schon am Ziele, und den ältesten Bruder mit dem Siegeskranze.

Der Sprecher des dort versammleten heiligen Raths frug ihn, aber mit einem so freundlichen Wohlwollen, daß seine Frage alles bittere des Vorwurfs verlohr. „So sagt Abdal?“ Abdal wußte, daß seine wahre Entschuldigung mit Beyfall aufgenommen werden würde: aber er begnügte sich mit dem schönern Beyfall seines Herzens, und wollte für eine erfüllte Pflicht der Menschenliebe keinen Lohn. Mein Trost ist, antwortete er, daß es meine Brüder sind, die mich übertroffen haben.

Die Weisen, welche die wahre Ursache seiner spätern Ankunft vermutheten, und bald davon überzeugt wurden, bezeugten ihm ihre Zufriedenheit mit seiner Antwort, und erklärten ihm und seinen Brüdern, daß ihre Probezeit nun zu Ende sey, und daß ihnen noch heute Abend, oder doch gewiß morgen mit dem frühesten, das Endurtheil des heiligen Raths bekannt gemacht werden würde.

13.

Kommt, sprach Hussin zu seinen Brüdern, laßt uns noch eine Stunde brüderlich beym Becher der

Freude

Freude zubringen, und bald huldigen wir dir, Abdal, als unserm Könige, und huldigen dir als dem Würdigsten unter uns mit willigem Herzen!

Sie wurden zu einem Arzte geführet, der ihnen einen Trank darreichte, von dessen belebendem stärkenden Geiste er Wunderdinge erzählte. Auf forts dauernde Bruderliebe leerten sie den ersten Becher, und leerten ihn (Tardin aus Durst, seine edleren Bruder aus Enthusiasmus) so hastig, daß sie erst beym Kosten des zweyten Bechers die Bemerkung machten: der gepriesene Labetrunk des Herrn Doktors sey sehr trübe und übelschmeckend. Der Doktor nahm den Becher, untersuchte ihn, fieng an zu zittern, schrie dann laut auf: ach, Abidah erbarme sich! ich habe mich vergriffen, es ist Gift! Hiermit stürzte er zur Thür hinaus.

Wie angedonnert standen die Prinzen, und fühlten schon das Gift in ihren Eingeweiden wüthen. Tardins Schrecken löste sich in Ohnmacht auf, Hussin fluchte dem Arzte, aber Abdal besänftigte ihn, und reichte ihm die Hand mit der Bitte: fluche dem Armen nicht, der ohnedieß für seine Unvorsichtigkeit nur allzu sehr bestraft seyn wird! Bestürzt kamen indeß auch die Weisen zum Todtengerichte. Einer von ihnen untersuchte das Gift, und fällte das schreckliche Urtheil: „wider dieses Gift giebts kein Gegenmittel. Nur wenige Stunden, und der lezte fürchterliche Schlag wird geschehen seyn!“ Doch wurden überall Bothen um-

hergeschickt, um alle Aerzte in der umliegenden Gegend zusammen zu rufen. Tardin kam zur Besinnung zurück, klagte lautjammernd über sein trauriges Schicksal, und bat weinend alle Anwesende um Hülfe und Rettung. So nun, sprach Hussin, wenns doch einmal gestorben seyn muß, so laßt uns dem Tode und uns selbst das lezte Stückchen Arbeit erleichtern. Er stürzte noch einen Becher hinab, und reichte den andern seinem Bruder Abdal. Nein, antwortete dieser, ich möchte die lezten Stunden noch meinem Vaterlande leben.

14.

Es giebt eine Seelengröße, die nur bey sehr wenigen Menschen gefunden wird, wo sie aber gefunden wird, immer den Mann bezeichnet, der mit der Hülle der Menschheit durch unsichtbare Weihe in eine höhere Classe vollkommner Wesen aufgenommen wurde. Gebildet durch traulichen Umgang mit verbrüderten Seelen der bessern Welt nähert sich dann die veredelte Menschheit ihrer höchsten Größe. Weisheit die nach durchdachten Grundsätzen handelt, Gegenwart des Geistes, Muth in Gefahren, vereinigt mit höchster reiner Menschenmilde, sind ihre Bestandtheile. In dieser Größe zeigte sich Colom, in der entscheidenden ernsten Stunde, wo der Tod in den Fluten des Meeres unvermeidlich schien, wo nur wenige seiner Reisegefährten ihre lezten Kräfte noch in hoffnungsloser Arbeit erschöpften; andere knieend mit blasser Lippe

zum

zum Himmel empor seufzeten; andere sprachlos die Hände rangen, noch andere schon dem Todeskampfe unterlagen; wo alle, die noch denken konnten, nur an sich und die Gefahr dachten. — Colom unter diesen Menschen, in der Stunde des nahen Todes, stand allein mit unerschüttertem Muthe, und sann nach, nicht wie er sich, sondern nur die Nachricht von seinen Entdeckungen zum Besten der Menschheit retten könnte; und traf unter dem Heulen des Sturms, dem Getöse der Wellen, dem Krachen des Schiffs, und dem Wehklagen der Sterbenden die besten durchdachtesten Veranstaltungen seinen Zweck zu erreichen. (O laßt mich es denken, daß nicht bloße Ruhmsucht, daß der Glaube, seine Entdeckung werde der Menschheit nützen, meinen Colom der großen That fähig machte! Es thut dem Herzen sowohl am Bilde eines solchen Mannes zu weilen; die himmlische Tugend im Menschengewande zu erblikken!) — Zu diesem höchsten Grade der Menschenwürde erhob sich jezt auch Abdal, da inniges Gefühl für Wahrheit und Menschenglück, das ihn durchglühte, jede Vorstellung von seiner eigenen gegenwärtigen Lage verdrängte; da er die Resultate seines Nachdenkens und der Unterweisung seines würdigen Lehrers dem heiligen Rathe vorlegte, um durch sie, noch nach seinem Tode, seines Vaterlandes Glück zu befördern: da er folgende Rede an den heiligen Rath hielt.

ſchwemmt! Die Sonne hat deine Seufzer noch nicht vom Himmel weggewiſcht, dein Gewinſel hallt noch in meinen alten Ohren; ſieh, hier ſizt auf deiner Wange noch der Flek von einer alten Thräne, die noch nicht weggewaſchen iſt. Wenn du damals du ſelbſt warſt, ſo gehörſt du Roſalinen -- und du biſt ihr untreu worden? So geſtehe dann, daß es unbillig iſt, auf den Leichtſinn der Weiber zu ſchmähen, da in Männern ſelbſt keine Standhaftigkeit iſt.

Romeo.

Und doch beſchalteſt du mich ſo oft, daß ich Roſalinen liebe?

Bruder Lorenz.

Daß du in ſie vernarrt warſt, nicht daß du ſie liebteſt, mein Kind --

Romeo.

Und befahlſt mir, meine Liebe zu begraben?

Bruder Lorenz.

Aber nicht eine neue aus ihrem Grab heraus zu holen.

Romeo.

Ich bitte dich, ſchohne meiner; Sie die ich liebe, erwiedert meine Zuneigung durch die ihrige; das that die andre nicht.

Bruder Lorenz.

Ohne Zweifel ſagte ihr Herz ihr vorher, wie unzuver-

15.

Weiſe Väter! dem Unterricht meines edlen Lehrers Albeckers, der mir in die Wohnungen des ewigen Lichts vorgegangen iſt, und auf deſſen Geiſtes-Umarmung ich mich mit Vorgefühl von Seeligkeit freue, habe ich es zu danken, daß mein Auge geöffnet iſt, gewiſſe Vorurtheile und Irrthümer, die ſich in unſere Religion eingeſchlichen haben, als Irrthümer zu erkennen, und (was, glaube ich, nothwendige Folge iſt) ſie von Herzen zu verabſcheuen.

Gern, gern will ich ſterben, wenn ihr mir Hoffnung macht, durch eure vereinte Bemühung dieſe Irrthümer, welche Tugend und Glückſeligkeit untergraben, zu entkräften, und wo möglich ganz auszurotten. Hierzu rechne ich vorzüglich die falſchen Begriffe von Abidah's Verehrung und ſeinem Opfermahle.

Durch unſere Bonzen — deren leider! nach größter Wahrſcheinlichkeit ſehr unlautre Abſichten der Weltgeiſt richte! — iſt Abidah's Verehrung der Befolgung ſeiner Lehren, der Erfüllung unſerer Pflichten, der Rechtſchaffenheit und Tugend entgegengeſtellt worden. Fromme Abidah's-Verehrung beſteht nach ihrer Erklärung darin: „daß man oft mit gebogenen Knien den Namen dieſes Heiligſten nenne; daß man glaube, nur ein Verehrer Abidah's könne einſt in die Wohnungen des ewigen Lichts gelangen! daß man an den wöchentlichen Feiertägen und dem vierteljährigen dreytägigen Feſte

ſie in den Abidah's Sälen erſcheine, Geld zum Opfermahle bringe, ſelbſt Weihrauch auf den Altar ſtreue, das große Loblied mitſinge, und einen Theil der verunſtalteten Lebensgeſchichte des Heiligſten vorleſen anhöre." Sie ſetzen hinzu: „Ihr braucht keine eigene Tugend, um die Huld des größen Geiſtes zu erlangen. Abidah iſt ſein Liebling, vertrauet auf ihn, ſo habt ihr einen Fürbitter, dem der Weltgeiſt gar nichts abſchlagen kann. Um ſeinetwillen werden alle eure Sünden vergeſſen ſeyn, um ſeinetwillen wird euch die unverdiente ewige Ruhe zu Theil."

Sagt ſelbſt, ehrwürdige Väter, kann man den großen Geiſt tiefer herabwürdigen, als es durch dieſe Lehren geſchieht? Er iſt nicht mehr der Allweiſe, der Allgütige, der ſeine Geiſterwelt durch höhere Tugend zu höherer Glückſeligkeit befördert; er iſt ein ſchwacher ungerechter Richter, der um des Lieblings willen den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht aufhebt, und Verbrechern Beyfall lächelt, und Belohnungen ertheilt, weil ſie zur Familie des Lieblings gehören!

Und ſo etwas ſoll Abidah gelehrt haben? Fluchen könnte ich ihm noch in der Stunde des Todes, wenn er dieſer Gotteslästerer, dieſer Prediger des Laſters, dieſer ruhmſüchtige Betrüger geweſen wäre, der ſeinen Altar auf das Grabmal der Tugend gebaut hätte! Nein, beym ewigen Geiſte! das lehrte Abidah nicht! Er, der ſeinen Schüler Judan,

welcher im Lande herumzog und mit Feuer-Eifer das Lob seines Lehrers ausbreitete, dennoch nicht für seinen Schüler erkennen wollte, weil dieser Judau zwar gut sprach, aber nicht gut handelte, weil er seines Lehrers Unterricht durch sein Leben schändete! Er, der uns lehrte: „ohne Rechtschaffenheit ist es unmöglich, dem großen Geiste zu gefallen! Und der ist nicht mein Schüler, wer nicht von ganzen Herzen und durch ein heiliges Leben den verehrt, der mich gesandt hat!" Er! dessen unverkennbarer Hauptzweck bey Stiftung seiner Religion der war: den Menschen ihre moralische Vervollkommung durch die erweckte Hoffnung einer bessern Zukunft jenseit des Grabes — wo Glück und Tugend unzertrennliche Gefährten seyn werden — interessanter zu machen; sie so zu veredeln, daß sie nicht bloß aus Zwang und Furcht vor der Strafe des irrdischen Richters, das Böse unterlassen, sondern aus Neigung ihre erkannten Pflichten erfüllen, und gut handeln möchten aus reinen Bewegungsgründen, und immer besser zu werden strebten. Und der selbst mehr durch sein Leben als durch seine Lehre sich den Namen: des Heiligsten, verdient hat. Dieß ist Abidah, für dessen Größe und Güte unsere Bonzen, so viel sie auch von seiner göttlichen Verehrung schreyen, keinen Sinn haben.

Diese seine unwürdigen Priester, gleichsam als wenn sie ihren ganzen Plan darauf angelegt hätten, alle Sittlichkeit und Tugend zu verdrängen, haben

haben, auch Abidahs Opfermahl zum Sünden-Opfer gemacht. Bewunderung und Ehrfurcht bis zur Anbetung durchglühte meine Seele, als Albecker mir die Entstehung dieses Opfermahls erklärte; aber mein Herz blutet mir auch, wenn ich bedenke, was es nun durch den schändlichsten Mißbrauch geworden ist. Abidah, so lehrte mich Albecker, nachdem er bey allen Schwierigkeiten mit denen er zu kämpfen hatte, bey allen Verfolgungen und Mißhandlungen, die er von den Priestern des Zorn-Gottes, der damals von den Aethopanern mit Zittern verehrt wurde, erdulten mußte, dennoch viele Herzen der Wahrheit geöffnet hatte, und sich von den Bemühungen seiner auserwählten Schüler, die ganz mit seinem Geiste beseelet waren, eine seegensvolle Erndte auf die Zukunft versprechen durfte: erfuhr daß seine Verfolger seinen Tod fest beschlossen und die sichersten Veranstaltungen getroffen hätten, daß er ihren Verfolgungen nicht entgehen könnte. Er versammelte nach dieser erhaltenen Nachricht seine vertrauteren Freunde zu einem freundschaftlichen Mahle; freute sich mit ihnen mit der Heiterkeit, die ihn immer bey allem Druck der Mühen und Leiden seines Lebens begleitete, und ihn auch jezt zwey Schritte vom Grabe nicht verließ: vielmehr noch im lichterem Strahle ihm jezt um Stirn und Auge schwebte, da er von der Hoffnung sprach, daß die Wahrheit nun so fest gewurzelt hätte, daß seine Feinde wohl ihn selbst aber sie nicht vertilgen könnten. Und vertilgen? fuhr

er

er lächelnd fort, nein vertilgen können ſie auch mich nicht. Nur die Hütte meines Geiſtes können ſie zerſtören: aber dieſe Hütte iſt ja nicht Abidah, iſt nur ſeine Hütte.„

„Nach aufgehobener Tafel führte er ſie zu einem Altare, zündete darauf ein Feuer an, theilte Weihrauch unter ſie aus, ſtellte ſich mit ihnen im Kreis um den Altar, und ſprach mit feyerlichem Ernſt, der aber durch den ſanfteren Ton der Freundſchaft gemildert wurde: „Meine Freunde! das Ende meiner Laufbahn nahet heran. Ich bin heute zum leztenmal in dieſem Kreiſe: aber es kömmt eine Zeit wo dieſer Kreis — woferne ihr, wie ich es hoffe, mit Zuverſicht hoffe, Alle unſerem Bunde getreu bleibet, — von neuem geſchloſſen und unzertrennlich ſeyn wird. Ich werde von euch genommen: aber trauert nicht, wir werden uns wieder ſehen; und indeß wird unſichtbar mein Geiſt euch umſchweben. Jezt laßt uns gemeinſchaftlich dem Welt-Geiſte noch ein Opfer — nicht Dank, nicht Verehrung ſelbſt, aber doch Zeichen unſers Danks, unſerer Verehrung bringen! — Und nun ſchlagt Hand in Hand! „Gelobet ſey es am Altar des großen Geiſtes, der Wahrheit und Tugend bis in den Tod getreu zu bleiben! Er ſey Zeuge und Richter!"

„Einige Neubekehrte ahmten ihnen nach; verſammelten ſich an den Feyertägen zu einem freundſchaftlichen Mahle, wo die Aermern von den Reichern bewir-

bewirthet und dann der Kreis mit dem rührenden Aufruf geschlossen wurde: „Der Weltgeist ist unser aller Schöpfer, Abidah unser aller Lehrer: drum wollen wir uns brüderlich lieben, und der Wahrheit und Tugend getreu bleiben!"

„Dieß war nach meiner Urkunde von Hannes, dem Sohne des geliebteren Freundes Abidahs, auf welchen sich mein Lehrer berufte, die Stiftung und älteste Feyer des Opfermahles. Abidah wurde noch in derselben Nacht getödtet; aber seine Schüler erneueten oft das Andenken an die feyerliche Scene und wiederhohlten ihr Gelübde, bey dem Welt-Geiste und dem Geiste Abidahs! welches in unserer Zeit, zur kalten Zeremonie, zum gedankenlosen Weihrauch streuen ausgeartet ist.

Und möchte es doch blos bey dieser Entartung geblieben seyn! Zwar ist dieß schon traurig genug, aber mehr als traurig, schrecklich ist es, daß das, was zur edelsten Tugend erwecken sollte, jezt, durch den unverzeihlichsten Mißbrauch, alle Tugend und Rechtschaffenheit in den Schlaf — in Todesschlaf wiegt Wenn Abidahs unheilige Diener den tragbaren Altar in die Krankenzimmer bringen, oft in die kalte schon verstorbene Hand den Weihrauch einzwängen und es zum Volksglauben machen: daß der Sterbende durch das lezte Opfer gereinigt werde von allen Sünden, aus dem größten Böse-wicht in einen Heiligen und Gerechten umgeschaffen werde: so leuchtet es in die Augen, welche Folgerun-

gerungen; welche Wirkungen von diesem Glauben zu befürchten sind!

Geist Abidahs! was ist aus deiner sonst so heiligen Religion geworden, und was wird in kurzen aus ihr werden? Hülle des Lasters, Deckmantel der Bosheit für den größern Haufen; für den denkenden Theil eine gefallene Heilige, die man bemitleiden aber nicht mehr verehren kann; für den Witzling, der bald das Gute mit dem Schlechten wegwerfen wird, ein Bonzengeschwätz.

Ehrwürdige Väter! nicht der Jüngling Abdal, sondern der Greis Albecker spricht zu euch durch den Mund eines Sterbenden. Im Nahmen des Edlen, bey dem Welt-Geiste, beym Geiste Abidahs, bey der Heiligkeit der Tugend, bey der Glückseligkeit eures Volks, bey allem was euch theuer und heilig ist, beschwöre ich euch: daß ihr mit vereinten Kräften arbeitet, die Religion des Heiligsten zu ihrer ursprünglichen Reinigkeit zurückzuführen. Nur einen Strahl von Hoffnung, daß mein Wunsch bald zur That reiffen werde, und euch segnend will ich hinüber gehen zum Anschauen Abidahs, zur Umarmung Albeckers."

16.

Hussin unterbrach zuerst das stille ernste Nachdenken, welches Abdals Rede über die ganze Versammlung verbreitet hatte. Feurig umarmte er seinen Bruder mit der Betheurung: daß er gern

drey-

dreyfachen Tod ſterben wolle, wenn er ſeinen Abdal dadurch retten könne.

„Er iſt gerettet, ſprach jezt der ehrwürdige Aelteſte, er iſt gerettet der edle Abdal, und du mit ihm, gleich edler Huſſin. Noch lange ſollſt du auf der Erden Schöpfer des Glücks deines Volks ſeyn, Jüngling mit der Abidahs Seele! ehe du zu den verwandten Geiſtern zurückkehreſt. Und dein Huſſin, würdig dein Bruder zu ſeyn, mäßige ſein wildes Feuer, werde ſeiner Leidenſchaften Herr, und ſey dann nach dir der Erſte in Aethopan! Ihr habt nicht Gift getrunken, ſondern Arzeney, welche nach bald vorübergehenden Schmerzen, euch wohlthun wird.“ Er erklärte ihnen hierauf: wie der hohe Rath, bey dieſer erſten Königsprobe, ſich ſo manche Täuſchung erlaubt hätte, die er unter andern Umſtänden, ſelbſt nicht würde gebilligt haben, und welche er ſich, um des möglichen Mißbrauchs willen, auch auf die Zukunft nie wieder erlauben würde; und wie ſie, ſeit dem erſten Vorſchlage, den ihnen der hohe Rath gethan hätte, ſelbſt einen unter ſich zum Könige zu wählen, von einer Probe zur andern geleitet worden wären, ohne daß ſie es ſelbſt hätten vermuthen können.

Er gieng noch einmal alle Proben durch, ſagte ihnen wie jeder ſich dabey verhalten hätte, und ſchloß mit dem Urtheil: daß der unwürdige Tardin ſein künftiges Leben auf einem einſamen Landgu-

the zubringen solle; daß Hussins edle Gesinnung von den Gerichten des heiligen Raths mit vollem Beyfall anerkannt; der edelste Abdal aber zum Könige von Aethopan ernannt würde!

Nachtrag.

Der heilige Rath arbeitete unter Abdals weiser Regierung mit vielem Eifer, aber auch mit noch größerer Vorsicht, an Ausrottung der religiösen Misbräuche, welche Abdal in seiner Rede gerügt hatte. Sie hatten den Grundsatz: daß man durch Uebereilung und Sturm, bey allen wichtigen Veränderungen, vorzüglich aber in Sachen die zur Religion gehörten, oder doch nach dem Volksglauben dazu gerechnet würden, immer mehr schade als nütze; daß man die Ausführung manches guten Unternehmens, das man bey hinlänglicher Vorsicht nach wenigen Jahren hätte zu Stande bringen können, oft blos deswegen auf Menschen-Alter unmöglich gemacht habe, weil der übereilte erste Versuch mißlungen wäre; ja, daß man oft auch wirklich gelungene Verbesserungen dennoch zu theuer erkaufe. Sie glaubten, das größte Unglück für die Welt im Reiche der Wahrheiten bestände darinnen: daß nur wenige uneigennützig, edel genug wären, Bäume zu pflanzen, welche erst der Nachwelt Früchte brächten. Fast alle brächten ihr Pflänzchen ins Treibehaus, um die erste Frucht noch selbst zu genießen. Nur selten aber würde die verzärtelte Pflanze zum dauerhaften fruchtbaren

Bau-

Baume. Der ächte Freund der Wahrheit und wahrer Aufklärung wüßte Licht und Schatten genau für das Auge seiner Zeitgenossen abzumessen, und überreichte dann dem Schüler, den er sich nach seinem Geiste und Herzen erzog, den Pinsel und Farbekasten, um nach und nach lichtere Farben, deren Zubereitung und Gebrauch er ihn gelehrt hatte, aufzutragen. Freylich fiele dann das prächtige N N. pinxit unter seinem Gemählde weg: aber dankbar nennte doch der Schüler den Namen des Meisters, der die ersten schönen und festen Grundzüge gemacht hatte. Und thät er das nicht, ey nun! sein Lehrer hatte nicht darauf gerechnet. Er wollte das Bild der Wahrheit, nicht sich selbst mahlen.

Es scheint als hätten die heiligen Alten aus ihren Gleichnissen zu viel gefolgert und ihre Grundsätze übertrieben: aber sie kamen doch gewöhnlich damit zum vorgesetzten Ziele, und erkannten die Reue blos als Wort, nie aus eigener Empfindung. Wären sie in Klimmens unterirrdischen Reiche gewesen, wo es die Priester zur Glaubenslehre gemacht hatten, ein vollkommenes Quadrat für einen Triangel zu halten: sie hätten das aufgehängte steinerne Quadrat nicht herabgerissen, nicht zertrümmert; aber vielleicht so lange an der einen Ecke gerieben, bis so ohngefähr die Figur eines Dreyecks herausgekommen wäre. Oder hätte der Wahrheit, wie das wohl bey ihnen der

läßig das deinige ſey! Doch komm nur, junger Flattergeiſt, folge mir; dein Wankelmuth kan vielleicht gute Folgen nach ſich ziehen. Dieſe Verbindung kan das geſegnete Mittel werden, den alten Haß eurer Familien auszulöſchen -- und in dieſer einzigen Betrachtung will ich dir behülflich ſeyn.

Romeo.

O laß uns gehen, ich habe keine Zeit zu verſäumen --

Bruder Lorenz.

Bedächtlich und langſam! Wer zu ſchnell lauft, ſtolpert leicht.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

(Verwandelt ſich in die Straſſe.)

Benvolio und Mercutio treten auf.

Mercutio.

Wo, zum T** mag denn dieſer Romeo ſeyn? Kam er verwichene Nacht nicht nach Hauſe?

Benvolio.

Sein Bedienter ſagt, nein.

Mercutio.

Wie, zum Henker, dieſes bleichſüchtige, hartherzige Menſch

Fall seyn mochte, an der Erhaltung des Quadrats und Vertilgung des Wahnsinns daß ein □ ein △ wäre gelegen: nun so hätten sie vor der Hand nicht geradezu behauptet: daß es so nicht wäre; aber sich auch wohl gehütet, ihrer Ueberzeugung entgegen zu sagen: daß es so wäre. Sie hätten von der ganzen Sache gar nicht gesprochen, und andere ermahnet, weil die Sache zu geheimnißvoll wäre, auch nicht davon zu sprechen. Oder hätten sie das nicht verhüten können, nun so hätten sie einmal allein vom □ ein andermal blos vom △ gehandelt; hätten nach und nach verwandte Sätze aufgestellt und z. B. demonstriert: daß 4 nicht 3 und 3 nicht 4 wäre! oder, daß ein Ganzes, in 3 oder 4 Theile zerlegt, aufhöre Ein Ganzes zu seyn, so lange es in seine Theile zerlegt wäre. Sie würden ihre Absicht gewiß, zwar langsamer, aber sichrer erreicht haben, als der Quadratstürmer, welcher im heiligen Eifer das Quadrat zertrümmert hätte; denn diesen hätten die Zeloten gesteinigt und ein anderes felsenfestes Quadrat an des zertrümmerten Stelle gesezt.

Sie forschten zuerst den Oberpriester aus, welcher in Aethopan über alles, was zur Religion gehörte, mit päpstlicher Gewalt herrschte, ob er vielleicht in ihren Plan einwirken würde. Aber Ihre päpstliche Heiligkeit waren nichts als Oberpriester. Während dieser Zeit starb ein Mitglied des heiligen Raths, und die übrigen Neune brachten

ten der guten Sache das theure Opfer, ihr Collegium durch die Wahl des Oberprieſters zu verunheiligen; jedoch unter der Bedingung, daß dieſer, mit Genehmigung des Königs, ihnen das Vorrecht zugeſtand, in Zukunft den Oberprieſter ſo wie den König wählen zu dürfen. Der Oberprieſter, ein alter und ſehr entnervter Mann, that in ſeinem Leben doch auch einmahl was Gutes, und ſtarb bald nach der Wahl. Seine Stelle wurde durch einen Mann beſezt, der die Erwartung ſeiner neuen Collegen, — denn auch er wurde zugleich in den Rath aufgenommen — vollkommen erfüllte. Nun wurde gemeinſchaftlich der ganze Plan verabredet, in ſeine Theile zerlegt, und ein Theil nach dem andern mit gehöriger Vorbereitung in folgender Ordnung zur Ausführung gebracht.

1) Zuerſt wurde eine kleine Schrift bekannt gemacht, und öffentlich in den Abidahs-Sälen vorgeleſen, in welcher die Vorurtheile fremder Völker in Anſehung der Religion — im Grunde die Aethopaniſchen, aber in einer andern Form — getadelt, und die Vorzüge der reinen Abidahs-Religion erhoben wurde.

Es machte dem Verſtande und Herzen des Oberprieſters, des Verfaſſers dieſer Schrift, Ehre, daß er nur jene Vorurtheile, aber nicht die Völker welche ihnen fröhnten, herabſezte. Der Welt-Geiſt, ſagte er, verzeiht ihnen gewiß ihre unwillkührlichen Irrthümer; aber zu bemitleiden ſind ſie,

weil sie, bey weniger Wahrheit, weniger glücklich sind.

2) Zu Vorlesungen an den wöchentlichen Feyertägen wurde aus der Lebensgeschichte Abidahs — dem einzigen aber durch viele Fabeln entstellten Religions-Buche der Aethopaner — ein Auszug gemacht, welcher Abidahs reine Lehre enthielt.

3) Aus diesem Auszuge wurden noch besonders die Sätze ausgehoben, welche sich auf das Wesentliche der Verehrung des Welt-Geistes bezogen; und diese Sätze wurden durch hinzugefügte Erklärung allgemein verständlicher gemacht.

4) Neben dem großen Lobliede, wurden noch einige andere Gesänge, ganz im Geist wahrer Religion gesungen, eingeführt.

5) Kein Kranker durfte zum Opfermahle gelassen werden, wenn er nicht noch den vollen Gebrauch seiner Verstandes-Kräfte hatte — weil dieses Entweihung des heiligen Mahles sey.

6) Die Priester durften für das letzte Opfermahl kein Geschenk annehmen. Statt dessen wurde ihnen zu ihrer Besoldung eine Zulage verwilligt.

7) Die bessern unter den Bonzen wurden mit ausschließendem Range zu Volkslehrern erhoben, und den übrigen blos die Besorgung des Weihrauch-

rauch-Opfers und das Vorſingen in den Abidahs Sälen überlaſſen.

8) Der künftige Volkslehrer wurde mit eben der Sorgfalt, wie die königlichen Prinzen, zu ſeinem künftigen Stande vorgebildet. Ehe ihm ein Amt anvertraut wurde, präfte man vorher ſein zeitheriges ſittliches Verhalten, und frug dann erſt: ob er die Kenntniſſe habe, die man von einem Lehrer der Religion und Tugend erwarten darf.

9) Zuweilen wurde von einem ordentlichen Volkslehrer, mit Vorleſung der herrlichen Urkunde von Hannes, ein feyerliches Opfer gebracht.

10) Späterhin wurde zu der Urkunde des Hannes noch eine Einleitung hinzugefügt, über die Frage: Was iſt Opfer? und in welchem Verhältniß ſteht es mit Religion und Tugend?

Wahrheit ſtrahlte hier ohne Hülle: aber das Auge des Aethopaners war auch lange genug vorbereitet, um ſie in ihrem Gottesglanz ertragen zu können.

11) Noch eine Hauptverordnung: Von zehn Jahr zu zehn Jahr ſollte No. 1 bis 4, wie auch No. 10. von dem Oberprieſter, mit Zuziehung des heiligen Raths und einiger Religionslehrer, revidiert und nach dem Maasſtabe der erhöhten Kultur und Aufklärung eingerichtet werden — weil Abidah es ſeinen Bekennern zur Pflicht gemacht hätte,

ꝛc. an Kentniſſen immer fortzurücken und immer vollkommner zu werden.

Keiner von den ehrwürdigen Vätern, die dieſen Plan entworfen hatten, erlebte ſeine volle Ausführung: aber jeder ſtarb mit der frohen Ueberzeugung, daß ſein Nachfolger entweder ſelbſt, oder durch ſeinen Nachfolger, das Werk vollenden werde.

Abdal ſah am Abend ſeines Lebens ſeines ſchönen Wunſches Erfüllung.

II.

Vorſchlag und Bitte an die ſtreitenden Philoſophen.

Jeder redlich geführte Streit unter Philoſophen ſezt ein Mißverſtändniß, entweder von der Seite des Angreifers, oder des Vertheidigers, oder von beyden voraus. Der Eine kann ſich von der Behauptung des Andern nicht überzeugen; entweder weil er dieſelbe und ihre Gründe nicht verſtanden hat, oder weil ſie wirklich falſch iſt. Iſt das Letztere der Fall, und ſind die Gründe, durch welche der Angreifer dieſe Falſchheit beweiſt, wirklich wahr: ſo kann der Streit unmöglich fortdauern, ohne daß dieſe Gründe von dem Vertheidiger mißverſtanden wären. Man weiß nicht, daß man

ſich

ſich miſsverſtanden habe, bevor man nicht auf den Grund des Miſsverſtändniſſes gegangen. Dieß iſt nicht immer, und bey Miſsverſtändniſſen unter Philoſophierenden ſehr ſelten, der Fall. Daher endigen die Streitigkeiten der Philoſophen gemeiniglich damit, daß nichts durch ſie entſchieden wird, und beyde Theile auf ihrer Meynung beharren. So ſelten ſich aber auch ein Miſsverſtändniß in ſeinem Grunde äuſſert, und daher auch ſo ſelten für ein Miſsverſtändniß erkannt wird: ſo gewiß, und ſo nothwendig äuſſert ſich jedes in ſeiner Folge durch den Widerſpruch der Ueberzeugung, den Drang zur Widerlegung, mit einem Worte dadurch, daß man der Behauptung eines andern entweder unmittelbar, oder doch in ihren nähern oder entfernten Folgeſätzen, den Beyfall zu verſagen genöthigt wird. Wird die Behauptung ſelbſt für unrichtig gehalten: ſo wird das Miſsverſtändniß nicht ſelten bald genug gehoben, wenn der geläugnete Satz bewieſen, und durch den Beweiß die Erklärung ſeines eigenthümlichen Sinnes gegeben wird. Allein, wenn ein behaupteter Satz aus einem bloſsen Miſsverſtändniſſe, und folglich in einem ganz andern Sinn, als in welchem er aufgeſtellt war, zugegeben, und nur eine ſeiner Folgerungen, und und noch dazu eine ſehr Entfernte geläugnet wird; dann iſt der Streit endlos; die ſtreitenden Partheyen ſind ſelbſt durch einen Satz getrennt, über den ſie einig zu ſeyn glauben, der eben darum zwiſchen ihnen unerörtert bleibt, und ſie, je länger

ge- sie ihren Streit fortsetzen, desto weiter von einander entfernt. Je zahlreicher die Glieder der Kette sind, durch welche die angestrittene Folgerung mit ihrem mißverstandenen Grunde zusammenhängt, desto weniger wird von beyden Seiten der eigentliche Punkt des Mißverständnisses geahndet. Der Eine beschuldigt den Andern, eine richtige Folge zugestandener Vordersätze geläugnet, der Andere den Einen, einen Satz ohne Grund als erwiesen behauptet zu haben; und beyde gehen entweder damit aus einander, daß sie sich wechselseitig einer Versündigung gegen die Logik beschuldigen, oder der Eine fordert, und der Andere giebt Erörterungen, welche, weil sie den Punkt des Mißverständnisses, als einen beyderseits zugestandenen Satz, nicht betreffen, den Streit nur noch verwickelter machen.

Zwar sehr oft, aber nichts weniger als jederzeit, sind Kurzsichtigkeit des Geistes, Unwissenheit, Uebereilung, verblendende Leidenschaften, die Veranlassungen solcher verstekter Mißverständnisse, welche das Gebieth der Philosophie zu einem Kampfplatz gemacht haben, auf dem so viel gestritten, und so wenig ausgemacht worden ist. Es giebt Mißverständnisse, die schlechterdings auf die Rechnung der Philosophie selbst, oder, wenn man lieber will, der Stufe der Entwickelung gehören, auf welcher sich die philosophirende Vernunft bey ihrem allmächtigen Fortschreiten befindet. Hieher zähle ich

ich vor allen diejenigen, die ihren Grund in dem bisherigen leidigen Zustande, oder vielmehr gänzlichen Mangel der Elementar-Philosophie haben.

Ich verstehe unter dieser Wissenschaft weder die Ontologie, noch die Logik, noch die empirische Psychologie; sondern das einzig mögliche System der Prinzipien, auf welche sowohl theoretische als praktische, sowohl formale als materiale Philosophie gebaut werden muß. Daß es bisher keine solche Wissenschaft gegeben habe, ist Thatsache. Die Elementarphilosophie, wie ich sie mir denke, existiret entweder gar nicht, oder steht auf einem allgemeingeltenden Grundsatze fest, ist in allen ihren Theilen ausgemacht, und schließt alle Streitigkeiten aus ihrem Gebiethe aus. Es ist eine nicht weniger bekannte Thatsache, daß über die Prinzipien unsrer Pflichten und Rechte in diesem, und den Grund unserer Hoffnung im künftigen Leben unter den Philosophen (jezt mehr als jemahls) gestritten wird. Allein, daß dieser Streit aus Mißverständnissen entstanden sey, und fortdaure, die auf dem Gebiethe der Elementarphilosophie ihrem Grund haben, dürfte wohl den wenigsten meiner Leser einleuchten. Gleichwohl kenne ich nichts gewisseres.

Wer den Streit über die ersten Grundsätze der Moral und des Naturrechts, und über die Erkenntnißgründe der Grundwahrheiten der Mora-

lität und Religion lange und aufmerksam, und mit demjenigen Interesse beobachtet, welches die Wichtigkeit seiner Gegenstände fordert; der wird in Kurzen gewahr werden, daß es dabey nicht nur an denjenigen Prinzipien fehle, worüber, sondern auch aus welchen, und durch welche gestritten wird. Die ganze Aufmerksamkeit der Streitenden ist dabey auf die Beweise gerichtet, wodurch sie ihre streitigen Sätze zu sichern hoffen; und bey der Führung der Beweise selbst, auf die Entwickelung eines Begriffs, von dem der Eine voraussezt, daß ihn der Andere noch nicht entwickelt habe. Darüber wird gewöhnlich das Fundament der Beweise und der Entwickelung um so mehr vernachlässiget, jemehr man dasselbe durch Sätze, von denen man weiß, daß sie der Andere zugiebt, gesichert glaubt. Man denkt kaum an dieses Fundament, eben weil es unstreitig, und ausgemacht ist, und das Streitige und Auszumachende allein dem Geiste vorschwebt. Man hält es für platt, sich in Erörterungen über das Bekannte und Eingestandene einzulassen, deutet es kurz und flüchtig an, und vergißt dabey, daß nicht die Beweise, die man mit Sorgfalt und Genauigkeit aufgestellt, sondern jene flüchtig angedeuteten sogenannten Gemeinplätze das Fundament des aufgeführten Gebäudes ausmachen. Ohne Sätze, die ohne Beweis zugestanden sind, ist freylich kein Beweis möglich, aber durch das Zugestandenseyn eines Satzes ist noch keineswegs seine völlige Taugs

lich-

lichkeit zum Grunde eines Beweiſes vorhanden. Dieſe hängt von ſeinem nothwendigen Zuſammenhang mit dem Beweiſe, oder der Kette von Sätzen, woraus der Beweis beſteht; und die Richtigkeit dieſes nothwendigen Zuſammenhangs von der durchgängigen Beſtimmtheit des zugeſtandenen Satzes ab. Da nun in unſerer gegenwärtigen Methode zu philoſophiren die Beweiſe ſelten in ihrer logiſch beſtimmten Form vorgetragen; da nur die für die wichtigſten gehaltenen Glieder der Kette ausdrücklich aufgeſtellt; da mehrere von einander unabhängige zugeſtandne Sätze vorausgeſchickt; Behauptungen welche erörtert werden, neben ſolchen die keiner Erörterung zu bedürfen geglaubt werden, vermengt vorkommen: ſo bleibt durch die Beweiſe unſerer philoſophiſchen Schriftſteller das Streitige bey allem Unſtreitigen, wodurch es geſchlichtet werden ſoll, nicht nur für die Gegner, ſondern auch für unpartheyiſche Zuſchauer ſtreitig, oder wird vielmehr durch neue Streitpunkte vermehrt.

Es iſt keineswegs gleichgültig, woher das Ausgemachte, das einem philoſophiſchen Beweiſe zum Grunde gelegt wird, genommen, und wodurch es ausgemacht ſey. Um den großen Haufen in der philoſophiſchen Welt und auſſer derſelben zu überreden, darf man ſich nur an die herrſchenden Vorurtheile feſthalten; ja ſogar um einen Selbſtdenker in die Enge zu treiben, wird es ſelten

Menſch, dieſe Roſaline quält ihn, daß er endlich zum Narren d'rüber werden wird.

Benvolio.

Tybalt, des alten Capulets Neffe, hat einen Brief in ſeines Vaters Haus geſchikt.

Mercutio.

Eine Ausforderung, auf mein Leben!

Benvolio.

Romeo wird ihm antworten, wie ſich's gebührt.

Mercutio.

Auf einen Brief kan endlich ein jeder antworten, der Schreiben gelernt hat.

Benvolio.

Nein, ich meyne, Tybalt wird ſeinen Mann in Romeo finden.

Mercutio.

Wollte Gott! Aber ach, der arme Romeo! er iſt ſchon tod; von einer weiſſen Dirne ſchwarzem Aug zu tod geſtochen! mit einem Liebes-Liedchen durch und durch -- die Ohren geſtoſſen! Der kleine blinde Bogenſchüze hat ihm den Herz-Bendel abgeſchoſſen; und er ſoll der Mann ſeyn, ſich mit einem Tybalt zu meſſen?

Benvolio.

Wie, was iſt denn Tybalt --

ten an Lieblingsmeynungen und übereilten Behauptungen desselben fehlen, die man zu seinem Vortheil benutzen kann, um gegen ihn ex concessis zu argumentiren. Die Geschichte der Streitigkeiten über die kantische Philosophie liefert genug neue und merkwürdige Beyspiele dieses Verfahrens. Aber der Philosoph, dem mehr an dem Vortheile der Wissenschaft, die er bearbeitet, als an der Ueberführung und Beschämung eines Gegners gelegen ist, wird nicht nur die Kunstgriffe der Sykophanten, sondern auch alle Gründe verwerfen, die nicht im eigentlichsten Verstande philosophisch sind, und die, aus dem gemeinen Leben in das Gebieth der Wissenschaft aufgenommen, in demselben Unordnung und Verwirrung anrichten müssen. Das Ausgemachte, das er annimmt, muß philosophisch ausgemacht seyn; im Gebiethe der Philosophie einheimisch, durch philosophische Gründe bestimmt, oder — der erste Grundsatz aller Philosophie und folglich der lezte Bestimmungsgrund alles philosophisch bestimmbaren seyn.

Das philosophisch Ausgemachte läßt sich weder auf historische Data, noch auf Naturerscheinungen zurückführen; es muß entweder selbst ein allgemeinangenommener philosophischer Grundsatz, oder doch durch einen solchen Grundsatz bestimmt seyn. Allein, was heißt jezt nicht alles philosophischer Grundsatz! Seitdem die Leibnitzisch-Wolfische Schule

Schule durch die empiriſche, eklektiſche oder (denn dieſe Namen bezeichnen hier ebendaſſelbe) populäre Weiſe zu philoſophieren verdrängt iſt, hört man ſelten, daß ſich die ſtreitenden Partheyen auf allgemeinangenommene Grundſätze berufen. Es gehört nach einer ziemlich allgemeinen und von vielen vorzüglichen Schriftſtellern behaupteten Meynung, zum Weſen der Philoſophie, daß jeder Selbſtdenker ſeine eigenthümlichen Grundſätze haben und aufſtellen müſſe. Das Ausgemachte, worauf er dieſe Grundſätze baut, heißt ihm gewöhnlich ein Ausſpruch des geſunden Menſchenverſtandes, und, als ein ſolcher, alles Beweiſes eben ſo wenig bedürftig, als fähig. In wieferne er nun ſeinen eigenthümlichen Grundſatz von einem unerweißlichen Satze durch Raiſonnement abgeleitet hat, in ſoferne glaubt er denſelben zum Rang eines philoſophiſchen Grundſatzes erhoben zu haben, und ſein Gegner würde als höchſt intolerant oder ungeſittet ausgerufen werden, wenn er ihm dieſen Rang ſtreitig machen wollte. So werden faſt in jeder philoſophiſchen Abhandlung die Grundſätze erſt hervorgebracht und neu ausgeprägt, welche in derſelben gebraucht werden. Daß das Ausgemachte, und in ſoferne Beweißloſe, welches dabey zum Grunde gelegt wird, in jeder dieſer Schriften anders lautet, nicht nur andere Formeln, ſondern ſogar verſchiedene Begriffe aufſtellt, befremdet niemand; indem man vorausſezt, daß der geſunde Menſchenverſtand, der der Philoſophie

ſophie die lezten unerweislichen Principien liefert, bey aller Verſchiedenheit nicht nur des Ausdrucks, ſondern auch der Vorſtellungsarten, gar wohl mit ſich ſelbſt übereinſtimmen müſſe, wenn man auch nicht immer wiſſen könne: wie?

Allein das als ausgemacht angenommene mag von dem ſtreitenden Philoſophen, der es aufſtellt, entweder als unmittelbarer Ausſpruch des geſunden Menſchenverſtandes, oder als ein erwieſenes Theorem der philoſophierenden Vernunft angenommen werden: ſo kann derſelbe gleichwohl nie ſicher ſeyn, ob ſein Gegner mit der Formel nicht Begriffe verbindet, die wenigſtens Ein oder das andere Merkmahl enthalten, welches mit der Bedeutung, in welcher er jene Formel aufſtellt, im geraden Widerſpruche ſteht, ohne daß der Gegner, der damals nur die gemeinſchaftlich gedachten Merkmahle vor Augen hatte, den Satz darum für weniger ausgemacht annimmt. Oft genug werden die ohne Gründe von der einen Parthey aufgeſtellten und von der andern angenommenen Sätze blos darum als ausgemacht angeſehen, weil ſie von keinen Gründen begleitet ſind, die, wenn ſie angegeben wären, deutlich genug zeigen würden, daß der Satz von dem einen Streiter in einem Sinne aufgeſtellt iſt, in welchem ihn der andere nimmermehr zugegeben haben würde. Der Materialiſt giebt in dem Streit über die Natur der Seele dem Spiritualiſten den Satz zu: daß kein

Ding

Ding zugleich seyn, und nicht seyn könne; der Spiritualist versteht unter Ding die Substanz des Dings an sich; der Materialist hingegen eine bloße Eigenschaft dieser Substanz. Der eine schließt aus jenem Satze, daß die Substanz welche Seele heißt, und deren absolute Einheit er erwiesen hat, eben darum nicht aus Theilen bestehen könne; der andere hingegen, räumt jenen Satz sowohl als die absolute Einheit ein, aber nur als eine Eigenschaft der Substanz, welche die Mannigfaltigkeit der Theile derselben nicht ausschließt, sondern vielmehr voraussezt.

Der ausgemachte Satz ist nur in soferne gegen alles versteckte Mißverständniß gesichert, als er für beyde Streitende durchgängig bestimmt ist. Allein, wie kann man gewiß seyn, daß irgend ein Satz diese Bedingung eines wahren Grundsatzes erfülle, wenn man die Begriffe, welche in demselben verbunden werden, nicht vorher durch eine vollendete und richtige Zergliederung erschöpft hat, und wenn man nicht weiß, daß dieses auch von der andern Parthey geschehen ist? Woher kann man sonst wissen, daß man von der einen oder der andern Seite, oder von beyden, in die Zusammenfassung mehrerer Merkmale, welche im Grundsatze den Begriff des Subjekts, oder des Prädikats, oder beyder ausmacht, nicht ein Merkmal zuviel oder zu wenig aufgenommen habe? Vielleicht etwa daher, daß das Subjekt und Prädikat

dikat durch Worte bezeichnet werden, von deren Bedeutung man entweder allgemeine oder doch von beyden Streitenden angenommene Erklärungen hat? Aber gilt dies denn auch wieder von den Worten, die in diesen Erklärungen vorkommen, oder vielmehr von ihren Bedeutungen? Giebt es von jedem Worte der Erklärung wieder solche Erklärungen, und von diesen wieder solche aufwärts, bis zu Sätzen bey denen alles Erklären unmöglich ist, die für jeden, der sie denkt, unmittelbare Evidenz haben, und durch dieselbe gegen alles Mißverständniß gesichert sind? Sey auch ein als ausgemacht angenommener und andern zum Grunde gelegter Satz immerhin von beyden Partheyen zugegeben; sein Subjekt und Prädikat werde sogar von beyden durch eben dieselbe Formel erklärt; wenn auch nur an Einem der Begriffe, welche den Wortsinn dieser erklärenden Formel ausmachen, Eines unter den vielen Merkmalen, aus welchen er nicht selten zusammengesezt ist, etwas verfehlt; z. B. von dem einen Streiter ein überflüssiges Merkmal zusammengefaßt, von dem andern ein wesentlich hineingehöriges weggelassen ist: so muß der von beyden angenommene Satz den Streit, der durch ihn geschlichtet werden soll, in eben dem Verhältniß mehr verwirren, und seine Beendigung erschweren, je tiefer das neue Mißverständniß, durch welches das alte verstärkt wird, beyden Streitenden verborgen ist. So wird z. B. bey manchem Streit über die Natur der Seele, der Satz:

die

die Sinnlichkeit iſt beym Erkennen unentbehrlich, von beyden Partheyen angenommen, auch wohl das Wort: Sinnlichkeit von beyden durch die Formel: das Vermogen der Seele Eindrücke zu empfangen, erklärt. Aber der eine Streiter denkt ſich unter dem Worte, Eindrücke — wirkliche Vorſtellungen, und die Sinnlichkeit iſt ihm in ſoferne nicht eine Art, ſondern die Gattung des Vorſtellungsvermögen ſelbſt. Der andere verſteht unter Eindrücken nichts als äuſſere Veranlaſſungen, bey welchen die vorſtellende Kraft ihr von der Sinnlichkeit ſonſt unabhängiges Vermögen äuſſert, und die Sinnlichkeit iſt ihm in ſoferne eine zufällige Beſchaffenheit des Vorſtellungs-Vermögens. Der Eine denkt ſich in ſeiner Zuſammenfaſſung der ſämtlichen Merkmale der Sinnlichkeit Ein Merkmal zuviel, der Andere, Eines zu wenig; und ihre gemeinſchaftliche Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit der Sinnlichkeit iſt ſo weit entfernt, ſie einander näher zu bringen, daß ſie vielmehr durch dieſelbe viel weiter aus einander kommen müſſen.

Kein Satz, der ſich nur durch andere Sätze durchgängig beſtimmen und gegen Mißverſtändniſſe ſichern läßt, kann daher in der Philoſophie als ein abſolut erſter Grundſatz angenommen, und bey philoſophiſchen Streitigkeiten mit Sicherheit vor Mißverſtändniß aufgeſtellt werden. Der abſolut erſte Grundſatz muß, wenn es einen ſolchen giebt, die

Bestimmtheit seines Sinnes durch keinen andern Satz erhalten können und dürfen. Er muß folglich durch sich selbst gegen alle Mißverständnisse gesichert seyn. Die Merkmale der Begriffe, welche durch ihn aufgestellt werden, müssen daher nur durch ihn allein bestimmt werden können, von keinen andern Merkmalen, als unter welchen sie in ihm vorkommen, sich ableiten lassen, und folglich in ihm als die lezten ursprünglichen Merkmale alles Vorstellbaren enthalten seyn. *)

Der

*) Daß dieses von keinem andern Satze als dem Satze des Bewußtseyns, „die Vorstellung wird im Bewußtseyn vom Vorstellenden und Vorgestellten unterschieden und auf beyde bezogen" gelten könne, habe ich in dem 1sten B. Meiner Beyträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse in der Philosophie, Jena bey Mauke, der diese Michaelismesse erscheint, und sich ganz mit dem Fundamente der Elementarphilosophie beschäftiget, umständlich zu zeigen gesucht. Die Begriffe von Subjekt, Objekt und Vorstellung, die durch ihn aufgestellt werden, werden durch diesen Satz, oder durch das Unterscheiden und Beziehen, welches er ausdrückt, bestimmt; sie lassen sich von keinen andern Merkmalen, als denjenigen, unter welchen sie im Bewußtseyn vorkommen, ableiten, quillen unmittelbar aus dem durch diesen Satz ausgedruckten Bewußtseyn, und sind die lezten ursprünglichen Merkmale alles Vorstellbaren. Der Satz des Bewußtseyns ist daher ein durch sich selbst durchgängig bestimmter Satz, und zwar

Der durch ſich ſelbſt beſtimmte Satz ſey und heiße, welcher und wie er wolle: ſo kann doch er allein das Ausgemachte — welches ohne Beſorgniß eines möglichen Mißverſtändniſſes angenommen werden kann — ſeyn. Jeder andere Satz kann nur in ſoferne als ein gegen Mißverſtändniß geſicherter ausgemachter gebraucht werden, als er zulezt vermittelſt des durch ſich ſelbſt beſtimmten Satzes beſtimmt worden iſt. So lange alſo in der Philoſophie dieſer Satz nicht gefunden, aufgeſtellt und anerkannt iſt: ſo lange kommt allen als ausgemacht angenommenen Sätzen der Charakter des ausgemachten nur in einer ſehr uneigentlichen und ſchwankenden Bedeutung zu; ſie können ſo lange ſamt und ſonders nur zufälligerweiſe richtig verſtanden werden, und es giebt kein ſicheres Mittel, ſie gegen verſteckte Mißverſtändniſſe zu ſichern.

Der durch ſich ſelbſt beſtimmte Satz kann und muß ein allgemeingeltender Satz ſeyn. Ein nicht durchgängig beſtimmter Satz kann aus einem bloßen Mißverſtändniſſe als ein Ausgemachter aufgeſtellt werden. Dieß iſt allezeit der Fall, wenn der Grund der Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte in einem überflüſſigen Merkmale

 liegt,

zwar der einzig mögliche; indem alle übrigen nur aus Begriffen beziehen können, die durch andere Sätze beſtimmbar ſind, und deren Merkmale nothwendig zulezt auf diejenigen zurückgeführt werden müſſen, welche im Satze des Bewußtſeyns urſprünglich beſtimmt ſind.

liegt, das in einen der Partialbegriffe, aus welchen der Begriff entweder des Prädikats oder des Subjekts zusammengesezt ist, unvermerkt aufgenommen wird, oder wenn dieser Grund in der Abwesenheit eines wesentlichen Merkmales liegt, das unvermerkt aus dem Begriffe weggelassen wurde, welches aber, wenn es bemerkt worden wäre, das Urtheil unmöglich gemacht haben würde. In diesen Fällen, wird der von dem einen Streiter für ausgemacht gehaltene und aufgestellte Satz, von dem andern, der jene Begriffe richtig denkt, geläugnet werden müssen. Der Fall kann auch umgekehrt seyn; und der als ausgemacht aufgestellte wahre Satz, kann von dem Gegner, der in die Begriffe desselben ein überflüssiges Merkmal aufnimmt, oder aus demselben ein wesentliches wegläßt, geläugnet werden. Dieß ist bey dem durch sich selbst bestimmten Satze unmöglich. Da die Merkmale, die er enthält, durchgängig durch die Handlung des Urtheilens selbst bestimmt werden: so kann er entweder gar nicht, oder er muß richtig gedacht werden, und er läßt sich in soferne weder durch ein Mißverständniß behaupten noch läugnen. Die Merkmale der Begriffe werden bey ihm nicht als schon durch andere Sätze bestimmt vorausgesezt, sondern erst durch ihn selbst bestimmt gesezt. Um sich der Merkmale seiner Begriffe vollständig bewußt zu werden, bedarf es bey diesem Satze keines Raisonnements, wobey unrichtige Voraussetzungen sich einschleichen könnten, sondern der

bloßen

bloßen Reflexion über die Bedeutung der Worte, die durch ihn ſelbſt für die Thatſache, die er ausdrükt, beſtimmt wird. Er bedarf keiner Prämiſſen; läßt keine Prämiſſen zu; ſondern ſtellt alles, was er, um verſtanden zu werden, bedarf, ſelbſt auf. *)

I Der durch ſich ſelbſt beſtimmte Satz kann nur ein Einziger ſeyn. In wieferne er durch ſich ſelbſt beſtimmt iſt, kann ihm kein anderer Satz, durch den Er, oder irgend eines ſeiner Merkmale beſtimmt würde, vorhergehn. Die Merkmale, die er aufſtellt, können daher auch unter keinen höheren und allgemeineren Merkmalen enthalten, ſondern müſſen ſelbſt die höchſten und allgemeinſten ſeyn. Ließe ſich ein höheres und allgemeineres Merkmal denken, das nicht durch ihn und in ihm beſtimmt wäre: ſo müßten die in ihm enthaltenen Merkmale jenem als dem höhern untergeordnet, und in ſo ferne durch daſſelbe beſtimmt

*) Ob, und in wieferne dieſes bey dem Satze, der nichts als das Faktum des Bewußtſeyns ausdrückt: „die Vorſtellung wird im Bewußtſeyn vom Objekt und Subjekt unterſchieden, und auf beyde bezogen" — der Fall ſey, mag hier unentſchieden bleiben. Dies allein behaupte ich hier, daß dieſer Satz, wenn er ein durch ſich ſelbſt durchgängig beſtimmter Satz iſt, und in wieferne er ein ſolcher iſt, entweder gar nicht gedacht werden kann, oder durch ſein Gedachtwerden ſelbſt, gegen Miſverſtändniß geſichert und in ſoferne allgemein gelten iſt.

Mercutio.

Mehr als der Fürſt der Kazen; daß glaube mir -- O, das iſt der herzhafte Obriſt-Leutenant aller Complimente; er ficht dir ſo leicht als du einen Gaſſen-Hauer ſingſt, und bohrt dir nach der Cadenz, troz dem beſten Tanzmeiſter -- mit eins, zwey, drey, ſein Federmeſſer in den Buſen, daß es eine Luſt zu ſehen iſt -- ein wahrer Mörder eines ſeidnen Knopfs, ein Ducliſt, ein Ducliſt! Ein Mann, der immer zu förderſt an der Spize ſeines hohen Hauſes ſteht, ein Mann der ſich nach den Noten ſchlägt -- ah, der unſterbliche Paſsado, der Punto reverso, der -- Hey! --

Benvolio.

Der -- was?

Mercutio.

Der Henker hohle dieſe frazigten, liſpelnden, affectierten Narren! Dieſe ſüſſen Bürſchchen, die mit einem halbausländiſchen Accent ausruffen: Jeſu! die allerliebſte Klinge! -- Der allerliebſte Grenadier! -- die allerliebſte H**! -- Wie, iſt es nicht erbärmlich, Großvater, daß wir mit dieſen Schmetterlingen, mit dieſen Mode-Frazen, dieſen parlonnés-moi's heimgeſucht ſeyn ſollen, die ſo ſteiff auf der neuen Mode halten, daß ſie unmöglich auf dem alten Bank ruhig ſizen können? -- O! ihre bons, ihre bons!

Romeo zu den Vorigen.

Benvolio.

Hier kommt Romeo, hier kommt er --

Mercutio.

ſeyn; er wäre alſo kein durch ſich ſelbſt beſtimmter Satz. Er muß alſo daher die höchſten und allgemeinſten Merkmale, die ſich vorſtellen laſſen, und in ſo ferne dasjenige, was allem Vorſtellbaren gemeinſchaftlich iſt, folglich die höchſte vorſtellbare Gattung aufſtellen, die nur eine Einzige ſeyn kann. Er muß alſo auch als der die Einzig möglich höchſte Gattung beſtimmende Satz, weſentlich Einzig ſeyn. *)

Von der Zeit an, als der durch ſich ſelbſt beſtimmte Satz, welcher er auch ſeyn mag, gefunden iſt, befindet ſich alſo die Philoſophie im Beſitze eines allgemeingeltenden, einzig möglichen, oberſten Satzes, der alſo in ſo fern im ſtrengſten Sinne Grundſatz und zwar Grundſatz aller Grundſätze, der erſte Grundſatz nicht der Metaphyſik, nicht der Logik, ſondern der Philoſophie iſt. Alles als ausgemacht angenommene muß dann, in wie

*) Ich muß es hier abermal den ſchärfern Denkern unter meinen Leſern überlaſſen auszumachen, ob ſie ſich einen Satz denken können, der dem Satze des Bewußtſeyns in der Reihe untergeordneter Sätze vorhergehen kann; und ob das Merkmal der Vorſtellbarkeit, das unmittelbar durch ihn aufgeſtellt wird, nicht unter allem Vorſtellbaren das höchſte und allgemeinſte ſey. Allgemeiner iſt es doch wohl, als das Merkmal des Denkbaren, d. h. das durch den Verſtand Vorſtellbare, welches in dem Vieldeutigen Begriffe eines Dinges bisher für das Allgemeinſte gehalten wurde.

wie ferne es, um gegen Misverſtändniſſe, geſichert zu werden, eines Grundſatzes bedarf mittelbar oder unmittelbar durch jenen erſten Satz beſtimmt werden. Ich ſage: 1) in wieferne es eines Grundſatzes bedarf, und erinnere daß hier weder von hiſtoriſchen noch phyſiſchen Datis, daß nur von Ueberzeugungen, die nicht durch Wahrnehmung, ſondern durch Denken allein möglich ſind, und vorzüglich bloß von den noch unausgemachten Gründen unſerer Rechte und Pflichten, und unſerer Erwartungen jenſeits des Grabes, die Rede iſt. Ich ſage 2) mittelbar oder unmittelbar, und es ſollte ſich wohl von ſelbſt verſtehen, daß nicht alles, was in der Philoſophie als Grundſatz aufgeſtellt werden kann und muß, unmittelbar unter dem abſoluteſten Grundſatze enthalten ſeyn könne. Allein es kann keinen in der Philoſophie denkbaren Grundſatz geben, der nicht mittelbar dem erſten untergeordnet werden müßte, wenn er durchgängig beſtimmt werden ſoll; jeder muß wenigſtens durch ſeine Prämiſſen, d. h. durch die höheren Merkmale die in ſeinem Subjekte zuſammengefaßt ſind, von dem erſten Satze, als von dem lezten befeſtigten Ringe, abhängen, in welchem alle Verkettungen philoſophiſch beſtimmter Begriffe zulezt zuſammenlaufen, und von dem ſie feſtgehalten werden müſſen.

Wenn der durch ſich ſelbſt beſtimmte nicht gemißbraucht werden, wenn er bey den Streitigkeiten

der Philoſophen über die Gründe unſerer Pflichten und Rechte u. ſ. w. mit Erfolg benuzt werden ſoll: ſo muß vor allen Dingen auf ihn die Elementarphiloſophie gebaut werden. Der erſte Grundſatz aller Philoſophie ſtellt nichts als die höchſten und allgemeinſten Merkmale alles Vorſtellbaren, als eines ſolchen, und zwar durchgängig beſtimmt, aber keineswegs durchgängig entwickelt auf. Bevor nicht eine vollendete Entwickelung alles zergliedert hat, was in den durch den erſten Grundſatz beſtimmten Merkmalen zuſammengefaßt iſt: wird er ſelbſt zwar richtig gedacht werden können, aber unfruchtbar bleiben müſſen. Man wird ſich der Gattungs-Merkmale, die in ihm für die ihm untergeordneten Begriffe und Grundſätze enthalten ſind, nicht deutlich bewußt werden, und daher immer in Gefahr ſeyn, bey ihrer Anwendung auf die lezteren, weſentliche Merkmale fehlen, oder überflüſſige einſchleichen zu laſſen.

Nach der vollendeten Entwicklung desjenigen, was in dem durch ſich ſelbſt beſtimmten Satze beſtimmt iſt, kömmt es vor allen Dingen darauf an,

*) Wenn der Satz des Bewußtſeyns der erſte Grundſatz der Philoſophie iſt: ſo macht die vollendete Entwicklung der durch ihn beſtimmten Merkmale der bloſſen Vorſtellbarkeit überhaupt, die Theorie des Vorſtellungsvermögens überhaupt, und dieſe die Baſis der Elementarphiloſophie aus — aber auch nur die bloße Baſis.

an, daß diejenigen Begriffe oder Sätze, die nicht in, ſondern unter jenem unmittelbar enthalten ſind, entdeckt und aufgeſtellt werden. Ich verſtehe darunter diejenigen Begriffe oder Sätze, welche ſich zu ihm wie die Arten zu ihrer nächſten Gattung verhalten, und folglich Merkmale aufſtellen, die den Seinigen untergeordnet, aber nicht in ihnen enthalten ſind. Werden dieſe Begriffe oder Sätze überſprungen: ſo wird der erſte Grundſatz und die durch ihn aufgeſtellte Baſis der Elementarphiloſophie zu ihrem Zwecke völlig unnütz. Bey dem Streite z. B. über die erſten Grundſätze der Moral und des Naturrechts können dann die vorgeſchlagenen Grundſätze keineswegs auf den erſten aller Philoſophie zurückgeführt, und an demſelben geprüft werden; weil es an den Mittelbegriffen, an den dazwiſchen gelegenen Grundſätzen, fehlt. Ein entfernter Gattungsbegriff muß allen Verſuchen ihn mit Erfolg zu entwickeln widerſtehen, ſo lange die zwiſchen ihm und dem allererſten gelegenen Zwiſchengattungen unbeſtimmt und unentwickelt bleiben. Wird auch nur eine einzige überſehen: ſo ſind eben dadurch in den Prämiſſen der entfernteren Gattung und des Satzes, der dieſelbe ausdrückt, unbeſtimmte Merkmale enthalten, die nur durch einen Zufall gegen Unrichtigkeit geſichert werden können. Wird die unmittelbar nächſte überſehen, und dafür unmittelbar zu der Entfernteren übergegangen: ſo fehlt unter den Merkmalen der leztern entweder

ein wesentliches, oder daſſelbe wird durch ein fremdes erſezt.

Weder theoretiſche noch praktiſche Philoſophie können mit irgend einem Erfolg als wirklich feſtſtehende, gegen Mißverſtändniß geſicherte, und allgemeingeltende Wiſſenſchaften bearbeitet werden, bevor nicht die von ihnen verſchiedene und ihnen vorhergehende Elementarphiloſophie über ihrem Fundamente vollendet feſtſteht. So lange auch nur ein Einziges in den Umfang der Elementarphiloſophie weſentlich gehöriges Merkmal unbeſtimmt und unentwickelt geblieben iſt: ſo lange ſind die Prämiſſen, welche von den Grundſäzen der theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie vorausgeſezt werden, und als Gattungsbegriffe in denſelben vorkommen müſſen, unvollſtändig, und folglich auch die Grundſäze ſelbſt nicht durchgängig beſtimmt, ſondern ſchwankend, vieldeutig und nichts weniger als für allgemeine Ueberzeugung der Selbſtdenker gemacht.

Sollte ich mir daher wohl zu viel herausnehmen, wenn ich euch, ihr Selbſtdenker unter meiner Nation, die ihr laut zu philoſophieren Beruf und Muße habt, im Namen des Einen, was der Menſchheit Noth iſt, und im Namen (deſſen, was euch nächſt dieſem das heiligſte ſeyn muß) unſerer gemeinſchaftlichen Vernunft, beſchwöre, alles Streiten über die erſten Grundſäze unſerer Pflichten und Rechte in dieſem, und den

Grund

Grund unſerer Hoffnungen im künftigen Leben, alles Streiten über den Vorzug der Kantiſchen, Leibnitziſchen, Lockiſchen, oder was immer für einer andern Philoſophie, ja ſogar auch ſelbſt alle Verſuche, Lockiſche, Leibnitziſche, Kantiſche, oder was immer für eines andern Schriftſtellers Grundſätze zu prüfen, zu widerlegen, zu beweiſen, zu erörtern, ſo lange einzuſtellen, bis ihr die Frage über das Eine, was der Philoſophie, und in ſo ferne euch allen gemeinſchaftlich, noth iſt, aufgeworfen, unterſucht, entſchieden habt.

Das Reſultat aller eurer bisherigen Streitigkeiten war immer nur eine Streitfrage. Freunde der kritiſchen Philoſophie! mit Recht haltet ihr den Streit zwiſchen Leibnitz und Locke über Rationaliſmus und Empiriſmus nicht nur; ſondern auch den zwiſchen Hume und den Dogmatikern über Skepticiſmus und Dogmatiſmus durch die Kritik der Vernunft für entſchieden. Aber iſt nun eure Philoſophie, das Reſultat dieſer Entſcheidung darum weniger angefochten? und hat es je eine verwickeltere Fehde gegeben, als die zwiſchen den Freunden und Gegnern Eurer Philoſophie? Ich ſehe meinen Verſuch über das Vorſtellungsvermögen für das Reſultat an, das ich aus den Streitpunkten zwiſchen Kantianern und Antikantianern, zu derer Entſcheidung ich beyzutragen wünſchte, gezogen habe. Allein meine Theorie iſt kaum noch ein Jahr in den Händen des Publikums,

kums, und ihre Freunde haben es ſchon mit den Kantianern ſowohl, als den Antikantianern aufzunehmen. Jeder andre neue Verſuch, der nicht von etwas wirklich Allgemeingeltendem ausgeht, muß nothwendig eben dieſes Schickſal haben, und ſein glücklichſter Erfolg kann kein anderer ſeyn, als daß er eine alte Streitigkeit durch eine neue verdrängt.

Männer, die ihr meinen Verſuch eurer Prüfung nicht unwerth findet, wollt ihr, daß ich der Wohlthat eurer Belehrung empfänglich werden ſoll: ſo geht entweder mit mir von dem Grundſatze aus, den ich für einen allgemeingeltenden Satz halte, oder richtet die ganze Schärfe eurer Kritik vor allem gegen dieſen einzigen Satz; aber ihr müßt dann ſelbſt von einem andern allgemeingeltenden Satz ausgehn, wenn euch daran liegt, von mir und euren übrigen Leſern verſtanden zu werden.

Es muß ein allgemeingeltender erſter Grundſatz möglich ſeyn, oder die Philoſophie iſt als eigentliche und ſtrenge Wiſſenſchaft unmöglich, und die Gründe unſerer ſittlichen Pflichten und Rechte, und folglich dieſe Pflichten und Rechte ſelbſt, müſſen ewig unentſchieden bleiben; und der Zufall muß ewig bey der Lenkung menſchlicher Angelegenheiten die Rolle behalten, die eurer Überzeugung nach, ihr Edeln! der Vernunft gebührt. Ihr wollt den Zufall vom Throne der Vernunft ſtürzen, und laſſet dem Zufalle die Lenkung der Fehde über, die

ihr

ihr ihm ſelber angekündigt habt! Er iſt es, der die Stelle des oberſten Prinzips eurer Philoſophie einnimmt, ſo lange ihr dieſelbe unbeſetzt laſſet. Auf ihn wird es ferner wie bis jetzt ankommen, ob eure Geiſteswerke in einigen Punkten von einigen verſtanden werden dürften oder nicht; und das Schickſal der edelſten Früchte eures Fleißes, und eurer Talente wird gröſtentheils von ſeiner Laune abhängen.

Kann es euch gleichgültig ſeyn, ſelbſt von den Verwandten eures Geiſtes und Herzens, für die ihr zunächſt gedacht und geſchrieben habt, nicht verſtanden, aus Mißverſtändniß gelobt und getadelt zu werden? Was ſoll euch der Beyfall, der euch nicht belehren kann, weil beyde eure Meynung verfehlt haben?

Je tiefer euer Streit ins Gebieth der Spekulation hineingeſpielt wird, (und dies muß mit jedem eurer Werke, das einen neuen Streitpunkt aufſtellt, der Fall ſeyn) deſto mehr nimmt die Anzahl derjenigen ab, welche nicht nur etwa Theilnehmer, ſondern auch nur Zuſchauer des Streits zu ſeyn, Zeit, Talente, Luſt, Beruf haben. Unter den Wenigen, die ihn fortführen, beſtehet der gröſte Theil aus kalten hypochondriſchen Grüblern, welche, nach ausgetrockneter Quelle der Empfindung, die Spekulation nur als Spekulation intereſſiert, und denen ihr Gedankenſpiel nur durch eine immer zunehmende Spitzfindigkeit anziehend bleiben kann;

kann; und aus brausenden Jünglingen, die mit ihren ersten Lanzen den Kampfplatz im Staub verhüllen.

Sichtbar nimmt der Einfluß der Philosophie auf die übrigen Wissenschaften ab, und die Gleichgültigkeit der Pfleger und Freunde der lezteren, gegen die erstern zu. Von der Theologie und Jurisprudenz wird sie kaum mehr für die alte Dienstmagd erkannt, und selbst die aufgeklärtesten Theologen und Juristen, stolz auf dasjenige, was sie durch den Beystand der Geschichte geleistet haben, glauben ihrer entbehren zu können. Wie sehr müßt ihr dieses verzeihlich finden, ihr Philosophen, wenn ihr bedenkt, wie sauer es auch dem besten Kopfe, den sein Beruf an die zahllosen Arbeiten des Geschäftsmannes oder des Gelehrten fesselt, werden muß, durch die Dornenwege der Spekulation bis in euer Heiligthum vorzudringen, das ihr immer weiter aus dem Gebiethe der wirklichen Welt, und immer tiefer ins Reich der Möglichkeiten entrückt; und wie gerecht der Unwille eines solchen Kopfes seyn muß, wenn er in diesem Heiligthume, im hohen Rathe der Selbstdenker von Profession, keinen andern Aufschluß als einen solchen erhält, der von drey Partheyen gegen Eine, verworfen wird.

Durch ein allgemeingeltendes Princip allein, kann und muß die Schmach von der Philosophie hinweggenommen werden, in Rücksicht auf die übri-

übrigen Wissenschaften entweder eine Sklavin, oder ganz unbrauchbar zu seyn. Sie wird durch dasselbe zur Königin aller Wissenschaften, die ihr diesen Rang ohne Neid und willig eingestehen werden, sobald sie im Stande seyn wird, ihnen die Festigkeit und die Würde wahrer Wissenschaften zu geben, die sie ihnen bisher vergebens verheißen hat, und welche diese gleichwohl anders woher nicht erhalten können.

Männer, die ihr mich versteht, wenn von dem Einen, das der Menschheit noth ist, die Rede ist; die ihr euch da, wo es aufs Handeln ankommt, durch einen Blick, durch einen Handdruck als Kinder eines und ebendesselben Geistes erkennt, die ihr nur Einen Willen habt! sollt ihr ewig unter euch selbst eure fürchterlichsten Gegner bleiben müssen, sobald ihr eine Feder ansezt, um das auszudrücken, was ihr bey eben demselben Wollen denkt, woran ihr euch als Brüder erkennt? So klein euer über den Erdboden zerstreutes Häuflein ist; so wenig ihr, um eure Zwecke durchzusetzen, die List und Gewalt eurer Gegner mit List und Gewalt zurücktreiben könnt: so seyd ihr gleichwohl, von dem Zeitpunkte an, die Stärkeren, als ihr bey euerm lauten Denken, von einem unter euch allgemeingeltenden Grundsatze ausgeht. Durch die erste und eigenthümlichste Kraft der Menschheit, durch Vernunft, für die und durch die ihr gegen Dummheit und Unwissenheit kämpft, müßtet ihr längstens

schon

Mercutio.

Ohne ſeinen Rogen, wie ein gedörrter Häring -- O Fleiſch, Fleiſch, wie biſt du fiſchificiert! -- Itzt iſt er in den Harmonien vertieft, worinn Petrach daherſticht: Laura war gegen ſein Fräulein nur ein Küchen-Menſch -- Zum Henker, ſie hatte einen Liebhaber der ſie beſſer bereimen konnte -- Dido war gegen ſein Mädchen nur eine dike Säug-Amme, Helena und Hero Metzen und Landſtreicherd-Waare, Thisbe ein kazen-augichtes Ding, oder ſo was -- Aber nun zur Sache! Signor Romeo, bon jour; das iſt ein franzöſiſcher guter Morgen für eure frantzöſiſchen Hoſen -- Ihr ſpieltet uns einen artigen Streich lezte Nacht --

Romeo.

Guten Morgen -- meine Freunde: Was für einen Streich ſpielt' ich euch dann?

Mercutio.

Daß ihr ſo davon ſchlüpftet, wie wir euch ruften.

Romeo.

Um Vergebung, mein lieber Mercutio, mein Geſchäfte war wichtig, und in einem ſolchen Fall wie der meinige, iſt es einem ehrlichen Mann erlaubt, eine kleine Ausnahme von den Regeln der Höflichkeit zu machen -- (*)

(*) Hier fängt ſich bis zum Auftritt der Amme eine Art von witzigem Duell mit Wortſpielen, und abgeſchmakt-komiſchen Einfällen zwiſchen Romeo und Mercutio an, welcher leztere zuweilen auch noch mit Kommiſen Gebärden um ſich wirft, wenn er ſich nicht anders mehr zu helfen weiß -- Man kennt eben dieſe Mode-Seuche von unſrer Zeit, und erlaubt mir, eine Lüke zu machen, wo es in unſrer Sprache unmöglich iſt ſo witzig zu ſeyn wie ſeine Spaß-Macher.

ſchon die Stärkern geweſen ſeyn, wenn ihr nicht euch unter einander ſelbſt entgegen zu arbeiten genöthiget geweſen wäret. Nur durch euren gegenſeitigen Kampf, in welchem immer der Eine niederreißt, was der Andere gebaut hat, könnt und müſſet ihr euer Anſehen und euern Einfluß vernichten. Und dieſer Kampf muß mit allen ſeinen unſeligen Folgen ewig fortwähren, ohne je den Zweck jedes vernünftigen Kampfes — den Frieden herbeyzuführen, ſo lange der erſte Grundſatz, von dem ihr bey euren Unterſuchungen ausgeht, nicht eben ſo einzig und euch allen gemeinſchaftlich iſt, als das große Geſetz, nach welchen eure praktiſche Vernunft euer Wollen beſtimmt, und bey aller Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten eurer Köpfe, die ſchöne Eintracht eurer Herzen gründet; die dadurch nothwendig gewinnen muß, wenn auch ihr eigentlicher Urſprung kein Geheimniß mehr, auch nur für Einen unter Euch, ſeyn wird.

Reinhold.

III.

Antonius und Kleopatra ein Melodrama.*)

Personen:

Antonius. Cäsario, ihr Sohn.
Kleopatra. Ein Sklave.

Der Schauplatz ist ein Theil einer Villa bey Alexandrien. Zur Linken und im Hintergrund Haus und ein Altar, zur Rechten ein Portikus.

Introduzzione von der Musik. Zuletzt geht sie in Töne des wehmüthigsten Gefühls über. Der Vorhang geht auf.

Scene I.

Antonius und Kleopatra in einer Attitude des zärtlichsten Abschieds. Sie reißt sich endlich voller Betäubung aus seinen Armen los. Die Musik drückt Wonne und Bestürmung seiner Seele in dem überspannten Gefühl der Freude noch immer fort aus. Pause.

Sce-

*) Ich erhielt dieses kleine Stück eines Ungenannten vor einigen Tagen mit folgender kurzen Zuschrift: „Ob ich mich gleich allerweile in der Krimm, nicht weit von der Laufbahn des Achilles befinde; so erhalte ich dennoch einen ganzen Jahrgang von Ihrem Merkur, und er macht meine und meiner Freunde angenehmste Lektüre aus. Der Götterbote geht zurück, und ich lege ein paar Blätter auf seine Schulter, von deren innern Werth freylich die Entscheidung Ew. ꝛc. abhängt, ob er sie zurücktragen solle, oder nicht?„ — Die Leser mögen, statt meiner, über den innern Werth entscheiden! Ich theile dieses erstaunliche Produkt des Krimmischen Himmels bloß darum mit, weil ich seinesgleichen noch in keiner Sprache gesehen habe, nie den Begriff der Möglichkeit hatte, daß ein von einem Weibe gebohrner so Etwas machen könnte. Was erlebt man nicht wenn man lange lebt! d. H.

Scene 2.

Antonius (nach dem Orte, wo ſie abgieng, hinblicken)

So leb' denn wohl,
liebſtes, beſtes Weib!
Wie mir dein Schatten noch
all die genoſſnen Freuden
zurückerinnert!
Liebe! Liebe!
Du biſt nicht göttliches Gefühl,
du biſt die Gottheit ſelbſt!
Du erhöhſt das irdiſche in uns
zum himmliſchen!
Wie ich noch geſtern
an ihren Lippen hieng!
die Seele ſchwomm darauf,
und ein: Minute länger —
ſo wär ſie mir entflohn!
Ihr ſchöner weiſer Arm
am grauen Felſen geſtüzt:
mit der andern mich umfaßt:
Himmel und Erde zuckte leer vorüber,
da du mir Himmel und Erde,
da du mir
die ganze Schöpfung warſt. — —
Herrliche, ſanfte, dunkle Düſtre,
die du mir dies Gefühl nicht aufklärſt!
Wo mir ſo leicht, ſo ſchön,

ſo

ſo erhaben all des Guten genoſſen,
wo das Herz des einen
in das Herz des andern
hineinſank. — Liebe! Liebe!
Allzauberin der Natur!
Sanfte Deſpotin!
Dir ſollt' ich nicht huld'gen? —
Groſſe Götter! Ihre Lippen
brannten mir Tapferkeit ein:
ihr Hauch goß mir in Strömen
den Muth zu:
dir ſey es, dir ſey es,
daß ich den Wütrich beſiege! —
Wie er ſo ſtolz
die Wiedernahme ſeiner Schweſter
verlangte! — das lebende Bild,
das in jedem ſeiner Züge
Unbehagen aufweißt. —
Und daß ich ſie verlies
rechnet er mir ſo hoch an,
nimmt's zum Brandſtral ſeiner Rache?
Ha, ſtolzer, übermüth'ger Römer!
Deinen emporgereckten Nacken
werd' ich herwieder drücken!
Wie mich der Wahn davon
ſchon im voraus kützelt!

Wie er kann zu meinen Solen liegen
und flehen wird „Markus Antonius,
ich entsag' all meinen Ansprüchen:
hier hast du den Theil der Welt,
der an tarinet Hand hienz:
hier nimm ihn hin, und laß
mir nur das Leben!“ —
Das Leben dir lassen,
wenn du im Tartarus bist!
(die Musik drückt Verwirrung aus)
Mein Vaterland schreit um Blut!
Seiner Bürger Blut
ist vergossen, und wer vergoß es?
Götter! Er, Oktavius, er! —
Die Gattin ringt die Hände
um ihren verlohrnen Gemahl —
„Auf! Auf! Räche ihn, räche ihn! —
Die gelbe Tiber hat sich geröthet,
von ihm, von ihm!
Die Altväter sitzen in Trauer
im Tempel des Jupiter Stator,
und rufen „Rache, Rache!“
Und Antonius soll ihr Rächer seyn! —
(Er zieht sein Schwert.)
Erde, die du mich gebarst!
Erde, die du meine Mutter

an deinem Buſen ſogſt —
und mich ſogſt —
für dich ſey es! (ab)

(ein Marſch.)

Scene 3.

(Muſik, die das Gefühl der Wehmuth und Freude in Miſchung entdeckt. Sie muß etwas lang dauern.)

Kleopatra. (kömmt mit wankenden Schritten.)

Stätte, wo er ſtand —
Stätte, wo er ſaß —
Stätte, wo ſein Schatten ſchwebte,
ſey mir gegrüßt!

(Die Muſik, wie ſie im Anfange der dritten Scene war, wird wiederholt.)

Er iſt mir heilig,
du muſt mir auch heilig ſeyn!

(Eben vorige Muſik wiederhohlt.)

Wo iſt ein ſolcher Mann als er,
der ſo ganz das weibliche Herz
in ſich hineinſchlingt! —
Hier ſtand er,
hier drückt' ich ihm
den lezten Kuß auf!
Auch dem Fußtritt
muß ich ihn noch aufdrücken!

(ſie ſinkt nieder. Die Muſik ſingt Entzücken.)

Wenn ich dieſe Stätte wieder beſuche,
ſo rühren allzeit meine Lippen auf dich!
Mein Hauch ſchwebt zwiſchen ſeine Schatten
hinein, und belebt ſie!
Nur den Fußtritt,
nicht den ganzen Schatten? —
Schrecklich, ſchrecklich!
Und doch bebts mich wonniglich durch,
auch nur den Schatten
eines ſeiner Glieder küſſen zu können!

Götter! ſchuft ihr ihn,
oder war er von Ewigkeit her? —
Seine Ahnen ſahen ſie die Entſtehung Roms?
und dieſer ihre Ahnen wieder?
waren ſie aus Latium hervorgekeimt?
oder ſtiegen ſie von den Gewölben
des Himmels herab? —

Da er kam —
ſein Angeſicht ſo männlich ſchön,
ſo vieler Muth in ſeinen Augen,
ſeine Bruſt ſo bebend —
wer hätte widerſtanden? —
Ha Buſen!
Den Augenblick tauſch ich mit dem Avernus um,
da er dich zum erſtenmal an ſich drückte!

Wie mir das Blut in Flammen rollte,
von denen der kälteste Funke
tausend Sonnenbyen aufwiegt! —
(schmachtend) Er, der mir alles,
so alles, alles —
der mir die ganze —
unendlich hingedehnte Schöpfung war!
(Musik, wo sich die Empfindungen durchkreuzen)
Gott Zevs! Gott Mars!
Gott der Gewässer!
Verzeiht ihr mir's, daß ich noch einmal
seinen Fustritt küsse?
(nachdem sie vom Niederknien aufgestanden)
Ein Zauber schwebt auf meiner Zunge!
Es war als wenn sein Genius
mich küßt' und saate:
„Lebe wohl, ewig wohl!"
Ewig, ewig! —
Wie dies Wort
mir in den Adern wühlt! — alle Tropfen
zu Rebellen macht! —
(Wutwort der Musik)
Wallen meines Busens lege dich:
Was siedest du?
Es ist ja nur ein leeres
phantastisches Gefühl —

ein Gefühl der Angſt, das ſich nicht
auf Wirklichkeit gründet.
Und es tobt immerfort? —
Blut, ſenk' dich hinab,
ſchwinde, ſtieb! —
Und es entflieht nicht? —
Götter, wendet die Ahndung! —
Vater des Schickſals, dir flamme
ein Opfer! Neptun, Cytherea,
euch dampfe Weyrauch!
Bringt ihn wieder
in meine Arme zurück!

(Der Mond geht auf.)

Schweigender Mond,
ſchweige nicht bey den Freuden,
die du mit anſahſt,
wie er mit mir
in Thränen der Wonne ſchwamm.
Er erröthet —
Freudig erröthet er nur,
lächelt mir grüßend
ob der geſchauten Wonne zu. —

Da ſtandſt du,
als er mich umſchlang.
Sein Auge ſah ſich in dem meinen,

und ich mich unter seinen Augenlidern:
wir sahn uns als Ein Selbst,
und du Mond blicktest uns zu,
warst der einzige Zeuge —
Keinen andern Zeugen in der Natur!
Welt zertrümmre,
daß er's nur allein sah,
daß kein andres Geschöpf unsre Wonne
uns anmerkte, die uns zu Göttern machte! —
Sieh (sagte er)
hier schlummert der Mondschein
auf dieser Rasenbank;
laß uns mit ihm schlummern!
Und wir schlummerten. —
Schlummer, hättest du ewig gedauert! —
Ewig, ewig solcher Schlummer,
der die ganze Seele auflöst? — —

Cytherea!
beleid'ge ich dich, wenn ich sage,
daß du nie bey deinem Adonis
solche Freuden fühltest?
Seine weiße Hüfte wurde
von einem Eber zerfleischt,
und die seinige strozt noch
in aller Schönheit auf!

Die Amme, mit Peter, ihrem Diener, zu den Vorigen

Amme.

Peter --

Peter.

He?

Amme.

Meinen Fächer, Peter --

Mercutio.

Thu es, guter Peter, damit ſie ihr Geſicht verbergen kan; ihr Fächer iſt doch das ſchönſte von beyden.

Amme.

Guten Tag geb euch Gott, ihr Herren.

Mercutio.

Ein gutes Mittag-Eſſen geb euch Gott, ſchönes Frauenzimmer.

Amme.

Iſt es ſchon Mittag-Eſſens-Zeit?

Mercutio.

Es iſt nicht weniger, ſag ich euch; denn die --- (*)

[Nach-

(*) Eine abermalige Lücke, die ſich von einer Note des ſinnreichen Mercutio anfüllt, wie im Original mit dem alberſten Zeug von der Welt ausgefüllt iſt.

Glücklich bin ich,
wenn du mir ihn nicht entführst!
Dein Adonis iſt todt,
und der meinige lebt, lebt —
und wird bis an's Ende
der Tage leben!

Scene 4.

(Cäſario kommt. Ein Sclave mit einer Fackel hinter drein, und zündet das Opfermahl an. Cäſario kniend ſchweigend vor dem Altar.)

Recht, Cäſario, daß du
ſo meinem Befehl folgteſt!
Wir müſſen ihnen danken, den Göttern,
Wir müſſen ſie bitten uns ferner
geneigt zu ſeyn.

(Cäſario naht ſich ihr; Sie umfaßt ihn)

Vollendete Natur!
Aber ſo vollendet als Er?
Dein Vater war groß!
Der ganze große Cäſar ruhte
An meinem Buſen. Aber füllte
er ihn aus? — Antonius!
Du reichſt über ihn hin!

(Sie naht ſich mit ihm dem Altar.)

(zu Cäſario) Nahe dich mit tiefer Verbeugung!

Göhne

Söhne ſie aus, die Gottheiten,
die auf mich und dich zürnen!

(Sie knien beyde vor dem Altar nieder.)

Cytherea!
Beſe oberſte der Göttinnen!
Wer iſt höher als du?
Zevs ſteht unter deinen Befehlen.
Willſt du, ſo ſummen ſeine Nerven Schmerz,
und du heilſt ſie nur.
Die du mir den Buſen hoch empor hobſt,
daß er Wonnefülle ausbrauſte,
Göttin, Allgöttin!
Hör meine Bitte:
nimm dieſen Jüngling zum Jünger an!
Unterricht ihn in deinen Geheimniſſen!
Ohne ſie welkt der Frühling,
verdorrt die Roſe,
die glänzende Frucht wird ſiech, fällt ab,
und düftert ungenoſſen im Staub.
Göttin, Allgöttin!
Hier weih' ich ihn dir! —
Sein Vater war Cäſar,
der große, mächt'ge Nationen bezwang;
und er iſt ſeine Kraft —
er iſt ſein Selbſt —
mehr als ſein Selbſt:

denn

denn er blüht, und jener
iſt verwelkt. — Göttin!
Und dieſen weih' ich dir!

(Zwiſchenmuſik.)

Aber ſey auch mir gnädig!
Bring' ihn mir wieder zurück, meinen Antonius!
Beſchütze, beſchirme ihn
für aller Gefahr!

Vater Jupiter und Neptun!
Geſchwiſter!
Seid auch Geſchwiſter im Gedanken —
Rettet, rettet ihn!
Bringt ihn mir unbeſchadet wieder!

(Sie ſteigt mit Cäſario auf die Stufe des Altars)

Beuge dich, Jüngling!
Küſſe den Altar!
Nimm hier von dem Weihrauch!
ſtreu ihn in die Flamme.
Die beſten Gerüche Arabiens
duften zum Himmel auf, und er ſollte
uns nicht gnädig ſeyn?
Er wird uns gnädig ſeyn, da unſer Herz
nur Freuden des Himmels verlangt. —
Bete im Stillen, Jüngling!
Ich bete auch.

(Beide

(heilige Musik.)

(die Flamme sinkt ein.)

Flamme, schaudre mehr auf!
Verwandle dein Licht in Flamme!
Werde pfeilspitz!
Schläudre dich hin
zu dem Gott der Götter,
und sag' ihm,
daß wir ihn ehren, schätzen,
als ihn kein Sterblicher schätzt.
Du wankst, schwankst wie einer,
der etwas nicht thun will?
Ermanne dich und sey Flamme!
Wer wird am Funken hängen bleiben,
an so kindischem Ursprung?
Der ist göttlich,
der sich über ihn hinaushebt!
Und du bleibst, wie du bist?
Erniedrigst dich — wirst immer keiner? —

Bete brünstig, Jüngling!
Daß ihn die Gottheit mehr anflamme!

(der Stral steigt in die Höh.)

Sieh, wie der Brand steigt!
Hoch schwebt er empor:
er weiß, was er ist:

er weiß, daß er von Göttern abſtammt.

(Der Stral wird dunkler.)

Du erröthest wegen übermäß'gen Lob's?
Wirst bleich, zaghaft, ſinkſt? —
Götter, zieht ihn zu euch hinan!

(Anfang eines Sturms. Das Kind bleibt am Altar; ſie ſteigt auf.)

Er verliſcht?
Der Mond verliſcht?
Die Sterne verlöſchen?
Es brauſt in der Natur?
Götter, Götter!
Ahndet ihr mir
ein kommendes Unglück vor? —
Allmächt'ge, Allgütige!
Wendet, drehet, ſtürzet
die Nothwendigkeit,
wenn ſie wider meinen Gemahl,
wider mich iſt!

Die Wellen ſchlagen pochend an das Geſtade.
Es beugen ſich die Gipfel der Bäume:
Es beugen ſich die Stämme der Bäume:
die Natur iſt im Zorn:
die Götter ſind im Zorn:
in Zorn auf ihn, auf mich? —

Sie

(Sie fällt zum Altar nieder)

Himmliſche Mächte,
habt ihr beſchloſſen ſeinen Tod,
nehmt den mein'gen dafür an!
Laßt es leben
das Meiſterſtück der Natur,
das alle Aeonen kaum ſo
zu ſeiner Vollendung kömmt;
Laßt es leben für euern Stolz,
für eure Freude!

(ſteht auf)

Und es brauſt fort?

(Der Geiſt des Antonius erſcheint im Hintergrunde, Sie ſpringt wütend zurück. Das Kind ſpringt ebenfalls auf: während des folgenden immer zitternd hinter ihr oder zur Seite.)

Ha Sturm, ſchläudre mich fort! —
ſchmettre mich hin, wo du hinraſeſt,
daß mein Gehirn zerplatze, herabſinke
auf die große ſchwellende Ebene,
zerfließe, zertrümmre, zerſchwinde,
daß es nicht mehr ſey!

(es donnert)

Ha Donner! Fahr hieher,
zerſpalte meine Scheitel!
fahr dahin, wo die Seele ſizt,
und ſchmettre ſie fort, fort,

aus

aus der Schöpfung fort!

(es blizt. Sie fällt zur Erde.)

Gottes Brand, Gottes Blitz,
ich bete dich an!
Brenn' mir den Geist aus
mit aller Erinnerung,
mit all all — wie soll ich's nennen? —
Gefühl oder Nichtgefühl? —
daß ich noch lebe,
daß ich noch bin! —

(Sie sinkt in Starrheit der Sinne. Pause.)

Wie ihm die Haare gesträubt sind!
Die Hände, wie gestreckt!
als wollten sie das
geflohene Leben wieder haschen.

(sie steht auf und geht mehr auf ihn zu)

Aber bist du auch ein wahrer Leichnam,
oder nur ein Leichnam
der aufgehitzten Phantasie?

(noch mehr ihm sich nahend als vorher)

Kann ich nach dir greifen, dich umarmen?
Oder bist du gleich einer Seifenblase,
die sich in Nichts zerlöst,
sobald man sich des kindschen Spiels besinnt,
und der Vernunft im Ernste wieder lächelt? —

Bist

Bist du was wirkliches, so geh',
setz' deine Füße fort —
komm, setz' sie zu mir her — —
Du öffnest deinen Mund? —
O könnt' ich mich darein versenken,
denn wären wir erst so eins,
als wir's noch nie im Leben waren.

(Der Geist weicht zurück.)

Schwinde nicht!
Harre, harre, lieber!

(er verschwindet.)

Bleib' ewig, süßer Wahn!
(Töne der Entzückung. Pause. Die Starrheit nimmt zu).
Erbarmt euch, ihr Erdklumpen,
die ihr auf ihn gewühlt seyd,
Hebt' euch sanft in die Höh'
und knickt seinen lieblichen Busen nicht!
Knickt seine Schläfe nicht,
Daß sie des Lebens goldne Tage träumen!
Kein Traum müß' es
in seiner Seele seyn:
der Gegenwart Empfindung
müß' es seyn! —

(Pause)

Armer Gemahl!
An reich besezter Tafel

saß'st du sonst:
Wer reicht dir nun d'e Schüssel?
Wer schenkt dir aus gold'nu Kel 3
des Weines Purpurtropfen? —
O Grab, werd' ihm
mit deinem Thau zur Amme!
Nähre, tränke ihn!

(die Starrheit nimmt immer mehr zu. Pause)

Du mein Gemahl?
„Gemahl! —"
Das Wort durchschneidet mir
des Lebens Senne:
Es greift gewaltig
an'n Nieren mich,
schlägt sich herum mit meiner Seele,
übermannt und stößt sie
aus der ird'schen Hülle fort.
„Gemahl! —"
Du nicht mehr mein Gemahl! —
blutloser, schwacher, erdigter,
für immer stummer Gatte? —
Ha! Donner treffe den,
der diese Wunde dir schlug!
Der Fluch' abscheulichster
fahr d'rab in seinen Busen
und brüt' ihm Molche aus

die

Die giftgen Dank ins Herz ihm ziſchen!

(Sie ſinkt im Taumel zu den Stufen des Altars. Ein Brand ſteigt hoch auf und umglänzt wie ein Blitz die ganze Gegend. — Er ſteigt von neuem auf, und erleuchtet ſie ununterbrochen. Eine Schlange hebt ſich aus dem Altar hervor und kräuſelt ſich herunter neben ſie. Sie ſchlägt in dieſem Moment die Augen auf. Staunen — ganz gefaßt ſie anſehend)

Ich leſ', ihr Götter,
euern Willen! —
Die Vermählte ohne ihn? —
Es ſey gethan! — (Sie legt die Schlange an den Buſen)
Mein Geiſt!
Schlummre....
zu dem ſein'gen....
hinüber!

(Sie ſinkt am Fuße des Altars nieder. Cäſario ſinkt ihr an die Bruſt, und hält ſie, kindlich umarmend. — Der Vorhang fällt.)

Hier. C.

[Nachdem dieſe drey jungen Herren eine Zeitlang ihren geiſtreichen Spaß mit der Amme gehabt haben, welche dem Romeo ſagt, daß ſie einen Auftrag an ihn habe, ſo führen ſich endlich die beyden andern ab, und Romeo bleibt bey der Amme zurük.]

Amme.

Ich bitte euch, Gnädiger Herr, wer war der grobe Geſelle da, der ſo voller Raupereyen ſtekte?

Romeo.

Ein junger Edelmann, Amme, der ſich ſelber gerne reden hört, und in einer Minute mehr ſagt, als er in einem Monat zu verantworten im Sinn hat.

Amme.

Wenn er etwas wider mich ſagte, ſo wollt' ich ihn auf den Boden kriegen, und wenn er noch einmal ſo muthig wär' als er iſt, und zwanzig ſolche Hanſen; und wenn ich nicht kan, ſo will ich die wol finden, die es können -- der Schurke, der! Ich bin keine von ſeinen Fleder-Wiſchen; ich bin keine von ſeinen Unter-Pfülben! Und du muſt ſo da ſtehn, und zuſehen, wie ein jeder Flegel ſeine Luſt an mir büßt?

Peter.

Ich ſah niemand ſeine Luſt an euch büſſen; wenn ich ſo was geſehen hätte, ich wollte bald mit der Fuchtel heraus geweſen ſeyn, das verſichr' ich euch. Ich habe ſo viel

IV.

Politisch-philosophische Gespräche.

Fünftes Gespräch.

Gesetzgebung. Moral.

Der Marquis.

Nichts, Baron, ist meines Erachtens treffender, als das Urtheil des Helvetius, daß die Moralisten — mit und ohne Doktorhut — darum so wenig zur Glückseligkeit beygetragen haben, weil sie nicht oft genug die verschiedenen Laster der Nationen als nothwendige Folgen der verschiedenen Formen ihrer Regierung betrachteten. Unser Fermier-Général hat Recht! Nur wenn man die Moral aus diesem fruchtbaren Gesichtspunkte ansiehet, kann sie den Menschen — deren Thun und Lassen sie regulieren soll — wahrhaftig nützlich werden.

Der Baron. Eine gute Gesetzgebung ist sicher das Meisterstück des menschlichen Geistes. Wer aus Kenntniß unserer specifiken Natur, und durch die Muse der Geschichte belehrt, weiß, daß die Sitten der Nationen ihre Bildung größtentheils der Wirkung der Gesetze zu danken haben, so, wie die Sitten hinwiederum auf den Charakter der Gesetze influiren, und ihn zum

Theil

Theil beſtimmen: der kann nicht zweifeln, daß ein — nicht von Pedanten, Sylbenſtechern und Formelkrämern, ſondern — von ächten Philoſophen abgefaßtes zweckmäßiges Geſetzbuch, welches noch lange unter die frommen Wünſche und unrealiſierten Möglichkeiten gehören dürfte, der erſte Tom von dem Katechismus der Moral ſeyn wird, den die philoſophiſchen Beobachter und Freunde der menſchlichen Natur in künftigen aufgeklärten Jahrhunderten dem Genius unſerer Gattung mit dem Motto, welches etwas mehr als bloßes Motto ſeyn wird, weihen werden: Fortunae reduci! — Dieſe Numa's, Solon's, Montesquieu's, Raynals oder Galiani's des Jahres 2440 werden, wie ich vermuthe, den Ausſpruch des Beccaria vor Augen haben: non é da ſperarſi alcun vantaggio *durevole* dalla *Politica Morale*, ſe ella non ſia fondata ſu i ſentimenti indelebili dell' uomo. Wirklich ſcheint die Erfahrung für dieſen Satz zu plaidieren. Jedes Geſetz, welches jenen natürlichen Empfindungen entgegen iſt, findet einen Widerſtand, der zulezt unüberwindlich wird: ſo wie die kleinſte Kraft, wenn ſie beſtändig angewendet wird, endlich die heftigſte Bewegung, die einem Körper mitgetheilt wurde, zu hemmen vermag.

Der Marquis. Belles rêveries! Monſieur le Baron! Ich kenne Seher, welche aus gewiſſen Conſtellationen und Aſpekten eines gewiſſen

Himmels ſchließen, daß der Deſpotismus am Ende doch die Oberhand behalten wird, weil die Götter beym Styx geflucht haben, daß er die einzige Regierungsform auf unſerer biſarren Kugel werden ſoll. Wozu — ich bitte Sie! — werden wir dann einen Katechismus der Moral brauchen? Wir haben dann kein anderes Geſetz als den ſouverainen Willen, d. i. die wandelbare Laune des Deſpoten. Seine Blähungen, Hämorrhoiden, oder Indigeſtionen enthalten den zureichenden Grund der Schickſale der Völker, entſcheiden es in der höchſten, alle Appellation ausſchließenden, Inſtanz, ob wir fünf, oder dreyßig vom Hundert abgeben ſollen? ob wir Krieg oder Frieden? zu eſſen oder zu faſten haben? ob die Philoſophen, wie weiland bey Friedrich dem Einzigen in Sans-Soucy, deliciöſe Soupers genießen, oder Schiffziehen werden?

Der Baron. Der Unwille über den Mißbrauch der willkührlichen Gewalt in Ihrem Vaterlande macht Sie zu bitter, braver Marquis. Ich zweifle, ob die Aſpekten wirklich ſo ſchlimm ſind, als ſie gewiſſen Hypochondriſten ſcheinen. Und wenn doch geträumt ſeyn ſoll, ſo iſt der heitere, der fröhliche Traum, aus dem man ungern erwacht, gewiß der beſſere.

Der Marquis. Setzen Sie alſo den Ihrigen fort. Aber warum nennen Sie Ihr Geſetzbuch

den

den erſten Tom von dem Katechismus der Moral, deſſen künftige Exiſtenz Sie geweißagt haben?

Der Baron. Es giebt eine Moral des Bürgers und eine Moral des Philoſophen. So wenig die leztere der erſtern je entgegengeſezt ſeyn kann: ſo ausgemacht iſt es, daß ſie ſich durch gewiſſe feinere Nüancen von jener unterſcheiden muß. Sie hat die Beſtimmung der Art und Weiſe zum Gegenſtand, wie man denken muß, um — unabhängig von andern —.glücklich, oder, (wenn die Glückſeligkeit auf dieſer Sphäre nicht zu Hauſe iſt) ſo wenig unglücklich zu werden, als es bey dem Streite der Elemente, bey dem Kampfe mit unſern eigenen Leidenſchaften und mit den Vorurtheilen oder dem Eigenſinn unſerer moraliſchen Gegenfüßler, möglich iſt. Es giebt manche Verhältniſſe des Lebens, für welche die Werkeltagsmoral unſerer Gemeinplatzkrämer keine adäquate Regeln zu geben, und manche ethiſche Probleme, die ſie, ſelbſt nicht durch Annäherung, zu löſen weiß. Die Sittenlehre eines Philoſophen ſoll ihn, unabhängig von andern, glücklich machen. Dieſe Unabhängigkeit iſt faſt nur allein in der Einſamkeit möglich. Eben die Philoſophie, welche ſeinem Verhalten gegen andere Menſchen Geſetze giebt — denn die allgemeine Vernunft iſt die eigentliche Geſetzgeberin denkender Weſen — begleitet ihren Vertrauten auch in jene ſtillen friedſamen Schatten, in welche er ſich oft zurückziehet,

um mit seinem Genius zu conversieren, und jene erhabene wollustvolle Ruhe zu genießen, wovon Tausende keinen Begriff haben, und die man im Getümmel der Welt und unter dem Druck undankbarer Geschäfte entbehrt. Hier lehrt sie ihren Zögling, sich selbst genug seyn; eine Tugend, worüber ich einst einen Gecken spotten hörte, und deren Besitz uns doch für manche Privation entschädigt, welcher man sich an gewissen Orten und unter gewissen Umständen unterwerfen muß, wofern man nicht alle Eigenheit verlieren, zur faden Kopie elender Originale herabsinken, seinem Genius Gewalt anthun, seine geprüftesten Grundsätze verläugnen, und mit sich selbst in ewigem Widerspruche leben will. Jene Philosophie wird also, nach meinem Begriffe von ihrem Wesen, die Elemente der Kunst zu leiden und zu genießen enthalten. Sie wird die Grundsätze der Oekonomie des Vergnügens entwickeln, und aus den Vorschriften der Epikuräer, der Stoa, der Sarrasa und Bernard's — ich meyne Ovids Nebenbuhler — indem sie dieselbe den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens accomodiert, Ein Ganzes bilden.

Der Marquis. Ihre Idee ist schön, wie der liebliche Traum eines heitern Frühlingsmorgens. — Die gemeinen Moralisten behaupten in ihren unüberlegten Deklamationen gegen die Triebfeder unserer Handlungen — die Selbstliebe —

und

und gegen unsere Beweger, die Leidenschaften, oft Säze, als demonstrative Wahrheit, die doch ein einziger vorurtheilsfreier Blick in die menschliche Natur und den Lauf der Welt, widerlegt. Diese strengen Censoren, welche nicht selten den gröbsten praktischen Egoism mit der größten theoretischen Uneigennüzigkeit verbinden, kennen die menschliche Natur — welche sie durch ihre Saalbadereien corrigieren wollen — nur aus theologischen Romanen. Sie haben die Welt nie anders als durch das täuschende Glas gesehen, welches fehlerhafte Erziehung, Geseze, Religionsvorurtheile, und Kompendien-Philosophie uns beständig vor die Augen halten.

Der Baron. Es giebt keine kurzsichtigern und intolerantern Kreaturen auf Gottes Erdboden, als diese Donquischotten der Moral. Eine ihrer Thorheiten ist, daß sie von allen Menschen einerley fordern. Sie sezen voraus: was einigen möglich ist, sey allen möglich, was man zu einer Zeit, und unter gewissen gegebenen Umständen — deren Bestimmung oft nicht in unserer Gewalt ist — kann, das müsse man zu allen Zeiten, und unter allen Umständen können. Jede Frau Muhme, so wie jedes alte Weib männlichen Geschlechts, hat im Fache der Moral seinen eigenen *Sottisier*, dessen Seele ein gewisser Weidspruch ist, den man sich zu Zeiten, auf die ungereimteste Art angewendet, muß vorschnarchen las-

sen. Ohne zu wissen, wo uns der Schuh drückt, wollen sie uns berathen; ohne unsere besondern Zwecke und Bedurfnisse zu kennen, wollen sie durch Gutachten und Vorschriften, die auf unsern Zustand gar nicht passen, unser Wohl befördern. Sie fodern von jeder Uhr, daß sie repetieren soll, unbekümmert, ob auch jede Uhr zum Repetieren construiert ist? — Seyn Sie der beste Lautenschläger oder Fidtenspieler, der geschickteste Bereiter des Ortes, das ist in den Augen jener Herolde der Vollkommenheit noch nichts, wofern unser Marquis nicht zugleich aus der Tasche spielt, wie Philadelphia, oder mit der Ausübung der Künste des Seiltänzers ein ehrsames Publikum zu belustigen verstehet. Man muß alles in allem seyn, und alle Jargons reden. —

Der Marquis. Ich habe einige von diesen Jargons vergessen. Mir fiel einst zu meinem Glücke, als ich im Begriff war, ein Fat zu werden, der Vers eines unserer Dichter ein:

Quand le *bon-ton* parait, le *bon-sens* se retire.

Ich gestehe es Ihnen, Baron, daß ich jezt in meinem vierzigsten Jahre, von der sogenannten guten Gesellschaft ennuyiert, und durch manche Erfahrung entzaubert, mehr für den bons-sens, als für den bon-ton bin. Aber

Ah! c'est toujours à nos dépens
Que la sagesse nous éclaire!

Les

Les jours d'été ſont trop ardens,
Mon oeil delicat leur prefére
Les douces vapeurs du printems.

Erlauben Sie, Freund, daß ich mit dieſen Zeilen meines Lieblings Dorat heute von Ihnen — auf einige Zeit — Abſchied nehme. Ich kehre nach meinem Vaterlande zurück, um den der Freiheit errichteten Obelisk zu ſehen, und die Trümmern der Baſtille, und — den Triumph der Geſetze! — — Helas! Baron! ſagen Sie mir, ob das ſo eben — ein Acces vom Abderitenfieber war?

Der Baron. Leben Sie wohl, Marquis, und erlauben Sie mir, die kategoriſche Beantwortung dieſer kizlichen Frage nur ſo lange zu verſchieben, bis ich aus Ihren Briefen erfahre, was Sie in Paris geſehen haben? — —

Sechſtes Geſpräch.

Von der Geſetzgebung.

Leges rem surdam et inexorabilem esse. —
Livius. II. 3.

Der Baron. Glück zu Ihrer Rückkunft, Marquis! — Sie haben in Ihrem Vaterlande den Triumph der Geſetze — oder war es den Triumph der Anarchie? — den Sieg der vernunftmäßigen Freyheit — oder war es Umkehrung aller Ver-

hält-

hältniſſe der innern Theile des Staatskörpers? — geſehen! Sie werden viel zu erzählen wiſſen!

Der Marquis. Baron! es giebt Nationen, wie einzelne Menſchen, welche weder die Sklaverey noch die Freyheit zu ertragen wiſſen, ſo wie ich Menſchen kenne, denen das Leben eine Laſt, und der Tod — das furchterlichſte Grauſahl iſt. Die Revolution hatte im Anfange die Stimme der meiſten Philoſophen für ſich. Sie hätte, unter gewiſſen Vorausſezungen, für die ſchönſte Monarchie in der Welt wohlthätig werden können. Aber noch iſt ſie es nicht geworden, und nach gewiſſen Aſpekten unſeres Himmels zu urtheilen, dürfte ſie es ſchwerlich werden. Aber ich erinnere mich, Baron, — als mich die Begierde, die Trümmern der Baſtille und die aus Lectures de Cachet gedrehten Papillotten, und die Nationalgarde in zerriſſnen Hoſen, und mit der Kokarde der Freyheit, welche alle Blöſſen deckt — in den Augen gewiſſer Enthuſiaſten wenigſtens — zu ſehen, — von Ihnen weg nach Paris trieb, da unterredeten wir uns noch von der öffentlichen Moral und Geſetzgebung; aber wir wurden nicht fertig.

Der Baron. Und werden es nie werden. Erſchöpfen läßt ſich dieſe Materie nicht. Sie hat auſſer ihrem unermeßlichen Umfange, deſſen Peripherie ſich nach keinem Kompendium meſſen läßt, noch ihre eigene furchtbare Schwierigkeiten, wel-

che niemand ſtärker fühlt, als derjenige, der am tiefſten in ſie eingedrungen iſt.

Der Marquis. Auch fürchte ich, daß wir nie eine gute Geſetzgebung erhalten werden! Wir flottieren beſtändig zwiſchen der Willkühr unſerer Könige, oder ihrer Souffleurs auf dem politiſchen Theater, und — der vielleicht noch fatalern Willkühr einiger hundert Zaunkönige, welche den, ſeiner Gewalt beraubten, Einen Könignig erſetzen ſollen, unter ſich nie einig werden können, und, — die Laternenpfähle alle Augenblick fürchten müſſen, ſobald ſie etwas verfügen, was den vom Pöbel mißverſtandenen Ideen von der *égalité* imprescriptible des hommes entgegen iſt.

Der Baron. Auf den Sturm folgt Stille, nachdem mancher Blumentopf von ſeinem Geſtelle geworfen, manches Ufer mit Sand und Schlamm bedeckt, und manches Schiff an den Klippen zerſchmettert worden iſt. Aber ob dieſe Stille, die ich Ihnen weiſſage, jener fürchterlichen in Polyphems Höle gleichen wird? —

Der Marquis. Das mag die Zeit, welche bisweilen Kombinationen hervorbringt, die nach dem gewöhnlichern Laufe der Dinge nicht zu erwarten ſind, uns lehren! Ich hatte einen Freund, der ſich mit ſeiner Gebieterin — ich meyne, mit ſeiner Maitreſſe — einſt verunwilligte. Wirklich prä-

ten-

Herz als ein andrer, wenn ich Sicherheit in einem Handel ſehe, und das Geſez auf meiner Seite iſt.

Amme.

Nun, bey Gott, ich bin ſo übel, daß alles an mir zittert -- der garſtige Menſch! Ich bitte euch, Gnädiger Herr, ein einziges Wort; und wie ich euch ſagte, mein junges Fräulein befahl mir euch aufzuſuchen; was ſie mir ſagte, daß ich ſagen ſollte, will ich bey mir behalten; aber ich will nur ſo viel ſagen, wenn ihr ſie ins Narren-Paradies führen würdet, wie man zu ſagen pflegt, ſo wär' es gewißlich eine groſſe Sünde, denn das Fräulein iſt jung, und wenn ihr ſie alſo nur betrügen wolltet, ſo wär' es in der That nicht hübſch mit einem jungen Fräulein umgegangen --

Romeo.

Empfiehl mich deiner Fräulein; ich proteſtiere dir --

Amme.

Das gute Herz! Wohl, meiner Treue, das will ich ihr ſagen: Herr, Gott, ſie wird ſich vor Freude kaum zu laſſen wiſſen --

Romeo.

Was willt du ihr denn ſagen, Amme? Du hörſt mich ja nicht an.

Amme.

Ich will ihr ſagen, Gnädiger Herr, daß ihr proteſtiert, wel-

tendirte ſie nicht zu wenig. Ihre Billets *doux* glichen bisweilen einer Lettre de Cachet, oder einem ſultaniſchen Ferfa. Es war aber nicht genug, daß der arme Teufel Jahre lang der Quartierer ihrer Caprizen geweſen war, und mit der erbaulichſten Reſignation von der Welt alle Paſſe und Naſenſtüber ſeines Abgottes ertragen hatte, ohne ſich in einer Jeremiade deren öffentlich zu rühmen. Die Gnädige hatte ihm noch ein ſchönes Geld gekoſtet. Mein Freund, der Plackerey müde, ergab ſich einer neuen Gebieterin, die von geringerer Extraktion, aber darum eben nicht von geringern Prätenſionen war, tägliche Rechnung über ſeine Einnahme und Ausgabe verlangte, *) und, wenn er etwa ein bischen zu viel für ſich zurückbehalten, oder um mehrerer Sicherheit willen, verläugnen wollte, ihn, zwar nicht, wie einſt Ananias und Sapphira, auf der Stelle tod niederfallen machte, aber ihm denn doch ein Gallenfieber in den Leib ärgerte. Was geſchah? Er warf ſich aus Verzweiflung ſeiner alten Gebieterin wieder in die Arme.

Der Baron. Und dieſe wird ihm wohl noch weniger, als ehmals, *pattes de velours* gewieſen haben?

Der Marquis. Im Anfange, Baron, ſtreichelte ſie ihn wirklich mit der ſammetnen Pfote. Sie war — ich will nicht ſagen, gutherzig, aber denn

*) Vermuthlich zum Behufe ihrer Tavordnung.

denn doch, was Gebieterinnen oft ſind — ſchlau und eigennützig genug zu dieſer Art von Katzencareſſen. Aber nach und nach ſuchte ſie, wie ſie es nennte, ihre alten Rechte, oder — wie es einigen Grüblern ſchien — die alten Anmaßungen wieder aus dem Staube der Vergeſſenheit hervor, und ergriff beſſere Maasregeln, ihrem Anbeter den Rückſprung in die Schlingen ihrer Rivalin zu erſchweren. — — Bey Gott! Baron! Wenn ich gewiſſe Erſcheinungen in der politiſchen Welt, vom neueſten Datum, betrachte, ſo fallen mir — ſo, als Hypotheſe wenigſtens, die vielleicht etwas erklärt, bis eine beſſere gefunden wird — die ſammetnen Pfoten der Maitreſſe meines Freundes ein.

Der Baron. Sie ſagten vor einer kleinen Weile: Ihre Landsleute flottierten zwiſchen der Willkühr eines Einzigen, und der Willkühr Ihrer zwölfhundert Nielks immer auf und ab.

Der Marquis. Nichts der Willkühr des Richters zu uberlaſſen, dahin, unter andern, gehet die Tendenz der bürgerlichen Geſetze. Die Fundamentalgeſetze eines Reichs ſollten dafür ſorgen, daß der Willkühr der Vorſteher des Staates ſo wenig als moglich überlaſſen bleibe.

Der Baron. Bald geſagt, Marquis, aber nicht bald gethan! Um nur bey dem erſtern Falle, den bürgerlichen Geſetzen, ſtehen zu bleiben;

Mir ſcheint es durchaus nothwendig, daß dieſe vieles der Willkühr des Richters überlaſſen müſſen. Oder laſſen Sie uns das fatale Wort, welches der Tod aller Philoſophie und alles Rechts iſt, lieber vermeiden. Die Geſetze müſſen alſo — denn dieſe Unvollkommenheit iſt von den Werken der Menſchen unzertrennlich — der Vernunft und dem Billigkeitsgefühl des Richters vieles überlaſſen. Für dieſe Requiſiten ſtreitet die Präſumtion, bis das Gegentheil bewieſen wird. Kann ein Geſetz für alle Fälle zureichen? Minima circumſtantia variat *rem* et *jus*, ſagen die Prieſter der Themis und Sankt-Ivo's. Verlangen Sie für jeden Fall, der dem andern in einigen Stücken unähnlich iſt — und nicht leicht werden zwey ſich durchaus gleichen — ein beſonderes Geſetz, ſo — gnade uns der Himmel! Ich getraute mir zu behaupten, daß eine allzugroße Vervielfältigung der Geſetze dem Staate faſt ſo nachtheilig iſt, als die Vervielfältigung der Laſter. Je mehr Geſetze, je mehr Schwierigkeit, ſie zu kennen, ſie mit richtiger Unterſcheidung in Kolliſionsfällen anzuwenden, und — für den Unterthanen! — ſie zu halten!

Der Marquis. Der Geſetze, Baron, dürfen freylich nicht zu viel ſeyn. Aber werden die Richter nicht darauf angewieſen, in Fällen, worüber kein ausdrückliches Geſetz etwas beſtimmt, nach der Analogie der für andere, etwas ähnliche Fälle gegebenen Geſetze, zu entſcheiden?

Der

Der Baron. Ehrlicher Marquis! beym Momus! Sie zwingen mich zu lachen. Kann man, um der Willkühr — wenn Sie durchaus wollen! — des Richters, einen Ring in die Nase zu legen, ihn denn auch auf dieſen oder jenen, ſo beſtimmten Gebrauch der Analogie, in nicht vorherzubeſtimmenden Fällen, ſchwören laſſen? Muß man das Urtheil über die Aehnlichkeit der Fälle, welche die Baſis von der Anwendung des analogiſchen Schluſſes iſt, und ob dieſes oder jenes Geſetz, und in wiefern es auf den vorliegenden Fall gezogen werden kann — und dieſes Ziehen muß oft bey den Haaren geſchehen — nicht der, durch Philoſophie hoffentlich aufgeklärten, Vernunft des Richters überlaſſen? — Wollten oder könnten Sie die Vernunft eines ehrwürdigen Areopagiten in ein Automat verwandeln, deſſen einzige Springfeder — das Dictamen einer andern, oft weit armſeligern, Privatvernunft, ich meyne, das poſitive Geſetz wäre, deſſen Unzulänglichkeit für alle erdenkliche Fälle wir entweder anerkannt haben, oder leicht darthun könnten?

Der Marquis. Die Sache hat freylich ihre Schwierigkeiten, an die ich in Paris weniger gedacht habe, als Sie in der Einſamkeit eines kleinen Ortes, wo Denken Ihnen — wenn es auch nur wäre, um dem Uebel zu entgehen, welches der Graf Lamberg l'ennui des petites villes nennt —

zum Bedürfniß geworden iſt. Aber Sie exilieren das Wörtchen Willkühr, um der Greuel willen die man ihm beymißt, und ſchieben — verzeihen Sie! — durch einen kleinen Taſchenſpielerſtreich, die Wörter „Vernunft und Billigkeitsgefühl“ unter, wovon zu wünſchen iſt, daß ſie etwas wirkliches bezeichnen mögen. Vielleicht aber befinden Sie ſich in dem Falle jenes römiſchen Despoten, welcher die Anhänglichkeit der Menſchen an Namen und Titel ſo gut kannte, daß er erwartete, die Römer würden ihm unter dem Titel Imperator akkordieren, was ſie unter dem Titel Rex ihm verſagt haben würden.

Der Baron. Verba valent ſicut nummi. Aber ich bin froh, daß ich dieſes Gemeinplatzes zu meiner Rechtfertigung nicht bedarf. Mir däucht, Marquis, die Sache ſpricht von ſelbſt. Die allgemeine Vernunft — deren Axiomen und unmittelbar daraus abfließende Theoreme in der beſondern Vernunft jedes Einzelnen, gut organiſirten, und durch Nachdenken und Beobachtung aufgeklärten Menſchen, lesbar abgedruckt ſind — iſt die eigentliche legitime Geſetzgeberin denkender Weſen, der Agathodämon, welcher die Areopagiten — wofern man ſie nicht blindlings aus dem großen Haufen aller, die an die Wand ꝛc. gegriffen hat — inſpirieren muß. Mit ihr können und müſſen wir uns begnügen, ſo lange, um die Angelegenheiten unſeres Ameiſen-

ſenhauſens zu regulieren, keine Bath-Kol vom Himmel gehört wird, und kein Seraph aus dem Empyreum herabſteigt, um uns einen Kodex einzuhändigen. Selbſt in dieſem Falle aber — den ich nicht aus der wirklichen Welt, ſondern aus Utopien geborgt habe — müſten wir doch nach Maasgebung der allgemeinen Vernunft prüfen, ob wir das, was herabzuſteigen ſchien, für einen Seraph, oder für einen andern Boten aus der unſichtbaren Welt zu halten berechtigt wären? Ob das Geſetzbuch, welches er mitzubringen die Güte gehabt hätte, auch in allen ſeinen Artikeln, der allgemeinen Vernunft gemäß und allenfalls eines himmliſchen Urſprunges würdig wäre? Ob es nicht auf dieſem oder jenem Blatte — von Schilf, Pergament, oder gediegenem Aether — etwas enthielte, was zwar vielleicht für den Mann im Monde, ſeine Exiſtenz vorausgeſetzt, begreiflich oder practicabel, für uns arme Erdbürger aber, zu deren Behufe jene Tafeln herabgefallen wären, entweder ein böhmiſches Dorf, oder eine nicht anwendbare Vorſchrift ſeyn könnte? Die allgemeine Vernunft wäre alſo über den Kodex, und nicht der Kodex, (der doch ſein eigner Beweis und ſein eigenes Kriterium nimmer ſeyn kann) Regulativ für die allgemeine Vernunft.

Der Marquis. Ich kenne einen Schriftſteller, der es ſich zum Geſchäfte gemacht zu haben

ſcheint, der allgemeinen Vernunft Hohn zu ſprechen.

Der Baron. Nur einen kennen Sie? Ach! Marquis, der Name dieſer Renommiſten iſt Legion. Die Herabwürdigung jener edelſten Tochter des Himmels ſcheint zu den epidemiſchen Seuchen unſeres zweydeutigen Jahrhunderts — wenigſtens an manchen Orten — zu gehören. Um aber jene große Geſetzgeberin verächtlich zu machen, um —

Der Marquis. muß man ſehr wenig Particularvernunft haben.

Der Baron. Indeß, Marquis, haben ſich freylich unter die Verfechter der guten Sache Sophiſten und Halbdenker eingedrungen, welche ihre aus undeutlichen oder falſchen Begriffen gezogene und zu Alpenhöhe aufgethürmten Folgerungen für ungezweifelte Ausſprüche der allgemeinen Vernunft hingaben, und dem Intereſſe derſelben dadurch ſchadeten; obgleich beſſere Köpfe leicht einſehen konnten, daß die ganze Theorie bloß auf die Rechnung der Privatvernunft, oder wohl gar des Aberwitzes ihrer Demonſtranten zu ſtehen komme.

Der Marquis. Qui bene diſtinguit, bene docet. Unglücklicherweiſe fehlt den meiſten Menſchen, die ſich über gewiſſe Dinge einer Cognition anmaßen, jene Unterſcheidungs- und (wenn ich ſo ſagen mag) Reductionsgabe, die dem

praktischen Beurtheiler menschlicher Dinge, zumahl wenn er selbst in der politischen Maschine ein Rad oder Rädchen zu drehen hat, so nothwendig ist.

Der Baron. Auf Ehre, lieber Marquis, ich glaube, daß die Moral des Philosophen, die ihn, unabhängig von andern, glücklich machen soll, noch weit eher in einer Art von Vollständigkeit zu Stande kommen könnte, als die Moral des Bürgers, d. h. ein einigermaßen vollständiges, und NB. durchaus zweckmäßiges Gesetzbuch, welches allen den Staat interessirenden Handlungen der Bürger eine Norm vorschreibt, ohne sie darum einer mönchischen Regelmässigkeit zu unterwerfen.

Der Marquis. Allen den Staat interessirenden Handlungen? Aber, Baron, lehren nicht Ihre Metaphysiker, daß es keine Adiaphora, keine gleichgültigen Handlungen gebe?

Der Baron. Aus dem Gesichtspunkte des Metaphysikers betrachtet, giebt es keine indifferente Handlung. Jede, auch die kleinste, hat Folgen, die sich in's Unendliche erstrecken, und Einfluß — wäre er auch uns noch so unmerklich — auf das Ganze. Für den Staat aber, welcher bloß die Beförderung unseres zeitlichen Wohls zum Objekt hat, giebt es unzählige Handlungen, die darum, weil sie weder merklich gute

noch merklich ſchlimme Folgen für ihn haben, und die Erreichung ſeines Zweckes weder befördern noch hindern, ihm gleichgültig ſeyn, und ceteris paribus von ihm weder geboten noch verboten werden dürfen.

Der Marquis. Mir däucht aber, Baron, Sie ſagten mir vor einiger Zeit, die Moral des Philoſophen habe feinere Nüancen, alſo auch wohl ſchwerer zu löſende Probleme, als die Moral des Bürgers, welche, ſelbſt den Völkern, die weder Hebräer noch Hottentotten ſind, wenigſtens in ſo weit ſie aus der Hand des Geſetzgebers kommen kann, vielleicht nichts als ein nach Maasgebung der vervielfältigten Beziehungen und Bedürfniſſe amplificierter Dekalogus ſeyn würde. Dennoch behaupten Sie jezt, jene Moral des Philoſophen könne noch eher aufs Reine gebracht werden, als ein einigermaßen vollkommener Kodex.

Der Baron. Der Widerſpruch iſt nur ſcheinbar. Der Philoſoph, als ſolcher, darf die Data zu der Theorie ſeiner Glückſeligkeit nicht weit ſuchen. Er kann das Verhältniß und den Werth der Dinge, als Mittel zu ſeinem Zweck, in den gewöhnlichern Fällen leichter ausfindig machen. In der Theorie vom Wohl der Völker aber, (die bekanntlich nichts weniger als Aggregate von theoretiſchen und praktiſchen Philoſophen ſind) und von den Mitteln, dieſes Wohl zu befördern,

fördern, muß so manches erst aus Erfahrungen, die nicht immer zu haben oder auf der Stelle zu machen sind, aus Erfolgen, bey deren Ableitung aus ihren scheinbaren Ursachen man sich, weil der Gegenstand all zu complizirt ist, leicht gar sehr irren kann, aus Versuchen, die sich oft gar nicht, oft nicht ohne Gefahr alles zu verderben, anstellen lassen — geschlossen werden. Die Geschichte ist eine so nothwendige, und doch in tausend Fällen so unsichere Lehrerin des Politikers! Sie stellt, um die Nachwelt — zu belustigen? oder zu belehren? oder grämlich zu machen? was weiß ich's? — ein Gemälde der Vergangenheit auf, welches (nicht einmahl zu gedenken, daß der Maler dieser Gruppen selten ein Salvator Rosa, oder Claude Lorrain war) oft mehr einem mythologischen Stücke, einer Vorstellung aus den Zeiten der Götter und Heroen, als einer Reihe von Begebenheiten aus der wirklichen Welt ähnlich siehet.

Der Marquis. Nehmen Sie die Geschichte immer hin, wofern Sie mir nur die Feenmährchen lassen! Diese amüsieren mich mehr und ich habe mehr als Einen Nutzen — mit Erlaubniß Ihrer ernsthaften Männer! — daraus gezogen.

Der Baron. Und wenn sogar — was gewiß der Fall nicht ist — die Geschichtschreiber, mit der größten Treue und Pünktlichkeit, Fakta referiert hätten: so würden uns doch im Felde der Gesetz-

welches, wie ichs verſtehe, ein recht honnettes Anerbieten von einem jungen Cavalier iſt --

Romeo.

Sag ihr, ſie möchte ein Mittel ausfindig machen, dieſen Nachmittag zur Beichte zu gehen; ſo ſolle ſie in Bruder Lorenzens Celle zu gleicher Zeit abſolviert und copuliert werden -- Hier iſt was für deine Mühe.

Amme.

Nein, wahrhaftig, Gnädiger Herr, nicht einen Pfenning.

Romeo.

Geh, geh, mach keine Umſtände, du muſt --

Amme.

Dieſen Nachmittag, Gnädiger Herr? Gut, wir wollen uns einfinden.

Romeo.

Noch eins, gute Amme; warte hinter der Kloſter-Mauer, mein Diener ſoll binnen dieſer Stunde bey dir ſeyn, und dir eine Strik-Leiter bringen, die mich dieſe Nacht auf den Gipfel meiner Glükſeligkeit führen ſoll. Lebe wohl, ſey getreu, und ich will deine Mühe reichlich belohnen.

Amme.

Nun, Gott im Himmel ſegne dich! Hört einmal, Gnädiger Herr --

gebung und Staatswiſſenſchaft dieſe Fakta wenig helfen, wenn wir ſie nicht in der Verbindung, als Urſachen und Wirkungen, betrachten können. Aber dazu ſetzen uns wenig Sammler der Thatſachen in Stand.

Der Marquis. Auch hat unſer Fontenelle geſagt: l'Hiſtoire n'eſt qu'une *Fable convenue.*

Der Baron. Vielleicht ſagte er etwas zu viel. Aber erlauben Sie, daß ich mich Ihnen für heute empfehle.

Der Marquis. Der Baron will es dem Anſchein nach mit keinem Profeſſor Hiſtoriarum verderben. Darum nimmt er ſich der Geſchichte gegen Fontenelle an, oder — empfiehlt ſich.

Siebentes Geſpräche.

Von der Geſetzgebung.

Legum ſervantur honores!

ANONYM.

Der Marquis. Als ich neulich den Wunſch äuſſerte, daß man durch adäquate Fundamentalgeſetze der Willkühr der Vorſteher des Staats vorbeugen, oder Schranken ſetzen möchte, und bey dieſer Gelegenheit mich auf die Tendenz der bürgerlichen Geſetze, die Willkühr der Richter einzuſchränken, berief: erklärten Sie mir, Baron, daß die Aufhebung dieſer Willkühr nicht ſo leicht möglich

lich ſey, und zeigten es mir an dem Verhältniß der bürgerlichen Geſetze zum Verfahren derer, denen es obliegt, das Recht auf Thatſachen anzuwenden. Aber nun, ſollte bey den Grundgeſetzen des Staats, welche die Form ſeiner Adminiſtration beſtimmen, nicht eine Anordnung möglich ſeyn, welche die Willkühr der Könige, und der ihnen ſubſtituirten Jaunkönige, oder Nielks, in Feſſeln hielte? — Freylich werden Sie auch hier dem Wörtchen Willkühr zwey andere, Vernunft und Billigkeitsgefühl, unterſchieben. Allein dieſe guten Eigenſchaften fehlen den Vorſtehern der Staaten (unter uns geſagt!) nicht ſelten. Wer die Macht hat — ſo lehrt Helvetius und die Erfahrung — iſt geneigt, ſie zu misbrauchen. — Ich bin mit Ihrem Spinoza — den ich freylich, vielleicht weil es einem Franzoſen an Gedult fehlt ſo was trockenes zu leſen, nicht ganz genau kenne — nicht einverſtanden. Ich blätterte neulich in ſeinen nachgelaſſenen Werken, und da ſchien er mir den Königen ziemlich viel mehr einzuräumen, als man ihnen ohne Gefahr einräumen kann. Er reduciert am Ende immer alles auf den Begriff von Macht, mit welcher, ihm zufolge, das Recht zu gleichem Umfange coextendirt iſt. Aber unſere Nielks in Paris haben die Macht des Königs beſchnitten, weil ſie ſich einen Gebrauch derſelben dachten, der dem Recht entgegengeſetzt iſt, und alſo wohl Unrecht oder Misbrauch heiſſen wird. Ihrem Spinoza — denn ich weiß, daß Sie ſehr

für den Ehrenmann eingenommen sind — ist's schon genug, wenn man nicht gegen die ewige Ordnung der Natur handelt, und diese hätte ja Ludwig der XVI. nicht zerrüttet, wenn er auch wirklich (wie man ihn verläumdet) Paris hätte plündern, oder gar zerstören lassen.

Der Baron. Marquis, erlauben Sie mir, Ihnen auf mein Gewissen zu versichern, daß Sie, mit vielen andern Gegnern des Spinoza, das Schicksal gemein haben, ihn mißzuverstehen. Er ist dem Despotismus so günstig nicht, als Sie zu denken scheinen. Auch machte er es uns gewiß nicht zur Pflicht, nicht gegen die ewige Ordnung der Natur zu handeln. Er behauptet ausdrücklich, daß kein Mensch, und kein Ding in der Welt so was kann. Homo *non* contra aeternum Dei decretum, quod in universa Natura inscriptum est, quodque totius *Naturae ordinem* respicit, quidquam *agere* potest, sagt Spinoza im 2ten Kapitel des Tractatus politicus in seinen Opp. postkum. Er fürchtete gewiß nicht, daß ein Regent dadurch peccieren würde, daß er gegen die ewige Ordnung der Natur handelte. Diese Ordnung stohren, den Gesetzen der Natur entgegen handeln, war ihm kein geringerer Widerspruch, als die Existenz einer wunderthätigen Kraft, als ein Stein, der, ohne von jemand gehalten zu werden, frey in der Luft schwebt, oder als ein Strohm, der gegen seine

Quelle

Quelle zurück Bergan fließt. — Jene Ordnung der Natur iſt ohne unſer Zuthun da. Sie dauert, von unſerm Willen unabhängig und ungeſtöhrt, fort. Wir ſelbſt ſind mit unſerm Wollen, und wäre es noch ſo biſarr, ein Theil dieſer ewigen Ordnung. Spinoza ſagt: homo contra *haec* Dei decreta ſolum – quatenus in *noſtra* mente *tanquam jura* (als Begriffe von Recht, oder dem, was dem Intereſſe der Societät gemäß iſt) inſcripta fuerunt, agere poteſt.

Der Marquis. Allein Spinoza ſcheint mir doch nicht zuzugeben, daß der Regent peccieren, oder ein Verbrechen begehen könne. Er iſt der Inhaber der Macht, und wer die hat — Uniuscujusque individui *Naturale Jus* eo usque ſe extendit quo ejus *potentia*. Dieſe Stelle habe ich mir aus dem vierten Paragraph des zweyten Kapitels im Tractatus politicus in mein Portefeuille abgeſchrieben.

Der Baron. Spinoza lehrt im vierten Kapitel des angezogenen Tractats mit dürren Worten, daß der Inhaber der höchſten Gewalt ſündigen kann. Iis, vel *ei*, qui imperium tenet, aeque impoſſibile eſt, ebrium aut nudum cum ſcortis per plateas currere, hiſtrionem agere, leges *ab ipſo* latas aperte *violare* ſeu *contemnere*, et tamen cum his *majeſtatem ſervare*, ac impoſſibile eſt, ſimul eſſe et non eſſe; ſubditos deinde trucidare, ſpoliare, virgines

gines rapere, et *similia* (deren Anzahl nicht so klein iſt) metum in *indignationem*, et ſtatum *civilem* in ſtatum *hoſtilitatis* vertunt. Gewiß aber glaubte Spinoza, daß, ſobald dieſer leztere Stand eingetreten iſt, man ſich gegen einen Feind wehren, und ihn, in der Qualität eines Beleidigers ſtrafen dürfe. Zum Glück aber tritt zwiſchen den Regenten und ihren Bürgern dieſes Extrem nur ſelten ein, und niemand kann den Unverſtand und die Raſerey der Bauern von Tollmannshauſen, welche auch in Teutſchland ſich — an gewiſſen Orten — ihrer rechtmäßigen und offenbar nicht tyranniſchen Obrigkeit widerſetzen, mehr bedauern, und die unſeligen Folgen dieſes Abderiten-Fiebers mehr verabſcheuen, als ich. Jan Hagel weiß ſelten ſelbſt, was er eigentlich will. — Man hegt von Freyheit ganz verkehrte Begriffe, und ſcheint die adäquate Definition nicht zu kennen, welche Montesquieu von ihr gab. — — Aber

His ego tormentis animi sum verus aruspex! *)

Man wird des Tollens und Tobens, nachdem man die Folgen ſeiner Sottiſen empfunden haben wird, gewiß überdrüßig werden, wird zu dem alten Syſtem, ſeiner unläugbaren Mängel ungeachtet, zurückkehren, weil man es fühlt, daß es mit der Subſtitution eines beſſern, aus viels

*) *Propertii* Eleg. Lib. III. Eleg. 8.

vielerley ſchwer wegzuräumenden Urſachen, nicht recht gehen wollte.

Der Marquis. Baron! ich wünſchte uns einen zweckmäßigen Katechiſm der Moral für den gemeinen Mann. Er müßte ihm die Nothwendigkeit der Geſetze und ihrer Handhaber auf eine eben ſo faßliche als überzeugende Art darthun; ihm in der Beobachtung der Geſetze, ohne welche die Bande der Geſellſchaft bald aufgelöſt, und alle Uebel und Schrecken der Anarchie zurückgebracht werden würden, ſein eigenes Intereſſe, die weſentliche Bedingung ſeiner Sicherheit und Glückſeligkeit, zeigen; müßte ihm auf eine ſimple Art begreiflich machen, daß ohne Abgaben kein Staat beſtehen kann, u. d. m. Dieſes Büchelchen müßte von der Jugend auswendig gelernt und von dem Geiſtlichen des Orts — (ja nicht vom Amtmann!) erklärt werden; da doch manche Artickel, bey der nothwendigen Kürze des Vortrags für den im Denken ungeübten Landmann, einer mündlichen Erläuterung bedürften.

Der Baron. Die alten Staaten richteten zum Theil auf die Erziehung der Jugend ihre Aufmerkſamkeit weit mehr, als die neuern. Die Kenntniſſe, die der künftige Bürger als Bürger braucht, werden ihm in ſeiner Jugend beynahe gar nicht beygebracht. Dorfpfarrer, geſezt ſogar, daß ſie viel Hebräiſch und Griechiſch könnten — was mir eben nicht nöthig ſcheint — ſind nur

nur allzuoft Idioten in Abſicht auf alle die Menſchheit intereſſierenden Kenntniſſe.

Der Marquis. Der Strom der Rede hat mich von meiner Frage, wegen der Autorität der Fundamentalgeſetze, die man der Willkühr der Vorſteher der Staaten entgegendämmen ſollte, weggetrieben.

Der Baron. Marquis! Ich weiß freylich, daß man in Ihrem Vaterlande — wovon ich mit Herz und Mund bekenne, daß es einer Reform recht ſehr bedurfte — noch immer an der Konſtitution organiſiert. Aber ob man ſie je zurecht organiſieren wird, das iſt es, woran ich zweifle. Ja, wenn ich auf einer wüſten Inſel durch den Schlag eines Zauberſtabes Menſchen könnte entſtehen machen, die nur noch bloß unwiſſend und ungebildet, aber ohne unſere Vorurtheile und Mißbegriffe wären; wenn ich, mit Hulfe einiger Originalkopfe in verſchiedenen Fächern, — (wer weiß, ob ich nicht anfangs auch Taſchenſpieler und Thaumaturgen brauchen würde? Muſicanten gewiß, um das Mirakel des Orpheus zu reproducieren!) — wenn ich mit Hülfe dieſer Extra-Genien jene noch unverdorbene Kinder der Natur allmahlig zu Menſchen bilden könnte; mit Einem Worte, wenn ich Stifter eines ganz neuen Staats und mit allen Hülfsmitteln verſehen wäre, die ſo eine Unternehmung begünſtigen können: ſo würde ich für Grundgeſetze, die ſich aus einer Art von

Keim

Keim faſt unmerklich entwickeln müßten, Sorge tragen. Aber — wehe dem bereits gebildeten, und ſeit vielen Jahrhunderten beſtandenen Staate — von Menſchen, die in der Kultur und in allen mit dem vergrößerten Luxus verbundenen Laſtern bereits ſehr weit fortgerückt ſind, wie z. B. Ihre Landsleute, Marquis! — wehe einem ſolchen Staate, wenn man ihm nagelneue, der bisherigen Verfaſſung conträre Grundgeſetze geben will! Die bisherigen Geſetze der Konſtitution werden nicht mehr reſpektirt, weil man weiß, daß man in der Vorausſetzung ihrer Untauglichkeit ſie nun unter das alte Eiſen werfen will. Die neuen Fundamentalgeſetze, die ſich auf die geänderte Regierungsform beziehen — ach! über dieſe deliberiert man, ohne je darüber einig zu werden. Man befindet ſich zwiſchen der zerrütteten alten und der noch nicht fixierten neuen Verfaſſung in einem Interimszuſtande, der an die Zeiten der Fehden, der Bauernkriege und des Fauſtrechts erinnert. Jeder Friſeur, jeder Hoſenſchneider, jedes Fiſchweib will, in der Qualität eines Bürgers und Patrioten, an der neuen Geſetzgebung, an der Organiſierung der Konſtitution, zufolge mißverſtandener Begriffe von der natürlichen und unveräuſſerlichen Gleichheit aller Menſchen, Theil nehmen. Krüppel will überall vortanzen, und die Laternenpfähle vertreten bey der betrogenen Menge die Stelle der guten Gründe. Ach! Marquis, keine Regierung iſt unſeliger,

ger, zerstöhrender für Menschenwohl, als die des Pöbels.

Der Marquis. Es ist wahr, er macht, sobald er zügellos geworden ist, tausend in ihren Folgen für ihn selbst verderbliche Narrenstreiche, die eine Wirkung seiner fanatischen Begeisterung sind; fühlt es bald, daß er welche gemacht hat, bereuet sie, und — bessert sich? — nein! begehet sie, wie ein unverständiges, der Ruthe seiner Eltern entlaufenes Kind, von neuem. Er hat keine Ahndung davon, daß es besser sey, gewisse einzelne anscheinende oder auch wohl wirkliche Unbilligkeiten lieber zu verschmerzen, als ein ganzes Land in Aufruhr zu setzen, dessen unselige Folgen fast immer Mord und Todschlag, Räubereien, Plünderungen, Proscriptionen, Gewaltthätigkeiten aller Art, Verheerung der Felder, Vernachlässigung des Ackerbaues und anderer Gewerbe, mithin allgemeine Unsicherheit, Verarmung und Elend zu seyn pflegen.

Der Baron. Sie könnten aus der Geschichte Ihr Gemälde des aus den Empörungen entspringenden Elends verificieren. Aber warum wollten wir uns an die Tiber und die Ufer des jonischen Meeres versetzen? Warum die Schatten jener alten Griechen und Römer beschwören, noch einmal von den Urnen heraufzugehen und uns die Uebel zu attestieren, welche der Dämon der Bürgerkriege ehmals über die Völker gebracht hat? Lassen

laſſen Sie uns einen Blick auf Frankreich und und Brabant werfen! Vielleicht würde die Regierung des verſtorbenen Kaiſers ſelbſt — ſo unbillig und unpolitiſch er auch die Brabanter behandelte — kaum halb ſo viel Elend über dieſes Land gebracht haben, als die gegenwärtige Unordnung und Geſetzloſigkeit, als die Exceſſe einer rohen, an Subordination *) nicht gewöhnten Miliz. Ich bin überzeugt, daß die Brabanter — von den Franzoſen rede ich jezt nicht! — Beſſer darin thäten, unter den friedſamen Zepter des weiſen und gerechten Leopolds zurückkehren. Er macht — den zuverläſſigſten Nachrichten zufolge — kein Geheimniß daraus, daß er die Grundſäze ſeines Bruders mißbilligt.

Der Marquis. Kein Kontraſt im Denken und Handeln könnte größer ſeyn, Baron! Mit Vergnügen würde ich dem neuen öſterreichiſchen Monarchen huldigen. Aber vielleicht denken die Brabanter: was einmal geſchehen iſt, kann mehrmals geſchehen. Unter Leopolds Regierung freylich, hätten wir keine Zernichtung unſerer alten Konſtitution zu fürchten. Er iſt ein weiſer Vater, der das Glück ſeiner Kinder ernſtlich

*) Das Militärgeſetz, nicht räſonniren zu dürfen, hat in der Natur und Beſtimmung des Militärs ſeinen guten Grund.

Romeo.

Was willt du mir ſagen, meine liebe Amme?

Amme.

Iſt euer Bedienter auch verſchwiegen? Hörtet ihr niemal ſagen, zween können ein Geheimniß am beſten bey ſich behalten, wenn man einen davon thut?

Romeo.

Ich ſteh dir davor, mein Kerl iſt ſo zuverläſſig als Stahl und Eiſen.

Amme.

Gut, Gnädiger Herr, mein Fräulein iſt das holdſeligſte Fräulein von der Welt -- Herr Gott! wie ſie noch ein kleines plapperndes Ding war -- O, -- es iſt ein Edelmann in der Stadt, ein gewiſſer Paris, der ſeinen Mann gar zu gern bey ihr anbringen möchte; aber ſie, die gute Seele, ſie ſäh eben ſo gern eine Kröte als ſie ihn ſieht: Ich erzürne ſie manchmal und ſag ihr, Paris ſey der ſchönere von beyden -- aber das verſichr' ich euch, wenn ich ſo rede, ſo wird ſie ſo bleich wie ein weiſſes Tuch -- Fangen nicht Rosmarin und Romeo beyde mit einem Buchſtaben an?

Romeo.

Ja, Amme, warum fragſt du das? Beyde mit einem R.

Amme.

lich will. Aber ist er nicht sterblich? Wer leistet uns die Gewähr, daß nach hundert Jahren —

Der Baron. — wieder ein Leopold regiert? Marquis! Ich bilde mir ein, wenn der Nation ihre alten Rechte und Freyheiten jezt wider auf die solenneste Art zugesichert würden: so würde das Andenken der Greuel, welche der Despotismus gewirkt hat, die künftigen Regenten von Erneuerung jener traurigen Auftritte zurückhalten. Le monde va toujours *en se raffinant un peu*, sagte der Patriarch zu Ferney. Man wird sein eigenes Interesse besser kennen lernen, und aus Liebe zur Ruhe und Sicherheit wird man unnöthigen Zwang verabscheuen, wird den durchdachten Grundsäzen Leopolds folgen. Die Völker selbst, die im Freyheitsschwindel taumeln, werden der Gesetzlosigkeit, welche so manche Narren mit der Freyheit verwechseln — um ihrer tiefgefühlten unseligen Folgen willen, überdrüssig werden, und sich nach dem Schuze der Gesetze, welcher die respektierte Autorität der Gesetze unterstellt, und nach der Wiederherstellung des Ackerbaues, der Manufakturen, und des Handels sehnen.

Der Marquis. Es ist nur betrübt, daß man insgemein so spät und nur durch Schaden klug wird.

Der

Der Baron. Am allerbetrübteſten iſt es, wenn die Leute von Tollmannshauſen ꝛc. gegen ihre Obrigkeit gerade darum emporen, weil ſie ihr wahres Wohl durch die zweckmäßigſten Mittel befördert, die — aus Unverſtand nur von dem großen Haufen nicht dafur erkannt werden. Vater! Möchte ich denn — durchdrungen von Schmerz über das biſarre Loos der Sterblichen, welche durch eine Art von Nothwendigkeit zur Sottiſe verdammt zu ſeyn ſcheinen, ausrufen: Vater, der du deine Kinder, die das Schickſal dir gab, ſo gern glücklich ſehen wollteſt, vergib ihnen, denn, warlich! ſie wiſſen nicht, was ſie thun!

Der Marquis. Ein andermahl mehr! Für dismal muß ich nach Hauſe eilen. Leben Sie wohl.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

V.

Litterarische Nachrichten.

Meine Selenotopographischen Fragmente zur genauern Kenntniß der Mondfläche, ihrer erlittenen Veränderungen und ihrer Atmosphäre, samt den dazu gehörigen Specialcharten und Zeichnungen, welcher im 36sten Stück der Göttingischen gelehrten Anzeigen und in andern Schriften vorläufig gedacht worden, sind nun im Manuscript fertig.

Sie enthalten nicht blos für Astronomen, sondern überhaupt für jeden Naturforscher und Liebhaber, auch wenn dieser keine astronomische Kenntniß hat, viele neue, durchaus auf zuverläßige Beobachtungen, mathematische Grundsätze und Messungen gegründete, für die weitere Forschung der großen Naturwerke des Himmels vielleicht nicht unwichtige Wahrheiten von der natürlichen Anlage des Mondkörpers, sowohl im Allgemeinen als in vielen merkwürdigen Landschaften seiner Oberfläche und deren kleinsten erkennbaren Gegenständen, und machen in ihrer Art für die Mondskunde eben so ein Ganzes aus, als Cook's Reisen um unsere Welt, oder des Herrn Ritters Hamilton Beobachtungen über die Vulcane unserer Erde, in Hinsicht auf die Erdkunde.

Für diejenigen, welche sich nicht astronomische Kenntnisse eigen gemacht haben, sind die nöthigen

theo-

theoretiſchen Grundſätze in wenig Blättern kurz und faßlich vorausgeſchickt, und dadurch hoffe ich zug eich jedem Naturliebhaber, dem eine genauere Kenntniß der Werke Gottes nicht gleichgültig ſeyn kann, Gelegenheit gegeben zu haben, daß er nach dieſer neuen Selenographie die Länder einer benachbarten Welt im Allgemeinern gewiſſermaßen eben ſo bereiſen, und die vielen dortigen, größtentheils noch unbekannten Naturmerkwürdigkeiten eben ſo bewundern kann, als wenn er in ſeinem Cabinet mit einem Cook unſere Welt umſegelt.

Um nicht einem Werke, deſſen Bearbeitung ein mehrjähriges äuſſerſt mühſames Studium erfordert hat, eine ſorgfältige Correction zu entziehen, habe ich mich entſchloſſen, deſſen Herausgabe auf eigene Koſten zu veranſtalten, die Kupferplatten in meinem Hauſe unter eigener Anweiſung durch den ſeiner Geſchicklichkeit nach ſchon bekannten Kupferſtecher Hr. Tiſchbein ſtechen zu laſſen, und eben ſo den Abdruck des ganzen Werks unter eigener Aufſicht zu beſorgen.

Damit dieſes Werk beſonders für Teutſchland, gemeinnützlicher werden möge, habe ich es teutſch gefaßt, und wird ſolches in großem Quartformat mit ſehr guten lateiniſchen Lettern auf feines franzöſiſches Papier ohngefähr 3. 1/2 Alphabet betragen, die dazu gehörigen ſchon ſeit vorigem Jahre bearbeitet werdenden 43 Kupfertafeln aber, worunter ſich auch eine inſtruc-

ve, die gemeſſenen wahren Verhältniſſe aller Gattungen von Mondgebirgen und Einſenkungen nach ihrer ſenkrechten Höhe, Tiefe u. ſ. w. darſtellende allgemeine Charte befindet, werden auf ſehr gutes Royalpapier gedruckt werden.

Daß nicht Eigennutz, ſondern nur unwiderſtehlicher Trieb, in der Kenntniß der großen Schöpfungswerke nach und nach weiter zu kommen, die Veranlaſſung ſeyn konnte, wird mir jeder gerne glauben, der den Umfang und das Mühſame eines ſolchen Unternehmens überſieht, näher kennt, und aus Erfahrung weiß, wie wenig ächte Liebhaber es giebt, denen eine gründliche Naturforſchung dieſer Art am Herzen liegt. Alles kommt blos auf Erſetzung des ſehr beträchtlichen Vorſchuſſes an, den ich einem Verleger nicht anſinnen konnte, und um ſo mehr darf ich jetzt, da ich dieſes Werk einem betriebſamen rechtſchaffenen Manne in Commiſſion gebe, ſicher hoffen, daß alle Herren Aſtronomen und Naturforſcher deſſen hinlängliche Verbreitung wie ich hiermit bitte, nachdrücklich zu befördern geneigen werden. Lilienthal den 1ſten Jul. 1790.

Joh. Hieron. Schröter,
Königl. Kurfürſtl. Oberamtmann.

Endesgeſetztem iſt vom Hrn. Verfaſſer der Debit dieſes Werks übertragen, und wird daſſelbe in der Leipziger Oſtermeſſe 1791 zuverläßig erſcheinen. Um

dem

dem Publikum die Anschaffung dieses äusserst wichtigen Werks zu erleichtern, bin ich mit dem Hrn. Verfasser einig worden, Subscription darauf anzunehmen. Weil es bey diesem kostspieligen Unternehmen blos auf die Vergütung der nöthigen Auslagen ankommt, so wird sich dessen Preis nach der Anzahl der Subscribenten richten; doch kann man im voraus versichern, daß solcher nicht über anderthalb Louisd'or betragen wird. Ich glaube hier verpflichtet zu seyn, dem Publikum darzulegen, wie uneigennützig man hiebey zu Werke geht: die Subscribenten erhalten ohngefehr viertehalb Alphabet in groß Quart auf franz. Papier, nebst 42 saubern Kupfertafeln und einer schönen Bergcharte auf Royalpapier gedruckt; das Alphabet soll denselben nicht höher als 16 ggr. zu stehen kommen, und jede Kupfertafel höchstens 3 ggr. wobey solche noch den Vortheil genießen, von letztern die ersten Abdrücke zu erhalten. Der nachherige Ladenpreis ist 12 Rthl. Für Teutschland dauert die Subscription bis zu Ende des Jahrs 1790, für die Ausländer aber bis zu Ende des März 1791. Um nicht vergeblich die ohnehin sehr beträchtlichen Kosten zu vermehren, wird sich die Auflage nach der Anzahl der Subscribenten richten, und werden nur sehr wenige Exemplare im Ladenpreis zu haben seyn. Sowohl beym Hrn. Verfasser selbst als bey mir und in allen angesehenen Buchhandlungen wird Subscription angenommen. Wer das Geschäft des Sammlens übernehmen will, soll 10 pro Cent

vers

veraltet erhalten. Die Briefe und Gelder erbittet man ſich frey. Bis Göttingen, Leipzig und Frankfurt am Mayn werden die Exemplare frey geliefert, doch nicht anders, als gegen baare Erſtattung von anderthalb Louisd'or den Subſcribenten eingehändigt. Zu Ende Decembers 1790 erbittet man ſich die Namen der Herren Subſcribenten, um ſich bey dem Abdrucke der Kupferplatten darnach zu richten, nach dieſem feſtgeſetzten Zeitpunkt wird die Subſcription für Teutſchland geſchloſſen, und kein Exemplar, anders als im Ladenpreis zu 12 Rthlr. abgelaſſen.

Uebrigens erſuche ich alle Herren Aſtronomen, Naturforſcher und Naturliebhaber angelegentlichſt, die Verbreitung dieſes Avertiſſements zum Beſten der Wiſſenſchaft thätigſt zu befördern, und ihres Orts Subſcription darauf anzunehmen. Helmſtädt im Julius 1790.

Carl Gottfried Fleckeiſen,
Univerſitäts-Buchhändler.

* * *

Ich erbiete mich, indem ich mich hiermit ſelbſt als einen Subſcribenten auf dieſes alle Naturliebhaber intereſſierende Werk angebe, Unterzeichnung auf daſſelbe anzunehmen, und falls ſich mehrere Liebhaber finden ſollten, die von dem Hrn. Verleger verſprochne Zehn pro Cent denſelben an dem Subſcriptions-Preiſe zugut kommen zu laſſen. Weimar den 30. Sept. 1790.

Wieland.

Neuer
Teutſcher Merkur.

II. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20626 / 395

Inhalt.

I. Politisch-philosophische Gespräche. S. 217
II. Nachrichten von Julia Gonzaga. — 233
III. Die Kinderjahre. — 251
IV. Stanzen an die Vernunft. — 261
V. Ein Göttergespräch. — 270
VI. Sesostris eine Skizze. — 284.
VII. Ueber den Mißbrauch des Freundschafts-Kusses und der Umarmungen. — 289
VIII. An Olympia. — 202
IX. Ein Beytrag zur Geschichte der Gelehrten. — 306
X. Litterarische Anzeigen. — 315

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Amme.

Ah, Spottvogel! Das iſt ja ein Hunds-Name -- Nein, nein, ich weiß, es fangt mit einem andern Buchſtaben an, und ſie ſagt die artigſten Sentenzien darüber, über euch und den Rosmarin, daß es euch im Herzen wohl thäte, wenn ihr's hortet.

Romeo.

Meine Empfehlung an dein Fräulein --

(Romeo geht ab.)

Amme.

O, tauſendmal, -- Peter --

Peter.

He?

Amme.

Nimm meinen Fächer, und geh voran.

[Sie gehen ab.]

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in Capulets Haus.)

Juliette tritt auf.

Juliette.

Die Glocke ſchlug neun, wie ich die Amme ausſchilte: und ſie verſprach in einer halben Stunde wieder zu kommen.

Vielleicht

Zur Nachricht.

Kleine Natur- und Sittengemählde, mit einer Titelvignette von Malvieux. 1ster Band. Zittau und Leipzig bey J. D. Schöps 1790.

Der Plan des Herausgebers gegenwärtiger Sammlung ist, die französische Bibliothek der Romane zu benutzen, und aus ihren Schätzen solche Erzählungen auszuwählen, welche in die teutsche Bibliothek gleiches Namens noch nicht aufgenommen worden sind. Mit diesen kleinen Romanen sollen interessante Schilderungen von Naturscenen und lebendige Darstellungen der Sitten fremder Völker aus ältern und neuern Reisebeschreibungen abwechseln. Auf diese Weise hofft er seine Leser angenehm zu unterhalten, und wird seine Sammlung so lange fortsetzen, als sie Beyfall findet. Der Beschluß der in diesem ersten Bande angefangenen neuen Uebersetzung des Lazarillo von Tormes folgt im zweyten; welcher ausserdem noch eine Uebersetzung der Histoire de Cid aus der Bibliotheque des Romans und der Voyage d' Ethiopie par Poncet aus den Lettres edifiantes enthalten wird.

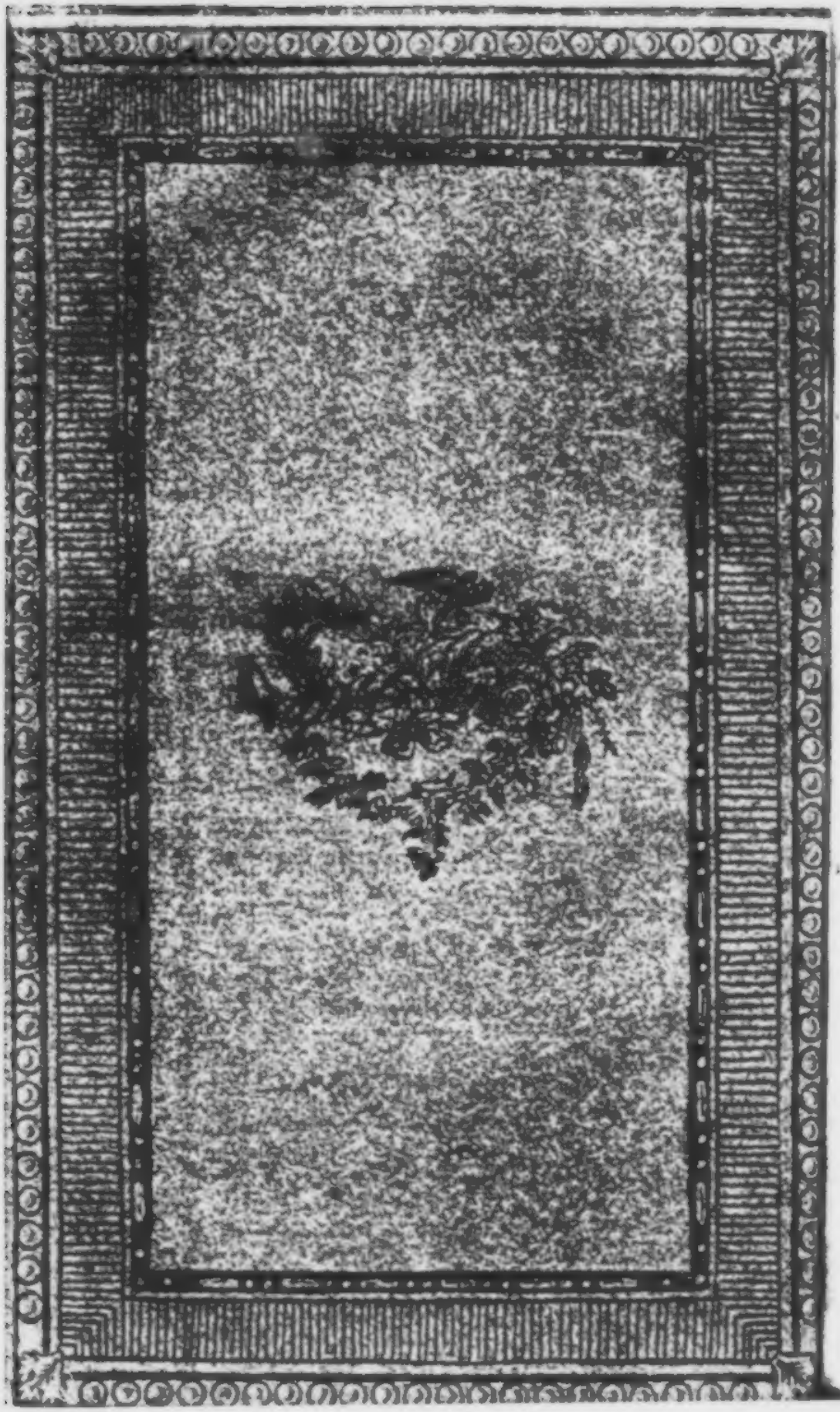

Der neue

Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1790.

I.

Politiſch-philoſophiſche Geſpräche.

Achtes Geſpräch.

Das Recht zu ſtrafen und Endzweck der Strafen.

Ogni pena, che non derivi dall' *aſſoluta neceſſità*, è tirannica.

Beccaria.

Der Baron.

Guten Morgen, Marquis! Sie leſen? Ich darf Ihre Andacht nicht ſtohren!

Der Marquis. Sagen Sie lieber — meinen Aerger. Nie hat mich die Lektüre ſo verdrüßlich gemacht.

Der Baron. Zum Henker, Marquis, wenn die Lektüre, weit entfernt Sie zu amüſieren, Sie noch gar verdrüßlich macht, ſo verkaufen Sie heute noch Ihre Bibliothek an einen Tröbler. Aber darf ich fragen, was leſen Sie eben?

Der Marquis. Die Beschreibung des Schiffziehens an der Donau, im Göttinger Taschenkalender 1789.

Der Baron. Und diese große Erfindung giebt Ihnen übeln Humor? Hatte sie nicht, wie ein gewisser N. N. sagt, in der Menschenliebe des Erfinders ihren Grund? Er wollte Menschenleben, welches dem Staate so wichtig ist, erhalten, und nun substituirte er den Todesstrafen —

Der Marquis. Ein Uebel, welches größer als der Tod ist. Gott bewahre uns vor den sichtbaren Wirkungen einer solchen unsichtbaren Menschenliebe!

Der Baron. Ein gehenkter Dieb, sagt, wo mir recht ist, Meister Arouet, ist zu nichts nütze. Der Staat, zumahl wo er mit der äussersten Weisheit regiert wird, nützt alles. Selbst der Gassenkoth und das Auskehrigt wird gesammelt, d. h. erhalten, weil man noch einige Aecker damit düngen kann. Den Auswurf der Societät, Fex populi, der in andern Ländern die Galgen an der Landstraße bevölkert, siehet man, wenn man am Ufer der Donau spazieren gehet, Schiffe ziehen. Der Dieb am Galgen, was bringt er dem kaufmännischen, judenzenden Staate ein? Er ist bloß ein Schmaus, den der Staat den Krähen, Raben und Geyern giebt,

und höchstens eine Lektion, ein Sta viator! für den Vorübergehenden, der das Gebot: du sollst nicht begehren! vergessen haben könnte. Aber der Schiffzieher stellt den Vorüberreisenden ein lebendes Bild des gröſten menschlichen Elends dar, verbindet mit der Lektion, die er giebt, auch noch Arbeit, dieſes groſse Thema der Frohnvögte!

Der Marquis. Wenn ich Ihre Manier nicht kennte, Baron, so würde ich mich über Ihre Apologie des Schiffziehens ärgern. Aber mir deucht, Sie denken von dieſer Strafe wie ich. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie mir bey dieſer Gelegenheit Ihre Gedanken vom Strafrecht und dem Endzweck der Strafen mittheilten.

Der Baron. Wenn Sie es befehlen, Herr Marquis! Sie erlaſſen mir also die Fortsetzung meiner Apologie des Schiffziehens, die mir um so viel nöthiger schien, da ich sehe, daſs Sie vielleicht, aus patriotiſcher Vorliebe für die Baſtille und die Lettres de cachet Ihrer Könige, gegen die Erfindungen und Vorzüge der böotiſchen Teutſchen ungerecht sind?

Der Marquis. Ich erlasse Ihnen dieſe Apologie von ganzem Herzen. Aber, da ich im Definieren nicht geſchickt bin, so sagen Sie mir, was Strafe ist? Ich fühle es zwar, was ſie ist, kann es aber nicht sagen, wenn ich gefragt werde; ungefähr so, wie es dem heiligen Auguſtinus

gieng, wenn man von ihm erfahren wollte, was die Zeit für ein Ding sey?

Der Baron. Mir ist Strafe ein physisches Uebel, welches jemand um eines sittlichen Uebels willen zugefügt wird. Eine Strafe, die gar nichts vom physischen Uebel enthielte, würde unsere Sinnlichkeit entweder gar nicht, oder doch nicht auf eine unangenehme Art afficieren, würde also kein Uebel, keine Strafe seyn. Daß aber dieses Uebel um eines moralischen Uebels willen zugefügt wird, das, Marquis, werden Sie nicht bezweifeln. Straft man uns deswegen, weil wir buckligt, lahm, wahnsinnig oder taub sind?

Der Marquis. Wenigstens sollte man es nirgends thun. Aber geben Sie mir Ihren Begriff vom moralischen Uebel. Was das physische ist, weiß ich. Noch gestern stach mich eine Wespe in Ihrem Garten, und im vorigen Jahr bestahl ein Bedienter meine Börse.

Der Baron. Ich condoliere Ihnen, Herr Marquis, daß Sie auf einem so unbequemen Wege zum Begriff des physischen Uebels gelangt sind! Da es nun aber einmal nicht anders ist, da Sie den Wespenstich weghaben, so wie Ihr Bedienter die Börse, so lassen Sie uns den Unterricht, welchen diese bösen Creaturen Ihnen um einen so hohen Preiß ertheilt haben, dazu nützen, aus ihm auch noch den Begriff des moralischen

Uebels

Uebels zu entwickeln. Finden Sie in der Handlung einer Weſpe, die Sie durch das Schlagen mit Ihrem Schnupftuche toll gemacht hatten, etwas ſittlich böſes?

Der Marquis. Ach! nein, Baron! Die Beſtie that, wie ſie klug iſt. Sie wußte nicht, ſie konnte es nicht wiſſen, daß ein Geſetz verbietet, jemand zu ſtechen, oder ſonſt zu verletzen. Sie hat die Idee des Geſetzes nicht, alſo auch nicht die Idee der Geſetzmäßigkeit oder der Geſetzwidrigkeit ihrer Handlungen.

Der Baron. Vortrefflich, Marquis! Auf Ehre! Sie haben ſchon, wer weiß wie viel gradus ad Parnaſſum erſtiegen, und ſind auf dem Wege, den Doktorhut der Philoſophie anzunehmen. Aber was Sie bewegt, ihn zu verſchmähen, galanter Marquis, das iſt vielleicht nur die unmodiſche, kredenztellermäßige Form und die Roſenfarbe dieſer Art Kappen. Sie ſagten, Ihre Weſpe habe vom Geſetze nichts gewußt. Sie entſchuldigten das Thierchen mit ſeiner Dummheit, und Ihre Bemühung, es zu exculpieren, macht Ihrem Verſtande vielleicht noch mehr Ehre, als Ihrem guten Herzen. Aber Sie hätten Ihrer Schutzrede auch noch beyfügen können: im Grunde war ich der erſte Beleidiger. Die Weſpe rächte ſich nur. Die Rache iſt das Vergnügen der Götter und Menſchen, wie der Atreus des Prinzen Caſtriotto von Albanien uns belehrt. Wa-

um nicht auch der Weſpen? Haben ſie nicht ihren Stachel ſo gut wie Jupiter ſeinen Donnerkeil, oder unſer Freund Marquis ſein zum Schlagen zuſammengedrehtes Schnupftuch? Der Marquis ſchlug, ehe die Weſpe ſtach. Er hatte ihr zuerſt den Krieg angekündigt. Und ſoviel Recht als Er hatte, nach der Weſpe zu ſchlagen, hatte ſie auch, nach ihm zu ſtechen. Die Weſpe lebte mit dem Herrn Marquis nicht im Staate, ob ſie gleich, wiewohl ohne ſeinen Conſens, mit ihm im Lande lebt. Denn Geſellſchaft ſezt einen Grad der Gleichheit, eine gewiſſe Homogeneität unter den Verbundenen voraus, und wir ſind mit der Weſpe nicht homogen genug, um mit ihr in Geſellſchaft zu leben. Sie hätte alſo über den Klapps, den der Marquis ihr gab, weder bey der Nationalverſammlung zu Paris, noch bey dem Foro temporario des bey uns nur einige Zeit ſich aufhaltenden Marquis, libelliren können. Unſere Geſetze ſind, jedoch vorbehältlich aller ihrer Ehren! ſo wenig dazu gemacht, die Weſpen gegen die Neckereyen unſerer promenierenden Marquis zu ſchützen, als dieſe leztern gegen den Stachel der Weſpen ſicher zu ſtellen. *Caſum* ſentit Dominus, ſagen die römiſchen Geſetze, und ich ſagte es auch, als ich einmal die Treppe hinunterfiel.

Der Marquis. Aus dem Abenteuer mit der Weſpe ließe ſich alſo der Begriff des ſittlichen Uebels nicht entwickeln?

Der

Der Baron. Wenigſtens nicht auf die Handlung der Weſpe anwenden.

Der Marquis. Aber was fangen Sie nun mit meinem Bedienten und der Börſe an?

Der Baron. Den erſten ſperre ich ein, wenn ich ihn erſt habe: die andere gebe ich Ihnen, ebenfalls unter dieſer Vorausſetzung, wieder.

Der Marquis. Ehe es aber dahin kommt, ſehen Sie nur zu, Baron, ob Sie aus dieſem Ereigniß den von mir geſuchten Begriff abwickeln können.

Der Baron. Nichts iſt leichter. Erlauben Sie mir nur, ehe ich zum Werk ſchreite, mein Brevier zu beten!

Der Marquis. Ihr Brevier? Sie? ein Ketzer?

Der Baron. Atque ipſa *utilitas*, *juſti* prope mater et *aequi*.

Quum prorepserunt primis animalia terris,
mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter,
unguibus et pugnis, dein fuſtibus, atque ita porro
pugnabant armis, quae poſt fabricaverat uſus:
donec verba, quibus voces ſenſusque notarent,
nominaque invenere. *Dehinc abſiſtere bello*,
oppida coeperunt munire et *ponere leges*.
Jura inventa *metu* injuſti.

Der Marquis. Haben Sie ausgebetet?

Der Baron. Ja!

Der Marquis. Und dieses Gebet, oder diese Theorie vom Ursprunge des Rechts, stehet, wie ich mich erinnere, im Horaz. Ist sie wirklich die Ihrige?

Der Baron. Das ist sie. Ich weiß keine, die natürlicher, oder nur eben so natürlich wäre. Sie gefällt mir besser als die, welche mein Liebling unter den alten Historikern, Tacitus, irgendwo angiebt. Er hält da der Mäßigung, der Uneigennützigkeit, den wenigen Bedürfnissen und guten Sitten der Urmenschen, in wenigen aber beredten Zeilen eine Art von Lobrede; und läßt hinterdrein die Gesetze, gleichsam als ein nothwendiges Uebel, als einen Damm gegen das bey vervielfältigten Bedürfnissen eindringende Verderbniß der ehemaligen guten Sitten, entstehen. Ich denke mit unserm Venustner, daß die Menschen sich erst um Eicheln und ähnlicher Dinge willen mit Klauen und Fäusten krazten und baxten, hernach sich der Keulen und Prügel, wie Herkules auf alten Schildereyen, bedienten, bis sie zulezt künstlichere Waffen erfanden. Sehen Sie den Schild des Herkules beym Hesiodus, betrachten Sie das Gemälde des Streits der Lapither und Centauren, wo das mehr gebildete Volk schon mit artificiellen Waffen, das rohere noch mit Stangen oder jungen Bäumen ficht.

Der

Vielleicht kan ſie ihn nicht finden -- Das kan es nicht ſeyn -- Oh, ſie iſt lahm. Die Boten der Liebe ſollten Gedanken ſeyn, die zehnmal ſchneller fortſchlüpfen, als Sonnenſtralen, wenn ſie von dämmernden Hügeln die Schatten der Nacht vertreiben. Deßwegen ziehen leicht-geflügelte Tauben die Liebes-Göttin, und deßwegen hat der Wind-ſchnelle Cupido Schwingen. Die Sonne hat bereits den höchſten Gipfel ihrer täglichen Reiſe erſtiegen; von neun bis zwölf ſind drey lange Stunden -- und doch iſt ſie noch nicht da -- O, hätte ſie warmes jugendliches Blut und ein gerührtes Herz, ſie würde ſo ſchnell ſeyn als ein Ball; meine Worte würden ſie zu meinem Geliebten ſtoſſen, und die ſeinigen zu mir --

Die Amme und Peter treten auf.

O Gott, ſie kommt -- O Zuker-Amme, was bringſt du mir für eine Zeitung? Haſt du ihn angetroffen? -- Schik deinen Diener weg.

Amme.

Peter warte vor der Thür auf mich.

[Peter geht ab.]

Juliette.

Nun, gute liebe Amme -- O Himmel, warum ſiehſt du ſo finſter? Wenn deine Zeitung böſe iſt, ſo ſollteſt du doch freundlich dazu ausſehen; und iſt ſie gut, ſo verderbſt du ihre Muſik, wenn du ſie nur mit einem ſauern Geſicht vorſpielſt.

Amme.

Der Marquis. Wahrhaftig, Baron, ich muß über Horazens Idee lachen, daß die Menſchen ſich ſchon krazten und ſchlugen, ehe ſie noch einmal verſtändlich pappeln konnten. Die Schläge fallen in der vierten Zeile, welche Sie mit ſo vieler Begeiſterung recitirt haben; die Wörter und Namen werden erſt in der ſechſten und ſiebenden erfunden.

Der Baron. Zum Uneinswerden oder Prügeln gehört weder Vernunft noch Sprache. Unſere Ahnherren — Sit dictum absque animo injuriandi! — glichen etwa unſern ungezogenen Kindern, welche über einen Weck oder über Spielſachen ſich raufen, gerade weil ſie noch keine Vernunft, faſt nur Inſtinkt haben.

Der Marquis. Sind ſie aber durch Ihr Brevier nicht von dem geraden Wege abgekommen, der uns zur Entwickelung des Begriffes vom ſittlichen Uebel aus dem Diebſtahl meines Bedienten führen ſollte?

Der Baron. Fürchten Sie keinen Holzweg, und noch weniger ein gänzliches Verirren. Wir eilen mit ſtarken Schritten dem Ziele zu. Ich allegire den Horaz lieber als den Hobbes, und ſeine Verſe enthalten über vielerley Dinge meine eigene Philoſophie. — Um Sie aber nicht ungeduldig zu machen, Marquis! — Ihr Bedienter wußte es, konnte und mußte es wiſſen,

daß er nicht in den Zeiten des von Horaz beschriebenen Faustrechts lebte, daß schon „Gesetze gegeben waren"

Ne quis *Fur* esset, neu latro. — *Horat.*

Er mußte es wissen, daß die Beobachtung dieser Gesetze — ohne welche die Societät ihren Zweck nicht erreichen könnte — die nothwendige Bedingung ist, unter welcher der Staat ihn in seinen Schoos aufnahm, duldete, beschützte. Die Infraction dieser Gesetze ist eine dem Staat zugefügte Beleidigung, welche der Staat zu ahnden befugt, und, (als der Stärkere) vermögend ist. Ihr Bedienter wußte, daß es verboten ist zu stehlen, daß ein Dieb also unrecht thut. Er hatte gewiß einen, obgleich nicht entwickelten, Begriff vom **Unrecht.**

Der **Marquis.** Das **moralische Uebel** wäre also wohl am Ende nichts als **Unrecht?**

Der **Baron.** Ganz richtig! Marquis. So wie die Gerechtigkeit — die strenge Befolgung der Regel: suum cuique! — der Mittelpunkt aller Tugenden des Bürgers ist: so ist ihr Gegentheil, das **Unrecht**, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, die Summe alles sittlichen Uebels. Horaz hätte in dem schönen Verse: Iura inventa metu *injusti*, statt des **Unrechts**, eben so füglich, Beleidigungen, die in physischen Würkungen eines Menschen auf den andern bestehen,

setzen

ſetzen können. Denn — ich bitte Sie, dieſen Satz wohl zu merken! — wir könnten den Begriff des ſittlichen Uebels, d. h. des **Unrechts**, nicht haben, ohne den ältern oder frühern Begriff des **Leidens**, d. h. eines **phyſiſchen Uebels**, zu haben. Dieſer leztere Begriff nun ſezt unangenehme Senſationen, mithin — die phyſiſche Senſibilität, ohne welche es — wenigſtens in unſerm jetzigen Zuſtande — für uns weder Güter noch Uebel geben könnte, voraus. Sie ſehen alſo, Marquis, daß ſelbſt unſere moraliſchen Begriffe, welche nebſt einigen metaphyſiſchen von der Materie und Bewegung am weiteſten entfernt zu ſeyn ſcheinen, die phyſiſche Senſibilität vorauszuſetzen.

Der Marquis. Das Unrecht meines Bedienten beſtand alſo darin: daß er der Kenntniß, die er vom Geſetz hatte, zuwider handelte. Dieſes Geſetz hat die allgemeine Vernunft vom Intereſſe geleitet; das heißt: der allgemeine Wille der Geſellſchaft diktiert etwas, womit der Wille jedes einzelnen Gliedes der Geſellſchaft nothwendig harmoniren muß, weil im entgegengeſezten Falle der Theil ſich vom Ganzen trennen, und in einer der Direktionslinie des Ganzen contrairen Richtung wirken würde. — Um eines ſittlichen Uebels willen wird dem Beleidiger der Geſellſchaft ein phyſiſches Uebel zugefügt. Dieſes heißt Strafe.

Der

Der Baron. Vortreflich, Marquis. Der Urſprung des Strafrechts iſt nur in unſerm unvertilgbaren Grundtriebe — oder, welches hier eins iſt, im Rechte — der Selbſterhaltung und Selbſtvertheidigung zu ſuchen. Dem Staat kommt dieſe Tendenz, oder dieſes Recht, ſich in ſeinem Seyn zu erhalten, und folglich alle Uebel, die ſeinen Zuſtand alterieren oder verſchlimmern könnten, ſo weit ſeine Kräfte reichen, von ſich zu entfernen, eben ſo gewiß zu, als dieſe Tendenz, die im Weſen der Dinge, alſo auf Nothwendigkeit gegründet iſt, dem einzelnen Menſchen im Naturſtande zukommt. Folglich hat der Staat auch ein Recht, Beleidiger zu ſtrafen. Uebertretung der Geſetze, die dem Zweck des Staats als Mittel untergeordnet ſind, — iſt Beleidigung der ganzen zu jenem Zwecke vereinigten Geſellſchaft.

Der Marquis. Hat etwa jeder Einzelne bey ſeinem Eintritt in den Staat, ſein Recht Beleidigungen zu ahnden, durch einen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Vertrag auf den Staat transferiert?

Der Baron. Marquis! ich kann das ewige Spiel gewiſſer Doktoren mit ihren eingebildeten Verträgen nicht leiden. Wozu Verträge dichten, wenn der Grund der Gültigkeit dieſer Verträge — ihre Exiſtenz vorausgeſezt — zulezt doch nirgends, als in der Nothwendigkeit, oder

in dem allgemeinen Intereſſe der Menſchen zu finden iſt? Dieſen Grund in dem Willen eines hyperphyſiſchen Weſens ſuchen, heißt die Nothwendigkeit, die nur in und auf ſich ſelbſt gegründet ſeyn kann, zulezt, und in höchſter Inſtanz, einer Willkühr unterwerfen, mithin die Nothwendigkeit zugleich ſezen und aufheben. — Der Staat iſt ein Aggregat, oder richtiger zu reden, ein Syſtem von ſub- und coordinirten Kräften, die zu Einem gemeinſchaftlichen Zwecke wirken. Dieſe Kräfte wirken — wie alle Kräfte — nach einer in ihrem Weſen gegründeten Regel. Die Einheit des Zweckes der coordinirten erfordert Einheit der Regel ihres Zuſammenwirkens. Dieſes Zuſammenwirken hat die Erhaltung des Ganzen zum Gegenſtande. Dieſen Gegenſtand nennen wir Zweck, in ſofern wir uns unſerer Tendenz, unſeres Beſtrebens die Erhaltung zu bewirken, bewußt ſind. Dieſe Tendenz ſelbſt aber, die wir auch weder nach Gefallen hervorbringen noch jemals unterdrücken können, hängt weder von unſerer eigenen, noch von irgend eines andern Weſens Willkühr ab: oder, auch die geometriſchen Wahrheiten müßten eine ſolche Willkühr zu Baſis haben. An der erſten Bildung der Geſellſchaften, ſo, wie an der Art und Weiſe, wie wir jezt noch dem Staate einverleibt werden, hat Vernunft und Willkühr ſo wenig Antheil, als an der Bildung der Bienenrepublik, des Ameiſenſtaates, oder Bieberſozietäten.

Der

Der Marquis. Erlauben Sie mir, Baron, noch Ihre Meynung von dem Endzweck der Strafen zu begehren. Ich werde mit Vergnügen Ihr Schüler seyn.

Der Baron. Ich erinnere mich in den attischen Nächten *) des Aulus Gellius gelesen zu haben: es gäbe nach dem Urtheil der Philosophen einen dreifachen Zweck der Strafen. Der erste sey — die Besserung des Bestraften. In dieser Beziehung ist die Strafe also in der moralisch politischen Welt ungefähr das, was in der physisch medizinischen und respective chirurgischen, eine Dosis Rhabarber, Sennesblätter, oder etwa die Amputation im Falle der Unheilbarkeit eines Gliedes ist, wiewohl leztere eigentlich ein Mittel zum dritten Zwecke, nehmlich, der Statuirung eines Exempels, ist. Der andere Zweck der Strafen ist — die Rache.

Der Marquis. Pfui, Baron! das ist ein häßlicher Zweck. Man vermehrt die Summe der Uebel, die der Verbrecher gestiftet hat, durch ein neues Uebel! Das kommt mir vor, als ob ein Arzt einem Fleckfieberpatienten, der das Unglück gehabt hätte einige Leute mit seinem Gifte zu inficieren, die Pest einimpfen wollte.

Der

*) Lib. VI. Cap. 14.

Der Baron. Die Philosophen, welche die Rache zum zweiten Zweck der Strafen machen, verstehen darunter die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des gekränkten Ansehens und der Würde einer Person, welche man, um des gemeinen Besten willen, als heilig, d. i. unverlezlich, betrachten muß.

Der Marquis. Das lasse ich gelten. Wenn ein Bauertölpel einem andern von derselben Art eine Ohrfeige gibt, so verdient er wohl, auf eine Weile in den Thurm gesteckt zu werden. Gäbe er aber die Ohrfeige dem fungierenden Prätor, so würde man ihn hoffentlich auf einige Jahre in's Zuchthaus, bey Wasser und Brod, sperren, und ihn zum Willkomm und Abschied mit einer gewissen Zahl von Peitschenhieben regaliren lassen. — — An der Erhaltung des obrigkeitlichen Ansehens — ohne welches alle Greuel der Selbstrache und Anarchie eintreten würden — ist der Societät noch weit mehr als an dem Fell eines einzelnen Bauern gelegen *).

Der

*) Der Marquis spricht hier ein wenig cavalieremente: indessen können wir ohne Bedencken seiner Meynung seyn, in so fern er uns zugesteht, daß ein hochadelicher Flögel, der einem Bauertölpel eine Ohrfeige giebt, eben so, und von Rechtswegen noch strenger gezüchtiget werden soll, als der Bauertölpel: zumahl da dem Staat an dem Fell manches einzelnen Edelmanns nicht

mehr

Der Baron. Der dritte Zweck der Strafen ist: die Statuirung eines Exempels. — Ut ceteri, wie Gellius sagt, similibus a peccatis, quae prohiberi *publicitus interest*; *metu* cognitae poenae *deterreantur*. Hoffnung und Furcht sind die beiden ewig wirksamen Triebfedern unseres Thuns und Lassens. Der weise Gesezgeber nüzt diese Leidenschaften, als Mittel, zu seinem Zwecke. Bey vielen Menschen vertritt die Furcht des Galgens oder des Staupenschlages die Stelle des Gewissens, oder des sittlichen Gefühls. Lassen Sie uns aber gestehen, Herr Marquis, daß jene drey Zwecke der Strafen gemeiniglich kombinirt, oder beysammen, statt finden. Nur, daß bey Todesstrafen der erste, oder eigentlich nur zuerst genannte Zweck, die Besserung des Bestraften, wegfällt. Indeß — nöthigen mich Geschäfte, nach Hause zu eilen. Leben Sie wohl, bis auf Wiedersehen!

von Knoblauch.

---

mehr gelegen ist, als an dem Fell eines Bauers. — Der Herr Marquis scheint noch etwas Aristokratischen Sauerteig im Magen zu haben.

W.

II.

Nachrichten von Julia Gonzaga.

Die Liebhaber der bildenden Künste erschöpfen die Kräfte ihrer Beredsamkeit, die Schönheit einer Mediceischen Venus, eines Apollo im Belvedere zu Rom, bis an die Sterne zu erheben. Sie betrachten dieselben als ideale Schönheiten, und als Geschöpfe der Kunst, und zollen dieser mehr Lob, als der Natur, deren einzelne Geburten selten oder nie in allen ihren Theilen so vollkommen sind, daß sie zum Muster der Schönheit dienen könnten. Diese Wunder der Kunst würden an Interesse unendlich mehr gewinnen, wenn sie wahre Abbildungen der seltenen Menschen wären, die ehedem die Welt durch ihre ausserordentliche Schönheit bezauberten. Man interessiert sich nur für die Natur, und was ihr gleicht. Was irgends einen Schein hat, sie zu übertreffen, erregt entweder Verdruß, oder kaltsinnige Bewunderung. Welchen Reitz, welch inniglicheS Vergnügen würde nicht der Anblick einer Julia Gonzaga, von einem Praxiteles in Parischem Marmor, oder von Corregio mit Farben gebildet, in denen erwecken, welche durch die Geschichte, und durch die einstim-

migen Lobeserhebungen gleichzeitiger Dichter von der Wahrheit dieſes natürlichen Muſters der Schönheit überzeugt ſind! Alle Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts ſtimmen darin zuſammen, daß keine Beredſamkeit hinreichend geweſen ſey, ihre Schönheit zu entwerfen. Ich finde ſie in Verſen, und in Proſa gerühmt. Unter ihren entzückten Bewunderern finde ich die größten und geſchmackvolleſten Männer ihres Jahrhunderts. Arioſto ſingt von ihr:

Giulia Gonzaga, che dovunque il piede
Volge, dovunque i ſereni occhi gira,
Non pur ogn' altra di beltà le cede,
Ma, come ſcesa dal ciel Dea, l' ammira.
Orl. Furioſo, Cant. 46. Stanz. 8.

Jacob Betuſſi, in ſeinen Beyträgen zu den berühmten Frauenzimmern des Boccaccio ſagt: „Ihre Schönheit iſt die vollkommenſte, die Gott in ihrer Art ſchaffen wollte. Die Züge und Farbe ihres Geſichts, und der ganze Gliederbau ſind ſo ſchön proportioniert, daß der Neid ſelbſt nichts daran zu tadeln findet. Keine Kunſt iſt hinreichend, die Lebhaftigkeit ihrer Augen, und die Anmuth ihrer Stimme mit Worten oder Farben auszudrücken.“ Wir werden in der Folge ſehen, daß in dieſem ſchönen Leibe auch eine ſchöne Seele wohnte; und eben dieſes iſt die Urſache, warum ich durch einige geſammelte Nachrichten ihr Andenken erneuern will.

Der

Amme.

Ich bin müde, laßt mich ein wenig ausruhen -- Fy, meine Beine ſchmerzen mich, was das für ein Gang war!

Juliette.

Ich wollte du hätteſt meine Beine, und ich deine Zeitung. Nein, komm, ich bitte dich, rede -- Gute, liebe Amme rede.

Amme.

Jeſu! was für eine Ungeduld! Könnt ihr denn nicht ein wenig warten? Seht ihr nicht, daß ich ganz auſſer Athem bin.

Juliette.

Wie biſt du auſſer Athem, da du Athem genug haſt mir zu ſagen, daß du auſſer Athem biſt? Die Entſchuldigung die du für dein Zaudern machſt iſt länger als die Erzählung, auf die du mich warten läßſt. Iſt deine Zeitung gut oder böſe? Antworte mir nur das; Sag eines von beyden, und ich will auf die Umſtände warten; laß mich nicht in der Unruh, iſt ſie gut oder böſe?

Amme.

Wohl, wohl, ihr habt eine feine Wahl getroffen; ihr wißt nicht wie man ſich einen Mann ausleſen muß: Romeo nein, er nicht; und doch, wenn ſein Geſicht gleich nicht beſſer iſt als andrer Leute ihres, ſo hat er doch die ſchönſten Waden, die man ſehen kan; und was eine Hand, einen Fuß, und einen Leib anbetrift, wenn man ſchon nicht da-

Der Marcheſe Ludwig Gonzaga, Graf zu Rodigo und Sabionta, und Herr verſchiedener anderer Oerter, und Franciſca Fieſchi waren ihre Eltern. Das Jahr ihrer Geburt kann nicht genau beſtimmt werden. Sie hatte drey Brüder, worunter Ludwig, Rodomonte zu genannt, der berühmteſte iſt, und drey Schweſtern, Hippolyta, Paula, und Eleonora, deren erſte mit Galeotto Pico Grafen von Mirandola, die zweite mit Sanvitale Grafen von Fontanellato, und die dritte mit Hieronymus Martinengo vermählt wurden. Dieſe Schweſtern erhielten insgeſammt eine vortrefliche Erziehung; aber keine derſelben zeichnete ſich von Kindheit an durch Geſchicklichkeit und Seelenkräfte ſo ſehr aus, als Julia.

Iulia ſed cunctas ſuperat longe ipſa ſorores,
Callidula, ingenio facili condita lepore,
Blandula, compoſito premens dicteria vultu,
Mitis, et ad cantus modulos, ſtudiumque Minervae
Nata, vel artifici dextra ſimulare, quod ultro
Fingere multiplici potis eſt natura colore.

So beſingt ſie in ihren jüngern Jahren Johann Buonavoglia *), der Lehrer ihres Bruders Ludwig. Sie wurde von Kindheit an nicht nur in der Muſik, in der Zeichnung, und Stickerey, ſondern

*) Gonzagium monumentum Mſ. Lib. 3.

dern auch in den schönen Wissenschaften unterrichtet. Daher kam es, daß sie ihr ganzes Leben hindurch die Gelehrten vor allen Andern ihres Umgangs würdigte.

Der Ruf ihrer ausserordentlichen Schönheit und Gemüthsgaben bewog Vespasiano Colonna, Herzog von Trajetto, der seine Gemahlinn Beatrix von Appiano durch den Tod verlohren hatte, sie in ihrem dreyzehnten Jahre zur Ehe zu verlangen. So reich dieser Fürst war, so schlecht empfahl er sich durch seine Leibesbeschaffenheit. Er war nicht nur über vierzig Jahr alt, sondern auch an Händen und Füssen lahm, und an seinem ganzen Leibe krüppelig und gebrechlich. Dennoch ließ sich ihr Vater, welcher sieben Kinder zu versorgen hatte, durch das große Vermögen desselben verleiten, in diese äusserst ungleiche Vermählung einzuwilligen. Es ist wahrscheinlich, daß er seinen baldigen Tod vorsah, und sie ihm auf die kurze Zeit seines Lebens zu einer bloßen Augenweide vergönnte, um ihr einen reichen Wittwengehalt zu verschaffen. Julia wußte die brennende Liebe ihres gebrechlichen Gemahls gegen sie so zu unterhalten, daß er ihr nicht nur 13000 Ducaten zur Morgengabe schenkte, sondern ihr auch Kraft seines Testaments den Besitz und die freye Verwaltung aller seiner Güter und Herrschaften in den Römischen und Neapolitanischen Staaten, so lange sie nicht zu einer zweiten Vermählung schreiten würde,

de, nach seinem Tode hinterließ; würde sie sich aber vermählen, so sollte ihr nichts, als ihr eingebrachtes, welches an Geld und Juwelen in 4000 Ducaten bestand, zurückgestellt werden. Er starb gegen das Jahr 1528, nachdem er eine kurze Zeit in unvollzogener Ehe (so gieng damals der allgemeine Ruf) mit ihr gelebt hatte.

Palliano, eine Stadt in Campagna di Roma, war der Ort ihrer Residenz. Ihr Gemahl hatte hier kaum die Augen geschlossen, als sie sich in Gefahr sah, von Asanio Colonna, und Napoleone Orsini, Abbt zu Farfa, welche beide auf diese Herrschaft Anspruch machten, vertrieben zu werden. Allein Pabst Clemens VII. beschützte sie wider die Nachstellungen des ersten, und Ludwig Rodomonte, ihr Bruder, der in dem Kaiserlichen Kriegesheere diente, welches kurz vorher Rom geplündert hatte, vertrieb mit Kaiserlichen Truppen den zweiten, der sich schon der Stadt Palliano bemächtiget, und den ihr vom Pabst zu Hülfe geschickten Sciarra Colonna sammt seinen Soldaten gefangen genommen hatte *).

Diesen sehr wichtigen Dienst belohnte sie ihrem Bruder mit der Heurath ihrer Stieftochter Isabella, die ihm eine Mitgift von 30,000 Ducaten zubrachte. Diese war durch das Testament ihres Vaters entweder für diesen oder für den Ippolito de Me-

*) Iovius Hist. Lib. 26.

dici, des Pabstes Neffen, bestimmt. Julia wußte aber durch ihren Bruder, den Kardinal Pirro, die Sache so klüglich zu behandeln, daß ohne Beleidigung des Pabstes ihrem Erretter und Bruder Ludwig die reiche Braut anheim fiel. Dem Ippolito de Medici fiel es nicht schwer auf Isabella Verzicht zu thun, weil er sich damahls große Hoffnung machte, die ungleich schönere junge Stiefmutter selbst zu heurathen.

Er war schon längst sterblich in sie verliebt, hatte sich aber bey Lebzeiten ihres Gemahls nicht unterfangen, ihr von seiner Liebe etwas anders zu offenbaren, als stumme Seufzer und Thränen. Jezt aber ließ er seiner Liebe freyen Lauf. Er entdeckte sie ihr in Versen und in Prosa. Weil es ihn däuchte, zwischen dem Feuer seiner Liebe, und dem Brande von Troja eine große Aehnlichkeit zu finden, so übersetzte er das zweite Buch der Aeneide, wo derselbe beschrieben wird, in reimlose Verse, und überschickte diese Uebersetzung seiner geliebten Julia, mit einer Zuschrift, die eine förmliche Liebeserklärung enthielt *). Sie konnte aber auf keine Weise dazu verleitet werden, zur zweiten Ehe

*) Diese Uebersetzung, sammt der Zuschrift wurde im Jahr 1538. nach dem Tode des Verfassers zum erstenmahl unter dem Nahmen eines irrenden Ritters (cavaliere errante,) und nachher mit seinem wahren Nahmen, gedruckt.

Ehe zu schreiten. Ihre Abneigung gegen den Ehestand gieng so weit, daß sie kein verheurathetes Frauenzimmer in ihren Diensten haben wollte, und es sehr ungern sah, wenn eine derselben der Verehligung wegen aus ihren Diensten gieng. Ippolito, der kein Mittel ersinnen konnte, ihre Abneigung gegen den Ehestand zu überwinden, gab endlich alle Hoffnung auf, und ließ sich von seinem Oheim mit dem Kardinals-Purpur bekleiden. Seine überaus große Liebe und Juliens Erkenntlichkeit verwandelten sich in die zärtlichste Freundschaft, welche bis zu seinem allzu frühen Tode nie unterbrochen wurde.

Das schöne Geschlecht gleicht einer Weinrebe, die sich ohne feste Stütze nicht aufrecht erhalten kann. Ludwig, Juliens Bruder und Gemahl ihrer Stieftochter Isabella, sah sich seines kriegerischen Berufs wegen genöthiget, sich von ihr und seiner Gemahlin zu entfernen. Kaum war dieses geschehen, so bemächtigte sich Ascanio Colonna mit List und Gewalt der Städte Palliano, Genazzano, und aller der Güter, die ihr verstorbener Gemahl in Campagna di Roma besessen hatte, und zwang die verlaßene Julia sich mit Isabellen auf ihre Neapolitanischen Herrschaften zu begeben. Hier wählte sie die Stadt Fondi zu ihrem Aufenthalt, wo Isabella im Jahr 1531. den berühmten Vespasiano Gonzaga zur Welt brachte. Zu gleicher Zeit raubte ihr der Tod ihren Bruder, den Kardinal

Pirro, ihre vornehmste Stütze am Römischen Hofe, und kurz darauf ihren Beschützer und Erretter, ihren andern Bruder Ludwig. Der Pabst rief ihn aus den Kaiserlichen Diensten zurück, und schickte ihn als General-Capitän mit seinen Truppen, den aufrührischen Napoleone Orsini zu bändigen. Er schlug ihn zwar bey Vicovaro, und entriß ihm diesen festen Platz, starb aber daselbst nach einigen Tagen an einer Wunde, die er im Treffen bekommen hatte. Julia war untröstlich über diesen Verlust. Bernardo Tasso, der Vater des Torquato *), und andere Dichter beeiferten sich, sie durch Gedichte verschiedener Art aufzuheitern; aber das war keine der Wunden, die sich durch die Zauberkraft der Dichtkunst heilen lassen.

Sie beweinte noch zu Fondi den unersetzlichen Verlust ihres Bruders Ludwig, als das grausame Schicksal ihr ein noch viel ärgeres Unglück zubereitete. Die Türken waren damahls in einen Krieg mit den Christen verwickelt. Barbarossa, dem Admiral der Türkischen Flotte, gelang es im Monath September des Jahrs 1533 sich ohne Widerstand den Italienischen Küsten zu nähern. Der Ruf der seltenen Schönheit der Julia Gonzaga war auch bis in die Türkey gedrungen. Barbarossa

*) Er schrieb damahls das zierliche Gedicht, welches er Selva nannte.

rossa hatte sich vorgenommen, sie für Solimann, seinen Herrn, zu rauben. Er setzte bey Procida und Spelunca zweytausend Türken ans Land, die von einigen Neapolitanischen Renegaten durch das wilde Gebirge bis nach Fondi geführt wurden. Man wurde ihrer nicht eher gewahr, als da sie eine Stunde vor Tages vor den Mauern des Kastells erschienen. Schon drangen sie durch die Thore, und eilten wie hungerige Wölfe dem Schlosse entgegen, worin Julia wohnte. Sie war aber durch das erbärmliche Geschrey, welches die bestürzten Einwohner erhoben, vom Schlaf erwacht, hatte sich in gröster Eil auf ein Pferd geschwungen, und durch eine geheime Thüre in das benachbarte Gebürge geflüchtet. Die Türken durchsuchten alle Winkel des Schlosses und des Städtchens, plünderten alles rein aus, und verübten alle Arten von Grausamkeit gegen die Einwohner, da sie ihre Absicht vereitelt sahen. Unterdessen floh die halbnackte Julia unter den kalten und fürchterlichen Schatten der Dämmerung über Berg und Thal, einem verfolgten Rehe ähnlich, welches bey jeder Bewegung des Gesträuches den mörderischen Zahn der Hunde in seinen Hüften zu fühlen glaubt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie von einigen ihrer getreuesten Bedienten begleitet, sich so lange in einer Kluft verbarg, bis diese ihr eine anständige Kleidung verschaften, und sie in eines der Kastelle dieser Gegend in Sicherheit brachten.

Was Pierre de Bourdeille, Herr von Brantome, von ihr erzählt, sie sey einem Trupp Banditen und Landstreicher in die Hände gefallen, und habe von diesen erlitten, was sie von den Türken befürchtete, wird von keinem der gleichzeitigen Schriftsteller bestätiget, und hat allen Anschein einer falschen Erdichtung. Dieser Schriftsteller kennt nicht einmahl ihren Nahmen, und weiß nicht, daß sie die Wittwe des Vespasiano Colonna war. Er nennt sie Livia Gonzaga, Gemahlinn des Ascanio Colonna, und sagt: mais le malheur de la dame voulut que, tombant de Scylle en Carybde, vint a tomber en se sauvant parmi les bandoliers et forusceis du Royaume, laquelle fut reconnnue d' aucuns, d' autres non; je vous laisse donc a penser, si ce bon et friand boucon tombé entre les mains et puissance de ces affamez ne fut pas goustè et tastè à bon escient, ainsi que plusieurs n' en doutent point, d' autres si: mais quelque serment et execration qu' elle peut faire, n'en peut estre creue: car volontiers une si belle et bonne viande ne sçauroit echapper impollue de telles gens *). Seiner Erdichtung einen größern Anschein der Wahrheit zu geben, fügt er hinzu, er sey in eigener Person en la ville de Fondi *auprés de Naples* gewesen, und habe daselbst diese schöne Anekdote erfahren, eben als wenn Fondi,

*) Memoires contenant les Vies des dames illustres, Disc. 6, S. 272.

Fondi, welches 64 Italienische Meilen von Neapel entfernt ist, ohnweit Neapel läge, und die Erzählung etwa eines Hausknechts zu Fondi mehr Glauben verdiente, als die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, welche insgesammt darin zusammenstimmen, sie sey dieser Gefahr glücklich und unversehrt entgangen. Der Anekdotenjäger Varillas schreibt diese Erdichtung ohne Bedenken, als eine unbezweifelte Wahrheit, nach, und vermehrt sie mit einem handgreiflichen chronologischen Fehler, da er dieselbe ins Jahr 1537. setzt *) Unbekannten Personen lassen sich leichter solche Anekdoten andichten. Julia Gonzaga hatte so wohl durch ihren fürstlichen Rang als durch ihre persönlichen Vorzüge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Eine Begebenheit, die ihrer Ehre so nahe gieng, würde, wenn die Einwohner von Fondi gegründete Nachrichten davon besessen hätten, zwischen den Mauern dieser Stadt nicht so lange verborgen geblieben seyn, bis der Junker Brantome dahin kam.

Der Kardinal Ippolito de Medici war vor kurzem aus Teutschland zurück gekommen, wohin ihn der Pabst Clemens VII. sein Oheim, gesandt hatte. So bald die Nachricht von der Anländung der Türken nach Rom kam, sandte ihn der Pabst mit einem auserlesenen Corps Soldaten in diese Gegend, sie zu vertreiben **). Man kann sich leicht einbil-

dung

*) Histoire de François I. Lib. 8. an. 1537. S. 168.

**) Iovius Hist. Lib. 33.

den, daß dieſer kriegeriſche Geiſt keinen Augenblick werde verſäumet haben, ſich an den Räubern zu rächen, die nicht nur das Eigenthum ſeiner innigſt geliebten Freundinn geplündert, ſondern auch ihrer perſönlichen Freyheit und Ehre nachgeſtellt hatten. Die Türken witterten aber ſeine Ankunft, und machten ſich eilends davon. Der Kardinal hatte das Vergnügen, welches ihm vielleicht werther als ein Römiſcher Triumph war, Julia nach Fondi zurückzuführen.

Unter ſeinen Hofleuten, die ihn begleiteten, waren die Dichter Molza und Porrino, welche von Juliens ſeltenen Eigenſchaften bezaubert, ſie von nun an in ihren Gedichten zu preiſen anfiengen. Auf Verlangen des Kardinals erfand Molza ein emblematiſches Bild, welches der Fürſtinn am meiſten gliche, das Bild des Morgenſterns mit der aus dem Horaz genommenen Deviſe: *Micat inter omnes Julium Sidus* *). Porrino hatte damahls das Glück in ihre Dienſte aufgenommen zu werden. Wie glücklich er ſich deßwegen ſchätzte, bezeugen nachfolgende Verſe:

Io che non viſſi ripoſato un' ora
Gran tempo a i colpi di Fortuna ſegno,
Or lei ſprezzando e del ſuo regno fora
Non è più che mi offenda ira nè ſdegno,
Poichè

*) Dialogo delle impreſe. S. 145.

von redt, ſo ſind ſie doch unvergleichlich. Er iſt kein Complimenten-Narr nicht, aber ich bin gut davor, daß er ſo ſanft iſt wie ein Lamm -- Geh deines Wegs, Mädchen, und danke Gott -- Wie, habt ihr ſchon zu Mittag gegeſſen?

Juliette.

Nein, nein -- aber das alles wußt' ich ſchon vorher; was ſagt er von unſrer Verheurathung? was ſagt er davon?

Amme.

Herr, wie mir der Kopf weh thut! was ich für einen Kopf habe! Es ſchlägt nicht anders drinn, als ob er in zwanzig Stüke fallen ſollte -- Und mein Rüken -- O mein Rüken, mein Rüken! Gott verzeih' es euch, daß ihr mich ausgeſchikt, mit auf- und ablaufen mein Leben einzubüſſen.

Juliette.

Bey meiner Treue, es iſt mir leid, daß du ſo übel biſt. Liebe, liebe, liebe Amme, ich bitte dich, was ſagt mein Romeo?

Amme.

Euer Romeo redt wie ein rechtſchaffner Edelmann, und ein artiger, und ein freundlicher, und ein hübſcher, und, ich bin gut dafür, auch ein tugendhafter -- Wo iſt eure Mutter?

Juliette.

Wo meine Mutter iſt? Wie, ſie iſt in ihrem Zimmer;

Poichè mi fè del ſuo numero eletto
La bella donna che mi ſcalda il petto *).

Seitdem wohnte Julia bald zu Fondi, bald zu Trajetto; ſie mochte ſich aber aufhalten wo ſie wollte, ſo wurde ſie von den ſchönſten Geiſtern Italiens beſucht, ihre liebenswürdigen Eigenſchaften zu bewundern. Unter dieſen war auch Bernardo Taſſo, da er nach Salerno reiſete, die Dienſte des daſigen Fürſten anzutreten. Er gerieth damahls in die hohe Begeiſterung, mit welcher er das überaus ſchöne Lobgedicht über ſie verfertigte, welches ſich in der Sammlung ſeiner kleinen Gedichte findet.

Aber Niemand beſuchte ſie ſo oft, als der Kardinal Ippolito de Medici. Es däuchte ihn, nicht ohne ſie leben zu können. Damit er wenigſtens ihr Bild in ſeiner Wohnung hätte, ſo ließ er ſie durch Sebaſtiano dal Piombo abbilden. Dieſes Porträt war, nach dem Urtheil Raphaels Borghini, eines der ſchönſten Werke des berühmten Meiſters **). Nach dem Tode des Kardinals erhielt es Franz I. König von Frankreich zum Geſchenke, der es in ſeinem Luſtſchloß Fontainebleau aufbewahrte. Molza und Porrino erſchöpften die Kräfte

*) Sopra il Ritratto di Donna Giulia, Stanz. 49.

**) Ripoſo di Raffaelle Borghini. S. 371.

te ihrer Dichtkunſt, die Schönheit deſſelben, oder vielmehr des Originals zu beſingen *).

Im Jahr 1535. hatte Julia das Unglück, ihren beſten Freund, den Kardinal Ippolito, zu verlieren. Varchi erzählt, er habe durch ſein öfteres Hin- und Herreiſen von Itri nach Fondi, wo die Luft in den Sommermonathen durch die Ausdünſtungen eines Sees vergiftet war, ſich eine Krankheit zugezogen, die ihn zu Itri, welches vier Ital. Meilen von Fondi liegt und ihm zugehörte, den 2. Auguſt bettlägerig gemacht, aber nicht getödtet habe; denn da er ſeiner Geneſung am nächſten geweſen, ſey er von einem ſeiner Bedienten vergiftet worden **). Julia that ihr möglichſtes, ihn beym Leben zu erhalten; weil er aber nicht zu bewegen war, ein Gegengift oder andere Arzeneymittel zu nehmen ***), ſtarb er den zehnten Auguſt, und wurde erſt zu Itri, und nachher zu Rom in der Kirche S. Lorenz beerdiget.

Es

*) Für die Liebhaber der Italieniſchen Dichtkunſt iſt anzumerken, daß in der Sammlung des Dolce, und in der neuern Ausgabe der Gedichte des Molza, welche der Herr Abt Seraſſi veranſtaltet hat, der zweite Theil nicht dem Molza, ſondern dem Porrino zugehört. Die Stanzen des Porrino ſind im Jahr 1551 von Trameziino zu Venedig einzeln aufgelegt worden, welche Auflage ſehr rar iſt.

**) Iſtorie Fior. Lib. 14. S. 537.

***) Seraſſi, Vita del Molza, S. 47.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der schmerzliche Verlust ihres so treuen und liebevollen Freundes das meiste dazu beytrug, daß sie ein Nonnenkloster zu Neapel zu ihrem Aufenthalt erwählte. Sie wurde aber auch durch einen andern sehr wichtigen Beweggrund genöthiget, sich gegen das Jahr 1536 nach Neapel zu begeben. Ihre Stieftochter Isabella machte nicht nur Anspruch auf die Herrschaften ihres Vaters, sondern läugnete auch, daß ihr derselbe 13000 Dukaten zur Morgengabe geschenkt hätte. Ob nun gleich Julians verstorbener Gemahl ihr den Besitz aller seiner Herrschaften, so lang sie im Wittwenstande leben würde, durch sein Testament zugesichert hatte, so war sie doch des Friedens halben geneigt, ihr Recht hierin fahren zu lassen, wenn ihr ein standesmäßiger Wittwengehalt bewilligt würde. Da sich aber Isabella zu nichts verstehen wollte, so setzte Kaiser Karl V. im Jahr 1536, da er sich zu Neapel befand, eine Commission nieder, das Testament zu untersuchen, und die Sache nach Recht und Billigkeit zu entscheiden. Dieß bewog Julien sich nach Neapel in ein Kloster zu begeben. Es war ihr hier nicht nur viel leichter, ihren Proceß abzuwarten, sondern es diente ihr auch das Kloster zu einer Vormauer, wider alle Anfechtungen, die ihre ausserordentliche Schönheit ihr von aussen her zuziehen konnte. Hierzu wählte sie das Kloster St. Francesco. Sie kleidete sich aber nicht als Nonne, wohnte auch nicht in den Schranken der Klausur. Sie lebte prächtig, wiewohl eingezogen, mit

ihren

ihren Jungfern, die ſie bedienten, und würdigte die Nonnen ihres Umgangs. Sie gieng nur dringender Geſchäfte wegen aus. Es war Niemanden verſagt, ſie zu beſuchen. Sie empfieng jedermann mit entzückender Leutſeligkeit. Annibal Caro reiſete im Jahr 1538 nach Neapel, mehr um Julien, das Wunder ſeines Jahrhunderts, als dieſe Hauptſtadt zu ſehen. Wie ſehr beklagt er ſich nicht in einem ſeiner Briefe, daß er Porrino nicht ſogleich antraf *) ihm den Zutritt zu verſchaffen! Er erlangte ihn aber dennoch, und drückte ſich in einem andern ſeiner Briefe alſo darüber aus: Di queſta ſignora non poſſo dir coſa che non ſia ſtata detta, e che dicendoſi non ſia aſſai men del vero **).

Wie der Proceß mit ihrer Stieftochter, die ſich mit dem Fürſten von Sulmona vermählt hatte, ausfiel, iſt mir nicht bekannt doch kann er nicht ganz zu ihrem Nachtheil entſchieden worden ſeyn, weil ſie nach wie vor fortfuhr mit fürſtlichem Anſtand zu leben, und ein eigenes Vermögen von 30000 Ducaten Einkünften hinterließ. Sie verlohr im Jahr 1540 ihren Vater, den Marcheſe Ludwig Gonzaga, welcher ihr in ſeinem Teſtamente die Erziehung des jungen Veſpaſiano, ſeines Enkels, auf welchem die Fortpflanzung ſeines Geſchlechts beruhete, anvertrauete. Hierdurch wurde ſie in einen

*) Lettere Vol. I. num. 25. 26.

**) daſelbſt num. 28.

einen neuen Proceß mit Isabella, der Mutter desselben, welche zur zweiten Ehe geschritten war, verwickelt, den sie aber gewann. Sie ließ ihren Neffen nach Neapel kommen, und gab ihm daselbst die Erziehung, die ihn zu einem großen Mann bildete. Ich will hier von den Vortheilen, die sie ihnen in Ansehung seiner Herrschaften in der Lombardie vom Kaiser erlangte, und die sie nöthigten, im Jahr 1546 eine Reise dahin zu thun, keine Erwähnung thun, um sie von einer andern Seite zu betrachten, wo sie durch Verachtung weltlicher Hoheit eine große Seele zeigte.

Jedermann weiß, zu welcher Höhe das Haus Farneſe von Paul III. erhoben wurde. Peter Aloysius war Herzog zu Parma und Piacenza. Dieſer hatte eine Tochter, Nahmens Victoria. Sowohl der Pabſt als der Herzog verlangten, daß ſie mit dem jungen Veſpaſiano, ihrem Neffen, vermählt würde. Jedermann gab ihr den Rath, eine ſo glänzende Parthie nicht auszuſchlagen; weil ſie aber überzeugt war, daß ihr Neffe nicht im Stande wäre, eine Nichte des Pabſtes und Tochter eines Herzogs aus eigenen Kräften ſtandesmäſſig zu unterhalten, ſo konnte ſie durch keine Vorſtellungen zur Einwilligung verleitet werden.

Da Veſpaſiano Gonzaga, ihr Neffe, das Alter erreicht hatte, in welchem er die Regierung ſeiner Lombardiſchen Herrſchaften antreten konnte, überließ ſie ihn ſeiner eigenen Führung, entſagte allen weltlichen Händeln, und ſchloß ſich enger als

je in das oberwähnte Kloſter zu Neapel ein, um den Ueberreſt ihrer Tage in Ruhe und gottſeliger Lebensart zu beſchlieſſen. Sie ſtarb den 19. April im Jahr 1566, nachdem ſie ihrer Neffen zum allgemeinen Erben ihrer Verlaſſenſchaft, welche nach ausgezahlten Legaten ein jährliches Einkommen von 30000 Ducaten betrug, eingeſetzt hatte. Merkwürdig iſt es, daß ſie in ihrem Teſtamente ihre Seele nur Gott und dem Erlöſer anbefiehlt, ohne der Mutter Gottes und der Heiligen zu gedenken, und daß unter den vielen Legaten nicht eins iſt, welches ſich auf Mönche und Meſſen beziehe. Ich will hieraus nicht folgern, daß ſie weder an Meſſen noch an die Heiligen geglaubt habe: es paßt aber ſehr wohl auf das, was Thuanus von ihr ſchreibt, man habe ſie und Victoria Colonna für geheime Anhängerinnen der proteſtantiſchen Religion gehalten. Er erzählt, man habe Pietro Carneſecchi, welcher im Jahr 1566 zu Rom als Ketzer zum Scheiterhaufen verdammt wurde, überzeugt, daß er mit Ketzern in Teutſchland, und in Italien mit Victoria Colonna, des Marcheſe von Peſcara Wittwe, und mit Julia Gonzaga, die der Religion wegen verdächtig geweſen, Freundſchaft gepflogen: Convictusque ſchreibt er, quod cum ſectariis in Germania, et in Italia cum *Victoria Columnia* Marchionis Piſcarii vidua, et *Iulia Gonzaga*, lectiſſimis alioqui feminis, de pravitate ſectaria ſuſpectis amicitiam coluiſſet *).

J.

III.

*) Io. Aug. Thuan, Hiſt. T. 2. Lib. 39. pag. 48.

III.

Die Kinderjahre.

1790.

Die Pappelweide zittert
Vom Abendſchein durchblinkt,
Wo von Schaźmin umgittert,
Die Laubr traulich winkt,
Und mit geflochtnem Pförtchen,
Das auf den Weiher ſieht,
Ein ländlich ſtilles Gärtchen
Die Halmenhütt' umblüht.

Vom Opfer des Atriden
Im goldnen Opernſaal,
Eil' ich zu deinem Frieden,
Umbüſchtes Rhonethal!
Nach Einſamkeit nur ſchmachtend,
Wähl' ich die Gartenthür,
Der Landſchaft Reiz betrachtend,
Zur Opernbühne mir.

Dies Dach mit dunklem Mooſe,
Dies friſche Rebengrün,
Dies Beet, wo Malv' und Roſe
Und Nachtviole blühn;
Die unbeſchorne Hecke,
Der Hopfenranke Wehn,
Der Hof, wo Bienenſtöcke
Im Liederſchatten ſtehn;

Der Brunnenröhre Rauſchen,
Die Scheun am Haſelzaun,
Wo Täubchen Küſſe tauſchen
Und treue Schwalben baun:
Dies alles zaubert milder
Als Abendſonnenblick,
Die roſenfarbnen Bilder
Der Kindheit mir zurück.

Du, deren goldnem Stabe
Die Nebelſäule weicht,
Die aus dem dunkeln Grabe
Geſchiedner Jahre ſteigt,
O Phantaſie! erhelle
Der erſten Pfade Spur,
Und jede Blumenſtelle
Der väterlichen Flur.

Ich

Ich ſeh' des Dorfes Weiden,
Des Wieſenbaches Rand,
Wo ich die erſten Freuden,
Den erſten Schmerz empfand;
Den Platz, wo unter Maien
Auf weiß beblümtem Plan,
Beim Jubel der Schallmeien,
Der Mondſcheintanz began;

Den Hay, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Aus Tannenborke ſchwamm;
Die alten Eichenſtümpfe
Am ſchilfumrauſchten Moor,
Die blaue Waſſernymphe
Gewiegt am ſchlanken Rohr;

Die Au, wo ich, am Bache,
Mir Zweigpaläſte wob,
Wo der papierne Drache
Sich in die Lüft' erhob;
Des Meierhofes Hügel,
Im ſtillen Fruchtbaumhain,
Der Mühle raſche Flügel
Am ſaatengrünen Rain;

Die Sträuche, wo die Schlinge
Den Zeiſig oft betrog,
Wo nach dem Schmetterlinge
Mein leichter Strohhut flog:
Das Rohrdach, deſſen Neſter
Ich ritterlich verfocht,
Den Baum, wo meine Schweſter
Lianenkränze flocht;

Das Bett, wo, friſch wie Hebe,
Im weiſſen Lenzgewand,
Sie an bemalte Stäbe
Levkoj' und Nelke band;
Die Schule, dumpf und düſter
Umwankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
Ein Weltgebieter ſchien.

Ich ſeh' des Kirchhofs Bäume,
Der Gräber hohes Gras,
Wo ich ſo oft die Reime
Der Kirchenſteine las;
Das Flittergold im Kranze
An junger Bräute Gruft,
Im bleichen Vollmondsglanze
Ein Spiel der Sommerluft;

wo ſoll ſie ſonſt ſeyn? Wie wunderlich du fragſt? Euer Liebhaber redt wie ein rechtſchaffner Edelmann -- wo iſt eure Mutter! --

Amme.

O heilige Mutter Gottes, wie hizig ihr ſeyd! Wahrhaftig, ihr macht mir's, daß es nicht recht iſt. Iſt das der Lohn für meine Schmerzen in den Beinen? Ein andermal rüſtet eure Geſandſchaften ſelbſt aus --

Juliette.

Was du für einen Lerm machſt? Komm, was ſagt Romeo?

Amme.

Habt ihr Erlaubniß gekriegt, heut zur Beichte zu gehen?

Juliette.

Ja.

Amme.

So macht euch, ſobald ihr könnt, nach Bruder Lorenzens Celle; dort wartet ein Mann auf euch, der euch zu einem Weibe machen will -- Nun rennt das muthwillige Blut wieder in eure Wangen -- Man kan euch kaum was neues ſagen, ſo ſind ſie lauter Scharlach. Geht ihr zur Kirche; ich muß einen andern Weg, eine Leiter zu holen, auf der euer Liebhaber zu einem Vogel-Neſt hinaufklettern ſoll, ſo bald es dunkel ſeyn wird. Ich bin den ganzen Tag mit euerm Vergnügen geplagt, aber heute

Den Steintiſch, wo der Krieger,
Ein Held bey Sor und Prag,
Von Roſbachs großem Sieger,
Von Kleiſt und Ziethen ſprach;
Die Tenne, wo der Schnitter
Sein braunes Mädchen ſchwang,
Wenn froh des Bergmanns Zitter
Zum Erntereihen klang;

Den Bretterſitz am Weiher,
Seit grauer Väterzeit
Dem Spiel der reichen Eier
Am Oſtertag geweiht;
Die Laube von Hollunder,
Wo, auf der Raſenbank,
Ich einſam in die Wunder
Der Feenwelt verſank.

Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die ſchauerliche Mähr;
Die Hütte ward zum Schloſſe,
Der Teich zum Silberſee,
Mein Steckenpferd zum Roſſe,
Die Nachtigall zur Fee.

Da ſpottet' ich der Nebel
Von Grillenfang und Gram,
Selbſt wenn im Kampf den Säbel
Der ſtolze Feind mir nahm;
Wenn ich der Schweſter Freude,
Den Hänfling ſterbend fand,
Und ach! das Roth am Kleide
Der Bleiſoldaten ſchwand.

Da war, im Abendſcheine,
Ein ſtilles Veilchenthal
Am Nachtigallenhaine,
Mir Ball- und Opernſaal!
Der Seifenblaſe Schimmer
Entzückte königlich,
Wie nie die Demantflimmer
Der Maskentänze, mich.

Da fühlt' ich von Verlangen,
Sah' ich am Himmelszelt
Die goldnen Lampen prangen,
Mein ahnend Herz geſchwellt:
Doch mehr als Stern' und Sonne
War, in des Mondes Rund,
Der Jäger meine Wonne
Mit Dornenbuſch und Hund.

Da ſchien der Geiſterweihe
Gefürchtetes Revier,
Des Brockens ferne Bläue,
Des Weltalls Gränze mir;
Ich wußte von den Kreiſen
Der Erd' und ihrem Gleis,
Was ich vom Stein der Weiſen
Und von Heraldik weiß.

Da floß mir keine Zähre,
Neapels Götteraun,
Verklärung, Belvedere,
Und Kapitol zu ſchaun:
Es war die Tufſteinhöle
Zum Kunſtſaal mir genug,
Und meine Raphaele
Fand ich im Ritterbuch.

Da wurde, von den Flocken
Des Januars umſtürmt,
Mit jubelndem Frohlocken
Der Schneemann aufgethürmt!
Den Kirchenhügel glitten,
Gelenkt vom Eiſenſtab,
Im zephyrleichten Schlitten
Wir pfeilgeſchwind hinab.

Im ödem Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Bruſt,
Denk' ich der Knabenſpiele
Und ihrer Götterluſt!
Zu ſchnell verrauſchen Jahre
Der Unbefangenheit!
Was zwiſchen Wieg' und Bahre
Gleicht eurer Seligkeit?

O väterliche Fluren!
Welch Tempe, welche Schweiz
Trägt eurer Bienenſpuren
Unſäglich holden Reiz?
Hoch auf beſchneiten Gipfeln
Und auf erzürntem Meer,
Weht ſanft aus euren Wipfeln
Erquickung zu mir her!

Wenn mondlos mich die Hülle
Der Mitternacht umwallt,
Und durch die Todtenſtille
Nur meine Klage ſchallt:
Lacht mir von euren Gränzen
Ein Stral von Seelenruh',
Wie abendliches Glänzen
Nach Ungewittern, zu.

Durchſegle kühn die Meere,
Wie Cook und Magellan;
Erfleug das Ziel der Ehre
Auf nie beflogner Bahn;
Erblick', ein Stolz der Muſen,
Dein Bild in Erz und Stein,
Ruh' an Cytherens Buſen
In Amors Mirtenhain;

Gieb Königen Geſetze;
Sey Herr von Perus Gold;
Gebeut im Reich der Schätze
Die uns Golkonda zollt;
Vereine, was auf Thronen
Der Erdball ſtaunend preiſt,
Und beide Lorbeerkronen
Wie Friederich und Kleiſt:

Umſonſt! der Sorgen Heere
Durchſchwärmen ohne Raſt,
Den Glanz am Ziel der Ehre,
Den Goldſaal im Pallaſt!
Bey Todi's Zauberkehle
Bleibſt du in Gram verhüllt,
Du ſtrebſt nach Ruh' der Seele
Und greifſt ein Schattenbild!

Entflohn dem Kriegsgetümmel
Trübt Unmuth deinen Blick,
Umglänzt vom Alpenhimmel
Verklagst du dein Geschick;
Du spähst auf fernem Boden
Des Friedens dunkle Spur:
Betrogner! ach, sein Oden
Umweht die Kindheit nur.

Sie sieht im Frühlingshaine
All' ihre Freuden blühn!
Es wallt in Rosenscheine
Ihr Blumenleben hin!
Nie hat der Gott der Zeiten
Der Unschuld ewig hold,
Das Buch der Möglichkeiten
Vor ihrem Blick entrollt!

Ach! bis zu Charons Kahne
Schweift unsrer Wünsche Noth:
Der Kindheit leichte Plane
Begränzt das Abendroth!
Wir ahnden Sturm und Klippen
Bey frühlingsheitrer Fahrt:
Sie hängt mit Bienenlippen
Nur an der Gegenwart!

Mathisson.

IV.

Stanzen an die Vernunft.

Soll ich — Vertraute seliger Dämonen,
Die du, des Geistes Schleyer löste,
Soll ich dir danken, daß von ihren Thronen
Du, jede süße Täuschung stößt?

Ist Ruhe nicht, nicht Glück im frohen Wahne,
Den kindisch schön das Herz sich schaft?
Bist du nicht selbst Vasallin der Organe
Und oft ein Spiel der Leidenschaft?

Sprang der Mysterie geweyhtes Siegel
Dir je? und je der Zukunft Thor?
Und drangst du je zur Wahrheit Stralenhügel
Ins Allerheiligste empor?

Wo ist ihr Sitz? wo flammt die Sonne Wahrheit
Und welche Zone sonnet sie?
O zeig es mir, das Ideal der Klarheit,
Daß ich anbetend vor ihm knie!

Du schweigst? du zagst? und zeigst zum bessern Sterne
Der vielgehofften Ewigkeit?
Doch ach in jeder Höhe, Tiefe, Ferne
Verirrt mein Blick in Dunkelheit.

Sieht nur ein Meer, das Tausende der Weisen
In seine Wogenstrudel zog;
Der Güter Trümmer nur, die du verheissen
Und die das ferne Ufer log.

Schau auf, und her und hin — durch alle Räume
Der Irrwisch einer Mitternacht;
Und hin und her, und auf und nieder Träume,
Von weisen Träumern ausgedacht!

So wird noch täglich unter fremden Zonen
Zu Lug und Trug licht das verdammt,
Was hier beseligend um deine Thronen
Als Licht vom Stuhle Gottes flammt.

O leite dann, Gefärtin unsrer Späher,
Zu deines Sonnenspiegs Ruhm,
Mich freundlich deinem Zauberkreise näher,
Und führe mich ins Heiligthum!

Und lehre mich, auf wessen mächtigs — Werde!
Auf welches Machtwort es geschah,
Daß Meer und Land, daß diese schöne Erde,
Daß ganz die Welt gesprungen sah;

Geleite mich zu jenem Aether-Pfade
Auf dem ſie zu dem Ziele ringt,
Und zeige mir die Federn zu dem Rade
Das Myriaden Sonnen ſchwingt;

O mir die Kraft die dieſe Feder ſtählte,
Zur Wirkung der Unendlichkeit
Ein Weltenchohr mit Harmonie vermählte,
Mit Ordnung und Vollkommenheit!

Geleite meinen Geiſt aus ſeiner Wiege
Zum Hügel der am Ziele glänzt,
Daß ich zu der Erkenntniß Tempel fliege:
So iſt mein Sinn mit Zweck ergänzt.

Du ſtaunſt? du ſchweigſt? in bodenloſe Schlünde
Zeigt deiner Hoffnung Krückenſtab?
Nur Ahndung iſt die Baſis deiner Gründe,
Und Zweifel deiner Ruhe Grab?

Ich glaub ihn — Ja! ahnd' ihn in ſeinen Thaten
Den Geiſter-König! Welten-Gott!
Doch glaub ich nur — Das Räthſel zu errathen
Vermag kein Seher noch Zelot.

Sie zeig uns dann den Quell aus dem sie quillet,
Die Mutter die sie uns gebar,
Und jeder wilde Zweifel ist gestillet,
Der unsrer Ruhe Mörder war.

Die du, wie göttlich, in den Menschen flammest
Und ihn Gott ähnlich werden heißt,
Sag, ist das Wesen Geist, von dem du stammest,
Und was? und wo ist dieser Geist?

Soll er das Grab — Vernichtung überdauern?
Und wenn ihn einst Verklärung schmückt,
Warum ihn hier in eine Hülle mauern
Wo ihn der Knechtschaft Fessel drückt?

Warum im Glied ihm Kraft und Daseyn rauben
Das oft betäubt den Dienst verwehrt,
Und doch allein ihn denken, wählen, glauben
Erkennen und empfinden lehrt.

So blüht und reift — so welkt er mit dem Staube,
Entadelt durch Gemächlichkeit,
Wird er der leidenden Natur zum Raube
Und der Vasall der Schwächlichkeit.

Nacht werdet ihr die Laſt ſelber tragen. Geht, ich will zum Mittag-Eſſen, macht ihr daß ihr in die Celle kommt.

Juliette.

Wie glüklich bin ich! -- Leb wohl indeſſen, gute Amme!

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in das Kloſter.)

Bruder Lorenz und Romeo treten auf.

Bruder Lorenz.

So lächle der Himmel auf dieſe heilige Handlung, daß keine nachfolgende Unglüks-Stunden uns zur Reue zwingen mögen!

Romeo.

Amen, Amen! Doch komme was für ein Unglük auch will, es kan die Wonne nicht überwiegen, die mir eine einzige kurze Minute in ihrem Anblik giebt: Vereinige du nur mit heiligen Worten unſre Hände, und dann mag der Tod ſelbſt ſein ärgſtes thun; es iſt genug, wenn ich ſie nur mein nennen kann.

Bruder Lorenz.

Dieſe heiligen Entzükungen nehmen gemeiniglich ein plözli-

Die du die edelſte von ſeinen Kräften,
Die Seele ſeiner Würde biſt,
Sprich! ob er mehr als Reſultat von Säften,
Ob er ein Sohn der Gottheit iſt?

O ſage! wird Unſterblichkeit ihn lohnen?
Allgierig horcht dir jedes Ohr
Und zagend ſchauen tauſend Millionen
Zu dieſes Räthſels Hüll empor!

Auch hier muſt an den Glauben du verweiſen?
An Auferſtehung der Natur?
Du hofft und meynſt — und alle deine Weiſen —
Sie meynen und ſie hoffen nur!

So lieſſeſt Antonine und Solone
Anbetend Du vor Götzen knien,
Und mußteſt einſt, als Widerſpruch, Platone
Ins Land der Träume hinzuziehn.

Ihm muſten ja die Weiſeſten ſelbſt frohnen
Des Wahnes ſchimpflichem Tribut:
So huldigten die Späher den Dämonen
Und Göttern mit der Thiere Blut;

So tauchte Leibniz sich auf Sternenpfade
Tief in der Wahrheit Flammensee,
Und ward nicht minder Schöpfer der Monade
Und Vater der Theodizee.

Errang auch kühn auf seiner Strahlenbahne
Dein Newton des Olympus Weih',
Verirrte doch der Seher zu dem Wahne
Daß Sündenfall und Hölle sey.

Und so — befleckt mit Irrung, Trug und Makel,
In ihrer Heimat fremde Kraft,
Bist du doch seit Nennen, das Orakel
Die Quelle jeder Wissenschaft;

Die Zaub'rin, der sich aus dem Flammenschoose
Die Weisheit jeder Zeit entwand,
Die alles wahrgehoffte, gute, grose,
Die jede Tugend einst erfand;

So hast du durch die Bande der Nomaden
Den Grund und Sitt und Pflicht gelegt,
Uns zu der Freundschaft Wonnemahl geladen
Und mild die Menschlichkeit gepflegt.

Den Genien, die ſich dir hier verſprechen,
Lohnſt du mit Ernte jede Saat,
Krönſt ſie zu Schöpfern rieſiger Epochen
Zu Thätern mancher Götterthat:

Kühn raubſt dem Fanatismus du die Binde,
Mit Flammen ſchwängerſt du den Geiſt,
Und alles huldigt dir, dem Himmelskinde
Das uns zur Bahn der Größe weiſt.

Wohin ſich ſtaunend meine Blicke wenden,
Wohin wir denken, fühlen, irrn,
So in der Nähe, wie an allen Enden,
Flammt deines Fleißes Heergeſtirn;

Dem alle Generationen danken
Von Süden bis zum Norderbelt.
Jahrtauſende erſchienen und verſanken
Von ſeiner Glorie erhellt;

An ihm erſtarben Dunkelh eit und Dünſte,
Ihm ſprang der Weisheit ehern Thor,
Und kühn, auf ſeinem Fittich, hoben Künſte
Das ſtrahlgelockte Haupt empor.

Er bot zuerſt auf einer ſchwachen Rinde
Dem Wogenſchlag der Meere Hohn,
Entriß den Elementen ihre Binde
Und ſchwang ſich ſtolz auf ihren Thron;

Er warf den Anker in die Nacht der Wüſte
Der Wahrheit Sonnenburg zu ſchaun,
Und wagte, ſich an unbefahrner Küſte
Auf fremden Sternen anzubaun;

Bevölkerte geſchäftig jede Leere
Mit Kindern der Erfindungskraft,
Schuf aus Barbaren ordnungsvolle Heere
Und Zügel jeder Leidenſchaft;

Er lehrte Millionen ſich zu nähren,
Befruchtete die Fantaſie,
Hob ſich zum Seraph, horchte bey den Sphären
Dem Silberlaut der Harmonie;

Rief Paradieſe, wo einſt Meere floſſen,
Aus Schutt Paläſte ſich hervor;
An ſeinem Griffel ſtreckten ſich Koloſſen,
Wand ſich der Obelisk empor.

Er lenkt — ein Gott! der Wetterwoge Zügel,
Kehrt hier zur Tiefe ſeinen Lauf,
Schwingt ſich dort pfeilſchnell, wie auf Adlers Flügel,
Zur Aether-Region hinauf.

O Du! die du, die edelſte der Kräfte
Die Seele ſeiner Würde biſt,
Iſts möglich daß dein ſeliges Geſchäfte
Ein Gaukelſpiel der Sinne iſt?

Du! die du hier zu Göttern uns erhebeſt,
Dort zu Verzweifelnden verdammſt,
Iſt dieſer nicht'ge Staub, den du belebeſt,
Zugleich der Quell, von dem du ſtammſt?

So gönn ihn mir — wenn ich auf Täuſchung baute —
O gönn ihn mir, den ſüßen Wahn,
So lächl' er mich, du göttliche Vertraute!
In deinem Arm als Wahrheit an!

So laß mich ahnden, meiner Tugend Krone
Spar eine beſſre Welt mir auf,
Und Hoffnung ſchwinge zu dem Wonnethrone
Der ſüßen Ruhe mich hinauf!

Guſtav Schilling.

V.

Ein Göttergespräch.

Jupiter, halbsitzend halbliegend auf einem mit Rosen bestreuten Ruhebette; Juno, zu seinen Füßen sitzend.

Jupiter.

Und ist dies alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas unmögliches fodern können, ich würde, Dir zu gefallen, versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sey.

Juno. Du bist sehr galant, Jupiter! — Ich werde dir nie etwas unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannst, daß ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

Juno. Weiter gehen meine Wünsche nicht. Denn, da ich deine dermahligen Grundsätze kenne, so wäre es wohl zu viel gefodert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

Jupiter. Wie ich merke meynst du ich neige mich zu stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache seyn; aber im Grunde geschieht es

doch

doch bloß darum, weil es eine meiner erſten Regierungs-Maximen iſt, immer auf der Seite zu ſtehen, die am Ende recht behält. Die dermahlige Zeit iſt den Königen nicht günſtig; die Reyhe iſt nun an den Völkern, und ich beſorge ſehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Clienten zu thun, indem ich dir ſchwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirſt, keine Hinderniſſe in den Weg legen will.

Juno. So weit iſt es doch mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdebewohner, um uns abhängig von uns zu ſeyn, ſich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über ſie!

Jupiter. Wie geſagt, du kannſt es verſuchen, ich laſſe dir freye Hände; ich ſehe nur voraus, daß du, ſo wie die Sachen ſtehen, wenig Freude davon haben wirſt.

Juno. Ich wollte lieber daß du das nicht voraus ſäheſt. Wenn ich argwöhniſch wäre —

Jupiter. Das biſt du immer ein wenig geweſen, Dame meines Herzens! Aber diesmahl würdeſt du mir Unrecht thun. Es iſt mein völliger Ernſt dir mein Verſprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Juno. Ich geſtehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreiffe, wie der König der Götter und

der Menschen bey der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subdelegierten unvermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

Juno. Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zulezt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schoos legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läßt, verdient nichts bessers zu seyn.

Juno. Das ist eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl. Du weißt sehr wohl, daß solche Könige, wie du da genannt hast, äusserst seltne Producte der Natur und der Umstände sind, und daß es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter, und dazu sind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir sie nicht fallen lassen.

Jupiter. Das Compliment, das du mir da zu machen geruhest, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, Basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stell-

Stellvertreter, wie du sie nennest, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eignen Beinen stehen können. Mein Amt ist niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, und nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Juno. Das ist, mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Weidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen! — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des griechischen Heeres sagen läßt:

„Vielherrscherey taugt nichts, nur Einer sey Herrscher, nur Einer
„König!" —

und damit sich niemand einbilde, als ob der Scepter von der Willkühr der Völker abhange, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sey, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dies ist Wahrheit, und ich kenne keine grössere!

Jupiter. Ich bin Dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend

gend der Welt in gewiſſem Sinne für Wahrheit gelten konnte, iſt es nicht mehr, ſobald die Rede von einem Volke iſt, das durch Erfahrung und Cultur endlich den Punct erreicht hat, wo es ſeiner Vernunft mächtig, und ſtark genug geworden iſt, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuſchütteln. Völker haben freylich ihre Kindheit ſo gut wie einzelne Menſchen, und ſo lange ſie ſo unwiſſend, ſo ſchwach und ſo unverſtändig wie Kinder ſind, müſſen ſie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorſam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig iſt, regiert werden. Allein Völker bleiben ſo wenig immer Kinder als einzelne Menſchen. Es iſt ein Verbrechen gegen die Natur, ſie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beydes in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es iſt Unſinn und Verbrechen zugleich, ſie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn ſie bereits zu Männern gereift ſind.

Juno. Ich gebe dir gerne zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Cultur eine andere Art zu regieren erfodert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den erſten Epoken ſeiner Bildung ſteht, die angemeſſenſte iſt. Aber alle Weiſen des Erdbodens werden es nie ſo weit bringen, daß zehn Millionen Menſchen, die zuſammen ein Volk ausmachen, zwey Millionen Epaminondaſſe und Epicteten an ihrer Spitze

plözliches Ende, und ſterben in ihrem Triumph; wie Feuer und Pulver, die ſich, indem ſie ſich begegnen, verzehren. Des ſüſſeſten Honigs wird man um ſeiner Süſſigkeit willen zulezt überdrüſſig. Liebe alſo mäſſig, damit du lange lieben könneſt; zu ſchnell kommt eben ſo ſpät an, als zu langſam.

(Juliette zu den Vorigen.)

Hier kommt das Fräulein. Wie munter, wie leicht auf den Füſſen ſie iſt! Ein Verliebter könnte das leichte Pflaum-Federchen beſteigen, das in der üppigen Sommer-Luft herumflattert, und würde doch nicht fallen, ſo leicht iſt Eitelkeit.

Juliette.

Guten Abend, mein geiſtlicher Vater.

Bruder Lorenz.

Romeo, meine Tochter, ſoll dir für uns beyde danken.

Juliette.

Ich wünſche ihm eben ſo viel, ſonſt wäre ſein Dank zu viel.

Romeo.

Ah! Juliette, wenn das Maaß deiner Freude ſo aufgehäuft iſt als das meinige, und du fähiger biſt als ich, ſie auszudrüken, o ſo verſüſſe durch deinen Athem dieſe umgebende Luft, und laß die zauberiſche Muſik deiner Zunge die

Spitze haben ſollten, und ſo wird immer wahr bleiben, was Ulyſſes ſagt:

> Alle können wir nicht regieren, wir andern Achäer,
> Vielherrſcherey taugt nichts, nur Einer ſey Herrſcher,
> nur Einer
> König: —

Jupiter. Zugegeben! Nur, daß jedem Volke, wenn es ſo weit gekommen iſt ſeine Rechte zu verſtehen, und ſeine Kräfte berechnen zu können, — wozu im Grunde der gemeinſte Menſchenverſtand zureicht — unbenommen bleibe, ſelbſt zu ſeiner politiſchen Wirthſchaft zu ſehen — (Juno ſchüttelt den Kopf) — ich meyne, daß es denjenigen aus ſeinem Mittel, welchen es am meiſten Einſicht und Rechtſchaffenheit zutraut, aufſtragen dürfe, eine ſolche Einrichtung zu treffen, daß die willkührliche Macht des Einzigen, und der Wenigen, die ſich ſeiner Gunſt und ſeines Vertrauens zu bemächtigen wiſſen, verhindert werde Böſes zu thun, die Kräfte des Stats zu verſchwenden, die Sitten zu verderben, Weisheit, Tugend, und die Freymüthigkeit — alles laut zu ſagen was man für wahr hält, zu Verbrechen zu machen; kurz —

Juno. O, da haſt du vollkommen recht, Jupiter! Das ſollen die Könige nicht dürfen! Sie müſſen durch Religion und Geſetze eingeſchränkt ſeyn, das verſteht ſich! Sie müſſen wiſſen, daß ſie

sie ihren Scepter bloß von Jupiter empfangen haben —

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten was an der Sache ist; aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen seyn, wenn die Könige niemand über sich hätten als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Bliz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feyerlichkeiten ganze Hecatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das einzige seyn soll, was sie respectieren müssen.' —

Jupiter. (etwas hizig) Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respectieren. Sie sind es eben, die den großen Ulyssischen Grundsaz, daß die Könige ihren Scepter von mir empfangen, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesezen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beſte! — Ein ſchönes Wort! — Und wer ſoll ihnen dieſe Geſetze geben?

Juno. O! die hat ja Themis ſchon längſt auf dem ganzen Erdboden publiciert! Wo iſt ein Volk ſo barbariſch, daß ihm die allgemeinen Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du ſtellſt dich auch gar zu unſchuldig, Kind! — Und wenn nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die gebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorſamen Werkzeuge die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Geſetze ungeachtet, dennoch bloß nach Willkühr regieren, und — weil ſie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede geſtellt werden dürfen, — ſo viel Böſes thun oder geſchehen laſſen (was dem Volke gleich viel iſt) als ihnen beliebt? Wie dann?

Juno. Das iſt es eben was Wir verhindern müſſen, Jupiter! oder, wofür wären denn Wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freylich, mein Schatz, da haſt du recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menſchen die Sache von einer andern Seite anſehen. Wir Menſchen, denken ſie, ſind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können

nen uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläßt, daß Andere für ihn thun werden was er selbst thun kan, und woran niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten? —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! — Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich, für meine Person, es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute gescheider werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen; und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottisen sagen lassen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wakkere Fränklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem sie wissen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter sind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß es mir einfiele eifersüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins moraliſieren, lieber Jupiter. —

Jupiter. Und die Moral, denkſt du, hat mit der Politik nichts zu ſchaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts iſt, ſey es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit wo ich auch ſo dachte; es iſt eine ſehr bequeme und angenehme Art zu denken für Könige! aber, die Zeiten ändern ſich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir feſt bleiben, ſo hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu ſehen als ihr übrigen. Dein zuverſichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken als ich Anfangs willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das ſeyn, daß du ſo bedenklich dazu ausſieheſt?

Jupiter. Alles iſt dem ewigen Geſetze des Wechſels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe iſt nun an den Monarchien, und (etwas leiſe) die unſrige neigt ſich zu ihrem Ende, ſo gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groß ſeyn: es war doch nur Stückwerk.

Juno.

Juno. Du sprichst im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erst regierten Uranus und Gea; dann kam das Reich des Saturnus; dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der National-Versammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter. (äusserst kalt) Und nun — ist das Reich der Nemesis herbey gekommen!

Juno. Das Reich der Nemesis? —

Jupiter. Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des delphischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnerte. „Wenn, sagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde seyn wird, worin die Tyrannie der Könige, der Uebermuth der Großen, und die Unterdrückung des Volks mit der Cultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beyde endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe seyn werden, daß in Einem Augenblick aller Unterdrückten Augen sich öffnen, und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantenen Zaum in der

einen,

einen, ihr haarscharf messendes Maaß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herabsteigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füssen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweiffenden Foderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden unter ihr zu regieren wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze seyn, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus seyn.

Juno. (lächelnd) Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter. (ernsthaft) Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beyspiele folgen, und ruhig

kommen lassen was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht die wir nun einmahl haben, einem alten Orakel zu lieb, vor der Zeit begeben, und nicht lieber allen unsern Kräften aufbieten, dem Dämon der Empörung und der Wuth zu regieren, der in die Völker gefahren ist, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten homerischen Orakel: Vielherrscherey taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freyheit unter einer väterlichen Regierung genieſſen; nichts kann billiger seyn: aber sie sollen sich nicht selbst regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen, und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrognen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie, beym Erwachen, ihr wirkliches Elend desto empfindlicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sey unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jezt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, ins rechte Maaß zu sezen wissen.

Juno.

Juno. Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selbst vorzustehen, und wenn du es immer mit denen hältst die ihre Schuldigkeit thun, so verspreche ich mir deinen Beyfall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wollest?

Jupiter. Und ich schwöre dir beym diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno. (Indem sie ihn umarmt) Laß dir den schönen Antinous deine große Schale mit Nectar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du sollst mit mir zufrieden seyn.

VI.

Seſoſtris

eine Skizze.

Wo unter Iſis keuſchem Lichte
der breite Nil die Felder tränkt,
lebt' einſt ein König, der noch in der Weltgeſchichte
wie Friederich — regieret, ſchlägt und denkt.
Seſoſtris, dem von allen Pharaonen
kein andrer glich, beſchloß am Ziel
von hundert Thaten, die ſich ſelbſt belohnen,
dem Einen wahren Gott (der Götter waren viel'
in ganz Egypten) einen Tempel
zu bauen, wo, wer ihn verehrt
und Tugend liebt, trotz allem Sektenſinn pel,
ihm als Bekenner angehört.
„Die Gottheit (ſchloß der königliche Weiſe)
iſt einig — einig ſey ihr Dienſt!“

Die Oberprieſter murrten leiſe,
und ſprachen laut: „Prinz, du erkühnſt
dich deſſen, was dem Himmel nur gebühret!
(und ſeinen Dienern! raunts dem Dichter in das Ohr)
Oſiris, der den Kreis der Welt regieret,
ſchrieb uns den Dienſt des Apis vor,

der

Glükſeligkeit entfalten, die wir beyde von dieſer frohen Zuſammenkunft erhalten.

Juliette.

Mein Herz iſt zu voll von ſeinem Glük, als daß es ſich in Worte ergieſſen könnte -- Die ſind nur arm, welche ſagen können, wie reich ſie ſind -- Meine Zärtlichkeit iſt zu einem ſolchen Uebermaaß geſtiegen, daß ich nicht die Hälfte meines Reichthums anzugeben vermag.

Bruder Lorenz.

Kommt, kommt mit mir, und wir wollen kurze Arbeit machen; denn, mit eurer Erlaubniß, ſollt ihr nicht allein beyſammen bleiben, bis die heilige Kirch aus beyden Einen Leib gemacht hat.

[Sie gehen ab.]

der mit dem groſen Jahr *) beginnen!
Was ſuchſt du? — Wahrheit? — Unter allen Sonnen
iſt ſie durch dieſen Dienſt geweiht.
Erzürne, Prinz, nicht deiner Väter Götter,
erflehe deinem Reich ein Wetter,
und dir die Pein, die ſpät bereut!

So fürchten ihren Groll die weiland Leſeliten
Egyptenlands. Der König ſchwieg,
und horchte dem, was beſſre Gründe riethen.

Einſt ſah er früh — die Sonne ſtieg
gleich einem Gott aus Flammenwellen
des rothen Meers — ſein Memphis ſich erhellen,
und fühlte Drang, den er noch nie empfand.
Er ging, ſo leicht wie eine Seele
zum Himmel, jenen Pfad, der ſich, an mancher Höle
vorbey, durch heilge Dornen wand,
bis, wo im tiefſten Hain (ihr merkt wohl, in Gedanken,
des Königs bloß) mit ſeinen weiten Schranken
der allgemeine Tempel ſtand.

*) Die egyptiſchen Weiſen, und mit ihnen Plato, lehrten, daß nach einem Zeitraume von 40000, oder wie andere ſagen 25000, Jahren die Welt und alle himmliſchen Körper wieder in ihr erſtes Weſen zurückkehren würden. Dieſer Zeitraum hieß bey ihnen das groſe Jahr.

Schon war Seſoſtris wie verloren
im dichten Wald, wo kaum ein Sonnenſtrahl
ſich durch das Laub verſchränkter Sykomoren
halb zitternd auf die Erde ſtahl.
Kein leiſer Laut. Es blizt. Der König hebet'
die Augen auf, und vor ihm ſchwebet
ein Jüngling ſchöner als der Tag,
wenn ihm das erſte Licht die Roſenwangen malet,
und freundlich, wie die Hoffnung, die nicht pralet,
nach eines herben Schickſals Schlag.
Schlank war ſein Wuchs, das dunkelbraune Haar
floß wellenhaft den Nacken nieder;
ein langes Purpurkleid erhob den Reiz der Glieder,
und Stirn und Blick ſtellt' einen Halbgott dar.

„Wer biſt du?" ſprach Seſoſtris und ermannte
mit Würde ſich. Ich bin dein Freund!
(verſezt der ſchöne Unbekannte)
„Hat auch ein König einen Freund?"
Ja! wenn er werth iſt ihn zu haben,
verwilligt ihm der Himmel — ſo wie dir —
mit einem Diadem die erſte ſeiner Gaben.
Allein blick' auf, und folge mir!

Der König ſah, und traute kaum den Blicken,
dicht vor ſich einen Tempel ſtehn.
Der Jüngling winkt, ihm nachzugehn,

und zwiſchen Schauder und Entzücken
folgt ihm Seſoſtris: als mit einem Blitz
des Thores Flügel von einander flogen,
und zwey Göttinnen, hoch auf Einem Stufenſitz,
des Königs Augen an ſich zogen.

Sie ſtanden, Bruſt an Bruſt geſchmiegt,
im ſchönſten Gruppo da. Ernſt, wie ein Donnerwetter
das ſich auf fernen Wolken wiegt,
war dieſe hier; doch Freundlichkeit der Götter
umfloß ihr Antlitz, und im Blick
vermiſchte ſich mit ſchmachtendem Verlangen
ein Vorgefühl von höh'rer Geiſter Glück.
Die andre, mit Karmin auf ihren holden Wangen,
mit goldnem Ringelhaar, wie Börtner Engel mahlt,
ihr Aug' — dem Morgen gleich, nach nebelvollen Nächten
von klaren Bächen rückgeſtrahlt —
hieng an der Freundin Blick: ſie zeigte mit der Rechten
bedeutend ihr der Sonne funkelnd Bild,
das an der Decke ſchwamm — — —

Seſoſtris, furchtſamwild
und von Verlangen hingeriſſen,
brach ſchnell das Schweigen: „Freund, wer ſind
die beiden, die ſich hier gleich Himmelstöchtern küſſen?
War ich mein halbes Leben blind?

Noch nie verſchönten ſich Göttinnen
in meinen Augen ſo!

Dem hellern Blick allein
mag jener Nebelflohr zerrinnen,
der ſie verbirgt und ihren Doppelſchein!
(verſezt mit feyerlichen Mienen
der Genius) Sieh'! nah' am Thron
der Gottheit ſelbſt, gebietet — und ihr dienen
auch Engel — die Religion!
Sanftlächelnd zeigt die Duldung ihr die Sonne,
der Wahrheit und der Tugend Feuerbild:
ihr Wechſelkuß bringt die verlohrne Wonne
der Welt zurück, und die Natur wird mild!

Die Göttin Duldung warf den ſprechendſten der Blicke
auf ihren königlichen Freund,
und — doch der Vorhang fällt, und birget, wie es ſcheint,
das Morgenroth von wahrem Menſchenglücke!

Der Leſer ſteht erſtaunt, und weiß nicht wie ihm wird,
noch wie? und wo? in zaubriſchen Gefilden
der Flug des Dichters ſich verirrt.
Geduld! die Täuſchung umzubilden,
was braucht es mehr, als ruhig heitern Blick?
Seſoſtris, wie ihn die Erzählung nennet,

ist jeder Fürst, der Sinn für Menschenglück,
für Wahrheit hat, und für die Tugend brennet,
des Herzens Werth vom fesselnden Geschick,
und das Verdienst vom Vaterglauben trennet!

Ich nennte gern, gedrängt von innerm Trieb,
der edlen Biederfürsten einen:
doch wo Entschluß und That zu wirken sich vereinen,
vermißt man gern, was eine Muse schrieb!

Engelschall.

VII.

Ueber den Mißbrauch des Freundschafts-Kusses, und der Umarmungen.

Eine Rede im Cirkel seiner Freunde gehalten von T. Stille.

Luther — jedem Wahrheitsfreunde, auch ohne seine Parthey zu nehmen, ohne seine Meynungen durchaus zu unterschreiben, ein geweihter heiliger Name! Luther, Der Enthusiasmus für Wahrheit

und Recht, der Muth und Kraft genug hatte, bey allen Mühen, bey allen Hinderniſſen, bey allen Gefahren, die ſich ihm entgegen ſtellten, dennoch den groſſen Kampf für Wahrheit und Menſchenglück zu beginnen, hundertjährige Sclaven-Ketten des Wahns, des Irrthums, der Vorurtheile zu zerbrechen, und tauſenden ſeiner Brüder Retter und Heiland zu werden — ſein Name ſey die Loſung mit welcher ich die Verſamlungen einer Geſellſchaft freimüthiger teutſcher Männer für dieſes Winter-Halbejahr hiermit eröfne!

Indeß iſt es jezt nicht meine Abſicht, eine genauere Schilderung deß Charakters und der Verdienſte des groſſen teutſchen Mannes — zu verſuchen; ſondern nur einen ſeiner gutmüthigen Einfälle zum Eingang einer Rede zu nehmen, welche ſich Ihnen — durch ihre Kürze empfehlen wird. Luther erklärt, was in der ſo genanten vierten Bitte des Vaterunſers unter täglichem Brodte zu verſtehen ſey, und rechnet dazu, unter andern, auch getreue Nachbarn und gute Freunde.

Heil dem Manne, dem Freundſchaft eben ſo nothwendiges Bedürfniß wie das tägliche Brod iſt! Ihrer aller Herzen klopfen ihm gewiß lauten Beifall; denn auch Sie fühlen gleich edles Bedürfniß, und wiſſen das Glück zu ſchätzen, daß Sie auf einer Welt, wo das Thier ſeine Weide, der Schwelger ſeine Leckereyen findet, auch für ſich im Genuß des

reins

reinſten Freundſchaft Nahrung für Geiſt und Herz fanden. Aber ſollte es Ihnen, Meine Freunde, die Sie die Göttlichkeit der Freundſchaft ſo herzlich anerkennen, und ihre Freuden ſo dankbar genieſſen, nicht eben deshalb zwiefache Pflicht ſeyn, die heiligen Rechte der Freundſchaft, gleichſam als ihr geweihten Prieſter — ob gleich toleranter als die Prieſter vergangener Zeiten — zu vertheidigen? Ich rechne deshalb mit Zuverſicht darauf, daß Sie, wenn Sie anders, wie ich hoffe, meine Gründe wichtig genug finden, einen der ſchändlichſten Mißbräuche in der Frundſchaft, dem Mißbrauche, der mit Freundſchafts-Kuß und Umarmung getrieben wird, mit vereinigten Kräften, womit Sie ſchon ſo manches Gute bewirkten, ſo manches ſchädliche Vorurtheil ausrotteten, ſo manche unſinnige Mode verdrängten, — entgegen wirken werden.

Je ſeltener wahre Freundſchaft iſt, deſto gangbarer iſt ihr Name, deſto gewöhnlicher ſind leere Freundſchafts-Verſicherungen, und der affectierte Ausdruck ihrer Empfindungen. Freundſchaft, in wie fern ſie mit der Liebe, ihrem Geiſte nach, gleicher Natur iſt, ſucht ſich dem geliebten Gegenſtande zu nähern, und drückt dann ihre Empfindungen durch den Händedruck, und im vollen Erguß von Zärtlichkeit durch Kuß und Umarmung aus. Schande daß es nun zur Mode geworden iſt, mit dem Ausdruck dieſes höchſten innigſten Gefühls zu ſpielen, und zu täuſchen! Schande daß

dieſe Mode an einigen Orten, und vorzüglich auch bey uns, wahrlich bis zum Unſinn, übertrieben wird!

Ich treffe einen Mann deſſen Bekantſchaft — nicht Freundſchaft! ich zufällig an einem dritten Orte machte, oder mit dem ich als Gelehrter oder Kaufmann in Briefwechſel ſtand, das wohl auf nichts weniger als auf eigentliche Freundſchaft Bezug hatte: es muß, ſo will es hier die Mode, geküßt und umarmt werden. Ich lerne einen weitläuftigen Anverwandten kennen, der vielleicht, nach ſeinem moraliſchen Charakter, meiner Seele auf immer fremd bleiben wird: es muß geküßt und umarmt werden. Ich komme zu einem ſo genanten Traktamente, oder muß ſelbſt den Wirth machen, und aus Höflichkeit und um allerley Verhältniſſe willen manche Perſonen mit einladen, die wohl meine Tiſchgenoſſen, nur nicht meine Freunde ſeyn können; und — ja, hier wiederhohle ich den vorhin nicht zu ſtark geſetzten Ausdruck, daß der Mißbrauch mit Freundſchafts-Kuß und Umarmung bis zum Unſinn übertrieben werde.

O weg mit einer tollen Mode, die die Freundſchaft entwürdigt, unſern Charakter verderben und unſere Geſundheit vergiften kann!

„Unſere Geſundheit vergiften?"

Herr Hofrath Gruner, in ſeinem Almanach für Aerzte und Nicht-Aerzte, behauptete: daß der gemein-

gemeinschaftliche Kelch im Abendmahl — auch ohne Rücksicht auf den Armensünder-Trank, auf den elenden verfälschten Wein, welcher noch jezt, zur Ehre der Polizey! in vielen Kirchen zur Communion verbraucht wird — schon durch bloße Berührung des Kelchs von gewissen Kranken, der Gesundheit der Nachfolgenden, welche mit ihm aus demselben Kelche trauken, äusserst nachtheilig werden könnte. Man hat ihm, und ich glaube, mit Recht widersprochen, weil bey gehöriger Aufmerksamkeit des Predigers durch öftere Umdrehung des Randes vom Kelche das Nachtheilige der unmittelbaren Berührung verhütet würde.

Kann aber diese aus unmittelbarer Berührung entspringende Gefahr auch beym Kusse vermieden werden?

„Ein solcher Kranker (wird man einwenden,) nimmt nicht leicht an Gastmählern Theil."

Nicht leicht; das gebe ich zu: aber ich kann ihnen Erfahrungen von bewährten Aerzten aufstellen, daß es doch zuweilen geschah.

„So wird er wenigstens so billig seyn, und Kuß und Umarmung vermeiden."

Ja; wenn Leichtsinn, Frechheit, oder auch unzeitige Scham ihn nicht zur Unbilligkeit, zur Ungerechtigkeit verleiten. „Nun, so muß der Gesunde ihn von sich abhalten."

Das

Das wird er, wenn er ihn schon als einen solchen Kranken kennt, wenn die Krankheit des Unglücklichen schon so auffallend leserlich in sein Gesicht eingegraben ist, daß es andere warnen und abschrecken kann. Ist sie aber das immer — und schon bey ihrem ersten Entstehen? Doch nähmen wir auch an, daß man in kleinern Städten, wo der Mißbrauch der Umarmung am häufigsten ist, bey verhältnißmäßig geringerer Sittenverderbniß, seltner dieser Gefahr der schrecklichsten Vergiftung ausgesezt wäre: kann nicht Eckel und Abscheu vor andern — ob gleich bemitleidungswürdigen Personen — meine Gesundheit auf andere Arten untergraben? Wenn mir z. B. nach genoßnem, vielleicht etwas unmäßig genoßnem Mahle, nun zu guter Verdauung der verpestete Athem irgend eines Tischgesellschafters entgegen gehaucht wird? Auch saß vielleicht ein vornehmer Cyniker mit an der Tafel, der mir, von Speise und Wein ausdünstend, die Ehre anthut, meine Wangen zur Serviette zu gebrauchen!

Verzeihen Sie mir daß ich Ihnen ein so eckelhaftes Gemälde aufstellte, das Sie indeß nicht übertrieben finden werden.

Ist es nun aber nicht mehr als thörigt, um einer elenden Mode willen seine Gesundheit, sein Leben in Gefahr zu setzen? Aber diese unvernünftige Sitte mordet zugleich die Gesundheit der Seele, verdirbt unsern moralischen Charakter.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

[Die Straſſe.]

Mercutio und Benvolio mit ihren Bedienten treten auf.

Benvolio.

Ich bitte dich, lieber Mercutio, laß uns gehen, der Tag iſt heiß, und die Capulets ſchwärmen in den Straſſen herum; wenn wir ihnen begegnen, ſo wird es unfehlbar Händel abſetzen; denn in dieſen heiſſen Tagen iſt das tolle Blut aufrühriſch.

Mercutio.

Du kommſt mir gerade ſo vor, wie einer von den tapfern Männern, die, wenn ſie in ein Weinhaus kommen, gleich ihren Degen auf den Tiſch ſchmeiſſen und ſagen: Gott gebe daß ich dich nicht nöthig habe! aber ſobald ihnen die zweyte Flaſche in den Kopf geſtiegen iſt, ihn gegen den Keller-Jungen ziehen, welches ſie in der That nicht nöthig hatten.

Benvolio.

Und einem ſolchen Burſchen bin ich gleich?

Kuß und Umarmung beym Abſchied oder Wiederfinden des Zwillingsbruders unſerer Seele, bey Entdeckung eines neuen ſchönen Zuges ſeines Geiſtes und Herzens, in den ſeligſten Augenblicken des Lebens, wo das innigſte Gefühl des Wohlwollens gegen den Freund die Sprache hemmt, gegeben und empfangen, entehrt auch den Mann ſo wenig, als die Thräne ſanftrer Theilnehmung an den Schickſalen unſrer Lieben. Nur wird der Mann nicht ſiegwartiſch empfinden, wo er denken, nicht weinen, wo er handeln ſoll — und wird, glaube ich, eben ſo wenig in ewiger Wonne von Freundſchaft überſtrömen, da er ja mit ſeinem Freunde nicht bloß Empfindungen, ſondern auch Gedanken wechſeln, und, mit ihm vereint, mit verſtärkter Thätigkeit wirken will. Es iſt bey der Neigung zu ſolchen Freundſchaftsergieſſungen, ſo etwas ſinnlich ſchwärmendes, ſo was ſüßliebelndes, das ſich mit dem männlich teutſchen Charakter nicht wohl vereinigen läßt. Wer kann auch den trauteſten Freund mit immer gleicher Wärme und Herzlichkeit empfangen? Wozu nun aber gegen ihn, unſern trauteſten Freund, leerer Ausdruck von Empfindungen, die das Herz nicht hat, nicht haben kann, und, nach dem kaum vorhergeſagten, nicht immer haben ſoll?

Unſere vollherzigen Menſchen nach der Mode haben aber dieſen Ausdruck von warmer Herzlichkeit nicht bloß für ihre eigentlichen Freunde, ſondern

dern

dern auch für alle die Hunderte oder Tausende ihrer Bekannten immer in Bereitschaft. O der vollherzigen Modemenschen!

Doch danke ich für ihre Freundschaft! denn bey der Fülle ihres Herzens, kann es doch in tausend Theile zerlegt, jedem nur eine so kleine Portion tragen, daß es kaum der Mühe lohnet, auch nur die Hand darnach auszustrecken. Die Erfahrung lehret, daß die Allerweltsfreunde nur selten Einen Freund haben, der des Namens werth ist, und noch seltner einen solchen Freund verdienen. Indeß gesteh ich, daß mir die Umarmungen dieser freundschaftsvollen Geschöpfe zu weilen mehr Lachen als Verdruß erregt haben.

Madam M * tritt ein, macht ihren Knix, und fängt nun an die versammelten Damen der Reihe nach zu umarmen. Jede — bewundern Sie die Gegenwart des Geistes bey der Ergiessung von überströmender Freundschaft! — jede weiß sie mit so geschicktem Anstande zu umarmen, daß auch kein Härchen von der Frisur gekrümmt wird und kein Bändchen aus seiner Lage kömmt — und haben sie eben die großen Hüte auf, die nun mit der einen Hand zurückgebogen werden, — so kömmt eine Attitude für den Pinsel eines Hogarths heraus.

Madam M * welche beim Eintritt der Dame M * * eben in einem wichtigen Gespräche begriffen war,

war, fährt in dem Augenblicke, wie sie ihren Mund vom Kusse zurückgezogen hat, in ihrer Unterredung fort: „ja das muß ich sagen, der Anzug war ganz niedlich; aber" —

Und eben so umarmen unsere Kleinmeister, und drehen sich in demselben Augenblicke auf dem Absatz herum, um das allerliebste Füßchen der nächsten Dame zu bewundern.

Was ist hier der so genante Freundschaftskuß? Ein fades Compliment, wobey nichts gedacht und empfunden wird. Und soll er das seyn; nun gut, so überlasse man ihn den männlichen und weiblichen Puppen, und der teutsche Mann verachte den faselnden Modekuß wie jede andere Stutzernarrheit!

Wollen wir aber daß Kuß und Umarmung ferner bedeute, was sie doch wohl ihrer Natur nach bedeuten sollten — die stärkste symbolische Freundschaftsversicherung: so wird uns der damit getriebene Mißbrauch nicht blos verächtlich, er wird auch verabscheuungswürdig werden. Ists denn nicht niedrige Heucheley einem andern solche Freundschaftsversicherung zu geben, gegen den mein Herz keine Freundschaft fühlt, den es wohl gar von sich abstößt? Vergebens wird man mir einwenden, daß das nun einmal conventioneller Ton von guter Lebensart sey, wobey gar keine Moralität statt fände; vergebens mit Lord Chester-

feld sagen: daß dergleichen Höflichkeitsbezeugungen eben so wenig Beleidigungen der Aufrichtigkeit wären, als ein gehorsamer Diener am Schlusse eines Ausfordrungs-Schreibens. Denn der ehrliche Mann sollte doch wenigstens dergleichen Höflichkeitsbezeugungen nicht übertreiben. Muß man, um froher Gesellschafter zu seyn, eben die Rolle des Lustigmachers spielen, und, um in Gesellschaften nicht zu beleidigen, jedem mit ausgebreiteten Armen entgegen kommen?

Es giebt eine gewisse schöne Linie, zwischen zu viel und zu wenig mitten inne, welche der Mann von Kopf und Herz auch bey Beobachtung der willkührlichen Gesetze der alles beherrschenden Mode nicht aus dem Auge verlieren wird. Nach dieser Richtschnur wird er höflich seyn, ohne zu kriechen; wird eure Vorzüge, wenn ihr deren habt, anerkennen, wohl gar auch Gelegenheit verschaffen, sie in hellerm Lichte zu zeigen: aber euch nicht Vorzüge anschmeicheln die ihr nicht habt; wird eine närrische Rede gefällig anhören, und ohne Beruf nicht sagen daß sie närrisch sey, aber sie auch nicht wider seine Ueberzeugung klug nennen; wird über eure faden unsittlichen Scherze nicht zur Unzeit moralisiren, aber euch auch keinen Beyfall zuklatschen; wird dem Buben, mit welchem ihn Zufall und Verhältnisse in einen freundschaftlichen Cirkel zusammen führten, da nicht geradezu seine Verachtung fühlen lassen, aber ihm auch nicht die

Achtung

Achtung beweiſen, die dem rechtſchafnem Manne gebührt, — kurz, es giebt ein gewiſſes Gefühl fürs Schöne und Schickliche, das uns in ſolchen Dingen lehrt, gerade ſo viel und nicht mehr zu thun als man muß, und ſelbſt dieß nur, in ſo weit es unſern höhern Pflichten nicht entgegen iſt. Kein Geſetz der Mode — wo ſo oft ein Gek Geſetzgeber war — kann den freyen Mann zwingen etwas zu thun, was mit den ewigen Geſetzen der Sittlichkeit, was mit den Grundſätzen des ehrlichen Mannes im Widerſpruch iſt. Und nun ſagen Sie ſelbſt, ſind jene Umarmungen, als bloſſe Höflichkeitsbezeugungen betrachtet, nicht armſelige Uebertreibungen, und als Freundſchaftsverſicherungen gegen Menſchen, die wir nicht lieben, niedrige Heucheley?

Und der Mann von Grundſätzen ſollte ſeinen beſten Vorzug einer kleinſtädtiſchen Mode aufopfern? das ſey ferne!

Ich war willens M. H. in Bezug auf dieſe kleinliche Mode noch etwas über die Grimaſſe manches Vornehmen gegen den Minderbetittelten hinzu zufügen; auch hätte ich gern noch für die Eingeweihten in der ſchönern Liebe etwas über die Oekonomie und kluge Schätzung des Kuſſes geſagt: aber ich beſorge theils ihre Aufmerkſamkeit von der ernſten Seite des Gegenſtandes abzuziehen, theils, wider mein Verſprechen, durch die Länge der Rede zu ermüden. Und gewiß bedarf es auch zur

Hauptsache — wenigstens für Sie M. F. keiner weitläuftigern Ausführung. Ist es wahr, was doch wohl nicht leicht geleugnet werden kann, daß die Beobachtung einer Mode unter gewissen Umständen der Gesundheit nachtheilig werden kann; daß sie in einer Rücksicht Stutzer Narrheit, in einer andern niedrige Heucheley, und Entwürdigung der Freundschaft sey: so dürfen Sie, teutsche Männer, edle Freunde, dieser elenden Mode nicht länger fröhnen, so sind Sie gezwungen — (Sie wissen wie der edle Mann kann gezwungen werden) vereinigt zu arbeiten, um sie, wo möglich, gänzlich zu verdrängen. Es ist schwer der Mode, die mit diamantnem Scepter die Welt beherrscht, entgegen zu kämpfen: aber der Sieg nach schwerem Kampf ist desto süßer, und Sie haben sich ja dieses Sieges schon oft, haben sich seiner noch vor wenig Jahren bey Abschaffung der Todten-Trauer erfreut.

Sey es denn, daß uns auf eine Zeitlang von der Mode treuen Sclaven der Vorwurf der Sonderlinge, oder der Männer ohne Lebensart gemacht werde; mehr Ehre, als mit Aufopferung unserer Grundsätze auf Kosten unserer Rechtschaffenheit, das zweydeutige Lob artiger Gesellschaft zu erwerben. Und hoffentlich wird auch dieß — doch eben nicht sehr furchtbare — Urtheil bald abgeändert oder doch leiser, und nur noch von denen gesprochen werden, deren Tadel mehr Ehre als ihr Beyfall

fall iſt: wenn wir, wie bey Abſchaffung der Trauer um die Verſtorbenen, die Gründe unſers Verhaltens bekant machen, und dann feſt vereinigt handeln.

Von nun an alſo Freundſchafts-Kuß, und Umarmung nur für den eigentlichen Freund, und nur für die ſeltnen Augenblicke, wo das Herz ſelbſt mit innigſtem Gefühle den Freund umſchlingt! Nie wieder eine Umarmung als bloße Höflichkeitsbezeugung, nie eine Umarmung um der Mode willen!

Der teutſche Händedruck erhalte nur durch Freunde die ſich lieben, wie ich Sie liebe, und wie ich mit froher Ueberzeugung von Ihnen geliebt zu werden glaube, ſeine alte Würde wieder!

VIII.

An

Olympia.

Am 24ſten October 1790.

Die Dankbarkeit, der Menſchen erſte Pflicht,
iſt, wie man ohne ſehr zu läſtern
behaupten mag, der Götter Tugend nicht:
die Grazien nehm ich aus, und ihre holden Schweſtern,
das heil'ge Dreymal Drey, das auf dem Pindus thront,
die Freundlichſten der Götter und Göttinnen.
Die bloße Luſt zu ihrem Dienſt belohnt
ſchon durch ſich ſelbſt; uns wird an Herz und Sinnen
ſo wohl, ſo leicht, ſo warm dabey!
Die liebe Zeit, die insgemein wie Bley
auf Adams Kindern liegt, ſcheint mit den Charitinnen
und Muſen immer nur zu ſchnell uns weg zurinnen,
und kurz, das wenigſte, was wir dabey gewinnen
iſt hier ein Himmelreich und dort — Unſterblichkeit.
Drum dächt ich auch (mit Gunſt der werthen Chriſtenheit)
wir blieben immerhin, ſo lang es uns gedeyht,
in dieſem Stück — ein wenig Heiden

und

und ſchafften unſre Seligkeit,
anſtatt mit Zittern und mit Herzbeklommenheit,
im Dienſt der Grazien — mit Freuden.

* * *

Beſchworen ſey er dann an dieſem goldnen Tag,
der Dich, Olympia, der Welt und uns gegeben,
beym heil'gen Drey und Neun! der feſtliche Vertrag,
ſo lang die Parzen noch an unſerm Daſeyn weben,
den Muſen und den Grazien zu leben!
Sie haben von des Lebens Morgen an
ſo viel für Dich, Du haſt ſo viel für ſie gethan!
Wie ſollte, durch dies wechſelſeitge geben
und nehmen, jenes Blumenband
das Euch umſchlingt, nicht unverwelklich dauern?
Was ſag ich? führten ſie nicht ſelbſt an ihrer Hand
Dich in Auſonien, ihr zweytes Vaterland.
im Jubel ein? — in jene ſtolze Mauern,
wo Göttin Rom, die Herrſcherin der Welt
noch unter Trümmern ſitzt, die Herz und Mark durchſchauern,
und, den Koloſſen gleich, die ſie einſt aufgeſtellt
die alten Geiſter Roms noch ihren Fall betrauern;
wo jeder Athemzug, geſchwellt
von dieſer Zauberluft, den Funcken
des Hochgefühls, das uns zu Göttern macht,
ſelbſt in der engſten Bruſt zur hellen Flamme facht. —

Doch, wie darf ein Profaner ſich entblöden,
Olympia, von dem, was Du geſehn, zu reden?
Der Arme, dem das Heiligthum der Kunſt
ſtets unzugangbar blieb! dem, ach! aus tiefer Ferne,
Dies alles nur in blauem Dunſt,
Traum ähnlich, oder gar gleich einem Nebelſterne,
Geſpenſtern gleich, die im Erſcheinen fliehn,
geahndet, nicht geſehn, erſchien!
Ihm ziemt es mit religioſem Schweigen
ſich vor der Glüklichen zu beugen,
Die an der Grazien Hand bis in die Tempel drang
der höchſten Kunſt der Neuern und der Alten,
mit eignen Augen ſah die göttlichen Geſtalten,
mit eignem Ohr den himmliſchen Geſang
der Muſen hörte; Jahre lang
mit Nectar und Ambroſia ſich nährte,
und da Sie endlich, voll der Götterſpeiſe, nicht
geſättigt, wieder zu uns kehrte,
beym erſten Wiederſehn aus ihrem Angeſicht
von allem, was ihr Aug' in jenem Götterlicht
geſehn, den Wiederſchein in meine Seele ſtrahlte,
und o! ſo ganz Sie Selbſt, ſo ganz Olympia
vor meinen Augen ſtand, wie Sie — Angelica,
der Grazien vierte Schweſter, mahlte.

Mercutio.

Komm, komm, wenn du aufgebracht biſt, biſt du ein ſo hiziger Klingen-Freſſer als irgend einer in Italien -- und das ſchlimmſte dabey iſt, daß du eben ſo ſchnell aufzubringen biſt, als du hizig biſt, wenn man dich aufgebracht hat.

Benvolio.

Wie kömmt das?

Mercutio.

Wahrhaftig, wenn zween ſolche wären wie du, wir würden gar bald gar keinen haben, denn einer würde den andern in der erſten Stunde aufreiben. Du? du fängſt ja Händel mit einem an, weil er ein Haar mehr oder weniger in ſeinem Bart hat, als du; du würdeſt mit einem anbinden, der Nüſſe aufknakte, ohne eine andre Urſache angeben zu können, als weil du nußbraune Augen haſt. Dein Kopf iſt ſo voller Händel, als ein Ey voll von Dotter und Eyer-Klar -- und doch iſt dir dieſer nemliche Kopf, um deiner Schlägereyen willen, ſchon ſo weich geſchlagen worden, als ein geſottnes Ey. Du haſt dich mit einem geſchlagen, der auf der Straſſe huſtete, weil er deinen Hund damit aufgeweckt habe, der in der Sonne ſchlafend lag. Fiengſt du nicht mit einem Schneider Händel an, weil er ſein neues Wams vor Oſtern trug? und mit einem andern, weil er ſeine neue Schuhe mit einem alten Reſtel zugeknüpft hatte? Und du willt hier den Hofmeiſter mit mir machen, und mich vor Händeln warnen!

Benvolio.

* * *

Ihr holden Drey, nehmt meinen Dank dafür,
daß ihr Olympien und unser Glück in Ihr
uns wiedergabt! Und wenn was ich von euch gesungen,
wenn je um eueren Altar
ein Blumenkranz, von mir geschlungen,
euch nicht ganz ungefällig war,
so hört mich jetzt! Laßt die Erinnerungen
von jenem schönen Doppeljahr,
gleich Platons göttlichen Ideen,
in einem ew'gen Traum vor Ihrer Seele stehen!
Sein Zauber wirke stets auf Ihre Phantasie,
belebe stets Ihr Herz, erneue
mit jedem Morgen sich, und streue
nicht eignen Reiz auf alles um Sie her!
So, holde Grazien, geleitet Sie durchs Leben,
und (meinem kleinen ich sein Recht nicht zu vergeben)
so laßt in Belvedere's Hayn
auch mich von allem dem — noch lange Zeugen seyn!

W.

IX.

Ein Beytrag zur Geſchichte der Gelehrten.

Eine der guten Wirkungen der wahren Philoſophie und der nützlichen Wiſſenſchaften, wodurch ſich unſer Zeitalter auszeichnet, iſt auch dieſe, daß die ſchwülſtige Titelſucht nicht mehr ſo allgemein die Köpfe großer Gelehrten ſchwindeln macht, als es zu Caſpar Scioppius Zeiten geſchah. Dieſem berühmten, oder vielmehr berüchtigten Manne gebührte eine der vornehmſten Stellen unter den großen Geiſtern ſeiner Zeit, wenn ihn nicht ſeine ſchrankenloſe Ehrſucht und Rechthaberey zu einem Ungeheuer von Läſterzunge gemacht hätte. Er war ein anderer Pietro Aretino, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer ſich nicht mit dem eiteln Dunſt von Titeln begnügte, um große Herren zu ſchonen. Der Pabſt machte ihn zum Patricius zu Rom, und zum Ritter von S. Peter, der Kaiſer und der König von Spanien zum Geheimden Rath, und der rechtmäßige Erbe des Ottomanniſchen Throns, Sultan Jachia, zum Grafen von Claravalle, und vitam teneatis amici! — zum Fürſten von Athen, und zum Herzog von Thebe. Dieſes letztere iſt nicht allgemein bekannt. Erſt vor einigen Jahren hat man in dem Archiv der Florentiniſchen Grafen Pierucci das Original eines von beſagtem Sultan Jachia ihm ertheilten Diploma entdeckt, worin

ihm die Inveſtitur der erwähnten Länder zugeſichert wird.

Jachia war ein Sohn des Großſultans Mahomet III, und der Sultaninn Elpare von Cypern, die aus dem Kaiſerlichen Geſchlechte der Paläologen entſproſſen war. Dieſe hatte ihn heimlich als ein Kind in ein Griechiſches Kloſter in Sicherheit gebracht, wo er in der chriſtlichen Religion erzogen wurde. Da Achmet, ſein jüngerer Bruder, den kaiſerlichen Thron beſtieg, worauf er ein näheres Recht zu haben glaubte, verließ er Griechenland, um die chriſtlichen Fürſten um ihren Beyſtand wider ihn anzuflehen. Er landete im Jahr 1609 zu Livorno an, und fand beym Großherzoge von Toſkana Coſmus II. eine ſehr günſtige Aufnahme. Dieſer verſah ihn nicht nur mit Geld, und beehrte ihn mit reichen Geſchenken, ſondern unterſtützte ihn auch wirklich mit ſeiner Seemacht, um ihm wenigſtens eine Herrſchaft in Aſien zu verſchaffen. Weil aber dieſe Macht zu gering war, kehrte er unverrichteter Sache nach Europa zurück, und ſuchte Hülfe in Frankreich. Da man ihn aber (wie leicht zu erachten) mit leeren Hofnungen unterhielt, ſo bewies er ſich eben ſo großmüthig durch Gegenverſprechungen, deren Erfüllung von einem Glücksfall abhieng, worauf er wohl ſelbſt wenig Rechnung machte. Von dieſer Art iſt das Document, in welchem er nicht nur Caſpar Schoppen, der bey vielen Fürſten, beſonders bey dem Pabſte in Anſehen wär, mit Attica, in deſſen Hauptſtadt Athen er

eine

eine Universität zu stiften willens war, mit Böotien und der Stadt Gonna in Thessalien, samt dem paradiesischen Thale Tempe zu belohnen versprach: sondern auch, nach alter Gewohnheit orientalischer Fürsten, wenn sie zu den Römisch-Katholischen ihre Zuflucht nehmen, der ganzen Christenheit angelobte, die Katholische Kirche in seinem zu erobernden Reiche nach seinen Kräften zu erhöhen, und das orientalische Kaiserthum nach menschenfreundlichen Gesetzen, und ohne Despotismus zu beherrschen. Das Diploma ist in Italienischer Sprache geschrieben, aus welcher ich es folgender Maßen übersetze.

„Wir Sultan Jachia von Gottes Gnaden, rechtmäßiger Erbe des Orientalischen Kaiserthums, thun Euch Caspar Scioppius, unserem geliebtesten Freunde, hiermit zu wissen: wie sehr Wir, seitdem Ihr vor einigen Tagen uns durch euere Abreise das Vergnügen und die Tröstung euerer heiligen, auf der Vernunft und heiligen Schrift gegründeten Unterredungen entzogen habt, über den Spruch des Apostels Paulus nachgedacht haben, wo er sich mit vieler Wahrheit rühmte: Signa Apostolatus mei facta sunt supra vos in omni patientia, in signis et prodigiis et virtutibus, semper mortificationem Iesu in corpore meo circumfero, et vita Iesu Christi manifestatur in carne mea. Stigmata Domini Iesu in corpore meo porto. Und doch versprach er sich keinen

nen glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen und Predigten, ohne den Beyſtand des Gebeths heiliger Menſchen; wie er uns in folgenden Stellen belehrt: Fratres orate pro nobis ut ſermo dei currat et clarificetur. 2. *Theſſ.* 3. Vigilate in omni inſtantia et obſecratione pro me, ut detur mihi ſermo in apertione oris mei cum fiducia notum facere myſterium Evangelii, ita ut in ipſo audeam prout oportet me loqui. *Epheſ.* 6. Orationi inſtate, orantes ſimul et pro nobis, ut Deus aperiat nobis oſtium ſermonis ad loquendum myſterium Chriſti, ut manifeſtem illud ita ut oportet me loqui. *Coloſſ.* 4. Daher glauben Wir, daß Wir zur erwünſchten Ausführung unſerer heiligen und ruhmvollen Unternehmung, Europa von dem gottloſen Weſen der Muhamedaner zu befreyen, und die katholiſche allein rechtgläubige Religion Chriſti zu erweitern, nicht nur Kriegsheere und tapfere Soldaten, ſondern auch vornehmlich das Gebet heiliger und religiöſer Leute, die mit Moſes auf dem Berge der Betrachtung, ihre Hände zu Gott erheben, indeß wir, wie Joſua auf der Ebene, mit den Amalekitern ſtreiten, nöthig haben; und da wir wiſſen, daß ihr euch viele Jahre in verſchiedenen Kloſtern aufgehalten, und mehr, als je ein anderer, zur Vertheidigung und zum Ruhm des Kloſterlebens geſchrieben; wodurch ihr die Bekanntſchaft vieler heiliger, und andächtiger Mönche erlangt habt: ſo bitten wir euch inſtändigſt, euch den Beyſtand

ſtand derſelben zu verſchaffen. Damit die Sache einen glücklichen Erfolg habe, ſo geloben wir in gegenwärtiger Schrift Gott und euch, daß, wenn Gott unſere Unternehmung begünſtiget, und wir den von Gott und Rechtswegen uns zugehörigen Beſitz des orientaliſchen Kaiſerthums erlangen werden, wir nachfolgende Punkte zur Ehre Gottes, zur Erhöhung der katholiſchen und rechtgläubigen Religion, zur Rettung ſo vieler Millionen Seelen, und zum Wohl des ganzen menſchlichen Geſchlechts ſogleich vollſtrecken werden.

I) Werden wir keine deſpotiſche, ſondern eine väterliche Regierung einführen, welche ganz zum Wohl und Heil unſerer Völker eingerichtet ſey, nach der von Chriſto vorgeſchriebenen Regel: Scitis, quod reges gentium dominantur eorum, et qui poteſtatem habent ſuper eos (das iſt, welche deſpotiſch und mit Gewalt herrſchen) benefici vocantur. Vos autem non ſic; ſed quicunque voluerit inter vos major fieri, erit veſter ſervus: ſicut filius hominis non venit dominari, ſed miniſtrare et dare animam ſuam redemptionem pro multis. Dieſes geloben wir hiermit zu thun, und ein geſchworner Feind aller tyranniſchen und gewaltthätigen Regierung zu ſeyn.

II) Alle Bisthümer ſollen mit Religioſen beſezt werden, welche ſich viele Jahre in ihren Klöſtern in den Tugenden geübt haben, die der heilige Paulus von Biſchöfen erfordert. Wir werden

es

es zu einem unveränderlichen Gesetz machen, daß niemand Bischof seyn könne, der nicht lange Zeit Mönch gewesen, und in der heiligen Schrift wohl geübt sey.

III) Wir werden sorgen, daß, den kanonischen Gesetzen gemäß, die gehörigen bischöflichen und erzbischöflichen Synoden und die Provinzial- National- und Allgemeinen Kirchenversammlungen nicht unterlassen werden; und wir geloben, den synodalischen Dekreten zu gehorchen, und unsere Kinder und Nachkommen denselben durch ein Gesetz dergestalt zu unterwerfen, daß, wenn wir von der christlichen Regierungsform abweichen, und (welches Gott verhüten wolle) zu Tyrannen werden, wir der kaiserlichen Würde verlustig, und unsere Völker von allem Gehorsam losgesprochen und frey seyn sollen.

IV) Wir werden uns auf gleiche Weise angelegen seyn lassen, den Kriegsstand und die Wissenschaften, besonders die Gottesgelahrheit, in unsern Staaten zu befördern, damit unsere Regierung durch eine Menge Männer, die sich theils durch die Kriegskunst zu Land und zur See, theils durch Wissenschaften und Künste auszeichnen, berühmt werde; denn die heilige Schrift sagt: lingua sapientum sanitas est. *Prov.* 12. und multitudo sapientium sanitas est orbis terrarum. *Sap.* 6.

V) Die

V) Die berühmte Stadt Athen, die Mutter so vieler Helden, werden Wir aufs neue in eine Pflanzschule aller Künste und Wissenschaften verwandeln, damit sich in derselben zu allen Zeiten tapfere Krieger, kluge Räthe, geschickte Künstler, vortrefliche Philosophen und Theologen bilden. Zu diesem Ende werden Wir daselbst drey Kollegien mit hinreichenden Einkünften stiften. Das erste, welches dem heiligen Georg geweiht seyn soll, wird zur Schule der Kinder titulierter und adelischer Personen, die ihren Adel bewiesen haben, dienen, wo sie die griechische, lateinische, sclavonische, arabische, und, nach eines jeden Fähigkeit, noch andere Sprachen, und die politische Klugheit in friedlichen und kriegerischen Geschäften, lernen werden. Das zweyte Kollegium des heiligen Basilius soll dem Unterricht der griechischen Mönche gewidmet, und das dritte, des heiligen Benedikts, eine Schule der lateinischen Mönche seyn. In beyden Kollegien sollen nur die besten Köpfe aufgenommen, und in der hebräischen, griechischen, lateinischen, sclavonischen und arabischen Sprache, in der Theologie, Philosophie und Mathematik unterwiesen werden, damit sie nachher in die Klöster ihrer Orden vertheilt werden, um daselbst die Wissenschaften zu verbreiten, die sie in ihrem Collegio zu Athen gelernt haben.

VI) Weil diese Universität unser gröster und liebster Schatz auf Erden seyn soll, so ist es billig,

lig, daß wir die Aufsicht desselben einem Manne anvertrauen, der nicht nur unserer Person, wegen gleicher Denkart, besonders gewogen, sondern auch dem katholischen Glauben, der Theologie und andern Wissenschaften im höchsten Grade ergeben ist. Daher glauben wir, daß Gott Euch ausersehen und uns geschenkt habe, ein so wichtiges Geschäfte zur Wohlfarth unseres Reichs und der allgemeinen Kirche anzufangen und zu gründen. Darum erklären wir Euch, kraft dieser Urkunde, zum Fürsten von Athen und zum Direktor und Erhalter der besagten Universität, und versprechen Euch in verbo Regis, daß sobald wir im Besitz unseres Reichs sind, Wir Euch und euere gezeugte oder adoptirte Söhne, samt allen ihren rechtmäßigen Nachkommen, mit dem Fürstenthum Athen und seinem ganzen Gebiethe, welches ehedem Attica genannt wurde, ingleichen mit dem Herzogthum Thebe, dem ehemaligen Böotien, belehnen werden. Zu euerer unschuldigen Belustigung werden wir Euch auch das berühmte und herrliche Thal, welches sich von der Stadt Gonna in Thessalien bis zum Golfo von Salonichi erstreckt, das Tempe der Alten, *) verleihen. Wir erklären Euch zum Grafen dieses Thals, mit Einschließung der Stadt Gonna, gleich-

*) Weil der Sultan in der Urkunde dieses Thal famosa e chiara valle nennte, so hat dieses zur Erdichtung einer Grafschaft Chiaravalle oder Claravalle Gelegenheit gegeben.

gleichwie wir Euch zum Fürſten und Herzog erklärt haben, damit aller Welt offenbar werde, wie hoch wir euere in der ganzen Chriſtenheit ſchon berühmten Eigenſchaften ſchätzen, und wie viel uns daran gelegen ſey, euere Gewogenheit gegen unſere Perſon mit Gegenliebe zu vergelten.

VII) Weil wir auch durch euere Belehrung gelernthaben, wie viel ganz Europa dem heiligen Vater Benedikt und ſeinem Orden zu verdanken hat: ſo werden wir dieſen von Euch ſo werthgeſchäzten Orden in unſern beſondern Schutz nehmen, und ihm alle Klöſter, die er ehedem in unſern Staaten beſeſſen hat, wieder einräumen, damit die Chriſten der lateiniſchen Kirche Gelegenheit haben, ihren Gottesdienſt auszuüben.

Alles dieſes geloben und verſprechen Wir, ſobald möglich zu vollſtrecken, ſo wahr uns Gott und ſeine Heiligen helfen! Zur Bekräftigung deſſen haben Wir gegenwärtige Urkunde mit eigenhändiger Unterſchrift und unſerm gewöhnlichen Siegel unterzeichnet.

Geſchehen zu Turin,
den 15ten Oktbr. 1633.

Sultan Jachia,
ein Otroman.

J***

X.

Benvolio.

Wenn ich ſo händelſüchtig wäre wie du, es würde mir niemand zwo Stunden um mein Leben geben --

(Tybalt, Petruchio und andre von den Capulets treten auf.)

Bey meinem Kopf, hier kommen die Capulets --

Mercutio.

Bey meiner Ferſe, ich frage nichts darnach.

Tybalt.

Haltet euch dicht an mir, ich will mit ihnen reden -- Guten Tag meine Herren, ein Wort mit einem von euch.

Mercutio.

Warum nur Ein Wort? Kuppelt es mit einem leibhaftern Ding zuſammen, macht daß ein Wort und eine Ohrfeige draus wird.

Tybalt.

Ihr ſollt mich willig genug dazu finden, Herr, wenn ihr mir Gelegenheit dazu geben wollt.

Mercutio.

Könnt ihr denn keine Gelegenheit nehmen, ohne daß man ſie euch geben muß?

Tybalt.

Mercutio, du ziehſt immer mit Romeo herum --

X.

Litterariſche Nachrichten.

1.

Den Boten aus Thüringen werde ich auch im künftigen Jahre fortſetzen. Die Abſicht deſſelben iſt, durch Erzählungen und Geſpräche, in die niedern Stände ſoviel Licht zu bringen, als für ſie Bedürfniß iſt, vorzüglich ſie zu belehren, wie ſie ſich eine dauerhafte Geſundheit verſchaffen, ihre ökonomiſchen Umſtände verbeſſern, die Thiere und Pflanzen, die um ſie ſind, beſſer benutzen, ihre Kinder gut erziehen, eine vergnügte Ehe führen, und ſich bey den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens beruhigen können. Materien, über die ſich nur der aufgeklärtere Theil der Nation beſprechen darf, vermeide ich entweder ganz oder behandele ſie mit möglichſter Delikateſſe. Wenn nun aber meine Abſicht erreicht werden ſoll, ſo — muß das Blat geleſen werden!

Ich erſuche daher alle Herrſchaften, Amtleute, Superintenden, Prediger und Schullehrer, die das Gute lieben, und ſich von der Güte meiner Abſicht überzeugen können, zur Verbreitung dieſes Blats beförderlich zu ſeyn. Auf der Zeitungsexpedition in Gotha koſtet der Jahrgang 18 gute Groſchen, auf der Poſt nach dem Verhältniſſe der Entfernung, etwas

mehr. Auch kann man es von der Cruſiuſſiſchen Buchhandlung in Leipzig, von der Herrmanniſchen in Frankfurt am Mayn, und von der Felſeckeriſchen in Nürnberg erhalten. Wer in entfernten Gegenden, in welche die Gothaiſchen Zeitungsboten nicht kommen, auf 12 oder mehrere Exemplaren Beſtellungen machen will, kann ſich deswegen unmittelbar an mich wenden, und die billigſten Bedingungen erwarten. Gewöhnlich wird wöchentlich 1 Bogen ausgegeben, wovon die eine Hälfte politiſche Nachrichten enthält. Man kann dies Blat aber auch ohne Zeitungsnachrichten, von den Poſten für 12 gute Groſchen erhalten. Schnepfenthal, den 24. Oct. 1790.

Salzmann.

2.

Ankündigung wetzlariſcher Annalen zur Unterhandlung für alle Volksklaſſen.

Eine Wochenſchrift.

Unter dieſem Tittel kündige ich einem geehrten Publikum, durch gütige Verträge verſchiedner hieſig und auswärtiger Herren Gelehrten unterſtützt, eine Wochenſchrift an, die mit Anfang des künftigen 1791ſten Jahres beginnen ſoll. Von wenig Edlen bemerkt, von vielen verkannt, hatte mich bisher ein trauriges Verhängnis in einen Winkel der Erde hingebannt, wo ich nur mir und meiner Laune überlaſſen, ein ſtiller Beobachter menſchlicher Handlungen ſeyn konnte. Eine Unthätigkeit, die mein ganzes Gefühl für Ehre empörte,

pörte, meines Talents ganze Spannkraft aufdonnerte, trieben mich an, ſo viel in meinen Kräften ſtand, mich den Zirkel der Nüzlichkeit, dem jeder Menſch einverleibt ſeyn ſollte, aber oft leider aus Vörurtheil, und mit der Flammengeiſel der Verläumdung gepeizicht, nicht iſt, zu nähern. Gegenwärtige Wochenſchrift iſt ein Verſuch, wie weit ich es in meinen Bemühungen gebracht habe. Charakteriſtik, Menſchenkunde und Beobachtungen ſind die Hauptgegenſtände dieſes Blats, die bald in feyerlichen Ornate der Moral, bald im lachenden Gewande der Satyre und des Gedichts auftreten ſollen. Alle Aufſäze ſollen gut gewählt und neu ſeyn, nur die intereſſanteſten Materien enthalten, und ſich durch einen fließenden, populären, dem Gegenſtande ſtets angemeſſenen Styl empfehlen. Ernſt und Laune werden wie Schatten und Licht auf einander wirken, um durch Abwechslung den Leſer zu unterhalten. Immer wird die Schreibart ſo ſeyn, daß ſie auch des ernſthafteſten Stoikers Delikateſſe nicht beleidigen wird. Man ſchränkt ſich bey dieſem Plane überhaupt auf nichts ein, ſondern alles gehört hieher, was jenen Zweck befördern kann.

Von dieſer Wochenſchrift erſcheint alle Sonnabend ein Bogen in Oktav. Das Quartal wird von den Herren Subſcribenten bey Ablieferung des erſten Blats mit 45 kr. vorausbezahlt. Auswärtige Liebhaber haben die Gütigkeit ſich an die nächſten Poſtämter zu wenden. Hundert Subſcribenten werden zum Anfange des Druckes hinreichen, und ſolte dieſe Anzahl vor dem Monat December ſchon beyſammen ſeyn, ſo ſoll dieſes Blatt auch mit dieſem Monat anfangen. Innerer Gehalt, mit äuſerm Schmucke eines ſchönen Papiers und Druckes vereinigt, werden dieſem Blatte zur beſondern Empfehlung gereichen. Beyträge aller Art, womit man mich beehren will, wird man aber

nur unter dem Bedinge, wenn sie gut geschrieben sind, und keine Anzüglichkeiten enthalten, einrucken. Jedem Bogen werden die merkwürdigsten politischen Neuigkeiten angehängt. Ich zähle um so mehr auf gütige Unterstützung Eines geehrten Publikums, da ein mäßiger, uneigennütziger Preis, *) noch mehr aber meine Absicht etwas zum allgemeinen Guten beytragen zu wollen, mir mit einer gütigen Aufnahme schmeicheln. Wezlar, den 18. Okt. 1790.

Friedrich Pilger, der Aeltere.

3.

Das so ungemein wichtige und interessante Werk, dem man schon seit mehreren Jahren mit ganz ungewöhnlichem Verlangen entgegensahe: James Bruce's Travels, Reisen in das Innere von Afrika, nach Abyssinien, an die Quellen des Nils, ist nun endlich vor einigen Monaten wirklich erschienen. Es bestehet aus fünf Bänden in Quart, kostet in England selbst 5 Guineen, und kommt in Teutschland über 40 Thlr. zu stehen. Unter allen Reisebeschreibungen dieses Jahrhunderts behauptet diese unstreitig, nebst Cooks Seereisen, den ersten Rang. Wir hoffen deßwegen dem teutschen Publikum einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn wir aus diesem großen, kostbaren und weitläuftigen Werke einen zusammengedrängten, wohlfeilen und zweckmäßigen Auszug (über den wir auch schon, welches nachrichtlich hier angezeigt wird

*) In dieser Rücksicht darf er freylich nicht mit dem Preise des Boten aus Thüringen (dessen innern Werth und große Gemeinnützigkeit das Publikum bereits kennt) verglichen werden. W.

wird, ein Churfürſtl. Sächſ. Privilegium erhalten haben) verfertigen; beſonders da das Buch recht eigentlich zum Abkürzen qualificirt iſt, indem der Verfaſſer ſehr weitſchweifig geſchrieben hat.

Derſelbe wird aus zwey, höchſtens drey Bänden in 8. jeder von 30 Bogen beſtehen, auch mit den nöthigen Karten verſehen ſeyn, und ſoll dem weſentlichen Inhalt nach alles in ſich faſſen, was jede Klaſſe von gebildeten Leſern im Original ſelbſt nur immer intereſſieren kann. Wir können dieſes Werk, des zu befürchtenden Nachdrucks wegen, nicht anders als auf Unterzeichnung herausgeben; der Subſcriptionspreiß jedes Bandes von 30 Bogen, eher mehr wie weniger, mit Inbegriff der Karten, iſt äuſſerſt mäßig, nur auf 1 Thlr. in Louisd'or, zu 5 Thlr. gerechnet, angeſezt. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß immer auf die Bände zuſammen unterzeichnet wird, als welche unzertrennlich ſind. Ueberdieß wird noch auf 6 Exemplare 1, auf 10 werden 2, und auf 20 Exempl. 5 frey gegeben. Die löbl. Poſtämter aber, Zeitungs-Expeditionen, Intelligenz-Comtoirs, Buchhandlungen und die Herren Collecteurs überhaupt, welche auf einmal mehr wie 30 Exempl. nehmen, erhalten gar 33 1/3 pro Cent. oder 1/3 des Ganzen Rabat. ſo daß ſie für 30 Exempl. nur 20, oder für den Band nur 1 Gulden, oder für beynahe 3 oder für mehr als 4 Alphabete (nebſt Karten) welche die Quinteſſenz eines Buchs enthalten, das 40 Thlr. koſtet, nur 2 Fl. oder 2 Thlr. netto bezahlen. Der Ladenpreiß iſt nachher unabänderlich für jeden Band 1 Thlr. 8 gr. Man kann alſo hier, durch die bloße Schreibung ſeines Namens, einige Gulden erſparen. Der Subſcriptions-Termin bleibt bis zu Ende November d. J. offen, die Namen der ſämmtlichen Herren Subſcribenten werden vorgedruckt, der erſte Band kommt, wenn ſich

jene

jene bey Zeiten melden. künftiges Jahr heraus, die Folge in der Leipziger Jubilate-Meſſe 1791. und die Exemplare werden frey bis Leipzig und Frankfurt am Mayn geliefert.

Alle unſere Gönner und Freunde, alle löbl. Poſt-ämter, Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen, Intelligenz-Comtoirs werden hierdurch erſuchet, Subſcriptionen unter obigen Bedingungen gütigſt anzunehmen, und ſolche ſobald als möglich an uns einzuſenden; denn zuletzt gehet alles ohne Ausnahme an die unterſchriebene

Rinteln, den 1ſten Oct. 1790.

Expedition der theologiſchen Annalen zu Rinteln in der Grafſchaft Schaumburg.

In Weimar nimmt die **Hoffmanniſche Buchhandlung** auf dieſes Werk Subſcription an.

Noch wird hier angezeigt, daß die **theologiſchen Annalen** nun jährlich eine neue unentgeldliche Zugabe von vier fein geſtochenen Silhouetten der berühmteſten jetztlebenden Gottesgelehrten, nebſt ihren Lebensbeſchreibungen erhalten, wovon in dieſem Jahre ſchon zwey wirklich ſind ausgegeben worden. Auch ſoll künftiges Jahr noch die Bogenzahl der Beylagen vermehrt werden, wovon alsdann ein Theil ganz eigentlich die Stelle eines theol. Intelligenz-Blattes vertreten wird, wo die Einrückungsgebühren für jede gedruckte Zeile, und zwar in ganzen, nicht geſpaltnen, Columnen nur 6 pf. betragen. Der Preiß bleibt unverändert (verſteht ſich an Ort und Stelle, ohne die Verſendungskoſten) 2 Thlr. Sächſ. Man kann zu jeder Zeit eintreten, nur bleibt der ganze Jahrgang immer unzertrennlich.

Neuer
Teutſcher Merkur.

12. Stück 1790.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Der olympische Weiberrath. Ein Götter-
gespräch. S. 321
II. Einige Züge aus dem Leben des guten Mu-
säus, von Hrn. Präsid. v. Kotzebue. — 366
III. Schreiben aus Paris an den Herausgeber
des Teutschen Merkurs. — 381
IV. Ueber Liebe als Leidenschaft, und den
Grundsatz zur Beurtheilung ihrer Dignität. — 411

Nachricht.

Auf den **Teutschen Merkur** kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. **Postämtern** in und ausser Teutschland mit drey **Reichsthalern** für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen **Buchhandlungen** zu finden, für welche Hr. Buchhändler **Göschen** zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das **Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir** zu **Hamburg** wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Zur Nachricht.

Die Hoffmanniſche Buchhandlung in Weimar hat zur Leipziger Michaelis-Meſſe 1790 verlegt:

Acta hiſtor. eccleſ. noſtri Temp. 100ſter Theil. 3 gr.

Akten, Urkunden und Nachrichten zur neueſten Kirchengeſchichte, 2ten Bds 13tes Stück. 3 gr.

Almanach oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker aufs Jahr 1791. 12ter Jahrgang, Taſchen-Format. 12 gr.

Hoffmanns, C. A. tabellar. Entwurf der pharmaceutiſchen Scheidekunſt nach ihren Operat. ein Blatt, royal Fol. 4 gr.

Huth, G. allgemeines Magazin der bürgerl. Baukunſt, 1ſten Bds. 2ter Theil, mit Kupf. gr. 8. 1 Thlr.

Repertorium der neueſten Kirchengeſchichte oder Univerſal-Regiſter über die 24 Bände der Novor. Actor. und der Actor. hiſt. eccl. noſtri Temp. 1ſter Band 8. 20 gr.

Trommsdorf, T. B. Tabelle über alle bis jezt bekannte Luftarten, ihre verſchiedene Benennung, Kennzeichen, Eigenſchaften ꝛc. 4 gr.

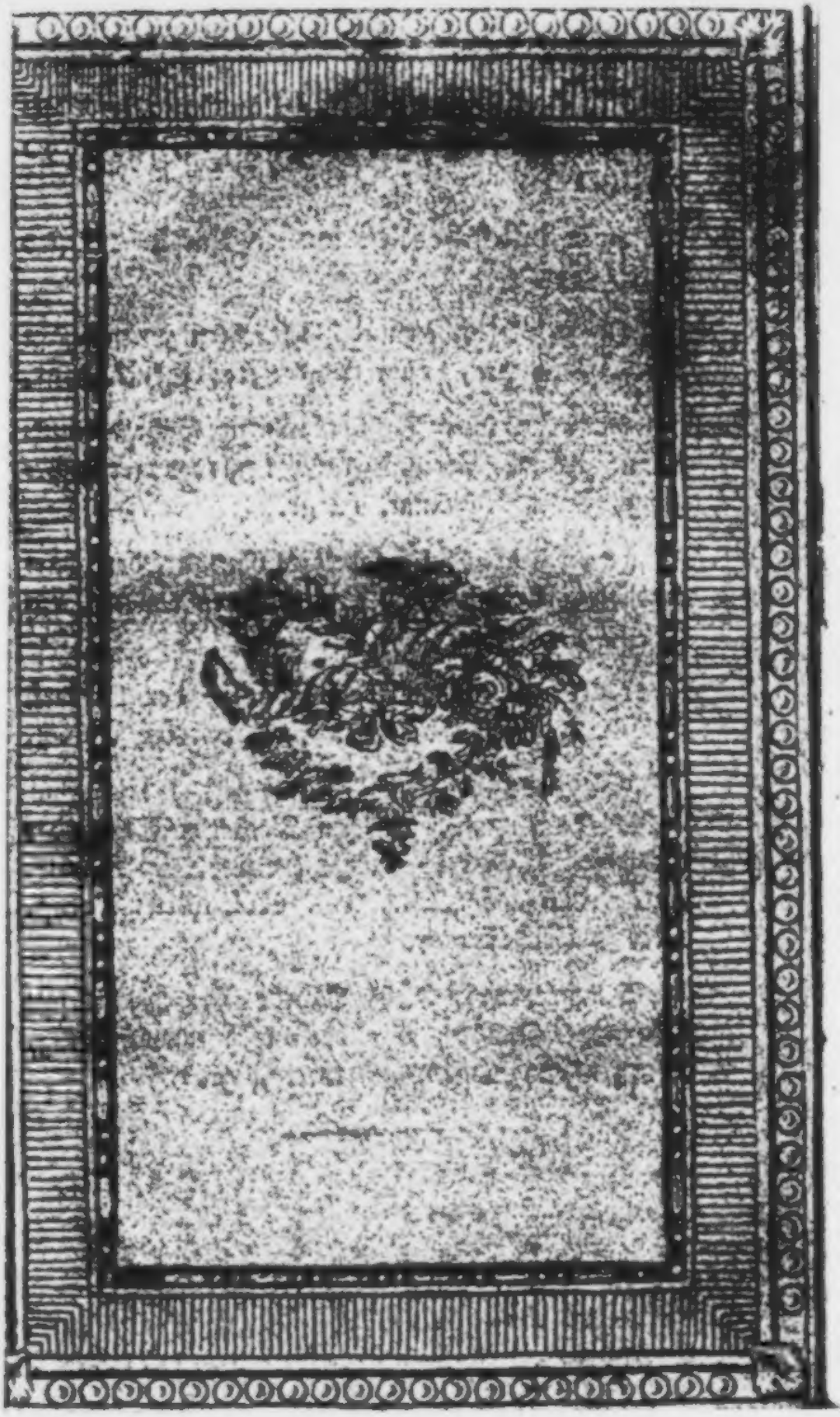

Mercutio.

Herumziehen! wie, machſt du Bier-Fidler aus uns! Wenn du Bier-Fidler aus uns machſt, ſo erwarte nichts beſſers als Mißtöne zu hören -- Hier iſt mein Fiddel-Bogen -- Hier iſt was, das euch tanzen machen ſoll! -- Höll-Teufel! Herumziehen!

(Er legt die Hand an ſeinen Degen.)

Benvolio.

Wir ſind hier mitten unter den Leuten. Entweder zieht euch an einen abgelegnen Ort zurük, oder macht euren Zwiſt mit kaltem Blut aus; hier gaffen uns alle Augen an.

Mercutio.

Die Leute haben ihre Augen drum, damit ſie ſehen ſollen; laß ſie gaffen; ich will niemand zum Gefallen von der Stelle gehen, ich.

Romeo zu den Vorigen.

Tybalt.

Gut! Ihr könnt Friede haben, Herr! Hier kommt mein Mann.

Mercutio.

Aber ich will gehangen ſeyn, Herr, wenn er eure Livereen trägt; geht nur zuerſt zu Felde, er wird euch auf dem Fuß folgen; in dieſem Sinn kan Eu. Gnaden ihn wol einen Mann heiſſen.

Tybalt.

Der neue
Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1790.

I.

Der olympiſche Weiberrath.
Ein Göttergeſpräch.

Juno. Semiramis. Aſpaſia. Livia Auguſta. Königin Eliſabeth von England.

Juno.

Ihr wiſſet bereits, meine Freundinnen, warum ich euch zu dieſer geheimen Unterredung eingeladen habe. Die Monarchien, deren Beſchützerin ich bin, ſind von Gefahren umgeben, die mit jedem Tage beſorglicher werden. Sie ſind in ihren Grundfeſten erſchüttert worden, und einige von ihnen drohen einen nahen Einſturz, wenn nicht Mittel gefunden werden, ſie noch in Zeiten zu unterſtützen. Das ſchlimmſte iſt, daß mein Gemahl — der ſich überhaupt ſeit geraumer Zeit ſehr geändert hat und neuerlich ein großer Moraliſt geworden iſt — die demokratiſchen Anmaßungen zu begünſtigen ſcheint, und meinem Eifer für die gute Sache, wenigſtens in der Wahl der Mittel, Gränzen ſezt,

die ich nicht zu überschreiten wagen darf. In diesen Umständen habe ich für nöthig gehalten, die weisesten und erfahrensten unter den Bewohnerinnen des Olymps zu Rathe zu ziehen; und auf welche andere, als auf euch, hätte da meine Wahl fallen können? — Jede von euch hat, ohne zum Scepter gebohren zu seyn, unter dem ersten Volk ihrer Zeit die erste Rolle gespielt. Du, Semiramis, hast dich, bloß durch die Größe deiner persönlichen Vorzüge, aus einer Schäferhütte auf den ersten Thron der damahligen Welt geschwungen, die Eroberungen des großen Ninus fortgesezt, und über eine Menge überwundener Völker mit einem Glücke, das sich vierzig Jahre lang an dich gefesselt zu haben schien, geherrschet. Du, Aspasia, erhobst dich von einer milesischen Hetäre zum Rang einer Gemahlin des Perikles, und verdientest durch deinen Einfluß über ihn, in einem Sinne, den ich selbst hätte beneiden mögen, den Namen der Juno dieses attischen Jupiters. Du, Livia, warst dem Erben des ersten Cäsars funfzig Jahre lang noch mehr als Aspasia dem Demagogen von Athen. Du ersetztest ihm seine zwey unentbehrlichsten Freunde, Mäcenas und Agrippa; und dir, der Vertrauten seines Herzens und der Seele seiner Rathschläge, hatte die Welt es zu verdanken, daß sich der grausame und verhaßte Usurpator in einen bis zur Anbetung geliebten Regenten verwandelte, unter welchem das menschliche Geschlecht zum erstenmal einer vierzigjährigen allgemeinen Ruhe genoß.

Du

Du endlich, jungfräuliche Eliſabeth, nachdem du durch einen Charakter, der die geſchmeidigſte weibliche Klugheit mit heroiſcher Standhaftigkeit verband, tauſend Gefahren und Schwierigkeiten, die dir und deinem Reiche den Untergang drohten, glücklich beſiegt hatteſt, du hinterließeſt der Welt das in ſeiner Art einzige Beyſpiel einer willkührlichen Regierung über ein freyes Volk, das dich abgöttiſch liebte, und deſſen Zuneigung und Beyfall zu erhalten dein höchſter Ehrgeiz war. Vier ſolche Rathgeberinnen laſſen mich einen Beyſtand erwarten, der meine Bemühungen nothwendig mit dem glücklichſten Ausgang krönen muß. Eröffnet mir alſo euere Gedanken ohne Zurückhaltung, was für Mittel und Wege einzuſchlagen ſeyn möchten, um den gänzlichen Verfall der noch beſtehenden Monarchien zu verhüten, den alten Glanz des Thrones wiederherzuſtellen, das verlohrne Zutrauen der Völker wieder zu gewinnen, und Erſchütterungen, wie diejenigen, von welchen wir Augenzeugen geweſen ſind, in Zukunft unmöglich zu machen. Rede du zuerſt, Semiramis!

Semiramis.

Große Königin des Olympus! Wie ſehr ich mich auch durch die günſtige Meynung, die du von meinen Fähigkeiten für die Regierungskunſt gefaßt zu haben ſcheinſt, geehrt befinde, ſo kann ich mir doch ſelbſt nicht verbergen, daß ich vielleicht weniger als jede andere geſchickt ſcheinen muß, in der vor-

legenden Sache einen tauglichen Rath zu geben; ſo groß iſt die Verſchiedenheit der Umſtände, unter welchen ich zu meiner Zeit den erſten Thron der Morgenländer behauptete, von der Lage, worin in dieſem Augenblicke die abendländiſchen Reiche ſich befinden. Indeſſen, da ich einmahl dazu aufgefodert bin, will ich meine Gedanken um ſo freymüthiger ſagen, da vielleicht dieſer Unterſchied ſelbſt uns auf die Spur der einzigen wahren Grundſätze leiten wird, durch welche die Dauer und der Glanz der monarchiſchen Regierung mit dem Glücke der Unterthanen verbunden werden kann.

Vor allen Dingen ſetze ich als etwas unwiderſprechliches voraus, daß die Monarchie die natürlichſte, und eben darum die einfachſte, leichteſte und zweckmäßigſte aller Regierungsformen ſey; diejenige, zu welcher die Menſchen das meiſte Vertrauen und, ſo zu ſagen, eine eingepflanzte Anmuthung haben, an welche ſie ſich folglich am leichteſten gewöhnen, und in welcher der lezte Zweck aller bürgerlichen Geſellſchaft am gewiſſeſten zu erreichen iſt. So müſſen wenigſtens die Menſchen der älteſten Zeiten, die ſich auf dem ganzen Erdboden von Königen regieren ließen, gedacht haben; und wie hätten ſie anders denken können? Die Natur ſelbſt, indem ſie den Menſchen von ſeiner Kindheit an der väterlichen Gewalt unterwarf, legte den erſten Grund zu dieſer Vorſtellungsart; die Menſchen brachten ſie in die bürgerliche Geſellſchaft mit,

mit, und, gewohnt von einem Vater, den ſie ſich nicht ſelbſt gegeben hatten, unumſchränkt regiert zu werden, ließen ſie ſich deſto williger von einem allgemeinen Vater regieren, der es entweder durch ihre eigene Wahl wurde, oder den ſie aus den Händen der Götter empfiengen. Denn ſo betrachteten ſie, (wie ich aus eigener Erfahrung weiß) jeden König, unter deſſen Scepter ſie durch das Loos des Krieges kamen. Sobald derjenige dem ſie bisher gehorcht hatten, in der Schlacht fiel, trat der Sieger an ſeine Stelle; die Götter hatten ſich für ihn erklärt, und dem überwundnen Volke fiel es nicht ein, ſich gegen eine ſo vollgültige Entſcheidung zu ſträuben; zumahl, da der neue Monarch, dem ſie ſich unterwarfen, gewöhnlich mehr Macht hatte ſie zu ſchützen, und ſeinen eigenen Vortheil mißkannt haben müßte, wenn er ſeine neue Unterthanen nicht eben ſo väterlich hätte regieren wollen als ſeine alten. Man findet daher in den erſten Zeiten der Welt überall, wo eine größere oder kleinere Anzahl Familien und Stämme beyſammen lebten, größere oder kleinere Könige, und, meines Wiſſens kein einziges Beyſpiel, daß rohe Naturmenſchen zuſammen gekommen wären, ſich eine Demokratiſche oder Ariſtokratiſche Verfaſſung zu geben. Was hätte ſie auch auf die Erfindung ſo künſtlicher, ſo verwickelter, und doch ſo unzweckmäßiger Regierungsformen bringen können? Als ſie ſich Königen unterwarfen, war es einem jeden nur darum zu thun, an ſeinem väterli-

chen Herde, im Schatten der Bäume die seine Voreltern gepflanzt hatten, die Früchte seines Feldes und seiner Heerden mit den Seinigen in Sicherheit zu geniessen. Für diese gemeine Sicherheit zu sorgen, einem jeden Recht zu sprechen, und die Störer der öffentlichen Ruhe zu bestrafen, war das Amt des Königs; und man hielt sich ihm, wie billig, noch sehr dafür verbunden, daß er ein so mühsames Amt auf sich nehmen wollte; jedermann pries sich glücklich, wenn er nur für sich und die Seinigen zu Sorgen hatte, und ließ sich nicht träumen, er würde noch glücklicher seyn, wenn er seinen Geschäften, seiner Ruhe und seinem Vergnügen einen Theil seiner Zeit entziehen müßte, um an Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diese Art zu denken, die zu meiner Zeit in allen kleinen Reichen des Orients herrschte, erhielt sich auch, nachdem unter der Regierung meines Gemahls eine Menge kleiner Staaten in das einzige Assyrische Reich zusammen geflossen waren. Der Umfang der Monarchie erfoderte nun, ausser einem glänzenden Hofe und einem ansehnlichen Kriegsstaat, eine Menge von obrigkeitlichen Aemtern und Würden, unter welche der Monarch seine höchste Gewalt stufenweise so vertheilte, daß er gleichwohl alle Zügel in seiner Hand behielt, und, wie er die Quelle aller Autorität war, auch der Richter über das Verhalten derjenigen blieb, denen er einen Theil derselben anvertraute. Natürlicher Weise waren es anfangs persönliche Verdienste

dienſte im Krieg und Frieden, die eine Art von Recht, das jedem einleuchten mußte, an die Ehrenſtellen gaben: aber, wiewohl in der Folge aus den Nachkommen der Könige und der oberſten Staatsbedienten eine Art von erblichem Adel erwuchs, welchem Geburt und Erziehung, Verdienſte der Vorfahren, und angeerbte Reichthümer, anſehnliche Vorzüge vor dem gröſten Theile des Volkes gaben: ſo gewöhnte ſich doch dieſes, durch ſein natürliches Gefühl von Billigkeit, ſehr leicht daran, eine Claſſe von Menſchen über ſich zu ſehen, die an die Vortheile, ſo ſie vor andern genoß, ein ſelbſterworbenes oder angeſtammtes Recht zu haben ſchien, und ſie dem Staate bey jedem Ruf der Pflicht, auf jeden Wink des Monarchen, durch deſto größere Aufopferungen bezahlen mußte. Das Volk blieb deſto ruhiger dabey, da am Ende doch vor dem Monarchen alles gleich war, und man oft genug diejenigen, die ſich ihrer Glücksvorzüge gar zu übermüthig gebrauchten, nur deſto ſchrecklicher fallen ſah, je höher die Stufe war, von welcher ſie herabſtürzten.

Juno.

(Leiſe zu Livia.) Hätteſt du gedacht, daß dieſe alte Königinn von Babylon ſo ſchwazhaft ſeyn würde?

Livia.

Eben ſo leiſe zu Juno.) Ich muß geſtehen, ſie hohlt weit aus.

Semiramis.

(Nach einer kleinen Pauſe.) Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß in dieſer Art von Monarchie, — wo alles von dem Willen eines einzigen abhieng, und gegen den Mißbrauch dieſer unbeſchränkten Gewalt kein ander Mittel war, als was die Verzweiflung den Unterdrückten eingeben konnte, — das Volk nur ſo lange glücklich, und der Monarch nur ſo lange ſicher war, als dieſer ſeine Unterthanen wie ſeine Kinder betrachtete, und von ihnen hinwieder als ihr Vater angeſehen wurde. In der Folge geſchah es freylich nur zu oft, daß die Völker ſehr ſchlimme Väter, und ſchwache Väter ſehr unartige Kinder bekamen. Keine menſchliche Einrichtung erhält ſich in ihrer urſprünglichen Einfalt und Güte. Es war natürlich daß die Monarchien ausarteten, daß weiſe, thätige und gute Könige auch träge, wollüſtige und tyranniſche Nachfolger hatten; daß die Völker gedrückt und mißhandelt, und dagegen manche herrſchende Familien vom Throne geſtürzt wurden, und der Scepter in fremde Hände kam, oder auch ein mächtiges Reich von einem andern verſchlungen wurde. Aber bey dem allem iſt es doch ſonderbar, daß, nach unzähligen Revolutionen dieſer Art, gleichwohl noch kein morgenländiſches Volk auf die Idee einer durch poſitive Grundgeſetze eingeſchränkten Monarchie, geſchweige auf eine eigentliche Volksregierung, gefallen iſt! Sollte man nicht mit Recht daraus ſchlieſſen, daß Völker, die einer Re-

gie-

gierungsform, von welcher ſie öfters ſo viel leiden mußten, mit ſo ſtandhafter Anhänglichkeit ergeben ſind, ſich im Ganzen genommen wohl bey ihr zu befinden glauben, und daß ſie Vorzüge haben müſſe, die alle ihre Mängel und Gebrechen aufwiegen? Und ſo iſt es auch, wenn mich nicht alles trügt; ja, noch mehr, ich bin überzeugt, daß das Volk in den Abendländern im Grund eben ſo geſinnt iſt, und ſein Joch überall eben ſo geduldig auf dem Nacken leiden würde, wenn es nicht von unruhigen regierſüchtigen Menſchen aufgewiegelt, und durch Vorſpieglungen einer ſchimäriſchen Freyheit auf verderbliche Irrwege verleitet würde. Keine monarchiſche Regierung, wie heillos ſie auch ſeyn mag, iſt es ſo ſehr, daß ſie nicht noch immer der Anarchie vorzuziehen ſeyn ſollte, in welche ein Volk unvermeidlich geſtürzt wird, wenn man ihm auf einmahl eine Freyheit giebt, die es weder zu ertragen noch zu gebrauchen weiß. Mögen ſich doch unter der Regierung eines Einzigen große Mißbräuche in den Staat eingeſchlichen haben! Mißbräuche können immer durch rechten Gebrauch geheilt werden. Und ſollte auch eine Nazion durch einen ungewöhnlichen Zuſammenfluß dringender Umſtände in den Fall kommen, daß ſie ſich ſelbſt helfen müßte: ſo mögen unverſtändige oder grauſame Geſetze abgeſchaft, unbillige Vorrechte aufgehoben, übermäßige Auflagen vermindert, eine verſchwenderiſche Staatshaushaltung eingeſchränkt werden: aber die Monarchie ſelbſt, die kein Mißbrauch iſt,

muß unangetaſtet bleiben, und nur ein wahnſinniger Arzt wird einem Kranken das Haupt abſchlagen, damit es ihm nicht mehr wehe thun könne. Geſezt aber auch, eine Nazion wollte ſich alles Unheil, das aus einer gänzlichen Umkehrung ihrer alten Verfaſſung nothwendig erfolgen muß, in Hofnung beſſerer Zeiten gefallen laſſen: wie kann ſie hoffen, daß ſie ſich jemahls unter einem demokratiſchen Regimente beſſer befinden werde? Entweder ihre Geſetzgeber müßten die menſchliche Natur ſelbſt umzuſchaffen wiſſen: oder der Staat wird ſich, unter dem Schein einer populären Verfaſſung, unvermerkt in eine oligarchiſche verwandeln, die dem Volke noch ſchädlicher und unerträglicher ſeyn wird, als der Deſpotiſmus eines Einzigen, mit allen ſeinen Unbequemlichkeiten. — Doch, die Rede iſt ja nicht davon, ob das Uebel, gegen welches wir Mittel ſuchen, ein Uebel ſey? ſondern, ob ihm geholfen werden könne?

Juno.

Dies iſt in der That der Knoten, den ich gerne aufgelöſt hätte. Während wir uns hier berathſchlagen, frißt dieſe demokratiſche Peſt, die bereits eines der ſchönſten Reiche des Erdbodens zu Grunde gerichtet hat, immer weiter um ſich, und wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn die Cur nicht zu ſpät kommen ſoll.

Semi-

Tybalt.

Romeo, die Liebe die ich zu dir trage, giebt mir keinen beſſern Gruß für dich als dieſen, du biſt ein nichtswürdiger Kerl --

Romeo.

Tybalt, die Urſache die ich habe dein Freund zu ſeyn, iſt groß genug, mich gegen die beleidigende Wuth eines ſolchen Grußes unempfindlich zu machen -- Ich bin nicht was du ſagſt -- Alſo, lebe wohl; ich ſehe, du kennſt mich nicht.

Tybalt.

Junge, damit ſollſt du nicht für die Beleidigungen davon kommen, die ich von dir empfangen habe; kehr um, und zieh.

Romeo.

Ich ſchwöre dir, daß ich dich nie beleidigt habe; ich liebe dich mehr als du dir einbilden kanſt; und bis du die Urſach erfahren wirſt, warum ich dich liebe, guter Capulet, (leiſer -- deſſen Name mir ſo theuer iſt als mein eigner) gieb dich zufrieden.

Mercutio.

Wie? So gelaſſen? O ſchimpfliche, niederträchtige Gelaſſenheit! -- Tybalt, du Razenſänger, willt du mit mir kommen?

Es fehlt in ſolchen Fällen nicht an Aerzten, die, aus Furcht zu viel Zeit zu verlieren, nicht genug eilen können, den Ausbrüchen und Zufällen des Uebels zu wehren: aber Palliative würden hier ſchlechte Wirkung thun, und hitzige Mittel Uebel nur ärger machen. Um die Krankheit in ihrem innerſten Sitze angreifen, und vom Grunde aus heilen zu können, muß ihr vor allem die Nahrung entzogen, und die Quelle verſtopft werden, aus welcher ſie immer neuen Zufluß von böſen Säften erhalten hat. Die Völker werden nicht eher wieder zu jener Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande, ohne welche keine dauerhafte innerliche Ruhe möglich iſt, und die Monarchien nicht eher wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen, bis das alte Verhältniß zwiſchen den Fürſten und den Völkern wieder hergeſtellt iſt; bis der Fürſt ſein Volk wieder mit dem Herzen eines Vaters, das Volk ſeinen Fürſten wieder mit dem unbeſorgten und gränzenloſen Vertrauen eines Kindes anſieht: jener ſeinen höchſten Stolz durch das Glück ſeiner Unterthanen befriedigt findet; dieſe hingegen, in gänzlicher Ueberzeugung daß er nichts anders als ihr beſtes Wollen könne, keinen Begriff davon haben, wie man ſeine Regierung tadeln oder ſeinen Befehlen den unbedingteſten Gehorſam verweigern könnte. Aus einem ſolchen Verhältniß wird und muß Ordnung, Ruhe und Wohlſtand eben ſo unfehlbar in den großen Familien, die man Staaten nennt, entſprin-

ſpringen, als das Glück einzelner Haushaltungen eine Frucht der Harmonie und des reinen Verhältniſſes zwiſchen Mann und Weib, Eltern und Kindern iſt. Aber wie könnte es jemahls dahin kommen, ſo lange die wahre Quelle des Mißtrauens und der Mißverſtändniſſe zwiſchen Völkern und Fürſten nicht verſtopft wird? — Ich ſehe voraus, wie ſehr das Mittel, welches ich hiezu vorzuſchlagen habe, gegen die herrſchenden Begriffe dieſer Zeit anprallt, und kaum würde ichs wagen es zu nennen, wenn ich weniger überzeugt wäre, daß es eben ſo unſchuldig und wohlthätig, als unfehlbar in ſeiner Wirkung iſt.

Juno.

Du erregſt meine ganze Aufmerkſamkeit, Semiramis. Was für ein Mittel kann das ſeyn?

Semiramis.

Ein ſehr einfaches, große Göttin. — Die Freyheit über die öffentlichen Angelegenheiten der Völker, über die natürlichen und geſellſchaftlichen Rechte des Menſchen, über Geſetzgebung und Staatsverwaltung der Regenten öffentlich alles zu reden und zu ſchreiben, was ein jeder, aus ſeinem oft ſehr ſchiefen Geſichtspuncte, mit ſehr blöden, trüben oder vergällten Augen für wahr anſieht, muß für das was ſie iſt, für Störung der öffentlichen Ruhe erklärt, und auf alle mögliche Weiſe unter-

terdrückt werden. Die Wiſſenſchaften überhaupt, und beſonders diejenigen die das Wort Philoſophie umfaßt, müſſen wieder mit dem heiligen Schleier des Geheimniſſes, den ihnen die leichtfertigen Griechen abgezogen haben, bedeckt, und einem nicht zahlreichen Orden von Weiſen anvertraut werden, deſſen Verfaſſung und Betragen die Regierung, von welcher er immer abhängig bleiben muß, überſehen, beleuchten und in den gehörigen Schranken halten kann. Das Volk hingegen, dem nichts ſchädlicher iſt als zu viel zu wiſſen und zu klar zu ſehen, muß, nach allen ſeinen Claſſen, in den Kreis der Thätigkeit, wozu jede Claſſe angewieſen iſt, eingeſchränkt, und in die Unmöglichkeit geſezt werden, ſich nach eigener Willkühr Kenntniſſe zu verſchaffen, deren Gebrauch ſo leicht zum Mißbrauch, und deren Mißbrauch ihm ſelbſt und dem ganzen Staate ſo leicht verderblich werden kann.

Aſpaſia.

(Lebhaft einfallend.) Wie, Semiramis? Du wollteſt dem großen Plane der Natur, der ewig ſteigenden Vervollkommnung der Menſchheit, deinen Königen zu lieb, einen ſolchen Riegel verſchieben? Du wollteſt die Aufklärung —

Semiramis.

Verzeihe, Aſpaſia, daß ich dir in die Rede falle! — Ich will weiter nichts, als daß denn uns

vor-

vorsichtigen Gebrauch der Wissenschaften gesteuert, und das Volk in die wohlthätige Unmöglichkeit gesezt werde, Gift für Arzney zu nehmen, oder auch wohl durch gute Arzneyen, deren es nicht bedarf, sich selbst vergiften zu können. Die Weisen sollen an Vermehrung des allgemeinen Schatzes der menschlichen Kenntnisse, und, wo möglich, selbst an Erweiterung der Gränzen des menschlichen Verstandes arbeiten dürfen so viel sie wollen; es soll ihnen sogar zur Pflicht gemacht werden, dem Volke, unter der Aufsicht der höchsten Obrigkeit, alle Entdeckungen und Erfindungen mitzutheilen, von welchen man versichert seyn kann, daß sie den Zustand desselben, ohne ihm auf einer andern Seite größern Schaden zu thun, verbessern werden. Nur soll den Weisen nicht erlaubt seyn, alles ohne Unterschied gemein zu machen was sie wissen und denken; viel weniger soll den Unweisen freye Hand gelassen werden, durch Verbreitung ihrer Thorheit das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft zu stören. Was die Aufklärung betrift, so gilt, däucht mich, auch von ihr, wenn man sagt, daß entgegengesetzte Dinge mit ihren äußersten Punkten in einander fließen. Sie scheint in diesen Tagen ihre höchste Stufe erreicht zu haben; und eine allgemein merkliche Folge davon ist, daß alles sich wieder nach der Rükkehr jener goldnen Zeiten sehnt, da die Menschheit noch im Genuß einer unverkünstelten Einfalt, Aufrichtigkeit, Wärme und Energie so glücklich war,

daß selbst die am meisten verfeinerten und von der Glücksgöttin am meisten begünstigten Zärtlinge des gegenwärtigen Zeitalters, mitten unter ihren üppigsten und ausgesuchtesten Genüssen, sich nicht enthalten können, das Glück jener rohen Kinder der Natur zu beneiden. Oder warum, als weil dieses Gefühl immer allgemeiner wird, sind lebhafte Schilderungen unverdorbener Naturmenschen beynahe das einzige, was mit einem unwiderstehlichen Reiz und Zauber auf alle Gemüther wirkt? Mich dünkt, es müsse uns, die wir, von hier aus, das Ganze der Menschheit so ziemlich übersehen, beynahe in die Augen springen, daß mitten in der Erschlaffung der ausschweifendsten Ueppigkeit (die man sehr unrecht mit Vervollkommnung verwechselt) alles unvermerkt sich wieder dahin neigt, woher die ganze menschliche Gattung vor einigen Jahrtausenden ausgegangen ist. Die Natur verfolgt hierin ihren eigenen ewigen Kreislauf. Aber, wenn sie uns das Vermögen gegeben hat, mit Ueberlegung und Vernunft zu ihren Entzwekken mitzuwirken: was können wir bessers thun, als die Anstalten zu treffen, wodurch ihr wohlthätigster Zweck, die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen, am kürzesten und sichersten befördert wird?

Juno.

Deine Vorschläge, Königin Semiramis, verdienen in nähere Erwägung gezogen zu werden,

und mich däucht, ich lese in Aspasiens Augen eine kleine Ungeduld, uns ihre Gedanken darüber zu eröfnen.

Aspasia.

Weil die erlauchte Königin, zu besserer Begründung ihrer Meynung, für nöthig erachtet hat, bis zum Ursprung der bürgerlichen Gesellschaften zurück zu gehen, so sey mir erlaubt, überhaupt zu bemerken: daß die Verschiedenheit der Himmelsstriche und des Erdbodens, und der aus jeder besondern Lage erwachsenden eigenen Bedürfnisse, einen beträchtlichen Unterschied zwischen den Bewohnern der fruchtbarsten Länder gegen Morgen, und den Nomadischen Horden, welche die nördlichen und westlichen Erdstriche nach und nach bevölkerten, gemacht habe. In jenen war von undenklichen Zeiten her die unbeschränkte Regierung eines Einzigen, in diesen die Freyheit einheimisch. Ich will nicht bestreiten, daß in jenen, unter einem Ackerbau treibenden, und eben darum milden und ruhigen Volke, das ursprüngliche väterliche Hausregiment den ersten Grund zu der morgenländischen Monarchie gelegt und das Modell derselben abgegeben haben könne: aber gewiß ist, daß die Nomadischen Völkerstämme, die von Viehzucht, Jagd und Raub lebten, sich Jahrtausende lang in einer Art von Gesellschaft erhalten haben, die der natürlichen Freyheit keinen andern Eintrag that, als in so fern ein jeder, seiner eigenen Er-

haltung

haltung wegen, ſich freywillig dem Geſetze des gemeinen Beſten unterwarf. Dieſe rohen Menſchen lebten in einem ewigen Kriege mit den Thieren des Waldes und unter ſich ſelbſt. Eine ſolche Lebensart machte einen Anführer unentbehrlich; und da perſönliche Vorzüge und Verdienſte den einzigen Unterſchied unter ihnen ausmachten, ſo war nichts natürlicher, als daß der beſte Jäger und der tapferſte Krieger, der Mann, der in Verlegenheiten den beſten Rath gab, in jeder Gefahr der erſte war, in jedem Ungemach am längſten ausdauern konnte, einhellig zum Anführer und Oberhaupt der Horde erwählt wurde. Auch dieſe Häupter der freyen Celtiſchen Horden, und einer Menge von ihnen abſtammender kleiner Völkerſchaften des nordweſtlichen Theils der Erde, wurden in der Folge Könige oder Fürſten genannt: aber welcher Unterſchied zwiſchen dieſen Königen und den morgenländiſchen Deſpoten! zwiſchen dem erwählten Oberhaupt eines freyen Volkes, und einem Monarchen, der, Kraft der Uebermacht, die ihm die Waffen ſeiner Kriegsknechte über friedſame und wehrloſe Landleute verſchaffen, ſich des unbeſchränkten Anſehens, welches die Natur dem Vater über ſeine unmündigen Kinder giebt, über ganze Millionen Menſchen, die ſo viel Recht an Freyheit haben als er ſelbſt, anmaßt, und den mildernden Vaternahmen nur dazu gebraucht, um von ſeinen vorgeblichen Kindern blinden, alles leidenden Gehorſam fodern zu können, und ſie we-

nigstens mit einigem Schein von Rechte, zu seinen Leibeigenen zu machen. Die alten Bewohner von Europa haben diese morgenländische Art von Königen nie gekannt; und wiewohl sie sich in spätern Zeiten in verschiedene grössere und kleinere Monarchien formierten; wiewohl das Beyspiel der römischen und asiatischen Despoten, und noch mehr das innerliche Streben der monarchischen Regierung nach unbegränzter Ausdehnung der höchsten Gewalt, unter Begünstigung einer neuen Religion und vieler anderer zufälligen Umstände, der königlichen Autorität eine immer zunehmende Stärke gab: so hat doch der ursprüngliche Geist der Freyheit, der so viele Jahrhunderte lang seinen Hauptsitz in diesem Welttheile hatte, eben so wenig ganz gedämpft werden können, als das ursprüngliche Recht an Freyheit durch irgend etwas, das Menschen jemahls gethan oder geduldet haben, verlohren gehen kann.

Semiramis.

Was die schöne Aspasia so eben gegen meine Grundsätze über Menschen-Regierung und Monarchie eingewendet hat, kann sie, meines Erachtens, so wenig entkräften, daß ihre Stärke vielmehr in ein noch helleres Licht dadurch gesezt wird. Mögen doch die Stammväter aller Völker auf Erden freye Naturmenschen gewesen seyn, und sich, bey einer auf Jagd, Viehzucht und Raub eingeschränkten Lebensart, Jahrtausende, wenn man will, in

dies

dieſer Freyheit, — die ſie den vierfüßigen Waldbewohnern ſo ähnlich machte — erhalten haben: genug, daß die Natur das Edelſte ihrer Kinder eben ſo wenig dazu beſtimmt haben kann, ewig ein herumſchweifender Viehhirt zu bleiben, als immer das Leben eines Raubthiers zu führen. Gerade dies, daß der Menſch von jeher nur ſo lang' er wild war ſein höchſtes Gut in Unabhängigkeit ſetzte, hingegen ſobald er ſich ſeiner wahren Beſtimmung (den Erdboden zu bauen, und die rohe Natur durch die Kunſt zu ſeinem Nutzen und Vergnügen umzuſchaffen) ergab, unvermerkt mildere Geſinnungen und Sitten annahm, die Geſetze des Eigenthums kennen und ehren lernte, und ſich der Oberherrlichkeit eines Einzigen unterwarf, und daß dies (wie Aſpaſia ſelbſt geſtehen muß) mit der Länge der Zeit endlich auch ſogar bey ihren Celtiſchen und Scythiſchen Räuberhorden der Fall war: gerade dies beweiſet für mich; denn es beweiſet, daß nicht Freyheit, ſondern ruhige Unterwerfung unter den Scepter eines Regenten, welcher die geſetzgebende, richterliche und vollziehende Macht, (die drey Hauptzweige der väterlichen Gewalt) als allgemeiner Landesvater in ſich vereiniget, der wahre, von der Natur ſelbſt vorbereitete und angewieſene Zuſtand iſt, worin die Menſchen zur Geſelligkeit und Sittlichkeit erzogen, und im Genuß aller Vortheile der bürgerlichen Verbindung ihres Daſeyns froh werden ſollen.

Aspasia.

Anstatt einen ungleichen Streit mit der großen und immer zu siegen gewohnten Königin fortzusetzen, erkläre ich mich lieber, mit gehörigem Vorbehalt, ihrer Meynung: daß die Regierung eines Einzigen die natürlichste und zuträglichste aller Formen sey, welche die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines Volkes annehmen kann. Vielleicht hat sich dieser Satz von jeher nirgends auffallender bewährt als in den Freystaaten selbst, welche, wie z. B. Athen durch Perikles, Rom durch Scipio Africanus, Genua durch Andreas Doria, den höchsten Punct ihres Wohlstandes erreichten, wenn das Volk, der Freyheit unbeschädet, die Führung seiner wichtigsten Geschäfte mit unbegränztem Vertrauen einem einzigen großen Manne überließ. Perikles regierte, ohne jemahls einen andern Titel als den eines Feldherrn geführt zu haben, über das freye Athen bis an seinen Tod weit unumschränkter als Pisistratus, vor welchem er vielleicht nichts als die Liebe des Volks voraus hatte: er that im eigentlichsten Verstand alles was er wollte, weil er die Geschicklichkeit besaß, sich von den Athenienfern nichts, als was er selbst für gut befand, befehlen zu lassen, und die Klugheit, nichts eigenmächtig zu thun, als was ihnen rühmlich oder angenehm war. Dieses Beyspiel, daß eine fast uneingeschränkte Macht eines Einzigen sogar mit einer demokratischen Verfassung verträglich sey, scheint mir zu beweisen,

Tybalt.

Was willſt du von mir?

Mercutio.

Guter Kazen-König, nichts als eines von deinen neun Leben, um ein bißchen luſtig damit zu machen, und je nach dem ihr euch künftig aufführen werdet, euch auch die übrigen auszuklopfen. Wollt ihr euern Degen ziehen? Macht hurtig --

Tybalt.

Ich bin zu euern Dienſten.

(Er zieht.)

Romeo.

Liebſter Mercutio, ſtek dein Rapier ein.

Mercutio.

Wolan, Herr, einen kleinen Gang.

(Mercutio und Tybalt fechten.)

Romeo.

Ziehe, Benvolio -- hilf mir ihnen die Degen aus den Händen ſchlagen -- Meine Herren -- Um's Himmels willen, haltet ein -- Tybalt -- Mercutio -- Ihr wißt das ausdrükliche Verbot des Fürſten -- Halt, Tybalt -- armer Mercutio --

(Tybalt geht ab.)

Mercutio.

weiſen, daß ein Monarch, der den Geiſt und die Talente eines Perikles beſäße, ſeinem Volk einen hohen Grad von Freyheit zugeſtehen könnte, ohne ſeinem eigenen Anſehen und Einfluß etwas beträchtliches zu vergeben. Der große Punct iſt nur, ſich durch perſönliche Ueberlegenheit die Hochachtung, und durch Popularität die Zuneigung des Volkes zu erwerben; mit dieſen Vortheilen wird der eingeſchränkteſte König willkührlicher über die Gemüther freyer Menſchen herrſchen, als irgend ein aſiatiſcher Deſpot über die Leiber mißvergnügter Sklaven. Freylich fodre ich damit von den Königen, was wohl die wenigſten zu leiſten fähig ſind. Eine Regierung, die auf leidenden Gehorſam und kindlichen Glauben des Volkes an das Vaterherz ſeines Monarchen gegründet iſt, mag für dieſen freylich viel bequemer ſeyn: aber ich beſorge ſehr, die Zeit, da die Vorausſetzung jenes väterlichen und kindlichen Verhältniſſes zwiſchen Regenten und Unterthanen möglich war, werde ſich nicht wieder zurück rufen laſſen. Die Europäer wenigſtens ſcheinen endlich die Jahre der Autonomie erreicht zu haben, und nicht länger geneigt zu ſeyn, ihren Regenten mehr väterliches Anſehen einzuräumen, als ein Vater über ſeine volljährige Söhne auszuüben berechtigt iſt. Der Vorſchlag der großen Königin, der Aufklärung Gränzen zu ſetzen und die Wiſſenſchaften wieder zu einer geheimen Ordensſache zu machen, wie ſie es ehmals in Perſien, Aegypten und Indien waren, möchte alſo unter

großen Nazionen, die sich bereits im Besitz einer weit verbreiteten Cultur befinden, schwerlich ins Werk zu setzen seyn. Eher wollte ich mich erkühnen dem Herkules seine Keule, als einem Volke, das sich des Gebrauchs seiner Vernunft einmahl bemächtigt hat, diese furchtbarste aller Waffen wieder aus der Hand zu winden. Ein solches Volk betrachtet den ganzen Schatz von Erfahrung, Wissenschaft und Kunst, den das gegenwärtige Jahrhundert von allen vergangenen geerbt und durch eigenen Fleiß so ansehnlich vermehrt hat, als ein eben so gemeines Eigenthum der Menschheit, wie Luft und Sonnenlicht; und jede Unternehmung gegen die Freyheit nach eignem Belieben aus diesen Gemeinquellen zu schöpfen, ist in seinen Augen eine tyrannische Anmaßung gegen das unverlierbarste Naturrecht eines vernünftigen Wesens; kurz, ich müßte mich sehr irren, oder, so wie die Sachen stehen, wäre ein Bündniß der Könige gegen die Aufklärung das unfehlbarste Mittel den Umsturz der Thronen zu beschleunigen, und unabsehbares Elend über die Völker zu bringen. Ich bin daher so weit entfernt, den Rath der großen Königin zu billigen, daß ich vielmehr überzeugt bin, das beste was die Monarchen zu Befestigung ihres Ansehens thun können, sey gerade, den Unterthanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frey zu lassen, und den Umlauf aller Arten von Kenntnissen und Erzeugnissen des menschlichen Geistes vielmehr auf alle mögliche Weise zu befördern als hemmen

zu

zu wollen. Ich ſage dieſes mit der Erfahrung in der Hand; denn ich bin gewiß, Perikles erhielt ſich vornehmlich dadurch ſo lange im Beſitz der groſſen Gewalt, die ihm die Athenienſer überließen, daß er ſo viel Gebrauch von den Talenten der Gelehrten und Künſtler ſeiner Zeit zu ihrer eigenen Bildung und zu Verſchönerung ihrer Stadt machte; und, daß er indem er ihrem lebhaften und unruhigen Geiſte durch die Freyheit des Theaters, der Sophiſtenſchulen und der öffentlichen Verſammlungsörter, Gelegenheit zu angenehmen Zerſtreuungen und unſchädlichen Exploſionen verſchaffte, ihre Aufmerkſamkeit von einer allzueiferſüchtigen Beobachtung ſeiner Staatsverwaltung abzuleiten wußte. Ich getraue mir zu behaupten, daß jeder Monarch, der dieſen Weg einſchlüge, (vorausgeſetzt, daß er ſein Volk im übrigen nur erträglich behandelte) die nehmlichen Vortheile davon ziehen würde. Das ſicherſte Mittel, die Wirkung der furchtbaren und in gewiſſem Sinne unermeßlichen Energie des menſchlichen Geiſtes unſchädlich zu machen, iſt, wenn man ihr freyen Spielraum läßt. Der Mann, der ſich damit abgiebt einer idealiſchen Republik Geſetze vorzuſchreiben, vergißt darüber ſich um die wirkliche zu bekümmern; und wer Tragödien für den Schauplatz macht, ſpielt gewiß keine für den Geſchichtſchreiber. Die Künſte der Muſen, und überhaupt alle Künſte die für das Vergnügen und die Verſchönerung des Lebens arbeiten, beſchäftigen und erſchöpfen große

Kräfte, die, in Ermanglung eines so angenehmen und unschuldigen Wirkungskreises, gar leicht, durch gering scheinende Umstände gereizt, einen andern Ausbruch nehmen, und der Gesellschaft eben so gefährlich werden könnten, als sie ihr jezt wohlthätig sind. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Volk desto leichter zu regieren ist, je liberaler es regiert wird, und daß es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freyheit begiebt, wenn man seine persönliche Freyheit unangetastet läßt. Man kann sich darauf verlassen, daß die Menschen, bey einem solchen Ersatz, sich zu manchen Aufopferungen bequemen werden. Ueberhaupt ist nichts ungegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freyheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammenhält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je heller die Menschen das für und wider einer jeden Sache sehen, desto ungeneigter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und, in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wie in jenem vulcanischen Netze, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt loszureißen versuchen?

Bey allem dem, große Königin der Götter, besorge ich sehr, es möchte den Monarchen, wie die

die Sachen dermahlen zwiſchen ihnen und ihren Untergebenen ſtehen, mit allem unſerm guten Willen, nicht viel zu dienen ſeyn. Denn was können wir ihnen rathen? Der weiſe hilft ſich ſelbſt; der thörichte hingegen wird den beſten Rath entweder nicht hören, oder wenn er ihn befolgt, ihn thöricht befolgen, und ſich dann gerade um unſern Rath ſchlimmer befinden als zuvor. Mit einem Worte, wehe dem, der an der Spitze eines Volkes ſteht, und nicht der verſtändigſte und bravſte Mann ſeines Volkes iſt! Indeſſen, um doch nicht davon zu gehen ohne meinen kleinen Beytrag bezahlt zu haben, trage ich, beſſerer Meynung unbeſchadet, darauf an: die Regenten zu warnen, daß ſie ſich nicht von blödſinnigen Rathgebern verleiten laſſen, der großen Revolution, die in dem menſchlichen Verſtande vorzugehen angefangen hat, in den Weg treten zu wollen: anſtatt, daß es ohne Vergleichung rühmlicher und ſicherer für ſie ſeyn wird, mit der Vernunft in gutem Vernehmen zu leben, ſie ihren eigenen Gang gehen zu laſſen, und überhaupt ruhig dabey zu bleiben, wenn jedermann denkt wie er fühlt, ſpricht wie er denkt, glaubt was er wünſcht, und thut was er nicht laſſen kann. — Sollteſt du dieſer freundlichen Warnung noch einen guten Rath beyfügen wollen, ſo wäre der meinige: denjenigen, die keine Urſache haben ſich zuzutrauen, daß ſie die Jahrbücher ihrer Zeit mit preiswürdigen Thaten anzufüllen fähig ſeyen, ins Ohr zu ſagen: ſie könnten noch

immer etwas ſehr rühmliches thun, — wenn ſie machten daß die Geſchichte — gar nichts von ihnen zu erzählen habe.

Juno.

Du haſt den Ton nicht bey uns verlernt, Aſpaſia, den du vor zweytauſend Jahren den Sokraten und Alcibiaden zu Athen angabſt; und die Könige haben, wie ich ſehe, keine ſehr warme Patronin an dir. Hoffentlich wird uns Julia Auguſta, an welcher nun die Reihe iſt, etwas mehr Anmuthung zu ihrer Sache zeigen. Eine Frau, unter deren Einfluſſe die groſte aller Republicken ſich in eine ſo ruhige Monarchie verwandelte, als jemahls eine von einer langen Reihe von Königen auf ihre Nachfolger fortgeerbt wurde, die Gemahlin und Mutter zweyer Fürſten, die in den feinſten Griffen der Regierungskunſt von keinem andern übertroffen worden ſind, muß, wenn irgend eine, im Stande ſeyn, in der Verlegenheit, worin ich mich für meine Clienten befinde, einen Ausweg zu entdecken.

Livia.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Cäſar Auguſtus ein gutes Theil Kunſt vonnöthen hatte, um ſich funfzig Jahre auf einem Poſten zu erhalten, den ſein groſſer Vorgänger (vielleicht der erſte unter den Sterblichen, und von der Natur ſelbſt zum Regenten

genten aller übrigen gebildet) kaum ein Jahr lang hatte behaupten können. Indeſſen, wie man überhaupt der menſchlichen Weisheit mehr Antheil an dem, was in der Welt geſchiehet, zuzuſchreiben pflegt, als ſie wirklich hat: ſo mag wohl manches auf die Rechnung meines Gemahls, und vielleicht auch auf die meinige geſetzt werden, wovon vielmehr unſerm Glücke als unſerer Klugheit die Ehre gebührt. In der That war Auguſt ſo übermäßig glücklich, daß ihm nicht nur die ziemlich leichte Kunſt, ſowohl von den Vortheilen ſeiner Lage und Umſtände als von den Fehlern ſeiner Rivalen nützlichen Gebrauch zu machen, ſondern (aufrichtig zu reden) ſogar ſeine eigenen Fehler und Untugenden, weil ſie ihm zufälliger Weiſe nützlich waren, für Verdienſte angerechnet wurden. Der große Punct, der ihm am meiſten zu ſtatten kam, war, daß ſich die Römer und die ganze übrige Welt in dem Falle eines Schiffbrüchigen befanden, dem in der Angſt jede Planke, deren er zuerſt habhaft werden kann, die willkommenſte iſt. Wäre die Schlacht bey Actium für den Antonius glücklich ausgefallen, wäre Octavians Tod, ſtatt des ſeinigen, die Folge davon geweſen: ſo würden ſie ſich, mit eben ſo vieler und vielleicht noch weit größerer Schwärmerey, in die Arme des Antonius geworfen haben. Wie dem aber auch ſeyn mag, ſo ſage ich doch ſchwerlich zu viel, wenn ich das ganze Betragen des Auguſtus gegen die Römer, — von dem Tage an, da er alle ſeine

Gewalt in ihren Schooß legte, um ſie, unter den verſchiedenen Benennungen, an welche ihre Ohren gewohnt waren, wieder aus ihren Händen zu empfangen, bis zu dem berühmten **Plaudite**, womit er den Mimus ſeines Lebens beſchloß, — eine der lehrreichſten Schulen für Könige nenne; beſonders für ſolche, die über ein Volk regieren, das mit eiferſüchtiger Liebe an dem Nahmen der Freyheit und an demokratiſchen Formen hängt; oder auch für einen bisher unumſchränkten Monarchen, der ſich (wie neulich der König der Weſtfranken) gezwungen fände, ſeinem Volke die Geſetzgebende Gewalt abzutreten, und ſich eine Verfaſſung, wobey ihm wenig mehr als der Name eines Königs übrig bliebe, aufdringen zu laſſen. Zwar Auguſtus befand ſich gerade im entgegengeſetzten Falle: ihm fehlte von allem, was einen König ausmacht, nur der Name, da hingegen die Römer nichts als die leeren Formen und Hülſen von ihrer ehmahligen Verfaſſung übrig behielten: aber der Punct, worauf es hier ankommt, iſt, daß Auguſtus ſich darum nichts deſto weniger ſo benahm, als ob das römiſche Volk alles, und er ſelbſt nichts wäre als was ſie aus ihm machen wollten. Er maß alle ſeine Schritte, wog alle ſeine Reden und Handlungen, ſogar in ſeinem Privatleben, mit einer ſo ängſtlichen Genauigkeit ab; bediente ſich ſeiner Autorität mit ſo vieler Beſcheidenheit und Zurückhaltung; ſchien bey allem, was er verlangte oder unternahm, ſo bekümmert zu ſeyn, ob es auch den

Bey-

Beyfall des Volkes habe; wußte jeder Verfügung, die seine Allgewalt im Staate hätte verhaßt machen können, so geschickt das Ansehen einer Gefälligkeit gegen die Wünsche des Volkes zu geben; und spielte, mit einem Worte, die Popularität mit soviel Feinheit und Anstand, daß der eingeschränkteste Regent einer freyen Nazion nicht mehr Kunst anwenden könnte, eine Autorität, die er nicht hätte, zu erschleichen, als August anwandte, diejenige, die er hatte, zu maskieren. Uebrigens giebt mir die Unparteylichkeit, womit ich den Mann, dessen Ruhm mit dem meinigen so eng verbunden ist, gerade von der Seite, die er am sorgfältigsten zu verbergen suchte, gezeigt habe, das Recht hinzu zu setzen: daß, wenn er zu dieser Rolle durch die Umstände gezwungen war, und alle diese Kunstgriffe nöthig hatte, um eine unsichere usurpierte Gewalt in eine rechtmäßige und dauerhafte zu verwandeln, der Gebrauch, den er von der leztern machte, ihm einen ehrenvollen Platz neben den besten Fürsten, die jemahls zum Thron gebohren wurden, verdient hat. Augustus vereinigte alles in sich, was Semiramis und Aspasia für die wesentlichsten Tugenden eines guten Regenten erklärt haben; und gewiß regierte Der väterlich, der nicht von bettelnden oder vorausbezahlten Schmeichlern, sondern aus dem vollen Herzen der dankbaren Römer den schönen Namen Vater des Vaterlandes erhielt. Wenn ich gestehe daß in seiner Popularität viel mimische Kunst und

Täuſchung war, ſo müßte man ſehr unbillig ſeyn, wenn man verkennen wollte, daß ſelbſt dieſe Täuſchung, weil ſie den Römern wohlthätig war, unter ſeine Verdienſte gehört. Ein ſo verderbtes Volk, wie die Romuliden ſeiner Zeit, und wie dermahlen, mehr oder weniger, alle Europäiſchen Nazionen ſind, will getäuſcht ſeyn, und muß oft ſchlechterdings zu ſeinem eigenen Vortheil getäuſcht werden: aber damit es nicht alle Augenblicke aus ſeinen goldnen Träumen aufgeweckt werde, muß dem ſüſſen Wahn etwas reelles zum Grunde liegen, muß man erſt ſein Herz und ſein Vertrauen gewonnen haben; und das leztere wenigſtens erhält man ſchwerlich andere, als durch wirkliche Verdienſte, die man ſich um ſeinen Wohlſtand gemacht hat. Und beſtünde auch alles, was ein Volk ſeinem Fürſten zu danken hätte, nur in einem angenehmern Lebensgenuſſe: ſo rechnen die Menſchen das, was ihren Sinnen ſchmeichelt, gewöhnlich höher an, als ungleich größere Wohlthaten, deren Werth nur mit dem Verſtand erkannt, und erſt in langſam heranreiffenden Früchten genoſſen wird.

Du ſieheſt, große Göttin, daß meine Gedanken von Aſpaſiens vielleicht nur in dieſem einzigen Stücke verſchieden ſind, daß ſie von deinen Scepstertragenden Clienten nicht gut genug zu denken ſcheint, um ihnen zuzutrauen, daß der einzige Rath, den wir ihnen zu geben haben, den gehörigen Eingang bey ihnen finden werde. Ich geſtehe, daß

Mercutio.

Ich bin verwundet -- Verderben über eure beyde Häuſer! Ich habe meinen Theil. Iſt er weg, und hat nichts?

Benvolio.

Wie, biſt du verwundet?

Mercutio.

Ja, ja, eine Rize, eine Nadelrize -- Zum Henker, es iſt genug, wo iſt mein Diener? Geh, Schurke, hol einen Wund-Arzt.

Romeo.

Gutes Muths, Mann, die Wunde wird nicht viel zu bedeuten haben.

Mercutio.

Nein, ſie iſt nicht ſo tief als ein Zieh-Brunnen, noch ſo weit als eine Kirchen-Thür, aber ſie iſt eben recht, ſo viel ich brauche; fragt morgen wieder nach mir. Ich bin gepfeffert für dieſe Welt, das glaubt mir; der Henker hole eure beyden Häuſer! Wie? ein Hund, eine Raze, eine Maus, eine Kaze ſoll einen Mann zu tod krazen? Eine feige Hure, ein Schurke, ein Lumpen-Kerl, der nach dem Rechenbuch ficht? Warum zum Teufel kam't ihr zwiſchen uns? Ich wurde unter euerm Arm geſtoſſen --

Romeo.

Ich that es aus der beſten Abſicht.

Mercutio

daß ich von verſchiedenen unter ihnen eine beſſere Meynung hege; beſonders von einem, dem das Schickſal eine der ſchwerſten Rollen zu ſpielen gab, und der mit allen Fähigkeiten, ſie gut zu ſpielen, den Schauplatz vor kurzem betreten hat. Es iſt natürlich, wenn das Ideal eines vortreflichen Regenten, das jede von uns aufgeſtellt hat, dem gröſten Meiſter der Kunſt, den ſie einſt kannte, ähnlich ſieht; aber ich müßte mich ſehr irren, oder die Hauptmaximen, deren Befolgung jede von uns zur nothwendigſten Bedingung einer weiſen und glücklichen Regierung machte, laſſen ſich ſehr gut vereinigen; oder vielmehr die Regierung des Auguſtus iſt ein wirkliches Beyſpiel dieſer Vereinigung, und verdient daher (wie ehmals der berühmte Kanon des Polykletus von den Bildhauern) von allen Fürſten, wie groß oder klein ihr Wirkungskreis ſeyn mag, zum Modell genommen zu werden. Ich weiß ſehr gut wie viel ich damit von dieſen Herren fodre; aber meine Abſicht iſt auch nichts weniger, als ihnen meine Cour dadurch zu machen. Wer ſich mit regieren abgiebt, ohne ſich der Talente, die dazu erfodert werden, bewußt zu ſeyn; wer ſich vor irgend einer Arbeit und Mühe, die damit verbunden iſt, ſcheuet, und nicht den feſten Willen hat, ſich durch alle mögliche Verdienſte um das Glück ſeines Volkes der erſten Stelle im Staate würdig zu zeigen: für den habe ich keinen andern Rath, als ſich einer Bürde, die er nicht tragen kann oder nicht tragen will, je eher je lie-

ber zu entladen. Sogar eine erbliche Krone iſt uſurpiert, wenn ſie nicht verdient wird.

Juno.

Auch du, Julia? — Auch du machſt ſo ſtrenge Foderungen an die Könige!

Livia.

Um Vergebung, Göttin! ich fodere nicht mehr von ihnen als die Knaben meiner Zeit in Rom von ihren Spielkönigen: wers am beſten macht, rie-ſen ſie, ſoll König ſeyn!

Juno.

Das iſt es eben, was ich allzuſtreng finde. Wenn wir dem Volke das Recht eingeſtehen wollten, ſeine Regenten auf dieſer Wage zu wägen, wie viele, meynſt du, würden wohl auf angeerbten Thronen ruhig ſitzen bleiben? Und dennoch hat ei-ne lange Erfahrung gelehrt, daß es für die Ruhe der Staaten zuträglicher iſt, wenn ſie, mittelſt ei-ner feſtgeſezten Erbfolge, die Wahl ihres Regenten dem Schickſal überlaſſen!

Livia.

Meine Meynung iſt keinesweges dem Volke ein Recht einzugeſtehen, deſſen Ausübung ihm ſelbſt verderblich ſeyn und ſehr bald alle bürgerliche Ord-nung zerſtöhren würde. Das Volk hat von der Regierung nichts zu fodern als Sicherheit und Ge-

rech-

rechtigkeit: aber der Regent muß deſto mehr von ſich ſelbſt fodern; oder, wofern er ſo eine Art von König iſt, wie das Stück Holz in der Fabel: ſo ſehe ich nicht, mit welchem Recht er ſich beklagen könnte, wenn die Fröſche ohne Scheu auf ihm herumſpringen.

Juno.

Am Ende wird ſich finden, daß es keine leichte Sache iſt, den Fröſchen einen König zu geben, wie ſie einen nöthig haben. Aber wir ſind, däucht mich, unvermerkt, von dem eigentlichen Gegenſtande unſrer Berathſchlagung abgekommen; es wird alſo an dir ſeyn, Königin Eliſa, uns wieder zurückzubringen, und uns gegen das Uebel, welchem abgeholfen werden ſoll, Mittel vorzuſchlagen, die den gegenwärtigen Zeitumſtänden angemeſſen, ſo nahe als möglich bey der Hand, und zugleich ſo ſicher in der Anwendung ſind, daß wir nicht Gefahr laufen eine Cur zu machen, die noch ſchlimmer als die Krankheit ſelber iſt.

K. Eliſabeth.

Der Grund, warum manche Kranke nicht geneſen können, liegt nicht ſo wohl an dem Mangel wirkſamer Heilmittel, als daran, daß der Pazient ſich der Cur nicht unterwerfen will, oder doch die Mittel nicht in der rechten Ordnung gebraucht. Dies dürfte wohl, wie ich beſorge, auch der Fall

bey den Königen seyn, welchen du, große Beschützerin der Thronen, aus ihren dermahligen Verlegenheiten geholfen wissen möchtest. Meiner Meynung nach giebt es wirklich ein unfehlbares Mittel, wie alles zwischen den Völkern und ihren Regenten in das gehörige Gleichgewicht gesetzt werden kann: aber, da es eben so einzig als unfehlbar ist, und von Seiten deiner Clienten ein Opfer fodert, wozu vielleicht keiner von ihnen sich freywillig entschließen wird: so muß ich vorausgestehen, daß ich nicht viel mehr Vertrauen zu der Wirksamkeit unserer Berathschlagung habe als Aspasia, und beynahe gewiß bin, die eiserne Nothwendigkeit allein werde die Verblendeten endlich zu den Schritten zwingen müssen, welche sie aus eigener Bewegung zu thun, wie ich befürchte, weder billig noch weise genug sind.

Meine erlauchten Vorgängerinnen haben verschiedene Vorschläge gethan, die unter den vorausgesetzten Bedingungen von sehr guter Wirkung seyn würden: nur sind diese Bedingungen unglücklicher Weise so beschaffen, daß sich keine Rechnung auf ihre Voraussetzung machen läßt. Ganz gewiß wird ein jedes Volk, das von einem weisen und guten Fürsten väterlich regiert wird, sich unter seinem Scepter wohl befinden: aber, wo ist der Sterbliche oder der Gott, der irgend einem Volke auch nur für einen einzigen, geschweige für eine ganze Reihe solcher Regenten, die Gewähr leisten

könne

könnte? — Und wenn nun das Gegentheil erfolgt? Wenn der Monarch, der alles kann und alles darf, kein Vater, sondern ein Tyrann ist? Wenn er ungerechte, unweise, die Rechte der Menschheit kränkende, ja gänzlich aufhebende Gesetze giebt? Wenn er selbst kein anderes Gesetz erkennt als seine Leidenschaften? Wenn er über das Eigenthum, die Kräfte, die Freyheit und das Leben seiner Unterthanen nach Willkühr schaltet, die Staatseinkünfte verschleudert, seine Länder den Drangsalen und Verwüstungen unnöthiger und thörichter Kriege aussetzt, kurz, wenn er sich seiner unumschränkten Gewalt so bedient, wie die meisten Despoten von jeher gethan haben, und immer thun werden: was bleibt dann, nach dem Plane der erlauchten Königin von Babylon, seinem gemißhandelten Volke übrig, als die traurige Wahl, entweder zu leiden was nicht zu leiden ist, oder wenn es endlich aus Verzweiflung die unerträglichen Ketten mit Gewalt zerbricht, sich allen Gefahren, allem Unheil einer plötzlichen, planlosen, vielleicht dem ganzen Staate verderblichen Revolution auszusetzen? — „Wenn der Monarch ein Tyrann ist?“ sagte ich, — und man wird mir einwenden, daß unsre Zeit keine Busiris und Phalaris, keine Neronen und Domiziane mehr hervorbringe: aber, man kann auf sehr verschiedene Art, und unter gar mancherley Gestalten, sogar unter der Maske eines gütigen, für die Ruhe und das Glück seiner Unterthanen

zärtlich beſorgten Landesvaters, ein Tyrann ſeyn. Es giebt vielleicht keine Neronen mehr: aber hat die Natur etwa die Formen vernichtet, worin ſie einen Philipp II. von Spanien, einen Ludwid XI. von Frankreich, einen Kaiſer Ferdinand II. machte? Hieß der vierzehnte Ludwig von Frankreich nicht der Große? der funfzehnte nicht der Vielgeliebte? Und leben oder vegetieren nicht in dieſem Augenblicke ſolche Väter des Vaterlandes, welche, während ihre Gerechtigkeitsliebe und ihr gutes Herz von tauſend Zungen geprieſen wird, mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit zuſehen, wie ihre Unterthanen in ihrem Nahmen ausgeplündert werden? Kennen wir nicht Länder, welche die Freygebigkeit der Natur, und der betriebſame Fleiß der Einwohner zu Beyſpielen des blühendſten Wohlſtandes gemacht hatte, und die unter ſolchen guten Fürſten in einen Verfall geriethen, zu welchem ſie gewiß unter einem Tiberius nicht herabgeſunken wären? Vermuthlich lebt auf der weiten Erde kein einziger Regent, für deſſen Ohr und Herz der ſchöne Beynahme Ludwigs des Zwölften von Frankreich *) keinen Reiz haben ſollte: und dennoch konnte ich mehr als einen nennen, der ſein Volk mit der Zärtlichkeit eines Vaters zu lieben glaubt, und vielleicht wirklich liebt, deſſen Staatshaushaltung nichts deſto weniger ſo beſchaffen iſt, daß ſich das Jahr mit ziemlicher Gewißheit aus-

rech-

*) Vater des Volks.

rechnen läßt, wann er den größten Theil ſeiner geliebten Kinder — an den Bettelſtab gebracht haben wird. Unſtreitig ſagte Semiramis eine große Wahrheit, indem ſie behauptete, daß dem Uebel, gegen welches wir die wirkſamſten Mittel vorſchlagen ſollen, durch Palliative nicht geholfen werden könne. Was ſind aber alle dieſe Täuſchungen des Volks, in welche Sie und die erlauchte Livia die großen Myſterien der Regierungskunſt zu ſetzen ſcheint, — dieſe liebliche Dichtung eines väterlichen und kindlichen Verhältniſſes zwiſchen Regenten und Unterthanen — oder dieſe hinterliſtigen Künſte eine Volk in ſüſſe Träume von Freyheit einzuwiegen, während man ihm eine Schlinge nach der andern über den Kopf wirft; es mit Puppenſpielen und goldenen Hoffnungen zu amüſieren; ihm ſogar, damit es ſich einen Augenblick für glücklich halte, alle erſinnlichen Gelegenheiten zu Befriedigung ausſchweifender und kindiſcher Leidenſchaften zu verſchaffen, während man es unvermerkt zum Werkzeug, aber am Ende auch zum Opfer der willkührlichen Gewalt eines ſchlauen Demagogen, oder eines deſpotiſchen Monarchen macht — was ſind dieſe Täuſchungen anders als Palliative? als eine Art von Zaubermitteln, wodurch das Uebel auf eine kurze Zeit beſchworen und eingeſchläfert wird, indeſſen es im Innern immer weiter um ſich frißt, und bey der geringſten äuſſerlichen Veranlaſſung mit verdoppelter Gewalt wieder ausbrechen muß? — Sogar die und z-

wandte Aufmerkſamkeit auf die Wünſche des Volks, die ſorgſame Achtung für ſeine Vorurtheile und Launen, und (wenn ich der Sache ihren rechten Namen geben ſoll) die politiſche Coketterie, womit ich ſelbſt ehmahls um den Beyfall und die Liebe meiner grillenhaften Nazion buhlte — weniger vielleicht aus der Neigung zu gefallen, die unſerm Geſchlecht eigen iſt, als um einer ziemlich willkührlichen Regierungsart das Verhaßte zu benehmen, und auf einem unſichern Throne deſto feſter zu ſitzen — verdient, ungeachtet aller Lobreden die ich damit gewann, im Grunde keinen beſſern Namen; wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß mein Volk ſich wohl dabey befand. Immerhin mag es von Zeiten, wo über die gegenſeitigen Rechte und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen noch verworrene Begriffe allgemein herrſchen; wo das Volk den ganzen Umfang ſeiner Rechte nur noch dunkel ahnet, der Regent hingegen geneigt iſt den ſeinigen alle mögliche Ausdehnung zu geben, kurz von Zeiten wie die, in welchen wir und alle unſre Vorfahren regiert haben, — immerhin mag es von ſolchen Zeiten wahr ſeyn, daß jedes verderbte Volk (wie Livia behauptete) und ich ſetze hinzu, jedes unwiſſende und viele Jahrhunderte durch immer betrogene Volk, getäuſcht ſeyn wolle, und oft zu ſeinem eigenen Beſten getäuſcht werden müſſe! Wie lange dieſe Periode der Kindheit, des Irrthums und der Täuſchung auch dauern mag, endlich muß einmahl

mahl die Zeit kommen, wo ſich die Menſchen nicht mehr wie Kinder behandeln laſſen, nicht mehr betrogen ſeyn wollen, — wo ſie wiſſen wollen woran ſie ſind, — welches das kleinere Uebel für ſie ſey, unter bürgerlichen Geſetzen zu leben, oder in den Stand der natürlichen Gleichheit und Ungleichheit zurückzukehren? und unter welchen Bedingungen das erſte dem andern vorzuziehen ſey? — Alles müßte mich betrügen, oder dieſe Zeit (wofern ſie nicht ſchon da iſt) iſt im Anzug; und in dieſem Falle ſehe ich nur eine Maaßregel, durch welche den furchtbaren Uebeln, womit ſie einen Theil des Menſchengeſchlechtes bedroht, vorgebaut werden kann. (Sie hält in.)

Juno.

Eile ſie uns mitzutheilen, Eliſe! — Denn hoffentlich wirſt du meine Erwartung nicht zum zweyten mahle getäuſcht ſehen wollen, da du dich ſo nachdrücklich gegen alle Täuſchung erklärt haſt.

Eliſabeth.

Wenigſtens würde die Schuld nicht an mir liegen, Göttin. Meine Maaßregel iſt, wie ich gleich zu Anfang ſagte, eben ſo unfehlbar, als ſie die einzige iſt, welche vernünftiger Weiſe genommen werden kann. Aber ich glaube die regierenden Herren — vom erſten aller Könige bis zum Bürgermeiſter des kleinſten aller Abderiten; Neſtor

in der Welt — viel zu gut zu kennen, um zu hoffen, daß ſie durch bloße Vernunftsgründe bewogen werden ſollten, die Hände dazu zu bieten.

Juno.

Dieſe Sorge laß dich nicht beunruhigen, Eliſa! Wenn es darauf ankommt, ſo werden wir ſchon Mittel finden, ihnen den Willen dazu zu machen.

Eliſabeth.

Das iſt es eben, große Göttin, woran ich zweifle. Gewiß wird ſie die eiſerne Nothwendigkeit dazu zwingen müſſen: und wenn ſie es dahin kommen laſſen, ſo iſt die rechte Zeit verſäumt, und ich ſtehe nicht mehr für den Erfolg.

Juno.

Du könnteſt mich beynahe ſo ungeduldig machen wie ehmals deine Liebhaber, Königin Beß! Deine Maaßregel, wenn ich bitten darf!

Eliſabeth.

Sie iſt ſo ſimpel, ſo ſehr das erſte was vernünftigen Menſchen, die in eine politiſche Geſellſchaft mit einander treten wollen, einfallen muß, daß es, wenn die Thatſache nicht ſo laut ſpräche, unglaublich wäre, daß die Welt mehrere Jahrtauſende habe ſtehen können, bis endlich vor hundert Jah-

Mercutio.

Hilf mir in irgend ein Haus, Benvolio, oder ich werde umſinken -- Die Peſt über eure Häuſer! Sie haben eine Wurms-Mahlzeit aus mir gemacht; ich hab' es, und bald genug -- Den Teufel über eure Häuſer! --

(Mercutio und Benvolio gehen ab.)

Zweyte Scene.

Romeo.

Dieſer Edelmann, ein naher Verwandter des Prinzen, mein beſter Freund, muß um meinetwillen ſein Leben laſſen -- meine Ehre iſt durch Tybalts Läſterungen beflekt, Tybalts, der kaum ſeit einer Stunde mein Vetter iſt: O ſüſſe Juliette, deine Schönheit hat mich weibiſch gemacht -- Würd' ein Mann ſoviel leiden und gelaſſen bleiben?

Benvolio tritt auf.

Benvolio.

O Romeo, Romeo, der brave Mercutio iſt todt --

Romeo.

Dieſer unglükſelige Tag, es ahnet mir, wird mehr andre nach ſich ziehen --

Tybalt zu den Vorigen.

Benvolio.

Hier kommt der raſende Tybalt wieder zurük.

Romeo.

Jahren ein einziges Volk darauf verfiel; — und auch dieſes muſte, wie man zu ſagen pflegt, mit der Naſe darauf geſtoßen werden! Es iſt immer allgemein anerkannt worden, daß der abſoluteſte Monarch Pflichten, und das dienſtbarſte aller Völker Rechte habe: aber worin dieſe Rechte und Pflichten eigentlich beſtehen, wie weit ſie ſich erſtrecken, in welche Grenzlinien ſie eingeſchloſſen ſind, und was für Einrichtungen getroffen werden müſſen, um dem Volke den vollen Genuß ſeiner Rechte zu verſchaffen, und die Regenten zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten; darüber hat man ſich immer mit verworrenen und ſchwankenden Vorſtellungen beholfen; darüber iſt ſogar abſichtlich und gefliſſentlich alle mögliche Dunkelheit verbreitet worden. Endlich hat in dieſen Tagen das Schickſal einer großen Nazion, — die ſich, ihre Staatsverfaſſung ausgenommen, in jeder andern Rückſicht für die erſte in der Welt halten konnte, aber durch langwierige Mißhandlungen aller Art ins Verderben geſtürzt, und zur äußerſten Verzweiflung gebracht, ſich lieber allem Elend der Anarchie ausſetzen als den zermalmenden Druck des monarchiſchen und ariſtokratiſchen Deſpotismus länger ertragen wollte, — endlich, ſage ich, hat das lehrreiche und furchtbare Schickſal dieſer Nazion allen übrigen die Augen geöfnet; und die Ueberzeugung iſt nun allgemein, daß nichts als eine Conſtitution, worin die Rechte aller Claſſen der Staatsbürger klar und beſtimmt aus-

gedruckt und durch gehörige Veranstaltungen gegen alle willkührliche Eingriffe verwahrt sind, jeden andern Staat vor ähnlichen Auftritten sicher stellen könne. Dies, Göttin, ist die gegenwärtige Lage der Sachen. Die magischen Täuschungen, womit man bisher andere und sich selbst betrog, lassen sich nur in einem Nebel spielen, den die Vernunft endlich zerstreut hat; und gewaltsame Mittel (außer dem, daß sie eben so unbillig als verhaßt sind) helfen zwar für den Augenblick, beschleunigen aber in der That die fürchterliche Katastrophe, welcher man dadurch vorbauen will. Augenscheinlich ist also nichts übrig, als daß man sich je bälder je lieber entschließe, zu thun was schon längst hätte gethan werden sollen. Eine Constitution von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln, ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel, allen heilbaren Uebeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen dem Regenten und den Unterthanen herzustellen, und den Wohlstand der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen.

Juno.

Dein Vorschlag hat meinen ganzen Beyfall, und ich sehe nicht, warum die Monarchen Bedenken tragen sollten, ihn aus eigner Bewegung mit dem grösten Vergnügen ins Werk zu setzen.

Eli-

Eliſabeth.

Wer einmahl im Beſitz einer unbeſtimmten Macht iſt, wird ſchwerlich groſſe Luſt haben, ſelbſt auf Einſchränkung derſelben anzutragen. In meinem alten England koſtete es einem Könige den Kopf, und ſeinem zweyten Sohne die Krone, ehe es dahin kam, daß ihre Nachfolger ſich bequemten, die Rechte, welche die Nazion ſich vorzubehalten für gut fand, als ein Grundgeſez des Reichs anzuerkennen.

Juno.

Die Fürſten ſind ſeitdem aufgeklärter und billiger geworden, Eliſa; ſie werden ſich wohlfeiler bequemen.

Eliſabeth.

Wie? Auch diejenige, die ihr göttliches Recht, leidenden Gehorſam von den Unterthanen zu fodern, mit dreyßig oder vierzig Legionen zu allem bereitwilliger Kriegsknechte behaupten können?

Juno.

Du traueſt dem väterlichen Herzen der Monarchen auch gar zu wenig zu!

Eliſabeth.

Ich war ſelbſt eine Königin: du wirſt mir zu gut halten, wenn ich ein wenig unglaubig bin.

Semi-

Semiramis.

In dieſem Stücke denke ich wie Eliſabeth.

Livia.

Auch ich beſorge, ſie möchte zulezt nur zu ſehr Recht behalten.

Juno.

Wir müſſen auf Mittel bedacht ſeyn, meine Freundinnen, die Hirten der Völker zu überzeugen, daß ſie für ihre eigene Sicherheit und Ruhe ſowohl als für ihren Ruhm nichts beſſers thun können, als Eliſens Vorſchlag ungeſäumt ins Werk zu ſetzen. — Mir fällt ſogleich eins ein, das wir vor Zeiten öfters mit gutem Erfolge gebraucht haben. Ich will meine Iris zu dem Gott der Träume ſchicken, und ihm befehlen laſſen, noch in dieſer Nacht allen Königen und Fürſten, die es angeht, jedem, nach Maaßgabe ſeines Charakters und ſeiner beſondern Lage, einen eigenen Traum zuzuſenden, der ihm in einem zwiefachen, mit den ſtärkſten Zügen und wärmſten Farben ausgeführten Gemählde, in dem einen das vortheilhafte, ſchöne und ruhmvolle der von Eliſen vorgeſchlagenen Maaßregel, und in dem andern das unendliche Elend, das für ſein Volk — und die Gefahr und Schande, die für ihn ſelbſt — aus der Verachtung eines ſo guten Rathes erwachſen könnte, ſo lebhaft zu Gemüthe führe, daß es ihm

beym

beym Erwachen eben ſo unmöglich ſeyn ſoll, der Wirkung ſeines Traumes zu widerſtehen, als es dem König Agamemnon war, dem täuſchenden Traume ungehorſam zu ſeyn, den ihm Jupiter zuſchickte, um ihn zum Angriff der Trojaner aufzufodern.

Semiramis.

Ein glücklicher Gedanke, Göttin, deſſen Ausführung deine Abſicht ſchwerlich verfehlen kann!

Aſpaſia.

Ich wünſche es, wiewohl in dieſen unglaubigen Zeiten auch der uralte Glaube an Träume ziemlich erkaltet ſeyn mag.

Eliſabeth.

Vielleicht machen die Könige eine Ausnahme. Auf allen Fall wird ihnen auch wachend beyzukommen ſeyn.

Juno.

Genug für dießmal, meine Kinder! Vor erſt wollen wir ſehen was meine Träume wirken werden.

II.

Einige Züge

aus dem Leben des guten Muſäus,

von der Hand ſeines Schülers entworfen.

Weine Leſer! wenn du ihn kannteſt — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt! —

Weg mit Redner-Prunk! ihn zu loben bedarf es keiner hülfreichen Muſe; ich habe ein Herz.

Er war einſt mein Lehrer und wurde mein Freund! — rede mein Herz! in dir iſt ſein Bild lebendig.

Aber wie ſoll ich Theilnahme erwecken in dem Leſer der ihn nicht kannte? Was liegt daran wenn er gebohren wurde? wenn und wo er in die Schule gieng? wenn er ſich verheyrathete?

Laßt mich auf einen Augenblick den alltäglichen Leichen-Redner machen. Ihr werdet freylich da nichts ſehen, als was ihr täglich ſeht. Doch es iſt der Grund des Gemähldes, und der muß doch auch gemahlt werden.

Johann Carl Auguſt Muſäus ward gebohren zu Jena im Jahr 1735. Sein Vater war Landrichter daſelbſt, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eiſenach verſezt.

Der

Der Sohn, ein offener, munterer Knabe, gewann das Herz ſeines Vetters, des Superintendenten Weiſſenborn in Allſtädt, der ihn zu ſich, und ein Jahr darauf, als er Generalſuperintendent in Eiſenach wurde, dahin mit ſich zurück nahm. Er war damals 9 Jahr alt, und blieb in dem Hauſe ſeines Wohlthäters bis in ſein 19tes Jahr. Der gute alte Mann hielt ihn wie ſeinen eignen Sohn, und gab ihm eine anſtändige Erziehung.

Vierthalb Jahr ſtudierte der Jüngling in Jena, ward daſelbſt Magiſter und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, (das bedeutete damals mehr als jezt) kehrte darauf zu ſeinen Eltern zurück, und lebte einige Jahre in Eiſenach als Kandidat des Predigamts, predigte auch oft daſelbſt mit Beyfall. Ein Zufall verſchloß ihm dieſe Laufbahn. Er ſollte Pfarrer in Pfarrode werden, einem Dorfe ohnweit Eiſenach; aber die Bauern wollten ihn nicht, weil er einmahl getanzt hatte.

Im Jahr 1763 wurde er Pagen-Hofmeiſter am weimariſchen Hofe, und ſieben Jahr nachher Profeſſor am daſigen Gymnaſium. Bald darauf verheyrathete er ſich mit Juliana Krüger, und wurde Vater von zwey Söhnen.

Das iſt der Schlendrian ſeines Lebens. Nichts zeichnete ihn aus unter Tauſenden um ihn her, als ſein Kopf und ſein Herz.

Der

Der Geist des Schriftstellers lebt in seinen Schriften. Leset und bewundert! Aber das Herz des Menschen — ach! laßt mich versuchen euch das zu schildern.

Er schrieb Satyren, und hatte keinen Feind. Welch ein Lobspruch! und wie buchstäblich wahr ist er! In den Ringmauern von Weimar athmete niemand der ihm übel wollte, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes waren nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größern und Liebe der Geringern folgten ihm auf jedem Fußtritt.

Noch sehe ich ihn, wie er täglich, mit dem Buche unter dem Arm, aus seinem Hause ins Gymnasium gieng, wie rechts und links die Bürger ihn so freundlich grüßten, und er so höflich, immer mit dem Hute in der Hand, sein „schönen Dank!" ihnen zulächelte. Und wenn er spazieren gieng, vor das Thor, an den Krautfeldern herunter, und die Bürger arbeiten sah, so unterhielt er sich mit einem jeden, und immer sprach er so, daß es den interessierte mit welchem er sprach: von Wirthschaft und Hauswesen, von Rüben und Kartoffeln. Gern ließ dann der fleißige Landmann Hacke und Spaten ruhn, hielt seine Mütze in der Hand und wurde geschwätzig. Aber auch er hielt seinen Hut in der Hand, und bedeckte sich nicht eher, bis der andere sein Mütze wieder auffezte.

So

So ſtahl er ſich in alle Herzen, und man durfte nur den Profeſſor Muſäus nennen, wenn man ein freundliches Geſicht ſehen wollte.

Als er im Jahr 1780 in eine ſchwere Krankheit fiel, hohlte einſt ſeine Magd Brod aus einem Bekkerladen. „Was macht denn ihr Herr?“ frug der Becker. „Ach! er iſt ſehr ſchlecht!“ „Gott wolle ihm helfen!“ ſagte der Becker: „ich kenne ihn nicht, aber ich ſehe ihn zuweilen hier vorbey gehn, und ich habe ſo viel Gutes von ihm gehört.“

So liebten ihn Bekannte und Unbekannte. Der Zauber, deſſen er ſich bediente, war die Höflichkeit.

Es liegt manchem Narren ſo viel daran, im Geſpräch ſeinen Titel zu hören. Muſäus ermangelte nie, denſelben alle Augenblicke einfli ßen zu laſſen; und wenn er zum Beyſpiel nicht recht gewiß wuſte, ob der, mit dem er ſprach, Rath oder Hofrath ſey, ſo nannte er ihn lieber Herr Hofrath, um auf keinem Fall zu verſtoßen. Ein Edelmann, war er gleich nur Fähndrich, war bey ihm immer Ew. Gnaden. Das, ſagt' er oft ganz trocken, koſtet mich ja nichts. Niemand verſtand beſſer als er, die Anſprüche jedes Narren in Gottes Nahmen gelten zu laſſen, jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war Recht zu behalten, keine Thorheiten anzutaſten außer mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, ſeine eignen ausgenommen.

Ja, seine eignen kleinen Launen und Sonderbarkeiten waren oft das Ziel seines Witzes. Stundenlang erschütterte er das Zwerchfell seiner Freunde, wenn er mit der gutmüthigsten und trockensten Laune von der Welt anfieng, sich über sich selbst, oder über seine Frau lustig zu machen. Unnachahmlich war seine Art und Weise aus den geringfügigsten Kleinigkeiten eine drollige Erzählung zu machen, und ich werde mich wohl hüten, ihm seine kleinen allerliebsten Geschichtgen nachzuplaudern, welche in diesem Augenblicke dutzendweise vor meinem Gedächtnisse schweben.

Nur selten verließ ihn seine liebenswürdige Heiterkeit, obgleich oft körperliche Leiden, und besonders heftige Kopfschmerzen ihn quälten, und obgleich sein Leben nur eine Kette von Mühseligkeiten war. Vier Stunden täglich raubte ihm sein Amt, bey karger Besoldung. Um die schmalen Einkünfte zu verbessern, gab er noch überdieß einige Privatstunden in der Geschichte u. s. w. an junge Damen oder Herren vom Adel. In den ersten sechs oder acht Jahren seines Ehestandes nahm er auch Kostgänger in seinem Hause auf, meistens junge Liefländer deren Körper und Seele er verpflegte. Doch endlich ward er gewahr, daß er eine unversiegende Quelle gewisserer Einkünfte in seinem Kopfe mit sich herumtrage, und nun ward er Schriftsteller.

Wenn

Romeo.

Lebend, im Triumph? und Mercutio iſt erſchlagen? Hinweg gen Himmel, zurükhaltende Sanftmuth, und du, feuer-angichte Wuth, ſeyn nun meine Führerin! Nun, Tybalt nimm den nichtswürdigen Kerl zurük, den du vorhin mir gabſt -- Mercutio's Seele ſchwebt nicht weit über unſern Häuptern und wartet auf die deinige -- Du oder ich, einer von uns muß ihm Geſellſchaft leiſten.

Tybalt.

Du, armſeliger Junge, der hier mit ihm zu lauffen gewohnt war, du ſollſt mit ihm.

(Sie fechten: Tybalt fällt.)

Benvolio.

Romeo, hinweg, fliehe -- die Bürger lauffen zuſammen, und Tybalt iſt erſchlagen -- Steh nicht ſo ſinnlos da -- der Prinz wird dein Todes-Urtheil ſprechen, wenn du ergriffen wirſt -- Hinweg, fliehe, fort!

Romeo.

O! Ich unglükſeliger Ball des Glüks --

Benvolio.

Wie, du zögerſt noch?

(Romeo entweicht.)

Wenn wir auch der Physiognomik des schwärmerischen Lavater sonst nicht viel verdanken, so ist das Verdienst doch groß genug, die physiognomischen Reisen veranlaßt zu haben. Mit diesem launigten Werke trat jezt **Musäus**, doch ohne sich zu nennen, auf die Bühne der teutschen Litteratur, nachdem seine Muse lange Jahre geschlummert hatte. Denn nicht die Erstlinge seines Geistes opferte er hier. Schon in seinen Jünglingsjahren, als der englische Grandison den Teutschen die Köpfe verdrehte, wie späterhin der teutsche Werther, schon damals schwang er mit nicht schwacher Faust die Geisel der Satyre, und schrieb den zweyten Grandison, ein Werk, welches dem Jahrzehent, in welchem es erschien, warlich keine Schande macht. Auf Bitten des armen Verlegers, seiner damaligen Hebamme, welcher, nach Erscheinung der physiognomischen Reisen auch von dem wachsenden Ruhme ihres Verfassers Nutzen zu ziehen wünschte, entschloß er sich im Jahr 1781, blos aus Herzensgüte, für ein höchst karges Honorarium, zu einer gänzlichen Umarbeitung dieses Werkchens, und so ist es noch heute ein Buch voll origineller Laune, eben so belustigend, wenn gleich nicht eben so bekannt, als Siegfried von Lindenberg.

Außer diesem ersten Versuche, haben wir aus seinen frühern Jahren nichts von Bedeutung aufzuweisen. Das Gärtner Mädchen, eine komische

Oper; die vier Stufen des menschlichen Alters, ein Vorspiel mit Gesang, Recensionen in der allgemeinen teutschen Bibliothek, und einige Gelegenheitsgedichte, ist alles was er dem Druck übergab.

„Wie? höre ich fragen: ein Mann wie Musäus schrieb Gelegenheitsgedichte?" Ja, und was noch mehr ist, Gelegenheits-Gedichte für Geld. Teutsche Dichtkunst ist eine Pflanze, die nur selten ein Fürst begießt und pflegt, und unter Glas vor rauher Witterung bewahrt; eine Pflanze, die ihre Nahrung, mit den gemeinsten Pflanzen um sich her, aus einer Luft, aus einem Boden ziehen muß. Wie manchesmal habe ich den verdienstvollen und kargbesoldeten Musäus, wenige Tage vor dem Neujahrs-Feste, beschäftigt angetroffen, mitten unter dem Schnarren der Spinnräder und Kindergeschrey, (denn nur Ein Zimmer faßte die ganze Familie) für den Küster der Stadtkirche zu Weimar ein Neujahrslied zu dichten, wofür ihm dieser einen Laubthaler bezahlte, es dann gedruckt, sammt der Liste der Gebohrnen und Gestorbenen in Goldpapier binden ließ, und den Leuten in die Häuser trug.

So preßte der immer emsige Vater und Gatte wider Willen aus seinem Kopfe manchen unbedeutenden Reim, indessen vielleicht manches Meisterstück in seiner Einbildungskraft schlummerte,

weil

weil kein Küſter ſein Intereſſe dabey fand, es zu bezahlen.

Doch auch ſeine grenzenloſe Beſcheidenheit, ſein Mißtrauen in eigne Kräfte, waren Schuld daran, daß er nicht eher eine glänzende Rolle unter den guten Köpfen ſeiner Zeit ſpielte. Erſt dann, als Sehnſucht nach häuslicher Ruhe ihn beſtimmte, ſich alle Koſtgänger vom Halſe zu ſchaffen, erſt dann grub er nach dieſer Quelle, die ſo reichhaltig hervorſprudelte.

Zwar, er ſelbſt war der lezte, der ſich von dem innern Gehalt ſeiner Schriften überzeugte. Beſcheiden unterdrückte er ſeinen Nahmen vor den phyſiognomiſchen Reiſen; nur wenige Perſonen wuſten um ſeine Autorſchaft: er lauerte auf das Urtheil der Welt, ſchwieg noch immer als Fama ſchon in ihre Poſaune ſtieß, und litt geduldig, daß alle gelehrte Zeitungen andre Männer als Verfaſſer nannten.

Als endlich der Nahme Muſäus an den Plaz jener dunkeln Nahmen trat, als der Verfaſſer der phyſiognomiſchen Reiſen Sitz und Stimme neben Swift und Rabner nahm, und das teutſche Publikum ihn Beyfall jauchzend anerkannte: da blickten auch die ſchönen Geiſter, deren das feine und glückliche Weimar ſo manchen beherbergt, verwundrungsvoll ſich unter einander an, ſtaunend, einen Mann in ihrer Mitte zu ſehen, den ſie bisher

nicht für ihren Gildegenossen erkannt hatten. Alles drängte sich zu ihm. Alles wetteyferte, ihm Bewunderung zu zollen, sein Haus wurde nicht leer, und sein kleiner Knabe war dieser Art Besuche schon so gewohnt, daß er einst durchs Fenster blickend rief: „da kommt wieder Einer der den Papa loben will.“

Dem bescheidenen Manne stieg dieser Weyrauch nicht zu Kopfe. Er blieb wie er war, erhaben über seinen Ruhm, und zufrieden als Hausvater ein Mittel gefunden zu haben, kargen Erwerb und Ruhe mit einander zu vereinigen. Kargen Erwerb, sagte ich, denn seine Verleger bezahlten ihn schlecht *). Zwey Laubthaler erhielt er für den Bogen seiner physiognomischen Reisen, ein Werk, bey welchem Herr Richter in Altenburg Tausende verdient hat. **)

Die Bahn war gebrochen, und er fuhr fort zu schreiben. Die Volksmährchen, Freund Heins Erscheinungen, die Strausfedern, sind in aller Leser

*) Ich bitte hier zu Gunsten meines Freundes Steiner in Winterthur eine gerechte Ausnahme zu machen. W.

**) Und dennoch verkümmert dieser Mann anjezt der Wittwe den kleinen Nachschuß, für die neuern Auflagen der physiognomischen Reisen. Sie hat ihn gerichtlich deshalb belangen müssen, und ich behalte mir vor, den Ausgang dieser Sache, und das Verfahren des Herrn Richters dabey, zur Warnung jedes Schriftstellers, dem Publikum vor Augen zu legen.

Leſer Händen, ihr Lob in aller Leſer Munde. Wenigen aber iſt vielleicht bekannt, daß, als er den Gedanken faßte Volksmährchen der Deutſchen zu ſchreiben, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um ſich her verſammelte, ſich in ihre Mitte ſezte, und von ihnen mit ekelhafter Geſchwäzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach ſo reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ ſich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes Mährchen mit einem Dreyer. — Eines Abends kam ſeine Frau von einem Beſuche zurück. Als ſie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von ſchlechten Taback entgegen, und ſie erblickte durch dieſen Nebel ihren Mann am Ofen ſitzend, neben einem alten Soldaten, der ſein kurzes Pfeifgen zwiſchen den Zähnen hielt, tapfer drauf los ſchmauchte, und ihm Mährchen erzählte.

Jede Stunde die ſeine Berufsgeſchäfte ihm gönnten, war lehrreicher Beluſtigung des Publikums gewidmet. Ein kleiner Garten an der Ilm mit einer Hütte, nur eben groß genug, um einen Tiſch und ein Paar Stühle zu faſſen, lud im Sommer ihn oft in ſeine Schatten ein. Da war es ſo ſtill und kühl, und nur der Fluß murmelte leiſe. Ach! da habe ich oft an ſeiner Seite geſeſſen, er für die Nachwelt dichtend, und ich, den Muſen meine Erſtlinge opfernd. Wenn er dann ein paar Seiten geſchrieben hatte, ſo machte er mir zuweilen

len die Freude, mir das vorzulesen. Vergieb mir Leser, daß ich bey diesem süßen Andenken verweile! es waren die schönsten Stunden meiner Jünglings-Jahre. Wenn wir des Abends nach Hause giengen, so rauften wir vorher im Garten ein paar Dutzend Radiesgen aus, um unsere frugale Mahlzeit damit zu würzen. Wenn wir spät uns trennten, so gaben wir uns die Hand darauf, den andern Morgen früh um 6 Uhr wieder im Garten zu erscheinen, und wer der Lezte war, mußte den Andern mit Kaffee bewirthen. Oft traf sichs dann, daß wir am andern Morgen zu der bestimmten Zeit, auf entgegen gesezten Wegen, beyde nur noch gleich fern vom Garten waren; wenn er nun von weiten durch seine Lorgnette mich erblickte — noch sehe und höre ich ihn, wie er dann zu laufen begann, und dabey lachte, daß ihm der Athem vergieng, um mir um einige Schritte zuvor zu kommen. So einfach und so schuldloß waren alle seine Freuden. Süße Stunden! ihr kehrt nie zurück!

In den leztern Jahren seines Lebens hatte er auf der Altenburg bey Weimar sich ein Plätzgen gekauft, selbst einen Garten angelegt, und ein kleines niedliches Haus gebaut. Die Herzogin Amalia, diese Freundin und Vertraute der Musen, möblirte die Freystadt des Dichters. Es ward sein Lieblings-Aufenthalt. Dort sah er still glücklich jeden Strauch wachsen und gedeyhen, den er selbst gepflanzt hatte. Ach! daß er nicht jeden Strauch zum Baume werden sah!

Seine

Seine Wittwe hat dieſes Plätzgen, mittelſt einer Lotterie veräußert. Die herrliche Ausſicht weggenommen, ſo war es noch wenig werth; aber Muſäus hatte da gelebt und geſchrieben — es war viel werth! Leſer wenn du jemahls von Jena nach Weimar fährſt, und dein Wagen den Berg bey Weimar herunter rollt; ſo blicke linker Hand auf das kleine liebe Plätzgen, und weine wenn du ſeinen ehemaligen Beſitzer kannteſt — oder weine, daß du ihn nicht kannteſt!

Ach! er war ein ſeltner Menſch! der von auſſen wenig ſchien, weil er in ſeinen Geſprächen nie mehr Verſtand durchſchimmern ließ, als der, mit dem er ſprach, ertragen konnte; weil er jedem Thoren ſeine Thorheit ließ, den Narren nie an ſeiner Kappe zupfte; weil er mit dem Witzling nicht das gemein hatte, daß er keinen witzigen Einfall verſchlucken konnte; und endlich, weil er den Schmuck ſeines Körpers vernachläßigte, verachtete, immer und immer in ſeinem grauen Rocke und ſeiner runden übel genug friſirten Locke einher gieng, und ſeiner Frau einen großen Gefallen zu erzeigen wähnte, wenn er einmal ein neues Kleid anzog, welches ſie ihm heimlich hatte machen laſſen.

So wenig aber auch er ſelbſt auf Kleiderprunk achtete, ſo ſah er doch ſeine Frau gern gepuzt, ſein liebes Julchen, für welche er bis an ſeines Lebens lezten Hauch der zärtlichſte Gatte, wie für

seine Söhne, der beste Vater war. Oft wurde er mit den Kindern zum Kinde. Nie habe ich ihn froher und heiterer gesehen, als am Weynachtsfeste, wenn die Kinder auf den heiligen Christ warteten. Da ließ er sichs nicht nehmen, die ganze Veranstaltung selbst zu treffen; da saß er so emsig, und vergoldete Rosinen, Aepfel und Nüsse, schnitt Wachsstöcke zu, puzte Zuckerbäume aus, sezte einen Engel mit einer Fahne von Flittergold oben drauf, und wenn alles fertig war, so zündete er die Lichter selbst an, rief mit Jubelgeschrey die harrenden Kinder herein, hüpfte und sprang unter ihnen herum, und war glücklich wie sie.

Oft that er kleine Reisen zu Fuß nach Jena oder Gotha. Dann war er immer mit einem Regenschirme ausgerüstet, den er, nach Beschaffenheit der Umstände, gegen Sonnenstrahlen oder Regen nüzte, oder, wenn der Wind ihm ins Gesicht bließ, vor den Bauch hielt. Dabey gieng er mit aufgeknöpfter Weste, und trug sein Kleid und einige Wäsche an einem Stocke auf der Schulter, unbekümmert ob man ihn in diesem Aufzug für einen Handwerksburschen nehmen werde. Ich habe einst in seiner und Klingers Gesellschaft eine solche Reise nach Gotha mit gemacht. Dort kaufte er für seinen Knaben ein Steckenpferd, und da er auf dem Rückwege nicht recht wußte wo er es lassen sollte, so band er auch das noch an seinem Stocke fest, und zog, so abentheuerlich heraus staffirt

staffirt durch die Thore von Weimar. Man kannte seine kleinen Eigenheiten, man lächelte darüber, und liebte ihn drum nicht minder.

Ach! warum war Freund Hain nicht dankbar gegen diesen Mann, der einst seine Erscheinungen so lieblich bildete? Musäus starb im October des Jahres 1787 im 52sten Jahr seines Alters, an einer höchst seltenen Krankheit, einem Polypen am Herzen. Daher wurde ihm das beneidenswerthe Glück, daß sein Tod die Sache eines Augenblicks war — aber welch' ein Augenblick für alle die ihn liebten!

Den Grund zu dieser Krankheit mochte er seit langen Jahren wohl selbst gelegt haben; denn dieser, in Rücksicht seines Körpers, äusserst mäßige Mann, erlaubte doch oft seiner Seele zu schwelgen. Wann er den lieben langen Tag seine mühselige Berufsarbeit vollbracht hatte, so sezte er sich gewöhnlich des Abends nach dem Essen an seinen Schreibtisch, dichtete bis um zwey Uhr des Morgens, und rauchte Toback, und trank kalten Kaffee dabey. So verpraßte er seine Geisteskräfte, troz dem öftern Bitten und Flehen seiner Gattin, und aller die ihn liebten, das heißt: aller die ihn umgaben. Schon lange litt sein Körper, manches Symptom warnte ihn, er achtete nicht darauf — und unterlag.

Zeus

Zeugen der Liebe seiner Mitbürger waren die Thränen, welche am Tage seines Leichenbegängnisses flossen, die zahlreiche Menge welche unverabredet herbey strömte, die Lobrede welche der große Herder unaufgefordert ihm hielt, und endlich das schöne einfache Denkmahl, welches kurz nach seinem Tode ihm auf dem Kirchhofe zu Weimar errichtet wurde, von — man weiß nicht von wem! Da springt auch an der Mauer der St. Jacobs-Kirche sein sehr ähnliches Basrelief in die Augen, darunter erblickt ihr eine Urne, welche auf einem Buche steht, mit der Ueberschrift: dem unvergeßlichen Musäus.

Ja wohl unvergeßlich! O Geist meines theuren Musäus! meines Freundes! meines Lehrers! schwebe hernieder und hauche sanft die Thräne von meiner Wange, in welcher die Buchstaben zittern, die mein Herz meiner Feder vorsagte!

Leser! wenn es euch vorkam, als hätte ich euch manches erzählt, das unwerth sey der Nachwelt aufbehalten zu werden: so verzeiht dem Ausbruch meiner Empfindung! Denkt ihr giengt bey einem Grabe vorüber, wo ein Sohn um seinen Vater weint, und Blumen, so gut er sie hat, auf den Hügel wirft — nicht wahr ihr würdet stehen bleiben, und eure Mitleidsthräne dem Bekümmerten nicht versagen? Ach! und hättet ihr ihn gekannt, den rechtschaffenen Mann, den treuen Gatten,

Dritte Scene.

Einige Bürger treten auf.

Bürger.

Welchen Weg floh Tybalt, der den Mercutio ermordet hat? Wo floh er hin?

Benvolio.

Hier ligt Tybalt.

Bürger.

Auf, Herr, geht mit mir -- ich befehle dir's in des Fürſten Namen, gehorche.

Der Prinz, Montague, Capulet, ihre Weiber, u. ſ. w. treten auf.

Prinz.

Wo ſind die ſchändlichen Urheber dieſer Unruh?

Benvolio.

Gnädigſter Herr, ich kan den ganzen unglüklichen Hergang dieſes fatalen Zwiſts erzählen; hier ligt, vom jungen Romeo erſchlagen, der Mann der den tapfern Mercutio, euern Vetter erſchlug.

Lady Capulet.

Tybalt, mein Neffe! O meines Bruders Kind! --

Unglük-

ten, den liebreichen Vater, den biedern Freund, immer heiter, immer zufrieden mit dem Wenigen das ihm der Himmel gab, immer theilend mit dem ärmern Bruder das Wenige das ihm der Himmel gab, nie ſich bückend vor Rang und Gold um ſich Gönner zu erſchmeicheln, nie — —

Doch halt! warum wirſt du unwillig, lieber Geiſt? — Folgte die Beſcheidenheit, die deines Lebens Gefährtin war, dir auch ins Reich der Schatten? Wohlan! ich ſchweige — und weine!

Auguſt von Kotzebue.

III.

Schreiben aus Paris an den Herausgeber des Teutſchen Merkurs.

Paris, den 7. Novbr. 1790.

Ich bin ſeit vier bis fünf Monaten auf einer Reiſe begriffen, wovon ich, wenn es der Reiſenachrichten nicht ſchon ſo viele gäbe, auch wohl mitunter was intereſſantes drucken laſſen könnte. Der Weg gieng durch Teutſchland nach der Schweiz. Paris war nicht in meinem Plan. Aber die Begierde,

de, die große Revolution an der Quelle zu sehn, ergrif mich mehr und mehr, je näher ich Frankreichs Gränzen kam. Da bin ich nun seit fünf bis sechs Wochen in Paris, und finde manches anders, als ich's denken durfte. Indeß die ausgewanderten Franzosen, die bey Hunderten in der Schweiz und am Rhein herum schwärmen, über das zu Grunde gerichtete Vaterland jammern, indeß die Teutschen lächeln, ihre Nachbaren jenseits des Rheins für Kindsköpfe halten, und auf das Wort teutscher politischer Journalisten mit jedem Posttage die Nachricht von einer Gegenrevolution erwarten: indeß verkaufen die Franzosen mit dem größten Erfolg ihre geistlichen Güter *), bezahlen sie mit Assignaten, und fesseln dadurch Tausende, denen die Revolutionsideen noch nicht einleuchteten, durch eignes Interesse an das neue System. Das große Gebäude der Constitution kommt täglich der Vollendung näher, und 40,000 bewaffneter Pariser, in Verbindung mit mehr als zwey Millionen bewaffneter Provinzialen, umringen und sichern vor jeder Stöhrung den Platz, auf den es gebauet wird. Das Volk disputiert nach seiner Art bald für, bald wider diese oder jene neue Einrichtung. Das Volk verliert oft seine

*) Deren Werth nur etwa auf drey Milliarden angeschlagen war, aus denen aber wohl an die vier Milliarden gelöset werden dürften.

ne beſten Freunde aus dem Geſichte. Aber nie kann das Volk ſein mit der werdenden Conſtitution zu nahe verbundenes Intereſſe aus dem Geſichte verlieren. Es ward unlängſt im Palais royal im Caffé de Foi von Bürgerkrieg geredet. Ein Männchen drängte ſich durch die Menge, und ſprang auf den Marmortiſch: „Was Bürgerkrieg!“ rief er: „ein Bürgerkrieg ſetzt zwey National-Intereſſe's voraus; wir haben nur eins: zwey Armeen; wir haben nur eine: zwey Senate, zwey Könige, zwey Päpſte, zwey Götter. Bey uns iſt die Geſetzgebung, die ausübende Macht, der Gottesdienſt ſelbſt, nur Eins. Die Schwarzen haben keinen Credit, die Complotmacher kein Geld, die Fanatiker keine Waffen, die Verbannten kein Oberhaupt. Gutes Muthes, ihr Mitbürger! Uns drohet kein Bürgerkrieg*)!“ — Nach der großen Friedensnachricht zwiſchen Spanien und England iſt auch an keine Stöhrung von auſſen zu gedenken. Kurz, Frankreichs guter Genius wacht ſichtbar über ſeine 24 Millionen nach Glückſeligkeit ſtrebenden Menſchen. Die öffentliche Meinung (opinion publique) giebt der National-Verſammlung beym Volke eine Feſtigkeit und Autorität, von der ich bisher nur einen ſchwachen Begriff hatte. Die beſſern und erleuchtetern Patrioten haben ſich

in

*) Das Männchen könnte ſich irren, wenn — la Fayette wankte. Aber auch bey einem Bürgerkriege würde die Freyheit nicht erliegen.

in Clubs vereiniget, und ſtärken und befeſtigen durch ihre Einflüſſe dieſe ſo nöthige öffentliche Meinung. Der vorzüglichſte der hieſigen Clubs, dem mehr als 200 andere in den verſchiedenen Städten des Königreichs affiliiert ſind, iſt der Club *des amis de la conſtitution*, deren Mitglieder unter dem Namen der Jacobins bekannt ſind. Dieſer Club, welcher aus 1500 bis 2000 Mitgliedern aller Stände, vom *ci devant Duc* bis zum Sattlerherab, beſtehet, und mit jedem Tage anwächſt, zeichnet ſich durch Reinheit und Unveränderlichkeit in ſeinen Grundſätzen vortheilhaft vor andern Clubs aus. Nur erprüfter Patriotismus qualificieren die Eingebornen zur Aufnahme. Bey Fremden iſt man weniger ſchwierig. So iſt z. B. der Prinz von H.. Mitglied des Clubs; ſo habe auch ich, durch die Verbürgung zweyer Preuſſen, den Zutritt erhalten, ſeitdem ſelten da gefehlet, und nie ohne Zufriedenheit den Cirkel verlaſſen. Mirabeau, der ſonſt Mitglied des Clubs von 89. war, hat ſich ſeit wenigen Wochen auch hinzu geſellt, und ich war vor wenigen Tagen gegenwärtig, als Mr. (cidevant Duc) de Chartres, Mr. d'Orleans älteſter Sohn, ein junger beſcheidner Mann von 17 Jahren, zum erſten Mahle eintrat, auf die Tribüne ſtieg, und nach kurzem Dank für die Aufnahme aufs neue Treue der Conſtitution gelobte. Ein groſſer Theil der Mitglieder der N. V — die Barnave, Lameth's, Noailles, Sillery, Merlin ꝛc. ſind Mitglieder des Clubs. Man

ſieht

ſieht hier gleichſam hinter die Couliſſen. Alles was in der N. V. vorkommen ſoll, wird hier vorher diſcutirt und für den öffentlichen Vortrag vorbereitet. Die Referenten (Rapporteurs) der verſchiedenen Committe's eröffnen meiſt hier zuerſt ihre Gedanken, erforſchen die verſchiedenen Meinungen der Kundigen, und vertheidigen oder beſtimmen darnach die ihrigen. Täglich laufen Briefe der affiliirten Societäten ein, welche Nachrichten von den dortigen Angelegenheiten geben und ſich bey der Mutterſocietät Raths erhohlen. Die Unruhen zu Breſt ſind gröſtentheils durch den Einfluß der affiliirten Breſter Societät und durch den überſandten gedruckten Diſcours des Jacobin's, Mr. de Broglio, geſtillet worden. Ueberhaupt iſt die Förderung alles deſſen, was groß und ſchön iſt, der Gegenſtand ihrer Bemühungen. Ich war am 31ſten Octbr. gegenwärtig, als Mr. Dubois de Crancé, ein Deputirter der N. V. auftrat, die Verſammlung an die Zeit erinnerte, da 600 verjagte, wehrloſe Deputirte, umringt, wie er ſich ausdrückte, von orientaliſchem Pomp und den Bajonetten des Deſpotismus, zu Verſailles im Jeu de Paume, durch den bekannten Schwur, ſich vor Vollendung der Conſtitution nicht zu trennen, den Grund zur Franzöſiſchen Freyheit legten. Nie denke er daran, ſagte er, ohne daß ſein Herz lauter ſchlage und von Patriotiſmus glühe. Er ſchlug eine Addreſſe an die Nazional-Verſammlung vor, worin ſie zu decretiren gebeten wurde, daß das

Ballhaus zu Verſailles, dieſes Grab des Deſpotiſmus, dieſe Wiege der Freyheit, für ein National-Denkmal erklärt, verſchloſſen, dem Schweigen geheiligt, in dem Zuſtand, wie es den 20ſten Jun. 1789. geweſen, erhalten, und wenn es unter der Hand der Zeit ſänke, in derſelben Form wieder gebauet würde. Ferner ſchlug er vor, daß beym Anfang jeder neuen Legislatur, die Mitglieder derſelben verpflichtet ſeyn ſollten, dort den feyerlichen Eid zu erneuern; und daß endlich der ſchöne Moment des erſten Schwures durch ein großes Gemälde von der Hand des gröſten franzöſiſchen Meiſters auf die Nachwelt gebracht und das Gemälde in dem Saale der N. V. aufgehänget werde. „Ich ſage, fuhr er fort, von der Hand des gröſten Meiſters; und wen anders konnt ich meinen, als den großen Maler der Horazier und des Brutus?" Der gewölbte Saal erſcholl von wiederholtem lautem Beyfall. Mr. David, *) der angedeu-

*) Ich habe den jungen Mann in ſeinem Attelier aufgeſucht und dort die beyden genannten Gemälde, die für das königliche Muſeum beſtimmt ſind, geſehen. Ich fand in dem Künſtler den Mann, der große Situationen zu faſſen, in der Phantaſie auszubilden, und im großen Raphaelſchen Stil darzuſtellen weiß. Der Gegenſtand des erſten Gemäldes iſt der ältere Brutus, der ſeine Söhne wegen der Theilnahme an der Conſpiration der Tarquine zum Tode verdammt. Der Vater, deſſen innerer Schmerz furchtbar auf der Stirne ausgedrückt

gedeutete Maler, war gegenwärtig in der Verſammlung. Alles richtete den Blick auf ihn. Blaß

drückt iſt, hat ſich ins dunkle des Vorgrundes zu dem Schutzgott Roms geflüchtet. Er hört in einiger Entfernung hinter ſich die Leiche ſeines enthaupteten Sohnes bringen; er hört neben ſich das Geſchrey ſeiner Gattin und Kinder, die der Leiche entgegen weinen, oder abgewandt ihr weinendes Auge in der andern Buſen verbergen — Er ſchweigt. Der Krampf des verbiſſenen Schmerzes zuckt ſichtbar bis in die Spitzen der gekrümmten Füße hinab, und der Wunſch, daß die Finſterniß finſtrer um ihn werden möchte, dämmert im Auge. Noch mehr Adel in dem Geſichte des Helden, noch mehr Unverkennbarkeit der Größe ſeiner Seele, und ich würde ganz befriedigt ſeyn. Der Zuſchauer müßte auch nicht einen Augenblick die Ungewißheit faſſen können, ob der Leidende im Bewußtſeyn einer böſen That leide. Vollkommner möcht ich das zweyte Stück nennen, das auch das Lieblingsſtück des Meiſters zu ſeyn ſcheinet. Der Künſtler iſt in die Geſchichte des Kampfs der Horazier und Curiazier zurückgegangen. Er dachte ſichs, daß der Vater der Horazier ſeine Söhne zum Kampfe fürs Vaterland einweihte. Der Vater hält drey Schwerter in ſeiner Hand, ſchaut betend zum Himmel, und die Söhne ſchwören, unter Ausſtreckung ihrer Rechten nach den Schwertern, fürs Vaterland zu ſiegen oder zu ſterben. Der verſchiedene Ausdruck in den Geſichtern der Schwörenden iſt meiſterhaft. Im Geſicht des Vorderſten iſt edler Ernſt und Beſeztheit. Für ihn war der Schwur unnöthig. Er

von Enthuſiasmus betrat der junge Mann die Rednerbühne, dankte mit bebender Stimme für das in ihn geſetzte Vertrauen, das er zu erfüllen und den Wünſchen ſeines Herzens und der Verſammlung zu entſprechen hoffe. Er fügte ſchön hinzu: „Man hat mir den Schlaf für eine Reihe von Nächten geraubt.“ Nun entſtand ein edler Wetteifer. Bekanntlich waren es Deputirte des ehmahligen Tiers etat die den Eid ſchwuren. Die Geiſtlichkeit und der Adel hatten ſich noch nicht zu ihnen geſchlagen, außer einem vom Clergé, dem Abt Dillon. Durch einen Zufall, weil er nehmlich gerade das Archiv des Clergé bewahren müſſen, war er dennoch beym Schwure nicht mit gegenwärtig geweſen. Er trat jetzt auf, brachte dieſes in Erinnerung und vindicirte ſein Recht, in dem Gemälde unter den Schwörenden gemalt zu werden. Nach ihm betrat die Bühne Mr. (cidevant Duc) de Noailles, und bezeugte ſeine

koſtet ſeiner großen Seele keine Anſtrengung. Auch ohne Schwur würde er eben ſo gefochten haben, ſo geſtorben ſeyn. Des zweyten minder ausgezeichnetes, jugendlicheres Geſicht wird ſichtbar durch den Schwur erſt befeuert, und in des dritten Auge iſt edle Schwärmerey und volle Hingebung wunderbar ausgedruckt. Die Mutter, über drey Kinder gelehnt, als ob ſie auch deren Verluſt abwenden wolle, und die Geſchwiſter ſtehn kümmernd von ferne. Beſonders aber zeichnet ſich die weinende Camille, die Braut des einen Horaziers, durch Schönheit, Grazie und edle Trauer aus. Sie lehnt ihr trauerndes Haupt an eine der Frauen.

ne Freude und ſeinen Beyfall über die vorgeſchlage-ne Vereinigung jener braven Bürger. „Aber ach!“ rief er „wie viele von der cidevant nobleſſe wa-ren in ihrem Herzen unter den Schwörenden! O könnte der Maler ſie doch von Ferne ſtehend malen, mit hinlodernden Herzen und mit dem brennenden Wunſche im Auge, mit unter den Schwörenden ſeyn zu können!“ Ein vierter, damals Supple-ant, *) wünſchte, daß die Suppleants auch mit gemalt würden. Ein fünfter äußerte den Wunſch, daß die Zeugen die zwar bey dem Schwur gegen-wärtig geweſen, nachher aber die gute Sache ver-laſſen hätten, von dem Gemälde ausgeſchloſſen wür-den. Ein ſechſter trat auf und erzählte einen Zug von Bailly, wodurch damals die opinion publique für die N. V. beſtimmt worden ſey. Als nemlich am 20. Jul. die Unordnungen des Volks in Verſail-les auf's höchſte geſtiegen wären, ſey Bailly aus dem jeu de paume hervorgetreten und habe in das Volk hineingerufen: ich befehle Ruhe im Namen der N. V. Dieſe Entſchloſſenheit, der gemeſſene Befehl, der Name der N. V. der hier zuerſt gehört worden, habe Wirkung gethan, die Ruhe hergeſtellt, und, wie geſagt, vielleicht die öffentliche Meinung für die Zukunft beſtimmt. Er ſtellte dem Maler anheim,

*) Suppleants ſind Deputirte bey der N. V. die von ih-ren Provinzen geſandt werden, um auf den Fall der Krankheit oder des Abgangs der eigentlichen Deputir-ten, in deren Stellen zu treten.

ob er in ſeinem Gemälde Gebrauch von dieſem Zuge machen könne. Der Maler betrat wieder die Bühne, dankte für alle Bemerkungen, und gab nur zu bedenken, daß doch hiſtoriſche Wahrheit und Einheit im Bilde ſeyn müſſe. Er ward allgemein applaudirt. Mirabeau nahm das Wort, räumte mit herrlicher Wendung dem Talent einen völligen Deſpotismus ein, der auch dem Künſtler David zu gute kommen müſſe, und ſchlug vor, daß Hrn. Dubois Crancé der ſchriftliche Antrag an die N. V. aufgetragen werden möchte. Dubois entſchuldigte ſich mit einer Reiſe. Alles rief jezt: Mirabeau! Mirabeau! Er verſtand den Ruf: Meſſieurs! ce que Mr. Dubois a dit, je le ferai. *)

Auch war ich am 3ten dieſes gegenwärtig, als durch Mr. de Villette der Antrag geſchah, der Aſche Voltärs, die durch den Verkauf der geiſtl. Güter in eines Particuliers Hände gerathen würde, amende honorable zu thun, ſie in dem ſchönſten Tempel der Stadt, der neuen Genevieve, aufzunehmen, und dort dem Weiſen ein würdiges Monument zu ſetzen. Die Mitglieder des Clubs wur-

*) Mirabeau, deſſen Anſehn ſich erhält, wird nächſtens mit zwey Vorträgen, über Nazional-Erziehung und die Beweibung der Geiſtlichen in der N. V. hervortreten. Den lezten Vorſchlag hat er ſchon im Klub von 89. geleſen, und alles hat gerufen: ils ſe marieront, ils ſe marieront!

Unglükſeliger Anblik! O weh mir, das Blut meines lieb-ſten Neffen iſt vergoſſen -- Prinz, ſo wahr du dieſen Na-men verdienſt, ſo laß unſer Blut durch das Blut des mör-driſchen Montague gerochen werden.

Prinz.

Benvolio, wer war der Anfänger des Handels?

Benvolio.

Tybalt, der hier von Romeo's Hand erſchlagen ligt, von Romeo, der ihm freundlich zuredete, ihn bat die Ge-fährlichkeit der Händel, die er anfieng, zu bedenken, und daß er ſich die ſchärfſte Ahndung von Eurer Durchlaucht zuziehen werde; aber alles was er mit ſanfter Stimme, ruhigen Bliken, und demüthig gebognen Knien ſagte, war nicht vermögend die wüthende Galle des tauben Tybalts zu beſänftigen -- noch ihn abzuhalten, den ſcharfen Stahl nach des kühnen Mercutio Bruſt zu zülen, der gleich hizig ihm Stoß um Stoß wiedergab, und mit furchtloſem Kalt-ſinn, mit der einen Hand den kalten Tod auf die Seite ſchlug, mit der andern ihn zu Tybalt zurük ſandte, von deſſen geſchikter Fauſt er gleich wieder auf ſeinen Gegner zurükprallte. -- Romeo ruft was er kan: haltet ein! Freun-de! Freunde, haltet ein! und ſchneller als ſeine Zunge ſchlägt ſein behender Arm beyder tödtliche Klingen nieder, und ſtürzt ſich zwiſchen ſie: Aber in eben dieſem Augenblik durchbort, unter ſeinem Arm, ein unglüklicher Stoß von Tybalt des unbändigen Mercutio's Herz; Tybalt entflieht, aber bald kommt er wieder zu Romeo zurük, den eines

Freun-

wurden aufgefordert, die Aſche des großen Mannes aufzuſammeln, ſie nach der neuen Ruheſtätte zu begleiten, und ſo ſeine Manen zu verſöhnen. Er erhielt großen Beyfall. Mr. de St. Germain ſtand auf, und beſchwerte ſich, daß ein Prieſter *) in ſeinem myſtiſchen Cirkel aus ſeinem eiſernen Munde **) neulich herabwürdigend von Voltaire geredet habe, von Voltaire, deſſen Schriften die Revolution vorbereitet hätten. Er unterſtüzte die Motion, und ſchlug das Marsfeld, wo der Bundeseid geſchworen worden, als den würdigſten Platz für das zu errichtende Denkmal vor. Ein dritter ſtand auf und bewieß, daß die Behauptung, als ſey die Revolution von Voltaire gegründet worden, nicht übertrieben ſey. Er berief ſich auf den Artikel droit canon in den Queſt. ſur l'encyclop. worin alles, was die N. V. über die geiſtlichen Güter ſtatuiret hätte, enthalten ſey, und auf einen ſeiner Briefe, der die Verfügung der N. V. in Anſehung der Feodalité faſt wörtlich enthalte. Er ſchlug vor, der N. V. den Antrag zu thun, daß Voltärn zu den Füßen der Bildſäule Heinrichs IV. ein Platz eingeräumet werde, u. ſ. w.

Die oben bemerkte Invective, die der Abt Fauchet ſich gegen Voltaire erlaubt hat, führt

*) *La bouche de fer* iſt ein Journal, das Fauchet herausgiebt, mit dem Epigraph: tu regere eloquio populos, o Galle, memento.

**) Der Abt Fauchet.

mich auf den neuen Club, der während meiner Anweſenheit in Paris entſtanden iſt, und im Cirque du palais royal alle Freytage gehalten wird. Mr. W. wurde vor etwa 14 Tagen darin, als un des plus celebres ecrivains allemands, und als Vertheidiger der Franzöſiſchen Freyheit geprieſen, und mit lauter Einſtimmung der verſammelten Menge von 4 bis 5000 Menſchen beyderley Geſchlechts beſchloſſen, dieſem Manne die Erkenntlichkeit der Nazion zu bezeigen, und die Mitgliedſchaft der Societät anzutragen. Vielleicht kommt dieſer Antrag früher als dieſer mein Brief *). Hat man Ihnen zugleich die bisher herausgekommenen 15 Nummern des Societäts-Journals: *La bouche de fer*, geſandt, ſo werden Sie ſchon gefunden haben, was ich darüber ſagen kann. Die ganze Club-Unternehmung ſteht nemlich unter dem Einfluß einer Maurerloge, des Cercle ſocial. Dies giebt dieſer Confederation univerſelle des amis de la verité (ſo will ſie ſich genannt wiſſen) ein myſtiſches Anſehen. Auch athmen Fauchets Reden dieſe Myſtick. An dem Fronton eines Tempels, der im Sahle des großen Cirque errichtet iſt, ſtehen die Worte: Orient univerſel des Francs. Apportez y chacun un rayon de lumiere! Das Directorium beſteht mehrentheils aus Mitgliedern des Clubs von 89, deſſen politiſche Grundſätze von

vie-

*) Ich weiß nichts von dieſer Societät, noch von einem Antrag. Sollte ſo etwas an mich gelangen, ſo werde ich dem Publico von allem Rechenſchaft geben. W.

vielen für zweydeutig gehalten werden, und deſſen Anſehen zu ſinken beginnet. Man verſpricht daher dieſer neuen Confederation keinen langen Beſtand. Uebrigens hat Fauchet, ein Mann der viel Beredſamkeit und ein herrliches Sprachorgan hat, mitunter ganz intereſſante Reden dort gehalten, über allgemeine Liebe und Kosmopolitismus, und ewigen Frieden und Aufhebung der Sclaverey ꝛc. Man hatte darüber gelächelt, daß ein homme d' egliſe im ſchwarzen Mantel an der Spitze der Geſellſchaft ſtehe, und ihr immer vorpredige. Er berührte dies in der letzten Verſammlung, und ſagte: „ich liebe dieſe Kleidung. So gekleidet war ich bey Einnahme der Baſtille, und ermahnte meine Mitbürger, des Bürgerbluts zu ſchonen. Dieſer Mantel iſt geheiliget durch die Kugeln, die ihn an dieſem Tage durchlöcherten". Jetzt iſt Rouſſeau's Contrat ſocial ein Gegenſtand der Unterſuchungen der Geſellſchaft geworden: ein ſonderbares, vielleicht nie geſehenes Schauſpiel, Tauſende von Menſchen, worunter ein Drittel Damen ſind, ſolche Materien diſcutiren zu hören! Nach dem Grundſatze, daß uns Menſchen nichts menſchliches fremd ſeyn müſſe, kommen dann mitunter Vorfälle des Tages, Addreſſen der Municipalitäten über Anklagen der Miniſter u. ſ. w. in Anregung, und erhalten durch Abwechslung die Aufmerkſamkeit der Verſammlung.

Ich preiſe mein Geſchick, das mich in dieſer intereſſanten Periode nach Paris gebracht hat. Aber

kaum orientire ich mich hier ein wenig, und ſchon muß ich's nächſtens verlaſſen. In etwas tröſtet mich das Verſprechen eines jungen teutſchen Gelehrten, der ſich hier ſeit einiger Zeit aufhält, und die Franzöſiſche Politik zu ſeinem Hauptſtudium macht. Da er hier, wo möglich, noch lange bleibet, die N. V. und die Clubs beſuchet, alles lieſt und weiß, was uns Teutſche intereſſiert, ſo habe ich ihn aufgemuntert, die täglichen Nachrichten aufzuzeichnen, und ſie etwa unter dem Titel: Pariſer Tagebuch, in wöchentlichen Blättern uns Teutſchen zum Beſten zu geben. Wir haben doch wirklich über den Fortgang der Franzöſiſchen Revolution, einer Begebenheit, der nach der Kirchenreformation ſchwerlich eine an Wichtigkeit gleichet, in Teutſchland nur ſeichte und partheyiſche Zeitungs-Nachrichten. Nothwendig müßte es jedem lieb ſeyn, von einem teutſchen Beobachter wöchentlich Nachrichten von den Verhandlungen der Clubs, von dem Einfluſſe derſelben auf die Beſchlüſſe der N. V., von den täglich herauskommenden Brochüren, u. ſ. w. zu erhalten, und Anecdoten des Tages, Züge aus der Lebensgeſchichte der handelnden Perſonen zu leſen. Ein Journal, das Mr. Duclos unter Autorität des Clubs der Jacobins mit Anfang des Decembers herausgeben wird, und worin er ſich ungefähr gleichen Zweck vorgeſetzet hat, kann meinem Freunde die Arbeit erleichtern. Nur wird er ſich freylich viel kürzer faſſen müſſen, und wöchentlich nicht

viel

viel über 1 bis 1½ Bogen geben dürfen. Vielleicht kann ich einige ſeiner Notizen, die er mir verſprochen hat, zur Probe hieran legen. Um das teutſche Publikum über dieſes Unternehmen meines Freundes zu unterrichten, wünſchte ich dieſem Blätte, das ich in dem Pariſer Gewirre nicht ſchön ſchreiben konnte, eine Stelle im nächſten Stücke Ihres Merkurs. Willkommen würde mir's ſeyn, wenn ich zugleich Ihr Urtheil über das Vorhaben fände *). P. H.

Proben

*) Ich ſehe nicht was dagegen einzuwenden wäre, vorausgeſezt, daß es in unſerm (ſo viel ich weiß) durch ſeine Conſtitution ſchon längſt freyen Teutſchlande erlaubt iſt, eben ſo gut intereſſante wahre Geſchichten als Romane und Mährchen drucken zu laſſen. Das einzige, was ich dem Herausgeber dieſes neuen Tagbuchs von Paris empfehlen möchte, iſt: mit aller möglichen Unpartheylichkeit und Kälte den bloßen Geſchichtſchreiber oder Referenten zu machen, ohne (wie er in dieſen Proben gethan zu haben ſcheint) ſich gar zu ſehr anmerken zu laſſen, daß er den Grundſätzen und Geſinnungen, die im Club des Jacobins herrſchen, beſonders affectioniert iſt. Denn wiewohl wir Germanier, Allemannier oder wie man uns nennen will, keine Sclaven, ſondern ſehr freye Leute ſind: ſo giebt es doch reſpectable Perſonen in unſrem Mittel, die es nicht gerne ſehen würden, wenn dieſer Punct gar zu genau erwogen, geſchweige völlig ins Reine gebracht

würde:

Proben
des angekündigten Pariſer-Tagbuchs.

1. *Club des Jacobins.*

Ein Nahme, den ihm das Dominianer-Kloſter gegeben hat, in deſſen Bibliothekſaale die Verſamlungen gehalten werden, eigentlich heißt er: Geſellſchaft der Freunde der Konſtituzion. Sie verdankt ihren Urſprung den bretagniſchen Edelleuten, die unter dem Miniſterio des Prinzipalminiſters Herrn Lomenie (Brienne, Erzbiſchof von Sens) nach Paris kamen. Hier wurde das heilige Feuer im Stillen aufbewahrt, bis die Patrioten der Reichs-Verſammlung eintraten, und die Fackeln anſteckten, womit ſie das Königreich er-

würde. Am Ende iſt ja auch (secundum *Horatianum illud*) der Weiſe allein

frey, ſchön und reich und hochgeehrt und König
der Könige —

wenigſtens (wenn er toll genug dazu iſt) in ſeiner Einbildung. Ein Volk frey machen wollen, wäre alſo eben ſoviel als es weiſe machen wollen; und wer wollte ſich eines ſo närriſchen Projects wegen auch nur ein Haar auf ſeinem Haupte krümmen laſſen, und nicht lieber (nach dem Rath und Beyſpiel unſrer klügſten Köpfe) de domino Abbate omnia bona loquere, officium ſuum taliter qualiter facere, et mundum ſinere vadere ut vadit? D. H.

erleuchtet, und die Veſte des Deſpotiſem in Brand geſezt haben. Man weiß kein Beyſpiel, daß eine, weder durch Eid noch Myſterien verbundene, von keinem Einzelnen, keinem Privatintreſſe geleitete Geſellſchaft, eine Geſellſchaft, die ihren Verhandlungen die höchſte Publizität giebt, mächtiger auf das Schickſal eines Staats gewirkt hätte. Sie zählt 200 Mitglieder der National-Verſammlung, und 1500 andre aufgeklärte Freunde der Revoluzion in ihrem Schoos, und iſt die Mutter von dritthalb hundert affiliierten Geſellſchaften in allen Theilen des Königreichs. Eingeborne erhalten nur nach genauer Unterſuchung, Fremde hingegen auf Empfehlung Zutritt. Oeffentliche Meinung aufzuklären, und zu fixieren, Vorträge für die N. V. zu bearbeiten, und der Konſtituzion überhaupt hülfreiche Hand zu leihen, macht ihre Beſchäftigung und einzigen Zweck. Ungerecht und lächerlich ſind die Beſchuldigungen, die ſie bald zu einer Propagande, und bald zu einer Fakzion machen. Zu dem erſten fehlt ihr die Zeit, auch reicht ihr Beyſpiel hin; und zu dem andern hat ſie zu geſunde Prinzipien. — In ihrer und ihrer Töchter Erhaltung liegt das Palladium der Freiheit; daher die ariſtokratiſchen Munizipalitäten in Dax, Nanzy ꝛc. einige davon verfolgten und zu erſticken ſuchten. Die Spaltung zwiſchen den Patrioten, welche entſtand, da man des Herrn Abbé Sieyes Projekt in Rückſicht der Kirchengüter verwarf, drohte ihr und der Konſtituzion Unheil.

Der

Der Klub von 89, ein Kind dieſer Zwietracht, ſchien einige Zeit ſich des Zepters der öffentlichen Meinung zu bemächtigen. Er hat ſeine Vortheile nicht zu behaupten vermocht, ohngeachtet er die Herren Sieyes, Condorcet, Laroche Foucauld, Lafayette, Liancourt ꝛc. an ſeiner Spitze hatte. In Zeitläuffen wie die unſrigen, reüſſirt man nur mit einem beſtimmten Karakter. Manche laue Freunde der Revoluzion und verkappte Ariſtokraten gaben ihm halbe Entſchlüſſe und Aengſtlichkeit, wodurch er nicht fehlen konnte zweydeutig zu werden. Die Widerſacher des Rechts und Lichts, die, wie alle Tyrannen, ihr Syſtem auf Zwietracht bauen, trieben das gegenſeitige Mißtrauen der beyden Geſellſchaften aufs höchſte, und die gute Sache kam in Gefahr. Aber man triumphirte zufrüh, ihre Verwegenheit ſchreckte Mirabeau auf. Er iſt in die Arme ſeiner ältern Waffenbrüder zurückgekehrt, hat ihnen neue Spannkraft gegeben, neuen Muth eingehaucht. Der Klub von 89 wird auseinander gehen, und der unglücklichen Trennung ein Ende machen; er ſiecht, iſt voll Uneinigkeit, und hat durch Errichtung der Univerſalföderazion, nichts als einen Todesſprung verſucht. Dieſe neue Geſellſchaft hält öffentliche Sitzungen in dem Zirkus des Palaisroyal; beyde Geſchlechter haben, ſo wie alle politiſche Sekten, Zutritt. In den erſten Verſamlungen erſchienen vier bis fünf tauſend Menſchen. Allein, ob man ſchon den popularſten Demokratiſm predigte, ob ſchon Herr Abbé

Laus

Fauchet mit seiner orientalischen Imaginazion alles auflodern machte: so mißfiel dennoch die Mystizität der Ausdrücke und der Art wie die Gesellschaft regiert werden sollte. Die Gesellschaft ist Affiliazion einer Mauerloge, deren Sinn sie nicht wissen kann; sie ist also Geheimnissen affiliirt, und wir wollen dergleichen weder in unsrer Religion noch Staatsverfassung. Das Directorium ernennt sich selbst, welches unsre demokratische Grundsätze revoltirt. Endlich ist Propagazion ein Zweck, der Frankrich mit seinen Nachbarn kompromittiren könnte. Jeder sorge für sich selbst zu erst. Ausser den drey erwähnten, giebt es noch eine Menge andrer, so wohl aristo- als demokratischer Gesellschaften. Der Klub von St. Cloud besizt (wie man leicht glauben wird) wenig Popularität; sein Widerspiel ist die Sozietät der Cordeliers in der Nachbarschaft der Vorstadt St. Antoine. Die Freunde der Schwarzen (vom Senegal nemlich, und nicht der aus der N. V.) sind den Eigenthümern von Dominique und Martinique, so wie die Gesellschaft der Freunde der Preßfreyheit allen Nachdruckern, ein Dorn im Auge.

1. November.

Herr Chartres *) wurde mit Akklamazionen empfangen. Er dankte in einer artigen Rede für die Ehre der Aufnahme.

Nach

*) Siebenzehn Jahre alt, ältester Sohn des Hrn. von Orleans. Eine harte republikanische Erziehung befestigt die

Nach einigen Debatten über das Journal, das den Briefwechsel der Gesellschaft publiziren soll, laß Herr Düport *) einen Aufsaz über das Gericht der Geschwornen, welcher anderthalb Stunden dauerte.

„Engelland gehört die Ehre dieser menschenfreundlichen Erfindung, die leider noch in keinem andren Staate nachgeahmt ist. Indeß kleben ihr Rohheiten an, aus dem Zeitalter in dem sie entstand. Man muß sie durch das Licht und die Humanität des unsrigen läutern. Die Richter durch Kälte, Hunger und Finsterniß zur Einstimmigkeit zwingen, ist Barbarey. Die Minorität giebt dann das Gesetz, wenn in ihr die robustern Mägen sind. Der Friedensrichter soll Chef der Polizey seyn. Nie-

die glücklichsten Naturanlagen. Er ist völlig im Geiste der Revolution. Man hat ihm neulich ein Haus formirt mit 900,000 Livres Einkünften. Ihm wären Millionen zugekommen, wenn die Abschaffung des Lehnsystems und der Pensionen nicht das Vermögen seines Vaters geschwächt hätte.

*) Ein Mann von 30 Jahren, ein reicher Partikulier und Deputirter von Paris bey der N. V. Niemand kennt die englische Gesetzgebung genauer. Er ist der vertraute Freund Barnaves und der beyden Lameth. Sie spazierten neulich in den Thuillerien. Sehen Eure Gesetzgeber nicht wie Laquais und Kutscher aus, sagte ein Aristokrat? Ja, antwortete man, aber sie fahren gut.

Freundes Tod zur Rache anſpornt, und wie der Bliz ſind ſie an einander: Denn eh ich ſie von einander reiſſen konnte, war Tybalt erſchlagen, und ſo wie er fiel, begab ſich Romeo auf die Flucht. Diß iſt die Wahrheit, oder laßt Benvolio ſterben.

Lady Capulet.

Er iſt ein Verwandter von den Montaguen, die Freundſchaft macht ihn verdächtig, er ſagt nicht die Wahrheit. Es waren ihrer wenigſtens zwanzig gegen den einzigen Tybalt, weniger als dieſe zwanzig hätten nichts über ihn vermocht. Ich verlange Juſtiz, Prinz, und es iſt nicht in deiner Gewalt ſie abzuſchlagen. Romeo tödtete Tybalt, Romeo ſoll nicht leben!

Prinz.

Romeo erſchlug ihn, und er erſchlug den Mercutio, -- von wem ſoll dann ich das werthe Blut meines Anverwandten fordern?

Lady Montague.

Nicht von Romeo, Prinz, er war Mercutio's Freund: Sein ganzer Fehler war, daß er dem Mörder Tybalt das Leben nahm, welches ihm das Geſez ohnehin genommen hätte.

Prinz.

Und dieſes Verbrechens wegen verbannen wir ihn von Stund an aus Verona -- Euere Feindſchaft, euer ungezähmter Groll koſtet mich mein eignes Blut, es iſt hohe

Zeit,

Er soll das Recht haben gefangen zu setzen, aber Niemand soll in keinem Falle länger als acht Tage unbeurtheilt in dem Zustande der Arrestierung verharren. Die Habeas corpus Acte der Engelländer geht bloß auf den einzelnen Fall, da es der Regierung erlaubt ist, arbiträr zu seyn, und ohne Form zu verfahren. Das große und kleine Gericht versammlet sich nicht an Einem Tage, wie in Engelland. Die Menschlichkeit erfordert, dem Unglücklichen geräumige Zeit zu lassen, zwischen dem Ausspruche „Grund zur Anklage „und dem — „Schuldig oder Unschuldig." Die Aussagen der Zeugen, die öffentlich erscheinen müssen, können nicht geschrieben werden. — Der Raum erlaubt nicht, alle vortrefliche Beobachtungen, alle neue Aussichten nebst dem Detail der Organisazion zu liefern, die aus zwey Gründen von der engländischen verschieden seyn muß. Erstens, weil die engländische manche Unvollkommenheiten hat, und zweitens weil in Engelland der König die ausübende Gewalt, hier aber nur Chef der ausübenden Gewalt ist. Die hiesige Verfassung liefert dem Oberhaupte die Instrumente, deren es sich bedienen soll, in Engelland wählt es sie selbst. Der Diskurs wird auf Kosten der Gesellschaft gedruckt.

Am 3ten November.

Der Fanatism gestattete kein Grab dem Leichnam eines Mannes, dessen Geist die beste Köpfe und Herzen seines Jahrhunderts erleuchtet hat;

der die Despoten Menschlichkeit und die Priester Duldsamkeit lehrte. Voltärs Hülle mußte im Nebel der Nacht von Paris weggeschaft werden, und fand nur in dem vergessensten Winkel von Champagne Hospitalität. Das Jahrhundert der Gerechtigkeit ist endlich erschienen. Voltäre darf nicht vergessen werden. Die Abtey *) wo seine Gebeine begraben liegen, wird verkauft. Es ist der Nation würdig, sie als ihr Eigenthum zu betrachten, sie als heilige Reliquie in dem schönsten Tempel Frankreichs zu St. Genevieve beyzusetzen. Dieß wird eine gerechte Buße, ein Ehrenopfer seyn, das man Voltärs beleidigten Manen schuldig ist. Wer die Elektrizität französischer Köpfe kennt, wird sich vorzustellen wissen, was diese Aufforderung für eine Menge Motionen auf die Bahn bringen mußte. Sie selbst war nichts unerwartetes in dem Munde eines Mannes, den man seit lange gewohnt ist, heitere Philosophie und tiefe Empfindsamkeit äußern zu hören, der der Gefährte der lezten Lebensjahre Voltärs war **). Der, durch Herrn Dü-

*) Gebaut nach der Peterskirche in Rom.

**) Hr. Karl Villette (ehemahls Marquis) bekannt durch eine Menge geistvoller Gedichte und witziger Aufsäze. Nach dem Tode Voltärs kaufte er Ferney, das jezt in den Händen eines Genfers ist. Neulich tanzte Hr. Villette mit seinen ehemaligen Unterthanen, in dem Hause eines andern (ehemals gnädigen Herrn.) Man entdeckte ein Wappenschild, und damit die Freude nicht

durch

Dupont*) im Namen der Impoſitions-Kommitee, als indirekte Abgabe vorgeſchlagne Impoſt auf die Getränke wurde von Hrn. Sillery **) beſtritten. Es iſt ein wahrer Bodenzins, der die Provinz Champagne, in welcher unter der vorigen Regierung ein ehrlicher Mann, der kein Adlicher war, ohngefähr ſiebzig bis fünf und ſiebzig Prozente bezahlte, völlig zu Grunde richten muß. Ich zittre für die Folgen, ſagte Hr Sillery, aber ich werde nicht aufhören meinen Landsleuten Gehorſam gegen die Geſetze zu predigen. Er beſchwerte ſich über die Impoſitions-Kommitee ***), welche äußerſt ſchlecht komponirt iſt. Die Antipatrioten haben faſt bey

durch einen barbariſchen Anblick verderbt würde, hieb Hr. Villette das Ding herunter und ſchrieb auf die Tabula raſa: finita é la Commedia.

*) Dupont (ehemals de Nemours) Oekonomiſt und vorzüglicher Theilnehmer am Handlungstraktat mit England.

**) Gemahl der Marquiſin gleiches Nahmens, die unter dem Nahmen Mad. de Genlis bekannter iſt. Sie ſteht der Erziehung des Hauſes Orleans vor. Man ſagt, daß ſie ihrem Gemahl die Motionen liefre, allein man kennt die Tücke der Ariſtokraten, die Den zum Dummkopf zu machen ſucht, den ſie mit keinem Schein zum Böſewicht machen kann. Hr. Sillery iſt ein Mann von reſpektablem Kopf und Karakter.

***) Da Hr. Sillery der reichſte Weinbergsbeſitzer Frankreichs iſt, und man den Verdacht des Privatintreſſes auf

allen Wahlen sich die Majorität zu verschaffen gewußt. Die Auflagen sind der große Stein des Anstoßes für die Konstitution, und die Kommitee scheint sie durchaus gegen denselben anrennen lassen zu wollen. Glücklicherweise hat der Schutzgeist Frankreichs Hr. Laroschefoucauld und Lebrün zu Mitgliedern der Kommitee gemacht.

Am 5ten November.

Zu Anfange jeder Sitzung wird ein Bericht über die von den affiliirten Gesellschaften eingelaufene Adressen abgestattet. Darauf las Hr. Beauharnois *) eine Motion zu einem konstitutionellen Gesetze vor, vermöge welches kein König der Franzosen die Armee in Person kommandiren könnte. Der oberste Handhaber der Gesetze muß seinen

auf ihn werfen konnte, so forderte er, daß seine Güter mit einer doppelten Grundsteuer auf ewige Zeiten belegt würden.

*) Sohn der bekannten Schriftstellerin (ehmals Gräfin von) Beauharnois. Sie ist erst seit kurzem in das System ihres Sohnes eingetreten, der eines der schönsten Rednertalente ist. *)

*) Welch ein Teutsch! — Da diese Art von Französisch-Teutsch in den vorliegenden Proben durchaus herrscht: so würde dem unbekannten Herausgeber dieses Paris. Tagbuchs vorzüglich mehr Achtung für die Reinigkeit und Eleganz unsrer Sprache zu empfehlen seyn, wenn er auch auf Leser von Geschmack in Teutschland rechnet. W.

nen belebenden Hauch über jeden Theil des groſsen Ganzen verbreiten, das ihm anvertraut iſt; es findet keine Vorliebe ſtatt, und, wie bey der Gottheit, keine unmittelbare Wirkung. Während ein Theil den ausſchlieſslichen Einfluſs ſeiner Kraft empfänge, ſänke der andre in Ohnmacht. Das Geſez kann kein Verbrechen gebieten, und was thäte es anders, wenn es das Leben des Königs, das heilig iſt, in die unvermeidlichen Gefahren des Krieges ſtürzte. Der König iſt keinem Menſchen Verantwortung ſchuldig; wie leicht könnten treuloſe Diener, mit der Unverlezbarkeit des Fürſten maſkirt, gefährliche Entwürfe machiniren, voll Meineid für das Oberhaupt, deſſen Karakter das Geſez vor der Möglichkeit eines Fleckens bewahren ſoll. Endlich berauſcht nur gar zu leicht die Illuſion, die den ſiegenden Feldherrn umgiebt, und für einen Fürſten von Genie, an der Spitze einer Armee, Mittel zu geſezwidriger Allmacht werden kann.

Hr. T. — beſtritt die Impoſitions-Komittee, die die Hausmiethe zur Maaſsgabe einer Eigenthumsſteuer annimmt. Es giebt keine unrichtigere und alſo drückendere Regel für Paris und ähnliche Städte, wo die Kundſchaft des Handwerkers von der Gegend abhängt die er bewohnt. Der Innhaber ſiehet den Miethsmann gedeihen, er erhöhet den Zins um ein Drittel, und jener muſs zahlen, um nicht die Gefahr nach einer neuen

Kundschaft zu laufen. Die Notablen erscheinen und halten ihn für eben um so viel reicher als er ärmer geworden ist. Wucherer hingegen, die das Meiste steuern sollten, können sich, sicher gesucht zu werden, in die wohlfeilsten und entlegensten Winkel der Stadt vermiethen. Paris zahlte dem Staate unter dem vorigen Regime 75 *) Millionen. Mißbräuche in allen Zweigen der Regierung hielten es schadlos. Die Verschwendungen des Hofes **) und der reichsten Verzehrer des Königreichs wurden hier zunächst in Umlauf gesetzt, nebst den Schätzen, die die Generalpachter aus den Provinzen in die Hauptstadt schleppten. In der Folge kann von allen diesem nichts mehr gelten. Die grösten Consumateurs ***) haben sich ent-

*) Also mehr als die Staaten der Könige von Sardinien, Schweden und Dännemark zusammen genommen abgeben; darum hieß sie auch *la bonne ville de Paris*.

**) Es wurden jährlich 119 Millionen ausgegeben, die unter gar keine Benennung gebracht werden konnten. Die grüne Erleuchtung, die die Königin alle Sonnabende zu Trianon geben ließ, kostete jedesmal 80 000 Livres. Die grosen Ställe des Hrn. Artois kosteten 1,800,000, die kleinen 500,000 und der engländsche Stall 100,000 Liv. Madame Elisabeth hält bey unsrer schlechten Zeit 52 Reitpferde.

***) In dem Zeitraume vom 14ten Julii bis Mitte Nvbr. 89. hat die Municipalität von Paris 40,000 Päße ausgefertigt. Jeden für drey Personen gerechnet (welches gering

entfernt, und das Vermögen derer so hier geblieben sind, muß sich zertheilen. Die Verschwendungen des Hofes und die Bereicherungen der Generalpächter werden kein böses Beyspiel mehr geben *). Paris ist auf den Handel reduzirt, durch ihn allein kann sichs vom Untergange retten; allein man muß ihm nicht durch unsinnige Auflagen die Saugröhren verstopfen. Jeder große Staat braucht einen

gering ist) gäbe ein Minus von 120,000, wenn sich nicht eine beträchtliche Menge Fremder darunter befänden, die durch andre ersezt worden sind. Dagegen aber haben die Auswanderungen fortgedauert, so daß man mit Sicherheit in der Population von Paris eine Abnahme von 120,000 annehmen kann. In dieser Zahl mögen sich ohngefähr 20,000 Arbeiter befinden; das übrige sind bloße Verzehrer; denn in Rücksicht des Essens, Trinkens und Schlafs müssen Erzaristokraten selbst, ihren Nennern Gleichheit des Standes zugestehn.

*) Die Stadt Paris leidet. Sie verliert das Meiste bey der glücklichen Revolution die sie Frankreich gegeben hat, aber sie erträgt ihr Schicksal mit Muth — auch ist sie nicht verlohren. Es bleiben ihr geschickte thätige Arme, die Quellen der Arbeit, des wahren und einzigen Reichthums. Das Vermögen der Großen, was nur an Spieltischen zirkulirte, wird die Industrie beleben; ihre Laquaien werden sich in Professionisten, ihre Equipagen in nützliche Maschinen verwandeln. Nur die Gegenstände der Eitelkeit sind in Frankreich zur Vollkommenheit gebracht, die Fabriken von allgemeinem Gebrauch sind entweder weit zurück oder fehlen gänzlich.

nen Zentralpunkt. Die Hauptstadt ist das Herz des Körpers, dessen Muskelkraft erschlaft, wenn jenes Schläge ermatten.

Seit einiger Zeit hatten mehrere affiliirte Gesellschaften den Wunsch geäußert, daß das, durch den Eid vom 20sten Julii 89 berühmte Jeu de Paume (zu Versailles) der Schauplatz einer der größten Weltbegebenheiten, gegen die Verwüstungen der Zeit in Schutz genommen und als Monument erhalten würde. Hr. Dübois de Crancé einer der ehrwürdigsten Akteurs des Stücks, hatte dem zufolge, mit ihm einiger Wärme über die Realisirung dieser Idee geredet, und auf die Apotheose des Jeu de Paume angetragen, und Herr Mirabeau war ersucht worden, eine im Namen aller Gesellschaften der N. V. zu präsentierende Adresse zu redigiren. Er las sie heute. Wenn Ihr hörtet, sagte Herr Mirabeau *), daß jenes glück-

*) Niemand wird auf eine unverantwortlichere Art verläumdet als er. Es giebt keine Schandthat, welche die braven Herren, die sich so sehr mit ihrer Ehre und mit ihrem Glauben brüsten, sich nicht ihm aufzubürden erlauben. Warum? weiß man nur gar zu gut. Aber es muß doch Grund dazu vorhanden seyn, wird man 200 Meilen weit von hier meynen, und gegen die Verläumder au speien, wenn man hört, daß seine Schuld in nichts als einigen Burschenstreichen besteht; daß Mirabeau in seiner Jugend ein Paar Federänen mehr als andre

glückliche Schiff, jene kostbare Arche, die die wenig übergebliebenen des Menschengeschlechts rettete, noch vorhanden sey, aber in Vergessenheit läge, so würdet ihr hingehen, um es in eurem ehrwürdigsten Tempel aufzustellen. Ihr würdet das Werkzeug retten, wodurch das Menschengeschlecht zur Freyheit, dem Leben der Seele, aber auch zu Jahrtausenden von Knechtschaft erhalten wurde. Wenn man Euch sagte, daß jene niedrige Hütte, die die Gesandte einer groſsen Nation aufnahm, als ihnen der Despotismus den Tempel der Gesetzgebung verschloß, ꝛc. — Vergebens würde man versuchen die groſsen Züge nachzuhohlen, womit dieser Redner zum lautesten Entzücken fortriß. Er ist ein Gott auf der Rednerbühne, dessen Winke ers

dre begangen hat. *) — Ich kenne keinen einnehmendern, verführerischern Mann, trotz seinem aufgedunsnen, pockennarbigten Gesicht, das viele Leute häſslich, ich aber sehr interessant finde, weil es, (was man auf einer Welt von Gesichtern nicht antrift) den Karakter einer groſsen Seele trägt. Ernst, und ein von der Natur nicht von der Kunst hineingeworfener Zug von Stolz oder Würde, beherrschen es in seiner ruhigen Lage: aber jede Empfindung, die der Ton seiner Stimme, den die Bewegung seiner Hand allein auszudrücken vermöchte, mahlt sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Treue auf diesem finstern Grund.

*) Der Verf. ist entweder sehr übel berichtet, oder ein sehr partheyischer Freund des Hrn. Mirabeau. W.

schüttern, und jede Empfindung schaffen, die er gebieten will. Eine Deputation der Section von Maucondeil meldete, daß die Majorität der Sektionen den Entschluß gefaßt, die Abdankung der Minister zu verlangen *).

Beym Herausgehn wurde die Rechtfertigung des Hr. Orleans ausgetheilt. Es bedurfte dessen nicht für gesunde, gerade Seelen, die die Wahrheit sehen können und wollen. Nur diejenigen die in der Prozedur des Chatelets **) ein Werkzeug der Rache fanden, sind von der Treulosigkeit und Bosheit der Richter und Zeugen unüberzeugt geblieben.

V.

*) Sie trotzen ihren Gegnern. Sind die Patrioten schwächer und die Aristokraten mächtiger geworden? Hat Lafayette sich in die Schlinge einer neuen Medizis verirrt? Der Augenblick ist kritisch. Wird man den Genius des 14ten Julii wieder erwecken? Die Minister hassen die Revolution, und sind beschäftigt dem Könige, der nicht besser bewacht seyn kann, eine maison militaire zu geben. Lafayette scheint das Projekt zu begünstigen.

**) Ein Irrthum Lafayettes gab den Feinden der Revolution diese fürchterliche Waffe in die Hände. Er meinte, der Streich käme von Orleans, und er kam von St. Priest; die Politik des Hofes war geschickt genug auch bey Vereitelung des Plans, nicht auf alle Vortheile Verzicht zu thun.

Zeit um meiner eignen Sicherheit willen ihm Einhalt zu thun. Ich will es, ich will durch den Zwang der Strafen erhalten, was Drohung nicht vermocht hat. Keine Entſchuldigungen! Keine Vorbitten! weder Thränen noch Fußfälle ſollen die ermüdete Gerechtigkeit verſöhnen -- Laßt Romeo unverzüglich ſtehen, oder die Stunde, worinn er ergriffen wird, iſt ſeine lezte -- Traget dieſen Leichnam von hinnen, und erwartet meinen fernern Willen -- Gnade wird ſelbſt zur Mörderin, wenn ſie Mördern vergiebt.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in ein Zimmer in Capulets Haus.]

Juliette tritt allein auf.

Juliette.

Eilet, eilet davon, ihr feurigen Roſſe der Sonne, einem Nachtlager zu -- ein ſolcher Führer, wie Phaeton war, würde euch bald nach Weſten gepeitſcht, und in einem Augenblik den Tag in düſtre Nacht verwandelt haben -- Spreite deinen dichten Vorhang aus, Liebe-beförderunde Nacht! daß die Augen des müden Phöbus niken, und unbeſprochen und ungeſehn Romeo in dieſe Arme fliege. Liebende ſehen genug zu ihren zärtlichen Geheimniſſen beym Glanz ihrer eignen Schönheiten: Oder wenn die Liebe blind iſt, ſo taugt ſie am beſten zur Nacht. Komm, ſtille Nacht, gleich einer

V.

Ueber Liebe als Leidenschaft,

und den Grundsatz zur Beurtheilung ihrer Dignität.

Eine Vorlesung.

Es hat von je her Philosophen gegeben, die den Menschen der Körperwelt ganz und allein zueigneten, die organische Maschine für sein ganzes Wesen hielten; nicht allein für das Werkzeug zu Empfindungen zu gelangen, sondern auch für den eigentlichen Sitz derselben; ja das ganze Vorstellung und Erkentnißvermögen glaubten sie in dieser Organisation aufgefunden zu haben. Andre hingegen erhoben ihn ganz zur Geisterwelt, rechneten seinen Körper gar nicht zu seinem Wesen, sondern sahen ihn vielmehr für eine Strafe an, für einen Kerker, welcher den wahren Menschen, den Geist, überall einschränke; und wollten daher auch seine Empfindungen und Triebe zu reinen geistigen erhöhet wissen; ja sie suchten deren Quelle und Gegenstand sogar in überirdischen Dingen. Dies war Lehre des Plato, jenes des Epikur. Beyde haben immer ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden, und bis auf den heutigen Tag haben die

Mate-

Materialiſten gegen die Spiritualiſten, und dieſe gegen jene ihre Meinungen zu behaupten geſucht. Zwar ſind andre Philoſophen, vorzüglich neuerer Zeit, ins Mittel getreten, ohne jedoch den Streit beygelegt zu haben; nur unſerm Jahrzehend wird es hoffentlich gelingen, uns auf den Standpunkt zu ſetzen, von welchem wir das Weſen des Menſchen in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt, wenn auch nicht im vollen Lichte, erblicken. Die Zunft der Philoſophen wird ſich darüber vereinigen, daß die Formen der Sinnlichkeit ſowohl, als des Verſtandes und der Vernunft, nichts anders ſind, als beſondere Formen unſers Vorſtellungsvermögens, und daß jene ſowohl als dieſe vor aller Erfahrung im Gemüthe vorhanden, der Stoff ihnen allen aber in der Erfahrung gegeben werden müſſe; und daß alſo die Sinnlichkeit eine eben ſo nothwendige weſentliche Eigenſchaft des Menſchen ſey, als die Vernunft und der Mittler zwiſchen beyden, der Verſtand und der Menſch alſo — Menſch ſeyn müſſe. Sinnlichkeit, in welchem, (nur reinen) Verſtande des Worts, ſie auch genommen werde, wird uns alſo keinesweges herabwürdigen: ſondern wir werden mit dieſer Eigenſchaft immer ſchon zum Range vornehmer Weſen gehören. Und wie ſollte ſie uns auch herabwürdigen? Sie eröfnet uns die Herrlichkeit und Schöne der Schöpfung, ja ſie führet uns zur Gottheit ſelbſt empor. Sie erweckt in uns reine, hohe Gefühle, ſchaft uns edle Freuden, wenn unſer Geiſt bey dem Genuſſe mit beſchäftigt

iſt,

iſt, dieſen, wie er immer ſollte, veredelt, und wir ſo nicht bloß als organiſche Weſen, ſondern als Menſchen genießen.

Wir werden alſo, da wir der Sinnlichkeit bey den Handlungen unſres Verſtandes, bey unſrer Erkentniß bedürfen, um ſo weniger bey den Empfindungen ſie verlaſſen können; wir werden die Urſachen unſrer Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften urſprünglich in der Sinnlichkeit aufſuchen müſſen. Mit dieſen nun habe ich es hier eigentlich nur zu thun. Ich habe hier von der Liebe, in ſofern ſie Leidenſchaft bedeutet, zu reden, und da ſie nothwendig auf einen äuſſern Gegenſtand unmittelbar ſich beziehet, ſo wird ſie unſtreitig auf Sinnlichkeit ſich gründen. Dennoch verließ Plato auch in Anſehung der Liebe die Sinnenwelt, denn er gab ihr etwas Unkörperliches zum äuſſern Gegenſtande. Plato lehrte:

Die Seele des Menſchen ſey ein unmittelbarer Ausfluß der Gottheit, und daher ihrem Urſprunge nach ein ganz reines Weſen. Vor ihrer Erſcheinung auf Erden aber habe ſie geſündigt, und ſo ſey ſie zur Strafe in dieſen Körper gekommen. Dieſer gehöre daher eigentlich nicht zum Menſchen, ſondern die Seele ſey der Menſch, und müſſe in jenem, wie in einem Kerker, büßen. Der Zweck nun unſers Daſeyns ſey, von aller Sinnlichkeit uns loß zu machen,

und

und zur Gottheit, als unserm Ursprunge, wieder zurück zu kehren, und hierzu führe uns die Liebe. Liebe sey das Verlangen nach Genuß der Schönheit, Schönheit aber sey etwas Unkörperliches, nemlich der Glanz des göttlichen Angesichts. Dieses leuchte in drey Spiegeln, den Engeln, den Seelen und den Körpern. Da die Seele nun der eigentliche Mensch sey, so begehre der Liebende auch nicht diesen oder jenen Körper, sondern den Glanz des göttlichen Angesichtes, der durch den Körper strahlt; den nur such' und liebe er. Und da der Mensch in seinem jetzigen Zustande Gott selbst nicht kenne, jedoch, als Ausfluß aus ihm, zu ihm und in ihn zurückzukehren sich bestrebe, so wüßten Liebende eigentlich nicht was sie suchten.

Diese Ideen des Plato mögen sehr erhaben seyn, und haben ihm auch, so wie sein ganzes System, den Beynamen des Göttlichen erworben. Auch den Begrif der Liebe der Engel *) hat er angegeben: sie ist der Trieb, beständig das Angesicht der Gottheit zu schauen. Ich habe dagegen nichts: nur wenn wir als Menschen unter Menschen bleiben, wenn wir doch finden, daß der Körper hier ein eben so wesentliches Stück des Menschen sey als der Geist, und daß Schönheit des Körpers wirklich körperliche Schönheit sey, ob sie gleich von dem Bewohner, dem Geiste, belebet und erhöhet wird; daß wir den Schöpfer allerdings in den

*) Eigentlich, Dämonen. W.

den Geschöpfen bewundern können und sollen, aber ihn unmittelbar zu finden nicht wähnen dürfen: so werden wir diese Ideen doch nur für das halten können, was sie sind, für Gedankenwesen ohne Wirklichkeit. Wir werden die Liebe, wie Plato sie angiebt, wohl und sehr rein anerkennen, ja sie derjenigen, welche unsre Religion und unsre Vernunft als Grundsatz unsrer Handlungen uns gebiethet, sehr ähnlich finden; allein wenn von Liebe als Leidenschaft die Rede ist, wird auf diese Ideen wohl nicht Rücksicht genommen werden können, da sie, wie ich wohl dreist behaupten darf, durch Erfahrung nimmer bestätiget werden mögen. Ich werde daher den göttlichen Plato verlassen müssen, da Erfahrung uns den Stoff geben muß, um die Realität unsrer Vorstellungen, und gewiß auch unsrer Empfindungen daran zu prüfen.

Ich werde erstlich, in Ansehung des Gegenstandes der Liebe, wohl ohne allen Wiederspruch Verschiedenheit des Geschlechts, als ein wesentliches Merkmahl derselben, festsetzen können. Hiedurch unterscheidet sie sich von ihrer jüngern, oder ernsteren Schwester, der Freundschaft. Diese letztre kann zwar auch bey Verschiedenheit des Geschlechts statt finden: aber es ist alsdann diese Verschiedenheit kein nothwendiges wesentliches Stück, sondern es ist zufällig, es ist gleichgültig, daß der Gegenstand von anderm Geschlechte ist. Ob diese Freundschaft rein, und ohne Beymischung

ſchung von Liebe irgend einer Art, vorzüglich in frühern Jahren, angetroffen werde? gehört nicht hieher, und ich behalte mir dieß in einer andren Vorleſung über Freundſchaft vor; hier genug, daß Freundſchaft und Liebe ſich darin charakteriſtiſch von einander unterſcheiden, daß leztre eine Empfindung des beſondern Wohlwollens iſt, deren beſtimmter Gegenſtand nothwendig von dem andern Geſchlechte ſeyn muß.

Eine Empfindung, oder vielmehr einen widernatürlichen Trieb, der nicht allein den Namen der Liebe, ſondern auch die Natur des Menſchen erniedrigt und entehret, und den man meiner Erklärung dennoch entgegenſetzen könnte — dieſen hier auch nur weiter anzuführen, würde mich ſchamroth machen.

Was nun zweytens die Empfindung ſelbſt, die der Gegenſtand hervorbringt, anbetrift, ſo unterſcheidet man hauptſächlich die grobſinnliche Liebe von der feinern. Erſtere gehöret zu den Trieben, welche die Natur in den Menſchen, ſo wie in alle übrige Bewohner der Erde gelegt hat. Auch dieſer war Zweck in der Schöpfung, oder vielmehr, er führet zu einem; er iſt Geſez der Natur. Ohne Kenntniß dieſes Geſetzes folgen ihm alle lebendige Weſen, und ſollen ihm folgen; dazu ward ihnen Inſtinkt, ſie zum Zweck zu leiten. Auch der Menſch ſoll ihnen folgen, dieſen Naturgeſetzen, denn er gehört zur Körperwelt; aber nicht blind

und

und instinktmäßig. Ihm wurden, neben dem Instinkt, höhere Gesetze von der reinen Vernunft gegeben. Diesen soll jener untergeordnet seyn. Sie erheben ihn zum Gesetzgeber der Natur selbst, ihm ward sie unterthänig, und er sollte Herrscher seyn über alles; auch über sich selbst als Sinnenwesen. So empfieng er ein doppeltes Gesez, das eine im Instinkt, und er ward Unterthan: das andre in und mit der Vernunft, und er ward selbst Gesezgeber. Hier hat er nun die Wahl, welcher er folgen will; und ohne auf die Leichtigkeit oder Hindernisse bey der Befolgung Rücksicht zu nehmen, würde jeder nicht lieber seinem eignen Gesetze sich unterwerfen, als dem welches ihn anderswoher gegeben ist? so nicht lieber seiner Vernunft, oder dem Gesetze der Freyheit, als dem Instinkte, oder dem Gesetze der Sklaverey, gehorchen wollen? Aber eben weil alles um uns nach physischen Gesetzen auf uns wirkt, sind auch wir geneigter diesen Gesetzen gegen uns gemäß zu wirken; es wird uns so leicht, eben darnach zu handeln. Die Befolgung nur dieses Instinkts, in Rücksicht auf die Empfindung die überhaupt Liebe genannt wird, sie mag von einem höheren Gesetze gebilliget werden oder nicht — ist diese Befolgung ihr Hauptzweck, so heißt sie grobsinnliche Liebe. Dieser Trieb aber wird auch dann nur eigentlich Liebe genannt werden können, wenn er auf einen bestimmten Gegenstand gehet, sonst wird er nur Geschlechtstrieb genannt werden müssen, ein Trieb

bey dem der Mensch vom Thier gar nicht unterschieden ist.

Ich habe gesagt diese Liebe sey grobsinnlich, sie möge von einem höheren Gesetze gebilliget werden oder nicht. Denn es kommt hier auf den Zweck, es kommt darauf an, wohin der Trieb eigentlich gehe, ohne auf die Wahl der Mittel zum Zweck zu gelangen, Rücksicht zu nehmen. Wir leben in einer Gesellschaft, die ihre bestimmten Vorschriften hat; diese bekümmert sich nicht um den innern Zweck ihrer Glieder sowohl, als vielmehr um den äußern und um die Mittel. Diese hat sie vorgeschrieben, und wenn ich sie erwähle, so gilt mein Zweck für rechtmäßig. Dies ändert aber das Innere und Eigentliche meines Triebes nicht; und wenn zur Genugthuung desselben auch die durch gesellschaftliche Gesetze vorgeschriebene Mittel erwählet werden, und die Befriedigung dadurch rechtmäßig, ja auch pflichtmäßig wird, so ändert dies alles doch die innre Beschaffenheit nicht, und die Liebe bleibt grobsinnlich. Man hat sie auch die epikuräische genannt, und wir können diesen Ausdruck, im Gegensatz der nunmehr festzusetzenden platonischen Liebe, beybehalten. Sie ist leicht zu unterscheiden, und ich werde mich also nicht länger dabey verweilen dürfen.

Man setzet zwar die platonische Liebe der epikuräischen geradezu entgegen; allein ich halte dafür, daß in der Art, wie sie gemeinhin einander

entge-

entgegengeſetzt werden, ſey das Ganze dieſer Empfindung noch nicht erſchöpft. Es liegen zwiſchen dieſen beyden noch Mittelgefühle, und ſchwerlich wird daher zwiſchen den feinern Graden der Sinnlichkeit die Grenzlinie zu ziehen ſeyn. Um dieſe genau zu bezeichnen, würde es vielleicht des feinen Pinſelſtrichs eines Apelles bedürfen: allein da ich nur zu Ihnen, die Sie jede feine Empfindung kennen, zu reden habe, ſo werden ſie mir auf dem halben Wege entgegen kommen, und ich werde nur andeuten dürfen, was Sie ſelbſt vollenden werden.

So wie ich oben die Liebe durch den Gegenſtand von der Freundſchaft unterſchieden habe, ſo werde ich ſie hier zuvörderſt noch in Anſehung des Urſprungs der Empfindung von dieſer unterſcheiden müſſen; nämlich, daß Liebe durch äußere, Freundſchaft hingegen durch innere Vorzüge erzeugt werde. Ich glaube es in der Erfahrung beſtätigt, daß wenn ohne Zuthuung, ohne Wahrnehmung und Rückſicht auf körperliche Vollkommenheit, bloß und allein durch innere, eine beſondere Zuneigung zu einem Gegenſtande vom andern Geſchlecht entſteht, dies blos Freundſchaft, nie Liebe ſey, noch genennt werden könne. Dieſe Art der Empfindung wird urſprünglich durch Urtheile erzeugt, alſo durch die Vernunft hervorgebracht, und geht vom Kopf zum Herzen; Liebe hingegen, bemächtiget ſich zuerſt unſers Herzens,

und rechtfertiget ſich dann erſt durch die Vernunft und vor derſelben. Es iſt hier alſo das umgekehrte Verhältniß. Wird nun Liebe durch körperliche Vorzüge erzeugt, ſo wird ſie auch auf Sinnlichkeit, im gewöhnlichen Verſtande des Worts, ſich gründen.

Ich würde im allgemeinen, ohne etwas dafür anzuführen, dies wohl geradezu haben behaupten können, ohne eben Widerſprüche zu befürchten, da der praktiſchen Jünger eines Plato wohl nur ſehr wenige ſind; allein für Sie, und da ich hier eigentlich von der Liebe erhabner Art zu reden habe, glaubte ich dies beſtimmen zu müſſen, damit nicht etwa Freundſchaft darum für Liebe gehalten werde, weil der Gegenſtand vom andern Geſchlechte ſey. Ich zweifle ſogar, daß das, was urſprünglich Freundſchaft war, Liebe je werden könne, Liebe reinſter Art; ich halte vielmehr dafür, daß wenn dieſe Veränderung eintreten ſollte, nach der Wahrnehmung der innern Vollkommenheiten, von uns gewiß noch körperliche nebenher würden entdeckt worden ſeyn, und daß die Liebe mehr zur gröberſinnlichen, als zur feineren ſich neigen würde. Es könnte dies widerſprechend ſcheinen, allein es iſt es wohl nicht. Bey reiner Liebe war urſprünglich Sinnlichkeit im Spiele; denn ſie gründet ſich darauf, wurde alſo gleich in Betracht gezogen, und ſie blieb rein: bey der Freundſchaft hingegen blos geiſtige Vorzüge. Entdecken wir

nun

einer ſittſamen Matrone ganz in Schwarz gekleidet; komm und lehre mich ein gewinnreiches Spiel verliehren, das um ein paar unbefleckte Jungferſchaften geſpielt wird -- Verhülle das unbenannte Blut, das meine Wangen erhizt, in deinen ſchwarzen Schleyer, bis die ungewohnte Liebe kühner wird, und in ihren brünſtigſten Ausbrüchen nichts als Unſchuld findt. Komm, Nacht, komm, Romeo, komm du Tag in der Nacht, denn du wirſt auf den Flügeln der Nacht weiſſer als Schnee auf eines Raben Rüken ligen; komm, holde Nacht, komm, liebende, ſchwarz-angezogne Nacht! Gieb mir meinen Romeo, und wenn er einſt ſterben muß, ſo nimm ihn und ſchneid ihn in kleine Sterne aus, und er wird dem Antliz des Himmels eine ſo reizende Anmuth geben, daß die ganze Welt in die Nacht verliebt werden, und den Flitter-Glanz der Sonne nichts mehr achten wird -- O wie lang, wie verdrießlich lang iſt dieſer Tag, ſo lang, wie die Nacht vor einem Feſttag einem ungeduldigen Kinde, das neue Kleider bekommen hat, und ſie noch nicht tragen darf.

O, hier kommt meine Amme --

Die Amme mit einer Strik-Leiter.

und bringt mir Nachrichten -- jede Zunge, die meines Romeo Namen ausſpricht, iſt die Zunge eines Engels für mich -- Nun Amme, was giebt's neues? Was haſt du hier? Die Strik-Leiter die Romeo dich holen hieß?

Amme.

Ja, ja, die Strik-Leiter -- Juliette.

nun in der Folge noch beſondre Vorzüge des Körpers, ſo können wir, eben weil ſie verhüllter lagen, auf einen ganz andern und entgegengeſezten Weg gerathen. Ich darf mich hierüber nicht weiter erklären.

Liebe gründet ſich alſo auf Sinnlichkeit, in der gewöhnlichen Bedeutung, da ſie nämlich durch äußre Vollkommenheiten erzeugt wird, und es wird hier nur auf die Art und den Grad derſelben, es wird darauf ankommen, wohin der Trieb und die Befriedigung deſſelben gerichtet iſt. Leidenſchaften ſind den Hauptfarben gleich, ſie haben der Schattirungen viele. Ich glaube dieſe bey der Liebe am ſicherſten beſtimmen zu können, wenn ich zur Beurtheilung ihrer innern Beſchaffenheit feſtſetze:

> Daß, je mehr der Trieb nach äußeren Empfindungen ſtrebet, deſto ſinnlicher, und je mehr er innere Empfindungen zum Gegenſtande hat, deſto reiner ſey die Liebe.

Die Liebe des Kardinals zur Lauretta Piſana war urſprünglich epikuräiſch. Sein erſter Zweck gieng ganz auf Befriedigung des Triebes nach äußrer Empfindung, auf grobe Sinnlichkeit. St. Preu's Liebe zu Julie war weder ganz ſinnlich, noch ganz reiner erhabener Art; ſeine Leidenſchaft verräth überall Trieb nach äußeren Empfin-

pfindungen; nur Julie erhöhte sie, sie suchte sie lauter und rein zu machen, denn eben ihre Liebe war es. Aber auch Petrarcha's Liebe war es zu seiner Laura; sie beschäftigte seinen Verstand zugleich mit seinem Herzen. Und eben diese Beschäftigung des Verstandes ist es, welche die Liebe erhebt. Ich sage, des Verstandes, und begreife hierunter die Vernunft im theoretischen Gebrauch, in wie ferne sie nämlich über den Gegenstand urtheilet; um sie von sich selbst, in wie ferne sie praktisch ist, zu unterscheiden. Diese duldet keine Leidenschaft. In ihr ist der Sitz der Freyheit, dahin gehen ihre Gesetze; Leidenschaft hingegen ist Sklaverey, ihr also entgegengesetzt. Sie entzieht ihr die Herrschaft.

Durch die Idee der Vollkommenheit nun ist es, daß der Verstand bey der Liebe beschäftiget ist. Der Mensch besteht aus Leib und Seele, und da er der Gegenstand der Liebe ist, so wird die Idee der Vollkommenheit hier auf äußre oder innre Eigenschaften desselben bezogen werden müssen. Da der erste Grund der Liebe in der Sinnlichkeit liegt, da sie die Hauptquelle ist, woraus jene entspringt; so wird erstlich und hauptsächlich körperliche Vollkommenheit erfordert. Diese wird geradehin Schönheit genannt. Den Begrif darüber festzusetzen, ist keinem ganz befriedigend gelungen, und überhaupt wird hier selten nach Regeln, sondern mehr nach Gefühl geurtheilet, und zwar von jedem nach dem

Eins

Eindrucke, welchen der Gegenſtand auf ſein Individuum macht; ofte ohne hiervon den Grund angeben zu können. Wir ſagen alsdenn: die Perſon gefällt uns, und wenn hier auch wirklich Mangel an Schönheit wäre, ſo gilt das Gefallen ſtatt der Schönheit. Aber zweytens gehöret zu reiner Liebe auch innre Vollkommenheit. Wenn die Fabel von Pygmalion Wirklichkeit bekommen ſollte, ſo würde eben Pygmalion die innre Vollkommenheit, wenn ſeine Statue zum Leben kommen würde, der äußern gleich erwarten. Wenigſtens konnte er keine Unvollkommenheiten der Seele an ſeiner Statue entdecken, wodurch ſeine Liebe zu ihr hätte aufgehalten werden mögen. Und dies wenigſtens würde zur edlen Liebe nothwendig ſeyn, wenn ſie nicht gleich nach ihrer Entſtehung wieder ſchwinden ſollte. Ich werde daher, wie ich vorher die Nothwendigkeit körperlicher Vorzüge vertheidigte, gegenwärtig auch die geiſtigen erfordern müſſen, um reine Liebe nicht zum bloßen Kunſtgefühl herabzuwürdigen.

Man könnte mir hier vielleicht einwenden: Erfahrung ſey dagegen. Man fände wohl reine Liebe, Liebe, deren Trieb nicht nach äußern Empfindungen ſtrebe, und dem Gegenſtande mangeln dennoch wahre innere Vorzüge. Der Fall kann eintreten; allein wenn wir wirklich Liebe empfinden, ſo werden wir, was nur Schein iſt, für Wirklichkeit halten, wir werden durch Sinnlichkeit be-

stochen, vom Schein geblendet, aus falschem Gegebenen irrige Urtheile fällen, und daher Vollkommenheiten zu finden glauben, die nicht vorhanden sind. Der Satz würde also wohl richtig seyn, daß Liebe auf äußre und innre Vollkommenheit sich gründen müsse, wenn sie den Nahmen reiner Liebe führen will. Statt Vollkommenheit können wir überhaupt auch Schönheit setzen, und so würde ich mit Plato in sofern übereinkommen: daß Liebe durch Schönheit erzeugt werde, daß sie auch als Leidenschaft ein Verlangen nach Genuß der Schönheit sey; nur würde ich dies näher dahin bestimmen müssen: eines bestimmten Gegenstandes vom andern Geschlechte.

Gesicht und Gehör sind immer als die obern, edleren Sinne angegeben worden, denn durch sie entdecken wir nicht allein alle körperliche Vollkommenheit und Schönheit, sondern auch die höhern: indem sie es sind, denen wir hauptsächlich unsre Begriffe und Kentniss zu danken haben, und vermöge welcher wir zur Theilnehmung an den innern Vorzügen andrer gelangen; und zwar sind sie auch hinreichend, um des reinen Genusses der Vollkommenheit und Schönheit theilhaftig zu werden, hinreichend zur Befriedigung des Triebes nach innern Empfindungen, welche reinste Liebe sucht. Und hier treffe ich abermahl mit Plato zusammen. Er giebt die menschliche Schönheit dreyfach an: des Geistes, des Körpers und der Sinne. Erstere

würs

würde durch den Verstand wahrgenommen, die zweyte durch das Gesicht, die dritte durchs Gehör. Durch dieser dreyen gelangten wir also zum Genuß der Schönheit, und hiermit sey der Liebende befriedigt. Wir sind jedoch auf verschiedenem Wege zu einem Punkt gekommen. Ob ich gleich gar nichts dagegen habe, vielmehr völlig mit ihm einverstanden bin, daß Annehmlichkeit der Stimme allerdings mit zu den menschlichen Schönheiten gerechnet werden müsse; so kann sie doch mit den beyden übrigen nicht zusammen, sondern muß unter die körperlichen Schönheiten, als eine Art derselben stehen, da sie in dem Bau der Maschine eben sowohl, als die äussern Züge, Farben, und Gestalt ihren Grund hat. Aber durchs Gehör gelangen wir hauptsächlich zum Genuß der innern Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes, so wie wir durch das Gesicht zum Genuß der äussern gelangen. Die reinste Liebe würde sich also mit dem Anschaun und der mündlichen Unterhaltung genügen. Da nun Plato dieses ebenfalls von ihr festsetzet, so wird diese Liebe eigentlich die Platonische genannt werden können, und wenn wir Platonische Liebe als existent annehmen, so wird nur diese Art darunter verstanden werden können. Hier ist offenbar eigentlich blos Trieb nach innrer Empfindung, und die reinste mögliche Liebe.

Aber diese ist auch möglich, ja sie wird unter Menschen gefunden, ob sie gleich unerklärbar ist;

nämlich in so fern, daß, ungeachtet dieser reinste Genuß befriedigt, dennoch Verschiedenheit des Geschlechts erfordert werde. Diese Liebe ist immer noch ein von der Freundschaft sehr verschiedenes, ein weit lebhafter empfundenes, innigeres Gefühl. Worin liegt es nun, daß Anschauung und Unterhaltung bey gleicher, ja bey höherer Schönheit des Körpers und der Seele, bey ein und demselben Geschlecht, eine ganz andre Empfindung bewirkt? daß hier Freundschaft und Liebe so verschieden ist? Ich weiß wohl, daß man hieraus eben einen Beweiß nehmen möchte, daß Geschlechtstrieb bey aller Liebe, wenn gleich noch so verborgen, selbst unbewust, dennoch zum Grunde liege. Allein das scheint mir sehr unbefriedigend. Denn dessen ich mir nicht bewust bin, worauf ich selbst mit meinen Gedanken nimmer treffe, ist für mich doch wohl gar nicht da; und ich möchte mit mehrern Dingen auch diese Empfindung in diesen Betracht lieber nur unerklärt lassen, denn mein Plato und ich, wir möchten beyde mystisch werden. Indessen ist jener hierin zu einzig, und seine Art zu schließen zu original, um ihn unangeführt zu lassen.

Wer liebt, sagt er, der stirbt, denn seine Gedanken sind mit Vergessung seiner selbst im Geliebten; wer aber nicht an sich denkt, denkt sicher auch nicht in sich, und da der Gedanke die vorzügliche Wirkung der Seele ist, so wirket

ket ein auf dieſe Art afficirtes Gemüth nicht in ſich ſelbſt. Was nicht in ihm würket, iſt auch nicht in ihm, was nicht in ihm iſt, lebt auch nicht, iſt alſo tod. Wer nun nicht wiedergeliebt wird, iſt überall tod; denn er lebt nicht in ſich, auch nicht in dem geliebten Gegenſtande. Die menſchliche Seele kann aber nur im menſchlichen Körper leben, und wie könnte ſie das, da ſie nicht in dem lebt, in welchem zu leben ſie ſo ſehnlich wünſcht? Wo aber Gegenliebe iſt, da lebt einer in den andern; hier iſt ein wechſelſeitiger Tauſch, jeder giebt ſich dem andern und empfängt den andern. So hat alſo einer den andern, und empfängt ſich ſelbſt wieder in ihm. Gegenſeitige Liebe iſt alſo ein Tod, aber ein doppeltes Wiederaufleben. O glücklicher Tod, fährt er fort, dem zwey Leben folgen! o wunderbare Gemeinſchaft, wo einer für den andern ſich hingiebt, und ſich weder hat, noch zu haben aufhört! O unſchätzbarer Gewinn, wo zwey Weſen dergeſtallt eins werden, daß jeder von beyden ſtatt eins zwey wird, und ſo ein doppeltes Leben beſitzet!

So Plato. Ich für mein Theil, ſo wie ich aller Liebe Urſprung für ſinnlich angeben muſte, den Trieb nach Empfindung aber nicht immer für körperlich; ſo halte ich auch dafür, aller Liebe Zweck ſey Vereinigung; aber auch dieſer Trieb zur Vereinigung iſt ſo verſchieden, als der nach Empfin-

pfindung, und bey der so genanten Platonischen Liebe ist diese Vereinigung hauptsächlich nur im Bewussiseyn der Gegenliebe. Hierdurch lebt eines in den andern, dergestalt, daß jedes Ding ausser uns, jede Begebenheit, in unsern Gedanken mit dem geliebten Gegenstande in Beziehung gesetzet wird. Wir sind in uns beständig mit ihm beschäftiget, und wünschen, hoffen oder wissen, daß auch wir auf diese Art dem andern immer gegenwärtig sind. So ist diese Vereinigung nur geistig, und vielleicht zu geistig für den Menschen, der auch Körper ist. Daher hierbey auch nimmer Ruhe sich zu finden pflegt; wir werden immer getrieben zu einer mehr körperlichen Vereinigung, zur Gegenwart wenigstens und zum Anschaun des geliebten Gegenstandes. Und da nun schon in dieser Liebe wirklich etwas mystisches ist, so würde ich die Verschiedenheit des Geschlechts für Trennung ursprünglich Eines Wesens in zwey annehmen, wobey ich, um doch mehr vor mir zu haben als Plato, im Symbol der Schöpfungsgeschichte Bestätigung suchen könnte. Und so würde ich in der Wiedervereinigung zu Einem das Wesen der Liebe setzen, und hierdurch die wesentliche Verschiedenheit zwischen Liebe und Freundschaft zu erklären suchen, da bey lezterer dieser wesentliche Trieb nicht statt findet. Wollte man den Ausdruck „Geschlechtstrieb" in diesem besonderen und nicht blos körperlichen Verstande nehmen, so würde ich den Grund der Liebe gleichfalls in ihm suchen.

Jedoch laſſen wir das. Genug, eben dieſe Liebe iſt die innigſte, einnehmendſte, beglückendſte Empfindung, deren der Menſch, oder vielleicht nur der Jüngling beyder Geſchlechter, fähig und empfänglich iſt. Dieſe glücklichen Jahre glaube ich hauptſächlich dieſer, wenn man es ſo nennen will, ſchwärmeriſchen Empfindung theilhaftig. Wir verlaſſen die Kindheit, in welcher Puppen und Bilder uns ſtatt der Geſellſchaft der Menſchen waren, oder der Umgang mit unſres Gleichen doch nur im Spiel uns Freude machte. Wir finden nun, daß nicht jene, daß Menſchen zu uns gehören, nur im Umgange mit dieſen eigentliches Leben beſtehe. Der Frühling erwacht, alles wird nun Bewegung und Rege; die Säfte ſind im Baum aamählich empor getreten, ſchon hat er Knospen getrieben; wärmer wird der Strahl der Sonne, und es entfalten ſich Blätter und Blüthen. Aus der Vegettaion wird Leben, denn die Blüthe empfindet. So wird der Knabe zum Jüngling, und jedes Gefuhl erwacht. In ihm iſt nun des Erdenlebens Fülle, denn er iſt ganz noch Kind ſeiner Mutter. Der gut gebohrne, zart und edel gebildete Jüngling tritt, wie Adam aus der Hand des Schöpfers in Eden, wie Eva tritt das Mädgen, in das mütterliche Land. Das Lächeln der Unſchuld iſt noch auf ſeinem Munde, Leben und Wärme in ſeinem Blicke, Heiterkeit und Verlangen auf ſeiner Stirne, die noch nicht durch Erfahrung und Nachdenken ernſt und trübe

ge-

gemacht wird. Gering ist die Masse seiner Begriffe und Kentnisse, ungeübt das Vergnügen seines Geistes; aber voll ist die Kraft im Empfinden, und alles, was an jenem ihm mangelt, ersetzt ihm diese. Er ist noch ganz Gefühl. Aber eben wie Adam in Eden sucht er nun was ihm gleich sey, um auszufüllen das Leere; denn Spiele der Kindheit sind ihm nun, was jenem die ihn umgebenden andern Geschöpfe waren. Nur dort kann er nun Befriedigung hoffen, nur da entspricht ihm gleich volle warme Empfindung. Noch ungewohnt in sich, noch gewohnt in andern zu leben, sucht er den Gegenstand, in dem er leben und seyn könne. Nur für Empfindung hat er Sinn, und nur empfindend mag er leben. So ward ihm das Bedürfniß, so endlich das Vollgefühl der Liebe. Schwach noch an Geisteskräften, noch unbekannt mit dem Wahren, sucht er zwar wahre Vollkommenheit, wird aber leicht getäuscht. Und immer noch glückliche Täuschung des edlen Jünglings! Wie weit weniger glücklich würde er seyn mit richtigerer Kentniß, mit Manneskentniß und Erfahrung, und vollem Jünglingsgefühl! Gütige Natur, wie weise hast du alles, und wie beglückend vertheilt!

Das Alter des erwachenden Jünglings ist Geburt in Zeit der Blüthen. Noch unbekannt mit dem Geschenk der später ihr folgenden Frucht, freut er sich ganz der schönen Farben der Blumen, und findet sich befriedigt am süssen Dufte, den sie verbreiten. Das ist ihm Liebe. Den geliebten

Ge-

Juliette.

Weh mir! was iſt begegnet? warum ringſt du die Hände?

Amme.

Ach! daß's Gott erbarm'! er iſt todt, er iſt todt, er iſt todt! wir ſind verlohren, Fräulein, wir ſind verlohren! -- Ach, daß's Gott erbarm! er iſt hin, er iſt umgebracht, er iſt todt!

Juliette.

Kan der Himmel ſo mißgünſtig ſeyn?

Amme.

Was der Himmel nicht kan, kan Romeo -- O Romeo! Romeo! Wer hätte ſich das einbilden können, Romeo?

Juliette.

Was für ein Teufel biſt du, der mich ſo martert? Dieſe Folter ſollte im Abgrund der Hölle geheult werden! Hat Romeo ſich ſelbſt ermordet? Sag nur ja, und dieſe einzige Sylbe wird mich ſchneller vergiften als das todtſchieſſende Auge des Baſiliſken.

Amme.

Ich ſah die Wunde, ich ſah ſie mit meinen Augen, Gott beyüte mich! Hier -- auf ſeiner männlichen Bruſt. Eine erbärmliche Leiche, eine blutige erbärmliche Leiche,

Gegenſtand ſehen iſt ihm Wonne, und ſich geliebt wiſſen aller Wünſche Befriedigung. Noch gewöhnt an innige Freude über Kleinigkeiten, beſeeligen ihn nun die Kleinigkeiten der Liebe; er wird zum zweyten Mahle Kind und ſpielet von neuem. Aber voll innigem Leben ſind dieſe Spiele, und mehr beglückend dieſe Kleinigkeiten, als der höchſte Beſitz ſpäterer Jahre, glücklicher der geliebte Jüngling, als jedes andern Wunſches Erfüllung je machen kann. Und wohl dem Jünglinge! zur Verlängerung ſeiner ſo ganz rein empfundenen Freuden! wohl ihm, wenn er lange dauern läßt dieſe Zeit der Blüthen, unbekümmert deſſen, was die Frucht gewähret, ohne ihren Genuß zu beſchleunigen. Die Zeit kehret nie wieder, ſo wie die erſten Menſchen nimmer in Eden zurükkehrten. Aber überall grünet noch Eden dem geliebten Liebenden; alle Menſchen, die ihn umgeben, glaubt er noch gut und ohne Falſch, denn er iſt es; er beſtrebt ſich, ſie alle glücklich zu wiſſen, denn er iſt es. Die Natur lacht ihm im jungen reinen Schöpfungsgewande, denn reine Liebe ſtrahlt ihm aus dem Auge der Geliebten; alles iſt ihm Harmonie und Einklang, denn er iſt geliebt; ihm mangelt nichts, er hat keinen Wunſch, deſſen Nichterfüllung ihn trüben könnte, denn er iſt geliebt; alles iſt ausgefüllt, alles befriedigt, denn er iſt geliebt.

Liegt Wahrheit in dieſer Liebe, oder iſt das alles nur Täuſchung? Gleichviel für den Liebenden!

und wer je das empfunden hat in ganzer Fülle, wird mit und bey voller Reife der Vernunft noch wünſchen, in dieſem Gefühle ſein ganzes Leben leben zu können, keinen höheren Begrif von Menſchenglückſeeligkeit faſſen, ja ich möchte ſagen, keinen höheren Begrif von Seeligkeit der Zukunft wagen mögen. So ganz ausgefüllt, ſo ganz befriedigt, würde der Beſitz einer Welt nichts hin zuzuſetzen vermögen, um keinen Punkt höher in der Schöpfung uns heben können. Es iſt im Augenblicke des reinen Genuſſes auch ſchon Ewigkeit; denn nichts iſt Vergangenheit, nichts Zukunft, wir ſind ganz, ganz in der Gegenwart, und merken die Zeit nur im Augenblicke der Trennung, und zwar daraus, daß der Genuß verſchwunden iſt. Aber eben darum hälte ich Liebe für etwas ſehr Wahres und Großes; und gewiß, ſie leitet den frühen Menſchen, dem alles Schöne, Edle und Gute nur noch auf Empfindung beruht, zum Schönen, Edlen und Guten; iſt ſein Schutzgeiſt gegen Böſes und Laſter, giebt ihm Willen und Wärme — wenn auch nicht immer Stärke — gut und edel zu handeln. Wo wechſelſeitige Liebe iſt, ſagt Plato, da iſt ſtrenge Beobachtung ſeiner ſelbſt, denn jedes beſtrebt ſich dem andern zu gefallen; und ſo ſind beyde Theile ſorgfältig in Vermeidung des Unanſtändigen und Erniedrigenden, damit ſie niemahls irgend ſich verachten; ſie ſind eifrig in Erlangung des Erhabenen und Schönen, damit eines der Liebe des andern immer würdiger werden möge.

Daß

Daß, wie ich oben geſagt habe, rein Platoniſche Liebe, wo der reinſte Genuß befriedigt, innere Empfindung, die Befriedigung der höheren Sinne, uns genüget, nur eine Frühlingsblume des Erdenlebens ſey, dem beſcheidenem Veilchen des jungen Lenzes gleich nur dem Jünglingsalter ſich anſchlieſſe, hiervon glaube ich den Grund zum Theil in der Fülle der Empfindungskraft, die den ſpäteren Jahren ſelten noch bleibt, zu finden. Das zarte Gefühl, das Leichtempfängliche, nehmen dieſe hinweg. Oder wir werden auch ernſter und Kleinigkeiten erfreuen uns überhaupt nicht mehr ſo. Wo der Jüngling nur empfand, da überlegen wir, älter an Jahren, ſchon, und werden nicht mehr ſo leicht getäuſcht; wie dies eben bey dem reinſten Grade der Liebe nur zu ofte der Fall iſt. Denn was wir da eigentlich, uns ſelbſt unbewuſt ſuchen, wird am ſeltenſten gefunden; denn es iſt ſeiner wahren Beſchaffenheit nach, von ſehr erhabener Art, es iſt Vollkommenheit des Körpers und der Seele, worauf reine Liebe, in deutliche Begriffe aufgelöſt, ſich gründet. Sind nun unſre Begriffe von Vollkommenheit, vorzüglich der geiſtigen, richtiger und beſtimmter, unſre Kenntniſſe und Erfahrungen erweitert, unſre Empfindungskraft dagegen ſchwächer, unſre Einbildungskraft kühler: ſo können wir nicht ſo leicht getäuſcht werden, und reine Liebe wird ſeltner, ja höchſt ſelten ſeyn. Auch haben wir ernſtere Geſchäfte, können und wollen dem einzigen Gedanken nicht mehr ſo

anhangen. Und dann — ich kann es hier als einen wichtigen Umstand nicht unbemerkt lassen — wir stehen dann selten noch in dem äussersten Vorhof der Liebe, wo das umgekehrte Verhältniß der Tempelbauordnung statt findet; hier sind die Vorhöfe die reinsten Hallen, je entfernter, desto reiner, und das Innerste ist — doch unrein.

Aus diesen Gründen halte ich denn fast dafür, daß Platonische Liebe nur in den frühern Jahren statt finde, und auch da vielleicht nur ganz rein in dem ersten Aufkeimen dieser Leidenschaft; ohne jedoch nur der ersten Liebe, wie einige meynen, diesen Vorzug zuzugestehen. Denn daß z. B. Abwesenheit das Grab der Liebe sey (dauernde Abwesenheit nehmlich) ist wohl ein richtiger Erfahrungssatz; und so könnte, in diesem eingetretenen Falle, die Empfindung wohl den Gegenstand wechseln, sich selbst aber gleich bleiben.

Jedoch behaupte ich keinesweges, daß spätern Jahren die Blume reiner Liebe nicht noch duften sollte, nur könnte sie vielleicht weniger rein als die Platonische seyn. Denn Plato sagte: „Jede Begierde der Berührung ist kein Theil der Liebe, noch Trieb des Liebenden, sondern eine Petulanz, eine niedre Verirrung des Menschen. Unter Liebenden wird blos Schönheit gegen Schönheit getauscht.“ Hiernach nun wird Platonische Liebe, ob ich sie gleich früh und anfänglich auch in dieser Bedeutung als möglich und als wirklich behaupte,

daß

daß ihr Trieb blos auf innere Empfindung, auf Bewuſtſeyn der Gegenliebe gehe, hiernach wird ſie in ſpäteren Jahren ſich wohl ſchwerlich beſtätigen, und ich halte ſie bey Dauer der Liebe überhaupt nicht praktiſch, nämlich in der Art, daß jede Berührung, im reinen Sinne des Worts, nicht einmahl Trieb des Liebenden ſeyn ſollte; daß aber Trieb nach äuſſerer Empfindung alſo gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn und bleiben müſſe; daß es dann ſchon nicht mehr Liebe ſey. Es iſt möglich, daß durch Hinderniſſe jede Berührung unmöglich iſt, und daß dem ungeachtet die Liebe um ſo ſtärker wird; ja dies liegt in der menſchlichen Natur: aber wir werden dieſe Hinderniſſe zu überwinden glauben, ſie zu überwinden uns beſtreben, und der Trieb wird dadurch nur um ſo ſtärker werden; und auch dies liegt in der Menſchennatur. Wir wollen alſo, wenn der Trieb nach dem reinſten Grade äuſſerer Empfindung zwar in uns, aber noch nicht befriedigt iſt, ſie immer noch Platoniſche Liebe nennen, um ihr ſo viel Wirklichkeit, als möglich iſt, einzuräumen: ſo bald er aber ſchon befriedigt iſt, wird ſie dieſen Namen verlieren. Aber ſie bleibt und muß immer noch reine Liebe genant werden, und ſie würde dann alſo des zweyten Grades ſeyn. Aber auch das höchſte des reinen ſinnlichen Genuſſes, der äuſſeren Empfindung, der Kuß der Liebe wird in dieſem Grade mit begriffen ſeyn; denn ſie verlieret dadurch nichts in ihrer Reinheit, wenn ſie es urſprünglich war. Es iſt aber dies

die höchste Befriedigung, die äusserste Vereinigung der rein Liebenden, und wer dann noch andere Wünsche in sich fühlt, als die der Wiederholung, hat ursprünglich nicht der Göttin von Cypern, sondern der von Paphos geopfert. Hier ist der Grenzstein, hier scheidet sich das Land dieser beyden Göttinnen.

Endlich aber, wenn dem Kuß der Liebe noch etwas höheres, oder vielmehr körperlicheres folget, so höret zwar die Liebe dieses Grades auf, sie wird sinnlich, körperlich, ohne jedoch zur Epikuräischen zu werden. Diese kann der reinen, ursprünglich und bis dahin dauernd reinen, nimmer folgen, denn ihr Zweck und ihre Triebe sind sehr verschieden. Sie würde immer noch reine, aber schon ganz sinnliche Liebe zugleich, im Gegensatz der ganz reinen Liebe, genannt werden, wenn nämlich die höchste Befriedigung nun rechtmäßig geworden ist; jedoch würde sie, so lange sie Liebe noch ist, die des dritten Grades seyn. So lange sie Liebe noch ist; denn sie wird dann endlich entweder in Freundschaft, in enge ewige Freundschaft sich verwandeln, wenn sie auf Wahrheit sich gründete; oder sie wird, wie der Fall wohl eintreten mag, gänzlich verschwinden. Sie war denn nur einseitig rein, war nur ein Irrthum, ein Traum, von dem wir zurückkehren, von dem wir erwachen. Zwar konnte, wenn der höchste Genuß in der Liebe auch nicht rechtmäßig, aber unbeabsichtet und unwiederholt, erfolgt ist, sie wohl zur ersten Reinheit wie-

wieder erhöhet werden mögen, wenn ſie auf wahre innre Vollkommenheit ſich gründet, wie zwiſchen Julien und St. Preux; aber, wenn ich die menſchliche Natur recht kenne, auch wohl nur, wenn es nicht Dichtung bleiben ſoll, unter denen, von Julie gewählten Mitteln. Und gewiß dieſer Fall wird nur höchſt ſelten ſeyn: denn er fordert eine ſeltene Beherrſchung ſeiner ſelbſt, und Seelengröße von beyden Theilen; da es bey der Liebe nicht darauf ankömmt, was wirklich geſchieht, ſondern darauf, wohin der Trieb geht, um ihren innern Gehalt zu beſtimmen. Und in dieſer leztern Bedeutung würde immer die Frage ſeyn, ob das praktiſch möglich ſey? Nur von den Handlungen, nicht von den Trieben Anderer können wir urtheilen. Nur eine Julie vermag einen St. Preux dahin bringen, ſo zu handeln, und nur ein Lord Bomſton deſſen von ſelbſt fähig zu ſeyn.

Und ſo würde denn der oben angegebene Grundſatz „daß wenn der Trieb in der Liebe nur auf innre Empfindung gehe, ſie ſelbſt die höchſt reine mögliche Liebe ſey; je weiter er aber nach äuſſern Empfindungen, auch nur nach und nach, ſtrebe, um ſo weniger die Liebe ſelbſt rein, und ſo ſinnlicher ſey und werde" dieſer Grundſatz, ſage ich, würde der Maaßſtab ſeyn, um die verſchiedenen Grade der Liebe, als Leidenſchaft, anzugeben; und zwar wären dieſe: die Platoniſche, die reine, und die reine aber ſchon ganz ſinnliche Liebe. Wollte man

den Zweck der Liebe in der Vereinigung setzen: so würde dies dasselbe seyn, und es würde dann auf die mehr oder weniger körperliche Vereinigung ankommen

Glücklich, wer reinen Sinn für dies Gefühl in seiner ganzen Lauterkeit hat! glücklich und glücklich, wer es in ganzer Fülle genießt! Dreymahl glücklich, wer, durch die Idee wahrer Vollkommenheit und Schönheit geleitet, zu der Vereinigung gelangt, wo ursprünglich reine Liebe endlich in heilige Freundschaft sich befestiget!

B.

Inhalt.

September.

I. An Eliſa. S. 1
II. Bruchſtücke zur Charakteriſtik des Herzogs Regenten von Frankreich, Philipps von Orleans, und ſeiner Zeit. — 9
III. Die Königs-Probe. — 23
IV. Der vierzehnte Julius. Ein Göttergeſpräch. — 58
V. Cordelia. — 91
VI. Briefe über litterariſche und andere Gegenſtände. — 93
VII. Litterariſche Anzeigen. — 103

October.

I. Die Königs-Probe. S. 113
II. Vorſchlag und Bitte an die ſtreitenden Philoſophen. — 134
III. Antonius und Kleopatra, ein Melodrama. — 161
IV. Politiſch-philoſophiſche Geſpräche. — 180
V. Litterariſche Anzeigen. — 212

November.

I. Politiſch-philoſophiſche Geſpräche. S. 217
II. Nachrichten von Julia Gonzaga. — 233

III. Die Kinderjahre. S. 251.
IV. Stanzen an die Vernunft. — 261
V. Ein Göttergespräch. — 270
VI. Sesostris eine Skizze. — 284
VII. Ueber den Mißbrauch des Freundschafts-Kusses und der Umarmungen. — 289
VIII. An Olympia. — 202
IX. Ein Beytrag zur Geschichte der Gelehrten. — 306
X. Litterarische Anzeigen. — 315

December.

I. Der olympische Weiberrath. Ein Götter-gespräch. S. 321
II. Einige Züge aus dem Leben des guten Musäus, von Hrn. Präsid. v. Kotzebue. — 366
III. Schreiben aus Paris an den Herausgeber des Teutschen Merkurs. — 381
IV. Ueber Liebe als Leidenschaft, und den Grundsatz zur Beurtheilung ihrer Dignität. — 411

bleich, bleich wie Aſche, ganz mit Blut beſchmiert, lauter geronnen Blut -- es wurde mir ohnmächtig wie ich es ſah.

Juliette.

-- O brich mein Herz -- ſchließt euch zu, meine Augen; öffnet euch nicht mehr -- ſtirb, arme Unglükliche, daß dich und Romeo Eine Baare drüke?

Amme.

O Tybalt, Tybalt, der beſte Freund den ich hatte: O freundlicher, wakrer, edler Tybalt, daß ich leben mußte, dich todt zu ſehen!

Juliette.

Was für ein Sturm iſt das, der von ſo entgegenſtehenden Seiten bläst. Iſt Romeo erſchlagen, und iſt Tybalt todt? Mein vielgeliebter Vetter, und mein geliebterer Gemahl? Wenn das iſt, ſo mag die Poſaune zum allgemeinen Gerichts-Tag blaſen -- Denn wer lebt noch, wenn dieſe zween nicht mehr ſind?

Amme.

Tybalt iſt todt, und Romeo verbannt; Romeo, der ihn erſchlug, iſt verbannt.

Juliette.

O Gott! Romeo's Hand vergoß Tybalts Blut?

Amme.

Das that ſie, das that ſie, leider Gott erbarm's, das that ſie.

Juliette.

Neuer Teutſcher Merkur.

1. Stück 1791.

BIBL.
NIVER
LIPS.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ausführliche Darstellung der in der Französischen Nazional-Versammlung am 26 u. 27 Novbr. 1790 vorgefallenen Debatten. S. 1

II. Ehrenrettung der neusten Philosophie. — 81

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Anzeige.

Einer neuen politisch-litterarischen Zeitung, welche täglich zu Strasburg heraus kömmt unter dem Namen

Politisch-literarischer Kourier Departement des Nieder-Rheines, vier Seiten in 4. ausser den Beylagen.

In diesem politisch-literarischen Kurier, Departement des Nieder-Rheins, der vorher in Kehl, nun aber in Straßburg mit französischer Freyheit und Freymüthigkeit, nicht zügelloser Frechheit, gedruckt wird, und, ausser Sonntags, täglich erscheint, werden die Bücher-Anzeigen unserer Handlung und alle literarische und bürgerliche Anzeigen und Nachrichten, welche man dem inn- und auswärtigen Publikum, Kraft dessen weit und breiten Umlauf in Stadt und Land und in der Fremde, zu wissen zu thun wünscht, für billige Bezahlung aufgenommen, und auch in den französischen Courrier, der gleichfalls sechsmal in der Woche ausgegeben wird, auf Begehren einrückt. Man nimmt auch kurze Rezensionen von wichtigen Büchern, nicht Broschüren, darin auf, welche man nebst einem Exemplar frachtfrey einsenden wird. Die politischen Nachrichten, bey welchen die Sitzungen und Decrete der N. V. und die wichtigen Begebenheiten in Frankreich in der allererſten Neuheit, wo nicht ganz und in einer weitläuftigen Ausdehnung, doch in einem kraftvollen Auszug, der vornehmste Gegenstand sind, und dann die Nachrichten aus Norden und Osten aus sichern Quellen gezogen und mitgetheilt werden, werden durch die Einrückung fremder Anzeigen nicht vermindert, sondern durch Extrablätter, so oft der Fall ist, ersezt. Das Büreau ist in Straßburg in der langen Straße, in der Treuttelschen Buchhandlung Nro. 15. Man abonnirt sich daselbst für den Preis von 5 Gulden jährlich; der Trager- und Bothenlohn oder das Postporto, wird mit den untergeordneten Niederlagen, Postämtern oder Trägern in sehr billigem Verhaltniß verabredet.

Man meldet sich deswegen für Teutschland, auf dem Postamt zu Kehl und auf allen übrigen Postämtern, die sich damit diesem verstehen; für die Schweiz, auf dem Postamt zu Basel und bey Hrn. Serini, Buchhändler.

Der neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Jänner 1791.

I.

Ausführliche Darſtellung

der in der Franzöſiſchen Nazional-Verſammlung am 26 u. 27 Novbr. 1790 vorgefallenen Debatten.

Die gerechten Beſchwerden abgerechnet, welche das Teutſche Reich ein Namen einiger am Rhein gelegenen Reichsſtände gegen gewiſſe Decrete der franzöſiſchen Nazional-Verſammlung zu führen hat, und wegen welcher es ſich ohne große Schwierigkeit gehörige Genugthuung zu verſchaffen wiſſen wird, kann man, meines Erachtens, mit beſtem Fug behaupten, daß unſer gemeines teutſches Vaterland bey der franzöſiſchen Revolution, und bey der neuen demokratiſchen Monarchie oder Democratie Royale (wie ſie in den Actes der Apotres nicht unſchicklich tituliert wird) an welcher die N. V. mit immer zunehmendem leidenſchaftlichem Eifer zu arbeiten fortfährt, weniger als irgend ein anderes Reich in der Welt intereſſiert ſey, und weder von den Grundſätzen, noch

von dem Beyſpiel, noch von den wirklichen oder vermeynten Emiſſarien, die als Apoſtel der Freyheit in alle Welt ausgeſendet worden ſeyn ſollen, das Mindeſte zu beſorgen habe *). Das Einzige wodurch uns die Regeneration des Weſtfränkiſchen Reichs, falls ſie noch glücklich zu Stande kommen ſollte, in künftigen Zeiten nachtheilig werden könnte, wäre theils überhaupt der auſſerordentliche Wohlſtand, zu welchem dieſes Reich, unter dem Einfluß einer auf weiſe Geſetze gegründeten und durch kluge Einrichtungen gegen alle Mißbräuche möglichſt verwahrten Freyheit, dereinſt gelangen müßte, und wodurch ihm verſchiedene beträchtliche Handlungsartikel, die es bisher aus einigen teutſchen Provinzen gezogen, wahrſcheinlicher Weiſe entbehrlich werden dürften; theils und vornehmlich die wirkſamern Maaßregeln, welche die Geſetzgebende Macht und die Regierung vermuthlich nehmen würden, dem Schleichhandel, auf eine unſerm Commerz gewiß nicht gleichgültige Art Einhalt zu thun. Aber dies ſind Betrachtungen, die wenigſtens auf keinen menſchlich und edel denkenden Menſchen wirken können. — Je weniger aber unſer eigenes Vaterland bey den dermahligen Nazional-Begebenheiten unſrer weſtlichen Nachbarn politiſch intereſſiert iſt, deſto gröſſer iſt das moraliſche Intereſſe, welches wir bloß als

*) Wie ich in einem beſondern Aufſatz über die ſogenannte Propaganda ausführlich darzuthun verſuchen werde.

als Menschen dabey haben, bloß als unbefangene Zuschauer eines vor unsern Augen vorgehenden Drama's, mit welchem keine andere ähnliche Weltbegebenheit an Größe und Wichtigkeit zu vergleichen ist: eines Drama's, wobey nicht nur das Interesse unzähliger Privatpersonen, und der ehmahls vornehmsten Stände, Classen und Gemeinheiten des Reichs, sondern das Wohl und Weh der jetzigen Generation und der künftigen, ja die Existenz oder der Untergang des Staats selbst auf dem Spiele liegt; wo vor die größten Talente und die mächtigsten Leidenschaften in einem Conflict stehen, der alle Augenblick das Ganze zu zertrümmern droht; wo die Weisheit und Redlichkeit einer vielleicht sehr kleinen Anzahl, bald mit der hoffnungsvollen Aussicht, bald mit offenbarem und allen Muth niederschlagendem Nachtheil, alle ihre Kräfte anstrengt, das Schiff des Gemeinen Wesens durch alle die unzähligen Klippen, Untiefen, Strudel und Sandbänke, zwischen welchen es vom Sturm herumgeschleudert wird, hindurch zu steuern und wohlbehalten in den Hafen zu bringen; wo die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs alle Augenblicke durch die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils in beständigem Schwanken erhalten wird, und, mit einem Worte, wo die Schwierigkeit, eine aus unzähligen gordischen Knoten zusammengeschlungene Verwicklung ohne Schwerdt aufzulösen so groß ist, daß sie ohne die Dazwischenkunft eines Deus ex

machina beynahe unmöglich scheint. Was wäre wohl sehenswerth, wenn es ein solches Schauspiel nicht wäre? — zumahl da wir glücklich genug sind, von der Höhe eines sichern und ruhigen Ufers zuzusehen, und uns, ohne Gefahr für uns selbst, den mannichfaltigen Empfindungen und Betrachtungen überlassen können, die es in einem nicht ganz gefühl- und gedankenlosen Menschen nothwendig veranlassen muß.

In dieser Rücksicht glaube ich also eher den Beyfall meiner Leser hoffen zu dürfen als einer Apologie vonnöthen zu haben, daß ich das erste Stück dieses neuen Jahrgangs des T. M. mit einer der wichtigsten Scenen aus diesem Kosmopolitischen Drama anfange, und auch in der Folge von Zeit zu Zeit, so wie sich die Gelegenheit darbieten wird, auf dasselbe zurück kommen werde.

Das Publicum hört und liest seit geraumer Zeit so viel Gutes und Böses von der Französ. Nazional-Versammlung, hört bald in einem so rühmlichen, bald wieder, und zeither meist in einem so verächtlichen, spöttelnden und sarkastischen Ton von der Majorität derselben, von ihren Decreten und Verhandlungen, von den vornehmsten Wortführern der Volkspartey, u. s. w. sprechen, daß es kaum anders möglich ist, als daß bey Vielen höchst verworrene und unrichtige Vorstellungen, und überhaupt ein ganz falscher Gesichtspunkt veranlaßt

Juliette.

O Schlangen-Herz, unter einem blühenden Geſicht verborgen! wohnte jemals ein Drache in einer ſo ſchönen Höhle? Liebreizender Unmenſch, Engliſcher Teufel! -- O Natur, was haſt du in der Hölle zu thun, wenn du den Geiſt eines ſolchen Teufels in ein irdiſches Paradies herbergeſt? War jemals ein Buch von ſo ſchändlichem Inhalt ſo ſchön eingebunden? O, daß in einem ſo prächtigen Palaſt gleißneriſches Laſter wohnen ſoll!

Amme.

Es iſt weder Treu, noch Glauben, noch Ehrlichkeit in dieſen Mannsleuten; ſie ſind alle meineydig, alle Verräther, lauter Nichts, alle Heuchler -- Ah! wo iſt mein Diener? Gieb mir ein wenig Aquavit -- Dieſer Jammer, dieſe Noth, dieſe Sorgen machen eins vor der Zeit grau -- Schaam über dieſen Romeo!

Juliette.

Verflucht ſey deine Zunge durch einen ſolchen Wunſch! Er ward nicht zur Schaam gebohren, ſie unterſteht ſich nicht auf ſeine Stirne zu ſizen: Sie iſt ein Thron, wo die Ehre zum allgemeinen Monarchen der ganzen Welt gekrönt werden ſollte! O was für eine Unglükliche war ich, ſo wider ihn auszubrechen!

Amme.

Wolltet ihr gut von dem Mörder euers Verwandten reden?

anlaßt werden muß, der sie verhindert, diese an sich so wichtige und lehrreiche Begebenheiten mit dem Nutzen anzusehen, welchen sie, wäre es auch nur zu Vermehrung und Berichtigung ihrer Welt- und Menschenkenntniß, daraus ziehen könnten.

Die getreue Darstellung einer einzigen wichtigen Scene, und der in der N. V. dabey vorgefallenen Debatten, wird geschickter seyn, als alle durch das eigene Medium, wodurch Dieser oder Jener die Sachen sieht, verschrobene oder gefärbte summarische Berichte, uns wahre und anschauende Begriffe von dieser Versammlung zu geben, von welcher ich für meinen Theil zwar immer mit der Achtung, die den Repräsentanten einer großen Nazion gebührt, gesprochen habe und sprechen werde, aber mich auch eben so wenig zu ihrem unberufnen Sachwalter aufwerfen, als, ehe der Prozeß vollständig instruiert werden kann, ein voreiliges Schuldig über sie aussprechen möchte.

Die Scene, die ich zu vorbesagten Zweck gewählt habe, umfaßt die Verhandlungen und Debatten, welche der Bericht verschiedener vereinigter *Committés* über die von einem Theile der Klerisey gegen das Decret vom 12 Jul. d. J. eingelegten Protestationen und vorgenommenen Handlungen, in den Sitzungen vom 26. und 27. November veranlaßt hat. Alles ist aus dem partheyloseſten aller französischen öffentlichen Blätter, der

Gazette Nationale oder dem Moniteur universel genommen, wovon täglich ein bis anderhalb Bogen in größtem Imperial-Folio heraus kommt, und worin, unter der Rubrik *bulletin de l'aſſemblée nationale* alle Vorträge, Berichte, Reden, Debatten und Beſchlüſſe, unverändert, in extenſo, ſo wie ſie vorgefallen, und ohne alle Beymiſchung eigener Reflexionen und Urtheile pro oder contra, zur Kenntniß des Publicums gebracht werden. Man kann, ſo viel ich weiß, aus keiner reinern Quelle ſchöpfen.

Eine Deputazion des Directoriums vom *Departement de la Loire inferieure* erſchien an dieſem Tage vor der N. V. und zeigte an: daß der Biſchof von Nantes ohnlängſt öffentlich gegen die Autorität der Nazion proteſtiert, und ſich förmlich geweigert habe, Decreten der Nazional-Verſammlung Folge zu leiſten. Das Directorium habe nicht ermangelt, ihm durch eine Deputazion mit aller geziemenden Achtung Vorſtellungen zu thun, habe aber die Antwort von ihm erhalten: „in Kirchlichen Sachen (*en matiere eccleſiaſtique*) erkenne er die Autorität der Nazion-Verſammlung wirklich nicht; hingegen reſpectiere er ſie in allem, was ſolche Dinge betreffe, die keine Beziehung auf die Religion hätten," (choſes *etrangeres à la Religion.* *) — Hierauf ſeyen, Abends,

*) Man bemerke dieſen Ausdruck, zweyer Urſachen wegen: a) wegen der Vermengung der Religion mit Kirchlichen Sachen,

Abends, während das Conſeil des Departements ſich hierüber berathſchlagt habe, über zwey Tauſend Bürger (Citoyens) erſchienen, und hätten gebeten: daß man ſich der Perſon des Herrn Biſchofs bemächtigen, und ihn unter einer hinlänglichen Bedeckung vor die Nazional-Verſammlung führen möchte. Er habe aber inzwiſchen die Flucht ergriffen, und fliehe noch .... Sie kämen alſo, um die N. V. zu ſupplizieren, unverzüglich den Arreſt gegen beſagten Herrn Biſchof zu erkennen, auch zu verordnen, daß er vor den Gerichten zu belangen ſey, und die geſetzmäßigen Wähler (le Corps electoral) ſofort zur Ernennung eines neuen Biſchoffs zu ſchreiten hätten ...

Hierauf erſtattete Herr **Voydel** im Namen der vereinigten Committe's *) folgenden

Sachen, unter welchen lezteren alle *temporalia* der Kleriſey mit begriffen ſind, mit welchen doch die Religion, als ſolche, nicht mehr zu thun hat, als mit dem Zeitlichen aller andern Diener des Gemeinen Weſens; und 2) wegen der Vielſinnigkeit die in dem Worte *etrangeres* liegt. Denn in einem chriſtlichen Staate dürften wohl nur ſehr wenige Dinge ſeyn, die nicht indirecte auf die Religion bezogen werden könnten; und gewiß würde es dem Herrn Biſchof von Nantes, nach ſeiner Denkungsart, ein leichtes ſeyn, die ganze neue Conſtituzion des Franzöſiſchen Reichs aus vermeyntlichen Religionsgründen für unrechtmäßig zu erklären.

*) *D' Alienation, Eccleſiaſtique, Des Rapports, et Des Recherches.*

Rapport.

Die Religion ist die Grundveste der Moralität unsrer Handlungen: ihrer Natur nach wohlthätig und gerecht, bietet sie dem tugendhaften Menschen die rührendsten Tröstungen im Unglücke dar, so wie sie dem Bösen einen furchtbaren aber heilsamen Zaum anlegt; das Herz des erstern und das Gewissen des leztern ist es, wo sie ihren Richterstuhl errichtet, und ihre höchste Gewalt ausübt. Unabhängig von Menschen, Zeiten und Orten, ewig wie ihr göttlicher Urheber, triumphiert sie über alle Leidenschaften, bezähmt sie alle Vorurtheile. Der Aberglaube, der Fanatismus können sie verdunkeln, sie kann durch Vermengung mit dem einen oder andern wesentlich verunstaltet werden: aber sie selbst bleibt ewig unveränderlich. Mit dieser öffentlichen und aufrichtigen Bezeugung meiner Ehrfurcht gegen die Religion meiner Väter glaubte ich einen Rapport anfangen zu müssen, worin ich genöthigt seyn werde, mich mit Nachdruck gegen die Verbrechen derjenigen zu erheben, die den Auftrag haben sie zu lehren, aber sie durch ihr Betragen schänden, und dadurch seichten Köpfen oder verdorbenen Menschen verhaßt machen, welche keinen richtigen Begriff von ihr haben, und sie bloß nach den Vergehungen ihrer Diener beurtheilen. Betrachtet dieselbe in ihrer Wiege, folget ihr in ihren Progressen, und ziehet sie vornehmlich in jenem Buche zu Rathe, welches, recht verstanden, schon allein zum

Un-

Unterricht und zur Glückſeligkeit der Menſchen hinreichend ſeyn konnte, und deſſen religiöſe und bürgerliche Maximen Ihr in eurer Erklärung der Rechte, in eurer Conſtitution, und beſonders in euerem Decret über die bürgerliche Organiſation der Kleriſey als unverletzliche Grundwahrheiten anerkannt *) habt: überall predigt ſie den Frieden, **) überall vermahnt ſie zur Ehrfurcht und zum Gehorſam gegen die Geſetze. Dies thut die Religion; nun laßt uns ſehen, was die Menſchen in ihrem Namen thun und gethan haben. Die Tugenden der erſten (Chriſtlichen) Prie-

 ſter

*) Dieſer Sinn liegt unſtreitig in dem Worte *conſacrer*, deſſen ſich Hr. V. in ſeiner Sprache bedient, welcher aber das teutſche Wort heiligen nur ſehr unvollkommen ausgedrückt haben würde.

**) Doch nicht überall, wird der Herr Biſchof von Nantes antworten: denn, läßt nicht St. Matthäus z. B. unſern HErren mit dürren Worten ſagen; „Ihr ſollt nicht wähnen daß ich gekommen ſey Friede zu ſenden auf Erden; ich bin nicht gekommen Friede zu ſenden, ſondern das Schwerdt" Matth. X. v. 34. oder wie St. Lucas es ausdrückt: Meynet ihr daß ich herkommen bin Friede zu bringen auf Erden? Ich ſage nein, ſondern Zwietracht; u. ſ. w. — Man ſieht, wie unvorſichtig der ehrliche Herr Voydel den Biſchöffen, (welche nach den eignen Grundſätzen der N. V. ihre geiſtliche Macht unmittelbar von Gott haben) das Heft in die Hände giebt!

ſter *), und beſonders ihre bewährte chriſtliche Liebe (charité) hatte ihnen die Hachachtung, die Zuneigung und das Vertrauen des Volkes erworben. Dieſes, um die Religion in der Perſon ihrer Diener zu ehren, glaubte, in der reinſten Abſicht, nicht genug für ſie thun zu können (furent faintement prodigues.) Sie legten dieſen Männern, die ihr Leben dem Unterricht des Volkes und der Armuth gewidmet hatten, ihr ganzes Vermögen zu Füßen. Dieſe erſten freygebigen Schenkungen, Früchte der Inbrunſt, die eine neue Religion anfangs immer zu erregen pflegt, waren unſchädlich; denn ſie kehrten immer zu ihrer erſten und wahren Beſtimmung, zur Unterſtützung der Unglücklichen, zurück. Aber die Zeit und die Leidenſchaften der Menſchen verſchlimmern unvermerkt die beſten Gebräuche und Einrichtungen, und verderben ſie gemeiniglich am Ende ganz und gar. So gieng es auch hier: was anfangs nur ein anvertrautes Gut war, wurde in der Folge als ein der Kirche **) gemachtes Geſchenk angeſehen; die Unwiſſenheit der folgenden Jahrhunderte, und ihr unzertrennlicher Gefährte, der Aberglaube, führten andere Vorſtellungsarten herbey, oder verfälſchten vielmehr die Begriffe bis

in

*) Die erſten Chriſten hatten, bekanntermaſen keine Prieſter, ſondern nur Lehrer, Vorſteher und Diener, der Gemeinden.

**) d. i. im römiſchen Curial-Styl, der Kleriſey.

in ihrem Weſen ſelbſt. Man glaubte den Glanz der Religion zu erhöhen, indem man ihren Oberhirten (premiers paſteurs) weltliche Beſitzthümer einräumte. Die Stiftungen vervielfältigten ſich zuſehends. Man glaubte Alles gethan zu haben, wenn man ein ganzes Leben voll Uebelthaten und Verbrechen in einer Mönchskutte endigte; eine Abſolution wurde mit einer Domäne bezahlt: und da dieſe Albernheiten von denen, die ihren Vortheil dabey fanden, unterhalten, ja ſogar auf alle Weiſe aufgemuntert wurden, ſo kam es endlich ſo weit, daß man ſich von den abſcheulichſten Verbrechen durch eine Geldbuſſe, die man an dieſe oder jene Kirche bezahlte, loß kaufen konnte. So wurden endlich alle heilere Begriffe ausgelöſſt, die geſunden Maximen der Religion mit Füſſen getreten, die Prieſter reich gemacht, das Volk verlohr alles reine ſittliche Gefühl, und das Laſter drängte ſich im Gefolge der Opulenz in das Heiligthum ein. Zu dieſer erſten Unordnung geſellte ſich eine andere, dem erſten Anſchein nach weniger verderbliche *), aber von ſo weit ausgebreite-

*) Das non moins funeſte, im Original, ſcheint ein Schreib- oder Druckfehler zu ſeyn: denn es paßt nicht zu dem unmittelbar folgenden, und die franzöſiſchen Redner und Schriftſteller nehmen es, bekanntermaßen, mit der Richtigkeit der Sprache und des Stils etwas genauer als der gröſte Theil unſrer neueſten teutſchen Buchmacher, Ueberſetzer u. ſ. w. Soit dit sans offenser personne.

breiteten Folgen, daß sie noch heut zu Tage verspürt werden; die Rathsversammlungen der Fürsten, die Gerichtshöfe wurden mit diesen bis dahin simpeln und bescheidenen Männern angefüllt; nun verderbte die Ambizion ihre Sitten; sie vertauschten die stillen Tugenden, die zu den wesentlichsten Pflichten ihres ersten Standes gehören, gegen den täuschenden Glanz der Höfe; der auguste Titel „Nachfolger der Apostel" genügte ihnen nicht länger; sie maaßten sich einer Supremazie über die Mächte der Erde an, mißbrauchten sträflicher Weise eine bloß geistliche Sendung, und suchten die Ansprüche ihrer Leidenschaften, ihrer Habsucht und ihrer Ambizion durch Waffen geltend zu machen, die endlich lächerlich geworden sind. daher die Excommunicationen und die Interdicte; Daher so manche einheimische Unruhen und Bürgerkriege; daher die Häresien *) und Spaltungen in der Kirche; daher alle Abscheulichkeiten des Fanatismus; daher endlich diese fortdaurende Empörung gegen die Gesetze, welche so vielen Ausschweifungen Einhalt thun wollten."

„In der Reihe von Freseln (Délits) die ich Euch vorzutragen habe, werdet ihr dieselben strafbaren Unternehmungen durch dieselben Mittel unter-

*) Vulgo Ketzereyen, ein eben so unteutsches als sinnloses Wort, welches gänzlich aus unsrer Sprache zu verbannen doch endlich einmahl hohe Zeit wäre.

unterſtützt ſehen; die Religion, von ihren Dienern zu Hülfe gerufen um die ſchändlichſten Mißbräuche immerwährend zu machen; den Fanatismus im hartnäckigſten Kampfe mit der Vernunft, und die Zuckungen der Todesangſt, mit welchen er in Begriff iſt unter ihren Streichen ſeine Seele auszublaſen. Oefnet die Jahrbücher unſerer Geſchichte, verſetzt Euch in das neunte Jahrhundert, und Ihr werdet über die Aehnlichkeit erſtaunen!"

„Ich fange dieſe wichtige aber leichte Diſcuſſion mit einer allgemeinen Betrachtung an. Ich frage: ob es nicht abſurd iſt, ſich einzubilden, daß, wenn das Geſetzgebende Corpus in ſeiner Weisheit für nöthig erachtet hat, eine Reform — nicht im Dogma, nicht in der Lehre, nicht im öffentlichen Gottesdienſt — ſondern in bloßen Gegenſtänden der äuſſerlichen Zucht und Polizey vorzunehmen, und dieſe Reform vom Könige gut geheiſſen worden iſt, ſie gleichwohl nicht ohne die Dazwiſchenkunft einer auswärtigen Macht ſollte ausgeführt werden können? Ob das nicht ſo viel wäre als zwey Staaten in Einem, zwey Souveränitäten in Einer, deren Abſicht und Intereſſe einander ewig entgegen wirken würden, anzunehmen, und einem ultramontaniſchen *Veto* die Macht einzuräumen, daß es die Nazional-Gewalt alles was gut, recht und nützlich iſt zu thun, beynahe auf Nichts reduzieren könnte? Ziehen wir die Erfahrung

fahrung der vergangenen Zeiten zu Rathe, und sehen, was diese so hoch gepriesene Concurrenz hervorgebracht hat? Die Bischöffe von Rom füllten während ihres Aufenthalts zu Avignon die Provence und das Delphinat mit Bistümern an *), und warum? Etwa zum Besten des Volkes, zur Ehre der Religion? Gewiß nicht! Sie thaten es, um sich Creaturen zu verschaffen. Die allgemeinen und besondern Kirchenversammlungen befahlen den Prälaten eine genaue Residenz in ihrem Sprengel, verboten aufs schärfste mehr als eine Pfründe (Benefice) zu besitzen: sehet, wie diese Gesetze gehalten wurden! Vor euerm Decret war vielleicht in ganz Frankreich kein einziger Bischoff, der nicht eine oder mehrere Abbteyen gehabt hätte; und der Metropolitan-Bischoff von Paris wacht nun bereits seit einem Jahr mitten aus — Savoyen über seinen Kirchsprengel; von Paris aus theilt sich der Herr Bischoff von Nantes dem seinigen mit; und der von Lyon hat seine Kathedralkirche noch mit keinem Auge gesehen."

„Der Herr Bischoff von Soissons erhebt sich in seiner Protestazion gar gewaltig gegen die Aufhebung der Klöster: und woher meynt Ihr wohl daß seine Protestation datiert ist? Aus dem Cöles-

*) In Dauphiné sind zwey Erzbischöffe, und sechs Bischöffe; in der Provence eilf Bischöffe, und zwey Erzbischöffe.

Juliette.

Soll ich übel von meinem Ehemann reden? -- Ach, armer Gemahl, was für eine Zunge ſoll deinem Namen liebkoſen, da ich, dein dreyſtündiges Weib, ihn mißhandelt habe? -- Aber warum, Unglüklicher, tödteteſt du meinen Vetter? Dieſer Vetter, der Unglükſelige! würde ſonſt meinen Gemahl getödtet haben. Zurük, thörichte Thränen, zurük in eure Quelle; ihr ſeyd ein Zoll der dem Kummer gebührt, und ihr bietet ihn aus Irrthum der Freude dar? Mein Gemahl lebt, den Tybalt ermorden wollte, und Tybalt iſt todt, der meinen Gemahl gern getödtet hätte; alles dieſes iſt Troſt; warum wein' ich dann? Ach! es war noch ein Wort, ſchlimmer als Tybalts Tod, das mich ermordet hat; ich ſtreb' umſonſt es zu vergeſſen, ach! es dringt ſich meinem Gedächtniß auf, wie das Bewußtſeyn böſer Thaten dem Gemüthe des Sünders; Tybalt iſt todt und Romeo verbannt; dieſes verbannt, dieſes einzige Wort verbannt, hat zehntauſend Tybalts ermordet; Tybalts Tod war für ſich allein Unglüks genug -- Oder wenn das Unglük ja Geſellſchaft haben will, warum folgte, wie ſie ſagte -- Tybalt iſt todt -- warum folgte nicht, dein Vater, oder deine Mutter, oder gar beyde? Aber mit dieſem gräßlichen Nachklang: auf, Tybalt iſt todt -- Romeo iſt verbannt -- Durch dieſes einzige Wort iſt Vater, Mutter, Tybalt, Romeo, Juliet, alles erſchlagen, alles todt! -- Romeo verbannt! Es hat weder Ziel, noch Maaß, noch Ende in dem Tod dieſes Worts -- es ſind keine Worte die den Jammer ausdrüken, den es in ſich hält. Wo iſt mein Vater und meine Mutter, Amme?

Amme.

Cölestiner-Kloster zu Villeneuve, welches er aufgehoben hat, und in dessen Besitz er ist."

„Es sind wenig Jahre verflossen, daß man verschiedene Benefizien aufhob, um — die Präbenden der ehmahligen adelichen Stiftsdamen zu Bouxieres zu vermehren. Es sind wenig Jahre, daß man eine Pfarrey in der Stadt Nizza eingehen ließ, und die Pfarrkirche niederriß, um — auf ihren Ruinen dem Prälaten einen prächtigen Palast aufzubauen. — Alles ohne Zweifel in majorem gloriam der Religion, zur Erbauung und zum Seelenheil des Volks! — Und, wohl zu merken, das alles machte sich mit genauer Beobachtung der Canonischen Formen. Schwachsinnige Priester und verdorbene Prälaten heiligten diese Iniquitäten unter dem Vorwande der Nützlichkeit der Aufhebungen. Und wer weiß nicht, daß diese Canonischen Formen in den Händen der Despoten und ihrer schlechtdenkenden Höflinge vergiftete Waffen waren, womit sie die Misbräuche vervielfältigten und immer dauernd machten?"

„Aber endlich ist allen diesen Aergernissen glücklicher Weise Maaß und Ziel gesetzt; was die Conzilien, die römischen Bischöffe, die Klerisey, und die Könige nicht zu bewirken vermochten, das habt Ihr gethan, M. H. H. Die Nazionen hat sich mit ihrer ganzen Macht erhoben: sie sprach, ich will daß diese Reform geschehe, und sie ge-

geſchah. Ihr, M. H. H. werdet alles was dagegen geſchrien wird verachten, und wer der Vernunft nicht nachgeben will, den wird das Geſetz zu paaren treiben müſſen.“

Was für einen auffallenden und entſetzlichen Contraſt zwing' man uns zwiſchen dem göttlichen Stifter der Katholiſchen Religion *), und denjenigen zu bemerken, welche die Sendung ſie zu lehren von ihm empfangen haben? Aus dem Schooße der Dürftigkeit **), aus der Tiefe eines Stalls ſagte Er ihnen: gehet hin und lehret die Menſchen! Und aus dem Innern ihrer Paläſte wollen ſeine Nachfolger über ganze Nazionen herrſchen! Er ſammelte Apoſtel und Jünger um ſich her, und gab ihnen ein Oberhaupt. ***) — Das iſt die Hierarchie der Kirche. Wir haben Biſchöffe und Pfarrer; wir erkennen den Biſchoff zu Rom für den Mittelpunct der Einheit, für das Haupt der Kirche; wir wollen, daß unſre Biſchöffe, nach ihrer Wahl, an ihn ſchreiben, und ihm dadurch ein Zeichen ihrer Vereinigung mit ihm

*) Was ein Proteſtant gegen dieſe Redensart zu proteſtieren hat, braucht hier nicht erinnert zu werden.

**) Des Menſchen Sohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlege, ſagt er ſelbſt von ſich; dies iſt doch wohl Dürftigkeit?

***) Proteſtiert! ut ſupra.

ihm geben *). Die Hierarchie iſt alſo beybehalten, die Einheit, die Gemeinſchaft, die apoſtoliſche Succeſſion anerkannt und unverletzlich feſtgeſetzt.“

Aber, ſagt man, „ein politiſches Geſetz konnte die Grenzen der Diözeſen nicht verändern.“ — Gut! ich will es auf einen Augenblick annehmen; aber doch geſteht der Herr Biſchof von Soiſſons, daß er in einem abſoluten Nothfall ſeine Jurisdiction auf einem fremden Territorio ausüben könne. Iſt es nun nicht abſolut nothwendig, die öffentliche Ruhe nicht zu ſtören, und dem Volk ein Beyſpiel des Gehorſams gegen die Geſetze zu geben? — „Man kann, ſagt der Herr Biſchof von Lizieux, keine Jurisdictions-Actus in meiner Diözeſe ausüben, bevor ich mein Amt freywillig niedergelegt habe.“ — Wie? Ihre Abdankung kann die Ruhe in Frankreich

*) Doch will die N. V. vermuthlich auch, daß dies eine bloße Formel, ein Zeichen dem keine eigentliche res ſignata entſpricht, ſeyn ſoll: denn was würde aus ihren die Geiſtlichkeit und ihre Güter betreffenden Decreten, wenn ihre Biſchöffe im Ernſt mit dem heiligen Vater zu Rom Eins wären? Aber die eifrigſten Verfechter der Vernunft können im handeln nicht immer conſequent ſeyn: denn man kann (wie Jupiter weislich ſagt) nur alsdann alles was man will, wenn man nichts will als was man kann.

reich herſtellen, und Sie ſind noch Biſchof? Nach ſo vielen der Ambition gebrachten Opfern fühlen Sie Sich nicht fähig, dem Vaterland ein Opfer zu bringen? Warum folgen Sie nicht dem Beyſpiel des Biſchoffs von St. Malo? Dieſer dachte über die Supremazie der Kirchlichen Gewalt wie Sie; er proteſtierte nicht, er gehorchte nicht; er entzog ſich in der Stille ſeinen Diözeſanen, die ihn ungern von ſich gelaſſen haben würden; und ſo erfüllte er die heiligſte ſeiner Pflichten."

„Die Diözeſen, ſagt man ferner, müſſen während einer Sedis Vacanz regiert werden: und dieſes Recht hat das Conzilium von Trident den Dohmcapiteln der Cathedralen anvertraut." — Das Conzilium mußte ja wohl die Inſtrumente gebrauchen, die damahls vorhanden waren: aber nun ſind ſie durch die Vicarien erſezt, und die ehmaligen Dohmcapitel mögen ſagen was ſie wollen, dieſe Prieſter einer neuen Stiftung werden ſo gut Prieſter ſeyn wie ſie, ſie werden von den Biſchöffen ernennt werden; und wenn ſie, wie man glauben muß, wohl gewählt ſind, ſo wird man gewiß keine Urſache haben die Capitel zurückzuwünſchen."

„Man macht Euch, M. H. H. auch noch zum Vorwurf," in Euerm Decret vom lezten 13. April nicht feyerlich erklärt zu haben, „daß die Katholiſche Religion die Religion des

Staats

Staats sey." — Es ist wahr, Ihr wolltet dem Fanatismus keine Waffen in die Hände spielen; Ihr wolltet allen Bürgern das von der Natur empfangene Recht der Freyheit in Religions-Meynungen ungekränkt lassen; aber Ihr habt doch, für die Religion euerer Väter weit mehr gethan: Ihr habt die Unlosten ihres öffentlichen Gottesdiensts in die Reihe der ersten Staatsausgaben gesetzt; Ihr habt die Mißbräuche zu Boden gedonnert (foudroyé) welche an dem unseligen Riß Schuld waren, der so viele unsrer unglücklichen Mitbürger von uns trennte; Ihr habt dadurch ihre Vereinigung, und das Reich zu einer politischen und religiösen Verbrüderung vorbereitet, welche dereinst der ganzen Erde die glücklichen Folgen einer weisen Toleranz zeigen wird."

„Endlich wirft man Euch noch das Fehlerhafte populärer Bischoffs-Wahlen vor." — Bis jetzt ist nur ein einziger Bischoff vom Volk erwählt worden: und wenn ganz Frankreich dem Herrn Bischoff von Quimper einen Nachfolger hätte erwählen sollen, so hätte es keinen wählen können, der dem Herrn Abbt Expilly vorzuziehen wäre. — Ihr sprecht von popularen Wahlen! Warum sagt ihr nichts von den Wahlen, die ehmals von Ministern, von Commis, von Kammerdienern, von Weibern . . . . veranstaltet wurden? — Um Verzeihung, M. H. H.! Ich habe schon zuviel gesagt."

„Eine Ligue gegen den Staat, und die Religion hat sich zwischen einigen Bischöffen, einigen Capiteln, und einigen Pfarrern angezettelt. Die Religion ist der Vorwand; Eigennutz und Ambition sind die Triebfedern; dem Volke durch vereinigten-Widerstand zeigen, daß man ungestraft den Gesetzen trotzen könne, es sie verachten lehren, es zur Empörung bilden, alle Bande des Gesellschaftlichen Vertrags auflösen, einen Bürgerkrieg entzünden, — das sind ihre Mittel, und Thatsachen sollen sogleich den Beweis hievon geben.

Dieser Plan findet sich in einem Briefe des ehmahligen Bischoffs von Treguier an die Pfarrer seiner Diözese gezeichnet. Nachdem er erklärt hat, daß er für seine Person alle Bischöffe und Pfarrer, die nach der neuen Form erwählt seyn würden, für eingedrungen halte, versichert er daß er in divinis keine Gemeinschaft mit ihnen haben werde. Er führt hierauf ein Fragment aus einem vorgeblichen Briefe des Römischen Pontifex an den Bischoff zu Sanct-Leon an, welches also lautet: Animum interim in te noſtrum rapit doctrinae integritas. — Merito enim conſideras, nulli eſſe datum Sede Apoſtolica non approbante Epiſcopale miniſterium vel ad alios fines traducere, vel ad anguſtiores limites adigere *). Endlich enthält dieses bischöfliche Schreiben

*) L. T. „Indessen gereicht Uns deine Integrität in der Lehre (Orthodoxie) zu ganz besonderem Wohlgefallen.

ben folgende merkwürdige Stelle, die allein hinreicht das Geheimniß der Ligue zu entdecken. „Zu allen Zeiten (ſagt der Biſchoff) aber beſonders in der gegenwärtigen, iſt es nöthig, daß wir für Einen Mann ſtehen und uns einförmig betragen. Dieſe Einheit muß die glückliche Wirkung hervorbringen, die wir beabſichtigen." — Und damit ſie ſich einförmig betragen können, ſchreibt er ihnen das Formular einer Proteſtazion vor, die von Mehrern unterſchrieben worden iſt, und welche nicht nur das abſolute Recht, ſondern ſogar die bloße Concurrenz des Souveräns bey Theilung der Diözeſen ausſchließt. Man muß geſtehen, die andern widerſpänſtigen Biſchöffe laſſen ſich in keinen ſo beſtimmten Ausdrücken vernehmen; die von Soiſſons, von Dijon, von Verdün und von Nantes, begnügen ſich, es ſey nun aus Zurückhaltung oder weil ſie feiner zu Werke gehen, gegen die Incompetenz des Souveräns zu proteſtieren, und zu erklären, daß ſie, ehe ſie eine endliche Entſchließung faſſen, die Antwort abwarten wollen, die der römiſche Pontifex auf den Brief geben wird, welchen der König an ihn geſchrieben haben ſoll.

len. Denn du bedenkſt mit Recht, es ſey Niemand gegeben, ohne Einwilligung des Apoſtoliſchen Stuhls das Miniſterium eines Biſchofs" (man bemerke dieſen nicht unverfänglichen terminum der römiſchen Curie!) „auf andern Grenzen auszudehnen, oder in engere einzuſchließen."

Uebrigens werdet Ihr sogleich sehen, daß die Rebellen, so einförmig sie in dem Puncte des Widerstandes sind, die Aeusserungen desselben nach Maaßgabe ihrer verschiedenen Leidenschaften, Besorgnisse oder Hoffnungen zu modifizieren wissen. So hat der Herr Bischof von Lyon, da er vom Directorium des Departements der Rhone und Loire erinnert wurde, sich in seine Diözese zu begeben, wo er euren Decreten, den Verordnungen der Conzilien und der allgemeinen Disciplin der Kirche zum Trotz, noch gar nie gesehen worden ist, sich damit aus der Verlegenheit gezogen, daß er keine Antwort gegeben hat. So hat der Herr Bischof von Beauvais, Mitglied dieser Versammlung, da er vom Directorium des Departement der Oise inständig ersucht wurde, zu schleuniger Befolgung des Decrets über die bürgerliche Constituzion der Klerisey in seinem Sprengel, zu Formierung seiner Cathedrale in eine Pfarrkirche, Aufhebung und Vereinigung verschiedener Pfarreyen und Ernennung seiner Vicarien, Befehle zu geben, die Antwort ertheilt: da er das Ende der Sitzung der gegenwärtigen Nazionals Versammlung nicht voraussehen könne, so könne er auch keinen Termin seiner Wiederkunft anberaumen. Indessen, als den 14. October die Pfarrey zu Puisieux im District von Senlis *) vacant wurde,

*) Ehmals ein eigen Bisum, welches aber durch die neue Einrichtung mit dem von Beauvais zusammengeschmelzen worden ist.

wurde, hat besagter Herr Bischof am 22. October den Herrn Guignon dazu ernannt, welcher auch den 27. nach den alten Formen Besitz genommen. So erklärt der Herr Bischof von Lisieux daß er bis zu Einlangung der Päbstlichen Antwort auf das Schreiben des Königs, dem Decret keine Folge leisten werde. Das Band, sagt er, das ihn mit seinen Diözesanen verknüpfe, könne durch nichts zerrissen werden als durch ein canonisch über ihn ausgesprochnes Absetzungs-Urtheil, oder durch seine freywillige und vom Pabst freywillig angenommene Resignation; euer Decret vom 12. Jul. sey mit der Grundlage der heiligen Hierarchie der Kirche unvereinbar. — So versichert der Herr Bischof von Soissons: er könne, den Fall einer absoluten Nothwendigkeit ausgenommen, die Hände nicht zu einer Ausdehnung der Grenzen seines Sprengels bieten, ohne das Verbrechen der Intrusion *) zu begehen; was den Bürger-Eid betreffe, so werde er denselben bloß auf bürgerliche Gegenstände einschränken, und finde sich zu diesem Vorbehalte um so mehr berechtigt, da er ihn schon, ohne jemands Widerrede, mitten in dieser Versammlung gemacht habe **). — So kün-

*) D. i. sich in ein fremdes geistliches Amt eingedrungen zu haben; ein durch die S. S. Canones hoch verpöntes Verbrechen.

**) Vermuthlich so leise, daß es die Herren auf der linken Seite nicht hören konnten.

digt der Herr Bischof von Dijon an, er werde seine bischöfliche Jurisdiction provisorie einzig und allein über die Orte ausüben, die derselben bisher unterworfen gewesen, mit dem Vorbehalt, sich von neuem vernehmen zu lassen, wenn er wissen werde, wie sich der Pabst über die neue Organisation der Klerisey erklärt habe. — So protestiert der Herr Bischof von Nantes, in einem Schreiben an das Directorium des Departement der Loire, Paris den 16. Octbr. datiert, (nachdem er vorangehen lassen, daß er am 5ten die förmliche Anzeige das Decrets in seinem Palast gelesen habe) gegen die Aufhebung des Capitels und des canonischen Stundengebets der Chorherren, gegen die Verwandlung seiner Cathedrale in eine Pfarrkirche und die Vereinigung verschiedener anderer Pfarreyen mit derselbigen, als gegen lauter Operazionen, die nur durch die Kirchliche Macht und nach Maaßgabe der canonischen Formen gemacht werden können.

Ihr werdet bemerkt haben, daß in allen diesen Protestazionen, wovon ich Euch Bericht erstattet habe, kein Wort von der Veräusserung der Nazional-Domänen *) enthalten ist: und da es nach allem was wir gesehen und gehöret haben, nicht wohl möglich wäre, zu glauben daß die Bischöffe über diesen Punkt so ganz gleichgültig

*) Bisherigen Kirchengütern.

Amme.

Weinend und jammernd über Tybalts Leiche. Wollt ihr zu ihnen? Ich will euch hinführen?

Juliette.

Waſchen ſie ſeine Wunden mit Thränen? Meine ſollen, wenn die ihrigen vertrocknet ſind, über Romeo's Verdammung fliessen. Nimm dieſe Strike zu dir -- arme Strike, ihr ſeyd verrathen, ihr und ich; Romeo iſt verbannt! Er wollte ſich auf euch einen Weg zu meinem Bette machen; aber nun werd' ich als eine verwittwete Jungfrau ſterben. Komm, Strik-Leiter; komm, Amme; ich will in mein Braut-Bette, um dem Tod, nicht meinem Romeo in die Arme zu ſinken. (*)

Amme.

Geht in euer Zimmer; ich will den Romeo aufſuchen, der euch tröſten ſoll. Ich weiß wol wo er iſt; ich will zu ihm, er iſt in Bruder Lorenzens Celle.

Juliette.

O ſuch ihn, find ihn, gieb ihm dieſen Ring, und bitt' ihn daß er komme, ſein leztes Lebewohl zu nehmen.

(Sie gehen ab.)

(*) Im Original ſagt Juliette: And Death, not Romeo, take my Maidenhead! -- Shakeſpear mußte einen Reim auf den vorhergehenden Vers haben, und es iſt kein Unſinn, keine Unanſtändigkeit, die er ſich nicht erlauben ſollte, um ſich nicht lang an einen Reim beſinnen zu dürfen.

gültig seyn sollten: so muß man ihnen für diese Zurückhaltung Dank wissen. Ihr werdet die meisten Stiftscapitel in ihrer Protestazion nicht so zurückhaltend finden. Das Capitel zu Lyon z. B. — nachdem es vorgestellt hat, „daß vermöge der Constituzions-Grundsätze eines jeden Bischöflichen Sitzes in der Katholischen Kirche, keiner ohne ein Dohmcapitel errichtet werden kann, als welches, vermöge der apostolischen Tradizion und der Conzilien, wesentlich der Senat des Bischofs ist; daß das Capitel so wenig aufgehoben werden kann als der bischöfliche Sitz, und weder dieser noch jenes anders als durch die kirchliche Gewalt und in canonischer Form; daß vermöge der geistlichen Jurisdiction, welche ihm während einer jeweiligen Sedis Vacanz von dem Conzilio zu Trident aufgetragen worden, das Capitel dieser Prärogativen nicht anders entsezt werden kann als durch eines neues Gesetz der Kirche, welches seiner alten Disciplin derogieren würde; und daß, da der König den Plan der neuen Constituzion der Klerisey dem Pabste zur Prüfung vorgelegt, das Capitel aus Ehrerbietung gegen den heil. Stuhl und Deferenz gegen die von dem Könige genommene Maaßregeln, nicht umhin könnte, in einer Sache, die mit der Religion und der geistlichen Gewalt der Kirche in so enger Beziehung stehe, die Päbstliche Entscheidung abzuwarten; nach allen diesen vorgängigen Erklärungen stellt besagtes Capitel

von Lyon eine diplomatiſche Erörterung der Natur und Ausdehnung ſeiner zeitlichen Beſitzungen auf. Es ſtellt vor, daß es im Jahr 984 von Burkard XI. Sohn des Kayſers Conrad mit der Souverainität von Lyon inveſtiert worden; daß i. J. 1167. und 1178. der Erzbiſchoff und das Capitel die Porzion der Souverainität, die noch in den Händen der Grafen von Forez geblieben war, an ſich gebracht, und daß von dieſem Zeitpunkt an die Dohmherren von Lyon den Titel Grafen von Lyon angenommen; daß ihnen dieſe Souverainität durch Diplome von Kayſer Friedrich vom Jahr 1157. und 1184. beſtätigt worden; daß die Souverainität i. J. 1307. an Philipp den Schönen durch zwey Tractaten, die groſſe und kleine Philippica genannt, abgetreten worden, doch mit der Bedingung, daß der Erzbiſchof und das Capitel in allen ihren Beſitzungen und Vorbehalten verbleiben und geſchützt werden ſollten, und daß dieſe Tractaten eine gegenſeitige Convention ausmachten, welche die Nazion zu halten verbunden ſey. Allem dieſem zu Folge und durch alle göttliche und menſchliche Geſetze berechtiget, proteſtiere es alſo gegen das Decret vom 12. Julius, widerſetze ſich aller Veräuſſerung der Güter, Rechte und Einkünfte der Kirche, und ſey feſt entſchloſſen, ſeine canoniſchen Functionen ſo lange fortzuſetzen, bis es durch phyſiſche Gewalt daran verhindert werde. Auf dieſe Proteſtazion folgt eine Eidesformel, durch welche die Canonici ſich unter andern

verbindlich machen, keine Mitglieder unter ſich aufzunehmen, die nicht vorher ihre adeliche Herkunft erwieſen haben.“ Dieſe ſchimäriſchen Eigenthums-Prätenſionen ſind ſo gründlich von allen Seiten unterſucht und ſo feyerlich beſtritten worden, daß man erſtaunen muß, ſie noch immer wiederhohlen zu hören. Das ehemalige Dohmcapitel von Lyon hat in dieſer Rückſicht keine beſſere Titel aufzuweiſen als viele andere Capitel und Kirchen des Reichs; aber ſie haben nichts gegen die ewige und allvermögende Macht der Vernunft ausrichten können, welche ſchlechterdings verlangt, daß alle unnützen Functionen abgeſchaft, und die damit verknüpft geweſenen Beſoldungen auf gemeinnützliche Gegenſtände verwendet werden ſollen.

Das Capitel der Collegial-Kirche von St. Brieux *) iſt zwar eben ſo rebelliſch als die übrigen, geht aber wenigſtens aufrichtiger dabey zu Werke. Anſtatt ſich in dergleichen abſurde Einwendungen gegen die Competenz der Nazional-Verſammlung **) einzulaſſen, begnügte es ſich, in

*) in Ober-Bretagne.

**) Abſurd iſt ein hartes Wort, und möchte ſchwerlich in einem andern Sinne auf die Reclamazionen der Biſchöffe und Capitel anzuwenden ſeyn, als in ſo fern es abſurd wäre, wenn jemand eine vier Schuh dicke Mauer mit ſeinem Kopf einrennen, oder hundert Mann ſich gegen

in zwey hinter einander eingelegten Proteſtazionen ſeine Güter aus dem Grunde zu revendizieren, „weil jeder Canonicus geſchworen habe, die Rechte ſeiner Kirche aus allem ſeinem Vermögen zu behaupten und zu ſchützen. Das Capitel der Cathedralkirche des beſagten Ortes, nach einer gleichmäßigen Proteſtazion, erhebt ſich noch beſonders gegen die Wahlen der Kirchendiener durch das Volk; es behauptet, daß ſolche Wahlen den Factionen der Cabale, dem Spiel der Intrigue, der Unwiſſenheit, dem blinden Ungefehr, oder perſönlichen Rückſichten viel zu ſehr ausgeſezt ſeyen, *) und daß die göttliche Conſtituzion der Kirche in allen

gegen Zehntauſend wehren wollten. Chriſtus lehrte: ſo dir iemand deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel, und die Naz. Verſ. mochte vermuthlich erwarten, daß die franzöſiſche Kleriſey dieſes Befehls ihres Meiſters bey dermaliger Gelegenheit eingedenk ſeyn würde; und dies um ſo mehr, da er (um nicht ſelbſt abſurd zu ſeyn) einzig und allein auf den präciſen Fall, worin ſie ſich dermalen befindet, gegeben zu ſeyn ſcheint.

*) Und ſollte das Dohmcapitel zu St. Brieux etwa nicht Recht haben, dieſes zu behaupten? Oder wie iſt es möglich, daß die Anbeter der Demokratie den Enthuſiaſmus für ihren Götzen ſo weit treiben können, um ſo ganz (wie es ſcheint) zu vergeſſen, was von jeher zu allen Zeiten und an allen Orten der Character des Volks geweſen iſt?

allen ihren Theilen dadurch erſchüttert und umgeſtürzt würde. Der Primat des Römiſchen Stuhls wird verkannt, fährt es fort, alle Bande der Jurisdiction, welche die Einheit des Epiſcopats ausmachen, werden zerriſſen. Die Biſchöffe ſollen künftig in wichtigen Materien nicht mehr entſcheiden als nach dem Gutachten ihres Conſeils, und dies ſezt ſie in eine gänzliche Abhänglichkeit von dem leztern. Der Biſchoff wird in der neuen Einrichtung der Pfarreyen weiter nichts als ſeine einzelne Stimme haben; ein bloß bürgerliches Geſetz verändert die alten Grenzen der Biſchöflichen Sitze, und die Rechte der Capitel während der Sedis Vacanz werden, Kraft eines bloßen politiſchen Decrets, Prieſtern von einen ganz neuen Inſtituzion übertragen. Das Capitel proteſtiert alſo gegen das Dekret vom 12. Jul. als von einer unbefugten Macht gegen den Willen eines Theils der R. V. und beſonders der Biſchöffe abgefaßt.

Auch das Capitel zu Vannes hatte nach dem Beyſpiel der übrigen proteſtiert, die Fortſetzung ſeiner canoniſchen Functionen beſchloſſen, und ſie wirklich fortgeſezt: aber die Departements-Verſammlung hat Euch, M. H. in einer Adreſſe vom 4ten dieſes angezeigt: daß beſagtes Capitel den 3ten ſeine Functionen eingeſtellt habe; daß der Biſchoff zu den Veränderungen, welche die neue Ordnung erheiſcht, die Hände zu bie-

ten

ten geneigt, und diesem zu Folge mit Erwählung seiner Vicarien beschäftigt sey, auch bereits provisorie für den Dienst der Cathedralkirche gesorgt habe. Das Departement bittet Euch also um Nachsicht gegen das Capitel; und da es selbige wegen seiner schleunigen Reue zu verdienen scheint, so soll es nicht unter der Strenge des Decrets, welches wir Euch vorzulegen die Ehre haben, mit begriffen seyn. Die Verirrung eines Augenblicks kann entschuldiget werden; das Verbrechen allein verdient Strafe, und in dieser Gestalt zeigt sich die Aufführung des Capitels von Quimper, wovon ich Euch noch Bericht zu erstatten habe.

„Der Herr Bischoff von Quimper starb den 30sten September. Während der Krankheit, die seinen Tod verursachte, hatte er, wie man sagt, den Kopf so wenig frey, daß er nicht einmahl mit den lezten Sacramenten versehen werden konnte. Er wurde den 5ten Nov. begraben, und an eben diesem Tage, unmittelbar nach den Exequien, riefen zwey oder drey von den Canonicis, die an der Sacristeythür Wache standen, die Recteurs, *) die bey der Ceremonie erschienen waren, zu sich, und präsentirten ihnen eine Declaration der vors

*) Es scheint, daß in Bretagne die Pfarrer so genennet werden. In England ist zwischen Rector und Vicar ein Unterschied; vielleicht ist es in Klein-Brittanien eben so.

vorgeblichen Gesinnungen (sentimens) des verstorbenen Bischoffs zur Unterzeichnung. Diese Schrift war weder von der Hand desselben, noch von ihm unterschrieben; aber sie war von den Canonicis unterschrieben, welche um Unterzeichnungen bettelten, und einer von ihnen, der Sieur Cogny, hatte sie aufgesezt. Zwey und Sechzig Rectoren unterzeichneten sie, einige nachdem sie selbige gelesen hatten, andere auf das Wort ihrer Vorgänger. Diese unförmliche Schrift wurde dem Directorio des Departement als der Ausdruck der Gesinnungen des verstorbenen Bischoffs übergeben; aber diejenigen, welche die Unterschriften der Rectoren betrieben hatten, hatten die ihrige ausradirt. Die Schrift enthält eine Protestazion gegen die vorgebliche Eingriffe in die von J. C. errichtete hierarchische Ordnung, und die allgemeine Disciplin der Kirche, auch gegen die gewaltsame Wegnahme der Güter der Klerisey, und gegen eine Constituzion, welche, in ihren Folgen, die Gemeinschaft zwischen den Bischöffen und dem Pabst zu unterbrechen scheine, welche die den Bischöffen jure divino zukommende Gerichtsbarkeit über die Pfarrherren der zweyten Ordnung vernichte, das in den Basiliken angeordnete ununterbrochene Lob Gottes suspendire, und die Grundfeste der Monarchie untergrabe, indem sie den König seiner gesetzmäßigsten Rechte beraube. Das Ganze endigt sich mit dem Begehren, daß eine Nazional-Kirchenversammlung berufen werden solle.

Das

Das Capitel von Quimper hat sich aber nicht begnügt, der Herausgeber der nachgelaßnen Werke seines Bischoffs zu seyn; es wollte auch in eignem Namen feyerlich protestieren. Ihr werdet sehen, wie es, in diesem zweyten Act, die Sprache von Sclaven spricht, die Rechte der Nazion öffentlich verläugnet und schmählich behandelt, und den Despotismus zu Beschützung seines vermeyntlichen Eigenthums aufruft. Ihr werdet sehen, wie (in dieser Schrift) Niederträchtigkeit und Habsucht die Tyrannie um Hülfe anfleht; kurz, Ihr werdet darin das Geheimniß dieser strafbaren Assoziazion der Priester und der Höfe finden, die seit so vielen Jahrhunderten zum Unglück der Völker und zur Schande der Religion zwischen ihnen bestanden hat.

Das Capitel von Laon scheint ebenfalls gegen das Decret vom 12. Jul. protestiert zu haben: da mir aber nur Fragmente von Piecen, die sich darauf bezogen, zugestellt worden sind, so kann ich Euch keinen genauern Bericht hierüber erstatten.

Dreyhundert, theils Pfarrer, theils Vicarien vom Departement der untern Loire, haben ebenfalls gegen dieses Decret und die vorgebliche Incompetenz der N. V. protestiert; sie verlangen daß die Katholische Religion für die einzige Religion des Staats erklärt werde, und sollicitieren eine vollkommene Anhänglichkeit an die strafbare

Pro-

Proteſtazion, die ein Theil dieſer Verſammlung am 19ten April gegen das Decret vom 13ten eingelegt hat, und welche das Signal zur Empörung der Geiſtlichen geweſen iſt *).

Zu dieſen allgemeinen und combinierten Proteſtazionen kommen noch Thatſachen, welche zwar iſoliert ſcheinen, aber in ihren Folgen die Anſchläge der Ligue unterſtützen. So proteſtiert der Pfarrer von Cambon öffentlich von der Kanzel gegen die vom Könige ſanczionierte Decrete der N. V. — So verdammt der Pfarrer von Noort-Peene ohne Barmherzigkeit alle Käufer der Nazionalgüter, und ſogar diejenigen, die nur mit den vorläufigen Operazionen des Verkaufs derſelben zu thun haben werden; er erklärt, daß weder er, noch die Biſchöffe, noch der Pabſt ſelbſt, nicht einmahl *in articulo mortis* einem ſolchen Sünder die Abſoluzion zu geben vermöge. So predigt Herr Lavallee, ein zu einer Pfarrey in Rouen gehöriger Prieſter, gegen die Aſſignate und die Veräuſſerung der ehmaligen geiſtlichen Güter. Der Pfarrer zu Condé begeht die nehmlichen Aus-

*) Herr Voidell mahlt, wie wir ſehen, mit ſehr grellen Farben und trägt ſie etwas dick auf. — Aber die Sachen ſcheinen auch ſchon ſo weit gekommen zu ſeyn, daß die Demokratiſche Parthey, die dermahlen ſehr groſſes Spiel ſpielt, nichts mehr zu menagieren hat.

Ausschweifungen; Herr Le Vasseur, ein Pfarrer ohnweit Peronne, ruft das Volk auf, sich gegen die Perzepzion der Abgaben zu wafnen und die Commis todt zu schlagen, und verspricht vor ihnen her zu ziehen. Nicht weniger hezt Herr Casouar, Pfarrer zu Chartres, einen Theil der Einwohner von Gâtinois auf, sich den Abgaben zu widersetzen. Und woher erschallen diese Bannflüche? diese Aufforderungen zu Empörung und Bürgerkrieg? Von den geheiligten Rednerstühlen, von welchen keine andere als Worte des Friedens, nichts als Liebe der Ordnung, Sanftmuth und Respect für die Gesetze ertönen sollten! Und dies sollte nicht Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, dies sollte nicht eine Confoderazion gegen die Religion seyn, die durch diese sacrilegischen Ausschweifungen entehrt wird?

„Indessen würde ich mich für strafbar halten, M. H. H. wenn ich Euch, nachdem ich von so vielen Unordnungen gesprochen habe, verschweigen wollte, daß sich, mitten unter dieser Umkehrung religioser Grundsätze und gesellschaftlicher Begrifse, Männer gefunden haben, welche Muth hatten, den Bitten, den Intrigen und dem Haß ihrer Mitbrüder und der Prälaten, Widerstand zu thun, mit Einem Worte, Priester, die dem Charakter mit welchem sie bekleidet sind, wahre Ehre machen. Herr Douhet, Canonicus der Cathedrale zu Vannes, hat keinen Theil an der Rebellion

des

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in das Kloſter.)

Bruder Lorenz und Romeo treten auf.

Bruder Lorenz.

Romeo, komm hervor, hervor du furchtſamer Mann; der Kummer iſt in deine Schönheit verliebt, und du biſt mit der Wiederwärtigkeit verheurathet.

Romeo.

Was bringt ihr mir neues, mein Vater? Was iſt des Prinzen Urtheil? Was für ein noch unbekanntes Elend will Bekanntſchaft mit mir machen?

Lorenz.

Nur allzuvertraut iſt mein theurer Sohn mit ſo beſchwerlicher Geſellſchaft. Ich bringe dir Nachricht von des Prinzen Urtheil.

Romeo.

Was weniger kan mein Urtheil ſeyn als der Tod?

Lorenz.

Ein milderer Spruch ergieng von ſeinen Lippen -- Nicht dein Tod, nur deine Verbannung.

Romeo.

Ha! Verbannung! Sey mitleidiger, ſage, Tod; denn Verban-

des Capitels nehmen wollen, und sich öffentlich von der Protestazion desselben losgesagt. Herr Mahieu, Canonicus von Laon, vermochte seine Mitbrüder zum Gehorsam. Herr Nüsse, Pfarrer und Maire von Chavignon in der Diözese von Soissons, ein ehrwürdiger Priester und eifriger Bürger, hat in einer Schrift voll Patriotismus und Gelehrsamkeit, die er der Protestazion seines Bischoffs entgegensezt, diesem bewiesen, daß Ihr nicht nur berechtigt sondern verpflichtet waret die Klerisey zu reformieren. Der Pfarrer von St. Cyr zu Laon hat öffentlich seine unverletzliche Anhänglichkeit an die Constituzion erklärt. Von 32 Gliedern, die das Capitel von St. Jean zu Lyon ausmachten, haben nur achte die im Namen desselben erschienene Protestazion unterzeichnet, und Herr Gourcy, einer von diesen leztern, hat seine Unterschrift zurückgenommen *).

Endlich bin ich auch ein lautes Zeugniß dem thätigen Eifer, dem aufgeklärten Patriotismus und der weisen Standhaftigkeit der Corps administratifs der Departements von Maine und Loire, der Rhone und Loire, der Untern Loire, der *Côtes du Nord*, von Morbihan, Finisterre, L'Aisne und Loise, der Districte von Quimperlé, Pont-Croix, Pontivy, Nantes, Savenay, Broons, La Tour du Pin, und Guin-

*) *Rari nantes in gurgite vasto!*

gamp; der Munizipalitäten von Chateau-Thiery, Soissons, Nantes, Rouen. Lyon, Quimper und St. Brieux, schuldig: sie alle haben es an Informazionen, Ordonnanzen, Adressen und Proclamazionen, kurz, an Nichts fehlen lassen, was die Execuzion des Gesetzes befördern konnte. Indessen beschweren sie sich über die Langsamkeit Euerer Justiz; sie rufen die Rache des Gesetzes mit lauter Stimme über die Häupter der Schuldigen; sie sagen Euch, es sey nöthig Exempel zu statuiren, und wenn es anders Euer Wille sey die Constituzion zu befestigen, so könntet Ihr nicht länger Anstand nehmen, durch ein strenges Gesetz die Unruhigen zur Ordnung zurückzuweisen, und die Rebellen zur Strafe zu ziehen.

Euere Committes hätten sich vielleicht der Mühe überheben können, in eine Erörterung der Vorwürfe einzugehen, welche die Mißvergnügten dem Constituzionellen Gesetz vom 12. Jul. machen. Sobald der allgemeine Wille (volonté publique) sich hat hören lassen, sollen die Einzelnen Personen gehorchen! Aber man muß ihnen auch den Vorwand des Ungehorsams nehmen; sie müssen nicht länger sagen können, Ihr hättet die Religion angetastet, die Hierarchie der Kirche zerstört, die Einheit des Episcopats aufgehoben und die Gemeinschaft mit dem Haupt der Kirche unterbrochen; die Kirchliche Autorität allein, oder wenigstens die Bürgerliche nicht ohne sie, habe die

Grens

Grenzen der Diözesen verändern, eine neue Einrichtung mit den Pfarreyen treffen, einige aufheben, andere zusammenschmelzen, die Aufhebung der Capitel und ihrer Jurisdiczion in Sedis Vacanzen verfügen können; man muß nicht länger von der Nothwendigkeit einer Kirchenversammlung sprechen, nicht länger die Weigerung, die Katholische Religion für die einzige Religion des Staats zu erklären, censurieren, und ein Geschrey über die Vizioſität populärer Wahlen erheben dürfen! *)

Ihr Diener der Religion! Höret endlich auf euch in Deckmäntel einzuwickeln! Gestehet euere Schwachheit: es kommt euch hart an, euerer alten Opulenz zu entsagen; es kommt euch hart an, diese Prärogativen, diese Zeichen von Distinczion und angeblicher Präminenz, alle diese Kinderklappern der Eitelkeit, die das Haus des Herren herabwürdigten, fahren zu lassen. Aber bedenket, daß die Revoluzion uns zu Männern gemacht hat, daß wir unsre Bewunderung nicht länger hinwerfen, die Götzen der Hoffart nicht länger beräuchern werden, und kurz, daß es nun einmahl dazu kommen muß, daß alle Bürger des Staats ihr Haupt vor der Majestät der Gesetze beugen. Nöthigt uns durch euere Tugenden zum Respect; es bleibt euch kein anderes Mittel dazu übrig.

*) Das iſt eine harte Rede für die Ohren freyer Menſchen.

Vergesset euere veralteten Irrthümer; entsagt euern Vorurtheilen; denkt nicht mehr an die Güter, die euch nur verderblich gewesen sind. Sie werden nun verkauft werden; denn, Trotz allem euerm Sträuben, kennt die Nazion das Vertrauen, das sie sich selbst schuldig ist, und daß die Garantie eines großen Volkes sicherer ist als euere Weissagungen. Sie wird nie vergessen, daß die erste Ausübung der höchsten Gewalt, welche ihre Repräsentanten in ihrem Namen vorgenommen haben, die Versicherung der Zuverläßigkeit ihrer Zusagen gewesen ist. Noch ist es Zeit. Entwafnet durch eine schleunige Unterwerfung das durch euern Widerstand gereizte Volk. Das Decret, welches ich im Begriff bin, vorzuschlagen, ist nicht so wohl ein strenges Gesetz, als ein Maas wie weit die Nachsicht gehen darf *).

(Dieser Rapport wurde sehr oft durch zahlreiche *Applaudissemens* unterbrochen.)

Herr

*) Welch ein Ton! Man stelle sich an den Platz der Prälaten, die in diesem Tone mit sich sprechen lassen, das alles anhören und schweigend hinunter schlingen mußten, und — zittre vor dem haarscharf messenden Maas der unerbittlichen Nemesis! Das hatten sie oder ihre Vorfahrer einst an den Montesquieu, den Voltaire, den J. J. Rousseau u. s. w. verschuldet, die sich von ihnen in ihren *Mandemens* wie Auswurf der Menschheit mißhandeln lassen mußten! Das göttlichste aller göttlichen Rechte ist das Recht der Wiedervergeltung.

Herr Voidel las nunmehr das in 12 Artikeln verfaßte, projectierte Decret ab, welches wir hier, den Raums zu sparen, um so weniger in extenso hersetzen werden, da es, seinem wesentlichsten Inhalt nach am Ende vorkommen wird. Nur so viel ist für jetzt davon zu sagen nöthig, daß 1) den Prälaten und der gesammten übrigen Geistlichkeit, welche sich bisher geweigert den sie besonders betreffenden Decreten zu gehorchen, ein kurzer Termin anberaumt wird, binnen welchem sie sich öffentlich, eidlich und in forma quam maxime legali, jeder in seiner Cathedral- oder Parochial-Kirche, verbindlich machen sollen,

„der Nazion, dem Gesetz und dem Könige getreu zu seyn, und die von der N. V. decretierte und vom König angenommene Constitution aus allen ihren Kräften zu mänteniren.“

Sollte aber 2) irgend ein Bischof, ehemaliger Erzbischoff, oder ein Pfarrherr sich dieses Eides weigern, oder nachdem er ihn geleistet, demselben, es sey durch Ungehorsam gegen die vom König angenommene oder sanczionierte Decrete der N. V. oder durch Behinderung ihrer Execuzion, oder auf irgend eine andere Weise, zuwider handeln,

„so soll ein solcher nicht nur seiner Besoldung oder Pension sogleich, sondern auch aller Rechte der französischen Bürger verlustig,

und also unfähig erklärt werden, irgend eine öffentliche Funczion zu verrichten."

Nicht weniger sollen auch 3) alle ehemalige Titulaires der aufgehobenen geistlichen Aemter, Titel oder Benefizien, welche die mit selbigen ehemals verbundenen Functionen ferner zu verrichten sich vermessen wollten, ingleichen alle geistliche Personen oder Layen, die sich coalisieren würden, um sich den vom König sanczionirten Decreten der N. Versammlung entgegen zu setzen, oder Bewegungen dagegen zu erregen, als Störer der öffentlichen Ruhe angesehen und gestraft werden.

Debatten über verstehenden Rapport und das projectierte Decret.

Hr. Casalez. Ich denke man muß auf zwey Tage ajournieren. Man kann sich unmöglich selbst verbergen, daß in diesem Rapport wichtige Verfügungen sowohl die Disciplin der Kirche als die öffentliche Ordnung... (Es erhebt sich ein Gemurmel.) Es ist unmöglich nicht zu gestehen.... (Das Gemurmel wird stärker.) Dieser Rapport ist so beschaffen, daß in dem entworfenen Decret Artikel vorkommen, welche die Zwietracht im Reich vermehren können. Es ist nöthig in dieser Sache mit großer Ueberlegung zu Werke zu gehen.... (Abermahliges Gemurmel.) Ich werde mich nie entgegensetzen, wenn die Versammlung Unternehmungen gegen die constituzionellen Gesetze des Reichs zurück-

zurücktreibt; aber es wäre keineswegs gerecht, keineswegs weiſe, wenn wir uns verbindlich machten, über Verfügungen, die uns unbekannt ſind, zu erkennen. Ich verlange, um der Ehre der N. V. und der Ruhe des Reichs willen, daß die Erörterung (Diſcuſſion) auf übermorgen verſchoben werde.

Hr. Barnave. Bey dem Syſtem von Widerſtand, welches ſchleichende Intriguen anzeigen, und das von Tag zu Tag weiter um ſich greift, glaube ich, daß Menſchlichkeit und Klugheit die Maasregeln beſchleunigen müſſen, wodurch wir härtere Strafen, die unſern Seelen zuwider wären, vermeiden können. Bloß zur Erhaltung (pour le *ſalut*) derjenigen ſelbſt, die ſich widerſetzen, bloß um der ſchmerzlichen Nothwendigkeit, der öffentlichen Ruhe Schlachtopfer bringen zu müſſen, auszuweichen, dürfen wir keinen Augenblick verlieren. Ich halte davor, daß keine Urſache vorhanden ſey, über das Ajournement zu deliberiren, und daß die Diſcuſſion auf der Stelle vorgenommen werden müſſe. (Man applaudirt.)

Hr. Cazales. Es iſt unmöglich....

Die N. V. entſcheidet, daß keine Urſache vorhanden ſey über das (von Hrn. Cazales vorgeſchlagene) Ajournement zu deliberieren.

Der Hr. Biſchoff von Clermont. Ich will nichts auf den Rapport der vereinigten Committe's

antworten; ich will die Sarcasmen, die Ihr gegen den geistlichen Stand *) (es erhebt sich ein groſes Gemurmel) gegen die Geistlichen vorbringen gehört habt, nicht relevieren. Es ist unmöglich sich zu verbergen, und die Eigenliebe kann nicht verhindern zu gestehen, daß viele unter ihnen (den Geistlichen) die Pflichten, die ihnen ihr Charakter auferlegt, aus den Augen gesezt haben. Es wird immer bis ans Ende der Welt solche Menschen geben, weil alle fehlbar und Sünder sind. Aber die wahre Logik erlaubte nie, die Vergehungen einiger einzelnen Personen einem ganzen Corps aufzubürden. Wenn die Wahrheit dieſer Maxime anerkannt wird, so findet sich in dem Rapport, den man Euch gemacht hat, kein Grund zum Angreifen. Wir werden uns nie erheben um uns für unsern Unterhalt zu wehren; unsere Güter sind zu Eurer Disposizion, unsern Unterhalt seyd Ihr uns schuldig; unser Betragen soll von nichts als Geduld und Ergebung zeugen..... Es ist mit dem Intereſſe wie mit dem Uebel; das gröſere

*) Das Wort Stand (*Ordre du Clergé*) war der demokratischen Parthey anstöſig, weil es gegen das schon im vorigen Jahre gegebene constituzionelle Gesetz, wodurch die ehemahligen drey Stände des Reichs (Clergé, Noblesse und Tiers-Etat) aufgehoben wurden, verstöſt. Nach der neuen Constituzion gilt kein Unterschied der Stände mehr; alle Franzosen sind nun weder mehr noch weniger als *Citoyens* (Staatsbürger) und als solche, alle von einerley Stande.

43

gröſsere verſchlingt das kleinere; wir vergeſſen uns ſelbſt, wenn die Rede von dem Apanage der Kirche iſt, welches Ihr in der bürgerlichen Conſtituzion der Kleriſey compromittirt habt.... Die Kirche iſt das Organ des Sohnes Gottes; Sie ſpreche, und ein jeder von uns wird ſie mit Ehrerbietung hören! Man geruhe uns zu erlauben (qu'on daigne nous permettre) daſs wir uns in einem Conzilium verſammeln.... (Abermahls ein groſses Gemurmel.) Nichts kann ſtärker beweiſen, wie gut wir die Pflichten und Tugenden unſers Charakters kennen, als unſere Bereitwilligkeit, lieber alles andere aufzuopfern als gegen unſer Gewiſſen zu handeln.... Wir überlaſſen uns lediglich der Vorſehung, und die Welt ſoll erfahren, daſs irrdiſche Güter nie keine Gewalt über unſre Herzen haben werden.... Wir werden in unſerm Betragen eine unerſchütterliche Treue gegen die Nazion, das Geſetz und den König beweiſen; wir werden den Gehorſam gegen die rechtmäſsige Autorität predigen, deren ſtärkſte Stütze die göttliche iſt, und die allgemeine Glückſeeligkeit wird das Ziel unſrer wärmſten Wünſche ſeyn. (Ein Theil der rechten Seite applaudirt.) Ich lege meine Rede auf das Büreau nieder, und verlange, daſs ihrer in dem Protokoll der N. V. (Procés-verbal) Erwähnung gethan werde. (Ein Theil der rechten Seite ſteht auf; die groſse Mehrheit der Verſammlung murmelt.)

On passe à l'ordre du jour. *)

Hr. Riquette der ältere. (genannt Mirabeau) Während daß die Feinde der öffentlichen Freyheit uns beschuldigen, wir hätten der Religion den Untergang geschworen, stehe ich in diesem Augenblick auf, Euch im Namen des Vaterlandes zu beschwören, alle Gewalt, womit die Nazion Euch bekleidet hat, zu Unterstützung dieser Religion anzuwenden, die von ihren eigenen Dienern gefährdet wird, und (wenn jemahls) nur unter den Streichen, welche die Hoffart und der Fanatismus der Priester nur zu oft auf sie geführt hat, den Umsturz zu besorgen haben kann.

Oder was ist diese Exposizion **) die auf so viele turbulente Protestazionen und Declarazionen gefolgt ist, um euern Arbeiten neue Hindernisse und

*) Wieder eine von jenen dem englischen Parlament abgeborgten Redensarten, die der französischen Sprache sonst fremd waren, und zu einem künftigen Wörterbuch der neuen Constituzion gehören, welches so reich an unerhörten Wörtern und Phrasen seyn wird. Es ist immer vorher ausgemacht, was für Materien in jeder Session vorgenommen werden sollen, und diese heissen *l'Ordre du jour.*

**) Die Rede ist von einer Denkschrift, welche die zur N. V. deputierten Bischöffe unter dem Titel: Exposition des principes de la constitution civile du Clergé, kurz vorher publiziert hatten.

Verbannung hat weit mehr ſchreckliches in ihren Blicken als der Tod ſelbſt. Sage nicht, Verbannung.

Lorenz.

Hier aus Verona biſt du verbannt; ſey geduldig, die Welt iſt weit und breit.

Romeo.

Auſſer Verona's Mauern iſt keine Welt, ſondern nichts als Fegfeuer, Abgrund und Hölle. Von hier verbannt iſt aus der ganzen Welt verbannt, und aus der Welt verbannt ſeyn, iſt Tod. Dieſes verbannt iſt nur ein unrecht benennter Tod; wenn du den Tod Verbannung nennſt, ſo iſt das nichts beſſers als ob du mit einem goldnen Beil abhauteſt und zu dem Streich lächelteſt, womit du mir das Leben nimmſt.

Lorenz.

O Todſünde! O rohe Undankbarkeit! Auf dein Vergehen ſezt unſer Geſez den Tod; der gütige Fürſt tritt dazwiſchen, ſtößt das Geſez auf die Seite, und verwandelt das ſchwarze Wort Tod in Verbannung; welch eine Gnade, und du ſiehſt ſie nicht?

Romeo.

Marter iſt's, nicht Gnade! Der Himmel iſt da, wo Julietta lebt; jede Kaze, jeder Hund, jede kleine Maus, jedes unwürdige Ding lebt hier im Himmel, und kan ſie anſehen, nur Romeo nicht. Armſelige Schmeis-Fliegen haben mehr

und den guten Bürgern neue Beſorgniſſe zu verurſachen? Tragen wir kein Bedenken, der Sache ihren rechten Namen zu geben: es iſt abermahls nichts anders als eine Liſt der Heucheley, die unter der Maſke der Frömmigkeit und Unſchuld die ſtrafbare Abſicht verſteckt, die öffentliche Religion zu hintergehen und das Urtheil des Volks irre zu führen ... (es wird applaudiert) Es iſt der Kunſtgrif einer in Euerm *) eigenen Schooße entſtandenen Cabale, die nicht aufhört auf Mittel zu denken, die Conſtituzion umzuſtürzen, während ſie nichts als Friedensgeſinnungen zu athmen ſcheinen will, und die alle Triebfedern der Zwietracht und des Aufruhrs in Bewegung ſezt, während ſie ſich ſtellt als ob es ihr um nichts zu thun ſey, als die Sache Gottes zu vertheidigen und die Rechte der geiſtlichen Macht zu behaupten. Nein! was man will iſt nicht, daß Ihr Euere Verordnungen über die bürgerliche Conſtituzion der Kleriſey mildern ſollt; man will, Ihr ſollt aufhören Richter zu ſeyn; Ihr ſollt auf alle Gerechtigkeit Verzicht thun; ſollt, nachdem Ihr das Aeuſſerliche der Religion reguliert habt, nun auch das Weſentliche derſelben (le fond) angreifen; man will Euch ſoweit treiben,

*) Ich hätte ſchon beſſer eben erinnern ſollen, daß ich, um unaufhörlichen Verwirrungen vorzubeugen, mich bey Ueberſetzung dieſer Reden genöthiget ſahe, das franzöſiſche Ihr, wiewohl es uns im Teutſchen etwas anſtößig iſt, beyzubehalten.

treiben, die Religion Euerer Väter mit Füßen zu treten, einen Gottesdienst zu vernichten, den Ihr an das Schicksal des Reichs gebunden habt; damit Euer Fall in die Irreligion Euch ein verhaßtes Brandmahl aufdrücke und die Gottesfurcht des Volks aufforde, die Gesetzgeber zu verjagen, von welchen Frankreich sein neues Leben (la regeneration) erwartete. (Man applaudiert.)

Aber, wenn es auch wahr wäre, daß die französische Priesterschaft der Religion und ihrem eigenen Gewissen schuldig sey, Euern Decreten Einsprüche entgegen zu setzen, müßten es denn die zur N. V. deputierten Bischöffe seyn, die diese Einsprüche zu verfassen, ins Reine zu bringen, und zu publiziren hätten? Wenn diese Exposizion eine indispensable Pflicht für das ganze Corps der Seelenhirten ist, warum sind es gerade unsre Collegen in der Nazional-Repräsentazion, die sich zu Werkzeugen eines Widerstandes machen, der, wenn er auch nothwendig wäre, immer seine Unschicklichkeiten und Gefahren hätte? Warum muß sich gerade aus dem Heiligthum des Gesetzes eine Stimme zum Umsturz des Gesetzes erheben? War das nicht eine so delicate und furchtbare Commission, daß die Klugheit billig die Instrumente derselben ausserhalb des gesetzgebenden Corps und aus einer Classe von Männern hätte wählen sollen, die von den Rücksichten und Wohlstandspflichten frey sind, welche die Nazion den Depositären ihres

Ver-

Vertrauens und ihrer Autorität auferlegt? Diese dunkle Erscheinung (ce tenebreux phénoméne) M. H. H. erklärt sich ganz allein durch den schon lange gefaßten Vorsatz, die Stifter der Freyheit zu Verfolgern des Christenthums, und als solche zu Gegenständen des Abscheus zu machen, und den alten und höllischen Dämon der religiosen Wuth gegen Euch aufzuhetzen. Zu einem solchen Vorhaben mußten Personen aus Euerm eigenen Mittel wirksam seyn; ihr öffentlicher Charakter giebt ihren Verläumdungen Gewicht. Man wollte, um dem großen Triebrad der Contre-Revoluzion einen constituzionellen oder nazionalen Schein zu geben, daß die Beweger desselben aus den Zeugen und Gehülfen Euerer Arbeiten genommen seyn sollten. Durch eine natürliche Folge wird dies zum sollennen Signal einer Spaltung, welche alle gesunknen Hoffnungen wieder aufleben macht, und, ohne die persönlichen Tugenden des Prinzen, dem Ihr den Namen des Wiederherstellers der französischen Freyheit beygelegt habt, dem zu Boden gestürzten Despotismus neue Kräfte geben würde, sein Grab zu durchbrechen und seinen Thron auf den Leichnamen der seinen Fesseln entronnenen Menschen wieder aufzurichten. (Eine sehr große Mehrheit applaudiert zu wiederhohlten mahlen.) *) Um diese falsche und treus

*) Zur Steuer der Wahrheit müssen wir aber bemerken machen, daß eine große Anzahl Leute, die nicht mit applaudierten, sich schon lange von den Sessionen der N. V. dispensiert haben.

treulose Absicht, die man vergebens mit allen Schleiern einer ruhigen Vernunft und einer weisen, sanftmüthigen Religion zu verhüllen gesucht hat, zu entlarven, braucht es nichts als aufmerksam auf die Schlußworte dieser sonderbaren Exposizion zu seyn: „Wir halten es für unsre erste Pflicht, mit Vertrauen auf die Antwort des Nachfolgers des heil. Petrus zu warten, der aus dem Mittelpunkt der Katholischen Einheit und Gemeinheit, in welchen er gesezt ist, der Dollmetscher und das Organ der Gesinnung der allgemeinen Kirche seyn muß."

Begreift Ihr was davon, wie diese Seelenhirten, in der Erwartung der höchsten und sehr nahen Entscheidung eines Richters, den sie, es koste was es wolle, für unumschränkt erkennen wollen, in die Inconsequenz fallen können, dem Ausspruch dieses Richters zuvorzukommen, und sich zu Vorläufern der römischen Curie zu machen, welche, wie es scheint, das katholische Frankreich gegen das freye Frankreich bewaffnen soll? Heißt das nicht, das geheime Einverständniß zwischen der französischen Klerisey und der Klerisey von Rom, transpiriren lassen, um Maschinen zu einer Gegen-Revoluzion anzulegen, und durch die finstre Aussicht einer Kirchenspaltung die Macht aus der Fassung zu bringen, die uns bisher in so manchen Stürmen und Ungewittern aufrecht erhalten hat?

hat? *) Oder vielmehr, man giebt euch ſo ziemlich ohne Umſtände und deutlich genug zu verſtehen, daß man Euch beſtimmt hat, den Nacken unter dieſes lezte Joch zu beugen, wofern Ihr nicht eilet, die Conſtituzion der Geiſtlichkeit nach dieſen von den zur N. V. deputierten Biſchöffen exponierten Grundſätzen umzuſchaffen. „Wir wollen, ſagen ſie, alle Mittel der Weisheit und chriſtlichen Liebe anwenden, um Unruhen, deren Folge eine beweinenswürdige Spaltung ſeyn kann, zuvorzukommen; wir können das Schisma nicht in unſere Grundſätze übertragen, während wir in unſerm Betragen alle mögliche Mittel ſuchen, die Nazion vor demſelben zu bewahren.“ Und das ſind Repräſentanten der Franzoſen, die gegen ihre Prinzipalen dieſe drohende und aufrühriſche Sprache führen? Das ſind die Diener des Friedensgottes und Hirten der Seelen, die den Geiſt der Zwietracht und der Empörung unter ihre Heerden blaſen?... Niemahls hat der ſyſtematiſche Unglaube ſo gefährliche, ſo von Grund aus dem Chriſtenthum verderbliche Manövres angezettelt; kein Atheiſt hat je verſucht, es dadurch zu vernichten, daß er ihm die Intereſſen und Leidenſchaften, die ſich mit der Dauer ſeines Reichs am wenigſten vertragen,

*) Das gemeine Volk, die Nazionalgarde, und beſonders den Pariſer Pöbel, die Fiſchweiber, die Damen und Herren de la Place Maubert u. ſ. w.

vertragen, incorporierte *) und alle Keime einer so unheilbaren Unruhe und Gährung in seinen Schoos säete, daß man es bloß seinem eigenen Schicksal zu überlassen braucht, wenn man es verschwinden und in den Abgrund der Zeit auf immer versinken sehen will. Und das thun die zur N. V. deputierte Bischöffe! Sie beladen die Religion mit dem Auftrag Euch zu strafen und sich Rache an Euch zu verschaffen. Sie wissen welcher Gefahr sie dieselbe dadurch aussetzen; aber sie sind entschlossen, es darauf ankommen zu lassen, entschlossen, sie allen möglichen Zufällen eines so fürchterlichen Zusammenstoßes Preiß zu geben, und sie unter ihren uralten und augusten Fundamenten zusammenstürzen zu sehen, wenn sie nur in ihrem Sturz Euere Gesetze und die Freyheit mit in ihren Untergang zieht.

In

*) Dieser Ausdruck klingt im Französischen eben so neologisch als im Teutschen. Ich behalte zuweilen die eigensten Worte des Hrn. Mirabeau bey, damit man den Charakter seiner so hochgepriesenen Beredsamkeit auch von dieser Seite kennen lerne. Es scheint ihm mehr um die Energie als um irgend eine andere Eigenschaft des Ausdrucks zu thun zu seyn, und dies schickt sich auch am besten für den Ungestüm, die Verwegenheit und die geheimen Absichten dieses ächten Demagogen zu seyn, der den großen Haufen, auf welchen er allgewaltig wirken will, so gut kennt, daß er (wie wir sehen) auch Bombast, Schwulst und Galimathias nicht verschmäht, wo er sie mit Effect anbringen zu können glaubt.

In Wahrheit, M. H. H. wenn man Euch vorwirft, ihr setzet der alten Gerichtsbarkeit der Kirche engere Grenzen und mißkennet die Nothwendigkeit und den Umfang einer Gewalt, welche sie sogar unter Heidnischen Kayfern und in den Zeiten der Verfolgung ausgeübt habe, ist das nicht eben so viel als Euch einzuladen, das System der Priesterlichen Organisazion, das Ihr erwählt habt, einer strengen Revision zu unterwerfen, die Religion auf die Existenz, so sie unter den alten Cäsarn hatte, zurückzuführen, und sie aller Correspondenz, aller Verhältnisse mit der bürgerlichen Regierung des Reichs zu berauben? Was Wunder, daß heidnische Kayfer, für welche die (christliche) Religion Nichts war, zu einer Zeit, da ihr Institut weder im Staat eingeführt, noch vom Staat anerkannt, noch auf Kosten des Staats unterhalten war, was Wunder, daß sie es diesem Institut überliessen, sich in seiner damahligen Unsichtbarkeit selbst zu regieren, nach Maximen zu regieren, die keine öffentliche Gültigkeit hatten, und die bürgerliche Staatsverwaltung in keinem einzigen Puncte berührten? Damahls konnte das vom Staat gänzlich abgetrennte Priesterthum in seiner politischen Nullität aus dem Schooß der Hölen, worin es seine heiligen Geheimnisse trieb, den Umfang seiner hierarchischen Rechte und Gerechtsame, nach Willkühr und Maasgabe seiner religiosen Meynungen, ausdehnen oder zusammenziehen. Sie konnten, ohne die geringste Sensa-

zion zu machen, die Grenzen und Ausmarkungen dieſer Diöceſen regulieren, welche damahls weiter nichts als die Vertheilung der apoſtoliſchen Arbeiten bedeuteten, und in die Eintheilung der römiſchen Provinzen nicht die mindeſte Verwirrung brachten. Damahls war die (chriſtliche) Religion nur geduldet; ihre Prieſter verlangten von dem Oberherren der damahligen Welt nichts, als zu erlauben, daß ſie ihre unſchätzbaren Wohlthaten in den Schoos der Menſchen ergieße. Damahls ſegneten ihre Pontifexe die weltliche Macht dafür, wenn ſie das Schwerdt, welches ſo viele ehrwürdige Hirten geſchlachtet hatte, ruhen ließ, und die demuthsvollen Prediger des Evangeliums mit Wohlwollen, ja nur ohne Unwillen anblickte. Damahls kannten dieſe ſtrengen und unermüdeten Arbeiter keine andere Quelle ihres frugalen Auskommens als die Almoſen der Glaubigen, die ihren Dienſt gebrauchten. Könnt Ihr euch vorſtellen, wie groß die Freude und Dankbarkeit dieſer Männer, die der zärtlichen und religiöſen Verehrung, welche ſie einflößen, ſo würdig waren, geweſen ſeyn würde, wenn die Römiſche Regierung der Religion zu ihrer Zeit den Triumph gegönnt hätte, den ihr die Geſetzgeber Frankreichs in unſern Tagen bereitet haben? Und dieſen Augenblick, da Ihr das Schickſal derſelben vom Schickſal der Nazion unzertrennlich macht, da Ihr ſie der Exiſtenz dieſes großen Reichs einverleibet, da ihr den ſolideſten Theil der Subſtanz des Staats der ewigen

Dauer

Dauer ihrer Regierung und ihres Gottesdienſtes heiliget; dieſen Augenblick, da Ihr ſie auf eine ſo glorreiche Art an dieſer ſublimen Eintheilung des ſchönſten Reichs der ganzen Welt Theil nehmen laßt, und indem ihr das auguſte Zeichen des Chriſtenthums *) auf den Gipfeln aller Departemens von Frankreich aufrichtet, vor dem Angeſicht aller Völker und Zeiten bekennet, daß Gott dem franzöſiſchen Volke eben ſo nothwendig iſt als die Freyheit: dieſen Augenblick haben unſer Biſchöffe ausgewählt, um Euch als Entweiher der Rechte der Religion anzuklagen, Euch den Charakter der alten Verfolger des Chriſtenthums zu leihen, und Euch folglich das Verbrechen aufzubürden, als hättet Ihr die lezte Quelle der öffentlichen Ordnung verſiegen machen, die lezte Hoffnung der unglücklichen Tugend auslöſchen wollen!! (der Saal erſchallt von Applaus. **)

Wir können nicht zweifeln, daß es nicht aus dieſer übelwollenden Abſicht geſchehe, daß man zu verbreiten ſucht, die Religion ſey verlohren, wenn die Beſetzung der geiſtlichen Aemter dem Volk überlaſſen werde. Denn unſre Biſchöffe wiſſen ſo gut als ganz Frankreich, welchem haſſens-

*) Das Kreuz.

**) Das war aber auch eine Ciceronianiſche Tirade! Aus dem Munde des Herrn Mirabeau mag ſie eine feine Wirkung auf die Biſchöffe gethan haben!

werthen *brigandage* *) die meisten unter ihnen diesen Charakter schuldig sind, den sie jezt mit solcher Verwegenheit gegen die Weisheit Euerer Gesetze geltend machen. (Neues Händeklatschen.) Und gewiß, es giebt ihrer Mehrere, die gar zu sehr erröthen müßten, wenn die geheimen und unanständigen Intriguen an das Tageslicht hervorgezogen würden, denen sie ihren Beruf zum Episcopat zu danken haben; (das Applaudieren geht von neuem an) und die ganze Klerisey kann sich selber nicht verbergen, was die Verwaltung des Feuille des Benefices vormahls war. Meine Meynung ist jezt nicht, diese unsaubere Quelle, welche die französische Kirche so lange schon mit ihrer tiefen Corruption verunreinigt hat, aufzurühren, noch von jener öffentlichen und ärgerlichen Iniquität zu sprechen, welche den gesunden und arbeitsamen Theil der Geistlichkeit von den höhern Würden des Heiligthums zurückstieß, in den Schoos des Müßiggangs und der Unwissenheit alle Schätze der Religion und der Armen strömen ließ, und mit der geheiligten Tiare Stirnen krönte, welche die öffentliche Verachtung auszeichnete und der Stempel aller Laster ehrlos machte. (Die Zuschauer applaudieren.) Aber das will und muß

*) Welch ein Wort! und die Bischöffe mußten es mit ihren Ohren anhören, und, was noch schrecklicher ist, hören wie es applaudiert wurde!

Recht, ſind achtbarer, edler, glücklicher als Romeo; ſie können ſich auf die weiſſe Hand meiner theuren Juliette ſetzen, und unſterbliche Wonne von ihren Lippen ſtehlen -- Fliegen können das thun, indeß daß ich von ihr ſtehen muß; und ſagſt du noch, daß Verdammung nicht Tod iſt? -- Sie können's, nur Romeo kan nicht, denn er iſt verdamt -- Haſt du keinen Gift-Trank, keinen Dolch, kein plözliches Todes-Werkzeug, ſo elend es ſeyn mag, kan es doch nicht ſo elend ſeyn als verdamt) nur das Leben zu nehmen? Ha! Verdamt! O Vater, die Verdammten in der Hölle brauchen dieſes Wort, und Heulen folgt darauf -- Wie kanſt du ſo unbarmherzig ſeyn, du ein Mann Gottes, ein geiſtlicher Vater, ein Beichtiger, und mein erklärter Freund, mich mit dieſem verfluchten Wort, zu zerſchmettern!

Lorenz.

Wahnwizziger, liebeskranker Thor, höre mich reden --

Romeo.

O du willſt wieder von Verdammung anfangen --

Lorenz.

Ich will dir Waffen geben, wodurch du dieſes Wort von dir abhalten kanſt: die ſüſſe Milch der Wiederwärtigkeit -- Philoſophie, die dich beruhigen wird, ob du gleich verdamt biſt.

Romeo.

Immer noch verdamt? An den Galgen mit Philoſophie;

muß ich ſagen, daß Prälaten von einer ſo Anti-Canoniſchen Einſetzung, die durch eine ſo profane Thür in den Schafſtall des Herren eingegangen ſind, die wahren Eingedrungenen (*intrus*) ſind, welche die Religion verwirft, und daß ſie nicht, ohne alle Scham zu verletzen, ein Geſetz verdammen können, welches ihnen diejenigen zu Nachfolgern giebt, welche die immer unparteyiſche und reine Hochachtung ihrer Mitbürger dazu berufen wird. (Man applaudiert.)

„Man weiß, ſagen ſie, wie ſehr die neue Form, welche man für die Wahlen vorſchlägt, den alten Regeln zuwider läuft. . . . Man hat kein Beyſpiel einer Erwählungsform, auf welche die Kleriſey nicht den hauptſächlichſten Einfluß gehabt hätte; dieſer Einfluß iſt vernichtet; es giebt Departements, in welchen man unter den Wählern nicht Einen Geiſtlichen zählt. . . .“ Ihr ſolltet euch alſo wohl billig entſetzen, o Ihr, die ihr von einem ſo großen Eifer für die Wiederherſtellung der alten Diſciplin brennet, wenn unter dem ehmahligen Regime die Kleriſey ſo wenig Antheil an der Wahl der oberſten Hirten hatte, und wenn ein Miniſter, der ſich dem Willen und den Capricen der verkehrteſten und ausgelaſſenſten Menſchen die jemahls den Thron umgaben, verkauft hatte, mit den Geſinnungen eines Lohnknechts die Ehrenſtellen und Reichthümer der franzöſiſchen Kirche nach den Befehlen dieſer nehmli-

chen Unterdrücker (de ces *êtres oppreſſeurs*) ausſpendete, die ſich aus den Thränen des Volkes ein Spiel machten, und ungeſtraft mit dem Glück und Unglück der Menſchen Handel trieben. Wie kam es doch daß man aus den Verſammlungen der Geiſtlichkeit nie weder Wehklagen, noch Einſprüche noch Vorſtellungen gegen einen Mißbrauch hervorgehen hörte, der die Religion ſo ſichtbarlich in ihren erſten Elementen mordete, und auf eine ſo ärgerliche Art alle Quellen der Moral vergiftete? Nein, M. H. H. dieſer vorgebliche Eifer für Ordnung und Gerechtigkeit iſt nicht aufrichtig; man will verwirren und umſtürzen; man zürnt nur über die Stärke des Dammes, den Ihr dem Strohm der prieſterlichen Leidenſchaften entgegen geſetzt habt; man ſucht der Conſtituzion des Staats einen tödlichen Schlag beyzubringen, um die alte Conſtituzion der Kleriſey wieder ins Leben zurück zu rufen; man hoft euere Arbeiten durch die unaufhörlichen Verzögerungen und Unterbrechungen fruchtloß zu machen, und ein Religionskrieg ſoll das abſcheuliche Denouement aller unſrer politiſchen Scenen ſeyn! Gehen diejenigen, welche für den Antheil, den die Kleriſey ehmahls an den Wahlen der Kirchendiener hatte, ſprechen, ehrlich und aufrichtig zu Werke? Man kann ihnen mit Einem Wort antworten, und das iſt dieſes: Wenn der dermahlige Klerus nie conſtituzionsmäßig und bürgerlich geſinnt werden ſoll, ſo würde ſeine Mitwirkung zur Wahl der

Seel-

Seelsorger (pasteurs) ein öffentliches Uebel, und der Schoos der französischen Kirche der Feuerheerd ewiger Unruhen seyn: will er sich aber endlich einmahl vom Geist der Revoluzion und der Freyheit beseelen lassen, so wird sich das Volk eine Ehre daraus machen seine Weisheit zu Hülfe zu rufen, und bey allen den wichtigen Entschließungen, die es zu Handhabung der Gesetze und gerechter Austheilung der geistlichen und politischen Aemter zu nehmen hat, auf seinen Rath aufmerksam seyn. Der Einfluß der alten Klerisey auf die Wahlen der Kirchendiener hat keinen andern Ursprung als die Ehrerbietung und das Zutrauen des Volkes. Ihr wißt, Prälaten die Ihr mich höret, Ihr wißt, daß es nur auf Euch ankommt, Euch von den Menschen anbeten zu machen und die Orakel aller ihrer Rathschläge zu werden. Werdet Euern alten Vorfahrern ähnlich, und Ihr werdet bald sehen daß auch das Volk den alten Glaubigen ähnlich werden, und nichts mehr ohne seine Hirten wird unternehmen wollen. (Man applaudiert in dem größten Theil des Saals.)

Ungeachtet es nicht meine Absicht war, Euch mit einer Zergliederung und Wiederlegung einer Schrift aufzuhalten, welche nichts als die veraltesten Tradizionen einer willkührlichen und inconsequenten Theologie zur Grundlage hat: so kann ich doch nicht umhin, die Aufmerksamkeit der Versammlung einen Augenblick auf den politischen

Vorwand zu ziehen, womit man dieſe Art von prieſterlicher Inſurrection zu bemänteln ſucht. Dieſer Vorwand iſt: dieſelbe Macht, welche die alte Eintheilung des Reichs aufheben konnte, könne an der alten Ausmarkung der Diözeſen nichts ändern, ohne vorher mit der geiſtlichen Macht Abrede genommen zu haben. Sie ſagen: da das geſetzgebende Corps keinen Charakter habe, Kraft deſſen es die Jurisdiczion der Biſchöffe ausdehnen oder einſchränken dürfte: ſo hätten dieſe leztern einer neuen canoniſchen Anordnung nöthig, um ihre Funczionen wie ehemals wieder fortſetzen zu können. Ich muß zwar geſtehen, daß die Theologie nie in dem Plan meiner Studien begriffen war: aber ich habe über den Punkt, wovon hier die Rede iſt, mich bey verſchiedenen ſachkundigen und vernünftigen Geiſtlichen Raths erhohlt, und indem ich ihre Reflexionen auf die Grundſätze der geſunden Vernunft und einer ſcharfen Logik zurückbrachte *), kam das Reſultat heraus, welches ich Euch jezt vor Augen legen will. Der erſte unter den vier Artickeln, die den Freyheiten der gallicaniſchen Kirche zur Grundlage dienen, beſagt: „die Biſchöffe hätten das Recht der geiſtlichen Jurisdiz-

*) Herr Mirabeau ſagt, en *fondant* leurs reflexions *dans les principes*, qui appartiennent aux ſeuls procedés d'un bon eſprit et d'une logique inflexible. Ich geſtehe, daß mir dieſe affectierte ſcientifiſche Sprache nicht ſehr verſtändlich iſt.

risdiczion, welche ſie in der Kirche ausüben, unmittelbar von Gott.“ Dieſe Worte ſagen entweder gar nichts, oder ſie bedeuten ſoviel, als: die Biſchöffe empfangen durch ihre Weyhe die Gewalt, die Gläubigen in geiſtlichem Sinne und in geiſtlichen Dingen (dans l'Ordre ſpirituel) zu regieren, und dieſe Gewalt ſey weſentlich *) unbegränzt (eſſentiellement illimité); denn ſie iſt der Grund und das Weſen des Epiſkopats, und kann alſo keine andern als die Grenzen des ganzen Weltalls haben. Ein göttlicher Charakter **) der auſſerhalb eines gewiſſen gegebenen Umkreiſes ſeine Exiſtenz verlöhre, wäre ein täuſchender und ſchimäriſcher Charakter. Eine Gewalt, die auf eine göttliche und abſolute Sendung gegründet iſt, kann nicht eingeſchränkt noch umſchrieben werden: und folglich iſt jeder Biſchoff in ſolidum, und nach göttlicher Abſicht, ein Hirt der allgemeinen Kirche. (Verſchiedene Stimmen rufen auf der rechten Seite, das iſt nicht wahr! Auf der linken wird applaudiert.) Auch hat der Stifter des Chriſtenthums die in den verſchiedenen Gegenden der Welt auszuübende Jurisdiczion

*) Soll hier wohl ſo viel heiſſen, als in ſich ſelbſt betrachtet.

**) Das Wort Charakter, wenn es von der prieſterlichen oder Biſchöflichen Würde gebraucht wird, ſcheint mit dem, was die katholiſche Kleriſey in ihrer uns andern Profanen nicht immer allzuverſtändlichen Sprache *Character indelebilis* nennt, einerley zu ſeyn.

diczion nicht unter seine Apostel vertheilt, noch irgend einem von ihnen einen Kreis, worin sie eingeschlossen seyn sollte, angewiesen, sondern jeder von ihnen empfieng die Gewalt, welche er Allen gab; Alle wurden unzertheilbar zu Hirten und Häuptern der ganzen Heerde Gottes bestellt. Gehet aus in alle Welt, sagt er ihnen, und verkündiget das Evangelium aller Creatur; ich sende Euch, wie mich mein Vater gesendet hat. Dieß ist eine unwidersprechliche Entscheidung, oder man müßte behaupten, unser Episkopat sey ein anderes als dasjenige, so Jesus Christus eingesezt hat. Die Eintheilung der allgemeinen Kirche in besondere Abschnitte oder Diözesen ist eine kirchliche Polizey-Einrichtung, die in viel spätern Zeiten gemacht wurde als die Einsetzung der bischöflichen Gewalt. Eine Abtheilung, die durch die Nothwendigkeit der Umstände und durch die Unmöglichkeit, daß ein jeder Bischoff die ganze Kirche regiere, anbefohlen wurde, hat die ursprüngliche Einsetzung der Sache nicht ändern, noch eine ihrer Natur nach uneingeschränkte Gewalt zu einer precären und localen machen können. Unstreitig erfodert die gute Ordnung, daß, nachdem die Ausmarkung der Diözesen einmal vorgenommen worden, jeder Bischof sich in den Grenzen seiner Kirche halte: aber daß die Theologen, weil sie diese Disziplin immer beobachtet sahen, sich beygehen liessen zu lehren, „die Jurisdiczion eines Bischofs habe kein anderes Maaß als den Grund

und

und Boden ſeines Sprengels, und auſſer demſelben höre alle ſeine geiſtliche Gewalt und Autorität auf," das iſt ein ungereimter Irrthum, der nur aus einer gänzlichen Vergeſſenheit der Elementargrundſätze der Conſtituzion der Kirche entſtehen konnte. Ohne zu unterſuchen, worin eigentlich die Autorität des ſouveränen Pontifex *) beſtehe, iſt ſo viel augenſcheinlich, daß er keine von der Gewalt der übrigen Biſchöffe ſpecifiſch verſchiedene Gewalt hat; denn die päbſtliche Würde iſt keine hierarchiſche Ordnung. Man wird zum Pabſt weder ordiniert noch geweyht. Nun kann aber eine gröſsere geiſtliche Jurisdiction, um *jure divino* beſeſſen zu werden, nur durch eine Spezialordinazion ertheilt werden, weil eine gröſsere Jurisdiczion die Impreſſion eines eminentern Charakters und die Collazion eines höhern und vollkommnern Prieſterthums vorausſezt. Der Primat des Pabſts hat alſo bloß eine äuſſerliche Superiorität **) deren Einſetzung keinen andern Zweck hat,

*) Da es der Katholiſchen Kirche beliebt hat, die heidniſchen Benennungen Pontifex und Pontifex Maximus ihren Biſchöffen und den Römiſchen inſonderheit beyzulegen, ſo wird uns hoffentlich nicht übel ausgedeutet werden, daß wir aus Ermanglung eines vollkommen gleichlautenden teutſchen Wortes das franzöſiſche Pontife durch Pontifex erſetzen, ſo oft es vorkömmt.

**) Ich weiß ſehr gut, daß ich dieſe ganze Stelle, und manche andere ſehr unteutſch überſetze; aber ich thue es

hat, als dem ganzen Corps der Kirchenhirten einen Vereinigungspunct, einen Mittelpunct der Einheit zu geben. Der Primat des heil. Peters gab ihm keine Gewalt von andrer Art als diejenige, welche den übrigen Aposteln gegeben war, und verhinderte nicht, daß nicht ein jeder seiner Collegen, so gut wie er, ein Lehrer der Welt und ein gebohrner Hirt des Menschengeschlechts gewesen seyn sollte. Dies ist die Regel, welcher man in Bestimmung des Verhältnisses zwischen unsern Bischöffen und dem obersten Pontifex gefolgt ist. Aber, wie ich schon gesagt habe, dies ist nur der Vorwand zu dem Unterfangen unserer Bischöffe, und man kann die wahre Ursache desselben unmöglich miskennen.

Die aufrichtigen Freunde der Constituzion und der Freyheit können sich nicht verbergen, daß unsere Hirten und unsere Priester darauf bestehen, eine besondere Classe für sich auszumachen, und das Studium der Maasregeln, welche die Revoluzion

es mit autem Vorbedachte, wiewohl ich alle diese fremden Wörter, so gut als ein andrer, in teutsche umzusetzen versuchen könnte. Aber in der Materie wovon hier die Rede ist, sind es lauter ein für allemahl zu einem gewissen besondern Gebrauch gestempelte Wörter, die man, ohne Unschicklichkeit, eben so wenig als gewisse scientifische und technologische, nach Belieben mit andern vertauschen kann, sondern der Gemauigkeit wegen, lieber beybehalten sollte.

luzion hemmen können, unter die Pflichten ihres Standes zu ſetzen. Prieſter ſind es, die ſich damit beſchäftigen, die Blätter und Zeitſchriften, die an hirnwüthigen Exploſionen gegen Eure Arbeiten am fruchtbarſten ſind, in Ordnung zu bringen und im Umlauf zu ſetzen, und dieſe Prieſter werden durch die ausgezeichnetſte Gunſt der ganzen Ariſtokratiſchen Prälatenſchaft unterſtüzt. Man ſezt ihre unbegrenzte Anhänglichkeit an den alten Mißbräuchen mit dem Heroismus des apoſtoliſchen Eifers in Eine Linie; man ehrt ſie als unerſchütterliche Vertheidiger der Rechte Gottes und der Könige; man beräuchert, man canoniſiert ſie als die Ambroſier und Athanaſier *) ihres Jahrhundertes, und es fehlt ihnen nichts, als daß ſie als Opfer ihres Fanatiſmus und ihrer aufrühriſchen Fieber-Hitze ſterben, um die Kronen der Apotheoſe, und die Glorie, in das Regiſter der Märtyrer eingezeichnet zu werden, zu erhalten. Ihr Pontifexe, die ihr die Ehre die franzöſiche Nazion zu repräſentiren mit uns theilt, Gott verhüte, daß ich Euch oder Euren in ihren Kirchen verſireuten Collegen Vorwürfe zuziehen wolle, die Euch verdächtig und verächtlich in den Augen eines Volkes machen könnten, deſſen Ehrerbietung und Zutrauen zum Succeß Euer auguſten Funczionen nothwendig ſind. Aber können wir, nach dieſem leztern Ausbruch einer Unruhe die das Aeuſſerſte droht,

*) Deſto ſchlimmer, wenn ſie es verdienten!

droht, können wir glauben, daß Ihr den anti-constituzionellen Schriftstellern, welche die Freyheit in Namen des Evangelii in ein böses Geschrey bringen, und nichts geringers abzwecken, als die Revoluzion unter den verhaßten Farben einer gottlosen und sacrilegischen Unternehmung darzustellen, nicht Unterstützung oder Beyfall geben solltet? Und wenn ihr Euch auch wirklich bloß in den Grenzen einer schweigenden Neutralität und Unaufmerksamkeit gehalten hättet, wäre dies bloße Stillschweigen nicht selbst schon ein öffentliches Aergerniß? Können Oberhirten, in so wichtigen und entscheidenden Augenblicken, wo das Volk ein so dringendes Bedürfniß hat die Stimmen seiner Wegweiser zu hören, und Räthe des Friedens und der Weisheit aus ihren Munde zu erhalten, schweigen? Ja es war mir schon ein großes Aergerniß, zu sehen, daß das französische Episkopat über die gegenwärtigen Pflichten der Bürger, über die Weisheit des Gesetzes, über die Nothwendigkeit der Subordinazion, über die künftigen Vortheile der Freyheit, über die Abscheulichkeit des Verbrechens, welches jene übelgesinnten Friedensstörer begehen, die damit umgehen im Blut und auf den Leichnamen ihrer Mitbrüder Gegenrevoluzionen auszuführen, — nicht häuffige und nachdrückliche Hirtenbriefe an seine Schafe ergehen ließ. Es ist mir ärgerlich, keine den Bürgergeist athmende *Mandemens* in alle Theile des Reichs ergehen zu sehen, um bis in die entferntesten Winkel desselben Gesinnungen

und

phie; wenn Philoſophie nicht eine Juliette machen, eine Stadt verſezen, die Urthel eines Prinzen aufheben kan, ſo hilft ſie nicht, ſo nizt ſie nichts, ſagt mir nichts mehr davon --

Lorenz.

Nun dann, tolle Leute haben keine Ohren, wie ich ſehe.

Romeo.

Wie ſollten ſie, wenn kluge Leute keine Augen haben?

Lorenz.

Komm, laß uns vernünftig von deinen Umſtänden reden --

Romeo.

Du kanſt von dem nicht reden was du nicht fühlſt; wäreſt du ſo jung wie ich, und wäre Juliette deine Liebſte, wärſt du vor einer Stunde mit ihr verheurathet, und hätteſt in dieſer Stunde Tybalten umgebracht, und liebteſt bis zum Wahnwiz wie ich, und wäreſt wie ich verbannt -- dann möchteſt du reden, dann möchteſt du dir die Haare ausraufen, und dich auf den Boden werfen, wie ich izt thue, und das Maas zu deinem Grabe nemmen.

[Er wirft ſich auf den Boden.]

Lorenz.

Steh auf -- es klopft jemand: (Man hört klopfen.) Guter Romeo, verbirg dich.

Romeo.

Nein wahrhaftig, wenn nicht der Dampf Herzzerreis-

gender

und Belehrungen zu verbreiten, die dem Geiſt einer Revoluzion gemäß wären, die von den erſten Elementen und Grundbegriffen des Chriſtenthums ihre Sanction erhält. Ich finde mich geärgert und zum lebhafteſten Unwillen gereizt, zu ſehen daß die Unterhirten die nehmliche Unaufmerkſamkeit affectieren, Alles, was das Volk in der Liebe der neuen Regierungsart (Regime) befeſtigen könnte, von ihren öffentlichen Vorträgen entfernen, hingegen vielmehr Grundſätze, die dem alten Deſpotiſmus günſtig ſind, durchſchimmern laſſen, und ſich zuweilen hinterliſtige Verſchweigungen erlauben.

Ich halte ein, um nicht genöthigt zu ſeyn gar zu unangenehme Folgerungen zu ziehen. Prälaten und Paſtoren, ich beſitze nicht mehr von der Gabe der Prophezeyung als ein jeder anderer Sterbliche, aber einige Kenntniß der Menſchen und des natürlichen Gangs der Dinge. Wißt ihr alſo was geſchehen wird, wenn die Geiſtlichen fortfahren ihre Seelen dem Geiſt der Freyheit zu verſchließen, und es endlich dahin bringen, daß man an ihrer Bekehrung zur Conſtituzion und folglich an ihrer Tauglichkeit Bürger zu ſeyn, gänzlich verzweifeln muß? Der öffentliche Unwille, wenn er auf den höchſten Grad getrieben ſeyn wird, wird nicht länger leiden, daß die Leitung der Menſchen den Feinden ihres Wohlſtandes anvertraut werde; und was vielleicht noch heute eine gewaltthätige Nozion ſeyn würde, wird in

kurzem den Charakter einer vernünftigen weisen und zum Heil des Staats unumgänglich nöthigen Maasregel erhalten. Man wird der N. V. als das einzige Mittel, die Nazion von aller bösartigen Materie, die sich wieder in ihre Organe zurück filtrieren will, zu reinigen, vorschlagen: alle geistlichen Stellen, die unter dem alten Regimente vergeben worden, für vacant zu erklären und den Departemens zu einer neuen Wahl zu übergeben, um selbige mit Pastoren, die ihres Zutrauens würdig sind, besetzen zu können, und unter den Aposteln der Religion, die Freunde ihrer Erlösung und Freyheit zu erwählen. Und dieses Project, so rasch es auch beym ersten Anblick scheinen mag, wird die Aufmerksamkeit der Deputirten, die von einem aufrichtigen Eifer, den Geist der Constituzion allenthalben zu verbreiten, beseelt sind, um so stärker auf sich ziehen, da die Ausführung desselben bloß diejenigen treffen wird, die sich das öffentliche Mißtrauen zugezogen haben, von denen man mit voller Gewißheit überzeugt ist das sie Beförderer oder Gönner der aristokratischer Maximen und geheimen Anschläge, und folglich unfähig sind, an den Stellen, wo sie stehen, irgend einen wahren Nutzen zu stiften. Denn das Volk ist gerecht, und man kann sich zu ihm versehen, daß es durch seine Wahl diejenige unter seinen Hirten bestätigen wird, die von ihrem Patriotismus Beweise gegeben, oder das Aergerniß ihres Widerstandes gegen das Gesetz wieder

gut

gut gemacht haben werden. Der Himmel und mein eignes Herz ſind meine Zeugen, daß Niemand mehr als ich wünſchen kann, unſre Biſchöfe und Pfarrherren möchten die N. V. der Nothwendigkeit zu ſo unangenehmern Mitteln zu ſchreiten überheben; und ich beſchwöre ſie, die Pflicht zu bedenken, die ihr Charakter ihnen auflegt, das Evangelium der Conſtituzion zu coordinieren, um dem auf ſeiner neuen Grundfeſte noch wankenden Vaterlande ſich mit der Religion ſtützen und aufrichten zu helfen. Aber um nichts von meinen wahren Geſinnungen zurück zu laſſen, muß ich noch hinzu ſetzen: daß, wenn ich jemahls die Hofnung verliere, die Diener des Chriſtenthums das ſtrafbare Stillſchweigen ablegen zu ſehen, in welches ſie ſich, während einige von ihnen daß Prieſterthum durch ihre Vergehungen entehren, noch immer einhüllen: ich auch der eifrigſte ſeyn werde, auf die Anwendung des vorgedachten ſtrengen Mittels zu dringen, und daß ich mir gegründete Hoffnung machen darf, meinen Antrag durch das Gewicht und die Anzahl der Stimmen, die ihn unterſtützen werden, ſiegreich durchgeſezt zu ſehen. In Erwartung des Augenblicks, wo Ihr urtheilen werdet, daß es Eurer Weisheit gemäß ſey dieſe große Frage zu entſcheiden, ſcheint es mir nöthig, daß, nachdem Ihr über den erſtaunlichen Schritt der zur N. V. deputierten Prälaten ſtatuirt haben werdet, Ihr auch noch einige auf die Kirchliche Verfaſſung

ſich beziehende Artikel in nähere Betrachtung ziehet, da ſie mit unſern conſtituzionellen Grundſätzen in einem allzudirekten Verhältniß ſtehen, um nicht billig die ſorgſame Aufmerkſamkeit (la ſollicitude) des geſezgebenden Corps zu erregen.

Erſtens, M. H. H. habt Ihr allen Biſchöffen und Pfarrherren im Reich die Wahl ihrer Mitarbeiter (Cooperateurs) am Kirchendienſt überlaſſen. Dieſe Diſpoſizion, welche nicht die mindeſte Gefahr nach ſich ziehen würde, wenn alle dermaligen Biſchöffe und Pfarrherren nazional, d. i. vom Volke ernannt wären, ſcheint mir in dieſem Augenblicke zu Nichts gut zu ſeyn, als daß ſie den Ariſtokratiſchen Biſchöffen und Pfarrern Mittel, ihren Anticiviſchen Einfluß zu verſtärken, in die Hände ſpielt. Der geringſte Nachtheil der aus dieſer Freyheit entſpringt, die man den Dienern der Kirche bewilligt hat, ihr Presbyterium nach eigenem Belieben zu formieren, iſt die Möglichkeit oder vielmehr die Gewißheit: daß die kleine Anzahl von Geiſtlichen, die der Revoluzion ergeben ſind und ſich bey den Diözeſen und Pfarreyen angeſtellt befinden, unverzüglich ohne Funczion und Exiſtenz ſeyn, und alſo die Meynungen und Gewiſſen keine andern Führer mehr haben werden, als fanatiſche und contrerevoluzionariſche Prieſter. *) Es wäre alſo eine Eurer Weis-

*) Sollte dies nicht izt ſchon der Fall ſeyn, und die meiſten Unruhen und Ausbrüche, über welche ſo viel Aufſ-

Weisheit würdige Maasregel geweſen, die Beſetzung der Vicarien ſo zu regulieren, wie es die Nothdurft erfordert, neben den Biſchöffen und Pfarrern eine Art von Reaction gegen ihr unheilbares Streben das Reich der alten Misbräuche zurückzurufen, zu etablieren? Zweytens: das geheime Miniſterium der Ohrenbeichte, welches durch die Stärke und Fortdauer ſeines Einfluſſes auf die menſchlichen Gemüther und ſeine Vielvermögenheit über die öffentlichen Meinungen und Sitten, dem Conſtituzions- und Bürger-Geiſte ſo nützlich werden kann, kann eben ſo gut ein Brennpunct des Antis Patriotiſmus und um ſo gefährlicher werden, weil er der einzige iſt, der ſich der Aufſicht der Autorität entziehen kann, und weil das Geſetz die Beichtiger zu keiner Rechenſchaft ziehen darf. Die Anzahl dieſer leztern iſt ungeheuer, und die Zahl der Prieſter, welche wahre Staatsbürger ſind, ſo klein, daß ihr Eifer für die Revoluzion ſie von ganz Frankreich bemerken, und bis auf dieſen Tag zum Ziel des Haſſes und der Beleidigungen ihrer unverſöhnlichen Feinde gemacht hat. Bey dieſem Zuſtande unſers dermaligen Prieſterthums iſt es mir unmöglich die dringende Nothwendigkeit zu verſchweigen, Mittel gegen die fürchterlichen und unzählbaren Uebel ausfindig zu machen, deren Keime dieſer Theil der geiſtlichen Adminiſ-

 ſtra-

Aufhebens gemacht wird, ſich nicht auf eine ganz beſondere Art ſchon aus dieſer einzigen Quelle ableiten laſſen?

ſtrazion dermahlen brütet. So lange Ihr nicht, in Eurer Weisheit, ein Mittel gefunden haben werdet, dieſe Triebfeder der Religion (die Ohrenbeichte) nach einer mit der Bewegung des Patriotiſmus und der Freyheit konzentriſchen Determinazion ſpielen zu laſſen, *) kann ich in den geheiligten Richterſtühlen **) welche ein ohne Zweifel irrefragables und göttliches Geſetz in dem Umfang unſrer Tempel aufgeſtellt hat ***) nichts anders ſehen, als die Thronen

*) Welches unter den gegebenen Umſtänden eine Aufgabe ſeyn dürfte, die der Quadratur des Zirkels den Vorzug ſtreitig macht.

**) Vulgo, Beichtſtühlen.

***) Man verweile einen Augenblick bey dieſer Stelle. Braucht es einen ſtärkern Beweiß, wie fürchterlich, wie irrefragabel und allgewaltig die Macht der Kleriſey in Frankreich noch in dieſer Stunde ſeyn muß, als dieſen, daß Hr. M... ſelbſt eine ſeiner Vernunft ſo gewaltig refragierende Sprache zu führen genöthiget iſt? Und da es moraliſch unmöglich ſcheint, daß die Kleriſey jemahls ihren alten Rechten und Beſitzungen gutwillig entſage: wie kann die demokratiſche Majoritär der N. V. hoffen mit ihrer Conſtituzion durchzudringen, wenn ſie es noch nicht weiter gebracht hat, als daß einer ihrer erſten Vorfechter der Geiſtlichkeit öffentlich einen *jure divino* irrefragabeln Richterſtuhl eingeſtehen muß, von welchem (wie er ſelbſt nicht zu zweifeln ſcheint) alle anti-monarchiſchen

nen einer entgegen wirkenden geheimen Macht, die ihre Bestimmung nicht anders zu erfüllen glauben wird, als in so fern sie ihre unsichtbaren Kräfte gebrauchen wird, alle Fundamente der Constituzion in der Stille zu vernichten. Auch das ist noch eines von den grosen Uebeln, welche die Applicazion eines schleunigen und wirksamen Gegenmittels erfordern.

Drittens: die erstaunliche Menge der Priester, die immer bis zu unsern Tagen gewachsen ist, und von welcher der dritte Theil für die wirklichen Bedürfnisse des Kirchendienstes zugereicht hätte, ist ebenfalls zu allen Zeiten für ein groſses Uebel gehalten worden. Diese dem Geist und der Disciplin der ersten Jahrhunderte des Christenthums so sehr zuwiderlaufende Disproportion, welche immer eine unversiegliche Quelle von Aergernissen, Unordnungen und Ungerechtigkeiten war, kann freylich in dem von Euch festgesezten neuen Regime nicht mehr von sehr langer Dauer seyn, da das Heiligthum denen, welche es bedienen, nichts mehr anzubieten hat als schwere Arbeit und mäſsigen Genieſs. Indessen, M. H. H. würde dieses Gleichgewicht sich gleichwohl nur durch langsame Grade herstellen, und die dermahlige priesterliche Generazion, welche durch die von Euch in

schen und der kirchlichen Jurisdiczion zu nahe tretenden Maximen für ewig verdammende und unerläſsliche Sünden erklärt werden? Hic Rhodus est, hic salta!

Freyheit gesezten Glieder der Mönchsorden so ungeheuer vermehrt worden ist, würde durch ihre Anzahl die Zahl der Stellen, welche in der Kirche zu besetzen sind, noch lange bey weitem übertreffen, wofern Ihr die Abstellung eines an schädlichen Folgen so furchtbaren Ungemachs von dem langsamen Einfluß der Regierung erwarten wolltet. Wie selten auch künftig der Beruf zum geistlichen Stande werden mag, so muß man doch erwarten, daß, wofern man dem gewöhnlichen Lauf der Ordinazionen keinen Einhalt thäte, sich noch immer Candidaten genug präsentieren würden, um diesem allzugroßen Ueberfluß an Kirchendienern noch Jahrhunderte zu erhalten, und dadurch alle die Uebel zu verewigen, die der Kirche und dem Staat daraus erwachsen sind. (Es wird applaudiert.) Niemand kann in Abrede seyn, daß die schönsten Tage der Religion diejenigen gewesen sind, da die Bischöffe nicht mehr Priester und Diakons ordinierten, als gerade zum Dienst ihrer Kirchen, d. i. aller ihrer Diözesen, unentbehrlich waren. Ihre Anzahl war nie sehr zahlreich, sintemahl zur Zeit des Pabsts Sct. Cornelius, im Jahr 250, die römische Kirche *) nicht mehr als sechs und vierzig Priester hatte, wiewohl sie ein unzähliches Volk enthielt....

Dies sind die Betrachtungen, die ich mich schon seit geraumer Zeit gedrungen fühlte, der N. V.

*) Sie war aber auch damahls noch *ecclesia pressa*.

V. vorzutragen, und deren Gegenſtand ſo beſchaffen zu ſeyn ſcheint, daß ſie Alle die größte Wachſamkeit und ſorgſamſte Beherzigung von Seiten der N. V. verdienen.

Hr. Riquetti (ehmahls Mirabeau) präſentiert ein Project Decrets, welches die Verfügungen enthält, die in ſeiner Rede angedeutet ſind.

Nach lange dauerndem Applaudieren wird der Druck dieſer Rede beynahe einhellig decretiert.

Hr. Abbt Montesquieu. Es gehört alſo zum Schickſal der Geiſtlichkeit, daß ſie niemahls eine ſie betreffende Frage in dieſer Verſammlung auf die Bahn bringen ſehen ſoll, ohne zugleich die Vorwürfe, die Sarcasmen und die Injurien *)

*) Ein Wolf, Fuchs, Hamſter u. ſ. w. wird nicht geſchimpft, wenn man ihm ſeinen rechten Namen giebt. Hingegen wenn man Menſchen, welche ſo weit ſie es ſeyn können, Wölfe, Füchſe, u. ſ. w. ſind, mit dieſen Namen qualificiert, ſo nennen ſie es Injurien. Wie kommt das? Vermuthlich fühlen ſie, daß ſie ſind was ſie nicht ſeyn ſollten, und möchten alſo auch nicht dafür angeſehen ſeyn. — Das beſte Mittel wäre, es nicht zu ſeyn. Ich finde nicht, daß die Socrates, die Epaminondas, die Phocion u. ſ. w. ſich aus den Sarcasmen und Injurien, denen auch ſogar ſie nicht entgehen konnten, viel gemacht

ſich auf einander häufen zu ſehen. Wenn ſich einige Corps Proteſtazionen erlauben, ſo ſchreyt man über Gewaltthätigkeiten und wüthende Ausbrüche; wenn Biſchöffe Bemerkungen in einem gemäßigten Stil vortragen, wie es ihrer Weisheit würdig iſt, ſo muß es Hinterliſt und Falſchheit ſeyn. Ich bin von dieſen Abſcheulichkeiten (horreurs) zu fern, um ſie ſo leicht zu argwohnen: denn wer immer überall Böſes ſieht, findet es bloß in ſeinem eigenen Herzen. Ich für meine Perſon mißbillige es an jedem Geiſtlichen, wenn er in ſeinen Ausdrücken die Würde ſeines Charakters vergißt; ich gebe denen meinen Beyfall, welche die Wahrheit ſagen, aber ich wünſchte in dieſer Verſammlung niemand applaudiert zu ſehen als diejenigen, welche rein, beredt und ſimpel ſind wie ſie. (Man murmelt.) Man hat Euch von nichts als Frieden geſprochen; auch ich liebe den Frieden: ſie fürchten ſich vor der Zwietracht; auch ich haſſe ſie; aber ich ſuche jenen nicht in Injurien, und beſchäftige mich nicht, dieſer durch Injurien zuvorzukommen; und nur weil ich der Verſammlung eben dieſelben Geſinnungen zutraue, ers

gemacht hätten. — Ich bitte übrigens, dieſe Anmerkung, wiewohl ſie durch Hrn. Abbt Montesquieu veranlaßt worden iſt, nicht ſo zu deuten, als ob ſie auf die franzöſiſche Kleriſey gemünzt ſey, für welche ich allen ſchuldigen Reſpect trage, und ihr eben deswegen Vertheidiger wünſche, die ihren Gegnern keine ſolchen Blößen gäben.

gender Seufzer, mich wie ein Nebel vor den Augen der Leute verbirgt.

Lorenz.

Horche! was das für ein Klopfen iſt! wer iſt da? -- (leiſe.) Romeo ſteh auf, du wirſt ergriffen werden -- (laut.) -- Nur einen Augenblik Geduld! -- (leiſe.) Steh auf, (Man klopft immer lauter.) lauf in meine Zelle -- (laut.) Gleich, gleich -- Um Gottes willen, was für eine Halsſtarrigkeit iſt das! -- (Man klopft.) Ich komme, ich komme. Wer klopft ſo ſtark? Wer ſeyd ihr? Was wollt ihr?

Amme (hinter der Scene.)

Laßt mich nur ein, ſo ſollt ihr gleich erfahren, worinn mein Auftrag beſteht -- Ich komme von Fräulein Juliette --

Lorenz.

So ſeyd willkommen -- (Er macht auf.)

Die Amme tritt auf.

Amme.

O ehrwürdiger Herr, o ſagt mir, ehrwürdiger Herr, wo iſt meiner Fräulein ihr Herr? Wo iſt Romeo?

Bruder Lorenz.

Hier, auf dem Boden, den ſeine Thränen überſchwemmen.

Amme.

erlaube ich mir, ihr meine Ideen vorzutragen. Man wirft uns vor, wir verſteckten uns hinter die Religion, um durch ſie unſre Güther zu vertheidigen. Man ſagt, wir dächten der Finger Gottes müſſe die Geſchenke der Menſchen ſchützen; man ſtellt Grundſätze gegen uns auf, und dieſes einzige Wort muß allen Zänkereyen Einhalt thun und zum Nachdenken und Stillſchweigen aufrufen. Wenn man von Grundſätzen ſpricht, ſo iſt immer nur Eine Sache möglich, und die iſt, ihre Wahrheit zu unterſuchen; denn ſind ſie wahr, ſo muß ſich alles vor ihnen beugen; ſind ſie falſch, ſo iſt es nützlich zu beweiſen, daß ſie es ſind, und der Wahrheit alle ihre Rechte wieder zu geben. Aber dieſe Grundſätze ſtehen überall geſchrieben, und nichts iſt leichter als die Grundſätze der Religion unſrer Väter zu erkundigen. Die Katholiſche Religion iſt keine von dieſen lügenhaften Religionen, die das Buch des Geſetzes in einer unbekannten Sprache und in einer geheiligten Verborgenheit verſtecken. Es iſt alſo leicht zu wiſſen, ob wir die wahre Lehre verkündigen. Unterſuche man, ob wir von den Grundſätzen abweichen: weichen wir von ihnen ab, ſo weiſet uns auf ſie zurück; ſeyd Ihr es die ſich davon entfernen, ſo ſeyd ihr Menſchen, und ihr werdet Euch ſelbſt verurtheilen. Die Gewalt der Hirten iſt geiſtlich; ſie vermögen nichts auf Erden, und ich erkläre auch, daß wir nichts verlangen: aber ganz gewiß hat uns Gott die beſondere Diſciplin,

plin, die Mittel zur Observanz derselben, und sogar Zwangsmittel gegeben. Da Jesus Christus der Kirche diese Gewalt anvertraut hat, so hat sie selbige in gewissen Zeiten verändern, und sich ihrer in andern bedienen können *). Wir wollen nicht sagen, sie (diese Gewalt) gehöre der Kirche an; aber die Kirche allein kann ihre Disciplin und die Mittel zu ihrer Observanz anordnen: man kann nicht katholisch seyn und ihr diese Gewalt absprechen **). (Es erhebt sich ein starkes Gemurmel.) Nun fragt Ihr, ob es der Kirche inhärent

*) Alles was dieser Hr. Abbt bisher gesagt hat, ist (in Rücksicht dessen, was man natürlicher weise auf eine Rede wie des Hrn. Riquetti erwarten mußte) so armselig gedacht und gesagt, daß man Mühe haben wird zu glauben, der Uebersetzer habe ihm kein Unrecht gethan. Ich versichere aber, daß ich mich durchgehends so gewissenhaft als möglich an seine Worte binde, und daß sein Ausdruck in seiner Sprache eher noch armseliger ist als im Teutschen. Ist es die Sache, die er vertheidiget, oder war es eine Wirkung der donnernden und blitzenden Beredsamkeit dieses Perikles-Riquetti, die seinen Verstand und seine Zunge so jämmerlich lähmte, daß beyde nur zu lallen scheinen?

**) Der Hr. Abbt erhohlt sich; dieß ist einmahl gesprochen, wie er sprechen muß! Auch erfolgt die Wirkung von diesem irrefragabeln Argument unmittelbar: es entsteht ein großes Gemurmel in der N. V.

härent ſey (ſi l'eſt *inhérent* à l'egliſe *) daß der Umfang einer Diözeſe auf dieſe oder jene Art beſtimmt ſey? Nein! zeitliche Beſtimmungsgründe haben dieſe Grenzen gezogen; aber es iſt doch der Gewalt der Kirche inhärent, zur Errichtung dieſes oder jenes Lehrſtuhls (chaire) beyzutragen. Der Meiſter hat uns geſagt: geht und lehret....

Der Herr Pfarrer von Sergy. Setzen Sie hinzu, alle Völker **).

Herr Abbt Montesquion. Ich ſage, der Urheber der Religion hat den Apoſteln und ihren Nachfolgern aufgetragen zu gehen und zu lehren; er hat es ihnen überlaſſen, die Lehrſtühle des Geſetzes (les chaires de la loi) an dieſem oder jenem Orte aufzurichten.... (Man murmelt.) Wenn die Geſchichte aller Völker und aller Zeiten.... (Das Murmeln nimmt ſehr zu.) Man verlangt die Execuzion der Decrete der Verſammlung.... Ich weiß ſehr wohl, daß es Euch ganz ſimpel vorkommen muß, daß die Verſammlung das Recht habe Hirten an dieſen oder jenen Ort zu ſchicken; aber wenn ſie dieſes Recht zu haben glaubt, und wenn ihre Decrete vollzogen werden, warum Zwietracht im

*) Vermuthlich ſoviel, als, ob dieſes Recht der Kirche ſo weſentlich ſey, daß ſie ohne daſſelbe aufhöre Kirche zu ſeyn?

**) Die Lehre des Herrn Mirabeau von der allgemeinen Sendung ſcheint bey dieſem ehrlichen Pfarrer in ein gutes Land gefallen zu ſeyn; ſie geht ſchnell auf.

im ganzen Reiche verbreiten? ... Man sagt mir in meiner Nachbarschaft, wenn die Sanction des Pabsts (laßt mir dieses Wort hingehen) noch nicht da ist, so sind die Bischöffe, die sich dagegen gesezt haben, Schuld daran. Wenn die Discussion nur hieran hängt, so ist die Discussion geendigt; die Versammlung braucht nur den König zu bitten daß er an den Pabst schreibe. (Der allergrößte Theil der Versammlung geräth in Bewegung und murmelt.) Ich weiß, daß Ihr alle Zwangsmittel in Händen habt; wenn aber auf der einen Seiten, die Kirche euch den klaren Buchstaben des Textes (le texte précis) zeigt, so wäre es Euch, auf der andern Seite, sehr bequem (vous seriez bien aises) auf eine furchtbare und ausser Fassung setzende Art zu antworten. Wer eine Schwierigkeit zeigt die mit seiner Pflicht zusammenhängt, der muß auch ein Mittel sie zu heben zeigen. Wenn Ihr das Mittel, das euch vorgeschlagen worden ist, adoptiert, so werdet ihr redliche Leute betrüben (vous mortifierez des gens de bonne foi) und es ist eine Marter, tugendhafte Menschen die Schwere seines Arms fühlen zu lassen. (Ein Theil der rechten Seite applaudiert.)

Es zeigen sich zwey Mittel, die Schwierigkeit zu heben: das eine, welches streng und zuweilen ungerecht ist, sezt als einen Grundsatz fest, und interpretiert ... (Neues Gemurmel.) Ich kann nicht alle Augenblicke wiederhohlen, und ich bitte

Sie,

Sie, Herr Präsident, mir Stille zu verschaffen. Das erste ökumenische Conzilium, das von Nicäa, sagt es Euch in ausdrücklichen Worten; und welcher Bischoff kann sich gegen das Conzilium von Nicäa setzen, dessen Symbolum wir alle Tage wiederhohlen? Ihr prätendiert, jeder Priester, jeder Bischoff, erhalte durch seine bloße Weyhe eine allgemeine Sendung zu allen Christen. Das Conzilium von Trident hat das Gegentheil entschieden. Ausser der Ordinazion, wird auch noch die Sendung an einen gewissen Ort *) erfodert; und wenn die Bischöffe sagen, es bedürfe dieser Sendung, so sagen sie nicht, das Volk könne nicht wählen. Wenn die Bischöffe die Wahrheit sagen, so muß man sich vor ihr demüthigen und schweigen: irren oder täuschen sie sich, so muß man die heiligen Bücher aufschlagen, und den Bischöffen zeigen, daß sie eine Autorität reclamieren, die ihnen der Meister nicht gegeben hat. Warum einander nicht verstehen, da Alle nur Einer Meynung seyn sollten? (Man murmelt) Was will die Versammlung? Eine beynahe metaphysische Frage discutieren? Es ist der Mühe nicht werth! (das Murmeln nimmt über Hand. Verschiedene Stimmen rufen: Friede! Friede!) Ich will den Frieden, und wenn meine Stimme ein Mittel zur Zwietracht ist, so steige ich von der Tribüne herab.

*) Ist der *Titulus* mensae episcopalis auch eine Sendung an einen gewissen Ort?

ab. — Das andere von den zwey Mitteln iſt ſanft, legal, honnett und religios. Werdet Ihr das erſtere wählen? Ich zweifle.

Ihr habt Diözeſen, Abbteyen, andern einverleiben (réunir) ſehen; ſeit hundert Jahren iſt kein Streit hierüber entſtanden; die Könige haben keine Hinderniſſe dabey gefunden, und Ihr wollt daß dieſe Hinderniſſe ſich nicht vor der Nazional-Verſammlung beugen? Und Ihr wollt, der Pabſt ſoll nicht vor einem beſorglichen Schisma erſchrecken? Man ſagt mir, es ſey unklug an mir, daß ich den Pabſt genennt habe. . (Die linke Seite murmelt.) Ich würde an ſeinem Platze noch viel unklüger ſeyn, denn ich verſichre Euch, ich würde alles bewilligen was Ihr von mir haben wolltet. Mein Antrag iſt: daß der Herr Präſident ſich zum Könige begebe, um Ihn zu bitten

„die legalen Formen anzuwenden (de prendre les formes legales) um die auf die bürgerliche Conſtituzion der Kleriſey ſich beziehende Decrete zur Execuzion zu bringen.

Ich weiß nicht ob mein Vorſchlag wird genehmiget werden; aber ich wünſche, wenn Ihr ihn verwerfet, daß euch dieſe Weigerung keine Urſache zur Reue laſſe.

Die Seſſion wird (um 10 Uhr Abends) aufgehoben.

(Fortſetzung und Beſchluß im nächſten Stück.)

II.

II.

Ehrenrettung der neueſten Philoſophie.

Die Philoſophie hat unter den Prieſtern der Religion und der Gerechtigkeit nie viele Freunde gehabt. Fakta waren von jeher die einzige ächte Erkenntnißquelle, aus welcher die große und herrſchende Parthey der rechtgläubigen Gottes- und Rechtsgelehrten alle religiöſe Ueberzeugung und alle Rechte abgeleitet wiſſen wollte. Aus dem pflichtmäßigen Beſtreben dieſer wohlbeſtellten Vormünder der Menſchheit, die hiſtoriſchen Grundfeſten, auf denen das zeitliche und ewige Wohl ihrer Zöglinge feſtſteht, unverrückt zu erhalten, wird die Abneigung derſelben vor den Neuerungen der Philoſophen um ſo begreiflicher, je weniger ſich läugnen läßt, daß die meiſten Glaubensartickel und Rechtstitel in demſelben Augenblicke zu ſchwanken anfangen, als man, in Rückſicht auf die Einen über die Möglichkeit, und in Rückſicht auf die andern über die Rechtmäßigkeit der ſie begründenden Thatſachen, zu philoſophieren beginnt. Hätte die Philoſophie, wie man ihr ſo oft eingeſchärft hat, nur über dieſe zwey Punkte den Finger auf den Mund gelegt, ſo hätte ſie dann immer alles übrige unter und über dem Monde, die

Vernunft ſelbſt nicht ausgenommen, kritiſieren können, ohne daß unſre poſitiven Theologen und Juriſten davon mehrere Kenntniß genommen hätten, als unſre Aerzte, Geſchichtsforſcher, Dichter u. ſ. w. (einige ſeltenen Ausnahmen abgerechnet) von allen ihren Schickſalen, Entdeckungen, Vorſchlägen u. ſ. w. wirklich zu nehmen pflegen. Allein da ſie in den lezteren Zeiten mehr als jemals in die ihr fremden Gebiethe jener beyden Fakultäten einzudringen verſucht hat; da es nunmehr am Tage liegt, daß dasjenige, was ſie natürliche Theologie und Naturrecht nennt, keineswegs ein bloßer Verſuch ſeyn ſoll, ebendaſſelbe was in der poſitiven Theologie und Jurisprudenz auf Thatſachen gegründet iſt, zum Ueberfluſſe auch noch durch Vernunftbeweiſe zu unterſtützen; und daß die Reſultate, welche von dieſen beyden philoſophiſchen Wiſſenſchaften aufgeſtellt werden, mit den ſymboliſchen Büchern der drey privilegierten Religionen, mit den durch Herkommen und geſchriebene Geſetze geheiligten Formen des Rechtes, und mit den durch wirklichen zum Theil uralten Beſitz nicht weniger als beyde Arten von Urkunden verbürgten Gerechtſamen geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit nicht beſtehen können: ſo hat es die Philoſophie wohl nur dem toleranten Genius unſers Zeitalters zu verdanken, daß man, anſtatt auf dem Wege Rechtens gegen ſie vorzuſchreiten, und ſie durch den obrigkeitlichen Arm vom Angeſichte der Erde vertilgen zu laſſen, ſich blos damit begnügt, ihr vor dem Publikum einen

böſen Namen zu machen. Hierzu giebt der leidige Umſtand, daß die politiſche Revoluzion in Frankreich, die man ihr zuſchreibt, und die wiſſenſchaftliche, mit welcher ſie ſelbſt in Teutſchland heimgeſucht wird, in Einem Zeitpunkte zuſammentreffen, eine ganz neue in ihrer Art einzige Veranlaſſung. Ihre Feinde ſahen ſich dadurch in Stand geſezt, ſie zugleich von zwey ſehr empfindlichen Seiten anzugreifen, die Verderblichkeit ihres Einfluſſes und die Schwäche ihres inneren Zuſtandes durch zwey der ganzen Welt vor Augen liegende Beyſpiele zu beleuchten, und ſie für die fürchterlichen Neuerungen, die ſie in Frankreich auf den Gebiethen der Theologen und Juriſten angerichtet hat, durch die lächerlichen Neuerungen, die in Teutſchland auf ihrem eigenen Gebiethe vorgehen, hart genug büßen zu laſſen.

Es war zu vermuthen, daß man über den böſen Namen, der jene beyden Beſchuldigungen zuſammengenommen bezeichnen ſoll, nicht lange verlegen ſeyn würde; und ein teutſcher Gelehrter, der im neuen teutſchen Muſeum (1otes St. 1790 *) das gefährliche, aber Gottlob! noch

 nicht

*) „Wie viele ſolcher litterariſchen Seuchen (heißt es daſelbſt S. 1029) haben wir nicht in Teutſchland erlebt zwiſchen der Youngiſchen Nachtgedanken-Epidemie bis zu der jetzigen metaphyſiſchen Influenza!“ S. 1033. „Man hat wohl kein Beyſpiel, daß ſich jemals ein metaphyſiſcher Schwindelgeiſt über eine Nazion ſo aus-

nicht sehr weit weder unter uns noch im Auslande verbreitete Vorurtheil „daß die teutsche Nazion die erste des Erdbodens wäre" mit vieler Weltkenntniß widerlegt, hat diesen Namen bereits angegeben. Da die neuen Gesetzgeber Frankreichs ihre Staatsverfassung auf Prinzipien des Naturrechts, die freylich, in Rücksicht auf das alte physische Princip des Stärkern, metaphysisch heißen können, zu gründen versuchten; und da die gegenwärtige Reformazion der Philosophie in Teutschland von der Kantischen Prüfung der Metaphysik ausgieng: so ist der Ausdruck metaphysische Influenza für beyde Erscheinungen gleich passend, und muß nicht nur den theologischen und juristischen Feinden aller Philosophie überhaupt, sondern auch den Pflegern und Freunden der bisherigen, die aus sehr begreiflichen Ursachen die gefährlichsten und unversöhnlichsten Gegner der Neuesten sind, gleich willkommen seyn.

Metaphysische Influenza also soll das Uebel heißen, womit die Gesundheit des teutschen Geistes gegenwärtig angegriffen ist, und das, wenn es auch einst wie die Anfälle von Empfindeley,

ausbreitet, wie wir ihn jezt in Teutschland sehen; und dieses rechne ich Teutschland nicht für einen Vorzug an." Unter andern Fehlern unsrer Nazion, die der Verfasser in seine reichhaltige Sammlung aufzunehmen vergessen hat, gehört auch wohl, daß bey keiner andern Nazion das Vortrefliche, das sie wirklich besizt, mehr verkannt wird.

Amme.

O, ſo macht er's gerade wie mein Gnädiges Fräulein, ſie macht's gerade auch ſo; o trauervolle Sympathie! Gerade ſo liegt ſie, ſchluchzend und weinend, und weinend und ſchluchzend -- Die Baken ſind ihr ganz davon aufgeſchwollen -- Steht auf, ſteht auf -- Steht, wenn ihr ein Mann ſeyd -- Um Julietten's willen, um ihrentwillen, auf vom Boden und ſteht! warum ſollt ihr in ein ſo tiefes O! -- fallen? --

Romeo.

Amme! --

Amme.

Ach, Gnädiger Herr, Gnädiger Herr! -- Mit dem Tod hört alles auf.

Romeo.

Redſt du von Julietten? Wie ſteht es um ſie? Glaubt ſie nicht, ich ſey ein verhärteter Ruchloſer, ein Mörder vom Handwerk, da ich die Kindheit unſrer Freude mit ihr ſo nahverwandtem Blut beſteckt habe? Wo iſt ſie? Was macht ſie? Was ſagt meine neuangetraute Gemahlin zu den unverhofften Hinderniſſen unſrer Liebe?

Amme.

O, ſie ſagt nichts, Gnädiger Herr; ſie thut nichts als weinen und weinen, und ſinkt dann auf ihr Bett hin,

beley, Geniedrang, Aufklärungsſucht u. ſ. w. durch die Hand der Zeit geheilt ſeyn dürfte, dennoch eine weit nachtheiligere Schwäche als alle bisherigen zurücklaſſen müßte. Da es ebendieſelben Symptomen ſind, welche in den Augen der Gegner der neuen Philoſophie eine neue Krankheit, in den Augen der Freunde aber die Kriſe und künftige Geneſung von einer alten ankündigen: ſo dürfte eine kurze Beleuchtung derſelben aus beyden ſo ganz entgegengeſezten Geſichtspunkten, wenigſtens für diejenigen, die bey einem Streite gerne beyde Partheyen abhören, einiges Intereſſe haben.

Die philoſophierende Vernunft, meynen die Gegner, zieht ſich ſeit zehn Jahren immer mehr und mehr aus dem Gebiethe der Erfahrung zurük, worauf ſie ſich nach ihren langwierigen Verirrungen in den unfruchtbaren Regionen der Spekulazion endlich zum Glück der Menſchheit eingeſchränkt, und wo ſie bereits auf allen Feldern der gemeinnüzigen Wiſſenſchaften die reifſten Früchte erzielt hatte. Sie nimmt durch ihre neueſten Repräſentanten nicht nur diejenigen Reſultate in Anſpruch, welche ſie über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit auf dem Wege der Beobachtung noch vor kurzem erhalten und aufgeſtellt hat: ſondern ſie ſpricht der Erfahrung geradezu alles Vermögen und Recht ab, über jene Angelegenheiten jemals beſtimmte Aufſchlüſſe zu gewähren. Sie ſucht für ihre neueſten Beſchäftigungen Gegenſtände hervor, die von allen wahren Bedürfniſſen der

Menſchheit in einer ungeheuren Entfernung gelegen ſind, und zereißt jedes Band, wodurch dieſe Gegenſtände mit den Dingen der wirklichen Welt ſonſt noch zuſamenhiengen. Man zergliedert mit der lächerlichſten Ernſthaftigkeit einen Raum und eine Zeit, die weder leer noch erfüllt, und Subſtanzen, die weder Geiſter noch Körper ſeyn ſollen. Die Vertheidiger des geſunden Menſchen-Verſtandes werden immer tiefer in Streitigkeiten hinein gezogen, bey denen ſie ihren eigenen einzubüßen Gefahr laufen: und während ſich die Freunde und Gegner der ſogenannten kritiſchen Philoſophie weder einander gegenſeitig, noch unter ſich ſelbſt verſtehen; während aus jeder älteren Streitfrage eine Menge neuerer hervorgehen, die polemiſierenden Partheyen ſich mit jeder Leipziger Meſſe vervielfältigen, und die Staubwolken, die den Kampfplatz verhüllen, für die wenigen Zuſchauer, die ihre Zeit daran wagen, immer undurchſichtiger werden: tönt aus dem verwirrten unverſtändlichen Lärmen eine einzelne Stimme hervor, welche das Ende aller metaphyſiſcher Zänkereyen, neuentdeckte allgemeingeltende Grundſätze, eine einzig mögliche Philoſophie, und ein Einverſtändniß im hohen Rathe der künftigen Selbſtdenker ankündigt, wodurch ſelbſt die Glaubenseinheit der unfehlbaren und alleinſeeligmachenden Kirche beſchämt werden ſollte. Noch vor zehen Jahren würde man dergleichen Armſeligkeiten entweder mit verachtendem Stillſchweigen angeſehen, oder aufs höchſte würde einer oder der andere unter

ter den Lieblingsschriftstellern der Nazion im Namen aller übrigen durch einen lächelnden Spott oder ein mitleidiges Achselzucken sein Zeitalter vor dem ansteckenden Unsinne verwahrt haben. Aber heut zu Tage steigen sogar unsre Überharde und Feder in Person auf den Kampfplatz hinab, mischen sich unter die unberühmten und namenlosen Kämpfer, und erheben durch ihr Mitwirken den Wortstreit einiger Grübler zur Angelegenheit der teutschen Philosophie. Indem sich solche Männer zur Auflösung von Problemen verleiten lassen, welche zur Ehre der philosophierenden Vernunft nie hätten aufgeworfen werden sollen, werden diese Probleme immer wichtiger, ziehen den Geist aufkeimender guter Köpfe von gemeinnützigen Gegenständen ab, und gewöhnen den angehenden Selbstdenker an Beschäftigungen, durch welche die Quelle der Empfindung ausgetrocknet, die Schwingen der Phantasie gelähmt, der Witz abgestumpft, der Scharfsinn zur Spitzfindigkeit abgeschliffen, die Sprache ihres Bilderschatzes beraubt, mit leeren Worten bereichert, um alle Kraft, Anmuth und Geschmeidigkeit, die sie unter den Händen unsrer schönen Geister und feinen Weltleute erhalten hatte, gebracht, und in den Zustand der Scholastischen Barbarey, wo sie doch nur auf die Schule eingeschränkt war, zurückgesetzt wird. — Und worin bestünde nun der Gewinn, der uns für diese Einbuße entschädigen sollte? Gesetzt auch es gelünge den streitenden Vernunftlehren, was ihnen bis izt noch nie gelungen ist, und wozu nie

weniger Anschein als eben gegenwärtig vorhanden war, über die streitigen Data zu ihren Problemen einig zu werden; was ist selbst durch ausgemachte metaphysische Wahrheiten gewonnen? Der größere, arbeitsamere, nützlichere Theil der Nazion wird durch seine Berufspflichten, der kleinere, der im Schooße des Ueberflusses dem Vergnügen lebt, durch seinen Abscheu vor aller Anstrengung, beyde werden durch den ihnen gemeinschaftlichen Mangel an Vorkenntnissen von der Theilnehmung an den künstlichen Ueberzeugungen der Metaphysik ausgeschlossen, die eben so schwer zu erringen sind, als sie, wie ihre Vertheidiger prahlen, zum Wohl der Menschheit unentbehrlich seyn sollen. Nur selten wagt es der Metaphysiker, die Kluft, durch die seine intellektuirte Welt von der wirklichen getrennt wird, zu überspringen. Desto schlimmer für seine Wissenschaft, wenn er den Salto mortale gewagt hat. Denn nun erscheint diese erst in ihrer völligen Unbrauchbarkeit, die jedermann, ihn allein ausgenommen, in die Augen springt. In dem Augenblicke, wo er die Gesetze seiner Vernunftwesen den Angelegenheiten der Menschen anzupassen versucht, zeigt sich der Widerspruch zwischen den Möglichkeiten, die er aus seinen Abstraktionen geschlossen hat, und der Nothwendigkeit, die eine Folge des Wirklichen ist, im hellsten Lichte. Ein Glück, wenn er die Staaten bloß auf dem Papiere reformiert. Denn in diesem Falle ist er nur lächerlich. Er wird abscheulich, wenn er in die Triebfedern der

politischen Maschine eingreift, die er in dem Augenblicke zertrümmert, als er seine verbessernde Hand anlegt. Ein asiatischer Despot, der seine Willkühr zum obersten Gesetze und die Befriedigung seines blinden Instinktes zum letzten Zweck seiner Regierung macht, kann in den Eingeweiden des Staats nicht unmenschlicher wüten, als der reformierende Weltbürger, indem er die Ausspräche der reinen Vernunft durchzusetzen im Begriffe ist. Nichts ist ihm heilig ausser dem Systeme seiner ewigen Wahrheiten, mit denen alles Zeitliche in geraden Widerspruche steht, und denen er eben darum alles aufopfern muß, das Eigenthum der Bürger den Ansprüchen der Intelligenzen, das Glück und Leben der wirklichen Menschen dem Abstraktum Menschheit. Wer denkt hier sogleich an Frankreich, und zittert nicht vor dem endlichen Schicksale einer Nazion, die durch unphilosophische Rechtsgelehrte, Staatsmänner und Fürsten zum Rang der ersten Nazion in Europa erhoben, und durch Philosophie gegenwärtig an den Rand des Untergangs gebracht worden ist!

Ich zweifle ob ein Sachwalter, der die Klagen der Gegner der neuesten Philosophie vor dem Richterstuhl des Publikums vorzutragen bestellt wärde, irgend eine Beschuldigung aufbringen könnte, die nicht als ein Grund oder eine Folge der hier von mir aufgeführten anzusehen, und daher wenigstens in so ferne in denselben enthalten wäre. Da die Parthey, welche ich bis hieher sprechen ließ,

bey weitem die gröſsere iſt, und die Klagpunkte, die ich hier zuſammengeſtellt habe, ſo vielfältig wiederhohlt, und ſo allgemein bekannt ſind: ſo wird mirs kein billig denkender Leſer zur Partheylichkeit anrechnen, wenn ich, bey der Darſtellung der theils noch niemahls zur Sprache gekommenenen theils noch wenig bekannten Gründe, welche die wenigen Freunde der neueſten Philoſophie ihren Gegnern etwa entgegen zu ſtellen hätten, etwas weitläuftiger werden ſollte.

Vor allen dürfen wohl dieſe Freunde gegen den Namen metaphyſiſche Influenza aus dem Grunde proteſtieren: weil ihre Philoſophie, geſezt auch, daſs ſie eine Krankheit zu heiſſen verdiente, noch lange nicht ſo weit um ſich gegriffen hat, daſs ſie mit irgend einigem Schein des Rechts unter die epidemiſchen gezählt werden könnte. Die Zahl der Schriften, welche durch die neueſte Philoſophie veranlaſst worden, und ſeit zehen Jahren erſchienen ſind, iſt kaum ſo beträchtlich, als die Menge der Broſchüren, die binnen einer Jahresfriſt in der Stadt Wien über die Stubenmädchen herausgekommen iſt. Man durchgehe die Klaſſifikationen der Meſskatalogen, welche in der allgemeinen Literaturzeitung ſeit mehreren Jahren aufgeſtellt ſind; und man wird finden, daſs die Rubrik, der philoſophiſchen Schriften überhaupt nicht nur mit den übrigen zuſammengehalten, wie ſonſt immer, eine der unbeträchtlichſten geblieben iſt, ſondern auch, mit ſich ſelbſt verglichen, kaum merklich zugenomen habe. In der einen Hälfte dieſer wenigen

nigen Schriften ist auf die neueste Philosophie gar keine Rücksicht genommen: und bey der andern Hälfte werden wohl zehen Gegner auf Einen Freund dieser Philosophie gezählt werden müssen. Unter ihren Vertheidigern befindet sich meines Wissens kein Einziger, der als Philosoph von Profession einen berühmten Namen errungen hatte, bevor er die Kantische Parthey ergriff; desto mehrere hingegen, die weder das Talent noch die Kunst eines philosophischen Schriftstellers mit sich brachten; desto mehrerere, welche die Neuheit ihrer Bekanntschaft mit dem Geiste ihres Lehrers durch die Aengstlichkeit und den Zwang äusserten, womit sie sich an den Buchstaben seiner Formeln festhielten, und deren Namen man so wenig kennen würde, als den dunkeln Inhalt ihrer Versuche, wenn nicht ein Vertheidiger der Kantischen Philosophie bisher noch immer eine Seltenheit gewesen wäre. Auf der andern Seite besteht der größere Theil der Vielen, welche entweder den gesunden Menschenverstand, oder irgend ein bisheriges philosophisches System gegen Kant und seine Schule in Schutz genommen haben, aus berühmten Schriftstellern, deren Namen nicht nur zur Empfehlung ihrer Streitschriften, sondern auch bey einem nicht unbeträchtlichen Theile des Publikums zur Widerlegung ihrer Gegner zureicht. Wie leicht muß es diesen nicht werden, im Angesichte einer Menge, von der sie unter ihre Lieblings-Schriftsteller gezählt werden, ein neues und unbekanntes System vor dem Richterstuhle ihres

alten

alten und angenommenen seine Sache verlieren zu lassen; und ein weitläuftiges, nur durch große Anstrengung des Geistes verständliches Werk, das so mancher nicht weiter als durch ihre Ankläger kennen zu lernen Lust hat, durch kurze, in einer gefälligen Sprache geschriebene, mit Witz und Laune gewürzte Abhandlungen zu widerlegen! Wenn also die Kantische Philosophie ein wirkliches Uebel ist, so ist dasselbe in Rücksicht auf seine Ausbreitung so ganz unbedeutend, daß man die vielen und ernsthaften Anstalten, die von so vielen berühmten Männern dagegen gemacht werden, nothwendig für einen Zeitverlust ansehen müßte: wenn nicht durch eben diese Anstalten der wohlthätige Einfluß und die Gründlichkeit der bisherigen Systeme in ein helleres Licht gesezt, und dem gesunden Menschenverstande ein neuer Triumph bereitet würde.

Der allerdings sehr bedenklichen Klage, daß durch die neueste Philosophie die Erfahrung herabgewürdiget werde, könnte man entgegensetzen: daß die Klage nur von der Einen Hälfte ihrer Gegner geführt wird, während die andere sie beschuldiget, daß sie der Erfahrung zu viel einräume, indem sie das menschliche Erkenntnißvermögen auf das Gebieth der Erfahrung eingeschränkt wissen wolle. Allein ihre Freunde behaupten, daß die Kantische Lehre von der Erfahrung von beyden Hälften mißverstanden werde, indem man sie nach dem vieldeutigen und schwankenden Sinne, den man

man mit dem Worte Erfahrung zu verbinden gewohnt wäre, beurtheile. Die Erfahrung wäre nach allen Vorstellungsarten der bisherigen Secten völlig verkannt; von den Spiritualisten zu tief herabgesetzt, von den Materialisten zu hoch erhoben, von den Skeptikern zu enge eingeschränkt, von den Mystikern zu weit ausgedehnt worden; und es bedürfe einer nur mäßigen Aufmerksamkeit auf das, was vor Kant von den Philosophen überhaupt, und noch itzt von seinen Gegnern, der Erfahrung zugleich zugemuthet und abgesprochen wird, um sich zu überzeugen, daß es wirklich an einer bestimmten und von allen Selbstdenkern anerkannten Bedeutung dieses so wichtigen und so oft gebrauchten und gemißbrauchten Wortes fehle.

Daß der Begrif von Erfahrung in dem Grade von Bestimtheit, den er voraussetzt um in der Philosophie mit Erfolg gebraucht werden zu können, schwer zu erringen seyn müsse, ließe sich schon allein daraus schließen, weil er von so vielen Philosophen vom ersten Range verfehlt worden ist. Da er nicht aus dem gemeinen Sprachgebrauch geschöpft, und nur durch eine vollendete Zergliederung aller seiner Merkmale erhalten werden kann: so muß er freylich Untersuchungen herbeyführen, die mit Staats- und Landwirthschaft, Statistik, Taktik, Pädagogik, und wie die übrigen Fächer heissen, die man heut zu Tage vorzugsweise die reellen nennt, in keiner unmittelbaren Verbindung stehen; aber für alle diejenigen, welche die eigentlichen Quellen, Gränzen, und verschiednen

Arten

Arten des menschlichen Wissens genau kennen zu lernen Beruf oder auch nur Lust haben, von unumgänglicher Nothwendigkeit sind. Alle übrigen, die über diese dem Philosophen äußerst wichtigen Punkte entweder gar nichts zu denken, oder sich auf die Berichte anderer zu verlassen gewohnt sind, können und mögen das Nachforschen über den Raum, den man vom erfüllten und leeren unterscheidet, weil der bloße Raum weder im Erfüllt- noch im Leerseyn besteht, und über die Substanz, die man von Körper und Geist unterscheidet, weil unter der bloßen Substanz weder ein Körper noch ein Geist gedacht werden muß, unerklärbar finden, und darum gleichwohl sehr geschickte und verdienstvolle Gelehrte und Geschäftsleute seyn. Aber sie werden in dem Augenblicke lächerlich, als sie über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit von Fragen urtheilen wollen, deren Sinn ausserhalb ihres Gesichtskreises liegt, oder gar sich einfallen lassen über Ungereimtheiten zu spotten, die freylich in der misverstandenen Behauptung des Philosophen liegen, wenn sie der Unphilosoph einmal hineingelegt hat. Wenn es mit den Resultaten, welche die neueste Philosophie aus ihren Untersuchungen über Raum, Zeit und Substanz zieht, seine Richtigkeit hat; so ist durch dieselben für die Philosophie sehr viel und zwar nichts geringeres gewonnen, als die genaueste Gränzbestimmung für das eigentliche Gebieth der Erfahrung; Raum und Zeit sind dann die lange gesuchten und verbannten Gränzen; und

Sub-

und fährt dann wieder auf, ruft Tybalt, und dann Romeo, -- und ſinkt dann wieder von neuem hin --

Romeo.

-- Als ob dieſer Name wie aus dem tödtlichen Canal einer Flinte geſchoſſen, ſie ermorde, wie dieſes Namens verfluchte Hand ihren Verwandten ermordet hat -- Sag mir, Vater, ſag mir, in was für einem verworfnen Theil dieſes Körpers mein Name wohnt? Sag mir's, damit ich die verhaßte Wohnung zerſtören kan.

(Er zükt ſeinen Degen.)

Bruder Lorenz.

Halt deine verzweifelnde Hand. Deine Thränen ſind unmännlich und deine wilden Bewegungen die Ausbrüche der vernunftloſen Wuth eines wilden Thiers -- Unweibliches Weibsbild in Geſtalt eines Manns, wildes Thier in der ſchönen Geſtalt eines vernünftigen Geſchöpfs -- Du ſezſt mich in Erſtaunen. Bey meinem heiligen Orden! Ich traute dir mehr Muth, mehr geſeztes Weſen zu. Du haſt Tybalten erſchlagen -- Willt du nun auch dich, auch deine Geliebte, die in dir lebt, ermorden? Verachteſt du ſo, was deine Geburt, was Himmel und Erde für dich gethan haben; alle drey vereinigten ſich, dich groß und glüklich zu machen, und du willt alles durch einen Streich verlieren? Fy, fy, du entehrſt deine Geſtalt, deine Liebe, deine Vernunft, da du, wie ein Wucherer, an allen dreyen ſo reich biſt, und keines zu dem edeln Gebrauch anwendeſt wozu du es empfangen

Substanzen die den Raum erfüllen (oder Körper) sind die einzig möglichen Gegenstände der äussern, und Veränderungen in uns (oder Vorstellungen) die einzigen Gegenstände der innern Erfahrung. Der Vorwurf zweckloser Spekulationen trift wohl keine Philosophie weniger als die Neueste.

Der Widerspruch zwischen den eingewurzelten unbestimmten, und den aufkeimenden bestimmteren Vorstellungsarten mußte nothwendig zwischen den vielen Anhängern der Einen, und den wenigen der andern einen Streit veranlassen, der immer bey den nur allmähligen Fortschritten des menschlichen Geistes eben so unvermeidlich als zur Beförderung derselben unentbehrlich war. Eine Menge angenommener und weit ausgebreiteter Lehrsätze, gezogen aus Prinzipien, die nur darum für ausgemacht gelten, weil ihre Unrichtigkeit durch die Verworrenheit uneutwickelter Grundbegriffe verborgen blieb, wurden durch die neueste Philosophie theils schlechterdings, theils in ihrem bisherigen Sinne in Anspruch genommen. Je öfter nun diese Lehrsätze von berühmten und unberühmten Philosophen von Profession mündlich und schriftlich vorgetragen, bewiesen und erörtert sind; je mehr sie in ihren Gründen und Folgen mit allen übrigen Begriffen jener Männer zusammenhängen: desto ungereimter muß das behauptete Gegentheil derselben erscheinen, dessen Beweis auf einem ganz neuen Begriffe beruht, der mit ihren

ältern Ueberzeugungen nur durch eine durchgängige Berichtigung derselben ausgesöhnt werden könnte. Das Licht der Evidenz, das aus den neubestimmten Grundbegriffen hervorstrahlt, heißt dem Vertheidiger der alten Systeme Schein der Wahrheit, den er um so eifriger zu vernichten strebt, je grösser und bedenklicher derselbe für ihn ist. Er rafft daher von allen Seiten jeden für ausgemacht gehaltenen, und seiner Meynung nach keines Beweises bedürftigen Satz, oder wie ers nennt, jede Grundwahrheit zusammen, die er nur in irgend eine Verbindung mit seinem Lehrsatze bringen zu können hofft; und da er das eigentliche Fundament seines Systemes gegen die neuentwickelten Grundbegriffe zu sichern genöthiget ist, so erscheint dieses System in seinen und seiner Anhänger Augen mit einer Festigkeit, die sie selbst denselben bisher noch kaum zugetraut hätten. Es wird mit der größten möglichen Stärke vorgetragen; aber eben dadurch wird seine größte wirkliche Schwäche vor unbefangenen Zuschauern enthüllt. Der nachdrücklichste Versuch ein philosophisches Lehrgebäude zu retten, nachdem einmahl die Verworrenheit der Prinzipien, die seinem Fundamente Haltung gab, hinweggeräumt ist, ist der letzte Stoß, durch den dasselbe zusammenstürzt.

Auf durchgängig bestimmte Grundbegriffe läßt sich nur ein einziges System bauen; und es ist nur eine einzige Philosophie möglich, die in ihren Grundsätzen der richtige Ausdruck der ursprünglichen Einrichtung unsres Erkenntniß- und Begehrungs-

rungsvermögens, oder der nothwendigen und allgemeinen Geſetze iſt, an welche der menſchliche Geiſt durch ſeine Natur gebunden iſt. Jeder unbeſtimmte und folglich vieldeutige Grundbegrif erzeugt ſo vielerley Syſteme, als ſein Ausdruck in der Sprache Auslegungen zuläßt. Daher Materialismus und Spiritualismus, Skeptizismus und Supernaturalismus, worauf ſich alle wirklichen und möglichen Syſteme der bisherigen Philoſophie zurückführen laſſen. Da ſich durch die völlig erſchöpfende Zergliederung des Grundbegriffes auch die vollſtändige Anzahl der Merkmale angeben läßt, die den Inhalt deſſelben ausmachen: ſo läßt ſich auch die Anzahl der durch ſeine Unbeſtimmtheit möglichen Mißverſtändniſſe, und der durch dieſelben möglichen verſchiedenen Syſteme erſchöpfen. Der kritiſche Philoſoph weiß daher, daß ihm kein philoſophiſches Lehrgebäude entgegengeſetzt werden könne, das nicht in ſeiner weſentlichen Form ſchon vorhanden wäre, und daß alle künftig etwa aufzuſtellende neuen Lehrbegriffe nichts als Modifikationen der bisherigen ſeyn können. Er weiß, daß die Anhänger aller bisherigen und künftigen Sekten um ſo gewiſſer gegen ſeine Grundſätze zu Felde ziehen werden, je heftiger ihre Lehrgebäude durch dieſelben erſchüttert werden, und je weniger irgend eines derſelben von dieſer Erſchütterung ausgenommen ſeyn kann. Er weiß aber auch, daß er zu ſeiner Vertheidigung nichts weiter nöthig habe, als ſeine beſtimmten Grundbegriffe durch die Entwicklung ihrer Gründe und Fol-

als Waffen ansehen, die sie einander entgegen schleudern — ist freylich nicht zu läugnen. Allein wenn auch die Entscheidung der Fehde durch diese Kämpfer um keinen Schritt näher herbeygeführt wird: so wird sie doch eben so wenig durch dieselben weiter zurückgesetzt. Schriftsteller dieser Art finden gewöhnlich auch nur Leser ihres Gleichen, und da ihre verunglückten Spekulationen, so wie sie sich mit denselben der Gränze des Begreiflichen nähern, immer unverständlicher und ungenießbarer werden: so sind sie, kaum nachdem einige gelehrte Zeitungen ihr Daseyn angekündiget haben, von ihrem eigenen Publikum vergessen. Es ist durch das Wesen der Philosophie selbst genug dafür gesorgt, daß ein mittelmäßiger Kopf auf ihrem Gebiethe eben so wenig einen beträchtlichen Schaden als Nutzen stiften kann.

Das vorzüglichste und wichtigste Thema aller Philosophie überhaupt, läßt sich auf die Festsetzung der letztern und in dieser Eigenschaft als lein zureichenden Gründe unsrer Pflichten und Rechte in diesem, und unsrer Hoffnung für das zukünftige Leben zurückführen. Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der neuesten Philosophie besteht darin, daß die Auflösung jenes grossen Problemes nicht etwa bloß der Zweck ist, dem ihre Untersuchungen untergeordnet werden. Ein Zweck, von dem man ohne die bestimmten Begriffe von jenen Pflichten und Rechten u. s. w. die erst durch die Auflösung erhalten werden sollen, keinen

bestimmten Begrif haben kann, und durch den man in jeder bisherigen Philosophie immer schon als ausgemacht voraussetzte, was man durch die nachfolgenden Spekulationen herausbrachte. Die kritische zeichnet sich von jeder andern dadurch aus, daß jene Auflösung eine blosse natürliche und nothwendige Folge ihrer Untersuchung über die ursprüngliche Einrichtung des menschlichen Geistes ist, und daß sie die Data des ganzen Problemes nicht ausser dem allen Menschen gemeinschaftlichen Erkenntniß- und Begehrungsvermögen aufgesucht wissen will. Während der Spiritualist diese Data in seiner Ideenwelt an dem Wesen der angeblich einfachen Substanz, der Materialist in der Sinnenwelt an dem Wesen der angeblich ausgedehnten Substanzen entdeckt zu haben glaubt, der Supernaturalist dieselben ausser dem Gebiethe der Vernunft aus dem Reich der Gnade herholt, der Skeptiker aber für etwas erklärt, das dem menschlichen Geiste auf keine Weise gegeben seyn kann: — hält sich der kritische Philosoph an die bloße Zergliederung der nothwendigen und allgemeinen Gesetze der vorstellenden Kraft, die er durch sein Bewußtseyn kennt, und die er auch aus demselben ohne sonderliche Mühe und ohne Gefahr misverstanden zu werden entwickeln würde, wenn ihm nicht die schwankenden Begriffe, halbwahren Grundsätze, und vieldeutigen Formeln, die seine Leser durch ihre bisherigen philosophischen Ueberzeugungen mit sich bringen, und von denen er ihre Köpfe freylich nicht plötzlich wie

mit dem Schlag einer Zauberruthe zu reinigen vermag, Hinderniſſe in den Weg legten, die wohl nur bey den Wenigſten und auch bey dieſen nur ſehr langſam, und nie völlig, als bis durch die gänzliche Ueberſicht des ganzen neuen Syſtems, gehoben werden können.

Da der Streit, der durch die neueſte Philoſophie veranlaßt wird, nicht mehr auf den unfruchtbaren Feldern der Metaphyſik über das Weſen der Dinge an ſich, die ſelbſt von ihren angeblichen Kennern ſo oft für unbegreiflich erklärt worden ſind, noch auf dem heiligen Gebiethe der Hyperphyſik über den Sinn von Sätzen geführt wird, die nach der Ausſage ihrer eignen Vertheidiger nichts als Geheimniſſe ausdrücken und für die Vernunft keinen Sinn haben dürfen; da mit jeder genauern Entwicklung der in der Natur unſers Gemüthes beſtimmten Grundbegriffe ein neues Mißverſtändniß entdeckt und weggeräumt wird: ſo wird es den Zuſchauern des Streites nach und nach immer begreiflicher und wahrſcheinlicher, daß es ein leztes Mißverſtändniß gebe, das dem Streite ſowohl der bisherigen Syſteme unter einander, als ihrer Aller mit der neueſten Philoſophie, zum Grunde liege, mit welchem der ganze Streit ſich einmahl endigen muß. Auch ſelbſt die dunkle Ahndung eines ſolchen Mißverſtändniſſes, muß den Selbſtdenker, dem es mehr um Wahrheit als um ſein bisheriges Syſtem zu thun iſt, geneigt machen, der Stimme

und wenn es auch nur die Stimme eines einzelnen Mannes wäre, Gehör zu geben, die gegen jeden Streit warnet, der vor der Entdeckung und Anerkennung eines obersten gemeinschaftlichen Grundsatzes alles Philosophierens geführt wird; der Stimme die den Selbstdenkern zu bedenken giebt: ob sie je hoffen können, sich unter einander über abgeleitete Grundsätze zu verstehen, ohne einen ursprünglichen anzuerkennen, der freylich kein Produkt der Spekulation seyn darf, aber unter ihnen allgemein gelten muß, und ob ein in dieser Eigenschaft vorgeschlagener Satz, der nichts als das bloße Bewußtseyn selbst ausdrückt, sich nicht eben dadurch ihrer Aufmerksamkeit empfehlen müsse?

In dem Verhältnisse als die Streitpunkte einfacher werden, nähert sich der Streit seiner endlichen Entscheidung. Die Zahl der unbefangenen Köpfe, in deren Augen er bereits geschlichtet ist, nimmt immer mehr zu. Viele, die vorher durch das dunkle und verwickelte der Streitfragen auch vom bloßen Zuschauen abgeschreckt wurden, nehmen nun an der weitern Entwickelung thätigen Antheil. Unter diesen lezstern darf man freylich nur wenige, oder vielleicht gar keinen, von den Philosophen von Profession erwarten, die sich bereits öffentlich gegen die neue Philosophie erklärt haben. Vergebens wird sich diese gegen geübte Denker vertheidigen, welche vielleicht schon mehrere Jahre hindurch gearbeitet haben, ihr ganzes Gedankensystem mit den neuen

Vor-

Vorſtellungsarten in den ſchärfſten Widerſpruch zuſetzen. Aber auch vergebens werden dieſe Männer die einmal vereinfachten Streitpunkte durch ihre Misdeutungen verwirren. Ihre Einwendungen geben vielmehr den wenigen, denen das Ende des Streites am Herzen liegt, die erwünſchteſte Gelegenheit, jene Vereinfachung weiter zu treiben, ihren Ausdrücken größere Beſtimmheit, ihren Behauptungen mehr Zuſammenhang, ihren Grundſätzen paſſendere Formeln, ihrem Gedankengange auffallendere Simplizität, und ihrer Darſtellung höhere Deutlichkeit zu geben.

In dem Verhältniſſe, als ſich die Unterſuchung der neueſten Philoſophie den lezten Prinzipien, und folglich den allgemeinſten, höchſten und einfachſten Begriffen nähern, muß freylich der Ausdruck dieſer Unterſuchung immer eigenthümlicher, an Bildern ärmer, und überhaupt trockner werden. Die Darſtellung der Fundamente der Elementarphiloſophie läßt durchaus keinen andern Schmuk zu, als den ihr die größte mögliche Nüchternheit der Spekulation, und die ſtrengſte Genauigkeit, Beſtimmtheit und Kürze zu geben vermag. Wirklich hat die bilderreiche und ſchimmernde Diktion, durch welche einige unſerer vorzüglichſten Schriftſteller ihren tiefſinnigen metaphyſiſchen Spekulationen Klarheit und Reitz zu geben verſuchten, die ſtrengen aber gerechten Forderungen der philoſophierenden Vernunft in dem Maaße unbefriedigt gelaſſen, als ſie die Einbil-

dungskraft der Leser bezauberte. Der Glanz des Ausdrucks, der in diesen Producten der phantasierenden Philosophie oder philosophierenden Phantasie, die Unbestimmtheit und den Mangel der Grundbegriffe verhüllt, fließt mit der Verworrenheit dieser Begriffe in das so sehr behagliche **Helldunkel** zusammen, in welchem auch unsre besten Köpfe, bey dem bisherigen Zustand der Philosophie, die Vernunftgründe derjenigen Ueberzeugungen zu sehen gewohnt waren, welche sie eigentlich der Erziehung, dem Temperamente, ihrer äusseren Lage, und allerley andern zufälligen Umständen schuldig waren, aber aus sehr begreiflichen Ursachen lieber der Vernunft verdanken wollten. Es ist überflüssig die neueren Schriften hier mit Namen anzugeben, welche in diesem Geschmacke für und gegen die **Offenbarung** philosophieren, und welche nicht nur alle Leser von Geschmack sehr angenehm unterhalten, sondern auch unter denselben diejenigen unfehlbar überzeugen, für welche ihr Thema schon vorher ausgemachte Wahrheit war. Der Supernaturalist verschlingt, preißt, und citiert die philosophische Rhapsodie, welche die natürliche Religion zum Vortheil der Uebernatürlichen bekämpft; und der Naturalist triumphiert über jedes neue Denkmahl, das den Sieg der Vernunft über den blinden Glauben verherrlichet, und an welchem philosophischer Scharfsinn mit poetischer Darstellungskunst in die Wette gearbeitet haben. Daß durch alle Versuche dieser Art, bey allem Wehrt, den ihnen das Gepräg des

Genis

pfiengeſt. Deine ſchöne Geſtalt iſt ohne den tapfern Muth eines Mannes, nur ein wächſernes Bild -- Deine heilig beſchwohrne Liebe nur treuloſer Meineyd, da du eben dieſe Liebe tödten willſt, die du zu ernähren angelobet haſt. Deine Vernunft, welche beyde regieren und verſchönern ſollte, wird wie Pulver in eines unachtſamen Soldaten Beutel, durch deine eigne Unbeſonnenheit in Feuer geſezt, und du durch dasjenige aufgerieben, was dich beſchüzen ſollte. Wie, ſtehe auf, Mann, deine Julia lebt noch, um derentwillen du todt wareſt: hierinn biſt du glüklich. Tybalt wollte dir das Leben nehmen, aber du nahmſt es ihm; hierinn biſt du auch glüklich. Das Geſez, das dir den Tod dräute, wurde dein Freund, und verwandelte ihn in Verweiſung; auch darinn biſt du glüklich. Wie viel Glükſeligkeiten -- und du erkennſt ſie nicht? Die Glükſeligkeit kleidet dich in ihren ſchönſten Puz, und wie ein unartiges verdrießliches Mädchen, ſchielſt du dein Glük und deine Liebe mit unzufriedenen Bliken an. Nimm dich in acht, nimm dich in acht, ſolche Leute nehmen meiſtens ein elendes Ende. Geh, geh zu deiner Geliebten, wie es abgeredet war, ſteig in ihr Zimmer, weg, und tröſte ſie; aber ſiehe zu, daß du dich nicht ſo lange verweileſt, bis die Wache aufzieht; ſonſt könnteſt du nicht nach Mantua entrinnen, wo du dich ſo lange aufhalten ſollſt, bis wir die gelegne Zeit erſehen, eure Heyrath bekannt zu machen, euch mit euern Freunden auszuſöhnen, des Prinzen Verzeihung zu erlangen, und dich mit zwanzigtauſendmal mehr Freude zurük zu berufen, als

izt

Genius für immer zusichert, die Wissenschaft und die philosophische Kultur des menschlichen Geistes nichts gewinne; daß sie die herrschenden Grundbegriffe in ihrer alten Unbestimmtheit lassen, und die Herrschaft derselben immer weiter ausbreiten; daß sie die Prinzipien, auf deren Entwicklung bey dem alten Mißverständnisse der Partheyen alles ankömmt, dem Publikum immer mehr und mehr aus den Augen rücken — ist noch nicht das Schlimmste, was sich gegen dieselben einwenden läßt. Sie sind es, die auch in den vorzüglichsten Köpfen den Wahn erzeugt haben, daß die Popularität philosophischer Schriften der Maaßstab ihrer Gründlichkeit sey; daß philosophische Grundsätze nicht aufwärts durch ihre höheren Gründe, sondern abwärts durch ihre Folgen, allein Evidenz erhalten müßten, und daß ein philosophischer Versuch nur in so ferne gemeinnützig seyn könne, als er seinen Lesern weniger Arbeit und mehr Unterhaltung verursacht. Durch sie ist nicht nur unter den Liebhabern der Philosophie, sondern auch unter den Philosophen von Profession selbst der Ekel und die Unfähigkeit in Absicht auf alle mühsamen Zergliederungen genährt, und aufs höchste getrieben worden. Ihnen, — und nicht den vielen geistlosen Schulphilosophen, deren Recitazionen sich um so gewisser bald genug aus dem Gedächtnisse ihrer Zuhörer verlieren, je mehr sie der Lehrer selbst nur seinem Gedächtnisse verdankt — Ihnen, die als Selbstdenker auf Selbstdenker mit Nachdruck und Erfolg wirken, ist die

gegenwärtig so allgemein verbreitete Abneigung der philosophischen Köpfe gerade vor denjenigen Beschäftigungen zuzuschreiben, von denen sich allein Reformation der Philosophie erwarten läßt. Sie haben endlich das meiste zu derjenigen Unbestimmtheit des Begriffes der Philosophie beygetragen, welche der Vieldeutigkeit der Worte Genie, Freyheit, Aufklärung u. d. m. nichts nachgiebt, und die den Grund enthält, warum man selbst für manchen der berühmtesten Philosophen etwas unverständliches sagt, wenn man entweder den Mangel einer bisherigen, oder die Unentbehrlichkeit einer künftigen Elementarphilosophie behauptet.

Wer das Lehrgebäude der neuesten Philosophie, ohne den vollendeten Plan des Ganzen zu kennen, nur nach einigen der bisherigen Vorarbeiten, und zumal nur nach der Aussenseite, unter welcher sich ihm das Fundament der Elementarphilosophie zeigt, beurtheilen will; der hat freylich Stoff genug über die Trockenheit dieser Philosophie zu spotten. Aber er gleicht auch einem — wie soll ich ihn nennen? — den vorübergehenden Zuschauer bey den so eben angefangenen Grundfesten zu einem künftigen Pallast, den das nackte Gemäuer empört, der die Wohnungen der höheren Stockwerke dort vermißt, wo noch vom untersten Geschosse keine Spur zu sehen ist, und über den Baumeister unwillig wird, daß er nicht mit dem Dache begonnen hat.

Der wissenschaftliche und der populäre Vortrag thun sich wechselseitig Abbruch, wenn sie vermengt, sie unterstützen sich, wenn sie genau abgesondert werden. Wenn wir einmahl ein vollendetes und anerkanntes System der vollständig aufgezählten, entwickelten und in die passendsten Ausdrücke eingekleideten Prinzipien der Philosophie besitzen werden: dann wird es dem philosophischen Schriftsteller eben so unmöglich werden, sich der Kunstworte und didaktischen Formeln ausser den wissenschaftlichen Erörterungen zu bedienen, als die wissenschaftlichen Grundbegriffe durch Metaphern und Allegorien auszudrücken. Er wird eine wissenschaftliche Sprache mit den Philosophen von Profession, denen er die letzten Gründe seiner Behauptungen, und eine populäre mit den Nichtphilosophen, denen er nur die nächsten Gründe anzugeben hat, zu sprechen wissen. Auch für ein gemischtes Publikum wird er in dem Verhältnisse populärer, allgemeinfaßlicher zu schreiben verstehen, je mehr ihn seine vollendete Kenntniß der allen Menschen gemeinschaftlichen, in der Natur des Vorstellungsvermögens bestimmten Gesetze der Vorstellungen, an welche alle seine Leser gebunden sind, in Stand setzen wird, bey den herrschenden Meynungen und Ueberzeugungen des Publikums, an die er die Beweise seiner Behauptungen anknüpfen muß, das unstreitig Wahre ans Licht zu ziehen, und das Streitige so lange im Schatten zu setzen, bis es sich durch die Evidenz des Ausgemachten von selbst verliert. Während unsre

Popu-

Populärphilosophen sogar in ihren wissenschaftlichen Lehrbüchern allen Klassen von Lesern verständlich zu werden streben, werden sie in ihren für das gemischte Publikum bestimmten Abhandlungen nur um so unverständlicher, je häufiger sie denselben metaphysische Kunstworte und Formeln einmengen, deren schwankenden und vieldeutigen Sinn sie als allgemein bekannt voraussetzen, vielleicht weil er ihnen selbst so wenig Zweifeln und Kopfbrechen gekostet hat.

Daß der philosophische Schriftsteller, der die Gränzbestimmung und Bearbeitung der eigentlichen Wissenschaft zum Geschäfte seines Lebens macht, und folglich bey seinem lauten Denken nur die Philosophen von Profession vor Augen hat, in dem Verhältnisse, als er mit der Grundfeste des Gebäudes beschäftiget war, weniger Muße hatte, an die Verzierungen desselben zu denken; daß er an Lebhaftigkeit der bildenden Phantasie verlieren müsse, was er an Feinheit des zergliedernden Scharfsinnes gewann; daß ihm die Kunst des populären Vertrages in dem Grade fremder werden müsse, als er in dem wissenschaftlichen Meister ist — ist eine eben so unvermeidliche als unläugbare Folge der natürlichen Schranken des menschlichen Geistes. Sie trift aber auch nur den Bearbeiter der in ihrem Fundamente noch unvollendeten Wissenschaft, nicht den Darsteller ihrer gemeinnützigen Resultate, der nicht den zehnten Theil von Zeit und Mühe bedarf, um zu verstehen, was der andere erfinden mußte, um sich

eigen

eigen zu machen, was ihm der andere in die Hand gearbeitet hat; der folglich Muße genug hat, die schwere Kunst des populären Vortrages zu studieren, die dazu gehörigen Talente zu üben, und von den Rednern und Dichtern eben so viel für den schönen Körper, als von dem Philosophen von Profession für den Geist seines künftigen Werkes zu gewinnen.

Durch die in allen ihren theoretischen Prinzipien mit sich selbst einige Vernunft wird die bildende Phantasie nur zum Vortheil des Zweckes eingeschränkt, für den sie bey der populären Darstellung philosophischer Resultate geschäftig ist. Jede ihrer Wirkungen wird in dem Verhältnisse nachdrücklicher, als die Richtung ihrer Kräfte bestimmter ist. Ihre Gleichnisse werden passender, ihre Bilder sprechender, ihre Gruppen harmonischer, der Ausdruck der Empfindungen einfacher und lebendiger, das Spiel des Witzes treffender und der Einklang aller zusammenwirkenden Fähigkeiten des Geistes auffallender: so wie die Arbeit des durch ein vollendetes System von Prinzipien geleiteten Scharfsinnes gründlicher wird.

Es giebt vielleicht kein gewisseres Mittel, die Philosophie um allen wohlthätigen Einfluß auf die Angelegenheiten des wirklichen Lebens zu bringen, als den noch vor kurzem so allgemein beliebten Versuch unsrer sogenannten Eklektiker, die wissenschaftlichen Grundsätze der Philosophie zu popularisieren. Während diese popularisierten Grundsätze durch ihre (nur vermittelst einer strengen Deduktion

duktion aus den lezten Prinzipien vermeidliche) Unbestimmtheit alle ihre Anwendbarkeit einbüßen, gewinnen sie durch ihre Verbreitung unter dem gemischten Publikum einen Einfluß, bey dem es immer nur auf sehr zufällige äussere Umstände ankömmt, ob die schlimmen Folgen des Falschen, das in jenen Formeln mit dem Wahren gepaart ist, die guten Folgen des leztern nur aufwiegen oder überwiegen sollen. Seit den sinnreichen metaphysischen Träumereyen des **Pater Malebranche** besizt **Frankreich** keine andere **Philosophie** als die sogenannte **populäre**; und wenn Popularität das ächte Kennzeichen wahrer Philosophie ist, so dürfte die **französische** nicht nur der **teutschen**, sondern selbst der **englischen** den Rang abgelaufen haben. Durch die, in Rücksicht auf eigentlich wissenschaftlichen Gehalt, in allen ihren Formeln nur **halbwahren** Grundsätze eines **Montesquieu, Rousseau, Voltaire** u. a. sind die ganz falschen Maximen der Pfafferey und des Despotismus aus der Vorstellungsart desjenigen Theils der Nazion verdrängt worden, der sich durch die Folgen dieser Maximen gedruckt fühlte, während ihm jene Grundsätze Erleichterung versprachen. Durch den unheilbaren Zustand der Administrazion der sich nicht länger bemänteln ließ, und die vollendete Unerträglichkeit des Joches, das der größeren Anzahl durch die kleinere aufgebürdet war, machte nun die größere Anzahl durch die Mehrheit ihrer Arme jene popularisierte Philosophie geltend, welche der ganzen Wiedergeburt des

französischen Staates das Gepräge ihres schwankenden Sinnes so sichtbar aufgedrückt hat; wovon sich das Wahre in eben so vielen weisen und gerechten, als das Falsche in übereilten und ungerechten Maasregeln der neuen Gesetzgeber äussert, und wodurch es dem aufgeklärten Menschenfreunde bisher zweifelhaft geblieben ist: ob Frankreich einst seine politischen Uebel nur verändert oder in der That vermindert haben werde? Eine Frage, deren Entscheidung von zufälligen äusseren Umständen, z. B. dem Erfolg der Finanzoperationen, den Talenten und dem guten Willen der Minister und Demagogen, den Veränderungen in der politischen Lage des übrigen Europas mehr als vom Einflusse der Philosophie abhängt.

So lange wir nicht ein vollendetes System der lezten Prinzipien haben, die nichts als der bestimmteste Ausdruck der ursprünglichen Gesetze der vorstellenden Kraft sind; so lange wir mit der Anwendung philosophischer Grundsätze vor ihrer durchgängigen Entwicklung beschäftiget sind; so lange wir angewendete Philosophie bearbeiten, ohne eine reine zu besitzen: so lange wird auch sowohl der Philosoph von Profession auf dem Gebiethe der Erfahrung, als der Weltmann auf dem Gebiethe der Philosophie, eine gleich mißliche Rolle spielen. Der Leztere wird manches Gesez der Vernunft, von dessen Gültigkeit die Würde der Menschheit abhängt, bloß weil ihm in der Erfahrung zuwidergehandelt wird, als eine grundlose

Spitz-

Spitzfindigkeit verwerfen; der Erstere hingegen wird manche in der That grundlose Spitzfindigkeit der Welt als ein Naturgesetz aufdringen wollen. Die Unentbehrlichkeit der Erfahrung, und die Wichtigkeit des Beytrags, den sie zur Anwendbarkeit philosophischer Prinzipien zu liefern hat, kann durch nichts zu einer höhern Evidenz gebracht werden, als durch die streng wissenschaftliche Form jener Prinzipien, in welcher allein der eigentliche Sinn und die Grenzen ihrer eigenen Gültigkeit vollständig sichtbar werden kann, und wodurch sichs ergiebt, daß ihr Gebrauch nicht weniger von der Menge und Beschaffenheit der Erfahrungen als von ihrem Besitze, der nur in ihrem deutlichen Bewußtseyn besteht, abhängen müsse.

Ich kann diese allgemeinen Bemerkungen wohl durch kein auffallenderes und merkwürdigeres Beyspiel beleuchten, als durch das Verhältniß unsrer positiven Gesetze zu den moralischen, und unsrer sogenannten bürgerlichen Rechte zu dem natürlichen, und durch die Meynungen, welche einige unsrer berühmtesten Schriftsteller, zumahl bey Gelegenheit der neuen Staatsverfassung Frankreichs über dasselbe neuerlich geäussert haben. Ich erhalte dadurch die längstgewünschte Gelegenheit, meinen Lesern einige Gedanken zur Ehrenrettung des philosophischen Naturrechts vorzulegen.

Reinhold.

Neuer
Teutſcher Merkur.

2. Stück 1791.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Gedichte. Stanzen an Herder. . S. 113
II. Fortsetzung und Beschluß der Debatten in der französischen Nazional-Versammlung am 12ten November. . . — 123
III. Rede des Hrn. Larive, Schauspielers vom französischen Nazionaltheater, Mitglieds der Versammlung der Wähler, und Wortführers der Deputazion dieses Corps an die Nazional-Versammlung. . — 170
IV. Ueber die Königs-Probe im neuen teutschen Merkur. . . . — 182
V. Nice, eine Idylle, aus dem lateinischen des Vida. . . . — 192
VI. Litterarische Anzeigen. . . — 197

Nachricht.

Auf den **Teutschen Merkur** kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. **Postämtern** in und ausser Teutschland mit **drey Reichsthalern** für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen **Buchhandlungen** zu finden, für welche Hr. **Buchhändler Göschen** zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das **Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir** zu **Hamburg** wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

itzt der Schmerz iſt mit dem du fortgehſt. Geh voran, Amme; grüſſe mir dein Fräulein, und bitte ſie, ſie ſoll machen, daß das ganze Haus ſein bald zu Bette komme, wozu die allgemeine Betrübniß ſie ohnehin geneigt machen wird. Romeo wird bald nachfolgen.

Amme.

O Herre, ich hätte die ganze Nacht hier ſtehen mögen, um ſo geſcheidte Sachen reden zu hören: O was das iſt, wenn man geſtudiert iſt! Gnädiger Herr, ich will meiner Fräulein ſagen, daß ihr kommen werdet.

Romeo.

Thu das, und bitte ſie, ſie ſoll ſich gefaßt machen, mich auszuſchelten.

Amme.

Hier iſt ein Ring, Gnädiger Herr, den ſie mir für euch mitgab -- Eilet doch, macht hurtig, es iſt ſchon ſehr ſpät --

Romeo.

Wie ſchnell dieſe Erwartung meinen Muth wiederaufleben macht!

Bruder Lorenz.

Halte dich in Mantua auf; ich will einen zuverläßigen Mann für euch ausfindig machen, der euch von Zeit zu Zeit berichten ſoll, was für günſtige Umſtände ſich hier für

euch

Anzeigen.

Der dritte Band meiner Geſchichte des Stifts Quedlinburg wird nächſtens die Preſſe verlaſſen. Ich laſſe die beyden lezten Bände dieſes Werks auf meine Koſten drucken und die ſchwickeriſche Buchhandlung in Leipzig, die fiſcherſche in Mainz, die ernſtiſche und bieſterfeldtiſche in Quedlinburg, werden ſie in Kommiſſion nehmen. Nächſtens werde ich den Preis davon anzeigen. Meine Gönner und Freunde erſuche ich um gütige Unterſtüzzung meines Unternehmens. Quedlinburg, am 15. Jänner 1791.

Voigt.

* * *

Den Freuden der Harfe kündig ich hiermit die Herausgabe einer Sammlung von Sonaten, Allegros, Andante, Menuetts, Rondes, und anderer Handſtückgen, für die Harfe, leicht und flieſſend geſezt, mit einer Flöte oder Violine begleitet, in Kupfer geſtochen an. Von einem Vierteljahre zum andern, wird eine Sammlung von 3 Bogen erſcheinen. Die Stücke ſind theils von mir ſelbſt, theils von guten Meiſtern, und dieſem Inſtrument angepaßt. Den Anfang werde ich mit 12 Veränderungen von der beliebten Volksmelodei: Blühe liebes Veilchen ꝛc. machen. Harfenſpieler wiſſen's am beſten, wie rar dergleichen Stücke für dieſes Inſtrument ſind, und ich darf daher gütige Unterſtüzzung meines Unternehmens hoffen.

Wenn Tonkünſtler ihre Arbeiten in Kupfer ſtechen laſſen wollen: ſo bitte ich mich mit Aufträgen zu beehren, ich werde zu den billigſten Bedingungen bereit ſeyn. Quedlinburg, im Jänner 1791.

H. B. C. Habermaltz.

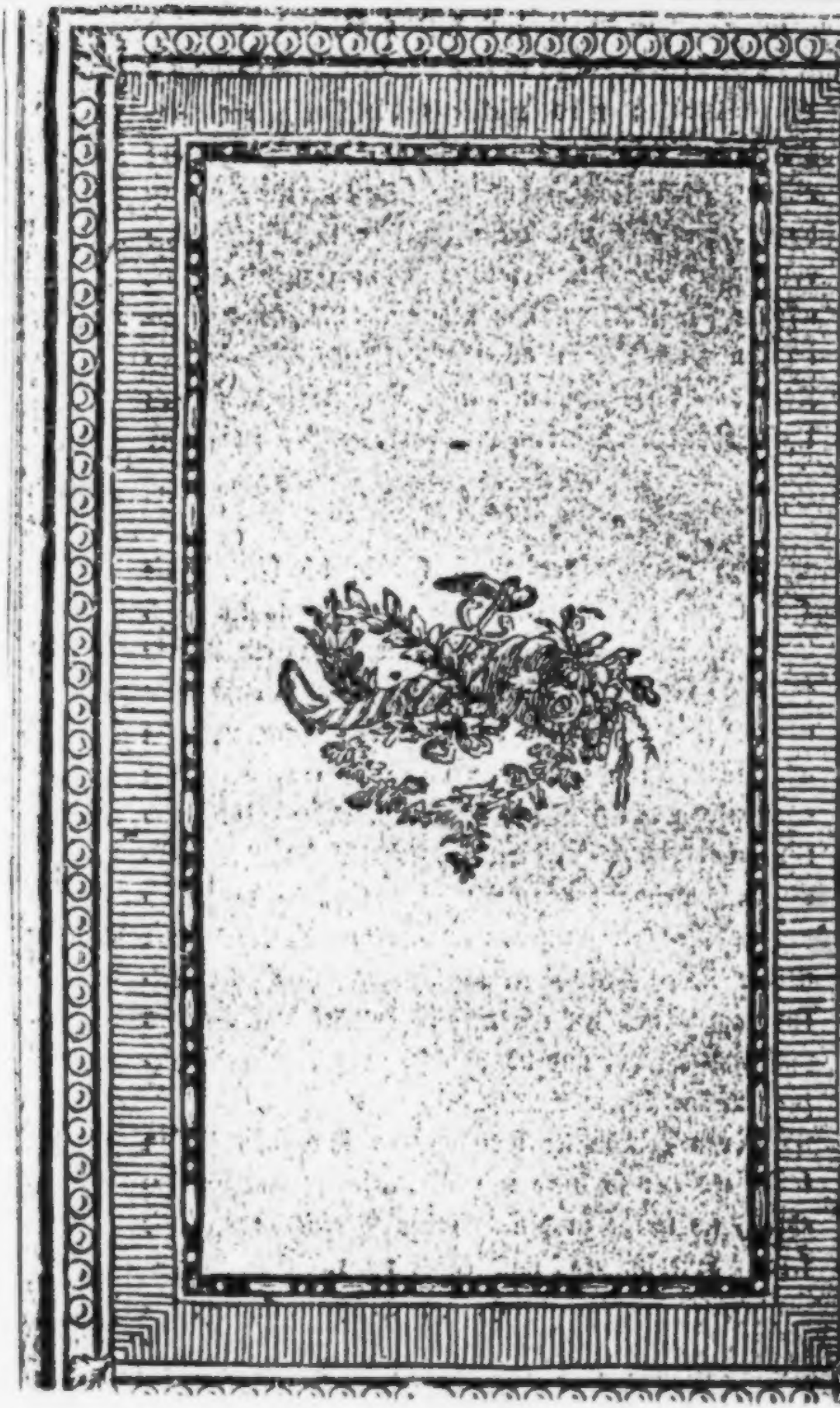

Der neue
Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1791.

I.
Gedichte.

Stanzen an Herder.

O glücklich, wem in unbewölktem Glanze,
Italia, dein reiner Himmel lacht;
wem, hoch und hehr, auf blauer Wellen Tanze,
der Ozean erſcheint in voller Pracht;
wem, freudeduftend in dem Blumenkranze,
ein ew'ger Lenz die Flur zum Tempe macht;
wer weit umher, auf ſonnigem Gefilde,
Dich thronen ſieht, Natur, im Jugendbilde:

Und dort auf jenes Feuerberges Rücken,
aus deſſen Schooße die Verheerung fließt,
in Nacht gehüllt, mit grauſendem Entzücken
ſchaut, wie die Gluth in Ströhmen ſich ergießt;
und wähnt, daß er mit neuerhellten Blicken
die heilge Urſchrift ew'ger Schöpfung lieſt,
dann niederſteigt, in tiefen Erdeſchlünden
das Heiligthum der hohen Kunſt zu finden.

Und glücklich, wer in ihrem Zauberkreiſe
ſich ganz umringt von ihren Wundern ſieht;
wen ſie zum Liebling weiht, nach Götter Weiſe
den Schleier ſanft von ſeinen Augen zieht,
daß immer höher, heißer, ihr zum Preiſe,
das Herz ihm ſchlägt, die ganze Seele glüht
und, ſtaunend vor den Göttern und Heroen,
der Zeiten denkt, die längſt der Welt entflohen.

Wie ſie ihn feſt, mit Rieſen-Arm, umſchlinget,
ihn in den Quell der ew'gen Jugend taucht,
daß neue Glut durch jede Ader dringet,
die bald in reinen Opferdüften raucht;
daß er ſich kühn zur ſteilen Höhe ſchwinget,
wo Schöpferkraft allmächtig ihn umhaucht,
und wo ſein Geiſt, in ewig regem Weben,
Geſtalten ſieht und ruft ins neue Leben.

Doch dreymal glücklicher iſt der Geweihte,
wenn, hoch im Himmelsglanze, zartbeſchwingt,
auch Liebe noch, dem Schweſterpaar zur Seite
ihn in dem heil'gen Reihentanz umſchlingt,
und ſo, im ſichern göttlichen Geleite,
auf einen Pfad der höchſten Wonne bringt —
Sie, die allein uns lehrt des ächten Schönen
erhabnen Sinn in reinen Silbertönen.

Wer giebt mir ſolche Töne, ſolche Weihe?
daß wonnerauſchend meine Leyer bebt
und ſingen mag, wie in der ſelgen Reihe
der Himmelstöchter der Beglückte lebt!
wie lieblicher, als Frühlings-Aether-Bläue,
Natur und Kunſt vor ſeinen Blicken ſchwebt!
wie Herz und Ohr, wie Sinn und Geiſt und Augen
Erkenntniß und Genuß mit vollen Zügen ſaugen!

Doch ach, wohin hat ſich mein Blick verlohren?
wer ſandte mir den blendendſchönen Traum?
Für jenes Götter-Daſeyn ungebohren
umfaßt mein Geiſt der Ahndung Fülle kaum,
und ſehnet ſich, und hofft ſich noch erkohren
zu haſchen einſt der goldnen Wolke Saum,
und ſich, wenn trübe Nebeldünſte ſchwinden,
im Roſenlicht der Wunderwelt zu finden.

Ach! jenen warmen Frühlingsbildern gleichet
die Winterſcene dieſes Lebens nicht!
Hier heult der Nord, in rauher Luft erbleichet
der Kranz, den ſchüchtern ſich die Muſe flicht;
Schwer wallt das Blut, des Herzens Triebwerk ſchleichet,
die Seele hemmt ein drückendes Gewicht;
Kein Zauberton, der ihre Saiten ſtimmet!
Kein Funke, der zur lichten Flamm entglimmet!

Doch, welche ſüße leiſe Stimm' erhebet
in meinem Innern ſich, und klagt mich an
und ruft mir zu: daß hier noch Freude lebet,
daß ſie nur überflieat mein raſcher Wahn.
Der Nebel ſinkt, mit ſanftem Schimmer ſchwebet
Erinnerung auf meines Lebens Bahn,
und zeiget mir die lieblichſten Geſtalten
die mir auf teutſcher Flur entgegen wallten.

Hab' ich nicht hier der Kränze viel gewunden,
der ſüßen Ruh und Freyheit mir bewußt?
Hat nicht der Zauber ſtiller Sommerſtunden
mein ganzes Herz erfüllt mit Götterluſt?
Hab ich nicht edle Menſchlichkeit gefunden,
und hohes Glück an treuer Freunde Bruſt,
und weckten nicht die ſchönſten Harmonien
im Muſenhain, der Seele Sympathien?

O Freund! der oft, in Stunden ernſter Feyer,
den heißen Durſt nach Wahrheit mir geſtillt,
und mir gezeigt, im zartgewebten Schleyer
der Grazien, der Weisheit hohes Bild;
auch Du entlockteſt dieſen Ton der Leyer,
die lange ſchon ſich ſchweigend eingehüllt.
O möcht' er Dir wie Lenzgeflüſter klingen
und einen ſanften Stral der Freude bringen!

Daß dieſer Stral mir, auch in Nächten, bliebe
ward mir der lichte Genius geſandt,
durch den mein Geiſt, beſeelt vom regen Triebe
der Dankbarkeit, den hohen Spruch verſtand:
„Wo Wahrheit leöt und edle zarte Liebe,
da blühet auch der Freuden Vaterland,
und dem wird nie ihr heilger Kranz verblühen,
in deſſen Bruſt die reinen Flammen glühen!“

Emilie von Berlepſch.

Epiſtel an J. v. Kaltenthal.

Ruri ego viventem, tu dicis in urbe lectum.

Horat.

Wie auf dem Land ich mich befinde, willſt
Du wiſſen, lieber Freund? O mehr als wohl!
Und muß ich nicht, hier wo der Himmel ſelbſt
mir günſtig iſt? Ja, liebſter Freund, ſehr bald,
ſehr bald vergaß ich da das laute Wien
in Gegenden, die kein Getös entweiht!
Wie bald verſchwand der Schwermuth düſtre Welle
auf meiner Stirne, Freund! wo ländliche

Natur mein Herz mit reiner Freud entzückt!
Ja hier, wo Weste ſanft die heitre Luft
durchhauchen, athm' ich wieder freyer auf:
hier, wo der Anblick mir der nahen Berge,
auf welchen Libers Nektartraube reift,
das Aug erfreut; wo eine Silberquelle
durch ihr Gemurmel mich in Schlummer wiegt;
da, lieber Freund, da leb' ich wieder auf!
Wie angenehm entfließen da ins Meer
der grauen Zeit die Tage alle hin!

Wie ich ſie lebe, fragſt du, dieſe freyen,
und mir ſo ſchönen Tage? Hör' es nun.

Sobald in Oſt der junge Tag erwacht,
eil' ich ins Bad. Bald folgen mehrere.
Dann ſcherzen, lachen wir. Wer möcht auch wohl
bey Muntern traurig ſeyn? Da wo der jungen
und muntern Schönen ſich ſo viele zeigen?
Fürwahr! den ernſten Entologen, nein!
den könnt' ich nimmermehr bey ihnen ſpielen;
ein einz'ger ſchöner Blick, und hin im Nu
iſt aller Ernſt der finſtern Stirne, ja
das kleine Nichts und große Etwas ſelbſt
von ihr hinweggelangt! — — —
Doch ſtill! es ſpinnet ein Geſpräch ſich an,

Wie? fragt man, ganz erſtaunt: mein Herr, iſts möglich?
Sie haben Minna *) nicht geſehen? nicht
gehört? O wie bedaur' ich Sie! Wie ſchön
wie ſo bezaubernd ſie die Roll' ſpielte!
Das Mädchen hätte Sie, beym Stix! entzückt.
Und ihrer Herrlichkeit, mein ſchöner Herr,
hat das Kaſſin ja auch entbehren müſſen?
So eine Schöne ihren Freund; Sie tanzten,
nicht wahr? allein im Bett', ſezt ſie hinzu.
„Ha, was giebts Neues? Nichts vom Krieg, von Frieden?"
Vom Frieden ſprechen Sie? entgegnet man,
der mag wohl ſpät uns werden; aber jezt
gewiß noch nicht. — „Warum? Ein weiſer Fürſt
wagt ſich nicht leicht auf ungewiſſen Fang
ins hohe Meer. Ein Fürſt hat edlere
Geſchäfte, ſpricht von Berg, als hin zur Schlacht
ſein ſchuldlos Volk zu führen, um es morden
zu laſſen. Ja viel beſſer wär's, wenn Sie **)
ihr eignes Land bebaueten, und nicht
durch Menſchenblut zu mehren ſuchten. B. Ganz,
ganz recht: was haben ſie am Ende denn
gewonnen, wenn ſie wüſt' und öde Länder

*) Eine junge Schauſpielerin, welche in dieſem Singſpiele ſo gut agirte, daß ſie dieſen Namen auf eine Zeit par excellence erhielt.

**) Die Erwähnten.

em Feind entreißen? Wird dadurch das Wohl
des Staats vermehrt? Ich zweifle nicht daran,
fällt Willberg ein; o möchten alle Fürſten
doch friedlich herrſchen! ſanft und weiſe ſeyn!
Wie glücklich wäre nicht dann unſer Loos! —
Doch ach! wie vielen iſt es wahre Sorge
fürs Wohl der Welt zu wachen? Möchten ſie
den armen Landmann nur in ſeiner Hütte,
dem Aufenthalt der Noth, beſuchen; ſehn,
wie er ſein ſchlechtes Brod verzehrt, indem
von beſſerem die Furien des Krieges
ſich nähren, o! — Gewiß gieng keiner dann
von ihnen mehr in Krieg, entgegnet Wer
im muntern Ton' — Nicht? meynen Sie? Gewiß! —
Man wünſchet Krieg, und ſchon entzünden ſich
von allen Enden Kriegesflammen, ſpricht
ein Andrer; auch die Qualen werden ſie
bald fühlen! Ach zu langſam geht man nur
zu Werk, verſezt der Dritte; ich, ich wäre
mit unſerm Heer ſchon lang vor Breßlau, ja
noch weiter vorgedrungen, und vielleicht —
„Vielleicht zurückgelaufen, wenn ein Märker
erſchienen wäre?“ Meynen Sie! Ha! ha!
Sie lachen! wiſſen nicht wie ſtark Wir ſind? *)

Nicht

*) Der gute Mann dachte gewiß an das vortrefliche Buch: Oeſtreich über alles, wenn es nur will!

euch ereignen. Gieb mir deine Hand, es iſt ſpäte, lebe wohl! Gute Nacht!

Romeo.

Rieſſe mich nicht Freude über alle Freuden hinweg, wie ſchmerzlich würde mir dieſer ſchnelle Abſchied ſeyn!

[Sie gehen ab.]

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in Capulets Haus.)

Capulet, Lady Capulet und Paris treten auf.

Capulet.

Es ſind ſo unglükliche Umſtände eingefallen, mein Herr, daß wir keine Zeit gehabt haben, unſrer Tochter zuzureden. Seht ihr, ſie liebte ihren Vetter Tybalt gar herzlich, und das that ich auch -- Wohl, wir werden gebohren, um wieder zu ſterben -- Es iſt ſehr ſpät, ſie wird dieſe Nacht nicht herunter kommen; ich verſichre euch, wenn mir eure Geſellſchaft nicht ſo lieb wäre, ich würde ſchon eine Stunde im Bette ſeyn.

Paris.

Ich beſcheide mich gerne, daß dieſe Trauer-Tage keine Zeit zu Liebes-Bewerbungen ſind. Gute Nacht, Gnädige Frau -- Empfehlt mich eurer Tochter --

Nicht daß wir leicht den Stolz des Oſt und Norden
mit Einem Schlage beugen könnten, wenn —
„Wir eh beherzt bey Vater Liber uns
um Beyſtand umgeſehen hätten! Nicht?“
Verdammt! ſo hören Sie: Wir können alles!
„Ja! ja! wer's glauben mag!“

So plaudert man von Politik und Bühne,
und Tanzſaal in die Wette — doch genug.

Bald ſchleich' ich unbemerkt hinweg, und ſtreife
die nahen Berg' und Thäler durch; und wenn
ich müde bin, ſo leg' ich auf ein Bette
von weichem Moos mich hin, und ruhe ſanft;
ſeh' um mich her die muntern Vögel ſcherzen,
und weide mich an ihrer Fröhlichkeit.
Auch fehlt's mir nicht an dieſem ſtillen Orte
an Unterhaltung; denn dahin begleiten
mich Geßner, Kleiſt, Horaz*) und Phanias.
Wenn die mich nun belehrt und unterhalten,
was wünſch' ich noch? Nichts als daß eine zweyte
Muſarion mir hier im Hayn erſchiene!

Baaden 1790.

Zayland.

*) Welchem in der epiſtoliſchen Kunſt viel abzulernen iſt.
D. H.

An Phädon.

Diffolve frigus, ligna ſuper foco
Large reponens.

Hor.

Stürme ſauſen im Eichwald; ſeine Pfade
deckt des rauſchenden Laubes brauner Teppich;
einſam trauren die Pfeiler der zerſtörten
Schattengewölbe.

Wenig kümmert am Heerd, bey Hochheims Nektar,
uns der heulende Nord, wiewohl er Flocken
ſtürmt, die Quelle bepanzert und des Hainthals
Tempe verödet.

Sind des kehrenden Lenzes wir doch ſicher,
der die Fluren verjüngt, den Hain beblütet,
und aus himmliſcher Urne des Entzückens
Fülle vergeudet.

Phädon! aber, wie wenn ſein linder Odem,
ſtatt, im Nachtigallbuſch, uns Blüthenblätter
in die Gläſer zu ſtreun, auf unſrer Grüfte
Roſen ſie wehte?

Herm?

Heute duftet der Becher, heute röthet
uns die Fluth der Geſundheit! ſpende Salben,
ſpende Myrthen zum Kranz, dem Heerd entlodre
knatternd die Flamme!

Bey der Schwinge die Gegenwart ergreifen,
an ihr hangen, wie an der Letheſchaale
heiß die Lippe des Dulders hängt, verſezt uns
unter die Götter.

Matthiſſon.

II.

Fortſetzung und Beſchluß der Debatten

in der franzöſiſchen Nazional-Verſammlung am 12ten November.

Herr Pethion. (ehmals de Ville neuve) Es iſt hier nicht um theologiſche Diſcuſſionen zu thun, Diſputen, womit man nie zu Ende kommt und wobey die Vernunft im dunkeln tappt, (qui obſcurciſſent la raiſon) Die Theologie verhält ſich zur Religion, wie die Schikane zur Juſtiz. (Man applaudiert. *) Alle theologiſche

*) Ein goldnes Wort! Ich applaudiere mit.

sche Discussion, von welcher Art sie sey, ist also in diesem Augenblick schlechterdings unnütz, und würde Euch nur den Gegenstand aus dem Gesichte rücken. . . . Ihr habt eine bürgerliche Constituzion der Klerisey gemacht, Ihr waret dazu berechtiget. Ihr habt die Religion euerer Väter respectiert, Altäre in allen Theilen des Reichs errichtet, *) die unnützen Funczionen abgeschaft, die Ausmarkung der Diözesen abgeändert. Das alles bezieht sich bloß aufs Zeitliche; nichts von dem Allen betrift weder die Moral des Evangeliums noch die Maximen der heiligen Bücher. . . Doch es ist nicht mehr um eine Discussion dieser Gegenstände zu thun. Ihr habt alle diese Fragen untersucht, von allen Seiten betrachtet und erörtert, und sie dann durch euere Decrete entschieden. Diese Decrete sind sanczioniert und also nun Gesetz des Staats; jedermann ist schuldig sich ihnen zu fügen. Und gegen eben diese Gesetze rufen Priester zur Empörung auf, und die Diener des Friedensgottes sind es, welche Zwietracht predigen. Wollen sie uns glauben machen, Ihr hättet ohne Macht

*) Man muß nicht sagen, „diese Altäre waren ja schon lange da." Die N. V. spricht immer die Sprache der Regenerazion. — Da sie alles Alte umstürzte, um es wieder neu und besser aufzubauen (wenigstens ihrer Intenzion nach) so hat sie, so zu sagen, auch der Religion ihrer Väter durch ihre Decrete einer neue Existenz geben müssen. So, denke ich, will Herr Pethion verstanden seyn.

Macht dazu zu haben, decretiert? Haben sie verdriesliche Zweifel? Ist ihr Gewissen beunruhiget? Nun so sollten sie ihre Bedenklichkeiten dem gesetzgebenden Corps vorlegen, so sollten sie ihm Bittschriften übergeben!

Es ist ein großer Unterschied, ob man seine Wünsche und Meynungen über die Gesetze, mit Bescheidenheit vorbringt, oder ob man öffentlich gegen sie protestiert, und ein ordentliches Oppositzions-System gegen sie formirt. Sie predigen dem Volke den Aufruhr so gar an heiligem Orte, und sie bemühen sich, ihm mit scheinbaren Beweggründen eine Farbe zu geben. Es ist also nützlich ihnen zu antworten. . . . Als Offizianten der Moral und Religion, als Bürger, als öffentlich bedienstete Personen, sind sie der Vollstreckung des Gesetzes unterworfen. — Als Priester, antworten sie, müssen wir auf die Approbazion des Pabsts warten. Man hat sich erkühnt, diese Maasnehmung sogar Euch selbst vorzuschlagen, ungeachtet Ihr sie bereits verworfen habt. Ihr würdet dadurch die Meynung erregen, ihr erkenntet ein ultramontanisches *veto* über Euch; ihr würdet die Freyheiten der Gallicanischen Kirche compromittieren, deren Behauptung Euch obliegt. Ihr könnt Euch eben so wenig um Gutheissung Euerer Decrete an den heiligen Stuhl wenden, als Ihr die Unfehlbarkeit des Pabstes anerkennen dürft. Im Uebrigen sind die Maximen die Ihr

in

in den vorliegenden Umſtänden befolgen müſſet, ſehr einfach und aus der Natur der Sache hergenommen. Sie ſind: Nachſicht für das Vergangene und Strenge für die Zukunft. Unſtreitig ſind ſie ſträflich und ſehr ſträflich, diejenigen die das Beyſpiel des Widerſtands gegen die Geſetze gegeben haben, in ein förmliches Syſtem von Oppoſizion und Rebellion gegen dieſelbe getreten ſind: jedoch iſt es billig ihnen noch die Thür zur Reue aufzuthun. Allein was für eine Strafe werdet Ihr fürs Künftige feſtſetzen? Ihr müßt die Prieſter wie alle ander Bedienſtete behandeln. Sie haben zwar einen Charakter mehr, einen unauslöſchlichen Charakter, den ſie nicht von Euch empfangen haben und den Ihr ihnen nicht nehmen könnt: aber in jeder andern Betrachtung ſind ſie Euch unterworfen. Sie waren Bürger ehe ſie Prieſter wurden, und bleiben Bürger nach wie vor. Jeder öffentlich Bedienſtete kann abgeſetzt werden; alſo können auch die Prieſter ihrer biſchöflichen oder pfarrherrlichen Dienſte entſetzt werden, ohne ihren Prieſter-Charakter zu verlieren. Jedem öffentlich Bedienſteten kann, wenn er ſeine Amtsgeſchäfte vernachläßiget, ſeine Beſoldung eingezogen werden. Das Geſetz betrachtet die Prieſter als Bürger, als Diener des gemeinen Weſens, und als ſolche ſind ſie dem Geſetz unterworfen. — Ich ſchlage einige Amendemens an dem Decret des Herrn Mirabeau vor. Ich glaube es wäre gefährlich, die Ordinazionen zu

ſuſpen-

ſuſpendirren, und unendlich ungerecht, die Anzahl der Diener des öffentlichen Gottesdienſtes zu beſtimmen. Ihr könnt die Zahl der Prieſter die im Solde des Staats ſtehen, die Ausdehnung ihrer Funcziones, und ihre Beſoldung beſtimmen: laſſet das übrige ſeinen Weg gehen, es macht ſich wohl von ſelbſt. Die Zahl der Prieſter wird ſich bald mit den Poſten, die zu beſetzen ſind, in Proporzion ſetzen. Ihr habt kein Recht einem Menſchen, welcher Prieſter werden will, zu ſagen; du ſollſt es nicht werden! Verbinden wir die Klugheit mit der Standhaftigkeit, die Humanität mit der ſtrengſten Gerechtigkeit: dadurch werden wir einen neuen Triumph über unſre Feinde erhalten; die ſich nicht weiter unterſtehen werden, uns in unſerm Gang aufzuhalten, noch ſich der Vollendung der Conſtituzion zu wiederſetzen... Ich adoptiere alle übrigen Diſpoſizionen des Herrn Mirabeau und des von Euern Commitees vorgeſchlagenen Projects. (Man applaudiert.)

Herr Abbt Maury. Die tiefe Stille, womit wir die ganze geſtrige Diſcuſſion angehört haben, läßt uns billig hoffen, daß Ihr auch mit der nehmlichen Gerechtigkeit und Unpartheylichkeit die Thatſachen und die Grundſätze anhören werdet, die wir zu unſrer rechtmäßigen Vertheidigung zu Hülfe zu rufen befugt ſind. Man ſezt uns hier in eine Lage vor euch, die uns nothwendig nachtheilig ſeyn muß: man macht patriotiſche und

phi-

philoſophiſche Grundſätze gegen uns gelten, und verlangt von uns, ſie mit den Gründen, die uns die Theologie an die Hand giebt, zu beantworten *): Die Theologie hätte dieſer Tribüne immer fremd bleiben ſollen: aber Ihr werdet verzeihen, wenn ich, um eurer Religion das benöthigte Licht zu geben, dieſe Sprache reden muß. In dem Augenblicke, wo in dieſer Verſammlung zum erſten mahle geſagt wurde, die Conſtituzionen der Kleriſey müßte ein Gegenſtand Euerer Arbeiten ſeyn, erklärte ein Biſchoff **) ſeine vollkommne Unterwerfung unter Euere Decrete, als Bürger; er erklärte aber auch zugleich, daß ſeine geiſtliche Jurisdiczion Euch ganz und gar nichts angehe, und daß es unmöglich ſey, daß irgend ein Glied der Geiſtlichkeit an irgend einer Deliberazion, die den Klerus zum Gegenſtand habe, Antheil nehmen könnte. Eben dieſer Prälat ſetzte hinzu: wenn die Nazion gerechte Reformen verlange, ſo würde die Kleriſey mit Eifer die Hand dazu bieten; aber man müßte die canoniſchen Formen beobachten. Er bat Euch, im Namen der Geiſtlichkeit, um ein Nazional-Conzilium, und um Recurs zu dem ſichtbaren Oberhaupte der Kirche. Ihr habt dieſes Conzilium nicht genehmiget; aber das öffentliche Gerüchte hat uns belehrt, der König habe an den Pabſt geſchrieben und erwarte ſeine Antwort. Als

*) Wer verlangt das?

**) Der Herr Biſchoff von Clermont.

Als wir unſern Recurs zu dem Nachfolger des heiligen Petrus nahmen, wollten wir darum keineswegs die Nazional-Gewalt eludieren: wir baten nur um eine Form, welche die Nazion ſeit Mehrzehnhundert Jahren angenommen hat. Die Antwort des Pabſts iſt noch nicht an den König gelangt, und es konnte nicht anders ſeyn. Er erhielt das Schreiben zu Ende des Auguſts: die Congregazion hat immer in den Monaten September und October Vacanz, und ſie fängt erſt im November ihre gewöhnlichen Arbeiten wieder an. Der Pabſt, dem der göttliche Urheber der Chriſtlichen Religion die Regierung der Kirche aufgetragen hat, kann nur dreyerley Maasregeln nehmen; entweder er wird keine Antwort geben, oder er wird die Propoſizion des Königs unbedingt (purement et ſimplement) genehmigen, oder er wird euern Decreten ſeine Approbazion verweigern. Ohne Zweifel wird der Pabſt antworten. Die Achtung, welche einer großen Nazion gebührt die ein koſtbarer Theil der Kirche iſt, iſt Euch Bürge für das Intereſſe, womit er das, worüber die Repräſentanten dieſer Nazion bey ihm anfragen, unterſuchen wird. (Verſchiedene Stimmen rufen von der linken Seite: wir haben nicht angefragt.) Ich ſage, ihr müſſet die Antwort des Pabſts mit deſto größerer Zuverſicht abwarten, da ſein Stillſchweigen ſo viel als Billigung wäre. Die Autorität dieſes Hofes erfodert in einer ſo weſentlichen Unterſuchung unvermeidliche Verzögerungen.

Die Congregazion des Pabſts iſt formiert; er hat vier und zwanzig Cardinäle dazu ernannt, welche alle ihre beſondern Theologen haben, deren Einſichten ſie zu Rathe ziehen, um ſie in den Senat der Kirche mitzubringen. Die franzöſiſche Nazion kann die Antwort des heiligen Stuhls mit Vertrauen erwarten *). Es würde ſehr auſſerordentlich herauskommen, wenn man, da der König den Pabſt conſultiert hat, nicht auf eine Antwort warten wollte, welche durch keine andere als die der Form halben unvermeidliche Verzögerungen aufgehalten wird.

Ich komme nun zu der Frage ſelbſt, und ich bitte Euch, die Declarazion des Hrn. Biſchoffs von Clermont in euer Gedächtniß zurückzurufen, welcher wir alle in Euerer Gegenwart feyerlich beygetreten ſind. (Es erhebt ſich ein Gemurmel auf der linken Seite.) Ehe ich meine Grundſätze entwickle, fühle ich mich gedrungen, die Unpartheylichkeit der Verſammlung zu warnen, ſich nicht durch Sophismen verführen zu laſſen **). Wenn man unſre Gegner hört, ſo iſt unſer Widerſtand etwas willkührliches; er hat ganz und gar kein Intereſſe für uns, und er zielt darauf ab, die öffentliche Ruhe in Gefahr zu ſetzen. Wohlan! Es iſt ein edles

*) Der Herr Abbt Maury mocquiert ſich, wie man ſieht.

**) Im Ernſt? — Quis tulerit *Gracchos* de *ſeditione* loquentes?

Lady Capulet.

Ich will, und morgen früh nachforſchen, wie ſie geſinnt iſt -- Für dieſe Nacht iſt ſie zu ihrer Traurigkeit eingeſchloſſen.

Capulet.

Signor Paris, ich getrau es auf mich zu nehmen, euch meines Kindes Liebe zu verſprechen: Ich denke, ſie wird ſich in allen Stüken von mir regieren laſſen -- nichts weiter, ich zweifle gar nicht, Frau, geh du noch zu ihr, eh du zu Bette gehſt, gieb ihr Nachricht von Signor Paris Liebe, und ſag ihr, hörſt du, bis nächſten Mittwoch -- aber ſachte -- was iſt heut für ein Tag? --

Paris.

Montag, Gnädiger Herr.

Capulet.

Montag? Ha, ha, gut, Mittwoch iſt zu bald, laßt es den Donnerstag ſeyn; nächſten Donnerstag, ſag ihr, ſoll ſie mit dieſem edeln Grafen vermählt werden -- Wollt ihr bisdahin fertig ſeyn? Seyd ihr mit dieſer Eilfertigkeit zufrieden? -- wir wollen kein groſſes Weſen nicht machen -- Einen oder zween Freunde -- Denn, ſeht ihr, da Tybalt ſo kürzlich erſt ermordet worden, ſo würde es ſo heraustommen, als ob wir wenig Antheil an ſeinem Unfall nähmen, wenn wir groſſe Freuden-Bezeugungen anſtellen wollten -- Deßwegen wollen wir etwann ein halb Duzend

Freunde

edles Intereſſe das uns beſeelt, es iſt das Intereſſe der Nazion, es iſt das Intereſſe der Religion ſelbſt. (Es erhebt ſich ein Gemurmel.) Ich will mich über das Gemurmel, das mich unterbricht, nicht beklagen, es erinnert mich, daß ich meine Behauptung beweiſen ſoll. Ja, das Intereſſe der Religion foderte den Widerſtand von uns, der Euch als ein Frevel gegen die Nazion denunziert wird. (Man verlangt, daß Hr. A. Maury zur Ordnung gewieſen werde.) Ich habe verſprochen zu beweiſen, und ich bin ungeduldig, mich dieſer Schuld zu entledigen.

Das Intereſſe der Religion, das Intereſſe des Volks erfodert, daß die Geiſtlichen den Decreten, deren Gegenſtand ſie ſind, nicht leichtſinnig beytreten. Das Intereſſe der Religion iſt ohne Zweifel, daß die apoſtoliſche Kette der Tradizion *) ſich in dieſem Reich erhalte, welches unter den chriſtlichen Reichen einen diſtinguirten Namen trägt. Aber wie ſollte ſie ſich erhalten, wenn das heilige Miniſterium amovibel wäre? wenn es auf einem ſo gebrechlichen Grunde ruhete? wenn man Hirten, welche Gott zu Erfüllung ſeiner Abſichten verordnet hat, aus der Kirche verbannen dürfte? Was würde aus der Einheit der Chriſtlichen Kirche werden, wenn Ihr

 allein,

*) Oder wollte der Herr Abbt ſagen, die Kette der apoſtoliſchen Tradizion?

allein, ohne die canonischen Vorschriften zu beobachten, den bischöflichen Stuhl umwerfen könnte, welchen doch euere Autorität nicht allein aufgestellt hat? Ihr kennt die Beyspiele jener Bischöfe, die aus dem Drang eines heiligen Eifers Lehrstühle in den Ländern, die dem Glauben erobert wurden, anordneten. Aber seit dem Anfang des christlichen Kaiserthums hat man kein Beyspiel dieser Art *), ich sage nicht von einem Bisthum, sondern von irgend einem geistlichen Titel. Dieser heilsame Gebrauch, den die französische Kirche reclamiert, hängt unmittelbar mit der Einheit dieser Kirche im Reiche zusammen; ohne ihn ist kein Friede mehr; alles wird willkührlich, und unsere Kirche würde dann nichts mehr seyn als ein Leib ohne Einheit, ohne Harmonie, wo die Zwietracht alle Tage entstehen könnte. Man erinnert uns an die apostolischen Zeiten, wir führen unsre Gegner selbst in sie zurück. Haben die Apostel nicht besondere Bisthümer errichtet? Haben sie nicht inamovible, an jede Heerde gebundene Hirten bestellt? .... Es war für diesen Augenblick genug, Euch zu beweisen, daß die Regierung der Kirche nicht auf eine Amovibilität, welche ihr gefährlich werden könnte, gegründet seyn könne. Man läßt nicht ab, die Grundsätze einer Freyheit, gel-

*) Von welcher Art? Der Herr Abbt drückt sich hier etwas unverständlich aus, von den Tautologien nichts zu sagen.

geltend zu machen, die uns immer lieb seyn soll, so lange sie den Gesetzen untergeordnet seyn wird. Eben die Freyheit, die Folge euerer Decrete, ist es, was wir reclamieren, wenn wir verlangen, daß man nicht über ein Bisthum dispensieren dürfe, ohne die canonischen Formen zu beobachten. Ihr habt nicht gewollt, daß man einen Offizier bey der Armee willkührlich absetzen könne, sondern daß er von einem Kriegsrath gerichtet werde. Merket wohl, daß ich nicht das Recht, den Titel von einer Pfründe aufzuheben, streitig mache: ich sage nur, ihr könnt es nicht, ohne die legalen Formen zu beobachten. Wenn ihr ein willkührliches Verfahren in das Kirchenregiment einführt, so werden die Diener des Herrn, meine Mitbürger, die einzigen Franzosen seyn, die ihr ihrres Erbrechts an den Schutz des Gesetzes beraubt hättet; sie genössen der Garantie nicht, an welche jeder Bedienstete Anspruch machen kann, nur durch ein vorhergehendes Urtheil entsezt werden zu können. Alle Bischöffe der französischen Kirche sind gesetzmäßig eingesezt worden; glaubt Ihr sie gesetzmäßig abgesezt, wenn Ihr, ohne sie zu fragen, ohne sie vorzufodern, ohne sie des mindesten Verbrechens zu beschuldigen, wegen einer bloßen Abänderung in der zeitlichen Administrazion, von den Formalitäten befreyt zu seyn wähnet, welche erfodert werden, um einen Stuhl für vacant zu erklären? Ihr habt Magistratspersonen, Richter; Sie müssen das Gesetz anwenden, nicht Ihr;

ich wiederhohle es, damit man mich widerlege *) das Geſetz anzuwenden und zu exequieren iſt nicht eures Amtes. Es giebt keinen einzigen Menſchen, der, wenn er die Folgen der Prinzipien zu berechnen weiß, ein Vaterland nicht abſchwüre, wo die Geſetzgeber das Geſetz ſelbſt anwenden dürften. Man ladet Euch ein, mit Einem und eben demſelben Act die Gewalt der Kirche, die Autorität des Geſetzgebers und die Macht des bürgerlichen Richters auszuüben. Ich denunziire Euern Einſichten und Euerer Gerechtigkeit dieſe ärgerliche Coalizion **). Wenn es wahr iſt, daß Ihr mit vollem Rechte biſchöffliche Sitze aufheben dürfet, ſo handelt Ihr zugleich als Pabſt und als bürgerlicher

*) Wiewohl die Rede des Hrn. Maury von Sophismen wimmelt (und eben darum warnte er ſeine Zuhörer, ungefehr wie alle Taſchenſpieler die ihrigen unaufhörlich vermahnen, wohl acht zu geben) ſo muß man ihm doch laſſen, daß er ein Meiſter in der Kunſt iſt, und ſich ſeiner Vortheile wie ein Meiſter zu bedienen weiß.

**) Hr. Maury, der hier ſeine Stärke fühlt, hat großes Recht, ſeine Gegner herauszufodern, daß ſie ihn widerlegen ſollen; man wird finden, daß es keiner verſucht hat, und dies aus dem ganz einfachen Grunde, weil es geradezu unmöglich iſt, zu läugnen, daß die N. V. ſich, ſo oft es ihr zuträglich iſt, der höchſten Gewalt in ihrem ganzen Umfang bedient. Die eiſerne Nothwendigkeit entſchuldigt Alles, weil vor ihr alle andre Geſetze ſchweigen müſſen.

licher Richter; und wenn man 500 Meilen von Paris ſagte, es exiſtiere in einem Reich eine Macht, welche mächtig genug ſey, zugleich Richter, Hoherprieſter und Geſetzgeber zu ſeyn, ſo würde man ſie gewiß nicht in Frankreich, ſondern im Serail zu Conſtantinopel ſuchen. (Es bricht ein lautes Gelächter aus verſchiedenen Theilen des Saals hervor.) In dieſen unglücklichen Gegenden hat man wohl blödſinnige Deſpoten zugleich als Geſetzgeber, als Califen und als Cadi's Befehle geben ſehen: aber hoffentlich wird man nicht bey einer Nazion, die von Freyheit ſpricht, deſpotiſche Grundſätze denjenigen entgegenſetzen wollen, die den Schutz der Geſetze und der Freyheit anſprechen, von welchen man uns nur ſpricht, um uns ihrer zu berauben. Laßt auch uns die Privilegien dieſer Conſtituzion angedeihen, deren Wohlthätigkeit wir reclamieren. Kein Bürger kann aus der unanſehnlichſten Hütte, deren Eigenthümer er iſt, mit Recht ausgetrieben werden; und welcher Richterſpruch — (Es erhebt ſich ein heftiges Gemurmel auf der linken Seite.) Gerus het, mich mit der Unpartheylichkeit anzuhören, die im Grunde euerer Herzen iſt! Wenn Ihr nach bloßer Willkühr, ohne Formalitäten, ohne Urtheil und Recht, drey und funfzig biſchöffliche Sitze aufhebt.... (verſchiedene Stimmen rufen: das iſt nun vorbey.) Wer ſagt uns, daß die nächſten Legislaturen.... (Das Murmeln geht von neuem an.)

Der Herr Präsident *). Was für ein Gemurmel man auch erheben mag, um dem Herrn Abbe Maury die Rede zu nehmen, und was er auch thun mag, um sie zu verlieren, so muß ich Euch sagen, daß ich ihn dabey manutenieren werde, so lange die Versammlung nicht vermöge einer ausdrücklichen Berathschlagung ein anderes entschieden haben wird.

Hr. Babus. Ich frage den Herrn Abbé Maury, ob er zweifelt, daß drey und funfzig bischöffliche Sitze aufgehoben sind? Ich, für meinen Theil, bin davon überzeugt.

Hr. Abbé Maury fährt fort: Ich sage, wenn man ein Bisthum ohne vorgängige rechtliche Erörterung der Sache, ohne Beobachtung der canonischen Formen, aufhübe, so wäre kein einziger Bischoff mehr sicher, bey seiner Heerde zu bleiben. Ist nicht Euer Comité ecclesiastique an allem diesem Unheil Schuld? Hat es sich nicht eigenmächtig zu einer executiven Gewalt erhoben? Hat es sich nicht, ohne einen Auftrag dazu zu haben, mit den Departemens in Correspondenz gesezt? Oder könntet Ihr vergessen wollen, daß es kein Recht haben konnte, eine Prärogative auszuüben, die der N. V. selbst nicht zukömmt? (Man murmelt.) Ihr müßt nicht mit den Bürgern, einzeln genommen, correspondieren, sondern mit der

*) Hr. Alexander (ehemals Graf von) Lameth.

der ganzen Nazion. Euer Committé ecclesiastique hat sich an den Platz des Königs gesezt. (Neues Gemurmel.) Es hat ausgeschrieben; ihm hat man geantwortet. Es wäre seltsam genug, wenn die Büreaukratie dieser Versammlung die Stelle der Büreaukratie der Minister einnähme!

(Hr. Dionis hält um die Rede an.)

Ich habe noch nicht alles gesagt; wenn ich fertig seyn werde, (zu Hrn. Dionis) will ich Ihnen die Tribüne mit Freuden überlassen. — Meine Absicht ist nicht gewesen, eine Schutzrede für das Committé ecclesiastique zu halten, wiewohl es deren sehr bedürftig wäre, sondern ihm die gerechten Vorwürfe, die wir ihm zu machen haben, ausführlich vorzuhalten. Mit der Versammlung hätte es sich durch vorgelegte Entwürfe in Correspondenz setzen sollen, nicht mit den Departemens. Ich sage, es habe die executive Gewalt usurpiert, es habe sich zum König in diesem Stücke aufgeworfen. Aber auch damit war es noch nicht zufrieden; es hat auch die Autorität des gesezgebenden Corps usurpiert; es hat seine Vollmacht überschritten, wofern Ihr ihm eine gegeben habt, indem es das, was euere Decrete strenges hatten, noch aggravierte, indem es den Dohmcapiteln befahl, sich aus den Chören, wo sie die öffentlichen Gebete verrichteten, zu entfernen. Es hat Schreiben abgehen lassen, die ich in Händen habe, wo es mit den geistlichen Corps so spricht,

wie das gesetzgebende Corps selbst sprechen würde, wenn es mit ihnen correspondierte. (Es erhebt sich wieder ein Gemurmel.) Ich bitte mich nicht zu unterbrechen; man wird Zeit genug haben mir zu antworten; aber ich sage es voraus, man wird mir nicht antworten *). Die geistliche Commission (Committé ecclesiastique) ist es, welche, wiewohl sie bey dem Decret vom 12ten Jul. gegenwärtig war, wiewohl sie wußte, was für Vorschritte der König bey dem heil. Stuhl gethan hatte... (Verschiedene Stimmen rufen: Nein!) Keine eiteln Subtilitäten! Die Versammlung wußte es.... (Dieselben Stimmen: Nein!) Nun gut, Ihr wußtet es also nicht. Warum hat sich Euere Commission das Recht herausgenommen, Euer Mandatarius zu seyn? Euere Decrete zur Vollziehung zu bringen? Ich wiederhohle es, die Commission ist es ganz allein, die den Widerstand herausgefodert hat, der Euch gestern denunziiert worden ist. Hättet Ihr keine geistliche Commission, Euere Decrete über die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit würden vollzogen worden seyn.

Der Hr. Präsident. Es ist meine Schuldigkeit, Sie zu erinnern, daß eine Satyre auf die geistliche Commission nicht zur Ordnung des Tages gehört.

Herr

*) Und Hrn. Mann's Vorhersagung traf ein, — doch nicht, weil die Herren von der linken Seite ihn zum Propheten machen wollten?

Hr. Lucas. Und ich verlange, daß man dem Committé ecclesiastique Danksagungen votiere. (Ein großer Theil der Versammlung applaudirt)

Herr Menou. Und Ich verlange daß man den Herrn Abbé Maury nicht unterbreche. Er thut mehr für die gemeine Sache (la chose publique) indem er dagegen spricht, als diejenige die dafür sprechen.

Herr Abbé Maury. Um also fortzufahren mich um die gemeine Sache verdient zu machen, so will ich untersuchen, was die Resultate dieser von Euerer geistlichen Commission usurpierten Autorität gewesen sind. (Man ruft den Herrn Abbé Maury zur Ordnung zurück.) Herr Mirabeau hat in dieser Discussion gesprochen, und die Argumente, die man uns bereits vorgetragen hatte, durch seine Theologie in ein neues Licht gesetzt. Der Himmel bewahre mich, daß ich hier die Grundsätze, die er zu Gunsten der Religion aufgestellt hat, mit den Folgen, die er daraus gezogen, vergleichen wolle! Es kommt uns nicht zu, irgend jemanden ins Herz sehen zu wollen. Herr Mirabeau hat Euch gesagt, die Bischöffe sollten um so weniger Bedenken tragen, die bisherigen Grenzen ihrer Diözesen zu überschreiten, weil jeder Bischoff ein allgemeiner Bischoff, seine Jurisdiction von den Kirchengesetzen (canons) anerkannt, und dies der erste der vier Artikel sey,

welche

welche die französische Kleriſey im Jahr 1682 gelehrt habe. Dies iſt zu wichtig, könnte zu leicht Illuſion machen, als daß ich hier nicht ſagen müßte, wie ſich die Sache wirklich verhält. Ich gebe dem Herrn Mirabeau keine böſen Abſichten Schuld... ich führe nur ſeine eigene Worte an.

Herr Riquetti der ältere (ehemals Mirabeau.) Nein.

Herr Abbé Maury. Es iſt mir äuſſerſt viel daran gelegen, zu wiſſen was Herr Mirabeau geſagt hat.

Herr Riquetti der ältere. Mit Erlaubniß, Mein Herr....

Herr Abbé Maury. Ich nehme die Freyheit, den Herrn Mirabeau öffentlich zu fragen, ob er nicht geſagt hat: jeder Biſchoff ſey ein allgemeiner Biſchoff *); wenn ich mich geirrt habe, ſo werde ich zu rechte gewieſen werden.

Herr Riquetti der ältere. Ich antworte, M. H. daß ich nie geſagt habe, jeder Biſchoff ſey ein allgemeiner Biſchoff; dieſe lächerlichen Worte ſind

*) Evêque univerſel, Epiſcopus oecumenicus, d. i. deſſen Jurisdiction ſich über alle Gläubigen erſtreckt, und deſſen Sprengel alſo die ganze Chriſtenheit, oder nach dem alten Ausdruck der Griechiſchen Kirche, die ganze bewohnte Welt (πασα οικουμενη) iſt.

Freunde haben, und damit iſt's aus. Aber was ſagt ihr zum Donnerstag?

Paris.

Gnädiger Herr, ich wollte der Donnerstag wäre Morgen.

Capulet.

Gut, gut, geht izt zu Bette -- auf Donnerstag ſey es alſo -- (Zu Lady Capulet.) Du, geh zu Juliettchen eh du zu Bette gehſt, Weib -- Bereite ſie auf ihren Hochzeit-Tag vor. Lebt wohl, Graf -- Licht in mein Zimmer, he! -- Geht zu, geht zu, es iſt ſchon ſo ſpät, daß wir's bald früh heiſſen dürften. Gute Nacht --

[Sie gehen ab.]

Siebende Scene.

(Juliettens Zimmer, von der Garten-Seite.)

Romeo und Juliette, oben an einem Fenſter; woran eine Strik-Leiter befeſtigt iſt.

Juliette.

Willt du ſchon gehen? Es iſt noch lange bis zum Tag: Es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die dich vorhin erſchrekte -- ſie pflegt alle Nacht auf jenem Granatbaum zu ſingen; glaube mir, mein Herz, es war die Nachtigall.

sind nie aus einem andern Munde gegangen als aus dem Ihrigen. Das habe ich gesagt: Vermöge des ersten Artikels der Freyheiten der Gallicanischen Kirche erhielten die Bischöffe ihre Jurisdiczionen unmittelbar von Gott; das Wesen eines göttlichen (d. i. von Gott eingedrückten) Charakters sey, in keine äusserliche Grenzen eingeschränkt und folglich allgemein zu seyn; es scheine mir, daß in jeder Sprache, die sich nach den Regeln der gesunden Vernunft ausdrückt, die Gränzbezeichnung der Diözesen etwas bloß temporales; sey, lediglich und allein von der Weltlichen Macht, und nicht von dem was Ihr die Geistliche Gewalt nennt, abhange. Das habe ich gesagt, M. Herr: aber nie ist mir eingefallen behaupten zu wollen, die Ordinazion mache aus einem Bischoff einen allgemeinen Bischoff. (Man applaudiert.)

Herr Abbé Maury. Ich richte also nun meine Rede an Sie, Herr Mirabeau, und bin dazu berechtigt. Nun, da die Applaudierungen mich aufgemuntert haben zu antworten, will ich antworten. Erstens: Was Herr Mirabeau gesagt hat, ist im Grunde weder mehr noch weniger als was ich wiederhohlt habe. Zweytens: Er hat nicht gesagt, was ich gesagt habe, und seine Antwort ist nicht aus einem lächerlichen Munde, sondern aus einem absurden Kopfe hervorgegangen. Meine Antwort geht auf

den

den Grund der Frage. Hr. Mirabeau ſagte: der erſte der vier Artickel der Kleriſey weiſe aus, daß die Biſchöffe ihre Gewalt durch die Ordinazion erhielten; dieſe Gewalt ſey juris divini, und es ſey abſurd, ſich einzubilden, ſie könne eingeſchränkt werden. Ich will nichts davon ſagen, daß Hr. Mirabeau mit den Kirchenſachen nicht ſo genau bekannt iſt, daß er gewußt hätte, daß wir keine andern als die Artickel von 1682 kennen, unter welchen der von Hrn. Mirabeau citierte ſich nicht befindet. Die erſte dieſer Propoſizionen ſagt: die Kirche habe kein directes noch indirectos Dominium (Domaine) über die Könige.... Wenn es aber wahr iſt, daß Hr. Mirabeau geſagt hat, „die Biſchöffe erhalten ihre Gewalt durch die Ordinazion, dieſe Gewalt ſey göttlichen Rechts, und ſie könne nicht umſchrieben (eingeſchränkt) werden: ſo folget nothwendig daraus, daß ein jeder Menſch durch die biſchöffliche Weyhe zum allgemeinen Biſchoff wird, und daß ich dem Hrn. Mirabeau kein anderes Unrecht gethan habe, als mit Einem Worte zu ſagen, was er in zwanzig geſagt hat *). Hr. Mirabeau hat alſo zwey weſents

*) Non noſtrum eſt, tantas componere lites! Aber, wenn ich auch ein Wort dazu reden darf, ſo dünkt mich Hr. Maury ſchikaniere den Hrn. Mirabeau, und wolle ihn vorſetzlich nicht verſtehen. Es mag wohl ſchwer ſeyn, in ſolchen überſinnlichen und unbegreiflichen Materien ſich deutlich genug auszudrücken; indeſſen ſcheint mir doch

ſentliche Dinge mit einander vermengt: die radicale Gewalt des Ordinators, welche in der That juris divini iſt, und die Jurisdictions-Gewalt, welche von der Kirche über dieſes oder jenes Territorium aufgetragen wird *). Die Kirche in Cor-

doch Hrn. Mirabeaus Meynung ſich auf den Sinn des den Biſchöffen und Prieſtern zukommenden Character indelebilis zu gründen; und die Folgerungen, welche Hr. Maury daraus zieht, können, wie mich däucht, durch das Dictum des Apoſtels, „ich habe es wohl Macht, aber es frommet nicht alles," ſehr gut beantwortet werden. Die weltliche Obrigkeit kann in einem chriſtlichen Staat, um guter Ordnung und anderer äuſſerlicher Urſachen willen, jedem Biſchoff ſeinen eigenen Sprengel anweiſen, auſſerhalb deſſen er ordentlicher Weiſe ſeine (ex hypotheſi) von Gott unbedingt empfangene, an ſich und ihrer Natur nach an keinen Ort und keine Zeit gebundene, geiſtliche Vollmacht, nicht in Ausübung zu bringen befugt iſt. Gleichwohl hindert dieſe Circumſcripzion der Ausübung ſeiner Gewalt nicht, daß er in einem wirklichen Nothfalle, nicht überall, wo er ſich immer befinden möchte, biſchöffliche Functzionen ſollte verrichten können: und warum dieſes? als, weil ſeine von Gott empfangene Gewalt an ſich unbegränzt und überall kräftig und gültig iſt. Salvis tamen melioribus.

*) Und mir ſcheint, ſoviel ich von der Sache begreife, Hr. Maury ſey es, der ſich hier der Confuſion, die er ſeinem Gegner aufbürdet, ſchuldig mache; indem er die radicale Gewalt, welche ein Prieſter durch die Conſe-

kration

Corpore ist für jeden Bischoff was das Gesetzgebende Corps für jeden Richter ist. . . *) Es ist gewiß daß jede Diözese ihren Hirten hat; wenn sie mehr hätte, hätte sie gar keinen. Es ist also wahr, daß nach Herrn Mirabeau jeder Bischoff ein allgemeiner Bischoff ist. Ich habe ihn also nicht verläumdet; ich habe ihm also wohl geantwortet. . . . Sie müssen das Stillschweigen des Herrn Mirabeau als ein Zeichen seines Beyfalls ansehen.

Die Patriarchen von Constantinopel nannten sich ökumenische Bischöffe. Aber die Kirche hat ihnen diesen hoffärtigen Titel nicht zugestanden. Heilige haben den Bischoff von Rom den allgemeinen Bischoff, den Bischoff der Bischöffe, genannt: aber der heilige Gregorius mißbilligte diese Benennungen als unverträglich mit der Bescheidenheit und Simplicität des Oberhaupts der Kirche. . . Ihr habt vor den Tribunalien behauptet (ich wende mich an die Rechtsgelehrten in dieser Versammlung) als es darum zu thun war den bischoflichen Sitz von Digne mit dem von Senez zu vereinigen,

razion zum Bischoff erhält, und vermöge deren ihm (ex hypothesi Cathol.) eben dieselbe Gewalt, welche J. C. den Aposteln ertheilte, mitgetheilt und unauslöschlich eingedrückt wird, mit der bloß von äusserlichen Umständen abhangenden äusserlichen Bestimmung des Locals ihrer Ausübung vermengt.

*) Ob dies ganz orthodox sey, videant alij.

gen, habt ihr behauptet, Ihr Herren Canoniſten, daß dieſe Vereinigung ohne die Dazwiſchenkunft des Haupts der Kirche nicht möglich ſey. Alle Theologen und Rechtsgelehrte, Civiliſten und Canoniſten, haben einhellig bekannt, daß es gegen die Freyheiten der Gallicaniſchen Kirche ſey, ohne Intervenzion des Pabſts zur Aufhebung eines Bisthums zu ſchreiten, ſo wie der Pabſt allein kein Beneſice aufheben könnte. . . Keine Titularen können ſich für entſetzt halten, ſo lange der Titel nicht legaliter vernichtet iſt. Eine nicht legale Abdankung würde keine Vacanz, vielweniger die Aufhebung eines biſchöfflichen Sitzes bewirken: und dem ungeachtet wolltet ihr deren drey und funfzig vacant laſſen, in der Meynung ſie aufgehoben zu haben! Wollt ihr den Reclamazionen aller Bürger und der Biſchöffe ſelbſt ein Ende machen, ſo ſchreitet mit Beobachtung der canoniſchen Formalitäten zur Aufhebung. Ich lade Euch ein die Antwort des Pabſts abzuwarten. (Es erhebt ſich ein groſſes Gemurmel.) Die Nazion hat Euch das Recht gegeben, Decrete zu machen, aber nicht meine Concluſionen zu regulieren; ich concludiere alſo nach meiner Weiſe. Ich verlange daß die Deliberazion bis auf erfolgte Antwort des Pabſts ajourniert werde.

Herr Ledeiſt, genannt Bontidoux. Auf den Fall daß dieſe Concluſion genehmiget werden ſollte, verlange ich, daß man dieſe Antwort abwarte ohne von der Stelle zu gehen.

Herr Abbé Maury. Bedenket die Lage in welche man die Geistlichen setzt. Man hat vor Euern Schranken gesagt, der Herr Bischoff von Nantes sey verschwunden; er sey der Gegenstand eines Volksauflaufs gewesen, wovon er vielleicht das Schlachtopfer hätte werden können; gleichwohl hat der Herr Bischoff von Nantes gegen nichts protestiert, sich in keinem Stücke widersetzt: er hat bloß gesagt, die Ausmarkung der Diözesen müßte mit Zuziehung des Pabstes vorgenommen werden, und das Volk wollte ihn deßwegen ermorden; und man muthet ihm noch zu, in diese nehmliche Diözese, unter dieses nehmliche Volk zurückzukommen und sich in eine Art von Arrest zu begeben. Ich habe keine Anmerkung über die befremdliche Addresse, die Euch deßwegen präsentiert worden ist, zu machen; die Applaudierungen, die sie erhalten hat, verschliessen mir den Mund. Man hat gesagt, das Bisthum von Paris sey vacant, oder werde von Savoyen aus regiert. Ich wußte sonst wohl, daß man seine Diözese verlasse um nach der Hauptstadt zu gehen, aber ich wußte nicht, daß man aufhöre zu residieren wenn man die Hauptstadt verläßt. Der Referent des Committé des Recherches hat sich unterstanden, den Herrn Bischoff von Paris wegen seiner Abwesenheit anzuklagen, und er wußte die Ursache dieser Abwesenheit; er wußte wie wenig gefehlt hat, daß dieser tugendhafte Prälat, der Wohlthäter des Volks, vom Volke gesteiniget worden wäre.

Und

Und auf eine ſolche Relazion, deren Inhalt uns völlig unbekannt, und nachdem andre Opinanten mit geſchriebenen Reden auf der Tribune erſchienen ſind, verſagt Ihr uns einen bloßen Aufſchub von zwey Tagen *), den wir nöthig haben, um uns präparieren zu können!

Wenn wir aber ja auf dieſen Theil der Relazion, worin man mit dem anguſteſten Ton ſich erlaubt hat alle Biſchöffe zu denuncieren, da es doch dem Geſetzgebenden Corps zuſtände die Hirten der Kirche mit dem tiefſten Reſpect zu umgeben, ſchlechterdings antworten müßten, ſo würden wir ſagen: es ſey eben ſo niederträchtig als ungerecht, Männer anzugreifen, die mit Nichts als Geduld antworten können; ſo würden wir ſagen: daß dieſe Geiſtlichkeit, welche zu dieſer Verſammlung im Namen des Gottes des Friedens berufen worden. . . (Herr Maury wird abermahl unterbrochen; man ruft: die Ordnung des Tages!) Der Augenblick der Wahrheit iſt gekommen und Ihr ſollt ſie hören! Wir würden ſagen: daß dieſe Geiſtlichkeit, die im Namen des Patriotismus hieher berufen wurde, indem ſie unter den Repräſentanten der Nazion Platz nahm, nicht hätte erwarten ſollen, von dieſer Tribune herab der Verachtung des Volkes Preis gegeben zu werden. Wir würden

ſagen:

*) Vor wenig Minuten verlangte er, man ſollte die Sache bis zur Antwort des Pabſts ruhen laſſen.

sagen: wenn unsre Feinde glauben, unser Grab sey noch nicht tief genug um uns für ganz vernichtet zu halten, so sey es gerade ihre Verachtung, was uns sowohl die Hochachtung als die Theilnehmung der Nazion wieder gewinnen wird. . . . Man hat die Redner nicht zur Ordnung gerufen, welche die Bischöffe insultiert haben, denen alle übrigen Geistlichen aus meinem Munde ihre Bewunderung und Ehrfurcht bezeugen. Dieser öffentliche Beweis, den wir unsern Vorstehern von unsrer tiefen Verehrung geben, soll der Welt sagen, was unsre Gesinnungen für ihre wahrhaft väterliche Regierung, und für ihre unerschrocknen und standhaften Verwendungen zum Besten und zum Ruhm der französischen Kirche sind; dieser Kirche, welche heutigs Tages so verkannt wird, aber darum nicht weniger die erste in der Welt ist *). Indem ich so von ihnen spreche, wie die Nachwelt von ihnen sprechen wird, leiste ich dem Gemeinen Wesen einen wahren Dienst: denn, sehet Euch wohl vor! es ist nicht gut, Märtyrer zu machen. Die Männer, die sich der Heiligkeit ihrer obhabenden Pflichten bewußt sind, werden zeigen, daß ihnen die Aufopferung der Güter dieser Welt, daß ihnen selbst die Aufopferung ihres Lebens nichts kostet, um diese Pflichten zu erfüllen; daß sie nicht für diese Zeit leben, daß sie eine andre

Zeit

*) Was werden die Römer zu dieser Rodomantade sagen?

Zeit erwarten, wo ſie wahre Güter, ein wahres Leben finden werden *). . . . Dann werdet ihr Diejenigen Feinde des Vaterlandes nennen, welche die Männer unterdrücken, die für euch bethen. (Gelächter und Gemurmel.) Je, nur Feinde des Gemeinen Weſens ſind im Stande, Männer zu quälen, zu verfolgen, die für ihre Beleidiger bethen; Männer, die in der geſtrigen Seſſion, Beweiſe einer ſo groſſen Langmuth gegeben haben, welche Cäſarn geben wollen was Cäſars iſt, und indem ſie für ihre Pflichten, wenn es ſeyn muß, umkommen, der ganzen Welt zeigen werden, daß wenn ſie gleich Euer Wohlwollen nicht erhalten konnten, ſie doch wenigſtens Euere Hochachtung verdient haben.

(Die rechte Seite applaudiert.)

Es wird verlangt, daß zum Sammeln der Stimmen geſchritten werde.

Herr Camüs. Ich verlange die Erlaubniß über das Ajournement zu reden **).

*) In dem Munde und in den Zeiten eines Athanaſius hätte dies freylich Wirkung gethan: aber von einem Manne wie Herr Maury, und in der franzöſiſchen N. V. im Jahr 1790 nach Chriſti Geburt, war wohl nichts anders zu erwarten, als daß dieſe Phraſen, anſtatt das Herz ſolcher Unglaubigen, wie Herr Maury vor ſich hatte, in Compunction zu ſetzen, nur ihr Zwerchfell erſchüttern würden.

**) Herr Camüs iſt bekanntermaaſſen einer der thätigſten Deputierten von der linken Seite, und Mitglied der Geiſtlichen Commiſſion.

Herr Cazales. Es geht nicht an, durch eine ſolche Erlaubnis diejenigen ihres Rechts zu reden zu berauben, die ſich haben aufſchreiben laſſen, um über die Hauptſache zu reden. Wenn man indeſſen den Herrn Camüs hören will, ſo verlange ich ihm zu antworten.

Der Herr Präſident fragt die Verſammlung, und Herr Camüs erhält die Erlaubniß zu reden:

Herr Camüs. Ich beſtreite das Ajournement. Es iſt ganz und gar kein Beweggrund vorhanden, um deſſentwillen es beliebt werden ſollte; hingegen iſt einer da, warum es verworfen werden muß, denn es würde gefährlich ſeyn. Es iſt kein Beweggrund dazu vorhanden: um Euch davon zu überzeugen, braucht ihr Euch nur zu erinnern, wovon eigentlich die Rede iſt. Ihr habt verſchiedene Decrete abgefaßt; ſie ſind acceptiert und promulgiert worden; es kommt alſo darauf an, ſie zu exequieren. Euere Committees haben Euch einen modum exſequendi vorgelegt; und nun fragt ſich, iſt dieſer modus auſſer dem Decret, (eſt il hors du Decret?) Ja, oder Nein. Dies iſt die einzige Frage. — Man hat über die decretierten Gegenſtände viel pro und contra geſprochen, als ob es noch zweifelhaft wäre, ob Ihr die Zahl der Bisthümer und Metropolen hättet beſtimmen können: aber den modum exſequendi, den die Committee's vorgeſchlagen haben, hat niemand beſtritten. Er kann

alſo

Romeo.

Es war die Lerche, die Heroldin des Morgens, nicht die Nachtigall. Siehſt du, meine Liebe, die neidiſchen Streifen, die dort im Oſten die ſich ſcheidenden Wolken umwinden: Die Kerzen der Nacht ſind abgebrannt, und der froliche Tag gukt auf den Zehen ſtehend über die Spizen der neblichten Berge. Ich muß gehen und leben, oder bleiben und ſterben.

Juliette.

Jenes Licht iſt nicht Tag-Licht, glaube mir's, es iſt irgend ein Meteor, das die Sonne ausdünſtet, um in dieſer Nacht deine Reiſe nach Mantua zu beleuchten; bleibe noch ein wenig, du ſollſt nicht ſo früh gehen.

Romeo.

Laß mich ergriffen, laß mich zum Tod verurtheilt werden; ich bin zufrieden, wenn du es haben willſt. Ich will ſagen, jenes Grau ſey nicht des Morgens Auge, ſondern nur der blaſſe Gegenſchein von Cynthia's Stirne; und es ſey nicht die Lerche, deren Noten ſo hoch über unſerm Haupte zu den himmliſchen Gewölben hinaustönen. Nichts als die Sorge für unſre Sicherheit kan mich aus deinen Armen reiſſen; aber Juliette will's, und der Tod ſoll mir willkommen ſeyn. Wie iſts, meine Seele? Laß uns ſchwazen, es iſt noch nicht Tag.

Juliette.

Es iſt, es iſt; verlaß mich, fliehe, mein Geliebter; es iſt

alſo nicht beſtritten werden. Kann er es nicht, ſo iſt kein Grund vorhanden, warum man die Diſcuſſion ajourniere, welche ſo lange gedauert hat, daß man Zeit genug hatte, einen modum anzugreiffen, gegen welchen man künftig nichts einzuwenden haben kann, was man nicht auf der Stelle hätte einwenden können. Ich ſetze hinzu: das Ajournement iſt gefährlich. Je länger Ihr mit der Vollſtreckung Eurer Decrete zögert, deſto größere Gefahr läuft die Religion; denn in dieſen Zeiten, wo man nicht weiß welche Geſetze man exſequieren ſoll, wo die Geſetze des Reichs in dem Willen mancher einzelnen Perſonen Widerſtand finden, wo dieſer Widerſtand die guten Bürger reizt und ſie zu gewaltſamen Bewegungen bringen könnte, iſt es nothwendig, Allen zu zeigen, daß niemand das Geſetz ungeſtraft übertreten kann. So bald man gewiß iſt, daß eine gerechte Strafe auf diejenige wartet, die ſich dem Gemeinen Wohl entgegenſetzen, ſo denkt niemand mehr daran ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Ich halte alſo davor, es ſey von großer Wichtigkeit, unverzüglich ſowohl den modum der Vollziehung, als die Strafe der Nicht-Vollziehung zu decretieren. Ich finde im Ajournement noch eine neue Gefahr. Diejenige die es verlangten gründen ſich darauf daß man die Antwort des Pabſtes abwarten müſſe. Was würde nun geſchehen, wenn der Pabſt den Biſchöffen riethe zu gehorchen? Wenn er ihnen aber das Gegentheil riethe, was würde dann ge-

ſchehen? Unfehlbar würde dann das Schisma nur zu bald ausbrechen; man würde nicht mehr wiſſen welches die wahre Religion ſey; man würde in verderbliche Erbitterungen, in unſelige Zänkereyen verfallen, die den ganzen Staat erſchüttern und zu Grunde richten würden. Aber hier ſind noch Beweggründe von einer höhern Ordnung: iſt es im achtzehnten Jahrhundert, daß Biſchöffe verlangen. . .

Der Herr Biſchoff von Chartres. Wer giebt Ihnen das Recht die Biſchöffe anzugreiffen?

Herr Camüs. Ich werde hierauf nicht antworten, weil es unnöthig wäre, die Geſetze des Reichs hier vertheidigen zu wollen, nachdem ſie einmahl gegeben ſind; weil das alles bereits von allen Seiten erwogen worden iſt, und weil man bloß die Bemerkungen entfernen will, die ich über das Ajournement zu machen habe. Ich behaupte alſo, es ſey ſehr befremdlich, daß man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in eben dieſer Kirche, die man für ſo aufgeklärt ausgiebt *), eine ſolche Frage aufwirft, wie diejenige, über die Ihr hier diſputieren gehört habt. Der Pabſt iſt der Mittelpunct der Einheit; die N. V. hat ihn dafür erkannt, indem ſie ſagte: „jeder neue Biſchoff ſoll an den Pabſt, als das ſichtbare Haupt der allge-

*) Das environner ſtatt *environnée*, im Original, iſt doch wohl offenbar nur ein Druckfehler.

allgemeinen Kirche ſchreiben, um ihm die Einheit des Glaubens und die Gemeinſchaft, die er mit demſelben unterhalten ſoll, zu bezeugen.“ Man hat Euch geſagt, der Pabſt ſey nicht allgemeiner *) Biſchoff; als Biſchoff von Rom kann er alſo über die Grenzbeſtimmung der andern Diözeſen nichts zu ſagen haben; er hat den Primat, die Oberaufſicht, aber er hat kein Recht den Biſchöffen Befehle zu geben. Man kennt die Stufen, auf welchen der Pabſt nach und nach zu jener Macht gelangt iſt, welche unſre Väter **Uſurpazion** nannten, und gegen welche die Kirche ſelbſt ſich oft erhoben hat. Die Africaniſche Kirche hat die Biſchöffe, welche ihren Recurs zum Pabſt nehmen würden, ſogar von aller Gemeinſchaft mit ihr ausgeſchloſſen.... Die Päbſte fiengen damit an, die Biſchöffe zu conſultieren; hernach ließen ſie Bitten, endlich Befehle an ſie ergehen, und man kann ſogar den Tag angeben, wo die Päbſte ſich durch Excommunicazionen und Bannflüche uſurpierte Rechte zugeeignet haben. Dieſes angemaßte *Imperium* (ich nenne es ſo weil es ein Beyſpiel von Deſpotismus iſt) wurde von Kirchenverſammlungen angegriffen. Das Conzilium von Baſel und Conſtanz, welche die allgemeine Kirche repräſentierten, haben alle ihre Kräfte anſtrengen müſſen, um die Erklärung zu bewirken, daß die allgemeine Kirche berechtigt ſey, Päbſte abzuſetzen und man mußte

*) Herr Maury ſagte es deutlich genug.

gegen den demüthigen Successor des heiligen Petrus zu den Waffen greifen. Niemahls haben die Bischöffe von Frankreich gewollt, daß der Pabst Benefizien vereinigen oder trennen könne; und jezt, da die Ruhe, da das Heil des Staats erfodert jenem Grundsatz getreu zu bleiben, profitieren sie die entgegengesezte Lehre. Sie behaupten die Hände seyen ihnen gebunden, sie berufen sich auf den Willen des Pabsts, sie rufen ihn an. Die Autorität der Nazion ist nicht in der Nazion, sie ist jenseits der Alpen. Wir warten, sagen sie, auf die Antwort des Pabsts. Sie wissen wohl, daß sie alles erlangen können was sie verlangen. Wie ich in ihrer Protestazion laß, daß St. Augustin gesagt habe, „er würde sich für überglücklich schätzen, wenn er dadurch, daß er den geistlichen Dignitaten entsagte, zum Frieden des Volkes Gottes und zur Ehre der Kirche betragen könnte," so erwartete ich nichts anders, als es würde nun folgen, daß sie alle ihre Stellen niederlegen wollten; und wenn es der N. V. an hinlänglicher Gewalt fehlte, so würde sie selbige durch diesen freywilligen Actus erhalten. Ihr könntet durch dieses Mittel euerm Vaterlande die Ruhe geben, könntet den Verfall der Religion verhüten, könntet ihren Glanz und ihre Herrschaft dadurch sicher stellen, und Ihr seyd noch Bischöffe? Wenn ihr glaubt, das gemeine Beste heische ein Opfer, wozu St. Augustin um geringerer Bewegursachen willen bereit war, so ist es unmöglich, daß ihr auf euern

Stuhs

Stühlen sitzen und ihrer noch würdig bleiben könnte. (Ein großer Theil der Versammlung applaudiert zu wiederholten mahlen *). Ich fasse meine Meynung über das verlangte Ajournement zusammen. Wovon ist die Rede? Decrete zur Vollziehung zu bringen, die der König sanctzioniert hat.

Es steht bey der Nazion (la Nation a la faculté) die Katholische Religion anzunehmen oder nicht **): sie hat sie angenommen; die Nazional-Versammlung hat sich förmlich über diesen Punct explicitert. (Ein Theil der rechten Seite murmelt, der übrige Theil der Versammlung applaudiert.) Wenn diese heilige Religion uns unbekannt wäre, wenn sie uns erst jetzt von Missionarien gepredigt würde, so würde sie den schleunigsten Succeß haben, und wir würden ihnen sagen: ihr solt Kirchendiener haben, Bischöffe an diesen, Pfarrer an diesen

Ihrs

*) Auf diesen Fuß möchten die Französischen Bischöffe wohl Ursache haben zu sagen: *nolo episcopari.*

**) Ein seltsamer Satz! Wie? War sie nicht schon Katholisch? Hat sie sich seit der Revolution jemahls in eine Discussion der Gründe eingelassen, ob und warum es besser für sie sey, katholisch zu bleiben, oder eine andere Religion zu wählen? — Und wie kann man, ohne gegen die ersten Grundsätzen der Katholischen Religion anzustoßen, sagen: es stehe in dem Belieben einer katholischen Nazion, ob sie katholisch seyn wolle oder nicht? Das Murmeln auf der rechten Seite war also sehr natürlich.

Orten; das ſind unſre Wünſche, und das ſind euere Rechte. Würde wohl ein einziger unter dieſen Miſſionarien, wenn er von den Pflichten ſeines Miniſteriums gehörig durchdrungen wäre, dieſe Bedingungen ausſchlagen? Herr Montesquiou hat bemerkt, es ſey ein groſſer Fehler, eine Frage durch Anwendung eines Rechts von einer verſchiedenen Natur zu entſcheiden. In der That, wenn man vor den Geſetzgebern gegen Euere Decrete aus der Jurisprudenz der Arrêts *) argumentieren wollte, ſo würdet Ihr dergleichen Argumente zurückweiſen, weil ihr die Macht zu conſtituieren habt. . . Man ſagt den Canoniſten, die ſich in dieſer Verſammlung befinden, ſie hätten ſich der Vereinigung gewiſſer Beneſizien ohne Concurrenz des Pabſts entgegengeſetzt. Aber damahls war die Nazion noch nicht verſammelt, und wir muſſten uns noch für ſehr glücklich halten, daß wir Formalitäten und Regeln reclamieren konnten, um uns dem Deſpotismus zu widerſetzen. . . Ich möchte wohl wiſſen, ob man, als das Kirchen-Patronat der Laien für einen Mißbrauch erklärt wurde, alle weltlichen Kirchen-Patronen in dieſe Verſammlung berufen habe? (Man applaudiert) Sehet wieviel Vortheile aus einer ſchleunigen Entſcheidung zum Behuf eines Reichsgeſetzes entſpringen müſſen; ſehet, ob es nicht gefährlich wäre, gefährlich ſelbſt für diejenigen, welche gegen die Voll-

*) Der Parlamente vermuthlich.

Vollziehung deſſelben ſind, wenn Ihr die Entſcheidung, worauf Euere Committee's angetragen haben, aufſchieben wolltet! Was hat man in dieſer ganzen Diſcuſſion vorgebracht? Man hat ſich in Materien, die nicht zur Sache gehören, verlohren, ſich in unnütze Raiſonnemens eingelaſſen, worauf weiter nichts zu antworten war als dies: entweder vernichtet die Freyheiten der gallicaniſchen Kirche, *) oder erkennet, daß der Pabſt keine directe Gewalt über die franzöſiſche Kleriſey hat. Ich verlange, daß man ſogleich zum Stimmen ſchreite; daß die Priorität dem Project Decrets der geiſtlichen Commiſſion zugeſtanden, und dem von Hrn. Mirabeau vorgeſchlagenen verſagt werde, weil es unnöthige, nicht zu entſchuldigende, und ungerechte Diſpoſizionen enthält, und überdies noch den großen Fehler hat, daß Ihr in bereits ſchon publizierten Decreten Abänderungen machen müßtet.

Man verlangt, daß zum Stimmen geſchritten werde.

Die

*) Mais ſoyez donc conſequent, Mr. Camus! Wozu iſt es nöthig von den alten Freyheiten der gallicaniſchen Kirche zu reden, da die Nazion ſich ja ſo viel Freyheiten geben kann als ſie will? Da es ja bloß auf ſie ankommt, wofür ſie den Pabſt erkennen will? Da ſie ja ſogar, ſobald es ihr beliebt, die Religion der Druiden, oder welche andere ihr gefällig ſeyn ſollte, adoptieren kann?

Die Discussion wird vermöge einer großen Majorität geschlossen.

Herr Cazales. Das Decret ist nicht deutlich genug. Es ist ein ganz ausserordentlicher Vorschritt, die Discussion über ein Ajournement zu schließen, wenn nur ein einziges Mitglied gehört worden ist.....

Ein großer Theil der linken Seite steht auf und verlangt, daß gestimmt werde. Hr. Cazales beharrt auf seinem Antrag.

Herr Verchere. Ich verlange, daß Hr. Cazales zum ersten mahle den allgemeinen Willen respectiere.

Der Herr Präsident (zu Hrn. Cazales) Ich habe die durch das Regiement eingeführte Ordnung befolgt. Man hat verlangt, daß die Discussion geschlossen werde; ich habe die Versammlung gefragt; ich habe das Decret angezeigt; es steht nicht in meiner Macht, über Ihre Proposizion stimmen zu lassen.

Herr Cazales. Das ist eine sehr ausserordentliche Prozedur.... (Er wird durch wiederhohltes Begehren, daß zum votieren geschritten werde, unterbrochen.) Ich habe also die Ehre, Herr Präsident, Sie bemerken zu machen, daß die Majorität einem großen Theil der Versammlung zweifelhaft scheint; ich verlange, daß die

Stim-

Stimmenprobe noch einmahl vorgenommen werde. Es ist unglaublich, daß man die Discussion für beschlossen nehmen wolle, wenn man nur einen einzigen Opinanten gehört hat; dies ist der Grund warum ich berechtigt zu seyn glaube, zu verlangen, daß die Stimmenprobe noch einmal vorgenommen werde.

Der Herr Präsident. Das kann ich Ihnen nicht bewilligen, wofern die Versammlung es nicht befiehlt. Ich habe das Decret angezeigt; die Secretarien und ich haben keinen Zweifel; indessen ist es möglich, daß die Versammlung welchen haben könnte, und ich will sie consultieren.

Herr Foucault. Ich habe eben so wenig Zweifel als die Secretarien; aber aber es sind zwey ganz verschiedene Propositionen: die erste, ob die Discussion über die Hauptsache geschlossen werden solle? diese ist abgethan; die andere, ob sie auch über das Ajournement geschlossen seyn soll? und dies ist noch zu entscheiden.

Der Herr Präsident consultirt die Versammlung, und die Discussion über das Ajournement wird für beschlossen genommen *).

Herr Voydel. Da wir in dem projectierten Decret einige Dunkelheit wahrgenommen, so haben

*) Nehmlich, durch die Mehrheit der Stimmen, welche bekanntermaßen seit geraumer Zeit immer auf der linken Seite ist.

ben wir die Redaczion desselben nochmahls durchgegangen, um ihm mehr Deutlichkeit zu geben.

Man sezt sich in Verfassung über den ersten Artikel zu stimmen.

Der Herr Bischoff von.... Ich erkläre, daß es uns unmöglich ist an der Deliberazion Theil zu nehmen.

Verschiedene Geistliche stehen auf, um zu zeigen, daß sie dieser Erklärung beytreten.

Die Artikel werden zum Stimmen vorgelegt; ein groser Theil der rechten Seite giebt gar keine Stimme ab.

Das durch die Majorität erkannte Decret ist in acht Artikeln verfaßt; und da es durch die öffentlichen Blätter bekannt genug ist: so begnüge ich mich nur so viel davon zu sagen, daß vermöge dieses Gesetzes

Alle Bischöffe, ehmahlige Erzbischöffe und Pfarrer, welche in Functzion geblieben (d. i. durch die neue Eintheilung der Diözesen nicht auser Activität gesezt worden sind) schwören müssen, der Nazion, dem Gesetz und dem Könige getreu zu seyn, und aus allen ihren Kräften die von der N. V. decretierte Constituzion handhaben zu helfen. Die in ihren

Diözes

iſt die Lerche, die ſo tonloß ſingt, ihr mißlautendes, unangenehm-ſcharfes Gurgeln ruft dich weg -- O gehe, gehe, es wird immer heller und heller.

Romeo.

Sage, immer finſtrer und finſtrer, da ich in wenigen Augenbliken dich nicht mehr ſehen werde.

Die Amme kommt herein.

Amme.

Gnädige Frau --

Juliette.

Amme?

Amme.

Euer Gnaden Frau Mutter iſt im Begriff heraufzukommen: Der Tag bricht an, nehmt euch in Acht, ſeht euch vor -- (ab.)

Juliette.

So muß ich dann von meinem Leben ſcheiden? --

Romeo.

Lebe wohl, lebe wohl; noch einen Kuß, und ich will gehen.

(Romeo ſteigt aus dem Fenſter herab.)

Juliette.

Und gehſt du dann ſo? O mein Liebſter, mein Herr,

Diözesen und Pfarreyen Anwesenden schwören diesen Eid binnen 8 Tagen; die Abwesenden, welche sich aber in Frankreich befinden, in Einem, und die ausser dem Reich befindlichen in Zwey Monaten à Dato des Decrets. Eben diesen Eid leisten auch die Vicarien der Bischöffe und Pfarrer, die Superioren und Professoren der Seminarien und öffentlichen Schulen, und überhaupt alle in Aemtern stehende Geistlichen, und zwar die Bischöffe, Ihre Vicarien und die Superioren der Seminarien und Schulen in der Bischöflichen Kirche, die andern jeder in seiner Pfarrkirche, Sonntags, nach der Messe, in Gegenwart des allgemeinen Conseils der Gemeine, und der Gläubigen.

Wer diesen Eid in der vorgeschriebenen Zeit nicht leistet, wird so angesehen als habe er seinem Amt entsagt, und es wird, in der Form und Ordnung wie der Titel II. des Decrets vom 12. Jul. 1790 vorschreibt, zu Wiederbesetzung seiner ipso facto erledigten Stelle vorgeschritten.

Falls einer oder der andere der besagten Bischöffe, Vicarien, Pfarrer, u. d. w. nachdem sie den besagten Eid abgelegt, auf irgend eine Art und Weise demselben zuwiderhandeln sollten: so sollen sie vor den Tribunalen der Districte als Rebellen gegen das Gesetz ange-

klagt durch Verluſt ihre Beſoldung beſtraft, überdies alle Rechte eines Activ-Bürgers beraubt, und aller öffentlichen Functzionen unfähig erklärt werden.

Alle Biſchöffe, Pfarrer, und andere geiſtliche Perſonen, die in Functzion geblieben ſind, und ſich des beſagten Eides weigern wollten, ingleichem alle Glieder der ſupprimierten Geiſtlichen Corps, die ſich ihrer ehmahligen Functzionen noch ferner, gegen das Geſetz, annehmen wollten, wie nicht weniger alle und jede Geiſtliche oder Weltliche Perſonen, welche zuſammentreten wollten um mit vereinten Kräften den von der N. V. decretierten und vom Könige acceptierten oder ſanctzionierten Decreten den Gehorſam zu verſagen, oder Widerſtand gegen ihre Vollſtreckung zu erregen, ſollen als Störer der öffentlichen Ruhe gerichtlich verfolgt, und nach der Strenge der Geſetze beſtraft werden.

Epi

Epilogus des Herausgebers.

Ich überlasse nun den unbefangenen Lesern, die Betrachtungen selbst anzustellen, wozu diese Probe, wie man in der N. V. bey den sogenannten Debatten zu Werke geht, Stoff genug an die Hand giebt; besonders auch über das Murmeln und Applaudieren, zwey Druck- und Triebwerke in der politischen Maschine (denn als solche werden sie, wie man sieht, gebraucht) welche, bey jeder Debatte über einen die verschiedenen Partheyen vorzüglich interessierenden Gegenstand, die augusten Repräsentanten der französischen Volks-Majestät in ein Parterre verwandeln, wo bey Aufführung eines neuen Stücks, nach voraus genommener Verabredung der Partheyen, gezischt und geklatscht wird, und die überwiegende Menge der Klatscher oder Zischer den Triumph oder den Fall des Stücks entscheidet. Ich schränke mich für diesesmahl nur auf eine einzige Reflexion über die Hauptsache selbst ein, worüber auf beiden Seiten mit so vieler Animosität gestritten wurde, und sage: Wenn diese Sache aus protestantischen Begriffen und Grundsätzen entschieden werden soll, so kann gar keine Frage seyn, wer Recht habe. Aber die N. V. (wenigstens bey weitem der gröss te Theil) besteht aus Katholiken, und sie hat sich zum Ueberfluß feyerlich und öffentlich im Namen

der französischen Nazion zur Römisch-Katholischen Religion bekannt; und dies ändert den Status controversiae gewaltig, und giebt dem Hrn. Abbt Maury und seiner Parthey eine so große Ueberlegenheit über seine Gegner, daß man sich wundern müßte, warum er sich derselben nicht mit größerer Energie bedient habe, wenn nicht die Gewißheit durch Murmeln übertäubt zu werden einem Cicero selbst die Lust benehmen könnte seine Beredsamkeit und seine Lungen in große Unkosten zu setzen. Der Herr Referent und seine Mitstreiter berufen sich freylich immer auf den Geist und die Maximen J. C. und der ersten apostolischen Gemeinen: aber davon ist ja die Rede nicht. Die Frage ist: ob die Nazional-Versammlung in Sachen, welche die Hierarchie, die in dem Kirchenregiment einmahl eingeführte Ordnung, betreffen, eigenmächtig, ohne Beystimmung der französischen Kirche (d. i. nach römischem Styl, der Klerisey) und des Bischoffs von Rom, als anerkannten Oberhaupts der R. K. Kirche, Aenderungen zu treffen befugt sey, zumahl so wichtige, daß Bischöffe dadurch ihrer Herden beraubt und in den Fall gesetzt werden, sich um irgend einen vacanten Titel in partibus infidelium umsehen zu müssen. So viel ich weiß, ist diese Anmaßung in der R. Katholischen Christenheit etwas ganz unerhörtes, und die Majorität der N. V., und ihre Wortführer, die kein Bedenken getragen haben, das popanzische Wort Schisma bey dieser Gelegenheit

in

in einem Tone, der einer Drohung ziemlich ähnlich ist, auszusprechen, sind ipso facto schon Schismatiker, indem sie Sätze behaupten, die in Spanien einen jeden Christenmenschen zum Scheiterhaufen qualifizieren würden. Wahrlich dies alles ist den Rechtsgelehrten in der N. V. sehr wohl bekannt; von ihnen kann man nicht sagen, sie wißten nicht was sie thun; aber da die neue Eintheilung der Diözesen, die Vernichtung der weltlichen Prärogativen der hohen Klerisey, die Säcularisazion der Kirchengüter, die Aufhebung der Dohmkapitel und Canonicats-Pfründen, und die ganze bürgerliche Constituzion der Geistlichkeit, nun einmahl wesentlich zu der neuen politischen Schöpfung gehören, welche auf das Mächtige Werde! der Razional-Versammlung aus den Trümmern der ehmahligen Verfassung Frankreichs sich zu erheben anfängt: so ist kein Wunder, daß sie sich stellen, als ob sie nichts davon wißten, daß sie," — indem sie alle diese Reformazionen, der Reclamazion der Klerisey ungeachtet, ohne Vorwissen und Einwilligung des anerkannten Oberhaupts der Katholischen Kirche, aus bloßer Machtgewalt der Nazion, ausüben, — sich offenbare Eingriffe in die so viele Jahrhunderte lang von allen Römisch-Katholischen anerkannte Rechte der Kirche und des Pabsts erlauben. Und warum sollte auch die Razional-Versammlung, sie, die sich das Recht zugeeignet hat, die ganze Verfassung der französischen Monarchie einzureissen, die ehmalis

maligen Reichsstände, den Adel und die Parlamente abzuschaffen, die Majestät dem Volk zuzueignen und den König in einen blossen besoldeten Diener des gemeinen Wesens zu verwandeln, dem man — ohne selbst recht zu wissen warum? — den Königstitel und fünf und zwanzig Millionen Livres giebt, um der erste Commis und Vollzieher der Befehle der Nazional-Versammlung zu seyn, — warum sollten Die, welche das Alles durften, weil sie es konnten, nicht vermöge eben dieser willkührlichen Machtgewalt, vor welcher alle ehmahligen Rechte und Titel schweigen mußten, auch über die Klerisey nach Gutbefinden disponieren können? Was darf der nicht, der alles kann was er will? Ich sage nicht: die Grundsätze, aus welchen die N. V. in der bürgerlichen Constituzion der Klerisey verfuhr, seyen, an sich selbst und in Rücksicht auf den Geist der Religion J. C., auf die wahre Bestimmung dessen, was diese Geistlichen Herren selbst das evangelische Ministerium nennen, u. s. w. nicht besser, als die Maximen und Gründe aus welchen Hr. Maury im Namen der Bischöffe raisonniert. Ich sage nur: sie widersprechen den bisher allgemein anerkannten Grundmaximen der R. Katholischen Kirche; und die N. V. welche vermöge der von ihr angenommenen Grundbegriffe so weit gegangen ist, muß, um consequent zu handeln, noch weiter gehen, und es ist schwer zu sagen, wo sie mit ihrer Reformazion in Kirchensachen stehen bleiben werde.

werde. Dies ſcheint mir ſelbſt die ſo ganz unnöthiger Weiſe öffentlich affectierte Geringſchätzung des Statthalters J. C. zu Rom, deutlich genug zu präſagieren. Ich nenne ſie unnöthig, weil die Veränderung der Diözeſen und die ganze bürgerliche Conſtituzion der Klerifey, in Rückſicht auf die ohnehin ſchon ſubſiſtierenden groſſen Freyheiten der Gallicaniſchen Kirche, keine Sache iſt, wozu der König und die Nazional-Verſammlung, die Einwilligung des Pabſts, wenn ſie gemeinſchaftlich in gehöriger Ordnung darum angeſucht hätten, ſehr wahrſcheinlicher Weiſe, nicht erhalten haben ſollten? Der Pabſt müßte ihnen doch wohl für dieſen öffentlichen Beweis ihres Reſpects gegen den heiligen Stuhl Dank gewußt, und dafür auch wieder gefällig zu ſeyn ſich um ſo mehr bewogen gefunden haben, da er doch wohl einſehen mußte, daß man ſeine Einwilligung bloß *pro forma* und um das Decorum zu beobachten verlange; daß bey einer auf den Geiſt und die Maximen der Gregore und Bonifaze gegründeten Weigerung, für den heil. Stuhl wenig zu gewinnen, aber wohl viel zu wagen und zu verlieren ſey. Warum alſo in einer ſolchen Sache, unter ſolchen Umſtänden, von einem Recurs an den Pabſt nichts wiſſen noch hören wollen? Warum auf eine allen guten Katholiken ſo anſtößige Art den Statthalter Chriſti als einen Ultramontanen, der in Frankreich nichts zu befehlen habe, tractieren? — Warum das, wenn

die Majorität in der N. V. nicht schon vorausgesonnen ist, noch weiter zu gehen als sie schon bisher gegangen ist, und das Schisma, vor welchem sie sich eben nicht sehr zu fürchten scheint, durch künftige noch weiter greifende Decrete zu realisieren? — Die lezte Rede des Hrn. Camus, der bey aller Gelegenheiten so stark auf die älteste Verfassung und Maximen der Kirche dringt, giebt über diesen Punct viel zu denken.

Dies ist es ohne Zweifel, was man den Pabst, (nicht mit der besten Grazie von der Welt) merken lassen will, und was er (wie sich vermuthen läßt) auch gut genug merken wird, um, Seines Orts, die Flamme nicht noch stärker anzublasen. Leo X. befand sich übel dabey, daß er sich für stark genug hielt, die Lutherische und Zwinglische Reformazion durch Machtsprüche und Excommunicazionen ersticken zu können: und wie groß war gleichwohl im Anfang des 16ten Jahrhunderts noch die Gewalt der Meynungen, auf welchen das Ansehen des Römischen Stuhls beruht! Wie gering ist hingegen im lezten Dezennio des 18ten Jahrhunderts die Gewalt dieser Meynungen! Wie precär und schwankend die Allgewalt des römischen Bischoffs! Und er sollte sich nicht durch das Beyspiel Leo des zehnten warnen lassen?

Indessen ist auch auf der andern Seite zu bedenken: daß zuweilen Alles, was schon so gut als verlohren war, *cunctando* wieder hergestellt wor-

werden iſt. Es iſt offenbar genug, daß die franzöſiſchen Biſchöffe den Recurs an den Pabſt nur genommen haben um Zeit zu gewinnen? Warum ſollte alſo dieſer ſich übereilen? Warum nicht ſo lange zögern als nur immer möglich iſt, um abzuwarten was ſich inzwiſchen etwa ereignen könnte? Die Gährung ſcheint nun wirklich in Frankreich aufs höchſte gekommen zu ſeyn; die Weiſſagung des Politiſchen Journals wird und muß ſo gewiß eintreffen, als eine im Calender vorhergeſagte Mondsfinſterniß; ſo, wie die Sachen jezt ſind, können ſie nicht bleiben: nur was am Ende herauskommen wird, das wird Niemand, der ſich nicht gern dem Schickſal der neuen Propheten ausſetzen möchte, ſo zuverſichtlich vorherſagen wollen, wie der ehrliche Sel. Ziehen den Untergang des halben Europa.

Vermuthlich weiß der Statthalter Gottes mehr von den futuris contingentibus als wir andern profanen Wichtlein. Wenn alſo ſeine Einwilligung endlich erfolgen ſollte, ſo könnte man es als ein ziemlich gewiſſes Zeichen anſehen, daß die N. V. zu Paris (in dieſer Sache wenigſtens) wirklich den Allgemeinen Willen der Nazion ausgeſprochen habe; und dann möchte es wohl, bis dieſe (ut voluntas hominis ambulatoria eſt) ihren Willen etwa änderte, ſein Verbleiben dabey haben müſſen.

W.

III.

Rede

des Herrn Larive

Schauspielers vom französischen Nationaltheater, Mitglieds der Versammlung der Wähler, und Wortführers der Deputazion dieses Corps an die Nazional-Versammlung.

(In der Abend-Session am 14. Decbr. vorigen Jahres gehalten.)

Indem Ihr dem französischen Volke seine angebohrnen, in Jahrhunderten der Unwissenheit verlohrnen, und in einem erleuchteten Zeitalter wieder errungenen Gerechtsamen zurückstelltet: habt Ihr demselben auch des vornehmste Recht der höchsten Gewalt in dem Befugnisse eingeräumet, die obrigkeitlichen Aemter durch freye Wahl zu besetzen. Von nun an werden unsre Obrigkeiten ihre Würden nicht mehr von der Gunst einer willkührlichen Macht erbetteln, oder von der Laune des blinden Glückes erschmeicheln dürfen. Sie werden dieselben nur dem edeln Wetteifer um die öffentliche Achtung, und keinem anderen Gönner als dem Ruhme ihres Verdienstes, zu danken haben. Berufen vom Volke aus demjenigen Departement, welches unter allen das Erste eure Gesetze vernimmt und empfängt; berufen die Männer zu wähs

mein Gemahl, mein Freund! Ich muß alle Tage Nachricht von dir haben, alle Stunden, denn in einer Minute ohne dich sind viele Tage. Ach! nach dieser Rechnung werd' ich alt seyn, eh ich meinen Romeo wieder sehe.

Romeo.

Lebe wohl, meine Liebe: ich will keine Gelegenheit versäumen, wodurch ich dir meinen Gruß übermachen kan.

Juliette.

Ach, denkst du, wir werden uns jemals wieder sehen?

Romeo.

Zweifle nicht; es wird eine Zeit kommen, wo alle diese Widerwärtigkeiten uns zum Stoff angenehmer Gespräche dienen werden.

Juliette.

O Gott! ich hab' eine Unglük-weissagende Seele -- Mich dünkt, ich seh dich, da ich so auf dich hinunter schaue, wie einen, der todt in seinem Grabe ligt. Entweder werden meine Augen düster, oder du siehst bleich --

Romeo.

Glaube mir, Liebe, du kommst mir eben so vor; der Kummer trinkt das Blut in unsern Wangen auf -- Lebe wohl, lebe wohl! --

(Romeo geht ab.)

Achte

wählen, durch welche dieſe Geſetze vollzogen und geſchützt werden ſollen; haben wir uns angeſchickt die Pflichten des uns anvertrauten Wahlgeſchäftes zu erfüllen. Durch ein bekanntes Dekret, das ſich auf täuſchende Convenienzen gründete, iſt eine Verſammlung, die ihrer Natur nach nur einen einzigen Körper ausmachen ſollte, in mehrere getrennt worden. Dieß empörte den Gemeingeiſt, und unſre Vereinigung wurde ſo gleich ſein dringendſtes Geſchäfte. Ihr ſäumtet nicht, durch ein neues Dekret, das euerer Weisheit ſo ſehr würdig war, die zerſtreuten Wahlverſammlungen, deren Mannigfaltigkeit die Hofnungen der ſchleichenden Intrigue unterhielt, in eine Einzige umzuſchaffen. Der Tag dieſer Vereinigung war für uns ein Tag des Triumphes; und das Erſte was wir an demſelben beſchloſſen haben, war ein Gelübde unſrer Dankbarkeit gegen die Schöpfer der franzöſiſchen Freyheit. Wir kommen, uns dieſes heiligen und einhelligen Gelübdes zu entledigen. Wir kommen als Abgeordnete von der Verſammlung der Wählenden, und ſchwören hier im Namen des Departements von Paris, ſchwören nach dem Beyſpiele der geſammten Monarchie, unwiderrufliche Treue und unverbrüchlichen Gehorſam gegen die Ewigkeitswürdige Conſtituzion, welche die unerſchütterliche Grundfeſte unſrer Freyheit iſt. Die Stadt Paris hat der Welt gezeigt, daß das Glück unter ſeinen Schätzen kein Gut aufzuweiſen habe, das in ihren Augen irgend einen Wehrt hätte, ſo bald es durch

die

die Freyheit erkauft werden müßte. Allein je theurer uns diese Freyheit zu stehen kömmt, desto inniger ist auch die Liebe, mit der wir an ihrem errungenen Besitze hangen. Wir wollen sie nun ohne alle Einschränkung. Wir wollen Sie nach dem Ideal das Ihr davon entworfen habt, allenthalben durch bürgerliche Gleichheit geschützt und bezeichnet. Wir wollen sie in dem vollen Maaße, in welchem sie auch keine Spur von allen jenen empörenden, die Würde der Menschheit beleidigenden Verfassungen, jenen schmutzigen und verderblichen Ueberresten der Tyranney des Lehnsystems, übrig läßt. Wir wollen sie, mit einem Worte, genau nach der Form, in welcher sie uns durch die Philosophie verheissen, und durch die Constitution wirklich gegeben worden ist. (Hier wurde zu wiederholten mahlen applaudiert.) Euere Grundsätze sind auch die unsrigen, und Euer Geist hat uns bey unsrer ersten Amtsverrichtung beseelt. Bey der Wahl der dreyßig Richter, die wir so eben in dieser Eigenschaft öffentlich vorgestellt haben, haben wir die gute Meynung des Publikums und das Andenken der dem Vaterlande geleisteten Dienste vor Augen gehabt; wir sind im Geiste der bürgerlichen Freyheit, das heißt, mit Verachtung gegen den Prunk angeerbter Titel und mit Mistrauen gegen fanatischen Innungsgeist zu Werke gegangen; Wir haben das Interesse des Richteramtes zu Rath gezogen, und eingedenk, daß die erforderlichen Einsichten eines Richters selbst durch seine Tugenden

nicht

nicht erſetzt werden können, ſind wir beym Aufſuchen tauglicher Subjekte auch die Sphäre, die wir ſonſt ſcheuten, nicht vorübergegangen. (jusque dans la ſphère que nous redoutions) Wir haben endlich auf die Ehre einer edelmüthigen Stadt geſehen die der vornehmſte Schauplatz der Revolution iſt, und es ſo ſehr verdient die Früchte der Talente einzuärndten, welche ſie in ihrem Schooße aufkeimen ſah. Dieß ſind die Maaßregeln, die uns unſer Gewiſſen vorgeſchrieben hat. Ein Blick auf die Rechtsgelehrten, die wir aus Euerm Mittel gewählt haben, wird der Treue, womit wir unſrem Gewiſſen gefolgt ſind, das vollgültigſte Zeugniß geben. Wir haben die Auswahl der künftigen Richter unter der Auswahl der Bürger Frankreichs getroffen.

Wenn der Zeitpunkt da ſeyn wird, wo wir den Senat der Adminiſtrazion zu beſetzen haben, werden wir noch eine Rückſicht mehr geltend machen. Die Ausübung der anvertrauten öffentlichen Gewalt iſt weit mehr als die Verwaltung der Gerechtigkeit dem Mißbrauche ausgeſetzt. Der Richter wird ſchon gewiſſermaßen durch den ſtrengen und ernſten Genius ſeines Berufes, und durch die unverrückbare Gränzen ſeines Geſchäftes in Schranken gehalten. Allein die Gränzlinien der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ſind, bey aller ihrer Unveränderlichkeit, viel biegſamer und beweglicher. Wenigſtens ſind die Werkzeuge

dieſer Poſten der Einwirkung des Eigennutzes und dem Einfluſſe äuſſerer Umſtände weit mehr unterworfen, als es für die Befeſtigung einer aufkeimenden Conſtituzion gleichgültig ſeyn kann. Wenn die Richterſtühle Männer von tadelloſer Rechtſchaffenheit erfordern, ſo heiſcht die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten gegenwärtig Bürger von unerſchütterlichem Muthe. (Hier wurde applaudiert.)

Beſtellt, im Namen des Volkes auch die Hirten zu wählen, welche demſelben die Pflichten der Religion durch Lehren und Beyſpiele beyzubringen haben; werden wir die Probe und die Bürgſchaft von den Tugenden der zu wählenden Subjekte in ihrer Anhänglichkeit und Treue gegen die Grundgeſetze des Staates aufſuchen, und jeden Oberprieſter, der ſich gegen den Eid der Nazion widerſpenſtig und treulos bezeugen wird, als einen Menſchen anſehen, der ſich das Urtheil, das ihn aus dem Tempel des Vaterlandes verbannt, ſelbſt geſprochen, und der an der Gottheit die er predigen, und dem Volk, das er belehren ſoll, zum Verräther worden iſt. (Der Redner wurde hier durch ſtarkes Applaudieren unterbrochen.) Ihr wiſſet es, mit welchen ärgerlichen Proteſtazionen man ſich in allen Kirchenſprengeln herumträgt, um die leichtgläubige Frömmigkeit zu empören. Man weckt eine alte Schulmeynung, die ſeit einem Jahrhundert in der Nacht der Vergeſſenheit begraben lag, wieder auf,

und

und bewafnet sie gegen eure Dekrete. Man versucht jene Priestergewalt, welche einst mit so vieler Wuth gegen die Gewalt der Souveraine gekämpft hat, wieder geltend zu machen. Das Wort Gewalt, dem die Herrschsucht eine uneigentliche seinem ursprünglichen Sinne fremde Bedeutung aufgedrungen hat, ist die leidige Veranlassung jenes langwierigen und unseligen Streites gewesen.

Die Religion hat ohne Zweifel Gewalt über unsere Gemüther, durch die Heiligkeit des Gottesdienstes den sie von uns fordert, Gewalt über unsre Sitten, durch die Heiligkeit der Beyspiele, die sie uns zur Nachahmung vorstellt. Ausser dem aber kömmt ihr keine Gewalt zu, weder die Gesezgebende, noch die Ausübende, noch die Richterliche. Das Volk, von welchem sich jede Gewalt dieser Art herschreibt, hat nie auch den kleinsten Theil davon an die Diener der Altäre übertragen; und der Stifter des Christenthums hat seinen Aposteln die Welt keineswegs zu beherrschen, sondern zu unterrichten und zu trösten angewiesen. (Der Saal erscholl hier von lautem Beyfall.) Mit Einem Worte, der leidige Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ist eine Redefigur der Unwissenheit, eine politische Ketzerey, und eine Lästerung des Evangeliums. Indem wir allen Dekreten, die wir Euerer Weisheit und Gerechtigkeit bisher zu danken haben, unsern vollkommensten Beyfall

fall geben, pflichten wir insbesondere und aufs feyerlichste der von euch festgesezten bürgerlichen Constituzion der Kleriseh bey; dieser Konstituzion, die so auffallend das Gepräge vom Geiste der ersten christlichen Gemeinen trägt, und die in der Form der französischen Kirche, ohne gegen die geheiligten Grundsätze derselben anzustoßen, nichts als die Geographie ändert; dieser Constituzion, die von der ächten Frömmigkeit mit frohlockendem Beyfall aufgenommen, vom patriotischen Eifer mit Ungeduld erwartet wird, und die keinen andern Gegner hat, als das blinde Vorurtheil, welches allein ihre Weisheit in Anspruch nimmt, und ihre Einführung zu verspäten strebt. Wir glaubten bey dieser Gelegenheit die Reinigkeit unsrer Gesinnungen gegen die Religion öffentlich an Tag legen zu müssen, und vermittelst derselben voraus bekannt werden zu lassen, daß wir keine andern Seelenhirten wählen werden, als solche, die uns ihre Gesinnungen der Treue gegen das Interesse der Nazion nicht weniger als für den Dienst der Altäre bewährt haben, und daß wir jede andere Wahl als einen Abfall von dem Eide unsres Berufs ansehen wollen.

Alle unsre bisher geäusserten Maximen werden sich in ihrer äussersten Strenge, unser Eifer wird sich in seiner geschärftesten Aufmerksamkeit, bey der bevorstehenden Wahl des gesezgebenden

Corps

Corps offenbaren. Dieſe wird unſer wichtigſtes und ſchwerſtes Geſchäft ſeyn. Denn wir wollen, daß eure Nachfolger euch ähnlich ſeyn ſollen. Wir verlangen, daß ſie mit dem weit umfaſſenden Blicke des Geiſtes, Muth und Feſtigkeit des Willens verbinden. Wir verlangen, daß ſie mit ihrem unerſchütterlichen Muth jene weiſe und großmüthige Mäſſigung zu vereinigen wiſſen, die ſichs an der Vertheidigung der eingeführten Konſtituzion genügen, die ſich durch keinen ſelbſtſüchtigen Ehrgeitz zur Erſchütterung derſelben reitzen läßt.

In dieſem an heimlichen Anſchlägen und planvollen Ränken ſo reichhaltigen Zeitalter, haben wir von den hinterliſtigen Anſtalten und den verrätheriſchen Schlingen der Feinde unſrer Rechte alles zu beſorgen. Keine Staatsverfaſſung hat irgend einem Volke unterm Monde in ältern und neuren Zeiten ſeine urſprünglichen Rechte in ſo weitem Umfange, wie die Unſrige, zugeſichert. Laſſet uns unſre neue Konſtituzion durch thätige Ehrfurcht und ſtandhafte Treue gegen dieſelbe befeſtigen; und hüten wir uns, ſie jemahls den Faktionen und Stürmen einer neuen Geſetzgebung Preis zu geben. Hüten wir uns den Unzufriedenen zu ihren aufrühriſchen Hofnungen Raum zu laſſen, oder wohl gar ſelbſt anzubieten. Der völlige Erfolg neuer Geſetze iſt ein Geheimniß, das nur im Buſen der Zeit reifen kann. Wenn wir weiſe ſind, ſo werden wir es abzuwarten wiſſen, bis uns die

Zeit das Gute und Schlimme enthüllt, das in unſrer neuen Konſtituzion gegenwärtig zum Theil noch Verborgen liegt. Die Glückſeeligkeit der Staaten hängt von der Güte ihrer Geſetze ab. Die Unſrigen ſind wohl einer ewigen Dauer würdig. Sie ſind kein Syſtem von veränderlichen Maximen, und von Maaßregeln, die für ungewiſſe Fälle berechnet ſind; ſie ſind ein mit Kühnheit entworfener und mit Weisheit ausgeführter Inbegrif der erſten und wichtigſten Rechte der Natur und der erſten und wichtigſten Forderungen der Geſellſchaft. Ein Staat, der eine ſolche Verfaſſung erhalten hat, iſt eben dadurch in den Rang einer unſterblichen Geſellſchaft erhoben. (Hier wurde applaudiert.) Ihr habt den Thron verewiget, indem ihr demſelben ſeine Stelle auf dem Mittelpunkte der Wünſche und der Aufmerkſamkeit des Volkes angewieſen habt. Ihr habt das Geſetzgebende Korps verewiget, indem ihr die Dauer deſſelben auf immer feſtgeſetzt, und das Publikum als Richter und Zeugen ſeiner Unternehmungen um daſſelbe herum verſammelt habt. Ihr habt die Monarchie verewiget, indem ihr die Provinzen von dem Drucke der ungleichen und vereinigenden Privilegien befreyt, die verſchiedenen Ländermaſſen nach einem und ebendenſelben Maaßſtabe des Bezirkes eingetheilt, und ſie alle untereinander durch die Bande der brüderlichen Gleichheit verbunden habt. Ihr habt das Chriſtenthum in Frankreich verewiget, indem ihr jedes Departement zu einem beſondern

Kir-

Kirchensprengel erhoben, das Amt des Hohenprieſters an ſeine Verrichtungen im Heiligthume zurückgewieſen, den untergeordneten Seelenhirten die Rechte der evangeliſchen Gleichheit zurückgegeben, das reine Gold der Religion von den Schlacken menſchlicher Leidenſchaften, und die Sache Gottes von allen irdiſchen Angelegenheiten getrennt habt. Und gleichwohl ſind dies lange noch nicht alle Wohlthaten die wir euch zu danken haben, nicht die einzigen Wunder, die ihr gewirkt habt. Ihr habt den öffentlichen Kredit auf immer ſicher geſtellt, in dem Ihr denſelben auf drey unerſchütterliche Grundfeſten, an denen es ihm bisher mangelte, gegründet habt: auf das gewährleiſtende Ehrenwort der Nazion, auf verhältnißmäßig vertheilte Auflagen, und auf weiſe Staatshaushaltung. Ihr habt den Frieden im Innern dieſes Reiches auf immer ſicher geſtellt, indem ihr alle Bürger in Soldaten und alle Soldaten in Bürger umgeſchaffen, und aus jeder Familie eine Feſtung, und aus allen zuſammengenommen eine eherne Mauer gebildet habt, die ſich auf die erſte Aufforderung um jede Stadt, um jeden Flecken herum erhebt, und allen bewafneten Verſchwörungen Trotz bietet. Ihr habt ſogar den Frieden von auſſen ſicher geſtellt, in dem ihr jenen ſtolzen Geſchlechtern, die keinen andern Weg zum Ruhme, als der über Schlachtfelder geht, kannten, einen für ſie ganz neuen Pfad eröfnet habt; indem die Nazion durch euch der haſſenswürdigen Eroberungsſucht auf immer

entsagt hat, die von ihrem Triumphwagen herunter den Saamen des Elendes in den Schooß des Ueberflusses, und des Jammers mitten in das jauchzende Gepräng des Siegès ausstreut; indem ihr dem verderblichen Handwerke der Minister ein Ende gemacht, welches unter dem Namen der Politik mit Bündnissen, Fürsten und Nazionen sein Spiel trieb, und im Grunde nichts als eine straflose Verschwörung gegen das menschliche Geschlecht war. (Hier wurde applaudiert.) Ihr habt endlich den Geist der Philosophie in seine Würde eingesetzt; und mit ihm alle Künste die in seinem Lichte gedeihen, mit ihm alle Grundsätze, die ihm ihre Berichtigung, die Würde der Menschheit, die ihm ihre Wiederherstellung, und die Majestät des Volkes, die ihm ihre Anerkennung zu danken hat. Ihr habt endlich allen diesen erhabenen Ideen das Siegel ihrer Heiligkeit aufgedrückt, indem ihr sie durch eure Gesetze in alle Gemüther, selbst diejenigen nicht ausgenommen, denen alle Empfänglichkeit für dieselben versagt schien, eingeprägt habt.

Ein großes historisches Problem, das die Nachwelt beschäftigen wird, liegt in der Vergleichung von zwey ungefähr gleichzeitigen Erscheinungen in der Weltgeschichte; des Kongresses, der Amerika gerettet, und der Nazional-Versammlung, welche Frankreich befreyt hat. Wenn es der erstere mit bewafneten Heeren aufnehmen mußte: so hatte die letztere weit fürchterlichere Hindernisse zu bes-

käm-

Achte Scene.

Juliette.

O Glük, Glük, alle Leute nennen dich unbeſtändig; wenn du unbeſtändig biſt, was thuſt du mit dem, deſſen Treue du kennen ſollteſt? Doch, ſey immerhin unbeſtändig, denn ſo hab ich Hoffnung, daß du ihn nicht lange behalten, ſondern mir bald zurükſchiken wirſt.

Lady Capulet tritt auf.

Lady.

Wie, Tochter, ſeyd ihr ſchon auf?

Juliette.

Wer iſt da, wer ruft? Iſt es meine Gnädige Mamma? Was für eine ungewöhnliche Urſache führt ſie ſo früh hieher?

Lady.

Wie, Juliette, wie ſteht's um dich?

Juliette.

Ich bin nicht wohl, Gnädige Frau.

Lady.

Immer noch in Thränen um deines Vetters Tod? Wie, hoffſt du ihn mit deinen Thränen aus ſeinem Grab herauszuwaſchen? Wenn du es auch könnteſt, ſo könnteſt du ihn

kämpfen: sie hatte Legionen von Vorurtheilen zu überwältigen, unübersehbare Bollwerke von Privilegien aus dem Wege zu räumen. Dreyzehn aufkeimende Republicken haben eine alte und furchtbare Monarchie bezwungen. Aber diese Monarchie war von ihren Mauren sehr weit entlegen, und der Ocean diente den Amerikanern gewissermassen für Grenzfestung und Bundesgenossen. Wir hingegen haben eine willkührliche Gewalt, welche mitten in unsren Mauren herrschte, und noch immer alles über eine Phantasie vermag, die an Sklaverey gewöhnt ist, gebändiget, oder vielmehr entwaffnet. Amerika hatte ein Volk aufzuweisen, das die Gesinnungen der bürgerlichen Freyheit mit der Milch eingesogen hatte, und das, durch diese Gesinnungen belebt, seinen Eroberungen stolz und in einem regelmäßigen Kriege entgegenzog. Wir hingegen waren von einem so glücklichen Ziele viel weiter entfernt, als wir mit einem einzigen Schritte den ungeheuren Zwischenraum zwischen Sklaverey und Freyheit zurücklegten, als wir in Einem Tage hunderttausend Tyrannen entthronten, (Ein groser Theil der Versammlung applaudierte) und mit Einem Blicke des Geistes tausend gefürchtete Schreckenbilder in die Flucht jagten. Wenn endlich Amerika unsrem Frankreich zuvorgekommen ist; so hat vielleicht unser Frankreich Amerika übertroffen. Dieses hat den Vorzug errungen ein grosses Beyspiel gegeben zu haben. Dafür habt Ihr jenem den Vorzug, eine vollkommenere Gesetzge-

hung zu beſitzen, verſchaft. Jener kühne Geometer, der einſt in einem Momente der Begeiſterung ausgerufen hatte: „gebt mir Materie und Bewegung, und ich ſchaffe euch eine Welt!“ würde heutzutag ausrufen können: „gebt wir Menſchen und die franzöſiſche Conſtituzion, und ich ſchaffe euch eine Nazion.“ (Oft wiederhohltes und lange fortgeſetztes Applaudieren.) X.

IV.

Ueber die Königs-Probe

im neuen teutſchen Merkur.*)

Die Parabel von der Königs-Probe iſt ſo gemeinnüzig, iſt ſo hell und ſo treffend eingekleidet, ſo gleichſam aus der Seele aller würdigern Zeitgenoſſen entlehnet: daß kaum zu zweifeln iſt, es werden nun mehrere Theilnehmer an dieſem heiligen Patriotiſmus aufſtehen, und dieſe gemeinnüzige Stimmung eben ſo vorſichtig als zweckmäßig weiter unter uns befördern. Die würdige Abſicht des Urhebers wird es wirklich ſeyn, daß auch einige Theile dieſer ſchönen Erzählung ſogar ſtark oder ernſtlich abgeändert werden, wenn eine noch nüzlichere Vertauſchung ſich deutlicher empfehlen könnte.

*) Von einem Unbekannten eingeſchickt, der ein wohlmeynender, nachdenkender und gelehrter Mann zu ſeyn, aber weder Sprache noch gute Schreibart hinlänglich in ſeiner Gewalt zu haben ſcheint.

könnte. Ich will den Verſuch machen, in Abſicht des Nachtrags, der im October, von S. 128 an vorkommt. Freylich kann ich nur kurz ſeyn, um andere Beyträge dieſer Art zu veranlaſſen; aber eben ſo aufrichtig, als es die entſchiedene Wichtigkeit dieſer gemeinnützigen Aufgabe mit ſich bringt.

1. Der heilige Rath — Er iſt freylich die groſſe Vorausſetzung, wovon nachher alles übrige ganz gewiß, ganz glücklich, ganz unfehlbar abhängt. Die Probe dieſes heiligen Raths iſt eben ſo unentbehrlich; und da könnten mehrere wohlwollende Biedermänner das Ihrige von Zeit zu Zeit beytragen. Das könnte ein ſchätzbarer Stoff werden für manche Aufſätze in allerley bisherigen teutſchen Monathsſchriften; wodurch dieſe heilige Idee immer mehr ſich unter uns ausbreiten, und die himmliſche moraliſche Wärme erzeugen könnte, welche in ſo manchen Schriften gänzlich fehlet, die doch auch gemeinnützig ſeyn ſollten. Ganz ausgemacht iſt der Grundſatz dieſes wirklich heiligen Raths, daß die Vorſicht noch gröſſer ſeyn müſſe, als der Eifer, um nicht durch Uebereilung und Sturm, bey vorhabender Verbeſſerung in der (öffentlichen) Religion mehr zu ſchaden als zu nutzen. Es iſt auch ganz wahr, daß das gröſte Unglück im Reiche der Wahrheit eben darin beſtehet, daß nur wenige uneigennützig und edel genug ſind, Bäume zu pflanzen, welche erſt der

Nachwelt Nutzen bringen. Aber das Unglück ist doch nicht allein bey diesen zu wenig edeln, oder zu wenig uneigennützigen Lehrern zu suchen; das ganze sogenannte Publikum hat Antheil an diesem Unglück! Ein stolzer Eigensinn, oder derber harter Ehrgeiz, oder wie dieser herrschende Sinn sonst beschrieben werden mag, duldet fast keine Vorsichtigkeit des Lehrers: er muß geradehin absprechen; er muß spötteln, und sich nach der Laune des Publicums richten. Es will nicht so belehret seyn, als es die Vorsichtigkeit des noch so edeln und ganz uneigennützigen Lehrers mit sich brächte. Nun ist die Neigung zur Uebereilung gewiß schon allgemeiner, als das ernstliche eigene Nachdenken; das Publicum ist schon gewohnt, mitzusprechen; und gerade in Religionssachen — ist es schon ein Vorwurf, wenn jemand nicht selbst aufgeklärt genug zu seyn meinen sollte. Wo sind also die vorsichtigen ächten Freunde der Wahrheit und wahren Aufklärung, welche das Licht und den Schatten für das Auge der Zeitgenossen genau abzumessen wüßten? Wo sind die Schüler, die sich einem Maße noch unterwerfen? Und wenn es doch nur immer noch Pflänzchen gewesen wären, die der Eigennutz ins Treibhaus gebracht hätte, um ja selbst noch Früchte zu genießen! Was für Pflänzchen finden wir wohl in jenen ganz zügellosen Spöttereyen über die öffentliche Religion, zu der doch ganze Millionen Christen gehören? Was für Früchte genießen die so leichtsinnig stolzen Verfasser?

und

und wie viel Licht und Wahrheit und moraliſche Würde haben nun die Zeitgenoſſen wirklich für ſich in ſo langer Zeit gewonnen?

2. Abdals Aeuſſerungen von S. 120 an, ſind ihrem Inhalte nach faſt ganz wahr; aber auch wirklich ſchon lange von würdigen Lehrern der chriſtlichen praktiſchen Religion, mehr als einmahl, recht ernſtlich geſagt und bezeuget worden. Wenn in unſern Staaten mehr noch ſolche Volkslehrer zu ihrem wahrlich ſehr wichtigen Stande gebildet werden, als S. 133. v. 8. ganz recht angenommen wird: ſo werden auch jene Bonzen gewiß abnehmen, über deren ſehr unlautre Abſichten Abdal ſo gerecht ſeufzet. Welche große gewünſchte Aufklärung würde ſich alsdenn ausbreiten, wenn man vorher das zeitherige ſittliche Verhalten prüfte, ehe man einem das ſo große Amt eines Volkslehres anvertrauete! Wenn kommt dieſe Zeit der wahren himmliſchen Aufklärung! In welchem deutſchen Staate wird dieſe große ernſtliche Ordnung zuerſt eingeführt werden? Abdal — wo erſcheint deine neue Regentenkraft? Hier iſt aber ganz gewiß der alte Sitz aller Religions-Krankheit. Welchem Staat iſt es ein Ernſt, die Verehrung des Abida, des ſo heiligen allein wahren Gottes, unter ſeinen ſonſt immer unglückſeligen Landeskindern wirklich mit moraliſcher Wärme geltend zu machen?

3. Einige Zeilen oder Aeuſſerungen, ſind nicht ganz richtig. S. 121 ſagt Abdal: — ein Theil unſere verunſtalteten Lebensgeſchichte des Heiligſten vorleſen anhören. Und S. 132 wiederhohlet ſelbſt der heilige Rath dieſe Uebereilung: „es wird ein Auszug gemacht aus der Lebensgeſchichte Abidas — dem einzigen, aber durch viele Fabeln entſtellten Religions-Buche" ꝛc. — So lange auch ſchon dergleichen Auszüge aus den einzeln Büchern der Bibel wirklich da waren, die man ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert der Chriſten kennt; ſo ganz zweckmäßig ſie ſind, wenn man eigene Verehrung Gottes immer mehr erleichtren will, und ſo frey ihr Gebrauch für einen jeden Leſer der Bibel wirklich ohnehin iſt, der nicht ganz von Gott entfernt iſt: ſo iſt doch freylich wahr, daß jene alte Kirchentheologie allerdings erſt durch ſpätere biſchöffliche Ordnung, ohne alle Göttlichkeit oder Anſehen der ältern, annoch freyen Kirchen, bloß zum Vortheil der falſchen Kirchengewalt, die Unterſcheidung der Bücher der Bibel gar ſehr gehindert, und ſogar für unerlaubt erklärt hat. Aber es iſt hiſtoriſch nicht zu erweiſen *), daß die Lebensgeſchichte Jeſu verunſtaltet worden ſeyn; oder daß das Religionsbuch der Chriſten durch viele Fabeln entſtellet worden. So gewiß und groß der Unterſchied der Evangelien iſt: ſo gieng doch kein hiſtoriſcher Aufſatz vorher,

*) Hiſtoriſch nicht; aber auch nicht logiſch? pſychologiſch? moraliſch? That is the queſtion!

her, oder war daneben da, den eine Verunstaltung oder Entstellung von nun an getroffen hätte. Es ist auch nun entschieden, daß es keinen göttlichen Canon *) gegeben hat; der bischöfliche Canon, seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts, hat keine andere als kirchliche, menschliche Autorität. Es stehet also allen Christen frey, eine ihnen nüzliche Auswahl dieser Bücher anzustellen. Jene historischen Feste von Maria an, bis auf den Erzengel Michael, haben freylich solche Texte aus dem Matthäus, Lucas und der Apokalypsis zum öffentlichen Vorlesen eingeführet; die sogenannten Ausleger haben große Arbeit an Harmonien aller Evangelien und an eine (immer unfruchtbare) Composizion aller Bücher gewendet ꝛc. Das stehet ihnen noch frey. Aber, wie gesagt, eine Entstellung durch Fabeln kann man keinem Evangelium vorwerfen. Die verschiedenen Evangelien haben, ihrer ersten Bestimmung nach, für verschiedene Familien oder Schulen gehört. Der unglückliche Einfall von einer Kirchen- oder Religions-Monarchie, hat eine solche Verbindung aller dieser neuen Bücher erst sehr spät mit sich gebracht, um die beyden großen Abtheilungen der Christen, (aus gewesenen Juden und Unjuden) nun zu Einer großen Gesellschaft zu vereinigen. Nun kommt aber alles auf die Lehrmethode oder den Unterricht an, und diese Beurtheilung ist entweder bey der ganzen Gesellschaft, oder sie wird

*) S. Herrn M. Christian Friedr. Weber Beyträge zur Geschichte des neutestamentlichen Canons. Tübingen 1791.

wird von fähigen Mitgliedern der öffentlichen Religion zu eignem Privatgebrauche vorgenommen. Im ersten Falle beziehet sich eine festgesezte Ordnung der öffentlichen Religionsverfassung allemahl auf andere gleichzeitige Religionsparthenen, um den wirklich kenntlichen (politischen) Unterschied fortzusetzen. So entstand eine neue Religionsgesellschaft, die christliche, die alle ihre Mitglieder von Juden und Unjuden von nun an wirklich unterscheiden wollte. Hierzu wurden neue schriftliche Urkunden eingeführt, durch welche diese neue Gesellschaft ein für allemahl nun zusammen gehalten wurde. Dieser wirklich äusserliche bürgerliche Endzweck stehet bey den Gliedern dieser Gesellschaft, und hat keinen innern Zusammenhang mit der besondern Religion der einzelnen Glieder; sondern gehört zur freyen Bewilligung und Entschliessung einer Menge oder Vielheit von Menschen, die nach äusserlichen zufälligen Umständen sich als Mitglieder eines besondern Körpers einander unterordnen wollen. Die noch ganz Unwissenden legen den Lehrern ein gewisses Ansehen bey, wenn sie auch nur einen Theil der neuen Lehre zu bejahen und ihrem vorigen Zustande vorzuziehen im Stande sind: z. E. Gott ist nicht allein der Juden Gott — alle Nazionen gehören Einem und demselben Gotte an — der Messias, oder Sohn Gottes, kann also nicht in dem Begriffe bejahet werden, der einem ausgemachten Grundsatze widerspräche — die innere Verehrung Gottes kann und soll von allen dazu

zu fähigen Menſchen beſſer geleiſtet werden, als wenn man bloß feſtgeſetzte Verrichtungen der Perſonen von Zeit zu Zeit beſtellt, welche ſehr unrecht als die alleinigen Diener der Gottheit angeſehen werden — Gott ſiehet einmahl wie allemahl das Herz, die ganze Geſinnung an, nicht aber äuſſerliche Opfer und todte Gebräuche oder Dialecte und Idiotismen der verſchiedenen Nazionen ꝛc. Kurz, ſo bald der Begrif von Gottes moraliſchem Verhältniß von einzelen Menſchen lebendig erkannt wurde: ſo verloren die kleinen jüdiſchen und unjüdiſchen, bloß hiſtoriſchen Vorſtellungen das vorige Anſehen. Geiſtliche oder vollkommnere Beſchneidung, Opfer, unaufhörliche innere Verehrung Gottes, behält den Vorzug vor der bloß äuſſerlichen Gewohnheit ꝛc. Eben ſo gieng es mit der neuen Geſellſchaft der Proteſtanten; ſo bald eigene Gedanken und Urtheile Platz fanden, verlor die alte kirchliche Gewohnheit, und die neuen Liebhaber dieſer eigenen Uebung wurden faſt unausbleiblich eine neue eben ſo feſte Religionsgeſellſchaft. Wie man nun den damahligen erſten wahren Sinn der Bücher des N. T. am gewiſſeſten durch ſtäte Beziehung auf die bisherigen jüdiſchen Meynungen entdeckte, welche nun durch neue Stufen der eigenen Erkenntnis corrigirt oder zurück geſezt wurden, ohne ein einziges Maß dieſer neuen Erkentnis: ſo haben auch die Proteſtanten den Widerſpruch gegen das vorige Pabſtthum, oder gegen die ſehr ſchlechte Kirchenordnung

über-

überhaupt würklich gemein, und unterwerfen die ganze äusserliche Religionsverfassung ihrer eigenen neuen Beurtheilung, und Entscheidung, ohne Pabst. Der Unterschied der bürgerlichen Regierung, die in Teutschland und in der Schweiz gar sehr ungleich war, verursachte eine große Ungleichheit in der neuen protestantischen Kirchenordnung, so wie die verschiedenen Familien der Christen von Anfang an einander ungleich waren und blieben. — Geraume Zeit finden sich noch keine solche Bonzen unter ihnen, als Abdal beschreibet; erst nach und nach wird das Ansehen der Kirchen- oder Religions-Diener so groß, daß sie sich selbst wieder über die Obrigkeit erheben, und ihren theologischen (immer neuen) Lehrsätzen eine göttliche Wichtigkeit geben; so wenig solche öffentliche Kirchenartikel zur christlichen praktischen Verehrung Gottes gehörten, indem sie nur die neuen Gesellschaften von einander theilten. Man fiel in die alten Fehler jener Kirchengesellschaft, worin Bischöffe und Päbstie es (ohne Obrigkeit,) schon entscheiden wollten, was allen Christen zur wahren Verehrung Gottes und zur ewigen Seligkeit unumgänglich nothwendig sey; und nun verdammten die protestantischen Theologen, (aus einem falschen Eifer für die Ehre Gottes und Christi) einander eben so leicht, als jene alte Klerisey alle Kezer verdammte. Zwar manche weise Regenten legten diesem rohen Eifer einen bürgerlichen Zaum an; doch blieben immer einige übrig, welche

das

doch nicht wieder lebendig machen. Gieb dich also einmal zufrieden. Ein gemässigter Schmerz ist ein Beweis der Liebe; aber zuviel Schmerz beweißt allemal zu wenig Verstand.

Juliette.

Ich kan einen so empfindlichen Verlust nicht zuviel beweinen.

Lady.

Auf diese Art verewigst du das Gefühl deines Verlusts, und kanst doch den Freund nicht zurük bringen, dessen Verlust du beweinst.

Juliette.

So, wie ich den Verlust meines Freundes fühle, kan ich nicht anders als ihn immer beweinen.

Lady.

Gut, Mädchen, du weinst nicht so sehr um seinen Tod, als daß der Böswicht lebt, der ihn ermordet hat.

Juliette.

Was für ein Böswicht, Gnädige Frau?

Lady.

Was für ein andrer als Romeo?

Juliette (leise.)

Böswicht, und er, sind manche Meilen von einander.

(laut.)

das Straſamt des heiligen Geiſtes unwiderſprechlich zu verwalten meynten. Man kann mit Grunde ſagen, daß Theologen und Prediger es häufig gar vergeſſen haben, daß ſie wirklich immer fort der Geſellſchaft als Diener unterworfen ſeyen; daß ſie allen ihren Meynungen eine ausgemachte Richtigkeit beygelegt, und zu bald Beyfall und Gehorſam gefordert haben, als ſeyen ſie ſchon vollkommener als Paulus, der es geradezu ſagte, daß auch er es nicht ſchon ergriffen hätte. Die ganze Theologie, die doch nur eine Succeſſion abwechſelnder Erkenntnis begreift, wurde gar zur Chriſtlichen allein ſeligmachenden Religion lange Zeit gerechnet; ſo leicht man auch die Jahrzeiten zu allen katholiſchen Kirchen-Artikeln ſchreiben kann, und ſo gewiß ſie zu der moraliſchen Verehrung Gottes, wenigſtens nicht vorzüglich, gehören, ſondern bloß die freye Gelehrſamkeit der ſehr ungleichen Theologen, gegen andere ihres Gleichen, an den Tag legen. In allen wahren Gottes-Verehrern kann Gott göttlich wirken; in allen kann und ſollte Chriſtus wohnen durch eigenen Glauben; alle wahre Chriſten kann der Geiſt Gottes treiben; wenn auch die bloß hiſtoriſche Kirchen-Artikel der verſchiedenen Parteien eine ſehr ungleiche öffentliche Sprache mit ſich führen, wie ſie in der beſondern Geſellſchaft üblich iſt. Wo wird ſich aber der heilige Rath zuſammen finden, der ſolche Aufgaben durch Weisheit und Vorſicht geltend macht, in Gott ehrender Hintanſetzung alles Egoismus? der

den

den göttlichen Glanz der wirkſamen unumſchränkten chriſtlichen Religion ſelbſt ſchon erfahren und genuzt hat, und in gemeinnüziger Schonung und Nachſicht den ſo vielen unerzogenen oder verzogenen Kindern lauter geſunde Milch zur Speiſe läßt, bis ſie ſelbſt ſtarke Speiſen dafür wählen können? Der daher die Proben hinreichend entwirft, wonach Volks-Lehrer von nun an zu wählen ſind! Vielleicht darf man doch auch noch in dem kleinen Reſte unſers Jahrhunderts der Morgenröthe dieſer wohlthätigen moraliſchen Sonne entgegen ſehen, wenn mehrere Parabeln ſo gut zuſammen geſezt werden; wie ehedem der Anfang des würdigen Religions-Unterrichts in Parabeln beſtund, die niemand übereilten!

V.

N i c e,

eine Idylle, aus dem lateiniſchen des Vida.

Ihren erblaßten Gemahl beweinte die liebliche Nice bitterlich; irrte mit ihrem Harm durch öde Gebirge, flohe die Menſchen und ſcheuchte den Troſt für trauernde Liebe von ſich und füllte das Land umher mit klagendem Wehe, weint' in Nächten und weint' am Tage; ſchon klagten die Berge Davalus Tod, und alles erſcholl vom Davalus wieder.

Davol

Damon entbrannt' indeß von Liebe zur reizenden Nice,
als er am nahen Felsen sein Häufchen Ziegen bewachte,
liebekrank durchirrt' er ach! alle Gehölz' und Gefilde
und so klagt' er vergebens sein Leid den lauschenden Lüften:

„Welche Gottheit zeigte dich, schönste der lieblichen Schönen,
„meinen Augen, und hat dich schnell den gefesselten Blicken
wieder entrissen, damit mich lechzende Flammen verzehren?
Sey nun Göttin des Hayns, denn Göttin muß ich dich nennen,
oder beherrsche des Meers unendliche Tiefen und Ströme:
dein entzückendes Bild umschwebt mir auf immer die Seele,
dir soll alles umher noch mit mir huldigen lernen,
jeglicher laubigte Berg und friedlich beschattete Thäler.
Mag ich unter den Heerden der kühlenden Lüfte genießen,
oder Weiden im Thal' am Ufer des Stromes mir schneiden,
oder was ich beginn' und vollend', erst sing ich ein Lied der
Liebe von dir, erst seufz' ich, du meiner Seele, du meines
Herzens Erwählte nach dir. Eh' soll das Schäfchen die Weide,
eher das Wild die Wälder, der Fisch die Ströme verschmähen,
ehe die stärkste Gewalt dich aus sehnendem Busen mir wegringt.
Faunen und Oreaden, und wenn mir auch die nicht mehr horchen,
Berg' und einsame Wälder vernehmen meine Gesänge,

Glühen werden die Wälder, entglühn die Höhen der Berge —
Ach wohin fliehst du? was kümmert dein Härmen den
Gatten im Grabe?
Weile doch, Göttin, und zeige den suchenden Augen dich
wieder!

Ach daß diese Wälder und diese beteppichten Wiesen
dir nur gefielen, du gern mit mir im Thale hier hauſtest,
o dann selige Wälder für mich und selige Wiesen!
Hochentzückende Wälder und hochentzückende Wiesen
und entzückend das Thal! — Doch du vor allem entzückend!
Hier besängst du dann bey mir, indeß die Ziegen am weichen
Grase nagten, die Thaten des Gatten, wie er allein oft
Feinde bestritt und Städte bestürmt und erobert; und
ihre
Führer gefangen führte — das alles sangen ja eben
mit dir die Berg, und alles erscholl vom Davalus wieder.

Gern wird hier die erhabne Cythere ihren Adonis
mit dir beweinen, mit dir die Klage des Harmes ver-
schwistern:
Wenn ihr dann trauert, so lieg' ich zu euren Füßen im
Grase,
flecht' ein herrliches Körbchen für dich aus Binsen und
Reiſia,
und beweb' es, zum Staunen, ren oben oben bis unten mit
Bildern.

Gleich

Gleich mein erſtes Werk ſoll's ſeyn, mein erſtes Gebilde,
wie dein erblichener Gatte dahin ſtarb, traurig dahin ſtarb,
wie er da jammerte, daß ihn nicht Schlachten, nicht Waffen der Helden
tödteten, daß er allmählig an zehrender Krankheit verſcheide!
Bläſſe decket das kalte Geſicht des ſterbenden Jünglings,
und die freundlichen Augen beginnen im Tode zu brechen.
Arbua gießt daneben bekümmert den Fluß aus der Urne,
Nymphen in bangem Gedränge zerſchlagen die Buſen und ſtreuen
auf ſein Lager Violen und Blumen der Traur, Hyacinthen.
Um den Entſeelten verſammeln ſich Herrſcher und Helden und Klager;
alles, alles umher zerfließt in ſtrömenden Thränen.
Und ein anderes Bild zeigt Dich, von Helden begleitet,
wie du als Pilgerin weit hin walleſt, ob einer der Götter
deinem geliebten Gemahle das Leben zu friſten verheiſſe.
Ach wie flehſt du die Himmliſchen an und ſtammelſt Gelübde!
Ach wie häufeſt du herrliche Gaben auf allen Altären!
Aber vergebens flehſt du den Göttern und ſtammelſt Gelübde,
häufeſt vergebens die herrlichen Gaben auf allen Altären.
Angſtvoll ſchwankſt du von Orte zu Orte; von hohen Gebirgen
kommen Dryaden und Oreaden dir ſtaunend entgegen,
alle Nymphen beginnen ſich um dich zu ſammeln, und winden
für die Pilgerin Kränz' aus laubichten Zweigen und bunten

Blumen, ach! armen vergänglichen Troſt für wüthende Schmerzen!
Wenn die ſchreckliche Bothſchaft dann das Ohr dir durchſchüttert;
todt ſey Davalus, nichts durch alle Gelübde gewonnen,
ſieh dann laß ich im Bilde dich plözlich erbleichen, vor grauſen
Schmerzen entſeelt hinſinken, und deine dienenden Frauen
um die Gefallene ſtehn, mit kühlenden Tropfen des Stroms dich netzen, und kaum erwecken die kühlenden Tropfen dich wieder.
Welche Seufzer und welche Klagen ach! wollt' ich dann mahlen,
ließen in einem Geweb' auch Seufzer und Klagen ſich mahlen.
Grauſam nannteſt du dann die Götter und grauſam das Schickſal,
grauſam die Erde, weil ſie nicht willig zerſpalt und erbarmend
auf dein Flehen in ſchnell ſich öffnende Schlünde dich ſchlürfe;
denn ſonſt gab es hienieden kein Ende für deine Verzweiflung.
Ihr, Hetruriens Berge, ſeyd Zeugen, wiſſet es alles,
ihr habt alle Klagen der Armen vernommen, und wenn ſie ſeufzt', ihr ſelbſt aus luftiger Höh' entgegen gejammert.
Alles erzählte vorlängſt dem horchenden Knaben der alte
Tityrus, da er mir ſterbend die zarten Lämmer vertraute."

So ſang Damon und wandelte fort, ihn ſahen dahingehn
nur die Bewohner umſtürmter Gebirge, die Bären; ſie, lauſchten,
als er in ſinkender Nacht hinirrt' und hörten ihn Lieder ſingen

ſingen den Bergen und Haynen und öden Meeresgeſtaden.
Nice wandelt' indeß auf ſchroffen unwegſamen Klippen,
floh bald hierhin, bald dorthin, und ließ ſich nicht treffen, nicht ſchauen,
hörte noch minder als Wogen des Meeres in reiſſenden Stürmen.
Haltet ſie, Ströme, o haltet ihr Pflegerinnen der Ströme,
Nymphen, ſie auf, und laßt ſie nicht weiter, und führt ſie nach Hauſe!
Ach die Zeit nur vermag ſo wüthende Schmerzen zu mildern.

Starke.

VI.

Litterariſche Anzeigen.

I.

Hiſtoriſcher Calender für Damen, für das Jahr 1791. von Friedrich Schiller. Leipzig bey G. J. Göſchen.

Man erweiſet dieſem zweyten Jahrgang des Hiſtor. Calenders für Damen bloße Gerechtigkeit, wenn man ihm unter allen Taſchenbüchern dieſer und ähnlicher Art die erſte Stelle einräumt. Ich ſetze, wie billig, voraus, daß derjenige Theil des Publicums von

beyderley Geschlechte, welchem die Stimm-Fähigkeit bey Beurtheilung solcher literarischer Unternehmungen zukommt, mit dem Verleger darin übereinstimme, daß ein Taschen-Calender, deßwegen, weil er vornehmlich zum Gebrauch des schönen Geschlechts bestimmt ist, nicht zu einem so frivolen Inhalt verurtheilt sey, wie ihn vielleicht der leichtsinnigste, am wenigsten gebildete und also der Bildung am meisten bedürftige Theil des leztern wünschen und erwarten möchte. Frivolität ist kein Ingredienz in den eigenthümlichen Charakter der Teutschen: was sich davon unter uns findet, ist von einer Nazion zu uns herüber gekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in allem was von Geschmacke, Meynung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Teutsche bemächtigt hat, und von welcher mit gleichvielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das wahre Schöne und Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wohl unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nazion, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Ueppigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den infolenteſten Despotismus des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange dieser Zustand von

poli-

politiſcher und moraliſcher Vernichtigung dauerte — eine reizende, und, in ſo ferne ſie ſich mit Witz und Geſchmack, Gefühl und Grazie in tauſenderley Geſtalten und Verkleidungen zu ſchminken und herauszuputzen wußte, beynahe eine liebenswürdige Untugend geweſen ſeye. Aber auf teutſchen Boden verſezt, verliert ſie Alles wodurch ſie einſt in ihrer Heimath bezauberte und verführte; ſie paßt weder zu unſerm Klima noch zu unſrer Lebensweiſe, weder zu unſrer Verfaſſung, noch zu unſern Sitten; ſie ſteht vielmehr mit allem dieſem und mit unſerm daraus ſich formierenden Nazional-Charakter in dem offenbarſten Widerſpruch; und es wäre alſo doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzoſen ſelbſt aufgehört haben frivol zu ſeyn, noch auf eine vermeynte Artigkeit Anſpruch machen wollten, die uns ſo übel anſteht; denn, unter uns geſagt, ein frivoles teutſches Mädchen, eine frivole teutſche Frau iſt unſtreitig das fadeſte, platteſte, widerlichſte, und — wenn anders ein von den zwey Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieſes einzigemahl brauchbar iſt — das ungenießbarſte Ding unter der Sonne.

Doch, die Anzahl ſolcher mißrathenen Copien eines Originals, das ſelbſt keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beylegen, iſt ſo beträchtlich nicht unter uns, daß der

Unternehmer eines dem weiblichen Geſchlechte vorzüglich ugeeigneten Leſebuchs zu beſorgen hätte, falſch gerechnet zu haben, wenn er auf eine große Anzahl von Leſerinnen rechnete, für welche eine ernſthafte, dem Geiſt zugleich nützlich beſchäftigende und angenehm unterhaltende Lectüre nichts Abſchreckendes hat. Germaniens Töchter erkennen nicht erſt von geſtern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele ſich mit dem weſentlichſten Pflichten ihrer Beſtimmung nicht nur ſehr gut vereinbaren läßt, ſondern ſie zu deſto vollkommnerer Erfüllung derſelben geſchickt machen kann — und, ſo der Himmel will, iſt es auch unter dem verſtändigern Männern keine Frage mehr: ob nicht, ſo wie wir ſelbſt an Cultur zunehmen, auch das Geſchlecht, welches Natur und bürgerliche Verfaſſung in die zarteſten und engeſten Verhältniſſe mit uns geſezt, zu Gehülfinnen unſers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unſrer Kinder, zu unſern Freundinnen, Rathgeberinnen und Geſellſchafterinnen beſtimmt hat, kurz, das Geſchlecht, deſſen liebenswürdige Eigenſchaften und Tugenden zum Glücke unſers Lebens und zum gemeinen Wohlſtand der bürgerlichen Geſellſchaft gleich weſentlich und unentbehrlich ſind, — verhältnißmäßig auch gleichen Schritt mit uns halten, und (ſo weit als es der Umfang und die Grenzen ihrer allgemeinen und beſondern Beſtimmung zulaſſen) auch durch Aufklärung ihres Verſtandes, Erweiterung ihrer Kenntniſſe

(laut.) Gott verzeih' ihm! Ich thue es von ganzem Herzen -- Und doch iſt niemand der meinem Herzen empfindlichere Schmerzen verurſacht als er.

Lady.

Du meynſt, weil der Verräther lebt --

Juliette.

Ich, Gnädige Frau, -- (leiſe.) Ohne daß ihn dieſe meine Arme erreichen können -- (laut.) Ich wollte nichts, als daß ich allein meines Vetters Tod rächen dürfte.

Lady.

Wir wollen uns Rache verſchaffen, ſey du unbekümmert; höre nur auf zu weinen. Ich will iemand nach Mantua, wo der verbannte Renegat ſich aufhält, ſenden, der ihn bald genug dem Tybalt nachſchiken ſoll; und dann, hoff ich, wirſt du doch zufrieden ſeyn.

Juliette.

In der That, Gnädige Frau, ich werde nie mit Romeo zufrieden ſeyn, ich ſeh' ihn dann -- todt -- iſt mein armes Herz für meinen unglüklichen Freund. (*) Gnädige Frau, wenn ihr mir nur einen Mann finden könnt, der ihm einen Gift-Trank bringen wollte, ich wollte ihn ſo

(*) Der Leſer bemerkt ohne unſre Erinnerungen, den erkünſtelten Perſonton in den Reden der Juliette, womit der Autor ein ſonſt ſich kindliches Spiel treibt. Man hat ihr, ſo gut es möglich war, auszudrüken geſucht, obgleich der natürliche Wortfügung in unſrer Sprache ſich nicht recht dazu bequemen wollte.

und Veredlung ihrer Geſinnungen aus dem ſchmählichen Zuſtande von Unterdrückung und Sklaverey, worin ſie unter den Barbaren und Halb-Barbaren der übrigen Welttheile ſchmachten, herausgezogen, und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menſchengeſchlechts gebührt, eingeſezt werden müſſe?

Man verzeihe mir dieſe, durch die Gelegenheit veranlaßte Reflexion, weil ſie eine Wahrheit ſagt, welche unter jene trivialen und von jedermann anerkannten Wahrheiten gehört, die demungeachtet (beſonders hier und da, wo noch große Ueberreſte der alten Barbarey und Finſterniß in Teutſchland wegzuräumen ſind) nicht oft genug in Anerinnerung gebracht werden können. Diejenigen, die als Augenzeugen wiſſen, wie es mit der Nazional-Cultur (beſonders in ſofern ſie durch das was man Lectüre nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns ſtand, werden geſtehen: daß die Fortſchritte, die wir in dieſer Zeit gemacht haben, groß genug ſind, daß unſre Urahnfrauen, wenn ſie (wie Lucians Wiederaufſtehende) auf einmal wieder unter uns erſchienen, ſich in eine andere Welt verſezt glauben würden. Wo ehemahls kaum in den höchſten Claſſen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes, auſſer ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauscalender, kannten, und ſich in müßigen Stunden etwa mit Herkules und Herkuliſkus, der römiſchen

mischen Octavia und Lohensteins Arminius — und in der Folge mit der Asiatischen Banise, Neukirchs Telemach, und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten, — da ist jezt das Lesen auch unter der Mittelklasse, und bis nahe an diejenige, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen Ein Frauenzimmer, welches vor funfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geschäztes Buch las, sind jezt (um nicht zuviel zu sagen) hundert, zumahl in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — die Alles lesen, was ihnen vor die Hände kömmt und einige Unterhaltung ohne große Bemühung des Geistes verspricht.

Es ist hier nicht der Ort, uns in eine Aufzählung und Untersuchung der mannichfaltigen guten und schlimmen Folgen, die aus dieser sich immer mehr ausbreitenden Leselust der weiblichen Hälfte der Nazion natürlicher Weise entspringen müssen, einzulassen: aber, daß es weder für den Kopf und das Herz unsrer Weiber und Töchter, noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien, und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunct betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generazion, nichts weniger als gleichgültig sey, mit was für Lectüre unsre jungen Schönen unterhalten werden? ob durch das was sie lesen ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr

ist

Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung, oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde? — daß dies keine gleichgültige Sache sey, muß einem jeden in die Augen leuchten, der nur ein wenig über den Einfluß der Lectüre, zumahl auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculazionen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lectüre auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Gränzen haben: durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt; indem überall, sogar an den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publico, besonders der Jugend beyderley Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereyen, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit gestissentlicher Rücksicht auf das was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die aufkeimenden Leidenschaften der Jugend am meisten reizen kann, auf die bequemste und wohlfeilste Art in die Hände zu spielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geschlecht unter einer Nazion an der Geistes-Cultur, so fern sie

durch

durch Bücherlesen erhalten wird, beynahe unbeschränkten Antheil nimmt, ist es ein wirklicher Dienst, der dem gemeinen Wesen geleistet wird, wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche besonders für Leserinnen bestimmt sind, zu immer grösserer Vollkommenheit zu bringen sucht. Es ist nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiste überhaupt eine zugleich gesunde und angenehme Nahrung, oder wenigstens eine dem Verstand, dem Geschmack und dem Herzen unschädliche Gemüthsergötzung verschaffen; nicht genug, daß die Lectüre das ihrige beytrage, um sie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Gesellschaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seele giebt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nazionalverbindung, als Glieder des politischen Körpers dem sie angehören, zu betrachten, und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfodert, auch die höhern Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemein Wohl des Ganzen, in ihrer Maaße mit uns zu theilen. Ich besorge von meinen Lesern kein unzeitiges Persifflage über das was ich jezt sage; oder ich würde mich wenigstens dadurch nicht irre machen lassen, da es hier darum zu thun ist von einer ernsthaften Sache ernsthaft zu sprechen. Wenn gleich (Dank sey dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit seinen Forderungen im häuslichen

chen Stande genug zu thun!) das Heurathen immer schwerer und seltner wird: so bleibt es doch der Wunsch der Natur sowohl als der Bürgerlichen Gesellschaft, daß jedes Mädchen Ehgattin und Mutter werde; und je bessere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter selbst erhalten haben, desto geschickter werden sie, zur Bildung ihrer Kinder das ihrige beyzutragen. Durch eine ganz natürliche Folge wächst also der Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Erziehung des Männlichen nimmt, in eben dem Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kentnissen und edeln Gesinnungen zunimmt; und eben darum wird es um so nöthiger, daß die Weiber *) vorzüglich, vor tausend andern Gegenständen der Wißbegierde, sich mit denjenigen beschäftigen, wodurch sie in dem Gefühl und Bewustseyn ihres Verhältnisses gegen die politische Gesellschaft, welcher sie angehören, erhalten werden. Denn wie kann man erwarten, daß eine Mutter die Gesinnungen der Vaterlandsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlstande der Nazion, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns durch die Verfassung derselben, durch die Verdienste unsrer Vorfahren, und durch die Arbeiten unserer

*) Es verstebt sich von selbst, daß hier immer nur von den Classen und einzelnen Personen die Rede ist, welche vermöge ihrer Umstände und Anlagen an einer grössern Geistes-Kultur Antheil haben können und sollen.

unserer Zeitgenossen zu statten kommen, u. s. w. in ihrem Sohn entwickeln und unterhalten werde, wenn sie selbst von allem diesem keine oder nur verworrene und unzusammenhängende Begriffe hat? Ist es also nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beynahe alle schönen Augen sich mit Lesen abnutzen, zu einer Zeit, da Lectüre ein fast allgemeines Bedürfniß unsrer Damen geworden, und man hierin schon lange bis zum Luxus gegangen ist, — doch noch so Viele, selbst in den höhern Classen, zu finden sind, denen alles andere bekannter ist, als die Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, ihrer eigenen Nazion? Und welch ein Uebermaß von Schande, daß sich gerade in diesen höhern Classen noch so manche in allen Theilen Teutschlands befinden, die — eben darum, weil sie in der Geschichte des Vaterlandes, von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nazion welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Teutsche zu seyn schämen, so viel möglich zu verbergen suchen daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genies und des Fleisses ihres Volkes herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn

wenn unſre beſten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen, gemeinſamen Nazional-Gegenſtände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuer Geſchichte, Zuſammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zuſtandes des teutſchen Reichs, und mögliche Verbeſſerung des leztern auf Vernunft- und Ordnungsmäßigen Wegen, zu Gegenſtänden ihrer literariſchen Arbeiten zu machen. Man hat ſich lange mit der Entſchuldigung beholfen, es fehle uns an hiſtoriſchen Werken über unſre vaterländiſche Geſchichte, die man mit Vergnügen leſen könne. Dieſer Klage iſt zum Theil ſchon ſeit geraumer Zeit durch Hrn. Schmidts allgemein geſchäzte Geſchichte der Teutſchen abgeholfen; theils haben wir die angenehme Ausſicht vor uns, daß Alles, was Leſer, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen ſind, in jeder Rückſicht von einem neuen Geſchichtſchreiber Teutſchlands fodern und erwarten können, durch einen Mann werde geleiſtet werden, den ſein zugleich weit umfaſſender und tief eindringender Blick und ſein ſcharfſichtiges Urtheil, verbunden mit der ſeltnen Geſchicklichkeit in Compoſizion und Darſtellung, die er in andern Fächern, wo der Imaginazion mehr erlaubt iſt, bewieſen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu beſtimmen ſcheinen, in welcher ſein erſter Verſuch (die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung) ſchon den

fünf-

künftigen Meiſter ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geiſter ſeiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bey dieſer Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geiſtes die zweckmäßigſte Richtung zu geben, angeſtellt habe, mir den beſondern Geſichtspunct angeben, aus welchem ich den Werth des hiſtoriſchen Calenders für Damen beurtheile: ſo kann ich nicht anders, als unſern teutſchen Frauen und Jungfrauen Glück dazu wünſchen, daß ein Schriftſteller von dieſem Werth und Ruhm ſichs zur Ehre geſchätzt hat, eines der wichtigſten Stücke unſerer Vaterländiſchen Geſchichte ausdrücklich für ſie zu bearbeiten. Ich hoffe nun von Niemand, der die Sache mit mir aus eben demſelben Geſichtspunct anſieht, die Frage zu hören: warum mußte gerade der dreyßigjährige Krieg zur Unterhaltung unſerer Damen in dieſem Jahrgang gewählt werden? oder was für ein vorzügliches Intereſſe ſollen dieſe an demſelben finden? — Gleich als ob, — nächſt dem ſiebenjährigen Kriege, dem auſſerordentlichſten Schauſpiel unſers und aller vergangenen Jahrhunderte — die Geſchichte irgend einen andern Krieg aufzuweiſen habe, der an allem, was eine Reihe ungewöhnlicher Weltbegebenheiten ſowohl durch die mannichfaltigſte Abwechslung der lebhafteſten Gemüths-

müthsbewegungen in, welche der Leſer durch die darſtellende Erzählung derſelben geſezt wird, als durch den Reichthum an Welt- und Menſchenkenntniß, der daraus zu ſchöpfen iſt, und durch die Wichtigkeit der Folgen und Beziehungen auf unſern gegenwärtigen Zuſtand, intereſſant machen kann, mit dieſer in Vergleichung käme? — Doch, die Begierde und der allgemeine Beyfall, womit die in gegenwärtigem Jahrgang gelieferte erſte Hälfte dieſer Geſchichte von Leſerinnen ſowohl als Leſern aufgenommen worden, iſt die beſte und beſchämendſte Antwort für die Zweifler, die unſern teutſchen Frauen nicht Seele genug zutrauen, um eine ſolche Geſchichte, — ſo erzählt, ſo ſcharfſinnig entwickelt, ſo unpartheyiſch und doch mit ſoviel Wärme und Ordnung, und in einer ſo ſchönen Sprache vorgetragen — anziehender zu finden als irgend einen Roman, dem, wenn er auch (was jezt ſo ſelten iſt!) in ſeiner Art vortreflich wäre, doch immer das Verdienſt der hiſtoriſchen Wahrheit fehlt. Hoffentlich wird der V. ſich durch eine ſo angenehm belohnende Aufnahme bewogen finden, uns nicht nur im künftigen Jahre mit der ungeduldig erwarteten Vollendung dieſes wichtigen Stücks der vaterländiſchen Geſchichte, ſondern auch, bey künftiger Fortſetzung des hiſtoriſchen Calenders, mit noch mehrern, einer nicht minder intereſſanten Bearbeitung fähigen, und als für ſich beſtehende Gemählde darzuſtellenden Stücken unſrer

Geschichte zu beschenken. Ich überlasse es andern Journalen und historischen Kunstrichtern von Profession, tiefer in die mannichfaltigen Verdienste dieses schönen Products der historischen Muse meines Freundes einzugehen; oder auch ihre Unpartheylichkeit durch Bemerkung eines oder des andern Flecken (woran es auch den besten Menschenwerken nicht fehlen kann) zu bethätigen, und begnüge mich nur noch zu bemerken: Hr. S. habe in diesem Werke sich dem, was ich für die höchste Tugend des historischen Styls halte, der Vereinigung des Anschaulichen mit einer großen, wiewohl nicht unzierlichen Simplicität, bereits mit so starken Schritten genähert, daß ich mich versichert halte, er werde — zum Erstaunen derjenigen, die so etwas dem Verfasser des Don Carlos nicht zugetraut hätten — bey fortgesezter Uebung in dieser Art des Vortrags einen Grad von Vollkommenheit erreichen, der ihm auch in dieser Rücksicht einen Platz unter den Günstlingen der Muse der Geschichte verdienen werde. Der Verleger, Herr Göschen, hat weder Fleiß noch Kosten gespart, diesen zweyten Jahrgang des histor. Calenders für Damen, des Nahmens den er vor der Stirne führt, und der Augen für die er bestimmt ist, würdig erscheinen zu lassen. Zum Lobe der 16 Kupfer, womit er geziert ist, brauche ich nichts weiter zu sagen, als daß die zwölf historischen — von Chodowiecky gezeichnet, und die drey Bildnisse, Gustav

Adolph,

miſchen, daß Romeo, ſobald er ihn eingenommen hätte, im Frieden ſchlafen ſollte -- O! wie mein Herz es verabſcheut, daß ich ihn nennen höre -- und nicht zu ihm kommen kan -- um die Liebe, die ich zu meinem ermordeten Vetter trug, an der Perſon desjenigen auszulaſſen, der ihn ermordet hat.

Lady.

Finde du nur das Mittel aus, und laß du mich für den Mann ſorgen. Aber nun will ich dir eine angenehme Zeitung ſagen, Mädchen.

Juliette.

Sie kommt ſehr zu gelegner Zeit, wenn ſie angenehm iſt. Und worinn beſteht ſie dann, wenn ich Euer Gnaden bitten darf?

Lady.

Gut, gut, du haſt einen ſorgfältigen Vater, Kind; der, um dich von deiner Schwermuth zu befreyen, einen unverhofften Freuden-Tag angeordnet hat, an den keine von uns beyden dachte.

Juliette.

Und darf man fragen, was für ein Tag das iſt, Gnädige Frau?

Lady.

Den nächſten Donnerstag, mein Kind, früh Morgens

Adolph, Königin Chriſtine, und Herzog Bernhard von Weimar, nebſt dem Titelkupfer, von Lips gezeichnet und geſtochen ſind.

W.

2.

Muſen-Allmanach für 1791.

Herausgegeben von Joh. Heinrich Voß,

Hamburg bey C. E. Bohn.

Der Voſſiſche Muſen-Allmanach behauptet (wofern ich meinem Gefühl trauen darf) noch immer die Oberſtelle unter ähnlichen Sammlungen, für welche ihm der Geſchmack des Herausgebers, die Beyträge einiger Günſtlinge der lyriſchen und erzählenden Muſe, und vornehmlich ſeine eigenen, bürgen. Daß die Anzahl der Contribuenten eher ab- als zuzunehmen ſcheint, iſt in meinen Augen kein ungünſtiger Umſtand, zumahl da wir dafür, was die Güte der gelieferten Stücke betrift, merklich gewonnen haben. Ich finde in dieſer ganzen Sammlung von 74 Stücken (die Epigrammen und andere Kleinigkeiten, an der Zahl 23 abgerechnet, wie wohl auch dieſe größtentheils ihrem kleinen Platze keine Unehre machen) nur wenige, die in einer Auswahl des ſchönſten und elegenteſten, was der Teutſche

Parnaß ausländischen Meisterstücken gleicher Art entgegenzustellen hat, nicht glänzen würden; und selbst die wenigen Stücke, die hier im Schatten stehen, verlieren vielleicht nur dadurch, weil sie in gar zu guter Gesellschaft erscheinen, und würden in mancher andern Sammlung keine schlechte Figur gemacht haben.

Den ersten Platz hat der Herausgeber, wie es Pflicht gegen das Andenken des Sängers und des Besungenen erfoderte — einer herrlichen Ode des verewigten Joh. Andreas Cramers, Bernstorfs Jugend überschrieben, eingeräumt. Sie ist des großen Mannes würdig, dessen Jugend der Dichter darin mit eben soviel Wahrheit als Wärme, und mit der Hoheit des Gedankenschwungs, Kräftigkeit der Sprache und Schönheit der Versification, die alle seine Gedichte charakterisiert, zu einem unübertrefflichen Muster für alle durch Geburt und Umstände zu den ersten Rollen in der bürgerlichen Gesellschaft bestimmte Jünglinge idealisiert hat. Der Herausgeber macht uns Hoffnung, daß wir in kurzem eine ganze Sammlung solcher noch unbekannter Gedichte des Sel. Hrn. V. C. Cramers, aus den Händen seines, den Namen eines solchen Vaters rühmlich behauptenden Sohnes erhalten werden.

Herr Matthisson hat diesesmahl zehn Stücke beygetragen, die ihm seine eigene Stelle unter den anmuthigsten Sängern unsers Parnasses auf immer versichern.

ern. Ich ſage ſeine eigene Stelle; denn ich wenigſtens kenne keinen, weder in unſrer noch in einer andern Sprache, der ihm in der Manier, worin ſeine vorzüglichſten Lieder, z. B. die Kinderjahre (im November des N. T. Merkurs 1790) oder das Mondſcheinlied in gegenwärtiger Sammlung (S. 10.) gedichtet ſind, zum Muſter gedient hätte. Dieſes leztere verdient eher den Namen eines Mondſchein gemähldes; denn ein Pölemburg könnte es ihm Zug vor Zug nachmahlen. Herr M. beſizt ein ſonderbar glückliches Talent, aus einer Menge kleiner der Natur abgemerkter einzelner Erſcheinungen und charakteriſtiſcher Züge Gemählde zuſammenzuſetzen, die durch Beſtimmtheit der Formen, täuſchende Wahrheit des Colorits, und Harmonie aller Theile zu einem ſchönen Ganzen, bezaubern; ſo wie ſie durch die anſcheinende Leichtigkeit der Ausführung in kleinen Verſen, worin jedes Wort, jeder Reim ſich auf den Wink des Dichters an ſeinen Platz geſtellt zu haben ſcheint, ſelbſt einen Kunſtverwandten in Verwunderung ſetzen. Ich möchte alle Stanzen dieſes reizenden Landſchaftsgemähldes abſchreiben dürfen, um diejenigen, die es etwa noch nicht kennen ſollten, zu überzeugen, daß ich es ohne Parteylichkeit angeſehen habe. Folgende drey mögen zur Probe dienen, wiewohl jede der übrigen mit gleichen Rechte hätte gewählt werden können:

Wie ſchön der Mond die Wellen
des Erlenbachs beſäumt,
der hier durch Binſenſtellen,
dort unter Blumen ſchäumt,
als lodernde Kaskade
das Dorfes Mühle treibt,
und wild vom lauten Rade
in Silberfunken ſtäubt.

Durch Fichten ſenkt der Schimmer
ſo bleich und ſchauerlich
auf die bebüſchten *) Trümmer
der Waſſerleitung ſich,
beſtrahlt die düſtern Eiben
der kleinen Meyerey,
und hellt die bunten Scheiben
der gothiſchen Abtey.

Wie ſanft verſchmilzt der blaſſen
Beleuchtung Zauberſchein
die ungeheuern Maſſen
gezackter Felſenreihn,
dort,

*) Unſere an harten Wörtern ohnehin nur allzureiche Sprache hat einige ſo unſingbare, daß die Muſen ſelbſt eine Gris maſſe machen müſſen, um ſie herauszuwürgen. Das Wort bebüſcht iſt aus dieſer Zahl. Könnte und ſollte es nicht gänzlich aus unſerer Dichterſprache verbannt werden?

dort, wo in milder Helle,
von Immergrün umwebt,
die Eremitenzelle
an grauer Klippe schwebt.

Man sieht augenscheinlich, daß dies alles nach der Natur copiert, daß das ganze Gemählde die Darstellung einer wirklichen Landschaft ist, wie sie sich dem poetischen Mahler in einer schönen Vollmondsnacht zeigte; aber der Mahler ist auch Dichter; das was er sah, schloß auch seinen innern Sinn auf, und dieser gab durch Erscheinungen der Phantasie seinem Gemähldo das ideatische, wodurch jedes kleine oder große Produkt der poetischen Kunst erst zum Gedicht im eigentlichen Verstande erhoben wird. Für den Dichter giebt es (so wie für den Philosophen) keine todte Natur — sie schlummert im Mondschein, aber ihr Athem regt das ganze Gemählde, warmes Leben glüht in allen seinen Theilen, und, da die Gegend um diese Zeit gewöhnlich menschenleer ist, so zeigt er uns einen Sylphen, der in Lunens Glanz an der Linde dahin streift, läßt Irrwische im dunkeln Uferschilfe leichte Tänze weben, und Elfenheere durch Felder und Wiesen schweifen. Die ganze Stanze, womit sich dieses poetische Nachtstück schließt, ist von dieser Art, und zerfließt, so zu sagen, in Luft und unbestimmten Duftgestalten:

Bald bergen, bald entfalten,
in lieblicher Magie,
ſich wechſelnd die Geſtalten
der regen Phantaſie:
Die zarten Blüthen keimen
o Mond, an deinem Licht,
die ſie in Feenträumen
um unſre Schläfe flicht.

Ich geſtehe, das allegoriſche Bild in dieſen vier lezten Zeilen, hat für mich, bey aller ſeiner Zartheit, etwas zu geſpieltes und froſtiges; und wenn ich an dieſem ſchönen Gedichtchen etwas ausſtellen müßte, ſo wäre es dies. — Doch, ſo etwas, das einem kleinen Froſtſchauer gleicht, gehört vielleicht zum ganzen Effect eines Nachtſtücks.

Das Gegenſtück zu dieſem, von eben demſelben Dichter, in der nehmlichen Versart, aber nach meinem Gefühle noch vollkommener als dieſes, iſt das Todtenopfer überſchrieben. (S. 162.) Auch dies beginnt in den drey erſten Stanzen mit einem aus lauter düſtern, ſanfte Trauer ahnenden Bildern zuſammengeſetzten Gemählde einer Alpengegend in der lezten Abenddämmerung; aber ſchon die erſte Strophe verräth, daß nicht ſowohl in den Gegenſtänden ſelbſt, als in der Gemüthsſtimmung des Dichters die Urſache liegt,

liegt, warum ihm jene in einem ſo melancholiſchen Kolorit erſcheinen; kurz, dieſe ganze Schilderung macht, ſo zu ſagen, nur den dunkeln Grund zu dem Bilde des zärtlichen Gefühls aus, welches in dieſen Augenblicken die Seele des Dichters erfüllt. Unvermerkt entfaltet ſich in ihr (in der 4ten Stanze) wie eine leichte Luftgeſtalt ſich ſanft von einem ſchwarzgrauen Nebel ablößt, die Erinnerung an ſeine Geliebten, die nicht mehr ſind, und mit einer rührenden Apoſtrophe an dieſe ſchließt und ründet das ganze Gedicht ſich in ſich ſelbſt, mit einer Schönheit und Grazie, die dem, der zu ſtumpfſinnig iſt ſie zu fühlen, nicht beſchrieben werden kann.

Des Trauernden Gedanken
entſchweifen bang dem Schooß
der Alpenwelt und wanken
um ferner Gräber Moos.
Tief iſt die Ruh der Grüfte!
Der Morgenſonne Licht,
das Wehn der Frühlingslüfte
weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde, deren holde
Geſtalten, mild umſtrahlt
von blaſſem Abendgolde,
mir die Erinnerung mahlt,

fünf Kränze von Platanen
bringt hier am Felsaltar
die Sehnsucht euern Manen
zum Todtenopfer dar!

Sollen wir den Dichter beklagen oder beneiden, der ſchon im Sommer ſeines Lebens fünf Freunde zu betrauren hat?

Zunächſt an dieſe beyden ſetze ich die Wandrer, ein aus zwey prächtig contraſtierenden Gemählden zuſammengeſetztes Alpen-Stück, in eben derſelben Art von Stanzen, die Hrn. M. vorzüglich geläufig, aber zu der grauſenvollen Schilderung der furchtbar-wilden Natur nicht ſo paſſend iſt als zu den anmuthigen Zauber-Scenen, die zu jenen führen, wiewohl ſie dem Dichter im einen Fall nicht ſchwerer zu werden ſcheinen als im andern. Ich habe dieſe drey ausgehoben, weil mir der Raum nicht erlaubt aller übrigen beſonders zu erwähnen, wiewohl Hr. M. für jedes derſelben einen Kranz verdient hat.

Von ſeinem und (wie ich mir ſchmeichle ihn nennen zu können) meinem Freunde, v. Salis — deſſen geringſtes Verdienſt die Gabe iſt, Lieder zu ſingen, die von den Muſen und Grazien nachgeſungen werden — finde ich diesmal nur drey, die den Wunſch nach mehrern erwecken, und das ſympathetiſche Verhält-

hältniß, in welches der liebenswürdige Dichter ſich durch ſeine Lieder mit allen ſchönen Seelen geſetzt hat, auf eine nur zu rührende Art unterhalten. Denn ach! der Edle, der des reinen Lebensgenuſſes ſo würdig wäre, den er uns in ſo lieblichen Bildern geſchildert, und uns dadurch ſo manchen ſüßen Augenblick wonnevoller Täuſchungen geſchenkt hat, — iſt ſelbſt nicht glücklich! Sein Geſang an M[illegible]rbiſſon (S. 28.) athmet eine Melancholie, die, wiewohl ſie ihren Kummer in den anmuthigſten Accenten verhallen läßt, ſeine Freunde nur deſto mehr für den Mann intereſſiret, welcher klagen muß:

Erguß des Herzens iſt das was mir fehlt,
des öden Herzens, von Sehnſucht gequält,
dem die Natur, die es inniglich liebt,
Genüge nicht giebt.

Was weilſt du, Trauter? Schon grünt uns ein Baum,
der Baum zum Sarge! Schon grünet ein Raum,
der Raum wo künftig von Graswuchs *) umlebt,
mein Hügel ſich hebt.

Wer, der den Dichter perſönlich kennt, wird ihm, der ſoviel zu fodern berechtigt wäre und mit ſo wenig zufrieden iſt, nicht wünſchen, daß er recht bald des letzten

*) Wieder eines von den unſingbaren Wörtern, die ich nec calculo aus den Grenzen unſrer poetiſchen Republick verbanne.

ten Wunſches (S. 175.) gewährt werden möge, deſſen Beſtandtheile, wiewohl ſie dem Anſchein nach aus lauter leicht zu habenden Dingen beſtehen, das Herz und die Phantaſie des Dichters, unvermerkt zum Ideal ſtiller, ſich ſelbſt genügender und keinen Neid erweckender Glückſeligkeit verſchönert. Von den neun Stanzen, woraus dieſes Idillion beſteht, gebe ich zur Probe nur die erſte und die lezte:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
mir mein lezter Wunſch gewährt?
Nur ein Hüttchen, ſtill und ländlich,
nur ein kleiner eigner Heerd;
und ein Freund, bewährt und weiſe,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh,
ach! und Sie — das ſeufz' ich leiſe,
zur Gefährtin Sie dazu!

Vieles wünſcht' ich ſonſt vergebens;
jezo nur zum lezten Mahl
für den Abend meines Lebens
irgendwo ein Friedensthal,
edle Muß' in eigner Wohnung,
und ein Weib voll Zärtlichkeit,
das der Treue zur Belohnung
auf mein Grab ein Veilchen ſtreut.

In

gens wird der junge, edle, liebenswürdige Graf Paris in St. Peters Kirche dich zu einer glüklichen Braut machen.

Juliette.

Nun, bey St. Peters Kirch, und bey St. Peter ſelbſt, das ſoll er nicht. Ich bin ſehr verwundert, daß ich mit ſo groſſer Eilfertigkeit vermählt werden ſoll, eh mein beſtimmter Gemahl ſich die mindeſte Mühe um mich gegeben hat. Ich bitte Eu. Gnaden, ſagt meinem Herrn und Vater, daß ich noch nicht heurathen will; und wenn ichs thue, ſo ſoll es eher Romeo ſeyn, den ich haſſe, wie ihr wißt, als Paris -- das ſind neue Zeitungen, in der That!

Lady.

Hier kommt euer Vater, ſagt ihm das ſelbſt, und ſeht wie wohl ers von euch aufnehmen wird.

Capulet und Amme zu den Vorigen.

Capulet.

Nun, wie gehts? was machſt du, Mädchen? Wie, immer noch Thränen? Immer regneriſch? Du ſtellſt in deiner einzigen kleinen Perſon ein Schiff, die See und den Wind vor; deine Augen, die eine immer abwechſelnde Ebbe und Fluth von Thränen machen, ſind die See; dein Leib iſt das Schiff daß in dieſer ſalzichten See daherſegelt; und die Winde deine Seufzer, die, mit deinen Thränen in die Wette raſend, wenn nicht eine plözliche Stille erfolgt, deinen vom Sturm herumgewälzten Leib endlich untergehen machen werden --

Was

In dem Liede, die Kinderzeit überſchrieben (S. 135) ſcheint Hr. v. S. ſich mit ſeinem Freunde Matthiſſon in einen Wettſtreit eingelaſſen zu haben, welcher wohl ſchwerlich anders als durch das Virgilianiſche, et vitula tu dignus et hic, entſchieden werden dürfte.

Unter den Geſängen im engern und eigentlichen Verſtande, d. i. die ausdrücklich dazu gemacht ſind geſungen zu werden, zeichnen ſich der Lobgeſang auf die Harmonie von Ebeling, das Lied des Wehes am Parrowſtrand von Halem, und Kupido's Macht von Haug, ganz vorzüglich aus; das erſte original, die beyden andern, freye aber trefliche Nachbildungen bekannter Schottiſcher und Engliſcher Balladen; Nachbildungen, deren Schönheit durch glücklich beſiegte Schwierigkeit nicht wenig erhöht wird. Den Lobgeſang auf die Harmonie, der einem geſchickten Tonkünſtler viele Gelegenheit, alle Arten von Wunder der Muſik zu wirken, an die Hand giebt, hat Herr Schwenke bereits in Muſik geſetzt; und gewiß würde ſelbſt ein Hayden mit Vergnügen die Reichthümer ſeines unerſchöpflichen Genius an dieſen Hymnus verſchwendet haben!. Aber, ach! warum iſt unſer Seckendorf nicht mehr, um die beyden andern mit den ſo einfachen und doch ſo rührenden Accenten ſeiner zauberiſchen Melodie zu begleiten? Gleichwohl zweifle ich, ob ihm die

rezel-

regelmäßigere und gefeiltere Verſifikazion der Haugi- ſ[illegible] Ueberſetzung einen anmuthigern Geſang eingeben konnte als ihm die ältere eingab, *) die gerade durch ihren ſo naiv ſpielenden Ausdruck und durch ihre nur dem Anſchein nach kunſtloſe, in der That aber mit dem zarteſten Gefühl gewählte Verſifikazion, nur um ſo geſchickter iſt, dem Componiſten Modulazionen anzugeben, die ſich dem Text ſo natürlich anſchmiegen, daß es uns iſt, als ob das Lied und die Melodie nur Ein Ganzes ausmachten, und zugleich mit einander entſtanden wären.

(Die Fortſetzung im nächſten Monat.)

3.

Reiſe zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768 — 73 in fünf Bänden von Johann Bruce von Kinnaird, Esq Mitglied der K. Geſellſchaft der Wiſſenſchaft. — Ins teutſche überſetzt von Herrn D. Volkmann, und mit einer Vorrede und Anmerkungen von Herrn Hofrath Blumenbach in Göttingen, 1. und 2ter Band, groß 8. Leipzig, in der Weidmanniſchen Buchhandlung 1790.

Schon die litterariſche Geſchichte dieſes Werkes, welches ſo viel von ſich zu reden gemacht hat, würde es

*) In der erſten Sammlung der Seckendorfiſchen Lieder.

es zu einer beſondern Merkwürdigkeit machen, wenn es auch nicht an ſich ſelbſt, durch die beträchtlichen Beyträge, die es zur beſſern Kenntniß eines bisher noch wenig gekannten anſehnlichen Theils von Africa liefert, die allgemeine Aufmerkſamkeit der gelehrten Welt verdiente. Sowohl von der Geſchichte dieſes Werks als von ſeinem innern Werthe und von dem Grund oder Ungrunde der ſo verſchiedenen darüber gefällten Urtheile erſtattet Herr Hofrath Blumenbach in ſeiner leſenswürdigen Vorrede einen unparteiiſchen hiſtoriſch-kritiſchen Bericht.

Das Reſultat deſſelben iſt: daß ungeachtet der mancherley Ausſtellungen, welche ſich Herr Bruce verdienter Weiſe zugezogen hat, ſein Werk durch den Reiz der Neuheit und die mannichfaltigſte Reichhaltigkeit an intereſſanten Nachrichten, welche in die Geographie, Naturgeſchichte, Aſtronomie, Menſchen- Völker- und Sprachenkunde, Handel, Schiffart, u. ſ. w. einſchlagen, unſtreitig unter den merkwürdigſten Producten ſolcher Reiſen, die mit unendlichen Schwierigkeiten und Gefahren zum Behuf der Wiſſenſchaften in unſerm Jahrhundert unternommen worden ſind, eine anſehnliche Stelle verdiene. Wir finden kein Bedenken das Urtheil eines ſo competenten Richters in dieſem Fache, wie Hr. Bl iſt, zu unterſchrieben, und erfreuen uns um ſo mehr darüber, daß die Weidmanniſche Buchhandlung die ſe Ueberſetzung eines im Original ungleich theureren Wer-

les veranſtaltet hat, da zu erwarten iſt, daß dieſe teutſche Ausgabe deſſelben durch die prüfenden, aufklärenden und berichtigenden Anmerkungen, wozu uns Herr Bl. in einem der folgenden Bände Hoffnung macht, einen ſehr weſentlichen Vorzug vor der engliſchen Ausgabe ſelbſt erhalten werde; zumahl da die Verlagshandlung (wie man es von ihr gewohnt iſt) nichts geſpart hat, dem Werke auch durch ſeine Aufſenſeite die gebührende Ehre anzuthun, und es durch gute Nachſtiche der vielen dazu gehörigen Kupfer und Charten dem Original an Vollſtändigkeit und innern Werthe, bey einem beträchtlich mindern Preiſe, gleich zu machen.

Die Ueberſetzung ließt ſich überhaupt ganz gut, und der Name des Ueberſetzers bürgt uns für ihre Treue. Indeſſen iſt doch zu beklagen, daß es ihm vermuthlich an Zeit gefehlt hat, Etwas mehr Aufmerkſamkeit auf den Stil zu wenden, dem es gar ſehr an der lezten Feile fehlt; denn gewiß würde dieſe ſolcher Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. „David hatte ſich an die Monde gerochen," nicht verſchont haben. In einem ſo großen und mühſamen Werke überſieht man gern einige Flecken; auch würde ich über dieſen Punct lieber gar nichts geſagt haben, wenn die Vernachläßigung der Sprache und des Stils unter unſern Gelehrten nicht ziemlich epidemiſch geworden wäre.

W.

Neuer
Teutſcher Merkur.

3. Stück 1791.

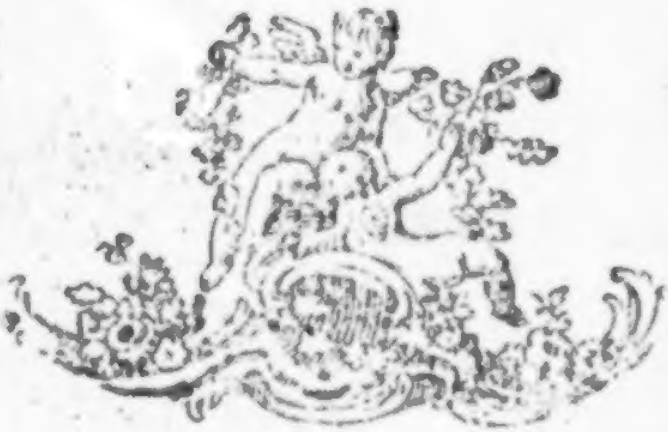

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber die Grundwahrheit der Moralität und ihre Verhältnisse zur Grundwahrheit der Religion. S. 225

II. Ueber die Sprache. — 263

III. Auszug aus des P. Eustachio Delphini, Nachrichten von der Expedizion der französischen Flotte in Ostindien in den Jahren 1781, 1782. 1783. unter den Befehlen des General von Suffren. Turin 1785. — 280

IV. Die griechische Götterlehre. Ein erzehlender Dialog. — 298

V. Menschenwürde. Im May 1790. — 329

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Anzeige.

Bey Georg Joachim Göschen, in Leipzig, iſt erſchienen: Briefe über die Kaiſerwahl während derſelben aus Frankfurth geſchrieben. 1791. 8.

Ein Mann, deſſen Verhältniſſe die genaue Beobachtung aller Umſtände des größten teutſchen Nazionalfeſtes ungemein erleichterten, indem er im Gefolge einer der Wahlbothſchafter war, giebt ſeinem Freunde im vertraulichen Briefen Nachricht von allem, was Merkwürdiges, Groſes und Schönes ſich in jenen feierlichen Tagen in der Stadt Frankfurth ereignet hat. Er ſchränkt ſich aber nicht blos darauf ein, ſondern nimmt überall Rückſicht auf Geſchichte und ehemalige Krönungen, und giebt nicht bloſe Beſchreibung ſondern ſucht mit Wärme und Patriotismus den Geiſt und den Sinn einer jeden Feierlichkeit darzuſtellen und auf dieſe Weiſe alles für den Geiſt und das Herz ſeines Leſers anziehend zu machen. Inhalt. 1r. Brief, Beſchreibung Frankfurths und ſeiner Plätze in Rückſicht der Wahl. 2r. Br. Einquartirung und Geſandſchaftsperſonale. 3r. Br. Beſchreibung der erſten Auffarth. 4r. Br. Ueber die Wahlbothſchafter und Geſandten fremder Mächte. 5r. Br. Anweſende teutſche Fürſtenhäuſer. Anweſende Franzoſen und Italiäner. 6r. Br. Ueber die anweſenden teutſchen Schriftſteller. 7r. Br. Policey auf dem Wahlconvent. Streitigkeit zwiſchen dem Erbmarſchall und dem Magiſtrat. 8r. Br. Verordnungen. 9r. Br. Einzug der Churfürſten und Securitätsrecd. Ueber den Character und die Perſon der drey geiſtlichen Churfürſten. 10r. Br. Wahltagkeiten in derſelben. Rückzug nach den Römer u. ſ. w. Aufführung und Wirkung des Stücks von Herrn Iffland: Friedrich von Oeſtreich. Palaſte des Biſchofs von Olmütz u. ſ. w. 11r. Br. Wahlcapitulation. Von ihren äuſſern und innern Vorzügen. 12r Br. Kaiſerlicher Einzug. Verſammlung zum Riedhof. Zug in die Kirche. Beſchwörung der Wahlcapitulation. 13r Br. Der Kaiſer. Seine Regierung in Toskana; Seine Gemahlin; die Erzherzoge; König von Neapel. 14r. Br. Krönungstag. Feierlichkeiten in der Kirche, auf dem Römerberg und in der Stadt. 15r. Br. Vergleichung der deutſchen Kaiſerkrönung mit den Krönungsgebräuchen anderer Nazionen 16r. Br. Aufenthalt des Kaiſers in Frankfurth und ſeine Abreiſe. Tabelle zur Vergleichung der jetzigen Krönung mit der vorigen.

Der Verleger.

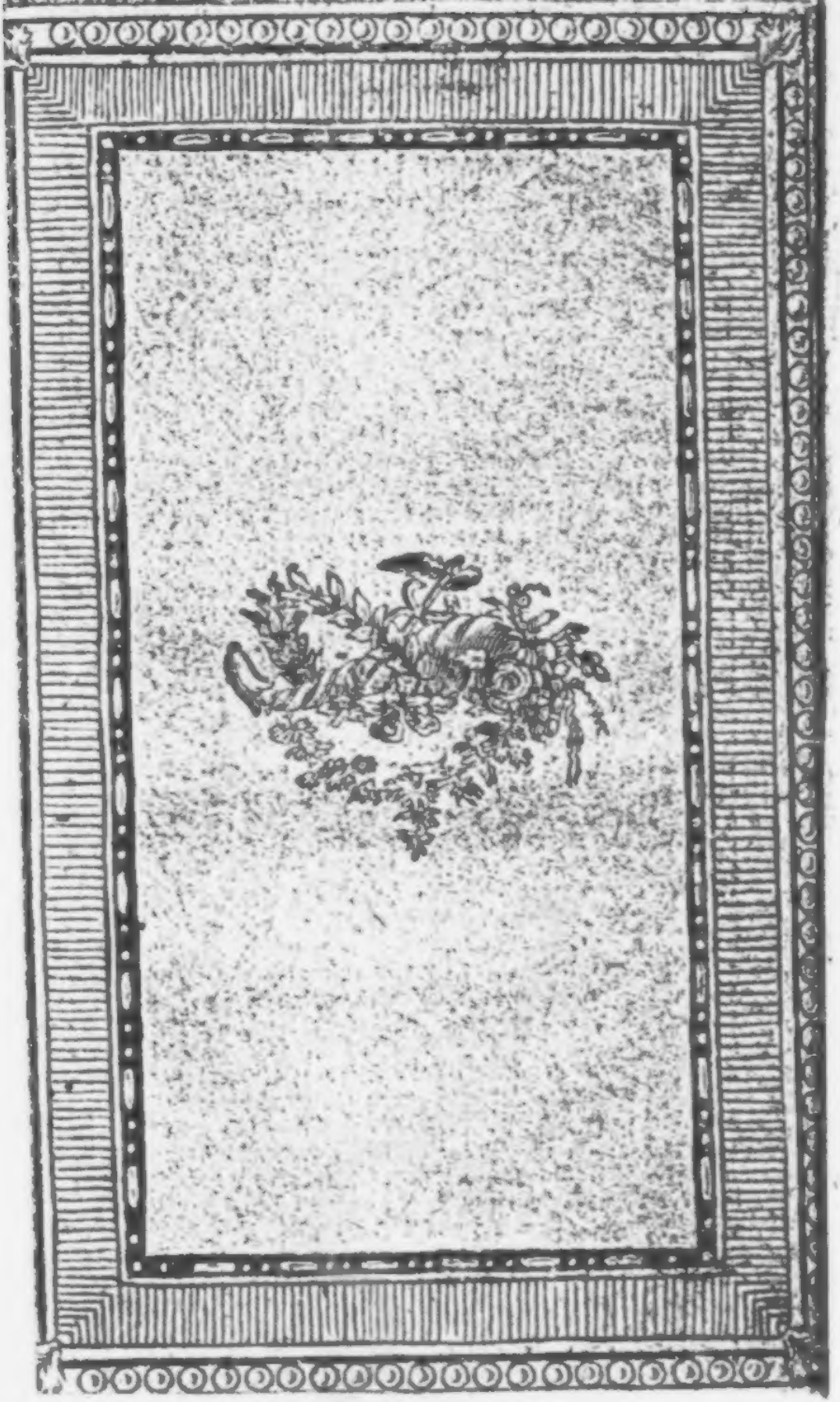

Der neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1791.

I.

Ueber

Die Grundwahrheit der Moralität

und ihre Verhältniß zur Grundwahrheit der Religion.

Der Gedanke, mein theuerſter B., womit mich Ihr Brief vom * * * ſo angenehm überraſcht hat, iſt darum nicht weniger neu, nicht weniger groß und nicht weniger der Ihrige, weil ihn jeder Selbſtdenker, der in den Geiſt der kritiſchen Philoſophie eingedrungen iſt, früher oder ſpäter denken muß. Es iſt dieß einer der eigenthümlichſten und merkwürdigſten Vorzüge dieſer Philoſophie, (den man aber einſt für die natürlichſte Eigenſchaft der einzigmöglichen anerkennen wird) daß ihre Anhänger über jeden Punkt, der ſich aus der ſtrengen Wiſſenſchaft der urſprünglichen Geſetze unſrer vorſtellenden Kraft entſcheiden läßt, ohne alle Verabredung über kurz oder lang auf eben dieſelben Reſultate gelangen müſſen. Meine Bemerkungen über Ihr Schreiben werden Ihnen daher

ſchwerlich etwas neues ſagen können, und ſollen Sie auch, nach meiner Abſicht, nur in den Stand ſetzen, zu beurtheilen, ob und in wieferne ich Sie wirklich verſtanden habe.

Ja, mein Freund, die Sittlichkeit würde, nach unſrem Begriffe von derſelben, durchaus nicht beſtehen können, wenn es einen von ihr unabhängigen und folglich theoretiſchen Beweis für das Daſeyn Gottes gäbe, derſelbe möchte nun aus hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Quellen geſchöpft ſeyn. Ich ſage nach unſrem Begriffe von der Sittlichkeit, von dem wir uns bey aller Evidenz, die er für uns hat, und bey aller Seeligkeit die er uns gewährt und verheißt, nicht verbergen können, daß er nur von äuſſerſt wenigen unſrer Zeitgenoſſen angenommen, und von dem meiſten und angeſehenſten Philoſophen von Profeſſion angefochten wird. Wir haben alle die verſchiedenem einander noch ſo ſehr widerſprechenden Vorſtellungsarten, durch welche ſich die bisherige Philoſophie das Eine was der Menſchheit Noth iſt, zu enträthſeln verſucht hat, einſtimmig wider uns. Nicht nur der konſequentere Supernaturaliſt, für den die Ueberzeugung von der Sittlichkeit eine bloße Folge von der Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes iſt; nicht nur der konſequentere Atheiſt, der die letztere nicht bloß für keinen Grund, ſondern auch nicht für die Folge der erſtern gehalten wiſſen will, ſondern jeder mir bekannte Moralphiloſoph, den

Was iſt's, Frau? Habt ihr dem Mädchen unſern Entſchluß bekannt gemacht?

Lady.

Ja, mein Herr; aber ſie will nichts davon hören, ſie bedankt ſich davor; ich wollte, die Närrin wäre mit ihrem Grabe verheurathet.

Capulet.

Sachte, nehmt mich mit, Frau, nehmt mich mit euch. Wie, ſie will nichts davon hören? Sie dankt uns nicht davor? Sie iſt nicht ſtolz darauf, ſie ſchäzt ſich nicht glüklich ſo unwürdig als ſie iſt, das wir ihr einen ſo würdigen Edelmann zum Bräutigam auserkohren haben.

Juliette.

Nicht ſtolz darauf, daß ihr es gethan habt, aber doch dankbar; ſtolz kan ich nicht ſeyn auf etwas das ich haſſe, aber dankbar, ſelbſt für etwas Böſes das eure Liebe gut gemeynt hat.

Capulet.

Wie, was, wie, Diſtinctionen-Macherin? Was ſoll das bedeuten? Stolz! und ich dank euch! und ich dank euch nicht! und doch nicht ſtolz! -- Wie, Fräulein Wunderlich, Ihr, ſchwazt mir nichts von Dank und Stolz und Unſtolz und Undank daher, ſondern legt eure ſchönſten Kleider auf Donnerstag Morgen zurechte, um mit Paris zur St. Peters Kirche zu gehen, oder ich will dich auf einer Schleiſſe hinziehen laſſen. Aus meinem Geſicht, du bleichſüchtiges

den einzigen Kritischen ausgenommen, wird, wenn er anders seinen Grundsätzen getreu bleibt, einen Begriff von der Sittlichkeit verwerfen müssen, der zwar die Ueberzeugung vom Daseyn Gottes begründen kann, und bey konsequenten Denkern wirklich begründen muß, der aber selbst nicht nur keine Folge dieser Ueberzeugung seyn, sondern auch mit derselben, so bald sie nicht seine Folge ist, durchaus nicht bestehen soll. Dieses kann auch in der That von der Sittlichkeit nach keinem der bisherigen Begriffe gelten: nach welchen sie entweder der zuletzt auf Furcht und Hofnung gegründete Entschluß ist, die geoffenbarten Gesetze eines unsichtbaren Oberherren zu befolgen; oder die sogenannte Lebensweisheit, welche das Interesse des Triebes nach Vergnügen durch kluge Wahl seiner Gegenstände zu besorgen gelernt hat; oder die durch Erziehung und Gewohnheit erworbene Fertigkeit, die Triebfeder des Eigennutzens zu ihrem eigenen Vortheil den Einschränkungen anzupassen, die ihr das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft aufdringt; oder das sogenannte **Wohlwollen**, das in einem angebohrnen Triebe nach demjenigen Vergnügen bestehen soll, welches gemeinnützige Handlungen ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil (nicht-allen, nur den moralischen Menschen) gewähren; oder endlich das stoische Vermögen, nicht durch sinnliche Eindrücke, sondern durch die durchdachte Nothwendigkeit eines von unsern Kräften ganz unabhängigen Zusam-

menhangs der Dinge auſſer uns, der nun entweder Vollkommenheit, oder Geſetz, oder Naturordnung, oder Willen Gottes, oder wie immer ſonſt heiſſen mag, beſtimmt zu werden.

Nach unſrem Begriffe *) iſt die Sittlichkeit ein völlig freyes und ganz uneigennütziges Wollen

*) Auch nach dem Begriffe eines Mannes, der nachmahls (in der Abhandlung David Hume oder über Idealismus und Realismus) unter den Gegnern der theoretiſchen Principien der Kritiſchen Philoſophie aufgetreten iſt, und deſſen Einwendungen zur Erörterung, und in ſo ferne zur Befeſtigung derſelben um ſo gewiſſer ein beträchtliches beytragen werden, je gewiſſer jene theoretiſchen Principien zu den praktiſchen eben dieſer Philoſophie führen, die (meines Wiſſens) noch kein anderer philoſophiſcher Schriftſteller durch das eigene Licht ſeines Geiſtes heller beleuchtet hat, als eben derſelbe in der höchſtmerkwürdigen kleinen Schrift: Etwas das Leſſing geſagt hat. Hier heißt es unter andern S. 60. „Eine Wahrheit von ſehr großem Inhalt: daß die Lehre der Glückſeligkeit der Tugend und des Rechtes auf der Theorie der Freyheit, oder, will man lieber, auf der Theorie des menſchlichen Vermögens, ſchlechterdings beruhe. Und ſo würde auch im Gegentheil eine Theorie der Sklaverey, des menſchlichen Unvermögens, oder der Gewalt der Leidenſchaften, die Lehre des menſchlichen Elendes, aller Laſter — an die Hand geben. Wahre Freyheit iſt alſo mit der Tugend einerley. Tugend aber kann nur in dem Menſchen wohnen, und ihre Kraft durch keine andere Kraft vertreten werden."

Wollen des Geſetzmäßigen; ein Wollen, das ſeine Triebfeder nicht auſſer derjenigen Selbſtthätigkeit unſres Geiſtes hat, von der unſre Perſönlichkeit abhängt, und die wir mit dem Nahmen Vernunft im ſtrengſten Sinne dieſes Wortes, und zwar der Theoretiſchen, in wiefern ſie beym Denken, der Praktiſchen, in wiefern ſie beym Wollen geſchäftig iſt, bezeichnen. Nach unſerm Begriffe iſt die Sittliche Handlung (und folglich auch die Unſittliche, die man von der blos Nichtſittlichen unterſcheiden muß) die eigenthümliche Aeuſſerung der Freyheit unſres Willens; eines Vermögens, das eben ſo allgemein als Thatſachen durch das Selbſtbewußtſeyn bekannt iſt, als durch die mislungenen Verſuche ſeine Möglichkeit zu erklären, in jeder bisherigen Philoſophie verkannt wird; eines Vermögens, das eben durch jene Verſuche für die meiſten unbefangenen Selbſtdenker zu einen Räthſel geworden iſt, das ſie gewöhnlich dahingeſtellt ſeyn laſſen, weil ſie an der Möglichkeit ſeiner Auflöſung verzweifeln; ungeachtet ihnen, und den Edelſten unter ihnen am allermeiſten, dieſe Auflöſung ſo ſehr am Herzen liegt, daß ſie, falls es nur anders durch äuſſere Umſtände nicht etwa unmöglich wäre, ſich gerne der itzt noch ſo ſchweren und langwierigen Arbeit des Studiums der kritiſchen Philoſophie unterzögen, wenn ſie anders vor demſelben überzeugt werden könnten, daß dieſe Philoſophie wirk-

lich die einzig mögliche und völlig befriedigende Antwort auf die große Frage von der Freyheit gefunden habe.

Wir unterscheiden uns als Personen von allen Dingen, die wir Sachen nennen, und bezeichnen durch den Nahmen der Personalität ein uns nur durch das Selbstbewußtseyn bekanntes Selbstständiges Seyn, das sich diesem Bewußtseyn nur durch Selbstthätigkeit im Handeln ankündiget. Bey derjenigen Abhängigkeit unsrer Individualität von der Organisation und überhaupt von den Dingen ausser uns, deren wir uns eben so einleuchtend, als der Unabhängigkeit, die uns zu Personen macht, bewußt sind, ist unsre eigentliche Selbstthätigkeit lediglich auf ein Wollen, und zwar nur auf das durch Vernunft bestimmte und im Handeln durch Vernunft bestehende Wollen, eingeschränkt. Da wir auf der Einen Seite nach unsrer erkennbaren und physischen Existenz, soweit dieselbe reicht, Glieder von der Kette der Sinnenwesen sind, wie jede andere Erscheinung dahin schwinden, und bloße Sachen heißen können: sind wir von der andern Seite durch eine uns eigene Selbstthätigkeit in Stand gesetzt, uns, um unsre Persönlichkeit zu retten, über die physische Existenz emporzuschwingen, und uns selbst ein Moralisches Daseyn zu geben. Dadurch, und dadurch allein, wird uns der Rang und die Würde einer Person zugesichert. Durch

die

die unwillkührlichen Handlungen unſres Körpers gehören wir unter die **Maſchinen**; durch die jenigen willkührlichen Handlungen unſres Gemüthes aber, die im Triebe des Bedürfniſſes, im Inſtinkte, in der Abhängigkeit von Eindrücken ihren Grund haben, gehören wir unter die **Thierarten**; und folglich durch dieſe beyden, uns keinesweges allein eigenthümlichen, Handlungsweiſen, bloß unter die **Sachen**. Nur durch die unabhängige Kraft des ſich ſelbſt beſtimmenden Willens allein, welche den Trieb des Bedürfniſſes zwar nicht verdrängen, aber doch nach ihrem Geſetz und durch ihr Vermögen lenken kann, können und müſſen wir uns als vernünftige Thiere, als Weſen die nie als Sachen angeſehen und gebraucht werden dürfen, als **Perſonen**, denken.

In dieſem Vermögen der Vernunft, und in der Perſönlichkeit, durch die ſich dasſelbe offenbart, liegt der einzige Grund der **Unverletzlichkeit**, die wir der Menſchheit in uns ſelbſt und andern einräumen müſſen, und die ſo wenig aus der Eigenliebe hervorquellen, ſo wenig derſelben als ihrem Grunde untergeordnet ſeyn kann, daß ſie uns vielmehr unnachſichtlich gebiethet, in jedem ihrer vielfältigen Kolliſionsfälle mit den Forderungen der Eigenliebe, ihrem Intereſſe einen unbedingten Vorzug zu geben, ohne daß wir dieſen Vorzug für etwas anderes als für eine Handlung der ſtrengen **Gerechtigkeit** anzuſehen hätten. In

wieferne jedem Menschen mit seiner Persönlichkeit das Vermögen der vernünftigen Freyheit gegeben ist und in ihm den Charakter der Menschheit ausmacht, in so ferne hat jeder Mensch ohne Ausnahme ein strenges Recht, von mir als Meines Gleichen erkannt und behandelt zu werden; ein Recht, das er nicht verlieren kann, so lange er Mensch bleibt, und das sich auf seine Pflicht, den Charakter der Menschheit geltend zu machen, gründet; ein Recht, dessen Gebrauch er eben darum nie veräussern darf, und das er daher vor dem Richterstuhle jedes anderen menschlichen Gewissens, so wenig als seines eigenen, durch keinen vorhergegangenen Nichtgebrauch, durch keinen darauf folgenden Misbrauch verwirken kann. Bey allem dem kann der Mensch seine Persönlichkeit und die von derselben unzertrennlichen Naturrechte äusserlich nur in so ferne behaupten, als sich das Vermögen der Vernunft in ihm zur thätigen Kraft entwickelt hat. Die politische Freyheit wilder Nomaden, und überhaupt aller unkultivierten Nazionen, die man in unsren Zeiten so oft als Aeusserung der Humanität so ehrwürdig und beneidenswerth fand, ist eine Folge äusserer, von der Vernunft unabhängiger Umstände, und in so fern ein blosses Geschenk, das der Zufall giebt und nimmt; von dessen bald beschützender bald zerstörender Laune auch das Schicksal aller republikanischen Staatsverfassungen älterer und neuerer Zeiten abhieng, und immer abhängen wird, so

lange

lange nicht die uneigennützige Vernunft, eine zwar im Menschen wohnende, aber den Staatsmännern und selbst den Philosophen grösstentheils unbekannte Gottheit, ins Mittel tritt, und diese Verfassungen nicht nur von innen begründet, sondern auch von aussen beschützt. Unsre weltklugen Politiker, welche die Unabhängigkeit der Individuen im Einem Staate sowohl als der Staaten untereinander, in dem Gleichgewichte der physischen Kräfte aufsuchen, haben, über ihr eifriges Beobachten der Menschen unter den zufälligen Modifikationen äusserer Umstände, den wesentlichen Charakter der Menschheit überhaupt ganz aus den Augen verlohren. Die äussere (politische) Freyheit kann dem menschlichen Geschlechte nur durch die Innere (die moralische) zugesichert werden, und zwar nur durch die bis auf denjenigen Grad entwickelte Kraft der Vernunft, wo sie ihre eigenthümliche Handlungsweise, das Gesetz wodurch sie ihre Freyheit zugleich äussert und sicher stellt, nicht bloß durch Ahndungen und Gefühle sondern durch deutliche Einsicht kennen gelernt hat. Die Freyheit der Staatsverfassungen wird daher so lange das gefährliche Steckenpferd unsrer vielen berufenen, und der fromme Wunsch unsrer wenigen auserwählten Philosophen bleiben, als nicht der, es sey nun durch Zahl oder durch Geschicklichkeit, stärkere Theil der Menschen auch der bessere geworden ist. Bis dahin haben es sich die Nazionen selbst zuzuschreiben, wenn sie während ihrer

Unmündigkeit unter der Vormundschaft der Naturnothwendigkeit stehen, die kein anderes Recht als das Recht des Stärkern kennt, und ihnen keine anderen Regenten als solche geben kann, die, auch selbst bey den besten Eigenschaften des Geistes und Herzens, mehr oder weniger Despoten seyn müssen, und von denen sie nach einer Regel, die durch Erfahrung genug bestättiget wird und bisher noch nicht viele Ausnahmen erlitten hat, als Sachen behandelt werden müssen; weil der Despot, wo er nicht durch Inkonsequenz seinen Charakter verläugnet, selbst von keiner Persönlichkeit weiß, sondern Sklave des Zufalls und Repräsentant der Naturnothwendigkeit ist.

Nur durch die vereinigte wissenschaftliche und moralische Kultur kann sich die Menschheit dem Zeitpunkte nähern, wo sie sich selbst regieren kann, wo sie von innen und von aussen frey wird. Die moralische Kultur, in wieferne sie mehr vom Herzen als vom Geiste, mehr vom Handeln als vom Untersuchen, mehr vom Wollen als vom Denken abhängt, ist bey einzelnen Personen oft ohne wissenschaftliche, und diese oft ohne jene vorhanden. Allein für das Interesse der Menschheit sind beyde wesentlich unzertrennlich, und der Philosoph, der nicht bloß zufälliger Weise, sondern durch einen sichern von ihm beabsichtigten Erfolg jenes Interesse befördern will, muß beyde in seiner Person vereinigen. Das Vermögen der moralischen Freyheit

heit muß bey ihm nicht nur in wirkliche Kraft übergegangen, sondern auch der vornehmste Gegenstand seines Wissens geworden seyn; die Freyheit der Vernunft darf seinem Geiste so wenig als seinem Herzen ein Geheimniß seyn.

Auch der Lasterhafte ist sich seiner Freyheit als einer Thatsache bewußt. Er kann die strafende Stimme seines Gewissens nie ganz übertäuben, welche der Unabhängigkeit seines Willens von dem Zwange der Naturnothwendigkeit, durch die er sich gerne entschuldigen möchte, so laut das Wort redet, und welche durch das Bewußtseyn, daß er anders habe handeln sollen, die Ausflucht der vernünftelnden Eigenliebe, daß er nicht anders habe handeln können, immer auf eine Zeitlang verstummen heißt. Allein seine Vernunft, die er durch sein freywilliges Dienen unter den Befehlen des Instinktes herabgewürdiget hat, schwankt zwischen Anklagen und Entschuldigen, Billigen und Mißbilligen des Lasters hin und her, ohne je über ihre Freyheit, die ihm immer mehr und mehr verhaßt wird, mit sich selbst einig zu werden. Der edle Mann hingegen hält sich fest an das Bewußtseyn seiner Freyheit, die ihm allein seinen Werth und seine Glückseligkeit verbürgt und in so ferne sein höchstes Gut ist. Mit jedem seiner Fehltritte, deren er sich immer nur mit Reue und Beschämung bewußt ist, nimmt seine Ehrfurcht vor dem strengen Richterstuhle seines Gewissens zu,

dem

dem er durch freywillige Anerkennung seiner gemißbrauchten Freyheit huldiget. Er steht daher auch von jedem Falle stärker auf. Allein man lasse den Mann, der sich seiner Freyheit bloß als einer Thatsache bewußt ist, und dieses Bewußtseyn als edler Mann schätzt, liebt, und nährt, man lasse ihn sich auf einer Stufe von wissenschaftlicher Kultur befinden, wo er über die Principien des menschlichen Wissens zwar viel gelesen und gedacht hat, aber mit sich selbst nicht einig geworden ist: so werden aus seinen unbestimmten Begriffen von Natur und Vernunft, Instinkt und Selbstthätigkeit, physischer und moralischer Nothwendigkeit, über kurz oder lang Zweifel über die Möglichkeit der Thatsache seines freyen Willens hervorgehen, die ihm wenigstens die Furcht abdringen werden: ob nicht die Wirklichkeit derselben eine bloße Täuschung sey? Die Furcht, ob er nicht seine edelsten Entschlüsse für Wirkungen einer fremden ihn bestimmenden Gewalt, und seine Person in jeder Rücksicht für ein bloßes Werkzeug der Naturnothwendigkeit halten müsse? Ob es nicht, bey allem Anschein von Selbstthätigkeit und Unabhängigkeit, der ihm zu gewissen Zeiten wie ein angenehmer Traum beywohne, gleichwohl keineswegs auf ihn selbst ankäme, daß in jedem gegebenen Falle sein Wille durch Vernunft, oder durch Sinnlichkeit bestimmt handle? Ob er nicht in den Fällen, wo er durch Vernunft oder durch den durchdachten Zusammenhang der Dinge

ſüchtiges Raben-Aas! Fort, du Sauſödel! du Talk-Geſicht!

Lady Capulet.

Fy, fy, wie, ſeyd ihr toll?

Juliette.

Liebſter Herr Vater, ich bitte euch auf meinen Knien, hört mich nur ein einziges Wort mit Geduld an.

Capulet.

An den Galgen, du junge Meze! Ungehorſame, leichtfertige Creatur! Ich will dir was ſagen, geh mir auf den Donnerstag in die Kirche, oder komm mir nimmer vor mein Angeſicht. Sag nichts, replicier nicht, antworte mir nichts; meine Finger juken mir. Weib, wir hielten uns kaum für glüklich, weil uns Gott nur dieſes einzige Kind gegeben hatte; aber nun ſeh ich, daß dieſes einzige zuviel iſt, und daß wir ſie zu einem Fluch bekommen haben -- Aus meinem Geſicht, Baſtart!

Amme.

Gott im Himmel ſegne ſie! Ihr habt unrecht, Gnädiger Herr, daß ihr ſo hart mit ihr verfahrt.

Capulet.

Und wie, My Lady Weisheit? Haltet ihr euer Maul, und ſchnattert mit euern Gevatterinnen -- packt euch --

Amme.

Ich rede nichts unrechtes; -- O, Gott gebe euch einen guten Tag -- Darf uns nicht mehr reden?

Capulet.

an ſich *) beſtimmt werde, noch weit weniger frey handle, als wenn er im Dienſte des ſinnlichen Triebes nur durch einen einzelnen Eindruck beſtimmt wirke; da er dort durch die ganze Natur, hier aber nur durch eine einzelne Erſcheinung derſelben gezwungen würde?

Ich glaube zwar, daß dieſe Zweifel durch einen hohen Grad von Feſtigkeit der moraliſchen Geſinnung niedergeſchlagen; oder ich weiß, daß ſie durch keinen denkbaren Grad derſelben aufgelöſet werden können. Der gute Wille kann ſie wohl abweiſen, aber nicht beantworten: die in ihren Prinzipien mit ſich ſelbſt uneinige Denkkraft wird ſie auch wider ihren eigenen Willen zurückrufen; und die theoretiſche Vernunft wird eben ſo ſchnell den Knoten wieder ſchürzen, als ihn die praktiſche Vernunft zerhauen hat.

Daß man ſich bey einer Theorie, welche die Freyheit bloß dem Rahmen nach behauptet, in der Sache ſelbſt aber aufhebt, gleichwohl durch die Evidenz des Selbſtbewußtſeyns für wirklich frey halten, ja daß ſelbſt der entſchiedenſte Verthendiger einir durchgängigen Naturnothwendigkeit, in Kraft jener Evidenz, moraliſch handeln könne, wird aus der Inkonſequenz des auf jeder Stuffe ſeiner Kultur beſchränkten menſchlichen Geiſtes

*) Die leidige, aber ohne eine beſſere Kenntniß des Vernunftvermögens, als die, welche die bisherige Philoſophie aufbringen konnte, unvermeidliche Vorſtellungsart des ſogenannten Determinismus.

Geistes begreiflich genug. Aber das Interesse der Menschheit ist in der That übel geborgen, so lange es nur durch die Inkonsequenz der Selbstdenker (und zwar gerade der edelsten unter ihnen) sicher gestellt werden kann. Leider, ist die Anzahl der Menschen selbst unter dem kultiviertesten Klassen klein genug, die aus bloßer Sittlichkeit inkonsequent dächten; und das Nichtseyn der Freyheit, das sich, meiner Ueberzeugung nach, aus den theoretischen Prinzipien jeder bisherigen Philosophie ergiebt, dürfte wohl von einem grösseren Theile mehr gehofft als gefürchtet seyn. So lange die Philosophie die Gründe dieser Furcht für den Rechtschaffenen und dieser Hoffnung für den Böswicht nicht nur nicht hinwegräumt, sondern vielmehr aufstellt und vervielfältiget: so lange hat sie in meinen Augen noch weniger als Nichts für die eigentliche moralische Kultur der Menschheit gethan. Ich kann ihr insoferne nicht einmal den Nahmen der Philosophie und das Verdienst einräumen, die eigentliche wissenschaftliche Kultur des menschlichen Geistes auch nur angefangen zu haben, die, so wie sie nur von einem höchsten allgemeingeltenden Princip des Denkens ausgehen, und nur zu einem höchsten allgemeingeltenden Gesetz des sittlichen Handelns hinführen kann, den Selbstdenker nicht nur nicht mit sich selbst und mit andern entzweyen, sondern ihm vielmehr das Geheimniß der in der Natur des menschlichen Geistes gegründeten vollkommenen Eintracht zwischen

der

der denkenden und handelnden Vernunft auf immer enthüllen muß.

Das Begehren heißt nur dann und in ſofern ne ein Wollen, wenn und in wieferne es durch Vernunft beſtimmt wird, wenn und in wieferne der Grund deſſelben in unſrer Selbſtthätigkeit liegt; wenn und in wieferne dasjenige, was mich zur Perſon macht, (die poſitive Kraft meines Ichs) dabey wirkſam iſt. Das Begehren unſers ſinnlichen Triebes iſt unfreywillig, und kann unſrer Freyheit nur dann zugerechnet werden, wenn es in ein Wollen übergegangen iſt; wenn die Selbſtthätigkeit das Objekt des Triebes auch zu dem ihrigen gemacht hat. Die Regel der Handlung wird daher bey jedem Wollen durch Vernunft gegeben; und der Entſchluß des Willens beſteht in der Handlung nach einer ſich ſelbſt gegebenen Vorſchrift. Die ſelbſtthätige Vernunft giebt und befolgt nun dieſe Vorſchrift entweder um ihres eigenen reinen Intereſſes willen, aus eignem innern Antriebe, durch bloße Selbſtthätigkeit aufgefordert: oder ſie giebt und befolgt ſie um eines ihrer fremden Intereſſes willen, aus Anregung des ihr beygeordneten Inſtinktes, und zum Vortheil deſſelben. Im erſten Falle iſt die Handlung **ſittlich**; im zweyten **nichtſittlich**, aber darum nicht **unſittlich**. Das reine Intereſſe der Vernunft iſt die um ihrer ſelbſt willen gewollte, **die uneigennützig beſchloſſene Geſetzmäßigkeit.**

In wieferne die Vernunft aus eigenem innerem Antriebe allein handelt, kann sie keinen andern Zweck haben, als das Handeln selbst, das Realisieren der durch sie möglichen, in ihrem Vermögen bestimmten, Gesetzmäßigkeit. Das Wollen ist daher moralisch, in wieferne die Vorschrift zu einer Handlung bloß um ihrer Gesetzmäßigkeit willen gegeben und befolgt wird; und die Handlung selbst keine andere Absicht, keinen andern Zweck, keine andere Triebfeder hat, als das Erfüllen der Pflicht, das Realisieren der Gesetzmäßigkeit. — Die Vernunft handelt hingegen aus Antrieb des sinnlichen Triebes, wenn sie sich zum Behuf dieses Triebes eine Vorschrift giebt, und dieselbe zum Vortheil desselben befolgt. Diese Vorschrift kann nun entweder mit derjenigen, welche sie sich in einem bestimmten Fall aus eigenem Antriebe geben müßte, mit ihrem eigenen Gesetze, mit der Forderung der Sittlichkeit, übereinstimmen, oder nicht. Im ersten Falle ist das Wollen legal, aber nicht moralisch, die Handlung äusserlich und zufälliger weise gesetzmäßig, aber nicht sittlich; sie widerspricht dem Interesse der Vernunft nicht, aber dasselbe wird auch keineswegs durch sie befördert; die Vernunft handelt sich gar nicht selbst zuwider, aber auch nicht für sich selbst, sondern für die Angelegenheiten des Instinktes; sie wirkt theoretisch als Rathgeberin, nicht praktisch als Gesetzgeberin desselben, und die Person handelt bloß klug, dem durchdachten Interesse

der

der Sinnlichkeit gemäß, aus einem vernünftigen Eigennutz, aber nicht weise, nicht dem reinen Intereſſe der Sittlichkeit gemäß, nicht uneigennützig. *) — Im zweyten Falle hingegen, wenn nehmlich die Vorſchrift, welche ſich die Vernunft beym Wollen zum Behufe des ſinnlichen Triebes giebt und befolgt, dem Geſetze, das ſie ſich aus eigenen Antriebe geben müßte, und deſſen ſie ſich bey dem vorliegenden Falle wirklich bewußt wird, widerſpricht; wenn die Forderungen der uneigennützigen Geſetzmäßigkeit mit der Forderung des Eigennutzens in Kolliſion kömmt, und die leztere mit Bewußtſeyn gegen die erſtere durchgeſezt wird: dann iſt die Handlung unſittlich, illegal und unmoraliſch zugleich. Die ihres moraliſchen Vermögens und ihrer Pflicht ſich bewußte Perſon zieht in dieſem Falle die geſetzwidrige Handlung der geſetzmäßigen vor; die ſelbſtthätige Vernunft unterwirft ſich einem fremden Geſetze bey vollem Bewußtſeyn ihres Eigenen, dient freywillig, wo ſie herrſchen ſollte und könnte, und handelt ſich ſelbſt zuwider.

Die weſentliche Bedingung der Moralität, ſie mag ſich nun durch Sittlichkeit oder Unſittlichkeit

*) Gleichwohl iſt es keine andere Handlungsweiſe, als dieſe, welche von dem Gegner der Kritik der Vernunft ſittlich genannt wird. Auch kann kein konſequenter Kenner der Dinge an ſich eine andere Handlungsweiſe der Vernunft für möglich halten.

keit äussern, ist absolute Freyheit des Willens; und wenn die Vernunft nicht bloß als Denkkraft, wenn sie nicht bloß theoretisch richtig oder unrichtig, nicht bloß klug oder unklug; wenn sie als Willenskraft, wenn sie praktisch richtig oder unrichtig, wenn sie weise oder unweise handeln soll: so muß der Grund, warum sie eine Forderung des Instinktes, die mit ihrem eigenen Gesetze übereinstimmt, begünstiget, oder im Kollisionsfalle entweder vorzieht oder nachsezt, warum sie eine Vorschrift, die ihrer Würde gemäß oder zuwider ist, giebt und befolgt, warum sie der Sinnlichkeit gebiethet oder dient: lediglich in ihrer Selbstthätigkeit, in ihrem Vermögen ungezwungen durch Eindruck, und ungebunden durch das Gesetz des sinnlichen Triebes, und folglich frey zu handeln, gelegen seyn. Alles was daher diese Freyheit, oder dem Gebrauch desselben aufhebt, hebt auch alle Moralität, alle Zurechnung der willkührlichen Handlungen, den eigenthümlichen Charakter der Menschheit, die Würde unserer Natur, die höchste Bedingung unsrer Perfektibilität und die innere Quelle unserer Glückseligkeit auf.

Wenn wie nun das Daseyn Gottes nicht etwa moralisch glauben, sondern theoretisch erkennen sollten, d. h. wenn wir von demselben nicht durch das vorher und von ihm unabhängig anerkannte Sittengesetz, sondern auf was immer für einem

Wege

Wege theoretiſcher Einſicht überzeugt werden könnten: ſo würde unſere moraliſche Freyheit ein Unding ſeyn. Die Selbſtthätigkeit des Willens würde ihre Richtung nicht mehr in ihrer Gewalt haben, und eben darum aufhören Selbſtthätigkeit zu ſeyn. Wir würden das Sittengeſetz nicht mehr für den bloßen eigenen Willen unſers Selbſtes, ſondern für den Willen eines Oberherrn anſehen, der die Befolgung dieſes Geſetzes keineswegs auf unſere Willkühr ankommen laſſen kann, ſondern durch Maaßregeln, die für unſer ſinnliches Intereſſe unendlich fürchterlich oder unendlich wünſchenswerth ſeyn müſſen, durchzuſetzen, die Macht und den Vorſatz haben muß. Furcht und Hofnung, und zwar von einer ganz andern Art, als ſie bey einem aufs Gebieth der Erfahrung eingeſchränkten Erkenntnißvermögen möglich ſind, übernatürliche Furcht und Hoffnung, gegen welche wegen der Unendlichkeit ihres Gegenſtandes keine endliche Kraft auszuhalten vermöchte, einer beſchränkten Selbſtthätigkeit unwiderſtehlich, aller Willkühr des abhängigen Weſens trotzbietend, würden dann bey der Befolgung des Sittengeſetzes an die Stelle der freyen, ſich ſelbſt überlaſſenen Selbſtthätigkeit eintreten, das uneigennützige Wollen der Geſetzmäßigkeit unmöglich machen, und folglich in der That das Sittengeſetz aufheben.

Man wird hier freylich einwenden: „durch eine vorherbeſtimmte Harmonie zwiſchen der menſch-

lichen Vernunft und der göttlichen, könne die unsrige, in wieferne sie als Vernunft handelt, nichts anderes wollen als was die göttliche gebeut: wir befolgten daher durch das Sittengesetz zugleich unsern eignem Willen und den göttlichen, und handelten in sofern, bey unserm Gehorsam sowohl als bey unsrer Widerspenstigkeit, gegen die Gottheit frey." Allein man hat dann vergessen, daß es bey der sittlichen Handlung nicht bloß auf die Uebereinstimmung mit dem Gesetze, sondern auf die bloß um ihrer selbstwillen beabsichtigte Uebereinstimmung ankomme. Immerhin mag eine Handlungsweise, welche die menschliche Vernunft vorschreibt, mit der göttlichen völlig übereinstimmen. Wenn die selbstthätige Vernunft, das Gesetz, das sie sich vorschreibt, nicht ganz um seiner selbst willen, nicht unabhängig von allen äusserlichen Antrieben befolgen oder nicht befolgen kann, so kann sie zwar legal oder illegal, aber durchaus nicht moralisch handeln. Eine endliche Selbstthätigkeit aber kann nicht aus bloßem eigenen Triebe, aus einem schlechterdings innerlichen Grunde, als eigentliche Selbthätigkeit wirken, wenn eine äussere, und zwar eine unendliche Kraft auf ihre Richtung Einfluß hat. Der Grund, den die Vernunft in ihrer eigenen Selbstthätigkeit findet, ist nur bloß endlich; derjenige aber der ihr durch die Erkenntnis der Gottheit vorgehalten würde, wäre unendlich. Durch die äussere Wirksamkeit von diesem

sem gehindert, würde sie nie dazu kommen können, die innere Wirksamkeit von jenem geltend zu machen. Sie würde das Gesetz, das sie sich selbst vorschreibt, nicht als ihr eigenes ansehen, und es daher auch nicht um des Gesetzes, sondern nur um des Gesetzgebers willen befolgen können. Das Interesse, das sie an der uneigennützig beabsichtigten Gesetzmäßigkeit nehmen könnte, wäre nur endlich; dasjenige hingegen, das sie an dem Einflusse des äusseren Gesetzgebers auf den Zustand der ganzen Person, auf das Wohl und Weh der Existenz, auf die Glückseligkeit, nehmen müßte, wäre unendlich. Die uneigennützige Triebfeder im Menschen wäre nur durch eine endliche, die eigennützige hingegen durch eine unendliche Kraft gespannt. Der innere Beweggrund in der Persönalität, die zwar nothwendig gedacht wird, aber gleichwohl sich nur denken läßt, wäre kein anderer als die Freyheit: und diesem stände ein äusserer gegenüber, und zwar kein geringerer, als eine erkannte unüberwindliche Nothwendigkeit.

Nur dann und nur in soferne, als die Ueberzeugung vom Daseyn Gottes durch die von ihr völlig unabhängige Ueberzeugung von der Verbindlichkeit des Sittengesetzes bestimmt wird, liegt in der Grundwahrheit der Religion ein äusserer Grund, der die Forderungen der Sittlichkeit an den eigennützigen Trieb unterstützt, ohne den innern Grund

dieſer Forderungen aufzuheben; der den Inſtinkt im Zaume hält, ohne der Freyheit Gewalt anzuthun. Die Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes iſt dann kein Wiſſen ſondern ein Glauben, und zwar kein hiſtoriſches, ſondern ein moraliſches Glauben; ein Glauben, das immer nur Folge, nie Grund der Moralität ſeyn, ein Glauben, durch welches die Anerkennung der Wirklichkeit und Heiligkeit des Sittengeſetzes zwar nothwendig vorausgeſezt aber nimmermehr verurſachet wird; ein Glauben, welches die uneigennützige Geſinnung ſo wenig zerſtören kann, daß es vielmehr ohne dieſelbe ſchlechterdings nicht beſtehen könnte. Die Furcht vor der Gerechtigkeit, und die Hofnung von der Güte des Urhebers der Natur, werden dann ſelbſt im ſtrengſten Sinne moraliſch, in wie ferne beyde in der uneigennützigen Achtung gegen das Geſetz ihren Grund erhalten; in wiefern es die ſittliche Geſinnung und in derſelben unſer eigener freyer vernünftiger Wille iſt, welcher von der Gottheit Einſchränkung oder Vergrößerung unſrer Glückſeligkeit, nach dem Maaße der perſönlichen Würdigkeit, und bloß um der Heiligkeit des Geſetzes willen, fordert und erwartet. Das Intereſſe unſers Eigennutzens wird durch das Intereſſe am Geſetze, nicht dieſes durch jenes, aufgefordert; die Eigenliebe wird durch die Anhänglichkeit an der Pflicht, nicht dieſe durch jene, in Bewegung geſezt; wie hoffen und fürchten von Gott, weil wir ſeinen Willen achten; und

achten

Capulet.

Still, ſtill, ihr murmelnde Närrin, ſpielt eure Gravität wenn ihr mit euern Gevatterinnen zecht; hier haben wir ihrer nicht vonnöthen.

Lady.

Ihr ſeyd zu hizig.

Capulet.

Wie, Sakerlot! Soll einen das nicht wild machen? Tag und Nacht, früh und ſpat, daheim und auſſer dem Haus, allein und in Geſellſchaft, wachend und ſchlafend iſt immer meine einzige Sorge geweſen, wie ich ſie wohl verheurathen wolle: und izt, da ich einen wakern jungen Edelmann, von ſchönen Mitteln, von der anſehnlichſten Verwandtſchaft, für ſie gefunden habe; der, wie alle Leute ſagen, Verdienſte hat; kurz einen Mann, wie man ſich einen wünſchen mag, ſoll ich eine heilloſe alberne Törſin, ein pinſelndes Puppchen haben, die, wenn das Glük ſie anlacht, antwortet: Ich will noch nicht heurathen -- Ich kan nicht lieben -- Ich bin noch zu jung -- ich bitte um Vergebung -- Gut, wenn ihr nicht heurathen wollt, ſo will ich euch vergeben; graßt wo ihr wollt, aber mit mir ſollt ihr nicht in einem Hauſe leben; Ueberlegts, denkt ihm nach, es iſt mein Brauch nicht, zu ſpaſſen. Es iſt nicht mehr lange bis Donnerstag; leg die Hand auf dein Herz, bedenk dich; wenn du mein biſt, ſo will ich dich meinem Freunde geben; und biſt du's nicht, ſo häng dich, bettle, verhungre, ſtirb auf

der

achten dieſen Willen, nicht weil wir hoffen und fürchten.

Das Daſeyn von was immer für einem Gegenſtande kann ſich uns nur durch die Eigenſchaften und Beſchaffenheiten des Gegenſtandes ankündigen, und unſer Begriff von demſelben kann nur aus der Vorſtellung ſeiner Eigenſchaften und Beſchaffenheiten beſtehen. In dem moraliſchen Glauben werden wir vom Daſeyn Gottes nur durch unſere moraliſche Natur überzeugt; und die Eigenſchaft, unter welcher ſich uns die Gottheit ankündiget, iſt die von den Schranken der Sinnlichkeit getrennte Sittlichkeit; eine Eigenſchaft, die wir ihrem poſitiven Merkmale nach aus unſerm Selbſtbewußtſeyn kennen, die durch das moraliſche Gefühl und das Zeugniß des Gewiſſens auch dem gemeinen Manne einleuchtet, und von welcher der denkende Kopf einen vollſtändigen, durchgängig beſtimmten, Begriff haben kann, weil alle Data zu demſelben in der Natur unſers Erkenntniß- und Begehrungs-Vermögens wirklich gegeben ſind. In wieferne nun die vollkommenſte Sittlichkeit, das charakteriſche Merkmal, die Grundeigenſchaft iſt, unter welcher wir uns die Gottheit denken, und der wie alle anderen Beſchaffenheiten derſelben **unterordnen** müſſen: in ſoferne kündigt uns die Gottheit ihr Daſeyn nur von derjenigen Seite an, von der allein ſie einem endlichen Weſen, und zwar nur dem vernünftigen endlichen Weſen al-

lein begreiflich seyn, von der sie uns allein uns eigennützige Verehrung einflößen, von der sie allein von einem sonst abhängigen, beschränkten, ohne sie hülflosen Wesen, freye und ihrer Selbst würdige Anbetung erwarten kann; eine Gesinnung, gleich weit entfernt von dem Sclavensinne des abergläubischen Frömmlers, und dem zügellosen Uebermuth des ungläubigen Grüblers. Ist hingegen die Sittlichkeit, die wir entweder gar nicht, oder nur durch das Bewußtseyn unsrer Freyheit kennen, nicht das eigenthümliche, Daseyn ankündigende Merkmal der Gottheit für uns: so tritt an die Stelle desselben das Merkmal einer Urkraft ein, die der Atheist gemeiniglich in der bewegenden Kraft der Natur aufsucht, und in welcher er, was er ihr auch für einen Nahmen geben mag, immer den überzeugendsten Grund zu finden glaubt, die Freyheit seines eigenen Willens für eine bloße Täuschung zu erklären; — einer Urkraft, die von dem Supernaturalisten mit einem unsrer Vernunft völlig unbegreiflichen Willen begabt wird, der von dem Willen unsrer Vernunft nicht etwa durch bloße Schranken, sondern seiner wesentlichen Form, und innern Natur nach ganz verschieden, folglich für uns schlechterdings unerforschlich, und nur durch Offenbarung erkennbar ist; einen Willen, der dem unsrigen Gesetze vorschreibt, die unsrer Vernunft fremde sind, nur um des Gesetzgeber willen befolgt werden können, und in so ferne alle Moralität aufheben.

Der

Der konsequente Supernaturalist predigte Religion ohne Moral, und der konsequente Naturalist Moral ohne Religion. Der Eine erklärte die Sittenlehre der Vernunft (die philosophische Moral) für eigennützige Klugheit, welche dem Menschen keinen innern Werth zu geben, ihn dem Auge Gottes keineswegs wohlgefällig zu machen vermag, Thorheit vor Gott und die Theorie der glänzenden Laster ist. Die wahre Tugend, die er ausschließend mit dem Nahmen Heiligkeit zu bezeichnen vermeynte, und die für ihn das Objekt der theologischen Moral war, glaubte er in einer Handlungsweise, in einer Richtung des Willens gefunden zu haben, die ihre Triebfeder so wohl als ihr Gesetz nicht außer der Gottheit selbst haben könnte, durch die natürlichen, dem Menschen eigenthümlichen, Kräfte schlechterdings unmöglich wäre, und daher nur ein übernatürliches Geschenk, Wirkung der Gnade, seyn könnte. Der Naturalist hingegen, der in der Tugend das Werk der bloßen (theoretischen) Vernunft, und die natürliche Handlungsweise des durch Klugheit geleiteten menschlichen Willens erkannte, sah die Religion als eine Herabwürdigung der menschlichen Natur, als die geschworne Feindin der Vernunft und Zerstörerin aller Sittlichkeit an. Er beschuldigte sie, daß sie dem Menschen Beweggründe des Handelns aufdränge, die seiner Natur fremde und zuwider wären; daß sie ihm alle uneigennützige Liebe zum Guten unmöglich, und seine Ver-

ſon zur Sklavin eines Undings mache, das ſeine Realität und ganze Furchtbarkeit nur vermittelſt einer regelloſen, durch Wiſſenſchaft, Geſchmack und Sittlichkeit ungebändigten Phantaſie erhalten könnte.

Beyde einander ſo ſehr entgegengeſetzte Vorſtellungsarten waren auf unſtreitige, aber einſeitig geſehene, Wahrheiten, auf das moraliſche, aber auf keine beſtimmten Begriffe zurückgeführte Gefühl gegründet. Der Supernaturaliſt ahndete die Unzertrennlichkeit zwiſchen Religion und Moral; der Naturaliſt die Unabhängigkeit der Moral von Religion. Beyde ſtritten für die von ihnen (der Wirklichkeit nach) gefühlte, aber (der Möglichkeit nach) verbannte uneigennützige Geſinnung; der Eine, indem er unter der natürlichen Triebfeder zur Tugend, den eigennützigen Trieb nach Vergnügen verſtand und verwarf; der andere, in dem er unter der natürlichen Triebfeder die uneigennützige Vernunft dachte und verehrte. Von beyden wurde die moraliſche Vernunft perſonifiziert; von dem Supernaturaliſten, welcher dieſelbe, weil er ſie nicht mit dem ſinnlichen Begehrungsvermögen (dem natürlichen Menſchen) zu vereinigen wußte, — außer dem Menſchen aufſuchte und zur Gottheit umſchuf; aber eben darum den vernünftigen Willen des Menſchen einem ihm fremden Geſetze unterwarf, das nur durch die Triebfeder des Eigennutzes befolgt

folgt werden konnte, und den Willen der Gottheit zur Unvernunft herabwürdigte, indem er ihn dem vernünftigen Willen des Menschen widersprechen ließ. — Die Vernunft wurde von dem Naturalisten personificiert, welcher sie, weil er in ihrer Handlungsweise den Charakter der allenthalben nach Gesetzen wirkenden Natur wahrzunehmen glaubte, zur wirkenden Natur umschuf; aber eben darum genöthigt war, den sinnlichen Trieb, den er ebenfalls für eine Handlungsweise der Natur anerkennen mußte, nur durch das eigene Interesse desselben dem Gesetze der Vernunft unterzuordnen, und folglich bey den sittlichen Handlungen, zwar die Handlungsweise des Instinktes der Form der Vernunft, aber die Realisierung dieser Form blos der Triebfeder des Instinktes zu unterwerfen. Beyde stritten für die Würde, und folglich für das Wesen der Tugend, welches sie, durch ihre Erklärungen darüber und ihre Beweise dafür, in der Sache selbst aufhoben. Beyde verkannten die praktische Vernunft; der Eine indem er sie ausschliessend der Gottheit, der Andere indem er sie ausschliessend der Natur einräumte; und diese praktische Vernunft hörte eben darum auf praktisch zu seyn, weil sie in beyden Systemen von der den sinnlichen Trieb beherrschenden Selbstthätigkeit des Willens, der uneigennützigen Gesinnung, unterschieden wurde. Weder die Gottheit des Supernaturalisten noch die Natur des Naturalisten waren daher sittliche Wesen; und was uns der Eine auf Unkosten der

Moralität geben wollte, verdiente eben so wenig den Nahmen der Religion, als was der andere auf Unkosten der Religion zu gewinnen meynte, den Nahmen der Moralität.

Der Vorwurf, den einzigen probehältigen Ueberzeugungsgrund für das Daseyn Gottes durch das Verkennen des einzigen charakteristischen Merkmals, wodurch sich die Gottheit uns ankündigen kann, aufgehoben zu haben, trift aber nicht nur den Supernaturalisten so gut als den atheistischen Naturalisten, sondern auch jeden konsequenten Theisten. Der sogenannte physikotheologische Beweis, durch welchen man die Gottheit aus der Ordnung und Regelmäßigkeit der Natur zu erkennen glaubt, kann nicht nur nicht ohne, sondern nur durch die Voraussetzung das von ihm ganz unabhängigen moralischen Ueberzeugungsgrundes, auf das charakterische Merkmal der Gottheit führen, und eben darum keineswegs als ein für sich bestehender Grund, als eigentlicher theoretischer Beweis angenommen werden. Gesetzt auch, daß man die Analogie gelten läßt, durch welche allein die nicht einmal auf dem kleinen Gesichtskreise unsres Wissens noch lange nicht allenthalben einleuchtende Regelmäßigkeit, sich auf das ganze Universum ausdehnen läßt: was hätten wir für einen ausgemachten, über alle Einwendungen erhabenen Grund, diese Regelmäßigkeit zur Zweckmäßigkeit zu erheben? Zur Zweckmäßigkeit, sage ich,

ich, von der wir auf dem Gebiethe der Erfahrung faſt eben ſo oft alle Spuren verlieren, als ſich uns dieſelben in einzelnen Erſcheinungen aufdringen? Zur Zweckmäßigkeit, welche durch die Schickſale der Menſchheit eben ſo leicht widerlegt, als durch den bewundernswürdigen Bau ihres organiſchen Körpers bewieſen wird, und die wenigſtens an den Regierungsformen, dem Zuſtande der Kultur, und überhaupt an allen moraliſchen Erſcheinungen der Erfahrung, eben ſo dunkel und unmerklich iſt, als ſie an den phyſiſchen hell einleuchtet? Was hätte man für einen Grund, die Erhaltung des Ganzen, (geſetzt auch, daß man in derſelben das letzte Reſultat aller Naturanſtalten anträffe) nicht für eine bloße Folge einer in dem unbegreiflichen Weſen der Natur ſelbſt inwohnenden Naturnothwendigkeit, ſondern für die Abſicht eines von der Natur verſchiedenen, nicht weniger als ſie ſelbſt, unbegreiflichen Weſens anzuſehen? Was hätten wir endlich für einen Grund ſelbſt dieſe beabſichtigte Erhaltung des Ganzen, falls ſie auch zugeſtanden wäre, nicht einer bloſſen Klugheit, ſondern der Weisheit jenes Urhebers zuzuſchreiben, oder welches eben ſoviel heißt, die Opfer, die von den einzelnen Theilen dem Ganzen dargebracht werden müſſen, und die uns ſo oft ſo theuer zu ſtehen kommen, nicht aus dem Unvermögen eines durch Naturnothwendigkeit eingeſchränkten, ſondern aus der freyen Wahl eines gränzenlos ſelbſtthätigen Willens zu erklären,

und

und sie daher nicht etwa mit der Resignation der Verzweiflung, mit erkünstelter Apathie gegen eine blinde Nothwendigkeit, gegen ein Gott und Menschen beherrschendes Factum, zu ertragen, sondern mit freywilligen Gehorsam gegen die Rathschlüsse der höchsten Weisheit auf uns zunehmen: wenn nicht eben jenes allgemeine Beste, jene beabsichtigte Erhaltung und Vervollkommung des Ganzen die natürlichste Forderung der dem edlern Theil unsres Selbstes eigenthümlichen Uneigennützigkeit, das erste Gebot unsres freyen Willens, und die nächste Folge wäre, die sich aus der um ihrer selbst willen gewollten Gesetzmäßigkeit ergiebt? und wenn wir nicht eben diese Gesinnung, das Erhabenste, Beste, Heiligste was wir kennen, von den Schranken unsrer sinnlichen Natur abgesondert auf das Urwesen übertragen, und dadurch die Ordnung und Regelmäßigkeit in der Natur zu einer beabsichtigten, und zwar lediglich um ihren selbst Willen beobsichtigten, Gesetzmäßigkeit erheben mußten? Die Realität einer solchen durchgängigen, und zwar uneigennützig gewollten, Gesetzmäßigkeit ist in so ferne unabhängig von unsren theoretischen Einsichten, unabhängig von unsrer beschränkten Kenntniß der Natur, für uns ausgemacht. Der uns durch unsre moralische Natur im Selbstbewußtseyn unsrer Freyheit geoffenbarte Charakter der Gottheit macht es uns möglich und nothwendig, uns die Zweckmäßigkeit der Physischen Natur, dort wo wir sie antreffen, ohne

Cirkel zu erklären, — wo wir sie vermissen, ohne Besorgniß einer täuschenden Analogie vorauszusetzen, allenthalben aber dieselbe eben so wenig für die Aeußerung der eigennützigen Klugheit eines durch Naturnothwendigkeit eingeschränkten Weltbaumeisters, als für die bloße Folge einer im Wesen der Welt selbst gegründeten Naturordnung, sondern lediglich für die freywillige Wirkung der Selbstthätigkeit eines weisen Weltschöpfers anzusehen.

Wir vermögen Gott und die Natur nur durch die Handlungsweisen, die wir beyden beylegen, von einander zu unterscheiden, und die einzige Handlungsweise, durch welche wir das Wirken der Gottheit vom Wirken der Natur, der geistigen Kraft von der mechanischen unterscheiden können, ist die absolute Selbstthätigkeit; die wir den bewegenden, nach dem Gesetzen von Raum und Zeit wirkenden Kräften nicht einräumen können, und die wir aus keiner anderen Quelle, als durch das Selbstbewußtseyn, worin sich unsre eigene Selbstthätigkeit als freyer Wille offenbart, kennen. Durch die theoretische Vernunft und in derselben erkennen wir nur ein Vermögen nach gedachten Gesetzen zu handeln; durch die praktische aber, und in derselben, ein Vermögen, die Gesetzmäßigkeit frey, uneigennützig, blos um ihrer selbst willen, zu wollen. Gesetzt also auch, die Betrachtung der Natur nöthigte uns, das Daseyn

eines

eines durchgängig nach Gesetzen handelnden Urwesens anzunehmen; so würde uns doch nur das Bewußtseyn der sittlichen Verbindlichkeit überzeugen können, daß dieses Urwesen bey seinem gesetzmäßigen Handeln die Gesetzmäßigkeit allein sich zum höchsten Zweck setzen könne. Ohne jenes Bewußtseyn würden wir der Vernunft nichts weiter als ein Vermögen zutrauen, den in der Natur, und zwar in den Eigenschaften und Beschaffenheiten der Dinge an sich, gegründeten Zusammenhang vorzustellen, der nur Gegenstand, nicht das Werk der Vernunft seyn könnte. Die Gesetzmäßigkeit der Natur würde daher entweder der bloße Ausdruck einen inneren Naturnothwendigkeit seyn, die nicht als Urkraft vernünftig ist, sondern zu der sich die Vernunft, oder das Vermögen die Gesetzmäßigkeit vorzustellen, als eine ihrer manigfaltigen Wirkungen verhält: oder sie würde doch nicht Zweck und Wirkung eines praktisch vernünftigen Willens, sondern nur Mittel eines theoretisch vernünftigen Urwesen seyn, das nur nach der Vorstellung des Gesetzes, nicht durch das Wollen desselben handelt, das Gesetz durch Naturnothwendigkeit empfängt, nicht durch Selbstthätigkeit giebt, und dasselbe einem Zwecke unterordnet, der nicht aus dem freyen Willen hervorgeht. Der Zweck der selbstthätigen Vernunft kann kein anderer seyn als das Gesetz, das sie sich selbst giebt. Jeder andere Zweck, zu dem sich das Gesetz nur als Mittel verhält, bindet die Selbstthätigkeit an

einen

der Straſſe; bey meiner Seele, ich will dich nicht für mein Kind erkennen, und du ſollſt von dem meinigen nicht ſoviel bekommen, als du auf der Zunge ſpüren könteſt -- Verlaß dich drauf, und bedenk dich, ich werde meinen Eyd gewiß nicht brechen.

[Er geht ab.]

Juliette.

Iſt denn hier kein mitleidiges Weſen, in den Wolken ſizend, das in den Grund meines Schmerzens hinabſchaut? -- O meine liebſte Mutter, werft mich nicht hinweg, verſchiebt dieſe Heurath nur einen Monat - nur eine Woche; oder, wenn ihr nicht wollt, ſo macht mein Braut-Bette in das düſtre Begrabniß, wo Tybalt ligt.

Lady Capulet.

Wende dich nicht an mich, ich will kein Wort reden: Thu, was du willſt, ich habe dir nichts mehr zu ſagen.

(Sie geht ab.)

Juliette.

O Gott! O Amme, wie kan dieſem vorgebaut werden? Mein Gemahl iſt auf Erden; meine Treue im Himmel; wie kan dieſe Treue wieder zurük kommen, wenn nicht mein Gemahl ſie mir zurükſchikt, indem er die Erde verläßt? -- Tröſte mich, gieb mir einen Rath. O Jammer, Jammer, daß der Himmel ſo hart, ſo ſtreng mit einem ſo ſanften Geſchöpf als ich bin, verfahren ſoll! Was ſagſt du? Haſt du kein einziges tröſtliches Wörtchen? Nur einen kleinen Troſt, Amme! --

Amme.

einen ihm fremden Grund, und ordnet sie einer Vorschrift unter, die nicht ihr eigenes Werk ist. Diese Eigenschaft des praktisch vernünftigen Willens, die der Gottheit schlechterdings beygelegt werden muß, wenn wir sie nicht mit blinder Naturnothwendigkeit verwechseln oder derselben unterordnen, und in beyden Fällen sie aufheben wollen; diese Eigenschaft, die das Wesen der Weisheit und den Grundbegriff von der Gottheit ausmacht, kann uns ursprünglich auf keinem andern Wege, als durch das moralische Gefühl, durchs Bewußtseyn unsrer Freyheit, offenbar werden. Das sittliche Wollen läßt sich weder natürlichen noch übernatürlichen Erscheinungen ablernen. Daß sich Gesetzmäßigkeit um ihrer selbst willen wollen lasse, und wirklich gewollt werde, läßt sich uns durch kein Wunder von aussenher offenbaren; läßt sich selbst durch keine Zergliederung des theoretischen Vernunftvermögens, so wenig als durch ein die ganze Ewigkeit fortgesetztes Studium der physischen Natur herausbringen; es kann nur durch die praktische Vernunft, die durch Handeln in uns ihr Daseyn bewährt, und sich nicht außer dem Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit äußert, einleuchtend werden. In uns selbst also müssen wir das Merkmal der Gottheit aufsuchen, durch welches uns dieselbe allein ihr Daseyn ankündigen kann, das ihr Daseyn und ihre Natur der Vernunft jedes Menschen zugänglich und von seinen theoretischen Einsichten unabhängig macht, das einzige, durch

welches nicht nur aller Widerſpruch zwiſchen Religion und Moral aufgehoben, ſondern der nothwendige, aber auch einzig durch daſſelbe denkbare Zuſammenhang zwiſchen beyden auf immer geſichert iſt.

Durch dieſes Merkmal lernen wir an der Gottheit gerade dasjenige kennen, was bisher von den Theologen gewöhnlich für das tiefſte Geheimniß ausgegeben wurde, und woran uns am allermeiſten gelegen ſeyn muß — die eigentliche Triebfeder ihres Willens, den höchſten Zweck aller ihrer Handlungen, und das oberſte Geſetz ihrer Weisheit. So lange es nur dunkle Ahndungen vom Sittengeſetze gab, und die praktiſche Vernunft nur noch in einem undurchdringlichen Nebel von Vorurtheilen wirkte, den die Irrthümer der theoretiſchen um ſie herum zuſammengezogen: ſo lange war freylich der Willen der Gottheit ein Geheimniß. Damals waren die Gottesgelehrten unter ſich einig, daß man nur durch äußere übernatürliche Offenbarung erfahren könnte, was uns die Gottheit von ihren unerforſchlichen Rathſchlüſſen wiſſen zu laſſen für gut fände. Dafür war aber auch das meiſte, was ſie bey den Layen im Nahmen Gottes ankündigten, entweder gerade zu unſittlich oder wenigſtens unvernünftig. Um die Gottheit von der Natur zu unterſcheiden, ſetzten ſie beyde in allen ihren Eigenſchaften einander entgegen, machten die menſchliche Natur zur erklärten Feind-

Feindinn Gottes, und ließen die unbegreifliche Weisheit als Bedingung ihrer Aussöhnung mit der Menschheit nichts anders wollen, als was der Menschheit zuwider war, Verläugnung der Naturtriebe, Verzicht auf Freyheit des Willens, und Gefangennehmung der Vernunft zum Behuf des blinden Glaubens. Freylich wird durch die heut zu Tage viel weiter vorgerückte Bekanntschaft mit der Natur, der supernaturalistische Widerspruch zwischen dem freyen Willen der Gottheit und der menschlichen Vernunft sehr gemildert. Allein so lange man das höchste Gesetz des göttlichen Willens, den letzten Zweck der göttlichen Vernunft für ein Geheimniß ansieht, das nur durch Offenbarung bekannt werden kann; so lange man dieses Gesetz und diesen Zweck von der um ihrer selbst willen beabsichtigten Gesetzmäßigkeit unterscheidet: so lange kann der Gottheit nur durch Inkonsequenz das Sittliche, das heißt ein uns völlig begreifliches, durch unser Selbstbewußtseyn einleuchtendes Wollen, beygelegt werden.

So lange der eigentliche Grund der sittlichen Verbindlichkeit dem größten Theile unsrer Selbstdenker ein Geheimniß bleibt, so lange die Philosophie durch ihre mißlungenen Speculationen über denselben in vier Hauptpartheyen, und in die zahllose Modifikationen derselben getheilt seyn, oder welches für mich eben so viel heißt, so lange die Verbindlichkeit des Sittengesetzes aus dem durch

die theoretische Vernunft geleiteten Triebe nach Vergnügen abgeleitet werden wird: so lange wird auch der eigentliche Ueberzeugungsgrund vom Daseyn Gottes ein Geheimniß bleiben, und die Grundwahrheit der Religion wird so lange das Schicksal haben, das sie noch gegenwärtig hat, von dem Einen Theile der Philosophen nach verschiedenen einander widersprechenden Methoden, durch sogenannte Beweise der theoretischen Vernunft demonstriert; von dem Zweyten aus übernatürlichen Begebenheiten, Inspirationen, und den heiligen Büchern der Hebräer erwiesen; von dem Dritten geradezu geläugnet, und von dem Vierten als ein unauflösliches Problem, als eine Frage, die für uns keinen Sinn hat, von der Hand gewiesen zu werden. So lange wird auch die tiefe Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt fortwähren müssen, die sich des größten Theils unserer denkenden Köpfe und durch dieselben auch eines nicht unbeträchtlichen Theils des großen Haufens bemächtiget hat; die den mißlichen Zustand der theoretischen Erkenntniß der Grundwahrheiten der Religion so laut ankündiget, und die an die Stelle des Fanatismus in dem Verhältnisse eingetreten ist, als die Theorie der Sittlichkeit vom Monachismus zum Epikurismus übergieng, und die Tugend, aus der thörichten Spekulation des Aberglaubens, sich durch Entbehren und Nichtsthun von der Hölle los- und im Himmel anzukaufen, die klügere Kunst des Unglaubens geworden ist,

über

über den durch Mäßigung gesicherten und erhöhten Genuß des gegenwärtigen Lebens das Zukünftige zu vergessen. Den weitern Fortschritt, und das Umsichgreifen dieser Gleichgültigkeit zu hemmen, das Interesse des gegenwärtigen Lebens mit dem zukünftigen zu vereinigen, und die Sittlichkeit durch deutliche Begriffe von ihrer eigentlichen Triebfeder zu dem anerkannten Rang der Weisheit zu erheben, kann nur das Werk einer künftigen Philosophie seyn, welche durch eine vollendete und strenge Wissenschaft der ursprünglichen Form unserer Geisteskräfte die schweren Probleme auflösen wird, welche von der bisherigen Philosophie über die Möglichkeit der Freyheit aufgeworfen sind, und durch welche dem Selbstdenker, auch die Wirklichkeit der Freyheit, die er sonst wie der gemeine Mann als Thatsache seines Bewußtseyns annehmen würde, problematisch geworden ist. Durch diese Auflösung werden sich die Bedenklichkeiten, Zweifel und Einwürfe nach und nach von selbst verlieren, welche die theoretische Vernunft bey dem bisherigen Zustande der Philosophie den Aussprüchen der praktischen entgegensetzte. Mit ihnen werden auch die bisherigen Scheingründe für und wider das Daseyn Gottes aus dem Gebiete der Philosophie verschwinden, und dem einzig wahren Ueberzeugungsgrunde Raum lassen, den der Denker in dem durch seine theoretischen Prinzipien völlig gerechtfertigten Bewußtseyn der Freyheit finden wird. Religio-

ſität wird Folge der Moralität, belohnende Aufmunterung der Tugend, und züchtigendes Schrecken des Laſters werden. Nur in den Augenblicken, wo der Böſewicht den Richterſtuhl ſeines Gewiſſens, um ſich vor demſelben zu entſündigen, in Anſpruch zu nehmen ſtrebt, wird er das Daſeyn Gottes bezweifeln können; während der Rechtſchaffene durch jede gute Handlung in ſeinem Glauben geſtärkt werden, in jeder eine neue Beſtätigung von der Realität des weiſen und guten Urweſens erhalten wird, das ſich ihm durch den Adel ſeiner eigenen Seele ankündiget. Mit vergebens abgewandtem Auge des Geiſtes wird der Eine vor dem Gedanken an den Richter zittern, der ihm durch ſeine eigene Vernunft ſein Urtheil ſpricht, und vom dem er ſich weder hinter die Bollwerke des Atheismus, noch des dogmatiſchen Skepticismus — die nicht mehr ſeyn werden — verbergen kann. Der andere hingegen wird, mit jedem Fortſchritte auf dem Wege der moraliſchen Kultur, die Gottheit näher kennen lernen, und in dem Gedanken an dieſelbe mehr Wahrheit, Intereſſe, Seeligkeit antreffen. Und es wird erfüllt werden in jenen Tagen, was in einem ſehr bekannten, aber von den Supernaturaliſten wie von den Naturaliſten gleich verkannten Buche geſchrieben ſteht: Seelig ſind die, welche reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott anſchauen.

Reinhold.

II.

II.

Ueber die Sprache.

Sprache oder Sprechen heißt in der allgemeinsten Bedeutung, eine innere Vorstellung durch äußere Zeichen kundbar machen. Man spricht durch Worte, Mienen und Geberden; auch sogar leblosen Gegenständen wird eine Sprache zugeeignet, in so ferne man nemlich durch Hülfe der Einbildungskraft ihnen Zeichen innerer Vorstellung und Empfindung beylegen kann.

Die Wortsprache ist das eigentliche Unterscheidungszeichen des Menschen. Nur durch sie bildet sich sein innerer Sinn zu Wirksamkeit und Vollkommenheit, so wie sie zugleich eine nothwendige Aeusserung desselben wird. Sprachvermögen und Vernunftvermögen sind wechselseitig in einander gegründet, wie Wirkung in Ursache; wo das Eine fehlet, fehlet größtentheils auch das Andere.

Da wir bey den Thieren nicht diese innere Vorstellung wahrnehmen, wie bey dem Menschen, so legen wir ihnen auch keine Sprache bey. Sie haben zwar Zeichen und Töne, die Bedürfnisse ihrer Natur zum Theil erkenntlich zu machen, ja, im Ausdruck derselben scheinen sie sogar zuweilen bestimmter und beredter als der Mensch zu seyn:

aber ihre Eindrücke sind blos gegenwärtige, sinnliche; es fehlt ihnen an innerer Vergleichung und Verbindung, und also auch an dem Ausdrucke derselben, den wir allein Sprache nennen.

Worin liegt nun aber diese Kraft, dieß einzige Vermögen, das den Menschen von allen Thieren unterscheidet, und ihm einen Vorzug giebt, den er mit keinem andern Geschöpfe theilen mag?

Wir wagen es nicht, auch mit Einem Schritte nur, in die Tiefen des menschlichen Baues selbst hinabzusteigen, um allda durch Vergleichung den Vorzug seiner Verhältnisse und Formen zu bestimmen. Selbst jene tiefe und ernste Wissenschaft, welcher allein die Untersuchungen dieser Art zuzugehören scheinen, ist noch zu wenig in die verborgenen Zugänge dieser Geheimnisse eingedrungen, als daß wir aus ihr klare und unwidersprechliche Beweise herholen könnten. Zwar leuchtet der Vorzug menschlicher Natur bey jeder neuen Erfahrung und Untersuchung stets deutlicher in die Augen, und stützet sich auf Gründe einer höhern animalischen Vollkommenheit; aber die wahre und genauere Verbindung der Ursachen mit den hervorgebrachten Wirkungen bleibet immer noch größtentheils für uns verborgen, und scheint überhaupt eine Hoffnung zu seyn, die sich noch in den Gegenden der blauen Berge für uns verweilen dürfte. Genug ein tieferer Bau, ein feinerer und reicherer Stof, liegt überall der

menſchlichen Natur zum Grunde. Sollten wir hierüber noch den Beobachtungen eines äuſſerſt vorſichtigen und ſtrengen Unterſuchers nachgehen dürfen *), ſo könnten wir ſchlieſſen, es müßten vorzüglich diejenigen Theile, welche das Innere des Gehirns ausmachen, indem ſie ſelbſt mit dem Verdauungswerkzeugen, welche die grobe körperliche Nahrung befördern, einige Aehnlichkeit haben, auch wahrſcheinlich einen wirkſamen Lebensſaft zubereiten, womit ſie das denkende Vermögen unterſtützen, und für ſolches die Nahrung in ihren unendlich feinen und durchſchlungenen Gefäßen mannigfaltig abſondern, aufbewahren und vertheilen. Wahrſcheinlich iſt auch in der Einrichtung und Zahl dieſer kleinſten Gefäße eine groſſe Verſchiedenheit zwiſchen Thier und Menſchen; ſo wie überhaupt der Menſch, an Gröſſe und Reichthum des Gehirnes die übrigen Thiere bey weitem übertrift.

Allein wir halten uns lediglich hier an das, was die allgemeine Erfahrung hierüber anzeiget. Sie iſt uns, nebſt Hülfe der Gedanken, der einzige Wegweiſer auf dieſem ziemlich verworrenen Pfade.

Schon das äuſſere Anſehen des Menſchen erweckt in uns einen von jedem andern Thiere ſehr verſchiedenen Eindruck. Die emporragende Geſtalt, die breite Bruſt, die offene Bildung des

*) Fontana.

Gesichts, der Stirne, des Auges, der Lippen, zeigen ein Wesen an, das aus dem Innersten hervorspricht, und von einem verborgenen Sinne regieret wird. Auch sein Gang ist sehr verschieden von dem Gange der übrigen Thiere. Er irret nicht in schweifender Ungewißheit und mit unsichern Tritten umher; die breitere Sohle seines Fusses fasset gleichsam die Erde, und geht aus nach einem bestimmten Ziele. An ihm erkennen wir also eine innere Richtung, Sinne und innere Vorstellung.

Hierauf beziehet sich alles, was wir als wesentliches Unterscheidungszeichen an dem Menschen erkennen.

Laßt uns die Gabe der innern Vorstellung genauer betrachten, so werden wir finden, daß solche hauptsächlich in drey Punkte zergliedert werden könne, die wir unterscheidend an ihr wahrnehmen.

Erstlich: „als innere Vorstellung an sich selbst; in so ferne solche nemlich nicht auf dem blos gegenwärtigen sinnlichen Eindruck beruhet, sondern die von den Dingen erhaltenen Weisen und Gestalten aufbewahren, sammeln und zurücklegen kann."

Zweytens: „als Vergleichung, indem wir die gegenwärtigen sinnlichen Gegenstände durch Betrachtung nicht nur mit den gegenwärtigen, son-

Amme.

Ey ja, und hier iſt er; Romeo iſt verbannt: Ich wette die ganze Welt gegen nichts, daß er das Herz nicht hat, zurük zu kommen, und Anſpruch an euch zu machen; oder wenn ers thun wollte, ſo müßt er's doch nur heimlich thun. Weil alſo die Umſtände ſo beſchaffen ſind, ſo wäre das beſte, däucht mich, ihr nähmet den Grafen. Oh, er iſt ein liebenswürdiger junger Herr! Romeo iſt nur ein Feg-Lumpen gegen ihn; ein Adler hat kein ſo ſcharfes, ſo munteres, ſo ſchönes Aug als Paris hat. Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn dieſe andre Partie nicht beſſer iſt als die erſte; und wenn es auch nicht wäre, ſo iſt ja euer erſter Mann geſtorben, oder ſo viel als geſtorben, da er fern von hier lebt, und euch zu nichts gut iſt.

Juliette.

Redſt du aus deinem Herzen?

Amme.

Und aus meiner Seele dazu, oder ich will beyde verlohren haben!

Juliette.

Amen.

Amme.

Was?

Juliette.

Gut; du haſt mir einen vortrefflichen Troſt gegeben;

geh

sondern zugleich auch mit den abwesenden, neus hinzukommenden und andern Gegenständen, zus sammenstellen, ordnen und vergleichen können, und dadurch ihre Eigenschaften erkennen."

Drittens: als Abstraktion oder allgemeine Erkenntniß, nach welcher wir die bereits verglichenen Gegenstände und ihre Eigenschaften unter eine allgemeine Vorstellung bringen, und den Begriff davon fassen mögen. So sind z. B. Pflanze, Baum, Thier, lieben, hassen, fürchten, allgemeine Vorstellungen und Begriffe, welche durch Vergleichung mehrerer Gegenstände und ihrer Arten abgezogen und hervorgebracht worden, wozu wir bey keinem Thiere weder die Anlage noch Möglichkeit finden.

Die Thiere haben zwar allerdings auch eine Vorstellung. Sie werden durch sinnliche Gegenstände gerührt und aufs lebhafteste in Bewegung gesetzt: auch ist nicht zu zweifeln, daß eine Fortdauer solcher sinnlichen Eindrücke bey ihnen statt finden müsse. Was wir aber Vorstellung im Menschen nennen, gründet sich auf eine innere Erkenntniß der Eigenschaften, ohne Bezug auf deren sinnliche Gegenwart und Bedürfniß; sondern — gleichsam auf eine innere Repräsentation und Wiederherstellung der Dinge aus sich selbst. Sollten wir an den Thieren angelegte und entferntere Absichten bemerken, so ist der Grund hievon dennoch stets in ihren Bedürfnissen aufzusuchen, und keines

neswegs in der Sache selbst, als solche, und gänzlich ohne Rücksicht auf thierische Vollkommenheit und Verbesserung. Der Mensch hingegen ist frey; er hat seiner Natur nach ein ruhigeres ausgebreiteteres Verhältniß zu den Dingen. Die Dinge interessiren ihn, weil sie da sind, als bloße Erscheinungen. Er hat Bezug zu jeder Natur und jede Natur zu ihm, als Daseyn, Erscheinung und Natur. Sein Bedürfniß ist Erkennen.

Dieses Bedürfniß der Erkenntniß nun verbindet sich in ihm augenblicklich mit der Kraft zu vergleichen. Denn da er von den erkannten Dingen das Bild in sich aufzubehalten vermag so wird ihm solches gleichsam der Maasstab von jedem neuhinzukommenden ähnlichen; und es entstehet daraus in ihm das Vermögen einer allgemeinen Ansicht und Erkenntniß der Eigenschaften, durch welche er noch ein allgemeineres Maaß zu den Dingen findet. Dieses Maaß ist nichts anders als eine durch Vergleichungen herausgebrachte Summe, oder das Ganze der Aehnlichkeiten wesentlicher Eigenschaften und Verhältnisse, die wir durch Kraft der Abstraktion erhalten können.

Die allgemeine Gabe aber einzelne Dinge unter allgemeine Beziehungen zu bringen, und daraus ein Bild, eine Vorstellung, einen Begriff zu fassen, der sich wieder mit andern Begriffen und Vorstellungen zusammenrechnen lasse, um daraus

ein

ein vergleichenderes Ganze zu formen, dieſe Gabe nennen wir Vernunft, und es iſt wohl klar, daß unter allen Thieren der Menſch allein einen Anſpruch darauf habe.

Er, der Menſch iſt alſo vor allen das abſtrahirende Thier, und dadurch alleine nur der Vernunft fähig. Er erhält durch dieſe Gabe der Abſtraktion die Möglichkeit Wahrheit zu erlangen; indem er die Dinge und ihren Gebrauch einſehen und meſſen, ja ſich ſelbſt durch die Dinge meſſen kann.

Wodurch äuſſert ſich nun aber an ihm vorzüglich dieſe Eigenſchaft? Welches ſind die hauptſächlichen Mittel, durch welche er dieſes Naturtalent darthut und bildet? Keine weſentliche innere Kraft, kein natürliches Vermögen liegt in organiſchlebenden Weſen ſo verborgen, daß es nicht äuſſere Zeichen ſeiner Wirkungen hervorbringen ſollte. Die Vernunft ſelbſt aber iſt eine lebendige Kraft; ſie iſt gewiſſermaſſen eine nothwendige Tendenz menſchlicher Organe, die ohne Mittheilung und Gemeinſchaft bald wieder ermatten und todt erliegen würde. Wodurch verbindet und befeſtiget ſie die in ihr hervorgebrachten lebendigen Vorſtellungen und Bilder? Womit bezeichnet ſie ihr Maaß? Welches iſt der Ausdruck ihrer Mittheilung und Gemeinſchaft? Wodurch ſchaft ſie ſich gleichſam ein ihr nothwendiges Gegenbild ihrer ſelbſt, ihrer Kräfte und Wirkungen, ihrer Bewegs

wegungen und Empfindungen? — Wodurch anders als durch die Sprache? Diese ist das Organ des lebendigen Hauches, der vom dem Gipfel jeder Empfindung zur Brust sich hinabdrängt, und nur durch Worte und durch die Rede wieder emporsteigt. Durch solches zeigt der Mensch das unendliche Verlangen an, sein geistiges Bild, seine Vorstellung und Vollkommenheit, zu fassen und auszudrücken. Nur bey ungewöhnlicher innerer Empfindung schwillt ihm die Brust; er bricht in Laute aus, in denen gleichsam sein ganzes Selbst wiedertönet. So wahr sind Worte des Menschen innere Gestalt! So theuer und verehrungswerth waren sie von jeher dem Weisen, und so schändlich ist der Mensch der solche verdrehen und entehren, und sich den schimpflichen Beynamen eines Lügners erwerben kann.

„Aber wie? wird man sagen: ist die Sprache nur der Ausbruch innerer Empfindung, welche sich durch ein ihr angemessenes Organ den Weg zu öfnen gesucht hat, wie kommt es denn, daß das Kind schon lallend Worte nachahmet und Sachen zu benennen weiß, weit eher als sich noch ein wahrer Begriff bey ihm vermuthen läßt? Scheint daher nicht auch die Sprache vielmehr ein bloßes Werk äusserer Nachahmung und Bildung, als ein von der Natur eingepflanzter nothwendiger Trieb zu seyn?“

Wir antworten wieder hierauf nur im Allgemeinen: daß wenn man mit irgend einem Blicke der Betrachtung auf die weiten Reiche der Natur hinschaut, man überall die ersten Ursachen der Dinge schwer auszufinden vermag, und daß wir von der Entstehungsart derselben beynahe keinen Begriff haben können. So ist es auch mit dem Ursprunge der Sprache; so ist es wo irgend ein Keim, eine Grundfähigkeit sich hervorthut; überall hat die Natur die ersten Anlagen in tiefe Verborgenheit gehüllt, und die wichtigsten Folgen erwachsen stets aus den kleinsten Umständen und Begebenheiten.

Wer wird sagen, wie die Arten und Geschlechter aller Wesen, und ihre hauptsächlich bestimmenden Theile sich entwickelt haben? Wahrscheinlich hat sich eines nach dem andern gebildet, und innere Nothwendigkeit äusseres Werkzeug erweckt. Jede Natur scheint einen Kern ihrer Entstehung gehabt zu haben, der sich nach Veranlassung der Umstände entwickelt und ausgeformet, und von äussern Einflüssen so viel an sich genommen hat, als ihm die Möglichkeit seiner Natur und des Zufalls erlaubt hat. Weiter aber vorzudringen, würde Verwegenheit seyn. Zeit und Umstände werden auch hierin vielleicht die fernern Fortschritte leiten.

So wenig können wir also auch von der ersten Entstehung dieses menschlichen Organs der

Spra-

Sprache sagen. So viel ist gewiß, daß bey dem Gebrauch derselben innerer Trieb und äussere Erlernung zugleich mitwirken müsse. Es ist auch kein Zweifel, daß wenn wir noch gegenwärtig eine Anzahl wohlorganisirter ganz unmündiger Kinder, von der Gesellschaft gebildeter Menschen abgesondert, an einem zu ihrem Fortkommen bequemen Orte verwahren würden, sie dennoch unter sich eine Sprache erfinden, und dadurch das Zeugniß eines wahren Naturtriebes derselben bestätigen würden.

Die Grenzen aber, wo Instinkt sich vom Vernunftbegriff trennt, sind unmerklich. Denn was ist Instinkt? Und was ist er nicht? Sollte Vernunftäusserung selbst wohl etwas anders seyn, als ein durch höhern und entferntern Reiz erregter Trieb? Alles ist, auch bey dem Menschen, auf blosse animalische Grundgesetze erbaut. Die geistigsten Vorstellungen gründen sich auf feinere sinnliche Empfänglichkeit. Maaß und Möglichkeit zu ihnen hänget vom Bau und vom Verhältnisse unserer Organen ab. So ist auch, bey Gebrauch und Erlernung der Sprache, das, was in der Folge beynahe bloß das Werk des Vernunftvermögens wird, anfänglich bloße Aeusserung roher Sinneskräfte und einer thierischen Nachahmung. — Indeß wollen wir noch einige Grundsätze festsetzen, die wir als sichere Beobachtungen hierüber annehmen können.

Der

Der Menſch fängt an zu ſprechen, wann er tief empfindet, oder nachdem er tief empfunden hat.

So wie ſich in ihm die Vernunftfähigkeit bildet, bildet ſich auch die Sprachfähigkeit; wie jene abnimmt, nimmt auch dieſe ab.

Kein eigentliches Denken findet ohne Sprache ſtatt. Denken erwächſt aus dunkeln Senſationen, die durch Vergleichung zu allgemeiner Erkenntnis gebracht, in Zeichen und Sprache feſtgeſetzt werden. Worte ſind Zeichen allgemeiner Empfindungen und Begriffe.

Laßt uns auf diejenigen zurückgehen, welche durch einen Fehler der Natur ihrer Sprache beraubt ſind. Wie fein, wie geſchickt iſt nicht der Blindgebohrne, gegen den Stummgebohrnen! Wie ſchwer ſind dieſem menſchliche Begriffe beyzubringen! Faſt ſcheint in einigen die Anlage dazu ſich verlohren zu haben, und wie mühſam iſt dennoch was man auch dem fähigſten durch beſchwerliche Zeichen beybringen kann.

So darf man auch ſicher rechnen, daß diejenigen Menſchen, die man einzeln unter den Thieren gefunden hat, und die völlig nach ihrer Weiſe mit ihnen erwachſen waren, keine andere als von Natur der Sprache beraubte und blödſinnige geweſen. Vergeblich möchte man wohl hier von einem eingebildeten Naturzuſtande des Menſchen träumen. Es war ein Zuſtand der Krankheit,

der Ausartung und der Monstrosität. Der innere Vernunftbau war nebst der äussern Fähigkeit zur Sprache verwachsen und verstümmelt. So sehnten auch diese Menschen sich stets wieder nach den Thieren, denen sie so ähnlich waren, und diese nahmen sie willig auf, als ihre ächten Gebrüder. Mehrere und ganz frische Exempel beweisen, daß es sich so müsse verhalten haben. Auch in diesen Gegenden hat man vor nicht gar langer Zeit Kinder gefunden, die ihren Eltern entlaufen waren, und nichts mehr aufgesucht haben, als die Gemeinschaft der Thiere in den Wäldern. Sie konnten nur mit Mühe zur menschlichen Gesellschaft zurückgebracht werden, und auch sie waren von Natur stumm und blödsinnig. So bleibt der Mensch ohne irgend eine Art von Rede zu haben, ein Thier. Alle seine Neigungen ziehen sich abwärts, und die Vernunft weicht nur selten aus dem Gebiete der Sprache.

Laßt uns noch weiter fortgehen zu den Völkern, welche ein der Menschennatur feindlicher Himmel drückt, und ihnen daher nur eine armselige und karge Entwickelung der Sprache vergönnet. Je ärmer ein Volk an Geist, an innerer Lebenskraft und Stärke ist, desto weniger bilden sich bey ihm Begriffe, und mit solchen die Sprache. Dürftig und schwertönend sind ihre Worte, leer an äusserm Wiederhall der Seele. Wo wir aber eine glückliche, freye, gebildete Nazion finden, da

finden

finden wir auch eine reiche Sprache, volle und geſchmeidige Töne.

Es wäre wirklich eine lehrreiche und unterhaltende Sache, den Charakter verſchiedener Nazionen nach Anlage und Ausbildung ihrer Sprache zu entwerfen, wie denn auch ſchon der große Lord Bacon den Gedanken hiezu angegeben hat. Wir würden hiebey vorzüglich bemerken, daß, jemehr eine Nazion an Bildung gewonnen, deſto allgemeiner, und zugleich im einzelnen beſtimmter, ihre Sprache geworden, und daß ſolche auch nur deſto mehr von den ſogenannten Naturlauten abgewichen ſeyn. Letztere beweiſen nur, daß der Menſch, in Erlernung der Sprache, der Natur gleichſam ſelbſt die Töne abzuzwingen geſucht habe; jemehr ſich aber eine Nazion gebildet, deſto leichter hat ſich ſolche mit den allgemeinen Zeichen befriediget, wofern ſie nur beſtimmt und ein wahrer Abdruck ihres Vernunftlautes geworden ſind.

Ueberhaupt aber iſt kein Organ mit der innern Freyheit der Seele näher verbunden, als eben die Sprache. Wo Gebundenheit des Gemüthes herrſcht, äuſſert ſich ſolche ſogleich im Ausdruck der Worte, in den Tönen. Zarte Gemüther mögen daher ſo gern ihre wahre Geſinnung verbergen, wo ſie befürchten müſſen, daß ſolche niedergeſchlagen, oder auch nur zu widrig und roh angetaſtet würde. Dies bringt zulezt eine Erſtickung jeder Empfindung, eine Art geiſtigen

Selbſtmords hervor. Wer daher Freyheit dem Gemüthe giebt, giebt ihm auch Sprache; und wer ihm Sprache giebt, giebt ihm alles Vernunftmäßige, giebt ihm die Aeuſſerung ſeines Daſeyns, ſeines Glücks. Der niedergebückte Sklave darf nicht redgn. Verbot der Sprache iſt die erſte Feſſel, welche man der Menſchheit anlegt, und die härteſte. Wo Menſchen ſind, da ſollte auch Freyheit zu ſprechen ſeyn.

Jede Art von Zeichen, deren man ſich ſtatt Sprache bedienen kann, iſt eigentlich nur auf die Wortſprache gegründet. So ſetzet die Bilderſprache bereits ſchon aus Worten zuſammengezogene und durch Worte lebendiggemachte Bilder und Vorſtellungen voraus. Wo Folge, Vergleichung und Verbindung der Ideen ſtatt findet, da iſt auch das Wort, durch Biegſamkeit und Stellung, der einzig wahre Repräſentant mannichfach vereinter Senſätionen. Wir ſagen ſelbſt von Dingen, die unſerm Gefühle näher liegen als Sprache und Worte, ſobald wir ihnen einen bedeutungsvollen Ausdruck beylegen wollen, daß ſie ſprechen oder zu ſprechen ſcheinen. So iſt dieſer Ausdruck bey der Muſik und Malerey gewöhnlich, und wir ſagen mit einem beſondern Nachdruck von dieſen Künſten, daß ſie durch Töne oder Farben ſprechen. Selbſt die unmittelbare Mittheilung ſinnlicher Erkenntniß wird uns nur durch Worte und Sprache beſtimmter. Wie oft

ſind

geh hinein, und ſag der Gnädigen Frau, weil ich meinen Vater erzürnt habe, ſo ſey ich in Bruder Lorenzens Celle gegangen, um meine Beicht abzulegen, und den Ablaß zu empfangen.

Amme.

Meiner Six, das will ich; und es iſt auch wohl gethan.
(Sie geht ab.)

Juliette.

Alte Todſünde! böſer verführiſcher Teufel! Es iſt wol eine gröſſere Sünde von dir, daß du mich treubrüchig machen willſt, und daß du meinen Gemahl mit eben dieſer Zunge läſterſt, mit der du ihn ſo viel tauſendmal über alles erhoben haſt? Geh, Rathgeberin -- du und mein Buſen ſollen von nun an keine Gemeinſchaft mehr mit einander haben: Ich will zu dem Pater, um zu hören, ob er mir zu helfen weiß; und fehlt alles andre, ſo hab ich Muth zum Sterben.

[Sie geht ab.]

ſind nicht Fernereiſende von den Tönen und Geberden der Wilden getäuſcht worden, indem ſie ſolche gerade für den entgegengeſetzten Ausdruck ihrer wahren Empfindungen genommen haben? Auch hier iſt Uebereinſtimmung der Begriffe und Vorſtellungen vonnöthen, und ohne ſolche giebt es weder eine allgemeine Geberden- noch Wortſprache.

Noch einem Zweifel müſſen wir begegnen, der mit Macht ſich unſern Gründen entgegen zu drängen ſcheint. „Wenn Worte, wird man ſagen, alles vermögen, warum iſt denn das Stillſchweigen zuweilen noch beredter? Iſt Stummheit das Wahrzeichen des Blödſinnigen, wie ſollte Schweigen ein Kennzeichen des Weiſen ſeyn?“

Ich antworte mit Einem Worte: dieß Schweigen ſelbſt iſt Sprache. Nur eine beredtere Sprache, eine zurückgehaltene Rede; Worte die gebändiget ſind, um die Sache ſelbſt, oder die Perſonen, mit denen wir reden, mehr ſagen zu laſſen, als wir ſelbſt auszudrücken für möglich oder gut finden. Allzugroßer Zuſammenfluß der Ideen und Empfindungen erſtickt die Sprache; ſtatt Armuth iſt hier Reichthum. Nur leere Worte zeugen von einem öden Sinn. Einem ſolchen wird der mechaniſche Gebrauch jeder Sprache leichter, je weniger ſich nemlich Anlaß und Form zu Grundbegriffen in ihm findet. Die Worte des Weiſen ſind ein Abdruck ſeiner weſentlichſten Vollkommenheit; ſie überliefern den vornehmſten Theil

seines Ich's der Zukunft, und zuweilen den spätesten Zeiten.

Laßt uns nun noch einmal die Hauptsumme unserer Grundsätze zusammenfassen und übersehen!

1) Der Mensch unterscheidet sich nur durch innere Vorstellung und Abstraktion wesentlich von dem Thiere,

2) Er erhält durch sie den Vorzug die Eigenschaften der Dinge zu erkennen, sie mit sich und andern zuvergleichen,

3) Die Sprache ist nichts anders als das hiezu gehörige Maas, der innig gefaßte Schluß, sinnlich ausgedrückt. Sie ist ein nothwendiges Werkzeug innerer Vernunftanlage, und jede Aeusserung derselben hat Beziehung auf sie.

4) Sie ist endlich eben dadurch auch das wesentliche Werkzeug aller Fortschreitung und Bildung, und legt gleichsam durch sie den Grund zu einer neuen Ansicht und Ordnung der Dinge, wodurch die Basis der Natur erhöhet und erweitert wird, um aus derselben ein neues Reich emporsteigen zulassen, das Reich sittlicher Verhältnisse, Künste, Wissenschaften und Kultur, die stets auf höhern Gipfeln durch sie fortsteigen, und deren Folgen unübersehlich sind. Wir vergleichen durch sie Summen mit Summen, und indem wir immer auf das Allgemeinere fortdringen, sehen wir

wir vor uns ein allgemeines Vernunftreich entstehen, in welchen sich Harmonie und Rükklang aller wesentlichen Eigenschaften verbreitet.

Daß Worte durch ihre manchfaltige Biegsamkeit, Stellung und Ordnung die geschicktesten Empfindungs- und Gedankenmesser werden, haben wir bereits zuvor berührt. Sie könnten dadurch auch überhaupt als die sichersten Kennzeichen der sinnlichen Empfänglichkeit und der logischen Kraft und Richtigkeit eines Volkes angesehen werden. Wir wollen uns hiebey aber nicht länger verweilen, und nur noch jenen Vortheil erwägen, welchen die Sprache vorzüglich als bildendes Werkzeug der Kunst darreicht. Indem sie der lebendige Abdruck jeder innern Gestalt des Menschen ist, so muß sie auch, vereint mit Wohllaut und Tönen, die gewaltigste Uebermacht über die Herzen der Menschen besitzen. Aus dem eignen Elemente jedes sinnlichen und geistigen Wiederhalls der Seele, nimmt Redner und Dichter das wesentliche für seine Kunst, und bildet damit, nach eigner Vorstellung und Vollkommenheit, Formen und Gestalten aus, um dieselben in die Gemüther der Menschen abzudrücken.

Wer kann dieser Kunst eine andere vergleichen? Welche hat die Mittel wie sie? Die unmittelbare sinnliche Darstellung selbst gleicht ihr nicht an Würde und Wirkung; ja sie braucht sogar oft ihre Hülfe, um das unvollendete eines Ganzen zu erfüllen.

füllen. Freylich muß man der Sprache ſelbſt entgegen kommen, und an ihre Laute ſich ſuchen zu gewöhnen: aber ſie belohnet auch reichlich durch die Zahl, Dauer und Fülle ihrer Eindrücke; denn jede Geſtalt irrdiſchen Daſeyns wirft ſich aus ihr, wie aus einem klaren Spiegel, wieder zurück.

K..l.

III.

Auszug

aus des P. Euſtachio Delfini *) Nachrichten von der Expedizion der franzöſiſchen Flotte in Oſtindien in den Jahren 1781. 1782. 1783 unter den Befehlen des General von Suffren. (Turin 1785.)

Aus groſſer Begierde fremde Länder zu ſehen reiſete ich mit Erlaubniß meiner Obern nach Holland, und von da zurück nach Paris, wo ich durch die Empfehlung verſchiedener Herren von hohem Stande das Amt eines Capellans auf der Flotte erhielt, welche unter der Anführung des Generals de Suffren beſtimmt war, die Beſitzungen der Holländer in Afrika und in Oſtindien

*) Ein Piemonteſer aus dem Karmeliterorden.

dien wider die Engländer, die ihnen im Jahr 1780 den Krieg angekündiget hatten, zu vertheidigen. Die Flotte bestand aus acht Transportschiffen, aus einer Corvette von 16 Kanonen, und aus fünf Linienschiffen, deren zwey mit 74 und drey mit 64 Kanonen bewafnet waren. Das Schiff worauf ich war, hieß Le Vengeur, und wurde vom Grafen von Forbin commandirt.

Wir giengen im Monath März 1781 zu Brest unter Segel, in Begleitung der großen Flotte, welche unter dem Commando des Grafen von Grasse nach Amerika bestimmt war, und bey der Insel Madera sich von uns trennte. — Den 16. April entdeckten wir in der Nachbarschaft der Insel S. Nago, welche die größte und volkreichste unter den Grünen Inseln ist, eine Englische Flotte von fünf Linienschiffen und drey Fregatten, welche Herr Johnston commandirte. Der Herr de Suffren gab den Kriegsschiffen sogleich das Signal zum Treffen, und die Transportschiffe wurden beordert, ihren Weg nach dem Vorgebirge der guten Hofnung fortzusetzen. Ich gab dem Schiffsvolke die allgemeine Lossprechung von ihren Sünden, schärfte ihnen ihre Pflichten ein, und stieg unter das Verdeck, indeß ein jeder Officier mit entblößtem Degen den ihm angewiesenen Posten einnahm. Unser General warf sich mit drey Schiffen so rasch wie ein Pfeil mitten unter das feindliche Geschwader, und sie fochten mit so vielem

Vortheil, daß er es zu Grunde gerichtet haben würde, wenn ihm der Vengeur und Sphinx, die nur auf die Transportschiffe der Engländer Feuer gaben, zu Hülfe gekommen wären; da die Hälfte des Englischen Schiffsvolks sich auf dem Lande befand. Die Engländer retirirten sich nach einem tapfern Widerstande von $1\frac{1}{2}$ Stunde, und wir hatten den Vortheil, ihren Transportschiffen so vielen Schaden zugefügt zu haben, daß ihre Lebensmittel nicht hinreichend waren, um das Vorgebirge der guten Hofnung belagern zu können.

Da wir den 19ten Junius in die Gegend kamen, wo die ersten Afrikanischen Vögel erscheinen, deren Geschrey dem Blecken der Schaafe gleicht, eröfnete der General de Suffren gewisse Briefschaften des Französischen Hofes, worin er zum General-Commandanten der Flotte ernannt wurde. Er ließ so gleich die Fahne aufstecken, die diese Würde ankündigte. — Den 21. erreichten wir das feste Land von Afrika, und ankerten in False-Baye, welches der Nahme eines Afrikanischen Dorfs ist, das zwischen drey hohen und unfruchtbaren Bergen, sieben französische Meilen vom Vorgebirge der guten Hofnung entfernt liegt. Hier setzten wir drey Battaillonen Soldaten, welche zur Vertheidigung des Vorgebirgs wider die Ausfälle der Engländer bestimmt waren, und gegen 200 Kranken aus Land. Die Kranken wurden durch die gesunde Luft, und gute Lebensmittel in

weni-

wenigen Tagen wider hergeſtellt. Der Baron von Plettenberg, Gouverneur des Vorgebirgs, verwilligte einem jeden Officier unſerer Landtruppen einen Piaſter, oder 5 franzöſiſche Livres, 2 Sous des Tages, und dem gemeinen Manne den täglichen Unterhalt, neben der Beſoldung, die ſie vom Könige erhielten.

Uns die Zeit zu vertreiben, beſuchten wir die zwey franzöſiſche Meilen entfernte Magdalenen-Inſel, um daſelbſt Fiſche zu fangen. Dieſe Inſel, welche von häßlich geſtalteten Vögeln und gräßlich heulenden Seewölfen wimmelte, hauchte uns einen unerträglichen Geſtank entgegen. Weil wir mit Säbeln, Flinten, und Prügeln bewafnet waren, wagten wir es dieſelbe zu betreten, tödeten eine große Menge Vögel, und zwölf Seewölfe, und fiengen über tauſend Pfund Fiſche. — Auf einem benachbarten Berge ſchoſſen einige unſerer Officiere einen Affen von der Art, die der Herr von Buffon Papion nennt. Da ich mit zwey Officieren, in einer Entfernung von drey franzöſiſchen Meilen von unſerer Flotte, in einem ländlichen Hauſe ſpeiſete, raubte unſerm Gaſtwirthe ein Tyger einen Hammel, den er ihm, mit einer Flinte bewafnet, durch Hülfe großer Bullenbeiſſer noch halb lebend wieder abjagte. Bey unſerer Rückkehr hörten wir von den Bergen herab ein fürchterliches Geheul wilder Thiere.

Im Anfang des Julius hatten wir das Vergnügen, unsere Transportschiffe, die sich bey Sanyago von uns getrennt hatten, ankommen zu sehen. Hingegen geriethen wir in große Unruhe, da wir den 21sten des besagten Monaths vom Gouverneur des Vorgebirgs die Nachricht erhielten, Johnston habe im Hafen Saldaigne, welcher 7 Meilen vom Cap entfernt ist, Anker geworfen, und sey Willens, diese Stadt zu belagern. Wir erfuhren aber kurz nachher, daß er sich unserer unvermutheten Ankunft wegen, gegen die Insel Saint-Helene mit vier in dem Hafen erbeuteten Holländischen Schiffen, die aus China zurück gekommen waren, retiriert hätte. Er würde auch ohne unsern Beystand eine tapfere Gegenwehr gefunden haben. Denn durch das Getöse der Kanonen, die der Gouverneur auf die Hügel des Caps gestellt, und durch das Zeichen der Fahnen, die er auf den Spitzen der Berge aufgesteckt hatte, kamen in wenigen Tagen über 6000 Mohren der Stadt zu Hülfe.

Am Ende des Julius lichteten wir die Anker, uns dem Cap zu nähern, und liefen den 10ten August in den dasigen Hafen ein, von fünf Holländischen Schiffen begleitet, die wir unterwegs angetroffen hatten. Wir wurden mit allen gewöhnlichen Ehrenzeichen bewillkommt; und der Gouverneur gab sich alle Mühe, dem General-Commandanten und den Officieren unserer Flotte den kur-

kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich hatte jetzt nicht viel Zeit, mich in dieser Gegend umzusehen: weil ich mich aber bey meiner Rückkehr aus Ostindien zehen Monathe hier aufhielt, so will ich meine damahls gemachten Beobachtungen in möglicher Kürze mittheilen.

Der Hauptsitz der Holländer ist hier die Stadt Cap, welche von einem Fort beschützt wird, das mit 60 Kanonen besetzt ist. Ihre Herrschaft die anfänglich nur auf eine französische Meile eingeschränkt war, erstrecket sich jetzt auf 400 Meilen ins Land. Wegen des Ueberflusses an allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens kann man diese Besitzung unter die blühendesten der Europäer in dem südlichen Welttheile rechnen. Alle Schiffe, die nach Ostindien segeln, und von daher zurückkehren, und sich jährlich auf 200 belaufen, versehen sich hier mit frischen Lebensmitteln, und finden alles, was zur Ausbesserung ihrer Schiffe nöthig ist. Die Stadt liegt auf der Ebene, am Fuß dreyer hoher und unfruchtbarer Berge. Sie ist von ungefähr 15000 Seelen, größten Theils Mohren, die zum Theil Sclaven sind, bewohnt. Die Europäer und Eingebohrnen, die von denselben abstammen, sind wegen des blühenden Handels und der großen Fruchtbarkeit des Erdreichs sehr reich. Sowohl in den Häusern als auf den Straßen herrscht ein überaus große Reinlichkeit. Die Stadt hat drey

präch-

prächtige Marktplätze. Auf einem derselben steht die Kirche der Reformirten, die mit der Kirche der Lutheraner an Schönheit wetteifert. Beyde Religionspartheyen gehen in ihren Kirchen viermahl des Jahrs zum Abendmahle, nehmlich an Ostern, Pfingsten, Weihnachten, und am ersten Sonntage des Octobers. Die Söhne werden in der Religion ihrer Väter, und die Mädchen in der Religion ihrer Mütter erzogen. Ist der Vater Katholisch, so folgen die Söhne der Religion ihrer Anverwandten. Die Reformirten haben drey Prediger, die Lutheraner nur einen. Beyde taufen zwar die mit den Sclavinnen der Holländischen Compagnie erzeugten Kinder, lassen sich aber auf keine Weise dazu bewegen, die Sclaven von Madagascar, oder die mit den Weibern dieser Insel ausser der Ehe erzeugten Kinder zu taufen. Die Römisch-Katholischen haben hier keine Kirche. Ihr Missionär, oder Kapellan verrichtet den Gottesdienst entweder in dem Quartiere des Regiments von Pondichery, oder in Privat-Häusern.

In den drey alten Hospitälern, die hier sind, werden nicht nur die Kranken der Städt, sondern auch die Matrosen aller Nazionen aufgenommen, und mit großer Sorgfalt verpfleget. Es werden sogar die Matrosen, deren Schiffe indessen abgesegelt sind, auch nach ihrer Genesung von der ferneren Verpflegung nicht ausgeschlossen. Am ältesten dieser Hospitäler stehet folgende Inschrift:

Exci-

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Das Kloſter.)

Bruder Lorenz und Paris treten auf.

Bruder Lorenz.

Auf den Donnerstag, Gnädiger Herr! Die Zeit iſt ſehr kurz.

Paris.

Mein Vater Capulet will es ſo haben, und ſeine Eilfertigkeit ſtimmt zu ſehr mit meinen Wünſchen überein, als daß ich ſie aufzuhalten gedenken könnte.

Bruder Lorenz.

Ihr geſteht doch, daß ihr die Geſinnungen der jungen Dame noch nicht wißt -- Dieſe Sache geht nicht wie ſie gehen ſoll; es gefällt mir gar nicht.

Paris.

Sie überläßt ſich einer ganz unmäſſigen Traurigkeit über Tybalts Tod, und das war die Urſache, warum ich ihr noch wenig von Liebe ſagen konnte; denn Venus lächelt nicht in einem Trauer-Hauſe. Nun hält es ihr Vater für gefährlich, daß ſie ihrem Kummer ſo viel Plaz geben ſolle,

und

Excipit hospitio fractos morbisque viisque
hacc domus, et medicam larga ministrat opem.
Belga, tuum nomen, populis fatale domandis,
horreat et leges Africa terra tuas.

Es sind in neuern Zeiten noch drey andere Hospitäler von sehr großem Umfange hier erbauet worden; sie wurden aber damahls nicht zur Verpflegung der Kranken, sondern des Krieges wegen zur Einquartierung der Soldaten, benutzt.

So gesund dieses Klima ist, so veränderlich und gewaltig sind hier die Winde. Der Nordwestwind herrschet hier im Winter, und der von Südost im Sommer. Dieser bläset oft mit solcher Gewalt, daß er auch die stärksten Männer zu Boden wirft. Daher nannten die Alten dieses Vorgebirge Capo de Tormenti. Die Eingebohrenen sind überhaupt schön und stark gebildet, und von mittler Statur; doch habe ich auch einige Jünglinge von Riesengröße gesehen. Sie sind gutherzig, freundlich, aufrichtig und dienstfertig, besonders gegen ihre Freunde, denen sie alle mögliche Dienste beweisen. Die mannbaren Mädchen, die sich auf ihre Schönheit und lebhaften Geist etwas einbilden können, sind frey und zügellos;*) sobald sie aber verheurathet sind, werden sie gute Wirthinnen, und sind ihren Männern getreu.

Seit

*) Doch wohl nur in den Augen und nach dem sittlichen Maßstabe eines italiänischen Priesters? D. H.

Seit dem Jahre 1781, da die Einwohner mit den Franzosen öftern Umgang zu haben anfiengen, sind Luxus und Ehrgeiz bey ihnen weit höher gestiegen. Auch ihre Speisen sind delikater und feiner zugerichtet. Vorher warfen sie den Kopf und die Leber der Rinder, Hämmel, und anderer Thiere ins Meer; jetzt haben sie angefangen, Geschmack daran zu finden.

Die hiesigen Einkünfte der Compagnie betragen ungefähr 90 Millionen Thaler, die aus folgenden Quellen geschöpft werden. Erstlich muß Jedermann jährlich eine Art von Kopfsteuer, die seinem Gewerbe angemessen ist, abtragen. Ein Kaufmann steuert jährlich 50 Thaler. Zweytens giebt ein jeder Landmann für das Erdreich, das er bearbeitet, 24 Thaler. Dagegen ist es ihm erlaubt, so viel Land einzunehmen, als er in zwey Stunden im Kreis umgehen kann. Drittens zahlt ein jeder, der die Privilegien eines Bürgers genießen will, einmahl für allemahl 80 Piaster. Viertens wer ein Haus kauft (die Häuser sind hier über alle Massen theuer) muß 10 pro Cent des Preises an die Compagnie bezahlen. Was die Zölle und noch andre Abgaben eintragen, beläuft sich sehr hoch. Demungeachtet giebt es hier sehr reiche Leute, worunter einige sind, die viele Millionen besitzen. Damahls wurde Johann Roup, ein Teutscher, für den reichsten gehalten.

Ausser dem Handel finden die Holländischen Bewohner des Caps ihr größtes Vergnügen im Tabak-

Tabakrauchen und in der Musik. Sie rauchen Tag und Nacht. Die Jäger schießen, und die Barbiere Barbieren mit der Pfeiffe im Munde. Um das Krankenbett eines sterbenden, dem ich das letzte Abendmahl reichte, standen so viele Menschen mit ihren brennenden Tabakpfeifen, daß er vom Rauche ersticken mußte. Von der Musik sind sie die größten Liebhaber, und ziehen das Klavier allen übrigen Instrumenten vor.

Sie führen ein sehr gemächliches Leben. Sie sind keine Liebhaber von frühen Aufstehen. Sobald sie erwachen, trinken sie den Thee, oder Kaffee mit Milch. Hierauf folget ein gutes Frühstück von kalten Braten und gebackenen Fischen. Zu Mittag ist ihre Tafel mit Fleischspeisen reichlich besetzt. Gegen 4 Uhr trinken sie Thee oder Kaffee, und gegen 8 Uhr des Abend werden eben so viele Speisen aufgetragen als zu Mittag. Kurz, der größte Theil des Tages wird mit Essen und Trinken zugebracht.

Wenn der Hausvater stirbt, und eine Wittwe mit unmündigen Kindern hinterläßt, so wird sein ganzes Vermögen verkauft, und das daraus gelößte Geld auf Zinsen, zu 6 pro 100, gelegt, bis die Erben ihr 25stes Jahr erreicht haben. Die Mutter und Kinder werden indessen unter die Anverwandten vertheilt, und für jeden Kopf wird von den Interessen nicht mehr als 5 Thaler jährlich bezahlt; und wenn sich eine gute Gelegenheit zeiget, die Töchter zu verheyrathen, so erhalten

ſie ein dem Vermögen angemeſſenes Heyrathsguth. Eines Tages fand ich mich gegenwärtig, da von den drey Deputirten, welche über das Vermögen der Waiſen geſezt ſind, drey Sklavinnen einer Wittwe verkauft wurden. Man hatte ſie auf einer hohen Bühne zum Verkauf ausgeſtellt. Die jüngſte und ſchönſte wurde für 800, die zweyte von geringerer Schönheit für 600, und die dritte, welche die älteſte war, für 300 Thaler verkauft.

Wenn ein Holländer ſtirbt, ſo wird eine groſſe Abendmahlzeit für 50 oder 60 Perſonen die gegen Abend den Todten zu Grabe begleiten, zubereitet. Nach dem Begräbniß kehren ſie in Proceſſion in das Haus des Verſtorbenen zurück, und ſind bey der Tafel ſo luſtig als bey einem Hochzeitmahl. Nach Tiſche gehen die Weiber nach Hauſe, die Männer aber beluſtigen ſich die ganze Nacht bey Weingläſern und Tabackspfeifen.

In der Stadt ſelbſt iſt keine Waſſerquelle. Das Waſſer wird von Sklaven in die Stadt getragen. Es kommt aus einem der nahen Berge, und ſpringt Tag und Nacht aus acht Röhren. Wer keinen Sklaven hat, zahlt jeden Monath etwas gewiſſes einem der Afrikaner, die dieſen Dienſt thun. Der Garten der holländiſchen Compagnie wird von einem Bache bewäſſert, der aus einem benachbarten Berge quillt. Er iſt mit Myrtenalleen durchkreuzt, die mit ihren Spallieren die Sonnenſtrahlen zurückhalten. Eine dieſer Alleen

leen führet zu dem regelmäßig gebauten Pallaſt des Gouverneurs, vor welchem eine ſinnreich erfundene Waſſerkunſt das Auge beluſtigt. Am äußerſten Ende des Gartens iſt ein weites Behältniß für wilde Thiere und ſeltene afrikaniſche Vögel.

Seitdem ſich die Franzoſen hier aufhalten, iſt die Stadt ringsum befeſtigt. Auſſer verſchiedenen kleinen Forts hat ſie auf der Seite des Meeres ein ſtark befeſtigtes Kaſtell. Dieſe Befeſtigungen waren im letzten Kriege mit dem Regimente von Pondichery, mit dem ſchweizeriſchen Regimente von Meuron, welches die holländiſche Compagnie in Sold genommen hatte, und mit einem holländiſchen beſetzt; außerdem waren im Nothfall 6000 afrikaniſche Mohren zu Fuß und zu Pferde marſchfertig, der Stadt Hülfe zu leiſten.

Der Hafen iſt ſehr geräumig, und wider alle Winde, außer dem Nordweſtwind des Winters, geſichert. Unter einer Brücke, die ſich 50 Ellen weit ins Meer erſtreckt, können ſich die Schiffe, die im Hafen liegen, mit ſüßem Waſſer verſehen, welches von einem Berge vermittelſt zweyer blechener Röhren dahin geleitet wird. Das Meer hat hier einen Ueberfluß an guten Fiſchen, beſonders von der Art, die von den Holländern Hottentotten genannt werden. Im May und Junius wird hier auch der Stör, den die Einwohner Stimbras nennen, häufig gefangen.

Das Erdreich ist fruchtbar an Waizen, und wie bekannt ist, an köstlichem Wein, den die Holländer dafür gepflanzt haben. Die Weinlese geschieht in der ersten Hälfte des Märzmonaths. Der Wein ist grösstentheils weiß. Der beste dieser Gegend, und vielleicht der ganzen Welt, wächst drey französische Meilen weit vom Cap an einem Berge. Wer ihn ächt zu haben verlangt, muß sich an Clouth und Collin die auf diesem Berge wohnen, addressiren. Ein Faß von 84 Bouteillen kostet 40 Piaster. Als die französischen und englischen Flotten sich in dieser Gegend aufhielten, stieg der Preis desselben auf 80 Piaster. Die Hülsenfrüchte gedeihen hier eben so gut wie in Europa, und einige derselben werden des Jahrs mehr als einmal reif; aber die Obstfrüchte, ob sie gleich wie die Europäischen aussehen, z. B. die Aepfel, Birnen und Feigen, kommen denselben am Geschmacke nicht bey.

Das Rindvieh ist hier überaus groß. Die Schaafe sind am Haar unsern Hunden gleich, und ihr Schwanz wiegt gemeiniglich zehn Pfund. Ihre Pferde sind hoch und schnell im Laufen.

Die Bewohner des holländischen Gebiethes sind reich. Ein gewisser Nieibourg, welcher vier Tagereise vom Cap wohnte, beklagte sich, wenn er nicht über 168000 Thaler Wein verkaufte. Einer seiner Töchter gab er 60000 Gul-

Gulden *) zur Ausſteuer. Die Einkünfte derer, die weit vom Cap wohnen, beſtehen im Verkauf des Viehes und der Butter. Sie bringen zwey oder dreymal des Jahrs ein Faß geſalzene Butter in die Stadt, um für das daraus gelöſete Geld andere Bedürfniſſe einzukaufen. Dieſe Butter iſt ſehr theuer, und die friſche noch weit theurer. Das Pfund von dieſer koſtet gemeiniglich drey Schillinge. Dieſes kommt daher, weil hier die Kühe weniger Milch geben als in Europa, und ihrer Wildheit wegen ſchwer zu melken ſind, welches daher ein Geſchäft der Sclaven iſt.

Die Berge und Wälder, welche das holländiſche Gebiethe umgeben, ſind von Tygern, Pantherthieren, Leoparden, Raſhörnern, Wölfen, wilden Schweinen, Stachelſchweinen, wilden Hunden und Pferden, Hirſchen, wilden Katzen, und Straußvögeln bewohnt. Die Bauern finden die Straußeyer auf dem Felde, und verkaufen eins für zwey Schillinge. Ich habe ſie oft gegeſſen, und bey weitem nicht ſo ſchmackhaft als die Hühnereyer befunden. Mit einem guten Pferde kann man den Strauß einhohlen. Die gemeinſten unter den hieſigen unzähligen Affen ſind die Papions des Herrn von Buffon. In einer Entfernung von 70 franzöſiſchen Meilen vom Cap laſſen ſich die Löwen, und noch 200 Meilen weiter, die

*) Ein Gulden macht 1 franz. Livre 12 Sous.

Elephanten sehen. Ehe man die Löwen mit Schiesgewehr verfolgte, näherten sie sich den Mauern der Stadt.

Die Naturkundiger glauben, die hiesigen Berge seyen reich an Mineralien. Im Jahr 1777 wurde eine kleine Queckſilber-Ader auf einem der drey Berge, an deren Fuße die Stadt Cap liegt, entdeckt. Einige der hiesigen Holländer, die sich mehr auf ein gemächliches Leben, als auf eine solche Art von Arbeit verstehen, verschlossen diese Ader, da sie dieselbe erweitern wollten.

Zwey Tagreise weit vom Cap fängt das Land der Hottentotten an, die auf eine gewisse Art den Holländern, die unter ihnen wohnen, unterworfen sind; weil die Wahl ihrer Capitän-Lieutenants, denen sie in jedem District gehorchen, von ihnen abhängt. Die Hottentotten sind stark, und, ihre niedergedrückte Nase ausgenommen, schön gebildet, sehr umgänglich, und tapfer im Kriege. Wenn sie in die Stadt kommen, bedecken sie sich mit Fellen; sonst gehen sie nackend. Doch sind die Weiber schamhafter wegen eines häßlichen Auswuchses an den Geschlechtstheilen.

In der Zeit meines Aufenthaltes sah ich einen Gesandten der Hottentotten mit seiner ganzen Familie zu Cap ankommen, welcher dem Gouverneur jährlich ein säugendes Kalb zum Tribut bringet. Eine jede Person dieser Gesandtschaft war mit

Schaf-

Schaffellen bedeckt. Der Gesandte unterschied sich durch ein Indisches Rohr, welches oben mit verschiedenen Zierrathen von Messing besetzt war. Seine Beine waren mit fünf Schnuren kleiner weisser Seemuscheln umgeben. Seine Gattinn hatte eine Art von dreyfacher Krone von Seemuscheln auf dem Haupte. Beyde trugen auf ihrem Rücken ein Kind in einem Sacke von Schaffellen. Zwey kleine Söhne folgten ihnen, so seltsam als ihre Eltern gekleidet. Man logierte sie unter einem Gezelte auf einer Wiese nahe am Kastelle, wo sie vom Gouverneur mit den nöthigen Lebensmitteln versehen wurden. Unter den vielen Menschen, welche die rohe Einfalt eines der reichsten und respectirtesten Hottentotten in der Nähe zu betrachten sich hinzudrängten, war auch ich. Ich näherte mich ihm bis unter das Gezelt; allein der unerträgliche Gestank der vielen Felle trieb mich eben sobald zurück, als ich hineintrat.

Daß sich die Hottentotten statt des Brodtes einer gewissen Wurzel bedienen, die so dick als der Kopf eines Menschen ist, und in einem Ofen gar gemacht wird, ist eine bekannte Sache. Leute welche diese Speise versucht hatten, versicherten mich, daß sie unsern Brodte an Geschmack fast gleich wäre. Sie haben aber noch eine ander Art Brodt, welches in einer Wurzel von der Dicke eines Knoblauchkopfs bestehet, und so angenehm als Kastanien schmeckt. Ihr Trank ist mit Honig ver-

miſchtes Waſſer, in welchen eine im November und December ausgeſtochene Wurzel aufgelöſet wird. Dieſer Trank berauſchet ſie ſo ſehr, daß ſie einige Zeit zu allen Geſchäften untauglich ſind.

Einige Reiſebeſchreiber halten die Hottentotten für Atheiſten; ich habe aber einige ſelbſt darum befragt, und zur Antwort erhalten, daß ſie einen Gott erkennen, der in ihrer Sprache Gounja Tic-quoa genannt wird. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Tänze, die ſie an jedem Neumond anſtellen, zur Verehrung dieſer Gottheit geſchehen; obgleich der Herr Abbé de la Caille anderer Meynung iſt *).

Ihre Herden, bey denen ſie in Höhlen wohnen, zu beſchützen, tragen ſie kein Bedenken, ſogar die Löwen zu verfolgen. Sobald ſie entdecken, daß ſich ein Löwe ihrer Herde nähert, ſo ſuchen ſie dem Schaden, den er anrichten würde, zuvorzukommen. Sie gehen ihm mit einer weiten Kugelbüchſe entgegen; ſobald ſie ihn entdecken, und er ſie wahrnimmt, bleiben ſie einige Augenblicke ſtehen, und ſehen ihm ſtarr ins Geſicht. Hierauf nähern ſie ſich ihm ſo viel möglich, um ihn ſicher vor den Kopf oder in die Seite zu treffen. Es iſt Wunderbar, daß der Löwe weder ſie anfällt, noch die Flucht nimmt, ſondern unbeweglich ſtehen bleibt, und

*) Journal hiſtorique du voyage fait au Cap de Bonne Esperance.

und beſchleuniget unſre Vermählung, in der Abſicht, dem Lauf ihrer Thränen dadurch Einhalt zu thun; allein und ſich ſelbſt überlaſſen, findet ſie eine Art von Ergözung darinn, eine Traurigkeit zu nähren, von der nichts als die Geſellſchaft ſie zerſtreuen kan. Begreift ihr nun die Urſache dieſer Eilfertigkeit?

Bruder Lorenz (bey Seite.)

Ich wollt', ich wißte nicht, warum ihr Einhalt gethan werden muß -- Seht, Gnädiger Herr, hier kommt das Fräulein gegen meine Celle her.

(Juliette zu den Vorigen.)

Paris.

Willkommen, meine Liebe, meine Gebieterin, und mein Weib.

Juliette.

Das erſte mag alsdann ſeyn, wenn das lezte ſeyn kan.

Paris.

Das wird, das muß nächſten Donnerstag ſeyn, meine Liebe.

Juliette.

Was ſeyn muß, das wird ſeyn.

Bruder Lorenz.

Das iſt ein Text, über den kein Streit ſeyn kan.

und die Schützen anstaunt; schießen sie aber fehl, so zerreißt er sie in Stücken. Man erzählt zu Cap folgende Begebenheit, die im Archiv dieser Stadt aufgezeichnet seyn soll. Zwey Hottentotten trafen auf der Jagd einen Löwen an; sie schossen auf ihn, und brachten ihm eine schwere Wunde bey. Demungeachtet sprang der Löwe ergrimmt auf einen derselben los, und würde ihn zerrissen haben, wenn ihn sein Gefährte nicht mit der Flintenkolbe dermassen auf den Hirnschedel geschlagen hätte, daß er halb todt zu Boden fiel. Beyde brachten ihn vollends um Leben. Der Hottentotte, welcher seinem Gefährten das Leben rettete, hatte seine Flintenkolbe in Stücken geschlagen, und verlangte, daß sein geretteter Gefährte ihm den Schaden ersetzte. Dieser aber weigerte sich es zu thun, weil er ihn nicht um den geleisteten Dienst ersucht hätte. Die Sache wurde vor den höchsten Rath nach Cap gebracht, welcher den Befehl ertheilte, einem jeden der tapfern Hottentotten eine neue Flinte zu geben, ohne die Sache zu entscheiden.

In jeder Woche kommt eine Menge Hottentotten mit Karren, die mit sechs oder sieben Paar Ochsen bespannt sind, in die Stadt. Die reichsten bilden sich etwas darauf ein, wenn ihre Ochsen insgesammt von Einer Farbe sind. Auf einem solchen Karren haben sie oft nichts als Truthähne oder Gänse. Manche sind vier oder fünf Monathe auf der Reise, und weiden ihr Vieh des Nachts bey

angezündetem Feuer, um die wilden Thiere zu verscheuchen. Es ist wunderbar zu sehen, wie ihre ungeheuer großen Ochsen mit der Gewandtheit eines Pferdes die Berge auf und ab rennen. Eines Tags sah ich einen Jüngling zu Pferde, der mit verhängten Zügel hinter einem Ochsen her jagte, und ihn kaum einhohlen konnte.

Aus dem District der guten Hottentotten, die den Holländern ergeben sind, kommt man in das Land der Bösen, welchen die Holländer den Nahmen Bossisman (Buschmänner) geben. Diese haben ihren eigenem König, und sind das ärgste Volk der Welt. Ihr größtes Vergnügen bestehet im Morden, Rauben und Plündern. Sie sind von Riesengröße, und kleiden sich mit Ochsenhäuten, die sie mit solcher Vollkommenheit zu gerben wissen, daß sie sich wie Sammt anfühlen lassen. Pfeile sind ihre Waffen. J.

(Der Beschluß nächstens.)

IV.

Die griechische Götterlehre.

Ein erzählender Dialog.

Ich wohne in einem Dorfe, das bey einem mäßigen Rittergut ein angenehm gelegnes Landhaus hat,

hat, wovon eine verwittwete adeliche Dame die Besitzerin ist. Die Dame wohnt eigentlich in der benachbarten Stadt; weil sie aber viel Freude an dem Landleben findet, so bringt sie mit ihrer einzigen Tochter, einem jungen Fräulein, den größten Theil des Jahres in der Einsamkeit ihres Dorfes zu. Selbst im Winter besuchen sie diesen Aufenthalt des Friedens, wie es die Mutter zu nennen pflegt, zuweilen auf mehrere Tage; und beyde versichern, sie wären nie vergnügter, als wenn sie die geschwätzige Stadt mit ihrem unruhigen Gewühl müßiger Menschen verlassen hätten. Die Mutter beschäftiget sich mit den wirthschaftlichen Angelegenheiten ihres Landgutes, die sie alle selbst anordnet und wovon sie eine seltne Kenntniß und Erfahrung hat. Die Tochter ahmt der Mutter in dieser häuslichen Sorgfalt eifrig nach; doch scheint es, sie thue das mehr aus Gefälligkeit und Hochachtung gegen eine geliebte Mutter, als daß sie durch Neigung und eignes Wohlgefallen dazu angetrieben werde. Ihre Lieblings-Beschäftigungen sind Zeichnen, Lesen und Singen zum Clavier. Nach diesen Uebungen strebt sie mit ungeduldiger Sehnsucht, und weiht ihnen jedes kleine Stundchen, das sie sich durch eine beynahe gewissenhafte Eintheilung ihrer Zeit von den weiblichen Geschäften des Tages erübrigen kann. Mutter und Tochter sind gütig genug, sich zuweilen meine Besuche gefallen zu lassen; und da ich ein halber Landwirth und ein halber Gelehrter bin, so scheint

es,

es, als ob ich keine beſſere Patronen, und dieſe keinen beſſern Pfarrer hätten finden können.

Auch bald nach dem Anfang dieſes Jahres gaben ſie ihrem lieben Dörfchen einen kleinen Beſuch. Als ich von ihrer Ankunft hörte, gieng ich nach meiner Gewohnheit ſogleich hin, theils um der Tochter eine literariſche Neuigkeit zu bringen, theils um der Mutter meine ſchuldige Aufwartung zu machen, und ſie in dem angetretenen neuen Jahre mit meinen guten Wünſchen zu begrüßen. Ich fand die Tochter allein. Sie ſtand gegen das Fenſter gekehrt, und hielt ein kleines broſchiertes Buch in der Hand. Sie ſchien ſich zu freuen, als ſie mich ſahe; ſie kam mir mit Lebhaftigkeit entgegen, und rief mir, als ob ſie ihr Vergnügen nicht geſchwind genug mittheilen könnte, ſchon von fern zu: O das iſt erwünſcht, daß ſie kommen! Da kann ich ihnen was ſchönes zeigen, das ſie doch wohl noch nicht geſehen haben.

Wirklich war das liebe junge Fräulein in dieſem Augenblick ſo ſchön, wie ich ſie noch nie geſehen hatte. Ihr ſonſt mehr blaſſes Geſicht war mit einer milden Roſenfarbe überzogen; ihre ſanften dunkelblauen Augen ſchienen ſtrahlender geworden zu ſeyn; alle ihre Geberden und Bewegungen, die ſonſt mehr ruhig als munter ſchienen, hatten etwas ſo Regſames und Lebendiges angenommen, daß ich beynahe nicht wußte, wie mir geſchah.

„Ein

„Ein neues, ſchönes Gedicht, mein Fräulein, ſagt' ich, in dem ich näher trat; irgend eine neue Iphigenie?" — Nein, nein, antwortete ſie lächelnd; das Schöne Einer Art folgt nicht ſo ſchnell auf einander. Dieſes da, fuhr ſie fort, indem ſie das halbzugeſchlagene Buch ein wenig näher hielt, und es einigemahl ſanft bewegte; dieſes da iſt zwar auch ein griechiſches Blümchen, aber von einem andern Geſchlecht.

„Eine Ueberſetzung?" fragte ich mit einem Zeichen von Neugier, als ob ich das Buch ſehen wollte. — Nicht ſo ſchnell, Herr Pfarrer, rief ſie ſchalkhaft, und zog das Buch geſchwind zurück; ſie müſſen errathen, was es iſt, wenn ſie wollen, daß ich es ihnen zeigen ſoll. — „Ey, mein Fräulein, wenn ich alle griechiſche Blumen, die ihnen gefallen können, errathen wollte, ſo müßte ich nicht nur den Apollo, ſondern auch die Minerva um ihre göttliche Begeiſterung bitten." — Immerhin, rief ſie mit einem Ausdruck von kindlicher Freude. Eine Begeiſterung von dieſen beyden wäre mein eigner Wunſch; denn das ſind gerade die beyden Gottheiten, die ich durch das Büchelchen unausſprechlich lieb gewonnen habe.

Sie können nicht glauben, fuhr ſie mit Lebhaftigkeit fort, wie angenehm ich von dieſen beyden Himmelsbewohnern überraſcht worden bin. Ich hielt ſie für Weſen, die mich weiter nicht viel angiengen; ja, ich wunderte mich oft, wie kluge

Leu-

Leute solchen Traumbildern im Ernſt hätten opfern können. Nun aber, da ich weiß, wie es mit diesen Göttern eigentlich steht, was sie bedeuten, und wie schön und sinnreich sie sind; — ja, jetzt wäre ich beynahe selbst im Stande, diesen beyden und noch einigen andern Götterchen die veralteten Weihrauchopfer wieder zu erneuern.

Ich konnte mich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln. Sie lachen mich aus, sagte sie sanfterröthend. Schon gut; ich kann mich nicht ausdrucken; aber meine Empfindungen lasse ich mir nicht abstreiten. Ich weiß noch, als ob's heute geschähe, wie ich zum erstenmahl den Homer und Ovids Verwandlungen las. Die Götter waren aller Orten so geschäftig; sie verwickelten sich immer in die schwersten Händel; und dennoch nahm ich niemals an ihnen selbst, sondern immer nur an den Menschen Theil, die von ihrer Macht beschützt oder verfolgt wurden. Ich liebte den edeln Hektor, und haßte den betrüglichen Apollo; ich bedauerte die künstliche Arachne und ärgerte mich über die neidische Minerva; mit einem Worte, diese griechischen Götter waren mir bey ihren mehresten Handlungen von Herzen zuwider. Mit dieser Abneigung fange ich gestern an zu lesen; und auf einmal erscheinen mir diese Verhaßten in einem solchen schönen Glanze, in einer solchen überirdischen Hoheit, daß mein voriger Haß nicht nur verschwindet, sondern sich noch obendrein in die zärtlichste Liebe verwandelt. Die

Die Begeiſterung, worein die liebe junge Dame durch den Apollo und die Minerva zufälliger Weiſe gerathen war, erſparte mir das Bedürfniß einer eignen. Ich merkte leicht, daß dieſes verborgne wunderthätige Büchelchen, deſſen Nahmen ich errathen ſollte, nichts anders ſeyn könnte, als irgend eine neue Erklärung der griechiſchen Götterlehre; und da ich ſelbſt in der Abſicht gekommen war, um dem Fräulein die neueſte und beſte Schrift dieſer Art mitzutheilen, ſo war es weiter nicht ſchwer, das aufgegebene Räthſel zu loſen.

„Wirklich, mein Fräulein, ſagt' ich, als ſie ein wenig einhielt, dieß iſt in meinem Leben das erſtemal, daß mich Apollo und Minerva mit ihrer rathenden Weisheit begeiſtert haben: was konnten aber auch dieſe beyden Gottheiten durch eine ſo liebenswürdige Prieſterin nicht alles bewirken?" — Wie? fiel ſie mir mit geſenktem Blick' ins Wort; ſie hätten mein Räthſel ſchon errathen? — Wie ſollt' ich nicht, mein Fräulein? Der Duft verräth die Blume und die Morgenröthe den Tag; ſie reden von der eben herausgekommnen Götterlehre des Herrn Moritz; nicht wahr?" — Ach, ſagte ſie etwas verdrießlich, ſie haben das Buch ſchon geleſen; das iſt Schade! Ich wollte ihnen ſo vieles davon erzählen; aber da ſie ſchon alles wiſſen, ſo iſt mir meine Freude mit einemmahl in den Brunnen gefallen. — „Nicht doch, mein Fräulein; ſie ſchwebt bloß hinab, um ſich zu erfriſchen; und

und wenn das kleine liebe Götterkind hört, daß wir es mit unserm vertraulichen Gespräche locken und rufen, so hüpft es mit seinen abgekühlten Flügelchen gewiß wieder herauf." — Da irren sie sich, sagte das Fräulein; so viel ich die kleine Närrin kenne, ist sie das eigensinnigste Ding, das je von einer Göttin geboßren ward. — „Das schadet nicht, mein Fräulein; wir reitzen die Eigensinnige durch Widerspruch. Sie loben, ich tadle, sie erzählen, ich mache Einwendungen. Die liebe Verscheuchte müßte kein Göttinnchen seyn, wenn sie bey einem solchen Wortwechsel nicht neugierig herbey trippeln sollte." —

Wahrhaftig, fieng die junge Dame mit ihrer vorigen Heiterkeit an, ich hätte bald vergessen, daß sie bey manchen Büchern einen eignen Glauben haben. Nun wohl, ich streite mit; aber vorausgesetzt, sie müssen sich am Ende bekehren lassen, denn bey der griechischen Götterlehre gilt keine Ketzerey. — „Wir wollen sehen, mein Fräulein, was die süße Ueberredung vermag; wenigstens bin ich in Glaubenssachen sehr nachgiebig." — Das ist mein Trost, sagte sie und nahm ihr Strickzeug.

Sie schien einige Zeit zu sinnen, was sie sagen wollte; hierauf hob sie lächelnd wieder an: Ja, nun weiß ich nicht, wo ich mit meinem Glaubensbekenntniße zuerst anfangen soll. — „Fangen sie da an, mein Fräulein, wo sie vorhe-

stehen

ſtehen geblieben ſind: ſie rühmten, das Büchelchen habe ihnen die alten griechiſchen Götter weit liebenswürdiger gemacht, als ſie ihnen im Homer und Ovid vorgekommen wären.

Recht, fiel ſie ein; das iſt ein Hauptſtück von dem, was ich ihnen ſagen wollte. Da iſt z. B. der liſtige Schelm Merkur; wenn ich von ihm las, wie er als Säugling dem Apollo die Rinder wegtreibt, wie er den geſchwätzigen Battus in einen Stein verwandelt, wie er mit ſeinem Flötenſpiel den hundertäugigen Argus einſchläfert, und die abgeſchiednen Seelen durch die Macht ſeines Schlangenſtabes in das Unterreich führt; wenn ich dieſe und andre dergleichen Dinge von ihm las: ſo fand ich zwar viel Freude an dieſen artigen Spielen der Einbildung; aber es war die Freude eines Kindes, dem man ein luſtiges Mährchen erzählt. Kaum aber kommt Hr. **Moritz** und erklärt mir, was alle dieſe Dichtungen eigentlich bedeuten, wie genau alle die kleinen Erzählungen an einander hängen, und wie man ſie daher auch alle zuſammennehmen müſſe, wenn man verſtehen wolle, was für ein ſchöner großer Sinn in der Abbildung dieſes Gottes enthalten ſey; kaum hab' ich alle dieſe Geheimniſſe auf fünf oder ſechs kleinen Octavſeitchen erfahren: ſo ſcheint mir ein neues Licht; der täuſchende Betrüger verwandelt ſich in den Erfinder der Rede und der ſüßtönenden Laute; ich ſehe den Gott, und in ſeinen kleinen irri-

diſchen Schwänken einen Sinn, den ich nun beynahe nicht mehr umfaſſen kann. Sagen ſie mir aufrichtig, ob ſie mir in dem allen beyſtimmen?

Sie ſahe mich forſchend an und ſchwieg. Ich ſcheute mich zu reden; denn was konnte ich ſagen, das wahrer und verſtändlicher geweſen wäre, als das, was ſie mit ſo viel Wärme und Zartheit ausgeſprochen hatte. Doch, weil ich beſorgte, ſie möchte mein Zaudern unrecht auslegen, ſo gab ich auf ihre Frage folgendes zur Antwort.

„Ich weiß beynahe nicht, wie ich das wenige, was ich zu ſagen habe, ausdrücken ſoll; ſie haben in den ihrigen auch meine Empfindung beſchrieben. Der Scharfſinn, der reiche Witz und feine Geſchmack, womit dieſer Verfaſſer ſo verſchiedene Züge der Dichtung in eine einzige glänzende Geſtalt zuſammen zu fügen weiß, haben mich oft auf das angenehmſte überraſcht. Ich kannte, um bey dem vorigen Beyſpiel zu bleiben, die mehreſten einzelnen Characterzüge, aus denen er das ſchöne Götterbild des Merkur zuſammenſetzt; ich wußte, der Schlängenſtab bedeute Eintracht und Frieden; die einſchläfernde Süßigkeit des Flötenſpiels deute auf die unwiderſtehliche Gewalt der Ueberredung, und was dergleichen mehr war; allein bey aller dieſer Weisheit war es mir doch noch niemals in den Sinn gekommen, die vor mir liegenden einzelnen Umriſſe zu vereinigen, und daraus einen feſten, beſtimmten Charakter zu bilden, der ſich

von

Paris.

Kommt ihr, dieſem Vater zu beichten?

Juliette.

Wenn ich dieſe Frage beantwortete, ſo würd' ich euch beichten.

Paris.

Läugnet ihm wenigſtens nicht, daß ihr mich liebet.

Juliette.

Ich will euch hiemit gebeichtet haben, daß ich ihn liebe.

Paris.

Das will ich auch; ich bin gewiß, daß ihr mich liebt.

Juliette.

Wenn ich das thue, ſo würd' es von gröſſerm Werth ſeyn, es hinter euerm Rüken, als es euch ins Geſicht zu ſagen.

Paris.

Arme Seele, dein Geſicht iſt ganz von Thränen entſtellt.

Juliette.

Die Thränen haben nur einen kleinen Sieg dadurch erhalten, denn es war vorhin ſchon ſchlecht genug.

Paris.

Du thuſt ihm mehr Unrecht, mein Kind, indem du das ſagſt, als alle deine Thränen. Ju-

von allen übrigen unterſcheide, und nur in ſich ſelbſt reich und mannigfaltig ſey. Es gieng mir mit den griechiſchen Göttern ungefähr ſo, wie es ſinnlichen Menſchen mit den Erſcheinungen der Natur geht. Sie kennen Sonne, Mond und Sterne; ſie unterſcheiden die Gewächſe der Erde; ſie merken die Nahmen und Geſtalten der Thiere, Vögel und Gewürme; aber ſie kommen nie auf den Gedanken, dieſe vielfältigen Erſcheinungen ihrer Sinne unter die allgemeinen Geſetze zu ordnen, in denen alle Werke und Erſcheinungen der Natur, wie die Speichen eines Rades in der Nabe, zuſammen laufen. Oder, wenn ich ihnen meine räthſelhafte Weisheit noch in einem andern Gleichniſſe darſtellen ſoll, ſo gieng es mir mit dieſen ſinnreichen griechiſchen Göttern wie mit meinen alten Freunden und Bekannten. Ich weiß ihre Schickſale, ich kenne ihre Mängel und Tugenden; wenn ſie aber von mir verlangten, daß ich von der Gemüthsart des einen oder des andern eine kurze allgemeine Schilderung geben ſollte, in der doch alles Eigenthümliche und Beſondere mit anſchaulicher Beſtimmtheit enthalten ſey: ja, mein Fräulein, würde ich dann zu ihnen ſagen, ihre Forderung iſt etwas ſchwer, und wir haben bis jetzt nur einen einzigen teutſchen Dichter, der in ſolcher Characterbilonerey ein Meiſter iſt.“

Die Dame ſchien mit meiner Einſtimmigkeit zufrieden. Das iſt ſchön, ſagte ſie, ſie ſprechen

meine dunkle Empfindung mit Worten aus. Man sollte nicht meynen wie schwer das ist, seine Gedanken oder sein Gefühl in Wort und Rede zu fassen. Es kommt mir vor, als ob mir eben die Worte, womit sie in meine innerste Empfindung gesprochen haben, vor den Lippen geschwebt hätten und als ob ich die Flüchtigen nicht hätte erhaschen können. — „Recht, mein Fräulein; der Gedanke muß so behende, das Gefühl muß so zart und geschmeidig seyn, wenn wir von diesen Flüchtlingen immer den rechten erhaschen wollen, daß wir diese Verrichtung unsers Geistes nicht treffender als mit einem behenden, listigen Diebstahl vergleichen können. Nur ein schneller und feiner Geist kann in seiner Sprache ein Bildner und Schöpfer werden; der gemeine Menschensinn hingegen spricht nie anders, als wie er sprechen gehört hat."

Wer hätte denken sollen, unterbrach mich die Dame mit schalkhaftem Lächeln, daß der leichtfertige Merkur mit seinem vollen Beutel in der Hand und mit den Flügeln an den Fersen ein so liebenswürdiger, philosophischer Gott wäre! Was halten sie von diesen Insignien, Herr Pfarrer? Sie sind ein Redner, und wissen daher am besten, mit welchen schönen Zeichen der Gott der Beredtsamkeit zu schmücken sey. — „Wahrhaftig, mein Fräulein, gab ich in meiner Unschuld zur Antwort, die Griechen hatten hier einen eigenen Gedanken, auf

den

den ich ſchwerlich gefallen wäre. Vermuthlich mag der gute Merkur auf ſeinen vielen Reiſen, die er vom Himmel auf die Erde und von der Erde in das Unterreich zu machen hat, das leidige Geld unter Weges verzettelt haben: denn ungeachtet der goldnen Kette, die ihm die Griechen in den Mund gaben und die vom Himmel bis auf die Erde reichen ſollte, hat mir der arme Schelm doch nie anders — als mit einem hohlen Seckel begegnet."

Wiſſen ſie wohl, fuhr die Dame fort, woran mich dieſe ſchöne lange goldne Kette erinnert? — „Kann mich nicht beſinnen, mein Fräulein; beym Golde überhaupt will mir das Errathen faſt gar nicht glücken: Ew. Gnaden werden ſich deutlicher erklären müſſen." — Ja, mit dem Erklären geht es mir bey ſo ſchweren Gegenſtänden nicht viel beſſer: Ew. Ehrwürden werden ſich mit etwas wenigem begnügen. — Von Herzen gern, mein gnädiges Fräulein; wenn ich alſo unterthänig bitten dürfte. — Um was denn, Herr Pfarrer, um was denn? Sehen ſie, unſer eines hat viel Geſchäfte; man hat den Kopf ſo voll; man vergißt ſich; man zerſtreut ſich: haben ſie alſo nur die Güte und ſagen ſie mir, warum ſie eigentlich bitten? — „Ich meine die benahmte Wenigkeit, mein Fräulein; die gnädigſt verſprochene — kurze Erklärung von der langen goldnen Kette." — Richtig, Herr Pfarrer, das war es; die goldne Kette war es, wovon wir ſprachen; und dieſe

goldne Kette, wollt ich ſagen; — nun ja, dieſe goldne Kette bedeutet, wie ſie wiſſen, ſchönen Zuſammenhang. — „Das hab' ich immer gehört, mein Fräulein.“ — Nun ja, und der Zuſammenhang erfordert eine leichte und angenehme Verbindung; und dieſe beſteht in ſo einer gewiſſen heimlichen Kunſt, wodurch das Dunkle hell, das Schwere leicht, das Langweilige reizend wird. Ew. Ehrwürden verſtehen mich doch? — „Man kann nicht wohl anders, da Ew. Gnaden ſo leicht und ſo angenehm zu verbinden wiſſen. Sie meynen vielleicht, die beſagte goldne Kette des Redens habe ſich von jeher um alles Schöne herumgeſchlungen, das ſeit dem Vater Homer irgends wo geredet oder gedichtet worden ſey?“ — Nun ja, [illegible] ich, fuhr ſie in ihrer fröhlichen Laune fort; ſie muſſen nur nicht gleich die ganze Kette an beyden Enden faſſen, ſonſt wickeln ſie das ſchwache Mädchen mit Händen und Füßen ein. Bey den himmelhohen Sprüngen wird mir gleich ſo ſchwindelig, daß mir Hören und Sehen vergeht; heben ſie mich lieber mit auf, als daß ſie ſo blitzſchnell vorausfliegen.“ —

„Wohlan denn, ſagt' ich, die Kette ſchlingt ſich alſo vor der Hand nur einzig und allein um die griechiſche Götterlehre.“ — Das wäre zu wünſchen, erwiederte ſie; aber ich muß bekennen, daß ich in dem erſten Buche dieſer Art, das mir vor vielen Jahren in die Hände fiel, auch nicht

ein

ein einziges kleines Gelenke von ihr wahrgenommen habe. Der Verfaſſer fieng mit dem Juviter an; er vertheilte die Götter in Groſſe und Kleine; nennte alle ihre Nahmen, Thaten, Weiber und Kinder, und brachte mich durch dieſe künſtliche Vertheilung in ein ſolches Gewirre von Vätern und Müttern, Söhnen und Töchtern, daß ich nicht mehr wußte, wer von allen dieſen Göttern und Halbgöttern der älteſte oder der jüngſte ſey. Dieſes Wirrwarrs konnte ich ſeitdem nie wieder los werden; der griechiſche Götterglaube blieb für mich ein verwickelter Knäuel ſeltſamer Mährchen, der weder Anfang noch Ende hatte, und ich wußte nicht, ob ich in Anſehung des Zuſammenhangs den Indiſchen oder den Griechiſchen vorziehen ſollte.

„In dieſer Verwirrung mögen ſie leicht den größten Theil ihrer lieben Landsleute zu Gefährten gehabt haben, mein Fraulein: denn, einige gelehrte Alterthumskenner abgerechnet, werden ſich wohl die wenigſten von den teutſchen Leſern und Leſerinnen in den Irrgängen dieſes alten Zaubergartens zurecht gefunden haben.“ — Das freut mich, ſagte ſie lachend, daß ich ſo anſehnliche Geſellſchaft habe: ſo ſehr ich auch die Einſamkeit liebe, ſo möchte ich doch nicht gern die einzige ſeyn, die ſich irgendwo verwirrt oder verwickelt hätte. Doch hoffentlich werden nun alle dieſe lieben Gefährten in der angenehmſten Entwickelung begriffen ſeyn, da uns Herr Moritz das alte dunkle Schloß neuer-

lich in ein so helles, wohlgeordnetes, eingangbares Gebäude verwandelt hat. Zwar scheint in den beyden ersten Vorhöfen noch eine Art von Dämmerung zu herrschen: aber es wird immer lichter, je tiefer man hinein geht; und gegen die Mitte zu wird es so reitzend, daß man weder umwenden noch ausruhen mag, ohne vorher jeden kleinen Seitengang durchwandelt zu haben.

„So hätten sie, wenn ich ihre Vergleichung recht verstehe, an der neugeordneten Götterlehre des Herr Moritz doch auch einen Fehler gefunden, mein Fräulein?“ — So stark möchte ich mich eben nicht ausdrücken, gab sie zur Antwort; denn ich weiß nicht, ob die Schuld an mir oder an dem Buche liegt, daß ich die ersten Capitel von der Erzeugung und dem Streite der Götter nicht halb so gut verstanden habe als die übrigen, wo von ihrer Gestalt und ihrer nähern Verbindung mit den Menschen gehandelt wird. Sagen sie mir aufrichtig, was sie sich bey den Riesen mit den hundert Armen und den abscheulichen Drachenfüßen eigentlich denken? Für mich sind diese Ungeheuer lauter räthselhafte Sphinxe; und wenn ich an Ihre von dem Apollo und der Minerva empfangene Begeisterung glauben soll, so müssen sie mir diese Räthsel noch lösen.

„Dabey wird sich die Begeisterung nicht zum besten benehmen; mein Fräulein. Die Begeisterung liebt Umschweife, und vermuthlich würde auch

auch die meinige von manchen andern Dingen reden wollen, ehe sie sich gefallen ließe, dahin zu kommen, wo man sie verlangte.“ — Sie meynen, diese Sachen seyen für mich zu schwer? sagte sie mit halbgesenkten Augenliedern. — Das wäre schlimm, mein Fräulein; eine solche Erklärung würde nicht nur die liebreichen Musen sondern auch die schönen Grazien beleidigen: ich meyne, wir müssen das Licht zu Hülfe nehmen, wenn wir die Nacht erleuchten wollen.“ — Nun, weil es so ist, erwiederte sie, so brennen sie ihre Fackel nur an; doch, daß es uns nicht gehe, wie der guten Mutter Ceres, die mit ihrer Kerze auf der ganzen weiten Erde herum fuhr und die verlohrne liebe Tochter am Ende — doch nicht finden konnte.

„Da geben sie mir keine gute Vorbedeutung, mein Fräulein; warum fiel ihnen anstatt dieser irdischen nicht lieber jene himmlische Fackel des Prometheus ein? Doch weil es einmahl nicht anders ist, so wollen wir die Mutter Ceres nur immerhin willkommen heißen.“

„Erinnern sie sich noch, mein Fräulein, wie Herr Moritz diese Dichtung deutet?“ — Sehr wohl, sagte sie. Die Ceres, spricht er, sey ein Bild der Erde; ihre verlohrne Tochter ein Bild des in der Erde verborgnen Saamenkorns; und die Fackel ein Bild der Sonne, die auf ihrer weiten Laufbahn den jungen Keim nicht eher wahrnimmt, als bis er hervortreibt. — „Warum

mögen ihnen wohl diese Bilder gefallen, mein Fräulein?" — Das ist leicht zu beantworten; weil ich sie verstehe. — „Gut; aber können sie mir nicht auch sagen, wodurch diese Bilder so leicht und so verständlich werden?" — Je nun, weil sie mich an lauter bekannte Dinge erinnern." —

Schön, mein Fräulein. Wenn also ein Bild für mich Bedeutung haben soll, so muß es mich an etwas erinnern, das mir schon bekannt ist; oder mit andern Worten, es muß mir Erfahrungen aus der Natur- und Menschenwelt in das Gedächtniß bringen?" — Richtig, mein Herr; nur weiter.

„Das Bild wird für mich sinnreich, wenn es so beschaffen ist, daß es auf einmahl eine ganze Menge solcher Erfahrungen oder allgemeiner Wahrheiten in meiner Seele aufregen kann?" — Das begreift sich; nur weiter.

„Ein Bild wird für mich reitzend, wenn ich seinen innern Sinn ohne viele Mühe entdecke; wenn mir seine Bedeutung gleichsam auf den ersten Blick in die Seele springt?" — Nicht anders; aber wo wollen sie mit dem allen hin?

„Ich bin schon am Ende, mein Fräulein; wir haben nichts mehr übrig als die Anwendung. Sie rühmten vorhin, Hr. Moritz habe ihnen die Gestalten des schönen, jugendlichen Apollo und der

kalten, zurückſchreckenden Minerva durch ſeine Erklärung überaus reitzend und liebenswürdig gemacht: wie gieng das wohl zu? Warum kamen ihnen dieſe Götterbilder nach der Erklärung ſchöner und ſinnreicher vor, als ſie ihnen vorher geſchienen hatten?" — Wollten ſie die Anwendung von ihrer Betrachtung nicht lieber ſelbſt machen, Hr. Pfarrer? Die Anwendungen hören Layen meiner Art immer am liebſten. — „Das iſt zwar nicht in der Ordnung, mein liebes Fräulein; doch einmahl iſt nicht oft und zweymahl nicht immer. —

„Wir ſchreiten alſo unſerm Vorhaben gemäß nunmehro zu der Anwendung, und fragen, warum unſerm lieben Fräulein der Apollo und die Minerva nach der bewußten Erklärung weit ſinnreicher geſchienen habe als vorher? Kam es nicht daher, weil ihr dieſe Erklärung in der Bildung des Einen die ſich ewig verjüngende Lebenskraft der Natur, und in der Bildung der andern die ruhige, alles beſiegende Weisheit des menſchlichen Geiſtes erkennen lehrte? Eben die Bilder, bey denen ſie ſich vorher nur an eine oder die andere allgemeine Wahrheit erinnerte, wurden nun vielumfaſſende, bedeutungsvolle Zeichen, die ganze Reihen ſchöner Empfindungen und Gedanken in ihrer Seele hervor riefen.

Wie mit dem Apollo und der Minerva, eben ſo gieng es ihr mit allen übrigen Göttergeſtalten. Es ſind Spiegel der Natur und der Menſchheit;

Erzie-

Erziehung und Unterricht hatten ihr dieſe Spiegel mit einem dunkeln Schleyer überzogen. Der Schleyer fiel; die Muſen und Grazien nahmen ihn weg; und nun ſtrahlten ihr Himmel und Erde mit dem lieblichſten Farbenſpiel aus dieſen glänzenden Bildern entgegen. In dem zornigen Neptun wallt und tobt das ungeſtümme Meer; in der hohen Juno ſpiegelt ſich der Luftkreis mit den flimmenden Sternen; in der lachenden Venus gaukeln die Reitze und Täuſchungen der ſinnlichen Liebe; mit dem verfolgten Herkules kämpft, leidet und ſtirbt jeder mühſelige Erdenſohn; mit der zärtlichen Pſyche irrt und trauert jedes leichtgläubige, betrogene, ſchwache Menſchenherz. So ſchlagen dieſe Bilder von allen Seiten bald an die lebloſe, bald an die lebendige Natur an; aus allen ihren Zügen ſpricht ein denkender Geiſt, der gleich dem unſern empfindet und ordnet; unſre innigſten Gefühle, unſre geheimſten Ahndungen liegen in ihren zarten Umriſſen verborgen: und was brauchen wir zu thun, um das alles in ihnen zu finden? Müſſen wir grübeln und rathen, oder meſſen und rechnen? Nichts weniger als das! Sie erinnern durch ſanfte Geberden; ſie lehren mit lachendem Munde; ſie warnen und ſtrafen mit ſüſſen lockenden Blicken; ſie treiben mit reicher Erfahrung und Weisheit ein freundliches Spiel. Dürfen wir uns nun noch wundern, wenn Bilder dieſer Art einem jungen Gemüthe, dem ſie ihre verborgene Schönheit zum erſtenmahl enthüllen, ſo reitzend, ſo ſinnreich und liebenswürdig vorkommen?“

Ge-

Juliette.

Was die bloſſe Wahrheit iſt, mein Herr, iſt keine Verläumdung; und was ich da ſagte, ſagt' ich zu meinem Geſicht.

Paris.

Dein Geſicht iſt mein, und du haſt es verläumdet.

Juliette.

Es mag ſeyn, denn mein iſt es in der That nicht -- Iſt es euch izt gelegen, heiliger Vater, oder ſoll ich nach der Veſper wieder kommen?

Bruder Lorenz.

Ich habe izt Muſſe, meine Gedanken-volle Tochter. Gnädiger Herr, mit eurer Erlaubniß --

Paris.

Gott verhüte, daß ich eure Andacht ſtören wolle -- Juliette, nächſten Donnerstag will ich euch früh genug weken -- bis dahin, adieu, mit dieſem unſchuldigen Kuß.

(Paris geht ab.)

Juliette.

Geh, verſchließ die Thür, und wenn du's gethan haſt, ſo komm, und weine mit mir -- Mein Elend läßt keine Hoffnung, kein Mittel, keine Rettung übrig.

Bruder Lorenz.

O Juliette, ich kenne deine Noth, und es ängſtigt

Gewiß nicht, gab mir die Dame zur Antwort; ſie haben Recht; nur ſcheint es, als ob ſie ſich mit ihrer Begeiſterung ein wenig zu weit verirrt hätten. — Ich ſchwieg. — Je nun, fuhr ſie fort, ſie wollten mir doch erklären, warum ich manche von den griechiſchen Götterbildern nicht verſtehe; und ſiehe da, am Ende erklären ſie mir, warum ich einige andere von dieſen Bildern recht gut verſtehe: wie nennen ſie das, wenn es keine Verirrung heißen ſoll? —

„Sie erinnern mich an die ſchöne Tochter des Proteus, gab ich zur Antwort, die dem braungelockten Menelaos entdeckte, wie er ihren eisgrauen alten Vater, der ſich ſo gern in täuſchende Geſtalten verwandelte, in jeder angenommenen Bildung immer gleich feſt halten müßte, wenn er den unfreundlichen Alten mit guter Art zum Geſtändniß der Wahrheit zwingen wollte.“ — Nicht doch, ſagte ſie ſcherzend; ſie erweiſen mir zuviel Ehre. Die ſchöne Göttin, der ſie gedenken, hat ihre Wohnung in der ſalzigen Meeresfluth; und da bin ich gerade am wenigſten gern zu Hauſe. Wäre es nicht beſſer, wenn wir lieber den Alten in Vulcans Netze zu fangen ſuchten? — Noch beſſer wäre es, mein Fräulein, wenn wir ihn ſchon gefangen hätten?.“ — Ey freylich, rief ſie lachend; aber wo wäre er denn? Er kommt vermuthlich, wie in der Iliade der zürnende Phöbus — der Nacht gleich? —

„Das iſt ſo ſeine Art, mein Fräulein; aber eben weil

weil wir den Schleicher mitten in seiner Dunkelheit fangen wollten, hab' ich ja mit ihrer gnädigsten Erlaubniß eine so große Fackel angebrennt." — Ach nun begreif ich mich erst; wir waren bisher noch immer im Lichten? — „Nicht anders, mein Fräulein; wie hätten wir sonst auf einmahl so viel Schönes entdecken können?" — Freylich, sagte sie; doch, wenn es ihnen nun gefällig wäre, der Finsterniß ein wenig näher zu treten. — „Mit Vergnügen, mein Fräulein; und da wir jetzt in Griechenland sind, wo die schöne Cythere mit ihren Grazien und Nymphen selbst beym Mondenschein Tänze hält, so soll uns, denk' ich, vor ein wenig Finsterniß eben nicht grauen." — Gehen sie nur voran, mein bester Herr! ich bin im Dunkeln immer etwas furchtsam; wenn ihre Fackel fein klar und helle scheint, so verspreche ich ihnen zu folgen.

„Wohlan denn, mein Fräulein, können sie mir wohl sagen, wie die Welt entstanden ist? oder wie es am Himmel und auf der Erde aussah, ehe sich die Elemente in ihre gegenwärtige Ordnung gefügt hatten?" — Ach, du heilige Vesta, wie soll ich denn zu dieser geheimen Wissenschaft kommen! —

„Gesetzt aber, mein Fräulein, daß sie sich diesen ersten Zustand der Welt und die allmählige Ausbildung derselben auf irgend eine Art vorstellen wollten; wie würden sie das anfangen?" — Diese Frage ist zwar viel leichter als die vorige; aber, wie gesagt, von dem alten weiß ich nichts; wissen sie

mehr

mehr davon, so theilen sie sich guten Freunden mit. — „Von Herzen gern, mein Fräulein; aber — ich weiß von dem allen eben so wenig; von nie empfundenen Dingen giebt es keine Vorstellung.“ — Je nun, mein allerliebster, bester Herr Pfarrer, warum erforschen und befragen wir uns denn ein Langes und Breites über Dinge, von denen niemand was weiß? — „Je nun, mein schönes, liebes, gnädiges Fräulein, sie wollten ja wissen, warum ihnen der Anfang der griechischen Götterlehre nicht eben so sinnreich und verständlich vorgekommen sey, als das Mittel und Ende.“ — Nun, so löschen sie ihre Fackel nur wieder aus; ich sehe wohl, einen Blindgebohrnen kann weder Sonne noch Mond erleuchten. —

„So ist es, mein Fräulein; was wir nicht empfunden haben, davon kann uns weder Wort noch Bild Gedanken und Begriffe geben. Die Griechen suchten den ursprünglichen Zustand der Welt durch Bilder vorzustellen; sie ließen den Himmel und die Erde ungeheure Riesen gebähren; sie ließen diese wilden Geburten gegen einander streiten, bis zuletzt Ordnung und Schönheit die Oberhand behielten. Diese Dichtungen sind groß und kühn; aber sie haben für uns nicht viel Reitz, weil sie auf Naturbegebenheiten anspielen, die wir nirgends mehr vor Augen haben, sondern erst durch mühsames Nachdenken errathen müssen. Die Alten, die sich diese Bilder ersannen, werden sich

freys

freylich allerley artige Dinge dabey gedacht haben: allein, da wir ihre Muthmaßungen über den urſprünglichen Zuſtand der Welt theils verlohren, theils mit andern eben ſo ungewiſſen Muthmaßungen vertauſcht haben: ſo wäre es das gröſte Wunder, das Jupiter mit ſeinen Brüdern, Baſen, Kindern und Enkeln bewirken könnte, wenn uns die Dichtungen von ſeiner Geburt, von ſeinem Streite mit den Titanen und Giganten, und von einigen andern ſolchen urſprünglichen Begebenheiten, auf einmahl ſinnreich und bedeutungsvoll vorkämen.'

Die Dame ſchien zu überlegen. Und nun meynen ſie, fieng ſie bald hernach wieder an, deswegen habe auch Herr Moritz dieſe Dichtungen faſt gar nicht gedeutet? — „Gewiß, mein Fräulein: denn wie er ſich in ſeinem ganzen Werkchen vor allen gewagten Muthmaßungen und ſpitzfindigen Deutungen in Acht nimmt; wie er die verſchiednen Sagen, Dichtungen und Bilder immer nur von derjenigen Seite aufſtellt, von welcher ſie das allgemeine Menſchengefühl berühren: eben ſo verhält er ſich beſonders bey den Bildern des Urſprungs, wo die mehreſten Götter, die in der Folge auftreten, gleichſam noch in der Wiege liegen. Er mag in dieſer frühen Dämmerung, wo alles zu ſehr in einander fließt, weder deuten noch ausmahlen; er giebt den hervor ragenden Geſtalten mit einigen flüchtigen Zügen nur die äuſſerſten, nothwendigſten Umriſſe; und ſo eilt er, ohne ſeinen Blick irgendwo

auf

auf der neblichten Tiefe zu befeſtigen, mit ſchnellen, rüſtigen Schwingen hinüber in die ſchöne, wohlgeordnete, bilderreiche Welt.“

Nun, ſo mag er uns da um ſo willkommner ſeyn, erwiederte die Dame mit einem tiefen Athemzuge. Wir wenigſtens, fuhr ſie fort, gefallen die neuen und jungen Götter, wie Herr Moritz gar wohl unterſcheidet, ohne alle Vergleichung beſſer, als jene alten Hundertärme und Drachenfüße, die weiter nichts zu thun haben, als Berge über einander zutragen, den ſchönen blauen Himmel zu ſtürmen und die ſeligen Götter mit Quaderſteinen zu werfen. Ich könnte mich beynahe freuen, daß Jupiter die wilden Friedensſtöhrer in den Tartarus eingeſperrt hat. — „Wahr iſt es, mein Fräulein, die Beſchäftigung dieſer Herren war eben nicht die heilſamſte; vielleicht aber kam das mehr von dem ungleichen Verhältniß ihrer Glieder, als von ihrem böſen Willen. Denn hätten die lieben Eltern, Himmel und Erde, bey der Geburt ihrer ſtarken Kinder mit den Köpfen eben ſo freygebig ſeyn wollen als mit den Schultern, ſo hätten ſich die Herren Söhne wahrſcheinlicher Weiſe auch irgend einen luſtigern Zeitvertreib gemacht.“ — Kann wohl ſeyn, erwiederte die Dame; allein die Göttinnen, ihre Schweſtern, hatten auch nur Einen Kopf, und dem ungeachtet wollte keine an dieſem Himmelsſturme Theil nehmen. — „Da ſehen ſie, mein Fräulein, wie artig die alten Griechen waren;

sogar im Streit aller Elemente trugen sie vor ihrem schönen Grazien Scheu. Deswegen wurden auch die Epheser so böse, als man ihre geliebte Göttin Diana für ein Unding erklären wollte. Mit ihrem Jupiter trieben sie oft selbst allerley Spaß; aber eine Göttin verachten, die Juno, Minerva und Diana ihrer Würde entsetzen wollen, das war mehr als die gefälligen Griechen ertragen konnten. Auch handelten sie in diesem Stück ihrer Glaubenslehre völlig gemäß: denn ihre Göttinnen hatten dergleichen Verbrechen von jeher auf das schärfste geahndet, hatten Städte verwüstet, mit dem Blitz drein geschlagen, Mädchen in Spinnen und Bauern in Frösche verwandelt."

Ich möchte also wohl wissen, sagte das Fräulein, wie es die artigen Griechen über das Herz bringen konnten, ihre so zärtlich geliebten Göttinnen am Ende selbst aller Würde zu berauben? Sie nahmen ihnen die Tempel, vertrieben sie aus dem Himmel, und suchten ihnen, so viel in ihren Kräften stand, mit wüthender Grausamkeit den völligen Garaus zu machen. Waren das auch Beweise der griechischen Artigkeit und ihrer sittsamen Scheu vor den Grazien?

„Was ist grausamer, mein Fräulein, gab ich zur Antwort, als der Zorn eines zärtlichen Liebhabers, der sich von seiner Geliebten hintergangen und betrogen sieht?" — Aber dieser vorgebliche Betrug war eine

eine leere Einbildung, fiel mir die Dame lebhaft ins Wort. — „So wurden die Göttinnen sagen, wenn sie sich vertheidigen wollten; — die zornigen Liebhaber behaupteten gerade das Gegentheil.“ — Ach, sie waren nicht bey Sinnen, rief das Fräulein ganz unwillig, entweder ließen sie sich durch Verläumdung verhetzen, oder sie waren treulose Gemüther, die mit den unschuldigen Göttinnen zu brechen suchten und falsche Anklagen erdichteten. — „Vielleicht, mein Fräulein; doch muß man gestehen, ihre Beschuldigung hatte einigen Schein.“ — Ey, den möchte ich sehen, rief sie mit der Geberde einer Richterin; lassen sie doch hören, worüber sich diese Wüthigen beklagen konnten.

„Wie gesagt, mein Fräulein, fuhr ich fort, über Verstellung und Betrug. Die Griechen hatten sich seit uralten Zeiten in die Göttinnen der Weisheit, der Schönheit, der Gesundheit, der Stärke, und wie die Nahmen derselben weiter heissen, inniger als irgend ein anderes Volk auf der Erde verliebt. Da nun aber diese Göttinnen geistige Wesen sind, die keine bestimmte sinnliche Gestalt haben, sondern den Menschen zur Freude bald in dieser, bald in jener irrdischen Hülle erscheinen: so fielen die verliebten Griechen auf den artigen Gedanken, von ihren unsichtbaren verhüllten Göttinnen schöne Bilder zu verfertigen und sich die Verborgenen dadurch auf immer sichtbar und

gegenwärtig zu machen. Sie übertrugen das Werk einigen von ihren Künstlern, die besonders gute Augen hatten und daher vorzüglich im Stande waren, die schnellen Göttinnen in ihren mannigfaltigen Verkleidungen zu entdecken und sie bey allen ihren flüchtigen Erscheinungen zu beobachten.

„Die Bilder wurden fertig und hatten mit den Göttinnen, wie wir vorhin selbst gesehen haben, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit. Wie jeder andre zärtliche Liebhaber, der von seiner entfernten Geliebten ein Bildniß empfängt, vor Freude sich kaum zu lassen weiß; wie er ihm die feurigsten Küsse giebt, wie er mit ihm redet, als ob es ihn verstünde; wie er es Tag und Nacht bey sich trägt und ihm alle seine Sorgen, Hoffnungen und Wünsche in süssen, vertraulichen Gesprächen mittheilt: eben so thaten die verliebten Griechen mit den neuen Bildern der schönen, heimlichen Göttinnen. Sie bauten ihnen Tempel, sangen ihnen Lieder, brachten ihnen Geschenke und Opfer, und bathen sie bey Unglück oder Gefahr um ihren gütigen Schutz. Die Göttinnen selbst schienen mit ihren wohlgetroffenen Abbildungen zufrieden; wenigstens schwiegen sie stille und ließen sich die mittelbare Verehrung ihrer Liebhaber gefallen.

„Wie es nun aber oft zu geschehen pflegt, daß zärtlich Verliebte auf die seltsamsten Thorheiten gerathen und bey sonst gutem Verstande Dinge

für

für wahr halten, die jedem andern, der nicht verliebt iſt, ungereimt vorkommen: ſo verfielen auch die witzigen Griechen nach und nach auf die ſonderbare Einbildung, daß die ſchönen, ſinnreichen Bilder, die ſie von ihren Großvätern geerbt hatten, nicht Abbildungen und Gleichniſſe, ſondern die geheimnißvollen Göttinnen ſelbſt wären. Die Scharfſichtigen unter ihnen, die, gleich den alten Künſtlern, die Göttinnen in ihren Hüllen und Verkleidungen belauſchten, ſahen den Irrthum wohl ein: weil ſie aber wußten, daß es ſelten rathſam ſey, der verkehrten Einbildung eines brünſtigen Liebhabers zu widerſprechen, ſo ahmten ſie den Göttinnen nach und ſchwiegen ſtille.

„So lange ſich niemand beyfallen ließ gegen dieſen Glauben Einwendungen zu machen, war zwiſchen ihm und der Wahrheit kein merklicher Unterſchied. Die entzückten Liebhaber befanden ſich bey der Umarmung der Copey ſo wohl, als ob ſie das Urbild in aller ſeiner Herrlichkeit umfangen hätten. In dieſer ſeligen Einbildung gieng es ohne irgend einen widrigen Zufall fort, bis nach langer Zeit einige Syriſche Fremdlinge nach Griechenland kamen. Weil die Syrer einer alten Angewohnheit wegen der Bildnerey von Herzen feind waren und auch ſonſt wenig oder gar kein Verſtändniß von ihr hatten: ſo geriethen ſie bey dem Anblick der Thorheit, womit die griechiſchen Liebhaber in Anſehung ihrer Bilder behaftet waren,

in den eifrigsten Zorn. Sie traten auf die Märkte und Gassen und riefen den Vorbeygehenden zu, daß sie sich mit ihren eingebildeten Göttinnen auf das Schändlichste betrogen hätten. „Ihr haltet Dichtungen für Wahrheit, sagten sie, ihr nehmet Schatten für wirkliche Wesen; ihr legt leblosen Zeichen lebendige Kräfte bey; ihr opfert eingebildeten Träumen, und huldiget den Geschöpfen eurer eignen Hände als euern Gebiethern und Oberherrn."

„Die zärtlichen Liebhaber konnten sich vor Zorn kaum halten, als sie die Fremden so verwegene Beschuldigungen vorbringen hörten; sie hielten sie für boshafte Verläumder, und einige von den feurigsten unter ihnen griffen so gar zum Schwerdt. Da aber die muthigen Syrer von ihrem Zuruf nicht abliessen, so schöpften die Liebhaber nach und nach Verdacht und fingen an zu untersuchen. Ein Gedanke führte auf den andern, der Argwohn wuchs, die Entdeckungen nahmen zu; und endlich wurden die Liebhaber zu ihrer Beschämung gewahr, daß sie sich mit ihren schönen Göttinnen wirklich nicht wenig betrogen hätten. Ihre Wuth war entsetzlich; wie grimmige Löwen und Tieger stürzten sie in die Tempel, warfen die Bildnisse der Göttinnen zu Boden, und zerbrachen, zerschlugen und verderbten — so lange noch eine Spur von ihrer vorigen Einbildung übrig war."

„Die

mich, daß ich kein Mittel kenne dir zu helfen. Bis nächsten Donnerstag, hör' ich, sollt ihr an diesen Grafen vermählt werden, und nichts kan es hintertreiben.

Juliette.

Sage mir nichts davon, daß du das hörst, wenn du mir nicht sagen kanst, wie ich's vermeiden kan. Wenn deine Weisheit dir kein Mittel an die Hand geben kan, so billige du nur meinen Entschluß, und ich will mir auf der Stelle durch diesen Dolch helfen. Gott vereinigte mein Herz und Romeo's; du, unsre Hände; und eh diese Hand, die du meinem Romeo versiegelt hast, eh dieses Herz, das ihn allein für seinen Herrn erkennt, verräthrischer Weise sich einem andern ergeben soll, eh soll dieser Stahl beyden die Bewegung rauben. Suche also in der Wissenschaft, womit die graue Erfahrung eines langen Lebens dich bereichert hat, einen schleunigen Rath; oder gestatte, daß dieses blutige Messer der Schiedrichter zwischen mir und meinem grausamen Schikſal sey -- Antworte mir kurz -- ein jeder Augenblik den ich noch lebe, ist mir verhaßt, wenn das was du mir sagen willst, kein Rettungs-Mittel ist.

Bruder Lorenz.

Halt ein, meine Tochter, ich entdeke eine Art von Hoffnung, die von einem eben so verzweifelten Mittel abhängt, als dasjenige ist, was wir vermeiden wollen. Wenn du entschlossen bist dir eher selbst das Leben zu nehmen, als den Grafen Paris zu heurathen, so ist zu vermuthen, du werdest dir kein Bedenken machen etwas zu wagen, das dem

Tod

„Die Göttinnen schwiegen und ließen ihre Liebhaber machen; vermuthlich, weil es ihren guten Herzen wenig Aerger bringt, sie mögen mittelbar oder unmittelbar verehret werden; und Ew. Gnaden mögen nun entscheiden, wer von beyden Theilen Unrecht hat.“

So viel ich weiß, sagte die Dame, werden die Wahnwitzigen nicht verurtheilt. Freylich war es Schade um die artigen Bilder: doch was einer bloß zu seinem Vergnügen gemacht hat, das kann er zu seinem Vergnügen auch wieder zerschlagen. Lassen wir die Kläger laufen und halten uns an die Göttinnen; denn da uns diese übrig geblieben sind, so haben wir durch den Unfug ihrer Liebhaber am Ende doch wohl wenig verlohren?

„Nichts, mein Fräulein, als den entbehrlichen Wahn, als ob schöne Bilder schöne Göttinnen wären.“ — Es wird ja aber so oft geklagt, daß wir mit diesem Verluste die besten Freuden des Lebens eingebüßt hätten? — „Diese Klage, mein Fräulein, ist höchstens eine poetische Begeisterung. Die Göttinnen leben für jeden, der sich ihrer Schönheit erfreuen mag; was die Uebrigen betrift, die bloß Nahrung und Kleider suchen, so ist gewiß, daß sie in Griechenland gegen geistige Schönheiten eben so gleichgültig waren, als an der Donau, der Elbe und dem Rhein.“ — Nun so möchte ich wissen, warum manche gelehrte Leute

so greulich erschrecken, wenn — Doch davon ein andermahl; ich höre meine Mutter kommen. —

Wir brachen ab, um die alte liebe Mama mit unserm Geschwätz nicht böse zu machen; denn ob sie gleich die heidnischen Götter nicht leiden kann, so haben wir sie doch herzlich lieb. Es ist eine recht biedere, sanftmüthige und wohlthätige Dame, die ausser den alten Heiden keinem einzigen Menschen gram ist; und auch dieser Heidenhaß ist bloß durch Zureden des Herrn Pfarrers, meines sel. Vorfahrers, in ihre gütige Seele gekommen. Weil er nähmlich keine andere als die geprägten Bilder leiden mochte, so brachte er der guten lieben Dame einen solchen Abscheu vor dem leidigen heidnischen Bilderwerk bey, daß ihr noch immer ein eiskalter Schauer durch die Glieder läuft, so bald sie dieses heillosen Aberglaubens nur mit dem kleinsten Wörtchen erwähnen hört. D.

V.

Menschenwürde.

Im May 1790. *)

Wo lebt der Mensch der nie vom Becher schlürfte in dem die Thorheit ihren Gift verhehlt,

der

*) Ich bedarf wohl nicht erst zu protestieren, daß ich eben so weit von der Anmaßung eines richterlichen Ansehens

der überzeugend zu ſich ſagen dürfte:

nie hab ich wiſſentlich gefehlt.

ſehens auf dem teutſchen Parnaß als von der Don Quichottiſchen Grille entfernt bin, mich zum Redreſſeur des torts auf demſelben aufzuwerfen. Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß ich beym Anblick ſo mancher Vergewaltigungen, die ich in unſrn kritiſchen Zeitſchriften ausüben ſehe, mich öfters gereizt fühle, zum Beſten eines unſchuldig, oder doch wenigſtens unerbaulich und unbillig mißhandelten Dienſt-Mannes der Muſen, mein gutes Schwerdt zu ziehen, wenn unſer einer es in ſolchen Fällen nicht faſt immer, wie der ehrliche Ritter von Mancha, mit bezauberten Riesen zu thun hätte, deren unſichtbare, mit Schmutz und unbeſchnittenen Nägeln wohlbewaffnete Maulefftreibers-Fäuſte im Dunkeln einen zu großen Vortheil über einen biedern Rittersmann haben, als daß es für einen ſolchen anſtändig ſeyn könnte ſich mit ihnen einzulaſſen. Da ich dieſes Unfuges hier nur im Vorbeygehn, und aus Veranlaſſung einer auffallenden kunſtrichterlichen Mißhandlung, die den Verfaſſer der gegenwärtigen Stanzen ohnlängſt betroffen hat, erwähne, ſo begnüge ich mich nur ſoviel zu ſagen: daß der ungezogene, hämiſche und ſchnarcheriſche Ton, welchen ſich manche anmaßlich-Ariſtarchen, (ſelbſt in Journalen, die durch die Mäßigkeit vortreflicher Rezenſionen in großes Anſehen gekommen ſind) gegen angehende Schriftſteller erlauben, den Sitten unſrer literariſchen Republik Schande macht: daß es ungerecht iſt, in einer Sammlung von Gedichten, mit gänzlicher Vorbeygehung deſſen was zu billigen oder

zu

Der Herrliche, der Große, der Geweyhte,
der von der Wiege bis zum Sterbetag
nie der Versuchung, nie dem wilden Streite
mit Leidenschaften unterlag;

Der unbethört — ein Sieger süßer Lüste
die schönen Opfer der Entsagung nur,
doch nimmer der Tyrannin Zepter küßte,
der allgebietenden Natur!

Es

zu leben war, nur das fehlerhafteste auszuheben, — und grausam, einen innern Mann, welcher Talent hat (setzen auch daß dieser Punct noch nicht gänzlich entschieden wäre, gleich bey seiner ersten Erscheinung auf dem Parnaß mit einem kritischen Nolden zu empfangen, und, weil etwa sein Geschmack noch nicht geläutert genug ist, weil etwa an seiner Sprache und Versifica-tion noch manches auszusetzen ist, u. s. w. ihn mit pedantischer Tyrannkunst auf einmahl zu Boden zu schlagen. Ich meines Orts achte, daß ich diese Art zu verfahren absichtlich hasse, und daß ich mir es nie verzeihen könnte, wenn ich, durch einen anmaßten Machtspruch, durch eine einseitige oder übellaunige, ja nur durch eine allzustrenge und unfreundliche Beurtheilung einen Menschensohn schränkt und muthlos gemacht hätte, von welchem ich nur die leiseste Vermuthung haben könnte, daß ihm in seinem ganzen Leben auch nur ein einziges kleines Werk (und hätte es nur ein Madrigal seyn) gelingen könnte, welches in seiner Art vortrefflich genannt zu werden verdiente. W.

Es huldige mit glühendem Erröthen
was sich als Mensch vom Schooß der Mutter wand,
ihm, der im Kampf, das Herz durch Geist zu tödten,
sich niemahls überwunden fand;

Ihn grüße ehrfurchtsvoll, als Ihren Meister,
der Flammen-Cirkel lichter Cherubim,
ihm huldige das Chor verklärter Geister,
und meine Hymne singe ihm!

Es tauchten in des Weiten-Meeres Räume
wie in des Lebens thatenvolles Thal
sich suchtes meine Blicke, — sahn nur Träume
von jenem hohen Ideal.

Noch hofft ich auf des Ruhmes goldner Zinne,
wo Obelisken sich gen Himmel drehn,
würd' ich ihn sehn, den Zähmer seiner Sinne,
das Urbild seiner Tugend, sehn.

Pygmäen dichten sich an seiner Stelle;
nur wenige sah ich, durch Güte groß:
die meisten hob zu dieses Zieles Schwelle
der blinde Ruf in seinem Schooß.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20627 / 396

Da sah ich Söhne Phöbus und der Musen,
sah der Weltweisheit hohe Priesterschaft,
der Tugend Sänger, — an der Wollust Busen
im Irrgewind der Leidenschaft;

Den blutgen Helden, der mit Riesen-Grimme
um ein Fantom manch friedlichs Volk erschlug,
und den darob die nimmer müde Stimme
der Schmeichler zu den Sternen trug;

Den Nationen-Henker, After-Weisen,
der toll und thöricht nach dem Lorbeer rang,
und der, so hoch ihn auch Annalen preisen,
der Laster trübe Lache trank;

Den siechen Schwächling, von erkauften Sklaven
vergöttert — weil er Ruh und Frieden liebt,
um sichrer in der Wollust Arm zu schlafen
die seinen Geist mit Nacht umgiebt —

Noch viele endlich, die die Weltgeschichte
hienieden, würdig, seelig, heilig spricht,
indeß ein unbestechliches Gerichte
den Stab auf ihrem Grabe bricht.

Iſt dieſer Ruhm, iſt eine Völkermähre,
iſt eine Wirkung blinder Leidenſchaft,
belaſtet mit der Menſchheit blut'ger Zähre,
das Sonnenziel der Geiſteskraft?

Iſt's Tugend, wo uns, Ihr zu ähneln, Kräfte
die Gottheit gab, kein Teufel nicht zu ſeyn?
und iſt es ein verdienſtliches Geſchäfte
auf ſichre Zinſen auszuleihn?

Iſt's Tugend, anvertrautes Gut zu ſchonen,
und Thaten meiden, die gen Himmel ſtehn?
Iſt's Größe, im Beſitz von Millionen
verarmten Brüdern beyzuſtehn?

Sagt! iſts beſchwerlich einen Pfad zu wandeln
der ſicher zu dem nahen Ziele führt,
und foderts Götterkräfte ſo zu handeln
wie es der Menſchlichkeit gebührt?

Nein, dies iſt Pflicht! Doch decket ſeine Blöße
der kleine Geiſt der Großen oft mit ihr;
erhebt ſich ſo zur Region der Größe,
und — dieſem Trugbild opfern wir!

O Menſchenwürde! deine Ideale,
ſo ſchön ſie auch der Sterbliche ſich ſchmückt,
ſie werden ihm in dieſem Irrethale
ſtets von der Sinnlichkeit entrückt:

Sie iſt es, die von unſrer frühſten Jugend
bis in das Grab der Seele Fürſtin war;
ſie bietet uns zum Laſter, wie zur Tugend
Gefühle, Neigung, Kräfte dar!

Denn ſie allein gebiert uns alle Triebe,
in ihrem Spiegel nur ſehn wir die Welt,
ſie iſts die das Geſetz der Eigenliebe
lautmahnend vor die Seele ſtellt. —

So wäre dann der Menſchheit hohe Würde
nur ſchöner Traum? — die Puppe des Organ?
So dürfte nie, im Joche dieſer Bürde,
er ſich dem Thron der Freyheit nahn?

Er darf es — ja! wagt er was alle wollen,
nützt er die Kraft den Willen zu vollziehn;
er wird es, will er reiner Tugend zollen,
und ſchnöder Weichlichkeit entfliehn.

Die Sinnlichkeit zu zähmen, Eigenliebe
zur Tugend zu erheben, sey ihm Pflicht;
denn dieser Adel läutert unsre Triebe:
doch leerer Wille thut es nicht.

Die Tugend spricht aus jedes Menschen Munde,
denn jedes Herz fühlt ihre Götterkraft,
und dennoch blutet jedes aus der Wunde
der Thorheit und der Leidenschaft.

Entsagung nur kann Götterkraft dir geben,
dir Fittiche zum Sonnenschwunge leihn,
mit ihr wirst du dich zum Olymp erheben
und König deiner Triebe seyn.

Leicht wirst du dann die Sinnlichkeit bekämpfen
ein Opfer das dich mit dir selbst versöhnt,
und leicht die Flamme niedrer Lüste dämpfen
wenn du dich früh davon entwöhnt —

Entsagung nur giebt Würde, führt zur Größe,
zu wahrem Glück und reiner Seelenruh,
Entsagung nur deckt mächtig jede Blöße
der endlichen Naturen zu.

Tod ähnlich iſt, um einer Schande zu entgehen, der du dich durch den Tod ſelbſt zu entziehen bereit biſt. Wofern du alſo Muth genug dazu haſt, will ich dir ein Mittel geben.

Juliette.

O, befiehl mir, eher als daß ich mich dem Paris überlaſſe, von den Zinnen jenes Thurms herabzuſpringen, oder feßle mich an die felſichte Spize eines ſteilen Gebürgs, wo heulende Bären und Grimm-volle Löwen ſchwärmen -- Oder ſchließ mich eine ganze Nacht durch in ein Beinhaus ein, bis an den Hals, mit morſchen Todten-Knochen, dürren Schien-Beinen, und kahlen gelben Schädeln bedekt -- oder befiehl mir in ein neugemachtes Grab zu gehen, und mich zu einem Todten unter ſein Leichen-Tuch zu verbergen -- Dinge, wovon der bloſſe Gedanke mich zittern macht -- befiehl mir's, und ich will es ohne Zögern thun, um meinem Geliebten eine unbefleckte Treue zu erhalten.

Bruder Lorenz.

Wolan dann, ſo geh heim, ſey aufgeräumt, und thu, als ob du in deine Vermählung mit dem Paris einwilligeſt; morgen iſt Mittwoch; morgen Nachts ſiehe, daß du dich von deiner Amme erledigeſt, und allein ligen könneſt; und wann du dann in deinem Bette biſt, ſo nimm dieſe Phiole, und trinke ſie rein aus, ſo wird augenblitlich ein erkältender einſchläfernder Dunſt durch alle deine Adern lauffen, und ieden deiner Lebens-Geiſter binden; der Kreislauf deines Bluts wird ſtillſtehen, keine Wärme, kein Athem wird verrathen, daß du noch lebeſt; die Roſen auf deinen Lippen

Sie ists die das Entbehrliche zu missen
die eiteln Wünsche zu vergessen lehrt,
und führt zum Ziele, da nur zu genießen
wo keine Tugend dir es wehrt.

Sie ist allein des Seelen-Werthes Zeichen,
und was von Staub sich ihr noch zugesellt
vermag nicht über's Grab hinauszureichen —
ist nur Bestandtheil dieser Welt;

Dort gilt der Rest! — die geistigen Realen
empfängt und wiegt und schätzt die Ewigkeit,
und reichlich wird uns diese sie bezahlen
mit steigender Vollkommenheit.

Gustav Schilling.

Anmerkung des Herausgebers.

Zur Stanze 5. Die Absicht des Verf. war nicht bloß, den Satz „ein Mensch, wie dieser in den drey ersten Stanzen gezeichnete stoische Weise, wäre das erste aller Wesen" in der 4ten und 5ten poetisch einzukleiden, sondern auch soviel Ironie durchschimmern zu lassen, daß der Gedanke, „es hat nie einen solchen Menschen gegeben und kann keinen solchen Menschen geben", in dem Leser erregt werde. Dadurch wird das Hyperbolische in den zwey ersten Versen der 5ten Stanze, meines Erachtens, hinlänglich gerechtfertigt: aber der Anti-Klimax (wie Swift in der Art of Sinking in Poetry das Fallen des Ausdrucks wo er steigen sollte, nennt) „ihn sollen Cherubim als ihren Meister grüssen, ihm sollen die verklärten Geister huldigen, ihn soll mein Hymne singen! — ist durch nichts zu rechtfertigen.

Neuer
Teutſcher Merkur.

4. Stück 1791.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ehrenrettung des Naturrechts. . . S. 337

II. Fortsetzung der Nachrichten des P. Delfini von der Expedizion des französischen Generals de Suffren in Ostindien. . — 383

III. Gedichte. . . . . — 403

IV. Auszug aus einem Schreiben eines Reisenden an den Herausgeber dieses Journals. . . . . — 417

V. Litterarische Anzeigen. . . . — 436

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Zur Nachricht.

In der Leipziger Jubilatemesse 1791. werden folgende neue Bücher zu haben seyn bey Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Alxingers Bliomberis. Ein Rittergedicht in 12 Gesängen gr. 8.

Auszüge aus den besten französischen Schriftstellern für die Jugend in Schulen und Erziehungsanstalten, unter Aufsicht des Herrn Abt Resewitz. Herausgegeben von C. H. Schmidt. 2ter Band. 8.

Briefe über die Kayserwahl. Aus Frankfurt während derselben geschrieben. 8.

Cuhns Sammlung von Reisen in das innere von Afrika. 3r Theil, enthält die Fortsetzung und den Beschluß von Bruce Reisen. gr. 8. mit einer Charte.

Eduard, eine Geschichte. 2r Theil.

Howard, von den vorzüglichsten Krankenhäusern in Europa, nebst Beobachtungen über die Pestkrankheit. 2 Theile. Mit Kupfern.

Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. 2 Theile, auf holländisch Papier, mit Kupfern.

Dieselben auf französisch Papier, ohne Kupfer.

Wielands, geheime Geschichte des Peregrinus Proteus, ein Dialog in Elysium, zwischen Peregrin und Lucian 2 Theile.

Desselben neue Göttergespräche. 8.

Fortsetzungen.

Neues deutsches Museum 1791. 16 — 66.

Archenholtz Litteratur und Völkerkunde 1791. 16 — 66.

Schillers Thalia. 12s Heft.

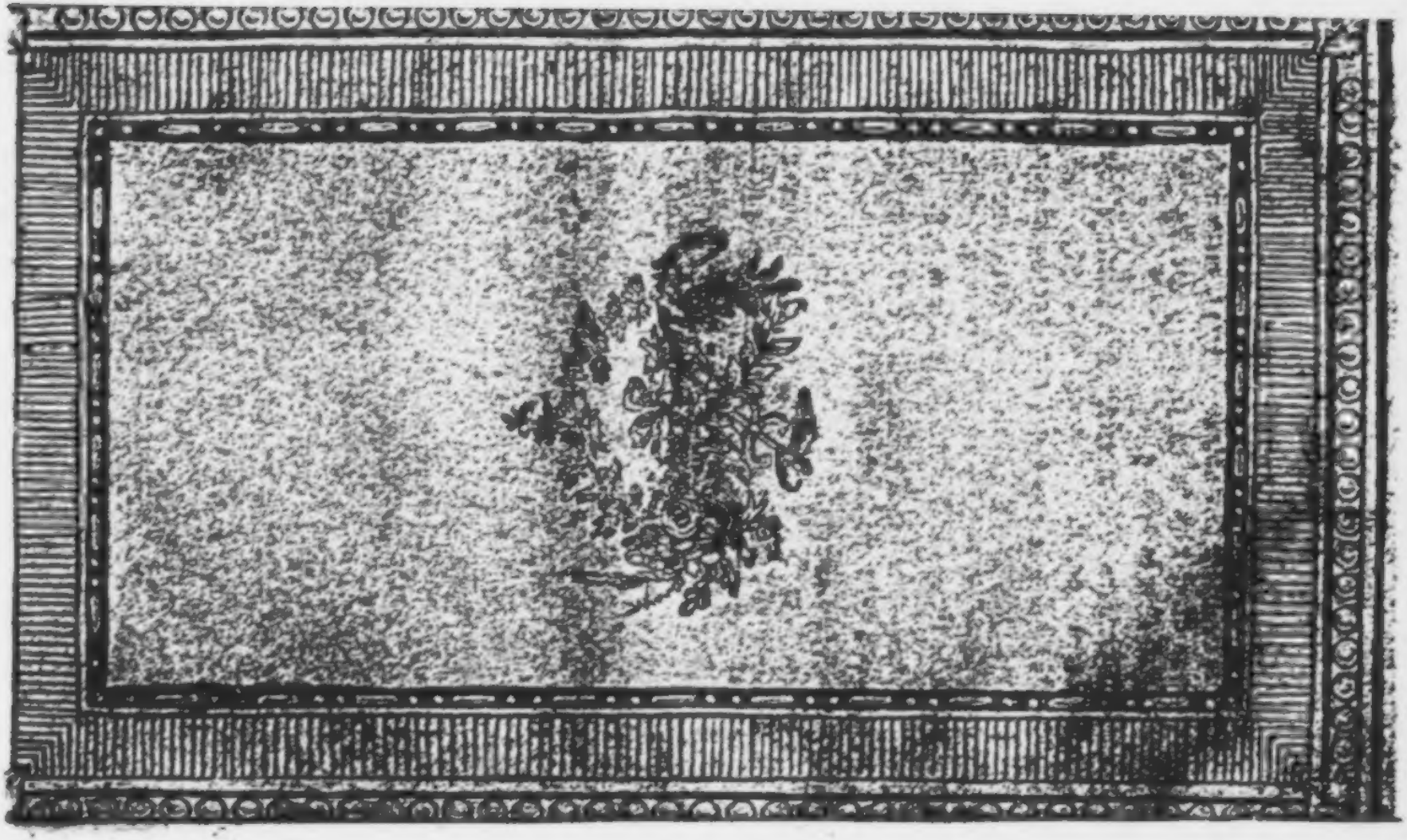

Der neue

Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1791.

I.

Ehrenrettung des Naturrechts.

Nichts kann der neueſten Philoſophie zur Rechtfertigung der tiefen, trockenen, mühſamen Unterſuchungen über die letzten Prinzipien alles menſchlichen Wiſſens, (welche bisher ihr Hauptgeſchäfte waren und es wohl noch lange bleiben dürften) ſo ſehr willkommen ſeyn, als die ſeit kurzem ſo laut und ſo oft geäußerten, ſich gegenſeitig widerſprechenden Urtheile unſerer Schriftſteller über die eigentlichen Gründe und Quellen von den Pflichten und Rechten der Menſchheit. Insbeſondere hat ſich an den bisher bekannt gewordenen Meynungen über die franzöſiſche Revolution, und vorzüglich an den Beurtheilungen der Grundſätze und Maßregeln, welche von der Nationalverſammlung der neuen Staatsverfaſſung zum Grunde gelegt worden ſind, ein Grad von Unbe-

stimmtheit und Vieldeutigkeit unsrer Begriffe vom Naturrechte geoffenbart, welcher jedem unbefangenen Beobachter durch seine Größe eben so auffallend, als durch seine Folgen wichtig seyn muß. Ich spreche hier nicht etwa von dem großen Haufen unseres schriftstellerischen Publikums, dessen Urtheil lediglich durch äußere Umstände bestimmt wird; folglich nicht von dem Heere unsrer gewöhnlichen Zeitungsschreiber und Publicisten, die den Grundsatz der ursprünglichen Gleichheit eben so wenig ohne ein wirkliches Verbrechen der beleidigten Majestät zu denken, als ohne Furcht für ihre Privilegien und Aemter auszusprechen vermögen; — nicht von dem Heere unbärtiger Weltweisen, deren Beruf das Zeitalter aufzuklären aus dem Magen kömmt; die, aus Verdruß über die ungleiche Vertheilung der Güter, die ursprüngliche Gleichheit der Menschen predigen, und da sie den Grund, warum ihre Verdienste verkannt und unbelohnt bleiben, nirgendwo als in den Fehlern der Staatsverfassungen antreffen, sich im Stande der Natur ein goldenes Zeitalter erträumen. Ich spreche hier nur von Männern, deren Schriften durch das unverkennbare Gepräge der selbstdenkenden Kraft ausgezeichnet sind, und welche durch die Einhelligkeit, oder auch nur durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen unausbleiblich die Denkart der Nazion bestimmen würden, wenn unter den lehrreichen Resultaten ihrer Untersuchungen auch nur eine einzige Behauptung enthalten wä-

wäre, über deren Sinn Einhelligkeit oder nur Mehrheit der Stimmen statt fände.

Von der Einen Hälfte dieser Schriftsteller werden die französischen Gesetzgeber gepriesen, und von der Andern getadelt, daß sie das Naturrecht als die Basis ihrer neuen Regierungsform angenommen, oder wenigstens dafür erklärt, und folglich einem Rechte, das als eine längst ausgemachte Sache von dem Einen behauptet und von dem Andern geläugnet wird, durch die höchste Gewalt des Staates ausdrückliche Sanktion ertheilt habe. Nichts ist den Freunden des Naturrechtes so klar, als daß die vernünftige Natur des Menschen bey Errichtung und Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung in Anschlag gebracht werden müsse; daß durch diese Natur sowohl die Ansprüche, die der Mensch als Bürger aufgeben darf, als die Forderungen, die er als Mensch an den Staat machen muß, bestimmt würden; und daß, ohne Voraussetzung solcher unverlierbarer Ansprüche und unvermeidlicher Forderungen, sich keine Rechtmäßigkeit positiver Gesetze, keine Heiligkeit der Verträge denken ließe, und der Staat selbst bloß von der Willkühr seiner einzelnen Glieder, die sich seiner Stärke zu bemächtigen wüßten, abhängen würde. Aber eben so klar ist ihren Gegnern die Nichtigkeit eines Rechtes, welches, wenn es da wäre, nur durch seine anerkannten Gründe da seyn müßte, von dem aber noch bisher kein einziger

Grund angegeben ist, über dessen Sinn auch nur seine eigenen Vertheidiger einverstanden wären. Nichts ist ihnen so einleuchtend, als daß das sogenannte Recht des Stärkern das Einzige sey, das die Menschheit aus dem Zustande der Natur in den Schoß der bürgerlichen Gesellschaft mit sich gebracht habe; daß sich die vernünftige Natur des Menschen erst in der Gesellschaft, und zwar eben durch den Kampf zwischen der List der Schwächern und der Gewalt der Stärkern gebildet habe und noch fortbilde; daß das wirkliche Gelten der positiven Gesetze blos von der mit Klugheit gepaarten Stärke der obersten Gewalt abhänge; daß die Vernunft, nach einem allgemeinen Zeugniß der Erfahrung, auch im Staate den Schwächern nur in so ferne zu schützen vermöge, als sie von physischer Kraft unterstützt werde; und daß sie sich daher zum Rang der Quelle der Rechte und Pflichten nur in der einzigen Rücksicht emporschwingen könne, als sie vielleicht durch künftige Fortschritte der Kultur die Dummheit zu überwältigen vermöge, durch welche gegenwärtig der größere Theil der Menschheit bloß darum der Schwächere ist, weil er seine Physische Kräfte nicht zu gebrauchen weiß.

Nichts ist leichter, als sich im Allgemeinen zu überzeugen, daß die Wahrheit zwischen den Meynungen der Gegner und der Freunde des Naturrechtes das Mittel halten müsse. Dieß ist schon so oft behauptet und eingesehen worden, ohne daß

darum die ſtreitenden Partheyen auch nur ein Haar breit von ihren entgegengeſetzten Geſichtspunkten abgegangen wären, und ſich jenem Mittelpunkte genähert hätten. Bey dem gänzlichen Mangel an allgemeingeltenden Prinzipien iſt eine genaue Beſtimmung dieſes Punktes, welche den größern Theil ſelbſtdenkender Köpfe befriedigen könnte, ſchlechterdings unmöglich. Nach meiner Ueberzeugung iſt ſogar jede Vermittlung zwiſchen den bisherigen Vertheidigern und Gegnern des Naturrechtes, bey der nicht beyde Theile ihren bisherigen Grundſätzen entſagen, und ihren Begriff von dem ſtreitigen Objekte ganz aufgeben müßten, nur auf Unkoſten desjenigen möglich, was nach meinem Begriffe eigentliches Naturrecht iſt. So dürften z. B. die meiſten Gegner ihre Einwendungen zurücknehmen, wenn ihnen die Vertheidiger einräumten: daß ſie „unter Naturrecht nichts weiter verſtanden wiſſen wollten, als die urſprünglichen Befugniſſe der menſchlichen Natur, die in dem eigennützigen, mit Vernunft gepaarten und derſelben nur durch ſeinen eigenen Vortheil unterworfenen Triebe gegründet ſind, und die in der bürgerlichen Geſellſchaft nur in ſo ferne gelten, als ſie ſich mit dem Vortheile des Staates vertragen; ein Umſtand, der erſt durch poſitive Geſetzgebung beſtimmt werden müßte.“ Aber nach meinem Begriffe würde eine ſolche Uebereinkunft der Partheyen wohl das Schlimmſte ſeyn, was dem Naturrechte begegnen könnte. Durch ſie würde alle künftige Mög-

und Wangen werden zu aſchfarber Bläſſe verwelken; deine Augglieder ſich ſchlieſſen, als ob der Tod ſelbſt ſie vorm Licht des Tages verriegelt hätte; jeder Theil, ſeiner elaſtiſchen Biegſamkeit beraubt, wird ſteif, kalt und ſtarr ſeyn; und in dieſer anſcheinenden Todes-Geſtalt wirſt du zwo und vierzig Stunden verharren, und dann wie aus einem ſüſſen Schlaf erwachen. Wenn nun der Bräutigam des Morgens kommt, dich aufzuwecken, ſo biſt du todt, und wirſt dann, nach dem Gebrauch unſers Landes, in deinem ſchönſten Anzug in eine Baare ohne Dekel gelegt, und in das Begräbniß deiner Familie gebracht -- in eben dieſe alte Gruft, wo alle Abkömmlinge der Capulets ligen. In der Zwiſchen-Zeit bis du erwachſt, will ich durch Briefe den Romeo von unſerm Anſchlag benachrichtigen, und ihn hieher beruffen; er und ich wollen dein Erwachen abwarten, und in der nemlichen Nacht ſoll Romeo dich von hier nach Mantua bringen. Hier haſt du das Mittel, das dich von der vorſchwebenden Schande, die du fürchteſt, retten kan, wenn du frey genug von weibiſcher Zagheit biſt, es mit Entſchloſſenheit zu gebrauchen.

Juliette.

Gieb mirs, o, gieb mir's, ſag mir nichts von Furcht.
(Sie nimmt die Phiole.)

Bruder Lorenz.

Gut, geh izt, und bleibe ſtandhaft bey dieſem Entſchluß; ich will eilends einen vertrauten Ordensmann mit Briefen an deinen Gemahl nach Mantua ſenden.

Juliette.

lichkeit, die wahre und allgemeingültige Form des Naturrechtes zu entdecken, aufgehoben werden; eine Möglichkeit, welche, so lange jene Form nicht wirklich vorhanden ist, nur durch die Uneinigkeit der Partheyen vorbereitet und herbeygeführt werden kann.

Nichts ist bey dem gegenwärtigen Zustande unsrer wissenschaftlichen und moralischen Kultur zugleich so klar und so dunkel, so ausgemacht und so streitig, so einleuchtend und so räthselhaft, als der Grund unsrer natürlichen Rechte und Pflichten. Einerseits kündiget sich das Daseyn dieser Rechte und Pflichten durch Gefühle an, die keinem Menschen, der auf den Nahmen eines Gesitteten Ansprüche macht, gänzlich fremde seyn können; durch Gefühle, die sich auch bey dem gemeinen Manne durch eine Richtigkeit seines Urtheils über Recht und Unrecht äußern, die keine Folge wissenschaftlicher Einsichten seyn kann; durch Gefühle, die es auch dem geübtesten Denker unmöglich machen, den Ausspruch seines Gewissens über die Unrechtmäßigkeit einer Handlung, durch was immer für ein System welches die Sittlichkeit aufhebt, zu übertäuben. Anderseits aber ist die wirkende Ursache dieser Gefühle nicht nur völlig außerhalb des Gesichtskreises des gemeinen Mannes, sondern auch selbst von dem Standpunkte, den die philosophierende Vernunft durch ihre bisherigen Fortschritte gewonnen hat, in einer so weiten Entfernung gelegen, daß ihre

eigents

eigentliche Gestalt auch von den scharfsichtigsten Forschern, die etwa, durch was immer für zufällige äußere Umstände, hinter diesem Standpunkt in allerley Richtungen ihrer individuellen Gesichtspunkte zurückgeblieben sind, nur sehr undeutlich und unter sehr verschiedenen Formen wahrgenommen werden kann.

Aus dem Streite zwischen der Klarheit der Gefühle, und der Undeutlichkeit der Begriffe vom Naturrecht, lassen sich alle bisherigen Schicksale dieser so vielfältig behaupteten, geläugneten, bezweifelten, angefochtenen und vertheidigten Wissenschaft erklären. Durch die Klarheit der Gefühle ist dem Naturrechte seine natürliche Existenz als Stoff einer denkbaren Wissenschaft eben so sehr zugesichert, als ihm durch die Undeutlichkeit der Begriffe das Durchsetzen seiner Ansprüche auf die Form einer Wissenschaft unmöglich gemacht wird. Da seine natürliche Existenz sowohl von den Gegnern als Vertheidigern mit der Existenz als Wissenschaft verwechselt wird: so ist nichts begreiflicher, als wie der Eine Selbstdenker, der das Naturrecht entweder nach Einem der bisher davon aufgestellten Grundbegriffe, der ihm nicht einleuchten kann, oder nach allen zusammengenommen, die sich gegenseitig aufheben, beurtheilt, die Realität desselben überhaupt läugnen, ein anderer hingegen, der einem solchen Grundbegriffe beypflichtet und die Verschiedenheit zwischen den übrigen für bloß zufällig hält, diese Realität behaupten kön-

könne. Beyde knüpfen dieselbe an den von ihnen entweder angenommenen oder verworfenen Begrif; ungeachtet sie außer dem Gebiet der Wissenschaft nur an Gefühle, die ihrer Natur nach bey aller Klarheit undeutlich, bey aller ihrer Untrüglichkeit; unbegreiflich seyn müssen, gebunden ist. In wiefern keine bisherige Philosophie den wahren Grundbegrif des Naturrechtes, durch welchen die wissenschaftliche Form desselben bestimmt wird, aufgestellt hat, auch nie aufzustellen vermag, und dieser Grundbegrif nur von einer itzt noch fast allgemein verkannten Philosophie zu erwarten steht: in so ferne gewähren alle bisherigen Gegner und Vertheidiger der künftigen Wissenschaft gleiche Vortheile; die Einen, daß sie die Annahme einer unrichtigen Form derselben verhindern, die Andern, daß sie die Realität ihres Stoffes behaupten. Gegen beyde bedarf das Naturrecht einer Ehrenrettung, für seine verkannte Realität in Rücksicht auf seine Gegner, und für seine verkannte wissenschaftliche Form in Rücksicht auf seine Freunde; ein Unternehmen, das bey dem gegenwärtigen Mangel an durchgängig bestimmten und allgemeingeltenden Prinzipien entweder gar nicht, oder nur durch bloße Winke möglich ist.

Selbst derjenige, welcher die Nothwendigkeit und folglich auch die Wirklichkeit des Naturrechtes aus dem bestimmten Begriffe, den er davon zu besitzen glaubt, für streng erweislich hält, muß

zu

zugeben, und behauptet es sogar gewöhnlich selbst, daß sich das natürliche Recht und Unrecht auch durch Gefühle ankündige. Er kann es sich nicht verbergen, daß es lange vor dem Begriffe, den er entweder allein, oder nur mit einem Theile der Lehrer des Naturrechtes, für den einzig richtigen hält, Recht und Unrecht gegeben habe; und daß das Naturrecht nur die Philosophen, und zwar nur diejenige Parthey unter ihnen, die den angeblich richtigen Grundbegriff desselben wahr zufinden das Glück hätte, allein verpflichten müßte, daß es für die große Welt der Nichtphilosophen gar nicht vorhanden seyn könnte, wenn seine Forderungen, und die Gründlichkeit derselben, nur durch einen Begriff einleuchten könnten, der seltene Vorkenntnisse und große Anstrengungen einer gebildeten Denkkraft voraussetzte, und gleichwohl auch mit allen diesen Hülfsmitteln nur wenigen Selbstdenkern erreichbar wäre. Würde wohl der Bürger überhaupt, und insbesondere der gemeine Mann, in allen den Fällen, wo er den Zwang vereiteln könnte, an die positiven Gesetze des Staates gebunden seyn: wenn ihm nicht die Gerechtigkeit jener äusseren Gesetze und des mit denselben verbundenen Zwanges durch ein inneres Gesetz einleuchtete, oder wenigstens einleuchten sollte, von dem man voraussetzt, daß es bloß auf ihn selbst ankomme, sich dasselbe vorzuschreiben, und als unverletzlich anzuerkennen? Durch ein inneres Gesetz, ohne dessen Anerkennung,

die Richter genöthiget wären, die Entschuldigung des Verbrechers, daß er der Strafe zu entgehen gehoft und folglich sich nicht verpflichtet gehalten hätte, gelten zu lassen, oder sich selbst einzugestehen daß sie das blosse Recht des Stärkern verwaltesten; ein inneres Gesetz, mit einem Worte, dessen Grund eben so klar in die Augen springt, in wieferne er vom gemeinen Manne gefühlt, als er verworren, vieldeutig und streitig wird, in wiefferne er von den Philosophen gedacht wird?

Die verschiedenen und einander wiedersprechenden Grundbegriffe des Naturrechtes sind daher auch nur als eben so vielerley Versuche anzusehen, den Entstehungsgrund und die wirkende Ursache eines Gefühls zu begreifen, das unabhängig von allen Begriffen da ist, allem Philosophieren über Recht und Unrecht vorhergeht, und allen Spekulationen über Naturrecht ihre gemeinschaftliche Aufgabe vorlegt. Obwohl einige philosophische Partheyen dieses Gefühl für eine blosse Folge seines Gegenstandes halten, den sie, unabhängig vom Gefühle, durch metaphysische Gründe demonstriert zu haben glauben, und von dem sie behaupten, daß er von dem gemeinen Manne nur verworren vorgestellt, von den Philosophen allein aber deutlich gedacht werden könne: so giebt es doch auch andere welche dieses Gefühl für den Grund seines Objektes halten, das für den Menschen nur durch dasselbe vorhanden wäre. So

hat

hat z. B. Rouſſeau das Gefühl des Unrechts in dem Vermögen durch den Anblick fremder Leiden gerührt zu werden, aufgeſucht und gefunden; *) und ein berühmter teutſcher Moralphiloſoph glaubt den Grund von eben dieſem Gefühle, aus dem Wohlwollen, oder dem Vermögen an dem Wohlſtande anderer Vergnügen zu ſchöpfen, abgeleitet zu haben. Nach dem Einen würde ſich das Unrecht allein durch unangenehme, nach dem andern aber auch das Recht durch angenehme Gefühle, vermittelſt der Vorſtellung der ſchlimmen und guten Folgen erkennen laſſen, welche eine willkührliche Handlung für den Zuſtand unſrer Nebenmenſchen hat; und in beyden Fällen würde der Grund von der Verbindlichkeit des Naturrechts zuletzt in dem angebohrnen Streben nach Vergnügen und Abſcheu vor Mißvergnügen gelegen ſeyn.

Ueberzeugt, daß das Vergnügen und Mißvergnügen, wovon das Gefühl von Recht und Unrecht begleitet wird, nicht Grund ſondern nur Fol-

*) *Diſcours ſur l' Origine* &c. Il y a d' ailleurs un autre Principe, que *Hobbes* n' a point apperçu &c. — De cette ſeule qualité decoulent toutes les vertus ſociales &c. — Dans ces ſentimens naturels, plûtôt que dans les argumens ſubtils, il faut chercher la cauſe de la repugnance, que tout homme éprouveroit à *mal faire*, même independement des maximes de l' éducation,

Folge des gefühlten Rechts und Unrechts seyn könne; daß das Vergnügen und Mißvergnügen am Recht und Unrecht, von demjenigen welches die Vorstellung fremder Freuden und Leiden begleitet, wesentlich und der Art nach verschieden sey, und daß im entgegengesetzten Falle Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit lediglich von der stärkern oder schwächern Reitzbarkeit der Nerven, und der grössern oder geringeren Lebhaftigkeit der Phantasie abhängen müßten — haben einige engländische Philosophen für das Gefühl, aus welchem sie das Daseyn des Sittengesetzes und des Naturrechtes ableiten, einen besondern eigenthümlichen Sinn angenommen, der unter dem Namen des moralischen auch in Teutschland bekannt genug ist. Sittlichkeit und Recht bestehen, diesem Systeme zufolge, in einer blossen Richtung des Willens, die weder durch Vernunft (worunter man bisher allgemein nur Denkkraft zu verstehen gewohnt ist) noch durch Empfänglichkeit für Vergnügen und Mißvergnügen, sondern durch einen der menschlichen Natur eigenthümlichen Trieb zum absolut Guten bestimmt wird. Das Bewußtseyn dieses Triebes heißt denn das moralische Gefühl, zu dem sich das Gefühl für Recht und Unrecht als eine Art zur Gattung verhält. Nicht dieser Trieb selbst, sondern die Uebereinstimmung einer Handlung mit demselben, kündiget sich durch ein Vergnügen, und der Widerspruch durch ein Mißvergnügen an; welches, da es nicht Grund sondern

nur

nur Folge der Forderungen des Triebes iſt, ſchlechterdings, ſo wie der Trieb ſelbſt, uneigennützig, und eben dadurch von allem phyſiſchen Vergnügen und Mißvergnügen (das jederzeit den Grund enthält, warum ſein Gegenſtand begehrt oder verabſcheut wird,) weſentlich verſchieden, und durch den Namen des moraliſchen auszuzeichnen iſt. Da bey dieſer Erklärungsart des Princips von Recht und Unrecht das moraliſche Gefühl zum Grunde gelegt, daſſelbe von der theoretiſchen Vernunft und allen metaphyſiſchen Speculationen unabhängig gemacht, ſeine unmittelbare Evidenz, wodurch es auch in dem gemeinen Mann die richtige Beurtheilung von der Rechtmäßigkeit, oder Unrechtmäßigkeit einer Handlung vor aller Berechnung ihrer Folgen bewirkt, begreiflich gemacht, und über alles dieſes die Unveränderlichkeit des Rechts und Unrechts bey aller Veränderlichkeit ſeiner Anwendung auf einzelne Fälle, und die edle Uneigennützigkeit und ſtrenge Unpartheylichkeit, welche den Charakter der Gerechtigkeit ausmacht, behauptet und erhärtet wird: ſo iſt es begreiflich genug, wie das Syſtem des moraliſchen Sinnes bey einer edelmüthigen Nazion, die ſich unter allen übrigen durch feyerlichen Ernſt und Lebhaftigkeit geiſtiger Gefühle ſo vortheilhaft unterſcheidet, vielen Eingang gefunden hat.

Der Umſtand, daß dieſes Syſtem Recht und Unrecht von einem Triebe ableitet, der ſich nur

als Thatsache annehmen, und nicht weiter erklären, der sich nur durch seine Folgen charakterisieren, nicht durch seine Gründe begreifen, der nur durch Gefühle sich äussern, nicht auf Begriffe zurückbringen läßt — hat dasselbe dem grössern Theile der teutschen Philosophen entweder verdächtig oder mißfällig gemacht. Er hätte es gleichwohl eben in Teutschland um so mehr empfehlen sollen, je größer die Zahl der mißlungenen Versuche ist, durch welche unsre Philosophie, oder vielmehr unsre Philosophieen, den Grund der sittlichen Verbindlichkeit zu erklären bemüht waren; und je natürlicher, durch eine so große Menge sich unter einander aufhebender Meynungen der Selbstdenker über eine und ebendieselbe Frage, die Vermuthung hätte entstehen sollen, daß diese Frage etwas unerklärbares enthalten müsse. Allein von Unerklärbarkeit hatten die teutschen Philosophieen theils gar keine Vorstellung, theils nur dunkle Ahndungen, durchaus aber keinen bestimten Begriff. Unsre demonstrirenden Metaphysiker hielten es für ihre Berufspflicht Alles zu erklären, ohne vorher untersucht zu haben und mit sich selbst darüber einig geworden zu seyn, was sich überhaupt erklären lasse; — und unsre heutigen Popularphilosophen glauben dadurch weiser geworden zu seyn, daß sie alles dahingestellt seyn lassen, wo sie etwas unerklärbares ahnden, oder, welches für sie eben so viel ist, wo sie bey ihrem Erklären auf Schwierigkeiten stoßen. Die ersten

halten: sich durch den Satz des Widerspruches in den Stand gesetzt Alles zu begreifen; die zweyten durch den gesunden Menschenverstand der Mühe überhoben irgend etwas zu begreifen, worüber dieses Orakel nichts entschieden hat. Ein Glück für das Gefühl von Recht und Unrecht, wenn dasselbe von den Einen unter die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes gesetzt wird, die man ohne weitere Untersuchung, oder, wie sie sich ausdrücken, ohne darüber zu grübeln, annehmen müsse; und wenn es von den Andern für eine verworrene Vorstellung angesehen wird, die sich nach dem Satze des Widerspruches in eine deutliche auflösen läßt.

Dieses letztere Meisterstück philosophischer Art und Kunst glauben insbesondere diejenigen vollendet zu haben, welche den Grund der sittlichen Verbindlichkeit einerseits in der Vernunft, welche nichts als Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, oder, wie sie es nennen, Vollkommenheit zu denken, und folglich auch zu billigen vermag, andrerseits aber im Vergnügen aufsuchen, das sie für die undeutliche Vorstellung eben dieser Vollkommenheit halten, und wodurch sie den Willen bestimmen lassen, zu wollen was die Vernunft billiget. Da aber jedes Vergnügen, auch das grobsinnliche, in diesem System undeutliche Vorstellung der Vollkommenheit heißt, und alles was die Vernunft denken soll, Einheit des Mannigfaltigen

seyn

Juliette.

Liebe, gieb mir Stärke, und Stärke wird mir Hülfe geben -- Lebet wohl, mein theurer Vater! --

(Sie gehen ab.)

Zweyte Scene.

[Verwandelt ſich in Capulets Haus.]

Capulet, Lady Capulet, Amme, und zween oder drey Bediente treten auf.

Capulet.

Lade alle Gäſte ein, deren Namen auf dieſem Papier ſind -- Du, geh und beſtelle mir zwanzig gute Köche.

Bedienter.

Ihr ſollt keinen ſchlechten kriegen, Gnädiger Herr, denn ich will probieren, ob ſie ihre Finger leken können.

Capulet.

Wie willſt du das probieren?

Bedienter.

Sapperment, Gnädiger Herr, das muß ein ſchlechter Koch ſeyn, der ſeine eigne Finger nicht leken kan; wenn alſo einer ſeine Finger nicht leken kan, ſo ſoll er daheim bleiben.

seyn muß: so sind die Anhänger desselben noch nicht unter sich einig geworden, was denn das für eine Vollkommenheit seyn müsse, die im moralischen Gefühle dunkel vorgestellt, und in den Grundbegriffen von Sittlichkeit und Naturrecht deutlich gedacht werden müsse — *) ob die Vollkommenheit des blossen Ichs, oder — des Universums, oder beyder zugleich? und was dann endlich jenes Eine sey, worauf sich das Mannigfaltige des Ichs und des Universums beziehen müsse, wenn in beyden Vollkommenheit entstehen soll. Die Vieldeutigkeit des Wortes Vollkommenheit hat den meisten Wolfianern diese kopfbrechende Frage erspart; indem sie durch Hülfe derselben bey jedem Gebrauche dieses Wortes denjenigen Sinn in demselben antreffen, dessen sie eben bedürfen. So wird von Einigen die Vollkommenheit, die das Objekt des moralischen Gefühls ausmachen soll, für die Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetze der Vernunft erklärt. Da sie unter diesem Gesetze nicht das logische Gesetz des Denkens verstehen können, ohne nicht die Unsittlichkeit und das Unrecht für einen blossen

theos

*) Die Leibnitzisch-Wolfische Schule, die Herr Professor Eberhard gegen die Kantische in Schutz genommen hat, würde nicht wenig dadurch gewinnen, wenn es demselben beliebte, sich über diese Frage bestimmter zu erklären, als es in der Abhandlung über den Moralischen Sinn (S. dessen neue vermischte Schriften) die ich meine Leser nachzulesen bitte, geschehen ist.

theoretiſchen Irrthum zu erklären, und die Moral mit der Logik zu verwechſeln: ſo denken ſie ſich wirklich nur das moraliſche Geſetz darunter, deſſen Verbindlichkeit, wenn um den Grund derſelben gefragt wird, von ihnen wieder aus der Vorſtellung derjenigen Vollkommenheit, die im Wollen nach dieſem Geſetze beſteht, abgeleitet wird. Wer unter ihnen ſcharf genug ſieht, um dieſen Cirkel gewahr zu werden, und Muth genug hat aus demſelben heraustreten zu wollen, ſetzt ſich nur noch ſchlimmeren Verlegenheiten aus. Da er das Vergnügen als die Triebfeder, und die Vollkommenheit als Objekt der ſittlichen Verbindlichkeit nie aus den Augen verlieren darf: ſo ſieht er ſich durch ſein Forſchen nach einem beſtimmten Begriff von dieſer Vollkommenheit gezwungen, endlich bey der Vollkommenheit ſeiner Perſon, oder des Univerſums, oder beyden zugleich ſtehen zu bleiben, und den Beſtimmungsgrund dieſer Vollkommenheit in dem letzten Zwecke oder Ziele aufzuſuchen, das ſeiner Perſon, oder dem Univerſum, oder beyden entweder durch Natur-Nothwendigkeit oder durch den Willen der Gottheit geſetzt iſt, und folglich das Fundament ſeines Grundbegriffes von der Sittlichkeit in der Metaphyſik und zwar entweder im Atheismus oder im Theismus aufzuſuchen: oder er muß, in der Verzweiflung jenen Beſtimmungsgrund zu entdecken, ſich die Grundloſigkeit deſſelben ſelbſt eingeſtehen, und als dogmatiſcher Skeptiker aus der allgemeinen Grundloſigkeit aller wiſſenſchaftlichen Begriffe erklären; oder er muß

endlich, wenn ihm die Grundloſigkeit von Begriffen, deren Realität ihm durch ſein moraliſches Gefühl verbürgt wird, durchaus nicht einleuchten will, Ruhe für ſein geängſtigtes Gewiſſen im Schoße des übernatürlichen Glaubens aufſuchen. Die Profeſſoren der Philoſophie, welche durch ihr äuſſeres Verhältniß zum Staate Ein und eben daſſelbe Penſum zu bearbeiten genöthiget ſind, wobey eine gewiſſe Gleichförmigkeit unvermeidlich iſt, können es freylich mit der Rechenſchaft über die Gründe der vorgeſchriebenen Auflöſung eines vorgeſchriebenen Problems nicht immer ſo genau nehmen. Sie ſind, laut ihrer Lehrbücher, darüber gröſtentheils einig, den letzten Beſtimmungsgrund der ſittlichen Vollkommenheit, — oder den Zweck zu welchem im Menſchen und im Univerſum alles zuſammenſtimmen muß, wenn daraus die Vollkommenheit hervorgehen ſoll die das Objekt des moraliſchen Gefühls iſt, — in der Glückſeligkeit der vernünftigen Weſen beſtehen zu laſſen. Der Begriff von Glückſeligkeit wird dann entweder durch einen Cirkel im Erklären, vermittelſt des Begriffes von Sittlichkeit näher beſtimmt; oder er wird durch rhetoriſche Behandlung in das behagliche Helldunkel geſetzt, worin ſich unſre populariſierte Philoſophie bisher ſo wohl befunden hat. Eine Folge des lebhaftem Gefühls jener Behaglichkeit iſt die Betäubung, in welcher unſre Moralphiloſophen vergeſſen, daß unter Glückſeligkeit von ihnen ſelbſt wieder nichts als Vollkommenheit des Zuſtandes angenehmer Empfindungen verſtanden werde,

und

und daß daher ihre Erklärung des moraliſchen Gefühls, wenn man den Ausdrücken derſelben ihre eigenen Erklärungen unterſchiebt, folgendermaßen lauten müſſe: „Es ſey daſſelbe die undeutliche Vorſtellung der ſittlichen d. h. derjenigen Vollkommenheit, welche im Wollen, d. h. im beſtimmt werden durch das moraliſche Vergnügen, d. h. durch undeutliche Vorſtellung von derjenigen Vollkommenheit beſteht, welche durch den letzten Zweck beſtimmt wird, der in der Glückſeeligkeit, oder in der Vollkommenheit des Zuſtandes der undeutlichen Vorſtellungen der Vollkommenheit beſteht.“

Bey jedem Verſuche, Moral und Naturrecht zu begründen, wird freylich die Wirklichkeit des Gefühls für Recht und Unrecht in ſo ferne anerkannt, als man ſich über den Grund deſſelben Rechenſchaft zu geben ſucht. Allein, wie wenig durch ein ſolches Anerkennen für Moral und Naturrecht gewonnen iſt, erhellt aus dem einzigen Umſtande, daß bey jeder dieſer Erklärungsarten das moraliſche Gefühl von einem andern Grunde hergeleitet, ihm bey jeder ein anderes Objekt angewieſen, und unter dem gemeinſchaftlichen Nahmen Sittlichkeit und Recht und Unrecht etwas in der Sache ſelbſt ganz verſchiedenes gedacht wird. Wenn unſre Populärphiloſophen die Verſchiedenheit der angenommenen Grundbegriffe, wie allenthalben ſo auch im Naturrecht, für bloß zufällig ausgeben, und

bloß in der Verschiedenheit der Nahmen aufsuchen: so behaupte ich durch innigste Ueberzeugung genöthiget, daß die Anhänger aller bisher aufgestellten Systeme von Moral und Naturrecht, über das Wesen ihrer Grundbegriffe uneinig und nur über bloße Nahmen einig sind. Ich kann zugeben, daß in jedem dieser verschiedenen Grundbegriffe das moralische Gefühl durch ein wesentliches Merkmal seines Entstehungsgrundes charakterisirt werde; aber auch nur durch ein Einziges, das, mit einem Zufälligen gepaart, für das ganze Wesen genommen wird. Jeder ist mit dem andern in so ferne im geraden Widerspruch, als er ein anderes unter den wesentlichen Merkmalen gewählt, und zum Ganzen erhoben, und folglich der Sittlichkeit und dem Rechte ein anderes Wesen gegeben hat. Ich kann diesen Gedanken, der erst gegen das Ende dieser Betrachtung seine völlige Bestätigung erhalten kann, hier nur durch ein fremdes Beyspiel erläutern. Wenn eine philosophische Sekte die Thierheit, und eine andere die Vernunft für das Wesen der Menschheit ausgäbe: so würden beyde die Menschheit zwar nach Einem ihrer wesentlichen Merkmale kennen, beyde aber auch das Wesen derselben gleich viel verkennen. Beyde würden bey dem unstreitig Wahren, was sie in ihren Systemen über dem Menschen, von seiner thierischen Natur die Eine, und von der Vernunft die Andere, vorbringen könnten, gleichwohl über das Wesen des Menschen nie etwas wahres gesagt haben,

ben, und nur über den bloßen Nahmen des Gegenstandes einig seyn, dessen Wesen sie ergründet zu haben wähnten. Dieses ist das Schicksal der bisherigen Systeme der Moral und des Naturrechtes unter den Händen der Freunde dieser Wissenschaften gewesen.

Selbst die Gegner des Naturrechts begehren keineswegs das Daseyn des Gefühls für Recht und Unrecht zu läugnen. Allein da sie bey ihrer Charakteristik dieses Gefühls in der That jedes wesentliche Merkmal desselben verfehlen, so bleibt ihnen für das, was sie Recht nennen, keine einzige derjenigen Bedingungen übrig, die der Sprachgebrauch für das Wort Naturrecht fordert. Sie gestehen, daß dieses Wort unter diesen Bedingungen für sie keinen Sinn habe; oder welches eben so viel heißt, sie läugnen das Naturrecht. Sie läugnen es, indem sie die Uneigennützigkeit des Gefühls von Recht und Unrecht in Rücksicht auf seine Quelle, und die Nothwendigkeit und Unveränderlichkeit desselben in Rücksicht auf sein Objekt bestreiten. Sie leiten zwar dieses Objekt von der Pflicht des Bürgers her, seinen eigennützigen Trieb dem Vortheile des Staates unterzuordnen; aber von keiner andern Pflicht als derjenigen, die in der jedem einzelnen Gliede überlegenen Stärke der ganzen Gesellschaft den Grund ihrer Verbindlichkeit hat. Ihrer Meynung zu Folge hat auch der Staat kein anderes Recht, als dasjenige, welches

durch ſein Bedürfniß und durch ſeine phyſiſchen Kräfte beſtimmt, und wodurch er allein in Standgeſetzt wird, durch Zwang ſolche Handlungen der Individuen zu verhindern, die mit ſeiner Erhaltung unverträglich, und ſolche hervor zu bringen, die zu ſeinem Vortheil unentbehrlich ſind. Sie läugnen daher auch nicht, daß es nach dieſen Vorausſezzungen nur der eigennützige Trieb des Individuums ſeyn könne, durch welchen daſſelbe beſtimmt werde, die Verbindlichkeit gelten zu laſſen, die ihm der Vortheil des Staates auflegt, und die in allen den Fällen, wo der Zwang vereitelt werden kann, und kein überwiegender Privatvortheil den Ausſchlag giebt, durch den eigennützigen Trieb ſelbſt wieder aufgehoben wird. Eben ſo wenig ziehen ſie die Thatſache in Zweifel, daß gemeinſchädliche Handlungen, auch ſelbſt in ſolchen Fällen durch unangenehme Gefühle nicht ſelten begleitet würden. Sie erklären dieſe Thatſache als Folge der Erziehung und Gewohnheit; und glauben durch das Beyſpiel des Geizigen, der über das Mittel zum Genuß den Genuß ſelbſt vergißt, oder denſelben vielmehr im bloßen Beſitze jenes Mittels antrift, gar wohl begreifen zu können, wie der Menſch dahin gelange, bey der weſentlichen Eigennützigkeit aller ſeiner Triebe gemeinſchädliche Handlungen zu fürchten, und gemeinnützige zu lieben, auch wenn er ſeinem Individuum von den Einen keinen Nachtheil, und von den Andern keinen Vortheil vorherſieht. In dieſem Syſteme iſt alles Recht,

was der Mensch ohne seinen Nachtheil ausführen kann, und Recht der Natur, was er durch seine physischen Kräfte als Individuum ausführen kann. Dieses Recht der Natur ist durch das Recht des Staates, oder dasjenige, was die Gesellschaft ohne ihren Schaden durchsetzen kann, eingeschränkt und für alle diejenigen Fälle gänzlich aufgehoben, wo die Gesellschaft die Foderungen ihres Bedürfnisses durch ihr Uebergewicht an Stärke gegen die Individuen behaupten kann. Da sich aber diese Fälle keineswegs unter allgemeine Regeln bringen lassen, indem sie von einem zufälligen Zusammenflusse veränderlicher Umstände abhängen: so könne es weder ein Naturrecht noch ein Gesellschaftsrecht geben, die als Wissenschaften auf allgemeingeltenden Grundsätzen à priori feststänben; sondern das Objekt von beyden bliebe der Beurtheilung der Privat- und Staatsklugheit überlassen, welche die große Maxime des Eigennutzes, des Privatvortheils und der Staatsräson (ratio ſtatus) der jedesmaligen individuellen Lage der Umstände anzupassen hätten.

Daß diese Erklärungsart der Prinzipien und Gefühle von Recht und Unrecht allen innern Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit aufhebe, die Würde der Menschheit vernichte, und das Wohl und Weh derselben dem blinden Zufalle, und seinem Repräsentanten dem Despotismus unterwerfe, ist wohl schon sehr oft gesagt und gezeigt, aber damit keineswegs bewirkt worden, daß sie

nicht eben jetzt von einer beträchtlichen Menge Staatsmänner ihrem politischen Systeme von Staatsverfassung und Staatsverwaltung zum Grunde gelegt würde. Die leidigen Folgen, durch welche man diese Hypothese vergebens widerlegt hat, werden also so lange die Menschheit drücken, als nicht die Gründe derselben durch allgemeingeltende Grundsätze, von denen man sich bis itzt nichts träumen ließ, widerlegt werden. Vergebens wird man dieser Hypothese das moralische Gefühl entgegen setzen, so lange dasselbe verschiedene Auslegungen zuläßt, und, auf Begriffe gebracht, vieldeutig, schwankend und verkannt wird; so lange nicht die einzig wahre, einzig mögliche, und durchgängig bestimmte Erklärungsart des Entstehungsgrundes jenes Gefühls entdeckt und anerkannt ist.

Diese Erklärungsart, die meiner Ueberzeugung nach noch nicht gegeben ist, und aus den Prinzipien jeder bisherigen Philosophie nicht abgeleitet werden kann, mußte das Wahre, das in jeder andern bisher versuchten enthalten ist, in sich vereinigen, und das Falsche, das sie bisher unter einander in Widerspruch setzte, ausschließen. Durch sie müßte einleuchtend werden, wie der menschliche Geist zu den verschiedenen Hypothesen, womit er sich bisher behelfen mußte, und die er für die wahren Grundbegriffe gehalten hat, gelangen mußte, und warum keine derselben zur allgemeinen Befriedigung geschickt war. Durch sie endlich müßte sich einerseits die Uneigennützig-

nützigkeit, Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Grundes des Gefühls von Recht und Unrecht, und mit derselben die Realität des Naturrechts gegen seine Gegner, andererseits aber das bisherige Nichtvorhandenseyn desselben als Wissenschaft gegen seine Vertheidiger begreifen, erklären, erreichen lassen.

Ich glaube daß diese Erklärungsart aus den Prinzipien der kritischen Philosophie erfolgen müsse, und mit denselben von den Selbstdenkern künftiger Generazionen allgemein anerkannt werden wird. Ich weiß aber, daß ich sie selbst hier nur als eine Hypothese aufstelle, indem ich sie durch ihre Folgen allein erörtern kann, die Entwicklung ihrer Gründe aber einer neuen und wissenschaftlichen Theorie des Begehrungsvermögens, die auch nur nach einer feststehenden Elementarphilosophie möglich ist, überlassen muß.

Ich suche die wirkende Ursache alles moralischen Gefühls, und folglich auch des Gefühls von Recht und Unrecht, in derjenigen Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes auf, durch welche sich unsre Selbstständigkeit, die sich nur durch Unabhängigkeit im Handeln denken läßt, in dem Bewußtseyn unsrer Personalität, ankündiget. Diese Selbstthätigkeit, die, in wie ferne sie beym Erkennen geschäftig ist, theoretische, und beym Begehren — praktische Vernunft heißt, ist das Vermögen der Gesetze überhaupt, die als solche

Capulet.

Geh, geh -- Wir werden ſchlecht genug auf einen ſolchen Anlaß verſehen ſeyn -- He? iſt meine Tochter zu Bruder Lorenzen gegangen?

Amme.

Ja, wahrlich.

Capulet.

Gut; vielleicht kan er etwas gutes bey ihr ausrichten: die unartige, eigenſinnige Beze, die ſie iſt!

Juliette zu den Vorigen.

Amme.

Seht, da kommt ſie von der Beichte; ſie ſieht ganz frölich aus --

Capulet.

Was giebts, Starr-Kopf? Wo ſeyd ihr herumgeſchwärmt?

Juliette.

Ich war an einem Ort, wo ich die Sünde des Ungehorſams gegen euch und eure Befehle bereuen lernte, und wo mir auferlegt wurde, auf meine Knie zu fallen und euch um Verzeihung zu bitten -- Vergebet mir alſo, ich bitte euch; von nun an ſoll euer Wille allezeit meine Richtſchnur ſeyn.

Capulet.

(wie in der kritiſchen Elementarphiloſophie gezeigt wird) nur in der Handlungsweiſe der bloßen Vernunft, und nicht außer derſelben in der Natur der Dinge an ſich ihren Grund haben. Die praktiſche Vernunft handelt als reiner (moraliſcher) Willen, in wiefern ſie die Geſetzmäßigkeit des Begehrens bloß um der Geſetzmäßigkeit willen realiſiret; und folglich ihr eigenes Geſetz aus einer und eben derſelben Fülle ihrer Kraft ſich ſelbſt giebt, und befolgt. Als Beſitzer dieſer handelnden Vernunft legt ſich der Menſch ſelbſt die Verbindlichkeit auf, ſeinen eigennützigen Trieb den Forderungen der von ihm uneigennützig gewollten Geſetzmäßigkeit unterzuordnen; ſchreibt ſich das Sittengeſetz als ein Geboth ſeines eigenen Selbſtes vor; nothwendig, in wieferne praktiſche Vernunft von ſeinem Selbſt unzertrennlich iſt, und doch zugleich frey, in wieferne das Wirken dieſer Vernunft ein ſelbſtthätiges von allen äußern Beſtimmungsgründen unabhängiges Wirken iſt. Das Bewußtſeyn der Uebereinſtimmung eines freyen Entſchluſſes mit dieſem Gebothe kündiget ſich durch dasjenige Vergnügen, und das Bewußtſeyn des Widerſpruches — durch das Misvergnügen an, welches das moraliſche heißt; und das Vermögen, ſich durch dieſes Vergnügen und Mißvergnügen der Sittlichkeit oder Unſittlichkeit einer Handlung bewußt zu werden, iſt das moraliſche Gefühl Vermögen. Auſſer der weiteren Bedeutung, in welcher Recht alles durch Sittlichkeit mögliche und nicht unmögliche, und Unrecht alles

der

der Sittlichkeit widersprechende bedeutet, und nach welcher das Gefühl von Recht und Unrecht alles Erlaubte, Gebothene und Verbothene zum Objekt, und der Mensch auch Rechte gegen sich selbst hat, giebt es noch eine engere, und zwar diejenige, nach welcher Recht und Unrecht im Naturrechte genommen werden, und die Uebereinstimmung oder den Widerspruch einer freyen Handlung mit den unveräußerlichen Ansprüchen bezeichnen, welche Menschen als Menschen an einander zu machen haben, und zu deren Anerkennung sie durch ihre moralische Natur so vollkommen verpflichtet sind, daß sie sich wechselseitig die Befugniß, die Hinderung jener Ansprüche durch Zwang abzutreiben, einräumen müssen. Ungeachtet nun aber der Zwang physische Kräfte und Fälle in der Erfahrung, und folglich außer dem gesetzgebenden Urtheile der praktischen Vernunft und dem moralischen Gefühle noch andere Einsichten voraussetzt: so kann doch durch diese Einsichten nur die Anwendung des Gesetzes, nicht das Gesetz selbst bestimmt werden, von welchem die Rechtsmäßigkeit des Zwanges abhängt; und das Gefühl von Recht und Unrecht ist in jedem möglichen Falle, wo es statt finden kann, Wirkung der praktischen Vernunft, und als solche, seinem Entstehungsgrunde nach, vor aller Erfahrung im menschlichen Geiste bestimmt, seiner Quelle nach nothwendig und allgemein, seinem Objekte nach unveränderlich, seiner Natur nach uneigennützig und untrüglich.

Als Produkt der Vernunft setzt das Gefühl für Recht und Unrecht Kultur; aber als Produkt der praktischen Vernunft auch nur diejenige Stufe der Kultur voraus, auf welcher der Mensch über die Angelegenheiten seines eigennützigen Triebes, das heißt, über seine sinnlichen Bedürfnisse überhaupt zu denken angefangen hat, und worauf sich auch der gemeinste Mann in jeder bürgerlichen Gesellschaft befindet. Die Gesetzgebung der praktischen Vernunft geht erst mit der Anwendbarkeit ihrer Gesetze an; und diese kann sich nicht eher einfinden, als bis die theoretische Vernunft Fälle zu denken vermag, die zur Anwendung jener Gesetze vorausgesetzt werden, und die sich nur aus den Datis der Erfahrung ziehen lassen. So lange daher in dem rohen Sohne der Natur noch der Instinkt allein seine eigenen Angelegenheiten besorget, so lange seine Bedürfnisse nicht durch die Denkkraft modifizirt, verfeinert, erhöht, vervielfältigt sind; so lange, mit einem Worte, der Mensch über sein Wohl und Weh noch nicht zu räsonniren anfängt: so lange vermag auch seine praktische Vernunft dem Instinkte weder zu dienen noch zu gebiethen; so lange kennt er auch keine andere als physische Gefühle, und er ist, nur der äusseren Gestalt und dem innern noch nicht in Kraft übergegangenen Vermögen nach, von dem vernunftlosen Thiere unterschieden. Daher kömmt es, daß der ausser aller bürgerlichen Gesellschaft lebende Wilde gar nichts, und der in einem noch jungen und rohen Staate lebende

beide Barbar nur sehr wenig vom moralischen Gefühle weiß, und daß sich die Beyspiele von Tugend und Laster, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, in dem Verhältnisse in einem Staate vervielfältigen, als die äussere Kultur des eigennützigen Triebes, die sich durch den Luxus ankündiget, weiter gediehen ist. Je zahlreicher und mannichfaltiger die Fälle sind, welche der praktischen Vernunft zur Realisirung ihres Gesetzes und Darstellung ihrer Gebothe durch Erfahrung vorgehalten werden: desto lebhafter und allgemeiner erwacht das Gefühl von Recht und Unrecht, welches von einer Triebfeder abhängt, die zwar nicht von aussenher gespannt wird, aber doch zur Aeusserung ihrer absoluten Selbstthätigkeit, derjenigen Erfahrung bedarf, die sich nur im Schoße der Gesellschaft machen läßt.

Als Produkt der handelnden und nicht denkenden Vernunft hängt das moralische Gefühl, eben so wenig als das Bewußtseyn der Persönlichkeit, mit dem es aus einerley Quelle entspringt, vom Raisonnement ab. Das Geboth, das sich durch dieses Gefühl ankündiget, ist daher immer wahr und untrüglich, ungeachtet das Urtheil über seine Anwendung auf einzelne Fälle, welches nicht durch die praktische Vernunft bestimmt wird, trüglich seyn kann, und oft wirklich trügt. Daher das irrige Gewissen; wobey unter den untrüglichen Obersatz, welcher das Gesetz ausdrückt, ein unrichtiger, entweder aus Trugschlüssen oder aus mangelhaften

Er-

Erfahrungen gezogener Untersatz subsumirt wird; woraus sich als Schlußsatz ein Urtheil ergiebt, das bey aller seiner theoretischen Unrichtigkeit praktisch wahr ist, und, in der Ausübung befolgt oder vernachläßiget, entweder eine tugendhafte oder lasterhafte Handlung giebt. Das Gefühl, wodurch sich Recht und Unrecht ankündigen, setzt daher in Rücksicht auf sein eigentliches Objekt, kein gewisses Maaß theoretischer Einsichten, keine wissenschaftliche Kultur, keine von äusseren Umständen und inneren Graden der Fähigkeiten abhängende Aufklärung voraus: sondern erwacht (nicht durch, aber) mit dem Gebrauch der den Instinkt, auf was immer für eine Weise, modificierenden Denkkraft, und coexistiert durch die Untrüglichkeit, Reinheit und Heiligkeit seiner Quelle gesichert, in dem gemeinsten Manne neben der tiefsten Unwissenheit und den gröbsten Irrthümern, wie in dem gebildetesten Geiste neben den künstlichsten Theorien, die ihm so oft seine Realität absprechen, mit gleicher unveränderlicher Wahrheit. Alle die gröbsten und feinsten Irrthümer, durch welche sein theoretischer richtiger Gebrauch, und mit demselben seine äusseren wohlthätigen Folgen so sehr beschränkt werden, vermögen eben so wenig die Freyheit der handelnden Vernunft, aus welcher es entspringt, aufzuheben, als die durch dieselbe bestimmte Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, Rechtschaffenheit oder Niederträchtigkeit, mit einem Worte den inneren Werth der Person, zu vermindern. Dadurch, aber auch dadurch allein, wird die Moralität

lität als eine auf alle Menschen sich erstreckende Verbindlichkeit, als der allgemeine Charakter und die eigenthümliche Würde der Humanität, als das höchste, aber jedem Menschen erreichbare, und nur durch ihn selbst mögliche, seinen inneren Werth unabhängig von seinem äußern Schicksale bestimmende Gut, als das Eine was der Menschheit Noth ist, begreiflich; und widerlegt und beschämt alle sie verkennenden Theorien unsrer bisherigen Philosophie, nach welchen sie als ein Produkt der Denkkraft, durch wissenschaftliche Kultur bestimmt, den größten Theil des menschlichen Geschlechtes, den gemeinen Mann, und selbst unter den Philosophen alle diejenigen Parteyen von ihrem Besitze ausschlösse, die in ihren einander entgegengesetzten Lehrbegriffen, von denen entweder Keiner oder nur Einer der Wahre seyn kann, diesen Einen verfehlt haben.

Nicht weniger als die Untrüglichkeit des Gefühls von Recht und Unrecht, und aller bloß auf dasselbe gegründeten Urtheile, ist auch die Trüglichkeit der Begriffe von diesem Gefühle, seinem Objekte und seinem Entstehungsgrunde aus unsrer Erklärungsart begreiflich. Das Gefühl ist Produkt der handelnden und in so ferne nur von sich selbst abhängenden und untrüglichen Vernunft; der Begriff hingegen ist Produckt der denkenden, und in so ferne von äusseren Umständen abhängenden, und daher nichts weniger als untrüglichen

Vernunft; oder vielmehr, er ist so lange nicht das Werk der Vernunft, als er nicht durch bloße, reine, und in so ferne völlig entwickelte, sich selbst erkennende, ihr eigenthümliches Geschäft von dem Einflusse der übrigen Vermögen des Gemüthes unterscheidende Vernunft hervorgebracht ist. Ich rede hier von dem vollständigen, richtigen, durchaus wahren Begriffe; der eben darum von allen Zusätzen der Phantasie rein seyn muß, in seiner Zusammensetzung weder ein wesentliches Merkmal fehlen lassen, noch ein überflüssiges enthalten darf, und eben darum, durch eine vollendete Zergliederung seines Inhalts bis an die Gränze des Begreiflichen zurückgeführt, erschöpft seyn muß. Ein solcher Begriff läßt sich nur durch eine Philosophie hoffen, die der menschliche Geist bis jetzt noch nicht errungen hat, und die nur mit der Entdeckung eines letzten allgemeingeltenden Fundamentes alles philosophischen Wissens beginnen kann. Bis dahin wird jeder philosophische Begriff von Recht und Unrecht sich seinem Objekte mehr oder weniger nähern, nie dasselbe erreichen, und bey aller Wahrheit einzelner Merkmale als Begriff des Gegenstandes selbst falsch seyn; er wird nur so lange richtig seyn, als er in seiner gänzlichen Undeutlichkeit mit dem moralischen Gefühle selbst verwechselt, und in dem Augenblicke unrichtig werden, als er zur unvollständigen Deutlichkeit erhoben wird. Bis dahin wird auch jede Handlung, die nicht aus dem bloßen moralischen Gefühle hervorquillt, sondern etwa nach einer aus

den

den unrichtigen Begriffe von Sittlichkeit gezogener Maxime unternommen wird, zwar für moraliſch gehalten werden, aber nichts weniger als moraliſch ſeyn. In dieſer Rückſicht hätte unſer bisheriges Philoſophieren über Sittlichkeit wohl alle Sittlichkeit aufheben müſſen, wenn dieſe von der denkenden Vernunft, und von Begriffen überhaupt abhienge. Gleichwohl hat die Philoſophie durch das Unrichtige, das in allen ihren bisher aufgeſtellten Begriffen von Moralität enthalten iſt, der eigentlich moraliſchen Kultur eben ſo viel Abbruch, als durch das Richtige, das in dieſen Begriffen zerſtreut vorkömmt, Vorſchub gethan. Denn, wenn ſie durch das letztere das moraliſche Gefühl weckte und unterſtützte, ſo reizte und beſtärkte ſie durch das erſtere den eigennützigen Trieb, in dem ſie das Prinzip der Selbſtliebe, bald offenbar, bald unter einem anderen Namen, zum Range der Triebfeder der Moralität erhob.

Das äſthetiſche Gefühl hat mit dem moraliſchen unter andern auch dieſes gemein, daß es ſich ſelbſt überlaſſen untrüglich iſt, — auf Begriffe gebracht, die nicht das Werk einer auf allgemeingeltenden Grundſätzen feſt ſtehenden Philoſophie ſind, verkannt, — und, in wieferne dieſe Begriffe auf das Urtheil der Künſtler und Kunſtkenner Einfluß gewinnen, in ſeiner reinen vollen Wirkſamkeit gehindert wird. Durch den bekannten Zuſammenfluß günſtiger Umſtände erwachte das Gefühl von Schön-

heit bey den alten Griechen in seiner ursprünglichen Reinheit und Energie, und brachte Meisterwerke der Kunst hervor, die bis itzt unerreichbar geblieben sind. Ich stimme dem vortreflichen Verfasser des Aufsatzes die Kunst und das Zeitalter in der Thalia völlig bey, wenn er behauptet, daß der Geschmack und der durch denselben bestimmte Kunstsinn der Griechen, weit entfernt durch unsre Theorien wieder hergestellt zu werden, vielmehr durch dieselben (so viel an ihnen liegt) entfernt gehalten werde. Gefühle können durch keine Begriffe ersetzt, noch weniger aber die Objekte untrüglicher Gefühle durch vieldeutige, schwankende, halbwahre Begriffe gedacht werden, ohne Grundsätze zu veranlassen, die jenen Gefühlen widersprechen. Allein ich bin überzeugt, daß der Geschmack der alten Griechen nicht nur wieder aufleben, sondern eine Stütze erhalten wird, die er nie gehabt hat, und durch die ihm eine ewige Dauer zugesichert werden wird, wenn es einst der philosophierenden Vernunft gelungen seyn wird, nicht etwa was sich nur fühlen läßt zu denken, sondern die wirkende Ursache der ästhetischen Gefühle aus einer feststehenden Wissenschaft der Vermögen des Gemüthes abzuleiten, und einen Begrif von Schönheit aufzustellen, der nicht weniger als das Gefühl derselben untrüglich ist.

Ich kehre zu meiner Erklärungsart des Gefühls von Recht und Unrecht zurück, um noch zu zeigen, wie

wie ſich durch dieſelbe die Entſtehung der verſchiedenen bisherigen Grundbegriffe des Naturrechtes begreifen, und das Wahre und Falſche in denſelben beſtimmen laſſe.

In wieferne Sittlichkeit und Recht lediglich in der Selbſtthätigkeit der praktiſchen Vernunft gegründet ſind, in ſoferne können ſie ſich urſprünglich nur durch Gefühle ankündigen, die von allen durch phyſiſche Eindrücke erzeugten Empfindungen weſentlich verſchieden ſind, und den einzigen praktiſchen Erkenntnißgrund für das Sittengeſetz und Naturrecht ausmachen. Man begreift hieraus, wie die engländiſchen Vertheidiger des moraliſchen Sinnes dazu gelangt ſind, den Erkenntnißgrund für Sittlichkeit und Recht in einem bloßen Gefühle aufzuſuchen, welches die um ihrer ſelbſt willen gewollte Geſetzmäßigkeit zum Objekte hat, die Uebereinſtimmung mit denſelben durch Vergnügen, und die Abweichung davon durch Mißvergnügen andeutet, und welches jene Weltweiſen eben ſo wenig für die Folge eines Räſonnements (für die Wirkung theoretiſcher Einſichten) als phyſiſcher Eindrücke gehalten wiſſen wollen. Allein ſie haben den im moraliſchen Gefühle unſtreitig beſtehenden Erkenntnißgrund von Sittlichkeit und Recht mit dem Grunde ihres Daſeyns, der nur in der wirkenden Urſache jener Gefühle gelegen ſeyn kann, verwechſelt, und in ſoferne die Wirkung der handelnden Vernunft für die Urſache ſelbſt angenom-

Capulet.

Schikt nach dem Grafen, geht, ſagt ihm das; ich will dieſen Knoten gleich morgen zuſammengeknüpft haben.

Juliette.

Ich traf ihn in Bruder Lorenzens Celle an, und begegnete ihm ſo freundlich als ich konnte, ohne die Grenzen der Anſtändigkeit zu überſchreiten.

Capulet.

Gut, das hör' ich gerne, es iſt gut, ſteh auf; es iſt wie es ſeyn ſoll; ich muß den Grafen ſehen -- He, zum Henker, geht, ſag' ich, und holt ihn her -- Nun, bey Gott, dieſer Pater iſt in der That ein ehrwürdiger heiliger Mann, und ein Mann, dem unſre ganze Stadt viel zu danken hat.

Juliette.

Amme, wollt ihr mit mir in mein Zimmer gehen, und mir den Puz ausſuchen helfen, den ihr auf den morgenden Tag ſchiklich findet?

Lady Capulet.

Es iſt noch Zeit genug bis Donnerstag.

Capulet.

Geh, Amme, geh mit ihr; morgen ſoll die Ceremonie vor ſich gehen.

[Juliette und Amme gehen ab.]

Lady

men. Ueber dieſes hebt auch jede Erklärung des Grundes von Sittlichkeit und Recht, welche denſelben in einem bloßen Empfindungsvermögen und nicht in der Selbſtthätigkeit der Vernunft aufſucht, die Freyheit auf, ohne welche ſich keine gewollte Geſetzmäßigkeit, und folglich kein moraliſcher Urſprung des Naturrechtes denken läßt; welche aber nach unſerer Erklärung nicht nur nicht aufgehoben, ſondern zum eigenthümlichen Charakter der wirkenden Urſache des moraliſchen Gefühls erhoben wird.

Durch unſre Erklärungsart wird es begreiflich, wie andere Philoſophen des Wohlwollen als den eigentlichen Beſtimmungsgrund von Sittlichkeit und Recht annehmen konnten. In wie ferne ſie unter dieſem Wohlwollen keineswegs etwa wie Rouſſeau ſympathetiſches Gefühl, das, in der Reitzbarkeit der Organiſation gegründet, Recht und Unrecht der Beſchaffenheit unſerer Muſkeln und Nerven unterwerfen würde — ſondern vielmehr die einem unveränderlichen Geſetze untergeordnete und durch daſſelbe beſtimmte Geſinnung gegen andere Menſchen verſtehen: ſo charakteriſieren ſie freylich ihren Begrif von Sittlichkeit und Recht durch etwas was von ihm unzertrennlich iſt, welches aber ſo wenig der Grund des Sittengeſetzes und des Naturrechtes ſeyn kann, daß es vielmehr nur als Folge derſelben denkbar iſt.

Durch unſere Erklärungsart wird es begreiflich, wie andere Philoſophen dieſen Grund in dem Triebe

nach

nach Glükſeligkeit, das heißt in dem durch theoretiſche Vernunft geleiteten eigennützigen Triebe entdecken konnten. Das Gefühl von Recht und Unrecht kündigt ſich nicht nur durch Vergnügen und Mißvergnügen an, das unläugbar der allgemeinſte Gegenſtand des eigennützigen Triebes iſt: ſondern Vermehrung und Verminderung, ja ſo gar (in gewiſſen Rückſichten) Gründung und Zerſtörung der Glückſeligkeit ſind eine natürliche Folge des ſittlichen Verhaltens. Die Rückſicht, welche die das Begehrungsvermögen leitende Denkkraft auf dieſe natürliche Folge nehmen muß, wurde daher um ſo leichter als der Beſtimmungsgrund der moraliſchen Verbindlichkeit angenommen, je gewiſſer jene Rückſicht ein nothwendiges Objekt des eigennützigen Triebes in unſerer Natur iſt. Allein da durch die praktiſche Vernunft auch ein uneigennütziger Trieb dieſer Natur nicht weniger weſentlich iſt, und das moraliſche, d. h. unmittelbar aus der moraliſchen Geſinnung entſpringende Vergnügen, nur Folge nicht Grund dieſer Geſinnung ſeyn kann; ſo wird zwar der eigennützige Trieb, in wieferne Vergnügen überhaupt ſein Objekt iſt, auch an dem moraliſchen ſeine Rechnung finden, aber daſſelbe um ſo weniger begründen können, als es eben dadurch unmöglich würde, da man es zum Zweck der Handlung, aus der es erfolgen ſollte, machen wollte. Auſſerdem iſt Begründung und Vermehrung der Glückſeligkeit, die ſich als menſchliche Glückſeligkeit keineswegs als unabhängig von äuſſeren Umſtän-

den denken läßt, zwar die natürliche, aber keineswegs die unmittelbare und schlechthin nothwendige Folge des moralischen Verhaltens. Glückseligkeit, wenn man anders einen Zustand des gegenwärtigen Lebens (ohne darum das zukünftige auszuschliessen,) darunter verstehen will, erfolgt aus der Sittlichkeit nur unter der Voraussetzung, — nicht bloß, daß die äussern Umstände (ohne welche sich die Erhaltung und der wenigstens erträgliche Zustand der physischen Existenz durchaus nicht denken lassen) gegeben, sondern auch, daß die Urtheile der Denkkraft, durch welche die Anwendung des an sich unfehlbaren Sittengesetzes auf einzelne Fälle bestimmt wird, richtig sind: das heißt, daß unter den untrüglichen Obersatz, den die praktische Vernunft durchs moralische Gefühl ankündiget, keine unrichtigen Untersätze subsumiert werden; daß die freye Handlung nicht bloß praktisch sondern auch theoretisch vernünftig, nicht bloß moralisch sondern auch klug sey, und folglich aus keinem irrigen Gewissen erfolge. Eben diese unläugbare Unentbehrlichkeit der Klugheit, welche allein verhindern kann, daß nicht eine und eben dieselbe Handlung für die Vernunft practisch nothwendig und theoretisch unmöglich, innerlich gut und äusserlich verderblich, heilig und thöricht sey; und aus der sich die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Kultur in Rücksicht auf die moralische am auffallendsten ergiebt, hat das Mißverständniß veranlasset, durch welches die Weisheit, oder die moralische Klugheit, mit der

Klug-

Klugheit überhaupt verwechselt, die Regel der Anwendung des Sittengesetzes, welche Erfahrung und theoretische Vernunft voraussetzt, für das Sittengesetz selbst, das von beyden unabhängig ist, angesehen, und Sittlichkeit und Recht in dem bloßen wohlverstandenen Eigennutz (der ihnen freylich nicht widersprechen, aber sie eben so wenig begründen kann) aufgesucht und gefunden wurden.

Durch unsre Erklärungsart wird es begreiflich, wie andere Philosophen den Grund von Sittlichkeit und Recht in der Vollkommenheit, als dem nothwendigen Objekte unsrer vernünftigen Natur, antreffen konnten. Der durch praktische Vernunft bestimmte Gegenstand des moralischen Gefühles ist freylich, in wieferne er Gesetzmäsigkeit ist, eine Vollkommenheit, und läßt sich nicht ohne Einheit des Mannigfaltigen, ohne Zusammenstimmung zu Einem Zwecke, denken. Allein da nicht jede Vollkommenheit Objekt des moralischen Gefühls, nicht jede Einheit des Mannigfaltigen Wirkung der praktischen Vernunft, nicht jede Zusammenstimmung zu einem Zwecke die lediglich um ihrer selbstwillen beabsichtigte Gesetzmäsigkeit ist: so kann die moralische Vollkommenheit nicht ohne Ungereimtheit durch Vollkommenheit überhaupt erklärt werden; so kann nicht jede Vollkommenheit als solche, sondern nur diejenige, die nicht Grund sondern nur Folge der Handlung der praktischen Vernunft ist, das Objekt des moralischen Vergnügens seyn; und nicht diese

Vollkommenheit und das ihr entsprechende Vergnügen, sondern nur die wirkende Ursache von Beyden, die ihr eigenthümliches Gesetz realisierende Vernunft, ist als der Grund der Verbindlichkeit des Sittengesetzes und des Naturrechtes denkbar.

Durch unsre Erklärungsart wird es begreiflich, wie andere Philosophen das Naturrecht von dem Sittengesetze getrennt, und den Grund des Einen ausserhalb des Gebiethes des Andern aufgesucht wissen wollten. Indem sie die innere, von aller äusseren Nöthigung unabhängige, und durch die vernünftige Natur lediglich bestimmte Verbindlichkeit des Sittengesetzes anerkennen, glauben sie dieselbe von der äusseren Verbindlichkeit, die sie für den Charakter des Naturrechtes halten, als Zwangspflicht von der Gewissenspflicht zu unterscheiden, den Charakter der Moralität lediglich auf die letztere einschränken, und den Grund des Naturrechts in einem bloß physischen und eigennützigen Triebe, den sie den Trieb der Selbsterhaltung nennen, annehmen zu müssen. Allein sie verwechseln das physische Vermögen zu zwingen, ohne welches sich freylich keine Zwangspflicht denken läßt, und das nur im Körper gegründet seyn kann, mit dem moralischen, ohne welches der Zwang unmöglich mit Pflicht zusammen gedacht werden kann, und das nur aus der praktischen Vernunft quillt. Der Trieb der Selbsterhaltung kann so wenig der Grund des Naturrechtes seyn, daß er selbst vielmehr nur

in Rückſicht auf die Rechtmäßigkeit ſeiner Forderungen Objekt deſſelben ſeyn kann; und dieſe Rechtmäßigkeit wird durch ein Geſetz beſtimmt, nach welchem die Selbſterhaltung in vielen Fällen der Erhaltung Anderer aufgeopfert werden muß. Nur dann kann der Zwang zu einem Rechte erhoben werden, wo die Selbſterhaltung durch das Sittengeſetz entweder gebothen oder wenigſtens erlaubt iſt. Das Naturrecht läßt ſich daher in ſeinem Unterſchiede von demjenigen Theile der Moral, der die bloſſen Gewiſſenspflichten behandelt, zwar nicht ohne den Trieb der Selbſterhaltung denken, und dieſer letztere gehört in ſoferne allerdings zum Objekte deſſelben: aber nur als der durch das Recht beſtimmbare, nicht daſſelbe beſtimmende Beſtandtheil dieſes Objektes; nur als dasjenige, wodurch die Pflicht zur Zwangspflicht, nicht wodurch ſie zur Pflicht wird, als die Materie nicht als die Form des ſtrengen Rechtes; — oder das Naturrecht iſt nichts als was man, durch einen unverantwortlichen Mißbrauch des Wortes Recht das Recht des Stärkern nennt.

Aus unſrer Erklärungsart wird es begreiflich, wie auch ſonſt wohlgeſinnte ſelbſtdenkende Schriftſteller, wie ſogar Philoſophen von Profeſſion der letztern Meynung beypflichten konnten *). Das

*) Wie unter andern auch ein Mann wie Herr Bieſter und in einem Journale wie die Berliner Monathſchrift,

Geſetz, welches die praktiſche Vernunft dem Naturrechte zum Grunde legt, fordert eben dieſelbe Unverletzlichkeit der Perſonen und des Eigenthums, und eben dieſelbe Aufopferung des Privatvortheils, welche der Staat zu ſeiner Erhaltung zu erzwingen genöthiget, oder durch ausdrückliche und ſtillſchweigende Verträge *) zu fordern berechtiget iſt. Eine allerdings blendende Veranlaſſung jene Forderungen des Naturrechtes nicht vom moraliſchen Geſetze, ſondern das Naturrecht und dieſes Geſetz ſelbſt vom Bedürfniſſe des Staates und ſeinen nächſten Folgen, Verträgen, poſitiven Geſetzen, Einrichtungen u. ſ. w. abzuleiten. Dieſe Täuſchung wird auch noch noch durch die unläugbaren Thatſachen unterſtützt — daß in dem Staate, als Staat, keine anderen als poſitive Geſetze gelten; daß die meiſten Menſchen nur durch die Furcht vor der Strafe von Verbrechen abgehalten werden; daß, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, die bürgerlichen Geſellſchaften, oder vielmehr ihre Repräſentanten (wenn anders dieſer Namen den Herren der Länder und Völker zu-

ſchrift, September 1790. No. 3 behaupten konnte: „Recht der Menſchheit und bürgerliche Verfaſſung, „hätten, wie ihm ſchiene, ganz und gar nichts mit „einander gemein.“

*) Herr Bieſter ſcheint im gedachten Aufſatze nicht bedacht zu haben, daß ein Vertrag nicht der letzte Grund der Bürgerpflicht und ſeine Rechtmäßigkeit keinem willkürlichen Geſetz unterworfen ſeyn könne.

zukömmt) kein höheres Gesetz als den Vortheil des Staates, oder den Wohlstand ihres Eigenthums über sich erkannten. Alle diese Thatsachen, — welche, nach unsrer Erklärungsart, sich theils aus der Freyheit der praktischen Vernunft, welche dem Instinkte eben so wohl zu dienen als zu gebiethen vermag, theils aus der Beschränktheit des menschlichen Geistes, der nicht nur zur richtigen Anwendung des Sittengesetzes, sondern auch zur Kenntniß seines wahren Vortheils des langwierigen Unterrichtes der Erfahrung, und einer langsam fortschreitenden Kultur seiner Denkkraft bedarf — gar wohl begreifen lassen, müssen von denjenigen, welche das eigentliche Objekt der Gefühle von Recht und Unrecht in der äußeren Erfahrung aufsuchen, nothwendiger Weise aus dem, bloß physischen Gesetzen unterworfenen, Eigennutz, als der einzigen Triebfeder aller menschlichen Handlungen abgeleitet werden. Und in der That, da bey jedem praktischen, eine willkührliche Handlung bestimmenden, Vernunftschlusse der Untersatz eben sowohl unter eine Maxime der eigennützigen Gesinnung subsumiert werden kann: so läßt sich aus der äußern, sich in der Erfahrung offenbarenden Gesetzmäßigkeit und Gesetzwidrigkeit einer Handlung, keineswegs auf ihre Moralität schließen. Wer daher die Realität des Sittengesetzes und Naturrechtes lediglich nach äusseren Erfahrungen prüfen will, der wird dieselbe, bey dem bisherigen und gegenwärtigen Zustand unsrer wissenschaftlichen und moralischen

Kul-

Kultur nothwendiger Weise für einen frommen Traum eines gutherzigen Schwärmers anzusehen geneigt seyn, und das Bonmot des seligen Schmauß, der sich als Professor des Naturrechtes *Professor NonEntis* schrieb, nicht so wohl für einen witzigen Einfall, als für ein Resultat des philosophischen Scharfsinnes anerkennen.

Aus unsrer Erklärungsart wird es endlich begreiflich, warum wir bis itzt noch kein Naturrecht als Wissenschaft haben, und noch lange keines erhalten können. Das moralische Gefühl, wodurch sich Recht und Unrecht bisher allein unverkennbar ankündigt, und welches bis itzt den einzigen wahren Erkenntnißgrund des Objektes der Moral und des Naturrechtes ausmacht, wird zwar als Produkt der praktischen Vernunft immer untrüglich, aber auch zugleich so lange unbegreiflich bleiben müssen, als nicht der eigenthümliche Charakter der Vernunft, dasjenige was sie vom Verstande sowohl als von der Sinnlichkeit unterscheidet, und was ihr, als denkender und handelnder Vernunft, sowohl gemeinschaftlich, als in beyden Rücksichten ausschliessend zukommt, völlig entdeckt, entwickelt, und auf allgemeingeltende Grundsätze zurückgeführt ist. Bis dahin wird jeder Grundbegrif des Naturrechtes undeutlich und willkührlich, und in so ferne zum ersten allgemeingeltenden Grundsatze der Wissenschaft untrüglich seyn. Er wird seine Undeutlichkeit und Willkührlichkeit

dadurch

dadurch offenbaren, daß er verschiedener Deutungen fähig seyn, und nur eine unter vier Partheyen der Kenner und Pfleger der angeblichen Wissenschaft befriedigen wird. Es wird so vielerley Haupt-Vorstellungsarten des Naturrechtes geben, als es metaphysische Hauptsysteme giebt.

Nichts kann wohl ungereimter seyn, als die gewöhnlichen Protestazionen unsrer Moralisten und Naturrechtslehrer gegen Metaphysik, aus der sie doch sammt und sonders ihre Bekanntschaft mit der wirkenden Ursache der Gefühle von Recht und Unrecht schöpfen müssen, wenn sie nicht ihre Unwissenheit dieser Ursache eingestehen, und folglich ihren Grundbegrif von Recht für ganz grundlos erklären wollen. So lange nun noch die Metaphysik, als angebliche Wissenschaft der Dinge an sich, auch die besten Köpfe verwirren wird: so lange wird man auch die Vernunft das Gesetz ihrer Handlungen nicht aus ihrer Selbstthätigkeit schöpfen, sondern von den leidigen Dingen an sich erhalten lassen; und jenes Gesetz wird so vielerley Auslegungen zulassen, als es Lehrmeynungen über die Natur dieser Dinge, von denen keine Vorstellung möglich ist, giebt und geben kann. Allein in keiner einzigen derselben wird die Freyheit, die doch der eigenthümliche Charakter der Sittlichkeit, und der wirkenden Ursache des Gefühls von Recht und Unrecht ist, denkbar seyn; sie wird in einigen geradezu geläugnet, in den

übri-

Lady Capulet.

Aber wo ſollen wir auf dieſe Weiſe Zeit zu den Vorbereitungen hernehmen? Es iſt ſchon beynahe Nacht.

Capulet.

Still, ich will ſelbſt ausgehen, und es ſoll für alles geſorgt werden, Frau, ich ſtehe dir davor. Geh du zu Julietten, hilf ſie aufputzen; ich will heute nicht zu Bette gehen, laß mich allein: Ich will einmal in meinem Leben die Hausmutter vorſtellen -- he! holla! -- Sie ſind alle fort; gut, ich will ſelbſt zu Graf Paris gehen, damit er ſich auf morgen gefaßt mache. Es iſt mir recht leicht um's Herz, ſeitdem ſich das Hexen-Mädchen ſo zum Ziel gelegt hat.

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

[Juliettens Zimmer.]

Juliette und die Amme treten auf.

Juliette.

Ja, dieſer Anzug iſt der beſte; aber, liebe Amme, ich bitte, laß mich heute Nacht allein; ich werde einen guten Theil davon mit beten zubringen, um den Himmel zu bewegen, daß er mein Vorhaben beaugenſcheinige -- Du kennſt meine ſündhafteſten Umſtände, und weißt alſo wol, daß ichs nöthig habe.

Lady

übrigen aber mit leeren Worten behauptet werden. Das Naturrecht wird nicht eher zur Wissenschaft werden, das heißt aus allgemein geltenden Grund- Lehr- und Folgesätzen bestehen können, als bis das große von dem einen Theile der bisherigen Philosophen für unauflöslich, von dem andern für längst aufgelöst gehaltene Problem der Freyheit des Willens zur allgemeinen Befriedigung aller zukünftigen Selbstdenker aufgelöst, und die Philosophie aus einem Aggregate unzusammenhängender und einander widersprechender Meynungen zu einem einzig möglichen und wirklichen streng wissenschaftlichen System erhoben seyn wird; eine Bedingung, deren reelle Möglichkeit sich freylich leichter bezweifeln als begreifen läßt.

Die bisher, und zumal gegenwärtig, so stark angegriffene und so schwach vertheidigte Unentbehrlichkeit eines streng wissenschaftlichen Naturrechtes zur Begründung des positiven Rechts, werde ich in einer künftigen Ehrenrettung des letztern zu erörtern suchen.

Reinhold.

II.

Fortsetzung

der Nachrichten des P. Delfini von der Expedizion des franzöſiſchen Generals de Suffren in Oſtindien.

Den 26ſten Auguſt verließen wir das Vorgebirge der guten Hofnung. Als wir den 25ſten September in den Kanal von Mozambique einliefen, erſchienen gegen Sonnen-Aufgang die Flämmchen Caſtor und Pollux, auf unſerer Wimpel, und verkündigten uns einen Sturm, welcher auch gegen drey Uhr nach Mittag wirklich erfolgte. Himmel und Meer ſchienen ſich zu unſerm Untergang verſchworen zu haben. Ein Donnerſtrahl, welcher durch unſer Schiff fuhr, verbrannte fünf unſerer Matroſen einen Arm, und hinterließ einen erſtickenden Schwefelgeſtank. — Wegen der vielen Kranken, die ſich auf zwey unſerer Schiffe befanden, befahl der Herr General de Suffren, daß ſie ihren Lauf gerade gegen Iſle de France richten ſollten, welche Inſel ſie den 14ten October glücklich erreichten. Ich befand mich unter dieſen Kranken. Wir wurden den folgenden Tag in das Hoſpital der Stadt gebracht. Ich erhielt eine beſondere Kammer, und wurde Tag und Nacht von einem Sklaven bedient, der ſich einbildete, der Graf von Eſtaing zu ſeyn. Er war ſo ſtolz, daß

ich

ich nur durch inſtändiges Bitten, und wenn ich ihm den Titel eines Grafen gab, einigen Dienſt von ihm erhalten konnte. Daß dieſe Inſel von Frankreich abhängt, iſt bekannt. Sie liegt in einem ſehr geſunden Klima, hat ſechs und dreißig franzöſiſche Meilen im Umfang, und iſt in acht Quartiere, oder Pfarreyen getheilt. Sie iſt fruchtbar an Heidekorn, Weitzen, Kaffee, und allen den Baumfrüchten, wodurch ſich Oſtindien auszeichnet, und reich an Ziegen, Hirſchen, Schweinen, und wilden Pferden. Es giebt hier eine Art kleiner Affen mit anderthalb Fuß langen Schwänzen, und ſowohl Erd- als See-Schildkröten, die letzteren von 150 Pfund, deren Fleiſch und Fleiſchbrühe den Kranken ſehr zuträglich, und in Hoſpitälern die gewöhnliche Speiſe derſelben iſt. Die Fledermäuſe ſind hier groß und fett, und gleichen an der Schnautze dem Affen. Sie mäſten ſich von den Früchten der Bäume, und dienen den Einwohnern, die ihnen den Kopf, die Flügel und die Füße abſchneiden, zu einer ſehr ſchmackhaften Speiſe. Die befeſtigte Hauptſtadt iſt von 15000 Seelen bewohnt, und wohlhabend wegen des blühenden Handels. Weil der Orkan hier oft im December, Januar und Februar groſſe Verwüſtungen anrichtet, ſo ſind die Häuſer meiſtens niedrig und von Holz gebauet. Nur der dritte Theil der Einwohner beſtehet aus weiſſen Europäern. Alle ſchwere Arbeiten der Stadt und des Hafens ſind in den Händen der ſchwarzen Sklaven, weil die Europäer

päer der Sonnenhitze nicht widerstehen. Es ist einem Europäer sehr auffallend, zu sehen, wie die schwarzen Weiber bey anbrechendem Tage mit einem Kinde auf den Rücken gebunden, und mit der Tobakspfeife im Munde zur Arbeit gehen. Bey dem geringsten Fehltritte werden sie und ihre Männer ohne Barmherzigkeit gepeitscht. Das Meer ist hier reich an schmackhaften Fischen, worunter der Lamentin besonders gesucht wird. Die Brust des Weibchens dieser Art Fische hat viel ähnliches mit dem weiblichen Busen, woher vielleicht die Fabel von den Syrenen entstanden ist.

Den 26sten October lief auch der Ueberrest unsrer Flotte in den hiesigen Hafen ein. Ich war von meiner Krankheit noch nicht gänzlich hergestellt. Dieses zu erhalten, schickte mich der Viscomte Chevreau, Intendant der Insel, auf einem kleinen Handelsschiffe auf die benachbarte Insel Bourbon, wo ich mich zu S. Denis bis ans Ende des Novembers aufhielt, und vollkommen hergestellt wurde. Die Bewohner dieser Insel unterscheiden sich von denen der Isle de France durch Leutseligkeit und Einfalt. Sie sind groß und stark, lieben die Jagd auf den steilen Gebirgen, und üben sich sehr oft im Scheibenschiessen; daher sind sie dauerhafte, tapfere, und geschickte Soldaten. Die Insel hat 40 französische Meilen im Umfange, und bringt Korn, Reis, Hülsenfrüchte, weissen Pfeffer, Aloe, und köstlichen Kaffee, wo-

von sie jährlich gegen 20000 Centner einärndten, in Menge hervor. Ich kaufte einen Ballen von 104 Pfund Kaffee für 36 Livres. Auch ist sie reich an Rindvieh, Schafen, Ziegen, wilden Schweinen, und zahmen Federviehe. Es giebt hier Spinnen von der Dicke eines Hühnereyes, die aber nicht giftig sind.

Unser Geschwader wurde in Isle de France mit 6 Linienschiffen, 3 Fregatten, 2 Corvetten, und 12 Transportschiffen, welche mit Proviant und Kriegsmunitionen reich beladen waren, verstärkt. Auch wurden hier noch 3 Officiere vom Ingenieur-Corps, 850 Soldaten vom Regimente Isle de France, und 700 vom Regimente Austrasie, nebst 372 Volontaires, und 500 Constabler, worunter nur einige Europäer, die übrigen aber tapfere und starke Cafren und eingebohrene dieser Insel waren, eingeschift. Der Graf von Orves, und General de Suffren theilten das Commando der Flotte unter sich, und unterschieden ihre Schiffe durch verschiedene Fahnen. So giengen wir den 7ten December aufs neue unter Segel, und richteten unsern Weg nach der Englischen Besitzung Madras auf der Küste von Coromandel.

Beym Eingang des neuen Jahrs 1782 brachten die Matrosen unseres Schiffs dem Capitain ihre Glückwünschungen, mit einem Geschenke von sechs großen Thunfischen, und zwey Goldfischen, die

man ſich nicht ſchöner einbilden kann, als ſie ſind. Ihre Haut gleichet an Farbe einem glänzenden Laſur, und Floßfedern und Schwanz ſcheinen ſchimmerndes Gold zu ſeyn. Ihr Geſchmack entſpricht ihrer Schönheit.

Da wir den 23ſten Januar nicht weit von der Inſel Nicobur des morgens frühe nach Gewohnheit unſere Schiffe zählten, fanden wir ſie um eins vermehrt. Drey unſerer Schiffe näherten ſich dem fremden Schiffe. Es fieng zu erſt auf unſern Heros, der ihm am nächſten war, zu feuern an. Dieſer näherte ſich aber ungeſtöhrt, und gab ihm eine ſo derbe Lage, daß es ſich ſogleich ergab. Es war mit 50 Kannonen bewafnet, und unter dem Commando des Herrn Chriſtie von London nach Madras beordert. Dieſes Schiff, welches Hannibal hieß, wurde mit unſern Leuten beſetzt, und der Befehlshabung des tapfern Ritters de Galles anvertrauet, nachdem man die 400 Engländer, mit welchen es beſetzt war, in die Schiffe vertheilt hatte.

Den 25ſten Januar erreichten wir den Meerbuſen von Bengala. Ein Heer von Schlangen, welche mit den Malabariſchen Flüſſen ins Meer fallen, zog bey uns vorbey. Wir trafen hier eine große Menge Frachtſchiffe an, welche größtentheils mit Lebensmitteln für die Stadt Madras beladen waren, und in ihren weiſſen Wimpeln einen Mohrenkopf hatten. Wir bemächtigten uns derſelben,

ſelben, und bewirkten hierdurch, daß in kurzer Zeit eine Hungersnoth zu Madras entſtand; wozu die Reuterey des Hayder-Aly, welche die Felder dieſer Stadt verwüſtete, nicht wenig beytrug.

Da wir die Küſte von Coromandel im Geſichte hatten, ſtarb den 9ten Februar der Graf Thomas von Orves, und das ganze Commando der franzöſiſchen Flotte fiel auf den General de Suffren, welcher den nehmlichen Tag zwey Mohren an Hayder-Aly ſandte, ihm als Bundsgenoſſen der Franzoſen die Ankunft der Flotte anzukündigen. Den 15ten Februar warfen wir Anker im Angeſichte der Stadt Madras, welche der Hauptſitz der Engländer, und ihrer baumwollenen und ſeidenen Manufacturen wegen die reichſte Provinz in Oſtindien iſt. Bey der hieſigen Feſtung Saint Georges ſtand die engliſche Flotte von 9 Linienſchiffen in Schlachtordnung, unter dem Commando des Viceadmirals Hughes. Wegen der allzuvortheilhaften Lage derſelben wurde beſchloſſen, ſie nicht anzugreifen, ſondern gegen Pondichery unſeren Weg fortzuſetzen. Wir ſegelten alſo in der Entfernung eines Kanonenſchuſſes vor der Stadt und feindlichen Flotte vorbey, und machten im Angeſichte vieler tauſend Einwohner, die auf den Baſteyen ſtanden, einige kriegeriſche Evoluzionen. Von unſern Tranſportſchiffen, welche den Befehl ſich nicht von der Flotte zu trennen, übertreten hatten, fiel am folgenden Morgen

das

das Schiff Laureston, mit 3 Compagnien der Legion de Lauzun, und 50 Mann von Regimente Isle de France, sammt vielen Kriegsmunizionen dem Feinde in die Hände. Da der Herr von Suffren wahrnahm, daß die englische Flotte, unsern Transportschiffen nachzusetzen, sich zerstreuet hatte, entschloß er sich unvermuthet, sie anzugreifen. Der Viceadmiral Hughes brachte die zerstreuten Schiffe durch wiederholte Kanonenschüsse und andere Zeichen in kurzer Zeit zusammen, und bereitete sich zwischen Pondichery und Madras zum Treffen; welches aber theils wegen einfallender Nacht, theils auch wegen der Entfernung erst den folgenden Tag, als den 17ten Februar gegen 3 Uhr nach Mittag seinen Anfang nahm. Es dauerte bis um halbsieben, da die Finsterniß der Nacht beyde Flotten trennte. Wir bekamen ein feindliches Kriegesschiff, den Exeter, gefangen, und zählten auf unserer Seite 100 Todte, und 250 verwundete, die wir sammt allen unsern Kriegsmunizionen und Truppen zu Porto-novo, sieben Meilen von Pondichery, ungehindert ans Land setzten. Die englische Flotte war erbärmlich zugerichtet worden, wie die Einwohner von Pondichery, die sie im vorbeygehen nach Trinquemale gesehen hatten, bezeugten. Tipou-Saeb, Hayder-Aly's Sohn, stand mit 22000 Mann bey Porto-novo, unsere Landung zu bedecken. Kaum hatten wir hier den Fuß ans Land gesetzt, als einige unserer Officiere laut

über das Betragen des Herrn de Suffren murreten, daß er die feindliche Flotte, der er überlegen war, am folgenden Tage nicht verfolgte. Andere hingegen schrieben dieses seiner Klugheit zu; weil unsere Schiffe theils durch viele Kranken geschwächt, theils ohne frisches Wasser waren, und eine sichere Landung nöthig hatten.

Ich las zu Porto-novo eine umständliche Nachricht von dem vollkommenen Sieg, welchen Hayder-Aly bey Cangivgeron, ohngefähr eine Tagereise von Madras, über die Armee des englischen Generals Coote, die aus 3000 Engländern, und 22000 Indianern, meistens Unterthanen des mit ihnen verbundenen Nababs Mamadelli bestand, erfochten hatte. Den 8ten September 1781. fieng Tipou-Saeb mit 22000 Mann dieses Treffen an, und den 10. vollendete es sein Vater mit 100,000 Mann. — Da ich die Indianer zum erstenmahle sah, konnte ich mich kaum des Lachens enthalten. Es deuchte mich einen großen Aufzug von Masken zu sehen. Sie waren an verschiedenen Theilen des Leibes auf eine lächerliche Art bemahlt. Einige hatten Stirne und Nase mit zweißen, schwarzen, oder gelben Streifen bezeichnet; andere waren auf der Stirne mit einem weißen oder rothen halben Mond, andere auf der Brust mit einer Aschfarbe besudelt. Nachher erfuhr ich, daß sie sich so bezeichneten, um die Caste oder Klasse, wozu sie gehören, anzuzeigen.

Im

Im Anfang des Monaths März, sandte der General de Suffren den Herrn Pivreon, französischen Minister am Hofe des Hayder-Aly, an diesen Fürsten, der sich 25 Meilen von Portonovo gelagert hatte, und nachher an Tipou-Saeb, sie in seinem Nahmen zu begrüßen. Beyde bezeigten ihre Freude über unsere Ankunft, durch 21 Kanonenschüsse in ihren Lagern, und durch ein Geschenk einer grosten Menge Ochsen. Ausserdem schickte Hayder-Aly einen General seiner Infanterie, den Herrn de Suffren zu bewillkommen, und mit zwölf Körben köstlicher Baumfrüchte zu beschenken. Ueber den Früchten waren weiße Weintrauben mit ausserordentlich dicken Beeren. Nie habe ich etwas seltsameres gesehen, als den Aufzug dieses indischen Gesandten. Zwey Soldaten giengen vor ihnen her, und schrien in ihrer Sprache: der General kommt! Auf diese folgten zwey andere Soldaten mit hohen Lanzen, die mit Gold und Silber eingelegt, und in ihrer Mitte mit einem Glöckchen versehen waren, die Ankunft des Generals mit dem Klingeln desselben anzukündigen. Hierzu dienten auch verschiedene andere Instrumente, welche unter ungefehr hundert Soldaten, die vor dem General hergiengen, vertheilt waren. Die Soldaten waren theils mit Flinten, theils mit Dolchen, Pistolen, Säbeln, Lanzen ꝛc. bewaffnet. Der General wurde auf einem Palanquin von acht Männern getragen. Er hatte eine lange Tobacks-Pfeiffe im Munde,

Lady Capulet zu den Vorigen.

Lady.

Wie, ſo geſchäftig? Kan ich euch was helfen?

Juliette.

Nein, Gnädige Mamma, wir haben alles zuſammengeſucht, was wir auf unſern morgenden Umſtand nöthig haben können; wenn ihr's erlauben wolltet, ſo wünſcht' ich izt allein gelaſſen zu werden, und daß ihr die Amme bey euch aufbleiben lieſſet; denn ich bin gewiß, daß ihr bey dieſem unverhofften Vorfall alle Hände voll zu thun haben werdet.

Lady Capulet.

Gute Nacht, geh du zu Bette und ſchlafe; du haſt es vonnöthen.

(Lady Capulet und Amme gehen ab.)

Juliette.

Gute Nacht -- Gott weiß, wenn wir uns wieder ſehen werden! -- Ich weiß nicht was für ein kalter ſchrekhafter Schauer durch meine Adern fährt -- Ich will ſie zurükrufen, daß ſie mir einen Muth einſprechen -- Amme! -- Aber was ſoll ſie hier? Ich muß meine ſchrekenvolle Scene nothwendig allein ſpielen -- Komm, Phiole -- Wie wenn dieſe Tinctur keine Würkung thäte? Soll ich mich dann mit Gewalt an den Grafen verheurathen laſſen? Nein, nein, dis ſoll es verwehren -- Lig' du hier -- (Sie weißt auf einen

deren Kopf von einem Bedienten ihn nachgetragen wurde. Zu seinen Füßen lagen ein Dolch und zwey kostbare Terzerole. Er war wie ein europäisches Frauenzimmer in Mousselin gekleidet. Da er von seinem Tragbette herabstieg, zog er seine Pantoffeln aus der Tasche, und zog sie ohne weitere Umstände an. Die süssen Gerüche, womit er sich parfümiert hatte, roch man von der Ferne.

Ich sah das Lager der Tipou-Saeb, und seine mit silbernen Lanzen bewaffnete Leibwache von 500 Mann. Seine Soldaten waren ungleich gekleidet. Die Pferde der Reuterey waren meistens hellbraun, hoch, schnell im laufen, und schienen sehr gut zum Kriege abgerichtet zu seyn. Wenn die Reuter auf dem Marsch sind, so tragen sie ein Säckchen rohen Reis mit sich, im Nothfall ihren Hunger damit zu stillen, und einen ledernen Schlauch mit Wasser, zum trinken. Wenn sie Zeit haben, kochen sie den Reis und mengen rothen Pfeffer, Tamarinde, Ingwer, und ein ander sehr starkes Gewürz nahmens Chari, darunter, woraus eine Paste entstehet, die sie statt des Brodes essen. Auch machen sie aus Reis runde Kügelchen, die sie ungekaut hinunter schlingen. Ihr Nebentrank ist Arak. Was meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, waren die ungeheuern großen Elephanten. Einige derselben giengen vor der Armee her, die Kriegsfahnen

zu

zu tragen, und einige folgten derſelben, den Tranſport der Bagage und Artillerie zu befördern. Wenn die Ochſen nicht hinreichend ſind, eine in den Koth verſunkene Kanone herauszuziehen, ſo wird ein Elephant hinzu geführt, und ihm von ſeinem Führer befohlen, was er zu thun hat. Alsdenn umfaßt er mit ſeinen Rüſſel die Kanone, und zieht ſie heraus. Er verſteht alle Worte ſeines Führers. Ich wollte mich davon überzeugen, und warf in einiger Entfernung einen Piaſter auf die Erde. Sein Führer, der auf ihm ſaß, lenkte ihn hin, wo das Geld lag, und hielt eine kleine Rede an ihn, worin er ihn vorſtellte, wie unſchicklich es wäre, wenn dieſes nützliche Stück Silber verlohren gienge. Der Elephant hörte die Rede aufmerkſam an, und da ſie zu Ende war, hob er das Geld mit ſeinen Rüſſel auf, und gab es ſeinen Führer. Ein Elephant des Hayder-Aly, welcher 13½ Schuh hoch war, hatte die Gewohnheit, den gröſten Stein, den er auf ſeinen Wege antraf, mit dem Rüſſel aufzufaſſen, und ſo hin und her zu ſchwingen, als wenn er die Leute, die ihm entgegen kamen, werfen wollte.

Da ich im Lager des Tipou-Saeb herumgieng, um meine Neugier zu befriedigen, wurde ich von einen Katholiſchen Officier, der ein Indianer war, angeſprochen, vierzig ſeiner Soldaten, die ebenfalls Katholiſch waren, den prieſterlichen Segen zu ertheilen. Einige derſelben trugen

gen auf der Bruſt ein Kreutz, andere eine Medaille mit dem Bilde der heiligen Jungfrau Maria, oder der h. Thereſe, die ſie vermuthlich von den Miſſionarien zu Pondichery oder Goa zum Geſchenk erhalten hatten. Sie knieten insgeſammt mitten im Lager vor mir nieder, und empfiengen reuevoll über ihre Sünden meinen Segen. — Tipou Saeb, den ich vergeblich im Lager zu ſehen wünſchte, kam eines Tages incognito ans Ufer, unſere Flotte zu ſehen; unſer General erhielt aber bey Zeiten Nachricht davon, und ließ ihn mit 17 Kanonenſchüſſen begrüßen.

In der Nachbarſchaft von Porto-novo ergießt ſich ein ſehr waſſerreicher Fluß ins Meer, welcher eine Art von Krokodille ernährt, die bey den Indianern Caiman heißen. Es giebt ihrer, die 24 Fuß lang ſind. Sie ſind ſehr lüſtern nach Menſchenfleiſch. Das Volk hält die Feſtungen, die an ſolchen Flüſſen liegen, für unüberwindlich. Die Einwohner von Porto-novo fiengen einen während meines Auffenthaltes, welcher 17 Fuß lang war. Zwölf Männer hatten an ihm zu ſchleppen.

Porto-novo iſt ein großes Dorf mit einem Fort, und liegt eine Viertelmeile vom Meer. Ehedem war es den Portugieſen unterworfen; daher auch hier eine Katholiſche Kirche iſt, die vor dieſem Kriege von Miſſionairen dieſer Nation bedient wurde. Es giebt hier ſoviele Raubvögel, daß man ſie im gehen auf dem Felde alle Augenblicke

blicke mit dem Stocke verjagen muß, und vor ihrem Geſchrey nicht ſchlafen kann. Das Land hat einen Ueberfluß an ſehr kleinem und magerem Rindvieh, an Ziegen, Federvieh, allerley Wildpret, und einer Art Papageyen, welche die Franzoſen Cateaux nennen. Der gewöhnliche Preis eines Ochſen war damals 5 Livres. Auf dem Felde kriechet eine Menge großer giftiger Schlangen. Die Einwohner fangen ſie bey dem Laute eines blaſenden Inſtruments von Leder. Wenn die Schlange dieſen Laut, welcher immer mehr verſtärkt wird, höret, ſo erhebet ſie ihren Kopf aus dem Graſe, und fängt an zu ziſchen. Alsdenn nähert ſich ihr der Schlangenfänger in aller Stille, und erwartet bis ſie auf ihn los ſpringt; er weiß ſich aber ſo behend zu drehen, daß ſie ſich an ſeinem Stabe herum windet. Hierauf ſchnüret er ihr den Hals ſo enge zuſammen, daß ſie den Rachen aufſperret, und die Giftblaſe auf ein Stück Scharlach, welches er hineinſteckt, ausleert. Sodann ſchließt er ſie in einen Korb ein, wo ſie in wenigen Tagen ihre Wildheit ablegt. Eines Tages ſah ich dem Tanz einer ſolchen Schlange zu. Ein Mohr bließ das obbeſagte Inſtrument. Die Schlange, welche im Korbe zu ſchlafen ſchien, erhob ſich allmählig bis zur Hälfte des Leibes, und bewegte nach dem Takte des Inſtruments, welches von dem Geſang eines Knaben begleitet wurde, ihren erhobenen Leib und Kopf. Nach dem Tanze küßte ſie den Mohren auf beyde Wangen, und

kroch

kroch in ihren Korb zurück. Die Portugiesen nennen diese Art Schlangen Cobra di capello, weil ihr dicker gefalteter Hals zwey Flügel bildet, die der Kapuze der Mönche gleichen.

Den 23sten März verließen wir Porto-novo, und richteten unsern Weg nach Ceylan. — Den 9ten April sehr früh, entdekten wir die Englische Flotte, welche schon seit dem 9ten vorigen Monaths von Madras abgesegelt war, Lebensmittel und Truppen nach Trinquemale zu bringen. Zwey Handelsschiffe, die bey derselben waren, nahmen wir ihnen sogleich weg durch unsere Fregatten, und verbrannten sie im Angesicht der Flotte, nachdem wir uns der Equipage und der Fracht bemächtiget hatten. Die feindliche Flotte dachten wir den folgenden Morgen anzugreifen, weil es so spät am Tage war. Allein des Windes wegen kam es erst den 12. April zum Gefechte. Die feindliche Flotte bestand jetzt in 11 Schiffen von der Linie, und zwey Fregatten; unsere war derselben nur um ein Linienschiff überlegen. Das Treffen währte bis um 6 Uhr des Abends. Die Anzahl der Todten und Verwundeten belief sich bey unserer Flotte auf 700. Die Zahl der Todten auf Seiten der Engländer mußte noch viel größer seyn, weil wir die ganze Woche hindurch, die wir noch hier im Angesichte des Feindes zubrachten, eine Menge Todten bey unsern Schiffen vorbey schwimmen sahen. Der Verwundeten waren

ren bey ihnen nicht weniger als 1000; denn so viele waren derer, die sie ins Hospital nach Trinquemale brachten. Vier von unsern Linienschiffen hatten viel gelitten. Unter den Feindlichen sah ich mit eigenen Augen verschiedene, worunter das Admiralschiff war, die alle ihre kleinere Masten und Segel verlohren hatten. Weil der Admiral Hughes ohne die Bewilligung des Gouvernements zu Madras die gefangenen Franzosen nicht auswechseln konnte, wozu sich der Herr de Suffren erboth, so wurden dieselben nach Calecut in Bengala, die gefangenen Engländer hingegen, nach Bahader, dem Hayder-Aly zur Verwahrung geschickt, der sie als ein geschworener Feind ihrer Nazion, der zwischen ihm und dem Herrn de Suffren geschlossenen Convenzion zuwider sehr hart hielt, indeß die Franzosen zu Calecut sehr menschenfreundlich behandelt wurden.

Ehe dieses Seetreffen anfieng, bemächtigte sich eine unserer Fregatten eines englischen Handelsschiffs, welches von Pegu kam, und nebst andern Waaren mit Elfenbein befrachtet war. Unser General de Suffren war so großmüthig, es nachher zu Trinquebar zu verkaufen, und das dafür gelöfete Geld unter die ans Land gebrachten französischen Truppen, die in die äusserste Noth versetzt waren, austheilen zu lassen.

Da wir in Zeit von acht Tagen unsere Flotte, so viel möglich im Angesicht der Feindlichen, unter

beſtändigen Regengüſſen und erſchrecklichen Donnerſchlägen, ausgebeſſert hatten, both ſie der feindlichen, welche in Schlachtordnung ſtand, ein neues Treffen an; da aber dieſe keine weitere Bewegung machte, entfernete ſie ſich von derſelben. Den folgenden Tag näherte ſie ſich den Engländern aufs neue, um das Gefecht zu erneuern; dieſe hielten ſich aber ruhig, weil ſie ſehr entkräftet waren, und eine unerſetzliche Niederlage befürchteten. Daher gab unſer General den Befehl, den Weg gegen Battacalò in Ceylan zu richten, wo wir den 24ſten April Anker warfen.

Der erſte Gedanke unſerer Schiffscapitäne war, die Kranken und Verwundeten ans Land zu bringen. Der Graf von Forbin ſandte mich zum Commandanten der Cittadelle, ihn um einen Begräbnißort für unſere Todten zu bitten. Der auſſerordentlich dicke Mann war überaus höflich und leutſelig, und ließ mir durch vier Mohren in der Nachbarſchaft des Meers einen Ort anweiſen, wo wir die Todten unſerer ganzen Flotte hinbegraben könnten.

Battacalò iſt ein ſehr weitläufiges und zerſtreutes Dorf, mit einer Cittadelle, die mit 18 Kanonen, 300 Holländern, und 100 eingebohrnen der Inſel beſetzt iſt. Mann kennet hier weder Brod noch Wein. Ich both einem kleinen Knaben ein Stück Brod an, konnte ihn aber auf keine Weiſe dazu bewegen, daß er es verſuchte. Die Europäiſchen Soldaten der Cittadelle verſicherten mich,

mich, ſeit vielen Jahren weder Wein noch Brod gekoſtet, und ſtatt deſſen ſich mit Wildpret, Reis, Fiſchen, Baumfrüchten, und Arak genähret zu haben. Die Eingebohrenen dieſes Orts ſind Katholiſcher Religion. Die Portugieſiſchen Miſſionarien kommen aus dem Mittelpunkte der Inſel hieher, ſie in dem Chriſtenthum zu unterrichten, und zu taufen. Sie haben zwey Kirchen, deren eine der Mutter Gottes vom Roſenkranze, und die andere dem h. Franciſcus geweihet iſt. Jeden Abend verſammlen ſie ſich in der erſten, den Roſenkranz in Portugieſiſcher Sprache zu bethen. Die Weiber ſind in der Kirche von den Männern abgeſondert. Wenn ſie den Roſenkranz zur Hälfte vollendet haben, erhebt ein kleiner Knabe die Stimme, und ſinget ein Gebet, welches ſie mit dem Nahmen Jeſu endigen. Bey dieſem Nahmen ſtrekken alle Anweſende ihre Arme in Form eines Kreuzes aus, oder werfen ſich mit dem Angeſicht zur Erde, und bleiben in dieſer unbequemen Stellung, bis die andere Hälfte des Roſenkranzes zu Ende iſt. Hierauf kehren ſie nach Hauſe zurück. Sie beweiſen ſich ſehr dienſtfertig und ehrerbietig gegen die Prieſter, beſonders gegen die weiſſen. Wenn ich ſie in ihren Häuſern beſuchte, ſo bedeckten ſie den Stuhl, worauf ich ſitzen ſollte, mit weiſſer Leinewand, und wenn ich bey ihnen übernachtete, breiteten ſie eine ſaubere Tapete auf die Erde, worauf ich ſchlief; denn die weichen Betten der Europäer ſind ihnen unbekannt.

Das

Das ganze Gebiethe von Battacalo beſtehet in dichten Waldungen, die von Tygern, Elephanten, wilden Ochſen, und Schweinen, von Pfauen, indiſchen Hähnen, wilden Katzen, ꝛc. bewohnt ſind. Aus Begierde ſeltene Thiere zu ſehen, begab ich mich mit meinem Aufwärter in einen Wald. Wir verlohren den Weg, und irreten den ganzen Tag herum, ohne ihn widerzufinden. Die überaus ſanfte Luft, die hier wehete, und die aromatiſchen Wohlgerüche, die ſie uns zuführte, konnten mein durch das ſchreckliche Brüllen der wilden Thiere beängſtigtes Herz nicht im geringſten erquicken. Endlich ſtieg mein Begleiter auf einen ſehr hohen Baum, die Gegend auszuſpühren, und fand ſie auf einer Seite offen. Nach dieſer richteten wir unſern Weg, und trafen endlich in ſpäter Nacht auf Leute unſerer Flotte, welche Holz fällten, unter deren Gezelte wir übernachteten. Ich war von Kräften faſt erſchöpft, weil ich den ganzen Tag nichts als einige Röhre unreifer Caſſia genoſſen hatte, die mich die ganze Nacht quälte. Ich habe in meinem Leben keine angenehmere Gegend geſehen, als das hieſige Meerufer, welches nach dem Dorfe führet. Man fährt hier in einer Barke über einen Fluß, deſſen Geſtade mit einem immerwährenden Grün bedeckt iſt. Auf allen Seiten ſiehet man Vögel von den ſchönſten Farben, und tauſenderley Fiſche aus dem Waſſer hervorſchießen. Ich ſah auch hier einige Caimanen an dem Strande. Eine Art

grauer

grauer und lang geschwänzter Affen, von der Größe eines Hundes mit schwarzen Ohren und Schnautze, und mit einem vier Zoll langen weissen Barte, welche der Herr von Busson Ouanderou nennt, wiegten sich auf den Zweigen, und schlenderten sich von einem Baume auf den andern. Sie sind furchtsam, sanft, und friedlich. Wir führeten einen mit uns auf unser Schiff, an dem sich jedermann belustigte. Oft stellten sich ein paar Matrosen, als wären sie wider einander aufgebracht und wollten sich schlagen. Der Affe schrie jämmerlich, und zeigte sein Mißfallen durch seltsame Verdrehungen seiner Lippen und der übrigen Glieder seines Leibes; und wenn er sahe daß er hiermit nichts ausrichtete, that er einen Sprung zwischen beyde, und zog sie bey den Haaren von einander. Wenn sie alsdenn ohne Widerstand gehorchten, umarmete und küßte er sie auf das zärtlichste.

Den 3ten Junius lichteten wir die Anker, und segelten nach Trinquemale, um daselbst die englische Flotte anzugreifen; und da wir sie hier nicht fanden, richteten wir unsern Weg nach Tranquebar, wo wir den fünften des Nachts Anker warfen. Hier fanden wir drey Holländische Kriegsschiffe, die von Batavia unserer Flotte zu Hülfe gesandt waren, und uns, ausser einer Menge Lebensmittel und Kriegsmunizionen, eine halbe Million in Goldstangen mitbrachten. Der Dänische Gouverneur bewies unserm General alle mögliche Ehrenbezeu-

nen Dolch.) Wie, wenn es ein Gift wäre, das mir der Pater auf eine feine Art beybringen will, um mich aus dem Wege zu ſchaffen, aus Furcht ſeine Ehre möchte unter dieſer Heurath leiden, da er mich ſchon vorher mit dem Romeo getrauet hat? Ich fürcht', es iſt ſo, und doch, däucht mich, kan es nicht ſeyn, denn er iſt immer als ein heiliger Mann befunden worden. Wie, wenn ich, nachdem man mich in die Gruft gelegt, eher erwache als Romeo gekommen iſt, mich abzuholen? Das iſt ein fürchterlicher Umſtand: Werd ich nicht in dieſem Gewölbe, deſſen fauler Mund keine geſunde Luft einathmet, von dem verpeſteten Schwall erſtikt werden, eh mein Romeo kommt? Und wenn ich auch lebe, iſt es nicht ganz natürlich, daß die grauenvolle Scene von Tod und Nacht, die Vorſtellung des Orts, wo ich bin -- in dieſem uralten Gewölbe, wo ſeit ſo vielen hundert Jahren die Gebeine aller meiner Vorfahren zuſammengehäuft liegen -- wo der blutige Tybalt in gährender Verweſung in ſeinen Grabtüchern liegt -- wo, wie man ſagt, zu gewiſſen Stunden in der Nacht Geiſter gehen -- O! Himmel, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die ſcheuslichen Ausdünſtungen, das gräßliche Geheul der Geſpenſter, (gleich den Alraunen, wenn ſie aus der Erde geriſſen werden,) Töne, von deren Anhören lebende Menſchen den Verſtand verlieren -- mich vor der Zeit erwekken werden; oder wenn ich erwache, werd' ich von allen dieſen Schrekniſſen umringt, von Sinnen kommen, wahnwiziger Weiſe mit meiner Voreltern Gebeinen ſpielen, den halbverfaulten Tybalt aus ſeinen Tüchern reiſſen, und in dieſer Raſerey, mit den Knochen irgend eines groſſen Ahnherrn, wie mit einer Keule, mir mein verzweifelndes

gungen. Das Land ist hier sehr fruchtbar an Reis, und hat diese Fruchtbarkeit dem Fluß Caveri, der sich hier in vier Zweige theilt, zu verdanken, indeß daß das übrige Ufer von Coromandel in allen Jahrszeiten von allzu großer Trockenheit verbrannt wird. Der Handel der Einwohner, die sich auf 6000 belaufen, ist sehr wichtig, besonders seit der Einnahme von Pondichery. Die Einwohner dieses Platzes verkauften ihnen damahls ihre Waren um einen sehr niedrigen Preis, um sie von den Händen der Feinde zu retten. Der Dänische Hof schickt einige lutherische Missionäre hierher, den Heiden des Evangelium zu predigen, sie schaffen aber wenigen Nutzen.*) Es sind auch Portugisische Missionäre hier, die in einer eigenen Kirche den öffentlichen Gottesdienst versehen. Die Türken haben hier eine Moschee, und die Heiden fünf Pagoden. Durch die blutigen Kriege war damahls diese Dänische Besitzung der Lebensmittel wegen in kümmerlichen Umständen. Nur in einem öffentlichen Ofen, und zwar nur für die Vornehmsten der Stadt, wurde damahls Brod gebacken. Ich speisete einmahl mit zwey unserer Officiere in einem Gasthofe zu Mittag. Der Wirth konnte uns mit genauer Noth nur vier Unzen Brod schaffen. Unsere sparsame Mahlzeit, die in Reis, Fleisch, und Fischen bestand, wurde uns durch einen traurigen Zufall

*) Doch wohl so viel als die Römischen, oder Portugiesischen, Herr Pater? W.

Zufall verbittert. Die Wirthinn, welche aus Bengala war, gab ihrem Manne, einem gebohrenen Dänen, einen Messerstich in den Leib, weil er wider ihren Willen darauf bestand, daß zwey Dänische Kaufleute mit uns ässen. Hayder-Aly war Schuld an dem betrübten Zustande der Einwohner. Er hatte mit seiner Cavallerie ihre Felder verwüstet, und sie zu einem jährlichen Tribut von 40000 Pagoden gezwungen.

(Der Beschluß nächstens.)

III.

Gedichte.

I.

Hymnus

auf das Fest der Freyheit, von der französischen Nazion den 14. Julius 1790. in Paris gefeiert.

So bist du frey, du edles Volk der Franken?
Ist jeder Ring der Kette nun entzwey?
zermalmt das Joch? zerbrochen alle Schranken,
die dich umengten? — Du bist frey!

Fleuch auf, mein Geiſt! die Menſchheit hat noch Kräfte,
noch gähren in den ſchlaffen Adern Säfte.
Ein ganzes Volk war Sclav' . . . Es fühlet
auf einmal groß, es bricht hervor,
ſtampft, wühlt an ſeines Kerkers Thor,
ruht nicht, bis ihm die Bruſt ein freyer Aether kühlet.

O Sonne! die du, dieſes Erdballs Leuchte,
den milden Strahl ſo oft in's Blut
von Sclaven tauchteſt, die der Scepter beugte,
an deren Haab' und Schweis und Muth
dem Fürſt nicht gnügte: — wo, in allen Zonen
die du beſtrahleſt, Menſchendränger wohnen,
da trag auf deinem Flammenwagen
der Freyheit Jubelrufe hin,
die heut' der Städte Königin,
Paris, ertönt, wo jezt nur freye Morgen tagen.

Nur einmal ſeit ſechstauſend Jahren
ſahſt du ſolch Heil der Menſchheit, ſahſt
Rom's hehre Patrioten-Schaaren
um Brutus Stuhl *) verſammlet, ſahſt
fein

*) Brutus der erſte, der Befreyer Roms von der Tyranney der Tarquinier, verſammlete, nach der Vertreibung der Könige, Rom's Bürger auf dem öffentlichen Markte, und ließ ſie den Eid der Freyheit ſchwören. Livius im II. Buch im I. Capit. der Römiſchen Geſchichte.

ſein Werk den Eid der Freyheit krönen,
den Eid, „Tyrannen nie zu fröhnen!“
Da zitterten die Völkerzwinger
ringsum: vom hohen Schwur erſcholl
des Donn'rers Siz, das Capitol,
und Jupiters Geſchoß zielt' auf die Völkerzwinger.

Wie er, der Herrſchſucht muthiger Zertreter, *)
der eignen Söhne ſelber nicht
verſchonete, die, ſeines Vaterlands Verräther,
untreu der hochbeſchwornen Pflicht,
den Bürgerdrängern, den Tyrannen,
durch ihn dem Thron entſtürzet, Hülfe ſannen:
(da ſaß er auf dem Richtſtuhl, ſchaute
mit Einer Thrän' und hohem Muth
der ſelbſt verdammten Söhne Blut:
es floß dem beſſern Thron der Freyheit, den er baute.)

So ſitzet heute unter freyem Himmel,
frey, wie er ſelbſt, die hehre Nazion
der Franken, und ſpricht unter jauchzendem Getümmel
dem eignen König — Recht, der Herrſchſucht — Hohn: **)

*) Eben dieſer Brutus, der für die Freyheit ſeines Vaterlandes ſeine beyden Söhne hinrichten ließ. Vicit amor patriae laudumque immenſa cupido. *Virgil.*

**) Ich glaubte das Feſt der Freyheit, in Rückſicht des Königes, nicht beſſer darſtellen zu können, als wie ein Gericht von der Nazion

Den eignen König richtet sie: er schwöret
ihr nach, den Eid der Freyheit — schwöret
(ihr Fürsten, laßt den Schwur euch mahnen!)
„Gerechtigkeit und Vaterland!
„Gerechtigkeit und Vaterland! *)
furchtbar ertönt der Eid den Geistern seiner Ahnen.

Seht! sie erwachen in den goldnen Särgen!
Er steigt herauf, der Neunte Carl, **) und sieht
das Volk, das er, mit selbstgeführten Schergen,
einst mordete, — nun frey! — und sieht
es, Ludwigen zur Seite, hoch erhöhen
den Thron, auf welchem Recht und Freyheit stehen;
aus deren Händen, selbstgewählet,
er den unblut'gen Szepter nimmt:
Sieht's — und erblaßt und schweigt ergrimmt,
und flieht in's Schattenreich, von neuem Harm gequälet. ***)
Schaut

Nazion über den König selbst, und über alle seine Vorgänger und Nachfolger, ausgesprochen.

*) Die Wörter: Gerechtigkeit und Vaterland! dürften so ziemlich alles enthalten was Könige leisten sollen, und gewöhnlich nicht leisten. Daher scheinen sie mir zum Ausdruck des Königsschwur's einer freyen Nazion nicht unangemessen.

**) Carl der IX. Urheber der Bartholomäusnacht, wo er mit eigner Hand nach den Hugenotten schoß.

***) Weil die gegenwärtigen Aussichten des freyen Frankreichs dem blutdürstigen Tyrannen wohl am wenigsten behagen können.

Schaut auf! da kömmt, von ſeiner Schaar der Schmeichler
umflattert rings, der Große Ludwig *), her:
Groß nannte ihn ſein Hof, groß ihn die Heuchler,
die hochbezahlten Sänger. Er
verpraßete des Volkes Schweiß und Gelder,
und düngete mit Blut Europens Felder,
der Bürger und der Menſchen Haß! Er ſiehet
der Freyheit Grab, ſein Schloß, zerſtört,
ſieht die Baſtille **) tief verheert,
der Anblick ſchrecket ihn und ſein Gefolg', er fliehet.

Sein Enkel ***) auch hebt aus dem ehrnen Schlafe
erſtaunt das welke Haupt empor.
„Sind ſie's, die ſtillen ſanften Dulderſchaafe,
„die ihres ſchwelgeriſchen Hirten Ohr
„mit Jubeln iezt, und iezt mit leeren Klagen

*) Ludwig der Vierzehnte, Prachtliebe, Verſchwendung und Ehrgeiz machten ſeine ſo gerühmte Größe. Daher die Nachwelt die Lobpreiſungen der Corneille, Boileau, Racine, und aller Dichter, Mahler, Bildhauer und Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, als eben ſo viele Hyperbolen, anſtaunt.

**) Er ließ die Baſtille aufbauen, und legte ſo viele andre Gefängniſſe im Reiche an, die auch unter ſeiner Regierung unaufhörlich angefüllet waren.

***) Ludwig der Funfzehnte, der ſchlafſte aller neuern Franzöſiſchen Könige.

„erfüllten? *) . . . Löwen ſind ſie nun, und ſchlagen
„mit ehrner Klaue Hirt und Wächter.“
So ſeufzt er auf, und dreht den Blick
zum ew'gen Ruhebett zurück;
ihn rührt nicht Wohl noch Weh der künftigen Geſchlechter.

Auch Er verläßt die ſeligen Gefilde,
der Bourboniden beſter, — **) ſchwebt herab
ſein theures Volk zu ſehn. Mit neuer Milde,
(die ſtets des Landes Wohl ihm gab)
verklärt der Anblick ſeine Strahlenzüge.
Mehr als der herrlichſte erſtrittner Siege,
dünkt Ludwigs ***) Ruhm ihm, der die Krone
aus freyer Franken Hand empfing,
und neugewählt zum Throne gieng.
Er ſelber ſäße gern noch jezt auf dieſem Throne.

Heil

*) Eben unter Ludwig XV. hat die franzöſiſche Nazion die niederträchtigſte Sclaverey am geduldigſten ertragen. Man kennt aus der Geſchichte dieſer Zeiten die Freudenfeyer der Nazion bey der Krankheit ihres Königes, von der einen, und ihre leiſen Klagen von der andern Seite.

**) Der ſo theure und der franzöſiſchen Nazion ſo allgemein Geliebte Heinrich der Vierte.

***) Ludwigs des XVI. den die freye Nazion ſelbſt Reſtaurateur de la patrie benahmet hat, und der am 14. Jul. 1790 gleichſam zum zweytenmahl gekrönt wurde.

Heil dir, o Gallien! du Land der Freyen!
mit Löwenmuth haſt du den Kampf gekämpft,
den Kampf für Menſchen-Rechte! Sein Gedeihen
gab Gott dir. . . Haſt den Feind gedämpft.
Der Sieg, der hohe Sieg, den du errungen,
iſt ohne Bürgerkriege *) dir gelungen!
Die Herrſchſucht knirſcht mit jedem Zahne:
doch bald iſt ihre Wuth verſchnaubt;
und keines todten Königs Haupt **)
ſchwingt deine Freyheit hoch im Wimpel ihrer Fahne.

O fahre fort! Denn manche ſteile Wege
ſind noch bis zu des vollen Glückes Thor.
Heil mit dir ſtets! Auf jedem kühnen Stege
flamm' dir der Weisheit Fackel vor,
vom Muthhauch nie verlöſcht, mit neuem Oele
vom Hochgefühl (dem edlen Mark der Seele)
ſtets angefacht! Die Weisheit lehre
dich hier den langſamſchnellen Tritt,
und dort den ſchnellangſamen Schritt,
damit den Wanderer kein falſches Licht bethöre!

*) Ohne Bürgerkrieg; aber leider nicht ohne Bürgerblut.

**) Spielt auf die Engländer an, die in der Fahne ihrer ſo blutig erſtrittenen Freyheit gleichſam das rechte Haupt des unglücklichen Carls I, den ſie unter Cromwell öffentlich enthaupteten, trugen.

Und haſt du dann das Strahlenziel errungen;
dann feir't die Menſchheit dir ein Feſt:
dann flieg' dein Ruhm auf Famens alsden Zungen
dein Ruhm von Pol' zu Pol', vom Oſt zum Weſt:
und lehrn Völcker, aus dem Staub ſich heben;
und lehrn Fürſten vor dem Recht erbeben.
„Nur Recht und Güte gründen Thronen"
die Stimme tönt vom großen Meer *)
furchtbar mit Donnerruf daher.
Ihr Fürſten höret ſie, und wahret eurer Cronen!

Dan. Jeniſch,
Prediger in Berlin.

2.

Klagen eines Jünglings.

Nimmer ſchwanden undankbar die Freuden
traumgleich mir in öde Fernen hin;
Jede färbte, lieblicher im Scheiden,
mit Erinnrung meinen trunknen Sinn;
Mit Erinnrung, die, ſtatt zu ermüden,
neue, heilge Wonne mir entſchloß,
und mir ſüſſen jugendlichen Frieden
um die rebengrünen Schläfe goß.

Seit

*) Die berühmteſten Nazionen Europa's, die ſich freygekämpft, Engländer, Holländer, und Franzoſen, wohnen bekantermaſſen an dem atlantiſchen Meer.

Seit ich mehr aus ſchöner Wangen Röthe
mehr aus ſanften, blauen Augen las,
oft, wenn ſchon die ſcharfe Nachtluft wehte
im beſeeltern Traume mich vergaß;
meinem Herzen nachbarlicher, wärmer,
da den Schlag der Nachtigall empfand,
und entfernt von meinem Klärchen ärmer
mich als jeder dürſt'ge Pilger fand:

Lachet, ew'ge Gottheit in dem Blicke,
mich mein ſonnenſchönes Leben an,
Amor täuſcht mich nicht mit Liſt und Tücke,
Ganymeda nicht mit kurzem Wahn;
Jedes Lüftchen nähert ſich mir milder,
das dort Blüthen wild herunter haucht;
üppig drängen immer friſche Bilder
ſich zu mir, in Roſenöl getaucht.

Zypris Tauben warten ſchon mit Kränzen
und mit Traubenbechern meiner dort,
und in leichtverſchlungnen Freudentänzen
reiſſet Amors Bruderſchwarm mich fort.
Von der Grazien und Muſen Lippen
ſchmachtet mir entgegen mancher Kuß;
Götterwonne kann ich ſelig nippen,
ſchwelgen da im freundlichſten Genuß.

Dennoch

des Gehirn ausſchlagen? -- O! Sieh, mich däucht ich ſehe meines Vetters Geiſt, der dieſen Romeo bey mir ſucht, ſeinen Mörder! und meinen Gemahl! -- Halt, Tybalt, halt! Romeo, ich komme! Diß trink ich dir zu.

[Sie trinkt die Phiole aus, und wirft ſich auf ihr Bette.]

Vierte Scene.

(Ein Vorſaal in Capulets Hauſe.)

Lady Capulet und die Amme treten auf.

Lady Capulet.

Warte, nimm dieſe Schlüſſel, und hole mehr Gewürz, Amme.

Amme.

Sie rufen um Datteln und Quitten in die Tarte?

Capulet zu den Vorigen.

Capulet.

Auf, munter, hurtig, regt euch, der Hahn hat ſchon zum andern mal gekräht, die Morgen-Glocke iſt ſchon geläutet worden, es iſt drey Uhr -- Sieh, zu dem Backwerk, gute Angelica -- Spar't nur nichts an den Sachen --

Amme.

Geht, geht, und mengt euch nicht in Weiber-Sachen --

Dennoch lodern öfters Purpurgluthen
Mir um meine Wang und meine Stirn,
wenn ſich unter Stürmen, unter Fluthen,
wie des Abends leuchtendes Geſtirn,
mir, umſtrahlt von ächter Freyheit Kranze,
eines edlen Dulders Seele zeigt,
den der Himmel nicht in ſeinem Glanze
nicht die Höll' in ihren Nächten beugt.

Kraftlos fühl' ich mich von dem Geſchicke
zum unmännlichern Genuß verdammt:
vor Gefahren beb' ich feig zurücke
weil nicht Muth in meinem Buſen flammt.
Weibiſch hat das Schickſal mich erzogen,
nicht ſein Liebling, nur ſein Sclav bin ich;
Amor hat mich ſchmeichleriſch umflogen
ſtatt der Sorge, die mir ſtets entwich.

Statt der ernſtern, rühmlicheren Lanze
wieget einen Hirtenſtab mein Arm;
nimmer wurde mir im Waffentanze
aber oft im bunten Reigen warm:
alle groſſen, ſtrahlenden Gefahren
Hat mein Schickſal von mir abgewandt,
und nur unter frohe Mädchenſchaaren
ſtatt in Feindes Haufen mich geſandt,

Parze, haſt du jemals deine Spindel
nach dem Flehn des Erdenſohns gedreht,
dem kein bald entwichner Zauberſchwindel,
um die ſtemmendheiſſen Schläfe weht:
O! ſo nimm, was Tauſende begehrten,
was mir üppig deine Milde lieh,
gieb mir Sorgen, Elend und Beſchwerden,
und dafür dem Geiſte Energie.

Ungeduldig ſoll die Flamme lodern
meines Dankes dann von dem Altar;
nichts mehr ſollen meine Wünſche fordern,
frey und gnügſam macht mich die Gefahr!
Doch verſageſt du mir dieſe Bitte
O! ſo kürze, wenn du ſtreng nicht biſt,
mindeſtens geſchwind nur meine Schritte
nimm dies Leben, das nicht Leben iſt *).

v. H....g.

*) Ich rücke manches Gedicht (vel quaſi) in den Merkur ein, nicht weil es **mir** gefällt, ſondern weil ich dem Verfaſſer einen kleinen Platz zu öffentlicher Ausſtellung eines Products ſeiner Art und Kunſt, worüber er die Stimmen der Liebhaber und Kenner zu hören wünſcht, nicht verſagen will oder kann. Aber dieſes Gedichtchen, (den erſten, noch wilden aber anmuthigen Geſang einer jungen) Muſe theile ich mit deſto größerm Vergnügen mit, da der beſcheidene Verf. durch mein unvermuthetes Wohlgefallen beynahe noch mehr überraſcht wurde, als ich durch ſein unvermuthetes Talent, und ſeine heut zu Tage an Jünglingen ſo ſeltene Beſcheidenheit.

W.

2.

Phyſiſchtheologiſcher Beweiß vom Daſeyn Gottes *).

Was öfnet für ein Schauplatz ſich umher?
Ich ſeh' in Ordnung, Mannichfaltigkeit,
Zweckmäßigkeit und Schönheit — eine Welt;
gleich unermeßlich, ob ich in des Raums
Unendlichkeit ihr folge, oder auch
in ſeine unbegränzte Theilung hin.
Nach aller Kenntniß, die ſich mein Verſtand
von ihr erwirbt, fehlt aller Sprache doch
der Nachdruck, fehlt, bey Unabſehlichkeit
der Wunder, aller Zahl — die Meſſungskraft,
und alle Gränze — dem Gedankenflug.
Mein Urtheil löſt ſich in Erſtaunen auf,
beredter nur, indem es ganz verſtummt. —
Verkettet ſeh' ich hier die Wirkungen
mit Urſach', dort die Mittel und den Zweck;

Ich

*) Dieſe ernſten Jamben wurden durch einen Scherz veranlaßt, nach welchem man es zu einem literariſchen Meßartikel machen wollte, die Critik der reinen Vernunft in zehnfüßige Jamben zu überſetzen. — Kant's eigne, nur abgeſchriebene Worte ſtehen S. 630 der 2ten Auflage. (Elementarl. II. Th. II. Abth. II. Buch, III. Hauptſt. VI. Abſchnitt.)

Ich ſehe regelmäßiges Entſtehn
und regelmäßige Vergänglichkeit.
Indem von ſelbſt Nichts in den Zuſtand trat,
worin es iſt, ſo weiſet es mich ſtets
nach einem andern Ding als Urſach' hin,
die weiterhin nach andern forſchen heißt.

Es müßte endlich wohl das ganze All
hinunterſinken in ein ödes Nichts,
wär' Etwas nicht vorhanden, was für ſich
urſprünglich ſelbſt und unabhängig ſteht;
was die Unendlichkeit des Zufalls hält,
und ihm, dem Es allein den Urſprung gab,
auch Dauer ſichert. — Doch wie groß ſoll ich
die höchſte Urſach' aller Dinge mir
gedenken? — Kenn ich dieſe Welt doch, ſelbſt
dem Inhalt nach, noch lange, lange nicht,
und eine Schätzung in Vergleich mit dem,
was möglich iſt, kenn' ich noch weniger. —
Bedarf ich alſo für Cauſalität
ein äuſſerſtes und höchſtes Weſen doch:
was hindert mich, daß ich es nicht zugleich
erhebe, über alles Mögliche
hinauf, im Grade der Vollkommenheit?
Doch wohl im zarten Umriß des Begriffs
vermag ich das, und ſtelle mir in ihm

als eigener Subſtanz die möglichſten
Vollkommenheiten ganz vereinigt vor.

Echt, der Begriff begünſtigt die Vernunft
in der Erſparung von Prinzipien;
iſt in ſich ſelbſt ganz frey von Widerſpruch,
und leitet immer den Vernunftgebrauch
durch die Idee von Ordnung und von Zweck,
und nirgend kämpft Erfahrung wider ihn. —
So reißt ein Blick auf Wunder der Natur,
auf Majeſtät des Weltgebäudes uns
weg von des Grüblers Unentſchloſſenheit;
und unabläſſig hebt ſich die Vernunft
von einer Größe zu der andern fort,
und ſchwingt ſich endlich zu der größten auf *).

V.

*) In dieſem Punkte wären alſo von Sokrates bis zu Fenelon und Shaftesbury, u. ſ. w. immer alle geſunde Köpfe und Herzen mit Kant einverſtanden geweſen?

W.

IV.

IV.

Auszug

aus einem Schreiben eines Reisenden an den Herausgeber dieses Journals.

Paris, den 13. Febr. 1791.

Wenn Sie, l. Fr. nicht ganz die Fertigkeit verlohren haben, meine Handschrift zu deschiffrieren, so empfangen Sie diesen Brief von mir, geschrieben vor meinem Camine in der Straße — — — zu Paris. Lassen Sie sichs Ihnen von mir zum Troste gesagt seyn, daß unter allen meinen klugen Landsleuten kein einziger ist, der diese Händel zu Paris in dem wahren Lichte und in dieser Entfernung gesehen hat, wie Sie! Das ist nun freylich alles was man zum Lobe eines Poeten sagen kann, wenn man ihm zugesteht, er habe Intervalle, so gut zu sehen wie die nüchternen Leute. Vielleicht sind Sie auch der Einzige Ihres Gleichen in dieser Art, wie Ihnen Freunde und Feinde eingestehen müssen. Sie haben auguriert, aber nicht, wie ich, in der Nähe gesehen, daß die Schritte dieses Volks zum Ziele eilen. Lassen Sie sichs nun von mir als eine heilige Wahrheit gelten, daß die Constituzion steht, und unwandelbar stehen wird. Sie können in dies

ſer ungeheuren Stadt Monate lang leben, ohne von dem Geringſten des Pöbels ein lauteres, viel weniger ungezogenes Wort zu hören. Sie können zu allen Stunden der Nacht in allen Straßen einen Brief leſen, Gold in ihrem Hute tragen, ohne angetaſtet zu werden. Dieſes hindert freylich nicht, daß zuweilen ein Jauner eine Brieftaſche maußt, oder daß eine Hure in ihrem Winkel einen Fremden auszieht und nackend auf die Straße ſtößt. Ich rede bloß von der öffentlichen Sicherheit, von dem allgemeinen Frieden, von der politiſchen Ruhe, die jeder Bürger bey offenen Thüren genießen ſoll. Alles was Sie in unſern Blättern von Contre-Revoluzion leſen, iſt entweder erkaufter Tadel, oder Wiederhall von dem, was alle Miniſter, von dem Grafen de M***, bis auf den Baron ***, den hier alle ehrlichen Leute auf gut Italiäniſch Il Barone nennen, an ihre Höfe zu beſſerer Verdauung, und Erhaltung der Lebenskräfte und Gemüthsruhe überſchreiben müſſen. Auch rührt es theils daher, daß die herrſchende Parthey alle Gelegenheiten ergreift, das Volk alert zu erhalten, und ihm immer Gefahren vorſpiegelt, worüber ſie ſelber heimlich lacht.

Sie wiſſen, alle Reiſebeſchreibungen ſind nichts als Glaubensbekenntniſſe, und keine Axiome. Wenn Sie das Meinige über Paris wiſſen wollen, ſo nähert es ſich ſehr dem von Norik; und (nach der weiten Entfernung, die zwiſchen uns beyden

beſe-

befeſtigt iſt) macht dieſes Urtheil Yorik keine Schande. Ihr Herr Sch. hat die Sachen hier in dem Lichte eines Neulings geſehen, oder in dem von einem Romanſchreiber. Das Palais Royal iſt nichts als eine Schneider- und H** n-Boutique, die zuſehends fällt, und nicht länger halten wird, als die Balken im ganzen Gebäude, die jetzo ſchon ſammt ihren Gewölbern zuſammenbrechen. Wäre die Revoluzion nicht gekommen, ſo wäre das ganze Inſtitut ſchon jenſeits des Grabes, wie unſere Philantropine. So bald die politiſche Fermentation ihren Teig präzipitiert hat, ſo iſt's mit dem Palais zu Ende, und man wird ſo wenig von ihm hören, als man jetzt bereits von ſeinem Stifter ſpricht, der beynahe ſo unbekannt lebt wie ich, und deſſen ganzer Hofſtaat mit dem von dem Herzog von M*** im geringſten nicht zu vergleichen iſt. Der Duc de Penthievre und ſeines Gleichen, ſind alle dahin reduziert, daß ihr Haus nicht beſſer montirt iſt, als das von — irgend einem mittelmäßig wohlhabenden Hochgebohrnen Herrn in D. oder B. Nun ſtellen Sie ſich den franzöſiſchen Hof, und dieſe ganze Stadt Paris vor, ohne einen einzigen Soldaten als bewafnete Bürger, ohne Mönche, ohne Laquayen in Livreen, ohne Prinzen, ohne Advocaten, ohne H** n *en titre*, u. ſ. w. — das heißt, alle H** gehen zu Fuße, alle Lakayen ſehen aus wie ehrliche Leute; wo noch hier und da ein Soldat kriecht, ſo iſts ein ehrlicher Schweizer; wo

ein Prinz erscheint, so ist's wie ein reisender Engländer, u. s. w. Der Hof ist wie eine Kapelle die kein Geläute hat; die Hofleute sehen so hungrig aus wie die in C**; der Stall ist beynahe so klein wie der in **, und wenn der König oder die Königin ausfährt, so macht es überall eben so wenig Sensazion, als wenn meine Wenigkeit fährt. Kein Mensch rangiert sich, kein Mensch zieht den Huth ab*), sondern Jeder geht seiner Wege.

Nun sehen Sie auf der andern Seite die ganze Nazion, — die nach Besserung der Sitten dürstet, in allem Misie nach politischer Wahrheit scharrt, ihren Mangel an Prinzipien ahndet, ihre schlechte Erziehung wittert, und nun nach allem, was sie doch wirklich zum emporstreben geleistet hat, sich nicht, wie der Gallische Hahn, zum Ersten Wesen der Schöpfung ankräht, sondern eingesteht, daß sie noch vieles, vieles zu lernen hat. Man giebt hier ein Stück, *la liberté conquise*, oder die Eroberung der Bastille, in Shakspears Costume, wo aber zugleich die Moral, wie auf einem Schenktische, in tausend Fars

beus

*) Nicht desto besser! wiewohl es vielleicht unvermeidlich war, daß der König durch diesen Stand der Erniedrigung gehen mußte, um zu rechter Zeit wieder erhöhet, und in das volle Ansehen eingesetzt zu werden, welches die Constituzion selbst, wenn sie bestehen soll, ihm garantiren muß. W.

ben- und Liqueur-Gläſerchen aufgeſetzt wird. Wenn Sie hörten, wie Jede politiſche Sentenz zwey, dreymahl von den Akteurs wiederhohlt werden muß, bis das Publikum zufrieden iſt, und wie am Ende vorm Geklatſche beynahe die Kanonen auf dem Theater nicht gehört werden! — Ich gehe allezeit hinein, nicht der Sache wegen, ſondern mich am Feſte dieſes Volks zu laben, wo ich ſo mitſchmauſe, als wenn der Vater des verlohrnen Sohnes alles hergegeben hätte, was er im Hauſe hatte. So iſt in den Variétés, *Eſope à la Cour*, der wenigſtens vierzig Aeſopiſche Fabeln herſagt, die alle in der größten Stille angehört und mit Jauchzen beklatſcht werden. Wahr iſt's, ſie ſind faſt alle Meiſterſtücke der Diction; aber gleichwohl vor zehn Jahren, ehe der Dämon der Moral in dieſes Volk gefahren war, wäre Aeſop mit ſeinen Fabeln zum Loch hinaus gepfiffen worden.

Natürlich hat ſich die Volksmenge um vielleicht hundert tauſend Menſchen vermindern müſſen, aber dem ungeachtet iſt das Gedränge Tag und Nacht in Paris noch größer, als zu Frankfurt auf einer Kayſer-Krönung; und in den Tuilierien ſind, wenn nur ein Sonnenblick iſt, ſo viele Luſtwandler als Einwohner in einer teutſchen F. Reſidenz, und man ſollte glauben, im Palais-Royal würden alle Abend Gold und Indulgenzen umſonſt ausgegeben, ſo läuft da alles untereinander.

chen -- geht in euer Bett, ihr werdet morgen krank dafür seyn, daß ihr diese Nacht nicht geschlaffen habt.

Capulet.

Nein, nichts weniger -- was? Ich denke wol der Zeit, da ich ganze Nächte durch um einer schlechtern Ursache willen gewacht habe, und bin nie krank geworden.

Lady.

Ja; ja, ihr seyd ein feiner Mäuse-Jäger in eurer Jugend gewesen -- aber heutigs Tags will ich euch schon bewachen, daß ihr nicht so wachen sollt.

(Lady Capulet und Amme gehen ab.)

Capulet.

Eifersucht, pure Eifersucht! -- Nun, Bursche, was giebt's hier zu thun?

Drey oder viere mit Bratspiessen, Körben, Holz, u. s. w. treten auf.

Bedienter.

Sachen für den Koch, Gnädiger Herr, aber ich weiß nicht was.

Capulet.

Macht hurtig, macht hurtig; Schurke, hole trokneres Holz, ruf dem Peter, er wird dir weisen wo es ligt.

Bedien-

Die Circulazion der Assignate ist sehr lebhaft; denn sie verliehren nur 5 p. C. gegen baares Geld, und gegen diesen Abzug können bey den Wucherern alle Tage Millionen in Gold und Silber erhoben werden. Keine Session der Nazional-Versammlung ist, wo nicht acht bis zehn Millionen Geistliche Güter adjudiciert werden, die alle von Pächtern, reichen Landleuten und Gemeinden gekauft werden, und sehr oft die Hälfte der Taxation übersteigen, ja sie nicht selten dupliren und tripliren. Es würde Sie, glaube ich, selber gefreut haben, wenn Sie neben mir gestanden, und so zu verschiedenenmalen in der Cour de l'Extraordinaire die Papiere der Staatsschulden mit 20 — 30 Millionen hätten verbrennen sehen. Nach der vor 8 Tagen von Mr. *Camus* übergebenen Bilanz haben sie dieses Jahr 100 Millionen weniger Ausgaben; und wiewohl noch das Staats-Bedürfniß über 500 Millionen Jährlich heischt, so ist doch die sichre Perspective da, daß nach der Extinction der Leib-Renten, das ist, nach zwanzig Jahren, diese Ausgabe nur gegen 200 Millionen betragen wird.

Nun setzen Sie hinzu, die Morgenröthe einer bessern Erziehung, die nahe Circulazion der Prinzipien aller Arten von Kenntnisse durch alle Stände, die daher erwachsende Besserung der Sitten, und in allem diesem das große Beyspiel für ganz Europa, was der Mensch und die Menschen cumulatim vermögen.

Zusatz

Zuſatz des Herausgebers.

Man wird mir gerne zugeben, daß ich dem Schreiber dieſes Briefes und mir ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, wenn ich das, was in dem mir ertheilten Lobe Scherz iſt, von dem, was ich mir davon ohne Hoffart zueignen kann, ſehr gut zu unterſcheiden weiß. Das was mir Freunde und Feinde (wenn anders ein ſo harmloſes Individuum, wie ich, Feinde haben kann) verhoffentlich eingeſtehen werden, iſt, daß in allem, was ich ſeit dem 14ten Jun. 1789. über die öffentlichen Begebenheiten in Frankreich, über die Revoluzion, und über einige Operazionen der Franzöſiſchen Nazional-Verſammlung geſchrieben habe, ein gewiſſer Geiſt von **Unpartheylichkeit**, **Billigkeit** und **Mäßigung** athmet, der nicht alle, welche ſich diſſeits des Rheins über dieſe Gegenſtände haben vernehmen laſſen, angeweht zu haben ſcheint. Da ich (meines Wiſſens) nicht die Ehre habe, mit dem Hauſe **Capet** verwandt zu ſeyn, da ich weder ein **Prälat** noch ein **Edelmann** bin, und überhaupt bey Wiederherſtellung des alten **Regime** in Frankreich eben ſo wenig zu **gewinnen**, als bey der neuen Conſtituzion, oder bey irgend einer andern, welche ſich die Franzöſiſche Nazion geben könnte, zu **verliehren** habe: ſo ſehe ich nicht ein, was in der Welt mich verhindern ſollte, entweder bey Beurtheilung der Gegenſtände,

wovon hier die Rede iſt, ganz unpartheyiſch zu ſeyn, oder — Falls (wie ich ſelbſt einmal behauptet habe) eine gänzliche Gleichgültigkeit und ſtoiſche Apathie entweder nicht in der menſchlichen Natur, oder wenigſtens nicht in der meinigen wäre — wenigſtens eine ſo gemäßigte Parthey zu nehmen, daß weder Monarchiſten noch Jacobiner, weder Ariſtokraten noch Demokraten, weder Schwörer noch Nicht-Schwörer, gerechte Urſache hätten mir Unbilligkeit Schuld zu geben. Woher es kommt, daß nicht Alle, welche völlig eben ſo viele Urſache zur Unpartheylichkeit und Mäßigung haben als ich, ſich in gleichen Schranken mit mir gehalten, verlange ich nicht zu unterſuchen. Es iſt möglich, daß der Eine oder Andre ſubjective Beweggründe, einen größern Eifer für oder wider die Revoluzion zu zeigen, gehabt haben mag, die ich nicht habe. Perſönliche Umſtände, Verhältniſſe, Verbindungen und Rückſichten influiren in ſolchen Fällen meiſtens ſtärker auf die Vorſtellungsart und Urtheile der Leute als ſie ſichs bewußt ſind. Indeſſen könnten ſich doch die Zuſchauer ſolcher groſſen Weltbegebenheiten manche Beſchämung über voreilige und vom Erfolge auf eine etwas derbe Art dementierte Ausſprüche und Weiſſagungen erſparen, wenn ſie folgende ganz einfältige Maximen, von welche ich mich in meinen Urtheilen über die menſchlichen Dinge leiten zu laſſen pflege, einer nähern Beherzigung würdigen, und, Falls ſie fänden daß ſie die Probe hal-

ten,

halten, ebenfalls Gebrauch davon zu machen belieben wollten.

I. Ich vergeſſe nie, daß **Menſchen** in allen Umſtänden und Zeiten weder mehr noch weniger als **Menſchen** ſind.

Daher kömmt es, daß nicht leicht etwas ſo gut oder ſchlimm, ſo vernünftig oder ſo albern, ſo edel oder ſo ſchlecht, iſt, daß ich es ihnen nicht, unter gewiſſen Umſtänden zutrauen ſollte. **Daher kommt es**, daß ich nichts Vollkommenes von ihnen erwarte, und mich (Momente von übler Laune oder Aufbrauſung abgerechnet — hanc veniam petimus damusque viciſſim) nie darüber formaliſiere, wenn ſie — zumahl in auſſerordenelichen Lagen und im Gedränge großer Schwierigkeiten — nicht wie **Götter, reine Geiſter, oder ſtoiſche Weiſe**, ſondern nur wie arme Erdenkiße, weder weiſer noch conſequenter noch uneigennütziger handeln, als man es ſeit ſo vielen Jahrtauſenden von den Adamskindern gewohnt iſt, oder doch billig gewohnt ſeyn ſollte.

Machen wir die Anwendung hievon. Als der ſogenannte *Tiers-Etat* im Junius und Julius 1789. ſich ſo edel, männlich und ſtandhaft benahm, daß er in kurzer Zeit auch diejenigen, denen es vermöge ihrer perſönlichen Vortheile nicht Ernſt ſeyn konnte, eine **allgemeine und gründliche** Staats-Verbeſſerung bes

wirken zu helfen*), dahin brachte, mit ihm ſich zu vereinigen, und unter dem Nahmen der Aſſemblée-Nationale die Herſtellung einer neuen, auf die unverlierbaren Rechte der Menſchheit, und die weſentlichen Pflichten der bürgerlichen Geſellſchaft gegründete Conſtituzion, (welche NB. der allgemeine Wunſch und Wille der Nazion war) zum erſten Gegenſtand ihrer Arbeiten zu machen: da war beynahe in ganz Europa ein allgemeines Jubeln, Bewundern und Applaudieren. Ein elektriſcher Schlag ſchien in allen Menſchen das Gefühl deſſen was der Menſch ſeyn ſoll, aufgeregt zu haben, und jedermann intereſſierte ſich für die edeln Männer aus allen Ständen, die ſich an die Spitze ihrer Nazion ſtellten, und mit eben ſo viel Muth und Wärme als Talenten und Einſichten verſehen ſchienen, das Größte Werk, was Männer unternehmen können, — die neue Belebung und beſſere Organiſirung eines großen Staatskörpers, deſſen gänzliche Auflöſung ohne dieſe heroiſche Operazion unvermeidlich ſchien, — glücklich zu Stande zu bringen.

Gut! Aber wie konnte man ſich nun einbilden, daß dieſe Männer von dem Augenblicke an, da ſie dieß unermeßlich große und ſchwere Werk auf ſich nahmen, ſtraks in eben ſo viele impaſſive, unfehlbare und von allen Schwachheiten der menſchlichen Natur be-

freyte

*) d. i. die Magnaten, die Hofleute und die hohe Geiſtlichkeit.

freyte Weſen verwandelt werden würden? Wie konnte man erwarten, daß ſie, immer von Einem und demſelben Geiſte getrieben, alles mit einerley Augen ſehen, nie verſchiedener Meynung ſeyn, von der unendlich ſcharfen Linie nicht nur deſſen was überhaupt **wahr** und **recht**, ſondern auch deſſen, was **unter den gegebenen**, äußerſt ſchwierigen und nicht von ihrer Willkühr abhängenden **Umſtänden**, das **Beſte für Alle** war, nie abweichen, nie (vermöge alles deſſen) in Partheyen zerfallen würden? — Ferner: wie konnte man erwarten, daß die Franzöſiſche Nazional-Verſammlung, die **nur** aus Menſchen, und) als **Franzoſen**, was ihre Schuld nicht iſt) aus den lebhafteſten, beweglichſten, feurigſten und brauſendſten Menſchen in der Welt, beſtund, — ſelbſt nach einer viel längern und ruhigen **Vorbereitung**, fähig geweſen ſeyn ſollte, das complicierteſte aller **Probleme**, das Problem — „die vormahlige durchaus verdorbene und verderbliche „Verfaſſung Frankreichs, **mit dem möglichſt wenigſten Ungemach der Jetztlebenden**, dergeſtalt „**umzuſchaffen**, daß der Nazion **wirklich** geholfen „ſey", — binnen anderhalb Jahren ſo vollkommen aufzulöſen, daß die höchſte Vernunft nichts an ihrem Werke auszuſetzen hätte? Wie konnte man, ohne die äuſſerſte Unbilligkeit und Unvernunft, auch alsdann etwas ſo vollkommnes von ihnen erwarten, wenn ſie nicht von allen Seiten mit unzähligen Schwierigkeiten umringt, von tauſend Hinderniſſen aufgehalten,

und

und bey jedem Schritte genöthiget gewesen wären, den hartnäckigsten Widerstand einer Menge von vielvermögenden Menschen zu bekämpfen, deren Interesse war, ihnen fast in allen Stücken, zumahl aber wo es um **Aufopferungen** zu thun war, aus allen ihren Kräften entgegen zu arbeiten? Endlich, und da es schlechterdings unmöglich war, die neue bessere Constitution, — gegen welche Hof, Adel, Prälaten, Parlamenter, Traitans, kurz Alles, was unter dem alten Regime Antheil an dem Despotisms der Regierung und an Ausraubung des Volks gehabt hatte, mit Zähnen und Klauen sich wehrten, jemahls anders als **mit Hülfe des Volks** zu Stande zu bringen; und da dieses Volk sich nun einmal **frey** gemacht hatte, und unabänderlich entschlossen war, eine **freye Constitution** zu haben, es möchte auch kosten was es wollte: wie konnte man erwarten, daß der roheste und gedrückteste Theil desselben — zumahl unter dem Einfluß und der unaufhörlichen Aufhetzungen der Partheyen — nicht bey besondern (zufälligen oder durch die Cabalen der einen oder andern Parthey veranlaßten) Gelegenheiten, in tumultuarische Bewegungen ausbrechen oder sich zum blinden Werkzeuge fremder Passionen und geheimer Absichten mißbrauchen lassen würde? — Aber wer sieht nicht, wie unbillig es ist, die Französische Staatsveränderung nach solchen momentanen Explosionen der fanatischen Tollheit eines aufgereizten Pöbels zu beurtheilen? und von den wenigen Auftritten dieser

Art,

Art, welche dem franzöſiſchen Volke mit Grunde zur Laſt gelegt werden können *), Anlaß zu Declamazionen gegen die Revoluzion, gegen die Nazional-Verſammlung, gegen die demokratiſche Parthey **) u. ſ. w. zu nehmen; gleich als ob man auch nur ein einziges Beyſpiel aus der Geſchichte nennen könnte, daß der Uebergang eines Volkes von der armſeligſten Sklaverey zur Freyheit, ſchneller, einmüthiger und friedlicher bewirkt worden wäre? — als ob nicht in dem heillos feſten der Kriege, die wir in dieſem Jahrhundert erlebt haben, die Belagerung und Eroberung einer einzigen Stadt weit mehr Blut gekoſtet hätte, als dieſe Revoluzion, deren Folgen für Frankreich ſo wohlthätig ſeyn werden, daß ſie um keinen Preis zu theuer erkauft wären? — und als ob nicht ſo gar das (verhältnißmäßig) geringe Unheil, wozu ſie den Anlaß gegeben, bloß eine natürliche Folge des unverſtändigen und boshaften Widerſtands einer Hand voll Menſchen, gegen den einhelligen Willen und die vereinigten Kräfte einer unendlich überlegenen Majorität der Nazion, geweſen wäre.

II. Ich

*) und am Ende doch weiter nichts beweiſen, als daß auch der Franzöſiſche Pöbel, ſo gut wie der Engliſche, und wie jeder andere unter allen Völkern und Zeiten, Pöbel iſt.

**) Ohne welche die Nazion nie frey geworden wäre.

II. Ich erwarte nie, daß irgend etwas Großes, das nur durch vereinigte Kräfte und hartnäckigen Fleiß einer großen Anzahl der geschicktesten und besten Männer eines Volkes zu Stande kommen kann, sich so auf Einen Guß, wie man eine metallene Bildsäule gießt, machen lasse. Ich wundere und formalisiere mich daher nicht darüber, wenn die Repräsentanten einer Nazion, mit welcher es so aufs äusserste gekommen war wie mit der Französischen, und denen es nun obliegt, zu gleicher Zeit, die Quellen der alten Uebel zu verstopfen, für den Drang des gegenwärtigen Nothstandes Rath zu schaffen, und durch eine ganz neue Staatsverfassung, Gesetzgebung, und Einrichtung aller Institute der bürgerlichen Gesellschaft, einen unerschütterlichen Grund zu bessern Zeiten zu legen, — ich wundre mich nicht, sage ich, daß Zwölfhundert mit einem solchen Auftrage beladene Männer von so verschiedenen Grundsätzen, Gesinnungen und Absichten, wie die dermahlige französische Nazional-Versammlung ist, nicht in zwanzig Monaten mit der Arbeit eben so vieler Jahre zu Stande gekommen sind. *) Aber

*) Man bedenke nur, was es im vorigen Jahrhundert dem ganzen Teutschen Reiche gekostet hat, durch einen verwüstenden und mit barbarischer Wuth geführten Krieg, nach einer ganz andern Anarchie als die dermahlige Französische ist, den Westphälischen Frieden zu erkaufen? und was das, was unsre Nazion dadurch gewon-

Aber darüber wundre ich mich, und darüber wird man ſich (ich bin es gewiß) noch in tauſend Jahren wundern, daß ſie, in ſo kurzer Zeit, unter ſolchen Hindernissen Gefahren und Schwierigkeiten, durch die bloße Macht der Vernunft, der Beredſamkeit und des öffentlichen Vertrauens, ſo viel, ſo auſſerordentlich viel zu Bewirkung ihres großen Zwecks gethan haben. Wo iſt, oder wo war jemahls die Nazional- oder Reichsverſammlung, wo war jemahls das allgemeine Concilium der Häupter und Väter der ganzen Chriſtlichen Republik, die ſich in ſo kurzer Zeit ſolcher Arbeiten, ſolcher Verdienſte zu rühmen hätten? Wahrlich uns Teutſchen ſteht es wohl an, der N. V. vorzuwerfen, daß ſie — noch Nichts gethan habe! Möchten wir doch in unſern eigenen Buſen greifen und — Doch davon wird erſt in hundert Jahren Zeit zu reden ſeyn, und ich überlaſſe es einem künftigen Ur-Urenkel, dieſen Perioden auszufüllen.

III. Ich finde nichts ſimplers, als wenn Menſchen nicht vermögen, was ein Gott ſelbſt — ohne Wunderwerke — nicht möglich machen könnte. Ich declamiere alſo nicht über die dermahlige Anarchie in Frankreich — (eine Anarchie, wobey es denn doch in Ganzen

gewonnen hat, gegen die unermeßlichen Vortheile iſt, welche ſich die Franzöſiſche um einen ſo wohlfeilen Preiß zu verſchaffen gewußt hat!!

Bedienter.

Gnädiger Herr, um Klöze zu finden, hab' ich ſelber Kopfs genug, ich brauche keinen Peter dazu.

Capulet.

Sakerlot! wol gegeben, -- du haſt Wiz, Burſche, ha, ha -- Aber bey meiner Treue, es iſt ſchon Tag -- (Man hört Muſik von Ferne.) Der Graf wird bald mit Muſicanten hier ſeyn -- er hat es verſprochen -- Ich hör ihn ſchon kommen. Amme -- Frau -- wie, holla! he! Amme, ſag ich!

Die Amme kommt.

Geh, weke Julietten, geh und mze ſie auf, ich will gehn und indeß mit Paris ſchwazen: Fort, mach hurtig, mach hurtig, der Bräutigam iſt ſchon da -- Mach hurtig, ſag ich --

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in Juliettens Schlaf-Zimmer; Juliette ligt auf dem Bette.)

Die Amme tritt wieder auf.

Amme.

Gnädiges Fräulein -- he! Fräulein! Juliette -- Das

zen noch so ziemlich ruhig und ordentlich zugeht) — ich rufe nicht Zeter über die demokratischen Tirannen, die den guten Königl Ludwig XVI. aller seiner Autorität beraubt, sich selbst hingegen der ganzen Fülle der höchsten Gewalt bemächtigt haben so oft es die Noth der gegenwärtigen Umstände erfoderte. Denn ich finde es eben so natürlich, daß während der Revoluzion, und so lange bis die Constituzion ganz vollendet dasteht, die königliche Autorität gewisser Maßen suspendiert werden mußte, als daß das Wasser, das eine Mühle treibt, aufgehalten und abgeleitet werden muß, wenn das Mühlwerk einer wesentlichen Ausbesserung bedarf, und wirklich daran gearbeitet wird. Genug, daß es nicht so bleiben kann noch wird — wie das Politische Journal seit Jahr und Tagen immer gesagt hat — und wie die Naz. Vers. gewiß, eben so gut und noch besser als wir, einsieht. Es kann in einem Hause, woran noch gebaut wird, freylich nicht so ordentlich aussehen, als wenn es fertig und ausmöbliert ist. Aber man kann auch nicht alles auf einmahl machen. Sobald die Nazion und die neue Staatsverfassung von der königlichen Autorität nichts mehr zu befürchten haben werden, wird der König gerade so viel Gewalt und Ansehen wieder erhalten, als das Haupt einer freyen Nazion, in einer durch Grundverfassung und Gesetze auf bloß wohlthätige Wirksamkeit eingeschränkten Monarchie, haben soll und muß. Darauf können sich die Herren

fest

feſt verlaſſen, die ſich ſo zärtlich für den guten König Ludwig den 16ten intereſſieren. Und überhaupt müßte man auſſerordentlich kurzſichtig ſeyn, um nicht voraus zuſehen, daß den folgenden Nazional-Verſammlungen an den Arbeiten ihrer Vorgänge noch vieles zu verbeſſern und zu berichtigen übrig iſt — und immer übrig bleiben wird; da keine Staatsverfaſſung und Adminiſtrazion ſo vollkommen iſt, daß ſie nicht wenigſtens alle fünfzig Jahre einer Ausbeſſerung nöthig hätte. Die dermahligen Geſetzgeber Frankreichs hätten zwar (wie es ſcheint) gern die Ehre haben mögen, ihrem Vaterlande die vernunftmäßigſte und vollkommenſte aller denkbaren Verfaſſungen zu geben: aber ich müßte mich ſehr irren, oder **auch ſie** fangen an wahrzunehmen, daß der weiſe **Solon** ſehr weislich daran that, daß er ſich begnügte den Athenienſern, ſtatt der vollkommenſten Geſetzgebung, **die beſte zu geben deren ſie fähig waren.**

Der Raum verbietet mir ein Mehreres; auch iſt dies ſchon mehr als genug, um zu zeigen, wie wohlfeil ich zu dem Beyfall gekommen bin, den mir meine billige Art über die dermahligen franzöſ. Nazional-Begebenheiten zu ſprechen, bey vielen, denen ich zu gefallen wünſche, zugezogen hat; und wie manche übereilte Urtheile, wie manchen auf ſie ſelbſt zurückprallenden Spott, und wie viele unausbleibliche Beſchämung einige unſrer Journaliſten und Zeitungsſchreiber ſich hätten erſparen können, wenn ſie in ihren Ur-

theilen von ſo vielſeitigen, verwickelten, und zum Theil erſt künftig, wenn alles wieder ſeinen ordentlichen Gang gehen wird, auflöſsbaren Begebenheiten und Verhandlungen lieber den einfachſten Regeln der allgemeinen Vernunft, als vorgefaßten Meynungen und einſeitigen, durch Partengeiſt, Leidenſchaft und Intereſſe verfälſchten Berichten, geſetzet wären; und vornehmlich im Urtheilen von dem gegenwärtigen Zuſtande der franzöſiſchen Nazion überhaupt, lieber auf die täglich immer mehr in die Augen fallende Befeſtigung der neuen Conſtituzion, als auf einzelne Beyſpiele der beklagenswerthen Verirrungen eines von den Uebelgeſinnten unabläſſig beunruhigten und zum Mißbrauch einer noch ungewohnten und mißverſtandnen Freyheit gereizten Volks in dieſer in jener Stadt oder Gegend, Rückſicht genommen hätten. Eine ſolche Verirrung iſt z. B. der vor kurzen zu **Douay** in Flandern ausgebrochener Tumult, der (zu einer Zeit, da ein **Pfund Brod** nur einen **Sou** zu Douay koſtete) darüber entſtand, daß ein Kaufmann des Ortes ein mit Getreide beladenes Fahrzeug nach Dünkirchen abgehen laſſen wollte; und wobey die Munizipalität, welche den Gewaltthätigkeiten des Pöbels auf der Stelle geſetzmäßigen Einhalt thun ſollte und konnte, ſich ſo ſtrafbar betragen hat, daß die N. V. genöthigt wurde zu decretieren: daß der Maire und die ſämtliche Municipal-Officianten von Douay arretiert, und unverzüglich in die Gefängniſſe vor Orleans gebracht werden ſollten, um

daſelbſt

daſelbſt vor dem niedergeſetzten höchſten Nazional-Gerichte als Verbrecher der beleidigten Nazion in Inquiſizion gezogen zu werden. Alle Volks-Exceſſe dieſer Art werden aufhören, und wahrſcheinlich bälder aufhören als es den heimlichen Anſtiftern lieb ſeyn wird; die Freyheit und die Conſtituzion hingegen wird beſtehen: und eine ihrer unfehlbarſten Folgen (wie der Schreiber des mitgetheilten Briefes ſehr richtig anmerkt) wird ſeyn, daß richtige und zuſammenhängende Begriffe von Rechten und Pflichten, von dem gegenſeitigen Verhältniß des Bürgers und des Staats, und von den Grundmaximen einer wohleingerichteten Staats-Oekonomie nach und nach bis zu dem gemeinen Mann, ja bis zu den niedrigſten Volks-Claſſen durchdringen, und, verbunden mit einer künftigen beſſern Erziehung der Jugend, aus der nächſten Generazion, die nun mit der neuen Conſtituzion aufwächſt, gerade die Menſchen machen werden, die ſich für dieſe Conſtituzion ſchicken, die ſich mit ihr und durch ſie glücklich finden, und denen, — wenn ſie, nach zwanzig Jahren, in den Jahrbüchern, Memoires, Romanen und Schauſpielen aus den Zeiten der unmittelbaren Vorgänger Ludwigs des XVI. und den erſten funfzehn Jahren ſeiner eigenen Regierung, leſen werden, wie es ehmahls in Frankreich ſtand und hergieng, — zu Muthe ſeyn wird, als ob man ihnen Contes de ma mere l'oye oder Geſchichten aus einem andern Planeten erzählte.

W.

V.

Litterariſche Anzeigen.

I.

Beſchluß der im 2ten Stück d. J. angefangenen Anzeige des Voſſiſchen Muſen-Allmanachs 1791.

Von einem liebenswürdigen Dichter, den alle Leſer, die mit dem teutſchen Parnaſſe ſchon länger bekannt ſind, auch unter dem bloßen Buchſtaben P. leicht errathen werden, ſind wir diesmahl mit vier Stücken beſchenkt worden: einem ſehr ſchönen Freyheits- und Bundesliede, Alſa überſchrieben, (S. 54) und drey allegoriſchen Fabeln, der Apfelbaum (S. 17) Zevs und die Tieger (S. 68) und die Vögel, welche leztern mit jenem Tyrteiſchen Freyheitathmenden Liede, einen auffallenden Contraſt zu machen ſcheinen; — aber auch nur ſcheinen. Denn warum ſollte der Dichter, der am 14. Julius aus vollem Herzen ſang:

Sieh, der Pflanzer deines Strands,
der im Staube lag,
feiert heut des Vaterlands
Auferſtehungstag.

Hoch,

Horch, wie der Posaune Klang
es zum Leben weckt!
Wie der Freyheit Hochgesang
die Despoten schreckt!

Längst vernahm das Volk nicht mehr
ihn am Wagefuß;
eine Kette zentnerschwer
hieng an seinem Fuß;

aber nun zermalmt es sie,
stürzt mit ernstem Spott
seine Götzen, und sein Knie
beugt sich nur vor Gott, u. s. w.

Warum, sage ich, sollte nicht eben dieser Dichter mit dem wärmsten Enthusiasmus für eine freye Constitution zugleich die Begriffe und Ueberzeugungen eines Mounier verbinden können und dürfen? und warum sollte ihn nicht gerade der Charakter eines freyen Bürgers berechtigen, seine Mitbürger, wie ehmals Stesichorus und Menenius Agrippa die ihrigen, durch sinnreiche Fabeln vor gefährlichen politischen Uebereilungen und vor gesetzwidriger Ausdehnung ihrer Rechte zu warnen; zumahl wenn wir annehmen, daß Unruhen, wovon er selbst unmittelbarer Zeuge war, die nächste Aufforderung dazu an ihn gethan haben mochten. Indessen gehört vermuthlich zu den Vögeln ein mir unbekannte Schlüssel, um dieser Fabel einen Anschein von Satyre zu benehmen, der sie einer Stelle in den Actes

des Apotres würdig zu machen ſcheinen könnte. Unſere Leſer mögen ſelbſt urtheilen!

Der Adler war zu jeder Zeit
der Vögel Oberherr; allein die große Charte
des Reichs entzog das Volk dem Joch der Dienſtbarkeit.
Einſt brachte ein alter Kauz mit einem langen Barte
den großen Vorſchlag auf die Bahn
die Staatsverfaſſung umzuſchmelzen.
Der Papagey, der Staar, die Gans, der welſche Hahn,
die Spatzen und die Waſſerſtelzen
beſanchzten den Entwurf der Reformazion,
der jedes Glied der Nazion
mit vollem Recht zum Mitregenten machte.
Der Schwan allein blieb ſtumm. Er überdachte
den neuen Schöpfungsplan und fand das Werk nicht leicht.
Nicht wahr, rief Meiſter Kauz, das heißt man reformieren?
Was ſageſt du dazu? — Hm! ſpricht der Schwan, mich dünkt,
das Volk ſoll frey ſeyn, aber nicht regieren.

Daß dies nicht der Nazional-Verſammlung, ſondern irgend einer mir unbekannten Faczion von demokratiſchen Thoren gelten müſſe, ſcheint der ganze Inhalt der Fabel klar zu machen, wiewohl weniger aufmerkſame Leſer es vielleicht zweydeutig finden könnten. Die neue Reformazion, die von Truthähnen, Gän-

Gänſen, Staarmatzen, Spatzen und anderm beſierderten Pöbel bejauchzt wird, kann unmöglich die neue Conſtituzion ſeyn, welche Frankreich durch die Decrete der N. V. erhalten hat; denn, vor dem Jahre 1789 gab es da noch keine groſſe Charte, die das Volk der Dienſtbarkeit entzog. Der Dichter muß alſo unter dieſer großen Charte die neue Conſtituzion ſelbſt verſtehen; folglich muß auch mit dem Vorſchlage des Kauzen die Staatsverfaſſung umzuſchmelzen Etwas ganz anders gemeynt ſeyn, als die Conſtituzion, Kraft welcher Frankreich bloß zu einer durch gehörige Vertheilung der dreyfachen höchſten Gewalt des Staats weislich eingeſchränkten Monarchie organiſiert wird. Soll das Volk frey ſeyn, ſo muß dem Deſpotismus und der Ariſtokratie (den natürlichen und ewigen Feinden der Freyheit in jeder Staatsverfaſſung) auf alle nur mögliche Art geſteuert und vorgebaut ſeyn; und wie wäre dies anders zu bewerkſtelligen, als dadurch, daß einer Seits die dem Volke zukommende geſetzgebende Macht durch Repräſentanten, welche es ſelbſt gewählt hat, ausgeübt, andrer Seits der Strohm der höchſten Gewalt, welche die Geſetze zur Vollziehung bringt, in ſo viele kleinere Canäle als nur immer möglich abgeleitet, d. i. ſtufenweiſe unter eine Menge Unterobrigkeiten vertheilt werde? In ſo ferne nun das Volk (oder, welches hier einerley iſt, die Nazion) ſeine Repräſentanten ſowohl, als ſeine Unter-Obrigkeiten, Munizipal- Diſtricts- und Departements-Offizianten

u. ſ. w. nach einer durchs Geſetz vorgeſchriebenen Ord-
nung ſelbſt erwählt, und in ſo ferne alle dieſe Obrig-
keitlichen Perſonen aus dem Volke erwählt werden,
kann man zwar ſagen, das Volk habe an der Regierung
Antheil; aber man kann darum nicht ſagen, jedes
Glied der Nazion werde dadurch zum Mitregenten
des Königs gemacht. Denn jedes Glied der Nazion,
das vornehmſte wie das geringſte, hat ſeine Obrig-
keit und die Geſetze über ſich, und wird alſo re-
giert; und wenn man diejenigen, welchen die Conſti-
tuzion an ihrem Orte oder in ihrem Bezirke einen ge-
wiſſen genau beſtimmten Antheil an der Adminiſtrazion
giebt, Mitregenten ſchelten will, ſo ſind ſie es doch
nicht mehr, als jeder Dorf-Alkade in dem deſpotiſch
regierten Spanien. Ich geſtehe alſo, daß ich mir
nicht recht deutlich zu machen weiß, was der Schwan
mit ſeinem weiſen Spruche, „das Volk ſoll frey
ſeyn, aber nicht regieren," ſagen wolle; da
es Fabeldichters Abſicht doch eben ſo wenig ſeyn
konnte, ihn Etwas damit ſagen zu laſſen, was
ſelbſt dem tollſten Mitglicde des Jacobiner-
Klubs nie in den Sinn gekommen iſt, als läugnen
zu wollen, daß ein freyes Volk, theils unmittelbar
(in ſo fern es einen großen Theil des öffentlichen
Fonctionaires zu erwählen berechtigt iſt) theils mit-
telbar durch ſeine Repräſentanten, oder durch die
aus ſeinem Mittel erwählten Staats- und Kirchen-
diener, an Ausübung der höchſten Macht des Staats

wirk-

wirklich Antheil nehmen könne, ohne darum weniger den Geſetzen und den geſetzmäßigen Vollziehern derſelben unterthan zu ſeyn.

Das poetiſche Talent des Hrn. v. Nicolay, beſonders für die erzählende und moraliſierende Dichtart, iſt zu allgemein anerkannt, als daß ich nöthig hätte, von den ſieben Stücken, die er dießmahl beygetragen hat, mehr zu ſagen, als, man werde ſie mit Vergnügen leſen. Das beträchtlichſte darunter, an Phyllis überſchrieben und ſchon im Jahr 1758. aufgeſetzt, (S. 69.) iſt eine, beſonders für junge Leſerinnen, intereſſante Unterhaltung des damahls ſelbſt noch jugendlichen Dichters mit einer gefühlvollen jungen Freundin, über die Vortheile und Nachtheile eines empfindſamen Herzens, und über die Mittel, ſich gegen die Gefahren zu verwahren, welchen man mit einem ſolchen Herzen ausgeſezt iſt. Die Vereinigung eines zarten wohlwollenden Gefühls mit Leichtigkeit und Eleganz der Diction und Verſificazion, und die ſchön (wiewohl etwas kalt) erzählte Liebesgeſchichte zwiſchen Paris und Oenone, wodurch der Dichter ſeine moraliſchen Lehren anſchaulicher und unterhaltender macht, erhöhen den Werth dieſes Gedichtes, in Rückſicht auf die Zeit ſeiner Entſtehung; denn im Jahr 1758. gab es, auſſer einigen Erzählungen in den Bremiſchen Beyträgen, noch nichts, das ihm zum Muſter in dieſer ſokratiſierenden Dichtart hätte dienen können. Auch macht

heißt geſchlaffen, das geſteh ich -- he, Täubchen -- he, Fräulein -- ſy, ihr Sieben-Schläferin -- he! Liebchen, ſag ich -- Fräulein -- Herzchen -- Braut -- wie? nicht ein Wort? Ich ſeh, ihr nehmt für eure drey Pfenninge zum Voraus; ihr ſchlaft vor die ganze Woche; gut, in der nächſten Nacht, da bin ich gut dafür, wird Graf Paris Mann dafür ſeyn, daß ihr wenig genug ſchlafen ſollt -- Gott verzeih mir's -- heilige Marie! und Amen! -- was für einen geſunden Schlaf ſie hat! Ich muß ſie aufſchreyen -- Fräulein, Fräulein, Fräulein -- Nun, wahrlich, laßt nur den Grafen euch in ſein Bette kriegen, er wird euch aufrütteln, mein Treu -- Kan's denn nicht ſeyn? Wie, angezogen, in euern Kleidern -- und wieder zurük! -- Ich muß Ernſt brauchen -- Fräulein, Fräulein, Fräulein -- O Gott! o Gott! helft, helft, helft! Mein Fräulein iſt todt! O Herzenleid! O! warum mußt ich gebohren werden! -- O, einen Schluk Aquavit -- he! -- Gnädiger Herr! Gnädige Frau!

Lady Capulet.

Lady Capulet.

Was iſt hier für ein Geſchrey?

Amme.

O unglükſeliger Tag!

Lady Capulet

Was iſt's, was iſt's?

Amme.

die damahlige Jugend des Dichters für die Weitſchweifigkeit, die ein Zoilus allenfalls daran ausſetzen könnte, eine vollgultige Apologie. Die übrigen ſechs kleinen Fabeln und Erzählungen von eben dieſem Verfaſſer können an Zierlichkeit, Leichtigkeit und Kürze für Muſter in ihrer Art gelten. — Uebrigens möchte zu wünſchen ſeyn, daß künftig bey nicht ſelbſt erfundenen Stücken allemahl die ausländiſchen Originale, deren Copeyen ſie ſind, genannt wären.

Unter den ſchönſten Blumen, womit dieſes poetiſche Körbchen angefüllt iſt, zeichnen ſich in meinen Augen, diejenigen am meiſten aus, die der Herausgeber ſelbſt beygetragen hat; Er, dem das ſeltne Lob gebührt, unter den beſten Dichtern unſrer Nazion, und unter den gelehrteſten, ſcharfſinnigſten und geſchmackvolleſten Philologen unſrer Zeit einen der erſten Plätze errungen zu haben. Jedes der von ihm gelieferten acht Stücke hat ſeinen eigenen Charakter und Ton; aber claſſiſcher Geſchmack mit Genialität und Laune, — Leichtigkeit des Schwungs mit Feſtigkeit der Hand (wenn ich ſo ſagen darf) in der Art jedem Gegenſtande in Umriß, Farbe und Ausdruck die täuſchendſte Wahrheit zu geben, — eine Diction voll Kraft und Wärme, wobey ihm immer der ganze Reichthum der Sprache zu Gebot ſteht, und immer gleiche Schönheit der Verſe, in alten oder neuen Sylbenmaßen, mit und ohne Reime — ſind Eigenſchaften, die allen ſeinen Gedichten gemein ſind.

Mit

Mit vorzüglichem Vergnügen habe ich unter diesen den Klausrock und die Dorfjugend gelesen; aber was mich auf eine sehr angenehme Art überraschte, war — etwas, was ich selbst einmahl gern bewerkstelliget hätte, aber seiner unsäglichen Schwierigkeit wegen, immer aufschob und zulezt gänzlich fallen ließ, von Hrn. Voß auf eine unübertreffliche Art ausgeführt zu sehen — und dies ist das Mährchen von den drey Dieben; eine sehr getreue, und gleichwohl ein Original scheinende Uebersezung eines der drolligsten unter den alten Fabliaux et Contes aus dem 12ten 13ten und 14ten Jahrhundert, welche Hr. Barbasan in drey kleinen Bändchen vor 34 Jahren bekannt gemacht hat. Die Manier, worin Hr. Voß dieses bäurische Mährchen dem alten französischen Ménestrel nacherzählt hat, ist, meines Erachtens, so schwer als auf einem Seile zu tanzen; denn sie ist gerade der niedrigste spashafte Ton, zu welchem sich die gute Laune eines Dichters von Genie und Geschmack herablassen kann, ohne gegen den leztern zu verstoßen, wiewohl er alle Augenblicke Gefahr läuft, über die beynahe mathematische Linie des für diese Manier Anständigen und Schicklichen hinaus zu gerathen. — Endlich hat Hr. Voß seine Verdienste um den Virgil noch durch die hier mitgetheilte Uebersezung der Copa und des Niclibous dieses liebenswürdigen Dichters vermehrt, dem, meines Wissens, noch niemand so volle Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen

als

als Er, weil ihn vermuthlich noch niemand so gefühlt und so studiert hat wie Er. Besser und strenger konnte Virgil wohl nicht an dem berühmten Philologen — der sich (wie nicht zu läugnen ist) durch sein Urtheil von diesen beyden Stücken nicht läßlich an dem römischen Dichter vergangen hat — gerochen werden, als durch diese treflichen Uebersetzungen. Freylich, errare humanum est — aber gleichwohl — ungebüßt (wie dort Bet. Catrine sagt) wird Sünde nicht vergeben. — Hievon, und auch (endlich einmahl) von der Classischen Uebersetzung der Georgica — von welcher ich bloß aus gerechter Bescheidenheit öffentlich zu sprechen so lange aufgeschoben habe — in einem der nächsten Stücke ausführlicher!

W.

2.

Allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst, herausgegeben von Gottfried Huth, 1ster Band, 2ter Theil, mit Kupfern 1790. Weimar im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung. 1 Rthlr.

Der bereits durch mehrere nüzliche Schriften in diesem Fache rühmlich bekannte Herr Verfasser hat schon im ersten Theil dieses Magazins hinlänglich geeigt, daß er einem so gemeinnüzigen als vielumfassenden Unternehmen ganz gewachsen sey. Für die etwas späte Herausgabe dieses 2ten Theils (welche unvermeidliche Hindernisse zum Grunde hatte) wird das

Publi-

Publikum durch die Reichhaltigkeit an schäzbaren Abhandlungen vollkommen entschädiget. Der Praktische Baumeister findet darin viel neues, und manches wird ihm wieder ins Gedächtniß zurückgeführt, was ihm vielleicht längst entfallen war; junge angehende Architekten haben hier einen sehr guten Leitfaden zu ihrer künftigen Bestimmung, und Dilettanten der Baukunst Stoff genug zur Befriedigung ihrer Wißbegierde.

3.

Herr D. Bahrdt wird mit einigen seiner gelehrten Freunde eine Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter herausgeben. Eine nähere Anzeige erscheint in dem Intelligenzblatt der allgemeinen Literatur-Zeitung und im nächsten Stücke des Journals des Luxus und der Moden. Der Jahrgang wird 12 Stück enthalten, und denen, welche bis zur Ostermesse dieses Jahres einen Dukaten unmittelbar und postfrey an die unterzeichneten Verleger einschicken, dafür erlassen werden: die übrigen zahlen 4 Thlr. sächsisch. Das erste Stück erscheint gleich nach Ostern.

Halle, den 1. März 1791.

Francke u. Bispink.

4.

Wer das vortrefliche Altenburger Ackersystem, (den schon lange betriebenen Kleebau) welches der sel. Herr Geh. Rath Schubart von Kleefeld nur nachahmte, genauer kennt, wird es für keine überflüßige Arbeit halten, wenn diese in ihrer Art einzige Wirthschaft vollständig beschrieben wird. Da ich aber theils wegen des Nachdrucks, theils wegen der Kupferstiche den sich-

erste

erſten Weg wählen muß, ſo öffne ich den Weg der Pränumeration auf das ein Alphabet ſtarke Werk mit einem halben Laubthaler oder 1 fl. 10 Kr.

Auf Pfingſten liefere ich das Buch, und da ich ſowohl als die Böhmiſche Buchhandlung zu Leipzig bis zur Oſtermeſſe Pränumeration annehmen, ſo ſoll ſogleich nach derſelben der Anfang mit dem Druck gemacht werden. Der Inhalt des Werks iſt folgender.

1. Von der Lage des Amtes Altenburg, Bevölkerung ꝛc.
2. Von der Vertheilung und dem Verhältniß der Grundſtücke des Amtes.
3. Von den verſchiedenen Frohnen.
4. Von der natürlichen Beſchaffenheit des Erdbodens.
5. Von der Zubereitung des Ackers, Düngung und Düngſorten, Schlammfängen, ꝛc.
6. Von der Saat.
7. Von den künſtlichen und natürlichen Wieſen.
8. Vom Ackerſyſtem und Fruchtwechſel.
9. Von der Erndte.
10. Von Aufbewahrung und Verkauf des Getraides.
11. Vom Viehſtand, Stallfütterung, ſüßen Käſen ꝛc.
12. Vom Bau der Futtergewächſe.
13. Von der Beholzung und den Obſtbau.
14. Von den Gebäuden eines Bauernhofes.
15. Von Speiſe, Trank, Kleidung und Hausrath des Bauern.
16. Vom Handel in, auſſerhalb, und durch die Stadt und Amt Altenburg.
17. Von der Armuth und dem Bettel.

18. Von der Mühe und den guten Tagen des Bauern.

19. Von der Abtretung des Hofes an den jüngsten Sohn.

20. Von den noch verwaltenden Fehlern im Zusammenhang der ganzen Wirthschaft.

Ich fodere alle Patrioten auf, mich mit Ihren Beyträgen zu beehren, damit ich etwas ganzes und vollständiges liefern kann, so wie ich den etwaigen Gewinn aus dieser Schrift zu einem ökonomischen Institut für 6 junge Leute zu verwenden verspreche. Zu gleichem Behuf habe ich die Lehre von Leeden drucken lassen, von denen noch Exemplare à 9 Gr. vorräthig sind.

Stumpf,
Prof. in Jena.

Inhalt.

Jenner.

I. Ausführliche Darstellung der in der Französischen Nazional-Versammlung am 26 u. 27 Novbr. 1790 vorgefallenen Debatten. . . . . S. 1

II. Ehrenrettung der neusten Philosophie. — 81

Februar.

I. Gedichte. Stanzen an Herder von C. v. B. S. 113

II. Fortsetzung und Beschluß der Debatten in der französischen Nazional-Versammlung am 27ten November. . . . — 123

III. Rede des Hrn. Lorive, Schauspielers vom französischen Nazionaltheater, Mitglieds der Versammlung der Wähler, und Vorsteh-

führers der Deputazion dieſes Corps an die Nazional-Verſammlung. S. 170
IV. Ueber die Königs-Probe im neuen teutſchen Merkur. — 182
V. Nice, eine Idylle, aus dem lateiniſchen des Vida. — 192
VI. Litterariſche Anzeigen. — 197

März.

I. Ueber die Grundwahrheit der Moralität und ihre Verhältniſſe zur Grundwahrheit der Religion. S. 225
II. Ueber die Sprache. — 263
III. Auszug aus des P. Euſtachio Delphini, Nachrichten von der Expedizion der franzöſiſchen Flotte in Oſtindien in den Jahren 1781. 1782. 1783. unter den Befehlen des General von Suffren. Turin 1785. — 280
IV. Die griechiſche Götterlehre. Ein erzehlender Dialog. — 298
V. Menſchenwürde. Im May 1790. — 339

April.

I. Ehrenrettung des Naturrechts. S. 337
II. Fortſetzung der Nachrichten des P. Delfini von der Expedizion des franzöſiſchen Generals de Suffren in Oſtindien. — 383
III. Gedichte. — 403
IV. Auszug aus einem Schreiben eines Reiſenden an den Herausgeber dieſes Journals. — 417
V. Litterariſche Anzeigen. — 436

Neuer Teutſcher Merkur.

5. Stück 1791.

BIBL. NIVER LIPS.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Amme.

Da ſeht -- O unglüklicher Tag!

Lady Capulet.

O Gott, o Gott! mein Kind, mein einziges Leben! leb wieder auf, ſieh mich an, oder laß mich mit dir ſterben. Hülfe, Hulfe! ſchrey um Hülfe!

Capulet zu den Vorigen.

Capulet.

Schämt euch doch, warum bringt ihr Julietten ſo lange nicht; ihr Gemahl iſt gekommen.

Amme.

Sie iſt todt, geſtorben iſt ſie, ſie iſt todt: O! daß es Gott erbarme!

Capulet.

Ha! laßt mich ſehen -- O Himmel! es iſt aus, ſie iſt kalt, ihr Blut iſt geſtokt und ihre Gelenke ſind ſtarr -- ihre Lippen ſind ohne Leben, der Tod liat auf ihr, wie ein frühzeitiger Froſt auf der angenehmſten Blume des ganzen Gefildes. Verfluchter Unfall! Unglükſeliger alter Mann!

Amme.

O des kläglichen Hochzeit-Tags!

Lady Capulet.

Arme troſtloſe Mutter!

I. Kordelia. . . . . S. 3
II. Ueber das wiedergefundene Westmeer. — 29
III. Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dresden. . . — 53
IV. Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze. . — 63
V. An die Ruhe. . . . . — 103

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Zur Nachricht.

An die Leser des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde.

Hr. Salomon Maimon, dessen Werth als Denker von den ersten Philosophen Teutschlands schon anerkannt ist, hat sich zu der künftigen gemeinschaftlichen Herausgabe des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde mit mir verbunden. In den ersten acht Bänden dieses Magazins sind nun schon eine beträchtliche Anzahl Fakta gesammelt, welche dem Denker zu sehr wichtigen Reflexion Veranlassung geben können, und mit deren Uebersicht der 9te Band anheben soll. Demohngeachtet aber werden die Fakta in diesem Magazin immer Hauptsache bleiben, denen das Raisonnement sich unterordnet; eigene Erfahrungen, oder Beobachtungen an andern, welche in Ansehung der Natur der menschlichen Seele merkwürdig sind, werden daher als Beyträge den Herausgebern vorzüglich willkommen seyn. Diejenigen aber, welche dieß Werk durch ihre Beyträge befördern, und unterstützen wollen, werden ersucht, dieselben nach Berlin an die Mylius'sche Buchhandlung einzusenden. Da nun vorzüglich durch die fortgesetzte Uebersicht des Ganzen, und durch die fortgesetzte Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen dieß Magazin immer wichtiger werden, und seinem Endzwecke sich immer mehr nähern muß; so wird auch bey dem Leser, dem diese Sache nicht gleichgültig ist, vorausgesetzt, daß er mit dem Fortgange der Materie gleichen Schritt halte. Da in dieser Rücksicht aber der Besitz der ersten acht Bände für diejenigen, welche diese periodische Schrift von jetzt an mithalten wollen, nothwendig erfordert wird, so erbietet sich die Verlagshandlung denjenigen, welche auf die Folge dieses Werks subscribiren, die ersten acht Bände, wovon der Ladenpreiß 10 Thlr. ist, für 5 Thaler im Golde abzulassen.

Moritz.

Im Verlag der Hoffmännischen Hof-Buchhandlung in Weimar erscheinen diese Oster-Messe:

Akten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte, 2r Band, 156 Stück, 8. Ammen-Märchen, 8. Berichtigung einiger Stellen in Hr. K. R. Cranz, Fragmenten III. Heft, Eisenach betreffend, von einem Eisenacher Einwohner, 8. Hoffmanns, Carl Aug. tabellar. Uebersicht aller zur pharmaceutischen Scheidekunst gehörigen Werkzeuge und Geräthschaften nebst kurzer Beschreibung der Anwendbarkeit derselben, mit beygedruckten erläuternden Kupfern ein Blatt, gr. Fol. Josephe, von Friedrich Schulz, 8. Leitfaden tabellar. zur teutschen Reichsgeschichte für Anfänger auf Schulen und Akademien, zur Erleichterung fürs Gedächtnis 1 fünf Blätter, royal Fol. Mysterien neuerer Bacchanalien, 8. Regulier vollständiges über den Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker der Jahre 1786 bis 1791. von J. F. A. Göttling, klein 8. Voigt, Joh. Carl Wilh. Mineralogische und Bergmännische Abhandlungen, 3r Theil, mit Kupf. 8.

Die in diesem Bande enthaltene wichtige Abhandlung über die Bildung der Thäler 16 bis 17 Bogen stark, wird für diejenigen, welche das Voigtsche Werk nicht besitzen oder sich anschaf-

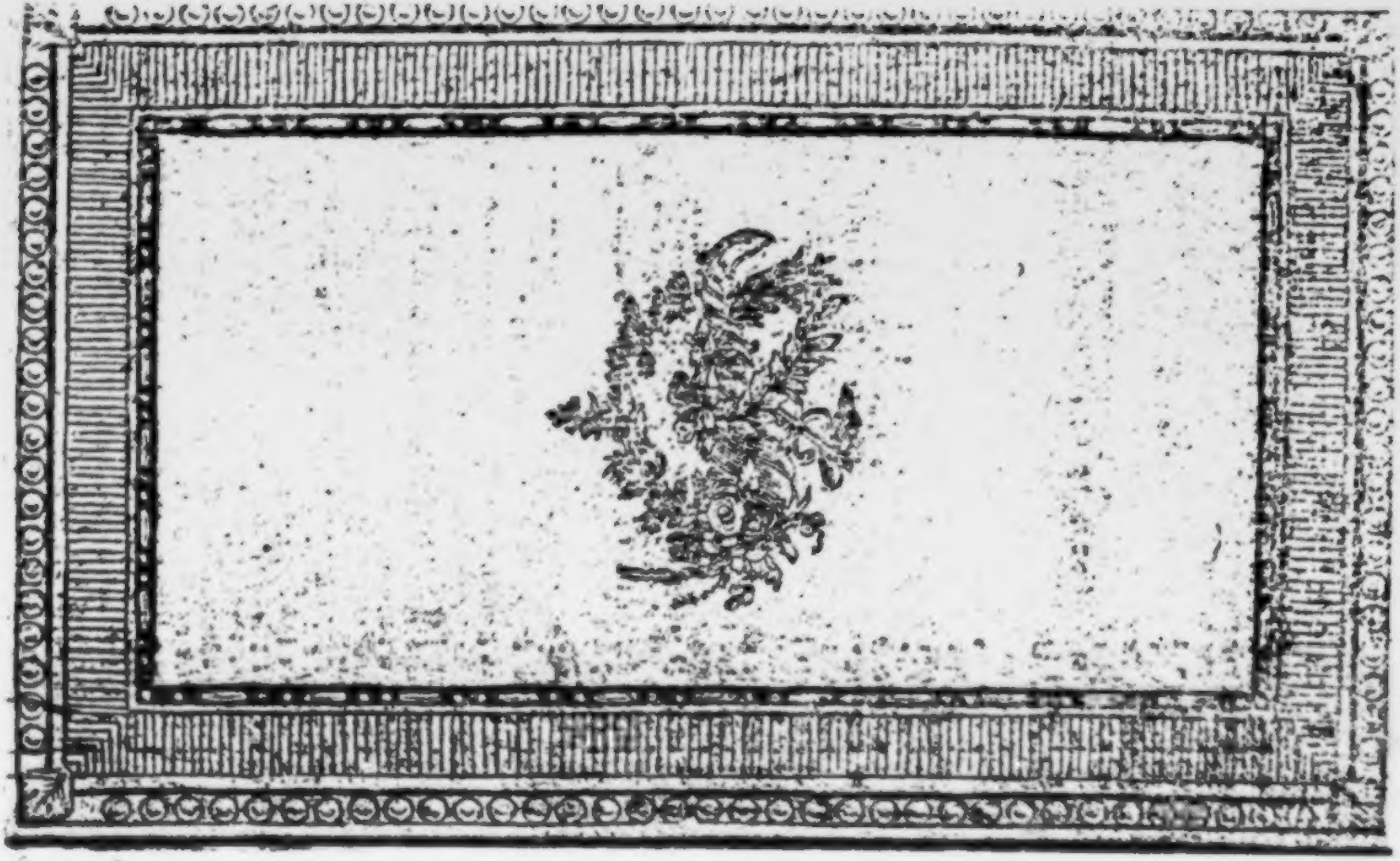

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1791.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weimar 1791.

Der neue
Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1791.

I.
Kordelia.

In einer wohlbekannten Gegend von Teutſchland, unfern der kleinen Stadt X**, liegt auf einem hohen Berg ein verfallenes Schloß, das einen ſehr maleriſchen Anblick gewähret, bis jezt aber noch keinen Alterthumsforſcher beſchäftiget hat. Der Berg, auf dem es ruhet, iſt auf ſeinem Gipfel mit Heidekraut und wildem Geſträuche bewachſen; an ſeinem Fuße dehnt ſich ein dichter Wald aus, der ihn von drey Seiten umgiebt. Todesſtille herrſcht rings umher.

Da der Urſprung und die Geſchichte dieſes zerſtörten Schloſſes in einem heiligen Dunkel verſteckt liegen, ſo iſt es ſehr natürlich, daß man viel Wunderbares davon erzählet. Auſſer den Sagen von Rittergeſchichten und Geiſtererſcheinungen dieſer Gegend ſoll noch im Anfang dieſes Jahrhunderts eine Ballade, die verwandelte Gräfin, vorhanden geweſen ſeyn, deren Inhalt aus der Geſchichte dieſes Schloſſes entlehnet war.

Die Sagen und Erzählungen von dieser Gegend geriethen allmählig in Vergessenheit, als ein sonderbarer Vorfall sie wieder belebte, und ihnen den vollen Reiz der Neuheit gab.

Einer der schönsten Herbstabende schwebte rötlich und in segelnden Dünsten auf dieser Gegend, als eine vierspännige Karosse sich sehen ließ. In derselben befand sich ein junges Frauenzimmer, nebst ihrer Hofmeisterin; beyde hatten eine krank liegende Anverwandte besucht, und waren jezt auf dem Rückwege nach der Stadt.

Die junge Dame saß still in sich gekehret; sie sprach wenig, und ein Duft von Unmuth schwamm auf ihrer Stirne. Es war eine Physiognomie von Bedeutung; heftige Leidenschaften hatten bereits auf ihr Angesicht gewirkt, dem es übrigens an Jugend und Schönheit nicht gebrach. Unwillkürliche Seufzer hoben von Zeit zu Zeit einen Busen, der sich in seinen Fesseln sträubte.

Kordelia — so hieß die Schöne — war die Tochter eines Kammerraths, der die sinnreiche Kunst verstand, reich zu scheinen, da er es nicht war. Ihre Mutter, eitel, intriguant und verschwenderisch, hatte ihr bloß die Erziehung der so genannten feinen Welt, das ist, eine sehr oberflächliche Erziehung geben können. Ohne Grundsätze und geschärftes Urtheil trat jezt Kordelia in die Welt. Sie liebte rauschende Vergnügungen, und nährte

nährte sich mit den ausschweifendsten Bildern einer glänzenden Zukunft. Arme Schmeichler und listige Verführer nuzten diesen Umstand, und ließen kein Mittel unversucht, ihre Neigungen bis zur Leidenschaft anzuflammen. Die Folge davon war unbefriedigtes Bedürfnis. Unmöglich konnten die Auftritte des Lebens ihren Erwartungen immer entsprechen. Alsdann zog plötzlicher Unmuth ihre Seele zusammen; ihre Stirne wölkte sich, die tiefen und drohenden Blicke verkündigten innern Kampf. Es bedurfte aber nur eines Zufalls, einer Schmeicheley, eines zärtlichen Briefs, um ihr ganzes Wesen in die vorige Heiterkeit umzustimmen.

So war Kordelia, so dachte, liebte und handelte sie. Es ist nöthig, daß der Leser mit ihrem Karakter vorläufig bekannt gemacht werde; denn dieser wirft Licht auf das Folgende.

Fast von gleichem Schlage war die Gemüthsart ihrer Hofmeisterin, mit Nahmen Jeanneton — nur nach den Schicksalen ihres Lebens anders nüanciert, und durch Zeit und Erfahrung mehr abgeschliffen. Eine Frau, die sich in fremden Eitelkeiten selbst liebte, und bey einem mäßigen Vorrathe von natürlichem Verstande Welt genug hatte, ihre eignen Absichten zu verstecken, und bey andern jeder Leidenschaft zu schmeicheln, die sie zu Erreichung ihrer Endzwecke brauchen konnte.

„Woran denken Sie so ernst, mein Kind?“ sprach Jeanetton, als sie Kordeliens Mismuth bemerkte; „so lieb Ihnen Ihre Schönheit ist, hüten Sie sich, daß keine traurigen Bilder Ihre Munterkeit tödten.“

Kordelia schwieg.

„Ich begreife,“ fuhr die Hofmeisterin fort, „daß der Anblick eines Krankenlagers, welches die Aussichten einer Sterbenden umschweben, Ihre weiche Seele erschüttern mußte. Daher dieser Ernst, den ich sonst an Ihnen nicht gewohnt bin. Aber, mein Kind, jedes Ding unterm Monde hat eine gute und eine schlimme Seite. Der Kluge betrachtet es nur von der ersten. Setzen Sie den Fall, Ihre Tante stirbt: wollen Sie darum auch nur eine Stunde Ihrer schönen Zeit vertrauern? Ich würde Sie sehr tadeln! Sind wir nicht alle der Natur einen Tod schuldig? Und dann, mein Kind — Sie sind Erbin — Ihre Hoffnungen, Ihre Wünsche.“ —

„Meine Wünsche?“ sprach Kordelia mit einiger Bewegung.

„Ja, Ihre Wünsche! Ich habe tief in Ihre Seele geblickt; sie ist schöner Eindrücke empfänglich, und sucht zu gefallen. Was läßt sich da nicht erwarten? Gestehen Sie mir offenherzig, Sie haben bereits auf diese Erbschaft einen Plan gebauet!“

Ich kan es nicht leugnen, erwiederte Kordelia, daß meine Gedanken in einen kleinen Krieg verwickelt sind! Man hat Talent und Lebhaftigkeit, man sucht zu glänzen, und — es giebt Wünsche, die ohne ein großes Vermögen nicht befriedigt werden können. Wenn nun — — —

„Wie, mein Kind? können Sie noch anstehen? Nein, nein! es ist nichts gewisser, als daß ein baldiger Tod Ihrer Taute Sie zur Meisterin Ihres Glücks machen wird. Und gesetzt, es verziehe sich damit noch ein wenig, die wohlthätige Hoffnung wird alsdann den endlichen Genuß verschönern. Genug, Sie haben Reize und Vorzüge, die Ihnen das Glück einer Prinzessin sichern müssen!"

So? Ich hab' einmahl gelesen, daß der Stand der Prinzessinnen der unglücklichste von allen Ständen sey.

„Da haben wir's! Wie Sie doch so teutsch denken! und was Sie nicht lesen! Noch einmahl, Sie verdienen in den Armen eines Prinzen glücklich zu seyn!"

Lassen wir das! Ich bin heute nicht aufgelegt, Schmeicheleyen anzuhören. Alles um mich her ist so öde, so unbefriedigend; ein unerklärbares Etwas liegt schwer auf meinem Herzen. O! täuschen Sie mich nicht! Gewiß es giebt eine Luft, in der ich freyer athmen, mein Daseyn mit vermehrter Kraft fühlen werde.

Capulet.

Der Tod, der mir die Freude meines Alters geraubt hat, bindet meine Zunge, und will mich nicht reden laſſen.

Bruder Lorenz und Paris mit Muſicanten.

Bruder Lorenz.

Kommt, iſt die Braut fertig zum Kirchgang?

Capulet.

Zum Kirchgang, aber nicht zur Heimholung. O Sohn, in der Nacht vor deinem Hochzeit-Tag iſt der Tod bey deinem Weibe gelegen. Sieh, hier liat ſie, die holde Blume die ſie war, nun von ihm ihres Schmuks beraubt: Der Tod iſt mein Tochter-Mann.

Paris.

Hab ich ſo lange mich geſehnt, dieſen Morgen zu ſehen, und giebt er mir nun einen ſolchen Anblik?

Lady Capulet.

Verfluchter, elender, unſeliger, verhaßter Tag! Jammervollſte Stunde, die jemals die Zeit auf ihrer immerwährenden Pilgrimſchaft erblikte! Nur ein einziges, ein armes, einziges, liebes, zärtliches Kind; nur ein einziges, das mir zur Freude und zum Troſt war, und der unbarmherzige Tod hat es mir weggenommen. (*)

Capulet.

(*) Paris hat hier im Original eine Rede, die vollkommner Nonſ... iſt, und durch die er der Amme abl... daß ſich mit unanſtändigen Ausdrüken ... O weh, o weh; o Tag, o Tag, heiſer zu ſchreyen. Man hat lieber dem Chorus des Schauſpiels angehört.

„Recht, mein Kind! und dieſe Luft einzuathmen, ſteht in der Willkühr einer jungen Schönheit von Ihren Talenten. Alle meine Unterweiſungen zweckten bisher dahin ab, Ihnen das begreiflich zu machen.“

Kordelia drückte der Hofmeiſterin die Hand.

„Sagen Sie ſelbſt,“ fuhr dieſe fort, „ob ich Sie nicht bey jeder Gelegenheit auf den Punkt aufmerkſam machte?“

Mein Glück lag Ihnen immer am Herzen, davon bin ich überzeugt: allein Sie ſprachen davon immer als von einem gegenwärtigen Gute. Es iſt wahr, Glanz umgiebt mich, ich habe Anbeter, und ſelbſt nicht gemeine Hoffnungen. Und doch befriedigt mich das alles nicht, meine Wünſche gehen weiter. Im Schönen ſeh' ich nur das entfernte Schönere; nur das, was mir fehlet, hat Reize für mich, und mitten im Genuſſe bin ich arm.

„Nun da denken Sie auf eine Ihrer würdige Art! Dieſes unruhige Aufſtreben nach einem höhern Gute war von je her ein Merkmal großer Seelen. Glauben Sie mir, mein Kind, Sie ſind auf gutem Wege. Was iſt zwiſchen Himmel und Erde, das man ganz unmöglich nennen könnte? Nutzen Sie jeden günſtigen Vorfall, ſetzen Sie Ihre Reize, Ihren Witz in Aktivität, und zweifeln nicht an einem guten Erfolg. Es giebt der Exempel viele, und wie gerufen fällt mir die alte Geſchichte von

Robert und Bertrade ein. Mich dünkt, ich habe sie Ihnen schon erzählet.“

„Mir? Nein, wahrhaftig nicht. Robert und Bertrade, wer waren sie? was ist ihre Geschichte?

„Dieser Robert, mein Kind, war ein reicher Graf in Burgund — schön von Gestalt, eines hohen Geistes, durch Lektüre und Reisen gebildet, und just in dem Alter, sich eine Gattin zu wählen. Seine Aussichten waren glänzend: aber seine Wünsche, wie die Ihrigen, gingen auf das Aeusserordentliche. Dem Feuer seiner Imaginazion stand die kaltblütige Ueberlegung seiner Eltern im Wege. Nach dem Willen derselben sollte er die Tochter eines benachbarten Landedelmanns heirathen, die zwar sehr große Güter, aber nicht den kleinsten Theil von den Annehmlichkeiten meiner Kordelia besaß. Der Graf, ein junger feuriger Mann mit einem zärtlichen Herzen, sträubte sich lange Zeit vergeblich. Es kam endlich zum Zwange, und der Unglückliche wollte verzweifeln, als ihn ein plötzlicher Tod seines Vaters zum Theil in Freyheit sezte.

Jezt sann er seiner Bestimmung ruhiger nach. Von vermischten Empfindungen umher getrieben, verlor er sich eines Tags bey einem Spaziergang tiefer im Walde, als er sonst zu thun pflegte. Er wurde seine Verirrung nicht eher gewahr, bis sich der Wald öffnete, und eine reizende Ebene vor ihm

lag, die sich nach einem Hügel hinzog, auf dem er einige ländliche Gebäude erblickte. Alles schien ihm neu. Er erinnerte sich endlich (denn er war frühzeitig dieser Gegend entrückt und am Hofe erzogen worden) in seiner Kindheit hier die Wohnung eines Pachters gekannt zu haben. Langsam gieng er den gebahnten Weg hinan, als ihm unter einem Baum etwas weisses in die Augen fiel. Er nahte sich, und fand die reizendste Schöne in einem sanften Mittagsschlummer liegen. Von unbekanntem Gefühle hingerissen starrte er eine Zeitlang diese Gottheit an. Ein Windstoß schlug ihr einen Zipfel des Schleiers, der ihren Busen deckte, ins Gesicht; sie erwachte, und ward lauter Glut. Robert, dem dieser Zufall verborgene Reize enthüllt hatte, sammelte sich plötzlich und sprach: „Vergeben Sie, anbetenswürdige Schöne, meiner Kühnheit, und fürchten Sie nichts von mir.“ Wer sind Sie? stammelte die Schöne. „Ihr Freund!“ versetzte Robert; „ich habe mich verirret und bin sehr ermüdet. Jene Wohnung dort ist vermuthlich Ihre Heimat; der Besitzer des nahe gelegenen Gutes wird Ihnen unendlich verbunden seyn, wenn Sie ihn dahin führen wollen.“.

Die Schöne gab ihre Einwilligung durch einen schüchternen Blick zu verstehen. Robert nahm sie bey der Hand, und sie giengen beyde die Anhöhe hinauf. Unterwegs sagte sie ihm, daß ihr Name Bertrade, und sie die Tochter eines unlängst ver-

stor-

ſtorbenen Kaufmanns ſey. „Dieſes Haus,“ ſetzte ſie mit einem freymüthigen Lächeln hinzu, „iſt der kleine Reſt von den Gütern, die meine Mutter aus den Händen harter Gläubiger gerettet hat. Sie werden daſelbſt keine Pracht, aber doch alle die gute Aufnahme finden, die Redlichkeit und Dienſteifer zu leiſten vermögen.“

Unter dieſen und andern Geſprächen langten ſie in der Wohnung an. Die Mutter empfieng ſie freundlich, und lobte das Betragen ihrer Tochter. Sie fragte Roberten, was er am liebſten haben möchte? Er bat ſich zuerſt die Erquickung eines kleinen Schlafs aus, denn er wäre müde. Man führte ihn in ein reinliches Zimmer, wo er ſich auf ein Ruhebette nieder warf, — mehr um ſeinen Gedanken nachzuhangen, und das Gewebe von Wünſchen und Entwürfen, daß ſich allgemach in ſeiner Seele entſpann, aufzufädeln, als um wirklich zu ſchlafen.

Er ſann dieſem Vorfalle mit lebhafter Unruhe nach; ein Plan drängte den andern. Umſonſt! die Ausſicht ward immer dunkler. Endlich wiegte die erſchöpften Kräfte ein ſanfter Schlummer: aber auch hier blieb ſeine Einbildung nicht unbeſchäftigt. Ein Traum, — vermuthlich das Werk einer wohlthätigen Fee — vollendete, was die wachende Vernunft nicht ausführen konnte.

Es schien ihm, er befände sich in dem Schlosse des Edelmanns, dessen Tochter er heyrathen sollte. Er erblickte im Zirkel vieler Anverwandten die bestimmte Braut, welche festlich geschmückt auf ihn zueilte, und ihm die Hand bot. Schnell erfüllte den Saal ein ungewöhnliches Licht. Ein schöner Jüngling mit silberweißen Flügeln, von rosenfarbner Gaze umflattert, erschien und schwang einen Myrtenzweig. (Sie vergessen nicht mein Kind, daß dieß alles im Traum geschah!) Jetzt trat er näher zu Roberten, und fragte ihn: Was siehest du? Robert blickte umher, und — o Wunder! alle Anwesenden waren verschwunden. Statt deren fiel ihm auf einem Ruhebette die schöne Bertrade in die Augen, in eben der Stellung, wie er sie unter dem Baume schlafend gefunden hatte. Zugleich hörte er eine Stimme: Folge dem Wink deines Freundes! Er sah sich um, und — weg war der schöne Jüngling. Seine Blicke suchten Bertraden: aber auch diese war nicht mehr zu sehen. Er befand sich in dem Schlafgemach, und ohne zu wissen wie? in den Armen der ihm bestimmten Braut. Sie drückte ihn an ihre Brust; und augenblicklich verwandelte sich der untere Theil ihres Körpers in eine schreckliche Schlange, die sich ihm eißkalt um die Beine wand.

Er fuhr vor Schrecken vom Lager auf, und dieser Augenblick war auch für seine Wahl entscheidend. Ohne sich weiter zu besinnen, gieng er

zur

zur Mutter ſeiner neuen Schönen, und bat um die Hand ihrer Tochter. Stellen Sie ſich, mein Kind, das Erſtaunen beyder Perſonen vor. Der Graf hatte alle Mühe, ſie zu überzeugen, daß er es ernſtlich meyne. In Kurzem wurde die Heyrath vollzogen; Robert und Bertrade lebten lange glücklich mit einander, und wurden nach ihrem Tode als ein Muſter bewundert. Sehen Sie mein Kind, wie das gute Glück. —

Die Erzählung der Hofmeiſterin wurde hier durch einen Zufall unterbrochen, der beyde, ſie und Kordelien auſſer Faſſung brachte. Der Wagen ſtieß an eine vorragende Felſenklippe; eines der Hinterräder zerbrach, und die Damen waren in Gefahr heraus zu ſtürzen. Auf ihr Geſchrey hielt der Fuhrmann die Pferde an. Die Attitüde war komiſch: mit vieler Mühe kamen die Bedrängten endlich auf ſicheren Boden. Kordelia hatte auſſer dem Schrecken nur eine leichte Kontuſion bekommen; aber die Hofmeiſterin hatte den rechten Fuß verrenkt, wie ſich aus ihrem hinkenden Gang offenbarte, als — die erſte Betäubung vorüber war, und man davon zu reden anfieng, jemanden nach der Stadt zu ſenden, um Hülfe oder ein anderes Fuhrwerk zu holen. Der Leſer wird ſich erinnern, daß dieß alles in der Gegend des oben erwähnten alten Schloſſes vorgieng.

Kordelia, auf den Arm ihrer Hofmeiſterin gelehnet, wankte einige Schritte ſeitwärts, und fiel

in standesgemäßer Entkräftung auf den Rasen. Jeannetton rieb ihr die Schläfe mit Lavendelgeist, riß ihr die Daumen auf, und schüttelte sie. Dieß und die Flüche des Fuhrmanns, brachten sie von ihrer wahren oder scheinbaren Ohnmacht wieder zu sich selbst. Sie schlug die Augen auf, und sahe die bedenkliche Lage, in der sie sich befand. Man eile, soviel man kann, nach der Stadt! sprach sie, ohne zu wissen, was? Um die Verlegenheit zu vergrößern, brach die Nacht herein. Sie hatten ohngefähr noch eine gute Stunde bis zur Stadt, und in weniger als einer guten Stunde mußte wahrscheinlich alles um sie her dunkel seyn.

Der Fuhrmann begann die Pferde auszuspannen. „Was wollt ihr machen?“ riefen die Damen und zitterten. Der Mond sandte seine Strahlen durchs dunkele Gesträuche herauf; der Nebel wurde immer dichter, und schon waren die Gegenstände in einiger Entfernung nicht mehr zu unterscheiden. Stille des Todes lag auf der ganzen Gegend. Indessen pfiff der Fuhrmann ein Gassenliedchen, und schwang sich auf eines seiner Pferde, ohne das ängstliche Geschrey der Damen zu achten.

Kordelia, dumpfe Verzweiflung im Blick, erhob sich schnell von ihrem Sitze, stürmte einigemahl mit größten Schritten hin und her, und gieng dann langsam nach der Gegend des alten Schlosses zu. Man erzählt, daß ein aufblitzendes Licht ihr den Ort bezeichnet habe, auf den sie zugieng.

Viel-

Vielleicht aber war es bloß Inſtinkt, oder eine von den Urſachen ohne Urſache, deren die Schönen mehrere haben. Wenigſtens hat dieſer Lichtſtrahl zu viele Aehnlichkeit mit dem Wunder, daß ſich, nach dem Philoſtrat, bey der Geburt des Apollonius von Tyana ſoll zugetragen haben; und man muß das Kleine nicht mit dem Großen vergleichen. Genug, Kordelia gieng nach dem alten Schloſſe zu, und auf dieſem halb unwillkürlichen Gange folgten die Wunder Schlag auf Schlag.

In einer kleinen Entfernung von dem alten Gemäuer, fühlte ſich unſere Heldin plötzlich von einem Schwindel ergriffen. Die Gegenſtände kreiſeten um ſie her, die Luft verdickte ſich zur undurchdringlichen Wolke; von unſichtbarer Gewalt empor gehoben, ſchwebte ſie eine Zeitlang zwiſchen Himmel und Erde, voll bebenden Erwartens, was das werden ſollte. Jetzt ſenkte ſich die Nebelſäule, der Wirbelwind ſchwieg, Kordelia fühlte unter ihren Füßen wieder Land. Aber ihr Erhohlen vom erſten Schrecken war nur der Uebergang zu einem größern Erſtaunen.

Sie befand ſich in einem geräumigen Hofe, unmittelbar vor der Pforte eines antiken und prächtigen Palaſtes. Die Thürflügel waren geſchloſſen. Indem trat ein Jüngling in roſenfarbne Seide gekleidet — juſt wie der Genius in dem oben erzählten Träumen hinzu, und berührte das Schloß mit ſeinem goldnen Stabe. Augenblicklich ſprangen

die

die Thürflügel auf. Kordelia, durch ein unbekanntes Gefühl kühn gemacht, trat hinein. Als sie sich aber umsah, wurde sie zu ihrem größten Schrecken gewahr, daß die Thür wieder geschlossen und kein Ausweg zu finden sey. Sie erhohlte sich aber bald, und gieng mit einer Dreistigkeit, die sie nachher sich selbst nicht erklären konnte, weiter. Bald gelangte sie in einen großen Saal, dessen ausserordentliche Pracht ihre Augen starrend machte. Die Wände deckte ein mit lebendigen Blumen durchwirkter Silberstoff; alle Gesimse, Spiegelrahmen, Vasen, Trümeaux, waren von gediegenem Golde. An der Decke erblickte man auf rosenfarbnem Grunde kleine Liebesgötter, die aus silbernen Körbchen Blumen herab zu werfen schienen. Tische und Stühle waren künstlich, wiewohl im alten Geschmack, aus Elfenbein gearbeitet, die Sitze mit karmosinrothen Sammet überzogen, und mit Gold verbrämet. Mitten hieng ein kristallner Kronleuchter mit brennenden Wachskerzen. Der marmorne Fußboden warf einen blassen Wiederschein von der Pracht aller dieser Gegenstände.

Kordeliens Erstaunen verlohr sich nach und nach in einem geheimen Wohlbehagen an der sie umgebenden Herrlichkeit. Neugierig und lüstern forschten ihre Blicke umher. Vor andern zog ein Schmuckkästchen von Chrysopas in Gold gefaßt, daß unter einem Spiegel stand, ihre Augen an sich. Bey aufmerksamer Betrachtung las sie auf dem

Deckel

Deckel desselben die Worte: Für Unzufriedene. Das Halbdunkele dieser Inschrift spannte ihren Vorwitz noch mehr. Sie sah sich überall um, und da sie keine Zeugen fand, öffnete sie das Kästchen. Eine Sammlung unschätzbarer Juwelen blitzte ihr entgegen. Mit unverwandten Blicken staunte sie eine Zeitlang diese Kostbarkeiten an; bald aber kamen die Hände hinzu. Sie nahm einen großen goldnen Ring heraus, dessen Stein einen ungewöhnlichen Glanz von sich warf. Sie betrachtete ihn aufmerksam, und bebte zurück, als sie in dem Steine, wie in einem Spiegel das Bild eines jungen Ritters in kniender Stellung erblickte.

In dem Augenblick öffnete sich eine Seitenthür: zwey Fräulein, wie Nymphen der Vorzeit gekleidet, in langen weißen Roben, mit goldnen Gürteln über der Hüfte und Blumenkränzen auf dem Haupte, traten heraus, und neigten sich tief mit kreuzweis vor die Brust gehaltenen Händen. Kordelia, immer weniger schüchtern, maß diese Schönheiten mit neugierigen Augen von Kopf bis zu Fuß. „Wer sind Sie?" fragte sie endlich mit dem ihr eigenen Stolze. Die Nymphen antworteten ihr bloß durch eine abermahlige Verbeugung.

Unsere Heldin schloß aus dieser stummen Verehrung, daß man ihre Befehle erwarte. Sie warf einen flüchtigen Blick im Saal umher, und betrachtete dann sich selbst und ihren Anzug. „Noch nie," fuhr sie gegen die Nymphen fort, „noch nie

Capulet.

Unſeliger Zufall! -- Mußte unſre Freude auf eine ſo meuchelmördriſche Art ermordet werden! O mein Kind, mein Kind! Meine Seele, nicht mein Kind, ſollſt du todt ſeyn? O Gott, todt! - Mein Kind iſt todt -- alle meine Hoffnungen ſinken mit ihm ins Grab.

Bruder Lorenz.

Nun, ſo hemmt doch endlich dieſen Ausbruch der Ungeduld und Verzweiflung! Alle dieſe troſtloſen Klagen können euer Weh nicht heilen: Der Himmel und ihr hattet Antheil an dieſem liebenswürdigen Mädchen; nun hat der Himmel Alles, und deſto beſſer iſt es für ſie. Euern Antheil an ihr konntet ihr nicht vor dem Tode bewahren: Aber der Himmel erhält den ſeinen bey ewigem Leben. Alles was ihr ſuchtet, war ihre Erhebung -- und ihr weint nun, ſie über die Wolken, ſo hoch als der Himmel ſelber iſt, erhoben zu ſehen? Was für eine verkehrte Liebe zu euerm Kind iſt das, das ihr von Sinnen kommen wollt, da ihr ſeht daß ſie glüklich iſt! Troknet eure Thränen, umflekt dieſe ſchöne Leiche mit Rosmarin, und traget ſie, wie es der Gebrauch iſt, in ihrem beſten Anzug in die Kirche.

Capulet.

Alle Zurüſtungen, die wir zu unſerm Feſt gemacht haben, verwandeln ſich nun in ein trauervolles Leichen-Gepränge. Unſre muſicaliſchen Inſtrumente in melancholiſche Todten-Gloken, unſer hochzeitliches Gaſtmahl in ein ſchwer-

habe ich so viele Pracht mit so vielem Geschmack vereinigt gesehen: aber noch nie war ich auch an einem Orte, wo sich mein gegenwärtiger Anzug so wenig schickt." Ein bedeutender Blick erklärte das übrige dieser Worte.

Die Nymphen, immer stumm und ehrerbietig, nahmen Kordelien in die Mitte, und führten sie eine breite marmorne Treppe hinab in ein mit Myrten und Rosen verbüschtes Bad. Hier sprangen aus dem Rachen eines saphiernen Delphins wohlriechende Wasser hervor, und bildeten unten einen kleinen See, der schäumende Perlen umher trieb, und durch seine sanfte Bewegung zum Baden einzuladen schien. Kordelia wurde entkleidet und tauchte unter. Augenblicklich verschönte sich ihre Gestalt zum Ideal einer Göttin; mit trunkenem Entzücken sah sie ihr Bild in der zitternden Spiegelfläche des Wassers. „Nein, rief sie im Uebermaß der Selbstbehaglichkeit aus, „schöner war nicht die ödalische Leda in jenem berühmten Bade, welches in der Folge mächtige Völker entzweyte und Ilium zerstörte!

Kordelia hatte kaum die letzte Sylbe ausgesprochen, als sie mit Bestürzung einen blendend weissen Schwan herbey rudern sah. Eilig verlies sie das Wasser, und griff nach ihren Kleidern. Der Schwan näherte sich dem Ufer, schlug etlichemal mit den Flügeln, und ward, o Wunder! zum schönsten jungen Ritter mit rothem Federbusch

auf

auf dem Helme. Die Schöne glaubte vor Scham zu vergehen. Wie ward ihr erſt, da ſie in ihm eben denjenigen erkannte, deſſen Bild ſie im Steine des oben erwähnten Ringes geſehen hatte! Doch ihre Verlegenheit dauerte nicht lange: beym zweyten Umſchauen war der Ritter verſchwunden.

Die Nymphen vollendeten jetzt den Reiz der neuen Halbgöttin durch einen alle Begriffe überſteigenden Anzug, im Geſchmack der guten alten Ritterzeit. Sie gefiel ſich — wie jede andere Schöne, die jemahls das Glück gehabt hat, in einer etwas ähnlichen Lage zu ſeyn. Was Wunder alſo, daß ſich geheime Wünſche nach einer glänzenden Eroberung bey ihr regten? — Wünſche, die man nicht gerne laut ſagt, und die dem ungeachtet niemalen unbemerkt bleiben! Auch die Nymphen ſchienen einen halb unwillkürlichen Blick, den ihnen Kordelia zuſandte, zu verſtehen, und führten ſie ſchweigend wieder in den Saal zurück, den ſie vor Kurzem verlaſſen hatte.

Hier zogen Gegenſtände anderer Art ihre Augen an ſich. Fünf und zwanzig Ritter und eben ſoviele Damen machten um eine runde mit karmoſinrothen Sammet bedeckte Tafel eine bunte Reihe. Mitten auf der Tafel ſtand ein goldner mit Roſen gekränzter Pokal. Feyerliche Stille herrſchte rings umher; die Nymphen waren nicht mehr zu ſehen.

Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die Gesellschaft. Ein ehrwürdiger Ritter, dessen schneeweiße Locken unter dem Helme hervorspielten, nahm den Pokal vom Tische, und überreichte ihn Kordelien mit den lakonischen Worten: „dem Würdigsten durch die Schönste.“ In dem Augenblick ließ sich ein junger Ritter auf ein Knie vor ihr nieder. Mit angenehmer Bestürzung erkannte sie in ihm eben denjenigen, welchen sie im Bade und im Spiegel des Ringes gesehen hatte. Ein verborgenes Feuer strömte durch ihr ganzes Wesen: ihre Wangen glühten, die trunkenen Blicke verschlangen jeden Reiz des schönen Ritters.

Da Kordelia, durch Lektüre gebildet, mit den Sitten und Gewohnheiten der Ritterzeiten ziemlich bekannt war, so merkte sie bald, daß ihr die Ehre einer Preisaustheilung hier zugedacht sey. Ihre Eitelkeit, welcher natürlicherweise dadurch geschmeichelt wurde, hatte gleichwohl nicht sogleich Stärke genug, das dunkele Bewußtseyn, an welchem Orte sie sich befände, gänzlich zu unterdrücken. Mit sichtbarer Unruhe hielt sie den bekränzten Pokal in der Hand, und schlug die Augen nieder, so oft ihre Blicke den Augen des Ritters begegneten. Endlich siegte doch der schmeichelnde Gedanke, Turnierkönigin zu seyn. „Bin ich nicht, sprach sie zu sich selbst, an einem Orte, wo nichts unmöglich scheint? und was kann ich nach den bisherigen Auftritten, die offenbar alle zu meinem Vergnügen abzwecken, wohl

wohl Böſes ahnden?" Von dieſen Vorſtellungen eingenommen, überreichte ſie dem ſchönen Ritter den Pokal. Dieſer nahm ihn ehrerbietig an, und erhob ſich von der Erde. Sogleich trat ein Schildknappe hinzu, und füllte den Pokal mit Wein an, der ſodann bey allen Rittern herum gieng.

Erſt jetzt begann Kordelia, die ſich bey dieſer Ceremonie für ſehr entbehrlich hielt, die anweſenden Damen aufmerkſamer zu betrachten. Alle waren ihr fremde, und alle in die zwar etwas überladene, doch nicht unangenehme Tracht der Vorzeit gekleidet. Was ihr am meiſten auffiel, war, daß ſich niemand um ſie zu bekümmern ſchien. Ihre Eigenliebe ward rege ſie ſah ſich forſchend um, wen ſie zuerſt anreden ſollte, als ein neuer Gegenſtand ſie darin unterbrach.

Die Thür öffnete ſich, ein zierlich gekleideter Harfner trat herein. Er trug feuerfarbne Unterkleider, und darüber einen kurzen Mantel von ſchwarzem Seidenzeuge. Unter den Knieen und auf den Schuhen, erblickte man Schleifen von Silberband. Der ſchwarze Huth, auf dem eine Menge weiße Federn ſpielten, war mittelſt einer diamantnen Agraffe auf einer Seite aufgekrempt. Um den Halß hieng eine ſchwere ſilberne Kette mit einem Medaillon auf der Bruſt.

Kordelia, der es nicht an Geſchmack und Beleſenheit fehlte, erkannte ſogleich in dieſem Bil-

de einen der ehemahls berühmten Skalden oder Minstrels. Der Harfner neigte ſich dreymahl gegen die Verſammlung, alsdann wandte er ſich gegen unſere Heldin, nahm ſein Inſtrument, das er unter dem Arme trug, und begann, nach einem kleinen Vorſpiele, folgenden Geſang:

Schön iſt im jungen Mayen
die Tageskönigin:
mir liegt, mich zu erfreuen,
was Schöners noch im Sinn!
Ein Fräulein, weiß und roth,
hält mich in Liebesbanden,
giebt Leben mir und Tod!

Wann mich auf weichem Pflaume
der Morgenſchlummer wiegt,
naht ſie im goldnen Traume
gar freundlich und vergnügt —
reicht mir die ſeidne Hand,
und blickt, vor Liebe röther,
verſchämt aufs Buſenband.

Doch kaum verläßt der Schlummer
die Augen, trüb und matt,
ſo ſteht der bleiche Kummer
vor meiner Lagerſtatt;

Sie aber ſah ich nicht —
Wollt Gott, ich dürft' ihr dienen
nach Ritterbrauch und Pflicht!

Durch Sie bin ich ſo ſelig!
ein König auf dem Thron
iſt minder frey und wählig,
als ich durch Minnelohn:
Sie iſt mir, nah und fern,
was unter den Geſtirnen
der ſchöne Morgenſtern.

Den Preis, von Ihr gegeben,
als Sieger zu empfahn,
wer wagte nicht ſein Leben
mit tauſend Freuden dran?
Des Kampfes Preis iſt mein:
gieb, Schönſte, meiner Liebe
den beſſern oben drein!

Der Minſtrel neigte ſich und ſchwieg. Obgleich Kordelia dieſes Lied, dem Weſentlichen nach, ſchon kannte, ſo machte es doch in ihrer gegenwärtigen Lage einen lebhaften Eindruck auf ſie. Als ſie ſich umſah, war die ganze Geſellſchaft verſchwunden. Sie ſtutzte, fand aber, bey dem noch übrigen geringen Bewuſtſeyn, nichts mehr auſſerordentlich. Hier hatte die romantiſche Liebe,

welche ſo oft das Entzücken ihrer Seele war, ein Elyſium geſchaffen, welches ganz mit ihren Wünſchen und mit ihren Begriffen zuſammenfloß. Todt und vergeſſen waren Welt und Natur. Im Taumel des Vergnügens glaubte ſie das Gewand der Sterblichkeit abgelegt zu haben, und die Geſpielin reinerer Freuden zu ſeyn.

Doch der Zeitpunkt war nahe, wo ſie erinnert werden ſollte, daß jede Unnatur auf Irrwege leite, und daß rauſchendes Glück ſeinen Thron unmittelbar am Abgrunde des Verderbens aufgeſchlagen habe.

Der Harfner gieng langſam und ſchweigend durch die offene Thür, die von ſelbſt hinter ihm zufiel. Augenblicklich hallte ein dumpfes Getöſe durch den Saal. Die Lichter auf dem kriſtallnen Kronleuchter verlöſchten eins nach dem andern; es ward immer dunkler. Kordelia bebte, hatte aber nicht Beſonnenheit genug, über ihre Lage nachzudenken. Indeß verloſch die letzte Wachskerze. Ein blaſſer Schimmer, gleich dem Mondſcheine, fiel den Erſchrocknen aus der offnen Thüre eines Seitengemachs in die Augen. Sie trat hinein, und ſah ſich in ein neues Wunderland verſetzt. Hier ſchienen Pracht und Kunſt keine andere Abſicht gehabt zu haben, als die Natur im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen.

Das ganze Zimmer glich einer Grotte. Die ovalen Fenſter waren in Form durchbrochener Felſen

ſen gearbeitet, und mit Myrten verbüſcht, durch deren dunkeles Laub der eben anbrechende Tag, blaſſe Strahlen ſandte. Die gewölbte Decke ſowohl als die Wände waren mit goldnen Schnitzwerk bekleidet, das um wohlangebrachte Malereyen und halb erhobene Skulptur von weiſſem Marmor eine zierliche Einfaſſung machte. So war, dem Eingang gerade gegen über, Endymion vorgeſtellt, wie er von der verliebten Diana umhalſet wurde. Wollüſtige Träume, die ſeine Phantaſie wiegten, ſchienen auf dem lächelnden Geſichte zu ſchweben. Was den Zauber dieſer künſtlichen Grotte hob, war die angenehme Dunkelheit, die in gewiſſen Gemüthslagen einen unnennbaren Reiz mit ſich führet.

Man wird es Kordelien verzeihen, daß dieſes wollüſtige Halbdunkel und dieſe lockende Stille auf ihre geſpannte Einbildung wirkten. Gewiſſe Wünſche, die ſie ſich ſelbſt zu erklären ſcheute, wurden rege; ihre Blicke waren unſtät und ſchmachtend, ſie athmete kurz und ſchwer. Von ohngefähr ſah ſie den goldnen Pokal, welchen der ſchöne Ritter von ihr empfangen hatte, angefüllt auf einem Tiſche ſtehen. Weil ſie aus dieſem Umſtand auf die Nähe des Ritters ſchloß, ſo flohen ihre Blicke rings umher. Endlich wurde ſie einen grünen ſeidnen Vorhang gewahr, der das Innere eines Alkovens zu verbergen ſchien. Sie zog ihn voll ungeduldigen Verlangens hinweg, und erblickte mit nahmenloſer

Wonne den Ritter auf einem Lager von waſſerblauen Atlas hingegoſſen. Entzücken ſchwam auf dem männlichſchönen Angeſichte, dem der Schlummer neue Reize zu geben ſchien. Die halboffene Bruſt hob mit jedem Athemzug ein Gewand von Silbergaze mit lebendigen Blumen durchwirkt, welches die ſchönen Glieder leicht bedeckte, ohne ſie zu verbergen. Die Bewegung glich dem Hauche des Zephyrs in einem Blumenbeet, auf dem ein Frühnebel ſchwebt.

Kordelia trank eine Zeitlang die ganze Wonne dieſes Anblicks. Sie ſchien keine Wünſche und keine Wirkungskraft mehr zu haben; denn die höchſte Entzückung iſt unthätig, ſo lange ſie ſich überlaſſen bleibt. Jetzt wandte ſich der Ritter auf dem Lager um, er umarmte das Bettküſſen, und ſprach den Nahmen Kordelia aus. „So bin ich, rief ſie mit unwillkührlicher Bewegung, der Gegenſtand deines Traums?“ Nun keine Mäßigung mehr! Sie war im Begrif ihrem Amadis in die Arme zu ſinken, und machte ſchon eine Bewegung dazu. In dieſem Augenblick erſchien der oben erwähnte Jüngling im roſenfarbnen Gewande, auf deſſen Berührung mit dem goldnen Stabe ſich die Pforte des Palaſtes öffnete. Er nahm den angefüllten Pokal vom Tiſche, überreichte ihn Kordelien, und zerfloß in eine neblichte Luft.

Die Schöne ſah den Pokal an, und ward lüſtern, den Wein zu koſten. Als ſie ihn aber an die

Lippen

Lippen brachte, — Himmel, welche plötzliche Veränderung! es lief ihr wie Eiß durch die Glieder. Der Pokal ward zum gräßlichen Menschenschädel; die Rosen, mit denen er umkränzt war, stiebten in grünlichen Mooße davon, und der Wein ward zu Blut, das beständig schäumte und empor sprudelte. Die Morgendämmerung, das liebliche Sinnbild der Hofnung, verwandelte sich in den trüben Schein einer Todtengruft. Kordelia zitterte, der Schädel entfiel ihren Händen, und sie war der Ohnmacht nahe. Noch hatte sie so viele Gegenwart des Geistes, sich nach der geliebten Lagerstelle umzusehen, die einige Augenblicke vorher einen Himmel voll Entzücken über sie ausgegossen hatte. Der Vorhang war wieder zugezogen. Sie gieng einige Schritte darauf zu, dann blieb sie unentschlossen stehen, wankte, sah bald nach dem Vorhang, und bald nach der Thüre des Zimmers. Dieser Kampf mit sich selbst war zu heftig, als daß er von langer Dauer seyn konnte, und schon war die Lüsternheit auf dem Punkte über das Nachdenken zu siegen, als ein neuer Gegenstand des Erstaunens sie daran verhinderte.

Eine weißgekleidete Dame, mit einer schwarzen Bandschleife auf der Brust und einem Flohr vor dem blassen Angesichte, trat ins Zimmer, und sah Kordelien ernsthaft an. Die vorhin so Unerschrockene glaubte zu vergehen. „Wer bist du? sprach die Dame, und in welcher Absicht hast du dieses

müthiges Leichen-Mahl, unſre feſtlichen Lobgeſänge in bange Klaglieder, und unſre hochzeitlichen Blumen-Kränze dienen nun eine Todten-Baare zu ſchmüken -- O der klägelichen Verwandlung!

Bruder Lorenz.

Gnädiger Herr, geht hinein, und ihr, Madam, geht mit ihm, und ihr, Signor Paris; ein jedes bereite ſich, dieſe ſchöne Leiche zu ihrem Grabe zu begleiten; und hütet euch, durch murrende Ungeduld den über euch ſchwebenden Zorn des Himmels noch mehr zu reizen.

(Sie gehen ab.)

Sechste Scene.

Die Amme und die Muſicanten bleiben, wie natürlich, zurük. Die leztern ſind ſo fein, es von ſich ſelbſt zu merken, daß ſie hier zu nichts mehr nuzen, und die weiſe Amme ſagt es ihnen noch zum Ueberfluß; ſie ſteken alſo ihre Pfeiffen ein, und wollen gehen. Aber zu groſſem Vergnügen der Zuſchauer in den oberſten Gegenden kommt Peter, und verlangt, daß ſie ihm ein luſtiges Stükchen aufſpielen ſollen; dieſes giebt dann den Anlaß zu einem kleinen Divertiſſement von Wortſpielen und Späſſen im Geſchmak des Wiener-Hanswurſts; einer Abwechslung, die freylich, (wie der ſinnreiche Herr von Voltaire weislich bemerkt,)

dem

dieſes Schloß beſuchet?" Kordelia antwortete nicht. „Gut, fuhr jene fort, es iſt billig, daß deine Neugierde ganz befriediget, und nichts gepflückt werde, eh' es reif iſt. Auch ich bin geweſen, was du jetzt biſt, — jung, eitel, und voll romantiſcher Erwartungen. Die Ausſichten in eine Feenwelt voll Vergnügen reizten meine Sinnen nur zu ſehr. Ich unterlag meiner Lüſternheit; ein Verbrechen gebahr das andere. Jetzt ſchwebt mein melancholiſcher Geiſt einſam in dieſem verlaſſenen Schloſſe, wo die Schattenbilder meiner ehemaligen Thorheiten und ihrer Folgen ihn unaufhörlich martern. Das, was du geſehen haſt und jetzt ſehen wirſt, war die Geſchichte meiner Jugend. Und du, Unbeſonnene, danke deinem guten Engel, der dich durch mich warnen wollte!"

Mit dieſen Worten verſchwand die Dame. Eine unſichtbare Hand zog den Vorhang vor dem Ruhebette hinweg, und Kordelia, zwiſchen Tod und Leben, erblickte ein blutiges Kind, dem ein Dolch in die Bruſt geſtoßen war, und welches noch zu röcheln ſchien. Ihre Kräfte erlagen den Schrecken dieſes Anblicks, ſie fiel ohnmächtig nieder. —

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, befand ſie ſich unter einem Baum in eben der Gegend, wo ſie dem alten Schloſſe ſich zuerſt genähert hatte. Es war dunkele Nacht, und ſie erblickte mehrere Fackeln um ſich her. Die Hofmeiſterin bezeugte ihr

viele

viele Sorgfalt. „Wir haben eſſ ſprach ſie, eine geraume Zeit ängſtlich in der Gegend geſucht, bis wir Sie hier in einem ſanften Schlummer liegend fanden. Sie waren glücklich, daß Sie unſere Sorge nicht theilen durften. Aber mein Kind, es iſt ſpät, der Wagen iſt hergeſtellt, laſſen Sie uns eilen!“ — Sie ſtiegen alle ein, und fuhren davon.

Engelſchall.

II.

Ueber das wiedergefundene Weſtmeer.

Die berühmten Verſuche einer Durchfahrt aus den atlantiſchen Ozean in die Südſee, einer Unternehmung die vorzüglich der engliſchen Nazion zu unendlich großem Vortheil gereichen und dem Indiſchen Handel eine ganz neue Wendung geben würde, haben der Leichtgläubigkeit und Zweifelſucht immerfort viele Beſchäftigung gemacht. Bekannt genug iſt es, daß ſie von Oſten her bis jezt noch nicht gelungen ſind. Aber nicht ſo hiſtoriſch gewiß ſchien man eine gänzliche Fehlſchlagung der angeſtellten Verſuche auf der Gegenſeite von Weſten aus der Südſee her, behaupten zu können. Eine gewiſſe Achtung für Tradizionen,

nen, die in ſich ſelbſt keinen Widerſpruch hatten, verlangte bisher noch einen vollkommnern Gegenbeweiß, um ſie ganz fallen zu laſſen. Dahin gehörte beſonders eine Nachricht, welche vormals der berühmte geographiſche Kritikus Engel mit der ihm eignen Feſtigkeit und Eifer beſtritt. *) Weder billig noch ſtark genug ſchienen die Gründe, womit er folgende Erzählung auf ein Hirngeſpinſt reduciren wollte, die zwar nicht ſogleich die völlige Entdeckung einer Durchfahrt zur Folge hatte, aber doch mittelſt eines gefundnen Weſtmeers die Hoffnung, wo nicht zu einer Durchfahrt, doch zu andern wichtigen Folgen unterhielt.

Juan de Fuca, ein Grieche aus Zephalonien, (ſein griechiſcher Name war Apoſtolos Valerianos,) hatte den Spaniern lange Jahre zur See gedient und als ein erfahrner Lootsmann von dem Unterkönig zu Mexico 1592 Auftrag erhalten, mit zwey kleinen Fahrzeugen eine Entdeckungsreiſe zu

*) Der Verfaſſer gegenwärtigen Aufſatzes gieng in Verbindung mit einigen andern durch neuere Reiſenachrichten veranlaßten Ideen auf eine kleine Gegenkritik um, als er den Auszug aus de Pagés voyages autour du monde (Teutſcher Merkur Sept. 1783, S. 193. f.) mit Anmerkungen begleitete und damals des Hrn. Landvoigts Engel geographiſche und kritiſche Nachrichten ꝛc. mit Prüfung geleſen und verglichen hatte.

zu machen. Die dunkeln Ideen einer Straße Anian, welche die Portugiesen 1501 entdeckt haben sollten, gaben hierzu Veranlassung. Auf dieser Seereise entdeckte de Fuca zwischen dem 47sten und 48sten Grad nördlicher Breite eine große Einfahrt in die Küste von Nord-Amerika, wo er in ein westliches Meer einseegelte. Er schiffte 20 Tage auf demselben, sah viel Inseln, fand dieses Meer auf alle Art sehr weit, und vermeinte endlich schon bis in das Nordmeer vorgedrungen zu seyn und die Entdeckung einer Durchfahrt vollendet zu haben. Da er sich aber zu schwach hielt, den Weg zu verfolgen und den Wilden zu widerstehen, kehrte er nach Acapulco zurück, um seine Entdeckung vorerst anzuzeigen. Dort hoffte er zwey Jahre vergeblich auf eine Belohnung; er begab sich sogar endlich selbst nach Spanien, um hier eher dazu zu gelangen. Als er aber auch hier den Zweck verfehlte, nahm er sich vor, heimlich in sein Vaterland zurückzugehen. Auf dieser Reise erzählte er einem englischen Seefahrer, Michael Locke, seine Schicksale, und dieser erbot sich, ihm bey der Königin Elisabeth eine günstige Aufnahme auszuwirken. Als es aber auch hiermit nicht gelingen wollte, kehrte de Fuca in sein Vaterland zurück und beschloß dort sein Leben.

Diese Geschichte machte schon 30 Jahr nachher eine englische Reisesammlung bekannt, deren Verfasser die Nachricht aus mündlicher Erzählung erlangt

langt hatte. *) Da keine bekannte See-Reiſe in der Folge auf Unterſuchung des Fucaſchen Weſtmeers Bedacht nahm; ſo blieb es nur dem Geſchichtsforſcher übrig, die Wahrſcheinlichkeit der Erzählung nach ihrem Inhalte und in Zuſammenhaltung mit ähnlichen andern Nachrichten zu prüfen.

Der für ſeine Hypotheſe einer nordöſtlichen Durchfahrt bekantermaßen mit aller Heftigkeit eines Kritikers eingenommene Landvogt Engel fand die Erzählung des de Fuca höchſt verdächtig. Ein Grieche in der Südſee ſchien ihm was ſo ſeltenes, als in Europa ein ſchwarzer Schwan, und in Afrika ein weiſſer Bär. Daß de Fuca als ein Fremder nicht belohnt worden, fand er natürlicherweiſe nicht unwahrſcheinlich: „aber warum ſollten denn die Spanier die Entdeckung ſo vernachläſſigt haben? und warum wären denn wohl die engliſchen Guineen dem Fuca nicht ſo lieb geweſen als die Spaniſchen Piſtolen?“

In jenen Zeiten giengen ſo viele Abenteurer zur See, um an den Schätzen der neuentdeckten Länder Theil zu nehmen, daß es gerade noch keine Unwahrſcheinlichkeit iſt, wenn ein Grieche auf Spa-

*) *Sam. Purchas* Pilgrimes, containing a history of the World in Sea-voyages and Landtravels by Englishmens and others. Lond. 1625 Fol. Vol. III. p. 849. Allg. Hiſtorie der Reiſen, XVII. B. 189. S.

Spanischen Schiffen diente. Daß de Fuca in England nicht sogleich ankommen konnte, lag vielleicht an der etwas übertriebenen Bedingung die er machte, ihm den Schaden mit 60000 Dukaten zu ersetzen, den er von dem englischen Capitain Thomas Cavendish erlitten zu haben vorgab, als dieser das Spanische Acapulco-Schiff am 4ten November 1587 an der Küste von Californien wegnahm. *) Vielleicht daß diese Forderung zu hoch war und etwa die Glaubwürdigkeit des Mannes schwächte. Hingegen scheinen die Spanier des de Fuca Entdeckung nicht so gleich vernachlässigt zu haben.

Denn König Philipp III. entschloß sich die Küsten von Californien untersuchen zu lassen, weil ihm einige Fremde Nachricht gegeben, sie wären aus dem Nordmeer in das Südmeer durch die Anianstraße gegangen. **) Dieses, und die Ausfindigmachung eines guten Hafens für die aus den Philippinen nach Amerika auslaufenden Schiffe, war der Grund zu einer Entdeckungs-Reise, welche 1602 der Unterkönig, Graf von Monterey, durch Sebastian Viscaino aus Acapulco unternehmen ließ.

*) Historischer Bericht von den sämmtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt, 1 B. 316. S. Herrn J. R. Forsters Geschichte der Entdeckungen im Norden, 516. S.

**) *Torquemada* Monarch. Ind. V. L. 45 cap.

ließ. *) Man fand hierbey unter 36 Gr. 44 M. N. B. einen guten Hafen, welcher Monterey benennet wurde. Eins der übrigen zugehörigen Schiffe entdeckte in 43 Gr. N. B. ein Vorgebürge, Capo blanco benannt. Hier wurde man auch an der Küste, wie sie sich gegen Nordost wendete, eine große Strömung oder Einfahrt gewahr, deren Ufer eine Menge Bäume bedeckte. Die Geschwindigkeit des Stroms verstattete aber nicht, hineinzufahren. Der Fähndrich, Martin Aguilar, commandirte das Boot, aus welchem man diese Ansicht hatte, daher in der Folge die Geographen diese Oeffnung der Küste auf ihren Charten Aguilars Einfahrt benannten.

Ob nun wohl Engel es gar nicht gelten ließ, daß man dieser Entdeckung des Aguilar widerspräche, ohne etwas anders als Muthmaßungen wider ihn anzuführen, nur damit man das vorgegebene Westmeer (von dessen Einfahrt Aguilars Strom doch 5 bis 6 Grad der Breite entfernt war,) behaupten wolle; so vergaß er doch hierbey ganz, daß er auf gleiche Weise die Entdeckung des de Fuca selbst bestritt, weil sie nicht in seine Hypothese einer nordöstlichen Durchfahrt taugte.

Am schädlichsten für des de Fuca Bericht wurde ein anderes Entdeckungs-Abenteuer, was gar nicht die Simplicität, ja zum Theil nicht die Mög-

lich-

*) Allgem. Historie der Reisen, am angeführten Orte.

lichkeit für sich hatte, wie jenes. Ein Spanischer Admiral, Bartholomäus de Fonte, sollte 1640 von dem Unterkönig zu Peru auf eine Entdeckungs-Reise an die westlichen Küsten von Nordamerika ausgesendet worden seyn. Er lief von Callao aus; in 53 Gr. N. B. kam er in einen Archipel S. Lazaro, aus diesem durch einen großen Fluß, los Reyes, in einen See, Lagobello, welcher bis auf die Hälfte der Flut einen kleinen Wasserfall hatte. Ferner schiffte er in einen Fluß, Parmentieres, wo er acht Wasserfälle, und zwar von salzigem Meerwasser, passirte, die in allem, von dem See an, 32 Fuß senkrechte Höhe hatten. Dieser Fluß lief in einen großen See, Lago de Fonte, aus diesem erstreckte sich ein anderer See, Estrecho de Nonquillo, aus welchem de Fonte in geringer Entfernung mit einem großen englischen Schiff, unter Capitain Schapely aus Boston, zusammentraf, welcher von dorther den Weg ins Südmeer zu suchen schien, itzt aber, wegen widriger Winde, nicht weiter kommen konnte. Nun schiffte der Admiral de Fonte wieder zurück, nachdem sein Gefährte, der Capitain Bernardo, inzwischen die nördlichen Gegenden untersucht und einen Lago Velasco, Lago Bernarda ꝛc. gefunden hatte. Sie kehrten zusammen zurück, in der festen Ueberzeugung, es gebe keinen Weg in das Südmeer durch Nordwest *).

*) Allg. Historie der Reisen, XVII. Band, S. 159-165.

Diese ganze Erzählung, mit vielen Nebenumständen, wurde zuerst durch eine englische periodische Schrift, Memoires of the Curious, 1708 bekannt gemacht, und zwar in Form eines Briefs des Admirals de Fonte, ohne aber etwas über die Aechtheit dieses Briefs zur Erläuterung und Beglaubigung beyzubringen. Man nahm sie daher gleich Anfangs als Erfindung eines müßigen Kopfs auf, ohne sie der Mühe einer besondern Untersuchung werth zu achten.

Der Engländer, Arthur Dobbs, machte diesen Brief des de Fonte in einer Nachricht über die an der Hudsonbay gelegenen Länder von neuem bekannt. Er selbst hatte die Hudsonbay-Compagnie zu zwey Untersuchungsreisen, die sie 1737 und 1741 ohne Erfolg vornehmen ließ, veranlaßt.

Als die Entdeckungen der Russen in der Südsee, besonders des Capitains Tschirikoff, der 1741 in 56 Gr. N. B. an der westlichen Küste von Nordamerika ankerte, mehr bekannt wurden, suchten auch die französischen Geographen, De l'Isle und Büache, jenen Brief des de Fonte wieder hervor, und wollten die sämtlichen Entdeckungen mit einander combinieren. De l'Isle übersetzte den Brief des de Fonte, und gab 1750 vornehmlich zu Erläuterung desselben und der Nachricht des de Fuca ein besonderes Memoire mit eigenen Charten heraus, woran er in den folgenden Jahren verschiedenes bey einer neuen Auflage noch verbesser-

beſſerte. *) Buache that ein Gleiches in einem Werke, wozu er ebenfalls eigene Charten entwarf, auf welchen die Entdeckungen des de Fonte genau verzeichnet waren. **) Auch in England nahm man ſich derſelben wieder an, und ſie giengen in viele Charten, ſelbſt in die Danvilliſchen über.

Damals trat Engel mit ſeiner obenerwähnten Kritik zuerſt auf. ***) Er fand auch allerdings in de des Fonte Erzählung ſo viele Unbegreiflichkeiten und Merkmale einer Erdichtung, daß er mit offenbarem Vortheil wider die franzöſiſchen Geographen ſtritt. Es war freylich etwas ſtark, daß de Fonte über ſo viele Kataraкten ſchiffte; ****) mit dieſer Kunſt habe man, (wirft Engel den franzöſiſchen Geographen vor) die koſtbaren Schleuſen im Canal von Languedoc erſparen können ꝛc. Er konn-

*) Explication de la Carte des nouvelles decouvertes au Nord de la Mer du Sud. Paris 1752.
Memoires ſur les nouvelles Cartes des decouvertes de l'amiral de Fonte. Seconde edition. Paris 1753.

**) Conſiderations geographiques et phyſiques. Paris. 1753. 4.

***) Bibliotheque germanique, à Amſterd. 1755. T. XVI p. 161-188. 366-401. T. XVII. p. 44-109. 364-819.

****) *Raynal* hiſt. phil. et pol. T. VIII. p. 400. drückt dieſes gar höflich ſo aus: Il ſe debaraſſe très rapidement de tous les obſtacles que la nature oppoſe à ſes operations et arrive lui-même à la baie de Hudſon.

dem Geſchmak unſers Autors und ſeiner Zeitgenoſſen wenig Ehre macht, aber doch den Vortheil mit ſich führt, daß die Zuſchauer, (welche am Ende doch in die Comödie gegangen ſind, um ſich einen Spaß zu machen,) durch die kläglichen Scenen nicht gar zu ſehr gerührt werden.

te auch nicht zusammenreimen, wie eben derselbe Wind, welcher den de Fonte zu dem englischen Schiff des Schapley brachte, nicht auch sollte zu des englischen Schiffes Rückkehr behülflich gewesen seyn. Und der Schluß der Erzählung, daß es nunmehr ausgemacht sey, es gebe keinen Weg in das Südmeer durch Nordwest, ist der vorher weitläuftig erzählten Zusammentreffung mit dem englischen Schiff gewissermaßen entgegen ꝛc. Man geriethe bey dieser Erzählung sogar auf den Verdacht, daß die Spanier sie vorsetzlich ersonnen hätten, um andere Nazionen davon abwendig zu machen, die nördliche Durchfahrt ferner aufzusuchen, da sie doch wegen der Ebbe und Flut, die in Hudsonbay nicht aus dem atlantischen Ozean oder einem andern nördlichen Meere kommen könne, wahrscheinlicherweise dort statt finden müsse. *)

Nicht so gründlich kritisierte aber Herr Engel, wenn er des de Fuca Nachricht zugleich mit jenen zum Theil handgreiflichen Erdichtungen verwarf.

„Ein hämischer Plage-Geist müsse doch des de Fuca Einfahrt dem de Fonte verborgen haben; denn dieser müsse ja die amerikanische Küste an dieser Stelle passiert seyn. Und man wisse ja gar nicht, wo man das Westmeer hinsetzen solle, daher auch de L'isle und Büache hierin selbst nicht einig wären. Jener setze es auf seiner Charte von

Sept.

*) Raynal, Tome VIII. p. 396. 4to.

Sept. 1752. *) zwiſchen 245 bis 270 Gr. der Länge, und 43 bis 60 Gr. N. B. Büache aber auf ſeinen Charten von M. Auguſt 1752. zwiſchen 250 und 264 Gr. der Länge, und 44 : 55 Gr. N. B. Ein Wilder, Moncacht Ape (deſſen Erzählung le Page du Praz in ſeine Geſchichte von Louiſiane aufnahm,) habe die ganze Gegend, von 50 : 60 Gr. N. B. durchgewandert, und doch keine Spur von einem Meere gefunden. Die allgemeine Sage der Wilden vom dortigen Meere, beziehe ſich daher ohne Zweifel auf einen großen Landſee. Wenn man auch des Lahontan **) berühmte Reiſe auf dem langen Fluß berechne, ſo reiche ſolche auf alle Fälle bis mitten in das angebliche Weſtmeer hinein u. ſ. w.

Aber wie konnte denn des de Fonte Anführen, was doch eine Fabel ſeyn ſoll, dem de Fuca nachtheilig ſeyn? Und konnte de Fonte nicht in einer zu weiten Entfernung vor der Küſte vorüber gefahren ſeyn? De l' Isle und Büache entwarfen und verbeſſerten ihre Charten freilich nur muthmaslich,

*) Carte generale des decouvertes de l' Amiral de Fonte et autres navigateurs Espagnols, Anglois et Ruſſes pour la recherche du paſſage à la Mer du Sud, par *Mr. de l' Isle.* à Paris, Septembre 1752.

**) Nouveaux Voyages dans l' Amerique ſeptentrionale, T. II. p. 136-185.

lich, nach jenen nicht sehr klaren Erzählungen. Moncacht Ape konnte aber so gut erdichtet haben, als man es vom de Fuca behauptet; und Labontans Reise auf dem langen Fluß, die ohnehin große Zweifel wider sich hat, ist ja von Herrn Engel selbst nur äußerst willkührlich berechnet worden. Aufs billigste genommen, hätte man wenigstens die Verurtheilung des de Fuca aufzuschieben gehabt, bis durch mehrere Seereisen entschieden würde, ob denn die ungeheure Westküste von Nord-Amerika so ganz keine Einfahrt verstatte.

Inzwischen hatten die in den Jahren 1741. 1746. 1761 und 1762. von England aus durch Middleton, Moor, Smith, Christopher und Norton veranstalteten Untersuchungen der Hudsonsbay, eine nordwestliche Durchfahrt aus dieser Bay noch unwahrscheinlicher gemacht, und des de Fonte Erzählung, in die man immerfort des de Fuca und Aguilars Nachrichten mit einwarf, den Mährchen noch näher zugesellt. Die englische Admiralität, besonders Lord Anson, gab den Ideen des Herrn Engel mehrern Beyfall, und nach der Zeit war die Untersuchung des nördlichen Eismeers bey Spitzbergen durch Capitain Phipps 1773, gewissermaßen noch eine Folge davon.

Noch stärker erzeigte sich aber der Unglaube an die Entdeckungen der Spanier, als der Capitain Cook auf seine letzte Seereise ausgesendet wurde. Die

Die ihm hierzu ertheilte geheime Instruczion *) enthielt ausdrücklich, „daß er bey seiner Ankunft an der Küste von Neu-Albion (denn so nennte Drake die westliche Küste von Nord-Amerika, die er von 38½ bis 40 Gr. N. B. 1578 entdeckte) alsdenn weiter nordwärts längs der Küste bis zum 65 Gr. N. B. oder noch weiter schiffen, auch wohlbedacht seyn solle, keine Zeit mit Untersuchung der Flüsse und Einbusen oder sonst zu verlieren, bis er die vorerwähnte Breite von 65 Gr. erreicht habe. Alsdenn erst sollte er sorgfältigst alle Flüsse und Oeffnungen aufsuchen und ihnen nachspüren, falls sie von beträchtlicher Größe und gegen Hudsons- oder Baffinsbay gerichtet zu seyn schienen. Sollte sich nach seinen eignen Beobachtungen, oder zu Folge der Nachrichten, die er etwa von den Eingebohrnen erlangen möchte, die Gewißheit oder auch nur die Wahrscheinlichkeit einer Durchfahrt zu Wasser in den vorhingenannten Bayen zeigen, so solle er sein Möglichstes versuchen, mit einem oder beyden Schiffen hindurch zu kommen." — Durch diese Instruction wurde also gerade die Strecke der Küste von Cooks Untersuchung ausgeschlossen, in welcher sich die Entdeckungen des de Fuca, Aguilar und de Fonte befinden sollten; zum Erweiß, daß die englische Admiralität sich von ihrer Falschheit überzeugt achtete.

*) Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer, 6ter Band, aus dem Englischen übersetzt von G. Forster. S. 10.

Auf der Reise selbst sahe 1778 Cook von ferne die Küste in 43 Gr. N. B. ungefähr auf eben der Stelle, wo Aguilar sein Capoblanco entdeckte. Er untersuchte aber nicht, wie es mit der Einfahrt bewandt sey, die Aguilar dort wahrgenommen haben soll. In 48 Gr. 15 N. B. sah Cook ferner eine Landspitze, die er Cap Flattery nannte, weil sich bey derselben eine kleine Oeffnung zu zeigen schien, und man sich schmeichelte, einen Hafen anzutreffen. Allein je näher man kam, destomehr verschwand diese Hoffnung. Ueber den Cap Flattery lag ein Berg von mittlerer Höhe, übrigens war das Land allenthalben beynahe gleich hoch und mit Holzung bewachsen. „Gerade in dieser Breite (setzt die Reisebeschreibung hinzu) haben die Geographen die angebliche Meerenge des Juan de Fuca hingezeichnet, nach Michael Lockes apokryphischer Erzählung; gleichwohl erblickte man (wohlzumerken im 48 Gr. 15 N. B.) keine Spur davon und wahrscheinlich hat sie auch nie existirt." Endlich fand Cook unter 49 Gr. 36 N. N. B. eine Einbucht in die Küste, welcher er den Namen König Georgs Sund gab, von den Einwohnern Nutka benannt. Nach seiner Abreise aus diesem Sund entstand ein Sturm der ihn von der Küste zurückhielt. „Es that ihm leid, daß er solchergestalt die Gegend vorbeyschiffen muste, wohin die Geographen die angebliche Meer-Enge des Admirals de Fonte setzen. Er hielt zwar nichts auf dieses unwahrscheinliche Mährchen, demungeachtet hätte

er

er gern darüber allem Streite ein Ende machen mögen.“ Erſt in 55 Gr. 20 M. N. B. erblickte er wieder Land, und ſahe in 57 Gr. 3 M. eine Landſpitze, die er Cap Edgecumbe nennte. Von hier fand er an den Küſten mehrere Bayen mit Inſuln und andern Einbuchten, vornehmlich aber unter den 59 : 60 Gr. N. B. den Cooks-Fluß, den er bis 61 ½ Gr. N. B. verfolgte. „Obgleich derſelbe mit den meiſten ſchon bekannten ſchiffbaren Flüſſen um den Vorzug ſtreiten dürfte, ſo hielt doch Cook eben deswegen das Daſeyn einer Durchfahrt unwahrſcheinlicher als jemals. Es gereichte ihm aber (nach dem Ausdruck der Reiſebeſchreibung) zur Beruhigung, dieſen Fluß gehörig unterſucht zu haben, damit nicht ſpeculative Köpfe, die ſich eine Geographie nach ihren Sinnen ſchaffen, es als Thatſache annehmen möchten, daß der entdeckte Fluß nordwärts mit der See, oder oſtwärts mit Baffins- oder Hudſonsbay zuſammenhienge. Da würde denn die vorgebliche Durchfahrt auf neuen Planiglobien ihren beſtimmten Platz behauptet und allerdings mehr Wahrſcheinlichkeit für ihre Exiſtenz gehabt haben, als jene unſichtbare und bloß eingebildete Meer-Enge des de Fuca und des de Fonte *).

So war denn der arme de Fuca in beſtändiger Geſellſchaft und gleichſam als Mitſchuldiger des de Fon-

te

*) Geſchichte der Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer, 7ter Band, S. 4. 7. 66. 105.

te condemnirt, und höchſtens nur eine ſchwärmeriſche Partheylichkeit für de Fuca, als könne doch wohl auch der große Cook durch den Sturm bey Nutka das Glück der Wiederfindung des Weſtmeers verfehlt haben, vers mochte einen glimmenden Funken von Hoffnung noch zu unterhalten. Wenigſtens war dieſe Hoffnung durch die neuere Verſuchsreiſe der Spanier nicht ganz niedergeſchlagen worden, welche der Unterkönig Bucarelli unter Befehl des Don Bruno de Hezeta zu Entdeckungen an der nördlichen Küſte von Californien (denn die Spanier möchten gern die ganze Weſtküſte von Nord-Amerika zu Californien rechnen) veranſtaltete. Wenn in dem Tagebuch dieſer Reiſe Don Franz Antonio Maurello *) verſichert, aus St. Blas in 22 Gr. bis zum 58 Gr. N. B. jeden Buſen und jede Einbucht der Küſte unterſucht, die Vorgebürge umſegelt, und ſich des Nachts aufs Treiben gelegt zu haben, um Aguilars Strom und des de Fonte Einfahrt zu entdecken, (die Meers Enge des de Fuca erwähnt er nicht) daß aber gleichwohl nach aller Bemühung und bey günſtigem nordweſtlichen Winde davon nichts anzutreffen geweſen, mithin dergleichen Einfahrt und MeersEnge gar nicht vorhanden ſey; ſo wird aus dieſem prahlhaften und ſchon in Gegenhalt von Cooks Entdeckungen ſich falſch darſtellenden Vorgeben der Verdacht nur mehr beſtärkt, daß wohl gar die Spanier

*) In Pallas neuen Nordiſchen Beyträgen III. Band S. 198 - 273.

nier vorsetzlich von weiterer Untersuchung dieses Theils der Küste durch dergleichen Bericht abschrecken wollen, zumahl einige andere Unwahrscheinlichkeiten darin vorkommen. *) Ueberhaupt ist es bekannt, mit welcher übertriebenen Sorgfalt sie alles, was ihre amerikanischen Angelegenheiten und Besitzungen betrift, zurückhalten; daher auch die in dem Archiv zu Simanca bey Valladolid aufbewahrten amerikanischen Original-Papiere so sehr verheimlicht werden. **) Eben deswegen ist auch der Verdacht übelgegründet, den man den Nachrichten des de Fuca und de Fonte dadurch zuziehen wollen, daß in den spanischen Archiven, auf geschehene Erkundigung des französischen Geographen, de Vaugondy, davon nichts zu finden gewesen sey. Dieser setzte aber auf seine Charten selbst die sogenannte Straße Anian zwischen den 50-55 G. N. und 225 Gr. der Länge von Ferro, wie den Eingang zum Archipel St. Lazarus ***).

Zwar giebt das Tagebuch des Don Maurello einige Entdeckungen an, nemlich unter 55 Gr. 77 M. N. B. den Hafen Buccarelli und zwischen 57 und 58 Gr. noch zwey andere, Gadelup und de

*) Büschings wöchentliche Nachrichten; 13ter Jahrgang S. 106.

**) Robertson in der Vorrede zur Geschichte von Amerika.

***) Memoire sur les païs de l'Asie et de l'Amerique situés du Nord de la Mer du Sud, accompagné d'une carte par Mr. de *Vaugondy*. à Paris 1774. 4.

de los Remedios. Allein so blieben doch für des de Fuca Westmeer immer noch fast 10 Grade der Breite übrig, wo ein Meer, so lang wie das Caspische, Raum hätte; angenommen, daß der Hafen Buccarelli wirklich der Küste des festen Landes angehörte. Aber selbst die Russen bezweifelten, daß die Küste, wo Tschitscheff Amerika erreicht zu haben glaubte, wirklich das feste Land, und nicht vielmehr eine große Insel gewesen sey *). Von Nutka blieb dieses eben so zweifelhaft, da sich kein beträchtlicher Fluß dort gefunden hatte. Capitain Dixon und Portlock, zwey Zöglinge von Cook, welche 1787. diese Küste befuhren, bemerkten „daß sie noch immer für sehr unbekannt zu halten, und mit Recht zu zweifeln sey, ob bisher das feste Land gesehen worden oder nicht. So viel sey gewiß, daß es Inseln in Menge an dieser Küste gebe; nachkommende Seefahrer würden erst mit Zuverläßigkeit bestimmen können, ob das Land, was bis itzt dort beschifft worden, wirklich zum festen Land gehöre.“ Die von ihnen in 51 Gr. 56 M. bis 54 Gr. 20 M. entdeckten Queen Charlotte's Eilande nehmen sie für des de Fonte Archipel St. Lazarus an, ja unter 52 Gr. 57 M. fanden sie Anzeigen, daß ein großer Fluß sich von der Küste her ergiessen müsse, welches der Fluß los Reyes des de Fonte seyn würde **).

Auf

*) Pallas neue Nordische Beyträge, 1. B. 188. S.

**) Portlocks und Dixons Reise um die Welt in den Jahren 1785 bis 1788. in den Schiffen König Ge-

org

„Alle dieſe Hoffnungen ſchienen zwar ſehr eitel im Gegenhalt des Ausſpruchs eines competenten Beurtheilers *) der ebenfalls des de Fuca Nachricht „als aus der Luft gegriffen anſah, und für erſonnen, um damit ein Glück zu machen — der durch Cooks letzte Reiſe die Kenntniß von Amerika gleichſam für vollendet erklärte, die bis dahin ſo unvollkommen geweſen ſey, und zu ſo vielen Träumen von ſchiffbaren Durchfahrten Anlaß gegeben habe, — der nunmehr Entdeckungen von großem Umfang nicht weiter ſtatt finden laſſen wollte, und den Erdball von einem Ende zum andern entdeckt hielt.“ —

Aber auch ſchwache Hoffnungen werden zuweilen erfüllt, und hier haben wir ein wunderſames Beyſpiel davon. Des de Fuca Weſtmeer iſt itzt wirklich wiedergefunden, und kein Hirngeſpinſt, kein Luftgriff, keine Träumerey mehr. Der unſterbliche Cook hat ſelbſt den Weg dazu gebahnt, ohne zu wiſſen, daß er, wie ein zweyter Colom, in der von ihm entdeckten Nutka der Meerenge des de Fuca ſo nahe war.

In den Jahren 1785. u. f. ſind aus Macao, Calicutt und Bombay mehrere Seefahrten durch die Engs

*) Cook der Entdecker: von Herrn G. Forſter, im 6ten Band der Geſchichte der See-Reiſen und Entdeckungen im Südmeer, S. 17. 40. 42.

org und Königin Charlotte. Von einen Officier am Bord des letztern. S. p. 1. f.

Portlocks und Dixons Reiſe um die Welt, überſetzt von J. R. Forſter, S. 196.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Mantua.)

Romeo tritt auf.

Wenn ich den ſchmeichelnden Eingebungen des Schlafs trauen dürfte, ſo würden mir meine Träume angenehme Neuigkeiten vorbedeuten. Ein ungewöhnlicher Geiſt der Fröhlichkeit erfüllt meinen Buſen, und hebt mich mit angenehmen Gedanken über den Boden empor: Ich träumte, meine Geliebte käme und fände mich todt -- (Was für ein ſeltſames Ding ein Traum iſt, daß er todten Leuten doch noch die Erlaubniß giebt zu denken!) -- und hauchte durch ihre Küſſe ein ſolches Leben in meine Lippen, daß ich wieder von den Todten auferſtand und ein Kayſer wurde. O Himmel! wie ſüß iſt der würkliche Genuß der Liebe, da ihre Schatten ſchon ſo reich an Wonne ſind!

(Balthaſar tritt auf.)

Neue Zeitungen von Verona -- Wie ſteht's, Balthaſar? Haſt du mir Briefe vom Pater? Was macht meine Geliebte? Iſt mein Vater wohl? Was macht meine Juliette? Das muß ich noch einmal fragen; denn wenn ſie wohl iſt, ſo iſt nichts übel.

Baltha-

Engländer nach dem Nutkasund und Cooksfluß veranstaltet worden. Selbst aus Ostende traf 1786 ein Schiff, der Kaiserliche Adler, daselbst ein. Unter den Engländern war auch Capitain Meares und Duncan mit zwey Schiffen, Iphigenia und Felice, aus Macao 1788. dahin ausgelaufen *). Der erstere hatte schon einmal diese Küsten befahren, und war damals den Capitains Portlock und Dixon begegnet.

Eben diese Seereise des Meares und Duncan war es, auf der sie von Nutkasund weiter giengen, und in 48 Gr. 36 M. N. B. des de Fuca Meerenge wiederfanden.

Ein nach ihnen zu Nutka angekommenes nordamerikanisches Fahrzeug, Washington, unter Capitain Gray, der von ihnen die Lage der Einfahrt vernahm, schiffte 1789 durch sie in ein weites offenes Meer, aus welchem er erst in 55 Gr. N. B. zwischen vielen Inseln wieder in die Südsee heraus kam. Nirgends hatte er große Flüsse wahrgenommen; zum Erweiß, daß das feste Land noch weit östlicher zu suchen sey **).

Also wäre denn in einer Distanz von Sieben Graden der Breite das Westmeer vorläufig wieder ent-

*) Portlocks und Dixons Reise um die Welt, übersetzt von J. R. Forster, Einleitung. S. XIII.

**) Voyage, made in the years 1788 and 1789 from China to the Nordwest coast of America, Lond. 1790. 4. Göttinger Anzeigen, 1791. 38 Stück.

entdeckt. Der Genius der englischen Seefahrer wird auch diese Entdeckung nunmehr bald genug vollenden helfen. Schon hat man in England nach diesem Querstrich in die angenommene Rechnung die Original-Charten der nördlichen Küsten von Hudsonbay genauer verglichen, und aus ihrer auffallenden Verschiedenheit nun wieder Hoffnung geschöpft, doch noch daselbst eine Durchfahrt entdecken zu können. Daß der Geist des Monopols, der in England über die Hudsonbay herrscht, die Auffindung einer Durchfahrt eher verdecken und hindern, als befördern müsse, ist leicht zu glauben. Schon hat man aber so viel Muth, einen See Arathapeskau, den der Engländer Hearne zwischen dem 60sten und 65sten Grade 12 B. angegeben, für den Lago Velasco des de Fonte zu nehmen, und ihn in Verbindung mit dem Westmeere zu bringen. Auf der entsetzlichsten Reise zu Fuß, welche dieser Engländer Hearne, 1771 und 1772. von einem unter 58 Gr. 50 M. N. B. gelegenen Fort der Hudsonbay-Compagnie gegen 1300 englische Meilen nach dem Eismeer machte, sah er in 72 Gr. N. B. dieses Meer acht englische Meilen weit vor sich *). Auch diese Beobachtung will man itzt, nach genauerer Prüfung, auf 63 Gr. N. B. reduciren, mithin das Eismeer der Hudsonbay um ein Großes näher bringen. Um aber hiermit völlig ins Klare zu kommen, soll Capitain Duncan eine neue Reise nach dem englischen Handels-Posten hinter der Hudsonbay unternehmen.

*) Cook der Entdecker ꝛc. S. 34.

Es möge denn nun mit der zweifelhaften Durchfahrt noch ablaufen, wie es wolle, so giebt doch schon die Existenz des Westmeers, auch nur als eines großen Meerbusens, mannigfaltige Aussichten zu Erweiterung der Erdkunde, zu festen Niederlassungen, Betreibung eines Gewerbes landeinwärts, und daraus nach und nach erfolgender Cultur der wilden Bewohner dieser ungeheuren Erdstriche. Die gewiß vorhandenen Flüsse des festen Landes werden diese Communicazion erleichtern. Einer der vier Hauptflüsse von Nordamerika, der Oregan, den Carver durch die Nadoweſſier kennen lernte,*) entspringt ungefähr unter dem 47. Gr. N. B. und strömt also unfehlbar dem Westmeere zu, oder fällt vielmehr, nach Carvers Meinung, in die Meerenge der Durchfahrt selbst. Sein Vorschlag gieng dahin, diesem Fluß nachzugehen und auf demselben bis ins Meer hinabzuseegeln. Schon hatte sich Herr Richard Whitworth, Parlamentsglied für Staffford, i. J. 1774 darzu entschlossen und vorbereitet, als die nordamerikanischen Unruhen ausbrachen, und ein Vorhaben hinderten, was nunmehr wohl durch Untersuchung des Westmeeres erreicht werden kann.

Capitain Duncan und Meares fanden 1788. des de Fuca Meerenge vorher noch, ehe die Spanier im Monath April 1789 es unternahmen, sich mit Gewalt in den Besitz von Nutka zu setzen, und

*) Carver Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika, in den Jahren 1766-1768. S. 56. 455.

und die Engländer daraus zu vertreiben. Also erfuhr das englische Ministerium mit diesem Angriff zugleich die vorgegangene Entdeckung. Von den Folgen derselben und der dadurch wichtig gewordenen Niederlassung zu Nutka überzeugt, veranstaltete dasselbe im vorigen Jahre die ungeheure Zurüstung, um die Krone Spanien zur Wiederabtretung und Anerkennung der Brittischen Herrschaft in jenen entfernten Gegenden zu zwingen. Man siehet, daß diese Anstrengung der Mühe werth war, und daß die dagegen wiewohl vergebens declamierende Parlaments-Oppoſizion den Hauptzweck verkannte. Spanien hat bekanntermassen auch nachgeben müssen, und in der Convenzion zu Eskurial am 25. October 1790. sich verbindlich gemacht, „die Landstriche auf der nordwestlichen Küste des festen Landes von Nord-Amerika, oder auf den an gedachtem festen Lande liegenden Inseln, aus deren Besitz die englischen Unterthanen gesetzt worden, ihnen wieder zurückzugeben, ihnen den zugefügten Schaden zu ersetzen, die englische Schiffart in den südlichen Meeren nicht zu beunruhigen, auch den Engländern zu gestatten, daß sie an den Küsten dieser Meere, in sofern sie noch nicht occupiert sind, Niederlassungen anlegen mögen."

Daß es über die Schiffart der Britten in der Südsee endlich einmal mit Spanien zum Bruch kommen müsse, war vorauszusehen. Hätte aber den Spanischen Befehlshabern in Amerika der inzwischen sich so sehr veränderte Zustand des Königs

der Franken schon bekannt seyn können, so würden sie vielleicht einen andern Zeitpunkt für ihre Gewaltthätigkeit abgewartet haben. In der Convenzion von Escurial scheinen auch die an dem festen Lande der nordwestlichen Küste von Nord-Amerika gelegenen Inseln wohlbedächtig ausgedrückt worden zu seyn. Denn das englische Ministerium kannte nun schon die Queen Charlotte's Eilande, und die übrigen neuen Antillen, welche das Westmeer ostwärts begränzen.

Es ist kein Zweifel, daß die englischen Seefahrer ihre Occupazionen beschleunigen werden, zumahl die Spanier auf einer Insel im Nutkasund schon Bergwerke bearbeiten, auch in dem von Cook entdeckten Prinz-Wilhelmsund die Einwohner Klumpen von gediegenem Kupfer sehen ließen, dergleichen Carver ebenfalls in den mehr seewärts liegenden nordamerikanischen Ländern wahrgenommen, und auch die Russen auf den von ihnen zwischen Kamtschatka und Nordamerika entdeckten Inseln gefunden haben. Also wird die gegenwärtige Aufklärungsperiode sich auch auf die so lange im Dunkeln gebliebene Kentniß jener weiten Erdstriche ausdehnen. Es sind doch gerade zweyhundert Jahre hingegangen, ehe des Juan de Fuca apokryphische Nachricht (wie sie allgemein benennt wurde) in eine canonische verwandelt worden ist. So gehen gewöhnlich die Sagen vor der zuverläßigern Geschichte wie Morgenröthe vor der Sonne her.

III.

Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dresden.

Die Mahlerey hat mit der Nachahmung der Natur angefangen, und iſt durch das Nachdenken des Künſtlers auf die Stufe der Vollkommenheit gebracht worden, auf welcher wir ſie erblicken. Aus dieſer Entſtehung kann man ſich das Weſen der Kunſt, und die vornehmſten Eigenſchaften ihrer Werke erklären. Man hat bey einem Gemählde auf zwey Stücke zu ſehen: auf die darin getroffene Aehnlichkeit mit der Natur und auf das, was die Kunſt noch hinzu gethan hat. Dieſe beyden Haupteigenſchaften laſſen ſich von einander abgeſondert denken, ob ſie gleich in der Ausführung ſich genau zuſammen vereinigen, und gleichſam in einander fließen; denn auch die Nachahmung verlangt eine gewiſſe Geſchicklichkeit, die man Kunſt nennen kann; dazu aber kommt noch etwas Eigenthümliches, welches bloß von den Regeln der Vollkommenheit abhängt, und mit dieſem Nahmen ins beſondere belegt wird. Jeder Menſch, der die Natur vor ſich ſieht, iſt im Stande, bey einem Gemählde die Aehnlichkeit in der Nachahmung zu erkennen, wiewohl einer mehr, als der andere; aber, um in Anſehung des zweyten Punktes zu

entſcheiden, muß man Kenntniß der Kunſt und des Schönen beſitzen. Dieſe Kenntniß kann durch anhaltende Betrachtung der beſten Werke erlanget werden; durch Unterſuchung der Vollkommenheiten, welcher eine Mahlerey in Erfindung, Anordnung und Ausführung fähig iſt, und die ſich in der Wahl der Gegenſtände, in ihrer Bildung und Stellung, und in jedem einzelnen Umſtande, wenn er abſichtsmäßig mit dem Ganzen übereinſtimmt, offenbaren.

Um über die Schönheit eines Gemähldes zu urtheilen, iſt es nöthig zu beſtimmen, in wie weit jene beyden Eigenſchaften erreicht und vereinigt worden ſind. Ein Gemählde, wenn es auch die eine in vorzüglichem Grade beſitzt, die andere aber deſto mehr vernachläſſigt zeigt, kann darum nicht als ein ächtes Kunſtwerk angeſehen werden. Verſchiedene moderne Mahler haben es in der Kunſt ſehr weit gebracht; ihre Zuſammenſetzung iſt mannichfaltig, und durch den Contraſt des Lichts und Schattens ſehr gehoben, die Zeichnung iſt groß, die Farben lebhaft, ſo daß alles dieſes keine geringe Wirkung macht: aber man vergleiche die Gegenſtände mit der Natur, und man wird bey ihnen jene innere Stärke, die Wahrheit des Ausdrucks, vermiſſen. Andere Gemählde täuſchen bloß durch die Aehnlichkeit mit der Natur, ohne durch die Kunſt verſchönert zu ſeyn. Dieſe Bemerkung läßt ſich bey den mehreſten Werken der niederländiſchen Künſtler machen, die nicht von dem Geſchmack ihrer Schule

abgegangen sind. So findet sich ein groſser Unterschied zwischen den Viehstücken von Potter und Berghem; da jener die Natur vorstellte, wie er sie fand, dieser aber sich mit Wahl und Schönheit auszudrükken wuſste. Ich nehme nur vor, aus diesem Gesichtspunkt einige Gemählde näher zu betrachten.

Ueber Landschaften von Ruysdal, Dietrich, Wouwerman und Berghem.

Ruysdal.

Einsame, wilde Gegenden, Prospecte von Wäldern und Dörfern, Wasserfälle, Gebirge mit alten Schlössern sind die Gegenstände, die sich Ruysdal wählte. Seine Gemählde haben mehr Natur als Kunst. Das schönste Stück, welches die Dresdner Sammlung von ihm enthält, ist No. 196. Es stellet einen, an dem Ausgang eines Waldes liegenden Wiesengrund vor, der vorne zur rechten mit hohen Bäumen, die ein Wasser beschatten, in welches ein Hirsch gejagt wird, etwas entfernter zur Linken mit dickem Gehölze eingefaſst ist, und sich in mehreren Abtheilungen in die Ferne hinaus ziehet. Dieses Gemählde hat seine Schönheit hauptsächlich durch die Beleuchtung erhalten. Ein starker Widerschein der Sonne, bricht aus dem Gewölke hinter den dunklen Bäumen im Vorgrunde auf den Wiesengrund herein, und ist von einer ganz ungemeinen Wirkung, die überdieſs mit der wilden Handlung der Jagd und mit der wüsten Gegend vortreflich übereins

einstimmet. Aber in Ansehung der übrigen Theile der Kunst, findet man weniger Genugthuung. Die Composizion ist zwar in soweit gut, daß die helle Ferne mit dem dunklen Vorgrunde in einen schönen Contrast gesetzt ist; aber die Gegenstände, einzeln betrachtet, sind weniger vortheilhaft geordnet. Die Bäume im Grunde stehen neben einander, wie sie die Natur hervorgebracht hat, und biethen dem Auge keine angenehme Stellung dar. Die Zeichnung ist nicht durch Wahl des Schönen gebildet, die Stämme und Aeste sind nicht kunstmäßig ausgeführt, die Zweige nicht in Hauptpärthien vertheilt. Ein einziger dürrer Stamm eines alten Baums zeichnet sich aus, den vielleicht der Mahler, so wie er ist, in der Natur gefunden hat.

Aus diesen Bemerkungen läßt sich schon der Charakter des Künstlers beurtheilen. Ruysdal ahmte die Natur nach wie er sie sah, ohne sie durch Wahl, durch eine gut ausgedachte Composizion und eine schöne Zeichnung zu erhöhen. Indem er sich aber einer kräftigen Beleuchtung und der Wirksamkeit der Contraste zu bedienen wuste, und dabey auch ein gutes Colorit verstand, so geschieht es leicht, daß seine Gemählde durch diese Eigenschaften, in Verbindung mit dem Natürlichen, das Auge einnehmen, und jene Mängel nicht bemerken lassen. Ich will bey dem, was in dem gegenwärtigen Gemählde das schönste ist, noch etwas verweilen.

Bey einem so starken Schein des Lichts, der sich über die Landschaft ergießt und die Gegenstände mit einer einhelligen Masse umfließt, dennoch die natürliche Entfernung derselben hervorzubringen, welches Kunstverständniß! Man sehe wie die verschiedenen Gründe hintereinander von dem Auge abweichen, und wie wahr sie alle gemahlt sind, ohne einfärbig oder bunt zu seyn. Man glaubt zwischen den dunklen Baumstämmen im Vorgrunde so ganz in die Gegend hinaus zu sehen, so täuschend ist hier die Luftperspektive. Wer diese Schönheit recht lebhaft erkennen will, der vergleiche das gegenwärtige Gemählde mit andern, die nicht zu den schlechtesten gehören z. B. mit den Thielischen. Diejenigen, welche im blaulichen Tageslichte gemahlt sind, haben zu viel bunte Farben, und in andern, wo die Morgen- oder Abendröthe die Gegenstände mit ihrem Glanze bestrahlen soll, ist alles einfärbig.

Lasset uns Ruysdals Kunst bewundern! Wie viel gehört nicht dazu, die so veränderliche Wirkung des Lichts an den Farben, in dem Augenblicke da sie am schönsten ist, zu fassen und so lange in seiner Phantasie zu behalten, bis alles durch den Pinsel getreu überliefert worden! Einen so einhelligen Schein durch irrdische Farben hervorzubringen, diese gleichsam in ihrer Substanz umzuschaffen, die Gegenstände wirklich beleuchtet, nicht mit hellen Farben bemahlt vorzustellen, nicht in ein einfärbiges Gelb oder Roth zu fallen, auch nicht

Balthaſar.

So iſt ſie denn wohl und nichts iſt übel. Ihr Leichnam ſchläft in dem Begräbniß der Capulets, und ihr unſterblicher Theil lebt mit Engeln. Ich ſah ſie in das Gewölb ihrer Familie legen, und nahm ſogleich die Poſt es euch zu berichten. Vergebung, Gnädiger Herr, daß mein Dienſt mich nöthigt, euch eine ſo böſe Zeitung zu bringen!

Romeo.

Iſt es würklich ſo? -- So biet' ich euch Troz, ihr Sterne! -- Du kennſt meine Wohnung, geh hole mir Dinte und Papier, und beſtelle Poſt-Pferde -- Ich will dieſe Nacht noch fort.

Balthaſar.

Um Vergebung, Gnädiger Herr, ich darf euch nicht ſo verlaſſen. Eure Blike ſind düſter und wild, und bedeuten nichts Gutes.

Romeo.

Stille! du betrügſt dich. Verlaß mich und thu was ich dir ſage: Haſt du keine Briefe vom Pater an mich?

Balthaſar.

Nein, gnädiger Herr.

Romeo.

Das hat nichts zu bedeuten: geh, und beſtelle die Pferde; ich will gleich bey dir ſeyn.

[Balthaſar geht ab.]

die Einhelligkeit durch die verschiedenen Nüancen zu zerstören, dieses zeigt in der Nachahmung selbst einen hohen Grad von Künstfertigkeit an.

Dieterich.

Die reitzenden, idyllischen Schilderungen von Dieterich ergötzen uns. Wir geben gern den Beyfall ohne Untersuchung hin. Schöne bewachsene Felsenmassen mit Baumgruppen und Tempeln, hinter welchen eine heitere Luft hervorschimmert, unter diesen Schäfer und Schäferinnen, die sich am klaren Wasser spiegeln, dergleichen Gegenstände in einer leichten Zeichnung und mit lebhaften Farben dargestellt, wen sollten sie bey dem ersten Blicke nicht einnehmen? Wir wollen sie aber näher betrachten.

Dieterich hat sich in der Landschaft nach Berghem gebildet. Er mahlte aber mit mehrerer Lebhaftigkeit, welche jedoch die Grenzen der Natur in etwas überschreitet. Diese Bemerkung macht man in Num. 92. und 93. besonders an den Lüften, die am mehresten im Geschmack des Berghem, aber etwas härter und nicht mit genugsamer Luftperspektiv gemahlt sind. Prallende Farben machen die Gegenstände überall zu auffallend, lassen sie, einzeln betrachtet, von der Natur abweichen, zusammen aber nicht als ein Ganzes erscheinen, das vermittelst des Helldunkels dem Auge gewisse Ruhestellen gewährt, und eine Hauptwirkung verursachet. Auch fehlet ihnen die allgemeine Harmonie,

nie, welche die Gegenstände in ihrem rechten Standort hält, und zur Luftperspektiv das mehrste beyträgt; weswegen besonders die Figuren zu sehr hervorstechen. Jedoch sind alle diese Erfordernisse nicht so weit vernachläßigt, daß dadurch irgend etwas Anstößiges entstanden wäre. Das Auge muß sehr geschärft seyn, um jene Mängel zu entdecken, und es läßt sich leicht von einer angestellten Untersuchung durch die frischen Farben abziehen, und durch die mannichfaltigen Gegenstände zerstreuen, ohne auf die Natur der Dinge besonders Rücksicht zu nehmen. Findet sich nicht das Nehmliche bey den Werken der französischen Kunst? Aber mit diesen wollen wir die Gemählde Dieterichs nicht vergleichen; denn er hatte zu gute Muster vor sich, als daß er sich nach ihnen hätte bilden sollen. Dasjenige, was ihn zu einiger Abweichung von der Natur mag verleitet haben, ist wohl die viele Praktik, wodurch er das Studium derselben in etwas verabsäumte. In dieser Praktik wollen wir ihn jetzt näher kennen lernen.

Die markige, reine Farbe kann allein unsere Aufmerksamkeit beschäftigen. Der Künstler hat sie sehr fett und verschmolzen aufgetragen, und zugleich mit einer geläufigen Führung der Pinselzuge die Beschaffenheit der Oberfläche eines jeden Körpers sehr gut ausgedrückt; damit hat er in seine Gemählde jene charakteristische Lebhaftigkeit gelegt. Aber der Ausdruck der Zeichnung ist mehr in den Lichtstellen, als in den Schatten zu finden. Den

markigen Farbenauftrag erkennt man unter andern in den Gewändern, wo die hellen Parthien so bearbeitet sind, daß die kleinen Falten in den einzelnen Pinselzügen selbst sich ausdrücken. Aus allen diesen Bemerkungen folgt, daß sich die Gemählde von Dieterich nicht sowohl durch den stillen Ausdruck der Natur, als vielmehr durch die muntere Sprache der Kunst empfehlen.

Berghem und Philipp Wouwerman.

Hat je ein Mahler die Kunst mit der getreuen Nachahmung der Natur glücklich vereiniget, so war es Berghem, und über ihm noch Wouwerman. Ihre Erfindung und Zusammensetzung, ihre Zeichnung und Farbe, alles ist natürlich und schön. Ein Vorzug, den sie vor vielen andern gemein haben, ist die Harmonie der Farben, welche gleich beym ersten Anblicke die Aufmerksamkeit eben so auf das Ganze zieht, als in der Composizion die Hauptmassen der Gegenstände und des Schattens und Lichts. Diese Farbenharmonie wird durch die Beschaffenheit des Lichts, welches die Landschaft erleuchtet, bestimmt. Wir sehen in der Natur, daß eine Gegend bey der Morgen- und Abendröthe anders erscheint, als am Mittag, und daß die verschiedene Witterung, das Brechen der Sonnenstralen in dem Gewölke, verschiedene Veränderung hervorbringt. Man nennet dieses in einem Gemählde den Ton, und sagt, daß es in einem röthlichen, gelben, blauen oder grauen To-

ne

ne u. ſ. w. gemahlt ſey. Dieſe wichtige Eigenſchaft, welche das Höchſte iſt, was die Nachahmung erlangen kann, die ſo ungemein viel Wohlthätiges fürs Auge hat, die aber oft von groſſen Künſtlern vernachläſſigt wurde, haben Berghem und Wouwerman nicht nur in der Natur erkannt, ſondern auch glücklich in ihre Gemählde übergetragen. Ich erinnere mich einer Landſchaft von Berghem, die ich in der Mannheimer Galerie geſehen habe, worin man die Tageszeit bis auf die Stunde beſtimmen konnte. In der gegenwärtigen Sammlung iſt das ſchönſte Stück von ihm (Num. 526.) eine felſichte Landſchaft, die im grauen Tone gemahlt iſt. Man betrachte insbeſondere die Figuren, wie ſie ſich im Schatten einer Felſenwand hervorheben, und hinter einander entfernen! Hier iſt die Natur bis zur Täuſchung getroffen.

In den Wouwermaniſchen Gemählden findet man den Ton ſehr verſchieden, daher ſie auch in Anſehung dieſer Eigenſchaft zum beſondern Studio dienen können; aber der Künſtler iſt mit ihm keinesweges gleichgültig verfahren, ſondern er hat ihn immer nach der Beſchaffenheit der Landſchaft und der darin vorgeſtellten Handlung geſtimmt. Ein Märketenderſtück mit vielem Gewölke, welches der Landſchaft ein düſters Anſehen giebt, iſt in röthlichem Tone gemahlt. Man kann es nicht genug beſchreiben, was für eine mahleriſch-ſchöne Wirkung dieſes Gemälde macht. Num. 244. hat grauröthlichen Ton; Num. 358. hat gelben und Num. 362. hat blauen Ton.

Noch

Noch muß ich über die Manier und den Styl, wodurch ſich dieſe beyden Kunſtler von einander unterſcheiden, eine Bemerkung machen. Wouwerman hat nicht viel ganze Farben oder große Maſſen derſelben angebracht, ſondern mehr Halbtinten. Er hat die Hauptfiguren mit Hauptfarben gleichſam nur berührt, z. B. ein rother oder blauer Sattel auf einem Pferde, ein gelbes Collet und rothes Degengehänge an einem Reuter. Die übrigen Farben hat er entweder dunkel oder gebrochen und graulich gehalten. Hierzu kommt, daß er die Form der Gegenſtände mehr rund als eckig gezeichnet hat; die runde Form aber hält das Auge weniger auf, und läßt es leicht über die Gegenſtände hinſchlüpfen. Alles dieſes ſtimmt mit der Lebhaftigkeit der Wouwermaniſchen Vorſtellung vollkommen überein. *) Berghem, der die ſtillen Scenen der Hirten mahlte, gab ſeinen Gegenſtänden durch eine eckige, flache Zeichnung, durch weit ausgebreitete Hauptfarben, durch große Maſſen von Licht und Schatten, die zu den gedrängten Gruppen der Figuren und zu den felſichten Gegenden ſehr gut paſſen, den Charakter der Größe und Ruhe. K.

Die Fortſetzung folgt.

IV.

*) Ich ſollte billig länger bey dieſem Künſtler verweilen; ich beziehe mich aber auf die Schrift: Ueber die Compoſition in Ph. Wouwermans Gemählden, Leipzig 1789., wo ich mehr von ihm geſagt habe.

IV.

Ueber

einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze. *)

Ich wünschte, meine geliebte Schwester, daß ich die letzten Tage, die du bey mir zubringen wirst, zum

*) Die Freude, den Lesern und Leserinnen des T. M. einen Aufsatz, wie der Gegenwärtige, mittheilen zu können, ist etwas zu seltenes für mich, als daß ich meinem Herzen, (worin ich so vieles, wovon es bey dieser Gelegenheit überfließen will, zurückdrängen muß) nicht wenigstens erlauben dürfte, der edeln Verfasserin öffentlich für die gütige Gefälligkeit zu danken, womit Sie meiner Bitte nachgegeben, mir denselben zu diesem Gebrauche zu überlassen, nachdem er schon über zehn Jahre unter ihren Papieren verborgen gelegen hatte. Er war ursprünglich bloß zum Gebrauch einer geliebten (ihren Freunden und der Welt allzufrüh entrissenen) Schwester bestimmt: aber eben dadurch erhielt er Etwas, das so vielen auch sonst vortreflichen Abhandlungen über Gegenstände der Moral und Lebens-Philosophie mangelt; Etwas, das auch der schönste und ausgebildteste Geist, allein, ohne die beständige Mitwirkung eines gefühlvollen und innig theilnehmenden Herzens, seinen Produkten nicht zu geben vermag, kurz, Etwas, was alle Leser, die selbst ein Herz haben, bey Durchlesung

zum dauernden Denkmal meiner zärtlichen Treue und Sorgfalt für dich machen könnten. Vielleicht gelingt es mir wirklich, zum Glück deines neuen Standes etwas beyzutragen, indem ich diejenigen Vorstellungen und Wahrheiten sammle, die oft der Gegenstand unsrer vertraulichen Gespräche waren, und von deren lebhafter Erinnerung ich mir einen günstigen Einfluß auf dein künftiges Leben versprechen darf.

Ich werde nicht damit anfangen, dir die Wichtigkeit der Sache ans Herz zu legen. Könntest du sie bezweifeln; könnte dir das Glück des ehelichen Lebens unbedeutend genug scheinen, um es keines ernsthaften Nachdenkens, keines geprüften und festen Vorsatzes werth zu achten, so würde jede meiner Vorstellungen unnütz seyn. Wer's nicht lebhaft fühlt, daß häußliches Glück die Quelle alles Wohls, die Stütze aller Ordnung ist, sollte vor Verpflichtungen zurück beben, die nur durch redlichen Eifer erfüllt, nur durch Ueberzeugung ihres hohen Werths versüßt werden können.

Da ich kein Moralsystem abzuhandlen denke, so werde ich dir nichts von solchen Tugenden sagen, die ich — beynahe nicht Tugenden nennen möchte, weil sie nur zum Charackter der gemeinsten

Lesung dieses Aufsatzes ohne mich empfinden werden, und worüber ich ein Buch schreiben könnte, ohne den übrigen einen Sinn dafür geben zu können.

sten Redlichkeit gerechnet werden können, weil sie so unzertrennlich zum Wesen des Weibes gehören, daß es, ohne sie ein unnatürliches, seine Bestimmung verfehlendes Geschöpf ist. Ich weiß, daß ich zu einer edlen Seele rede, die in Unschuld und Reinheit, wie in ihrem angebohrnen Lustkreis, lebt und athmet, und sich's nicht zum Verdienst anrechnet, daß Natur und Erziehung sie gegen Vergehungen schützten, die sie nicht einmal ahndet und kennt. Doch kleine Schwächen hat auch die beste Seele, und diese können durch mancherley Umstände zu Fehlern ausarten, wodurch das Glück einer sonst tugendhaften Ehe zerstört wird. Selten sind es grobe Fehltritte und Verbrechen, wodurch Menschen sich und andere quälen, und mancherley Elend um sich her verbreiten. Gegen Dinge, die offenbar das Gepräge der Unmoralität und Bosheit tragen, ist die Seele mit Mißtrauen gewaffnet, befürchtet und bekämpfet sie. Aber die kleinen Vernachlässigungen des täglichen Lebens überraschen unwillkührlich, sind um soviel gefährlicher, als sie unbedeutend scheinen, und zerstören doch oft unwiederbringlich die feinsten Freuden des Lebens. Ich werde also nur solche Eigenschaften erwähnen, welche mehr in einer strengen und unausgesetzten Aufmerksamkeit auf sich selbst, als in irgend einer glänzenden Seelenkraft ihren Grund haben. Sollten dir meine Vorschriften geringfügig scheinen, so erinnere dich, meine Beste, daß im ge-

wöhnlichen Menschenleben die wichtigen Vorfälle und die Anwendung groſser Gefühle nur selten vorkommen. Ich weiß, daß, wo in der Ehe eigentliche Liebe statt hat, alle Vorschriften überflüssig sind; wo sie gänzlich mangelt, sind sie unnütz. Der Mittelzustand zwischen beyden ist der gewöhnlichste in unserer Welt. Paradies sollte sie nicht seyn; und daß sie nicht Hölle werde, gab der Schöpfer in die Seele jedes Menschen in gröſseren oder geringerem Maaße das Bedürfniß geliebt zu werden, worauf seine ganze Fähigkeit, Glück zu geben und zu empfangen, sich gründet. Ungeheuer, bey denen Selbstsucht, Stumpfheit und Bosheit dieses Bedürfniß ganz unterdrükten, sind zum Glück äusserst selten. Deshalb giebt es der ganz unglücklichen, hülflos elenden Ehen wohl eben so wenig, als der vollkommen glücklichen. Im ganzen ist das Leben der mehresten Menschen eine Zusammensetzung geringer Ereignisse, aneinander gereiheter Augenblicke, von deren Beschaffenheit die Summe ihres Glücks abhängt. Folglich liegen auch die Materialien zur Glückseligkeit in dem Gebrauche eines jeden solchen Augenblicks, in der Vermeidung des gegenwärtigen Verdrusses, in der möglichsten Vermehrung der gegenwärtigen Zufriedenheit. Besonders ist das Glück der Ehe auf die Zusammensetzung solcher kleinen, einzelnen, oft unmerklichen Umstände gegründet, auf das Detail und Resultat, wenn ich so sagen darf, von jeder Liebenswürdigkeit und Tugend.

Ich

Ich kenne den schätzbaren Mann, mit welchen dich unauflösliche Bande bald vereinigen werden, nicht so genau, daß ich dir sagen könnte, welches die Eigenschaften sind, die ihm vorzüglich wünschenswerth scheinen, noch wie du bey jeder Gelegenheit dein Betragen gegen ihn am gefälligsten einrichten solltest. Alle Muthmaßungen, die ich hierüber anstellen könnte, werden einige Monate des täglichen Umgangs weit vollständiger berichtigen. Ein jeder Mann hat freylich, so wie wir, auch seine eigenen Launen, und diese genau kennen zu lernen, um so wenig als möglich mit ihnen in Collision zu kommen, ist nothwendige Klugheit einer Frau. Doch mit einiger Menschenkenntniß und Erfahrung, lassen sich die Haupteigenschaften bestimmen, die ein jeder ohne Ausnahme von seiner Gattin verlangen kann, und diese glaub' ich in zwey Wörten zusammen fassen zu können: Sanftmuth und Ordnung. Zur erstern rechne ich alles, was den äussern Umgang angenehm macht, Gefälligkeit, Freundlichkeit, Gleichheit der Gemüthsbestimmung, Nachgiebigkeit u. s. w. Mit dem Begriff der Ordnung ist Sparsamkeit und weise Thätigkeit verbunden. Und so läßt sich das ganze System häuslicher Tugenden und Pflichten auf die genannten beyden Eigenschaften zurückführen.

Sanftmuth im eigentlichen Sinne des Worts ist Temperamentstugend, die sich nicht von jedem

Gut, Juliette, heute Nacht will ich bey dir ligen -- Laß ſehen, wie machen wir das? Wie ſchnell findet Unheil den Eingang in ein verzweifelndes Gemüth! -- Ich erinnre mich eines Apothekers, der hier irgend wohnt, und den ich lezthin in einem zerlumpten Kittel, mit überhangenden Augbrauen, Kräuter ſuchend fand. Ich faßte den Mann ins Auge; ſeine Blike ſahen mager und verhungert aus, Kummer und Elend ſchien ihn bis auf die Knochen abgenuzt zu haben; in ſeiner armſeligen Bude hieng eine Schildkröte, ein ausgeſtopfter Alligator, und ein paar andre Häute von mißgeſchaffnen Fiſchen; und rings um auf dem Geſtelle ſtund ein bettelhaftes Gepränge von leeren Büchſen, grünen irdnen Töpfen, Blaſen, muſſigen Saamen, Reſten von Patſaden, und alte Roſen-Kuchen dünn genug zerſtreut, damit es doch etwas gleich ſehen ſollte. In dem Augenblik da mir dieſer armſelige Zuſtand in die Augen fiel, dacht' ich bey mir ſelbſt, wenn izt einer Gift brauchte, deſſen Verkauff in Mantua ohne Gnad' am Leben geſtraft wird, ſo lebt hier ein armſeliger Tropf, der ihm's zu kauffen gäbe. O! dieſer Gedanke war eine Ahnung, daß ich dieſen Mann bald ſelber nöthig haben würde. So viel ich mich erinnere, ſollte diß das Haus ſeyn; weil heut ein Feyertag iſt, ſo iſt des Bettlers Bude geſchloſſen. Holla! he! Apotheker.

Der Apotheker kommt heraus.

Apotheker.

Wer ruft ſo laut?

Romeo.

Individuum in gleichem Maaße erwerben läßt. Es ist das ewige Thema der Männer, wenn sie weibliche Liebenswürdigkeit in Regeln und Vorschriften bringen. Das Prädicat sanft scheint ihnen jedes andere Lob zu überwiegen. Auch begreif' ich, daß es ihnen in mancher Rücksicht wohlthun mag, wenn Weiber in der Gemeine schweigen, gehorchen und dulden. Doch da sich die Gesetze der Natur nicht umstoßen lassen; da es ewig unmöglich bleibt, den hochstrebenden Adler zur girrenden Taube, das schnaubende Roß zum geduldigen Schaaf, den Sturmwind zum Zephyr, und den lauten Donnerschall zum sanften Flötenton umzuschaffen: so wird auch nicht leicht ein Weib von feurigem Geist, starker Empfindung und lebhafter Phantasie, der sanften Dulderin gleichen, die bey ungegründetem Widerspruch das Köpfchen auf die Seite hängt, und in einem stillen Thränchen nur das Gefühl des erlittenen Unrechts wegschwemmt. Jene wird aufbrausen, wenn diese kaum seufzt, und selbst bey aller Anstrengung und Selbstbeherrschung vielleicht nie dahin gelangen, im ersten Augenblick des Verdrusses jederzeit zu schweigen, oder auch nur mit freundlicher Miene und schmeichelndem Ton ihre Gegengründe vorzutragen. Doch kann es ihr und den Männern, welchen ihre Lebhaftigkeit ein Anstoß ist, zum Trost dienen, daß wenigstens die Classe der Heuchlerinnen nicht leicht aus diesem härtern Teige, sondern weit eher aus jenem schmelzenden Wachs geformt

formt iſt; daß die huldige Madonnamiene ſchon manchen ehrlichen Mann betrog, und zuweilen den Schalk verbirgt, der durch heimliche Ränke und ſchmeichelnde Tücke ſich für äuſſern Zwang und verbißne Kränkung zu entſchädigen ſucht: ſtatt daß die Heftigaufbrauſende, ſobald ſie ihr Unrecht erkannt, oder gefühlt hat daß ſie ſelbſt die gute Sache durch Ungeſtüm verdarb, ſchon in die Flucht gejagt und entwaffnet iſt.

Da ich die Sanftmuth als Haupterforderniß häußlicher Zufriedenheit obenan geſetzt habe, ſo wirſt du aus dem, was ich ſagte, nicht ſchließen, daß ich dieſe Eigenſchaft, weil ſie mir nicht Temperamentstugend iſt, verachten, und einer ungeſtümen Heftigkeit, die unter geſitteten Menſchen gar nicht ſtatt haben ſollte, das Wort reden wolle. Ich tadle nur den Mißbrauch des Ausdrucks ſanft, der ſo oft auf empfindſames Gezier, Bleichnerey und phlegmatiſche Stumpfheit angewandt wird; ich bekämpfe das Vorurtheil, welches den Weibern weder eignen Willen, noch Muth ihn auszudrücken, geſtatten möchte; ich misbillige die Verblendung, die in einem ſchmachtenden Auge, in einer liszpelnden Stimme und ſchleichenden Gebehrde das Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit ſucht, und vielleicht das beſte Herz verkennt, wenn feurige oder ſcharfgezeichnete Geſichtszüge, ein kühner raſcher Ausdruck, eine gewiſſe Beſtimmtheit im Urtheilen, fühlen laſſen, daß die, ſo es beſitzt, auch allenfalls — Nein ſagen kann.

Was ich unter wahrer Sanftmuth verstehe, ist eine natürliche oder erlangte Fertigkeit, sein Gefühl, so warm und lebhaft es seyn möge, von der Willkühr und Einwirkung äusserer Gegenstände so unabhängig zu machen, daß es nicht leicht gereizt und aufgebracht werden könne; oder, wenn eine solche Verletzung unvermeidlich ist, doch soviel über sich zu vermögen, den Schmerz und Unwillen darüber weder unnützer Weise, noch mit beleidigender Heftigkeit ausbrechen zu lassen. Bey feurigen Gemüthsarten kann diese Fertigkeit nur durch strenge unermüdete Selbstbeherrschung, durch richtige Kenntniß des Werths der Dinge, durch eine billige, nicht übertriebene Meynung von sich selbst, und vorzüglich durch eine Festigkeit des Sinnes erlangt werden, welche leider bey unserm Geschlecht sehr selten ist, da ihr alles in unserer Verfassung entgegen arbeitet. Eine schwere Aufgabe! aber auch gewiß ein hoher Grad von Vollkommenheit, dem jede schöne weibliche Seele nachstreben muß. Welche große Vortheile wird sie sich selbst nicht erwerben, wie manchem beschämenden oder herznagenden Auftritt entgehen, wenn sie zur rechten Zeit schweigen, nachgeben, oder, in Fällen wo es nüzlich und gut ist, ihren Willen mit gehöriger Klugheit und Mäßigung durchzusetzen weiß! Wie traurig ist nicht das Schicksal des Mannes, dem eine tobende, zänkische, schnippische Ehehälfte sein Haus zur Hölle macht; der nicht wagen darf, seine Meynung zu sagen, wenn sie von der ihrigen abweicht,

weicht, weil er immer Gefahr läuft, durch ungestümen Widerspruch gereizt, aus seiner Fassung gebracht, und in Gemüthsbewegungen versetzt zu werden, die der Gesundheit des Körpers und der Seele gleich nachtheilig sind. Doch nicht allein durch grobe Ausbrüche des Unwillens, Geist des Widerspruchs, und Aeusserungen einer mürrischen, eigensinnigen oder beissenden Laune wird das Glück der Ehe zerstört: zarte Gemüther haben eine andere Klippe zu vermeiden, woran sie durch ihr feines Gefühl nur zu leicht hingeworfen werden. Ich meyne das, was man gewöhnlich empfindlich seyn nennt; jene lebhafte Reizbarkeit der Seele gegen alles Ungerechte, Lieblose, Kränkende, gegen Mißverstand, falschen Argwohn, Unachtsamkeit, kurz gegen alles, was ein zärtliches, feinfühlendes Herz anders zu verlangen und anders haben zu können glaubt.

Schön ist die Quelle dieser Reizbarkeit. Aus ihr entspringt zugleich der feine sittliche Tact, der dem geselligen Leben die süßesten Reize giebt, und die Saiten der Empfindung zu den reinsten, zartesten Tönen stimmt. Es würde eine widrige Stumpfheit andeuten, wenn man beym veränderten, unfreundlichen Betragen einer geliebten Person gleichgültig seyn könnte. Wehe dem fühllosen Herzen, das nicht die leise Sprache der Empfindung versteht, nicht jedem freundlichen Blick, jedem stillen Händedruck dankbar entgegenschlägt, nicht

auch jeden ſchweigenden Vorwurf des kältern traurigen Blicks empfindet, ſondern erſt durch laute Vorwürfe geſtraft und zurechte geführt ſeyn will. Ein ſolches Herz iſt zum feinern Glück der Zärtlichkeit unfähig; und wenn ja von Einer Seite Uebermaß ſeyn müßte, ſo bleibt gewiß eine etwas zu reizbare Empfindlichkeit jener Stumpfheit ſehr vorzuziehen. Selbſt dann, wenn ſie den Druck unvermeidlicher Leiden erſchwert, und alle Pfeile des Schickſals ſchärft, iſt ſie doch zuſehr Vorrecht der beſſern Menſchheit, um nicht heilig gehalten zu werden. Verpanzern kann ſich die Seele nicht mit Fühlloſigkeit und Leichtſinn, ohne ihrem eigenthümlichen Weſen zu ſchaden; denn der Grad ihrer Verfeinerung beſtimmt auch den Grad ihrer Reizbarkeit. Nur müſſen richtige Einſichten, Billigkeit und Großmuth dieſer Reizbarkeit zur Seite gehen; nur muß ſie nicht bloß die Tugend der Eigenliebe ſeyn. So kann ſie zum ſicherſten Mittel dienen, die Feinheit des Gefühls und Betragens, die im Eheſtande ſo nothwendig iſt, und doch ſo leicht vernachläßigt wird, beſtändig zu unterhalten.

Das rechte Gleichgewicht in deiner Laune und Empfindlichkeit zu treffen, ſey dann deine tägliche und ernſtliche Sorge. Unter Freunden ſind kleine Zwiſtigkeiten und Ausſöhnungen unbedeutend und unſchädlich; zwiſchen Ehegatten aber thun ſie leicht nachtheilige Würkung, und müſſen ſo viel als möglich vermieden werden, auch nicht in Weinerlichkeit übergehen. Es iſt ein von Dichtern und Romanſchrei-

ſchreibern verbreiteter Wahn, daß Thränen eine Zierde der Weiblichkeit wären. Mir ſcheinen ſie nur ein trauriger Beweis unſrer Hülfloſigkeit zu ſeyn, und uns ein ſolches Anſehen von Schwäche und Gebrechlichkeit zu geben, daß ſchon weibliche Eitelkeit allein hinreichen könnte, uns das Weinen, inſofern es nur Gewohnheitsſache iſt, zu verekeln. Freund und Liebhaber können vielleicht in weiblichen Thränen einigen Reiz finden, und von der Gewalt dieſes Eindrucks hingeriſſen werden. Ehemänner aber haben gewiß kein Wohlgefallen daran, wenn es nicht Thränen der Rührung und Zärtlichkeit ſind; und auch dieſe müſſen nur bey gültigen Anläſſen und ſparſam vergoſſen werden. Ein weinerliches Weib, iſt es auch ſonſt die beſte Seele, erregt leicht eine Art von Ueberdruß, der das Glück des Umgangs tödtet. Werden Thränen vollends ohne Urſach vergoſſen, ſo verhärten ſie das Herz des Mannes auf künftige Fälle, und erregen ein uns günſtiges Vorurtheil in ihm. Hat er Anlaß gegeben, ſo können ſie wohl anfänglich einige Rührung und Reue hervorbringen; doch auch dieſe Wirkung wird durch Gewohnheit entkräftet. Ueberhaupt bin ich geneigt zu glauben, es ſey dem männlichen Geiſt zuwider, Unrecht zu erkennen und Verzeihung zu erflehen; ungern thun ſie es gewiß immer, und wenn ſie von uns dazu gezwungen werden, ſo rechnen ſie uns ſicherlich den nächſt begangnen Fehler deſto höher an. Suche alſo deinem Gatten ſolche angreifende Auftritte ſo viel als

möglich zu ersparen. Ist er sanft und gefällig gegen dich, so bemühe dich ihm, so viel Zufriedenheit und Dankbarkeit zu bezeugen, daß er um seines eignen Vortheils Willen suchen müsse, stets so liebenswürdig zu seyn. Denke aber auch, daß es unbillig ist, von einem Menschen, mit dem man ununterbrochen umgeht, und der durch mancherley Sorgen und Geschäfte an einer strengen Aufmerksamkeit auf sich selbst verhindert wird, zu erwarten und zu verlangen, er solle nie etwas thun und sagen, was uns auf irgend eine Art empfindlich sey; da es doch sehr oft an unsrer eignen Stimmung liegt, wenn uns Manches verwundet und kränkt, welches wir zu einer andern Zeit kaum bemerken würden. Prüfe dann genau und unpartheyisch bey jedem kleinen Zwist, ob du ihn veranlasset, ob du ihn nicht hättest vermeiden, verkürzen und in Scherz verwandeln können. Sey bey jeder Anwandlung eines Verdrusses höchst wachsam auf dich selbst; suche dich gleich durch irgend ein Geschäft zu zerstreuen, soviel Zwang es dir auch kosten sollte. Laß dich nicht durch kleine Widerwärtigkeiten, vorübergehende Launen, unüberlegte Widersprüche, Aufwallungen der Heftigkeit und dergleichen aus deiner Stimmung bringen. Gedenke des schönen Liedchens, daß du oft so artig singest:

Lerne deines Mannes Herzen
liebevoll entgegengehn,
leichte Kränkungen verschmerzen,
kleine Fehler übersehn,

und

und wafne dich mit dem festen Vorsaz, alles, was nicht dein wahres Glück auf eine wesentliche Art angreift, mit der möglichsten Gelassenheit zu ertragen.

Schwer und schmerzhaft wird es dir anfangs scheinen. Die allzeit rege Eigenliebe wird sehr geschäftig seyn, dir alle solche Dinge als wahre unerträgliche Leiden vorzustellen, und du wirst vielleicht nicht ohne peinliche Selbstbeherrschung es über dich gewinnen, einen Streitpunkt, worin du unverkennbar recht zu haben glaubst, unentschieden zu lassen, einem Vorzuge, der dir gebührt, zu entsagen, ein Verdienst, das du dir erwarbst, unerkannt zu sehen.

Dieses in weiblichen Herzen so mächtig wirkende Gefühl der Kränkung beym kleinsten erlittenen Unrecht ist aus vielen Ursachen erklärbar. Die grössere Zartheit unsrer Organisazion macht uns für jeden Eindruck empfänglicher; unsre Erziehung lehrt uns ganz vom Urtheile andrer abhängen, macht Beyfall und Bewunderung zum höchsten Ziel unsres Strebens, und die Bemühung zu gefallen zu unsrer ersten Pflicht. Natur und Gesellschaft, Vorurtheil und Nothwendigkeit, haben unsern Zustand so eingeschränkt, daß wir wenig durch uns selbst sind und seyn können. Ruhm, Freude, Glück und Ruhe unsres Lebens hängen ganz von dem Wohlwollen, der Achtung, dem Vertrauen ab, welches die Männer gegen uns empfinden und bezeugen. Es ist demnach sehr natürlich, daß wir bey der geringe

ringsten Verletzung oder Verweigerung deſſen, was wir zu verdienen und verlangen zu können glauben, uns geängſtet, gekränkt und eines wichtigen Theils unſrer Exiſtenz beraubt ſehen. Möchte mein ganzes Geſchlecht die Gefahr erkennen, welcher dieſes an ſich unſchuldige und natürliche Gefühl ſie ausſezt! Möchten aber auch die Männer wiſſen und ernſtlich bedenken, daß es die fruchtbarſte Quelle der mehrſten Leiden des Eheſtandes iſt, daß es unzähligen Irrthümern und Thorheiten den Zugang öffnet, und daß ſie durch keine Machtſprüche noch Gewaltthätigkeit wiederherſtellen werden, was ſie durch Unbilligkeit und Geringſchätzung vernichteten. Seelenherrſchaft iſt durchaus republikaniſcher Art, und muß in wilde Anarchie ausarten, ſobald ſie einen deſpotiſchen Anſchein gewinnt, und bloß auf das Recht des Stärkern ſich gründen will. So wie in einem freyen Staat der weiſere Menſchenkenner eine unmerkliche, aber unumſchränkte Gewalt erlangen kann, wenn er ſich Zutrauen erwirbt, und durch Beförderung der allgemeinen und individuellen Zufriedenheit ſich unentbehrlich zu machen weiß: ſo wird ein kluger Mann die Seele ſeiner Frau ganz nach Gefallen lenken, wenn er ihre Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte zu behandlen und zu nutzen weiß. Statt mit gebieteriſcher Kälte und unbilliger Geringſchätzung ihr Selbſtbewußtſeyn zu zerſtören, oder — wie es denn bey ſtarken Seelen allezeit der Fall iſt — zur Empörung gegen ſich zu bringen, würde es ihm leicht werden, eben dieſes

Selbſt-

Selbstbewußtseyn durch sanfte Pflege und Schonung zum unzerstörbaren Grund einer Anhänglichkeit zu machen, die vielleicht das erste und stärkste Bedürfniß des weiblichen Herzens ist. Weit bin ich entfernt, zu verlangen, daß die Männer allen Thorheiten der Weiber schmeicheln, alle ihre Mängel ungerügt lassen sollen, aus Furcht ihre Empfindlichkeit zu reizen. Dies wäre wohl eben so nachtheilig, als es unmöglich ist. Billigkeit nur solten sie sich zur Pflicht machen; Billigkeit in Anerkennung weiblicher Liebenswürdigkeiten und Verdienste; Billigkeit in Beurtheilung anscheinender und wirklicher Fehler, mit Rücksicht auf Ursachen und Umstände, wodurch diese vielleicht unvermeidlich werden; Billigkeit in der Gewährung aller kleinen Gefälligkeiten, wodurch der schon so eingeschränkte Kreis des weiblichen Glücks erweitert werden kann.

Doch macht der gewöhnliche Lauf der Dinge diese Schonung oft unmöglich. Woraus besteht die größere Anzahl derjenigen, die sich anmaßen, Ehemänner und Hausväter zu werden? Theils sind es rohe, ungebildete Jünglinge, die nie Gelegenheit hatten das weibliche Herz zu studiren, oder, was noch schlimmer ist, nur aus seichten Romanen und Spottschriften, nur im Umgang mit der verworfensten Klasse der Weiber einige Kenntnisse davon erwarben; die, selbst von stürmischen Leidenschaften hin und her geworfen und dem blinden

Triebe

Romeo.

Komm hervor, Mann! Ich ſehe, du biſt arm; ſieh, da ſind vierzig Ducaten; gieb mir eine Drachme Gift davor, von ſo ſchneller Würkung, daß es ſich in einem Augenblik durch alle Adern verbreite, und der Lebens-überdrüſſige, der es einnimmt, ſo plözlich und mit ſolcher Gewalt des Athemholens entladen werde, als das unaufhaltſame Pulver, ſobald es ſich entzündet, aus dem fatalen Bauch einer Canone losbricht.

Apotheker.

Dergleichen tödtliche Prävarata hab' ich; aber das Geſez iſt todt für den, welcher ſie hergiebt.

Romeo.

Biſt du ſo nakend und mit Elend beladen, und fürchteſt den Tod? Hunger ſizt auf deinen Wangen, Mangel und Kummer ſchauen aus deinen holen Augen hervor, Verachtung und Betteley hangen auf deinem Rüken, und du fürchteſt den Tod? Die Welt iſt nicht dein Freund, und ihr Geſez auch nicht; die Welt giebt kein Geſez dich reich zu machen; ſey alſo klüger, brich es, und nimm mein Gold.

Apotheker.

Meine Dürftigkeit willliget ein, nicht mein Wille.

Romeo.

Auch bezahl' ich nicht deinen Willen, ſondern deine Dürftigkeit.

Apothe-

Triebe des gegenwärtigen Augenblicks zu folgen gewohnt, nie einen ernsthaft forschenden Blick auf sich und andere, auf Verhältnisse und Bestimmung gerichtet haben. Wie wär' es möglich, daß solche Männer ein zärtes junges Geschöpf, das aus der Kinderstube in ihre Arme geworfen wird, vernünftig behandlen könnten? Sie verstehen nicht die Sprache seiner Seele, kennen seine Geistesbedürfnisse nicht; sein lieblichster Reiz und höchster Werth ist etwas, wofür sie keinen Sinn haben; wie sollten sie es zu bilden und zu verfeinern verstehen? Sie sollen Führer seyn? Ach die Blinden, die selbst eines Führers bedürfen! Ohne Licht, ohne Leitung, ohne Plan irrt das verwahrloſete Paar umher, ſtößt an einander an, und verleitet ſich gegenſeitig zu Thorheit und Irrthum. Die junge Frau, die ſich im häuslichen Leben leichtſinnig und rauh behandelt ſieht, die keine Aufmunterung zur Tugend, keinen Lohn für erfüllte Pflicht, für die ſanfteſten Gefühle ihres Herzens keine Nahrung findet, wird bald das Bedürfniß empfinden, zerſtreut, betäubt zu werden, wird bald in den Taumel leerer Zeitvertreibe hinabſinken. So wird die liebliche Blüthe weiblicher Anmuth und Unſchuld zerknickt, die zarte Knoſpe häuslicher Glückſeligkeit im Keime zerſtört, und elende Schattenbilder von Eitelkeit und Leichtſinn ſind alles, was aus der Verwüſtung übrig bleibt. Iſt es denn wohl zu verwundern, wenn aus vielen Weibern das wird, was Pope ſo fürchterlich treffend geſchildert hat:

A youth of frolicks, an old age of cards;
Fair to no purpose, artful to no end;
Young without Lover, old without a friend;
A fop their passion and their price a sot;
Alive ridiculous and dead forgot. *)

Eine andere Gattung von Männern ist reif geworden in trocknen Amtsgeschäften, in Verhältnissen, wo sie durchaus keine Menschenkenntniß und keine Biegsamkeit des Geistes erlangen konnten. Der Sinn für die feinern Freuden des Umgangs und die Empfindung für die zarten Schattierungen des weiblichen Charakters gieng ihnen verlohren. Sie wissen nicht was Schonung und Nachsicht heißt, weil sie im eingeschränkten Kreise ihrer Begriffe und Pflichten ihrer nicht zu bedürfen glauben. Sie kennen keine Tugend, als die in ihrem Kompendium vorgeschrieben ist, und auch diese schätzen sie nicht einmahl sehr hoch, weil sie meynen, daß sie sich von selbst verstehe. Die feinen Faden der Empfindungen, die mannigfaltigen Spiele der Leidenschaften und Ideen, sind ihnen eine unbekannte Welt. Sie begreifen nicht, wie und warum ein Mensch anders seyn, handeln und denken

*) Eine Jugend voll thörichter Freuden, ein Alter am Spieltisch verlebt; unnütze Schönheit und zwecklose Ränke; jung ohne Liebe, alt ohne Freundschaft; ein Geck ihr Wunsch, ein Dummkopf ihr Loos; lächerlich im Leben und vergessen im Tode.

ken könne, als sie. Daher richten sie mit unerbittlicher Strenge die kleinste Abweichung vom allbeliebten Schlendrian, den geringsten Verstoß gegen Meynungen und Gebräuche, die ein verjährtes Vorurtheil geheiligt hat. So verächtlich sie auf Gefühle, Eigenschaften und Talente herabsehen, die sie nicht besitzen, so hart verdammen sie auch Fehler und Schwachheiten, die gerade nicht die ihrigen sind.

Rechnet man nun noch hinzu, wie viele Männer durch äussere Umstände, durch mancherley Leidenschaften, durch Kränklichkeit, mislungne Plane, häusliche Sorgen und dergleichen verstimmt und erbittert werden: so wird die Zahl derjenigen nicht groß seyn, von denen eine schonende großmüthige Behandlung sich erwarten läßt.

Die kalte, spizfindige, alles zergliedernde Philosophie unsrer Zeiten, die den Enthusiasmus tödtet und die Phantasie in Fesseln legt, wird schwerlich dem Uebel abhelfen, wird die sanften Freuden des Umgangs und der Liebe, die nothwendig mit einiger Täuschung verbunden seyn müssen, vielleicht mehr zerstören, als erhöhen; so wie denn auch sicherlich die Geringschätzung gegen das weibliche Geschlecht, die in Gesprächen und Schriften allgemein herrschender Ton zu werden scheint, nicht wenig dazu beyträgt, eine freudenlose Bitterkeit und Kälte im Ehestand auszubreiten. Ob die Schuld an den Weibern selbst liegt,

daß

daß ihnen die Männer nicht mehr mit derjenigen Hochachtung und Ehrfurcht begegnen, wodurch in den vergangnen Ritterzeiten ein so schönes Licht auf Thaten und Sitten beyder Geschlechter geworfen ward, oder ob die Männer sich an den Weibern rächen wollen, daß sie keine Ritter mehr sind — das vermag ich nicht zu entscheiden. Doch gewiß ist's, daß die schönsten und edelsten Bande zwischen beyden Geschlechtern täglich mehr nachlassen, daß wenig Theilnehmung, Wohlwollen und Vertrauen zwischen ihnen statt hat; daß vielmehr bey dem Ueberrest einer veralteten eisgrauen Galanterie ein heimlicher Groll, eine Art von tückischer Schadenfreude und voreiliger Tadelsucht beynahe eben so sehr zwischen Männern und Weibern, als zwischen den Weibern unter sich, Oberhand gewinnt. Und daran, sollt' ich denken, sind sie mehr schuld, als wir.

Sind nicht die mehresten ihrer Versammlungen wahre Schulen flurrilischen Witzes, wo der noch unbärtige Knabe schon Spöttereyen, freche Scherze und hämische Anspielungen nachlallen lernt gegen ein Geschlecht, welches die heiligsten Gesetze und Bande der Natur ihm theuer und ehrwürdig machen? Würde nicht oft der Strom ihrer Unterredung versiegen, wenn nicht ein Stückchen aus der weiblichen Charakteristick Stoff zu lautem Gelächter hergeben müßte? Haben wohl die mehrsten unter ihnen genug Welt- und Menschenkennt-

niß, Scharfsinn und richtiges Gefühl, um treffende Urtheile zu fällen, um Schein von Wirklichkeit, und Vorurtheil von gesunder Vernunft zu unterscheiden? Haben sie Billigkeit genug, um das, was sie nicht kennen, nicht begreifen, unkritisiert zu lassen? Haben sie Großmuth genug, um das Gute eben so lebhaft zu vertheidigen, als sie das Böse verdammen? Lassen sie nicht oft die schlimmsten Seiten ungerügt, und preisen aus bloßer Partheilichkeit gerade nur das, was ihnen Zeitvertreib und Vergnügen schaft? Werfen sie nicht nur gar zu oft selbst auf die feinsten Empfindungen, auf die ausgezeichnetsten Talente und Eigenschaften ein zweydeutiges verspottendes Licht? Wimmeln nicht ihre Schriften von beissenden Ausfällen, übertriebnen Behauptungen, halbwahren, zu allgemeinen Beschuldigungen, von abschreckendem Tadel und noch weit demüthigerndem Lobe? Werden nicht längst bekannte Geschichten, veraltete Bonmots, immer wieder hervorgesucht, und in neue Anwendung gebracht? aus der Luft gegrifne Charakter als Beyspiele und Beweise angeführt? Verdorbenheit einzelner Stände und Gesellschaften zur allgemeinen Sittenschilderung gebraucht? Und das Alles einseitig, partheyisch, ohne Rücksicht auf Verfassung und Umstände, auf unzählige Verschiedenheiten, wodurch ein Ort, ein Stand, ein Gesellschaftskreis vom andern sich auszeichnet.

Wenn eine fehlerhafte Erziehung, böses Beyspiel, und betäubendes Gewirre der großen Welt

manche

manche Weiber zu Ausschweifung und Thorheit verleiten: soll darum die gewiß größere Anzahl derjenigen, die ein stilles, nüzliches, unschuldiges Leben führen mit in die Acht erklärt, und der wohlverdienten Ansprüche auf öffentliche Achtung und häusliches Zutrauen beraubt werden? Ist weibliche Tugend ein Unding, weil es viele Schwache und einzelne Lasterhafte giebt? Weil sich einige durch empfindsames Gezier lächerlich machen, oder mit sogenanter Schöngeisterey ein Affenspiel treiben? — wozu doch, genau betrachtet, die Männer wohl selbst die erste Veranlassung gaben. — Läßt sich darum entscheidend behaupten, es fehle den Weibern an Gefühl, an Genie? es habe ihnen insgesammt die Natur alle Kraft und Wärme der Seele, allen Sinn für's Große und Schöne, ja sogar die gehörige Kraft der Kopfnerven versagt, wie ein sonst scharfsinniger Schriftsteller meynt? *)

Die nachtheiligen Folgen dieses misogynischen Tons auf Gesellschaft und Sitten überhaupt sind wohl nicht zu bezweifeln — die Auseinandersetzung derselben gehört nicht zu meinem Gegenstand — doch ihr Einfluß auf das Glück der Ehe, so unfehlbar er auch ist, wird vielleicht von vielen verkannt. Freylich beschuldigen uns die Männer nicht ganz mit Unrecht, daß wir uns zu hohe Begriffe

*) Ueber die Weiber, p. 40. 171. 182. u. s. w.

griffe von dem Werth unſrer Beſtimmung, von unſern Verdienſten machen, und daß wir übertriebne Bewunderung und Verehrung verlangen zu können glauben. Es iſt aber ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen jenen romanhaften Vorſtellungen, und dem gerechten Wunſche, der jedem denkenden und fühlenden Weſen von der Natur anerſchaffen ward, dem Wunſche: ſich mit rechtem Maße gemeſſen, mit Billigkeit gerichtet, ja ſogar mit einiger freundlicher Täuſchung betrachtet zu ſehen. Rechtſchafne Weiber, läßt Beaumarchais den Vater ſeiner Eugenie ſagen, wollen geliebt, Närrinnen nur wollen angebetet ſeyn. Nehmen wir nun das Wort Liebe im reinſten, edelſten Sinn, und verſtehen darunter nur ein ſanftes, treues, beglückendes Wohlwollen: ſo werden wir doch finden, daß eine gewiſſe Wärme der Seele, ein gemäßigter Grad des Enthuſiasmus, den jede moraliſche Schönheit rege machen kann, oder zum wenigſten doch ein unverlezter Sinn für alles Gute unumgänglich dazu erfodert wird. Und wie könnte ſich dieſe Stimmung lange in einer Seele erhalten, die in allem, was ſie ſieht und hört, Veranlaſſung findet Mängel zu entdecken, Fehler zu rügen, Vorzüge zu verkleinern, und ſich einer tadelüſchtigen Laune, wozu der Menſch im Ganzen nur zuviel Hang hat, zu überlaſſen? Wie könnte der Jüngling, der in ſeinem täglichen Geſellſchaftskreiſe das weibliche Geſchlecht unaufhörlich verachtet, verſpottet, zum Gegenſtand unſittlicher

Scherze

Scherze und bittrer Beſchuldigungen misbrauchen ſieht, in deſſen Seele kein Bild liebenswürdiger Weiblichkeit ſich ungeſtört und unbefleckt einprägen kann, wie ſollte Der jene Zartheit, Milde und Reinheit des Gefühls erhalten, ohne welchen ein unverdorbenes weibliches Herz nicht glücklich ſeyn kann? — Jene ſchneidenden Moraliſten, die ſo rüſtig und hoch ſie auch einhertreten, ſich doch gern hinter irgend einem großen Nahmen verpalliſadiren, beziehen ſich ſo oft auf Rouſſeau; ſie führen jedes Wort an, welches er, im gerechten Unwillen über die Sitten der Pariſer Weiber, oder auch wohl zuweilen in einer Anwandlung menſchenfeindlicher Laune zum Nachtheil des weiblichen Geſchlechts geſagt hat. Doch Stellen, wie die folgenden, laſſen ſie freylich unberührt. „Es giebt, ſagt dieſer große Kenner menſchlicher Empfindungen, „es giebt keine wahre Liebe ohne Enthuſiasmus. Nehmt ihn weg, und die Liebe iſt nichts mehr. Es giebt keinen Enthuſiasmus ohne ein Bild der Vollkommenheit, welches, wahr oder erdichtet, der Einbildungskraft eingeprägt iſt und in der Seele lebt. Wofür ſollen zärtliche Herzen entglühen, wenn dieſe Vollkommenheit zu Nichts, zum Unding gemacht wird? — — Wehe dem Zeitalter, ſagt er ferner, in welchem die Weiber ihren Einfluß verlohren haben, und wo ihr Urtheil, ihre gute Meinung den Männern nichts mehr gilt!' Dies iſt der höchſte Grad der Verdorbenheit. Alle Völker von guten Sitten haben die Weiber geehrt."

Und wie könnte es anders seyn? Wie sollten reine Sitten und schlechte Ehen zusammen bestehen können? In vergangnen Zeiten war vielleicht weniger Milde und Feinheit von Seiten des Mannes zum Glück der Ehe nothwendig. Die Weiber hatten einen eingeschränkten Zustand, und verlangten keinen bessern, weil sie den bessern nicht kannten. Nun aber, da allgemeine Verfeinerung und Ausbildung aller Ideen und Gefühle jene Schranken zum Theil niederriß, und den Weibern höhere Bedürfnisse des Geistes und des Herzens gab: nun kann bloße Herrschaft und Uebergewicht der Stärke nicht mehr hinreichend seyn, die Ehen glücklich zu machen. Gehört zur Annehmlichkeit des Lebens nichts mehr, als Gehorsam und pflichtmäßige Treue? Wird eine Frau, die selbst nicht glücklich ist, den Mann glücklich machen können? Kann sie liebenswürdig seyn, wenn sie nicht liebt? Und kann sie lieben, wenn sie nicht geschäzt und verstanden wird?

Wenn tausend wahre oder falsche, gesagte oder gedruckte Anekdoten und Satyren zum Nachtheil der Weiber sich der Einbildungskraft des Mannes bemächtigen; wenn er das weibliche Herz immer von einer schwarzen oder doch verächtlichen Seite vorgestellt sieht: wie wäre es möglich, daß nicht ein Widerschein solcher Bilder auf seine Gattin fiele? Wird er jederzeit die Billigkeit haben, ihretwillen eine Ausnahme von der Regel zu machen? die Festigkeit, sich nie zu Argwohn und Geringe

ringſchäzung verleiten zu laſſen? und die Feinheit, ſolche Eindrücke, wenn ſie unglücklicherweiſe einsmahl da ſind, dem zartfühlenden Herzen, dem ſcharfſehenden Auge des Weibes zu verbergen? Ich zweifle, ob viele unter ihnen dazu im Stande ſeyn möchten. Wenn ſie von Geſellſchaften heimkehren, wo ein feindlicher Genius Venus Uraniæ läſtert und den Grazien Troz bietet; wenn ſie eben ein Buch geleſen haben, das im glänzenden Gewande des Wizes oder im Harniſch ſtrozender Gelehrſamkeit den ſpottenden Satyr verbirgt: dann wird auch vielleicht der beſte und edelſte ſich verſtimmt fühlen; wenigſtens wird der milde Enthuſiasmus, von dem Rouſſeau ſpricht, in ſeiner Seele erkaltet ſeyn. Einen Engel in ſeiner Frau zu beſizen, darf er dann freylich nicht hoffen; auch die beſte iſt ja nur Menſch; Fehler und Mängel an ihr zu entdecken, wird ihm nicht ſchwer werden, wenn ſeine Augen durch jene Weisheit hell gemacht ſind. Gröbere, vernachläßigte Seelen werden bald, durch einen zwar falſchen aber nur zu leicht gemachten Schluß, der Einzelnen alle die Fehler andichten, die dem Geſchlecht im Ganzen zugeſchrieben werden, und ſelbſt gute Eigenſchaften, ſobald ſie nur den kleinſten Anſchein von Zweydeutigkeit haben, mit dahin klaſſificieren. Bald wird eine endloſe Schaar von Vorurtheilen keimen und gedeihen; bey der unſchuldigſten Veranlaſſung wird dem Manne jedes Urtheil vorſchweben, welches er bey ähnlichen Gelegenheiten gehört

Apotheker.

Gießt dieſes in was für einen Liquor ihr wollt, und trinkt es aus; und wenn ihr die Stärke von zwanzig Männern hättet, ſo wird es euch in die andre Welt ſchiken.

Romeo.

Hier iſt dein Gold; ein ſchädlichers Gift für die Seelen der Menſchen, und welches mehr Mordthaten in dieſer heilloſen Welt verurſacht, als dieſe arme Quakſalbereyen, die du nicht verkauffen kanſt: Ich habe dir Gift verkauft, nicht du mir -- fahre wohl, kauf dir zu eſſen, und mach, daß du zu Fleiſch kommſt -- Komm, Herz-Stärkung, nicht Gift; komm mit mir, wo ich dich brauche, zu Juliettens Grab.

[Sie gehen ab.]

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in das Kloſter zu Verona.)

Bruder Johann tritt auf.

Johann.

Ehrwürdiger Sohn des heiligen Franciſcus, Bruder! he!

Bruder Lorenz kommt heraus.

Lorenz.

Das ſollte Bruder Johanns Stimme ſeyn -- Willkom-

men

oder ſelbſt gefällt hat. Dann wird Milch in Galle verwandelt, und der ſanftwehende Hauch der Liebe und Eintracht von den giftigen Einflüſſen des Argwohns, der gegenſeitigen Erbitterung verdrängt.

Doch wer vermöchte die Folgen alle aufzuzählen, welche aus dieſem einzigen Mißton in der Harmonie der Empfindungen durchaus entſtehen müſſen? Folgen, die um ſoviel ſchrecklicher und unvermeidlicher ſind, jemehr die Frau große Anlagen und Fähigkeit hat zu lieben und geliebt zu werden. Einem jeden Menſchen iſt Unbilligkeit und Geringſchätzung nachtheilig. Die Seele wird erniedrigt, der Muth geſchwächt, die Kräfte gelähmt, und jedes feurige Streben nach Größe und Vollkommenheit erſtickt. Doch dieſe Wirkungen ſind freylich nach dem Maße verſchieden, in welchem jedes Individuum ihrer mehr oder minder fähig iſt. Weiberſeelen von gemeinem Schlage, ohne Energie und Kraft, für tiefe Eindrücke zu ſtumpf, für Aufwallungen des Herzes zu kalt, laufen vielleicht unbekümmert durch's Leben hin, achten kaum der empfangenen Stöße, oder erwiedern ſie, wenn ſie können. Aber je zärter und feiner das Gewebe der Empfindung geſponnen iſt, je leichter ſind auch die Faden zerriſſen und verwirrt. Je reiner und richtiger das Selbſtbewußtſeyn, je größer iſt die Gefahr, es zu verletzen; und manche edle Seele, die bey einer liebreichen Behandlung das höchſte Ziel weiblicher Vollkommenheit

heit würde haben erreichen können, verfällt in Geistes- und Leibesschwäche, in Melancholie oder Leichtsinn, in Verstimmtheit und Thorheit mancher Art, einzig darum, weil sie verkannt, misverstanden, unbillig behandelt, ihre Empfindlichkeit verlezt wurde, und die schöne Wärme ihres Herzens unbenuzt blieb.

Ist nun die Gefahr so groß, so dringend, wieviel Sorgfalt müßen wir nicht anwenden, ihr zu entgehen! Sind auch die besten Männer vom allgemein verbreiteten Gift der Unbilligkeit gegen uns nicht ganz frey geblieben: wie nothwendig ist nicht ein Verwahrungsmittel, das, wo nicht das Uebel selbst ganz aufzuheben, doch ihm seinen verderblichen Einfluß zu benehmen vermag! Sanftmuth allein ist nicht hinreichend, obgleich heftiges Entgegenstreben gewiß noch unendlich schädlicher ist. Sie, die duldende Sanftmuth, wird zwar Frieden und Anstand im Aeussern erhalten; aber den innern Gram, erschlaffende Muthlosigkeit, das allmählige Verstimmtwerden der Seele, wird sie nicht abwenden können, und laute Klagen werden nun die Wirkung haben, die ein heftiger Windstoß bey der langsam um sich fressenden Flamme hat. Nur Ein Schild ist da, das die Seele decken und ihre zarten Empfindungskräfte vor Verletzung schützen kann; und dieses Schild heißt — Selbstständigkeit. Ich weiß, daß diese Eigenschaft dem jugendlichen, besonders dem

weiblichen Herzen, schwer zu erwerben ist. Es schließt sich sogern an alles, schätzt sich selbst nur immer nach dem Werth, den es sich von andern beygelegt sieht, und fühlt gewiß tiefer und lebendiger, als es kein männliches Herz vermag, daß Rousseau recht hat, wenn er sagt: unser wahres Selbst sey nicht ganz in uns. *) Aber gerade das ist's, was wir bekämpfen müssen; gerade dieses ist die Quelle unsrer Eitelkeit, unsrer Schwäche, und vieler unser Leiden. Darum verwundet uns so tief und blutig manches falsche, brechende Rohr. Darum sind wir so oft das Opfer unsrer besten, reinsten Gefühle. Darum sind unsre edelsten Grundsätze das Spiel der Vorurtheile und der Mode. Nein, wir müssen, wir müssen allein stehen lernen! Wir müssen unsere Denkart, unsern Character in unsern eignen Augen so ehrwürdig machen, daß uns das Urtheil andrer in unserem geprüften und gerechten Urtheil über uns selbst nicht irre machen kann.

Der Grundsatz, daß nur um der Männer willen, nur ihnen zu gefallen, nur von ihnen geachtet, gepriesen, vorgezogen zu werden, die Weiber suchen müßten, liebenswürdige Eigenschaften, Talente und Kenntnisse zu erwerben; dieser

von

*) Notre plus douce existence est relative et collective, et notre vrai *moi* n'est pas tout entier en nous. *Rousseau juge de Jean Jaques.*

von Müttern und Erzieherinnen zur Ungebühr gepredigte, und von den Männern selbst nur zu oft angepriesene Grundsatz, taugt, meiner Meynung nach, nur für den Orient; zu jener unwürdigen Verfassung, wo der seelenschlaffe Mann keiner Gehülfin, sondern nur elender Sklavinnen, nur niedriger Spielwerke sinnlicher Lüste bedarf; wo das ihm gleichgeschaffene freye Weib zu seinem Eigenthum erniedrigt, jedes edleren Zweks ihres Daseyns beraubt ist; dort mögen die Blüthen ihres Geistes in kläglicher Einschränkung zu des Tyrannen Füssen duften und hinwelken, da sie doch keine Frucht ansetzen können, die zum Besten der Menschheit reife. Aber wir, die ein besseres Schicksal und hellere Vernunfterkenntniß beschützt, wir die der Menschheit unentweihte Rechte — wenigstens in vielen Stücken — mit den Männern theilen und genießen: warum sollen wir nicht auch unsre innere, geistige Existenz selbstständig und eigenthümlich erhalten? Haben die Männer nicht bey ihrer Ausbildung, bey ihren Unternehmungen und Entwürfen, einen von unserm Beyfall unabhängigen, durch Pflicht oder Neigung, Nothwendigkeit oder Nutzen bestimmten, und nach ihren mannigfaltigen Fähigkeiten und Bedürfnissen abgemessnen Lebenszweck? Warum sollten wir denn nicht auch, so gut als sie, bey unserm Thun und Denken, bey der Ausbildung unsres Geistes, der Verfeinerung unsres Gefühls, der Anwendung unsrer Talente, auf ein großes

Ganze

Ganze sehen? Und welche wichtige erhabene Zwecke sind es nicht, worauf uns Beruf und Bestimmung blicken heißt? — Beförderung des allgemeinen und einzelnen Wohls, sittliche Schönheit und Grazie, erhöhete Anmuth des geselligen Lebens, der große Vorzug eine Pflanzschule edler Menschheit unter unsrer Pflege aufschießen zu sehen, und dadurch Wohlthäterinnen künftiger Zeiten zu werden!

Wie werden dann jene Blendwerke einer kindischen Eitelkeit zerstieben! Wie werden alle die kleinen, unrühmlichen Künste, die Schleichwege der Intrizuensucht und das Gewirre wiedersprechender Neigungen und Triebe, verschwinden, wenn unser Streben auf jene großen Zwecke gerichtet ist! Hoher, reiner Genuß wird unsere Seelen stärken zum Handlen und Leiden, zur Ruhe und zur Thätigkeit. Der Weihrauch, den uns die Männer streuen, wird uns nicht berauschen, ihr unverdienter Tadel nicht kränken, ihre Geringschätzung nicht zertreten. Und allmählig werden sich auch diese verlieren, wenn, nicht mehr durch unsre Anmaßungen und kleinlichen Ränke gereizt, die Luft, sich durch Uebermuth zu rächen, ihnen benommen wird.

Die Liebe wird nichts dadurch verlieren. Ach! sie, die gewaltige, richtet doch unbezwingbar alles Wollen und Können und Thun, alle Schönheit, Kraft und Wärme, nur auf einen, Einen Gegenstand:

Ihr

Ihr gilt kein Warnen und Lehren. Sie weiß von Eigenthum und Selbstheit nichts; wie könnte sie kalkulieren, was Glück giebt? Sie kennt ja nur Höhe des Glücks oder Tiefe des Elends.

Aber in allen Verhältnissen, wo es zur Vermehrung und Erhaltung der Zufriedenheit nöthig ist zu kalkulieren, — und wo wär' es nöthiger, als in der Ehe? — muß Selbstständigkeit erworben werden, weil sie allein — o möchten es die Prediger der Sanftmuth, Heiterkeit, Geduld und aller leidenden Tugenden doch beherzigen! — weil sie allein diesen Tugenden Kraft und Dauer giebt.

Mögen denn nur immer tadelsüchtige Witzlinge uns mit dem Namen Maîtresse-femme zu persifflieren suchen, wenn wir nicht, wie Rohr vom Winde bewegt, von allen ihren Launen und Grillen abhängen, nicht einzig und ewig alles um ihres Beyfalls willen thun, den wir doch, wie Lafontaine's Müller (der mit seinem Sohn und seinem Esel sich nach der Meynung eines jeden richtete, und es doch niemals recht machte) auf keine mögliche Weise ganz und durchgängig erlangen werden. Die Guten und Vernünftigen unter ihnen werden es wohl fühlen, wieviel sie dabey gewinnen, wenn wir einen festen Character haben, wenn innere Würde des Gefühls uns lenkt und hebt.

Laß uns dann, meine Liebe, eifrig darnach trachten, aus reinem Selbstbewußtseyn und sanfter Bescheidenheit einen schönen, sichern Schild uns zu machen, der unsre zarte Empfindlichkeit vor Verletzung schütze. Freue dich des Glücks, einen Mann zu haben, der fähig ist, deinen Werth zu verstehen. Doch bey aller Bemühung ihm zu gefallen, sey auch mit den Reizen deiner Seele bescheiden; stelle sie nicht immer absichtlich ins hellste Licht; fodere nicht von ihm, daß er sie stets fühle und bewundre; zürne nicht, wenn er sie zuweilen verkennt, übersieht. Gewöhne dich, einen strengen Richter an dir selbst zu haben; und wenn dich dieser nicht anklagt, so laß Unbilligkeit, Tadel und Spott neben dir wegrauschen, wie das Lispeln des Windes im Pappellaube; und sey auch da liebenswürdig und gut, wo du gar nicht bemerkt und verstanden zu werden hoffen darfst.

Zahlreich sind im häuslichen Leben die Gelegenheiten, wo diese zu Festigkeit erhobene Sanftmuth nothwendig ist. So z. B. ist das Betragen in Krankheiten oft Prüfstein und Klippe der Eintracht und Zufriedenheit. Darf ich dir bey dieser Gelegenheit die große Verpflichtung einschärfen, deiner Gesundheit möglichst zu schonen, und mit strenger Gewissenhaftigkeit alles zu vermeiden, was sie zerstören könnte. Fürchterlich leichtsinnig denken und handeln oft hierinnen junge Mädchen und Weiber. Auf Kosten vieler Lebensjahre, wenig-

nigſtens einer nützlichen Anwendung derſelben, wird ein flüchtiges rauſchendes Vergnügen, nicht ſelten ein bloßer Genuß der Eitelkeit, erkauft. Weder bey Kleidung noch Lebensweiſe wird Natur und Beſtimmung zu Rathe gezogen. So büßen ganze künftige Geſchlechter für einige der Mode und dem Leichtſinn geopferte Stunden; ſo wird der arme Ehegatte Laſtträger und Krankenwärter eines freudenloſen Geſchöpfs, das ihn noch wohl gar mit Launen und mürriſcher Ungeduld plagt.

Und möchte es doch nur der Quellen von Krankheit und Zerrüttung nicht noch andere geben, die uns näher liegen, die unſchuldiger, feiner, aber gerade deshalb um ſo viel gefährlicher ſind!

Ach! die beſten, die edelſten unter uns, wie fehlen ſie nicht oft und ſchrecklich, eben durch ihr zartes, warmes und lebhaftes Gefühl! Ich will nicht der Empfindeley erwähnen. Dieſes ſchleichende Gift, das ſo viel weibliche Nerven zerrüttet hat, ſcheint nun ziemlich verdunſtet zu ſeyn. Aber, wie ich oben ſchon geſagt habe, auch wahres und reines Gefühl kann gefährlich werden.

Empfindſamkeit — laß mich, troz pedantiſchen Vorurtheilen und Sprachmißbräuchen, dieſes Wort in ſeinem wahren Sinn bey Ehren und Würden erhalten — Empfindſamkeit, dieſe ſchönſte Gabe der Natur, dieſe ächte Quelle der reinſten Freuden, dieſe lebhafte und zarte Fähigkeit ſchnell

und

und ſtark zu empfinden, das groſse Senſorium, (wie der gute Sterne, der es ſo ganz beſaß, ſo ſchön es nannte) auch ſie kann verderben, wenn ſie mit den Kräften des Körpers und den Geſetzen des Schickſals nicht in Gleichgewicht bleibt. Und dieſes Gleichgewicht zu erhalten — o meine Beſte, wie viel Vernunft, Kraft und Sorgfalt gehört dazu, und wie ſchwer muß es mir werden, dir den rechten Maaßſtab anzugeben!

Da nun leider, aus ſo vielen Gründen, eine unzerſtörbare Geſundheit das ſeltenſte Gut des Lebens iſt, worauf man keine Rechnung machen darf: ſo iſt es wohl nöthig zu erwägen, wie ihr Mangel, wenigſtens von der moraliſchen Seite, erträglicher gemacht werden könne.

Ich habe nicht ſelten bemerkt, daß junge Weiber, die in geſunden Tagen heiter und ſanft, und von gefälliger Gemüthsart waren, ihr ganzes Betragen änderten, ſobald eine Unpäßlichkeit ſie überfiel. Von Innen und Auſſen tritt dann Vernachläſſigung ein, übertriebene Klagen, Verzärtlung, Grämeley, ungenügſame Forderungen, lauter Dinge, wodurch ſie ihren Männern zur Laſt werden, und dieſe bald gänzlich von ſich entfernen.

Auch dieſe Unart iſt eine Folge unſrer Schwäche; aber auch leider ein wichtiger Grund, den die Männer anführen können, wenn ſie uns beſchuldigen wollen, groſsgewachſene Kinder zu ſeyn.

Viel-

Vielleicht trägt unsre feinere Fühlbarkeit dazu bey. Ohnstreitig sind wir durch Natur und Erziehung fähiger gemacht, Theilnahme und Aufmerksamkeit auf fremdes Leiden zu verwenden, als es die Männer, bey minder reizbaren Nerven, rauherer Erziehung und mehr zerstreuter Lebensart seyn können. Daher verlangen wir für uns selbst, was wir, andern zu leisten, uns fähig und willig fühlen.

Diese unbillige Forderung thut in der Ehe sehr böse Wirkung. Da schon die Männer etwas abgeneigt und ungeschickt sind, Kranke zu behandeln und zu pflegen; da sie nur durch einen hohen Grad von Liebe und Theilnehmung dazu gebracht werden können: so werden sie natürlich sehr bald ermüden, wenn etwas widriges im Betragen der Frau jenen Empfindungen entgegen wirkt. Kälte, Bitterkeit und Unmuth, sind nur zu oft die Folgen einer unbedachtsamen Vernachlässigung an ihrer Seite, einer rauhen Unfreundlichkeit an der Seinigen, und zerstören gerade da Zärtlichkeit und Vertrauen, wo diese Empfindungen den köstlichsten Balsam des Lebens ausmachen sollten. Müßte denn nicht eine kluge und fein fühlende Frau sich gewöhnen, in kranken Tagen mehr als jemals über sich zu wachen, und alles zu entfernen, was den ohnehin drückenden Krankheitszustand lästiger macht; niemals übertriebene Klagen führen, nie dem Eigensinn mehr gestatten, als der Zärtlichkeit des Gefühls; nie einen Genuß darinnen suchen, sich aufgewartet und bedauert zu sehen; sondern im-

men von Mantua; was ſagt Romeo? Oder habt ihr mir einen Brief von ihm?

Johann.

Da ich abreiſen wollte, gieng ich, einen Baarfuſſer-Bruder von unſerm Orden zum Reiſe-Gefährten zu ſuchen, der hier in der Stadt war, um Kranken beyzuſtehen. Ich fand ihn; aber wie wir aus dem Hauſe gehen wollten, kamen die Viſitatoren der Stadt, und weil ſie einen Argwohn hatten, daß in dem Hauſe worinn ſie uns fanden, eine anſteckende Krankheit graſſiere, verſiegelten ſie die Thüren und lieſſen uns nicht fort; ſo daß alſo meine Reiſe nach Mantua unterbleiben mußte.

Lorenz.

Wer brachte dann dem Romeo meinen Brief?

Johann.

Ich konnt' ihn nicht fortſchiken, hier iſt er wieder; ich konnte nicht einmal jemand finden, der ihn dir wiedergebracht hätte, ſo groß war ihre Furcht, ſie möchten angeſteckt werden.

Lorenz.

Das iſt ein unglüklicher Zufall! Bey meinem Ordens-Gelübd, der Brief enthielt Sachen von der gröſſeſten Wichtigkeit, und dieſe Verſäumung kan böſe Folgen haben. Bruder Johann, geh, ſchaff mir ein Brech-Eiſen und bring mirs in meine Celle.

Lorenz.

mer großmüthig und delicat genug seyn, um eine Gefälligkeit höher anzurechnen und lebhafter zu empfinden als zehn kleine Vernachläßigungen. Wenn es Männer giebt, die ein solches Betragen nicht rührt, die rauh und fühllos genug sind, ein Geschöpf zu vernachläßigen und zu mißhandeln, das sich in seinem leidenden Zustand ihrer Großmuth überläßt: so sehe ich nicht ein, wie einer Frau an der Pflege und Aufmerksamkeit eines solchen Mannes etwas gelegen seyn könnte?

Vielleicht wunderst du dich, meine Liebe, daß ich unter den mannigfaltigen Plagegeistern, die mit dem Ehe-Glück ihr böses Spiel treiben, des einen noch nicht erwähnte, der sich, wie unser Liedchen sagt, frühzeitig einzustellen pflegt:

An der Hochzeitkammer Schwelle
lauscht, die Fackel in die Hand,
ein beschwerlicher Geselle
Dämon Eifersucht genannt.

Leicht wär es nun, dir im ernsten moralischen Tone, schöne Lehren zu geben, wie und auf was Art diesem Asmodius durch Bollwerke strenger Zucht und matronenhafter Ehrbarkeit der Zugang zu verwehren sey. Aber damit ists nicht gethan. Wer das menschliche Herz und alle die unendlichen Verwicklungen des Lebens kennt, hat zwar — großen Respekt für jene Weisheit, sieht sich aber doch auch nach Hülfsmitteln um, wodurch das bischen Thorheit, das hie und da mit unter läuft, so unschädlich als möglich werde. Die Wahrheit

erfordert von mir das Geſtändniß, daß es zum öftern durch Unbeſonnenheit der Weiber geſchieht, wenn jenem Dämon Schlupfwinkel offen gelaſſen werden, wodurch er ſich in die Haushaltung ſchleicht. Ich rathe dir ſehr, auf deiner Huth zu ſeyn, und ihn wenigſtens nie einniſten zu laſſen. Denn wenn auch länge der Zeit, gegenſeitige Kenntniß, und, öfterer noch, erkaltete Zärtlichkeit ihn allmählig beſchwichtigen: ſo hat er doch ſchon ſo viel Unheil angerichtet, ſo viel Glück untergraben, daß jede jugendliche Verirrung, es ſey der Eitelkeit oder der Empfindung, zu theuer gebüßt wird. Iſt er aber einmal da, was iſt ihm entgegen zu ſetzen, als jene ſanfte Feſtigkeit, die, ohne ſich zu viel zu vergeben, doch Bereitwilligkeit zeigt, immer wieder auf den rechten Weg einzulenken? Argwohn ſchmerzt, und unbilliger Zwang verwundet, doch auch die Thränen, die ſie koſten, müſſen ſanfte Thränen ſeyn, von keinen Trotz begleitet, von keiner Erbitterung gefolgt. Sollte dich aber ſelbſt das Schickſal treffen, die quälende Leidenſchaft zu empfinden, die man Eiferſucht nennt; ſo mußt du dir doch zum heiligſten Geſetze machen, nie zu eifern. Hier nimm alles zuſammen, was ich oben von Selbſtſtändigkeit, Mäſſigung und Billigkeit ſagte, und bemühe dich nur, durch verdoppelte Liebenswürdigkeit und Güte das zu erhalten, oder wieder zu gewinnen, worauf du unſtreitig kein Zwangsrecht haſt. Veraltet iſt hoffentlich längſt die Meynung, daß bürgerliche Geſetze und liturgiſche Formeln der Empfindung

gebieten können. Je weniger sich Ehegatten auf solche Gesetze berufen, je fester werden die sanftern schönern Bande sie umschlingen, die kein edles Herz, wenn es auch auf Augenblicke getäuscht und verleitet wird, jemals ganz abwerfen kann.

Vielleicht liegt hierinnen der Talisman zum ehelichen Glück, immer den andern glauben zu lassen, er sey zu nichts verbunden, er handle aus freyer Willkühr, oder doch nur nach Gesetzen allgemeiner Nothwendigkeit. Wahre Tugend und Liebe haben, wie alles Gute und Schöne, ihr Wesen einzig in edler Freyheit; oder es sind Hirngespinnste einer Compendien-Moral. Kein Stand, keine Verfassung der Welt kann diese ewigen Naturgesetze umstoßen. Ordnung ist nicht Unterwürfigkeit; physische Einrichtungen der Natur verlangen physischen Gehorsam. Das Weib, das sich und die Kinder nicht ernähren und forthelfen kann, muß freylich vom Manne abhängen; Regeln, die Ordnung und Wohlseyn festsetzen, muß keine Willkühr erweitern. Aber die reinen Begriffe dieser Natur-Ordnung sind vielleicht jezt das einzige Mittel, dem Ehestande Glück und Würde wieder zu geben. Ich sage jezt, weil mit der Einfalt alter Sitten mancher stillschweigende Vertrag, manche zur Gewohnheit gewordene Tugend verlohren giengen. Der Luxus hat Trennungen verursacht, hat jeden Theil sein eignes Ich deutlicher zu fühlen gelehrt. Die Frau ist nicht mehr bloß Haushälterin des Mannes und Gebährerin seiner Kinder; sie ist auch Erzieherin, ist Theilhaberin seiner oft

sehr

ſehr verwickelten Verhältniſſe, und hat ihre eigene zuweilen nicht unwichtige Rolle im geſellſchaftlichen Leben zu behaupten. Soll ſie nun behutſam und ſelbſtſtändig handeln, ſo muß ſie frey und eigenthümlich denken können, alſo nicht Maſchine ſeyn, die nur vom Willen des Mannes abhängt. In allem, was nicht Beziehung hat auf ſeinen Glücksſtand, ſeine Ehre und ſeiner Kinder Wohl, muß er ſich kein Herrſcher-Recht anmaßen. Daß er dieſes nicht darf, muß die Frau wiſſen; muß wiſſen, daß ſie, auf ihre eigene Vernunft geſtützt, manchen rauhen, ſteilen oder gleitenden Pfad zu gehen hat. Wenn ſie dieſes weiß, wird ſie ihren Verſtand zu bilden, ihre Beurtheilungskraft zu ſchärfen, ihren Charakter zu ſtärken ſuchen, und dadurch werden die conſonen Töne hervorgebracht werden, welche, wie Herder ſagt, eine reinere und dauerndere Harmonie als uniſone geben. Sollte jedoch das Uebergewicht durchaus auf einer Seite ſeyn müſſen, ſo ſey es ja, um aller Grazien und Friedensgötter willen! auf Seiten des Mannes. Nie müſſe es der Frau einfallen, ſich in ſeine Geſchäfte zu miſchen, Einfluß darauf haben zu wollen, ihm eine Lebensweiſe vorzuſchreiben, und eine Wichtigkeitsrolle im Hauſe zu ſpielen. Dieſe Albernheit, worein die Weiber oft mit falſchem Thätigkeitstrieb verfallen, macht beyde Theile lächerlich, und benimmt dem Mann das Anſehen, welches er vor der Welt behaupten muß. Niemals muß ſie ſuchen ihm ein Geheimniß abzubringen, oder es auf Schleifwegen zu erforſchen.

Dagegen ist sie auch nicht verbunden, ihm die Ihrigen, wenn sie ihm auf keine Weise nachtheilig sind, jederzeit zu entdecken. Man sagt viel von unumschränktem Vertrauen, welches eine Frau ihrem Manne schuldig seyn soll — mir scheint es der gerade Weg zu Widerspruch, Mißverständniß, und Intoleranz. Ich weiß wohl, daß die Liebe, die alles hingebende und alles fodernde Liebe, ein solches Vertrauen erzwingt, und eine ihrer größten Seligkeiten sich daraus erschafft. Doch, wenn auch Liebe und Ehe noch hie und da verbunden sind, dürfen sie darum verwechselt werden, und ist dieser Fall nicht zu selten, um eine Ausnahme der Regel zu seyn? Bey der jetzigen Verfassung ist das höchste, worauf wir im Ehestande Anspruch und Hoffnung haben können, Freundschaft; und diese wird durch das kindliche Vertrauen, womit junge Weiber in den ersten Zeiten der Ehe alle Thorheiten die ihnen durch den Sinn laufen, alle kleine Verdrüßlichkeiten die ihnen zustoßen, ihren Männern vortragen, gewiß tief untergraben. Die Ruhe und Würde einer so ernsten Verbindung verlangen Wahrheit, Aufrichtigkeit, Zutrauen in allen wichtigen und nützlichen Dingen: aber zugleich auch Behutsamkeit und Verschwiegenheit, wo sie nöthig sind, besonders in allem, was sich auf einen unabänderlichen Unterschied in der Denk- und Empfindungsart gründet.

(Die Fortsetzung nächstens.)

V.

V.

An die Ruhe.

Ein lyriſch-didaktiſcher Hymnus.

Voll Entzücken hingeſunken
in melodiſches Gefühl,
von dem ſchöpferiſchen Funken
der Begeiſtrung kühn und trunken
greif ich zu dem Saitenſpiel:
wenn aus ihrem Seraensborne
jezt nicht Kraft und Muth mir ſtammt,
mich ihr Hauch nicht ganz entflammt,
o, ſo hat Apoll im Zorne
mich zu Sang und Spiel verdammt!

Nein, frolockender und höher
flog mein Geiſt noch nie empor,
gleich den Träumen frommer Seher
rauſchen feuriger und näher
Harmonien mir ins Ohr:
wie auf ſchlagendem Gefieder
hoch aus dieſer Welt entrückt,
ſanft von Täuſchungen umſtrickt,
find' ich Licht und Wahrheit wieder,
in ein beſſres Land entzückt.

Ihren ſchönſten Zauber wehet
in dieß Eden die Natur,
was in Silberteichen lebet,
was auf Flügeln ſich erhebet,
trägt des Segens hohe Spur:

auf des Landes goldne Früchte
haucht kein Lüftgen, kalt und rauh,
fleußt kein ungesunder Thau;
mit des Morgens reinstem Lichte
kleidet sie die Blüten-Au.

Idealisch aufgeschlossen
lacht des klaren Aethers Luft;
gleich Gewürzen ausgegossen
weht von zarten Frühlingssprossen,
weht von Quellen süßer Duft:
was im Thal, was auf dem Hügel,
was im Haine sich beweat,
was die Flur im Schoße hegt,
allem hat ihr Meistersiegel
selbst die Schönheit aufgeprägt.

Voller Mildigkeit und Gnaden
herrscht die Ruh' als Fürstin hier
auf des Eilands Lustgestaden,
und begleitende Najaden
huldigen in Demuth ihr:
in dem Schatten hoher Gänge,
die verschönert um zu blühn,
wandelt sie voll Hoheit hin,
und unsichtbare Gesänge
grüßen sie als Königin.

In der Unschuld Schwanenkleide
geht sie, ohne Prunk und Glanz,
nicht umrauscht von Tyrus Seide,
statt des Diadems Geschmeide
krönet sie ein Myrtenkranz:

ihre Sanftmuth ohne Tadel,
ihre ſtille Majeſtät,
die den Augentand verſchmäht, —
nur ihr angeſtammter Adel
hat zur Türſtin ſie erhöht.

Vor den Geiſterſchaaren allen,
die den grenzenloſen Plan
der erſchaffnen Welt durchwallen,
ſah mit ſtillem Wohlgefallen
Gott die Erſtgebohrne an;
als noch Sonne, Mond und Erde,
als das Firmament noch tief
in des Chaos Nächten ſchlief,
ehe noch das groſſe: Werde!
ſchöpferiſch die Allmacht rief.

Göttlicher ſein Werk zu enden,
gab er ihr das ſchöne Loos,
der Natur mit vollen Händen
Heil und Segen auszuſpenden
aus dem mütterlichen Schoos:
die Befruchtung ihrer Weihe
hauchet Leben und Gedeihn
allen Creaturen ein,
und die groſſe Weſenreihe
lebt und webt durch ſie allein.

Durch des Himmels weite Ferne
zeichnet ſie dem Tag die Bahn,
und die höhern Wandelſterne
folgen ihrem Rufe gerne
in den ſtillen Ozean:

aller Weſen Weſen eilen
in ihr friedliches Gezelt,
denn die Hochgelobte hält
an der Liebe ſanften Seilen
wunderbar die ganze Welt.

Rühmt mir nichts von Macht und Thronen,
ſchöpferiſch zu einem Harm:
Ha, ſo voll wie ſie zu lohnen
iſt ja ſelbſt mit ihren Kronen
die Unendlichkeit zu arm:
plündert Königreiche, Meere,
grabt nach Schätzen, und vereint
alles, was die Sonn umſcheint,
ſprecht, ob dann nur eine Zähre
minder ihr dem Kummer weint.

O der Ruhe! Das erklügelt
nicht der ſtolzeſte Verſtand,
wie ſie deſſen Geiſt beflügelt,
den zum Erben ſie verſiegelt
für ihr wunderbares Land:
alle Wünſche, die ſein Weſen
in ſich ſelbſt zurückziehn,
ſind erhaben, warm und kühn,
ſich von allem Tand zu löſen,
und in Sanftmuth hinzuglühn.

Keine ungeſtüme Gierde,
die der Laſter Keim erzeugt,
drückt den Geiſt mit ſchwerer Bürde
der die angeſtammte Würde
hohen Muthes voll erfreugt:

dieſer

dieſer Gottentſteßne Funken,
den die Gottheit lang genug
mörderiſch zu Boden ſchlug,
wallt von neuen Kräften trunken,
wallt empor auf neuen Flug.

Nun iſt er zur Schau getragen
in belohnendem Triumph,
und der Schmähſucht Pfeile ſchlagen
hoch an ſeinem Siegeswagen
und an ſeinem Panzer ſtumpf:
wenn auch Ungewitter toben,
und ein fürchterlicher Streit
alle Element' entzweyt,
ſteht er hoch empor gehoben
über Wechſel, Grab und Zeit.

Solche Größe zu erſchwingen,
ha, wem deucht ein Kampf zu ſchwer,
durch die Klippen hinzudringen,
die dieß Wonneland umringen,
kek zu höhnen Sturm und Meer?
Wer entglüht nicht vor Verlangen,
wenn er dieſes Heil gewahrt,
bald zu endigen die Fahrt,
und die Krone zu empfangen,
ſeinem Siege aufgeſpahrt?

Sey mit ſeyrendem Geſange,
edle Schaar! gebenedeyt,
Trotz dem wilden Wogendrange
aus dem jähen Untergange
von der Herrſcherin befreyt!

Lorenz.

Nun muß ich allein in die Gruft; in den nächſten drey Stunden wird die ſchöne Juliette erwachen -- Wie wird ſie über mich ſchmählen, daß ihr Romeo von allen dieſen Vorfällen keine Nachricht bekommen hat! Aber ich will noch einmal nach Mantua ſchreiben, und ſie indeß in meiner Celle verbergen, bis Romeo kommt. Arme lebende Leiche, ich eile, dich aus deiner Todten-Gruft zu ziehen! --

[Er geht ab.]

Dritte Scene.

[Verwandelt ſich in einen Kirchhof -- auf demſelben die Familien-Gruft der Capulets.]

Paris und ſein Edelknabe, mit einer Fakel, treten auf.

Paris.

Gieb mir deine Fakel, Junge: Geh und ſteh von Ferne. Doch nein, löſche ſie aus, ich möchte nicht geſehen werden -- Leg dich, ſo lang du biſt, unter jenen Taxus-Bäumen hin, und halte dein Ohr dicht an den hohlen Boden, ſo wird kein Fuß auf dieſen Kirchhof treten können, ohne daß du es hörſt; und ſobald du hörſt, daß ſich etwas nähert, ſo ziſche mir zu; das ſoll das Zeichen ſeyn. Gieb mir dieſe Birnen -- thu, was ich dir ſage, geh.

Edel-

Gleiten eben nicht und ſtille
die geſchwollnen Fluthen ſchon
vor der Göttin Wink davon,
und iſt nicht die ſchwarze Hülle
der Gewitternacht entflohn?

Freudeinbildend drehen
ſie am Port den letzten Kahn,
den belaubten Traubenhöhen
und aus ſtillen Thalen wehen
Kühlungen die Schiffer an.
Wie des Lenzes Erſtlingsmorgen,
der mit jungem Licht bekrönt
Gottes weite Welt verſchönt,
haſt du jede ihrer Sorgen,
Stern der Hoffnung! ausgeſöhnt.

Groß gewiegt in Winterſtürmen,
die Verderben und Gefahr
zwiſchen blinde Pforten thürmen,
wandelt unter Eichenſchirmen
jetzt die hochbeglückte Schaar.
Abgewiſcht ſind ihre Thränen,
jede Sorge iſt geſtillt
die aus banger Herzen quillt,
und ihr ausgedörrtes Sehnen
überſchwenglich groß erfüllt.

Was mit Leiden ſie begonnen,
ſchüchtern erſt und ängſtlich,
krönt ſie jetzt mit Himmelswonnen,
alle ihre Thaten ſonnen
in dem reinſten Lichte ſich:

Ihrer

Ihrer Wünſche zarte Halmen,
ſparſam, nur mit Schweiß beträuft,
oft vom rauhen Nord beſtreift,
ſind zu hohen Siegespalmen
ſchön und prächtig aufgereift.

Die Verfolgung hat den Köcher
ihres Zornes ausgeleert;
Hier iſt kein erkaufter Sprecher,
hier kein Kläger, der mit frecher
Lüge vor Tyrannen ſchwört;
Hier iſt kein verwünſchter Kerker
der das Recht in Bande ſticht,
kein verdammendes Gericht,
wenn entſchloſſener und ſtärker
Wahrheit vor dem Throne ſpricht.

Hier iſt kein gedungner Treiber
der der Unſchuld Herz zerfleiſcht,
keine hingewürgten Leiber
bluten für gekrönte Räuber,
wenn ihr Stolz ſich Opfer heiſcht;
kein Geklirr gezückter Schwerder
Schändet dieſes Heiligthum,
hier iſt jede Rache ſtumm,
und kein meuchleriſcher Mörder
ſchleicht in dieß Elyſium.

Aber fleuch von dieſer Szene
voller Schand und Grauſamkeit,
fleuch, mein Lied, vor dieſer Szene,
welche deiner Jubeltöne
ſüße Harmonie entweiht!

O, mir wogt das Herz, als hübe
eine magiſche Gewalt
mich von dieſer Schreckgeſtalt;
denn hier iſt der ſanften Liebe
und der Freundſchaft Aufenthalt.

Ihre Sympathien regen
ſich in jeder Creatur,
in des Pulſes leiſen Schlägen,
und im kühlen Abendregen,
niederfließend auf die Flur;
Lieb' entathmet allen Pflanzen,
Liebe rauſcht im klaren Bach,
flötet von dem Hüttendach,
ihrem Zauberſtabe tanzen
freudig alle Weſen nach.

Liebe weht in Frühlingsdüften,
ſpielt im falben Mondenſchein,
ſonnet ſich in Morgenlüften, —
Ha, in dieſen Göttertriften
ſollt' ein Geiſt des Zankes ſeyn?
Dieſe ſchattenreichen Erlen,
dieſer ſtille Myrtenhain
ſchließt des Friedens Hütten ein,
und der Freude Thränen perlen
in der Ruhe Labewein.

Aller Zwieſpalt iſt entflogen,
ausgeweint der Liebe Schmerz,
und magnetiſch angezogen
von den frömmſten Trieben, wogen
in einander Herz und Herz;

hier

hier wo jede groſe Tugend
keinem von der Seite flieht,
und des Bundes Kranz erzieht,
der in nie verwelkter Jugend
um der Edlen Schläfe blüht.

An umſchatteten Altären
Schallt, aus heiſſen Herzensdrang,
ihrer Königin zu Ehren,
in verſchlungnen Wechſelchören
der Geweihten Hochgeſang.
Das Gefühl der frommen Sänger
iſt nur Dank und Melodie,
und die Göttin ſchlingt um ſie
feſter ſtets ihr Band und enger
zu der höchſten Harmonie.

Dank, das du uns aufgenommen,
Dank dir von der frohen Schaar,
ſey mit Jubel uns willkommen
langerſehntes Licht der Frommen,
das von neuem uns gebar!
Heil dir, Hochgebenedeyte!
die den Sieg für uns errang,
und vom nahen Untergang
uns mit ſtarker Hand befreyte,
eh ſein Rachen uns verſchlang.

Ehöre! preiſt ſie mit den Wächtern
ihrer hohen Herrlichkeit!
Sagt es kommenden Geſchlechtern,
ſagts, Jahrhunderte! den Töchtern
eurer fernſten Folgezeit!

Feyert ihr ein Feſt mit Reigen!
Brüder! auf zu Spiel und Tanz!
Seht ihr nicht den Tempel ganz
überwebt mit jungen Zweigen,
und erfüllt mit Himmelsglanz?

Seht ihr nicht an ihrer Seite
das Panier der Gnade weh'n?
Sehet ihr die Göttin heute
nicht mit prunkendem Geleite
zu des Thrones Stuffen geh'n?
Hat ſie nicht des Hauptes Binde
mit der Krone umgetauſcht? —
Wie ſo ſtille! — ſanfter rauſcht
ſchon der Flügelſchlag der Winde,
und die ganze Gegend lauſcht.

Sieh! nun feyern alle Zungen
ihres Feſtes Herrlichkeit:
Heil dir, Göttin! — Ausgerungen
ſind des Lebens Peinigungen,
und vollendet iſt der Streit!
Heute ſind zu ihren Stufen,
wo die Königin der Welt
richterlich die Wage hält,
alle Weſen vorgerufen,
und zu ihrem Heil erwählt.

L. N.

Neuer Teutſcher Merkur.

6. Stück 1791.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze. S. 113

II. Wie und worüber läßt sich in der Philosophie Einverständniß der Selbstdenker hoffen? — 134

III. Bemerkungen über einige Gemählde der Gallerie zu Dresden. — 147

IV. Der Pächter Martin und sein Vater. — 158

V. Proben einer neuen Uebersetzung der Aeneis. — 170

VI. Leben und Thaten Josephs Balsamo, des so genannten Grafen Cagliostro, gezogen aus dem wider ihn zu Rom im Jahre 1790 angestellten Prozeß; worin zugleich auch Nachrichten von seiner Freymäurerey gegeben werden. Aus dem Italiänischen übersetzt von C. J. J. — 181

VII. Schreiben der Revoluzions-Gesellschaft in London an die Gesellschaft der Constituzions-Freunde in Straßburg. — 219

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2)

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkurs.

Anzeige.

Der berühmte Kupferstecher Hr. Bause, in Leipzig, hat seine bekannte und schätzbare Folge Teutscher Gelehrten mit den zwey Bildnissen, Kant und Platner vermehret, welche beyde zu 1 Thlr. 16 gr. bey ihm in Leipzig zu finden sind.

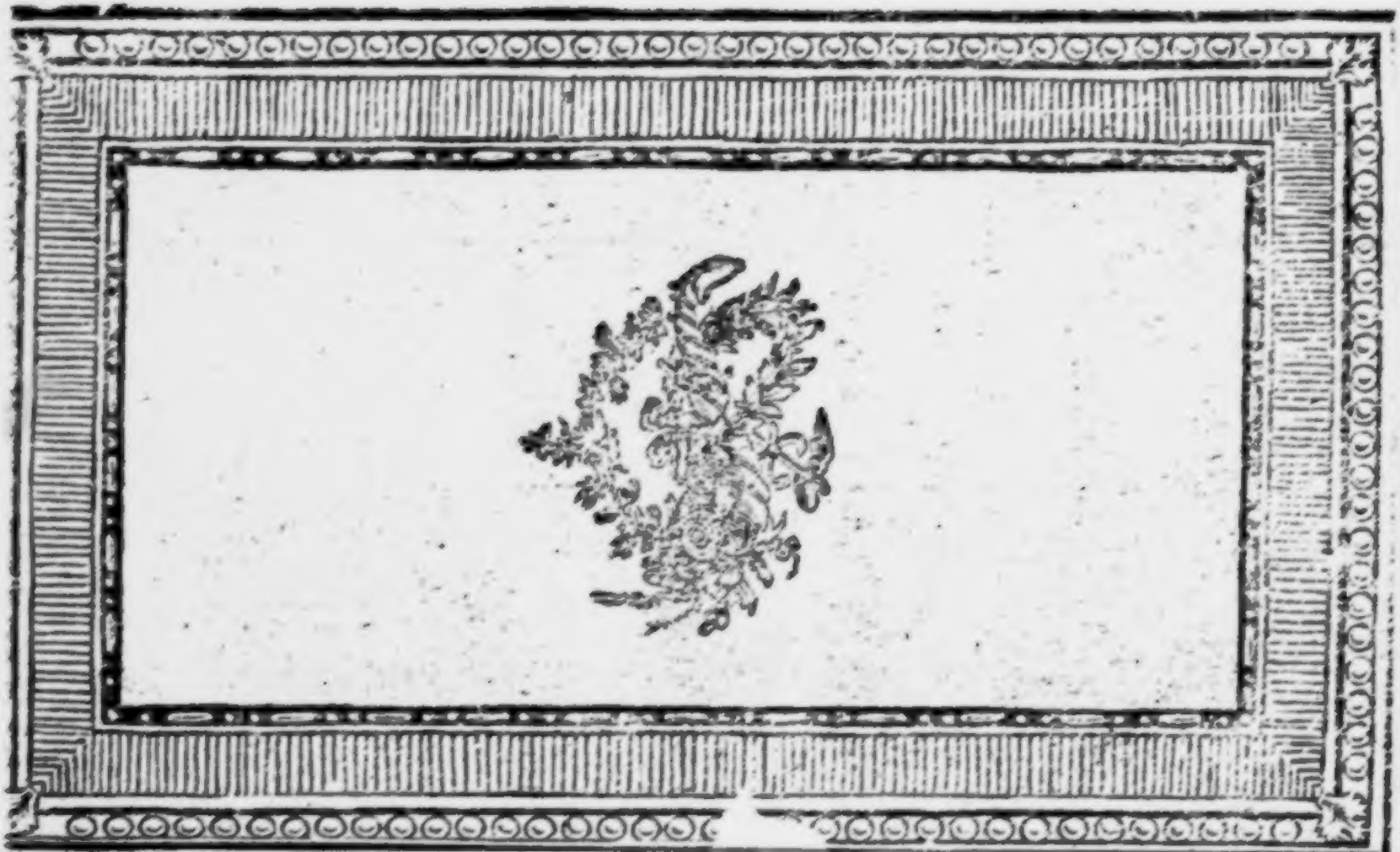

Der neue

Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1791.

I.

Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenſchaften und Grundſätze.

(Fortſetzung von S. 102 des vorigen Monats.)

Alles bisher geſagte ſollte dich, meine liebe Schweſter, auf dasjenige aufmerkſam machen, was zum Glück der Ehe beytragen kann, in ſo fern dieſer Stand als eine genaue unauflösliche Verbindung betrachtet wird. Gehen wir aber weiter, und ſehen in jedem einzelnen Familien-Verhältniß einen Theil des Staats, einen Beytrag zum allgemeinen Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft: ſo finden wir noch mehr Tugenden und Pflichten, die einer jeden Frau, als Bürgerin der Welt, als Theilnehmerin der Geſellſchaft, obliegen, und deren Ausübung das Maas ihres Verdienſtes beſtimmt.

Alle dieſe Pflichten ſcheinen mir in einem Worte begriffen zu ſeyn: Ordnung. Was umfaßt nicht dieſer Begriff! Die Grundfeſte alles Wohlſeyns, aller Ruhe und Zufriedenheit, iſt gewiß im

Edelknabe.

Ich fürchte mich herzlich, ſo allein hier auf dem Kirchhof zu ſeyn, und doch will ich es wagen.

(Geht ab.)

Paris geht an die Gruft, und ſtreut Blumen über ſie.

Anmuthsvolle Blume! So beſtreu' ich mit Blumen dein Brautbette: Schöne Juliette, nun die Geſpielin der Engel, nimm dieſes lezte Merkmal der Liebe, von einem der im Leben dich verehrte, und nun im Tode -- (der Knabe ziſcht) Der Junge giebt ein Zeichen, es nähert ſich was -- was für verfluchte Füſſe wandern in dieſer ſpäten Nacht hieher, mich in den zärtlichen Gebräuchen der trauernden Liebe zu ſtören? -- Wie? ein Licht? Verhülle mich eine Weile, o Nacht --

[Er geht bey Seite.]

Vierte Scene.

Romeo und Balthaſar mit einem Lichte.

Romeo.

Gieb mir den Karſt und das Heb-Eiſen. Hier, nimm dieſen Brief, und ſieh daß du ihn morgen früh meinem Herrn und Vater überlieferſt. Gieb mir das Licht; ſo lieb dir dein Leben iſt, befehl' ichs dir, du magſt hören oder ſehen, was du willſt, ſo bleib von ferne ſtehen, und unterbrich mich nicht in meinem Vorhaben. Warum ich in dieſe Gruft herabſtei-

ge,

genaueſtem Verſtande die Ordnung. Durch ſie werden Welten in ihrer Bahn, ganze Schöpfungen unzerſtört erhalten. Sie iſts, die den Menſchen recht eigentlich zur Würde des vernünftigen Geſchöpfs erhebt, das Chaos verworrener Begriffe entwickelt, und das einzige Verwahrungsmittel giebt, gegen Betrug der Sinne, Täuſchung der Eitelkeit, der Einbildungskraft und des Stolzes. Von dem Weſen der Ordnung in dieſem erhabenſten Sinne, werde ich hier nicht reden. Ich ſetze voraus, daß du weißt, wie ſehr Ordnung im Denken, im Wollen und im Thun nothwendig iſt; wenn wir nicht jedem Spiele des Zufalls und der Laune, jedem Sturme der Leidenſchaft das ſchwankende Gebäude unſers Glücks anvertrauen wollen. Alſo nur von der Ordnung im täglichen Leben und in den Geſchäften unſers Berufs will ich dir einige Züge entwerfen, von denen ich wünſchte, daß ſie dir die große Wichtigkeit dieſer Pflicht lebhaft und wahr darſtellen möchten. Nur durch ihre Ausübung kann eine Frau ſich des völligen Zutrauens ihres Gatten verſichern, ihm das Leben erleichtern, und das ihrige einem ſanftfließenden Bach ähnlich machen, der zwar nicht immer zwiſchen duftenden Blumen und lachenden Fluren, doch auf ebener Fläche hingleitet, ohne in ſeinem Laufe gehemmt, und von Stürmen hin und hergeworfen zu werden.

Es iſt höchſt lächerlich und widerſinnig, den weiblichen Beruf herabzuſetzen; ihm Wichtigkeit und

Ein-

Einfluß auf das Ganze abzusprechen. Gewiß stehen wir auf einem ehrwürdigen Posten des sittlichen Lebens, den wir, um ihn wohl behaupten zu können, auch dafür erkennen müssen; eignes Bewußtseyn, und die tägliche Erfahrung des Guten das durch uns geschieht, müssen uns für den Ruhm und die Schätzung, die wir verdienen und so selten erhalten, entschädigen. Wie einseitig und unbillig ist nicht die Welt in Ertheilung ihres Lobes und Beyfalls! Die elegante Dame, die in großen Kreisen mit Reiz und Würde erscheint, durch glänzende Talente die Einförmigkeit des gesellschaftlichen Lebens in anmuthige Unterhaltung verwandelt, mit feinem Anstande sich beträgt, ihre Worte und Aeußerungen aufs behutsamste abzuwagen und jeden mißfälligen Eindruck zu verhüten weiß, wird laut gepriesen und findet auf jedem Schritte Beyfall und Bewunderung. Wer wollte ihr diesen billigen Tribut versagen? Auch ihr Verdienst ist groß; auch sie ist des Lobes und der Verehrung werth, wenn sie durch eine sorgfältige und richtige Bildung ihres Geistes sich die Fähigkeit erwarb, vielen Menschen edles Vergnügen zu geben, wenn sie zur Ausbreitung eines feinen und gesitteten Tons in der Gesellschaft beyträgt, und den leider jezt so verlassenen Altären der sittlichen Grazien neue Verehrer zuführt. Doch um vieles ehrwürdiger, nützlicher, aber auch schwerer zu erfüllen, ist die Bestimmung der fleißigen Haußfrau, die dem engen Kreise ihrer Familie alle ihre Geistes-

und Leibeskräfte widmen muß. Sie kann nicht, wie jene, auf leicht empfängliche aufgeklärte Menschen wirken, sondern mehrentheils nur auf rohe ungebildete oder kindische Seelen; sie hat nicht, wie jene, Gelegenheit und Muße, täglich mehr Ausbildung und Biegsamkeit des Geistes zu erwerben, und doch muß sie strenger noch sich bewachen, um jede Regung des Leichtsinns, der Trägheit, der Eitelkeit, der Ungedult zu bekämpfen; tausend heimliche Wünsche muß sie unterdrücken, tausend kleinen Freuden entsagen, oft mit möglichster Gedult unbillige Kränkungen ertragen, und Siege über sich erhalten, die ihr um so viel schwerer werden, da sie unbemerkt und unbelohnt bleiben. Und diese Frau wird von der Welt übersehen, lebt unbekannt und stirbt vergessen! — Laß nicht diese Vorstellung dich irre machen und niederdrücken, meine Theure! Wer das Innere von beyden sähe, fände vielleicht in der Seele der lezten mehr wahre Ruhe und Heiterkeit, als bey der glänzenden Dame, die, weil ihre Existenz so ausgebreitet ist und so ganz vom Beyfall andrer abhängt, auch unzählige Bedürfnisse und Forderungen hat, die nicht stets erfüllt werden können, und gewiß durch kleine und große Widerwärtigkeiten mancher Art gekränkt, und durch den giftigen Zahn des Neides — dieser Hyder des geselligen Lebens —, verwundet wird.

Glücklich ist die Frau, die in unbefangener Einfalt des Sinnes beym Anfang jedes Tages ei-

nen muthigen Blick auf die ihr obliegenden Pflichten wirft, nicht vor ihrer Last zurückbebt, aber auch nicht mit flüchtigem Leichtsinn sie behandelt, sondern sie wichtig genug findet, um sie mit stolzem Selbstgefühl auszuüben, und wenn sie am Abend, nach verrichteter Arbeit, alles um sich her wohl versorgt sieht, sich ermüdet, aber ruhig und zufrieden fühlt. Kennt sie nicht die sauersüßen Freuden einer höhern Verfeinerung, so kennt sie dafür auch nicht die Langeweile, den Zwang, den Flitterprunk der großen Welt, und das traurige Gefolge des Müssigganges. Täglich wird ihr alles leichter, und durch unausgesetzte Uebung wird ihre Seele, wie ihr Haus, zum Tempel der Ordnung.

Naturgabe ist der Geist der Ordnung selten; vielmehr widersteht ihm eine gewisse Flüchtigkeit, Trägheit und Uebereilung, die der weichen und reizbaren weiblichen Organisation nur zu leicht anhängen. Wer sich dazu geneigt fühlt, muß um so viel strenger sich bewachen, sich gewisse Regeln festsetzen, und nicht anders als in der äußersten Noth davon abweichen. Gewöhne dich dann sogleich, meine Liebe, an eine unabänderlich genaue Ordnung in der ganzen Einrichtung deines Lebens, in der Eintheilung deiner Stunden, in allen Geschäften deines Hauswesens. Setze dir gewisse Zeiten zu nothwendigen Verrichtungen fest, und verschiebe sie nie, wenn du dich auch gleich zuweilen unaufgelegt dazu fühlen solltest. Mache

dir Erinnerungszeichen über alles was du auszurichten und zu bestellen hast. Folge, soweit es angehen will, immer einem und demselben Plan; denn viele Neuerungen sind der Haushaltung nachtheilig, und bringen aufs Ganze einen gewissen Leichtsinn, der bald in Verwirrung ausartet. Halte ein genaues Verzeichniß über alles was in deinem Hause befindlich ist, und laß nichts unbemerkt wegkommen, nichts aus Mangel an Ausbesserung verderben. Uebe dich in der Rechenkunst, um nicht betrogen zu werden, und da es dir im Anfang wohl etwas schwer werden wird, so hüte dich sorgfältig vor großen Rechnungen, bezahl alles täglich und wöchentlich, schreib es auf, und führe eine genaue Berechnung der Einnahme und Ausgabe.

Suche vorzüglich dich bey deinen Dienstboten in ein vollkommenes Ansehen von Ordnung zu setzen; sonst wirst du solche nie von ihnen erlangen. Hierzu ist nothwendig, daß du alle ihre Versehen zu bemerken scheinest, zwar bey weitem nicht über alle zürnest, aber doch sie überzeugest, daß dir keins entgeht. Nie mußt du dich bey ihnen Raths erhohlen, wenn du dir nicht selbst zu helfen weißt, sondern lieber erfahrne Hausmütter befragen, damit deine Untergebnen so wenig als möglich Gelegenheit bekommen, deine Einsichten zu bezweifeln. Ueberhaupt ist das Betragen gegen Dienstboten, die sorgfältige Auswahl derselben, und die Kunst sie zu regieren, eine der schwersten,

verdrieslichsten, aber auch der wichtigsten Pflichten einer Hausfrau. Bey den mehrsten Haushaltungen, die zu Grunde gehen, hat gewiß die Vernachlässigung des Gesindes Schuld, und der Schade, der durch sie geschieht, ist so unabsehbar, als schnell und einreißend.

Du siehst, meine Luise, daß aus diesen Grundsätzen der Ordnung eine vernünftige Sparsamkeit nothwendig fließt. Denn wie sehr muß nicht alles zerstöhrt und verwirrt werden, wenn man durch eigene Schuld in Verlegenheiten kömmt, welche gerade bey den nöthigsten Unternehmungen die Thätigkeit hemmen, und ganz anders handeln lassen, als Pflicht und Gefühl verlangen. Der erste Schritt zur Sparsamkeit ist ein ernstes Nachdenken, über dasjenige, was in dem Stande, worin man lebt, für anständig und nothwendig gehalten werden kann. Um einen sichern Maasstab zu erhalten, muß die Vernunft richtig unterscheiden, was eigentlich Nothwendigkeit heißt, muß eingebildete Bedürfnisse von wirklichen absondern, und selbst diese nicht nach dem, was andre von uns erwarten, sondern nach dem bestimmen, was wir wirklich leisten können. So sehr ich nun auch den Geiz verabscheue, den ich für die unnatürlichste Leidenschaft halte, weil sie durchaus keiner Befriedigung fähig ist: so scheint mir hingegen die Sparsamkeit eine der ersten und nöthigsten Tugenden. Hätte das Schicksal uns nicht in den Mit-

telstand der Glücksgüter gesetzt, der, wie ich sicherlich glaube, der wünschenswertheste ist; wären wir auch beyde mit großen Reichthümern versehen, so würde ich doch sparsam seyn, und die Sparsamkeit empfehlen. Sie allein ist der einzige wahre Reichthum. Denn beym ewigen Wechsel der Moden, bey den täglich zunehmenden Bedürfnissen der Eitelkeit, bey dem unerschöpflichen Erfindungsgeist unsers üppigen Jahrhunderts, welches Vermögen kann hinreichend seyn, um mit dem Strom immer fortzuschwimmen, um jeden Wunsch zu befriedigen, den jeder Augenblick entstehen läßt?

„Einfalt im Leben, hat irgend jemand gesagt, ist bey innerm Reichthum; Eitelkeit, Ziererey und Prunk bey innerer Betteley.“ Und was ist Einfalt des Lebens als eine bescheidene Einrichtung unsers Hauswesens, nach Maasgabe unsrer Lage und Glücksumstände, ohne Rücksicht, ja selbst ohne Verlangen nach Dingen die mehr in angenommenen Vorurtheilen und in der Meynung anderer, als in unsern eigenen Bedürfnissen gegründet sind? Wohl weiß ich, daß, um gewisse Endzwecke zu erreichen, um seinen Platz im geselligen Leben zu behaupten, um dem Anschein des Geizes, der Sonderbarkeit und einer strengen Sittenrichterey zu entgehen, Natur und Vernunft zuweilen aufgeopfert werden müssen; daß bey der gegenwärtigen Verfassung ein gewisser Pracht-Aufwand sogar nothwendig ist. Wir müssen nun einmahl allerley

ley künſtliches und vergängliches Gewebe an uns tragen, nicht, weil es uns reizender und glücklicher macht, ſondern weil unzählige Menſchen von ihrer Verfertigung und Verhandlung leben. Doch wenn alle dieſe unnütze Zierrathen, worin der Mode-Geiſt unerſchöpflich iſt, die nöthigſten Bedürfniſſe einer Familie verſchlingen; wenn Kinder unverſorgt, Dienſtboten unbezahlt bleiben, Gläubiger ihre anvertrauten Summen verliehren und dem Mangel ausgeſetzt werden — weil man ſtets nach der neuen Mode gekleidet und meublirt ſeyn, in geſchmackvollen Equipagen glänzen will, und dergl. — wenn bey ſolchem äußern Prunk die gröſte Kargheit nothwendig wird; wenn man ſich ſelbſt der Mittel beraubt, dem leidenden Mitmenſchen zu helfen, und in einem Abend leichtſinnig verſchwendet, was arme Familien viele Monate durch erhalten könnten: muß man denn nicht vor den Folgen erſchrecken, die eine unbeſonnene Verſchwendung nach ſich zieht? Und wenn man ſieht, wie junge Männer in unſern Zeiten die Achſeln zucken wenn vom Heyrathen die Rede iſt, weil ſie ſich vor dem Pracht-Aufwand fürchten, den eine Frau nothwendig macht — wie ſie vor allen Dingen berechnen, ob der Brautſchatz hinreiche die täglich ſteigenden Bedürfniſſe der Moden zu beſtreiten — wenn durch ſolche unedle, aber leider ſehr gegründete Bedenklichkeiten alles Feuer der Seele immer mehr erkaltet, Liebe und Sympathie verdrängt, und das heilige Band der Ehe,

das auf Glück und freye Wahl des Herzens gegründet seyn sollte, zu einem elenden Handlungstractat erniedrigt wird — wer sollte da nicht den Luxus mit allen seinen unseligen Folgen verabscheuen? Wer nicht wünschen, daß es auch einmahl Mode werden möchte, in Sparsamkeit, Genügsamkeit und Ordnung Ehre und Freude zu suchen?

Ich weiß, meine Luise, daß, ich so viel nicht zu sagen bedurfte, um Dich zu überzeugen. Aber das Uebel, wogegen ich eifere, ist so eingerissen, die Versuchungen sind so mannichfaltig, es finden sich so unzählig viel Lobredner der Mode und der sogenannten feinen Lebensart, daß ich glaubte, dich mit mächtigen Gründen waffnen zu dürfen. Noch habe ich des Einen nicht erwähnt, der ein Herz, wie das deinige, stark treffen muß: Sparsamkeit allein ist die wahre Grundlage der Großmuth und Wohlthätigkeit. Nur Der ist großmüthig, der durch Aufopferung und Entsagung seinen Eifer für das Glück anderer bezeugt. Nur Der ist wohlthätig, der vernünftig dafür sorgt es jederzeit seyn zu können. Und kann man das, wenn man sklavisch von Mode und Vorurtheil abhängt? wenn man nie sicher ist, zu welchem unnützen und erschöpfenden Aufwand man durch sie verleitet werden könne? Darf man sichs zum Verdienst anrechnen, wenn man von seinem Ueberfluß etwas weggiebt, nachdem alle Forderungen der

Ueppig-

Ueppigkeit und Eitelkeit befriedigt sind? Werden nicht, auch bey dem besten Willen, die Mittel zur Wohlthätigkeit gerade da fehlen, wo sie am ersten nützlich und verdienstlich angebracht seyn würden?

Vermeide denn alle Ausgaben, welche Wohlstand und Nothwendigkeit nicht unumgänglich erfordern, und wenn du gereitzt wirst, etwas zu kaufen das blos zur Pracht oder Vergnügen gehört, so lege erst sorgfältig zurück, was Du zu den Bedürfnissen Deines Hauswesens brauchst. Ueberrechne dann das übrige, denk an Deine nothleidende Brüder und — kaufe! Ich weiß gewiß, Dein edles wohlthätiges Herz wird Dein bester Rathgeber seyn. Aber auch diese schöne Neigung zur Wohlthätigkeit muß — nicht unterdrückt — wer könnte zur Schande der Menschheit dieses wünschen oder rathen? — nur der Ordnung unterworfen werden. Durch eine übertriebene Neigung Geschenke zu machen, hat schon manche Frau ihr Hauswesen in Verwirrung, und sich selbst in kränkende Verlegenheiten gesetzt. Erst besorge das Nothwendige für Dich und die Deinen, und dann hilf und gieb, so viel als möglich; doch nicht aus Schwäche, aus bloßem sinnlichen Mitleiden, sondern mit weiser Auswahl und Behutsamkeit. Erst werde der engere häusliche Kreis versorgt, dann der weitere der allgemeinen Menschen-Familie.

ge, iſt, theils meine Geliebte noch einmal zu ſehen, hauptſächlich aber um von ihrem todten Finger einen koſtbaren Ring zu ziehen, einen Ring den ich zu einem wichtigen Gebrauch nöthig habe; entfern dich alſo von hier, geh -- unterfängſt du dich aber aus Fürwiz zurükzukehren, um zu ſehen, was ich noch mehr zu thun im Sinn habe, beym Himmel, ſo will ich dich Gelenk für Gelenk in Stüke reiſſen, und dieſen hungrigen Kirchhof mit deinen Gliedern beſtreuen. Die Zeit und meine Abſichten ſind grauſam und wild, grimmiger und unerbittlicher als blut-lechzende Tyger und die heulende See.

Balthaſar.

Ich will gehen, Gnädiger Herr, und euch nicht ſtören.

Romeo.

So kanſt du mir deine Freundſchaft beweiſen -- Nimm du das; leb und ſey glüklich, fahrwohl, guter Junge.

Balthaſar (im Weggehen vor ſich.)

Das alles iſt mir ein deſto ſtärkerer Beweggrund, mich hier in der Nähe zu verbergen. Ich fürchte ſeine Blike, und zweifle, daß er was Gutes im Sinn habe.

Romeo.

Du abſcheulicher Schlund, verfluchter Rachen des Todes, der das koſtbarſte was die Welt hatte, verſchlungen hat, ſo zwing ich deine morſchen Kinnbaken ſich zu öfnen, (er bricht die Gruft auf,) um dich mit Gewalt mit noch

Paris

mehr Speiſe vollzuſtopfen.

Mach es dir zum festen Grundsatz, so selten als nur immer möglich ist etwas schuldig zu bleiben, und unbezahlt aufzunehmen. Hättest du dich aber einmal in eine Ausgabe verwickelt, die dich in Verlegenheit setzte, so säume nicht, es deinem Manne zu entdecken. Das Verschweigen ist in solchen Fällen der gefährlichste Schritt zur größeren Verwirrung, und wo ein Fehler zu verbessern ist, wird das Bekenntniß desselben Tugend.

Ich habe eine vernünftige Thätigkeit zum Wesen der Ordnung gerechnet: denn wie sollte nicht die, jetzt bey unserm Geschlecht so sehr einreissende Flüchtigkeit und Trägheit ihr gerade entgegen gesetzt seyn? Du weißt, daß ich übertriebene oder unrecht angebrachte Geschäftigkeit an einer Frau verabscheue. Jene Virago's, die ewig in Bewegung sind, mit einer Mentorstimme im Hause herumtoben, und eine Wichtigkeit affektieren, welche allenfalls einem commandirenden General zukäme, richten gewöhnlich sehr wenig aus, und sind widerliche Geschöpfe. Auch seh ich nicht ein, warum wir, bey ganz veränderter Verfassung, uns durchaus so verhalten müßten, als es zu den Zeiten des Faustrechts Sitte war; warum ein fein und zärtlich erzogenes Mädchen sich in Küch' und Keller quälen soll, um kleine Summen zu ersparen; warum ihre Hände und Gesichtsfarbe vom Feuer verderben lassen, wenn ihre Köchin eben so gute, wo nicht bessere Speisen zu bereiten weiß

als ſie; warum mit der unſaubern Arbeit ſich beſchweren, die jede Dienſtmagd verrichten kann, da ſie bey eigner Verfertigung ihres Putzes vieles erſparen würde, was ſie gegenwärtig der Modehändlerin zukommen läßt? Feinheit der Sitten, des Geſchmacks, der Unterhaltung, Geſchicklichkeit in Handarbeiten, Eleganz der Kleidung und die höchſte Reinlichkeit in Allem, — lauter Dinge, die dem weiblichen Geſchlecht im geſitteten Leben unentbehrlich ſind — vertragen ſich nicht mit jenen niedrigen Beſchäftigungen. Es iſt Mangel an Einſicht und Beurtheilung, oder auch ſklaviſche Befolgung pedantiſcher Vorurtheile, wenn Weiber in den höhern Ständen mehr thun, als eine genaue Aufſicht führen über alles was in ihrem Hauſe geſchieht. Müßiggang werden ſie dabey nicht zu beſorgen haben, wenn ſie ihre Stunden vernünftig einrichten, von einem Tage zum andern die nöthigen Anſtalten machen, alle Ausgaben genau berechnen, nichts überſehen, und nichts verſchieben was gleich geſchehen muß. Ich glaube, daß es in unſerm Stande wenig Männer giebt, die nicht damit zufrieden wären, und denen mehr daran gelegen ſeyn könnte, in ihrer Gattin eine Magd als eine Freundin zu haben. Doch ſo unangenehm es einem Manne ſeyn muß, wenn eine Frau ſich alles Recht, zu befehlen und anzuordnen mit frecher Herrſchſucht anmaßt; oder wenn ſie nur an den gröbern niedern Beſchäftigungen des Hausweſens Geſchmack findet: ſo muß ihm

doch

doch ein Geschöpf noch verächtlicher seyn, welches nur für thierische Bedürfnisse oder leere Zeitvertreibe lebt, kaum den Zweck seines Daseyns kennt, vielweniger sich um dessen Erfüllung bekümmert, das mit Tändeley und Putz, Tanz und Spiel, Schmähsucht und Coquetterie, auch wohl höchstens mit Durchblätterung einiger Romane und Gedichte seine Lebens-Zeit hinbringt! Leider begünstigen unsre Sitten und die Vorurtheile der großen Welt diese traurige Ausartung des weiblichen Berufs. Leider wird manches arme Geschöpf durch Erziehung, Umgang, Verhältnisse, und eine ganze Verkettung von Umständen auf solchen unnatürlichen Weg gebracht. Manches gute Herz beseufzt im Stillen die Opfer, die es der Mode und Eitelkeit zu bringen sich genöthigt glaubt, und vergähnt am Spieltische die Stunden, die weit angenehmer und froher in häuslichen Beschäftigungen hinfliegen würden. Ich weiß daß Kraft und Standhaftigkeit dazu gehören, einen oft verspotteten und getadelten Weg zu gehen: aber diese Standhaftigkeit mußt du haben, meine Luise, wenn du zu dem Glück gelangen willst, dir sagen zu können, du habest nützlich gelebt. Ich bin weit entfernt, dir eine gänzliche Abgezogenheit anzurathen; zu viel Einsamkeit ist, — zumal bey einem noch nicht fest gebildeten Charakter — eben so nachtheilig, als zu viel Zerstreuung; sie macht entweder zu weich und zu reizbar, oder auch zu unbiegsam, egoistisch und scheu. Das gesellschaftliche Leben, mit allen

ſeinen Mängeln, hat ſeine gute Seite, und übt den Geiſt, ohne ſeine Kräfte zu überſpannen, welches beym contemplativen Leben ſo leicht geſchieht. Lebe alſo immer frey und geſellig, und fürchte nicht, daß die Stunden, welche du deinen Bekannten ſchenkſt, deinen Pflichten entzogen ſeyn möchten. Wenn du jeden Augenblick benutzeſt, ſo wirſt du beydes wohl vereinigen können, und mich dünkt, es läßt ſich eine genaue Richtſchnur davon angeben. Findeſt du, daß dein Geiſt ſich im geſellſchaftlichen Kreiſe ermuntert, erweitert und ſtärkt, daß deine häuslichen Geſchäffte beſſer gelingen, wenn ſie mit einiger Zerſtreuung abwechſeln, ſo haſt du nichts zu befürchten, und kannſt dich den Vergnügungen des Umgangs ſicher überlaſſen? Wenn ſie dich aber erſchlaffen, verwöhnen, für häusliche Sorgen und Freuden ſtumpf und fühllos machen, wann ſie deinen Kopf ſo einnehmen, dir ſo zum Bedürfniß werden, daß deine Berufsthätigkeit leidet, ſo iſt es Zeit dich zurückzuziehen.

Die Wahl deines Umgangs wird ſehr vieles beſtimmen; doch da dieſe ſelten von uns ſelbſt abhängt, ſo müſſen Glück und Zufall oft das beſte thun. Im Ganzen möcht' ich dir rathen, noch behutſamer bey der Auswahl des weiblichen, als des männlichen Umgangs zu ſeyn: theils, weil die Zahl der Vernünftigen, richtig denkenden und geraden Menſchen, beym andern Geſchlecht unſreitig

tig größer iſt, als beym unſrigen; theils weil ihr Einfluß, ihr Beyſpiel, ſich weniger in unſern Lebensgang einverwebt. Die Claſſe der verdorbenen, rohen und thörichten Männer wird kein Vergnügen am Umgang eines Frauenzimmers finden, das mit edler Einfalt denkt und lebt, und ſie werden ſich von ſelbſt entfernt halten, wenn ihrer Sinnlichkeit und Eitelkeit nicht geſchmeichelt wird. Ich bin ſtets überzeugt geweſen, das diejenigen unter uns, — ich nehme immer die Fälle einer groben Verführung aus, und doch auch dieſe ſind meiſtentheils zweydeutig! — welche vorgeblich durch das ſtärkere Geſchlecht verdorben ſeyn ſollen, ſich, mehr als zur Hälfte, ſelbſt verdorben haben. Hingegen haben wohl alle Weiber, die ſich einer höhern und feſtern Geiſtesbildung rühmen können, dieſe größtentheils den Männern zu verdanken, und es iſt mir keine gute Bildung denkbar, als die, welche ſie uns geben können. Es müßte um Kopf und Herz eines Weibes übel ausſehen, wenn nicht aus jeder Gefahr des männlichen Umgangs wenigſtens das eine oder das andere gerettet werden könnte; und ſo lange nur eins von beyden ungetäuſcht und unverdorben blieb, iſt das Gleichgewicht leicht wieder herzuſtellen. Doch mit dem Einfluß des weiblichen Umgangs iſt's ganz anders. Dieſer iſt unendlich gefährlicher, eben weil er's weniger ſcheint; weil wir zu einer Art von Gleichförmigkeit im Betragen gegen einander verpflichtet ſind; weil ihre Fehler uns wohl gar durch einen

Anſtrich von Eleganz, Anmuth oder Würde verblenden können.

Und haben die Weiber nicht ein weit gröſseres Intereſſe, als die Männer, alles was ſie verdunkelt, oder auch nur einen ſchweigenden Tadel auf ſie wirft, wo möglich zu zerſtören? Bey Verſchiedenheit der Geſchlechter iſt der Neid minder allgemein und wirkſam, weil die Anſprüche verſchiedener ſind, und ſich nicht begegnen können. Ueberhaupt iſts nicht zu läugnen, daß dieſe bösartige Leidenſchaft, ſo wie alle diejenigen welche die Schwäche gebiehrt, ſich viel leichter in einer weiblichen als männlichen Seele entwickelt; und daß der hohe Grad von Heucheley, worin die Weiber es oft zum Erſtaunen weit bringen und mit der ſie die Fallen, die eine der andern legt, ſo künſtlich zu bedecken wiſſen, den Männern völlig unbekannt iſt. Und eine Klippe giebts folgends, woran ſchon manche weibliche Freundſchaft ſcheiterte. Weiber von gemeinem Schlage misgönnen einander alles: aber das Glück geliebt zu werden, iſt etwas, das auch der Feineren und Klügeren, wenn ſie eine andere im ausſchlieſsenden Beſitz davon ſieht, zuweilen einen Stachel ins Herz wirft, der zu unedeln Gefühlen und Thaten verleitet. Der Ehemann wird nun freylich ſeltner als der Freund ein Gegenſtand des Angriffs werden; doch auch von ihm aufs höchſte geehrt und geliebt zu ſeyn, kann die Batterien des Neids und

der Argliſt in Bewegung ſetzen. Urtheile alſo ſelbſt, ob es nicht rathſam iſt alle Mittelperſonen und Rathgeberinnen zu entfernen, und überhaupt ſich vor einer Sucht zu hüten, worin faſt alle junge Frauen aus Eitelkeit, Langeweile u. ſ. w. und nicht ſelten aus wahrer Gutmüthigkeit verfallen: die Sucht gute Freundinnen zu haben. So ſehr ich das Glück auch ſchätze, eine wahre Freundin zu beſitzen, welches vielleicht das ſanfteſte Verhältniß des Herzens iſt; ſo viel Werth ſchon in meinen Augen eine gute Geſellſchafterin hat: ſo muß ich dich doch aus traurigen Erfahrungen warnen, nicht eher zu trauen, nicht eher dich anzuſchließen, bis du ein Herz gefunden haſt, das des Neides völlig unfähig iſt. Am meiſten hüte dich vor jenen Heuchlerinnen, die immer eine Seite ihres moraliſchen Charakters zur Schau ausſtellen, irgend eine Tugend, es ſey Ehrbarkeit, Sanftmuth, Gutherzigkeit oder dergleichen, in Beſchlag genommen haben, um ſich bey jeder Gelegenheit damit zu verpanzern. Gewiß ſitzt irgendswo ein häßlicher Fleck, den ſie zu verbergen Urſache haben.

Lieber gewöhne dich viel Einſamkeit zu ertragen, als dich allen Gefahren auszuſetzen, die das Bedürfniß der Mittheilung nach ſich zieht; und dies wird dir eine vernünftige häusliche Thätigkeit ſehr erleichtern. Wenn dir das Glück bevorſteht, Mutter zu werden, ſo wirſt du ſchon, durch

eige-

eigenes Gefühl getrieben, ihr höhere Würde und Anwendung geben. Gern will ich dann, wenn dir meine Anweisungen von einigem Nutzen und Werth scheinen, dir alles mittheilen, was ich über diesen unsern schönsten Beruf gedacht, empfunden und erfahren habe. Bis dahin nutze die Zeit, um deine Kenntnisse zu vermehren, und deinem Geiste alle Ausbildung zu geben, der er nach seiner Natur und Verfassung fähig ist. Ausführlich werde ich jezt über diesen Punkt nicht seyn, da wir schon oft miteinander überdacht haben, in wie ferne Geistes-Cultur überhaupt und welche Gattung derselben insbesondere, den Pflichten einer Hausfrau angemessen ist. Genau läßt sichs nicht bestimmen, weil der größere oder kleinere Kreis ihrer Geschäfte das Maas der Zeit angiebt, die sie darauf verwenden darf. Alles was klüger, besser, unterhaltender und selbstständiger macht, ist gewiß gut und nützlich. Dies bleibt ewig wahr, trotz allen Vorurtheilen, die noch hie und da aus den Zeiten dunkler Einschränkung übrig geblieben sind: trotz allem, was Neid und Trägheit der Weiber, Eigendünkel und Parteylichkeit der Männer, dagegen sagen mag. Viele Dinge lassen sich aus Büchern erlernen und zum Besten des häuslichen Lebens anwenden, die man im alltäglichen Gesellschaftskreise nie aufgefunden hätte. Auch bey der größten Haushaltung lassen sich Stunden zum Lesen und Denken aussetzen, die sonst verträumt und vertändelt würden. Nur wird eine sorgfältige

Auswahl der Gegenstände erfordert, nur muß den nothwendigen Beschäftigungen kein Augenblick für bloße Geschmackslectüre entzogen werden. Darum misrath' ich dir sehr, dem Strom gewöhnlicher Lesserey zu folgen, und eine Ehre darin zu suchen, alles zu kennen was neu ist. Laß dir von deinem Gatten oder von andern vernünftigen Männern Bücher auswählen, die deinen Geschmack bilden, deine Begriffe berichtigen, dich mit allem, was dein Zeitalter schönes und nützliches hervorbringt, in Verbindung erhalten, dich fähig machen mögen, jede kluge Unterhaltung zu verstehen, und deine Einsamkeit mit angenehmen Ideen zu erheitern. Wenn du so glücklich bist, einen Mann zu haben, der mit dir lesen und denken mag, so wird dir jede Stunde, bey einem guten Buch zugebracht, doppelten Nutzen bringen. Doch auch, wenn du für dich ganz allein lesen und das Gelesene unbemerkt benutzen sollst: so denke, daß es der leeren Augenblicke im Ehestande sehr viel giebt; daß Langeweile eine arge Feindin der Tugend und Zufriedenheit ist; daß jeder neue Gedanke und hellere Begriff, jeder muntere Einfall, jede angenehme Wendung des Gesprächs, ein Gewinn ist, der zu irgend einer Zeit seinen Nutzen äussert.

Befolge nur hierin, wie in allen Dingen, die goldne Regel, die wie ich glaube den allgemeinen Maasstab des Guten und Schönen im menschlichen Leben angiebt, das ist: thue nichts aus Eitelkeit

telkeit, ſondern alles in der reinen Abſicht, dich und andere froher und beſſer zu machen. Eitelkeit iſt der Schlacken, der ſich leicht an weibliche Liebenswürdigkeit hängt, ihr Gewicht ſcheinbar vergrößert und ſie vielleicht ſchneller in Umlauf bringt, aber ihren wahren Werth vermindert und ihren Glanz verfälſcht. Es iſt die Raupe, die erſt nur unmerklich klein ſich einniſtet, aber bald ſich ausbreitet und das ganze Blat zerfrißt. O wie viel Klagen weniger würden wir über uns und Andere führen, wie viel mehr Freude haben, geben und reiner genießen, wenn wir ganz ohne Eitelkeit denken und handeln könnten, wenn wir alles nur aus dem einzig wahren Geſichtspunkte anſahen: ob etwas wirklich gut ſey, nicht, ob es dafür angenommen wird. Doch ach! die Lehre iſt leichter zu geben, als auszuüben. Wunſch und Bemühung zu gefallen, ſind dem weiblichen Weſen ſo natürlich und nothwendig; unſre Einbildungskraft iſt ſo reizbar, unſre Einſichten oft ſo dunkel, unſer Wirkungskreis ſo eingeſchränkt: daß es nicht zu verwundern iſt, wenn wir den rechten Geſichtspunkt verlieren, wenn wir alles anwenden, um uns Bedeutſamkeit zu geben, und daher geringe Gegenſtände mit einer Wichtigkeit behandeln, die wir auf Große nicht leiten dürfen.

Wohl derjenigen, die wenigſtens von ihrem Herzen immer ſicher geleitet wird und eine Schutzwehr in ihm gegen die Täuſchungen ihres Kopfes findet!

Paris (kommt hervor.)

Diß iſt der verbannte übermüthige Montague, der den Vetter meiner Geliebten erſchlug, (welches durch den Kummer den ſie darüber hatte, wie man glaubt, die Urſach ihres Todes geweſen iſt,) und nun iſt er gekommen, irgend eine niederträchtige Schmach an ihren Leichnamen auszuüben: Ich will ihn anhalten -- Halt ein mit deiner verdammlichen Arbeit, nichtswürdiger Montague: Willt du deine Wuth bis auf die Todten ausdähnen? Verurtheilter Böſewicht, ich bemächtige mich deiner; gehorche, geh mit mir, du muſt ſterben.

Romeo.

Ich muß, in der That, und darum kam ich hieher -- Guter junger Menſch, reize nicht einen verzweifelnden Mann; flieh von hinnen, und laß mich: Denk an dieſe, die hier ligen, und laß ſie dich ſchreken. Ich bitte dich, Jüngling, häuffe nicht noch eine neue Sünde über mein Haupt, treibe mich nicht zur Wuth. O geh! Beym Himmel! ich liebe dich beſſer als mich ſelbſt; denn ich bin gegen mich bewaffnet hieher gekommen. Verweile nicht, geh, und ſage, daß du dein Leben der Barmherzigkeit eines raſenden Mannes zu danken habeſt.

Paris.

Ich verſchmähe dein Mitleiden, und arreſtiere dich hier als einen Hochverräther.

Dir, meine Luise, hat die Natur diese Wohlthat im reichsten Maas verliehen, und dich so vor vielem gesichert, das oft der schärfste Verstand nicht vermeiden kann. Möchte ein günstiges Schicksal alles gute und beglückende hinzufügen, das dir mit treuer und inniger Liebe deine Schwester wünscht!

L. v. B.

II.

Wie und worüber läßt sich in der Philosophie Einverständniß der Selbstdenker hoffen?

In der physischen Welt wird man immer zuerst durch das, was wirklich geschieht, und in der moralischen, durch das was geschehen soll — über dasjenige, was geschehen kann, unterrichtet, und inseferne viel eher von der Nichtunmöglichkeit überzeugt, als man die Möglichkeit begreift. Daß sich die Philosophen von Profession über die letzten Prinzipien ihrer Wissenschaft verstehen lernen sollen, fordert nicht nur das Interesse der Wissenschaft, die sie entweder schon besitzen oder erst aufsuchen, sondern auch ein weit höheres, dem jenes als Mittel zu seinem Zwecke untergeordnet seyn soll, und das man entweder gar nicht kennt, oder für das Allerhöchste anerkennen muß, — das Interesse der sittlichen Veredlung der Menschheit.

Nur

Nur ein sehr kleiner Theil des sogenannten Lehrstandes, in der weitesten Bedeutung dieses Wortes besteht aus Selbstdenkern. Gleichwohl hat dieser kleine Theil auf die Denkart des größern, und, theils durch ihn, theils unmittelbar, auf die Kultur der übrigen Stände entscheidenden Einfluß. So lange nun die Selbstdenker über die letzten (und insoferne allein zureichenden) Gründe unserer Pflichten und Rechte in diesem, und unsrer Erwartung im zukünftigen Leben, unter sich uneinig seyn werden: so lange wird mystische Bigotterie und Libertinismus für Moralität, Anarchie und Despotismus für Recht der Menschheit, Unglauben und Aberglauben für Religion, immer ausdrücklicher und in schneidenderen Gegensätzen geprediget, und nicht etwa bloß durch den Stumpfsinn, die Unwissenheit und Rohheit des gelehrten Pöbels, sondern selbst durch den philosophischen Geist, die Gelehrsamkeit, und die darstellende Kunst guter Schriftsteller verbreitet werden — so lange wird ein künstlicher Antagonismus (der mit dem natürlichen zwischen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zu verwechseln ist) die bestimmte und wohlthätige Lenkung der handelnden Kräfte durch die denkenden in den öffentlichen Angelegenheiten vereiteln, und das Schicksal eines Staates (dasselbe mag nun durch Mehrheit der Stimmen oder durch den Willen eines Einzigen entschieden werden) dem blinden Zufalle Preiß geben; — so lange wird der menschliche Geist, der sich selbst, und nach seinen eigenen Ge-

ſetzen nur inſoferne zu regieren vermag, als er über dieſe Geſetze mit ſich ſelbſt einig iſt, die Leitung des Gangs ſeiner Kultur zufälligen Ereugniſſen überlaſſen, und unter der Vormundſchaft der Naturnothwendigkeit, die ihm in dem Verhältniſſe drükkender wird, als er ſeine eigenen Kräfte mehr fühlen lernt, unmündig bleiben müſſen.

Ich nenne eine Plage der Menſchheit ein vermeidliches Uebel, wenn ſie ihrer Natur nach das moraliſche Gefühl empört, und folglich die Menſchheit zugleich bedrükt und erniedriget — vom offenſiven Kriege bis zu dem neuerlich in Teutſchland durch einen berühmten Philoſophen vertheidigten, und im Brittiſchen Parlamente durch große Staatsmänner angefochtenen, aber durch reiche Kaufleute durchgeſetzten Sklavenhandel. Bey Uebeln dieſer Art ſchreckt mich unſre Denkart über ſie mehr als ſie ſelbſt. Die Triebfedern, welche in den Kabinetten und an den Rathstiſchen gewöhnlich die Beurtheilung derſelben beſtimmen, betrüben mich nur; denn durch ſie erfolgt nichts weiter als Bedrükkung, die der Zufall eben ſo gut aufheben als veranlaſſen kann. Aber ich ſchäme mich über die Grundſätze, nach welchen jene Uebel von einem beträchtlichen Theile unſrer Philoſophen von Profeſſion beurtheilt werden; denn ſie bezeichnen, bewirken, und verjähren Erniedrigung der Menſchheit

Das

Das Einverſtändniß der Selbſtdenker über die letzten Gründe unſrer Pflichten und Rechte u. ſ. w. hängt von ſo vielen bis jetzt noch ganz unerfüllten Bedingungen ab, daß man ſich nicht wundern darf, wenn die Möglichkeit ſowohl als die Unentbehrlichkeit deſſelben von den meiſten Philoſophen bezweifelt, von vielen geläugnet, und nur von den wenigſten geahndet wird. Gleichwohl wie vieles würde nicht für die Entdeckung und Anerkennung (einſt) allgemeingeltender Prinzipien der Moral, des Naturrechtes u. ſ. w. auch ſchon damit gewonnen ſeyn, wenn ihr keine anderen Hinderniſſe als ſolche, die auſſer dem Zuſtande der Philoſophie ſelbſt liegen, wenn ihr keine andere als die kunſtloſen Vorurtheile der Unſtudierten entgegenſtünden; wenn nicht eben das geſetzloſe, ſchwankende, herumtappende Grübeln und Klügeln, das noch ſo ziemlich allgemein für Philoſophieren gilt, auch in vorzüglicheren Köpfen nicht nur den Geiſt beym Aufſuchen der Prinzipien irre führte, ſondern auch ſelbſt den Wunſch ſie zu finden unterdrückte! —

Man hat öffentlich dagegen eingewendet: „Allgemeingeltende erſte Grundſätze der Moral des Naturrechts u. ſ. w. ſind etwas ſehr entbehrliches; — weil man derſelben bisher wirklich entbehrt hat.“ Der berühmte Philoſoph, der mir dieſen Einwurf gemacht hat, hält indeſſen gleichwohl gar manches ſeiner eigenen Perſon für unentbehrlich, deſſen er doch bis auf dieſen Augenblick

wirklich entbehrt hat. Und sollte er nicht wissen, daß es Mittel geben könne, die zu einem gewissen Zwecke unentbehrlich sind, und die nichts destoweniger selbst demjenigen, der diesen Zweck sehr ernstlich will, unbekannt seyn können? Worin besteht endlich die Veredlung der Menschheit, die er doch für einen moralisch nothwendigen Zweck anerkennt, als eben in der allmähligen Entdeckung und Befriedigung unsrer geistigen Bedürfnisse? Läßt sich ohne eine solche fortschreitende Veredlung auch nur Wohlstand der Menschheit denken?

„Aber auch selbst die wichtigsten ersten Grundsätze können, und wenn man nichts anders als sie vor Augen hat, müssen unrichtig angewendet werden.“ — Dieses hab ich in keiner Stelle meiner Schriften geläugnet, in vielen ausdrücklich behauptet; und doch ist es mir sogar von einem Selbstdenker als ein Einwurf gegen die Behauptung entgegengestellt worden: „daß von den ersten Grundsätzen der Zustand der Moral, des Naturrechts u. s. w. und vermittelst desselben, auch der positiven Gesetzgebung, Erziehung u. s. w. abhänge.“ Wie kindisch unwissend müßte aber wohl meine Philosophie seyn, wenn man mich erst daran erinnern müßte, daß zur Anwendung der philosophischen Prinzipien Beurtheilungskraft gehöre, und daß diese zum glücklichen Erfolg ihres Geschäftes Erfahrung, und ausser derselben jederzeit Abwesenheit des bösen, nicht selten aber das vor-

vorhandenseyn des positiv guten Willens voraussetze. Allein lasset die Beurtheilungskraft durch die vollständigsten historischen Einsichten unterstützt, und durch den reinsten Willen geleitet seyn; aber legt ihr falsche, oder welches hier eben so viel ist, halb wahre, schwankende, unbestimmte Grundsätze unter; und sie wird unrichtige, verderbliche Maximen hervorbringen müssen; sie wird über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit urtheilen, wie sie bisher gewöhnlich geurtheilt hat.

„Nicht in dem Mangel an allgemeingeltenden „Principien, auch nicht in dieser oder jener Art zu „philosophieren: sondern in der Natur, im Wesen „der Philosophie überhaupt, liegt der Grund von den „Misverständnissen und Streitigkeiten der Philoso„phen. Die Beziehung der Philosophie auf Ge„genstände der Erfahrung läßt eine nie auszufül„lende Lücke zwischen Theorie und Praxis, zwischen „reiner und angewandter Wissenschaft offen" — Da von der angewandten Philosophie, wie schon ihr Namen genug anzeigt, die reine vorausgesetzt wird, diese aber durch den Mangel an allen unter ihren Kennern und Pflegern allgemeingeltenden Prinzipien noch gar nicht vorhanden ist: so dürfte wohl jeder Schluß von dem, was bisher für reine Philosophie galt, auf dasjenige, was sie einst seyn wird, zu voreilig seyn; wenn auch nicht der schlimme Einfluß einer unrichtigen spekulativen Philoso-

phie auf alle sogenannten Realwissenschaften, und insbesondere auf diejenigen, welche mit der moralischen Kultur zunächst zusammenhängen, an so vielen Thatsachen am Tage läge, und die Möglichkeit des reellen Einflusses einer besseren verbürgte. Die meisten und nichtigsten Streitigkeiten der Philosophen betreffen auch nicht die Anwendung gemeinschaftlich anerkannter Prinzipien, sondern die gemeinschaftlich oder verschiedentlich misverstandenen Prinzipien selbst, denen es eben darum, weil sie entweder nicht die Ersten, oder nicht durch die Ersten bestimmt waren, an durchgängiger Bestimmtheit, als der wesentlichsten Bedingung ihrer Anwendbarkeit, fehlte. Die Streitpunkte der Skeptiker und Dogmatiker, Naturalisten und Supernaturalisten, Materialisten und Spiritualisten, Christen und Atheisten u. s. w. liegen auch keineswegs auf dem Gebiethe der empirischen, sondern der reinen, auch nicht auf dem Gebiethe der angewandten, aber doch gewiß der anwendbaren Philosophie; und wer da meynte, daß durch eine endliche Beylegung dieser Streitsachen, (die sich freylich leichter verspotten als verstehen, leichter dahingestellt seyn, als entscheiden lassen) die praktische Philosophie nichts zu gewinnen habe, der müßte ausser den Realitäten, die sich mit den Händen greifen lassen, keine andern Bestimmungsgründe menschlicher Handlungen kennen gelernt haben. Endlich kann der unstreitig wesentliche Unterschied zwischen der reinen und der empirischen, als solche noch

nicht praktiſchen) Philoſophie, ſo wenig als der Unterſchied zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen ſelbſt, keinesweges eine Lücke, noch weniger aber eine unausfüllbare Lücke heiſſen. Der Uibergang von den reinen zu den empiriſchen Prinzipien (ſie mögen theoretiſch oder praktiſch ſeyn) bleibt freylich der Beurtheilungskraft, die jene ſcheinbare Lücke ausfüllt, überlaſſe... Aber dieſe iſt keinesweges eine blinde, ſich ſelbſt oder dem Zufalle überlaſſene Kraft. Sie zieht vielmehr die Prämiſſen, deren ſie bedarf, den Stoff den ſie bearbeitet, eben ſo weſentlich aus den Quellen der reinen als der empiriſchen Philoſophie, aus der Denkkraft als aus der objektiven Natur; hat durch reine Prinzipien nicht weniger als durch richtige Erfahrungen zu gewinnen; und wirkt, in wieferne ihr die erſtern zu Gebote ſtehen, als philoſophiſcher Geiſt, in wieferne ſie durch Erfahrungen unterſtützt wird, als Klugheit, in wieferne ſie durch moraliſche Geſinnung in Schranken gehalten und gelenkt wird, als Weisheit.

Es würde in der That ungereimt ſeyn von der Philoſophie einen beſtimmten und entſcheidenden Einfluß auf poſitive Theologie, Jurisprudenz, Staatskunſt u. ſ. w. oder mit einem Worte, eine wohlthätige Revoluzion in allen übrigen Wiſſenſchaften zu erwarten, bevor ſie ſelbſt eine beſtimmte und entſchiedene Form hat, bevor ſie eigentliche Wiſſenſchaft geworden iſt. Daß ſie dieſe Form und

den

den Charakter der Wissenschaft noch nicht habe, kann wohl eben so wenig geläugnet als behauptet werden, daß sie nie dahin gelangen könne. Es fehlt ihr sowohl im Ganzen als in allen Theilen an solchen Prinzipien, über welche auch nur ihre vorzüglichsten Kenner und Pfleger einverstanden wären. Es fehlt der Logik, der Metaphysik, der Moral, dem Naturrechte, der natürlichen Theologie, der Geschmackslehre, selbst der Kritik der reinen Vernunft, und allen empirischphilosophischen Wissenschaften, in wieferne sie reine Philosophie voraussetzen, an feststehenden, anerkannten, allgemeingeltenden Fundamenten, und wird und muß ihnen so lange daran fehlen, als es an einer Elementarphilosophie, das heißt, an einer Wissenschaft der gemeinschaftlichen Prinzipien aller besonderen philosophischen Wissenschaften fehlt, an einer Wissenschaft, in welcher dasjenige, was die übrigen bey ihrer Grundlegung voraussetzen, durchgängig bestimmt aufgestellt wird, und die eben darum vor allen andern selbst ein feststehendes, anerkanntes, und allgemeingeltendes Fundament haben muß. Die Entdeckung und Anerkennung dieses Fundamentes mag nun über kurz oder lang vor sich gehen, so ist sie Revoluzion im eigentlichsiem Sinn dieses Wortes; denn durch sie wird dasjenige, was bey der Entdeckung der einander untergeordneten Prinzipien das Letzte ist, in der Darstellung der gefundenen das Erste, das Höchste in der Abstraktion, das Unterste in der Wissenschaft, das kurz vorher

unbe-

unbedeutendste, streitigste, verkannteste unter den Philosophen, zum unentbehrlichsten, ausgemachtesten, bekanntesten in der Philosophie werden müssen.

Allerdings muß der Grundlegung zu einem Gebäude die Idee von dem Zwecke, und der durch denselben bestimmten Beschaffenheit des Gebäudes vorhergehen. Aber das Gebäude selbst kann nicht vor dem Fundamente aufgeführt, vielweniger aber bewohnt werden. Das vornehmste Problem, welches die Philosophie aufzulösen hat, besteht in der Entdeckung und Festsetzung der letzten, und als solche allgemeingeltenden Gründe unsrer Pflichten und Rechte in diesem, und unsrer Erwartung im zukünftigen Leben. Ohne mit den Pflichten und Rechten der Menschheit durch moralisches Gefühl, durch ein veredeltes Herz, und durch Handlungen des Willens, unabhängig von aller Spekulation, näher bekannt zu seyn, als es der große Haufen aus allen Ständen ist, dürfte schwerlich selbst der Philosoph von Profession die Auflösung jenes Problems nicht unmöglich, oder auch nur interessant genug finden, um ihr den nicht unbeträchtlichen Aufwand von Zeit und Anstrengung zu widmen, der für itzt noch dabey unvermeidlich ist. Ueberhaupt wird seine Philosophie, die ihm nicht gegeben seyn, sondern nur von ihm selbst hervorgebracht werden kann, wie der Zweck seines Philosophierens beschaffen seyn. Wer durch praktische, den Willen bestimmende Vernunft, die sich

durchs

Romeo.

So willſt du mich denn mit Gewalt reizen? Hab es dann an dir ſelber, Junge.

[Sie fechten. Paris fällt.]

Edelknabe.

O Gott, ſie fechten, ich will gehen und die Wache holen.

Paris.

Oh, ich bin des Todes; wenn du einiger Erbarmung fähig biſt, ſo öffne die Gruft und lege mich zu Juliettten.

[Er ſtirbt.]

Romeo.

Auf meine Ehre, das will ich: Laß mich dieſes Geſicht in der Nähe beſehen -- Mercutio's Vetter! der edle Graf Paris! was ſagte mir mein Diener unterwegs, indem meine im Sturm herumgewälzte Seele nicht darauf Acht gab, was er ſagte - Mich däucht, er erzählte mir, Paris habe Juliettten heurathen ſollen. Sagte er das nicht? oder träumte mir's nur? Oder bin ich unſinnig, daß ich mir einbilde es ſey ſo, weil ich ihn ſo zärtlich von Juliettten reden hörte? -- O gieb mir deine Hand, du, den das Schikſal in mein Unglük verflochten hat, ich will dir ein beneidenswürdiges Grab gewähren -- Ein Grab! O nein, eine Glorie, ermorderter Jüngling; denn Juliette ligt hier, und ihre Schönheit erfüllt dieſe grauenvolle Gruft mit Licht und Herrlichkeit; Todter, lige du hier, von einem Todten begraben.

(Er legt ihn in die Gruft.)

Wie

durchs ſittliche Gefühl ankündiget, über den höchſten und letzten Zweck der Menſchheit nicht mit ſich ſelbſt einig iſt, dem dürfte es äuſſerſt ſchwer, wo nicht gar unmöglich werden, über die urſprünglich und allen Menſchen gemeinſchaftliche Form des menſchlichen Geiſtes, die uns nur zum Behuf jenes Zwecks gegeben, und die allein die eigentliche Quelle der philoſophiſchen Prinzipien ſeyn kann, durch ſeine theoretiſche Vernunft mit ſich ſelbſt einig zu werden.

Wenn der Zweck eines philoſophiſchen Schriftſtellers ſchneller und weit ausgebreiteter Ruhm iſt: ſo wird er (wenn es ihm anders nicht an den dazu nöthigen Talenten fehlt) bald genug die Kunſt lernen, ſeine eigentlichen Gedanken nach den herrſchenden oder doch ſchon bekannten Lehrgebäuden zu modificieren, entweder den Schein des Anſtoſſes gegen Lieblingsmeynungen der Lieblingsſchriftſteller zu vermeiden, oder doch ſeine Einwendungen gegen dieſelben auf populäre Vorſtellungsarten zu gründen, und von ſeinen neuen Ueberzeugungen nur ſo viel ins Publikum gelangen zu laſſen als ein beträchtlicher Theil deſſelben ohne ſonderliche Anſtrengung zu faſſen vermag. Wer hingegen nicht ſich ſelbſt, ſondern der Wiſſenſchaft dienen will, wird gerade das Gegentheil thun müſſen. Unter den vielen und ſchweren Opfern, die er ihr zu bringen hat, dürfte wohl ſeine Reputazion das ſchwerſte, aber auch das unnachläßlichſte

ſeyn;

seyn; denn seine Lehre wird den Naturalisten unter seinen Zeitgenossen Thorheit, den Supernaturalisten aber Aergerniß seyn müssen.

Da der letzte Zweck der Philosophie kein anderer seyn kann, als das Eine was der Menschheit Noth ist, und was der edle Mann, der es von jeher gewollt hat, durch ein bisher unbegreifliches Gefühl kennt, in durchgängig bestimmte, jedem Selbstdenker gemeinschaftliche oder doch mittheilbare Begriffe aufzulösen, und da dieses das eigentliche Geschäfte der Philosophie als Wissenschaft ist: so wird durch jene große Aufgabe als Zweck eine andere als Mittel unentbehrlich, welche darin besteht, die Philosophie selbst zur Festigkeit, Brauchbarkeit und Würde einer strengen eigentlichen Wissenschaft zu erheben, und sich in dieser Rücksicht vor allem andern um das Eine was der Philosophie in der Eigenschaft als Wissenschaft Noth ist, zu bekümmern.

Dieses Eine ist ein Fundament.

Aus diesem Gesichtspunkte wünschte ich eine kleine Schrift von mir angesehen, welche diese Ostermesse unter dem Titel: Ueber das Fundament des philosophischen Wissens, Jena bey Mauke die Presse verlassen hat, und die einen neuen Beytrag zu der Untersuchung liefert, die ich über jenes, bey dem Besitz so vieler Lehrgebäude und bey dem Haß und der Gleichgültigkeit gegen alle Lehrgebäude, längst vergessene Fundament zu veranlassen

P. T. M. Junius 1791. K wün-

wünſche. Für denjenigen, der ſich bereits im ruhigen Genuſſe eines vollendeten Syſtemes befindet, noch mehr für den, der ſelbſt ein Neues erfunden und öffentlich aufgeſtellt hat, und noch weit mehr für den, der ſich ohne alles Syſtem durch Gewohnheit behelfen gelernt hat, kommen meine Beyträge zu ſpät. Von dieſen werden ſie entweder nicht geleſen, oder nicht durchdacht, oder verſpottet, oder widerlegt werden. Das letztere werde ich als eine Wohlthat anerkennen; wenn es entweder durch meine eigenen Grundſätze, oder doch durch ſolche geſchieht, bey denen nicht etwa dasjenige, was ich unwiderlegten Grundſätzen zufolge läugnen muß, als ausgemacht vorausgeſetzt wird.

Partheyloſen Zuſchauern, denen der äuſſerſt verwickelte Streit zwiſchen den Kantianern und Antikantianern über die Möglichkeit, oder welches hier eben ſo viel iſt, über das Fundament der Metaphyſik, die Vermuthung abgenöthiget hat, daß ſich wohl beyde Theile aus Mangel gemeinſchaftlicher Prinzipien nicht verſtanden haben könnten, dürfte meine hier angekündigte Abhandlung auch in ſo ferne nicht unwillkommen ſeyn: als ſie vielleicht beytragen kann, dieſem Streite eine andere Wendung zu geben; indem ſie den Vorſchlag thut, ſich zuvor über die Möglichkeit, oder über das Fundament der Philoſophie überhaupt zu verſtändigen, bevor man

über

über das Fundament der Metaphyſik ſtreitet, oder welches für die Philoſophen eben ſo viel heiſſen ſoll, einig zu werden ſtrebt.

Jena. Reinhold.

III.

Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dresden.

(Fortſetzung von S. 53 des vorigen Monats.)

Ueber Bildniſſe von Mengs, Tizian, Vandyk und Rubens.

Eine vorzügliche Eigenſchaft der Gemählde, beſonders wenn ſie einzelne Gegenſtände enthalten, iſt die Erhebung der Formen, welche theils durch den Umriß, theils durch die Haltung des Lichts und Schattens hervorgebracht wird, mit welcher verbunden die Wahrheit deſto angenehmer und täuſchender iſt. Mengs ſcheint hierin eine beſondere Stärke zu beweiſen. Wenn man einige Köpfe dieſes Künſtlers mit den Bildniſſen von Vandyk vergleichet, ſo findet man in jenen die Erhebung der Form weit ſtärker ausgedrückt, als in dieſen. Die Augen wölben ſich, die Lippen ſprechen, der ganze

ze Kopf hat seine natürliche Rundung; der Umriß ist bestimmt; Licht, Schatten und Widerschein heben alle Theile und mit ihnen das Ganze kräftig hervor. Die Zeichnung macht hier den ersten und stärksten Eindruck. Die Farbe dient gleichsam nur, sie zu bekleiden, oder ihr einen Glanz zu geben, in dessen Ermangelung sie dennoch ihre Wirkung behalten würde.

Diese Bemerkung kann man an den Köpfen von Vandyk, Rubens und Tizian, nicht machen. Hier erhebt sich die Form weniger, und darum wirken auch diese Gemählde weniger in die Ferne. Man betrachtet sie lieber in einem nahen Standpunkte, um desto mehr Schönheit im Colorit zu entdecken; und nun beschäftigen die verschiedenen Tinten, ihre Abstufungen, der fette Auftrag, welcher der Haut oft ganz gleich ist, die Aufmerksamkeit so, daß man auf die Zeichnung wenig oder keine Rücksicht nimmt. Untersucht man aber diese, so scheint es, als wenn die Künstler wenig um sie besorgt gewesen, und sich ihrer nur zur Nothdurft bedient hätten; statt daß Raphael und Mengs das vornehmste Studium daraus machten, und sie mit Gefühl für Wahrheit und Schönheit der Formen behändelten.

Rubens ist lebhafter in der Farbe, als Vandyk und Tizian. Seine Köpfe erheben sich mehr, aber ohne Correktheit der Zeichnung, öfters durch den Zwang der Farbe. Er hat nur Haupttöne in

ſeine Geſichter gebracht, welche mehr das Ganze als die beſondern Theile charakteriſiren. Die Köpfe von Vandyk und Tizian ſind lieblich, die von Rubens lebhaft, die Mengsiſchen ruhig und ſprechend.

Das Colorit von Tizian unterſcheidet ſich dadurch, daß es etwas mattes und ſanftes an ſich hat, welches in weiblichen Figuren die zarte Haut ſehr gut ausdrückt. Seine Tinten ſind nicht ſo ſehr in Halbſchatten abgeſetzt, als bey Vandyk, ſondern ſie fließen unmerkbar zuſammen. Sein Fleiſch ſcheint nicht glänzend, ſondern trocken, wie es der Natur am gemäßeſten iſt.

Unter allen Künſtlern mögen wohl Mengs, Tizian und Vandyk die vorzüglichſten Muſter für Bildniß-Mahlerey ſeyn. Nach ihnen ſtudiere der junge Künſtler, doch ſo, daß er immer die Natur dabey zu Rathe ziehe; er lerne die Richtigkeit und das Schöne der Zeichnung von Mengs; von ihm, von Tizian und Vandyk die Wahrheit und Annehmlichkeit der Farben.

Ueber die Nacht von Correggio.

Mitten unter den ſchönen Kunſtwerken der italieniſchen Schule, bey welchen ich mich jezt befinde, zieht mich die Geburt des Heilands hin, ein Gemählde, durch welches ſich Correggio verewigte. Wie lieblich und naiv iſt nicht dieſe heilige Geſchichte hier vorgeſtellt! Zwey Hirten und eine Hirtin

nahen ſich dem neugebohrnen Kinde, das in der Umarmung ſeiner Mutter auf der Krippe ruhet. Eine Glorie mit Engeln ſchwebt in der Höhe.

Was dieſes Gemählde ſo hinreiſſend macht, und vieles zu ſeiner Vortreflichkeit beyträgt, iſt der glücklich benutzte Zeitpunkt, in welchem ſich die Begebenheit ereignete, und die Freyheit, die ſich der Künſtler nahm, von dem Wunderbaren Gebrauch zu machen. Nacht umhüllet die Gegenſtände; ein blendender Glanz umgiebt das Kind, und ſtrahlt von ihm auf die herumſtehenden Perſonen, und zu der Glorie der Engel hinauf. Im Hintergrunde entdeckt der blaſſe Mondſchimmer einige andere Figuren in einer ländlichen Gegend, die ſich perſpektiviſch nach dem Horizonte hinaus zieht.

Dieſe Beleuchtung, welche überhaupt ſehr kunſtmäßig angegeben iſt, hat insbeſondere etwas unerwartetes, befremdendes, wie die Geſchichte ſelbſt; noch mehr, ſie iſt auch dem Charakter des Gemähldes angemeſſen.

Die Geſchichte, welche hier vorgeſtellt iſt, wird in einem theilnehmenden Herzen eine lebhafte, durch Zärtlichkeit gemäßigte Freude erregen. In der Abbildung vereiniget ſich alles, uns in eine ähnliche Empfindung zu ſetzen. Die Eigenſchaft, unter welcher wir einem Gemählde eine gewiſſe Wirkung aufs Herz beylegen können, die, wenn der Gegenſtand hiſtoriſch iſt, mit der Empfindung über die

Ge-

Zwiſchen dieſen beyden Perſonen ſitzt ein Jüngling, deſſen lebhaftes Geſicht Verwundrung und Gefühl ausdrückt, und der mit dem Alten, welcher, im Vorgrunde ſtehend, die Gruppe ſchließt, zu ſprechen ſcheint. Er iſt mit blaulichgrünem und braungelbem Gewande bedeckt. Die angenehme Bewegung des Hauptes, der ſanftaufgelegte Arm, von welchem ſich die Hand in gefälliger Lage herunter ſenkt, der ſchlanke Hals, der Blick der gewölbten braunen Augen, der ſprechende Mund, ſind Schönheiten, durch welche ſich dieſe Figur empfiehlt.

In der Wahl, in der Stellung und Anordnung dieſer Figuren, und in der Wahl derjenigen, welche er zur Hauptfigur gemacht hat, giebt der Künſtler ſehr viel Beurtheilungskraft und Geſchmack zu erkennen. Zwey derſelben, Maria und das Kind, ſind der Geſchichte zufolge nothwendig; die übrigen waren, ſowohl was ihre Anzahl, als auch die nähere Beſchaffenheit einer jeden anlangt, der Willkühr des Künſtlers überlaſſen. Drey Perſonen ſind eben hinlänglich, die Gruppe mit jenen beyden gehörig zu füllen, und doch auch nicht zu überladen. Darunter ſind zwey jugendliche von beyderley Geſchlecht, und eine alte. Jene ſind nahe an die Krippe gebracht, von vorn zu ſehen, und ſtark beleuchtet; dieſe hingegen ſteht etwas entfernt, rückwärts, und im Schatten. Durch dieſe Anordnung gewinnt der Künſtler einen doppelten Vortheil; daß diejenigen Figuren, welche ſich zum Charakter des

Ge-

Gemähldes am beſten ſchicken, eben ſo geſtellt ſind wie ſie am meiſten bearbeitet werden konnten, und zweytens, daß die Figur des alten Hirten einen ſchönen Contraſt mit den übrigen macht. Nun kam es auf die Beſtimmung der Hauptfigur an, derjenigen, welche das meiſte mahleriſche Intereſſe erhalten ſollte. In der Geſchichte ſind Maria und das Kind die Hauptperſonen. Beyde mußten alſo auch in der Abbildung ausgezeichnet werden. Das hat der Künſtler gethan, indem er das Kind mit einem Glanz umgab, den ſtärkſten Schein davon auf Maria fallen ließ, und dieſe überdieß noch durch Stellung und Handlung mit jenem am nächſten verband, ſo daß das Auge bey der Betrachtung von jener Figur zuerſt angezogen, und auf dieſe ſogleich übergeführt wird. Zur Hauptfigur, wo das Auge am längſten verweilen und am meiſten unterhalten werden ſoll, war das Kind nicht wohl geſchickt; erſtlich wegen der geringern Größe, zweytens wegen der einfachern Form, weil der Umriß der Glieder mehr rund als wellenförmig iſt, drittens wegen Mangel des Gewandes, viertens wegen Einfachheit des Lichts und Mangel des Schattens, und fünftens, weil hier kein Affekt auszudrücken war. Die Wahl konnte nun am leichteſten auf die zweyte Hauptperſon der Geſchichte, auf die Maria fallen, wo jene Mängel weniger oder gar nicht ſtatt finden; aber der Geſchmack des Künſtlers gieng weiter. Hätte er die Maria zur Hauptfigur gemacht, ſo würden die übrigen Figuren dabey verlohren haben.

Wie oft iſt es ſchon begegnet, daß Sterbende kurz vor ihrem lezten Augenblik noch aufgeräumt geweſen ſind -- O gönne mir noch einen ſolchen Augenblik! -- Meine Geliebte, mein Weib, der Tod, der den Honig deines Athems aufgeſogen, hat noch keine Gewalt über deine Schönheit gehabt; du biſt nicht beſiegt; noch ſchwebt die purpurne Fahne der Schönheit auf deinen Lippen und Wangen, und die blaſſe Flagge des Todes iſt hier noch nicht aufgeſtekt -- Tybalt, ligſt du hier in deinem blutigen Leichen-Tuch? O was kan ich mehr thun, wie kan ich dich beſſer rächen, als eben dieſe Hand, die dem jugendliches Leben geendigt hat, gegen deinen Mörder zu gebrauchen? Vergieb mir, theurer Vetter! -- Ach! liebſte Juliette, warum biſt du noch ſo ſchön? Soll ich glauben, der unweſentliche Tod ſey in dich verliebt worden, und das dürre ſcheußliche Ungeheuer unterhalte dich hier im Dunkeln, um ſeine Liebſte zu ſeyn? Aus Furcht es möchte ſo ſeyn, will ich immer bey dir bleiben, und von dieſem Augenblik dieſen Palaſt der düſtern Nacht nimmermehr verlaſſen; hier, hier will ich bleiben, bey den Würmern, die deine Kammer-Mädchen ſind; hier will ich eine immerwährende Ruhe finden, wenn ich das tyranniſche Joch erboßter Sterne von dieſem Lebens-überdrüſſigen Fleiſch abgeſchüttelt habe -- Mein Auge, ſieh' ſie zum leztenmal an; umfanget ſie zum leztenmal, meine Arme, und ihr ſiegelt, o meine Lippen, mit dem lezten Kuß dem wuchernden Tod eine Verſchreibung, die nie wieder abgelößt werden kan -- Diß, meine Liebe, trink ich dir zu! -- o ehrlicher Apotheker, (er trinkt das Gift aus,)

Das Interesse, welches er ihr gab, ist für ihre historische Würde hinlänglich. Zur Hauptfigur machte er eine von jenen ländlichen Schönheiten, und zwar, wegen des Contrastes mit Maria, die Mannsperson. Aus der kurzen Beschreibung, die ich oben von dieser Figur gegeben habe, wird man schon abnehmen, wie der Künstler sie theils durch die Bewegung und Lage des Körpers, theils durch den Ausdruck des Affekts vor den andern ausgezeichnet hat. Wegen dieser Eigenschaften war auch hier desto mehr Schönheit in der Zeichnung anzubringen, so wie insbesondere die Bewegung des Körpers in einiger Entfernung von dem erleuchtenden Gegenstande ein schönes Spiel der Schatten gewähren konnte. Der Künstler hat beydes aufs beste benuzt, und dadurch der Figur auch von dieser Seite das meiste Interesse gegeben.

Ueberhaupt ist das Halbdunkel in diesem Gemählde ungemein künstlich behandelt, und das natürliche, lebhafte Colorit, das die Gegenstände in der schönsten Abwechselung bekleidet, ist völlig darnach gewählt und angelegt. Die violette und blaue Farbe an den Gewändern der Maria, contrastiren gegen den gelben Schein des Kindes, doch so, daß sie nichts grelles in das Gemählde bringen, sondern zugleich in einer vereinigten Lichtmasse wirken, und diese beyden Figuren gehörig hervor bringen. Diese Vereinigung ist durch ein wenig gelbes Gewand, das auf der Brust der Maria vorblickt, und

den

den durchsichtigen Schein des Lichts anziehet, noch künstlicher gemacht. Eine hohe Zinnoberröthe statt des Violetten wäre hier um so unschicklicher angebracht, weil sie die kräftige Wirkung des Lichts vermindert hätte. Die Farben an den andern Figuren sind gebrochen und etwas dunkel gehalten. Die Wahl derselben, und wie sie gegen einander gestellt sind, macht das lieblichste Gemisch im Wiederscheine des Lichts, welches durch kräftige Schatten, worin es sich allmälig verliert, gehoben wird.

Die Farben sind rein, im Lichte markig, im Schatten saftig aufgetragen; und man bemerkt, daß der Künstler diese Arbeit einigemal wiederhohlt habe. Die Schatten sind leicht, durchsichtig, und geben den Körpern die täuschendste Rundung und Vertiefung; sie sind mit so viel Kunst gemahlt, daß man glaubt, die schöne Natur selbst zu sehen; sie scheinen sich zu bewegen und mit dem schimmernden Lichte zu streiten.

Nun werden wir auch die Eigenschaften näher bemerken können, die in ihrer Uebereinstimmung den Charakter des Gemähldes hervorbringen. Er offenbaret sich an den einzelnen Figuren, in der Wahl derjenigen, welche Personen von Jugend und Schönheit vorstellen, in dem Ausdrucke eines angenehmen Affekts, in der gefälligen Lage und Bewegung der Glieder; ferner in der leichten und natürlichen Verbindung der Figuren; in den sanft gebogenen, wellenförmigen Umrissen der Zeichnung;

in dem Colorit, das weder düſter noch prahlend, ſondern munter und annehmlich iſt; und endlich in der lebhaften Beleuchtung mit allmähligen Uebergängen des Lichtes zum Schatten. Weder Einförmigkeit noch zu groſſe Mannichfaltigkeit findet ſich in dieſem Gemählde; nichts, das zu frappant ſey, zu ſtark contraſtiere. Man wird bey der Betrachtung belebt, ohne erſchüttert zu werden. Es iſt, als wenn man eine Frühlingsſcene vor ſich ſähe. Ein Nachtſtück war wegen des Helldunkels einer ſolchen Wirkung weniger fähig; aber der Künſtler hat eben durch die Beleuchtung das meiſte dazu beygetragen.

Einige Fehler in der Compoſizion und Zeichnung laſſen uns für die Vollkommenheit dieſes Stücks noch etwas zu wünſchen übrig. Ein Winkel bey der Krippe wird dem Auge anſtößig; auch bemerkt man, daß die Gruppe nicht genug geſchloſſen iſt, und das Gemählde, wegen des dunklen Raums zur rechten Seite im Vorgrunde, und wegen des beleuchteten Schenkels des alten Hirten, wodurch das Licht zertheilt wird, nicht das gehörige Gleichgewicht beſitzet. Die Hand des alten Hirten mit dem ſchweren Stocke, welche zu nächſt ins Auge fällt, ſollte etwas gröſſer und muskelhafter gezeichnet ſeyn. Dieſe und andere dergleichen Fehler geben zu erkennen, daß die Kunſt des Correggio in der Compoſizion und Zeichnung nicht vorzüglich zu ſuchen ſey, ſondern in der Harmonie der Far-

ben und des Lichts und Schattens, wo das Auge deſto mehr Befriedigung findet.

Dagegen finden ſich noch Schönheiten, an die ich nicht gedacht habe, andere, die man nicht beſchreiben kann, die man ſelbſt empfinden muß. Die Compoſizion hat dieſen Vorzug, daß die Figuren hiſtoriſch gut verbunden ſind, indem ſie gemeinſchaftlichen Antheil an etwas nehmen, und insbeſondere noch, indem der eine Hirt mit dem andern ſpricht. Auch gefällt uns bey der Betrachtung dieſes Gemähldes, Perſonen abgebildet zu ſehen, die mit uns gleiche Empfindung zu haben ſcheinen. Wir können nicht mit Maria empfinden; aber wir werden von dem Glanze getroffen, und von der Geſchichte gerührt, wie die beyden Zuſchauer an der Krippe. Die Empfindung des Glanzes, die an der Weibsperſon ausgedrückt iſt, belebt die Handlung mehr, und hat etwas naives.

So oft auch dieſe Geſchichte von den Mahlern zum Gegenſtande genommen worden iſt, ſo habe ich ſie doch nie ſo ſchön vorgeſtellt gefunden, als hier von Correggio. Der junge Mahler ſtehe lange ſtill, und ſtudiere ſeine Kunſt; der Liebhaber ſchöpfe Geſchmack aus dieſer Quelle; der Kenner ſchätze den Künſtler, und laſſe ihm Gerechtigkeit wiederfahren.

Kämmerer,
Mahler zu Rudolſtadt.

IV.

IV.

Der Pächter Martin und sein Vater.

1.

„Martin, warum schreibst du?“ — aus Ehrgeiz? — „Das wäre wohl unter meinen närrischen Streichen der närrischte. Nein; nicht aus Ehrgeiz. Auch nicht um ein paar Thaler Geld zu verdienen; denn ich habe, Gott sey Dank, mein tägliches Brod, und zwey gesunde Hände zur Arbeit. Auch kann ich nicht sagen, daß mich meine Freunde darum gebeten hätten. Ich wills euch aufrichtig gestehen, wie ich auf den Einfall gekommen bin.

Ich hatte einen Vater, von dem ich kühnlich behaupten darf: es war ein ganzer Mann! Sein Herz — es giebt viel gute, sehr gute Menschenherzen, aber unter allen, die ich noch kennen lernte (so weit man so was kennen lernen kann) unter allen, das meinige nicht ausgenommen, fand ich noch keins, das durchaus so gut war wie das Herz meines Vaters. Und sein Kopf — machte seinem Herzen keine Schande!

Ihr meynt das klinge wie Selbstlob, weil der Gelobte mein Vater sey. Das meyne ich nicht; und bey Gelegenheit will ich euch sagen, warum ich in dem Stücke andrer Meynung bin.

Jezt

Jezt bleiben wir hübsch bey der Hauptsache. — Nun da dachte ich: es möchte manchem frommen, wenn ich ihm erzählte, was mein Vater gesagt und gethan habe. Ich wills also erzählen, so gut ichs kann; und es sollte mich baß freuen, wenn es jemanden frommte.

Ich war erst willens, seine ganze Lebensgeschichte, von der Geburt an bis zum Grabe, in seiner Ordnung aufzuschreiben; habe aber den Vorsatz aufgegeben: denn ich überlegte, daß ich nur ein Abendstündchen — nach vollbrachter Arbeit — aufs Schreiben verwenden könne, und daß mir dann wohl nicht immer zu rechter Zeit einfallen möchte, was der Ordnung nach eben folgen müßte. Demnach will ich auf die feine Ordnung, so sehr ich sie sonst liebe, dermalen Verzicht thun, und lieber jeden Abend das schreiben, was mir eben am Tage eingefallen ist! Nun könnts aber kommen, daß mir manchmal auch ein guter Gedanke einfiele, den ich selbst gedacht hätte: und da seh ich nicht ein, warum ich ihn nicht auch aufschreiben sollte. Gern würde ich zwar in dem Falle dabey sagen, daß es mein Gedanke wäre; ich merke aber schon zum voraus, daß mir das viel Kopfbrechen kosten würde. Es ist mir schon oft so gegangen, daß ich zuversichtlich glaubte, ich hätte dieß oder jenes selbst erdacht, und am Ende fand ich doch, daß mirs mein Vater vorgedacht, oder mir doch auf die Spur geholfen hatte! Was zu thun? Ich schreibe, was

mir

mir wahr und gut scheint, und was es wirklich ist, das gehört ganz oder doch zum grösern Theile meinem Vater.

Was gefehlt ist, hat Martin gefehlt. — Doch will ich das, was ganz gewiß und wörtlich von meinem Vater kömmt, mit ein paar Doppelhäkchen (ich glaube man nennts Anführungszeichen) kenntlich machen.

2.

Martin — ja, wie ich noch ein kleiner Bube war, so hätte ich was drum gegeben, wenn mich mein Vater hätte anders nennen lassen, so fatal war mir der Name. Weiß selbst nicht warum, aber — er war mir fatal. Ich glaube aber doch, es kam daher, weil mich einmal der Verwalter dummer Martin schimpfte, und da sprach er das Martin so vertrackt aus, als wenn sichs schon an sich verstünde, daß Martin so viel als ein Dummkopf hieße, wenn man auch das Dumm nicht dazu setzte. Nun wie dem auch sey, genug ich hätte lieber Caspar, oder Nicolaus, oder wie ihr wollt, geheißen, nur nicht Martin. Da erzählte aber einmal unser Schulmeister von Doktor Luthern, daß der ein Mann wie ein Daus gewesen wäre, und der hätte auch Martin geheißen. Juch he! da sprang ich vor Freude wie ein Böckchen, und sagte es alt und jung, und ich glaube gar, auch unserm alten Spitz, daß Doktor Luther auch Martin

geheißen

geheißen hätte. Von der Zeit an klang mir der Name Martin wie Glock zwölfe zu Mittage, wenns zur Schüssel geht. Glaubt deshalb ja nicht, als sey ich so abscheulich Martin-Lutherisch, daß ich irgend einen andern hassen oder nur minder lieben könnte, der Luthers Catechismus nicht gelernt hat. Gott behüte! Aber Respekt, recht viel Respekt habe ich vor dem seligen Luther. Es war ein Ehrenmann! Ich würde die Mütze vor ihm abziehen und wenn ich der heilige Vater von Rom selbst wäre. — Zwar der heilige Vater von Rom trägt keine Mütze. Ey nu, es ist so ums Mützenabziehen ein sehr zweydeutig Ding, das fühl ich so oft ich die Mütze vor unsern gnädigen Herrn abziehe. Aber Respekt, recht viel Respekt habe ich vor dem seligen Luther!

Also, wie gesagt, ich war stolz auf den Namen Martin, und mochte es wohl damit übertreiben. Siehe, da kam einmal mein Vater mit ernstem Gesicht zu mir, und sagte: „an dem Paul Martin ist doch auch kein gutes Haar!“

An wem? an welchem Martin?

„An unserm Kleinknecht.“

Hm! Der heißt ja Paul.

„Ja! Paul Martin.“

Das ärgert mich, daß er Martin heißt, so hieß ja Doktor Luther.

„Paulus war eben so brav wie Luther. Der Kerl hat beyder Namen und taugt doch nichts. Es ist mit den Namen wie mit den Titeln. Eigentlich ehren können sie nicht, wohl aber den, der des Namens und des Titels nicht werth ist, desto mehr schänden. Unser Spitz ist ein gutes Thier seiner Art, und niemand tadelt ihn, daß er nicht mehr ist; aber man lacht über unsers Nachbars Spitz, weil er Löwe heißt, und doch nur ein Spitz ist!"

Von der Zeit an war ich mit meinem Namen eben nicht unzufrieden, aber auch nicht stolz drauf.

3.

War je einmal ein Mensch, den ich um sein Glück beneidet habe, so war es ein gewisser Rath eines Fürsten, der noch lebt, den ich aber nicht nennen will, um ihm seine Freude nicht zu verderben. So ganz genau genommen war es wohl eben kein Neid; denn ich gönnte ihm sein Glück gar herzlich, aber ich hätte alles darum gegeben, wenn ich hätte eben so glücklich seyn können, wie er war. Ihr könnt leicht denken, daß ich ihn nicht beneidete, weil er ein Fürstenrath ist und ich nur der Pächter Martin bin. Pächter Martin kennt mehrere Fürsten- und Königsräthe, und Fürsten und Könige selbst, die er nicht einen Augenblick beneiden könnte, und mit denen er nicht tauschen würde, wenn er auch nicht Pächter Märten sondern nur Pächter Märtens Kleinknecht, oder

sein

sein Gänsehirte wäre. Aber mit dem da, den ich nicht nennen wollte um ihm seine Freude nicht zu verderben, wars ganz eine andere Sache. Der hatte euch seinen Fürsten, der ein Leichtfuß war, (wie es deren mehr geben soll) so ganz allmählig umgestimmt, daß er wurde was alle Fürsten seyn sollten aber selten sind — allen seinen Unterthanen ein lieber guter Vater. Da kamen Dinge zu Stande, die ihr euch im Schlafe nicht schöner hättet träumen können. In Zeit von sechs Jahren blühte das Land wie ein Paradies, und die Menschen waren so froh darinnen, wie Adam und Eva ehe sie den verwünschten Apfel gegessen hatten. Und das alles war das Werk des guten Rathes; und der Fürst wußte es selbst nicht, und auser mir wußte es nur noch ein einziger Mann auf dem Erdboden. Wie er das angefangen habe daß es der Fürst selbst nicht wußte, das kann ich euch so genau nicht sagen. Aber wenn er so was gedacht hatte, das gut wäre wenn der Fürst darnach thäte, so wußte er es dem Fürsten so unmerklich ins Herz zu schieben, daß der Fürst geschworen hätte, es wäre ihm nicht hineingeschoben, sondern wäre da auf eigenem Grund und Boden gewachsen. Daher kams denn, daß der Fürst seinen Rath zwar lieb hatte, weil er wußte daß es ein ehrlicher Mann sey, dergleichen bey Hofe nicht viel gedeihen sollen — weil die Gluth der Fürstengunst alle gute Pflanzen ausdorrt — aber daß sein Rath durch ihn denke und handle, daß

aus,) Deine Tränke würken gut -- Noch dieſen Kuß. --
[Er ſtirbt.]

Bruder Lorenz mit einer Laterne, einem Brech-Eiſen, und einer Spathe.

Bruder Lorenz.

St. Franciſcus ſteh mir bey! Wie manchmal haben ſchon in ſpäter Nacht meine alten Füſſe an Gräbern geſtolpert? Wer iſt hier?

Balthaſar kommt hervor.

Balthaſar.

Ein Freund, der euch wol kennt.

Lorenz.

Heil ſey dir! Sage mir, guter Freund, was für eine Fakel ſeh ich dort, die ihr Licht ſo vergeblich Würmern und augloſen Schädeln leiht? Wie mich däucht, ſo brennt ſie in der Gruft der Capulets.

Balthaſar.

Es iſt würklich ſo, heiliger Vater, und derjenige, der darum iſt, iſt mein Herr, einer von euern liebſten Freunden.

Lorenz.

Wie nennt er ſich?

Balthaſar.

Romeo.

Lorenz.

er nur so ein Ding wie ein Clavier und sein Rath der Spieler sey, das ließ er sich nicht einfallen. Und gut für ihn und sein Land, daß es ihm nicht einfiel, er würde sonst seinen treuen Diener weniger geliebt, und weniger Gutes gethan haben. So aber that er viel viel Gutes, und seine Unterthanen liebten ihn wie die guten Kinder ihren guten Vater, und dankten ihm, daß er's ihnen so wohl seyn ließe. Und das thaten sie einmal so festlich-schön und rührend, daß männiglich, und dem Fürsten selbst, die heißen hellen Thränen über die Backen herabliefen. Da stand sein Rath neben ihm, als bloßer Zuschauer, und sein Angesicht glänzte wie das Angesicht eines Engels. Bey dem einzigen Gott! ich glaube, daß in der Stunde kein Engel im Himmel seliger war als — der Mann, der da als bloßer Zuschauer neben dem Fürsten stand!

Schöner, meynt ihr, wär's aber doch gewesen, wenn der Fürst nun seine Hand ergriffen, ihn vor den Augen des ganzen Volks umarmt, und laut gesagt hätte: das ist der edle Mann, dem ihr alle das Gute das ich euch that zu verdanken habt! —

So! meynt ihr das? — Nun habe ich nichts weiter mit euch davon zu reden.

4.

Wenn ich zuweilen in der Dämmerstunde — oft kömmts nicht, aber doch zuweilen — düster wie

wie der herannahende Abend vor mich hinſtarre; und meine liebe Marie bringt das Licht in die Stube, ſo iſt mirs oft, als wenn's mit einemmale nicht bloß in der Stube ſondern auch in meiner Seele heller lichter Tag würde. Als mein Heinrich — der gute Heinrich! — geſtorben war, ſaß ich eines Abends in meiner dunkeln Kammer, unausſprechlich traurig. Es war als wenn mirs die Bruſt zuſammenſchnüren wollte. — Ich hätte ſo gern geweint, und konnte nicht weinen. Mit einemmale geht die Thür auf, und — es war eben meines Willhelms Geburtstag, woran ich nicht gedacht hatte — meine Marie brachte den Geburtstagskuchen mit Lichtern beſteckt. Da wars als wenn mir ein großer Stein vom Herzen fiele und ich konnte herzlich weinen.

Es gab mir einmal ein gelehrter Mann einen ſehr gelehrten Grund an von dieſer Erſcheinung, wie ers, glaube ich, nannte; der aber bey aller ſeiner Gelehrſamkeit auf den einfältigen Martin nicht recht paſſen wollte — vielleicht eben deswegen, weil er ſo gelehrt war. Die Urſache die ich mir denke, iſt ſehr einfältig, ich wollte aber wohl drauf wetten, daß ſie, Trotz ihrer Einfalt, doch die wahre wäre. Als kleiner Bube freute ich mich auf kein Feſt im ganzen Jahre mehr, als aufs Chriſtfeſt. Da wurde in die Mette gegangen, wo viele tauſend Lichter brannten, und wo ich zu den vielen tauſenden auch mein Lichtgen anzündete.

Nach der Mette wurde beſchehrt, und beym Beſchehren brannten wieder ein halb Schock Lichter, das war eine Herzensfreude!

Nun denkt der alte Martin freylich in dem Augenblicke, wo die Lichter ſeine Seele aufhellen, an keine Mette und Chriſtbeſchehrung: aber er denkt auch, wenn zu Mitternacht des Wächters Ruf ihn traurig macht, nicht immer an den Tod ſeiner Mutter, und iſt doch überzeugt, daß kein Nachtwächter ihn traurig machen könnte, wenn er nicht in ſeinem fünften Jahre am Grabe ſeiner Mutter, durch den, der da ſo dumpf ſo ſchaurig ſang, ſo gewaltig wäre erſchüttert worden.

„Starke Eindrücke, in der Kindheit empfangen, kann keine Zeit ganz vertilgen! — Nimm dir ein liebes, frohes, freundliches Weib, und wo möglich auch ein freundliches Kindermädchen, ſonſt wird dein Knäblein einſt ein Murrkopf werden!“

5.

Meinethalben mögt' ihr immer noch einige Feſttage abſchaffen; denn die Menge von Feſttagen macht Bettler, Faullenzer und Taugenichtſe. Aber den Sonntag haltet mir in Ehren! Ich weiß nicht ob die Vornehmen und Gelehrten eben ſo gut oder ſchlecht, als ſie ohnehin ſind, bleiben würden, wenn kein Sonntag wäre: aber das weiß ich, daß der gemeine Bürger und Landmann kaum halb ſo gut ſeyn würde, als ſie ſind, wenn kein Sonntag wä-

re.

re. Der Lehre und des Unterrichts gar nicht zu gedenken, ſo iſt ſchon das eine große Wohlthat, nach ſechs arbeitsvollen Tagen einen Ruhetag zu haben.

„Den könnte ſich aber jeder ſelbſt machen.“

Glaubt das nicht! Die reichen Iſegrimms würden gewiß ihren Arbeitern keinen Ruhetag verſtatten; manchem andern würde ſein eigener Geiz der Iſegrimm ſeyn; und noch andre würden, auch ohne Geiz, aus ängſtlicher Sorge der Nahrung einen Tag wie den andern fortarbeiten, weil ſie nicht wiſſen, daß man mehr leiſtet, wenn man nach der Arbeit ausruht, als wenn man ruhelos ſeine Kräfte abnutzt.

Und wäre kein Sonntag, ſo wäre natürlich auch kein Sonntagskleid. Ihr glaubt aber gar nicht wie viel das Sonntagskleid zur Verbeſſerung, oder, wie ihrs nennen würdet, zur Veredlung der Menſchen in den niedern Ständen beygetragen habe. „Wer alle Tage im ſchmutzigen Kittel mit ſeinen „Ochſen pflügen müßte, würde zuverſichtlich bald „vergeſſen, daß er etwas mehr als ſein Kammer„rad Ochſe ſey!“

6.

Drey volle Jahre war ich Ehemann, und noch liebte, küßte und umarmte ich mein Weib ſo herzlich und ſo lüſtern, wie ein Bräutigam ſeine Braut; denn meine Marie hatte mich ſchamhaft erhalten,

weil sie's selbst blieb. Ihr möchts glauben oder nicht, aber wahr ists doch: ich sah in den drey Jahren bey meiner Frau nichts mehr, als ich bey meiner züchtigen Braut sehen durfte. — Nach drey Jahren, gerade an unserm vierten Hochzeitfeste, trank ich mit meiner Braut ein Gläschen selbstgezogenen Wein, und fühlte es ganz, daß ich ein glücklicher Mann und meine Frau ein Goldschatz sey. Ein Goldschatz? — Possen! der große Mogul hätte mir können alle sein Gold und alle seine Herrlichkeit für meine Frau biethen, ich hätte ihn ausgelacht. So wahr ich das Leben habe, ich hätte keinen Himmel voll Seeligkeit für meine Marie genommen! — Ach ich war gar zu glücklich, weinen hätte ich mögen in der einen Minute und in der andern mich auf der Erde wälzen. — Es war ein schöner Sommertag; hell und warm schien die Sonne durchs Fenster, warm machte der Wein, warm die Freude, und wärmer als Freude, Wein und Sonne — die Liebe. Ich dachte mich Adam, neben mir Eva, das Stübchen ward zum Paradiese; und zugleich fiel mir der sehr natürliche Gedanke ein — daß im Paradiese kein Schneider war.

Das muß ich gestehen, es war ein köstlich Stündchen, aber tausendmal habe ich doch gewünscht, daß ich das köstliche Stündchen nicht gehabt hätte. Es gieng mir gerade wie dem armen Adam, da er von der verbotnen Frucht genossen hatte. Wie er, hätte ich mögen Feigenblätter

suchen,

ſuchen, wiewohl ſie mir ſo wenig als ihm, möchten genutzt haben.

Ich wurde aus dem Paradieſe vertrieben, und bin in meinem Leben nicht wieder hineingekommen.

Noch immer finde ich meine Marie ſchön und gut, noch kenne ich kein Weib, das mir lieber wäre als ſie; und doch habe ich ſeit der paradieſiſchen Stunde nie bey ihrem Kuſſe wieder das gefühlt, was ich vorher fühlte. — Dieſelbe ſchöne Roſe; aber entweder hat ſie nicht mehr den vorigen bezaubernden Wohlgeruch, oder ich habe für ihren Wohlgeruch nicht denſelben Sinn mehr. Ich liebe ſie als meine beſte Freundin, doch ſcheint mirs als wenn ich vordem zwiſchen Freundſchaft und Liebe einen weſentlichern Unterſchied nicht bemerkt aber gefühlt hätte. Es ſcheint mir, als wenn wir uns bis zu jener Stunde noch Jüngling und Mädchen geglaubt hätten, und der ſüßeſte Wahn wäre uns nun genommen. Auch ſchien mirs, als wenn ich zwiſchen jungfräulicher Schamhaftigkeit und Schamhaftigkeit der Verheiratheten eine kleine Zwiſchenlinie wahrnähme, die ich aber nicht zeichnen kann.

Ach wer nur nicht im Paradieſe geweſen wäre!

(Die Fortſezung nächſtens.)

D.

V.

Proben einer neuen Ueberſetzung der Aeneis.

1. Geſang 305 — 417.

Aber manches durchſinnt in der Nacht Aeneas der Fromme.
Nun das erfreuliche Licht aufdämmerte, gieng er nach neuen
Oertern zu forſchen, an welches Geſtade der Sturm ſie
geſchleudert,
und zu erſpäh'n, ob Menſchen, ob Thiere die Gegend be-
wohnten, —
denn rings ſah er ſie öd' — und das den Gefährten zu künden.
Unter hohlem Felſen und überhangenden Wäldern
barg er indeß die Flotte, von Bäumen und ſchaurigen Schatten
rings umzingelt. Er gieng, allein von Achatas begleitet:
ſchwenkend in ſeiner Fauſt zwey breitbeſchlagene Lanzen.
Siehe, da trat die Mutter zu ihm in der Mitte des Waldes,
wie ein Mädchen an Kleidung und Miene: wie Spartiſche
Mädchen
war ſie gewappnet, und gleich der Thraziſchen Harpalyke,
wenn ſie die Roſſ' ermüdend dem flüchtigen Hebrus zuvoreilt.
Denn von den Schultern der Jägerin hieng ein griffiger *)
Bogen,
nach

*) Griffig wird ſo oft falſch gebraucht, als etwas einſchneidendes, eingreifendes. Allein nach dem wahren Sprachgebrauche bedeu-

nach der Sitte: ſie gab die Locken zum Spiele den Winden,
bloß ihr Knie, und geſchürzt des Gewandes wallende Falten.
Hört, ihr Jünglinge! ſprach ſie zuerſt, ſagt an, wenn ihr etwa
eine der Schweſtern ſahet, die hier um lief; mit dem Köcher
iſt ſie behangen, und mit der Haut des fleckigten Luchſes;
ob ſie lermend den Lauf des ſchäumenden Keulers verfolgte?
Alſo Venus, und Venus Sohn ſagt dieſes dagegen:
keine der Schweſtern hört' und ſah ich. Wie ſoll ich dich nennen?
Jungfrau? rein, nicht menſchlich iſt deine Geberde, nicht menſchlich
tönt die Stimme! fürwahr nur eine Göttin! Apollos
Schweſter, oder des Nymphengeſchlechts? O ſey uns gegrüßet,
wer du auch biſt! erleichtre dieß Elend, und künd' uns, in welcher
Zone treiben wir nun, und an welcher Küſte des Erdballs?
Ach, wir irren unkundig des Landes, unkundig der Menſchen,
von dem Sturme hieher und gewaltigen Wellen verſchlagen.
Manches Opferthier ſoll am Altar zum Danke dir fallen.
Venus darauf: ich achte mich ſolcher Ehre nicht würdig:
einen Köcher zu tragen iſt Brauch bey tyriſchen Mädgen,
und

Bedeutet es eine Sache, die ſich greifen läßt: z. E. ein griffiger Baum heißt ein Baum der ſich umſtammen läßt. Ich glaube, habilis arcus läßt ſich wohl durch griffiger Bogen überſetzen. A. d. V. — Griffig kommt eigentlich nur in der Sprache des Forſtweſens vor, und iſt (ſo viel ich weiß) außer dieſer nicht üblich. d. H.

und an der Wade hinauf den purpurnen Stiefel zu ſchnüren.
Tyrier ſieheſt du hier, das Puniſche Reich und Agenors
Stadt; doch das Land iſt Libyſch, das Volk unbändig im Kriege.
Dido beherrſcht dies Reich, die den Bruder fliehend von Tyrus
kam. Ihr erlittenes Unrecht iſt lang, und lang die Erzählung,
darum will ich nur kurz die Hauptgeſchichte dir ſagen.
Sie hatt' einen Gemahl, den begütertſten aller Phöniker,
Namens Sichäus, mit heftiger Liebe geliebt von der Armen.
Dieſem gab ſie der Vater noch rein zur Vermählung der erſten
Hochzeitfeier. Nun war ihr Bruder Pygmalion eben
König im Tyriſchen Reich, der gräulichſte Frevler vor allen.
Zwietracht trennte ſie bald. Da erſchlug der grauſame Meuchler
heimlich vor dem Altar mit dem Stahle den ſichern Sichäus,
blind vom Durſte nach Gold, nicht achtend der liebenden Schweſter.
Lange verhehlt' er die That, lang täuſcht er die Liebekranke
mit erſonnenem frevlendem Lug und nichtiger Hoffnung.
Siehe, da kam im Schlafe des unbeerdigten Gatten
Bildniß zu ihr, und erhub das gräßlichentſtellete Antlitz,
zeigt ihr ſeine durchſtochene Bruſt und den mördriſchen Altar,
und enthüllte vor ihr den heimlichen Gräuel des Bruders:
räth ihr dann zu entfliehn und vom Vaterlande zu ſcheiden,
und entdeckt ihr verborgene Schätz' im Schooße der Erde,
Laſten von altem Silber und Gold, den Weg ihr zu leichtern.

Alſo bewogen rüſtet ſie ſich und die Freunde zum Weggang. Alle kommen herbey, die den grauſamen Wüterich haſſen, oder heftig ihn fürchten. Sie eilen ſtraks zu den Schiffen, eben gerüſtet zur Fahrt, und belaſten ſie ganz mit dem Golde: auf das Meer wird geſchleppt des geiz'gen Pygmalions Reichthum.

Solches vollbracht' ein Weib. — Sie kamen hier in die Gegend, wo du die ſteigende Burg der neuen Karthago erſehn wirſt und die thürmenden Mauren, erhandelten ſoviel des Landes als ſie umſchließen mochten mit einem Stierfell, und nannten

Birſa den Ort. Doch, wer ſeyd ihr nun, oder von welchen Gegenden kommet ihr her, und wohin gehet die Reiſe? Bey der Frag' erſeufzt' er und hohlt' aus der Tiefe des Buſens

ſeine Antwort herauf: o Göttin! wenn ich vom erſten Anfang dir alles erzähle, und dich es lüſtet, das Jahrbuch unſers Ungemachs ganz zu hören, es würde der Abend eher beſtatten *) den Tag, und den Himmel in Nacht verhüllen.

Von der alten Troja, wenn je ihr Name zu euren Ohren gelangte, durchſegelten wir verſchiedene Meere, bis uns Zufall und Sturm an die Libyſchen Küſten hinanwarf. Ich bin Aeneas der Fromme, und führe den Feinden entrißne Götter

*) Der Sinn iſt: der Abend bringt den Tag als einen Verſtorbenen zur Ruhe, oder er beſtattet ihn wie eine Leiche.

Lorenz.

Wie lang iſt er ſchon da?

Balthaſar.

Eine volle halbe Stunde.

Lorenz.

Geh mit mir in die Gruft.

Balthaſar.

Ich habe das Herz nicht, ehrwürdiger Herr -- Mein Herr weiß nichts anders als daß ich weggegangen ſey, und bedräute mich auf eine fürchterliche Art, daß er mich umbringen wolle, wenn ich zurükbleiben und ſein Vorhaben belauſchen würde.

Lorenz.

So bleibe du hier, ich will allein gehen -- mich kommt ein Grauen an -- ich fürcht', ich fürcht' es iſt ein Unglük geſchehen.

Balthaſar.

Wie ich unter dieſem Taxus-Baum ſchlief, da träumte mir mein Herr und ein andrer fechten mit einander und mein Herr habe ihn erſchlagen.

Lorenz (bey dem Eingang der Gruft.)

Romeo! -- O Himmel! was, bedeutet dieſes Blut das den ſteinernen Eingang dieſer Gruft beflekt? Was be-

Götter mit mir auf der Flotte: mein Ruf geht über die Sterne.

Latium such ich als Heimat, und stamme vom mächtigen Zeus ab.

Phrygiens Meer betrat ich mit zwanzig Schiffen, und folgte, von der göttlichen Mutter geführt, dem bestimmten Geschicke; kaum sind zehen der Rest, von Sturm und Wogen zerrissen. Und nun irr' ich, verjagt von Europa und Asia, dürftig, als ein Fremdling umher in Libyas Wüsten. — Und Venus konnte länger nicht mehr jezt klagen ihn hören, und hemmte so des Schmerzens Erguß: nicht, glaub' ich, gehaßt von den Göttern

athmest du, wer du auch seyst, des Lebens Lüfte, weil Tyrus Stadt du fandest: nun geh, und begieb dich zum Schlosse der Fürstin;

denn ich verkündige dir, daß nach gewendetem Sturme deine Genossen entrannen, und daß die gerettete Flotte sicher landet' am Ufer, wofern nicht die lügenden Aeltern falsche Deutung mich lehrten des Vogelfluges. Erblicke dort den munteren Zug, zwölf Schwäne: vom heiteren Himmel

hat sie Jupiters Vogel geschencht, aus der Zone des Aethers niederschießend: ein Theil erreicht schon die Erde, die andern scheinen sie schon als erreicht in schwebender Reihe zu grüßen. Wie die Kehrenden nun mit schwirrenden Fittigen spielen, und mit frohem Gesang in Kreisen den Himmel beschweben: eben so ruhen die Schiff' und deine Genossen im Hafen,

oder beſtreichen bereits mit vollen Segeln das Ufer.
Lenke getroſt nur fürbas den Schritt, wohin dich der Pfad führt.

Sprachs, und wie ſie ſich wandt' erglänzte der roſige Naken:
göttlichen Duft verhauchten des Haupts ambroſiſche Locken,
und ihr Gewand floß bis zu den Sohlen der Füße herunter;
und der hinſchwebender Gang verrieth die erhabene Göttin.
Wie er die Mutter nun kannte, da rief er noch nach der Entflohnen:
Du auch ſo grauſam, daß du ſo oft mit falſchen Phantomen
täuſcheſt den Sohn? was verſagſt du ihm Hand in Hand zu legen,
und zu vernehmen die wahre Stimm' und ſie zu erwiedern?
Alſo klagt er ſie an, und lenkt zu den Mauren die Schritte.
Aber Venus verhüllt' in dunkle Lüfte die Wandrer,
und goß rings um ſie her ein Gewand vom dichteſten Nebel,
daß niemand ſie zu ſehen vermöcht' und ſie zu betaſten,
niemand im Gehen ſie hemm' und der Ankunft Gründe ſich heiſche.
Hoch entſchwebt ſie nach Paphos zuruck, und kehret voll Freude
In die Heimat: dort ſteht ihr Tempel, es lodern von Sabas
Weyrauch ihr hundert Altär' und duften von blühenden Kränzen.

Vierter Gesang — 296 — 392.

Aber die Königin ahndete schon den Betrug, — Wer könnte
Liebende täuschen? — und merkte zuerst den werdenden Aufstand,
selbst vor dem Sichern in Angst. Der Rasenden kündet es jene
tükische Fama, man rüste die Flott' und bereite die Schiffahrt.
Sinnlos rast sie umher, und schwärmt bethört durch die ganze
Stadt, der Mänade gleich, erhizt von den vorgetragenen
Heiligthümern, sobald sie vernimmt das Evoe jauchzen,
aufgejagt von der trieterischen Orgienfeyer,
und das nächtliche Freudengeschrei auf Cithäron herbeiruft.
Endlich redet zuerst die Fürstin so mit Aeneas:

Treuloser! hofftest du denn vor mir solch schnödes Verbrechen
zu verhehlen, und heimlich von meinem Lande zu scheiden?
Hält nicht unsere Lieb' und die einst untrügliche Rechte,
hält dich nicht diese zurück, die der Tode schrecklichsten stürbe?
Selbst bei dem Wintergestirn gedenkst du die Flotte zu rüsten,
eilst zu besegeln das Meer von den Aquilonen umbrauset?
Grausamer! Wie, wann du nicht nach fremden Gefilden und Häusern
jezo trachtetest, und dein altes Troja noch wäre,
würdest du wohl durch das stürmische Meer gen Troja verlangen?
Fleuchst du von mir? Bei diesen Thränen und deinen Versprechen,

ſieh ich, bey unſerer Eh und dem kaum begonnenen Brautbett,
wenn ich nur etwas gutes um dich verdiente, nur etwas
ſüß dir dünckte an mir, ſo erbarme des fallendes Hauſes
dich, und, ich flehe darum wenn je dich Bitten noch rühren,
ändere dieſe Geſinnung! Mich haßten die Libyſchen Völker,
mich die grollenden Tyrier und die Nomadiſchen Fürſten
deinetwegen, mir ſtarb nur deinetwegen die Keuſchheit
und mein voriger Ruhm, der allein mich erhub zu den Sternen.
Ach, wem läſſeſt du nun die ſterbende Fürſtin zurücke
gaſtlicher Freund! denn nur dieſer Nam' iſt vom Gatten
mir übrig.
Warum leb' ich? Vielleicht, daß der Bruder Pygmalion meine
Mauern zerſtört, und gefangen mich ſchleppt der Gätuliſche
Jarbas?
Hätt' ich nur, eh du flieheſt, von dir ein Söhnlein gebohren!
Spielete nun in meinem Pallaſt ein kleiner Aeneas,
welcher zum mindeſten dich durch ſeine Geſtalt mir erſezte,
o, dann würd' ich gefangen nicht und verlaſſen mich dünken.
Sprachs. Doch er heftete ſtarr durch Jupiters Warnung
die Augen,
und bezwang, ſich ſträubend, in ſeinem Herzen die Sorge.
Endlich entgegnet er kurz: Nein, Königin! nimmer vergeß ich
deine Verdienſte, die du unzählig nennen mir könnteſt.
Nimmer ſoll es mich reuen Eliſas zu denken, ſo lange
meiner ich noch gedenk' und mein Geiſt die Glieder beweget.
Kurz und ſchlicht ſey mein Wort! Nie hoft' ich, wie du dich
täuſcheſt,

zu verheimlichen dir die Flucht: der bräutlichen Fackel
rühmt' ich mich nie, noch kam ich hieher zu solcher Vermählung.
Wenn mir nach eigener Wahl zu leben vergönnte das Schicksal,
wenn ich durch eigene Kraft mein Werk zu bestellen vermöchte,
so, dann dächt' ich zuerst der Trojischen Stadt und der lieben
Reste des Volks! dann blieben des Priamus ragende Schlösser,
und ich gründet' aufs neu den Besiegten ein blühendes Pergam!
Aber so so heißt gen Italia mich Grynäus Apollo,
und die Lycischen Sprüch' in das große Italien steuern.
Dort ist die Liebe, die Heimat dort. Wenn die Schlösser Karthagos,
wenn, o Phönikerin! dich der Anblick der Libyschen Städte
fesselt, was siehest du scheel, daß in Ausonia Teukrer
hausen? es ziemt auch uns ausländische Reiche zu suchen.
Mich ermahnet im Traume, mich schreckt Anchises des Vaters
trauriges Bildniß; so oft die Nacht mit thauenden Schatten
unsere Erde verhüllt und die flammenden Sterne hervorgehn,
mahnt mich Askan der Knab' und das Unrecht am Liebling verübet,
den ich betrüg' um Hesperias Land und die schicksalbestimmten
Fluren. Auch kam, von Jupiter selbst gesendet, der Götter
Bot', ich schwör es bey dir und mir, und brachte den Auftrag
mir durch die flüchtige Luft. Ich sah den Gott an dem klaren
Tag in die Mauren gehn, und horchte der Stimme mit diesem
Ohre. So ende dann, dich und mich zu martern mit solchen
Klagen, ich steure gen Latium nicht auf eigenen Antrieb u. s. w.

Bey-

Beyſatz des Herausgebers.

Ich werde, ungeachtet vielfaltig dagegen eingewandter Bitten und Proteſtazionen, faſt mit jedem Poſttage ſo gewaltig mit poetiſchen Verſuchen aller Arten von Genannten und Ungenannten heimgeſucht, daß dies alles nur zu leſen, geſchweige (wie die beſcheidenen Verfaſſer mit gewöhnlich in den höflichſten Ausdrücken zumuthen) beurtheilen zu müſſen, eine ſtrengere Strafe wäre, als ich durch irgend eine meiner eigenen poetiſchen Sünden verdient zu haben hoffe. Manches darunter iſt nun freylich ſo beſchaffen, daß der erſte flüchtige Anblick mich von weiterem fortleſen frey ſpricht: aber manches verdiente doch vielleicht, genauer geprüft zu werden; oder wenigſtens wäre es dem Verfaſſer gut, zu hören, was Perſonen von Geſchmack und Einſicht über ſein Product urtheilen. Ich ſelbſt tauge hierzu weniger als irgend ein anderer: Theils weil es mir an Zeit — und Luſt dazu fehlt; theils weil es mich gar zu ſchwer ankommt, einen jungen Menſchen, der ein Talent in ſich zu fühlen glaubt, abzuſchrecken; ſo daß ſchon aus dieſer einzigen Urſache nichts unzuverläßiger iſt als mein Urtheil über dergleichen Verſuche, wofern ſie nicht einen Grad von Güte haben, der ihnen ein unverkennbares Recht an den Beyfall aller Kenner giebt, oder ſolcher wenigſtens, die nicht gerade von allem, was ſie gut heiſſen ſollen, Vollkommenheit fodern.

Ich befinde mich daher zuweilen zwiſchen meinem eigenen Urtheil und der Beſorgniß, einem vielleicht Aufmunterung verdienenden oder bedürfenden Subject (welches nicht immer einerley iſt) zu viel zu thun, in einer Verlegenheit, woraus ich mich nur dadurch zu ziehen weiß, daß ich das Verlangen der Verfaſſer, ihre Verſuche im T. M. ausgeſtellt zu ſehen, ſtatt finden laſſe.

Dies war denn auch der Fall mit den vorliegenden Proben einer hexametriſchen Ueberſetzung der Aeneis. Der Verfaſſer

faſſer hat nun Gelegenheit, hinter dem Vorhang (wofern er ſelbſt das Incognito ſtreng genug gehalten hat) zu hören, was Kenner der lateiniſchen und teutſchen Litteratur von ſeinem Verſuch urtheilen.

Was ihm, meines Bedünkens, am nachtheiligſten geweſen ſeyn mag, iſt eine gewiſſer ängſtliche Treue, womit er dem Virgil Fuß für Fuß folgen zu müſſen ſich verbunden hielt. Freylich kann ein Dichter wie Virgil nicht getreu genug überſetzt werden; jedes Wort, das man ihm nimmt, iſt Verluſt einer Schönheit; und vielleicht iſt kein Dichter, an welchem man ſich dadurch, daß man ihn ein wenig mehr oder ein wenig minder ſagen läßt, als er ſagt, ſchwerer verſündigen könnte als Virgil. Aber zu einer ſolchen Treue wird mehr als guter Wille erfodert. Damit ſie die Ueberſetzung nicht ängſtlich, gezwungen, unteutſch und nur zu oft auch ſehr ungetreu mache, damit die Friſchheit, die Wärme, der Glanz und die Grazie des Originals nicht durch ſie verlohren gehe, erfodert ſie einen Mann, der nicht nur den ganzen Reichthum unſrer Sprache in ſeiner Gewalt habe, ſondern auch in der Kunſt, ſie rein, richtig, edel, zierlich, kurz mit Geſchmack, zu ſchreiben Meiſter ſey, und ihr alle die Geſchmeidigkeit und Politur zu geben wiſſe, deren ſie fähig iſt. Mit Virgils Kolorit, mit Virgils Styl, mit ſeinem Vers- und Perioden-Bau ſ geht Virgil ſelbſt verlohren. —

Ob der Verfaſſer dieſer Proben der horaziſchen Warnung, ſich vorher wohl zu prüfen, quid valeant humeri, quid ferre recuſent, eingedenk geweſen ſey, mag ihm ſein eigenes poetiſches Gewiſſen ſagen. Auf alle Fälle wäre mein Rath, ſich in den nächſten zehn Jahren noch durch leichtere Vorübungen zu einer ſo großen Unternehmung vorzubereiten, und nicht anders als von Stufe zu Stufe ſich bis zum erſten Dichter der Zeit Auguſts zu erheben.

VI.

Leben und Thaten Josephs Balsamo,

des sogenannten Grafen Cagliostro,

gezogen aus dem wider ihn zu Rom im Jahr 1790 angestellten Prozeß; worin zugleich auch Nachrichten von der Freymäurerey gegeben werden. Aus dem Italiänischen übersetzt von C. J. J.

Vorbericht des Uebersetzers.

Dieses sehr wichtige Werk hat vor wenigen Wochen die Presse der apostolischen Kammer zu Rom verlaßen. Das Original hat den Titel; Compendio della vita, e delle gesta di Giuseppe Balsamo, denominato il Conte Cagliostro, che si è estratto dal processo contro di lui formato in Roma l'anno 1790, e che può servire etc. etc. in Roma 1791, nella stamperia della Rev. Camera Apostolica.

Der Verfasser bedienet sich der Vorrede, unserm so sehr gepriesenen philosophischen Jahrhundert die bittersten Vorwürfe zu machen. Wenn ist, sagt er, Europa mehr, als in unserm Zeitalter, von Schwärmereyen aller Art überschwemmt worden? Er giebt dieses dem herrschenden Unglauben, und der Begierde die vorgeschriebenen Grenzen unsers Wissens zu überschreiten

Schuld, und glaubt, die Unwiſſenheit der Alten ſey weit minder ſchädlich geweſen, als die Wiſſenſchaft der Neuern; Menſchenliebe, Oekonomie, geſellige Freyheit, Gleichheit unter den Menſchen, allgemeine Wohlfahrt, Religion, gereinigte Moral, ſeyen verführeriſche Nahmen, unter welchen man jedes Verbrechen verſchönere. Es flieſſe ſtrohmweiſe das Blut der Bürger; man raube und plündere ungeſtraft, und vernichte die Rechte des Eigenthums ꝛc. Ein zahlreiches Volk entziehe ſich der Religion die es glücklich gemacht haben würde, beuge ſeinen Nacken vor Schatten und Geiſtern, und gehorche blindlings den Schwärmereyen eines Weltbetrügers. Rom ſey kein Land für Menſchen dieſes Gelichters. In dem Hauptſitz des wahren Glaubens könne der Irrthum keine Wurzeln faſſen u. dergl.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo kann man doch nicht läugnen, daß Cagliöſtro in dem wider ihn zu Rom angeſtellten Prozeſſe als einer der größten Betrüger, die je gelebt haben, erſcheine; ein Mann, der vor kurzem von dem größten Theile der Menſchen, zu denen ſein Ruhm gelanget war, für ein Wunder gehalten wurde!

Obgleich in den Proceſſen der heiligen Inquiſition das Stillſchweigen unverletzlich iſt, ſo haben doch Seine päbſtliche Heiligkeit um des gemeinen Beſten willen kein Bedenken getragen, zu erlauben,

ben, daß aus den Acten deſſelben eine kurzgefaßte Lebensbeſchreibung dieſes in ſeiner Art ſeltenen Mannes gezogen würde; wobey der Verfaſſer die kluge Vorſicht gebraucht hat, gewiſſe beſondere Umſtände, ſo wichtig ſie auch waren, die Nahmen dabey intereſſirter Perſonen, und auch oft Zeit und Ort, zu verſchweigen. Er betrachtet den Caglioſtro im erſten Kapitel als Weltbürger, von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem Verhaft zu Rom; im zweyten als Stifter der Aegyptiſchen Freymäurerey; im dritten erzählt er, durch was für Mittel er ſeine Secte in Europa verbreitete, und im vierten werden von der in Rom entdeckten Freymäurerloge Nachrichten ertheilt. In dieſen vier Kapiteln beſtehet das ganze Werk.

Der Verfaſſer verſichert, er habe aus einem faſt unendlichen Chaos ſeltſamer Begebenheiten nur ſolche gewählt, die ſich durch Wahrſcheinlichkeit vor andern auszeichnen.

Das erſte Kapitel,

Bürgerliches Leben des Caglioſtro von ſeiner Geburt an, bis er zu Rom in Verhaft genommen wurde.

Der ſo genannte Graf Alexander Caglioſtro oder Joſeph Balſamo kam zu Palermo im J. 1743 den 8. Jun. zur Welt. Peter Balſamo, ein Kaufmann, war ſein Vater, und Felix Braconieri, ſeine Mutter,

deuten dieſe herrenloſe Schwerdter, die mit geronnenem Blut beſchmizt an dieſem Ort des Friedens ligen? Romeo! o Gott, ohne Leben! und dieſer? -- Wie? Paris? -- im Blute ſchwimmend? Ha, was für eine unſelige Stunde iſt an dieſem jammervollen Zufall ſchuldig? -- Das Fräulein rührt ſich --

Juliette (erwachend.)

O Troſtbringender Vater! wo iſt mein Gemahl? Ich erinnre mich wohl, wo ich ſeyn ſoll, und ich bin da -- Aber wo iſt Romeo?

Lorenz.

Ich hör ein Getöſe -- Fräulein, komm hervor aus dieſer Höle des Todes, der Verweſung und des unnatürlichen Schlafs; eine gröſſere Macht, als der wir widerſtreben könnten, hat unſern Entwurf durchſchnitten; komm, komm mit mir -- dein Gemahl ligt todt hier, und Paris auch -- Komm, ich will dich in ein Kloſter von heiligen Schweſtern führen: Halte dich nicht mit Fragen auf, ich ſehe die Wache kommen -- Komm, geh, liebſte Juliette; ich kan nicht länger bleiben --

[Er geht.]

Juliette.

Geh, geh du, und laß mich hier bleiben -- Was iſt hier? Ein Becher, in meines Geliebten Hand? -- Gift, wie ich ſeh, iſt ſein unzeitiger Tod geweſen -- O du Unfreundlicher, alles auszutrinken, und nicht einen freundſchaftlichen

beide von mittelmäßiger Abkunft. Er war noch ein Kind, als ſein Vater ſtarb. Daher nahmen ihn ſeiner Mutter Brüder unter ihre Aufſicht, und ließen ihn in den erſten Gründen der Religion und Wiſſenſchaften unterrichten. Er bewies aber gleich von Anfang, wie wenig er zu beiden geneigt war. Er entfloh mehr als einmahl aus dem Seminario des heiligen Rochus zu Palermo, welchem ſie ſeine Erziehung anvertrauet hatten. Im dreyzehnten Jahr ſeines Alters übergaben ſie ihn dem General der Barmherzigen Brüder, welcher ihn nach Carthagirone in das Kloſter dieſes Ordens mit ſich nahm. Hier wurde er als Noviz eingekleidet, und der Aufſicht des Apothekers anvertrauet, bey welchem er, wie er ſagt, Gelegenheit fand, die Anfangsgründe der Chymie und Arzneywiſſenſchaft zu lernen. Er hielt ſich aber hier nicht lange auf. Er fuhr fort, ſich von der böſen Seite zu zeigen, und ſeine Obern fanden ſich oft genöthiget, ihn ſeiner Vergehungen wegen zu züchtigen. Wenn die Reihe an ihn kam, nach klöſterlicher Gewohnheit bey Tiſche vorzuleſen, las er nicht, was im Buche ſtand, ſondern was ihm ſeine Phantaſie eingab. Er hat ſelbſt bekannt, daß er bey Vorleſung des Martyrologii, anſtatt der heiligen Weiber, die Nahmen der berüchtigſten Courtiſanen unterſchob. Endlich wurde er der öftern Züchtigungen müde, warf die Kutte ab, und kehrte nach Palermo zurück.

Hier widmete er sich einige Zeit der Zeichenkunst, ohne seine Sitten im geringsten zu verbessern. Er überließ sich Ausschweifungen aller Art. Sein größtes Vergnügen war, mit Waffen umzugehen, und den Gesellschaften der zügellosesten Jugend der Stadt beyzuwohnen. Es war keine Schlägerey, woran er nicht Theil nahm, und freuete sich über nichts mehr, als wenn er den Gerichten Widerstand thun, und die Eingekerkerten ihrer Gewalt entreißen konnte. Man gab ihm Schuld, daß er die Theater-Billets verfälschte. Einem Onkel, bey dem er wohnte, stahl er beträchliche Geldsummen und andre Sachen. Bey einem Liebeshandel zwischen einer Person von Stande und einer seiner Cousinen war er Briefträger, und forderte gelegentlich vom Liebhaber bald Geld, bald eine Uhr, bald etwas anderes im Nahmen der Geliebten, welches er ohne Anstand erhielt, und sich diebischer Weise zueignete. Er hatte sich bey einem Notarius, der sein Anverwandter war, eingeschmeichelt, und fand Gelegenheit zu Gunsten eines gewissen Marchese Maurigi und zu großem Nachtheil einer frommen Stiftung, ein Testament zu verfälschen. Man entdeckte die Verfälschung nach einigen Jahren, und zwar in einer Zeit, da der Thäter sich außer Palermo befand. Die Sache kam vor Gericht, und das Verbrechen bestätigte sich. Man beschuldigte ihn auch der Ermordung eines Canonicus; auch soll er einem Mönche, dem er auf sein Bitten die Erlaubniß, sich auf einige Zeit vom Klo-

ſter zu entfernen, erlangt hatte, den geſchriebenen Urlaub verfälſcht, und ihn hierdurch um eine Geldſumme gebracht haben.

Solcher Verbrechen wegen wurde er zu verſchiedenen Mahlen in Verhaft genommen und eingekerkert; weil es aber entweder an hinreichenden Beweiſen fehlte, oder die Natur der Vergehungen es ſo mit ſich brachte, oder der Anhang ſeiner Verwandten es zu bewirken vermochte, ſo gelang es ihm jedesmahl, die Freyheit wieder zu erlangen. Endlich ſah er ſich genöthiget, die Flucht zu nehmen, als er einen Silberſchmid, nahmens Marano, um mehr als 60 Goldunzen betrogen hatte. Dieſem ſchwatzte er vor, auf dem Felde in einer Höhle wäre ein anſehnlicher Schatz verborgen, den er ihm zeigen und verſchaffen wollte. Unter dieſem Vorwande wußte er die erwähnte Summe dem Silberſchmid aus den Händen zu ſpielen. Statt des Schatzes nahm er allerley abergläubiſche Handlungen auf der angezeigten Stelle vor, und endigte das Spiel damit, daß Marano von einigen Freunden des Balſamo, die als Teufel verkleidet waren, tüchtig ausgeprügelt wurde. Der äuſſerſt erzürnte Silberſchmid verklagte ihn nicht nur vor Gericht, ſondern war auch feſt entſchloſſen, ihn zu ermorden. Daher hielt er es für rathſam, ſich mit der Flucht zu retten.

Ein Zeitungsblatt, welches zur Zeit ſeines hieſigen Verhafts hierher geſchickt worden iſt, ſcheint ihn auch der Zauberey wegen in Verdacht zu haben.

Der-

Derſelbe gründet ſich auf zwey Fälle. Der erſte iſt, daß er unter dem Vorwande einer ſeiner Schweſtern, die vom Teufel beſeſſen wäre, zu helfen, ſich von einem Vice-Pfarrer vom Lande, nahmens Bagario, in heiliges Oehl eingetauchte Baumwolle geben ließ, obgleich keine ſeiner Schweſtern beſeſſen war. Der zweyte Fall war die Erſcheinung einer Dame. Man erzählet, in einer Geſellſchaft habe man von ihm zu wiſſen verlangt, in welcher Stellung und Handlung die Dame in dem Augenblick, da ſie von ihr ſprachen, begriffen wäre; Balſamo habe ſogleich, ihre Begierde zu befriedigen, ein Viereck auf die Erde gezeichnet, und da er mit den Händen darüber hingefahren, habe ſich das Bild der Dame, wie ſie mit drey andern Perſonen Treſett ſpielte, auf demſelben gezeigt. Man ſchickte ſogleich in die Wohnung der Dame, und man fand ſie in der Stellung und Handlung mit den drey guten Freunden, wie ſie das Bild vorſtellte. Aus dem, was wir noch von ſeinem Leben erzählen werden, wird es ſich zeigen, wie wenig Glauben ſolche Begebenheiten verdienen.

Balſamo, der auf die erwähnte Weiſe ſeine Vaterſtadt Palermo verlaſſen hatte, fieng nun an, in der Welt herum zu ziehen. Wir müßen hier einzig ſeinen Ausſagen folgen, bis wir ihn zu Rom antreffen, weil es uns an andern Spuren und Berichtigungen fehlet. Mit dem Gelde, welches er durch den oben erzählten Betrug erhalten hatte, reiſete er nach Meſſina. Hier machte er Bekanntſchaft

schaft mit einem gewissen Altotas, der aus Griechenland, oder andern nach, aus Spanien gebürtig, und in einigen Sprachen geübt war, auch verschiedene Arabische Schriften besaß, und sich für einen großen Chymiker ausgab. Beyde schifften sich ein, besuchten den Archipelagus, und stiegen zu Alexandria in Aegypten ans Land, wo sie sich ungefehr 40 Tage aufhielten, und sein Reisegefehrte viele chymische Operationen vornahm, unter welchen auch diese war, daß er aus Hanf und Lein ein seidenähnliches Zeug verfertigte, und viel Geld damit gewann. Von Alexandria begaben sie sich nach Rodi, und verdienten auch hier einiges Geld mit chymischen Operationen. Von der Insel Rodi richteten sie ihren Weg nach Groß-Cair, wurden aber von ungünstigen Winden nach Malta getrieben, wo sie sich einige Zeit aufhielten, und im Laboratorio des Großmeisters Pinto arbeiteten. Hier starb Altotas, und Balsamo entschloß sich, in Gesellschaft eines Ritters, dem er vom Großmeister selbst empfohlen war, nach Neapel zu reisen.

Mit dem Gelde, welches er vom Großmeister erhalten und von dem Ritter nach und nach empfieng, machte er diese Reise, und lebte auch einige Zeit davon zu Neapel. Hier erwarb er sich die Gunst eines gewissen Fürsten, der ein großer Freund der Chymie war, und ihn nach Sicilien in einige seiner Lehen mit sich nahm. Bey dieser Gelegenheit besuchte er Messina, und fand daselbst von ungefehr einen Weltpriester, der sein Landsmann und

Freund,

Freund, und, wie er ihn selbst beschrieb, ein so tasender und nichtswürdiger Kerl war, daß, als er noch in Palermo lebte, ihm seine Anverwandten den Umgang mit ihm verbothen; auch bekennt er, daß er einer von den Teufeln war, die den Marano prügelten. Dem ungeachtet ließ er sich hier mit ihm in Gesellschaft ein, und schied von dem Fürsten, um sich mit jenem nach Neapel zu begeben. Auf dieser Reise wurden sie im Wirthshause zu Pizzo in Verhaft genommen, weil man sie für die Räuber eines Frauenzimmers hielt, da man dasselbe aber bey ihnen nicht fand, wieder auf freyen Fuß gesezt. Zu Neapel war dießmal sein Aufenthalt sehr kurz, weil er sich entschloß, seine Reise nach Rom zu richten.

Zu Rom kleidete er sich bald als Abbé, bald als Weltmann, und fand durch verschiedene Empfehlungsbriefe, die er von Neapel mit sich gebracht, den Zutritt bey einigen ansehnlichen Personen, besonders bey dem Herrn Baron von Bretteuil, der damahls Maltheser-Botschafter zu Rom war. Er besuchte auch verschiedene Mönche, die seine Landsleute waren, und erhielt sich theils durch ihre Beysteuer, theils auch durch seine eigene Geschicklichkeit. Diese bestand, nach seinem eigenen Geständniß, darin, daß er übertuschte Kupferstiche verkaufte, welche er für Handzeichnungen ausgab, die mit der Feder gemacht wären. Er logirte in der Sonne bey Santa Maria rotonda, und fieng

mit

mit einem der Aufwärter Händel an, die ihm ein dreytägiges Gefängniß zuzogen.

Indessen machte er Bekanntschaft mit einem Mädchen, Nahmens Lorenza Feliziani, welche bey Trinità de Pellegrini wohnte. Er verliebte sich in sie, und begehrte sie von ihren Eltern zur Ehe. Diese willigten ein, und gaben ihm eine beidungene Mitgift, die ihrem geringen Vermögen angemessen war. Sie wurden in der Pfarrkirche S. Salvatore getraut, nachdem Balsamo seinen freyen Stand vermittelst des Inquisizionsgerichts dargethan hatte. Ungefehr einen Monath wohnte er mit seiner Frau in dem Hause seines Schwiegervaters.

Er selbst hat gestanden, daß er seine junge Frau vor allen Dingen unterrichtete, wie sie den Mannsleuten gefallen und sie anlocken könnte. Ihr Gang, ihre Gebehrden, ihre Blicke, ihr Anzug, alles wurde in dieser Schule zur Verführung und zum Reitz der Begierden zugeschnitten. Dieses war ein Dorn im Herzen seiner Schwiegermutter, und ein Gegenstand der heftigsten Zänkereyen, wodurch er sich genöthigt sah, ihr Haus zu verlassen. Er erhielt hierdurch mehr Bequemlichkeit, das Herz und die Sitten seiner Frau zu verderben. Zwey Herrn von Stande waren es, die sie zuerst in ihr Netz locken sollte. Bey dem Einen war nichts zu gewinnen, desto mehr aber bey dem andern. Er führte sie in sein Lusthaus, und überließ

ließ ſie dem Liebhaber, indeß er ſich in einem an-dern Zimmer aufhielt. Die Unterhaltung und Zumuthungen waren den Wünſchen des Ehemannes gemäß. Allein ſeine Frau hielt dieſe erſte Verſuchung ohne Nachtheil ihrer Tugend aus. Da dieſes der Mann von ihr erfuhr, gab er ihr einen harten Verweis, und brach in die ſchrecklichſten Drohungen aus. Von Stunde an begann er ihr die nachher oft wiederholte Maxime einzuflößen: der Ehebruch einer Frau ſey keine Sünde, wenn ſie denſelben nicht aus Liebe gegen einen andern Mann, ſondern aus Gewinnſucht begienge. Dieſe Belehrung begleitete er mit dem Reitz ſeines Beyſpiels, und zeigte ihr, wie wenig er die Geſetze der ehlichen Keuſchheit achtete. Beweiſe hiervon werden ſich in dem Lauf ſeiner Geſchichte zeigen. Wir wollen hier nur anmerken, daß ſein täglicher Genuß eines ſogenannten Aegyptiſchen Weins, den er zur Erweckung der Geilheit aus allerley Gewürzen zubereitete, ein hinreichender Beweis ſeiner ſchändlichen Ausſchweifungen iſt.

Endlich ergab ſich Lorenza, und ihr Mann führte ſie noch zwey oder dreymahl an den beſtellten Ort; ſie erhielt aber zur Belohnung ihrer Willfährigkeit nichts anderes als Handſchuhe, oder ein kleines Geſchenk an Geld. Der Gewinn war ſo gering, daß Balſamo eines Tages ſich genöthiget fand, den Liebhaber im Nahmen ſeiner Frau in einem Billet zu erſuchen, daß er ihm ein paar elende Thaler

borgen möchte, und ihm dagegen versprach, ihn am folgenden Tage in dem gewöhnlichen Orte zu besuchen; welches auch geschah, nachdem er das verlangte Geld erhalten hatte.

Sie bewohnten in diesem Zeitraume nach und nach verschiedene Häuser, und Balsamo machte mit verschiedenen Personen Bekanntschaft, worunter der berüchtigte Octavio Nicastro war, der als Meuchelmörder sein Leben am Galgen endigte, und ein anderer, der sich Marchese Agliata betiteln ließ, beide Sicilianer. Der Marchese war an sittlichem Charakter unserm Inquisiten vollkommen gleich. Sie lebten in der engsten Vertraulichkeit mit einander, und schlossen sich oft und lange in ein Zimmer ein, ohne daß jemand erfuhr, was sie darin vornahmen. Doch weiß man aus der Aussage eines Augenzeugen, daß, da sie eines Tages beide aus dem Zimmer traten, der Marchese zwey Zeddel in den Händen hatte, die er gegen einander hielt, und zu Balsamo sagte: Besser kann es unmöglich gemacht werden; welches auf einen nachgemachten Banco-Zeddel zu deuten scheint. Andere Anzeigen gleicher Art werden wir in der Folge sehen. Balsamo selbst hat die seltene Geschicklichkeit seines Freundes, Documente und Siegel zu verfälschen, nicht verhehlt, und noch dieses hinzugefügt, er habe ihm ein Königlich-Preußisches Officiers-Patent verfertigt, und dasselbe mit dem Nahmen des Königs Friederich

unters

unterzeichnet. Seitdem kleidete sich Balsamo als Officier eines Preußischen Regiments.

Endlich entschlossen sie sich beyde, Rom zu verlassen. Was sie eigentlich dazu antrieb, kann man aus der Nachricht schließen, die man von dem Schwiegervater des Balsamo erhalten hat: Cagliostro habe sich von seiner Freundschaft getrennt, und ihn nicht nur als Verfälscher der Banco-Zettel bey Gericht verklagt, sondern sich auch erbothen ihn mit dem Corpus delicti in Verhaft zu nehmen. Es ist daher zu vermuthen, daß er und Agliata Wind davon bekamen, und sich bey Zeiten davon machten.

Ihre Abreise geschah in zwey Chaisen. In einer fuhr Agliata mit der Gattinn des Balsamo; welcher mit dem Secretär des Agliata in der andern saß. Balsamo hat ohne Bedenken gestanden, wieviel die eheliche Treue, mit seiner vollen Bewilligung, auf dieser ganzen Reise gelitten habe. Beyde, Mann und Frau reiseten auf Kosten des Agliata. Sie richteten ihren Weg über Loreto ins Venezianische, und kamen nach Bergamo, nachdem sie unterwegs verschiedene andere Spitzbübereyen verübt hatten. Oft schlossen sich Cagliostro und Agliata in ein Zimmer ein. Obgleich niemand Augenzeuge ihrer Handlungen war, so bewiesen doch die Empfehlungsbriefe an verschiedene Personen, deren sie sich bedienten um Geld zu erschnappen, daß sie dergleichen Briefe theils nachmachten, theils verfälschten.

ſchaftlichen Tropfen übrig zu laſſen, der mir dir nach helfe! Ich will deine Lippen küſſen; vielleicht hängt noch ſo viel Gift daran, als ich nöthig habe -- Deine Lippen ſind noch warm --

Der Edelknabe, mit der Wache treten auf.

Wache.

Weiſ' uns den Weg, Junge.

Juliette.

So? Kommt jemand? So will ich's kurz machen -- (Sie findt einen Dolch.) O glüklicher Dolch! hier iſt deine Scheide, hier roſte und laß mich ſterben.

[Sie erſticht ſich.]

Knabe.

Hier iſt der Ort; dort, wo die Fakel brennt.

Wache.

Der Boden iſt voller Blut. Sucht auf dem ganzen Kirchhof, geht, etliche von euch, macht feſte wen ihr findet. Erbärmlicher Anblik! Hier ligt der Graf erſchlagen, und Juliette in ihrem Blut, noch warm, und kaum entſeelt, die doch dieſe zween Tage ſchon hier begraben gelegen iſt. Geht, zeigt es dem Fürſten an, rennt zu den Capulets, wekt die Montaguen auf -- Und ihr andere ſucht -- Die Umſtände allein können dieſe klägliche Begebenheit begreiflich machen.

Zu Bergamo hielten sie sich einige Tage auf, und bemüheten sich Soldaten zu werben. Die Sache wurde aber von der Regierung gar bald entdeckt, und Balsamo sammt seiner Frau und den Bedienten des Agliata (er selbst war einige Stunden vorher entflohen) wurden in Verhaft genommen, und, nachdem man sie verhört hatte, aus der Stadt gejagt. Da man sie zum Verhaft brachte, gelang es dem Balsamo, seiner Frau heimlich ein Päcktchen Bancozeddel zuzustecken, mit der Bitte sie zu verschlingen, weil es ihm sonst sein Leben kosten würde. Sie verbarg sie im Busen, und in einem günstigen Augenblick, da es niemand sah, zerriß sie dieselben in so kleine Stückchen als möglich war. Bey dieser Gelegenheit bemerkte sie, daß die Zeddel nicht das gewöhnliche Papierzeichen hatten, und, diesen Mangel zu bemänteln, übel zugerichtet und auf anderes Papier geklebt waren, um glauben zu machen, daß sie durch den Gebrauch abgenutzt wären. Der Aussage seiner Frau gemäß hatte Balsamo darum dieses böse Vorhaben noch nicht abgelegt. Wir werden in der Fortsetzung dieser Reise sehen, daß er in einem Ort des Genueser Staats Papier mit dem erwähnten Zeichen fabriziren ließ, dessen er sich bediente einen Zeddel von 25 Scudi nachzumachen, den er zu Savona versilberte.

Nach ihrer Verweisung aus Bergamo befanden sie sich in der äußersten Armuth, weil Agliata alle ihre Habschaft mit sich genommen hatte. Balsamo

wäre

wäre gern nach Rom zurückgekehrt, wenn die Furcht, der verfälschten Empfehlungsbriefe wegen bestraft zu werden, ihn nicht davon abgehalten hätte. Er entschloß sich, mit seiner Frau als Pilgrim nach S. Jacob in Gallizien zu reisen. In den gerichtlichen Verhören gab er vor, er und seine Frau haben diese Wallfahrt in der frommen Absicht, ihre Sünden zu büßen, unternehmen wollen. Allein diese Reise unterblieb. Er selbst fand es in den Verhören für rathsam, zu gestehen, er habe dieses Vorhaben aufgegeben, weil er andere Mittel gefunden, sich aus der Noth zu helfen. Wie dieses geschah, und was er eigentlich im Schilde führte, wird die Folge zeigen. Beyde kleideten sich als Pilgrime. Sie durchwanderten die Staaten des Königs von Sardinien und der Republik Genua, und begaben sich nach Antibes. Sie lebten von Almosen, die sie von Thüre zu Thüre sammelten, und dadurch zu vermehren suchten, daß sie vorgaben, diese Wallfahrt wäre ihnen zur Buße auferlegt worden, weil sie sich heimlich miteinander verehliget hätten. Weil demungeachtet ihre Ernde mager war, so trieb Balsamo seine Gattinn an, sich selbst Preis zu geben. Die Drohungen, die er ihr deshalben machte, begleitete er mit den ruchlosen Ausdrücken: was hilft dir nun deine Tugend? Stehet dir dein Gott so bey? Siehest du nicht das Elend, das uns zu Boden drückt?

In Antibes benutzten einige Offiziere die Wirkungen dieser Zumuthung. Mit dem Gelde, wel-

ches sie theils von ihnen, theils mit Betteln erhielten, setzten sie ihre Reise fort bis nach Barcellona, wo sie sich ungefehr sechs Monath aufhielten. Da sich der Geld-Mangel gar bald einstellte, that Balsamo seiner Gattinn den Vorschlag, in einer benachbarten Kirche, die einigen Mönchen zugehörte, zur Beichte zu gehen, und dem Beichtvater zu sagen: sie seyen beyde aus einer vornehmen römischen Familie, sie hätten sich heimlich miteinander verheyrathet, und weil ihre Wechselbriefe ausgeblieben, befänden sie sich in dürftigen Umständen. Lorenza gehorchte ihm. Der Beichtvater glaubte was sie sagte, und gab ihr etwas Geld. Den Tag darauf schickte er ihr einen Schinken, und da er sie nachher besuchte, gab er dem unbekannten Ehepaar den Titel Excellenz. Diesen Kunstgriff haben sie beyde gestanden, nur mit dem Unterschiede, daß der Mann die Erfindung und Ausführung desselben der Frau zuschreibt.

Unterdessen setzte sie die Wachsamkeit des Pfarrers, in dessen Kirchsprengel sie wohnten, in eine nicht geringe Verlegenheit. Weil sie ihm verdächtig vorkamen, so verlangte er von ihnen ihren Trauschein, den sie nicht bey sich hatten. Einer übeln Begegnung, die hieraus entstehen konnte, auszuweichen, suchte sich Balsamo den Schutz einer Person von Stande zu verschaffen, wozu er kein füglicheres Mittel auszufinden wußte, als die Person seiner Gattinn. Sie war jung, von mittelet Statur,

tur; von weisser Haut, von rundem Gesichte, nicht zu mager und nicht zu fett, von glänzendem Auge, sanft, pathetisch, und schmeichelhaft in ihrem äußerlichen, im Gange, und in der Physionomie, kurz, sehr geschickt Leidenschaften zu erregen, wie sie bey dieser und bey andern Gelegenheiten bewieß. Das liebe Ehepaar besuchte den erwähnten vornehmen Herrn, und stellte ihm die Verlegenheit vor, in welcher es sich befand. Der Mann mußte abtreten; und die Frau blieb allein bey dem Herrn, der sie in Ernst fragte, ob sie wirklich miteinander verheurathet wären. Da sie ihm dieses versicherte, versprach er ihr, den Trauschein von Rom kommen zu lassen. Indessen hatten die Reitze des jungen Frauenzimmers ihn so sehr geblendet, daß er die Gesetze der Ehre vergaß. Da sie sich aber weigerte, gab er ihr Bedenkzeit, und verabschiedete sie. Ihr Mann, dem sie diesen Vorgang erzählte, machte ihr die bittersten Vorwürfe, und führte sie nach einigen Tagen wieder zu dem Herrn. So bald dieser sie sah, fragte er, ob sie auf seinen Antrag Ja oder Nein sagte? Ja, sagte Balsamo im Namen seiner Frau, und ließ sie allein. Ihre Gefälligkeit trug ihr ein Goldstück von vier Pistolen ein. Um den nehmlichen Preis führete er sie jede Woche einmahl dahin.

Indessen kam der Trauschein von Rom an, nachdem Balsamo zu Barcellona mit einem vornehmen Reisenden Bekanntschaft gemacht hatte. Auch dieser

verliebte sich in Lorenza, und trug kein Bedenken seine Leidenschaft ihrem Manne zu entdecken. Dieser sah wohl ein, daß der wöchentliche Quadrupel endlich aufhören würde, und gab seiner Gattin den Rath, den Reisenden mit süßen Hoffnungen, ohne weitere Gefälligkeiten, zu unterhalten, damit sie mit ihm auf seine Kosten nach Madrit, wohin seine Absicht gerichtet war, reisen könnten. Dieser Anschlag gelang ihm. Sie reiseten alle drey in Gesellschaft, und der vornehme Reisegefährte schlief jede Nacht in einem von dem Ehepaar abgesonderten Nebenzimmer, ob er sie gleich in allem frey hielt. Endlich wurde er es müde, sich länger bey der Nase herumführen zu lassen, und drohete sich von ihnen zu trennen. Balsamo beredete nun seine Frau, ihm zu willfahren. Dieser Liebeshandel wurde eine geraume Zeit fortgesetzt. Er pflegte sie fast jeden Morgen bey anbrechendem Tage aufzuwecken und zu erinnern, daß sie in dem Nebenzimmer vollends ausschlafen müßte.

Zu Madrit gerieth Balsamo mit einem seiner Landsleute in eine Streitigkeit, die ihn veranlaßte, zu einem Staatsminister seine Zuflucht zu nehmen, und sich abermahls seiner Gattinn hierzu zu bedienen. Sie hatte die Angelegenheit ihres Mannes noch nicht auserzählt, als dieser Minister ihre eigene Umstände genau zu wissen verlangte; und da sie ihm keinen derselben, auch nicht einmal ihren Umgang mit dem Reisenden verschwieg, gab er ihr den Rath,

ihn zu verabschieden, und erboth sich in seine Stelle zu treten. Allein sie schlug es ihm ab; und er erwiederte ihr, im Falle sie seines Schutzes benöthiget wäre, so würde er ihr denselben versagen. Daß dies sein Ernst war, bestätigte sich gar bald. Denn da der Reisende die Habsucht des Balsamo, welcher bald Geld bald andere Dinge von ihm verlangte, nicht mehr aufhalten konnte, verließ er sie; und als hierauf Lorenza auf Betreiben ihres Mannes zum Staatsminister zurückkehrte, hielt dieser Wort, und wies sie mit allen ihren Reizen ab.

Da sie sich so verlassen sahen, begaben sie sich nach Lissabon. Hier war sein erster Gedanke sich gewöhnlicher Maßen, nach den reichsten und wollüstigsten Personen zu erkundigen. Er erfuhr, daß hier ein Kaufmann wohnte, dessen Charakter seinen Wünschen gemäß wäre. Zu diesem schickte er seine Gattinn, ihn um ein Allmosen zu bitten. Der Kaufmann gab sogleich eine Lisbonine, begleitete aber die milde Gabe mit einem schändlichen Antrage, und bestellte sie in einen Garten vor der Stadt. In einem Zeitraume von drey Monathen wurde diese Zusammenkunft öfters veranstaltet, und jedesmahl mit einem Geschenke von acht Pistolen belohnt. Die Anverwandten des Kaufmanns wurden hierüber sehr aufgebracht; und die Furcht vor übeln Folgen machte, daß Balsamo den Entschluß faßte, diesen Aufenthalt zu verlassen, und sich nach London zu begeben. Um daselbst seine Absichten glücklicher zu

erreichen, wollte er, daß Lorenza vor ihrer Abreiſe von einem gewiſſen Mädchen Engliſch lernete, während er ſelbſt mit gutem Erfolg an Verführung der Lehrmeiſterin arbeitete.

Zu London fand ſeine Kuppeley eine reiche Aerndte. Wir wollen hier nur einen Streich erzählen, den er einem Quäcker ſpielte. Die Geſetze von England verordnen, daß, wenn ein Mann ſeine Frau im Ehebruch ertappt, und zum Beweis deſſelben einen Zeugen anführen kann, es in ſeinem freyen Willen ſtehet, entweder den Ehebrecher vor Gericht zu belangen, wo er äußerſt ſtreng beſtraft wird, oder gegen Erlegung einer ihm beliebigen Geldſumme ſich mit ihm zu vergleichen. Zu London erwarben ſich Balſamo und Lorenza die Bekanntſchaft einiger Quäker, und eines Sicilianers, der ſich Marcheſe Vivona nannte. Einer der Quäker verliebte ſich in Lorenza, und legte ſeine ernſthafte Miene ab, um ſein Glück bey ihr zu verſuchen. Sie entdeckte es ihrem Manne und ſogleich beſchloſſen Balſamo, ſeine Gattinn, und Vivona, daß ſie den Quäker zu einer heimlichen Zuſammenkunft beſtellen ſollte; die zwey Männer ſollten indeſſen ſich in einem nahen Zimmer verſtecken, und, wenn er der Erfüllung ſeiner Wünſche am nächſten wäre, auf ein von ihr gegebenes und mit ihnen verabredetes Zeichen hervortreten, Balſamo, als Ehemann, und Vivona als Zeuge, und ihm durch Vorwürfe, Beſchimpfung und Drohun-

gen Geld abzudringen ſuchen. Alles entſprach ihren Wünſchen. Der Quäker, von Lorenza eingeladen, erſchien zur beſtimmten Zeit, und complimentirte ſie auf die Weiſe der Penſylvaner. Lorenza erwiederte, ſie könne nicht begreifen, wie ein Quäker ſo galant ſey. Ihr Geſpräch wurde allmählig ſo feurig, daß der Quäcker, dem alles zu eng wurde, Hut, Perücke, und Rock ablegte. Sogleich gab Lorenza das verabredete Zeichen. Balſamo tritt mit Vivona unvermuthet ins Zimmer, und überraſcht ihn. Er kommt ganz außer Faßung; und da er die Sache nicht läugnen kann, muß er ſich noch glücklich ſchätzen, mit einer Summe von 100 Pfund Sterling, die jene unter ſich theilen, davon zu kommen.

Das enge Band der Freundſchaft zwiſchen Balſamo und Vivona währte nicht lange. Balſamo beſaß einige Topaſe, die er bey ſeinem Aufenthalt zu Liſſabon geſammelt hatte, und hier verkaufen wollte. Er gab dieſen Auftrag ſeinem Freunde Vivona, der ſie, anſtatt ſie zu verkaufen, ſich ſelbſt zueignete und aus London entfloh. Kurz nachher hatte Balſamo das Unglück, wegen nicht bezahlter Hausmiethe in Verhaft genommen zu werden. Es ſcheint unglaublich: daß ein Mann, der ſo viel Geld und Sachen gewann, dennoch ſo oft, wie die Folge dieſer Geſchichte zeigen wird, in die äuſſerſte Verlegenheit gerieth. Aber alle Verwunderung wird verſchwinden, wenn man betrachtet, wie

flüchtig das übel erworbene Geld von Natur iſt, und von welchem aufgeblaſenen und ſtolzen Charakter Balſamo war. Um in der Welt eine groſſe Rolle zu ſpielen, verſchwendete er, was er in Händen hatte, ohne Maaß und Ziel. Man kann ſicher rechnen, daß er, ohne die Geſchenke, die er und ſeine Gattinn auf den vielfältigen Reiſen in Edelſteinen, goldenen und ſilbernen Geräthſchaften erhielt, über hundert tauſend Thaler in baarem Gelde gewonnen habe: und dennoch fand er ſich in den letzten Zeiten aus Nothdurft oft gezwungen, eine oder die andere ſeiner Habſchaften zu verpfänden.

Die Groſsmuth eines Engländers errettete ihn aus dem Kerker. In der ſogenannten Bayeriſchen Kapelle der Katholiken, welche von Lorenza oft beſucht wurde, hatte ſie Gelegenheit gefunden, mit einem braven Manne Bekanntſchaft zu machen. Dieſem entdeckte ſie den Zuſtand ihres Gatten, und erhielt von ihm nicht nur eine zur Tilgung ſeiner Schulden hinreichende Beyſteuer, ſondern auch die gütige Anerbiethung, ſie beyde in ſein Haus aufzunehmen. Bey dem freundſchaftlichen Umgange, den eine gemeinſchaftliche Wohnung gewähret, glaubte der Engländer in Balſamo die Geſchicklichkeit entdeckt zu haben, einige Zimmer eines Luſthauſes, welches er auf dem Lande hatte, zu mahlen, und eröfnete ihm ſeinen Wunſch. Dieſer trug nicht das geringſte Bedenken, den Auftrag anzunehmen, ob er gleich in dieſer Kunſt ganz unerfahren war. Der gute

Eng-

Engländer folgte ihm dahin, um sich daselbst einige Zeit aufzuhalten. Eine seiner Töchter verliebte sich in den Mahler, man weiß nicht, ob aus eigenem Triebe, oder durch Verführung. Gewiß ist es, und er hat es selbst bekannt, daß er die Leidenschaft des Mädchens, welche bis zur Raserey gieng, nährte, und viel Geld von ihr zog.

Es könnte sich jemand wundern, wie es diesem Menschen so leicht war, sich bey den Weibern einzuschmeicheln. Wer ihn gesehen und Umgang mit ihm gehabt, der kann zeugen, ob er in seinem Äußern und innern Wesen etwas einnehmendes habe. Er ist eher klein als groß von Statur, braun von Gesichtsfarbe, von fettem Körper und schielem Blick, und spricht einen Sicilianischen Dialekt, welcher dermaßen mit transalpinischen Wörtern vermengt ist, daß man glauben sollte, er spreche Hebräisch; er besitzt keine der empfehlenden Eigenschaften, die in der galanten Welt gemein sind, keine Kenntnisse, keine Wissenschaften, und keine andere Hülfsmittel, sich auf einige Weise die Liebe anderer zu erwerben. Wie konnte ein solcher Mensch sich Hoffnung machen, vom schönen Geschlechte begünstigt zu werden? Wie konnte dieses in einem so hohen Grade geschehen, daß sie sich vom Wege der Tugend ablenken ließen, und ihn so reichlich dafür belohnten? — Nur einen Aufschluß dieses Geheimnisses gewährt uns der wider ihn angestellte Proceß. Das englische Mädchen,

Etliche Wächter mit Balthaſar.

2. Wächter.

Hier iſt ein Bedienter von Romeo, den wir auf dem Kirchhof gefunden haben.

1. Wächter.

Haltet ihn auf, bis der Fürſt kommt.

Ein andrer Wächter, mit Bruder Lorenzen.

3. Wächter.

Hier iſt ein Franciſcaner, der zittert, ächzt und weint; wir fanden dieſes Brech-Eiſen und dieſe Spathe bey ihm, und er kam von dieſer Seite des Kirchhofs her.

1. Wächter.

Das iſt ſehr verdächtig; haltet ihn auch auf.

Fünfte Scene.

Der Fürſt und ſein Gefolge, treten vorn auf der Schaubühne auf.

Fürſt.

Was für ein Unheil iſt ſo früh auf, daß es uns aus unſerm Morgen-Schlaf weckt?

Capulet

chen, wovon wir Erwähnung gethan haben, war ein abscheuliches und ekelhaftes Geschöpf, und alle die übrigen Frauenzimmer, deren Liebe er zu gewinnen wußte, so alte und verlegene Waaren, daß sie nur auf die Gegenliebe eines Balsamo Anspruch machen konnten.

Der Engländer, welchen die schlechte Mahlerey, womit Balsamo seine Hoffnung betrogen, und seine Zimmer verdorben hatte, schon mißmuthig gemacht hatte, wurde äusserst wider ihn aufgebracht, da er auch seine Tochter verführt sah. Doch ließ er ihn die Wirkung seines Zornes nur dadurch fühlen, daß er ihn sammt seiner Frau aus dem Hause jagte. Diese erste Reise des Balsamo nach London, welche zwischen das Jahr 1771. und 1772 fällt, und die er sammt seiner Gattinn so umständlich, wie wir sie erzählt haben, in der gegenwärtigen Inquisition eingestanden, hat er in der Folge in einem an die englische Nazion gerichteten und gedruckten Schreiben (wovon ein Exemplar mit des Verfassers geschriebenen Erklärungen sich unter den Acten des Prozesses findet), auf eine unverschämte Weise geläuguet, und sich bemühet, die im Courier d' Europe wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen Lügen zu strafen.

Balsamo verließ nun England, und nahm seinen Weg nach Frankreich. Zu Dover erwarb er sich die Freundschaft eines gewissen Monsieur Duplessir, der sich erboth, ihn sammt seiner Frau nach

Pas

Paris zu führen. Er nahm die Einladung an, und die Reiſe geſchah, wie er ſelbſt erzählt hat, mit Extrapoſt. Dupleſir fuhr mit Lorenza in einem leichten Reiſewagen, und Balſamo begleitete ſie zu Pferde. Die Folgen dieſer Geſellſchaft laſſen ſich leicht denken. Lorenza wurde in Madame Dupleſir verwandelt, und blieb es eine geraume Zeit zu Paris, wo beyde auf des Franzoſen Unkoſten lebten. Die Unerſättlichkeit des Balſamo, der ſeine Waare immer ſehr theuer an den Mann zu bringen verlangte, ermüdete auch dieſen Liebhaber, der nicht viel Geld wegzuwerfen hatte. Dieſer that der Lorenza den Vorſchlag, daß wenn ſie dieſe Lebensart fortſetzen wollte, es beſſer für ſie wäre, es auf ihre eigene Rechnung zu thun, als die Habſucht ihres Mannes dadurch zu nähren, oder nach Rom zu ihren Eltern zurückzukehren. Sie geſtehet, ſie habe ſich damals vorgenommen, dem letzten Vorſchlag zu folgen. Was man mit Gewißheit hiervon ſagen kann, iſt dieſes: daß ſie eines Tages unvermuthet die Wohnung ihres Mannes verließ, und mit ihren nothwendigen Kleidungsſtücken in ein anderes Haus zog, welches ihr Dupleſir verſchafft hatte. Ihr Mann wurde hierdurch ſehr wider ſie aufgebracht, und bewirkte einen königlichen Befehl, daß ſeine Frau in Verhaft genommen, und in das Haus S. Pelage geführt wurde, wo ſie einige Monathe eingeſchloſſen war; indeß er bey einer alten Madame wohnte. Er verkaufte mit einigem Gewinn ein

gewisses Wasser, welches er für ein Mittel ausgab, die Haut der Frauenzimmer zu verjüngen. Doch war der Nutzen, den er von der Freygebigkeit der alten Dame zög, welche er in dem Taumel ihrer unsinnigen Leidenschaften zu befriedigen wußte, weit größer. Er blieb einige Zeit bey ihr, auch da seine Frau S. Pelage verlassen hatte, und bezog nachher ein Quartier auf seine Kosten bey der Barriere.

Es ist nicht unwichtig, zu wissen, daß bey Gelegenheit der Verhaftung der Lorenza im Policeygerichte gewisse Thatsachen zu Protocoll gebracht wurden, die dem kleinen Werkchen, welches *Ma correspondence avec le comte de Cagliostro* betitelt ist, einverleibt worden sind. Unter demselben findet sich auch das Verhör des Duplesir, welcher ausgesagt hat, daß, ob gleich Balsamo mit seiner Ehegattinn drey Monathe auf seine Kosten lebte, er dennoch für Moden, Frisur, und Tanzmeister gegen 200 Thaler Schulden gemacht habe. Monsieur Lyon war der Tanzmeister. Da derselbe den 21. December 1772 seinen Schülern einen Ball gab, betrog Balsamo einen Trödler um einige schöne Kleider, womit seine Frau prächtig geschmückt war.

Demungeachtet läugnet er hartnäckig in dem erwähnten Briefe an das Volk von England seinen Auffenthalt zu Paris, und behauptet, die ganze Begebenheit mit Duplesir und von S. Pelage

sey

ſey eine Verläumdung ſeiner Feinde. Wie laſſen ſich aber gerichtliche Acte und die Perſonen ſelbſt verläugnen? Im erwähnten Briefe, (in welchem er ſich ſchon in einen Grafen von Caglioſtro verwandelt hatte), behauptet er, daß Joſeph Balſamo, welchem verbothen wurde, die Rolle eines Empirikers zu ſpiklen, und Lorenza Feliciani, die in S. Pelage eingeſchloſſen war, mit dem Grafen von Caglioſtro und der Gräfinn Seraphina Feliciani nichts gemein hätten, und fordert die ganze Polizey von Paris auf, das Gegentheil zu beweiſen.

Wir kehren nun zur Barriere zurück, wo wir Balſamo gelaſſen haben. Er hatte damahls ſchon mit zwey anſehnlichen Perſonen Bekanntſchaft gemacht, bey welchen er ſich wunderbarer Geheimniſſe der Chymie rühmte, für welche dieſe Herren über alle Maßen eingenommen waren. Er machte ihnen weiß, er beſäße die Kunſt Gold zu machen, und das Geheimniß, das menſchliche Leben zu verlängern; welches für einen derſelben, als einen Mann von hohem Alter, beſonders reitzend war. Um ſie in ihrem Wahne zu beſtärken, ſpielte er ihnen einige Spaniſche Piſtolen aus den Händen, ſchmelzte und vermengte ſie in einem Tiegel mit fremder Materie, wodurch ihre Maſſe vergrößert zu ſeyn ſchien. Hierdurch, und durch andere liſtige Streiche lockte er ihnen gegen 500 Louisdors ab; aber es kam nie dahin, daß der

Un-

Unwissende ihnen die goldene Kunst, oder das Geheimniß, den Tod zu entfernen, mittheilte. Sobald die zur Erfüllung seines Versprechens bestimmte Zeit verstrichen war, warfen die zwey Herrn einen gerechten Verdacht auf ihn, und sahen ihm genauer auf die Finger. Da Balsamo die Gefahr merkte, der er sich immer mehr näherte, und auch wohl unter der Hand erfahren haben mochte, daß die zwey Herrn, von seinem Betrug überzeugt, mit dem Vorhaben umgiengen, ihn in Verhaft nehmen zu lassen: ließ er sich unter einem fremden Nahmen einen Paß geben und entfloh in größter Eile aus der Barriere nach Brüssel. Von hieraus reisete er durch Deutschland nach Italien, und kehrte nach Palermo zurück.

Hier genoß er nur wenige Tage seiner Freyheit. Marano, welchen er auf die schon beschriebene Weise betrogen hatte, ließ ihn in Verhaft nehmen. Dieser Gelegenheit wollte man sich auch bedienen, den Prozeß wegen der Verfälschung des Testaments zu Gunsten des Marchese Maurigi zu erneuern. Er war in Gefahr auf die Galeeren geschickt zu werden. Allein durch das Betreiben eines großen Herrn von Neapel, von welchem er auf seiner Durchreise verschiedene nachdrückliche Empfehlungsschreiben erhalten hatte, wurde er von dieser Gefahr befreyet, und auf freyen Fuß gestellt, mit dem Beding, daß er sogleich die Stadt Palermo

verließe. Er schiffte sich mit seiner Frau in eine Speronara ein, und begab sich nach Maltha, wo er mit dem Geheimniß die Haut der Frauenzimmer vermittelst einer Pomade oder eines Wassers zu verjüngen, wie er erzählt, einiges Geld gewann, noch viel mehr aber durch seine gewöhnliche Kupplerey.

Nach Verlauf dreyer Monathe verließ er diese Insel. Es sey uns hier erlaubt, für einen Augenblick von dem Verfolg der Geschichte abzuweichen, um dem Leser die Zweifel zu benehmen, die in ihm über die Wahrscheinlichkeit der allzuschnellen Veränderungen der Oerter entstehen könnten. Wie kann es seyn, daß dieser Mann nirgends einen Ort fand, wo er sich niederließ, und so leicht von einem Pole zum andern lief? — Und doch geschah es, Trotz allem was Vernunft und Vorurtheil dawider einwenden können. An seinen Reisen ist nicht zu zweifeln, und sein immerwährendes Herumschweifen ist unläugbar. Es ist auch nicht schwer, die Ursache davon anzugeben. Mit dem unruhigen und flatterhaften Geiste, der ihn belebte, vereinigte sich eine Lebensart, die ihm überall früher oder später Tadel, Feindschaft und Verfolgung nothwendig zuziehen mußte. Die Folge dieser Geschichte wird es beweisen.

Von der Insel Maltha reisete er nach Neapel, wo er viele Monathe verweilte. Hier fand sein chymisches und kabalistisches Handwerk eine sehr

günstige Aufnahme. Unter den Bekanntschaften, die er sich hier erwarb, war ein Kaufmann und ein Mönch, die diesen Wissenschaften sehr ergeben waren. Der Kaufmann war reich, und der Mönch vertrat bey ihm die Stelle eines Lehrers. Sein erster Gedanke war, den Mönch von jenem zu trennen, um allein über ihn zu herrschen. Da ihm dieses gelungen war, wußte er dem Kaufmann durch das Versprechen, ihn in den Besitz seiner sogenannten hohen Kenntnisse zu setzen, wichtige Geldsummen abzulocken. Unterdessen ließ er sich durch das Bitten seiner Frau bewegen, seinen Schwiegervater und einen ihrer Brüder nach Neapel kommen zu lassen. Man ersuchte ihn, diesen jungen Menschen mit sich zu nehmen. Er gefiel ihm. Es war ein hübscher und wohlgebildeter Jüngling, dem er eine Frau, die der seinigen gleich wäre, geben, und nachdem er sie nach dem Muster derselben gebildet, in die nehmliche Laufbahn führen wollte, in Hoffnung mit zwey so abgerichteten Weibern seinen Gewinn zu vermehren. Sie reiseten alle drey von Neapel gegen Frankreich. Zu Marseille hielten sie sich einige Zeit auf. Balsamo fand hier Gelegenheit, mit einer betagten Wittwe, welche der Geist der Galanterie noch nicht verlassen hatte, Bekanntschaft zu machen. Er nahm sich vor, dieselbe zu benutzen. Ob sie sich wirklich zuerst in ihn verliebte, oder ob er sich so sehr in sie verliebt stellte, daß er ihre Gegenliebe gewann, ist unbekannt. So viel ist gewiß,

daß

daß sie sich in einen unerlaubten Umgang einließen. Er hat selbst kein Geheimniß hieraus gemacht. Er erhielt von ihr viele Geschenke in Geld und Sachen. Doch war er hiermit nicht zufrieden. Ein gewisser Monsieur, der sehr alt und an Kräften erschöpft war, hatte sie in seiner Jugend bedient, und seinen Posten noch nicht verlassen. Dieser wurde eifersüchtig. Die Wittwe, welche weder diesen, der sehr reich war, noch jenen, der sich durch seine Kräfte empfahl, missen wollte, ersuchte ihn, den Alten durch einige Mittel zu täuschen. Er fand zwey Wege, dieses zu bewirken. In dem Alten loderte noch immer das Feuer der alten Liebe; es fehlte ihm aber an Kräften. Balsamo versprach ihm, durch chymische Geheimnisse seine Kräfte zu verjüngen. Auch war nach Gewohnheit des kindischen Alters, der Stein der Philosophen ein Gegenstand der Wünsche des verliebten Greises. Also war es unserm Balsamo sehr leicht, ihn in sein Netz zu ziehen. Er zeigte ihm verschiedene chymische Operazionen, und machte ihm durch das Versprechen, Gold zu machen, die Zähne wässerig. Unter dem Vorwande, die Ingredienzien dazu anzuschaffen, erhielt er von ihm beträchtliche Geldsummen.

Auf diese Weise wurden die Wittwe, der Alte, und Balsamo zufrieden gestellt. Das Vorhaben, welches er mit der Person seines Schwagers gefaßt hatte, dachte er nun auszuführen. Er hatte ihn

für einen sehr bemittelten römischen Cavalier ausgegeben, und, dieser Betrügerey den Anschein der Wahrheit zu geben, ihn mit prächtigen Kleidern versehen. Er selbst wollte für etwas Großes angesehen seyn, und trug die preußische Uniform, deren wir anderswo gedacht haben. Alles zielte dahin, eine der zwey Töchter und Erben der Wittwe, welche damahls vierzehen Jahr alt war, mit seinem Schwager zu verheyrathen. Er selbst hielt bey der Wittwe förmlich um sie an, die ein großes Vergnügen äußerte, sich durch die Bande der Verwandschaft mit ihm zu vereinigen. Allein diese Verbindung erfolgte nicht, weil weder sein Schwager noch seine Frau sich bewegen ließen, darein zu willigen. Wir wollen hier der vielen Mißhandlungen und Beschimpfungen nicht gedenken, die sie, wie sie beyde einhellig gestehen, dieser Ursache wegen von ihm erlitten. Ihr Geständniß verdient um so mehr Glauben, als dies Betragen den Leidenschaften eines Mannes von seinem Charakter, dem eine so günstige Gelegenheit aus den Händen gerissen wird, völlig angemessen ist.

Die Zeit, welche Balsamo zur Erfüllung seiner Versprechungen, die er dem Alten gethan hatte, gieng zu Ende. Er mußte sich zu etwas entschließen. Er machte dem Alten weiß, er sähe sich genöthiget eine kurze Reise zu thun, um einige zu dem großen Werke des *Lapis philosophorum* unentbehrliche Kräuter anzuschaffen. Bey der Wittwe

we gab er vor, ſein Schwiegervater zu Rom wäre nahe am Tode, und hätte ihn durch Briefe erſucht eilends zu ihm zu kommen. Der Alte ſchenkte ihm einen ſchönen Reiſewagen, und beyde verſahen ihn mit Geld. Er richtete aber ſeine Reiſe nach Spanien, wo er zu Barcellona den Reiſewagen verkaufte, und mit ſeinen zwey Gefährten nach Valenza und Alicante ſeinen Weg fortſetzte. Eine zu Straßburg im Jahr 1782 gedruckte Schrift des Wundarztes Sachy, welche von Madam la Motte im Jahr 1786 beantwortet wurde, giebt uns umſtändliche Nachrichten von ſeinem Aufenthalt in dieſen Städten; und die Klagen, welche er in dem erwähnten Briefe an das Volk von Engsland darüber führet, und die Mühe die er ſich giebt, den Verfaſſer Lügen zu ſtrafen, beſtätigen dieſelben. Herr Sachy erzählet: er habe zu Valenza in Spanien mit Caglioſtro, ſeiner Frau und ſeinem Schwager Umgang gehabt, und ſie curiert; Caglioſtro habe ſich damahls den Nahmen Don Thiſcio von Neapel und den Charakter eines Lieutenants gegeben, und die kleine Uniform getragen. Er füget hinzu: ſie ſeyen aus Valenza vertrieben worden und hätten ſich nach Alicante begeben, wo Don Thiſcio ſo ſchimpfliche Begegnungen erfahren habe, daß man ſie, der Ehrbarkeit wegen und aus Ehrfurcht gegen das Publikum, verſchweigen müſſe.

Mit dieſem Capital von Verdienſten richteten ſie ihre Reiſe nach Cadix, wo Balſamo aufs neue

Capulet und Lady Capulet, treten auf der andern Seite auf.

Capulet.

Was mag das ſeyn, daß ein ſo gräßliches Geſchrey auf den Straſſen iſt?

Lady Capulet.

Die Straſſen ſind voll Volks das Romeo ſchreyt; einige ſchreyen, Juliette; einige Paris; und alle rennen mit Entſezen und Geſchrey unſerm Begräbniß zu?

Fürſt.

Was für Töne des Schrekens ſtürzen ſich in unſer Ohr?

1. Wächter.

Gnädigſter Herr, hier ligt der Graf Paris ermordet, und Romeo todt, und Juliette, die zuvor todt war, warm, und vor wenigen Minuten umgebracht.

Fürſt.

Sucht, forſcht nach, und ſpäht aus, woher dieſe ſcheußliche Mordthaten kommen?

1. Wächter.

Hier iſt ein Mönch, und des erſchlagnen Romeo's Diener, die mit Werkzeugen, dieſe Todten-Gräber aufzubrechen, ertappt worden ſind.

die Thorheit eines in die Chymie vernarrten Menschen benutzte. Durch dieses Mittel schmeichelte er sich bey ihm ein, und betrog ihn um einen Wechsel von 1000 Thalern, unter dem gewöhnlichen Vorwand, zur Verfertigung des Steins der Weisen gewisse Kräuter und andere Ingredienzien anzuschaffen. Außer dem erhielt er noch von ihm eine goldene Repetieruhr zum Geschenke, welche wie ein Knopf zu einem spanischen Rohre gebildet war. Eine gleiche Repetieruhr hatte er ihm diebischer Weise und mit außerordentlicher Geschwindigkeit aus den Händen gespielt, da er ihm ein gewisses Kästchen zeigte. Er hat in seinen Verhören keine dieser Begebenheiten läugnen können, gab aber vor, er habe die entwendete Repetieruhr eben so wohl als eine Summe Geld und ein herrliches Gastmahl, welches in seinem ganzen dasigen Aufenthalt das einzige war, womit er ihn beehrte, nur allein seiner Freygebigkeit, die er sich durch seine wissenschaftliche Gespräche von der Chymie erworben, zu verdanken gehabt.

Zu Cadix trennte er sich von seinem Schwager, weil dieser behauptete, er habe ihm verschiedene Sachen entwendet. Aus Furcht vor den Folgen seines Betrugs, wenn er, wie nachher geschehen, entdeckt würde, verließ er mit seiner Frau die Stadt Cadix, und reisete nach London. Da er hier nun zum zweyten mal sein Glück versuchte, gelang es ihm, mit einem Frauenzimmer, Nahmens

Fry,

Fry, und einem gewiſſen Herrn Scott, die beyde ins Lottoſpiel vernarrt waren, Bekanntſchaft zu machen. Er rühmte ſich die Wiſſenſchaft der Nummern zu beſitzen, und machte vollends den Herrn Scott zum Narren, da er ihm weiß machte, er könne Gold machen. Durch dieſe Mittel zog er beträchtliche Geldſummen von ihnen. Weil ſie aber nie das Glück hatten, ihre Wünſche zu erreichen, ſo erkannten ſie endlich den Betrug, und verklagten ihn vor Gericht. Dieſer böſe Streich zog ihm einigemal den Verhaft zu, bis er ſich endlich entſchloß, durch einen falſchen Eidſchwur ſich von dieſer Plage zu befreyen. Er hatte das Geld unter vier Augen erhalten; alſo galt ſein Läugnen ſo viel als die Beſchuldigung ſeiner Ankläger. Daher ſchwur er einen förmlichen Eid, nichts von ihnen erhalten zu haben. Das nehmliche mußte ſeine Frau beſchwören, und ſo endigte ſich dieſer Handel. Alles dieſes haben beyde im gegenwärtigen Prozeß eingeſtanden.

Die in dieſem Gerichtshandel zu London niedergeſchriebenen Akten, welche in dem ſchon erwähnten Werkchen, Ma correspondence etc. in extenſo wieder zum Vorſchein gekommen ſind, liefern einige andere Umſtände, die werth ſind hier aufgezeichnet zu werden. Der Verklagte bekannte vor den Richtern zu London: er verſtehe ſich auf die Kabala; weil er die aſtrologiſchen Berechnungen zur Gewißheit gebracht, ſo wiſſe er die Num-

mern des Lottospiels zu errathen. Durch dieses Mittel habe er der Frau Fry zu einem Gewinst von 2000 Pfund Sterling verholfen, und diese habe seiner Frau aus Dankbarkeit einen Schmuck Brillanten und eine goldene Dose geschenkt. Er setzte endlich noch hinzu: er sey bereit mit jedermann zu wetten, daß er die erste Nummer, die im Anfang des folgenden Jahres herauskomme, errathen werde. Madam Fry behauptete hingegen: Cagliostro habe ihr nicht nur durch die vorgespiegelte Hoffnung der Zahlen des Lotto beträchtliche Geldsummen abgelockt, sondern sie auch beredet, ein Halsband von 62 kleinen Brillanten, und eine goldene Dose zu kaufen und ihm einzuhändigen, weil er vorgegeben, er besäße die Kunst die Diamanten zu vergrößern, und die Masse des Goldes zu vermehren. Er hatte ihr nehmlich weiß gemacht, wenn man die kleinen Diamanten eine gewisse Zeit unter die Erde vergrübe, so würden sie weich und schwöllen auf, und er besäße ein gewisses rothes Pulver, welches er das Befestigende nannte und ihr vorwies, womit er mit einem hundertfältigen Gewinn diesen vergrößerten Edelsteinen ihre vorige Härte wieder gäbe.

Viele Zeugen versicherten, er habe sich gerühmt, mit dem erwähnten rothen Pulver könne er das Queckfilber in Silber verwandeln, und durch chymischen Operationen die Masse des Goldes vergrößern. Er ließ sich damahls bald Hauptmann, bald Obrist in Preußischen Diensten

betiteln, und zeigte seine Patente. Daher kam es, daß er in seiner dritten Rückkehr nach London, in welcher Zeit sein Schreiben an das Volk von England ans Licht trat, wegen der Unmöglichkeit sich seiner eigenen Person unterzuschieben, sieben oder acht Verhafte dieses Titels wegen zählte, und sich jedesmahl mit dem Vorgeben deckte, er sey von seinen Vertheidigern und Richtern hintergangen worden.

Der Zeit seins zweyten Aufenthalts zu London haben wir großen Theils alle die Rollen zu verdanken, die er nachher auf der Schaubühne der Welt gespielt hat. Diesesmahl ließ er sich hier in den Freymäurer-Orden aufnehmen, wo er Gelegenheit fand eine neue Secte, oder eine Reforme neuer Art zu stiften, von welcher wir im zweyten Kapitel ausführlich handeln werden. Jetzt wollen wir nur solcher Umstände erwähnen, ohne welche der Verfolg der Geschichte nicht wohl verstanden werden kann. Balsamo wollte sich ein neues Feld für Betrügerey öfnen, und wählte hierzu die Freymäurerey. Damit sie ihm besser fruchtete, gab er ihr einen Anstrich von Neuheit; und erfand neue Regeln, neue Gebräuche, und neue Lehren. Wie groß und wie ausgebreitet die Verblendung war, die er durch diesen Weg überall ausstreuete, ist unbeschreiblich. In seinen Verhören hat er gestanden, eine über alle Massen zahlreiche Menge Anhänger angeworben zu haben, die ihn insgesammt als Oberhaupt und Meister

erkennen. Dies ist die Hauptquelle des ausgebreiteten Ruhs, wodurch er seit vielen Jahren der Gegenstand aller Zungen geworden ist.

Andere Umstände verhalfen hierzu. Wir wollen hier die bekannte Begebenheit des Pariser Halsschmuckes, und seines Verhafts in der Bastille, wovon wir an einem andern Orte handeln werden, nicht gedenken. Sein sonderbares Betragen, seine Lebensart und Reden haben viel dazu beygetragen, das neue Gespenst zu beleben. Beym ersten Entstehen seiner Maurerey verließ er den Familien-Nahmen Balsamo, nannte sich Cagliostro, und gab sich den glänzenden Titel eines Grafen, wodurch seine Gattin in eine Gräfin verwandelt wurde. Dies war nun sein gewöhnlicher Nahme. Doch erschien er auch unter andern Nahmen, bald als Marchese Pellegrini, bald als Marchese Anna, oder Marchese Balsamo, bald als Graf Hönix. Seine wahre Abkunft, seinen Stand und sein Alter verschwieg er sorgfältig. Bey Einigen gab er sich für einen Menschen aus, dessen Alter bis auf den Kasten Noah reichte; andern machte er weiß, er habe der Hochzeit in Cana Galileä beygewohnt. Bald gab er sich für einen gebohrenen Maltheser aus, bald war er ein Sohn des Großmeisters dieses Ordens und der Prinzessin von Trebisond. Von seinen Reisen, von seinen Studien und Kenntnissen sprach er in einem hohen und wunderbaren Ton. Er wollte Mecca und Aegypten und andere entfernte

Theile der Welt besucht, die Kenntniß der Pyramiden erlangt, und die Geheimnisse der Natur durchdrungen haben. Dies waren die gewöhnlichen Gegenstände seiner Gespräche. Oft bediente er sich eines geheimnißvollen Stillschweigens. Einigen, die ihn um seinen Nahmen, oder um seinen Stand befragten, antwortete er: *Ego sum, quæ sum;* und wenn Jemand noch weiter in ihn drang, war dies die höchste Gefälligkeit, wozu er sich herabließ, daß er ihm seine Chifre vorzeichnete, welche in der Figur einer Schlange bestand, die einen Apfel im Munde hält, und mit einem Pfeil durchstochen ist.

(Die Fortsezung nächstens.)

VII.

Schreiben der Revoluzions-Gesellschaft in London an die Gesellschaft der Constituzions-Freunde in Straßburg.

(Aus dem Englischen übersezt.)

Die Revoluzion, durch die sich unsere Landesleute in dem vorigen Jahrhundert merkwürdig machten, muß jezt nothwendig herrlicher als jemahls in unsern Augen erscheinen, da die Begriffe von allge-

allgemeiner Freyheit, nach welchem unsere Vorfahren in ihrem Unternehmen zu Werke giengen, von Ihrem tapfern und großmüthigen Volke für richtig erkannt, und als die einzigen wahren Grundgesetze einer guten Staatsverfassung zu einer Zeit angenommen werden, welche jeder Menschenfreund, der sich weder von Gothischen noch abergläubischen alten Vorurtheilen blenden läßt, nothwendig für die aufgeklärteste Epoche halten muß, deren in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts Erwähnung geschieht. Diese feyerliche Bestätigung, welche die Grundsätze des allgemeinen Menschenwohls durch die glorreiche Französische Revoluzion im Jahr 1789. erhalten haben, muß also ihrer Vorgängerin, der Brittischen, die im Jahr 1688. zu Stande kam, einen neuen schönen Glanz mittheilen, da dieselbe zu dem wichtigsten Unternehmen, das zur Beförderung wahrer Freyheit und allgemeiner menschlicher Glückseligkeit seitdem ausgeführt worden, gleichsam das Vorbild gewesen ist.

So mögen denn auch diese beyden glücklichen Begebenheiten in dem Andenken der Nachwelt mit einander verbunden, und die eine wie die andere von einerley Glück und Gedeihen begleitet werden! Diese guten Wünsche haben Sie von ihrer Seite gegen uns geäussert; daher wir um so weniger unterlassen können, Ihnen eben die Versicherung zu wiederhohlen, die wir schon unsern gemeinschaftlichen Brüdern zu Paris gegeben haben; wie es

nem

nemlich unser aufrichtiger Wunsch sey, daß sich die Französische Revoluzion eben sowohl als die Britische in aller ihrer Reinigkeit erhalten, und die eine wie die andere durch ihre innere Stärke unzerstörbar werden möge!

Wenn sie aber zu einer solchen dauerhaften Festigkeit gelangen sollen, so müssen ihre Gesetze vor jeder einschleichenden Verderbniß und allmähligen Erschlaffung nicht nur dem Buchstaben sondern auch dem Geist nach, auf das strengste bewahret werden. Zu dieser wohlthätigen Absicht das ihrige beyzutragen, ist der Zweck der gesellschaftlichen Verbindungen, durch welche die Freunde der Freyheit ihre Kräfte zu vereinigen suchen; daher sie auch in jedweden Lande, wo bürgerliche und politische Freyheit das Wesen der Staatsverfassung ausmacht, oder von dem Volke in Ehren gehalten wird, nicht bloß löblich und nüzlich, sondern auch nöthig sind.

Unsere beyden Gesellschaften der Revoluzion und Constituzion sind Verbindungen dieser Art; sie sind aus der Ueberzeugung entstanden, daß sie zur Erhaltung der freyen Staatsverfassung ihres Landes dienlich seyn könnten. Diesen Zweck ihrer Stiftung suchten sie durch ihre innere Einrichtung zu erreichen; und deswegen sind sie auch von den Miethlingen und Fuchsschwänzern der willkührlichen Macht mit den gröbsten Spöttereyen beehret worden.

Wir finden uns geſchmeichelt, und ſehen es für einen Zuwachs unſrer eignen Glückſeligkeit an, daß Sie nicht nur einerley Abſichten mit uns haben, ſondern zur Ereignung derſelben, wie Sie ſich auf eine ſehr verbindliche Art gegen uns ausdrücken, nach unſerm Vorbilde auch einerley Mittel gebrauchen wollen. Das muß uns um ſo mehr erfreuen, da wir hören, daß ſolche brüderlichen Verbindungen — die, nach Ihren Grundſätzen allgemeiner Freyheit und Gleichheit, auſſer den Vorzügen welche Verdienſt und Tugend geben, unter ihren Mitgliedern weder Rang noch Unterſchied gelten laſſen, — bey Ihnen ſchon ſehr zahlreich geworden, und durch alle anſehnlichen Städte ihres aufgeklärten Reichs verbreitet ſind.

So mögen ſie denn auch fortdauern, wie eine einzige Familie von Brüdern. Ihre Vereinigung unter einander ſey feſt und herzlich, ein heiliger Orden der Freyheit für ihre Freunde, eine furchtbare ſiegreiche Kriegsſchaar gegen ihre Feinde! Empfangen Sie alſo, Hochgeehrteſte Herren, hiermit unſern wärmſten Dank für Ihre geneigte Zuſchrift vom 27ſten des letztvergangnen Auguſts. Nichts kann ſchmeichelhafter für uns oder für Sie ſelbſt würdiger ſeyn, als die Geſinnungen, die Sie darin als eifrige Vertheidiger der Freyheit gegen uns äuſſern.

Wir würden Ihnen, Hochgeehrteſte Herren, unſre gegenſeitige Hochachtung ſchon längſt zu erken-

nen

nen gegeben haben, wenn die bisherigen Versamm-lungen unsrer Gesellschaft zu einem solchen Vorha-ben zahlreich genug gewesen wären. Es that uns sehr leid, daß wir so lange verzögern mußten, ehe wir Ihnen unsre schuldige Ehrerbietung bezei-gen konnten; doch wurden wir in unsrer Besorg-niß nicht wenig getröstet, als wir sahen, daß Ih-nen unsre anscheinende Saumseligkeit Zeit ließ, ih-re Worte durch Thaten zu beweisen, und uns da-durch auf das vollkommenste zu überzeugen, daß Sie bey der Vertheidigung ihrer Constituzion mit Hand und Mund gleich eifrig zu Werke gehen.

Ja, Hochgeehrteste Herren, die edele, groß-müthige Standhaftigkeit, womit sie ihre erleuchtete bürgerliche und kirchliche Staatsverfassung noch neuerlich vertheidiget haben, hat uns zur Genüge gewiesen, daß es Ihnen weder an dem Muth noch Eifer fehle, womit freygesinnte Menschen ihre ein-mahl erkaufte Freyheit gegen alle Anfälle zu ver-theidigen wissen. Wir sind, Hochgeehrteste Herren

Ihre ergebenen Freunde und gehorsamste Diener,

London, d. 16. April 1791.

Die Mitglieder der Revoluzions-Gesellschaft.

Benjamin Cooper, Secr.

N. S.

Capulet.

O Himmel! -- O Weib! Sieh wie unſre Tochter blutet! Dieſer Dolch hat ſich verfehlt; ſieh, die Scheide ligt auf dem Rüken des Montaguen, und die entblößte Klinge in meiner Tochter Buſen --

Lady Capulet.

O Gott, dieſer Anblik iſt wie eine Todten-Gloke, die meinem grauen Alter zu Grabe läutet.

Montague zu den Vorigen.

Fürſt.

Komm, Montague -- und ſieh hier deinen einzigen Sohn und Erben --

Montague.

Weh mir! -- Mein Weib, Gnädigſter Herr, iſt in dieſer Nacht verſchieden -- Der Gram über ihres Sohnes Verbannung hat ihr das Herz gebrochen -- Was für ein neues Weh verſchwört ſich gegen mein grauſs Alter?

Fürſt.

Schau hieher, ſo wirſt du's ſehen.

Montague.

O du Uebelaczogner, was für Lebens-Art war das, dich vor deinem Vater ſo in's Grab zu drängen?

Fürſt.

N. S. Da dieſer Brief für die heute Abends abgehende Poſt beſtimmt war, ſo kann ich Ihnen noch melden, daß unſer geliebter Freund der Dr. Price an einer ſeit mehrern Wochen zunehmenden Entkräftung heute Morgen um 5 Uhr in dem 7oſten Jahre ſeines Alters geſtorben ſey.

Zuſatz des Herausgebers.

Seit Mirabeaus Tod und dem 18ten April, muß es auch dem parteyloſeſten Zuſchauer zuwider ſeyn, nur ein Wort weiter über die franzöſiſchen Revoluzions-Händel zu verlieren. Ein Volk, das frey ſeyn will und in zwey vollen Jahren noch nicht gelernt hat, daß Freyheit, ohne unbedingten und unbegränzten Gehorſam gegen die Geſetze, in der Theorie ein Unding, und in Praxi ein unendlichmahl ſchändlicherer und verderblicherer Zuſtand iſt als aſiatiſche Sclaverey; — ein Volk, das auf Freyheit pocht, und ſich alle Augenblicke von einer Faction von Menſchen, qui ſalva republica ſalvi eſſe non poſſunt, zu den wildeſten Ausſchweiffungen, zu Handlungen, deren Cannibalen ſich ſchämen würden, aufhetzen und hinreiſſen läßt, — ein ſolches Volk iſt, aufs gelindeſte zu reden, zur Freyheit noch nicht reif, und wird, allem Anſehen nach, noch manche fürchterliche Convulſionen zu überſtehen haben, bis ſein Schickſal auf die eine oder andere Art entſchieden iſt. Ich habe indeſſen das vorſtehende kleine Actenſtück bloß in der Abſicht mitgetheilt, weil es dazu dienen kann, uns die gegenwärtige Stimmung eines nicht unanſehnlichen Theils der engliſchen Nazion kennen zu lehren, für deſſen Wortführer man den Revoluzions-Club von 1688 anſehen kann.

Neuer Teutſcher Merkur.

7. Stück 1791.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Leben und Thaten Josephs Balsamo, des so genannten Grafen Cagliostro, gezogen aus dem wider ihn zu Rom im Jahr 1790 angestellten Prozeß; worin zugleich auch Nachrichten von der Freymäurerey gegeben werden. Aus dem Italiänischen übersetzt von T. J. J. S. 225.

II. Sendschreiben an Herrn L. R. von M.. s.. b. g. in R. (gegen einige Behauptungen des Verf. eines Buches, Meines Vaters Haus-Chronika, betitelt.) . . . — 318.

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Anzeige.

Im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar, ist seit Michaeli vorigen Jahres herausgekommen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Acta historica ecclesiastica nostri Temporis, 10or. Theil, 8. 3 Gr. Acten Urkunden und Nachrichten zur neusten Kirchengeschichte, 2r. Band 13 bis 15s. Stück, 8. 9 Gr. Almanach oder Taschenbuch für Apotheker und Scheidekünstler auf das Jahr 1791 klein 8. 12 Gr. Register vollständiges, über den Almanach für Apotheker, der Jahre 1786 bis 1791 kl. 8. 4 Gr. Ammenmärchen, 8. 12 Gr. Hoffmanns, C. A. tabellarischer Entwurf der pharmaceut. Scheidekunst nach ihren Operazionen zur bequemen Uebersicht für Freunde und Liebhaber dieser Kunst, Fol. 4 Gr. Dessen tabellar. Uebersicht aller zur pharmaceut. Scheidekunst gehörigen Werkzeuge und Geräthschaften mit erläuternd. Kupf. Fol. 4 Gr. Huth, Gottfr. allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst, 1r. Band, 2r. Theil mit Kupfern, gr. 8. 1 Rthlr. Leitfaden tabell. zur deutschen Reichsgeschichte für Anfänger auf Schulen oder Akademien, 5 Blätter royal Fol. 16 Gr. Mysterien neuer Bachanalien, 8. 5 Gr. Repertorium der neust. Kirchengeschichte oder allgemeines Register über die sämtlichen 12 Bände der nova Acta hist. eccl. nostri Tempor. 1r. Band, 8. 20 Gr. Schulz, F. v. Josephe, mit einen Kupferst. von Hr. Lips. Tromsdorf, J. B. Tabelle über alle bis jetzt bekannte Luftarten, ihre verschiedene Benennung, Kennzeichen und Eigenschaften, wie und woraus sie erhalten werden, und die vorzüglichsten Theorien über ihre Natur und Mischung, Fol. 4 Gr. der Wittwer, ein Lustspiel in einem Aufzuge, 8. 4 Gr.

Der neue
Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1791.

I.

Leben und Thaten Joſephs Balſamo, des ſo genannten Grafen Caglioſtro,

gezogen aus dem wider ihn zu Rom im Jahr 1790 angeſtellten Prozeß; worin zugleich auch Nachrichten von der Freymäurerey gegeben werden. Aus dem Italiäniſchen überſetzt von C. J. J.

(Fortſetzung von S. 219 des vorigen Monats.)

Wir dürfen hier die Chymie und Arzeneykunde, deren Caglioſtro ſich rühmte, und die zur Vergrößerung ſeines Nahmens vieles beygetragen, nicht aus den Augen laſſen. Es fehlet in der Welt nicht an Leuten, die auf eine überſpannte Art für die Chymie *) eingenommen ſind, und ſich noch immer von

*) Daß der Verfaſſer dieſer Schrift Chymie und Alchymie (auf eben die Art, wie ehmahls bey ſeines gleichen Aſtronomie und Aſtrologie für Synonyma galten) mit einander verwechſle, braucht kaum erinnert zu werden. W.

von der Hofnung, durch Goldmachen reich zu werden oder durch den Stein der Weisen ihr Leben zu verlängern, täuschen lassen. Aber Niemand ist durch Cagliostro reich geworden, und wenn er es selbst einige Zeit war, so hatte er es seinen Betrügereyen zu verdanken. Hingegen in der angemaßten Arzneykunde war ihm das Glück zuweilen günstig. Zufälliger Weise that er einige glückliche Curen; ob er gleich von dieser Profession nicht mehr wußte als ein jeder Marktschreyer. *) Ein gewisser Trank, den er Aegyptischen Wein nannte, und die sogenannten erfrischenden Pulver des Grafen Cagliostro, waren die vornehmsten Arzneymittel, die er verkaufte. Der Trank bestand in einem gemeinen Wein, der mit vielen Gewürzen angemacht war, und die Kraft hatte, den Taumel der Wollust zu erwecken. Die Pulver bestanden aus gemeinen Kräutern, als Cicorien, Endivien, Lattich u. d. g. Ein jedes Pulver kostete ihm nicht über einen halben Dreyer, und doch verkaufte er es für 14 und 18 Groschen. Aber das Wasser oder die Pomade, die Haut der Damen zu verjüngen, war der Hauptgegenstand seiner Bemühungen. Er betrachtete

dies

*) Es ist indessen nicht unmöglich, oder vielmehr man kann sich manche auffallende Curen, die er, nach unverwerflichen Zeugnissen, verrichtet haben soll, schwerlich anders erklären, als wenn man annimmt, daß er wirklich (wie er auch immer dazu gekommen seyn mag) ein oder anderes geheimes Arzneymittel von besonderer Wirksamkeit besessen habe. W.

dieſes als ein unfehlbares Specificum, ſich der ſchönern Hälfte der Welt zu empfehlen, welcher ſo viel daran gelegen iſt, in den Augen des männlichen Geſchlechts nie zu veralten.

Sein Aufwand war ſeinen Abſichten angemeſſen. Er reiſete faſt immer mit Extrapoſt, oft mit mehr als einer Kutſche. Vorreuter, Läufer, Kammerdiener und Bediente aller Art, welche prächtig gekleidet giengen, gaben ſeinem vorgegebenen Adel den Schein der Wahrheit. Er ließ zu Paris Livreen verfertigen, deren jede 20 Piſtolen koſtete. Seine Zimmer waren nach der neueſten Mode meublirt, ſein köſtlicher Tiſch für viele gedeckt, ſeine und ſeiner Gattinn Kleidung reich und prächtig. Ueberdies wußte er ſein Anſehen noch durch einen Anſchein von Großmuth zu erhöhen; er curierte die Armen nicht nur öfters unentgeltlich, ſondern gab ihnen noch Almoſen dazu. Wenn ihm von ſeinen Verehrern und maureriſchen Anhängern (wie öfters geſchah) beträchtliche Geſchenke an Geld und Geldeswerth angebothen wurden, ſo nahm er nichts davon an; dafür aber hatte er es mit ſeiner Frau verabredet, daß, wenn er gelegenheitlich gegen dieſelben eine geheimnißvolle Melancholie äuſſerte, und ſie von ihnen um die Urſache befragt würde, ſie kein Bedenken tragen ſollte, ſeine Schwermuth einiger Verlegenheit zuzuſchreiben, worin er ſich befände, entweder weil die Wechſel nicht zu rechter Zeit einträfen, oder wegen eines erlittenen Diebſtahls,

ſtahls, oder anderer dergleichen Urſachen halben, welche, wie dringend ſie auch wären, ihn dennoch wegen ſeiner angebohrnen Schamhaftigkeit und Delicateſſe, und Begierde der Menſchheit Gutes zu thun, nicht bewegen könnten, von der Freygebigkeit ſeiner Freunde Gebrauch zu machen. Diejenigen, die ihm opfern wollten, erhoben nun ſeine Tugend, und verdoppelten ihre Geſchenke in die Hände ſeiner Gattinn, mit der Bitte, es ſo einzurichten daß ihrem Gemahl das Erröthen erſpahrt würde.

Und ſo verſchafte die Mäurerey, von allen andern bisher erzählten Umſtänden und Kunſtgriffen unterſtützt, dieſem Menſchen eine Wichtigkeit und Celebrität, dergleichen ſchwerlich die Geſchichte aller andern Betrüger aufzuweiſen hat.

Wir müſſen hier zwey Dinge erinnern. Das erſte iſt, daß wir den Ruf, den er ſich nicht auf einmahl, ſondern ſtufenweiſe ſeit der Stiftung ſeiner Maſſonerie erworben, nur unter Einem Geſichtspunkte vorgeſtellt haben, theils die Größe deſſelben beſſer auszuheben, theils auch die öftern Unterbrechungen unſerer Geſchichte und die verdrießlichen Wiederhohlungen der nehmlichen Begebenheiten zu vermeiden. Das zweyte iſt, daß in dem, was wir geſagt haben, weder etwas übertriebenes, noch unwahres iſt. Wir haben alles entweder aus ſeinem eigenen Geſtändniß, oder aus unbezweifelten

Docu-

Documenten, die sich unter den Acten seines Prozesses befinden, geschöpft. Vielleicht wird es manchen unmöglich scheinen, daß er es so weit gebracht haben könne; und doch ist es nicht anders. Wer würde wohl glauben, daß ein Mensch von solchem Character in den aufgeklärtesten Städten wie ein neu aufgehender Glücksstern, oder wie ein neuer Prophete aufgenommen worden? daß er sich sogar dem Throne der Könige habe nähern dürfen? daß viele Großen sich um seine Freundschaft beworben, und daß er von Personen jedes Standes nicht so wohl Gunst- und Ehrenbezeugungen als vielmehr Beweise von Huldigung, Dienstbarkeit, und tiefer Ehrfurcht erhalten habe? Und doch ist unläugbar, daß alles dies wirklich Statt gefunden hat. Die Schwärmerey für ihn gieng so weit, daß in Frankreich sein und seiner Gattinn Bild nicht nur auf Sonnenfächern, in Ringen, und auf Medaillons gemahlt, und in Kupfer gestochen, unter unzählige Menschen verbreitet wurden, sondern sogar daß ihre Büsten aus Marmor und Bronze in den vornehmsten Palläsien aufgestellt zu sehen waren. Unter einem derselben stand sogar die Inschrift: *Divo Calioſtro.*

Es ist nun Zeit zu der unterbrochenen Geschichte zurückzukehren. Wenn wir im Verfolge derselben von einem Ort zum andern rasch fortschreiten, obgleich der Graf Cagliostro (wie er sich nun gewöhnlich nannte) sich lange in denselben aufgehalten: so

Fürſt.

Haltet noch mit euern Klagen ein, bis wir dieſe verworrene Geſchichte ins Klare geſezt, und ihren Urſprung und wahren Hergang herausgebracht haben; alsdann will ich ſelbſt der Anführer euers Klag-Geſchreys ſeyn -- Bisdahin, haltet inn! -- bringet die verdächtigen Perſonen herbey!

Bruder Lorenz.

Ich, der unvermögendſte, bin derjenige, den der ſtärkſte Verdacht drükt; Zeit und Ort ſcheinen mich dieſes gräßlichen Mords anzuklagen; und hier ſieh ich zugleich mein eigner Ankläger und Advocat zu ſeyn.

Fürſt.

So ſage dann, ohne Umſchweiffe, was dir davon bekannt iſt.

Bruder Lorenz.

Ich will kurz ſeyn, mein Athem iſt ohnehin nicht lang genug für eine langweilige Hiſtorie. Romeo, der hier todt ligt, war Juliettens Gemahl, und Sie, die hier todt ligt, Romeo's getreues Weib: Ich ſegnete ihre Ehe ein; und der Tag ihrer heimlichen Vermählung war Tybalts Sterb-Tag, deſſen unzeitiger Tod den neuen Bräutigam aus dieſer Stadt verbannte, und dieſes, nicht Tybalts Tod, war die Urſache von Juliettens Gram. Ihr, (zu Capulet) um ihr dieſen Kummer aus dem Sinn zu bringen, verſprachet ſie dem Grafen Paris, und waret im Begriff, ſie zu

dieſer

ſchreibe man dieſes unſerer einmahl angenommenen Methode zu, von ſeiner Mäurerey, welche den größten Theil ſeines übrigen Lebens ausfüllt, beſonders zu handeln. Nachdem er zu London in den Freymäurerorden getreten war, reiſete er nach dem Haag, wo er um ſeine Cabaliſtiſchen Wiſſenſchaft an den Mann zu bringen, einen Holländer, der ins Lotto vernarrt war, um vier bis fünf hundert Thaler prellte, indem er ihm einige Nummern gab, die ohnfehlbar gewinnen würden. Der Holländer reiſete nach Brüſſel, um ſie aufs Spiel zu ſetzen; aber als er zurück kam, war Cagliostro ſchon wieder verſchwunden, und auf dem Wege nach Venedig, wo er unter dem Nahmen eines Marcheſe Pellegrini durch ſeine chymiſche Geheimniſſe einen Kaufmann berückte, dem er, unter dem Vorwande Gold zu machen, Hanf in Seide zu verwandeln, und das Queckſilber zu fixieren, tauſend Ducaten aus den Händen ſpielte. Mit dieſer Beute machte er ſich eilends davon, und kehrete nach Teutſchland zurück, wo er ſich in verſchiedenen Städten einige Zeit aufhielt. Von da begab er ſich nach Mietau in Curland, wo er das Glück hatte, von Perſonen vom erſten Rang, welche, von ſeinem Ruf getäuſcht, ihn für einen auſſerordentlichen Mann hielten, mit Höflichkeiten überhäuft zu werden. Ich ermangelte nicht, (ſagte er in einem Verhöre) die Rolle des groſſen Mannes zu ſpielen, für den ſie mich hielten, und betrug mich wie groſſe Hofleute zu

thun

thun pflegen. Er wurde von den vornehmſten Perſonen beſucht, und beſuchte ſie wieder. Ein gewiſſer Herr von Stande verliebte ſich in die Gräfinn Caglioſtro, und äuſſerte ſeine Wünſche. Anfänglich gab ſie ihm eine abſchlägige Antwort; allein ihr Mann, wiewohl er ſie ſeit ſeiner Mäurerey zu ſchonen ſuchte, ließ ſich durch die Reichthümer des feurigen Liebhabers blenden, und beredete ſeine Gattinn, ihm zu willfahren.

Unterdeſſen gewann Caglioſtro durch ſeine Freymäurerey einen großen Theil des Adels; er bediente ſich der Gewalt, die er ſich dadurch über ihre Gemüther verſchafte, ihnen eine Abneigung gegen ihren Fürſten einzuflößen, und ihre Verblendung gieng ſo weit, daß ſie ſich erbothen, ihn (Caglioſtro) auf den Thron zu erheben, und den rechtmäßigen Beſitzer deſſelben zu vertreiben. *) Er gab vor, dieſer Verſuchung aus Reſpect gegen die Fürſten widerſtanden zu haben. Seine Gattinn aber verſichert, ſeine Weigerung habe keinen andern Beweggrund gehabt, als die Furcht daß ſeine Betrügereyen überlang oder kurz an den Tag kommen würden. Dem ſey wie ihm wolle, das gewiſſeſte iſt, daß er dieſe Gelegenheit ſeinen Schnitt zu

*) Es iſt beynahe unglaublich, daß die Unverſchämtheit dieſes Menſchen und ſeines Weibes groß genug habe ſeyn können, ſeinen Inquiſitoren zu Rom ſolchen Unſinn vorzugeben? W.

machen, nicht aus den Händen ließ, und mit vielen Geschenken an Juwelen, silbernen Geräthschaften und Geld bereichert Mitau, verließ, um sich nach Petersburg zu begeben.

In dieser Stadt beschäftigte er sich sehr mit der Chymie und Arzeneykunde. Von da reiste er nach Warschau, wo er sich alle Mühe gab, einen reichen Fürsten zu betrügen. Die Operazionen, welche Cagliostro in Beziehung auf seine Mäurerey daselbst vornahm, begeisterten diesen Herrn dergestalt, daß er die Zauberey von ihm lernen wollte, und unter andern Dingen auch einen Teufel zu seinen Diensten verlangte. Cagliostro führte ihn lange Zeit bey der Nase herum, und lockte ihm eine ansehnliche Menge Geschenke ab, deren Werth sich auf viele tausend Thaler belief. Da er sich endlich in der Hoffnung, einen eigenen Teufel *) in seine Gewalt zu bekommen, getäuscht sah, bewarb er sich um den Besitz der Frau Gräfinn, die aber seinen Wünschen kein Gehör gab. Dies brachte nun den auf allen Seiten betrogenen Fürsten so heftig auf, und er brach in so ernsthafte Drohungen aus, daß unser Ehepaar sich gezwungen sah, ihm alle Geschenke zurückzugeben, und Warschau wieder zu verlassen.

Sie

*) Dämon und Teufel, sind, wie bekannt, in der Sprache der ehrwürdigen Herren, zu welchen unser Autor gehört, gleichbedeutende Wörter. W.

Sie richteten nun ihren Weg nach Frankfurt, wo ſie einige Tage verweilten, um ihre Reiſe nach Strasburg fortzuſetzen. Wäre das fabelhafte Palladium vom Himmel in dieſe Stadt herabgefallen, es würde nicht mit ſolcher Schwärmerey, ſolchen Freuden- und Ehrenbezeugungen aufgenommen worden ſeyn, als Caglioſtro; ſo groß war bereits der Ruf, der ſich von ihm verbreitet hatte. Er machte ſich hier Freunde von Bedeutung, und hatte die Ehre von einem ſehr vornehmen Herrn *) einen ordentlichen Ceremonien-Beſuch zu erhalten. In kurzer Zeit verſchafte er ſich durch die Operazionen der Maurerey eine deſpotiſche oder vielmehr tyranniſche Gewalt über das Gemüth deſſelben. Kurz, ſeine Abſichten mit ihm, gelangen ihm nach Wunſche; denn er hatte zu ſeiner Frau geſagt: ich verdrehe ihm den Kopf, das übrige überlaſſe ich dir. Zwiſchen dieſen zwey Feuern wurde dieſer Herr dahin gebracht, den beyden Ehegatten beträchtliche Geldſummen, viel Silberzeug und koſtbare Juwelen zu ſchenken, von welchen letztern verſchiedene noch vorhanden ſind und von ſeiner großen Freygebigkeit zeugen. Dem Werke die Vollkommenheit zu geben, that ihm der Graf Caglioſtro den Vorſchlag, ein Luſthaus zu bauen, worinn er zu der phyſiſchen Widergeburt (Rigenerazione

*) Wer dieſes *illuſtre Perſonaggio* ſey, iſt weltbekannt, wenn er auch im folgenden nicht deutlich genug bezeichnet würde. M.

fisica) gelangen sollte, (welche, wie wir sehen werden, der Hauptbetrug seines Mäurerischen Systems ist) und ließ sich zwanzig tausend Franken dazu von ihm auszahlen.

Unter seinen vielen Anhängern zu Strasburg, war eine gewisse Dame, die aus einer andern Stadt dahin gekommen war, den neuen Götzen in der Nähe anzubethen. Sowohl bey dieser als bey anderer Gelegenheit, wo sie seines Umgangs länger genießen konnte, erfuhr diese Dame die Wirkungen seiner Kraft, und die Früchte davon kamen zur Reife. Endlich verließ er Strasburg, mit einer reichen Ausbeute von fremdem Gute. In einem Memoire, welches er in der Folge dem Parlament zu Paris überreichte, sagte er, er habe damahls seine Abreise nach Neapel so sehr beschleunigt, weil er die Nachricht erhalten, daß ein dasiger Edelmann, sein Freund, todtkrank wäre; er sey auch wirklich noch zu rechter Zeit gekommen ihm die Augen zuzudrücken. Hingegen hat er in den Verhören des gegenwärtigen Processes bekannt, er habe sich wegen der Verfolgungen der medicinischen Facultät gezwungen gesehen, Strasburg zu verlassen.

Dem sey wie ihm wolle, gewiß ist, daß er von Strasburg nach Italien zurückkehrte, und sich nach Neapel begab, wo er sich aber nicht über drey Monathe aufhielt. In seinen Verhören hat

er

er die Kürze dieſes Aufenthaltes den dringenden und wiederholten Einladungen des Grafen von Vergennes zugeſchrieben. Man würde das Andenken dieſes vortreflichen Staatsminiſters beſchimpfen, wenn man dieſem Vorgeben glauben wollte. In der erwähnten Vorſtellung an das Parlament zu Paris verſichert er, die Verfolgungen der Aerzte haben ihn genöthigt, Neapel zu verlaſſen, und er habe ſich von da nach Bourdeaux begeben, in der Abſicht nach England zurückzukehren: aber ſeine Gattin hat beyden Ausſagen widerſprochen, und geſtanden, die Urſache ſeiner Abreiſe ſey geweſen, weil er zu Neapel kein gutes Erdreich zu ſeiner Maurerey gefunden.

Er kehrte alſo nach Frankreich zurück, und hielt ſich zu Bourdeaux auf, wo er neben beſtändigen mediciniſchen und mäureriſchen Beſchäftigungen auch ſein altes Handwerk, die Beutelſchneiderey, nicht verabſäumte. Hier fiel er aus Alterazion darüber, daß er von dem Manne einer Frau, zu welcher er einen großen Hang hatte, aus dem Hauſe gejagt worden war, in ein heftiges Gallenfieber. Eines Tages, da einige ſeiner mäureriſchen Anhänger um ſein Bette ſtanden, ſtellte er ſich, als erwachte er aus einem tiefen Schlaf, und erzählte ihnen eine himmliſche Erſcheinung, die er gehabt haben wollte. Wir erzählen ſie, wie er ſie ſelbſt beſchrieben, und nachher im Prozeſſe beſtätiget hat. Es ſey ihm vorgekommen, ſagte er, zwey Menſchen ergriffen

sen ihn bey dem Halse, und schleppten ihn in eine unterirrdische Tiefe. Hier habe sich eine Thür geöfnet, durch welche er in einen überaus angenehmen Ort geführt worden, der wie ein königlicher Saal beleuchtet gewesen sey, und wo er eine Menge Menschen in langen Kleidern angetroffen, die ein großes Fest begangen hätten, und unter welchen er einige seiner verstorbenen maurerischen Söhne erkannt habe. Er habe damahls geglaubt, dem Jammerthale der Welt entgangen zu seyn, und sich im Paradiese zu befinden. Man habe ihm einen weißen Talar und ein Schwerdt, demjenigen gleich, welches der Würgengel in der Hand zu tragen pflegt, dargereicht. Er sey fortgeschritten, und da ein gewaltiger Glanz seine Augen geblendet, habe er sich niedergeworfen, und dem Höchsten gedankt, daß er ihn zur himmlischen Glückseligkeit geführt hätte: allein eine unbekannte Stimme habe ihm zugerufen: dieß ist der Lohn, den du einst erhalten wirst; vorher aber mußt du noch viel arbeiten! und hiermit habe sich die Erscheinung geendigt. Wenn wir ihm selbst Glauben beymessen, so diente diese Vision, ihn in seinem Vorhaben, seine Mäurerey soviel möglich überall auszubreiten, zu stärken. Aber, nach der Aussage seiner Gattin, hatte er das alles erdichtet, um die Umstehenden in ihrer Verblendung zu bestätigen. Man kann folgende Begebenheit unter die Früchte dieser vorgeblichen Erscheinung rechnen. Eine Wittwe von Adel, die von seinen Schwärmereyen

mereyen eingenommen war, gab ihm 5000 Franken, weil er ihr Hoffnung machte, durch seinen Beystand einen Schatz zu erheben, der in einem ihrer Landhäuser vergraben wäre, und von Geistern bewahrt würde. *)

Von Bourdeaux begab er sich nach Lyon. Die Stiftung einer Mutter-Loge seiner Aegyptischen Mäurerey, war das große Werk, womit er sich hier in seinem dreymonatlichen Aufenthalt beschäftigte. Da er auf dem Puncte stand wieder abzureisen, verlangte er von seinen Anhängern vier oder fünfhundert Louisd'or, für welche er ihnen einige seiner chymischen Geheimnisse, nemlich: die Verfertigung der erfrischenden Pulver und die Kunst die Metalle umzubilden und Gold zu machen, mitzutheilen versprach. Der ganze Beweis, den er von seiner Wissenschaft in dieser letztern Kunst ablegte, bestand in einigen Experimenten, die er mit dem Queckſilber anstellte: als man aber zur Hauptsache schritt, sahen die guten Leute sich getäuscht. Um sich dabey aus der Verlegenheit zu ziehen, erfand er bald diesen bald jenen Vorwand. Der gewöhnlichste war dieser, daß etwa eine Ver-

klei-

*) Man weiß aus dem edeln öffentlichen Bekenntniß einer ihres Geistes und Herzens wegen verehrenswerthen Frau, daß Cagliostro sich durch eben diesen armseligen Kunstgriff schon in Curland die Schwachheit einiger angesehener Personen, die das Unglück hatten, an Magie zu glauben, zinßbar gemacht hatte. W.

kleinerung seiner Person, oder der Unglaube an seine großen Thaten, oder sonst eine Versündigung, deren sich seine maurerischen Söhne schuldig gemacht haben müßten, die Ursache wäre, warum die Wirkung nicht erfolgte. Die Unglücklichen, welche durch den Zauber seiner Massonerie trunken gemacht waren, nahmen die Vorwürfe ihres Großmeisters als Orakelsprüche an, und wurden in ihrer Blindheit noch mehr gestärkt.

Endlich kam er nach Paris, wo er ungefähr in einer Zeit von vier Wochen der Gegenstand aller Zungen, aller Augen, und der Erwartung der ganzen Welt wurde. Wir gedenken hier bloß der berüchtigten Intrige mit dem Halsschmuck, — schränken uns aber bey der Menge von Nachrichten, welche Zeitungen und Geschichtbücher davon geliefert haben, und den verschiedenen Urtheilen, welche die Leser derselben über diesen verworrenen Handel fällen mögen, lediglich auf das Wenige ein, was wir, ohne einen falschen Tritt zu thun, behaupten können. Es ist schwer zu entscheiden, wer von beyden, Madame la Motte, oder der Graf Cagliostro, mehr Verschlagenheit und Ränke bey dieser weltbekannten Begebenheit geäussert; gewiß ist, daß beyde eine sehr glänzende Rolle dabey gespielt, und sich gleichsam in die Wette beeifert haben, es einander zuvorzuthun. Ob sie beyde unmittelbar einverstanden gewesen und unter Einer Decke gespielt haben, können wir

nicht

nicht behaupten; aber dies können wir mit Gewißheit versichern, daß Cagliostro sehr gut gesehen habe, wie scharf und unverwandt die Augen dieses verführerischen Weibes auf den Halsschmuck geheftet waren. Er wußte sogar, (und hat es in einem Verhör ausdrücklich gestanden) daß sie eines andern Handschrift und Person untergeschoben hatte um ihre böse Absicht zu erreichen.

Demungeachtet bediente er sich aus Gewinnsucht allerley Künste, das Schlachtopfer *) ins Netz zu bringen. Bald wußte er durch seine Lehrsätze über Liebe und Ambizion diese Leidenschaften zu seiner Absicht zu erregen und anzufeuern; bald gab er sich ein wichtiges imponierendes Ansehen, und versprach, mit den Kräften, die er von dem Allerhöchsten erhalten, die Sache zu einem glücklichen Ausgang zu lenken; bald brauchte er die Gaukeleyen seiner Maurerey dazu, und gab den Operazionen derselben gerade die Wendung, die mit den Wünschen des andern **) übereinstimmten. Indessen wurde er köstlich genährt, prächtig gehalten, und reichlich beschenkt.

Endlich näherte sich das Denouement der Intrige; er sah es vorher, und suchte den Folgen zu entgehen; aber es war zu spät. Man glaubte, die

*) Der C. v. A.

**) Des besagten Schlachtopfers. Man sieht die Behutsamkeit, womit der Verfasser über diese schlüpfrige Stelle seiner Geschichte wegzuglitschen sucht. W.

dieſer Heurath mit Gewalt zu zwingen. In dieſen Umſtänden kommt ſie zu mir, und, mit wilden Bliken, bittet ſie mich daß ich ihr ein Mittel an die Hand gebe, dieſe zweyte Heurath zu vermeiden, oder ſie wolle ſich in meiner Celle ſelbſt ums Leben bringen. In dieſem ſchwürigen Augenblik kam mir meine Wiſſenſchaft zu Hülfe; ich gab ihr einen Schlaf-Trunk, deſſen Würkung meiner Abſicht vollkommen antwortete -- denn er ſezte ſie in einem Zuſtand, der dem Tode ſo gleich ſah, daß ſie für eine Leiche angeſehen, und ſo behandelt wurde. Inmittelſt ſchrieb ich an Romeo, und beſtellte ihn, daß er in eben dieſer ſchrekklichen Nacht, als der Zeit, worinn die Würkung des Tranks zu Ende gehen würde, hieher kommen, und mir helfen möchte, ſie aus ihrem geborgten Grabe heraus zu holen. Allein, Bruder Johann, der ihm meinen Brief überbringen ſollte, wurde durch einen Zufall aufgehalten, und geſtern kam mein Brief mir wieder zu; ich war alſo genöthigt, um die beſtimmte Zeit ihres Erwachens ganz allein hieher zu kommen, und ſie aus der Gruft ihrer Familie zu befreyen: Des Vorhabens, ſie ſo lange in meiner Celle verborgen zu halten, bis ich Gelegenheit fände, den Romeo hieher zu beruffen. Aber wie ich kam, (wenige Minuten vor ihrem Erwachen) da lag der edle Paris hier erſchlagen, und der allzugetreue Romeo todt. Sie erwacht, und ich bitte ſie inſtändigſt mit mir zu gehen, und dieſe Schikung des Himmels mit Geduld zu tragen: Allein ein Getöſe, das ich gleich darauf hörte, ſcheuchte mich von der Gruft weg, und ſie, verzweifelnd und entſchloſſen zu ſterben, wollte nicht mit mir gehen, ſondern legte, wie es ſcheint, gewaltſame Hand an

ſich

die Cabale habe ohne ihn nicht gespielt werden können, und setzte ihn mit den übrigen in die Bastille. Doch verlor er den Muth nicht. Er fand Mittel, die Wachen mit vielem Gelde zu bestechen, und verschafte sich dadurch Gelegenheit mit den Mitschuldigen Briefe zu wechseln, und sogar mit ihnen zu sprechen. Sie verabredeten die Art, wie sie sich in den Verhören betragen wollten. Cagliostro (der jetzt alle diese Umstände haarklein erzählt hat) setzte hinzu: er habe unerschrocken vor den Richtern alles geläuguet, und sey in seinen Lügen so standhaft gewesen, daß Madam La Motte, bey ihrer Confrontazion mit ihm, über seine Unverschämtheit so sehr aus aller Fassung gekommen sey, daß sie ihm vor den Augen der Richter einen Leuchter ins Gesicht geworfen habe. Durch dieses Mittel gelang es ihm, seine Lossprechung zu erhalten.

Es wird den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn zu wissen, wie er in den Verhören der Bastille die ersten Auftritte seines Lebens erzählte. *) Er verwandelte den Griechen, oder Spanier Altotas in einen unvergleichlichen Mentor, und seine Grundsätze

*) Man weiß zwar dies alles schon lange aus seinem damahls bekannt gemachten Memoire justificatif; weil dieses aber doch vielen unsrer Leser nicht zu Gesichte gekommen seyn mag, so habe ich, der Vollständigkeit wegen, für gut gefunden, diesen Auszug der fabulosen Geschichte unsres Helden nicht wegzulassen. W.

ſätze in einen ſeltſamen Roman. Vor allen Dingen läugnete er, ſeinen Geburtsort und ſeine Aeltern zu kennen, hielt ſich aber für etwas Groſſes, und muthmaßte, zu Maltha gebohren zu ſeyn. In dem Alter, ſagte er, da die Menſchen anfangen über ihre Exiſtenz nachzudenken, habe er ſich in der Stadt Medina befunden, wo er Acharat geheiſſen, und bey dem Mufti Salahaim gewohnt habe. Er ſey von drey Verſchnittenen bedient, und von dem Mufti ſehr in Ehren gehalten worden. Altotas ſey ſein Hofmeiſter, ſein Lehrer, ſein Alles geweſen. Dieſer habe ihn in der chriſtlichen Religion erzogen, und ihn verſichert, ſeine Aeltern ſeyn von Adel und dem Chriſtlichen Glauben beygethan. Er habe ihm auch in der Kräuterkunde, in der mediciniſchen Chymie, in den meiſten orientaliſchen Sprachen, und in der Wiſſenſchaft der Aegyptiſchen Pyramiden, der einzigen Verwahrerinnen der ſchätzbarſten Kenntniſſe des Menſchen, Unterricht gegeben.

„Der Mufti zerfloß in Thränen, als Altotas ſeinen Zögling im zwölften Jahr ſeines Alters mit einer Caravane nach Mecca führte, wo er bey dem Scherif wohnte. Die erſte Aufnahme des jungen Acharats war ein rührender Auftritt; die Liebkoſungen, die Thränen, die Bewegungen des Blutes und Aeuſſerungen der zärtlichſten Liebe dieſes Fürſten gaben keinen undeutlichen Aufſchluß über das große Geheimniß ſeiner Abkunft, auf welches Ca-

gliostro immer ein mystisches Dunkel zu werfen affectierte. Er blieb nur drey Jahre in den Armen des Scherifs, und reisete hierauf mit Altotas nach Aegypten. Nichts ist rührender, als der Abschied von dem Scherif. Unter Umarmungen und Thränen waren dessen letzten Worte: Lebe wohl, unglücklicher Sohn der Natur! — In Aegypten lernte Acharat durch den vertrauten Umgang mit den Dienern der dasigen Tempel große Geheimnisse. Hierauf durchwanderte er die vornehmsten Reiche von Africa und Asien. Von Rodus segelte er nach Maltha, wo er, ohne die Quarantäne zu halten, von dem Großmeister Pinto in seinen Pallast aufgenommen, und der Aufsicht des Ritters von Aynino, aus dem berühmten Geschlechte Caramanica, anvertrauet wurde. Altotas legte damahls die Muselmännische Kleidung ab, und gab sich als einen Katholischen Priester und Maltheser Ritter zu erkennen; Acharat aber wurde zum Grafen von Cagliostro gemacht. Er erwarb sich hier viele Freunde, und hatte oft die Ehre, bey den vornehmsten Personen zur Tafel eingeladen zu werden. Endlich starb Altotas, und hinterließ seinem Zögling sehr nützliche Erinnerungen. Obgleich der schwarze Verschnittene, welcher den jungen Acharat jederzeit des Nachts bewachte, ihn oft gewarnt hatte, nach Trapezunt zu reisen, so unterhielt ihn doch der Großmeister Pinto oft von dieser Stadt und vom Scherif von Mecca. Endlich reiste Cagliostro in der

Ge-

Gesellschaft eines Ritters nach Sicilien und Neapel, wo er seinen Reisegefährten verließ, und seinen Weg nach Rom fortsetzte.“

Seine Anhänger hielten sich an diese Erdichtungen. Das berühmte *Memoire*, welches zu seiner Vertheidigung dem Gerichte, welches den Handel entschied, überreicht wurde, ist prächtig gedruckt, und enthält vor dem Titelblatte sein Porträt in Kupfer gestochen, mit der Inschrift:

Erkennet hier das Bild des Freundes der Menschheit!
Jeder seiner Tage zeichnet sich durch neue Wohlthaten aus;
Er verlängert das Leben, er kommt der Durftigkeit zu Hülfe,
und das Vergnügen nützlich zu seyn ist seine Belohnung.

Die Advokaten der Madame la Motte hingegen setzten ihm gewaltig zu, und gaben sich alle Mühe, ihm die Maske vom Gesichte zu reissen. Sie beschrieben ihn als einen Ignoranten, als einen Weltbetrüger, als einen Ungläubigen, als einen Zauberer, kurz als den ausgemachtesten Böswicht. Sie bezogen sich auf Thatsachen und Zeugen, und beschlossen ihre Rede mit einer Vergleichung zwischen ihm und dem berüchtigten Weltbetrüger Joseph Borri. Diesem letzteren, nachdem er mit den nehmlichen Grundsätzen und Ketzereyen ganz Europa betrogen, und auch zu Strasburg

ungefehr dieselbe Figur gespielt hatte wie Cagliostro, wurde endlich von der heil. Inquisition zu Rom der Proceß gemacht, wo er seine Irrthümer öffentlich abschwur, und zur Landesverweisung verurtheilt wurde, in welcher er im Jahr 1795 sein Leben endigte.

Da sich nun Cagliostro von allen Seiten in die Enge getrieben sah, und seine Vertheidiger die ihm zur Last gelegten Thatsachen, wenigstens das Wesentlichste davon, nicht länger läugnen konnten, führten sie eine neue Sprache, und gaben vor, diese ganze Geschichte sey bloß zum Scherz und zur Unterhaltung des Publicums erfunden worden. In den Verhören des gegenwärtigen Processes hat er die vor den Richtern der Bastille und in seinen Vertheidigungsschriften angehäuften Lügen, seine Abkunft, seinen Stand, und seine Reisen betreffend, nicht läugnen können, und sich damit entschuldiget, er habe sich dadurch bloß das Ansehen eines Menschen von großer Bedeutung geben wollen. Auch hatte er demungeachtet den Gedanken seine bisherige Lebensart fortzusetzen, nicht aufgegeben. Unter seinen vielen Papieren hat man ein von ihm geschriebenes Büchelchen gefunden, worin er die Hauptzüge seines Lebens nach dem erwähnten lügenhaften System kurz entworfen hat, um sich dessen, wie er sagte, als eines Leitfadens zu einer vollständigen Geschichte zu bedienen, die er einst herauszugeben willens gewesen. Ueberhaupt hat er

in allen Verhören einen unveränderten Hang zu fabelhaften Erzählungen geäuſſert; und da er ſich durch die Evidenz der Beweiſe, die man gegen ihn hatte, zu ſehr in die Enge getrieben ſah, um mit ſolchen Behelfen wie vor den Richtern der Baſtille durchzukommen: ſo verſuchte er es wenigſtens, ob er den unſrigen durch das Vorgeben imponiren könne, er ſtamme von Carl Martel durch die Carolingiſche Linie ab. Sonderbar genug, daß ihm dieſe Lüge nicht in Frankreich einfiel, wo ſie ihm mehr fruchten konnte, als alle ſeine übrigen Erdichtungen. Bey den Richtern zu Rom bewirkte ſie nichts anderes, als daß ſie ihm auferlegten, die Genealogie dieſer Abkunft aufzuſetzen; eine Arbeit, worin er ſich aber (wie leicht voraus zu ſehen war) gar bald ſo ſehr verwickelte, daß er ſich nicht wieder heraus finden konnte.

Obgleich die Erdichtungen, welche er in der gerichtlichen Unterſuchung der Halsbandsgeſchichte vorgebracht hatte, allgemein erkannt wurden, und ſeine Gegenparthey ihm tapfer zu Leibe gieng, ſo wurde er doch für unſchuldig erklärt. Seine Freyheit erweckte unter ſeinen Anhängern, und einer unermeßlichen Menge von Menſchen unbeſchreibliche Freude, die durch die auffallendſten Beweiſe, lermendes Vivat-Geſchrey, Beleuchtungen, Muſik, und andere dergleichen Feyerlichkeiten zu Tage gelegt wurde. Allein dieſe Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Den Tag nach ſeiner Befreyung aus

der Baſtille erhielt er einen Königlichen Befehl, innerhalb 24 Stunden die Stadt Paris, und in drey Wochen das Königreich zu räumen. Es verſammelte ſich zwar eine Menge Volk vor ſeinem Hauſe, die ſich bereit erklärte, ihn mit gewafneter Hand gegen den König in Schutz zu nehmen. Er fürchtete ſich aber das Schlachtopfer einer Revolution zu werden, und beruhigte ſie durch die Verſicherung, er würde anderswo ſeine Stimme hören laſſen. Er begab ſich in das Dorf Paſſi, welches ungefehr eine franzöſiſche Meile von Paris entfernt iſt. Hier zeigte ſich mehr als jemahls wie groß die Schwärmerey für ſeine Perſon war; denn es folgten ihm anſehnliche Herren vom Hofe, und eine ſehr große Menge ſeiner Anhänger, die mit einer Art von religiöſer Verehrung Paarweiſe vor ſeinen Zimmern Wache hielten, ſo lang er zu Paſſi blieb. Wir wiſſen nicht, ob ſie dies auch damahls thaten, da er einige galante Damen in ſeine Mausrerey aufnahm, und von einer derſelben (einer ungemein häßlichen Americanerin) die Bezahlung des Patents, — aber nicht in Gelde, verlangte. Endlich ſah er ſich gezwungen, Frankreich zu verlaſſen, und kehrte nach London zurück.

Sobald er daſelbſt angekommen war, hielt er ſeinen franzöſiſchen Anhängern Wort, welchen er erwähnter Maßen verſprochen hatte, daß er anderswo wider die Miniſter und den Hof von Frankreich ſeine Stimme erheben wollte. Der

erſte

erſte Schritt, den er in dieſer Abſicht that, war eine Klage an den König wider die zwey vornehmſten Beamten der Baſtille, Cheſnon und de Launay, die er beſchuldigte, ihm während ſeiner Gefangenſchaft einer Menge Effecten von großem Werth entwendet zu haben. Die vielen Schriften, welche von beyden Partheyen über dieſe Nebenſache erſchienen ſind, dienen zu einem neuen Beweiſe der Unverſchämtheit des Caglioſtro. Er häufte in ſeinen Vertheidigungsſchriften eine Lüge über die andere; er erboth ſich, den Mangel an vollſtändigen Beweiſen durch einen Eid zu erſetzen, und verläugnete ſogar die Handſchrift ſeiner Gattinn, mit dem Zuſatz: ſie könne nicht ſchreiben, weil man den römiſchen Damen das Schreiben nicht lehrte, um ihnen die Gelegenheit zu Liebeshändeln zu benehmen.

Die Sache wurde vor den Königlichen Rath gebracht, und ſeine Klage durch ein entſcheidendes Urtheil für eine Verläumdung erklärt. Auſſer dem, daß er nicht den geringſten Beweis anführen konnte, wurde er auch durch eine förmliche Ausſage ſeiner Gattinn, die von den vorgegebenen Koſtbarkeiten nichts wußte, Lügen geſtraft. Damit er nicht auch in dem gegenwärtigen Verhaft zu Rom gleiche Ränke verſuchen könnte, iſt man gleich von Anfang ſeiner Verhöre ſo vorſichtig geweſen, ihm alle Bequemlichkeit und Freyheit zu laſſen, in dem Zimmer ſeines Gefängniſſes alle, auch die mindeſten

sten ihm zugehörigen Effecten, die er in seiner Wohnung oder zur Zeit seiner Verhaftung bey sich hatte, aufzuschreiben. Dieses Verzeichniß überreichte er den Beamten, die ihn verhörten; es wurde im Proceß wieder in Augenschein genommen, und trift mit aller seiner Habschaft, die theils in dem Leihhause, theils in sichern Händen einer dritten Person in Verwahrung ist, vollkommen überein.

Der zu seinem Nachtheil ausgefallene Ausspruch des Königlichen Rathes reizte ihn nunmehr seine Galle über den Französischen Hof auszugießen. Er schickte einem seiner Anhänger den Plan eines äusserst aufrührerischen Sendschreibens an das Französische Volk, dessen Hauptinhalt gegen die Königliche Gewalt und das Regierungssystem gerichtet war. Diesen Plan arbeitete sein Commissionär aus, und überschickte ihm denselben nach London. Er war mit so verführerischen und aufrührerischen Farben ausgemahlt, daß der Englische Buchdrucker Bedenken trug, denselben zu drucken; doch ließ er sich endlich vom Grafen überreden. Der Brief wurde sogleich in verschiedene Sprachen übersetzt, und brachte ihm damahls und nachher vielen Gewinn. Unterdessen gab er sich alle mögliche Mühe, dem mehr erwähnten Herren, der ihn zu London besuchte, den Kopf zu erhitzen, daß er alle seine Kräfte aufbieten, und die Französische Nazion dahin zu bringen suchen sollte, das Joch der Königlichen Gewalt abzuschütteln. Er predigte

ihm

ihm vor: ſo wie die Anhänger der Tempelherren den Tod ihres Groſsmeiſters gerochen hätten, ſo gebühre es ſich auch ihm und ſeinen übrigen Freunden das Unrecht zu rächen, welches er (Caglioſtro) in Frankreich erlitten habe. Die nehmlichen Zumuthungen machte er vielen andern von ſeinen Anhängern, die ihn zu London beſuchten; und um ſie deſto nachdrücklicher dazu anzufeuern, brachte er auch die Gauckeleyen ſeiner Maureriſchen Operazionen dabey ins Spiel, und verſprach ihnen, ſie zu einem übernatürlichen Grad zu erheben wenn er ihnen ſeinen Odem ins Angeſicht hauchte.

Was für Wirkungen eigentlich dieſe und andere zu dem nehmlichen Ziel gerichtete Vorbereitungen gehabt haben, iſt uns unbekannt. Doch wollen wir kurz bemerken: daſs der erwähnte Brief an das Franzöſiſche Volk von der bevorſtehenden Revoluzion ganz deutlich ſpricht; daſs er vorausſagt, die Baſtille werde zu Grunde gerichtet, und in einen Spaziergang verwandelt werden; in Frankreich werde ein Fürſt regieren, der die Verhaftbriefe *(Lettres de Cachet)* abſchaffen, die Allgemeinen Stände verſammeln, und die wahre Religion herſtellen werde. Dies ſchrieb Caglioſtro den 20ſten Junius im Jahr 1786 nach Paris. In dem Schreiben an das Engliſche Volk erkennt er dieſen Brief für ſein Werk, und ſetzt hinzu, er ſey mit einer etwas republikaniſchen Freyheit geſchrieben. Auch iſt gewiſs, daſs er in

ſich ſelbſt. Alles dieſes weiß ich, und von der heimlichen Heurath kan auch ihre Amme Zeugniß geben: Iſt aber in allem dieſem etwas durch meine Schuld gefehlt und zu dieſem unglüklichen Ausgange gebracht worden, ſo laßt immer mein altes Leben, etliche Stunden vor meiner beſtimmten Zeit, der Strenge des Geſetzes aufgeopfert werden.

Fürſt.

Wir haben dich jederzeit als einen heiligen Mann gekannt. Wo iſt Romeo's Diener? Was kan Er von der Sache berichten?

Balthaſar.

Ich brachte meinem Herren die Zeitung von Julia's Tod, und ſogleich kam er mit Poſt-Pferden von Mantua hieher, unmittelbar hieher, zu dieſer nehmlichen Gruft; übergab mir dieſen Brief an ſeinen Vater, und dräute mir, indem er auf die Gruft zugieng, den Tod, wenn ich nicht weggehen und ihn allein laſſen wollte.

Fürſt.

Gieb mir den Brief, ich will ihn überſehen -- Wo iſt des Grafen Knabe, der die Wache herbeyholte? -- Burſche, was machte dein Herr an dieſem Orte?

Knabe.

Er kam, das Grab ſeiner Geliebten mit Blumen zu beſtreuen, und befahl mir von Ferne ſtehn zu bleiben, wie ich auch that; bald darauf kommt einer mit einem Licht,

die

seinem Aufenthalt zu Rom, ehe er in Verhaft genommen wurde, an die General-Stände ein Schreiben abgehen ließ, worin er um die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren ansuchte, und sich unter andern des Ausdrucks bediente: er sey derjenige, der sich für ihre Freyheit so sehr interessiert habe.

In diesem dritten Aufenthalte zu London brach der Krieg aus, welchen Monsieur Morand, Verfasser des Courier d'Europe, ohne Schonung wider ihn geführt hat. Die Veranlassung hierzu war folgende. Unter den vielen medicinisch-chymischen Ungereimtheiten, welche Cagliostro andern aufzubinden suchte, war auch die von den Schweinen. Er bekennt in seinem Briefe an das Englische Volk, welchen er damahls zu London drukken ließ: er habe in einer Gesellschaft gesagt, zu Medina befreyten sich die Einwohner von Löwen, Tygern, und Leoparden, dadurch, daß sie eine Anzahl mit Arsenik gemästeter Schweine in die Wälder trieben, wo sie den Raubthieren, von welchen sie gefressen würden, den Tod brächten. Der Zeitungsschreiber erzählte dieses Vorgeben, und rügete es nach Verdienst. Aber Cagliostro besann sich nicht lange, ihm eine Fehde von ganz neuer Art anzukündigen. Er ließ den 3ten September 1786 einen Fehdebrief drucken, worin er ihn auf den 9ten November einlud, ein auf Medinische Art gemästetes Spanferkel mit ihm

zu verzehren, und um 5000 Guineen wettete, daß Morand ſterben, er aber geſund bleiben würde. Der Zeitungsſchreiber war kein Narr die Herausforderung anzunehmen. Caglioſtro inſultierte ihn deßwegen gröblich in einer neuen gedruckten Fehde, und ließ beyde Briefe in ſeinem Schreiben an das Engliſche Volk wieder abdrucken. Hierdurch verlohr Herr Morand alle Geduld, und zog ihm im Angeſicht der ganzen Welt die Maſke ab. Dies that die Wirkung, daß auf einmahl eine Menge Creditoren und andre von ihm geprellte Leute auftraten, und ihn ſo lebhaft vor Gericht verfolgten, daß er ſich gezwungen ſah, aus London zu entfliehen, nachdem er zuvor von den Pariſern eine beträchtliche Beyſteuer an Geld erhalten hatte.

Er ließ ſeine Gattin zu London, und begab ſich nach Baſel. Jene, da ſie nun ſich ſelbſt und ihrem Gewiſſen, welches ihr über ihre Lebensart Vorwürfe machte, überlaſſen war, vertrauete ihre Unruhe verſchiedenen Perſonen an, denen ſie einigen Aufſchluß von den Handlungen und der Religion ihres Mannes gab. Dieſer bekam Wind davon, ließ ſie eilends zu ſich kommen, und zwang ſie, vor dem Magiſtrat zu Biel (in der Schweiz) eine Erklärung zu thun, worin ſie alle böſe Streiche, die ſie von ihm erzählt hatte, widerrief, und überhaupt bezeugte, er wäre jetzo derzeit ein rechtſchaffener Mann und guter Katholik

tholik geweſen. Nachdem er ſich zu Biel viele Monathe aufgehalten, gieng er nach Aix in Savoyen ab, wo ſeine Frau ſich der daſigen Bäder bedienen ſollte, und richtete nachher ſeine Reiſe nach Turin. Kaum hatte er den Fuß in dieſe Stadt geſetzt, als er einen königlichen Befehl erhielt, ſie augenblicklich wieder zu verlaſſen. Zu Roveredo fand er zwar Mittel länger zu verweilen; doch wurde ihm das Glück auch hier untreu. Der verſtorbene Kaiſer Joſeph II. verbot ihm die Ausübung der Arzneykunde, womit er ſich daſelbſt beſchäftigte. Er mußte alſo abziehen, und begab ſich nach Trient. Einige Zeit darauf trat ein kleines Buch ans Licht mit dem Titel: *Liber memorialis de Calioſtro dum eſſet Roboreti*, worinn viele Kabalen, Betrügereyen und Schelmenſtreiche, die er zu Roveredo verübt hatte, umſtändlich erzählt werden. Dieſes Werkchen verdiente geleſen zu werden, wenn der Verfaſſer nicht in ſeinem Styl die Schreibart der Evangelien nachgeahmt und mißbraucht hätte, weswegen es von vielen das Evangelium des Grafen Cagliostro genannt wird. Indeß können wir diejenigen, welche es geleſen haben, verſichern, daß Cagliostro ſelbſt in ſeinen Verhören die Wahrheit der darin erzählten Thatſachen eingeſtanden, und nur den ſatyriſchen und beißenden Styl deſſelben getadelt hat.

Zu Trient verſprach er ſich eine reiche Aernde von ſeiner Maurerey. Er verſuchte ſein Glück; aber

aber der Religionseifer, der den dortigen Fürſt-Biſchof belebet, vereitelte ſeine Anſchläge, wiewohl er durch die Prahlereyen mit ſeinen medicinischen und chymiſchen Kenntniſſen bey ihm und ſeinem Hofe einigen Zutritt gefunden hatte. Er mußte hier auf ſeiner Hut ſeyn, und ſich um einen andern Ort umſehen, wo er ſeine Einkünfte, die ſich auf Betrug gründeten, auf einen ſicherern Fuß ſtellen könnte. Denn damahls fehlte es ihm ſo ſehr an Gelde, daß er ſich zu Vicenza genöthiget ſah, einen Edelſtein von Werth zu verpfänden. Wo wollte er aber einen ſolchen Ort finden? Alle Welt hatte ihn endlich entweder von Perſon, oder durch Nachrichten kennen lernen, und wußte weß Gelichters er war. Aus Palermo, aus Frankreich, und aus den Staaten des Königs Sardinien war er auf höchſten Befehl vertrieben worden. An andern Orten war das Andenken ſeiner Prellereyen, um derentwillen er hatte flüchtig werden müſſen, nicht erloſchen. Mancher, der von ihm hintergangen oder beſchädiget worden, (und deren waren Viele und in vielen Gegenden) würde ihn in Stücken zerriſſen haben, wenn er ihn in ſeine Gewalt bekommen hätte. In dieſer Verlegenheit war er nicht abgeneigt, nach Teutſchland zurück zu kehren. Allein ein Brief von hoher Hand, den der Fürſt-Biſchof von Trident erhielt, worin ihm das Mißvergnügen des Kaiſers Joſeph über die Aufnahme eines ſolchen Menſchen in ſeinem Lande zu wiſſen gethan wurde,

de, benahm ihm alle Luſt, ſich in Teutſchland wieder ſehen zu laſſen. Wohin ſollte er nun ſeinen Weg richten? Natürlich mußte er ſeinen Blick auf Rom werfen.*) Hier hatte er nicht zu befürchten, daß ihm ſeine alten Verbrechen, die nach Verlauf ſo vieler Jahre in Vergeſſenheit gerathen waren, ſchaden würden; auch konnte die Verwandelung des Balſamo in den Grafen von Caglioſtro hier zur Erlöſchung ſeines Andenkens viel beygetragen haben. Indeſſen war ihm doch die Wachſamkeit des Fürſten, der uns regiert, ein Gegenſtand der Betrübniß und des Schreckens.

Unter dieſer Ungewißheit that ſeine Gattin ihr möglichſtes, ſeinen wankenden Sinn zur Reiſe nach Rom zu beſtimmen. Sie verlangte nichts inbrünſtiger, als in ihr Vaterland und in die Arme ihrer Verwandten zurück zu kehren, um ſich einer Lebensart zu entreißen, deren ganze Abſcheulichkeit ihr bey dem noch nicht ganz erloſchenem Lichte der Religion oft einleuchtete, und ſie in Furcht ſetzte, ſie möchte ein trauriges Ende nehmen. In den vielen Jahren ihres Eheſtandes hatte ſie jederzeit ein

*) Sogar natürlich ſcheint dies eben nicht zu ſeyn. Wahrſcheinlich waren hier beſondere Umſtände und Triebfedern im Spiele, die dem Verfaſſer dieſer Geſchichte wohl nicht unbekannt ſeyn mögen, wiewohl man Urſachen hat, der Welt keine Confidenz davon zu machen.

ein unglückliches Leben geführt. Entweder mußte ſie in die Sünde willigen, oder ſich der grauſamen Wuth ihres Mannes ausgeſetzt ſehen, wenn ſie ſich gegen ſeine laſterhaften Zumuthungen nicht willfährig bewies. Dieß hat ſie in den gerichtlichen Verhören ſelbſt geſtanden, und ſchon der *Courier d' Europe*, welcher von allen Lebens-Umſtänden dieſes Mannes genau unterrichtet war, beſchrieb ſeine Gattin als das unglücklichſte Weib in der ganzen Welt, den Mann aber als einen brutalen Menſchen, der die ſcheinbaren Zärtlichkeiten, die er ihr im Beyſeyn Anderer bewies, mit den grauſamſten Mißhandlungen vertauſche, wenn er mit ihr allein ſey.

Was ſagte ſie ihm nicht, die Vortheile, die er von ſeiner Rückkehr nach Rom haben würde, herauszuſtreichen! Sie gewann einige der vornehmſten Herren vom Hof des Fürſt-Biſchofs, die ihres Mannes Freunde waren, damit ſie ſich zu dieſer Abſicht mit ihr vereinten. Dieſen gelang es ihn zu bereden. Er gab ſich Mühe, Empfehlungsſchreiben an vornehme Perſonen, beſonders vom Biſchoffe zu erhalten. Hierzu wählte er den Weg der Gleißnerey. Er ſtellte ſich als bereuete er es, ſich der Freymäurerey ergeben zu haben, warf ſich zu den Füßen eines Beichtvaters, und äußerte eine große Sehnſucht, in den Schoos der Kirche zurück zu kehren, und um dieſer Urſache willen

nach

nach Rom zu reiſen. Der Beichtvater, welcher ihm allzu leicht glaubte, eröffnete dem Fürſten die Reue des Caglioſtro, und bewog ihn, die verlangten Empfehlungsbriefe zu ertheilen. Aber die innere Geſinnung des Caglioſtro war von Frömmigkeit und Religion weit entfernt. Wie er von der Beichte nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau: ich habe dem Pfaffen eine Naſe gedrehet. Dieſes hat ſie ausgeſagt, und die bey ihm gefundenen Papiere, ſammt ſeiner nachherigen Lebensart beweiſen, daß ſie die Wahrheit geſtanden habe. Er behielt noch immer den Hang zu ſeiner Mäurerey, ſetzte ſeinen gewöhnlichen Briefwechſel in mäureriſchen Styl, und von Gegenſtänden dieſes Ordens mit ſeinen Anhängern fort, und übte auch nachher ununterbrochen die Funczionen deſſelben aus, wie wir in der Folge ſehen werden.

Am Ende des Maymonaths 1789. kam er mit ſeiner Gattin nach Rom, und wohnte anfänglich in Miethzimmern in der Piazza di Spagna, nachher aber bey Piazza Farneſe. Sein Betragen war einige Zeit behutſam und vorſichtig. Aber Unglauben und Betrügerey waren ihm zur andern Natur geworden, und verriethen ihn unvermerkt. Von ſeinen mäureriſchen Geſchäften, die er zu Rom vornahm, werden wir anderswo reden. Hier wollen wir nur bemerken, daß er bey vielen Perſonen verſchiedenen Standes ſeine Großſprecherey von ſeiner Abkunft, von ſeinen

Reis

Reiſen und Kenntniſſen erneuerte, auch einige medicinische Curen mit unglücklichem Erfolg unternahm. Eine fremde Dame hatte einige Geſchwüre an den Beinen. Er verſprach ſie zu curiren, und bediente ſich dazu eines Pflaſters, welches der Dame beynahe den Krebs zugezogen hätte. Einer verheyratheten Perſon von Stande, welche bisher unfruchtbar geweſen war, ſchrieb er chymiſche Mittel vor, die aber bis auf den heutigen Tag nichts gefruchtet haben. Eine andere Dame, die durch eine unordentliche Lebensart ihre Geſundheit verlohren hatte, nahm ihre Zuflucht zu ihm, und erhielt Pillen, die das Uebel nicht heilten. Er bewarb ſich auch um die Liebe eines gewiſſen Frauenzimmers, und erlangte ſeine Abſicht. Ihr Briefwechſel bezeuget, daß ſie in ihrer gegenſeitigen Leidenſchaft ſo weit gegangen, wie ein Brautpaar Trau-Ringe zu wechſeln. Oft verſuchte er es, die ehrbarſten Mädchen auf eine ſchamloſe Art zu verführen, beſonders eine Kammerjungfer ſeiner Gattin, die ihm aber nie Gehör gab.

Aber alles dieß machte ſeinen Beutel nicht voller; das Geld gieng ihm zuletzt gänzlich aus, und er fand ſich gezwungen, einige ſeiner Geräthſchaften in dem Leihhauſe zu verpfänden. Er lebte jetzt in einem Lande, deſſen Bewohner mit wachſamen Augen ſeinen wahren Character ausſpähten, wo wenige Menſchen ſeinen Gaukeleyen Gehör gaben, und Niemand geneigt war, ſie mit

Geld und Geldeswerth zu bezahlen. Ueberdieß war die Erinnerung seiner Verbrechen, besonders gegen die Religion, ein nagender Wurm in seinem Herzen, der ihn ohne Unterlaß beängstigte. Er faßte endlich den Entschluß, Rom wieder zu verlassen. Frankreichs gegenwärtiger Zustand schien seine Absichten zu begünstigen. Er schickte eine von ihm aufgesetzte Vorstellung an die Nazional-Versammlung, in welcher er sie um die Erlaubniß bat, nach Frankreich zurück zu kehren, und begleitete sie mit einigen Empfehlungsschreiben. Unterdessen hatte es ihm Jemand viele Tage vorher gesteckt, daß man mit dem Gedanken umgieng, ihm den Prozeß zu machen. Der Nehmliche warnte ihn nachher aufs neue mit mehrerem Ernst. Was diesen Menschen hierzu bewog, war bloßer Leichtsinn. Sein einziger Lohn war, daß er sich rühmen konnte, einem Nichtswürdigen zum Spion gedient zu haben. Demungeachtet läßt sich Cagliostro nicht stöhren; er rettet sich nicht durch die Flucht; er zerstreuet und verbirgt die vielen Papiere und Documente nicht, welche nachher zu unläugbaren Beweisen seiner Verbrechen gedient haben. Den 27sten December 1789. wurde er des Abends in Verhaft genommen, und nachdem man alles, was zur Formierung des wider ihn beschlossenen Prozesses dienlich war, durchsucht und versiegelt hatte, ins Castell St. Angelo gebracht.

Zweytes Kapitel.

Von der Aegyptiſchen Maurerey.

Caglioſtro trat zu London, wie wir ſchon erzählt haben, in den Freymäurerorden *), und ließ zugleich auch ſeine Gattin in denſelben aufnehmen. Beyde erhielten ihre Patente, und Caglioſtro bezahlte für das Seine fünf Guineen. Am nehmlichen Tage wurden ſie zu den drey Stufen, eines Lehrlings, eines Geſellen, und eines Meiſters, befördert, und erhielten die zur Meiſterſchaft

*) Im Original fängt dieſes Capitel mit einem allgemeinen Begriff von der Freymäurerey überhaupt an, welchen der Verfaſſer ſeinen rechtgläubigen Leſern von dieſer in ſeinen Augen höchſt verdammlichen Secte geben zu müſſen glaubte; und womit ich hingegen die Leſer des Teutſchen Merkur verſchonen zu müſſen glaube, theils weil über die Freymäurerey ſelbſt nichts darin vorkommt, das nicht ſchon längſt allgemein bekannt wäre; theils weil der zelotiſche Ton des Verfaſſers etwas gar zu widerliches für geſunde Ohren hat. Ueberdies beſteht ein großer Theil dieſer verlaufnen Excurſion in pompöſen Lobeserhebungen der von verſchiedenen Päbſten gegen dieſen Orden verrichteten Großthaten, z. B. wie ſchon Se. Heiligkeit Clemens XII. in einer Conſtituzion vom 26. April 1738. welche anfängt: *In eminenti etc.* alle Mitglieder des Ordens mit einem Ernulfus-Fluch belegt habe, wovon ſie niemand als der Pabſt (auſſer in Articulo mortis) losſprechen kann — und dergleichen mehr, was wir aus Reſpect gegen den heil. Stuhl zu Rom nicht gerne ausbreiten möchten. W.

die Gruft zu öffnen, und augenbliklich zieht mein Herr den Degen gegen ihn; und da lief ich und holte die Wache.

Fürſt.

Dieſer Brief bekräftiget die Erzählung des Ordens-Manns -- und hier ſchreibt er, daß er Gift von einem armen Apotheker gekauft, und damit in dieſe Gruft gekommen ſey, um zu ſterben und in Juliettens Grab zu ligen -- Wo ſind dieſe Feinde? Capulet! Montague! Seht hier die Ruthe, womit euere Unverſöhnlichkeit gezüchtiget wird; ſeht wie der Himmel Mittel findet, durch die Liebe ſelbſt die Freuden euers Lebens zu tödten. Auch ich, weil ich zuviel Nachſicht gegen euere Uneinigkeiten hatte, habe zween Verwandte verlohren: Wir ſind alle geſtraft!

Capulet.

O Bruder Montague, gieb mir deine Hand; das iſt meiner Tochter Withumb -- mehr kan ich nicht verlangen.

Montague.

Aber ich kan dir mehr geben; denn ich will ihre Bild-Säule von gediegnem Gold aufſtellen, daß, ſo lange Verona dieſen Namen trägt, kein Denkmal dem Denkmal der zärtlichen und getreuen Juliette gleich geſchäzt werde!

Capulet.

Eben ſo glänzend ſoll Romeo bey ſeiner Gattin ligen; theure, unglükliche Opfer unſrer unſeligen Feindſchaft!

Fürſt.

gehörigen und bekannten Werkzeuge. Außerdem erhielt seine Frau ein Ordensband, worauf die Worte gestickt waren: *Union, Silence et Vertu*, welches sie die erste Nacht um einen Schenkel gebunden tragen sollte. Cagliostro hat die Funcziosnen und Ceremonien umständlich erzählt, die bey seiner Aufnahme vorgegangen, und die in so vielen Büchern beschrieben sind, daß es überflüßig wäre, mehr davon zu sagen.

So lang er sich zu London aufhielt, unterließ er nicht, die dasigen Logen fleißig zu besuchen. Kurz vor seiner Abreise kaufte er von einem Buchhändler einige Manuscripte, die einem gewissen ihm ganz unbekannten Georg Coston zugeschrieben wurden. Er fand, daß sie von der Aegyptischen Freymäurerey handelten, und ein System enthielten, das mit Zauberey und Aberglauben vermengt war. Sogleich faßte er den Vorsatz, eine Freymäurerey von neuer Art zu stiften, die (wie er vorgab) von aller Gottlosigkeit, von Magie, und Aberglauben gereinigt seyn sollte. Er stiftete dieselbe auch wirklich, und sie ist diejenige, die von ihm in so viele Gegenden der Welt ausgebreitet worden, und auf eine so seltsame Art seinen Ruf vergrößert hat. Seine Absicht war, sich hierdurch eine reiche Quelle von Einkünften an Geld und Geldeswerth zu öffnen. Ein Mann, der, wie er, so ganz ohne Religion war, konnte auf nichts anders abzielen, als unter der Menge von

maureriſchen Secten mit der ſeinigen mehr Lerms und Aufſehens als alle andere zu erregen, und ſie dadurch für ihn ſelbſt deſto einträglicher zu machen.

Um alles, was er in ſo vielen Jahren und an ſo manchen Orten in dieſem Fache bewirkt hat, recht zu verſtehen, iſt nöthig, daß wir ſein Aegyptiſches Syſtem etwas umſtändlich beſchreiben. Wir werden ſeinem hierüber geſchriebenen Buche, welches als ein vollſtändiges Geſetzbuch deſſelbigen betrachtet werden muß, getreulich folgen. Man fand es in ſeiner Wohnung, und er hat es nicht nur förmlich für ſein Werk erkannt, ſondern auch geſtanden, daß er nach den darin enthaltenen Vorſchriften die vielen von ihm geſtifteten Logen eingerichtet, und den Mutter-Logen verſchiedene Exemplare davon hinterlaſſen habe. Die Leſer werden ohne unſere Erinnerung daraus erkennen, wie künſtlich der Verfaſſer ſein böſes und betrügeriſches Weſen unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, Menſchenliebe, und der Unterwürfigkeit gegen die Geſetze zu verbergen wußte. Hierdurch zeichnet ſich ſeine Secte als das ruchloſeſte und gefährlichſte aller Freymäureriſchen Syſteme aus. Das Buch iſt in franzöſiſcher Sprache, und ſo gut geſchrieben, daß es unmöglich ſo aus der Feder des Cagliostro gefloſſen ſeyn kann. Es iſt klar, daß er nur den Stoff dazu erfand und hergab, und dieſen ſodann durch andere Perſonen von einigem

Talent, die in Religionssachen eben so blind als er, und von dem Zauber seiner Einhauchungen (Insufflazioni) Reden, und Arbeiten eingenommen waren, ausarbeiten ließ.

In diesem System verspricht er seinen Anhängern: „sie vermittelst einer physischen und sittlichen Wiedergeburt zur Vollkommenheit zu bringen; ihnen die erste Materie, oder den Stein der Weisen zu entdecken, die *Acacia*, welche im Menschen die Kräfte der robustesten Jugend consolidiere und ihn unsterblich mache; und ihnen damit ein Fünfeck zu verschaffen, wodurch der Mensch seine erste Unschuld, die er durch die Erbsünde verlohren, wieder erlange." Er giebt vor, die Aegyptische Freymäurerey stamme von Henoch und Elias her; von diesen habe sie sich in verschiedene Gegenden der Welt verbreitet, aber im Verlauf der Zeiten viel von ihrer Reinheit und ihrem ersten Glanze verlohren. Bey den Männern habe sie sich in eine bloße Gaukeley verwandelt, und für das schöne Geschlecht, welches von der gemeinen Freymäurerey gewöhnlich ganz ausgeschlossen wird, sey sie so gut als verlohren gegangen. Endlich habe der Eifer des großen Cofsten (der vergebliche Nahme der hohen Priester in Aegypten) der Mäurerey beider Geschlechter den vorigen Glanz wieder gegeben.

Hierauf folgen die Statuten, handelnd von den zur Aufnahme erforderlichen Eigenschaften, von

von den drey verſchiedenen Stufen, von den Arbeiten und Catechiſmen der Lehrlinge, Geſellen und Meiſter; von der Anzahl woraus jede Klaſſe beſtehen muß; von den Merkmahlen woran ſie einander erkennen; von den Beamten welche in der Geſellſchaft den Vorſitz haben und ſie regieren; von der Zeit ihrer Verſammlungen; von der Errichtung eines Richterſtuhls über die Zwiſtigkeiten welche unter den Logen entſtehen können, und über die Vergehungen einzelner Perſonen; von der engen Verbindung, worin die Mitglieder und alle Logen überhaupt miteinander ſtehen; und von den vielen Ceremonien, welche bey der Aufnahme eines Mitglieds zu den drey erwähnten Stufen und in den Verſammlungen der Logen ſtreng zu beobachten ſind.

In allem dieſem findet ſich alles das ſacrilegiſche, gottloſe, abergläubiſche und abgöttiſche der übrigen gewöhnlichen Maurer-Secten, *) als da ſind: Anrufungen des heiligen Nahmens Gottes, Niederwerfungen und Adorazionen vor dem Hochwürdigen Oberhaupte der Loge, Inſuflazionen, Weihrauch, Exorziſmen der Candidaten, und der Kleider womit ſie angethan werden, Embleme der allerheiligſten Dreyeinigkeit, und un-

*) Abſit blaſphemia! Man vergeſſe nicht, daß es ein römiſcher Mönch (oder *Teologo* wenigſtens) iſt, der dies ſagt! W.

zählige andere Entheiligungen und Thorheiten, welche bereits der ganzen Welt bekannt sind. Aber in der Maurerey, wovon wir hier reden, ist noch etwas, das bey seiner Neuheit auch zugleich die allerabscheulichste Extravaganz aufstellt.

Wir haben oben des großen Cofen gedacht. Mit diesem Nahmen belegt er den Stifter oder Wiederhersteller der Aegyptischen Freymäurerey. Cagliostro trug kein Bedenken, unter dieser Benennung sich selbst zu verstehen, und so verstanden es auch alle seine Anhänger. In seinem System wird der große Cofte dem ewigen Gott gleich an die Seite gesetzt. Man würdiget ihn einer feyerlichen Anbethung, und schreibt ihm die Gewalt zu, den Engeln zu befehlen. Man ruset ihn bey jeder Gelegenheit an. Alle Operazionen geschehen in Kraft seiner Macht, die ihm Gott besonders zugetheilt haben soll. Noch mehr: Unter den Funczionen dieser Art von Maurerey wird das *Veni creator Spiritus*, das *Te Deum*, und einige Psalmen Davids zu bethen vorgeschrieben, und man treibt die Verwegenheit so weit, daß allemahl, wenn in dem Psalm: „Memento Domine David, et omnis manſuetudinis ejus„ die Person Davids vorkommt, der große Cofte an die Stelle desselben gesetzt wird.

Von dieser Aegyptischen Gesellschaft wird keine Religion ausgeschlossen. Jude, Calviniſt, Lu-

eheraner, und Katholik *) können ohne Unterſchied darin aufgenommen werden, wenn ſie nur das Daſeyn Gottes, und die Unſterblichkeit der Seele anerkennen, und Mitglieder des gemeinen Freymäurerordens ſind. Die Mannsperſonen, wenn ſie die Stufe des Meiſterthums erreicht haben, nehmen den Nahmen eines der alten Propheten, und die Frauenzimmer einer der Sybillen an. Der Eidſchwur der erſten iſt folgender: Ich *N. N.* verſpreche, verpflichte mich, und ſchwöre, die Geheimniſſe, die mir in dieſem Tempel werden mitgetheilt werden, nie zu entdecken, und meinen Obern blindlings zu gehorchen. Die Weiber legen folgenden Eid ab: Ich *N. N.* ſchwöre in Gegenwart des großen einigen Gottes, meiner Meiſterin, und aller der Perſonen die mich hören, niemahls zu entdecken, noch ſelbſt oder durch andere ſchriftlich bekannt zu machen, was hier unter meinen Augen vorgeht; und verurtheile mich ſelbſt, wenn ich ſo unvorſichtig ſeyn ſollte, zu den Strafen, die durch die Geſetze des großen Stifters und meiner übrigen Obern vorgeſchrieben ſind. So verſpreche ich auch die genauſte Beobachtung der andern ſechs Gebothe, die mir auferlegt ſind, nemlich

*) Eine greuliche Aſſoziazion in den Augen eines *Teologo Romano!*

die Liebe Gottes, die Ehrfurcht gegen meinen Fürſten, die Verehrung der Religion und der Geſetze, die Liebe des Nächſten, eine gänzliche Ergebenheit gegen unſern Orden, und einen blinden Gehorſam gegen die Vorſchriften und Geſetze unſerer beſondern Gebräuche, die mir meine Meiſterinn mittheilen wird.

In der gemeinen Freymäurerey iſt bekanntlich die Gewohnheit, den neuaufgenommenen zwey Paar Handſchuhe zu geben, Eins für ſie ſelbſt und das Andere für das Frauenzimmer, das ihnen am liebſten iſt. Der große Coſte hat dieſe Gewohnheit beybehalten, und nur bey der Aufnahme der Damen noch hinzugeſetzt, daß ihnen ein Büſchel Haare abgeſchnitten, und nach der Ceremonie wieder zugeſtellt wird, mit der Vorſchrift, ſie ſammt den Handſchuhen der Mannsperſon zu ſchenken, die ſie ihrer Achtung vorzüglich werth halten. Die Formeln, womit die Candidaten zu den verſchiedenen Stufen erhoben werden, ſind eben ſo ſonderbar als gottlos. Bey der Aufnahme eines Frauenzimmers zur Stufe eines Lehrlings giebt die Meiſterinn der Candidatinn einen Hauch ins Geſicht, von der Stirne bis ans Kinn, und ſagt: Nehmet hin dieſen Hauch, daß durch denſelben die Wahrheit, die wir beſitzen in eurem Herzen keime, und es durchdringe. Ich gebe ihn euch, das Geiſtige, was in euch iſt, zu beſtär-

ſtärken; Ich gebe ihn euch, den Glauben euerer Brüder und Schweſtern euerem gethanen Verſprechen gemäß in euch zu beſtätigen. Wir machen euch zu einer ächten Tochter der wahren Aegyptiſchen Adopzion und der Loge *N. N.* und wollen, daß ihr von allen Brüdern und Schweſtern Aegyptiſchen Gebrauchs dafür erkannt werdet, und der nehmlichen Vorzüge genießet. Wir geben euch das Recht, hinführo für immer ein Francmaſſon weiblichen Geſchlechts, und eine Freye zu ſeyn." — Wenn eine Mannsperſon zu der Stufe eines Geſellen befördert wird, ſo ſpricht der Meiſter: Vermöge der Gewalt, die ich vom großen Cofto, Stifter unſeres Ordens, erhalten habe, und durch Gottes Gnade ertheile ich euch die Stufe eines Geſellen, und beſtelle euch zum Verwahrer der neuen Kenntniſſe, die wir euch jetzt mittheilen wollen in dem geheiligten Nahmen Helion Melion Tetragrammaton. In dem zu Paris im Jahre 1789 gedruckten Verſuch über die Secte der Illuminaten wird angemerkt: die letztern Worte habe Caglioſtro einem Taſchenſpieler zu verdanken, der ſie für heilig und arabiſch ausgegeben, und ſich des Beyſtandes eines Geiſtes gerühmt, welcher die Seele eines jüdiſchen Cabaliſten ſey, der vor Chriſti Geburth ſeinen Vater durch Zauberey umgebracht habe.

Die

Die gemeinen Freymäurer haben den heiligen Johannes den Täufer zu ihrem Patron, und pflegen das Fest desselben zu feyern. Cagliostro hat das Fest des h. Johannes des Evangelisten (an diesem Tage wurde er zu Rom in Verhaft genommen) hinzugesetzt, und zwar, wie er selbst sagte, wegen der großen Aehnlichkeit der Offenbahrung St. Johannis mit den Operazionen seiner Mäurerey. Von diesen müssen wir nun einigen Begriff geben, um die Ruchlosigkeit *) ihres Stifters näher einzusehen. Wenn eine Mannsperson zu der Stufe eines Meisters befördert wird, so ist folgende Funczion vorgeschrieben. Es wird ein Knabe oder ein Mädchen, welche noch im Stande der Unschuld zu seyn präsumiert werden, gewählt, und mit dem Nahmen Mündel oder Taube belegt. Der Hochwürdige ertheilt diesem Knaben oder Mädchen die Gewalt, die der Mensch vor dem Sündenfall gehabt haben würde, besonders aber über die reinen Geister. Dies sind die sieben Geister, welche um den göttlichen Thron stehen, und die sieben

*) Ruchlosigkeit? — Nun ja, in so fern man einen verschmizten Beutelschneider ruchlos nennen kann, der sich der unbegreiflichen Schwäche des großen Hauffens der Christen-Menschen durch solche unaussprechlich alberne Albernheiten zinsbar zu machen weiß. Aber wie wohl es unserm *Teologo* und seines gleichen anstehe, sich über diese Dinge zu formalisieren? — wollen wir hier nicht untersuchen. W.

den Planeten regieren. Er nennt sie in seinem System (oder in dem Buche, wovon hier die Rede ist) Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobiachel, Anachiel.

Der Mündel wird vor den Hochwürdigen geführt, und sogleich richten nicht nur alle Mitglieder der Loge ihr Gebet zu Gott, daß er dem großen Costen erlaube, die ihm verstattete Gewalt auszuüben, sondern auch der Mündel selbst, daß er den Befehlen des Hochwürdigen gemäß handle, und als Mitteler zwischen ihm und den Geistern, welche daher ebenfalls Mittelgeister genannt werden, dienen könne. Hierauf wird er in einem gewissen Talar, mit einer blauen Binde und rothen Schnur geschmückt, und mit dem Odem des Ehrwürdigen angehaucht, in ein Tabernakel eingeschlossen, welches ein besonderes weiß ausgeschlagener Ort im Tempel ist, der von aussenher eine Thüre und ein Fenster hat, wodurch man die Stimme hören kann, und inwendig mit einen Bänkchen und Tischgen versehen ist, auf welchen drey brennende Kerzen stehen. Der Hochwürdige wiederholt alsdenn sein Gebet, und fängt an, die ihm von dem großen Costen gegebene Gewalt auszuüben, indem er die sieben Geister nöthiget, den Augen des Mündels sichtbar zu werden. Sobald der Mündel anzeigt, daß sie ihm erschienen sind, so befiehlt ihm der Hochwürdige vermöge der Gewalt, die Gott dem großen

Cos-

Fürſt.

Dieſer Morgen bringt uns einen düſtern Frieden, und die Sonne ſelbſt ſcheint trauernd ihr Haupt verhüllt zu haben -- Geht, und erwartet unſre Entſcheidung, was in dieſem unglüklichen Handel Strafe und was Verzeihung verdient - [Ihr aber, getreue Liebende, die ein allzuſtrenges Schikſal im Leben getrennt, und nun ein freywilliger Tod auf ewig vereiniget hat, lebet, Juliette und Romeo, lebet in unſerm Andenken, und die ſpäteſte Nachwelt möge das Gedächtniß eurer unglüklichen Liebe mit mitleidigen Thränen ehren!]

Coſten, und dieſer ihm mitgetheilt, den Engel Anael oder einen andern Engel zu fragen, ob der Candidat das Verdienſt und die gehörigen Eigenſchaften habe, die Stufe eines Meiſters zu beſteigen? Wenn die Antwort bejahend ausfällt, ſo wird zu den übrigen Funczionen und Ceremonien, die zur Aufnahme gehören, fortgeſchritten.

Bey der Aufnahme der Damen zur Meiſterſchaft iſt einiger Unterſchied. Dem Mündel, (welcher, wie geſagt, in dem Tabernakel eingeſchloſſen iſt,) wird befohlen, nur einen der ſieben Engel erſcheinen zu laſſen, und ihn zu befragen, ob es erlaubt ſey, der Candidatin den ſchwarzen Schleyer, womit ſie bedeckt iſt, abzunehmen? Nach einigen andern abergläubiſchen Ceremonien wird dem Mündel befohlen, auch die übrigen ſechs Engel herbeyzufordern, an welche er folgende Anrede thut: Durch die Macht, welche der Groß-Coſte meiner Meiſterin ertheilt, und ich ſowohl von ihr als von meiner Unſchuld erhalten habe, befehle ich euch, urſprünglichen Engeln, gegenwärtigen Ornat in eure Hände zu nehmen, und zu weihen. Dieſer Ornat beſteht in den Kleidern und Zeichen des Ordens, nebſt einer aus künſtlichen Roſen gemachten Krone. Sobald der Mündel angezeigt, daß die Engel mit der Weyhung fertig ſind, ſo wird ihm befohlen, den Moſes erſcheinen zu laſſen, damit

auch

auch er den erwähnten Ornat segne, und den Rosenkranz in der Hand halte, bis die Funczion zu Ende ist. Hierauf läßt er den Ornat von dem Fenster des Tabernakels herab, unter welchem auch die Handschuhe begriffen sind, worauf die Worte: „Ich bin ein Mensch," geschrieben stehen. Nachdem die Candidatin die Kleider und Ordenszeichen erhalten hat, thut man noch andere Fragen an den Mündel, besonders um sich zu versichern, ob Moses den erwähnten Kranz die ganze Zeit hindurch in seinen Händen getragen? und sobald diese Frage bejahet worden, wird der Kranz auf das Haupt die Candidatin gesetzt. Endlich wird, nach einigen andern Funczionen, der Mündel aufs neue gefragt, ob Moses und die sieben Engel die Beförderung billigen? und zum Beschluß ladet man auch den großen Costen ein, daß auch Er sie segne und aufnehme, und so endigt sich die Loge.

Eine kleine Digression wird hier nicht überflüssig seyn, da sie dazu dienen kann, denjenigen die Schuppen von den Augen fallen zu machen, die das Unglück gehabt haben, in diese Blindheit zu gerathen. Dieser große Coste, dieser Wiederherstellter und Fortpflanzer der Aegyptischen Freymäurerey, äussert an mehr als Einer Stelle seines Systems eine sehr große Hochachtung für die Person des Patriarchen Moses. Und dennoch hat eben dieser Cagliostro in seinen Verhören seyerwillig

willig gestanden: er habe jederzeit eine unüberwindliche Antipathie gegen denselben gefühlt, weil er, seiner Meynung nach, als ein Räuber gehandelt, da er den Aegyptern ihre goldene und silberne Geräthschaften habe entwenden lassen. So sehr man sich auch bemühete, ihn des Gegentheils zu überzeugen, so beharrte er doch halsstarrig auf seinem Irrthum. Dieß macht die Aussage seiner Frau glaubwürdig: „seine Anthipathie gegen Moses rühre daher, weil dieser Patriarch Cagliostros eigenem Geständniß nach, ihm in seinen maurerischen Operazionen nicht habe erscheinen wollen. Indessen hat er jederzeit die Juden wie sich selbst geliebt, und sich oft verlauten lassen, sie wären das bravste Volk von der Welt.

Seine Freymäurerey hat, wie wir schon anfänglich bemerkt haben, die höchste Vollkommenheit der menschlichen Natur zum Ziel, als welche er seinen Anhängern durch eine physische und sittliche Wiedergeburt zu geben versprach, wenn sie zur Stufe eines Meisters gelanget wären. Die Wiedergeburt beyder Art zu bewirken, schrieb er eine zweyfache Quarantäne, oder vierzigtägige Einsamkeit vor. Die Vorschriften, wie beyde gehalten werden müssen, sind ein überzeugender Beweis von der Betrügerey und Ruchlosigkeit seines Systems. Die Beschreibung derselben wird unsern Satz beweisen.

Wer die sittliche Wiedergeburt, oder die erste Unschuld erlangen will, muß einen sehr hohen Berg wählen, und demselben den Nahmen Sinai geben. Auf der Spitze desselben muß er ein Haus in Form eines Pavillons von drey Stockwerken aufbauen, und es Sion nennen. Das oberste Zimmer muß die Form eines Vierecks haben, welches auf jeder Seite 18 Fuß, vier ovale Fenster, und den Zugang durch eine Fallthür hat. Das Zimmer des mittlern Stockwerks muß vollkommen rund, ohne Fenster, und so groß seyn, daß dreyzehn kleine Bettstellen darinnen stehen können. Eine einzige Lampe, die in der Mitte hängt, muß es beleuchten, und kein unnöthiges Geräthe muß sich darin befinden. Dieses zweyte Zimmer heißt Ararat, wie der Berg hieß, auf welchem Noahs Kasten stehen blieb, zum Zeichen der Ruhe, welche nur den von Gott auserwählten Freymäurerern vorbehalten ist. Das unterste Zimmer muß so groß seyn, daß es zum Speisesaale dienen könne. Um dasselbe müssen drey Kammern gebaut werden, deren zwey zur Aufbehaltung der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse dienen, und die dritte die Ordenskleider und Zeichen, sammt den Werkzeugen der Freymäurerey und der Kunst nach Moses Vorschriften enthält.

Dreyzehn Meister schließen sich mit den nöthigen Lebensmitteln und Werkzeugen vierzig Tage in diesen Pavillon ein, und beschäftigen sich mit

mäureriſchen Verrichtungen der vorgeſchriebenen Ordnung gemäß. Sechs Stunden ſind zur Betrachtung und Ruhe, drey zum Gebethe und zum Selbſtopfer, neunzehn zu den heiligen Verrichtungen, welche in der Zubereitung des Jungfernpergaments und Weihung anderer Werkzeuge, die täglich geſchehen muß, beſtehen, und die ſechs letzten zur Geſellſchaft, und Wiederherſtellung der ſittlichen und phyſiſchen Kräfte beſtimmt. Wenn der drey und dreyßigſte Tag dieſer Exerzizien verfloſſen iſt, werden die eingeſchloſſenen Meiſter des Glück haben, mit den ſieben älteſten Engeln ſichtbarlich umzugehen, und das Siegel und die geheimen Schriftzüge eines jeden dieſer unſterblichen Weſen zu erkennen. Mit dieſen werden dieſe Engel ſelbſt das Jungfernpergament, welches entweder aus der Haut eines ungebohrnen Lammes, die mit einem ſeidenen Zeuge gereiniget worden, oder aus der Nachgeburt des Knabens einer Jüdin verfertiget ſeyn muß, bezeichnen. Dieſe himmliſche Gunſt wird bis zum vierzigſten Tage währen, an welchem nach geendigter Arbeit ein jeder von ihnen anfangen wird, der Früchte dieſes einſamen Auſſenthaltes zu genießen. Ein jeder wird das Fünfeck, oder das Stück Jungfernpergament, worauf die älteſten Engel ihre Züge und Siegel gedruckt haben, für ſich erhalten. Hiermit verſehen, und hierdurch zum Meiſter und Oberhaupt der Verrichtungen erhoben, wird ſein Geiſt ohne Beyhülfe eines Sterblichen mit

einem

einem göttlichen Feuer angefüllt, und sein Leib so rein werden, als der Leib eines unschuldigen Kindes; sein Scharfsinn und seine Macht werden ohne Schranken seyn, und er wird sich nach nichts mehr sehnen, als zu einer vollkommenen Ruhe und zur Unsterblichkeit zu gelangen, um von sich sagen zu können: Ego sum qui sum.

Er wird nicht nur das erwähnte, sondern noch sieben andere verschiedene heilige Fünfecke erhalten, welche er sieben andern Personen männlichen oder weiblichen Geschlechtes, die ihm die werthesten sind, wird mittheilen können. Diese Neben-Fünfecke sind nur von Einem der sieben Engel besiegelt; daher können die Besitzer derselben nur Einem der sieben Engel befehlen, und zwar nicht im Nahmen Gottes, wie der Besitzer des ersten Fünfecks, sondern im Nahmen des Meisters von welchem sie es erhalten haben, und nur in desselben Kraft, deren Ursprung sie nicht wissen, werden sie wirken können.

Nun wollen wir sehen, wie die physische Wiedergeburt oder Vollkommenheit zu Stande kömmt, wodurch ein Mensch entweder zu einem geistigen Leben von 5557 Jahren, oder zu einem so langen und ruhigen Leibesleben gelangt, bis es Gott gefallen wird ihn zu sich zu rufen. Wer nach dieser Vollkommenheit trachtet, muß alle funfzig Jahr im Vollmond des Maymonaths mit einem Freunde aufs Land gehen, sich daselbst in eine Kammer und Al-

coven einſchließen, und ſich einer magern Diät von leichten Suppen, zarten erfriſchenden und den Leib öffnenden Kräutern, und Getränken von diſtillirtem, oder im May geſammeltem Regenwaſſer unterwerfen. Jede Mahlzeit muß ſich mit einem flüſſigen Körper, oder mit dem Getränke anfangen, und mit einem feſten Körper, nehmlich mit Zwieback oder Brodtrinde, endigen. An dem ſiebzehnten Tage dieſes einſamen Aufenthalts muß er nach einem kleinen Aderlaß gewiſſe weiße Tropfen einnehmen (deren Ingredienzien Caglioſtro nicht beſchreibt) ſechſe des Morgens und ſechs andere des Abends, ſo daß er ſie täglich um zwey vermehre, bis ihrer 32 werden.

Alsdenn wird noch ein kleiner Aderlaß bey anbrechendem Tage vorgenommen. Den folgenden Tag legt er ſich zu Bette, um nicht eher als bis gegen das Ende der Quarantäne wieder aufzuſtehen, und nun nimmt er den erſten Gran Materia prima ein. Dies iſt das nehmliche von Gott erſchaffene Mittel den Menſchen unſterblich zu machen, deſſen Kenntniß der Menſch durch die Sünde verlohren hat, und nicht wieder erlangen kann, als durch eine beſondere Gnade des Ewigen und durch Maureriſche Operazionen. Sobald der Menſch dieſen Gran Materia prima eingenommen hat, verliert er für drey Stunden, alle Kenntniß und den Gebrauch der Sprache. Er fällt in Verzuckungen, und in eine heftige Ausdünſtung und andre Ausleerungen. Sobald

er

er aber wieder zu ſich ſelbſt kommt, muß er in ein anderes Bette gebracht und mit einer Kraftbrühe von anderthalb Pfund Rindfleiſch ohne Fett, mit verſchiedenen erfriſchenden Kräutern vermiſcht, erquickt werden.

Wenn dies ſtärkende Mittel ihm wohl bekommt, ſo giebt man ihm am folgenden Tage den zweyten Gran von der erſten Materie in einer Taſſe voll Kraftbrühe, welche nicht nur die Wirkungen des erſten Grans, ſondern auch ein ſtarkes Fieber mit Verwirrung der Sinne, die Ablöſung der Haut, und das Ausfallen der Haare und Zähne verurſachen wird. Den folgenden 35ſten Tag, wenn die Kräfte des Kranken es zulaſſen, muß er ſich in lauchtem Waſſer baden. Am 36 nimmt er den dritten und letzten Gran von der erſten Materie, wodurch er in einen ſüßen und ruhigen Schlaf fällt, und ſeine Haare, Zähne und Haut wieder erhält. Ungeweckt wacht er nachher auf, und wird in aromatiſchen Kräutern gebadet. Am 38ſten Tage badet er ſich in gemeinem Waſſer, mit Salpeter vermiſcht. Hierauf kleidet er ſich an, und fängt an, in der Kammer herumzugehen. Am 39ſten Tag nimmt er zehen Tropfen von dem Balſam des Großmeiſters in zwey Löffel voll rothem Wein, und den 40ſten Tag verläßt er das Haus, verjüngt und vollkommen hergeſtellt. — Die nehmliche Methode wird auch den Weibern zur ſittlichen und phyſiſchen Wiedergeburt vorgeſchrieben. Bey der phyſiſchen

wird ihnen befohlen, ſie entweder auf einem Berge oder auf dem Lande in Geſellſchaft eines einzigen Freundes, der ihnen die nöthigen Dienſte, beſonders in den Veränderungen der körperlichen Kur, leiſte, vorzunehmen.

So iſt die Aegyptiſche Maurerey beſchaffen; doch geſtehen wir, daß wir bloß das Skelet davon gegeben haben; und dies ſowohl, um die engen Schranken, die wir uns geſetzt haben, nicht zu überſchreiten, als auch, weil es uns bloß darum zu thun war, den Verfolg der Geſchichte verſtändlich zu machen. Die gelehrte und gründliche Cenſur, die von zwey geübten Theologen über dieſes Syſtem angeſtellt worden iſt, giebt davon einen ſehr deutlichen Begriff. Ueberhaupt athmet das Ganze ſowohl in den Grundſätzen als in der Ausübung lauter Gottloſigkeit, Aberglauben und läſterlichen Mißbrauch der Religion; und indem es nicht nur alles Anſtößige der gemeinen Maurer-Secten in ſich vereiniget, ſondern die Menſchen noch durch die thörichten Vorſpiegelungen von phyſiſcher und moraliſcher Wiedergeburt zu berücken ſucht, greift es geradezu und ohne alle Zurückhaltung die erſten und weſentlichſten Grundartickel unſers Katholiſchen Glaubens an.

Drit-

Drittes Kapitel.

Was Cagliostro gethan, seine Aegyptische Freymäurerey herzustellen und auszubreiten.

Nach dem, was wir vorausgeschickt haben, wird der Leser alle die Umstände und Begebenheiten des Apostolats des Grafen Cagliostro leicht verstehen können. Er hat in seinen Verhören die Ausübung seiner Aegyptischen Maurerey so umständlich und so ganz ohne Scheu bekannt gemacht, daß wir uns in der chronologischen Beschreibung derselben nur nach seinen Aussagen zu richten brauchen. Wir werden sie ununterbrochen fortsetzen, und was zur weitern Erklärung und Beurtheilung *) derselben gehört, auf eine andere Zeit verspahren.

Nachdem er, wie wir erzählt haben, in den gemeinen Freymäurerorden zu London aufgenommen war, und vermittelst Georg Coftons Manuscript ein eigenes Aegyptisches System gebildet hatte, begab er sich nach dem Haag, wo ihn die Freymäurer in eine ihrer Logen von der strengen Observanz einführten. Er wurde daselbst unter dem so genannten stählernen Gewölbe empfangen: das ist, er mußte durch zwey Reihen Freymäurer

*) Die Beurtheilung werden die Leser unserm Teologo romano vermuthlich eben so gerne schenken, als ich.

W.

mäurer passieren, die ihre Degen kreutzweise über ihn zusammen hielten. Sie verstatteten ihm als Hochwürdigen und Haupte den Vorsitz, und er that hier alle die Verrichtungen eines Visitators, dessen Gewalt uneingeschränkt ist. Er hielt in der Versammlung eine Rede über sein Aegyptisches System, welche bey vielen einen so grosen Eindruck machte, daß sie ihn ersuchten, eine Damen-Loge daselbst zu stiften. Dieses geschah, und viele Frauenzimmer ließen sich in dieselbe aufnehmen. Seine Gattinn vertrat die Stelle einer Großmeisterinn.

Die Rede, welche er bey dieser Gelegenheit hielt, und alle die übrigen, deren wir in der Folge erwähnet werden, waren, seiner eigenen Aussage gemäß, von sonderbarer Erhabenheit und Salbung; sie währten eine, zwey, auch drey Stunden lang, und umfaßten alle geistliche und weltliche Wissenschaften. Dieses war, (wie Cagliostro noch immer selbst sagt) eine besondere Gnade Gottes, der ihm jederzeit beystand, und ihn in der Ausübung der Maurerey durch seine Eingebungen unterstützte, weil er dabey allzeit die Fortpflanzung des Katholischen Glaubens, der Lehre vom Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, und die Ausrottung des Abergläubischen und zauberischen Systems der übrigen Secten der Freymäurerey zum Augenmerk hatte. Einige Zuhörer wurden von seinen Reden dermaßen

sen

ſen eingenommen, daß ſie dieſelben ſogleich aufſchrieben, und als ein köſtliches Nahrungsmittel ihres Glaubens aufbewahrten.

Auf ſeiner Reiſe aus dem Haag nach Italien machte er ſich zu Venedig mit verſchiedenen Freymäurern bekannt. Auf ſeiner plötzlichen Rückkehr, da er ſeine Abſicht auf Rußland gerichtet hatte und durch Nürnberg reiſete, kam ein Edelmann zu ihm, und gab ſich durch die gewöhnlichen Zeichen als Freymäurer zu erkennen. Die Gegenzeichen, welche Caglioſtro äuſſerte, waren ſo beſchaffen, daß der Edelmann ihn für etwas großes in der Freymäurerey anſah. Seine Meynung ſtieg noch viel höher, als er ihm, auf die Bitte, ihm ſeinen Nahmen ſchriftlich mitzutheilen, die oben beſchriebene Figur der Schlange vorzeichnete. Ein ſo geheimnißvolles und feyerliches Betragen bewog den Edelmann, ihm einen mit Diamanten beſetzten Ring zu ſchenken. Er hielt ihn für den unſichtbaren Meiſter des Freymäurerordens, der das große Geheimniß der göttlichen Cabala beſitze, und ſich verborgen halte, um nicht das Schickſal des Großmeiſters der Tempelherrn zu haben. Caglioſtro ließ ihn in ſeinem Irrthum, und ſetzte über Berlin, Leipzig und Danzig ſeine Reiſe fort.

Bey ſeinem kurzen Aufenthalt zu Berlin enthielt er ſich von allen Neuerungen in der Freymäurerey, weil er erfuhr, daß die daſigen Logen

unter dem Schutze einer mächtigen Hand ſtünden. Zu Leipzig fand er viele Freymäurer von der ſtrengen Obſervanz, die ihre Aufwartung bey ihm machten. Auch bey dieſen nahm er eine wichtige Miene an, wurde von ihnen als ein Mann von höchſter Vortreflichkeit, beſonders in der hermetiſchen Kunſt, angeſehen, und erhielt von ihnen viele Ehrenbezeugungen. Sie ſtellten ihm zu Ehren ein Gaſtmahl an, welches ſich durch die Zahl drey in Boutellien, Schüſſeln, Gläſern, und allen übrigen Dingen *) beſonders auszeichnete. Bey ſeiner Abreiſe fand er nicht nur die Rechnung ſeines Wirths bezahlt, ſondern erhielt auch von einem der Ordensbrüder ein anſehnliches Geſchenk in Gold. Ueber Tiſche, wo Loge gehalten wurde, ſprach er von ſeinem Aegyptiſchen Syſtem, beſtritt das magiſche Weſen ihrer Maurerey, und drohete ihnen, wenn ſie nicht davon abſtünden, ſo würde ihr Oberhaupt, Nahmens Schaffort **) in Zeit eines Monaths von der Hand Gottes getroffen werden. Auch zu Danzig bewieſen ihm die Freymäurer viele Ehre. Er beſuchte hier alle die Logen

*) „als ein Symbolum der Heil. Dreyeinigkeit", ſetzt unſer theurer Teologo romano hinzu.

**) Ich brauche kaum zu bemerken, daß dieſer Schaffort kein anderer ſeyn kann, als der berüchtigte Schröpfer, welchen Caglioſtro vermuthlich bloß, weil er keine Sprache in der Welt recht ſprechen konnte, in Schaffort umtaufte. W.

gen von der ſtrengen Obſervanz, rühmte nach Gewohnheit ſeine Aegyptiſche Maurerey, und erhielt allgemeinen Beyfall. Das nehmliche that er zu Königsberg; und bey jeder Gelegenheit wurde er immer mehr überzeugt, daß die Freymäurer der Monarchie nicht günſtig ſeyen!

Zu Mietau machte er ein überaus großes Aufſehen, und erwarb ſich die allgemeine Liebe des Adels, wie wir anderswo berührt haben. Dieſes hatte er dem Zufall zu verdanken, daß Schaffort, dem er ſein Unglück zu Leipzig vorausgeſagt hatte, in dem beſtimmten Zeitraume ſich mit einer Piſtole erſchoß. Die vielen zum Theil vornehmen Freymäurer, die er daſelbſt antraf, luden ihn in ihre Logen ein, und verſtatteten ihm als Oberhaupt und Viſitator den Vorſitz. Er fand ihre Operazionen nicht minder magiſch, abergläubiſch, und den Grundſätzen eines Schafforts, Swedenborgs und Falks, welche von den Illuminaten als Lehrer des Geſetzes verehrt werden, angemeſſen. Er nahm ſich vor, ſie eines beſſern zu belehren, und ſie zu ſeinem Aegyptiſchen Syſtem anzuwerben. Er ſtiftete daſelbſt eine Loge für beyde Geſchlechter, nach den Vorſchriften ſeines oben beſchriebenen Buchs. In dieſer Verſammlung hielt er als Hochwürdiger eine Rede, die ihm, mit Hülfe der gewöhnlichen Eingebungen Gottes, vortreflich gelang. Weil ſie aber demungeachtet nicht hinreichte, die Anweſenden aufzuklä

zuklären: ſo rüſtete er ſich, ihnen eine überzeugende Probe von der Wahrheit ſeiner Lehrſätze, nehmlich von dem Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit der Seele, zu geben.

Cagliostro ließ daher (ſo fährt er fort zu erzählen) ein unſchuldiges Kind in die Loge kommen, welches der Sohn eines großen Herrn war, ließ es vor einem Tiſchgen niederknieen, worauf eine Flaſche mit reinem Waſſer, und hinter derſelben einige angezündete Kerzen ſtanden. Er ſelbſt ſprach einige Geiſterbeſchwörungen *) um den Tiſch, legte ſeine Hand auf das Haupt des Knabens, und beyde richteten ihre Gebethe zu Gott, damit die Operazion den erwünſchten Erfolg hätte. Hierauf befahl er dem Knaben in die Flaſche zu ſehen, und dieſer ſchrie, er ſähe einen Garten. Da er nun den Beyſtand Gottes bemerkte, faßte er Muth, und ſagte dem Knaben, er möchte Gott bitten, daß er ihm den Engel Michael ſende. Hierauf ſprach der Knabe: ich ſehe etwas weißes, ohne es zu unterſcheiden; gleich darauf fieng er an zu hüpfen, und ſich zu winden wie ein Beſeſſener, und ſchrie: ich ſehe einen Knaben wie ich, der mir wie ein Engel vorkömmt, und beſchrieb ihn als einen ſolchen **).

Alle,

*) ungeachtet ſeines tödtlichen Abſcheues vor der Magie.

**) Und es gab zu Mietau vornehme Leute, die ſich durch ſolche Kindereyen hintergehen ließen!! W.

Alle, ſelbſt Caglioſtro, erſtaunten hierüber; auch ſchrieb er dieſen glücklichen Erfolg dankbarlich der Gnade Gottes zu, die ihm jederzeit beygeſtanden, und ihn beſonders begünſtiget habe. Der Vater des Knabens äußerte hierauf das Verlangen, daß ſein Sohn mit Hülfe dieſer Flaſche entdecken möchte, in welcher Stellung ſich in dieſem Augenblicke ſeine Tochter befände, die ſich auf drey Meilen weit von Mietau auf dem Lande aufhielt. Caglioſtro wiederholte ſogleich den Exorcism über den Knaben, legte die Hand auf deſſen Haupt, und verrichtete die nehmlichen Gebete zu Gott. Der Knabe ſah in die Flaſche, und ſagte: ſeine Schweſter ſtiege die Treppe herab, und umarmete ihren andern Bruder. Dieſes ſchien den Umſtehenden unmöglich zu ſeyn, weil dieſer Bruder damahls viele Meilen weit von ihr entfernt war. Allein Caglioſtro ließ ſich nicht ſtören und ſagte: ſie möchten nur aufs Land ſchicken, um ſich von der Wahrheit der Sache zu verſichern. Jedermann küßte ihm die Hand, und er ſchloß die Loge mit den gewöhnlichen Ceremonien.

Man ſchickte ſogleich aufs Land, und, was man nicht glaubte, ſelbſt die Rückkehr des Bruders aus entfernten Landen beſtätigte ſich. Von dieſem Augenblick an gieng die Schwärmerey für Caglioſtro über alle Schranken. Man bewies ihm und ſeiner Gattin die tiefſten Ehrerbiethungen, man fiel vor ihnen nieder, und betete ſie faſt wie

Göt

Götter an. Er hielt hierauf mehrmals Loge nach seinem Aegyptischen System, und wiederholte auch die Experimente mit dem Knaben und der Flasche. Eine gewisse Dame verlangte, daß ihr Bruder, der in seinen jüngern Jahren verstorben war, dem Mündel erscheinen möchte. Er erschien ihm auch wirklich, (dieß sind die Worte Cagliostro) mit einer frohen und zufriedenen Miene, woraus ich schloß, daß er an dem Ort der Seligen wäre; in welcher Meynung ich nachher bestätiget wurde, da ich erfuhr, daß er als ein guter Protestant gelebt hätte *).

Endlich entschloß er sich, diese Stadt zu verlassen, und hielt die letzte Loge, worinn er ein Oberhaupt an seine Stelle erwählte, Beamten bestellte, und ihnen die Vorschriften von der Ausübung seiner Secte mündlich mittheilte. Er beschloß diese letzte Versammlung mit einer Ermahnung und Weissagung. Die Ermahnung war: daß sie an Gott und den Pabst glauben sollten, ohne darum in den übrigen Dingen von dem Glauben der Protestanten abzuweisen. Die Weißagung war: daß eine gewisse Demoiselle, welche sich in seine Maurerey hatte aufnehmen lassen, in Zeit von drey Monathen sich vortheilhaft verheyrathen würde, welches auch eintraf.

Mit

*) Und einen solchen Schluß sollte Cagliostro vor den Ohren römischer Inquisitoren gemacht haben? W.

Mit vielen Verdienſten, und den Geſchenken, die er wegen derſelben von ſeinen Anhängern erhielt, bereichert, begab er ſich von da nach Petersburg. Der Ruhm ſeines Nahmens erwarb ihm daſelbſt die Bekanntſchaft vieler Großen, beſonders unter den Freymäurern, und (ſeinen Ausſagen gemäß, denen wir immer Schritt vor Schritt folgen) die vertraute Freundſchaft verſchiedener Perſonen von Rang. Er beſuchte die Logen der hohen Obſervanz, welche hier nicht weniger als die von der ſtrengen Obſervanz in großer Anzahl waren. Unter den Nachrichten, die er hier von der Freymäurerey erhielt, war auch dieſe: daß die Hauptabſicht derſelben insgeſammt wider Frankreich und Rom gerichtet ſey, und daß ſie ſich von einem Spanier, Nahmens Thomas Chimenes (Ximenes) regieren ließen. Dieſer Mann reiſet beſtändig in Europa herum, und verwendet viel Geld, welches die Logen dazu hergeben, auf die Ausführung ſeiner Abſicht. Caglioſtro ſagt, er habe ihn an verſchiedenen Orten angetroffen, jederzeit unter verſchiedenem Nahmen und Aufzuge. Unterdeſſen erwarb ſich Caglioſtro ein großes Anſehen zu Petersburg, weil er das ſelbſt verborgene Dinge entdeckte, und das Zukünftige voraus ſagte. Er wußte, daß ein vornehmer Mann ſeine eigene Nichte verführt hatte. Einem Fürſten ſagte er ſein zukünftiges Unglück, und einer Demoiſelle ihren nahen Tod voraus. Alle dieſe helle und offenbare Weiſſagungen

(ſagte

(ſagte er in einem ſeiner Verhöre) that ich durch eine mir eigene Eingebung Gottes, obgleich die Leute, denen ich dieſe und andere Dinge hier und anderswo voraus ſagte, aus meinem Betragen ſchloſſen, ich thäte es kraft der Cabala und übernatürlicher Kenntniſſe; bey welcher Meynung ich ſie auch ließ.

Der Beyfall, den er zu Warſchau fand, war nicht geringer. Wenn man ihm glauben ſollte, ſo waren die Ehrenbezeugungen, die er daſelbſt erhielt, unbeſchreiblich, und die Freygebigkeit der Großen gegen ihn ſehr beträchtlich. Der Geburtstag ſeiner Gattin wurde mit ungemeiner Pracht, und mit einem reichen Zufluß von Geſchenken aus den Händen aller Großen gefeyert. Eine Fürſtin verſchrie ihn bey Hofe als einen Betrüger und Scharlatan; er überführte ſie aber eines beſſern, und benahm ihr den Irrthum, indem er ihr drey wichtige Vorfälle ihres Lebens, die ſich nachher wirklich ereigneten, voraus ſagte.

Unterdeſſen hatte er mit einem der vornehmſten Magnaten ein ſehr enges Band der Freundſchaft geknüpft. Dieſer beehrte ihn ſammt ſeiner Gattin lange Zeit mit einer prächtigen Tafel. Er war einer der vornehmſten Freymäurer von der ſtrengen Obſervanz, und unterhielt ſich oft mit ihm von Dingen dieſes Ordens. Caglioſtro bemühete ſich, ihn zu ſeiner Aegyptiſchen Secte zu

ziehen,

ziehen, und machte in dieſer Abſicht verſchiedene Operazionen mit dem Mündel in ſeinem Hauſe, auf die nehmliche Art wie zu Mietau. Der Mündel, oder die ſogenannte Taube, war zwar ein mannbares Mädchen, und nicht mehr von ſolcher Einfalt und Unſchuld, daß es glauben konnte, wirkliche Dinge in einer Flaſche zu ſehen; es that aber doch die erforderlichen Dienſte mit Antworten und Erſcheinungen; wiewohl der vornehme Herr ſich nicht dadurch verleiten ließ, von ſeiner Freymäurerey abzuweichen.

Als Caglioſtro von Warſchau nach Strasburg gieng*), hielt er ſich zwey Tage zu Frankfurt am Mayn auf. Hier erzählt er einen ihm begegneten Vorfall mit zwey Perſonen, den wir mit ſeinen eigenen Worten erzählen müſſen. „Ich reiſete nach Frankfurt am Mayn, wo ich die obengenannten N. N. und N. N. antraf, beyde Häupter, oder Archiviſten der Freymäurerey von der ſtrengen Obſervanz, oder von ſogenannten Illuminaten. Sie luden mich zum Caffee ein, und ich ſetzte mich mit ihnen in eine Kutſche ohne meine Frau oder einen meiner Bedienten mit zu nehmen, weil ſie mich darum erſucht hatten. Sie führten

*) Caglioſtro ſagte alſo ſeinen Inquiſitoren nicht, wie und warum er von Warſchau weggegangen? Und auch die keuſche Dame Seraſina, die ſich ſonſt nicht lange bitten läßt, ihrem Gemahle Böſes nachzuſagen, auch ſie wußte Nichts? — Wunderbar! W.

Othello,

der

Mohr von Venedig.

Ein

Trauerſpiel.

ten mich eine gute Stunde weit aufs Land in ein Haus, wo wir uns nach dem Caffee in den Garten begaben. Hier war eine künſtliche Grotte mit einem unterirrdiſchen Gewölbe, in welches ſie mich mit einem von ihnen angezündeten Lichte über funfzehn Stufen hinab führten. In der Mitte des Gewölbes ſtand ein Tiſch, den ſie ſammt einer darunter befindlichen eiſernen Kiſte öffneten. Dieſe enthielt eine Menge Schriften, unter welchen ſie ein geſchriebenes Buch hervornahmen, welches einem Meßbuche glich, und alſo anfieng: Wir Großmeiſter der Tempelherrn ꝛc. worauf die Formel eines erſchrecklichen Eidſchwurs, deren ich mich nicht mehr erinnere, und das Verſprechen alle deſpotiſche Fürſten auszurotten, folgte. Dieſe Eidsformel war mit Blut geſchrieben, und außer meiner oben angezeigten Chiffre, welche zuerſt ſtand, von eilf Händen mit Blut unterzeichnet. Ich kann mich, außer den genannten N. N. N. N. N. N. N. N. N. nicht aller der Nahmen erinnern. Dieſe Unterſchriften waren die Nahmen der zwölf Groſsmeiſter der Illuminaten. Allein meine Chiffre war wirklich nicht von meiner Hand, und ich weiß nicht, wie ſie hierher gekommen war. Nach dem zu urtheilen, was ſie mir von dem Inhalt dieſes franzöſiſch geſchriebenen Buchs ſagten, und was ich hier und da darin laſ, wurde ich noch immer mehr beſtätiget, daß der Streich, den dieſe Secte beſchloſſen, zu allererſt auf Frankreich, und wenn dieſes gefallen wäre, auf Italien, beſonders auf Rom gerichtet war; daß der obbeſagte Chimenes eins der vornehmſten Häupter war, die dieſes Geſchäft betrieben, und daß die Geſellſchaft eine große Menge Geld in den Bänken zu Amſterdam, Rotter-

dam, London, Genua und Venedig niedergelegt, welches, wie ſie ſagten, aus den jährlichen Beyträgen von hundert und achtzig tauſend Freymäurern, deren jeder fünf Louisd'ors jährlich zahle, geſammelt werde, und zum Unterhalt der Häupter, der Emiſſarien, die ſie an allen Höfen haben, für die Schiffe und andere Bedürfniſſe der Secte, und zu Belohnungen für diejenigen, die irgend einen wichtigen Schritt wider die deſpotiſchen Fürſten machen, beſtimmt ſey. Ich erfuhr auch, daß die Anzahl aller Logen in Amerika und Europa ſich auf zwanzig Tauſend belaufe, und daß eine jede derſelben jährlich auf Johannistag fünf und zwanzig Louisd'ors in Gold zu dem allgemeinen Schatze überſenden müſſe." Endlich bothen ſie mir eine Beyſteuer in Gelde an, und ſagten, ſie wären bereit, mir auch mit ihrem Blute beyzuſtehen; und nachdem ich ſechshundert Louisdors von ihnen erhalten hatte, kehrten wir miteinander nach Frankfurt zurück. Am folgenden Tage ſetzte ich meine Reiſe fort nach Strasburg."

Es fehlet uns an hinreichenden Beweiſen, um ein entſcheidendes Urtheil über die Wahrheit dieſer Erzählung zu fällen. Die Gattin des Caglioſtro wußte nichts davon zu ſagen, weil ſie, wie wir erinnert haben, ihn nicht auf das Land begleitete; und wegen der Länge der Zeit war auch alle Erinnerung der zufälligen Umſtände in Anſehung der zwey genannten Herren, und der kurzen Abweſenheit ihres Mannes, in ihrem Gedächtniß erloſchen. In ſeinen Verhören hat man nicht unterlaſſen, ihn

mehrmahlen, und ganz unvermuthet auf dieſen Artikel zurückzuführen: er hat aber hierin jederzeit eine große Standhaftigkeit bewieſen.

Zu Strasburg (Caglioſtro fährt fort zu erzählen) hielt er ſich etwa ein Jahr auf, und that Wunder in der Arzeneywiſſenſchaft. Er verrichtete viele und ſo wunderbare Kuren, daß ſeine Wohnung in kurzer Zeit mit den Krücken der von ihm geheilten Lahmen angefüllt war. Womit er ſich aber mit viel größerem Aufſehen beſchäftigte, war die Freymäurerey. Er wurde von allen Freymäurern beſucht, welche daſelbſt verſchiedene Logen von der ſtrengen Obſervanz haben, und wußte ſich dermaßen bey ihnen einzuſchmeicheln, daß ihrer viele zu ſeiner Aegyptiſchen Secte übergiengen. Auch andere, die keine Freymäurer waren, ließen ſich in dieſelbe aufnehmen, nachdem ſie insgeſammt die gewöhnliche Geldſumme erlegt hatten. Es waren Weiber und Männer, Katholiken, Lutheraner, und Calviniſten, ohne Unterſchied. Er hielt oft Loge ſowohl in ſeiner Wohnung, als in einem Luſthauſe auf dem Lande, welches nachher den Nahmen von ihm erhielt.

Die Haltung der Logen, die Aufnahme der Perſonen, und die öftern Experimente mit dem Mündel geſchahen nach den Vorſchriften des Buchs, welches von ſeinem Syſtem handelt. Oft wurden die Experimente auch ohne die Flaſche angeſtellt. Der Mündel ſtand hinter einer ſpaniſchen Wand, welche

welche einen kleinen Tempel vorſtellte. Die Fragen und Operazionen ſchränkten ſich nicht auf die Erſcheinung der Engel ein, ſie erſtreckten ſich auch auf die Entdeckung verborgener Dinge, zukünftiger Begebenheiten, curieuſer und oft ſchlüpfriger Gegenſtände. Er überließ es auch andern, die Operazionen vorzunehmen. Doch mußte er ihnen vorher die Macht, welche er von Gott erhalten haben wollte, mittheilen. Daher kam es, daß diejenigen, welche ohne ſeine Bewilligung dergleichen Operazionen unternahmen, in ihrer Erwartung getäuſcht wurden.

Es fehlte anfänglich nicht an Perſonen, welche einige Verabredung zwiſchen Caglioſtro und dem Mündel vermutheten, und ihn erſuchten ſich eines neuen und ganz unbekannten Mädchens zu bedienen. Er zeigte ſich bereitwillig, ihnen zu willfahren, und verſicherte ſie, er habe den Erfolg ſeiner Operazionen einzig und allein der Gnade Gottes zu verdanken. Man führte ihm ein unbekanntes Mädchen vor, und mit demſelben gelangen ihm die Operazionen nicht minder glücklich *). Den Zweifler noch mehr zu überzeugen oder vielmehr zu verblenden, erlaubte er ihm ſogar, die Hand auf das Haupt des Mädchens zu legen, und einige Zeit ſelbſt mit willkührlichen Fragen das Experiment zu machen. Die Fragen ſowohl in dieſen als in andern Fällen, hatten die Entdeckung einiger Liebſchaften zum Gegenſtand, und es erfolgte allemahl eine angenehme

*) Zum handgreiflichen Beweiſe, daß ſie ihm nicht unbekannt war. W.

Antwort. Daher iſt nichts wahrſcheinlicher, als was Caglioſtro von ſeinem Aufenthalt zu Strasburg ſelbſt angezeigt hat: Ich und meine Frau haben hier überaus viele Ehrenbezeugungen und Höflichkeiten von Perſonen aller Stände, überaus viele Geſchenke in Gold, in Edelſteinen, und in andern Sachen erhalten.

So wie er ſich hier viele Anhänger gemacht, ſo erfolgte ein Gleiches auch zu Paris und Baſel, wohin er von dieſer Stadt aus ſich auf kurze Zeit begeben hatte. Zu Neapel, wohin er von Strasburg ſeine Reiſe richtete, nahm er einige Fremden auf. Er erfuhr, daß ſich hier einige Logen von beyden Obſervanzen befänden; er wurde auch von denſelben eingeladen, wollte ſie aber nicht beſuchen. Zu Bourdeaux, wo er ſich nach ſeiner Wiederkehr in Frankreich eilf Monath aufhielt, trieb er ſeine Maurerey ſehr fleißig, und vermehrte ſeine Secte mit vielen Anhängern beyderley Geſchlechtes. Er hielt öfters Loge in ſeiner Wohnung, that ſeine gewöhnlichen Wunder-Predigten, und operirte bald mit dem Mündel, bald mit der Taube.

In Betreff dieſer Operazionen fügt er hier noch einen merkwürdigen Umſtand hinzu. Wenn die Mündel ſich hinter der ſpaniſchen Wand befanden, ſagten ſie: ſie berührten die Hand der engliſchen Geſtalt, die ihnen erſcheine. Man hörte auch wirklich von auſſen ein Geräuſch, als wenn eine andere Perſon bey dem Mündel wäre. Dies brauchte

er

er zu fernerem Beweiſe, daß dieſe Erſcheinungen eine beſondere Gnade Gottes gegen ihn wären, welche ihn dermaßen beſchützte, daß alle diejenigen, die ihn verfolgt oder verleumdet hätten, beſonders die Beammten der Gerichte, jederzeit mit einem jähen oder ſchimpflichen Tode, oder mit andern harten Unglücksfällen beſtraft worden ſeyen.

Er ſagte ferner: die ſchon erzählte himmliſche Erſcheinung, die er bey ſeinem Aufenthalte zu Bourdeaux gehabt, habe ihn jederzeit zur Fortpflanzung ſeiner Aegyptiſchen Maurerey angefeuert. Von Bourdeaux begab er ſich nach Lyon, wo er eine Loge von der hohen Obſervanz beſuchte, und unter dem ſtählernen Gewölbe ehrenvoll empfangen wurde. Er beſtieg hier den Thron des Hochwürdigen, rufte Gottes Hülfe an, und hielt eine lange Rede über das Daſeyn Gottes, über die Unſterblichkeit der Seele, und über die Ehrfurcht, die man den Fürſten ſchuldig iſt. Dieſe Rede machte einen ſolchen Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer, daß ſie begierig wurden, ſeine Aegyptiſche Maurerey näher kennen zu lernen. Ihr Verlangen zu erfüllen, trug er ihnen auf, die Loge nach den Vorſchriften ſeines Syſtems zu ordnen, zwölf Meiſter zu wählen, und ein unſchuldiges Mädchen bereit zu halten. Am folgenden Tage, da alles fertig war, hielt er Loge nach ſeinem Aegyptiſchen Syſtem. Er fieng ſie mit einer Rede an, worin er bewies, ein jeder Menſch müſſe Gottes Apoſtel

seyn, das Gute predigen, und vor dem Bösen warnen; gleichwie die Apostel dieses treulich gethan, also müßten sie, ebenfalls Zwölf an der Zahl, dem Beyspiele derselben nachfolgen, und ihm versprechen und schwören, dasjenige zu thun, was er ihnen vorschreiben würde.

Nachdem sie seinem System gemäß den Eid abgelegt hatten, „sagte ich ihnen voraus (dieß sind seine Worte), so wie unter den zwölf Aposteln einer war, der Jesum Christum verrieth, also wäre einer unter ihnen, der die Gesellschaft verrathen würde. Sie sagten einhellig, daß dieses nicht seyn könnte. Ich wiederholte ihnen aber noch zweymal die nehmliche Weissagung, und fügte hinzu, der Verräther würde von der Hand Gottes getroffen werden. Hierauf schritt er zu den Experimenten mit dem Mündel, sowohl bey der Flasche, als hinter der spanischen Wand, mit den gewöhnlichen Ceremonien; und nicht Einmal unterblieb die Erscheinung der Engel. Diese nie ermangelnde Wirkung hielt er für eine ganz besondere Gnade Gottes gegen seine Person, deren er sich sogar in seinen Verhören nicht aufhörte zu rühmen. Er forderte die Richter auf, ihm so viele Mädchen als es ihnen beliebte herbeyzuführen, um ihnen mit jeder zu zeigen, wie sehr er dergleichen Wirkungen in seiner Gewalt hätte.

Der

Der glückliche Erfolg ſeiner Operazionen ſetzte die Löoner in Erſtaunen, beſonders als ſeine Weiſſagung an Einem von ihnen, welcher am folgenden Tage ſich von ihrer Geſellſchaft trennte, eintraf. Dieſer wurde auch nachher, wie Cagliostro ſagt, von der Hand Gottes gezüchtiget, da er nach einigen Monathen ſo gänzlich ausgeplündert wurde, daß er in groſſe Armuth gerieth. Die übrigen baten ihn, eine Mutter-Loge nach Aegyptiſchem Gebrauche in dieſer Stadt zu ſtiften; welches auch geſchah. Es wurde zu dieſem Ende mit vielem Aufwand ein ſehr prächtiges Gebäude mit Werkſtätten und Zimmern zu den Verrichtungen der drey Stufen eines Lehrlings, eines Geſellen, und Meiſters errichtet. Ich errichtete und ſtiftete, ſagt er ſelbſt, an dieſem Orte eine Loge Aegyptiſchen Gebrauchs mit dem Nahmen einer Mutter-Loge, weil ſie ſich als Mutter und Lehrerin an Vorzug über alle die übrigen erhebt. So wie die Mutter-Logen der gemeinen Freymäurerey ſich durch den glänzenden Beynahmen einer Tugend auszeichnen: ſo gab er auch dieſer den Titel: Siegende Weisheit.

Dieſe Stiftung geſchah nach den Regeln, Vorſchriften, Gebräuchen, Formeln, und mit den Werkzeugen, Winkelmaßen, Gemählden, Kleidungen, Eidſchwüren, Anrufungen, Pſalmen, und andern Ceremonien, welche in ſeinem Buche zu leſen ſind. In dieſer Abſicht, ſagt er, übers

ließ ich ihnen das Original selbst von meinem Buche, mit meiner Chifre im Anfange und am Ende bezeichnet, welche eine Schlange vorstellt, die mit einem Pfeile durchbohrt ist. Er hielt nachher verschiedene Versammlungen, in welchen er zu jedermanns Verwunderung von der Aegyptischen Maurerey, von der Gottheit, von den Geheimnissen des Glaubens, von der Heil. Schrift, und von lauter sittlichen und erhabenen Gegenständen sprach. Er wurde als Großmeister erkannt, welcher in der gemeinen Freymäurerey Groß-Orient genannt wird. Kraft dieser Würde bestellte er zwey Hochwürdige, die in seiner Abwesenheit den Vorsitz in der Loge hätten, und mit den Mündeln die Operazionen vornähmen, wozu er ihnen die unentbehrliche Macht ertheilte. Er gab ihnen das Modell der Patente, welches in Kupfer gestochen, und vielmal abgedruckt wurde. Die zwey Hochwürdigen und der Groß-Sekretär unterschrieben die Abdrücke, und Cagliostro unterzeichnete sie mit seiner Chifre, weil sie mich, sagt er, darum ersuchten, um die Ehre zu haben, ein von dem Stifter selbst unterzeichnetes Patent zu besitzen. Diese Patente wurden unter die Mitglieder ausgetheilt. Dagegen empfieng er von ihnen nicht nur für sich, sondern auch für seine Gattin, die Insignien und Werkzeuge der Freymäurerey, mit Gold, Silber und Edelsteinen ausgeschmückt. Er war schon abgereiset, da die Loge wie eine Kirche eingeweihet wurde.

Jes

Jedoch ſchickte er von dem Orte, wo er ſich befand, zwey Deputierte, welche nach ſeinen Vorſchriften die Einweihung in ſeinem Nahmen verrichteten. Wie dieſes geſchah, können wir nicht genau beſchreiben. Was er davon ausgeſagt hat, iſt dieſes: daß ein ununterbrochenes Gebet von acht und vierzig Stunden vorausgieng, welches von zweyen ſeiner ſogenannten Söhne, (ſo nannte er ſeine Anhänger auch in den Verhören) im Tempel wechſelsweiſe verrichtet wurde. Die Formel der obbeſagten Patente iſt folgenden Inhalts:

Ruhm.	Weisheit.	*Gloire.*	*Sageſſe.*
Einracht.		*Union.*	
Wohlthätigkeit.	Wohlfahrt.	*Bienfaiſance.*	*Proſperité.*

„Wir groſſer Coſto, Stifter und Groſsmeiſter der hohen Aegyptiſchen Freymäurerey in allen orientaliſchen und occidentaliſchen Gegenden der Erde, thun allen denen, die das gegenwärtige Schreiben leſen, zu wiſſen: daß wir, in unſerm Aufenthalte zu Lyon, dem Verlangen gemäß, welches viele Mitglieder einer Loge dieſes Orients von der gemeinen Freymäurerey, welche die Weisheit betitelt iſt, gegen uns geäuſſert, ſich unſerer Regierung zu unterwerfen, und die zur Kenntniß und Fortpflanzung der Freymäurerey in ihrer wahren Form, und urſprünglichen Reinheit erforderliche Aufklärung und Gewalt von uns zu erhalten, Wir uns ihren Wünſchen willfährig bewieſen haben, in Hoffnung, daß dieſer Beweis unſers Wohlwollens und Vertrauens uns das doppelte Vergnügen

Perſonen.

Der Herzog von Venedig.
Brabantio, ein Edler Venetianer.
Gratiano, deſſen Bruder.
Lodovico, derſelben Neffe.
Othello, der Mohr, Venetianiſcher General in Cypern.
Caſſio, ſein General-Lieutenant.
Jago, Fähndrich des Othello.
Rodrigo, ein einfaltiger Junker, in Desdemona verliebt.
Montano, des Mohren Vorfahrer im Commando zu Cypern.
Hans Wurſt, des Mohren Diener.
Ein Herold.
Desdemona, des Brabantio Tochter.
Emilia, Jago's Weib.
Bianca, eine Courtiſane, Caſſio's Liebſte.
Officiers, verſchiedene Cavaliers, Abgeordnete, Muſicanten, Matroſen, und Bediente.

Der Schau-Plaz iſt im erſten Aufzug in Venedig; und durch das ganze übrige Stük in Cypern.

gnügen verſchaffen werde, zur Ehre des groſſen Gottes und zur Wohlfahrt der Menſchheit mitgewirkt zu haben.

Dieſer Beweggründe wegen, und kraft der uns eigenen Gewalt und Macht, welche wir bey dem Hochwürdigen und vielen Mitgliedern der erwähnten Loge ſattſam befeſtiget und bewieſen haben, ſtiften und errichten wir, mit Hülfe dieſer Mitbrüder, die gegenwärtige Aegyptiſche Loge in dem Orient zu Lyon auf ewige Zeiten, und machen ſie zu einer Mutter-Loge in allen orientaliſchen und occidentaliſchen Ländern, unter dem immerwährenden Titel, ſiegende Weisheit, und ernennen folgende Perſonen zu ihren beſtändigen und unabſetzlichen Beamten:

N. N. zum Hochwürdigen, und N. N. zu ſeinem Subſtituten.

N. N. zum Sprecher, und N. N. zu ſeinem Subſtituten.

N. N. zum Siegelbewahrer, Archivar und Caſſirer, und N. N. zu ſeinem Subſtituten.

N. N. zum Ober-Aufſeher und Ceremonienmeiſter, und N. N. zu ſeinem Subſtituten.

Wir verſtatten dieſen Beamten einmahl für allemahl das Recht und die Gewalt, mit den ihnen untergeordneten Brüdern Aegyptiſche Loge zu halten, alle Lehrlinge, Geſellen, und Meiſter-Mäurer nach Aegyptiſchen Gebrauche aufzunehmen, geſchriebene Zeugniſſe auszufertigen, Beziehung und Briefwechſel mit allen Mäurern unſeres Gebrauchs, und mit denſelben Logen in allen Gegenden der Welt zu unterhalten, die Logen

der

der gemeinen Freymäurerey nach, angestelltem Examen, und mit den vorgeschriebenen Formalitäten, aufzunehmen, wenn sie unser Institut annehmen wollen, und überhaupt alle die Rechte auszuüben, welche einer ächten und vollkommenen Aegyptischen Loge, die den Titel, die Vorzüge, und die Gewalt einer Mutter-Loge hat, zugehören können.

Wir verordnen aber den Hochwürdigen, den Meistern, den Beamten und Mitgliedern der Loge, unabläßig zu sorgen und genaue Acht zu geben, daß alle Verrichtungen der Loge, besonders die Aufnahme neuer Mitglieder, den Vorschriften und Statuten gemäß geschehen, die wir mit unserm Nahmen und großen Siegel, auch mit unserm Wappen besonders ausgefertiget haben.

Wir befehlen auch einem jeden unserer Brüder, in dem engen Wege der Tugend standhaft zu wandeln, und durch sein regelmäßiges Betragen zu beweisen, daß er die Gesetze und das Ziel unseres Ordens erkennet.

Die gegenwärtige Urkunde zu authorisieren, haben wir sie mit eigener Hand und mit dem Siegel, welches wir dieser Mutter-Loge verlieben, gleichwie auch mit unserm Maurerischen weltlichen Siegel, unterzeichnet und befestiget.

Gegeben im Orient zu Lyon."

Man hat verschiedene Exemplare dieser Urkunde ohne Unterschrift bey ihm gefunden. Sie sind schön in Kupfer gestochen, und mit einem Kranze geziert. Das Sieben- und Drey-Eck, der Zirkel,

kel, das Winkelmaaß, der Hammer, die Todtenköpfe, der unbehauene Quaderstein, der dreyeckige Stein, die Leiter Jakobs, der Phönix, die Erdkugel, der Tempel, und andere dergleichen Zeichen, und die verschiedenen Sprüche, z. B. *Lucem meruere labore; Odi profanum vulgus et arceo; Petite et accipietis; Pulsate et aperietur vobis; In constanti labore spes; O vincere o morire;* beweisen, daß er sich in den Emblemen und Sprüchen nach der gemeinen Freymäurerey gerichtet habe. Merkwürdig ist hier das Kreuz, unter dessen Armen die drey Buchstaben *L. P. D.* gestochen sind. Cagliostro, ein so großer Kenner der Freymäurerey, der diese Form eines Patents seiner Secte zugeeignet hatte und alle die übrigen Zeichen auf das genaueste auszulegen wußte, beharrete auf der Aussage, diese drey einzigen Buchstaben wären ihm gänzlich unbekannt. Man weiß aber anderswoher, daß sie sagen wollen: *Lilium Pedibus Destrue* (zertritt die Lilie mit Füßen.)

Von Lyon richtete er seinen Weg nach Paris, wo er sogleich von einer Menge Freymäurern, besonders von seinen Söhnen, die er zu Strasburg in seine Aegyptische Secte aufgenommen hatte, besucht wurde. Ihrem und Anderer Verlangen gemäß, stiftete er zu Paris in einem besondern Hause eine eigene dazu gebauete und so reich und prächtig zugerichtete Loge, daß sie ihres gleichen

nicht

nicht hat. Er nahm hier den Stuhl des vorsitzenden Meisters, als Haupt und Stifter ein, recipierte viele, meistentheils katholische Personen mit den gewöhnlichen Ceremonien, that wunderbare Predigten, und machte die Experimente mit Mündeln weiblichen und männlichen Geschlechts, mit solchem Erfolg, daß alle sieben Engel herabstiegen. Außerdem öffnete er in seiner Wohnung noch eine andere Loge, und nahm daselbst noch andere Personen katholischer Religion in seine Secte auf. In beyden Logen versammelte er die Mitbrüder öfters, und machte nicht nur selbst die gewöhnlichen Experimente, sondern ließ sie auch durch seine Frau, und andere, denen er Gewalt dazu ertheilte, verrichten. Eines Tages bat ihn Madame la Motte zu erforschen, ob das Kind, womit eine gewisse Mutter schwanger gieng, ein Knabe oder ein Mädchen wäre. Cagliostro fragte den Mündel in ihrer Gegenwart, und, den allgemeinen Wünschen gemäß, war die Antwort: es sey ein Knabe.

Was seine Ordenssöhne in eine noch weit größere Erstaunung setzte, war folgende Begebenheit, die sich zwischen ihm und einem vornehmen Manne, der das Haupt der dasigen Freymäurer war, ereignete. Folgendes ist seine eigene Erzählung. Es war um die Zeit als einer von seinen Anhängern in ihn drang, seine Macht, das ist, seine Maurerischen Anhänger, mit den Maurern des

besag-

besagten Herren zu vereinigen, als welcher in kürzem eine große Figur im Königreiche machen würde. In der Folge kam dieser Herr selbst eines Abends zu ihm in seine Wohnung, und that ihm den nehmlichen Vorschlag. Sie ließen sich in ein Gespräch über ihre beyderseitigen Systeme ein, konnten aber nicht einig werden, welche Parthey der andern nachgeben sollte. Beyde stellten in der Freymäurerey etwas Großes vor, und keiner von ihnen wollte dem andern nachgesetzt werden. Cagliostro erboth sich frey und unerschrocken, ihm eine entscheidende Probe von der Göttlichkeit seines Aegyptischen Systems zu geben. Er that ihm den Vorschlag, einen unschuldigen Knaben oder Mädchen, die er nach Gefallen wählen könnte, zu ihm zu führen. Den dritten Abend nachher erschien Cagliostro mit einem acht- bis neunjährigen Knaben, und ersuchte den besagten Herrn, mit demselben das Experiment anzustellen. Um der Operazion mehr Gewicht zu geben, erboth er sich, sie durch einen Dritten, welcher gegenwärtig war, verrichten zu lassen. Man stellte den Knaben vor die Flasche, und nach den gewöhnlichen Anrufungen, Gebethen, und Auflegung der Hände des Operanten, fieng der Knabe an zu schreyen: er sähe in der Flasche den Palast des erwähnten Herrn; vor demselben wäre eine gewisse Person (die er nannte und beschrieb) mit einem Briefe in der Hand, den sie läse, und diese Person wäre im Begriff in den Palast zu gehen. — Da man dem Knaben

den die Flasche wegnahm, sah er noch immer den Palast und die Person, und fügte hinzu: sie wäre nun in einem gewissen Zimmer, welches er ebenfalls beschrieb. Der Herr eilte so schnell er konnte nach Hause, und fand alles wahr, was das Kind gesagt hatte.

Durch die Menge solcher Ereignisse, welche von seinen Anhängern als göttliche Wunder betrachtet wurden, geriethen sie in eine gänzliche Verblendung. Cagliostro hat ausgesagt: sie seyen mit dem Gedanken umgegangen, ihn als Großmeister des Ordens auf immer bey sich zu behalten, und vermittelst des Hofes an den Pabst, und das Collegium der Kardinäle schreiben zu lassen, um zu bewirken, daß der Aegyptische Orden, gleich dem Teutschen, dem Maltheser- und andern Ritterorden, durch eine Päbstliche Bulle bestätiget, und ihm auferlegt würde, sich durch ein viertes Gelübde zur Bekehrung der Protestanten, selbst mit Aufopferung ihres Leibes und Lebens zu verbinden. Die Gesellschaft noch mehr zu gründen, wollte man ein eigenes Haus kaufen, welches zur Stiftung einer Loge, und zur Wohnung des Großmeisters und anderer zum Dienst erforderlichen Beamten, gleich einem Convente der Tempelherren, dienen sollte.

Aber weder dieses Project, noch jenes von der Vereinigung mit der Macht des erwähnten Herrn, kam zur Wirklichkeit; weil die Untersu-

chung wegen des berüchtigten Halsbändes, und der hierdurch erfolgte Verhaft des Cagliostro in der Bastille dazwischen kam. Da er nach erhaltener Freyheit, aus Frankreich verbannt, wurde, und sich im Dorfe Passi aufhielt, beehrten ihn viele mit ihrem Besuch, worunter auch der oben erwähnte Thomas Chimenes und ein anderer großer Freymäurer waren, welche mich (dies sind Cagliostros eigene Worte) um Frankreichs Zustand, und was ich zu Paris erlitten hätte, befragten, und mir eröfneten: sie, als die vornehmsten Freymäurer der strengen Observanz, hätten das Geschäft unternommen, die Tempelherren zu rächen, und ihr Hauptaugenmerk sey wider Frankreich, und Italien, besonders wider Rom gerichtet. Er hielt Loge seiner Secte in diesem Dorfe, und nahm verschiedene Personen auf; worunter drey galante Frauenzimmer waren. Nach dreyzehn Tagen nahm er seinen Weg nach Boulogne, und passirte durch Saint-Denis, wo er in einem Aufenthalt von wenigen Stunden zwey Personen in seinen Orden aufnahm. Wir wollen hier anmerken, daß in der Geschichte seines Mäurerischen Lebens oft Aufnahmen neuer Anhänger vorkommen, wobey es an Zeit fehlete, die in seinem Buche vorgeschriebenen Ceremonien und Feyerlichkeiten zu beobachten. Er selbst hat sich hierüber erklärt, und ausgesagt: als Oberhaupt und Stifter habe er geglaubt, die Macht zu haben,

ben, von der ſtrengen Beobachtung der Ceremonien abzugehen, und die Aufnahme neuer Mitglieder auf eine kürzere Weiſe und nach ſeiner Bequemlichkeit zu verrichten.

Da er ſich zu Boulogne einſchiffte, um nach England überzugehen, begleiteten ihn über fünftauſend Perſonen, die ihm eine glückliche Reiſe wünſchten, und ſeinen Seegen verlangten. Er geſtehet ſelbſt, er habe kein Bedenken getragen ihnen den Seegen zu geben, wie er es täglich mündlich und ſchriftlich, in und außer den Logen gegen ſeine Anhänger zu thun gewohnt geweſen. Da er zu London ankam, wurde er in die Mutterloge der gemeinen Freymäurerey eingeladen, und mit allen Ehrenbezeugungen, ſogar mit Einräumung der erſten Stelle, empfangen. Verſchiedene ſeiner Anhänger von Lyon und Paris kamen hieher, ihn zu beſuchen, und erſuchten ihn, Logen nach ſeinem Aegyptiſchen Gebrauch zu halten. Er that dieſes oft in ſeiner Wohnung, nahm verſchiedene Perſonen auf, und ſtellte mit vier Nümdeln Experimente an. Bey dieſer Gelegenheit ereignete ſich ein Vorfall, deſſen Urſache er, wie er ſagt, nie hat ergründen können. Einige ſeiner Anhänger, weiblichen und männlichen Geſchlechts, verlangten von ihm, er möchte ihnen die Gewalt mittheilen, die Experimente zu verrichten. Er bewilligte ſie ihnen, wie er ſchon vielen andern gethan hatte. Allein ihre Operazio-

nen gelangen so schlecht, daß den Mündeln, anstatt der Engel, Affen erschienen. Er hatte aber zu gleicher Zeit das Vergnügen, von seinen Anhängern zu Lyon die Nachricht zu erhalten, daß die Experimente daselbst glücklich von Statten giengen. In einem derselben war Er (Cagliostro) dem Mündel in eigener Person, mit Wolken umgeben, zwischen Henoch und Elias erschienen.

Da er, wie wir oben schon erzählt haben, sich genöthiget sah, London zu verlassen, hielt er sich zwey Wochen in einem nahen Landhause auf, und setzte daselbst mit einem Knaben, als Mündel, seine Operazionen fort. Zu Basel wurde er von einigen ersucht, in seiner Wohnung eine Aegyptische Loge zu errichten. Ihre Wünsche zu erfüllen, gab er einem seiner Zimmer die Form eines Tempels, der Loge zu Lyon ähnlich, obgleich nicht so prächtig und reich, und stiftete hier eine Loge, welcher er den Nahmen einer Mutter-Loge der Schweitz gab. Viele Einwohner dieser Stadt nahm er mit allen Ceremonien und Feyerlichkeiten in dieselbe auf, und machte einigemahl die gewöhnlichen Experimente mit einem Mädchen, und einem Knaben; auch erwählte er ein Ehepaar zu operirenden Meistern, und nannte sie in Mäurerischer Sprache Maitres agissans. Sie erhielten von ihm die Gewalt zu operieren, und thaten es mit glücklichem Erfolg. Dieser Stiftung eine regelmäßige Form, und die ganze Vollkommenheit

zu geben, erwählte er die fünf groſsen Beamten, und ertheilte ihnen das Patent, welches von dem zu Lyon verſchieden war; denn es hatte ringsum eine kleine Verzierung ohne emblematiſche Zeichen, und oben war nur der Nahme Gottes ausgedrückt. Es war mit ſeinem gewöhnlichen Nahmenszuge, und mit der Hand der fünf Beamten unterzeichnet. Zuletzt gab er ihnen eine Abſchrift des Buchs, welches ſein ganzes Syſtem enthält, nach deſſen Vorſchriften ſie ſich ſeitdem regulieren.

Auſſer dieſen Denkmählern von ſeiner Perſon beſitzen die Einwohner zu Baſel, ſeiner Ausſage gemäß, noch ein anderes, nicht minder hervorſtehendes. Da er ſich zu Straßburg aufhielt, und zuweilen eine kurze Reiſe nach Baſel machte, ließ er in dem Gebiethe dieſer Stadt einen Pavillon, oder vielmehr ein chineſiſches Luſthaus errichten. Es war eigentlich zum Experiment der phyſiſchen und ſittlichen Wiedergeburt beſtimmt: er bediente ſich aber deſſelben, einer gewiſſen Perſon eine beträchtliche Summe Geld aus den Händen zu ſpielen, wie wir oben ſchon erzählt haben. Dieſes Gebäude iſt noch vorhanden, und ſtehet, wenn wir ſeiner Ausſage glauben, in ſolcher Achtung bey dem Volke, daß die vorübergehenden Landleute demſelben eine Art von heiliger Verehrung erweiſen, weil ſie es als ein Mauſoläum zum Begräbniß des Grafen Caglioſtro anſehen.

Der

Mohr von Venedig.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Eine Straſſe in Venedig.)

Rodrigo und Jago treten auf.

Rodrigo.

Stille, ſage mir nichts mehr davon, ich nehm' es ſehr übel, daß du, Jago, der du mit meinem Beutel ſchalten und walten durfteſt, als ob er dein eigen geweſen wäre, Nachricht von dieſem --

Auch zu Biel, wohin er sich nachher begab, hielt er Loge nach Aegyptischen Gebrauche, und machte Experimente mit dem Mündel. Da er hierauf durch Aix nach Turin, Genua und Verona reisete, besprach er sich mit vielen Freymäurern, deren Nahmen er sich nicht erinnerte. Zu Roveredo wurden einige durch seine Gespräche über das Aegyptische System überrascht, und liessen sich von ihm aufnehmen. Zu diesem Ende hielt er Loge in einem prächtig eingerichtetem Zimmer eines Landhauses, und verrichtete alle dazu gehörigen Ceremonien. Er ertheilte ihnen Patente nach der Form der Loge von Lyon, worin er Kraft der Gewalt eines Stifters sie zu Meistern erklärte, ohne die zwey vorhergehenden Stufen zu passieren, und sie andern Aegyptischen Logen empfahl.

Der Inhalt dieses Patents ist von dem oben angeführten unterschieden, und lautet, wie folget:

Ruhm. Eintracht. Weisheit.
Wohlthätigkeit. Wohlfahrt.

Wir Großmeister der Ehrwürdigen Aegyptischen Loge im Orient zu Medina im glücklichen Arabien, durch die guten Sitten, Eifer, Tugend, und maurerischen Kenntniße unsers geliebtesten Bruders und Meisters .... bewogen, ertheilen ihm hiermit die Gewalt, einen jeden, der sich durch Sitten, besondere Verdienste und Tugend würdig macht zu unsern hohen Geheimnissen aufgenommen zu werden, zu allen Stufen der Verbrüderung aufzunehmen. Wir ernennen daher unsern erwähnten geliebtesten Bruder, als

Mei-

Meiſter der Loge der gemeldten Verbrüderung .... unter der Bedingung, nur ſolche Perſonen aufzunehmen, welche durch ihre Sitten und Tugend zur Wohlfahrt und zum Glanz unſeres ehrwürdigen Ordens etwas beytragen können; und befehlen allen unſern Brüdern, die uns untergeordnet ſind, unſern erwähnten liebſten Bruder .... in der Eigenſchaft eines Meiſters zu erkennen, und ihm alle maureriſchen Ehrenbezeugungen, die ihm als Meiſter gebühren, zu erweiſen. Zu Urkund deſſen haben wir gegenwärtiges unterſchrieben, und mit unſerm Siegel unterzeichnet.

Gegeben im Orient zu .... den ... des mäureriſchen Jahrs 5781.

Von Roveredo begab ſich Caglioſtro nach Trient, und von hier nach Rom. Trient liefert uns kein beſonderes Denkmahl ſeiner Freymäurerey; weil ihn, wie wir ſchon im erſten Kapitel angezeigt haben, der Religionseifer des Fürſtbiſchofs in Furcht ſetzte. Demungeachtet legte er den Gedanken davon nicht ganz ab. Er ließ daſelbſt zwey Verſchläge zu den Experimenten mit den Mündeln verfertigen, die aber nicht benutzt wurden. Er unterhielt einen geheimen Briefwechſel mit den von ihm geſtifteten Logen und mit vielen ſeiner Anhänger, und ſprach mit allen Freymäurern, die durch dieſe Stadt reiſeten.

Nie war er von ſo widrigen Leidenſchaften beunruhiget, als zu Rom. Auf der einen Seite beängſtigte ihn, wie wir ſchon erzählt haben, die

Wachſamkeit der Regierung; auf der andern bekümmerten ihn die angewöhnte maureriſche Lebensart, und die Dürftigkeit, die ſich hier bey ihm einſtellte. Da er erfuhr, es befände ſich zu Rom eine Loge, erkundigte er ſich um ſie, und machte Bekanntſchaft mit den Mitgliedern derſelben; wollte aber ihren Verſammlungen nicht beywohnen. Jedoch trug er kein Bedenken auf dem Lande bey ihnen zu Mittag zuzuſprechen, und daſelbſt eine Rede über ſeine Maurerey zu halten. Oft unterhielt er ſich mit ihnen mit großen Vergnügen in freundſchaftlichen Geſprächen über den nehmlichen Gegenſtand, und wurde von ihnen erſucht, ſie in ſeinen Orden aufzunehmen. Ihnen einigermaßen zu willfahren, ließ er ſie an beſondern Tagen das Buch, welches von ſeinem Syſteme handelt und von ihm ſehr ſorgfältig aufbewahrt wurde, ſtückweiſe leſen, und erklärte ihnen die darin enthaltenen Geheimniſſe; auch erlaubte er Einem derſelben, einige Stücke daraus abzuſchreiben. Er ließ ſich aber nicht dazu bereden, ſie förmlich aufzunehmen, es wäre denn auſſer dem päbſtlichen Staate; welches er ihnen verſprach. Indeſſen gab er einem oder dem andern den Rath, ſich in den gemeinen Freymäurerorden vorläufig annehmen zu laſſen; welches auch in der erwähnten Loge geſchah. Dies war ihnen hinreichend, ihn im täglichen Umgange Vater zu nennen, und ihn als ihren Meiſter und ihr Oberhaupt zu verehren.

Unter-

Unterdeſſen ſetzte er ſeinen Briefwechſel mit den fremden Logen und Anhängern in maureriſcher Form und Sprache fort. Unter andern ſolchen Briefen waren einige an einen gewiſſen Pariſer gerichtet, den er bath, ſich bey einem vornehmen Herrn dahin zu verwenden, daß er Geld erhielte; für welchem Dienſt er ihn zu ſeinem General-Vicarius, mit unumſchränkter Vollmacht beſtellen wollte. Allein ſeine Dürftigkeit nahm von Tag zu Tage zu, und die Beyſteuer blieb aus. Hierdurch wurde er verleitet, einigen zu Rom den Unterricht in der Wiſſenſchaft der Aegyptiſchen Maurerey anzubiethen, und an eine Stiftung einer Loge für Weiber zu denken. Allein der erſte Einfall nutzte ihm wenig oder nichts, und den zweyten ließ er fahren, da man ihn verſicherte, daß die Weiber zu Rom entweder kein Geld haben, oder es nicht ausgeben wollen.

Wir haben geſagt, daß ſein Anerbiethen, die Kenntniſſe der Aegyptiſchen Maurerey mitzutheilen, ihm nichts gefruchtet. Es war jemand, der ihm ganz und gar kein Gehör geben wollte. Zwey Andere führten ihn bey der Naſe herum. Sie hatten oft von ihm verlangt, er möchte ihnen einiges Licht über ſeine Aegyptiſche Wiſſenſchaft geben. Der Eine war wohlhabend, und der andere trug einen Ring am Finger, der dem Caglioſtro in die Augen ſtach; er wußte aber nicht, daß er von falſchen Steinen war. Er entſchloß ſich, ihnen zu willfahren, und dies geſchah auf folgende Weiſe.

Er führte ſie einen Abend in ſein Schlafzimmer, und ſagte ihnen: den geheimen Grundſätzen gemäß, die er in Aegypten gelernt habe, wäre eine höchſte Stufe in der Freymäurerey, zu welcher man nicht gelangen könne, ohne zuvor die niedrigern Stufen zu paſſieren; und er allein hätte die Gewalt, die förmliche Zuſammenberufung der Loge, und die unangenehmen Ceremonien der erſten Aufnahme zu erlaſſen. Er fügte noch hinzu: Ich als Meiſter der höchſten Loge erkläre euch zu Lehrlingen, zu Geſellen, und zu Meiſtern der gemeinen Loge; und hierauf mache ich euch fähig, in meine höchſte Loge aufgenommen zu werden. Hierauf hielt er ihnen eine Rede von ſeiner eigenen Maurerey, entblößte den Degen, befahl ihnen nieder zu knieen, und ihre rechte Hand über ihr Haupt zu erheben. In dieſer Stellung mußten ſie ſchwören, nichts von allem dem, was ſie ſehen und hören würden, zu verrathen. Nach gethanem Eidſchwur ſtampfte er dreymahl mit dem Fuße auf die Erde, ſchlug ſie eben ſovielmahl mit dem Degen auf die rechte Schulter, ſetzte ihnen ſeine Finger auf die Stirne, blies ihnen ſeinen Athem ins Angeſicht, und ſprach: Durch die Macht, welche der Ewige mir verliehen, hauche ich euch meine und Salomos Weisheit ein, und erkläre euch zu Freymäurern, zu Hermetikern, Pythagoräern, und Aegyptern. Nach dieſer Verrichtung wieß er ihnen ſein Ritual, welches ſie aber nicht leſen wollten, weil es nach Biſ-

ſam

ſam roch. In andern abendlichen Zuſammenkünften entdeckte er ihnen: aus Ueberzeugung von der Unnützbarkeit der Logen gemeiner Maurerey, habe er ſeit geraumer Zeit eine Loge geſtiftet, in welcher er als oberſter Meiſter den Mitbrüdern ſeine in Aegypten erworbene Kenntniſſe mittheile. Der Hauptgegenſtand derſelben ſey, die erſte Materie zu finden, und die Metalle zu verwandeln, wodurch Salomo eine unermeßliche Menge Gold, wie die heilige Schrift bezeugt, angehäuft habe. Auch band er ihnen auf, das Ziel ſeiner geheimen maureriſchen Verſammlungen wäre das Geheimniß aller Geheimniſſe, und er allein wäre befugt zu ſagen: multi ſunt vocati, pauci vero electi; und die Ausübung der geheimen mechaniſchen Künſte wäre ihm alleim vorbehalten. Endlich machte er ihnen die Zeichen, Berührungen, Worte, und eigene Sprüche bekannt, wodurch die Freymäurer nach ihren verſchiedenen Stufen ſich einander zu erkennen geben.

Bis daher äuſſerten die zwey angenommenen Söhne eine gänzliche Abhängigkeit und große Ehrfurcht gegen ihn; da es aber zur Ausfertigung der Patente kam, veränderte ſich die Scene. Er both ſie ihnen an, zeigte ihnen die Form derſelben (welche der Lyoniſchen glich) und verlangte von ihnen, daß ſie ihm ihre Tauf- und Familien-Nahmen und ihr Vaterland ſchriftlich geben ſollten, um ſie in Frankreich einregiſtrieren zu laſſen. Dieſe

Auf-

Ausfertigung, welche ihnen fünfzig Scudi gekoſtet haben würde, gefiel den neuen Anhängern nicht. Sie lehnten ſie von ſich ab, und nie war die Rede mehr von Freymäurerey. Alſo war Caglioſtro, dem die Maurerey in einem großen Theile von Europa viel gefruchtet hatte, zu Rom nicht vermögend, einen mit falſchen Steinen beſetzten Ring damit zu gewinnen.

Nun gerieth er in Furcht, es möchte ihn einer von ihnen vor Gericht verrathen haben. Dies bewog ihn (wie er in einem Verhör ſelbſt ausgeſagt hat) ſich zu den Füßen eines Beichtvaters zu werfen, und ſeine Vergehungen zu beichten. Dieſe Beichte hätte viel ähnliches mit derjenigen, die er zu Trient verrichtete; denn in der Folge rühmte er ſich bey zweyen ſeiner Vertrauten, „er habe dem heiligen Ammte der Inquiſizion eine wächſerne Naſe gedrehet.“ Endlich, da man es ihm geſteckt hatte, daß er verrathen wäre, krönte er ſeine maureriſche Geſchichte mit einem Circularſchreiben, welches er wenige Tage vor ſeinem Verhaft an alle Logen ſeiner und der gemeinen Freymäurerey richtete. Er gab vor, er habe in dieſem Schreiben alle Freymäurer um Hülfe angerufen, wenn er das Unglück haben ſollte eingekerkert zu werden. Wollen wir aber zwey andern Perſonen, denen er dieſe Vorſicht anvertraut hatte, Glauben beymeſſen, ſo bekennt der Eine: C. habe die Freymäurer ihrer Pflicht erinnert, im Falle er wirklich

in

in Verhaft genommen würde; und der andere hat ausgesagt: er habe ſie ermuntert, zu ſeiner Befreyung alles zu wagen, und nöthigen Falls in der Engelsburg, oder im Pallaſt der Inquiſizion, wo er in Verhaft wäre, Feuer anzulegen.

Dieſes iſt ein kurzer Auszug der maureriſchen Geſchichte des Caglioſtro, in deren Erzählung wir dem weſentlichen Inhalt ſeiner eigenen Geſtändniſſe gefolget, und ſie mit ihren Hauptumſtänden in eine gewiſſe Ordnung gebracht haben. Eine umſtändlichere Erzählung würde dem Leſer läſtig gefallen ſeyn, und uns den Verdruß gemacht haben, die Zeit, mehr als nöthig, mit Gaukeleyen zu verlieren. Aber zur Vollkommenheit und Deutlichkeit dieſer Geſchichte iſt noch übrig, daß wir gewiſſe Erklärungen beyfügen, welche nöthig ſind, den Grund der Handlungen einzuſehen, und einige Einwürfe wider eine ſo angehäufte Menge von Begebenheiten aufzulöſen. *)

J.

(Der Beſchluß nächſtens.)

II.

*) Das Verlangen, welches unſere Leſer im vorigen Monath nach der Fortſetzung dieſes Artikels geäuſſert haben, läßt mich hoffen, es werde keiner Entſchuldigung bedürfen, daß ich beynahe dieſes ganze Stück damit angefüllt habe. W.

II.

Sendschreiben

An Hrn. L. R. v. M.. s.. b. g. in R.

(gegen einige Behauptungen des Verfassers eines Buches, Meines Vaters Haus-Chronika, betitelt.)

Versuchen Sie es, wie Sie wollen, mein edler Freund, Sie werden mich in meinem Glauben an Sie doch nicht irre machen! Scheinen Sie mich immer zu vergessen, vergessen Sie mich sogar wirklich; wie kan das in meiner Verehrung für Sie einen Unterschied verursachen? Ich war nie so eitel, Sie nur hochzuachten, weil Sie mein Freund waren; aber ich war stolz genug, nur deswegen Ihr Freund zu werden, weil ich Sie hochachtete. Da ich mehr als einer erkenne, wie wenig Werth das für Sie haben kann, so müßte ich ja inkonsequenter handeln, als ein Sittenlehrer, wenn ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen wollte, daß Sie denken, wie ich! Nein, aus demselben Grunde, warum Sie mich vergessen können, kann ich Sie nicht vergessen; und ich bin zufrieden, wenn Sie mir erlauben, Ihnen dieß von Zeit zu Zeit zu beweisen, und mich durch schriftliche Mittheilung meiner Gedanken über allerley Gegenstände in die glücklichen, mir wohl nie wiederkommenden Zeiten zu versetzen, da Ihre Gefälligkeit mir zuhörte, und Ihre Einsicht mich

berich-

berichtigte. Es machte mir immer die herzlichste Freude, daß wir in so manchen Stücken übereinstimmend dachten, und diese Freude genoß ich vor kurzem wieder in sehr reichlichem Maße. Wie das zugieng, will ich Ihnen nun eben jetzt recht ausführlich, nach meiner Gewohnheit, erzählen.

Unter die Dinge, worüber unsre Köpfe und Herzen einig sind, darf ich wohl gewiß die große Geschichte unserer Tage, die französische Staatsrevoluzion, setzen. Wie unzähligemal beklagte ich nicht, daß ich mich nicht mit Ihnen freuen, ereifern, oder auch betrüben konnte, wenn ich Nachrichten erfuhr, die eins oder das andere veranlassen mußten! Am meisten aber sehnte ich mich, meinen Unwillen mit Ihnen zu theilen, wenn ich in den letzten Monaten manche neuere Schriften, besonders das politische Journal, las. Diese Lermtrömmel scheint jetzt bloß in der unverantwortlichen Absicht gerührt zu werden, um die Gewaltigen aufzufordern, den erhabenen Tempel der teutschen Preßfreyheit, welchen der größte aller Könige aufbaute, wieder niederzureissen. Wehe dem Herostrat, wenn er Gehülfen zu seinem Unternehmen findet, so wie er leider manche Trommelgehülfen fand!

Ganz und gar nicht verächtlich, wie solche kriechende Trommelschläger, aber durch einen kenntnißvollen Kopf, und durch viele große und edle

Gesin-

Jago.

Ihr wollt mich ja nicht anhören: Wenn ich iemals von ſo was nur geträumet habe, ſo ſeht mich als ein Scheuſal an.

Rodrigo.

Du ſagteſt mir, du trügeſt einen unverſöhnlichen Haß gegen ihn.

Jago.

Speyt mir ins Geſicht, wenn's nicht ſo iſt. Drey groſſe Männer in dieſer Stadt zogen, in eigner Perſon, die Müzen bis auf den Boden vor ihm ab, daß er mich zu ſeinem Lieutenant machen möchte: Und, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich kenne mich, ich weiß, daß ich keinen ſchlechtern Plaz werth bin. Aber er, deſſen hochmüthiger Eigenſinn andre Abſichten hatte, entwiſchte ihnen mit einem Galimathias von Umſtänden, und rauhtönenden Kriegs-Kunſt-Wörtern; und das Ende vom Liede war, daß er meine Gönner mit einer langen Naſe abziehen ließ. Es iſt mir leid, ſagt er, aber ihr kommt zu ſpät; ich habe mir meinen Lieutenant ſchon auserſehen. Und wer iſt denn der? Ein gewiſſer Michel Caſſio, ein Burſche, der noch keinen Feldzug gethan hat, der von Anordnung eines Treffens gerade ſo viel verſteht als eine Woll-Spinnerin -- nichts als was er aus Büchern gelernt, bloſſe Theorie, wovon unſre ehrſamen, friedliebenden Senatoren eben ſo gelehrt ſprechen können als er; bloſſes Gewäſche, ohne Erfahrung -- Das iſt alles, was er vom Krieg verſteht -- Der hatte den Vorzug;

Gesinnungen für viele Leser gefährlicher, ist der Verfasser eines Buches, das vor kurzem erschien, und das Sie ja nicht seines Titels wegen (Meines Vaters Hauskronika; ein launichter Beytrag zur Lebensweisheit, Menschen- und Welt-Kunde. Herausgegeben von Martin Sachs 1790.) bey Seite legen müssen. Es ist ein sehr merkwürdiges Buch, schon als psychologische Erscheinung. Denn sie werden bald finden, daß es unter mancherley Umhüllungen immer der Verfasser selbst ist, der sich schildert; und ohne seinen Nahmen zu wissen, kann man gewiß seyn, daß man einen wahren Menschen vor sich sieht, und obendrein keinen alltäglichen.

So unzusammmenhängend das Buch seiner Form nach ist, und so fremdartig manche Theile sind, aus welchen es besteht, — (denn einen grossen Raum nimmt ein sehr merkwürdiges Tagebuch seiner Liebe ein, und einen andern eine höchst scharfsinnige Untersuchung des Herrnhuters-Systems) so ist doch sichtbar, daß die französischen Angelegenheiten, und die Begierde, seinen Gedanken darüber Luft zu machen, die Hauptgegenstände des Verfassers sind, und dem Buche sein Daseyn gaben. Diese Gedanken sind es nun hauptsächlich, mit welchen ich sie bekannt machen, und worüber ich mit Ihnen plaudern wollte. Es sind nicht die meinigen, und ich denke auch nicht die Ihrigen: es sind nach meiner Ue-

bers

herzeugung, nicht ſolche, welche herrſchen dürften; denn ſie haben die Erfahrung gegen ſich. Sie haben Jahrtauſende geherrſcht, und wir wiſſen, wie die Welt da ausſah! Sie wurden im 15ten, beſonders durch Luther im 16ten Jahrhundert wankend, und wir fühlen, was und wie ſchnell wir gewannen. Kurz, es ſind die Grundſätze nach welchen in Italien Galilei eingekerkert, in Teutſchland Huß verbrannt, in Spanien die Inquiſizion errichtet, in Frankreich Heinrich IV. gemordet, und in den Niederlanden Hunderttauſende geſchlachtet wurden. Es ſind die Grundſätze einer (ſich ſo nennenden) „vernünftigen Büchercenſur und Preßeinſchränkung," von welcher manche gute Menſchen nicht ſehen, und viele ſchlechte nicht ſehen wollen, daß ſie der gerade Weg zu einer unvernünftigen ſind.

Gleichwohl verdienen die Gedanken des Verfaſſers Rückſicht und Prüfung. Es iſt kein gemeiner Kopf, der die gefährliche Sache führt, und er führt ſie mit Kenntniß der Welt und der Geſchäfte. Er deckt ſeinen Abgott mit einer ſtarken Beredſamkeit, und die leichten Truppen ſeines Witzes ſtreifen allenthalben herum, und machen dem Gegner jeden Schritt ſtreitig. Am nachdrücklichſten ſcheint er ſeine Meynungen in einen Briefwechſel vereinigt zu haben, der von einem (wahrſcheinlich erdichteten) Briefe eines Gegners ausgeht, worin er die gute Sache ſo unpartheyiſch

und ſtark vortragen läßt, daß er in ſeiner Antwort — nicht geſiegt zu haben ſcheint, ſo unerſchöpflich ſie auch an Witz und Wendungen iſt.

Die Hauptſachen dieſer Antwort, verbunden mit dahin gehörigen andern Stellen des Buches, laufen nun darauf hinaus. — Der Verf. kann gewiſſe Menſchen, die über gewiſſe Punkte der Theologie, Politik und Philoſophie anders denken als er, und durch offene Beſtreitung gewiſſer Vorurtheile, bey welchen ſich gewiſſe Menſchen und Stände recht wohl befanden, (freylich der übrige weit größere Theil deſto ſchlimmer!) manche Dinge in ein Licht geſetzt haben, wobey dieſe eben nicht gewinnen, weil ſie darin erſcheinen, wie ſie ſind; jene Menſchen kann er durchaus nicht leiden, und ſchimpft ſie Aufklärer. Welch einen großen Kreis, vermiſcht mit den edelſten, vortreflichſten Wohlthätern Teutſchlandes, dies Loos trift, wird Ihnen erſt recht auffallen, wenn ich nachher nur einiges von dem erwähne, worin ſeine Theologie beſteht. Dieſen Aufklärern nun, in deren Herabwürdigung er unermüdet und unerſchöpflich iſt, ſchreibt er alles Böſe zu, was er in der Welt auftreiben kann, und zu dem Böſeſten gehören ihm Staatsänderungen, beſonders die franzöſiſche. Er fühlt (vornehmlich in der zweyten Hälfte des Buchs *) wie ein warmer edler Menſch, und — ſpot-

*) Anmerk. Wo er ein Geſetz nicht auf die Stände exkulpiret, ſondern auf die Menſchheit, die nichts von Jedem

ſpöttet über die Rechte der Menſchheit. Er nennt unſere Staaten im Ganzen Nimrodiſche Gebäude, S. 39. und — dringt auf ihre Beybehaltung, weil wir einmal daran gewöhnt wären! Er ſagt: „das Volk murrt mit Recht, wenn es vor Froſt zum Himmel ſchreyt, indeſſen die Vornehmen, ihm zum Hohn, vor ſeinen Augen tanzen und ſchlittenen, und ihre Aufwärter Punſch ſaufen wie Waſſer“ (S. 35.) und — will doch durchaus nicht geſtatten, daß das Volk ſein Recht fühle! Er kann Ueberlegenheit des bloßen Glücks nicht eine Viertelſtunde lang im Faroſpiel erdulden“ (S. 493.) und — verlangt, die Völker ſollten ſie Jahrhunderte lang, auf ewig ſogar, im Staatenſpiel ertragen! Er vertheidigt das Recht, ſeine Meynung zu ſagen; er beklagt ſich, daß Rezenſenten dem Bekanntwerden ſeiner Schriften hinderlich zu ſeyn ſchienen, und — fordert gleichwohl die gefährlichſten Rezenſenten, die Regenten, auf, alle Schriften der Aufklärer, d. h. aller, die anders denken als er, zu verhindern! Und bey alle dem — eifert er auf jedem Blatte gegen Inkonſequenz der Völker, der Fürſten und der Aufklärer!

Dieſe Aufklärer, Philoſophen, Kosmopoliten, Reformatoren, Beſſermacher, Mondkalbsträger,

Federhüten und Titeln verſteht, und erhabenern Ranges iſt, als Könige, Prinzen, Grafen, Freyherren u. ſ. w.“ S. 339.

und wie er ſie ſonſt noch nennt, ſind nun unter andern auch Gegner der ſymboliſchen Bücher, dieſes „treflichen Denkmals teutſcher Kraft, Art und Kunſt", (S. 44.) und warum, das? Weil Luther, (der denn doch wohl auch ein Aufklärer war, und gegen den damals eben ſo und noch zehnmal gröber geſchimpft wurde, wie jetzt z. B. gegen Steinbart) darin ſagt, daß alle Obrigkeit von Gott eingeſetzt ſey, und daß die Philoſophen ohne den heiligen Geiſt Sünder blieben. — Ey nun! da lieſſe ſich in des Verfaſſers Manier antworten: das bleiben die Unphiloſophen auch mit dem heil. Geiſt: wir ſind allzumal Sünder! Uebrigens iſt es doch wohl nur Scherz, daß dieſe Stellen gerade den Aufklärern ſo zuwider ſeyn ſollten. Geſetzt, es gäbe — nicht einen einzelnen Schriftſteller, dem ein unabgewogener Ausdruck entwiſchte, ſondern wirklich eine Geſellſchaft, welche geradezu die Abſicht hätte, die Fürſten entbehrlich zu machen (welche gehäſſige Beſchuldigung der ſonſt ſo wohldenkende Verfaſſer unaufhörlich wiederhohlt — warum wohl?) nun, dann wären denn doch wohl die ſymboliſchen Bücher das geringſte Hinderniß, welches dieſe Geſellſchaft aus dem Wege zu räumen hätte, und der Fürſt wäre ſehr übel daran, den nur dieſe papierne Bruſtwehr ſchützte! In der That begreife ich nicht, wie dieſer ſcharfſinnige Verfaſſer ſagen kann: „auf den ſymboliſchen Büchern beruhe der Weſtphäliſche Friede und Teutſchlands Grund-

verfaſſung.“ — „Die proteſtantiſchen Stände wären alſo in Teutſchland Alles durch ſie, oder nichts ohne ſie? Ohne ſie hätten ſie keine feſte, ſondern nur eine preläre politiſche Exiſtenz?“ — Sicher widerſpricht des Verfaſſers Geſchichts- und Menſchenkenntniß dem, was er da nur zu ſeinem Zwecke hinſchrieb. Wie? Den papiernen Büchern hätten wir unſere Exiſtenz zu danken? Nicht dem Arm unſerer Vorfahren? Nicht dem Schmalkal- der Bunde? — Wozu denn alsdann dieſer? Wo- zu der Religionskrieg? Wozu der dreyſſigjährige? Jener papierne Schutz war ja ſchon aufgeſtellt! Weiß der Verfaſſer nicht, daß der Papſt gegen jene Grundverfaſſung proteſtiert? Wenn ſich alſo eine Anzahl Umſtände zuſammen fügten; wenn die Für- ſten ſämmtlich des Verfaſſers Lehren in Ausübung brächten, Druck- und Preßfreyheit unterdruckten, die Menſchen wieder einſeitig machten; wenn da- durch die Pfaffen aller Art (gegen die er doch ſelbſt eifert) wieder überwiegenden Einfluß bekämen, und nun die proteſtantiſche Parthey politiſch und militäriſch ſchwach, hingegen die Katholiſche ſtark wäre und von einem herſchſüchtigen Philipp II. oder von einem elenden Karl IX. regiert würde: meynt er, daß man dann mehr nach den ſymbo- liſchen Büchern fragen würde, als im heiligen Bunde und im dreyſſigjährigen Kriege? Hätte damals nur die andere Parthey die Oberhand be- halten, wir würden wahrlich, Trotz dem Augs- burgiſchen Bekenntniſſe, welches Luther über-

geben hatte, ein ganz anderes Instrumentum Pacis haben?

Doch ich muß abbrechen, so viel auch, von dieser Seite, über das Buch zu sagen wäre, da ich Ihnen für diesmal nur etwas von seinen Gedanken über die französische Staats-Revoluzion versprochen habe. Der Verf. bestreitet diese, wie sie immer bestritten wird, wie sie allein bestritten werden kann. Die schändlichen Greuel aller, die in der alten Verfassung Macht hatten, bis auf den Polizeyspion herunter; die himmelschreyende Verachtung der Großen gegen alles, was Menschenpflicht und Menschenrecht heissen mochte; den trost- und hoffnungslosen Zustand von wenigstens zwanzig Millionen Menschen gegen etwa ein paar Millionen, deren Zustand leidlich, und höchstens eine halbe, welche unverhältnißmäßig begünstiget war; — dies alles, und die unmittelbare Frage an jedes Menschenherz: was sollte denn das so grausam unterdrückte Volk anfangen? wie sollte es sich denn helfen, wenn es sich nicht so helfen sollte? — diese Frage übergeht er mit Stillschweigen, oder erwähnt sie (wie S. 280 und 181) mit Hohn! Hingegen ist er unerschöpflich in Schilderungen der Mißbräuche und Excesse, die bisher mit dem Aufstande verbunden waren, ohne zu bedenken, daß diese leidenschaftlich und überhingehend, jene Mißbräuche und Exzesse hingegen, von welchen die Nazion sich endlich selbst zu befreyen

noth-

nothgedrungen war, kaltblütig und fortdauernd waren. Bey allen dieſen Schilderungen gefällt er ſich „in Spott über das dumme Volk“ und in Schmähungen der heimtückiſchen Aufklärer, die das Volk nur zum Beſten haben ſollen. Gegen dieſe Aufklärer, unter welchen er allgemeinges achtete Nahmen nennt, empört er Himmel und Hölle, und fordert gegen ſie Fürſten und Preßzwang, Zuchthaus und Landesverweiſung auf: da Sie hingegen, in ſo fern ſie Gegner ſeiner Grundſätze ſind, höchſtens nur Vernunft und gelehrte Männer gegen dieſelbe aufgerufen haben. Dieſe von ihm ſo verachteten (und doch auch ſo verfolgten!) Männer müſſen alſo doch in Billigkeit und Sanftmuth, oder wenigſtens in Konſequenz einen merklichen Vorzug vor ihm haben! Denn, Trotz dem auſſerordentlichen Einfluſſe, den Erihnen in ſehr übertriebenen Ausdrücken zuſchreibt, hat noch keiner von ihnen Karre und Galgen gegen ſeine Grundſätze zu Hülfe gerufen, wie Er gegen die ihrigen!

Und was ſind nun eigentlich ſeine beſtimmten Hauptgründe gegen die Staatsbewegungen? Sind ſie allgemein gegen alle? oder nur beſonders gegen die Franzöſiſche? — Ich finde mich in einiger Verlegenheit, lieber Freund, da ich mir dieſe Fragen zur Beantwortung ſelbſt vorlege; und erſt jetzt, da ich ſeine Meynung in ein Syſtem bringen ſoll, ſehe ich, daß ſich Witz und Deklamazion nicht

in ein Syſtem bringen läßt. Aber wozu ſollte ich mir auch die ſchwere Arbeit aufladen? und nun erſt da ich Ihnen ſchon ſo viel ohne Syſtem vorgeplaudert habe? Laſſen Sie mich immer fortfahren, wie ich angefangen habe; deſto öfter und leichter können Sie den Brief wegwerfen, wenn Sie des Leſens überdrüßig ſind.

Allein da ſtoße ich gleich auf ein Paar Stellen, die mich ungehalten machen; und es ſind freylich nicht die einzigen. Wenn dieſe Wirkung etwa Abſicht des Verfaſſers war, ſo iſt er in Erreichung derſelben nur gar zu glücklich. Er ſpricht von dem Aufſatz des Timalethes im T. Merkur, und ſagt von ihm: „er überliefere die Göttin Aufklärung obſcuren Schuſtern und Schneidern, die er berechtige, — Sodomiterey mit dem reinen Göttermädchen zu treiben, ſo gut ſie es können!“ Und wenn Sie nun im Merkur v. 1789. B. 2. S. 103. nachſehen wollen, was dieſen Verfaſſer zu einem ſo ungeheuern Bilde veranlaßt haben kann: ſo werden Sie eine Stelle finden, welche Sie ohne Zweifel, ſo gut als ich, für ſehr einfach und vernünftig halten werden: denn Timalethes ſagt weiter nichts, als „daß auch der Schuſter und der Schneider das Recht haben müſſe, ſeine Meynung zu ſagen*), und daß dieß für den Schuſter weit nützlis

*) Meiner wenigen Meynung nach, iſt das beſte für den Schuſter — Schuhe zu machen: ſollte aber (was denn

nützlicher, und für den Staat viel weniger gefährlich ſey, als wenn er über ſchädliche Meynungen in Geheim brütet, welches niemand hindern kann. Und das meynt der Verfaſſer nicht? der doch das Recht, ſeine Meynung zu ſagen, ſo nachdrücklich gebraucht, und dabey, gegen ſeine eigene Vorſchrift, ſeinen Nahmen nicht nennt! Der Sophiſt in ihm wird ſagen: er ſey kein Schuſter; aber der Philoſoph in ihm wird wiſſen, daß ein Schuſter eben ſo wohl ſehr geſcheid ſeyn kann, als man Beyſpiele hat, daß ein öffentlicher Lehrer der Weisheit ſehr dumm war.

denn am Ende doch keine Unmöglichkeit iſt) ein Schuſter glauben, daß er auch *ultra crepidam* etwas gemeinnütziches, oder ein Wort zu rechter Zeit zu ſagen habe, (und ſaepe etiam eſt olitor valde opportuna locutus) warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn? Einer von Sokrates bravſten Jüngern war zwar kein Schuſter, aber doch einer, der für die Schuſter arbeitet, ein Gerber, und die Athenienſer konnten es wohl leiden, in mehr als dreyßig Sokratiſchen Dialogen, die er ſchrieb, die Wahrheit von ihm zu hören. Und ſagte nicht der wackere Schuſter Hans Sachs ſeinen Nürnbergern und der ganzen Welt, in ſeinen naiven Reimen, manche heilſame, mit unter auch manche derbe Wahrheit unter die Naſe, ohne daß ein Menſch etwas dagegen einzuwenden hatte? — Aber freylich trug man auch vor zweyhundert Jahren in Teutſchland noch etwas mehr Reſpekt vor einem Menſchen und vor einem Bürger, als heut zu Tage! W.

Vorzug; und ich, von dem ſeine Augen in Rhodis, in Cypern, und in ſo vielen andern Orten, auf Chriſtlichem und Heidniſchem Boden, die Proben geſehen haben; ich muß mich mit Complimenten und Verſprechungen abſpeiſen laſſen -- ich bin euer Schuldner, mein Herr, habt Geduld, wir wollen ſchon Gelegenheit finden, mit einander abzurechnen, und dergleichen -- Kurz, er muß nun ſein Lieutenant ſeyn, und ich, Dank ſey den Göttern! ſeiner Mohriſchen Excellenz demüthiger Fahnen-Junker.

Rodrigo.

Beym Himmel, ich wollte lieber ſein Profos ſeyn.

Jago.

Dafür iſt nun kein Kraut gewachſen -- Es geht im Dienſte nicht anders; Beförderung geht heutigs Tags nach Gunſt und Empfehlungs-Schreiben, und nicht nach der Zeit, die man im Dienſte geweſen iſt, wie vor Zeiten, da der zweyte allemal den erſtern erbte. Nun, mein Herr, mach' ich euch ſelbſt zum Richter, ob ich mit einigem Schein der Wahrheit beſchuldiget werden kan, daß ich den Mohren liebe.

Rodrigo.

Ich möchte nicht gerne haben, das du ihn begleiteſt.

Jago.

O mein Herr, das laßt euch keine Sorge machen; ich begleite ihn, um mir ſelbſt auf ſeine Unkoſten Dienſte zu

Gleich darauf antwortet er seinem angeblichen Correspondenten auf die Frage: was die Wahrheit eines Gedankens mit dem Kopfe zu thun habe, aus dem sie kommt? — „So viel wenigstens, als gu„ter — Saame mit der Mutter Erde.“ — Ist das nicht nach einem gemeinen, aber sehr passenden Ausdruck, die Faust aufs Auge? Er spricht vom Saamen, und der Correspondent von der Frucht; das ist doch wohl nicht einerley?

Soll man nun den Kopf des Verfassers anklagen oder sein Herz, wenn dergleichen Züge so häufig vorkommen? wenn er unmittelbar nachher wieder eine Verdrehung mit dem Bilde vom Schmetterling macht? In der That, er zeigt sich in andern Stellen zu billig, als daß er den Unwillen ungerecht finden sollte, den dieß bey solchen Lesern erregen muß, welche Achtung für ihn, aber auch Eifer für die gute Sache haben.

Es ist eine Nebensache, die Behauptung, daß Brittanniens Glanz Königsblut gekostet habe, durchzusetzen. Wer versichern kann, diese Behauptung sey wider alle Geschichte, der möchte wohl entschlossen seyn, sich nicht überzeugen zu lassen, oder mag sich wohl um die Geschichte — nicht der Englischen Fürsten, sondern der Englischen Freyheit, wenig bekümmert haben. Es ist auch gar zu hitzlich, diesen Cromwell, den so nachdrücklichen Lehrer der Fürsten, für untauglich zu erklären; denn

seine

ſeine Geſchichte enthält gar zu viel vortheilhaftes für die — Aufklärer. Hier iſt, aus verdächtigen Abſichten, von einem verdächtigen Werkmeiſter doch ein herrliches Werk entſtanden! Das kann man ja nicht zugeben, ohne alle ſeine kräftigen Deklamazionen gegen Mirabeau einzubüßen!

Dieſer Mirabeau ſoll (nach S. 171.) für alle Unordnungen ſeiner Schöpfung verantwortlich ſeyn, oder es wäre ungerecht, Fürſten und Miniſter für alles, was unter ihnen nicht recht iſt, zur Rechenſchaft zu ziehen! — Allein, iſt denn hier alles gleichgültig! Laſſen ſich zwey unruhige republikaniſche Jahre mit einigen ruhigen deſpotiſchen Jahrhunderten vergleichen? Wer das Sauſen und Brauſen der erſten Schöpfungstage kritiſiert, hat unrecht; wenn man aber nun mehr als das kleinſte mögliche Maaß von Uebel in der Schöpfung findet, ſo iſt es — wenigſtens um die beſte — Welt geſchehen! Laßt ſich die Gährung erſt ſetzen *); laßt das

*) Aber wie lange werden die noch immer (wie es ſcheint) zu früh frey gemachten Weſt-Franken auf dieſen glücklichen Zeitpunkt noch warten müſſen? Oder vielmehr, wie viele Hoffnung haben ſie ihn jemahls zu erleben? Mich dünkt, dieſe Hoffnung beruhe hauptſächlich auf den Modifizizionen der jetzigen Conſtituzion, die man vielleicht von der nächſten Legislatur zu erwarten hat. Fängt doch, Gottlob! ſchon die dermahlige an, gewahr zu werden, daß 40,000 Municipali-

das Gebäude fertig werden, welches man jetzt vor dem schmutzigen Gerüste noch nicht sehen kann, und wenn alsdann Buben aus der Vorstadt, oder Fischweiber den ersten besten, der ihnen mißfällt, an den Laternenpfahl henken dürfen, (S. 172.) dann fordert Mirabeau zur Verantwortung! Uebrigens vergeßt doch nicht, daß es dem Gehenkten ganz einerley ist, ob er an einem Fischweibe, oder an einem Minister erstickt. So toll ist doch niemand mehr, die Mißhandlung eines Großen erträglicher zu finden, weil es ein Großer war, der ihn mißhandelte.

Menschen sind diese Großen seeylich! (in gewissem Sinne nur gar zu sehr!) und da ein Mensch, wenn es auf Menschenrechte ankommt, allerdings so viel ist, als der andere: so hätten Adel, Geistlichkeit, Minister, König, Hof, bey der Frage: was Recht der Mensch sey? so gut eine Stimme, als Schuster, Fischweiber, Packträger, und Mirabeau. (Ich lege Ihnen hier eine sophistische Frage des Verfassers in meine Antwort, um das widrige Abschreiben lauter ähnlicher Einfälle zu vermeiden.) Allein wollen denn jene Klassen Menschen seyn und sich mit Menschenrechten begnügen?

cipalitäten (wenigstens um 30000) zu viel sind, wenn Frankreich jemahls in Ruhe und Ordnung kommen soll.

gen? Was würde der Verfaſſer ſagen, wenn man bey der Frage über die Schädlichkeit des Raubes, auch Dieben und Straßenräubern ihre Stimme vorbehielte? Und thut er etwas anders, wenn er bey der Frage über Menſchenrechte für diejenigen eine Stimme verlangt, durch welche eben von jeher Menſchenrechte mit Füßen getreten wurden?*) Was

zu

*) Ich kann dieſe auffallende, und beym erſten Anblick eben ſo ungerechte als unanſtändig und beleidigend ſcheinende Stelle nicht ohne eine Anmerkung in die Welt ſchicken. Ganz gewiß will der Verfaſſer dieſes Briefes keinesweges damit ſagen, es habe nicht jetzt und zu allen Zeiten einzelne Edelleute, Geiſtliche, Miniſter, Könige und Hofleute gegeben, die vermöge ihrer Grundſätze und Geſinnungen bey Feſtſetzung derjenigen Menſchenrechte, welche jedem Bürger- und Staats-Rechte zum Grunde liegen müſſen, ſo gut als andere vernünftige Menſchen ihre Stimme zu geben berechtigt wären. Ganz gewiß iſt er weder ſo unwiſſend noch ſo gefühllos, nicht zu wiſſen noch zu fühlen, daß die Geſchichte eine lange Reihe von einzelnen Perſonen aus jenen höhern Ständen und Claſſen nennen kann, die der Menſchheit Ehre gemacht, und beym Gebrauch der Vorzüge, welche ihnen Staatsverfaſſung, altes Herkommen und ſtillſchweigende oder erklärte Einwilligung der untern Stände einräumten, nie oder wenigſtens ſo ſelten als es die menſchliche Unvollkommenheit erlaubt, vergeſſen haben, daß auch ſie Menſchen ſind,

wie

zu viel ist, ist zu viel! Wie kann ein Mann von edelm Herzen in den wichtigsten Angelegenheiten seiner

wie andere. Eben so gewiß glaube ich, daß seine Meynung bey dem etwas unbestimmten Ausdruck: „wollen sie sich mit Menschenrechten begnügen?“ nicht sey, noch seyn könne: es gebe nicht in jedem Staate, (vermöge der Natur und des Endzwecks der bürgerlichen Gesellschaft) positive Rechte, welche gewissen Personen, kraft ihres Amtes und des daher entspringenden Verhältnisses gegen den Staat, Vorzüge vor den übrigen geben — nehmlich gröfere Macht und Autorität, nach Maaßgabe der gröfern und besondern Pflichten, zu welchen sie sich anheischig gemacht haben. Die Meynung des Hrn. A — z kann also wohl keine andere seyn, als diese: die gemeine Erfahrung mehrerer Jahrtausende bezeuge als eine Thatsache: daß Könige, Minister, Hofleute, Klerisey und Adel von jeher und überall, dem gröfern Theile nach, immer geneigt und wirklich nur allzu sehr geschäftig gewesen seyen, sich mehr Vorrechte, mehr Gewalt zuzueignen, als mit den unverlierbaren Menschenrechten der übrigen Stände und Classen im Staate compatibel ist. Ich denke nicht, daß es einen Edelmann, Prälaten, Minister noch Fürsten in Europa geben könne, der diese historische Thatsache zu läugnen begehrte — und so fern sich die Sache so verhält, so möchte auch wohl gegen die Folgerung: „daß Personen, welche auf Vorrechten, „die mit den Rechten der Menschheit unvereinbar sind, „bestehen wollten, sich nicht mit Recht beschwerten kön-

ſeiner Mitbrüder, der Menſchen, nicht der Adelichen, nicht der Miniſter, nicht der Könige, nein, der Menſchen, ſich in ein ſolches Gewebe von Sophiſtereyen, in ſolche gefliſſentliche Verſchiebungen des Geſichtspunktes einlaſſen? In der That, man kann nicht durchkommen! Ich muß es aufgeben (wenigſtens für dießmahl) auch nur die auffallendſten Züge von dieſer Art auszuheben und zu rügen, denn ihrer iſt Legion! Durch ſie, durch die Kaltherzigkeit, mit welcher der Verfaſſer über Menſchenrechte, Aufklärung u. dgl. ſpöttelt, wird einem das viele einzelne Gute verleidet, welches er in dieſem reichhaltigen Buche ſagt. Wenn es wahr iſt, was er hier und da klagt, daß ſeine Schriften kein Glück machen, ſo kann ich mirs leicht erklären. Er ſelbſt iſt ihr Feind. Das unbeſtimmte mißfällt. Sein Kopf und ſein Herz ſcheinen uneins. Dieſes fühlt für den Menſchen, wenn jener nur für Stände ſchreibt. Der unangenehme Widerſpruch, welcher dadurch in ſeinen Schriften entſteht, verletzt das Herz des Leſers. Man kann ſeinen Kopf nicht recht haſſen, und ſein Herz nicht recht lieben. Dies iſt eine peinliche Lage, und Er verliert dabey am meiſten.

Laſſen

ten, wenn ſie, bey öffentlicher Erklärung der Menſchheits-Rechte eines Volkes, von der Mehrheit überſtimmt würden" — nichts einzuwenden ſeyn.

Laſſen Sie mich hier ſtill ſtehen. Ich ſehe mit Erſtaunen, wie viel ich Ihnen geſchrieben habe. Es wird auf Ihre Entſcheidung ankommen, ob ich Ihnen noch mehr über dieſen Gegenſtand zu leſen geben ſoll. Ich bin zwar der Rede nicht ſo voll, wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, daß mich der Odem in meinem Bauch ängſtigte; indeſſen iſt es doch immer eine angenehme Erleichterung des Herzens, das, was einen drückt, vor einem Freunde auszuſchütten. Und, nicht wahr mein Lieber? der ſind Sie noch immer von

Ihrem

A — z.

Neuer
Teutſcher Merkur.

8. Stück 1791.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Innhalt.

I. Beſchluß der Nachrichten von Joſeph Balſamo, dem ſo genannten Grafen Cagliostro. S. 337
II. Gedichte. — 386
III. Etwas über das im 7ten St. des T. M. 1791. eingerükte Sendſchreiben. — 416
IV. Bemerkungen über einen im 9ten Stück deß Journal v. u. f. Teutſchland vom Jahr 1790. befindlichen Aufſatz an Europens Fürſten, die franzöſiſche Revoluzion betreffend. — 418
V. Anhang des Herausgebers des Teutſchen Merkurs zu dem vorſtehenden Aufſatze. — 427
VI. Verſuch einer Ueberſetzung des berühmten Sonnet von Filicaja über die Vorſehung. — 443
VII. Kunſtſachen. — 445

Nachricht.

Auf den Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des Teutſchen Merkur.

Ankündigung.

Da schon verschiedne Sammlungen geistlicher Gedichte, besonders in Verse gebrachter Psalmen und Hymnen, von den besten deutschen Dichtern, in den Händen des christlichen Publikums sich befinden, so hat ein Freund der jüdischen Glaubensgenossen, welche Freunde der Dichtkunst sind, sich entschlossen, selbigen eine Sammlung zum alleinigen Gebrauch dieser Religions-Verwandten, unter dem Titel: Psalmen und geistliche Lieder zum Gebrauch der jüdischen Nation herauszugeben um bey ihrer Privat-Erbauung mit ihren gewöhnlichen Erbauungs-Büchern abwechseln zu können.

Dabey hat der Herausgeber darauf gesehen, daß diese Gedichte nach den Grundsätzen der Religion der jüdischen Nation, gemacht sind, und in der Anbetung und Lobe des Schöpfers der Welt besteht, so wie auch in Anrufungen des höchsten Wesens, in mancherley Verhältnissen des Menschen, enthalten werden. Da die Absicht des Herausgebers keine andere ist: als durch diese Sammlung diesen Religions-Verwanden einen Dienst zu erweisen, welcher durch geschmackvolle Sammlungen geistlicher Lieder, in unsern Tagen christlichen Gemeinden erzeigt worden ist, und diesfalls alles thun wird, damit sie sich durch eine gute Auswahl empfähle, so verspricht er sich, von dem zunehmenden Geschmack dieser Nation ihren Beyfall, um so mehr, da diese Gedichte mit aller typographischer Accuratesse geliefert werden sollen. Von diesen nun vor Anfange des Drucks noch überzeugt zu seyn, kündigt er hiermit den Weg der Subscription an, der längstens bis zur Mitte des Septembers offen bleiben wird, und sollte ihn eine ansehnliche Anzahl Subscribenten von der guten Aufnahme seiner Unternehmung überführen, so ist er willens, auch zur Leipz. Mich. Messe, wo die Gedichte erscheinen sollen, eine Anzahl Gebete, die aus den besten Litturgien gemacht werden sollen, in den nehmlichen Format als wie die Gedichte, drucken zu lassen, um solche beym Einbinden der ersten nach Belieben zugleich in einen Band zu bringen.

Da die Bogenzahl der Gedichte sehr klein, und nur 16 Bogen ausmachen wird, so ist zu vermuthen, daß der Herausg. nur die besten und zweckmäßigsten Gedichte wählen wird. Das Format ist ord. 8v. der Preis der Gedichte ist 16 gr. sächs. und der Gebete 8 Gr. Auf beyde zugleich oder auf jede einzeln kann subscribirt werden.

Die Nahmen der Subsc. werden voran gedruckt, und selbige erhalten ihre Exemplare auf Schreibpapier, die nachmaligen Käufer aber auf gut geleimtes Druckpapier.

Die löblichen Post-Aemter und die Herrn Buchhändler jedes Orts werden gebeten, Subsc. anzunehmen, und ihre Liste an die Hoffmannische Hofbuchhandlung zu Weimar, gegen die Mitte des Septembers einzuschicken.

thun. Wir können nicht Befehlhaber seyn, und nicht alle Befehlhaber können getreue Diener haben. Ihr werdet in der Welt manchen Dienst-ergebenen, knie-biegenden Schurken sehen, der unter einer vieljährigen treu-eyfrigen Dienstbarkeit endlich so grau wird wie seines Herrn Esel, ohne etwas anders davon zu haben, als daß er gefüttert, und wenn er alt ist gar abgedankt wird? Peitscht mir solche gutherzige Schurken -- Dagegen giebt es andre, die zwar ihr Gesicht meisterlich in pflichtschuldige Falten zu legen wissen, aber ihr Herz hingegen von aller fremden Zuneigung rein bewahren; die ihren Herren nichts als den äusserlichen Schein der Ergebenheit und eines erdichteten Eifers zeigen, aber eben dadurch ihre Sachen am besten machen, und wenn sie ihre Pfeiffen geschmutzt haben, davon gehen, und ihre eigne Herren sind. Das sind noch Leute die einigen Verstand haben, und ich habe die Ehre einer von ihnen zu seyn. Es ist so gewiß als ihr Rodrigo seyd; wär' ich der Mohr, so möcht ich nicht Jago seyn: ist dien ich, das wissen die Götter! bloß um mir selbst zu dienen, und nicht aus Ergebenheit und Liebe -- ich stelle mich zwar so, aber das hat seine Absichten -- denn wahrhaftig, wenn mein Gesicht, und meine äusserlichen Handlungen die wahre innerliche Gestalt meines Herzens zeigten, so würde mein Herz in kurzem den Krähen zum Futter dienen -- Mein guter Freund, ich bin nicht, was ich scheine.

Rodrigo.

Was für ein Glük macht der dik-maulichte Kerl, wenn er sie so davon tragen kan!

Jago.

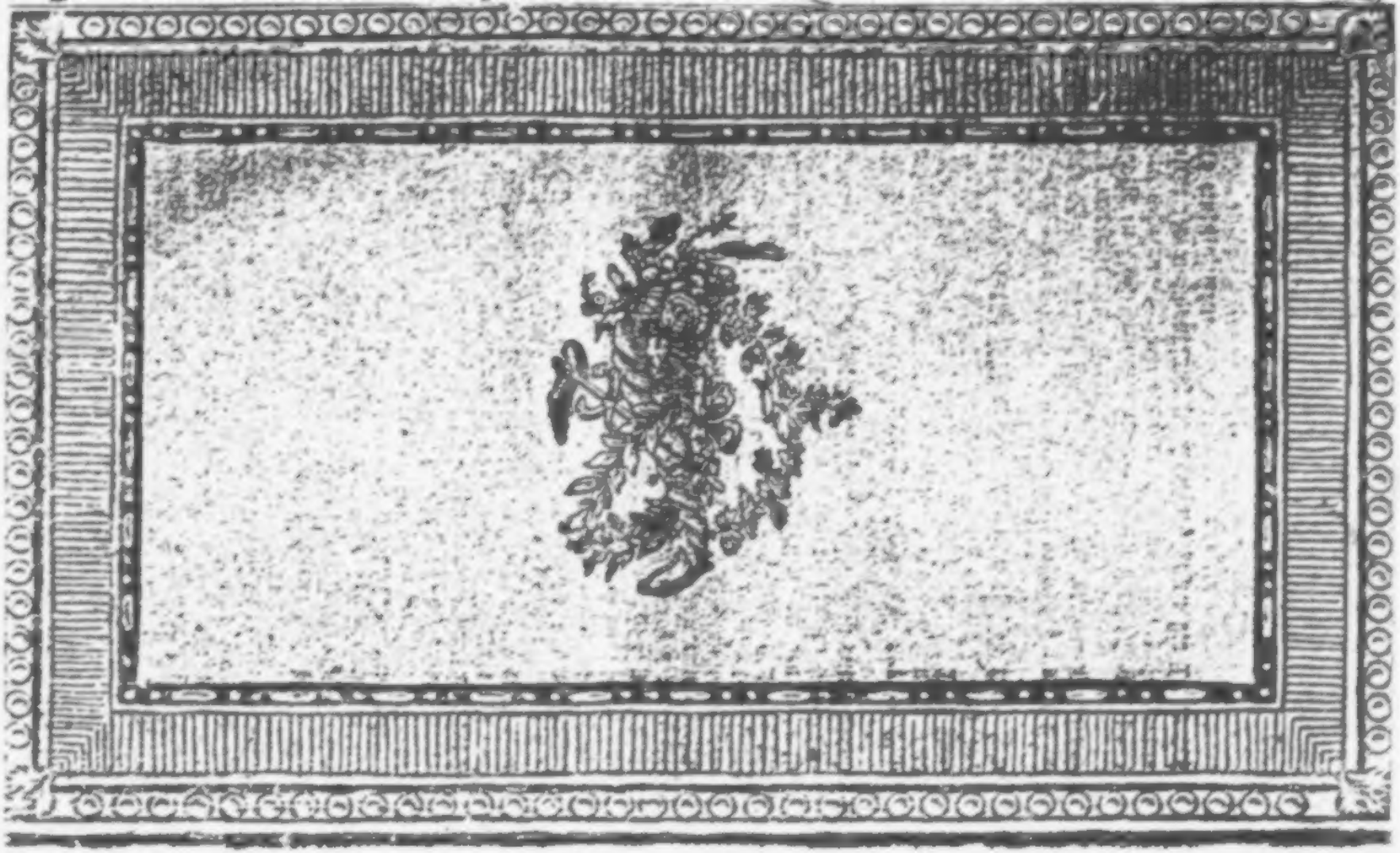

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1791.

I.

Leben und Thaten Joſephs Balſamo, des ſo genannten Grafen Cagliostro,

gezogen aus dem wider ihn zu Rom im Jahr 1790 angeſtellten Prozeß; worin zugleich auch Nachrichten von der Freymäurerey gegeben werden. Aus dem Italiäniſchen überſetzt von C. J. J.

(Fortſetzung von S. 317 des vorigen Monats.)

„Wie iſt es möglich, (wird man ſagen) daß Cagliostro, ein ſo ſehr geübter Schalk, der einen groſſen Theil der Welt zu täuſchen und zu verführen wußte, und in der gerichtlichen Unterſuchung zu Paris unerſchrocken der Sonne das Licht ableugnete, ſo viele Dinge geſtanden haben ſollte?“ — Wir brauchen nur einen Umſtand zu erzählen, um dieſen Einwurf zu entkräften. Ob ihm gleich ſein bevorſtehender Verhaft nicht unbekannt war, ſo fiel es ihm doch nicht ein, das Ritual und die verſchiedenen Werkzeuge ſeiner Aegyptiſchen Maurerey und

seinen Briefwechsel mit seinen Anhängern, welcher insgesammt von maurerischen Dingen handelte, auf die Seite zu schaffen, oder zu vernichten. Da man ihn in Verhaft nahm, wurden alle Papiere unter seinen Augen von den Gerichtsdienern versiegelt. Er konnte also nichts anders vermuthen, als daß dem Gerichte alles schon bekannt sey, und so war es ihm theils unmöglich, theils unnütz, sich aufs läugnen zu verlassen. Der ganze Inbegriff seiner Papiere gab den Richtern ein unläugbares Corpus delicti und die deutlichsten Beweise seiner Strafbarkeit in die Hände.

Ausserdem entwischten ihm durch seine Geschwätzigkeit in seinen vielen Verhören manche Dinge, worüber seine Briefschaften keinen Aufschluß gaben. Er wurde es gewahr, da die Richter ihn auf seine Aussagen zurückführten und ihm die Folgen vorhielten, die zum Beweise seiner Strafbarkeit dienten; und da hätte er seine Bekenntnisse gerne zurück genommen, es war aber zu spät. Man hatte die Vorsicht gebraucht, seine Verhöre von Seite zu Seite von ihm unterschreiben zu lassen, mit beygefügter Erklärung, daß er alles, was niedergeschrieben war, wohl verstanden, und daß alles mit seiner Aussage übereinstimme. Auch hat die strenge Wachsamkeit, womit er in seinem Verhaft verwahret wurde, sehr viel zur glücklichen Ausführung der Verhöre beygetragen. Er hat selbst bekannt: in der Bastille sey ihm der Weg offen

fen gestanden, sich mit Lügen durchzuhelfen, und durch Bestechung der Wachen und Beamten die gerichtlichen Untersuchungen zu vereiteln. Hier *) gieng es, die Wahrheit zu sagen, ganz anders. Es erhob sich zwar in der Stadt ein Gerüchte, die Person, der seine Bewachung anvertraut war, könnte sein Freund seyn, und ihn heimlich begünstigen: aber dies war eine boshafte Verleumdung. Derjenige, der seine Verhöre dirigirte, gab zwar diesem Gerüchte kein Gehör, setzte es aber auch nicht so ganz ausser Acht, daß er die Wahrheit desselben nicht geprüft hätte. In verschiedenen Verhören legte er dem Inquisiten solche Fragen vor, deren Beantwortung an den Tag bringen mußte, ob ihm eins oder das andere gesteckt würde. Die Sache ist mit so vieler Vorsicht behandelt worden, daß wir im Stande sind, vor der ganzen Welt zu betheuern, daß dem Inquisiten auch die zufälligsten Nebenumstände seiner gerichtlichen Untersuchung geheim gehalten wurden.

„Ist aber alles wahr, was er von der Ausübung der Freymaurerey erzählt hat?" — Daß er der gemeinen Freymaurerey beygethan gewesen; daß er bey derselben nicht nur Ruhm und Kredit, sondern auch die Oberhand über sie gewonnen; daß er das Aegyptische System erfunden, viele Logen dieser neuen Secte gestiftet, eine zahlreiche

*) Zu Rom nemlich.

Menge Menſchen beyderley Geſchlechtes und von allen Religionen in dieſelbe aufgenommen, und ſie in einem großen Theile der Welt ausgebreitet, — das alles ſind Thatſachen, die nicht geläugnet werden können. Nicht nur ſeine Frau und beſtändige Gefährtin, ſondern auch die bey ihm gefundenen Briefſchaften ſind unverwerfliche Zeugen davon: Ein Reiſender von geprüften Einſichten verſichert in einem Briefe, den man während der Inquiſition erhalten hat: er habe den prächtigen Tempel zu Lyon, der zur Ausübung der von Caglioſtro geſtifteten Aegyptiſchen Maurerey errichtet worden, und ſeine marmorne Büſte, die in der Mitte deſſelben ſtehet, mit eigenen Augen geſehen.

Es kann ſeyn, daß man einen Theil ſeiner erzählten Thaten auf die Rechnung ſeiner Großſprecherey und ſeiner Abſicht, durch eine ſich angedichtete Größe die Richter zu blenden, ſchreiben muß. So kann man z. B. das Vorgeben, als ob er eine Million Anhänger habe, mit Grund als eine Uebertreibung betrachten, wodurch er Furcht zu erregen hoffte. Es läßt ſich beweiſen, daß ihre Anzahl zwar ſehr groß, aber nicht ſo übermäßig ſey, und daß ſie ſich in dem Verhältniß wie ſeine Betrügereyen an den Tag kamen, verminderte. Doch kann man aus den bey ihm gefundenen Briefſchaften ganz zuverläſſig ſchließen, daß zur Zeit ſeines Verhafts die von ihm geſtifteten Logen an verſchiedenen Orten noch blüheten, und fleißig

beſucht wurden; auch iſt nicht zu läugnen, daß ihm wenig oder nichts daran gelegen war, wenn eine oder die andere wieder von ihm abfiel, nachdem er ſeinen Beutel geſpickt hatte.

Es würde auch unbegreiflich ſeyn, wie dieſer Mann ſeine Träumereyen an ſo vielen Orten und unter eine ſo große Menge Menſchen hätte verbreiten können, wenn man nicht wüßte, daß er nur an ſolchen Orten, wo der Katholiſche Glaube entweder durch das Geſetz ausgeſchloſſen, oder durch verderbte Sitten geſchwächt iſt, den meiſten Beyfall fand. *) Ueberdies war er auch jederzeit ſo ſchlau, Ignoranten anzuwerben, und ſich immer vornehmlich an die reichſten unter ihnen zu machen, als welche er insgeſammt durch die Befriedigung ihrer Lieblingsleidenſchaften an ſich zu locken wußte. Wie viel ihm die vorgegebene Wiſſenſchaft des Steins der Weiſen gefruchtet, haben wir bereits bey verſchiedenen Gelegenheiten geſehen. Conſultierte ihn jemand über den unordentlichen Hang, den er zum andern Geſchlecht in ſich ſpürte, ſo pflegte er zu antworten: um ein guter Freymäurerer, d. i. ein vollkommener Menſch zu ſeyn, brauche es nicht ſo vieler Capuzinaden, und ſie könnten ſich in dieſem Punkt ſchon etwas mehr

*) Hier ſtreckt der *Teologo Romano*, wie man ſieht, ſeine Ohren wieder mit großer Unbefangenheit aus der Löwenhaut hervor. W.

herausnehmen, wenn ſie nur ihm und ſeinem Syſtem getreu blieben. Durch ſolche Mittel und Grundſätze mußte er nothwendig in kurzer Zeit ſehr weit kommen.

Wir haben anderswo angemerkt, daß unter den zur Aufnahme eines Aegyptiſchen Mäurers erforderlichen Eigenſchaften auch dieſe waren, daß er zuvor ein Mitglied des gemeinen Freymäurerordens ſeyn mußte. Dieß mußte ſeine Urſachen haben; und in den Acten fehlt es nicht an Spuren, daß Caglioſtro dieß in keiner andern Abſicht verordnete, als aus ſeiner Maurerey deſto mehr Vortheil zu ziehen. Denn da ſie etwas ganz neues war, und durch die glänzende Hoffnung einer phyſiſchen und moraliſchen Wiedergeburt blendete, ſo konnte ſie die gemeinen Freymäurer, die von ihren Directoren und Meiſtern (wie ſchon geſagt) in der erſten Lehrzeit mit übernatürlichen Wunderdingen unterhalten werden, *) um ſo leichter in ihr Netz ziehen. Da man ihn in den Verhören darum befragte, antwortete er: er habe deswegen nur die gemeinen Freymäurer in ſeinen Orden aufgenommen, weil ſie die von ihm behauptete Lehre von dem Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit der Seele läugneten. Aber, fürs erſte iſt es falſch, daß

*) Es bedarf kaum der Anmerkung, daß der Verfaſſer dieſer Schrift das, was er Maſſoneria ordinaria nennt, beſtändig mit den Roſenkreuzern, ſo wie dieſe mit ihren ausgemachteſten Gegenfüßlern, den Illuminaten, verwechſelt. W.

daß die gewöhnlichen Freymäurer überhaupt keinen Gott und kein zukünftiges Leben anerkennen. Gesetzt aber, es wäre wahr, so läßt sich nicht begreifen, warum er Katholicken, die in seine Secte aufgenommen zu werden verlangten und noch keiner Freymäurer-Secte zugethan waren, abwies, und von ihnen forderte, daß sie sich vorher in den gemeinen Freymäurerorden aufnehmen lassen sollten. Entweder hatte er keine Ursache, sie abzuweisen, oder er bezweckte bey dieser Bedingung etwas ganz anders als er vorgab. Brannte er wirklich von einem so großen Eifer die erwähnten Grundsätze in die Gemüther der Ungläubigen einzupflanzen, warum nahm er nicht auch diejenigen in seine Maurerey auf, welche dieselben bestreiten und läugnen, ohne Freymäurer zu seyn? — Auch brachte ihn die Stärke dieser Einwürfe ganz aus seiner Fassung. Anfangs fuhr er seine Richter an, warf ihnen vor, sie legten ihm alles zum Verbrechen aus, und verwies sie auf seine Constituzionen, wo sie diese Vorschrift finden würden. Da man ihm antwortete, hier wäre nicht die Frage von der Wirklichkeit seiner Vorschrift, sondern von dem Beweggrunde derselben, erwiederte er: ich will zugeben was ihr nur wollet. Die Richter versicherten ihm, daß man von ihm nichts als die Wahrheit und eine categorische Antwort verlange. Die Wahrheit, sprach er, habe ich gesagt. Wir werden noch einige dergleichen Züge, die in seinen Verhören sehr oft vorkommen, beybringen, um seinen

Character und ſeine Art zu handeln noch mehr ins Licht zu ſetzen.

Was die Neugier der Leſer am meiſten erregen muß, iſt der Aufſchluß, den wir über ſeine vorgeblichen kraftvollen Reden, Weiſſagungen, und Experimente vermittelſt der Mündel, die in ſeiner maureriſchen Geſchichte ſo oft vorkommen, geben wollen.

Von ſeinen Reden rühmte er, daß er oft viele Stunden lang geſprochen habe, und dies in einer Vollkommenheit, wovon die Zuhörer ganz bezaubert worden, mit einer Sublimität, die von unermeßlichen Kenntniſſen und den tiefſten Einſichten in weltlichen und geiſtlichen Dingen gezeugt habe, und mit einer ſo unwiderſtehlichen Conſequenz, daß die Ungläubigen, die ihn gehört, dem Licht der Wahrheit nicht hätten widerſtehen können, ſondern ſich gedrungen gefühlt hätten, die Katholiſche Religion anzunehmen. Hingegen bezeugt ſeine Ehegattin, die ſeinen Reden gröſtentheils beygewohnet hat, ſie ſeyen über alle Maße weitläuftig und ſo ſchlecht, ſo kraftlos und ohne allen Zuſammenhang geweſen, als man es ſich nur immer denken könne. Er pflegte ſich mit einem guten Glas Wein vorzubereiten. Weil er ein großer Ignorant war, mußte ihm ſeine Frau oft einen Text aus der heiligen Schrift angeben, worüber er predigen ſollte. Seine Sicilianiſche Mundart, mit ſchlechtem Franzöſiſch vermengt, erregte Ekel. Er billigte alle Reli-

gionen,

gionen, und behauptete: Katholiken, Lutheraner, Calviniſten und Juden wären von gleichem Werth, wenn ſie nur an Gott und die Unſterblichkeit der Seele glaubten. Sprach er von Fürſten, ſo richtete er ſich immer nach der Denkart ſeiner Zuhörer, und empfahl ihnen bald die Unterwürfigkeit, bald (welches öfter geſchah) die Empörung, indem er ſie, zu Folge ſeiner Maximen, Tyrannen zu nennen pflegte. Von der Gewalt und der Perſon des Papſtes, und von der Hierarchie der Kirche ſprach er jederzeit mit Verachtung. Kurz, alles was er mit ſeinen Reden bewirkte, war, aus guten Katholiken Irrgläubige, und aus Gotteslängnern Deiſten zu machen.

Dieſe Schilderung iſt nichts weniger als übertrieben. Sie beruht nicht nur auf der Ausſage ſeiner Frau, ſondern auch auf dem Zeugniß anderer in den Akten angeführten Perſonen, die ihn bey beſondern Gelegenheiten in maureriſchem Ton ſprechen gehört, und verſichert haben: er habe zwar viel, aber ohne Methode, ohne Logik, ohne Sujet, und in einem ſolchen Miſchmaſch und Convolut von Worten und Begriffen geſprochen, daß ſie am Ende davon gegangen, ohne zu wiſſen, was er mit allem dem gewollt habe. Diejenigen, ſo den Auftrag hatten, ihn zu verhören, mußten die ſchreckliche Quaal aushalten, ihn ganze Stunden lang faſt in einem Odem fort ſprechen zu hören, ohne zu verſtehen, was er eigentlich ſagen wollte; und ob ſie

Jago.

Ruft ihren Vater auf, wekt ihn auf, macht Lerm, verſalzt ihm wenigſtens ſeinen Spaß; ruft es in den Straſſen aus, jagt ihre Verwandten in den Harniſch, und wenn ihr ihn aus dem Paradieſe, worein er ſich eingeniſtert hat, nicht vertreiben könnt, ſo plagt ihn doch mit Fliegen (*), ſo daß ſeine Freude, wenn ſie gleich nicht völlig aufhört Freude zu ſeyn, doch wenigſtens durch die Verdrießlichkeiten womit ſie unterbrochen wird, etwas von ihrer Farbe verliere.

Rodrigo.

Hier iſt ihres Vaters Haus -- ich will ihm überlaut ruffen.

Jago.

Thut es, und mit einem ſo gräßlichen Ton, und Zetter-Geſchrey, als wie wenn bey Nacht durch Nachläſſigkeit Feuer in einer volkreichen Stadt ausgekommen iſt.

Rodrigo.

He! holla! Brabantio! Signor Brabantio! he!

Jago.

Wacht auf! he! holla! Brabantio! he! Diebe! Diebe! he! Seht zu euerm Haus, zu eurer Tochter, und zu euern Geld-Säken: Diebe! Diebe!

(*) Eine Anſpielung auf die Verwüſtung, daß die ehemalen mit ſumpfichten Gegenden des Erdbodens am meiſten mit Ungeziefer geplagt war.

ihn gleich mehrmal erinnerten, seine Ideen zusammen zu fassen, und nur das nöthige zu sagen, so war doch keine Möglichkeit dem Strom seiner Marktschreyerey Einhalt zu thun. Die äußerste Verwirrung zu vermeiden, und die Sachen in eine gewisse Ordnung zu bringen, sah man sich fast jederzeit genöthiget, ihn auf das vorhergehende zurückzuführen, und ihn in der Erzählung seiner Begebenheiten gleichsam bey der Hand zu leiten. Um Etwas in Händen zu haben, woraus sich dereinst jedermann von seiner Art zu denken und sich auszudrücken überzeugen könnte, ließ man ihm einigemal die Freyheit, seine Antworten auf die Fragen, und die Einwürfe, die man ihm dagegen machte, in die Feder zu diktiren. Von Einer, die wir anführen wollen, mag man auf die übrigen schließen. Man stellte ihn über gewisse vermessene Einwürfe zur Rede, die er gegen das große Werk der Erlösung und des Versöhnungstodes Jesu gemacht hatte. Er läugnete sie, und sagte zu seiner Rechtfertigung: „Ich antworte, daß alles falsch ist; denn in meinem ursprünglichen System halte ich in allen meinen Verrichtungen sehr viel von der Schlange mit einem Apfel im Munde, welche mein Nahmenszug ist, und die Ursache der Erbsünde und unseres Elendes bedeutet; und daß die Erlösung unseres Herren Jesu diese Schlange durchbohrt hat; daß wir dieselbe jederzeit vor Augen und im Herzen haben müssen; daß die Augen und das Herz der Spiegel der Seele sind, und jedermann sich wider die teufli-

schen

ſchen Verſuchungen verwahren muß. Da ich nun alles dieſes und die Erlöſung unſeres Herrn Jeſu glaube, und jederzeit habe beobachten laſſen, ſo iſt es nicht möglich, daß ich erwähnter maßen geſprochen habe; weil es allem dem, was ich überall geſagt habe, widerſprechen würde"*).

Seine Vorausſagungen trugen nicht wenig bey, die Schwärmerey ſeiner Anhänger zu vermehren. Er wollte ſie einem beſondern Beyſtand Gottes zu verdanken haben, indem er behauptete, ſie wären insgeſammt die Wirkung einer höhern Inſpiration geweſen. Von einigen hat ſeine Frau den Aufſchluß gegeben, er habe durch gewiſſe Kniffe die geheimſten Dinge vorläufig auszuſpähen gewußt, und ſeine Vorausſagungen auf gewiſſe natürliche Data gebauet. Auf dieſe Weiſe weiſſagte er der Demoiſelle zu Mietau ihre baldige Verehlichung mit einem anſehnlichen Manne, weil er wußte, daß dieſer heimlich in ſie verliebt war; und wenn er einigen den nahen Tod vorausſagte, ſo würde dieſes auch ein jeder anderer aus ihren äußerſt ſchlechten Geſundheitsumſtänden geſchloſſen haben.

Wir kommen nun zu ſeinen Operazionen mit den Mündeln.

Er

*) Ich laſſe hier eine ziemlich groſe Stelle weg, worin der Verf. ſich die Mühe nimmt zu beweiſen, daß Cagliostro keine groſe theologiſche Einſichten habe, und ein ſehr ſchlechter Katholik ſey — etwas das die meiſten Leſer des Merkurs ihm, ohne mühſamen Beweis ex Actis et Actitatis, gerne glauben werden. M.

Es iſt unläugbar, daß Caglioſtro die anderswo beſchriebenen Experimente mit unſchuldigen Kindern, ſo wohl ſelbſt, als durch andere angeſtellt, und daß dieſe ſogenannten Mündel nicht nur auf gewiſſe Fragen antworteten, ſondern auch ausſagten, ſie ſähen die Dinge (beſonders die Engel): die ſie ſehen ſollten. Wie dieſes zugieng, wollen wir jetzt unterſuchen. Der Inquiſit hat ſich ohne Bedenken gerühmt, es ſey die Wirkung eines beſondern Beyſtand Gottes, welchem es gefallen habe, ihn der ſeligmachenden Anſchauung (viſio beatifica) zu würdigen, damit er ſein Vorhaben, das Aegyptiſche Syſtem zu befeſtigen, deſto leichter ausführen, die Lehre von dem Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit der Seele verbreiten, die Ungläubigen bekehren, und den katholiſchen Glauben erweitern könnte. Und daher habe er auch die Gewohnheit gehabt, bey ſolchen Gelegenheiten ſeinen Glauben an Gott jedesmahl durch Anrufungen und innerliches Gebeth zu beleben.

Wir wollen nun hören, was ſeine Frau davon ausgeſagt hat. Einige Mündel, ſagte ſie, wurden zwar von ihrem Manne vorläufig unterrichtet, wie ſie antworten ſollten; doch waren auch einige, welche ihm unvermuthet zugeführt wurden, die nur durch Hülfe des Teufels dieſe Wirkung thun konnten*). Sie fügte hinzu, ſie habe ihn oft gebethen, ihr

*) Der Teufel, der in dieſen unſern Tagen ziemlich ins Gedränge gekommen iſt, hat der Madame Caglioſtro wie-

349

ihr den Grund dieſer Erſcheinungen zu erklären; er habe es ihr aber immer abgeſchlagen, unter dem Vorwande, ſie ſey nicht herzhaft und ſtark genug, das Geheimniß zu ertragen; jedoch habe er ſie die Art und Weiſe zu operiren gelehrt, welche darin beſtand, daß man ſagte: Durch die Gewalt, die ich vom großen Cofto erhalten habe ꝛc. und dabey mit dem rechten Fuße dreymahl auf die Erde ſtampfte. Endlich hat ſie noch bekannt, dergleichen Operazionen ſeyen jederzeit auf Nebenabſichten und Gewinn gerichtet geweſen. Zuweilen ließ er die Freymäurer und ihre Verwandten, die ſeine Anhänger waren, als Selige, und diejenigen, die ſeinen Gaukeleyen kein Gehör gegeben, oder ihn als einen Betrüger ausgeſchrieen hatten, als Verdammte erſcheinen. Ein andermahl mußten die Mündel den erſchienenen Engeln die Geſtalt ſeiner Frau andichten, um den Umſtehenden deſto mehr Neigung zu ihrer Perſon einzuflößen.

Der *Gazettier d' Europe* griff den Caglioſtro auch von dieſer Seite grimmig an, und unterließ nicht, Beweiſe anzuführen, daß alles dabey auf bloße Taſchenſpielerey hinauslaufe. Wir unſers Ortes, erkennen bey dem Lichte der Religion und der Vernunft, aus den Ausſagen des Caglioſtro, daß er voll Ruchloſigkeit und Betrug war, und über-

viele Obligazion für ein ſo vollgültiges Zeugniß ſeiner Exiſtenz. W.

überlassen es andern zu entscheiden, ob seine Frau *) oder der erwähnte Zeitungsschreiber Recht habe. Wer Menschenverstand hat, dem wird es nicht schwer seyn, die Sache richtig zu beurtheilen, besonders wenn er noch folgende Erläuterungen in gehörige Betrachtung ziehen will.

Unter seinen Papieren hat man folgende zwey Beschreibungen von dergleichen Experimenten gefunden, die ihm von seinen entfernten Anhängern waren zugeschickt worden **), welche ihn entweder um einige Aufklärung ersuchten, oder ihm Nachricht von ihren Operazionen ertheilten. Wir wollen sie hier, so wie sie sind, anführen, damit jedermann aus ihrem Gewebe selbst einsehen kann, von welchem Werthe sie sind.

Erste Beschreibung.

Den 23sten des achten Monaths nimmt die arbeitende Meisterin das Experiment vor.

Nach den Beschwörungen sagt der Mündel, ehe er den Engel sieht:

Ich befinde mich in einem dunkeln Orte in der Luft. Ich

*) in dem Vorgeben, daß der leidige Satan sein Spiel dabey gehabt habe.

**) Gerade das Gegentheil. Man wird daraus vielmehr sehen, daß Cagliostro sie seinen vertrauten Anhängern als Anweisung die Operazion darnach einzurichten, zugeschickt hatte. W.

Ich ſehe einen ſchwebenden Degen von Gold.
Ich ſehe Leutherb...g kommen.

Die Meiſterin. Er ſoll ihm befehlen wegzugehen.

Antwort des Mündels. Er lacht, und ſagt, ſeyd ohne Kummer — Er öffnet ſein Kleid, und zeiget mir eine Wunde in der Bruſt — Er zeiget mir einen Dolch.

Frage. Ob das dem Willen des großen Coſto gemäß ſey?

Antw. Ohne Zweifel.

Er ziehet eine Piſtole mit doppeltem Lauf aus der Taſche, und zeiget mir ſie.

Fr. Vom Beyſtande (del ſuccorſo).

Antw. Ich ſehe einen Stern.
Ich ſehe zwey Sterne.
Ich ſehe ſieben Sterne.

Fr. Woron wird geſprochen?

Antw. Leutherb...g geht fort. Die Loge verändert ſich.
Ich ſehe die ſieben Engel, u. ſ. w.

In der Folge werden (d. i. ſollen) die Operazionen nach der Ordnung fortgehen. Die Engel werden (ſollen) ſagen, daß man den groſſen Coſto von dieſer Erſcheinung auf phyſiſche Weiſe benachrichtige.

Der große Coſto ſagt: es thue ihm Leid, daß die operirende Meiſterin davor erſchrocken ſey, und ih-

ihrer Gesundheit schaden könne; übrigens sey alles in der Regel.

Antwort (der operirenden Meisterin): sie hoffe, daß es weiter keine Folge haben werde; aber weil sie diesen Menschen für allzuschwach erkannt, habe sie Böses besorgt.

Der große Cosio sagt, es sey nichts zu befürchten; man habe wohl gehandelt.

Auf dem andern Papier lesen wir, wie folget:

Auszug der Loge, welche am Sonnabend, den 12ten des zweyten Monaths, im Jahr 5558 gehalten wurde.

Alle Meister, außer dem Bruder Elias, waren gegenwärtig.

Die Operazionen wurden von der Hochwürdigen Saba *II.* dirigiret.

Operazionen.

Nach den gewöhnlichen Fragen stehen die sieben Engel mit ihren Nahmenszügen vor dem Mündel.

Frage. Sage ihnen, daß ein Freund des Meisters N. N., welcher hierdurch paßirt ist, und morgen zurück kommt, unserm Mitbruder, dem ehrwürdigen Alexander *II.* sein Verlangen geäußert hat, die Operazionen unserer Loge zu sehen; daß wir von unserm Meister Befehle hierüber erhalten haben, die nicht deutlich genug sind. Wir fragen sie, ob sie uns eine Erklärung geben können, oder

ob

ob wir den groſsen Cosio selbſt bitten ſollen, uns mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Antw. Ich ſehe die Wolke des groſsen Cosio kommen; er ſteiget aus derſelben; er ſtellt ſich mir zur Seite; ich habe ihm die Hand geküſst; er hat auch ſeinen Nahmenszug auf der Bruſt.

Die Meiſterin ſoll vom Throne herabſteigen, und ihn in ihrem und der ganzen Loge Nahmen begrüſsen, und ihm für die erwieſene Gnade danken.

Der Mündel. Er macht mit ſeinem Degen einen Gegengruſs; er macht einen Kreis in der Luft, ſpricht das Wort Heloim aus, und ſtellt die Spitze des Degens auf die Erde.

Der Meiſter. Sage ihm mit Ehrfurcht: daſs, wie er wohl weiſs, ſein Freund N. N. hierdurch paſſiert iſt, und nach ſeiner Rückkehr unſere Loge ſehen will; daſs der groſse Cosio, in einem Schreiben über dieſen Gegenſtand uns befiehlt, ihm die Loge ohne Bedenken ſehen zu laſſen, und das übrige unſerm Willen überläſst. Unſer und der ganzen Loge Wille iſt, nichts anders zu thun, als ſeinen Willen, und nichts vorzunehmen, was ihm miſsfallen kann. Wir bitten ihn alſo, uns deutlicher zu erklären, was wir bey dieſem Vorfalle zu thun haben.

Antw. Ihr könnet ihn in die Loge führen, ihm eine Rede halten, und hierauf den Alexander operiren laſſen. Das iſt alles.

Frage. Müſſen wir unſern Ornat anhaben?

Antwort. Ja.

Die Meisterin. Sage ihm, daß die Reihe eigentlich an mir ist, die nächste Loge zu dirigieren; daß ich mich glücklich schätze, dieses Amt zu verrichten; daß ich mir es zur Ehre rechne; daß ich ihn aber dießmahl bitte, mir zu sagen, ob es nicht besser sey, daß unser Mitbruder, der ehrwürdige operierende Meister sie dirigire.

Antw. Ja; dießmahl wird es besser seyn, daß man Alexandern allein operieren lasse. Der groſse Cofto hofft noch immer, ihn selbst empfangen zu können; alsdann wird er ihm das übrige zeigen.

Die Meisterin. Sage, daß wir uns in allem nach seinen Befehlen richten werden. Sollen wir den Alexander wie gewöhnlich mit der Flasche operieren lassen, oder befiehlt er, daß wir ihn in das Tabernakel gehen lassen?

Antw. Vorher soll man untersuchen, ob es thunlich sey, ihn operieren zu lassen, wie es bisher geschehen; sonst könnte es übel ablaufen.

Frage. Also soll die Rede das Hauptwerk der Aufnahme, und das Experiment des Alexanders eine Nebensache seyn? Der operierende Meister bittet ihn um seinen besondern Beystand, damit die Sache ohne allen Fehler geschehe.

Antw. Er wird Alexandern in seinen Operazionen beystehen. Da er das vorigemahl in denselben glücklich gewesen, so sehe ich nicht, warum er es auch diesmahl nicht seyn werde.

Frage.

Frage. Da man heute nur für die Meiſter Loge gehalten hat, und die Schweſtern ausgeſchloſſen worden ſind, ſo iſt die Frage, ob dieſes auch in der nächſten Loge geſchehen, oder ob auch die Schweſtern den Zutritt haben ſollen?

Antw. Sie ſollen dabey ſeyn.

Frage. Der operierende Meiſter möchte gerne wiſſen, ob er morgen dem groſſen Coſto den Plan der Rede, und der Aufnahme des N. N. präſentieren darf?

Antw. Es wird ihm hierdurch ein Gefallen geſchehen.

Die Meiſt. Erzähle dem groſſen Coſto, was ſich dieſe Nacht zugetragen hat; was du und Alexander gehört habt, und ob es recht oder wider ſeine Abſicht war!

Antw. Das will nichts ſagen. Es war eigentlich ſeine Abſicht nicht, und er hat ſchon über dieſe Sache gearbeitet.

Frage. Ob du, und Alexander ruhig ſeyn könnet, und dieſer Sache wegen werdet beſchützt werden?

Antw. Ja: das iſt eben das Symboliſche, welches jetzt ſehr mühſam in der Arbeit geweſen iſt.

Die Meiſt. Die ganze Loge wünſcht, daß es alles zu ſeiner völligen Zufriedenheit ausgefallen ſey.

Antw. Er grüſt mit dem Degen.

Die Meiſt. Sage, daß noch ein Cartell *) (Cartello) fer-

*) Was für Dinge dieſe Cartell'i ſeyn ſollen, kann ich, in dieſen Myſterien Uneingeweihter, nicht ſagen. W.

Zweyte Scene.

Brabantio zeigt ſich oben an einem Fenſter.

Brabantio.

Was iſt die Urſache dieſer fürchterlichen Auffoderung? Was giebt's hier?

Rodrigo.

Signor, iſt eure ganze Familie zu Hauſe?

Jago.

Sind alle eure Thüren verriegelt?

Brabantio.

Was ſollen dieſe Fragen?

Jago.

Sakerlot! Herr, man beſtiehlt euch; zieht doch wenigſtens einen Rok an, und ſchi zu euern Sachen; man greift euch nach der Seele, euer beſtes Kleinod iſt verlohren; eben itzt in dieſem Augenblik, Herr, beſtürmt ein alter ſchwarzer Schaaf-Bok euer weiſſes Schaaf. Auf, auf, weckt die ſchwarchenden Bürger mit der Sturm-Glocke, oder der Teufel wird euch zum Großvater machen; auf, ſag ich.

Brabantio.

Wie? Habt ihr euern Verſtand verlohren?

Rodrigo.

tig worden, und daß die Zuſchrift auf allen gemacht iſt; ob es erlaubt ſey, ſie ihm zu zeigen?

Antw. Ja: ſie ſind gut gemacht, und noch beſſer als die vorigen.

Frage. Sage, daß Bruder Eliſäus ſich darüber freue, und frage, ob man anfangen könne, die drey oder vier, welche fertig ſind, zu vergolden, oder ob man warten müſſe, bis ſie alle fertig ſind?

Antw. Es iſt alles eins. Ihr könnet hierin nach euerm Gefallen handeln.

Frage. Sage, wir haben dieſer Sache wegen an den Bruder N. N. geſchrieben, deſſen Eifer uns bekannt iſt, in der Meynung, recht daran zu thun.

Antw. Ihr habt wohl gethan.

Frage. Ob alle Meiſter am Feſte des 3ten May in vollkommener Kleidung erſcheinen ſollen?

Antw. Alle gegenwärtigen ſollen in ihrer Uniform erſcheinen. Was den Bruder Elias, welcher abweſend iſt, betrift, ſo wird es dieſer wahrſcheinlich nicht thun, und ſeine Urſachen dazu haben, die man billigen wird. Man muß ſeine Beweggründe hören.

D. M. Sage, daß das Laboratorium fertig, und faſt ganz meublirt iſt.

Antw. Gut. Fanget nur bald an zu arbeiten, nach der Vorſchrift N. 38.

Der Hochwürdige Alexander ſagt: wir können anfangen, wenn wir uns noch einmal in einer Loge darüber

über berathſchlaget haben werden. Das Gold von Couſſolo iſt noch nicht angekommen. Der Bruder N. N. hat den Auftrag, es auf unſere Rechnung zu verwahren; wir erwarten es, und glauben, daß wir am Ende der folgenden Woche anfangen können; hierzu bitten wir uns ſeinen Beyſtand aus.

Antw. Gut. Er grüßet mit dem Degen.

Der Hochwürdige frage: ob wir noch weitere Befehle oder Räthe zu erhalten haben?

Antw. Nein.

Frage. Dürfen wir um ſeinen Segen bitten?

Antw. Er ſtreckt die Hand aus, und giebt ſeinen Segen von ganzem Herzen.

Frage. Danke ihm; und ihr meine Brüder und Schweſtern empfanget ihn. Sind die Engel noch bey dir?

Antw. Ja.

Der Meiſter. Knie nieder, und ſage ihnen, mit uns anzubethen, und empfiehl unſere Loge ihrem Schutze.

Nach geſchehener Anbetung wurde die Loge geſchloſſen.

Ohne Zweifel wird man nun eine Erklärung dieſer Operazionen, wenigſtens diejenige, welche Caglioſtro darüber gegeben hat, erwarten. Auf unſerer Seite iſt keine Erklärung möglich, da der von Gott inſpirierte, begünſtigte, und beſchützte Mann ſelbſt hat bekennen müſſen: ich verſtehe nichts davon, gleichwie ich auch in ſo vielen

andern Fällen nichts davon verstanden habe. *) Cagliostro war geneigt, sich an den buchstäblichen Sinn zu halten, und setzte hinzu, er habe seiner Erscheinung in den Wolken, welche hier beschrieben wird, eben so wenig Glauben beygemessen, als der andern, wo ihn die Lyoner zwischen Henoch und Elias gesehen haben wollten. Ob er wirklich daran glaubte, das wissen wir nicht; weil wir in das Innere der Herzen nicht eindringen können. Was seine Frau davon ausgesagt, ist: er habe sich bey solchen Gelegenheiten gegen seine Söhne verlauten lassen, so wie er ihnen jetzt in Wolken erschienen sey, würden sie ihn einst nach dem Tode in der Glorie wieder sehen.

Aber

*) Wie? Dies hätte Cagliostro bekennen müssen? Und die Ehrwürdigen Herren, die ihn verhörten, ließen sich so was weiß machen? Ließen sich weiß machen, diese angeblichen Berichte seyen wirkliche Berichte von Dingen, die ohne Cagliostros Vorwissen in seiner Abwesenheit vorgegangen, und nicht vielmehr (wie der gemeinste Menschenverstand sehen muß) bloße Duplicate geheimer Instructionen gewesen, welche Cagliostro gewissen Ordensgliedern, die in seinem Geheimniß waren, ertheilt, was zu einer gewissen Zeit in der Loge gesehen, was der Mündel gefragt werden, und was er sehen und hören und antworten sollte, um die Anwesenden, die nicht im Geheimniß waren, zu Narren zu haben, und im Glauben an den großen Cofto zu bestärken? Mich dünkt, das greiffe sich doch mit den Händen! W.

Aber der deutlichſte Beweis, den wir, nicht ſowohl den Katholiken, die deſſen ſicherlich nicht bedürfen, ſondern den Ketzern, und ſelbſt den Anhängern des Caglioſtro, von dem ruchloſen Weſen dieſer und aller übrigen Operazionen gleicher Art, geben können, kommt aus ſeinem eigenen Munde, und liegt beſonders in Aeuſſerungen, die er im Gefolge der in ſeinen Verhören an ihn geſchehenen Fragen und Einwürfe gemacht hat. Es fiel ihm einmal ein, zu ſagen: er habe einige ſeiner Söhne gewarnet, ihm nichts mehr von Freymäurereyen zu ſchreiben, ſobald er in Italien ſeyn würde: denn, ſagte er, von der Zeit an, als ich in London war, habe ich gezweifelt, ob ſie etwas Gutes oder Böſes wäre. Da man ihn fragte, warum er ſein Verboth nur auf Italien eingeſchränkt, erwiederte er: weil ich wuſte, daß in Italien durchaus die katholiſche Religion herrſcht, in andern Ländern hingegen mehr oder weniger alle Religionen geduldet werden. Auf den Schluß, den man hieraus zog, er habe alſo von der Zeit an geglaubt und gewußt, daß die Aegyptiſche Maurerey der Katholiſchen Religion zuwider laufe, antwortete er: Ich habe dies in der That ſo geglaubt, beſonders was die Operazionen mit den Mündeln anbelanget. Bey dieſer Gelegenheit drang man in ihn zu ſagen, wie er alſo habe glauben können, und noch wirklich glaube, Gott habe ihn in den Operazionen mit den Mündeln der Katholiſchen Religion zum Beſten eines beſon-

dern Beystandes gewürdiget? Hier sah er sich gefangen, suchte sich aber mit folgender Antwort zu retten: ich verstehe diese Wortspiele nicht; ich verstehe mich selbst nicht mehr; ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Ich beweine meinen unglückseligen Zustand. Das einzige ist mir noch übrig, daß ich Hülfe für meine Seele verlange; ich finde mich in tausend Irrthümern der Religion verwickelt. *)

Allein dieses Erkenntniß seines Irrthums war nur augenblicklich, und zielte bloß dahin, Zeit zum nachdenken zu gewinnen. Man griff ihn noch zweymal auf der nehmlichen Seite an, da er nicht aufhörte den glücklichen Ausgang seiner Operazionen mit den Mündeln einer besondern Gnade Gottes zuzuschreiben, und wenn er sich von dem bösen Wesen dieser Handlungen ganz überführt sah, erwiederte er jedesmahl: ich weiß nichts anders zu antworten, als, es muß ein Irrthum in mir seyn; ich verliere mich, und verstehe nichts von allem dem. Man verlangte von ihm, katechetisch zu antworten; er aber blieb dabey: ich wies

*) Man sieht, daß dieser Mensch, mit aller seiner crassen Ignoranz, ein sehr schlauer Spizbube war, und sehr gut wußte, was für Leute er vor sich hatte. Wären die ehrwürdigen Inquisitoren nicht noch schlauer gewesen als er, so würde ein solches Benehmen gerade das beste Mittel geweſen seyn, sie zu gewinnen, und den Kopf am Ende aus der Schlinge zu ziehen. W.

wiederhole das nehmliche, ſagen ſie mir doch ſelbſt, was ich ſagen ſoll. Da man endlich noch weiter in ihn drang, der Wahrheit gemäß zu antworten, und ſie ungezwungen zu geſtehen, brach er in dieſe bedeutende Worte aus: Ich habe den Teufel nie in meine Operazionen gemiſcht; nie habe ich mich abergläubiſcher Dinge bedient; er begleitete dieſe Worte mit heftigen und raſenden Bewegungen.

Wir könnten ganze Bände anfüllen, wenn wir alle Fragen und Einwürfe, womit er in ſeinen Verhören dieſes und anderer Puncte wegen vergeblich beſtritten worden iſt, um die Wahrheit aus ihm zu bringen, umſtändlich erzählen wollten. So oft er ſich durch die Stärke der Beweisgründe in die Enge gebracht ſah, kam er außer Faſſung, und brach entweder in Schimpfworte wider die Gerichtsbeamten, die ihn verhörten, aus, oder ſchwatzte Dinge, die nicht zuſammen hiengen. So betrug er ſich auch in ſeinen letzten Verhören, da man den Artikel von ſeinen Experimenten mit den Mündeln aufs neue vornahm.

Man beſtritt nun ſeine ruchloſen Gründe, auf deren Gewicht er ſich ſo viel einbildete, daß er gegen die Richter in dieſe Vorwürfe ausbrach: ich bin Katholiſch-Apoſtoliſch, und was kann ich dafür, wenn euresgleichen Leute nicht daran glauben? — Wenn ich gleich laſterhaft bin, ſo bin ich doch ein römiſch katholiſcher Chriſt; und wenn ihr ungläubig ſeyd, ſo glaube ich

doch an die seligmachende Anschauung. Man nöthigte ihn zu erklären, was er unter der Gewalt verstände, die er von Gott erhalten haben wollte, dergleichen Experimente zu machen, und wie er sie von Gott empfangen hätte? Er erwiederte: Die Gewalt ist der Beystand, welchen Gott einem guten Katholiken ertheilt; sie ist eine Wirkung der Gabe der seligmachenden Anschauung, die uns Jesus vor seinem Sterben hinterließ, da er sprach: Ich habe ihnen die Herrlichkeit *) gegeben die du mir gegeben hast; ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eines seyen ꝛc. — Also kann diese Gewalt allen katholischen Christen gemein seyn? — Ja, sagte Cagliostro; wer zweifelt daran, daß sie allen Katholiken gemein sey? — Wie paßt das aber auf sein oft geäußertes Vorgeben, daß ohne seine Gewalt die Operazionen nicht gelangen? Hierauf antwortete er zuerst: dies wäre geschehen, weil die operierenden vielleicht nicht an Gott glaubten; er fügte aber hinzu: Einigen, denen ich die Gewalt gegeben, gelang es nicht; andern gelang es. Die Ursache davon weiß ich nicht.

Endlich ließ man sich in ein ordentliches Gespräch über die seligmachende Anschauung ein. „Was verstehet ihr unter diesen Worten?“ Einen geistlichen Beystand, einen englischen Beystand, einen

*) Claritatem in der Vulgata, aus welcher Cagliostro diese Stelle des 17ten Cap. im Evangelio Johannis citirt. W.

einen übernatürlichen Beyſtand. — „Wem wird dieſer Beyſtand verliehen?“ Gott hat ihn verliehen, verleihet ihn, und wird ihn verleihen wem er will. — „Wie äußert ſich dieſer Beyſtand?“ Durch drey Wege: erſtlich, wenn ſich Gott ſichtbar macht, wie es den Patriarchen und den Menſchen geſchehen iſt, da er auf die Welt kam; zweytens durch die Erſcheinung der Engel, wenn er ſie dem menſchlichen Auge ſichtbar macht; und drittens, durch die innern Antriebe und Einſprechungen. — „Durch welche Mittel erlangt der Menſch dieſen Beyſtand?“ Durch die beſtändige Vereinigung mit Gott, mit der Kirche, und mit dem katholiſchen Glauben, und durch das Band der Liebe und des Glaubens. Mit dieſen Eigenſchaften darf man nur Gott fleißig darum anflehen; und wenn er denſelben nicht ſogleich ertheilt, ſo thut er es doch mit der Zeit — „Hat je ein Lebender eine gleiche Gabe gehabt?“ — Ich kenne keinen; ich allein, ein ſo großer Sünder ich auch bin, habe geglaubt, dieſe Gabe zu beſitzen, und zwar durch den innern Antrieb, oder auf die obbeſagte dritte Weiſe. — „Wie konnte einer der jederzeit, und ſelbſt unter den Operazionen, die Kirchengebothe übertrat, und nach ſeinem eigenen Geſtändniß in Laſtern aller Art verſunken war, wie konnte ein ſolcher Menſch eine Gabe von Gott erhalten haben, die nur durch die Vereinigung mit Gott und der katholiſchen Kirche erlangt werden kann?

kann? „Ich habe nie mit den Teufeln operiert; und wenn ich ein Sünder geweſen bin, ſo hoffe ich, daß Gott, der ſo ſehr barmherzig iſt, mir meine Sünden vergeben habe“ — Viele ſeiner Anhänger hätten weder Vereinigung mit Gott, noch Reinheit des Glaubens, noch einige Anhänglichkeit an die katholiſche Religion, noch die Ausübung der dahin gehörigen Tugenden geäußert; und er ſelbſt habe ſie des Unglaubens, und eines laſterhaften Lebens beſchuldiget: wie alſo hätten dieſe zur ſeligmachenden Anſchauung gelangen können? Ich als Menſch kann in die Urtheile Gottes nicht eindringen; es ſtehet in ſeiner Macht, ſeine Gnaden, wem er will, zu ertheilen; alſo kann er ſie auch jenen verliehen haben.

Aus dieſer Art zu räſonnieren kann jedermann leicht ſchließen, aus welcher Quelle die Wirkungen ſeiner Experimente mit den Mündeln floſſen. Demungeachtet erlangte er dadurch ſeine Abſicht, eine Menge Menſchen zu blenden. Sie waren eines der vornehmſten Hülfsmittel, ſeinen Ruf zu vergrößern, und die Urſache, daß man ihn als ein übernatürliches, vom Himmel gekommenes Weſen von unumſchränkter Macht, als ein Orakel, als das Bild der Tugend und Weisheit verehrte. Dieſe Schwärmerey haben wir ſchon anderswo nicht ohne Grund berühret. Unwiderlegbare Beweiſe hievon geben uns die bey ihm gefundenen Briefe ſeiner Anhänger an die Hand. Angebetheter Vater, verehrungswürdiger Meiſter, waren die gewöhnlichſten

Ehren

Ehrentitel, die ſie ihm gaben; überall nichts als Ausdrücke der Bewunderung, der Unterwürfigkeit und der tiefſten Ehrfurcht. Man küßte ihm faſt unabläſſig die Hände, man warf ſich ihm zu Füßen, man verlangte ſeinen Segen. Jedermann gehorchte ihm weit pünktlicher, als ein Kind ſeinem Vater, oder als ein Unterthan ſeinem Fürſten. Niemand unterſtand ſich, ihm zu widerſprechen. Keine noch ſo umſtändliche Beſchreibung iſt hinreichend, die Verehrung, die ſie gegen ihn hatten, genugſam zu ſchildern. Wir wollen nur drey von beſagten Briefen aus einer unzähligen Menge derſelben hier abſchreiben *) um die unbegreifliche Blindheit ſeiner Anhänger unſern Leſern anſchaulich zu machen.

Der erſte iſt von einer Perſon geſchrieben, die ſich vor kurzem von ihm getrennt hatte, und ihn nach ungefehr einem Monath wieder zu ſehen hoffte; und lautet alſo:

Mein Meiſter, und nach dem Ewigen Weſen mein Alles! Das Meer ſchien ſich der Trennung, worin ich mich gezwungen ſah, zu widerſetzen. Nach einer Schiffarth von 13 Stunden ſind wir Vormittags um 11 Uhr angelanget. Mein Sohn hat viel gelitten. Dagegen habe ich, lieber Meiſter, dieſe Nacht das Glück gehabt, Sie zu ſehen. Der Ewige hat den Segen, den ich geſtern von Ihnen erhielt, wahr gemacht. Ach, mein Meiſter, nach Gott ſind ſie meine größte Glückſeligkeit. Die jungen Herrn N. N. N. N. empfehlen ſich jeder-

*) Für unſre Leſer wird es an Einem mehr als genug ſeyn. W.

Rodrigo.

Mein hochzuverehrender Herr und Gönner, kennt ihr meine Stimme nicht?

Brabantio.

Wahrlich nicht; wer ſeyd ihr dann?

Rodrigo.

Mein Nam' iſt Rodrigo.

Brabantio.

Deſto ſchlimmer! Hab ich dir nicht verboten, um meine Thüren herum zu ſchwärmen? Hab ich dir nicht aufrichtig und ehrlich herausgeſagt, meine Tochter ſey nicht für dich gemacht? Und itzt, nachdem du dich voll gefreſſen und geſoffen haſt, kommſt du in tollem Muthe beshafter Weiſe den Narren mit mir zu treiben, und mich in der Ruhe zu ſtören?

Rodrigo.

Herr, Herr, Herr ...

Brabantio.

Aber du kannſt dich unſehlbar darauf verlaſſen, daß mein Unwille und mein Anſehen es in ihrer Gewalt haben, dich theuer dafür bezahlen zu machen.

Rodrigo.

Gnädigſter, mein guter Herr

jederzeit Ihrer Gütigkeit. Es ſind brave Jünglinge, und durch Ihre Macht werden ſie einſt würdig werden, Ihre Söhne zu ſeyn.

Ach, Meiſter! wie ſehr wünſchte ich, daß der Monath September ſchon da wäre. Wie glücklich bin ich, wenn ich ſie ſehen und hören, und meiner Treue und Ehrfurcht verſichern kann! Wir reiſen morgen von hier ab; welches Vergnügen werden unſere Brüder haben!

Ich habe den von N. N. geſchriebenen Brief nicht erhalten; er war dieſen Morgen um vier Uhr ſchon abgegangen, und wir kamen erſt um 11 Uhr an.

Iſt es möglich, daß ich denjenigen nicht mehr in Paris finden ſoll, der meine Glückſeligkeit war? Aber ich ergebe mich, ich demüthige mich vor Gott und Ihnen.

Ich habe dem Herrn N. N. geſchrieben, wie ſie mir befohlen haben. Ach, mein Meiſter! Wie hart wird mir es fallen, Sie nur durch Briefe aller meiner Geſinnungen zu verſichern! Doch wird der Monath September, und der glückliche Augenblick kommen, da ich vor Ihren und der Meiſterin Füßen die ſicherſten Beweiſe meiner Unterwürfigkeit, meiner Ehrfurcht und meines Gehorſams ablegen kann, die denjenigen jederzeit beleben werden, der es waget ſich zu nennen — Seines Meiſters und ſeines Alles — demüthigſten und unwürdigſten Sohn N. N. N. Boulogne am Meere, den 20. Junius 1786.

Darf ich Sie bitten, Meiſter, mich der Meiſterin zu Füßen zu legen.

Alle die übrigen Briefe dieſer Art ſind in dem nehmlichen Stil, und meiſtens in franzöſiſcher

Spra-

Sprache geschrieben. Man hat sie ins Italienische übersetzt, und Cagliostro hat diese Uebersetzung in seinen Verhören für treu und richtig erklärt. Ab ungue leonem. Wenn seine Söhne und Anhänger ihn abwesend so ganz sonderbar verehrten, was werden sie nicht in seiner Gegenwart, besonders bey seinen maurerischen Verrichtungen, gethan haben? Er selbst hat erzählt, sie hätten sich oft vor ihm niedergeworfen, und seyen ganze Stunden in dieser Stellung geblieben. Seiner Seits ermangelte er nicht in dergleichen Auftritten seine Rolle zu spielen; denn so sehr er auch, um sie zu fangen und festzuhalten, ihren Leidenschaften durch vergiftete Grundsätze schmeichelte, so war doch sein Betragen gegen sie immer ernsthaft, geheimnißvoll und gebietherisch, und er herrschte nach unumschränkter Willkühr über sie. Wir bedauern sie von Herzen, daß sie in eine so niedrige und schändliche Sklaverey gefallen sind. Werden sie wohl darinnen beharren, wenn sie diese Geschichte gelesen haben? Oder verlangen sie noch mehr, um zu wissen, wer Cagliostro, was seine Sekte, und seine Operazionen waren? Seine bisher beschriebenen Aussagen sollten schon hinreichend seyn, auch die dickste Finsterniß aufzuklären. Demungeachtet wollen wir uns noch bemühen, das eben so thörichte als schalkhafte Betragen, womit er in seinen Verhören seine Verbrechen zu entschuldigen und sich der verdienten Strafe zu entziehen suchte, in einem einzigen Gesichtspunkte vorzustellen. Nei-

chet dieses noch nicht hin, sie ihres Irrthums zu überführen, so müssen sie alles Licht der Vernunft und den gemeinen Menschenverstand verlohren haben.

Bey der ersten Erscheinung der zu seinem Verhör bestellten Beamten, und bey den ersten Fragen zog er wider den französischen Hof los, dem er alle seine Unglücksfälle seit seinem Verhaft in der Bastille, und sogar die Bestechung seiner Frau in der Absicht, ihn durch sie ins Verderben zu stürzen, zur Last legte: gleich als ob es diesem Hofe an andern wirksamern Mitteln, sich an ihm zu rächen und ihn auf die Seite zu schaffen, gefehlt hätte, falls er wirklich mit solchen Absichten umgegangen wäre. Wäre jenes Vorgeben gegründet, so würde seine Frau nicht so ganz von aller Hülfe entblößt seyn, daß sie ihren Unterhalt dem hiesigen öffentlichen Schatz einzig und allein zu verdanken hat. Sein Buch von der Aegyptischen Maurerey, die dazu gehörigen Werkzeuge und Briefschaften, welche seine Ruchlosigkeit bis zum Ueberfluß beweisen, schließen allen Verdacht von Betrug und Verläumdung von Seiten seiner Gattin aus. Auch sah er wohl ein, wie vortheilhaft es ihm wäre, seine Frau verdächtig zu machen, welche über viele Räthsel seiner Geschichte ein großes Licht verbreiten, und Dinge, die nur ihnen beyden bekannt waren, offenbaren konnte. Dieß war die Ursache, warum er fast zu eben der Zeit, da er sie der Verrätherey gegen ihn beschuldigte, eine zärtliche Liebe zu ihr

äuß

äusserte, und sichs von den Richtern zur Gnade ausbat, sie ihm im Kerker zu seiner Gesellschafterin zu geben. Seine Absicht war, sie zu gewinnen, und zu unterrichten, wie sie sich in diesem Prozesse zu verhalten hätte. Natürlicher Weise wurde ihm diese Bitte eben so wenig gewährt, als sein Verlangen in einen weiteren Kerker versetzt zu werden, und den Gebrauch der Feder zu erhalten. Ohne Zweifel verlangte er dieses, um den auswärtigen Briefwechsel zu erneuern, der ihm in der Bastille zu Paris so vortheilhaft gewesen war.

Da er seine ersten Versuche vereitelt sah, ergriff er die Parthey, Offenherzigkeit zu affectiren, indem er sein Bekenntniß über die Freymaurerey, besonders die Aegyptische ablegte, und versicherte, er wäre jederzeit der Meynung gewesen, sie entspräche der katholischen Religion, zu deren Erweiterung er sie benutzt hätte. Die Richter wollten ihm damahls keine Einwürfe machen, und ließen ihn schwatzen, so viel es ihm beliebte. Am Ende wiederholte er seine oberwähnte Bitte, die ihm aufs neue abgeschlagen wurde. Hierauf versuchte er einen neuen Weg. Er bekannte, seinen Glauben an die Aegyptische Maurerey geändert zu haben, und äusserte eine vollkommene Reue darüber. Dabey erneuerte er nicht nur die obbesagte Bitte, sondern bath sich auch eine größere Bequemlichkeit in Ansehung der weißen Wäsche, eine beßre Kost, und die Erlaubniß, etwa ein Buch zu lesen, aus. Man trug kein Bedenken, ihm

hierin zu willfahren. Das Buch, welches man ihm verstattete, war der Tractat, welchen der P. Nic. Maria Pallavicini zur Vertheidigung des Römischen Pabstthums und der Katholischen Kirche geschrieben hat. Nach einigen Tagen sagte er ungefragt in einem Verhör: mit Hülfe dieses Buchs habe er endlich eingesehen, und sey überzeugt, daß er mit seiner Aegyptischen Mausereyen der Katholischen Religion keinen Nutzen geschaft, sondern vielmehr dem Teufel gedient, und der Religion, der Kirche, dem Heil der Seelen, und Gott entgegen gearbeitet habe.

Hierauf drückte er sich folgendermaßen aus: „da ich nun herzlich bereue, fünf und vierzig Jahr meines Lebens in diesem elenden Verderben meiner Seele und in dem Abgrunde des Irrthums zugebracht zu haben: so erbiethe ich mich zur Rettung meiner Seele, und zur Vergütung des Schadens, den ich der Religion und andern Seelen verursacht habe, eine jede Erklärung, Wiederrufung, und welche Handlung sonst noch nöthig seyn könnte, zu thun. Da ich in Europa eine unzählige Menge Anhänger und Söhne habe, die auf mein Zureden das Aegyptische System angenommen, und sich über eine Million belaufen, — lauter Leute, die auf ihrem Glauben so fest beharren und so ganz von mir als einem Orakel abhangen, daß, ob sie gleich fast Alle theils ketzerische, theils katholische Gelehrte und Leute von Verdienst sind, keine Beweis-

gründ-

gründe oder Zuredungen irgend eines Theologen oder eines andern Gelehrten hinreichend sind, sie von meinem System abzubringen: so bin ich sogar bereit, diese meine Erklärung, zu ihrer Belehrung, schriftlich aufzusetzen, und ihnen bekannt zu machen; und bitte Sie, meine Herrn, diese Gesinnung meinen Richtern und dem heiligen Vater zu eröfnen, und sie wissen zu lassen, daß sie meinen Leib nach Gefallen behandeln, und mich immerhin meiner Verbrechen wegen züchtigen können, wenn ich nur meine Seele rette. Darum verzeihe ich allen meinen Feinden, und allen denen, die an der gegenwärtigen Untersuchung Theil gehabt haben; denn ich sehe, daß hierdurch meine Wohlfahrt und das Heil meiner Seele geschafft wird; weshalben ich mich auch Ihnen, meine Herrn, empfehle, indem sie mich mit Liebe behandelt, und mich jederzeit mit Gerechtigkeit und den Vorschriften der Gesetzee gemäß verhört haben, welches mir anderswo nicht wiederfahren ist, und vieles beygetragen hat, meinen Irrthum und das elende Leben, welches ich so viele Jahre im Irrthum geführt habe, zu erkennen." Indeß er alles dieses sagte, weinte er unaufhörlich; und fuhr fort: ich verlange nichts als die Rettung meiner Seele; ich bin bereit, ja ich verlange es, die strengste öffentliche Züchtigung auszustehen, und wünsche nichts mehr, als das Verderben so vieler Leute, besonders meiner Frau, die noch im Irrthum lebt und durch meinen Unter-

sicht und Zureden, die Aegyptische Maurerey auch glaubt hat, wieder gut zu machen.

Diese Wiederrufung hat er einigemahl wiederholt. Er erzählte sogar einige Begebenheiten und Umstände, welche voraussetzten, daß er auch vorher, und in der Zeit, da er seine Maurerey trieb, ihre Ruchlosigkeit erkannt habe. Er behauptete, er habe die zwey Quarantänen, die sich auf die physische und sittliche Wiedergeburt beziehen, weder jemals geglaubt noch ausgeübet, und sie nur den Leuten zu gefallen seinem System umständlich einverleibt. Auch liess er sich mehr als einmahl verlauten: zu Strasburg, London, Biel und anderswo habe er manchen Gewissensscrupel der Maurerey wegen empfunden; und noch bestimmter bekannte er, was wir schon anderswo angezeigt haben: daß er schon ausserhalb Italien der Meynung gewesen, sein Aegyptisches System hange nicht mit der Katholischen Religion zusammen, besonders in dem Theile, welcher die Operazionen mit den Mündeln betrift. Endlich gestand er noch: sein Beichtvater zu Trient habe ihm rundheraus gesagt, die Freymäurerey sey eine wahre Gottlosigkeit, und von zwey Päbsten unter der Strafe des Kirchenbanns verbothen worden; demungeachtet habe er sowohl in als ausser der Stadt Rom fortgefahren, sie auszuüben.

Man glaube nicht, daß an diesen Bekenntnissen sein Herz einigen Antheil hatte; wahrscheinlich schmeichelte er sich mit der Hoffnung, man würde

sie

ſie für baare Münze annehmen, und ihn in Freyheit ſetzen. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo iſt gewiß, daß er ſich in ſeiner Abſicht getäuſcht fand; denn er wurde nach wie vor enge verwahrt. Seine Verhöre wurden für einige Zeit unterbrochen. Er that die würmſten Vorſtellungen, ihn aufs neue zu verhören. Man erfüllte ſeine Wünſche. Bey der erſten Frage ſagte er, er wolite ihnen eine Parabel von zwey Söhnen, dem ältern und jüngern, erzählen. Man erwiederte ihm, hier wäre der Ort nicht, Parabeln vorzubringen; er möchte den Beweggrund eröfnen, warum er verlangt hätte, aufs neue verhört zu werden. Nun fieng er an, verſchiedene Texte der heiligen Schrift, aus dem Buche, welches man ihm vergönnt hatte, in einem fort herzuſagen, die aber ſo verſtümmelt aus ſeinem Munde kamen, daß man ſie weder verſtehen, noch einſehen konnte was er damit wolle. Man gab ihm daher einen Verweis, und ermahnte ihn, zu eröfnen, was er ſeines Prozeſſes halber zu ſagen hätte. Hierauf brach er in folgende Erklärung aus: ich erkläre hiermit, „daß, ſo wie diejenigen, die ihren Vater und Mutter und den Pabſt verehren, von Gott geſegnet werden, alſo auch ich alles, was ich gethan, auf Befehl Gottes und durch die Gewalt, die er mir gegeben, zum Beſten Gottes und der heil. Kirche gethan habe. Daher bin ich willens, von allem dem, was ich geſagt und gethan habe, nicht nur phyſiſche ſondern auch moraliſche Beweiſe abzulegen, und darzuthun, daß, gleich wie ich

Gott, für Gott und durch seine Macht gedient habe, also Er auch mir das Gegengift verliehen habe, die Hölle zu beschämen und zu bestreiten; denn ich habe keine andern Feinde als die höllischen; und wenn ich unrecht habe, so soll mich der heilige Vater bestrafen; habe ich aber Recht, so wird er mich belohnen; und wenn der heilige Vater noch diesen Abend diese meine Aussage lesen wird, so sage ich es meinen gläubigen und ungläubigen Brüdern voraus, daß ich morgen frühe in Freyheit seyn werde.

Da man in ihn drang, die versprochenen Beweise vorzubringen, antwortete er: zu beweisen, daß ich von Gott wie ein Apostel ausersehen bin, die Religion zu vertheidigen und fortzupflanzen, sage ich, daß, da die Kirche die Hirten bestellt hat, jedermann zu belehren was der wahre Katholische Glaube sey, ich aber nach dem Rathe und mit dem Beyfall der Hirten der Kirche gehandelt habe, meine Handlungen hierdurch sattsam gerechtfertiget werden. Diese Hirten sind N. N. und N. N. welche mich versichert haben, mein Aegyptischer Orden sey etwas Göttliches, und verdiene von dem heiligen Vater approbiert zu werden, wie ich in einem andern Verhöre ausgesagt habe.

Bey dieser Ausflucht ist er auch beharret, da man seine Ausflucht zum letztenmale prüfte. Wir müssen hier anmerken, daß einer der beyden Kirchenhirten, auf die er sich beruft, schon todt ist, folglich nicht mehr im Stande ist, ihn Lügen zu

ſtrafen; und was den andern *) betrift, ſo war er durch verſchiedene betrügeriſche Ränke von ihm geblendet und hintergangen worden. Auch iſt es erdichtet, daß ſeine Anhänger geneigt geweſen, ſein Aegyptiſches Syſtem in einen geiſtlichen Orden zu verwandeln, und die Beſtätigung deſſelben vom heiligen Stuhl zu verlangen. Jedoch geſtand ſeine Frau: ſie wären mit dem Gedanken umgegangen, den Caglioſtro bey ſich zu behalten, ein Haus zu kaufen, und daſſelbe in eine Art eines Maureriſchen Kloſters zu verwandeln, wo alle Maurer mit ihren Weibern, welche allen gemein ſeyn ſollten, wohnen könnten. **)

*) Den Herrn C. v. N**

**) Ich laſſe hier abermahl einige Seiten weg, worin ſich der Verfaſſer bloß damit beſchäftiget, in ſeinen Chriſt-Katholiſchen Leſern keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß Caglioſtro weder in Theorie noch Praxi ein rechtgläubiger frommer Katholik geweſen ſey, ſondern eigentlich gar keine Religion gehabt habe; eine Demonſtrazion, die unſern meiſten Leſern nichts als Langeweile machen könnte. Hierauf folgt im Original eine (für uns eben ſo überflüſſige) Rechtfertigung der über Caglioſtro ausgeſprochenen richterlichen Sentenz des groſſen Pius VI. (wie ihn der Verf. nennt) und endlich dieſe Sentenz ſelbſt, welche ein rühmliches Beyſpiel von Gelindigkeit iſt und in Extenſo folgendermaßen lautet:

Brabantio.

Was sagst du mir von Dieben? Wir sind hier in Venedig; mein Haus ist keine Scheune.

Rodrigo.

Sehr ehrwürdiger Brabantio, ich komm in der Einfalt meines Herzens, und in guter Meynung zu euch.

Jago.

Sakerlot! Herr, ihr seyd, glaub ich, einer von denen die Gott den Dienst aufkünden würden, wenn's der Teufel so haben wollte. Weil wir kommen, und euch einen Dienst thun wollen, so meynt ihr wir seyen Spitzbuben; ihr wollt also haben, daß eure Tochter von einem Barber-Hengst belegt werden soll; ihr wollt haben, daß eure Enkel euch anwiehern; ihr wollt Postklepper zu Vettern und kleine Andalusische Stuten zu Basen haben.

Brabantio.

Was für ein heilloser Lotterbube bist du?

Jago.

Ich bin einer, Herr, der ausdrüklich hieherkommt, euch zu sagen, daß eure Tochter und der Mohr im Begriff sind das Thier mit zween Rüken zu machen.

Brabantio.

Du bist ein Nichtswürdiger --

„Joſeph Balſamo hat ſich, ſeinem eigenen Geſtändniß, und ſeiner Ueberführung gemäß, vieler Verbrechen ſchuldig gemacht, wodurch er nicht nur in den Kirchenbann, und alle die Strafen, womit die förmlichen Ketzer, Lehrer der Irrthümer, Erzketzer, Lehrer und Anhänger abergläubiſcher Zauberey bedrohet werden, ſondern auch in die Kirchen-Cenſuren und Strafen gefallen iſt, welche ſo wohl in den Apoſtoliſchen Conſtituzionen Clemens des XII. und Benedict des XIV. wider diejenigen, die auf einige Weiſe die Geſellſchaften und heimlichen Verſammlungen der Freymäurer begünſtigen und befördern, als auch in dem Edict des Staatsſekretariats wider diejenigen, welche ſich dieſes Verbrechens zu Rom und in einigem Orte des Kirchenſtaats ſchuldig machen, vorgeſchrieben ſind. Allein aus beſonderer Gnade wird ihm die Strafe der Ueberlieferung in den weltlichen Arm in ein ewiges Gefängniß in irgend einer Feſtung, wo er ſtreng bewacht werden ſoll, ohne Hofnung der Gnade, verwandelt, und wenn er als ein formaler Ketzer in dem Orte ſeines wirklichen Verhafts ſeine Irrthümer abgeſchworen haben wird, ſoll ihm die Losſprechung von den Kirchen-Cenſuren ertheilt, und gebührende heilſame Buſſe auferlegt werden.

Das ungedruckte Buch, Maçonerie Egyptienne betitelt, welches Gebräuche, Sätze, Maximen, und ein Syſtem enthält, das den Weg zur Empörung öfnet, für die chriſtliche Religion verderblich, abergläubiſch, gotteslästeriſch, gottlos, und ketzeriſch iſt, ſoll feyerlich verdammt, und ſammt allen zu dieſer Secte gehörigen Werkzeugen durch einen Gerichtsdiener öffentlich verbrannt werden.

Auch

Auch ſollen durch eine neue Apoſtoliſche Conſtitu-
zion ſo wohl die Verordnungen der Päbſte unſerer
Vorgänger, als auch das erwähnte Edict des Staats-
ſekretariats, welche die Geſellſchaften, und heimliche
Zuſammenkünfte der Freymäurer verbiethen, mit aus-
drücklicher Erwähnung der Aegyptiſchen Secte, und
der anderen, die von den Illuminaten benannt wird,
beſtätigt und erneuert, und wider alle und jede, die
ſich in dieſe Secten aufnehmen laſſen oder ſie begün-
ſtinen, die ſchwerſten Leibesſtrafen, und nahmentlich
ſolche die den Ketzern angedrohet ſind, feſt geſetzt
werden.

Zuſatz des Herausgebers des T. M.

Wiewohl vielleicht einige Leſer erwarten, daß ich dieſen, in drey Monatsſtücken mitgetheilten Nachrichten von dem Leben, den Unternehmungen und den Schickſalen des berüchtigten Caglioſtro meine Gedanken über den Inhalt derſelben, beſonders über den Grad von Glaubwürdigkeit, den der Verfaſſer theils überhaupt, theils in Rückſicht gewiſſer einzelner, zum Theil ſehr auffallender und unglaublich ſcheinender Thatſachen, welche Caglioſtro in ſeinen Verhören bekannt haben ſoll, verdienen möchte, — beyfügen werde: ſo finde ich doch aus verſchiedenen erheblichen Bewegurſachen, für ſchicklicher, das Urtheil hierüber den Leſern ſelbſt, und vornehmlich denen, die durch eigene Erfahrung genauer von dem Innern der geheimen Verbindungen, wovon in dieſer hiſtoriſchen Schrift die Rede

ist, unterrichtet sind, zu überlassen, und mich bloß auf einige wenige Anmerkungen einzuschränken, die ich selbst der Beurtheilung derjenigen unterwerfe, welche zu Fällung eines gründlichen und entscheidenden Urtheils vollständigere Data in Händen haben, als ein bloßer Weltbürger, der sich von allen Connexionen mit geheimen Gesellschaften immer frey erhalten hat, natürlicherweise haben kann.

Man wird sich erinnern, in öffentlichen Zeitungen gelesen zu haben, daß dieses nehmliche Compendio della vita e delle geste di Giuseppe Balsamo, denominato il Conte Cagliostro, vor einigen Wochen zu Rom durch einen Befehl der Regierung unter dem Vorwande, weil es ohne Censur und Erlaubniß der Obern im Druck erschienen sey, verboten und unterdrückt worden ist. Ich zweifle aber sehr, ob dieser aus der bekannten vielseitigen Politik des römischen Hofes leicht zu erklärende Schritt, an sich allein, vermögend seyn werde, eine Schrift, die so viele laut sprechende innere und äussere Zeichen der Glaubwürdigkeit für sich hat, bey irgend einem unbefangenem Leser verdächtig zu machen. Denn furs erste haben wir alle Ursache zu glauben, daß sie wirklich von einem römischen Theologen, und zwar von einem, der dem ganzen Inquisizions-Prozesse über Cagliostro in Person beygewohnt, herrühre. Sie ist überdies schon vor einigen Monaten zu Rom, aus der Druckerey der Ehrwürdigen Apostolischen Cammer öffentlich und mit Niemands Wiederspruch hervorgegangen, und

hat

hat zu viel Aufſehens gemacht, als daß man ſich erklären könnte, warum die Päbſtliche Regierung mit ihrem Verbot ſo lange zurückgehalten haben ſollte, bis dieſe Schrift überall verbreitet werden konnte, wenn ſie es nicht ſehr wohl hätte leiden mögen, daß der Inhalt derſelben der ganzen Katholiſchen und Akatholiſchen Welt mitgetheilt werde. Ja, man geht, meines Erachtens, nicht zu weit, wenn man für höchſt wahrſcheinlich hält, daß etwas mehr als bloße Connivenz des römiſchen Hofes bey Bekanntmachung derſelben vorgewaltet habe; oder, wer wird wohl glaublich finden, daß der Verfaſſer ſich ſonſt erfrecht haben könnte, in ſeinem Vorbericht ausdrücklich zu ſagen: *) „perciò ſi é creduto di formare il preſente *Compendio*, *estratto* fedelmente dagl' *incriticabili monumenti della Proceſſura*, compilata da recente in Roma contra il medeſimo (Caglioſtro). *Al qual effetto* la *Sovrana Pontificia*

*) D. i. „Zu dieſem Zwecke hat man für dienlich gehalten gegenwärtiges Compendium zu formieren, welches aus den authentiſchen Urkunden der neuerlichſt gegen Caglioſtro zu Rom angeſtellten gerichtlichen Prozedur getreulich ausgezogen iſt: als zu welchem Ende die ſouveräne Päbſtliche Autorität geruhet hat, von den Geſetzen des unverletzlichen Geheimniſſes zu diſpenſieren, welches ſonſt, aus guten Gründen der Gerechtigkeit und Klugheit, die Prozeduren des Tribunals der heiligen Inquiſition zu begleiten pflegt."

tificia Autorità sie *Edegnata dispensare* alle leggi di quell' inviolabil *Secreto*, che a buon fondamento di giustizia e di prudenza accompagna sempre le procedure del Tribunale della S. Inquisizione — denn wie hätte er sich wohl deutlicher ausdrücken sollen, um bey seinen Lesern keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Bekanntmachung dieser aus den Inquisitions-Acten gezogenen historischen Nachrichten mit Vorwissen des römischen Hofes geschehen sey?

Die Glaubwürdigkeit des Verfassers dieses Auszuges, in so fern als er theils die Aussagen und Bekenntnisse des Cagliostro und seiner Gattin enthält, theils von dem Inhalt der bey demselben gefundenen schriftlichen Documenten, Briefschaften, dem Manuscript über die Aegyptische Maurerey, u. s. w. ingleichen von dem Betragen dieses merkwürdigen Mitteldings von Betrug und Schwärmerey während der Inquisizion, Nachricht giebt, scheint also, ungeachtet jenes hintennach erfolgten Verbots, und ungeachtet der Verfasser aus leicht zu errathenden Ursachen sich nicht öffentlich nennen konnte, fest genug zu stehen, und wenigstens durch diese beyden Umstände nicht den geringsten Stoß zu bekommen.

Eben so wenig scheint mir weder die an so vielen Stellen dieser Schrift sich äussernde Unwissenheit des Verfassers in Freymaurerischen Sachen, noch die Unvollständigkeit seiner Nachrichten von dem Leben und den Thaten seines Helden, die Verschwei-

ſchweigung dieſer Nahmen und Weglaſſung mancher beſondern Umſtände, wodurch freylich die geſpannte Neugier des Leſers auf eine unangenehme Art unbefriedigt bleibt, einen billigen Einwurf gegen unſern römiſchen Theologen zu begründen. Jesuite beweiſet vielmehr für als gegen ſeine Aufrichtigkeit; und wegen dieſer hat er ſich in ſeinem Vorberichte durch die pflichtmäßigen Rückſichten, welche er auf noch lebende Perſonen und Familien zu nehmen hatte, hinlänglich gerechtfertiget. Er hat uns zwar nicht ſagen können — was er nicht wußte; er hat uns auch nicht Alles was er wußte ſagen dürfen: aber genug, daß wir nicht den geringſten Grund haben zu zweifeln, daß er bey allem was er uns aus Actis et actitatis berichtet, ehrlich und aufrichtig zu Werke gegangen ſey. Immerhin mögen ſeine eigenen Urtheile und Meynungen hier und da dem Philoſophen ein Lächeln, dem Proteſtanten ein mitleidiges Achſelzucken und vielleicht dem Freymaurer ein auffahrendes Beywort abnöthigen! Wie können wir, von einem römiſchen Theologen, einem Offizianten der heil. Inquiſizion (was er vermuthlich iſt), was anders erwarten als daß er ſo ſpreche, wie ſeinesgleichen immer geſprochen haben, und ſo lange Rom — Rom bleiben wird, immer ſprechen werden? Genug, daß ſeine Vorurtheile ſchwerlich ſeine Augen und Ohren ſo ſehr bezaubert haben können, daß er falſch gehört hätte was er hörte, und falſch geleſen, was vor ſeinen offnen Augen geſchrieben lag.

Wie viel Glauben aber Cagliostro selbst in seinen Bekenntnissen, und seine Frau in ihren gerichtlichen Aussagen verdiene, ist eine andere Frage; und dies Problem genau aufzulösen, würde eine sehr weitläufige Erörterung, und, um diese erst gründlich vornehmen zu können, eine Menge Kenntnisse erfordern, die bey keinem in den Mysterien der geheimen Orden Uneingeweihten zu suchen sind. Auch da, wo über die Wahrheit dieser Bekenntnisse und Aussagen kein vernünftiger Zweifel statt findet, sehen wir uns öfters in einer Art von Helldunkel, oder sichtbarer Finsterniß, über welche wir nur von denjenigen Licht erhalten könnten, denen entweder daran gelegen ist, daß wir nichts sehen sollen, oder die sich selbst wider ihren Willen, verpflichtet glauben zu schweigen, oder auch aus allerley Rücksichten sich gezwungen sehen mit der Wahrheit zurückzuhalten. Alles was ich hierüber zu sagen mich nicht entbrechen kann, ist dieses: daß durch die mit Cagliostro vorgenommene gerichtliche Prozedur klar genug an den Tag gekommen zu seyn scheinet: „daß die Europäischen Staaten geheime Gesellschaften in ihrem Schooße nähren, welche (vielleicht noch auf eine viel gefährlichere Art als die ehemalige Gesellschaft Jesu) einen Staat im Staat, und was noch schlimmer ist, einen unsichtbaren Staat in dem sichtbaren formieren, und, was sie auch immer ihren Mitteln und Zwecken für scheinbare Anstriche geben mögen, aller Wahrscheinlichkeit nach schwerlich ganz reine

Zwecke

Zwecke haben, oder, wofern auch das wahre gemeine Beste der menschlichen Gesellschaft wirklich ihr höchster Zweck seyn sollte, diesen nicht immer durch Mittel, welche die Vernunft gut heissen kann, zu erzielen suchen.

So wie ich indessen gewiß bin, daß — nachdem die Sachen einmahl so weit gekommen sind — alles vergebens ist, was wir andern in keinen Mysterien befangenen Kosmopoliten sagen und schreiben können, um die Welt zu überzeugen, daß es zum Besten der Menschheit geheimer Orden und Verbindungen nicht bedürfe, und daß, wenn auch in gewissen einzelnen Staaten ein solches Bedürfniß wirklich vorwaltete, es doch selbst den sieben oder sieben mahl sieben weisesten Meistern des ganzen Erdbodens unmöglich seyn würde, einer geheimen Gesellschaft, auch bey den reinsten Zwecken, eine so vollkommene Gesetzgebung und eine so weise Regierung zu geben, daß sie nicht über lang oder kurz ausarten und endlich gerade das Gegentheil von dem, was anfangs ihr Zweck war, bewirken, d. i. anstatt zum Besten, vielmehr zum Schaden der Menschheit geschäftig seyn sollte — ich sage: so gewiß ich versichert bin, daß die vielen hundert Tausend jetzt lebenden Mitglieder aller geheimen Gesellschaften, und ihre sichtbaren und unsichtbaren Obern, sich von dieser Wahrheit nie überzeugen lassen werden: eben so gewiß bin ich versichert, daß es weder weise noch klug noch menschlich gehandelt wäre, wenn man die weltlichen Arme gegen die geheimen Gesellschaften aufrufen, und (falls es auch ausführbar wäre) eine Erneuerung jener verhaßten

Pro-

Prozeduren, womit in einem finstern und barbarischen Zeitalter gegen die ehemaligen Tempelherrn gewühret wurde, wünschen oder zu befördern suchen wollte.

Was für Maßregeln also die Regenten und Staaten zu nehmen haben möchten, um sich gegen die allenfalsige Machinazionen jener im Finstern wirkenden unsichtbaren Mächte sicher zu stellen, mag ihrer eigenen Weisheit anheim gestellt bleiben. Die Gefahr ist wohl so groß nicht, als sie manchem geschienen hat; wenigstens bin ich sehr überzeugt, daß man der Pirämidalischen Maurerey des großen Coften Joseph Balsamo, (ungeachtet dessen was er über diesen Punct ausgesagt hat) zuviel Ehre erweisen würde, wenn man glaubte, daß die französische Revoluzion und neue Staatsverfassung in seinem Zaubertopfe ausgekocht worden sey, und ohne ihn und seine glaubigen Söhne nicht statt gefunden hätte. Wie dem aber auch seyn mag, so haben auf alle Fälle unsre gesetzmäßigen und sichtbaren Obern ein unfehlbares Mittel in Händen, die geheimen Anschläge und Maschinen der unsichtbaren so unwirksam, zwecklos und eitel zu machen, daß man sie ganz ruhig und unbekümmert von sich selbst in ihr Nichts zurück sinken lassen kann. Und dieses Mittel — ist eben so einfach als unfehlbar. Man lege nur auf der einen Seite den öffentlichen Handhabern der Rechte der Vernunft, den öffentlich erklärten Gegnern des Irrthums, des Betrugs, der Schwärmerey und Gleißnerey, des Sectengeistes, des religiösen und politischen

ſchen Deſpotismus, und aller andern Quellen des menſchlichen Elends keine Hinderniſſe in den Weg, und maße ſich nicht an, der Vernunft und dem Lichte, das von ihr über die Menſchen ausgehe, andere als ihre eigenen Grenzen ſetzen zu wollen; und mache ſich auf der andern Seite ein ernſtliches Geſchäfte daraus, zu eben der Zeit, da man die einmahl beſtehende Ordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft aufrecht zu erhalten ſucht, alle längſt anerkannte und noch täglich ſich offenbarende Mißbräuche in derſelben zu verbeſſern, den gerechten Beſchwerden der untern Volksklaſſen abzuhelfen und die augenſcheinlich ungerechten Bedrückungen und Beeinträchtigungen der Menſchheit, welche noch hier und da, als alte Ueberbleibſel der Barbarey finſtrer Jahrhunderte, übrig ſind, aufzuheben: ſo werden die geheimen Geſellſchaften, von welcher Art auch dermalen ihr Zweck und ihr Geſchäfte ſeyn mag, ſich gar bald in ſich ſelbſt verzehren, und unſre Obern werden vor ihnen, und ihren verborgenen Anſtalten die Welt umzukehren, eben ſo ruhig ſchlafen können, als vor der Propaganda zu Paris, und vor den furchtbaren Umwälzungen, welche, nach der Beſorgniß einiger weiſer Häupter, über unſer teutſches Vaterland auszubrechen im Begriff ſind, wofern der fernen Verbreitung des philoſophiſchen Geiſtes, der geſunden Vernunft, und der freyen Unterſuchung deſſen was wahr oder falſch recht oder unrecht iſt, nicht ſchleunig Einhalt gethan wird. W.

Jago.

Ihr ſyd ein Senator.

Brabantio.

Du ſollſt mir das bezahlen. Ich kenne dich, Rodrigo.

Rodrigo.

Mein Herr, ich bin für alles gut. Aber ich bitte euch, hört mich nur an. Wenn es mit euerm guten Willen und hochweiſen Beyfall geſchehen iſt, (wie ich faſt vermuthen ſollte) daß eure ſchöne Tochter, in dieſer nehmlichen Nacht, in keiner beſſern Begleitung als eines gemietheten Schurken, eines Gondoliers, den viehiſchen Umarmungen eines geilen Mohren zugeführt worden; wenn das, ſag ich, mit eurer Begnehmigung geſchehen iſt, ſo haben wir euch allerdings gröblich beleidiget. Wißt ihr aber nichts hievon, ſo ſind wir diejenigen, die ſich über Unrecht zu beſchweren haben; oder ich verſtehe nicht was die gute Lebensart mit ſich bringt. Glaubet nicht, daß ich von allem Gefühl der Anſtändigkeit ſo ſehr verlaſſen ſey, daß ich aus bloſſem Muthwillen hieher komme und Eure Excellenz zum Beſten haben ſollte. Ich ſag es noch ein mal, wenn ihr eurer Tochter nicht die Erlaubniß dazu gegeben habt, ſo hat ſie ſich ſehr vergangen, indem ſie ihre Pflicht, ihre Schönheit, ihren Verſtand, und ihr Vermögen einem herumirrenden Ritter, einem Abentheurer, auferſetzt, der hier und allenthalben ein Fremdling iſt — Verzieht nicht länger; ſetzt euch ſelbſt ins Klare: Wenn ſie in ihrem Zimmer oder in euerm Hauſe

zu

II.

Gedichte.

1.

An meinen Plato *)

Ein Spaziergang vom 25ſten März 1791.

Wenn an der Spree, wie an der Oder Strande
auch die Natur ſo reizend iſt,
wenn kein Geſchäft dich hält, dem du gegeben biſt,
wenn friſches Blut in deinen Adern fließt,
ſo iſt es deinem Herzen Schande,
wenn heut dein Zimmer dich verſchließt.
Hörſt du das Tirili
in blauer Luft? auf knoſpenvollen Zweigen
der Finke Lied? — und, rührend — als vor Zeugen
nach einer guten That der Thäter Schweigen —
des Baches Melodie?
Hörſt du des Taubers Girren,

der

*) Die Dichterin †) hatte von einem auswärtigen, ihr von Perſon unbekannten literariſchen Freunde die teutſche Ueberſetzung von Plato's Gaſtmahl verlangt und geleſen, mit dem ſie vorher ſchriftlich über einige ſchöne Gegenden am Oderſtrom in Verſen paſſantiert hatte. Hierauf beziehet ſich dies Gedicht, das nur für dieſen freundſchaftlichen Briefwechſel beſtimmt war, von ihrem Freunde aber nach erhaltener ſchriftlichen Erlaubniß hier bekannt gemacht wird. Anmerk. des Einſenders.

†) Ein junges Fräulein aus dem Vaterlande der Opitz und Logau, welches ehedem ſo fruchtbar an Dichtern — und Reimern war. W.

der Henne Gluchzen nicht?
Das lebenvolle Schwirren
von Tönen, die melodiſch ſich verwirren,
im Gras, im Sonnenlicht,
im Waſſer, nicht?
Sieh um dich, es iſt grün
wohin du ſiehſt! und Veilchen blühn
und düften
ſo lieblich, als der gute Ruf —
ein frommer Wandel ſchuf
ihn dauernder, als Schriften;
wenn ihn auf ihrem Flügel
die Sympathie verweht,
dann hat kein Roſenbeet
kein blüthevoller Hügel
und keine Frühlingsluft
von Fruchtbarkeit geſchwängert, dieſen Duft.
Mir weht von ihrem Flügel
die Sympathie den Duft. —
Und Du biſt mein Gedank! Der Seufzer, der dich ruft,
O daß du ihn vernähmſt! ihn hallen am Geſtade
der breiten Oder mir
die Berge klagend nach. An ihrem Fuße wandeln wir,
die Zahl, die hier dich liebt (du kennſt ſie) auf dem ſchma-
len Pfade

der dich nach Hundsbell *) hingeführt,
und unſer Blick verliert
ſich über weite grüne Auen
im fernen blauen
lazurnen Horizont, wie ſich dein Blick verlor.
Zum Ruhepunkt erkohr
dein Auge nicht die lange Bergereihe?
O ſie iſt ſchön! — ſie kam dem Lenz zuvor
vom ſpäten Fleiß beſchenkt . . . Schattirt in immer neue
Schattirungen, ſo feſſelt ſie das Aug', es ruht —
— und wenn des Abendhimmels Glut
mit Roſen ſie bemahlt,
indeß von jenem Hügel
der Vollmond ſilbern ſtrahlt,
und jede Well ein Spiegel,
ſo mit der Oder fließt,
wie ſchön iſt das? — Wie da mit leiſem Beben
der innre Sinn genießt!
Wir ſehen hier zum geben
den Lenz mit offner Hand,
doch zögernd giebt er noch . . . ein bleichend braun Gewand
hüllt noch das junge Blatt, die Weyde
iſt noch bereiht mit einer Perlenſchnur,
es prangt im lichten grünen Kleide

der

*) Ein Dorf an der Oder.

der Strauch der Stachelbeere nur.
Dort fließet auf der Flur —
und grüner wirds wohin er fließet —
ein Bach, des Frühlings Kind; wie Silber fließt er fort;
dort gießet
er in ein Becken sich.
In diesem Becken spiegle dich,
o Sonne, heute noch! Der Bach des Frühlings fließet
nur kurze Zeit — —
— und Thräne meiner Traurigkeit . . .
nein, klage nicht! — du wirst versiegen
wie dieser Bach. — Nein, klage nicht! — Vielleicht be-
fruchtest du
ein größeres Vergnügen.
Gewißensruh!
sey mein! — dem Redlichen versiegen
des Trostes Quellen nie. — —
Wie schön ist die Natur! — wie göttlich reich ist sie!
Genuß von ihren Freuden leitet
zum höhern Wonngenuß! — Wir gehn
gesprächig fort — und bleiben stehn.

O Anblick voller Pracht! Hier lieget ausgebreitet
ein grünes Feld
so weit das Auge reicht. Dir, Hand, die es bestellt,
dir, Gottvertrau'ndem Fleiß, bereitet
es Erndtefreuden! — — Wir

freun uns der Freud'n, jauchzen dir,
beglückter Landmann, zu. Geſell'ge Freuden,
die kein geheimes Leiden
von Misgunſt trübt, erwärmen unſer Herz:
uns wär es Schmerz
der Wonne Kelch allein genießen.

Mein Plato! könnt ich dir
in deinen Kelch aus unſerm Kelche gießen,
noch dreimal ſüßer wär' er mir!
O könnten wir
dich unter uns in dieſen Feldern grüßen,
welch ein Genuß! — Ach wärſt du hier,
du überträfeſt alle Gaben
der gebenden Natur! — — Wie würden wir
nicht alle ringen, dich zu haben!
Wie würdeſt du . . . Nein, Du hättſt keine Zeit;
du wähltеſt nicht, wem zuerſt dich geben
du ſollſt: der Tochter, die mit Beben
in deine Arme fällt? — dem Bruder? Seligkeit,
Entzücken ſpricht ſein Aug', das izt nur Ruhe ſpiegelt,
er ſinkt an deine Bruſt, und ſeine Gattinn flügelt
den liebevollen Kuß —
wie pocht das Herz ihr! — Dir entgegen.
Mit ehrerbietgem Gruß
küßt Karolinchen dich, als bäte ſie um deinen Seegen

ſchmiegt

ſchmiegt Lottchen ſich um deine Knie' —
und Eduard kräht ſeine kleinen Freuden
und ſpricht vielleicht zum erſtenmahl —
Die Freundinn deiner Wahl
ſie ſättigt ſich an dieſen Freuden,
erſpäht den Augenblick, und naht ſich dir beſcheiden
und weint zum erſtenmahl
auf deine Hand der Freundſchaft Freuden.

Wir ſchliefen dann (laß meiner Phantaſie
den ſüßen Traum, der zu beneiden
von Fürſten iſt, verſtünden ſie
der Freundſchaft Werth und ihre Freuden)
wir ſchließen dann auf dein Geheiß
in unſre Mitte dich, und ringen dich zu ſehen,
ſo hüpfen wir in halbem Mondes Kreis
um Dich herum. Wir haben tauſend Fragen
und tauſend Dinge Dir zu ſagen,
und ſagen's nicht, und ſehen ſtumm
Dir ins Geſicht — dann uns, und ſagens uns noch wieder,
daß Du es biſt; und drücken noch einmahl
des Freundes Hand. Indeß im Eichenthal
ſenkt unſer Weg ſich nieder. —
Iſt es nicht ſchön? — du ſprichſt — wir fragen wieder
zum zweyten, dritten, vierten mahl:
Iſt es nicht ſchön? und klimmen an den Hügel,

wo Dich die Phantaſie auf ihrem Roſenflügel
nach Schleſien und Sachſen trug. —
Verſuch ihn noch einmahl, den Flug,
und ruhe dann den Blick, der ferne Schönheit ſpähte,
auf jene nette Gartenbeete,
durch Ordnung ſchön, die die Natur
in leichte Feſſeln ſchlug.
Die Feſſeln, dieſe nur
verſchönern ſie, nicht Kunſt von Gärtnerhänden
in Pyramiden, in beſchnittnen Wänden,
in Beeten nach der Schnur —
Wir ſehn den Gärtner; die Natur
entwiſcht der Kunſt, die ſie zum Sklaven
erniedern will. Laß uns den unbelohnten Fleiß
mit abgewandten Augen ſtrafen. —

O Freund! daß das Geheiß
der Eitelkeit, des Hofs, der Etikette
auch Menſchenſeelen um die Wette
zu Sklaven zwingt! — So fröhnt der Eitelkeit,
dem Hof, der Etikette,
verkürzet euch damit die euch unnütze Zeit,
nur klirret nicht mit eurer Kette
in unſerm freygebohrnen Kreis!
Verſpottet nicht den edlen Fleiß,
der eine beſſre Jugend

zur Ordnung zieht: — das iſt die einzge Tugend,
die die Natur gebeut und lehnt.

Du blickſt doch noch auf dieſe Gartenbeete?
Wie dieſes grünt? Das bleiche dort beſäte
ein früher Frühlingsfleiß; ein ſpäteres hat braun
dies Beet gefärbt, dies brauner; wie ſchattieret
es fein mit jenem ab? Siehſt du, wie ſie dort Lauben bau'nt?
Siehſt du den Mann? er führet
(auf einen Wagen lud er ſie) die Laſt
der weißgeſchälten Stangen: keuchend führet
er ſie herbey — er ſchwankt — ach, er erlieget faſt,
Gedank' an Moſt und Trauben
erleichtert ihm die Laſt. —
Wenn ſie behangen ſind, die Lauben,
wenn reif gekochter Saft die Trauben
mit Gold und Purpur ſchminkt:
dann ſtreifen wir durch dieſe Lauben;
die Freundſchaft eilt voran und bringt
die auserleſnen ſchönſten Trauben,
ſo hoch der Arm arbeitend ſie erringt,
Dir bringt ſie dieſe Trauben. — —

Wie ſanft die Oder fließt! Hier ſchwimmt ein Schif
vorbey
wir merkens nicht daß es dem Aug entſtrebet,
und doch iſt es vorbey —

Dort hebet
ein Wimpel ſich aufs neu',
dort einer noch, nun kommen ſie uns näher,
nun ſchwimmen ſie vorbey. —
Siehſt du den Berg, der jäher
dem Strome ſich entreißt? Wo er herab ſich ſenkt,
da liegt ein kleines Dorf. Der junge May beſchenkt
es jedes Jahr mit Nachtigallen;
im blühenden Gebüſch
da hallt ihr Lied, es hallen
die Berge nach. Ein liebliches Gemiſch
von Tönen irrt das Ohr.
Siehſt du den Thurm, der dort hervor
aus Bergen, die ihn halb verſtecken,
ſich ſiegend hebt? Die Berge ſtrecken
zu einer weiten Fläche ſich,
und Friederich
gebot auf dieſen Höhen
zur rechten und zur linken Hand
den Männern, die fürs Vaterland
und ihren König gehen,
wohin der blutge Sieg ſie ruft. —
Uns lud die linde Luft
einmal auf dieſe Höhen,
die lächelnde Natur erwachend zu beſehen.
Wie ſchön ſie iſt! wie reich ſie da den Blick

der nach ihr ſpäht, belohnt! —
Sichſt du zurück,
dort hebt ſich Berg an Berg: ſo heben Wellen
im Meer, und ſenken ſich.
Hier wechſelt Moos und Saat, hier mäſſern Quellen
die junge Saat: – zur linken ladet dich
ein Saatfeld ein. Sichſt du in kleinen Krümmen
den Fußpfad dort? ihn zeichnet unſre Spur;
hier ſtimmen
wir oft dem Schöpfer der Natur
ein Loblied an, ſingen wir hier
der Freundſchaft oft: dann lauſchet Wilhelmine
der liebelächelnden, der frohen Albertine
entzückt ins Angeſicht. Wir reden dann von Dir,
„O wär' er hier!
„Und wenn er ſo uns ſäh'! — und das Geſpräch verlieret
in tauſend kleinen Krümmen ſich. —
Sichſt du die Stadt? wie triumphieret
die Stadt? wie dehnt ſie ſich in eine Reih!
O Blick, der ſorgſam ſpäht und der, entführet
vom Reize der Natur, in ſüßer Schwärmerey
ſich immer weiter noch verlieret,
noch weiter ringt! ſie ſtellt, neugieriger Blick,
die Gränze dir:
du wendeſt dich! willſt du zurück?
Beſchließ die Wahl, o Freund! der Fußſteig hier führt näher

zu finden iſt, ſo laßt mich die ganze Strenge der Juſtiz dafur erfahren, daß ich euch ſo mißhandelt habe.

Brabantio.

Schlaat Feuer, he! bringt mir ein Licht -- Ruft meine Leute zuſammen -- Dieſer Zufall ſieht meinem Traum nicht ungleich, und ich ſterbe vor Furcht, daß es ſo ſeyn möchte. He! Licht, ſag ich, Licht!

Jago.

Lebt wohl, ich kan mich nicht länger aufhalten -- Es würde ſich gar nicht wol für meinen Plaz ſchiken, und mir in keinerley Abſicht geſund ſeyn, als ein Zeuge gegen den Mohren vorgeführt zu werden. Die Gründe, die ihn zum Heerführer in dem Cypriſchen Kriege, worinn ſie würklich begriffen ſind, beſtimmen, ſind ſo dringend, daß ſie, für ihre Seelen, keinen andern von ſeinem Gewicht finden können, dem ſie dieſes Geſchäft mit Sicherheit anvertrauen dürften. Bey ſolchen Umſtänden muß ich, ob ich ihn gleich ſo herzlich haſſe als die Pein der Hölle, doch äuſſerlich, meines eignen Vortheils wegen, dergleichen thun, als ob ich ihm gänzlich ergeben ſey. Damit ihr ihn aber unfehlbar findet, ſo führet den Brabantio und ſeine Leute zum Schlözen, und dort werd' ich bey ihm ſeyn. Hiemit, gehabt euch wol.

(Jago geht ab.)

als jener dort, allein der Berg iſt jäher. —
Doch, folge mir! ich ſehe ſchon
den Berg mit Stufen ausgehauen.
Ein liebevoller Sohn
hat dieſe Stuffen ausgehauen.
Sein Vater glitt, als er hinab
die Höhe gieng; kaum rettete ſein Stab
den ſchwachen Greis. Nun war er der Gefahr entklommen,
er klagt es ſeinem Sohn,
der hörts und bebt, und war dem Vaterang entflohn:
die Sonne ſank, er gieng, der Morgen war gekommen
— da lächelte der gute Sohn
auf ſeine Arbeit hin, und hieß den Vater kommen.
Nun ſteigen ſie ihn oft, wenn Fleiß ſie, wenn Natur
(ſie heißt den Frommen
im Staatsrock und im Kittel kommen)
ſie ruft, zum Anſchaun ruft — Sie ſteigen, ſehen hier
den Morgen kommen,
den Tag entſinken.
Freund, wenn wir
herab von dieſen Höhen kommen,
dann grüßen wir uns neu.
Die Freundſchaft fodert das Fühlſt du dein Herz nicht
ſchlagen?
Nicht deine Bruſt ſo frey?
Hat nicht dein Mund uns was zu ſagen?

und

und deine Neugier keine Fragen
an unſer Herz?
Das Frohgefühl, der Kuß, der heitre Scherz
ſind Kinder der Natur,
in ihrem Lächeln werden ſie gebohren;
der iſt für Freundſchaft und Natur,
wem hier das Herz nicht ſchlägt, verlohren,
und eine Menſchenhülſe nur;
ihm predigte, wie tauben Ohren,
Selbſt Plato von der Liebe vor.

Ich las ihn, kenne nun das Bild, das deine Wahl erkohr,
von deiner Freundſchaft mir zu ſagen.
O haſt du Luſt, mich zu befragen,
ſo werden wir den Weg zur Stadt
langſamer ahn. Was ſchadets, wenn geröthet
ihn ſchon die Abendſonne hat?
Die Luft iſt mild, die Lerche flöthet
ein Abendlied.
Fang an! — Du frägſt:
„Was iſt die Liebe?
Geburt im Schönen! — Sehnſucht hebt,
den Liebenden. Der Edlere entſtrebt
der Sinnlichkeit, und heiligt reinre Triebe
der ſchönen Seele, die er fand. —

„Und

„Und dieſe Liebe

„Was iſt ihr Zweck?

Vollkommenheit!

Der Liebende veredelt den Geliebten,
der Lieben Seligkeit
iſt, ſich einander ſchön
in ihren Tugenden zu ſehn.
„Wie lieben ſie?
Nicht heiß mit Flammen,
die ſchnell entſtehn
und ſchneller oft vergehn,
mit Gluth, langſam genährt: die beſte Gluth verdammen
die Heiden, die ſie nie geſehn;
Sie aber bleibt ſich gleich, und ſinkt
von keinem ſinnlichen Genuß.

„So dünkt

„die Liebe dauernd dich?

O Freund, die Sinnenliebe
ſchürzt leckre Knoten nur, und die benagt die Zeit!
Hier wählt der Geiſt aus einem reinern Triebe,
und knüpft das Band der ſchönern Liebe
für eine ganze Ewigkeit.
„Iſt ſie auch fruchtbar, dieſe Liebe?“
Sie iſts von Früchten beſſrer Art,
werth eines Geiſtes, der gepaart
mit meiner Seele iſt, die denkt

von keinem Zwang beſchränkt.
Kein Sklave dem Geſetz, und keinem Herrn der Erde
und keinem angeerbten Wahn
und keinem Eigenſinn ein blinder Unterthan,
erzeugt ſie ihre Frucht ſo frey, als einſt das Werde
der Schöpfung war. Ihr ſchmeichelt die Beſchwerde,
ſie übernimmt ſie gern. Gefahr, das bleiche Angeſicht
der Angſt, des Schmerzes, kennt ſie nicht.
Sie bringt mit lächelnder Geberde
die Frucht — ein Seegen für die Erde,
denn Weisheit, Tugend iſt die Frucht.
„Wie aber keimet ſie? wie reift ſie, dieſe Frucht?
„und wie wird ſie gebohren?“
Der Liebende und der, und die — das gilt hier gleich —
die aus dem Geiſterreich
ſich ſeine Wahl erkohren,
ſie ſind ein ſchönes Eins, ſie denken nun nicht mehr
empfinden nun nicht mehr
für ſich allein: ihr ganzes innres Leben
gehört (ſo eng iſt dieſes Band,
ſo ſchön) nur dem geliebten Gegenſtand.
Biſt Du der Liebende, bin ich der Gegenſtand
der ſchönen Wahl, ſo wirſt Du dich beſtreben,
der Tugend Lehren mir zu geben;
was wahr, was göttlich iſt, was das Beſtreben
mit Selbſtgefühl belohnt, Gedanken, die dein Geiſt erfand,

die

die dir die Musen geben,
die leicht und lächelnd dir entschweben
im Graziengewand,
nah oder fern, du wirst sie doch mir geben.
Wie wird, mit welcher Zier
sie meine Seele fassen, sie bewegen,
mit welcher Sorg — o süße Sorg! — und ihr
ist Lohn geschenkt! — sie pflegen!
Sie werden wachsen wie am Bach
die Weide grünt: wie nach und nach
sich Küchlein in dem Ey regen,
so werden sie sich auch in mir bewegen:
sie reifen, brechen durch. O Jupiter! Empfand
dein Herz auch solche Mutterwonnen,
als dein Gehirn gebahr? O — Wonne, die das Band
der bessern Freundschaft krönt! — Mein Plato, diese Wonne
ist unsrer Freundschaft Frucht. Sieh, so gebiert die Erde
von der Sonne
den Frühling, so gebiert ein gutes Land
dem Sämann, welcher es besäte,
Frucht, hundertfältge Frucht! Der Mond erzeugt den Thau,
das Morgenroth gebiert ihn auf der Au:
so schwängern Blumenbeete
den Zephir, der dem West entschlüpft
mit Duft; gleich einer Opferwase
gebiert er ihn durch Hauch. Das Kind der Liebe hüpft
der

der Welt entgegen: ſo entſchlüpft im blumenvollen Graſe
ein Lamm der Mutter Schoos.

„Bleibt auch die Frucht ſo wild, als wie das Lamm im Graſe?

„Wo nicht wer zieht ſie groß?“

O Vater- Mutterliebe!
vergäſſt du ein Kind?
Vergeſſen ſollten ſie, ſie, die auf reinerm Triebe
des Geiſtes ſich gegeben ſind,
der ſchönern Liebe ſchöners Kind?
Mit gleich theilnehmendem Bemühn
erziehn ſie dieſes Kind für ein unſterblich Leben,
die Hoffnungen, die ihnen blühn,
die Freuden ihrer Arbeit weben
nur feſtre Bande noch. Je mehr der Kinder leben,
je feſtre Bande knüpfen ſie.

„Vollkommenheit war dieſer Liebe
„erwählter Zweck, erreicht ſie auch
„den Zweck?“

O Freund, ein Hauch
des Göttlichen iſt dieſe Liebe;
des Liebenden, und des Geliebten Triebe
veredelt dieſer Hauch.
Erſt leben ſie nur ſich allein;
bald laden ſie jedwede ſchöne Seele

in ihren Bund mit ein.
Kein äußrer Schein
kein Reiz der Sinnlichkeit empfehle
die ungestalte Seele
dem Liebenden. Bemerk'es, sie verstehn
auf Schönheit sich, sie seyn
sie groß in der Natur, sie kennen in Gesetzen
voll Ordnung und voll Sittlichkeit sie schätzen
in jeder Wissenschaft. Sie schuf
die Wissenschaften.
Erkennen sie die Schönheit: ihrem Ruf
gehorchen sie — sie haften
an einer nicht allein: so weit das gränzenlose Meer
der Schönheit Wellen schlägt, befahren sie das Meer,
und jede Geistesfrucht, aus jeglichem Jahrhundert,
sie sey verkannt, sie sey bewundert,
ist ihr, stärkt ihren Geist, erzeugt
ein reiches Maas von philosophischer Kenntniß
in ihrem Geist. Des Wissens Fülle steigt
und nährt den Geist. Ihr offenes Verständniß
erfüllt das höchste Maaß — „das ist?" Anschaun der
Schönheit, wie sie ganz
allein in sich besteht, im unvermischten Glanz,
entkleidet jeder Hülle,
rein, unveränderlich, zu allen Zeiten schön,
vor aller Augen, die sie sehn,

in allen Theilen ſchön.
Kein Wachſen, kein Vergehn
verſchönt, entſtellet ſie, und wie der Götter Wille
ſo frey iſt ſie, vom Zufall unberührt.
Zu dieſem Anſchaun führt
die Liebe ſtufenweis. Wen Geiſt und wen Gefühle heben,
nur der ſteigt ſie hinan, und wer dies Ziel erreicht,
der lebt allein ein wahres Leben.
Er würde, unerweicht
von angefochtner Sinnlichkeit,
um alles Glück, das eine Welt ihm beut,
das Kleinod, das er hat, nicht geben.

„Und was iſt nun die Liebe
„Von Sinnlichkeit erregt? Gebilligt ſind ja ihre Triebe,
„Altäre heilgen ſie?" — O beſſre Geiſteskiebe!
Schweb', ihr ein Engel, ihr voran!
ein Kranz geſelliger Freuden
begleite ſie: — gleich ſey, gekrümmt ſey ihre Bahn,
ſie führe nur zum Glücke, das beſcheiden
im Stillen blüht! — Häusliches Glück! wer ſpricht die Fülle
des großen Wortes aus? —
In deines Bruders Haus
ergießt ſie ſich, die ſeegensvolle Fülle,
ich ſeh's, ich lerne in der Stille.

Ich ſeh den kleinen Bach,
durch Blumen rinnen, ſeh ihn nach und nach

geſchwollener, er wird ein Fluß, er theilet
in Arme ſich — ſie wäſſern weit das Land —
er wird ein Strom — er ſtrömet fort — er eilet,
ihn leitet eine unſichtbare Hand
ins Meer der Ewigkeit.

Die Nacht tritt in den Abend
mit Schauern ein! wir ſehen unſern Pfad
in Dämmerung gehüllt. Uns naht
der Scheidepunkt. — So heiter und ſo labend,
als ich mit euch den ſchönen Frühlingsabend
voll Freundſchaft und Natur genoß,
ſo heiter ſey auch jeder Abend,
und jeder Tag, dem er entſproß,
ein heitrer Tag! — Lebt wohl! dies Seegenswort,
Der droben hörts! Es wandelt meine Seele
nicht mit der äußern Hülle fort.

W. v. S. *)

2.

*) Dieſe naive junge Dichterin beſitzt, (oder mein Gefühl müßte mich ſehr täuſchen) das, was nach Platons Meynung die weſentlichſte Bedingung der Fähigkeit von den Muſen begeiſtert zu werden, iſt — „eine zarte, unverfälſchte und ungefärbte Seele" — ohne welche die Kunſt allein nur nüchterne und froſtige Dichter hervorbringt. Käme zu einer ſo ſchönen Anlage noch etwas Studium der Kunſt, wäre es auch nur des mechaniſchen der Sprache und der poetiſchen Muſik — hätte

2.

An den König Stanislaus Auguſtus

von einem Pohlen.

Heil Dir, Auguſt! des Vaterlandes Retter,
Dir, Vater Deiner Nazion!
Ihr drohten jüngſt verderbenſchwangre Wetter:
da ſtrahlte Licht von Deinem Thron.

Der Strahl entflammt zum Muth, beſeelt zum Frieden
die Edelſten im Vaterland:
da ſtaunten ſie, die ſtolzen Aeaciden,
das Gold entfiel der ſtarren Hand.

Voll edler Huld — ach, viel Bedrückte litten! —
entfeſſelſt Du von Sklaverey
Dein theures Volk, — beglückter nun als Britten,
und mehr als Frank' und Britte frey.

hätte ſie noch dabey ſo einem kritiſchen Freund, wie Horaz ſeinem jungen Piſo einen wünſcher, und gefiele es ihr auf deſſen Erinnerungen zu horchen: ſo zweifle ich nicht, es würde bloß von ihr abhangen, einen der ſchönſten Kränze zu verdienen, der jemals von den Muſen und Grazien um die Stirne einer teutſchen Dichterin gewunden wurde. W.

Dritte Scene.

Brabantio und einige Bediente mit Fakeln.

Brabantio.

Mein Unglük iſt nur allzugewiß. Sie iſt weg; und Schmach und Bitterkeit iſt nun der Antheil meines übrigen Lebens. Nun, Rodrigo, wo ſahſt du ſie? O, das unglükſelige Mädchen! Mit dem Mohren, ſagſt du? Wer wollte mehr ein Vater ſeyn wollen? -- Woher wußteſt du, daß ſie's war? O! das iſt unbegreiflich, wie ſehr ich mich an ihr betrogen habe! -- Was ſagte ſie zu euch? -- Noch mehr Fakeln her -- Ruft meine ganze Verwandtſchaft zuſammen -- meynt ihr, ſie ſeyen ſchon verheurathet?

Rodrigo.

Ich denke freylich, ſie ſind's.

Brabantio.

O Himmel! wie iſt's möglich, daß ſie ſo aus der Art ſchlagen konnte! -- Väter, forthin trauet euern Kindern nicht weiter als ihr ſie ſehet. Giebt es nicht Zauber-Mittel, wodurch die Unſchuld eines jungen unwiſſenden Mädchens verführt werden kan? Habt ihr nichts von dergleichen Dingen geleſen, Rodrigo?

Rodrigo.

Ja, mein Herr, das hab' ich, in der That.

Du ſtrebeſt nicht mit Würger-Legionen
nach fremdem Gut, nach Ruhm und Gold;
das Herz des Volks iſt werther Dir als Kronen,
dir, Menſchenfreund, wie Leopold.

Was Dir gelingt iſt Heinrich nicht gelungen:
daß jeder gute Unterthan,
ſein Huhn im Topf, vom Dankgefühl durchdrungen
ſich nun des Sabbaths freuen kann.

Du fühlteſt Dich als König neu beglücket
und lächelteſt der Creatur
von Deiner Hand, als jeder Mund entzücket
Dich Vater hieß, Dir Liebe ſchwur!

Hehr ſchreiten nun des Reichs vereinte Bürger
mit Dir zum großen Ziel heran!
Zu ſprechen Hohn der Freyheit frechem Würger
ſtehn alle kühn für einen Mann.

Wie? ſollte Dich der Geiſt der Ahndung trügen?
Nein! dieſes Volk, voll Kraft und That,
wird künftig ſchwer den Spott und Undank rügen,
den es bisher erduldet hat.

Die Nachwelt wird Dich den Erretter preiſen;
wird heilig halten Dich, wie wir!
Sie nennet Dich den Mildeſten, den Weiſen;
weint Thränen Dir des Danks, wie wir.

3.

Der Vorhof des Heiligthums.

An Matthiſſon.

(Auf eine Reiſe von Lyon nach Genf.)

Hier, wo der Rhodan grün in Silber rollt,
der nahen Höhen Schneegewand' entſchwindet,
begrüß ich Dich, o Lenz, der friedlich hold
mit warmem Hauch die Blüthezeit verkündet.

Bardale *) jubelt hoch, verſchwebt in Luft
und zartes Grün umkeimt des Wandrers Pfade,
der Berge Haupt umflort ein leichter Duft,
die Stelze ſucht ihr Neſt am Bachgeſtade.

Doch ſchroff klimmt aus dem Thal der Pfad hinan
wo Felſenſtirnen grauſend überhängen,
und enger wird die wildverwachſne Bahn,
um die ſich Trümmer rieſenmäßig drängen.

*) Die Nachtigall.

Stilldämmernd ruht, im Abgrund eingesenkt,
Serdonens Thal, vom Abendroth bemahlet,
Vaucluſen ähnlich, das mein Geiſt ſich denkt,
mit wilder Anmuth zauberiſch beſtrahlet.

Verſchwunden, ach verſchwunden war mein Thal,
und nackte grauſe Felſenzacken ſtarrten
auf kalter Höh', umblitzt vom letzten Strahl,
und feuchte Nebel, die in Grüften harrten.

Doch freundlich lacht, o Mantua, Dein See,
vom Morgenlicht am Felſen übergüldet,
das an des Fichtenberges heitrer Höh
der Roſenknoſpe ſanftes Roth gebildet.

Am ſteilen Abhang ſchwebend geht der Weg,
wo ſchaurig tief die Varceline rauſchet,
und nun empfängt uns ein umwölbter Steg,
den Anmuth ſtill und Heimlichkeit umlauſchet.

Wie ſanft, wie ſchmeichelnd, wie ſo lieblich wallt
der Rhodan hier aus grüner Höhe nieder,
wie Silberthau auf friſcher Wieſe ſtrahlt,
Melodiſch wie des Turrée, Schwans Gefieder. *)

Wer

*) Die Schwäne am Turrèſee in Savoyen ſind auszeichnend ſchön.

Wer ſtürzt Dich wild in dieſe Kluft hinab,
wie Blitze ſtark und ſchneller wie Gedanken,
daß um Dein tiefes ſchauervolles Grab
verſtummt und bang die Felſenmaſſen wanken? *)

Es brüllt die Fluth, tief in der Erde Schooß,
und ſchleudert Schaum hoch aus der ſchwarzen Hülle,
drängt ſich durchs Trümmerchaos, reißt ſich los,
und rauſcht hervor mit angebohrner Fülle.

Allein noch hebt mein Herz ſich unbewußt,
und meinem Blick entfliehet das Gebilde:
Ich finde mich, erwacht zu neuer Luſt,
auf weichem Moos im lieblichſten Gefilde.

Hier dacht ich Dein, du Liebling der Natur,
der ihr lobſingt in Nachtigallentönen,
O Matthiſſon, der ihre leiſe Spur
entzückt verfolgt durch himmelvolle Scenen!

O folge bald, es ruft Dein Genius,
Dir winkt dies Thal, der ewgen Allmacht Tempel:
Nicht bloß die Alpen wähle ſich Dein Fuß,
des Jura Saum trägt auch der Gottheit Stempel.

F. Brun geb. Münter.

*) La perte du Rhône.

4.

Elegie

in den Ruinen einer Abtey geſchrieben.

(Eine freye Ueberſetzung von *Jerningham's* Elegy written among the ruins of an Abby.)

Wo dort im alten Thurm um Mitternacht
die Winde durch die Mauerſpalten heulen,
und einſt ein hoher Dohm in ernſter Pracht
den Pilger ein, voll Ehrfurcht hier zu weilen.

Geweihte Glocken riefen einſt, wo ſich
Ruinen dort im Abendſchimmer röthen,
von der beſtrahlten Kanzel feierlich
die Gauen rings zu Meſſen und Gebeten.

Aus heil'ger Nacht ſprach eine Gottheit hier
Orakel, die der blinde Pöbel ehrte:
die Großen ſelber bückten ſich vor ihr,
und glaubten was ihr ſchlauer Prieſter lehrte.

Der Aberglaube, ſitzend auf dem Thron
den ihm die Dummheit baute, ſprach den Weiſen
des Landes, ſprach der hellen Wahrheit Hohn,
ließ Fackel ihr und Diadem entreiſſen.

Wie

Wie Wolken, die von allen Seiten her
ſich über Wüſteneyn zuſammendrängen,
und, rings die braune Wildniß immer mehr
verdunkelnd, kalt und ſchwer vom Himmel hängen:

So ſtrömten Scharen ſeinem Tempel zu:
der finſtern Schwermuth finſtere Verehrer
verträmmten hier das Jahr in träger Ruh,
und nannten ſtolz ſich ächte Chriſtuslehrer.

Doch nun nicht mehr. Die Wahrheit kam, zerbrach
den alten Thron mit ihrer ſtarken Rechte;
die Thäler hallten ſeinen Umſturz nach,
ſein Fall erſcholl bis in des Orkus Nächte.

Dumpfbrütend ſitzt nun der geſtürzte Gott
auf ſeines Tempels grauſenvoller Trümmer,
des Volks Verachtung und der Geiſter Spott,
um ſein geſunknes Haupt erloſch der Schimmer.

Zu ſeinen Füßen liegt der ſchwarze Schild,
der vor der Wahrheit Pfeil ihm Schutz gewährte;
geworfen in den Staub iſt jedes Bild,
das einſt des Laien Andacht fromm verehrte.

Der Chorpſalm ſchweigt, die Prieſter ſind entflohn,
verloſchen alle Lampen; ringsum Mauren
und Thürme, welche ſchnellen Einſturz drohn,
in deren Klüften Eul und Uhu kauern.

Kal

Das goldne Kruzifix, vom Staub entweiht,
umwindet dort im Schutt die blaue Schlange,
und achtet nicht des Sinnbilds Heiligkeit;
der Weißdorn blüht im öden Säulengange.

Verwildertes Gesträuch und Schilf verschließt
den Weg zur weiland stiftungsreichen Halle.
Der hohe Dohm ist einsam, leer und wüst,
durchschmettert einst von der Posaunen Schalle.

Die Elster hüpft auf dem Hochaltar
vor dem sich einst mit Ehrfurcht Fürsten bückten,
und Priester, stolz im purpurnen Talar,
ein mystisches Gebet zum Himmel schickten.

Noch roth die Mörderfaust von warmen Blut,
fand einst hier eine Freystatt der Verbrecher;
des fluchbeladnen Meuchlers Uebermuth
bestrafte mit dem Schwerte nun kein Rächer.

Triumph! aus langem Schlummer ist erwacht
der Sonnenadler Wahrheit, hebt die Flügel,
zertheilt des grauen Irrthums alte Nacht,
und reines Licht bestrahlet Thal und Hügel.

Die blonde Ceres siehet weit und breit
das reiche Feld von goldnen Ernden wallen,
bewundert froher Schnitter Aemsigkeit,
und hört entzückt gewetzte Sicheln schallen.

Des Jünglings kühner Buſen ſchlägt nicht mehr
in Meßgewändern, die ſein Feuer dämpfen;
Er faßt des Schwert, folgt einem tapfern Heer,
für Freiheit und für Vaterland zu kämpfen.

In kalter, dumpfer Kloſtereinſamkeit
vertrauern keine Jungfraun mehr ihr Leben,
(den Blumen gleich um einen Sarg geſtreut,)
dem Gram und der Verzweiflung hingegeben.

Von Hymens Altar ſteigt der Opferduft
des Weihrauchs, welchen Liebesgötter ſtreuten;
Triumphgeſang erfüllet rings die Luft
von Jünglingen und friſchbekränzten Bräuten.

Der Ueberfluß beſeligt Dorf und Stadt,
umblühet rings von milden Segensfrüchten:
der Landmann ißt am eignen Heerd ſich ſatt,
und letzt ſich froher nach des Tages Pflichten.

Denn keine Pfaffenhabſucht plündert mehr
den Goldpalaſt, um ihren Bauch zu mäſten,
und kein bethörter Laie ſpendet mehr
ſein Gut zu roher Mönche Schwelgerfeſten.

Einſt wähnten viel' in Jama's Heiligthum
durch reiche Stiftungen empor zu ſteigen;
klein war die That, und kleiner noch der Ruhm,
von ihrem Nahmen wird die Nachwelt ſchweigen.

Doch ihrer manchen traf ein schwarzes Loos,
das selber seiner Asche nicht verschonte,
und ihm, wenn längst sein Grab mit stillem Moos
bewachsen war, mit später Rache lohnte.

Wo dort der düstre Taxus Schatten streut,
und des zerstörten Grabmals Grausen mehret,
ward einsens eine Todtengruft entweiht,
und des Verwesenden Gebein entehret.

Des reichen Spenders Rufus Leichnam barg
einst diese Gruft, von Marmor aufgebauet;
dem nächtlichen Gewölbe ward sein Sarg
mit vielem Prunk und Schimmer anvertrauet.

Ein kaltes Grausen faßt den Wandrer da,
wann er im Mondenlicht das Grab erspähet;
denn er erinnert sich was hier geschah,
wovon im Dorfe dort die Sage gehet.

Ein Haufen Wölfe, vom Verwesungsduft
gelecket, kam des Nachts bey Sternengefunkel
zum Kirchhof her, verheerte diese Gruft,
und drang hinein in des Gewölbes Dunkel.

Hier tobten sie mit ungezähmter Lust;
der Leichnam ward aus seinem Sarg gerissen,
da fraßen sie das Herz ihm aus der Brust,
und schwelgten in des Blutes schwarzen Flüssen.

O Gramm! In dicken Wolken hüllten ſich
vor ſchaudernd em Entſetzen alle Sterne;
die Wölfe heulten lauter; fürchterlich
erſcholl Geächz von Geiſtern aus der Ferne.

Was half nun dieſem Todten alle Pracht
des Leichenzugs? die Florbehangnen Wagen?
Der Chorgeſang in der Begräbnißnacht?
Die Fackeln, ſeiner Baare vorgetragen?

Was half der Prieſter betendes Geleit,
und ſeines Trauermales goldne Lüge?
Der Holzen Marmorbilder Herrlichkeit,
und das Gepränge leerer Aſchenkrüge?

Betrogener Thor! Iſt das der Lohn dafür,
daß Mönche deinen Reichthum einſt empfingen,
indeß'n arm, verwaiſt, vor fremder Thür,
um Nahrung deine Kinder betteln gingen?

Daß deine Wittwe vor dem Kloſterthor
auf ihren Knieen um ein Schärflein flehte?
in dürft'ger Hütt' auf hartem Lager fror,
wo ſie des Todes Sichel endlich mähte?

Uhden. *)

*) Auch der Verf. dieſes Gedichtes, welches die Kühnheit und Zierlichkeit eines Originals hat, iſt ein Landsmann Opitzens, und gewiß einer, der dieſem Vater der teutſchen Dichtkunſt vorzüglich Ehre macht! W.

Brabantio (zu einem Bedienten.)

Ruft meinen Bruder; oh, wie wollt' ich izt, ihr hättet sie gehabt, auf eine oder die andre Art -- Wißt ihr, wo wir sie und den Mohren antreffen können?

Rodrigo.

Ich denke, ich werde sie entdeken können, wenn es euch gefällt, unter einer guten Bedekung mit mir zu gehen.

Brabantio.

Ich bitte euch, geht voran. Ich will von Hause zu Hause russen; ich kan befehlen, wenn's nöthig ist; schafft Waffen her, holla! und holt einige Officiers, auf die man sich verlassen kan -- Geht, mein guter Rodrigo, ich will dankbar für eure Bemühung seyn.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

(Verwandelt sich in eine andre Strasse vorm Schützen.)

Othello, Jago, und Gefolge mit Fakeln.

Jago.

Ob ich gleich, seitdem ich das Kriegs-Handwerk treibe, manchen im Feld erschlagen habe, so mach' ich mir doch das gröseste Gewissen draus, einen vorsezlichen Mord zu begehen! Weniger Bedenklichkeit würde manchmal mein

Vortheil

III.

Etwas über das im 7ten St. des T. M. 1791. eingerückte Sendschreiben.

Dem edlen Gegner meiner Schrift: meines Vaters Haus-Chronika, habe ich nichts zu erwiedern, als daß ich der Ueberzeugung bin, er habe mich hie und da nicht verstanden, wenigstens nicht so gut, als der Dichter Schubart, besage des 14. Stücks seiner Chronik. Ich ersuche ihn deshalb, S. XLI. bis XLIV. der Vorrede meiner Schrift noch einmal zu lesen. Ich gebe gern zu, daß man, wenn man den Gegenstand seiner Arbeit am Herzen trägt, wie ich, wenn man während derselben warm wird, und die Einbildungskraft die ruhige Philosophie ein wenig übertäubt, zuweilen in den Fall kommen kann, inkonsequenter auszusehen als man ist, dunkler und unbestimmter zu schreiben als man denkt. Dann ist es immer ein seltenes Glück, wenn man in so gute Hände fällt, als er selbst, besage der Note des Hrn. Wieland, zu seinem Texte, S. 333.

Es soll mir übrigens ein Vergnügen machen, wenn es meinem Herrn Gegner gefallen sollte, sich über mein Buch, und mehrere darin enthaltene Materien, weiter mit der guten Art vernehmen zu lassen, mit der er begann. Seine Kritik ist

mir

mir die reichſte Entſchädigung gegen dasjenige, was ein unbilliger Recenſent in der Allgem. D. Biblioth. über mein Buch ſeinem Publikum zu ſagen für gut fand.

Sollte es meinem Herrn Gegner gefällig ſeyn, Girtanners Schrift über die franz. Revol. ruhig zu leſen, ſo würde er, hoffe ich, manches zurücknehmen, was er gegen mich äuſſert. Wo nicht, ſo wollen wir den Ausgang der Sachen in Frankreich erwarten, und dann zuſehen, ob wir einander vielleicht beſſer verſtehen werden. Alsdann iſt er auch wohl einiger mit ſich ſelbſt über den Werth meines Kopfs und meines Herzens. Was ſeinen Kopf und ſein Herz anbetrifft, ſo nehme er vorlieb weilen die Verſicherung an, daß ich beides, und zwar nur darum ſchon entſchieden für liebenswerth halte, weil ich ſeine Kritik ohne Leidenſchaft und ruhiger geleſen habe, als er mein Buch.

Die kleine Bemerkung, S. 329. über meine Anonymität betreffend, ſo ſteht jedem braven Manne, wie er iſt, mein Nahme zu Dienſte. Er ſoll ihn wiſſen, wenn er mir Gelegenheit ſchafft, den ſeinigen zu erfahren. Einſtweilen hier die Anfangsbuchſtaben, mit der feſten Verſicherung, daß mich mein von nicht zum Ariſtokraten macht.

v. G.

IV.

Bemerkungen

über einen im 9ten Stück des Journal v. u. f. Teutſchland vom Jahr 1791. befindlichen Aufſatz an Europens Fürſten, die franzöſiſche Revoluzion betreffend.*)

Mala cauſa patrocinio fit pejor. — —

Ich habe immer bedauert, daß ein ſo erleuchteter und verehrungswürdiger Mann, als der Herr Hers

aus-

*) Auszug aus einem Schreiben des Verfaſſers dieſer Bemerkungen an den Herausgeber. „In dem mit allen Recht ſehr geſchätzten Journal v. u. f. Teutſchland 1790. St. IX. findet ſich ein Aufſatz gegen die franzöſiſche Revoluzion, der ſo ſehr auffallend deſpotiſch, ſo ganz ohne alle Rückſicht auf hiſtoriſche Wahrheit, Recht der Natur und der Völker, mit einem Wort, in einem der gefährlichſten Anfälle von Alleinherrſcher-Wuth und Menſchenrechts-Scheu hingeworfen zu ſeyn ſcheint, daß es der Mühe nicht unwerth iſt, zum Beſten der geſammten Menſchheit und ſelbſt derer, die der Verfaſſer obbeſagter Declamazion auf eine ſo unüberdachte und unbefugte Art in Schutz nimmt, Etwas, wiewohl ſpät, dagegen zu ſagen. Wie ſehr wünſche ich, daß wenigſtens die in dieſem kleinen Aufſatze beobachtete gewiſſenhafteſte Unparteylichkeit ihm einen Platz in ihrer vortreflichen Monatsſchrift verdienen möchte.

Dieſe

ausgeber des Journals von u. für Teutſchland iſt, einem ſo offenbar in einem Anfall von Ariſtokratiſcher Wuth geſchriebenen Blatte einen Platz in ſeiner ſchätzbaren patriotiſchen Schrift vergönnet, und dieſes Blatt ſogar durch eine Note, welche zugleich gegen alle Vertheidiger der franzöſiſchen Revoluzion gerichtet iſt, anpreiſen zu müſſen geglaubt hat.

Es ſey mir erlaubt, die merkwürdigſten Stellen aus dieſem Pamphlet auszuheben, und meine Gedanken in der Kürze darüber mitzutheilen.

Dieſe Unpartheylichkeit kann ich um ſo freudiger behaupten, da ich unter keinem Deſpotismus ſeufze, ſondern einem Fürſten diene, der in dem Gedanken lebt und webt, Schöpfer des politiſchen, moraliſchen und häuslichen Glücks ſeines ihm anvertrauten Volks zu ſeyn; der keine Machtſprüche ex plenitudine potestatis thut, ſondern vielmehr in zweifelhaften Fällen die Gutachten auswärtiger Rechtsſchule einholen läßt; der die bereits verſteuerten Saatfelder ſeiner Landleute nicht den Verheerungen der Jagdhunde, Pferde und zunftmäßigen Wildſchützen Preis giebt; der jedem einzelnen Staatsbürger ohne alle Rückſicht auf Stand und Verhältniſſe die ſtrenaſte Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ſogar durch ſeine Lieblings- und Erhohlungsbeſchäftigungen, den Ackerbau und die Baumzucht, dem Publico noch nützt, und auch dann noch nützen wird, wenn glücklicher Erfolg ſeine Bemühungen nicht allezeit krönen ſollte; u. ſ. w.

„Im Jahr 1349. wüthete in Europa eine phyſiſche Peſt, und im Jahr 1789. erhob ſich im Schooße des blühendſten *) Reich dieſes Welttheils eine moraliſche Peſt, die alle andere zu bedrohen ſcheint.“

Dem Verfaſſer hat es, wie es ſcheint, nicht gefallen, über die Urſachen dieſer moraliſchen Peſt zu reflectieren! Iſt der Deſpotismus, der in Frankreich, erwießner Maßen, zu einem höchſt unerträglichen Grade geſtiegen war, **) nicht auch eine moraliſche Peſt? — — Wer brachte dieſe Peſt ins Land? Wer inſultierte die Menſchheit durch Unterdrückungen und Greuel, deren bloße Erzählung die Haut ſchauernd macht, und welche ſelbſt Männer, die, ihrer Geburt und ihren Stellen nach, ein Intereſſe dabey hätten von der ariſtokratiſchen Parthey zu ſeyn, nicht ableugnen können?

„Ein wohlgeordneter Cordon hätte die Nazionen gegen die erſte bewahren können, aber dieß Mittel iſt unzureichend gegen die andere. Sie müſſen ſich vereinigen, um den Keim derſelben zu erſticken.“

Ach!

*) Blühend? Kennt der Verfaſſer den Zuſtand Frankreichs, ſeit mehr denn 100 Jahren als blühend? Wußte er die Wahrheit nicht, oder läugnete er ſie?

**) Man ſehe unter vielen andern Schriften: Memoires du Duc de Richelieu und Mem. du Duc de St. Simon.

Ach! mit den Cordons iſt es eine eigene Sache! Die vielen Cordons, welche man Unwürdigen austheilte, ihre Bruſt zu zieren, und Unſchuldigen, um ihnen den Hals zuzuziehen, waren eine von den Urſachen der Revoluzion! Auſſerdem aber ſcheint es, (und Erfahrungen von ſehr auffallender Art beſtätigen dieſen Satz) daß gewiſſe Freunde des Deſpotismus obiges Mittel eben nicht für unzureichend halten. Man darf ſich dreiſt auf ihre öffentliche und geheime Anſtalten, gegen den Einbruch der geſunden Menſchenvernunft und der Kenntniß urſprünglicher und unveräuſſerlicher Menſchenrechte einen Cordon zu ziehen, berufen.

„Wenn die Fürſten am Rande des Abgrunds ſo ſorglos einherſchlummern, ſo iſt ihr Fall dahin unvermeidlich.“

Wenn gewiſſe Deſpoten dahin fielen, was verlöhre die Menſchheit dabey? An guten, weiſen, menſchenfreundlichen Fürſten fehlt es, dem Himmel ſey Dank, jetzt in unſerm teutſchen Vaterlande gar nicht. Haben dieſe — um den Ausdruck unſers begeiſterten oder beſeßnen Verfaſſers beyzubehalten — den Fall in einen Abgrund zu befürchten? Sie, deren Autorität für jeden, der den Geſetzen gehorcht, d. h. ſeine bürgerlichen Pflichten erfüllt, ſo wohlthätig iſt?

„Aber Sie, (die Fürſten nemlich) müſſen ſich vereinigen, um den Keim derſelben (der fatalen Revoluzionsſeuche) zu erſticken.“

Ganz recht! Der Keim dieſer Seuche war und iſt nichts anders als — offenbare Miſskennung der ſtreng erwieſenen Rechte des Menſchen und des Bürgers, die Unterdrückung des Deſpotism. Fürſten, die ſich vereinigen, dieſen Keim der Revoluzionsſeuche zu erſticken, d. h. die Urſachen des allgemeinen Mißvergnügens aus dem Wege zu räumen, verdienen — wie einige Fürſten, die ich nennen würde, wenn die Beſcheidenheit dieſer großen Seelen es mir erlaubte — den Dank und die Anbetung der Welt. Aber — wenn unſer Verfaſſer meint, daß die Fürſten ſich vereinigen ſollen, um in der Bruſt der ihnen untergeordneten Sterblichen natürliche Empfindungen zu erſticken, deren Urſachen und Anläße ſie zu verewigen ſuchen: ſo — iſt er Philoſoph genug, ihnen zuzumuthen, daß ſie aus höchſter Vollkommenheit Wirkungen hervorbringen ſollen, wozu — leider! in der Natur die Urſachen nicht vorhanden ſind. Und ſolche Rathgeber, welche im Grunde von den Fürſten nichts geringers fordern, als, — daß ſie die Natur der Dinge umkehren ſollen, um, ich weiß nicht welches? — Privatintereſſe auf Koſten des allgemeinen Intereſſe geltend zu machen — ſollten es werth ſeyn, angehört zu werden?

„Das Beyſpiel der Avignoner, des glücklichſten Volkes in Europa, das ſo eben die Ruhe einer väterlichen Regierung gegen die Verwirrungen der beweinungswürdigſten Anarchie vertauſcht hat, muß

muß ſie (die Fürſten) zittern machen, und ihnen beweiſen, daß das Volk dieſer Art keiner Ueberlegung fähig iſt.“

Die Avignoner, das glücklichſte Volk in Europa? Wo in aller Welt mag der Verfaſſer hingedacht haben? War dieſes Volk glücklich unter der vorigen franzöſiſchen Regierung, oder unter der des päbſtlichen Legaten? Man müßte ſehr wenig Kenntniß von dem Detail des ehemahligen königlichen und des päbſtlichen Regierungsſyſtems haben, um an dieſes ausnehmende Glück der Avignoner im Ernſt glauben zu können. *) Aber

 ſagt

*) Preißt der Verfaſſer die Avignoner etwa wegen ihres vortreflichen Climas glücklich, ſo hat er vollkommen Recht. Die gute Natur hat nichts verſäumt, was nützen und erfreuen kann, ſo wenig als in den andern mittäglichen Provinzen Frankreichs, wo die milde Gebärin ihren Kindern ſogar das Salz am Felſenufer der See ſelbſt kocht. Und doch mußte da der arme Sclave des Deſpotismus und ſeiner hölliſchen Ausgeburt, der Fermiers, dieſes Salz für einen unerheurten Preiß von ihnen kaufen, und wollte er ſich, um ſeine elende Waſſerſuppe (alles was ihm die Unterdrückung übrig ließ) ſtatt des Fetts zu ſalzen, etwas aus dieſem offnen Schatze der Natur hohlen, ſo wurde er, wie ein Raubthier darnieder geſchoſſen, oder auf den Galeeren lebenslang gemartert! Läugnet dieſe Facta, wenn ihr könnt, ihr ſchamloſen Verfechter ſolcher Greuel! Läugnet, daß nur auf dieſe einzige Art mehr unſchuldige Men-

sagt unser Verfesser, das Volk dieser (welcher?) Art ist keiner Ueberlegung fähig! — Etwan auch keines Gefühls seines elenden Zustandes? auch nicht der einfachen Wahrnehmung, daß dieses allgemein gefühlte Elend nicht eine Folge von der Kargheit der Natur, sondern eine unselige Wirkung einer unvernünftigen, d. h. despotischen Regierung sey? „Aber, was bedarf es eines weitläuftigen Besinnens?“

Ein solches Besinnen ist nun freylich nicht die Sache derer, welche auf der einen Seite — und man weiß warum? — von uns Menschen einen blinden Glauben (gesetzt auch, daß es zufälliger Weise den Satz 2 mal 2 ist 5 zum Gegenstande hätte) und auf der andern einen blinden Gehorsam, selbst gegen offenbar unsinnige Zumuthungen zu fordern, die Stirn haben.

„Es giebt nur ein einziges, untrügliches Mittel gegen die Wirkungen des ansteckenden Systems, das sich in Europa verbreitet.“

Allerdings! Auch wir wüßten eins; aber — es ist gerade nicht nach jedermanns Geschmack.

„Dieß Mittel ist eine mächtige allgemeine Verbindung.“

— Zu welchem Zwecke, frage ich?

(Wenn

Menschen umkamen, als, seit der Revoluzion, Opfer eines durch Jahrhunderte langen Druck wüthend gemachten Volkes fielen!

(Antwort.) „Man muß einen Augenblick die einzelnen Zänkereyen, Haß und Eiferſucht bey Seite ſetzen, *) um — nur an das gemeinſchaftliche Wohl zu denken!

Sie machen mich beynahe lachen, Herr Verfaßer! ſo ſehr auch ſonſt Ihre Abhandlung dazu geſchickt iſt, ernſten Unwillen bey allen zu erregen, welche deutliche Begriffe lieben, und nach deutlichen Begriffen das Wohl der Menſchheit, nicht blos das Privat-Intereſſe der Deſpoten, — welches Sie, nach jeder vernünftigen Exegeſe, unter dem gemeinſchaftlichen Wohl verſtehen, befördern möchten.

„Fürſten! die Sache der Franz. Monarchie iſt jene der Könige! die Geſandten der mehreſten unter euch haben gleich bey ihrem Einzuge zu Frankfurt die warlich nicht zweifelhaften Worte gehört: das ſind die letzten Seufzer der ſterbenden Ariſtokratie!“

Das heißt, in die Sprache der geſunden Vernunft überſetzt: das ſind die letzten Seufzer des ſterbenden Deſpotismus einiger Menſchenfeinde, die ſich des Ohres und Herzens einiger Fürſten bemeiſtert haben, um — ſich und ihre unwürdigen Günſtlinge auf Koſten des Ganzen glücklich

*) Alſo — nur einen Augenblick! es wäre Jammer und Schade, wenn man nach Ablauf deſſelben jene guten Dinge nicht wieder hervorſuchte!

Vortheil ſeyn -- Ich dachte neun- oder zehn mal, ich müßte ihm nothwendig eins unter die Ribben geben.

Othello.

Es iſt beſſer, daß du's nicht gethan haſt.

Jago.

Nein, aber er plapperte, er gayferte ſo lotterbübiſches Zeug, und in ſo empfindlichen Ausdrüken gegen eure Ehre, daß all mein Bißchen Sanftmuth kaum zureichend war, mich bey Geduld zu erhalten. Aber ich bitte euch, mein Herr, ſeyd ihr auch recht gültig verheurathet? Denn davon dürft ihr verſichert ſeyn, daß der Magnifico ſehr beliebt iſt, und daß ſeine Stimme in der Republik zum wenigſten ſo viel zu bedeuten hat, als des Herzogs ſelbſt: Er wird auf die Zerreiſſung euers Bandes dringen, und wenn ſich ſeine Macht auch ſo weit nicht erſtrekt, euch doch ſo viel Uebels thun, als das Geſez in ſeiner äuſſerſten Strenge ihm Befugniß geben kan.

Othello.

Er mag ſein Aergſtes thun; die Dienſte, die ich der Regierung gethan habe, werden ſeine Klagen weit überſchreyen. Es iſt noch unbekannt, (ich werd es aber beweiſen, wenn die Rettung meiner Ehre mich zu einem Schritt zwingt, den ich ſonſt als eine meiner unwürdige Pralerey anſehe,) daß mein Blut aus einer königlichen Quelle gefloſſen iſt; und meine Verdienſte allein ſind, ohne Vergröſſerung, zulänglich auf ein ſo ſtolzes Blut Anſpruch zu machen.

zu machen! Hört man dieſe Sprache nur zu Frankfurt? Ich dächte, was den Ariſtokratism betrift, hätte der allgemeine Menſchenverſtand immer und überall ſo geurtheilt! Aber — wie kommt der geſetz- „und conſtituzionsmäßige Einzug der Wahl-Geſandten in die Stadt Frankfurt, wo geſetz- und conſtituzionsmäßig, die Kayſer, die erhabenen Beſchützer der teutſchen Verfaſſung, gewählt und gekrönt werden, mit dem franzöſiſchen Ariſtokratism in Verbindung? — Die Logik des Verfaſſers ſcheint mir nicht beſſer, als ſein Herz zu ſeyn!

„Freyheit, Gleichheit, das ſind die Talismane der Schurken, das iſt der Vereinigungs-Punkt der Betrüger und Betrognen."

Freyheit und Gleichheit ſind Wörter, die, leider! oft misverſtanden werden. Aber die Begriffe, welche ſie bezeichnen, ſind, wenn ſie richtig beſtimmt und angewendet werden, ſo wenig Talismane der Schurken, daß, bey jedem redlichen Mann, eine ſo unehrliche Beſchuldigung, auf den Kopf des Erfinders in ihrem ganzen Vollſinn zurückfallen muß, und daß, ohne den Genuß jener großen Güter, Menſchen-leben keinen Werth hätte: vielmehr verdienen diejenigen den Abſcheu aller rechtſchaffnen, welche ſo eifrig dazu beytragen, die Menſchheit jener Güter zu berauben, oder dieſe Beraubung zu rechtfertigen.

Der

Der Reſt des Aufſatzes iſt nichts mehr noch weniger, als vom ariſtokratiſchen Intereſſe eingegebne Deklamazion. Der Verf. macht Ludw. XVI. den Vorwurf, er ſey nicht ſtreng genug geweſen. Mir hat es immer geſchienen, daß Gebrauch der Strenge gegen Elende, die es gröſten Theils durch die Schuld ihrer Regierung ſind, und welche nach Verminderung ihres Elends ſeufzen, nicht nur ungerecht, ſondern auch zu dem intendierten Zweck ganz unnütz iſt. Ein geplagtes Volk mit Wohlthaten überhäufen, ſein Schickſal erleichtern, das iſt menſchlich, das iſt königlich!!! Aber ſeine Feſſeln ſchwerer machen, ſeine gegründeten Klagen durch barbariſche Strafen zurückſchrecken wollen, iſt nichts als die — jämmerliche Kunſt, den Bogen ſo lange zu ſpannen, bis er bricht.

V.

Anhang
des Herausgebers des Teutſchen Merkurs zu dem vorſtehenden Aufſatze.

Der Verfaſſer des Aufſatzes, gegen welchen vorſtehende Bemerkungen gerichtet ſind, wer er auch ſeyn mag, iſt mir gänzlich unbekannt, und von dem Urheber der leztern weiß ich (auſſer dem, was man in dem Auszuge ſeines Schreibens an mich gele

geleſen hat) nichts, als daß er einen nicht von geſtern her bekannten ariſtokratiſchen Nahmen trägt, und demſelben auch dadurch Ehre macht, daß er auf den Character eines denkenden und wohl geſinnten Menſchen ſtolzer zu ſeyn ſcheint als auf einen geerbten Nahmen. Eine unlautere Nebenabſicht, am wenigſten die Abſicht jemand perſönlich zu beleidigen, kann alſo hier, auf meiner Seite — und (wie ich gewiß glaube) auch auf Seiten des Herrn Verfaſſers dieſer Bemerkungen, eben ſo wenig ſtatt finden, als ich, meines Ortes, das Bewuſtſeyn einer ſolchen Abſicht dem Verfaſſer jenes Aufſatzes im Journal von und für Deutſchland, oder dem verdienſtvollen Herrn Herausgeber deſſelben beyzumeſſen fähig bin. Zwey Perſonen können, ohne Nachtheil ihrer Rechtſchaffenheit, ſogar über Gegenſtände von der gröſten Wichtigkeit (und vielleicht über ſolche am eheſten) ganz entgegengeſetzter Meynung ſeyn. Nicht ſelten haben, wiewohl in verſchiedenem Sinne, beyde Recht; immer wünſchen und glauben beyde Recht zu haben: und, Falls auch nur einer von beyden Recht haben kann, ſo iſt doch irren, — auch in den wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit irren — kein Verbrechen, geſchweige ein Beweis eines böſen Herzens.

Aber wer unter Zweyen, welche widerſprechende Sätze behaupten, Recht habe, darüber kann nur die allgemeine Vernunft entſcheiden, und um dies zu können, muß ſie beyde Theile hören. Ich

habe

habe daher um so weniger Bedenken getragen, diesen Aufsatz in gegenwärtigem Journale bekannt zu machen, weil die Grundsätze und Gesinnungen, die der Verf. darin äussert, von jeher auch die meinigen gewesen sind; und weil ich es für höchst billig halte, daß, nachdem jener Aufruf an Europens Fürsten in einer für ganz Teutschland bestimmten und die möglichste Gemeinnützigkeit abzweckenden Zeitschrift geschehen ist, auch denjenigen, welche vermöge ihrer innigsten Ueberzeugung den Inhalt desselben nicht anders als in einem hohen Grade mißbilligen können, Gelegenheit gegeben werde, ihre Gedanken laut und öffentlich zu sagen.

Ich läugne zwar nicht, ich hätte wünschen mögen, daß der Verf. diese Bemerkungen weniger heftig in seinen Ausdrücken gewesen wäre, als ihn vielleicht manche, die den Grundsätzen seines Gegners beygethan sind, finden werden. Aber daß ein freygebohrner Teutscher Mann, mit einem hellen Kopf und einem für Wahrheit, Recht und Menschenwohl warmen Herzen, bey einem solchen Ausfalle, wie der, gegen welchen seine Anmerkungen gerichtet sind, nicht so kalt bleiben könne, als bey einem Streit über die Frage — ob die Henne vor dem Ey oder das Ey vor der Henne gewesen sey? finde ich doch sehr natürlich; auch sehe ich nicht, warum von Zweyen, deren jeder die gute Sache zu verfechten glaubt, dem einen nicht erlaubt seyn sollte was dem andern.

Wenn

Wenn ich einen Mann, den ich nicht näher kenne, eine Meynung behaupten höre, die mir beym ersten Anblick auffallend widersinnisch scheint: so ist meine erste Frage, ob ich ihn recht verstanden habe? — die zweyte, ob er sich selbst recht verstehe? und die dritte: ob er die Sache nicht vielleicht von einer solchen Seite, in einem solchen Lichte, und (was gewöhnlich bey den meisten der Fall ist) aus so trüben oder kurzsichtigen Augen und durch einen so dicken Nebel sehe, daß sie ihm nothwendig so und nicht anders vorkommen müsse, als wie er sie zu sehen versichert. So lassen sich, z. B. mehrere Ursachen angeben, warum die französische Revoluzion (welche natürlicher Weise seit zwey Jahren der Gegenstand der allgemeinsten, gespanntesten und theilnehmendsten Aufmerksamkeit ist) in vielen Teutschen, die dabey ganz und gar nicht befangen scheinen, so seltsame Gemüthsbewegungen, und so mancherley schiefe Urtheile veranlaßt. Indessen glaube ich doch, die Erscheinungen die ich bey dieser Gelegenheit wahrgenommen habe, in soferne ihr Grund in der Vorstellungsart der Personen liegt, größtentheils aus zwey hauptsächlichen Ursachen erklären zu können.

Einige (und dies sind meistens solche, die mit der alten und neuern Geschichte, Verfassung und Staatsverwaltung der ehemaligen französischen Monarchie nicht sehr genau bekannt sind) haben sich, gleich vom Anfange der Revoluzion, theils durch einige gräßliche und verabscheuungswürdige

Scenen

Scenen — (welche gleichwohl mit den Greueln der Ligue, der Bartholomäusnacht und der Dragonaden Ludwigs XIV. in gar keine Vergleichung kommen) — theils durch die wahren, oder verfälschten und übertriebenen Schilderungen des mannichfaltigen Elends der Anarchie — die das allzuplötzliche Einreiſſen der alten Verfaſſung (ſo heillos ſie auch immer ſeyn mochte) eine Zeit lang nach ſich ziehen mußte, und welche, wenn anders die Quellen der alten Uebel verſtopft werden ſollten, auch durch eine mehr als menſchliche Weisheit nicht ganz hätte vermieden werden können — dergeſtalt übertäuben laſſen, daß ſie ſich eine Art von mechaniſcher Gewohnheit zugezogen haben, die ganze Revoluzion bloß von ihrer grauſenhaften Seite anzuſehen.

Andere — und wie wäre es möglich, daß nicht Alle, die bey einer ähnlichen Umkehrung der Dinge ſehr viel zu verliehren hätten, unter dieſer Rubrik begriffen ſeyn ſollten? — können ſich, ohne dazu einer ſehr ſchöpferiſchen Einbildungskraft zu bedürfen, mit ungemeiner Leichtigkeit an den Platz des Königs, der Prinzen, des hohen und niedern Adels, der Prälaten, der Parlamente, der General-Pächter, und mit einem Worte, aller, die durch die Revoluzion am meiſten eingebüßt haben, ſetzen, und brauchen nichts weiter — als ſich ſelbſt zu fragen, „Wie würde dir zu Muthe ſeyn, wenn du eine ſolche Tragödie in Teutſchland erleben ſollteſt?“ — um mit der wärmſten Theilnehmung

mung für ihre leidenden Mitbrüder jenseits des Rheins, und mit dem lebendigsten Abscheu vor der französischen Revoluzion und allem was mit ihr zusammenhängt, — vor der Nazional-Versammlung, vor der demokratischen Faczion in derselben, vor der neuen Constituzion, ja sogar vor den bloßen Wörtern Freyheit, Menschheitsrecht, Gleichheit, die ihre Einbildung in lauter fürchterliche Popanze und apocalyptische Ungeheuer verwandelt, angefüllt zu werden. — Nichts ist menschlicher, nichts in gewissem Betracht leichter zu begreiffen und zu entschuldigen, als dies.

Indessen ist es eine alte Erfahrungswahrheit, „daß eine erschütterte Phantasie und starke Gemüthsbewegungen uns in einen Zustand versetzen, worin es uns unmöglich ist, auch nur erträglich zu philosophieren, oder (was am Ende einerley ist) zu räsonieren" In einer solchen Gemüthsverfassung sieht man nichts so wie es wirklich ist, sieht man die Uebel, wovor man sich fürchtet, viel größer und näher als sie sind; sieht man die Gespenster seiner Einbildung ausser sich; verwechselt man Wahres und Falsches, verwirrt was zu unterscheiden, verbindet was zu trennen ist, und macht Schlüsse, deren man sich in einem nüchtern Zustande schämen würde. Daraus erklärt sich dann ganz natürlich, wie so viele unter uns, die noch vor drey Jahren über eine Revoluzion im alten Athen, über die Vertreibung der Tarquinier

aus

aus Rom, über die Schwedische Revoluzion unter Gustav Wäsa, oder die Engländische durch Wilhelm III. von Oranien, so gelassen und vernünftig räsonieren konnten — als gescheide Leute über Alles, wobey sie nichts zu fürchten noch zu hoffen haben, überall zu räsonieren pflegen — wie eben diese, sobald von den neuesten französischen Staatshändeln, und den durch sie in Bewegung gekommene Kapiteln von Freyheit, unverlierbaren Menschenrechten, Gleichheit der Staatsbürger, Verantwortlichkeit der Staatsbeamten, und dergl. die Rede ist, auf der Stelle die Tramontane verlieren, in allen ihren Begriffen conturbiert werden, sich selbst und andere zu verstehen aufhören, und in dem convulsivischen Gemüthszustande, worein sie die Erscheinung dieser Gespenster versetzt, Sätze zu sagen und zu behaupten fähig sind, vor denen sie sich selbst entsetzen würden, wenn sie ruhig genug wären, um ihre Vorstellungen in gehörigem Zusammenhang zu erhalten.

In der That läßt sich nur an einem Menschen, dem bey dem Worte Freyheit sogleich Laternen-Pfähle, rasende Fischweiber, und die cannibalischen Scenen vom 6ten October einfallen — nur an einem in dessen Einbildung eine undeutliche Vorstellung von Gleichheit der Menschen- und Bürgerrechte unfreywillig mit einem eben so verworrenen Begriffe von Demokratie, Abschaffung alles Unterschieds der Stände und aller Subordinazion zusammen geflossen ist,

kurz, nur an einem, dem die Furcht vor dem Schicksal, das in Frankreich den Hof, die Minis nister, den Adel, die hohe Klerisey, die Parlamente und den König selbst, betroffen hat, die Augen trübe gemacht, — läßt sich begreifsen, wie er das, was bloß natürliche Folgen der Cultur und Aufhellung des menschlichen Verstandes ist, für eine moralische Pest, die alle Reiche Europens zu bedrohen scheine, ansehen, oder wie er alle Könige und Regenten zu einer allgemeinen Verbindung — gegen wen? — wer wagt es, das Kind mit dem rechten Nahmen zu nennen? — auffordern kann. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Teutscher, der mit der Geschichte, der constituzionellen Verfassung, den Gesetzen und dem wirklichen Zustande seines allgemeinen Vaterlandes bekannt ist, sich auch nur im Traume einfallen lassen sollte, daß Teutschland in Gefahr sey, durch eine der französischen Revolution ähnliche Katastrophe zerrüttet und zertrümmert zu werden? Wie könnte er vergessen haben, daß wir schon seit der Regierung Maximilian I. und (nachdem die im 16ten Jahrhundert erfolgten großen Begebenheiten und ihre Folgen auch eine neue Ordnung der Dinge nöthig gemacht) seit 1648. eine — wiewohl leider! mit unendlich mahl mehr Bürgerblut, als die französische noch gekostet hat, erkaufte Constituzion besitzen? Eine Constituzion, bey welcher, so wie sie ist, Teutschland im Ganzen sich bisher ganz leidlich befunden hat, und die vielleicht

leicht durch wenige Verbeſſerungen zu einer ſo großen Vollkommenheit gebracht werden könnte, daß wir keine Nazion in der Welt um die ihrige zu beneiden Urſache hätte! — Beſizt etwa die teutſche Nazion nicht ſchon lange beynahe alles, was die franzöſiſche durch ihre Revoluzion erſt zu gewinnen hofft? Hat ſie ſich die Grundgeſetze, denen ſie gehorcht, nicht durch ihre Repräſentanten ſelbſt gegeben? Sind etwa ihre Fürſten und Regenten an keine Geſetze, an keine Ordnung gebunden? Giebt es, zu Folge unſerer Grundverfaſſung, irgend ein menſchliches Weſen in Teutſchland, welches uns geſtraft ſo viel Böſes als ihm beliebte thun könnte? Sind wir nicht ſchon lange, wenigſtens einem groſſen Theile nach, im Beſiz der Religionsfreyheit, die den Neufranken ſo ſchwer zu erringen iſt? Breitet ſich nicht beynahe — über ganz Teutſchland ein Geiſt der Humanität und Duldung aus, der deſto mehr hoffen läßt, da er ſich auf wirklich immer zunehmende Aufklärung gründet? Kann man unſern Adel ohne die gröſte Unbilligkeit mit den franzöſiſchen Ariſtokraten dieſes Jahrhunderts in Eine Linie ſtellen? Steht nicht Talenten und Verdienſten überall, auch ohne das was man eine edle Geburt nennt, der Weg zu einer unendlichen Menge von Ehrenſtellen, Würden und Emolumenten, ja ſelbſt zu den anſehnlichſten Standeserhöhungen, ſo gut als in England offen? u. ſ. w. — Es iſt jezt nicht darum zu thun, dieſe Materie auszuführen, viel weniger zu erſchöpfen, noch auf das was eingewen-

als dieſes iſt, deſſen ich mich bemächtiget habe. Denn wiſſe, Jago, wär' es nicht, daß ich die reizende Desdemona liebe, der Werth des ganzen Oceans ſollte mich nicht bewegen, meine Freyheit in die Feſſeln des ehlichen Standes ſchlieſſen zu laſſen. Aber ſiehe, was für Lichter kommen dort?

Fünfte Scene.

Caſſio, mit Fakeln, zu den Vorigen.

Jago.

Es werden der aufgebrachte Vater und ſeine Freunde ſeyn — das beſte wär', ihr gienget hinein.

Othello.

Ich? gewiß nicht, ich muß gefunden werden. Meine Verdienſte, mein Titel, und mein unerſchrokner Muth ſollen mich in meinem wahren Lichte zeigen. Sind ſie's?

Jago.

Beym Janus, ich denke, nein.

Othello.

Es ſind Leute vom Herzog und mein Lieutenant: guten Abend, meine Freunde; was bringt ihr Neues?

Caſſio.

Der Herzog entbeut euch ſeinen Gruß, Feldherr; und erſucht

det werden kann, zu antworten. Wie viel uns auch noch zu wünschen und von der Zukunft zu hoffen übrig seyn mag; so läßt sich doch mit gutem Grunde von uns Teutschen sagen: *Felices, si sua bona norint!* und gewiß ist nicht zu besorgen, daß die Nazion nächstens in einen so großen Abfall ihrer gesunden Vernunft gerathe, daß sie, um sich besser zu befinden, sich muthwillig in all das unabsehbare Elend stürzen sollte, das die unausbleibliche Folge der Empörung gegen die gesetzmäßige Obrigkeit und die bürgerlichen Ordnung ist.

Uebrigens bin ich überzeugt, daß auch über diese Gegenstände aller Streit, wo nicht ganz aufhören, doch wenigstens mit ungleich mehr Mäßigung und größerm Vortheile des Ganzen geführet werden würde, wenn man einander, und vornehmlich, wenn jeder sich selbst recht verstehen wollte. Beides ist unmöglich, so lange man nicht deutliche und eben dieselbe Begriffe mit den Worten verbindet, wodurch man einander verständigen will.

Man höret z. B. seit der neulichen Flucht und Arrestazion des Königs von Frankreich in öffentlichen Blättern in einem ganz sonderbaren Ton von ich weiß nicht welcher gemeinschaftlichen Sache der Könige reden? — Was die Herren sich wohl unter der Sache der Könige denken mögen?, Haben die Könige etwa eine andere Sache, ein anderes Interesse, als den möglichsten Wohlstand der Völ-

ker,

ker, die ſich ihrer Regierung unterworfen haben? Oder ſollte ſich am Schluß des achtzehenden Jahrhunderts, deſſen von einem Jahrzehend zum andern immer heller ſtrahlendes Licht ſchon ſo viele monſtröſe Begriffe und Meynungen, (mönchiſche oder barbariſche Ausgeburten finſterer Zeiten,) in ihr Nichts aufgelöſt hat — ſollte ſich unter allen, die an Erziehung und Cultur des Geiſtes Anſpruch machen, noch ein ſo übel organiſierter Kopf befinden, der im Ernſt behaupten wollte, die Menſchen ſeyen um der Könige willen da? — Wahrlich, wenn mich nicht der bloße Menſchenverſtand längſt eines andern belehrt hätte, ſo würde es ein Schriftſteller gethan haben, deſſen Meynung von dieſer Sache um ſo unverdächtiger iſt, da er ſelbſt ein König war, und zwar zu gleicher Zeit, der unumſchränkteſte und der eingeſchränkteſte aller Könige vor und neben ihm; jenes, weil er keine andere Regierungsgeſetze über ſich hatte, als das Geſetz der Vernunft und des möglichſten Wohlſtandes ſeiner Staaten; dieſes, weil er beydes (ſo viel ohne ein Gott zu ſeyn möglich iſt) immer zur Richtſchnur ſeiner Regierung nahm. Jedermann weiß Gottlob! in unſern Tagen, was für einer Art von Menſchen Aufklärung und Freyheit ein Greuel ſind, und warum ſie ihnen ein Greuel ſind? Denn wie ſollten Leute, die zu dem, was ſie betreiben und abzwecken, nur blinde Werkzeuge brauchen können, nicht Freyheit und Aufklärung haſſen? Dieſer Leute Intereſſe mag es freylich ſeyn, denn Regenten, die ihnen Gehör geben, weiß zu machen,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20628 / 397

als ob es alles verlohren wäre, wenn der größere Theil der Unterthanen über seine eigenen Rechte und über die Pflichten seiner Obern klar sehen lernte: aber das wahre Interesse der Fürsten ist und bleibt ewig, „über Menschen, nicht über Sclaven und Maschinen, über freye, gebildete und aufgeklärte, nicht über rohe, stumpfe, geist- und kraftlose Menschen zu regieren.“ Wenn also die Sache der Völker und die Sache der Könige eine und eben dieselbe Sache ist; wenn der möglichste physische und sittliche Wohlstand der Unterthanen das letzte Ziel, der höchste Ruhm, und die Quelle des überschwänglichsten Glückes guter Fürsten ist; und wenn die Regenten Europas (wie wir ihnen so lange nur immer möglich ist, zutrauen wollen) von den Gesinnungen beseelt sind, die aus der Ueberzeugung von dieser großen Wahrheit fließen: gegen welchen Feind (vorausgesetzt, daß sie sonst unter sich Friede haben) sollten sie wohl gemeinschaftliche Sache machen? Warum und wofür sollten sie sich mit Aufopferung der Ruhe ihrer eigenen Staaten und des Blutes ihrer Bürger, in die innerlichen Angelegenheiten einer fremden, unabhängigen, mit der ganzen Welt in Friede lebenden Nazion einmischen? Was verschlägt es den übrigen europäischen Völkern, ob Frankreich eine aristokratische oder demokratische, oder aus allen drey Regierungsformen so oder anders zusammengesetzte Verfassung hat? Eine Nazion wie die Französische, ist doch wahrlich groß und alt genug, zu wissen was sie will, und

zu

zu wollen was ihr zu zuträglich ist? Daß sie sich unter dem aristokratischen Despotismus ihrer vormahligen Verfassung — worin der Monarch nichts als das beräucherte Götzenbild war, in dessen Nahmen seine Priester, die Aristokraten, das Volk ausplünderten und in den Staub traten, — übel genug befanden; und daß nur ein nicht länger erträglicher Grad von Staatszerrüttung, nur der unmittelbar drohende Einsturz des ganzen politischen Gebäudes, sie zu dem verzweifelten Schritte genöthigt hat, sich selbst zu helfen, da ihnen sonst niemand helfen wollte noch konnte, — ist Thatsache, die der ganzen Welt vor Augen liegt. Haben die Repräsentanten der Nazion, im Lauf von zwey Jahren, mitten unter dem hartnäckigsten Widerstand der kleinen Anzahl — welche sonst die große zu Boden drückte, und nun von dieser wieder zerdrückt wird, nicht immer die mäßigsten und klügsten Maasregeln genommen: wer ist berechtigt, sich mit Gewalt zu ihrem Vormund oder Zuchtmeister aufzuwerfen? Man kann sich darauf verlassen, eine Nazion wie diese, *) wird endlich — und sollte es auch erst nach manchem mißlungnen Versuche möglich seyn — die Constituzion ausfindig machen, die ihr die zuträglichste ist, und (was eben nicht die schwerste Aufgabe seyn mag, die sie aufzulösen hat) auch ihr Verhältniß gegen ihren König —

*) Denn so billig sollten wir doch wohl seyn, les Halles, la Place Maubert und le Fauxbourg St. Antoine nicht die französische Nazion zu nennen?

der freylich nichts dafür kann, daß er weder ein Heinrich IV. noch ein Ludwig XIV. ist — zu allseitiger leidlicher Zufriedenheit ins Reine zu bringen wissen. Denn (was man nie vergessen muß) die Rede ist von der Nazion, nicht von Aufrührern und Faczionen. Allerdings ist der Stadt (oder der Fürst im Nahmen desselben) nicht nur berechtigt, sondern verbunden, Aufrührer im Nothfall mit Gewalt zur Ordnung zurück zu nöthigen; und in solchen Fällen wird auch niemand andern benachbarten oder alliierten Souverains das Recht absprechen, einem bedrängten Fürsten gegen dergleichen Aufrührer beyzustehen und die öffentliche Ruhe wieder herstellen zu helfen. Aber hier ist die Nazion selbst aufgestanden, um sich eine andere Verfassung zu geben: über diesen Punct hat der ungleich größere Theil nur Einen Willen; und wenn von fünf und zwanzig Millionen Menschen vier und zwanzig, ja nur zwanzig Millionen einmüthig und standhaft auf einer Umschaffung ihrer alten Staatsverfassung bestehen: so machen diese zwanzig Millionen die Nazion aus, und nicht sie, sondern die kleine Anzahl, die sich dem Willen der ungleich größern widersetzt, sind die Aufrührer. Dies ist doch wohl eine der unwidersprechlichsten Wahrheiten? Und wo wäre denn da das Recht auswärtiger Mächte, einer solchen Nazion einen andern Willen zu machen? — Denn die Frage ist hier nicht davon, wie reif, unreif, oder

übers

überreif die Weſtfranken für die Freyheit ſind, in deren Beſitz ſie ſich nun einmahl geſezt haben; nicht davon, ob eine (ſogenannte) republicaniſche oder die monarchiſche Regierungsform für ſie wirklich die zutrauglichſte ſey: ſondern ob das allgemeine Völkerrecht den übrigen europäiſchen Staaten das Recht zugeſtehe, der franzöſiſchen Nazion mit Gewalt eine andre Conſtituzion (wäre es auch die vollkommenſte unter allen möglichen) aufzudringen, als die ſie ſelbſt haben will? Und wenn doch wohl niemand, ohne die erſten Grundwahrheiten zu läugnen, dieſe Frage mit ja beantworten wird: was für eine Betrachtung könnte ſelbſt die heiſſeſten Liebhaber der Monarchie bewegen, zu wünſchen, daß die ſämmtlichen europäiſchen Monarchen gemeinſchaftliche Sache gegen die franzöſiſche Nazion zu Gunſten ihres Königs machen möchten? Werden ſie etwa dieſem — Könige mit aller ihrer vereinigten Macht die Liebe und das Vertrauen ſeines Volkes, die er — nicht ohne ſeine und ſeiner Rathgeber Schuld — verlohren hat, wieder geben können? Was ſie ihm vielleicht eher — obgleich ſchwerlich anders als um einen unendlichmahl höhern Preis als der Gewinn werth wäre — wieder geben könnten, wäre allenfalls, ihm auf den Trümmern ſeines eigenen Reiches *) wieder einen deſpotiſchen

*) Ich bitte ſich an dem Wort eigen nicht zu ſtoßen. Man ſagt ja auch die Sonne geht auf, ohne daß man den Aſtronomie dadurch zu nahe treten will. Loquimur cum vulgo et ſentimus cum doctis.

Thron auf den Nacken etlicher Millionen Sklaven zu erbauen, welche wahrscheinlich, nach Ausführung einer so edeln Ritterthat, von den Einwohnern Frankreichs noch übrig. — Aber ein solches Vorhaben, eine Coalizion zu einem solchen Zweck, von den Fürsten, die an der Spitze der europäischen Völker stehen, nur zu träumen, hieße von ihrer Weisheit, Gerechtigkeit — und Klugheit eine sehr unwürdige Meynung hegen. So unrichtig berechnen sie und ihre Rathgeber (wofern auch nicht reinere Beweggründe auf sie wirkten) gewiß ihren eigenen Vortheil nicht. Alles, was sich etwa noch als möglich denken läßt, wäre, daß sie, aus einer in der That seltnen Uneigennützigkeit, sich auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen dahin verwenden könnten, dem französischen Reiche (dessen innere Zerrüttung, die natürliche Folge des Kampfes auf Leben und Tod zwischen Aristokratie und Demokratie, sie auf lange Zeit aller Furcht vor dessen ehmahligem Einfluß und Uebergewicht entbunden hätte) durch ihre Vermittlung desto bälder, und unter Bedingungen, die weder von der Nazion noch von dem Könige verworfen werden könnten, wieder zu seiner innerlichen Ruhe zu verhelfen. Es ist kaum zu zweifeln, daß eine solche freundschaftliche Vermittlung, von einigen Demonstrazionen, daß sie ernstlich gemeynt sey, unterstützt, der französischen Nazional-Versammlung sehr gelegen käme, um sie mit guter Art aus der grausamen Verlegens

genheit zu ziehen, in welche ſie der Vorfall vom 21ſten Junius geworfen hat. Und vielleicht gäbe es auch kein wirkſameres Mittel, die Nazion ſelbſt von dem täuſchenden Gedanken, der ſich ſeitdem eines groſſen Theils derſelben zu bemächtigen ſcheint, „daß es für ſie beſſer ſey die königliche Würde ganz abzuſchaffen" zurückzubringen.

VI.

Verſuch einer Ueberſetzung des berühmten Sonnet von Filicaja über die Vorſehung.

Der Mutter gleich, die inniglich entzücket
die Kinder ſchaut, für ſie aus Liebe faſt erliegt,
das eine küßt, ans Herz das andre drücket,
und eines auf dem Schooß', eins auf den Füßen wiegt.

Wenn eins ſich reget, ſeufzet, nach ihr blicket;
um alle allen hold die Mutterſorge ſchmiegt,

Qual Madre i figli con pietoſo affetto
Mira, e d'amor ſi ſtrugge a lor davante,
E l'un bacia in fronte, e l'un ſi ſtringe al petto,
Uno rien ſu i ginocchi, un ſulle piante:

E mentre a gli atti, a i gemiti, all' aſpetto
Lor voglie intende ſi diverſe e tante;

mit

mit dieſem koſet jenem winkt und nicket,
und liebet, wenn ſie lacht und wenn ſie ſtraft und rügt:

Ihr gleich, wacht über uns der ewgen Vorſicht Blick,
ſie tröſtet den, und ſtreuet jenem Segen,
hört alle gern, bringt allen Hülf' entgegen.

Und weigert ſie einmahl ein vielerſehntes Glück,
ſo weigert ſie, zum Bitten zu bewegen,
ſo weigert ſie, im Weigern zuzuwägen.

A queſti un guardo, a quei diſpenſa un detto,
E ſe ride, e ſ' adira, è ſemper amante:

Tal per noi Providenza alta infinita
Veglia, e queſti conſorta, e quei provede,
E tutti aſcolta, e porge a tutti aita:

E ſe niega talor grazia o mercede,
O niega ſol, perche a pregar ne invita,
O negar finge, e nel negar concede.

F. W. L. Starcke.

erſucht euch mit der eilfertigſten Behendigkeit, gleich dieſen Augenblik, um eure Gegenwart.

Othello.

Was meynt ihr, warum es zu thun ſey?

Caſſio.

Etwas von Cypern, ſoviel ich errathen kan. Es muß eine dringende Anliegenheit ſeyn. Die Galeren haben in dieſer nemlichen Nacht zwölf Expreſſen hinter einander hergeſchikt, ein groſſer Theil der Senatoren iſt auf, und im Pallaſt des Herzogs verſammelt. Man ließ euch ſehr dringend ruffen, und da man euch nicht in euerm Quartier fand, ſchikte der Senat drey verſchiedene Partheyen aus, euch überall aufzuſuchen.

Othello.

Es iſt gut, daß ihr mich gefunden habt: Ich habe nur ein Wort in dieſem Hauſe zu reden, und dann will ich mit euch gehen.

[Othello geht ab.]

Caſſio.

Fähndrich, was thut er hier?

Jago.

Meiner Treue, er hat heute Nacht eine reiche Land-Caraque (*) aufgebracht; wenn ſie für gute Priſe erklärt wird, ſo iſt ſein Glük gemacht.

(*) Einer Name, der ehmahls groſſen Portugieſiſchen Kauffarden Schiffen.

VII.

Kunſtſachen.

Der Tod des General Schwerin in der Schlacht bey Prag den 6ten May 1757. hat Herrn Friſch in Berlin den Gegenſtand zu einer Compoſizion gegeben, welche Herr Berger im vorigen Jahre in Kupfer geſtochen hat. Das Blatt iſt ohngefehr 22 Pariſer Zoll lang, und 13 Zoll hoch.

Wir wünſchen, daß der Künſtler durch einen guten Abſatz dieſes Blattes aufgemuntert werde mehr deraleichen Stücke zu geben; da leider gewöhnlich in Teutſchland ein guter Kupferſtecher ſeinen Fleiß nur gar zu ſehr auf kleine und ephemere Arbeiten zu wenden genöthiget iſt. Es verdient auch dieſes Blatt in mehr als einem Sinne den Beyfall des Publikums. Der Gegenſtand ſelbſt iſt nicht für Preußen allein, nicht allein für Teutſchland, ſondern für alle geſittete Nationen anziehend, von denen man annehmen kann, daß ihnen die Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges nicht unbekannt ſind. Der Greis, der ſeine militäriſche Laufbahn ſo glorreich endigte, und ſich gleichſam ſelbſt ein Ehrenzeichen auf das Grab pflanzte, iſt gewiß von vielen Tauſenden bewundert, von den edelſten Augenblicke bedauert und länger beneidet worden.

Da der Tod eines Generals vorzuſtellen war, ſo iſt es natürlich, daß die Compoſizion an den Tod des General **Wolfs**, wie ihn Weſt vorgeſtellt, erinnern muß. da dieſer Künſtler gewiſſermaßen das Sujet erſchöpft hat. Auch waren ihm die Umſtände günſtiger. Wolf wird noch lebend vorgeſtellt, als er in ſeinen letzten Au-

genb-

genblicken die Nachricht des Sieges vernimmt. Das fremde Costüme zwischen dem Europäischen giebt dem Bilde Localität und Mannigfaltigkeit. Doch hat Herr Frisch durch die Figur eines verwundeten Husaren, welcher im Vordergrunde sizt und durch die Abwechselung der übrigen Kleidungen, so viel es sich thun ließ, der Composizion von dieser Seite Interesse zu geben gewußt.

Der todte General, mit dem sich einige Chirurgi beschäftigen, liegt auf der Erde, die Fahne in seinem rechten Arme, Huth und Degen vor ihm; ein verwundeter Unteroffizier, ein junger Soldat und der obenerwähnte Husar, sehen mit verschiedenem Ausdruck den Todten an. An der Seite hält ein Reitknecht ein Pferd, und von hinten kommt ein Offizier herbey gesprengt. Der Hintergrund ist theils von Rauch bedeckt, theils sieht man die Stadt mit einem Theile des Angrifs.

Die Anwendung der verschiedenen Züge, welche der Grabstichel hervorbringen kann, auf die verschiedenen Gegenstände, deren sichtbare Eigenschaften, als Weiche, Glätte, Rauhigkeit, Glanz, Lokalfarbe, Licht und Schatten, ausgedruckt werden sollen, ist Herrn Berger glücklich gelungen, und wir wünschen, daß er dieses Talent noch künftig bey schönen und reinen Formen anzuwenden Gelegenheit finden möge. Um destomehr wiederholen wir den anfangs geäußerten Wunsch: daß eine allgemeine gute Aufnahme dieses Blatts den Künstler zu ähnlichen und größern Unternehmen aufmuntere.

Inhalt.

May.

I. Kordelia. . . . . S. 3

II. Ueber das wiedergefundene Weſtm..er. — 29

III. Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dresden. . . — 53

IV. Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenſchaften und Grundſätze. . — 63

V. An die Ruhe. . . . — 103

Junius.

I. Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenſchaften und Grundſätze. . S. 113

II. Wie und worüber läßt ſich in der Philoſophie Einverſtändniß der Selbſtdenker hoffen? . . . . — 134

III. Bemerkungen über einige Gemählde der Gallerie zu Dresden. . — 147

IV. Der Pächter Martin und ſein Vater. — 158

V. Proben einer neuen Ueberſetzung der Aeneis. . . . . — 170

VI. Leben und Thaten Joſephs Balſamo, des ſo genannten Grafen Caglioſtro, gezogen aus dem wider ihn zu Rom im Jahre 1790 angeſtellten Prozeß; worin zugleich auch Nachrichten von ſeiner Freymäurerey gegeben werden. Aus dem Italiäniſchen überſetzt von C. J. J. . S. 181

VII. Schreiben der Revoluzions-Geſellſchaft in London an die Geſellſchaft der Conſtituzions-Freunde in Straßburg. . — 219

Julius.

I. Fortsetzung der Nachrichten von dem Leben und Thaten Josephs Balsamo, des so genannten Grafen Cagliostro, gezogen aus dem wider ihn zu Rom im Jahr 1790 angestellten Prozeß. S. 225

II. Sendschreiben an Herrn L. R. von M.. s. b. g. in R. (gegen einige Behauptungen des Verf. eines Buches, Meines Vaters Haus-Chronika, betitelt.) . . . — 318

August.

I. Beschluß der Nachrichten von Joseph Balsamo, dem so genannten Grafen Cagliostro. . . . S. 337

II. Gedichte. . . . . — 386

III. Etwas über das im 7ten St. des T. M. 1791. eingerückte Sendschreiben. . — 416

IV. Bemerkungen über einen im 9ten Stück des Journal v. u. f. Teutschland vom Jahr 1790. befindlichen Aufsatz an Europens Fürsten, die französische Revoluzion betreffend. . . . — 418

V. Anhang des Herausgebers des Teutschen Merkurs zu dem vorstehenden Aufsatze. — 427

VI. Versuch einer Uebersetzung des berühmten Sonnet von Filicaja über die Vorsehung. — 443

VII. Kunstsachen. . . . — 445

Neuer
Teutſcher Merkur.

9. Stück 1795.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ehrenrettung des positiven Rechtes. . S. 3
II. Bestimmtere Antwort auf das Sendschreiben im 7ten Stück des N. T. Merkurs 1791 über das Buch Meines Vaters Haus-Chronika betitelt, von dem Verfasser dieser Schrift. . . . — 41
III. Neuere Beyspiele von der Möglichkeit, auch in unsern Zeiten lebendig begraben zu werden; und Nachricht von der nun wirklichen Errichtung eines Leichenhauses in Weimar. . . . — 125
IV. Etwas über das Recht eines Staats, Briefe, die an ihn nicht geschrieben sind, zu erbrechen, und zu unterschlagen. . — 139

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des Teutschen Merkur.

Ankündigung.

„Unter dem besonderen gnädigen Schuz des Durchlauchtigsten Regierenden Fürsten zu Nassau Saarbrücken ist allhier eine Buchhandlung errichtet worden, die in Zukunft nicht allein alle französische Werke im Original, sondern auch die meisten im Nachdruck um einen höchst billigen Preiß liefern kann. Des berühmten Montesquieu Schriften, in 8 Bänden, die nach der lezten Pariser Ausgabe Fl. 13. 30 kr. Rhn. kosten, sind bereits unter der Presse und werden zu Fl. 5. 30 kr. Rhn. bey uns in der nächsten Oster-Messe 1792 zu haben seyn."

„Sollten sich zu diesem Werke Subscribenten finden, so werden selbige gebeten, sich innerhalb zwey Monate, unmittelbar an uns zu werden, sie erhalten das Werk zu Fl. 4 Rhn. jedoch unter der Bedingung, daß nach Empfang der vier ersten Bände, sie die Hälfte der Pränumerations Summe, d. h. 2 Fl. sogleich entrichten werden. Das Bildniß des Herrn von Montesquieu, von einem sehr geschickten Künstler gestochen, wird den ersten Band seiner Werke zieren."

„Sämtliche Herren Buchhändlern und sonstige Privat-Personen, im Fall selbige entweder Abonnenten sammlen, oder eine gewisse Anzahl Exemplarien nehmen, können sich von uns die billigsten Conditionen versprechen. Saarbrücken den 7ten August 1791.

Die Typographische Gesellschaft.

Caſſio.

Ich weiß nicht, was ihr ſagen wollt.

Jago.

Er hat ſich verheurathet.

Caſſio.

Mit wem?

Jago.

Bey G*** mit -- he! Herr General, wollt ihr gehen?

Othello zu den Vorigen.

Othello.

Hier bin ich --

Caſſio.

Da kommt eine andre Parthey, die euch ſucht.

Der Neue
Teutſche Merkur

vom Jahre 1791.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1791.

Der neue

Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1791.

I.

Ehrenrettung des poſitiven Rechtes.

Das Verkanntſeyn einer unentbehrlichen Sache kündiget ſich gemeiniglich durch gleichzeitige Geringſchätzung und Ueberſchätzung an, welche ihr von zwey einander entgegengeſetzten Partheyen widerfährt; und der Zeitpunct, wo das Uebertriebene an der Herabſetzung ſowohl als an der Erhebung auffallend wird, geht unmittelbar der Epoche vorher, mit welcher, durch genauere Bekanntſchaft mit der Sache ſelbſt, eine richtigere Schätzung ihres Werthes, und ein beſſerer Gebrauch derſelben anfängt. Die Rechtsgelehrten und Staatsmänner werfen den Philoſophen Geringſchätzung, und Dieſe Jenen Ueberſchätzung des poſitiven Rechtes vor. Wenn dieſe Vorwürfe, die noch nie ſo laut und ſo allgemein als eben itzt ertönt haben, gegründet ſind: ſo wär das Bedürfniß, die herrſchen-

schenden Begriffe über diesen wichtigen, von zwey Partheyen gleich verkannten Gegenstand zu berichtigen, noch nie so dringend, und eine Revolusion in diesen Begriffen, die für die Philosophie, Rechtswissenschaft, Gesetzgebung und Staatskunst die wohltätigsten Folgen haben muß, noch nie so nahe, als gegenwärtig.

Es ist nicht sowohl die Gesinnung des grosen Hausens, als die Denkart der Aufgeklärten, die sich gegen den Zwang der positiven Gesetze und Rechte empört. Der Pöbel schleppt das längst gewohnte Joch, das ihm die Willkühr seines Despoten auflegt, und das er nur durch die Unbesonnenheit desselben gezwungen abwirft, in der Gedankenlosigkeit eines Lastthiers, dahin; während er die rechtmäßigste Gewalt den Händen, denen er sich selbst anvertraut hätte, in dem Augenblicke wieder entreissen würde, als er den unvermeidlichen und gerechten Druck derselben unangenehm zu fühlen anfienge. Der selbstdenkende Menschenfreund hingegen, welcher die Untersuchung des sittlichen Gesetzes, und der durch dasselbe bestimmten unveränderlichen Pflichten und unverlierbaren Rechte der Menschheit zu seinem Hauptgeschäfte macht, und die zahllosen und empörenden Widersprüche, die ihm zwischen demselben und den meisten positiven Gesetzen und Rechten in die Augen springen, keineswegs als ein gleichgültiger Zuschauer betrachten kann, — fühlt sich dann geneigt,

die

die meisten der bisherigen positiven Einrichtungen für einen traurigen Nothbehelf anzusehen, der den Mangel der moralischen Kultur eben so augenscheinlich ankündiget, als unwürdig ersetzt und nachtheilig verewiget. Auf der andern Seite sind es nicht nur die feilen Miethlinge der Unterdrücker, nicht nur die theils schwärmerischen, theils listigen Verfechter des Aberglaubens, nicht nur die blinden Werkzeuge des politischen Mechanismus sind es, welche die ursprünglichen (sogenannten natürlichen Rechte) der Menschheit lästern oder verspotten, die deutlichsten Aussprüche der Vernunft durch sinnlose Glaubensartickel niederschlagen, die dringendsten Forderungen der Menschlichkeit durch Herkommen und geschriebene Gesetze abfertigen; nein! auch nicht wenigere helldenkende und wohlwollende Staatsmänner sind völlig überzeugt, daß die Vernunft keineswegs aus sich selbst Regeln schöpfen könne, durch welche sie bey der positiven Gesetzgebung geleitet würde; daß sie auch in dieser Rücksicht, wie in allen übrigen, lediglich von der Erfahrung abhange, nie durch sich selbst, sondern immer durch Thatsachen bestimmt werden müsse, und folglich keine andere als positive Gesetze hervorbringen, und den politischen Verfassungen und Verwaltungen zum Grunde legen könne. Sie glauben daher auch, daß immer nur die bereits vorhandenen, durch bloße sinnliche Bedürfnisse der Gesellschaft und äussere Umstände veranlaßten positiven Gesetze die einzige Grundlage von

neuen und beſſern werden könnten, bey deren Erzeugung die Vernunft ebenfalls nur nach Maasgabe jener Bedürfniſſe und Umſtände zu Werke gehen könnte. Sie berufen ſich zur Beſtätigung dieſer Behauptungen auf die Philoſophen von Profeſſion, von denen ungefähr die eine Hälfte das Daſeyn urſprünglicher, durch bloße Vernunft beſtimmbarer Rechte der Menſchheit läugnet, die andere aber über dieſe Rechte nur ſo lange mit ſich ſelbſt einig iſt, als ſie ihre ſchwankenden Begriffe davon in redneriſche Darſtellungen verhüllt, in dem Augenblicke aber, als ſie ſich auf eine genauere Rechenſchaft über dieſelben einläßt, in Partheyen zerfällt, deren Meynungen ſich gegenſeitig aufheben.

Philoſophen und Juriſten ſind darüber einig, daß der Einfluß der Philoſophie auf die Jurisprudenz ſehr unbedeutend ſey; nur mit dem Unterſchiede: daß der Philoſoph aus dieſem Grunde die Jurisprudenz, der Juriſt hingegen die Philoſophie für eben ſo unbedeutend anſieht. Beyde vergeſſen die Unvollkommenheiten ihres eigenen Faches über den Fehlern des fremden, welche ſie nicht ſowohl in dem verbeſſerlichen Zuſtande beyder Wiſſenſchaften, als in einer vorausgeſetzten Unverbeſſerlichkeit der Objecte derſelben aufſuchen.

Der Juriſt findet an dem Feſtſtehenden und Ausgemachten ſeines Faches den wiſſenſchaftlichen Character, den er an dem Schwankenden und Streitigen der Philoſophie vermißt. Er ſieht die

poſi-

pòſitiven Rechte auf unläugbaren Thatſachen, die ſogenannten natürlichen hingegen auf beſtrittenen und vieldeutigen Prinzipien gegründet; jene durch Geſetze beſtimmt, die theils durch die natürlichen Bedürfniſſe, theils durch die Gewalt der Staaten feſt gehalten werden: dieſe aber von ſogenanten Grundſätzen abhängend, welche durch Leute ohne alle Erfahrung, aller Erfahrung zuwider, und zum Behuf ſchon vorher als wahr angenommener Behauptungen erkünſtelt, und ſelbſt in den Studierſtuben, auſſer welchen ſie durchaus keine Gültigkeit haben, eben ſo oft geläugnet als behauptet würden. Er glaubt, die Unzuverläſſigkeit jedes bisher aufgeſtellten Grundbegriffes vom Naturrechte, die ſich durch die fortwährenden Streitigkeiten unter den eifrigſten Vertheidigern dieſer Wiſſenſchaft offenbare, mache es den Geſetzgebern ſowohl als den Geſetzkundigen zur Pflicht, ſich ſorgfältig alles Gebrauches von jenen Grundbegriffen zu enthalten, und die bisherige Unabhängigkeit der mit dem Wohl und Weh der Menſchheit ſo innigſt zuſammenhängenden Wiſſenſchaft des Rechts von bloßen Meynungen, auch für Zukunft durchzuſetzen.

Der Philoph hingegen findet an dem Feſtſtehenden und Ausgemachten der poſitiven Rechte gröſtentheils den Character der Unwiſſenheit und des Stumpfſinnes, die ſich der fortſchreitenden und durch allmählige Entdeckung und Anerkennung

der unwandelbaren Gesetze der Vernunft zur bewirkenden Veredlung der Menschheit widersetzen. Er sieht an den Thatsachen, worauf jene Rechte gebaut sind, gemeiniglich nichts als Erscheinungen der Ungerechtigkeit und der Unvernunft in finstern Zeitaltern, unglückliche Begebenheiten für den grössern Theil der Menschheit, durch Zufall veranlaßt, und deren Folgen der Zufall selbst längst wieder gut gemacht haben könnte, wenn sie nicht eben durch geschriebene und mit Gewalt befestigte Gesetze eine künstliche Dauer erhalten hätten. Nichts ist in seinen Augen ungereimter, als die angebliche Unveränderlichkeit der positiven Gesetze durch die Sanczion, die ihnen die physische Gewalt des Stärkern giebt. Denn er weiß, daß diese Sanczion, wenn sie nicht durch die unveränderliche Regeln der mit sich selbst einigen Vernunft gelenkt wird, lediglich von äusseren Umständen abhängt, die in einem unaufhörlichen Wechsel begriffen sind, und um so gewisser den Umsturz einer unnatürlichen und ungerechten Staatsverfassung herbey führen, je künstlicher und gewaltsamer die Maasregeln waren, durch welche der Despot der (zur fortschreitenden Veredlung bestimmten) menschlichen Natur die veralteten Formen ihrer Unmündigkeit aufzudringen strebt.

Der Jurist glaubt die gute Sache von solchen Gesetzen zu führen, die für die Menschen, wie sie nach dem Zeugnisse der Erfahrung wirklich beschaf-

schaffen sind, gemacht wären. Er spottet über die philosophischen Naturgesetze, die nur für das Abstraktum Menschheit, nur für die Menschen, wie sie nach metaphysischen Speculazionen beschaffen seyn sollten, berechnet wären; Gesetze, zu deren Erkenntniß der gesunde Menschenverstand nicht hinreiche, ob sie gleich für alle Menschen ohne Ausnahme da seyn sollten; welche wahr zu finden, man durchaus Philosoph, und zwar von der Sekte des Nahmens seyn müsse, der sie gegen andere Secten vertheidiget; — und deren Betrachtung eben dieselbe Cultur schon voraussetzen würde, die der Philosoph selbst erst durch sie erwartet. Er beruft sich auf das über alle Zweifel erhabene Daseyn der positiven Gesetze, welches ihnen durch ihre, dem gesunden Menschenverstande einleuchtende Unentbehrlichkeit auf immer verbürgt würde; während die Entbehrlichkeit der philosophischen Pflichten und Rechte durch ihre selbst auf den Studierstuben noch streitige Wirklichkeit, und durch die Thatsache, daß sich die wirkliche Welt ohne sie bisher beholfen hat, ausser allen Streit gesetzt würde.

Der Philosoph hingegen macht den positiven Gesetzen den Vorwurf, daß sie für die wirklichen Menschen, nur in wieferne diese durch äussere und veränderliche Umstände der Erfahrung modificiert sind, und ohne Rücksicht auf die unverlierbaren Forderungen ihrer unter allen diesen Umständen

unveränderlichen vernünftigen Natur berechnet wären; daß sie eben die moralischen Uebel, deren Folgen sie zurückzutreiben bestimmt wären, durch die Gründe derselben hervorbrächten; daß sie um das Laster zu verhindern, die Tugend unmöglich machten — um die Aeusserungen der Unsittlichkeit zu unterdrücken, die Fortschritte der Sittlichkeit aufhielten — und um ein unrichtiges Ideal eines Bürgers zu realisiren, den wahren Charakter der Menschheit zerstörten. Der Philosoph weiß, daß die Menschen keineswegs wirklich dasjenige sind, was die meisten positiven Gesetze und Verfassungen von ihnen voraussetzen, bey denen mehr auf zufällige Erscheinungen der menschlichen Natur unter zufälligen äusseren Lagen, als auf das Wesen derselben, das niemand weniger als den Urhebern jener Gesetze und Verfassungen bekannt seyn konnte, Rücksicht genommen sey. Er weiß, daß die Sitten, von denen das Wohl eines Staates mehr als von seiner Verfassung abhängt, durch Zwangsgesetze weder hervorgebracht noch ersetzt, sondern nur unter der Voraussetzung begünstiget werden können, daß diese Gesetze den von ihnen unabhängigen Principien der Sittlichkeit nicht widersprechen. Er weiß, daß die positiven Gesetze ihre wahre Brauchbarkeit nur durch die Gerechtigkeit erhalten können, die nur dann statt findet, wenn der mit ihnen verbundene Zwang nicht bloß durch physische Macht durchgesetzt, sondern durch ein höheres, über alle Ausnahmen erha-

Sechste Scene.

Brabantio, und Rodrigo, mit Officieren, Bedienten und Fakeln.

Jago.

Es iſt Brabantio; General, nehmt euch in Acht; er hat nichts Gutes im Sinn.

Othello.

Holla! Steht, ihr dort!

Rodrigo.

Signor, es iſt der Mohr.

Brabantio.

Zu Boden mit ihm, dem Räuber!

(Sie ziehen auf beyden Seiten.)

Jago.

Wie, ihr, Rodrigo? -- Kommt, mein Herr, ich bin auf eurer Seite -- (Zu Othello.)

Othello.

Steckt eure Degen ein, der Thau möchte ſie roſtig machen. Werther Signor, euer Alter wird euch mehr Gewalt geben, als eure Waffen.

benes Geſetz befohlen wird, das ſich von jeher durchs moraliſche Gefühl angekündigt hat, und deſſen beſtimmten Begriff nur die Philoſophie herbeyſchaffen kann. Er weiß, daß die Erhaltung einer Staatsverfaſſung und eines Staates zwey ſehr verſchiedene Dinge ſind, daß die eine nur um der andern willen da iſt, und daß es daher Fälle geben könne, wo die Verfaſſung dem Staate aufgeopfert werden müſſe; daß, ſo ein nothwendiger Zweck auch die Erhaltung des Staates ſeyn möge, ſie gleichwohl nicht jedes Mittel rechtfertigen könne; und daß ungerechte poſitive Geſetze und eine auf Unterdrückung weſentlicher Menſchenrechte gegründete Verfaſſung, den Staat durch eben dieſelbe Stützen, durch welche ſie ihn eine Zeitlang ſcheinbar emporhält, untergraben müſſe. Er erkennt, mit einem Worte, die Unentbehrlichkeit poſitiver Geſetze und Rechte: aber er fordert zur Gültigkeit derſelben, daß ſie nicht durch die Rückſicht auf Vortheil oder Nachtheil des, auf was immer für eine Art, Stärkern im Staate beſtimmt ſeyn, daß ſie keineswegs durch bloße phyſiſche Gewalt beſtehen ſollen. Er fordert zu ihrer Gültigkeit diejenige Rechtmäßigkeit, von der alle diejenigen keinen Begrif haben, welche dieſelbe von der Triebfeder des Eigennutzes und der Sanction durch Zwang abhängen laſſen; eine Rechtmäßigkeit, die, in wieferne ſie jedes poſitive Geſetz und Recht begründen ſoll, von keinem derſelben die Folge ſeyn kann; und in wieferne Sie von der, der Menſchheit

weſent-

wesentlichen, Freyheit des Willens unzertrennlich ist; das Eigenthümliche hat, daß sie bey vielen menschlichen Handlungen vermißt wird, ohne bey einer Einzigen entbehrlich zu seyn; daß ihre unbedingte Nothwendigkeit, durch keine ihr widersprechenden Begebenheiten, Gesetze, Verfassungen u. s. w. widerlegt werden kann; daß der Rechtschaffene, der ihr aus freyer Willkühr huldigt, sie darum nicht weniger für unnachläßliche Pflicht ansehen, und der Böswicht, der ihr aus eben dieser Willkühr zuwider handelt, sich als einen Nichtswürdigen verabscheuen, oder wenigstens verrathen muß.

Der Jurist glaubt eben in der von der natürlichen Rechtmäßigkeit unzertrennlichen Freyheit den zureichenden Grund zu finden, warum er das Naturrecht für eine höchstbedenkliche Chimäre erklärt. Er meynt eben darum, weil die positiven Gesetze, ihrer Natur nach, von dem freyen Willen der Unterthanen unabhängig wären, würde durch sie das Eigenthum, die öffentliche Ruhe, und das gemeine Beste überhaupt, sicher gestellt: während eben diese Gesetze, um der veränderten Beschaffenheit der Staatsbedürfnisse angemessen zu seyn, den Willen der Obrigkeiten unterworfen, und diese daher allein in einem Staate frey seyn müßten. Er meynt, das Naturrecht hebe durch den Umstand, daß die Gültigkeit des Gesetzes, worauf dasselbe beruht, der Ueberzeugung und dem Selbstgefühl eines jeden unterworfen sey, alle Sicher-

heit

heit des Eigenthums auf, gebe die Staaten unaufhörlichen Revoluzionen Preis, und begünstige einen weit schlimmeren Despotismus, als jedes von ihm unabhängige positive Recht; indem es durch den Vorzug, den es sich über das letztere anmaßt, den Unterthan zum Richter der Obrigkeit setzt, Unzufriedenheit mit den feststehenden Staatsverfassungen, Verachtung gegen die althergebrachten Gesetze, Haß gegen ihre Vertreter verbreitet, und den grösseren und schlechtern Theil einer Nazion zur Unterdrückung des kleinern und besseren einladet.

Der Philosoph hingegen behauptet, daß sich ohne jene ursprüngliche, unverlierbare persönliche Freyheit der Menschlichen Natur kein Recht überhaupt denken lasse; daß die positiven Gesetze nur in soferne rechtmäßig seyn und heissen können, als sie Schutzwehren jener Freyheit sind; daß die gesetzgebende Macht im Staate, die mit der Obrigkeit nicht zu verwechseln ist, ihre Gewalt nicht von ihrer physischen Stärke, sondern von dem allgemeinen Willen allein erhalten könne, und das, folglich, alle Obrigkeiten ohne Ausnahme den von Ihrer Privatwillkühr unabhänglgen Gesetzen jenes Willens, unterworfen seyen. Er weiß gar wohl, daß das Naturrecht ohne positive Gesetze eben so gewiß ein blosses (obgleich durchgängig durch Vernunft bestimmtes) Ideal, wäre, als die Rechtmäßigkeit der positiven Gesetzen ohne jenes Recht ein Unding seyn würde, und daß die Erkenntniß

niß des Naturrechtes eben so viele Hochachtung gegen gerechte als Verachtung gegen ungerechte positive Gesetze hervorbringt. Er läugnet nicht, daß unbestimmte Grundsätze des misverstandenen Naturrechtes zum Vorwand von Empörungen gemisbraucht werden können. Aber er behauptet, daß der Grund von der bisherigen Unbestimmtheit und Unrichtigkeit in den herrschenden Begriffen über diesen wichtigen Gegenstand, gröstentheils in der durch ungerechte positive Gesetze mittelbar und unmittelbar gehinderten Kultur und beschränkten Denkfreyheit aufzusuchen sey. Er giebt zu, daß z. B. bey der gegenwärtigen Revoluzion in Frankreich die Repräsentanten der Nazion im Namen des grösseren Theiles den Rechten des kleinern nicht selten zu nahe treten: aber er erkennt eben darin Eine der leidigen Folgen des vorigen Despotismus, der die Rechte des grösseren Theils zum Vortheil des kleinern in Beschlag nahm. Er sucht die Ursache von der hin und wieder zu weitgetriebenen und in soferne unrichtigen Anwendung der Principien des Naturrechtes in derjenigen Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit dieser Principien auf, womit sie unter den vorigen Regierungen von Philosophen aufgestellt und verbreitet wurden, denen bey ihren Schriften mehr darum zuthun war, ihre Gefühl des Unrechts laut werden zu lassen, als den Begrif des Rechts kaltblütig zu entwickeln, mehr durch Voltairschen Spott, oder Roussausche Beredsamkeit, auf Welt- und Geschäftsleute zu wir-

wirken, als durch ſchulgerechte Erörterungen die alten Streitigkeiten der Philoſophen von Profeſſion zu erneuern.

Die juriſtiſchen Ueberſchätzer des poſitiven Rechtes geben nicht nur zu, ſondern behaupten ſogar bey jeder Gelegenheit, daß es den philoſophiſchen Geringſchätzern deſſelben — und dieſe, daß es jenen an einem beſtimmten Begriffe von dem zwiſchen ihnen ſtreitigen Gegenſtande fehle, und beyde erkennen, daß mit dem Mangel eines ſolchen Begriffes auch die Veranlaſſung ihres Streites aufhören würde. Unpartheyiſche Zuſchauer hingegen ſind längſt darüber einig, daß dieſer Mangel beyden ſtreitenden Partheyen gemeinſchaftlich ſey; und daß die Pfleger des poſitiven Rechts, die durch daſſelbe das Naturrecht verdrängen wollen, das Weſen von beyden eben ſo wenig kennen, als die Philoſophen, welche das poſitive Recht durch das Natürliche überflüßig machen zu können glauben. Allein nur äuſſerſt wenige unter dieſen Unpartheyiſchen dürften ihre Unpartheylichkeit weit genug treiben, um ſich überzeugen zu laſſen, daß auch ihre Begriffe nicht beſtimmt genug ſind, um die Veranlaſſung des Streites von Grund aus zu heben. Nur wenige dürften mit den logiſchen Bedingungen der Beendigung eines ſolchen Streites bekannt genug ſeyn, um ſowohl zu wiſſen, daß hiezu ein durchgängig beſtimmter Begrif unentbehrlich ſey, als auch: was zu einem ſolchen Begriffe gehöre.

Nur

Nur wenige endlich dürften den Zuſtand der Quellen, aus welchen die Begriffe vom poſitiven Rechte bisher geſchöpft worden ſind, und aus welchen ſie geſchöpft werden können und ſollen, genug unterſucht haben, um einzuſehen, daß ſolange jener Zuſtand währet, ein durchgängig beſtimmter Begrif von dieſem höchſtwichtigen Gegenſtande ſchlechterdings unmöglich ſey.

Zwar iſt die Unpartheylichkeit unſrer Unpartheyiſchen Zuſchauer nicht ſelten eine bloße Folge ihrer Gleichgültigkeit über den Gegenſtand des Streites, auch wohl des Stumpfſinnes, und der Arbeitſcheue, die unter der Maſke einer gemäßigten Denkart ſo gerne dahin geſtellt ſeyn laſſen, was ſich nicht ohne Anſtrengung und ſeltene Vorkenntniſſe prüfen läßt. Aber ſogar denkendere Köpfe, welche die im Allgemeinen ſo leicht zu erringende Ueberzeugung, daß die Wahrheit zwiſchen zwey Extremen das Mittel halte, auf den gegenwärtigen Fall anwenden, glauben auch ſchon darum den beſtimmten Begrif vom poſitiven Recht zu beſitzen. Gleichwohl kann man zu dieſem Begriffe keineswegs durch jene allgemeine Ueberzeugung gelangen: ſondern ſein Beſitz muß vorhergehen, wenn der vorgeſchlagene Mittelweg zwiſchen der Ueberſchätzung und Geringſchätzung des verkannten Gegenſtandes etwas mehr als ein ausgetretener Gemeinplatz ſeyn ſoll, auf dem ſich die Vermittler in einem ewigen Cirkel vergebens herumtummeln. Ich wage daher vieles für die

gute

gute Meynung bey meinen Lesern aber nichts für die Wahrheit, wenn ich behaupte daß es bey dem bisherigen Zustande der Philosophie, Jurisprudenz und Staatskunst auch den aufgeklärtesten Philosophen, Juristen und Staatsmännern an einem durchgängig bestimmten, und durchaus richtigen Begrif vom positiven Rechte gefehlt habe. Man sammle und vergleiche die hierher gehörigen Aeusserungen unserer vorzüglichsten Selbstdenkender; und man wird freylich ihre Begriffe vom positiven Rechte ungleich bestimmter und richtiger als die herrschenden, aber so wenig durchgängig bestimmt und wahr finden, daß man vielmehr über ihre Verschiedenheit und den durchgängigen Widerspruch der wesentlichsten Merkmale erstaunen, und über den gänzlichen Mangel feststehender Principien des Rechtes, den die Verworrenheit bey der gemeinen Vorstellungsart verbirgt, keinen Augenblick zweifelhaft bleiben wird. Nichts ist natürlicher, als daß der selbstdenkende Rechtsgelehrte und Staatsmann versucht wird, seinen bestimmteren Begrif für einen genugsam bestimmten zu halten, wenn er denselben mit dem Begriffe von so manchem seiner gelehrten auch wohl berühmten aber gedankenlosen Collegen vergleicht, der unter positivem Recht nichts weiter als das Aggregat von feststehenden Verfassungen, Gesetzen und Befugnissen versteht, die freylich unläugbare Thatsachen sind, und über welche, in wieferne sie sich in dieser Eigenschaft erweisen lassen, keine Verschiedenheit

der Meynungen statt finden kann; wobey aber der gelehrte Jurist nur den kleinen Umstand vergißt, daß ihr wirkliches vorhanden seyn durchaus nichts für ihre Rechtmäßigkeit beweise. Es fehlt uns auch nicht an philosophischen Juristen, die über das positive Recht weit bestimmter und richtiger denken als diejenigen unter den Philosophen von Profession, die dasselbe mit dem Naturrecht verwechseln, und nur in soferne gelten lassen, als es sich à priori demonstrieren läßt, oder die entweder aus materialistischen, oder spinozistischen oder skeptischen Grundsätzen das positive Recht für das einzig Natürliche erklären, oder die mit den Supernaturalisten alles Recht von der an sich unbegreiflichen und nur durch Offenbarung bekannten, willkührlichen Veranstaltung der Gottheit herleiten. Allein so lange die bessere Einsicht nur in der Entfernung von den gewöhnlicheren ungereimten Vorstellungsarten besteht; so lange eine bloß negative Richtigkeit des Begriffes für die positive gehalten wird: so lange ist für das Einverständniß der Selbstdenker so viel als nichts gewonnen. Man kann gar wohl darüber einig seyn, was ein Ding nicht sey, ohne darum sich über das, was es wirklich sey, zu verstehen; und man ist vielleicht nie weiter von der letztern Erkenntniß entfernt, als wenn man sie bereits in der erstern zu besitzen glaubt. Die Unrichtigkeit von manchen angenommenen Vorstellungsarten über das positive Recht wird ziemlich allge

allgemein durch die Ungereimtheit ihrer Folgen eingesehen, ohne daß darum die Richtigkeit der einzigen wahren Vorstellungsart aus ihren einzig möglichen Gründen, meines Wissens, auch nur von Einem Schriftsteller bisher dargethan worden wäre.

Und um diese Richtigkeit, die nur dem durchgängig bestimmten Begriffe vom positiven Rechte eigen ist, die von einer Zusammenfassung der in ihm enthaltenen Merkmale abhängt, wobey weder ein wesentliches weggelassen noch ein überflüßiges aufgenommen ist, und die daher durch keine bloße Zergliederung des Begriffes den man wirklich hat, sondern nur durch Wissenschaft, die den Begrif, den man haben soll, vorbereitet, möglich ist — um eine solche Richtigkeit hat man sich bisher gar nicht bekümmert; und dieß aus der sehr begreiflichen Ursache, weil man weder von ihrer Möglichkeit noch von ihrer Unentbehrlichkeit auch nicht die entfernteste Ahndung hatte, und wohl noch gegenwärtig nicht hat. Wie hätten auch ausserdem berühmte Juristen dafür halten können, daß es für den richtigen Begrif vom positiven Rechte ganz gleichgültig seyn, was man von dem sogenannten Natürlichen denken möge? Wie hätte man sich sonst auch nur im Traume einfallen lassen können, daß die philosophischen Begriffe von Recht und Unrecht, das alles, was man bisher Meynungen der Philosophen nannte, daß der Zustand der Philosophie

auf das positive Recht und die Wissenschaft desselben keinen entscheidenden Einfluß habe, und daß man überhaupt ein selbstdenkender Rechtsgelehrter seyn könne, ohne Philosoph in strengsten Sinne des Wortes zu seyn? Wie hätte das gegenwärtig herrschende, und einst in den Augen unsrer Nachkommen gewiß eben so lächerliche, als in den Augen unsrer Zeitgenossen ehrwürdige Vorurtheil so tief einwurzeln können, daß man ein Naturalist oder Supernaturalist, ein Dogmatiker oder Skeptiker, ein Materialist oder Spiritualist seyn, und gleichwohl ohne Inkonsequenz einen richtigen und bestimmten Begrif von Recht und Unrecht haben könne? Wie hätte man sonst eine erschöpfende Zergliederung der Begriffe, von Sittlichkeit, Freyheit, Selbstthätigkeit, Vernunft, — Begriffe deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit mit dem Begrif von Recht und Unrecht in einem und eben demselben Kopfe nur durch Gedankenlosigkeit oder Irrthum ohne Zusammenhang seyn kann — als eine für den Juristen ganz entbehrliche und zeitverderbende Arbeit von der Hand weisen, auf die Zergliederer jener Begriffe mit stolzer Gleichgültigkeit oder wohl gar mit Spott herabsehen, und sich dadurch nicht nur keineswegs Beschämung, sondern das Ansehen eines weisen Sachkenners erwerben können? Wie könnten endlich, wie ich gewiß weiß, diese meine Aeusserungen dem bey weitem größten Theile meiner Leser fremd, abenteuerlich, ungereimt klingen, wenn ihnen die

Brabantio.

O du ſchändlicher Räuber! Wo haſt du meine Tochter hin verborgen? Verdammlicher Bube! Du haſt ſie bezaubert; denn ich will alles was Vernunft hat den Ausſpruch thun laſſen, ob ein Mädchen, ſo jung, ſo ſchön, ſo zärtlich als ſie war, von ihrem Stand und Glük, und ſo abgeneigt vom Heurathen, daß ſie den Augen der auserleſenſten und reichſten von unſrer edelſten Jugend ſich entzog -- ob ein ſolches Mädchen, ohne die feſſelnde Gewalt zaubriſcher Künſte fähig geweſen wäre, dem allgemeinen Spott Troz zu bieten, und aus dem väterlichen Haus zu entlaufen, um in die ruſſichten Arme eines ſolchen Dings wie du, das geſchikter iſt Schrecken zu erwecken, als Liebe, ſich hinein zu ſtürzen? Die ganze Welt ſey Richter, ob es nicht handgreiflich iſt, daß du vermittelſt ſchnöder Zauber-Mittel oder Liebes-Tränke die das Hirn verrüken, ihre ſchuldloſe Jugend mißbraucht und verleitet haſt -- Ich will es unterſucht haben: Es iſt wahrſcheinlich, man kan ſich nichts anders vorſtellen. Ich arretiere dich alſo hier, als einen Verführer und der hiezu verbotne Künſte treibt -- Bemächtigt euch ſeiner; und wenn er ſich wehrt, ſo entwaffnet ihn auf ſeine Gefahr.

Othello.

Haltet ein, zu beyden Seiten; wenn es hier meine Scene zum Fechten wäre, ſo würd' ich's ohne einen Einſager gewußt haben. Wohin wollt ihr, daß ich mit euch gehen ſoll, mich auf dieſe Anklage zu verantworten?

Braban-

Bedingungen eines durchgängig bestimmten Begriffes vom positiven Rechte nicht ein tiefes Geheimniß wären?

Die Wissenschaft des positiven Rechtes ist eine geraume Zeit her, durch sorgfältigere Bearbeitung und Benutzung ihrer historischen Hülfsquellen mit einem unermeßlichen Stoffe bereichert worden; und das dringende Bedürfniß, die herbeygeschafften Materialien auch nur einigermaßen in Ordnung zu bringen, hat die Errichtung einiger neuen Fächer veranlaßt, die ihren Stiftern den Namen von Reformatoren der Rechtswissenschaft verschaft hat: Allein da bey dieser Vervielfältigung der sogenannten Arten positiver Rechte an die durchgängige Bestimmtheit des Gattungsbegriffes, der als leitendes Prinzip der Beurtheilung der Arten hätte zum Grunde liegen sollen, gar nicht gedacht wurde: so mußte natürlich erfolgen, was in der That erfolgt ist, daß nämlich der Umfang des Begriffes vom positiven Recht durch eben die historischen Hülfsmittel, wodurch man denselben genauer bestimmt zu haben meynte, weit unbestimmter geworden ist; und daß mit jeder neuen Provinz, wodurch man des Gebieth der Wissenschaft erweiterte, die Gränzen desselben ungewisser und streitiger geworden sind. Indem man der Geschichte alles und der Philosophie nichts zu danken haben wollte, wurde der Anspruch von was immer für einer Thatsache, zumal von einem positiven Gesetze, auf den Charakter der Rechtmäßig-

Feit, immer ausschliessender bloß historisch bestimmt; und so wurde ziemlich alles politisch wirkliche für moralisch möglich, das heißt, für Rechtmäßig erklärt. Die Priester der Gerechtigkeit überliessen es den Philosophen, unter sich darüber zu zanken: was Recht heissen solle? und befragten ihrerseits die Erfahrung über das, was in der wirklichen Welt wirklich so hiesse; erkannten dann auch für Recht, was das Corpus Juris, der westphälische Frieden, u. s. w. — das fürstliche Cabinet nicht ausgeschlossen — einmal mit diesem Namen belegt haben, und bekümmerten sich wenig um die Einwendungen der grübelnden Moralisten, welche an jenen Quellen der positiven Rechtmäßigkeit nur wenige und schwache Spuren einer noch ungebildeten Vernunft, aber desto deutlichere Merkmale des blinden Zufalls, des Uebermuthes der Despoten, und der Unwissenheit des großen Haufens bemerkt haben wollten.

Es ist eine Folge der Beschränktheit des menschlichen Geistes, daß er so leicht und so gewöhnlich bey seinen Nachforschungen bald das Allgemeine über das Besondere, bald dieses über jenes aus den Augen verliert. Ein berühmter Schriftsteller, der die Eigenheiten der verschiedenen Menschenrassen, Stämme und Völker mit eben so glücklichem Erfolg als seltenem Fleisse studiert, vergißt darüber so sehr sich mit dem Charakter der Menschheit überhaupt bekannt zu machen, daß

er ſich die Sklaverey mit dieſem Charakter zuſammendenken kann, und zur völligen Zuläßigkeit derſelben nichts weiter, als eine von der Natur weniger freygebig ausgeſtattete Organiſazion fordert. Auf eine ähnliche Weiſe haben unſre berühmten Juriſtiſchen Schriftſteller über die mühſamen und zum Theil verdienſtvollen Unterſuchungen, welche ſie über die beſonderen poſitiven Rechte nach den hiſtoriſchen Erkenntnißquellen derſelben angeſtellt haben, den Begrif des poſitiven Rechtes überhaupt faſt gänzlich vernachläßiget. Da ſie denſelben aber nichts deſtoweniger bey unzähligen Veranlaſſungen denken mußten, ſo dachten ſie ihn gemeiniglich unrichtig: weil ſie die Merkmale, die ſeinen Inhalt ausmachen, aus Begriffen die ihm nur untergeordnet ſeyn können, und folglich ſeine Richtigkeit vorausſetzen, zu abſtrahieren gewohnt wurden. Es giebt wirkliche Menſchen, die durch ihre Geſinnungen nicht weniger als durch ihr äuſſeres Schickſal Sklaven ſind; alſo, ſchließt der Philoſoph, iſt zwiſchen Menſchheit und Sklaverey kein Widerſpruch. Es ſind durch poſitive Geſetze wirklich Rechte der Leibeigenſchaft, der willkührlichen Fürſtengewalt, der politiſchen Intoleranz u. ſ. w. feſtgeſetzt; alſo ſchließt der Rechtsgelehrte, findet zwiſchen Recht und Leibeigenſchaft, willkührlicher Fürſtengewalt, und politiſcher Intoleranz u. ſ. w. kein Widerſpruch ſtatt.

Wenn die Gegner des Naturrechtes die Richtigkeit deſſelben aus den Streitigkeiten der

Philoſophen über den Grundbegrif folgern: ſo glauben ſie nicht weniger die ausſchlieſſende Realität des poſitiven Rechtes durch den Umſtand beweiſen zu können, daß von den Kennern und Pflegern deſſelben über den Grundbegrif dieſes Rechtes ſelten oder gar nie geſtritten wird. Hätten ſie dieſe Eintracht wirklich beabſichtiget, ſo müßte man eingeſtehen, daß ſie ein ſehr bewährtes Mittel zu dieſem Zwecke gebraucht haben; in dem ſie ſo wenig als möglich über jenen Begrif dachten. Hiezu hatten die Selbſtdenkere unter ihnen, von denen hier allein die Rede iſt, und die allein Gründe nöthig haben um ſich in einem gegebenen Falle des Denkens zu enthalten, ſehr ſcheinbare, ſo gar philoſophiſche Gründe. Sie hüteten ſich ihre Zeit mit grübeln, das heißt, mit Nachdenken über einen Gegenſtand zu verſchwenden, über den ſich nichts weiter heraus bringen läßt, als was jedermann längſt weiß; und in dieſem Falle glaubten ſie ſich mit dem allgemeinen Begriffe vom poſitiven Rechte zu befinden. Sie ſetzten denſelben als etwas längſt ausgemachtes und unter ihnen allgemein anerkanntes voraus. Die Verſchiedenheit der Erklärungen, unter welchen er ſelbſt von Schriftſtellern aus ihrem Mittel aufgeſtellt wurde, betrift in ihren Augen bloß Worte, worüber ſich Männer, die über die Sache ſelbſt einig zu ſeyn meynen, nie zu ſtreiten pflegen. Das poſitive Recht iſt ihnen ein Ding deſſen urſprüngliche Vorſtellung ſich durchaus nicht zergliedern

dern läßt, und unbekümmert ob dieſe Vorſtellung angebohren, oder, wie die Vorſtellungen von Farben und Tönen, aus Eindrücken entſprungen ſey, erklären ſie dieſelbe für ein bloſſes Abſtraktum aus den individuellen Vorſtellungen von den beſondern in der Welt feſtſtehenden ſogenannten Rechten. Indem ſie den Begrif mit dem Gefühl, das freylich eine einfache Vorſtellung iſt, verwechſeln, ſo glauben ſie, daß es dem Rechtsverſtändigen gar nicht auf die Unterſuchung des Inhalts von jenem Begriffe ankäme, der ſich nicht weiter auflöſen lieſſe, und in eben derſelben Form an allen einzelnen Fällen wieder vorkäme; daß ihm hingegen Alles an dem Umfang deſſelben gelegen ſeyn müſſe, deſſen Vollſtändigkeit lediglich von der Menge und Beſchaffenheit der juriſtiſchen Gelehrſamkeit und Erfahrung abhängt; und daß daher der Begrif des nächſten beſten, von allen philoſophiſchen Einſichten entlößten Praktikers dem Begriffe des erſten unter allen philoſophiſchen Selbſtdenkern vorzuziehen ſey. Vergebens würde man ihnen zu zeigen ſuchen, daß der Begrif vom Recht überhaupt und folglich auch vom poſitiven Recht weder einfach noch aus Erfahrungsbegriffen abſtrahiert ſeyn könne; daß er durch die Denkkraft aus vielen höheren Begriffen zuſammengeſetzt, und eben darum der Gefahr, durch Mangel oder Ueberfluß unrichtig gedacht zu werden, ausgeſetzt ſey; daß dieſe Unrichtigkeit durch Praxis und Erfahrung keineswegs aufgehoben, ſondern

vielmehr bey derſelben durch die wiederholte Anwendung eines falſchen Grundbegriffes vermehrt werde; und daß daher der erfahrenſte Staatsmann und Pfleger der Gerechtigkeit einen weit unrichtigern Begrif von Recht und Unrecht haben könne, als der nächſte beſte Bauer der ſeinen kunſtloſen verworrenen Begrif von ſeinem Gefühle abſtrahiert. Vergebens würde ihnen der Philoſoph dieſe Einwendungen entgegenſtellen. Denn leider können ſie ihn, in Rückſicht auf den (für ſie ausgemachten) Urſprung des Begriffes von Recht aus der Erfahrung, auf eine ſehr anſehnliche Parthey der Philoſophen von Profeſſion verweiſen, welche alle Begriffe ohne Ausnahme aus jener Quelle ableitet; in Rückſicht auf die Einfachheit aber — auf die gegenwärtig mehr als je verwikkelten Streitigkeiten unter den Philoſophen, die jenen Begrif zergliedert haben, und dadurch auf ganz widerſprechende Reſultate gelangt ſind.

Die ſich ſelbſt aufdringende Bemerkung, daß eben jener Urſprung aus der Erfahrung, und noch mehr die angebliche Einfachheit allen Streit über die Merkmale des Begriffes vom Recht unmöglich machen würde, ſcheint auf die wenigen, denen ſie nicht entgangen iſt, keinen anderen Einfluß gehabt zu haben, als daß ſie durch dieſelbe beſtimmt wurden, die ganze Frage über den Urſprung und Beſchaffenheit jenes Begriffes als unbrauchtwortlich und überflüßig aufzugeben. „Der

„wirk-

„wirklichen Welt" habe ich Einen von dieſen ſagen hören „iſt es nicht um den Begrif des Rechtes, „ſondern um die Sache ſelbſt zu thun, und die „Sorge für dieſe macht es uns zur Pflicht, von „den Uneinigkeiten über jene keine Kenntniß zu „nehmen." Als ich ihm hierauf erwiederte: „daß „das Recht keine Sache wäre, die, wie ein Natur„produkt, unabhängig vom menſchlichen Geiſte exi„ſtierte; daß es als eine bloße Eigenſchaft des „menſchlichen Willens an den poſitiven Geſetzen ent„weder gar nicht, oder nur durch vorhergegangene „richtige Begriffe von demſelben, vorhanden ſeyn „könne; daß die Vorſtellung des Rechts die Recht„mäßigkeit einer Handlung begründen müſſe, und „eben darum nicht erſt aus derſelben erfolgen kön„ne" — wurde ich mit dem Nahmen eines Idealiſten abgefertiget; und ich weiß, daß die ganze Zunft unſerer Popularphiloſophen das Urtheil gegen die Geſundheit meines Menſchenverſtandes, das in jener Benennung enthalten iſt, unterſchrieben haben würde. Ich ließ mich dadurch nicht abſchrecken dem Manne einzuwenden: daß es, wenigſtens auf dem Gebiethe der Wiſſenſchaft, mehr auf den Begrif, durch den man allein etwas von der Sache weiß, als auf die Sache ſelbſt ankäme, und daß von dem richtigen oder unrichtigen Begriffe das glückliche oder unglückliche Schickſal der Sache auf dem Gebieth der Wiſſenſchaft einzig und allein abhänge. Allein ich brachte es mit dieſem Einwurfe nicht weiter, als daß er mir die Unent-

Lehrlichkeit der Logik für die Wissenschaft der Rechte einräumte, der sogenannten gesunden Logik, die von so manchen denkenden Welt- und Geschäftsmanne für die einzig mögliche und wahre Philosophie anerkannt wird, und welche man gleichwohl noch immer so gerne in die natürliche und künstliche eintheilt, um sich durch den jedem Ehrenmanne durch die Gesetze des Wohlstandes zugesicherten Besitz der erstern, der unnöthigen und mühsamen Weitläufigkeiten, welche das Studium der letztern kosten würde, zu überheben. Unsre Geschäftsmänner und schreibenden Gelehrten, die ihren akademischen Unterricht noch in einer Zeit erhalten haben, wo die wissenschaftliche Logik im grössern Ansehen stand, pflegen sich daher untereinander immer eines Versehens gegen die Logik zu beschuldigen: so oft sie sich einen unrichtigen Begrif, der nicht geradezu auf unwahren Thatsachen beruht, vorwerfen zu können glauben. Wer sollte Ihnen auch zumuthen, zu wissen, worüber die Philosophen und so gar die Logiker von Profession noch lange nicht im Reinen sind: „daß die Logik den Inhalt von keinem Begriffe herbeyschaffen, daß sie nur die Regeln aufstellen könne, nach welchen derselbe aus andern Quellen hergeleitet, und wenn er gefunden ist, angewendet werden müsse; daß sie bey philosophischen Begriffen die höheren (nicht logischen) Prinzipien, durch welche jener Inhalt bestimmt wird, eben so wenig als bey den historischen Begriffen die Data des

Erfah-

Erfahrung, überflüßig machen könne; und daß sie folglich nur in so ferne gesund heissen dürfe, in wieferne sie die übrigen philosophischen Wissenschaften nicht nur nicht verdrängt, sondern vielmehr die Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit derselben in ein helleres Licht setzt.

Wenn man auch nur die wenigen von mir hier angedeuteten Vorurtheile, die von unsern berühmtesten Rechtsgelehrten und Staatsmännern als weise Maximen befolgt und verbreitet werden, in Erwägung zieht: so wird man es sehr begreiflich finden, wie es zugieng, daß man bey der wissenschaftlichen Behandlung des positiven Rechts bisher nichts so sehr und so allgemein vernachlässigte, als was im ganzen Gebiethe der Wissenschaft das Erste und Wichtigste seyn sollte, den Begriff ihres Gegenstandes; daß man sich diese Vernachlässigung sogar zum Verdienste anrechnete, und den rechten Weg zu einer Reformazion der Rechtswissenschaft eingeschlagen zu haben meynte, indem man dasjenige, was ihr als Grund vorhergehen muß, für eine bloße Folge anzusehen anfieng, die sich aus dem Studium derselben von selbst ergeben würde. Vergebens wird man sich in der bisherigen Encyklopädie der Jurisprudenz nach einer vorbereitenden Wissenschaft (Propädeutik) umsehen, *) welche das gesammte Studium dieses Faches eins

leis

*) Von nicht wenigen wird die Encyklopädie selbst für diese Propädeutik angesehen und gebraucht.

leitete, ſich vor allem mit dem Begriffe des poſitiven Rechtes beſchäftigte, die Quellen, woraus er zu ſchöpfen iſt, angäbe, ſeinen Inhalt von ſeinem Umfange genau abgeſondert vortrüge, den Unterſchied ſowohl als den Zuſammenhang ſeines Objectes mit dem Naturrechte entwickelte, und, mit einem Worte, das Mittelglied, durch welches die philoſophiſche mit der poſitiven Rechtswiſſenſchaft zuſammenhängt, ausmachte.

Dieſe Wiſſenſchaft kann nur das Werk der Philoſophie ſeyn, die allein den durchgängig beſtimmten Inhalt jenes Begriffes aufzuſtellen vermag. Die Wiſſenſchaft des poſitiven Rechtes ſetzt ihn voraus, und kann ihn eben darum nicht herbeyſchaffen. Er muß an ihrer Spitze ſtehen, und kann eben darum in ihrem ganzen Gebiethe nichts über ſich haben. Er muß, als das allgemeine Kriterium der poſitiven Rechtmäßigkeit überhaupt, der Beurtheilung jeder Thatſache vorhergehen, die in jenem Gebiethe vorkömmt; und kann eben darum weder in irgend einer von dieſen Thatſachen enthalten ſeyn, noch von ihnen allen zuſammengenommen abgezogen werden. Der Philoſoph muß durch den entwickelten Inhalt des Begriffes im allgemeinen beſtimmen, was in den Umfang des poſitiven Rechtes gehören könne, und was aus demſelben ausgeſchloſſen bleiben müſſe; ſo wie ſich der poſitive Juriſt allein, und nur als ſolcher, ſich mit demjenigen beſchäftigen kann, was

in

Brabantio.

Ins Gefängniß, bis zur gehörigen Zeit, wo du vor der Gerichts-Bank erſcheinen ſollſt.

Othello.

Aber wenn ich euch gehorche, wie ſoll indeß der Herzog zufrieden geſtellt werden, deſſen Abgeordnete hier zu meiner Seite und im Begriff ſind, mich in einer dringenden Angelegenheit des Staats zu ihm zu führen.

Officier.

Diß verhält ſich würklich ſo, ſehr edler Herr; der Herzog iſt im Staats-Rath; und ich bin ſicher, daß ihr gleichfalls dahin beruffen worden ſeyd.

Brabantio.

Wie? der Herzog im Staats-Rath? In dieſer ſpäten Nacht? Führt ihn dahin; meine Sache iſt keine Kleinigkeit. Der Herzog ſelbſt und jeder von meinen Brüdern im Staat kan nicht anders als dieſe Beleidigung ſo empfinden, als ob ſie ihnen ſelbſt angethan worden wäre. Wenn ſolche Freſel-Thaten ungeſtraft verübt werden dürften, ſo würden bald Sclaven und Banditen unſre Beſchlshaber ſeyn.

(Sie gehen ab.)

in dieſen Umfang wirklich gehört. Das leztere kann der Philoſoph als Philoſoph ſo wenig wiſſen, als der Juriſt in der Eigenſchaft des Juriſten das Erſtere. Der Philoſoph muß dem Juriſten die Beſtimmung der wirklichen poſitiven Rechte, ihrer Arten und Individualiten, überlaſſen, der in dieſer Rückſicht nicht auf Philoſophie, ſondern nur auf Geſchichte und Erfahrung bauen kann. Der Philoſoph, der hier dem Juriſtrn ins Handwerk greifen, und aus ſeinen Prinzipien ſchöpfen will, was ſich nur aus jenen beyden Quellen ſchöpfen läßt, macht in den Augen der Welt- und Geſchäftsleute die Philoſophie, in den meinigen aber nur ſich ſelbſt lächerlich, in dem er etwas geltend machen will, was er ſelbſt nicht kennt. Allein der Rechtsgelehrte, der die Wirklichkeit der beſondern poſitiven Rechte durch Geſchichte und Erfahrung feſtſetzt, ohne unabhängig von beyden über die Rechtmäßigkeit derſelben, durch einen beſtimmten Begrif des poſitiven Rechtes überhaupt, mit ſich ſelbſt einig zu ſeyn; der Rechtsverſtändige, der etwas für rechtmäßig anerkennt, weil es unter dieſem Namen angenommen, durch Gewohnheit, Gewalt u. ſ. w. eingeführt iſt; der alſo anſtatt das Faktum — dieſes beſtehe in einem poſitiven Geſetze, einer Regierungsform, einem Friedensſchluſſe u. ſ. w. oder in was immer für einer juriſtiſchen Thatſache — der Rechtmäßigkeit unterzuordnen, dieſe lediglich aus dem Faktum ableitet, — iſt mir nicht lächerlich; aber ſeine Gedankenloſigkeit und

Unwiſ-

Unwiſſenheit iſt mir noch abſcheulicher, als die Dummheit, die bisweilen aus irrigem Gewiſſen, aber immer im Namen der Religion und durch den obrigkeitlichen Arm, bisher ſo viel geraubt und gemordet hat.

Indem ich es durch die Behauptung: daß der Juriſt, als ſolcher, den durchgängig beſtimmten Begrif vom poſitiven Recht ſchlechterdings nicht aufzubringen vermöge, mit den Rechtsgelehrten, Staatsmännern und Geſchäftsleuten verderbe, empöre ich die Philoſophen nicht weniger gegen mich, da ich geſtehe: daß es, meiner innigſten Ueberzeugung nach, der bisherigen Philoſophie ſelbſt an einem ſolchen Begriffe gefehlt hat. In den ſeltenen Fällen, wo ſich Philoſophen von Profeſſion mit dem poſitiven Rechte beſchäftigten, nahmen ſie entweder die ſchwankenden und vieldeutigen Begriffe der Juriſten an; oder ſie beſtritten dieſelben, ohne ſie auch nur durch angeblich beſſere zu erſetzen; oder ſie ſtellten ihnen andere entgegen, in welchen das ſogenannte natürliche Recht mit dem poſitiven vermengt war. Bey der großen Gleichgültigkeit, die (zumal unter unſern Populärphiloſophen, mit denen die Lehrſtühle der Univerſitäten gröſtentheils beſetzt ſind) gegen die durchgängige Beſtimmtheit der philoſophiſche Begriffe herrſcht, iſt wohl nichts natürlicher, als daß die meiſten unter ihnen den Begrif des poſitiven Rechts entweder gänzlich dahin geſtellt ſeyn ließen, oder die durchgängige Beſtimmtheit deſſelben theils

für

für unmöglich ansehen; theils aber, indem sie die specielle juristische Kenntniß seines Umfangs mit der allgemeinen und philosophischen seines Inhalts verwechselten, nur in der Rechtswissenschaft selbst für möglich hielten, und sie daher den Juristen überlassen zu müssen glaubten, während sie ihre Untersuchungen auf den Begriff des Rechts überhaupt, oder höchstens des Naturrechts einschränkten. Es ist freylich nichts gewissers, als daß diese beyden Begriffe von dem des positiven Rechtes vorausgesetzt werden, und unabhängig von demselben aufgestellt werden müssen. Allein, „was positiv heisse, und heissen könne, ohne daß der Begriff des Rechts, wenn er mit dem des Positiven verbunden wird, aufgehoben werde," — diese Frage kann eben so wenig als die Frage über das Recht überhaupt, aus was immer für Principien, die ins Gebieth der Rechtswissenschaft gehören, beantwortet werden.

Ueber die eine sowohl als die andere Frage hat die Philosophie bisher allerley mehr oder weniger unbestimmte Antworten, aber keineswegs die durchgängig bestimmte und einzig mögliche aufgestellt; und sie kann dieselbe auch so lange nicht aufstellen, als sie selbst ihren inneren Zustande nach bleibt, was sie bisher war, und als ihre Anhänger, die über alle Einwendungen erhabenen, und an sich selbst zur allgemeinen Befriedigung tauglichen Grundbegriffe von Recht und po-

ſitivem Rechte entweder ſchon wirklich zu beſitzen glauben, oder für etwas unmögliches halte. Die Uneinigkeit über dieſe Grundbegriffe, eine Thatſache, die wohl noch in keinen Zeitalter auffallender war als in dem unſrigen, findet nicht etwa bloß unter dem großen Haufen der Halbdenker und Nachbether ſtatt: ſondern ſie geht von dem hohen Rathe der Selbſtdenker als von ihrem Hauptſitze aus. So lange aber dieſe Uneinigkeit dauert, (und ſie wird ſo lange dauern, als der Mangel einer auf allgemeingeltenden letzten Principien feſtſtehenden Elementarphiloſophie) ſo lange hat die Philoſophie der Jurisprudenz nichts anzubiethen, was dieſe als wiſſenſchaftliches Princip, das heißt, als eine zuverläſſige ausgemachte, unfehlbare Grundlage gebrauchen könnte; und der Juriſt hat keine andere Wahl, als entweder von der Philoſophie einen ſogenannten Grundbegriff zu entlehnen, den er aus mehreren, mit gleichem Scharfſinn behaupteten wählen muß, und der immer von drey philoſophiſchen Partheyen gegen Eine verworfen wird; oder wenn er einen ſolchen Begrif (was ihm wohl nicht zu verdenken ſeyn dürfte) für kein Princip gelten laſſen will, ſich, der ziemlich gemeinen Praxis zufolge, ohne alles philoſophiſche Princip zu behelfen.

Es fehlt aller bisherigen Philoſophie an einem durchgängig beſtimmten Begriffe vom Recht überhaupt, und man kann ſo lange der gegenwärtige

Zu-

Zuſtand der Philoſophie dauert, auch nicht darüber einig werden, was zu einem ſolchen Begriffe gehöre? Der Nebel, in welchen unſre Popularphiloſophie dieſe Frage einhüllt, iſt für gewöhnliche Augen undurchdringlich. Sie hat alle Unterſuchung über das, was man ſich unter Vorſtellungen, Gedanken und Empfindungen, Begriffen und Gefühlen zu denken habe, als überflüſſig und und bedenklich verſchrien; und folglich auch die Aufmerkſamkeit auf den merkwürdigen Unterſchied zwiſchen Begriff und Gefühl, worauf bey jener Frage ſo viel ankömmt, niedergeſchlagen. Sie hat das Gefühl des Rechts, das den äuſſern Handlungen vorhergehen muß, und in Ermangelung eines Begriffes zureicht, mit dem Begriffe des Rechts, welcher der Wiſſenſchaft unentbehrlich iſt, — das Eine, das ſich als praktiſche Triefeder der Handlung nicht zergliedern läßt, mit dem andern, der, als wiſſenſchaftliches Princip, vollendete Zergliederung vorausſetzt, vermengt. Allein dieſes Unweſen der Popularphiloſophie bekümmert mich nur in ſoferne, als es eine Folge derjenigen Anarchie unter den Selbſtdenkern iſt, die von den meiſten unter ihnen für das Kennzeichen und die Schutzwehre ihrer Freyheit gehalten wird, die aber, in meinen Augen wenigſtens, als die Folge des Mangels allgemeingeltender Principien, die Freyheit mit dem, wodurch alle Freyheit untergraben wird — mit der Geſetzloſigkeit verwechſelt hat. Die Popularphiloſophen haben

aufgehört den eigentlichen Selbſtdenkern nachzubethen, weil ſie bey der aufs äuſſerſte getriebenen Uneinigkeit unter denſelben nicht mehr wußten, was ſie nachzubethen hatten. Sie halten ſich an die Gefühle des Rechts, weil die Mangelhaftigkeit jedes von irgend einem Selbſtdenker aufgeſtellten Begriffes von mehrern anderen ſeines gleichen ſo augenſcheinlich dargethan iſt.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß es auch den Philoſophen von Profeſſion und den Selbſtdenkern vom erſten Rang unter ihnen, nicht nur an einem völlig beſtimmten Begriffe von Recht, ſondern auch an Kenntniß der Erforderniſſe gefehlt habe, die ein ſolcher Begriff vorausſetzt. Wie könnten ſie ſonſt über die Quellen, woraus ſeine Merkmale geſchöpft werden müſſen, theils ſo gleichgültig, theils unter ſich ſo uneinig ſeyn? Wie würden ſich ſonſt ſelbſt diejenigen unter ihnen, welche den Begriff des Rechts aus den Begriffen von der vernünftigen Natur, von perſönlicher Freyheit, von urſprünglicher Gleichheit ableiten, einfallen laſſen, „es käme wenig darauf an, wie man ſich jene vernünftige Natur, jene Freyheit, jene Gleichheit denken wolle, wenn man ſie nur zugäbe;“ *) da doch aus der Verſchiedenheit und Entgegen-

*) Eine Aeuſſerung, die man wenigſtens in dieſen Sinne misdeuten kann, habe ich neulich in einem ſonſt vortreflichen Aufſatze des Herrn Genz über die Principien des Naturrechts in der Berliner Monatsſchrift gefunden.

gegensetzung der höheren Principien, durch welche diese Begriffe bestimmt werden, immer andere und verschiedene Merkmale derselben, und vermittelst dieser auch andere Bedeutungen einer und eben derselben Formel herauskommen müssen, durch die man den Begriff des Rechts ausdrückt? Wie hätten sonst die Verfasser der bisherigen Systeme und Lehrbücher des Naturrechtes ihren Grundbegriff von Recht entweder ohne Beweis aufstellen, oder wenn sie denselben bewiesen, sich selbst oder doch dem Publikum verbergen können, daß die als ausgemacht angenommene Sätze (die Prämissen) worauf sie ihre Beweise gründeten, wirklich unter den Selbstdenkern nicht ausgemacht sind? Wie hätten sie sonst mit den unphilosophischen Juristen und Geschäftsleuten glauben können, daß die Grundbegriffe der verschiedenen Secten der sogenannten speculativen Philosophie auf den Begriff des Rechtes eben so wenig als auf das Gefühl desselben entscheidenden Einfluß hätten, und daß es daher einen Begriff des Rechts geben könne, den die verschiedensten Partheyen, ihrer eigenthümlichen Meynungen unbeschadet, annehmen könnten? Wie konnte man sonst meine Behauptung so ungereimt finden: daß, ohne eine auf allgemeingeltenden letzten Grundsätzen feststehenden Elementarphilosophie, die alle Secten für die Zukunft aufhebt, und welche die höhern Begriffe, die von den ersten Grundsätzen der Moral und des Naturrechts vorausgesetzt werden, völlig bestimmt aufstellt,

ſtellt, für die Entdeckung und Anerkennung der Pflichten und Rechte der Menſchheit auch ſelbſt unter der aufgeklärteſten und edelſten Claſſe der Menſchen nie etwas entſcheidendes erfolgen könne?

Bey dem gegenwärtigen Zuſtand unſrer moraliſchen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Kultur könnte dem verkannten und gemisbrauchten poſitiven Rechte fürs erſte kein wichtigerer Dienſt geleiſtet werden, als wenn die Ueberzeugung: „daß es den Juriſten ſowohl als den Philoſophen an einem gehörig beſtimmten Begrif von demſelben gefehlt habe" einleuchtend begründet, belebt, und verbreitet würde. Denn auſſerdem, daß ſich nicht erwarten läßt, daß man ſich um etwas bemühen werde, was man ſchon längſt zu beſitzen glaubt, iſt auch ſchon durch dieſe Ueberzeugung allein die Realität des poſitiven Rechtes, vorläufig gegen die Vorwürfe gerettet, denen daſſelbe in der Form, in welcher es von den Juriſten bisher bearbeitet und von den Philoſophen vernachläßiget wurde, ausgeſetzt war. Die Gründe, aus denen ich die erwähnte Ueberzeugung abgeleitet habe, treten übrigens der Ehre der verdienſtvollen Selbſtdenker unter den bisherigen Juriſten, Lehrern des Naturrechtes, und Philoſophen ſo wenig zu nahe, daß dieſe vielmehr vollkommen durch ſie gerechtfertiget werden. Der poſitive Rechtsgelehrte, der unter den verſchiedenen Begriffen vom poſitiven und natürlichen

Rechte

Rechte denjenigen wählte, der ihm der bestimmteste schien, hat keine Ursache sich darüber zu schämen, daß sein Begriff nicht durchgängig bestimmt ist. Er muß sich an dasjenige halten, was ihm die philosophische Jurisprudenz vorgearbeitet hat, und kann keinen vollkommenern Begriff von den Objekten seiner Wissenschaft erringen, als die philosophierende Vernunft bisher errungen hat. Dies gilt auch von den bisherigen Bearbeitern des Naturrechtes. Die durchgängige Bestimmtheit der höhern Begriffe, die von dem Begriffe des Rechts vorausgesetzt werden, liegt ausser dem Gebiethe ihrer Wissenschaft, und hängt von der auf allgemein geltenden letzten Grundsätzen feststehenden Elementarphilosophie ab. Auch der bisherige Mangel an dieser letztern fällt keineswegs den großen Männern zur Last welche bisher die Fundamente des Philosophischen Wissens bearbeitet haben; indem diesem Mangel nur durch einen Fortschritt der philosophierenden Vernunft abgeholfen werden könnte, der nicht ohne die Vorarbeiten jener Männer und nicht ohne die bisherigen Schicksale der Philosophie möglich war. Der durchgängig bestimmte Begrif des positiven Rechtes setzt eine Reformazion der Philosophie voraus, welche durch die größte Revoluzion, die je im menschlichen Geiste vorgegangen ist, vermittelst der Entdeckung und Anordnung allgemeingeltender Prinzipien der Anarchie unter den Selbstdenkern ein Ende machen muß; — eine Reformazion, welche alle bisheri-

gen Partheyen empören, und alle Kräfte derselben zur Vertheidigung der bisherigen Vorstellungsarten auffordern muß; eine Reformazion also, welche viel Kampf und davon unzertrennliche Staubwolken veranlassen muß, die sich nur mit der Zeit verlieren können. Man begreift daher leicht, warum ich den durchgängig bestimmtem Begriff des positiven Rechtes, auch wenn ich ihn (welches noch lange nicht der Fall ist) selbst errungen hätte, noch nicht aufstellen könnte; und warum ich mich im folgenden begnügen muß, erstens über den wesentlichen Unterschied, zweytens über den wesentlichen Zusammenhang zwischen dem positiven Rechte und den sogenannten natürlichen, bloße, aber wie ich hoffe verständliche Winke zu geben.

(Fortsetzung und Beschluß nächstens.)

R.

II.

Siebende Scene.

(Verwandelt sich in das Rath-Haus.)

Der Herzog und die Senatoren, an einer Tafel mit Lichtern sizend, und einige Officianten ꝛc.

Herzog.

Es ist zu wenig Uebereinstimmung in diesen Zeitungen, als daß sie Glauben verdienen könnten.

1. Senator.

In der That, sie gehen weit von einander ab; meine Briefe sagen hundert und sieben Galeren.

Herzog.

Und meine hundert und vierzig.

2. Senator.

Und die meinen zwoohundert; allein ob sie gleich in der Zahl nicht zusammentreffen, (welches in Fällen, wo der Bericht nach bloßer Muthmassung gemacht werden muß, nicht zu verwundern ist,) so stimmen doch alle darinn uberein, daß eine türkische Flotte in der See ist, und daß es auf Cypern abgesehen sey.

Herzog.

Es ist möglich, und wenn ich mich auch irren sollte, so wer' ich doch alle Maaßnehmungen einer klugen Furcht,

die

II.

Bestimmtere Antwort
auf das Sendschreiben
im 7ten Stück des N. T. Merkurs 1791
über das Buch
Meines Vaters Haus-Chronika betitelt,
von dem Verfasser dieser Schrift.

Carl, Graf Pückler zu Tannhausen.

Ich will Euch für jede Zurechtweisung, mit dem Tone gesagt, der dem Weisen gebührt, — innig danken. —

Berlin. Mon. Schr. Julius 1791.

Lange stand ich bey mir selbst an, ob ich dem Herrn Verfasser des Sendschreibens im 7ten Stück des Teutschen Merkurs, über die Schrift: Meines Vaters Haus-Chronika betitelt, weiter etwas, ausser dem wenigen, was ich ihm im 8ten Stück erwiedert habe, entgegen setzen sollte. Was mir diesen Schritt am bedenklichsten machte, war gerade dasjenige, was mir am meisten in seinem Urtheil über meine Schrift hätte schmeicheln können; ich meyne seine geneigte Voraussetzung über meine Persönlichkeit, über mein Herz und meinen Verstand, deren Güte er mit einigen Grundsätzen meines Buchs nur nicht immer vereinbaren konte. Daß sich dieß aber, wenn man die letztern unbefangen ansieht, sehr leicht bewerkstelligen lasse,

muß ich ihm darthun, und ich kann dies nicht wohl, ohne — gerade zu, und ohne alle Hülfe, von mir selbst zu reden. Dies ist, für einen Mann, der nothdürftig weiß was Bescheidenheit heisset, und in die Lage gesetzt wird, sein Herz und seinen Kopf vor dem Publikum in ein günstigeres Licht zu stellen, nicht die leichteste Aufgabe. Man muß Montaigne seyn, um dem Leser mit seinem kleinen Selbst nicht Langeweile zu machen.

Ich glaubte alle Mißverständnisse über mein Buch entfernt, und, selbst auf den Fall, da einer oder der andere meiner bessern Leser, *) ohngeachtet seines reinen und guten Gefühls, zwischen seinen und meinen Begriffen und Empfindungen eine Scheidewand finden sollte, ihm einen sehr verständlichen Fingerzeig in der Vorerinnernng S. XLI. f. f. gegeben zu haben. Da es aber ausgemacht ist, daß mein Herr Gegner diesen Wink auch nicht verstanden habe, und es mir doch nicht gleichgültig seyn kann, welchen Eindruck Seine Darstellung meiner Grundsäße auf das bessere Publikum mache; so muß ich — nicht so wohl um meinetwillen, als wegen der Folgen dieser Darstellung auf dasselbe, — den Versuch wenigstens

*) Denn, es gegen die — Nichtbessern zu vertheidigen, dies kam mir nie in den Sinn. Ich kan meine Zeit besser anwenden, und meine Ruhe ist mir zu lieb, als daß ich — polemisieren möchte.

ſtens machen, ob ich ſie rechtfertigen könne oder nicht. Es iſt hier von nichts geringerm die Frage, als davon:

„ob einige meiner philoſophiſchen, ſittlichen und „politiſchen Grundſätze einen glücklichen oder „unglücklichen Einfluß aufs Wohl der „Menſchheit haben, oder nicht?“

Die Sache verdient alſo wohl, näher erwogen zu werden.

Mein Herr Gegner ſcheint das letztere zu beſorgen. Dies macht ſeinem Herzen allerdings Ehre. Er hält mein Buch für deſto gefährlicher, weil es übrigens die Mine eines menſchenfreundlichen Products habe. Daß es nun auch den Character hiervon allerdings an ſich trage, und denſelben nirgends verläugne, iſt, was ich eigentlich zu beweiſen habe.

Herr A...z greift mich nicht ſyſtematiſch an. Dies macht meine Vertheidigung deſto ſchwerer, und nöthiget mich nun ihm Schritt vor Schritt zu folgen.

Daß es ihm ſchwer geworden iſt, wie er äuſſert, ſeinem Freunde eine anſchauliche beſtimmte Ueberſicht meines Gedankenſyſtems über Staatsbewegungen, und ihren Geiſt zu geben, und ihm zu entwickeln, ob ich in meiner Schrift bloß von der dermaligen Franzöſiſchen, oder allgemein von Staatsrevoluzionen überhaupt rede, und denſelben abhold ſey? dies gerade halte ich für den ſtärkſten Beweiß, daß er — mich nicht verſtan-

ſtanden habe. In dieſem Falle hat er ſich bey mehr als Einer Stelle meines Buches befunden, wie ich ſehr leicht darthun kan.

Vielleicht habe ich einen großen Schritt gethan, ihn und mich zu vereinigen, wenn ich ihm hier vor allen Dingen mein Glaubensbekenntnis über die zwey wichtigſten Punkte worüber er an mir irre geworden zu ſeyn ſcheint, ehrlich ablege. Bin ich ihm auch diesmal zu dunkel, nun — ſo hört alle weitere Vernehmung zwiſchen ihm und mir von nun an auf, wenn ſchon mein Herz nie aufhören wird ihn hochzuachten; denn ihm und mir iſt Wahrheit gleich lieb, und nur allein um Ihrentwillen ſchreiben wir beyde.

Die erſte Scheidewand, die zwiſchen uns zu ſtehen ſcheint, iſt die Definizion des Begrifs von Aufklärung; die zweyte, meine Meynung über Staatsrevoluzionen. Verſuchen wir es, ſie wegzuſchieben.

Unter Aufklärung habe ich mir nichts anders gedacht, als:

„Berichtigung noch nicht genug entwickelter,
„und Verbreitung bisher noch nicht bekannter
„gemeinnützіger Wahrheiten.

Falſche Aufklärung — ſogenannte, heißt das hier, — iſt nun hievon gerade das Gegentheil. Sie berichtiget nichts, und verbreitet nichts anders, als Grillen, Vorurtheile, einſeitige Begriffe, Sophiſterey. Jene beſchäftiget ſich mit geſunder praktiſcher Philoſophie; dieſe mit Irrwahn,

wahn, Trug, und Unphiloſophie, mit gemeinſchädlichen, oder doch unnützen Begriffen.

Nun könnte freylich ein Sophiſt fragen: Was iſt aber Wahrheit? Was Trug? *)

Ich weiß wohl, gerade da liegt der Knoten; hierüber eigentlich wird geſtritten, und wahrſcheinlich noch ſo lange geſtritten werden, als Menſchenköpfe ihre privat-Meynung immer für die beſte halten, und keiner den Richter darüber anerkennen wird. Aber, zwiſchen zwey guten Menſchen, wie mein Herr Gegner iſt, und ich zu ſeyn mir gleichfalls dünke, kann dieſe Frage wohl nicht ſtatt finden.

Uebrigens bin ich ſehr entfernt alle diejenigen Herrn ohne Ausnahme, die ſich mit dem, was ich falſche Aufklärung nenne, abgeben, auch gerade darum böſen Willens, abſichtlichen Betrugs u. d. gl. zu bezüchtigen. Nichts weniger als dies! Nur kann man, bekanntlich, ſelbſt mit dem beſten Willen für das moraliſche Glück ſeiner Brüder und Schweſtern, unendlich viel Böſes thun. Wer weiß, z. B. nicht, daß dies der Fall war, in welchem ſich Se. Hochwürden, Herr Abulfaouaris, weiland Prieſter der Iſis zu Memphis, befand, als er dem guten, unaufgeklärten, aber in ſeiner Dummheit ſo glücklichen, fingernackten Negervölkchen, — zu welchem ihn ſein unglückliches Geſtirn führte, — Röcke und Mäntelchen hatte

*) Muß man ſchlechterdings eine Sophiſt ſeyn, um dies zu fragen? W.

hatte kennen lernen! *) Wären Se. Hochwürden vorher so klug und ehrlich gewesen, als hinterher, da sie die berühmten fünf Palmblätter mit Konfessionen beschrieben, so würde freylich besagtes gute arme Völckchen unaufgeklärt und fingernaßet, aber doch auch unschuldig, — und mir dünkt, eben deswegen glücklich — geblieben seyn. Sollten übrigens unsere Abulfaouaris fortfahren zu Denken und zu Handeln wie der Priester der Isis, so bitte ich nur, mir zu gestatten, daß ich darüber denken, empfinden, und reden dürfe, wie — die alten Negern.

So viel über Aufklärung. Nun ein Wort über Staatsrevoluzionen. Ich halte dafür:

1) jede Revoluzion im Staate, welche weiter nichts als nothwendige, langsam und ruhig herbeygeführte Folge ächter Aufklärung ist, sey Glück für den Staat, in welchem sie sich ereignet.

2) Jede gewaltsame Revoluzion aber, welche physische Gewalt zu Hülfe nehmen muß, wär auch gleich die Absicht derer, die sie veranlassen und ausführen, noch so gut, führe jedes Volk, unter welchem sie ausbricht, gewöhnlich in unvermeidliche Mißverständnisse und Widersprüche, und endlich ins Verderben; allezeit aber doch an den

*) S. Wielands Beytrag zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. — Desgleichen die öffentliche Geschichte Frankreichs seit der dermaligen Revoluzion.

den Rand unüberſehlichen Unglücks. Dieß beweiſet die Geſchichte.

3) Jede Revoluzion aber, (langſam vorbereitet, oder gewaltſam hervorbrechend,) die weiter nichts iſt, als Werk des Privatvortheils einiger Stände, oder gar nur einzelner Individuen, iſt nothwendiges Unglück für das Volk unter welchem ſie ſich ereignet. Ihr Gränzen zu ſetzen, iſt Sache aller Nachbarn. Auch hier ſpricht Geſchichte älterer und neuerer, für mich; und unſre Fürſten ſcheinen dieſen Grundſatz nun endlich auch als wahr zu erkennen.

Für die erſte Art von Revoluzionen, da ſie ein Werk der geſunden Vernunft, und alſo der Bedächtlichkeit, iſt; da ſie den edelſten beſten Menſchen vollkommen freyen Spielraum zu wirken läßt, bin ich unbedingt, und arbeite ſelbſt, ſo wie jeder aufgeklärte ehrliche Staatsbürger in ſeinem Maas und Beruf, in meinem Wirkungskreiſe täglich an ihrer Beförderung, nach meiner beſten Einſicht. *) Die beyden letztern Arten aber verwerfe ich durchaus, und werde nicht aufhören, was auch mein Loos ſey, aus allen meinen Kräften mit beyzutragen, daß ſie, zumahl die dritte, allgemein in dasjenige haſſenswürdige Licht geſtels

*) Auch ich kann in den Mitteln irren, und glaube, die Grundlage aller menſchlichen ächten Aufklärung ſey die goldene Wahrheit: irren iſt menſchlich, und, den Irrthum erkennen iſt es nicht minder.

gestellet werden, in welchem sie gewiß jedem, dem Menschenwohl theuer ist, erscheinen, und hätten sie Millionen Partisanen, alle französische und deutsche Jacobiner, sogenannte und wirkliche enragés, in Prosa und in Versen, und die ganze Nazionalgarde von Frankreich, vor sich. *)

Sollte mein Herr Gegner nun wohl über Aufklärung und Staatsrevoluzionen, in der Thesis, noch mit mir uneinig seyn, oder vielmehr je gewesen seyn? Ich ehre ihn, wenn ich hieran zweifle. In der Anwendung allein also verstehen wir einander noch nicht, wie es scheint, und deswegen folge ich nun seinem Aufsatz Schritt vor Schritt.

S. 320. T. M. „glaubt er, die französischen „Angelegenheiten, und die Begierde, meinen „Gedanken hierüber Luft zu machen — hätten „meinem Buche sein Daseyn gegeben."

Mit seiner Erlaubniß beziehe ich mich, was diesen Punkt betrift, auf meine Vorerinnerung, besonders S. XXXIX. nach welcher mein Buch ein Allerley ist, und seyn sollte. Ich glaubte, mein Publikum dort sehr bestimmt angegeben zu haben, so wie Entstehung und Absicht meiner Schrift. Wenn Herr A...z sich die kleine Mühe nehmen will,

*) Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern ꝛc. — sagte der ehrliche brave Luther. Ich bin sein ächter Landsmann: lebe in der Atmosphäre in der Er lebte. —

will, S. XLII. und S. XLIII. bis zu Ende, nochmals, (aber ich muß bitten: recht unbefangen!) zu lesen; so streicht er seinen obenangezogenen kleinen Irrthum wieder weg, findet das heimliche Pünctchen, wovon ich dort rede, welches Schubart, besage des 14ten Stücks der deutschen Chronik von diesem Jahre, stracks fand; und wir bieten einander freundlich die Hand, so wie ich sie Herrn Schubart, und dem ehrlichen Manne hiemit biete, der in der Erlanger gelehrten Zeitung sich über meine Schriften so herzlich expectorirte:

„S. 321. erklärt er meine Grundsätze für diejenigen, nach welchen Galilei eingekerkert, „Huß verbrannt, die Inquisizion errichtet, Heinrich IV. ermordet, und in den Niederlanden „hunderttausende geschlachtet worden seyen."

Ob dies stark sey? — Ob man etwas stärkeres sagen, — einen Biedermann schwerer bezüchtigen könne? *) — mag jeder kältere Leser beurtheilen! Mein Herr Gegner ist S. 223. der Meynung, die Regenten seyen die gefährlichsten Rezensenten. Wenn dies — woran ich, mit seiner Gunst, sehr zweifle, — wahr wäre, so danke ich meinem guten Geschick, daß Herr M...z kein Regente ist!

Ich

*) Und dennoch verlangen könne, daß er freundlich und gutmüthig antworte?

Ich bin sonach wohl ein sehr böser Mann, und ich habe also, wenn ich Menschen- und Königsmord predige, durchaus keinen Anspruch auf Preßfreyheit, — wenigstens da nicht, wo man die tollen Hunde noch nicht frey herumlaufen läßt, und die Rasenden mit Dolch und Fackeln noch einsperrt! Das müssen wir nun also wohl ein wenig näher erörtern.

Was sind denn diese meine höchstgefährlichen verpönten kombustiblen Grundsätze? Nun, wie Herr A...; selbst deutlich und mit den klärsten Worten sagt, weiter in der Welt nichts, als — „die Grundsätze einer (sich so nennenden,) vernünftigen Bücher-Censur, und Preßeinschränkung!" Ich bitte meine übrigen Leser, — denn mein armer ehrlicher Kopf, vor welchem mein gefährlicher Hr. Rezensent doch selbst, nach S. 335. noch einige Achtung trägt, läuft dabey Gefahr! — dies mehr als einmal zu lesen. Ich predige, durch meine Grundsätze, Menschen- und Königsmord, weil, ich, — man höre! — auf eine (sich so nennende) vernünftige Bücher-Censur und Preßeinschränkung dringe. Ich bin ein großer Freund davon, dies darf ich nicht mehr läugnen!*)

Ich

*) Wenn Freyheit überhaupt nichts weiter ist, als die Befugnis alles thun zu können, was andern ehrlichen Leuten nicht schadet, (und ohngefehr so, dünkt mir, definiren sie die gemäßigten Demokraten im Nat. Verf.

die allezeit die Mutter der Sicherheit iſt, bey dieſen Umſtänden gut heiſſen.

Matroſen (hinter der Scene.)

Holla! ho! he! aufgemacht!

Die Matroſen kommen herein.

Officiers.

Eine Bottſchaft von den Galeeren.

Herzog.

Nun! -- was iſt euer Anbringen?

1. Matroſe.

Ich habe Befehl der Regierung anzuzeigen, daß die Türkiſchen Kriegs-Zurüſtungen der Inſel Rhodis gelten.

[Die Matroſen gehen ab.]

Herzog.

Was ſagt ihr zu dieſem Wechſel?

1. Senator.

Es kan nicht ſeyn, es iſt ganz und gar nicht glaublich. Es iſt ein bloſſer Kunſtgriff, unſre Augen von der Seite abzuhalten, wo die Gefahr würklich iſt. Wenn wir bedenken, wie wichtig Cypern den Türken iſt -- wie viel gelegner es ihnen iſt als Rhodis -- und daß ſie die Eroberung deſſelben weit eher hoffen können, da es weniger befeſtigt, und in allen Abſichten in ſchwächerm Vertheidigungs-

Ich habe es nicht nur in meines Vaters Haus-Chronika, sondern auch schon früher, in meinen zwey Schriften: Fragment der Geschichte und Meynungen eines Menschensohns, und Materialien zur Geschichte des Sokratismus, unter andern S. 214 bis 268 bewiesen, daß ich es bin, und was ich unter vernünftiger *) Bücher-Censur und Preßeinschränkung verstehe. Meine so gefährlichen Grundsätze hierüber sind ohngefehr die Gegenfüßler der Schrift: über Preßfreyheit und deren Gränzen. Ich muß jedoch meinen Herrn Gegner ersuchen, mir nicht Ideen unterzuschieben, die ich, selbst im Traume, nie gehabt

Verf. Saal selbst,) so ist Preßfreyheit auch nichts anders als:

„die Befugnis alles drucken lassen zu können, was „andern ehrlichen Leuten nicht schadet.

Nach diesem Grundsatz, und durchaus nach keinem andern, habe ich vernünftige Bücher-Censur und Preßeinschränkung gewünscht, und wenn die Fürsten von ihm ausgehen wollten, so hätten wir das, was ich Preßflegeley genannt habe, nicht mehr. Nun wird Herr A...i ohngefehr wissen, was ich unter vernünftiger Bücher-Censur und Preßeinschränkung verstehe. Ich beharre so fest auf meiner Meynung, daß ich, wenn ich hierinn etwas zu rathen hätte, noch immer den Fürsten rathen würde:

„hebt die Preßflegeley auf, so folgt die vernünf„tige Preßfreyheit von selbst.

*) Nicht, sich nur so nennender

haben habe. Die sich nur so nennende vernünftige Preßfreyheit, oder ohngefehr die, welche der Verfasser der schon genannten Schrift: über Preßfreyheit, und ihre Gränzen, gern befördern möchte, und nach welcher es sogar erlaubt seyn soll, Gott und Fürsten ungestraft zu lästern, hasse ich von ganzem Herzen. Ihr haben wir unter andern die beyden Auswüchse menschlichen Verstandes, die Komödie: das Religions-Edict, und: Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn, zu verdanken. Aber die ganz schlichtweg vernünftige, (oder etwan diejenige, welche die Preussischen und Churfächsischen Censuredicte vernünftigen wirklich aufgeklärten Männern gestatten,) wünschte auch ich allgemein eingeführt zu sehen. Von ihr verspreche ich mir sichern Fortgang ächter Aufklärung, und glaube nun und nimmermehr, daß sie der gerade Weg zu einer unvernünftigen sey; so wenig als ich glauben kann, Vernunft sey der gerade Weg zur Unvernunft, oder Licht der gerade Weg zur Finsternis. Wär das letztere aber dennoch, so möcht' ich wissen, wohin uns Licht und Vernunft endlich führen sollten, und ob es nicht am sichersten sey, beydes lieber ganz zu entbehren, etwan wie Abulfavuaris Negern die Röcke und Mäntelchen?

Das wären denn nun meine menschen- und königsmörderischen Grundsätze! Zum Glück haben die Kabinette zu Berlin und zu Dresden sie

auch

auch angenommen, und bis dahin daß ſie ſelbige gegen Herrn A . . . z Grundſätze umtauſchen, hoffe ich, ſoll — mein Kopf ſicher herumgetragen werden.

Nach S. 322. „ſoll ich gewiſſe Menſchen, die „über gewiſſe Punkte der Theologie, Politik „und Philoſophie anders denken als ich, und „durch offene Beſtreitung gewiſſer Vorurheile, „bey welchen ſich gewiſſe Menſchen und Stände recht wohl, der weit größere Theil der „übrigen aber deſto ſchlimmer, befunden, — „durchaus nicht leiden können, und ſie Aufklärer ſchimpfen. Dies ſoll, wie er hinzuſetzt, „einen großen Kreis, vermiſcht mit den edelſten vortreflichſten Wohldenkern Teutſchlands treffen. — Dieſen Aufklärern nun „ſoll ich alles Böſes zuſchreiben, was ich in „der Welt auftreiben kann, und zu dem böſeſten ſollen mir Staatsveränderungen, beſonders die Franzöſiſche, gehören."

Abermals ein reiches, — aber, (er verzeyhe mir, ich hoffe doch nicht **abſichtlich**:) hie und da dunkles Textſtück!

Nach demjenigen, was ich oben über Aufklärung und Revoluzion geſagt habe, hätte ich wohl eigentlich nicht nöthig, ein Wort auf dies alles zu antworten, da es ſich nunmehro von ſelbſt widerlegt. Aber unbemerkt kann ich doch nicht laſſen, daß eine Anklage, wenn ſie gehoben zu werden

verdienen soll, wenigstens deutlicher, bestimmter, treffender, seyn muß, als die seinige. Wer und was sind denn die gewissen Menschen, gewissen Vorurtheile, und gewissen Stände, von welchen der Herr A...z hier zu sprechen für gut findet? Bevor es ihm nicht beliebt, sich hierüber ganz unzweydeutig zu erklären, bin ich wohl nicht schuldig, mich auf seine Beschwerde näher einzulassen. Es ist mir übrigens sehr angenehm, daß er keinen einzigen ehrwürdigen Namen eines edlen und vortreflichen Mannes, den ganz Teutschland mit einer Stimme *) für seinen Wohlthäter erkläret, zum Beweis seiner Beschuldigung gegen mich, aus meinem Buche anführt.

Was die französische Revolution betrift, so gedenke ich hier mit ihm über die Frage, ob sie bös oder gut sey, weitläuftig einzulassen. Ich halte sie aber, — das bekenne ich sehr offenherzig, für das, wofür sie Girtanner, in seiner historischen Nachricht über dieselbe, erklärt; für ein Werk schändlicher Faczionen und ausschweifender metaphysischen Grillenfängereyen einiger Fanatiker. Dafür hält sie eine Menge der edelsten patriotischsten Franzosen selbst; Herrn Wielands Erklärung im 6ten Stück des T. M., S. 224. und seine Note zu meines Herrn Gegners Text,

*) Also, wohlverstanden, nicht etwan nur Eine Partey!

Text, S. 331; iſt ein ſehr gutes Dokument für mich, und allenfalls mögen Tolendal, Mounier, Dürkheim, auch noch darüber abgehört werden, ſo gut als Campe und Herr A...z. Es iſt doch billig, daß man beyde Theile höre! Dann mag Roſſeau ſelbſt, in der von Herrn Girtanner beygebrachten Stelle, entſcheiden. Hier iſt ſie:

„Ich verachte die herabgewürdigten Völker,
„die ſich durch Verbündete zur Meuterey brin-
„gen laſſen; die es wagen von Freyheit zu
„reden, ohne ſelbſt einen Begrif davon zu ha-
„ben, und, im Herzen voll ſclaviſcher Dienſt-
„fertigkeit, ſich einbilden, um frey zu ſeyn,
„ſey es hinlänglich — Meuterey zu
„machen.

Noch könnt' ich mich auf Burke und Raynal beziehen; aber ich glaube, nach Verlauf einiger Zeit werde ich, und mit mir alle diejenigen, welche über Frankreichs Revoluzion, ihre wahren immer mehr entdeckten Urſachen, und nothwendigen Folgen, übereinſtimmen mit mir denken, durch den Erfolg gerechtfertiget werden. Rouſſeaus Vorherſagung:

„Qu'on juge du danger, d' émouvoir une fois
„les maſſes énormes, qui' compoſent la mo-
„narchie françoiſe! Qui pourra rétenir l' ébran-
„lement donné, ou prévoir tous les effets,
„qu'il peut produire!

ist jetzt schon erfüllt, und es lohnt der Mühe nicht mehr, zu untersuchen, was vor unsern Augen entschieden da liegt.

Will übrigens Herr A...z wissen, was für Herren ich unter dem Spottnahmen: Aufklärer, persiflire, so kann er sie aus Girtanners Histor. Nachricht ꝛc. S. 87. B. 1, näher kennen lernen. Der Text über diese atheistischen Patres, wie Burke sie nennt, ist ein wenig zu lang, sonst setzte ich ihn zur Erbauung manches meiner Leser, hieher.

Ich bin keiner der Herren, die weiter nichts zu thun haben, als über metaphysischen Grillen, und über ihre Anwendbarkeit in Staatsangelegenheiten, zu brüten. Ich bin ein ehrlicher Geschäftsmann, und glaube meine Pflicht als solcher zu erfüllen, wenn ich meinem Volke zurufe: „Hütet Euch vor der verführerischen Stimme der Unphilosophie, die sich Philosophie, und der Verfinsterung des Verstandes, die sich Aufklärung nennt!“ Wer mit Geschäften des Staats umgeht, sieht gewöhnlich die Dinge anders, als der, — gern damit umgehen möchte, und — keinen Beruf dazu hat.

Wenn ich, wie Herr A...z mich S. 223 beschuldigt, gesagt hätte, das Volk murret mit Recht, und doch nicht gestatten wollte, daß das Volk sein Recht fühle, so hätte ich mir freylich widersprochen. Aber das ist mein Fall nicht. Ist es denn einerley, ob ein Volk sein Recht fühle,

oder ob es daſſelbe mißbrauche, wie es z. B. dermalen in Frankreich geſchieht? Beyläufig eine Frage: warum bedient man ſich doch noch immer den Nahmen des unſchuldigen Volkes, wenn man die Franzöſiſche Revoluzion in ein vortheilhaftes Licht ſetzen will? Warum will man durch dieſen Ausdruck das Herz des kurzſichtigen Menſchenfreundes beſtechen? Macht denn der Jacobiner-Club, die Verſammlung im Palais royal, die Orleanſche Parthey, und die beſtochnen Helden aus der Vorſtadt, oder die Schreyer auf der Gallerie im National-Verſammlung-Saale — kurz alle Enragés, wes Standes, Verſtandes, und Würden ſie ſeyn mögen, — machen denn dieſe das Volk Frankreichs aus? Wozu dieſe gefliſſentliche Verdrehung des Geſichtspuncts? Sind alle Franzoſen, ſind alle die beſſern — ehrgeizig auf den erhabenen Nahmen der Tollen?

„Wir bleiben Unphiloſophen, auch mit dem „heiligen Geiſt. Wir ſind allzumal Sünder!“ meynt mein Herr Gegner, S. 224.

Ich auch! Gabs je eine Wahrheit, von der ich überzeugt bin, und ſie laut bekenne, ſo iſt es dieſe; auch Luther war dieſer Meynung. Er wollte nur, im 20ten Artikel der Augsburgſchen Confeſſion, ſo viel ſagen: die Philoſophen, von denen er ſprach, hielten dafür, ſie ſeyen, eben weil ſie Philoſophen ſeyen, ohne Fehl; und, damit ſie nicht denken möchten, dies ſey ſchon

so ausgemacht, als sie es gern sähen, so deponirte er da seine ohnmasgebliche Meynung über diese guten — oder vielmehr wunderlichen! — Heiligen.

S. 224. „Fragt Herr A...z, warum ich „wohl unaufhörlich widerhole, es sey eine „Gesellschaft vorhanden, welche geradezu die „Absicht habe, die Fürsten entbehrlich zu „machen?" *).

Ich antworte ganz schlicht: weil es nicht oft genug widerholt werden kann. Da es leider nur zu wahr ist! Der Geist dieser Gesellschaft ist nicht neu. Es ist der Geist aller ungekrönten Schlaufüchse, die so gern selbst ein Krönchen auf dem Schädel trügen. Er bezeichnet die Pfaffen aller

*) Die Straßburger Sozietät der Konstituzions-Freunde beschloß noch am 11ten Julius dieses Jahres, daß die Addresse, welche die Freunde der Konstituzion und der Gleichheit in Montpellier der Nazional Versammlung eingesandt hatten, in Straßburg von neuem aufgelegt, und (NB.) ins Teutsche übersetzt werden soll. Der Eingang dieser saubern Addresse lautet so:

„Es fehlt uns nichts, um Römer zu seyn, als der „Haß und die Vertreibung der Könige. „Wir haben den ersten, und wir erwarten von Ihnen „die zweyte" ꝛc. Soll ich Herrn A...z erst noch beweisen, daß es in Teutschland von solchen — Montpellierschen Römern auch längst schon wimmelte?

aller Art, (inclusive der philosophischen, oder der atheistischen Patres, wie Burke sie nennt) Ich habe sie bereits in meinen Schriften: Enthüllung des Systems der Weltbürger Republik; Fragment der Geschichte und Meynungen eines Menschensohns, und Materialien zur Geschichte des Sokratismus, ganz deutlich geschildert. Die Cromwelle, die Jahn von Leyden, die van der Noot, groß und klein, ältere und neuere, gehören unter diese saubere Gesellschaft, und der berüchtigte Club der Tollen, sammt der ehrbaren Societät der Propäganda, sind neuere Beweise und Sprößchen davon. Mein Herr Gegner wird mir, einem teutschen Geschäftsmanne, zu erlauben geneigt seyn, daß ich mein Teutsches Volk und seine Fürsten so oft ich nur kann, und so laut ich es vermag, an dies gefährliche Ungeziefer erinnere, und sie dafür warne! Das Feldgeschrey dieser schlauen Herren heißt dermalen: Volks-Majestät! *)

S. 224. „Begreift er nicht, wie ich sagen „könne: auf den Symbolischen Büchern „beruhe der Westphälische Friede? ꝛc.

Und ich begreife nicht, warum ein so scharfsinniger Mann als er ist, nicht begreifen kann, was doch so sehr begreiflich ist? Der westphälische Friede beruht auf dem Religions-Frieden.

Er

*) Worunter sie jedoch, wie der Erfolg zeigt, ihre ganz eigene verstehen.

Er iſt ſelbſt ein Religionsfriede. Zwiſchen wem wurden denn nun beyde Frieden geſchloſſen, und zu welchem Behuf? Mir dünkt, unter den Katholiſchen und Proteſtantiſchen Religionspartheyen, und ihren Verbündeten in und äuſſerhalb Teutſchland wurden ſie geſchloſſen, und der Entzweck war, der proteſtantiſchen Parthey in Teutſchland eben diejenige konſtituzionsmäſſige (alſo rechtliche, geſetzliche, nicht precäre, nicht wie bisher, nur durch Waffengewalt allein erhaltene) Exiſtenz zu verſchaffen, die die Katholiſche Parthey hatte, und allein behalten wollte. Dieſe Exiſtenz erhielten die Proteſtanten durch diſſen Frieden im Römiſchen Reich teutſcher Nazion. Sie hatten ſie alſo vorher nicht. Wenn nun jemand fragen wollte; wer ſind die Proteſtanten? würden wir ihn an unſre Symboliſchen Bücher, oder an die Religionsmeynung eines Moslem, oder eines Juden, oder eines Basilianen, oder an die Privatmeynung des erſten beſten ſeltſamen Kopfs, verweiſen, oder an ein allgemein und geſetzlich anerkanntes Dokument? Wir haben aber, dünkt mir, kein ſichereres unantaſtlicheres Dokument über die Frage, ob wir Proteſtanten ſeyen, und uns, als ſolche, die in beyden Frieden den Proteſtanten ertheilte, garantirte, konſtituzions- und geſetzmäſſige Exiſtenz zueignen können, als die dem Kaiſer und Reich zu Augsburg feyerlich übergebene Confeſſion. In ſofern wir ſie als die unſrige anerkennen, und

nur

Stand iſt -- Wenn wir dieſes in gehörige Betrachtung ziehen, ſo werden wir uns ſchwerlich einbilden können, daß der Türk ſo unbeſonnen ſeyn werde, eine reiche und leicht zu gewinnende Beute fahren zu laſſen, um ſich an eine gefährliche und wenig vortheilhafte Unternehmung zu wagen, von der er ſich mit keiner Wahrſcheinlichkeit einen guten Erfolg verſprechen kan.

Herzog.

In der That, allen Umſtänden nach iſt es nicht auf Rhodis abgezielt.

Officiers.

Hier kommt wieder eine Zeitung.

Ein Expreſſer tritt auf.

Expreſſer.

Erlauchte und Gnädige Herren, die Ottomannen, die in geradem Lauf gegen die Inſel Rhodis geſegelt hatten, haben ſich dort mit einem kleinern Geſchwader vereinbart --

1. Senator.

Das dacht' ich ja; wie ſtark haltet ihr ſie?

Expreſſer.

Dreyßig Segel; und nun ſteuern ſie ihren Lauf, ohne ihre wahre Abſichten länger zu verheelen, nach Cypern. Signor Montano, euer getreuer und tapfrer Befehlshaber

auf

nur in ſofern, ſind wir diejenige Religionspars
they, die damals mit der Katholiſchen pars
tranſigens der beyden Friedensſchlüſſe war. Ge-
ben wir dies Dokument auf, ehe wir ein beſſeres,
allgemein von den Ständen des Reichs dafür an-
erkanntes haben, ſo hören wir auf, geſetzmäſſigen
Anſpruch auf die in dieſen Friedensſchlüſſen den
Proteſtanten feyerlich zuerkannte Rechte machen
zu können; weil man, als die Friedensinſtrumen-
te entworfen und ausgewechſelt wurden, von ka-
tholiſcher Seite bona fide annahm, „Proteſtan-
ten ſeyen diejenigen, welche ſich, kraft ihres zu
Augsburg am 25ſten Junius 1530. dem Kaiſer
öffentlich überreichten Glaubens-Bekenntniſſes als
ſolche ehrlich dargeſtellt hätten. Nur dieſen
iſt die Katholiſche Parthey Treu und Glauben zu
halten ſchuldig; nur von ihnen kann ſie ein glei-
ches erwarten. *)

Ich weiß ſehr gut, und habe nie geläugnet,
daß unſer Arm, daß Flinten und Kanonen das
ihrige auch dazu beytrugen, uns Exiſtenz in
Teutſchland zu verſchaffen, und ſie uns zu erhal-
ten; aber auſſerdem, daß Flinten und Kanonen
von meinem Herrn Gegner wohl ſchwerlich für
rechtliche und philoſophiſche Beweiſe werden an-
erkannt

*) Oder, wären die nur Proteſtanten, die auf den Pabſt und die Jeſuiten tüchtig ſchimpfen? oder etwan die nur, welche gegen ſich Proteſtanten nennen, und gegen jenes Dokument ſchreyen?

erkannt werden: so würde denn doch aus allen diesen Flinten, Kanonen und Armen nichts weiter folgen, als daß wir nothdürftig uns einen Platz in Teutschland zu verschaffen gewußt hätten, und noch im Stande wären, ihn zu bekämpfen; nur aber nicht als Protestanten (und davon eben reden wir,) sondern als Leute, die da wüßten, wozu man erforderlichen Falls seine Fäuste brauchen kann. Aber dann sind wir hoffentlich nicht die einzigen, die dieß Talent besitzen, und wir mußten zugesiehn, daß die Türken zum Exempel, wenn wir nicht tapfere Fürsten in Teutschland gehabt hätten als Leopold der I. war, eben so viel Recht haben würden, jetzt in Teutschland zu hausen, als wir.

Ich sprach in meiner Schrift von dem Werthe und Nothwendigkeit der Symbolischen Bücher keineswegs in theologischem, sondern in politischen und rechtlichem Verstande. Ich sprach S. 54. so deutlich, so wörtlich, daß ich nicht begreifen kann, warum mein Herr Gegner mich nicht verstanden hat. Allenfalls aber mag den Streit das Corpus Evangelicorum ausmachen; es mag entscheiden, was ihm seine Existenz gab; ob mit ihm Teutschlands freye, herrliche, auf beyde benannte Friedensschlusse beruhende Konstituzion stehe und falle, oder nicht? Das Corpus Evangelicorum mag sich selbst definieren; mag zeigen, was es ist, und seit wenn und wodurch es das ist, was es ist, und unter uns mag dieser politische

Streit

Streit von nun an ruhen. Se. Heiligkeit zu Rom werden inzwiſchen unvergeſſen ſeyn, dem Herrn A...z ihr Wohlnehmen über die Wichtigkeit, die nach ſeiner Meynung in ihrer Proteſtazion gegen den Weſtphäliſchen Frieden liegen ſoll, gelegentlich zu erkennen zu geben.

S. 226. ſchildert Herr A...z Frankreichs ehemalige ſchreckliche Lage, und ſagt:

„Dies alles, und nun die unmittelbare Frage „an jedes Menſchenherz: was ſollte denn das „ſo grauſam unterdrückte Volk anfangen? Wie „ſollte es ſich denn helfen, wenn es ſich nicht „ſo *) helfen ſollte? Dieſe Fragen — ſo beſchuldigt er mich, — hätt' ich übergangen, „oder ihrer, S. 280. und 281. meiner Schrift „mit Hohn erwähnt." ꝛc.

Ich könnte antworten, daß ich Fragen, die weder ich ſelbſt mir in meinem Buche, noch ſonſt jemand

*) Alſo nur ſo? Es gab, ſeiner Meynung nach, kein beſſeres Mittel, als — das Kind mit dem Bade auszuſchütten? Um die Finanzen des Staats wieder in Ordnung zu bringen, mußte alſo die Monarchie in eine Anarchie verwandelt werden? Ich ſollte doch glauben, der Sache wäre noch zu rathen geweſen, wenn man die Mouniers, u. a. m. gehört hätte. Und wie hat ſich denn nun das Volk geholfen? Hält es Herr A...z denn nun für frey und glücklich? oder mindeſtens auf dem geraden rechten Wege dazu?

jemand mir gemacht hat, nicht zu heben brauchte. Doch dieß bey Seite, weil es nicht zum weſentlichen gehört, und ſich von ſelbſt erlediget. Ich bemerke dafür lieber, daß mein Gegner gerade in dieſem Abſchnitt ſeines Textes einen ſtarken Beweis ablegt, daß er mich — nicht verſtanden habe. Er miſcht in ſeinem Vortrag alles durch einander, muß darüber den Faden ſeiner Kritik fallen laſſen, und nun verwirrt ſich der Knäuel! Von den Worten, **doch ich muß abbrechen**, bis dahin: **wie er gegen die ihrigen**, S. 327, weiß er wirklich nicht, wo er mich fangen ſoll; packt hie packt da, und mein wahrer eigentlicher Sinn entwiſcht ihm. Eben darum klagt er auf nurgenannter Seite: er ſey in Verlegenheit, meine Meynung in ein Syſtem zu bringen. Bald beſchuldigt er mich, ich ſpotte über das dumme Volk überhaupt, und über die heimtückiſchen Aufklärer, die daſſelbe zum Beſten haben ſollten; bald bin ich wieder ungerecht nur gegen das franzöſiſche Volk; bald — kurz, er weiß zuletzt nicht mehr, wohinaus noch wohinein.

Ich könnte nur ruhig antworten, daß mich das alles nicht trift, daß ich alſo nicht ſchuldig bin, mich gegen Vorwürfe zu vertheidigen, die ſo unbeſtimmt da liegen, und mich eigentlich gar nicht angehen. Aber ich ſchätze ihn zu hoch, um ihn nicht, wo möglich, zu überzeugen, daß er mein Buch nicht mit der erforderlichen Unbefangenheit geleſen habe.

Mir blutet das Herz so gut als ihm, und jedem Biedermann, wenn ich an Tyrannen überhaupt, oder auch an die ehemaligen Greuel der Volksunterdrückung in Frankreich denke. Ludwig XIV. ward schwerlich von dem ärgsten Tollkopf in Paris — soviel dieß immer gesagt seyn mag, — mehr gehasset und verachtet, als ich diesen allerchristlichsten Sultan und seine Bassen und Verschnittenen ꝛc. schon als Knabe gehasset habe, und noch hasse. Ich erinnere mich einer Anekdote meiner Jünglingsjahre, wo ich einem Teutschen, der dieses eiteln Thoren Standsäule in Paris unter eins der grösten Meisterstücke rechnete, die er dort gesehen habe, versicherte: er sey kein Teutscher, und ich würde, wenn ich diese Schandsäule je sähe, sie anspeyen. So dachte ich schon als Knabe von 17 Jahren, und denke noch so, da ich mein gutes halbes Jahrhundert schon hinter mir habe, und meine Schläfe grau werden. Ich bin Mensch, und wahrlich! auf dieser Seite sehr reizbar. Vielleicht habe ich, im Laufe meines Lebens, persönlich schmerzlichere Erfahrungen gemacht, als mein Herr Gegner, wie tief Druck und Verachtung des Gröſsern und Mächtigern das Herz eines Mannes von edelm Gefuhl verwunden, und was für Kraft dazu gehört, beydes zu tragen, wenn es einmal unbedingtes, unabwendbares Schicksal ist, und man es also, um nicht Uebel ärger zu machen, tragen muß. Nach dieser kurzen Skizze meiner

Empfindlichkeit über Druck und Ungerechtigkeit will ich Herr A...z, seine zwey Fragen:

„was sollte das Volk Frankreichs anfangen?
„und wie sollte es sich helfen, wenn nicht so?"
beantworten.

Hätte das französische Volk, — von welchem er hier hoffentlich ausschlüßend redet? Ludwigs XIV. Joch gewaltsam abgeschüttelt, so würde ich, was auch die Folgen gewesen wären, es wegen der unvermeidlichen Anarchie, die auf jede gewaltsame Operazion dieser Art nothwendig folgen muß, und jedesmal folgte, zwar beklagt, aber sicher nicht verdammt haben. Welch Volk einem Nero, einem Caligula, einem Muley Ismael, einem Tippo Saib und einem Ludwig XIV. den Sclaven-Nacken geduldig hinhält, und diese Ungeheuer noch obendrein vergöttert, — nun, das verdient von Affen, Tygern und Narren beherrscht zu werden. *) Aber, war dieß der dermalige

*) Der einköpfige Sultan, der seine Majestät durch seinen Stiefel, oder auch wohl durch sein Pferd, und der vielköpfige, der die seinige durch Fischweiber, Metzen und Banditen ꝛc. repräsentieren läßt, und sie andern ehrlichen Leuten dafür aufdringen will, — etwan wie Carl XII., Caligula, und der wüthige Jacobiner-Club nebst methaphysischen Konsorten, — diese Herren und Damen, mit oder ohne Krönchen, sind sammt und sonders nichts weiter, als ein Pack brutaler Thoren, und der nur ist noch verwirrter im Gehirn, oder noch

ge Fall des franzöſiſchen Volks? Nein! der gute Ludwig XVI. *) empfand ſchon lange

noch verächtlicher dem Herzen nach, der ſolche Majeſtäten anerkennt. Nach dieſer ſehr unbewundenen Erklärung, die hoffentlich ſattſam darthut, daß ich mich zu keiner Parthey ſchlage, dem gekrönten Phantaſten oder Thor genau nicht mehr hefiere als dem ungekrönten, er heiſſe Demokrat, oder Ariſtokrat, oder Polykrat, oder wie er wolle, ſollte ein Mann von Herz und Kopf, wie Herr A...t, meiner Denkweiſe doch wohl Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich weiß übrigens ſehr wohl, daß ich mit derſelben beyden Partheyen vor die Stirn renne, mir beyde zu Feinden mache, wenn ich ehrlichen und freymüthigen Mannes genug bin, um ihnen laut ins Angeſicht zu ſagen, daß keine der andern etwas vorzuwerfen habe; daß beyde nicht das Wohl der Menſchheit, ſondern ihr eigenes Intereſſe zum Zielpunct ihrer Anſtrengung machen; daß der, ein Thor iſt, der ſich durch ihre ſalbungsvollen Deklamazionen an der Naſe führen läßt; daß der heuchelnde, verdeckte, in dem Mantel der Stoa eingehüllte Stolz der demokratiſchen Parthey um keine taube Nuß mehr werth iſt, als der hohnſprechende kecke Stolz der ariſtokratiſchen, u. ſ. w. Aber was kümmern den Mann Partheyen und Meynungen, deſſen Idol Wahrheit iſt?

*) Die Beſſern ſeiner Miniſter will ich nicht ſagen; denn Calonne rief fürwahr die Notablen nicht auf, aus Drang für das Beſte des Volks; auch Necker würde die drey Stände nicht berufen haben, wenn er nur irgend einen Ausweg ohne ſie durch Anleyhen weiter

seines Volks Elend. Seit Heinrich IV. saß keine so gute — wenn schon vielleicht auch keine schwächere — Seele auf Frankreichs Thron. Zwar überzeugte er sich nicht durch Augenschein, wie Friedrich der II. von Preußen, von seines Volkes Lage; — das thun keine Ludwig XVI.! Er zog sich aber doch in Stunden, wo er Unrath merkte, (und dazu gehörte nicht einmal ein Kopf wie der seinige) in Stunden, wo er gerade kein Schloß, oder sonst einen Bahamischen Zeitvertreib der französischen Etikette, zu bearbeiten hatte, so viel ab, daß der Mangel der Staatskasse gar wohl einen Mangel der Vermögenskräfte seiner armen Unterthanen zum Grunde haben möchte. Daß Er der Mann nicht sey, der dafür Rath und Hülfe aus seinem Hirn zu verschaffen wüßte, dieß sah er ohnfehlbar ein; daß er aber doch wohl, (gutherziger als Ludwig der XIV.) wünschte, der Mann, der die Mühe über sich nähme, sein Volk in eine glücklichere Lage zu versetzen und ihm seinen Antheil Ehre an dem großen Werke zu überlassen, möchte sich bald finden, das kann man ihm zutrauen. Kurz, gerade der König war vorhanden, den dies Volk sich wünschen konnte; dem nur ein Süli fehlte, um einst unter den besten Königen Frankreichs zu glänzen. Vielleicht nennt

die

zu kommen, gefunden hätte. Er ist, so viel ich einsehe, ein sehr guter Rechner, ein sehr mittelmäßiger Finanzminister, und ein sehr guter Deklamator, wenn er — von sich selbst redet.

die Geſchichte manchen Fürſten mit Ehrerbietung, ter, als Menſch, und ſo nahe betrachtet, wie wir itzt Ludwig XVI. betrachten können, nicht halb ſo viel werth war, als Er! Selbſt kein Verſchwender, ſondern ein Mann, der ſich aus Oekonomie perſönlich viel verſagte, und dieſen wirthſchaftlichen Geiſt ſeinem Hofe gern mitgetheilt hätte; kein Tyrann; zwar wahrlich kein Kopf, aber doch eine recht gute Art von Königsmenſchen, dem die Konſtituzion und das Herkommen die Befugniß in die Hand gab, ein ſtrenger Deſpot zu ſeyn, wenn er nur wollte, und der dieß gleich wohl nie wollte; der immer die Hände bot, zu allem, wovon er in ſeiner Geiſtesarmuth glaubte, daß es ſein Volk erleichtern könne, — das iſt Ludwig der XVI. Man rieth ihm, die Notablen zuſammenkommen zu laſſen. Er that es; that gern, wozu ſich, ſeit dem guten Heinrich IV. kein König von Frankreich würde verſtanden haben. Sie giengen — wie ein anderer, als Er, freylich vorher geſehen haben würde, unverrichteter Sache auseinander. Die Stände wurden berufen. Der König, ſein Miniſter, Necker, (eine Zeitlang der Abgott der inkonſequenten Franzoſen,) Necker, der ewige Anleyher, wollten helfen und geholfen haben. Das Volk, das ſeine Abgeordneten ſelbſt inſtruirte — alſo doch wohl, der alten ſo verſchrienen Konſtituzion nach, ein freyes Volk war, (denn ein ſclaviſches Volk darf doch wohl ſeine Repräſentanten

nicht absenden, um sich mit seinem tyrannischen Despoten über Volksglück zu bereden?“) — sah den Augenblick vorhanden, da ihm geholfen werden konnte. Es fieng dies große Geschäft, vereint mit seinem Fürsten sich über sein Wohl zu berathschlagen, völlig in der Regel, ganz Konstituzionsmäßig, in der gesetzmäßigsten Ordnung, an. „Und nun frage ich: was schreyet man denn in Paris und in Teutschland: was sollte das grausam unterdrückte Volk anfangen? Es fieng ja an, so wie sichs gebührte!! Aber selbst von einigen seiner unwürdigen Repräsentanten, von Selbstischen Schreyern, die der Majestät derer, die sie repräsentiren sollten, selbst Hohn sprachen, und ihre eigene Majestät dafür unterschoben; von Glükrittern, die ihren Weg bey dieser Gelegenheit machen wollten; von Leuten, denen der Spielraum, worin sie sich drehten, zu enge dünkte; von eiteln Menschen, die in ihren Werth verliebt sind; von metaphysischen Schwärmern, die Schulgrillen auf Geschäfte anwendbar hielten; von Schwätzern, die Deklamazion und Metaphern für Wahrheitssinn verkauften; und endlich von einer Parthey schon längst verbündeter Feinde der Königlichen Familie — ward das arme Volk betrogen, und den Leidenschaften und Grillen all dieser Menschen verkauft. *) Also,

*) Beschreibung Mirabeaus und Dürkheims Offizialberichte, und Girtanners-Hißorische Nachrichten ꝛc. auch das kleine reichhaltige Werk des Herrn von Kruse.

auf dieſer Inſel, erſtattet Euch, unter Verſicherung ſeiner pflichtvollen Ergebenheit, dieſen Bericht, und bittet ihm vollen Glauben beyzumeſſen.

Herzog.

Wir ſind alſo nun gewiß, daß es um Cypern zu thun iſt; iſt Marcus Lucicos nicht in der Stadt?

1. Senator.

Er iſt wirklich in Florenz.

Herzog.

Schreibet unverzüglich in unſerm Namen an ihn, daß er ſich mit der äuſſerſten Eilfertigkeit hieher begebe.

1. Senator.

Hier kommt Brabantio und der tapfre Mohr.

Achte Scene.

Brabantio, Othello, Caſſio, Jago, Rodrigo und Officiers, zu den Vorigen.

Herzog.

Tapfrer Othello, wir ſind im Begriff Eurer gegen unſern allgemeinen Feind Ottoman vonnöthen zu haben. (Zu Brabantio.) Ich ſah euch nicht gleich; willkommen, werther Signor; wir mangelten euern Rath und eure Hülfe dieſe Nacht.

Also, nicht dem Volke, nicht dem Könige, nicht dem Miniſter, nicht dem Adel und der Geiſtlichkeit, denn beyde Stände gaben den tollen Schreyern endlich nach, nicht den beſſern edlen Männern aller drey Stände, nicht dem Volksdruck, denn Ludwig XVI. druckte ſein Volk nicht: ſondern jenem Geſipp, das ſich frühe mit H....., mit Banditen und Fiſchweibern vereinigte, um ſeine eigennützige Abſicht durchzuſetzen, iſt die dermalige Anarchie, und alles, was ſie veranlaſſete, allein zuzuſchreiben.

Wozu alſo, noch itzt da Thatſachen reden, da wir endlich hiſtoriſchen Aufſchluß über dies alles bekommen haben, wozu noch itzt die gefliſſentliche Verdrehung des Geſichtspuncts, gegen alle hiſtoriſche Wahrheit? Wozu die Deklamazion, daß das arme unterdrückte, ſo grauſam unterdrückte (und doch ſo freye!) Volk ſich anders nicht als durch — Abwerfung aller vernünftigen Bande! — habe helfen können? Sollte ein Philoſoph, ein Menſchenfreund, ſo deklamieren? ſo fragen?

„Mein Herr Gegner beſchuldiget mich ferner,
„S. 327. ich ſpottete über das dumme
„Volk.

Ich muß ihn fragen: über welches? dies iſt hier Hauptfrage. Ueber welches hab' ich geſpottet? Meynt er, ich habe das Franzöſiſche im Sinne

ne gehabt, so kann ich ihm dies, in gewisser Rücksicht zugeben. Wenn die Mouniers, die Bergasse, die Dürkheim, u. a. m.; wenn mehrere der rechtschaffensten Repräsentanten des französischen Volks, und der Eifer, mit dem sie ihm demonstrieren, daß es sich von den verworfensten Menschen blind ins Unglück führen lasse; wenn der Laternenpfahl, wenn die Assignaten, nebst allen falschen Finanzoperazionen, u. s. w. ihm die Augen nicht eröffnen können: wenn es alle Augenblicke auf Gesetze sich beruft, ohne Gesetze ehren zu wollen; wenn es sich frey dünkt, ohne zu fühlen, daß es nie mehr als itzt gerade der schlimmsten Willkühr, der völligsten Gesetzlosigkeit, dem schreyendsten Despotismus, unterworfen war, so frage ich kühn:

ist dies Volk dumm, oder klug?

Ist es, wie Herr Campe uns überreden wollte, göttlich erleuchtet, oder stockblind? und, für welches von beyden hält es Herr A...z?

S. 321. „ist Herr A...z unzufrieden mit mir, „daß ich gegen die unseligen Verführer eines „so verblendeten Volkes Himmel und Hölle, „(ich habe doch so viel ich weiß, an keins von „beyden mich deshalb verwendet, sondern nur „an den gemeinen Menschenverstand meines „Volks) empöre; daß ich gegen sie Fürsten,

„Preß-

„Preßzwang, Zuchthaus, Landesverweisung „auffordere" ꝛc. *)

Nun dann, was verdienen denn, seiner Meynung nach, solche unselige Verführer des verblendeten Volks? Etwan Ordensbänder? Bürgerkronen? Ehrensäulen? Stelle sich Herr A...z nur einen Augenblick an Reveillons Platz, und verdamme mich, wenn er kann! Es wird mir immer klärer, Herr A...z versteht mich nicht, oder ich ihn nicht. An wem mag das liegen?

Herr A...z beschuldiget mich, eben daselbst, ich nennte unter den Menschen, die das Volk heimtückisch zum besten hätten, und die ich mit dem Namen Aufklärer bezeichnete, allgemein geachtete Namen.

Es wird immer dunkler, ob Herr A...z mich — und sich selbst — recht verstehe? Ist die Rede vom Französischen Volk? Nun, so habe ich Mirabeau genannt, dessen Talent ich ehre, und dessen Herz ich verachte. Dies reuet mich itzt, da wir den „Mann und sein Gelichter ganz kennen,

*) Nun nun! Das ist ja noch lange nicht der Hals! Und die Volksverführer in Paris, die die Königin ermorden lassen wollten, ließen ja ihre Bande mehr als einmal rufen: Monsieur, la Fayette etc. — an die Laterne! Nazionalcocarden aus den Gedärmen der Königin gemacht! ! ! u. s. w. bes. Girtanners histor. Nachrichten.

noch weniger. Und, wenn morgen in Teutschland ein Mensch wie Mirabeau aufsteht, und Mirabeau's Rolle spielt, so nenne ich ihn morgen, mit meines Namens Unterschrift, laut; und sage, wofür ich ihn halte, und stünd ein ganzes Heer Sykophanten, Fischweiber, Prinzen von Orleans, oder vom Berge Libanon, sammt allen Löschpapier besudelnden Notablen *) ihm zu Gebote. Darauf kann Herr A...z sich ganz sicher verlassen."

S. 328. „verhebt er mir die Stelle meines „Buches über Timaethes Aufsatz in T. Mer„kur, gar warm und ernstlich.

Ueber diesen Timalethes vorher noch ein Wort. An der ganzen mir bekannten Manier seines Vortrags, und an dem cynischen Eingang seines Schwanks über ein paar aus ihrem Zusammenhange gerissene Stellen einer meiner **) ältern Schriften: (Vertheidigung ꝛc. der Enthüllung des

*) Oder Trommelschläger wie Herr A...z sich ausdrückt, oder Odenmachern, alle mit der Nazionalcocarde auf dem Huthe, und mit versengtem Hirn unter demselben.

**) Timalethes ist angreifender Theil. Herr A...z wird sich hoffentlich nun, da ich ihm sage, ich habe meinem Angreifer geantwortet, wie es sich gebührte, nicht mehr wundern, daß ich mich vom Herrn Timalethes nicht für ein Rhinoceros wollte halten lassen.

des Syſtems der Weltbürger-Republik,) zu welcher er, ſeinen Grundſätzen nach, ſelbſt gehört, glaubte ich meinen Mann ſtraks zu erkennen, und würde ihm das gleich damals vernehmlich geſagt haben, wenn mir der Rinteler Annaliſt nicht zuvorgekommen wäre, und ihm begreiflich gemacht hätte, daß man allenfalls wohl ſeiner Laune Luft machen dürfte, aber darum noch lange nicht bis zum Schmutz herabſinken müſſe. *) Ich lies es alſo gut ſeyn, und zergliederte ſeine cyniſche Vorleſung und ſeine entſcheidende Manier nur in meiner Schrift: ein Büchlein zu Beförderung einfältiger Lebensweisheit, betitelt, von S. 54. bis 68, wohin ich meinen dermaligen Herren Gegner, um mich nicht ſelbſt abzuſchreiben, verweiſe. Nur ſo viel hier für ihn, und unſere Leſer, daß er Timalethes Aufſatz nicht einmal richtig zitiert. Dieſer ſagt nehmlich, nicht, wie Herr A...z anführt:

„Schuſter und Schneider hätten das Recht ihre Meynung zu ſagen,

(das dürfen ſie allerdings, an gehörigem Ort und in gehöriger Manier;) ſondern ſo lautet die Stelle von Timalethes:

„Jedermann, von Socrates und Kant an„bis zum obſcurſten aller übernatürlich„ren

*) Beſage Stück 37. der Rinteler Theolog. Annalen vom Jahr 1790.

„erleuchteten Schneider und Schuster, ist be„rechtiget die Menschheit aufzu„klären, wie er kann, sobald ihn sein „guter oder böser Geist dazu treibt. *)

Ich hielt damals dafür, und sage es hier nochmals: Wenn dies nicht bloßer nichtiger Schwader seyn soll, so ist kein Menschenverstand drin. Denn, wenn Herr Timalethes, unglücklicher Weise für ihn, im Ernst geredet haben wollte, so muß er — er mag wollen oder nicht, — die Tollheit haben behaupten wollen, daß der Schneidermeister, Jahn von Leyden, und der Schustermeister, Jacob Böhm, auch — AUFGEKLAERT haben! Wahrlich, man muß der Schneiderkönig, Jahn von Leyden, und der Schuster Jacob Böhm, selbst seyn, oder das hitzige Fieber bis auf den Tod am Halse haben, um das im Ernste zu sagen! **) Und in welcher Welt lebten wir, wenn der Staat zugeben müßte, daß Narren und Fanatiker das von Herrn Timalethes ihnen ertheilte Recht hätten, sich mit dem aufklären abzugeben! Gerade gegen diese Narren, Fanatiker und Schwachköpfe, gerade gegen ihre

*) Man sagt zwar allemal seine Meynung, wenn man aufklärt, aber man klärt nicht allemahl auf, wenn man seine Meynung sagt. Diese ganz simple Distinczion scheint Herrn A...s entgangen zu seyn.

**) Sollte es aber Spaß seyn, nun so wars übler Spaß, den ich mit mir nicht treiben lasse.

ihre Prätenſion, aufklären zu dürfen und zu können, ſobald ſie ihr Dämon dazu treibt, vom erſten Doctor der Theologie bis zum verdorbenſten Schmierer herab, ſind alle meine Schriften gerichtet. Ich werde ſie perſifliren, bis ich endlich Ohren finde, die den Ruf verſtehen:

„Laßt Narren und Schwärmer, wes Standes und Würden ſie ſind, die Preß-Freyheit „dieß heilige Palladium des Menſchenverſtandes und ſeiner unantaſtbaren Freyheit, nicht „mißbrauchen! Räumt ihnen das Prädicat „der Aufklärer, das ſie an ſich geriſſen haben, „nicht länger ein, und ſorgt für ächte Aufklärung Eurer Völker, wenn Ihr länger feſt „auf Euren Stühlen ſitzen wollet, und wenn „Euch Eure Gedärme ein wenig lieb „ſind! *)

Uebrigens halte ich es mit Herrn Wieland, und glaube wie er, es ſey zwar wohl möglich, daß mancher ehrliche Schuſter und Schneider weiſer ſey, als ſein Bürgermeiſter und Stadtſchreiber; daß es demnach ſehr barbariſch ſeyn würde, wenn einer dieſer edlen Staatsherren, kraft obhabenden Amts, einem ſolchen braven geſcheidten Manne das Maul zuſchließen dürfte, im Fall er nemlich nur bloß ſeine ohnmasgebliche Meynung über gemei-

*) Sonſt wurden die Ravaillacs mit Pferden zerriſſen;
Jtt nimmt die Philoſophie ſie in Schutz!!

gemeiner Stadt Beſtes und Frommen beſcheidentlich ſagen wollte, und dieſe Meynung anders ſo klug wäre, als etwan die des ehrlichen Hans Sachs zu Nürnberg, oder des berühmten Gerbermeiſters zu Athen. Allein, es kommt doch auf Zeit, Ort, Art und Weiſe, ſeine Meynung in Sachen des gemeinen Weſens zu ſagen, immer ſehr viel an; und es iſt nicht genug, daß hier nur der böſe oder gute Geiſt in die Leute fahre, ſonſt würde die tumultuariſche Seſſion der Fiſchweiber im National-Verſammlungsſaal, und die Vota dieſer Damen, ſofort gerechtfertiget ſeyn. Am ſicherſten iſt es alſo doch wohl immer fürs Ganze, wenn der Schuſter — Schuhe macht, und für den Mann ſelbſt iſt dies auch offenbar das gedeyblichſte, weil er — und wär er auch ein ſo methaphyſiſcher Kopf, wie der Abbé Sieyes, oder der Advokat Chapellier, oder gar wie Timolethes ſelbſt, — doch immer mit dem Leiſten ſein Hausgeſind ſichrer ernährt, als mit der ſchönſten Demonſtrazion über den Satz der Gleichheit aller Menſchen. Wenn die Schuſter Philoſophie und Theologie treiben, ſo werden die Philoſophen und Theologen — Schuhe machen müſſen, und unſere Kenntniſſe werden ſich deshalb um nichts erweitern, noch unſere Füße ſich darum beſſer befinden. Wenn die Tambour Taktik lehren, ſo werden die Generale — trommeln lernen. Kurz, wenn die Schuſter den Leiſten verlaſſen, und die Bauern — Königs ſpielen dürfs

dürfen: so werden die Könige, wie Ludwig der sechzehende, gar bald nichts klügeres zu thun haben, als ihre Stühle zu verlassen, und — hinter dem Pfluge herzugehen. Und, was sind wir dann gebessert? Wir werden nur desto schlechtere Könige, Theologen, Schuster und Bauern haben. Ich dächte also ohnmasgeblich, wir liesen es wenigstens vor der Hand noch, bis wir etwas besseres finden, bey dem mittelmäßigen Alten. Zwar ist Herr A...ß S. 329. der Ueberzeugung, „es sey für den Schuster weit nützlicher, und (NB.) für den Staat viel weniger gefährlich, wenn er seine Meynung sagen dürfte, als wenn er über schädliche Meynungen im Geheim brüte, welches niemand hindern könne;" aber mit seiner Erlaubniß, er hat hier wahrscheinlich — mehr oder weniger — gesagt, als er sagen wollte. Wir wollen versuchen, ob wir den Satz — da dem Staate immer viel daran liegen muß, es also der Mühe wohl werth ist, — lichtvoller machen, und einer den andern verständigen können. Sollte also, wie sich aus der Antithese vermuthen läßt, Herr A...ß gemeint haben, „es sey für den Staat weit weniger gefährlich, wenn der Schuster eine gefährliche oder schädliche Meynung laut sagen dürfte, als wenn er über dieser gefährlichen oder schädlichen Meynung im Geheim brüte," so hat er damit eigentlich nichts weiter behauptet, als etwan:

„es

„es ist weit weniger gefährlich und schädlich „für die Stadt, wenn das Feuer in der Asche „glimmt, bis es ausgeglimmt hat, als wenn „es hell zu den Dächern herausbrennt. Oder: „es ist besser, daß — ein Narr ihrer zehne „mache, als daß er es allein auf seine eigene „Hand bleibe!" Ohnmöglich kann ein so braver und guter Mann, als mein Herr Gegner ist, dies haben sagen wollen.

Ich muß ihn also ersuchen, sich rund und deutlich zu erklären, wie seine Stelle verstanden werden müsse, wenn ich den Sinn derselben, da sie ein wenig zu dunkel ist, verfehlt haben sollte.

Den kleinen Krieg, den er mir S. 330. über zwey sehr deutliche Stellen meines Buchs, über Frucht und Saamen, und über das Bild vom Schmetterlinge macht, rüge ich nicht. Er habe nur die Güte, diese Stellen nochmals unbefangen und ohne Groll gegen mich, zu lesen. Ich erwähne dieses Theils seiner Kritik nur bloß, um ihm die Achtung, die er mir hierbey bezeugt, aus ganzem Herzen zu erwiedern.

(Ebendas.) „Brittanniens Glanz kostete kein Königsblut." Das habe ich allerdings behauptet, und behaupte es, nach der allenfalsigen Kenntniß, die ich vom Geiste der Brittischen Geschichte, so wohl in Absicht der Englischen Fürsten als der Englischen Freyheit habe, noch. Brittannien

hat

Brabantio.

Und ich die curige; vergebet mir, Durchlauchtigſter; weder mein Plaz, noch was mir von einem vorſchwebenden Staats-Geſchäfte geſagt wurde, hat mich aus meinem Bette aufgeweckt; das gemeine Weſen ficht mich izt wenig an; mein Privat-Schmerz iſt von einer ſo wüthenden und ungeſtümen Art, daß er alle andre Sorgen verſchlingt, und mich nichts anders fühlen läßt.

Herzog.

Wie? Was kan die Urſach ſeyn?

Brabantio.

Meine Tochter! O! meine Tochter! --

Senator.

Geſtorben?

Brabantio.

Für mich wenigſtens; ſie iſt verführt, von mir weggeſtohlen, mißbraucht worden, durch Zauber-Mittel und Liebes-Tränke, den Kram von Markt-Schreyern, zu Grunde gerichtet worden -- Denn auf eine ſo widernatürliche Art konnte die Natur (da ſie weder dumm, noch blind, noch ſchwach von Sinnen iſt,) nicht ausſchweiffen -- Zauberey allein konnte ſie dahin bringen --

Herzog.

Wer der auch ſeyn mag, der durch ſo ſchändliche Mittel

hat seinen Glanz seiner Konstituzion, seinem großen Alfred zu danken. Will man seiner Elisabeth auch einigen Antheil hieran zueignen; ich habe nichts dagegen. Dieser Glanz war also vorhanden, ehe Carls I. Kopf wegflog, und würde geblieben seyn, auch wenn man dem armen Mann den Kopf gelassen hätte.

Aber Brittanniens Freyheit *) erforderte, wie die Presbyterianischen Schwärmer damals glaubten, **) Königsblut. Ganz gut; aber dies habe ich auch niemals bestritten, weil ich diese Frage lieber der dermaligen politischen Sapienza der Englischen Nazion zu erörtern überlassen, als mich in Händel mischen will, die mich so wenig angehen, als die Englische Freyheit, ihr Urstoff, ihre Grundlage, ihre gesetzlichen Gränzen, und ihre mögliche Dauer. Es ist genug, hier gezeigt zu haben, daß ich von Englands Glanz nicht von seiner Freyheit redete, und daß mich Herr A...l auch hier nicht verstand.

Sehr wahr nennt Herr A...l den berüchtigten Cromwell einen nachdrücklichen Lehrer der Fürsten. Das waren Ravaillac, Clement, Damien,

*) Die sich doch wohl allenfalls ohne allen Glanz, etwann so wie die Helvetische, denken läßt?

**) Wie aber ein Mann, der kein solcher Schwärmer ist, und im Jahr 1791. lebt, nicht mehr glauben sollte,

mien, Mirabeau, van der Noot, Horia, Pujatschew, Maſſaniello, Thomas Münzer, Jahn von Leyden, und wie die edlen Herren älterer und neuerer Zeiten heiſſen mögen, auch. Ich ſelbſt bewundere nichts mehr, als daß manche Fürſten über gewiſſe Dinge ſo ſchwer zu belehren ſind; *) ſonſt

*) Zum Exempel: daß es eben ſo gut itzt Königsmörder unter der Philoſophaille giebt, als weiland unter der Pretraille; daß die Extremen immer an einander gränzen; daß ein Fanatiker immer ein Fanatiker bleibt, ihm habe die ſogenannte Philoſophie, oder die ſogenannte Religion, das Hirn verbrannt; daß die Eingeweide der Fürſten bey dem, was unſere Tollköpfe Aufklärung und Kultur zu nennen belieben, um nichts ſichrer vor dem Dolch ſind, als ſie es weiland vor geweyheten Hoſtien waren; daß die neuere Philoſophie den Pöbel zwar vielforderungsvoller, aber darum nicht klüger und beſſer gemacht habe, als die alte Pfafferey; daß es eben ſo gut philoſophiſche Jeſuiten gebe, als theologiſche; eine philoſophiſche Propaganda, ſo gut als eine Mönchiſche; daß die erſtere den Fürſten und ihren Völkern nicht minder gefährlich ſey, als die letztere u. ſ. w.

Dieſe Note mag ſtark klingen; aber ich ſprach in meinen Schriften immer ſo. Ich kenne Herren, die ſie mir ſehr verübeln werden; die mir auch vielmal Schuld geben werden, meine Schriften hätten die Abſicht zu zünden. Allein, mit Gunſt: Löſchen helfen ſollen ſie das Feuer, das ſie ſelbſt angezündet haben! wecken helfen die teutſchen Fürſten, und den edlen

ſonſt würden ſie ohnfehlbar längſt dafür geſorgt haben, daß — aus den Cromwellchen und Mirabeauchen, (Kräutchen, die, zumal itzt, ſo keck und geil wachſen wie die Quecken,) nicht ſo viele Cromwell und Mirabeau in Rieſengeſtalt empor hätten wachſen können!*) Ich erſuche Herr A... z, und meine übrigen Leſer, daß ſie ohnſchwer nachſehen wollen, was ich über dieſe Angelegenheit ſchon längſt in der Schrift: Fragment der Geſchichte und Meynungen eines Menſchenſohns, S. 197. bis 202., und S. 224. bis 228., endlich 264. bis 286. geſagt, und ob ich da — ad

beſſeren Theil des Volkes, weil auch ſie dem — Gnadenſtoß der Demokratie nahe ſind, wenn ſie länger ruhig zuſehen, und des guten Ludwigs Schickſal ſie nicht ſchreckt. Ich glaube inzwiſchen ſehr gern, daß gerade diejenigen, zu deren Gunſten ich — ohne dafür bezahlt zu werden, — ſchreibe, mich am wenigſten leſen werden. Indeß ſagt mir mein Gewiſſen, daß ich meine Pflicht erfüllete, und ſo fürchte ich mich nie, die Philoſophaille, die mir, wie ich ſehr gut weiß, gewaltig abhold iſt, zu enthüllen, wo und wie ich kann.

*) Doch ſcheint es, aus den dermaligen Verhandlungen des teutſchen Reichstags, daß ſie die Lectionen, die die ältern und neuern Fanatiker und politiſchen Reformatoren ihnen ſeit Jahrhunderten geben, endlich begriffen haben, und ich wünſche herzlich, daß es — nicht ein wenig zu ſpät ſeyn möge!

hominem und ad Reges — sattsam argumentirt habe, oder nicht?

Was Herr A....z S. 331. über Mirabeau, und über Frankreichs jetzige und künftige Lage zu sagen und zu vermuthen beliebt, hat Herr Girtanner bereits widerlegt, und Herr Wieland schon sattsam in der Note, auch im 6. Stück des T. M. S. 224. beantwortet. Ich habe hier nur etwas weniges hinzu zu sagen. Es ist, nach Herrn A...z sehr gegründetem Dafürhalten, S. 132. ganz einerley, ob einer an einem Fischweibe oder an einem Minister erstikke. Ich habe aber auch irgendwo schon selbst gesagt, es sey ganz das nehmliche, ob einer an einem Ministers oder an einem Polykratens und Fischweibers tel est mon plaisir seelig dahin fahre. Ich wollte eben damit beweisen, daß es, trotz der metaphysischen Politiker im Nat. Vers. Saal, und der sehr physischen Politiker in der Halle und in der Sanct Antonius Vorstadt, um nichts sicherer um die Hälse der Franzosen stehe, als weiland unter den Ludwigen, ihren Mätressen und Bassen. — Und das sollte es ja doch! Persönliche Freyheit sollte ja eben die erste schöne Frucht der neuen philosophischen Konstitution seyn!! Wahr ist es auch, daß jetzt niemand mehr so toll ist, die Mißhandlungen eines Großen darum erträglicher zu finden, weil er ein Großer war. Ich selbst würde einer der ersten seyn, der diesen Menschen für einen schwachen

chen ſclaviſchen Thoren erklärte. Aber eben ſo wahr iſt es doch hoffentlich auch, daß izt noch niemand ſo toll iſt, (und wär er ſelbſt der Erfinder des belobten Syſtems der Gleichheit aller Adamiten) die Mißhandlungen eines Fiſchweibes oder Bettlers, oder Banditen darum erträglicher zu finden, weil dieſe Herren und Damen keine Fürſten und Prinzeſſinnen, ſondern das ſind was ſie ſind? *)

Die kraftvolle Note, die Herr Wieland zu der ſehr auffallenden Stelle meines Herrn Gegners, S. 333. macht, überhebt mich der Arbeit, ſie zu beantworten. Ich bemerke hier nur nochmals, daß ein Schriftſteller ſeinem guten Genius ſehr danken kann, wenn dieſer ihm ſo nachſichtsvolle Leſer zuführt, als Herr A...z das Glück hatte, einen an Herrn Wieland zu bekommen. Die Fürſten müſſen doch ſogar ſchlimme Rezenſenten nicht ſeyn, da man es wagen darf, ſolche Stellen ohne ihre Ahndung drucken zu laſſen!

Was mein Herr Gegner über meinen Kopf und Herz zu urtheilen die Güte hat, will ich weiter nicht, als mit Dank beantworten. Ich rede ungern von mir ſelber. So viel aber die Vorausſetzung deſſelben anbetrift, daß ich mich beklagt

*) Beſ. die kleine Schrift: Geſpräche über Gallicismen und Germanismen. S. 78. f.

haben ſollte, meine Schriften machten kein Glück, ſo erwiedere ich hierauf kürzlich nur, daß ich mich über die Aufnahme meiner Schriften vom Publikum nie zu beklagen Urſache gehabt habe, Sie machten Senſazion in demſelben, und dieß beweiſet meines Herrn Gegners ſehr warmes Sendſchreiben hoffentlich zur Genüge, wenn ich auch nicht die teutſche Chronik und verſchiedene andere Journale und gelehrte Zeitungen zum Beweis anführen könnte. Celebrität hab' ich nie geſucht. Ich glaubte nützen zu können, und darum ſchrieb ich. Ob man meinen Nahmen je im Nieuſel fände oder nicht, galt mir gleich. Allen konnt' ich nicht gefallen, ſo wenig als alle mir. Es befremdete mich keins, ſelbſt nicht das ſchlimmſte litterariſche Urtheil. Es iſt aber Armſeligkeit für uns beyde, hohen Werth auf Zeitungsurtheile zu legen, oder ſich über ungünſtige übel zu geberden. Alſo nur noch dieß wenige: von gewiſſen Seiten erwärtete ich kein anderes, und niemand wußte beſſer als ich, daß ich, als ein erklärter Freund alles desjenigen was gewiſſe Herrn beſtreiten, bey ihnen kein geneigtes Gehör finden, (oder, wie mein Herr Gegner dieß zu nennen beliebt, Glück machen) würde. Ich fragte, und frage noch itzt, ſo wenig nach ihrem Tadel, daß ich ſie eben darum, weil alle ihre Bemühungen, meine Schriften entweder zu verſchreyen, oder ſie zu unterdrücken, und mir dadurch einige unangenehme Minuten zu machen, vergeblich geweſen ſind, oft ſehr

arg

arg perſifflirte. Aber Spott iſt doch wohl nicht Klage? Vielleicht daß ich hierin ein wenig glimpflicher und milder hätte zu Werke gehen können. Allein die Herrn haben die ſchärfern Ausbrüche meiner kauſtiſchen Laune blos ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Mit meinen Schriften konnten ſie nach Willkühr verfahren. Ich würde mich über ihr Urtheil ſehr leicht getröſtet haben; aber wer gab ihnen Recht, meine Perſon ſo bötiſch in die Sache zu miſchen, worüber wir verſchiedener Meynung waren?

Die Menſchen ſind, wie Herr A...z S. 335. zu äuſſern beliebt, meine Mitbrüder. Davon bin ich ſo lebendig überführt als er, und ich glaube auch, ſie ſind mir im Ganzen ſo werth als ihm. Aber, da doch die Könige, die Adlichen, die Miniſter, auch Menſchen, und alſo auch meine Mitbrüder ſind, ſo ſehe ich nicht, warum ſie mir nicht eben ſo werth ſeyn ſollten, als die andern, die weder Kronen, noch Bänder über den Schultern und an den Hälſen, noch Helme auf den Köpfen tragen, oder auf ihre Wappen ſetzen wollen oder dürffen? Kann mich Herr A...z aus meinen Schriften, oder aus meinen Handlungen, überführen, daß ich die letztern, ohne Rückſicht auf perſönliches Verdienſt, um der erſtern willen verachtet hätte, nun ſo thue ich gern Buße. Kann er es aber nicht, wozu dieſe nichts beweiſende Deklamazion gegen mich, die mindeſtens nicht philoſophiſch iſt? Ich könnte ihm, wenn es darauf

ankäme, sogar noch zugeben, daß mein Herz, (wie er behauptet,) für den Menschen fühle, wenn mein Kopf für die Stände schreibt, und ich wäre darum doch weder ein inkonsequenterer noch ein schlimmerer Mann als Er. Die Stände sind keinesweges Materie der Beschäftigung fürs Herz; der Mensch aber ist es. Ich hätte also meinem Herzen und meinem Kopfe doch immer nur zu verarbeiten gegeben, was für jedes derselben das gehörigste gewesen seyn würde; und hätte ich die Arbeit verwechseln wollen, so hätt' ich ein quid pro quo gemacht, das ich — wenigstens vor meiner Alltagsphilosophie — nicht würde haben rechtfertigen können. Allein, ich räume Herrn A...z hier immer noch weit mehr ein, als ich brauche. Der Haß gegen die Stände, der die neue Huronen- und Kannibalen-Philosophie so auszeichnet, und mit welchem sich Rousseau's Schüler so gern brüsten, ist empörte Leidenschaft; also Sache des Gefühls. Wer ihn bestreiten will, muß also das Herz dazu nehmen. Dies war mein Fall: Es ist also kein Widerspruch in meinen Schriften. Mein Herz fühlte das Unrecht, das man Menschen, (meinen und Herren A...z. Mitbrüdern,) blos darum anthut, weil sie das Unglück haben, mit gewissen äusserlichen Vortheilen, um die man sie beneidet — und das sollte doch kein Philosoph!! — zu einer Zeit gebohren zu seyn, wo man es in der Aufklärung so unermeßlich weit

gebracht hat, daß man einen adelichen Mann nur weil er ein adelicher Mann iſt, plündern und hängen zu dürfen, für eine Wirkung göttlicher Inſpirazion ausgiebt; *) Wo die Philoſophie Himmel und Hölle empört, wenn einmal ein naſeweiſer Schriftſteller von eines Königs Beyſchläferin in die Baſtille geſteckt wird, und hingegen kein Wort darüber fallen läßt, daß ein Pack Banditen und Häringshöcken aus den Eingeweiden einer Königin Nazional-Cocarden drehen will! **) Das iſt die natürliche Folge aller überſpannten Ideen. Am Ende läuft die Einbildungskraft des Weiſen wie des Alltagsmenſchen mit Kopf und Herz davon, wenn man ſich ihr allein überläßt, und der Weiſe ſieht — wie itzt in Frankreich — neben dem Kannibalen, ehe er es gewahr wird ***). Wohin hat Frankreichs Philoſophen — und ihre Teutſchen Nachbeter und Nachſtürmer in Proſa und in Verſen! — Rouſſeaus Hypochondrie nun gebracht? Wohin brachte ſie ihn ſelbſt, als er uns Eichelkoſt verordnete, bey der wir zwar freylich, gleich den übrigen Thierlein, die ſich davon nähren, die Stände entbehren können; aber uns dennoch, ſo

*) Beſ. Campe's Briefe aus Paris, und die Schrift, Geſpräche über Gallicismen und Germanismen.

**) Beſ. Girtanners hiſtoriſche Nachricht ꝛc.

***) Beſ. T. Merkur, 6tes Stück, S. 224.

gut als sie, der Ungleichheit unterwerfen müssen? Wohin denn? Näher zur Mutter-Natur? Ich zweifle! wenigstens nicht näher zur Menschen-Natur, die zur Veredelung, zu immer weiteren Fortschritten der Kultur, bestimmt ist. Halten wir sie auf, oder wollen wir sie zu der Eichelnmast wieder zurückführen, so operiren wir wie Circe, und bringen die Menschheit säuberlich — entweder in den Stall, wie sie, oder gerade in die wilde Gesellschaft der Bestien! Dahin wenigstens haben die Hocherfahrnen Metaphysiker im Nazional Versammlungs-Saal ihre saubern Majestäten aus der Halle und aus den Vorstädten zu Paris gebracht, die sich zuletzt im Menschenblute satt saufen, ohne zu fragen, ob es Konigs- oder Pfaffen- oder Grafen, oder Bürger- oder — Philosophen-Blut sey! Ich könnte hierüber noch weit mehr sagen; allein die Bestimmung dieser wenigen Blätter leidet es nicht. Um aber meinem Herren Gegner einen Weg zu zeigen, der uns einander — gewiß zu seiner Zufriedenheit — näher bringen dürfte, und dessen Annehmlichkeiten ein Mann von seinem Geschmacke wohl nicht verschmähen kann: so ersuche ich ihn vor allen Dingen die Philosophie des Verfassers der geheimen Beyträge der Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens sich zu eigen zu machen. Ich erinnere ihn diesmal nur an die goldenen Worte des III. Buchs.

„Nein,

tel eure Tochter, ſich ſelbſt, und euch entführt hat, deſſen Urtheil ſollt ihr ſelbſt in dem blutigen Geſez-Buch leſen, und ſelbſt der Ausleger des ſtrengen Buchſtabens ſeyn; ja, und wenn unſer eigner Sohn der Thäter wäre.

Brabantio.

Ich danke Eu. Durchlaucht unterthänig. Hier iſt der Mann, dieſer Mohr, den nun eben, wie es ſcheint, euer Befehl, in Geſchäften des Staats hieher gebracht hat.

Alle.

Das thut uns herzlich leid.

Herzog (zu Othello.)

Und was könnt ihr, eurer Seits, hierauf antworten?

Brabantio.

Nichts, als daß es ſo iſt.

Othello.

Erlauchte und Großmächtigſte Herren, meine ſehr edle, geliebte und gnädige Gebieter; daß ich dieſes alten Mannes Tochter entführt habe, iſt wahr; und wahr iſt's, daß ich mit ihr vermählt bin -- So weit erſtrekt ſich die äuſſerſte Linie meines Verbrechens, und weiter nicht -- Ich bin kein Redner, und wenig geübt in der friedſamen Kunſt, die Zuhörer durch Worte zu gewinnen -- Seitdem dieſe meine Arme ſechsmähriges Mark hatten, bis izt, die leztverfloſſnen neun oder zehen Monate ausgenommen, ſind die Arbeiten

des

„Nein, lieber...., ſo arme Wichte wir auch „immer ſeyn mögen, ſo ſind wir es doch nicht „in einem ſo enormen Grade, daß wir, nach „den Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte, noch „vonnöthen haben ſollten, neue unerhörte „Experimente zu machen, was die Natur mit „uns vorhabe.

Dieſe neuen unerhörten Experimente, ob nehmlich der Sinn der Mutter Natur nicht etwan dahin gehe, gegen Ende des 18ten Jahrhunderts noch aus der kultivirteſten Nazion der bekannten Erde, ein Pack Kannibalen, mittelſt dem Getös einiger abſtracten metaphyſiſchen Phraſen zu machen, und ſo nach und nach die ganze Menſchheit in Menſchenfreſſer zu verwandeln, *) ſtelleten doch ohnläugbar die tiefdenkenden Mitglieder der Nazional-Verſammlung von Frankreich, die ſich für Rouſſeaus Schüler ausgaben, an. Inzwiſchen hätten ſie, — und ihre demüthigen Bewunderer und Herolde in Teutſchland — weit wohlfeiler zu Auflöſung der großen Frage: was für ein närriſches Ding es um eine Philoſophen-Repu-

*) Da die göttlich Inſpirirten — das Herz der Königin Marie Antoinette nicht aus dem Leibe reißen, und, wie ſie lächzend ſchrieen, es blutig freſſen konnten, ſo täuſchten ſie ihre göttlich metaphyſiſche Begierde mit — rohem Pferdefleiſch auf der Straße in Verſailles! Beſ. Girtanners hiſtor. Nachr.

Republick, und um den Gemeinsinn ihrer Mitglieder sey? gelangen können, wenn sie sich nur mit halbem Auge in Wielands Musarion, und in Seinen Diogenischen Dialogen, darnach hätten umsehen wollen *).

im Julius 1791. v. G.

*) So antipodisch auch (wie Hr. v. G. und alle Leser seiner und meiner Schriften wissen) unser beyder Vorstellungsart und Ueberzeugung über verschiedene in dem vorstehenden Aufsatze beurtheilte Gegenstände ist: so finde ich doch um so unnöthiger mich in den Streit zwischen Hrn. A...z und Herrn v. G. zu mengen, da der erstere keines Nothhelfers zu bedürfen scheint, und überdieß nichts leichters ist, als die Trugschlüsse, womit der letztere nicht Andere täuschen will, sondern von seinem eigenen Geiste getäuscht wird, mit ein wenig Logik in ihrer Blöße einzusehen oder darzustellen. Was er S. 50. u. f. von Einschränkung der Preßfreyheit sagt, finde ich, (wenn es nicht schon lange zum Voraus unwiderleglich beantwortet wäre) durch ein kleines Gespräch zwischen Wirth und Gast in der Berl. Monatsschr. vom August d. J. und seine Antwort auf die Frage, was sind Protestanten! (S. 60.) durch den Aufsatz über den ächten Geist des Protestantismus in ebendemselben Stücke besagter Monatsschrift, hinlänglich beantwortet. Sollte indessen der mir unbekannte Herr A...z für gut finden, mit einer Duplik gegen den vorstehenden Aufsatz einzukommen: so wünschte ich sehr, daß er über sich gewinnen könnte, mit gänzlicher Verläugnung seiner eigenen Person, und

gleich

gleich als ob es weder einen A...z noch einen v. G. in der Welt gäbe, bloß von den Sachen, nehmlich bloß von den Meynungen und Behauptungen des letztern, zu sprechen. Denn ich würde weder diesem Aufsatze, noch dem der ihn veranlaßt hat, eine Stelle im T. M. eingeräumt haben, wenn nicht in beyden die Rede von wichtigen praktischen Gegenständen wäre, über welche so viele wackere Leute, zumahl aus der Classe der Geschäftsmänner, noch immer nicht im Klaren sind, und worüber verworrene, schiefe und halbwahre Begriffe zu haben, gleichwohl kein kleines Uebel ist, und von sehr nachtheiligen Folgen für die menschliche Gesellschaft seyn kann.

Meine Erklärung über meine so viel Redens machende Note auf dem letzten Blatt des VI. Stücks des T. Merkurs 1791. soll, da sie in dem gegenwärtigen keinen Platz mehr fand, in dem nächstkünftigen Stücke gewiß erscheinen.

Was übrigens den Timalethes betrift, mit welchem Herr v. G. in vorstehendem Aufsatze so weidlich umspringt, so ist alles was besagter Timalethes von der Entstehung seiner im T. M. April 1789. befindlichen sechs Antworten auf sechs Fragen seinen Lesern gebeichtet hat, bis auf den geringsten Umstand in facto die lautere Wahrheit, wie ich hiemit, mit dem Herzen in der Hand, und bey dem Wort eines ehrlichen Mannes, versichere!

Die Ursache, warum ich hierüber so positiv seyn kann, ist keine geringere als — weil ich selbst dieser Timalethes bin. Ich gestehe offenherzig, hätte ich damals gewußt, oder nur geahndet, daß der unglückli-

che

che Maculaturbogen den Herrn von G. so nahe angienge: so würde Timalethes, aus sehr vielen Rücksichten, sich entweder gar nicht, oder doch in einem andern, unsern Verhältnissen angemessenern Tone, haben vernehmen lassen. — Ob Herr v. G., „da er (wie er sagt) seinen Mann an dem Cynischen Eingang seines Schwankes strake zu erkennen glaubte" — mich zu erkennen geglaubt hat, weiß ich nicht. Hätte er indessen vor gut gefunden, sein gewöhnliches Incognito noch länger beyzubehalten: so möchte immerhin, auch der wahre Nahme des Timalethes der Welt eben so unbekannt geblieben seyn, als ich selbst sowohl die Existenz jener Diatribe, als daß sie aus meiner Feder gekommen, längst vergessen hatte, und mich des letztern erst wieder erinnerte, da ich, voll Erstaunen über den Eifer, in welchen Hr. v. G. bey dem Nahmen Timalethes geräth, den T. M. von 1789. wieder nachschlug, um zu sehen, womit der arme Wicht eine solche Begegnung habe verdienen können.

Vielleicht wäre für beyde Theile das Beste gewesen, die Sache auf sich beruhen zu lassen: zumahl da Hr. v. G. in seinem (mir bisher unbekannt gebliebenen) Büchlein zu Beförderung einfältiger Lebensweisheit seinem Herzen bereits genugsam Luft gemacht haben wird. Da es Ihm aber beliebt hat, in vorstehendem Aufsatz, (den ich hier, auf Unrechts Kosten, abdrucken zu lassen, kein Bedenken getragen) Sich selbst durch die Anfangs-Buchstaben seines angestammten Nahmens eben so bekannt zu machen, als ob er ihn ganz ausgeschrieben hätte: so finde ich meiner immer behaupteten Aufrichtigkeit gemäß, allen Mißdeutungen des pseudonymen Timalethes dadurch vorzubeugen, daß auch ich

mich

mich hiemit unter meinem gewöhnlichen bürgerlichen Nahmen zu jenen sechs Antworten öffentlich bekenne. Dieß ist (da die mehrbesagte Diatribe den Weisen und Unweisen zu freyer Beurtheilung offen liegt, und für sich selbst sprechen muß) alles, was ich über diese Sache jedem, dem daran gelegen ist, kund zu machen habe.

Wieland.

III.

Neuere Beyspiele

von der Möglichkeit, auch in unsern Zeiten lebendig begraben zu werden; und

Nachricht

von der nun wirklichen Errichtung eines Leichenhauses in Weimar.

Es ist mir unbeschreibliche Freude und Belohnung gewesen, zu sehen, daß mancher Gedanke und Vorschlag in dem Aufsatz: Ueber die Ungewißheit des Todes, und das einzige Mittel, das Lebendig begraben zu verhüten, (T. M. 1790. No. 5.) hie und da Eindruck gemacht hat; und ich danke hierdurch den würdigen Männern herzlichst, die durch Bekanntmachung und mehrmaligen Abdruck desselben meiner guten Absicht haben beförderlich seyn, und zu einem so wesentlichen

lichen Theil der öffentlichen Glückseligkeit, — als Sicherung vor dem Lebendig begraben ist, mitwirken wollen.

Aber es ist nothwendig, oft und ernstlich über diesen Gegenstand zu sprechen: denn noch immer findet man unglaubliche Vorurtheile hierüber in den geringern Klassen *), und selbst aufgeklärte Men-

*) Ich habe schon in meinem vorigen Aufsatz einige Beyspiele von der fast unglaublichen Stupidität und abergläubischen Denkart derer Menschen gegeben, denen wir, unter dem Nahmen der Todtenweiber, gewöhnlich die so wichtige Besorgung und Beobachtung unserer Todten und Todtscheinenden überlassen. Man wird sich erinnern, daß eine von ihnen eine Leiche das Auge aufschlagen sah, und dabey weiter nichts dachte, als daß dieß die Vorbedeutung eines baldigen Nachsterbens in der Familie sey. Aber ich weiß nun, daß dieses Phänomen sogar einen eignen Nahmen, der Todtenblick, unter ihnen bekommen hat; woraus man sieht, daß es gar nicht selten vorkommen muß, und daß es durch diesen Kunstnahmen zu einem nichts bedeutenden, zum Tode gehörigen, Ereigniß gleichsam neuemelt worden ist. Ich läugne nicht, daß dieß Aufthun des Auges zuweilen ganz mechanisch erfolgen kann: aber es kann auch das erste Kennzeichen des wiederkehrenden Lebens, ein wahrer Lebensblick, seyn; und wie oft mag nun wohl schon dieser Lebensblick unter solchen Händen verkannt, und das arme Leben, das diesen schwachen Schimmer von sich gab, vollends vernichtet worden seyn! — Aber das Vorurtheil geht noch weiter!

Menſchen können mit unerklärbarem Leichtſinn darüber weggehen, und ſich mit dem Gedanken beruhigen, daß wenigſtens in unſern Zeiten, wo ſo viel über die Möglichkeit lebendig begraben zu werden, geſchrieben worden, ein ſolches Schickſal nicht

ter! Nicht genug daß dieſe Menſchen nicht ſehen wollen, und bey zu ſichtbaren Veränderungen an alles in der Welt eher denken als an die Möglichkeit einer Wiederbelebung; es ſcheint ſogar aus folgendem Beyſpiel, daß es einige für unerlaubt, und für einen ſträflichen Eingriff in die Ordnung der Dinge halten, wenn ſichs ein Todter einfallen ließe, wieder lebendig zu werden. Für dieß oder für ein Blendwerk des Teufels muß es jene alte Leichenfrau wenigſtens genommen haben, die, wie ich von glaubwürdigen Zeugen weiß, ſich rühmte, es habe einſt eine Leiche, bey der ſie wachte, des Nachts ſich aufgerichtet, aber ſie habe ſie mit den Worten wieder niedergedrückt: „Ey was willſt du unter den Lebendigen! Nieder mit dir! du gehörſt nicht mehr zu uns; und die Leiche habe ſich nicht weiter geregt. — Hat man ſich wohl einen ſolchen Grad von Aberglauben möglich gedacht, und dürfen wir mit gutem Gewiſſen unſere Leichen in ſolchen Händen laſſen?

Wahrhaftig jener Franzoſe hatte nicht Unrecht, der, als er nach gehöriger prieſterlichen Einſegnung in den Sarg gelegt worden war, und darin wieder erwachte, dem Todtengräber ſogleich auftrug, zu dem Herrn Paſtor zu gehen, und ihn zu entſchuldigen, daß er ſich die Freyheit genommen hätte, wieder lebendig zu werden. S. Journal des Sçavans.

nicht zu besorgen sey. — Ich theile also hier zwey Fälle mit, wovon der eine erst ganz kürzlich, der andere aber vor etwas längerer Zeit sich zugetragen hat, und ein Beweis der schrecklichen Wahrheit ist, daß man nicht nur für todt gehalten werden, und wieder erwachen, sondern auch in diesem Zustande hören, fühlen, und seiner bewust seyn kann.

Die erstere Geschichte fand ich im Esprit des Journaux 1791. Jun., wo sie so erzählt wird. „So eben erhalten wir einen neuen Beweis von der Gefahr des zu frühen Begrabens durch folgende Nachricht aus Neubourg. Vor einigen Tagen starb der Pfarrer zu Jassorff, und man eilte ihn zu begraben, ohne die gehörige Zeit abzuwarten. Verschiedene Personen, die seinem Grabe nahe kamen, glaubten ein Getöse darin zu hören, und meldeten es. Aber man hielt es für Folgen der Furcht, und achtete nicht darauf. — Da aber wiederholte Nachrichten von der Fortdauer des Getöses einliefen, so beschloß man endlich die Sache zu untersuchen, und den Sarg zu öfnen; und da fand man zwar den Leichnam todt, aber ganz auf dem Bauch liegend, zum sichern Beweis, daß er wieder lebendig geworden, und wahrscheinlich durch die Anstrengung seinem fürchterlichen Gefängniß zu entfliehen, in diese ungewöhnliche Lage gekommen war.“

Die

Die andere erzählt der Bayerſche Landbothe (eine ſehr ſchätzbare Volksſchrift) im funfzehenden Stück dieſes Jahres folgendergeſtalt.

„Der noch lebende geſchickte Arzneygelehrte P... ward in ſeiner Jugend zu Ingolſtadt, wo er dieſe Wiſſenſchaft ſtudierte, gefährlich krank, und es erfolgte bey ihm jener Uebergang in ſtarre Sinnloſigkeit, die man für Tod zu halten pflegt. Er ward alſo ganz als ein Todter behandelt, entkleidet, gewaſchen, auf das Bret gelegt u. ſo w. Dieß muß ſich nun freylich jeder Todtſcheinende gefallen laſſen, aber das ſchrecklichſte bey dieſem allem war, daß er alles ſelbſt mit anſah. Er ſah, hörte, fühlte; nur war es ihm unmöglich die geringſte Bewegung hervorzubringen. Sein Körper war ſtarr und Todten ähnlich, ſein Geiſt lebte. Er hörte die Klagen ſeiner Freunde und Verwandten, war ſich ſeines Zuſtandes bewußt, ſah die Anſtalten zu ſeiner Beerdigung, und wie der Tiſchler das Maas zum Sarge an ihm nahm. — Ein ſchreckliche Lage!“

„In der Nacht vor ſeinem Begräbnißtage, als er einſam auf den Todtenbette mit der äuſſerſten Spannung ſein Bewußtſeyn auf ſeinen Zuſtand heftete, und ſeine Seele gleichſam auf jeden Punct der Maſchine mit ganzer Stärke wirkte, kam ihm die Bewegungskraft wieder. Aber ſeine Hände waren ihm mit Wachs und einem Roſenkranz ſo feſt verknäult, daß er ſie nicht brauchen konnte.

Er ſträubte und bäumte ſich, ſo viel es ſeine geringen wiederkehrenden Kräfte zuließen, und durch dieſe Bewegungen warf er mit dem über ihn gedeckten Tuche die neben ihm ſtehende Lampe um. Dieß Getöſe machte diejenigen, welche in dem unter ihm befindlichen Zimmer wachten, aufmerkſam. Sie kamen, erſchrakem, flohen, kehrten wieder zurück, und nahmen ihn endlich, auf ſein wehmüthiges und wiederholtes Betheuern, unter die Lebenden auf."

„Er verſicherte, daß ihm drey Dinge während ſeines Todtſeyns beſonders peinlich geweſen wären. In ſeiner vermeyntlichen Sterbeſtunde ſprach ihm nemlich der Geiſtliche ſo eifrig zu, daß ihm jede Sylbe, wie ein Dolchſtich durch die Ohren drang. Dieſer ſogenannte Zuſpruch vermehrt überhaupt die Todesangſt, und iſt für die Sterbenden, (wie mir viele, die vom Rande des Grabes zurückkamen, betheuert haben) eine unbeſchreibliche Quaal."

„Der zweyte phyſiſche Schmerz, den der todtſcheinende Doctor P... am lebhafteſten empfand, beſtand darin, daß man ihm den Mund, den er in ſeiner todtenähnlichen Erſtarrung offen hielt, mit Gewalt zudrücken wollte. Beſonders gab ſich einer ſeiner Schulfreunde alle Mühe, dieſes zu bewerkſtelligen, indem er die eine Hand über dem Scheitel des vermeynten Todten feſt anſtemmte, und mit der andern das Kinn nach allen Kräften

auf-

des Kriegs meine einzige Beſchäftigung geweſen -- in dieſen Kreis iſt alle meine Wiſſenſchaft eingeſchloſſen, und das iſt alles, wovon ich reden kan. Ich werde alſo, indem ich für mich ſelbſt rede, meiner Sache wenig Vortheil verſchaffen. Und doch will ich, mit eurer Erlaubniß, eine aufrichtige ungeſchminkte Erzählung von dem ganzen Hergang meiner Liebes-Geſchichte machen; damit ihr ſehet, durch was für Tränke, Zauber-Formeln, Beſchwörungen und übernatürliche Künſte, (weil ich doch ſolche Mittel gebraucht zu haben beſchuldiget werde,) ich ſeine Tochter gewonnen habe.

Brabantio.

Ein unſchuldiges junges Mädchen, die immer das zärtlichſte, ſchüchternſte Kind von der Welt war; eine ſo ſanfte und ruhige Seele, das jede ihrer Bewegungen über ſich ſelbſt zu erröthen ſchien -- und ſie ſollte, troz Natur, Jugend, Geburt, Ehre, allem in der Welt, in einen Mann verliebt werden, den ſie zu furchtſam war nur anzuſehen -- Was für eine Art zu ſchlieſſen muß der haben, der ſich vorſtellen kan, daß die Natur ſo weit von ihren eignen Geſezen abweichen ſollte -- Es iſt unmöglich; aus der Hölle mußten die verdammten Künſte hergeholt werden, die das zuwegebringen konnten. Ich behaupte alſo noch einmal, daß er ſie durch Tränke, die das Blut in gewaltſame Unordnung ſezen, oder durch irgend ein andres übernatürliches Mittel mißbraucht und zu Falle gebracht habe.

Herzog.

aufwärts drückte. Der Todte war darauf gefaßt, daß ihm dieser Liebesdienst die Fugen der Kinnbacken zersprengen würde, und litt unleidliche Schmerzen."

„Das dritte endlich war das Besprengen mit eißkaltem Weyhwasser, wovon ihm jeder Tropfen, der ihm ins Gesicht kam, sein Inneres erschütterte. Dennoch schrieb er diesem Weyhwasser seine Rettung zu. Denn da man ihn auf seinem Todtenbette aus frommer Freygebigkeit sehr oft mit diesem Wasser bespritzte: so kam auch, wie er deutlich fühlte, eine gute Porzion davon durch seinen offenen Mund in den Schlund, und dieß verursachte den Reiz, der ihm die Bewegung wieder gab."

Dieser äusserst interessante und für den Arzt und Psychologen der größten Aufmerksamkeit würdige Fall kann uns zu sehr lehrreichen Folgerungen führen.

Einmal wird hierdurch abermals ausser allen Zweifel gesetzt, daß man ganz wie todt scheinen und dennoch hören, fühlen, denken und das ganze Schreckliche der Lage empfinden kann. Es existirt ein Zustand, in welchem man das völlige Gefühl seines Lebens, und doch nicht die Kraft, auch nur die mindeste Aeußerung desselben von sich zu geben, haben kann; wo das Empfindungsvermögen fortdauert, und die ganze Bewegungskraft vernichtet ist. — O! laßt uns jede Leiche in

Schutz nehmen, ihr noch die nemliche Achtung, Aufmerksamkeit und Vorsorge erzeigen, als vor dem Augenblick des Verscheidens; denn sie hört und fühlt vielleicht noch, und segnet im Stillen unsere Bemühungen. Nicht eher laßt uns aufhören, sie so zu behandeln, als bis Fäulniß uns unwidersprechlich beweist, daß hier jeder Funken von Leben und Empfindung verlöscht ist. — Welche Seeligkeit wäre es für den armen P... gewesen, wenn auch nur einer der Umstehenden den Gedanken geäussert hätte, er ist vielleicht nicht todt?

Besonders aber sieht man daraus, daß das Gehör wahrscheinlich derjenige Sinn ist, der am spätesten absirbt, und durch den man also noch am längsten Empfindungen erhalten kann. Man hat schon mehrere Beyspiele, die dieß beweisen. Brühier erzählt von der Frau eines Parlamentsadvocaten, welche von jedermann für todt gehalten, und auf das Bret gelegt worden war. Ihr Mann der sie sehr lieb hatte, und sich durchaus nicht überreden konnte, daß sie wirklich todt sey, kam endlich auf den Einfall, einen Leyermann holen zu lassen, (weil er sich erinnerte, daß seine Frau dieß Instrument und die Art der Leute dazu zu singen, ungemein geliebt hatte) und ließ ihm einige Lieder, die sie vorzüglich gern hörte, dazu singen. Kaum hatte diese Musik angefangen, so fing die Todte wieder an, sich zu regen und zu sprechen, und man brachte sie wieder in ihr Bette,

aus

aus dem man ſie eben genommen hatte. Sie hat noch 40 Jahr gelebt. — Eine andere erwachte über den Zank ihrer zwey Wächterinnen, von denen jede ſich das Leichentuch anmaßte, und ihre erſten Worte waren: Schafft mir dieſe nichtswürdigen Weiber weg! denn ſie hatte ihren ganzen Zank mit angehört. — Und ich bin überzeugt, daß die Gewohnheit der Römer, bey ihren Todten zu wiederhohlten malen mit Trompeten und andern ſtark klingenden Inſtrumenten, auch durch Geſchrey, ein lärmendes Geräuſch zu machen, ſo wie die bey vielen wilden Völkern übliche Sitte, dem eben Verſchiedenen einige Zeit lang von allen Seiten in die Ohren zu ſchreyen, nichts anders zum Grund hatte, als die Erfahrung, daß durch ſolches Geſchrey und Lermen einſt einer oder der andere wieder erwacht ſey. — Ich halte es daher für Pflicht, auch dieſen Weg bey Leichen, deren Todt noch nicht entſchieden iſt, nicht zu vernachläſſigen; weil es möglich iſt, daß noch dann, wenn kein äuſſerer Reiz eine Lebensbewegung erregen kann, ein hörbarer Eindruck durch das Ohr auf die Nerven wirken, und entweder irgend eine kleine Veränderung, einen Zug im Geſichte u. dgl. der uns das verborgene Leben verräth, hervorbringen, oder wirklich der erſte Anſtoß werden kann, wodurch die Lebensorgane wieder in Thätigkeit geſetzt werden. Ich würde in dieſer Abſicht von Zeit zu Zeit mit einem ſtark ſchmetternden Inſtrumente z. E. einer Trompete ins Ohr blaſen, auch

wohl den Knall einer Piſtole verſuchen; beſonders aber den Nahmen der Perſon recht ſtark ins Ohr ſchreyen, denn man weiß, daß Schlafwändler und andere betäubte Menſchen, die ſonſt nichts hören, ſogleich erwachen, wenn man ſie bey ihren Namen ruft.

Ferner zeigt uns dieſe Geſchichte, was für einen auſſerordentlichen Eindruck das Beſprengen mit kalten Waſſer auf einen Todtſcheinenden machen kann, und wie dadurch in dieſem Fall das Lebensgefühl im Innern wirklich unterhalten, und endlich wieder der erſte Reiz zur Lebenswirkung gegeben wurde. Es würde daher ſehr nützlich ſeyn, wenn man bey ſolchen Perſonen verſchiedene Arten von Douche anbrächte, beſonders auf die Gegend des Herzens und des Kopfwirbels. (Man weiß was für eine gewaltige Erſchütterung die Douche auf einen eben abgeſchornen Fleck durchs ganze Nervenſyſtem macht.) Ich glaube, daß durch dieſe von Zeit zu Zeit wiederhohlte Erſchütterung das verborgene Leben immer eine feine Nahrung bekommen, der innere Sinn und die Reizbarkeit der Faſern immer in einer gewiſſen Wirkſamkeit und Spannung erhalten, und am gänzlichen Einſchlummern gehindert werden würde, welches eine nothwendige Folge der gänzlichen Abweſenheit alles Reizes ſeyn muß. Dadurch wird der noch übrige Vorrath von Lebenskraft erhalten, welches gewiß eben ſo nöthig und in gewiſſen Fäl-

len

len noch nützlicher ist, als dieselbe eine Zeitlang mit überhäuften gewaltsamen Erweckungsmitteln zu bestürmen, und dann wieder mehrere Stunden lang ganz ruhen zu lassen; — So wie eine Funke unter der Asche durch ein fortgesetztes gelindes Anblasen weit eher zur Flamme angefacht werden wird, als durch einen plötzlichen zu starken Luftstoß, der ihn eher auszulöschen als zu erwekken vermag.

Zuletzt wollen wir die Warnung daraus ziehen, doch ja nicht zu früh Gewaltsamkeiten an den Verstorbenen auszuüben, weil man ihnen dadurch noch in den ersten Stunden die empfindlichsten Schmerzen verursachen kann. Dahin gehört besonders das gewaltsame hinaufdrücken des Unterkiefers, das dem guten P... so peinlich war, und das noch überdies den Nachtheil hat, daß das so wohlthätige Eindringen frischer Luft in die Lungen dadurch verhindert, und folglich ein großes Hülfsmittel zur Widerbelebung entzogen wird.

Ich kann diese neuen traurigen Beweise der Möglichkeit lebendig begraben zu werden auf keine tröstlichere und erfreulichere Art beschließen, als durch die Nachricht, die gewiß jeden Menschenfreund interessiren wird, daß nun wirklich hier in Weimar der Anfang mit Errichtung eines Leichenhauses, nach dem im vorigen Jahre geschehenen Vorschlage, gemacht, und also jene Gefahr von uns auf immer entfernt wird. Die Ueberzeugung,

daß kein andres Mittel so gewiß jenes Unglück abwenden kann, als die Aufbewahrung der Leichen bis zum Anfang der Fäulniß in dem Leichenhause, wirkte so stark auf das hiesige Publikum, daß die zu diesem Ende eröfnete Subscription, bey welcher jedermann freygestellt war, was er geben wollte, nicht nur bey den höhern Ständen, sondern auch bey der Bürgerschaft (gewiß ein schöner Beweis vernünftiger und allgemeiner Aufklärung, dessen sich vielleicht manche größre Stadt nicht rühmen könnte) so reichliche Beyträge erhielt, daß dieselben, in Verbindung mit der gnädigen Unterstützung, welche unsere Durchlauchtigsten Herrschaften dem Institut angedeihen ließen, vollkommen hinreichten, ein den Absichten ganz entsprechendes Haus zu errichten.

Es wird solches auf den Gottesacker gebauet, um desto näher von da zum Grabe zu haben, und enthält ein großes Zimmer, worin 8 Leichen bequem liegen können, mit Zugröhren, um immer die Luft zu erneuern, und mit Ofenröhren unter dem Fußboden, um die Wärme gleichförmig zu verbreiten, versehen; — dabey eine Stube für die Wächter, mit einem Glasfenster in der Thür, um die Leichen beständig in Augen zu haben; und eine Küche zu Bereitung der nöthigen Hülfsmittel, Bäder und dergleichen, bey wieder kehrenden Lebenszeichen.

Um ſich aber deſto gewiſſer zu verſichern, daß keine Spur eines verborgenen Lebens verlohren gehe, wird man theils die Aufmerkſamkeit der Wächter durch eine genaue Inſtruction über dieſe Kennzeichen und durch ausgeſetzte Prämien für den, der die erſten entdeckt, anſpornen; theils aber dem Scheintodten ſelbſt es aufs möglichſte erleichtern, eine Aeuſſerung ſeines verborgenen Lebens von ſich zu geben. In dieſer Abſicht werden die beweglichen Theile, Hände und Füße, mit Fäden in Verbindung geſetzt, deren geringſte Erſchütterung ſich durch eine damit zuſammenhängende Schelle hörbar machen wird. Durch dieſe Einrichtung wird auch der kleinſte Zug, die geringſte Bewegung, die für das Auge gar nicht bemerklich wäre, doch nicht unbemerkt bleiben, und auch der nachläßigere Wächter davon benachrichtigt werden.

Man kann ſich alſo von dieſem Inſtitut folgende Vortheile gewiß verſprechen. Einmahl, die Verſicherung daß hinführo kein Lebenszeichen an einer Leiche unbemerkt bleiben, und die geringſte Vermuthung dieſer Art durch die thätigſte Hulfsleiſtung zur Gewißheit gebracht werden wird; ferner, die unendlich beruhigende Ueberzeugung, daß es wenigſtens nie wieder möglich ſeyn wird jemand den lebendig zu begraben; und endlich die Hofnung, daß durch dieſe länger fortgeſezte und genauere Beobachtung der Leichen, gewiß manche neue wichtige Entdeckung über die Mittel verborgenes

Leben

Leben auszuspüken und zu erwecken — ein für die ganze Menschheit höchstwichtiger Gegenstand — gemacht werden wird; die Vortheile nicht gerechnet, die sich für Verbannung mancher Vorurtheile, Simplifizirung der Begräbnisse, u. s. w. gewiß davon versprechen lassen.

So groß sind die Vortheile, und so leicht die Realisirung dieses Instituts! Sollte diese Nachricht nicht Aufmunterung für andere Orte seyn, sich eben diese Wohlthat zu verschaffen?

Hoffentlich wird es möglich seyn, auch auf dem Lande, wo es fast noch nöthiger ist, eine ähnliche Einrichtung mit wenig Kosten einzuführen.

D. Hufeland.

IV.

IV.

Etwas
über das Recht eines Staats,
Briefe, die an ihn nicht geschrieben sind, zu erbrechen und zu unterschlagen.

Mir däucht, ein Brief ist das Eigenthum dessen, der ihn schreibt. Denn er schreibt auf sein Papier, mit seiner Feder, seine Gedanken. — — Dieses sein Eigenthum ist so heilig, d. h. so unverletzlich, als jedes andere Eigenthum, welchem der Grundbegrif des Eigenthums nicht mehr und nicht minder zukömmt, als dem Briefe.

Ich kann mein Eigenthum, wenn ich will, auf einen andern übertragen. Ich kann also einen Brief, den ich geschrieben habe, an denjenigen, dem ich meine Gedanken mittheilen will, abschicken, in der Absicht, daß der Brief das Eigenthum dessen werden soll, der ihn — nach meiner, als des ersten Eigenthümers, Intenzion, — zu empfangen hat.

Dieser, der von mir bestimmte Empfänger, hat also, und zwar allein, ein Jus quaesitum auf den, ihm und ihm allein — zugedachten Brief.

Der

Der Staat, welcher, zugestandener Maaßen, kein Recht hat, mir eine Uhr, oder — wie der Advokat Schaber zu thun pflegte, einige Louisd'ors, die ich auf die Post — gegen baare Bezahlung des Transports — gegeben hatte, heimlich zu mausen, hat also auch, ob paritatem rationum, kein Recht, einen Brief zu erbrechen, und zu unterschlagen, der nicht an ihn, sondern an mich geschrieben, und auf der Post bezahlt war.

Erbricht und unterschlägt er ihn dennoch, so wagt er einen schrecklichen Eingrif in das geheiligte Eigenthumsrecht des Einzelnen, *) in die Rechte des Menschen und des Bürgers. Das Postwesen ist ein Akkord des Publikums mit einem Entrepreneur, welcher volle Sicherheit, als Bedingung, verspricht, und nur unter dieser Bedingung konnte das Publikum diesen Akkord, der ihm nicht wenig Geld kostet, eingehen. Die Herrschaftlichen Kammern haben, wie es natürlich ist, nur das utile dieser Entreprise sich zugeeignet, und die Landesherrschaftliche Aufsicht kann sich, nach der Natur und dem Endzweck der Sache, nicht weiter erstrecken, als es — die Sicherheit des Staates erfodert.

Wenn es Fälle giebt, in welchen ein Staat befugt ist, Briefe zu eröfnen, d. h. eine Ausnahme

*) Eben die Beschützung dieses Eigenthumsrecht ist die erste Pflicht des Staates. — —

Herzog.

Behaupten iſt nicht Beweiſen -- es gehören ſtärkere Beweisthümer hiezu als die bloſſen nakten Vermuthungen, die ihr, in ein dünnes Gewand einer ſchaalen Wahrſcheinlichkeit gekleidet, gegen ihn aufzuſtellen vermeynt.

1. Senator.

Redet dann, Othello; brauchtet ihr krumme und gewaltſame Kunſtmittel, die Neigungen dieſer jungen Tochter zu erzwingen; oder erhieltet ihr ſie durch Bitten, und auf diejenige Weiſe, wie eine Seele die andre anzuziehen pflegt?

Othello.

Ich bitte euch, laßt die junge Dame aus dem Schützen herholen, und ſich ſelbſt in Gegenwart ihres Vaters erklären; findet ihr, daß ihre Erzählung meine Anklage rechtfertiget, ſo entſezet mich nicht nur aller Ehren und Würden, die ich von euch empfangen habe, ſondern laßt mein Leben ſelbſt der ſtrengen Gerechtigkeit verfallen ſeyn.

Herzog.

Holet Desdemona hieher.

(Zween oder drey gehen ab.)

Othello (zu Jago.)

Kähndrich, weiſet ihnen den Weg, ihr kennt den Ort am beſten -- (Jago geht ab.) -- und indeſſen bis ſie kommt, will ich, ſo aufrichtig als ich dem Himmel ſelbſt

die

me von der allgemeinen Regel zu machen, daß die Heiligkeit der Posten unverlezt, und die Privatkorrespondenz, so, wie jedes andere Eigenthum des Bürgers, gesichert bleiben müssen: so können dieses nur die Fälle seyn, in welchen ein starker — NB. nicht aus der Luft gegriffener, und nicht durch eine unrechtmäßige Handlung, z. B. durch Eröfnung des Briefes eines bis dahin ganz unverdächtigen Gelehrten, und durch lächerlichen Misverstand zuerst geschöpfter — Verdacht eintritt, daß der Verfasser des Briefes eine Unternehmung gegen den Staat intendiert habe?

War dieses bey mir und meinem Freunde, dem Herrn Ingenieur-Obristlieutenant **Mauvillon** in Braunschweig, der Fall?

Ist das speculative Urtheil, welches der letztere über die (verneinte) Glaubwürdigkeit der Wundergeschichten fällte, und seine unläugbar wahre Aeußerung: daß die Theologie immer ein Werkzeug zur Beförderung der Absichten des Despotismus gewesen sey, ein Versuch, die gute — oder schlechte — Konstituzion irgend eines jetzt bestehenden Staates durch gewaltsame Mittel zu ändern, und über den Haufen zu werfen? War es billig, einen Brief, den ich nicht geschrieben, und nicht einmal empfangen hatte, ohngeachtet nach der Intenzion meines Freundes, als ersten Eigenthümers, kein Mensch ausser mir ein jus quaesitum auf den

Maus

Mauvillonſchen Brief hatte, nicht nur erbrechen, nicht nur unterſchlagen, ſondern gar — abſchreiben, und mit einem miniſteriellen Schreiben begleitet, an meine hieſige Obrigkeit abſchicken zu laſſen, um mich darüber zu vernehmen: ob ich die Grundſätze meines Korreſpondenten billige, in welchem Falle ich (man höre!) als ein gefährlicher Mann *) von meinem Poſten zu removieren ſey? —

Die ſonderbare Erſcheinung, welche dieſen kleinen Aufſatz veranlaßt hat, kam von Caſſel, im May 1791.

von Knoblauch,
Fürſtl. Oraniſcher Juſtizrath.

*) Zum Glück für mich und meinen Freund, hegt man in Braunſchweig und in Dillenburg allzurichtige Begriffe von gewiſſen Dingen, um einen ehrlichen Mann ihrentwillen de facto zum Teufel zu jagen. —

Neuer
Teutſcher Merkur.

10. Stück 1791.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Erklärung des Herausgebers über die im 6ten Monatsstück des T. Merk. 1791 auf der lezten Seite befindlich Note. S. 113
II. Vorbereitung zu den künftigen Preisschriften über den Cölibat. — 149
III. Noch etwas von dem Westmeer. — 172
IV. Pächter Martin und sein Vater, fortgesezt. — 190
V. Versuch einer Uebersetzung der ersten Elegie des A. Tibbullus. — 207
VI. Herr v. Retzers Zuschrift an des Hrn. Joh. Rudolph Grafen von Chotek Excellenz bey Ueberreichung der Werke Balbi's — 212
VII. Ankündigung die Fortsetzung der Uebersetzung des Werks De la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand betreffend. — 220
VIII. Anzeige der T. Gesellschaft zu Mannheim. — 223

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des Teutschen Merkur.

Ankündigung.

Da wir auſſer dem Noth- und Hülfsbüchlein des Herrn Rath Beckers, und dem Sittenbuche des Hrn. Prediger Pothmann, wenig Bücher haben, die für den gemeinen Mann nützlich, verſtändlich und wohlfeil genug wären, der Bürger und Landmann aber jezt mehr denn jemals Luſt bezeigt, ſich durch nützliche Schriften zu belehren; ſo hat ein ſchon bekannter Volksfreund ſich entſchloſſen, ein ſolches Werk zu bearbeiten, und allen Lehrbegierigen für einen ſehr geringen Preis verkaufen zu laſſen. Der Verfaſſer hat ſeine mehrjährigen Erfahrungen bey Bearbeitung des Buchs benutzt, und in ſelbigem durch lauter wahre und deutliche Exempel gezeigt, wodurch die Menſchen täglich klüger, beſſer und glücklicher werden können, wenn ſie nur wollen. Man findet alſo lauter Hiſtorien darin, die ſo faßlich vorgetragen ſind, daß ſie von allen Leuten, ſogar von Kindern verſtanden werden können, wenn ſie nur im Stande ſind, Gedrucktes zu leſen. Das Buch führt den Tittel: Anmuthiger und nützlicher Zeitvertreib für den Bürger- und Bauernſtand, beſtehend in allerley glaubhaften und ſeltſamen Hiſtorien von klugen und dummen, ingleichen von guten und böſen Leuten; woraus zu lernen, wie man klüglich denken und handeln müſſe, um in der Welt geehrt und glücklich leben und dereinſt ruhig ſterben zu können. Es iſt mit Figuren geziert, und beſteht aus 4 Büchern zu 25 Bogen, wovon das erſte Buch von 6 Bogen ſchon voriges Jahr zur Probe gedruckt und verkauft worden iſt, weil der Verfaſſer erſt ſehen wollte, ob es den Leuten gefallen würde; da man ihm nun verſichert, daß die Probe mit vielem Nutzen und Vergnügen ſey geleſen worden, und daß viele Bürger und Landleute das ganze Buch zu haben wünſchten, ſo hat er es denn vollends ausgearbeitet, und Endesgenannter hat es zum Druck übernommen, auch bereits vollendet, und verkauft es für 8 gute Groſchen; wer aber 6 Stück auf einmal kauft, erhält 7, und wer 12 Stück auf einmal kauft, erhält 15 Stück. Briefe und Geld erbitte ich mir Poſtfrey.

Leipzig, den 20. Jul. 1791.

Chriſtian Friedrich Solbrig
Buchdrucker.

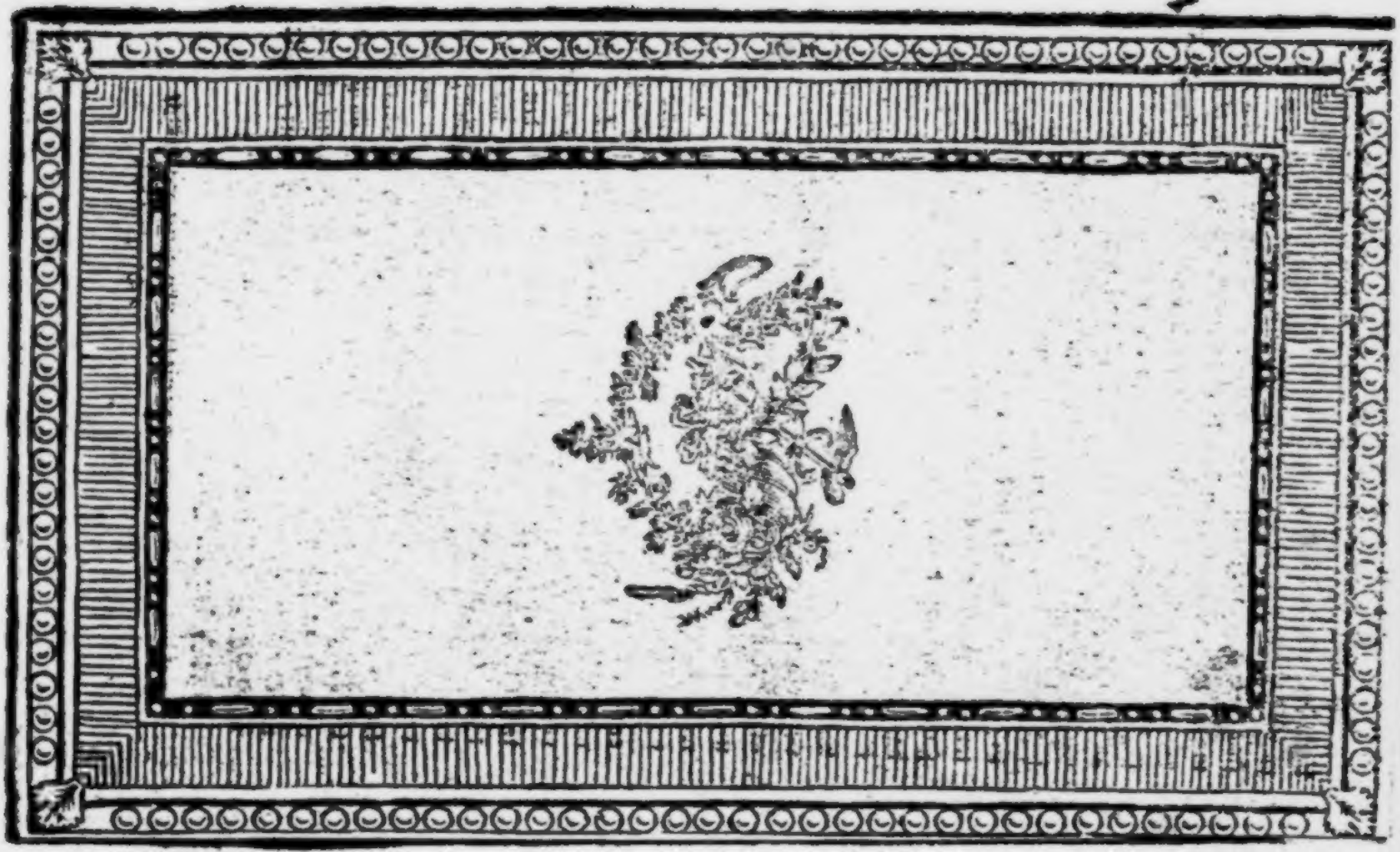

Der neue

Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1791.

I.

Erklärung des Herausgebers über die im 6ten Monatsſtück des T. Merk. 1791 auf der lezten Seite befindliche Note.

Da ich ſehe, daß ſogar mein alter wackerer Landsmann Schubart, an der Note, die ich vor mehr als drey Monaten einem in das 6te Stück des T. M. eingerückten Schreiben eines ächt Whiggiſchen Clubs in London an die Geſellſch. der Conſtitutzionsfreunde in Strasburg beygefügt, Aergerniß genommen zu haben ſcheint, und ſie im 65ſten St. ſeiner beliebten Chronik als einen Beweiß anführt, daß Wieland, der (wie Hr. Schubart ſich ausdrückt) mit ſolchem Enthuſiasmus an der franzöſiſchen Freyheitsſchöpfung gehangen, nun zurückgetreten ſey: ſo kann ich, aus mehrern Rückſichten, nicht länger Anſtand nehmen, mich über den Inhalt jener Note, ſo viel mir zu Hebung aller Mißverſtändniſſe nöthig ſcheint, beſtimmter und umſtändlicher zu erklären.

Vor allen Dingen also bekenne ich sehr gerne — was hoffentlich auch niemand übel finden wird, daß ich, von den ersten Zurüstungen und vom wirklichen Ausbruch der französischen Revolution an, mit sehr warmer Theilnehmung an dem Schicksal einer immer von mir hochgeschätzten Nazion, gewünscht habe, daß die politischmoralische Wiedergeburt, unter deren Wehen und Zuckungen ich sie so mächtig arbeiten sah, glücklich von statten gehen möchte; und daß es mir große Freude gemacht haben würde, die von großen Männern behauptete und auf ihren Credit ziemlich allgemein angenommene Meynung — ein in seinen edelsten Theilen angegriffener und durch gänzliche Verderbniß seiner Säfte der Auflösung nahe gebrachter alter Staatskörper könne nicht wieder verjüngt und neubelebt werden — so unverhoft durch den Augenschein widerlegt zu sehen.

Es sind ungefähr neunzehn Jahre, daß ich in dem sogenannten goldnen Spiegel. — etwas ähnliches zu erdichten gewagt hatte; und daß die in diesem Buche vorkommende, auf Humanität und Moral gegründete Staatskunst des Philosophen Danischmend, und der Scheschianische König Tifan mit seiner neuen Gesetzgebung und unerhörten Staatsverwaltung — als wachende Träume eines philosophischen Dichters oder dichterischen Philosophen — nicht ohne Vergnügen, aber ungefähr mit eben so viel Glauben an die innere Realität

derſelben als an irgend ein Feenmährchen der Gräfin Daunoy, in Teutſchland ziemlich allgemein geleſen worden waren. Ich ſelbſt ließ mir damals wenig davon träumen, daß ich, noch vor meinem ſechzigſten Jahre, das was ich für die kühnſte aller meiner Dichtungen gehalten hatte, unter dem Nachfolger Ludwigs des funfzehnten, wenigſtens einem großen Theile nach, in Erfüllung gehen ſehen würde: und es war alſo ſehr natürlich, daß ich bey den erſten, ſoviel verſprechenden Anſcheinungen eines ſo wenig gehofften politiſchen Wunderwerks nichts weniger als einen gleichgültigen Zuſchauer abgeben konnte.

Auch geſtehe ich unverhohlen, daß ich von einer Nazion, die ich für ſo edel, großherzig, gebildet und aufgeklärt hielt, und von der Konzentrazion der Kräfte, Talente, Einſichten und Tugenden der Männer, in deren Hände eine ſolche Nazion mit vollem Vertrauen ihr und ihrer Nachkommen wichtigſtes Intereſſe gelegt hatte, — bey ſolchen Aufforderungen, in einem ſolchen Augenblick — Etwas ſehr vortreffliches, ſehr vollkommenes erwarten zu müſſen glaubte.

Und warum ſollte ich nicht endlich auch bekennen, daß es mich unbeſchreiblich glücklich gemacht hätte, — zur Ehre der Menſchheit, eine neue politiſche Schöpfung, die erſte und einzige in ihrer Art, eine Geſetzgebung, Staatsverfaſſung und Regierung zu erleben, die (wie die erſten Anſcheinungen

beynahe glauben machten) durchaus ein Werk der Weisheit, lediglich auf die reinsten Begriffe und richtigsten Grundgesetze einer von der Vernunft selbst angeordneten bürgerlichen Gesellschaft gebaut wäre.

Daß ich aber — diesem allem ungeachtet — bey der ganzen bisherigen Entwicklung dieser großen Weltbegebenheit, von Anfang an niemals einen einseitigen Zuschauer abgegeben, nie aus schwärmerischer Vorliebe für die Sache des Volks mich zu ungerechten Urtheilen oder unbilligen Gesinnungen gegen die Sache des Königs, des Adels, der Klerisey, und aller andern, die aus persönlichen Ursachen der alten Ordnung der Dinge in Frankreich anhangen, verleiten lassen: dies beweisen alle meine, auf die französischen Angelegenheiten sich beziehenden Aufsätze im T. Merkur, vornehmlich, das im September 1789. befindliche Gespräch zwischen Walther und Adelstan, — die Kosmopolitische Addresse an die Nazional-Versammlung im October desselben Jahres, die Gedanken über die Abschaffung des Erb-Adels in Frankreich im August 1790. und das Göttergespräch über den 14ten Jul. im Septemb. desselben Jahres, auf eine, wie ich glaube, ganz unwidersprechliche Art.

Ungeachtet meiner Ueberzeugung, daß der französischen Nazion nur durch eine Staatsreformazion, die den Grund ihrer Uebel hebet, und also nur

die Vergehungen meines Blutes bekenne, dieſer ehrwürdigen Verſammlung anzeigen, wie ich das Herz der ſchönen Desdemona gewonnen habe.

Herzog.

Redet, Othello.

Othello.

Ihr Vater liebte mich, lud mich oft ein, fragte mich immer nach der Geſchichte meines Lebens, von Jahr zu Jahr, und ließ mich alle Schlachten, Belagerungen und Abentheuer, durch die ich paſſiert bin, erzählen. Das that ich nun, und durchlief mein ganzes Leben, von meinen kindiſchen Tagen an bis auf den nemlichen Augenblik, worinn er mich erzählen hieß: Und da ſprach ich ihm alſo von den verſchiedenen ſeltſamen Glüks-Wechſeln, die ich erfahren, von hunderterley tragiſchen und herzbrechenden Unfällen, die mir zu Waſſer und Land aufgeſtoſſen, und wie oft ich kaum noch auf der Breite eines Haars dem eindringenden Tod entgangen; und wie ich in die Hände grauſamer Feinde gefallen, und zum Sclaven verkauft worden; und wie ich wieder in Freyheit gekommen, und dann die ganze Geſchichte meiner irrenden Ritterſchaft -- als von ungeheuern Grotten, und unterirdiſchen Gewölben, einöden Inſeln, Steinbrüchen, Felſen und Gebürgen, die mit dem Kopf am Himmel anſtoſſen, und von Cannibalen die einander aufeſſen, und von Anthropophagen, und von Leuten, die die Köpfe unter den Schultern tragen, -- und was der Dinge mehr war, womit ich ihn zu unterhalten

pflegte.

nur durch eine gänzliche Umbildung ihrer in allen Theilen verderbten Verfaſſung geholfen werden könne: bin ich doch immer eben ſo weit entfernt geweſen, die Conſtituzion, an welcher die Nazionalverſammlung ſeit mehr als zwey Jahren gearbeitet hat und womit ſie nun endlich per varios caſus et tot discrimina rerum, zu Stande gekommen iſt, für die möglichſtbeſte zu halten, als ſo gar ſchmählich von ihr zu urtheilen, wie viele teutſche Schrift- Journal- und Zeitungs-Steller, zum Theil in einer offenbar partheyiſchen, leidenſchaftlichen, unanſtändigen, und eigenſüchtige Nebenabſichten nur zu deutlich verrathenden Sprache, geth an haben.

Ich habe immer die Nazion ſelbſt von ihren dermaligen Repräſentanten, die Nazional-Verſammlung überhaupt von den verſchiedenen Partheyen und Faczionen in und auſſer ihrem Mittel, das was ſie frey und mit ruhiger Vernunft decretierte, von manchem, was ſie unter dem Einfluß herrſchender Demagogen, und bald aus Furcht vor dem Pöbel und ſeinen Laternenpfählen, bald aus einer andern Furcht, von welcher ſie, nicht weniger, oft über die Grenzlinie der Mäßigung hinaus getrieben wurde, aus der nur zu wohl gegründeten Furcht vor den Ariſtokraten, verfügte, ſehr gut unterſchieden.

Ich habe mich weder durch die hyperboliſchen Declamazionen der Demagogen, noch durch die

hohe Tugend des reinsten Patriotismus — womit (wenn man manche Demokraten hörte), sie selbst und beynahe das ganze französische Volk auf einmahl, durch ein wahres Wunder, investiert und über alle selbstsüchtige Leidenschaften, Schwachheiten und Gebrechen der menschlichen und der französischen Natur *) exaltiert worden seyn sollten, — verblenden lassen, sie für Etwas mehr als für Menschen und Franzosen anzusehen. Aber ich habe mich eben so wenig berechtigt gehalten, so gar schlecht von den Gegnern der Aristokraten zu denken, als diese und ihre Complaisans von ihnen sprechen und schreiben: oder alle die schändlichen Anekdoten und Karrikaturen, die auf ihre Rechnung in Teutschen Journalen und Zeitungen verbreitet wurden, schon aus dem Grunde allein für baares Evangelium anzunehmen, weil man (wie viele zu glauben scheinen) von den verruchten Demokraten nicht schlimm genug denken könne.

Auch habe ich mich (wie so viele Protestanten welche selbst nicht recht wissen was sie sind und was sie wollen) durch die Jeremiaden der französischen Bischöffe, Dohmherren, Mönche, u. s. w. nicht verleiten lassen zu glauben, die Nazional-Versammlung zerstöre die Christliche Religion in Frankreich, indem sie nichts that, als daß sie sich einen Theil der Rechte zueignete, welche die protestantischen

*) als da sind, Eitelkeit, Hoffart, Eigendünkel, ungestüme fanatische Hitze, kaltblütige Grausamkeit, u. s. w.

ſchen Fürſten und Stände in Teutſchland zu Zeit der lutheriſchen Reformazion an ſich gezogen haben, und bis dieſen Tag auszuüben ſich vollkommen berechtigt halten.

Ich habe ſehr natürlich gefunden, daß die Urheber und Beförderer der angefangenen Verbeſſerung des Religionsweſens in Frankreich, von den Geiſtlichen (denen an Aufrechterhaltung der Hierarchie und dem ungeſtörten Beſitz der Kirchengüter für ihre Perſonen ſo viel gelegen iſt) für Ungläubige, Antichriſten, Atheiſten und ruchloſe Böſewichter erklärt, d. i. mit eben den Ehrentiteln belegt wurden, womit die Römiſche Curie noch jezt gegen die Urheber der lutheriſchen und Calviniſchen Reformazion ſo freygebig iſt. Aber lächerlich und ungerecht würde ich mir ſelbſt haben vorkommen müſſen, wenn ich (auf das Wort dieſer ehrwürdigen Herren) im Ernſt geglaubt hätte, daß man nothwendig ein Antichriſt und Atheiſt ſeyn müſſe, um die Biſchöffe und Pfarrer demjenigen wieder näher zu bringen, was ſie ungefähr in den Zeiten der Conſtantine und Theodoſier waren; oder, daß nicht auch ein Ungläubiger und Ketzer, dem ungeachtet, eben ſo wohl gute Geſetze machen könne, als er ein guter Baumeiſter, Mahler oder Muſikus ſeyn könnte.

Ich bin (wiewohl ich von Perſonen, die ich nicht kenne, nicht gern auf andrer Leute Wort das ärgſte glaube) nie ſo verblendet geweſen, nicht zu

merken, daß weder die Aristokraten an allem was ihnen von ihren Gegnern Schuld gegeben wurde, so schuldig, noch die Demokraten an allen den wüthenden Scenen, wozu sich ein Theil des französischen Pöbels von Zeit zu Zeit aufhetzen ließ, so ganz unschuldig sind, als sie selbst und ihre Sachwalter die Welt hätten bereden mögen.

Kurz, ich betrachtete alle diese Begebenheiten in dem Lichte, worin jeder partheylose Beurtheiler, der nicht ganz ein Neuling in der Welt- und Menschen-Kunde ist, sie betrachtet hat, betrachten muß, und noch in hundert Jahren a dato betrachtet wird.

Was die Constituzion selbst betrift, so habe ich (ehe ich sie noch im Ganzen beurtheilen konnte) bey jeder Gelegenheit freymüthig bekannt, daß sie, meiner Erwartung nach, in ihrem Anfang das schönste Denkmahl der Aufklärung unsrer Zeiten zu werden versprochen habe. Eine große Anzahl von den Artikeln derselben schien mir, und scheint mir noch jezt, diese Benennung wirklich zu verdienen.

Indessen habe ich öfters zu erkennen gegeben, daß ich weder alle Grundsätze, und Behauptungen der Majorität der N. V. unbedingt und uneingeschränkt gut heisse, noch die von ihr erwählte *) Regierungsform der Größe, den Bedürfnissen

und

*) Von den Modificazionen, welche sie nun erst seit wenigen Tagen in der N. V. erhielt, ist hier die Rede nicht.

und dem Charakter der franzöſiſchen Nazion die angemeſſenſte finde.

Eine Verfaſſung, wodurch der ehmalge Adel gänzlich aufgehoben, die Souveränität in die Hände des Volks, und aus dieſen in die Hände einer neuen Art von Ariſtokratie, die dem Könige kaum etwas mehr als den Nahmen überließ, geſpielt wurde, ſchien mir geſchickter zu ſeyn, die ſchrecklichen Uebel der Anarchie und des Deſpotismus zu verlängern und zu verewigen, als die Nazion in den Beſitz eines Wohlſtandes zu ſetzen, den man ihr wenigſtens gewiß mußte garantieren können, wenn er mit Aufopferung des Glückes vieler Hunderttauſende nicht zu theuer erkauft ſeyn ſollte. Sie ſchien mir des nöthigen Gleichgewichts zu ermangeln, das in einer Monarchie nur durch mehrere, einander untergeordnete Claſſen von Staatsbürgern erhalten wird, deren reſpective Rechte das Geſetz gehörig gegen einander abgewogen und genau beſtimmt hat.

Meiner Meynung nach würde eine der Engliſchen ähnliche (nicht eben ganz gleiche) Staatsverfaſſung den Umſtänden Frankreichs angemeſſener, und ſchon allein deßwegen vorzuziehen geweſen ſeyn, weil ſie dem Reich alle die zerrüttenden Uebel erſpart hätte, die eine natürliche Folge der gewaltſamen Maasregeln waren, welche man gegen einen anſehnlichen Theil der Nazion genommen hat.

Aber, dieſer meiner (von Gründen, die ich hier nicht ausführen kann, unterſtützten) Meynung ungeachtet, glaubte ich bloß die Pflicht eines nicht ganz unbeſcheidenen Mannes zu erfüllen, wenn ich, auf der andern Seite, einiges Mißtrauen in meine eigene, in jeder Betrachtung ſehr beſchränkte Einſichten ſetzte, und wenigſtens als Etwas ſehr wahrſcheinliches annahm, — daß die Franzöſiſche Nazion in ihren eigenen Angelegenheiten klärer ſehen, und beſſer wiſſen könne als ich, was ihr nicht nur überhaupt das zuträglichſte, ſondern auch, was unter den gegebenen Umſtanden möglich oder nicht möglich ſey, vorausgeſetzt, daß man den groſſen Zweck der ganzen Revoluzion, die Befreyung des Volks von dem Deſpotismus des Hofes und der Ariſtokratie, über einer allzuſcrupelhaften Wahl der Mittel nicht aus den Augen verlieren wolle.

Ich geſtehe daß mir dieſe Vorausſetzung noch immer nicht mehr als billig ſcheint; und wenn ſie mich gleich nicht immer abhalten konnte, dieſe oder jene Decrete und Maasnehmungen der N. V. zu tadeln: ſo vermochte ſie doch ſoviel, daß ich es nicht auf eine ſo unbeſcheidene und brutale Art that, wie manche teutſche Journaliſten und Buchmacher, deren Einſeitigkeit und entſchiedener Ton, in einer ſo vielſeitigen und verwickelten Sache, die ſo unendlich vielerley Kenntniſſe und ſo ganz durchdachte und beſtimmte Begriffe vorausſetzt, bey verſtän-

ſtändigen Leuten nichts als Mitleiden mit ihrer ſtarrſinnigen Beſchränktheit, oder Verachtung ihrer unedeln Bewegurſachen erregen kann.

Eine ſeit vielen Jahren im Stillen vorbereitete, nach und nach herbeygeführte, und endlich durch die gewaltſame Explozion lange zurückgehaltner Kräfte eines groſſen Volkes bewirkte Staats-Revoluzion kann wenigſtens eben ſo leicht zum Glück als zum Unglück deſſelben ausſchlagen: und eine Conſtituzion, an welcher eine beträchtliche Anzahl der geſchickteſten Männer einer geiſtvollen, ſchon lange durch Schriftſteller vom erſten Rang bearbeiteten und über ihr wahres Intereſſe, ſowohl, als über alle menſchlichen Dinge überhaupt, aufgeklärten Nazion mit vereinigten Kräften bauet, — kann doch wohl eben ſo gut das Werk der Weisheit und des Patriotismus, als der Cabale, des Partheygeiſtes und des Eigennuzzes ſeyn.

Wenn ich lange geglaubt habe (und noch in dieſem Augenblicke vom Gegentheil nicht überzeugt bin) daß die franzöſiſche Revoluzion die Wurzel von Frankreichs künftigem höchſtem Wohlſtande ſeyn werde; wenn ich geglaubt habe, und noch glaube, daß die Verfaſſung, die dieſem Volke von ſeinen Repräſentanten gegeben worden, ungeachtet ihrer vielen Gebrechen, in manchen weſentlichen Artikeln ein Werk der richtigſten Vernunft und des ächteſten Patriotismus ſey:

ſo

so bin ich mir bewußt, so starke und einleuchtende Grunde, warum ich so glaubte, gehabt zu haben, daß ich, was auch der Ausgang der Sache seyn mag, niemals Ursache haben werde, vor dem Urtheil der Nachwelt schamroth zu werden; und ich kann mich hierüber auf alles, was seit 26 Monaten von den Verhandlungen der franz. N. V. dem Publicum bekannt worden ist, getrost berufen.

Daß eine so beyspiellose, das ganze alte Staatsgebäude so von Grund aus umstürzende Revoluzion ohne Ausschweifungen des Pöbels, ohne hartnäckigen Kampf entgegengesezter Leidenschaften, Absichten und Interessen, kurz ohne große Unordnung im ganzen Reiche, und selbst ohne mörderische und mordbrennerische Auftritte ablaufen würde, hatte ich nie erwartet, hatte wohl Niemand erwartet, der nur einige Kenntniß von menschlichen Dingen hat. Zwar kann Niemand, der nicht unmittelbar dabey gelitten hat, die häufigen Beyspiele von abscheulichen Scenen der lezten Art, die sich vom Anfang der Revoluzion an zu Paris und Versailles und in so vielen Provinzen, Städten und Landschaften des französischen Reichs von Zeit zu Zeit ereignet haben, mit größerm Abscheu und Bedauren gehört und gelesen haben als ich. — Aber selbst in den Momenten des lebhaftesten Eindrucks konnte ich mir doch nicht verbergen, daß z. B. der berühmte dreissigjährige Krieg, dem wir unsre Constituzion verdanken, der Teutschen

Nas

Nazion, (welche die Narben der damahls empfangenen Wunden noch jezt fuhlt) unendlich mehr gekoſtet habe.

Lange glaubte ich mit Grunde hoffen zu können, der Fortgang der neuen Staatsverfaſſung, die wirklich Plaz greiffende Einrichtung der Munizipalitäten, Diſtricts- und Departements-Directorien, nebſt dem ſo hochgerühmten Patriotismus der Nazional-Garden und Geſellſchaften der Conſtituzionsfreunde, u. ſ. w. würden das franzöſiſche Volk endlich beruhigen, und wenigſtens verhindern, daß von Mordbrennereyen und tumultuariſchen Execuzionen unſchuldiger, oder doch nicht gerichtlich verurtheilter Perſonen, nichts mehr gehört werden würde. Lange glaubte ich den größten Theil der von dem Volke begangenen Unordnungen und Abſcheulichkeiten durch Aufhezungen übel geſinnter Leute von beyden Partheyen erklären und gewiſſermaßen entſchuldigen zu müſſen. Aber da die Auftritte dieſer Art, anſtatt aufzuhören, beſonders ſeit den Decreten über das bürgerliche Verhältniß der Kleriſey zum Staat, vielmehr immer häufiger wurden: ſo geſtehe ich ſehr gerne, daß meine gute Meynung von dem moraliſchen Vermögen des franzöſiſchen Volkes die Freyheit ſchon ertragen zu können, beynahe mit jedem Poſttage einen neuen Stoß bekam. Nicht als ob ich jemahls ſanguiniſch genug gedacht hätten, zu verlangen, daß die franzöſiſchen Bürger

ſammt

sammt und sonders, diese Muster von politischer Tugend, Mäßigung und Adel der Seele seyn müßten, wozu so manche Schönredner und Sykophanten aus ihrem Mittel sie bey allen Gelegenheiten zu exaltieren schienen: sondern, weil es, meines Bedünkens, nur einen sehr mäßigen Grad von Humanität und Menschenverstand erforderte, um zu fühlen, daß die tumultuarischen Ausschweifungen, wovon die Rede ist, der Tod aller bürgerlichen Ordnung und Verbindung sind, und sogar Cannibalen und Neuseeländer unter sich selbst herabwürdigen würden. Was in den ersten Tagen der Revoluzion in dieser Art vorgieng, konnte in mancherley Rücksichten noch übersehen werden: aber, nachdem die zu einer freyen Verfassung wiedergebohrne Nazion nun einmahl zu dieser Verfassung und zu der auf sie gegründeten neuen Ordnung der Dinge freywillig geschworen hatte: womit könnten die tumultuarischen Bewegungen, und gewaltthätigen Exzessen, welche das Volk sich von Zeit zu Zeit bald gegen die Autorität der gesetzmäßigen Obrigkeit, bald gegen das Eigenthum und die Freyheit, bald sogar gegen das Leben seiner Mitbürger erlaubt hat, noch länger entschuldiget werden?

Ich denke nicht daß es nöthig sey, hierüber ins Besondere zu gehen, und durch Beyspiele zu beweisen, daß es in den nächstvergangner acht Monaten an Thatsachen, auf die ich mich berufen

könn-

pflegte. Allem dieſem hörte dann Desdemona mit groſſer Aufmerkſamkeit zu; und obgleich die Hausgeſchäfte ſie von Zeit zu Zeit wegrieffen, ſo machte ſie ſich doch ſo ſchnell als ſie konnte, davon los, kam wieder zurük, und verſchlang meine Erzählung mit gierigem Ohr: Ich bemerkte dieſes, und da ſich einſt eine günſtige Stunde anbot, wußte ich bald Anlas zu machen, daß ſie mich recht von Herzen bat, ihr die ganze Geſchichte meiner Reiſen, wovon ſie nur einzelne, zerrißne Stüke gehört hatte, vollſtändig und im Zuſammenhang zu erzählen: Ich willigte ein, und lokte manche Thräne aus ihren ſchönen Augen, wenn ich auf die verſchiednen Trübſalen und Unfälle kam, die meine Jugend ausgeſtanden. Wie ich mit meiner Geſchichte fertig war, belohnte ſie meine Mühe mit einer Welt voll Seufzer (*) -- ſie ſchwur bey ihrer Treu, es ſey auſſerordentlich, über die Maaſſen auſſerordentlich -- es ſey rührend, zum Verwundern rührend -- Sie wünſchte, ſie hätte nichts davon gehört -- und doch wünſchte ſie, der Himmel hätte einen ſolchen Mann für ſie gemacht -- und endlich dankte ſie mir, und ſagte, wenn ich einen Freund hätte, der in ſie verliebt wäre, ſo möcht' ich ihn nur meine Geſchichte erzählen lehren, und er würde ſie damit gewinnen. Auf dieſen Wink fieng' ich dann an zu reden, -- und ſo verlohren wir beyde unſre Herzen -- Sie liebte mich aus Mitleiden mit den Gefahren,

(*) Es hieß (Kuß) in einigen Ausgaben; und das war freylich in mehr als einer Betrachtung übel angebracht. Pope hat die ächte Lesart wieder hergeſtellt. Das junge Frauenzimmer, meint er, wäre gar zu freygebig gewesen, wenn ſie mir für bloße Erzählung einer Hiſtorie eine Welt voll Küſſe gegeben hätte -- und er hat allerdings recht.

könnte, nicht gefehlt habe; und sollte ja unter meinen Lesern jemand seyn, dessen Gedächtniß einer Anfrischung vonnöthen hätte, so wird ihm das Politische Journal, welches über dergleichen Ereignisse ein sehr sorgfältiges monatliches Register hält, diesen Dienst am besten leisten können. Oder, falls man auch gegen die Autorität des besagten Journals, was diesen Punct betrift, Einwendungen zu machen hätte: so berufe ich mich auf Herrn Garat, den jüngern, *) dessen Eifer für die Rechte des Volks und für die Constituzion gewiß niemand in Zweifel ziehen wird, und der (so ungern er auch daran kommt von unangenehmen Dingen zu reden, und so geneigt er ist, auch grobe Exzesse des Freyheitsgeistes mit der Löblichkeit ihres Prinzips zu beschönigen) doch mehr als einmahl sich nicht entbrechen konnte, seinen werthen Mitbürgern über ihre Ungelehrigkeit, Roheit und brutale Neigung zum Hängen und Kopfabschneiden, ziemlich derb den Text zu lesen.

Sogar der discrete, redselige und complimentreiche Herr Bailly, Maire von Paris, hat sich endlich genöthigt gesehen, seinen Parisern (denen er seit zwey Jahren so viele prächtige Complimente über ihre Tugend, Großherzigkeit und Vaterlandsliebe gemacht hatte) Wahrheiten zuzurufen, die

*) Redacteur des Artikels *Assemblée Nationale* im Journal von Paris.

die man ihnen wahrlich, nachdem ſie ſchon ſo lange in vollem Beſitz der ausgedehnteſten Freyheit ſind, nicht mehr (in dieſem Tone wenigſtens) ſollte predigen müſſen, wenn ſie — ſie, die dem ganzen übrigen Frankreich mit ihrem guten Beyſpiele vorleuchten ſollten — nicht von dem, was ein freyes Volk zu thun berechtigt oder nicht berechtigt iſt, noch immer (aller empfangenen Belehrungen ungeachtet) ſehr rohe und conſtituzionswidrige Begriffe hegten. *François* (ruft er ihnen zu) *entendez donc la liberté!* Elle doit être entiere et commune à tous; en voulant l'établir d'un coté, *ne la detruiſez pas de l'autre.* Freylich wird die Schuld, warum das franzöſiſche Volk noch immer faſt überall Convulſionen hat, und bey jeder Gelegenheit darthut, wie wenig es noch das Joch der Geſetze und der bürgerlichen Subordinazion zu tragen geneigt iſt, — auf ich weiß nicht welche *brigands* und *factieux* geſchoben, die immer (wie die Zauberer, ſeine Feinde, beym Don Quichotte) alles Böſe was geſchieht gethan haben müſſen. Il exiſte (ſagt Herr Bailly) dans la Capitale un nombre de *factieux* et d' *ennemis de la choſe publique*, qui *veulent la detruire.* Il exiſte un nombre de *brigands*, appellés par l'eſpoir du deſordre et du pillage; — les uns *parlent*, et ils *profanent la langue de la liberté* et les expreſſions des *ſentimens patriotiques*; les autres *agiſſent*, et ils *commettent* des *attentats*

con-

contre les perſonnes et contre *les proprietés.* *) Und nun demonſtriert ihnen der gute Mann augenſcheinlich und handgreiflich, daß ſie ſehr übel thun, ſich von dieſen Aufrührern und Jaunern verführen, mißbrauchen, gegen ihre ſelbſterwählten Obrigkeiten mißtrauiſch machen zu laſſen, u. ſ. w. Er hält ihnen das Regiſter aller der unſchätzbaren Vortheile vor, in deren Beſitz' und Genuſſe ſie ſich durch die neue Conſtituzion befinden würden, ſo bald ſie nur wollten — und endiget endlich mit einer väterlichen Ermahnung, — die allein ſchon hinlänglich iſt, uns andern auswärtigen Zuſchauern zu zeigen, mit was für ungezogenen Kindern die armen Väter des Vaterlandes in Frankreich geplagt ſind: — „Bannifſez donc *la defiance!* faites ceſſer la „*fermentation* et *des aſſemblées* et *des groupes motionaires*, les *attroupemens*, les *mouvemens populaires*, et *tous ces dèsordres*, „qui *effrayent les bons citoyens, eloignent les „riches, depeuplent la Capitale, aggravent „la miſere*, u. ſ. w. — So ſchrieb Herr Bailly den 5ten Jun. an den Commandanten des Battaillon des Petits-Auguſtins, in der Abſicht, daß ſein Schreiben öffentlich bekannt gemacht werden ſollte!

Aber

*) Und iſt dieß etwa nur in Paris geſchehen? Iſt es ſeit mehr als zwey Jahren in den übrigen Städten und auf dem Lande beſſer zugegangen?

Aber schon mehrere Wochen vorher hatte sich das Conseil general des Departements von Paris durch die bekannten tumultuarischen Bewegungen vom 16ten April und den folgenden Tagen, genöthigt gesehen, den Parisern eine Strafpredigt aus den nehmlichen Tone zu halten. Auch diese Adresse an die *Citoyens* ist voll von Stellen und Ausdrücken, die eine noch viel stärkere Beschuldigung als diese, „zur Freyheit noch nicht reif zu seyn„ rechtfertigen könnten.

„Seitdem die Gesetze das Wesen euerer Freyheit geworden sind, die Constituzion mit andern „Waffen als diejenige, womit sie ihre Kinder bewafnet hat, vertheidigen wollen, heißt mit seiner eigenen Händen sein eigenes Werk zerstören„ — sagt das Conseil general seinen Citoyens. Mich dünkt, Citoyens die das thun, sind noch etwas ärgers als unreif zur Freyheit — sie sind toll, und verdienten an Ketten gelegt zu werden.

In Rücksicht auf alles dies, und was uns überhaupt von dem Betragen eines großen Theils des französischen Volkes, ich will nicht sagen, seit dem 6ten October 1789. sondern nur seit der Epoke des der Klerisey auferlegten Bürgereides, bekannt worden ist, glaube ich also (zumahl bey so laut redenden Zeugnissen ihrer eigenen populärsten Vorsteher) hinlänglich entschuldiget zu seyn, daß ich, nachdem ich so oft das Mißvergnügen gehabt habe

mein

meine vielleicht allzugünstige Meynung von den sogenannten Neufranken immer tiefer herabstimmen zu müssen, endlich einmahl, in der Wärme der ersten Bewegung über verschiedene neue Exzesse, den Gedanken habe laut werden lassen: daß mir ein Volk, das binnen zwey Jahren die Freyheit noch nicht besser ertragen gelernt hat, zur Freyheit noch nicht reif scheine. Im Grunde habe ich damit nicht mehr gesagt noch sagen wollen, als was Hr. Barnave ohnlängst (in einer treflichen Rede, die er im Nahmen der vereinigten Communes an die N. V. hielt) seinen republicanisch gesinnten ehmaligen Mitbrudern ans Herz legte: „es „ist nicht genug frey seyn zu wollen, man muß „auch frey zu seyn wissen.“

Was vielleicht mit einigem Grunde an jener kleinen Herzens-Erleichterung getadelt werden könnte, ist der Ausdruck: die Franzosen seyen zur Freyheit noch nicht reif. Einer meiner Freunde hat es (wie ich nun selbst immer wahrscheinlicher finde) besser getroffen, da er behauptete: sie seyen vielmehr schon überreif, d. i. (unverblümt zu reden) die sittliche Verderbniß dieses Volkes sey zu groß, als daß sie (durch einen Sprung, den die Natur niemahls macht) auf einmahl in so weise und tugendhafte Menschen verwandelt werden könnten, wie sie seyn müßten, pour savoir être libre, und (was wohl zu merken ist) mehr Freyheit als noch kein Volk in der Welt besaß noch

verlangte, ertragen zu können und durch ſie glücklich zu werden. Dazu gehört mehr als momentane Aufwallungen eines durch die Contagion der Schwärmerey entzündeten Patriotismus wovon wir von Zeit zu Zeit Beyſpiele geſehen haben, und wodurch die zeitigen Herren Präſidenten der R. V. mit ſo mancher Gelegenheit erfreut worden ſind, ihre Geſchicklichkeit in der Kunſt dem Volk zu ſchmeicheln, und eben demſelben Compliment durch hunderterley Wendungen die Grazie der Neuheit zu geben, ſehen zu laſſen. Der wahre republicaniſche Geiſt erfodert habituelle Geſinnungen und Tugenden, die man einem Volke nicht durch Decrete und rhetoriſche Phraſen einimpfen kann: ſie erfordert eine Selbſtverläugnung, die immer bereit iſt dem allgemeinen Beſten jede eigennützige Foderung und Leidenſchaft aufzuopfern; eine Mäßigung, die nur die Frucht der ruhigſten Vernunft ſeyn kann; einen Gehorſam gegen die Geſetze und die Handhaber derſelben, der eben deßwegen ungleich ſtrenger und unbedingter ſeyn muß als in der Monarchie, weil die ganze Exiſtenz der Republik lediglich von dieſem unbegränzten Reſpect aller einzelnen Bürger vor dem allgemeinen Willen, d. i. vor dem Geſetz und ſeinen Organen, der Obrigkeit, abhängt; als welche ja in der Republik keine andre Macht hat, als die ihr durch den freywilligen, aber unerſchütterlich feſten Willen der ganzen Gemeine garantiret wird.

Man braucht nur das Betragen des franzöſiſchen Volks, ſeit ſeiner Emanzipazion, im Detail beobachtet und im Ganzen überdacht zu haben, um zu ſehen, wie wenig Neigung und Diſpoſizion es hat, die politiſche Freyheit, womit es von der Nazional-Verſammlung in einem ſeine eigenen Wünſche übertreffenden Maaße beſchenkt worden iſt, mit ſpartaniſchen und altrömiſchen Tugenden zu erkaufen. Das Regime, das dazu erfodert wird, wenn eine ſo groſſe Freyheit nicht ein eben ſo fatales Geſchenk ſeyn ſoll als die Büchſe der Pandora, dieſes Regime verträgt ſich ſo wenig mit der petulanten Lebhaftigkeit, dem Leichtſinn, der Eitelkeit, Ungeduld, und ungeſtümen Hitze, die von jeher Hauptingredienzien in dem franzöſiſchen Nazional-Temperamente geweſen ſind: daß ehe und bevor durch ganz neue politiſche Inſtitute, durch eine ganz andere Erziehung der Jugend, und eine gänzliche Umſchaffung der Sitten ein neuer Nazional-Charakter hervorgebracht ſeyn wird, es kaum möglich ſcheint, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich dieſem Regime unterwerfen.

Was für Hoffnung die wirklich ehrlichgeſinnten Freunde der Republicaniſchen Regierungsform ſich bey ſo bewandten Sachen machen können, die Zeit zu erleben, da die Anarchie endlich dem Reiche der Nemeſis Platz machen, und, unter dieſem, Ordnung und Ruhe wieder die Oberhand gewinnen werden, begreife ich jezt weniger als jemahls;

aber noch unbegreiflicher iſt mir, wie ſie jemahls erwarten konnten, eine von ſo vielen Jahrhunderten her an die Monarchiſche Regierung gewöhnte Nazion, auf dieſem Wege, und durch ſolche Mittel, als ſie bisher eingeſchlagen haben, auf einmahl an die weit ſchärfern Formen und die viel ſtrengere Subordinazion des republicaniſchen Regiments gewöhnen zu können.

Eine gute Conſtituzion und gute Geſetze ſind freylich (wie niemand läugnen wird) weſentliche Bedingungen zum Glück der Menſchen und zur Wohlfahrt eines Staats: aber auch eine ſehr fehlerhafte Regiments-Verwaltung iſt unendlich mahl beſſer als Anarchie; und die vollkommenſte Geſetzgebung, die ſich denken läßt, hilft nichts, wenn die Geſetze ohne Vollziehung bleiben. Auf dieſen Punct, auf die geſetzmäßige Allgewalt der executiven Macht, kommt alſo alles an, — und wie groß die Energie dieſer, durch eine unendliche Menge von Munizipal-Diſtricts- und Departemens-Beamte vertheilten, d. i. in ſo viele Canäle, Bächlein und Rinnen ſich verlierenden Macht, unter Oberaufſicht eines Titularkönigs, der weder gutes noch böſes thun kann, und unter der Adminiſtrazion von Miniſtern, die bloße Commis der Nazional-Verſammlung ſind, — wie groß, ſage ich, unter ſolchen Bedingungen, die Energie der executiven Macht ſeyn könne, wird ſich nun zeigen, wenn dieſe überkünſtliche Staatsmaſchine, mit deren Erfindung

ihre

ihre Verfaſſer ſich ſo viel wiſſen, durch die von Ludwig XVI erwartete unbedingte Annahme der neuen Conſtituzions-Akte, endlich einmahl in den Gang gekommen ſeyn wird.

Die Erfahrung — der beſte Probierſtein aller politiſchen Theorien und Speculazionen, wird dann zeigen, wie geſchickt das franzöſiſche Volk, durch ſeinen Charakter, ſeine Sitten, ſeine Tugenden, beſonders durch den ſtrengſten paſſiven Gehorſam gegen die Geſetze ſeiner ſelbſterwählten Geſetzgeber, und durch unverrückte Verläugnung und Aufopferung aller Privatvortheile und Leidenſchaften, ſeyn wird, durch eine auf dieſe Conſtituzion gegründete Staatsverwaltung glücklich zu werden, d. i. wie reif es zur Freyheit iſt, oder wie gut es frey zu ſeyn verſteht.

Daß ſeine zeitherigen Stellvertreter im Rahmen und in die Seele ihrer Conſtituenten vortrefflich ſprechen können, davon haben ſie ſeit zwey Jahren die vollſtändigſten Proben abgelegt: ſprechen war ihre Sache; des Volks ſeine iſt nun, zu thun und zu leiſten was jene geſprochen haben. Die ganze Welt wird ein Augenzeuge der überſchwänglichen Glückſeligkeit ſeyn, die (nach den Verheiſſungen der Wortführer der herrſchenden Parthey) aus ihrer neuen Conſtituzion die Franzöſiſche Nazion überſtrömen wird. Dieſer Erfolg muß ſich in kurzem ſchon zeigen; und wahrlich Engel und Menſchen werden darüber jubilieren, wenn ſie, durch

die Zauberkraft dieſer Conſtituzion, von ſechs und zwanzig Millionen Franzoſen und Franzöſinnen auch nur den vierten Theil in lauter weiſe und tugendhafte Bürger und Bürgerinnen, und von allen Poiſſarden, die ſich am 6ten Octb. 1789. ſo rühmlich hervorgethan und von der Nazionals Verſammlung ſchon mehrmahls ſo prächtige Lobſprüche eingeärndtet haben, auch nur eine Einzige in eine altrömiſche Clelia, Cornelia oder Octavia verwandelt ſehen werden!

Ich muß noch um etwas Geduld bitten; denn ich habe noch einiges auf dem Herzen.

So wie mir Unrecht geſchehen iſt, als die ſchwärmeriſchen Verehrer der Demokratie mich für einen blinden Anhänger ihrer Sache hielten: ſo würde mir jezt noch gröſſeres Unrecht geſchehen, wenn mir Schuld gegeben werden wollte, daß ich der Sache der wahren Freyheit und der wahren Menſchenrechte ungetreu worden ſey, weil eine zweyjährige genaue Aufmerkſamkeit auf die franzöſiſchen Angelegenheiten endlich die Ueberzeugung in mir zur Reife gebracht hat, daß das Franzöſiſche Volk und deſſen zeitherige Repräſentanten gleich unreif ſind — jenes, die Freyheit, in die man es ſezte, recht zu gebrauchen, dieſe, ihren Mitbürgern eine Conſtituzion zu geben, worin die möglichſte Freyheit — ich will nicht ſagen mit der möglichſten — ſondern nur mit der nothdürftigſten Sicherheit,

Ords

Gefahren die ich ausgestanden, und ich liebte sie um dieses Mitleidens willen: Das ist die ganze Zauberey die ich gebraucht habe. Aber hier kommt sie selbst, laßt sie Zeugniß geben.

Neunte Scene.

Herzog.

Ich denke, in vollem Ernst, eine solche Erzählung würde meine eigne Tochter noch oben drein beheren - Guter Brabantio, seht diese Sache, da sie nun nicht mehr zu ändern ist, von der besten Seite an. Die Leute brauchen im Nothfall immer lieber ihre zerbrochne Waffen, als die bloße Hand.

Brabantio.

Ich bitte euch, laßt sie reden. Bekennt sie, daß sie seinen Liebes Bewerbungen auf halben Weg entgegen gegangen sey, so falle Verderben auf mein Haupt, wenn ich ihn einen Augenblik länger tadle. Kommt näher, angenehmes Frauenzimmer; empfindet ihr, wem in dieser ganzen edeln Versammlung ihr am meisten Gehorsam schuldig seyd?

Desdemona.

Mein edler Vater, ich empfinde daß meine Pflicht hier getheilt ist: Euch bin ich für mein Leben und für meine Erziehung verbunden, und beydes lehrt mich die Ehrfurcht die ich euch schuldig bin. Ihr seyd Herr über meinen Gehorsam, in so fern ich eure Tochter bin. Aber hier ist mein

Gemahl;

Ordnung und Dauerhaftigkeit des Staats, nicht vereinigt — ſondern nur vereinbar wäre.

Gewiß werde ich, ſo lange noch etwas in meinem Buſen ſchlägt, bey jeder Gelegenheit, wie ich immer gethan habe, meine kosmopolitiſche Pflicht dadurch erfüllen, daß ich das, was ich für Wahrheit erkannt habe, ohne Scheu ſowohl vor den erklärten und heimlichen Feinden — als vor den unverſtändigen Freunden und Verfechtern dieſes heiligen Palladiums der Menſchheit, mündlich und ſchriftlich auszubreiten ſuchen werde.

Aber eben darum ſehe ich es auch als Pflicht an, in dieſem Zeitaugenblick einer allgemeinen Gährung der Gemüther, — jezt da durch Partheylichkeit, leidenſchaftliche Hitze, einſeitige Vorſtellungsart, unreiſe Urtheile, und beſonders durch Verwirrung und Unbeſtimmtheit der Begriffe innerhalb und auſſerhalb der Mauern Ilions ſoviel geſündiget wird — auf meiner Denkungsart über dieſe vor unſern Augen vorgehende, die Ruhe und die Wohlfahrt der Menſchlichen Geſellſchaft ſo nahe betreffende Weltbegebenheiten nicht die geringſte Zweydeutigkeit liegen zu laſſen; und ich bin von der Realität dieſer Pflicht eines Schriftſtellers, der geleſen wird, um ſo mehr überzeugt, da ich den menſchlichen Dingen lange genug zugeſehen habe, um zu wiſſen: „daß es nicht „ſo ganz gleichgültig iſt, als Manche ſich einbilden „oder zu glauben ſcheinen wollen, was, wann,

„wo, wie, und von wem über allgemein interes„ſſante Dinge mit dem Publico geſprochen wird“ — Denn geſprochen muß über dieſe Dinge werden — (wie gern auch ſo viele Leute von ſchiefem Kopf oder verdächtigen Beweggründen unſre, Dank ſey dem Himmel! groſſen Theils richtiger denkende und edlergeſinnte Regenten überreden möchten, die Freyheit der Preſſe einer eben ſo unnöthigen als ſchädlichen, ja ſo gar gefährlichen Staats-Inquiſition zu unterwerfen) — geſprochen, ſage ich, muß über Dinge werden, woran Allen gelegen und über welche unrichtig zu denken ein Uebel iſt, — ſonſt müſſen endlich die Steine ſchreyen! *) und dies iſt, denke ich, ein (politiſches) Wunder, das man nicht erwarten muß.

Es begegnet mir (und ich berufe mich hierüber nochmahls auf meine eingangerwähnte Aufſatze) nicht ſeit geſtern oder ehegeſtern, daß ich wichtige Gebrechen an der franz. Conſtituzion entdecke. Indeſſen läugne ich nicht, daß eine Zeit war, wo ich aus Gründen, die man in meinen Betrachtungen über die franzöſiſche Staats-Revoluzion (im May und Junius des N. Teutſchen Merkur 1790.) ausgeführt finden kann — viel beſſer von der Conſtituzion, welche damahls noch im Werke war, dachte, als jezt da ich ſie vollendet überſehen kann. Auch bekenne ich jezt — da ich von meinen eigenen damahligen Gefühlen und Geſinn-

*) Lucä XIX. 40.

ſinnungen mir ſelbſt unbefangenere Rechenſchaft geben kann als damahls — daß der Wunſch

„etwas zu ſehen, das die Welt noch nie geſehen hatte, — nehmlich, daß eine große Nazion, welche genöthigt iſt das Recht des Stärkern gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, ihre Stärke mit Weisheit gebrauche, und, indem ſie ſich in die unverjährbare Rechte des Menſchen und des Bürgers wieder einſetzt, ſich eine Staatsverfaſſung gebe, die auf der Grundlage dieſer Rechte ruht und in allen ihren Theilen ein mit ſich ſelbſt und mit dem lezten Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft übereinſtimmendes Ganzes iſt„ — *)

dieſer Wunſch — ich geſtehe es ohne Schaamröthe (denn er kann einem menſchlichen Herzen keine Schande machen) mochte wohl, ohne daß ich es mir deutlich bewußt war, einigen Einfluß auf das Urtheil haben,

„der Ruhm, ein ſolches Beyſpiel zu geben, ſcheine mir der Franzöſiſchen Nazion aufbehalten zu ſeyn.„ **)

Unter den Gründen, die mich damahls ſo zu denken bewogen, war wohl der vornehmſte, meine (noch daurende) Ueberzeugung: „daß die franz. Nazional-Verſamml. eine (wiewohl kleine) Anzahl

*) T. Merkur vom May 1790. S. 42. **) Ebendaſelbſt.

„zahl aufgeklärter Freunde der Freyheit in ihrem „Mittel habe; und daß alles was bisher (d. i. „bis gegen Ende des Aprils 1790.) in der N. V. „Gutes gewirkt worden im Grunde von dieser „kleinen Anzahl hergekommen sey." Auf diese, und auf das Vertrauen des Volks, welches sie zu besitzen schienen, setzte ich meine Hoffnung, wenn ich von der Constituzion, als dem größten Werke, woran Menschen jemahls gearbeitet, sprach, vorausgesetzt,

„daß der verständigste und aufgeklärteste „Theil der Nazion so viel Einfluß über die Men„ge behalte, daß die leztere ruhig bleibe, und „anstatt zu verlangen, daß jener das goldne „Saturnische Alter durch einen Zauberschlag auf „einmahl hervorbringe, in Geduld die bessern „Zeiten abwarte, die (so fern man sie nicht „selbst im Keim vernichte) eine natürliche Fol„ge einer freyen Constituzion (d. i.) einer „richtigen Vertheilung der politischen Macht, „und einer zweckmäßigen Organisazion des „ganzen Staatskörpers seyn wurde. *)

Daß ich damahls eine solche Constituzion von der Majorität der N. V. erwartete, kam hauptsächlich daher: weil ich, aller widrigen Aspecten ungeachtet, noch immer hoffte, die Parthey, welche Anfangs die Englische Verfassung zum Muster der Fran-

*) Ebendas. S. 58. u. f.

Französischen zu nehmen geneigt war, würde zulezt doch die Oberhand behalten: weil ich hoffte, die N. V. würde weise genug seyn einzusehen: daß verschiedene, in der stürmischen Hize des Zusammenstoßes beyder Hauptpartheyen zu hastig und mit zu warmem Blute abgeschloßne Decrete theils wieder aufgehoben, theils modifiziert und gemildert werden müßten; und weil ich also hoffte, daß endlich eine Constituzion, mit welcher alle Partheyen billiger Weise zufrieden seyn könnten, d. i. eine ganz andere, als die man dem Könige nächstens vorzulegen gedenkt, herauskommen werde.

Wenn ich aber, da ich dies vor sechzehn Monaten von der N. V. erwartete, von ihr, oder vielmehr von ihrem edelsten und aufgeklärtesten Theile zu günstig dachte, so kam es daher: weil auf der einen Seite die giftige Wuth, womit die Freunde des Volks von den Vorfechtern der Gegenparthey und ihren Handlangern mißhandelt, angeschwärzt und zerrissen wurden, den erstern, billiger Weise, in meiner Meynung keinen Schaden thun konnte; und weil es mir, auf der andern Seite, in meiner Entfernung vom Schauplatze, an einer Menge von speziellen historischen Kenntnissen fehlen mußte, ohne welche es nur zu leicht möglich war, durch die hinreissende Beredsamkeit der Volksredner und die schönen Gesinnungen, welche sie in der wärmsten Sprache des Herzens so fertig zu reden wußten, zu ihrem Vortheil

ge-

gewonnen zu werden; endlich, weil ich in der Gemüthsstimmung, in welche mich diese ausserordentlichen Begebenheiten nothwendig setzen mußten, überhaupt wie es scheint —

„von den unzerstörbaren Kräften zu einer „schönen, edeln und glücklichen Existenz, welche „die Natur in den Menschen gelegt hat,

mehr, oder (richtiger zu reden) eine schnellere und vollkommnere Wirkung erwartete, als ein Graukopf, der die Menschen schon so lange studiert, jemahls erwarten sollte.

Ich verspreche — so weit ich es versprechen kann — daß es mir nie wieder begegnen soll, ein so gutherziger Narr zu seyn, und von einer Menge Menschen, die, um ihrem Beruf ein Genüge zu thun, immer und in Allem reines Sinnes, reines Herzens und reiner Vernunft, d. i. mehr als Menschen seyn müßten, — zu hoffen, daß sie — wofern sie sich auch dazu anheischig gemacht hätten — Wort zu halten fähig wären.

Indessen darf ich doch auch, zur Steuer der Wahrheit, nicht vergessen, daß ich so gar damahls, da mein Zutrauen zu den Westfranken und ihren Repräsentanten am höchsten stand, von dem französischen Volke nicht besser dachte als man von irgend einem Volke denken soll; *) und daß meine Erwartung von der N. V. sich vornehmlich darauf gründete, daß ich Männer in ihr sah,

„die,

*) S. in angezogenen Aufsatze, S. 56. u. f.

„die, vor Anfang der Revoluzion, allen Fac„zionen, allen Partheyen, allen Rückſichten „und Seitenblicken, die zur Errichtung der „Conſtituzion nicht weſentlich waren, mit gleicher „Standhaftigkeit widerſtanden; aus Männern, „welche die Freyheit eben ſo geſetzt und ent„ſchloſſen gegen die Licenz als gegen den Deſ„potismus vertheidigten, und aus gleichen „Grundſätzen und Geſinnungen ſich auf der ei„nen Seite der Ariſtokratie und auf der andern „ſolchen wilden Aufwallungen und Empörun„gen des Volkes widerſetzten, die den Nahmen „eines nothwendigen und rechtmäßigen Aufſtan„des auf keine Weiſe verdienten.“

Von ſolchen Männern war doch wohl mit Recht das Beſte zu erwarten! Indeſſen beſorge ich ſehr, daß es, unter der Rubrik dieſer (von dem Herren La Fayette nach ſeinem eigenen Bild und Gleichniß gezeichneten) Patrioten, auch ſchon damahls (was ich weder wußte noch vermuthete) ſolche gab, die — vermöge einer mit der meinigen im vollkommenſten Widerſpruch ſtehenden Ueberzeugung — treulich und ohne Gefährde eine demokratiſche Conſtituzion für die beſte aller möglichen hielten, und bloß durch dieſen Irrthum ihres Kopfes, ohne Schuld ihres Willens, ihrem Vaterlande mehr Uebels thaten, als ſie, ſelbſt wenn ſie jezt zu richtigern Einſichten gelangten, jemahls wieder gut zu machen im Stande wären.

Wie

Wie dem aber auch seyn mag, genug daß es nach und nach endlich dahin gekommen ist, daß der klügere Theil der ehemaligen Demagogen nun selbst — wiewohl zu spät — einsieht, daß die Constituzion, an welche sie, ehe sie noch vollendet war, die Nazion durch so viele Eide, und (was noch schlimmer ist) durch eine unendliche Anzahl demokratischer Clubs gefesselt haben, mit unheilbaren Gebrechen behaftet ist. Gerne möchten sie, wenn sie könnten, das ganze Gebäude wieder einreissen, um es von Grund aus wieder neuaufzubauen: aber ihre Zeit ist aus, ihre Macht precär, ihr Reich unter sich selbst uneins, ihr Ansehen beym Volke verlohren; und wenn auch dies alles nicht wäre, so erlaubt ihnen nun selbst ihre eigene Ehre nicht, sich vor der ganzen Welt ein so grausames démenti zu geben, und zu bekennen, ein Werk, das sie schon lange aus vollen Backen als das non plus ultra des menschlichen Geistes angepriesen haben, stehe auf so schwachen Fundamenten, daß ihm nicht anders als durch Einreissen geholfen werden könne.

Wie sie sich in dieser Verlegenheit zu helfen gesucht haben, ist aus dem, was von den Verhandlungen in der N. V. durch den Druck gemein gemacht wird, bekannt und noch in frischem Andenken. Sie hätten dem Uebel gerne durch Modificazionen helfen mögen: aber auch diese Lenitive sind theils verworfen, theils mit solchen Beymischungen versetzt worden, daß sie nicht einmahl

die

die Wirkung thun können, die man ſich von ihnen verſprach. Kurz, in dem großen, ſo ſehnlich erwarteten Augenblicke, da die Conſtituzion vollendet daſtehen und Götter und Menſchen in bewunderndes Erſtaunen ſetzen ſollte, findet ſich, — daß die Unordnung und Zügelloſigkeit, die Gährung der Gemüther, der chaotiſche Streit der Elemente, welche dieſer Deus ex machina in eine ſo ſchöne Welt zuſammenzaubern ſollte, das Mißtrauen und die Eiferſucht unter denjenigen, von deren Harmonie aller gute Erfolg nothwendig abhängt, größer als jemahls iſt; und, daß — da man ſich nicht entſchließen kann, die einzige Maßregel zu ergreifen, wodurch das Vaterland gerettet werden könnte — aller Troſt und alle Hoffnung beſſerer Zeiten nun darauf beruht, ob man wenigſtens über die Frage — „in wie viel oder „wenig Jahren man der Souveränität des Volks „erlauben wolle eine neue Conſtituzion machen zu „laſſen?“ einig werden könne.

Und jene einzige Maßregel (höre ich fragen) worin ſollte die beſtehen?

Sie iſt eben ſo natürlich und ſimpel als einzig: aber freylich ſetzt ſie voraus, daß die franzöſiſche Nazion zur Freyheit reif ſey, und die Majorität der Nazionalverſammlung aus ſehr weiſen und tugendhaften Männern beſtehe. — Ich bitte, nicht vor der Zeit zu lachen; ich ſetze dies nicht voraus: aber ich ſage, wenn es vorausgeſetzt

geſetzt werden könnte, ſo wäre Frankreich geholfen.

Und dieſer heilige Anker alſo? — wäre: Die Franzoſen und ihre Repräſentanten ſetzten mit edelmüthiger Ablegung alles Mißtrauens, ihren guten König, der nun für alle Tod-Sünden ſeiner Vorfahren und für eine eigenen Peccadillen lange und ſchwer genug gebüßt hat, vor allen Dingen in völlige Freyheit; und übergäben ihm dann durch eine Deputazion (die, um mehrerer Feyerlichkeit willen, aus allen geweſenen Präſidenten der N. V. beſtehen könnte) ihre Conſtituzion, mit einer Erklärung, deren Subſtanz etwa darin beſtünde:

„Sie hofften, weder ſeine Majeſtät noch die „ganze ehrbare Welt würde es ihnen verar„gen können, wenn ſie, die beſagte Nazional„Deputierten, nicht hoffärtig genug ſeyen, ſich „einzubilden, daß ſie ein Problem, woran das „ganze menſchliche Geſchlecht ſeit einigen Jahr„tauſenden arbeitet ohne deſſen reine Auflöſung „gefunden zu haben, in einer ſo kurzen Zeit „als zwey Jahre, mitten unter den Erſchütte„rungen der Revoluzion, und unter den unend„lichen Arbeiten und Zerſtreuungen, die ihnen „die ungewohnte Verwaltung der Souveräni„tät des Volks auferlegte, — vollkommen auf„zulöſen fähig geweſen ſeyn ſollten. Sie ſähen „im Gegentheil nunmehr, da ihre Augen durch „den Gebrauch immer klärer geworden, und die

„nun-

Gemahl; und ſoviel Ergebenheit, als meine Mutter gegen euch zeigte, da ſie ihren Vater verließ um euch anzuhangen, ſo viel bin ich hoffentlich befügt zu bekennen, daß ich dem Mohren, meinem Gemahl, ſchuldig ſey.

Brabantio.

Gott geſegne dir's; ich habe nichts mehr zu ſagen. Gefällt's eurer Durchlaucht, ſo wollen wir nun von den Staats-Angelegenheiten reden. Ich wollte lieber ein Kind angenommen als gezeugt haben. Komm hieher, Mohr; hier geb ich dir von ganzem Herzen, was ich, wenn du's nicht ſchon hätteſt, von ganzem Herzen vor dir verwahren wollte. Um euertwillen, Kleinod, bin ich in der Seele froh daß ich keine andre Kinder habe -- Denn der Streich, den du mir geſpielt haſt, würde mich tyranniſch genug machen, ihnen Klöze anzuhängen. Ich bin fertig, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Laßt mich nun in meinem eignen Character, in der Perſon eines allgemeinen Vaters reden, und ein Urtheil fällen, das dieſen Liebenden zu einer Stuffe diene, ſie wieder in eure Gunſt zu heben. (*) Sobald nicht mehr zu helfen iſt, ſo hat man das Aergſte geſchehen, und Klagen ſind nicht nur fruchtlos, ſondern der nächſte Weg ein geſchehenes Unglük mit einem neuen zu häuffen. Wenn die Klugheit die Streiche des Glüks nicht allemal verhindern kan, ſo kan doch Geduld einen Scherz aus ſeinen Beleidi-

(*) Von hier an ſpricht der Herzog im Original in Reimen, und wird von Brabantio in gleicher Münze bezahlt.

„nunmehrige Ueberſicht ihres Machwerks im „Ganzen ihnen erlaubt habe, es von allen ſeis„nen Seiten ſchärfer und richtiger zu beaugen„ſcheinigen, ſelbſt ſehr deutlich ein, daß es in „verſchiedenen Stücken groſſer Verbeſſerungen „fähig und hochbedürftig ſey; und ſo wollten „ſie dann den beſagten Seigneur Roi geziemen„den Fleiſſes erſucht haben, dieſes ihr Project „einer Conſtituzion wodurch Frankreich gerettet „und noch in gröſſern Wohlſtand als jemahls „geſetzt werden ſollte, ſorgfältig zu prüfen, ih„nen darüber ſeine Erinnerungen und Vorſchlä„ge mitzutheilen, und ſodann gemeinſchaftlich „mit ihnen zu Herſtellung einer ſolchen Conſti„tuzion mitzuwirken, in welcher, durch das mög„lichſte Gleichgewicht zwiſchen der geſetzgeben„den Macht der Nazion und der vollziehenden „und vorſorgenden des Königs, wie auch „durch die möglichſt beſte Einrichtung der Staats„Oekonomie und des Juſtizweſens, die Frey„heit und Sicherheit aller einzelner Bürger zu„gleich mit dem allgemeinen Wohlſtand und An„ſehen des ganzen Staats auf alle künftige Zei„ten feſtgegründet würde."

Dieſe Maßregel — wie lächerlich oder hängenswürdig ſie auch in den Augen ariſtokratiſchen oder demokratiſcher Brauſeköpfe ſeyn mag — würde, wenn man ſie ſchon im Julius 1789. genommen hätte, dem Volke, dem Adel, der Kleriſey,

dem Könige, und dem königlichem Hauſe in Frankreich unendlich viel Verdruß, Sorgen, Noth und Jammer erſpart haben. Aber gewiß käme ſie, falls die obige Vorausſetzung ſtatt finden könnte, noch immer nicht zu ſpät. Denn eine große Nazion, welche feſt entſchloſſen iſt frey zu ſeyn und frey zu ſeyn weiß, kann und wird ſich von kleinmüthiger Furcht vor möglichen nachtheiligen Folgen einer großmüthigen Art mit ihrem Könige und mit dem unendlich kleinern Theil ihrer Mitbürger zu handeln, nicht zurückhalten laſſen, Schritte zu thun, die eines edel denkenden Volkes würdig, und ſogar zur Erhaltung ihrer Freyheit nothwendig ſind; ein König, der ſo gut geſinnt iſt wie Ludwig XVI. und der eine ſolche Schule von Erfahrungen durchgangen iſt wie Er, würde gewiß keinen Anſtand nehmen, ſich jede Einſchränkung der königlichen Gewalt gefallen zu laſſen, die zur Sicherheit ſeines Thrones und zur Sicherſtellung der Volksrechte gleich unentbehrlich iſt; und ein Adel, der ſich bereits vernichtet ſah, würde gewiß — oder er müßte ſeines Nahmens nicht werth ſeyn — ſeine höchſten Wünſche erfüllt ſehen, wenn er (wäre es auch noch mit manchen Einſchränkungen) zu einer Vergütung deſſen, was er dem gemeinen Beſten aufopfern müßte, die Verfaſſung und Rechte der Großbrittanniſchen Nobility erhalten könnte.

Träume eines gutherzigen Weltbürgers! wie weit ſind die demagogiſchen Clubs, von denen ſich

das

das französische Volk in einer eingebildeten Freyheit mystifizieren läßt, von dem Willen entfernt, euch zu realisieren?

Mögen sie denn also, wie jene alten Phrygier, weil sie es so wollen, durch die Erfahrung auf ihre Kosten weise werden! — Aber wir, denen sie, allem Ansehen nach, noch lange so vielen und reichhaltigen Stoff zu heilsamen Betrachtungen liefern werden, wir müßten noch etwas ärgers seyn als Phrygier und Abderiten, wenn wir an ihren Erfahrungen nicht genug hätten, und eine Belehrung über das, was wir (jeder in seinem Verhältnissen) zu thun und zu lassen haben, die wir umsonst haben konnten, lieber, wie sie, mit unsrer eignen Haut bezahlen wollten.

W.

II.

Vorbereitung zu den künftigen Preisschriften über den Cölibat. *)

Preisaufgaben theologischen Inhalts, die nicht etwa von den frommen, zur Erhaltung und Beförder

*) S. die Vorbereitung auf die Königl. Großbritannische Aufgabe, von der Gottheit Christi, von J. F. Semmler 1787.

förderung der reinen Lehre gestifteten, Gesellschaften, sondern von Regenten aufgeworfen werden, sind in unsern Tagen zwar etwas Seltenes, aber nichts Sonderbares. Etwas Seltenes — Denn da, nach dem einstimmigen Urtheile politischer Sachkenner, gegenwärtig das erste und größte aller Staatsbedürfnisse — Geld ist: so kann ein Vater des Vaterlandes das wenige, was er etwa von den dringenderen Ausgaben ersparen und der Aufmunterung des gelehrten Fleisses zuwenden kann, nicht wohl für andere Erörterungen bestimmen, als welche die Vermehrung seiner Einkünfte zum Zwecke haben. Daher denn auch die neueren Preisfragen der königlichen Akademien der Wissenschaften meistens Finanzspekulazionen betreffen. — Aber nichts Sonderbares. Denn man weiß nun sowohl aus den neuesten philosophischen Verhandlungen in Teutschland, als aus den neuesten politischen Begebenheiten in Frankreich, daß was immer für eine Nazion, und wäre sie auch die aufgeklärteste der Welt, in ihren nichtdenkenden Individuen gar keine, — in den denkenden aber keine mit sich selbst einige Vernunft, und eben darum auch keinen allgemeinen Willen habe.

Es ist daher für immer ausgemacht, daß die Gewalt der Obrigkeiten, nicht wie die neuern Philosophen vorgeben, von dem Willen der Nazion, sondern, wie die ältern Theologen beweisen,

weiſen, und die Fürſten in jeder Verordnung laut und wiederholt eingeſtehen — von Gottes Gnaden abhänge. Es darf alſo ein Regent eben nicht durch den Ehrentitel eines Verfechters des Glaubens, den ihm der rechtgläubige Eifer eines ſeiner Vorfahren errungen hat, dazu aufgefordert werden, dem ſinkenden Anſehen der Theologie durch dasjenige Mittel aufzuhelfen, das von jeher der Nervus rerum gerendarum hieß, heutzutag aber die Quelle alles Glanzes, der Maßſtab aller Wichtigkeit, und die gemeinſte Veranlaſſung zum ſchriftſtelleriſchen Beruf iſt.

Wir leben in einem Zeitalter, wo die Wenigen, welche, zur Empfehlung kirchlicher Lehrſätze und Gebothe etwas Neues zu ſagen, Kopf genug haben, weder durch Ehrgeitz noch durch Einſicht in die Natur der guten Sache, noch durch irgend eine andere, als jene unwiderſtehliche Triebfeder, vermocht werden dürften, ihre Federn zu ergreifen. Nie würde ich etwas zum Vortheil des Cölibats geſchrieben haben, wenn ich nicht in mehreren öffentlichen Blättern geleſen hätte, daß für die beſte Lobſchrift auf dieſen heut zu Tag ſo ſehr verkannten Gegenſtand ein Preis ausgeſetzt wäre. Ich gehöre nicht unter diejenigen, die etwas Neues zu ſeinem Lobe zu ſagen vermögen. Die Neuheit des Wenigen, was ich zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen gedenke, iſt eine bloße Folge von der Neuheit der Angriffe auf ihn. Ich weiß, daß ich

auch ausserdem den Preis denen überlassen müßte, welche die Vorzüge des Cölibats aus eigener Erfahrung kennen, und eben darum auch von demselben mit ungleich tieferer Einsicht und innigerer Wärme zu sprechen vermögen als ich. Allein ich kann und will mich mit der Ehre begnügen, dasjenige zur Sprache gebracht zu haben, was jene Lobredner, weil ihnen der Gegenstand zu nahe liegt, vielleicht übersehen dürften.

Es steht für die vor uns liegende Preisaufgabe eine größere Concurrenz, eine gründlichere Behandlung des Themas, und eine gewissere Zuerkennung des Preises zu erwarten, als bey einer andern wirklich eingetroffen ist, welche von der Theol. Fakultät zu Göttingen im Namen ihres Landesfürsten vor einigen Jahren den teutschen Theologen vorgelegt worden ist, und die in allen diesen Punkten ein sehr widerliches Schicksal erfahren hat. Man weiß, daß unter den bis zum Erstaunen wenigen eingelaufenen Abhandlungen auch der besten der Preis abgesprochen wurde, und daß Herr Professor Flatt in Tübingen mit dem Zeugnisse der Richter, den Sinn der Frage am wenigsten verfehlt zu haben, zufrieden seyn mußte. Allein ausser dem, daß die Preisfrage von Göttingen zwar von ungleich grösserem theologischen aber ungleich geringerem politischen Interesse war, als die gegenwärtige ist: so betraf jene einen bloßen Glaubensartikel, der schon an sich selbst

über

über alle Einwendungen der Vernunft erhaben, und noch dazu ein solcher ist, der gegen keines der drey im H. R. Reiche privilegirten Bekenntnisse in Schutz genommen zu werden bedarf. Der Cölibat hingegen ist nicht einmal für die katholische Parthey ein bloßer Glaubensartikel; und liegt in so ferne für keinen Bürger des teutschen Reiches ganz und gar ausserhalb des Gesichtskreises der natürlichen Vernunft. Selbst die Entscheidung der Kirchenversammlung zu Trident, welche über männiglich den Fluch ausgesprochen hat, der sich beygehen lassen würde den Ehestand für etwas besseres als die Jungfrauschaft zu erklären, hat den Cölibat keineswegs in jeder Rücksicht der freyen Untersuchung seines Werthes entzogen. Billig ist zwar die Rechtglaubigkeit einiger neueren Katholiken verdächtig, welche im allgemeinen behaupten: die unfehlbare Kirche könne und wolle nur theologische Wahrheiten festsetzen, und sey daher keineswegs gewillet, die politischen, welche etwa jenen widersprechen dürften, geradezu für Ketzereyen, und folglich für Unwahrheiten zu erklären. Allein daß wenigstens in dem angeführten tridentinischen Glaubensartikel nur von einem theologischen, und keinem politischen Besserseyn die Rede seyn könne, wird mir auch der Rechtglaubigste zugeben müssen, wenn er mit mir den himmelweiten Unterschied und offenbaren Widerspruch bedenkt, der zwischen der politischen Wahrheit und dem politischen Nutzen statt findet, seit dem

die Eine ausschlieſſend die Angelegenheit der Philosophen, und der Andere — der Staatsminister geworden ist. Gesetzt also auch, daß, der Philosophie zum Trotze, die politisch wahre Vortreflichkeit des Cölibats als ein bloſſe Folge der theologischen geglaubt werden muſte: so würde gleichwohl immer der Nutzen, den die Häupter der Staaten, oder welches natürlicherweise eben dasselbe ist, die vornehmsten Glieder, oder welches glücklicherweise eben dasselbe ist, die Stärkern in den Staaten, aus dem Cölibate zu ziehen haben, eine Frage seyn, welche der Vernunft von allen Seiten zugänglich wäre.

Allein selbst von derjenigen Seite, auf welcher der Cölibat als Glaubensartikel feststeht, ist er noch keineswegs gegen die Einwürfe der beyden reichsfriedensschlußmäßigen Partheyen gesichert, welche der dritten das Recht streitig machen, der ganzen Christenheit Glaubensartikel vorzuschreiben. Ja, was noch mehr ist, er steht, so gar von jener Seite selbst, noch den Zweifeln derjenigen rechtglaubigen Katholiken bloß, welche durch unumstößliche historische Gründe, (deren Unwahrheit unglücklicherweise in Trident zu keinem Glaubensartikel erhoben ist,) beweisen zu können glauben, daß es jener Versammlung an den wesentlichen Bedingungen eines rechtmäßigen und unfehlbaren Conciliums gefehlt habe. Diese historischen Kritiker können nun, — wenn sie nicht etwa durch die den Tribunalen

len des heiligen Officiums eigenthümlichen *Modi-va credibilitatis* eines Beſſeren belehrt werden — unbeſchadet ihres Glaubens an die Unfehlbarkeit der Kirche auch den theologiſchen Werth des Cölibats entweder nur als eine fromme Meynung annehmen, oder, wenn ſie anders den Lohn eines zwar nicht gebothenen aber um ſo mehr verdienſtlichen Glaubens fahren laſſen wollen, ſo gar ausdrücklich verwerfen.

In wieferne man alſo den Cölibat eben nicht für einen Glaubensartikel anerkennen muß, um zu was immer für einem der vorgeſchriebenen Bekenntniſſe zu gehören, die allein auf Schutz oder Toleranz im H. R. Reiche Anſprüche haben: in ſoferne wenigſtens iſt auch kein politiſcher Grund da, die Heiligkeit des Cölibats, als eine geoffenbarte, und eben darum geheimnißvolle Wahrheit, als ausgemacht vorauszuſetzen. Es dürfte daher den künftigen Lobrednern des Cölibats anzurathen ſeyn, daß ſie ſeinen Rang als Glaubensartikel auf ſich ſelbſt beruhen laſſen möchten. Dadurch allein wird man ſich gleich weit von den zwey entgegengeſetzten Klippen entfernen, an welchen die gute Sache ſcheitern könnte; wenn ſie entweder durch Herleitung aus ſtreitigen Gründen den Ungläubigen Preis gegeben, oder durch unnöthiges Hinwegräumen jener Gründe um den Vortheil gebracht würde, den ſie aus denſelben für ſo manchen Gläubigen gewinnen könnte.

Ich meines Ortes würde noch weiter gehen, wenn ich um den Preis ränge. Ich würde sogar alle theologischen Beweise ohne Ausnahme dahin gestellt seyn lassen. Wer kennt nicht die biblischen Stellen, auf welche sich die Freunde des Cölibats unter den katholischen Theologen berufen? Wer weiß es nicht, daß diese Stellen von den Kirchen-Vätern, mit einer unter ihnen äusserst seltenen Einhelligkeit, zum Vortheil des Cölibats gedeutet sind, und daß diese Einhelligkeit von dem größten und rechtgläubigsten Theile besagter Gottesgelehrten für ächte Tradizion, und folglich für eine der gesetzmäßigen Quellen theologischer Wahrheit gehalten wird? — Allein wem ist es nicht eben so bekannt, wie sehr die neuere Exegese auch selbst in der katholischen Theologie von der ältern abweicht? Wer weiß nicht, daß man bey allen Puncten, worüber keine Kirchenversammlung entschieden hat, in der Bibel gerade das Gegentheil von dem findet, was man sonst fand; und daß die Zahl der ächten unfehlbaren Concilien mit den Fortschritten der historischen Kritik im umgekehrten Verhältnisse steht? Wer weiß nicht, daß sogar katholische Exegeten im alten Testamente ein ausdrückliches Verboth des Cölibats gefunden haben wollen, welches durch das neue keineswegs aufgehoben wäre? Und daß sie unter der Einzigen Gattin, die Paulus für jeden Bischof fordert, keine metaphorische, sondern eine ganz eigentliche Frau verstehen? Ich gestehe zwar, daß ich auf den ungeheuren, mit

jeder

gungen machen. Der Beraubte, der dazu lächelt, ſtiehlt dem Räuber etwas, und der beraubt ſich ſelbſt, der ſich in vergeblichem Kummer verzehrt.

Brabantio.

Wenn das iſt, ſo laßt die Türken uns immer Cypern wegnehmen; wir verliehren's nicht, ſo lange wir dazu lachen können -- Ich erkenne, Gnädigſter Herr, die Weisheit euers Raths -- Aber Worte ſind doch nur Worte, und ein verwundetes Herz iſt noch nie durch die Ohren geheilt worden -- Ich bitte euch, zu den Staats-Geſchäften.

Herzog.

Die Türken machen furchtbare Zurüſtungen, Cypern anzugreiffen: Othello, dir iſt am beſten bekannt, in was für einem Vertheidigungs-Stand der Plaz iſt. Wir haben zwar einen Befehlshaber von bekannter Tüchtigkeit daſelbſt: Allein die allgemeine Meynung, die unumſchränkte Königin der Welt, verſpricht ſich von euch eine noch gröſſere Sicherheit; laßt's euch alſo gefallen, über die Glaſur euers neuen Glüks hinweg zu ſchlupfen, und die Freuden der Liebe mit den Beſchwerden dieſer hartnäkigen und Gefahr-vollen Unternehmung zu vertauſchen.

Othello.

Die tyranniſche Gewohnheit, erlauchte Senatoren, hat das ſtahlharte und ſtählerne Lager des Kriegs mir längſt zum weichſten Pflaum-Bette gemacht. Die rauhe Arbeit des Kriegs iſt für mich ein Luſtſpiel, dem meine Seele mit

angebohr-

jeder Buchhändlermesse ſich erweiternden Feldern der heiligen Philologie viel zu wenig bewandert bin, und beſcheide mich gerne, daß nur derjenige, der alle auf denſelben neuentdeckte und bearbeitete Schätze ſich eigen gemacht hat, ein gültiges Urtheil über die Reſultate der neueſten Exegeſe, und über die Gründlichkeit ihrer Abweichungen von den ältern, zu fällen im Stande ſey. Allein ich kann auch nicht umhin, im Vorbeygehen anzumerken: daß eben dieſer Umſtand gegen die Verſuche der Neuern, die Eintracht des geſunden Menſchenverſtandes in Sachen der Dogmatik auf dem Wege der Exegeſe einzuleiten, kein ſehr günſtiges Vorurtheil erweckt, und daß derſelbe zu keiner geringen Empfehlung der althergebrachten orthodoxen Methode dient, nach welcher der Bibelſinn aufs bloße Wort entweder der unfehlbaren Kirche oder der ſymboliſchen Bücher geglaubt wird, ohne daß man ſich zur Erforſchung und Ergründung deſſelben um Vorkenntniſſe zu bekümmern braucht, zu deren Erwerbung gegenwärtig kaum ein ganzes Menſchenalter zureicht.

Geſetzt aber auch, es gelänge mir auf einer Wanderung in den Gefilden der bibliſchen Philologie zufälliger Weiſe neue Gründe zu entdecken, durch welche die alte dem Cölibate günſtige Exegeſe gegen die Einwürfe der neuen auf immer gerechtfertiget würde: ſo wäre auch ſelbſt dadurch für den Zweck unſerer Preisaufgabe durchaus nichts

gewonnen. Wer mit dem Worte Cölibat einen richtigen genau bestimmten Begrif verbindet, dem muß es sogleich in die Augen springen, daß alle theologischen Beweise aus der Schrift und Tradizion für den Gegenstand jenes Begriffes zu viel, und folglich nichts beweisen. Bey allen Ueberzeugungen, die sich aus jenen beyden theologischen Erkenntnißquellen schöpfen lassen, ist die Rede von der absoluten Keuschheit, welche durch das lateinische Wort *Virginitas*, und durch das teutsche in diesem Sinne minder gewöhnliche Jungfrauschaft ausgedrückt wird; während das Wort Cölibat die bloße Ehelosigkeit bedeutet. Bloß die Verwechslung zweyer, so wohl den ursprünglichen Begriffen als dem Zeugniß der Erfahrung zu Folge, so wesentlich verschiedener Dinge, die man in den verworrenen Begrif vom Cölibat zusammen nahm, hat den Gegenstand der Preisaufgabe bisher so vielen Weitläuftigkeiten, Mißverständnissen und Wortstreitigkeiten ausgesetzt, und die neue Erörterung nothwendig gemacht, zu welcher die Freunde der guten Sache durch dem Preis aufgefordert sind.

Durch die Zurückführung des bestimmten Begriffes vom Cölibat auf die bloße Ehelosigkeit, werden auf einmal aus dem ganzen Umfang der zu beantwortenden Frage alle theologischen, philologischen, exegetischen, polemischen, kritischen, biblischen, casuistischen, mystischen, hermeneutischen, linguistischen, patristischen, u. s. w. Untersuchungen

gen

gen auf immer ausgeschlossen; und es fallen damit alle die mislichen Umstände hinweg, welche bisher die Hauptfrage so sehr verwikelt, und die bekannte Verschiedenheit der Meynungen über dieselbe unvermeidlich gemacht haben.

So bald der Begrif des Cölibats auf die bloße Ehelosigkeit eingeschränkt wird; so fällt, unter andern, erstens das theologische Argument der Gegner, das von dem altestamentischen: wachset und mehret euch! hergenommen ist, von selbst weg. Denn nimmermehr wird irgend ein Exeget darthun können, daß in den belobten Stellen entweder der bürgerliche Contrakt, oder gar das Sakrament der Ehe gebothen sey; oder daß diesem ältesten unter allen Gebothen, wofern nicht etwa andere physische oder moralische Hindernisse dazwischen kommen, nicht auch von den Cölibatarien nachgelebt werde.

Zweytens fällt das Medicinisch-Naturrechtliche Argument von selbst weg, welches von einer in gewissen Temperamenten gegründet seyn sollenden physischen Unmöglichkeit die Pflicht der Selbsterhaltung mit dem Cölibat zu vereinigen, entlehnt ist. Denn nimmermehr wird irgend ein Arzt oder Lehrer des Naturrechts beweisen können, daß durch die Ehelosigkeit der Gebrauch des in den vorausgesetzten Fällen natürlichen Specificums unwirksam werde; und daß nicht, der Erfahrung zu Folge, weit mehrere Cölibatarien durch den zu eifrigen Gebrauch

als

als durch den Nichtgebrauch deſſelben ihr Leben verkürzt haben.

Drittens fällt das Politiſch-Kameraliſtiſche Argument von ſelbſt weg, das ſich auf die durch den Cölibat gehinderte Bevölkerung, und die daraus ſich ergebende Verkürzung an Köpfen für die Armeen, und an Kopfgeldern für das Aerarium, beruht. Denn nimmermehr wird irgend ein Politiker und Kameraliſt beweiſen können: daß die Katholiſchen Gegenden Teutſchlands weniger als die Proteſtantiſchen bevölkert wären — daß durch die Kriege nicht ungleich mehr wirkliche, und durch den militäriſchen Cölibat nicht eben ſo viele mögliche Bürger den Staaten entzogen würden, als durch den kirchlichen — daß die Geſchäftigkeit des Naturtriebes, die durch kein Kirchengeboth und kein Gelübde aufgehoben werden kann, nicht durch den Reiz des Verbothenen verſtärkt werde, — und daß nicht die Staaten, was ſie durch die hin und wieder beſchränkte Fruchtbarkeit der Cölibatarien an der Quantität der Köpfe einbüſſen, an der berühmten Qualität der ſogenannten Kinder der Natur wieder gewännen.

Endlich, was das wichtigſte iſt: ſo bald in den künftigen Lobſchriften auf den Cölibat bloß von der Eheloſigkeit die Rede iſt, ſo treten die folgenden politiſchen Gründe für denſelben in ihre volle Wirkſamkeit ein, zu deren Entwickelung ich mir beſonders die Aufmerkſamkeit der Concurrenten erbitten muß.

Ich

Ich ſetze als erwieſen und allgemein anerkannt voraus, daß alles, was den bekannten Unterſchied unter den drey Hauptklaſſen der Stände, der Geiſtlichkeit, dem Adel und dem Bürgerſtande begünſtigt, in dem Verhältniſſe als es dieſe Stände hat, von politiſcher Wichtigkeit ſey. Um die althergebrachte Ueberzeugung unſerer Politiker bey dieſer Vorausſetzung gehörig zu beleben, darf ich ſie nur auf das für ſie ſo empörende Beyſpiel der franzöſiſchen Rebellen erinnern, welche neuerlich eine der älteſten vollkommenſten und feſteſten Staatsverfaſſungen in Europa bloß dadurch umgeſtürzt haben, daß ſie die philoſophiſche Schimäre von der urſprünglichen Gleichheit unter den Menſchen zu realiſieren unternahmen, und die Ausführung ihres hochverrätheriſchen Vorhabens ſogleich damit begannen, daß ſie den politiſchnothwendigen Unterſchied ſo viel an ihnen lag, aufhoben. Wenn man, auſſer der Gefahr der Anſteckung durch dieſes Beyſpiel, noch bedenkt, daß mehrere teutſche Compendien des Naturrechts bereits vor der beſagten Rebellion von jener urſprünglichen Gleichheit alle Rechte abzuleiten verſucht haben; daß ſich mehrere unſerer Philoſophen nicht entblöden, ſelbſt während derſelben jener Gleichheit laut und öffentlich das Wort zu reden; daß in ſo manchem viel geleſenen Journale der reelle und erbliche Adel des Blutes gegen einen gewiſſen idealiſchen, den ſich der nächſte beſte Erdenſohn erringen kann, herabgeſetzt, und der überirdiſche Charakter der Gottgeweihten zu dem bloß bürgerlichen

Amte des Lehrers von einem Kapitel der Moral herabgewürdiget wird: so muß es jedermann einleuchten, daß der Unterschied der Stände, das Palladium jeder guten und zumal der teutschen Constitution, sich noch nie in grösserer Gefahr befunden habe; und daß die Regenten alle Ursache haben, vielmehr neue Mittel zur Verwahrung dieses Palladiums aufzusuchen und geltend zu machen, als die alten und bewährten eingehen zu lassen. Ich habe also hier nichts weiter zu zeigen, als daß der kirchliche Cölibat unter die einfachsten und gewissesten Mittel gehöre, den Unterschied Erstens zwischen dem Geistlichen und Weltlichen, Zweytens zwischen dem Adelichen und bürgerlichen Stande für immer aufrecht zu erhalten.

Unter den Maaßregeln, durch welche Gregor XII. den Unterschied und den Zusammenhang zwischen den Dienern Gottes und den Dienern des Staates, oder, welches eben so viel ist, zwischen den Regenten über die geistigen, und den Regenten über die körperlichen Bestandtheile der menschlichen Natur festzusetzen gesucht hat, war keine, welcher er mehr Wirksamkeit zugetraut, und die er daher eifriger betrieben hätte, als der Cölibat. Er wußte, daß die Pflicht des Ehestandes lediglich in der irdischen Hälfte des Menschens gegründet sey; daß sie eben darum denjenigen nicht zugemuthet werden könne, welche nur die Angelegenheiten der zukünftigen Welt in der gegenwärtigen zu besorgen berufen

sen sind, und daß der Staat keine gesetzmäßige Bevölkerung der Erde von denen erwarten dürfe, die durch ihre ganze Bestimmung auf die Bevölkerung des Himmels beschränkt sind. Die Klerisey sollte nach seiner Absicht über den weltlichen Stand, wie der Geist über den Körper, herrschen; und eben darum sollte sie über das, was den Bürger an die Erde knüpft, und ihn zum Weltlichen macht, erhaben seyn; sie sollte, der Regel nach, der Natur Gesetze geben, ohne von ihr Gesetze anzunehmen; und wenn sie gleich nicht aufhören konnte in ihren Individuen der Menschheit anzugehören: so sollte sie doch, als Stand, übermenschlich, und in ihrer Verfassung übernatürlich seyn. Durch den Cölibat sollte der ganze Stand in den Stand entkörperter Geister erhoben werden; und die Befriedigung des Geschlechtstriebes, die sich etwa ein Individuum erlauben dürfte, sollte wenigstens keine bürgerlich gesetzmäßig Handlung, sondern nichts weiter als eine natürliche Ausnahme von einem übernatürlichen Gesetze seyn. Und so sollten selbst die menschlichen Verirrungen der Geschäftsträger des Himmels den übermenschlichen Charakter derselben zu verhimmlischen, und der Kurzsichtigkeit der Layen anschaulicher zu machen dienen.

Da die erste und letzte Triebfeder in der menschlichen Natur, wie die Politiker und politischen Philosophen wissen — Eigennutz ist: so kann die Absonderung und der Unterschied der Stände nur durch

die entschiedenste Entgegensetzung ihres beyderseitigen Interesse bewirkt und verewiget werden. Es ist allgemein bekannt und anerkannt, daß der in der katholischen Welt allein noch bestehende Widerspruch zwischen dem Interesse des geistlichen und weltlichen Standes, lediglich durch den Cölibat bewirkt werde. Wenn ich daher meinen Lesern ins Gedächtniß zurück rufe: daß der Bürger durch den Ehestand an den Staat, der Geistliche durch die Ehelosigkeit an die Kirche gefesselt werde; daß dem einen alles an dem Wohl des Staates, in welchem und durch welchen sich seine Kinder wohlbefinden sollen, dem andern alles an der Macht und Herrlichkeit der Kirche, von welchen die Würde und der Wohlstand seines Individuums abhängt, gelegen seyn müsse; daß der ehelose Priester an den Opfern, welche der Staat der Kirche zu entrichten hat, nur zu gewinnen, nichts zu verliehren habe: während der verheyrathete Geistliche in einem ewigen Kampfe zwischen seiner doppelten Person, als Glied des Staates und der Kirche, begriffen seyn müßte, der aus sehr begreiflichen Ursachen fast immer zum Vortheil des erstern ausfallen würde; wenn ich an diese allgemeingeltenden Wahrheiten erinnere, so geschieht es nicht um das so oft wiederholte noch einmahl zu wiederholen, sondern um mir dadurch zur folgenden Beantwortung einiger wichtigen Einwürfe den Weg zu bahnen.

Man hat dem Cölibat zur Last gelegt, daß er die katholische Geistlichkeit nicht so wohl an das

Jus

Intereſſe der Kirche als des römiſchen Hofes feſſelte; ein Intereſſe, für welches man in der ganzen katholiſchen Welt und vorzüglich in Teutſchland in eben dem Verhältniſſe gleichgültiger wird, als man daſſelbe von dem kirchlichen genauer unterſcheiden lernt. Allein dieſer Einwurf widerlegt ſich ſelbſt. Seit dem man in Teutſchland über den Werth des Geldes aufgeklärter denkt, werden auch die teutſchen Biſchöffe immer mehr abgeneigt, die Befehle des Römiſchen mit einem beträchtlichen Theile ihrer Einkünfte zu bezahlen; und nach dem Gang zu urtheilen, den die von unſerm Kirchenhäuptern ſelbſt begünſtigte Unterſuchung der päbſtlichen Anſprüche genommen hat, ſteht der Verfaſſung der katholiſchen Kirche in Teutſchland eine Revoluzion bevor, wodurch die Biſchöfliche Gewalt eine völlig unumſchränkte, von Gott allein und unmittelbar abhängige, Machtvollkommenheit erringen wird. Bey dieſer für das Intereſſe der teutſchen Kirchen, oder (welches eben ſo viel iſt) der Häupter derſelben, ſo entſcheidend vortheilhaften Veränderung bleibt nicht nur die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit des Cölibats völlig ebendieſelbe: ſondern unſre Biſchöffe erhalten in der vergröſſerten Gewalt und Würde ihres erhabenen Poſten einen neuen Grund, das Intereſſe der untergeordneten Kleriſey an den biſchöflichen heiligen Stuhls durch eben das bewährte Mittel anzuknüpfen, wodurch es bisher an den päbſtlichen gebunden war.

Seitdem ſich die Philoſophie in die Theorie der Politik hin und wieder eingedrungen hat, hört man nicht ſelten einen durch ihre Spekulazionen verführten Politiker einwenden: daß die Staaten durch die Entgegenſetzung zwiſchen dem weltlichen und geiſtlichen Intereſſe an innerer Kraft und äuſſerer Wichtigkeit verlieren müßten, und daß daher der Cölibat, eben wegen jener durch ihn bewirkten Entgegenſetzung, unpolitiſch wäre. Allein wenn es irgend einen Fall giebt — und es giebt deren, laut des politiſchen Grundſatzes divide et impera, unzählige — wo der Widerſpruch zwiſchen einzelnen Theilen die Harmonie des Ganzen befördert, ſo iſt es der gegenwärtige. Je mehr die beyden Stände wegen ihrer widerſprechenden Vortheile von einander zu befürchten haben, deſto größer wird für beyde das Bedürfniß des Schutzes, und mit demſelben ihre Abhängigkeit von dem Regenten. Der Geiſtliche beweiſet dann aus der Bibel, daß die fürſtliche Gewalt, ſo wie die biſchöfliche, unmittelbar durch Gott ſelbſt ertheilt werde, und daß der Fürſt durch eine übernatürliche und eben darum auch unbegreifliche Bevollmächtigung berechtiget und verpflichtet ſey, das zeitliche Wohl des weltlichen Standes zum Vortheil des ewigen (und folglich auch zum Vortheil der Ausſpender deſſelben) einzuſchränken. Der Weltliche hingegen beweiſet aus dem ſogenannten Naturrechte, daß der Fürſt durch den geſellſchaftlichen Vertrag berechtiget und verpflichtet ſey, das zeitliche Wohl der Bürger aus allen Kräf-

ten

angebohrner, flatternder Freudigkeit entgegen eilt. Ich unterziehe mich alſo dem gegenwärtigen Krieg mit den Ottomannen; und alles, warum ich die Durchlauchtigſte Republik mit gebognen Knien bitte, iſt, meine Gemahlin in ihren unmittelbaren Schuz zu nehmen, und darauf bedacht zu ſeyn, daß ſie an einem anſtändigen Ort, und mit allem dem Glanz und Anſehen, ſo ſich für ihre Geburt ſchikt, unterhalten werde.

Herzog.

Alſo, in ihres Vaters Hauſe.

Brabantio.

Das will ich nicht.

Othello.

Ich noch weniger.

Desdemona.

Auch ich wollte nicht dort wohnen, und meinen Vater zu ungeduldigen Gedanken reizen, wenn ich immer in ſeinen Augen wäre. Gnädigſter Herr, leihet meiner Bitte ein geneigtes Ohr, und unterſtüzet ſie mit eurer Stimme.

Herzog.

Was verlangt ihr, Desdemona?

Desdemona.

Daß ich den Mohren liebte, um mit ihm zu leben,

ten zu ſchützen und zu vermehren, die Sorge für das Ewige Ihnen ſelbſt zu überlaſſen, die Kirche hingegen in ihre urſprünglichen Würde dadurch wiederherzuſtellen, daß er ihr den ausſchlieſſenden Beſitz und die Verwaltung ihrer himmliſchen Gnadenſchätze zuſichere, alle irdiſchen Beſitzungen hingegen als eine unnütze Laſt abnehme, und als ein weltliches Eigenthum des Staates behandle. Auf dieſe weiſe wird das Dominium altum in bona ſubditorum, das durch die Philoſophen Neuerer Zeit ſo oft in Zweifel gezogen wird, dem Landesherrn, in Rückſicht auf die Beſitzungen der Bürger, durch die Stimme der Geiſtlichen — und in Rückſicht auf die Kirchengüter, durch die Stimme des weltlichen Standes, zugeſichert. Beyde Stände dringen um ſo inniger an den Regenten, je weiter ſie durch ihre Intereſſen von einander entfernt werden. Während ſie ſich nie gegen ihn vereinigen können, bleibt es immer in ſeiner Willkühr, ſeine Machtvollkommenheit gegen die Anmaßungen der Prieſter durch das Volk zu behaupten, und die ſeinem Aerarium nachtheiligen Forderungen des Volkes durch die Prieſter abzuweiſen. Auf dieſe Weiſe wird die Stärke des geiſtlichen und des weltlichen Armes, die übernatürliche Gewalt der Gottheit und die natürliche des Volkes, in dem Regenten als in dem Mittelpunkte aller Macht und Gewalt vereiniget, aus welchem allein alles politiſche Heil über eine Nazion ausgehen kann und ſoll.

Die proteſtantiſche Kleriſey hat mit dem Rechte zu heurathen alle Pflichten der Bürger übernehmen müſſen; und läßt ſich gegenwärtig kaum durch etwas anderes als durch den bloſſen Namen und die Kleidung von dem weltlichen Stande unterſcheiden. Sie hat jenes traurige Recht nicht nur mit dem gänzlichen Verluſte ihres übermenſchlichen Anſehens, ſondern auch durch die Einbuße der Kirchengüter erkauft. Der Staat, weit entfernt durch dieſe Sekularisazion der Perſonen und Güter zu gewinnen, bekommt ſich dadurch einer unverſiegbaren, durch ihre Heiligkeit geſicherten Hülfsquelle, durch welche die Kirche, als eine gütige Mutter, in außerordentlichen Nothfällen den katholiſchen Fürſten aushilft; während die proteſtantiſchen, nachdem die geiſtlichen Güter durch die weltlichen Bedürfniſſen ihrer Vorfahrer gröſtentheils aufgezehrt ſind, die Bedürfniſſe der Kirche aus den Einkünften des Staates beſtreiten müſſen. Man ſage ja nicht: durch die Aufhebung des Cölibats ſey die geiſtliche Gewalt unmittelbar mit der weltlichen vereiniget worden. Denn in der That iſt ſie dadurch vernichtet; und die weltliche iſt der Verſtärkung, die ſie ſonſt von der geiſtlichen zu erhalten gewohnt war, auf immer beraubt worden. In den Händen eines beſondern Standes, der durch ein ausſchlieſſendes Intereſſe zu ihrer Erhaltung und Vermehrung unaufhörlich angetrieben wird, ſteht die Macht der Kirche, als eine lebendige Kraft, der Politik der katholiſchen Regenten zu Gebothe; während ſie in den

Häns

Händen der protestantischen Fürsten unvermerkt in eine bloß irdische, weltliche Macht ausartet, und ihre ganze eigenthümliche Energie verliert.

Ich getraue mir zu behaupten, daß die sogenannte Reformazion, oder eigentlicher, die bedauernswürdige *) große Trennung der lateinischen Kirche in zwey einander entgegengesetzte Hauptpartheyen, hauptsächlich durch die Aufhebung des Cölibats bewirkt worden ist. Ohne die durch den Clerus erfolgte Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche hätten sich die Vorfahrer des heutigen protestantischen Klerus wohl kaum entschliessen können, ihre Ansprüche auf Unfehlbarkeit aufzugeben. Nie würden sie auf den unpolitischen Einfall gerathen seyn, so gar den Sinn der Bibel dem übernatürlichen durch Kirchengewalt gebothenen Glauben zu entziehen, um denselben, wie jede andere weltliche Angelegenheit, der natürlichen Vernunft zu unterwerfen. Eine zwar nicht vorhergesehene aber unvermeidliche Folge davon war, daß, von jener Zeit an, das göttliche Recht der Obrigkeiten aus der Bibel nur in der Bedeutung erwiesen werden konnte, welche ihm die weltliche und bürgerliche Vernunft geben kann; und daß sich die protestantischen Fürsten alle die Einschränkungen gefallen lassen müssen, welche diese Vernunft mit

*) Sieh die zwey hieher gehörigen berühmten Kapitel in M. J. Schmidts Geschichte der Teutschen.

der Machtvollkommenheit derſelben vornehmen dürfte, wenn ſie — was zum Glücke noch ſo bald nicht zu beſorgen iſt — mit ſich ſelbſt einig werden ſollte. Allenthalben, wo die Quelle und der Umfang jener Machtvollkommenheit durch den bloßen Glauben beſtimmt wird, hat niemand weder den Muth noch auch die Veranlaſſung, Unterſuchungen über dieſelben anzuſtellen, welche immer Zweifel und Unglauben vorausſetzen, und Neuerungen hervorbringen. Ich überlaſſe es hier den Lobrednern des Cölibats durch eine umſtändliche Auseinanderſetzung zu zeigen: wie der Geiſt des Unglaubens, der Zügelloſigkeit und der Rebellion, der gegenwärtig unter den theils beliebten theils verabſcheuten Namen der Philoſophie, Freyheit und Aufklärung von ſo manchen Schriftſtellern in Teutſchland verbreitet wird, aus der groſſen Revoluzion erfolgt ſey, durch welche der Eheſtand der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit die Vernunft der einen Hälfte der chriſtlichen Welt in eine konſtituzionsmäſſige Freyheit geſetzt hat.

Wenn gleich der reelle Unterſchied zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtand durch Aufhebung des Cölibats, keineswegs wie der Unterſchied zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Stande gänzlich aufgehoben würde: ſo müßte derſelbe doch, zumal in Teutſchland wenigſtens vermindert, und einer ſeiner beträchtlichſten Stützen beraubt werden. Das Weſen des Adels beſteht bekanntermaßen in

ſeinem

ſeinem Glanze, und dieſer hängt, wenigſtens in Rückſicht auf ſeine Realität, (wie alles, dem man heut zu Tag eine unbeſtrittene Realität einräumt) vom Gelde ab. Er wird zwar unmittelbar und lediglich durch die Titel Ritter, Freyherr, Graf u. ſ. w. ertheilt und erworben; und daher durch Armuth eben ſo wenig als durch Mangel an perſönlichen Verdienſten verlohren. Allein gleichwie es heut zu Tag ſchlechterdings nur auf die größere oder kleinere Summe ankömmt, die der bemittelte Bürger daran ſetzen kann oder will, um ſich entweder zum Ritter, oder Baron, u. ſ. w. emporzuſchwingen: ſo vermag ſich auch der bereits Adeliche nur durch den ſeinem Titel angemeſſenen Aufwand auf der Stufe des Ranges, auf die ihn ſein Geld oder ſeine Geburt erhoben hat, ſichtbar zu erhalten; und es iſt eine allgemein bekannte Thatſache, daß der ahnenreichſte Cavalier ohne Vermögen neben einem Bürger mit fürſtlichem Einkommen kaum bemerkt wird. Der ungeheure Aufwand, den der Geburtsadel zu machen hat, um ſeinen Glanz mitten unter dem immer mehr zunehmenden Schimmer des Geldadels zu behaupten, hat ſchon manche alte Familie erſchöpft; und die Zahl derjenigen, welche bereits von dem Schauplatze der großen Welt verſchwunden ſind, würde ungleich größer ſeyn, wenn nicht ſo manches Geſchlecht ſeine verlohrnen Kräfte im Schooße der Kirche wieder gewonnen hätte. Durch die Aufhebung des Cölibats ſtünde nichts geringeres

zu befürchten, als daß die reichsten Pfründen, und insbesondere die geistlichen Fürstenthümer erblich, und folglich so gut als weltlich werden, und dadurch der Geburtsadel, die für den ganzen Stand so äusserst wichtige Möglichkeit verlieren müßte, seinen durch besagte Erschöpfung verdunkelten Glanz zu erneuern. Durch bloßes Heyrathen würden alsdann einige wenige Geschlechter in ihren Nachkommen in den Fürstenstand erhoben, und alle übrigen der augenscheinlichen Gefahr ausgesetzt werden, nach und nach unter den Geldadel herabzusinken; während gegenwärtig schon durch die bloße Wahlfähigkeit zu einem fürstlichen Thron, die sich jedes einzelne Glied des stiftsmäßigen Geburtsadels durch die bloße Ehelosigkeit erwerben kann, die Würde des ganzen Standes über alle andere emporgehalten wird.

III.

Noch etwas von dem Westmeer. *)

In einem Zeitpunct, wo Kenntniß und Kühnheit der Seefahrer die Meere so durchkreuzt hat, daß ein

*) Ein Auszug aus der „Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Westküße von Amerika und

ein gelehrter Mitumſegler der Welt behaupten konnte, „Entdeckungen von großem Umfang fänden nicht mehr ſtatt„ — in dieſem Zeitpuncte die als Mährchen geachteten Nachrichten und Ueberlieferungen von einem großen Nordweſtlichen Meere, realiſirt zu finden, das iſt in der That eine Erſcheinung, die, zumal in Verbindung mit den Commercial-Nebenumſtänden, unter der ſie vorkommt, alle Aufmerkſamkeit erregen muß. Statt einer unermeßnen Fläche des feſten Landes von Nord-Amerika zeigt ſich auf einmal von fern ein ungeheurer Buſen der Südſee, von mehrern hundert Meilen Länge und Breite, der allerdings den Namen eines Meeres verdient. Durch ſeine Küſten werden die ausgebreiteten noch wenig bekannten nördlichern Erdſtriche von Amerika der Schiffarth zugänglich. Was dem innern Afrika näher zu kommen erſchwert, der Mangel an mehrern Küſten und Einbuchten, das wird künftig zu mehrerer Kenntniß des Innern von Nord-Amerika auf der weſtlichen Seite kein Hinderniß ſeyn; die Menge von Landungsplätzen am Continent, die reiche

und in dem nördlichen Amerika ſelbſt von Meares Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden ſind. Mit vielen Karten und Kupfern aus dem Engliſchen, mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen ausgearbeitet von Georg Forſter. „ Erſter Band (welcher nebſt einer vortreflichen Einleitung deſſelben, Meares und Douglas Reiſen enthält.)

reiche Saat von Inſeln wird die Erndte für Wiſſenſchaften und Commercium vergrößern, und zur Cultur eines anſehnlichen Theils des Menſchengeſchlechts beytragen.

Noch iſt die Entdeckung ſelbſt im Einzelnen zwar nicht ganz ins Klare gebracht; ja die Brittiſchen Seefahrer, denen man die neueſten Nachrichten verdankt, haben ſich unter einander ſelbſt verdächtig zu machen geſucht; Partheygeiſt der Oppoſizion, die im Parlemente die Bedingungen der Convenzion mit Spanien v. J. 1790. verkleinern wollte, hat ſich auch hier ins Spiel gemiſcht, um die neuen Hoffnungen zu ſtören. Ob man aber ſo viel Urſache habe, ſie aufgeben zu müßen, darüber wird man ſich vielleicht itzt ſchon aus gegenwärtigem Auszug tröſten können, der zu einem Nachtrag und zu mehrerer Berichtigung eines über das Weſtmeer im Monat May des T. M. befindlichen Aufſatzes gereichen möge.

Zuförderſt werden einige Zeugniſſe für die Exiſtenz dieſes neuen Meeres nachzuholen ſeyn. Daß es den Jeſuiten, aus Californien her, ſelbſt nach ſeiner beſtimmten Lage bekannt geweſen, beweißt eine Landcharte, die einer ſpaniſchen Beſchreibung von Californien 1757. ſchon beygefügt worden iſt. Hier findet man den Raum zwiſchen Aquilars und Juca's Einfahrt vom 43. bis 47°. N. B. als eine Inſel gezeichnet. Beide Einfahrten führen zu einem groſſen inländiſchen Meere, das ſich vom 30. bis

bis zum 67°. N. B. ausdehnt, und zwischen 40 Graden der Länge eingeschloßen ist. Aus einem Land-See hinter diesem Meere läuft ein Fluß zwischen 61 und 63°. N. B. der sich in zwey Armen westwärts wendet und in das Westmeer fällt. Von Juca's Einfahrt geht die Küste nordostwärts bis zu dem 57°. N. B. hin. Hier ist ein weitläuftiger Insel-Sund bis zum 62°. N. B. gezeichnet, der mit zwey aneinanderhängenden Land-Seen in Verbindung steht u. s. w. Sollten wohl alle diese Angaben der Jesuiten nur müßige Erfindungen gewesen seyn?

Selbst die vormals allgemeinirrige Meinung, als wenn Californien eine Insel sey, scheint auf einem Misverstand zu beruhen, den eine unvollkommene Kenntniß jenes inländischen Meeres veranlaßte. Auf einer zu Florenz 1661 herausgekommenen Charte ist in 47°. 20'. N. B. ein tiefer Meerbusen gezeichnet. Ein Spanischer Schriftsteller erzählt, daß 1676. ein Engländer, Thomas Peche, 120 Meilen in der Straße Anian (wie man die Einfahrt ins Westmeer dunkel benannte) fortgesegelt sey, aber wegen der verspäteten Jahreszeit habe umkehren müßen.

Vorzüglich anmerkungswerth ist es aber, daß eine neue spanische Handschrift von 1770. worin der Marsch der spanischen Truppen nach Monterey auf der Nordwest-Küste von Amerika beschrieben wird, den Fluß Los Reyes, für die Gränze

der

der ſpaniſchen Entdeckungen als etwas ganz bekanntes annimmt. Dieſes iſt aber ein Fluß aus des Admirals de Fonte ſobenannter apokryphiſchen Erzählung einer in dieſen Gegenden vollbrachten Entdeckungsreiſe, in deren Relazion nunmehr die Kritik gar vieles wahrſcheinlich und erklärbar findet.

Daß man bey dieſem und andern hiſtoriſchen Zeugniſſen, beſonders für die Exiſtenz der Meers Enge des de Fuca, demunerachtet auf Cooks letzter Seereiſe die Inſtruction mitgab, ſich der Erforſchung der amerikaniſchen Nordweſtküſte zwiſchen dem 40 und 60°. N. B. zu enthalten — dies nennt Herr G. Forſter„ einen abſurden Verhaltungsbefehl, der aus der lächerlichen Unwiſſenheit des Engliſchen Admiralitäts-Collegium und ſeines Chefs, des Grafen von Sandwich, entſprungen ſey.„

Inzwiſchen hat doch Cooks letzte Seefahrt die Hülfsmittel erleichtert, und die Triebfedern zu Entdeckungsreiſen in jene Gegenden verſtärkt. Was er nicht finden durfte, das zu finden muſte er doch andern die Bahn vorzeichnen. Der Waſſermangel nöthigte ihn, die verbotene Küſte zu ſuchen und Nutka zu entdecken, einen Vereinigungsplatz und Mittelpunct für ſeine Nachfolger, aus welchem die weitern Operazionen nach Süd und Nord unternommen werden können. So hat auch der von ihm ferner im 59°. N. B. entdeckte merkwürdige Arm der See, der den Namen Cooksfluß erhielt,

mag die Entſchloſſenheit, womit ich ſo vielen Vorurtheilen Gewalt angethan habe, durch die ganze Welt austrompeten. Mein Herz und meine Perſon ſind von meinem Gemahl unzertrennlich. Ich ſah Othello's Geſicht in der Schönheit ſeines Gemüthes, und ſeinen Verdienſten und heldenmäſſigen Eigenſchaften hab ich meine Seele und mein ganzes Glük gewiedmet. So daß, theureſte Herren, wenn ich zurükgelaſſen werde, und er in den Krieg geht, ich des Rechts, ſeine Gefahren mit ihm zu theilen, des Rechts, um deßwillen ich ihn liebe, verluſtig, und in ſeiner ſchmerzlichen Abweſenheit zu einem verdrießlichen Interim verurtheilt wäre. Laßt mich alſo mit ihm gehen.

Othello.

Eure Genehmigung, Gnädige Herren! Ich bitte euch, laßt ſie ihren Willen haben. Ich bitt' es nicht aus Rükſicht auf den Vortheil meines eignen Vergnügens, nicht aus Gefälligkeit gegen die Hize unſrer Begierden, die der erſte Genuß mehr gereizt als befriedigt hat; -- ſondern dem Edelmuth ihres Herzens ſeinen freyen Lauff zu laſſen. Der Himmel verhüte, daß ihr mich fähig haltet, eure ernſthaften und groſſen Angelegenheiten zu vernachläßigen, wenn ſie bey mir iſt -- Nein! Wenn jemals die kindiſchen Puppen-Spiele des befiederten Cupido die Werkzeuge meines Verſtands und meiner Thätigkeit in üppige Trägheit ſenken, und meine Ergözungen meinen Arbeiten ſchädlich ſind; dann laßt Haus-Weiber eine Brey-Pfanne aus meinem Helm machen, und die unwürdigſten, ſchmählichſten Wiederwärtigkeiten ſich zum Untergang meines Ruhms verſchwören.

Herzog.

hielt, die Hoffnung erregt, durch ihn bey weiterer Unterſuchung einen Zugang zu den innern großen Landſeen zu gewinnen, und damit eine inländiſche Communicazion zwiſchen der Oſt- und Weſt-Küſte von Nord-Amerika.

Lange wohl möchte die Wiſſenſchaft eine nautiſche Ausrüſtung, bloß zu ihrem Zweck, umſonſt gewünſcht haben, wenn ihr nicht die Ausſicht auf beſtimmte neue Handelsvortheile zu Hülfe gekommen wäre und den Trieb zu weitern geographiſchen Entdeckungen verſtärkt hätte. Capitain King, der an Cook's Stelle die zu deſſen letzter Entdeckungsreiſe ausgeſandten Schiffe zurückführte, machte auf die Vortheile eines Zwiſchenhandels, von hier nach der Nordweſtküſte von Amerika, aufmerkſam. Seine Calculs waren ſo einleuchtend daß die Engliſchen Kaufleute in allen Theilen des Brittiſchen Reiches von einem Unternehmungsgeiſt ergriffen wurden, der ihnen dieſen neuen Handelsquell verſichern ſollte.

Aus Macao liefen die Capitains Hanna, Peterck Douglas, Meares, nach dem Nordweſtlichen Amerika aus; von Bombay die Capitains Lowrie und Guiſe, aus Bengalen, Meares und Tipping, aus England ſelbſt, Portlock, Dixon, Barclay, Colnet, Duncan und Hudſon. Auf dieſen Seereiſen verunglückten die Capitains Peters und Tipping mit Schiffen und Volk. Colnet und Hudſon fielen in Nutka den Spaniern in die Hände und wur-

den nach Neuſpanien geführt. Es iſt in friſchem Andenken, mit welcher Anſtrengung Grosbrittanien ſich zur Rache rüſtete, und ſich Genugthuung für jene Störung, und Sicherheit für dieſe Schiffarthen erzwang. Von jener Zeit an hat man nun erſt Berichtigungen und Folgen der Entdeckung zu erwarten. Bis jetzt iſt doch ſchon die Hauptpforte zu dem neuen mittelländiſchen Meere eröffnet worden, die Einfahrt des Juan de Fuca, welche mehrere der vorhin genannten Seefahrer beſucht haben. Meares fand an dem ſüdlichen Ufer derſelben einen überaus hohen thurmähnlichen, im Meer einzeln ſtehenden Felſen, gerade ſo wie vormals Fuca einen Fels beym Eingang ſeiner Meer-Enge geſchildert hat. Duncan ging in derſelben vor Anker, und Barclay ſandte ein Boot in dieſe Straße aus, welches 4 Mann in einem Gefechte dort einbüßte. Meares ergriff förmlichen Beſitz der Meer-Enge Namens ſeiner Nation; ſein abgeſchicktes Boot fuhr über 30 Engliſche Meilen in die Straße ein. Die Mannſchaft wollte eben landen und weitere Unterſuchung anſtellen, als mehrere Canots mit Wilden herbeyeilten und ſie mit kühnem Angriff zurücktrieben. Die Meer-Enge ſelbſt fand man ungefähr 5 Seemeilen breit. Aus ihr ſah Duncan die Fluth heftig herausſtrömen. Da ſie alſo an einer andern Seite der Küſte ihren Weg hinein genommen haben muſte, ſo wird auch dadurch die Zerſtückelung dieſer Küſte wahrſcheinlicher.

Auch

Auch wuſten die Einwohner des Dorfes Cloſſet, am Eingang der Meer-Enge, von keinem oſtwärts liegenden Lande, ſondern behaupteten, dorthin habe man ein groſſes Meer vor ſich. Sie beſchrieben, daß ſolches ſehr weit nach Norden hinauf und nach Süden hinunter gienge. Eben ſo erfuhr Lahonstan vormals, als er bis zum 46°. N. B. nach Weſten vorgedrungen war, von der Völkerſchaft der Moſemlecks, daß weſtwärts ein groſſes Meer ſey, an deſſen Ufer viele Niederlaſſungen angetroffen würden.

Alle dieſe Umſtände und Nachrichten zuſammen genommen, in Verbindung mit den mancherley Tradizionen, die insgeſamt auf ſo verſchiedenen Wegen zu uns gekommen, geben dem Daſeyn dieſes Meeres einen Grad von Wahrſcheinlichkeit, aus dem ſich auf das Poſitive ſchlieſſen läßt, wenn man auch gleich das hauptſächlichſte Zeugniß, nemlich daß der amerikaniſche Capitain, Gray, aus Boſton, das Weſtmeer ſchon wirklich beſchifft hat, noch nicht für völlig erwieſen anſehen will. Meares traf in Nutka mit dieſem Nordamerikaniſchen Schiffer zuſammen; durch ihn erfuhr dieſer die Exiſtenz der Meerenge des de Fuca und ſuchte ſie ſelbſt auf. Da gelangte er durch ſie in ein weitläuftiges Meer, worin er nordwärts und oſtwärts ſteuerte, und Verkehr mit den Völkerſchaften hatte, die hinter Nutka zahlreiche Inſeln bewohnen. Nur an einer Stelle, zwiſchen den 56 und 57°. N. B. ſah er das gegenſeitige Ufer; das weſtliche Land hingegen fand er in lauter Inſeln zerſtückt.

Als man vom Capitain Meares Beweis dieſer von ihm gegebenen Nachricht verlangte, bezog er ſich auf das Zeugniß eines in England angeſehenen Mannes, des Herrn Neville, der mit dem Oſtindienfahrer, Cheſterfield, aus China zurückgekommen war, und während ſeines Aufenthaltes daſelbſt mit dem amerikaniſchen Capitain Kendrick vielen Umgang gehabt hatte. Dieſer machte aber mit dem Capitain Gray aus Boſton zugleich die Seereiſe an die nordweſtliche Küſte, und erfuhr von ihm die angeführten nähern Umſtände von deſſen Schiffahrt auf dem neuen Meer.

Gleichwohl ſtimmen hiermit die Nachrichten nicht völlig überein, die ſich der berühmte engliſche Geograph, Alexander Dalrymple, von jener Reiſe des Capitain Gray hat verſchaffen können. In Amerika verſchweigt man das hauptſächlichſte dieſer Reiſenachricht, um auch einmal inconſequent zu ſeyn. Inzwiſchen hat man doch ſchon einige andere Schiffe dort ausrüſten laſſen, um dieſe Seefahrt zu wiederholen, und ſich vermuthlich früher als andere Nazionen in die Commerzial-Vortheile zu ſetzen, die ſich dabey ereignen könnten.

Man wird hierüber bald etwas Gewiſſeres erfahren, da der berühmte Dalrymple von der Oſtindiſchen Compagnie in England eigens mit jährlichen 3000 Thlr. unterſtützt iſt, um den Aufwand zu Erlangung gemeinnütziger geographiſcher Nachrichten und Verfertigung der nöthigen Charten zu beſtreis

ſtreiten. Er empfängt überdieß von derſelben 3000 Thlr. Jahrgehalt für ſeine eigene Bemühungen. Mit ihm ſtehet Herr G. Forſter in genauem Verhältniß, und wird uns früh genug auch in Teutſchland mit dem beſchenken, was jener berühmte Mann bekannt macht. Schon hat Herr F. vieles aus dieſer Quelle in der vortreflichen Einleitung geliefert, die er ſeiner Bearbeitung der Reiſe des Capitain Meares vorgeſetzt hat.

Noch iſt die Wichtigkeit des Handelszweiges zu erwähnen, deſſen ſich die Engliſchen Seefahrer auf dieſem Wege zu bemächtigen im Begriffe ſind. Die nordweſtliche Küſte von America hat das ſchönſte Pelzwerk im Ueberfluß, beſonders die Seeottern, die ſchönſte Gattung alles bekannten Pelzwerks; man hat daher dieſe Küſte ſchon die Pelzküſte genannt. Ueberaus reich iſt ſie auch an dem vortreflichſten Schiffbauholz und andern der Schiffahrt nützlichen Producten des Pflanzenreichs. In China wird aber ein ungeheurer Luxus mit Pelzwerk getrieben. Der ruſſiſche Handel nach China zu Lande, mittelſt deſſen ſonſt ein großer Theil des Canadiſchen Pelzwerks nach China gieng, iſt in großem Verfall. Die Engländer ziehen daher dieſen Handel itzt faſt ganz an ſich, und ſchon führen die Chineſer Pelzwerk und engliſche Wollenwaare nach Japan. Rußland machte daher Speculazion auf einen dergleichen Handel, wie der Engliſche, aus ſeinen öſtlichen Häfen; der Türkenkrieg kam dazwiſchen und unterbrach dieſes Vorhaben. Wenn England

erſt an der nordweſtlichen Küſte von America ganz feſten Fuß gefaßt hat, wird es ſich in den ſoliden Beſitz dieſes Handels mit China ſetzen: ſo wie es itzt ſchon jährlich 2000 Tonnen Zinn aus Cornwall dahin verführt, ſtatt daß man ſonſt nur Zinn aus Malakka in China anbringen konnte, weil man es irrig für feiner anſah. So läßt man auch das Engliſche Kupfer aus Angleſey in ſchmale Stangen ſchneiden und wie das Japaniſche zurichten, und führt es nach China aus. Der Aufwand an Silber, mit welchem man ſonſt nur in China einkaufen konnte, vermindert ſich daher immer mehr.

Die künftige Verbindung des Handels-Intereſſe der Engliſchen Hudſonbay-Compagnie mit den Vortheilen der Oſtindiſchen Geſellſchaft wird dieſe Ausſichten noch mehr erweitern. Allem Anſehen nach wird dergleichen Verbindung entſtehen, wenn erſt das neue Weſtmeer unterſucht ſeyn wird. Der Zuſammenhang der ungeheuern Landſeen in Nord-Amerika, (deren man ſchon, nach Umfreville's neueſten Angaben über 120 zählt) wird höchſtwahrſcheinlich durch mehrere Flüſſe hervorgebracht, die in das Weſtmeer fallen. Selbſt der Cooks-Fluß hängt, nach Ausſage der Bewohner der Küſten des Sclavenſees und Sclavenfluſſes, mit dem großen See Arathapeſcow zuſammen. Denn ein Kanadier, Peter Pond, kam 1787. bis dahin, und fand bey den Bewohnern des Ufers dieſes Sees eine wollene Decke, die ſie von fremden Schiffen an der Mündung des Fluſſes erhalten hatten. Auſſer dem Caſpi-

pitain Cook iſt aber niemand an die Mündung eines Fluſſes jener Gegend gekommen. Selbſt der weſtlichſte Handelsplatz der Hudſonbaycompagnie, Manchesterhaus, kann nach der von Umfreville beſtimmten Lage kaum 80 Seemeilen von der Küſte des Weſtmeers entfernt ſeyn. (In einer engliſchen Zeitung vom M. Auguſt d. J. wollte man ſchon wiſſen, daß ein Mann von einer Factorey der Hudſonbaycompagnie auf lauter Landſeen und Flüſſen bis zu einen See, Oninipik, vorgedrungen ſey, von welchem man ihm geſaget, daß er ſich mittelſt eines Fluſſes Ox in das Weſtmeer ergieße.)

Wenn alſo gleich eine nordöſtliche Durchfahrt aus der Hudſonbay in einer zu guter Paſſage dienſamen Breite ſich nie realiſieren wird, da durch des Engländers, Hearne, Reiſe zu Fuß nach dem Eismeer wenigſtens bis zum 68° N. B. dergleichen Durchfarth nicht ſtatt hat: ſo nähert ſich doch durch das Weſtmeer, als einen großen Buſen des ſtillen Meeres, die Communicazion zur See von Weſten her ſo ſehr den Nord-Amerikaniſchen Handels plätzen, daß wenn auch eine Nordoſtpaſſage, ſelbſt in dem uneigentlichen Sinn, auf Flüſſen und in kleinen Fahrzeugen unwahrſcheinlich wäre, (wie die neueſten Entdeckungen des Herrn Mackenzie befürchten laſſen) es der kaufmänniſchen Betriebſamkeit doch nicht unmöglich fallen wird, von dem Atlantiſchen Meere her mit der nordweſtlichſten Küſte von Amerika in Connexion zu kommen.

Aus den intereſſanten Reiſenachrichten der neueſten Seefahrer wird noch etwas über lebloſe und lebendige Gegenſtände, über Steine und Menſchen anzuführen ſeyn. Von jenen kommen zwey merkwürdige Wahrnehmungen darin vor, die den ſteinkundigen Seefahrern wenigſtens in der äuſſern Form auffielen. Sie erblickten einmal unter dem 30° N. B. alſo oberhalb der Sandwich-Inſeln, ein großes Schiff, das eine auſſerordentliche Menge Seegel führte, nur konnten ſie nicht entdecken, in welcher Richtung es ſteuerte. Sie hielten es für die Gallione von Neu-Spanien, und ſchrieben bereits Briefe an ihre Freunde nach China, die ſie ihr mitgeben wollten. Das Schiff hatte das Anſehen eines Kriegsſchiffes vom erſten Rang mit vielen ausgeſpannten Seegeln; man glaubte jedes einzelne Seegel das zu einem ſolchen Schiffe gehört, unterſcheiden zu können. Dieſe ſeltſame Täuſchung, denn weiter war es nichts, währte fort, bis ſie dem Gegenſtande auf zwey Seemeilen nahe kamen. Itzt ſahen ſie einen ungeheuern iſolirten Felſen mitten im Weltmeer; an ſeinen rauhen Seiten zerſtiebten die Wellen mit einer Wuth, die zu der unendlichem Weite, durch welche ſie ſich wälzen mußten, ehe er ſich ihnen entgegen ſtemmte, gehöriges Verhältniß hatte. Nach Maasgabe der Tabellen mußte der Fels wenigſtens 350 Fuß ſenkrechte Höhe über die Meeresfläche haben. Sie nannten ihn Lothe Weib.

Wahr-

Wahrscheinlich ist es ein weißer Quarzfelsen; denn eine andere Gebirgs-Art möchte wohl nicht so unerschütterlich ihren Platz behauptet haben.

So erblickte man auch in der Entfernung einiger Meilen von der Küste von Neu-Albion drey sonderbare Felsen mitten in dem Meer ganz isolirt stehend, jeder etwa 100 Schritt von einander entfernt. Sie sahen einander ganz ähnlich, ausser daß der mittelste einen großen bogenförmigen Durchgang hatte, durch welchen man von weitem ins Meer hinaus sehen konnte. Man gab ihnen die Namen, die drey Brüder. Es sind vermuthlich Granit-Berge, wie die an der Küste es zu seyn scheinen. Die gewaltsame Operazion, welche die große Südsee ehemals vorgenommen, hat also mit einer Menge Inseln auch einzelne Klippen stehen lassen. Man findet diese Inseln und Klippen, gewöhnlich, urgebirgischer und vulkanischer Gattung oder als Corallenriffe; dargegen ist dort, wenigstens in Neuholland, zur Zeit kein Kalkstein gefunden worden.

Jetzt noch etwas von Einem Paar Menschen. Capitain Meares hatte bey seiner ersten Schiffarth von Atuai, einer der Sandwich Inseln, einen jungen Mann, Namens Tianna, nach China mitgenommen, den er auf der zweyten Fahrt in sein Vaterland zurückführte. Tianna war 32 Jahr alt, 6 Fuß 5 Zoll hoch, von herkulischen Muskeln und edelm Anstand, der keine Veränderung dadurch

litt, als Tianna europäiſche Sitten annahm. Er trug europäiſche Kleidung, gieng leicht und ungezwungen, befleiſſigte ſich vieler Sauberkeit und eines unſern Begriffen von Sittlichkeit angemeſſenen Betragens. Hin und wieder ſchimmerte die kindiſche Phantaſie ſeines urſprünglichen Zuſtandes hervor. So konnte man ihm z. B. den Werth der Münz-Sorten nicht begreiflich machen, und ſo oft ihm etwas fehlte, was er ſich anſchaffen wollte, forderte er ſehr unſchuldig etwas Eiſen, das er, weil es in ſeinen Augen das ſchätzbarſte Metall war, auch für das allgemeine Tauſchmittel aller andern Völker hielt. Den Unterſchied, zwiſchen verſchiedenen Europäiſchen Nazionen, die er zu ſehen bekam, wuſte er mit vieler Anſtrengung des Geiſtes aufzufaſſen. Mit dem äußerſten Abſcheu betrachtete er die Eingebornen von China; ihre kahlen Köpfe, ihre offenen Naſenlöcher, ihre nichtsſagenden Geſichtszüge flößten ihm einen hohen Grad von Verachtung gegen ſie ein. Vielleicht erhielt eben durch dieſes Gefühl die natürliche Würde und der Anſtand ſeiner Geſtalt noch etwas beſonderes, das den Chineſern Ehrfurcht einprägte, ſo oft er ſich unter ihnen befand, und das die furchtſame Menge zurückſcheuchte um ihm Platz zu machen, wohin er ſich wandte. Er muſte ſich von einem chineſiſchen Mahler abmahlen laſſen. Bey dieſer Gelegenheit erzählte er, daß über ein Gemählde, was er ein Bildniß des Capitains Cook nannte, ein ſchrecklicher Krieg unter allen Sanwich-Inſeln

ents

Herzog.

Ihr Gehen oder Bleiben ſoll eurer eignen Willkühr überlaſſen ſeyn -- Die Geſchäfte fordern die haſtigſte Eilfertigkeit. Ihr müßt dieſe Nacht noch fort.

Desdemona.

Dieſe Nacht, gnädigſter Herr?

Herzog.

Dieſe Nacht.

Othello.

Von Herzen gerne.

Herzog.

Morgen um neun Uhr wollen wir hier wieder zuſammen kommen. Othello, laßt einen Officier zurük, durch den wir euch euer Patent, und eure Inſtruction nachſchiken können.

Othello.

Wenn es Eu. Durchlaucht nicht entgegen iſt, ſo iſt hier mein Fähndrich, ein Mann von Ehre und Redlichkeit, dem ich die Begleitung meines Weibs anvertrauen will, und durch den mir zugleich alles andre nachgeſchikt werden kan, was Eu. Durchlaucht für nöthig hält.

Herzog.

Ich bin's zufrieden. Gute Nacht allerſeits -- (Zu

entſtanden ſey, bis es einer der vornehmſten Anführer behauptet habe. Seine Landsleute hielten daſſelbe für ein Heiligthum, und glaubten durch deſſen Verehrung den unglücklichen Zufall der Ermordung dieſes groſſen Mannes abzubüßen. Ueberhaupt rechtfertigte er ſeine Landsleute vollkommen wegen des Verdachts der Menſchenfreſſerey, und ſein verſtändiges und rechtſchaffenes Betragen nach der Rückkehr zu ſeiner Familie läßt vieles für die Cultur dieſer Menſchen hoffen. An vortreflichen Anlagen fehlt es ihnen nicht; beſonders iſt ihr Nachahmungstrieb ſehr rege, um das Gute und Zweckmäſſige auf eigne Bedürfniſſe anzuwenden. So hatten ſie z. B. in kurzer Zeit eines ihrer Canots gerade ſo betackelt, wie das engliſche Schiff. Sie führten alle Segel genau in eben der Form und Stellung, wie die Engländer; und dieſes gereicht in der That zu einem nicht geringen Beweiß ihrer Fähigkeiten.

Auch ein Mädchen von Owaihi führte Capitain Meares aus China nach den Sandwich Inſeln zurück. Sie war mit Capitain Barclay aus Liebe für deßen Gemahlin mit dahin gereiſt. Auf der Rückreiſe fiel ſie in eine Auszehrung. Sie war von liebenswürdigen Sitten, und beſaß mehr Verſtand als man in einer rohen, ungebildeten Seele hätte erwarten ſollen. Sie hieß Waini. Ihre Krankheit war unheilbar. Am Morgen ihres Todes gab ſie ihrem Landsmanne, Tianna, zum

Be-

Beweiß ihrer Dankbarkeit für seine Wartung; einen Spiegel, nebst einer Schüssel und Flasche von chinesischem Porzellan. Ihr übriges kleines Eigenthum vermachte sie ihren Freunden, denen es auch Tianna überbrachte. Wenn man bey den Leiden ihrer Seele verweilt, bey dem Gedanken, ihr Vaterland und ihre Verwandte nie wiederzusehen; wenn man betrachtet, wie die fehlgeschlagene Hoffnung eines unschädlichen Stolzes an ihrem Herze nagte, und zu diesem niederschlagenden Gefühl sich die Schmerzen einer unheilbaren Krankheit hinzudenkt: so wird man der unglücklichen Waini ein mitleidiges Andenken nicht versagen können. —

Zum Beschluß ist von einem rührenden Ereigniß auf der Seereise des Capitain Douglas etwas nachzuerzählen. Er seegelte an den Pelew-Inseln hin; da folgten ihm einige Canots der Indianer, die sich in ihrer Anrede der Worte Englisch und Moor bedienten; vielleicht Moromay welches in der Pelew-Sprache, Komm her! bedeutet. Eins von diesen Canots fuhr eine weite Strecke den Engländern nach, und ein auf demselben befindlicher Mann rief immer: Ibu! Ibu! wobey er mit der äussersten Anstrengung Zeichen machte, um das englische Schiff zur Umkehr zu bewegen. Als er merkte daß alle seine Bemühungen fruchtlos waren, geberdete er sich wie vor Schmerz und Kummer ausser sich. Capitain Douglas wuste nichts davon, daß seine Landsleute unter Capitain Wilson von den

guten Insulanern allen Beystand erhalten hatten, und daß ihr Beherrscher seinen Sohn Libu der Vorsorge des Capitains Wilson anvertrauet hatte, um ihn in England mit Sitten und Künsten bekannt werden zu lassen. Wer kann zweifeln, daß die Canots, die dem englischen Schiff folgten, abgeordnet waren um den armen Libu in Empfang zu nehmen! Wem fällt es nicht auf das Herz, daß der Insulaner, der so oft Ibu! Ibu! rief, kein anderer als sein Vater, Abba Thulle, seyn konnte? Man begreift wohl, was er bey dem ersten Erblicken des englischen Schiffes mit seinen weißschimmernden Seegeln empfunden habe, und wie schnell er sich in seinen Canot werfen muste, um dem Schiff entgegen zu eilen, und einen Sohn zurückzunehmen, der izt mit den Kenntnissen und der Ausbildung, die ihm Europa geben konnte, sein Vaterland zieren und unterrichten sollte. Wer kann den Schmerz nachempfinden, womit er nach seiner Insel zurückkehrte, als er das Schiff fortsegeln sah, und niemand auf seinen Schmerz, niemand auf sein banges Rufen hören wollte!

Guter Abba Thulle, du wirst izt vielleicht wissen, daß dein Sohn Libu nicht mehr ist, und daß für diesesmal dein Glaube an Menschentreue, dein Streben nach Vervollkommung, durch ein unglückliches Verhängniß seiner Belohnung beraubt wurde!

IV.

Pächter Martin und sein Vater.

(Fortsetzung von S. 169. des sechsten Stücks.)

6.

Es freut mich, daß die tiefe Trauer abgeschaft ist. Aber daß mir der junge Herr Spitzkopf, dem sein Vater vor fünf Tagen gestorben war, heute im Galakleide mit frisiertem und gepuderten Haar entgegenstolzierte, das freute mich nicht.

Das Florbändchen scheint mir vom Galakleide und vom frisiertem Kopfe gar wunderseltsam abzustechen. Ich kann mich nicht überzeugen daß es gut wäre, alle äußere Zeichen der Liebe und Dankbarkeit gegen unsere Verstorbenen als leeren Tand zu verwerfen; denn ich fürchte, daß bey vielen die Liebe und Dankbarkeit hinterher geworfen wird. Und da hätten wir denn um Gutseyn — mein lieber Pastor würde sagen an Moralität — ungleich mehr verlohren als wir an Gelde erspart hätten. Glaubt ja nicht, daß ich hiermit der alten Trauermode das Wort rede wolle: aber zwischen A und Z liegen ja noch viele Buchstaben mitten inne. — — Auch hat Herr Spitzkopf seinen Vater ungewaschen und ungekämmt in den ältesten Schlafpelz einwickeln und so zu Grabe tragen lassen; „denn die Würmer, meinte er, „würdens

so

ſo genau nicht nehmen, wenn der Braten auch nicht ſo appetitlich aufgetiſcht würde! Und wozu der Putz dem Todten? Er braucht keine Staatsviſite mehr zu machen.„ Das nennt Spizkopf Aufklärung; mag aber wohl wieder eine von denen Aufklärungen ſeyn, die das Haus ſelbſt anzünden um es deſto beſſer zu erleuchten. Der aufgeklärte junge Herr hat, denk ich, auch hier vergeſſen daß zwiſchen a und z viele Buchſtaben mitten inne liegen.

Ich bin nicht für den Putz bey Lebenden, noch weniger bey den Todten; aber deſto mehr für Reinlichkeit, und das nicht bloß deswegen weil es der Geſundheit des Körpers, ſondern auch weil es der Geſundheit der Seele zuträglich iſt: denn ich habe gewöhnlich in einem ſchmuzigen Körper eine noch ſchmuzigere Seele gefunden, und habe da gemerkt, daß der Weiſe, der nie ein Haus anzündet um es zu erleuchten, ſeine guten Urſachen dazu hatte, daß er uns rieth unſern Leib in Ehren zu halten, und daß er dieſen Leib einen Tempel Gottes nannte, u. ſ. w.

Aber, werden die Spizköpfe ſagen, das paßt wohl für die Lebendigen; aber wozu die Reinlichkeit dem Todten? Antwort: um der Lebendigen willen!

„Der Todte braucht keinen Putz, denn er hat keine Staatsviſite mehr zu machen!„ So braucht er auch keinen Schlafpelz, denn er wird auch ohne

Pelz

Pelz nicht frieren. Was soll ihm also überhaupt Bekleidung?

„Weils wider allen Wohlstand und Schicklichkeit wäre, ihn so in Adams oder Evens Tracht den Augen anderer zu präsentieren.„

Beleidigt Schmutz das Auge minder als Nacktheit? Doch ich mag nicht mit Spizköpfen rechten. Ihr aber, die ihr nicht so spitzige Köpfe habt, denkt ob es wahr sey was mein Vater sagte:

„Die liebe Menge richtet nach dem was sie sieht und fühlt. Ihr ist deßhalb der Todte ebensowohl Mensch als der Lebende. Laßts nun Sitte werden, daß der Todte ohne Sang und Klang wie eine taube Nuß weggeworfen wird: so steht zu besorgen, daß sie von den Todten auf die Lebenden und auf sich selbst schließen, und daß auch der wahre Mensch ihnen zur tauben Nuß herabsinkt. Werfet den Leichnam des Menschen neben das Aas des Thieres auf den Anger, so wird die liebe Menge den Unterschied zwischen Thier und Mensch bey beyder Leben auch nicht höher anschlagen, als sie ihn mit Augen sieht — und wie viel sieht sie?

Mit dem Todten Prunk zu treiben, seinen Leichnam auszuputzen, ist mehr als kindische Eitelkeit; ihn aber absichtlich so zu vernachläßigen daß sein Anblick gräßlich werde, und Ekel errege, ist herzlose Starkgeisterey!

Wenn

Wenn ihr einſt mein gebrochenes Auge zugedrückt, *) den Todtenſchweiß von meinem Angeſicht abgewiſcht habt, ſo hüllt dann meinen Körper in ein reinliches Leichentuch, und ſo übergebt ihn der mütterlichen Erde.

VIII.

Ihr ſollt mir gewiß den Vorwurf nicht mit Recht machen, daß ich ein empfindſamer Schwärmer wäre: doch danke ich der lieben Mutter Natur, daß ſie mich nicht zum bloßen Kopfe gemacht ſondern mir auch ein Herz gegeben hat. Erhalte mirs, liebe Mutter!

Ich weiß daß ich noch lange nicht ſo gut bin als ich ſeyn könnte: aber ich weiß auch, daß ich nicht einmal ſo gut ſeyn würde als ich bin, wenn ich nicht dieß Herz hätte, das ſich mit den Frohlichen freuen und mit den Weinenden weinen kann!

„Nur hat dein Gutſeyn dann nichts verdienſtliches!“

Das glaube ich ſelbſt, und es iſt mir in Wahrheit noch nicht eingefallen, daß ich mir aus meinem bischen Gutſeyn ein Verdienſt machen wollte, weil ichs wirklich aus bloßer Neigung bin, weil mirs gar unſäglich große Freude macht, wenn ich einmahl was gethan habe, wovon ich ſo in Einfalt meines Herzens glaube, daß es gut gethan ſey; und weil ich im Gegentheil mit mir ſelbſt

*) Die Augen — mag noch hingehen, nur nicht den Mund! vid. T. Merkur 9tes Stück, S. 130. u. 135.

selbst nicht eins bin, wenn ich was that, wovon ich wünschte daß ichs nicht gethan haben möchte. Und, lieben Leute, es ist einem gar sehr übel wenn man mit sich selbst nicht eins ist! Glaubt ihr aber im Ernst, daß ich mehr Verdienst davon hätte, so ich mich nicht darüber freuete, wenn mir einmal ein gut Stückchen Arbeit gelungen ist? oder wenn mir der Verstand allemal die Sporn in die Seite setzen müßte, wenn ich was Gutes thun soll?

Mein Herzensbube Carl hüpft und springt, wenn er mir was zu Danke machen kann. Sein Bruder Christel thut am Ende auch was ich gethan haben will, wenn er weiß daß ers thun muß, macht aber ein Gesicht dazu als wenns zur Frohne ginge. Natürlich thut der Carl zehnmal mehr als der Christel, und freut sich daß ers thut; dennoch hätte aber doch wohl der Christel mehr Verdienst, weil er das Gute wider Neigung that, ohne sich fein zu freuen? Hm! mehr Gutes thun und gern thun, soll minder Verdienst seyn, als weniger Gutes ungern thun! —

Meinem Carl schmeckt sein Morgenbrod nicht, wenn ein armer Knabe neben ihm steht, der wohl auch ein Morgenbrod essen möchte, wenn er eins hätte. Carl theilt dann mit ihm, und nun schmeckt ihm die andere Hälfte noch einmal so gut, und gedeiht besser. Käme noch ein Dritter, der mit hungerigem Auge nach der zweiten Hälfte schielte, so gäbe er ihm die zweyte Hälfte auch. Nur ein einzigesmal habe ich etwas ähnliches von Christeln

ers

erlebt; es fand sich aber, daß er eben keinen Hunger hatte. Sagt ob ihr meinen Carl nicht lieber hättet als seinen Bruder?

„Wünsche nur daß der Herzensbube gut bleiben mag sein lebelang!“

Danke schön für den Wunsch. Aber warum zweifelt ihr ob ers bleiben werde?

„Ey nu, die Herzensbuben pflegen in der Regel sehr launige Buben zu seyn. Bloße Herzensgüte ohne Grundsätze bleibt immer sehr mangelhaft. Auch — —“

Halt ein wenig! Zu viel auf einmal ist unverdaulich. Was nun erstens die Grundsätze anbetrift, so soll doch das hier wohl so viel heissen, als: gut seyn, weil man weiß daß und wie man gut seyn muß. Kann mein Carl deßhalb, weil er ein gutes Herz hat, nicht auch wissen, oder was er noch nicht weiß, lernen, daß und wie er gut seyn muß?

Zugestanden also: Herz ohne Kopf ist ein Schiff ohne Steuermann, und es ist Glücksfall, wenn ein solches Schiff, von günstigen Winden getrieben, an Ort und Stelle kommt, wo es hin soll. Gebt aber dem geschicktesten Steuermann statt eines guten Schiffs einen plumpen Kasten ohne Segel, so hat er auch seine liebe Noth; wirft am Ende ungeduldig das Steuerruder ins Wasser, oder läßt es ermattet fallen. —

Ihr werdet mir doch nie beweiſen: daß ein gutes Schiff nothwendig einen ſchlimmen Steuermann haben müſte? — Laßt beydes vereinigt ſeyn, ſo gehts (wenn es anders der Wind nicht gar zu arg macht) daß es eine Luſt iſt.

Was nun die Laune betrift, ſo iſt das eine Krankheit, wogegen euch ein gutes Herz freilich nicht ſchützt, die aber dennoch nicht ſo wohl aus dem Herzen als aus dem Kopfe entſpringt, und am meiſten aus dem Magen und den Eingeweiden. Braucht harte Arbeit, freie Luft, kaltes Bad und ähnliche Corroborantia, nebſt geſunder Nahrung! In Anſehung der leztern kömmts nun freilich quoad quantitatem et qualitatem, wie mein Schulmeiſter ſagte, auf eure Verdauungskräfte an, und läßt ſich dahero kein allgemeines Recept verſchreiben: indeß könnt ihr doch das als Regel annehmen, daß allzuviel überall ungeſund ſey, und Hausmannskoſt am beſten bekomme. Und beides gilt vom Kopfe, wie vom Magen. Wir haben den Fall mehrmals erlebt, daß die beſten Köpfe durch loſe Speiſe, nach Hautgout und ſublimer Kochkunſt zubereitet, gar jämmerlich zerrüttet wurden, und die böſe Laune ſpukte darin wie ein Kobolt; haben es aber auch zuweilen erlebt, daß durch ein kräftiges Reinigungsmittel, gute Diät und Hausmannskoſt, der böſe Geiſt ausgetrieben, und der Kranke wiederhergeſtellt wurde. Und wir können dahero nicht umhin, ein abgerißenes Stückchen aus

einem

Brabantio.) Und, edler Signor, wenn Tugend die glänzendste Schönheit iſt, ſo iſt euer Tochtermann mehr weiß als ſchwarz.

Senator.

Adieu, tapfrer Mohr, begegne Desdemonen wol.

Brabantio.

Sich fleiſſig zu ihr, Mohr, wenn du Augen haſt; ſie hat ihren Vater betrogen, und wird dir's vielleicht nicht beſſer machen.

(Der Herzog und die Senatoren gehen ab.)

Othello.

Ich ſtehe mit meinem Leben für ihre Treue -- Ehrlicher Jago, dir muß ich meine Desdemona hinterlaſſen; ich bitte dich, gieb ihr deine Frau zur Geſellſchaft, und bringe ſie mit der beſten Gelegenheit nach. Komm, Desdemona, ich habe nur eine Stunde, die ich der Liebe und unſern Angelegenheiten ſchenken kan. Wir müſſen der Zeit gehorchen.

(Sie gehen ab.)

Zehnte Scene.

Rodrigo und Jago bleiben.

Rodrigo.

Jago --

Jago.

Was willſt du mir ſagen, tapfres Herz?

Rodrigo.

einem uralten Kochbuche mitzutheilen, woher sich laut beygefügter Nachricht der Besitzer gesund und wohl befand, und alt wurde bey guten Tagen.

„Die Erde ist kein Himmel aber noch weniger ein Jammerthal; die Menschen sind keine Engel aber eben auch keine Teufel. Und laß dir das lieb seyn, denn du stehst gerade auf dieser Erde unter diesen Menschen auf deinem rechten Platze. Du würdest im reinen Aether des Himmels ersticken; und was wolltest du unter lauter Engeln? Könntest kaum Nachtwächter oder Thürmer werden; und was dann, wenn die lieben Engel keine Nachtwächter oder Thürmer brauchten?"

„Es fließen viele Thränen unter'm Monde; aber nicht alle preßte der Schmerz aus, und selbst diese sind dem, der sie weint, oft wohlthuend wie dem dürren Lande ein fruchtbarer Regen. Scheint nicht die Sonne nach dem Ungewitter am lieblichsten? Und wie viel hat der May seinen ältern Brüdern zu verdanken? Würde er wohl so gefallen, wenn alle seine Brüder den Einfall hätten, sein Gewand anzuziehen, und sein freundliches Gesicht anzunehmen? — Schön ist es auch, daß du manche Thräne von dem Auge deines Bruders abtrocknen, und dann dich seines Lächelns zwiefach freuen kannst!"

„Es ist dir gewiß lieb, daß du, gleich deinen Brüdern, froh seyn kannst; murre nicht ungerecht,

wenn du zuweilen gleich ihnen trauren mußt. Vergiß dann nicht, daß du öfters trauertest und hinterher immer wieder froh wurdest, und wohl noch einmal so froh als du vorher warst. Noch war kein Winter, auf welchen nicht ein Frühling gefolgt wäre. Es stürmte schrecklich, doch endlich hörte es auf zu stürmen; labend war die Ruhe nach dem Sturme, und ohne ihn wäre die Luft verpestet worden! — Immer froh seyn, wenns auch möglich wäre, würde uns doch nicht frommen. Was würde bey ewig heiterm Himmel und hellem Sonnenschein aus unsrer armen Erde werden? — Es gefiel dem kleinen Buben daß die liebe Mutter ihn mit Zuckerbrod fütterte, und jedes rauhe Lüftchen von ihm abhielt: doch siehe welch ein armer Wicht ist aus ihm geworden! — Die bitterste Arzney ist oft die wohlthätigste. Wolltest du Kind seyn, und den Arzt schmähen, daß er dir bittere Arzney, und nicht süßen Wein reichte, da du doch wüßtest daß der süße Wein dich kränker, die bittre Arzney aber gesund machen könnte? — "

„Wie glücklich ich sonst war! — das sagen Hundert, ehe einer einmal sagte (und das was er sagt länger als auf einige Stunden für wahr hält) wie glücklich ich bin! Hattet ihr wirklich sonst mehr Ursache froh zu seyn als jezt? oder habt ihr jezt gar nichts mehr, dessen ihr euch freuen könntet? — Seyd ihrs zufrieden, mit Rückgabe alles dessen was ihr jezt habt und seyd, wieder zu werden

was

was ihr wart? — Ueberdenkt aber das —„ mit Rückgabe alles deſſen was ihr jezt habt und ſeyd"— ein wenig, ehe ihr euch zur Wahl entſchließt! Dieß Amt z. B. hatteſt du damals noch nicht; alſo— zurück gegeben!—Dieſe Freunde, dieſe Kinder—Wie? du erblaſſeſt, gute Mutter. — Warum? du ſollſt ja durch dieſes Opfer wieder glücklich werden. —

„Ja, ich gebe alles zurück. Nur — "

Keine Ausnahme! Du mußt alles zurückgeben, was du damals nicht hatteſt. Dafür empfängſt du alle das Gute wieder, was du damals hatteſt; freylich aber auch alle das Unangenehme mit, was du damals verwünſchteſt. — Nun? ihr wollt nicht? — Das Jezt muß alſo doch ſo gar traurig nicht ſeyn, da ihr es mit dem glücklichen Sonſt nicht ganz ohne Vorbehalt vertauſchen wollt! — Und wenn ihr euch zurückerinnert, ſo werdet ihr finden: daß ihr damals, als ihr ſo glücklich ward, auch nicht ſagtet: wir ſinds! ſondern erſt hinterher: wir waren's! — Lieben Leute, ihr hattet ſonſt Urſache froh zu ſeyn, und habts jezt nicht minder. Bey allem Unangenehmen, das ſich ſonſt in eure Freuden einmiſchte, hattet ihr doch auch Freude, und mehr Freude als ihr damals erkanntet, und manches Gute, das ihr noch beſſer hättet benutzen und genieſſen können als ihrs benutzt und genoſſen habt. Und, wahrlich, ſo iſts noch jezt. Lernt das Gute das ihr heute habt, erkennen und genieſſen, ſo werdet ihr auf geſtern mit Zufriedenheit, auf morgen

mit Hofnung sehen, und also heute, wie ihr leicht berechnen konnt, dreyfach genießen!„

„Wie mein Nachbar so glücklich ist! — Und wie noch glücklicher er seyn könnte, wenn er das Gute das er hat, recht erkennen und genießen wollte! „

Das leztere kannst du mit Wahrheit von ihm sagen, mit eben so viel Wahrheit als — von dir selbst! — Ob auch das erstere? Frage ihn, vielleicht spricht er nein dazu; oder spricht er ja, so widerspricht ihm vielleicht sein Kopfküssen.

Doch, er sey so glücklich als du glaubst! ich wette aber, wenn du dich in seine Stelle versetzen, ganz dich und deine Lage mit ihm und seiner Lage vertauschen solltest, du schlügst den Tausch aus. Das heißt doch also: ich bin glücklicher als er, oder ich könnte es doch seyn, wenn ich mich so recht auf mich und meine Lage und aufs glücklich seyn verstünde. Was klagst du also, wenn du glücklicher bist als er? Und bist du nicht ein Thor, wenn du glücklicher seyn könntest, durch dich es seyn könntest, und es nicht bist! — — —

Angenommen: dein Nachbar rechter Hand ist glücklicher als du: aber dein Nachbar linker Hand, oder der an der Ecke, ist wieder nicht so glücklich als du.

„Warum wurde ich nicht der Glücklichere, der dieser ist?„

Was

Warum aber der Glückliche, der du bist, und warum nicht der Unglücklichere, der jener ist? Hört deine Glückseligkeit auf Glückseligkeit zu seyn, weil es eine noch größere Glückseligkeit giebt?

Dein Nachbar rechter Hand ist glückseliger als du; Tausende sind es; mehr als die Tausende ists der Seraph, oder wie sonst unsers Herrn Gotts Leibengel heissen mag, und mehr als der Seraph ist's der, der ihn schuf. Sind nun alle diese, von dir an bis zum Seraph, unglückselig, weils einen Höchstseligen giebt? — —

Du hast einen Rock, der dich deckt und wärmt, dich nicht übel kleidet, mit einem Worte, mit dem du zufrieden bist. Nun aber siehst du, daß dein Nachbar einen noch bessern Rock hat als du — wärst doch ein Thor, wann du deßhalb mit deinem Rocke unzufrieden seyn wolltest! Noch ists die Frage; ob deines Nachbars Rock wirklich besser ist als der Deinige, oder ob dirs nur scheint; denn du siehst nur seine Aussenseite. Er hat vielleicht eine schönere Farbe, die aber bald verschießt. Er fühlt sich weicher an; wird es deßhalb länger halten? Wer weiß wie manchen Riß, Loch und Fleck des Schneiders Nadel, und die geschickte Art mit der ihn sein Besitzer zu tragen weiß, verbergen? Es ist vielleicht gar ein abgetragener Kittel, den der Schneider umwenden, und mit Mühe und Noth aus dem alten Lappen ein Modenkleid zusammenstückeln mußte. — Indeß, er sey besser als der

deinige, immer noch iſts die Frage, ob er dich ſo gut kleiden würde wie deinen Nachbar? nur ſo gut kleiden würde wie dein Rock? Und wär auch das: wird dein Rock ſchlechter, weil deines Nachbars Rock beſſer iſt? — Vielleicht hat er nicht ſo gute Beinkleider wie du. Und hätte er auch die — ey nun, die deinigen ſind ja auch nicht zu verachten! — Da kömmt eben dein Nachbar linker Hand gegangen. Lieber Gott, was der arme Mann für Lumpen auf dem Leibe tragen muß, kann kaum ſeine Blöße damit bedecken! Was der ſich freuen würde, wenn er ſo einen guten Rock hätte wie du! — Doch ſo viel wünſcht er kaum. Gieb ihm deinen alten Flaus; er dünkt ſich ein König damit. Und wie behaglich du dann in deinem Rocke einhergehen wirſt, Mann, der du Könige machen kannſt!“

So weit mein Kochbuch, daß vielleicht manchen bloß deswegen nicht gefallen wird, weil es von gar zu gemeinen, gar zu bekannten Gerichten handelt. Ja, das iſt ein Unglück, daß ihr die guten Kräuter die in eurem eigenen Garten wachſen, nicht achtet, und nach fremden Gewächſen lüſtert, die ihr mit Mühe und Unkoſten herbeyſchaft, um — euch den Magen zu verderben.

IX.

Fällt mir da eben, da ich die römiſche Neune hinſchreibe ein: warum ich nun römiſche Zahlen und keine teutſche ſchreibe? Weiß zwar nicht genau

ob

ob die kleinen Zahlen 1, 2, 3, u. ſ. f. eigentlich teutſche Zahlen ſind, doch das thut nichts zur Sache. Ich liebe aber ſonſt die kleinen Zahlen mehr als die großen. Man kann eben ſo viel damit ausdrücken, und doch nehmen ſie nicht viel Raum ein, und machen kein groß Aufſehen. Und viel mit wenigem und ohne Gepränge ſagen, das liebe ich wo ichs finde, wenn ichs auch nicht immer ſelbſt kann. Aber ſie ſtanden nun einmal da, die großen Römer, und ich merkte es erſt bey Nummer Neune daß ſie da ſtanden. Und weil ſie denn doch an ihrer Stelle thun, was ſie thun ſollen, wenigſtens eben ſo gut als die kleinen gethan haben würden: ſo mögen ſie ſtehen bleiben, und um der guten Ordnung und Uebereinſtimmung willen, mögen die andern ihrer Art nachfolgen — beſonders da mir bey der Gelegenheit ein paar Sprüchelchen von meinem lieben Alten ins Gedächtniß kommen.

„Man kann auch, aus Vorliebe für die Kleinen, ungerecht gegen die Großen ſeyn; obgleich der umgekehrte Fall weit öfterer vorkömmt!

Es giebt eben ſo wohl einen bürgerlichen Stolz, der mit Verachtung auf den Adel, als einen adlichen Stolz, der mit Verachtung auf den Bürgerſtand blickt — und die eine Thorheit iſt ſo lang und breit als die andere. Der Menſch, als Menſch, wiegt um keinen Gran mehr, wenn er ſeine Ahnentafel, ſeinen Stern, ſein Ordenskreuz und dergleis

gleichen neben ſich auf die Wagſchale legt; aber ich ſehe auch nicht ein, warum er mit dieſen Dingen weniger wiegen ſollte als ohne ſie. Zwar gebe ich zu, daß ein Mann in der Folge mit jenen Anhängſeln weniger wiegen kann als er ohne ſie gewogen haben würde, wenn er Narr genug wäre die Zunahmen an innerm Menſchengehalt, der hier alleine wiegt, zu vernachläßigen, im eitlen Wahne, daß ſein Pergament, und das Metall woraus die Sternchen und Kreutzchen gemacht werden, das fehlende Gewicht erſetzen würden: aber das Metall und Pergament waren doch an dem eitlen Wahne unſchuldig!“

„Im ſchlichten Fracke ſteckt oft eben ſo viel und zu weilen noch mehr Eitelkeit als im Hofkleide! Der Mann, der unter allen Alten die ſchönſten Luftſchlöſſer baute, antwortete dem pudelnärriſchen Kerl, der am lichten hellen Tage mit der Laterne Menſchen ſuchte, da er ihm ſeine ſchönen Tapeten zertrat, und dabey ſagte: ich trete deinen Stolz mit Füßen! — „Ja; nur mit einer andern Art von Stolz!“ und er mochte wohl Recht haben. Der aus Samos verbat ſich den Titel eines Weiſen, wollte nur Liebhaber der Weißheit ſeyn, und war dabey vielleicht eben ſo eitel, wie die Liebhaber gewöhnlich zu ſeyn pflegen. So verbat ſich Cromwell den Königstittel, um ſeine Unterthanen deſto königlicher ſchreeren zu können.“

Klug iſts mit ſeinem ſchlichten Fracke zufrieden zu ſeyn, und kein Treſſenkleid zu vermiſſen; geſezt aber, daß alle um und neben dir Treſſenkleider trügen und du ſollteſt Standeswegen auch eins tragen, bliebſt aber aus bloßem Eigenſinn bey deinem Fracke — das wäre ſchon weniger klug; und wollteſt du gar die, welche Treſſenkleider trügen, deßwegen verachten, das wäre mehr als unklug!“

Wie in aller Welt paſſen aber die Sprüchelchen zu Nummer IX? So ganz genau nun eben nicht, doch immer beſſer als manche Predigt zum Texte — wiewohl ich damit den Herren Paſtoren, welche über vorgeſchriebene Texte predigen müſſen, nichts zum Vorwurf geſagt haben will, denn ich würde es eben ſo machen. Geſezt mein Text handelte von nichts als von göttlichem Zorn, Hölle und Verdammniß — wenn anders ein chriſtlicher Text davon handeln könnte — ich aber wäre eben ſo recht warm von dem Gedanken: daß Gott — die Liebe iſt: ſo läſe ich meinen Text her und ſuchte mir einen Uebergang zu Gottes Liebe, ſo gut ich ihn finden könnte; und könnte ich keinen finden, ſo predigte ich von dem wovon mein Herz voll wäre, ohne Uebergang.

Seht, beym Ueberleſen finde ich, daß ich da meinen lieben Alten was ſagen ließ, was er wohl nicht ſo geſagt haben mag: „um ſeine Unterthanen deſto königlicher ſcheeren zu können.“ Man ſieht

freys

freylich wohl, was das königlich hier heissen soll: nur konnte es mein Vater hier in dem Zusammenhange unmöglich sagen, weil er sonst seiner eignen Lehre widersprochen hätte, was er so leicht nicht zu thun pflegte. Habe gehört, daß das bey manchen Gelehrten anders seyn soll, und daß sie's mit einem Widerspruche mehr oder weniger so genau nicht nehmen. Da las ich eben ein Buch von der Einsamkeit, worin viel Schönes stand, wo's aber auch von Widersprüchen wimmelte, und wo einer unter ihnen so grob war, daß ich ich nicht übel Lust gehabt hätte, dem Verfasser sein Buch an den Kopf zu werfen. Schimpft der Mann nicht gegen Pharisäerey, Hoffinn, Gleißnerey und Unredlichkeit wie ein Rohrsperling! und erzählt uns doch nachher selbst, daß er gegen einen andern, der bey vielen Eigenheiten doch ein ehrlicher Mann war, wie ein S — Pfuy! bald hätte ich selbst geschimpft — gehandelt habe.

Auch muß ich noch erinnern: daß der „pudelnärrische Kerl" von dem Manne im Fasse gesagt — hieß er nicht Diogenes von Sinope? — so schlimm nicht gemeynt sey: denn seit mein Vater ein kleines gar vortreffliches Büchlein las, das von dem Manne handelte, pflegte er sein immer in Ehren zu gedenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Rodrigo.

Was denkſt du, daß ich thun will?

Jago.

Was? Zu Bette gehen und ſchlaffen.

Rodrigo.

Ich will auf der Stelle gehn, und mich ins Waſſer ſtürzen.

Jago.

Wenn du das thuſt, ſo werd' ich dich in meinem Leben nicht mehr lieb haben. Wie, du biſt ein recht alberner Edelmann!

Rodrigo.

Es iſt etwas albernes, leben, wenn Leben eine Qual iſt; und dann, ſo ſterben wir ja nach den Regeln, wenn der Tod unſer Arzt iſt.

Jago.

O wie niederträchtig das gedacht iſt! Es iſt ſchon vier-mal ſieben Jahre, daß ich mich auf der Welt umſehe, und ſeitdem ich einen Unterſcheid zwiſchen einer Wohlthat und einer Beleidigung machen kan, hab' ich noch keinen Menſchen geſehen, der den Verſtand hätte ſich ſelbſt zu lieben. Eh ich ſagen wollte, ich wolle mich einer Guineiſchen Henne zulieb erſäuffen, eh wollt' ich meine Menſchheit mit einem Wald-Teufel vertauſchen.

V.

Verſuch einer Ueberſetzung der erſten Elegie des A. Tibullus.

Nach Schätzen mag ein andrer ſtreben,
und nach des Goldes Glanz' und nach Gewinn
von weiten, weiten Fluren! — Immerhin!
Er mag dafür auch ſtets vor nahen Feinden beben!
Ihm mag für Müh und Angſt zum Lohn
der rauhen Kriegsdrommete Ton
den ſüſſen Schlaf verjagen:
Mir ſolls bey gurer Armuth wohl behagen,
wenn mich auch niemand kennt,
Wenn helles Feur nur ſtets auf meinem Heerde brennt.
Wie will ich da im Lenz der zarten Reben pflegen,
ganz Landmann ſeyn, voll Kunſt das gröſte Obſt mir baun
und dann, der Hoffnung an der Hand, vertraun,
daß meiner Früchte Segen
ſich ſtets zu groſen Haufen häuft,
und von des Moſtes Seim der Zuber überläuft.
Und warum ſollt' ichs nicht? — wo je durchs weite Land
ein Pfahl, ein dicht begraſter Stein
am Scheidewege je bekränzt mit Blumen ſtand,
fühlt' ich die Gottheit ſtets, und was im jungen Jahr
zu erſt am Baume reift,

bring'

ſo kann ich, wenn der Hundsſtern ſteigt,
die Sonn' im Schatten eines Baumes ſehn,
an dem ein Bach vorüber ſchleicht.
Doch iſts mir nicht zu ſchlecht, auch wohl den Karſt zu führen,
und mit dem Stecken hinter trägen Stieren
zu gehn, und nicht zu klein, ein Lamm und junge Ziegen,
die von der Mutter fern dahinten blieben,
an meiner Bruſt bis in das Haus zu wiegen;
nur bleibe mir von Wölfen und von Dieben
die kleine Heerde unbeſtohlen,
von großen Haufen läßt ſich eher etwas holen.
Hier weyh' ich jährlich mich und meinen Hirten,
begieſſe hier mit Milch der Pales holdes Bild;
nur Götter laßt euch gern von mir bewirthen,
verſchmäht nicht, was mein armes Tiſchchen füllt,
und nicht mein blankes irdenes Geräth;
aus irdnen Bechern trank ja doch in grauen Zeiten
der Landmann, hat ſie ſelbſt aus weichem Thon gedreht,
und beſſer mag ichs nicht. Der Väter Herrlichkeiten,
der Früchte Fülle mag ich ja nicht haben,
die meinem Ahn ſein Feld in mächtge Speicher trug.

Ein

nach zu gehn, deſto weniger Arbeit, — anzuſehn wären. Dieſe Erklärung erhielt den Beyfall eines ſehr bewährten Philologen, ich behalte ſie alſo bey, da zumahl die ganze Art des Ausdrucks im Originale dafür zu ſprechen ſcheint.

Ein kleines Feld iſt mir genug, mir iſts genug,
am eignen Heerde nur zu hauſen,
im eignen Bette nur den müden Leib zu laben.
Wie ſeelig iſts, da ſo zu liegen,
zu hören, wie die Stürme draußen ſauſen.
und an der warmen Bruſt ſein Liebchen ſanft zu wiegen,
und, wenn der Herbſtwind rauh und kalt
nun weht und Regenqüſſe ſtürzen,
ſo lang ins Ohr des Regens Plätſchern ſchallt,
den Schlaf durch das Gefühl der Sicherheit zu würzen,
das ſey mein Loos! und reich ſey meinetwegen,
wer Sturm zur See und rauhen Regen
ertragen mag! Für mich ſey alles Gold
und jeglicher Smaragd
verlohren, eh von eines Mädchens Wangen
um meinen Abſchied eine Thräne rollt!
Du, Meſſala, magſt wohl zu Land und Waſſer ſtreiten,
um von dem Feinde Schmuck und Pracht
für deinen Pallaſt zu erbeuten:
Mich hält ein ſchönes Mädchen, hält
in ihren Feſſeln mich gefangen,
und wenn ſie ſpröd' iſt, hüt' ich treulich ihre Thür.
Ja, Delia, ich mag kein Heldenlob; bey dir
mag ich nur ſeyn, und wenn ich bey dir bin,
ſo nenne mich denn immerhin
verzagt und kriegesſcheu die Welt.

Dich

Dich ſuch' ich noch mit müden Blicken,
wenn einſt mein letztes Tröpfchen Zeit verrinnt;
dich wird die matte Hand, noch wenn ich ſterbe, drücken,
und du beweinſt mich, gutes Kind,
wenn mich das Bette auf ſich nimmt,
um das die nahe Gluth ſchon glimmt,
und netzeſt mich mit Thränengüſſen,
und hängſt an mir mit heißen Küſſen.
Du weinſt um mich an meinem letzten Bett,
kein harter Stahl umſtarrt dein Herz,
und deine ſanfte Bruſt verſchließt ſich nicht dem Schmerz:
Und jener Jüngling geht von meiner Grabesſtätte,
und jede Jungfrau geht mit ernſtem Angeſicht
hinweg und nicht ein Aug' iſt trocken.
Nur kümmre meinen Schatten nicht,
nur ſchone deiner Ringellocken,
nur ſchone, Gute, deiner ſchönen Wangen. —
Indeß, ſo lang es das Geſchick erlaubt,
ſoll Lieb' uns feſt umfangen!
Bald kömmt der Tod, und trübe
Gewölk umdüſtern ihm das Haupt,
bald ſchleicht das Alter her, das uns die Liebe
und liebliches Geſchwätz dem Greiſe ernſt verbeut.
Jetzt winket Venus uns zu ſüßen Schäferſtunden,
ſo lange man noch keinen Vorwurf ſcheut,
wenn man mit Ungeſtüm zu ſeinem Mädchen dringt,

und wenn es neckt, der Liebe Preis errinzt.
Hier bin ich Held, hier such' ich Sieg,
Nur Fahnen, Kriegstrommeten, Krieg
mit euch hinweg, ihr möget Wunden
dem bringen, der sie mag, und Reichthum noch dazu:
ich will bey kleiner Haab' in stiller Ruh
den einen reich, den andern bettlen gehn —
vor beyder Loose gleich gesichert — stehn.

G. W. C. Starcke.

VI.

Zuschrift an Se. Excellenz Herrn Joh. Rudolph Grafen von Chotek

bey Ueberreichung der Werke Valbi's.

Der du bisher nicht minderer Huld mich würdig geachtet,
Als dem verdienstlichern Terenz
Lälius einst und Scipio schenkten, erhabener Chotek!
O Du mein Schutz und meine Zier!

O qui consimili me dignabare favore
Terentio dignum minus
Praesidiumque, decusque meum praedulce, Choteki!
Terentium quo Laelius,

Mich-

Möchte mein Saitenſpiel Dir mit Tönen, des Gegenſtands würdig,
Mein Dankgefühl verkündigen!
Als die Religion und die werdenden Geiſtesgeburten
Von Joſeph ſich entfeſſelt ſahn,
Und mich Swieten Dein Name, den Wiſſenſchaften geheiligt,
Bey deſſen Laut man das Verdienſt
Eines Mäcens und eines Gelehrten, ſo glücklich vereinigt
In einem Oberhaupt, ſich denkt)
Swieten, der würdigſte Sproſſe des groſſen unſterblichen Vaters,
Des Cenſoramtes würdig hielt,
Bahnteſt Du mir, mich dem Kaiſer empfehlend, den Pfad zu den Stufen,
Deß ach! zu wandelbaren Glücks.

Scipioque accepere, memor Tibi pectine digno
Quas Muſa gratias canet!
Cultibus ut ſacris Joſephus vincula demſit
Librisque viſuris diem;
Ac me Swietenus Cenſoribus addidit, illud
Scientiis nomen ſacrum,
Quo ſubit audito cum Maecenatis imago
Tum Docti in uno Praeſide
Ille Patris magni ſoboles digniſſima; ſummi
Tu Caeſaris numen mihi
Conſilias, et prima locas fundamina fauſtae
Sortis, nimis quam lubricae!

Du biſts, der mit des Siegs gewohnter Aegide mich wider
Die Pfeile der Verläumdungsſucht,
Wider die Zähne des niedrigen Neids, vor des tückiſchen Truges
Mit Nacht umhüllten Netz geſchützt,
Und durch den ich ein Loos mir errang, das meinen beſcheiden
Genährten Wünſchen mehr als genügt,
Das, nicht minder entfernt vom Schmutze des dürftigen Irus,
Als von dem goldenen Pallaſt
Und den empor gethürmten Schätzen des Lydiſchen Königs,
Mir jene goldnen Tage gönnt,
Die einſt Horaz, der mit Luſt auf dem Mittelwege des Glückes
Verweilte, ſo behaglich fand.

Tu me victrici tutatus es Aegide tela
Contra ferae calumniae,
Invidiaeque humilis dentes, fraudisque malignae
Operta nocte retia,
Fortunaeque gradum dederas conſcendere, votis
Amplum ſat et gratum meis,
Aeque qui diſtans ab egeni ſordibus Iri
Ac aureo palatio,
Inque aevum ſtructis Lydorum Regis acervis
Vita dat aurea frui;
Qualem fortunae media Venuſinus amabat
Vates morantem ſemita.

Sit-

Siebenzehn Sommer warst Du im Dienste des Staates bald Leiter,
Bald Gönner und stets Vorbild mir.
Oft war ich Zeuge, wie Du dem Wohl des Vaterlands (rastlos,
Wie Joseph, oder der, gleich ihm,
Welten erleuchtende Gott der Sonne) die nächtlichen Stunden
Nach Josephs Winke widmetest.
Kummervoll sah ich, wie niedergebeugt von der Last der Geschäfte,
Bey ungeschwächtem Geist der Leib
Kraftlos erlag, Du sankest, und keine Genesung mehr hoffend
Dem Vaterlande dich entzogst.
So wie ein Paar, das die Liebe verband, und das neidische Schicksal
Entzweyt (der Schein verkündigt Zwist:

Tu septem atque decem, Patriae queis servio, messes
Dux, fautor, exemplumque eras.
Vidi ego Josephi Te nutu in commoda regni
Noctis sacrantem tempora,
Josephi, aut Phoebi praebentis lumina mundo
Ritu, quietis nescium.
Vidi, ah! corde gravi, depressum pondere corpus
Moli laboris cedere,
Mente vigente, Tuum, curas et mittere gratas
Te pro salute Patriae.
Ut duo, quos conjunxit amor, vis invida fati
Divellat (irasci putes)

Doch die Liebe beharrt) gezwungen ſich trennet, ſo trennteſt
Du von dem großen Kaiſer dich,
Deines Amtes, doch nicht auch zugleich der väterlich milden
Vorſorge für mein künftig Wohl
Dich entledigend, tratſt mit deiner glänzenden Würde
Du mich der Obhut Kreſſels ab,
Der, mit ſokratiſchem Sinn, was des Weiſen und Biedermanns werth iſt,
Stets ſeiner Sorgfalt würdigend,
Auf den nichtigen Wahn und die Leidenſchaften des Pöbels
Von ſeinem hohen Standpunkt ſanft
Lächelnd herniederblickend, und ſeines Werths ſich allein nicht
Bewußt, in meinem Waiſenſtand
Mir Ermunterung zuſprach, und mich die Vaterhuld Choteks

Diſcedunt; ſed perſtat amor: Te a Caeſare magno
Sic vidimus diſcedere.
Munere Tu poſito noſtri deponere curam
Pii negans inſtar Patris,
Conſpicuos faſces, et me committere gaudes
Kreſſelio, qui pectore
Socratico, quidquid dignum ſapiente bonoque
Curis dignum putans ſuis,
Errores vulgi vanos, miſerosque tumultus
Ab arce despectans ſua
Vultu ridenti; quantus ſit, neſcius ipſe
Unus, velut parentibus
Orbum me recreans, juſſit ſperare paternam

Rodrigo.

Wie ſoll ich mir aber anders helfen? Ich bekenn', es macht mir ſchlechte Ehre, daß ich ſo vernarrt in ſie bin; aber meine Tugend iſt nicht ſtark genug, dem Uebel abzuhelfen.

Jago.

Tugend? Pfifferling. Auf uns kommt es an, ob wir ſo oder ſo ſeyn wollen. Unſre Leiber ſind unſre Gärten, und unſer Wille iſt der Gärtner darinn. Ob wir Neſſeln oder Lattich drein ſäen wollen, ob wir ihn mit Yſop oder Thymian, mit einer einzigen Art von Gewächſen, oder mit vielerley Gattungen beſezen, aus Faulheit verwildern und unfruchtbar werden laſſen, oder durch fleiſſige Wartung in guten Stand ſezen wollen: Das hängt alles lediglich von unſrer Willkühr ab. Hätten wir nicht in der Waage unſers Lebens eine Schaale voll Vernunft, um die Sinnlichkeit in der andern im Gleichgewicht zu halten, zu was für tollen Ausſchweiffungen würde uns die Hize des Bluts und der thieriſche Trieb dahinreiſſen? Aber wir haben die Vernunft dazu, daß ſie unſre raſenden Bewegungen, unſre fleiſchliche Triebe und zügelloſe Lüſte bändigen ſoll -- Was nennt ihr Liebe? Meynt ihr, daß es eine ſo feyrliche Sache ſey, als ihr euch einbildet? Ein bloſſer Trieb des Blutes iſt's, dem der Wille den Zügel verhängt -- Komm, ſey ein Mann! dich ſelbſt erſäuffen? Erſäuffe mir Katzen und junge blinde Hunde! Ich habe dir meine Freundſchaft zugeſagt, und ich mache mich groß, mit Seilen, die unſer beyder Leben ausdauern ſollen, zu deinen Dienſten gebunden zu ſeyn. Jzt iſt die Gelegenheit, da ich dir nüzlich ſeyn

kan.

In ihm mit Zutraun hoffen hieß.
Nimm denn, was ich Dir weihe, mit holdem Blick auf, o Choteк!
(Denn Galliens, Britanniens,
Roms und des Vaterlands Muſen ſind deine Dir werthen Vertrauten)
Als ein geringes Pfand des Danks
Raubt' ich dem Schutte der Zeit des Balbi beredſame Werke
Mit mühevollem Schweis für Dich.
Hoch mit Klugheit begabt, und beſorgt für die Wohlfahrt des Staates,
Wie Du, Erhabener! es biſt,
Feyerte Balbi des Vaterlands Lob mit rühmlichen Liedern
Die deines Böhmens würdig ſind,
Böhmens, der fruchtbaren Mutter berühmter Helden und Nähret

Choteki mentem mihi.
Accipe jam placido vultu mea ſacra, Choteki!
(Nam Galliae, Britanniae,
Auſoniae, Patriaeque foves, Tua gaudia, Muſas)
Rapta ex ruinis temporum
Conatu multo facunda volumina Balbi
Exile pignus gratiae.
Balbus hic (et ſapiens et regni commoda curans
Te nactus illuſtrem aemulum)
Felici Patriae celebravit carmine laudes
Dignas Tuae Bohemiae,
Foecundae Matris clarorum Marte virorum

Der Künſte, dir der Fried' erzeugt,
Böhmens, das du von jeher verherrlichteſt, und nun auch ſchützeſt,
Indem Du es (denn Ehrlichkeit
Deckt Dich, gleich diamantenen Panzern) mit Myth vor der Schmähſucht
Erbittertem Geſchoß verwahrſt,
Und patriotiſchen Sinn mit der Liebe des Königs in einen
Nur allzuſeltnen Bund vereinſt.
Neige, wenn Dir der Dienſt des Vaterlands Muße gewähret,
Zu Balbi's ſanftem Saitenſpiel
Dein gefälliges Ohr, und laß um des einzigen Wunſches
Erfüllung mich nicht fruchtlos flehn:
Was, bevor ſie ſich trennten, dem Balbi Haſſenſtein war, das

Almaeque pacis artibus,
Gloria cuius eras ſemper, tutelaque nunc es,
Arcens ab illa (nam tegit
Te Probitas, veluti lorica adamantina) ſaeva
Calumniarum ſpicula,
Et fidum Patriae jungens et Regis amorem
Raro nimis quam foedere.
Si Tibi per dulcem Patriam vacuo eſſe licebit,
O praebeas aures lyrae
Balbi dulciſonae faciles, meque unius huius
Voti, precor, fac compotem:
Quod primum fuerat Balbo Haſſenſteinius, hoc Tu

Sep

Sey Du für immer, Thotek, mir!
Du, der gleich der sich neigenden Sonne nur kurz sich verbergend,
Den Staatsgeschäften Dich entziehst,
Doch, bald wieder erscheinend, mit doppelt strahlendem Glanze
Der Erde neue Wonne bringst!

Semper, Choteki! sis mihi!
Occiduo similis qui Soli munera paulum
Latens relinquis publica,
More renascentis laturus gaudia terris
Majora mox fulgentior!

Wien den 26. May 1791. Joseph v. Retzer.

VII.

Ankündigung
die Fortsetzung der Uebersetzung des Werks: De la Monarchie prussienne sous Fréderic le Grand betreffend.

Sonderbare Schicksale hat dieses Werk in Teutschland gehabt. Sobald es erschien, erhob sich ein großer Minister einer großen Akademie, und einige kleine Klässer schrien ihm nach, es tauge nichts. Den versprochnen Beweis davon blieben sie aber alle schuldig; den ein einziger Fehler den sie angaben, macht wahrlich ein

Werk

Werk von vier Quartanten noch lange nicht zu einem ſchlechten Buche. Nur ein einziges gelehrtes Blatt wagte es, daſſelbe dem Publicum bey uns bekannt zu machen, und in unſern Ueberſetzungs-gierigen Zeiten unterſtand ſich niemand es teutſch zu liefern. Endlich kündigte jemand eine Ueberſetzung davon an, die eine Art von Auszug werden, und im Löwiſchen Verlag in Breslau heraus kommen ſollte. In Frankreich iſt das Werk dem Grafen von Mirabeau ab- und dem Hrn. Profeſſor Merian zugeſprochen worden, und dieſe Legende hat ein teutſcher Sammler der Mirabeauſchen Anecdoten treulich zu uns herüber gebracht. Ich kann mir vorſtellen, wie ſehr der Herr Profeſſor Merian ſich muß über dieſe Beſchuldigung gewundert haben. Ich muß es aber doch auch zu meinen ganz beſondern Schickſalen rechnen, daß das von ihm und nicht von mir geſagt worden iſt. Der Graf hat mich doch ganz ausdrücklich und auf eine ſehr ehrenvolle Art, als ſeinen Mitarbeiter dabey in der Vorrede genannt. Dieſen Umſtand hat der Ueberſetzer des erſten Theils nicht für gut befunden mit Einem Wort zu erwähnen. Ich aber führe ihn bloß darum an, um dem Publicum die Gründe begreiflich zu machen, weshalb ich die Fortſetzung ſeiner Arbeit nach einem ganz andern Plane übernommen habe. Wie viel Antheil ein jeder von uns, der Graf und ich, an dieſen Werke haben, kann hier nicht aus einander geſezt werden. Allein ſo viel wird das Publicum leicht einſehen, daß, indem mir

der

der Anblick der ersten Bogen dieser Uebersetzung sogleich bewies, dieses Werk sollte, oder würde ihm wenigstens, ganz verstümmelt in die Hände geliefert werden, der Antheil, den ich daran hatte, immer viel zu groß war, als daß ich nicht alles mögliche hätte anwenden sollen, um den fernern Fortgang dieser Arbeit zu verhindern. Dies ist mir auch gelungen. Ich bin mit Hrn. Löwe einig geworden, daß ich die fernere Bearbeitung dieses Werks übernehmen würde, und nun will ich dem Publicum Rechenschaft von der Art geben, wie ich dabey verfahren werde. Geschehn ist geschehn; und der erste Theil bleibt wie er ist. Wenn ich die Arbeit beendiget habe, so will ich sehn wie ich es anfange, daß daraus ein zu den übrigen passender Theil des Ganzen erwachse. Insoweit bleibe ich dem alten Plane getreu, daß meine dem Werke angehängte Tactic mit allen Figuren weggelassen wird. Hr. Lieutenant von Malherbe hat sie übersezt, mir zur Durchsicht überschickt, und so wird sie im Erbsteinischen Verlage zu Meißen nächstens erscheinen. Wer also das Werk complet zu haben wünscht, kann diese Uebersetzung dazu kaufen. Die nichts bedeutenden französischen Landcharten, deren Stelle die Homannischen ersetzen können, lasse ich auch weg. Ausserdem wird aber das ganze Werk von mir übersezt werden. Es hatte mir indeß der selige Graf aufgetragen, alle in der Zeit herausgekommene Schriften, die das Werk de la Monarchie Prussienne interessiren könnten, zu nutzen;

alle Kritiken zu beachten; alle mir nöthig scheinende Zusätze und Erläuterungen zu verfertigen, und wo nöthig einzuschalten; alle in den Tabellen und sonst wo eingeschlichenen Fehler zu verbessern, damit er im Stande wäre eine zweyte vollkommenere Auflage davon heraus zu geben. Das habe ich gethan, und diese Materialien werde ich bey dieser Arbeit gebrauchen, indem ich sie theils als Zusätze zum Hauptwerk liefern, theils wo es nöthig ist, in den Text selbst einschalten werde, nach Maaßgabe dessen wozu mich der Antheil den ich an dem Werke habe, und die gänzliche Vollmacht des seligen Grafen deshalb berechtigen. Ich schmeichle mir, daß das Werk dadurch gar sehr gewinnen wird, und der Graf war davon selbst überzeugt, den sonst würde er mir den Auftrag davon nicht gegeben haben. Man besorge nur nicht, daß es dadurch zu sehr anschwellen wird. Die Weitläuftigkeit des Werks kann nur ein Vorwand gewesen seyn, um es nach Gefallen abkürzen zu können. Denn es ist nicht so lang als das Raynalsche über beyde Indien. und für Teutsche doch gewiß auf alle Fälle wichtiger. Da nun von Raynals Buche zwey Uebersetzungen in Teutschland statt gefunden haben, so sehe ich nicht ab, warum nicht eine Einzige von dem gegenwärtigen veranstaltet werden könnte. Daß ich mich bemühen werde, die Meinige so gut zu machen als ich es immer vermag, dafür bürgt dem Leser der Antheil den ich an dem Werke selbst habe. Uebrigens wird alle Meßen ein Band dieser Uebersetzung erscheinen bis zur Beendigung des Werks.

Die

Die dazu gehörigen Tabellen werden zwar gleich mit geliefert werden, man wird aber beſſer thun ſie nicht gleich mit binden zu laſſen, ſondern ſie am Ende in einen Bande zu vereinigen, den man beym Leſen des Buchs bey jedem Band immer bey der Hand wird haben können, ſo wie es bey der franz. Ausgabe in Octav veranſtaltet worden iſt. Braunſchweig im Auguſt 1791. Mauvillon.

Die äuſſere Einrichtung des Formats, Papiers und der Lettern, bleibt ſo wie bey dem erſten Theil, und ich werde für guten und korrecten Druk ferner aufs möglichſte beſorgt ſeyn.

Breslau den 22 Auguſt 1791. Löwe.

VIII.

Mannheim, den 27. Brachmonat 1791.

Die Kurfürſtl. teutſche gelehrte Geſellſchaft hielt heute öffentliche Sitzung. Der Geſchäftsverweſer, Herr von Klein, las eine Abhandlung über die Frage: Wie nahe iſt die teutſche Schaubühne ihrem Zwecke? — Hierauf las Herr Kirchenrath Mieg eine Vergleichung des goldnen Zeitalters nach den Ideen der orientaliſchen, griechiſchen und römiſchen Dichter. Im verfloſſenen Jahre ſetzte die Geſellſchaft einen Preis von 25 Dukaten auf die beſte Bearbeitung einer beliebigen Anzahl teutſcher sinnverwandten Wörter im Geſchmacke des Abtes Girard. Sie erhielt zwölf Preisſchriften, worunter jener des Herrn Joh. Wilhelm Petersen, herzogl. Bibliothekars in Stuttgardt, einſtimmig der Preis zuerkannt wurde. Indeſſen enthalten mehrere der übrigen Preisſchriften ſoviel Ausgezeichnetes, daß die Geſellſchaft wünſcht davon Gebrauch machen zu können, und die zweckmäſigſt bearbeiteten Synonymen der gekrönten Schrift als einen Nachtrag im Abdrucke anzuhängen. Sie wird es als eine ſtillſchweigende Erlaub-

laubniß betrachten, jede dieser Schriften zu benutzen, die von ihren Verfassern in zween Monaten nicht zurückgefodert wird. Die Preisfrage für das Jahr 1792 ist,:

„Warum stehen die Teutschen nach dem Geständ„nisse ihrer besten Schriftsteller in Ansehung einer gu„ten prosaischen Schreibart gegen Griechen und Rö„mer, und vielleicht auch Franzosen und Engländer „noch zurück? und welches ist der besten teutschen Pro„saisten charakteristisches Verdienst?“.

Die Preisschriften müssen vor dem 1sten Ostermonat 1792 mit verschlossenen Namen an den Geschäftverweser der Gesellschaft, den Kurfürstl. Hofgerichtsrath, geheimen Sekretär und Professor, Herrn von Klein, eingeschickt seyn.

Der Herausgeber des Werkes: **Leben und Bildnisse der großen Teutschen** setzt einen Preis von 25 Dukaten auf jede beste Biogrophie von

Kaiser Carl V. Herzog Bernhard v. Weimar.
Albrecht von Haller, Graf Moritz von Sachsen,
und Pabst Gregor VII.

zu diesem Werke, wevon der dritte Band so eben erscheint, und an dessen Vollendung nun mit allen Eifer gearbeitet wird. Die Preisschriften werden von der Kurfürstl. teutschen Gesellschaft beurtheilt, und müssen vor dem 1. März 1792 mit verschlossenen Namen und einem Denkspruche ebenfalls an Herrn von Klein eingesendet werden.

Druckfehler im 9ten Stück.

S. 42. Zeile 2 von oben l. Hülfe statt Hülle. S. 54. Z. 16 von oben, nach den Worten: gedenke ich add. nicht, mich. S. 58. Z. 11 von oben, kan. Da, lies: kan, da S. 110. Z. 1 von oben, weniger lies: mehr.

Neuer Teutscher Merkur.

11. Stück 1791.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Das Recht der Völker, ihre Staatsverfassungen willkührlich abzuändern, geprüft von Burke. . . . . S. 225

II. Die Gleißburg. Eine Kunde der Vorzeit. — 259

III. Ehrenrettung des positiven Rechtes. Fortsetzung und Beschluß. . . . . — 278

IV. Ueber zwey Kammern in Frankreich, nach Gudin und andern. . . . . — 311

V. Probe eines Lehrgedichtes. . . . . — 323

VI. Der neue Frauenlob. . . . . — 332

VII. Sonnette. . . . . — 336

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des Teutschen Merkur.

kan. Einen wolgeſpikten Beutel, und fort in dieſen Krieg! Verbräme dein glattes Geſichtchen mit einem falſchen Bart; Geld in deinen Beutel, ſag ich. Es iſt unmöglich, daß Desdemona den Mohren in die Länge lieben könnte, -- nur Geld in deinen Beutel -- noch der Mohr ſie. Alle Sachen, die mit ſolcher Heftigkeit anfangen, pflegen auch ſchnell wieder aufzuhören -- Spik du nur deinen Beutel -- Dieſe Mohren ſind veränderlich in ihren Neigungen; -- füll deinen Beutel mit Geld -- Der Lekerbiſſen, der ihm izt ſo ſüß daucht wie Syrop, wird ihm bald genug bittrer als Coloquinten ſchmeken; und wenn ſie, an ihrem Theil, ſich einmal an ihm erſättiget hat, ſo werden ihr die Augen über ihre ungereimte Wahl auf einmal aufgehen. Sie muß ſich ändern, ſie muß! Alſo füll du nur deinen Beutel. Wenn du ja zum T** fahren willſt, ſo thu es wenigſtens auf einem angenehmern Weg als Erſäuffen. Mach alles zu Gelde was du kanſt. Wenn Tugend und ein armes zerbrechliches Gelübde zwiſchen dieſem Landſtreicher aus der Barbarey und einer ſuper-feinen verſchmizten Venetianerin, nicht ſtärker ſind als mein Wiz und die ganze Zunft der Hölle, ſo ſollſt du ſie in deine Arme kriegen. Alſo Geld in deinen Sekel, ſag ich! Laß du dich lieber dafür hängen, daß du deine Luſt gebüßt haſt, als dich zu erſäuffen, und nichts dafür genoſſen zu haben.

Rodrigo.

Stehſt du mir gut für meine Hoffnungen, wenn ich's wage?

Ankündigung.

Bey der großen Menge lyrischer Gedichte aller Arten, und so vortreflicher lyrischer Gedichte, als wir Teutsche aufzuweisen haben, könnte es wohl ein sehr gewagtes und vergebliches Unternehmen scheinen, da noch Lorbeern, oder auch nur Blumen pflücken zu wollen, wo keine mehr zu finden sind. Indessen könnte ja wohl hie und da ein bescheidenes Blümchen sich aller Blicken versteckt haben, und dieses aufzusuchen, es zu pflücken, und denen so daran Vergnügen finden, es anzubieten, ohne weitere Belohnung dafür zu hoffen, wäre doch wohl mindstens kein vergebliches Unternehmen. Dieser Gedanke ermunterte mich, so sehr der erste mich zurückschreckte, dem Verlangen einiger meiner Freunde und Freundinnen nachzugeben, und diejenigen Gedichte die ihnen Vergnügen gemacht haben zu sammeln, in der Hoffnung, ich muß es nur gestehen, daß doch wohl noch einige unter dem Publikum seyn dürften, denen sie vielleicht auch einiges Vergnügen gewähren könnten. Der Beyfall eines — —, den eines dieser Gedichte so glücklich war zu erhalten, unterstützte, ich muß es bekennen, diese Hoffnung nicht wenig, und half meinen noch immer wankenden Entschluß vollends befestigen. Sie sollen also, wenn sie das Publikum nicht verschmäht, erscheinen diese Gedichte. Etwas weiter von ihnen zu sprechen, geziemt mir nicht; nur das darf ich wohl noch sagen, daß ich (einige Uebersetzungen und Nachahmungen aus fremden Sprachen ausgenommen) nur meine eigenen Gefühle ausgedrückt, und mich der möglichsten Korrektheit befliißen habe. Künftige Neujahrsmesse hoffe ich diese Versuche der lyrischen Muse zu liefern. Wer also Lust hat kann darauf mit einen Gulden pränumeriren, oder auch subscribiren. Die Subscription bleibt bis zu Ende Decembers offen. Das Verzeichniß der Subscribenten werde ich beyfügen; ich bitte daher, mir die Namen und Charakter bestimmt anzuzeigen. Alle meine Freunde ersuche ich, mir in diesem Unternehmen beförderlich zu seyn, ich biete ihnen dafür in ähnlichen Fällen meine Gegendienste mit Vergnügen an.

Auf 10 Exemplare wird eines frey gegeben. Briefe und Gelder erbitte ich mir postfrey. In Breslau nimmt Herr Kammersekretär Streit, Subscription an. Liegnitz, den 7. Oct. 1791.

P. W. Neubeck, M. D.

In Arnstadt kann man sich an Hrn. Subkonrektor Franke wenden.

* * *

Um allen Irrungen vorzubeugen, zeige ich hierdurch an, daß die allhier bey dem Hrn. Hofbuchdrucker Glüsing veranstaltete Auflage: Ueber die Ungewißheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen ꝛc. sehr wesentliche Vorzüge vor dem in Grätz erschienenen Nachdruck meiner Abhandlung hat, indem derselbe weder die Zusätze und Anmerkungen, die ich seit ihrer ersten Erscheinung im Teutschen Merkur dazu gefügt habe, noch den Nachtrag aus dem diesjährigen Teutschen Merkur, noch auch die Beschreibung und Abbildung des Leichenhauses enthält. Weimar, den 8. October 1791.

C. Hufeland.

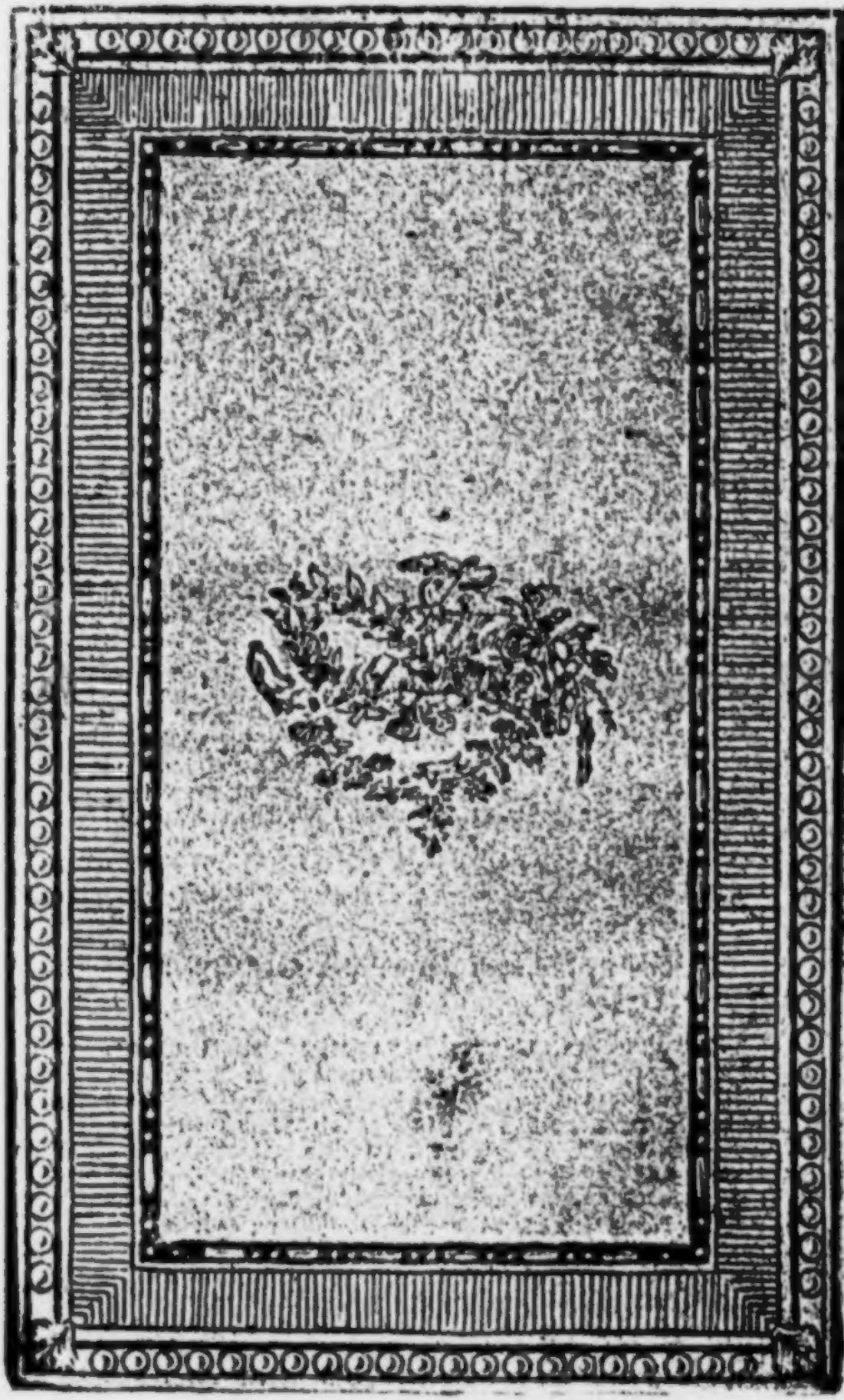

Der neue
Teutſche Merkur.

II. Stück. November 1791.

I.

Das Recht der Völker, ihre Staatsverfaſſungen willkührlich abzuändern, geprüft von Burke *).

Die Factionen, welche ſich anitzt ſo geſchäftig beweiſen, den Menſchen die Liebe zum Vaterlande zu benehmen, und die Vorſtellungen von Verpflichtungen gegen den Staat in ihren Gemüthern zu vernichten, wirken vorzüglich dadurch, daß ſie das Volk zu überreden ſuchen, es habe ſich bey der Errichtung der Staatsverfaſſung ſeiner oberſten Gewalt über dieſelbe auf keine Weiſe entäuſſert, und es ſtehe daher immer bey ihm, ſich ihrer wieder zu

*) Dieſer Aufſatz iſt aus einer Schrift genommen, die unter dem Titel, Appellazion von dem Urtheile der neuen Whigs an die alten, über die Grundſätze der franzöſiſchen Revoluzion, zu London 1791, herausgekommen iſt. Dieſes Werk, von welchem im No. 273 der Allgem. Literatur-Zeitung dieſes Jahrs Nachricht gegeben worden, wird ſeines übrigen allzu

zu bedienen *). Dieſes iſt die unüberwindliche Citadelle, in welche ſie ſich jedesmahl zurückziehen, ſo oft ſie durch die Waffen der Geſetze, Gebräuche und poſitiven Verträge angegriffen werden: und ſie iſt in der That ſo ſtark, daß es nur verlohrne Zeit und Arbeit iſt, wenn ſie ſich noch bemühen, Auſſenwerke zu vertheidigen. Auf jede Prüfung ihrer Plane antworten ſie mit Zuverſicht: — „das Volk hat es ſo gewollt, das Volk hat es gethan, das iſt genug. Kann man ſich erdreiſten, dem Volke das Recht abzuſprechen, auch ſogar die ganze Verfaſſung abzuändern, wenn es ihm gefällt?“ Es mag, behaupten ſie, dieſelbe heute aus einer Monarchie in eine Republick, morgen wieder aufs neue in eine Monarchie verwandeln, und alſo ſo oft wechſeln, als ihm beliebt. Es iſt Herr des gemeinen Weſens, denn das Volk iſt ſelbſt das gemeine Weſen. Nun wird ferner behaup-

ſpeciellen Inhalts wegen, unter uns wenig bekannt werden. Der Verf. jener Anzeige deſſelben wünſcht ein allgemein intereſſantes Stück daraus der Vernachläſſigung zu entreiſſen, und theilt daher die darin enthaltne treffliche Ausführung einer in unſern Tagen höchſt wichtigen Frage, in Ueberſetzung mit.

*) Dieſe Lehre von einer inalienabeln Souveränetät des Volks macht den Hauptgrundſatz von Rouſſeau's ganzem Syſteme in ſeinem berühmten Buche du Contract ſocial aus, und hat ſich von da aus in die ganze neuere politiſche Denkungsart der Franzoſen verbreitet. A. d. U.

behauptet, die französische Revoluzion sey das Werk der Majorität des Volks, und eine jede Majorität eines Volks habe das Recht eine gleiche Revoluzion zu bewirken.

Ganz unläugbar hat sie ein gleiches Recht, nehmlich durchaus keines. Weder eine geringere noch eine größere Zahl von Menschen hat das Recht, in irgend einer Angelegenheit blos nach Willkühr zu handeln, sobald gegebnes Wort, vertraute Gewalt, Verpflichtung und Schuldigkeit dadurch übertreten und beleidigt werden. Sobald die Verfassung eines Landes durch einen Vertrag, sey es durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden, festgesetzt worden: so steht es keiner Macht in der Welt zu, sie zu ändern, ohne daß die Verabredung zuvörderst aufgehoben worden, oder es sey denn, daß alle Theile einwilligen. Dies bringt die Natur des Vertrages mit sich. Und was auch immer schändliche Schmeichler dem Volke vortragen mögen, um seine Gemüthsart zu verderben: keine Mehrheit der Stimmen kann das Wesen sittlicher Begriffe aufheben, so wenig sie das Wesen natürlicher Dinge zu verändern vermag. Es ist sträflich das Volk zu lehren, das es leichtsinnig über seine Verpflichtungen gegen die Regenten denke: die Regenten werden dadurch gelehrt, auch von ihren Verpflichtungen gegen das Volk, leichtsinnig zu denken, und in diesem Spiele verliert am Ende allemahl das Volk. Wer es

durch Schmeicheley dahin bringt, Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit zu verachten, stürzt es in unfehlbares Verderben; denn auf jenen Tugenden beruhet seine ganze Sicherheit. Wer irgend einen Menschen oder einen Theil des Menschengeschlechts überredet, daß er in übernommenen Verbindlichkeiten frey ist, während ein andres menschliches Geschöpf, welches es auch sey, ihm verpflichtet bleibt: der unterwirft das Gesetz der Sittlichkeit der Willkühr derjenigen, die ihm unabbittlich unterworfen seyn sollten, und übergiebt die Vernunft, welche die Welt beherrschen sollte, der Laune schwacher und leichtsinniger Menschen. Keiner von uns allen kann weder in öffentlichen noch in Privatangelegenheiten der Treue und des Glaubens oder irgend andrer Bande sittlicher Verpflichtungen entrathen, oder sich ihnen entziehen. Eben so wenig kann oder darf es eine Zahl von Menschen. Die Menge der Mitschuldigen macht ihr Verbrechen nicht zu einer lobenswerthen Handlung: sie vermehrt nur das Maaß der Schuld. Ich weiß sehr wohl, daß die Menschen gern von ihrer Macht reden hören, und einen ausnehmenden Widerwillen dagegen haben, an ihre Pflichten erinnert zu werden. Sehr natürlich: denn jede Pflicht schränkt Macht und Willkühr ein. Diese willkührliche Gewalt ist in der That so sehr nach dem verderbten Geschmacke des gemeinen Haufens in jedem Stande, daß fast alle Unruhen, welche die bürgerliche Gesellschaft zerrütten, aus dem

Streite

Streite entſpringen, nicht wie die Gewalt gebraucht werden, ſondern in weſſen Händen ſie ſich befinden ſolle. Irgendwo ſoll ſie frey wirken: das iſt der Denkungsart des groſſen Haufens gemäß. Aber ob er ſie in die Hände weniger Großen, oder einer zahlreichen Menge zu bringen ſucht, das hängt bey den meiſten davon ab, ob ſie glauben, auf die eine oder auf die andre Art am leichteſten zu der erwünſchten Theilnehmung an dieſer willkührlichen Gewalt zu gelangen.

Es iſt ſehr überflüſſig, die Begierde nach Gewalt in dem Menſchen anzufachen. Aber es iſt ſehr nothwendig, ihn durch ſittlichen Unterricht zu lehren, daß er ſich in dem Gebrauche der Gewalt und in der unordentlichen Begierde darnach, manchen Einſchränkungen unterwerfen müſſe, und dieſe Unterwerfung, wo es nöthig iſt, durch den ſtarken Arm der bürgerlichen Verfaſſung zu erzwingen. Die beſte Art dieſe beyden Enzwecke zu erreichen, macht das gröſſeſte, aber auch ſchwerſte Problem des wahren Staatsmanns aus. Indem er überlegt, weſſen Händen die Gewalt im Staate vertrauet werden ſolle, denkt er nur darauf, wie er dieſe heilſame Beſchränkung der Macht und ihre weiſe Verwendung am leichteſten bewirken möge. Und deswegen hat niemals ein Geſetzgeber alter oder neuer Zeiten, vorbedächtlich und aus freyer Wahl, die Gewalt den Händen des groſſen Haufens übergeben: denn da iſt weder Feſtigkeit in

der Führung noch weiſe Anordnung noch Mäſſigung zu hoffen. Dem Volke kommt es natürlicher Weiſe zu, eine Aufſicht über die Verwendung der öffentlichen Gewalt zu führen. Gewalt verwalten und ſie zugleich beſchränken iſt widerſprechend und unmöglich.

So wie der Misbrauch willkührlicher Gewalt in den Händen des Volks nicht gebändigt werden mag: ſo iſt es mit dem obgedachten großen Zwecke bürgerlicher Verfaſſungen (der Einſchränkung der übermäßigen Begierde nach Gewalt) in einem Staate, wo das Volk regiert, noch weit übler beſtellt. In einer demokratiſchen Staatsverfaſſung gedeihet der Ehrgeiz gleich als in dem fruchtbarſten Boden. In andern Verfaſſungen liegt er in mancherley Feſſeln. Aber in ſolchen, denen demokratiſche Prinzipien zum Grunde liegen, hat man ihn nie anders als durch gewaltſame und dennoch unwirkſame Mittel einzuſchränken gewußt: durch Mittel die ſo gewaltſam waren, als nur irgend die Künſte des eiferſüchtigſten Despoten. Der Oſtracismus konnte ſich ſelbſt nicht lange erhalten, noch weniger den Staat, den er ſchützen ſollte, von den Angriffen des Ehrgeitzes retten, von dieſer eigenthümlichen unheilbaren Krankheit mächtiger Demokratieen.

Dieſe Abſchweifung iſt meinem Gegenſtande nicht fremd. Doch zurück zu der Frage von dem Rechte der mehreſten Stimmen, eine Staatsverfaſ-

faſſung willkührlich abzuändern. Ich kann der ernſteſten Ueberlegung eines jeden, der anders die bürgerliche Geſellſchaft für ein ſittliches Band unter den Menſchen hält, die Betrachtung nicht genug empfehlen, daß dieſe bürgerliche Geſellſchaft, wenn wir Pflichten gegen ſie eingeſtehen, nicht mehr unſerer Willkühr unterworfen ſeyn könne. Pflicht und Willkühr widerſtreiten einander gerade zu. Wenn nun gleich die bürgerliche Geſellſchaft ihren Urſprung in freyer Willkühr hat, wie ſich dieſes unläugbar in mancher Rückſicht und in manchen Fällen ſo verhält: ſo iſt doch die Fortſetzung derſelben, Verpflichtung aus übernommener Verbindlichkeit. Ohne unſere Wahl genießen wir Wohlthaten von ihr; ohne unſere Willkühr ſind wir Verpflichtungen gegen ſie unterworfen: ohne es zu wiſſen, treten wir in ſtillſchweigende Verbindlichkeiten gegen ſie, die eben ſo heilig ſind als ausdrücklich verabredete; ja noch weit heiliger, weil wir Wohlthaten von weit gröſſerem Werthe und Umfange von ihr erhalten, als ihre erſten Stifter ſich je ſelbſt davon verſprechen durften. Freylich wenn es keinen oberſten Regierer der Schickſale dieſer Welt giebt, aus deſſen Weisheit das Sittengeſetz entſpringt, und deſſen Macht es einſchärft: ſo kenne ich überall keine Sanction, die irgend eine Verbindlichkeit, welche es auch ſey, gegen die Uebermacht willkührlicher Gewalt zu ſchützen vermag. Jene Frage, in welche ſich zuletzt alle andere auf-

lösen, entscheidet auch diese. Wir können nichts anders gegen unwiderstehliche Gewalt anrufen.

Si genus humanum et mortalia temnitis arma,
At sperate Deos memores fandi atque nefandi.

Ich schreibe nicht für die Schüler der neuen Pariser Philosophie: ich darf also voraussetzen, daß ein erhabener Urheber unsers Daseyns uns unsre Stelle in der Reihe der Wesen angewiesen hat. Er hat uns nach den Gesetzen einer göttlichen Ordnung, nach seinem Willen, nicht nach dem unsrigen, einen Platz ertheilt, und dadurch auferlegt so zu handeln, wie es dieser Stelle zukommt. Wir haben Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht überhaupt, die auf keinem Vertrage beruhen: vielmehr beruht die Kraft aller Verträge und vermöge derselben übernommenen Verpflichtungen, auf jener höhern und früheren Pflicht. Wenn wir uns verehlichen, so ist unser die freye Wahl des Gegenstandes, nicht aber die Pflichten des Ehestandes, die nicht unserer Willkühr unterworfen sind. Die Natur des Verhältnisses selbst legt sie uns auf. Dunkel und unerforschlich ist der Eintritt des Menschen in diese Welt. Der Instinkt, aus dem dieses Geheimniß der Natur entspringt, ist nicht das Werk unsrer Willkühr. Aber aus uns unbekannten und vielleicht ewig verborgenen physischen Ursachen entspringen sittliche Verpflichtungen, die wir deutlich erkennen und daher unabbittlich schuldig sind zu erfüllen. Kinder erwählen sich nicht

ihre

Jago.

Verlaß dich auf mich -- Geh, mach Geld zuſammen -- Ich habe dirs oft geſagt, und ſage dirs wieder und wieder, ich haſſe den Mohren. Meine Urſach ſtekt mir tief im Herzen; dein Haß hat keinen ſchlechtern Grund. Laß uns gemeine Sache machen, um unſre Rache an ihm zu nehmen. Wenn du ihn zum Hahnrey machen kanſt, ſo machſt du dir ſelbſt ein Vergnügen, und mir einen Spaß. Die Zukunft geht mit allerley Begebenheiten ſchwanger, von denen ſie zu gehöriger Zeit entbunden werden wird. Geh du izt, und ſorge für Geld; morgen mehr von dieſer Materie. Adieu.

Rodrigo.

Wo ſehen wir einander morgen?

Jago.

In meinem Quartier.

Rodrigo.

Ich will bey Zeiten kommen.

Jago.

Gut, geht nur, lebt wohl. Hört ihr, Rodrigo?

Rodrigo.

Was ſoll ich hören?

Jago.

Nichts mehr vom Erſäuffen, hört ihr's?

Rodrigo.

ihre Blutsverwandte, aber das Blut bindet sie an Pflichten, ohne ihre Einwilligung: oder vielmehr, es liegt schon ihre stillschweigende Einwilligung darin: denn der Wille eines vernünftigen Wesens muß in Uebereinstimmung mit der vorherbestimmten Ordnung der Dinge seyn. Eben so treten die Menschen auch in die bürgerlichen Verhältnisse ihrer Väter, beschenkt mit allen Vortheilen, beladen mit allen Verpflichtungen ihrer Lage. So wie die Bande, welche aus jenen Verhältnissen, die die ersten Bestandtheile der Staaten ausmachen, ohne Zuthun unsers Willens mehrentheils entspringen, allemal aber nachdem fortwähren: so fesselt uns auch das allumfassende Band des Vaterlandes ohne eigene Einwilligung und freye Wahl: und es fehlt uns nicht an mächtigen Instinkten, die uns diese heiligen und ehrfurchtheischenden Pflichten lieb und werth machen. Unser Vaterland ist nicht ein physisches Wesen. Großentheils besteht es aus der alten moralischen Ordnung, zu der wir gebohren sind. Wir könnten auf demselben Flecken des Erdbodens bleiben, und erhielten doch ein andres Vaterland; so auch könnten wir in einen andern Boden verflanzt werden, und behielten dennoch das alte Vaterland. Die Verhältnisse der bürgerlichen Ordnung sind es, welche unsere Pflichten bestimmen.

Den Fall einer unvermeidlichen Nothwendigkeit ausgenommen, als welcher ausser dem Kreise aller moralischen Gesetze liegt, darf also weder ein

einzelner, noch eine Menge von Menſchen ſich von den urſprünglichen Verbindlichkeiten losreißen, in die ihn ſeine Geburt in der Geſellſchaft verſetzt hat: eben ſo wenig als er ſeinen Eltern, von denen ſein Körper gebohren iſt, entſagen mag. Die Stelle auf der jeder gebohren ward, beſtimmt ſeine Pflichten. Die Frage: Quem te Deus eſſe juſſit? läßt ſich nicht anders beantworten, als nachdem eine andre aufgelöſet worden: Humana qua parte locatus es in re? *)

Ich geſtehe es, in der Moral entſtehen Schwierigkeiten, ſo wie in allen Dingen. Pflichten können mit einander in Colliſion kommen. Alsdann entſteht die Frage, welche der andern weichen muß? Welche ganz hintangeſetzt werden mag? Dieſe Zweifel veranlaſſen den Theil moraliſcher Wiſſenſchaften, welcher Caſuiſtik genannt wird. Sie iſt eine nothwendige Wiſſenſchaft für diejenigen, die

*) Folgende Zeilen des Perſius enthalten in wenigen Worten alle Gegenſtände moraliſcher Unterſuchungen, und deuten das Reſultat unſrer Nachforſchungen an: der Wille des Menſchen findet da keine Stelle, und wird nicht mit genannt.

Quid ſumus? et quidnam *victuri gignimur*? ordo
Quis *datus*? et metae quis mollis flexus et unde?
Quis modus argento? quid *fas optare*? quid aſper
utile nummus habet? Patriae charisque propinquis
Quantum elargiri *debes*? — Quem te Deus eſſe
juſſit? — et humana qua parte *locatus* es in re?

A. d. V.

die in diesem Theile der menschlichen Erkenntniß erfahren, und das werden wollen, was Cicero artifices officiorum nennt: aber wo nicht eine sehr richtige und feste Urtheilskraft vorhanden ist, große Bescheidenheit und Vorsicht, ausnehmende Mäßigung des Gemüths im Gebrauche dieser Kunst die Pflichten zu ordnen und mit einander in Uebereinstimmung zu setzen, da ist sehr zu besorgen, daß die Pflichten selbst durch sie untergraben werden. Die Pflichten verlieren sich auf der äußersten Gränze in beynahe unbemerkbaren Farben, und verschwinden allmählig. Ein Schatten von Zweifel wird daher allemahl auf der Entscheidung sehr subtiler moralischer Fragen ruhen; und es ist weder lobenswerth noch ohne Gefahr, diese Fälle der äußersten Gränze unsrer Pflichten aufzustellen: denn es ist überhaupt nicht recht gethan, unsre Pflichten zum Gegenstande des Zweifels zu machen. Sie sind uns auferlegt, daß wir sie in unserm Betragen befolgen sollen, nicht unsern Scharfsinn an ihnen zu üben: und deswegen müssen unsre Meynungen darüber nicht in einem schwankenden Zustande, sondern fest und zuverläßig seyn, und verbunden mit Entschlossenheit.

Zu diesen äußerst verwickelten und daher gefährlichen Fragen gehört auch diejenige, welche heut zu Tage so viele Köpfe beschäftigt: ob der Fall möglich sey, da ein Volk die ursprüngliche oberste Gewalt, welche es für den gewöhnlichen

Lauf

Lauf der Dinge dem Regenten übertragen hat, mit Fug und Recht zurück nehmen dürfe? Es iſt ſchwer, dieſe Frage, ſo wie ſie hier gefaßt worden, zu bejahen oder zu verneinen: aber ich bin überzeugt, daß keine Veranlaſſung einen ſolchen Gebrauch der urſprünglichen oberſten Gewalt rechtfertigen könne, welche nicht auch eine Abweichung von jeder andern Pflicht, ja vielleicht von allen Pflichten zuſammen, ebenfalls rechtfertigen würde. Es iſt überhaupt ſehr ſchwer, etwas über die Rechtmäßigkeit ſolcher von allem gewöhnlichen Laufe der Dinge ganz abweichenden Handlungen zu ſagen, die eben deswegen nahe an Verbrechen gränzen. Es iſt ſchwer, die gefährlichen Folgen eines ſolchen Schrittes von Seiten des Volks voraus zu beſtimmen. Die praktiſchen Folgen politiſcher Grundſätze müſſen aber doch bey der Beſtimmung ihres Werthes gar ſehr in Anſchlag gebracht werden: denn politiſche Fragen gehen, urſprünglich und weſentlich, nicht Wahrheit oder Irrthum an, ſondern ſie beziehen ſich auf das Wohl und Wehe der Menſchen. Alles, was großes Uebel erzeugt, muß für politiſch falſch gelten: das, wodurch das Wohl der Menſchen wahrſcheinlich befördert wird, iſt politiſch wahr.

Wenn nun dieſe Fragen in der Theorie ſo ſchwer, und in der Anwendung ſo gefährlich ſind: ſo ſteht es uns wohl an, ehe wir zu ihrer Entſcheidung ſchreiten, näher zu prüfen, was das denn eigentlich für eine Geſtalt iſt, welche die Zauber-

bergesänge unserer Propheten unter dem Namen des Volks aus der Finsterniß und dem Todtenschlafe so vieler Menschenalter hervorrufen. Ehe wir die oberste Gewalt des Volks zu bestimmen, einzuschränken oder zu erweitern wagen, sollten wir doch wenigstens einen bestimmten Begriff von dem zu fassen suchen, was wir bey diesem Namen des Volks zu denken haben.

In dem Zustande roher Natur existiert ein solches Wesen, ein Volk, überall nicht. Eine Menge Menschen zusammen genommen machen kein zu einem Wesen verbundenes Ganze aus. Die Idee eines Volks setzt den Begriff einer Verbindung voraus. Sie ist ganz künstlich, und entspringt wie alle andere fictiones juris aus gemeinschaftlicher Verabredung. Die besondere Beschaffenheit dieser Verabredung erhellt aus der eigentlichen Form des Vertrages, und nur daraus. Jede andre Form möglicher oder wirklicher Verträge geht diesen einzelnen und bestimmten nichts an. Wenn also Menschen den Original-Contract, oder denjenigen Vertrag, der ihnen die Gestalt ihres Staats ertheilt hat, aufheben: so machen sie länger nicht ein Volk aus, sie haben keine Gemeinschaft mehr unter einander, keine rechtmäßige Gewalt sich innerlich unter einander zu binden, noch einen äussern Anspruch für eine bürgerliche Gesellschaft erkannt zu werden. Sie sind sofort nichts mehr als ein Haufen loser ungebundener Individuen. Alles

geht

geht bey ihnen wieder von vorn an. Ach! sie wissen nicht wie manchen mühseligen Schritt sie zu thun haben, ehe sie sich wieder zu einer Masse bilden, die eine wahre politische Person vorstellen kann.

Männer, deren Dreistigkeit in Behauptungen wahrhaftig nicht auf der Gründlichkeit ihrer Erkenntniß beruhet, reden viel von der Allgewalt der Mehrheit der Stimmen in einem völlig aufgelöseten Staate, wie der Französische gegenwärtig ist. Aber unter Menschen, deren alte bürgerliche Bande so ganz aufgelöset sind, existiert keine Mehrheit der Stimmen, kein Recht einer Person eine andre zu verpflichten. Dieses Recht der mehrsten Stimmen, welches von jenen Theoretikern so leichtsinnig angenommen wird, nachdem sie selbst den Vertrag vernichtet haben, aus welchem es entsprang, beruhet auf zwey Voraussetzungen: erstens, auf der Voraussetzung, daß eine neue Verbindung einstimmig beliebt worden; und zweytens, daß einstimmig festgesetzt worden, die Beschlüsse einer Mehrheit der Stimmen solle für den Willen gehalten werden.

Das gewöhnliche und alltägliche macht so wenig Eindruck auf uns, daß wir diese Idee von dem Rechte der Mehrheit, für Alle zu entscheiden, als ein Gesetz der Natur zu betrachten pflegen. Aber eben dieses fingierte Ganze, welches doch nur in einem Theile desselben besteht, ist eine der gewal-

waltigſten Fictzionen, die jemals nach den Grundſätzen willkührlicher menſchlicher Einrichtungen gemacht worden. Außerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft weiß die menſchliche Natur nichts davon, und ſelbſt in ihr lernen die Menſchen nur ſehr langſam und ſchwer ſich dieſem Geſetze zu unterwerfen. Sie beruhigen ſich weit leichter dabey, dem Anſehn eines oder weniger Männer zu gehorchen, die aus allgemeiner Vollmacht des Staates handeln, als ſie ſich dem Beſchluſſe einer ſiegenden Mehrheit der Stimmen eines Rathes unterwerfen, an dem ein jeder ſelbſt Theil genommen. Denn hier wird die überwundne Parthey durch den vorhergehenden Kampf erhitzt und erbittert, und durch die erlittene Niederlage gedemüthigt. Außerdem kann die Zahl der unterliegenden vielleicht der ſiegenden Mehrheit ſehr nahe kommen; die geringere Zahl kann vielleicht die größere Macht in Händen haben; es iſt leicht möglich, daß für ihre Seite alle gute und vernünftige Gründe, für die andere nur wilde und heftige Leidenſchaften ſprechen. Sich dem allen ohnerachtet der Mehrheit der Stimmen ruhig zu unterwerfen, und ſie für einen Ausdruck des allgemeinen Willens und Entſchluſſes gelten zu laſſen, das iſt ein Grundſatz, der durch einen ganz ausdrücklichen Vertrag feſtgeſetzt, und durch lange Gewohnheit, durch eine Art von bürgerlicher Diſciplin, beſtätigt, und durch einen unabläſſig und ſicher geführten ſtarken Arm eingeſchärft

wer-

werden muß. *) Die Bestimmung des Organs, durch welche sich der Wille der ganzen Gesellschaft kund thun soll, ist so willkührlich, daß verschiedene Staaten zu einem gültigen Beschluß ein weit größeres Verhältniß als bloße Mehrheit erfordert haben. Das Verhältniß ist so sehr freyer willkührlicher Bestimmung unterworfen, daß in eini-

*) Wenn man die Geschichte der Berathschlagungen grosser gesetzgebender Versammlungen in unruhigen Zeiten aufmerksam liefet, so wird man darin die Bestätigung dieser Betrachtungen sehr deutlich finden. Die Parthey, welche mit der heftigsten Leidenschaft, und mit der lebhaftesten Ueberzeugung von ihrer Kraft und der Anhänglichkeit des außerhalb der Versammlung lebenden Volks, streitet, schämt sich keines noch so schlechten sophistischen Kunstgriffs, und gebraucht im Nothfall sogar Gewalt, um in jedem einzelnen Falle, da sie die Mehrheit gegen sich hat, dennoch wieder obzusiegen, und den gesetzmäßig gefaßten Entschluß wieder umzustürzen. So hat die demokratische Parthey in der Nazional-Versammlung unzähligemale verfahren. Ich will nur den einzigen Fall erwähnen, da sie den rechtmäßig zum Präsidenten gewählten Herrn Thouret, der ihr mißfiel, durch Beschimpfungen, Zischen, Scharren und alle Aeußerungen des pöbelhaftesten Muthwillens vom Präsidenten-Stuhle vertrieb, und ihm zu entsagen zwang. Das Recht dient einer solchen Parthey immer nur zum Vorwande, wo sie es dazu gebrauchen kann. Die wahre Norm des Gesetzes ist ihr Wille.

A. d. V.

einigen Fällen ſogar eine Minorität entſcheidet. Die Geſetze verlangen in manchen Ländern zu einem gültigen Verdammungs-Urtheile mehr als eine bloße Majorität der Stimmen: weniger als Gleichheit, um den Beklagten loszuſprechen. Wir Engländer verlangen in jedem Falle, vollkommne Einſtimmung. In einigen Verfaſſungen ſpricht ein Mann für alle, in andern, einige wenige Männer. Noch vor ganz kurzem ward in Polen, zu jeder großen und wichtigen Verhandlung des Reichstages, Einſtimmung erfordert. Dieſe Einrichtung kommt in der That dem rohen Stande der Natur näher als irgend eine andre: aber eben dieſes iſt ja der Zuſtand einer jeden Nazion, bevor durch einen ausdrücklichen Vertrag ausgemacht worden, daß der Wille einer gewiſſen Zahl für den Willen Aller gehalten werden ſolle.

Sobald die Menſchen nun ihre alte bürgerliche Verbindung aufrufen, um ſie zu erneuern, erhält jeder Menſch das Recht, der Gemeinſchaft zu entſagen und für ſich allein zu bleiben. Jede Zahl von Individuen hat alsdenn das Recht, ſich zu einem eigenen unabhängigen Staate zu bilden, wenn ſie nur über die Bedingungen mit einander eins werden können. Werden aber einige unter ihnen gezwungen, an einer andern Verbindung Theil zu nehmen: ſo iſt das Eroberung, nicht Vertrag, und dieſer Zwang iſt nach dem Grundſatze, daß die bürgerliche Geſellſchaft auf freyer Verabredung be-

ruhe, vor dem Richterstuhle der Vernunft null und nichtig *).

Eben so wie ein Volk, ohne allgemeine Einwilligung, sich überall kein Recht einer Corporation anmaßen und behaupten kann: so kann es auch nicht, unter dem Namen einer solchen, Ansprüche auf einen ausschließlichen gemeinschaftlichen Besitz des Landes machen. Nach dem eigenen Systeme der gegenwärtigen Beherrscher und Reformatoren der französischen Nazion, haben sie nicht mehr Recht auf das Land Frankreich genannt, als ich. Ich habe ein Recht, mein Zelt in jeder unbesetzten Stelle dieses Landes aufzuschlagen, und ich mag jedes wüste Feld zu meinem Unterhalte beackern. Ich mag ein Haus oder einen Weinberg von jedem einzelnen Eigenthümer kaufen, der seine Einwilligung zu der neuen Verfassung versagt: und in der That, die mehresten Eigenthümer haben dieselben versagt, so weit sie sich hören lassen durften. Ich trete

*) Die französische Nationalversammlung hat so oft erklärt, alle Eroberungen streiten gegen das Naturgesetz, als welches jede Gewaltthätigkeit verbietet. Woher schreibt sich denn ihr Recht, einen so großen Theil von Frankreich zu erobern, der den Misvergnügten gehört; und diese zu zwingen, die neue Constituzion anzunehmen? Ihre Gerechtigkeit gegen die Nachbaren ist die schändlichste Heucheley, wodurch sie dieselben bewegen will, ruhig zu gestatten, daß sie gegen ihre eigenen Landsleute, gegen ihre nächsten Verwandten, ungerecht und grausam verfahre. A. d. U.

Rodrigo.

Es iſt mir anders gekommen; Ich will gehen und alle meine Güter zu Geld machen.

[Er geht ab.]

Eilfte Scene.

Jago bleibt zurük.

Jago (allein.)

Geht nur, lebt wohl, nur einen wohlgeſpikten Beutel, -- Bin ich nicht ein geſcheidter Kerl? So mach' ich aus meinem Narren meinen Schazmeiſter -- Denn das hieſſe wol meine erworbne Geſchiklichkeit übel anwenden, wenn ich die Zeit mit einem ſolchen kleinen Schneppen verderben wollte, ohne daß ich Spaß und Vortheil davon hätte. Ich haſſe den Mohren, und das Publicum thut mir die Ehre an, und glaubt, er habe zwiſchen meinen Bett-Laken meine Stelle vertreten. Ich weiß nicht, ob es ſo iſt -- aber mir iſt eine bloſſe Vermuthung von dieſer Art genug, um ſo zu handeln, als ob ich's mit Augen geſehen hätte. Er mag mich wol leiden -- Deſto beßre Gelegenheit hab ich, ihm beyzukommen; Caſſio iſt ein Mann, der zu meinem Vorhaben taugt: Laßt einmal ſehen -- ſeine Stelle zu kriegen und meinen Haß zu erſättigen -- Wie, wie kommt das? Laßt ſehen -- Nach einiger Zeit dem Othello mit einer guten Art in's Ohr raunen, daß er zu vertraulich mit ſeiner Frau iſt -- Seine Figur und ſein ganzes Betragen,

trete in seine unabhängige Stelle. Wer sind die übermüthigen Menschen, die sich die französische Nazion nennen, daß sie sich ein ausschließliches Recht auf den Besitz dieses schönen Bodens zueignen, das doch nur der freyen Natur angehört? Worauf bauen sie ihre Ansprüche? Etwa darauf, daß sie eine gewisse Sprache reden? Giebt ihnen ihr mir unverständliches Geschnatter ein Recht auf Land? Wer sind sie, daß sie auf Verjährung und Abstammung von gewissen Räubern, die sich Franken, Burgunder, Westgothen nannten, von denen ich vielleicht nie gehört, und von denen sie selbst, neun und Neunzig unter Hunderten von ihnen, gewiß nie etwas gehört haben, Ansprüche gründen, da sie mich doch selbst gelehrt haben, daß Verjährung und langer Besitzstand kein Recht auf Eigenthum ertheilen? Wer sind sie, daß sie behaupten dürfen, das Land, welches ich, eine wirkliche individuelle Person und nicht ein fingiertes Wesen von einem Staate, gekauft habe, ihnen gehöre, die sie selbst in der Eigenschaft, in welcher sie ihre Forderungen aufstellen, nur ein imaginäres Wesen ausmachen, und nur durch die Verjährung für etwas wirkliches gelten, die sie selbst vorwerfen? Diese Gründe können in Anwendung auf jeden einzelnen Fall gebraucht werden, um mit der größten Schärfe zu beweisen: daß die Menge Volks jenseit des Canals, die die Unverschämtheit hat sich einen Staat zu nennen, nach den Grundsätzen, die sie selbst annimmt und auf die sie ihre Ansprüche bauet, niemals

rechtmäßige Eigenthümer ihres Bodens seyn könne. Ihr Raisonnement, welches durchaus kein Vortheil gestatten will, läßt in dem Gebäude der menschlichen Gesellschaft nicht einen Stein auf dem andern. Sie untergraben ihr eignes Ansehen und Gewalt, zugleich mit der, die sie zerstört haben.

Es ist eine unläugbare abstracte Wahrheit, daß Majorität und Minorität der Stimmen, Begriffe ohne alle Kraft sind — ausserhalb der bürgerlichen Gesellschaft: und daß in derselben, besondre eigenthümliche Verabredung einer jeden wirklichen bürgerlichen Gesellschaft erforderlich ist, um zu bestimmen, was für den Willen des Volks in gesetzgebender Absicht gehalten werden solle. Eben so klar und offenbar ist es, daß, weder in England noch in Frankreich, weder der ursprüngliche Grundvertrag noch eine spätere besondere Verabredung, weder ausdrücklich noch stillschweigend festgesetzt hat, eine Mehrheit der Stimmen nach Kopfzahl solle für das Volk gehalten werden. Und ich sehe nicht ab, daß ein solches Gesetz, die Mehrheit nach Kopfzahl solle für das Volk gehalten werden und ihr Wille Gesetz seyn, weder rechtmäßig noch nützlich seyn könne. Was läßt sich von einer Verfassung erwarten, die allen bewährten politischen Grundsätzen Trotz bietet? Sollen Menschen in den Stand gesetzt werden, mit dem Ansehen und Nachdrucke eines civilisirten Volks zu handeln, und die Endzwecke der bürgerlichen Verbindung zu erfüllen: so müssen sie

in

in dem Stande einer anhaltenden und fortwährenden bürgerlichen Zucht erhalten werden, vermöge deren, die weiseren, erfahrneren und reicheren führen, und die schwächeren, unwissenden, ärmern, durch ihre Leitung aufklären und beschützen. So lange der große Hause nicht in dieser Zucht erhalten wird, kann man kaum sagen, daß er sich in einem Zustande von Civilisation befinde. Zugleich mit der Verschiedenheit der Verhältnisse und Umstände entspringt ein natürlicher und vernünftiger Grundsatz, vermöge dessen nicht das Interesse, wohl aber das Urtheil derjenigen, die numero plures sind, zu ihrem eigenen Vortheile denen weichen müssen, die virtute et honore majores sind. Zahlen sind in jedem Staate, (Frankreich aber kann gegenwärtig gar nicht einmahl ein Staat genennt werden) sehr viel, aber nicht alles. Der Ausspruch des Schauspieldichters mag wohl auf ernsthaftere Dinge, als auf ein Lustspiel angewendet werden: Satis est, Equitem mihi plaudere.

Eine wahre natürliche Aristokratie macht keineswegs einen Staat im Staate aus, der von ihm abgesondert werden könnte. Sie macht einen wesentlichen Theil eines jeden großen wohl constituirten Volks aus. Sie beruhet auf einer Menge wohl gegründeter Voraussetzungen, die im allgemeinen für Wahrheiten gelten können. In einer Stelle erzogen seyn, die öffentliche Achtung genießt; von Kindheit auf nichts niedriges und gemeines gesehen haben; Achtung gegen sich selbst gelernt haben; ge-

wöhnt seyn, das prüfende und richtende Auge des Publikums zu scheuen; von Jugend auf, Achtung für die öffentliche gute Meinung zu haben; hoch genug stehen, um die weitumhergreifenden und unendlich mannichfaltigen Combinazionen der Menschen und bürgerlichen Angelegenheiten in einem grossen Staate übersehen zu können; Muße haben, durch Lesen und Unterredung zu lernen, und nachzudenken; im Stande seyn, den Weisen und wohl unterrichteten sich zu nähern, wo sie auch immer zu finden seyn mögen; und ihre Aufmerksamkeit zu erwerben; auferzogen und gewöhnt seyn, im Heere zu gehorchen und zu befehlen; Gefahr zu verachten wo Ehre und Pflicht rufen, zu der angestrengtesten Wachsamkeit, Vorsicht und Sorge für die Zukunft gewöhnt seyn, in Umständen, da man keinen Fehler ungestraft begeht, und der geringste die verderblichsten Folgen nach sich ziehet; zu einer vorsichtigen, anständigen und regelmäßigen Lebensart gewohnt werden, durch die Betrachtung, daß man bestimmt ist, die Mitbürger in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu belehren und zu Gott zu führen, ihnen als Verwalter der Gesetze und Gerechtigkeit zu dienen, und dadurch unter ihre ersten Wohlthäter gezählt zu werden; ein Lehrer hoher Wissenschaften oder edler und freyer Künste zu seyn; zu den reichen Kaufleuten zu gehören, deren glücklicher Erwerb auf scharfen Verstand, auf die Tugenden des Fleißes, der Ordnung, anhaltender Arbeitsamkeit, Regelmäßigkeit, und Achtung ge-

gen

gen die Gesetze des redlichen Verkehrs unter den Menschen, schließen läßt: dies alles sind die Verhältnisse der Menschen, welche das ausmachen, was ich eine natürliche Aristokratie nennen möchte, und ohne welche kein Staat bestehen kann.

Derjenige Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, der diese natürliche Aristokratie nothwendig erzeugt, ist der wahre Stand der Natur, und das weit mehr als der Zustand eines rohen und wilden Lebens: denn die Vernunft ist die Natur des Menschen. Wir sind im gebildeten männlichen Alter wenigstens eben so sehr im Stande unsrer Natur als in der hülflosesten unreifen Kindheit. Solchen Männern, die ich bezeichnet habe, in der bürgerlichen Ordnung nicht mehr Gewicht zu geben, als ihnen der bloßen Zahl nach zukommt, ist ein schrecklicher und gewaltsamer Eingriff. Sie machen nach dem natürlichen Gange der bürgerlichen Gesellschaft den Theil aus, der leiten, führen, regieren soll. Sie machen die Seele des Körpers aus, ohne welche der Mensch nicht mehr existiert.

Wo große Haufen von Menschen unter dieser natürlichen Zucht und Ordnung handeln, da erkenne ich ein Volk, einen Staat. Es ist allerdings etwas, das der obersten Gewalt, die ein Werk der Verabredung ist, gleich kommt, und sie allemal leiten muß. Die mächtige Stimme dieses großen Chors, der Einklang der Nazion, muß auf alle ihre Angelegenheiten einen großen und ent-

scheidenden Einfluß haben. Aber wenn diese Harmonie zerstört wird, wenn diese schöne Ordnung vernichtet wird, dieses Werk der Natur und Wahrheit, sowohl als der Gewohnheit und des Vorurtheils; wenn der große Haufe der Menschen von seinen Häuptern getrennt, und zu ihrem Gegner gemacht wird: so erkenne ich jenes ehrwürdige Volk nicht mehr in diesem losen Haufen von flüchtigen Vagabunden. Schrecklich kann er ein Zeitlang seyn, so wie reissende Thiere schrecklich sind. Wenn man auch ihrer Gewalt weichen muß: so unterwirft sich ihnen der Geist doch nie. Sie sind nur das, wofür sie von jeher geachtet worden, Aufrührer. Mit Recht werden sie bekriegt und unterjocht, wo man sie nur zu bezwingen vermag. Denn diejenigen, welche durch Gewaltthätigkeiten ihre Mitbürger ihres gesetzmäßigen Eigenthums zu berauben und den Schutz der Gesetze zu zerstören trachten, erklären ihnen den Krieg, und mögen nach den Gesetzen desselben behandelt werden.

Nun wollen wir die Folgen des vermeinten Rechts der mehrsten Stimmen nach Kopfzahl, die Staatsverfassung nach Willkühr zu verändern, untersuchen.

Die ganze Summe des Volks besteht aus ihren Einheiten. Jedes einzelne Mitglied muß ein Recht haben, das zu beginnen, was nachmahls das Werk der Mehresten werden kann. Was er rechtsmäßiger

mäßiger Weise beginnen darf, mag er auch rechtsmäßiger Weise sich bemühen, zu vollenden. Jeder hat also ein Recht, für sich alle Verbindungen und Verträge zu brechen, die ihn an sein Vaterland fesseln; und er hat ein Recht, so viele Mitbürger als möglich zu seinen Gesinnungen über zu führen: denn wie kann man dahin gelangen, zu erforschen, ob die mehresten Stimmen dahin gehen, die Verfassung des Staates umzustürzen, dafern man nicht bey einzelnen Versuche macht? Man muß also geheime Verschwörungen versuchen, um eine Nazional-Conföderazion zu Stande zu bringen. Des ersten Anfängers Wohlgefallen an solchen Dingen ist mithin seine einzige Regel, so wie das bloße Wohlgefallen des großen Haufens, die einzige Sanktzion des Erfolges ist. So kommt es denn dahin, daß willkührliche Gewalt, diese letzte und äusserste Verderbniß der Regenten, Schritt vor Schritt das Herz jedes Bürgers vergiftet. Mislingt der Unternehmer einer Revoluzion: so trift ihn nur das Unglück der Rebellen, nicht die Schuld. Durch solche Lehren wird alle Liebe zu dem Vaterlande, alle fromme Verehrung und Anhänglichkeit an dessen Gesetze und Gewohnheiten, aus der Seele vertilgt; und es kann aus diesen Gesinnungen, wenn sie zu Grundsätzen erhoben und durch Misvergnügen, Ehrgeiz oder Enthusiasmus belebt werden, nichts als eine Reihe von Verschwörungen und Aufruhr entspringen, die oftmals ihrem Urheber, allemahl aber dem Staa-

te verderblich wird. Kein Gefühl der Pflicht kann einen Menschen hindern, das Haupt oder der Anhänger solcher Unternehmungen zu werden. Nichts bezähmt den Versucher, nichts hütet den in Versuchung geführten. Auch der neue Staat, den solche Künste errichten, ist nichts sichrer als der alte. Denn was kann man dem freyen Willen eines jeden der Genossen, der seine Plane ausführen zu können hofft, entgegensetzen, um ihn an einem Versuche zu hindern, auch den neuen Staat wieder umzustürzen? Jeder Versuch die errichtete Ordnung zu stören, hat einen rechtmäßigen Vorwand.

Wenn man solche Grundsätze über das Recht, eine alte, festgesetzte, und erträglich gute Staatsverfassung willkührlich abzuändern, mit der Theorie und den praktischen Grundsätzen der französischen Nazional-Versammlung verbindet, so entsteht daraus, wo möglich, eine noch größere politische, bürgerliche und moralische Unordnung. Diese Versammlung hat einen andern Weg gefunden, das alte Regiment zu zerstören, und ein neueres zu errichten, der noch weit bequemer ist, als der langsamere Weg, sich vorläufig von der Wahrheit der Stimmen unter dem, was sie Volk nennt, zu versichern. Setzt euch, sagen sie, in Besitz der Gewalt, durch welche Mittel es immer sey: vermittelst einer nachfolgenden Einwilligung (die sie adresse d. adhèsion nennen) wird euer Ansehen eben sowohl gesetz-

ſetzmäßig und durch den Willen des Volks geheiligt, als wenn die Gewalt, deren ihr euch ohne ſolche Einwilligung bemächtigt habt, von ihm ertheilt wäre. Hierdurch wird Betrug, Heucheley, Meineid und Verletzung der heiligſten Pflichten des Vertrauens unter Menſchen, gerechtfertigt. Welch ein ſchrecklicherer Miston iſt für den moraliſchen Sinn des Menſchen denkbar, als dieſe Behauptung: daß ein Abgeordneter, dem eingeſchränkte Vollmacht ertheilt worden, mit Hintanſetzung der beſchworenen Pflicht gegen ſeine Conſtituenten, eine Gewalt, die ihm nur gegeben worden, willkürlich an ſich reißen mag, und in ſeinem eignen Gewiſſen frey geſprochen und vor den Augen der Welt gerechtfertigt iſt, ſobald er einen Haufen von Menſchen bewegen kann, ihm, der ſich ſolche Gewalt angemaßt, dafür zu ſchmeicheln? Wer einen ſolchen Plan auszuführen denkt, muß mit einem Meineide anfangen, das iſt gewiß. Er muß die Gefahr ſtehen, ob er rechtfertigende Adreſſen erhalten könne. Nach einer ſolchen Probe wird das Glück des Verbrechers zu einem Beweiſe ſeiner Unſchuld.

Allemahl alſo entſtehen die ſchrecklichſten Folgen daraus, wenn eine Verbindung von Menſchen ſich unterfängt, willkührlich die Staatsverfaſſung ihres Vaterlandes zu ändern: geſchehe es unter vorhergehender oder nachfolgender Genehmigung einer nach Köpfen gezählten Mehrheit der Stimmen.

Hier, wollen die Anwendung auf Frankreich machen. Als im Jahre 1789 die verschiednen Stände in ihren Districten zusammen kamen, ihre Stellvertreter zu wählen und mit Vollmachten und Instructzionen zu versehen, machten sie das französische Volk aus: denn sie waren versammelt und handelten zufolge der Verträge, dadurch sie zu einem gemeinen Wesen rechtmäßiger Weise gebildet waren. Sie hatten rechtmäßige und natürliche gegründete Ansprüche darauf, für die Nazion angesehen zu werden. Während sie sich in diesem Zustande befanden, ist nicht daran gedacht worden, in irgend einer Instructzion Aufträge zu geben, ja nicht einmal Winke und Fingerzeige sind darin enthalten, zu den Unternehmungen, durch welche die gewaltthätige Versammlung und ihre Anhänger nachmahls ein Abscheu aller vernünftigen und nachdenkenden Menschen geworden sind. Ich kann dreist behaupten, und es wird mir niemand widersprechen, der Frankreich in seinem damaligen Zustande gekannt hat, daß nicht Eine Stimme unter zwanzig tausenden, in keinem der drey Stände, Beyfall gerufen haben würde, wenn die Veränderungen damahls vorgeschlagen worden wären, welche das Wesen der Revoluzion ausmachen: die Instructzionen enthalten gerade das Gegentheil aller dieser Unternehmungen, die jezt für den Willen des Volks gelten müssen. Wären damahls solche Unternehmungen begonnen worden: so würde höchst wahrscheinlich das ganze Volk aufgestanden seyn, sie

zu

gen, werden den Verdacht rechtfertigen; er iſt der Mann dazu, die Weiber ungetreu zu machen. Der Mohr iſt von der offnen treuherzigen Art Leuten, welche die Leute für ehrlich hält, wenn ſie ſo ausſehen; er wird ſich ſo gutwillig an der Naſe herumführen laſſen wie ein Eſel -- Ich hab es -- Mein Entwurf iſt gezeugt -- und Nach und Hölle ſollen die ſcheußliche Mißgeburt ans Taglicht bringen!

(ab.)

---

zu hintertreiben. Die ganze Organisazion der Versammlung, die ganze Form des Königreichs mußte verändert werden, damit solche Dinge möglich würden. Es ist zu weitläuftig zu erzählen, durch was für böse Künste der Verschwornen, durch was für äusserste Schwäche und Unentschlossenheit der Regierung, diese Eingriffe in die Rechte sowohl des Königs als des Volks möglich geworden sind. Beyde wurden zuerst hintergangen, darauf mit Gewalt bezwungen, bis endlich die erzwungene Unterschrift eines eingekerkerten Monarchen, und die unächte Stimme erkünstelter Adressen gebraucht wurden, eine neue Ordnung der Dinge zu bestätigen, die vorher niemahls, weder von der Nazion, noch einem Theile derselben, weder im allgemeinen noch im einzelnen, weder stillschweigend noch ausdrücklich, genehmigt worden war.

Nachdem der angesehenste und vormahls mächtigste Theil der Nazion ermordet, oder durch Drohungen des Todes aus seinem Eigenthume vertrieben und in allen Theilen von Europa ins Exilium gejagt, nachdem die Soldaten zur Untreue gegen ihre Officiere bestochen worden, Eigenthum, sein Ansehen und Gewicht, zugleich mit der Sicherheit verloren hatte: willkührliche Verbindungen, und Clubbs von aufrührerischen Menschen ohne Grundsätze, an die Stelle aller gesetzmäßigen Staatskörper getreten, welche willkührlich vernichtet wurden; nachdem man aus den Volksversammlungen diejenige

Frey-

Freyheit zu verbannen gewußt hatte, die doch den rechtmäßigen Grund dieser Versammlungen ausmachte, und durch sie vermehrt und gesichert werden sollte; nachdem es so weit gekommen war, daß niemand mehr seine Misbilligung anders als mit Gefahr des Lebens äussern konnte; nachdem man sogar dieser Misbilligung zuvorzukommen gewußt, und Meuchelmord schon dem bloßen Verdacht auf dem Fuße folgte: nach allem diesem, wird da noch ein Freund des Volks die vorgebliche Genehmigung durch Adressen für wahre Handlungen der Nazion ausgeben wagen? Es ist nur die Stimme der Menge, welche jeder glückliche Usurpateur für sich so leicht gewinnen mag, — auch ohne einen Theil der Bürger zu plündern, um den andern mit der Beute zu bestechen, so wie es die französischen Demagogen gemacht haben.

Die vorgeblichen Rechte der Menschheit, welche alle diese Zerstörung hervorgebracht haben, können nicht Rechte des Volks seyn. Denn es ist widersprechend, ein civilisirtes Volk zu seyn, und solche Rechte zu haben. Das eine setzt einen Zustand bürgerlicher Ordnung voraus, das andre schließt ihn aus.

Ein schönes Gegenstück zu der schrecklichen Revoluzion, welche durch den fanatischen Eifer für diese vermeinten Rechte der Menschheit in Frankreich bewirkt worden, macht eine andre, die wir zu gleicher Zeit erleben.

Der

Der Zuſtand von Polen war ſo, daß es beynahe unmöglich iſt, die Behauptung zu beſtreiten, daß eine Abänderung der Verfaſſung eine höchſtwünſchenswerthe Sache für dies Land war, auch wenn ſie gleich etwas Blut ſollte gekoſtet haben. Keine Unordnung war zu befürchten: denn die Verfaſſung, die verbeſſert werden ſollte, war ſelbſt nur ein Syſtem von Unordnung. Ein König ohne Anſehen, ein Adel ohne Einigkeit und ohne Subordinazion, ein Volk ohne Künſte, ohne Induſtrie, ohne Handel, ohne Freyheit; keine Ordnung von innen, keine Sicherheit von auſſen; keine wirkſame Macht im Lande, als etwa das fremde Kriegsheer, das nach Gefallen in das offene Reich einbrechen, und mit allem nach Willkühr verfahren konnte. — Hier war ein Zuſtand, der ein kühnes Unternehmen, einen verzweifelten Verſuch zu Neuerungen, veranlaſſen, und vielleicht rechtfertigen konnte. Aber auf was für eine Art iſt dies Chaos in Ordnung gebracht worden? Die Mittel rühren die Einbildungskraft nicht lebhafter, als ſie den Verſtand befriedigen und dem ſittlichen Gefühl ſchmeicheln. Wenn man dieſe Veränderungen betrachtet, ſo freuet ſich das menſchliche Herz und erhebt ſich: durch nichts wird es beleidigt, durch nichts beſchämt. Bis hieher iſt es, wahrſcheinlicher Weiſe, die reinſte und unvermiſchteſte Wohlthat, die jemahls dem menſchlichen Geſchlechte wiederfahren iſt. Wir ſehen Anarchie und Sklaverey zerſtört, dem Throne Macht ertheilt das Volk zu beſchützen,

ohne

ohne seinen Freyheiten zu nahe treten zu können; die Kabale des fremden Einflusses vernichtet, indem der Thron erblich erklärt worden; und, was in der That in das angenehmste Erstaunen versetzt, wir sehen einen regierenden König, der alle Bemühungen, Geschicklichkeit, alle Künste der Ueberredung und der Intrigue, durch welche ehrgeizige Männer ihre eigene Familie zu vergrößern suchen, aus heldenmüthiger Liebe zu seinem Vaterlande zum Vortheil eines fremden Hauses anwendet. Zehn Millionen Menschen auf dem Wege, allmälig, und also mit Sicherheit, für sich und für den Staat zur Freyheit zu gelangen, nicht von bürgerlichen und politischen Banden, sondern von wahrer persönlicher Sklaverey befreyt zu werden. Bewohner der Städte, bisher ohne Rechte, gegenwärtig mit dem Ansehen beliehen, welches den Verhältnissen dieses in der Bildung fortschreitenden Standes angemessen ist. Ein Adel, der unter die stolzesten, zahlreichsten und kühnsten des Erdbodens gezählt ward, und nunmehro nur die erste Stelle unter freyen und edeln Bürgern einnimmt. Nicht ein einziger Mensch hat etwas verlohren oder ist herabgesetzt. Alle, vom Könige bis zum Tagelöhner, haben in ihrer Lage gewonnen. Alles ist in seiner Stelle und in seiner Ordnung geblieben, aber alles ist in dieser Stelle und Ordnung verbessert. Und was dieser wunderbaren Begebenheit, dieser unerhörten Verbindung von Weisheit und Glück, noch die Krone aufsetzt: nicht ein Tropfen

Blut/

Bluts iſt vergoſſen worden; keine Verrätherey, keine Gewaltthätigkeit, nichts von Künſten der Verläumdung, deren Wirkungen herber ſind als das Schwerdt, keine Beleidigung der Religion, der Sittlichkeit, oder der Gewohnheit, kein Raub, keine Confiscation, kein Bürger geplündert, keine Gefangenſchaften, keine Verweiſung; alles iſt mit einer Klugheit, einer Mäßigung, einer Einmüthigkeit und Verſchwiegenheit ausgeführt, dergleichen nie geſehen worden. Aber dieſe weiſe Führung hatte die wahren Rechte und das wahre Intereſſe der Menſchheit zum Endzwecke. Glückliches Volk! wenn es verſteht ſo fortzufahren wie es angefangen! Glücklicher Fürſt, würdig als der erſte in einer Reihe von Patrioten und Königen zu glänzen, oder ſie mit Ruhm zu beſchlieſſen.

Das groſſe Gute was hier bewirkt worden, enthält den Keim aller künftiger Verbeſſerungen und einer vollendeten Staatsverfaſſung. Hier war Urſache ſich Glück zu wünſchen, und Feſte zur Erinnerung in künftigen Zeitaltern zu ſtiften. Aber davon ſchweigen die vorgeblichen Enthuſiaſten für Freyheit. Ihr ganzer heiliger Eifer iſt für die franzöſiſche Revoluzion aufbehalten. Sie können unmöglich behaupten, daß Frankreich in dem Grade einer Revoluzion bedurfte, als Polen. Sie können nicht läugnen, daß Polen mehr Freyheit und eine beſſere Regierungsform erhalten hat, als es hatte. Sie können nicht behaupten, daß dieſe

Veränderung einzelnen Classen von Staatsbürgern mehr gekostet, als in Frankreich. Aber der kalte Ton, die Gleichgültigkeit, womit sie von jener Revoluzion reden, und die Mühe die sie anwenden, die französische zu lobpreisen, verrathen ihre Gesinnungen. Beyde Revoluzionen sind angeblich zum besten der Freyheit geschehen. Aber die eine geht von einem Systeme der Unordnung aus, um zu einer neuen Ordnung zu gelangen: die andre zerstört, um Unordnung zu schaffen. Die erste sichert die Freyheit indem sie den Thron befestigt: die andre gründet ihre neue Freyheit auf den Sturz der Monarchie. In der einen sind die Mittel unschuldig, und die neuen Einrichtungen befördern die Sittlichkeit. Der andern sind Verbrechen und Unordnung wesentlich. Aber dieser Betrug, die Gewaltthätigkeiten, die Verunheiligung, die Zerstörung von Familien, Verbannung und Vernichtung eines angesehenen Adels, der Blüthe eines großen Volks, des Stolzes der Nation; die Unordnung, die Anarchie, die Beleidigung des Eigenthums, grausame Mordthaten, unmenschliche Confiscazionen, Tyranney unsinniger hohnsprechender Clubbs, die sich selbst eigenmächtig zu Herren des Landes aufgeworfen haben — das ist es eben, was den heutigen Aposteln der Freyheit so wohl gefällt. *)

*) Schade, daß eine Betrachtung, die so viel wahres und treffendes enthält, sich mit einer so odiösen Declamazion schließen soll! der Herausg.

II.

Die Gleißburg.

Eine Kunde der Vorzeit *).

Wie ſie daliegt, in Trümmer zerfallen, die ſtattliche Gleißburg,
ſanft geröthet vom Purpurſtrahl der ſinkenden Sonne!
Moos umkriecht die Ritzen der Trümmer, und auf dem Gemäuer
wehet einſames Gras. Ein nächtlich kreiſender Uhu
flattert, ſo ſagen die Wächter der Flur, zur Stunde der Geiſter
dreymal den Felſen herum, und klagt dem Todten ein Grablied.
Mächtiger rauſcht es dann durch die Wirfel der Buchen,
es plätſchern
ſchneller dem Felſen vorüber die ſilbernen Wogen der Saale.

*) Unter den zerfallenen Bergſchlöſſern, die Jena's blühendes Thal umgeben, prangen auch die Trümmer der Gleißburg. Ein ſchmaler, ſteiniger Fußſteig führt zu ihnen hinauf. Mit vieler Mühe erklimmt man den Berg — und ſteht nun unter den Ruinen des ehrwürdigen Schloſſes. Eine herliche, weitverbreitete Ausſicht füllt hier das Auge. Von der Burg ſelbſt ſteht itzt nur wenig, aber immer genug, um den Geiſt eines Teutſchen in die Tage ſeiner Heldenväter zurück zu zaubern. Am Fuße des Berges liegt das Dörfchen Kunitz, ehemals ein Städtchen, Kondiz genannt. Feſte Felsmauern und Ruinen eines Thores zeugen von ehemaliger Größe.

Graf

Weh! In mooſige Trümmer zerfallen, du ſtattliche Gleißburg!

Hingeſchwunden die Tage der Macht, hinuntergegangen alle die Helden, hinunter ins Grab zu ſchlummernden Vätern!

Horch! — Vernahmeſt du nichts? — Wie, oder täuſchet mein Ohr mich?

Hör ich nicht banges Geächz und einſam klagende Wehmuth? —

Ja, ſie iſt es, ſie iſts! — Ha, Geiſt der heiligen Vorzeit, wohin reiſſeſt du mich? Ich folge dir. Siehe die Locken ſäuſlen mir unter dem Kranz, es lispeln die Saiten der Harfe.

Auf dem Zwinger der Burg, da ſteht die Arme, verlaſſen, bleich, wie ein Marmorbild, im fliegenden Nachtgewande; wendet

Graf Erich iſt der erſte, den uns die Geſchichte als Inhaber der Burg nennt. Er thurnierte im Jahr 968 zu Merſeburg unter Markgraf Ritach dem Reichen. „Durch eine Vermählung der Tochter des Grafen Aribo von Gleißburg, Jornande, kam die Grafſchaft Gleißburg an Ebert, Grafen zu Oſterode.“ Dieſer lezte Umſtand veranlaßte das Gedicht.

Gegen Mittag von der Gleißburg iſt der nächſte Berg der Geſſig oder Gembenberg, unten das Gembenthal. Von dieſem weiter gegen Weſten, die Lobeburg; unſere Väter nannten ſie die Loubidaburg. Hier hauſete damahls der alte biedere Graf Otto, den der Dichter mit in ſeinen Plan verflochten hat. Dieſe und einige andere locale Beſtimmungen werden den Kennern der hieſigen Gegend nicht unangenehm ſeyn können.

wendet den Blick zur scheidenden Sonne, zum nahenden Monde.

Ach sie schieden und kamen so oft: — nie kehrte der Traute!
Sieh, dort hebt sie die betende Hand zum nächtlichen Himmel:

„Trauter, ach, wann seh ich dich wieder? — Vater dort oben,
„zürnest du uns? — Doch bin ich ja fromm, mein Ebert nicht minder.
„Nein, er zürnet uns nicht! Doch wird mir öfters so bange,
„und ich zittre, wie um ein Verbrechen. — Oder ists Liebe?
„Ebert, wärest du hier, du würdest die Frage mir lösen.
„Doch, ich weiß es, du lächeltest dann des bangenden Mädchens.
„Ach! Jornanda ist gut, doch schwach, so sagst du ja, Trauter!
„— Sieh da funkelt der liebliche Stern im Abend; mein Ebert
„nennt ihn den Stern der Lieb', ich grüß ihn den Stern der Trauer.
„Sage, wird uns die Liebe noch einst mit Wonne beglücken?
„Weh! ein fliegendes Sturmgewölk umhüllet ihn plötzlich! —
„Ach Jornanda, Jornanda, dahin die Freuden der Liebe!
„Ach dahin mein Trauter! Wer weiß, umhänat ihn ein Rasen,
„fremde Hände bestreuen sein Grab mit Blumen des Frühlings.
„O ich folge dir nach! — Wie schmeichelnd fluthen die Wellen
„unten am schroffigten Fuß des Felsen; Todesgelispel
„rauschet lieblich herauf, als spräch es: Komm hinunter,

„ſieh ich begrab' in kühlige Fluten den Kummer der Liebe,
„trag auf ſchaukelndem Arm dich dann ans weiche Geſtade,
„ſanft bedeckt dich ein weinender Fremdling mit kühlender Erde
„und du eilſt in die wartenden Arme des theuren Geliebten."

Alſo ſpricht ſie, ſchon wanket ihr Fuß. Horch! plötzlich da donnert
nieder die Brücke des Grabens, es öfnet der Wächter der Burg die
doppelte Gitterthür. Zwey Knappen tragen auf Spießen,
ſorgſam mit Reiſern belegt und Blättern und grünendem Schilfrohr,
einen blutenden Jüngling daher. Jornanda gewahrt es
und eilt dem ſchrecklichen Zwinger: „Wer iſt der Todte?
„Redet, wer iſt er?"

„Wir fanden ihn dort am Haſelgeſträuche
„ſchwerverwundet, er ſtrekte nach uns die ſinkenden Arme.
„Seht, wie das rothe Blut die bleichenden Wangen umfließet!
„Sicher iſt er ein Thalbewohner des ſandigen Kondiz."

Armer, Unglücklicher du, o tragt ihn zum Garten, wir wollen
unter ſchattendes Blumengeſträuch ihn legen, mit Kräutern
ihm die Wunden bedecken. O wäre der Vater zugegen!
Traget ihn fort! Ich gehe die heilenden Kräuter zu pflücken.

Als ſie kehrte, da hatten die Heilungskundigen Knappen
ſchon geſtillt das fließende Blut mit Wünſchegebetlein.

Unter

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Die Hauptſtadt von Cypern.)

Montano, Statthalter von Cypern, und zween Officiers.

Montano.

Was könnt ihr vom Vorgebürg in der See unterſcheiden?

1. Officier.

'Gar nichts, als aufgethürmte Wellen; ich kan zwiſchen dem Himmel und der See nicht ein einziges Segel entdeken.

Montano.

Mich däucht, der Wind iſt zu Land ſehr heftig geweſen -- Ein ungeſtümerer Sturm hat noch nie unſre Zinnen erſchüttert -- wenn er auf der See eben ſo geraſet hat, was für Ribben von Eichen ſind, wenn Berge auf ſie herabſchmelzen, ſtark genug, ſich in ihren Fugen zu erhalten? Was für Zeitungen werden wir hievon hören?

2. Officiere

Die Zerſtreuung der Türkiſchen Flotte -- Steht nur am ſchäumenden Ufer, die zornigen Wogen ſcheinen euch

bis

Unter den Blumen lag er nun da, die ſchönſte der Blumen, angelächelt vom Morgenroth der kräftigſten Jugend.

Und er winkte den Knaben, ihn einſam zu laſſen und wandte dann ſich zum Fräulein, als hätt' er ihr wichtige Dinge zu künden, die er nicht nähme hinunter mit ſich in die Thale des Todes.

Einſam waren ſie nun: da hebt vom blumigen Lager langſam der Jüngling ſein welkes Haupt, ſein ſchmachtendes Auge dämmert hinauf zu ihrem — ſie ſieht es — ſie bebet — ſie ſtürzet ſinnlos hinab in die offenen Arme des Jünglings. Er raffet auf ſich vom Boden und hängt am Halſe der liebenden Jungfrau.

Feyre, mein Auge, mit Thränen das Wiederſehn der Geliebten!
Ach dich ſingt kein ſterbliches Lied! Die Engel verſtummen über den Anblick, und fallen berhränt ſich Buſen an Buſen.

„O Jornanda, Jornanda! Mein treues, himmliſches Mädchen!
„Sanft wie die Liebe, getreu wie Gott, und gut wie ein Engel!
„O dich ſeh ich, umarme dich wieder, du traute Geliebte!
„Blume des Himmels, wer pflanzte dich hier auf irdiſche Fluren?

Also strömte sein Herz. „O Ebert, rief sie, mein Jüngling!

„Zürne mir nicht; ich freue mich — doch — die Zähre der Wonne —

„Eberts Küsse verschlossen den Mund des roßigen Mädchens.

Endlich nach langer Umarmung, nach namenlosem Entzücken

sprach er: vernimm nun auch den Abenteurer der Liebe, und was Ebert vermag, wenn ihre Fackel ihm leuchtet.

„Als mir zulezt im Kloster der heiligen Getrud uns trennten,

„sieh, da schwante mirs nicht — Ach, deine herrliche Mutter!

„Unsere Hoffnung sank mit ihr in die Gräber der Todten.

„Dreymal wechselt der Mond und dreymal kehret er wieder,

„keine Kunde von dir. Das machte mich wüthend, ich fluchte

„jenem höllischen Zwist, der unsere Väter entzweyte.

„Gestern vernahm ich: Aribo von Gleisberg ziehe gen Loubda

„heimzuhohlen zum Schmaus den reißigen Otto. Mit Flügeln

„eil' ich zu dir. Die Liebe durchbrach mir Zwinger und Pforten.

„Diese Gewänder gab mir der treue Volrad. Ich sehe

„Knappen herunter wandeln den schmalen Fußsteig des Felsen,

„öfne mir schnell die Wunde — sieh, hier am klopfenden Busen

„trag ich noch eine vom lezten Turnier — sie netzt' ich mit Blute.

Sanft

Sanft umfaßte Jornanda den teutſchen, biederen Jüngling, drückt ihn feſter ans ſchlagende Herz. Nun ſanken ſie wieder hin in die ſeligen Zauber der himmelentzückenden Liebe.

„Aber, Jornanda, begann er wieder, die Stunde der Trennung
„nahet heran. Wann ſehn wir uns wieder? — Unſerer Hoffnung
„lieblicher Stern, vergieb mir das, Traute, glänzet nicht wieder,
„ach! — als über dem Grabeshügel des harten Aribo!
„Was beginnen? — Wolteſt du mit mir ziehn in mein Veryſchloß?
„Sieh, es ſollt' ein Knappengewand Jornanda verbergen,
„ſchnell ein muthiges Roß mein Liebchen führen von hinnen!

„Warte, Verführer! — Sonſt nennſt du mich ſchwach, und itzund? — Doch freylich
„lenk ich flattlich mein Roß und ſchwinge die drohende Lanze.
„Zürne dem Vater nur nicht, ein guter, zärtlicher Vater!
„Ihn erzürnen, mein Ebert, das ſollte deine Jornanda?
„Nein, mein Trauter, das kanſt du nicht wollen. Der tief in die Seele
„grub uns der Liebe Gefühl, hat lohnende Wonnen am Ziele!

Alſo koſten die Theuren, und ahnten den nahenden Sturm nicht.

Horch — horch! Plötzlich ſchmettert vom Thurm des Thürmers Trommete.

Alles eilt den Zwinger der Burg: ſprich, Thürmer, wer nahet?

„Unſer ſtattliche Graf, mit ihm Graf Otto von Loubda!

„Hört, ſie erwiedern den Ruf mit frohem Trompetengeſchmetter!

„Ebert? o Himmel! vernahmſt du? — Ich höre das Rufen des Todes:

ehern und rauh durchtönt er die mitternächtliche Gegend.

„Wehe! rette dich, Ebert!“ — Wohin? Ein ſchroffes Gemäuer

ſchließt den Garten, die Pforte dort führt dem Tod in die Arme.

„O, ſo laß uns denn ſterben! Dein Schwerdt! Wir können nicht fliehen.

Laß uns ſterben den wonnigen Tod der Liebe, mein Ebert!

O mein Ebert, erbarme dich deines jammernden Mädchens!

Schwache, liebe Jornanda, wir liebten uns teutſch und edel,

laß uns auch enden, edel und teutſch. Sieh, Traute, hier drück ich

feurig noch einmahl und heiß dich an den klopfenden Buſen.

Dieſen herzlichen Kuß! — Wohl! Sey er dem Tode geweihet!

Hier dich in meinem Arm, ſo harr ich der Blitze des Himmels!

Izt betraten die Ritter die Burg: es eilten die Knapen, ihrem Grafen zu künden das Abenteuer des Jünglings. „Dort, so sprachen sie, fanden wir ihn am Haselgesträuche, „schwer verwundet, er streckte nach uns die sinkenden Arme. „Rosiges Blut umfloß des Jünglings bleichende Wange. „Sicher ist er ein Thalbewohner des sandigen Condiz.

Wo, wo habt ihr ihn hingebracht, den blutenden Jüngling?

rief Aribo. — „Zum Garten!" — Und alles eilte zum Garten!"

Wehe! mir zittert die Hand! Da liegt der eherne Griffel.

Wer, wer mahlet die Scene? Da steht der rüstige Jüngling, in der Rechten das Schwerdt, im andern umschlingenden Arme

ruht ihm Jornanda. Sie schlummert in sanfter, ruhiger Ohnmacht,

todtenbleich, wie an marmornen Urnen die Geistergestalten. Alles ist stumm, wie die Gegend umher, versteinert und voll von

athemloser Erwartung des grausen, schrecklichen Ausgangs.

Engel, haltet ihn auf! Aribo mit flammendem Schwerdte stürzt auf den Jüngling — und Ebert? O seht sein rollendes Auge!

Wild hohlt er aus mit dem Schwerdt. O Himmel, sie morden sich beyde!

Wehl,

Wohl, o wohl, hab Dank, du guter, freundlicher Otto!

Sehr, er hält den wilden, den geiferschäumenden Grafen; windet sein Schwerdt ihm weg, und schleudert es über die Mauer.

„Graf, du entehrst den Ritter! — Hinweg! Die räuchende Rachsucht

„blendet dein Auge. Mir laß den Ebenteurer. Ich schwöre

„auf mein gräfliches Wort mit unverbrüchlichem Handschlag,

„abzutilgen mit Blut die Schande vom Stamm der Ariber.

„Nur verlaß uns!"

Jornanda, begann der tobende Vater,

Ach, Jornanda, mein einziges Kind vom Mörder gemordet!

„Fort! Ich bringe sie dir! Bey unserm heiligsten Eidschwur,

„Graf, verlaß uns! — Er gieng und knirschte wüthend die Zähne.

Otto berief die Knappen, den Jüngling hinunterzuführen in das gehöhlte Felsengewölbe, den Kerker des Schlosses. Und nun nahm er auf seinen reisigen Arm das Fräulein und trug es in ihr Gemach, befahl den Zofen das Busengewand ihr abzulösen, mit geistigen Wassern die Schläfe zu netzen.

Endlich dämmert langsam ihr Aug auf: himmlisches Lächeln

schwebt um den blassen Lilienmund, als träumte sie Eden.

Weiten,

Weiten, umſchauenden Auges erblickt ſie die Leichengeſtalten um ihr Lager gereiht:

„Wo bin ich? Sagt es mir, Geiſter!
„Geiſter nicht, du gute Jornanda, ſieh ich bin Otto!
„Du wärſt Otto, freundlicher Geiſt? — Ach Ebert! — Sie haben
„ihm einen Raſen gehäuft im ſchattenden Thale. Mein Vater
„hat ihn ermordet. Es war ein ſchöner, ſtattlicher Jüngling,
„ich ſeine Braut. Doch nun iſt er todt. Ich möchte wohl weinen,
„aber ich darf nicht weinen, ſonſt zürnet der Vater Jornanden.
„Ja, Jornanda, ſeine Jornanda, ſo nannte mich Ebert.
„Schlafe ſanft, mein Bräutigam, ſanft im ſandigen Thale!
„Blumen wollt' ich dir ſtreun, doch ſind ſie alle verwelket."

Alſo klagte die Heldinn im ſanften ruhigen Wahnſinn. Endlich vermocht ihr Auge zu weinen. „Vater im Himmel! ſey geprieſen, ſie weint, rief Otto. Saget dem Vater, ſeine Jornanda würde geneſen! — Nun eilt' er hinunter zu dem Jüngling. Es hatten die Knappen aus Ehrfurcht den Ritter in das Ritterverlies geführt — ein Schauergewölbe. Nur ein dämmernder Schein von zwo ermatteten Lampen hellte die Höhle. Rings waren auf Trümmern von Kleiden und Lanzen hinge-

hingereiht die grauſenden Schädel begrabener Ahnen,
ehemahliger Grafen der Burg: ihr weiſſes Gebeine
gleißte ſchauerlich unter den blitzenden Helmen und Schienen.
Izt noch höret der Wandrer, beſucht er die Trümmer der Gleißburg,
dohl und dumpf die Gruft von ſeinem Fußtritte hallen.

Otto trat in die Gruft. Mit zitterndrerbreiteten Armen
eilt ihm Ebert entgegen. „Was macht Jornanda? —
„Sie lebet! —
„Izt, wer ſeyd ihr?“ — Er ſammelte ſich und redete alſo:

„Ich bin Ebert, Ritter und Graf des blühender Roda.
„Zufall und Anſchein verdammen mich beyde. Die Ehre des Ritters
„hat die Liebe des Jünglings verpraßt, in wenigen ſüßen
„Himmelvollen Minuten verpraßt! Das weiß ich! Zerbrochen
„liegt die Ritterlanze vor mir, mein Wappen in Trümmern,
„Nun was habt ihr beſchloſſen?“
Herr Graf, ich grüß euch als Ritter!
Hier meine teutſche, biedre Hand. Ich grüß euch als Ritter!
Wer das läugnet, dem bäum' ich die Lanze. Doch habt ihr gefehlet,
ſchwer gefehlt, und alſo — da liegt der Handſchuh der Fehde!
Angeſichts des Volks, der Grafen, Ritter und Knappen,
bricht Graf Ebert und Otto von Loybda, die Lanze der Fehde!

Ihr

Ihr und Aribo ſeyd feindlichen Stammes: wenn Gottes Gerichte
euch im Kampfe Jornanda beſtimmen — wohl, Ritter, dann kann der
Graf euch die Dirne nicht weigern. Gehabt euch wohl! —
Unterdeſſen
lag Aribo im ſchrecklichſten Kampf mit Wildheit und Mannſinn,
endlich ſank er herab zur ruhigen, ſtillen Betrachtung.

Otto betrat das Gemach. Aribo ſtürzt ihm entgegen:
„Dank, mein treuer Gefährt, mein Waffenbruder, mein Otto!
„O, ich war wild, wie ein Thier —"
Der Ritter kündet ihm alles.
„Wie, wie? Ebert? Des Todfeinds Sohn?" — Ja Ebert, der Jüngling
mit der biedern Bruſt, dem jüngſt im hohen Turniere
zweymal der Dank geworden.
„Iſts möglich? — Ich habe geſchworen,
„meinem Vater geſchworen, daß Gott mich ewig verſtoße,
„wenn ich nicht haſſe den Stamm, wie Teufel die Himmliſchen haſſen!"
Wohl, Aribo, ich habe geſchworen, mit Blute zu tilgen
dieſe Schmach vom Stamm der Ariber — ich breche die Lanze.
Er, oder ich, laß Gottes Gericht dann über uns richten!
Aber die Tochter, Graf, die laß gen Loubida ziehen.
Meine Schweſter verpflege ſie dort mit zärtlicher Sorgfalt!

Fol-

Folgenden Tages zog Jornande gen Leubda. Den Jüngling durfte ſie fürder nicht ſehn. Ihr ſtiller Wahnſinn war Schwermuth worden, ſie klagte nicht mehr und duldete ruhig —

Viermal flammte der Stern der Liebe am nächtlichen Himmel:
Weh, da ſtrahlte der Tag der grauſenvollen Entſcheidung.
Morgenröthe, was hülltеſt du dich in blutige Schleyer?
Wären es Thränen, die rings umher die Wieſe beglänzten?

Ha, ich höre ſie kommen. Es ſchmettert die Donner-Trompete,
tönet der Boden vom Wechſelgeſtampfe der wiehernden Roſſe.
Sieh dort kommen ſie über den Hügel. Ein dickes Gewölke
Staub umwirbelt die Ritter und Knappen und reiſige Männer
Wehe! wehe! zu Grabe zu bringen die heiligſte Liebe!
Wer iſt dort der ſtattliche Ritter im ſilbernen Panzer?
Otto zur Seite tanzt ihm das Roß des wackeren Ebert.

Jener dort? Sein Panzer iſt blau mit goldenen Sternlein,
traurigen Hauptes zieht er daher, der ſternichten Nacht gleich
— Iſt Aribo! Der dort im goldenen Kettenpanzer,
Konrad von Kirchberg, ſein traulicher Nachbar, da ſiehſt du ſein Bergſchloß.
Welch eine Menge von ſtrahlenden Panzern, von blitzenden Helmen,

Schil-

bis in die Wolken hinauf zu ſpritzen -- Man dächte, die vom Sturm geſchleuderte Welle ſprühe dem brennenden Bären Waſſer entgegen, und löſche die Nachtlichter des Himmels aus -- Ich habe in meinem Leben keinen ſo raſenden Sturm geſehen.

Montano.

Wenn die Türkiſche Flotte ſich nicht bey Zeit in irgend eine Bucht hat retten können, ſo iſt ſie verlohren -- es iſt unmöglich, dieſes Wetter auszuhalten.

Zweyte Scene.

Ein dritter Officier zu den Vorigen.

3. Officier.

Etwas Neues, meine Herren, der Krieg iſt zu Ende; dieſes verzweifelte Ungewitter hat die Türken ſo zugerichtet, daß ihre Entwürfe Halt machen müſſen. Ein anſehnliches Venetianiſches Schiff hat dem Schiffbruch und der Noth des gröſſeſten Theils ihrer Flotte zugeſehen.

Montano.

Wie? Iſt das wahr?

3. Officier.

Das Schiff iſt würklich hier eingelauffen; ein Venetianiſches, welches den Michael Caſſio, den Lieutenant dieſes tapfern Mohren Othello, an Bord hatte; der Mohr ſelbſt

iſt

Schildern und Lanzen! Itzt hält der Zug. Es dröhnt die Trommete.

Ihr alſo, Blumen des Gemdenthales, ihr ſollet es trinken,
ach, das Blut, das der wonnigſten, ſeeligſten Liebe geſtrömet!
Wandrer, ziehſt du gen Condiz, da liegt die blumichte Ebne,
tief, tief unten bricht ſich die Saale mit wilderem Brauſen,
kindiſch ſtaunet der Enkel und ſchwazt von geſunkenen Felſen:
aber die Liebe weihte den Ort. Ein ewiges Denkmahl,
brauſet der Strom, und füllet den Pilzer mit ſchauernder Ehrfurcht.
Horch, noch einmal tönt die Trommete, wieder noch einmal.
Sie erweitern den Kreis. Es ruft der Richter des Kampfes lauten Ruf:

„Ihr Edlen des Volks und reiſigen Männer!
Die ihr wollt hegen und halten ein Ding, dem ewigen Gott gleich,
Otto von Londidaburg und Ebert vom blühenden Roda,
rufen Gottes Gericht, zu ſchlichten die Sache der Unſchuld.

„Kämpfende Ritter, ſchwöret bey Gottes ſtrengem Gerichte,
daß ihr nicht führt bezauberte Waffen, beſprechende Kräuter,
auf daß Gott ſich eurer erbarm in ſeinem Gerichte.“

„Schwöret!“ Es öffnen ſich ihnen die Schranken. Die wiehernden Roſſe

ſtürzen hinein und tanzen den Kreis, daß ſprühend der Sand fliegt.

Schmetternd tönt die Trommete darein. Aufs neue beginnt der Richter der Bahn: iſt einer im Kreis, der Kampfgehülfe werde von Otto, Grafen zu Loubda? Zum erſten und andern, drittenmal frag ich! — Und alles war ſtill — iſt einer im Kreiſs, der da würde Gehülfe von Ebert, Grafen zu Roda? — Eine Trometa gab ſchmetternd die Antwort. Und alles ſah plözlich hin nach dem Ort mit gerecktem Halſ' und erweitertem Auge.

Sieh ein Ritter auf ſchwarzem Roß mit wallendem Helmbuſch trabt in die Schranken hinein und ſchlägt an das Wappen von Otto.

Otto ſtellt ſich zum Kampf, der ſchwarze Ritter nicht minder.

Sieh, nun traben ſie wild auf einander mit bäumender Lanze. Weh, da ſtürzt der Ritter mit wallendem Helmbuſche rücklings nieder vom fliehenden Roß, es flattert im Winde ſein blondes lockiges Haar — O Himmel und ſeine ſchüzenden Geiſter! Weh, Jornanda, Jornanda! —

Ein ſchrecklich zuckender Vlizſtrahl fuhr durch die ganze Verſammlung. Aribo und Ebert und Otto ſtiegen vom Roß und ſtürzen ſich hin zur blutenden Theuren.

Seht,

Seht, ſie hebt ihr mattes, ſchmachtendes Auge nach Otto:
„Dank dir, freundlicher Otto! Dann winkt ſie dem jammererſtarren
Jüngling: Ebert, ich hatte nicht Muth zu dulden — für dich zu
ſterben ward mir ſo leicht. Jernanda iſt ſchwach, aber gut — und
ewig dir treu — ſo ſagteſt du oft. Mein Vater vergieb mir!

Wehe, wehe! rief er und knirſchte und raufte die Haare.
Fluch der Feindſchaft, der Höllegebohrnen, ſie mordet mein Kind mir.
Gieb mein Kind mir wieder, verdammter Vater! — Jernanda!!!
Und dann warf er ſich troſtlos wieder zur Blutenden. Otto
weinete nicht; er rief die heilungskundigen Knappen
aufzuſtillen das Blut, nach Gleisburg das Fräulein zu tragen.

Sprachlos folgte man nach — ein todter, ſchauriger Leichzug.
Ebert war ſtumm, ſein Auge blieb ſtarr, der lindernden Thränen
floß ihm keine die Todtenwange hinunter. Aribo
faßte ſich endlich und drückte voll heißer, krampfigter Inbrunſt
Eberten an ſein jammerndes Herz: erbarme dich meiner!
Weine, weine mit mir! Du biſt ein herrlicher Jüngling,
ſtattlich und groß, denn dich, dich hat Jernanda geliebet.

Warum war't ihr ſo heimlich? Doch weh der hölliſchen Zwitracht!

Ebert, Ebert, ruf ſie ins Leben! Sie kennt deine Stimme.

Alſo klagte der jammernde Vater. Nun kam man zur Gleisburg.

Otto brachte das Fräulein zum Lager. Aribo und Ebert

ließ er nicht in das Gemach. Sie ſtanden am Zwinger und ſtarrten

hin auf die ſchreckliche Stätte des Kampfs. Sieh, plötzlich da ſtürzte

Wolrad, Eberts Knappe, ſich zu den Füßen des Grafen:

„Iſt ſie dahin? O Himmel! dahin! ſo durchbohret die Bruſt mir!

„Als ſie gen Loubida kam, da eilt' ich auf Flügeln zum Fräulein,

„fragte nach euch. O Himmel! da faßt ſie den grauſen Gedanken!

„Ach, ich gab ihr die Rüſtung. Als wäre der Entſchluß vom Himmel

„blühte ſeit dem das Fräulein, ward heiter wieder und kraftvoll.

Plötzlich entſtürzet Otto der Burg: „Aribo und Ebert!

„Sinket zur Erd' und danket dem lohnenden Vater der Liebe.

„Sieh, ich bring euch fröhliche Botſchaft; die Tochter geneſet.

„Leicht

„Leicht iſt die Wunde. Zwey harrende Wochen und Roſen entblühen,
„wieder der Wang' und Fenet entſtrömt dem ſinkenden Auge.

„Ebert, mein Otto, ſo rief mit hüpfender Freude der Vater,
„kommt, o kommt!" — Sie kamen. In ſüßer, ſchmachtender Unſchuld
lag Jornanda. Ihr himmelblau Auge ſchaute weit offen.
Ihrer Seele giengen der Vorzeit Sonnen vorüber.
Ach, da ſah ſie den Vater, an ſeinem Arme den Jüngling.
Himmelgefühle der ſeligſten Hoffnung durchglühten Jornanda.

„Nimm ihn, Tochter, ich führ' ihn dir zu, den ſtattlichen Jüngling!"
Weit verbreitet Jornanda die Arme. Mit Himmelentzücken
ſtürzt ihr Ebert entgegen. Die Greiſe trockneten Thränen.

A. N — n.

III.

Ehrenrettung des positiven Rechts.

Fortsetzung und Beschluß.

Die Wirklichkeit des von unsrer bisherigen Philosophie theils geläugneten, theils verkannten uneigennützigen Triebes, und sein Verhältniß zu dem längst und allgemein anerkannten Eigennützigen, ergiebt sich aus der durch Kant zuerst vorgenommenen Zergliederung der ursprünglichen, aller Erfahrung vorhergehenden und zum Grunde liegenden Vermögen des menschlichen Geistes. Allein da die Widersinnigkeit dieses uneigennützigen Triebes und der von ihm unzertrennlichen Freyheit für die meisten Philosophen unserer Zeit ausgemacht ist: so beweiset auch jene Entdeckung nichts weiter für sie, als daß eine Zergliederung, durch welche eine Schimäre gefunden wird, selbst schimärisch seyn müsse. Die Geschichte der Philosophie lehrt zwar durch unzählige Beyspiele, daß neuentdeckte Wahrheiten in eben dem Verhältnisse, als sie sich von den herrschenden Vorurtheilen weiter entfernten, und ungewöhnlichere Geisteskräfte voraussetzten, auch weniger verstanden und allgemeiner als Ungereimtheiten verschrieen wurden, während wirkliche Ungereimtheiten für ausgemachte Wahr-

Wahrheiten galten. Allein ich kann und will hieraus kein günſtiges Vorurtheil für den erwähnten uneigennützigen Trieb gezogen wiſſen, indem ich denſelben als eine bloſſe Hypotheſe bey der angekündigten Erörterung vorausſetze. Wenn es mir gelingt, das eigentliche und einzig mögliche Verhältniß zwiſchen dem natürlichen und poſitiven Rechte zu finden: ſo wird aus demſelben von ſelbſt einleuchten, wie es zugieng, daß daſſelbe bisher von den Philoſophen nicht weniger als von den Juriſten verkannt wurde; und daß bald der Unterſchied zwiſchen dem natürlichen und poſitiven Rechte in eine Entgegenſetzung durch Widerſpruch, bald der Zuſammenhang zwiſchen Beyden in eine Verwechslung ausartete.

Der beſtimmtere Begriff von Recht und Gerechtigkeit, der mich durch dieſe beyden Klippen hindurch geführt hat, läßt ſich nur aus dem uneigennützigen Triebe und dem Verhältniſſe deſſelben zum Eigennützigen ableiten. Ich werde daher dieſes letztere vor allem zu erörtern ſuchen. Vielleicht dürfte mancher unter meinen aufmerkſamern Leſern wenigſtens durch einzelne Lichtfunken überraſcht werden, welche ſich aus einer in ſeinen Augen ſchwärmeriſchen Vorausſetzung über einen höchſtwichtigen Gegenſtand verbreiten, der bisher durch die ewigen Wahrheiten der Razionaliſten, und die Thatſachen der Empiriker unter den Philoſophen, nicht weniger, als durch die Gedankenloſigkeit

der meiſten Pfleger der Rechtswiſſenſchaft, nur immer mehr und mehr verdunkelt wurde.

Giebt es in der urſprünglichen Einrichtung der menſchlichen Natur neben dem eigennützigen Triebe, der als Inſtinkt von dem Bedürfniſſen und den Eindrücken abhängt, einen von beyden unabhängigen, freyen, und in ſo fern uneigennützigen Trieb, als er durch die bloße Geſetzmäſſigkeit ſeiner Handlung befriediget werden kann: dann iſt das Rechtmäßige, an und für ſich ſelbſt, von dem Nützlichen überhaupt, und folglich auch ſogar von dem Gemeinnützigen weſentlich verſchieden; und es ergiebt ſich, daß das Gemeinnützige, ungeachtet es ſowohl im natürlichen als poſitiven Rechte mit dem Rechtmäſſigen unzertrennlich verknüpft iſt, *) gleichwohl ganz verſchiedene Anlagen im menſchlichen Geiſte vorausſetze, und nach ganz verſchiedenen Prinzipien beurtheilt werden müſſe. Bey der Beurtheilung des bloßen Rechtes hat die Vernunft die Forderung ihres eigenen Triebes, der nur durch Handeln nach ihrem eigenen Geſetze befriedigt wird — bey der Beurtheilung des Nutzens hingegen, die Forderung eines von dem Ihrigen verſchiedenen Triebes vor Augen, der nur durch etwas Gegebenes befriediget werden kann, und

*) Auſſerdem iſt das Gemeinnützige nicht immer rechtmäßig. Die Geſchichte läßt uns in mancher höchſt ungerechten Handlung eine ſehr gemeinnützige Begebenheit wahrnehmen.

und den ſie, als Denkkraft, nach Maaßgabe äuſſerer nur in der Erfahrung vorkommender Umſtände, zu ſeinem eigenen Vortheile leitet. Im erſten Falle wirkt ſie als die für und durch ſich ſelbſt wollende, folglich als handelnde (praktiſche) — im zweyten hingegen nur als die für und durch den eigennützigen Trieb wollende, folglich an ſich nur als denkende (theoretiſche) Vernunft. Beym bloßen Rechte iſt ihre Vorſchrift ein Geſetz, dem ſich der eigennützige Trieb unterwerfen ſoll; beym bloſſen Nutzen iſt ihre Vorſchrift eine Regel, die nur durch den eigennützigen Trieb die Sankzion ihrer Nothwendigkeit erhält.

Dieſer weſentliche Unterſchied zwiſchen der Beherrſchung des eigennützigen Triebes durch Sittlichkeit, und der Leitung deſſelben durch bloße Klugheit, iſt in Rückſicht ſeiner Folgen für die Glückſeeligkeit, nicht weniger als in Rückſicht ſeiner Gründe, im menſchlichen Geiſte auffallend. Die Sittlichkeit hat nur einen negativen, die Klugheit hingegen, wenn ſie vom Glücke unterſtützt wird, einen poſitiven Einfluß auf das Wohlbefinden. Die Uebereinſtimmung unter den verſchiedenen Forderungen des eigennützigen Triebes in der Perſon und während des Lebens von Einem und ebendemſelben Menſchen, iſt, in wiefern ſie durch das Geſetz des uneigennützigen Triebes (durch bloße Sittlichkeit) beſtimmt wird, auch nur negativ; beſteht in nichts weiter, als in der Abweſenheit des Widerſpruchs unter den Neis

gungen, und bringt nichts anderes als **Zufriedenheit** (das Glück des Weisen) hervor. Die Uebereinstimmung zwischen den Forderungen des eigennützigen Triebes in einem Menschen, und den Forderungen ebendesselben Triebes in allen Menschen, oder die **Gemeinnützigkeit** ist, in wieferne sie durch das **Recht** allein bestimmt wird, bloß negativ: sie besteht in nichts weiter, als in der Abwesenheit des Widerspruches zwischen dem **Privatwillen** und dem gemeinen Nutzen, und bringt nichts anderes als **Unschädlichkeit** des Individuums für die Gesellschaft, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, hervor. Allein auch selbst dieses negative **Wohlbefinden** erfolgt keineswegs unmittelbar aus der bloßen **Rechtmässigkeit**, sondern zwar aus derselben, aber nur vermittelst derjenigen Klugheit, welche die Angelegenheiten des eigennützigen Triebes insoferne besorgt, als sie besorgt werden müssen, wenn der uneigennützige Trieb geltend gemacht werden, und sein Gesetz Anwendung erhalten soll. Diese Klugheit, die, indem sie den eigennützigen Trieb nur um des uneigennützigen willen befriediget, **Weisheit** heißt, trägt im Menschen für sein Leben und Eigenthum Sorge, nicht weil und in wieferne er beydes zum Genusse, sondern weil und in wieferne er beydes zum **Rechthandeln** bedarf; und schonet das Leben und Eigenthum anderer, nicht weil und in wieferne außerdem das eigene Leben und Eigenthum Gefahr läuft, sondern weil und in wieferne der andere

auf

iſt in der Ueberfahrt begriffen, und wird in kurzem als oberſter Kriegs-Befehlshaber hier in Cypern eintreffen.

Montano.

Ich bin erfreut darüber; er hat alle Eigenſchaften zu einem ſo wichtigen Poſten.

3. Officier.

Allein eben dieſer Caſſio, ſo tröſtlich das lautet, was er uns vom Verluſt der Türken berichtet, ſieht doch düſter aus, und wünſcht daß der Mohr glüklich davon gekommen ſeyn möge; denn ſie waren im heftigſten Sturm abgetreßt.

Montano.

Der Himmel geb' es! Ich bin ſein Freund, und er iſt beydes ein guter Soldat und ein vollkommner Feldherr. Wir wollen der See-Seite zugehen, ſowol um das ſchon eingelaufene Schiff zu beſichtigen, als dem wakern Othello, ſoweit bis Luft und Waſſer ſich in unſerm Auge vermiſcht, entgegen zu ſehen.

Officier.

Kommt, wir wollen das thun -- Eine iede Minute däucht uns lange, bis wir ſeiner glüklichen Ankunft verſichert ſind.

auf ſein Leben und Eigenthum ebendaſſelbe Recht hat als ich auf das Meinige. Dieſe Klugheit hängt in Rückſicht auf das Geſetz der Sittlichkeit, das durch ſie ſeine Anwendung erhält (ausgeführt wird) von dem uneigennützigen, — in Rückſicht auf die Regel der Anwendung jenes Geſetzes aber von dem eigennützigen Triebe, und den Objekten deſſelben in der Erfahrung ab. Daß ich keinem Menſchen Schaden zufügen darf, iſt ein Geſetz der Gerechtigkeit, das, von aller Erfahrung unabhängig, in meiner vernünftigen Natur gegründet iſt. Worin aber der Schaden beſtehe, und wie er vermieden werden könne, iſt ein Ausſpruch der Klugheit, welche die dazu gehörigen Data nur aus dem eigennützigen Triebe und der Erfahrung ſchöpfen kann. Hiedurch löſet ſich das Räthſel von ſelbſt auf: wie alles Recht überhaupt von der Erfahrung unabhängig ſeyn könne, und gleichwohl kein beſonderes Recht, daſſelbe mag nun natürlich oder poſitiv heiſſen, ohne beſondere Data der Erfahrung ſich denken laſſe; und wie die Gerechtigkeit auch an einem poſitiven Geſetze und Rechte ihren Beſtimmungsgrund lediglich aus der vernünftigen Natur des menſchlichen Geiſtes ziehen, und nichts deſto weniger nicht einmal ein natürliches Geſetz und Recht, das mehr als den allgemeinen Begrif der Gerechtigkeit ausdrückte, ohne aus der Erfahrung zu ſchöpfen, aufgeſtellt werden könne. Der Unterſchied zwiſchen dem natürlichen und poſitiven Rechte beſteht

ſteht daher keinesweges darin, daß das Eine ſeinen Inhalt aus der bloſſen Vernunft, das andere aus der Erfahrung herleitet; weil beyde das Geſetz der Gerechtigkeit nur aus der bloßen Vernunft, die Regel der Anwendung dieſes Geſetzes aber nur aus der Erfahrung ziehen können.

Aber worin beſteht denn nun der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Rechten? Um dieſe Frage zu beantworten, muß ich vorher den Unterſchied und Zuſammenhang zwiſchen Moral und Naturrecht genauer als wohl bis itzt noch geſchehen iſt, zu beſtimmen ſuchen. Ohne hierüber beſtimmtere Begriffe vorher gehen zu laſſen, wird man das poſitive Recht von dem Natürlichen immer nur auf Unkoſten des in beyden gemeinſchaftlichen Urſprungs ihrer Gerechtigkeit unterſcheiden können, und das poſitive Recht durch einen Begrif denken, der den Charakter der Gerechtigkeit ausſchließt, und die Philoſophen berechtiget, denſelben für ihr Naturrecht allein in Anſpruch zu nehmen.

Man hat zwar ſchon eine geraume Zeit her die eigentliche Moral von dem eigentlichen Naturrechte dadurch unterſchieden, daß man dieſes auf die Zwangspflichten, jenes auf die Gewiſſenspflichten einſchränkte. Allein da man die Quelle der Pflicht überhaupt verkannte: ſo haben Einige jene Unterſcheidung ſo weit getrieben, daß ſie allen gemeinſchaftlichen Urſprung der beyden Arten von Pflichten läugneten, und mit demſelben die Moralität

der

der Zwangspflichten aufhoben; während andere die Zwangspflichten von den Gewiſſenspflichten ableiteten, und das Naturrecht mehr durch Worte als in der Sache ſelbſt von der Moral unterſchieden. Vorausgeſetzt, daß alle Pflicht oder moraliſche Nothwendigkeit in dem Geſetze des uneigennützigen Triebes gegründet iſt: ſo ergiebt ſich der Unterſchied und die Verwandſchaft zwiſchen Zwangs- und Gewiſſenspflicht in folgender Erörterung.

Da das Verhältniß des uneigennützigen Triebes zum Eigennützigen nur in der Beſchränkung des letztern zum Behuf des erſtern beſtehen kann: ſo läßt ſich unter Pflicht überhaupt nichts anders denken, als die durch das Geſetz des uneigennützigen Triebes beſtimmte Nothwendigkeit einer Beſchränkung des Eigennützigen. Wo dieſe Nothwendigkeit aus dem Geſetze erfolgt, da iſt das Gegentheil der Beſchränkung, nehmlich die Befriedigung, durch das Geſetz der Freyheit (moraliſch) unmöglich, ungeachtet ſie vielleicht durch das Geſetz der Naturnothwendigkeit (phyſiſch) möglich wäre; ſie iſt pflichtwidrig, unerlaubt. Das Recht überhaupt iſt die im Geſetze des uneigennützigen Triebes gegründete bloße Möglichkeit der Beſchränkung des Eigennützigen. Wo dieſe bloße Möglichkeit aus dem Geſetze erfolgt, da iſt das Gegentheil der Beſchränkung, nehmlich die Befriedigung des eigennützigen Triebes, nicht unmöglich, wenn ſie auch übrigens durch Geſetze

der

der Naturnothwendigkeit gehindert würde. Das bloſſe Recht beſteht daher in der ſittlichen Freyheit, den eigennützigen Trieb nach Belieben entweder zu beſchränken oder zu befriedigen; und die Ausübung dieſer Freyheit heißt: rechtmäſſig, in wieferne ſie durchs moraliſche Geſetz möglich iſt: erlaubt, in wieferne ſie dieſem Geſetze nicht widerſpricht.

Wo keine Beſchränkung des eigennützigen Triebes durch das Geſetz des Uneigennützigen möglich iſt; da iſt keine Pflicht und kein Recht denkbar: wie dieſes bey allen bloß inſtinktartigen Aeuſſerungen des Begehrungsvermögens im Menſchen, und bey allen Handlungen der vernunftloſen Thiere der Fall iſt, wo der eigennützige Trieb nur von auſſen her durchs Geſetz der Naturnothwendigkeit, nicht von innen heraus durchs Geſetz der Freyheit beſchränkt wird.

Eben ſo wenig laſſen ſich Pflichten und Rechte in einem Weſen denken, das bloße Vernunft ohne alle Sinnlichkeit und folglich keinen eigennützigen Trieb hätte. Es iſt daher eben ſo unmöglich, aus dem Begriffe der bloßen vernünftigen Natur allein, als aus dem Begriffe des eigennützigen Triebes, auch wenn man ihm die Klugheit zur Seite giebt, (der ſogenannten vernünftigen, aber immer blos eigennützigen Selbſtliebe) einen richtigen Begriff von Pflicht und Recht abzuleiten. Ein aus der bloßen Vernunft erkünſteltes Naturrecht iſt eben ſo widerſinnig,

sinnig, als eine aus dem bloßen Triebe nach Vergnügen erzwungene Moral. Weder der Gottheit noch der Thierheit kommen Pflichten und Rechte zu.

Da der eigennützige Trieb der menschlichen Natur nicht weniger wesentlich ist als der uneigennützige: so muß die Beschränkung des ersiern durch den letzteren Gränzen haben, die aus der menschlichen Natur, welche in der Verknüpfung beyder Triebe besteht, erfolgen. Diese Gränzen sind theils durch Naturnothwendigkeit bestimmt, und heissen physisch. Hieher gehören alle Handlungen durch den eigennützigen Trieb, bey denen keine eigentliche Willkühr, folglich auch keine Rücksicht auf ein Gesetz des uneigennützigen, statt findet, die daher weder moralisch noch unmoralisch sind, und von denen hier nicht die Rede seyn kann. Die Gränzen der Beschränkung des eigennützigen Triebes, die durch den uneigennützigen selbst (durchs Gesetz der Freyheit) bestimmt werden, heissen die moralischen. Die vernünftige Natur hat bey der Beschränkung der sinnlichen keinen anderen Zweck, als sich selbst Raum zu verschaffen, ihr Gesetz geltend zu machen, und den ihr untergeordneten Instinkt zu beherrschen, nicht zu vernichten. Sie muß also der Beschränkung desselben selbst Gränzen setzen. Es können und müssen daher auch Befriedigungen des eigennützigen Triebes durch das Gesetz des uneigennützigen, nicht nur möglich, sondern so gar nothwendig seyn; daß heißt: es giebt

auch

auch Rechte und Pflichten, den eigennützigen Trieb zu befriedigen. Hieher gehören die Aeusserungen der (nicht blos klugen sondern) sittlichen Selbstliebe, die z. B. für die Erhaltung des Lebens nicht um des Genusses, sondern um des Rechtshandelns wegen, besorgt ist. In wieferne die Befriedigung des eigennützigen Triebes nicht um seiner selbst, sondern um des uneigennützigen Willen geschieht, in wieferne sie in Rücksicht auf ihre Möglichkeit oder Nothwendigkeit durch das Gesetz, (auf ihr Erlaubt- oder Gebothenseyn) vorgenommen wird, mit einem Worte, in wieferne sie recht- oder pflichtmäßig ist, in so ferne ist auch an ihr das allgemeine Verhältniß des uneigennützigen Triebes zum Eigennützigen, oder die Beschränkung des letzteren sichtbar; und es giebt daher zwey Arten von Pflichten gegen sich selbst: die Eine, wenn die Befriedigung dem Gesetze widerspricht, positive Beschränkung, Verboth; die Andere, wenn die Befriedigung durch das Gesetz nothwendig ist, negative Beschränkung, Geboth. Die weder gebothene noch verbothene Befriedigung heißt, in wieferne sie mit Rücksicht auf ihre Möglichkeit durch das Gesetz geschieht, rechtmäßig, in wieferne sie dem Gesetze nicht widerspricht, erlaubt.

Da die vernünftige Natur lediglich durch sich selbst Gesetze vorschreibt, die durchaus keine Sanktzion durch den Eigennutz, weder bedürftig noch fähig sind: so verbindet uns ihr Gesetz in der Person

ſon anderer vernünftiger Weſen, nicht weniger als in unſerer Eigenen. Der uneigennützige Trieb in Andern kann und muß daher den Eigennützigen in uns ſelbſt, zwar nicht unmittelbar, aber doch vermittelſt des Uneigennützigen in uns, der ſein Geſetz auch im Andern nicht verläugnen kann, beſchränken. Dieß geſchieht ebenfalls auf zweyerley Art: poſitiv, wenn das Geſetz in Rückſicht auf andern Menſchen Handlungen gebiethet, durch welche der eigennützige Trieb in uns beſchränkt, und in andern befriediget wird; negativ, wenn das Geſetz Handlungen verbiethet, durch welche der eigennützige Trieb in Andern beſchränkt und in uns befriediget würde.

Die Beſchränkung meines eigennützigen Triebes zum Vortheil eines andern Menſchen kann mir durch das Geſetz des uneigennützigen Triebes in uns beyden nur für diejenigen Fälle gebothen ſeyn, wo ſie mir durch keine Pflicht gegen mich ſelbſt verbothen iſt. Die moraliſche Nothwendigkeit der Aufopferung für andere iſt alſo nicht ohne Ausnahmen denkbar, ſo wenig als die moraliſche Nothwendigkeit der Selbſterhaltung. Das Geboth andern Wohlzuthun iſt nicht unbedingt; und die Pflicht der Wohlthätigkeit hat nur aus dieſem Grunde den Namen der unvollkommenen erhalten können. Ob und in wieferne die Verbindlichkeit dieſer Pflicht in einem gegebenen Falle ſtatt finde, muß der Beurtheilung meines Gewiſſens

überlaſſen bleiben, und der andere kann die Erfüllung derſelben nur von meinem freyen Willen erwarten. Gewiſſenspflicht.

Dasjenige, was der vernünftigen Natur ſowohl in mir als in andern widerſpricht, iſt durch dieſelbe, ohne alle Ausnahme verbothen; und die Enthaltung davor iſt vollkommene Pflicht. Da das durch das Geſetz des uneigennützigen Triebes beſtimmte Verhältniß dieſes Triebes zum Eigennützigen in der Beſchränkung, und folglich Unterordnung dieſes Letztern unter den Erſtern beſteht: ſo widerſpricht dieſem Geſetze nichts ſo allgemein als die Unterordnung des erſtern unter den letztern; und das allgemeinſte Verboth, das mir meine vernünftige Natur in Rückſicht auf andere Menſchen auflegt, fordert Enthaltung von allen Handlungen, durch welche ein Weſen das eben dieſelbe vernünftige Natur hat als ich, den bloßen Forderungen meines eigennützigen Triebes unterworfen würde.

Zwang heißt diejenige Nothwendigkeit der Beſchränkung des eigennützigen Triebes, die nicht durch das Geſetz des Uneigennützigen (der Freyheit) aufgelegt wird. Da der Menſch nur in Rückſicht auf ſeinen Willen, und was durch denſelben möglich iſt, unter dem Geſetze ſeines uneigennützigen Triebes ſteht und frey iſt, in jeder andern Rückſicht aber dem zwingenden Geſetze der Naturnothwendigkeit unterworfen iſt: ſo folgt ſchon daraus,

aus, daß der Zwang, an und für ſich ſelbſt, keines-
wegs der vernünftigen Natur widerſpreche, daher
keineswegs jeder Zwang durch dieſe Natur unmög-
lich, d. h. **Unrecht** ſey. So wird der Menſch
durch dieſe phyſiſche Natur gezwungen ſein Leben
und Eigenthum fahren zu laſſen; er leidet Zwang
durch unvernünftige Thiere, wahnſinnige Men-
ſchen, u. ſ. w. ohne daß er ſich, wenn er anders
nicht in einem bloß leidenſchaftlichen Zuſtande
ſpricht, über **Unrecht** beſchwert. Unrechtmäßig
wird der Zwang nur dann, wenn er mir durch ei-
nen andern Menſchen, der den Gebrauch ſeiner
Vernunft hat, zur bloßen Befriedigung des ei-
gennützigen Triebes dieſes andern, angethan
wird. Selbſt in dem Falle, wo ich durch mein
Gewiſſen verbunden wäre, dasjenige, was der an-
dere von mir erzwingt, ihm als eine Wohlthat zu
gewähren, iſt das Erzwingen dieſer Wohlthat (zu
der mich ſeine vernünftige Natur nur durch die
Meinige verpflichten kann, und die daher meiner
Freyheit überlaſſen bleiben muß) eine Handlung,
die der vernünftigen Natur in uns beyden wider-
ſpricht, folglich ſchlechterdings verbothen iſt. Eben
dieſelbe vernünftige Natur, die es dem andern un-
möglich macht mich zu ſeinem bloßen Vortheile zu
zwingen, die ihm die Enthaltung von dieſem Zwan-
ge als eine unerläßliche Pflicht auflegt, macht es
meiner Perſon möglich von ihm in keinem Falle
auf dieſe Art gezwungen zu werden, giebt mir ein

unverlierbares Recht, welches mich von diesem Zwange befreyt. Dieses Recht wird in dem Augenblick zum Zwangsrechte, zur moralischen Möglichkeit den andern zu zwingen, als er mir den Zwang anthut, der ihm verbothen ist. Der Zwang, durch den ich ihn keineswegs zur bloßen Befriedigung meines eigennützigen Triebes nöthige, sondern wodurch ich nur eine solche Nöthigung von mir abhalte, ist mir durch das Gesetz sowohl seiner als meiner vernünftigen Natur möglich; er ist rechtmäßig. Die durch dieses Gesetz nothwendige Erhaltung vom unrechtmäßigen Zwang, heißt in wieferne sie erzwungen werden darf, Zwangspflicht.

Gerecht im engsten Sinne des Wortes ist alles, aber auch nur dasjenige, dessen Gegentheil dem Gesetze des uneigennützigen Triebes schlechterdings und ohne Ausnahme widerspricht. Das Gerechte ist entweder strenges Recht, oder strenge Pflicht: das erste ist das Moralisch-mögliche, dessen Unmöglichkeit, das zweyte das Moralisch-nothwendige, dessen Möglichkeit dem Gesetz jenes Triebes durchaus und jederzeit widerspricht. Der Zwang, der einem Menschen von einem andern zur Befriedigung des eigennützigen Triebes angethan wird, ist daher ungerecht in engster Bedeutung: die Nothwendigkeit sich eines solchen Zwanges zu enthalten, die die allgemeinste strenge Pflicht, und die Möglichkeit einen solchen Zwang durch

Zwang

Dritte Scene.

Caſſio zu den Vorigen.

Caſſio.

Dank ſollen die Tapfern dieſer kriegeriſchen Inſel davor haben, daß ſie ſo gute Freunde des Mohren ſind -- Der Himmel beſchütze ihn gegen der Wuth der Elemente; ich hab' ihn in einer gefährlichen See verlohren.

Montano.

Iſt ſein Schiff gut?

Caſſio.

Sein Schiff iſt gut gezimmert, und ſein Pilot ein Mann von Erfahrung und bewährter Geſchicklichkeit: Ich bin alſo nicht ohne Hoffnung.

(Hinter der Scene.)

Ein Segel! ein Segel! ein Segel!

Caſſio.

Was bedeutet dieſes Geſchrey?

1. Officier.

Die Stadt iſt leer; Schaarenweis ſteht das Volk am Ufer, und ſie rufen: Ein Segel!

Caſſio.

Ich hoffe es iſt des Ober-Befehlhabers.

Officier.

Zwang abzuhalten, iſt das allgemeinſte ſtrenge Recht der Gerechtigkeit. *)

Auf dieſe Weiſe allein, iſt mir die Gerechtigkeit, die für mich bisher ein undurchdringliches Geheimniß der menſchlichen Natur war, begreiflich geworden. Ich weiß nun erſt: warum ich einen andern Menſchen zu meinem bloßen Vortheil nicht zwingen darf, auch wenn ich ihn durch meine phyſiſchen Kräfte zwingen könnte; auch wenn mein eigennütziger Trieb dieſen Zwang forderte, und die Klugheit ſelbſt nichts dagegen einzuwenden hätte. Ich weiß nun wie und warum es mir möglich ſey, einen ſolchen Zwang durch Gewalt zurück zu treiben, auch wenn es mir dazu an überlegener phyſiſcher Kraft fehlt: d. h. wie und warum mir mein Recht durch keine Gewalt geraubt werden könne. Ich begreiffe nun den höchſtmerkwürdigen, bisher ſo ſehr verkannten Unterſchied zwiſchen körperlicher und geiſtiger, phyſiſcher und moraliſcher, abhängiger und unabhängiger Kraft in meiner Natur, der ſich an dem ſo allgemein gefühlten und ſo wenig begriffenen Unterſchied zwiſchen können und dürfen, zwiſchen müſſen und ſollen äuſſert — zwiſchen dem, was ich durch das Geſetz der Frey-

 heit,

*) So hieſſe dann der erſte Grundſatz des Naturrechts, im Ausdrucke der Pflicht: zwinge keinen Menſchen zur bloßen Befriedigung deines eigennützigen Triebes.

heit, das ich mir selbst gebe, und dem was ich durch das Gesetz der Naturnothwendigkeit, dem ich unterworfen bin — kann und muß — zwischen Recht und Pflicht — und Zufälligkeit und Zwang.

Ich bedarf nun keineswegs der leidigen Hypothese von einem Naturstand, der nie da war, und nie da seyn wird, um nur von den Zwangspflichten und Zwangsrechten, welche den Inhalt des Naturrechts ausmachen, bestimmte Begriffe zu erringen. In wiefern alles Recht überhaupt aus dem in der menschlichen Natur gegründeten Verhältnisse des eigennützigen Triebes zum uneigennützigen, als den beyden Bestand theilen dieser Natur, erfolgt, in so ferne ist alles Recht natürlichen Ursprungs. Verträge und überhaupt alle Thatsachen, durch welche besondere Rechte bestimmt werden, können nur die Materialien herbeyschaffen, denen der uneigennützige Trieb im menschlichen Geiste allein das ihm eigenthümliche Gepräge der Gerechtigkeit aufdrückt.

Das Naturrecht begreift daher alle Zwangsrechte und Zwangspflichten ohne Ausnahme, in wieferne sie durch die vernünftige Natur, unabhängig von der Gewalt des Staates, ihre Sanktzion haben; das positive Recht eben dieselben Rechte und Pflichten, in wieferne sie durch die besagte Gewalt eine den eigennützigen Trieb zwingende Sanktzion erhalten haben. Jedes positive Gesetz hat, in wieferne dasselbe gerecht ist, eine doppelte Sanktzion; durch den

den uneigennützigen Trieb, durch welchen es allein gerecht iſt, und durch die Gewalt des Staates, vermittelſt des eigennützigen Triebes, wodurch es poſitiv iſt. In der einen Rückſicht iſt es natürlich, in der Kraft der menſchlichen Natur gegründet: in der anderen Rückſicht iſt es künſtlich und der Schwachheit dieſer Natur angemeſſen. In dieſer weiteren Bedeutung erſtreckt ſich das Naturrecht ſo weit, als alle gerechte Geſetze, und die durch dieſelben beſtimmten Rechte, ſie mögen nun poſitiv ſeyn oder nicht; und das poſitive Recht ſchließt in dieſer Bedeutung alle ungerechten Geſetze aus, die wirklich die poſitive Sanktzion haben, und begreift alle Gerechten in ſich, welche dieſe Sanktzion erſt erhalten ſollen. Allein in der engeren Bedeutung, in welcher unter dem Naturrecht eine beſondere Wiſſenſchaft verſtanden wird, begreift daſſelbe nur diejenigen Anwendungen des allgemeinen Grundgeſetzes aller Gerechtigkeit, welche ſich aus den beſtimmten aber allgemeinen Begriffen von Geſellſchaft, bürgerlicher Verbindung, Staat u. ſ. w. ergeben; während unter poſitivem Recht, in engerer Bedeutung, der Inbegriff von ſolchen Geſetzen und Befugniſſen verſtanden wird, welche durch die Sanktzion der öffentlichen Gewalt, unter dem Namen von Pflichten und Rechten, wirklich feſtſtehen, und in ſo fern keinesweges immer Anwendungen des Grundgeſetzes der Gerechtigkeit ſind, aber doch immer ſeyn ſollten.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß die positive Jurisprudenz lange vor allen Spuren eines wissenschaftlichen Naturrechtes vorhanden war. Es hat gerechte und ungerechte positive Gesetze gegeben, lange bevor sich die Philosophen über den Begriff von Recht, zu zanken angefangen haben, der eben darum auch keineswegs jenen Gesetzen, als ihr Bestimmungsgrund, vorgegangen seyn, sondern nur erst von ihnen selbst abgezogen werden konnte. Je weiter man ins Alterthum zurückgeht, um unter den historischen Denkmälern die Spuren der Entstehung der bürgerlichen und politischen Gesetze aufzusuchen, desto einleuchtender wird der Ursprung des positiven Rechtes aus dem durch Klugheit allein geleiteten eigennützigen Triebe; desto weniger ist der Charakter, sowohl der Gerechtigkeit an der bloßen Gemeinnützigkeit, als auch der Ungerechtigkeit an der Gemeinschädlichkeit der positiven Gesetze, zu verkennen. So unstreitig nun diese Thatsachen sind, so sehr mußten sie bisher mißverstanden werden, und durch ihr Misverständniß jeden bestimmten Begriff von dem wahren Verhältnisse, zwischen dem natürlichen und positiven Rechte unmöglich machen.

Das Gemeinnützige kann seine gesetzliche Sanktzion entweder natürlich durch den uneigennützigen, oder künstlich durch den eigennützigen Trieb erhalten. Es kann zwar auch der bloße Eigennutz von gemeinschädlichen Handlungen abhalten.

ten. Aber er kann es nur in denjenigen Fällen, wo der Privatvortheil des Handelnden, durch den gemeinen Nutzen der Gesellschaft nicht eingeschränkt, sondern befördert wird. Je seltner nun dergleichen Fälle sind, und je weniger von dem bloßen eigennützigen Triebe einzelne Opfer zum gemeinen Besten zu erwarten sind: desto mehr sieht sich die Gesellschaft genöthiget, die zu ihrer Erhaltung unentbehrlichen Einschränkungen des gemeinnützigen Triebes ihrer einzelnen Glieder durch Vorschriften zu bestimmen, und diesen Vorschriften durch den Zwang, vermittelst ihrer jeder einzelnen überlegenen Gewalt, die Sanktzion des Gesetzes zu geben. Daher die bloße Gemeinnützigkeit eines positiven Gesetzes, in wieferne sie, unabhängig von allem uneigennützigen Triebe, durch bloße eigennützige Klugheit bestimmt wird. Allein der Zwang durch die Gewalt der Gesellschaft kann diese Sanktzion positiver Gesetze auch solchen Vorschriften geben, welche den eigennützigen Trieb aller übrigen Menschen zum bloßen Vortheil eines Einzigen, oder Weniger, einschränken; wenn jene Gewalt der Willkühr des Regenten überlassen ist. Daher die Gemeinschädlichkeit positiver Gesetze, in wieferne sie durch den bloßen Mangel an Klugheit des größeren Theils der Gesellschaft, und durch die eigennützige Privatklugheit der Regenten bestimmt wird.

Ein positives Gesetz kann daher entweder im gemeinen Nutzen der Gesellschaft, oder im bloßen

Privatnutzen des Gewalthabers seinen Entstehungsgrund haben. Im ersten Falle ist das Gesetz, in wieferne es in dem gemeinschaftlichen eigennützigen Triebe Aller seinen Grund hat (als gemeinnützig) weder gerecht noch ungerecht; enthält aber den Stoff der Rechtmäßigkeit, biethet dem uneigennützigen Triebe einen Fall an, worauf dessen Gesetz paßt, weckt das sittliche Gefühl, und erhält durch dasselbe die Sanktzion der Gerechtigkeit. Im zweyten Falle ist das Gesetz, in wieferne es in dem Privatnutzen des Stärkern, der dem gemeinen Nutzen widerspricht, seinen Grund hat, als gemeinschädlich, noch so wenig ungerecht, als die Verwüstungen eines Raubthieres in einer Heerde Schaafe; aber in wieferne dasselbe von einem Wesen herkömmt, das unter dem Gesetze des uneigennützigen Triebes steht, empört es das erwachte sittliche Gefühl, und erhält durch dasselbe, und in der letztern Rücksicht allein, den Charakter der **Ungerechtigkeit**. Auf diese Weise sind freylich die positiven Gesetze, und die durch sie bestimmten Rechte, zuerst durch den bloßen eigennützigen Trieb, und die mit der Erfahrung heranreifenden Klugheit entstanden. Allein wer wird darum ihre Gerechtigkeit aus eben denselben Quellen entspringen lassen?

Der eigennützige Trieb in der menschlichen Natur erwacht vor dem uneigennützigen; die Vernunft ist, als Klugheit, im Dienste des Instinktes geschäftig, bevor sie, als Weisheit, zu gebiethen anfängt;

fängt; und die politiſche Kultur des menſchlichen Geiſtes geht der moraliſchen vorher. Bevor die entwickeltere Vernunft anfing ſich über das Gefühl von Recht und Unrecht zur Rechenſchaft zu ziehen, mußte dieſes Gefühl mannichfaltig geübt werden; und bevor daſſelbe bis zur Energie einer Triebfeder in der Geſetzgebung gedeihen konnte, hatte das bloße Bedürfniß der Geſellſchaft durch eigennützige Klugheit poſitive Geſetze herbeyführen müſſen. Allein mit der Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit dieſer Geſetze, erwachte, wenn und wo dieſelbe ſtatt fand, das Gefühl ihrer Gerechtigkeit. Ungeachtet das Geſetz als poſitiv nur durch phyſiſche Gewalt feſtgeſetzt war, wurde es als gerecht durch das Geſetz der Freyheit beſtätiget; und ungeachtet dieſe moraliſche Sanktzion in Rückſicht auf ihren Grund bis auf den heutigen Tag ein ſo tiefes Geheimniß geblieben iſt, daß ſie (und zwar von Philoſophen und Rechtslehrern) ſehr oft mit der poſitiven verwechſelt wurde: ſo iſt ſie doch, in Rückſicht auf ihre Aeuſſerung im moraliſchen Gefühle, in der Vorſtellungsart auch des gemeinſten Mannes, in unſern, — ſo wie der Geſetzgeber und Stifter der Staaten, in den älteſten Zeiten, auffallend ſichtbar.

Es bedurfte eben nicht einer ſehr langwierigen Erfahrung im geſelligen Leben, um in dem menſchlichen Geiſte denjenigen Grad von Klugheit zu entwickeln, der dazu nöthig iſt, um die Sicherheit

des Lebens und Eigenthums zum Gegenſtand poſitiver Geſetze zu machen. Die Gemeinſchädlichkeit der Handlungen, welche durch dieſe Geſetze verbothen wurden, mußte ſich auch dem gemeinſten Verſtande aufdringen, und den uneigennützigen Trieb in ihm auffordern, dieſen Verbothen die Sanktzion ſeines Geſetzes zu ertheilen. Allein alle bisherigen Erfahrungen aller Zeiten und Völker haben bisher nicht zugereicht, um den menſchlichen Geiſt bis zu dem Grad politiſcher Klugheit (worunter ich hier keineswegs die ſchlaue aber armſelige Kunſt der ſogenannte Kabinette verſtanden wiſſen will) zu erheben, auf welchem er ſich befinden muß, wenn er Staatsverfaſſungen und Regierungsformen mehr auf Maximen der durch Erfahrung erprobten und allgemein anerkannten Gemeinnützigkeit, als auf bloße Thatſachen gründen ſoll, die bald ein günſtiger, bald ungünſtiger Zufall aufgeſtellt, und der Stärkere im Staate zu ſeinem Vortheil benutzt und verewiget hat — wenn politiſche Klugheit zu wahrer politiſchen Gerechtigkeit, von welcher bisher außer den Kriegsmanifeſten und einigen philoſophiſchen Traktaten kaum die Rede war, heranreifen ſoll. Der Unterſchied zwiſchen den bürgerlichen und den politiſchen Geſetzen iſt ſehr weſentlich. Die bürgerlichen müſſen, in wieferne ſie gerecht ſeyn ſollen, die Erhaltung des Staats nur durch die Sicherheit ſeiner einzelnen Glieder beabſichtigen. Ihre Gemeinnützigkeit erfolgt aus dem Nutzen eines jeden Einzelnen,

der

der durch sie gegen Zwang durch List oder Gewalt geschützt wird; und ist in so ferne keiner Veränderung, keinem Zweifel, keiner Ausnahme unterworfen. Die politischen hingegen müssen, in wiefern sie gerecht seyn sollen, den Vortheil der Einzelnen durch das Wohl des ganzen Staates beabsichtigen. Ihre Gemeinnützigkeit hängt daher von der größeren oder kleineren Entfernung einer Staatsverfassung von dem nie völlig erreichbaren Ideale eines vollkommenen Staates ab, in welchem die höchste Gewalt, in den Händen denen sie anvertraut ist, keinen andern als einen gemeinnützigen Gebrauch zuläßt. Die politischen Gesetze sind bisher mehr für den Privatvortheil der Gewalthaber, als für den allgemeinen Nutzen berechnet; und da die Gemeinnützigkeit einer Staatsverfassung von unzähligen, der Vernunft ganz fremden Thatsachen und zufälligen Begebenheiten abhängt: so sind alle bloß politischen Prinzipien unzähligen Ausnahmen, Zweifeln und Veränderungen unterworfen. Daher kömmt es, daß der gemeine Menschenverstand, welcher die Gemeinnützigkeit bürgerlicher Gesetze so leicht anerkennt, und der Sanktzion des moralischen Gefühls unterwirft, die Gemeinnützigkeit und Gerechtigkeit der politischen so selten zu beurtheilen vermag; und daß die philosophierende Vernunft selbst, so lange sie über die eigentliche Quelle alles Rechts mit sich selbst uneinig war, kein anderes Mittel hatte, als die Gerechtigkeit politischer Verfassungen nach dem

bloßen

bloßen Erfolg derselben zu beurtheilen. Daher kömmt es, daß die politische Rechtswissenschaft so weit hinter der bürgerlichen zurückgeblieben ist, daß wir keine politische Rechtspflege haben, und uns an der Stelle derselben mit Kriegen und Revolus zionen behelfen müssen.

Da der eigennützige Trieb dem positiven Gesetze, als solchem, nur in so ferne sich unterwirft, als er durch die Gewalt der Gesellschaft dazu gezwungen wird: so hängt die positive Sanktzion von den Mitteln ab, durch welche die Macht der Gesellschaft zu einem Ganzen vereiniget wird. Es ist ungereimt, den Ursprung dieser Vereinigung, ohne welche sich kein Staat denken läßt, und folglich den Entstehungsgrund des Staates selbst, in dem sogenannten gesellschaftlichen Vertrag aufsuchen zu wollen; nachdem so viele Jahrtausende der nur im Schooße der bürgerlichen Gesellschaft mögslichen Kultur noch nicht vermocht haben, auch nur ein einziges Volk zu dem Grade von Aufklärung zu erheben, den die zur Festsetzung der Bedingungen jenes Vertrags nöthige Uebereinstimmung Aller zu einen wahrhaft allgemeinen Willen vorausseßen würde. Bey der unumschränkten Monarchie und Aristokratie, wo sich die gesetzgebende und ausübende Gewalt in ebendenselben Händen befindet, ist der Regent stärker als die ganze Gesellschaft, an deren Spitze er steht. Diese überwiegende Gewalt kann er weder einem ausdrücklichen

Officier.

Sie geben ihm ihre Freude durch Zujauchzungen zu erkennen; es ſind Freunde, wenigſtens.

Caſſio.

Ich bitte euch, mein Herr, geht und bringt uns Gewißheit, wer angekommen iſt.

Officier.

Ich will.

(ab.)

Montano.

Aber mein lieber Lieutenant, iſt euer General vermählt?

Caſſio.

Ja, und höchſtglüklich; er hat eine junge Gemahlin davongetragen, die alles übertrift, was das ausſchweiffende Gerücht zu ihrem Lob ſagen kan: eine Gemahlin, deren Schönheit den Pinſel des feinſten Mahlers beſchämt, und die in einem irdiſchen Kleide ein wahrer Auszug aller Vollkommenheiten der Schöpfung iſt --

Vierte Scene.

Der Officier kommt zurük.

Wie ſteht's? Wer iſt eingelauffen?

Officier.

Ein gewiſſer Jago, der Fähndrich des Generals.

chen noch stillschweigenden Vertrage; er kann sie nur dem Zufalle zu verdanken haben, der, im Gegensatz mit der bey der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft noch ganz unverwickelten Vernunft, als der wahre erste Stifter der öffentlichen Gewalt anzusehen ist.

Ich setze hier die Naturnothwendigkeit dem durch Vernunft gelenkten und in so ferne freyen Willen entgegen, und nenne jede Begebenheit, welche nicht durch diesen Willen veranstaltet worden ist, Zufall. Je weiter man die Geschichte der Staaten ins hohe Alterthum hinauf verfolgt, desto mehr verschwinden in derselben die Spuren von dem Antheil, den die Vernunft in späteren Zeiten immer mehr und mehr an der Gründung und Befestigung der Staaten zu erringen anfieng; desto ausschließender und auffallender ist die Zusammenwirkung bloßer äußerer Umstände und Schicksale auf die Formen der bürgerlichen Gesellschaften; desto sichtbar die physische Gewalt des Stärkern, als die vornehmste Triebfeder der politischen Maschine.

Wenn man alles, was nicht durch die menschliche Vernunft zu Stande kam, auf die Rechnung der göttlichen setzt, und an der Stelle des Zufalls den Willen der Gottheit zu denken gewohnt ist: so muß man freylich den Ursprung der uneingeschränkten obrigkeitlichen Gewalt in der Gottheit aufsuchen, und das durch bloße Gesetze der Natur

turnothwendigkeit beschränkte Verewigen eines Regenten, wenn es anders einmal Recht heißen soll, ein göttliches Recht nennen. Despotengewalt war zur Gründung und Befestigung der Staaten unentbehrlich; und in so fern erkenne ich sie für eine wohlthätige Erziehungsanstalt der Menschheit.

In wieferne die Macht der Gesellschaft nur durch den Zufall in die Hände eines Einzigen, oder Einiger gelegt ist, **in so ferne** ist der Regent bey dem Gebrauch dieser Macht, die er für sein Eigenthum ansieht, durch kein anderes Gesetz als durch dasjenige eingeschränkt, das ihm sein eigennütziger Trieb vermittelst seiner Klugheit vorschreibt. In so ferne werden auch die von Regenten aufgestellten politischen Gesetze das Gepräge des eigennützigen Triebes an sich haben; sie werden auf Erhaltung und Vermehrung der willkührlichen Gewalt abzwecken, und Pflichten der Unterthanen gegen den Regenten bestimmen, ohne von Pflichten des Regenten gegen die Unterthanen Erwähnung zu thun. Der Despotismus konnte allein zu der politischen Kultur den Grund legen, die der moralischen vorhergehen mußte. Er hatte auch anfangs keine andere Rechte der Menschheit in Beschlag genommen, als solche, welche die Menschen weder kannten noch gebrauchen konnten.

Da sich die bloße Klugheit mit dem eigennützigen, Weisheit aber nur mit dem uneigennützigen

Triebe

Triebe entwickelt: ſo iſt nichts natürlicher, als daß die Deſpoten und ihre Genoſſen unter allen Menſchen die erſten klug, und die letzten weiſe werden müſſen. Allein durch eben dieſe Klugheit, die ſie, im Ganzen genommen, auf ihre eigenen Koſten nicht weniger als auf die Koſten der Unterthanen erringen müſſen, ſind ſie, wider oder wenigſtens ohne ihren Willen, Erzieher und Wohlthäter der Menſchheit geworden.

Da die höchſte Gewalt bey jedem poſitiven Geſetze vorausgeſetzt wird, ſo kann dieſelbe unter keinem ſolchen Geſetze ſtehen. Sie hat alſo kein anderes Geſetz über ſich, als das ihr von auſſen durch die Naturnothwendigkeit vermittelſt der Klugheit, oder von innen durch Sittlichkeit vorgeſchrieben wird. Wenn daher der Regent durch poſitive Geſetze eingeſchränkt iſt: ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß die Macht der Geſellſchaft getheilt iſt. Die poſitive Verbindlichkeit, die nur von der zwingenden Gewalt abhängt, kann demjenigen nicht aufgelegt werden, der alle Gewalt in ſeinen Händen hat. Wenn alſo eine eingeſchränkte Regierung nicht entweder in Anarchie oder Deſpotismus ausarten ſoll, ſo muß die Gewalt des Regenten mit derjenigen, welche den Unterthanen vorbehalten bleibt, im Gleichgewichte ſtehen. Allein dieſes Gleichgewicht kann durch kein poſitives Geſetz feſtgehalten werden, durch keinen Kontrakt, der durch poſitive Sanktzion einer unwiderſtehlichen Gewalt verbürgt

würde. Es kann daſſelbe alſo nur einerſeits von ſolchen, dem Kontrakte günſtigen, äußern Umſtänden abhängen, welche beyde Partheyen durch ihren eigenen Vortheil an das politiſche Geſetz feſſeln; oder, in wieferne dieſe Umſtände und ihr Einfluß auf den eigennützigen Trieb veränderlich ſind — durch gemeinſchaftliche Anerkennung des Geſetzes der Uneigennützigkeit, das heißt durch Gerechtigkeit geſichert werden.

In der vollkommenſten Staatsverfaſſung, welche die Welt bis itzt aufzuweiſen hatte, in der Engländiſchen, iſt die Monarchie dadurch beſchränkt, daß die höchſte Gewalt zwiſchen dem Könige und der Nazion, oder eigentlicher den Repräſentanten der letztern, getheilt iſt. Das Gleichgewicht zwiſchen dieſen beyden Mächten iſt freylich durch Geſetze beſtimmt, an welche beyde Partheyen gebunden ſind. Aber was bindet ſie an dieſelbe? Da die Macht der Nazion in ihren Händen iſt: ſo haben ſie keine Macht über ſich, durch welche ſie zur Handhabung der Conſtituzion gezwungen werden konnten. Es fällt daher für die Grundgeſetze der Verfaſſung der Charakter eines eigentlichen poſitiven Geſetzes weg. In der That ſuchen die Staatskundigen die politiſche Sanktzion, durch welche das Gleichgewicht der beyden Mächte geſichert wird, lediglich in dem entgegengeſetzten Intereſſe der beyden Partheyen auf, durch welches jede derſelben, auf die Erhaltung der ihr eingeräumten

ten Gewalt eiferſüchtig, die andere innerhalb der geſetzlichen Schranken zu erhalten aufgefordert wird. Die Handhabung der Geſetze, durch welche die Grenzen der beyderſeitigen Gewalt beſtimmt ſind, iſt in ſo fern eine bloße Folge der Furcht oder des Zwangs zwiſchen den beyden Partheyen, die durch einen entgegengeſetzten Eigennutz in einem unaufhörlichen Streit erhalten werden, der ſich früher oder ſpäter, durch allerley zufällige äuſſere Veranlaßungen, mit der Unterjochung der einen Parthey, und dem Untergang der Conſtituzion endigen kann. In wiefern ein politiſches Geſetz, oder auch der Inbegrif aller politiſchen Geſetze eines Staates, die Conſtituzion, keine andere Sanktzion als die des Eigennutzes der getheilten und durch entgegengeſetztes Intereſſe im Gleichgewicht erhaltenen Mächte hat: in ſo ferne fehlet es ihm an der Feſtigkeit, Dauerhaftigkeit und Unwiderſtehlichkeit, die den Charakter eines durch moraliſche und phyſiſche Sanktzion feſtſtehenden poſitiven Geſetzes ausmacht. Hume getraut ſich aus dieſen Gründen ſeiner vaterländiſchen Conſtituzion nichts weniger als eine ewige Dauer zu verſprechen. *)

Gleichwohl beſteht die Staatskunſt (die nie zur eigentlichen Wiſſenſchaft werden kann, obwohl ſie ſolche Wiſſenſchaften vorausſetzt) in der Klugheit und Geſchicklichkeit, die in der Natur einer

*) Eſſays T. I. The VII Eſſay. The britiſh Government.

gegebenen bürgerlichen Gesellschaft gegründeten, einander entgegengesetzten Interessen, zwischen Ständen, Klassen, u. s. w. so zu verbinden, daß sie einander nicht zum Untergang des Ganzen aufreiben, sondern zum Vortheil desselben einschränken. In dieser Rücksicht muß der politische Gesetzgeber (der Stifter oder Verbesserer einer Staatsverfassung) wie der bürgerliche, gerade so zu Werke gehen, als ob die Gesellschaft, die er vor sich hat, und mit deren eigennützigen Triebe er es auch allein zu thun hat, keinen andern als diesen, Er selbst aber keinen andern als den uneigennützigen Trieb hätte.

In wiefern eine Constituzion nur den künstlich entgegengesetzten Eigennutz derjenigen, unter welche die Macht der Gesellschaft vertheilt ist, zur Sanktzion hat: so lange kann nur die Erhaltung der Regierungsform und der Vortheil der Regierenden, nicht die Erhaltung und das Wohl Des Staates, oder der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, das Resultat der politischen Gesetze seyn. Das Interesse der Regenten ist dann nur zufälligerweise und nur in gewissen Rücksichten mit dem Interesse der Unterthanen verknüpft, und die Politik ist nichts, als die eben so verächtliche als verderbliche Kunst, den grössern Theil der Menschen in den Fesseln des kleinern zu erhalten. Wem fällt hier nicht die vorige Constituzion der sogenannten Republik Polen ein, in welcher alle gesetzlichen

Ein-

Einschränkungen der Theilnehmer an der höchsten Gewalt darauf hinausliefen, dem Adel seine unglückliche Tyrannengewalt über Bürger und Bauern zuzusichern?

Die politischen Gesetze sind unklug, wenn sie nicht den Eigennutz der Theilnehmer an der höchsten Gewalt durch sich selbst einschränken. Aber dadurch, daß sie diese Bedingung erfüllen, sind sie noch keineswegs gerecht. Den Charakter der Gerechtigkeit erhalten sie nur dadurch, daß sie den Theilnehmer an der öffentlichen Gewalt nicht bloß durch seinen Vortheil interessieren, sondern durch das gemeine Beste, auch ohne alle Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil, verpflichten. Sie sind ungerecht, in wieferne sie den Unterthanen zur bloßen Befriedigung des eigennützigen Triebes der Regierenden Zwang auflegen.

Da die Gemeinnützigkeit der politischen Gesetze durch Klugheit erzielt werden muß; diese aber von der Erfahrung abhängt: so begreift es sich, daß eben dasselbe politische Gesetz, das unter gewissen in der Erfahrung gegebenen Umständen (z. B. auf einem niedrigen Grade der Kultur eines Volkes) gemeinnützig und in so ferne nicht ungerecht war, in der Folge, unter andern Umständen und bey einem höhern Grade der Kultur, gemeinschädlich und ungerecht werden kann.

So groß und wichtig aber auch die Rolle seyn mag, die in Rückſicht auf die Data der Erfahrung dem Zufalle, und in Rückſicht auf dieſe Data der Klugheit überlaſſen bleiben muß: ſo iſt doch die Unentbehrlichkeit des uneigennützigen Triebes durch das Geſetz der Gerechtigkeit nicht geringer, wenn die politiſchen Geſetze gemeinnützig werden ſollen. Eine Staatsverfaſſung, in welcher durch bloße politiſche Kunſt gegen alle Colliſionen zwiſchen dem Eigennutz der Regenten und dem gemeinen Beſten geſorgt iſt, iſt und bleibt ein unerreichbares Ideal; und es giebt eben darum keine ſichere Schutzwehre der Menſchheit gegen Unterdrückung als die Anerkennung des Geſetzes der Gerechtigkeit.

Der Einfluß der moraliſchen Geſinnung auf Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung bleibt ſo lange dem Zufalle überlaſſen, als die Quelle der Gerechtigkeit theils ein völliges Geheimniß, theils unter den Selbſtdenkern und Lenkern des Geiſtes der Nazion ſtreitig iſt. Die Vernunft räumt offenbar dem Zufalle zu viel ein, wenn ſie nicht genau die verſchiedenen Triebfedern, die beym Wohl des Staates zuſammen zuwirken haben, von einander zu unterſcheiden, wenn ſie nicht anzugeben weiß, was der Zufall, d. h. das von ihr ganz unabhängige Schickſal, was die Klugheit, und was die Weisheit beyzutragen haben; und wenn ſie fortfährt, (was ſie während des Zuſtandes ihrer Unmündigkeit nicht wohl laſſen konnte) das Geſetz

ſetz ihrer eigenen freyen Wirkung, ihrer Autonomie, ſich aus den mit jenem vermengten Geſetzen der Naturnothwendigkeit, des Zwangs, und des Inſtinktes zu erklären.

Reinhold.

IV.

Ueber zwey Kammern in Frankreich, nach Güdin*) und andern.

Die Engländer, welche der Verſammlung ihrer Deputierten ein ſo großes Anſehen ertheilten, unterwarfen ſie dennoch dem unbedingten Veto der andern beyden Mächte, des Oberhauſes und des Königs. Jede Wahlverſammlung (das ſahen ſie ein) iſt nothwendig aus feurigen, Neuerung liebenden Männern zuſammengeſetzt. Sie wird alſo geneigt ſeyn, auch gute Einrichtungen zu ändern und neue an die Stelle zuſetzen. Ein Gegengewicht iſt alſo nöthig. Aber wem es anvertrauen? Der executiven Macht? Freylich wird dieſe für die Ausübung nur derjenigen Geſetze gehörig wachen, in welche ſie eingewilliget hat. Aber man vertraue das

*) Supplément au contrat Social. Paris 1792.

Veto allein der executiven Macht an, und dieſe wird gar oft in Streit mit der geſetzgebenden Macht ſeyn, und die eine vielleicht die andere vernichten. Die Engländer gaben alſo der executiven Macht ein Bruſtſchild; und dieſes Schild iſt das Oberhaus. Sie bildeten dieſes nicht aus den großen Familien. Dies wäre ſo viel geweſen, als ein Volk im Volke, einen Stand zu bilden, der den wahrhaft nazionalen und urſprünglichen Stand anfeinde. Sie bildeten es bloß von den Häuptern der Aelteſten der großen Familien, und umringten mit dieſen den Thron. Dieſen Aelteſten bewilligten ſie Vorzüge, oder vielmehr Ehrenämter, deren ſich weder ihre Angehörigen, noch ihre Kinder zu erfreuen haben, und die nach ihrem Tode nur ihren älteſten Söhnen heimfallen.

Dieſe Aelteſten bilden mit den Biſchöfen die zweyte Verſammlung oder Cammer, welche die Beſchlüſſe der erſten Cammer unterſuchet. So wie die erſte Cammer vom Neuerungsgeiſte beſeelt iſt, ſo iſt der Geiſt der Erhaltung herrſchend in der zweyten Cammer.

Der Geſetzgeber hat durch die verſchiedene Zuſammenſetzung jeder Cammer, und indem er die Schwerfälligkeit der einen der Unruhe der andern entgegen ſetzte, verſchiedene Vortheile erreichet:

1) ſicherte er dadurch die Conſtituzion vor allen Stößen, die ſie erſchüttern konnten, ohne doch den vervollkommenden Geſetzen den Zugang zu verwehren.

2)

Caſſio.

Das koſtbare Kleinod, womit er beladen war, hat ſeine Fahrt ſo glüklich gemacht; die Ungewitter ſelbſt, ſchwellende Seen und heulende Winde, die Waſſer-bedekten Felſen und die aufgehäuften Sandbänke, (Verräther, die im Verborgnen lauren, den ſchuldloſen Kiel anzuhalten) vergaſſen, gleich als ob ſie ein Gefühl der Schönheit hätten, ihre natürliche Grauſamkeit, um die göttliche Desdemona unbeleidigt durchzulaſſen.

Montano.

Wer iſt dieſe?

Caſſio.

Sie, von der ich ſprach, die Beherrſcherin unſers groſſen Befehlhabers, die er der Führung des kühnen Jago anvertraut hat, und deren beſchleunigte Ankunft unſern Gedanken um eine Woche wenigſtens zuvorkömmt. Beſchüze nun, o Himmel, beſchüze noch Othello! und ſchwelle ſeine Seegel mit deinem eignen allmächtigen Athem auf, damit er mit ſeinem ſchönen Schiff dieſe Bay beſelige, und wenn ſeine Liebe in Desdemonens Armen die Entzükung des Wiederſehens ausgeathmet hat, unſre erlöſchende Geiſter in neues Feuer ſeze, und ganz Cypern mit Muth und Vertrauen erfülle. --

2) bewährte er durch dieſes dem Oberhauſe bewilligte Veto, die executive Macht vor den Angriffen, denen die geſetzgebende Macht ausgeſetzt geweſen ſeyn würde, wenn ſie jene einen zu häufigen Gebrauch von dem Veto hätte machen ſehen.

3) ſicherte er die öffentliche Ruhe und den Beſtand der Conſtituzion, indem er die mächtigen Familien theilte, die Häupter derſelben in eine beſondere Cammer ſetzte, und ihren Angehörigen nur den Eintritt in die Cammer der Gemeinen erlaubte, jene Häupter aber in eine Lage ſetzte, in der ſie ſich gefallen mußten, und die ihnen alſo Anhänglichkeit an die Conſtituzion einflößte: dagegen die großen Familien in allen Staaten, worin ſie unzufrieden ſind, wo möglich Unruhen erregen, und ſich nur mit Umwerfung der ihnen nachtheiligen Conſtituzion beſchäftigen.

4) Machte er aus der Pairswürde die Belohnung vorzüglicher dem Vaterlande geleiſteten bürgerlichen und militäriſchen Dienſte. Ein jeder kann Anſpruch darauf machen. Ein jeder Engländer alſo, mit großen Talenten und großem Ehrgeize geboren, wird ſich durch jene Hoffnung geſpornt, eher zur Erhaltung, als zur Zernichtung der Conſtituzion gedrungen fühlen.

Der Geſetzgeber gab endlich der executiven Macht ein zweytes Veto über beyde Cammern, aus denen die geſetzgebende Macht beſtehet. Denn er ſah ein,

daß das Veto der Ordnung nach dem gebühre, der die Geſetze ausüben ſolle, damit er nichts in Ausübung bringe, was er mißbillige.

Es war vielleicht ſchwer, mehr Vortheile mit mehr Simplicität zu vereinigen. Auch war ſo viel Vollkommenheit nicht das Werk eines einzigen Menſchen, Nein! das Reſultat einer Reihe richtiger Bemerkungen, welche die engliſche geſetzgebende Gewalt ſelbſt gemacht hatte. Die Cammer der Gemeinen hat daher jederzeit die Geſetze vervollkommnet, indeß die Cammer der Pairs für Aufrechthaltung der Conſtituzion geſorget hat. Dieſe war, ſtets der Ballaſt, welche das Staatsſchiff, wenn es von Ungewittern beſtürmt war, im Gleichgewicht erhielt.

Aber warum haben die Franzoſen bey ihrer neuen Conſtituzion ſich dies nicht zum Beyſpiel dienen laſſen? Calonne äuſſerte gleich bey Zuſammenrufung der Etats généraux die Meinung: daß ſchon dieſe ſich in Ober- und Unterhaus theilen müßten. Der Biſchof von Langres ſchrieb darauf eine Abhandlung: forme d'opiner aux Etats généraux, in welcher er dieſen Vorſchlag vertheidigte. Mirabeau widerlegte ihn in ſeinen lettres à ſes commettans, und es konnte ihm nicht ſchwer werden, zu beweiſen, daß das Beyſpiel der Engländer und Amerikaner wenig zu Gunſten eines ſolchen Franzöſiſchen Oberhauſes erweiſe, wie jene zu errichten Vorhabens waren. „Will man," ſagte er, „die Amerikaner zum Vorbild nehs

nehmen, so mache man mit Vernichtung des Adels und der Regierung (Gouvernement) den Anfang. Dann errichte man eine einzige Versammlung der Repräsentanten der Nazion, und einen Senat der die Stelle des Monarchen und seines Conseils vertrete. Will man die Engländer nachahmen, dann reducire man erst unsere 40,000 adelichen Familien auf 123 Individuen, vernichte gleichsam durch die Beschränkung dieses Adels auf die Aeltesten, den politischen und moralischen Einfluß dieses Adels, bilde dann eine Versammlung der Repräsentanten der Nazion; und findet man dann noch nöthig, eine Versammlung der Adelichen zusammen zu rufen, so müsse sie als eine Versammlung von Dignitaires angesehen werden, und nicht als ein Theil der Nazionalversammlung, u. s. w.

Man weiß, daß wie sich der dritte Stand am 17. Junius 1789. allein als National-Versammlung constituirte, der Herr von Montesquiou dem Adel wirklich den Vorschlag that: die Geistlichkeit zur Vereinigung mit ihm einzuladen, und sich so vereint als Oberhaus zu constituiren. Aber es erhoben sich selbst in der Versammlung des Adelstandes so viele Stimmen, um die seine zu unterdrücken, daß er seinen Vorschlag kaum enden konnte. *) Wirklich war, da bey der Zusamberufung der Stände nichts darüber bestimmet war, für damals eine solche Theilung in Cammern äusserst

*) Mém. de Lally-Tolendal ou 2 de leur. à S. c. p. 36.

äuſſerſt ſchwierig und bedenklich; weil voraus zu ſehen war, daß Adel und Geiſtlichkeit, ſo ganz von dem dritten Stande geſondert, wie ſie damals waren, es für Pflicht gehalten haben würden, die Menſchenrechte des dritten Standes unaufhörlich mit ihren Pergamenten, mit ihren Canons und dem Gewichte des Herkommens nieder zu drücken.

Nachdem die Stände ſich aber nachher vereinigt hatten und Eine Verſammlung ausmachten, da beſchäftigte ſich der Comité de Conſtitution bald mit der Organiſazion des künftigen geſetzmäſſigen Corps, wobey dann die Frage über zwey Cammern von neuem vorkam, und mit mehrerm Anſchein geſtritten wurde, ob das, was bey der Einrichtung unthunlich befunden war, bey der Erhaltung nöthig und nützlich ſeyn würde? Die Mehrheit des Committés ſtimmte auf zwey Cammern; die eine nannte man Cammer der Repräſentanten, die andere Senat, und dieſer Senat ſollte aus Mitgliedern von allen Claſſen beſtehen, und zwar auf die Präſentazion der Provinzen vom Könige ernannt werden. Die Senatoren ſollten ihre Würde lebenslang behalten. Clermont-Tonnere trug dieſe Meynung Namens des Committés vor, aber der Antrag ward mit Murren aufgenommen; man weilte bey dem Worte Senat, und es hieß, man wollte dem Reiche einen Venezianiſchen Senat geben. Am 10. September 1789. ward der Antrag verworfen, und beſtimmt, daß

daß die N. V. auch künftig nur Eine Cammer ausmachen ſollte.

Dieſe Entſcheidung war ganz natürlich, und nur der Erfolg kann, wie bey der Engliſchen Verfaſſung, über ihre Güte entſcheiden.

Die Engliſche Verfaſſung hat ihren Urſprung aus der Lehens-Verfaſſung. That ſie gleich der Nazion groſſe Dienſte, ſo war ſie doch keineswegs das Reſultat des Gemeinwillens (Volonté générale) der immer nur Gerechtigkeit und Gleichheit bezielet, und dem alle Unterſcheidungen ein Greuel ſind. Sie ward in Zeiten bürgerlicher Unruhe durch Verträge unter den Partheyen gebildet. Aber daß eine Nazion, die in Frieden und Freyheit über ihre Conſtituzion Rath pfleget, ſich ſofort zu einer ſolchen Verfaſſung bequeme, iſt faſt unmöglich. In ausgebreiteten Staaten voll groſſer Eigenthümer, die reich und mächtig genug ſind Truppen zu werben, innerliche Kriege zu erregen, und unaufhörlich die Nazion und den König in Gefahr zu ſetzen, — da kann man ſich zu Errichtung zweyer Cammern entſchlieſſen. Wenn man dann nur dafür ſorget, von dem Adel nur die Häupter der Familien zuzulaſſen, und dieſen allein, nicht aber den geſammten Gliedern der Familie, Vorrechte, Würden und Titel zu bewilligen, ſo wird man nicht die Nazion in zwey Völker theilen. Aber faßt man einen ſolchen Entſchluß, ſo iſt es, wie geſagt, nur eine

Aus-

Ausgleichung, ein Verein unter den verschiedenen Partheyen. Es ist nicht der Ausdruck des Gemeinwillens, sondern die Wirkung der öffentlichen Drangsal, das Resultat eines bürgerlichen Krieges, oder höchstens der Ausdruck des Willens der stärksten oder zahlreichsten Parthey, den man von dem Gemeinwillen wohl unterscheiden muß.

In England hat freylich diese Einrichtung die gesetzgebende Gewalt vor den Eingriffen der executiven Macht und diese vor den Eingriffen jener bewahret. Aber hätte England nicht die Erfahrung gemacht, daß ein solches Resultat zum Glück führe, nie würde man das geahndet haben.

Freylich, wollen sich die beyden Mächte, die Repräsentanten der Nazion und die executive Macht, ohne Mittelmacht im Gleichgewicht erhalten: so erfordert das von beyden Seiten außerordentliche Klugheit. Es erfordert dabey eine erleuchtete Nazion, unter deren Augen sie handeln, die beyder Schritte beobachtet, und deren Lob oder Tadel mächtig genug ist, den Leidenschaften zu gebieten und die Ehrsüchtigen beyder Partheyen in Schranken zu erhalten. Die öffentliche Meynung muß gleichsam diese Mittelmacht, und jede Art, diese Meynung an den Tag zu legen, leicht und ungehindert seyn.

Das Project, eine zweyte Cammer, einen Senat zu bilden, dessen Mitglieder gleichfalls gewäh-

wählet würden, war gar nicht annehmlich. Beyde faſt nach gleichen Grundſätzen gebildete Cammern, wären nur die nehmliche Verſammlung in zwey Säle getrennet geweſen. Beyde, aus gewählten Mitgliedern, mithin aus feurigen Köpfen zuſammen geſetzt, würden gleichen Hang zur Neuerung gehabt, und ſich vielleicht nur um den Vorzug in den Neuerungs-Angaben geſtritten haben.

Die franzöſiſche Nazional-Verſammlung hat alſo den Verſuch gemacht, ob es nicht möglich ſey, daß die beyden Mächte, auch ohne förmlich conſtituirte Mittelmacht, Klugheit genug beſitzen würden, ſich in dem vom Geſetze abgewognen Gleichgewichte zu erhalten, und ſich gegenſeitig zu reſpectieren, damit keiner verſuche, ſich einen Eingriff in des andern Amt zu erlauben. Tyrannen gründen ihre Herrſchaft auf die Verachtung, die ſie gegen ihre Sclaven hegen. Die N. V. gründete alle ihre Geſetze auf die Achtung für ihre Mitbürger.

Faſſet man in der Stille des Cabinets, in der Entfernung von dem Getobe der Geſchäfte und der Leidenſchaften in der Kürze alles zuſammen, was die N. V. in kurzer Zeit gethan hat, ſo ſieht man die Rechte des Menſchen anerkannt und feſtgeſetzt durch eine Geſetzgebung, deren Grundfeſte ſie ſind.

Die Geſellſchaft in die ihr natürliche und weſentliche Ordnung hergeſtellt.

Das

Das Volk der Franzoſen nur zu Einer Form, Einer Art zu ſeyn gebildet.

Alle Individua in den Genuß gleicher Rechte geſetzt, Alle gleichen Auflagen, gleichen Geſetzen unterworfen.

Alle äuſſere Zeichen, wodurch ſie vordem getrennt wurden, gänzlich abgeſchaft; keinen anderen Unterſchied unter Bürgern, als den Unterſchied der verſchiedenen Geſchäfte.

Alle Menſchen, auf was Art ſie auch das höchſte Weſen verehren, als Bürger anerkannt.

Die Regierung vereinfacht die Mächte, woraus ſie gebildet iſt, richtig getrennt und begränzt.

Die geſetzgebende Macht Volks-Repräſentanten anvertraut, Repräſentanten, die künftig in die Klaſſe bloßer Bürger zurückkehren, und ſich den Geſetzen, die ihr eigenes Werk ſind, unterwerfen werden.

Die Legislaturen beſtändig fortdauernd, um immer über das Wohl des Ganzen zu wachen.

Die ausübende Macht, um ihr mehr Thätigkeit und Ehrfurcht zu verſchaffen, den Händen eines einzigen anvertraut; alle ihre Agenten der Verantwortlichkeit unterworfen.

Die Wahl der Deputierten, der Magiſtrate, der Richter, der Biſchöfe und der Prieſter, der

Wahl

Wahl des Volks überlassen, das allein durchs Gesetz als souverän anerkannt ist.

Das ist jetzt die Constituzion Frankreichs, eine Constituzion, so einfach, so billig, so auf das Gesetz der Gleichheit, auf Achtung für die Mitbürger gegründet, daß man nichts ähnliches kennet, selbst nicht bey den Engländern, die so stolz auf ihre Verfassung sind.

Die N. V. hat also das Volk im allgemeinen für aufgeklärt genug gehalten, um sein wahres Interesse zu unterscheiden, und sich nicht irre führen und erkaufen zu lassen von Factzionsmännern, die in ihren Wahlversammlungen zu herrschen trachten, und sie zu schlechten Wahlen zu verleiten suchen. Sie hat geglaubt, daß die großen Familien, zufrieden mit ihren Glücksgütern, und auf solche Unterschiede eifersüchtig, die ihre oft sorgfältigere Erziehung und persönliches Verdienst ihnen gewährten, vernünftig genug seyn würden, die Vorzüge einer falschen Größe nicht weiter zu beehrgeizen, großmüthig genug seyn würden, den Staat nicht zu beunruhigen, um sich ausschließend der ersten Plätze zu bemächtigen, und Würden zu erhalten, die sie von der Verbindlichkeit, sich persönliche Achtung zu erwerben, befreyten. Sie hat Vertrauen genug in die Diener der Regierung gesetzet, um sich versichert zu halten, daß sie sich dem so einfachen Plane einer einzigen Cammer bequemen würden, einem Plane, in welchem man

weder jene abgewogenen Mächte, noch jene so vervielfältigten Gegenkräfte fände, welche man in andern Staaten den Leidenschaften, den Cabalen, der Ehrsucht derer, so an der Regierung sind, vergebens entgegen gesetzt hat.

Die Nazion hat ihr vernünftig genug geschienen, um eine solche Organisation zu verdienen; und die Nazion hat sich ihrer würdig gezeigt. Denn ungeachtet der erklärten und geheimen Mißvergnügten, ungeachtet der Verschwörungen, die angesponnen sind um den Arbeiten der Nazionalversammlung zu schaden, sie an Vollendung der Constituzion zu hindern, den bürgerlichen Krieg anzuflammen, das Landvolk gegen die Städter, den Nichtedelmann gegen den Adel, den Protestanten gegen den Catholiken, endlich die Armee gegen die Nazional-Garde aufzubringen, ist dennoch die Nazion einig geblieben. Das Feuer, welches die Mißvergnügten allenthalben anzündeten, ist allenthalben in der Geburt erstickt worden, und nirgends zu einem gefährlichen Brand aufgelodert.

So haben sich dann die Weisen nicht geirret in ihrem Vertrauen zu der öffentlichen Weisheit; und sicher werden sie sich auch nicht irren, wenn sie glauben, daß dies Volck von Zeugung zu Zeugung mit der wachsenden Aufklärung auch dieses Vertrauens sich werde würdig machen. Der Gemeinsinn, den Geist der Constituzion aufrecht zu erhalten, ist jetzt schon herrschend. Die Zeit wird ihn

sicher

Fünfte Scene.

Desdemona, Jago, Rodrigo und Aemilia zu den Vorigen.

-- O ſehet! der Schaz des Schiffes iſt ans Land gekommen: Ihr Männer von Cypern, laßt eure Knie ſie bewillkommen! Heil dir, Gebieterin, und jeder Segen des Himmels gehe vor dir her, folge dir, und ſchwebe zu deiner Seiten rings um dich her.

Desdemona.

Ich danke euch, tapfrer Caſſio -- Was für Nachrichten könnt ihr mir von meinem Herrn geben?

Caſſio.

Er iſt noch nicht angeländet, doch weiß ich nichts anders, als daß er wohl iſt und in kurzem hier ſeyn wird.

Desdemona.

O -- ich beſorge nur -- Wie verlohret ihr ihn?

Caſſio.

Der heftige Streit zwiſchen Luft und Meer trennte unſre Geſellſchaft -- Aber horcht, ein Segel!

(Hinter der Scene.)

Ein Segel! ein Segel!

ſicher befeſtigen. Ohne dieſen Sinn aber, ſind alle noch ſo bündig beſtimmte Verfaſſungen, doch nicht viel mehr als Spielwerke *).

Sollte ſich aber im Laufe der Zeit finden, daß dieſe ſo ſchöne Simplicität einer ſo großen Nazion nicht angemeſſen wäre: ſo iſt der Plan der Conſtituzion ſo vortreflich, daß die folgenden Geſetzgebungen, ſie, ohne ſie zu zertrümmern, leicht zu der menſchlichen Schwachheit und den Leidenſchaften herabſtimmen können. Dann ließe ſich auch leicht eine Mittelmacht zwiſchen die beyden Mächte ſtellen, die mit ſolcher Klugheit zuſammen geſetzet würde, daß ſie, das Gleichgewicht unter ihnen erhaltend, die Mäßigerin der Leidenſchaft, und die Erhalterin der Conſtituzion würde.

Zuſatz des Herausgebers.

Da ich mehrmals geäuſſert habe, daß ein nach dem Muſter des Engliſchen conſtituirtes Nazional-Parlement, meines Erachtens, die beſte Maaßregel geweſen wäre, der franzöſiſchen Nazion den Genuß ihrer wieder erlangten Freyheit zu garantiren, ohne daß es der verhaßten, und mit ſo vielen nachtheiligen Folgen verbundenen Abſchaffung des Erbadels bedurft hätte; dieſe meine Meynung aber (wie mir ſehr gut bekannt iſt) problematiſch genug iſt, um, auch auſſer Frankreich, Widerſprecher, denen es nicht an ſtattlichen Gründen fehlt, gefunden zu haben: ſo habe ich um ſo weniger Anſtand nehmen dürfen, den vorſtehenden Aufſatz (der eine Rechtfer-

*) Brandes Betr. über die Fr. Revol. S. 59.

fertigung der Conſtituirenden N. V. über dieſen Punkt, und beyläufig eine kurze Aufzählung ihrer angeblichen Groß-thaten enthält) einzurücken, und der Prüfung des unpartheiſch nach Wahrheit forſchenden Leſers zu überlaſſen. Ich, meines Ortes, begnüge mich, ſtatt aller Anmerkungen die ich über Hrn. Güdins Darſtellung dieſer Sache zu machen hätte, nur dieſes wenige beyzufügen. I. Demjenigen, der über ein politiſches Problem, das ſeiner Natur nach keiner ganz reinen Auflöſung fähig iſt, eine entſchiedene Parthey nimmt, wird es nie an objectiven Gründen fehlen, um ſeiner Entſcheidung einen ſcheinbaren Anſtrich zu geben; und ſo iſt es auch in gegenwärtigem Falle. Aber der müßte doch wohl ein übermäßig treuherziger Neuling in der Welt ſeyn, der nicht mit Augen ſähe und mit Händen griffe, daß der wahre Grund, warum der überwiegende demokratiſche Theil der N. V. kein Oberhaus (Chambre haute) nach Engliſchem Muſter haben wollte, nur ſubjectiv war, und lediglich darin lag, daß der ehemalige Tiers-état, nachdem es ihm nun einmahl gelungen war ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen, ſie um ſo weniger mit dem verhaßten Erbadel theilen wollte, da er ſich ſtark genug fühlte, dieſen gänzlich auszurotten, und die dem Volke zugeſprochne und von ſelbigem ſehr bereitwillig angenommene Souveränität, im Nahmen des Volks ſich allein zuzueignen. Dieſen Grund behielten die Herren in petto: aber warum wollten wir, die bey allem dieſem bloße Zuſchauer ſind, uns durch Schönrednerey und große Worte täuſchen laſſen? Der muß ſehr blind ſeyn, der nicht durch ein Sieb ſehen kann! II. Was die Aufzählung der großen Wohlthaten betrift, welche die N. V. durch ihre hochgelobte Conſtituzien dem franzöſiſchen Volke, ja dem ganzen Menſchengeſchlechte, erwieſen haben will; ſo ſind zwar die Decrete, wodurch ſie 24 Millionen, in 44000 klei-

kleine Republiken vertheilte, idealiſche Menſchen in eine eben ſo idealiſche Gleichheit, Ordnung, Harmonie und überſchwängliche allgemeine Glückſeligkeit geſetzt hat, klar und deutlich in der Conſtituzions-Acte zu leſen: aber in Frankreich ſelbſt und unter den wirklich und leibhaft darin exiſtirenden 24 oder 27 Millionen Menſchen, zeigt ſich bis Dato von allen dieſen herrlichen Früchten ſo wenig, daß man es hartgläubigen Zuſchauern (zumahl ſolchen die es aus ſehr guten Gründen ſind) kaum übel nehmen kann, wenn ſie wenigſtens noch das Ende dieſes Jahrhunderts abwarten wollen, ehe ſie den ſanguiniſchen Lobrednern dieſer Conſtituzion bey ihren vermuthlich wohlgemeynten Hallelujahs Chorus machen helfen. W.

V.

Probe eines Lehrgedichtes.

Erſtes Buch, an H**n.

Verlaß Dein Lager, o Freund, die jungen Blüthen düften,
herrlich und ſchön iſt der May!
Fröliche Morgenwinde lüften
die Flügel. Ausgehaucht von Klüften,
wallt des Berges röthlicher Nebel vorbey.
Von Thürmen rufen ſie, mit feſtlichen Glockengeläute,
nach ſüßer allerquikender Ruh,
den frommen Willkomn der Sonne zu;
ſie aber nimmt, in unendlicher Weite,

auch ungerufen, den kreiſenden Lauf,
eilt die düſtern Fernen aufzuhellen,
ſtrömt mit ewigen Feuerwellen
Völkern den Tag herauf.
Brüder, die uns nie noch ſahen,
Brüder, die nicht wiſſen, was wir
mit heiligen Schwüren bejahen,
ſehen bald die Weltenwärmerin nahen
und empfangen Licht und Freude von ihr.
Nicht weil wir gläubig ſind, nicht weil wir Chriſten geworden,
fuhet uns ihr Feuermeer:
Auch dem Heiden öfnet der Morgen die Pforten
des Wonnetags; er ſtreut an allen Orten,
am Himmel ſeine Roſen umher.
Des Greifes Raub beſtiegen ſie, Schaaren bey Schaaren
den Ocean, ſchwammen dahin auf ſeinen Gefahren,
ſuchten gierig jenſeits den Strand;
ihr Geierblick erreicht ihn; aber kaum waren
ſie da, die blutigen Tieger, ſo fand
ihr Auge mit Schätzen erfüllt die Küſten der Barbaren
und mit Seegen überſtrömt ihr Land.

O Du, den ich in dieſem Haine fand,
Du, dem kein Stratagem, kein Zauber der Sophiſten
den höchſten der Gedanken raubt,
der einen Gott, nicht bloß für ſeine Chriſten,
nein, einen Gott für Alle glaubt;

Freund meiner Seele! wir fliegen
über den Abgrund der Nacht,
wo der Wahn seine Götzen bewacht,
lassen sie unter uns liegen
und sehn — ha! sehen überall
Leben und Kraft in tausend Wesen gegossen;
sehn ringsum diesen Erdenball
von Armen ewiger Huld umschlossen;
lesen am Himmel, mit Sonnen besät —
lesen am Blumenhügel,
den mit thauendem Flügel
kosend der West durchweht:
hören in seinem Geflüster, hören
über uns in Donnerchören,
wie im rauschen hoher Fluth
und im Murmeln der Quelle:
Der uns machte ist gut.
Des Waldes Bett — der Eule Felsenzelle —
jede Wüste — jede Stelle
der jungen segenbelasteten Flur,
thut den Vater uns kund, den nur
armer Irrthum nicht mehr siehet.
In ihrem Strahlengewande kniet
betend vor ihm die ganze Natur,
und schwört, bis wo die letzte der feiernden Sonnen glühet,
den großen unendlichen Schwur:
Du bist die Liebe! — Indessen ziehet laut

laut mit Syſtemen und Blutgeſchrey
unten der wütende Eifer. Alle ſeine Horden,
die die Vernunft vor Völkern ohne Scheu,
einſt mordeten, und itzt noch im verborg'nen ermorden,
wogen allenthalben herbey.
Ungeheuer von Gedanken füllen
ihr Gehirn, und ihr Symbol heißt Zwang.
Um unverſtandner Lehren willen
drohen ſie Bann und Fluch und Untergang
jedem, dem es, ihre Weisheit zu enthüllen
und zu glauben, nicht gelang.
Entriſſen wird, wer nicht durch ihre Brillen
zu ſehn' vermag, dem Gott von deſſen Händen er ſtammt,
und zu ewigen Flammen verdammt.
Brüllende Gebete verſchlingen
die Ketzer wie Mücken; heilige Henker ſchwingen
die Todesfackel über ſie;
und, von Tempeln ausgeſtoſſen,
blutet die Unſchuld, kleinen und großen
Narren ein Raub. Sie hatten in ihrer Manie
lang die himmliſche — lang! — mit Füßen getreten,
dem Glauben in ihr Opferblut zu betten. *)
Und dieſes wollte Er, der nie
der Dinge hundertfach verwundne Ketten
aus Vaterarmen läßt? Er würfe ſeinen Blick

*) Was ſoll dies heiſſen? W.

nach

nach des Elends gräßlichen Saaten,
nach dieſen Szenen voll Greul und Höllenthaten
mit lohnendem Beyfall zurück?
Und ſähe ſo auf blutbeſtrömten Pfaden
mit Schwerd und Feur und ſchon geſchlungnem Strick
den Würgegeiſt durch Nazionen waden?

Herab du Wahn! Der Hölle Meiſterſtück,
vor dem des Aberglaubens nakte Sklaven knien,
den ihres Rauchwerks Wolken umziehen,
dem ihr Scheiterhaufen glühen
und eine halbe Welt zu feyern ſich entſchloß,
indeß die Wahrheit ſelbſt, ſamt ihren verlaſſenen Söhnen,
umſonſt den Gottesſtrahl verſchoß, —
umſonſt die himmelſchreiende Thränen
im Mordgetümmel nieder goß.
Herab von deinem Throne! Schon wankten
ſeine eherne Pfeiler mit dir!
Schon ſchwang ihr leuchtendes Panier
die Duldung höher! Zweige des Friedens umrankten
das leuchtende Panier.
Deiner Heere ſchwarze Kohorten
ſchwankten in Teutonias Hain.
Gottes Wetter heulten drein;
Gottes Wetter aus Norden
donnerten durch ihre Reih'n,
und zerſplitterten an hundert Orten

Schädel und Gebein.
Doch ſiehſt du noch in fernen Schauerhallen,
du Götze, den ſie ſich, von blinder Wuth erhitzt,
mit Henkermeſſern geſchnitzt;
verborgen biſt du, nicht gefallen —
noch nicht im Schutt zuſammen geſtürzt,
daß keiner mehr von deinen Sklaven allen,
für dich den Dolch ergreift, den Arm zum Morde ſchürzt.
Aber ſchwül und furchtbar tagen
wird auch dir — der Tag der Rache noch:
ſtumme hungernde Völker tragen
deine Ketten dann nimmer! Göttliche Fürſten zerſchlagen
deine Ketten und dein Joch;
Und der Fürſten Völker ſollen
frey auf deinen Trümmern ſteh'n,
ſollen dich vernichtet ſehn;
ſollen, ihr zu huldigen,
wo des Unſinns Flüche ſchollen
zum Altar der Liebe geh'n;
iſt der groſe Tag in vollen
Wogen einſt herauf gequollen,
den die Heiligen erfleh'n.

Wir rütteln unterdeß an deinem Fußgeſtelle
Klotz Bigotismus, wie die Welt
der Bonzen jeder Art mit fluchendem Gebelle
die Quadern noch umſchleſſen hält.

Sie

Sie wüthe, dieſe Bonzenwelt,
und wüthe gegen meine Leier
und falle über mich, wie, Drachen beygeſellt,
das ganze Heer der Wüſtenungeheuer
in Lybien auf einen Wandrer fällt!
So lang der tauſend Pfeile einen
noch dieſer Arm von ſtraffem Bogen ſchnellt,
noch Freyheit unſern Buſen ſchwellt,
und Teutſchland mächtig über ſeinen
gerechten Sängern, die Aegide hält — —
ſo lang entfliehen wir vor ihrem Dräuen,
vor ihrem Toben nicht.
Kalt ſind die Flammen, welche ſie ſpeien,
erdichtet iſt ihr grauſes Traumgeſicht
und Gotteslästrung ihr Höllengericht.

Mein Geiſt umflog der Erde Zonen,
frähte die Ufer am wogenden Meer,
frähte die tauſend Gauen umher,
wo ſich ein Leben regt;
wo ſich der Rieſengeiſt der Nazionen
mit ſeinem Schickſal ſchlägt;
wo nackte Horden wohnen
und ſich der König mit den Federkronen,
auf Moos und Blätter legt;
wo der ſtrömende Seegen
über die Furchen des Pflügers kam;

wo der ſtrömende Seegen
über die Ranken des Winzers kam;
wo der ſtrömende Seegen
über die Wüſte kam;
wo der Wahrheit hohe Fackel entbrannte;
wo der Manael ihren lezten Schein
aus den Nächten heulender Wälder bannte;
wo die Menſchen groß, und wo ſie klein — —
weis und thöricht — ſich zerſtreuten und hielten —
mit bunten Muſcheln am Ufer ſpielten,
oder ranaen Sokraten zu ſeyn. — —
Ihn durchfuhren Schauer auf Schauer —
Izt drang er, hohen Geſichten geweiht,
in den Tempel der Zeit.
Bilder der Zerſtöhrer und Erbauer
alle Szenen der Vergänglichkeit u. ſ. w.

VI.

Der neue Frauenlob.

Ich will teutſchen Frowen ſagen
So'che mere das ſi deſte bas
Al der werlte ſuln behagen
Ane groſſe miete tuon ich das.

Ze richeme lone
Sint ſi mir ze here
So bin ich geſuege und bitte ſi nihtes mere
Wan das ſi mich grueſſen ſchone.

Walter von der Vogelweide.

Einen Kranz von Myrtenblüthen,
den die jüngſte Muſe flicht,
will ich euch, ihr Frauen, bieten,
Huldinnen, verſchmäht ihn nicht!

Officier.

Dieſer Gruß wird gegen die Citadelle gemacht; es iſt gleichfalls ein Freund.

Caſſio.

Seht was es iſt: Mein lieber Fähndrich, willkommen! (Zu Aemilia, mit einem Kuß.) Willkommen, Madam. Nehmt mir nicht übel, mein guter Jago, daß ich meiner Freude den Lauf laſſe; es iſt eine Gewohnheit von meiner Erziehung her, daß ich ſo frey im Ausdruk einer ſchuldigen Höflichkeit bin.

Jago.

Ich wollte, mein Herr, ſie wäre gegen euch ſo freygebig mit ihren Lippen, als ſie es oft gegen mich mit ihrer Zunge iſt, ihr würdet ihrer genug kriegen!

Desdemona.

Wie, ſie ſpricht ja gar nichts.

Jago.

Wahrhaftig, nur zuviel; ich find' es immer, wenn ich gerne ſchlafen möchte; vor Euer Gnaden, da glaub' ich ſelber, daß ſie ihre Zunge ein wenig in ihr Herz ſteckt, und nur in Gedanken leiſt.

Aemilia.

Ihr habt wenig Urſache ſo zu reden.

Jago.

Traun! ich wär' der Kunſt zu ſingen
und des Saitenſpiels nicht werth,
wollt' ich euch den Kranz nicht bringen,
der euch doch mit Recht gehört.

Frauenlob ſoll mich begeiſtern,
Frauenhuldigung iſt Pflicht.
Schmähſucht mag den Sänger meiſtern,
aber, wem er huldigt, nicht.

O des Armen, der euch fliehet!
Reif iſt ſchon zum Menſchenfeind
wer nur Fehler an euch ſiehet,
morden könnt' er ſeinen Freund. —

Frauentreue ward zum Spotte.
Sie zu rächen, blinken hier
Pfeile von dem Sonnengotte
in der kühnen Rechte mir.

Männer haben mich betrogen,
untreu ward mir mancher Freund;
ſeine Bruderpflicht logen,
er verlies mich, ward mein Feind.

Oft verriethen Bundesbrüder
ſich einander ohne Scheu:
aber Weiber fand ich bieder,
ſelten falſch und öfter treu! —

Herrlich, herrlich ſey geprieſen,
Weib, du Werk von Gottes Hand,
aus des Himmels Paradieſen
uns zum Troſte zugeſandt!

Mitleid, ſchöner Seelen Tugend,
du bewohnſt des Weibes Herz,

nehmei-

ſchmeidigſt es in zarter Jugend,
daß es bebt bey fremdem Schmerz!

Menſchlichkeit und Huld und Milde,
ſanfter Güte ſchönſte Spur,
ſie vereinen ſich im Bilde
Eines edlen Weibes nur.

Unter dieſen Engelzügen,
ſo Natur geſtempelt hat,
muß ein Geiſt verborgen liegen,
welcher ſich dem Engel näht.

Sie giebt unſerm Geiſt den Adel,
welcher ihre Seele ziert,
ſtrafet uns mit ſanftem Tadel,
wann uns Wildheit irre führt.

Ihrer Sitten Anmuth mildert
rauher Männer Felſenherz,
löſ't, damit es nicht verwildert,
ab von ihm des Hartſinns Erz.

O wer trüge ſeinen Kummer
unterm Monde mit Geduld,
wiegte ihn nicht in den Schlummer
eines Weibes Engelhuld!

Wer nicht Balſam für die Wunden,
die der Menſchenhaß ihm ſchlug,
hat an Weibesbruſt gefunden,
die ſein Leiden mit ihm trug:

O der iſt zum Fluch gebohren,
Elend iſt ſein Lebensloos;
Ruh, du biſt für ihn verlohren,
bis ihn deckt des Grabes Moos.

Darum ſoll mir durch mein Leben
Frauentugend heilig ſeyn,
ihr will ich, ſie zu erheben,
meine ſchönſten Lieder weihn.

Frauentugend will ich ehren,
bis der Tod hinab mich ruft.
Eines Biederweibes Zähren
träufeln dann auf meine Gruft.

Mädchenhände ſtreuen Blüthen
auf die Schlummerſtäte mir:
Nachtigallenweibchen brüten
gerne jeden Frühling hier.

Enkelinnen Klage trauert
noch an meinem Leichenſtein,
und ein ſanftes Beben ſchauert
durch mein moderndes Gebein.

Neubeck.

VII.

Sonnette.

Am Grabe Martin Opitzens von Boberfeld.

Herzog edler Barden, deſſen Lied,
rein vom Doppelklange fremder Zungen,
einſt der Dichterlinge Schwarm verdrungen,
der die Bahn, ſo Du giengſt, thöricht mied!

Du, der kühn vom Gold die Schlacken ſchied,
rächete der Sprach' Entheiligungen,
Dich hat, ach! zu früh das Grab verſchlungen,
über dem dein Genius noch glüht.

Teut-

Teutſche wurden wieder teutſch und bieder,
als dein mächtig Saitenſpiel erklang,
inhaltvoll und lieblich ſonder Zwang.

Schlummre ſanft, du Stolz Thuiskons, hier!
Dieſe Blumen ſtreut ein Fremdling *) dir;
ihn entzückten deine ſüßen Lieder.

Sehnſucht nach dem Lande.

O du der Ruhe kühler Aufenthalt,
wie ſehn' ich mich nach deinen Einſamkeiten!
Wie wäre mir in deinen Dunkelheiten
ſo leicht und wohl, du ſtiller Buchenwald!

In deinen grünen Laubgewölben wallt,
mit Glut im Blick, Begeiſtrung mir zur Seiten,
ich ſehe durch die Dämmerungen gleiten
der alten Weiſen hehre Lichtgeſtalt.

So wohl war einſtens in Linternums Hainen
dem Freund der Einſamkeiten, Scipio,
wenn er der Römer wilde Freuden floh.

Dem gotterfüllten Sohn der Weisheit ſcheinen
Einöden ſelbſt nicht einſam; groß und frey
erſchafft er Welten ſich in ſeiner Einſiedley.

Neubeck.

*) Fr. D. Neubeck, welchen auch die Elegie über die Ruinen einer Abtey im Gten St. des T. M. zum Verfaſſer hat, iſt kein Landsmann von Opitz, wie ich daraus vermuthete, weil er mir aus Liegnitz ſchrieb, ſondern aus Arnſtadt in Thüringen gebürtig.

Neuer
Teutſcher Merkur.

12. Stück 1791.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ritter Gluck, Theatre de Monsieur. Theater Italien. . . . . S. 337.
II. Pächter Martin und sein Sohn. Fortgesetzt . . . . . — 356.
III. Von den Verdiensten des Hauses Medici um die Naturkunde. . . . — 395.
IV. Ueber Popularität und gesunden Menschenverstand. Fragment eines Briefwechsels. . . . . — 419.
V. Ueber die Gränzen der mythischen und historischen Geographie und den Begriff der Homerischen . . — 433.
VI. Eine Anekdote die bekannt zu werden verdient. . . . . — 443.

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des Teutschen Merkur.

Anzeige.

Almanach historique de la Révolution Françoise pour l'année 1792. rédigé par M *Rabaud de St. Etienne*, *etc.* Petit volume in 18., imprimé à Paris, chez *Didot* le jeune, et se trouve à Strasbourg chez *Treuttel*.

Herr *Rabaud de St. Etienne*, ein Mann, der vermöge seiner Kenntnisse und Talente auf eine der ersten Stellen in dem Constitutions-Comité bey der Constituirenden Nazional-Versammlung der ersten Legislatur geglänzt hat, zur Ausführung eines Werks liebreich die Hand geboten, daß in seiner Art neu und einzig seyn wird. Folgender Entwurf des Inhalts mag diese Voraussetzung rechtfertigen. Der Verfasser, nicht zufrieden mit einer blossen Darstellung der Revoluzionsbegebenheiten, bemüht sich auch ihre Grundursachen ans Licht zustellen, und in möglicher Kürze, das Entstehen, den Wachsthum und die Entwickelung des Keims der großen Begebenheiten zu zeigen.

Die Constitutions-Acte, nebst der Rede des Königs beschließt das Werk. Ein wesentliches Stück des Werks ist noch ein Tagebuch von den Jahren 1789. 1790. 1791. worin angemerkt ist, was für Dekrete an jeden Tage gegeben worden, oder wodurch er sonst merkwürdig ist.

Sechs Kupfer nach *Moreau*, die merkwürdigsten Begebenheiten vorstellend, und von den ersten Künstlern in Paris gestochen, werden das Werk verschönern. Herr Didot der jüngere besorgt den Druck mit seinen rühmlich bekannten Lettern.

Der Preiß wird den der Berliner, Leipziger und anderer ähnlicher Almanache nicht übersteigen.

Dieser Almanach (von welchem auch eine teutsche Uebersetzung im Werk ist) wird zu Anfang des Jahres 1792. bereits zu haben seyn, bey J. G. Treuttel in Straßburg und in allen Buchhandlungen mit denen er in Verbindung steht, und welche ihre Bestellungen bald zu machen, zugleich eingeladen werden.

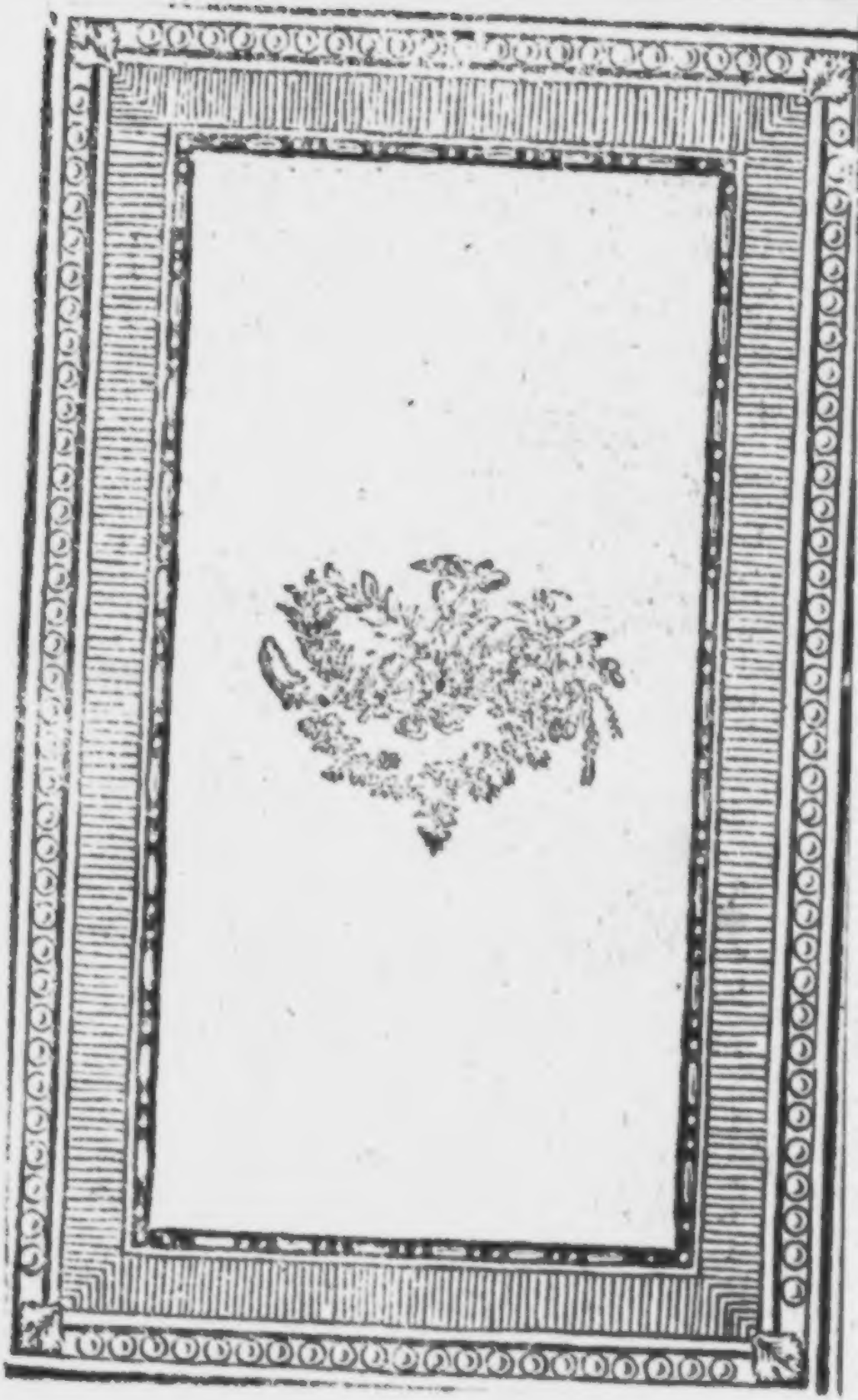

Der neue

Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1791.

I.

Ritter Gluck,

Theatre de Monſieur. Theatre Italien.

Unter der Rubrik „Ritter Gluck“ ſchrieb ich im Jahr 1789. in der neuen Litteratur und Völkerkunde, etwas gegen die Verunglimpfungen dieſes größten muſikaliſchen Genies. Ich kannte ihn damals nur aus einigen Chören, Arien und Ouvertüren, die ich ſo hie und da gehört hatte. Aber ſelbſt dieſe Bruchſtücke, wohl nicht im rechten Tempo vorgetragen, dürftig beſetzt, und ohne die Situazion zu wiſſen, weckten ſchon in mir große Ideen und große Gefühle; und wie ward mir, als ich im vorigen Herbſt Glucks Opern in Paris ſelbſt hörte? Man macht ſich gewiß von manchen Dingen in Paris übertriebene Vorſtellungen, aber die Oper übertrift ſicher jede Erwartung. Geſtand doch ſelbſt Reichard, nach ſeiner Rückkehr von Paris, „daß ihre mit Tanz, Action, und der vollkommenſten Decorazion un-

terstützte Vorstellung an Effekt Alles übertreffe, was die Musik herzbestürmendes habe."

Was hätte ich darum gegeben, wenn ich einige seiner Widersacher bey mir gehabt, wenn ich ihre Wonne, ihre Freude, ihr Entzücken, ihre Wehmuth, (denn Gluck erregt dieß alles) wenn ich ihr Haupt sich hätte beugen, wenn ich ihre Schmähungen, ihre Bitterkeiten in sanfte Thränen hätte ausfließen sehen!

Alceste ist wohl das erhabenste, vollendetste Meisterstück von Gluck; alle Kraft der Harmonie, deren ein Sterblicher fähig ist, hat er hineingelegt. Die Blasinstrumente sind hier besonders von unglaublicher Stärke und Wirkung, sie erschüttern Mark und Bein. Les cris sont trop forts, il me semble, sagte ihm ein Freund, als er sie zum erstenmal in Paris gab. Trop forts? erwiederte Gluck mit großer Heftigkeit, je voudrois, qu'on pourroit les ecouter au pont neuf! Alceste fiel bey der ersten Aufführung, sie ward förmlich ausgezischt: Gluck stand selbst in den Coulissen und verlohr alle Fassung. Voll Verzweiflung lief er endlich aus dem Opernhaus, stürzte mit Thränen in die Arme eines Freundes, und rief, „Alceste est tombée! Oui, antwortete dieser kaltblütig, elle est tombée du ciel. Die Pariser Ohren waren an diesen Geschmack noch nicht gewöhnt; Gluck weckte, erschütterte sie ein

Jago.

Kommt, kommt, ich kenne euch Weiber ſo gut als einer; ihr ſeyd Gemählde auſſer Hauſe; Gloken in eurem Zimmer; wilde Kazen in eurer Küche; Heilige, wenn ihr beleidigt; Teufel, wenn ihr beleidigt werdet; Comödiantinnen in eurer Wirthſchaft, und nirgends Haus-Weiber, als in -- eurem Bette.

Desdemona.

O fy, ſchämt euch, ihr garſtiger Verläumder!

Jago.

Nein, es iſt wie ich ſage, oder ich will ein Türk ſeyn; ihr ſteht auf, um zu ſpielen, und legt euch zu Bette, um zu arbeiten.

Aemilia.

Ihr ſollt mir gewiß keine Lobrede ſchreiben!

Jago.

Ich rathe euch nicht, daß ihr mich dazu beſtellet.

Desdemona.

Was würdeſt du von mir ſchreiben, wenn du mich loben müßteſt?

Jago.

O Gnädige Frau, ſezt mich nicht in Verſuchung; ich bin nichts, oder ich bin ein Criticus.

ein neues genre de musique, wovon man bisher keinen Begriff gehabt, dies weckte natürlich Widersprüche und Cabale.

Doch verlohr Gluck nie den Muth; er war fest überzeugt und behauptete immer, daß seine Opern dereinst die Stimme der ganzen Nazion für sich haben würden. Man kam auch bald zur Besinnung: jetzt ist darüber nur Eine Stimme, und die Ankündigung einer Oper von Gluck bewirkt noch immer ein volles Haus. Sein ehemals mächtiger Antagonist, Piccini, lebt noch in Paris mit zahlreicher Familie, und in dürftigen Glückumständen. Er hat auch eine Iphigenie en Tauride gesetzt, die, während meines Aufenthalts zweymal gegeben wurde. Piccini sollte die ganze Einnahme haben. Die Oper verband also die Ankündigung mit einer Bitte zum zahlreichen Zuspruch: „man habe ihn doch der französischen Oper wegen aus Neapel geholet, er habe sein Vaterland verlassen, und sich große Verdienste um die Pariser Oper erworben, sey er gleich mit dem unsterblichen Gluck nicht zu vergleichen — für Paris würde es nicht ruhmlich seyn, ihn jetzt unter sich mit seiner zahlreichen Familie darben zu lassen". Dieser Vorstellungen ungeachtet, blieb das Haus beydemale ziemlich leer. Seine Musik ist sanft und gefällig, aber nichts Hervorstechendes, Großes, Herzzerreissendes. Die Oper *Tarare* von Salieri beschäftigt zwar das Orchester gewal-

ſig; faſt alle Inſtrumente ſind in beſtändiger rauſchender Bewegung; prachtvolle Decorazionen drängen ſich: aber es ſind wenig hervorſtechende große Gedanken darin, die den Zuhörer mächtig faßten; man wird von einem zum andern geworfen, und einzelne ſchöne Stellen ausgenommen, iſt das Ganze ermüdend. Leider! habe ich Alceſte nur einmal hören können, ſo wie Orpheus und Euridice.

Armide iſt in Rückſicht der Muſik ein wahres Zauberſtück. Ich habe ſie dreymal gehört. In der 3ten Scene des zweyten Acts erſcheint Renaud allein im Hintergrunde des Theaters; er wandelt am Ufer des Fluſſes, der die ſchöne Gegend durchſtrömt, er verliert ſich im Anſchauen des paradieſiſchen Orts, und nun ſingt er:

Plus j'observe ces lieux, et plus je les admire;
Ce fleuve coule lentement,
Et s'eloigne à regret d'un ſejour ſi charmant.
Les plus aimables fleurs, et le plus doux Zephire,
— Parfument l'air qu'on y reſpire.
Non, je ne puis quitter des rivages ſi beaux!
Un ſon harmonieux ſe mêle au bruit des eaux,
Les oiſeaux enchantés ſe taiſent pour l'entendre;
Des charmes du ſommeil j'ai peine à me défendre;
Ce gazon, cet ombrage frais,
Tout m'invite au repos ſous ce feuillage épais.

Die

Dieſe ſo berühmte Schlummer-Arie konnte nur Glucks Meiſterhand ſchaffen. Welche Simplicität in der Singſtimme, und welches Accompagnement der Violinen und Flöten! So wie Held Renaud auf der Raſenbank ſich zum Schlummer neigt, wird das Gemurmel der Bäſſe, die lieblich gebrochenen Akkorde der Violinen, das Geliſpel der Flöten (man glaubt Stimmen des oiſeaux enchantés zu hören) immer leiſer. Unendlich ſüß, lieblich und wonnevoll ſind die Gefühle, die dieſe Arie erweckt; aber ſie wiegt nicht zum Miteinſchlafen ein, wie einige meynen, das zweydeutige hierin abgerechnet. Keiner wagt die leiſeſte Bewegung, das ganze Haus fällt in eine unwillkührliche Stille; eine Stille, die in der Natur jede Geſellſchaft ergreift, und die jeder darin von ſelbſt gerne beobachtet, in deren Mitte ein großer und geliebter Mann einſchlummert — eine Stille wie ſie an Friedrichs Tafel herrſchte, als Ziethen einſchlummerte. Dämonen, in Nymphen- Hirten- und Hirtinnen-Geſtalt, ſchweben nun von allen Seiten herbey, und bezaubern den ſchlafenden Held. Unter ihnen erſcheint Veſtris, in bezaubernden, unnachamlichen Attitüden, umwindet den Helden mit einem Blumenkranz, mit einer Anmuth und Grazie, die entzückt, die man aber nicht beſchreiben kann. Jetzt tritt Armide hervor mit einem Dolch in der Hand; ihr Geſang erregt Grauſen, frappons! achevons! Man fürchtet jeden Augenblick den tödtlichen Stoß — aber ſie

kann ihn nicht tödten! Ah! quelle cruauté de lui ravir le jour! Liebe und Mitleid ſiegen, ſie möchte ſich vor ſich ſelbſt verbergen.

Venez, ſecondez mes deſirs
Démons, —
Cachez ma foibleſſe et ma honte
Dans les plus reculés deſerts,
Volez, reconduiſez nous au bout de l'univers.

Ein ſchaudervolles Andante aus E moll, wozu die Terzflöten beſtändig in abgebrochenen Doppelſchlägen heulen, man hört die Fahrt durch die Lüfte, und ängſtliche Empfindung ergreift die Seele. Die Oper ſchließt mit einer der prachtvollſten Decorazionen, die man ſehen kann. Armidens Palaſt, deſſen Eingang und große Colonnade im Hintergrunde des Theaters ſichtbar iſt, wird mit Fackeln von ihren Sclaven in Brand geſteckt. Er ſteht bald im vollem Feuer, und die großen Säulen ſtürzen ſtückweiſe herunter. Armide fährt in einem Wagen gen Himmel, und zugleich fällt ein Feuerregen, der das ganze Haus wunderſchön erleuchtet, aber auch den ungewohnten Zuſchauer mit Entſetzen und lauter Bewunderung erfüllt. So vortreflich und einzig auch dieſes Schauſpiel iſt, ſo iſt es doch immer etwas gefährlich. Das vorige Opernhaus iſt dadurch abgebrannt. Man hat jetzt eine künſtliche Waſſermaſchine angebracht, an der immer bey dieſer Deco-

 razion

razion 25 Mann stehen, um die schnellste Hülfe zu schaffen.

Iphigenie en Aulide ist das Meisterstück, womit Gluck zuerst den ehmals herschenden Geschmack angriff. Man zieht sie der Iphig. en Tauride vor; die Ouvertüre ist das non plus ultra aller Ouvertüren; die furchtbar im Unisono rauschenden Bässe, die klagende Hoboe, wie sind Majestät und Lieblichkeit hier gepaart! Von dem großen Oper-Orchester vorgetragen, und Glucks Widersacher auf das Amphitheater gestellt, sie sängen sicher:

Demons — cachez notre foiblesse, notre honté.

Ich hörte diese Ouvertüre sonst noch oft in Konzerten, und immer mit dem ausgezeichnetsten und lautesten Beyfall:

Die Arie,

O toi! l'objet le plus aimable,
Que tant de vertus font cherir,
Pardonne à ton pere coupable,
En faveur de son *repentir*!

Helas! c'est toi qui, la premiere,
D'un nom si doux fus m'appeller,
Et deja ma main sanguinaire
Se preparoit à t' immoler.

ist ein rührendes Andante aus A moll. Nur ein Gedanke herrscht in der ganzen Arie, in der einfach-

fachſten Melodie; man hört nur die Klage eines kummervollen, mit Natur und vermeintlicher Pflicht ringenden Vaters. Gluck faßte die ganze Lage des unglücklichen Mannes, und dieß Gefühl ſuchte er auszudrücken, nicht Worte in Noten zu ſetzen. Unter der Hand manches andern Komponiſten wäre warſcheinlich ganz etwas Anderes aus der Arie geworden. Um eine künſtliche Kehle in Bewegung zu ſezen, welchen Stof giebt dann die Arie zu muſikaliſchen Malereyen, zu Koloraturen, Läuffen, Paſſagen, als da ſind aimable — coupable — nom ſi doux — main ſanguinaire — immoler! Welche brilliante Arie hätte daraus werden können, wenn jedes Wort nach ſeinem Begrif komponirt wäre, welche Zärtlich ſchmelzende, verzweifelungsvolle, ſchmachtende, fürchterliche Sänge und Gedanken hätten da können ausgekramt werden! In Glucks Opern iſt bloß wahre, innige Darſtellung der Leidenſchaft, nicht bloß künſtlicher Geſang. Bey den Italienern iſt das lezte Hauptzweck; daher die Sänger und Sängerinnen ihre Favorit-Bravours Arie, oder Adagio in jeder Oper hineinflicken, wenn ſie auch zum Ganzen gar nicht paßt.

Groſſe glänzende Sänger und Sängerinnen hat die Pariſer Oper nicht. Sie ſind zu ſehr Schauſpieler, und die Lebhaftigkeit und das Feuer ihrer Action reißt ſie oft ſo hin, daß ſie zu laut und zu ſtark ſingen, und man mitunter ihren

ren Geſang, Geſchrey nennen möchte. Zudem fordert das Pariſer Opernpublikum dieſes laute Singen, ſonſt applaudirt man nicht. Lainé, der jezt die Hauptrollen ſpielt, und auch Cheron, der den Oberprieſter Calchas macht, haben durch dieſe Anſtrengung etwas Zitterndes und tremulirendes in ihrer Stimme, das dem Ohr oft wehe thut. Lainé iſt ſonſt ein großer, ſehr lebhafter Acteur; Rouſſeau, der mit ihm abwechſelt, hat einen beſſern Vortrag, und eine angenehmere Stimme. Mamſell S'. Huberty hat durch den Gebrauch eines gewiſſen Arzneymittels ſehr am Verſtande gelitten — ein unerſezlicher Verluſt für die Oper. Mamſell Maillard ſpielt jezt ihre Rollen; ſie ſoll ſich in der Artikulazion, im Geſang und in der Aktzion ſehr nach ihrer großen Vorgängerin gebildet haben. Sie iſt etwas zu ſtark um ſchön zu ſeyn, hat aber doch bey ihrer Korpulenz viele Lebhaftigkeit, und eine gewiſſe Gutmüthigkeit in ihrem Geſicht, die ſehr für ſie einnimt. Ihr ſchwarzes ungepudertes Haar ſteht ihr ſehr gut. In Iphigenie en Aulide trat den 16. und 22. November zum erſtenmal Mamſell Biar als Iphigenie auf, eine ziemlich große, ſanfte, liebliche Figur. Sie war ſehr furchtſam, daher ihre Stimme ſchwach, und auch ihre Aktzion noch nicht das, was ſie ſeyn ſollte. Man rühmte indeß ihre großen Talente, zumal im Geſange, die aber ihre große Schüchternheit zurückgehalten hätte. Sie ward durch vieles Applaudiren ſehr aufge-

muntert; es fehlt ihr aber, meinem Bedünken nach, überhaupt an Stimme, Lebhaftigkeit und Kraft, um etwas Großes zu leisten.

Die Ballette der Pariser Oper sind längst als die schönsten in der Welt bekannt. Ein neues Ballet Anacreontique von Mr. Laurent sezte alle große Künstler in Bewegung — Vestris, Gardel, Madam Gardel, Madam Perignon, Mons. Miller. Mad. Perignon hat mehr Fertigkeit und Geschwindigkeit, Mad. Gardel und Mons. Miller mehr Grazie. Ein Duett von Vestris und Mad. Gardel oder Perignon — o! ich war gewiß nicht im Stande, die Hälfte ihrer Kunst zu bemerken, wie könnte ich sie dann beschreiben! Man hat keinen Begrif von der Grazie, Agilität und Geschmeidigkeit, deren der menschliche Körper fähig ist, wenn man diese Ballette nicht gesehen hat. Ein Mädchen von Anlage hat auch 12 bis 15 Jahr Unterricht und Uebung nöthig, ehe sie in der großen Oper als Solotänzerin auftreten kann.

Das Orchester in der Oper der Academie (ci-devant Royale) de Musique, ist das größte und vortreflichste in Paris. Es sind 30 Violinen, 6 Bratschen, 12 Violoncelle, 4 Kontrabässe, 6 Fagotte, und alle übrige Blasinstrumente, wovon ich viele weder der Figur noch dem Namen nach kenne. Die Serpente, ein sehr wilderliches Blasinstrument, schlangenförmig, das nur um den Ton zu halten, in den Kirchen gebraucht

braucht wird, iſt nicht dabey. Da dieß Orcheſter die Gluckiſchen Opern unter des Meiſters unmittelbarer Direction einſtudiert hat, ſo kann man ſchon erwarten, daß die Exekuzion vortreflich ſeyn müſſe. Die vorzügliche Stärke der Bäſſe, worauf Gluck ſoviel hielt, thut die ſchönſte Wirkung. Ihr Piano ſo leiſe, oft unhörbar mögte ich ſagen, dabey jedes Inſtrument doch ſo deutlich, und ihr Fortiſſimo erſchüttert das ganze Haus.

Ohne die vortheilhaften Urtheile Schulzens und Reichardts über die Gluckiſchen Opern zu wiederholen (und wie ich eben in der Anzeige, des herausgekommenen 7ten Stücks des muſicaliſchen Kunſtmagazins ſehe, hat ſich Reichardt ausführlicher über Gluck erklärt) ſeze ich noch des Abbé Voglers Urtheil hieher. Gluck hat das ſchlaffe Rezitativ erhoben, das faule modernde Ritornell ausgemerzt, alle und beſonders die blaſende Inſtrumente beſchäftigt, Bilder, muſikaliſche Gemälde aufgeſtellt, den reiſſenden Strom der Leidenſchaften ſtatt der froſtigen Alltags-Zwiſchenſpiele fortgeſezt, und gezeigt was die Muſik vermag, wenn ſie dramatiſiert wird. Alle Ballette werden ins Drama eingeflochten, und hiedurch unterſcheidet ſich die Franzöſiſche Oper von der Italieniſchen, wo ein Paar kalte und froſtige Kaſtraten, wechſelweiſe, ohne Dekorazionen, ohne analoge Tänze, ohne charakteriſtiſche Kleidung, ihre Paſſagen abſingen, und die Geläufigkeit ihrer

Kehl-

Kehle zeigen. Die Oper in Paris hat Schauspieler, die das Drama keinen Augenblick vergessen. Welche Verschiedenheit von Eindruck zwischen Sängern, die agiren sollen, und zwischen Actören, welche singen!

Herr Pleyel, dessen angenehme Bekanntschaft ich in Strasburg machte, erklärte Gluck für den größten Harmonisten und ersten Opern-Componisten, und dies sey auch Haydens Urtheil. Mit wenig Noten, sagte er, erreicht er oft den höchsten Effekt. Diese tiefe Kenntniß der Harmonie habe er aus dem langen und anhaltenden Studium der Chorale und der ältern Italienischen Componisten geschöpft. Er versprach mir, sein und Haydens ausführliches Urtheil über Gluck nächstens zu schicken. Ich fand diesen liebenswürdigen Mann nicht in den besten Gesundheitsumständen.

Das Theatre de Monsieur vereinigt alle Kenner und Liebhaber des künstlichen Gesanges und der Italienischen Musik, deren Ohr hier volle Befriedigung erhält. Ihr jetziges Haus ist klein und ärmlich, aber gewöhnlich gedrängt voll. Es wird für sie ein neues Haus gebaut, welches im Januar fertig seyn sollte. Man konnte schon im November sehen, daß es sehr artig werden wird. Es liegt in der Nähe des Theatre Italien, und man glaubt nicht mit Unrecht, daß dies leztere bey dieser Nähe sehr leiden dürfte. Man hört auf diesem Theater die Meisterstücke eines Paisiello und

Desdemona.

Kommt, eine kleine Probe -- Dort iſt jemand in die Bay eingelauffen. --

Jago.

Ja, Gnädige Frau.

Desdemona.

Ich bin nicht aufgeräumt; ich belüge das was ich bin, indem ich was anders ſcheine; -- Komm, was wollteſt du zu meinem Ruhm ſagen?

Jago.

Ich bin würklich daran; aber, in der That, meine Erfindung geht ſo ungern von meinem Hirnkaſten ab, wie Vogel-Leim von einem Frieß-Rok -- doch meine Muſe arbeitet, und nun iſt ſie entbunden --

Ein jeder Mund bekennt und ſpricht, ſie iſt ſo weiß als ſchön,
Doch eines zehrt das andre auf, das muß man auch geſtehn.

Desdemona.

Vortreflich; aber wie, wenn ſie ſchön und albern wäre?

Jago.

Albern? Gut, die blödſte Schöne hatte ſtets ſo viel Verſtand
Daß ſie, wo nicht einen Mann, mindſtens einen Erben fand.

Desde-

Cimarosa, und es giebt da vortrefliche Italienische Sänger und Sängerinnen. Als große Sängerinnen glänzen hier Mad. Morichelli und Mad. Balletti. Die leztere hörte ich mit großem Vergnügen in le Nozze de Dorina und in l'Italiana in Londra. Ihre Stimme ist nicht so außerordentlich, als ihr Vortrag und ihre ganze Manier. Sie hat aber das Theater verlassen, ich weiß nicht aus welcher Ursache, und statt ihrer kam Mad. Garbini. Sie hat eine angenehme Manier, ihre Stimme ist sehr stark und von großem Umfange. Zugleich ist sie Virtuosin auf der Violin, und spielte zwischen den Acten ein Konzert von Viotti mit einer Präzision, einem Geschmack und einer Leichtigkeit, die allgemeinen Beyfall erregten. Als schöner Tenorist zeichnet sich hier besonders Viganoni aus; in le Nozze de Dorina hatte er eine Arie, die er mit außerordentlichem Geschmack und Lieblichkeit sang, und auch zweymal wiederholen muste. Es war das — als Schusters Rondeau in Teutschland sehr bekannte „viel Männer voller Feuer" — auch erschien mit der Musik dieses Rondeau's gewöhnlich Vestris im Ballet. L'Italiana in Londra hat größtentheils Cimarosa gesezt, und diese Komposizion bestättigt vollkommen den großen Ruf, den er sich in ganz Europa erworben hat. Zwey Trios und eine Arie von Cherubini sezten besonders das ganze Haus in Ekstase. Unmöglich kann man aber etwas schöneres und treflicheres hören, was so ganz neue und ungee

gewohnte Gänge und Gedanken enthält, als die Schlußarie des zweyten Akts. Viganoni sang sie; die Töne des Schmerzes und der Verzweifelung des Sängers und die Stärke und Fülle des Akkompagnements zerrissen aller Herzen. Raffanelli, der Buffon, ist ein äußerst komischer Mann, ein wahres Italienisches Gesicht, voll Schlauheit und Feinheit. Seine Frau aber singt schlecht, agirt schlecht, und macht sich durch ihren bösen Charakter überall verhaßt. Sonst sind als brave Sänger hier noch zu merken, Rovedino, Mengozzi, Scalzi, Chateaufort. Der lezte trat in der Joconde zuerst auf; seine Stimme ist schön, und auf seinen Vortrag wendet er viel Sorgfalt. Die Direktzion dieses Theaters zeigt überhaupt viel Geschmack und Auswahl, sowohl in Absicht der Stükke, als der Talente. In ihrem neuen Hause wird es gewiß ein Lieblingsschauspiel von Paris. Das Orchester ist nicht stark, aber ausgesucht, und hier allein fand ich ein kleines Forte-Piano in Clavierformat, das aber nur bey Rezitativen gebraucht ward.

Bey dem Theatre Italien steht als Sängerin sowohl hier, als in ganz Paris überhaupt, oben an, die schon längst berühmte große Künstlerin, Mams. Renaud die ältere, jezt Mad. Davrigni. Als Actrize hat sie wenig Werth. Ihre Schwangerschaft und Niederkunft hatten sie ein halbes Jahr von der Bühne entfernt. In einem

neuen

neuen Stück les deux Portraits, von ihrem Manne, und von einem jungen treflichen Componisten für sie gesezt, erschien sie im November wieder auf der Bühne. Schon um halb 4 Uhr war die Thür des Hauses besezt, und um 5 war fast kein Platz mehr zu haben. Als sie erschien, brach das ganze Haus in ein lautes Freudengeschrey aus, sie schlug sehr bescheiden ihr Auge nieder, verneigte sich tief, aber mit jeder Verneigung war das Freudengeschrey stärker, dauerte wohl 8 Minuten, endlich folgte eine tiefe Stille, und in dieser Stille erhob sich nun die Silberstimme der großen Sängerin. Die Höhe und Tiefe ihrer Stimme ist außerordentlich; nicht stark, aber eine Geläufigkeit und Sanftheit, wie die der schönsten Flöte, und dabey singt sie so leicht, ohne die mindeste Grimasse oder Verzerrung. Zu bedauern ist, daß diese sanfte Frau in ihrer Ehe nicht so glücklich seyn soll, als sie zu seyn verdient. Ihre jüngere Schwester Rose ist nach ihr die beste Sängerin; ein schönes Mädchen, in der reizvollsten Jugendblüthe, durchaus Unschuld in ihrem Gesicht und ganzem Wesen. In ihrer Aktzion ist sie noch steif und gezwungen, zieht oft ihre weißen Handschuhe hinauf, und was dergleichen kleine Behelfe der Verlegenheit mehr sind. In einem neuen Stücke, les rigueurs du Cloitre, übertraf sie sich selbst in ein paar rührenden Auftritten mit Mad. St. Aubin, wie sie sich für diese ihre gefallene Mitschwester bey der Aebtissin verwendet, und wie sie für

immer

immer Abschied von einander nehmen. Das Publikum schreibt ihr gutes Spiel in diesen Scenen dem sehr genauen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen ihr und Mad. St. Aubin zu. Aber Rosens Unschuldsmiene spricht gegen solche Pariser Damen-Verhältnisse zu laut, um wenigstens hier nicht mehr zu zweifeln, als zu glauben.

In naiven Rollen zeigt sie mehr Talent; so spielte sie den Antonio im Richard Coeur de Lion ganz allerliebst, und den Schornsteinfeger-Jungen in les petits Savoyards. Bey so großen Mustern auf diesem Theater kann sie sich noch sehr ausbilden.

Das Lieblingsstück dieses Theaters ist jezt Euphrosine ou le tyran corrigé, welches den 4. Septemb. auf die Bühne kam. Die Musik ist voll großer Schönheiten, von Anfang bis zu Ende im Gluckischen Geschmack; auch erregte sie den lebhaftesten Enthusiasmus. Méhül ist der Komponist, ein junger Mann; es ist sein erstes Werk, und gleich ein Meisterstück. Die Bässe und Blasinstrumente hat er vortreflich gebraucht, wenn gleich hie und da etwas zuviel; und es ist schwer irgend einer Partie den Vorzug zu geben. Das Duett im zweyten Akt zeichnet sich jedoch besonders aus. Eine stolze rachsüchtige Gräfin macht Ansprüche auf Konradins Hand, und ist eifersüchtig auf Euphrosine. Sie macht Konradin Vorwürfe, wird beleidigend, er bitter, die gegens

genſeitige Empörung ſteigt aufs höchſte, und ſo fallen ſie in dies Duett, wo Muſik und Geſang gleich ſchneidend ſind. Mit ihrer Wuth erhebt ſich das Accompagnement bis zum Furioso, der Geſang wird faſt Geſchrey. Dies Duett würde ſelbſt Gluck Ehre machen. Die Rollen ſind alle treflich beſetzt, den Tyrannen macht Philipp, als Sänger und Akteur ſchätzbar; die Gräfin Mad. Deforges, eine große, edele, majeſtätiſche, impoſante Figur, mit einer ſchönen Diktzion, die auch in les rigueurs du Cloitre die Aebtiſſin mit wahrer Würde ſpielt. Euphroſine macht die ſchöne, ſeel- und geiſtvolle Mad. St. Aubin, deren Spiel immer bezaubert, und die mit allem Recht ein Liebling des Publikums iſt. Mit welcher Naivität ſagt ſie zu ihren Schweſtern: c'eſt un ours qu'il faut apprivoiſer, je m'en charge — dann zum Tyrannen Konradin: un homme plus galant auroit dit, une Dame.

Mad. Dügazon iſt und bleibt indeß noch immer der erſte Liebling. Wer kann ſie aber auch ſehen, und nicht fühlen, daß ſie eine der erſten Actricen der Welt iſt? Ihre Sprache, ihr Blick, ihr Gang, jede ihrer Bewegungen, kurz, Alles iſt bey ihr höchſte Vollendung. Im Raoul Barbe bleue, mit einer ſchönen Kompoſition von Gretry, ergrif mich Schauder und Entſetzen bey dem Spiel dieſer Frau. In dieſem Stück, in Nina, und in l'Incertitude maternelle glänzt ſie jezt vorzüglich. Das letzte

kam erſt im vorigen Jahr auf die Bühne. Es iſt ſo viel Natur und Wahrheit darin, und Mad. Dügazon ſpielt die Mutter mit einer Lebhaftigkeit und Rührung, die aller Herzen erweicht. Ihr Kind iſt bey der Geburt vertauſcht, in dieſer ſchrecklichen Ungewißheit nimmt ſie auch das fremde Kind zu ſich. Ohne nun ihr wahres Kind zu kennen, erzieht ſie beyde, und liebt ſie beyde mit innigſter Zärtlichkeit. Ihr hartherziger Schwager erfährt das Ding, und will nun, wegen der künftigen Erbſchaft, nur von Einem Kinde wiſſen. Er dringt mit Ungeſtüm darauf, daß ſie Eins wählen ſoll. Hier iſt ihre Angſt unbeſchreiblich; beyde Kinder vor ihr auf den Knieen; ſie will wählen,

Mais cependant helas! ſi celui de vous deux,
Qui de mon mariage eſt le fruit legitime,
Devient d'un jugement affreux
L'innocente et triſte victime!

Nun betrachtet ſie die Kinder, bald das eine, bald das andere, mit einem Blick voll Wahnſinns, den ſie einer Wahnſinnigen ſelbſt muß abgeſtohlen haben. Nach dieſer ſchrecklichen Scene, die ſie ſo wahr und innig ſpielt, und die auf jedes Herz ſo mächtig wirkt, ſchließt ſie beyde Kinder in ihre Arme

Pardonnez, pardonnez cette epreuve cruelle
A l'agitation maternelle,
Qui trouble, affaiblit ma raiſon;
Non,

Non, jamais entre vous, je ne choiſirai, non:
Venez, que tous les deux enſemble,
Dans mes bras ſur mon ſein, mes fils, je
vous raſſemble!
Comment peut on troubler des plaiſirs auſſi
purs?

Mein Gefühl müſte mich ſehr trügen, wenn nicht dies Stück auf jeder Bühne gefiele, wenn die Rolle der Mutter einer lebhaften und gefühlvollen Schauſpielerin gegeben wird. Ich habe daher eine Bearbeitung deſſelben für das teutſche Theater verſucht, und dieſen Verſuch in die Hände unſer vortreflichen Schauſpielerin, Mad. Schröder, gegeben.

Mad. Carline iſt die perſonifizierte Laune, voll Natur und Geiſt. Ihre jährlichen Einkünfte belaufen ſich auf 40000 Livr. Mad. Adeline, eine ſchöne Figur, und noch eine ſchönere Hand, die ſchönſte in Paris (wie man ſagt) die auch dem Miniſter Sartine eine Million Livr. gekoſtet hat. Die Hälfte brachte ſie in ſechs Wochen wieder durch. Aus ihren Galanterien hat ſie doch ſo viel erſpart, daß man ihre jährlichen Renten auf 60000 Livr. anſchlägt. Sie ſpielt immer ohne Handſchuh, auf jedem Finger ein Brilliant, und im Spiel weiß ſie ungemein ihre ſchöne Hand geltend zu machen.

Das Concert spirituel ist nicht mehr, statt dessen ist jetzt Konzert im Pantheon, wo ich die berühmte Harfenspielerin Mamſ. Roſe hörte. Ich hätte nie geglaubt, daß dies Instrument einer solchen Vollkommenheit fähig wäre. Im Cirque du Palais royal, den uns Hr. Schulz so schön beschrieben hat, und von dessen vortreflicher Feder wir nächstens etwas Ausführliches über die französischen Theater zu erwarten haben, ist wöchentlich zweymal Konzert. Ich hörte die vorzüglich schönen Symphonien von Haydn und Pleyel. Einige die ich sonst schon gehört hatte, erkannte ich kaum wieder, so viel liegt am Vortrage, der hier sehr rasch und brilliant ist. In dem schönen Saal nimmt sich auch die Musik treflich aus.

Cordes.

II.

Pächter Martin und sein Sohn.

Fortgesetzt.

II.

Eine selige Stunde! Selig wie die, wo mir meine Karoline zum erstenmale sagte: ich liebe dich!

Vaterfreuden sind doch die süssesten und reinsten unter allen die der reichen Quelle menschlicher

Ver-

Verbindungen entſtrömen — und wie wenige achten ihrer! Und würde auch ich nicht vielleicht die ſchöne Gottesquelle vorbeygegangen ſeyn, und aus dem erſten beſten Sumpfe geſchöpft haben, wenn ich nicht einen Hulderich zum Freunde und Führer gehabt hätte?

Darum ſey dein Name heilig mir und meinen Kindern, und heilig noch unſerm ſpäteſten Enkel! Euch meinen Kindern und mir ſelbſt wiederhohle ich jetzt den Genuß der ſeligen Stunde, und ſtifte dem, dem wir ſie zu verdanken haben ein Ehrendenkmal, ſo gut ich es hier ſtiften kann. Sein beſſeres unvergängliches Denkmal ſey in eurem Herzen, ſo wie es in dem meinigen iſt!

„Aber ſagen Sie mir nur einmal, lieber Vater, warum Sie das Bild da — in Ihrer Studierſtube aufgeſtellt haben?

So fragte mich Fritz, ein Knabe von acht Jahren, und Chriſtel und Eleonore wiederholten die Frage ihres jüngern Bruders.

Aus demſelben Grunde, antwortete ich, aus welchem ich jenes dort habe aufſtellen laſſen.

Fritz. Ja, das iſt auch das Bild meines braven Großvaters, des Oberſten; aber der da —

Ewald. Iſt nur ein Bauer; willſt du ſagen. Fritz ich habe das Bild deines Großvaters hier nicht aufgeſtellt, weil er Edelmann und Ober-

ſter, ſondern weil er ein braver Mann war. Er war ein braver Mann, aber ſchwerlich ſo brav wie der Bauer da.

Chriſtel. Lebt er noch lieber Vater?

Ewald. Nicht mehr auf der Erde. Wo er jetzt lebt, da ſtehen gewiß wenig Oberſten und wenig Könige über ihm.

Eleonore. Wollten Sie uns wohl ſagen, lieber Vater, wer er war, und was er that?

Fritz und Chriſtel ſtimmten in die Bitte ihrer Schweſter ein, und ich erzählte:

Hulderich, ſo hieß der Mann da, den ich als Freund und Wohlthäter verehrte und ewig verehren werde, war der Sohn eines Pachters aus unſerer Nachbarſchaft. Sein Vater widmete ihn dem Studieren, weil der Knabe ausgezeichnet große Anlagen hatte. Mit vollem Beifall ſeiner Lehrer verließ er die Schule, ging mit mir auf die Univerſität und wurde mein Freund. Ein Jahr hatte er ſtudiert, als ſein Vater ſtarb. Mein Hulderich, ein zwanzigjähriger Jüngling, nach ſeinen Anlagen, nach ſeinen Kenntniſſen berechtigt, ein glänzenderes Loos zu erwarten, war überzeugt, daß Zufriedenheit und Glück nicht von Stand und Ehrenſtellen abhinge, und daß man in jedem Stande ein ſehr würdiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn könnte, wenn man nur ſeinen Poſten

ganz

Desdemona.

Das ſind alte abgedroſchne Einfälle, um Narren im Bierhauſe lachen zu machen. Was für ein armſeliges Lob haſt du dann für eine, die häßlich und albern iſt?

Jago.

Keine iſt ſo dumm und häßlich, die an Liſt bey ſchlimmer Sache
Den Verſchmitzteſten und Schönſten nicht den Vorzug ſtreitig mache.

Desdemona.

O grobe Ungeſchiklichkeit! Du lobeſt die Schlechteſte am beſten. Aber was könnteſt du dann zum Lob eines Frauenzimmers ſagen, das in der That Lob verdiente? Einer ſolchen, deren Verdienſte ſo unſtreitig wären, daß ſie es auf den Ausſpruch der Bosheit ſelbſt ankommen laſſen dürfte?

Jago.

Die, bey niemals welker Schönheit frey von Stolz und Eigenſinn,
Meiſterin von ihrer Zunge, und doch keine Schreyerin,
Immer Geld im Beutel hat, und ſich nie dadurch entehrte,
Die gelaſſen meiden kan, was ihr Herz ſich gern gewährte;
Die, wenn ſie der Mann beleidigt, doch der Rache gern entſagt,

ganz ausfüllte. Und er hatte Kraft und Seelengröße genug, freiwillig den Studentendegen mit dem Pflugschaar zu vertauschen; übernahm zum Besten seiner Mutter die Pachtung, und wurde in seinem Aeussern ganz wieder Bauer. Ich war indeß zur Armee abgegangen, hatte das Glück in kurzer Zeit zum Major zu avancieren, war aber, sehr gelinde gesagt, bey weiten nicht mehr so gut, wie zu der Zeit da Hulderich mein Freund, mein Lehrer und mein Muster war.

In meiner Abwesenheit hatte ich alles, was meine beyden Dörfer betraf, dem Gerichtshalter überlassen, und glaubte meine Unterthanen in den besten Händen. Gott, wie erstaunte ich, als ich aus einem Briefe meines alten, leider! Beynah ganz vergessenen Freundes, Hulderichs, erfuhr, daß mein Grrichtshalter ein Schurke wäre, unter dessen Druck meine Bauern seufzeten, und mir und ihm fluchten. Er erbot sich selbst als Ankläger gegen den Gerichtshalter aufzutreten, und bat mich, je eher je lieber die Sache zu untersuchen und mich meiner armen Unterthanen zu erbarmen, oder vielmehr zu thun was meine Pflicht wäre.

Ich nahm Urlaub, überfiel meinen Gerichtshalter, wie er sichs am wenigsten vermuthete, und erfuhr weit schrecklichere Dinge als Hulderich mir gemeldet hatte. Der Elende erhielt seine verdiente Strafe, aber damit war meinen Unterthanen, die er in Armuth gefürzt hatte, wenig geholfen. Da

wußte nun Hulderich den Umstand, daß ich einem fremden Fürsten diente, und daß ich vielleicht einmal gezwungen werden könnte, gegen mein Vaterland zu kämpfen, gar schön zu benutzen, um mich geneigter zu machen, meinen Abschied zu fordern, und als Vater für meine Unterthanen zu sorgen. Ich befolgte seinen Rath, gerade noch in dem schicklichsten Zeitpunkte; denn ein Jahr darauf brach der Krieg aus, wo ich denn freylich meinen Abschied nicht würde gefordert haben.

Nun war ich im Stande durch meine Vorsprache manches Ungemach des Krieges von meinen Unterthanen abzuwenden, so daß sie weit weniger als ihre Nachbarn gelitten haben. Jetzt befinden sie sich in blühendem Wohlstand und lieben mich als ihren Vater. Und das habe ich einzig und allein meinem Hulderich zu verdanken. Ich that nichts, ohne den Mann, der weit mehr Erfahrung als ich hatte, und weit mehr im Nachdenken über diese Gegenstände geübt war, vorher um Rath zu fragen; und immer habe ich mich bey seinem Rathe wohlbefunden. Wie ich nach dem Plane dieses edlen Mannes meinen Unterthanen aufgeholfen habe, wie ich manche schädliche Gewohnheit unter ihnen verdrängt, manche nützliche Verbesserung eingeführt habe: das will ich euch dann sagen, wenn ihr im Stande seyn werdet es besser zu beurtheilen. O! mein Hulderich war ein Segen für mich und alle meine Unterthanen, war das wohlthätigste Ge-

schenk,

schenk, das ein guter Gott mir gegeben hat! Ach daß er zu früh starb! Nimm diese Thräne des Danks verewigter Freund — Freund, Lehrer, Wohlthäter!! —

Mein Hulderich wurde von vielen verkannt, wurde von vielen für einen harten Mann gehalten, weil seine Tugend zu weilen etwas rauh und seine Gerechtigkeit äusserst strenge war, und vorzüglich deswegen, weil er nur selten einem Bettler gab. Desto thätiger unterstüzte er den wahren Armen, und das that er oft mit einer so feinen Art, mit einer so zärtlichen Schonung der Ehrliebe des edlen Armen, daß dadurch der Werth seiner Wohlthaten um vieles erhöht wurde.

Herr B** ein verunglückter Kaufmann aus H** ließ sich in einem benachbarten Dorfe nieder, und fieng einen kleinen Handel an. Aber auch hier verfolgte ihn sein Unglück. Krankheit seiner Frau und seiner Kinder sezte ihn, bey allem seinem Fleiße, zuweilen den drückendsten Bedürfnissen aus. Ich hatte ihn vorher in bessern Umständen als einen sehr rechtschaffenen Mann kennen gelernt, bedauerte um so viel mehr seine gegenwärtige Lage und überschickte ihm ein Geschenk von einigen Thalern. Mit einem sehr höflichen Briefe, aus welchem aber doch gekränkter Stolz hervorleuchtete, schickte er mir mein Geschenk zurück mit der Versicherung: „daß er, so lange ihm Gott Gesundheit erhielte, sich durch seiner

Hände Arbeit ernähren und keinem Aermern die Hülfe des Menschenfreundes rauben würde.“ Ich erzählte den Vorfall meinem Hulderich, nicht ohne Vorwürfe, die ich dem armen Kaufmanne wegen seines unzeitigen Stolzes machte. Kann seyn, antwortete er, daß sein Stolz ein wenig übertrieben ist: doch gefällt mir der Mann, je seltener eine solche Denkungsart in einer solchen Lage gefunden wird. Er schwieg, dachte bey sich selbst nach, und sprach dann von andern Dingen. Erst nach einigen Jahren habe ich erfahren, daß es mein Hulderich besser als ich, verstand, wie man einem edlen Armen wohlthun müsse. Er zog im Stillen einige Nachricht ein, so viel er zu seinem Zweck nöthig hielt, und gieng dann zu ihm. „Mein Herr, Sie sind ein Sohn des Kaufmanns Friedrich G** aus H** — Ihr Vater wohnte auf der Friedrichsstraße? — Handelte mit Seidenwaaren? — Nun so sind Sie mein Glaubiger. Meiner Mutter Bruder hat von Ihrem seligen Vater 50 Rthlr. aufgenommen, und ist durch seine Kränklichkeit verhindert worden selbst nach H** zu reisen und seine Schuld abzutragen. Mein Vetter ist vor einigen Wochen gestorben und ich bin sein Erbe. Kurz vor seinem Tode hat er mir von diesem Schuldposten gesagt, daß ich ihn nebst Interessen an Herrn G** oder seine Erben abtragen sollte. Nun aber weiß ich nicht wie lange das Kapital gestanden hat. Wollen Sie so gütig seyn, und in Ihres Herrn Vaters Büchern deßhalb nachschla-

schlagen? Meines Vetters Name war Georg Heinze.“

G. konnte in seines Vaters Büchern natürlich keinen George Heinze finden, und weigerte sich deßhalb etwas anzunehmen. Nach langem Streite ließ er sichs endlich gefallen das Kapital ohne Interessen anzunehmen, und bald wurde Hulderich sein vertrautester Freund. Nach einiger Zeit nöthigte ihm dieser einen Vorschuß von einigen 100 Thlrn. auf, und rieth ihm, in die kleine Stadt D** zu ziehen, wo er jezt wieder ein wohlhabender Kaufmann ist.

Nur noch eine gleich edle That will ich euch von meinem Freunde erzählen, und ihr werdet dann hoffentlich nicht wieder fragen: warum mir das Bild dieses Mannes so schäzbar sey?

Hulderich bemerkte in H**, wo er einst dem Gesange der Chorschüler zuhörte, daß einer von ihnen, ein Jüngling, dem die Natur ein herrliches Empfehlungsschreiben aufs Angesicht geschrieben hatte, von den andern mit bitterer Verachtung behandelt wurde. Alle entfernten sich von ihm, und einige verspotteten ihn mit höhnischen Lachen: so daß der Jüngling endlich weinend das Chor verließ. Er erkundigte sich um die Ursache, und erfuhr, daß er einige Groschen aus der Chorkasse entwendet hätte, und wahrscheinlich deshalb aus dem Chore und vielleicht

gar

gar aus der Schule gewiesen werden würde. „Es ist Schade um den Burschen, sagte ein Bürger, denn er soll viel Kopf haben, und hat sich zeithes so recht gut betragen. Was thut die Armuth nicht? Sein Vater, der ein wackerer Prediger war, ist gestorben, und seine Mutter nährt sich vom Nähen und Spinnen, soll aber seit einigen Wochen krank seyn."

„Wo wohnt seine Mutter?"

„Dort in dem Häuschen am Thore wohnt sie zur Miethe."

Hulderich gieng zu ihr, und der Jüngling stürzte ihm in der Thüre laut aufschreyend entgegen: o Jesus! helft mir, meine Mutter ist todt und ich bin ihr Mörder!

So schnell er konnte lief mein Freund zum Arzte, welcher sie aus der Ohnmacht ins Leben zurück rufte, und die erforderlichen Arzneyen verordnete. Der Jüngling bekannte: daß er aus dringender Noth, um seiner kranken Mutter Speise zu verschaffen, einen halben Gulden aus der Chorkasse genommen hätte, mit der heiligsten Betheurung, daß er die Absicht gehabt, wenn das Chorgeld ausgetheilt würde, ihn wieder zu ersetzen. Er habe es seiner kranken Mutter bisher verschwiegen, heute aber hätte ihn die Mishandlung seiner Mitschüler so tief geschmerzt, daß er seiner Mutter alles gestanden, und durch dies Geständniß — vielleicht ihren Tod beschleunigt hätte."

Hulderich tröstete die Mutter, versprach ihr sich ihres Sohnes anzunehmen, sorgte für ihre bessere Verpflegung, und gieng dann zum Rektor, den er ersuchte, die Sache des armen Schülers so gut als möglich beyzulegen. Gern, antwortete der Rektor, will ich das thun; nur wird es schwer seyn, ihn gegen alle Kränkungen seiner Mitschüler zu sichern, weil die Sache einmal zu bekannt ist. Uebrigens ertheilte er ihm sowohl in Ansehung seiner Kenntnisse, als seines sittlichen Verhaltens das beste Zeugniß.

„Könnt er wohl mit Ehren auf Universität gehen?" „Eher als irgend ein anderer, aber — wovon sich da erhalten?"

Hulderichs Entschluß war gefaßt; nur wollte er vorher den Jüngling auf die Probe stellen. Er fand nach einigen Tagen die Mutter auser Bette, aber untröstlich über das Schicksal ihres Sohnes, der sich selbst die bittersten Vorwürfe machte.

„Hör' er, mein Sohn, redete ihn Hulderich an, ich brauche so eine Art von Aufseher über mein Gesinde, der aber im Nothfall selbst ein bischen mit Hand anlegen muß. Was meynt er, will er bey mir in Dienste treten?" Das absichtlich gewählte: in Dienste treten, frappirte den jungen Menschen; doch faßte er sich bald wieder, und nahm das Anerbieten mit Dank an, wenn er nur im Stande wäre, seiner armen Mutter einige Unterstützung zu reichen.

„Das

„Das kann er, wenn er will. Ich gebe ihm, wenn er treu und fleißig ist, wöchentlich einen Gulden.“

Heinrich, so hieß der Jüngling mit dem Vornamen, schlug freudig die Hand ein, und versprach alles auch die niedrigsten Dienste gern und willig zu thun. Er hielt Wort. Nach vier Probewochen schickte Hulderich seinen Pflegesohn, den er von nun an wie sein eigenes Kind liebte, auf die Universität, ließ ihn studieren, und versorgte noch überdies seine Mutter. Heinrich traf nach Verfluß seiner akademischen Jahre seinen Wohlthäter auf dem Sterbebette. „Heinrich, redete ihn der Sterbende an, ich habe für dich gesorgt. Glaubst du mir einen Dank schuldig zu seyn, so verweise ich dich mit dieser Schuld nach meinem Tode an die Armen, an die Leidenden unter deinen Mitbrüdern, denen du helfen, denen du wohlthun kannst!“

So starb der edelste Mann den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Sein Heinrich ist jezt Amtmann, und sucht als ein ehrlicher Mann seine Schuld zu bezahlen. Schon manche schöne That bezeichnet sein Leben. Man erkennt Hulderichs Sohn in ihm — den Sohn seines Geistes und Herzens!

Friz. Der gute Hulderich!

Leonore. Schön, schön!

Christel:

Christel. O bravo! bravo! Das nenn' ich mir einen Bauern! Der Mann war eine Krone werth. (die Rechte empor gestreckt.) Er soll leben!

Ich. Ja meine Kinder, sein Gedächtniß lebe in euerm Herzen, wie es unsterblich in dem meinigen lebt! O er war ein guter, edler Mann! Dafür war es ihm aber auch in seinem Leben recht wohl. Denn wer so, wie er, andern Gutes thut, empfängt immer mehr als er giebt. Wie wahr ist es: daß Geben seliger als Nehmen sey! — Wenn es alle so recht wüßten, was es ums Wohlthun für eine herrliche Sache sey, so würde jeder die Gelegenheit wohlzuthun, suchen, wie man Freude sucht. Die Freudenthräne im Auge des Unglücklichen, dem wir gutes thaten, lockt auch aus unserm Auge eine gleiche Thräne hervor, und dabey wirds uns so wohl ums Herz, wie es den Seligen Gottes seyn mag. Da freut man sich seines Lebens zwiefach. Und kömmt Freund Hain, wie ihn der liebe Claudius nennt, so ers scheint er uns im Bilde des geretteten Unglücklichen mit der Freudenthräne, und da sieht er gar freundlich aus. —

Lieben Kinder, seyd gut und fleißig, damit ihr einst recht vielen Menschen wohlthun könnt! Beym Wohlthun und Gutseyn lebt und stirbt sichs noch einmal so schön! Und dort — dort finden wir die wieder, denen wir hier Gutes thaten! —

Lieben Kinder, seyd fleißig und gut, auf daß ihr einst vielen Menschen wohlthun könnt!

Eleonore (öfnete das Klavier, spielte und sang, und Vater und Bruder stimmten ein:)

O Wunsch des Menschenfreundes werde
Erfüllung! Menschen glücklich sehn —
Selbst glücklich machen! — Schöne Erde
Dann wirst du noch einmal so schön!
Denn eine süß're schön're Pflicht,
Als Menschenliebe giebt es nicht!

(Beym Schluß des Gesanges reichte Eleonore dem Vater die Hand mit dem Gelübde:)

Ich will gut und fleißig seyn!

Friz. Will einst ein braver Mann werden!

Christel. Und wohlthun so viel ich kann.

Im Gefühl voll Seligkeit umarmte ich sie: „Gott gebe euch Kraft dazu! — Segne euch meine Kinder!“

12.

Der arme Jüngling, — den die Jünger der Weisheit in den Staub traten, und ihre Meister hülflos liegen ließen, — der in einer ansehnlichen Stadt des heiligen römischen Reichs teutscher Nazion, wo zehn Prediger die Religion der Menschens

Welche ſanften Weiber-Herzen, wie man glaubt, ſo ſehr behagt:
Die ſo treu der Weisheit iſt, daß ſie nie in ihrem Leben,
Um den Schwanz des beſten Salms, eines Scheel-Fiſchs Korf gegeben;
Die zwar denkt, doch was ſie denkt, niemand als ſich ſelbſt vertraut,
Noch, wenn ihr Verehrer folgen, aus Zerſtreuung um ſich ſchaut;
Dieſe, wenn ſie jemals war, konnte wol vortrefflich taugen. --

Desdemona.

Und wozu denn?

Jago.

Ein Schmahl-Bier-Protocoll zu führen, und Narren auszuſaugen.

Desdemona.

O, was für ein krüpelhafter, armſeliger Schluß! Lerne ja nichts von ihm, Aemilia, ob er gleich dein Mann iſt. Was ſagt ihr, Caſſio, würd' er nicht einen feinen Rath abgeben?

Caſſio.

Es iſt beſſer gemeynt als geſagt, Madam; Euer Gnaden werden den Soldaten gröſſer in ihm finden, als den Gelehrten.

ſchenliebe verkündigten, und eben ſo viel Schul-Lehrer die Künſte und Wiſſenſchaften lehrten, die uns menſchlicher machen; wo aus zwey Buchläden und drey Leſebibliotheken die Aufklärung in hellen lichten Sonnenſtrahlen hervorquoll — dennoch im Staube wäre zertreten worden, wenn nicht ein Pilger vom Lande ihn aufgehoben und ſein gepflegt hätte — glaubte nun ein paar Gründe mehr als andere zu haben, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um ein ganzer Mann zu werden; denn er wollte einen Jugendfehler wieder gut, und ſeinem Wohlthäter Freude machen. Er arbeitete redlich, hatte Kraft zur Arbeit, und fand einen Mann, der ihm ſagte, was nicht jedem Jünglinge geſagt wird: wie er auf die beſte Art arbeiten müßte.

So ſammelte er auf dem gelehrten Jahrmarkt einen großen Schatz ein, mit dem er gleichwohl hätte verhungern können, wenn er nicht durch Glück einen Gönner, und durch den Gönner, ohne Rückſicht auf ſeinen Schatz, eine gute Verſorgung erhalten hätte. Er wurde Amtmann, nahm eine Frau Amtmännin, und in Zeit von fünf Jahren waren drey ſchmucke Jungen da, von denen der älteſte Martin hieß — derſelbe Martin, der jezt die Ehre hat, ſeines Vaters Lebensbeſchreiber, oder — denn das klingt hübſcher — ſein Biograph zu ſeyn.

Vielleicht vermuthet ihr, daß ich nun — am Ende doch aus bloßer lieber Eitelkeit! — eine la-

Entschuldigungsrede über obgedachten Jugendfehler halten würde, da der Fehlende mein Vater war; habt euch aber geirrt, wenn ihr das vermuthetet. Ich habe zwey Cipressen auf sein Grab gepflanzt; werft ihr, die ihr reiner seyd als er, Steine darauf, ob mich gleich ein solcher Steinregen, zwar nur auf ein Grab — aber auf das Grab eines Biedermannes und meines Vaters geworfen, mehr schmerzen würde, als wenn er mich selbst träfe. Seht, ich bin offenherzig genug, auch wohl einen ungleich größern Fehler von meinem Vater zu entdecken, und bin dennoch sicher dabey, daß kein Stein auf sein Grab fallen werde; — Zufall oder die Hand eines Buben, oder eines Pharisäers — das lezte oder war wohl überflüßig? — möchte ihn denn hinwerfen. — Jenes war nur eine Brausche, die der Knabe sich gefallen hatte, und die ohne Arzt und Wundbalsam wieder zu heilen konnte: dies aber war wirkliche Krankheit, an welcher dem klügsten Arzte neun und neunzig Pazienten hinsterben, wenn er kaum den Hundertsten auskurirt, — Ehrgeiz.

Ehrgeiz, so nannte er die Krankheit selbst, an welcher er ein Dutzend Jahre laborirte, ehe er ganz ausgeheilt ward: ob sie gleich Männer, die ihn näher kannten, mit gelindern Namen belegen wollten, weil das Uebel doch seine edlen Theile nicht angegriffen hatte, da es sonst; wenn es sich zum eigentlichen Ehrgeiz qualifiziert, krebsartig um sich

ſich freſſen, und alle geſunden Säfte verderben ſoll. — „Als ſchuldloſer Jüngling — die kleine Brauſche abgerechnet, welche in kurzer Zeit gut geheilt und faſt vernarbt war — Kopf und Herz auf dem rechten Flecke; reich an Kenntniſſen, und dieſe Kenntniſſe alle in guter Ordnung, daß er ſie zu Mitternacht ohne Licht finden, und immer, wo er wollte, Gebrauch davon machen konnte; dabey im Stande, im großen Buche der Natur ſo fertig wie in ſeinem gedruckten Compendio zu leſen, und tauſend Dinge da zu finden, wovon weder im Compendio noch in ſeines Präzeptors Heften ein Wort ſtand: ſo verließ mein Vater die Univerſität, und gieng als Führer des Grafen Sch** auf Reiſen, um Menſchen, Staatsverfaſſungen, Sitten und dergleichen kennen zu lernen. Da fand er nun gar vieles weit ſchlechter als er ſichs gedacht hatte, und fieng an ſtolzer von ſich ſelbſt zu denken. Mit voller Zuverſicht konnte er von ſich ſelbſt ſagen: mir iſts unmöglich, wiſſentlich ſchlecht zu handeln! und das konnten ihm nur wenige nachſagen. Die ſchönſten Menſchenthaten, die er erfuhr, ſah oder hörte er mit Herzenswärme an, aber ohne zu ſtaunen; denn er fühlte, daß er fähig wäre eben ſo zu handeln. Bis hieher war er beſcheiden und faſt demüthig geblieben, weil er fühlte wie viel ihm noch fehle, um das zu ſeyn, was der Menſch, deſſen Bild er überall mit ſich herum trug, ſeyn könnte: nun aber ſuchte er unter den geprieſenen beſſern Menſchen ver-

geblich den Mann, der seinem Bilde gliche, fand die mehresten unter ihnen dem Bilde noch unähnlicher als sich selbst: da litt seine Bescheidenheit Schiffbruch. Er fühlte sich über ganze Tausende erhaben, und glaubte ein natürliches Recht zu haben, über diese Tausende gestellt zu werden. Sich seiner Kraft und seines guten Willens bewußt, hoffte er, daß diese Tausende sich ungleich besser befinden würden, als sie sich jetzt befänden, wenn sie ihn zum Führer annähmen; und in dieser Hoffnung fand er die stärkste Aufforderung ihr Führer werden zu wollen. Kein Wunder daß er rastlos empor zu streben suchte, und daß er voll bittern Unwillens die Buben haßte, die ihm durch Schleichwege den Rang abliefen, und die Menschenfratzen verachtete, die diesen Buben ihre Schleichwege ebneten: aber Ehre für sein Herz, daß er nicht gleich ihnen emporkriechen, nie sich selbst entwürdigen wollte, um eine Ehrenstelle zu erhaschen!

So urtheilte ein Mann über meinen Vater, der über ihn urtheilen durfte. Und nun sollt ihr diesen Mann aus seinem eignen Wochenbuche, wovon ich euch in Betreff seiner Lebensgeschichte einen Auszug mittheile, näher kennen lernen.

13.

Vier Jahre lebte mein Vater als Amtmann froh und wohlgemuth; was er theils seiner lieben

den Frau theils ſeiner Arbeit zu verdanken hatte. Er hatte ſichs in Kopf geſetzt, ſeine Bauern ſo wohlhabend und glücklich zu machen, als ſie's nur werden könnten; und da fand er beyde Hände voll zu thun, um das zwanzigſte Theilchen von dem was er wollte, zu Stande zu bringen, weil ſeine Bauern ſichs eben ſo feſt in die Köpfe geſetzt hatten beym Ahlen zu bleiben. (beym Alten zu bleiben) So lag, zum Beyſpiele, an der äußerſten Gränze ihres Terretoriums, wie ſie's nannten, ein Stück Gemeinland von mehr als dreyhundert Aeckern ganz unbenutzt, öde und wüſte wie vor der Schöpfung — oben kahler Berg und unten Sumpf. Vergebens ſuchte er ſie zu bereden, an dem Berge Holzungen anzulegen, und im Thale das Sumpfwaſſer durch Gräben abzuleiten. Herre dat geht nit! Das war und blieb ihre Antwort. „So verpachtets!" Ja, meinten ſie, wenn man dem Pächter jährlich funfzehn Gulden zugäbe, ſo möchte ſich wohl einer finden, der Hafer ins Waſſer ſäen wollte.

„Gebt mirs in Erbpacht, und ich gebe euch jährlich nicht funfzehn ſondern funfzig Gulden Pacht."

Erbpacht? — Der Amtman mußte ihnen erklären: wat dat Ding's heißen ſolle? und nun riſſen ſie Augen und Mäuler auf, und trieben was ſie treiben konnten, daß der Cuntract noch heute Schwarz auf Weiß käme, damit der Amtmann nicht wieder auf die Hinterfüße träte. Wer

niger aus Gewinnsucht, als um ihnen die Güte seiner Vorschläge recht handgreiflich zu machen, übernahm mein Vater den Pacht, kaufte eine in der Nähe liegende Meyerey, setzte einen gescheuten Pächter hin, ordnete alles selbst an; und siehe! in Zeit von drey Jahren grünte der Berg, und im Thale reiften Früchte aller Art, lieblich anzuschauen und baß zu genießen.

Mein Vater hatte, wie gesagt, von dem Handel keinen großen Gewinn erwartet; aber der Gewinn kam unerwartet nach, und wurde von Jahr zu Jahr beträchtlicher. Er konnt es brauchen: denn die Einkünfte seines Amts waren um vieles verringert worden, da das ansehnliche Accidenz an Strafgeldern und Gerichtssporteln wegfiel. Er strafte nicht leicht einen Bauer um Geld, und schlichtete ihre Streitigkeiten gewöhnlich ohne förmlichen Prozeß und ohne Advocaten. Es brauchte Mühe und Kunst, um sein prozeßsüchtiges Völklein zu überzeugen, daß sie mit ihren Prozessen nur Richter und Advocaten mästeten, und selbst dabey dürre würden wie Pharao's magre Kühe: allein eben die Schwierigkeit war ihm der stärkste Sporn seinen Plan durchzusetzen. Es gelang ihm einigemal, die strupichtsten Streitköpfe, die seine Entscheidung in der Güte verworfen hatten, durch den Erfolg zu überzeugen, daß sie sich selbst dadurch geschadet hätten; er geißelte sie dann öffentlich vor aller Augen mit Scorpionen, und goß hinterher in geheim, unter

ter vier Augen heilenden Balsam auf die geschlagenen Wunden. Auch beredete er seinen Pastor — ein Schaaf am Geist, zum Glück aber auch ein Schaaf am Herzen — seine vorgeschriebenen Warnungen vor Prozessen in seine Predigten als eigene Arbeit einzuflechten; und so gelang es ihm endlich, die Bauern dahin zu bringen, daß sie ihm als Richter keinen Pfennig zu verdienen gaben.

Doch eben der Umstand, wodurch er seinen Bauern Friede schafte, brachte ihn um den seinigen. Sein Herr College im nächsten Amte überwarf sich mit seiner Casse, weil er einen merklichen Defect an ihr verspürte; diese warf die Schuld auf die Friedfertigkeit seiner Nachbarn, und hatte Recht. Denn da diese und seine Bauern sich einander oft nachbarlich in den Haaren lagen, und er das Vorrecht hatte, die verworrenen Haare gegen gute Gebühren wieder gleich zu kämmen: so mußte ihm freylich der Verlust dieser Kunden einen starken Strich durch die Rechnung machen. Noch mehr fühlte dieß sein Herr Sohn (wohlbestallter Hof- und Gerichtsadvokat) der zeithero von seiner Nachbarn Haber sein Reitpferd, und von ihrem Waizen sich selbst gerundet hatte. Nun war aber der Herr College so wenig als sein Herr Sohn gewilligt, das schöne Accidenz, das sie so lange in ungekränktem Besitz genossen hatten, sich vor dem Maule wegnehmen zu lassen, und kamen deßhalb, im Vertrauen zu ihrer gerechten Sache, klagbar gegen meinen Vater ein.

Unglaublich, aber doch wahr! die Klage wurde angenommen, und mein Vater mit einem derben Verweise angewiesen: sich in Zukunft dergleichen unzeitiger Neuerungen zu enthalten! — Ja! ja! wörtlich wahr! denn — der Bruder des Herrn Klägers war dirigirender Minister.

Dies brachte einen längst durchdachten Plan meines Vaters zur Zeitigung. Er kannte das Elend der Dörfer des Landes, in welchem er gebohren war, aus Erfahrung; kannte ihre armselige Oekonomie, die traurige Rechtspflege, und andere Ursachen ihres Elendes; wendete sich unmittelbar, doch nur schriftlich, an seinen Fürsten, schilderte ihm das Elend seiner armen Unterthanen, und zeigte ihm die Mittel, wodurch er es mildern könnte.

Unter den angegebenen Mitteln war auch der Vorschlag: einen bewährten Mann von Kenntnissen und Rechtschaffenheit zum Oberamtmann anzusetzen, der die Dörfer bereisen, die Wirthschaft der Amtleute und Bauern untersuchen, und davon seinem Fürsten Bericht erstatten sollte. Kaum waren sechs Wochen verflossen, so erfuhr mein Vater daß der letzte Vorschlag ausgeführt werde: aber, guter Himmel, wie?

Obgedachter College hatte die Artigkeit, seinen eigenen Herrn Sohn an meinen Vater zu schicken, um seinem liebwertheften Herrn Nachbar, von dem

dem er wüßte, daß er vorzüglichen Antheil an seinem Glück nehmen würde, die angenehme Nachricht zu melden: daß er durch hohe Gnade Sr. Hochfürstl. Durchl. zum Justiz-Ober-Amtmann ernannt sey!

Der würdige Sohn des alten Schurken ritt mit den letzten Worten eben so schleunig zurück, als er angekommen war, und wieherte Hohngelächter. Kurze Zeit darauf wurde mein Vater und alle seine Collegen im ganzen Fürstenthum ad mandatum Serenissimi aufgefordert: „an einem bestimmten Tage persönlich in der Residenz, unausbleiblich, bey Verlust Hochfürstl. Gnade, zu erscheinen, daselbst dem neu-erwählten Justiz-Ober-Amtmann obedientiam et reverentiam zu stipulieren, und ihm von der Anzahl ihrer Bauern, deren Häuser, Ackerzahl und dergleichen, pflichtmäßig vorläufigen schriftlichen Bericht zu erstatten." Zugleich meldete ihm ein Freund — doch ich habe die trostvolle Epistel noch im Original, und will sie euch selbst zu lesen geben, weil sie Wahrheit spricht, obgleich in Galle getaucht, und weil manches darin aus meines Vaters Seele herausgeschrieben scheint.

„Wahrscheinlich werden Sie es nun schon wissen, lieber Amtmann, daß Sie mit mir und allen Amtscommissarien und überhaupt dem ganzen Lands-Gerichts-Personale — weiß nicht ob mit oder ohne Gefängnißwärter und Haltane — eine Pilgerreise

reiſe nach der Reſidenz machen müſſen, um einem armen Sünder — vielleicht ärmer, als irgend einer unter allen Pilgern iſt, obedientiam et reverentiam zu ſtipuliren. Das wiſſen Sie aber wohl noch nicht, daß der Actus, quam ſollemniſſime, praevia oratione Viri Excellentiſſimi — in der Schloßkirche wird vollzogen werden! Ha! es empört meinen Stolz, einen Stolz, der, wie ich glaube, nicht unedel iſt, aufs Aeuſſerſte. Und lieber Amtmann, was fühlen Sie dabey, und was werden Sie thun? Ich habe es überall für unſchicklich gehalten, einen freyen Mann in das Verhältniß des Knabens zu ſeinem Präceptor zurück zu zwängen, und ihn zu nöthigen, einem andern mit Handſchlag Gehorſam und Ehrerbietung zu verſprechen, es wäre denn dem Fürſten ſelbſt, mittelbar oder unmittelbar: denn der Fürſt repräſentiert den Staat in ſichtbarem Bilde, und hier alſo gelobe ich Gehorſam und Treue dem Vaterlande und dem Geſetze."

„Ich bin nicht Thor genug, um alle Subordinazion im Staate verwerfen und guter Ordnung mich widerſetzen zu wollen: aber man muß auch dieſe Subordinazion nicht weiter ausdehnen wollen als es zur Erhaltung guter Ordnung nöthig iſt, und Mann und Amt von einander zu ſondern wiſſen — Wenigſtens ſollte man Männern, bey denen man Ausbildung und Kenntniß der Geſetze des Staats und deren Abſichten und Zwecke,

und

Jago (bey Seite.)

Er nimmt ſie bey der Hand; gut, wol gegeben -- flüſtert einander ins Ohr -- Ich brauche kein ſtärkeres Gewebe als diß, um eine ſo groſſe Fliege wie Caſſio zu verſtriken. Ey ja doch, lächle ſie an, thu's -- in deiner eignen Höflichkeit ſollſt du gefangen werden -- Ihr habt recht, es iſt ſo, in der That -- Wenn ſolche arme kleine Freyheiten euch um eure Lieutenants-Stelle bringen ſollten, ſo wär' es beſſer, ihr hättet eure drey Finger nicht ſo oft geküßt -- O vortrefflich! wol geküßt! vortreffliche Galanterie! -- es iſt ſo, in der That -- Noch einmal -- eure Finger an eure Lippen? Ich wollt' es wären Clyſtier-Sprizen, ſo lieb ſeyd ihr mir. (Trompeten.) Ha, der Mohr kommt; ich kenne ſeine Trompete.

Caſſio.

Es iſt würklich ſo.

Desdemona.

Wir wollen ihm entgegen gehen --

Caſſio.

Eebt, hier iſt er ſchon.

und überhaupt: hinlängliche Kenntniße ihrer Pflicht vorausſetzen darf, nicht unnöthige entehrende Feſſeln anſchmieden. Was ſoll das Gelübde? Der Mann, den man mir zum Vorgeſetzten gab, ſoll mir doch nicht nach Willkühr Befehle ertheilen, ſondern nur, in ſo weit ſeine und meine Inſtruktzion ihn dazu berechtigen? Gut; ſo ſchwören wir beyde unſrer Inſtruktzion nachzukommen, und unſre Pflichten heilig zu halten; und auſſerhalb dieſer Grenzen iſt er nicht mehr und nicht weniger Bürger des Staats, als ich, und wir ſind beyde freye Männer. Auſſer Amt und Pflicht ſchätze ich den Mann als Mann nach ſeinem perſönlichen Werthe, und lache des Purſchen, der ſeine Vorgeſetztenmiene mit in Geſellſchaft bringt! Immer habe ich es für ein Zeichen von gutem Gewiſſen und Biederherzigkeit gehalten, wenn der Untergeordnete, auſſer Amt und Pflicht, ſich gegen ſeinen Vorgeſetzten ſo gerade trug als gegen jeden andern Menſchen; bey dem entgegengeſetzten Betragen fand ich immer einen armen Schlucker, der ſich ſeiner Schwächen, oder einen Schurken, der ſich ſeiner Betrügereyen bewußt war, oder auch eine niedrige Wurmſeele, die zu Ehren kriechen wollte."

„Im gegenwärtigen Fall iſt die Demüthigung der Beamten zwiefach und zehnfach ungerecht. Es iſt überflüßiges Ceremoniell, das der Hochmuth des Miniſters und die Eitelkeit ſeines Bruders veranſtaltete; viele Beamten müſſen lange

Tage

Tagereiſen, ohne einigen Erſatz für Aufwand und Verſäumniß machen; und am Ende kann und wird nichts Gutes daraus entſtehn, weil der Mann zuverläſſig dem Amte nicht gewachſen iſt.

Was zu thun? Supplicando beym Fürſten einkommen hilft nichts; denn — der Miniſter will es einmal ſo haben. Sich geradezu in corpore widerſetzen? — dazu haben wenige Muth, weil ſie die Allmacht des Miniſters ſcheuen. Ich werde auf den 13ten May ſterbenskrank werden. Hier haben Sie noch ein Gedicht von der Art, wo man den Sinn ſuchen muß, zu teutſch: ein Sinngedicht.

„Kein Unterthan in König Friedrichs Staaten
darf ihm aus Ehrfurcht knien. Der Großſultan
ruft: Völker, Sclaven küßt die Erde
und betet den Monarchen an.

Ein Männlein — über Männer wegzuſehen,
wie kann das Männlein das? — Es kann
es anders nicht, als wenn ſich dieſe bücken:
Doch König Friedrich iſt ein Mann! —“

N. N.

Liebe Leſer, ſeyd ihr unterm fünften Knopfloch linker Hand wohl verwahrt, ſo könnt ihr euch vorſtellen wie meinem Vater bey der Nachricht zu Muthe war; beſchreiben kann ichs euch nicht.

Er durfte hoffen, daß man bey Ausführung ſeines Plans vorzüglich auf ihn ſelbſt denken würde,

de, und man benutzte seinen Plan ganz ohne ihn; und hätte man ihn nur benutzt; so aber wurde er verhunzt, da man die Ausführung einem Manne übertrug, der weder Kopf noch Willen hatte ihn auszuführen; und dieser Mann war sein Feind, der ihn mit bitterm Spotte mishandelte; und nun die Demüthigung unter einen solchen Mann! — konnte er wohl auf eine empfindlichere Art gekränkt werden als auf diese?

Vergebens suchte er einige Beamte zu überreden, sich mit ihm gemeinschaftlich zu widersetzen; sie waren zu furchtsam. Vergebens ließ er dem neuen Justiz-Ober-Amtman ins Ohr raunen: er würde alle Beamte wider sich aufbringen, wenn er sie eine solche öffentliche Erniedrung erdulden ließe: das eitle Männchen antwortete lächelnd: das dependiere von seinen hohen Obern!

Noch ein Mittel beschloß er zu versuchen, und wenn das nicht fruchtete, dann wollte er sein Amt nieder legen, und auf seinem Meierguthe Korn säen und Kohl pflanzen. Denn, gleich seinem Herrn Collegen, durch erlogene Krankheit sich dem Ceremoniell zu entziehen, das verstatteten ihm seine Grundsätze nicht. Durch eine Lüge, sprach er, würde ich mich selbst entehren, und das wäre tausendmal mehr als Entehrung von aussen!

Mit Tages Anbruch, nach einer schlaflosen Nacht, die er unter freiem Himmel im Garten durchwacht

wacht hatte, machte sich mein Vater auf und ritt nach der Residenz, harrte daselbst drey Tage, machte zehn Versuche seinen gnädigsten Landes-Vater selbst zu sprechen, und alle zehen Versuche waren vergeblich. Er gieng zum dirigirenden Minister, goß seinen Unmuth bitter genug aus, und Sr. Excellenz verschluckten es, zuckten die Achseln, und entliessen ihn mit einem gelinden Verweise, und dem huldreichen Versprechen: ihn Serenissimo bey nächster Gelegenheit unterthänigst zu empfehlen.

„Wie das alles möglich war?" —

Der Kerl hatte meines Vaters Brief an den Fürsten aufgefangen, und Frechheit genug gehabt, dessen Bericht für eigne Arbeit dem Fürsten einzuhändigen; und nun fürchtete er den Mann, bey dem er so viel Kraft und Muth fand. Kaum war mein Vater in sein Amt zurückgekommen, so folgte ihm ein honigsüßes Schreiben Sr. Excellenz schier auf dem Fuße nach, mit beygefügtem fürstlichen Rescripte, laut welchem zur Belohnung seiner Verdienste das erledigte Amt seines höher beförderten Herrn Nachbars mit dem seinigen vereinigt wurde, nebst dem gnädigsten, Versprechen, daß Serenissimus auf seine weitere Beförderung denken würden. — Etwas unerwarteters konnte meinem Vater nicht begegnen. Er kannte den Minister zu gut, als daß er ihm hätte uneigennützige Belohnung oder auch nur Fürsprache zur Belohnung des Verdienstes zutrauen können; und gerade bey sich selbst, nach dem neusten

ſten Auftritte, den er mit ihm gehabt hatte, am wenigſten: und doch war es ihm unmöglich, eine andere Urſache aufzufinden, die ihn dazu könnte bewogen haben.

Alſo nahm ers als unmittelbare Ehrenbelohnung von ſeinem Fürſten ſelbſt an, der nur um des Miniſters willen deſſen Bruder ihm jezt vorgezogen habe, nun aber deſto angelegentlicher für ihn ſorgen werde. Er hofte daher ſeine baldige höhere Beförderung mit Zuverſicht, dachte ſich auch als Verſorger ſeiner Gattin und Kinder, waffnete ſich mit ſtoiſchen Sentenzen, und trat, als der 13te May erſchien, ſeine Pilgerreiſe nach der Reſidenz an. Unglücklicherweiſe mußte ihm, gerade wie er dem Uebermüthler die Hand reichte, der Triumph der alten Römer einfallen, wie die überwundene Könige im Triumphzuge einhergehen mußten. Er der Sieger, und Du der Beſiegte vor ſeinen Triumphwagen geſpannt — ſo ſtellte ſich das Bild vor ſeine Seele; und weg waren alle ſeine ſtoiſchen Sentenzen, und alle ſeine Kraft verließ ihn. Er mußte ſich noch vor Endigung der Ceremonie entfernen, kam krank zurück, verfiel in ein hitziges Fieber, und phantaſierte von nichts als von Triumphen und gefeſſelten Königen.

13.

Er wurde wieder hergeſtellt, betrieb ſeine Amtsgeſchäfte mit möglichſtem Fleiße, wältzte aber dabey

unauf-

unaufhörlich den Gedanken ſich höher empor zuarbeiten. Zu dem Ende überſchickte er ſeinem Fürſten eine zweyte Schrift von Landesverbeſſerungen, die ihm manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet hatte, mit der er aber auch ſelbſt ganz zufrieden war, da ers ſonſt mit ſeinen beſten Ausarbeitungen immer nur halb und kaum halb war. Er erhielt ein Dankſagungsſchreiben im Namen des Fürſten vom Miniſter, mit der Verſicherung, daß man auf ſeine Vorſchläge und auf ihn ſelbſt reflectiren werde. Indeß verlief ein ganzes Jahr, und es geſchah nichts, als daß man einen ſeiner Vorſchläge, äuſſerſt verunſtaltet und verkrüppelt, ans Tageslicht brachte. Da machte er denn eine zweyte Reiſe nach der Reſidenz, um ſeinen Fürſten ſelbſt zu ſprechen, und dießmal gelang es ihm beſſer als das erſtemal. Wie erſtaunte er aber, da der Fürſt nicht einmal ſeinen Namen kannte, nichts von ſeinen Schriften, nichts von des Miniſters Briefe wußte; und faſt noch mehr erſtaunte der Fürſt ſelbſt, da ihm mein Vater die deutlichſten Beweiſe von der unverſchämteſten Frechheit und Schurkerey ſeines Herrn Miniſters unter die Augen legte. Der arme Schächer wurde vorgerufen, und machte gleich beym Eintritt, wie er meinen Vater erkannte, ein Geſicht, wie der Erzvater Jacob am Morgen nach der erſten Brautnacht. Er wollte läugnen, wollte, wie das läugnen nichts half, ſich entſchuldigen: aber überraſcht und aus der Faßung gebracht, war er nicht im Stande, ſeiner böſen Sache auch nur ein

erträg-

erträgliches Färbchen anzupinseln. Der Fürst ertheilte ihm den guten Rath eine kleine Reise auſſer Landes zu machen, und zwar so geschwinde als er könnte, weil er sich sonst genöthigt sehen würde, ihm eine kleine Reisegesellschaft zuzuordnen, die vielleicht nicht nach seinem Geschmacke seyn möchte. Mein Vater bekam seine Stelle, und fieng gleich mit Antritt seines Amtes an zu arbeiten, wie ein Herzberg, und zu reformieren, wie weiland D. Luther. Da wurden Rechnungen revidiert, Cassen gestürzt, Tagediebe zur Arbeit gezwungen, unverbesserliche Buben dem Herrn Exminister nachgejagt, und in Zeit von sechs Jahren mehr gethan als vor ihm in einem Jahrhundert geschehen war. Alles bekam eine andere, und, nach dem Urtheil von Kennern, eine weit bessere Gestalt als es vor dem gehabt hatte; nur daß viele mit verdorbenen Augen diese bessere Gestalt nicht erkennen konnten, oder mit verdorbenem Herzen nicht erkennen wollten. Der Geist der Rechtschaffenheit und höherer Weisheit begleitete meinen Vater auf jedem seiner Schritte — nur nicht immer der Geist der Klugheit. Er gieng zu rasch, züchtigte die Buben, ohne Rücksicht auf ihre Basen und Onkels und Tanten zu nehmen, that — da sein Fürst ein gutmüthiges Geschöpf, dabey aber ein entnervter Wollüstling war — zu viel ohne ihn, und verbarg es nicht, daß er es ohne ihn gethan habe. Dennoch erhielt er sich, bey der Menge seiner Feinde, denen seine Fehler nicht entgiengen, sechs volle

Jahre auf dem gefährlichen Posten, und würde sich vielleicht noch länger erhalten haben, wenn er nicht durch freiwillige Entfernung seinen Feinden zu viel freies Feld eingeräumt hätte.

Die Blatternkrankheit beschleunigte seinen Fall. Längst schon hatte er seinem guten Weibe gerathen, ihren Kindern die Blattern inoculieren zu lassen, da er auf seinen Reisen die vortheilhaftesten Zeugnisse dafür gesammelt hatte; aber sein sonst so fester unbiegsamer Wille konnte doch den Bitten, Thränen und Liebkosungen der allzuzärtlichen Mutter nicht widerstehen. Jezt kam der längst gefürchtete Feind, streckte meine beyden jüngern Brüder ins Grab, und ich stand auf dem Punkte ihnen nachzufolgen.

Vom Schmerz überwältigt beugte der sonst so zärtliche Gatte die ohnehin nur allzusehr gebeugte Mutter durch die unzeitigsten Vorwürfe noch tiefer nieder. Sie erlag ihrem Schmerz. In Zeit von vierzehn Tagen hatte er sein Weib und zwey Kinder verlohren, und ich allein blieb ihm aus dem kleinen traulichen Kreise seiner Kinder übrig. Unfähig zu Denken und zu Handeln, hatte er doch noch so viel Kraft, den Rath seines Arztes zu befolgen, sich von dem traurigen Schauplatze, wo man seine besten Freuden begrub, zu entfernen und auf Reisen Zerstreuung zu suchen. Er übernahm eine wichtige Gesandtschaft, nahm seinen einzigen

zigen übrig gebliebenen Liebling mit ſich und ſammelte ſich neue Stärke zur Ertragung neuer Leiden. Das übernommene Geſchäft gelang zu ſeiner und ſeines Fürſten voller Zufriedenheit. Der Fürſt war ſo gnädig, ihm mit eigner hoher Hand ein Dank- und Belobungs-Billet zu ſchreiben, und trug ihm ein ähnliches Geſchäft an einem dritten Hofe auf. Mein Vater übernahm auch dieß, fand aber bey näherer Unterſuchung daß die Forderung ſeines Fürſten an dieſen Hof durchaus ungerecht ſey, ſchrieb ihm dieß mit dürren Worten, und reiſete unverrichteter Sache zurück. Auf eine ſolche günſtige Gelegenheit, meinen Vater dem Fürſten verdächtig zu machen, hatten ſeine Feinde längſt gelaurt; ſie benuzten ſie klüglich; ſie deckten zugleich ſeine andern Fehler auf, vergrößerten ſie und logen neue hinzu; und vorzüglich wußten ſie ſeine willkührlichen Verordnungen und angemaßte Macht mit Vernachläſſigung des ſchuldigen Reſpekts und Gehorſams gegen Sc. hochfürſtliche Durchl. ihm zu einem ſo unverzeihlichen Majeſtätsverbrechen anzurechnen, daß endlich der Furſt ſein Verdammungs-Urtheil unterſchrieb, und es ihm noch unter Weges einhändigen ließ. Der Inhalt war: „daß mein Vater, als erkannter treuloſer Diener, nie wieder die hochfürſtliche Reſidenz betreten, auch mit keinem Entſchuldigungsſchreiben oder dergleichen den Fürſten behelligen ſollte!“

15.

Mein Vater begab ſich auf ſein kleines Meyergut, niedergeſchlagener als wohl von Rechtswegen ein Mann, wie er, über den Verluſt eines ſo wandelbaren Guts, als Fürſtengunſt iſt, hätte ſeyn ſollen. Doch war es auch nicht ſo wohl dieſer Verluſt der ihn ſchmerzte, denn der Fürſt war in ſeinen Augen ein gar unbedeutender Menſch; als vielmehr die entriſſene Gelegenheit noch ſo viel zu wirken, und der Gedanke als treuloſer Diener, ungehört, und ohne ſich rechtfertigen zu dürfen, verurtheilt zu ſeyn. Einſam nagte er an ſeinem Grame und der Gram an ihm, als ein Mann, wie vom Himmel herabgeſandt, ihm erſchien, und ſeiner Seele neue Schwungkraft und ſeinem Leben neuen Reiz gab. In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen größern Mann geſehen als ihn. Groß, über allen gewöhnlichen Maaßſtab war ſeine Seele, und ſein Angeſicht ſeiner Seele treueſter Spiegel. Was man auch von dem allgemein verlohrnen Ebenbilde Gottes ſagen mag — dieſer da hatte es nicht verlohren. Ich verſtehe mich nicht auf gelehrte Geſichtskunde, aber vor dem da mußte männiglich Reſpekt haben, wer ihn auch nur von weitem ſah. Ein paar Augen hatte er, mit welchen er euch durch und durch ſah, und doch wenn ihr reines Herzens waret, ſo ließet ihr euch gern von ihm durchſchauen. Denn ſein Blick flammte wie die Sonne, aber wärmte zugleich, daß euch dabey unbeſchreiblich wohl wurde.

Sechste Scene.

Othello und Gefolge zu den Vorigen.

Othello.

O meine ſchöne Heldin!

Desdemona.

Mein theurer Othello!

Othello.

Meine Verwundrung euch vor mir hier zu ſehen, iſt ſo groß als mein Vergnügen. O Wonne meines Herzens! Wenn auf jeden Sturm eine ſo ſüſſe Stille folgte, ſo möchten die Winde blaſen, bis ſie den Tod aufgewekt hätten: So möchte die arbeitende Barke an Hügeln von Waſſer bis an den Olymp hinauf klettern, dann wieder ſo tief ſich tauchen, als die Hölle vom Himmel iſt! Wenn ich izt ſterben müßte, ſo wär's in dem Augenblik, da meine Glükſeligkeit ihren höchſten Punkt erreicht hat; ich beſorge ſehr, dieſe Wonne meiner Seele iſt zu groß, als daß noch eine ſolche in der unbekannten Zukunft für mich ligen kan.

Desdemona.

Das verhüte der Himmel, daß unſre Liebe und unſer Vergnügen nicht in gleichem Maaſſe zunehmen ſollte, wie unſre Tage wachſen!

Othello.

Mein Vater war reines Herzens, darum labte er ſich an dem Blick des großen Mannes, freute ſich der Nachricht daß er ſein Nachbar war, wenigſtens kaum drey Meilen weit von ihm entfernt wohnte, und nahm mit Freuden ſeine nachbarliche Aufforderung an, ihn zu beſuchen. Er war ohngefähr um die Zeit, als mein Vater Miniſter ward, in die Gegend gekommen; hatte, weil ihm die Gegend gefiel, ſich daſelbſt angebaut, ſich einen groſſen ächt Engliſchen Garten angelegt, und lebte da unbekannt, aber weit wirkend. Er kannte meines Vaters Geſchichte und ihn ſelbſt ſo genau, als wenn er Jahre lang in vertrautem Umgange mit ihm gelebt hätte: und doch konnte ſich mein Vater nicht entſinnen, ihn je einmal in ſeinem Leben geſehen zu haben. Das klingt räthſelhaft; doch halt ein wenig, und ihr ſollt die Auflöſung haben, und den großen Mann ſelbſt näher kennen lernen, ſo bald ich im Stande bin, die Copie, die ich mir von ihm genommen habe, ihm etwas näher zu bringen, als ſie dermalen noch iſt. Denn glaubt mirs, es iſt keine kleine Arbeit, von einem recht großen Manne eine ihm ähnliche Copie herauszubringen. Und der da beſonders hätte gewiß ſelbſt einem Apelles mehr als einmal ſitzen müſſen, wenn er ihn hätte treffen ſollen. Nun aber habt ihr mir 's längſt ſchon angemerkt daß ich kein Apelles bin, und auch wohl keiner werden werde. Nehmt alſo vor der Hand mit dem verlieb, was

ich euch, in Bezug auf meines Vaters Leben, von ihm sagen kann.

Er führte meinen Vater bey seinem ersten Besuche in eine Bildergallerie, wo Stücke und Fächer auf eigene Weise und zu besonderer Absicht geordnet waren, so einzig in ihrer Art wie der Besitzer selbst.

Im ersten Zimmer fiel das Auge zuerst auf den sterbenden Jesus, und konnte, wenn es ein recht menschliches Auge war, stundenlang darauf ruhen. Denn der herzvolle Künstler hatte göttliche Hoheit und göttliche Milde mit Meisterhand gemischt und sanft in einander zusammenfließen lassen. Neben ihm Sokrates mit dem Giftbecher, weiter hin Phocion in dem Kerker — und so lauter Menschen, die der Stolz ihres Geschlechts waren, und fast alle von dem Geschlechte, dessen Stolz sie waren, dem sie Gutes thaten, für welches sie sich aufopferten — gemißhandelt. Die Ueberschrift dieser ersten Abtheilung war: Leidende Unschuld, und verkanntes oder mit Undank belohntes Verdienst! mit dem vorbereitenden Gedanken:

„Die Tugend ist göttlichen Ursprungs!"

„Darum soll und kann Erdenglück nicht ihr Lohn seyn!"

„Aber darum bleibt sie auch dann noch schön, entzückend schön, wenn sie leidet!"

„Wolltest du wohl nicht dieser Tugendhafte seyn, wenn du auch, wie er, leiden müßtest?"

„Onalip

„Selig bist du, wenn deine Tugend durch Leiden geprüft, und bewährt gefunden würde! Selig, wenn du diesen Edlen verwandt bist!"

Im zweyten Zimmer war eine Sammlung edler guter Menschen ohne jene besondre Rücksicht auf erduldete Leiden; König und Bauer traulich neben einander; mit der Ueberschrift:

„Es kommt hienieden nicht darauf an, welche Rolle du spielest, sondern wie du sie spielest! Die Wahl hängt selten nur von dir ab; aber auch die kleinste Rolle macht dir Ehre, wenn du sie vorzüglich gut spielest!"

Das dritte Zimmer hatte die Aufschrift, Narrencabinet. Eine Aufschrift, die mir anfänglich nicht so recht gefallen wollte, weil viele der das selbst aufgestellten mir mehr Bösewichter als Narren schienen; die ich aber passender fand, seit mir der große Mann erklärte, in welcher naher Verwandschaft die Bosheit mit der Narrheit stehe.

Da war unter andern zu sehen:

1) die liebe Göttin Gerechtigkeit, wie sie mit verbundenen Augen ihr Schwerdt gebraucht — um zu morden. Gegenüber, wie sie ohne Binde ihre Wage brauchte, um — Geld zu wägen.

2) Ein Löwe und ein Tyger, welche die schwächern Thiere zerfleischen; mit der Unterschrift: Das Recht des Stärkern! Gegenüber, ein

Schlachtfeld voll getödteter und zerſtümmelter Menſchen; mit der Unterſchrift: **Das Löwen- und Tygerrecht.**

3) Unter einer Heerde Ochſen zwey Männer — ſahen aus wie Mezger, — welche, wahrſcheinlich des Handels einig, Hand in Hand ſchlugen; und im Nebenabſchnitt, unter einer Heerde Menſchengeſchöpfe, zwey andere Männer in ſtattlicher Kleidung mit blinkendem Stern an der Bruſt, welche ſich eben ſo wie jene die Hand gaben. Die gemeinſchaftliche Unterſchrift: **Stück für Stück dreyßig Gulden.**

4) Ein Eſel auf einem Throne von Tygern getragen; auf der untern Stuffe des Throns rechts ein Fuchs und links ein Rabe. Gegen über — dieſelben Thiere in Menſchengeſtalt.

5) Ein Mann mit einer Krone ſiegelte Briefe, die ein anderer, mit einem breiten Bande geſchmückt, ſchrieb; und eine Dirne, frech in Kleidung und Miene, wie eine vornehme Buhlerin, ſtand ſo, daß man ihr anſehen konnte, ſie dictiere. Gegenüber wütheten und mordeten in einer Stadt, die in vollen Flammen ſtand, Bewafnete, in der Uniform jenes Mannes mit der Krone. Die Unterſchrift: pro Deo et Patria.

6) Drey Männer unter einer geketteten Menge, welche ihre Ketten abgeworfen hatten und jetzt die andern befreyen wollten — glühender Un-

wille auf ihrem Angeſicht. — Gegenüber dieſelben drey; der eine, mit einer eiſernen Kette gebunden, knirſchte mit den Zähnen, der andere mit einer goldenen Kette lächelte, und der dritte kniete in Armerſünder Geſtalt vor einen Schwarzrocke.

7) Ein ſchmutziges Zimmer. In der Ecke lagen Kutten, Galgen, Paternoſters, Dolche, Crucifixe; und feiſte Kerls ſaßen in bunten Reihen beym allgewaltigen Kelchglas. Die Unterſchrift: Ad majorem Dei gloriam. — Gegenüber ein weiblicher Engel, aus deſſen Angeſicht überirrdiſche Schönheit ſtralte, der aber in ein abſcheuliches Gewand gehüllt war. Zwey Wänſte aus obigem Schmuzzimmer ſtanden vor ihm, eben beſchäftigt, auch über das ſchöne Engelgeſicht herab einen dichten Flor zu ziehen. Unterſchrift: Wir haben ſie ausgeſchmücke! — Item: ein Quadrat, ein Baum und eine Waſſerquelle, mit der Unterſchrift: ein Triangel, ein Wald und ein Weinſtock!

8) Eine Sammlung von Perückenſtöcken — per plurima vota!

9) Ein paar zerlumpte Kerls mit wahren Spizbubengeſichtern, und zum Ueberfluß der Galgen auf ihre Stirne gebrannt. Vor ihnen ſtand ein feingekleideter Mann, welcher ihnen die Hand reichte, die jene aber mit Verachtung zurückwieſen. Die Unterſchrift zeigte: daß ſie ihn

für ungleich ſchlechter als ſich ſelbſt hielten, und deshalb den angebothenen Freundſchaftsbund ausſchlugen. — Späterhin habe ich den feingekleideten Mann von Perſon kennen lernen. Es war ein Nachdrucker — Doch weg aus dem Narren- und Schurkencabinet!

Mein Vater befand ſich in dem erſten Zimmer auſſerordentlich wohl, vergaß ſeine eigenen Leiden, weinte denen eine Thräne, die, edler als er ſelbſt, mehr als er gelitten hatten, und fühlte ſich geſtärkt durch den Gedanken: doch auch ein Plätzchen unter ihnen zu verdienen! Er lebte im traulichen Umgang mit dem groſſen Manne von neuem auf, war glücklich und wirkte im Stillen viel Gutes. Er war mein Freund und Lehrer, begünſtigte meine Neigung für's Landleben, ließ mich auf Reiſen Erfahrungen ſammeln, Länder und Menſchen kennen lernen, und was man ſonſt noch gutes auf Reiſen lernen kann. Ich kam zurück und wurde Pächter, der ich noch bin, und der ich hoffentlich bleiben werde, bis der Gutsherr dort oben mir die letzte Rechnung abfordert. — Das wollte ich euch ſchließlich noch ſagen: daß mein Vater den Triumph erlebte, den ihm ſein Freund bereitete: daß der Fürſt ſeine Sache unterſuchte, ihn für ſchuldlos erklärte, und mit einem groſſen Gnadengehalt das begangene Unrecht gut machen wollte. Es verſteht ſich aber, daß mein Vater das hochfürſtliche Gnadengeſchenk ausſchlug. D.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

III.

Von den Verdienſten des Hauſes Medici um die Naturkunde.

Der goldenen Zeiten für Wiſſenſchaften und Künſte ſind in der Geſchichte der Menſchen ſehr wenige, und dieſe von ſehr kurzer Dauer geweſen. Voltaire zählet ihrer nur vier, und ſetzt die erſte unter die Regierung Philipps und Alexanders des Großen, die zweyte unter Julius Cäſar und Auguſtus, die dritte in den Zwiſchenraum von 68 Jahren, da Coſmus Medici, der Vater des Vaterlandes, und ſeine Nachkommen Pietro und Lorenzo, der Republik Florenz, und Leo X. der Römiſchen Kirche vorſtanden; die vierte verſetzet er nach Frankreich unter Ludwig XIV. Nichts kann für das Hauß Medici, und für deſſelben Vaterland rühmlicher ſeyn, als das Bild, welches V. von der dritten dieſer glücklichen Zeits-Epochen entwirft. Die dritte, ſagt er, iſt diejenige, die auf die Eroberung von Conſtantinopel durch Mahomed II. erfolgte. Damahls ſah man in Italien eine bloße bürgerliche Familie etwas thun, was die Könige von Europa hätten unternehmen ſollen. Die Medicis riefen die Künſte nach Florenz, die von den Türken aus Griechenland vertrieben wurden, und

dieſe

dieſe war die glorreichſte Epoche Italiens. Alle Wiſſenſchaften lebten wieder auf. Die Italiener ehrten ſie mit dem Nahmen der Tugend (virtù) wie die alten Griechen ſie durch den Nahmen der Weisheit (σοφια) charakteriſiert hatten. Alles ſtrebte zur Vollkommenheit empor. Die Michel Angelos, die Rafaels, die Tizian, die Taſſo's, die Arioſte blühten. Die Kupferſtecherkunſt wurde erfunden; die ſchöne Architektur zeigte ſich in einem noch größern Glanz als in dem triumphierenden Rom; und die Gothiſche Barbarei, welche Europa noch überall verunſtaltete, ward aus Italien verjagt, um überall dem guten Geſchmack Platz zu machen. Die Künſte, nun zum drittenmahl aus Griechenland nach Italien verpflanzt, fanden da einen Boden, worin ſie auf einmahl die herrlichſten Früchte trugen, u. ſ. w.

Betrachtet man, was die drey erſten goldenen Zeiten eigentlich zur Vervollkommnung der menſchlichen Kenntniſſe bewirkt haben, ſo ſchränket ſich dieſes faſt gänzlich auf die ſchönen Wiſſenſchaften und die bildenden Künſte ein. Die wahre Philoſophie blieb in dieſen glücklichen Zeiten, ſowohl in Griechenland als Italien, in ihrer Kindheit. Die Philoſophen verlohren ſich aus Mangel einer gegründeten Naturlehre in Labyrinthen von Hypotheſen und Grübeleyen. Die Wirkungen und Erſcheinungen der Natur wurden ohne den Maaſſtab der Erfahrung und der Geometrie beurtheilt.

Was man von der Mechanik wußte, war mehr praktiſche Geſchicklichkeit als Wiſſenſchaft, und die bekannten Grundſätze der Bewegung wurden mehr an Maſchinen, als an die Wirkungen der Natur angewandt. Was nach der Einnahme von Konſtantinopel durch den Uebergang griechiſcher Gelehrten zur Aufklärung der menſchlichen Vernunft gewonnen wurde, war nur Kenntniß der griechiſchen Sprache, und Vermehrung der Mittel, die Geometrie der alten Griechen zu ſtudieren. Am Ende des XVIten Jahrhunderts war Europa nicht aufgeklärter als zuvor. Die öffentlichen Schulen und die berühmten Lehrer derſelben beſchäftigten ſich noch immer mit leeren Betrachtungen und grundloſen Syſtemen. Die Naturlehre beſtand noch immer in einer Art Metaphyſik, und dieſe war ein Gemiſch von peripatetiſchen und platoniſchen Grübeleyen. Die wenigen Funken der Wahrheit, welche in der Naturkunde von einzelnen großen Männern in verſchiedenen Jahrhunderten gefunden worden waren, verlohren ſich in der allgemeinen Finſterniß.

Selbſt das Copernicaniſche Syſtem, der kühnſte und erhabenſte Flug, den die menſchliche Vernunft in allen Jahrhunderten der Geſchichte der Menſchheit gethan, würde ſich vielleicht unter der Menge fruchtloſer Hypotheſen verlohren haben, hätte es nicht Galilei, ein Toſkaner, im Anfang des XVIIten Jahrhunderts durch ſeine Entdeckungen

zur Gewißheit erhoben. Dieser große Mann warf das seltsame Gebäude der peripatetischen Philosophie zu Boden, und legte, mit dem Maßstabe der Geometrie in der Hand, den Grund zu dem ewigen Tempel der Wissenschaften, welchen Newton nachher errichtete. Er war der erste unter den Philosophen, der es sich zu einem unveränderlichen Gesetze machte, in natürlichen Dingen nichts für wahr anzunehmen, als was sich auf unläugbare Erfahrungen und wiederhohlte Versuche gründete; sich in seiner Lehrart einer verständlichen Sprache zu bedienen, und alle sinnlose Machtwörter zu vermeiden; sich von der fruchtlosen Erforschung der ersten Ursachen, die vor unsern Augen verschlossen sind, zu enthalten, und nur mit den Wirkungen der Natur zu beschäftigen, die ihn von der wirklichen Beschaffenheit der natürlichen Gegenstände versicherten.

Baco von Verulam hatte kurz vorher durch seine Vorschrift einer neuen Lehrart die Zeichnung zum Tempel der Wissenschaften entworfen; es fehlte aber an einem großen und unerschütterten Geiste, der die Ausführung derselben unternähme. Weil der Englische Philosoph in der Geometrie nicht geübt war, mußte er es bey allgemeinen Plänen bewandt seyn lassen. Galilei legte die erste Hand ans Werk. Er hatte die Geometrie der Alten gründlich studiert, und war der erste, sie auf eine fruchtbare Weise an die Naturlehre anzuwenden;

Othello.

Amen, zu dieſem holden Wunſch! Ich kan nicht genug von dieſer Freude ſagen, mein Herz iſt ſo voll -- (er küßt ſie --) und diß, und diß, möge die gröſſeſte Diſſonanz ſeyn, die jemals unſre Herzen machen werden!

Jago (bey Seite.)

O, izt ſeyd ihr noch wolgeſtimmt; aber ich will den Wirbel legen, der dieſe Muſik macht, ſo wahr ich ehrlich bin!

Othello.

Kommt, wir wollen in's Schloß. Nun, meine Freunde, der Krieg iſt geendigt, eh er angefangen hat; die Türken ſind ertrunken. Wie leben unſre alten Bekannten auf dieſer Inſel? -- Mein liebſtes Herz, ihr werdet in Cypern ſehr geliebt werden; ich habe viele Freundſchaft hier empfangen -- O meine Liebe, ich merke daß ich mich vergeſſe; das Uebermaaß meiner Freude macht mich ſchwärmen. -- Ich bitte dich, guter Jago, geh an die Rhede und laß meine Kiſten auspaken; und den Schiffs-Patron bring' in die Citadelle zu mir; er iſt ein geſchikter Mann, deſſen Verdienſten eine vorzügliche Achtung gebührt. Kommt, Desdemona, noch einmal willkommen in Cypern!

(Othello und Desdemona gehen ab.)

den; woher ſie in alle Zweige des menſchlichen Wiſſens eingeführt wurde. Die von ihm enthüllten Geſetze der Bewegung enthielten die erſten Keime des ganzen Wachsthums, welchen die Statik und Mechanik nach der Zeit erhalten haben. Die Erfindung und erſte Anwendung des Fernglaſes eröfneten dem menſchlichen Auge neue Welten, und die erſten Erſcheinungen, die ſich ihm darſtellten, waren eben ſo viele Beweiſe des Copernicaniſchen Syſtems, welches Baco ſeiner Bewährung nicht würdigte.

Der Ruf ſeiner Erfindungen und Entdeckungen zog eine Menge Zuhörer aus Italien, Frankreich, Teutſchland, Pohlen, Schweden, Hungarn und Siebenbürgen in ſeine Schule, welche nachher ſeine neue Lehre und den geometriſchen Geiſt in ihren Ländern verbreiteten. Unter denſelben befand ſich auch der große König Guſtav Adolph als Kronprinz mit einigen Schwediſchen Edelleuten *). In ihm bewirkten ſeine öffentlichen und Privatvorleſungen, denen er täglich beywohnte, ſo viel, daß er kurz nach ſeiner Rückkehr, da er den Schwediſchen Thron beſtieg, die unnützen Schullehren, welche dem aufgehenden Lichte der Wahrheit im Wege ſtanden, durch Geſetze aus ſeinen Staaten verbannte. In Italien waren

*) Siehe Jagemanns Geſchichte des Lebens und der Schriften des Galileo Galilei S. 54.

ren seine vornehmsten Schüler Benedikt Castelli und Famiano Michelini, die Stifter der Hydrometrie und Hydraulik, Johann Evang. Torricelli, der Erfinder des Barometers mit Queckſilber und Stifter der Aerometrie, Bonaventura Cavalieri, dem wir die Infinitesimal-Berechnung zu verdanken haben, und Viviani, der die Experimental-Physik in ein zusammenhangendes Gebäude brachte; endlich die Großherzoge Cosmus II. Ferdinand II. und sein Bruder der Kardinal Leopold.

Nicht unter Ludwig XIV. sondern unter der friedlichen Regierung dieser Mediceischen Fürsten war das vierte goldene Zeitalter der Wissenschaften, ja die einzige goldene Zeit, da den Menschen das Licht der Wahrheit aufgieng, und die Aufklärung ihren Anfang nahm. Es ist zu bewundern, daß Herr von Voltaire die glücklichste Periode aller Jahrhunderte mit Stillschweigen übergehen konnte. Es ist wahrscheinlich, daß er in der Geschichte der Italienischen Litteratur nur oberflächlich bewandert war, und was er davon wußte aus partheyischen Quellen geschöpft hatte, wie der Verfasser der Vorrede der Encyclopädie, Pariser Edizion, welcher den Galilei in die zweyte Klasse der grossen Lichter zählt, und so ganz dem Des-Cartes, der dem Aufkommen der wahren Philosophie so große Hindernisse in den Weg legte, nachsetzt. Hume, der, ohne Vorurtheile, der Wahrheit in ihren ächten Quellen nachforschte, trägt

trägt am Ende ſeiner Geſchichte Königs Jacob I. kein Bedenken, die Verdienſte des Galilei über jene des Baco, welcher in der obbeſagten Vorrede an die Spitze der erſten Klaſſe geſetzt wird, zu erheben.

Es ſcheint, als ſey der Ruhm, die Aufklärung des Verſtandes durch die Vervollkommnung der Naturkunde zu vollbringen, nur den Nachkommen Coſmus des ältern von Medici, durch deſſen frühere Söhne und Enkel die ſchönen Künſte wieder auflebten, vorbehalten geweſen. Schon waren die Groſsherzoge Franz I. und ſein Bruder Ferdinand I. groſse Liebhaber, durch chymiſche Verſuche die Geheimniſſe der Natur zu erforſchen. Ferdinand hatte eine Art Akademie geſtiftet, die aus den beſten Philoſophen ſeines Landes beſtand, und ſich jeden andern Tag in ſeinem Reſidenzſchloſſe vor ihm und ſeinem Sohne Coſmus verſammelte, gewiſſe aufgegebene Fragen über allerley Gegenſtände der Natur abzuhandeln. Obgleich Galilei öffentlicher Lehrer zu Padua war, ſo benutzte er dennoch die groſsen Kenntniſſe dieſes ſeltenen Mannes zum Unterricht ſeines Erbprinzen Coſmus, in den Sommerferien, die er an ſeinem Hofe zubrachte. Sobald aber dieſer Prinz im Jahr 1610. den Toſkaniſchen Thron beſtieg, berief er ſeinen Lehrer nach Florenz, aus keiner andern Urſache, als damit er ſeine gemachten Entdeckungen, frey von allen Verrichtungen eines öffentlichen Lehramts,

und reichlich versorget, zur Vollkommenheit bringen und vermehren könnte. Galilei war die Seele der von Ferdinand I. gestifteten Philosophischen Gesellschaft, welche nun für die Naturkunde weit wichtiger wurde. Man gab ihm hier immer neuen Stoff, und einige Mitglieder, denen noch ein Ueberrest von Aristotelischem Sauerteig anklebte, reizten ihn sogar durch ihre Zanksucht, verschiedenen natürlichen Gegenständen schärfer nachzudenken, als er sich selbst überlassen gethan haben würde. Eine dergleichen Frage war: wie feste Körper im Wasser schwimmen und sich bewegen, ohne unterzusinken? Hieraus entstand sein vortreflicher Tractat: discorso intorno alle cose che stanno sull' acqua e che in quella si muovono, welcher im Jahr 1612 zu Florenz im Druck erschien. Er bewies in demselben, daß das Schwimmen oder Versinken der Körper im Wasser weder von ihrer Figur, wie Aristoteles lehrte, noch von der Tiefe des Wassers, wie Plinius glaubte, sondern von dem größern oder geringerm Inhalt der Materie und ihrer Ausdehnung herzuleiten sey. Gelegentlich streuet er in diesem, wie in allen seinen Werken, den Saamen sehr wichtiger Lehren aus, welche erst in der Folge zu ihrer Reife gelangt sind: z. B. daß die Schwere eine allen körperlichen Dingen gemeine Eigenschaft ist; daß gefrohrnes Wasser verdünnt, gefrohrenes Oehl aber dichter wird; daß die Bestandtheile des Wassers auf eine gewisse Art aneinander hangen,

gen, wodurch sie nicht so gleich von allen Seiten her zerfließen, und sogar seine Blättchen von Eisen oder Bley, die von Natur schwerer sind als sie, auf ihrer Oberfläche tragen; daß der Druck eines flüßigen Körpers nur seiner Höhe angemessen ist, und in allen Röhren, die eine Communication mit einander haben, wenn diese auch von verschiedener Figur und Weite sind, sich zu gleicher Höhe erhebe; daß zwey Körper von ungleicher Schwere das Gleichgewicht erhalten, wenn in dem leichtern durch die Geschwindigkeit ersetzt wird, was ihm am Gewichte fehlet.

Von dieser Art war auch seine schöne Streitschrift: Saggiatore betittelt, wider den Jesuiten Orazio Grassi, worin er zwar die Natur der Kometen nach der Lehre der Alten erkläret, diesen Irrthum aber mit sehr wesentlichen Vortheilen für die Naturlehre ersetzt. Die dem Des-Cartes fälschlich zugeeigneten, und von den Alten nur dunkel angezeigten Lehrsätze: in der anschaulichen Welt gebe es nichts als Bewegung und Materie — von der Materie könne man nichts als Figur, Größe und Ort begreifen — Licht, Farbe, Laut, Geschmack ꝛc. seyen keine Eigenschaften der Körper, sondern Leidenschaften unserer Sinne, und andere natürliche Wahrheiten, setzt er hier mit wunderbarer Einfalt und Zierlich-

keit in ein helles Licht. Er erkläret auch die Natur und Analogie der Wärme, des Feuers und des Lichtes. Unter dem Feuer verstehet er eine Menge überaus kleiner Körper, welche so gestaltet sind, und sich so schnell bewegen, daß sie in uns das Gefühl der Wärme und Hitze bewirken. Wenn diese Feuertheilchen an Menge und Stärke zunehmen, so lösen sie auch die härtesten und festesten Körper auf; werden sie aber über alle unsere Einbildungskraft verfeinert, so bilden sie das Licht. Man lieset noch heut zu Tage dieses Werk als ein Muster der Zierlichkeit und Stärke des Ausdrucks, in Toskanischer Sprache, obgleich der Inhalt selbst für unsere Zeiten nichts reitzendes mehr hat.

Man hielt damals zu Rom das Copernikanische System für eine der heiligen Schrift widersprechende und ketzerische Lehre, und es war so gar Ketzerey zu behaupten, daß dieser Widerspruch nur scheinbar wäre. Man gab auch von päbstlicher Seite vor, die römische Inquisition habe es dem Galilei unter der Strafe des Kerkers verbothen, dieses System schriftlich zu vertheidigen. Aber seine unüberwindliche Begierde das Reich der Wahrheit zu erweitern, verleitete ihn, dasselbe in seinem dialogo sopra i due massimi sistemi, Tolomeico e Copernicano, mit überwiegenden Beweisgründen zu bestätigen. Ohne Zweifel verließ er sich auf den damals mächtigen Schuz Cosmus II. Was sonst nur eine mögliche Hypothese war, das

erhebt

erhebt er hier zu einer wirklichen und gegründeten Wahrheit. Er erklärt die Aehnlichkeit und Verwandschaft zwischen der Erde und dem Monde so augenscheinlich, daß man auf den Schluß verfallen muß, im Monde müssen die Länder nicht öde und todt, sondern von lebenden, sich bewegenden und wirkenden Geschöpfen bewohnt seyn; er sey mit Bergen, Thälern, und Meeren bedeckt, mit einer eigenen Athmosphäre umringt, und den Abwechselungen des Tages und der Nacht, des Winters und Sommers unterworfen.

Nach dem für die Wissenschaften allzu frühzeitigen Tode Cosmus II., fand das aufgegangene Licht der Naturlehre einen nicht minder eifrigen Beförderer in seinem Sohn und Nachfolger Ferdinand II. und desselben Bruder Leopold. Daß Galilei kein Opfer des schrecklichen Inquisitionsgerichts zu Rom wurde, ist hauptsächlich dem Schutze dieses Großherzogs zuzuschreiben; er würde ihn auch nie in die Hände desselben überliefert haben, wäre er nicht von untreuen Ministern, die an den Römischen Hof verkauft waren, getäuscht worden. Er hatte, wie sein Vater, den geometrischen Geist, und die Begierde nach Aufklärung in der Naturkunde von Jugend auf von ihm eingesogen. Er verehrte ihn, sammt seinem Bruder Leopold, nicht nur als Lehrer, sondern auch als Vater; sie besuchten ihn in seinen öftern Krankheiten, besonders in den Jahren seiner Blindheit, theils ihn zu

tröſten, theils ſeine Lehren anzuhören. Was Galilei unter der Regierung dieſes großmüthigen Fürſten zur Aufklärung in der Naturlehre that, war vornehmlich die Verbeſſerung des Vergröſſerungsglaſes, des Werkzeuges unzähliger Entdeckungen, welches damahls in Italien noch immer das beſte war; und ſein Traktat von der Mechanik. Er handelt in demſelben von den Geſetzen der Waſſerpumpe, unterſucht das Verhältniß zwiſchen der Dichtheit der Luft und des Waſſers, erforſchet die Natur der höhern und niedern Töne der Muſik in der zitternden Bewegung der Saiten, im Klange eines mit Waſſer angefüllten Glaſes, deſſen Rand man mit dem Finger reibet, und im Laute einer meßingenen Platte, wenn ſie mit einem ſcharfen Eiſen geſchabt wird, analyſiert das angenehme Gefühl der Harmonie in dem menſchlichen Öhre, und legt dem erſten Grund zur Akuſtik. Er erklärt die Theorie des Widerſtandes, den die feſten Körper äuſſern, wenn man ſie zerſtücken und theilen will, und entdeckt verſchiedene wichtige Wahrheiten, welche zur Vervollkommnung der Baukunſt dienen, und ein großes Licht über Größe und Form verbreiten: z. B. daß man ein Priſma durch einen paraboliſchen Einſchnitt über 33 Procent an Schwere vermindern kann, ohne ſeiner Stärke etwas zu benehmen; daß die Natur in der Größe und Form der Körper feſtgeſetzte Grenzen habe, die ſie nicht überſchreiten kann, ohne von ihrer eigenen Laſt unterdrückt zu werden; daher komme es,

daß,

daß, was in kleinen Modellen gelinget, im Großen oft keinen Bestand hat, und daß die Natur den Thieren von ungeheurer Größe das Meer, welches ihre Last trage, zum Aufenthalt angewiesen hat. Er erklärt die Gesetze der gleichfortschreitenden, und der an Geschwindigkeit zunehmenden Bewegung der Körper, die entweder senkrecht, oder auf einer schiefen Fläche herabfallen, und derer, die in der Luft geworfen werden. In Lehrbüchern unserer Zeit nehmen diese Theorien wenige Paragraphen ein, einer prächtigen Allee ähnlich, die man in wenig Minuten durchläuft, ob es gleich eine Arbeit vieler Jahre kostete, ehe sie zu Stande kam. Um den Werth dieser Erfindungen zu schätzen, muß man sich in die Zeiten versetzen, da unter dem ganzen Troß der Philosophen Niemand war, der von der Bewegung eine Erklärung zu geben wußte; da selbst Cardanus und Tartaglia, die sich durch Ruhm und Fähigkeit vor andern auszeichneten, und der Bewegung schief in die Höhe geworfener Körper gestissentlich nachgedacht hatten, der Meynung waren, sie bildeten anfänglich eine gerade und nachher eine Cirkelförmige Linie. Galilei beweiset hingegen, daß sie jedesmahl eine Parabel bilden. Endlich wendet er noch in diesem Werke, welches in vier Gesprächen bestehet, die Gesetze der Ballistik auf die Artillerie an, und giebt Tafeln, worauf der verschiedene Gang der Kanonenkugeln und der Bomben nach der Verschiedenheit der Winkel, den sie im Heraus-

fahren mit der Horizontal-Linie machen, bestimmt wird. Er hatte die Kunst, den Staat wider seine Feinde zu vertheidigen, schon zu Padua gelehrt, und der große Gustav Adolph wußte sie wider die seinigen vortreflich zu benutzen. Die ersten Proben, welche er wider die Russen und Pohlen in der Befestigungskunst ablegte, waren vollkommene Meisterstücke einer ganz neuen Art, die sich auf die tiefste Einsicht in die Geometrie, und in die von Galilei erschaffene Mechanik und Ballistik gründete. Galilei hatte die Kriegsbaukunst in einem ungedruckten Traktate von 23 Kapiteln kurz und gründlich entworfen, dessen Manuskript in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand verwahrt wird. Vauban soll sie in dem Bau seiner 333 Festungen benutzt haben.

Nachdem Galilei bis in sein hohes Alter über Maschinen und Bewegung, über Erde und Himmel, und über die Gesetze und Ordnung der Natur studiert hatte, vereinte er endlich alle seine erlangten Kenntniße, um das von allen Nazionen, die sich mit langen Seefahrten abgeben, so sehr gewünschte Längenmaaß zu erfinden. Er glaubte es durch richtige Ephemeriden der täglichen Configurationen der von ihm entdeckten Trabanten des Jupiters zu bewirken, und war ernstlich damit beschäftiget, da er im Jahr 1637. den Staar bekam, der sein wichtiges Vorhaben vereitelte. Doch war es nicht ganz unnütz; denn es hatte ihn veranlaßt,

die

Siebende Scene.

Jago und Rodrigo bleiben.

Jago (zu einigen Bedienten.)

Geht ihr dem Hafen zu, ich werde in einem Augenblik folgen -- (zu Rodrigo.) Komm näher, wenn du ein tapfrer Mann biſt; (und man ſagt doch, daß die Liebe auch den feigeſten Seelen eine gewiſſe Stärke und Erhabenheit gebe, die ihnen ſonſt nicht natürlich iſt) -- Horch mir zu; der Lieutenant commandirt dieſe Nacht auf der Hauptwache. Zuerſt muß ich dir ſagen, daß dieſe Desdemona geradezu in ihn verliebt iſt.

Rodrigo.

In ihn? Wie, das iſt nicht möglich.

Jago.

Leg deine Finger auf den Mund und laß dir ſagen, was du zu wiſſen brauchſt. Bedenk einmal mit was für einer Heftigkeit ſie anfangs den Mohren liebte, bloß weil er aufſchnitt, und ihr romanhafte Lügen vorſagte. Meynſt du, ſein Pralen werde machen, daß ſie ihn immer liebe? Sey nicht ſo einfältig, und bilde dir ſolche Dinge ein. Ihr Auge muß doch auch eine Nahrung haben. Und was ein Vergnügen kan ſie davon haben, wenn ſie den Teufel anſieht? Wenn die Entzükungen des Liebes-Spiels das Blut ermattet haben, ſo braucht es Reizungen, Schönheiten, Sympathie im Alter, zärtliche Empfindungen, was weiß ich's, kurz

lauter

die Pendul-Uhr zu erfinden, oder wenn ſie noch unvollkommen war, Chriſtian Huygens, der ſie zur Vollkommenheit brachte, auf die Idee derſelben zu führen.

Galilei ſtarb im Jahr 1642. da Newton zur Welt kam, welcher vom Himmel dazu beſtimmt war, der von ihm umgebildeten Philoſophie der Natur ihre ewige Form zu geben. Nach ſeinem Tode beſtrebten ſich ſeine Schüler mehr als je, auf der von ihm geöfneten Bahn fortzuſchreiten, und die von ihm gemachten Entdeckungen, deren manche noch nicht ganz enthüllet waren, durch Verſuche und Beobachtungen zu vermehren, und zu berichtigen. Torricelli und Viviani bewogen den Großherzog Ferdinand II. alle Bemühungen ſeiner gelehrten Geſellſchaft, die ſich bisher mit der Unterſuchung allerley Wahrheiten unter dem Nahmen einer Platoniſchen Akademie beſchäftiget hatte, auf die Experimental-Phyſik zu richten. Der Großherzog, deſſen gröſtes Vergnügen bisher geweſen war, die Geheimniſſe der Natur zu entſchleyern, war leicht dazu zubewegen *). Da Balthaſſar

*) *Fabroni* Dec. 4. Italorum Doctrina excellentium pag. 315. ſagt von ihm: Solitus erat dicere Ferdinandus, ſe magnam gratiam habere Deo, quod principatu ab eo donatus fuiſſet, maximam vero, quod ſibi ingeneraverit ſingularem quendam amorem in Philoſophiam, cui cum ſame-

thaſſar de Montconys im Jahr 1646 das erſtemal durch Florenz reiſete, war der Großherzog mit Thermometern und Wettergläſern aller Art und Formen verſehen *), und Franz Lana **) eignet ihm das Verdienſt zu, das von Robert Fludd erfundene Thermometer dadurch verbeſſert zu haben, daß er Statt des Waſſers die Röhre mit Weingeiſt, der dem Gefrieren nicht unterworfen iſt, anfüllte. Er war der erſte, der die Meteorologie durch Beobachtungen zu einer Wiſſenſchaft zu erheben ſuchte, und in dieſer Abſicht den Gelehrten verſchiedener Länder auftrug, die Wärme und Kälte täglich mit Hülfe gleicher Inſtrumente zu beobachten ***). Derſelben bediente er ſich auch, den Grad der Wärme zu meſſen, der zur Ausbrütung junger Hühner nöthig iſt, und ließ ſacherfahrene Leute aus

ſatisfaceret, non ſolum humaniſſima compleri voluptate, ſed etiam ali et vivere videbatur. Hinc aſſiduae inquiſitiones et inveſtigationes veri in naturalibus queſtionibus, hinc experimenta ad indagandas naturae vias, hinc ſumptus, curae, ſtudiaque in comparandis omnium phyſicarum artium inſtrumentis, hinc doctorum virorum coetus, qui in ipſis Regiis aedibus habebantur. Omnino has Aedes tum Ferdinandi, tum Leopoldi ſtudiis, Muſarum templum, ſapientiaeque domicilium factas eſſe dixiſſes.

*) Premier Voyage d'Italie, pag. 261.

**) Prodromo all' arte maeſtra, c. 7. pag. 62.

***) *Redi* Lettere Tom. V. pag. 29. 30. 31.

aus Aegypten kommen, Brütöfen in seinem Garten Boboli zu Florenz zu errichten. Er erfand Instrumente, um die Feuchtigkeit der Luft, die specifische Schwere derselben, des Wassers, des Weins und anderer flüßiger Körper, die er zu diesem Ende aus allen Gegenden Italiens herbey bringen ließ, gegen einander zu messen. Er fand durch Versuche, daß das Wasser sich nicht zusammen drücken läßt. Vermittelst der Dunstkugel löfete er das Wasser in Dunst auf. Er machte Versuche ob die Luft ein aus Dünsten bestehender Körper sey. Er besaß Instrumente, die durch Bewegung eingedruckte Kraft, die Ausdehnung des entzündeten Pulvers, die Proporzion der Töne ꝛc. zu messen. Er ließ zu Livorno Versuche anstellen, wie lange sich süßes Wasses auf den Schiffen, und in welchen Gefäßen es sich am längsten hielte; ob das Meer sich auch auf dem Grunde bewege; ob man in der Tiefe des Meeres sehen könne, und wie weit das Licht des Tages hineindringe; in wie viel Zeit und in welcher Entfernung man bey hellem Wetter und stillem Meere den Leuchtthurm aus dem Gesichte verliere, und in welcher Entfernung man ein Schiff auf dem hohen Meer entdecke, und befahl, daß man sich auch der Feuerzeichen und des Lautes bedienen sollte, die Entfernungen zu messen. Er ließ aus verschiedenen Gegenden des Meers, und in verschiedenen Jahrszeiten, Wasser herbeybringen, um den Grad seiner Salzigkeit zu erforschen, und es durch chymische Versuche davon zu befreyen; er

machte

machte Versuche zu erfahren, in welchem Verhältniß das süße und das Meer-Wasser Lasten tragen; ob das Meerwasser früher oder später gefriere als das süße; ob schießende Waffen auf der See so weit gehen, als auf dem Lande; ob ein Mensch der unter Wasser stehet, die Last desselben empfinde, und in welcher Tiefe er den äussern Laut höre. Er ließ untersuchen, ob das Wasser der Quellen von der Höhe der Berge, oder aus der Tiefe entspringe, und sann auf alle mögliche Mittel, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen.

Bis ins Jahr 1657. hatten der Großherzog Ferdinand und sein Bruder Leopold jeder seine eigene Werkstätte, um in der Gesellschaft der geschicktesten Mathematiker und Physiker, Versuche anzustellen. Unter den beyden Brüdern herrschte die innigste Eintracht, und die vollkommenste Gleichheit in der Bestrebung nach Aufklärung in den Geheimnissen der Natur, nach ihrem ganzen Umfange. Beyde sparten weder Mühe noch Kosten, alle mögliche Instrumente, sowohl zur Astronomie als zur Naturkunde, theils anzuschaffen, theils selbst verfertigen zu lassen, und die geschicktesten Männer durch Pensionen an ihren Hof zu ziehen, damit sie ihnen in ihren Erforschungen Beystand leisteten. Die vornehmsten derselben waren: Joh. Evangelista Torricelli, welchen der Großherzog in die Stelle seines verstorbenen Lehrers Galilei setzte und der Tod den Wissenschaften nur allzufrüh entriß;

Vin-

Vincenzio Viviani, Alphonſo Borelli, Franz Redi, und der Graf Lorenzo Magalotti.

Weil dieſe und andere Gelehrten zu beyder Brüder beſonderer Geſellſchaft gehörten, und ſowohl der eine als der andere die Erforſchung der Natur mit vielem Eifer und Ernſt betrieb, ſo konnte es wohl nicht anders ſeyn, als daß ſie einander in ihren Zuſammenkünften und Beſchäftigungen oft hinderten. Daher vereinten ſie ſich beyde im Jahr 1657 in eine Akademie der Experimental-Phyſik, die ſie *Accademia del Cimento* nannten. Der Großherzog überließ ſie zwar der Direction ſeines Bruders, nahm aber den größten Theil des Aufwands auf ſich, und verſammelte ſie ſehr oft in ſeinen Zimmern. Sie arbeiteten nach Einem Ziel und mit vereinten Kräften, um der Natur nicht nur ſelbſt auf ihren geheimen Wegen nachzuſpühren, ſondern auch was andere neuere Naturforſcher in und außer Italien in der Aſtronomie, und in allen Zweigen der Phyſik, in der Chymie, Mechanik, Hydroſtatik und Hydraulik, in der Lithologie, Zoologie und Naturgeſchichte entdeckten, durch ſtrenge Verſuche zu prüfen und zu berichtigen. Zu dieſem Endzweck unterhielten ſie nicht nur einen weitläuftigen Briefwechſel mit den fleißigſten und geſchickteſten Naturforſchern in Frankreich, Holland, England und Teutſchland; ſondern ließen auch allerley noch unbekannte Pflanzen und Sämereyen, Steine und Thiere zur Ver-

vollkommnung der Botanik, Lithologie und Zoologie aus allen Gegenden der Welt mit großen Unkosten herbeyschaffen. Es war kein astronomisches oder physisches Instrument bisher erfunden worden, welches sie nicht besaßen, und dem sie nicht die letzte Vollkommenheit zu geben sich bestrebten. In den Akten dieser Akademie, welche Targioni Tozzetti in seinen Notizie degli Aggrandimenti delle scienze fisiche accaduti in Toscana herausgegeben hat, finden sich oft Billets ungefehr dieses Inhalts: Durchlauchtigster Fürst! Einen gewissen Versuch anzustellen, haben wir so oder so viele gläserne Rohren von der oder der Größe ꝛc. nöthig. Ew. Durchlaucht werden ersucht, dieselben anzuschaffen. Unter den Billets stehet meistens eigenhändig vom Großherzoge geschrieben: ich habe meinem Minister zu Venedig den Befehl gegeben, daß den oder den Tag alles hier zu Florenz sey. Unter diesen Billets findet sich eins, worin zur Ausführung eines Versuchs von der Ausbreitung des Schalls eine gewisse Anzahl Personen, Falkonets und Mörser, die in verschiedenen Entfernungen zu stellen waren, verlangt werden. Unter dem Billet stehet: den Abend N. N. soll alles in Ordnung seyn. Der Staatssecretär, die Großherzoglichen Residenten an den Europäischen Höfen, und die Consuln in der Levante waren das Mittel, dessen sie sich bedienten, ihre Beobachtungen und Versuche ihren Correspondenten mitzutheilen, und was

diese

dieſe neues entdeckt hatten, oder was für den botaniſchen Garten anzuſchaffen war, zu erhalten. Ihr Glasarbeiter war Viviani, Gonſia zugenannt, ihr Drechsler ein Teutſcher, Nahmens Theodor Sänger, der Zeichner ihrer Inſtrumente der berühmte Stephan della Bella.

Man kann zwar nicht behaupten, daß dieſe Akademie die erſte geweſen ſey, die ſich mit der Erforſchung der Natur beſchäftigt habe. Denn die Akademie der Lincei, welche im Jahr 1603 vom Fürſten Friederich Ceſi zu Rom, und eine andere, die von Johann Baptiſta della Porta zu Neapel geſtiftet wurde, ſind älter. Betrachtet man aber den weiten Umfang der Gegenſtände womit ſich die Florentiniſche beſchäftigte, den ausgezeichneten Werth ihrer Mitglieder, und ihren außerordentlichen Eifer, die Menge ihrer Inſtrumente, die Wichtigkeit ihrer Verſuche und Erfindungen, und ihre weit ausgebreitete Gemeinſchaft mit den vornehmſten Naturforſchern in Europe; ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie das Andenken ihrer ältern Schweſtern verdunkelt hat.

Ihre Mitglieder waren der Kern von der Schule des Galilei. Unter ihnen war Alphonſo Borelli, Profeſſor der Mathematik zu Piſa, der ſich vornehmlich durch ſein Werk de motu animalium berühmt gemacht hat; Vincenzio Viviani, welcher dem Torricelli in dem Lehramte der Mathematik zu Florenz folgte, und in dieſem Fache wenige

nige seines gleichen hatte; Carlo Rinaldini, Lehrer der Philosophie zu Pisa, der sich durch die Untersuchungen der Geschwindigkeit des Windes, und der Eigenschaften des Queckſilbers im Wetterglase in der Akademie besonders auszeichnete, und von Ismael Bullialdus in einem Brief an den Kardinal Leopold wegen eines Aufsatzes über das erwähnte Queckſilber ingenium acutiſſimum et ſolertiſſimum, von welchem er viel gelernt habe, genannt wird; Alexander Marſili, Lehrer der Philosophie zu Siena, welchem Galilei in einigen Briefen das Lob eines vortreflichen Philosophen beylegt; Antonio Oliva, Verfaſſer eines ungedruckten Tractats von den flüſſigen Körpern; Candido del Buono, welcher nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Mechanik sehr geübt war, und viele physische Inſtrumente für die Akademie erfand; und deſſen Bruder Paul, welcher in einem der Ungariſchen Bergwerke eine sehr vortheilhafte Maſchine erfand, um dieſelben vom Waſſer zu befreyen; Alexander Segni, Sekretär des Prinzen Leopold und der Akademie bis ins Jahr 1660. Ihm folgte in dieſer Stelle der berühmte Graf Lorenzo Magalotti, in ſeinem 22ſten Jahre, da er ſich ſchon durch eine tiefe Kenntniß der mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften auszeichnete; die er nachher in ſeinen gedruckten Briefen, und bey den Gelehrten, die er auf ſeinen vielen Reiſen beſuchte, ſattſam an den Tag legte; Franz Redi, Leibarzt

arzt des Großherzogs, ein großer Anatomiker und Naturforscher, der Stifter einer einfachen und auf die Physik gegründeten Arzneywissenschaft, dem die Naturgeschichte vieles zu verdanken hat, und andere, worunter auch einige den berühmten Alexander Marchetti, Professor der Philosophie zu Pisa, rechnen, welcher den Lucrez in so zierliche Verse übersetzt hat.

Außer den Correspondenten, welche die Akademie und ihre Mitglieder in Italien hatte, führten sie auch einen ordentlichen Briefwechsel mit verschiedenen Gelehrten außer Italien, worunter ich Christian Huygens, Thevenot, Ismael Bullialdus, Johann Wallis, und Johann Hevelius finde.

Die Versuche und Entdeckungen der Akademie liegen aller Welt vor Augen; denn sie wurden im Jahr 1666 unter dem Titel: Saggi di naturali Esperienze dell' Accademia del Cimento auf Kosten des Kardinals Leopold zum Druck befördert, und nachher nicht nur dreymal in Italien wieder aufgelegt, sondern auch im Jahr 1684 von Richard Waller ins Englische, im J. 1731 von Peter Muschenbroek ins lateinische, und 1755 unter der Aufsicht des Herrn Lavirotte *) ins Französische übersetzt. Durch viele wichtige Zusätze, welche der Herr Doktor Targioni Tozzetti

*) Collection Academique, Tom. I.

zetti aus den Akten der Akademie gesammelt, und in seinen Notizie degli Aggrandimenti delle scienze fisiche accaduti in Toscana etc. bekannt gemacht hat, könnten sie noch beträchtlich vermehrt werden. So vielen Anfechtungen sie auch gleich von Anfang von Seiten der Peripatetiker und Mönche, besonders der Jesuiten, deren Schul-System sie über den Haufen warfen, ausgesetzt waren; so viel auch der Nazional-Neid der Franzosen gegen die Italiener, außer dem daß sie noch durch die Lehren des Des-Cartes verblendet waren, ihrer Aufnahme im Wege stand, und so trocken auch die Recension war, welche die Engländer im ersten Bande der philosophischen Transactzionen ihrer noch sehr neuen Akademie davon lieferten: so nahm doch ihr Ansehn und Ruhm nach dem allmähligen Wachsthum der Aufklärung dergestalt zu, daß ihr Werth nun allgemein anerkannt wird. Vergleichet man sie mit den noch ziemlich finstern Zeiten, und mit ihrer kurzen Dauer bis ins Jahr 1667, da sie der Prinz Leopold dem erhaltenen Kardinalshut aufopferte: so erregen sie Verwunderung, und ein dankbares Gefühl gegen das unsterbliche Haus Medici, welchem wir nicht nur im XV. und XVI. Jahrhundert die Wiederherstellung der schönen Künste, sondern auch das im XVII. Jahrhunderte aufgegangene Licht der wahren Philosophie zu verdanken haben.

lauter Eigenſchaften, die der Mohr nicht hat, um es wieder anzuflammen. Nun aber kan's nicht fehlen, der Abgang dieſer Erforderniſſe und Uebereinſtimmungen wird ihre jugendliche Zärtlichkeit gar bald empören; ſie wird finden, daß ſie ſich betrogen hat; ſie wird des Mohren erſt ſatt, dann überdrüſſig werden, dann einen Ekel vor ihm bekommen, und ihn endlich gar verabſcheuen, die Natur ſelbſt wird ſie das lehren und ſie zu einer andern Wahl nöthigen. Nun, Herr, dieſes vorausgeſezt, (wie es dann eine ausgemachte Sonnenklare Sache iſt,) wer darf ſich dieſes Glük mit beßrer Hoffnung verſprechen als Caſſio? Der geſchmeidigſte Schurke von der Welt; der nicht mehr Gewiſſen oder Tugend hat, als der Wohlſtand und die Klugheit erfordern, um unterm Schuz der äuſſerlichen Form eines beſcheidnen und wohlgeſitteten Betragens ſeine geheimen Ausſchweiffungen und Leichtfertigkeiten deſto ſichrer auszuüben; ein glatter, abgefeilter Schurke, ein Gelegenheits-Haſcher, ein Gleißner, der ſich das Anſehen von Tugenden geben kan, die er nie gehabt hat; ein verteufelter Schurke! Und dann kommt noch in Betrachtung, daß der Schurke hübſch, jung, und mit allen den Erforderniſſen begabt iſt, worauf Thorheit und unreiſſe Jugend am meiſten ſehen. Ein ſchwer-nöthiſcher ausgemachter Schurke! Und das Weibsbild kennt ihn ſchon beſſer, als du dir einbildeſt.

Rodrigo.

Das kan ich unmöglich von ihr glauben; ſie iſt von einer ſo tugendhaften Gemüthsart --

Jago.

IV.

Ueber

Popularität und gesunden Menschenverstand.

Fragment eines Briefwechsels.

Mein lieber Asmus,

Es ist mir das Reisen in deiner Gesellschaft so wohl bekommen, und daß du sehr viel dazu gethan, hab ich dir gesagt, als wir von einander Abschied nahmen. Indeß das Reisen mochte auch seinen Theil daran haben, und das hat mich vor kurzem wieder auf den Einfall gebracht, so eine Ausflucht zu versuchen. Freylich mußte ich allein dran, da du einmahl nicht dabey seyn konntest; es gieng auch balde fort — wollt' aber es wäre nicht geschehen, denn es ist mir mit nichten wohl bekommen.

Was du an einer Stelle deines Büchleins geschrieben, wie du auf Universitäten gewesen und nichts studiert hättest, und vom Magister auf der Hitschen, der da demonstrierte, ein Student sey ein Student und kein Rhinoceros — hatte mir immer besonders gefallen, und daher zog ich denn auch des Weges, der mich am nächsten auf eine

Universität führte — thu's aber so bald nicht wieder. Denn hör', ich ließ mir's gelüsten hinein zu gehen zu einem, den sie da einen großen Philosophen hießen, und es war ein feiner Mann von Ansehen, und schwebte ihm die Sanftmuth auf dem Munde; aber er kam bald auf die Popularität und den gesunden Menschenverstand, und hat sie herumgenommen und verkleinert, daß es mir durchs Herz gieng, und mit so ausgesuchten Worten und gelehrten Redensarten, daß man nichts darauf hätte antworten mögen. — Nun sieh' einmal, lieber Asmus, ich hatte unsern Hrn. Pfarrer immer so gern, weil er ein populärer Mann ist, und so verständlich und herzlich spricht; und Du bist mir immer gut gewesen und hast mich gelobt, weil ich einen gesunden Menschenverstand hätte — das ist nun alles vorbey. Deswegen schlug ich da auch die Augen nieder und mochte keinen von denen anblicken, die um und neben mir saßen und lachten, aus Furcht, daß sie mir nicht den gesunden Menschenverstand in den Augen sähen. Ich gieng betrübt von dannen, und hatte meine Lust am Reisen verlohren, und kann mich noch jezt nicht recht schicken.

Wollte dich also gebeten haben, lieber Asmus, da du doch klüger bist als ich und mit gelehrten Leuten Umgang hast, daß du mir heraushilfst und sagst, ob's mit dem gesunden Menschenverstand noch was wäre? und wenns nichts ist, wie man ihn wohl los werden mag. Leb wohl.

Lies

Lieber Andrees,

Deine Zuschrift habe ich richtig erhalten, und es freuet mich, daß du nun wieder zu Hause bist, da ich und meine Marie dich denn auf Ostern besuchen wollen. Was uns anbetrift, so befinden wir uns im übrigen Gottlob! wohl. Anlangend deinen Brief, so hat er mir anfangs wirklich Sorgen gemacht, da du mir noch nie so kleinlaut geschrieben hast, und fand ich, als ich ihn las, in dir nicht mehr den frohen und offenen Andrees, der du sonst immer warst, sondern du thust klägslich, als wären alle Wogen des Unglücks über dich zusammen geschlagen. Ich bin daher eilends mit mir deinetwegen zu Rathe gegangen, und weil von dem Uebel in meinem Noth- und Hülfsbüchlein noch nichts steht, so habe ich mich auch bey andern Leuten befragt, die besser wissen als ich, worüber man heut zu Tage in der gelehrten Welt schmählt. Da ist dir der Sohn von unsern seeligen Rector Ahrens, der sich hier im Städtchen niedergelassen hat und die Gerberey treibt, auch nebenher die Philosophie; der hat mir darüber ein Licht aufgesteckt, und daran magst du dein Lämpchen mit anzünden, wenn es dir schon wirklich ausgegangen wäre.

Vors erste, was deinen Herrn Pfarrer betrift, so laß du dich das nicht irre machen, und sey du ihm gut nach wie vor, denn er ist ein redlicher Mann, mit einem Vaterherzen für die Menschen um ihn her, und nicht so unbehülflich und feist; und ist Er auch nicht damit gemeint, oder

seine Popularität, wenn sie sich drüber lustig machen; sondern die Leute, die keine Pfarrer sind, und doch andre belehren wollen, und nicht nur das Volk, das freylich noch genug zu lernen hat, sondern auch die Meister in der Kunst; und wollen eindringen in die Tiefen der Wahrheit, aber das bey immer einfältiglich thun, wie ein Pfarrer, wenn er die Hände faltet vor der Gemeinde. Dieser nimmt nach der Vorschrift seines großen Meisters aus seinem Schatz heraus, was er hat, Altes und Neues, und denkt eben nicht daran, ihn weiter zu vermehren; denn dazu gehört, daß man der Wahrheit auf die Spur komme, mehr, als daß man weiß verständlich und nachdrücklich zu sprechen, und ein Gleichniß anzubringen oder schöne Worte zu sagen. Es hat sein Gutes für den, der auch diß thun mag; und ist er auch noch fern von allem Falsch, und hat gelernt, was den Menschen frommt, so kann er sie mit frohem Muthe leiten, daß sie ihm gern und willig folgen, und das Gute in der Welt wird immer mehr Platz gewinnen. Aber von dem, was Wahrheit ist, wird man dabey nicht mehr wissen als vorher, und wird diese nicht auf dem Wege gefunden, sondern kostet viel Streben, und soll unruhige Nächte und schwere Träume machen, wenn man ihr nachgeht. — Siehst du lieber Andrees, so ists, und ohngefähr so hats gemeynt seyn sollen, was du von der Popularität gehört hast; und hat dirs anders gedünkt, so schreib du es auf die Rechnung deines großen

Be-

Befremdens und deiner ängſtlichen Beſorgniß für den guten Herrn Pfarrer.

Was nun den geſunden Menſchenverſtand anbetrift, ſo iſt dabey freylich etwas wahr, und iſt das wieder eine eigene Sache. Der geſunde Menſchenverſtand, das iſt, der geſunde Verſtand der Menſchen — findeſt du darinn etwas ſchlimmes, Andrees? Siehſt du, vors erſte dächte ich, ſo wäre es denn doch ſo nichts, wenn einer aus Liebe zu ſeiner Wiſſenſchaft dem geſunden Menſchenverſtande den Abſchied geben ſollte, oder wenn gar die Philoſophie ſich mit dem geſunden Menſchenverſtand nicht vertrüge; es wird das auch wohl niemand behaupten oder wünſchen wollen, wie du erfahren würdeſt, wenn du bey Gelegenheit drum anfrageteſt. Und dieß allein könnte dich dann beruhigen, wenn du's nicht ſchon auf eine andre Weiſe ſelbſt gethan haſt; aber in Abſicht deſſen, wornach nun noch zu fragen wäre, ſoll dir was folgt zur Antwort dienen.

Das was dem geſunden Menſchenverſtand einen ſo böſen Leumund bey den neueſten Liebhabern der Weltweisheit gemacht hat, iſt der ſchlimme Einfall einiger trägen Köpfe und faulen Bäuche, die ſich die Mühe beym Nachdenken erſparen wollten, und wenn ihnen in ihrer Ruhe eine feine und tiefe Unterſuchung den Angſtſchweiß drohte, hinterm Ofen hervorrieſen, das gienge gegen den geſunden Menſchenverſtand an. Das laute Geſchrey

schrey machte denn manchen irre; denn es kam oft von Leuten, die zu einer andern Frist dem Publikum mit ihren Siebensachen rechten Spaß gemacht hatten — um desto leichter fanden sie jetzt Gehör. Mann achtete der neuen Entdeckungen, der mühevollen Versuche nicht, und kehrte über den Unfug mancher gute Kopf der Wahrheit den Rücken, der ihr als ein auserwähltes Rüstzeug hätte dienen mögen. Nun siehst du wohl von selbst, lieber Andrees, daß das eben nicht der gesunde Menschenverstand war, der sich da hinterm Ofen hören ließ, und daß man den Leuten zu viel Ehre anthut, wenn mans mit ihnen so nennt — es geschieht aber um der blossen Verständlichkeit willen. Andre haben 's den gemeinen Menschenverstand genannt und die, dünkt mich, sind mehr auf dem rechten Fleck. Was den Unterschied zwischen diesen beyden Dingen betrift, so stelle ich mir 's so vor.

Wenn man denken soll, siehst du, so kann man den Verstand einmal nicht entbehren, und es scheint mir eine von der Bestimmungen der Menschen zu seyn, daß sie denken sollen; denn sie haben den Verstand bekommen und haben sie ihn gebraucht seit Anbeginn, ehe es noch viel Wissenschaften und Logiken gab, die ihm sagten, wie sie ihn gebrauchten und wie sie ihn am richtigsten gebrauchten. Und das war der Abschnitt in der geistigen Geschichte des Menschengeschlechts,

den man die Periode des gemeinen Menſchenverſtandes nennen könnte; ſie ſoll dem Vernehmen nach auch noch fortdauern, und ſollen, die in dieſe ecclesia obſcura leben, dabey eben keine beſondere Leibesbeſchwerden fühlen — warum ſollten ſie 's auch? iſt doch der gemeine Menſchenverſtand immer noch ein geſunder Menſchenverſtand. Nun, lieber Andres, und da ſteckt der Knoten, der geſunde Menſchenverſtand kann noch was mehr werden, er braucht kein gemeiner zu bleiben. Je mehr er ſich im Denken übt, und je fleißiger er das Richtſcheit, womit ihn die Natur ausſtattete, gebraucht, alles daran zu halten was ihn umgiebt, um klüger und einſichtsvoller zu werden, deſto mehr erhebt er ſich über den gemeinen, bleibt aber doch immer ein geſunder Menſchenverſtand, und ich denke, Andrees, deſto beſſer für ihn. Ja was noch mehr iſt, je mehr er ſeine Kräfte übt, deſto beſſer wird er ſie dabey kennen lernen und ſiehſt du, darüber muß ich dir noch etwas ſagen.

Der erſte Menſchenſohn, der über ſich und ſeine Fähigkeiten und ſeinen Verſtand nachdachte, war auf gutem Wege den ausgetreten Fußpfad des gemeinen Menſchenverſtandes zu verlaſſen, und mehr zu ſehen. Er war der erſte Philoſoph; denn du mußt wiſſen, man hat neulich die Philoſophie in die Wiſſenſchaft von dem geſetzt, was der Menſch in ſeinem Vermögen zu denken und

durch daſſelbe bekam, da ihm der lebendige Odem in die Naſe fuhr. Sie heiſſen es auch die Wiſſenſchaft des vor aller Erfahrung im Vorſtellungsvermögen vorhandenen. — Es will daſſelbe ſagen. Und dieſe Entdeckung iſt ein Gewinn für die Freunde der Wahrheit, die allein ihrem Urheber die Unſterblichkeit verſichern könnte; denn er hat, wie ein zweyter Prometheus, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit dadurch unter ſie gebracht — und war dieß ſo hell zu ſehen keinem der Philoſophen bis auf dieſen Tag vergönnt. Der alſo, lieber Andres, der zuerſt über ſeinen Verſtand und den Gebrauch, den er davon machte, nachdachte, das war ein Mann der philoſophierenden, oder wenn du lieber willſt, philoſophiſchen geſunden Menſchenverſtand hatte; mit dem kleinen Unterſchied nämlich von dem gemeinen, daß er ihn geſchickter handhabte und näher kannte, oder wie du auch ſagen kannſt, daß er ſich deſſen bewußt war. Da ſiehſt du, wie das Bewußtſeyn und der geſunde Menſchenverſtand in einer ſchönen Gemeinſchaft mit einander ſtehen. — Andrees, ich möchte wieder ſagen: deſto beſſer!

Uebrigens iſt ſo viel wahr, daß man ſeinen Mißbrauch mit dem Worte treibt, und wie ich dir eben erzählte, oft vom geſunden Menſchenverſtand ſpricht, ſchreibt und ſchreyt, und nicht weiß, was er iſt; bald ausſchlieſſend den gemeinen Menſchenverſtand für den geſunden hält, bald ein

Etwas

Etwas das man fühlt aber nicht ausdrücken kann, Und haben ſie ſich dabey, wie es zu der Zeit mag geweſen ſeyn als der Prophet ausrief: o ihr Unbeſchnittenen an Herzen und Ohren! —

Leider! lieber Andrees, giebts denn auch einen verſchrobenen Menſchenverſtand, der freylich kein geſunder mehr iſt; und hört man ihn nicht immer mit Klapper und Schelle, die ihm zu ſeinen Zeichen zugetheilt worden ſind, ſondern tritt er zuweilen plötzlich auf in ſeinem finſtern Kleide und geht an einem vorüber, daß man da ſieht und über dem Staunen vergißt ſein Kreuz zu machen. Es iſt ein rechter Unhold, Andrees, und wie ich glaube, eine Zwillingsgeburt, die das Licht der Welt erblickte, als die Menſchheit von der Tochter des Himmels, der jungen Wahrheit, entbunden wurde. Er iſt großgezogen und hat reichliche Koſt und Nahrung gehabt an den Lieblingsmeynungen, Vorurtheilen und Modethorheiten der Zeitalter, und iſt oft in lächerlichem Aufzug vorgeführt worden von Stiliten, Exorciſten, Kaſteyern, Nabelbeſchauern, Jacob Böhmen, Dunſen, Doctoribus invincibilibus, ſeraphicis und irrefragabilibus, die ſich viel wuſten mit ihrem album, albedo und albitudo und ihrem witzigen Unſinn. Aber, lieber Andrees, es fährt mir eiskalt durch die Glieder, wenn ich daran denke, wie er ehemals Heere unter ſeine Fahnen geſammelt hat, und Menſchen gewürgt, und in Strömen vom Blut der Erſchlagenen einhergeſchritten

ist. Es wird mir bänge und unheimlich im Herzen, wenn ich sehe daß noch Pedanterie, Pfaffensinn und schändlicher Eigennutz ihm hofiren, und ihren Götzen mit glänzenden Lumpen behängen und dem Volke anpreisen, das nichts Arges daraus hat. Wird dem Uebel irgend einmal abgeholfen werden? wird die gute Sache siegen? — Ich habe die Hoffnung zu der menschlichen Natur und der ihr ursprünglich beywohnenden Gotteskraft, die allem trozt, was das Reich der Finsterniß vermag. Aber, wie bald Andrees, wie bald? — Wer will das sagen! Indeß laß uns die Herzen stärken durch Hoffnung, und den Weg der Pflicht und des Rechts gehen — es kommt die Zeit, wo der gesunde Menschenverstand, im vollen Bewußtseyn dessen was er ist, sein Panier aufsteckt, wo man denkt und fühlt in schöner Eintracht, nicht nach der Willkühr unwissender Despoten; wo man vom brodlosen Manne keine Eide fordert, die er nicht halten kann — wo Aberglauben und Unsinn die Tiefen suchen, wo man die Höhen und Altäre des Idols zerstört, und die Ideale der Menschheit im Geist und in der Wahrheit angebetet werden, Andrees! laß uns die Augen erheben, hinauszusehen den glücklichen Tagen entgegen! es dämmert ihre Morgenröthe, oder mein erglänzendes Auge hat mich getäuscht; unter dem Menschen ist ein neuer Kampf entstanden um das Heiligste das sie haben, und es scheint, der Ausgang, den er nehmen wird, ist nicht mehr zu verkennen.

Jago.

Tugendhafter Pfifferling! Der Wein den ſie trinkt iſt aus Trauben gemacht. Wenn ſie tugendhaft geweſen wäre, ſo würde ſie ſich nicht in den Mohren verliebt haben: Tugendhaften Quark! Haſt du dann nicht geſehen wie ſie mit ſeiner Hand auf- und abſchaukelte? Haſt du nicht darauf Acht gegeben?

Rodrigo.

Ja, das that ich; aber das war nur Höflichkeit.

Jago.

Leichtfertigkeit war's, bey meiner Seele! Eine geheime Andeutung, ein ſtillſchweigender Prologus zu einem Luſtſpiel, wo man keine Zuſchauer verlangt. Sie kamen einander ja mit ihren Lippen ſo nah, daß ihr Athem ſich vermiſchen und zuſammenſtieſſen mußte. Das iſt ein vertrakter Gedanke, Rodrigo! Wenn ſolche Vertraulichkeiten den Weg bahnen, ſo darf man ſich darauf verlaſſen, daß die Haupt-Action bald nachkommen wird - - Fy, Henker! -- Aber, laßt euch nur von mir rathen, Herr. Ich hab' euch von Venedig mitgebracht. Zieht mit auf die Wache dieſe Nacht, ich will euch dazu commandiren. Caſſio kennt euch nicht; und ich will nicht weit von euch ſeyn. Seht daß ihr dann eine Gelegenheit findet, ihn aufzubringen; redet zu laut, oder haltet euch über ſeine Art zu commandiren auf, oder thut ſonſt was das ihn ärgern kan, wie es Zeit und Umſtände an die Hand geben werden.

Rodrigo.

Was nun den Mann betrift, mit der Sanftmuth auf dem Munde, ſo hab Reſpekt vor ihm, Andrees, und es iſt auch ſeine Meynung nicht anders, als ich dir es hie geſchrieben, wie du aus ſeinen Büchern ſehn kannſt, wo er ſich drüber herausläßt. Ich habe ſelbſt angefangen, ſie zu leſen, und habe ich gleich nicht überall fortgekonnt, ſo bin ich dir doch auf Stellen geſtoßen, daß ich mich nicht halten konnte, und meine Marie und alle Kinder herzte und küßte, und hätte Hab und Gut williglich hingeben können, wenns einer von mir gefordert hätte. Uebrigens mußt du wiſſen, Andrees, hat der Autor damit neben einem andern Werk, worüber ſie jetzt viel ſtreiten ſollen, hingebaut, und gelegentlich für die, denen beym Zuſehen ein Froſtſchauer anwandelte, ein helles und luſtiges Feuer angezündet, woran einem denn ſo recht wohl wird.

Schließlich, lieber Andrees, gehab Dich wohl, und freue Dich Deines geſunden Menſchenverſtandes; gieb dich aber, ſo viel möglich, nicht damit zufrieden, daß Du ihn haſt, ſondern ſuch immer mehr zu erfahren, was Du daran habeſt. Adieu.

L—g.

V.

Ueber die Gränzen der mythiſchen und hiſtoriſchen Geographie

und den Begriff der Homeriſchen.

Auf dem beſtimmten Begriffe von mythiſcher Geographie beruht ſo wie das richtige Urtheil über Dichtergeographie und deren Behandlung überhaupt, alſo insbeſondere der Begrif der Homeriſchen, mithin auch die Frage: kann und darf man beym Homer Kosmographie und Geographie von einander abſondern, oder machen ſie beyde noch ein unzertrennliches Ganzes aus? Vielleicht findet ſich die Antwort in folgendem.

Wir nannten in einem Aufſatze vom vorigen Jahre *) mythiſche Geographie Geographie des Unbekannten. Wir fanden, nach unſrer Meinung, daß Mythen und mythiſche Bilder überall dunkle Vorſtellungen vertraten; und daß dieſe Mythen deſto kühner und glühenderes Anſtrichs waren, je weniger die jes desmaligen Vorſtellungen Beſtimmung und Gränzen hatten. Wir wollen noch weiter zurückgehen. Urſprünglich war Kosmographie und Geographie ohne allen Zweifel Eins, mithin alle Mythen dieſer Art kosmo-

*) Im fünften Stück des T. M. 1790.

kosmographisch. Es waren ihrer vermuthlich äusserst wenige, und vielleicht, wenn wir alle mythische Farben spalten könnten, fände sichs, daß wir nichts davon verlohren haben. Sie waren das Spiel der Kinderphantasie (der Menschheit) und so leicht gebildet wie bey Kindern das Gesicht im Monde, umfassend und einfach.

Die Wiege aller übrigen ist Atlas — Ein herrlicher Mythus, der den Keim aller Welt- und Erdkunde in sich schloß — der Begrif des Horizonts als Himmelstützende Veste gedacht, in seiner Entstehung gleich die vielfachen Varietäten von Vorstellungen bedeutend, denen Welt und Erdkunde auf alle Zeiten in den Tausenden von Menschenköpfen unterworfen seyn sollte. Anders mußte der Grieche, der im Mittellande wohnte, anders der Küstenbewohner sich diese Himmelssäulen vorstellen, anders der, der den unermeßlichen Raum des Meeres auf einer Seereise zu sehen bekam. Arkadiens Bewohnern war die Welt in ihre Berge eingeschlossen; ihnen lag, wie dem Knaben auf den Bergen seiner Heimath, der Himmel zu nahe, als daß sie sich ausser ihnen noch etwas denken konnten. Atlas der Himmelsträger erhub sich aus der Mitte ihrer Wohnungen. Andere griechische Stämme, die zwar auch auf ihrem Boden festsaßen, aber durch den Umgang mit fremden Kolonisten hörten, daß ausser ihren Himmelsbergen die Welt noch nicht

zu Ende sey, mußten wohl, da sie an Land und Berge einmal gewöhnt waren, wieder fernere Berge denken, auf denen der Himmel zuletzt aufläge. Unendlich verschiedene Vorstellungen mußte die Ansicht des offenen Meeres geben: und als man anfieng, das Lybische Gebirge Atlas zu nennen, war man schon längst in den Begriffen so weit vorgerückt, daß der alte kosmographische Mythus bloß als Verzierung am Namen hängen blieb.

Wenn man sich zu den alten Stammgriechen setzen und ihre Phantasien von ihrer Atlantischen Welt wie in einem Spiegel auffangen, und mit ihrer Sprache vergleichen könnte: so würden wir vielleicht die ersten Farben wiederfinden, aus denen sich so ganz unbegreiflich scheinende Mythen bildeten. Morgen- und Abendröthe, nannten sie sie wohl anders als Sohn und Tochter der Sonne? Er gieng ihr voran; sie folgte der scheidenden. — Wer mag die Dichtungen der rohen Phantasie entziffern, und den Kreis des Lebens bestimmen, aus dem sie Nahrung bekam? Man denke nur wie die Phantasie des Grönländers mit dem Monde spielt.

Sollte aber wohl in den Mythen von Arete, Circe, den Hesperiden, der Atlastochter Calypso u. a. kein Abglanz davon seyn? Es ist doch ein so schwesterliches Band zwischen ihnen allen, und die goldnen Aepfel und das goldne Vlies scheinen einander so

nahe

verwandt zu seyn, daß ich mich unmöglich begnügen kann, nichts weiter als Kolchis und den Lybischen Atlas dabey zu denken.

Und fände sich denn kein Uebergang dieser kosmographischen Bildersprache in geographische Mythen? — Ich denke daß er eben durch jene erste Ansicht des Horizonts auf ofner See bereitet wurde? — Eine Schöpfung in der Ideenwelt, wie die eines Vulkans in der physischen, mußte der Gedanke werden, der den Himmel von den Erdbergen sonderte, und ihn im Ozeane selbst begründete. Ab rissen da auf einmal die Ketten, die Himmel und Erde in Einer Idee bisher unregbar zusammengefesselt hatten. Ein Augenblick schuf Ferne und Ausdehnung; die Feuerbilder der einfachsten Phantasie, die ungeforscht den Himmel auf den Berghöhen umlagert hatten, rissen blitzschnell entzwey, der Ozean brauste zwischen den Ufern der Erde und dem entfernten Gewölbe des Himmels. — Gleichwohl ließ sich die Phantasie ihrer so lange gewohnten Nahrung sogleich nicht entwöhnen. Sonst waren alle diese Bilder, die sie sich aus den gewöhnlichsten Phänomenen des Himmels schufen, vom Berge hervorgegangen. Jetzt kamen und giengen sie zur Erde durchs Meer, und die kindliche Phantasie dieser Menschen gab ihnen am Ende der Erde Wohnung und Ruhestatt und aller Schmuck des Lebens, den sie konnte. So entstunden aus jenen glühenden Bildern,

mit denen die Phantaſie dieſes Alters ihre Atlantiſche Welt ausſchmückte, und von denen man nicht wußte, ob ſie mehr dem Berge oder dem aufſteigenden Himmel angehörten, neue mehr zuſammengeſetzte und feſter gezeichnete Gruppen auf der nunmehr für ſich beſtehenden Erde, welche allmählig auf Dichtungen, wie die von Aretes goldenem Vlieſſe, den Hesperidengärten, den Wohnungen der Sonnenkinder und der Tochter des Atlas leiteten, aus denen ſich in den Köpfen ihrer Nachkommen die ſchimäriſchen Begriffe und Wünſche von jenen Reiſen und Unternehmungen erzeugten. Noch waren aber alle dieſe und andere ihnen ähnliche Dichtungen nicht fixirt. Dies konnte nicht eher geſchehn, bis irgend einer oder mehrere ferne Landſtriche wirklich bekannt, mit Namen und Eigenthümlichkeiten bekannt wurden. Dann wurde die Phantaſie gleichſam gezwungen, dieſe Bilder an ein gewiſſes Local zu knüpfen, ſie nach den Gegenden zu modeln, und was bisher bloß Idealiſch war, ins Portrait zu zeichnen. Fragt man nun, wenn dieſes bey den ältern Griechen der Fall war, ſo läßt ſich freylich ſehr wenig beſtimmtes darauf antworten.

Die alten Sänger vor Homer ſcheinen wenig hieran gethan zu haben, wenn man (um nur Ein Beyſpiel zu wählen) aus der Lage der ſchwimmenden Felſen beym Homer, im Verhältniß zum Aretes, auf die Unbeſtimmtheit derſelben in den ältern Argonautengeſängen und folglich ihre Unkunde in dem vermeinten

ten Ozeane ſchließen darf. Aber Homer, ein Kind der freyen Natur, ſah viel, und ſah, was er ſah, mit unendlicher Klarheit, und ſeine durch vieles Selbſtſehen gezogene Phantaſie giebt ſelbſt der Beſchreibung der Gegenden, die er durchs Ohr empfieng, mahleriſches Leben. Nun ſteht ſie da, die Gränze der alten Mythe, durch ihn für alle Dichtergenerazionen geregelt. Fortan kann ſich die Phantaſie nicht mehr in einem unbegränzten Raume verirren; die Stelle auf dem Erdboden iſt anſchaulich verzeichnet. Homer iſt alſo der Erſte von denen, die auf die Nachwelt gekommen ſind, vielleicht der Erſte überhaupt, der den alten kosmographiſch-mythiſchen Bildern eine feſte Stelle auf dem bekannten Erdboden anwies, und ſie hiſtoriſch behandelte. An ihn hielten ſich alle folgende Dichter entweder gerade zu, oder ſo, daß ſie den Kentniſſen ihrer Zeiten gemäß weiter hinausrückten, mithin jene Bilder für das anſahen, was ſie wirklich waren, Gränzbilder der wirklichen Länderkunde.

Es giebt demnach drey ganz verſchiedene Stufen, welche der Menſch in der allmähligen Erlernung der Welt und Erdkunde betritt. Die erſte, wenn er Erde und Himmel zuſammenhängend in ein Bild von geringem Umfange zuſammenfaßt; dann denkt er faſt nur allein an ſich, um den ſich das alles ſo herumzieht. Auf der zweyten, wenn er Erde und Meer in beträchtlichen Weiten hat kennen lernen, ſtellt er ſich

die Erde, und was ihr an Solidität gleich kommt, als Grundpfeiler der ganzen Natur vor. Die dritte endlich beginnt, wenn er von der Bewegung des Himmels etwas zu ahnden anfängt. Dann vergißt er darüber gleichsam alle die Räume, die er selbst gesehn oder durch andrer Beschreibung kennen gelernt hatte, und fängt wieder mit Vorstellungen nach verjüngtem Maasstabe an. Auf der erstern ist er ganz Kind. Er folgt seiner augenblicklichen Empfindung, und seine noch ungeübte Vorstellungskraft unterhält ihn mit den unähnlichsten und abenteuerlichsten Bildern. Auf der zweyten Stufe fängt er eigentlich erst an, über die Erde nachzudenken, seine aus Ansichten oder den Nachrichten anderer geschöpften Kentnisse zur Aufhellung seiner alten Vorstellungen zu gebrauchen, und wo diese nicht mehr bestehen können, sie zu verbessern. In diesem Zeitpunkte ist er wenig fähig, das Ganze in ein Bild zusammen zu fassen. Er beschäftigt sich zu viel mit den Theilen. Indem er überall neue und seine jetzigen Geisteskräfte am meisten anziehende Gegenstände auf der weit vor ihm ausgebreiteten Erde entdeckt: wird seine Phantasie getheilt; es müssen in diesem Augenblicke mehrere halbgedachte Vorstellungen sich durchkreuzen, und er ist glücklich, wenn sie ihn nicht ganz verwirren, sondern seine vorigen Begriffe vielmehr erweitern und veredeln. Dieses ist der Anfang der eigentlichen Geographie. Man mußte aber den unermeßlichen Erdraum vielfach angeschaut, in mehre-

ren Theilen besucht haben, und auf mehreren Seiten an das Ende gekommen zu seyn wähnen, ehe man wieder die Frage vornehmen konnte, wie hängt die Erde mit dem Himmel zusammen? Hier fängt die dritte Stufe an. Mit blossem Anschauen läßt sich hier zu nichts gelangen. Die Phantasie tritt also wieder in ihr voriges Gleis, und fängt von neuem mit Kindervorstellungen an, führt aber doch auf die Spur der mathematischen Geographie. Nun kann man freylich, wenn man will, diese letztere Gattung von Vorstellungen über das ganze Weltsystem gleich an die erstere knüpfen, wenn man bloß dem Gange der Kosmographie nachspüren will. Aber man muß nicht vergessen, das die zweyte Gattung ursprünglich sich dazwischen befand. Sonst ists unbegreiflich, wie in die lächerlichen Bilderchen von Weltgloben oder Weltquadraten, welche die Leute in ihren Köpfen hatten, so hübsche Länderprojektionen kommen konnten. Uns darf diese Periode wenigstens hier keineswegs gleichgültig seyn, indem eine auch nur geringe Aufmerksamkeit entdecken wird, daß Homer selbst in dieselbe trift, und folglich die Frage, ob seine Geographie von Kosmographie unzertrennlich sey, am besten entscheidet.

Homer nicht nur, sondern auch seine Vorgänger waren aus diesen Kindervorstellungen heraus. Weder er noch diese konnten den Himmel noch unmittelbar auf dem Erdrande, mit oder ohne Bergsäulen, aufliegen

laſſen. Wozu eine ſo wunderbare Dämmerung dichten, wenn man Tageshelle haben kann? Der Mann, der von der Joniſchen Küſte ſo ins Aegriſche Meer hinein ſah, und (πεφνν ἅλος) überm Meere Land, und wieder Meer und wieder Land in weiten Progreſſionen ſich dachte, — der Dichter, der ſo klare Bilder von Gegenden im Oſten und Weſten in ſeiner Seele umhertrug, — der Dichter, dem es ſo ſchwer ward ſich die Lage der Dinge nur etwas verändert zu denken, als er ſie zu ſehen gewohnt war *): der konnte unmöglich eine Backofenfigur von Weltgebäude in ſeinem Kopfe beherbergen. Die Thales oder wer ſie waren, Thales Meiſter vermuthlich, welche die Erde — über der Aufgabe die Weltfigur zu finden — vergeſſen konnten, paßten weder dem Zeitalter noch dem Kopfe Homers an. Die weſtlichen Extremitäten der homeriſchen Erde an der Italiſchen Küſte zu ſuchen, nöthigt uns ſeine genaue anſchauliche Verzeichnung, ſeine Fernen-Beſtimmung, und mehrere nur einer wirklich gekannten Gegend zukommende Umſtände. Man muß ſie chorographiſch aufnehmen, ehe man an etwas weiter denken kann, und dann ſich zunächſt an das halten, was ſich uns bey dem Anblick eines ſo richtig gekannten Strich Landes

anſt

*) Man ſehe Wood's einzig richtige Erklärung der προτμα γαλοιο auf der Inſel Syros Odyſſ. XV. 440. (on the orig. p. P 11.) Eben dieſes gilt von ſeiner Erklärung des πεφνν ἅλος. Beyde habe ich ehemahls nicht gehörig gefaßt.

Rodrigo.

Gut.

Jago.

Er iſt jäh, und in einem Augenblik aufgebracht; es kan leicht begegnen, daß er euch einen Schlag giebt. Reizt ihn dazu; dann das würde mir einen vortrefflichen Anlaß geben, die Cyprier in eine ſolche Empörung gegen ihn zu ſezen, daß nichts als ſeine Entfernung ſie beſänftigen ſoll. Dadurch kommt ihr deſto bälder zu euerm Zwek; denn wenn Caſſio einmal aus dem Weg iſt, ſo will ich für das übrige ſchon Mittel finden, und ihr ſollt glüklich werden.

Rodrigo.

Ich verſtehe mich zu allem, wenn ihr's dahin bringen könnt.

Jago.

Dafür ſteh ich dir. Laß dich vor der Citadelle wieder antreffen; ich muß nur einen kleinen Gang machen, um ſein Gepäke ans Land zu holen. Lebt wohl indeſſen.

Rodrigo.

Adieu.

(Er geht ab.)

aufdringen muß. Es ergibt ſich aber bey nur geringer Betrachtung, daß dieſe Gegenden — die der Dichter als die äuſſerſten zwar die er kennt, bezeichnet, aber doch ſo deutlich vorſtellt — ſo unbeſucht zu ſeiner Zeit wohl nicht mehr ſeyn mußten. Und wenn dieſes iſt; wenn der Dichter, der ſelbſt die See und Seeküſten in mehrern Gegenden geſehn hatte, von Seeleuten ſolche Nachrichten darüber eingezogen hatte, die ein ſo getreues Bild in ſeiner Seele erzeugten: wie konnte er zugleich eine Vorſtellung damit verbinden, die doch immer nur in einem gewiſſen Helldunkel in der Seele exiſtieren konnte, daß der Himmel in eben dieſer Gegend als dem vermeintlichen Welt-Ende auf Bergen aufliege? — Aber auch aus dem Stillſchweigen, welches der Dichter in Anſehung der öſtlichen Gegenden der Erde beobachtet, beſtätigt es ſich einigermaßen, daß ſeine Vorſtellungen vom Zuſammenhange der Erde und des Himmels ſich weit über jene kleinliche mythiſchen Begriffe erhoben hatten, und wodurch anders erhoben hatten, als durch ſeine vielen chorographiſchen Kentniſſe.

Man wende mir nicht ein, daß man von dem Stillſchweigen des Dichters über etwas nicht auf ſeine Unkunde davon ſchließen könne. Es ſind der Veranlaſſungen und Gelegenheiten zu viele in beyden Gedichten, als daß er es überall hätte unterlaſſen können, ſeine Kenntniſſe an den Tag zu legen. Aber er läßt noch alles

schweben. Kein Phasis, kein Kolchis für seinen Aretes. Noch wohnt dieser, wenn er anders (wie es jedoch aus der Entstehung dieser Bilder wahrscheinlich ist) auch bey ihm in Osten zu Hause ist, bloß am Ende der Erde. Noch vertritt ihm das vage mythische Bild die wirkliche Kenntniß; noch hat er ihm keine feste Stelle angewiesen. Dieses war den folgenden Zeiten aufbehalten, als das schwarze Meer bis an seine äusserste östliche Küste endlich bekannt wurde. Hätte dieses mehrere Grade südlicher gelegen, so hätte man das goldne Vlies wahrscheinlich vom Euphrat oder Tigris holen lassen.

So giengen also überall die großen mythischen Bilder, mit denen man ursprünglich ganze Weltgegenden ausgefüllt hatte, in das erste beste Lokal derselben über, das man genau hatte kennen lernen, und wurden ihnen nach seiner jedesmaligen Beschaffenheit und dem verschiedenen Genie der Dichter verschiedentlich angepaßt; mithin durch volles Anschauen einer einzelnen Gegend der beschränkte Begriff von einer unmittelbaren Erd- und Himmelverkettung vernichtet, das ist mythische Geographie zur historischen umgeschaffen. Und dazu that Homer nicht etwa die ersten Schritten; diese waren, wie wir schon gezeigt haben, mit dem Anschauen der offnen See geschehen: sondern er maß und zeichnete und schlug Pfähle ein, wo er hinkommen konnte, und schnitzte die Mythen, die er je vorfand, zu Meßfähnchen

fähnchen um, und seine Nachfolger thaten, wie er gethan hatte.

Aus allem dem nun erhellet zugleich, daß in Ansehung der homerischen Geographie seiner Länderkunde die Ehre gebührt. Sie ist bey weiten das vorzüglichste Stück aller seiner Kenntnisse, das Geschenk seiner Zeit, das Eigenthum des Mannes; sie ists, welche seinen kosmographischen Verstellungen so viele Klarheit, Größe und Würde verlieh, die vorher nicht möglich war, und welche mit ihm zu gleicher Zeit vielleicht nur wenige Köpfe theilten.

Sein Himmel, ein hehres weites Gewölbe, hält Erde und Ozean zusammen; er schließt den Ozean auf; unmittelbar aus den Wellen desselben gehen Sonne, Mond und Sterne hervor. Aber die weiche unstäte Fluth trägt ihn nicht; ein festerer Bau, den alten Himmelsbergen analog, muß ihn tragen, wenn es den sinnlichen Menschen begreiflich seyn soll: Pfeiler im Ozean oder am äussersten Rande des Ozeans von unergründlicher Tiefe,

αἳ γαῖάν τε καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσι — —

und nun dies Bild personifizirt: Atlas steht im Ozean; in der alten Bibelsprache: er kennt die Tiefen des Meers, οἶδε βένθεα θαλάσσης πάσης. Nun wird auch der kreisende Ozean anschaulich. Beschlossen von einem ungeheuren Gewölbe, muß das unstete Element beständig

dig in sich selbst zurückkehren, ohne eben eine ganz runde Erdscheibe nöthig zu haben, die es zirkeln mache.

Mit diesem kosmographischen Systeme aber lassen sich manche andre Vorstellungen, als die z. E. vom Tartarus, welchen wir, wie man aus der vorhergehenden Vorstellung errathen wird, für keinen Gegenhimmel nehmen, sehr gut vereinigen; wiewohl, wenn dieses auch so leicht nicht geschehen könnte, die Richtigkeit desselben dadurch nicht in Gefahr käme. Denn es ist in dieser Periode geographischer Begriffe, in welcher Homer steht, wie wir schon oben gesagt haben, nicht zu verwundern, wenn sich manches, welches näher zur Vorstellung des Weltsystems gehörte als der Tartarus, durchkreuzte und unbestimmt blieb.

Unsere Nutzanwendung endlich. Mich dünkt es ist billig, bey der homerischen Geographie und Kosmographie, wie in allen andern wissenschaftlichen Dingen, dasjenige voran zu setzen, was den Grund zu dem folgenden enthält. Erst suche man also seine Länderkunde so kritisch genau und anschaulich darzustellen, als möglich, ehe man an seine kosmographischen Ideen denkt. Denn auf diese Art wird es sich unstreitig ergeben, daß die erstere den Grund zu letztern enthält, und diese ohngefähr so, wie wir sie oben vorgetragen haben, gefaßt werden müsse. Durch ein gegenseitiges Verfahren versündigt man sich nicht allein an dem Dichter, unter dessen wissenschaftlichen Kenntnissen diese leicht

sein

ſein Stolz ſeyn dürften: ſondern man beraubet ſich auch eines ſchönen und höchſtintereſſanten Theils der Geſchichte der Geographie, nämlich der Vor-Homeriſchen und bloß mythiſchen Vorſtellungen von Welt und Erde durch mancherley Abſtufungen, die, wenn man ſie dem Homer ſelbſt anſchrauben will, nothwendig überall abſtehen, und Uebelſtand erregen müſſen.

Göttingen. C. T. G. Schönemann.

VI.

Eine Anekdote

die bekannt zu werden verdient *).

In April 1791 ſchrieb Herr Buchhändler Unger zu Berlin einen Brief an mich, welcher über Duderſtadt nach Frankfurt lief, und zwiſchen beyden

*) Ich bitte den Herrn v. K. um Vergebung, daß ich es eigenmächtig gewagt habe, den Titel, den er dieſem Aufſatze gegeben, in einen minder auffallenden abzuändern. Jeder Teutſche, der nicht ohne alles Menſchengefühl iſt, wird mit mir den Anlaß beklagen, der meinem edeln Freunde zu einer Beſchwerde die unter uns gar nicht möglich ſeyn ſollte, gegeben worden iſt. W.

den Orten gemauſet wurde. Ein Brief von mir an Herrn Unger blieb auf der Route von Frankfurt nach Duderſtadt ebenfalls Unterwegens ſitzen.

Im Auguſt ſchrieb mir Herr Unger noch einmal. Dieſer Brief kam eben ſo wenig an den Ort ſeiner Beſtimmung, ſondern wurde von einem loblichen Poſtamte *) — und zwar, aus einer bey Räubern gewiß ſeltenen Großmuth, franko — nebſt einem an Herrn Krieger zu Gieſſen adreſſirten, für mich beſtimmten, und bereits bezahlten Palet Bücher, an Herrn Unger, der ſich über dieſe Impertinenz nicht wenig wunderte, brevi manu zurückgeſchickt.

Ich äuſſerte, als ich von dieſen Sch....n **) Nachricht erhielt, meine unvorgreifliche Gedanken darüber gegen einen nicht unberühmten Gelehrten, welcher aber wiſſen wollte, daß das Poſtamt quaeſt. einigermaßen — wiewohl freylich nur halb — dadurch entſchuldigt würde, daß es unter den gebietenden Einflüſſen eines gewiſſen Kabinettes ſtände, welches die Beichte des ganzen briefſtelleriſchen Publikums in der Stille abhören wollte.

Ich

*) Welches ſich nicht zu nennen für gut fand — etwa *infamiae* poſteritatisque metu? *Tacit.*

**) Das harte Wort, das hier im Original ſteht, iſt ſo leicht zu errathen, daß ich dem Leſer dieſe Gelegenheit ſeine Sagacität zu verſuchen, nicht entziehen wollte. W.

Ich widersprach diesem Gelehrten — so, wie ich es auch noch jetzt thue — geradezu. Ich sagte: ein Staat habe, wie jeder einzelne Mensch, die Präsumtion der Legalität seiner Handlungen, und der Achtung für die Eigenthumsrechte der Privatpersonen, so lange für sich, bis diese Vermuthung durch evidente Thatsachen widerlegt wird. Thatsachen von dieser Art wären mir aber nicht bekannt. Ich könnte nicht glauben, daß ein Staat in unserm durch Aufklärung und vernünftige Freyheit so glücklichen Teutschland die Grundsätze der Staaten von Algier und Marokko adoptiren, über fremdes Eigenthum willkührlich disponiren, und offenbare Räubereyen begünstigen werde. Das ist auch noch jetzt mein Glaube, um so mehr, da ich alt und klug genug geworden bin, um der Aufsicht und Vormundschaft eines Staates über den Inhalt oder die Pertinenzstücke meiner Bibliothek ganz und gar entbehren zu können; weswegen ich denn auch diejenigen Herrn Postofficianten — welche, aus löblichem Eifer für das Heil meiner Seele und die Unschuld meiner Bibliothek, keiner philosophischen Schrift und keinem cynischen Romane den freyen Durchzug durch ihr Comtoir gestatten, sondern, indem sie sich an fremden Eigenthum auf das schändlichste vergreifen, Böses thun wollen damit gutes daraus kommen — höflichst ersucht haben will, sich ferner um mich und meine Korrespondenten gar nicht mehr zu bekümmern, oder in

dessen

deſſen Entſtehung zu gewärtigen, daß ſie ſo lange an den Galgen der Publicität gehängt werden ſollen, bis durch die weiſen und menſchenfreundlichen Anſtalten der höchſten Reichspolizey ihnen das Handwerk gelegt werden wird.

Im Novbr. 1791. von Knoblauch.

Inhalt.

September.

I. Ehrenrettung des poſitiven Rechtes. . S. 3

II. Beſtimmtere Antwort auf das Sendſchreiben im 7ten Stück des N. T. Merkurs 1791 über das Buch Nicolai Vaters Haus-Chronika betitelt, von dem Verfaſſer dieſer Schrift. . . . . — 41

III. Neuere Beyſpiele von der Möglichkeit, auch in unſern Zeiten lebendig begraben zu werden; und Nachricht von der nun wirklichen Errichtung eines Leichenhauſes in Weimar. . . . — 125

IV. Etwas über das Recht eines Staats, Briefe, die an ihn nicht geſchrieben ſind, zu erbrechen, und zu unterſchlagen. . — 139

Octo-

October.

I. Erklärung des Herausgebers über die im 6ten Monatsſtück des T. Merk. 1791. auf der letzten Seite befindliche Note. S. 113

II. Vorbereitung zu den künftigen Preisſchriften über den Cölibat. — 149

III. Noch etwas von dem Weſtmeer. — 172

IV. Pächter Martin und ſein Vater, fortgeſezt. — 190

V. Verſuch einer Ueberſetzung der erſten Elegie des A. Tibullus. — 207

VI. Hrn. v. Retzers Zuſchrift an des Hrn. Joh. Rudolph Grafen von Chorek Excellenz bey Ueberreichung der Werke Balbi's — 218

VII. Ankündigung die Fortſetzung der Ueberſetzung des Werks de la Monarchie pruſſienne ſous Frederic le Grand betreffend. — 220

VIII. Anzeige der T. Geſellſchaft zu Mannheim. — 223

November.

I. Das Recht der Völker, ihre Staatsverfaſſungen willkührlich abzuändern, geprüft von Burke. S. 225

II. Die Gleißburg. Eine Kunde der Vorzeit. — 259

III. Ehrenrettung des poſitiven Rechtes. Fortſetzung und Beſchluß. — 278

IV. Ueber zwey Kammern in Frankreich, nach Gudin und andern. — 311

V. Probe eines Lehrgedichtes. . . . S. 323
VI. Der neue Frauenlob. . . . . — 332
VII. Sonnette. . . . . — 336

December.

I. Ritter Gluck, Theatre de Monsieur. Theatre Italien. . . S. 337
II. Pächter Martin und sein Sohn. Fortgesetzt. . . . — 356
III. Von den Verdiensten des Hauses Medici um die Naturkunde. . — 395
IV. Ueber Popularität und gesunden Menschenverstand. Fragment eines Briefwechsels. . . . — 419
V. Ueber die Gränzen der mythischen und historischen Geographie und den Begriff der Homerischen. — 430
VI. Eine Anekdote die bekannt zu werden verdient. . . . — 443

Achte Scene.

Jago (allein.)

Daß Caſſio ſie liebt, das glaub ich, und daß ſie ihn wieder liebt, das läßt ſich wenigſtens glauben. Was den Mohren betrift, ſo muß ich geſtehen, ob ich ihn gleich nicht leiden kan, daß er von einer geſezten, liebreichen und edeln Gemüths-Art iſt; und ich zweifle gar nicht daran, daß er gegen Desdemona ein recht zärtlicher Ehmann ſeyn wird. Nun lieb ich ſie auch, nicht eben aus Antrieb einer ſonderlichen Luſt zu ihr, (ob ich gleich vielleicht für eben ſo groſſe Sünden in des Teufels Schuldbuch ſtehe,) ſondern mehr um an dem üppigen Mohren Rache zu üben, den ich im Verdacht habe, daß er meinem Weibe zu nah' gekommen ſeyn möchte; ein Gedanke, der mir wie mineraliſches Gift an meinem Inwendigen nagt, und mir keine Ruhe laſſen wird, bis ich quitt mit ihm bin, Weib um Weib: Oder wenn mir auch das fehlſchlüge, ſo muß mir der Mohr wenigſtens in eine ſo ſtarke Eiferſucht geſezt werden, daß die Vernunft ſelbſt ihm nichts dagegen helfen ſoll. Und wenn dieſer arme Venetianiſche Brak, den ich bloß um ſeines guten Jagens willen liebe, unſerm Michael Caſſio nur recht zu Leibe geht, ſo wollen wir ihn bald bey der Hüfte kriegen, und ihn dem Mohren auf eine Art empfehlen, die ihre Würkung thun ſoll; und der Mohr ſoll mir noch danken, und mich noch dafür lieben und belohnen, daß ich ihn ſein ſauber zu einem Eſel mache, und ihn aus dem ſtolzen Frieden ſeiner Seele bis zur Tollheit herausbetrüge. Das alles

Neuer
Teutſcher Merkur.

1. Stück 1792.

BIBL.
NIVERS.
IPS.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Daſnis. Virgils fünfte Idylle. Von Hrn. HR. Voß. . . . . S. 3.

II. Die Inſel der Gorillen. Ein Fragment aus einem Kommentar über Hanno's Seereiſe, von Hrn. JR. von Knoblauch. . — 48.

III. Sendſchreiben des Herausgebers des T. M. an Herrn P. *** zu ****. . . — 64.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaſſen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion. und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Leipzig bey J. A. Barth iſt erſchienen: M. F. G. Leonhardi Naturgeſchichte für alle Stände, vorzüglich für diejenigen, welche mit der Kenntniß der Naturkörper die Anwendung und den Nutzen zu verbinden ſuchen, 1r Band, gr. 8. 391 Seiten. 1 Thlr.

Gegen die ſonſtige Gewohnheit, aber mit Recht liefert der Hr. Verf. im 1ſten Bande das Materialoder Mineralreich und wird in den beyden folgenden das Gewächs- oder Pflanzenreich und das Thierreich abhandeln. Dieſe Ordnung, als die natürlichſte, billigen wir eben ſo ſehr, als daß es dem Verf. gefallen hat, die Technologie oder überhaupt die Nutzanwendung der natürlichen Dinge mit ſeiner Erzählung zu verbinden. Das Mineralreich hat er nach Hrn. Werners Syſtem bearbeitet und dadurch ſeinem Buche einen Vorzug mehr gegeben. In der That fehlte es uns bis jezt noch an einer ſolchen gut erzählten und geordneten Naturgeſchichte, und wenn der Hr. V., wie wir aus ſeinen anderen Arbeiten ſicher ſchließen können, mit gleichem Eifer fortarbeitet, ſo läßt er gewiß alle ſeine Vorgänger hinter ſich. Die Vorzüge dieſes Buchs in Rückſicht auf Unterricht für den Kauf- und Gewerksmann und Oekonomen wird jeder bald ſelbſt kennen lernen, der ſich deſſelben bedienen will.

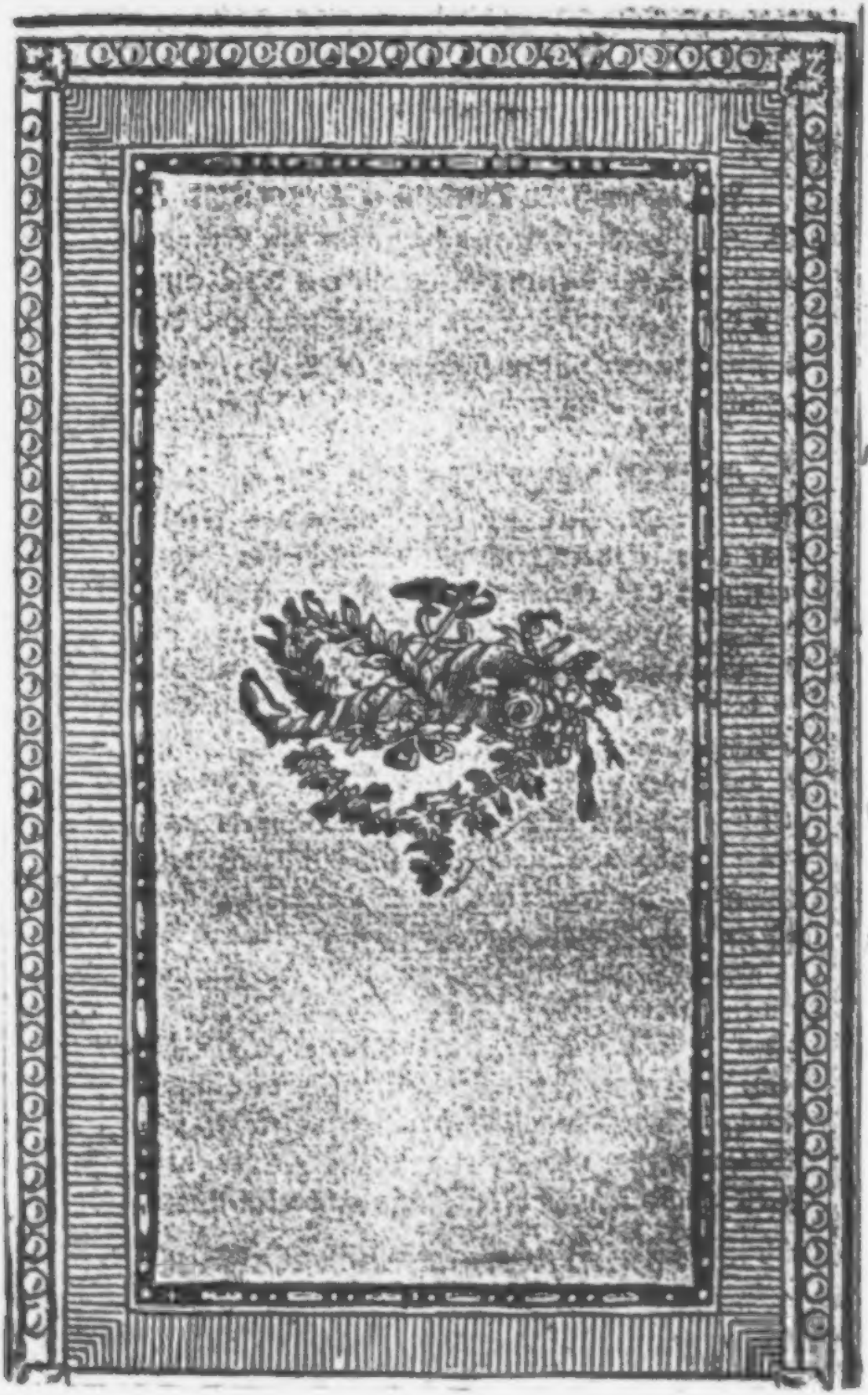

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1792.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weimar 1792.

Der neue
Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1792.

I.

Daſnis.

Virgils fünfte Idylle.

Menalkas.

Mopſus, warum, da wir als Kundige beid' uns begegnet,
du zu blaſen auf ländlichem Rohr, ich Worte zu meſſen,
ſetzen wir nicht hier unter den haſeldurchwachſenen Ulmen?

Mopſus.

Du biſt älter; dir folgt der jüngere billig, Menalkas:
Ob wir unter die rege, von Zefyren wankende Schattung,
ob zur Grotte vielmehr wir hineingehn. Schau, wie die Grotte
dort von der waldigen Rebe mit ſeltenen Trauben beſtreut wird.

Menalkas.

Dir wetteifert allein in unſern Bergen Amyntas.

Mopſus.

Der wetteiferte ja wohl, auch Phöbus Geſang zu beſiegen!

Menalkas.

Singe du, Mopſus, zuerſt: es ſey von den Flammen der Phyllis,
oder von Alkons Löbe dein Lied, auch vom Hader des Kodrus:
ſinge nur, Titorus wird die weidenden Böcklein bewahren.

Mopſus.

Nein, der Geſang, den ich neulich in grünende Buchenrinde
eingerizt, und meſſend, den Ton um einander bezeichnet,
werde verſucht. Dann rufe zum Wettgeſang den Amyntas!

Menalkas.

So wie die Weide des Sumpfs nachſteht dem graulichen Oelbaum,
ſo wie die niedere Narde den purpurnen Roſengebüſchen:
muß nach unſerem Dünken auch dir nachſtehen Amyntas.

Mopſus.

Weiter kein Wort, o Jüngling! wir ſind in die Grotte gelanget.
Daſnis Tod beweinten, den jammervollen, die Nymfen
troſtlos; ihr, o Haſeln, bezeugts, und ihr Bäche, den Nymfen:
als, umſchlingend des Sohns erbarmungswürdigen Leichnam,
Götter zugleich und Stern' als grauſame klagte die Mutter.
Keiner trieb' von der Weid' an jenen Tagen die Rinder,
Daſnis, hin zu des Baches Erfriſchungen; keines der Thiere

 koſtete

ligt hier -- aber noch verworren; Spizbüberey läßt ihr ganzes Geſicht nicht eher ſehen, bis ſie vollbracht iſt.

(Geht ab.)

Neunte Scene.

(Die Straſſe.)

Ein Herold tritt auf.

Herold.

Es iſt Othello's, unſers edeln und tapfern Ober-Befehlhabers, Wille und Belieben, daß auf die zuverläſſig eingelauffene Nachricht von dem gänzlichen Untergang der Türkiſchen Flotte, jedermann ſeine Freude öffentlich, durch Tänze, Freuden-Feuer, und alle die Spiele und Luſtbarkeiten, wozu einen jeden ſeine Neigung treiben mag, an den Tag geben möge -- Zumal, da noch über dieſe glükliche Zeitung, ſein Vermählungs-Feſt ein Gegenſtand der allgemeinen Freude iſt. Alle ſeine Vorraths-Kammern ſind aufgeſchloſſen, und es iſt jedem erlaubt von dieſer fünften Stunde an, bis die Gloke eilfe geſchlagen haben wird, zu ſchmauſen und ſich zu erluſtigen, wie es ihm beliebt. Dieſes ſollte, nach ſeinem Befehl, durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht werden. Heil der Inſel Cypern, und unſerm edeln General!

koſtete weder den Strom, noch berührt ein Hälmchen des Graſes.

Ja, daß dir, o Daſnis, auch puniſche Löwen gewehklagt,
als du ſchiedſt, das reden verödete Berg' und Gehölze.
Daſnis hat an den Wagen armeniſche Tiger zu ſpannen,
Daſnis gelehrt, im Triumf, Reihentanz zu führen dem Bacchus,
und mit biegſamem Laube den ſchwanken Stab zu umwinden.
Wie die Rebe dem Baume zum Schmuck, wie der Rebe die Traub' iſt,
wie den Heerden der Stier, wie die Saat dem fetten Gefilde:
biſt du einzig der Schmuck der deinigen! Seit dich das Schickſal
nahm, verließ ſelbſt Pales, und ſelbſt Apollo die Felder.
Wo großkörnige Gerſte mir oft den Furchen vertrauet,
herſcht unſeliger Lolch und ein Schwarm des verwilderten Habers.
Statt der ſanften Viol' und des purpurhellen Narciſſus,
ſteigt die Diſtel empor und ſcharfgenadelter Stechdorn.
Streut den Boden mit Laub', umzieht die Quelle mit Schatten,
Hirten der Flur! es verlangt, daß dies ihm geſchehe, noch Daſnis.
Auch erhöht ihm ein Grab, und fügt zum Grabe die Aufſchrift:
„Daſnis war Ich in den Hainen, bekannt bis zum ſternichten Himmel,
„Schönem Vieh ein Hüter vordem, noch ſchöner ich ſelber.“

Menalkas.

So iſt mit dein holder Geſang, o göttlicher Dichter,
wie im Grabe der Schlaf dem Ermüdeten, wie um den Mittag
heiſſem Durſt ein erquickender Trank des hüpfenden Baches.
Nicht mit dem Rohr erreichſt du allein, auch an Stimme den Meiſter.
Glücklicher Knab', hinfort biſt du der zweyte nach jenem.
Ich will indeß, ſo gut ichs vermag, dir dieſen Geſang nun ſingen, und deinen Daſnis erhöhn zu den Sternen des Himmels.
Daſnis entſchwebe zum Himmel; mich ſelbſt auch liebete Daſnis.

Mopſus.

Kann was gröſſer mir wohl als ſolches Ehrengeſchenk ſeyn?
Selbſt ja war der Jüngling ſo werth des Geſanges, und längſt ſchon
ward mir jener Geſang von Stimikon häufig gerühmet.

Menalkas.

Glanzvoll ſtaunt an der Schwelle des ungewohnten Olymrus
Daſnis, und unter dem Fuß erblicket er Wolken und Sterne.
Drum von munterer Freud' iſt Wald und jedes Gefilde,
Pan zugleich und die Hirten erfüllt und dryadiſche Jungfraun.
Weder Wölf' umſchleichen die Triſt, noch drohen dem Hirſche
tückiſche Garne verſteckt; Ruh liebt der gütige Daſnis.
Selbſt ſchon erheben entzückt ihr Jubelgetön zu den Sternen
unge-

ungeſchorene Berge, ja ſelbſt lobſingen die Feldhöhn,
ſelbſt auch die Bäume der Flur: Gott, Gott iſt jener, Menalkas!
O ſey gnädig den deinen und hold! Schau, vier der Altäre:
Zween, o Daphnis, dir ſelbſt, zween Hochaltäre dem Phöbus.
Zweymal im Jahr will ich Becher mit friſcher Milch, die emporſchäumt,
und zwo Kannen dir ſtellen, gefüllt mit der Fette des Oelbaums,
reichlich vor allen das Mahl mit Bacchus Gaben erheiternd.
Vor dem Heerd, wenn die Kälte beginnt, wenn die Ernte, im Schatten,
gieß' ich Wein aus Schaalen, den ariußiſchen Nektar.
Singen ſoll Damötas mir dann, und der Lyktier Aegon,
und nachahmen den Tanz der Satyrn Alpheſiböus.
Solches bleibt dir beſtändig, ſo oft wir gelobete Opfer
dankbar weihn den Nymfen, ſo oft wir die Felder umwandeln.
Weil im Gebirge der Eber, der Fiſch im Strome ſich freuet,
weil mit Thymus die Biene ſich nährt, mit Thau die Cikade:
immer bleibt dir Namen und Ehr' und ewiger Nachruhm.
So wie Bacchus und Ceres, wird dich mit Gelübden der Landmann
jegliches Jahr anflehn; auch du wirſt binden zur Leiſtung.

Mopſus.

Welches, o welches Geſchenk für ſolchen Geſang dir erfind' ich?

Denn nicht freuet mich so das Geräusch des kommenden Südwinds,
nicht die Gestad' aufwallend von schlagenden Fluten, und so nicht
Bäche, die jähling hinab durch felsichte Thäler sich stürzen.

Menalkas.

Diese Pfeife von Rohr, die zerbrechliche, schenk' ich zuerst die.
Sie hat: Korydon braunt' um den jugendlich schönen Alexis:
sie zugleich mich gelehrt: weß Heerde da? Ists Meliböens?

Mopsus.

Du empfange den Stab, den Antigenes, da er mir oftmal schmeichelte, nimmer gewann; und er war der Liebe nicht unwerth:
Zierlich prankt er mit Erz und gleichen Knoten, Menalkas.

Anmerkungen zur fünften Idylle.

Einleitung.

Mopsus und Menalkas begegnen sich weidend in einem Bergwalde. Der jüngere Mopsus, ein trefflicher Syringenbläser, wird von Menalkas, einem vorzüglichen Sänger, freundlich zum Wechselgesang eingeladen; worauf jener den Tod des Daphnis, dieser seine Vergötterung besingt. Man zweifelt, wer Daphnis

nis ſey: ob der ſchöne Jüngling der ſicilischen Hirtensage, deſſen Tod in Theokrits erſter Idylle beklagt wird; ob ein willkürlich zum poetiſchen Gemählde erſonnener Hirte; oder vielmehr ein wahrer, neulich verſtorbener Geliebter unſers Dichters, unter dieſem vielleicht mit Abſicht gewählten Idyllennamen? Den ſicilischen Daſnis, der, wie mancherley rührende Umſtändlichkeit er theils zuließ, theils ſogar forderte, dennoch durch keinen beſonderen Zug ausgezeichnet wird, hätte man noch eher aufgeben ſollen, als den willkürlich erſonnenen. Denn v. 50 — 52 erſcheint Daſnis offenbar als ein neulich verſtorbener Liebling der beyden Sänger, von welchen Menalkas v. 85 — 87 ſich, wie IX. 10. für Virgil ſelbſt bekennt, der ſchon durch die 2te und 3te Idylle berühmt war. Hieraus folgt, daß dieſe Idylle bald nach der dritten, vielleicht noch im Jahre 712. geſchrieben ward: wenigſtens vor der erſten vom Herbſt 713. die ſonſt, ihres berühmten Inhalts wegen, wohl mit jenen zugleich wäre genannt worden; ohne Widerſpruch vor der neunten vom Sommer 714. wo v. 19 — 20 auf die unſrige ſich beziehet. Weſſen Tod kann nun damahls den Dichter zu einer ſo erhabenen Darſtellung einer allgemeinen Trauer, weſſen göttliche Verehrung zu ſolchen Jubeltönen einer allgemeinen Freude begeiſtert haben? Alles vereinigt ſich für den Dictator Julius Cäſar, der im Jahr 710. ermordet, und im Anfange des Jahrs 712. von den

neu verbundenen Triumvirn zum Gott erhoben ward. Der Mutiniſche Krieg, der nach ſeinem Tode Virgils Heimat verwüſtete, das blutige Bündniß der neuen Triumvirn, und die Ausſicht endloſer Kriegsgräuel um die Eroberung und Theilung der Herſchaft, konnte auch wohl einen Verehrer des Brutus mit Wehmut an die beſſeren Zeiten, da Cäſar beyde Gallien und Illyricum ſo ruhmvoll verwaltete, und an die großen Tugenden und Entwürfe dieſes, wenn Freyheit nicht Statt fand, der Oberherſchaft ſo würdigen Mannes erinnern. Um indeß weder die edlen Republikaner, die öffentlich oder ingeheim, wie ſelbſt Aſinius Pollio, nach Herſtellung der Freyheit ſtrebten, noch die tyranniſchen Unterjocher, durch gerade Vorwürfe zu beleidigen, hüllte der ländliche Dichter ſeine Sehnſucht nach der verlohrenen Ruhe in eine Hirtenallegorie, deren zartes Gewebe nicht mehr, als ihm rathſam ſchien, aber den Zeitgenoſſen kennbar genug, durchſchimmern ließ. Die alte Vermutung, daß Virgils Bruder Flaccus betrauert werde, ſcheint durch die Jugend und Ländlichkeit des allegoriſchen Daphnis begünſtigt; aber wäre auch Flaccus, was keiner ihm nachrühmt, der geiſtreichſte Jüngling von glänzenden Verdienſten oder Hoffnungen geweſen, ſo bliebe doch die Allgemeinheit der Trauer, die bis zu den pimiſchen Löwen ſich erſtreckte; und ſeine von allen Hirten und Feldgöttern gefeierte Vergötterung mit Virgils Beſonnenheit unvereinbar

vereinbar; zu geſchweigen, daß Menalkas ſchwerlich dem Mopſus den Vorzug ſeiner Liebe gegeben hätte. Die übrigen Deutungen auf Pollio's Sohn Saloninus, auf Quintilius von Cremona, Virgils und Horazens Freund, oder auf den Heerführer Quintilius Varus, widerſprechen ſogar der Zeit: denn Saloninus, von der dalmatiſchen, im Jahr 715. eroberten Stadt Salonä alſo genannt, ſtarb 786. oder ſoll er von Aſinius Gallus verſchieden ſeyn, wenigſtens 715 als Kind; Quintilius der Kunſtrichter ſtarb 730; und Varus ward 763 in Teutſchland erſchlagen.

1—3. Der Dichter beſingt die Empfindungen ſeines Vaterlandes bey Julius Cäſars Tode und Vergötterung in einem Wechſelgeſange, worin er zween mantuaniſche Hirten v. 17 den Daſnis, einen ſchönen verdienſtvollen Hirtenjüngling, erheben läßt. Unter Menalkas will er ſelber verſtanden ſeyn v. 86, wie er auch anderswo III. 84. IX. 10. 18. ſich mit gewöhnlichen Hirten, nur als ein etwas kundigerer Sänger, vermiſcht. Aber Mopſus iſt, ſammt den übrigen Hirtennamen des Gedichts, ein bloßes Geſchöpf der Einbildung, welches virgiliſche Worte ſingt; zum Dichter Aemilius Macer von Verona, der durch ein Gedicht von Kräutern und vom trojaniſchen Kriege bekannt wurde, deutete ihn Servius wohl nur, weil er in einem allegoriſchen Gedichte alles glaubte umdeuten zu müſſen. Beyde mit ihren Ziegen v. 12. begegnen

ſich

ſich auf der Sommerweide im Bergwalde, und Menalkas ſchlägt einen freundſchaftlichen Wechſelgeſang vor, während ſein Knecht Tityrus der zuſammengetriebenen Heerden hüte. Da zum Geſange ein ſo ernſthafter Stof beſtimmt iſt, und der eine Hirt den Virgil ſelbſt vorſtellt; ſo wäre eine zankende Ausforderung, die anderswo untadelhaft ſeyn kann, hier am unrechten Orte geweſen. Eigenes Verdienſtes froh, ehrt jeder des anderen Verdienſt, mit entgegenkommender Gefälligkeit. Sie dünken ſich, wie jene theokritiſchen Hirten VIII. 4.

Beyde des Zitzengeröns erfahrene, beyde des Liedes,

nur giebt Menalkas ſeinem Freunde im Spielen den Vorzug, und ſich im Geſange. Denn es ſoll nicht Mopſus des Menalkas Geſang mit der Rohrorgel II. 36. bloß begleiten, ſondern ein jeder nach dem gewöhnlichen Vorſpiel ſingen v. 48. Daß die Scene unter wilden Ulmen des Bergwalds, nicht zwiſchen rebentragenden ſey, beweiſen die vermiſchten Haſeln, und die weidenden Ziegen, die man in Weinpflanzungen nicht duldete. Lb. II. 196. 299.

4—7. Mopſus nimmt den Vorſchlag mit Beſcheidenheit an, und rühmt den lieblichen Schatten der wehenden Ulmbäume, doch mehr die kühlere Felſengrotte in der Nähe, deren Eingang von den zerſtreuten Ranken einer Waldrebe ſchön und luſtig umſchlun-

gen

gen wird. Gemählde der Gegend, woran gemeine Dichter am gefliſſenſten ihre Farben verſchwenden, werden von Meiſtern der Kunſt nur nebenher, wie die beſungene Handlung ſie zu fodern ſcheint, mit großen Zügen für die ausbildende Phantaſie entworfen, und ſo viel möglich in lebenähnlicher Bewegung. Aelter, obgleich ein Jüngling v. 19. Daß Mopſus dem wehenden Schatten der mit Haſel durchwachſenen Ulmen, wo gewiß auch ein unbeſchienenes Lager ſich fand, die kühlere Grotte vorzieht, iſt ſtillſchweigende Anzeige der Sommerhitze. Felsgrotten mit überwachſenem Eingange. wie I. 16. Theokr. III. 13. zeigte den Griechen und Römern häufig die Natur, auch wenn ſie nicht an Homers Höhle der Kalypſo Odyſſ. v. 68. zurück dachten. Die wilde Rebe (labruſca, ἀμπελος ἀγρια) war zwiefacher Art: die ſchwarze reifte kleinbeerige, ſchwarze und anziehende Trauben; die weiße mit dichten weißlichen Blättern, deren rothe Frucht nicht zur Reiſe kam, gab im Junius eine wohlriechende Blütentraube (oenanthe, labruſcum) die, im Schatten getrocknet, Wein, Honig und Oel würzte. Plinius ſagt, daß ihre Blätter, wie bey mehrern ſchlechten Gattungen, vor dem Abfallen roth werden. Sie ſcheint unſere Klarettraube, Vitis Labruſca L. von rother Frucht und halbfilzigen Blättern zu ſeyn, die für die Mutter des edlen Weinſtocks gehalten wird. Die mahleriſche Schönheit dieſes mit duftenden Frucht-

ranken

ranken dünn und luftig verbreiteten Laubteppichs von abstechenden Farben bedarf wohl keines Erinnerns.

8 — 9. Aber, sagt Menalkas scherzend, indem sie zur Grotte gehn: ich wage es, mit dir zu wetteifern? Das darf von uns allen nur Amyntas! — Vor Amyntas, antwortet Mopsus mit Lächeln, können wir beyde ruhig seyn, obgleich er in seinem Wahne sogar mit Apollo es aufnehmen darf. — Eine ähnliche Spötterey hat Theokrit IV. 8:

Korydon.

Preißt man ihn doch dem Herakles an Kraft und Stärke vergleichbar!

Battos.

Auch mich preiset die Mutter noch tapferer als Polydeukes!

Servius sucht hier wieder eine wahre Person, und tappt auf den Dichter Cornificius zu, der einer von Virgils Neidern soll gewesen seyn.

10 — 12. Aus Artigkeit überläßt Menalkas dem Eingeladenen den leichteren Vorgesang, damit, wozu jener sich vorbereitet hat, er selbst auf der Stelle erwiedere. Tityrus, der Knecht des reicheren Menalkas v. 65 — 73, soll unterdeß des Mopsus Zicklein zugleich weiden. Singe zuerst, was du auch immer gedichtet hast, der Inhalt des Liedes sey Liebe, oder Lob, oder Zank. Phyllis, Alkon und Kodrus sind erdichtete Hirtennahmen aus Liederchen, welche Menalkas,

Othello, Desdemona, Cassio, und Gefolge treten auf.

Othello.

Mein lieber Cassio, seht diese Nacht zur Wache; wir wollen nicht vergessen, in unsern Lustbarkeiten nie über das Ziel der Anständigkeit und Mässigung hinauszuschweissen.

Cassio.

Jago hat schon Befehl auf die Nacht; ich will aber nichts destoweniger selbst ein Aug' auf alles haben.

Othello.

Jago ist ein ehrlicher Mensch -- Gute Nacht, Cassio. Morgen, so früh als euch gelegen ist, laßt mich eine Unterredung mit euch haben -- (Zu Desdemona) Komm, meine theure Liebe -- Wenn der Kauf geschehen ist, so folgt die Nutznessung; -- Gute Nacht.

[Othello und Desdemona gehen ab.]

Jago zu Cassio.

Cassio.

Willkommen Jago, wir müssen zur Wache.

Jago.

Itzt noch nicht, Lieutenant, es ist noch nicht zehn Uhr. Unser General hat uns seiner Desdemona zu lieb so früh entlassen, und wir können ihn nicht deßwegen tadeln -- es ist seine erste Nacht, und sie ist ein Leckerbissen für einen Jupiter.

Cassio.

nalkas, von vorigen Wettgesängen des siegreichen Mopsus, vielleicht mit dem spöttisch gelobten Amyntas, in Gedächtniß behielt; aber darum bezeichnen sie nicht dieselbigen Personen, wie in andern Idyllen III. 76. VII. 22. Servius träumt von der thracischen Fürstin Phyllis, die aus Liebe zu Theseus Sohne Demoson starb, von dem kretischen Bogenschützen Alkon, und dem attischen Könige Kodrus, der, als Hirte verkleidet, im feindlichen Lager Lerm anfieng und erschlagen ward. Die Frühlingszicklein, denn es fielen auch herbstliche, mußten bey der Geburt im Merz zu der Muttermilch schon junge Laubsprossen finden, und wurden nach drey Monaten entwöhnt und besonders geweidet.

13—15. Statt so gemeiner Gegenstände, die zu einem Wettgesange mit einem Amyntas wohl gut genug wären, will Mopsus vielmehr seinen neuen, mit vorzüglicher Sorgfalt gedichteten Gesang versuchen. Ein bescheidenes Wort bey stolzem Bewußtseyn. Als ein schriftkundiger Hirte II. 23 rizte er diesen Gesang, um ihn sorgfältiger auszuarbeiten, in frische Buchenrinde, indem er dazwischen singend oder spielend die Bewegung des Verses abmaß I. 2. Die Landleute schrieben (wie vordem, nach Symmachus VI. 28. die Italer überhaupt) in Ermangelung des Pergaments und ägyptischen Papiers, zum Theil auf hölzerne, gewöhnlich mit Wachs überzogene Täflein, wovon ein Buch eigentlich codex oder ein Block hieß, doch häufiger

figer auf Rinde oder Baſt (liber) von Buchen und Linden. Auch der Kundſchafter, wie Plinius meldet, rizte ſeine Berichte an den Feldherrn in friſche Rinde. Hier kann die abgezogene, oder, wie X. 53, die lebendige Rinde einer Buche gemeynt ſeyn. Denn bey Calpurnius III. 43. wird ein weit längeres Lied als dieſes in friſche Kirſchbaumrinde gezeichnet, und dann zum Bewahren abgeſchält; und I. 20 finden ſich an einer Buche im Hain über funfzig noch nicht ausgewachſene Verſe. „Wenn du dieſen Geſang wirſt gehört haben, dann urtheile ſelbſt, ob ein Amyntas dagegen auftreten könne.“ Unter dem Selbſtlobe verhüllt er das Lob des Menalkas, den er allein für einen würdigen Gegner erkennt, um ſo mehr, da deſſen voraus erwarteter Gegengeſang auf ſeinen Daſnis ihm ſchon gerühmt worden war II. 55.

16 — 18. Auch ſcherzte ich nur, antwortet Menalkas, dir den Amyntas gleich zu ſchätzen, der dir ſo weit nachſteht, als die Weide dem Oelbaum, und die Narde dem Roſenbuſch. Die Weide iſt zwar dem Oelbaum an Laube nicht unähnlich, aber an Nutzen wie verſchieden! Die Narde eifert zwar mit der Roſe im Wohlgeruch, doch läßt ſich die unanſehnliche Blume nicht einmal in Kränze flechten. Daß Virgils Saliunca die celtiſche Narde oder Valeriana celtica L. ſey, ſcheint ohne Grund bezweifelt zu werden. Dioskorides lehrt, die celtiſche Narde wachſe auf den ligu-

riſchen

rischen Alpen und in Istria, und heiße bey den Einsgebohrnen Aliungia; sie sey ein kleines Staudengewächs, mit den Wurzeln in handvolle Bunde geschlungen, und habe längliche gelbe Blätter und eine gelbe Blume; nur Stengel und Wurzeln haben Heilkraft und Wohlgeruch. Will man bey dem griechisch verdorbnen Aliungia noch anstehn, so nennt Scribonius Largus, ein Arzt des ersten Jahrhunderts, die celtische Narde c. 104 ausdrücklich Saliunca. Diese Saliunca, sagt Plinius, wird so wenig als die Iris zu Kränzen gebraucht, obgleich beyde von edlem Geruche sind. Zwar blätterreich, aber kurz und nicht zu flechten, hängt sie an vielfacher Wurzel, eigentlicher Kraut als Blume, dicht wie mit der Hand gedrückt, und bald ein Rasen ihres Geschlechts. Pannonien erzeugt sie, auch Noricum und die Alpen im Sonnenschein, und von den Städten, Eporedia (Jurea in Piemont): von solcher Lieblichkeit, daß sie eine Fundgrube ward. Man legt sie gern zwischen Kleidungen. Die Wurzel in Wein gekocht stillt das Erbrechen, und stärkt den Magen. Nur weil Plinius, dessen Nachlässigkeiten ja bekannt sind, bey Erwähnung der gallischen, d. i. celtischen Narde den einheimischen Namen verschweigt, glaubte man Abweichung zu finden; wiewohl auch das dort gesagte alles von des Dioskorides celtischer Narde gilt. Valerius Cordus versichert, daß noch immer die teutschen Alpenbewohner diese Heilpflanze Selimk,

gleichsam Seelenverjüngerin, nennen. Sie kriecht mit niedrigen, an den Gelenken wurzelnden Stengeln, voll länglicher blaßgelber Blätter, und trägt auf kurzem Schafte eine Aehre von kleinen gelben Blumen, deren Spitze von außen purpurroth und inwendig aschgrau ist; auch wird sie, der gewürzhaften Wurzeln und Stengel wegen, noch häufig aus Oesterreich und Italien in die Türkey verkauft. Auch diese Pflanze beweist, daß die Scene in Virgils Heimat, nicht, wie man wähnt, in Sicilien sey.

19. Mopsus unterbricht sein Lob, um es nicht zu beantworten; und nachdem sie die kühle Grotte erreicht, und etwa auf einen mosigen Felsen sich gesetzt haben, beginnt er das gewöhnliche Vorspiel (ανταβολη) mit der Syringe, und darauf den Trauergesang, den er, nach jener prüfenden Aufzeichnung, jezt ausweudig weiß.

20—44. Julius Cäsar, der im Jahre 710 mitten aus großen Thaten und Entwürfen für die Umformung des römischen Staats hinweggeraft wurde, erscheint der ländlichen Muse als ein edler und schöner, in der Blüte der Jugend gestorbener Hirte Daphnis. Seinen Tod betraurten v. 20 — 28 die Feldnymfen und die Mutter (die Schuzgötter des Staats und seine gefabelte Ahnin Venus,) die übrigen Hirten sammt ihren Heerden (Obrigkeiten und Volk,) und selbst die wilden Thiere (unterworfene Völker). Denn er, ein Diener des Bacchus 29—31, brachte höhere Veredlung

edlung der Natur und der Menschlichkeit; er war unser Schmuck 32—34; und mit seinem Verlust 34—39 erfolgte allgemeine Verödung. Darum 40—44 laßt uns sein Andenken mit einem Trauerfest und einem ehrenden Grabmale feiern.

20—23. Den grausamen Tod des Daſnis beweinten die Nymfen in Gebüſchen und an Bächen, indem wehklagend die Mutter den Leichnam ihres Sohnes umschlang. Der Hirtenname Daſnis scheint für den siegreichen Völkerhirten Julius Cäſar, den Abkömmling der Venus, mit Absicht gewählt, weil er an Δαφνις Lober und an den sicilischen Halbgott erinnerte. Seine Ermordung nennt der Dichter, aus Scheu vor den edlen Freyheitsvertheidigern, nur einen grausamen Tod, den das grausame Schicksal verhängt habe. Ein sklavischer Anstauner der Einzelmacht, wie nachmals despotische Jahrhunderte sie erzeugten, hätte der Mutter des Todten unfehlbar die gräßlichsten Verwünschungen gegen die frevelnden Mörder in den Mund gelegt. Die befruchtenden Nymfen II. 46. der buschichten Bergthäler und durchströmten Auen, wo der schöne Daſnis seine fröhlichen Heerden geweidet hatte, bedeuten die Schutzgottheiten Roms Lb. I. 498, die ihren Liebling Cäſar vermißten. Venus, die Mutter des Aeneas, von dessen Sohne Julus die Julische Familie abzustammen sich rühmte, bejammert auch bey Ovidius Met. XV. 761. Cäſars Ermordung mit mütterlicher Leidenschaft. Grausam nennte sie im Schmerz

die Götter und Sterne, weil ſie, nach alter Vorſtellung, das Schickſal ihres Sohnes beſchleunigt hatten. Die traurige Langſamkeit des Anfangs mit dem ſpondäiſchen Uebergange kam nicht ungeſucht. In Bions Klage um Adonis iſt ein ähnliches Gemählde:

Auch die Nymfen der Höhn wehklagen ihn; doch Afrodite
Aufgelöſt ihr Geringel, durchſchweift die verwachſenen Thäler
Jammervoll.

24 — 28. Es trauerten alle Hirten mit ihren Heerden, und ſelbſt die wildeſten Waldthiere. Wenn der Hirt Daſnis den Julius Cäſar vorſtellt, ſo ſind dieſe Hirten der Flur wohl zunächſt die übrigen Gewalthaber des Staats, der noch immer, wie Cäſar und ſeine Anhänger vorgaben, ein nur verbeſſerter Freyſtaat blieb; dann auch (denn es gab ja Unterhirten) alle beſonderen Gebieter und Eigenthümer; ihre Heerden ſind die geringeren, und die Waldthiere die bezwungenen Völker. Die niedergeſchlagenen Hirten mochten ihre geweideten Rinder nicht einmal zur Tränke treiben; auch die ſich ſelbſt überlaſſenen Heerden, ſowohl größerer als kleinerer Thiere, vergaßen vor Unmuth zum nahen Gewäſſer zu gehn, wie VII. 11. und ſogar das Gras um ſich her anzurühren. Moſchus in Bions Grablied:

Stumm ſind nun die Gebirge; die Rinder ſogar und die Stiere
Schweifen klagend umher, und verſchmähn die Weide zu koſten.

Selbſt

Selbſt entferntes Gewild, ſelbſt Puniſche Löwen beſeufzeten Daſnis Tod in ihren Bergwäldern, die noch, wie v. 21. die Haſeln und Bäche, es bezeugen. Die Hirtenflur des allegoriſchen Daſnis iſt das ganze römiſche Reich; und die puniſchen Löwen in ihren Wildniſſen ſind die Völker des alten kriegriſchen, im Jahr 608 zerſtörten Karthago's: welches, nachdem 631 der Tribun C. Gracchus es umſonſt verſucht hatte, Julius Cäſar 708 zugleich mit Korinth, durch abgeſandte Kolonien wieder zu erbaun unternahmen, aber, durch den Tod verhindert, die völlige Ausführung dem Cäſar Octavianus überließ. Für einen eigentlichen Hirten, um Mantua oder in Sicilien, wo keine Löwen ſind, wäre der Zug unnatürlich, und keineswegs mit Theokrits Trauer um den ſiciliſchen Daſnis zu entſchuldigen, der l. 71 unter dem klagenden Raubgewilde die Löwen nur bedingungsweis nennt:

Ihn auch haben Schakal', ihn heulende Wölfe bejammert;
Ihn auch hätt' aus Gebüſch der Löwe beweint, da er hinſank.

29—31. Warum dieſe ſo allgemeine Betrübnis? Weil Cäſar die Gebrechen des römiſchen Staats durch weiſe und wohlthätige Einrichtungen zu heilen ſtrebte: Bildlich, weil Daſnis, die Hirtenflur durch Anbau und Sittlichkeit zu veredeln, als ein Diener des Bacchus erſchien. Bacchus hatte mit Ceres zuerſt die rohen Waldmenſchen und unſtäten Hirten zu milden und geſelligen Anpflanzern gebildet, und ward deswe-

gen, wie jene, in den Geheimniſſen als Urheber der Sittlichkeit (θεσμοφορος) verehrt. Ihm, dem jugendlich ſchönen, zu Freude und erhabenen Gedanken entzückenden Wohlthäter der Menſchen, wurden Jubelfeſte mit Reihentanz (thiaſus) von Jünglingen und Jungfrauen unter lermenden Trommeln und Klappererzen gefeiert, wobey man die Thaten des Gottes, vornemlich ſeinen ſpäter gefabelten Triumpfzug aus dem bezwungenen Indien auf einem Wagen mit gezähmten Tigern, Lüchſen oder Pardeln (Cland. VIII. 605) vorſtellte, und durch den Schwung der Thyrſe, oder mit Epheu und Weinlaub umwundenen Stäbe, Wein, Honig und Oel, und alle Seligkeiten des goldenen Alters III. 89, aus dem Boden zu ſchlagen träumte. Uns, auch den Freymüthigen, wird es ſchwer, dergleichen Religionsbegriffe dem geiſtvollen und frohherzigen Griechen mit hellem Geiſte und reinem Herzen nachzuempfinden, und in dem ausſchweifenden Stolz eines M. Antonius, der ſich in Athen, wie vormals Demetrius Poliorcetes, und in Alexandria, als ein anderer Bacchus und Oſiris verehren ließ, oder, des C. Marius, der nach dem Cimbriſchen Triumph den Barbarenbezwinger Bacchus durch ſeine Trinkgefäße nachahmte, mehr als ein lächerliches Gaukelſpiel zu erkennen. Die Vermuthung, daß Julius Cäſar, zum Andenken des im Jahr 708. an den Liberalien (17 Merz) über Cnejus und Sextus, die Söhne des Pompejus, bey Munda in Bätica erfochtenen Sieges, die Feyer des Bacchus verherrlicht

habe,

habe, iſt nur ein Nothbehelf verlegener Erklärer. Armeniſche und hirkaniſche Tiger Lib. IV. 510. Ovidius von Ariadnens Entführung, art. am. I. 549.

Siehe, der Gott vom Wagen, der hoch mit Trauben umwölbt war,
Lenkte ſein Tigergeſpann jetzo mit goldnen Gezäum.

32 — 34. Fortſetzung des vorigen Gedankens. Daſnis, der die faſt verwilderten zum Dienſt des Bacchus zurückführte, war ſeinen Mithirten zum Schmuck, wie in der Baumzucht die Rebe dem gepaarten Ulmbaum, und der Rebe die Traube, wie in der Viehzucht den Heerden der Stier, und im Ackerbau dem Felde die Saat. Die vorragendſten Schönheiten der ganzen Flur, die Daſnis verſchönerte. Nicht ſchlechter für ihren Ort iſt die theokritiſche Vergleichung VIII. 79.

Eicheln ſind der Eiche zum Schmuck, und Aepfel den Obſtbaum,
Aber der Kuh ihr Kalb, und weidende Kühe dem Hirten.

34 — 39. Seitdem du, unſer Schmuck, uns geraubt wurdeſt, verödete ſowohl Weide, als Acker und Garten. Dieß galt wohl vorzüglich von Virgils Vaterlande, dem diſſeitigen Gallien, welches unter Cäſars Verwaltung von 695 bis 705, als ſeine Lieblingsprovinz, ſo blühend geweſen, und 705. von ihm als Dictator auch jenſeits des Padus mit dem Bürger-

recht beſchenkt worden war, bald aber nach ſeiner Ermordung durch den mutiniſchen Krieg des Jahres 711 ſo ſchrecklich verheert wurde. Die Hirtengöttin Pales und Apollo der Weidende Lb. III. 1. verließen die Gefilde, wo ihr Daſnis fehlte, und entzogen den Heerden Seegen und Gedeihn, den Hirten Freude und Geſang. Beyde hatten auf Cäſar noch eine beſondere Beziehung. Die Palilien (21 Apr.) wurden ſeit 708., da den Abend zuvor die Nachricht von Cäſars Siege bey Munda nach Rom gekommen war, nicht bloß als Roms Gründungstag, ſondern zu Cäſars Ehre gefeyert; und die Apollinariſchen Spiele (13. Jul.) trafen auf Cäſars Geburtstag. Auch der Acker (denn Virgils Hirten ſind zugleich Ackerer) wo wir oft großen auserleſenen Samen Lb. I. 197 den Furchen zum Wiedergeben anvertrauten, trägt jetzo vernachläſſiget nur ausgeartetes Unkraut. Lolium iſt unſer Taumellolch, Dort, Twalch, Sommertrespe, Tollkorn, Lolium temulentum L. eine beſonders in Gerſte und Haber wuchernde Grasart, deren Aehre betäubenden, und, wie die Alten ſagen, blindmachenden Saamen trägt. Einige rechnen dazu auch die rothblühende Rade mit runden ſchwarzen Samen, Agroſtema Githago L. Der wilde, taube oder Flughaber, weil ſein reifer Saamen im Winde verfliegt, wuchert ebenfalls in Gerſte und Haber. Die Alten behaupteten zum Theil, daß Waizen und Gerſte aus verdorbenen Samen in Lolch ausarteten, die Gerſte auch in Flughaber. Selbſt

Caſſio.

Sie iſt eine vortreffliche Dame.

Jago.

Und ſie liebt das Spiel, ich ſtehe für ſie.

Caſſio.

In der That, ſie iſt ein reizendes Geſchöpf.

Jago.

Was ſie für ein paar Augen hat? Es iſt, als ob ſie einen auffordern --

Caſſio.

Sehr anziehende Augen, und doch, wie mich däucht, vollkommen ſittſam.

Jago.

Und wenn ſie redt, iſt nicht der bloſſe Ton ihrer Stimme ein Signal zur Liebe?

Caſſio.

Sie iſt, in der That, die Vollkommenheit ſelbſt.

Jago.

Gut, viel Glüks zu ihrer Hochzeit-Nacht! Kommt, Lieutenant, ich habe eine Flaſche Wein, und es ſind ein paar braoe junge Cyprier draufſen, die gerne eins auf Othello's Geſundheit mit uns trinken möchten.

der Garten bringt für Blumen nur Distel und Dorn. Die Viole II. 47. ist hier die angebaute hellblättrige Viole oder Levkoje, mit weißer, purpurner und gelber Blume. Eine Gattung des Narcissus II. 47. die um die Herbstgleiche blüthe, hatte einen purpurnen Kelch, den nach römischem Sprachgebrauch Lb. IV. 123. Blume hieß: daher Cir. 97. der sanftröthelnde Narcissus. Der Paliurus ist den Alten ein stachlichtes, zu lebendigen Zäunen dienendes Staudengewächs, das abfallende Blätter, und über den Blättern in einer Art Hülse drey bis vier Samen, voll Fettigkeit wie Leinsamen, trägt. Diese Merkmale hat der südliche Stechdorn, der, wegen der heiligen Dornkrone auch Christdorn und Judendorn, und noch von den heutigen Griechen mit verdorbenem Nahmen Paliru genannt wird, Rhamnus Paliurus L. seine gelbe Blüthe hinterläßt eine scheibichte flache Hülse mit etwa drey Fächern, worin ein glatter öhliger Same liegt.

40—44. „Darum laßt uns seine Gruft am Quell mit Blättern und Blumen bestreun, und, wie Dafnis es wünscht, die Quelle mit einem schattigen Hain umpflanzen. Ueber der Gruft erhebt einen Hügel, und setzt darauf ein Denkmahl mit einer Inschrift." — Zu Begräbnissen ruhmwürdiger Todten wählten die Alten volkreiche und weitgesehene Oerter, vorzüglich an Landstraßen und Ufern, damit viele die ehrende Inschrift läsen. Deswegen bestatteten auch die Landleute ihre

geliebteren Todten gern an beſuchten Quellen, und pflanzten ſchattige Bäume umher, worunter ausruhende Hirten und Wanderer ſich des Guten, der auch im Tode noch wohlthätig war, erinnern möchten. Nikias von Miletus:

Setze dich, auszuruhn, o Wanderer, unter den Pappeln
Hier, und ſchöpfe die ſchnell einen erfriſchenden Trunk:
Ihre gedenke des Quells auch ferne noch, welchen am Gilos
Seinem geliebten Sohn Simoës zur Seite gebaut.

Nur ward um den Bergquell ein felſigter und trockener Grund erfordert, weil die Todten ſchwimmmen zu laſſen ein Greuel war. Noch größere Ehre gab ein hoher Grabhügel über der Gruft, und oben ein ſteinernes Denkmal mit einer poetiſchen Inſchrift. Dem Daſnis war bisher nur die Ehre der Beſtattung an einem Brunnen oder Bache geworden, der, wie VII. 45, Cul. 146, Theokr. 1. 2, aus mehreren Bergquellen zuſammenfloß. Jezt, von der Größe des Verluſtes durchdrungen, ermahnt Mopſus die Hirten, an einem neuen Trauerfeſte, die Gruft umher, wie gewöhnlich war, mit Laub, Blumen und allerley Schmuck (Ποικιλίαν) zu beſtreun, und die ſchattigen Bäume, die der wohlthätige Daſnis verlange, hinzuzufügen. Von der Todtenehre des Laubſtreuens ſiehe Eb. IV. 545. und Nemeſ. I. 64.

Leb' in Ruh, Meliböus, und Heil! Dir ſtreut zum Geſchenke
daſtendes Lorbeerlaub der ländliche Phöbus Apollo;

die

die die Zaunen, was jeder vermag, hier Trauben vom Weinſtock,
Aehren dort vom Gefild' und Frucht vom jeglichem Baume,
ſchäumende Gelten voll Milch die ſilberbarige Pales;
Honig tragen die Nymfen, und farbige Kränze die Flora.

Die ganze ländliche Feyerlichkeit, deutet auf die Geſchichte. Denn als Cäſars Leichnam 710 im Tumult auf dem Markte mit zugeworfenen Kränzen und Koſtbarkeiten verbrannt worden war; brachten ſeine Freygelaſſenen die Ueberbleibſel nur eilfertig in das Juliſche Familienbegräbniß, und der Altar mit einer Ehrenſäule, den das Volk auf der Brandſtelle dem Vater des Vaterlandes errichtete, ward von den Konſuln zerſtört. Aber im Anfange des Jahrs 712 beſtätigten die Triumviri nicht nur von neuem alle Verordnungen des Dictators, ſondern beſchloſſen ihm auch ein Heroon, oder einen Heroentempel, auf der Brandſtelle zu erbaun. Ich war jener Daſnis in den Bergwäldern, der gewöhnlichen Weide der Hirten: von hier bis zum Sternenhimmel bekannt, deſſen Ruhm ſich über die ganze Erde bis zum ſcheinbar geſenkten Sternengewölbe erſtreckte. Dieſe ſprichwörtliche Uebertreibung (Odyſſ. IX. 20. XV. 328. Theokr. VII. 93.) wäre dem Ruhme eines wirklichen Hirten nicht ungemäß; wie viel weniger des allegoriſchen, deſſen Hirtengebiet v. 27. der römiſche Erdkreis war. Des ſchönen Viehs noch ſchönerer Hüter, welches vom jungen Daſnis geſagt wird, bedeutet zwar, auf den frühzeitig entriſſenen Cäſar an-

ge-

gewandt, des zur Tugend gedeihenden Volks noch tugendhafteren Führer v. 29-34; doch scheint der Nebenbegrif körperlicher Schönheit nicht ausgeschlossen. Denn Cäsar, wie die Geschichte meldet, war von erhabenem Wuchs, weißer Farbe, runden Gliedern, etwas völligem Gesicht, schwarzen und feurigen Augen, und starker Gesundheit; auch im Alter (er starb im 56. Jahre) trachtete er nach gefälligem Anschn mit einer Geflissenheit, die Spott erregte, und suchte die Volksmeynung zu befördern, daß seine vorzüglich von ihm verehrte Ahnin Venus ihm eine gewisse Anmuth der Gestalt verliehen habe.

45—52. Menalkas lobt des Mopsus Gesang, wie eines vollendeten Meisters, und spricht mit Bescheidenheit von seinem Gegengesange, der die Vergötterung des allgemein wohlthätigen Dafnis enthalten soll. Göttlicher Dichter, von Gott begeistert, von Gottes Geiste, von höherer Naturanlage getrieben. Odyss. XXII. 547.

Sieh, ich lernte von selbst, und ein Gott hat mancherley Lieder
Mir in die Seele gelegt.

Dein Lied ist mir in meinem Kummer um Dafnis ein solcher Trost, wie dem Müden ein Schlummer im weichen Grase, dem Durstigen in der Mittagshize ein frischer Trunk aus dem stürzenden Felsenbach. Zwey treffende Gleichnisse aus der gegenwärtigen Natur, die man

man aber nicht zum Nachtheil anderer (Theokr. l. 7. VIII. 81.) für ihren Ort eben so treffender, anſtaunen muß. Nicht nur im Syringenſpiel, wie ich glaubte v. 2, auch im Geſange biſt du Meiſter. Dieß umſtändlicher beſtimmt: du biſt deinem berühmten Meiſter gleich, und verdienſt, du Glücklicher, der zweyte nach ihm, ein anderer Er ſelbſt, zu heiſſen. Der Meiſter des Mopſus iſt eine erdichtete Perſon, wie Amyntas und Stimikon. Den Theokrit mit Rohr oder Stimme zu erreichen, wäre eins; und Daſnis läßt keine Vergleichung zu: beyde erforderten auch genauere Bezeichnung. Obgleich ich dir werde nachſtehn müſſen, will ich dennoch, ſo gut ich kann, dir meinen ſchuldigen Gegengeſang vorſingen, der die Vergöttkrung deines, von dir ſo innig gelobten Daſnis enthält; denn auch ich genoß ſeiner wohlthätigen Liebe. Dieſen, der gleich folgen ſoll: man denke ſich den Menalkas ſo wenig, als vorher den Mopſus, vom Blatte ſingend. Zum Himmel erheben, vergöttern, und, in geſchwächter Bedeutung, lobpreiſen, hier die Vergötterung beſingen. Die Liebe des Hirten Daſnis, die bis zu Menalkas ſich erſtreckte, iſt nichts als Cäſars obgedachte Wohlthätigkeit gegen das ciſalpiniſche Gallien v. 34, wodurch die Länder jenſeits des Padus, gleich den dieſſeitigen, das römiſche Bürgerrecht empfingen. Daß Julius Cäſar des Dichters Talent ſchon gekannt und beſchüzt habe, iſt ein nichtiger Wunſch. Im Jahr 705, als Cäſar über den Rubicon gieng, konnte

der

der 21 jährige Virgil noch nicht einmal seine Mücke aufweisen, die erst 709 ein Jahr vor Cäsars Tode, geschrieben ward. Auch möchte er schwerlich diesen scherzhaften Jugendversuch, noch seinen Altyis. wofern er vor 710 erschien, noch andere nachmals verworfene Kleinigkeiten, dem beschäftigten Weltbezwinger gesandt haben: oder wir hätten zugleich, wo nicht ein besonderes Lobgedicht, doch wohl eine Zueignung des kühnen Dichters an seinen Gönner; und die Grammatiker, die ihrem Lieblinge den Beyfall des Cicero andichteten (VI. Einl.) hätten von einer so rühmlichen Begünstigung auch den schwächsten Schatten gewiß nicht verschwiegen.

53—55. Verringere nicht deinen Gesang, Menalkas; mir wird er das wertheste Geschenk seyn, sowohl des Gegenstandes wegen, als der gelungenen Ausführung, wovon das Gerücht schon redet. Der Jüngling Dafnis ist in der veredelnden Poesie, ein Bild des kraftvollen und unternehmenden Cäsars, der zum Heile der Welt noch ein langes Leben versprach. Als ein schöner Jüngling ward er in Mopsus Gesange betrauert, ehe noch seine Vergötterung an die ewige Jugend der Götter, die andere hieherziehn, erinnern konnte. Aus Bescheidenheit erdichtet Virgil, daß sein Menalkas, in welchem er sich selbst den edelsten Theil des Gesanges giebt, ihn nicht plözlich erfinde, sondern lange vorher vollendet habe. Schon längst, als du ihn

zuerst

zuerſt einigen Freunden vorſangſt, verdiente er Beyfall, wie viel mehr nach ſo langer Ausbeſſerung. Dieſer erhebende Zuſatz hat keine Beziehung auf das obige neulich v. 13. Amyntas, ein bloß erdichteter Name. Einige Alte ſuchten darunter den Mäcenas, dem der Dichter noch ſchwerlich bekant war, andere gar Theokrits Vater: ſo ſehr ſind allegoriſche Gedichte der Misdeutung ausgeſetzt.

56 — 80. Menalkas, nach dem Vorſpiel mit der Syringe, die er v. 85. verſchenkt, beginnt den Gegengeſang, der bloß zufällig dieſelbe Länge hat. Der Inhalt iſt dieſer. Daſnis ward zu den Göttern erhöht, 56 — 57. Des freuen ſich 58 — 64. Feldgötter und Hirten, auch die friedlichen Thiere, ſelbſt Berge und Gefilde. Dem heilbringenden Gotte 65 — 66 will auch ich zwey Altäre, neben des Phöbus Altären errichten, und 67 — 73 ihm jährlich zwey Feſte, der Feldweihe und des Dankes, ſtiften. Dieſe Jahrfeſte werden beſtändig 74 — 80 von allen Landleuten mit geſegnetem Erfolge gefeiert werden.

56 — 57. Daſnis wird zu den Göttern über den Sternhimmel erhöht. — Schon im Jahr 710 achtete das durch Antonius Leichnrede entflammte Volk den Cäſar göttlicher Verehrung würdig: indem es ihm nicht nur einen Altar auf der Brandſtelle erbauete, und wie einem Gotte zu opfern begann, ſondern auch während der Spiele, die Octavius im Sommer der Venus Genetrix

netrix gab, in einem Kometen die Seele des Vergötterten zu sehn glaubte. Aber im Jahre 712 geschah die förmliche Heiligung. Denn als am ersten Januar die Triumvirn und der ganze Senat auf Cäsars Verordnungen schwuren, beschlossen sie ihm zugleich ein Heroon auf der Stelle des Marktes, wo sein Leichnam verbrannt worden war. Man sollte sein Bildnis in dem circensischen Pompe (Lb. III. 22) zugleich mit dem Bilde der Venus vortragen, und bey jeder Siegsnachricht ihm sowohl, wie dem Sieger, ein besonderes Dankfest feiren. Seinen Geburtstag (13. Jul. 653) sollten alle belorbert und fröhlich begehn; wer es versäumte, sollte dem Jupiter und ihm selbst verwünscht seyn, und wäre er ein Senator oder Senatorssohn, 250000 Denare bezahlen. Da der Geburtstag mit den Apollinaren zusammentraf, so sollte jener den Tag zuvor gefeirt werden, weil ein Sibyllenspruch an Apollo's Feste die Feier eines anderen Gottes verbot. Kein Bildniß von ihm, der wirklich ein Gott sey, sollte bey Leichenzügen der Verwandten getragen werden; und wer zu seinem Heroon flöhe, den sollte man weder verstoßen noch wegschleppen: welches Vorrecht nicht einmal einem der Götter, ausser denen unter Romulus gewordenen, gegeben ward. — Der Geist des Dafnis, der aus dem lautersten Aether geschaffen ward, ist jetzo, von irdischer Befleckung rein, in ursprünglichem Glanze zum heimischen Sternhimmel zurückgekehrt, und staunt hineingehend über die Herlichkeit

keit des Olympus, oder der Götterburg auf der Höhe des äuſſerſten Himmels, indem er unter ſich ſowohl die wolkige Luft, die bis zur Sphäre des Mondes reicht, als im allmählich verfeinerten Aether die übrigen Wandelſterne erblickt. Der Name des theſſaliſchen Berges Olympus, deſſen heitere Höhen Homers Götter bewohnten, ward, nachdem ſich die Begriffe des Weltalls und der Gottheit erweitert, dem neuen Götterſiz über der Himmelsveſte beygelegt, welche dem Weltweiſen eine mit Sternbildern geſchmückte Hohlkugel über den Planetenkreiſen, dem ſinnlichen Volke noch immer ein auf den Rand der Erdſcheibe geſenktes Gewölbe ſchien; und bedeutete bald den ganzen oberen Himmel, bald nur die Höhe über der Mitte unſeres Erdkreiſes, wo um die Milchſtraße Jupiters Königsburg und die übrigen Götterpaläſte, nach dem Vorbilde des homeriſchen Olympus, gefabelt wurden. Die vergötterten Heroen wohnten, nach einigen, unſichtbar über dem trüben Luftkreiſe unſerer Erde an der Grenze der ätheriſchen Mondſphäre; anderen ſchimmerten ſie als Sterne, über Luft und Aether erhaben, in dichtem Gedränge von der Milchſtraße herab. Cäſar, den das Volk in einem Kometen zu ſehen glaubte, leuchtet voll göttlicher Klarheit am oberſten Sternhimmel, und iſt im Begrif, wie Pollux, Herkules, Bacchus, Quirinus, und nachmals Oktavianus (Hor. Od. III. 3. Lb. I. 503,) zur Burg der ewig waltenden Götter einzugehen.

58—64: Seiner Vergötterung freuen sich Feldgötter und Hirten 58, auch die friedsamen Thiere 60, ja selbst die gesegneten Berge und Gefilde 62. Ein Gegensaz der allgemeinen Trauer in Mopsus Gesange. Die Gottheiten des Hirtengebiets, der arkadische Pan II. 31, und die dryadischen Nymfen, die Befruchterinnen der Waldweiden, bedeuten, wie dort, die Schuzgötter Roms; die Hirten selbst die hohen und niedrigen Gewalthaber. Die zerrüttete Stellung ist Ausdruck des ungestümen Frohlockens. Es freuen sich auch die schwächeren Thiere, zahme und wilde, der Sicherheit vor Nachstellung, welche der neue Schuzgott gewährt. Schafe und Ziegen (pecus) sind in der Dunkelheit den Nachstellungen der Wölfe ausgesezt Lb. III. 537, und Hirsche werden mit Hunden und gefiederten Seilen in Neze geschencht Lb. III. 371. Zahme Thiere bezeichnen das römische Volk, wilde die bezwungenen. Jezt also, unter der friedlichen Obhut des vergötterten Cäsars, sind die römischen wehrlosen Bürger vor dem Angrif raubgieriger Völker aus den Provinzen (der Gedanke an römische Anführer und mitkriegende Bürger wird entfernt) und die unschädlichen dienenden Völker sind vor den Erpressungen römischer Befehlshaber, gesichert. Eine fein geäusserte Ermahnung an die blutdürstigen Triumvirn (Einl. IV.) ihrem vergötterten Cäsar, der den Jammer des Bürgerkriegs, wie Florus sagt, durch Wohlthätigkeit auf-

wog.

Caſſio.

Dieſe Nacht kan's nicht ſeyn, Jago; ich habe ein armes unglükliches Gehirn zum Trinken. Ich möchte wol wünſchen, daß man eine andre Manier, einander ſeinen guten Willen zu bezeugen, erfinden möchte als Geſundheittrinken.

Jago.

Ob, es ſind gute Freunde; nur ein Gläschen; ich will für euch trinken.

Caſſio.

Ich habe dieſen Abend nicht mehr als einen Becher voll getrunken, der noch dazu mit Waſſer gemiſcht war, und ihr ſeht, was für Veränderungen er ſchon hier gemacht. Es iſt ein Unglük für mich, daß ich ſo wenig ertragen kan, aber ich darf es nicht wagen, mehr zu thun.

Jago.

Wie, Mann? Die heutige Nacht iſt dazu beſtimmt, daß man ſich luſtig mache, und die jungen Herren würden ſich durch unſre Weigerung beleidigt finden.

Caſſio.

Wo ſind ſie?

Jago.

Hier, vor der Thür; ich bitte euch, ruft ſie herein.

(Caſſio geht ab.)

Jago.

wog; nachzunahmen. So Theokrit XXIV. 84. vom vergötterten Herakles:

Einſt wird kommen der Tag, da den kindlichen Hirſch in dem Lager
Ohne Beleidigung ſchont der Wolf mit ſcharfem Gebiß.

Ueberall, wo der gütige Daſnis die Glückſeligkeit des Friedens wieder herſtellte, tönt mir Jubel und Preiß über den neuwaltenden Gott entgegen: im wildeſten Waldgebirge vom Hirten und Jäger, an ſonnigen Felſen vom Winzer, zwiſchen den Baumreben der Felder vom Ackerer. Das iſt: Italien und alle Provinzen des Reichs freuen ſich über den ſegnenden Einfluß des vergötterten Cäſars. Ungeſchorene Berge, deren entlegene Waldungen weder Holzhauer noch Laubſchneider beſuchen, aber der Hirt im Sommer und der Jäger durchſtreift. Weiter hinab an Felſen ſind Weinſtöcke gepflanzt Lb. II. 522; und die Ackergefilde darunter ſind mit rebentragenden Ulmen durchreiht. Lb. II. 275. In gleicher Abſtufung waren um des jüngeren Plinius Gut (Epiſt. V. 6.) Berge mit ewigen Wäldern auf dem Haupte, dann folgten haubare Forſte mit Kornhügeln, hierunter Weingärten, noch tiefer Baumreben, und endlich Wieſen und ebene Aecker. Gott! Gott! war den Griechen ein feierlicher Ausruf bey Anbetungen (Euſtath. Il. II. 478.)

65—66. Dir, dem heilbringenden Gotte, will auch ich mit anderen Hirten zwey Altäre neben des

Phöbus Altären errichten. — Sey uns, deinen Verehrern, gnädig und hold; wende das Böſe ab, und verleihe Gutes: eine gewöhnliche Anrufung der alten Götter, die, weit entfernt allgütig zu ſeyn, nur durch Verehrungen und Gaben erweicht, beſondere Wohlthaten gewähren. Daſnis wird mit Phöbus Apollo geſellt; denn Cäſars Geburtstag, wie wir geſehn haben v. 56, fiel auf Apollo's Feſt (13. Jul.) und ward nur wegen des Sibyllenſpruchs einen Tag früher gefeirt. Hier wird alſo die Feier des Geburtstages angedeutet. Dem friedlichen Daſnis werden unblutige Opfer von Feldfrüchten (62—69) auf ſchlichten Altären (arae,) dem Phöbus Brandopfer auf Hochaltären (altaria) gebracht. Ara war die allgemeine Benennung der Opfertiſche, worauf entweder nur Gaben des Feldes geweiht, oder Thiere verbrannt wurden; aber für Brandopfer bekam die Ara zuweilen einen zierlichen Aufſaz, Altare oder in der Mehrheit Altaria genannt (ἐπίβαμις,) wovon alsdann auch der ganze Altar ſo hieß. Plinius redet (X. 13. XV. 30) von brennenden Aren und Altarien. Auf dem Gipfel des Olympus, erzählt Solinus (IX), ſey eine Are des Jupiters, auf deren Altarien die Aſche der Eingeweide weder verweht, noch vom Regen verſpült werde. Auch bey Lukan III. 404 hat die richtige Lesart: Aren mit ſcheuslichen Altarien erhöht. Und Quintilian jammert (Decl. XII) in der Beſchreibung einer Hungersnoth, daß man den Aren keine Altarien aufgeſezt, d. i. keine Brand-

opfer

opfer zu bringen vermocht habe. Auf ſolchen Altarien von Silber ward, wie Curtius III. 3. meldet, vor den Perſiſchen Heeren das heilige Feuer getragen. Was Varro beym Servius meldet, daß den obern Göttern Hochaltäre, den irdiſchen ſchlichte Altäre oder Aren, den unteren Heerde geweiht worden, war vermuthlich die Regel; in der Ausnahme bekamen auch Hausgötter (I. 7. 44.) und unterirdiſche (VIII. 64. Lb. III. 490. Aen. IV. 509. 517.) Brandopfer auf Hochaltären. Aber dem vergötterten Daſnis, der mit ſeinem Frieden auch die Thiere des Feldes erfreut, werden nur rauchloſe Opfer auf ſchlichten Altären wohlgefallen. Zwey Altäre ſetzte man häufig, nicht nur Göttern, (wie nach Pauſanias der Tempel des lycäiſchen Zeus in Thoknia zwey Altäre und zwey Tiſche mit Adlern enthielt) ſondern auch edleren Todten und Vergötterten, Lb. IV. 541. Aen. III. 63. 305. Die Urſache läßt ſich in der Dunkelheit der Opfergebräuche ſo wenig beſtimmen, als warum dem Neptun Aen. IV. 639. vier Altäre geſezt worden. Vielleicht bloß, um ein zahlreicheres Opfer zu bringen, wie Lb. IV. 538—540.

67—73. Außer deiner Geburtsfeyer gelobe ich dir jährlich zwey Feſte, im Anfange des Sommers und des Winters! wann wir nemlich (74—80) die Felder weihen, und den Feldgöttern das Dankopfer entrichten. Weil bey Daſnis der Gedanke des Segens vorwaltet, wird das Dankfeſt zuerſt genannt. Ver-

götterte Wohlthäter der Menſchen, wie wir I. 7. 44. geſehn, zählte der Grieche zu den Heroen, der Römer zu den ſchützenden Laren. Als ſolche hatten ſie Theil an der Feldweihe (Ambarvalia) im April Lb. I. 338, wann der Ceres und dem gemeinſamen Bacchus Milch, Honig und Wein geſprengt, und das dreymal um die Felder geführte Opferthier, nach Vermögen ein Ferkel, Lamm oder Kalb, geſchlachtet ward; eben ſowohl an dem herbſtlichen Dankfeſt (Liberalia, Dionyſia) nach der Weinleſe im October oder November Lb. II. 393. 527, wann dem Bacchus ein Bock, der gemeinſamen Ceres eine Sau oder ein Ferkel, und beyden ſamt den übrigen Schutzgöttern Erſtlinge des Feldes geopfert wurden. Des Antheils an der Feldweihe gedenkt Tibull. I. 1. am Dankfeſt I. 10. Dieſe Erklärung läßt ſich allein durchführen, nicht was andere von Compitalien einmiſchen. Die Compitalien wurden den Laren nur Einmal des Jahrs, und erſt nach den Saturnalien im December oder Januar, und bloß von Knechten (welches hier anſtößig wäre), entweder, wenn es die Witterung zuließ, in den offenen Kapellen über den Scheidewegen (compita), oder am häuslichen Heerde gefeiert; und das ſtädtiſche Feſt, das im Anfange des Mays den öffentlichen Laren, Zwillingsſöhnen der Lara von Merkur, zum Gedächtnis einer Altarweihe gegeben ward, gieng die Landleute nichts an. Weil ſich das Jahr nach dem Aufgang und Untergang der

Ple-

Plejaden in heiteren Sommer und regnichten Winter theilte, und jener in der Volksſprache Ernte, dieſer Saatzeit hieß Lb. I. 253; ſo traf die Feldweihe, die nach ſchon geöfneten Weinfäſſern, alſo nach den erſten Vinalien am 23. April gefeyert ward, den Anfang der Ernte, da man den Schatten eines Baums, oder, in deſſen Ermangelung, ausgeſpannter Gewande ſuchte; und das Dankfeſt den Anfang der kalten Regenzeit, gegen welche man durch ein groſſes Feuer auf einem beſonderen Heerd, auſſer den verſchiedenen Opferheerden oder Altären, und davor erbaueten Laubhütten, ſich ſchüzte. Von dieſem erwärmenden Feuer ſcheint Virgil Lb. II. 528 zu reden; wenigſtens Tibull II. 1, wo er den Schutzgöttern bey der Feldweihe das künftige Dankfeſt verheißt:

Schaut, wie das heilige Lamm hingeht zu den lichten Altären!
Und mit Oliven gekränzt hinten das weiſſe Gewühl.
Heimiſche Götter, wir ſöhnen das Land, wir ſöhnen das Landvolk!
Haltet das Böſe Geſchick unſeren Grenzen entfernt!
Laſſt nicht täuſchen die Saat mit nichtigen Halmen den Erndter,
Noch dem ſtürmenden Wolf beben das langſame Lamm!
Dann wird ſtattlich der Hüfner, den vollen Tiuren vertrauend,
Mit groſsklüftigem Holz häufen den flammenden Heerd;
Und ein Geſind', anzeigend den wohlgenährten Eigner,
Spielet auſſer, und erbaut Hütten von Reiſig davor.

Dem gütigen Daſnis gelobt Menalkas an beyden Feſten unblutige Gaben von ſeiner geſegneten Flur: nemlich zwey Becher voll friſcher Milch von friſchmelkenden Thieren, als Erſtlinge, und zwo größere Kannen (eigentlich Kannen zur Miſchung des Weins) mit Oele gefüllt, auf beyde Altäre zu ſtellen; wo der Prieſter das oberſte in die Flamme goß, und das übrige, wie die Opferfladen Lb. II. 394, nach Hauſe nahm; hierauf bey dem fröhlichen Opfermahle köſtlichen Wein zum Trankopfer. Mit ſolchen unſchuldigen Gaben flehete und dankte man mehreren Feldgöttern beſonders, indem die Hauptgottheiten des Feſtes, Ceres und Bacchus, ihr Brandopfer empfiengen v. 74. Beym Nachtiſche feyerlicher Mahlzeiten ward den Göttern von edleren Weinen ein Trankopfer geſprengt Lb. II. 102; und zu den edelſten aus Indiſchen gehörte der Chier, beſonders der vom Vorgebirge Phanä Lb. II. 98, und der Arnuſier von der felſichten Gegend Ariuſa, welchen Strabo als den beſten der griechiſchen Weine rühmt. Nektar, der Name des ſüßen balſamiſchen Göttertranks, ward auch vorzüglichem Honige und ſüßem Weine beygelegt; und Tournefort meldet, daß noch jezo der Wein, den man in der ariuſiſchen Gegend des heutigen Scio aus halbgetrockneten Trauben preßt, von den Einwohnern Nektar genannt wird. Die Weine jenſeit des Meers, ſagt Plinius, waren bis zu unſern Großvätern in ſolchem Anſehen, daß man beym Gaſtmahle nur einzelne Trunke gab; aber nachdem

dem Lucullus aus Asien kehrend sie dem Volk in Ueberfluß spendete, und zulezt der Dictator Cäsar bey seinen Triumfschmäusen so viel Falerner und Chier austheilte, kamen um das Jahr 700 lauter andere zum Vorzug. Es wird also erlaubt seyn, daß im Jahr 712 auch ein mantuanischer Grundbesitzer, wie Virgils Menalkas, eben sowohl als der ländliche Tibull II. 1. 28, sich zu Festschmäusen ein Fäßchen Chierwein, der im Preise ziemlich gesunken seyn mußte, eingekauft habe; da ihm zumal die Verordnungen unserer Poetiker, was Hirten gezieme, noch nicht bekannt seyn konnten. Calathus, eigentlich ein Korb von der Gestalt einer entfalteten Lilie II. 46, dann ein ähnlich gebildetes Geschirr zu Flüssigkeiten Lb. III. 402; Trinkschalen von solcher Form sind bey Martial XIV. 107 mit der Abbildung eines Bachantenzuges geziert, weil sie, wie hier, in der Bacchusfeyer gebräuchlich waren; denn so lautet die Ueberschrift der Calathi:

Uns sind die Satyre hold, uns Bromius, uns die berauschte Tigerin, welche des Herrn Fuße die Tropfen enteckt.

Während des Opfermahls-Gesang, mit Musik verbunden, und nachahmender Tanz, von kundigen Meistern; denn man glaubte vordem den segnenden Göttern durch Fröhlichkeit zu gefallen Lb. I. 347. II. 386, und selbst die Gesezgeber achteten fröhliche Feste zur Erweckung der Thätigkeit nothwendig. Die Namen der Künstler, und die Herkunft des einen aus der kretischen

Stadt Lyktus, ſind als berühmt in der Gegend erdichtet. Theokrit VII. 71:

Blaſen ſchön zugleich zween Hirten mir, der von Acharnä,
Jener der Lakonier, und Tityros ſinge daneben.

Auch der Satyrtanz oder die rhytmiſche Nachahmung ihrer Gebehrden und Sprünge, die bey dem Landvolk ziemlich roh war, gehört zur Verehrung des Bacchus, in deſſen Gefolge dieſe Waldgötter von bekannter Geſtalt VI. 13. als leichtfertige Tänzer und Luſtigmacher erſcheinen. Nonnus XV. 70:

Mancher entzückt, wie vom Sturme des Thiaſos hallenden Liedes,
Hüpfte daher, nachahmend der tanzenden Satyre Stellung.

Plutarch erlaubt (Sympos. VII. 8.) beym Gaſtmahl unter andern den Tanz eines Satyrs und Amors. Und Vater Anakreon ſingt:

Zwar grau iſt mein Scheitel,
Doch will ich den Silenus
Nachahmend vor euch tanzen.

Aus jenen nachahmenden Aufzügen der ländlichen Bacchusfeyer entſtand in Attika das ſatyriſche Schauſpiel Lb. II. 380.

74—80. Dieſe zwey Jahrfeſte werden dir, nicht als einem beſonderen Schuzgotte von mir allein, ſondern

dern als einem allgemeinen von allen Landleuten beſtändig gefeyert werden: ſowohl wann wir beym winternden Untergang der Plejaden (um den Anfang des Novembers) den ſegnenden Feldgöttern zugleich mit Bacchus und Ceres durch Dankopfer ihre Gelübde bezahlen, als wann wir ihnen beym ſommerlichen Aufgang der Plejaden (gegen den May) durch Sühnopfer und Gelübde die Felder zum Schuz empfehlen. Es wurden nemlich mit Bacchus und Ceres, den Hauptgottheiten dieſer Feſte, zugleich die übrigen Schuzgötter der Wirtſchaft und des Feldes durch beſondere Opfer und Gebete verehrt, und nach den einzelnen Anrufungen, um keinen zu übergehn, noch eine allgemeine hinzugefügt, Lb. I. 21. Bey Calpurnius il. 64 bringt im Herbſt ein Gärtner, während andere dem Bacchus einen Bock opfern, ſeinen Laren und dem Priapus nur eine Fruchtſchüſſel, Kuchen und Honig:

Wir auch bringen den Laren des obſtbepflanzeten Gartens
Erſtlinge dar, und weihn die gebildete Bilden, Priapus,
Waden gedrängt voll rieſendes Seims, und geläuterten Honig:
Wohl nicht weniger lieb, als färbt' ein Bock die Altäre.

Daſſelbige große Dankfeſt, da der Landmann, wie Ariſtoteles ſagt (Eth. VIII. 9), nach Einſammlung der Früchte, von ſeinen Arbeiten ausruhend, den Göttern die Erſtlinge brachte, meynt auch Horaz Ep. II. 1. 139:

Wormals pflag der tapfere, mit wenigem glückliche Landmann,
Nach geſammelter Frucht, den Leib mit feſtlicher Freude

Labend

Labend, die Seele zugleich, die das End' erharrend geduldet,
Samt den Genoſſen des Werks, dem treuen Weib' und den Kindern,
Teilus zur Sühn' ein Ferkel, und Milch dem Silvanus zu opfern,
Blumen und Wein, gedenkend der flüchtigen Zeit, dem Geburtsgott.

Jezt opferten auch die Hirten den Nymfen für die verliehene Weide, was ſie entweder am Feſte der Feldumwandlung, oder an den um die ſelbige Zeit (21 Apr.) gefeierten Palilien (Calpurn. II. 63,) ihnen gelobe hatten: Milch und Oel, Wein und Blumen, ein Schaf, ein Lamm, eine Ziege oder ein Böcklein (Theokr. V. 12. 52. 149. Hor. Od. III. 13. Ovid. Faſt. III. 300.) Durch den Irthum verleitet, daß v. 70 vor dem häuslichen Heerde geopfert werde, und die Scene in Sicilien ſey, ziehn einige ein ſicilisches Feſt hieher (Athen. VI. 13,) das man den Nymfen in den Häuſern bey Nacht mit trunkenen Tänzen feierte. Dich werden alle verehren, ſo lange die ganze Natur beſteht. Dieſe vom Hirten überſchaut: Waldgebirge voll Wild, Ströme voll Fiſche, Thäler voll Bienen Lb. IV. 8, Aecker mit Baumreben voll Cikaden Lb. III. 323. Der Held Aeneas theilt ſie Aen. I. 607 in Erde und Himmel, und jene wieder in Meere an durchſtrömten Gründen, und waldige Berghöhen. Die Waldſchweine, ſagt Ariſtoteles, werfen in den unwegſamſten Oertern, in ſchroffen Abhängen, Klüften und Dickich-

Jago (allein.)

Wenn ich ihm, über das was er ſchon getrunken hat, nur noch einen Becher voll beybringen kan, ſo wird er ſo händelſüchtig ſeyn, und ſich ſo unnüz machen wie meiner jungen Fräulein Hund -- Nun hat mein ehrlicher Rodrigo, dem die Liebe nun vollends die unrechte Seite herausgekehrt hat, dieſe Nacht auch manchen Stuzer auf Desdemonens Geſundheit ausgeleert, und izt wird er mit auf die Wache ziehen. Drey junge Cyprier, feiſche ruſtige Burſche, die Herz und Ehre haben, hab ich gleichfalls mit vollen Bechern zugedekt, und ſie ſind auch von der Wache. Unter dieſer Schaar von Betrunkenen kan es mir alſo nicht ſchwer fallen, unſern Caſſio zu einem Exceß zu bringen, wodurch er dieſe Inſulaner vor die Köpfe ſtößt -- Aber da kommen ſie ja ſchon. Wenn der Erfolg meinem Entwurf antwortet, ſo ſegelt mein Boot mit Wind und Fluth davon.

Zehnte Scene.

Caſſio, Montano, und drey junge Cyprier.

Caſſio.

Beym Himmel, ſie haben mir ſchon einen Tips angehängt.

Montano.

Einen ſehr kleinen, in der That: ihr habt nicht über eine Maas getrunken, ſo wahr ich ein Soldat bin.

Dickichten. Aus Thymianblüte, vor welcher sie nach Plutarch Levkojen, Rosen und Hyacinthen verschmähn, sammeln vom längsten Tage an die Bienen den besten Honig, oder, wie man glaubte, das würzigste Wachs ihn zu fassen Lb. IV. 112. Der gemeine Thymus der Römer ist Thymus vulgaris L, ein aufrechtes ästiges Ständlein mit wohlriechenden Blumenähren, das im Süden wild auf magerm und steinigem Boden wächst. Der aus Attika für die Bienen verpflanzte, dessen kopfförmige weiße und purpurne Blumenähren noch würzreicher sind, ist der kretische oder griechische Thymian, Satureja capitata L, vom Italiener, weil er Meerluft fodert, Maritimo genannt. Die südliche Cikade oder Baumgrille. Cicada plebeja und Orni L, die auch Singer und von den Holländern in Amerika Leierer genannt wird, ist runder als die Heuschrecke (locusta,) dunkelgrün oder braun und gelblich gefleckt, mit durchsichtigen, silbern oder rostfarb geaderten und braunfleckichten Flügeln, und Blättchen darunter an der Brust, die ein helles Geschwirr geben; aus der Schnauze gehn drey hornartige hohle Fasern, wodurch sie den Saft der Blätter und Blüten, nach der Meynung der Alten aber nur Thau, einsaugt. Sie bewohnt weder freye Felder, noch kalte und schattige Waldungen, und singt in der Hize der längsten Tage, da sie der Puppe entschlüpft. Hesiodus Schild 393:

Aber sobald helltönend die braungeschwingte Cikade,
Sizend auf laubigem Sproß, den Sterblichen Sommergesänge

Anhebt, der zu Kost und Getränk nur dustiger Thau ist,
Und die Länge des Tags vom frühen Morgen durchschwirret
In der gewaltigsten Glut, wann Sirius dörret die Glieder.

Wie Bacchus und Ceres, die mächtigsten und mildesten Geber der Baum- und Feldfrüchte, so werden dich im Frühlinge die Landleute mit Gelübden um Segen anflehn, und auch du wirst, mächtig und mild wie jene, durch Gewährung der Bitten sie verpflichten, die gelobeten Erstlingsopfer im Herbst zu bezahlen.

81—84. Gerührt durch des älteren Freundes erhabenen Gesang auf seinen Daſnis will Mopsus ihm mit einem Geschenke danken. Die drey Gleichnisse sind der Jahrszeit und der Gegend gemäß. Was kann in der Sommerhitze v. 5. erfreulicher gedacht werden, als das Säuseln des kommenden, beginnenden Südwinds durch die Bäume daher? Und zugleich das Geräusch der sanft umwallten Gestade, nicht des Meers (denn hier reden mantuanische Hirten); sondern wahrscheinlich des vom Mincius durchströmten meerähnlichen Benakus (Lb. II. 160) in dessen öffentlich verpachteten Bergwäldern sie jezo weiden? Oder als das Gemurmel stürzender Gießbäche, das Heerden und Hirten einladet? Eben so örtlich ist Theokrits Vergleichung I. 71:

Lieblicher tönt, o Hirt, dein Gesang mir, als mit Getöse
Dort von dem Felsen herab hochher das Wasser sich stürzet.

85—87. Menalkas kommt des Freundes Geschenke mit dem seinigen zuvor, einer siebenröhrigen Pfeife oder Syringe II. 36, die er zugleich verringert und lobt. Obgleich zerbrechlich, habe sie ihn gleichwohl zwey nicht unbekannte Feldlieder gelehrt, indem er beym Dichten abwechselnd das Tonmaß versuchte v. 14. Diese sind die zweyte und dritte Ekloge, die der bescheidene Dichter, auch als Menalkas zu Hirten gesellt, v. 1, von seinen vor dem Jahr 712 geschriebenen Gedichten allein des Nennens werth achtete. Auch Theokrit läßt VI. 43 zwey sich gleich schätzende Wettsänger einander durch Geschenke ehren.

88—90. Mopsus schenkt den Hirtenstab, womit er eben v. 12 die Böcklein geweidet hat, und rühmt seine Schönheit. Der liebenswürdige Antigenes, ein erdichteter Name, der keinen angeblichen Liebling des Dichters bezeichnen soll, habe oft, aber umsonst, darum gebeten: so schön sey er durch natürlichen Wuchs und künstlichen Beschlag. Der Hirtenstab (pedum, agolum), der in der empfindsamen Schäferpoesie der Neueren bis zum Ueberdruß vorkommt, war, gleich der französischen houlette, ein derber Stock von Olivenholz, knotigem Dorn oder Wacholder, oben mit einer Krücke, das Vieh an den Beinen zu fassen, unten mit einer langen eisernen Pike, die ein Ring von Erz oder Kupfer im Schafte befestigte. Die Griechen nannten ihn Krummstab (καλαυροψ), Keule (κορυνη),

ϛυη), und Hasenspieß (λαγωβολος), weil ihn der Hirt nicht nur unter die Heerden warf III. 96, sondern auch II. 29 zur Jagd brauchte, wie David ihn sogar in den Streit gegen Goliath mitnahm. Von ihm stammt wahrscheinlich der Krummstab der geistlichen Hirten.

Voß.

II.

Ankunft der Karthager auf der Insel der Gorillen.

Ein Fragment aus einem künftigen Kommentar über Hanno's Periplus.

Als Hanno mit der Flotte von der Gegend des Gotterwagens an, noch drey Tage lang Feuerströme vorbeygeschift war, kam er in einen Meerbusen, den man das Südhorn nannte. In der Tiefe desselben lag eine Insel, die der ersten gleich war. Nach Bougainvilles wahrscheinlicher Vermuthung ist es die Insel Ichoo, die von dem Continent von Afrika durch den See Kuramo abgesondert wird. Diese Insel hatte einen See, und in dem See lag eine andere Insel, die mit einer Menge von Anthropomorphen besezt war, welche die Begleiter

gleiter des Punischen Admirals für wilde Menschen hielten. Die meisten derselben waren Weibchen, die rauhe Leiber hatten. Die Dolmetscher nannten sie Gorillen. Man machte Jago auf sie, aber die Männer konnte man nicht erhaschen. Sie flohen über die Felsen weg, und wehrten sich mit Steinwürfen. Drey Weibchen, die durchaus den Jägern nicht folgen wollten, setzten sich, schon gefangen, mit Beissen und Krazen zur Wehre. Man tödtete sie, und brachte die abgezogenen Felle nach Karthago, wo sie zum Andenken dieses Reiseabenteuers im Tempel der Juno aufgehangen wurden.

Man hat sich die Köpfe darüber zerbrochen, was für Geschöpfe diese Gorillen gewesen seyn mögen? Einige glaubten am kürzesten wegzukommen, wenn sie die ganze Erzählung, ich weiß nicht, um welcher innern Unwahrscheinlichkeit willen, für ein Mährchen erklärten. Andere machten aus den Gorillen wilde Negern, ohne zu bedenken, daß der Leib der Gorillen haarigt und rauch war, und daß die Negern einen durchaus glatten Leib haben. Noch andere meinten, die Insel, wovon Hanno redet, sey von Satyrn, Silenen, und Aegipanen bewohnt gewesen, d. h. von einer Art zweydeutiger Waldwesen, welche man entweder zwischen den Menschen und die Affen, oder gar über den Menschen, in die Kette der Naturdinge sezen zu müssen glaubte. Sie beriefen sich, um ihrer Hypothese einige Wahrschein-

lichkeit zu geben, auf das Zeugniß des Erdbeschreibers Ptolemäus, welcher sagt, im Indischen Meere, über den Ganges hinauf, lägen drey Inseln, die von Satyrn bewohnt wären, und auf zwey Stellen des Pomponius Mela, *) worinn er Panen und Satyrn nach Aethiopien — welches immer an Ungeheuern und Wunderdingen, die in seinen unzugänglichen Hölen, Wäldern und Gebürgen verborgen stecken, fruchtbar war, — und in die am Kathabakmon gelegene Provinz Cynänaika versezt: „Das erzählte Hanno, und weil er von den Umgebrachten Felle mitbrachte, so glaubte man ihm. Ueber diesen Meerbusen hinaus brennt ein hoher Berg mit beständigem Feuer. Jenseits des Berges sind grüne Hügel, die in langen Strecken sich am Ufer hinziehen. Von diesen Hügeln erblickt man unübersehbare Felder, die von Panen und Satyrn bewohnt werden. Dieser Meynung stellt man darum Glauben zu, weil in dieser Gegend keine Spur von Anbau und von Bevölkerung sich zeigt. Nichts als eine weite Einöde, worinn tiefes Schweigen herrscht, stellt am Tage sich dar. Des Nachts leuchten zahlreiche Feuer; es ertönen Zymbeln und Pauken mit Pfeifen, die einen stärkern Klang, als die menschlichen, von sich geben.“ — —

Eini-

*) Im achten Kapitel, des ersten Buches, am Ende, und im neunten des dritten Buches.

Einigen schien durch diese Wahrnehmungen die Existenz der Panen und Satyrn noch nicht genug bestätigt zu seyn. In der That entstehet in gesunden und unverdorbenen Köpfen sehr leicht der natürliche Gedanke: war die unübersehliche Ebene, deren Mela gedenkt, etwa mit dichten Wäldern bedekt, deren undurchdringliche Schatten den Blick der Reisenden — die nur selten genaue Beobachter sind — tief einzudringen hinderten? Weiß man nicht, daß die Wilden in einigen Gegenden von Afrika sich den Tag über, um den brennenden Stralen der Sonne zu entgehen, in den Wäldern verkriechen, und wenn die kühlere Nacht eintritt, mit Musik und Tanzen bey'm Scheine der Feuer sich erlustigen, die man anzündet, um Löwen, Tiger, Panther, Hyänen, u. d. zu entfernen?

„Aber sagt Pomponius Mela nicht: *audiuntur tibiae, sonantes majus humanis?*“ — Man antwortet: Pomponius Mela hatte diese übermenschlich klingenden Pfeifen nicht selbst gehört: er berichtet nur, was andere gehört haben wollten. Wer nichts als ein Flageolet gehört hätte, würde dem nicht der Klang einer Posaune — wenn er nur den menschlichen Posaunengel nicht zugleich sähe — übermenschlich vorkommen? — Ein Auerochsenhorn macht mehr Lärm als eine Schäferschallmey, obgleich kein übermenschliches Wesen das Auerochsenhorn bläßt. —

Die Philoſophen von dieſer Art, weit entfernt, die ganze Erzählung von den Gorillen für eine bloße Erdichtung zu halten, *) ſuchen den Bericht des karthaginenſiſchen Seefahrers, der gemeinen Erfahrung, und der Analogie des uns bekannten Naturlaufes gemäß zu erklären. Sie ſagen, oder könnten wenigſtens ſagen: die Gorillen müſſen menſchenähnliche Weſen geweſen ſeyn, denn die Karthager ſahen ſie für wilde Männer und Weiber an. Nun giebt es in einigen Gegenden von Afrika — wie man aus zuverläſſigen Berichten weiß — große menſchenähnliche Affen, deren Leib mit kaſtanienbraunen Haaren bedeckt iſt. Die haarigten wilden Menſchen des Hanno waren alſo vermuthlich nichts als — Pongo's.

Dieſe Anthropomorphen haben, wie ich in einer andern Schrift bereits gezeigt zu haben glaube, die Idee von Panen, Satyrn, u. d. die in unſern Nordländern gewiß nie entſtanden ſeyn würde, zuerſt veranlaßt. Da, ſo viel ich weiß, niemand das Daſeyn jener kleinen Schrift bemerkt hat, **) ſo will ich hier kürzlich widerholen, wie ich

*) „Mir ſcheinen die Fabeln insgeſammt auf Begebenheiten zu beruhen" ſagt Paläphat, in der Schrift von unglaublichen Dingen. — —

**) Deſto ſchlimmer! Denn gewiß hätte dieſe ſchon vor Jahr und Tagen bey Berlin herausgekommene kleine

ich mir den Urſprung jener Waldweſen zu erklären geſucht habe.

Die hohen Bergrücken des öſtlichen Aſiens — die große Tartarey, oder das alte Scythien — waren zuerſt bewohnt, weil ſie früher vom Waſſer befreyt und wohnbar wurden, als die tiefer lie-

kleine Schrift (auch ohne Rückſicht auf den Inhalt) bloß darum die Aufmerkſamkeit der Controleurs unſrer Litteratur erregen ſollen, weil es in dieſen unſern geſchmackloſen Tagen etwas ſo ſeltnes iſt, ſo viel philoſophiſchen Geiſt mit einem ſo feinen Duft klaſſiſcher Gelehrſamkeit vereiniget, und einen unbedeutend ſcheinenden Gegenſtand durch die Art der Behandlung und das feine attiſche Salz, womit er durchwürzt iſt, ſo intereſſant gemacht zu ſehen. Ich meines Orts geſtehe, daß ich dieſe Broſchüre auch bloß als ein Muſter deſſen was Quintilian Urbanität nennt (und was gleichſam die Blüthe einer durch Kenntniſſe aller Art genährten und im vertraulichen Umgang mit den ſchönſten und helleſten Geiſtern aller Völker und Zeiten gebildeten und verfeinerten Seele iſt) mit ſehr großem Vergnügen geleſen habe. — Sollte man ſich etwa durch die anſcheinende Frivolität des Titels haben abſchrecken laſſen? Mir ſind die Schriftſteller nur deſto angenehmer welche viel mehr geben als ſie zu verſprechen ſcheinen. Ich will alſo dieſe kleine Schrift, falls ſie wirklich noch ſo unbekannt ſeyn ſollte, allen, bey denen mein Urtheil etwas gelten mag, beſtens empfohlen haben. *Intrate, nam et hic Dii ſunt!* Es ſteckt viel Sokratiſche Weisheit unter dieſer Silenen-Maske. W.

genden Länder. Von diesen Höhen herab, stiegen wer weiß, wenn? — Kolonisten in das benachbarte China, welches gewiß eines der ältesten bewohnten und kultivirten Länder in der Welt ist. Von dort aus, oder durch Tibet und Bouten, und das angrenzende Bengalen, erhielt Indien seine ersten Bewohner. Hier wohnte in dichten Wildnissen der Orangoutang, der durch seine Stärke — woran er dem einzelnen unbewaffneten Menschen sehr überlegen ist — so wie durch manche, überlegt scheinende Handlungen, und Menschenähnliche Gestalt dem Ankömmling von den scythischen Höhen nothwendig sehr auffallen mußte. Die alten Indier verehrten, wie man weiß, den Pan *), und den Bacchus, den man von sehr alten Zeiten her, mit einem Gefolge von Satyrn abzubilden pflegte. Aus Indostan zog, nach Büttners sehr wahrscheinlicher Vermuthung, ein Menschenschwarm über den Indus, durch Persien, Chaldäa, und Arabien (vielleicht aus Arabien durch das nicht sehr entfernte Aethiopien) nach Aegypten, wo diese indische Kolonisten an den Ufern des Nils ein ihrer Heimath ein ganzes ähnliches Land antrafen. Sie brachten die Idee des Pan aus Indien mit nach Aegypten. Aber dort zumal an den lybischen Grenzen — fand sich auch das

*) Den man sich gewiß gleich Anfangs nicht unter der metaphysischen Idee des Weltganzen, sondern als ein einzelnes, bock- und affenähnliches Wesen dachte.

Jago.

Wein her, Wein her! (er fängt an zu ſingen) he! Wein her, ihr Jungens!

Caſſio.

Beym Himmel, das war ein hübſches Lied.

Jago.

Das lernt ich in England, wo ſie, in der That, mächtige Zecher ſind. Euer Däyne, euer Deutſcher, euer ſchmierbauchichter Holländer -- he! zu trinken! -- ſind nichts gegen meinen Engländer.

Caſſio.

So iſt euer Engländer ein ſo groſſer Trinker?

Jago.

Ob er's iſt? Ich ſag euch, er trinkt euch eure Dänen zu Boden, ohne daß ihr's ihm anſeht. Er braucht nicht zu ſchwitzen, um über euern Deutſchen Meiſter zu werden; und euern Holländer bringt er zum Speyen, eh die nächſte Flaſche gefüllt werden kan.

Caſſio.

Auf die Geſundheit unſers Generals!

Montano.

Da bin ich auch dabey, Lieutenant, ich will euch Beſcheid thun.

Jago.

das Original zu der Idee der Panen und Satyr'n, der groſse menſchenähnliche Affe, wieder. Aegyptier führten erweislich den alten Griechen ihre Begriffe, Kenntniſſe und Gebräuche zu, die in der Folge auf mehr als eine Art entſtellt und abgeändert wurden, aber doch die Merkmale ihres ägyptiſchen Urſprunges, für den aufmerkſamen Forſcher ſichtbar genug, beybehielten. Die göttliche Verehrung der Affen und der Böcke an gewiſſen Orten Aegyptens iſt bekannt. Ideen davon brachten die Aegyptier, welche Griechenland civiliſirten, mit dahin. Affen gab es in Griechenland nicht, und da die griechiſchen Künſtler alſo das Original nicht mehr vor Augen hatten, von welchem die Idee der Panen und Satyrn zuerſt abſtrahirt worden war, ſo ſezten ſie, ihrer ſpielenden Einbildungskraft überlaſſen, aus einzelnen Zügen des menſchlichen Affen und des Bockes das Phantaſiebild der Satyrn und Aegipanen zuſammen welches ihren Kunſtwerken zum Muſter diente. Aus Grächen wanderte die Idee der Panen und Satyrn, ſo wie überhaupt alle Kultur, zu den Römern hinüber.

Daſs die wilden Bewohner Indiens und Aethiopiens in den älteſten Zeiten der Unwiſſenheit und Unkultur in gewiſſen Anthropomorphen unter den Affen etwas göttliches finden können, wird dem nicht unbegreiflich ſeyn, welcher die Meinungen ſo vieler Wilden der heutigen Welt, und den Feti-

schen-Dienst der Negervölker mit der Superstizion jener alten Stammväter der Aegypter vergleicht, und dabey erwägt, daß man unter einem Gott oder Halbgott sich ursprünglich bloß ein Wesen dachte, welches stärker, und — wenigstens der Voraussetzung nach — verständiger, als die in jenen Zeiten noch sehr rohen und ungesitteten Menschen war, und dabey das Vermögen, vielleicht auch eine Neigung, besaß, ihnen Schaden zu thun. Nun ist der Pongo dem einzelnen, unbewaffneten Menschen an Stärke weit überlegen, und daß er Verstand besitzt, glauben manche afrikanische Völker bis auf den heutigen Tag. Ich beziehe mich auf das Zeugniß so vieler Reisebeschreiber. Um aber wenigstens einen der neuesten wörtlich anzuführen! Isart sagt in seiner Reise nach Guinea: „die Neger halten die Affen für keine geringere Art von Wesen, als sich selbst, und glauben, daß sie alle Fähigkeit zu reden (und mithin auch zu denken) besitzen, aber dabey so listig sind, diese Eigenschaft zu verbergen, und sich stumm zu stellen.“ —

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in den ältesten Zeiten die Pongos den in Wäldern zerstreut lebenden, einzelnen, noch nicht mit künstlichen Waffen versehenen Menschen bisweilen fürchterlich geworden seyn können, zumal da die Geilheit dieser Thiere sie auf unsere Weiber sehr begierig macht. Auch werden Faunen und Satyrn immer

als leichtfertige Wesen, die den Berg- und Wald-Nymphen gefährlich sind, vorgestellt. Bedenkt man, daß in den Abbildungen der Satyrn, einige vom Bock entlehnte Theile abgerechnet, doch immer die Züge der Affengestalt prädominiren, und daß die schöne Knaben- und Jünglings-form, welche, im goldnen Alter der Kunst, die Artisten ihren jungen Faunen *) gegeben haben, sich aus der beynah schwärmerischen Liebe der — schon sehr verfeinerten — Griechen für diese Form, und aus dem Bestreben der Künstler sie nachzubilden, und, wo möglich, zu übertreffen, erklären läßt: so wird man kaum zweifeln können, daß große Affen das physische Original zu der Idee von Satyrn gewesen sind.

Plinius scheint die spezifike Identität der Silenen und Aegipanen zu behaupten, und übrigens eingesehen zu haben, daß Satyrn nichts als eine Art von Affen sind. Auf einem Berge in Indien findet man, wie dieser römische Büffon bezeugt, vierfüssige Satyrn, die man in der Ferne — aus welcher die meisten, aber freylich gar nicht exakten Beobachtungen gemacht werden — für Menschen halten sollte.

*) Deren die nesträßige Zeit einige vorzüglich schöne, zum Troste aller Liebhaber alter Kunstwerke verschont hat.

Uebrigens ſcheint es, daß die Alten immer den Aufenthalt der Panen und Satyrn in weite, ebene, anmuthige, und mit Wäldern, als einem Haupterfoderniß verſehene, Gegenden, verlegt haben. Pomponius Mela weiſet ihnen in Aethiopien „*patentes magis campos, quam ut proſpici poſſint*, zum Wohnſitze an. Aber ohne Wälder laſſen ſich dieſe *Numina ſilveſtria* gar nicht denken. Plinius erzählt in ſeinem fünften Buche, da, wo er vom Atlasgebürge handelt: „die afrikaniſche (oder Land:) Seite ſey ſchattigt, waldigt, und von Quellen gewäſſert. Am Tage ſoll man keinen Menſchen gewahr werden. Alles ſchweige, und es herrſche, wie in Wüſten, eine grauenvolle Stille. Ein geheimes heiliges Gefühl *) ergreift bey dem Schauer, den man beym Anblick eines wolkenhohen Berges empfindet, die Seelen derer, welche näher hinzugehen. Bey Nacht glänzt er (der Atlas) von vielen Feuern. Aegipanen und Satyr'n ſchwärmen überall herum; alles rauſcht vom Klange der Pfeifen und Flöten, vom Schalle der Pauken und Zymbeln.

Das

*) *Si tibi occurrit vetuſtis arboribus, et ſolitam altitudinem egreſſis, frequens lucus, et conſpectum coeli denſitate ramorum alienorum alios protegentium ſubmovens, illa proceritas ſylvae, et ſecretum loci, et admiratio umbrae in aperto tam denſae et continuae, fidem tibi Numinis faciet.* — Seneca. Epiſt 41.

Das uralte Orakel des Faunus in Italien, welches uns Virgil im ſiebenden Buch der Aeneide, vom 81. Vers an, maleriſch beſchreibt, lag in einem alten Hain, voll hoher Bäume, des theils wegen der Quelle Albunea, theils wegen des fürchterlichen Schlundes wunderbar war, aus welchem ein ſchädlicher Dampf, ähnlich dem aus der Hundsgrotte unweit Pozzuoli, in der Gegend von Neapel aufſtieg. — So lag mitten in den weit ausgedehnten Sandwüſten Afrika's, eine lachende romantiſche Gegend, voll ſchattichter Haine, mit einer — nach der Denkungsart der alten Welt — wunderbaren Quelle, die nach den Abwechslungen des Tages und der Nacht, bald warmes, bald kaltes Waſſer hervorgoß. In dieſer Gegend, die jeden Reiſenden, nachdem er lange, traurige Sandwüſten durchzogen hatte, entzücken mußte, war Jupiter Hammons Orakel. Wenn am ſchwülen Mittag alles matt und ſtill vom brennenden Strale der Sonne ruhet,

nunc etiam pecudes, umbras et frigora captant,
nunc virides etiam occultant ſpineta lacertos. Virgil.

ſo flötet kein Schäfer, weil Pan im Schatten ſchläft, und niemand wagt es, zur Quelle im heilgen Hain zu gehen, weil Göttinnen und Nymfen um dieſe Zeit im Schatten ſich kühlen, und im Waſſer baden. Man fürchtet das Schickſal des Tireſias, welcher, wie Kallimach in einer

Hymne

Hymne erzählt, auf dem Gebirge, wo Pallas mit einer Nymfe ſich badete, einſam umher irrte. Mittägliche Ruhe herrſchte auf dem Helikon! Tiresias erblickte die nakte Göttin, und verlohr durch ihr Anſchauen das Geſicht. Auch Theokrit der liebliche Sänger des ſicilisch-arkadiſchen Schäferlebens, bezeugt, daß die Hirten es nicht wagen, in der Mittagsſtunde auf der Flöte zu blaſen, weil Pan im Schatten ſchläft. — Lukan ſingt vom geweihten Hayn bey Marſeille:

Sed ceſſere Diis; medio cum Phoebus in axe eſt,
aut coelum nox nova tenet, pavet ipſe ſacerdos
acceſſus, dominumque timet deprendere lucj.

Ovid läßt im vierten Buche ſeiner Faſtorum eine fromme Betende ſagen:

Seu nemus intravi vetitum, noſtrisque fugatae
ſunt oculis Nympha ſemicaperve Deus *)
Da veniam culpae —. —

Spuren dieſer Denkart der alten Welt, die ſich aus den Profanſkribenten leicht vermehren lieſſen, findet man in den göttlichen Urkunden des alten Teſtamentes wieder. Im 21ſten Vers des 19ten Kapitels des zweyten Buches Moſe, ſpricht Gott zu dem Geſetz-

*) Pan oder Faunus.

Geſetzgeber ſeines auserwählten Volks: er ſollte dem Volke verbieten, nicht den Sinai heranzuſteigen, weil ſie ſonſt ſehen, und viele aus ihnen fallen (d. i. umkommen) würden. Im 24ſten Vers eben deſſelben Kapitels heißt es: der Herr würde die, ſo zu ihm heranſteigen würden, zerſchmettern.

Im 20ſten Vers des 33ſten Kap. des zweyten Buches Moſe ſagt der Allmächtige zu Moſe: „mein Angeſicht kannſt du nicht ſehen. Denn kein Menſch wird leben, (d. i. kann lebendig bleiben) der mich ſiehet.“

Der 19te Vers des 6ten Kapitels im erſten Buche Samuels bezeugt, daß über 50000 Bathſesmiten umkamen, weil ſie die Lade (den Kaſten) des Herrn, oder das von Kühen gezogene Tabernakel des unendlichen Schöpfers der Welt geſehen hatten.

Jeſaias ſpricht im 5ten Vers des 6ten Kapitels ſeiner Weiſſagungen: „Wehe mir! ich vergehe — denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth, geſehen mit meinen Augen!“

Doch bleibt es einer andern Gelegenheit vorbehalten, die Aehnlichkeit der Vorſtellungsarten der alten Völker in Anſehung gewiſſer Dinge näher auseinander zu ſetzen, und dieſe Uebereinſtimmung auf die Einheit der Quelle zurückzuführen, aus welcher alle Traditionen, die erſt in der Folge durch

allerley Urſachen entſtellt, abgeändert, und der urſprünglichen Sage unähnlich gemacht worden ſind, gefloſſen ſeyn mögen.

Vielleicht läßt ſich denn mit der Zeit das pittoreske Gemälde der ſchattigten Grotte, wo der alte Silen den Rauſch des vorigen Abends verſchläft, von Satyrknaben, zu welchen die ſchönſte der Najaden ſich geſellt, überraſcht, und zum Geſange gezwungen wird, aufſtellen.

— — *Antra petis Fauni!* — Nemeſian.

— — — *adſpice, ut antrum*

Silveſtris varis ſpargit labrusca racemis! — Virgil.

Aus dieſer dämmernden Grotte hervor war es, wo Pan die Heerden ſcheuchte, wenn ſein Schrekken *) ſie ergriff. Hier war es wo der alte Silen, zum Reigentanz der Faunen und wilden Thiere, den Urſprung der Welt aus dem Chaos, die verborgenen Dinge der Vergangenheit und der Zukunft, ſang. Das Verhältniß des Silenus zum Pan, oder Faunus, die ihnen zugeſchriebenen Wunder, ihre Weiſſagungen, (denn ſie gehören zu den *Diis fatidicis* und *muſicis*) Carmenta's und Evanders Ankunft in Italien, die Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes der Dichter und der alten Kunſtwerke in Anſehung der Objekte, wovon

*) Terror *panicus*. Man vergleiche: *Thurnutus de Nat. Deor.* in Gale's Sammlung. — —

wovon hier die Rede iſt, das alles, und noch mehreres wird der Gegenſtand eines künftigen, den Feld- und Waldgöttern geheiligten Werkes ſeyn, — das mir die Paketdiebe, ſo, wie den zweyten Band des vorigen, ſtehlen können. —

Trotz des Lobes, welches die Alten dem Faunus beylegen, *) werde ich in der Qualität eines gewiſſenhaften Geſchichtsſchreibers dieſes Halbgottes, auch ſeine Unarten nicht vergeſſen. Die Volks-Theologie der Alten kannte keine reine Güte in ihren Gottheiten. Faunus ſelbſt, der Beſchützer der Heerden, der Lieblingsgott der arkadiſcher Schäfer, war bisweilen übelthätig, und man mußte ihn — wie ſchon die Leſer der horaziſchen Oden wiſſen, mit Opfern verſöhnen, damit

*) *Pan Deus Arcadiae, ovium custos, numen egnarum, etc.* Einige leiten den Namen Faunus von Fando her, weil Faunus in den Wäldern weiſſagte. Andere glauben, er habe ſeine Herkunft, ſo wie die Benennung Pan, dem Worte Phanah, anſehen, ſich wider umkehren, oder Phan, das Anſehen, die Geſtalt, zu danken. Die Züge, unter welchen man ihn mahlte, ſagt Boulanger in der *Antiquité devoilée*, waren der Furcht gemäß, die man vor ihm hatte. Man ſtellte ihn unter der Geſtalt eines Satyrs vor, der alle Nymfen in Schrecken ſezte. Der Phanes der Aegypter, der Pan der Griechen, der Faun oder Sylvanus der Römer, ſind ein und daſſelbe Ding. —

damit er bey ſeinem Durchzuge dem Feld und dem Vieh keinen Schaden thun möge. So gewiß ſcheint Furcht — mit Unwiſſenheit der Urſachen verbunden — die urſprüngliche Quelle der Superſtizionen geweſen zu ſeyn.

von Knoblauch.

III.

Sendſchreiben des Herausgebers des T. M. an Herrn P. ** zu ****.

Sie ſind, von ſo vielen Jahren her, einer der erſten geweſen, deren Beyfall ich zu verdienen gewünſcht habe: wie konnte es anders ſeyn, als daß Ihre in ſo lebhaften Ausdrücken mir bezeugte Zufriedenheit mit der Art, wie ich über die franzöſiſchen Angelegenheiten denke, mir großes Vergnügen machen mußte?

Und doch muß ich ihnen geſtehen, daß dieſe Freude in etwas durch den Gedanken geſtört wird, daß es vielleicht nicht in meiner Macht iſt, immer ihrer Vorſtellungsart und ihren Wünſchen gemäß über eine Sache zu urtheilen und zu ſchreiben, die ſo ſehr vielſeitig ſo ſehr verwickelt iſt,

Jago.

O das liebe England! König Stephan war ein braver Pair ꝛc. (Er ſingt.) Mehr Wein her, he!

Caſſio.

Ha, das Lied iſt noch ſchöner als das vorige.

Jago.

Wollt ihr's noch einmal hören?

Caſſio.

Nein, wahrhaftig, und hielte den für einen Mann der ſeines Plazes nicht würdig wäre, der ſolche Dinge thun wollte -- Gut -- Der Himmel iſt über uns alle; und es iſt nun ſchon einmal ſo, daß die einten ſelig werden, und die andern nicht ſelig werden.

Jago.

Das iſt wahr, Herr Lieutenant.

Caſſio.

Was mich betrift, (ohne unſerm General, oder ſonſt einem Mann von Stande zu nah zu treten,) ſo hoff ich, ſelig zu werden.

Jago.

Und ich auch, Lieutenant.

und so vielerley politische Probleme darlegt, deren Auflösung selbst einem Ausschusse der weisesten Staatskunst-Verständigen aller Zeiten zu schaffen machen würde. Sie selbst, M. Fr so zart und schonend Sie Sich in Ihrem ganzen Schreiben ausdrücken, scheinen mir nicht verbergen zu wollen, daß dieß der Fall bereits gewesen sey. Sie waren mit der Addresse des Eleutherius Philoceltes an die Nazional-Versammlung, *) so übel zufrieden, „daß Sie gegen jeden behaupteten, ich könnte sie nicht geschrieben haben;" und noch neuerlich betrübte Sie (wie Sie sagen) meine Aeusserung, daß ich an einem glücklichen Ausgang der französischen Revoluzion zu verzweifeln anfieng, und die West-Franken **) noch nicht reif

*) Im 10ten Stück des T. M. 1789.

**) Da wir es doch sonst in allen Stücken so gut mit den Bewohnern des alten Galliens meynen, deren Verfahren einst so gut Teutsche waren als die unsrigen, warum wollten wir sie nicht endlich auch mit dem schmählichen Namen der Franzosen verschonen? Allenfalls könnte dieser Nahme den Ausgewanderten ausschließlich und mit desto mehr Zulänglichkeit gelassen werden, da (dem allgemeinen Vernehmen nach) die teutschen Provinzen am Rhein und an der Mosel, wo diese Franzosen *par excellence* ihr Wesen treiben, die durch alle ihre Laubthaler und Louisd'or viel zu theuer erkauften physischen und sittlichen Folgen der ansteken-

reif zur Freyheit hielt. Sie bitten, Sie beſchwören mich ſogar, (gleich als ob der gute Erfolg der franzöſiſchen Revoluzion oder das Wohl unſers eigenen Vaterlandes von meinem Muth abhienge) Sie beſchwören mich um meiner warmen Menſchenliebe willen, doch keine Muthloſigkeit öffentlich zu äuſſern, weil Sie (wie ich aus den beygefügten Beweggründen ſehe) überzeugt ſind, daß der guten Sache dadurch geſchadet werde. Alles dieſes, mein theureſter Freund, ſcheint es auf meiner Seite nöthig zu machen, daß ich mich über verſchiedene von Ihnen berührte Puncte beſtimmt genug erkläre, um Sie wegen meiner Geſinnungen in keiner Ungewißheit zu laſſen. Zu dieſem Ende muß ich noch eine Stelle aus dem Anfang ihres Schreibens anführen.

„Da ich (ſagen Sie) gern und freudig mein „Leben hingäbe, wenn dadurch die Völker in eine „vortrefliche Regierungslage gebracht werden könn„ten, und wenn davon ein glücklicher Ausgang „der

ſteckenden Gegenwart dieſer liſtigen Gäſte lange genug büſen werden. — Man hat Mühe, die Betrachtungen, die ſich beym Anblick alles Unfugs, der dieſen Leuten auf teutſchem Grund und Boden geſtattet wird, einem jeden Biedermann aufdrängen, mit zuſammengebiſſenen Zähnen zum Schweigen zu bringen. Will man etwa auch dieſſeits des Rheins das eben ſo unnöthige als gefährliche Experiment machen, wie viel die teutſche Geduld aushalten könne, bis ſie reißt?

„der französischen Revoluzion abhienge: so wer„den Sie Sich leicht vorstellen, wie einen ho„hen Werth ich allen Aufsätzen beylege, die Sie „für diese gute Sache geschrieben haben. Ihr „Merkur wird weit und breit und auch besonders „von den Mächtigen Teutschlands gelesen. Ihre „richtige Philosophie und ihre ... Schreibart müs„sen also eine starke Wirkung bey den natürlichen „Widersachern guter Saats-Konstituzionen her„vorbringen. Man wird selbst nicht so leicht zu „despotischen Maasregeln zu schreiten wagen, „wenn Sie unveränderlich den Rechten der Mensch„heit das Wort reden."

So gewiß ich bin, daß ein Mann von Ihrem Charakter über die bloße Möglichkeit einer wissentlichen Schmeicheley weit erhaben ist: so kann ich mich doch nicht überreden, daß irgend Etwas, das ich zu schreiben fähig bin, von so großem Einfluß und Gewichte seyn sollte, als Sie glauben. Wäre es aber dem so, nun so gebe der Himmel sein Gedeihn zu meinen Bemühungen! Denn so lange ich das Vermögen behalten werde zu denken, und zu sagen was ich denke: so lange werde ich — ohne eine andere Furcht, als die vor den Schlingen, welche meine eigne oder fremde Vorurtheile und Leidenschaften, und andere, nicht selten uns selbst unmerkliche Unlauterkeiten und Sophistereyen des Egoismus, meiner Vernunft legen möchten — nicht aufhören, dem,

was ich für Wahrheit erkenne, öffentlich zu huldigen, und meine Gedanken über die wichtigen Gegenstände, an welchen Allen gelegen, und worüber sich zu irren oder irre geführt zu werden Allen schädlich ist, so gut und so laut zu sagen als ich kann. Diesem zufolge werde ich auch nie müde werden, die wirkliche und richtig bestimmte Rechte der Menschheit (oder, was mir eben dasselbe heißt, Rechte des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft) gegen alle und jede (in so fern nehmlich die Sache mit Vernunftsgründen, und nicht *stipitibus duris sudibusque praeustis*, oder mit Dolchstöcken, Flintenkolben und Laternen-Galgen ausgemacht wird) bey jeder Gelegenheit nach meinem besten Vermögen zu behaupten. Bey dieser Entschließung besorge ich nichts von despotischen Maasregeln, und erkundige mich sehr wenig nach der Wirkung, welche meine Aufsätze bey den natürlichen Feinden guter Staatsverfassungen hervorbringen mögen; fest versichert, daß unter unsern Mächtigen aller Klassen, die Anzahl derer, denen man durch freymüthigen Vortrag seiner Gedanken über allgemein angelegene Gegenstände mißfallen kann, durch die Zahl der aufgeklärten und wohlgesinnten wo nicht bereits überwogen, doch wenigstens im Gleichgewicht erhalten wird; und also so leicht nicht zu befürchten ist, daß ein teutscher Schriftsteller, der es mit der Menschheit immer wohl gemeint hat, und vierzig Jahre lang in ruhigem

Besitze

Beſitze ſeines Rechts laut zu denken gelaſſen worden iſt, unter dem unmittelbaren Schutz eines weiſen und gerechten Fürſten, ich weiß nicht durch welche geſetzloſe Allgewalt (denn in Germanien iſt Gottlob! niemand über dem Geſetz) ſich erſt noch in ſeinen alten Tagen, genöthigt ſehen ſollte, den Wanderſtab zu ergreifen, und einen Zufluchtsort zu ſuchen, wo es kein Verbrechen wäre, als ein freyer Mann zu denken und zu ſchreiben. Beruhigen Sie Sich alſo von dieſer Seite, mein verehrter Freund, und ſeyn Sie verſichert, daß Sie den Schmerz nie erleben ſollen, mich an der guten Sache der Menſchheit, zum Verräther werden zu ſehen.

Aber — iſt dieſe gute Sache mit der franzöſiſchen Revoluzion einerley? oder iſt es ſo ausgemacht, daß die Sache der letztern eine gute Sache, eine Sache iſt, für welche alle wahren Kosmopoliten und Freunde der Menſchheit Parthey nehmen müßten? — Erlauben Sie mir, daß ich mich hierüber in möglichſter Beſtimmtheit gegen Sie erkläre.

Die franzöſiſche Staats-Revoluzion iſt — eine geſchehene Sache. Die Frage, ob die Nazion dazu berechtigt geweſen ſey? ſcheint mir, da geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind, eben ſo überflüſſig zu ſeyn, als ſie, wegen des Mißbrauchs, der von Bejahung oder Verneinung derſelben gemacht werden kann, gefährlich iſt.

Genug sowohl für uns, als für die, welche Gewalt über uns haben, — daß Staats-Revolutionen überhaupt nichts sehr ungewöhnliches sind; — daß sie (wie alle andere Weltbegebenheiten) Wirkungen natürlicher Ursachen sind, und in den meisten Fällen nach einem so nothwendigen Naturgesetz erfolgen, daß ein Kenner und scharfer Beobachter der menschlichen Dinge beynahe mit Gewißheit vorhersagen könnte, wo und wann dergleichen sich ereignen müßten.

Zwar sind die Menschen, ihrer Natur nach, mit einem hohen Grade von Duldungs- und Ausdaurungskraft begabt. Es wäre, wenn uns Frankreich nicht das Beyspiel gegeben hätte, unglaublich, was für Lasten selbst ein lebhaftes und ungeduldiges Volk nach und nach ertragen lernt, was für ungeheure Ungerechtigkeiten, welche schmähliche Behandlung, welche Abscheulichkeiten es eine lange Zeit aushalten kann, wenn nur sein Leiden durch fast unmerkliche Gradazionen zunimmt, und die Gewalt, von welcher es zu Boden gedrückt wird, allen Widerstand unmöglich zu machen scheint. Aber selbst die lastbarste Duldsamkeit hat ihr Maas und Ziel; wird auch dieses überschritten, so geht sie endlich in Verzweiflung über, und die Verzweiflung eines großen Volks ist immer der erste Augenblick eines allgemeinen Gefühls seiner eigenen Stärke. Es wäre Unsinn auf Seiten der Gewalthaber, ein

an leidenden Gehorsam gewöhntes Volk bis zu diesem Augenblick zu treiben; und doch wird diese Wahrheit vielen vergeblich gepredigt! Es müssen solche Begebenheiten erfolgen, wie wir erlebt haben, um sie zum Nachdenken zu nöthigen: aber (man kann es nicht oft genug wiederhohlen) wohl denen, die klug genug sind, durch andrer Leute Schaden weise zu werden!!

Man braucht sich nur des ganzen Zusammenhangs der Umstände zu erinnern, unter welchen der allgemeine Aufstand des französischen Volkes im Julius 1789. erfolgte, um überzeugt zu werden, daß diese Begebenheit eine zur Reiffe gekommene unaufhaltbare Wirkung vorgehender Ursachen war, auf welche die Frage, ob sie mit Recht oder Unrecht erfolgt sey? nicht viel besser paßt, als auf ein Erdbeben in Kalabrien oder einen Orkan in Jamaika.

Allein, nachdem sie nun erfolgt war, und wenigstens eilf Zwölftheile der ganzen Nazion ihren allgemeinen Willen „nicht länger zu dulden was schon lange nicht zu dulden war" mit einer Energie, die allem Widerstand Trotz bot, zu Tage gelegt hatten: welcher unbefangene Zuschauer dieser großen Begebenheit hätte so wenig Menschlichkeit haben können, nicht zu wünschen, daß sie einen glücklichen Ausgang für die Nazion nehmen möchte? Und wer mußte sich nicht freuen, wenn er sah, wie viele Umstände zusammentrafen, dies

ſen erwünſchten Ausgang zu befördern; welche groſſe Kräfte ſich dazu vereinigten, und mit wie vieler Weisheit und Standhaftigkeit die helleſten Köpfe die geſchickteſten, beredteſten und muthvolleſten Männer aus allen Klaſſen, die wahren Optimaten der Nazion, ſich dazu verwendeten?

Die Deputirten des ſogenannten dritten Standes, durch eine Anzahl von Gliedern der beyden höhern damaligen Stände verſtärkt, konſtituirten ſich unter dem Nahmen Nazional-Verſammlung zu bevollmächtigten Repräſentanten der Nazion, und wurden kaum vom Könige ſelbſt dafür erkannt, als ſie ſich auch (wie leicht vorauszuſehen war) zur Assemblée nationale *conſtituante*, erhoben; d. i. zu einem ſolchen Ausſchuß der Nazion, der den Auftrag von ihr hatte, dem Reich eine neue und beſſere Konſtituzion zu geben.

Auch dies iſt eine geſchehene Sache, wobey die Frage „mit welchem Rechte?“ zu ſpät kommt: wiewohl (im Vorbeygehen geſagt) Niemand, der die ſogenannten *Cahiers* der drey Stände geleſen hat, läugnen wird, daß — in ſo fern die ungeheuren Gebrechen und Mißbräuche der vormahligen Verfaſſung und Staatsverwaltung, welchen der allgemeine Wille abgeholfen wiſſen wollte, nicht ohne Veränderung der Konſtituzion, zu heilen waren, das Recht zu einer ſolchen Staats-Operazion in den Cahiers wirklich eben ſo gut enthalten war, als von dem, der einen gewiſſen

Zweck

Zweck erreicht wiſſen will, vorausgeſetzt werden muß, daß er auch zu allen nothwendigen Bedingungen deſſelben bereit ſey.

Eine neue Konſtituzion war nun alſo das große Werk, welches die Nazional-Verſammlung in die Arbeit nahm. — Aber von dieſem Augenblick an mußte ſie auch nothwendig in Partheyen und Fakzionen zerfallen.

So wie ſich der König genöthigt geſehen hatte, die allgemeinen Stände des Reichs zuſammenzuberufen, war es, ſelbſt bey der Hofpartey, ſchon eine ausgemachte Sache, daß das Volk bey den Operazionen, wozu der König die Stände einlud, gewinnen ſollte; aber freylich ſollte es ſo wenig gewinnen als möglich. Denn das Volk konnte nur gewinnen, was der Hof, die höhere Klerizey, und die mit ihr aufs engeſte verbundene Noblieſſe verlohren, d. i. was ſie entweder freywillig oder gezwungen dem gemeinen Weſen aufopfern wollten, oder mußten. Da nun dieſe wenig Luſt zeigten, von ihrer Autorität, ihrem Einfluß, ihren Vorrechten, Vortheilen und Beſitzungen aller Arten, auch nur einen Sonnenſtaub mehr aufzuopfern, als ſie ſchlechterdings mußten, und alſo alles anwandten, die Plane der Volkspartey zu untergraben, zu hemmen, und, ſoviel an ihnen war, zu vereiteln: was mußte die natürliche Folge davon ſeyn, als daß ſie ſich zuletzt gezwungener Weiſe zu weit größern Aufopferungen bequemen

mußten, als man ihnen zugemuthet haben würde, wenn sie es hätten über sich gewinnen können, den Wünschen des Volks gleich Anfangs mit guter Art entgegen zu kommen.

Seit dem 14ten Julius war das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf Seiten des Volks, daß aller Widerstand, den man den Verfechtern seiner Rechte entgegensetzte, zu nichts diesnen konnte, als daß sie ihre Forderungen immer höher spannten, und endlich, durch die Allmacht der Umstände gezwungen, so hoch spannen mußten, als es nur immer möglich war. Kurz, — es sey nun daß die Häupter des Volks keinen andern Ausweg sahen die Nazion zu retten; oder daß republikanische Gesinnungen und Grundsätze sie so weit führten; oder daß einige Demagogen sich von Ambizion und Privatleidenschaften so weit über die Grenzlinie der Mäßigung fortreissen ließen; oder daß alle diese Triebfedern bey verschiedenen Subjecten zugleich ins Spiel kamen und zusammen auf Einen Punkt wirkten: genug, die Majorität der N. V. erklärte, „daß die souveräne Gewalt und Majestät allein, unzertrennt, und unveräusserlich bey der Nazion stehe", und machte diesen Satz, nebst einer allen einzelnen Staatsbürgern zustehenden Gleichheit an Rechten, — von welcher die Aufhebung alles bisherigen Unterschieds der Stände und Klassen, aller erblichen Titel und Vorrechte, und des ganzen Feudalsystems mit allem

Caſſio.

Schon gut, aber, mit eurer Erlaubniß, nicht vor mir. Der Lieutenant muß vor dem Fähndrich ſelig werden. Sagt mir nichts mehr hievon! -- Wir wollen von unſern Geſchäften reden --, Vergieb uns unſre Schulden! -- Meine Herren, wir wollen zu unſern Geſchäften ſehen. Bildet euch nicht ein, ihr Herren, daß ich betrunken ſey: Das iſt mein Fähndrich; das iſt meine rechte Hand, und das iſt meine linke. Ich bin noch nicht betrunken, ich kan noch ziemlich aufrecht ſtehen, und ich rede noch gut genug.

Alle.

Vortreflich gut.

Caſſio.

Nun, recht gut alſo; ſo müßt ihr alſo nicht denken, daß ich betrunken ſey.

(Er geht ab.)

Eilfte Scene.

Montano.

Auf die Platte-Forme, meine Herren; kommt, wir wollen die Wache beſezen.

Jago.

Ihr ſeht dieſen Burſchen, der voraus gegangen iſt; er iſt ein guter Soldat, werth zunächſt an Cäſarn zu ſtehen,

und

lem ſeinem Zubehör, die natürliche Folge war — zur weſentlichen Grundlage ihrer neuen Konſtituzion.

Dieſe neue Staats-Einrichtung legt 1) durch die Vertheilung der vollziehenden und adminiſtrirenden Gewalt unter den König, ein verantwortliches Miniſterium, 83 Departements- und 249 Diſtricts-Directoria und 44000 Munizipalitäten, 2) durch die Aufhebung aller erblichen Vorzüge und Gerechtſame des Adels, 3) durch das allen Activ-Bürgern *) zuſtehende Recht, in den Assemblées primaires die Wähler **) (Electeurs) ſo wohl

*) Ein Activbürger, nach Maasgebung der neuen franzöſiſchen Konſtituzion, iſt jeder Weſtfranke, der 25 Jahre alt iſt, eine vom Geſetz beſtimmte Zeit in einer der 44000 Munizipalitäten ſeßhaft, keines andern Bedienſter) und in die Rolle der Nazionalgarden ſeiner Munizipalität eingeſchrieben iſt, eine directe Kontribuzion wenigſtens von einem dreyfachen Tagelohns-Werth bezahlt, und den Bürgereid geſchworen hat.

**) Um der Würde eines Wählers fähig zu ſeyn, wird in den Städten die unter 6000 Einwohner haben, nicht mehr erfordert, als Eigenthümer oder Nutznießer eines Gutes zu ſeyn, deſſen jährlicher Ertrag auf den Kontribuzionsrollen einem Einkommen von 150 Tagelöhnungen, oder Miethmann einer Wohnung, deren Ertrag 100 Taglöhnungen gleich iſt. Auf dem Lande muß man, um ein Electeur ſeyn zu können, entweder Eigenthümer oder Nutznießer eines Gutes ſeyn, deſſen Ertrag auf den Werth von 150 Taglöhnungen angeſchla-

gen

wohl der gesetzgebenden Repräsentanten der Nazion, als der Glieder der Departements- und Districts-Administrazionen, und der Richter in allen Unter- und Ober-Gerichten, zu seyn, 4) durch die Einrichtung der sogenannten Nazional-Garden, und 5) durch die Begünstigung der demokratischen Klubs, die sich in den meisten Städten Frankreichs, nach dem Modell des sogenannten Jacobiner-Klubs zu Paris, formirten, und im kurzem eine Menge kleiner politischer Körper vorstelliten, die zuletzt der N. V. selbst furchtbar wurden, und zur Fortdauer der Anarchie, in welche Frankreich durch die Auflösung der alten Konstituzion verfiel, nicht wenig beytrugen. — ich sage, die neue Konstituzion legte, durch alle diese Einrichtungen, in die Schale des Volks

gen ist, oder so viel Feldgüter im Pacht haben, daß ihr Ertrag auf den Kontribuzions-Rollen dem Werth von 400 Taglöhnungen gleich geschätzt ist. — Man sieht beym ersten Anblick, daß eine solche Einrichtung (zumahl bey einer sehr grossen und sehr verderbten Nazion) zweyen sehr nachtheiligen Folgen ausgesetzt ist: nehmlich, 1) daß ein Kandidat sehr arm seyn müßte, wenn er nicht reich genug wäre, die Stimmen so armer Wähler bey Hunderten zu kaufen; und 2) daß die turbulentesten Köpfe, wenn sie nur recht viel Popularität und demokratischen Freyheitseifer auskramen, immer die größte Leichtigkeit finden werden, sich die Mehrheit der Stimmen unter solchen Wählern zu verschaffen. Auffallende Beyspiele hiervon, zeigt uns die dermalige Naz. Versammlung mehr als zu viel.

Volks ein so großes Uebergewicht über den König und den Adel: daß es das Ansehen haben mußte (und vermuthlich auch die Meynung und Absicht einer ansehnlichen Parthey in die N. V. war) als ob man Frankreich in eine förmliche Demokratie verwandeln, und den leeren Nahmen König und ein wesentliches Gespenst von Monarchie bloß aus Schonung eines alten populären Wahns und aus andern politischen Rücksichten — nur der Form wegen, und für den Augenblick, beybehalten wolle.

Die Menschen müßten nicht mehr seyn, was sie von jeher gewesen sind, wenn eine so plötzliche Umkehrung der Dinge nicht die Folge gehabt hätte, daß sich die Nazion in Fakzionen spaltete, die unter den Namen der Royalisten, Aristokraten, Demokraten, Jacobiner, Freunde der Freyheit und der Konstituzion, u. s. w. das Reich in Verwirrung setzten, die Anarchie fortdauernd machten, die gesundesten Glieder der N. V. entweder aus derselben vertrieben, oder ihre Stimme überschrien und ihren wohlthätigen Einfluß hemmten, die Nazional-Versammlung sowohl an ruhiger Ausbildung und Vollendung der Konstituzion als an andern gleich nothwendigen Operazionen zu Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung und der zerrütteten Staatsökonomie hinderten, sie nicht selten zu übereilten Maasnehmungen trieben, und durch die entgegen arbeitenden

Bewegungen, Komplotte, heimliche oder offenbare Bemühungen der aufs äusserste gebrachten Opositzions-Parthey das Volk in Konvulsionen stürzten, deren wilde Ausbrüche mehr als einmahl der ganzen Revoluzion einen höchstunglücklichen Ausgang drohten.

Die Volksparthey glaubte unter solchen Umständen nicht einen Schritt nachgeben zu können, ohne Alles bereits Eroberte wieder aufs Spiel zu setzen, und ihr Mistrauen (die natürliche Frucht einer von ihren Gegnern durch unzählige Mittel beständig unterhaltenen Aengstlichkeit vor sichtbaren und unsichtbaren Gefahren) stieg endlich auf einen so hohen Grad, daß sie ihren eigenen Freunden nicht trauten, und jede Aeusserung gemäßigter Gesinnungen für Hochverrath gegen die Nazion ansahen. Die Hofparthey, der Adel und die hohe Geistlichkeit hingegen sahen sich so weit getrieben, daß sie nicht mehr für ihre alten Privilegien, Exemtzionen und Prärogative, sondern für ihre Existenz zu streiten glaubten. Die Verzweiflung wirkte nun eben dasselbe bey ihnen was sie ehmals bey dem dritten Stande gewirkt hatte: so wie sie nichts mehr zu verlieren hatten, das in ihren Augen des Lebens werth war, entschlossen sie sich auch das, was man ihnen lassen wollte, aufs Spiel zu setzen, und entweder Alles wieder zu gewinnen, oder Alles zu verlieren.

Unter so mancherley nachtheiligen Umständen, mitten unter diesen Erschütterungen und hartnäckigen Kämpfen entgegenwirckender Kräfte, stieg, von der Uebermacht des gemeinen Volks beschützt und begünstigt, diese neue Konstituzion hervor, die von ihren schwärmerischen Freunden eben so übermäßig erhoben, als von ihren offenbar partheyischen Feinden übermäßig verachtet, geschmäht und verlästert wird.

Sie verdient, meines Erachtens, weder das eine noch das andere. Aber bevor ich Ihnen meine Meynung von derselben sage, dürfte wohl die Beantwortung einer Frage nicht überflüssig seyn, die jedem Unbefangenen zuerst einfallen muß: nemlich, „ist diese Konstituzion auch wirklich (wie man behauptet und behaupten muß, wenn sie für ein feststehendes Reichs-Grundgesetz anerkannt werden soll) der allgemeine Wille der französischen Nazion?“

Daß die Emigranten und ihre noch zurück gebliebenen Freunde diese Frage mit einem überlauten Nein beantworten, versteht sich; und unstreitig hatten sie (in sofern sie ein Theil der Nazion sind, und so lange sie es sind) ein Recht über jeden Artikel der Konstituzion ihre freye Stimme zu geben. — Aber befanden sie sich auch wirklich und immer im Besitz der Ausübung dieses Rechts, als die Konstituzion noch unter den Händen ihrer Werkmeister war? Schwerlich wird Jemand,

stand, der mit den Verhandlungen der konstituirenden N. V. genauer bekannt ist, dieses letztere ohne Einschränkung behaupten wollen.

Man wendet ein: der Widerspruch eines Haufens von Menschen, der sich zu dem größern, der Konstituzion anhangenden Theile der Nazion kaum wie 1 zu 100 verhält, könne und dürfe nicht in Betrachtung kommen.

Sie wissen, M. Fr., was Hr. Burke gegen diese Behauptung aus allgemeinen Rechtsgründen mit großer Scheinbarkeit eingewendet hat? *) Eine scharfe Erörterung seines Räsonnements über diesen Punkt würde mich hier zu weit führen. Ueberhaupt leuchtet wohl einem jeden ein, daß der allgemeine Satz, „die Majorität des Volks könne, so oft sie von großen und wesentlichen Beschwerden dazu aufgefordert zu seyn glaubt, die gegenwärtige Verfassung eines Staats nach Gefallen umkehren," mit dem Interesse der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings unverträglich ist, und, wenn er überall unter das Volk verbreitet würde, unversehens ganz Europa in die gräulichste Zerrüttung stürzen könnte.

Aber falls nun doch in irgend einem besondern Falle nicht zu läugnen wäre, daß die zeitli-

ge

*) Und was ich hier um so weniger wiederhohle, da man es bereits im 11ten Stück dieses Journals 1791 gelesen hat.

ge Konſtituzion des Staats N. N. nichts taugе; daß ſie nur dem kleinſten, mächtigſten und reichſten Theile der Nazion günſtig, für den größten hingegen unterdrückend ſey; wenn ferner dieſer größte Theil lange geduldet hätte, was von Menſchen, die ſich etwas mehr als Laſt- und Zugvieh zu ſeyn fühlen, nicht zu dulden iſt, und nun entſchloſſen wäre, es nicht länger zu dulden; einmüthig entſchloſſen wäre, ſich, Kraft der Uebermacht ſeiner Köpfe und Arme, in Freyheit zu ſetzen; wenn er nun auch damit wirklich zu Stande gekommen wäre, und es nun bloß darauf ankäme, das wiedererlangte Gut gegen alle Angriffe und Gefahren möglichſt ſicher zu ſtellen — wie dann?

Natürlicher Weiſe würde und müßte in dieſem Falle die große Mehrheit entſcheiden, und die unbeträchtlich kleine Minorität müßte ſich entweder der Konſtituzion, die den Meiſten gefiele, unterwerfen: oder, wenn ſie das nicht wollte, müßte ihr erlaubt ſeyn, ſich ſelbſt von dem Körper der Nazion abzutrennen, auszuwandern, und ein anderes Vaterland zu ſuchen.

Und ausgewandert iſt auch wirklich, weltkündiger Maßen, ein an ſich ſehr beträchtlicher, wiewohl gegen 24 Millionen, die zurückgeblieben ſind, der Zahl nach unerheblicher Theil der Nazion. Aber dennoch, welch ein ungeheurer Verluſt, wenn unter dieſen dreiſſig oder vierzig Tauſend Emigranten auch nur der ſechſte, nur der

zehnte, ja nur der zwanzigste Theil, nicht bloß Aristokraten dem Nahmen nach, sondern wirklich das, was dieser Nahme besagt, die Besten, die aufgeklärtesten, rechtschaffensten, tugendhaftesten, verdienstvollesten Männer der Nazion, wenn es Miltiades, Cimonen, Xenophonen, Phozionen und Epaminondasse wären, denen ein heilloser Zustand ihres Vaterlandes nichts anders als den Wanderstab übrig gelassen hätte! Aber, zum Glück für Frankreich, sind diese Ausgewanderten, dem größern Theile nach — — Doch, ich urtheile nicht gern nach hören sagen; aber, wenn Sie von Augenzeugen, von Leuten die sich auf das unmittelbare Zeugniß ihrer eigenen Augen, Stirnen und Rücken berufen können, hören wollen, wer diese französischen Optimaten sind: so erkundigen Sie sich nur zu Durlach, Speier, Worms, Mannheim, Coblenz, Trier, u. s. w. und Sie werden sich nicht wenig wundern, warum die N. V. anstatt sie zur Wiederkunft zu nöthigen, nicht schon längst ein allgemeines Nazional-Dank- und Freudenfest wegen ihrer freywilligen Auswanderung angeordnet hat. *)

„Also wäre denn doch — diese Ausgewanderten, und diejenige von den Zurückbliebnen, die „ihnen

*) Zumahl da sie das Geld, das sie mitgenommen, auf alle Fälle nie wieder zurück bringen werden, und also nichts als negative Vortheile und positive Uebel von ihrer Wiederkehr zu gewinnen sind.

„ihnen in Gedanken und Wünschen nachfliegen,
„abgerechnet — die neue Konstituzion der allge-
„meine Wille des französischen Volkes?“

Gesetzt auch dies sey vor dem leidigen Schis-
ma, welches die bürgerliche Konstituzion der Kle-
risey, und der den Priestern deßwegen auferlegte,
von den Ulzeisten aber verweigerte Eid veranlaß-
te, der Fall gewesen: so ist doch unläugbar, daß
seit diesem unseligen Zeitpunct und noch in dem
Augenblick, da ich dieses schreibe, die Majorität
des Volks in sehr vielen, wo nicht den meisten
Distrikten des Reichs, wenigstens mit diesem Thei-
le der Konstituzion sehr übel zufrieden ist.

Aber — auch die Artikel, wodurch der alte rö-
misch katholische Glaube des französischen Volks in
die Enge kam, bey Seite gesetzt, — haben wir
Ursache zu denken, daß sich, ausser den beyden
Hauptpartheyen, noch eine beträchtliche Anzahl ver-
ständiger Männer von reiffem Urtheil und abgekühl-
tem Blute in Frankreich finde, denen die Gebrechen
der neuen Konstituzion noch stärker als irgend einem
Ausländer auffallen, und die zu der Disproporzion
zwischen der Allgewalt des Volks und der Ohn-
macht des an allen Gliedern gefesselten *pouvoir executif*, — zu den 40000 Munizipalitäten, zu
der Verordnung, daß die Departements- Distrikts-
und Munizipalitäts-Beamte alle zwey Jahre an-
dern Platz machen müssen, und zu manchen an-
dern Konstituzions-Gesetzen, wodurch die alte

Ordnung der Dinge zum Schaden einer unzähligen Menge einzelner Glieder der Gesellschaft auf einmahl gewaltsamer Weise auf den Kopf gestellt worden ist, ihre Einwilligung nie gegeben hätten, wenn sie bey Errichtung der Konstituzion eine freye und sichere Stimme gehabt hätten.

Und nun lassen Sie mich noch fragen, ob Sie Sich selbst mit innerer Ueberzeugung überreden können, daß der König (der in einem monarchischen Staate zu Dingen, die das Ganze so wesentlich betreffen, doch auch ein Wort zu reden haben sollte?) die Konstituzion, so wie sie ihm vorgelegt worden ist, unbedingt angenommen hätte, wenn er mit völliger Freyheit und Sicherheit, oder nur mit einiger Hoffnung, daß sein Widerspruch in Betrachtung kommen würde, seine Meynung darüber hätte sagen dürfen? Es ist wahr, Ludwig XVI. hat feyerlich und öffentlich vor seiner Nazion und dem ganzen Europa erklärt, daß er die Konstituzion freywillig angenommen habe; und es wäre also unartig, wenn wir uns an jenen Spaßmacher erinnern wollten, der, indem er den Kopf aus dem Fenster steckte, um einem anklopfenden Besucher zu sagen, er sey nicht zu Hause, es (zum Scherz wenigstens) sehr übel nahm, daß ihm jener nicht auf sein Wort glauben wolle. Der König hatte allerdings die Wahl, entweder die Konstituzion anzunehmen oder die Krone abzulegen; und Er wählte

was

und unter ihm Befehle zu geben. Aber ihr ſeht auch ſein Laſter; -- es iſt ſchade für ihn -- er hat Stunden, wo dieſes einzige Gebrechen alle ſeine Tugenden unbrauchbar macht -- ich fürchte nur, das Vertrauen, das Othello in den Mann ſezt, mag in irgend einem ſolchen unglüklichen Augenblik das Verderben dieſer Inſel ſeyn.

Montano.

Iſt er denn oft ſo?

Jago.

Es iſt jedesmal der Prologus zu ſeinem Schlaf. Er würde euch zweymal vier und zwanzig Stunden an einem Weg wachen, wenn Bacchus ſeine Wiege nicht rüttelte.

Montano.

Es wäre gut, wenn dem General eine Vorſtellung hierüber gemacht würde; vielleicht weiß er's nicht; oder ſein gutes Gemüth iſt von den Verdienſten, die an Caſſio in die Augen leuchten, ſo eingenommen, daß er ihm ſeine Untugenden überſieht; iſt's nicht ſo?

Rodrigo zu den Vorigen.

Jago.

Was macht ihr hier, Rodrigo? Ich bitte euch, ſeht wo der Lieutenant iſt, geht.

(Rodrigo geht ab.)

was für ihn (und in der That auch für die Nazion) das kleinere Uebel war. Wem die freye Wahl gelaſſen würde, ob er in den Rhein ſpringen oder ſich am Ufer die Haut über die Ohren abziehen laſſen wollte, würde ohne Zweifel das erſte erwählen, weil es ihm doch eine Möglichkeit, durch Schwimmen davon zu kommen, übrig ließe: indeſſen iſt klar, daß er, wofern er ganz frey wäre, keines von beyden wählen würde. Auch hat Ludwig XVI. ſelbſt, ſowohl in der Annehmungs-Acte als in ſeinen öffentlichen Erklärungen an Seine Brüder und an die ſämtlichen Emigranten, — welche (im Vorbeygehen geſagt) mit großer Weisheit und Schicklichkeit abgefaßt ſind, — ſich über die Beweggründe ſeiner Annahme deutlich genug erklärt. Man hatte dem guten König aufs ſtärkſte verſichert, daß die Widerherſtellung der allgemeinen Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Frankreich bloß von ſeiner Annahme der Konſtituzion abhange, und er hatte in der That Urſache ſich dieſe Hoffnung davon zu machen, — wiewohl der Erfolg das Gegentheil gezeigt hat. Wie fehlerhaft auch eine Konſtituzion ſeyn mag, ſo iſt doch die Regierung des Geſetzes immer beſſer als eine Anarchie, worin Miltons Chaos König iſt. Ludwig XVI. konnte, für ſeine individuelle Perſon, mit ſeinem konſtituzionsmäßigen Looſe zufrieden ſeyn; ein *Roi faineant* würde es ſogar dem mühſeligen gefahr- und ſorgenvollen Leben eines Friedrich II. von Preußen unendlich vorziehen.

Die Artikel der Konstituzion, die Er (falls es in seiner Macht gestanden hätte) vermuthlich abgeändert haben würde, betreffen nicht sein persönliches Besserseyn, sondern das Beste der Nazion, die sich (wie der Augenschein lehrt) der Konstituzion ungeachtet, und, die Wahrheit zu sagen, zum Theil aus Schuld derselben, sehr übel befindet, und, allem Anscheine nach, in kurzem noch übler befinden, und, wenn nicht irgend ein Deus ex machina dazwischen kommt, in alle Greuel und allen Jammer der abscheulichen Zeiten der Ligue zurückstürzen wird.

Wenn wir nun alle diese Umstände zusammen nehmen, Mein Bester, so scheint die Frage: ob die neue französische Konstituzion in allen ihren Artikeln für den allgemeinen Willen der Nazion angesehen werden könne? aufs gelindeste zu reden, sehr problematisch zu seyn.

„Aber, sey es auch damit wie es wolle, wenn die Konstituzion nur an und in sich selbst gut ist, wenn sie nur so beschaffen ist, daß sie der allgemeine Wille zu seyn verdient, und wirklich der allgemeine Wille wäre, wofern alle Einzelnen Bestandtheile der Nazion den Aussprüchen der reinen Vernunft Gehör geben könnten und wollten.“ Dieß, M. F. ist der große Punkt, worauf Alles ankommt! — und worüber ich Ihnen meine überlegtesten Gedanken mitzutheilen versprochen habe.

Ich

Ich gehe nicht ohne das gehörige Mißtrauen gegen mich selbst, und mit aller Ehrerbiethung, die einem Werke gebührt, woran die Auswahl der besten Köpfe einer Nazion, wie die französische, acht und zwanzig Monate lang gearbeitet hat, daran, mein Urtheil über dieses Werk zu sagen. Ich erkenne die seltnen Geisteskräfte und die glänzenden Talente, die während dieser Arbeit, auf welche die Augen des ganzen Europa geheftet waren, in der N. V. ins Spiel gesetzt worden sind; und ich verabscheue den bloßen Gedanken einer mit Vorsatz oder aus Uebereilung und Eigendünkel begangenen Ungerechtigkeit gegen einige verdienstvolle Männer, die an derselben Antheil haben. Aber diese Gefühle können und dürfen uns nicht hindern, von dem Werke selbst eben so freymüthig und unbefangen zu urtheilen, als ob uns weder von den Verfassern, noch von den unsäglichen Schwierigkeiten, welche sie zu bekämpfen hatten, noch von der Gewalt der Einflüsse, von welchen sie sich nicht immer frey erhalten konnten, noch von allen den übrigen ungünstigen Umständen (die, wenn es um Rechtfertigung oder Entschuldigung der einzeln Gesetzgeber zu thun wäre, in Betrachtung kämen) nicht das mindeste bekannt wäre.

Unstreitig ist es schon ein großer Nachtheil, wenn der Entwurf einer Konstituzion, wodurch eine in den letzten Zügen liegende Monarchie wieder neugebohren, und der möglichste Wohlstand der

Nachkommenſchaft auf einen ewig dauernden Grund geſetzt werden ſoll, einer Verſammlung von Zwölfhundert ſo ungleichartigen Geſchöpfen, als diejenigen woraus die Assemblée constituante beſtand, aufgetragen wird. Wahrſcheinlich würde ein anderes, vielleicht nicht ſo koloſſaliſches, aber mit ſich ſelbſt beſſer übereinſtimmendes, den Umſtänden (wovon der Menſch ſich nie gänzlich Meiſter machen kann) angemeſſneres, leichter und ſichrer auszuführendes Werk herausgekommen ſeyn, wenn es, anſtatt zwölfhundert Männern, einem einzigen, aber einem Solon, oder einem Triumvirat, aber einem Triumvirat wie Montesquieu, Türgot und Franklin, hätte aufgetragen werden können.

Doch, wozu Hypotheſen und fromme Wünſche? Frankreich beſaß keinen Solon noch Franklin, hatte keinen Montesquieu noch Türgot mehr. Die Konſtituzion iſt nun einmahl gemacht, und ſo wie ſie iſt, möchte ſie immer für eine Nazion von drey oder vier Millionen Menſchen, die an Seele und Leib gröſtentheils noch unverdorben wären, noch auf einer nicht ſehr hohen Stufe der Kultur ſtünden, und, mit den Uebeln einer übermäßigen, unterdrückenden Ungleichheit noch unbekannt, von Luxus, Ueppigkeit und Uebermuth eben ſo weit als von Dürftigkeit, Elend und Sclaverey, von beyden aber ungleich weiter als von der erſten Einfalt des Hirten- und Pflanzer-Lebens

entfernt wären — mit Einem Worte, die Konstitu-
tuzion, wie sie vor uns liegt, möchte vielleicht für
ein Volk wie die Englischen Kolonien in Nord-Ame-
rika vor ihrer gegenwärtigen Unabhängigkeit, oder
in etlichen Jahrhunderten, wenn die Neuseeländ-
der oder Neuholländer binnen dieser Zeit noch um
einige Stufen in der Humanisierung vorgerückt
seyn werden, für Neu-Holland und Neu-See-
land ganz gut seyn. Aber für die *ci-devant*
Franzosen, für eine so unendlich weit von der
Einfalt und Reinheit der Sitten, ohne welche sich
keine glückliche Demokratie denken läßt, entfernte
Nazion, kann der plötzliche Uebergang aus der Un-
terdrückung des willkührlichsten Despotismus und
der verhaßtesten Art von Aristokratie, in eine demo-
kratische Verfassung, die ihr den höchsten Grad
von politischer Freyheit einräumt, nicht an-
ders als ein unnatürlicher Zustand seyn. Mon-
tesquieu — der so oft in der N. V. citiert wur-
de, aber dessen Geist so selten in ihr erschien, —
würde sich gewiß nie haben einfallen lassen, einer
über eine Quadratfläche von mehr als zehntausend
geographischen Meilen ausgebreiteten Nazion —
und welch einer Nazion? — einer so raschen, so
eiteln, so leicht aufbrausenden, so schwärmerischen,
und dabey so leichtfertigen, so willkührlichen, so un-
bändigen und so verdorbenen Menschen-Rasse — eine
Verfassung zu geben, die ohne Einfalt des Sinnes
und Unschuld der Sitten, ohne einen entschiednen
Charakter von Mäßigung, Beschränktheit und Häus-

lichkeit ſich nicht einmahl unter einem kleinen Volke erhalten kann; eine Verfaſſung, die ſogar der kleinen Republik Athen, bloß weil der Charakter ihrer Einwohner dem franzöſiſchen Nazional-Charakter ähnlich war, verderblich geweſen iſt.

„Aber, werden Sie vielleicht einwenden, wenn auch allenfalls die jetztlebende Generazion, dem gröſsten Theile nach, für eine ſolche Verfaſſung nicht gut genug wäre: ſo wird doch die Konſtituzion ſelbſt den Charakter des Volks unvermerkt reinigen, veredeln und der Freiheit würdiger machen; ſo wird ſie wenigſtens der Nachwelt eine beſſere Art von Menſchen bilden, und ſo werden doch die künftigen Generazionen, eben ſo für die Konſtituzion gemacht wie dieſe für ſie, die unermeßlichen Vortheile der Freyheit zu genieſsen haben."

Das gebe der Himmel! Ich ſage von ganzem Herzen Amen! dazu. Aber, wofern wenigſtens unſre Enkel dieſe groſse phyſiſch-moraliſche Revoluzion in den Köpfen, in den Herzen und unter den Zwerchfellen der Franzoſen erleben ſollen, werden wohl mit der Konſtituzion ſelbſt noch groſse Veränderungen vorgehen müſſen. Denn, entweder alles, was mich die ganze Geſchichte der Menſchheit gelehrt hat, betrügt mich, oder die Konſtituzion, von der wir reden, kann, ſo wie ſie iſt, nicht alt genug werden, um eine Art von Menſchen, wie die Demokratie ſie nöthig hat, in Frankreich zu zeugen; kann aus innerlichen Fehlern, aus

Mangel

Mangel an innerer Stärke, eben so wenig Bestand haben, als sie wegen ihres Unverhältnisses sowohl zu dem Charakter, den Gewohnheiten und Sitten, ja selbst zu dem dermahligen Grade der Kultur und Aufklärung des französischen Volkes *), als zu Frankreichs innern und äusserlichen Umständen, bestehen kann.

Es ist nicht seit ehegestern, daß ich von der Wahrheit des Homerischen Halbverses,

Vielherscherey taugt nichts —

innigst überzeugt bin, und der höfliche Correspondent des Moniteur, der es mir vor einigen Wochen zu einem ehrenvollen Tittel machte, Verfasser des Agathon zu seyn, hätte wissen können, daß der Verfasser des Agathon schon vor fünf und zwanzig Jahren im 6ten und 7ten Kapitel des VIIten Buches, Schilderungen, wie es in demokratischen Staaten zugeht, aufgestellt hat, die nicht wohl von ihm vermuthen lassen, daß die Umbildung der französischen

*) Wie weit es der gröste Theil dieses Volke in diesem Stücke gebracht habe, läßt sich nicht nur aus dem rohen Aberglauben und der kannibalischen Grausamkeit wovon uns das gemeine Volk in Frankreich bis auf diesen Tag so viele Proben gezeigt hat, sondern auch schon bloß aus dem kleinen Umstand abnehmen, daß ein Deputierter in der N. V. öffentlich gestanden hat, daß unter ihren 44000 Munizipalitäten kaum zwanzig Tausend seyen, wo die Munizipalitäts-Beamten ihren Nahmen schreiben und gedrucktes lesen können.

zösischen Monarchie in eine Demokratie, wie noch keine gewesen ist, eine sehr glückliche Begebenheit für die Nazion in seinen Augen seyn könne.

Und doch, m. l. Fr., wenn denn diese neue Demokratie am Ende auch nur eine ächte und reine Demokratie wäre! So hätten wir doch wenigstens den Trost, hoffen zu dürfen, daß sie, bey allen Gebrechen dieser Staatsform, auch das Gute derselben haben werde. Aber unglücklicher Weise ist die neue Konstituzionsmäßige Verfassung Frankreichs weder Monarchie noch Demokratie, sondern, als ein politisches Wesen, so eine Art von Dingen, wie die Centauren der griechischen Dichter, die sich zwar recht gut dichten, träumen, mahlen und aus Stein bilden lassen, aber nur nicht lebendig existieren können.

Die Konstituzion hat zwar erklärt, daß die französische Regierungsform monarchisch seyn soll: aber sie erklärt zugleich, daß die Souveränetät einzig und unzertrennlich der Nazion zugehore. Der wahre Monarch ist also das Volk, und es ist schwer zu sagen, was der König in dieser demokratischen Monarchie seyn soll. Sie haben ihm beynahe alles Ansehen und alle Macht genommen, ohne welche die königliche Würde, den Zweck, für den sie da ist, nicht erfüllen kann; und so wie die Sachen zwischen dem Volk und dem Könige stehen, ist es moralisch unmöglich, daß jemahls

mahls ein gegenseitiges Vertrauen zwischen ihnen statt finde.

Der König soll die executive Macht haben, und findet bey jedem Schritt Hinderniſſe, Fußangeln und Steine des Anstoſſes, die seine Operazionen aufhalten, erschweren, und nicht selten unmöglich machen: er hat die Exekution, und es fehlt ihm nichts dazu als — die Macht.

Die Konstituzion hat ihm, nach langen und hitzigen Debatten, in welchen die Vernunft nur mit groſser Mühe endlich über den demokratischen Fanatismus den Sieg davon trug, das *Veto* als ein nothwendiges Gegengewicht gegen die demokratische Aristokratie der Nazional-Versammlung, eingeräumt. Aber auch dieſes läßt ihn der eifersüchtige und argwöhnische Geist der Demokratie, den die Konstituzion dem für den einzigen Souverän erklärten Volke in die Nase geblasen hat, nicht ruhig ausüben. Gleich beym ersten Mahle, da er dem neulichen Dekret gegen die Emigranten aus Gründen, die eines weisen und guten Königs würdig scheinen, seine Sanktzion versagte, durfte sich das Direktorium des *Departement* de *Loir et Cher* unterstehen, in einer Addreſſe an die N. V. zu sagen: Legislateurs, votre decret sur les emigrans vous comble de gloire. Nous ne voulons pas declamer contre le *veto* du Roi, puisque *la Constitution* a donné à *un seul homme* le droit *de paralyser la volonté de 5 millio-*

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.
3-598-53169-9
FNr. 20629 / 398

Montano.

Und es iſt in der That recht zu bedauren, daß der Mohr einen ſo wichtigen Platz, die Vertretung ſeiner eigenen Perſon, einem Mann anvertrauen ſoll, der mit einem ſo eingewurzelten Gebrechen behaftet iſt; es wäre die That eines ehrlichen Manns, wenn man dem Mohren das ſagen würde.

Jago.

Der möcht' ich nicht ſeyn, und wenn ich dieſe ganze Inſel damit zu gewinnen wüßte; ich liebe den Caſſio, und wollte alles in der Welt thun, ihn von dieſem Uebel zu heilen. Horcht, was für ein Lerm iſt das?

(Man ſchreyt hinter der Scene: Helft, helft!)

Caſſio verfolgt den Rodrigo auf den Schau-Platz.

Caſſio.

Du Kuker! du Lumpenhund!

Montano.

Was habt ihr, Lieutenant?

Caſſio.

Ein Schurke ſoll mich meine Schuldigkeit lehren! Ich will den Schurken in eine Kürbis-Flaſche hineinprügeln.

Rodrigo.

Mich prügeln --

Caſſio.

millions. *) Le pouvoir executif (der König also) vient de se charger de la *responsabilité la plus terrible* **) et il sera *coupable* des malheurs que son refus *pourra* entrainer. ***) Und, merken Sie wohl, in der N. V. wurde diese Adresse, welche dem Direktorium den Ausdruck des lebhaftesten Mißfallens hätte zuziehen sollen, applaudiert, und nur mit Mühe verhinderte der gesundere Theil der Volksrepräsentanten, daß diese aufrührische Schrift nicht auf Befehl der N. V. gedruckt und in ihr Protokoll eingetragen wurde. Wenn ein Departements-Direktorium mitten in der

*) Immer gellen uns die 25 Millionen um die Ohren. Aber die Herren vergessen, daß unter diesen 25 Millionen wenigstens 16 Millionen sind, die in solchen Dingen gar keinen Willen haben noch haben können.

**) Bekannter maßen ist der König vermöge der Konstituzion für die Ausübung seines königlichen Rechts, einem Dekret, gegen welches er wichtige Einwendungen hat, die Sanktzion zu versagen, nicht responsabel. Die Direktoren des Departements von Loir und Cher stoßen also hier geradezu in die Trompete des Aufruhrs gegen die Konstituzion selbst, auf welche sie so oft schon geschworen haben.

***) Also sogar für mögliche schlimme Folgen, d. i. für einen Ausgang, der nicht in seiner Macht steht, soll nach den fanatischen Grundsätzen dieser Demagogen ein König responsabel gemacht werden, den die Konstituzion von aller Verantwortlichkeit entbunden hat!

der N. V. eine solche Sprache ertönen lassen darf, so ist die königliche Majestät ein leeres Rahme, ja die Konstituzion selbst gilt (wie man bereits aus mehr als Einem Beyspiel und sogar aus Dekreten der jetzigen N. V. sehen kann) nur so viel, als die schwärmerischen Independenten und ihr Anhang sie gelten lassen wollen.

Aber wie sollte auch die Majestät des Königs mehr als ein bloßes Sylbengezische seyn? Es giebt jezt drey Majestäten in Frankreich: die souveräne Majestät des Volks, die Quelle der beyden andern, — die Majestät der Nazional-Versammlung, eine Qualifikazion, womit ihr als Repräsentant des Volks in den Addressen und sogar in den Deklamazionen ihrer eigenen Mitglieder häufig geschmeichelt wird, und die Titular-Majestät des Königs, die, so wesenlos sie auch ist, ihm doch anfangs von der gegenwärtigen N. V. streitig gemacht und nur, aus Furcht das dem Könige wieder hold gewordene Pariservolk zu sehr vor die Stirne zu stoßen, wider Willen zugestanden wurde. Aber damit sich der gute König dieses letzten Restis seiner ehmaligen Autorität ja nicht überhebe, wird er bey jeder Gelegenheit auf die härteste und respektloseste Art erinnert, daß er nur der erste Beamte, nur eine Art Bürgermeister oder *Maire de France* sey, dem die französische Demokratie den Rahmen König gelassen habe, ungefehr wie die alten Römer, nach

Aus-

Austreibung der Tarquinier, einen *Rex ſacrificulus* *) beybehielten. Erſt vor kurzem (den 29. Novemb. vorigen Jahres) ſchrie einer der gewaltigſten Redner in der N. V. ſo laut er konnte und unter gewaltigem Händeklatſchen der Tribunen: *diſons au Roi*, qu'il ne regne que pour le peuple, que *le Peuple eſt ſon Souverain*, et qu'il eſt ſujet à la Loi. Das erſte und letzte Glied dieſer Periode ſind unläugbare und hochheilige Wahrheiten in jedem monarchiſchen Staate: aber das mittlere iſt eine harte Rede! Welches Volk (ich will nicht ſagen welcher König) mag ſie tragen? Ich kenne keine ärgere Kommiſſion als ſeinen eigenen Souverän zu regieren; und, große Götter! was für einen Souverän? Einen Souverän, gegen den der groſſe Bel zu Babel und ſelbſt der ungeheure Gargantua Meiſters Franz Rabelais, nur ein Wiegenkind iſt; einen Souverän, der fünf und zwanzig Millionen Mäuler zum verſchlingen, und funfzig Millionen Arme zum greiffen

*) Seit Romulus und Numa, waren gewiſſe öffentliche Opfer, die nur der König im Nahmen des Volkes bringen konnte. Da die Römer ſehr ſtreng über ihrem alten Religionsweſen hielten, ſo wurde, damit dieſen Opfern keine Feyerlichkeit abgienge, nach Abſchaffung der Könige ein Rex *ſacrificus* erwählt, der ſtatt des Königs dabey präſidieren mußte: um aber dieſen Opferkönig doch ſo klein als möglich zu machen, nannte man ihn nur rex *ſacrificulus*.

greiffen und Zuschlagen hat, von denen wenigstens der fünfte Theil alle Augenblicke bereit ist, seine Souveränetät mit Fäusten und Ferſen, Knitteln, Flintenkolben und Laternen-Hacken zu behaupten.

Ich frage: wenn das Volk der Souverain ist, wessen Souverain ist es? „Sein eigner.“ — Nun so regiere es sich selbst! — „Unmöglich!“ — Das glaub ich auch, M. Fr. — Aber ein Volk zu regieren, dem alle Augenblicke in die Ohren geschrien wird, daß es der Souverain seiner Regierer sey, ist noch viel unmöglicher. Gewiß wird ein Souverain, der sich selbst nicht regieren kann, sich auch nicht von andern regieren lassen, oder (wie alle Souverains dieser Art) doch nur von solchen, die ihm immer schmeicheln, und alles thun was er haben will, damit er sie hinwieder thun lasse, was sie wollen.

Sagen Sie mir nicht: „das Volk hat ja ge„schworen, dem Gesetz und dem Könige getreu zu seyn.“ — Was kann man das Millionenköpfige Thier in einem Augenblick von Schwärmerey nicht schwören machen? Es ist wahr, das Volk hat auch seine *intervalla lucida*, worin es recht gut einsieht, daß es ohne Gesetze und Obrigkeit seines Lebens und Eigenthums nicht lange sicher wäre, daß es regiert werden, daß es gehorchen muß. Aber auch der tollköpfigste Despot, auch ein Kalligula und Nero und Elagabalus hat heitere Augenblicke, worin er klar einsieht, daß er, um seiner Allgewalt lange und sicher zu genießen, nach Gesetzen

regieren, d. i. seinen Willen der Vernunft unterwerfen müßte. Aber dann müßte er auch seiner willkührlichen Allgewalt entsagen, und weil er dazu keine Lust hat, bleibt auch jene Ueberzeugung unfruchtbar. Glauben Sie, daß ein Souverain, der fünf und zwanzig Millionen schwindlichte Köpfe hat, seine Verbindlichkeit, Gesetzen, die er sich selbst gegeben hat, zu gehorchen, seltner vergessen werde, als einer der nur Einen Tollkopf hat? — Das Gesetz, sagt die Konstituzion, ist der allgemeine Wille, und Niemand darf zum Gehorsam gegen Gesetze gezwungen werden, zu denen er seine Einwilligung nicht gegeben hat. Nun ist aber jeder Westfrank (oder Franzos, wenn Sie lieber wollen) ein Bestandtheilchen dieses Volks, das der Souverain des Königs ist; und hat entweder in das Gesetz eingewilligt oder nicht. Im letzten Fall ist es kein Gesetz für ihn: hat er aber eingewilligt, so ist der Wille des Menschen wandelbar; was er gestern gewollt hat, kann er heute, (zumahl bey veränderten innern oder äussern Umständen) nicht mehr wollen. — „Das wäre Sophisterey," werden Sie sagen. — O gewiß! Aber solche Sophistereyen macht die Leidenschaft, der Eigennutz, die Unwissenheit, der Eigendünkel, alle Stunden und Augenblicke.

„Aber eben darum hat ja die Konstituzion ei„ne *Force publique* angeordnet, und in die Hän„de der Munizipalitäten, Distrikts- und Departe„ments-Direktorien, und des Königs, der an

„ihrer

„ihrer aller Spitze steht, gegeben, damit ein jes
„der Theilhaber an der Volks-Majestät, der den
„Gesetzen nicht gehorchen will, dazu gezwungen
„werden könne.“ Das ließe sich hören, wenn diese Magistratspersonen zwey oder dreymalhundert Tausend Janitscharen, oder (was in Frankreich noch sichrer wäre) ein eben so großes Heer von schwarzen Verschnittnen zu Dienſten hätten, die keine Activbürger von Frankreich wären, und keinen Begriff von den Menſchheitsrechten hätten. Aber die Nazional-Garden, die Nazional-Gendarmerie und die Nazionals Linientruppen ſind, größtentheils wenigſtens, Activbürger, ſind ſelbſt Partikeln des Souverains, werfen einen Strahl der Ur-Majestät aus, die das Volk, gleich der Sonne, aus allen ſeinen Puncten ausſtrahlt, und gehorchen, (nach dem Beyſpiel ihrer Obern, der Munizipalitäten und Diſtrikts-Departements) nur wann, wie und wem ſie wollen. — Der König? O der hat vollends gar kein Mittel, den Geſetzen Reſpekt zu verſchaffen. Denn bis ſeine exekutive Gewalt, (die, um Wirkung zu thun, wie ein elektriſcher Blitz ſollte wirken können) durch die unendlichen Umwege aller der größern und kleinern Kanäle, durch die ſie ſich vertheilen muß, und durch alle die Formalitäten, die ihr die Konſtituzion in den Weg geſtellt hat, an Ort und Stelle gelangt iſt, käme ſie faſt immer zu ſpät, wenn ſie auch in ſich ſelbſt Anſehen genug hätte, ihrem Willen, daß die Geſetze zur Vollziehung gebracht werden ſol-

len, (denn in dieser Willens-Erklärung besteht doch im Grunde die ganze exekutive Macht des Königs) Kraft zu geben.

Es vergeht beynahe keine Session der N. V., wo nicht leidige Beyspiele und bittre Klagen aus allen Gegenden des Reichs vorkämen, die zu Belegen des Gesagten dienen, und durch Thatsachen beweisen, wie prekär, ungewiß und unzulänglich die Autorität der Gesetze und ihrer Vollzieher über ein Volk von fünf und zwanzig Millionen ist, dem die Konstituzion die Souveränetät eingeräumt hat, welches seine Repräsentanten und Obrigkeiten selbst erwählt, und alle zwey und vier Jahre wieder ab- oder einsetzen kann. Glauben Sie nicht, mein Bester, daß diesen Gebrechen durch den Ruhestand werde abgeholfen werden, der sich hoffen läßt, sobald das ritterliche Feuer der emigrierten Abenteurer und hochherzigen Champions des Despotismus und der erblichen Aristokratie gedämpft seyn wird. Das Uebel sitzt zu tief, denn es ist in der Konstituzion selbst gewurzelt. Ehmals war es eine despotische Aristokratie, die Frankreich zu Grunde richtete: jezt ist es eine übel organisierte Demokratie, die, allen an sich noch so vortreflichen Gesetzen zu Trotz, dieses Reich verhindern wird, sich wieder aufzurichten. Die Konstituzion kann und darf nicht bleiben wie sie ist, oder nie werden weder wir noch unsre Nachkommen in Frankreich diese goldnen Zeiten blühen sehen, die uns die luxurianten Schönredner eines

vom Freyheitstaumel und von ihren schönen Phrasen und Perioden bezauberten Volkes, vor zwey Jahren, als einen unmittelbaren Erfolg der Revoluzion, weissagten.

Eine monarchische Demokratie, oder demokratische Monarchie, wie kunstlich sie auch immer in der Theorie (und was wäre wohl die Konstituzion anders?) ausgearbeitet seyn mag, ist, in der politischen Ordnung der Dinge, eine monstrose Zusammensetzung. Was vermöge der Natur der Sache daraus werden muß, ist leicht vorherzusehen: in so fern nicht äusserliche Ursachen und eine Wendung der Umstände, die kein Sterblicher voraussehen kann, entweder mit dem gänzlichen Ruin des Reichs die ehmalige Verfassung wieder herstellen; oder die Nazion selbst (was von ihrer dermahligen Stimmung und dem Charakter ihrer Vorfechter nicht zu hoffen ist) in einer kürzern als dreissigjährigen Frist diejenigen Aenderungen mit der Konstituzion vornimmt, ohne welche sie, meiner Ueberzeugung nach, keinen Bestand haben kann.

Was uns so oft irre führt, ist, daß wir so gern eine Art von idealischer Menschen, Menschen wie sie seyn sollten, oder wie wir sie zu unserm Plan, zu unsern Absichten nöthig haben, an den Platz der wirklichen Menschen setzen. Diese leztern werden immer, (und wenn die Götter selbst herabstiegen, ihnen die vollkommenste aller Konstituzionen zu geben) aus Xenophons zwey

Seelen*) zusammengesetzt bleiben; immer wird in ihnen die selbstische Seele mit der uneigennützigen im Streit seyn; immer werden Kultur, Energie des Geistes, große Talente, ihre meisten Besitzer nicht zu bessern Menschen, sondern nur geschickter machen, die Gemüther der schwächern zu unterjochen, und desto mehr Böses zu thun; immer wird die Gabe, die großen Machtwörter Vaterland, Freyheit, öffentliche Glückseligkeit, Religion, Tugend, u. s. w. geltend zu machen, bey vielen nur ein süßer Lockgesang seyn, um die armen ungewahrsamen Vögel, die sich dadurch anlocken und bezaubern lassen, in ihre Schlingen zu ziehen; immer wird die unmittelbare Gelegenheit, Ansehen, Reichthum, Einfluß und Obermacht, als die goldnen Früchte des Baums der Erkenntniß, pflucken zu können, auch edle Gemüther lüstern machen und dem geraden Wege der Pflicht entführen — Kurz, immer wird jenes große und einzige Lebens-Prinzip demokratischer Staaten, bür-

*) S. Xenophons Cyropädie, oder, wem es gelegner ist, Shaftesburys Charakteristiks Vol. I. Pag. 152. u. f. nach der neuen Baselschen Ausgabe, die im Jahr 1790. bey J. J Turneisen und J. L. Legrand erschienen ist, und einen Theil der schönen Sammlung der besten und klassischen Englischen Schriftsteller ausmacht, die wir dem edeln Unternehmungsgeiste des Hrn. Turneisen zu danken haben, und wodurch sich dieser vortrefliche Mann ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, um die teutsche Nazion und ihre Litteratur gemacht hat.

bürgerliche und häusliche Tugend, unter jedem großen Volke, (wie viel mehr unter einem Volke, das durch eine plötzliche Revoluzion aus einer gänzlichen politischen Nullität in den Besitz der höchsten Gewalt versetzt worden ist) mehr auf den Lippen schweben, als in den Herzen schlagen.

Lassen Sie uns also nicht erwarten, daß eine Nazion, die, nach den Schilderungen und Geständnissen ihrer eigenen Schriftsteller und Wortführer, unter einer glänzenden Aussenseite einen fürchterlichen Grad von physischer- und sittlicher Verderbniß verbirgt, durch die Freyheit in Patrioten, durch eine demokratische Konstituzion in tugendhafte Menschen werde umgeschaffen werden. Das Volk wird auch fernerhin hintergangen und despotisiert werden, wie ehmals, nur unter andern Formen und durch andere Mittel. Wer die größten demagogischen Talente hat, wer dem Volk am besten schmeichelt, überall das lauteste Wort führt, über die verhaßte exekutive Gewalt,*) über die Minister, über den Hof, über die Herren *Ci-devant's*, am tüchtigsten losziehet, — überall in allen Munizipalitäten und Distrikten werden Leute dieser Art das Vertrauen des Volks gewinnen, und durch seine Gunst zu den Stellen gelangen,

*) Wie sollte sie nicht verhaßt seyn? Ohne sie dürfte ja Jedermann thun was ihn gelüstete. In einem populären Staate spielen nicht die Gesetzgeber, sondern die, so die Gesetze vollziehen müssen, die unangenehme Rolle.

Caſſio.

Rührſt du dich noch, Lumpenkerl?

Montano (der ihn zurückhält.)

Haltet ein guter Lieutenant; ich bitte euch, mein Herr, haltet ein.

Caſſio.

Laßt mich gehen, Herr, oder ihr kriegt eins auf die Ohren.

Montano.

Kommt, kommt, ihr ſeyd ein betrunkener Mann.

Caſſio.

Betrunken? -- (Er zieht den Degen gegen Montano, welcher ſich zur Wehr ſetzt.)

Jago (zu Rodrigo leiſe.)

Weg, ſag ich, hinaus, und ſchlagt Lermen. (Rodrigo geht.) Nein, guter Lieutenant -- Ums Himmels willen, meine Herren -- Heiſt! he! -- Lieutenant -- meine Herren -- Montano -- heiſt, ihr Herren! das iſt mir eine feine Wache, in der That! -- Nu ja, wer hat den Einfall gar die Sturmglocke zu läuten? -- Zum Teufel, halt! die ganze Stadt wird in Bewegung kommen. Fy, fy, Lieutenant! halt, ſag ich! Ihr bringt euer Ehre auf eine unwiederbringliche Art.

gen, die den gröſten Einfluß geben. Bald wird auch hier, wie allenthalben, der Reichthum sein alles überwiegendes Gewicht behaupten; Ränke und Kabalen werden das bescheidene, Bestechung und eigennützige Freygebigkeit das arme Verdienst auf die Seite drücken. Unvermerkt wird sich, unter dem Schirm der Konstituzion, eine neue Aristokratie aus der monarchischen Demokratie erheben, die so gut, wie die ehemahlige erbliche, im Grunde eine Kakistokratie seyn, und das arme, in seinen sanguinischen Erwartungen übel betrogene Volk bald genug dahin bringen wird, sein Alles, die immer täuschende Hoffnung besserer Zeiten, auf die Spitze einer neuen Revoluzion zu setzen.

Sie sehen mich traurig an, lieber Freund? Sie können den Gedanken nicht ertragen, daß ich von der französischen Konstituzion nicht besser ausguriren, der Nazion nicht mehr gutes zutrauen soll? — Verzeihen Sie mir; oder vielmehr belehren Sie mich, wenn ich unrecht habe! Ich verlange nichts bessers als überzeugt zu werden, daß ich die Sache aus einem täuschenden Gesichtspunkt sehe. Sie Selbst können nicht eifriger wünschen als ich, daß die französische Revoluzion den glücklichen Ausgang gewinne, den ihr, von ihrem ersten Ausbruch an, alle Freunde der Menschheit gewünscht haben. Auch bin ich, ungeachtet meines wohlgegründeten Widerwillens gegen die Demokratie, ungeachtet meiner Unzufriedenheit mit einigen wesentlichen Artikeln der Konstituzion, noch

immer ungeneigt, an einem glücklichen Ausgang, zumahl jezt, da der Augenblick der entscheidenden Krisis so nahe ist, gänzlich zu verzweifeln. Alles, dünkt mich, kommt darauf an, wie sich die Nazion in dem gegenwärtigen wichtigen Moment, der von neuem die Augen von ganz Europa auf sie heftet, zeigen wird. Die Freunde der Freyheit, die Verfechter der Rechte des Volks, sind aufs äusserste getrieben; es gilt um Leben oder Tod; noch nie ist die Gefahr von innen und von aussen gröſser gewesen als jezt. Die sogenannten Aristokraten und der gröſsere Theil der Klerisey, der mit ihnen einerley Interesse hat, scheinen unabtreiblich entschlossen, ihr letztes aufs Spiel zu seyn. Ist der gröſste Theil des Volks eben so entschlossen, alles für die Erhaltung der Freyheit und bürgerlichen Gleichheit zu wagen, so wird der Sieg bald entschieden seyn. Eine Hand voll Griechen, deren Wahlspruch „frey leben oder sterben" war, überwältigte und vernichtete ehmahls die ganze furchtbare Macht des groſsen Königs: und mehr als vier Millionen Franken, die den gleichen Wahlspruch schon so oft beschworen haben, sollten sich einer Hand voll Abenteurer nicht erwehren können, die im Grunde ihre lezte Hoffnung bloſs auf den verächtlichen Begriff gesetzt haben, den sie sich von dem Wankelmuth, dem Aberglauben und dem alten Sklavensinn des französischen Volks machen. So bald dieses letztere verständig und gesetzt genug ist, sich weder durch Panische Schrecken noch durch Kabalen oder

Aufhetzungen konſtituzioneller oder nicht konſtituzioneller Prieſter in Verwirrung ſetzen, und mit ſich ſelbſt uneinig oder gegen den König und ſeine Miniſter ohne Grund mißtrauiſch machen zu laſſen: ſo hat der Kreuzzug der franzöſiſchen Chevalerie, mit welchem wir ſchon ſo lange in den öffentlichen Blättern beluſtiget werden, ſo ziemlich die Mine eines Abenteuers in Dons Quichottiſchem Geſchmack, und wird wahrſcheinlich mehr Stoff für die komiſche Muſe des Hrn. von Piis, als für die heroiſche Tuba eines neuen Ronſard oder Chapelain an die Hand geben.

Aber hier ſteht meine Divinazions-Gabe ſtill. Nur die Erfahrung, nur die That ſelbſt kann uns ſagen, wie ein Volk, das ſo leicht von einem Extrem zum andern überſpringt, die Probe beſtehen wird auf welche es in kurzem geſtellt werden dürfte.

Ich denke, mein verehrungswürdiger Freund, Sie verſtehen mich nun, wenn ich hinzuſetze: daß alles, was ich gegen die franzöſiſche Konſtituzion einzuwenden habe (ſo erheblich es mir ſcheint) mich nicht verhindert, darin Ihrer Meynung zu ſeyn, daß die Weſtfranken ſehr Recht haben, wenn ſie jezt, da die Frage nicht von beſſer oder ſchlechter befinden, ſondern von — Seyn oder Nicht Seyn — iſt, eine Konſtituzion, die ihnen und ihren Nachkommen Freyheit und Gleichheit der Rechte verſichert, als das Heiligſte und Beſte was ſie haben, anſehen, ſie gegen alle gewaltſame Angriffe mit noch tauſendmahl heiſſerm Eifer verfechten als ihre barbariſchen Vorfahren ehmahls für die heilige Ortflamme gefochten haben, und lieber ſich und ihre Feinde zugleich unter den Ruinen der Monarchie begraben, als ſich wieder in die ſchmählichen Ketten des ariſtokratiſchen Deſpotismus ſchmieden laſſen wollen. Sie haben nicht nur Recht, wenn ſie ſo geſinnt ſind, ſondern ſie verdienten, von Sclaven ſelbſt verachtet zu werden, wenn ſie anders

geſinnt

gesinnt seyn könnten. Die Gebrechen der neuen Konstituzion kommen hiebey nicht in Betrachtung. Kein Volk hat jemahls eine Verfassung ohne sehr wesentliche Fehler gehabt; aber nicht die Verfassung, sondern die Gesinnungen und der Charakter eines Volks entscheiden seinen Werth und sein Schicksal. Hat uns Herr Isnard wahr gesagt, da er in jener so mächtig applaudierten Rede (vom 20 Nov) sagte — „traiter tous les peuples en freres, ne faire aucune insulte, n'en soudrir aucune; ne tirer le glaive que pour la justice, ne le remettre dans le foureau qu'aprés la victoire. enfin etre toujours prèt à combattre pour la liberté, toujours prèt à mourir pour elle, et à *disparoitre* tout entier de dessous le globe plùtot que de se laisser reenchainer, — *voila le caractere du peuple françois*" *) — ist dies wirklich der Charakter des französischen Volkes, und wird er sich im Feuer der Prüfung so bewähren: o gewiß, mein Freund, dann ist die Sache dieses Volks die Sache der ganzen Menschheit; und die Macht müßte von einem fürchterlichen Irrgeist bethört seyn, die gegen eine so gerechte, harmlose und großgesinnte Nazion mit ihren Feinden gemeine Sache machen wollte. Wenige Monate werden uns hierüber ins Klare setzen. Wäre es am Ende auch nur ein Theil der Nazion, der diesen edeln Charakter zu behaupten wüßte, welchen Hr. Isnard in seiner patriotischen Aufwallung dem ganzen Volke zuschreibt; so soll dieser Theil unsre eifrigsten Wünsche, und, was auch der Aus-

*) „Alle andere Völker als Brüder behandeln, andern keine Beleidigung zufügen, aber auch von andern keine dulden; das Schwerdt nur für die Gerechtigkeit ziehen, und es nicht eher wieder in die Scheide stecken, als nachdem man gesiegt hat; immer bereit seyn für die Freyheit zu kämpfen, immer bereit für sie zu sterben, und lieber ganz und gar von der Erdkugel weg zu schwinden als sich wieder in die alten Ketten zu schmiegen: dies ist der Charakter des französischen Volks."

Ausgang seyn mag, unsre laute Bewunderung haben. Hat aber (was sich wohl ohne Hochverrath an der Majestät des Westfränkischen Volkes glauben ließe) Herr Isnard seinen Mitbürgern nur sagen wollen was sie seyn sollten; oder hat ihn seine exaltierte Einbildung, zu einer übertriebenen Meynung von dem, was sie sind, hingerissen: nun, so wird unser immer gemäßigtes und von der Wahrheit allein geleitetes Urtheil den Grad von Achtung und Theilnehmung, oder von Verachtung und Abscheu, der ihnen gebührt, nicht nach dem, was andre von ihnen sagen, sondern nach ihren Handlungen abmessen.

Wenn ich Freyheit und Gleichheit der Rechte für das heilige Palladium nicht nur der Westfranken, und aller Nazionen, die sich bereits im Besitze desselben befinden, sondern des ganzen Menschengeschlechts ansehe: so halte ich mich sicher, weder von Ihnen noch irgend einem Vernünftigen mißverstanden zu werden.

Ich verstehe unter der Freyheit, an welche alle Menschen einen gerechten Anspruch zu machen haben, nicht eine Verfassung, die dem Volke die höchste Gewalt im Staat giebt, und es von seiner Weisheit und Tugend, und von der jeweiligen Thermometer-Höhe, worauf Glaube, Liebe und Hoffnung zu seinen besoldeten Repräsentanten und Dienern bey besagtem Volke stehen, abhängen läßt, ob, wann und wiefern es den Gesetzen gehorchen will: sondern ich verstehe darunter Befreyung von willkührlicher Gewalt und Unterdrückung, gleiche Verbindlichkeit aller Glieder des Staats den Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit zu gehorchen; ungehinderten Gebrauch unsrer Kräfte, ohne irgend eine andere Einschränkung als die der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig macht; Freyheit zu denken; Freyheit der Presse; Freyheit des Gewissens in allem was den Glauben an das höchste Wesen und die Verehrung desselben betrift; — kurz, eine Freyheit, ohne die, der Mensch, als ein vernünftiges

Wesen, den Zweck seines Daseyns nicht erfüllen kann, die er aber auch nur in so fern er wirklich ein vernünftiges Wesen ist, recht gebrauchen kann, und die ihm also nicht nur durch die Grundverfassung des Staats garantiert, sondern zu deren rechten Gebrauch er auch durch seine Erziehung gebildet seyn muß.

Eben so verstehe ich unter Gleichheit der Rechte keine absolute Gleichheit, die allen Unterschied zwischen Klassen und Ständen, Armen und Reichen, Optimaten und Idioten, gebildeten und rohen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft aufhebt: sondern nur daß alle Bürger des Staats ohne Ausnahme vor dem Gesetze gleich seyen; daß keine privilegierte Kaste vorhanden sey, die sich einer den übrigen Ständen lästigen Ausnahme von den Bürden des Staats, oder eines angebohrnen ausschließlichen Rechts an die höhern Aemter und Würden desselben *) anzumassen habe; sondern daß Talente, vorzügliche Geschicklichkeit und persönlicher Werth ei-

*) Es versteht sich, daß die Rede hier nicht von dem Recht der Erbfolge auf Königsthronen und Fürstenstühlen ist, welches gar nicht in dieses Kapitel gehört, und auf einem Grunde beruht, den sogar die französischen Demokraten respektiert haben. Aber auch zu andern untergeordneten Würden und Aemtern im Staat schon durch Geburt bestimmt zu seyn, ist dem gemeinen Wesen vielmehr vortheilhaft als nachtheilig: in so fern nur weder ein Vorrecht, noch viel weniger ein ausschließliches Recht damit verbunden ist; denn gerade durch diese heilsame Klausul wird dem Mißbrauch des angebohrnen Rechts hinlänglich vorgebeugt, und der Staat kann nicht anders als dabey gewinnen, wenn den Vornehmen und Begüterten kein anderer Weg zu öffentlichem Ansehen, Einfluß und Gewicht in Staate übrig bleibt, als sich um persönliche Verdienste zu bewerben, und sich des Vortheils, den ihnen ihre Glücksumstände dazu geben, um so eifriger zu Nutze zu machen, weil ihnen der Rang immer von Mitbewerbern abgelaufen werden kann, die den Nachtheil einer niedrigen unscheins

einem jeden, ohne Rückſicht auf Geburt, Geſchlechtsnahmen und andere zufällige Umſtände, zu jeder Stelle, worin er dem Staat am nützlichſten ſeyn kann, ſo gut den Zugang öffnen ſollen, als ob er in gerader Linie von Nabucodonoſor oder Konfuzius abſtammte. Ich glaube, ohne Jemanden zu beleidigen, ſagen zu können, daß die Vernunft in dem heutigen Europa bereits ſoviel Obermacht über alte Vorurtheile und Mißbräuche (die vermoderten Reſte barbariſcher Jahrhunderte) errungen hat, daß es über kurz oder lang bey jeder Nazion in unſerm Welttheile, zu dieſer Freyheit und Gleichheit kommen wird, und kommen muß. Auch glaube ich, daß auf der einen Seite die Plebejer in jedem europäiſchen Staate mit dieſem Grade von Freyheit und Gleichheit eben ſowohl zufrieden ſeyn können, als, auf der andern, die Billigkeit und Klugheit der Kaſte der Patrizier, oder teutſch zu reden, der Abkömmlinge unſrer alten Freyen und Ritter zu beloben iſt, daß ſie (nach dem Beiſpiel des Engländiſchen Adels) in allen gemeinen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens nicht bloß mit Plebejern, die ihrem dunkeln Nahmen durch Talente und perſönliche Verdienſte einigen Glanz zu verſchaffen gewußt haben, ſondern überhaupt mit allen Perſonen von Erziehung und Lebensart, ohne Rückſicht auf Nahmen und Stammbaum, ſich immer mehr auf gleichen Fuß zu ſetzen befliſſen ſind.

In Frankreich ſcheint weder die Parthey der ſogenannten Ariſtokraten den Plebejern ſoviel Freyheit und Gleichheit eingeſtehen, noch die unendlich zahlreichere Majorität der letztern ſich mit ſo gemäßigten Anſprüchen begnügen zu wollen: oder vielmehr, die letztern ſind durch den unbiegſamen Stolz der erſtern gezwungen worden, Alles von denen zu fodern, die Nichts einzuräumen entſchloſſen ſind. Anſtatt ſich an der

ſcheinbaren Geburt oder des Mangels an Vermögen durch größere Fähigkeiten und höhern Fleiß zu überwinden gewußt haben.

der Freyheit genügen zu lassen, haben sie dem Volke, d. i. sich selbst, die Majestät zugeeignet; und die Gleichheit aller französischen Staatsbürger ist seit der Revolution nach und nach so weit getrieben worden, daß der unbedeutendste Jacobinerklubbs-Genosse dem König viel Ehre zu erweisen glaubt, wenn er den Huth vor ihm lupft, und jedes wurstarmige, kupfernasige Fischweib sich von so gutem Adel dünkt als eine Bourbonstochter — eine Art von Gleichheit, wobey das gesellschaftliche Leben und die Vergnügungen an öffentlichen Orten, besonders in den Schauspielhäusern, wo die pöbelhaftesten Menschen sich ihrer **Menschenrechte** auf eine sehr auffallende Art zu bedienen geruhen, wenig unter diesem einst so fein gesitteten Volke zu gewinnen scheint.

So lange die erste Parthey darauf besteht, sich nicht eher zur Ruhe zu begeben, bis in Frankreich Alles wieder auf den **alten Fuß** (d. i. wie es in den goldnen Zeiten Ludwigs des **Großen**, des Regenten **Philipp** von Orleans und des **vielgeliebten** funfzehnten Ludewigs war) gesetzt seyn werde, ist wenig Anschein, daß die Volksparthey von ihren auf das **andere Extrem** getriebenen, bereits in Besitz genommenen, und durch die Konstituzion selbst befestigten Anmaßungen auch nur einen Tüttel fahren lassen sollte. „**Gleichheit und Freyheit** — sagte neulich der „allgewaltige Volksredner **Isnard** — Gleichheit „und Freyheit **sind den Frankreichern** *) **eben so**

„uns

*) Wenn das Wort Westfranken in Teutschland nicht Beyfall finden sollte, was hindert uns eben so gut als wie z. B. Oesterreicher sagen, die ci-devant Franzosen Frankreicher zu nennen? Sollte ich binnen jezt und 6 Wochen auch nur drey öffentliche Nachfolger hierin erhalten, so verspreche ich ohne Anstand von den Westfranken zu den Frankreichern überzugehen; und dies um so mehr, weil die Ehre der Erfindung nicht mir, sondern einem Ungenannten zugehört, dessen geringstes Verdienst ist, in solchen Zweifelsfällen immer die glücklichsten Auswege zu finden.

„unentbehrlich geworden als die Luft die sie „einathmen.“ Auch zweifelt dieser neue Mirabeau nicht, von der Höhe seiner Rednerbühne herab alle seine Mitbürger mit dem heiligen Feuer des Patriotismus dermaßen zu durchglühen, daß es ihnen ein leichtes seyn werde, „mit der einen Hand ihr „Geld wegwerfend, mit der andern das Schwerdt zie„hend, zu kämpfen, zu siegen, und das übermüthige „Geschlecht der Aristokraten zu zwingen, die Qua„len der Gleichheit auszuhalten.“

Dies dürfte denn doch wohl etwas mehr heiliges Feuer, Zeit, Assignate und Franzosenblut kosten, als sich Herr Isnard in der Höhe seiner Begeisterung einbildete. Käme es aber auch dazu, so würde doch für die innere Ruhe Frankreichs und die Wiederherstellung seines Wohlstandes wenig damit gewonnen seyn, wofern die rohen Demagogen, die dermahlen in der N. V. so laut schreyen und so wenig kluges zu Stande bringen, eben so hartnäckig bey den demokratischen Grundsätzen der Konstituzion beharren wollten, als das übermüthige Geschlecht bey seiner Anhänglichkeit an die alte Verfassung, mit welcher seine Prärogativen stehen oder fallen. —

Doch, der Raum gebricht mir, und ich fange (etwas spät) an, gewahr zu werden, daß ich Ihre Geduld bereits auf eine zu lange Probe gestellt habe. Das Beste ist, daß es unter die unverlierbaren Menschenrechte gehört, in einem Journale nichts lesen zu müssen, als was man gern liest, und aufhören zu dürfen so bald man will. Ich schließe also mit dem gedoppelten, sehr natürlichen Wunsche: daß meine Gedanken Ihren Beyfall verdienen mögen, und daß Sie die Güte haben, mich auf den geraden Weg zu weisen, wenn Sie finden, daß ich, unvermerkt, Rechts oder Links auf die Seite gekommen bin.

W.

Archiv

für Aufklärung über das Soldatenwesen.

Zu den mancherlei Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit des Beobachters menschlicher Angelegenheiten verdienen, gehört unstreitig auch das neuere Soldatenwesen. Die stehenden Heere haben nicht blos auf die Verfassung der Europäischen Staaten, sondern auch auf die Art und den Grad der Cultur derselben Einfluß gehabt. Nicht blos die Form und die Einrichtung dieser Verfassungen, sondern auch der innere Zustand der mehrsten neuen, vorzüglich aber der verschiedenen größern deutschen Länder trägt, bald mehr bald weniger, bald auf diese bald auf jene Art, unverkennbare Merkmale, von der Zusammensetzung und dem Dasein dieser Heere, und von der jedesmaligen Beschaffenheit derselben in jedem einzelnen dieser Länder. Das Soldatenwesen hat so gar Beziehung auf Dinge, welche damit nichts

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20584 / 353

gemein zu haben scheinen. So hat z. B. Kant, der tiefsinnigste oder vielmehr hellsehendste unsrer Weltweisen, in der Berliner Monatsschrift deutlich gezeigt, daß von Denk- und Druckfreiheit, bey stehenden zweckmäßig geordneten Heeren, weder Gährung noch Aufruhr zu befürchten sei. Auch geht alles dieses viel zu natürlich zu, als daß es die geringste Verwunderung erwecken könnte. Ohne das, was die stehenden Heere zu der Erhaltung äußerer Sicherheit und innerer Ruhe beitragen, oder ohne das Ansehen, welches irgend ein einzelner Staat zuweilen vermittelst seines Heeres erlangt hat, und welches natürlich wieder auf den ganzen Geist eines Volkes, auf die Entwickelung und Richtung seiner Kräfte, auf den Ton seiner Denkart, u. d. m. so mannichfaltig wirkt: — ohne alles dieses in Rechnung zu bringen, verhalten sie sich in den mehresten Staaten zu der gesetzgebenden Macht ungefähr so, wie das Werkzeug zu den Talenten und der Arbeit des Künstlers oder Handwerkers; und haben öfters sogar da, wo sie sonst als — bloßes Puppenspiel sind angesehn und behandelt worden, oder wo die Kunst sie zu handhaben zu keiner sonderlichen Vollkommenheit gebracht war, jener Macht zum Maßstabe ihres Verhaltens gedient.

Doch nicht blos von dieser Seite, nicht blos als Rad oder Triebwerk einer größern Maschine, sondern auch als Maschine selbst, ist das Soldatenwesen merkwürdig. Es ist in dem eigentlichen Sinne des Wortes eine Maschine; seine

ganze Bewegung hängt lediglich von seinen Vorgesetzten ab, und zugleich ist es aus lebenden, empfindenden, denkenden Wesen zusammengesetzt. Diese müssen, sobald sie als Theile dieser Maschine wirksam sind, auf alles was ihnen als Menschen zukommt, auf allen eigenen Willen, auf alle freie, geistige und körperliche Thätigkeit, Verzicht thun, und zugleich in mehrern Fällen das leisten, was nur vermittelst der höchsten Anstrengung menschlicher Kräfte kann geleistet werden. Aber alles dieses wird dadurch vielleicht noch merkwürdiger, daß, da die Gesetze für die Behandlung derselben im Ganzen äußerst hart und drückend ausfallen, und folglich die einzelnen Theile selbst wieder hart und roh und gewaltthätig bilden mußten, die Maschine sich dennoch erhält, ungeachtet eben diese Theile die Gewalt in Händen haben, oder sämtlich Waffen führen, — und für Alles, was sie zu ertragen und zu thun verbunden sind, sich immer nur geringe Belohnung versprechen dürfen.

Von diesen beiden Seiten, sowohl als Triebwerk einer größern Maschine, als wie künstliche Maschine selbst, ist indessen der Soldatenstand sehr selten betrachtet worden. Wenigstens ist man nirgends tief in das Verhältniß desselben, zu den verschiedenen bürgerlichen Verfassungen und zur Menschheit überhaupt, eingedrungen. Die eigentlichen militarischen Schriftsteller haben sich mehr mit dem, was mit dem Ganzen der Maschine ausgerichtet worden ist, oder sich ausrichten läßt, als mit der

Art und Weise ihrer Zusammensetzung, mehr mit dem Verhältniß derselben zu andern ähnlichen Maschinen, als mit ihrem Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft, oder in Rücksicht auf die Individuen, woraus sie besteht, beschäftigt. Und andre Schriftsteller haben bei ihren Urtheilen über sie selten oder nie die Eigenheiten derselben, in Rücksicht auf ihre Bestimmung, oder als Mittel zu bestimmten Zwecken, sondern immer nur an und für sich, oder in Vergleichung mit andern Ständen oder Innungen, in Erwägung gezogen. Besonders aber hat man die, bei der ihr eigenen Einrichtung möglichen Mißbräuche nirgends hinlänglich ins Licht gesetzt. Vermöge dieser Einrichtung hat nämlich den Vorgesetzten eine Gewalt oder eine Herrschaft über ihre Untergebenen müssen anvertraut werden, welche sehr leicht in Tyrannei ausarten kann, und leider! sehr oft auch in die ärgste Tyrannei ausgeartet ist; in eine Tyrannei, deren Quelle und deren Zweck gewöhnlich eben so unedel, als ihre Wirkungen schändlich und schädlich sind. Muthwillige Mißhandlungen sind es allein, oder sind es doch vorzüglich, welche den ganzen Stand nicht blos in den Augen aller übrigen Stände, sondern auch seiner eigenen Mitglieder erniedrigen, die einen Theil der bessern Officiere daraus vertrieben haben, und die ihn so verhaßt, so fürchterlich, so schrecklich machen, daß der gemeine Mann nur aus Noth, nur um bürgerlichen Strafen oder bürgerlicher Schande zu entgehen, bewogen werden kann, sich ihm freiwillig zu widmen, oder

daß,

daß, wo er dazu gezwungen ist, er ihn für die ärgste Züchtigung ansieht. Nur das Publikum kann Unthaten dieser Art hinlänglich ahnden. Nicht immer sind sie von solcher Beschaffenheit, daß sie dem Gekränkten Gelegenheit gewähren, Genugthuung zu suchen oder sich zu verschaffen, und selten reicht die militarische Gesetzgebung bis zu ihnen hin, weil selten eigentliche militarische Gesetze durch sie verletzt werden, und öfters so gar die Aufrechthaltung dieser Gesetze von der einen Seite die Duldung derselben nothwendig macht, oder von der andern, Entschuldigung oder Rechtfertigung derselben an die Hand giebt. Zwar sind einzelne Beispiele davon bekannt, und öffentlich gerügt worden. Aber noch ist dieses nicht auf solche Art oder unter solchen Umständen geschehen, daß Abänderungen oder Verbesserungen dadurch hätten veranlaßt werden können. Es hat an einem eigenen, besondern Platze gefehlt, wo man sie oder ihre Thäter öffentlich so zur Schau gestellt hätte, wie z. B. politische Mißhandlungen und Mißbräuche in den Schlözerischen Zeitschriften.

Um diesem Mangel abzuhelfen, und zugleich zur richtigen Beurtheilung des neuern Soldatenwesens überhaupt Materialien zu liefern, ist eine Gesellschaft alter Officiere gesonnen, in dem Verlage des Hrn. Göschen zu Leipzig eine Monatsschrift, unter dem Titel: Archiv für Aufklärung über das Soldatenwesen, herauszugeben. Sie wird in Stücken zu sechs bis acht Bogen, aber nicht zu bestimmten Zeiten, sondern nach Maßgabe der

vorräthigen Materialien herauskommen. Das erste Stück erscheint in der Ostermesse dieses Jahres. Dem angegebenen Gesichtspunkte gemäß, wird sie kleine Abhandlungen und Untersuchungen, in jeder Art von Einkleidung, über die dahin gehörigen Gegenstände, z. B. über stehende Armeen, über Manneszucht, über Unterordnung, über Adel in Rücksicht auf Soldatenwesen, über Zweykampf in eben dieser Rücksicht, über militarische Ausbildung, über militarische Gesetze, über militarischen Geist, über den Einfluß desselben auf das Verhalten in der bürgerlichen Gesellschaft, u. d. m. so wie Anekdoten, welche dieses betreffen, Lebensbeschreibungen von merkwürdigen, besonders deutschen neuern Generalen, oder doch Beiträge dazu und Charakterzüge von ihnen, Nachrichten von dem Zustande und der Verfassung auswärtiger stehender Heere, und von einzelnen merkwürdigen militarischen Handlungen, Anzeigen von militarischen Schriften aller Art, u. s. w. vorzüglich aber genaue und umständliche Erzählungen von solchen Thatsachen enthalten, welche die Behandlungsart des Soldatenstandes überhaupt, oder einzelner Mitglieder desselben betreffen. Jeder Beitrag, welcher diese allgemein angegebenen Punkte in ein größeres Licht setzen kann, und an die gedachte Buchhandlung eingesandt wird, soll den Herausgebern willkommen sein. Beiträge, besonders von der letztern Art, versprechen sie sich von ihren alten Kameraden, um desto eher, da auch diesen die Abstellung jener Mißbräuche und Mißhandlungen am Herzen liegen muß. Nur werden

die

die Einsender gebeten, einmal, den Herausgebern, wenn diese bei Erzählung solcher Thatsachen eine Empfindlichkeit bemerken sollten, welche aus falschen Vorstellungen entsprungen zu sein scheint, kleine Anmerkungen darüber zu erlauben, und zweitens, ihnen iedesmal ihre Nahmen bekannt zu machen. Die Ursachen zu dem letztern müssen jedem selbst einleuchten, so wie jeder selbst sie billig finden wird. Ohne gewisse bestimmte Gewährsmänner für Thatsachen solcher Art, auf den Nothfall, stellen zu können, werden wir keinen Beitrag einrücken. Diese Nahmen sollen indessen nie, ohne ausdrückliches Verlangen der Einsender, mit abgedruckt werden, und die Herausgeber machen sich zur strengsten Verschwiegenheit derselben so lange verbindlich, als dieses sich mit dem, was sie sich selbst schuldig sind, verträgt. —

Daß übrigens die Absicht dieser Monatsschrift weder auf besondre Erhebung, und noch minder auf geflissentliche Herabwürdigung des Soldatenwesens gerichtet ist, wird schon diese Anzeige lehren. Nur um die Vervollkommnung desselben überhaupt, und seiner einzelnen Mitglieder (in so fern diese von Privatpersonen bewirkt werden kann) nur um Wahrheit, nur um Verbreitung der zur richtigen Beurtheilung desselben erforderlichen Kenntnisse, ist es den Herausgebern zu thun. Dadurch aber hoffen sie nicht blos sich um diesen Stand, sondern auch um das größere Publikum in sofern verdient zu machen, als bey dem angezeigten Verhältnisse der stehenden Heere zu den Staatsverfassungen

faſſungen und bei der Zuſammenſetzung derſelben aus Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft, jeder in weiterer oder engerer Verbindung damit ſteht, und auf gewiſſe Art Theil daran zu nehmen, gleichſam genöthigt iſt.

Die Herausgeber.

So oft zu einem Stück ein ausgeſuchter Vorrath von Materialien zuſammen iſt, wird daſſelbe erſcheinen; und ſechs Stücke werden immer 48 Bogen, ein Stück mehr das andere weniger, ſo wie, wenigſtens Ein, wenn nicht mehrere Bildniſſe von merkwürdigen deutſchen Generalen, enthalten. Auf eben dieſe Anzahl von Stücken wird die Pränumeration mit 2 Rthlr. Sächſ. bezahlt, wovon jeder Sammler für die Bemühung einen anſehnlichen Rabatt genießt. Leipzig im Januar 1792.

Georg Joachim Göſchen
Buchhändler.

Neuer

Teutscher Merkur.

2. Stück 1792.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig

Inhalt.

I. Alceste, mehr Wahrheit als Fabel. S. 113.

II. Ueber die Kunst gut zu lesen. Eine Vorlesung. — 130.

III. Das merkwürdigste aus der Session der französischen Nazional-Versammlung vom 25sten December 1791. — 146.

IV. Epistel an Herrn Geh. Hofrath King in Karlsruhe. — 159.

V. Neue Uebersicht der mittlern Geschichte, nach dem vierten Theile von Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. — 166.

VI Romantische Geschichte des Cid. — 199.

VII. Bekanntmachung. — 215.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar, ist seit Michaelis vorigen Jahres herausgekommen:

Akten Urkunden und Nachrichten, zur neuesten Kirchengeschichte 3r Bd. 1s bis 6s Stück. 8. 18 gr.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, fürs Jahr 1792. kl. 8. 12 gr.

Ammenmärchen, 2s Bdchen, 8. 12 gr.

Bischof, christliche Unterthanen im Verhältniß gegen ihre Obrigkeit, gr. 8 3 gr.

Boettigeri C. A. Scholarum in vicinitate academiae constitutarum vindiciae, Oratio in munere Directoris capessendo 8. maj. 3 gr.

Bucholz, D. W. H S. chemische Untersuchungen, über die vorgeblich giftigen Eigenschaften des Witherits, der Schwer-Erde, und der salzsauren Schwererde, 8. 4 gr.

Hoffmanns, K. A. Tabellarische Bestimmung der Bestandtheile der Neutral, und Mittelsalze, in 100 Theilen, nach Bergmann, Kirwan ꝛc. 2 Blätter Regalfol. 8 gr.

Das rothe Käppchen, eine komische Operette in 2 Aufzügen; fürs Weimarische Hoftheater bearbeitet. 8. 6 gr.

Künsbergs, Ph. Freyh. von, Grundsätze der Fabrikpolizey, besonders in Hinsicht auf Deutschland. 8. 10 gr.

Moriz, ein kleiner Roman, von Friedrich Schulz, 3te verbesserte Aufl. mit Kupfern, von Lips, 8. Schreibpapier. (wird auf Pfingsten fertig.)

Tabellarische Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen in der Chemie vom Anfang des 17ten bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. Regalfol. 4 gr.

Geologischer Versuch über die Bildung der Thäler durch Ströme 8. 12 gr.

Woigts, J. K. W. mineralogische und bergmännische Abhandlungen, 3r Theil, 8. 16 gr.

Zwölfte Scene.

Othello, mit seinem Gefolge zu den Vorigen.

Othello.

Was giebt es hier?

Montano.

Ich blute stark, ich bin verwundet, doch nicht tödtlich.

Othello.

Halt, so lieb euch euer Leben ist.

Jago.

Halt, he, Lieutenant -- Herr -- Montano -- meine Herren -- Habt ihr denn allen Verstand verlohren? Wißt ihr nicht mehr, wer, und vor wem ihr seyd! Der General redt mit euch -- Halt, sag ich -- schämt euch doch wenigstens, und haltet ein --

Othello.

Wie, was soll das seyn, he? Wer ist der Urheber von diesem Unfug? Sind wir zu Türken geworden? Und thun uns selbst was der Himmel den Ottomannen verboten hat? Aus Schaam wenigstens vor diesen Ungläubigen, macht diesem barbarischen Gefecht ein Ende; der erste von euch, der sich noch rührt, ist auf der Stelle des Todes! Heißt diese Gloke schweigen, sie schrekt diese Insel aus ihrer

Ruhe

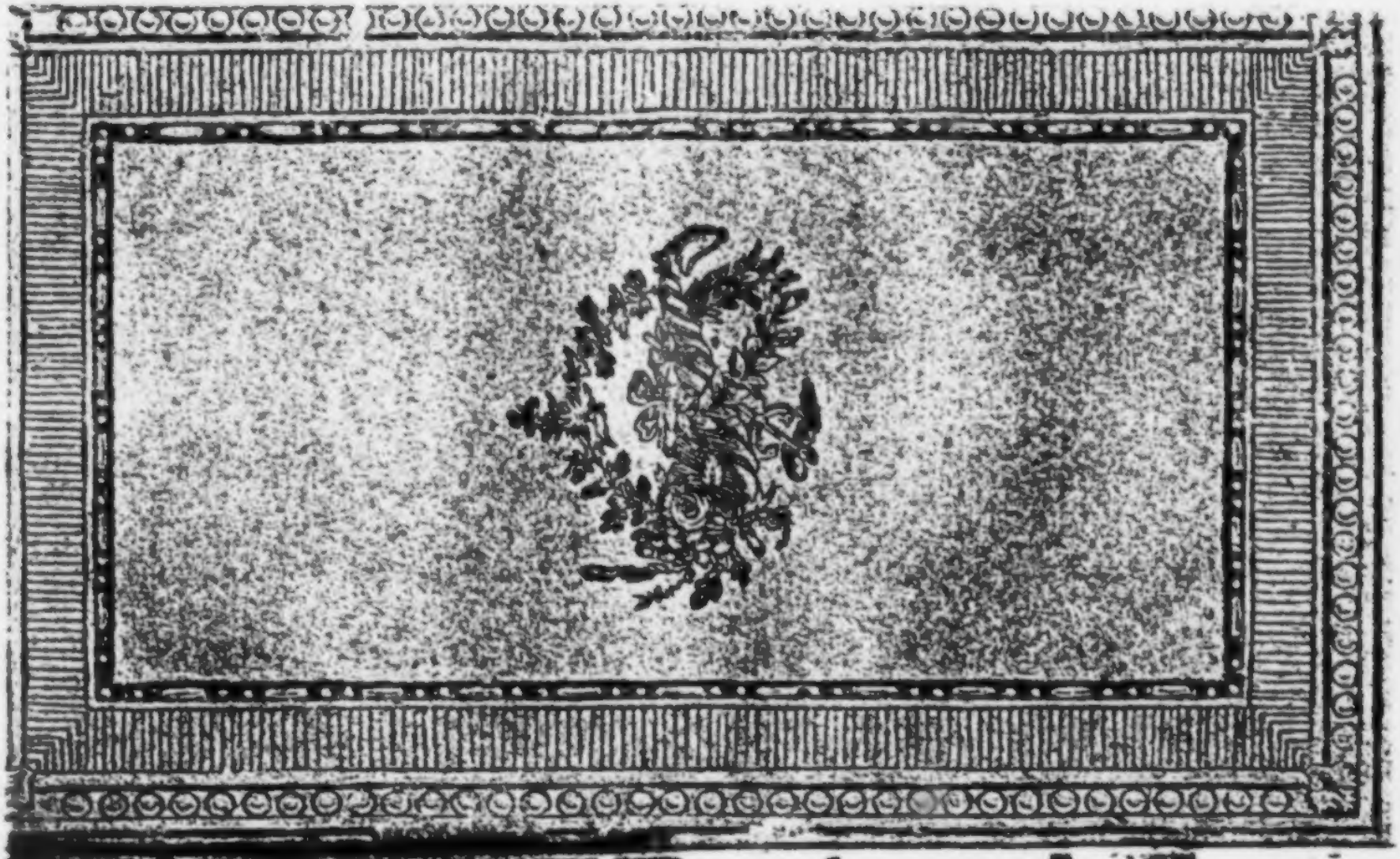

Der neue

Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1792.

I.

Alceſte,

mehr Wahrheit als Fabel.

Man darf es wohl für ein unverkennbares Zeichen wahrer Beſonnenheit, Humanität und Aufklärung halten, daß man endlich auch in unſern Gegenden aufhören will, die ſchon ſeit mehr als einem Jahrtauſend geſammelten Erfahrungen von der Ungewißheit des Todes nicht länger als ein todtes Vermächtniß in den Schriften der Aerzte und Menſchenfreunde ruhen zu laſſen. Das einzige untrügliche Mittel, den Scheintod von dem wirklichen zu unterſcheiden, und uns vor dem ſchrecklichſten aller Schreckniſſe des Todes, vor jenem grauſenden Wiedererwachen im Sarge und in der Gruft aufs gewiſſeſte zu ſichern, wird durch die großmüthige Unterſtützung edler Menſchenfreunde bald auch hier in unſerer Mitte gewiſſenhaft angewendet, und dadurch auch für andere Gegenden, wo man ſich bis jetzt zu ähnlichen Verſuchungen

dungen nicht entſchlieſſen konnte, aufmunternd und belehrend werden. *) Wer nur einigen Sinn für dieß gemeinnützige Unternehmen hat, dem wird auch eine unbedeutende Kleinigkeit nicht zu geringe ſcheinen, wenn er sie nur einige Beziehung auf dieſe uns jetzt von mehrern Seiten ſo wichtig gewordene Erſcheinung darinnen entdecken kann. Ich verſuche es daher, einer nahmhaften Trümmer der Vorwelt den Roſt des Alterthums abzuwiſchen, durch den ſie uns unſcheinbar und unkenntlich würde, und in ihr einen der älteſten hiſtoriſchen Beweiſe für die Wiederbelebung der Scheintodten aufzuſtellen, die noch in unſern Tagen ſo mancher Zweifler mit einem bedeutenden Kopfſchütteln von ſich weiſt.

Wer kennt nicht die Alceſte, jene hochgeprieſene Eheſtandsheldin des Alterthums? Wer hat nicht das Trauerſpiel des Euripides, worin dieſer berüchtigte Weiberfeind, man weiß ſelbſt nicht recht, ob den Lohn der Gaſtfreundſchaft, oder den Preiß edler Weibertreue zu verherrlichen ſucht, geleſen, oder wenigſtens gerichtet und verurtheilt? So viel iſt aus mehrern Stellen der Alten gewiß, daß

*) S. Ueber die Ungewißheit des Todes — nebſt der Nachricht von der Errichtung eines Leichenhauſes in Weimar, von D. C. W. Hufeland. Mit einem Kupfer. Weimar 91.

daß dieß Stück ſchon damals für eine Schutzſchrift der Weiber iſt gehalten worden, ob ich gleich nicht behaupten möchte, daß die ſchönen Athenerinnen dem tragiſchen Dichter die Karrikaturen einer Meſanippe, Phädra u. ſ. w. deßwegen verziehen hätten, weil ſie ſich durch das Gemählde der ſanften Alceſte geſchmeichelt und ausgeſöhnt fanden. *) Ausgeartete Römerinnen, die, wie Juvenal mit bitterm Spotte verſichert, um ihr ſterbendes Schooshündchen zu retten, den Parcen ohne Bedenken das Leben ihrer Männer zum Löſegeld ausgeliefert hätten, ſahen die Vorſtellung der Alceſte nicht ohne Rührung. **) Es iſt auch in unſern Tagen dieſer Stoff zu Trauer- und Singſpielen häufig bearbeitet, und auf unſern Schaubühnen zum Theil mit außerordentlichem Erfolg aufgeführt worden.

Und dieſe ſo ſchön beſungene, dramatiſierte und beweinte Alceſte was iſt ſie wohl ihrem innern hiſtoriſchen Gehalte nach? Vielleicht nur ein ſchönes Luftgebilde dichteriſcher Phantaſie, eine

*) Wenigſtens findet man in jenem dramatiſchen Pasquill auf den Euripides, in den Theſmophoriazuſen des Ariſtophanes, nicht die geringſte Spur davon.

**) *Juvenal.* VI. 651. Spectant ſubeuntem fata mariti
Alceſtim et, ſimilis ſi permutatio detur,
Morte viri capiant animam ſeruare catellae.

in That und Handlung verſinnlichte Darſtellung des einfachen Gedankens: eheliche Treue iſt ſtark, iſt uneigennützig; ſie konnte mit ihrem Leben das Leben des geliebten Gatten erkaufen. Gewiß, es bliebe auch ſo noch ein liebliches, nie verwelkendes Blümchen in den Luſtgefilden griechiſcher Kunſt und Dichtung. Aber mir ſollte es doch um der ſpätern Griechen willen leid thun, die, nach den Stellen zu ſchließen, wo Alceſte als ein Muſter der ſchönſten Weiblichkeit aufgeführt wird, auf dieß Nazionalbeyſpiel vielleicht nicht minder ſtolz waren, als es der ältere Britte auf jene Eleonore war, die das vergiftete Blut ihres königlichen Gemahls auszuſaugen, Muth und Entſchloſſenheit hatte, und als wir Teutſche, auch ohne die Weiber von Weinsberg, auf ſo manche ſchöne Frauenthat ſeyn könnten, wenn wir ſie eben ſo ſchön, wie jene, erzählen und dramatiſieren wollten. Ja, ich geſtehe es, es würde mir wehe thun, die edle, hochherzige Alceſte ſo aus der Gallerie wackerer Frauen, die durch That und Beyſpiel auf Mit- und Nachwelt wirkten, heraustreten, und in den Kreis körperloſer Dichtungen gebannt zu ſehn. Und doch enthält ihre ganze Geſchichte offenbar ſo viel fabelhaftes, iſt mit ſo vielen dichteriſchen Ideen durchwebt und umflochten, daß man beym erſten Anblick kaum der Verſuchung widerſtehen kann, ſie für das zu halten, für was ſie auch immer gehalten worden iſt, für eine Theater-Legende des griechiſchen Alterthums. Mir iſt ſie es nicht. Ich

behaup-

behaupte: Alceste war eine wirkliche Person, und ihre Geschichte enthält eine der früheſten Beweiſe von der Ausübung der Kunſt, Scheintodte wieder lebendig zu machen.

Verſchleiert und ſchweigend, ſo erzählt ohne Zweifel nach einer alten Volksſage der griechiſche Dichter, *) gab Herkules die gerettete Alceſte in die Hände ihres Admets, der ſie erſt dann mit Entzücken in ſeine Arme ſchloß, als ſie enthüllt in neuem jugendlichem Reize vor ihm ſtand. Mit furchtſamer Hand wage ich, die myſtiſche Decke wegzuziehen, womit die Bilderſprache des Alterthums das Wunder deiner Rettung verhüllte, ehrwürdiger Schatten! Möchte ich hinter dieſem Schleier doch auch deine wahre Geſtalt erblicken!

In jenem frühen Zeitalter, das wir das Heroiſche nennen, lebte gewiß einmal eine Alceſte. Als Mutter des Eumelus, eines griechiſchen Helden vor Troja, führt ſie Homer in jenem Verzeichniſſe griechiſcher Streiter auf, dem die ſpäten Griechen ſo oft das Anſehn einer beglaubigten Urkunde zugeſtanden haben. Homer nennt ſie die ſchönſte unter Pelias Töchtern. Als eine ſolche wird ſie auch in andern für die älteſte Geſchichte nicht weniger wichtigen Stammregiſtern aufgeführt, **) und viel von ihrer behutſamen Zärtlich-

*) Euripides in der Alceſte V. 1121. ff.

**) Beym Diodor von Sicilien Th. I. S. 296. wo Weſſelings Anmerkung nachzuſehen iſt.

lichkeit gegen ihren alten Vater erzählt, als die Tauſendkünſtlerin Medea die übrigen Töchter des Pelias zu jenem merkwürdigen, durch den Erfolg ſo wenig gerechtfertigten Verjüngungsverſuche beredete. Dieſe Alceſte nun, war mit dem Admet, einem Fürſten von Pherä in Theſſalien, verheurathet. Wir bemerken hier, daß ſchon dieſe Verheurathung durch ſpätere Volksſagen allerley fabelhafte Zuſätze erhalten hat. Man läßt den Admet ſeine Braut in einer ſehr ſonderbaren Staatskaroſſe, vor welcher eine Sau und ein Löwe geſpannt waren, aus dem väterlichen Hauſe heimführen, und ihn am Hochzeitabend im Brautgemach, wo ſich von jeher mancherley Abenteuer und Neckereyen zutrugen, einen ganzen Klumpen in einander gewundene Schlangen antreffen — Erzählungen, deren Deutung, als allegoriſche Anſpielungen auf den Charakter dieſer neuen Eheleute und die von den Göttern ſelbſt beſtätigte Unzertrennlichkeit ihres Bundes*), aus der Sprache der Vor-

*) Man findet die Fabeln ſelbſt am weitläuftigſten beym Apollodor S. 52. 53. ed. Heyn. Heyne hat ſich in den Anmerkungen auf ihre Erklärung nicht eingelaſſen. In der That bedarf auch die Allegorie einer zuſammengeſpannten wilden Sau und eines Löwen, die unter andern auch auf dem Amykläiſchen Throne abgebildet war, (Pauſan III, 18. S. 258) bey einem ſo ausgezeichnet muthigen Brautpaar kaum eines Fingerzeigs zur Erläuterung. Merkwürdiger iſt es, daß ſich auch in weit ſpä-

Vorwelt nicht ſchwer zu finden ſeyn dürfte. Den Schlüſſel dazu giebt folgende Begebenheit, deren eigentlichen Verlauf ich mir ohngefähr ſo denke:

Admet verfiel in eine tödliche Krankheit. Was konnte dieſe bey einem jungen, rüſtigen Manne, wie uns Admet geſchildert wird, anders ſeyn, als eine hitzige, und ich glaube hinzuſetzen zu dürfen, eine anſteckende, peſtartige Krankheit? Hier konnte treue, unermüdete Pflege alles thun; ſie konnte, um mich in der Bilderſprache des Alterthums auszudrücken, den Rathſchluß der unerbittlichen Parcen allein ändern, aufſchieben. Vergeblich erwartete dieſe Pflege Admet von ſeinen noch lebenden Eltern. Dieſe hatten zu lange gelebt, um nicht das Leben über die Gebühr lieb zu gewinnen. Sie geizten, wie ein alter Dichter ſagt, mit den lezten Oeltropfen in der Lampe. Nicht ſo Alceſte. Ihrer raſtloſe Pflege verdankte Admet ſeine Rettung; und, was ſo oft das Schickſal zärtlicher Krankenwärterinnen iſt, hier aber bey einem ans

ſpätern Zeiten die Römer faſt eben ſo ein Geſchichtaen von Schlangen erzählten, die Sempronius Gracchus, der Mann der groſen Cornelia, in ſeinem Schlafzimmer gefunden haben ſollte. S. Plutarch. in vita Gracchorum p. 824. C. und nach dem Cicero Valerius Maximus IV, 6. 1. Die bekannte Fabel vom Tireſias gehört auch hieher. Bey allen liegt die Idee zum Grunde: verſchlungene Schlangen ſind das Symbol unzertrennlicher Liebe.

ſteckenden Uebel faſt unvermeidlich ſeyn mußte, Alceſte wird nun ſelbſt das Opfer ihrer treuen Sorgfalt. Ihr ſchwächerer Körper unterliegt. Sie ſtirbt. Schon ſind alle Anſtalten zur Verbrennung der Leiche vor den Thoren der Stadt getroffen; ſchon iſt das Blut der ſchwarzen Lämmer, das Trank- und Söhnopfer des Pluto, in die Grube gefloſſen: als plötzlich ein alter Gaſtfreund Admets, der eben jetzt im Trauerhauſe die klägliche Geſchichte vernommen hat, ſich in den Kreis drängt, die gedungenen und ungedungenen Klageweiber zurückſtößt, die Leiche ſorgfältig unterſucht, und in ihr Spuren des noch im Innern fortklimmenden Lebensfunkens zu entdecken glaubt. Ihn wiederanzufachen koſtet es freilich wiederholte, mit großer Anſtrengung verbundene Verſuche, oder, in der bildlichen Sprache zu reden, er muß einen harten Kampf mit dem unfreundlichen Thanatos, dem Tod, dem Trabanten des Pluto, kämpfen. Aber der Preis dieſes hartnäckigen Kampfes iſt auch die ſchöne Alceſte. Errungen iſt nun das Leben der Todtgeglaubten. Sie, die ſchon am Styx, am Nachen des grämlichen Fährmanns, ſchwebte, eilt, zwar fürs erſte noch verſchleiert, *) in die Arme ihres Admets. Was

mag

*) Mich dünkt, dieſe Verſchleierung der Alceſte beym Euripides, worüber ſich in dramaturgiſcher Hinſicht der Herr Herausgeber des T. M. in einem der erſten Stücke dieſer Monatſchrift ſehr ſchön erklärt hat, enthält

mag die Menge, vor deren Augen dieß Wunder verrichtet wurde, hieben empfunden haben! Als Wunder wurde es vom Vater den Söhnen und Enkeln erzählt, durch Sagen ausgeſchmückt, und im allegoriſchen Gewande zum dankbaren Stoff eines Schauſpiels gewählt, das nicht bloß die Römiſchen und Griechiſchen Damen zu empfindſamen Thränen, ſondern auch noch nach vielen Jahrhunderten große Dichter und große Tonkünſtler zu einem rühmlichen Wettkampf reizte.

Die Muthmaßung, daß eine anſteckende Krankheit den Scheintod der Alceſte bewirkte, wird

hält zugleich eine Anſpielung auf einen ſehr alten Gebrauch, nach welchem Todtgeglaubte, die als Lebendige zurückkamen, mit beſondern Ceremonien entführt, und gleichſam wiedergeboren werden mußten. Am deutlichſten ſpricht hievon Plutarch in Quaeſt. Rom. S. 139. ed. Baſ. ἢ ἐνόμιζον ἄγνης ἤδη κατειμένην αὐτοῖς, ἢδὲ εἶων ἱεροῖς πλησιάζειν, οἷς ἐκφορὰ ἐγένετο, καὶ τάφος, ὡς τεθνηκοσι. Wer ſchon als Todter behandelt worden war, wurde für unrein gehalten. Man floh ſeine Berührung und entfernte ihn von den Tempeln. Dieß waren eben die ſogenannten ὑστεροπομποι oder δευτεροπομποι (denn ſo, nicht ὑστεροτμοι und δευτεροτμοι muß in beiden Stellen des Heſychius T. I. p. 923. und T. II. p. 1482. nach dem Plutarch geleſen werden) der Griechen, von welchen auch auf einige Stellen unſerer heiligen Bücher eine weit paſſendere Anwendung gemacht werden könnte, als von Majus und Elsner geſchehen iſt.

Ruhe auf. Was war denn der Anlas zu dieſem Handel? Ehrlicher Jago, dein blaſſes Geſicht ſagt mir, daß du bekümmert biſt -- Sprich, wer machte den Anfang? Sage die Wahrheit, ſo lieb ich dir bin!

Jago.

Ich weiß es nicht; wir waren alle gute Freunde, nur eben, nur noch vor einem Augenblik auf der Hauptwache beyſammen, ſo freundlich wie Braut und Bräutigam, wenn ſie zu Bette gehen wollen -- und dann, in einem Augenblik (nicht anders als ob irgend ein aufgehender Planet den Leuten die Vernunft genommen hätte) ſind ſie mit ihren Degen heraus, und gehen einander auf Leib und Leben. Ich kan nicht ſagen, was der Anlas zu dieſem unſinnigen Zwiſt war; aber ich wollte, ich hätte in irgend einer rühmlichen Action dieſe Beine verlohren, die mich zu einem Theil davon geführt haben.

Othello.

Wie kommt es, Caſſio, daß ihr euch ſo vergeſſen habt?

Caſſio.

Ich bitte euch, entſchuldigt mich, ich kan nicht reden.

Othello.

Würdiger Montano, ihr ſeyd ſonſt ein geſitteter Mann; die Welt legt euch den Character eines geſezten und ſittſamen Jünglings bey, und die Weiſeſten ſprechen euern Na-

men

durch die Beobachtung neuerer Aerzte bestätigt, die es ausdrücklich bemerken, daß der Scheintod bey pestartigen Krankheiten, z. B. bey der bekannten Pest zu Marseille, häufiger als in andern Fällen gewesen sey. Aber sollten nicht schon die Alten den historische Grund dieser Mutmaßung entdeckt, sollten sie nirgends eine deutliche Aeußerung darüber gethan haben? Man weiß schon, wie schwankend, unbefriedigend und geschraubt die gewöhnlichen, physischen, moralischen und historischen Deutungen solcher Mythen bey den alten Schriftstellern sind, die wir jetzt noch darüber zu Rathe ziehn können. Wer Lust hat, lese den Parthenius über unsere Alceste nach. Um das Wunderbare zu erklären, erzählt er uns in seiner eignen, treuherzigen Manier ein Geschichtchen, das noch weit fabelhafter und ungereimter ist, als der Mythos selbst. Zum Glück hat sich in diesem Fall die richtigere Deutung, die gewiß auch den Alten nicht unbekannt seyn konnte, bey einem Schriftsteller erhalten, dessen moralische Schriften überhaupt für die Enträthselung so mancher Dunkelheit in der Mythologie noch immer zu wenig gebraucht worden sind. Plutarch in seiner Unterhaltung von der Liebe schreibt ausdrücklich die Rettung der hoffnungslosen Alceste dem Herkules, als Arzte, und dessen Liebe zum schönen Admet zu *). Er führt dieß als eine bekannte Sage an, und

*) Plut. in Erotico p. 595. b. Αγγέται δε (nemlich Herkules) και την Αλκηστιν ιατρικως αν ἀπηγμενην σωσαι.

Erna

und dieſe einzige Stelle beweißt hinlänglich, daß auch die Alten den wahren Sinn dieſer Fabel ſehr wohl zu errathen wußten.

Aber, wird man mir noch immer einwenden können, was macht Herkules, eine mythologiſche Kompoſizion, in einer wahren Geſchichte? — Zugegeben, was niemand im Ernſte bezweifeln wird, daß Herkules, ſo wie er jetzt in der Fabellehre da ſteht, nur ein Aggregat großer Heldenthaten und phyſiſcher Kraftäuſerungen der griechiſchen Vorwelt ſey: ſo bleibt doch immer ſo viel gewiß, daß jeder muthvolle Abenteurer, der die Gegend umher von allerlei Landplagen ſäuberte, Räuberhölen zerſtörte, Ungeheuer tödtete, Sümpfe trocknete, Flüſſe eindämmte u. ſ. w. der Herkules dieſer Gegend war; und daß alſo der Fremdling, der zu Pherä ein ſo merkwürdiges Abenteuer beſtand, und dem größten Unhold, dem Tode, ſeine ſchöne Beute wieder abnahm, mit Recht auch Herkules genannt werden konnte. — Aber dieſer Fremdling hat ungewöhnliche, für das damalige Zeits

Wenn man auch annimmt, daß der griechiſche Ausdruck nur von einer tödlichen Krankheit zu verſtehn ſey: ſo erhellt doch ſo viel daraus, daß man ſich den Herkules hierbey als Arzt gedacht habe, und wenigſtens auf der richtigen Spur geweſen ſey. Man vergleiche die ſcharfſinnige Bemerkung des J. A. Fabrizius zum Sextus Empirikus 1, 33. S. 61.

Zeitalter faſt unbegreifliche mediciniſche Kenntniſſe und Erfahrungen. Wie paſſen dieſe zum rauhen Thierbezwinger in der Löwenhaut und mit der Keule? War Herkules auch Arzt? — Allerdings. Nichts iſt in der That gewöhnlicher, als den Herkules, den Erlöſer aus allen phyſiſchen Uebeln, auch als helfenden Arzt zu erblicken. Daher, um nur etwas anzuführen, die häufigen Gelübde, die man in ſchweren Krankheiten dem Herkules, dem Unüberwindlichen, dem Erhaltenden that *). Daher die vielen Denkmäler und Inſchriften, die wir beym Gruterus, Fabretti, und in ähnlichen Sammlungen auf den Herkules finden, und die zulezt, nach der Menge der noch vorhandenen dieß beweiſenden Denkmäler zu ſchließen, unter den tiefer geſunkenen Römern in eine eigne, niedrige Schmeichelei gegen ihre kranke Cäſarn ausarteten. Ueberhaupt gehörte zu den Fertigkeiten eines alten Heros, ſo wie im Mittelalter zu den Geſchicklichkeiten eines fahrenden Ritters, eine gewiſſe Summe botaniſcher Kenntniſſe und chirurgiſcher

*) HERCULI CONSERVATORI, oder INVICTO PRO SALUTE, oder CUSTODI u. ſ. w. Man vergleiche die ganze Reihe von Inſchriften beym Gruterus p. XLIV — XLVIII. Aus einigen Inſchriften bey Fabretti c. 11. 76. 77. ſieht man auch, daß ganze Sclavenfamilien für die Geſundheit ihres kranken Herrn ähnliche Gelübde den Herkules darbrachten, und den ex voto Tafeln der Geſtalt einer Keule gaben.

giſcher Handgriffe. Und dieſe beſaß auch Herkules. Auch er war, wie Aesculap, Jaſon, Perſeus, Achill und ſo viele Edle des griechiſchen Heldenſtammes auf der älteſten Ritterakademie, *) jener noch ſo dunkeln und einer genaueren Beleuchtung würdigen Höle des Centauren Chiron in der Botanik und Chirurgie in ſeiner Jugend unterwieſen worden. Dieß bezeugen die Alten einſtimmig. Auch ihn ehrte die Botanik der Alten, wie ſeinen Lehrmeiſter den Chiron, durch die Benennung verſchiedener heilſamer Pflanzen nach ſeinen Nahmen, da er ihre Heilkräfte zuerſt entdeckt haben ſollte. **) Weniger bekannt iſt es vielleicht, daß in jener Schule auch wirklich ſchon Unterricht über den Scheintod und die Mittel dieſen zu entdecken, den jungen Heldenſöhnen mitgetheilt, und dadurch manche Cadettenſchule und Ritterakademie

*) Die merkwürdigſte Stelle hierüber iſt in dem Cynegetikos des Xenophon c. I. S. 212 — 20. ed. Zeun. Hier werden 20 berühmte Schüler des Chirons einzeln durchgegangen. Man vergleiche die brauchbare Compilazion der Eudocia in des Herrn von Villoiſon Anecd. graec. Vol. I. p. 431.

**) Plinius führt in ſeiner Naturgeſchichte kurz hintereinander drey verſchiedene officinelle Kräuter an, wovon das erſte ſelbſt zu den Panaceen gerechnet wurde, und die alle Heraklcon von ihren Erfinder hießen. H. N. XXV. 4. ſ. 12. 15. 17. Vergl. Boden von Stapel ad Theophraſt H. Pl. p. 1074. und 1127.

demie unſerer Tage, wo noch nicht einmal an eine Lehrſtunde in der Anthropologie zu denken iſt, beſchämt wurde. Aeskulap, heißt es in einem Fragment des Krates Malottes, eines verlohren gegangnen Sammlers hiſtoriſcher Sagen, wurde, weil er Todte erweckte, zugleich mit dem Chiron, ſeinem Lehrmeiſter in dieſer Kunſt, vom Jupiter mit dem Blitze erſchlagen. *) In dem Gedichte des Nonnus auf die Thaten des Bàcchus, ſagt ein Indianer, der ſeine Geliebte getödtet hat, er wolle, um ſie wieder zu beleben, hineilen zum Chiron, um ſich ſein Heilmittel zu holen, und unmittelbar darauf ſpricht er:

Göte mir jemand das Mittel, es heißt die Centauriſche Wurzel,
O ſo berührt ich den Leichnam damit, und du kehrteſt ins Leben,
Holdes Mädchen, zurück aus dem unerbittlichen Orkus. **)

Mag alſo der kunſterfahrne Fremdling, der die ſcheintodte Alceſte vom Scheiterhaufen rettete, geheiſen

*) Beym Scholiaſten des Pindar ad Pyth. III. p. 184. a. womit Gedike in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung und Hermanns Mythologie der Lyriker S. 342. zu vergleichen iſt.

**) Nonnus in Dionyſiacis XXXV, 60. Ob die hier vom Dichter angeführte κεντραυρις ποια das bekannte Chironion der Alten ſey (S. Beden von Stapel ad Theoph.

heiſſen haben, wie er will: ſo iſt es doch nun ſehr leicht zu begreiffen, warum dieß Mirakel nach damaliger Vorſtellungsart gerade dem Herkules zugeſchrieben wurde. Er hatte ja auf ähnliche Weiſe den todten Theſeus aus dem Schattenreiche erlößt, und gelehrte Alterthumskundige wiſſen noch mehrere Beyſpiele herzuerzählen, wo Herkules als Todtenerwecker erſcheint. *) Es würde leicht, aber auch ſehr gewagt ſeyn, dieſe Idee nun auch auf andere Mythen anzuwenden, und dadurch manche dunkle Fabel, z. B. die von Orpheus und der Eurydice, vom Aeskulap, der den Androgeos, den Sohn des Minos, wiederbelebte und den ſchönen Hippolytus der Proſerpine entriß u. ſ. w. aufzuhellen. Aber es ſey mir hier nur noch eine andere Bemerkung zu machen vergönnt.

Zufälliges Erwachen der Scheintodten war auch bey den Römern keine ſo ſeltene Erſcheinung, als man ſich vorſtellt; und ſie würde gewiß noch weit häufiger geweſen ſeyn, wenn nicht das gewöhn

Theoph. II. Pl. IX, 9. p. 1044. ſeq.) wage ich eben ſo wenig zu beſtimmen, als ob unſere Centaurea etwas mehr als den Nahmen mit jener Pflanze gemein habe. Das mag ein Sibthorp oder Schreber entſcheiden.

**) Er erweckte den Timon, einen Lydier, und den Timoſthenes, einen Athenienſer. S. den Fabrizius zum Sext. Empirikus S. 61.

wöhnliche Verbrennen der Todten die Wiederbelebung in den meiſten Fällen unmöglich gemacht hätte. *) Der ältere Plinius ſtellt eine ganze Reihe ſolcher Wiedererwachten auf. Nun findet ſich aus dem Römiſchen Alterthum noch eine Vorſtellung der vom Herkules geretteten Alceſte auf einem Sarkophag, den der bekannte Brandenburgiſche Antiquar, Lorenz Beger, nach einer Zeichnung von Stephan Pighi in einer eignen Schrift nach ſeiner Art weitläuftig erläutert, aber eben, weil ihm dieſer Schlüſſel zu der eigentlichen Geſchichte der Alceſte fehlte, vielleicht nicht durchaus verſtanden hat. **) Mir deucht, es ſey nicht unwahrſcheinlich,

*) Die vollſtändigſte Sammlung aus den Alten findet man in Beckmanns Commentar zu Ariſtotelis Mirab. Auſc. S. 216. f.

**) Der ganze Titel dieſer etwas ſelten gewordenen Schrift iſt: Alceſtis pro marito morieus et vitae ab Hercule reſtituta, ex manuſcripto, quod inter Regio — Electoralia Brandenburgica ſeruatur, Pighiano, publici iuris fecit et dialogo illuſtrauit *L. Beger.* Colon. Brandenb. 1703. Fol. In den hier auch in Kupfer geſtochenen Figuren würde ſich überhaupt manches richtiger beſtimmen und erklären laſſen. Ich will hier aber nur auf die Figur S. 15. aufmerkſam machen. Da Beger bey ihrer Erklärung bloß dem Euripides folgt, ſo verwechſelt er die auf dem Krankenlager liegende, ſterbende Alceſte, von der freilich beym Trauer nichts ſteht, mit dem Admet, von dem doch eigentlich hier gar nichts ver-

lich, daß der Künſtler zu der Wahl dieſes auf Sarkophagen, ſeiner Verwandſchaft mit dem Todtenreiche ohngeachtet, nur ſelten vorkommenden Mythos durch eine ähnliche, gleichzeitige Begebenheit veranlaßt, und daß vielleicht gar dieſer Sarkophag einer zweymal geſtorbenen, und darum auch zum zweytenmal nicht verbrannten, ſondern begrabenen Frau, einer Δευτεροπομπος, wie ſie die Griechen nannten, gewidmet geweſen ſey.

Und

vorkommt. Wenn er aber in der zweyten Reihe von Figuren den über dem Bette der Sterbenden angebrachten Kopf und einen darneben hervorragenden Stab gar nicht zu erklären weiß, und die ſonderbarſten Muthmaßungen darüber anbringt; ſo hatte er die bekannten Bacchuslarven und Oscillen vergeſſen, die wir auf Begräbnißdenkmälern und Sarkophagen ſo oft antreffen. (S. Gori ad Columbarium libertorum Liuiae t. 7. S. 12.) Auch iſt auf dem hervorragenden Theſeus die Zirbelnuß, nux pinea, ſehr deutlich zu erkennen, deren Verwandſchaft mit dem Todtenreiche in dem bildenden Alterthum aus ſo vielen Denkmälern bekannt iſt. Man vergleiche z. B. Fabretti ad Inſcriptt. Cl. VI. p. 490. ſeqq. Doch dieß gehört nicht einmal zur Geſchichte der Alceſte, ſondern zu einer ähnlichen Fabel von Proteſilaus, da Beger zwey ganz verſchiedene Denkmale in eins zuſammengeſchmolzen, und dadurch eine gewaltige Verwirrung angerichtet hat. S. Winkelmann in Monum. Antich. P. II. S. 164. verglichen mit S. 115. und v. Veltheim Vermuthungen von der Portland Vaſe, (Helmſt. 1791.) S. 18.

Und nun noch die Frage: was würde die Alceste, die bloß auf dieſem natürlichen Wege durch die Hülfe eines heilkundigen Mannes zum Leben zurückgebracht würde, auf dem Theater für Wirkung thun? In welchem weit vortheilhaftern Lichte würde alsdann der nach der gewöhnlichen Tradizion ſehr zweydeutige, und auch beym Euripides, beſonders in jenem faſt pöbelhaften Wortwechſel mit dem Vater, wenig geſchonte Charakter des Admets erſcheinen? Und läge nicht überhaupt in der Wiederbelebung eines Scheintodten ein reicher, noch immer nicht genützter Stoff, wo nicht fürs ernſtere Trauerſpiel, doch wenigſtens für den witzigen Luſtſpieldichter?

Weimar. Böttiger.

II.

Ueber

die Kunſt gut zu leſen.

Eine Vorleſung *).

In einem Zeitalter, wo die Leſeſucht ſich über alle Stände verbreitet hat, wo ſo viel und mancherley

*) In einer vermiſchten Geſellſchaft von Damen und Herren gehalten.

cherley geleſen wird, daß manchen Leſern und Leſerinnen keine Zeit zum Handeln übrig bleibt, und manche in Gefahr ſind das Nachdenken darüber zu verlernen, wenn ſie anders in dieſem Stücke noch etwas zu verlernen haben: in dieſem leſeſüchtigen Zeitalter iſt es doch zu bewundern, daß die Kunſt gut zu leſen ſo ſehr vernachläßigt wird. Millionen rüſtige Hände, zuweilen mit, oft ohne Kopf, überſchwemmen uns alljährlich mit einer Sündfluth von Büchern; ſie alle hoffen geleſen zu werden, und jeder, auch der elendeſte Taglöhner unter ihnen, hat Grund zu dieſer Hofnung, denn er findet gewiß immer ſeines Gleichen: aber warum ſorgt man nun nicht dafür, auch gut geleſen zu werden?

In den gewöhnlichen Compendien der Rhetorik wird die Lehre über Deklamazion entweder ganz mit Stillſchweigen übergangen, oder als unbedeutender Anhang abgehandelt. Nur Herr Bahrdt in ſeinem Verſuche über Beredſamkeit hat ſie mehr gewürdiget. Schade, daß er — ſelbſt Meiſter der Kunſt — uns ſo wenig darüber gegeben hat! *)

Die Kunſt gut zu leſen ſollte nicht allein in akademiſchen Hörſälen gelehrt werden: ſondern

*) Erſt jezt habe ich Herrn Francks Buch über Deklamazion kennen gelernt, welcher mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger geliefert hat.

men mit Hochachtung aus. Was für ein Anlas konnte euch dahin bringen, euern Ruhm so leichtsinnig zu verschleudern, und die gute Meynung der Welt um den Namen eines Nacht-Schwärmers hinzugeben? Antwortet mir auf das!

Montano.

Würdiger Othello, ich bin gefährlich verwundet: Euer Officier, Jago, kan mir eine Mühe ersparen, die mir izt einige Ungelegenheit verursachen würde; er weiß alles, was ich euch sagen könnte; und ich wißte auch nicht was ich diese Nacht über Unrechtes gesagt oder gethan hätte, es wäre denn, daß Selbstvertheidigung, wenn wir gewaltsam angefallen werden, eine Sünde seyn sollte.

Othello.

Nun, beym Himmel, mein Blut fangt an über meine Vernunft Meister zu werden -- Reizt mich nicht, sag ich euch, oder wenn ich nur diesen Arm hebe, so soll der Besie von euch unter meinem Zorn zu Boden sinken. Laßt mich wissen, wie dieser schändliche Tumult sich anhub; wer der Anfänger war; und derjenige, welcher schuldig befunden wird, hat einen Freund an mir verlohren, und wenn er mein Zwillings-Bruder wäre -- Wie? in einer mit Krieg bedräuten Stadt, deren Einwohner noch mit Schrecken angefüllt sind, sich von der Furcht eines feindlichen Ueberfalls noch nicht erholt haben, um Privat-Händeln willen einen Lerm anfangen! Und das bey Nacht, und auf der Hauptwache,

ſchon der Knabe und das Mädchen auf Schulen müßten darinnen verhältnißmäßigen Unterricht empfangen.

Ich werde in Folgenden ihren Einfluß auf Verſchönerung des Geiſtes und Herzens zu zeigen, und eben dadurch zu beweiſen ſuchen: daß Vorleſungen über dieſen Gegenſtand dieſer verehrlichen Geſellſchaft angemeſſen ſind: ſo daß Sie denn wenigſtens meine Wahl nicht misbilligen werden, wenn auch die Ausführung der Abſicht nicht zuſagen ſollte.

Ich wage es Ihnen einen Verſuch über die Kunſt gut zu leſen zur Prüfung vorzulegen, und möchte vielleicht — doch ohne mich durch Verſprechen verbindlich zu machen — meine Verſuche fortſetzen. Vorher aber erlauben Sie mir noch einige Vorerinnerungen.

Erſtens: Ich gebe es für nichts mehr aus als für Verſuche, und für noch ungeordnete Bruchſtücke. Zweitens: ich werde — der Gegenſtand bringt es ſo mit ſich — oft tadeln ohne im Stande zu ſeyn es beſſer zu machen, und zuweilen vielleicht Fehler tadeln, von welchen ich, nach dem Urtheile meiner Freunde und nach eignem Gefühle, ſelbſt nicht frey bin.

„Aber tadeln, ohne es beſſer machen zu können?“ Ey nun! — Tadel im wiſſenſchaftlichen Fache, vorzüglich in Werken der Kunſt und des

Ge-

Geſchmacks, verdient vielleicht von der allgemeinen Regel eine kleine Ausnahme. Man kann manches Gute über die Theorie der Arzneykunde ſagen, ohne ſelbſt ein guter praktiſcher Arzt zu ſeyn! Dieß, denk ich, gilt auch von der Kunſt gut zu leſen.

Drittens: Bey meinen ſonſtigen Vorleſungen und Reden habe ich mir es zum Hauptgeſetze gemacht: in Anſehung der höhern Deklamation lieber zu wenig, als zu viel zu thun, um nicht, wie weiland Ikarus, der mit ſeinen wächſernen Flügeln der Sonne zu nahe kam — zu verunglücken. Ich werde mich aber oft bey dieſen Vorleſungen genöthigt ſehen, von jenem Geſetze abzuweichen, um einen Gedanken durch gegebene Beyſpiele zu erläutern. Ich ſehe zum Voraus, daß mir dann mancher Verſuch mißlingen werde: zum Voraus bitte ich aber auch deßwegen, daß man meine Verſuche nicht als Probeſtücke im guten Leſen, ſondern, wie geſagt, als Beyſpiele zur Erläuterung eines Gedankens beurtheilen möge.

Und endlich: der Lehrer in der Kunſt hat zum erſten Zwecke, zu nützen, zu unterrichten; der erſte Zweck des Geſellſchafters iſt, zu unterhalten. Als Geſellſchafter im Konverſationstone, ſo weit ich den treffen kann, trete ich unter Ihnen auf, und werde ſchweigen ſo bald ich glauben muß, daß dieſer Zweck durch dieſe Art von Vorleſungen

nicht erreicht werden könne, und vielleicht noch früher. — —

Die Griechen hatten ihre Vorleſer, welche auf ihre Kunſt einſtudirt waren, wie unſre Virtuoſen auf ihr Inſtrument oder ihre Stimme. Der Geſchmack für das Schöne der Kunſt im Ausdruck des Redners war bey ihnen, ſelbſt in den niedern Volksklaſſen, ſo verfeinert: daß einſt ein gemeines Marktweib über einen Redner das Urtheil fällte: er habe ſeine Sache gut gemacht, nur aber nicht ſchön genug deklamirt, und — (ſie war eine Athenienſerin) nicht attiſch genug geſprochen. Sie gieng ins Detail, um dieß Urtheil zu rechtfertigen. Welches Urtheil möchte der gebildete Grieche fällen, wenn er ſo manchen unberufenen Redner neuerer Zeit, trotz ſeiner bezahlten Vokazion . . . unberufener Redner, ſchwadroniren, ſchreien, ſingen, heulen, oder ſeine Zuhörer im traurigſten Eintone in den Schlaf wiegen hörte? Wenn er Männer hörte, die über Gegenſtände, welche im Stande wären, auch den kleinſten Feuerfunken zur Flamme anzufachen, in ewigem Winterfroſte reden. „Sonderbar, ſpricht Bahrdt im angezeigten Verſuche, daß unter Völkern, welche die Religion ſelbſt zum Gegenſtand der öffentlichen Beredſamkeit erhoben haben, eine Kunſt unbekannt geblieben und faſt nur in die Grenzen des Theaters verwieſen worden iſt, welche gewiß die Macht aller Künſte in ſich vereinigt.“

Doch

Doch was gehen uns hier die Redner an? wir haben es bloß mit den Lesern zu thun.

Woher kömmt es nun aber wohl, daß die Kunst zu lesen bey uns so sehr vernachläßiget wird? Einige fertigen die Frage mit dem richterlichen Bescheide ab: weil diese Kunst ihrer Natur nach nicht gelehrt und nicht gelernt werden könne. Denn, sagen sie, der, dem die Natur „ein mitempfindend Herz und offnen Sinn fürs Schöne gab" braucht keine Regel der Kunst, und für die andern, denen dieß wohlthätige Geschenk versaget wurde, sind alle Regeln verschwendet."

Wahr ist es nun freylich, daß nur das Herz den guten Redner und guten Vorleser macht: denn die Hauptsache besteht ja darin, daß die Rede unmittelbar aus dem Herzen zu fließen scheine, und sich eben dadurch dem Herzen des Zuhöres sanfter anschmiege. Wahr ist es, daß schöner Gesang und die ihm verwandte schöne melodische Rede, der Vollkommenheit um so viel näher rückt, je mehr

„Schöne des Herzens voran vor der Schöne
des Gesanges fleugt —

aber folgt daraus: daß das Studium der Kunst unnütz und überflüßig sey? Kann nicht durch Studium das Gefühl fürs Schöne berichtigt auch wohl erhöht werden?

Die Kunſt entdeckt uns die Fehler die wir vermeiden müſſen, macht uns auf Schönheiten aufmerkſam, die uns ohne Studium entgangen ſeyn würden, ſtellt allmählig in unſrer Seele ein höheres Ideal auf, nach deſſen Erreichung wir aufſtreben: und ſo ſchafft ſie zwar nicht die Anlage des Künſtlers, aber entwickelt ſie, bildet ſie aus. Es giebt viele wackre Männer, die nie etwas von Vorſchriften der Vernunftlehre hörten, und dennoch weit vernünftiger denken, als mancher andere, der alle Hörſäle der Logiker durchlief, und alle ihre Kompendien durchblätterte. Wie ungerecht aber, wenn man deshalb einer guten Logik alles Verdienſt abſprechen wollte?

„Das Künſteln wird aber vielleicht übel ärger machen. Es lieſt niemand unausſtehlicher, als der welcher affectirt lieſt!“

Wahr — wenn die Regeln der Kunſt ohne Kopf angewendet werden, oder die Natur verkünſtelt wird.

Die Kunſt ſoll nicht die Natur hofmeiſtern, ſondern ihre treueſte Schülerin ſeyn; eine Schülerin welche aus dem großen Vorrathshauſe der lehrenden Mutter die Baumaterialien zu ihrem Gebäude mit Verſtand und Geſchmack auszuwählen, und zu einem neuen Ganzen ſchicklich zuſammen zu ſtellen verſteht. Sie ſoll keineswegs der Natur entgegen wirken; ſoll nicht ihr zum Trotz

mit der Scheere in der Hand franzöſiſche Gärten zuſchnitzen: ſondern nur ihre zerſtreuten Schönheiten mehr auf Einen Punct vereinigen, höchſtens die geilen Aufſchößlinge vom ſchönen Naturbaume abſchneiden, und ſo das Schöne der Natur im hellern Lichte darſtellen, — und nur ſo macht die Kunſt den Meiſter!

Eben ſo unwichtig ſcheint mir eine andere Einwendung, hergeleitet von den Schwierigkeiten, mit welcher Lehrvortrag und Anwendung dieſer Kunſt verbunden iſt. Auch ich erkenne dieſe Schwierigkeiten ſehr lebhaft: noch lebhafter aber fühle ich das Ungereimte der Folgerung: Nichts zu thun, weil man nicht Alles thun kann!

Freylich iſt ein vollkommner, oder auch nur ein guter Deklamator eine groſſe Seltenheit.

Die ſeltenſten Gaben müßten ſich bey dem vereinigen, der es wagen wollte, ſich in dieſer Kunſt als Virtuoſen hören zu laſſen. *)

*) Vor einigen Jahren kündigte ſich ein reiſender Belletriſt als Meiſter in der Kunſt gut zu leſen in W** an. Auf ziemlich anſehnlichen Subſcriptionspreiß verſammelte ſich alles was den Muſen huldigte im Conzert-Saale; und der Virtuoſe, Klopſtocks Meſſias in der Hand, trat auf, zupfte an ſeiner Halskrauſe, räuſperte ſich, machte mit Tanzmeiſterlichem Anſtand ſein Compliment, zog die Stirn in Falten, und fing an — erbärm-

Seine Stimme müßte Feinheit, Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit mit Kraft, Stärke und Nachdruck vereinigen können, müßte Sanftheit und Fülle, Höhe und Tiefe, und in allen Tönen Wohllaut haben. Seine Seele müßte ihre Empfindung in ſeinem Angeſichte mahlen; mitſprechen müßte ſein Auge und jede Miene, aber immer äſthetiſch ſchön ſprechen. Sein Verſtand müßte jeden Gegenſtand ſchnell und ganz auffaſſen, ſeine Beurtheilungskraft geſchärft ſeyn, um vorzüglich die feine Linie zwiſchen zuviel und zu wenig nie aus dem Auge zu verlieren. Lebhaft müßte ſeine Einbildungskraft, warm ſeine Phantaſie, gefühlvoll ſein Herz ſeyn. Würde einmal die ſparſame Natur in einem Anfall von beſonders guter Laune dieß alles in einem Individuo vereinigen: ſo hätten wir den Mann, der durch fortgeſetztes Studium die höchſte Stufe der Vollkommenheit in dieſer Kunſt erreichen könnte. Aber doch nur durch fortgeſetztes Studium. Er würde vorzüglich die Menſchen, mit allen ihren Verſchiedenheiten und Eigenheiten nach Volk, Stand und Kultur, und insbeſondere den verſchiedenen Ausdruck ihrer Empfindungen und Leidenſchaften mit allen ihren Graden und Abſtufungen, Haupt- und Nebens

bärmlich zu leſen. Seine Kunſt beſtand darin, daß er bey ſanftern Stellen liſpelte, bey rührenden heulte, und bey ſtärkern mit convulſiven Verzuckungen ſchrie wie ein Marktſchreyer.

ben-Farben, ſtudieren müſſen, um die jedem Character angemeſſene, jedem Grade der Empfindung eigenthümliche Sprache zu treffen. Und wie ſchwer, wie ſchwer iſt es, dieſe trauliche Bekanntſchaft mit den menſchlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenſchaften zu machen! Stolz iſt z. B. der Hauptton in Klopſtocks Vaterlands-Liede:

Ich bin ein teutſches Mädchen!
Mein Aug iſt hell und ſanft mein Blick.
Ich hab ein Herz das edel iſt,
Und ſtolz und gut!

Aber welch ein ganz anderer Stolz ſpricht aus dem teutſchen Manne: „Ich diene meinen Fürſten um des Vaterlandes willen; aber, bey Gott! ich bin nicht meines Fürſten Sklav — ich bin ein teutſcher und freyer Mann.“ Wird hier nicht jener Stolz durch weibliche Sanftmuth, dieſer hingegen durch ernſten Unwillen ſo modificiert, daß man kaum noch in beyden einen und denſelben Grundzug erkennen kann?

Freude ſingt dort der Dichter Gotter:

Wohl dem Menſchen, dem das Blut,
In den Adern hüpfet,
Der mit immer gleichem Muth
Durch das Leben ſchlüpfet!

Freude

Freude ſingt auch Hölty:

Wie wunderſchön iſt Gottes Erde
Wie werth darauf ein Menſch zu ſeyn!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

Aber welch eine ganz andere Freude? Bey Gottern jubelt ſie, den Fuß zum Tanz gehoben; bey Holty betet ſie an, das glänzende Auge zum Himmel empor gerichtet.

Und wer zählt nun die mannichfaltigen Töne, die zwiſchen den angegebenen beyden Grundtönen der Freude mitten inne liegen?

Und nun wieder der Uebergang von einer Empfindung zur andern, z. B. in Klopſtocks Ode an Fanny:

„Wenn einſt ich todt bin, wenn mein Gebein nun längſt
zu Staub iſt eingeſunken, wenn du, mein Aug
längſt über meines Lebens Schickſal
Brechend im Tode nun ausgeweint haſt:

Dann wird ein Tag ſeyn, den werd ich auferſtehn!
dann wird ein Tag ſeyn, den wirſt du auferſtehn!
Dann trennt kein Schickſal mehr die Seelen
Die du einander, Natur, beſtimmteſt!

Dann wiegt die Wagſchaal in der erhab'nen Hand
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt
Tönet in ewigen Harmonien!

Fühlen kann ich hier, daß, der Natur gemäß, der Uebergang zur Freude im ersten Dann wird ꝛc. ganz leise und unmerklich seyn muß; daß die Freude im zweyten Dann wird ꝛc. die Brust höher hebt; daß sie in der folgenden Strophe durch den Gedanken an Trennung gemildert wird; daß sich bey dem Gedanken an dem Richter mit der Waage, die unsre Thaten wiegt, feyerlicher Ernst mit Freude paart, und bey der Auflösung in ewigen Harmonien, in süße Zufriedenheit einschmelzt. Fühlen kann ich das, aber unerreichbar ist, für mich, der wahre Ausdruck.

Ich thue deßhalb auf immer auf Virtuosen-Vollkommenheit in dieser Kunst Verzicht, aber ich hoffe doch wenigstens besser lesen zu lernen, als ich jetzt lese.

Und ohnstreitig ist es doch ein mehr edler Entschluß: der Vollkommenheit, nach Maasgabe unsrer Kräfte, immer näher zu rücken; als der: weil das Ziel so weit von unserm Auge entfernt liegt, nun dann mit allgenügsamer Trägheit hübsch pflanzenartig auf dem ersten Punkte unsers Seins zu verweilen.

Es ist schwer, sehr schwer, einen höhern Grad von Vollkommenheit in dieser Kunst zu erreichen; aber nur eine träge Alltagsseele kann daraus folgern: also wollen wir gar nichts thun, weil wir nicht alles thun können. Denn immer besser werden, sowohl in Ansehung der Moralität

wache, die der Schirm der allgemeinen Sicherheit seyn soll? Es ist etwas ungeheures! Rede, Jago, wer war der Anfänger?

Montano.

Wenn du aus Partheylichkeit, Freundschaft oder vermeynter Pflicht mehr oder weniger sagst als wahr ist, so bist du kein Soldat.

Jago.

Rühret mich an keinem so empfindlichen Theil an: Ich wollte mir lieber diese Zunge aus dem Mund reissen lassen, als daß ich meinem Freund Cassio zum Schaden reden wollte: Jedoch hoff' ich es könne ihm keinen Schaden thun, wenn ich die Wahrheit sage. So verhält sich die Sache, General: Montano und ich waren in einem Gespräch begriffen, als ein Bursche hereinzulaufen kam, der aus vollem Hals um Hülfe schrie, und Cassio mit blossem Degen hinter ihm her, vermuthlich um ihn abzustraffen. Hierüber gieng dieser Herr auf den Cassio zu, und bat ihn sich zufrieden zu geben, ich selbst aber lief dem schreyenden Kerl nach, aus Furcht, sein Geschrey möchte, (wie es auch wirklich begegnet ist,) die Stadt in Unruh sezen; allein, da er schneller auf den Beinen war, so verlohr' ich ihn gleich aus dem Gesicht, kehrte also wieder zurük, um so mehr als ich das Klingeln und Fallen von blossen Degen und den Cassio gewaltig fluchen hörte, welches ich vor dieser Nacht niemals hatte von ihm sagen können. Wie ich nun zurük kam, so fand ich sie im hizigsten Gefecht begriffen,

kurz,

als der Kultur des Geiſtes und Herzens iſt des Menſchen Beſtimmung: beſſer werden, in ſo weit als Anlage, Kräfte und Gelegenheit, unſre Fortſchritte befördern oder aufhalten. Freylich aber iſt es nun eine wichtige Frage, ob auch der Gegenſtand ſelbſt intereſſant genug ſey, um die Aufmerkſamkeit und Mühe, welche wir darauf verwenden müſſen, zu verdienen.

Und ſollte es alſo wohl der Mühe werth ſeyn, der Kunſt gut zu leſen einiges Nachdenkens zu würdigen? Ich glaube es; glaube es mit Ueberzeugung, aus Gründen, welche zugleich meine Wahl rechtfertigen werden.

Zwar will ich mich nicht in dem dunkeln Gebiethe der Möglichkeit verlieren: daß vielleicht einmal dieſe Kunſt ſo ausgebildet werden könne, daß ſie ſelbſt mit der Tonkunſt um den Preiß der höhern Muſik wetteifern dürfte — wenigſtens bey Zuhörern, bey welchen die Schwingungen der Luft etwas tiefer als in die Höhlungen des Ohrs eindringen können: aber das hoffe ich doch, daß folgende Vortheile unverkennbar und unleugbar ſeyn werden.

1) Je beſſer wir leſen, deſto tiefer dringen wir in den Sinn des Geleſenen ein, und denſelben Vortheil haben Die davon, denen wir vorleſen.

Irre ich nicht ſo wahr es Obermeiſter Leſſing ſelbſt, welcher in einer Geſellſchaft, wo man

Klops

Klopstocks Oden ein unverständliches versiegeltes Buch nannte, eine der schwersten Oden so vorlaß, daß man kaum glauben konnte, die vorgelesene Ode sey von Klopstock; denn durch Lessings Vorlesung wurde sie so leicht und verständlich wie ein Volksgesang von Bürgern.

2) Zwar verlieren die Handwerksmäßigen Schreiber nichts dabey, wenn sie schlecht gelesen werden: offenbar aber ist es den bessern Schriftstellern nachtheilig. Die herrlichste Zollikoferſche Predigt würde, von einem gewöhnlichen Pastor loci hergeleiert, einschläfern, und seiner Wohlwürden Gewäsche hingegen durch unverdienten guten Vortrag wenigstens erträglich werden.

Das vollkommenste Gedicht z. B. Schillers großes Lied an die Freude, oder Schubarts himmelansteigender Hymnus an den König wird, von einem Bänkelsänger gesungen, jedes geläuterte Ohr beleidigen, wie Bierfiedler Musik; und die armseligsten Reimereien würden, wenn ein Schiller sie deklamiren müßte, wenigstens so gut klingen, wie eine alte verdorbene Geige von einem Meister gespielt.

Grauns geistvolle Passion hört auf Graunsche Passion zu seyn, wenn sie von gewöhnlichen Musikanten gespielt, von gewöhnlichen Chorschülern gesungen wird — und Oberon würde, im Ammenton erzählt, wie ein fades Mährchen klingen.

3) Es braucht hoffentlich keines Beweiſes, daß dieſe Kunſt auf Verſchönerung der Gefühle des Herzens wirke. Mag es denn ſeyn, daß unſere veredelte Empfindung nicht immer unſer Erdenglück erhöhet; daß ſie ſo gar oft Quelle von Leiden iſt, wovon der Gefühlloſe nichts weiß: ſie macht dennoch, ſo lange ſie nicht in Empfindeley ausartet, des Menſchen Vorzug aus, — ſie iſt der Adel der Seele, mehr werth als pergamentne Ahnentafeln.

Wagte es doch der erſte Denker unſers Zeitalters gerade zu behaupten: daß ſelbſt die Tugend nicht als Schöpferin von Glückſeligkeit verehrt werden müßte; daß ſie aber dadurch nicht an Würde verliere, vielmehr im hellern Lichte im vollen Strale der Gottheit erſcheine. Iſt das wahr, ſo möchte doch wohl mancher von Ihnen in mein Gebet einſtimmen:

Ein Herz, das rein von Laſtern iſt,
Kein frohes Auge trübet,
Und, wenn du Jud' und Heide biſt,
Dich doch als Menſchen liebet,
Das Theil nimmt an der Brüder Schmerz!
Und Theil an ihren Freuden —
Erhalte mir, o Gott, dieß Herz
Auch ſelbſt mit ſeinen Leiden!

Möchte man nur wahre Empfindung — die Geſundheit der Seele, und des Herzens Schöne — voll

von der Nervenkrankheit und Verſtandes Schwäche, Empfindeley, gehörig abſondern, wie Wieland Enthuſiasmus von Schwärmerey ſonderte: vielleicht würde der leeren Ausrufungen gegen Empfindung weniger werden.

Wohlgefallen an dem was wahrhaft ſchön iſt erhält den Geiſt in ewiger Jugend, iſt die Würze unſerer Lebens-Freuden, und verbreitet auch über die minder ſchöne Geſtalt einen gewiſſen Ausdruck, der mehr als aller Putz feſſelt.

Ich bin nicht Eingeweihter in der Philoſophie der Grazien: aber das giebt doch die Erfahrung, daß das regelmäßigſte Madonnengeſicht ohne Seele nichts als ein ſprachloſes Gemählde iſt. Ja ich behaupte daß ein ſeelenloſes Menſchengeſchöpf nicht einmal ein ſchönes Bild genannt zu werden verdiene.

„Welch ſchönes Bild — doch nur fürs Aug' allein —
Denn leider biſt du ohne Geiſt, Pamele!“
Du ſchmeichelſt: denn es iſt unmöglich, ohne Seele
Fürs Aug' ein ſchönes Menſchenbild zu ſeyn!
Sieh dieſes Bild! Was macht es wohl ſo ſchön?
Man glaubt im Angeſicht, im Auge Geiſt zu ſehn!

Nichts iſt unerträglicher als die undenkende Miene, das ſeelenloſe Auge, und eine Sprache, die ſich über Alles mit Winterfroſt ausdrückt. Bilde deinen Geiſt aus, und die undenkende Miene,

und das Phlegma im Auge wird ſich verlieren; veredle dein Herz durch ſchönere Empfindung, und du wirſt dann wegen des wahren Ausdrucks nicht in Verlegenheit ſeyn! Es würde nicht ſchwer halten noch mehrere Beweiſe für die Güte der Sache aufzufinden: aber ich halte es für überflüſſig, wenigſtens in einer Geſellſchaft, wo man Beweiſe nicht nach Anzahl und Vielheit, ſondern nach Stärke und innerm Gehalte ſchätzen wird. Dieß um ſo viel mehr, da ohnehin meine Einleitung etwas weitläuftiger gerathen iſt, als ſie nach meinem erſten Plane gerathen ſollte.

C. St.

III.

Das Merkwürdigſte

aus der Seſſion

der franzöſiſchen Nazional-Verſammlung

vom 25ſten December 1791.

Eine Deputazion, welche eine von ſehr vielen Pariſer Bürgern aus der Sektzion des Lombards nahmentlich unterzeichnete Petizion vorzutragen hatte,

hatte, wurde eingeführt; und der Redner, derselben, Hr. J. B. Louvet, sprach, wie folget: *)

„Nie haben wir stärker als an diesem Tage gefühlt, wie groß und kostbar das Recht ist, welches die Konstituzion einem Jeden zusichert, in dieser augusten Versammlung zu erscheinen, und den Repräsentanten des Volks die Besorgnisse, Wünsche und Hoffnungen desselben, selbst in Betreff allgemein interessanter Gegenstände, vorzutragen."

„Leute, die sich Frankreicher nennen, sinnen auf Frankreichs Untergang. Sie quälen es von innen, sie bedrohen es von aussen, und der Augenblick ist vielleicht nahe, da die gerechte Rache der Nazion, auf Euren Wink, M. H. H. die rothe Fahne jenseits des Rheins wehen lassen wird. (Man applaudiert.) Die Konstituzion, dieser große Gegenstand Euerer schweren Arbeiten und Eurer

*) Ich theile diese Petizion, so wie sie in den Moniteur eingerückt ist, mit: weniger zu einem Beweise, wie gewaltig Mirabeaus Geist noch in den Pariser Bürgern spückt, als weil ich versichert bin, daß sie die gegenwärtige Gemüthsstimmung und Gesinnungen des bey weitem größten Theils der Französischen Nazion, und der Pariser Bürger insonderheit, ausdrückt, und wahrscheinlich die endliche Entschließung der N. V. in Absicht der Emigrierten bestimmen und beschleunigen wird. d. H.

heiligſten Sorgen, die Konſtitution hat die volle Beyſtimmung der ganzen Nazion, die ihr gehuldiget, die ſie beſchworen hat; die Nazion iſt Frankreich und iſt nirgends als in Frankreich. Geruhet, Meine Herren, geruhet dies den Kreuzfahrern jenſeits des Rheins kund zu thun. Man verſtändige dieſe Leute vor allen Dingen, daß Eure Meynung keinesweges iſt, noch jemahls ſeyn kann, mit ihnen auf den Fuß, wie eine Macht gegen die andre agiert, Krieg zu führen oder Unterhandlungen zu pflegen. Eine Handvoll Rebellen ſolt ſich nicht einfallen laſſen, die Minorität des Volks vorzuſtellen; ſie iſt nur der Abſchaum deſſelben. (Man applaudiert ſehr ſtark.) Kann, ein Ungeheuer von einem Kinde, das gegen ſeine Mutter mörderiſche Hände aufhebt, noch als ein Glied der Familie betrachtet werden? Nein! der hat kein Vaterland mehr, der ſich gegen ſein Vaterland waffnet. Trennet ſie ab, trennet ſie von uns ab, dieſe weiland hoch und wohlgebohrnen Vagabunde! Weil ſie doch ausgezeichnet ſeyn wollen, die Barbaren, ſo zeichnet ſie auf immer aus, und ſo wie ſie es verdient haben.

„Aber machet den Anfang mit ihren Anführern, denn die ſind es vor allen, die das Maas des Verbrechens voll gemacht haben. Sie wollten, mit Hülfe eines ausländiſchen Kriegsheers, die Freyheit ſchon in der Wiege erſticken: Paris machte eine Bewegung, und die Satelliten der

Tyran-

Tyrannie fuhren plözlich aus dem Mittelpunct des Reichs an seine äussersten Grenzen zurück. Von Schrecknissen gejagt, flohen sie, diese neuen Katilinas, die dem alten in Nichts als in der Tollheit ähnlich waren. Allzugroßmüthig waren wir bereit, ihnen alles zu vergeben, und riefen sie zurück: sie durchliefen ganz Europa, um uns überall Feinde zu machen. Unsre wohlthätigen Hände fuhren fort sie zu nähren; sie suchten uns auszuhungern. Sie wandten alles an, uns mit Schmach zu bedecken, und wir liessen uns gefallen, ihre Eitelkeit mit einem pompösen Titel zu weiden. (Man applaudiert.) Sie wollten Sklaven aus uns machen, und wir machten sie zu Prinzen. (Man applaudiert zu wiederhohlten Mahlen.) Endlich und nachdem sie sich schon tausendfach gegen die Majestät des Volks vergangen haben, unterstehen sie sich nun gar, trozig seine Macht herauszufodern. Wir sind hiehergekommen, Euch zu deklarieren, daß sie die Langmuth des Volks ermüdet haben. Drücket ihren Stirnen das Siegel seines gerechten Zornes auf! Sprechet das Anklagungs-Dekret gegen sie und ihre Mitschuldigen aus!

O gewiß haben wir nicht vergessen, daß Euer Dekret gegen die Emigrierten nachdrucksvolle Verfügungen enthielt: aber würden sie jezt noch hinreichend seyn? Ueberdies konnte dies Dekret, dem die Nazion entgegen jauchzte, durch ein einziges Wort vernichtet werden; ein einziges Wort,

vor welchem wir Ehrfurcht tragen, ſo lange es konſtituzionsmäßig iſt. Indeſſen, wenn ein ſehr kecker oder ſehr unglücklicher Miniſter, *) um das königliche Veto zu motivieren, Euch einer allzugroßen Strenge, beſchüldigte, würden wir .... Erlaubet freyen Männern frey zu reden; ihre männliche Freymüthigkeit kann wohl zuweilen etwas rauh klingen, aber der Ehrerbietung nie zu nahe treten ... würden wir Euch eine übermäßige Nachſicht vorwerfen. In der That, den Fall geſetzt, daß Partikuliers ohne Kredit, ohne Vermögen, ohne die Laſt eines berühmten Nahmens, ohne Verbindung mit Königen, daß bloße unbedeutende Partikuliers, wie der, der jezt zu Euch ſpricht, nur in einer Anzahl von Zehen Tauſend ſich unterſtanden hätten, Frankreich ſechs Monate lang mit ihren lächerlichen Drohungen zu beunruhigen: **) Fraget, wenn ich bitten darf, Euch Selbſt, und antwortet Euerm Gewiſſen: würs

*) Herr Deleſſart.

**) Der Text braucht ein noch ſtärkeres Wort, ſtatt betrüben, kränken; aber wie kann ſich Frankreich durch lächerliche Drohungen betrüben und kränken laſſen? Auch ſind die Anſtalten und Vorſchritte der Prinzen und ihrer Anhänger in der That zu ernſthaft, um weder ihren Landesleuten jenſeits — noch den unſrigen dieſſeits des Rheins ſehr luſtig vorzukommen. Die Poſſe, wenn es ja eine Poſſe ſeyn ſoll, könnte eine ſehr tragiſche Entknotigung bekommen.

würdet Ihr uns wohl nur bloß der Verschwörung verdächtig erklärt haben? Würdet Ihr uns zwey Monate Frist gegeben haben, ehe ihr uns von der Nazion abgetrennt hättet?

Was soll denn also dieser Unterschied zwischen Menschen und Menschen? Giebt es etwa noch eine privilegierte Kaste unter uns, die es sogar für Verbrechen ist? Was kann denn also von nun an Euere strenge Billigkeit zurückhalten, da ganz Europa Euch die Schuldigen angiebt, da die Ausbrüche ihrer eigenen Wuth sie verrathen? Habt Ihr noch nöthig durch eine von diesen Autoritäten unterstützt zu werden, deren unermeßliches Gewicht schon oft die öffentliche Meynung selbst mit sich fortriß? Wohlan denn! ich berufe mich auf eine, deren wir alle uns erinnern. Es ist nun beynahe ein Jahr verflossen, daß einer von den Führern *) des französischen Volkes und von allen Feinden des Despotismus der furchtbarste, daß Mirabeau, dort von jener Rednerbühne herab, die durch seine Beredsamkeit so berühmt worden ist, die Nazional-Rache über Condé aufrief: und als der nichts schonende Volkstribun den verächtlichen Sklaven der Könige angab, was hatte dieser gethan?

*) Das Wort *Instituteur*, das Hr. Louvet gebraucht, saat noch mehr! aber ich habe kein teutsches finden können, das dem Sinne, worin es hier gebraucht wird, völlig entspricht.

kurz, in den nemlichen Umſtänden, worinn ihr ſelbſt ſie auseinander gebracht habt. Mehr kan ich von dieſem Handel nicht ſagen. Aber Menſchen ſind Menſchen; die beſten vergeſſen ſich zuweilen; und wenn ihm auch Caſſio ein wenig zuviel gethan hat, wie denn Leute in der Wuth oft ihre liebſten Freunde ſchlagen, ſo glaub ich doch gewiß, daß Caſſio von dem Burſchen, der entlauffen iſt, irgend eine grobe Beleidigung, die nicht zu dulden war, empfangen haben muß.

Othello.

Ich ſehe, Jago, daß dein gutes Gemüth und deine Liebe zu Caſſio ſeine Schuld zu verkleinern ſucht. Caſſio, ich liebe dich, aber du biſt mein Officier nicht mehr --

Desdemona, mit Gefolge, zu den Vorigen.

-- Seht, iſt nicht meine Liebſte Desdemona aufgeſtanden -- ich will dich zu einem Exempel machen.

Desdemona.

Was iſt hier zu thun?

Othello.

Es iſt alles in ſeiner Ordnung. Komm zu Bette, meine Liebe -- Mein Herr, ich will ſelbſt der Arzt für eure Wunden ſeyn -- Führt ihn nach Hauſe. Jago, laß dir die Beruhigung der Stadt angelegen ſeyn -- Komm, Desdemona; es iſt einer von den Zufällen des Soldaten-Lebens,

oft

than? Es iſt wahr, er arbeitete an einem Manifeſt; es iſt wahr, Europa erſchallte bereits von ſeinem aufrühriſchen Geſchrey: aber das odiöſe Libell war doch noch nicht publiziert; aber zwanzig Tauſend Emigranten ſtanden noch nicht unter ſchändlichen Fahnen in Waffen; aber von den beyden Brüdern Ludwigs XVI. ſchien der jüngſte noch in ſeinem Exil zu ſchlummern, und der andere .... der Andere! der Fürſten-Politik *) getreu, betrog uns der noch durch ſeine Schwüre. (Das Applaudiren geht von neuen an und dauert lange mit der äuſſerſten Lebhaftigkeit fort.) ... Und dennoch wollte Mirabeau, der die Menſchen kannte, daß man damals ſchon zu den ſtrengſten Maasregeln.... Aber welch ein herzzerreiſſender Kontraſt ſtellt ſich mir bey dieſer Erinnerung dar! Der Mann, der den Grund zu unſerer Freyheit legte, der uns ſo mächtig geholfen haben würde ſie zu behaupten, Mirabeau lebt bereits nicht mehr, und Condé athmet noch, um gegen mein Vaterland zu konſpirieren! O Himmel, wo iſt deine Gerechtigkeit? .... Meine Herren, o daß wenigſtens Euch die Gerechtigkeit den edelmüthigen Willen eingebe, einem, dem Anſcheine nach, ſo grauſamen Schluß des Schickſals zu verbeſſern **)! O! daß die Manen des großen Mannes mitten unter Euch ſchweben, daß ſein

*) Der Machiavelliſtiſchen, verſteht ſich.

**) Ein ſehr ſchmeichelhaftes Kompliment für die Nazional-Verſammlung auf Unkoſten der ewigen Providenz!

ſein Geiſt Euch ergreiffe, daß ſein Muth Euch fortreiſſe! Bey ſeinem ehrenvollen Andenken, bey der Erhaltung ſeines Werkes, bey dem Heil des ganzen Volkes beſchwören wir Euch, eilet das Anklagungs-Dekret auszuſprechen!

Dieſer Streich, zweifelt nicht daran, wird das Signal zu ihrem Untergang ſeyn. Fern von Uns die abſcheuliche Begierde unſre Hände mit ihrem Blute zu beſudeln! Möge vielmehr der Schrecken, der langſame aber unausbleibliche Gefährte des Verbrechens, ſich endlich ihrer Seelen bemächtigen! O daß, zu ihrer ewigen Schande, in dem glorreichen Augenblick, den wir uns zu wünſchen begnügten, aber den die Tyrannen beſchleunigen . . in dem Augenblicke, da die wiedergebohrnen Nazionen einen Bürger Frankreichs nicht anders als mit Stolz und Dankbarkeit anſehen werden, . . daß dann kein Menſch ſich finde, der ihnen dieſen ehrenvollen Titel zu geben einwillige! O laßt ſie ihn ſehen, der Augenblick, da die ganze Welt frey ſeyn wird, und ſie allein in der ganzen Natur mögen ſchmachten und als Sclaven ſterben! Eilet, M. H. das Anklagungs-Dekret auszuſprechen!

Und ſollten, wenn Ihr dieſe Maasregeln der Strenge und Klugheit ergriffen habt, ſollten die neuen Tarquinier neue Porſenna's finden — in einer ähnlichen Konjunktur, brachte ein kleiner Winkel von Italien Einen Scävola hervor; mein

unermeßliches Vaterland würde euch ihrer Tausend aufstellen *). Voll Vertrauen auf unsre Masse und auf unsre Sache, werden wir Euch bitten, daß endlich diese ewige Providenz über die Schicksale des Menschengeschlechts gefragt werde; werden wir Euch bitten, daß Gott zum Richter zwischen uns und den Königen aufgerufen werde, und daß Er auf eine unwiderrufliche Art entscheide, ob Er die Welt für etliche Menschen gemacht habe, oder ob Er nicht vielmehr wolle, daß etliche Menschen der Welt angehören? (Man applaudiert.) Wir werden eine schreckliche, aber unvermeidliche Geisel, wir werden Krieg von Euch verlangen.

Krieg! und daß in Einem Augenblick ganz Frankreich in Waffen aufstehe! Sollte es möglich seyn, daß die Koalizion der Tirannen vollständig würde! Ah! desto besser für das Universum! Dann stürzen sich, mit der Schnelligkeit des Blitzes, Tausende unsrer Bürger-Soldaten über die zahlreichen Domänen der Feudalität her, und halten nicht eher still, als bis sie am Ende der Knechtschaft sind! Die Paläste werden mit Bayonetten umringt, und die Erklärung der Rechte in allen Strohhütten niedergelegt! Der Mensch, überall unterrichtet und entfesselt, erhalte das Gefühl

*) Dieser Zug scheint sowohl gefallen zu haben, daß ihn auch Hr. Brissot in einer am 29sten Decemb. in der N. V. gehaltenen Rede wiederhohlt hat. S'il se trouve des *Porsenna*, sagt er, les *Scevola* ne manqueront pas.

Gefühl ſeiner urſprünglichen Würde wieder! Das Menſchengeſchlecht erhebe ſich und athme Freyheit! Die Nazionen flieſſen in Eine einzige zuſammen! und nun ſende dieſe unermeßliche Familie von Brüdern ihre ehrwürdigen Bevollmächtigte, um auf dem Altär der Gleichheit der Rechte, der Freyheit des Gottesdienſtes, der ewigen Philoſophie und der Volks-Souveränetät, den allgemeinen Frieden zu beſchwören!" *)

Der Herr Präſident Lemontey antwortete dieſer Deputazion, (der Moniteur ſagt uns nicht was; aber vermüthlich in keinem diſſonirenden Tone) und die Deputierten wurden unter häuffigen Zurufungen innerhalb der Schranken eingeführt.

Nun

*) Mit welcher Blitzſchnelligkeit die raſche Imaginazion eines brennenden Jacobiner-Kopfs ganz Teutſchland und ganz Europa in eine allgemeine Demokratie verwandelt! — Die Natur geht einen langſamern Gang. Die öffentliche Glückſeligkeit, deren Frankreich ſchon ſeit dritthalb Jahren, den Weiſſagungen ihrer Begeiſterten zu Folge, genieſſen ſollte, iſt bis jezt noch nicht ſo groß und anlockend, daß ſie Teutſchland reizen könnte, durch gewaltſame Mittel, auf Unkoſten der gegenwärtigen und der nächſten Generazion, nach einem ungewiſſen Beſſerſeyn zu trachten; wir befinden uns nicht ſo übel, daß wir dieſes Beſſerſeyn nicht von den natürlichen und ruhigen Wirkungen der Vernunft, deren Reich (trotz allem, was die Mächte der Finſterniß hie und da gegen ſie unternehmen) immer ausgebreiteter unter uns wird, ſollten erwarten können. W.

Nun trat Hr. Isnard auf, einer der feurigsten Häupter der republikanischen Parthey, welche dermahlen die Majorität der Nazion auszumachen scheint, — Isnard, der zweyte Mirabeau, wenn eine exaltierte Einbildung, eine wetterleuchtende Beredsamkeit und eine donnernde Stimme genug wären, um Mirabeau zu seyn.

Ich verwandle (sagte er) die Petizion, die Ihr so eben vernommen habt, in eine Nozion. Ja! ich verlange, daß die Versammlung, die emigrierten Prinzen und alle Häupter der Zusammenverschwornen in den Stand der (Hochverraths-) Anklage setze. Ihr könnt dieses Dekret nicht länger zurückhalten, M. H. H. ohne die Konstituzion mit Füßen zu treten, ohne das Gesetz zu insultieren, ohne an allen Euern Pflichten zu Verräthern zu werden. Ihr könnt nicht länger einwenden, das Verbrechen der Rebellen sey noch zweifelhaft; Frankreich, Europa, das ganze Universum rufen es laut genug aus... Der König selbst hat euch seine Brüder an dem Tage, da er 150,000 Mann von euch begehrte um sie zu bekriegen, als Schuldige angegeben. (Man applaudiert.)

„Wie? die Varnier, die Tardi liegen in Fesseln, und die Condé, die D'Artois sind nicht einmahl angeklagt?... O Schande der Volks-Repräsentanten! O Macht der Großen! O Unmacht der Gerechtigkeit!... Ach! wie sehr hatte der Philosoph

soph Anacharsis recht, da er die Gesetze den Spinnewebeu verglich, worin nur die Mücken hängen bleiben: da doch, wie Raynal sehr wohl sagt, das Gesetz ein Schwerdt seyn soll, das über allen Häuptern hin schwebt, und alles abschlägt, was sich über die Horizontalfläche, auf welcher es sich bewegt, erheben will. Es fehlt noch viel daß wir bis jezt dem Schwerdt unsrer Gesetze diese Bewegung gegeben hätten! Nur eben saheт ihr vor diesen Schranken einen Sohn, eine Gattin, eine Mutter, die euch um die Freylassung des Hrn. Delatre baten; eines Mannes, den ihr in engsten Verwahr gesetzt habt, bloß weil er nur den Willen hatte, seinen Sohn dem Hrn. Calonne zuzuschicken: während daß dieser nehmliche Calonne, dessen ganzes Leben nichts als eine einzige lange Verschwörung ist, noch unangeklagt herumgeht. Wozu diese Egards? Etwa weil er eure Schätze aufgefressen und den Abgrund des Desicit gegraben hat, über dessen Rande Frankreich noch immer aufgehangen schwebt? Nein! bloß weil er einer von den Menschen ist, die man Große nennt, und die, Kraft dieser Benennung, das Recht hatten ungestraft so viel Verbrechen zu begehen als sie wollten. (Man applaudirt) Ich sage euch, Ihr könnt ohne feig und meineidig zu seyn, das Dekret zur Anklage nicht länger verschieben, und ich verlange daß die Diskussion auf der Stelle angefangen, oder wenigstens auf einen sehr nahen Tag angesetzt werde."

Hr.

Hr. Merlin, ebenfalls einer der hitzigsten Jacobiner, verlangte, damit der Entschluß, den die N. V. hierüber nehmen würde, nicht ein Werk des Enthusiasmus scheinen könnte, daß das Anklagdekret morgen nach Verlesung des Protokolls abgegeben werden sollte.

Endlich gab Hr. Guadet den Ausschlag, indem er dem ziemlich kurzen Gedächtniß der Herren Volks-Repräsentanten zu Hülfe kam, und sie erinnerte, daß ihr durch das leidige Veto niedergeschlagenes Dekret gegen die Emigrirten, diesen lezstern den 1 Januar 1792. zur lezten Frist anberaume, und daß glücklicher Weise nur noch sechs Tage sie von der Epoke trennten, die von der ganzen Nazion so ungeduldig erwartet werde... Ich verlange also, sagte Hr. Guadet, daß die Versammlung ihr Anklagdekret, dem sich selbst auferlegten Verzuge gemäß, noch zurückhalte, aber auf den ersten Jenner, mit Zurücksetzung aller andern Geschäfte, das Volk damit zum Neuen Jahr beschenke. (Man applaudiert.) Wenn (setzte er hinzu) die Revoluzion das Jahr 1789. zum ersten Jahr der französischen Freyheit gestempelt hat: so wird das Dekret, das Ihr am 1. Jenner 1792. geben werdet, vielleicht das erste der allgemeinen Freyheit bezeichnen... Ich verlange, daß die Frage, die sich auf die Sequestrazion der von den (teutschen) Fürsten reklamierten Entschädigungen, und aller Güter derjenigen Franzosen,

zoſen, welche in Waffen gegen ihr Vaterland erſcheinen werden, bezieht, auf den nehmlichen Tag, ajourniert werde.“

Die N. V. beſchloß hierauf einhellig das Ajournement beyder Propoſizionen des Hrn. Guasde: auf den beſagten Tag.

IV.

Epiſtel

an

Herrn Geh. Hofrath Ring in Karlsruhe *).

Ja, Freund, trotz aller Spötter Hohn,
trotz unſrer Tory's bittern Klagen,

und

*) Der Verfaſſer dieſer Epiſtel — deſſen allgemein geſchätzten Nahmen ich nicht zu nennen brauche, da ihn jeder Leſer derſelben von ſelbſt errathen wird — hat den Wunſch geäußert, ſie lieber im T. Merkur als anderswo gedruckt zu wiſſen; ein Wunſch, der eben ſo ſchmeichelhaft für mich iſt, als die beygefügte verbindliche Aeuſſerung ſeiner Zufriedenheit über die Harmonie unſrer Grundſätze und Geſinnungen, „*ſur un objet, qui occupe et diviſe ſous les eſprits.*“ — Was mich vielfältige Erfahrungen im Laufe meines Lebens gelehrt haben, „daß der wahrhaft Unparthenyſche, der keinem Theile Unrecht thun, aber auch keinem Recht

und trotz dem Emigranten-Thron,
bin ich, die Wahrheit frey zu ſagen,
ein Freund der Conſtituzion;
kein Schwärmer, der mit jedem rechtet
der kalt bey ihrem Lobe ſchweigt;
kein Wüthling, welcher jeden ächtet
der nicht vor ihr die Kniee beugt.
Auch laß ich mir das Recht nicht rauben,
in ſtiller Unbefangenheit
zu prüfen, was ſie mir gebeut.
Ich haßte ſtets den Köhlerglauben,
nicht bloß in der Theologie;
auch in der Staatskunſt ſchwur ich nie
auf ökumeniſche Symbole.
Ich ſchätze die Philoſophie
(die Wahre meyn' ich) in der Stole
und in der Toga.... hätte ſie
ſtets unſern Volksſenat regieret,

Er

Recht geben will wo er Unrecht hat, ei keinem von beyden Recht macht„ — habe ich auch aus Gelegenheit meiner Aufſätze über die Franzöſiſche Revoluzion häufig erfahren. Über weſern ich ſo eines Troſtes hierüber vonnöthen hätte, ſo ließen mir die Verſicherungen, die ich von allen Orten her erhalte, daß die **wahren Optimaten** in und auſſer Teutſchland — die **Weiſſen** und **Guten** — meine Art über dieſe Gegenſtände zu denken mit der ihrigen einſtimmig finden, nichts zu wünſchen übrig, als daß ihre Zahl, zum allgemeinen Glück der Menſchheit, je bälder je lieber die **Majorität** machen möge. W.

Er hätte Frankreichs Monarchie
ein wenig sachter reformieret;
den Dämon der Demagogie
mit dem der Aristokratie
zu gleicher Zeit exorzisieret;
den alten Phönix zwar verbrannt,
allein die Asche nicht zerstreuet,
und so das greise Vaterland,
wie Gott dereinst die Welt, verneuet.
Doch selbst der Thurm zu Babylon,
mit dem man unsern Bau vergleichet,
war — hat auch seine Spitze schon
des Himmels Feste nicht erreichet —
ein großes Werk; was auch davon,
nicht Moses — der sagt nichts dagegen —
die Glossenmacher faseln mögen.
Denn wahrlich, Freund! gesteh' es nur,
groß', edel, kühn, ist das Bestreben,
bis an die Pole der Natur
des Geistes Schwingen zu erheben;
gelangt er auch nicht ganz dahin,
so bleibt es doch groß, edel, kühn.
Schwer ist es, zwischen der Schimäre
und Wahrheit einen Streich zu zieh'n.
Vielleicht, wenn ich ein Adler wäre,
so blieb ich in der mittler'n Sphäre;
der Keller und das Dach sind mir
ein gleich beschwerliches Quartier.

oft vom ſüſſeſten Schlummer durch kriegriſches Getümmel aufgeweckt zu werden.

(Sie gehen ab.)

Dreyzehnte Scene.

Jago und Caſſio bleiben.

Jago.

Wie ſeyd ihr verwundet, Lieutenant?

Caſſio.

So, daß mir alle Wundärzte der Welt nicht helfen können.

Jago.

Das verhüte der Himmel!

Caſſio.

O Guter Name! Guter Name! Ich habe meinen guten Namen verlohren; ich habe mein unſterbliches Theil verlohren, was mir übrig geblieben iſt ein bloſſes Thier. Meinen guten Namen, Jago, meinen guten Namen! --

Jago.

So wahr ich ein Bidermann bin, ich dachte, ihr hättet irgend eine tieffe Wunde in den Leib bekommen; das hätte mehr zu bedeuten als ein guter Name -- Dieſe Schimäre, die ſo oft ohne Verdienſte gewonnen, und ohne Verſchuldung verlohren wird. Ihr habt nichts verlohren, als in

Auch hätt' ich von dem Bau der Britten,
der wie ein Fels im Meere ſteht,
blos ein paar Schnörkel weggeſchnitten,
daran ſich Alfreds Zeit verräth.
Ich hätt in Demuth mich begnüget,
wie Young und Neuton frey zu ſeyn,
und Stolz und Vorurtheil allein
mit Blitzen der Vernunft bekrieget:
So hätt' ich ohne Kampf geſieget
und dem bedräng'ten Vaterland
ſo manche ſchauervolle Scene,
ſo manchen Fluch, ſo manche Thräne,
ſo manchen Mord, ſo manchen Brand,
vielleicht den Bürgerkrieg, erſparet.
Wer weiß was die verſchloß'ne Hand
des Schickſals uns noch aufbewahret?
Doch, wenn die Revoluzion
dem Volk der Franken mehr gewährte,
als es, und ich mit ihm, begehrte;
ſoll ich der Konſtituzion
deswegen gar den Krieg erklären?
Nein, Freund! die Zeit muß uns allein
von ihrem wahren Werth belehren;
ihr Spruch kann nicht mehr ferne ſeyn.
Des Bürgers Pflicht iſt, ſie zu ehren!
Das thut er nicht als Automat, —
als freyer Mann! Er kann dem Staat
ſein Opfer froh zu Füßen legen,

und dennoch in dem ſtillen Rath
des Herzens eig'ne Wünſche hegen.
Dies, Freund! iſt wahrer Heldenmuth.
Der Edle, welcher Stand und Guth,
gefaßt, wenn auch nicht gern, verloren;
der Prieſter, der den neuen Eid,
bloß aus Gewiſſenhaftigkeit
(der Fall iſt möglich) nicht geſchworen,
verdienen, wenn ſie ohne Trug
ſich zu den treuen Bürgern zählen,
kein Mitleid, — dies iſt nicht genug —
die Ehrfurcht aller edeln Seelen.
Auch der, den ein Gebot von Rom,
auch der, den der Verzweiflung Strom
den Schranken ſeiner Pflicht entreiſſet,
verdienet Schonung. Weh' dem Mann,
der den zu höhnen ſich befleiſſet,
der nicht wie Zeno dulden kann!
Der Feuerzahn der Natter beiſſet
nicht ſchneidender, als ſolch ein Scherz.
Wie oft, o Freund! zerreißt mein Herz,
wenn ich ihr leiſes Aechzen höre;
wie oft miſch't eine ſtille Zähre
ſich unter ihren ſtummen Schmerz!
Allein ſobald ich mich befrage:
wie, wenn des Feindes Plan gelingt,
wenn er in unſre Mauern dringt,
wie wäre dann des Bürgers Lage?

O dann erſtarrt mein reges Blut;
ich ſehe ſtampfende Armeen,
geſpornet von der Rache Wuth,
vom Rhein bis zu den Pyrenäen
das Vaterland mit Mord und Gluth
und mit der Tyranney Trophäen,
mit Feſſeln, gleich der Lavafluth
zerſtörender Vulkane, decken.
Dann ſchwinden für den Menſchenfreund
der neuen Staatsverfaſſung Flecken;
Ihr Feind wird ihm der Menſchheit Feind;
und hat er auch durch ſie gelitten,
ſo fodert er ihr ſeine Schuld
bloß in der Rüſtung der Geduld.
Sie, die ſchon manchen Sieg erſtritten,
entwafnet ſelber das Geſchick;
und giebt es ihm auch nichts zurück
ſo bleibt ihm mehr, als Wetterfahnen *)
als Ordensband, Vaſall und Ahnen —
ſein Herz. O ſelig iſt der Mann,
der, Freund, in dieſer großen Sache,
den Kampf der Herrſchſucht und der Rache
durchs Fernglas nur betrachten kann!
Das kannſt Du, Freund! Bekränzt mit Roſen,
die ſelbſt die Jahre nicht gebleicht,
hörſt du den Sturm von weitem toſen,
der alle Ruhe von mir ſcheucht.

Ein

*) Ehemahliges Vorrecht des Adels im innern Frankreich.

Ein Fürſt, der ſelbſt mit weiſer Milde
des Volkes letzte Feſſel brach,
beſchirmt mit ſeinem Vaterſchilde
dein dem Apoll geweihtes Dach.
Genieße deiner heitern Muße,
befreyt von allem Ungemach,
womit Germane, Schwede, Ruſſe
die Grenzen unſers Lands bedroh'n.
Vielleicht wird ihr Trommetenton,
anſtatt der Franken Volk zu ſchrecken,
ihr eig'nes aus dem Schlaf erwecken:
Vielleicht wählt auch der Vorſicht Hand
ein fremdes Heer gedungner Sklaven,
um das entzweyte Vaterland
durch neue Ketten zu beſtrafen.
O Freyheit! träf uns dieſes Loos,
ich würde doch die Knie blos
vor deiner frohnen Urne beugen.
Geſegnet ſey mir dann die Gruft!
Der, dem aus ihr dein Schatten ruft,
braucht wenig Muth, hinabzuſteigen!

V.

Neue Ueberſicht der mittlern Geſchichte,

nach dem vierten Theile von Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.

Dieſer Vierte Theil eines Buchs, das in ſeinem Fach Epoche gemacht hat, enthält die Geſchichte der Mittlern Zeit, und führt das bekannte, durch eine kleine Veränderung näher beſtimmte, Virgiliſche Motto: Solcher Arbeit bedurft' es, die teutſchen Völker zu gründen! Dieſer kurze Spruch ſteht hier als eine ſymboliſche Vignette des Inhalts; er bezeichnet die Summe der Gedanken und Empfindungen, die das lebendige Gemählde eines tauſendjährigen unabläſſigen Kampfes ſo vieler nach einerley Ziele ſtrebenden Völker in dem Gemüthe des aufmerkſamen Leſers zurück läßt. Auch mag man ihre Geſchichte betrachten von welcher Seite man will; die langwierige Anſtrengung, die aushaltende Stärke und arbeitſame Geduld, womit die Bewohner eines ganzen Welttheils, wie Glieder eines einzelnen Staats, nach innerm Gleichgewicht ringen, erfüllen den theilnehmenden Zuſchauer mit Bewunderung und ſtillem Erſtaunen.

Keinem Volke der Erde iſt ſeine Bildung ſo ſchwer geworden, als den alten Teutſchen, weil

bey

bey keinem andern ſo vielerley gegen einander ſtrebende Kräfte zuſammentrafen. Wie viel Schwierigkeiten mußten ſie nicht überwinden, wie viel harte Feſſeln zerreiſſen, wie viel Gefahren und Stürme bekämpfen, ehe ſie aus wilder Verwirrung zur Ordnung, aus roher Unwiſſenheit zu Wiſſenſchaften und Künſten, aus feindſeliger Abgeſchiedenheit zu allgemeiner Verträglichkeit und einer nur leidlich beſtimmten Vereinigung gelangen konnten! Noch iſt dieſer Kampf bey weitem nicht vollendet; ſauer genug aber iſt er ihnen ſchon geworden: denn gewiß hat es den geduldigen Teutſchen mehr gekoſtet als den ſtolzen Römern, ehe ſie, gleich dieſen, mit einigem Rechte der Wahrheit von ſich ſagen konnten: **Welcher Gegend der Erde blieb unſre Arbeit verborgen?** *)

Allein eben dieſe Verwickelung ihrer Geſchichte, worin bey jeder merkwürdigen Ereigniß ſo vielerley Umſtände und Urſachen in einander greifen; eben die Verkettung einer Menge widerſtrebender Anmriebe und Hinderniſſe, die durch ewigen Zwieſpalt jeden kleinen Fortgang des Guten vereiteln oder verzögern, machen auch die Erzählung und philoſophiſche Entwickelung ihrer Begebenheiten zu einer Art von Gordiſchem Knoten, vor deſſen Auflöſung mehr als einem ſcharfſinnigen Geiſte gegrauet hat. So empfahl z. B. Bollingbroke

*) Aen. I, 460.

in ſeinen Briefen über die Erlernung der Geſchichte das Studium der Alten und Neuern mit überſtrömender Beredtſamkeit; die Mittlere hingegen betrachtete er als ein Chaos voll Unfug und Thorheit, das er kaum einer flüchtigen Ueberſicht werth hielt. Für den bloßen Liebhaber der Geſchichte oder für den Geſandten und Geſchäftsmann mag dies einſeitige Urtheil gewiſſe Bequemlichkeiten haben; für den Philoſophen und wirklichen Staatsmann aber beweiſet es weiter nichts, als daß die mittlere Zeit keine ſo vollkommnen Geſchichtſchreiber gefunden habe, wie die Alte und Neue. Sie kann zwar in ihrer rohen, urſprünglichen Hülle nicht reizen und gefallen, wie die Römiſche in ihrem Prachtgewand, oder in ihrer leichten Göttertracht die Griechiſche: wer wollte ſie aber ihres dürftigen Kleides wegen für eine verſtandloſe Thörin ausgeben, und ſie mit allen den rüſtigen Arbeiten ihrer muthigen Völker verachten? Sie ſchwebt nicht auf den Flügeln einer gebildeten Rede, ſie tanzt nicht an der Blumenkette der Einfachtliebenden Muſen: ſie wankt mit ſchweren unbehülflichen Schritten einher, und krümmt ſich wie eine Laſtträgerin unter der Bürde der Trübſal; ſie ächzet und ſtammlet anſtatt zu erzählen. Sind aber ihre Nachrichten deswegen verächtlich, ihre Begebenheiten geringfügig, ihre Urkunden und Zeugniſſe entbehrlich?

Wenn nicht die Geſchichte der Menſchen in ein Magazin der Kriegskunſt, in eine liſtige Schule betrüglicher Staatshändel, oder in ein flaches Mährchen des müßigen Zeitvertreibs ausarten, ſondern, ihrem würdigen Nahmen nach, die Menſchheit in ihrem ganzen Umfang, in der Ausübung aller in ihr liegenden Kräfte, darſtellen ſoll: wie könnte ſie da wohl der alten Teutſchen vergeſſen, durch deren Kraft und widerſtehenden Muth die Menſchheit ſo viel gelitten und gewonnen hat? Sie ſoll mit gleichmüthiger Gerechtigkeit des Unterdrückten wie des Unterdrückers gedenken; ſie ſoll den Urſprung der gegenwärtigen Erd- und Völkerverfaſſung erklären, und jede Begebenheit aus ihren Urſachen entwickeln: wie kann ſie das, wenn ſie mit flüchtigen Sprüngen nur dem Schimmernden und Glänzenden nachlaufen will? Entſprangen nicht alle wichtige Veränderungen der neuern Zeit aus den Anſtalten und Vorbereitungen der Mittlern? Ruhen nicht noch jezt die mehreſten Europäiſchen Reiche auf den rohen Pfeilern der Franken, Gothen und Slaven? Wo hätte die neuere Geſchichte ohne Kenntniß der Mittlern in ihren nur halb wichtigen Begebenheiten einen begreiflichen Sinn?

Freylich folgt daraus nicht, daß jeder einzelne Mord der Merovinger, jeder willkührliche Machtſpruch des Pabſtes, jeder kaiſerliche Heereszug über die Alpen ein eigner unentbehrlicher Aufſchluß

für die Geſchichte der Menſchheit ſey: denn ſonſt müſten auch alle Scharmützel der Römer oder Griechen mit ihren Nachbaren für lauter unentbehrliche Beyträge zur Erklärung der Menſchengeſchichte angeſehen werden; welches noch niemand behauptet hat. Das allgemein wichtige und unentbehrliche aus der Geſchichte der mittlern Zeit ſind ſolche Begebenheiten, die nützliche oder ſchädliche Folgen für das Ganze hatten; ſolche Einrichtungen, die den folgenden zur Grundlage dienten und Stützen eines feſten Gebäudes wurden; ſolche Anlagen und Umſtände, die durch ihre Verbindung die Kräfte des Ganzen bewegten, und hier und da einzelne Erfindungen und Fähigkeiten weckten. Wie kam es, würde eine allgemein wichtige Geſchichte der mittlern Zeit z. B. fragen, daß in Europa keine Aſiatiſche Völker-Unterjochung möglich war? Daß unter den Bewohnern dieſes Welttheils kein Alexander oder Dſchingiskhan aufſtieg? Was ſchied und trennte die teutſchen Völker von einander? Was band ſie im allgemeinen ſo wirkſam wieder zuſammen? Stand Europa in ſeiner Bildung eine Zeit lang ſtill, wie Sina und Indien? Oder, wenn es unabläſſig in ſeiner Ausbildung fortgieng, warum gieng es ſo langſam? Die Lage und Beſchaffenheit des Landes die urſprüngliche Einrichtung der Staaten, die Lehren des neuen Römiſchen Glaubens, verbunden mit den gewaltſamen Erſchütterungen von außen, wirkten mit widrigen Trieben in einem ungeheuern

ern Umfang gegen einander. Was iſt aus dieſer tauſendjährigen Zwietracht entſtanden? Welche Verbeſſerungen wurden gemacht? Welche gute Anſtalten wurden verhindert? Wie kam Europa durch dieſen zerſtöhrenden Wettſtreit demungeachtet immer weiter? und wie iſt es endlich durch den Antrieb ſo vieler einander bekämpfenden Kräfte die Gebietherin der Erde worden?

Von einer ſolchen allgemein wichtigen Geſchichte der Mittlern Zeit, wie wir im Ganzen genommen noch keine haben, wird uns nun in dieſem Vierten Theile der Herderſchen Ideen gleichſam das innere Weſen und der lebendige Geiſt gegeben. Wie im erſten Theile derſelben die Kräfte, Triebe und Fähigkeiten der Geſchöpfe aus den einfachen Geſetzen ihres Baues und ihrer innern Organiſazion erklärt wurden; wie der zweyte Theil dieſe allgemeinen Naturgeſetze auf das Klima und die Lebensweiſe der einzelnen Völker anwandte und daraus die verſchiedene Abartung der äuſſern und innern Bildung herleitete, die ſie als Kinder eines Stammes in den verſchiedenen Strichen der Erde angenommen haben; wie alsdann im dritten Theile die verſchiedenen Staatsverfaſſungen der alten Völker betrachtet, und aus ihrer Abſtammung, Wohnung, urſprünglichen Einrichtung, alle Eigenthümlichkeiten ihres Charakters und ihrer Schickſale entwickelt wurden: nach eben dieſen allgemeinen einfachen Naturgeſetzen betrachtet, erklärt und entwickelt nun auch der Vierte Theil

die

ſo fern ihr euch einbildet, daß ihr was verlohren habt. Wie, Mann -- man kan Mittel finden, den General wieder zu gewinnen. Ihr ſeyd nur noch mündlich caſſiert, eine Straffe, worinn mehr Politik als böſer Willen iſt; gerade ſo, als wenn einer ſeinen unſchuldigen Hund ſchlüge, um einen übermüthigen Löwen zu erſchreken. Gebt ihm gute Worte, ſo iſt er wieder euer.

Caſſio.

Ich wollte lieber ſelbſt um meine Verwerfung bitten, als einen ſo rechtſchaffnen General mit einem ſo ſchlechten, ſo verſoffenen, ſo unbedachtſamen Officier betrügen. Beſoffen? und plappern wie ein Papagay? und Händel anfangen? großpralen? fluchen? und dummes Zeug mit ſeinem eignen Schatten reden? O du unbändiger Geiſt des Weins, wenn du noch keinen Namen haſt, woran man dich kennen kan, ſo laß dich Teufel heiſſen.

Jago.

Wer war der Kerl, den ihr mit dem Degen verfolgtet? was hatte er euch gethan?

Caſſio.

Das weiß ich nicht.

Jago.

Iſts möglich?

Caſſio.

Ich erinnere mich eines verworrenen Klumpens von Sachen,

die Geſchichte oder die Begebenheiten und den eigenthümlichen Charakter der neuern Völker in Europa.

Bey der allgemeinen Ueberſicht eines Buchs, das ſich in der Behandlung ſeines Inhalts eine eigne Bahn bricht, iſt die erſte und natürlichſte Frage wohl dieſe: auf welche Art der Verfaſſer die verſchiednen Theile ſeines Stoffs zu einem eignen für ſich beſtehenden Ganzen verbunden habe? Ob die Anordnung und Folge, in die er ſeine Gedanken geſtellt hat, einfach, natürlich und ſchön ſey? oder ob er ſich durch Krümmen winde, worin er ſeinen ungeduldigen Leſer ermüdet? Der dritte Theil der Ideen über die Geſchichte der alten Völker war in dieſer, wie in ſo vielen andern Rückſichten, ein ſchönes, vollendetes Kunſtwerk, das ſich in unſrer Sprache ſchwerlich übertreffen läßt: denn ein Ziel, das Apollo mit ſeinem Pfeil ſchon in die Mitte getroffen hat, kann, wie die Fabel ſagt, von Jupiter ſelbſt nicht näher getroffen werden. Die leichte, gefällige Ordnung, worin dieſer Theil die Alte Geſchichte wie mit einem einzigen Blick überſah, war ein eigner glücklicher Gedanke, den noch niemand gehabt hatte, der aber doch in der Natur des Gegenſtandes lag. Konnte die Philoſophie über die Geſchichte der Mittlern Zeit mit dieſem ſchönen Vorzuge ihrer ältern Schweſter wetteifern? Es gehört eben nicht viel Scharfſinn dazu, zwiſchen zwey ähnlichen Dingen einen in die Augen ſpringenden Mangel

oder Vorzug zu bemerken; ſchwerer iſt es, den Mangel oder Vorzug zu erklären; und das zu verſuchen, iſt hier der Mühe wohl werth.

In der Alten Geſchichte ſtanden die Völker, wie einzelne Felſen, abgeſondert und gleichſam für ſich allein da; ihr Wirkungskreis war abgeſchloſſen und beſchränkt; ſie kamen mit ihren Nachbaren nicht eher ins Gedränge, als bis ſie von ihnen verſchlungen wurden. Durch dieſen freyen Stand, ſo wie durch eine eigenthümliche Religion und Verfaſſung, bekam ihr Charakter und ihr Schickſal einen eigenen ſcharf beſtimmten Umriß, der ihrer ganzen Geſchichte einen leichten faßlichen Anblick giebt. Selbſt Roms Geſchichte hat dieſen beſchränkten, einfachen Umkreis eines einzelnen beſondern Volks, einer einzelnen um ſich greifenden Stadt; auch werden ihre Begebenheiten nicht ehrr verflochten und vielfach, als in der mittlern Zeit, wo ihr geſpaltenes Haupt zwey abgeſonderte Kronen trägt.

Wie ganz anders iſt es in dieſem Betracht mit der Geſchichte und den Völkern Europa's, wo die äuſſerſten Gränzen, wie auf einer Kugel, unaufhörlich in einander greifen! Nordiſche Völker überſtrömen das Land bis ans Mittländiſche und Atlantiſche Meer; eine ſüdliche Religion verpflanzt ihre Mönche bis ans Nordcap. Normänner beſetzen alle Küſten; Araber und Ungarn begegnen einander von Abend und Morgen; Arabiſche Wiſſenſchaft dringt über die Pyrenäen; ein reinerer

Volks-

Volksglaube kommt ihr vom ſchwarzen Meer bis an die Garonne entgegen. Das alles vermiſcht und bekämpft ſich, und keines kann das andere beſiegen. Kein Reich kann ſich mit Nachdruck erheben; denn Vaſallen und Mönche halten alles in Zerrüttung und Ohnmacht. Freyheit ſtreitet mit Knechtſchaft, Handel mit Unſicherheit und Armuth, geſunde Vernunft mit blindem, deſpotiſchem Glauben. Keine Stadt, kein Land, kein Volk iſt hier der Mittelpunct des Ganzen, von welchem alles ausgeht, nach welchem ſich alles bildet und modelt. Mittel und Ende ſind hier in gleich ſtarker, lebendiger Arbeit; das Herz ſchlägt in allen Theilen; ein Polyp voll Leben — ohne Haupt und ohne Glieder. An welchem einfachen Faden will einer dieſen tauſendjährigen Wirrwarr entwickeln? An welche Gegend, an welches Reich, an welche Begebenheiten will er ſich halten? Welches Land oder Volk ſteht hier mit ſeinem Glauben und ſeiner Verfaſſung wie Indier, Perſer und Griechen allein? Wer kann da trennen und ordnen, wo alle Begebenheiten, wie die Zweige einer geflochtenen Laube, auf beyden Seiten in mehrere andere greifen?

Aus dieſer weſentlichen Verſchiedenheit der Aeltern Geſchichte vor der Mittlern ergiebt ſich nun auch der Charakter ihrer einzig wahren und vollkommenen Behandlung. Die Aeltere theilt ſich von ſelbſt in eben ſo viel einzelne Gemählde, als ſie berühmte Völker aufzuweiſen hat: denn ihre wichtigen

tigen Völker stehen nicht neben und gegen einander; sondern sie folgen einander, wie Vater, Sohn und Enkel, in fester, unverrückbarer Ordnung. Sineser und Indier sind früher als Chaldäer und Perser; und diese früher als Griechen und Römer. In der Mittlern hingegen sind die berühmten Völker einander gleichzeitig, eine Anzahl durch Erbschaft und Heyrath verbundener Familien, wovon keine die erste und keine die letzte ist. Hier und da treten merkwürdige Leute auf, hier und da ereignen sich wichtige Veränderungen; doch immer bleiben ihre Begebenheiten ein fortgehendes in einander geschlungnes Ganze, das sich kaum durch Nahmen und Wohnsitze ordnen läßt.

Wäre es nun nicht Unwissenheit oder Einfalt, wenn man von der Mittlern Geschichte, als eine Bedingung ihrer Vollkommenheit, die leichte, gefällige Ansicht der Aeltern fordern wollte? In der Aeltern stehen die berühmten Völker wie eine Reihe einfacher Götterbilder für sich allein da; ihr bestimmter Umriß giebt ihrem Charakter Eigenthümlichkeit und Bedeutung; jedes ein Gott für sich, man ordne die Bilder nach welcher Aehnlichkeit man wolle. Diese Selbstständigkeit und unabhängige Bedeutung hat in der Mittlern Zeit kein einziges Europäisches Volk; keines kann des andern entbehren; sie gehören alle zusammen, und gleichen jener Gruppe des Laokoon und seiner Kinder, die von zwey häßlichen Schlangen umwunden

nun

nur in ihrem ſchmerzhaften Zuſammenhang eine beſtimmte Bedeutung geben. Die beyden giftigen Schlangen, welche die arme Europa mit ihren Kindern umwanden, die ſchwächſten fraßen, die ſtärkern erdrückten, und die Mutter ſo unheilbar tief ins Herz biſſen, ſind die Lehnherrſchaften und das Pabſtthum. Dieſe beyden alten Schlangen waren der gewöhnliche, ja faſt einzige Leitfaden, an welchem die Geſchichte der Mittlern Zeit bisher zergliedert wurde. Der Philoſoph der Geſchichte der Menſchheit hat ſich einen andern gewählt. Laßt uns ſehn, welcher der ſey.

Der erſte Abſchnitt, in der Folge des Ganzen das ſechzehnte Buch, giebt eine Ueberſicht der Europäiſchen Völker überhaupt; als da ſind uralte verdrängte und unterjochte, wie Basken, Galen, Kymren, Finnen, mit ihren Ueberbleibſeln von Liedern, Sprachen und Sagen. Dieſen folgen die verdrängenden Teutſchen, mit ihrer beſſern von den Römern erlernten Kriegskunſt und einer eigenthümlichen Religion. Ihre verlaſſenen Sitze im öſtlichen Europa nehmen die friedlichen Slaven ein, die Handel und Ackerbau lieben. Zu dieſen einheimiſchen Völkern kommen mehrere fremde, als Hunnen, Bulgaren, Avaren, die ſich unter die vorigen verlieren oder wieder zurückgehen; ferner Araber und Türken, die ſich feſter ſetzen, wie auch Juden und Zigeuner. — — Ein kurzer meiſterlicher Grundriß voll Deutlichkeit und Ord-

Ordnung! Dieſes Gedränge und vermiſchte Gewühl von Völkern entſtand aus der natürlichen Lage Europas. Eines wurde von dem andern getrieben; die Stellung, die ſie dadurch im Lande bekamen, beſtimmte ihr künftiges Schickſal. Ihre Kultur erhielten ſie von Griechen und Römern, beſonders aber durch das Chriſtenthum; daher

Im 2ten Abſchnitt vom Urſprung und von der Ausbreitung des Chriſtenthums. Die innere Ordnung iſt in dieſem Abſchnitt eben ſo faßlich und leicht als im vorigen: Was lagen im Chriſtenthum für Keime? und wie haben ſich dieſe in den Morgen- und Abendländern entwickelt? — Der Geiſt des Chriſtenthums war einfach und human; aber er artet bald aus. Seine Gebothe des Mitleids werden Antriebe zur Trägheit; ſeine geduldige Nachſicht verwandelt ſich in blinden Glauben; ſeine Bekenntnißformeln erzeugen Streitigkeiten und Kirchenverſammlungen; die äuſſere Form ſeiner apoſtoliſchen Schriften weckt den Geiſt der Verfälſchung; ſeine beyden äuſſerlichen Gebräuche werden jüdiſche und heydniſche Ceremonien; das mißverſtandene Beyſpiel des Stifters giebt Anlaß zum Einſiedler- und Kloſterleben; und ſeine Ausdrücke von einem Himmelreich auf der Erde werden das Feldgeſchrey unſinniger Schwärmer ohne Zahl.

Wie wirkt nun dies früh ausgeartete Chriſtenthum in den Morgenländern? Von der er-

ſten Gemeine in Jeruſalem geht es mit dem abergläubiſchen Anſehn der Biſchöfe aus, miſcht ſich mit der morgenländiſchen Philoſophie, erzeugt die Lehre des Manes, dringt bis Sina, weckt die alte Lehre des Fo. Neſtorianer thun das meiſte; ſie verbreiten in Aſien Syriſche Gelehrſamkeit, werden die Lehrer der Araber, und kommen bis in die Mungaley. Sie bauen Klöſter und ſetzen Biſchöfe, bringen aber nirgends eine daurende Wirkung hervor; die Völker bleiben, was ſie waren; die alten gelehrten Sprachen werden nach und nach verdrängt; und der Ueberreſt des Chriſtenthums verwandelt ſich in einen todten Gebrauch.

In den Griechiſchen Ländern war ſeine Ausbildung und Wirkung anders, aber nicht beſſer. In Alexandrien verbindet es ſich mit Griechiſcher Philoſophie; dadurch wird es ſpitzfindig und ſtreitſüchtig: ſo wie auf der andern Seite der ägyptiſche Trübſinn ſeine Sittenlehre verderbt. In dieſer neuen Geſtalt zieht es nach Byzanz, wo es den erſten Chriſtenſtaat bildet; einen Tummelplatz aller Laſter und Thorheit. Müßige Prieſter werden beſoldete Reichsſtände, die um ihres Gewinnes willen ſchmeicheln oder betrügen. Ohne Recht und Sittlichkeit geht nun alles durch einander; Verſchnittene herrſchen durch Biſchöfe, und dieſe durch Weiber. Ein Schlund der Ueppigkeit und Wolluſt, worin weder Kunſt noch Wiſſenſchaft gedeihen kann! Ohne Abſicht erhält es einige nütz-

liche

liche Ueberbleibsel des Alterthums; einige benachbarte Wilde bekommen von ihm Sprache und Begriffe; und mit dirsem armseligen Verdienst wird das christliche Schreckbild von den Türken verschlungen.

In den Lateinischen Ländern wird das Christenthum härter und strenger, aber für die Menschheit nicht wohlthätiger. In Rom erhebt es sich durch Blutzeugen; dadurch bekommt es heilige Gräber und eine neue christliche Mythologie. Der Bischof dieser Stadt weiß seine günstige Lage zu nützen; er macht sich unabhängig; verwandelt die griechische Spitzfindigkeit seines Glaubens in äusserliches Gepränge, die Morgenländische Schwärmerey in gebiethende Härte; und mit diesen beyden Schlingen bekehrt und unterjocht er die wilde nordische Welt.

Dieses historische Gemählde vom Ursprung des Christenthums ist so natürlich, scharfsinnig und wahr, daß es den Leser unaufhörlich überrascht. Nichts wird weit her gehohlt; aus den einfachsten Merkmahlen erklärt sich alles von selbst; und doch ist das Ganze gelehrter als es scheint. Der Uebergang von diesem Abschnitt auf den folgenden liegt in der Sache; ja gewissermassen ist der folgende eine Fortsetzung von diesem: denn nothwendig fragt sich, wie das harte Römische Christenthum auf Europa gewirkt habe? Daher handelt

Der 3te Abſchnitt von den Zügen und den neu errichteten Reichen der Teutſchen Völker. Die Weſtgothen finden in Spanien ein gebildetes Land voll chriſtkatholiſcher Biſchöffe; ſie werden rechtglaubig, und damit geht alles in ihnen liegende Gute verlohren. Ihre Könige werden erblich, ihre Biſchöffe Stände, und die edeln Krieger auf ihren zerſtreuten Sitzen träge Tyrannen. Die Araber werfen den grundloſen Bau auf den erſten Stoß über den Haufen. Tapferkeit richtet ihn nach und nach wieder auf; aber nach urſprünglich chriſtlich-teutſcher Weiſe mit Klöſtern, Biſchöffen und Edeln, die noch jetzt dem Könige und dem Volke Kopf und Hände binden.

Hunnen und Heruler können ſich in Italien nicht halten. Oſtgothen ſcheinen ſich unter ihrem vortreflichen König Theoderich zu gründen; aber er ſtirbt ohne Erben. Die Vaſallen werden uneinig; ſie ſind Arianer; der Pabſt haßt ſie, ruft die Griechen, und macht ihrer kurzen Herrſchaft ein trauriges Ende. Nun kommen die Longobarden, theilen das Land unter ihre Großen in 36 Herzogthümer, laſſen ſich rechtglaubig taufen, und beſchenken die Kirche mit Patrimonien. Zwey verderbliche Schritte! Durch den einen ſtifteten ſie die ſchädliche Lehnherrſchaft, und durch den andern machen ſie den Pabſt zum weltlichen Fürſten. Sie zerſtöhren endlich das Exarchat, und dadurch ſich ſelbſt. Der Pabſt ruft die Franken,

und

und dieſe geben Europa einen geiſtlichen und einen weltlichen Kaiſer.

Die Franken verſchlingen Allemannen und Burgunder, und ſtiften, von ihrer ſichern Lage und von ihrer frühzeitigen Rechtgläubigkeit begünſtigt das gröſte chriſtlich teutſche Reich. — Carl macht weite Eroberungen, kann ihnen aber keine Feſtigkeit geben. Seine Nachkommen bekriegen ſich ſelbſt; Biſchöffe und Vaſallen ſperren ſich gegen Gehorſam und Eintracht; ſein groſſes Reich zerfällt, und ſeine Schätze werden den Normännern zur Beute.

Sachſen, Normänner und Dänen ſind früh auf der See rege, und ſtiften nördlich und öſtlich groſſe Reiche. Die Sachſen beſetzen Engsland; die Normänner erobern eine fränkiſche Provinz, erfriſchen das Mönchreiche England mit ihren nordiſchen Tugenden, und geben überhaupt den halb erſchlafften rechtglaubigen Teutſchen eine neue kräftigere Spannung. Die nördlichen Teutſchen plündern die Oſtſee, und widerſtehen dem Chriſtenthum, bis ſie ſich durch Ceremonien feſſeln laſſen. Das eigentliche Teutſchland erbt von den Franken — Biſthümer, Herzoge, Markgrafen und die drückende Kaiſerkrone; kämpft mit den Ungern, übt in ſeinen Städten Handel, Gewerbe und Künſte, und wird mit ſeinen Erfindungen die Schule ſeiner Nachbaren.

Sachen, aber nichts deutlich: Eines Handels, aber nicht warum. O daß ein Mann einen Feind zu seinem Mund einlassen soll, damit er ihm seine Vernunft wegstehlen könne! daß wir fähig sind, mit lauter Freude, Lust, Scherz und Wohlleben uns in Bestien zu verwandeln!

Jago.

Nun, gebt euch zufrieden, ihr seyd wieder ganz wohl: Wie habt ihr euch sobald wieder erholt?

Cassio.

Der Teufel der Trunkenheit hat dem Teufel des Zorns Plaz gemacht; eine Unvollkommenheit zeigt mir eine andre -- o wie herzlich veracht' ich mich selber!

Jago.

Kommt, ihr seyd ein allzustrenger Moralist. In Betrachtung der Zeit, des Orts und der gegenwärtigen Umstände dieses Lands möcht' ich selbst von Herzen wünschen, es wäre nicht begegnet; aber da es nun einmal so ist wie es ist, so ergebt euch darein, und denkt darauf, wie ihr's wieder gut machen wollt.

Cassio.

Gesezt, ich geh, und bitt' ihn wieder um meine Stelle, so wird er mir sagen, ich sey ein Trunkenbold -- Hätte ich so viele Mäuler als die Hydra, eine solche Antwort würde sie mir alle stopfen. Izt ein vernünftiger Mensch seyn, bald darauf ein Narr, und dann plözlich gar ein

Ein eigner Vorzug dieses Abschnitts ist die ungezwungene Verbindung, in welcher die Völker nach Ort- und Zeitfolge vorgeführt werden; eine Ordnung, die besonders in unsern Kompendien Nachahmung verdiente: denn in den meisten gleichen diese Völkerzüge einem verwachsenen Walde, wo man den Hauptweg von den Nebenpfaden nur mit Mühe unterscheiden kann. Die wandernden Teutschen sind ziehende Horden, und als solche lassen sie sich in ihren neuen Wohnungen nieder; das ziehende Heer lagert sich, mit seinen Abtheilungen von Ober- und Unterbefehlshabern, in Städte und Dörfer, als in sein bleibendes Eigenthum. Aus dieser rohen Einrichtung entspringen in der Folge allerley Mißhelligkeiten, die den Staat in ohnmächtige Verwirrung setzen. Das Volk kann diese Uebel nicht bezwingen, weil sie durch das göttliche Recht der Kirche geheiligt und befestiget werden. Ein Uebel hilft dem andern auf; daher handelt nun

Der 4te Abschnitt von der Entstehung und Wirkung der Römischen Hierarchie. Wie kam der Römische Bischof zu seiner Macht? Er wohnte in der Hauptstadt der westlichen Welt; verlohr zur rechten Zeit seinen nahen Oberherrn; folgte einem einzigen festen System, das er Rechtgläubigkeit nannte, und hatte mit rohen Wilden zu thun, denen er an Staatskunst weit überlegen war, weil er ihnen durch seine Bothen die ersten

Begriffe

Begriffe gab. Dieſe Vortheile benutzte er wie ein Kluger; beſchäfftigte die unwiſſenden Kinder mit Puppen und Lichterchen, ſchreckte die Furchtſamen, ſchmeichelte den Trotzigen. Er fehlte auch; aber er geſtand ſeine Fehler und Uebereilungen niemans den ein. Seine Seelengewalt reichte bis über das Grab. Wer in ſeinem Glaubensnetz einmahl gefangen oder gebohren war, der mußte gehorchen; gegen die Widerſpenſtigen gebrauchte er was helfen wollte, Liſt, Betrug, Meineid oder Schwerdt. Seine Prieſter waren ſein eigen mit Leib und Seele; auſſer ſeinem irdiſchen Himmelreich gab es für dieſe Abgeſchiednen kein Heil. Sie waren die Pfeiler ſeines heiligen Stuhls, und hoben ihn höher als irgend eine königliche Schenkung oder ein kaiſerliches Diplom. Wer war aber auch der Anführer dieſes fürchterlichen Heers? Nie ein Schwacher oder Blödſinniger, nie ein Knabe oder Jüngling; ſein Haupt war ſtets ein geübter Mann oder erfahrner Greis.

Wie viel Gutes hätte dieſer kluge Gewaltige nicht wirken können. Aber was hat er gewirkt? Er ließ Mitleiden predigen und einige Chriſtenſklaven loskaufen; dagegen half er den Vaſallen das Volk unterdrücken, und verfolgte die Irrglaubigen mit Feuer und Schwerdt. Er ließ Klöſter bauen, welche die Pilgrime beherbergten und einzelne wüſte Felder urbar machten; damit führte er aber auch den ſchädlichſten Müßiggang

ein, und entvölkerte durch eheloſes Leben die Länder. Er ließ durch ſeine Machtſprüche hier und da Friede gebieten, da er doch durch ſeine eigenen Rechte und Diener die Staaten mit innerer Zwietracht erfüllte. Er verband die abgetrennten Länder und Reiche durch den verſtümmelten Baſtart ſeiner abgeſtorbenen Sprache; dadurch verdrückte er die beſſern einheimiſchen, und raubte den Völkern mit ihren alten Liedern und Sagen allen eigenthümlichen Geiſt. Wenn er endlich die europäiſchen Völker durch Geldſtrafen, Ketzerjagden und treuloſe Staatshändel mit einander in Bekanntſchaft ſetzte, ſo ſchickte er ſie auch unter einer gemeinſchaftlichen Kreuzesfahne zum heiligen Grabe.

So verliert ſich ſein weniges Gute im Böſen, wie ſeine Tiber im Meer. Er und ſeine Leibeigenen ſind, unter dem Nahmen der Kirche, Alles in Allem; die Staaten und Völker ſind bloß ihre Werkzeuge und Diener. Kaiſer und Könige empfangen ihre Kronen von der Kirche, und werden dadurch ihre Schirmvögte und Geſchäftsträger. Die Kirche iſt früher als der Staat; ſie geht ihm in allen Dingen vor; ſie umgiebt und durchdringt ihn wie die Luft. Wo irgend was Weltliches geſchieht; wo geſtritten, gehandelt, geſpielt wird, iſt ſie mit ihren frommen Formeln und Zeichen dabey. Alles Gewerbe und Recht, alle Wiſſenſchaft und Kunſt ſind in ihrer faulen habgierigen Hand; das übrige, was ſie fahren läßt oder nicht faſſen

kann,

kann, ergreift die ſchwere, raubſüchtige Fauſt des Adels. Aus dieſer zwiefachen Adlerkralle iſt nicht zu entkommen; was ſich erhalten und regen will, muß ſich verbinden. Städte, Zünfte und Handelsvereine ziehen ſich wehrend zuſammen; ihr Widerſtand iſt anfangs ſchüchtern und ſchwach; aber er wächſt in der Stille, und ein glücklicher Stoß von auſſen erhebt ihn bald zu einer trotzenden Macht.

Antriebe zur Thätigkeit, zum Handel und Gewerbe fanden ſich in Europas natürlicher Lage und Geſtalt; die vielen Meere, Seen und Ströme, womit es umgeben, durchflochten und an die beyden reichen Alten Welttheile zum leichtern Verkehr gleichſam angebunden iſt, ließen ſeine Bewohner keine ewigen Knechte bleiben. Dürftig, behülflich und friſch macht Europa ſeine Kinder rüſtig und frey; aber die geiſtlichen Feſſeln jener Zeit waren für ſeine eignen Kräfte zu ſtark. Fremde Begriffe hatten es unterjocht, und fremde Begriffe mußten es auch wieder befreyen.

Wo bekam es dieſe neuen fremden Begriffe nun her? Von zwey verſchiedenen Seiten; aus der arabiſchen Halbinſel und von der Küſte des ſchwarzen Meeres. Thätigkeit von innen, Wiſſenſchaft aus Arabien, eine reinere Sittenlehre aus Bulgarien: dieſe drey Kräfte halfen dem unterdrückten Europa wieder auf. Aus Arabien kam der Hauptſtoß, der die übrigen erweckte und beförderte; daher betrachtet der Philoſoph der Geſchichte dieſen zuerſt.

Das Khalifat fuhr auf wie der Blitz, gab seinem Verwandten, dem christlichen Kapitol, einen verderblichen Schlag, und schwand eben so schnell wieder hinweg, nachdem es den Menschengeist in allen Wurzeln und Keimen erschüttert hatte. Es erhob sich mit dem Pabstthum zu gleicher Zeit auf einerley Höhe; hatte mit ihm einerley geistlich-weltlichen despotischen Geist; und doch waren beyde in ihren Wirkungen so verschieden. Eines gegen das andere gestellt, und beyde in ihren Anlagen, Mitteln und Wirkungen mit einander verglichen, ist für einen denkenden Geist das interessanteste Schauspiel, das man ihm geben kann; und in dieser Absicht geht der Verfasser von der Römischen Hierarchie, ohne einen neuen Abschnitt zu machen, sogleich auf das Arabische Khalifat über. Seine Geschichte, seine innere Verfassung und seine Wirkung auf die Menschheit theilen auch hier, wie bey der Entwickelung des Pabstthums, die Folge der Gedanken in die bequemste, natürlichste Ordnung.

Arabien lag dem östlichen und südlichen Handel in der Mitte; dadurch bekamen seine freyen ziehenden Völker frühzeitig Begriffe und eine reiche gebildete Sprache. Juden- und Christenthum gaben der gewurzelten Pflanze neue Nahrung; und nun fehlte es bloß an einer künstlichen Hand, die sie versetzte und groß zog. Mohamed, durch besondere Anlagen und Umstände

ge-

gewekt, giebt dem Geiſte ſeines Volks eine beſtimmtere Richtung, und wird damit ſein Prophet und Feldherr. Er ſtirbt; aber ſein Volk geht, mit Glauben an ihn, auf der angewieſenen Laufbahn fort, dringt bis nach Indien, geht über den Nil und Atlas, erobert Spanien, nimmt ſeinen Hauptſitz in Bagdad, zerfällt in drey einzelne Reiche, und verliert ſich zulezt unter Türken, Perſer und Mogulen.

Woher dieſer ſchnelle Verfall? Aus der innern Verfaſſung. Der ſtürmiſche Geiſt des Volks verraucht; durch Siege wird es reich, durch Reichthum üppig und ſchlaff. Die Fürſten verſinken in Wolluſt; Weſſire treten an ihre Stelle, und türkiſche Söldner werden als Leibwache die Gebiether des Throns. Frommer Glaube an einen entfernten Khalifen iſt das einzige ſchwache Band, wodurch das ungeheure Reich ſeine mißhelligen Glieder zuſammen hält. Familienzwiſte der Fürſten zerreiſſen auch dieſes; und nun fällt der lockere Bau in ſeine alten Bruchſtücke wieder zurück.

Vergänglich war die Blüthe dieſes Volks, aber groß und dauernd ſeine Wirkung. Der arabiſche Handel umfaßte beynahe die ganze alte Welt. Aus dem innern Africa hohlen ſie Gold; aus Sina Schießpulver, Brandtwein, Porcellän und Thee. Vom Ganges bis an die Pyrenäen, von der Küſte der Kaffern bis an die Oſtſee reyt ſich

ihr

ihr betriebsamer Verkehr. Ihre Religion verbreitet sich weiter als das ältere Christenthum; auch hat sie manches Gute; sie erhebt die rohen Völker vom groben Götzendienst zu einem vernünftigern Glauben und einer gesittetern Lebensart; schädlich aber wird sie ihnen durch Vielweiberey und despotischen Geist. Durch den Koran wird ihre Sprache in der schönsten Blüthe der Fittig ihres Glaubens, die Seele ihres Handels, das allgemeine Band ihres weitverbreiteten Staats. Was Wunder, wenn eine solche Sprache bey einem siegreichen Volke den Geist der Wissenschaften weckt? Ihre Dichtkunst bildet das Mährchen, wird die Mutter der Persischen, begeistert die Provenzalen, und wirckt von einem Lande zum andern bis auf die teutschen Minnesinger hinab. Ihre Philosophie entspinnt sich an dem Koran; bekommt durch den übersetzten Aristoteles eine wissenschaftliche Form, und wird damit die Bildnerin aller christlichen Schulen. Sie bearbeiten Geographie und Mathematik, verfertigen Himmelscharten und astronomische Tafeln, schreiben darüber unzählige Bücher, und verbreiten diese Kenntnisse bis nach Sina und in die Tartarey. Algebra und Chemie empfangen von ihnen sogar den Nahmen; Anatomie ist ihnen verbothen, und darum treiben sie die mineralische Scheidekunst mit vorzüglichem Fleiß.

In allen reichen Städten ihres großen Gebiethes finden diese Wissenschaften Schutz; eine Reihe gelehrter Schulen treten wetteifernd aus ihnen hervor. Nahe an den europäischen Küsten zieht dieser ungewohnte Schimmer herauf, vom Euphrat bis an den Tago erfüllt er die Mitte der Erde mit Glanz: und das finstre christliche Land, das in Süden und Westen mit arabischen Reichen handelt und kämpft, sollte an der hervorbrechenden Morgenröthe nicht Theil nehmen? Europa, die Weitsehende, die in ihrem dunkeln Kerker nach Licht und Freyheit schmachtet, sollte schlafen, wenn der Tag der Hülf' erscheint? Nein, sie erwacht, rüttelt ihre Ketten und springt auf, daß den Wächtern das Herz im Leib' erbebt. Sie ringt mit ihren Fesseln, thut in der Dämmerung einen glücklichen Schlag, der Kerker springt auf; sie fühlt ihre Stärke und reißt mit Herzhaftigkeit endlich sich loß. Ein langer mühsamer Kampf, der ihr viel Kraft und manchen schweren Seufzer gekostet hat! — Aber wie kam es, daß sie gewann? Wer hat ihr geholfen? durch welche Mittel und Anstalten erhielt sie den Sieg? Fremde Stimmen riefen sie wach; aber nur ihr eigner kräftiger Geist konnte ihr helfen. Aus was für Keimen brach er hervor, dieser wirksame Geist? Durch was für Umstände und Begebenheiten ward er gestärckt? und wie kam er endlich zu der schöpferischen Macht, durch die er den Völkern der Erde eine so vielfach neue Gestalt gab? Mit der Beantwortung dieser Fragen beschäftigt sich Der

Der 5te Abſchnitt oder im Zuſammenhang des Ganzen das zwanzigſte Buch, worin nun die verſchiedenen Urſachen entwickelt werden, durch deren vereinten Antrieb das unterdruckte Europa nach und nach wieder frey wird. Handel, Ritterweſen, Kreuzzüge und eine freyere Bearbeitung der Vernunft waren die wirkſamſten; ſie ſetzten die Völker in eine innere Bewegung, aus der, bey Gelegenheit, nothwendig die wichtigſten Veränderungen entſpringen mußten.

Der Handelsgeiſt regte ſich am frühſten, da er in Europens Buchten und Strömen die bequemſte Wohnung fand. Schon in den älteſten Zeiten gieng der nördliche Bernſtein über den weſtlichen Ocean, oder durch die Mitte des Landes über den Adriatiſchen Buſen; ſo wie ſich der Hauptverkehr zwiſchen Süden und Norden über das Schwarze zum Baltiſchen Meere zog. Hier wohnen ſpäter hin die betriebſamen Slaven, die alle nördliche Küſten in Thätigkeit ſetzen. Raubgierige Teutſche zerſtöhren ihren Handel, treten aber bald an ihre Stelle, und ſtiften unter ihren Handelsſtädten einen brüderlichen Verein, der ſich gegen Fauſt- und Lehnrecht wehrt, und endlich ein mächtiger Staatsbund wird. So kämpft der nordiſche Handel mit einer Menge Beſchwerden; daher kommt ihm der ſüdliche eine Zeitlang zuvor. Das kluge Venedig verträgt ſich mit Griechen und Arabern; erweckt durch ſeinen Reichthum eine all-

gemeine Begierde nach morgenländiſchen Schätzen; hat bey den Kreuzzügen den größten Gewinn; wird die Königin des Archipelagus, und herrſcht, bis ihr Portugieſen und Türken die fremde Krone wieder abnehmen. Mit ihr buhlt Genua um Vortheil und Rang: ſie gebiethet im Mittländiſchen Meer, und handelt über den Helleſpont bis in die Tartarey. Amalfi, Piſa, Florenz, die Küſten von Frankreich und Spanien nehmen an dieſem Handel mit Wetteifer Theil. Italien wird reich, die Städte erheben ſich; Feldbau und Künſte gewinnen Raum; Begriffe und Erfindungen nehmen zu. Der ſchnelle Reichthum erzeugt in Italien Ueppigkeit und verderblichen Zwiſt; für Europa aber trägt er — Frucht; denn mitten im Lande wirkt

der kriegeriſche Rittergeiſt der Ueppigkeit geradezu entgegen, indem er mäßige und biedere Geſinnungen in Umlauf bringt. Die erſte Anlage des Ritterthums iſt roh; die Ritter entſpringen aus den Reutern des Kriegsheers, lernen ihre Kunſt zunftmäßig, und ſind die nächſten Begleiter des Feldherrn. Dieſer Urſprung beſtimmt die Hauptzüge ihres Characters. Treu gegen den Herrn und höflich gegen die Frau, tummeln die Ritter ihr Roß, werfen ihre Lanze, ſchwingen ihr Schwerdt, bethen im Fall der Noth ihr kurzes Brevier; weiter aber lernen ſie nichts. Zwey beſondere Urſachen treffen aus Süden und Norden zuſammen, die der rohen Anlage

Vieh -- Ein jedes Glas das man zuviel trinkt iſt verflucht, und das Ingrediens davon iſt ein Teufel.

Jago.

Kommt, kommt, guter Wein iſt ein guter Spiritus familiaris, wenn man mit ihm umzugehen weiß: Keine Declamationen mehr dagegen! -- Mein lieber Lieutenant, ich hoffe doch, ihr glaubt, daß ich euer Freund bin.

Caſſio.

Ihr habt mir Proben davon gegeben, mein Herr -- Ich, betrunken! --

Jago.

Das iſt etwas, das euch und einem jeden andern ehrlichen Mann in der Welt einmal begegnen kan -- Ich will euch ſagen, was ihr thun ſolltet. Unſers Generals Frau iſt izt der General. Ich kan mich dieſes Ausdruks bedienen, weil er ſich ganz und gar der Beſchauung, Betrachtung und Beherzigung ihrer Vollkommenheiten und Schönheiten gewidmet und überlaſſen zu haben ſcheint. Macht ihr ein freymüthiges Geſtändniß euers Fehlers, und laßt nicht ab, bis ſie euch verſpricht euch wieder zu euerm Plaz zu helfen. Sie iſt von einer ſo großmüthigen, ſo gütigen, ſo menſchenfreundlichen Gemüths-Art, daß ſie es für einen Mangel an Güte hielte, nicht noch mehr zu thun als man von ihr begehrt. Bittet ſie, dieſes zerbrochne Band zwiſchen euch und ihrem Manne wieder zuſammen zu löthen --

und

lage des Ritterthums Geist und Ausbildung gegeben: durch die feurigen Araber wird es gewandt, höflich und munter; und von den romantischen Normännern empfängt es Wahrheit, Ordnung und Zucht. Der freye Araber wird zum irrenden Ritter gebohren. Roß und Schwerdt sind sein Reichthum, die unbefleckte Ehre seines Stamms sein Ruhm und Stolz. Unter seinem wandernden Zelte findet er hier einen Feind und dort ein Abenteuer der Liebe. Er beseufzet die Abwesenheit der Geliebten in zärtlichen Liedern: oder kämpft vor ihren Augen, und nimmt von ihren Händen den belohnenden Dank. Das alles geht in Spanien in das christliche Ritterthum über; denn da entstehen christliche Wettkämpfe vor den Augen der Damen; da entspringt der erste Funke christlicher Poesie. Da bildet sich ein Hof der Liebe und eine fröhliche Wissenschaft; da entquillt ein Strom lebendiger Begriffe und Gefühle, der sich durch Romanzen und Lieder über halb Europa ergießt. Die starkmüthigen Normänner kommen dazu, mischen den leichten südlichen Geist mit einheimischen Sagen, verbinden das arabische Spielwerk mit nordischen Tugenden, und werden damit die Zucht- und Lehrmeister der rohen Bewohner der Burgen und Schlösser. Nirgends findet dies fremdartige Wesen mehr Nahrung als in Frankreich, das durch den Zwist der Karlinger viel kleine Herren bekam. Da ziehen die Ritter von einem kleinen Hofe zum andern, da leben die Sagen

von

von Karln und seinen Thaten, da haben die Normänner ein eignes glänzendes Reich, da ist die Nazion zum Heldenthum, wie zur Kurzweil gestimmt. Alle Begriffe und Sagen der Zeit fließen hier in einander, und gehen neugestaltet von da wieder aus; und als die Kreuzzüge das lustige Spiel in traurigen Ernst verkehrten, gingen auch die Ritter dieses Landes als die Helden der Christenheit voran, und stiegen in Jerusalem und Byzanz, so wie vorher in England, auf einen erbeuteten Thron.

Die Kreuzzüge sind des Ritterthums Gipfel; sie nehmen ihm durch Erweiterung der Begriffe seinen alten fröhlichen Geist; beugen durch einen neuen Wappen- und Briefadel seinen heroischen Stolz, und brechen durch den wachsenden Reichthum der Städte ihm endlich das Herz. Das war aber auch die einzige allgemein wichtige Wirkung dieser unvernünftigen Kreuzfahrten: denn was konnten und sollten acht einzelne Heereszüge aus den verschiedensten Ländern in einem zweyhundertjährigen Zeitraum wohl sonderliches wirken? Der erste stiftet in einem wüsten Lande ein kraftloses Königreich, das die sieben folgenden weder erhalten noch wieder gewinnen können. Sie wecken keinen Handel, da sie selbst gewissermaßen eine Folge des morgenländischen Handels sind. Sie bereichern die Seestädte; aber nicht mit fremden, sondern mit einheimischen Schätzen. Sie öffnen

den Türken Europa, und hemmen dadurch seinen Verkehr anstatt ihn zu erweitern. Sie stiften geistliche Ritterorden, die ausser Palästina niemans den Vortheil bringen, in christlicher Wuth die Küsten des Baltischen Meers verwüsten, und ohne gemeinnützigen Zweck noch jetzt von geschenkten Kapitalien zehren. Künste und Wissenschaften erwachen; Städte, Gemeinden und Ackerleute werden frey; aber wodurch? Am allerwenigsten durch die Kreuzzüge. Diese wirken nirgends besser als jeder andre wilde Krieg: sie fressen Menschen; zeigen den Völkern ihre gegenseitige Stärke und Schwäche; befördern hier und da die Kenntniß der Länder; machen eine Gegend arm, und die andere mit übereilter Fülle zu ihrem Schaden reich. Nicht durch Auswanderung, Schwärmerey und Mord, sondern durch Bevölkerung, Fleiß und

Uebung der thätigen Vernunft stand das unterdrückte Europa allmählig wieder auf. Mangel an Unterricht, blinder Glaube, weltliches Herkommen und kanonisches Recht waren die Fesseln der Finsterniß, welche die menschliche Vernunft gefangen hielten. Volksunterricht brachte die morgenländische Lehre des Manes. Von den Asiatischen Bischöffen als Ketzerey verfolgt, flieht sie in die Armenischen und Tibetanischen Gebirge. Sie scheint unterdrückt: aber wie ein Stern in der Nacht bricht sie in den dunkelsten Zeiten aus der Bulgarey wieder hervor; sendet ihre Bothen

im Stillen durch die Länder, verwirft alle Ceremonien, und prediget von häuslicher Tugend und Glückseligkeit. Sie gewinnt Leute von allerley Stand und Geschlecht, besonders im südlichen Frankreich; übersetzt das N. T. ins Provenzalische, und wird die erste Lehrerin des Volks in seiner eignen Landessprache. Mit wüthiger Grausamkeit wird sie verfolgt; aber sie breitet sich fort und wird der Zunder, an welchem die spätere Reformazion in allen Ländern der Christenheit Feuer fängt.

Eben so wohlthätig wirkt die scholastische Philosophie gegen angewöhnten blinden Glauben, indem sie durch ihre Disputierkunst den Geist der Untersuchung weckt. Wortkampf wird die Schule der Wahrheit; die Reformazion selbst geht von ihm aus. Eine Reihe scharfsinniger Männer, die in Paris als Meister dieser Kunst auftreten, üben den menschlichen Verstand im Trennen, Unterscheiden und Ordnen der verwirrten christlichen Begriffe; und der Arabische Aristoteles dient in diesem wilden Chaos zum Leuchtthurm. Arabische Wissenschaft erregt besonders die Begierde nach geheimer Weisheit; man sucht am Himmel die Offenbarung der Zukunft, auf der Erde den Stein der Weisen und das Elixier der Unsterblichkeit. Hohe und Niedrige gehen diesem Irrwisch nach, und bereichern durch ihre Abwege den forschenden Geist mit nützlicher Erfahrung. Nothwendig mußten diese jugendlichen Uebungen der menschlichen Ver-

unft mit der Zeit Wehr und Waffe gegen den geiſtlichen und weltlichen Deſpotismus werden; aber das brauchte Weile. Die Wiſſenſchaft der Rechte war ein ſcharfes Schwerdt, das dem zweyköpfigen gefräßigen Ungeheuer ſchneller zu Leibe gieng; und da es faſt immer von einer mächtigen Hand geführet wurde, ſo ſchlug es tiefere Wunden als Dialektik oder Moral.

So viel regſame Kräfte konnten nicht lange ohne ſichtbare Wirkung bleiben; ſie mußten ſich verbinden, ſie mußten Geſtalt und Ordnung gewinnen, und dadurch Einrichtungen bilden, die als eigne für ſich beſtehende Pflanzen neue friſche Knospen trugen. Welches waren nun die wichtigſten Anſtalten und Entdeckungen die aus dieſer allgemeinen Regſamkeit in Europa hervor kamen? Die Städte werden Bollwerke gegen eindringende Barbaren, Treibhäuſer des Fleißes, Magazine der Kunſt, ſtehende Heerlager gegen Gewaltſamkeit und Tyranney. Aus handelnden Städten entſteht der brüderliche Freyſtaat, der mit ſeinem Verkehr alle Länder umfaßt, und, mehr als Roms Glaube oder Sprache, Europens Völker und Reiche zu einem Gemeinweſen macht. Die Zünfte gewöhnen eine rohe Jugend durch regelmäßiges Erlernen an Ordnung und Zucht, und vervollkommnen die Künſte, indem ſie dieſelben durch Trennen und Vereinzeln erleichtern. Die ſinnreichſten Erfindungen gehen aus ihnen hervor,

und

und durch sie wird Europa die Verarbeiterin aller Erzeugnisse der Welt. Die Universitäten sind Eckſteine gegen die despotiſchen Meinungen und Ausſprüche der Kirche; ſtehen den Fürſten gegen den Pabſt bey; beugen als Gemeinweſen den rohen Stolz des Adels, und bilden einen eignen gelehrten Stand, der ſich neben dem Klerus in weltliche Ehrenſtellen drängt.

Aus dieſer neuen wohlgeordneten Einrichtung des bürgerlichen, künſtlichen und gelehrten Weſens entſprungen eine Menge Erfindungen, welche in der Folge die Quellen und Triebe aller wichtigen Begebenheiten werden. Die Magnetnadel gewinnt den Europäern die Welt; das Glas macht gränzenloſe Entdeckungen; das Schießpulver erhebt Klugheit über Stärke und ſchränkt den Krieg ein. Papier, Ziffern, Noten, Uhren, Oehlmahlerey, und die Vorſpiele der Buchdruckerey in Holzſchnitten, treten als ſchwangere Knoſpen hervor, die bey einer wärmern Sonne Blüthen und Früchte treiben.

Welch eine Menge von Urſachen und Folgen, Begebenheiten und Wirkungen, die ſich in dem kleinen Europa ſo widerwärtig zuſammen drängen! Keine Triebfeder wirkt frey, keine Anlage entwikkelt ſich einfach. Alle Erfindungen und Gedanken der alten Welt ſtoßen in dem engen Raum gegen einander; alles befaamet und bekämpft ſich; aber das rüſtige Land verbindet und verarbeitet alles,

was es mit seinen ausgereckten Armen, den Meeren und Strömen, umfassen kann. Eine harte Rinde, welche die flüchtigen Lebensgeister des gährenden Keims zusammen hält, ist für eine solche Pflanze ein wohlthätiges Band: sie zerspringt, wenn die innern Kräfte reif sind; so lange sie aber noch keimen, schützt sie dieselben vor jeder drohenden Gefahr. Hat der Römische Glaube mit seinen schrecklichen Gesetzen und Lehren für Europa irgend ein Verdienst, so ist es kein anderes als dieses. Er war die harte Schale eines Straußen-Eys, das von der Mutter verlassen in der Wüste liegt, und nur durch ein eisernes Band dem Verderben entrinnen mag. Hätte sich in Europens frühern Zeiten irgend ein Reich mit dauernder Stärke über das andere erhoben, so wäre Europa niemahls geworden, was es ist. Allgemeiner Druck hielt seine arbeitenden Kräfte zusammen; sie umschlangen und verwebten sich in der keimenden Geburt, und nur ein allgemeiner Tod kann ihre lebendige Verbindung wieder zerreissen. Soll sich nun Europa über ihr Schicksal beklagen? Soll sie trauern, daß sie ihre Kinder in Noth und Mühseligkeit groß zog? Was sich leicht erhebt, geht leicht unter; aber Arbeit und Druck sind dauernde Pfeiler des Glücks, wie der erste Stifter des mächtigen Roms zu seinem einzigen Sohn sprach: *)

Tugend lerne von mir mein Sohn, und mühsame Arbeit;
Nach dem leichten Glück siehe bey andern dich um.

*) Liv. 12, 435.

L.

VI.

Romantiſche Geſchichte des Cid.

Vorbericht.

Unter allen den Helden und Rittern, die ſich in dem großen Zeitraum zwiſchen dem achten und funfzehenten Jahrhundert, den man das heroiſche und poetiſche oder, wenn man lieber will, das romaniſche Zeitalter der Spanier nennen kann, iſt keiner von den Kaſtilianiſchen Romanzendichtern mehr beſungen worden, als der biderbe und unüberwindliche Ritter Don Rodrigo oder Ruy Diaz de Bivar, ſeiner Heldenthaten wegen von den Kaſtilianern *el Campeador* und von den Mauren der Cid zubenannt, unter welchem Nahmen er durch die berühmte Tragödie des Peter Corneille, ſo weit als die franzöſiſche Sprache reicht, bekannt worden iſt. Dieſer Ruy Diaz, ein Sohn des Don Diego Laynez, eines ebenfalls berühmten Kriegers ſeiner Zeit, aus einem der edleſten Geſchlechter in Kaſtilien, lebte unter den Königen Don Sancho II. und Don Alphonſo IV. in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts. Auſſer einer unendlichen Menge von Romanzen, in altkaſtilianiſcher Sprache, welche die verſchiedenen Thaten, Abenteuer und Leiden des Cid und ſeiner geliebten Chimene beſingen, hat die ſpaniſche Litteratur eine Art von epiſchem-Gedichte aufzuweiſen, wovon er der Held

iſt, und welches unter dem Titel: Los famoſos y heroicos hechos del invincible Cavallero el Cid Ruy Diaz de Bivar von Don Diego Ximenes de Aillon, einem Kriegsoffizier unter den Befehlen des berüchtigten Herzogs von Alba, im Jahre 1568. bekannt gemacht wurde, welches aber, nach dem Urtheil derer, die es geleſen haben, mehr den Nahmen einer langweiligen verſificierten Chronik als eines Heldengedichtes verdient.

Unſtreitig machen die alten Romanzen oder hereiſchen Volkslieder der Kaſtilianer den ſchönſten und intereſſanteſten Theil ihrer poetiſchen Litteratur aus, — und es wäre ſehr zu wünſchen, daß ein Dichter, vom Geiſte der Herderſchen Volkslieder angeweht, uns mit einer poetiſchen Ueberſetzung der ſämtlichen Romanzen, welche den Cid und ſeine Chimene zum Gegenſtand haben, beſchenken möchte, in welcher ſo wenig als möglich von der ſublimen Einfalt, geiſtvollen Energie, und herzſtehlenden Naivität, Zartheit und Wärme der Originale verlohren gienge. Bis dahin mögen gegenwärtige unvollkommene Schattenriſſe wenigſtens zur Rechtfertigung meines Wunſches dienen! Sie ſind nach einem Auszuge kopiert, welchen einer der geſchickteſten Mitarbeiter an der franzöſiſchen Bibliotheque Univerſelle des Romans im Julius des Jahres 1783 aus einer Sammlung gezogen hat, die unter dem Titel, Romancera Hiſtoria del muy valeroſo Don Rodrigo,

de Bivar, el bravo Cid Campeador, recopilado por Juan de Escobar, im vorigen Jahrhundert, ohne Jahrzahl, in kleinem Format und Druck zu Madrid herausgekommen ist.

I.

Nie sah die Sonne einen traurigern Mann als Don Diego. Tag und Nacht dachte er an die Schmach seines Hauses. Reich, geehrt und alt war das Haus der Laignez; selbst die Ignigos und Abarkas reichten nicht an sie. Ach! Diego's Kraft glich nicht mehr der Stärke seiner Gefühle; er sahe, wie das Alter seine Schritte zum Grabe beschleunigte und ihm alle Hoffnung zur Rache benahm; wie sein Feind Gormaz sich brüstete, ohne daß es jemand wagte, sich ihm in den Weg zu stellen. Der Schlaf flieht die Augen des Alten, die Eßlust verschwindet, sein Blick ist auf die Erde geheftet, er kömmt nicht mehr über die Schwelle seines Hauses. Seine Freunde wollen ihn trösten, aber Stillschweigen ist seine Antwort; denn er fürchtet, der Athem eines entehrten Mannes möchte ihre Ehre beflecken.

Endlich da er die Last dieser peinigenden Gedanken nicht länger zu tragen vermag, läßt er seine Söhne rufen. Ohne ihnen ein Wort zu sagen, faßt er einen nach dem andern an, und bindet ihm die Hände mit starken Stricken zusammen. Sie

und ich will alles was ich habe gegen eine Steknadel ſezen, eure Freundſchaft wird ſtärker werden als ſie je geweſen iſt.

Caſſio.

Euer Rath iſt gut.

Jago.

Er iſt wenigſtens gut gemeynt, und kommt aus einem aufrichtigen und freundſchaftlichen Herzen.

Caſſio.

Davon bin ich überzeuget; ich will es nicht länger als bis morgen früh anſtehen laſſen, die tugendhafte Desdemona um ihr Vorwort zu bitten; ich bin gänzlich verlohren, wenn ich auf eine ſo ſchimpfliche Art von hier gejagt werde.

Jago.

Ihr habt recht; gute Nacht, Lieutenant; ich muß zur Wache ſehen.

Caſſio.

Gute Nacht, redlicher Jago --

[Er geht ab.]

laſſen es duldend geſchehen, und flehen ihn nur mit thränenden Augen um Erbarmung an.

Schon ſchwand die Hoffnung die er ſich gemacht hatte, als er, wie er nun auch Rodrigo, ſeinen jüngſten, binden wollte, bey dieſem fand, was er ihm nicht zugetraut hatte. Mit Augen, die von Grimme, wie die Augen eines Tigers, funkelten, trat der Jüngling zurück, und ſagte dem Alten trozig: Ihr vergeßt daß ihr mich zum Edelmann gemacht habt; aber ich erinnere mich in dieſem Augenblicke, daß Ihr es ſeyd, dem ich dieſen Vorzug ſchuldig bin; ſonſt ſollte mir dieſer ausgeſtreckte Arm ſtatt eines Dolches dienen, um mir Genugthuung für dieſe Schmach mit dem Blute eures Herzens zu verſchaffen.

Freudenthränen glänzten in den Augen des Greiſes. Ja, du biſt mein Sohn! rief er: dein Zorn giebt mir die verlohrne Ruhe wieder, und dieſer edle Unwille bezaubert alle meine Schmerzen! Nicht ich, mein Kind, ſondern der ſchändliche Räuber unſrer Ehre erfahre die Kraft deines Arms! Wo iſt er? rief Rodrigo, und eilte ihn aufzuſuchen, ohne daß er ſeinem Vater Zeit ließ, ihm ſein Abenteuer mit Gormaz zu erzählen.

2.

Rodrigo ſinkt in tiefes Nachdenken. Wird er auch, ſo jung als er noch iſt, vermögend ſeyn die die Ehre ſeines Hauſes zu rächen? An einem Feinde zu rächen, der mehr als tauſend Freunde in

Aſtu-

Aſturiens Gebirgen zählt? an dem mächtigen Graſen von Gormaz, deſſen Stimme im Rathe des Königs entſcheidet, dem im Felde kein Heerführer an Klugheit, kein Kämpfer an Tapferkeit gleicht!

Aber dieſer Gormaz kränkte die Ehre ſeines Vaters! Was kümmert ihn alles Uebrige? Vom Himmel Gerechtigkeit, von der Erde einen kleinen Raum zum Kampfe, von ſeinem eignen Ehrgefühl eine Stärke über ſein Alter — dieß iſt alles was er verlangt. Was kümmert ihn ſeine Jugend? Ein Kind von edler Art wird mit dieſem hohen Gefühl gebohren, und weiß ſchon für die Ehre zu ſterben, da es kaum zu leben angefangen hat.

Er eilt, aus der Rüſt-Kammer ein altes Schwerdt zu hohlen, das ehedem der tapfere Baſtard Mudarra führte. Zwar iſt es ſehr alt, und ganz mit Roſte bedeckt, gleich als ob es über den Tod ſeines Herrn trauerte: aber mit dieſem Schwerdt glaubte er Alles zu vermögen. Ehe er es an ſeine Hüften gürtet, ſpricht er zu ihm dieſe muthigen Worte: Laß dir geſagt ſeyn, gutes Schwerdt, mein Arm ſey Mudarras Arm. Du kannſt dich vielleicht gedemüthigt fühlen, wenn du die Stärke, womit du ehemahls geführt wurdeſt, nicht wieder findeſt; aber niemals ſollſt du die Schmach erfahren, daß dieſer Arm nur einen Schritt mit dir im Kampfe zurück weicht. Gutes Schwerdt, der Stahl deiner Klinge iſt nicht härter und feſter als der Muth meiner Seele! Komm, dein neuer

Herr ſoll deinen vorigen werth ſeyn; und ſollte die Schwäche meines Alters jemahls an dir und mir zum Verräther werden, ſo ſollſt du doch nie einem Lebenden abgeliefert werden. Eher will ich dich ganz im Innerſten meines Herzens verbergen. Muthig alſo zum Kampfe!

Die Stunde war nun gekommen, Rache von dem kühnſten Arme zu fordern, der jemahls ein Schwerdt geführt hatte. Der Cid entfernte ſich mit ſo vieler Behutſamkeit, daß niemand ſeine Abſichten ahndete. Kühn und entſchloſſen geht er ſeinem Feinde entgegen; und mit ſolcher Eile, daß er in weniger als einer Stunde den ſtolzen Grafen von Gormaz erblickt.

Wär es möglich, daß er in dieſer Stunde an etwas anders als an ſeine geliebte Chimene denken könnte? — er, der im Begriff iſt, mit ihrem Vater den Kampf um Leben oder Tod zu kämpfen? — O! ſprach er zu ſich ſelbſt:

O wie reizend iſt Chimene!
vollen Roſen gleich an Schöne,
zieht ſie jedes Aug' auf ſich:
wo ſie geht, bleibt jeder ſtehen;
wie ſich alle Köpfe drehen,
unverwandt ihr nachzuſehen!
Doch liebt keiner Sie wie ich.

Auf

Auf der ganzen weiten, runden
Erde ward noch keine funden
die an Werth Chimenen glich:
Jeder muß es laut gestehen,
daß er holders nie gesehen,
und es ist um ihn geschehen:
doch wie ich liebt keiner Dich!

Rein, wie ihrer Wangen Blüthe,
ist ihr Herz; in seiner Güte
spiegelt jede Tugend sich:
Engel, im Vorüberwehen,
heil'ge Engel bleiben stehen,
liebevoll Dich anzusehen,
doch wie ich liebt keiner Dich!

Hätt' ich Gold bey Millionen,
Schlösser, Länder, Königskronen,
Alles gäb' ich hin um Sie;
Allem könnt' ich froh entsagen,
Tausend Leben für Sie wagen;
aber Schande zahm ertragen,
dieß, Chimene, lern' ich nie!

So rief der edle Cid, und seine Augen verschlangen den Weg, der ihn zu Chimenens Vater führte.

Z.

Rodrigo fand den ſtolzen Feind auf dem Vorhofe ſeines Palaſtes, er nahte ſich ihm, von niemand bemerkt, und redete ihn alſo an: Wußtet Ihr, edler Gormaz, daß ich Don Diego's Sohn bin, als eure Hand ſich erfrechte, ſein ehrwürdiges Antlitz zu ſchlagen? Wußtet ihr, daß Don Diego von Layn Calvo abſtammt, und daß nichts ſo rein war, als das Schild ſeines Wappens? Wußtet ihr, daß, ſo lange ſein Sohn athmet, auſſer dem lebendigen Gott im Himmel niemand dem Don Diego ſo begegnen darf, wie ihr thatet, und daß es kein Sterblicher ungeſtraft thun wird? — Knabe, verſetzte der ſtolze Graf, weißt du ſelbſt auch nur zur Hälfte, was Leben iſt? O! gewiß, erwiederte Rodrigo; edle Männer zu ehren, iſt die eine Hälfte davon, Uebermüthige zu beſtrafen, die andere: und auch das weiß ich, daß eine durch ſie befleckte Ehre nur durch den letzten Tropfen ihres Bluts gereinigt wird. — Hier heftete er einen unverwandten Blick auf den Grafen, ohne ein Wort hinzuzuſetzen.

Der Uebermüthige fragte noch einmahl: was willſt du von mir? — Deinen Kopf, den ich meinem Vater verſprochen habe, antwortete der Cid. — Nein, Kind! du kamſt hieher, um dir als einem ungezogenen Knaben die Ruthe geben zu laſſen. — O ihr Heiligen des Himmels, Alle! was wurde bey dieſem Worten aus dem Cid?

4.

Mit Thränen, mit nie verſiegenden Thränen im Auge und in tiefes Trauern verſunken, ſaß der Greis Don Diego an ſeiner Tafel; aber er konnte weder eſſen noch trinken, denn ſein Herz war beklommen, wenn er an ſeine gekränkte Ehre, an tauſend eingebildete Gefahren, an die Jugend ſeines Sohnes und an die Stärke und Tapferkeit ſeines Feindes dachte. Die ſchnöde Furcht bemächtigt ſich eines Gemüths, aus welchem die Ehre floh, und weicht nicht eher bis ſie wiederkehrt.

In dieſe ſchmerzvollen Gedanken verlohren, bemerkte er nicht daß ſein Sohn Rodrigo hereintrat. Ernſt aber zuverſichtlich trat der Jüngling herein, ſein Schwerdt unter dem Arm, die Hände kreuzweiſ' über die Bruſt geſchlagen. Lange ſtand er ſchweigend da, die Augen voll inniger Rührung auf ſeinen alten Vater heftend.

Endlich ergriff er die verehrte Hand des Greiſes und zeigte ihm die aufgetragenen Gerichte. — Mein edler Vater, ſprach er, eſſet!

Häufftiger floßen bey dieſen Worten Don Diegos Thränen. Biſt du es Rodrigo? Eſſen ſoll ich, ſagteſt du? — Ja, mein Vater, das ſollt Ihr und euer Haupt wieder erheben; nichts iſt gewiſſer als was ich Euch ſage. — Der Greis glaubte zu träumen. — Himmel, rief er, iſt er geſtraft, mein Sohn? — Todt, verſetzte Rodrigo. Eſſet, mein edler Vater, eſſet!

Sechs

Setze dich, Don Rodrigo; von nun an werde ich bey Dir essen, mein Sohn! Wer ein solches Haupt in den Staub legte, verdient das Haupt seines Hauses zu seyn. — Bey diesen Worten küßte er seinen Sohn auf die Stirn, und Rodrigo warf sich vor ihm nieder und küßte ehrerbietig die Hand seines Vaters.

5.

Pferdegewieher und Waffengetöse, Geschrey und Getümmel eines großen Zugs ertönten in den Hallen des Schlosses von Burgos, das die Blume der kastilischen Ritterschaft in sich schloß. Der König verließ sein Gemach, und der ganze Hof begleitete ihn bis vor die Pforten des Palasts, wo die unglückliche Chimene mit fliegendem Haar und in Thränen zerfliessend, angekommen war.

Von einer andern Seite näherte sich der Greis Don Diego, und ihm folgten mehr als dreyhundert Edelleute; Rodrigo in ihrer Mitte, sein blutiges Schwerd in der Hand. Alle saßen auf Maulthieren, Rodrigo tummelte ein muthiges Streitroß; alle in seidnen goldgestickten Kleidern, Rodrigo in völliger Rüstung; alle tragen wohlriechende Handschuhe, Rodrigos Hände allein sind unbedeckt, und unter dem Volke, das die Ritter vorbeyziehen, und dem Hofe, der sie ankommen sah, rief einer dem andern zu: seht! das ist der kleine Unhold, der den schrecklichen Grafen erlegte. Da es Rodrigo hörte, sah' er ihnen entschlossen

ins

Aus Gesicht und rief: Sind unter euch Freunde oder Verwandte von ihm, oder ist hier irgend jemand, der sich durch seinen Tod beleidigt hält, der komme zu Fuß oder zu Pferde, und sag' es mir! — Aber alle antworteten aus Einem Munde: das mag Dir der Teufel sagen, wenn er Lust hat, nicht wir!

Die Edelleute stiegen ab, und näherten sich, die Hand des Königs zu küssen; Rodrigo allein blieb auf seinem Rosse. Steig ab mein Sohn, rief ihm Don Diego zu, und küsse, als Edelmann und Vasall, die Hand des Königs deines Herrn! Weil Ihr's befehlt, mein Vater! versetzte Diego; sehr gerne, weil Ihr's befehlt! Und nun heftete der stolze Liebhaber seine Augen auf die unglückliche Chimene, um zu hören, was sie sagen wurde.

6.

Chimene hatte ihren Schleyer von schwarzem Tafft zerrissen. Ihre Reize standen allen Augen offen; tausendmal schöner als sonst funkelten ihre von Thränen geschwellten Wangen, und nie glühte eine Rose so warm, als die Farbe, womit Schmerz und Zorn ihr schönes Gesicht überzog.

Er hat meinen Vater ermordet, rief sie mit einem Tone, der wie ein Schwerdt durch alle Herzen fuhr. O König, großer König! Gerechtigkeit! Er hat meinen Vater ermordet! wie eine Natter den Gutherzigen sticht, der sie an seinem Busen wärmte.

„Bedenket, mein königlicher Herr, daß mein Vater aus dem Blute jener Helden stammte, die den lezten Rest der Monarchie aus dem Rachen der Mauren rissen, und dem tapfern Don Pelayo in den Bergen von Asturien das neue Reich gründen halfen. Bedenket daß die Gerechtigkeit dem Schwachen Schutz schuldig ist; daß ein König, der nicht jedem sein Recht angedeihen läßt, aufhört König zu seyn, nicht verdient daß die Edeln ihm dienen, noch die Königin ihn mit einem einzigen Kuß begünstige."

„Er hat meinen Vater ermordet, den Beschützer des Christenglaubens, das Schrecken der Almanzorn, den Stolz des Spanischen Nahmens, und das edelste Kleinod euerer Krone. Die undankbare Natter hat ihn meuchelmörderisch getödtet — meuchelmörderisch! Denn gewiß hat mein großmüthiger Vater sich gegen einen Jüngling, den er liebte, nicht zur Wehre gesezt."

„Undankbarer, tygerherziger Rodrigo, stoße Dein Schwerdt auch in diesen wehrlosen Busen! Morde auch mich! Was kümmerts dich, daß ich ein Weib bin? Wer den Mann, der ihn liebte, morden konnte, hat ja auch wohl das Herz ein Weib zu morden Oder zögerst du noch, so wisse daß ich deine Feindin, von diesem Augenblick an bis in den Tod deine unversöhnliche Feindin bin, und so lange noch ein Athem in mir ist, Himmel und Erde zur Rache gegen dich aufschreyen werde!"

In

In diesem Augenblicke wurde Chimene gewahr, daß Rodrigo, ohne zu antworten, die Zügel seines Pferdes ergriff und allen Rittern den Rücken kehrte. Sie rief ihnen zu, sich des fliehenden zu bemächtigen! und da sie sah, daß ihm keiner nachsetzte, verdoppelte sie ihr Geschrey und rief: Rache, Rache, ihr Krieger! Wer mich rächen wird, soll mich selbst zur Belohnung haben!

7.

Der König Ferdinand hatte sich in seinem Pallast zu Burgos eben zur Tafel gesezt, als die unglückliche Chimene, in tiefer Trauer und mit weinenden Augen, in den Saal hereintrat, sich ihm zu Füßen warf, und diese Worte aus ihrem schönen Munde hören ließ:

„Ich bin eine Wayse, mein König! eine tiefgebeugte Wayse, die einzige Erbin einer Beleidigung, die meine arme Mutter nur in diesem Augenblicke, da sie dem lezten Athem von sich gab, zu beweinen aufgehört hat. Jeder Tag, den Gott giebt, zeigt mir den Jüngling, der meinen Vater tödtete, unbestraft. Er ist aus dem Blute der stolzen Laynez; ein Ritter, der nie von seinem Rosse kommt, immer mit seinem Sperber auf der Hand, den er von meinem Taubenschlage nährt. Alle Tage schickt er mir seinen Vogel auf den Hals, der meine jungen Tauben oder ihre Mütter tödtet. — Sehet hier, mein königlicher Herr, wie meine Schürze mit dem

Vierzehnte Scene.

Jago (allein.)

Und wo iſt nun der, welcher ſagen kan, ich ſpiele die Rolle eines Schizbuben? Da der Rath, den ich ihm gebe, gut, ehrlich, von dem wahrſcheinlichſten Erfolg, ja in der That der gerade Weg iſt, den Mohren wieder zu gewinnen. Denn es iſt etwas ſehr leichtes die gutherzige Desdemona zu bewegen, daß ſie irgend eine erlaubte Bitte begünſtige; ſie iſt von einer ſo überfliessend-wohlthätigen Natur wie die alles umfaſſenden Elemente. Und dann iſt für ſie wiederum nichts leichters als den Mohren zu gewinnen, wär' es auch ſeinem Taufbund zu entſagen, ſo gänzlich iſt ſeine Seele in ihrer Liebe verſtrikt; ſie kan mit ihm anfangen was ſie will, machen, wieder vernichten, wie es ihrem Eigenſinn nur belieben mag, den Gott mit ſeiner Schwäche zu ſpielen. Bin ich denn alſo ein Schizbube, dem Caſſio einen Weg zu rathen, der ihn ſo gerade zu ſeinem Beſten führt? Beym Abgott der Hölle! wenn Teufel ihre ſchwärzeſte Sünden ausüben wollen, ſo täuſchen ſie uns zuvor in himmliſchen Geſtalten -- So mach' ichs wirklich auch. Denn indeß daß dieſer ehrliche Thor ſich Desdemonen zu Füſſen wirft, um ſein Glük wieder herzuſtellen, und ſie alle ihre Macht über den Mohren zu Caſſio's Vortheil anwendet; will ich ihm den giftigen Argwohn in die Ohren blaſen, daß ſie ihn nur zu Büſſung ihrer Luſt ſo gerne bey ſich zu behalten wünſche; und je eifriger ſie ſich bemühen wird, ihm Gutes zu thun, je mehr wird ſie ihren Credit in den Augen des Mohren verliehren.

Blut meiner unſchuldigen Tauben befleckt iſt! Ich hab es ihm ſagen laſſen, und der unartige Menſch hat mir eine Villanelle ſtatt der Antwort geſchickt, worin er meiner ſpottet, und ſich erfrecht mir zu ſagen, er liebe mich, und es bleibe ihm kein anderes Mittel übrig, ſein Andenken bey mir lebendig zu erhalten, und er werde nicht aufhören, ſeinen Sperber über meine Tauben zu ſchicken, ſo lang ich ihn ſelbſt nicht anhören wolle.“

Als der König Ferdinand die Klage der ſchönen Chimene vernommen hatte, ſaß er eine Weile in Gedanken; dann foderte er eine Feder, ſchrieb einen Brief, und ſendete ihn unverzüglich an Don Diego. Vergebens wollte Dieſer den Brief vor ſeinem Sohne verbergen — Was will der König? fragte Rodrigo — „Es iſt nichts, mein Sohn! nichts als ein Befehl nach Hofe zu kommen und dem König auf eine Frage zu antworten. Ich will ſelbſt gehen; ich kann dein Leben keiner Gefahr ausſetzen.“ — Das wolle Gott nicht, antwortete der tapfre Cid, das verhüte Gott und ſeine heilige Mutter, daß nicht überall, wohin mein Vater geht, ſein Sohn vor ihm her gehe!

8.

Fünf Mohren-Könige brachen ungeſtüm in Kaſtilien ein, und verbreiteten allenthalben mit dem Blitzen ihrer Schwerdter, Schrecken, Verheerung und Tod. Schon ſind ſie durch Burgos, und

Mon-

Montesdoka, durch Belforado, Naxara und Logronjo gezogen; und das ganze Land hinter ihnen iſt verwüſtet. Ueberall treiben ſie die blöckenden Heerden vor ſich her, uberall Heerden von Rechtsgläubigen mit ſich fort, Männer und Weiber, die in Thränen zerfließen, kleine Knaben und Mägdlein, die in ihrer kindiſchen Unſchuld fragen, wo man ſie hinführe.

Fröhlich kehren die Mohren in ihr Heidenland zurück, frohlockend und jauchzend und mit reicher Beute beladen; denn Niemand zeigte ſich, der ihnen in den Weg trat, und der König ſelbſt kam nicht aus ſeinem Pallaſt heraus, um ſie aufzuhalten.

Rodrigo war in ſeiner Burg von Bivar, als die Nachricht von dem Einbruch der Mohren zu ihm kam. Noch war Rodrigo der jüngſte unter den Rittern Kaſtiliens, hatte ſein zwanzigſtes Jahr noch nicht zurückgelegt — aber ſchon ſchwebt der muthvolle Jüngling auf ſeinem guten Pferde Babieſſa daher, wie der Allmächtige auf einem Gewitter; ſchon hat er ſeine ganze Herrſchaft durchflogen, und alle Vaſallen ſeines Vaters zuſammen gebracht. Die Mohren zogen eben durch Montesdoka zurück, als Rodrigo ſich ihnen entgegen ſtellte. Dank ſey dem Himmel! Nicht Einer von ihnen kam vom Platze. Rodrigo nahm ihnen alles wieder ab, Heerden, Gefangene, Kinder, Silber und Gold, zuſammt ihren fünf Königen, die er ſeiner Mutter ſchenkte.

9.

Der edle König Ferdinand saß auf seinem königlichen Stuhl, hörte die Klagen seiner Unterthanen an, entschied ihre Rechtshändel, bestrafte und belohnte; denn ohne Belohnung und Strafe giebt es keine gute Unterthanen.

Da traten mit tiefem und traurigem Schweigen, lange Trauerflöre hinter sich nachschleppend, dreyhundert Edelleute in zwey Reihen in den Saal, alle Vasallen von Chimene, der edeln Tochter des stolzen Grafen von Gormaz; ihnen folgte Chimene selbst, warf sich demüthig auf die unterste Stufe des Thrones hin, und begann ihre Klage:

„Heute sind es sieben Monate, mein königlicher Herr, seit mein Vater von der Hand eines jungen Ritters fiel, der, von der Eurigen beschützt, kein Bedenken tragen wird, noch manchen andern braven Mann zu morden. Viermahl hab' ich schon vor Euch gekniet, viermahl hab' ich Versprechungen von Euch erhalten, aber noch keine Gerechtigkeit. Don Rodrigo von Bivar, der junge, eitle, zügellose Jüngling, setzt sich über die Gesetze weg als wär' er Herr im Lande, und der Herr des Landes beschützt den übermüthigen Jüngling. Ja, Sire, Ihr seyd es, der ihm dient; ihr schützt ihn gegen das Gesetz, und schreckt Eure Amtleute durch Strafen ab, sich seiner Person zu bemächtigen."

„Wenn die guten Fürsten sichtbare Ebenbilder Gottes auf Erden sind, die seine Stelle vertreten und

in

in seinem Nahmen regieren, so kann der, der es an Handhabung der Gerechtigkeit fehlen läßt, von seinen Unterthanen weder gefürchtet noch geliebt zu seyn hoffen. Ungerechte Gunst, mein Fürst, schadet dem selbst am meisten, der sie ertheilt; sie schwellt schlechte Herzen mit Hoffart und wird die Quelle ihres Undanks, so wie sie die Guten zur Verzweiflung treibt, und die Mißvergnügten zur Treulosigkeit und zur Empörung reizt. Mein Herr und König, Ihr habt nicht wohl bedacht was ihr thathet. Verzeihung, wenn meine Reden Euch beleidigen! Die Ehrfurcht verwandelt sich auf den Lippen der Weiber in Kühnheit, wenn sie unwürdig behandelt werden."

Liebenswürdige Chimene, antwortete ihr Kastiliens erster Ferdinand, Ihr habt mich nicht beleidiget, aber Ihr habt genug gesagt. Wenn ich den Rodrigo aufspare, so geschieht es zu Euerm Besten. Es wird eine Zeit kommen, wo Ihr mich mit eben so viel Thränen um seine Erhaltung bitten werdet, als Ihr jezt seinen Tod von mir verlangt. S.

VII.

Bekanntmachung.

Vor einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von dem hochlöbl. Kaiserl. und Reichs Post. Generalat zu

zu Frankfurt am Mayn, worin ich, in Beziehung auf die im 12ten Stück des Neuen teutschen Merkurs 1791. befindliche Anekdote, Briefdiebereyen betreffend, aufgefodert wurde,

entweder den Verdacht, welcher auf ein oder das andere Kaiserl. und Reichs-Postamt fallen könnte, von demselben abzulehnen, oder nähere Data zu geben, welche die Untersuchung und Bestrafung dieser Frevel möglich machen.

Ich halte es daher für eine Pflicht, welche ich der Ehre der in der That löblichen Kaiserl. und Reichspostämter, sowohl als mir selbst schuldig bin, öffentlich zu erklären:

daß ich, bey meiner ziemlich weitläuftigen Korrespondenz, so wenig als einer meiner Freunde, Ursache gehabt habe, mich über Frevel dieser Art gegen irgend ein Kaiserliches und Reichspostamt zu beschweren. Auch erkläre ich, daß ich nach den vernünftigen und menschlichen Grundsätzen, welche (laut eines Schreibens, womit des regierenden Herrn Fürsten von Thurn und Taxis Hochfürstl. Durchl. mich vorigen Herbst beehrt haben) auf Kaiserl. und Reichs-Posten gewissenhaft befolgt werden, und von allen Zügen einer Kleinstädtischen und machiavellistischen Politik frey sind, die Kaiserl. und Reichs-Postämter ganz und gar für unfähig halte, solche Niederträchtigkeiten zu begehen.

Im Jan. 1792. von Knoblauch.

Neuer Teutſcher Merkur.

3. Stück 1792.

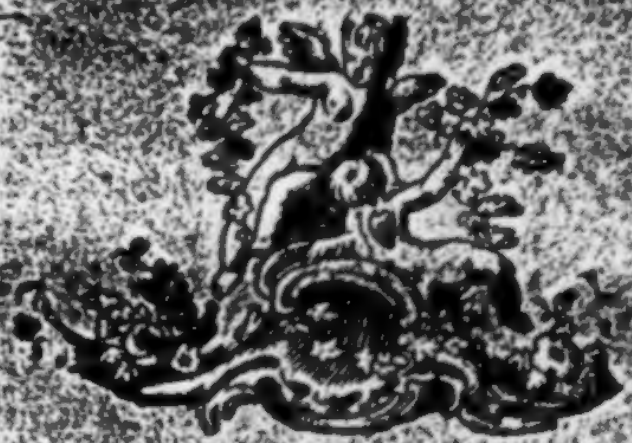

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Die drey Stände. Ein Dialog. S. 217.
II. Ueber die Verlängerung des Lebens. — 242.
III. Freyheit und Einsicht. Eine Erzählung. — 264.
IV. Einige Anmerkungen zu Hrn. Hofrath Meiners Briefen über die Schweiz. — 280.
V. Einige Ideen aus dem Entwurf zu einem künftigen größern Werk über Pan, Silen, die Faunen, Saty'rn u. d. — 307.
VI. Was ist vermög der Konstituzion ein Bauer und ein Handwerksmann in Frankreich, von Herrn C. Condorcet. — 315.
VII. An Selmar. — 320.
VIII. Eine Anfrage. — 327.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige
für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde.

Man beschuldigt uns Schnepfenthaler der Verachtung der Alten, und thut uns Unrecht. Nein wir ehren sie, und nehmen gern von ihnen alles Gute an. So haben wir unter andern bey uns eine Sitte eingeführt, durch welche sich die alten Griechen berühmt machten, nehmlich die der Gymnastischen Uebungen. Wir sind wirklich der altgriechischen Meynung, daß, da wir nun einmal den Körper haben, wir ihm früh die möglichste Kraft, Behendigkeit und Biegsamkeit verschaffen müssen, um etwas durch ihn wirken zu können, und ihn nicht dienstunfähig zu sehen, wenn wir seiner Dienste bedürfen. Unsere Zöglinge werden daher zu mannichfaltigen für unser jetziges Leben abgezweckten Uebungen angeführt; wir haben das Vergnügen, davon die besten Wirkungen zu sehen: unter mehr als 30 unsrer Pflegesöhne ist nicht ein einziger Kranker; sie werden stark, behende und geschickt, sich aus Gefahren zu retten. Freunde die sehr häufig ihre Uebungen sahen, schenken ihnen Beyfall, und die anfängliche Besorgniß, daß einmal ein Unglück geschehen könne, ist durch achtjährige Erfahrung wohl hinlänglich gehoben; denn in den 8 Jahren, in welchen hier Leibesübungen getrieben wurden, ist nicht ein einziger Unglücksfall bey denselben geschehen. Durch diese lange Erfahrung von der Güte unserer Leibesübungen überzeugt, wünschten wir die weitere Verbreitung derselben, damit der jetzigen Jugend die Gesundheit, Kraft und Behendigkeit wieder verschaft werden möchte, die wir so sehr an den Alten bewundern. Es war uns daher lieb, daß unser Gehülfe GutsMuths, der vom Anfange diese Uebungen dirigierte, sich entschlossen hatte, dieselben zu beschreiben, und eine Anweisung zu geben, wie sie auch in Schulen und bey Privaterziehung ausgeübt werden können. Er hat schon seit einigen Jahren Regeln und Erfahrungen gesammelt, alte und neue, theils selbst erfundene Uebungen geprüft, und sie mit Angabe der Handgriffe und Vorsichtsregeln beschrieben. Seine Arbeit wird, unter dem Titel:

Gymnastik für die Jugend, enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zu einer höchstnöthigen Verbesserung der körperlichen Erziehung,

in der nächsten Ostermesse, auf schönes Schweizer-Papier, ungefähr zwey Alphabet stark, mit Didotschen Lettern gedruckt, mit zehn von Herrn Lips gezeichneten, unter seiner Aufsicht gestochenen Kupfern geziert und einigen erläuternden Zeichnungen versehen, in unserm Verlage erscheinen. Alle, die sich von der Nutzbarkeit dieses Werks überzeugen können, ersuchen wir, uns zur Herausgabe desselben durch zwey Thaler in Golde pränumerando zu unterstützen, so wie auch diese Anzeige in ihrer Gegend bekannt zu machen. Wer auf 9 Exemplare pränumerirt, erhält das 10te frey. Der Ladenpreis wird 2 Thaler 12 Groschen seyn. Die Beförderer dieses, für unser Vaterland gewiß wichtigen Werkes, erhalten die ersten Kupferabdrücke und ihre Nahmen werden vorgedruckt. Schnepfenthal, im May 1792.

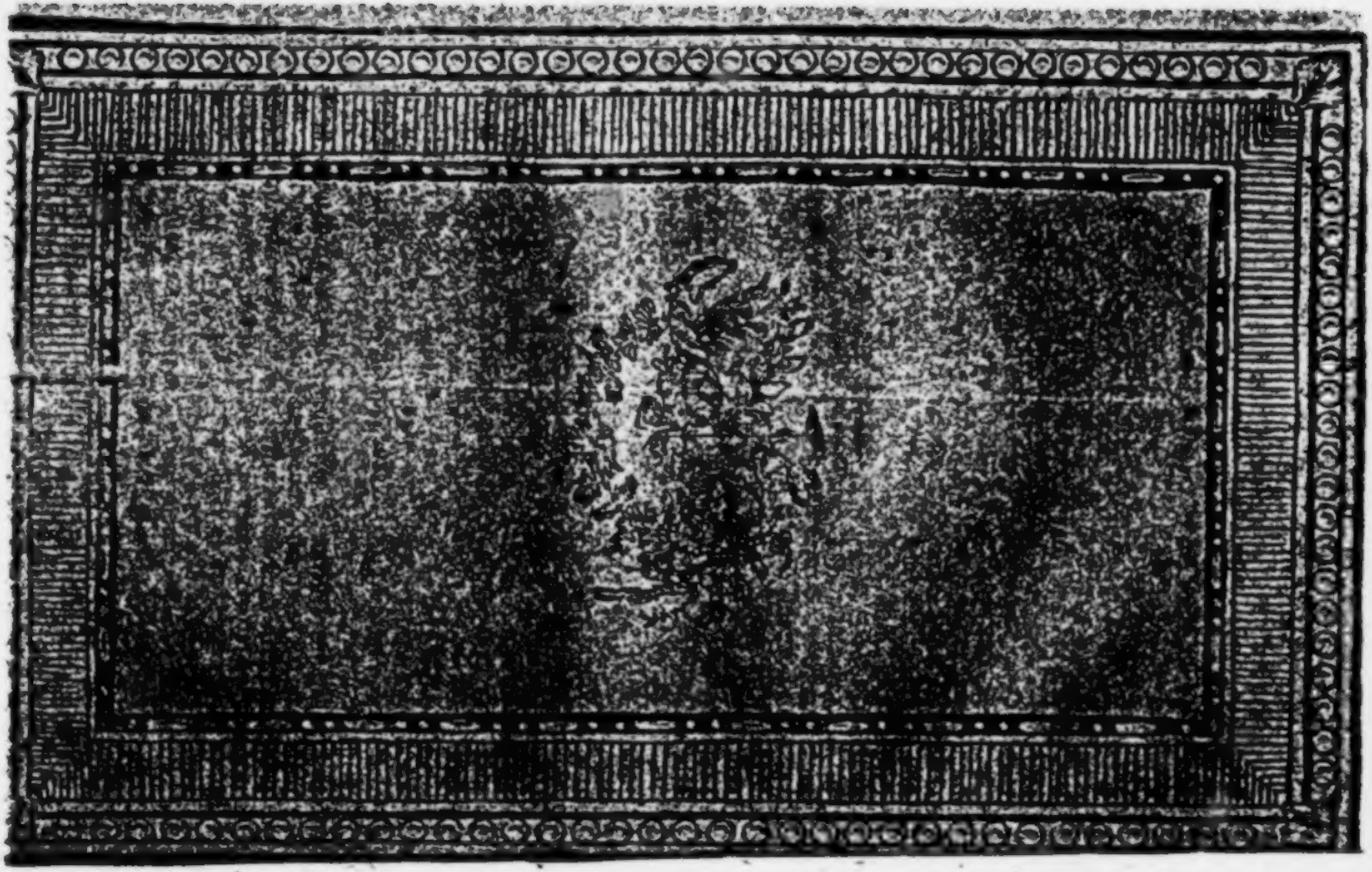

Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1792.

I.

Die drey Stände.

Ein Dialog.

Horſt. Laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen; das Wort Freyheit hat ſeit einer geraumen Zeit aufgehört, für mich einen Sinn zu haben, der ſich in der wirklichen Welt anwenden ließe.

Frank. Ich dächte, wir hätten ſeit kurzem die lehrreichſten Veranlaſſungen gehabt, unſere vorigen Begriffe von Freyheit zu berichtigen — und die dringendſten Aufforderungen, die berichtigten Begriffe anzuwenden.

H. Und doch hat man in Frankreich für und gegen die Freyheit kaum ſo unvernünftig gehandelt, als unter uns Teutſchen bey dieſer Veranlaſſung für und gegen die Freyheit geſchrieben wurde. Aber auch das beſte, was ich darüber geleſen habe, hat mich nur in meiner eigenen Meynung beſtärkt, daß jeder anwendbare Begrif von Freyheit unrichtig, und der einzige richtige nicht

lehren. So will ich ihre Tugend in Pech verwandeln, und aus ihrer Güte ſelbſt ein Nez machen, worinn ſie alle gefangen werden ſollen. Wo kommt ihr her, Rodrigo?

Fünfzehnte Scene.

Rodrigo zu Jago.

Rodrigo.

Ich laufſe hier mit der Jagd, nicht wie ein Hund der jagt, ſondern nur, wie einer der ſchreyen hilft. Mein Geld iſt beynah aufgebraucht; heute Nachts bin ich ganz unvergleichlich abgeprügelt worden; und ich denke, das Ende vom Liede wird ſeyn, daß ich ſo viel Erfahrung für meine Mühe habe; und ſo werd' ich mit einem leeren Beutel und einem Bißchen mehr Wiz wieder nach Venedig zurük kehren --

Jago.

Was für elende Leute ſind doch die, ſo keine Geduld haben können! Wenn heilt jemals eine Wunde anderſt als nach und nach -- Du weißt doch, daß wir nicht zaubern können, ſondern daß alles was wir thun, natürlich zugehen muß; und die Natur will ihre Zeit haben. Wo fehlt es dann, laßt ſehen? Caſſio hat dich geprügelt, und du haſt für ein paar arme Schläge dieſen Caſſio caſſiert -- Was reiff werden ſoll, muß erſt blühen. Gedulde dich noch ein wenig: Es iſt würklich ſchon Tag. Vergnügen und Arbeit machen, daß uns die Stunden kurz ſcheinen. Entfern'

unbrauchbar ist.] Die bürgerliche und die politische so wohl als die äussere Freyheit des Gewissens und der Denkkraft würden einander voraussetzen, müßten sich gegenseitig hervorbringen: und sind eben darum nie dagewesen, und werden auch nie da seyn. Ich finde das Triumphgeschrey und Zetterrufen, das von unsern Schriftstellern für und gegen Freyheit angestimmt wird, wenn irgend eine politische Bedrückung durch was immer für einen Zufall nachläßt, oder ein altes Vorurtheil einem Neuen neben sich Platz macht, um mich aufs gelindeste auszudrücken, kindisch.

F. Ich nicht weniger. Gleichwohl halt' ich dafür, daß die verschiedenen Arten äusserer Freyheit, die Sie genannt haben, verschiedene Grade zulassen, in deren jedem sie den Namen der Gattung mit Recht führen können; daß ein gewisser Grad politischer Freyheit hinreiche, um einen gewissen Grad der äusseren Freyheit des Gewissens und der Denkkraft zu veranlassen, der alsdenn wieder einen höheren Grad der politischen möglich macht; und daß alle jene Arten nichts als die verschiedenen Aeusserungen der inneren Freyheit, oder der natürlichen Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes, im Zustande der fortschreitenden Kultur sind.

H. Sie lassen also auch politische Freyheit aus Kultur hervor gehen, und sind vielleicht nicht sehr weit von der Meynung unserer Demokraten ents

entfernt, die nichts begreiflicher finden, als daß die kultivierteste unter allen Nazionen des Erdbodens auch zuerst frey werden müsse, und wirklich schon frey geworden sey.

S. In Rücksicht auf die französische Revoluzion würde ich diese Behauptung nur unter vielen Einschränkungen zugeben.

H. Ich ohne alle Einschränkung läugnen. Wenn von der bisherigen Kultur ganzer Nazionen die Rede ist, so kann ich nichts darunter verstehen als diejenige Entwickelung des sinnlichen, oder welches eben so viel heißt, des eigennützigen Triebes, die durch Vervielfältigung und Verfeinerung der Gegenstände desselben bewirkt wird. Nicht nur die Künste, auch die Wissenschaften selbst haben bisher nur als Sache des Luxus ihr Glück gemacht; die Schriftstellerey wird immer mehr und mehr bloße Handlungsspekulazion, und unsre Philosophen empören sich gegen jeden aus ihrem Mittel, der die Sinnlichkeit zum Behuf der Vernunft, und nicht die Vernunft zum Behuf der Sinnlichkeit, kultivirt wissen will. Die Franzosen haben es hierin unstreitig am weitesten gebracht. Sie haben es unter allen am besten verstanden den Taumelbecher künstlicher Wollüste zuzubereiten. Daraus mußte nun erfolgen was in unsern Tagen wirklich erfolgt ist. Diejenige Klasse der Nazion, welche den Genuß fur ihr ausschliessendes Vorrecht, für den einzigen Zweck ihres Daseyns ansieht, verlohr

durch das Uebermaß des Genusses nach und nach ihr Uebergewicht über die übrigen Klassen, die an dem Taumelbecher fast keinen andern Antheil hatten, als daß sie an der Zubereitung desselben arbeiten mußten, um leben zu können. Die Unbesonnenheit der Vornehmen hat den Stumpfsinn der Gemeinen übertroffen, und die Aristokraten, die nun in ihren erbärmlichen Manifesten die Gewaltsamkeit ihrer ehemaligen Unterthanen anklagen, haben in dem kraftlosen Zustande ihrer wollüstigen Trunkenheit den Zügel aus der Hand fallen lassen, an welchem sich, zu eben derselben Zeit, anderswo mehrere Hunderttausende geduldig aus ihrem Vaterlande wegführen ließen, um durch den Säbel der Türken und durch ansteckende Krankheiten aufgerieben zu werden. Aber was hat Frankreich dadurch gewonnen, daß sein Pöbel ohne Zügel herumläuft und jeder Bürger Souverain seyn will? Wenn Sie hier politische Freyheit finden: so begreife ich nicht, was Sie sich bey diesem Ausdrucke denken mögen?

F. Ich glaube mit Ihnen einig zu seyn, indem ich mir nichts anderes dabey denke, als die durch Gesetze beschränkte Willkühr der Regenten sowohl als der Unterthanen. Ich gestehe Ihnen, daß ich diese Freyheit in Frankreich zwar vor der Revoluzion, aber nicht während derselben vermißt habe, und dieß aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich mir nicht einfallen lassen konnte, sie

in dem noch immer fortdaurenden Zuſtande der Gährung aufzuſuchen. Allein ich glaube, daß aus dieſem Zuſtande der Zügelloſigkeit ein Grad von politiſcher Freyheit hervorgehen wird, deſſen ſich kein anderes großes Volk in Europa rühmen kann; und daß es in funfzig Jahren keine Frage mehr ſeyn dürfte, ob Frankreich an dieſer Freyheit durch die Revoluzion nicht mehr gewonnen habe, als Rußland und Oeſtreich an ſeinen durch den gleichzeitigen Türkenkrieg gemachten Eroberungen. Wie aber auch der Erfolg dieſer großen Weltbegebenheit für Frankreich ausfallen mag, Europa hat durch dieſelbe eine Belehrung erhalten, die eben zur rechten Zeit kam, und deren Augenſcheinlichkeit und Nachdruck durch die vereinigten Bemühungen ſeiner gröſſten Schriftſteller nie zu hoffen geweſen wäre. Wodurch hätte den Regenten diejenige Freyheit, die ſie ihren Unterthanen nicht verweigern dürfen, und den Unterthanen derjenige Gehorſam, ohne welchen ſich keine Freyheit denken läßt, lauter geprediget, näher ans Herz gelegt werden können, als durch das große und mannigfaltige Unheil, das ſie, bey dieſem die Aufmerkſamkeit von ganz Europa ſo lang und ſo ſtark beſchäftigenden Schauſpiele, ſowohl aus der Unterdrückung als aus dem Misbrauch der Freyheit erfolgen ſahen?

§. Um dieſe Lehre aus dieſem Beyſpiele zu ziehen, müßten die Regenten ſowohl als die Un-

terthanen im Ganzen genommen weiser seyn, als sie es auf der gegenwärtigen Stufe der Kultur des menschlichen Geistes seyn können. Für jetzt dürfte es wohl dabey bewenden bleiben, daß die Einen ziemlich allgemein behutsamer, die andern hin und wieder muthiger geworden sind.

F. Ich zähle nur auf die eigennützige Klugheit, die Sie unsrem Zeitalter so willig einräumen, wenn ich von eben dieser Behutsamkeit und diesem Muthe wohlthätige Folgen erwarte. Mir ist die Furchtsamkeit der Fürsten und die Herzhaftigkeit der Unterthanen, die dazu gehört daß beyde zu den Landesgesetzen ihre Zuflucht nehmen, sehr willkommen. Ich erwarte für jetzt die Begünstigung der politischen Freyheit nur von den äusseren Umständen, durch welche so wohl die Fürsten als die Unterthanen genöthigt werden, die Sicherheit gegen Empörung sowohl als Unterdrückung mehr in dem Ansehn der Gesetze als in der Stärke ihrer Arme aufzusuchen. Mögen doch die politischen Maaßregeln, welche der verewigte Joseph z. B. in Ungarn befolgte, noch so wohlgemeynt gewesen seyn: so waren doch durch dieselben die Schranken überschritten, welche die Konstituzion des Landes der Willkuhr des Regenten gesetzt hat; und mag die Widersetzlichkeit der Stände in ihren Triebfedern bey vielen noch so unedel gewesen seyn: so hatte sie doch gleichwohl die wichtige und wohlthätige Folge, daß sowohl von dem

Res

Regenten als den Unterthanen dem Geſetz gehuldiget wurde.

H. Wenn Sie in einer Konſtituzion, wie die Ungariſche, die Freyheit einer Nazion finden können: dann mögen auch die Burke und Calons nie Recht haben, wenn ſie die vorige Regierungsform in Frankreich eine umgeſtürzte Konſtituzion und den Sturz derſelben ein Verbrechen gegen die Freyheit der Nazion nennen! In Frankreich war der König in den letztern Zeiten nur allein durch die Schranken der menſchlichen Natur, und in Ungarn iſt er durch Verträge genöthiget, die höchſte Gewalt mit Ariſtokraten zu theilen. Dort wurde die Nazion im Namen des Königs, hier wird ſie im Namen des Geſetzes vom Adel und der höheren Geiſtlichkeit unterdrückt; und ſo iſt es mehr oder weniger allenthalben. Die meiſten europäiſchen Konſtituzionen tragen ſo ſichtbar das Gepräge des Zufalles, der ſie während einer noch ſehr ſchwachen Dämmerung der Vernunft geſtiftet hat, daß ſie ſich, ſo wenig als die übrigen Werke ihres Urhebers, unter Geſichtspunkte der Zweckmäßigkeit bringen laſſen. Allein auch der Zufall wirkt nach Naturgeſetzen, und ſeine Werkzeuge bey der Gründung der Staatsverfaſſungen, haben wenigſtens in ſo fern gleichförmig gehandelt, daß ſie ſich und ihren Nachkommen die Vorrechte, das heißt, die überwiegende Stärke zuſicherten, durch welche bey allen Nazionen der kleinere Theil über

den gröſsern den Meiſter ſpielt. Daſs Adel und höhere Geiſtlichkeit in den meiſten Verfaſſungen ausſchlieſsend den Namen der Stände führen; daſs man ſo gar unter dem Namen der Nazion nur ſie verſteht, befremdet nur erſt ſeit kurzem einige philoſophiſche Enthuſiaſten, gegen welche von unſern berühmten Rechtsgelehrten aus der Geſchichte und den Geſetzbüchern erwieſen wird, daſs an der ganzen Sache nichts unrechtmäſsiges ſey: als jene Befreyung. Freylich, ſeit dem das Recht, ſeine Beſitzungen durch den Degen zu erweitern, wiederum ausſchlieſsend von den Regenten in Beſchlag genommen iſt; ſeit dem durch den Landfrieden die ritterlichen Gewerbe eingeſchränkt, und die bürgerlichen begunſtiget ſind: hat es dem Fleiſſe und den Talenten der arbeitenden Klaſſen gelungen, ſich in ihren wohlhabenden Gliedern Stellen unter den Gewährten zu erringen; der Name Bürger wurde durch das Prädikat reich, nach und nach wieder einer politiſchen Bedeutung fähig; und die beyden hohen Stände dulden hin und wieder ſo gar in ihren Verſammlungen einen Dritten niedrigen neben ſich, der ihren Beſchlüſſen, durch ſeine Zuſtimmung, Popularität, durch ſeine Weigerung aber Gelegenheiten verſchaft, ſich ihres entſcheidenden Uebergewichtes zu erfreuen. Bey dem ungariſchen Landtag bedeutet eine ganze königliche Freyſtadt ſo viel als ein einzelner Magnat, und noch in unſren Tagen haben ſich die Stände dieſes Königreiches nicht geſchämt, ein Geſetz zu

machen,

machen, welches alle Bürgerliche zu Staatsbedienungen für unfähig erklärte, und das nur durch die Weisheit des neuen Königs auf die einträglichern und ehrenvollern Posten eingeschränkt worden ist. Hätte Joseph mit dem Adel und der höhern Geistlichkeit gegen die Bürger und Bauren gemeine Sache gemacht: so hätte er zu diesem Behufe nichts so willkührliches verfügen können, was nicht diese Repräsentanten der Nazion unter die Grundgesetze des Staates aufgenommen, und wofür sie ihn nicht als den Wiederhersteller der ungarischen Freyheit ausgerufen hätten. Allein er that das Gegentheil, und hieß — Despot.

F. Und woher wissen Sie, daß dieser Fürst den höheren Grad von Freyheit, den er dem größeren Theile seiner ungarischen Unterthanen zugedacht hatte, nur durch die willkührlichen Maaßregeln hätte durchsetzen können, durch welche er seine gute Absicht wirklich verfehlt hat? Die Erfahrung hat gezeigt, daß ihm das Umstürzen der alten Konstituzion unmöglich war. Eine Verbesserung derselben würde ihm, vielleicht mit der Hälfte des Aufwandes von Arbeit und Standhaftigkeit, möglich gewesen seyn, die nun ohne Erfolg geblieben sind. Durch eine auf dem gesetzmäßigen Wege, mit Einwilligung und durch Mitwirkung der Stände, eingeleitete Reformazion würde er freylich seinen Zweck weder so bald, noch auch in dem Umfang erreicht haben, als er es, bey seinem Eifer

ser für das gemeine Beste und bey der Lebhaftigkeit seines Temperamentes, wohl wünschen mußte. Viele Mißbräuche, die Er auf Einmal zu vertilgen hoffte, hätten bis auf bessere Zeiten verschont werden müssen. Dafür aber wäre mit ihnen zugleich das Palladium der politischen Freyheit, der Grund aller wahren bürgerlichen Kultur, mit einem Worte das Wesen jeder Konstituzion unverletzt stehen geblieben, welches der Willkühr des Regenten so wohl als der Unterthanen Schranken setzt, und, in wieferne es die beyden größten Hindernisse der Freyheit aus dem Wege räumt, auch die unvollkommenste Konstituzion wünschenswehrter macht, als den blühendsten Zustand einer ganzen Nazion unter der Regierung eines helldenkenden und wohlwollenden Despoten. Daß die privilegierten Stände hin und wieder den Nahmen und die Rechte der Nazion usurpieren, ist so wenig zu läugnen und zu entschuldigen, als daß viele Fürsten das Volk als ihr Eigenthum, als eine Sache, die unter ihnen erobert, erheyrathet, vertauscht werden kann, betrachten und behandeln. Allein eben so wenig darf der so genante dritte Stand sich des Namens der Nazion anmaßen, und den übrigen Ständen Gesetze vorschreiben, weil er die meisten Hände aufzuweisen hat. Bey jedem großen Volke ist er, in seinen untersten und zahlreichsten Klassen, weit mehr noch durch seine natürliche Unmündigkeit als durch die Konstituzion, von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen. Aber auch

seine höheren Klassen, die ich durch den Namen des Mittelstandes bezeichne, haben keine Ursache sich über die Vorzüge der privilegierten Stände zu beklagen, die nicht nur in ihrem Ursprunge lange nicht so ungerecht, und in ihren Folgen lange nicht so schädlich sind, als sie von unsren gewöhnlichen Aposteln der Freyheit und Gleichheit verschrieen werden, sondern so gar zur Kultur von Europa schlechterdings unentbehrlich waren, und es, in mehr als einer Rücksicht, noch immer sind.

H. Für mich bedarf nur der letzte Theil Ihrer Behauptung, aber dieser destomehr eines Beweises —

F. Den ich Ihnen aber nur dann versprechen kann, wenn Sie meine Erörterung über den vorhergegangenen Theil anhören wollen.

Bey der Gestalt, welche Europa durch die Völkerwanderung angenommen hat, und in welcher die ersten historischen Grundlagen unserer heutigen Staatsverfassungen aufzusuchen sind, befand sich das Landeigenthum auf eine sehr natürliche Art ausschließend in den Händen der Fürsten und der so genannten freyen Herren, und das Minimum sapientiae, ohne welches auch ein barbarischer Staat, nicht wohl bestehen kann, in den Köpfen der Geistlichkeit. Die Abkömmlinge der Eroberer mußten mit dem Schwerdt vertheidigen, was ihre Vorältern mit dem Schwerdt erworben hatten. Die

Geist-

dich; geh, wohin du angewieſen biſt; geh, ſag ich -- du ſollſt bald mehr von mir hören -- Nun, ſo geh doch --

(Rodrigo geht.)

Nun ſind zwey Dinge zu thun; mein Weib muß für den Caſſio zur Desdemonen gehen, und das will ich bald veranſtaltet haben; ich muß indeß den Mohren auf die Seite nehmen, und ihn nicht eher wieder erſcheinen laſſen, als gerade wenn er den Caſſio bey ſeiner Frauen überraſchen kan -- ja, ſo muß es gehen -- und das Eiſen ſoll geſchmiedet werden, weil es noch warm iſt.

(Er geht ab.)

Geiſtlichen, die Handwerker und die Bauern lebten auf den Ländereyen unter dem Schutze des Adels, und der Wehrſtand war nicht nur der erſte und wichtigſte, ſondern er würde auch lange der Einzige den Staat konſtituirende Stand geblieben ſeyn, wenn er leſen und ſchreiben gekonnt hätte. Die Geiſtlichkeit, auf welche der Lehrſtand, wie der Wehrſtand auf den Adel, eingeſchränkt war, würde durch ihre überlegenen Einſichten über rohe Barbaren, die alle Gewalt in ihren Händen hatten und ihr eigenes Schickſal der Entſcheidung ihrer phyſiſchen Kräfte zu überlaſſen gewohnt waren, wenig vermocht haben, wenn ſie nicht mit übernatürlichem Fluch und Seegen ausgerüſtet geweſen wäre. Dadurch gelang es ihr, Schiedsrichterin zwiſchen den bewafneten und ſtreitſüchtigen Herren des Landes, Beſchützerin der gedrückten Unterthanen, Stütze der bürgerlichen Ordnung, und nach und nach Mitbeſitzerin des Landeigenthums und Mitſtand der freyen Herren zu werden. Der Adel und die Fürſten traten einen Theil ihrer Beſitzungen in der gegenwärtigen Welt gegen Anweiſungen auf die zukünftige an die Stellvertreter Gottes ab, und der Wehrſtand gab ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt ein politiſches Gegengewicht, das ſeine Willkühr ungefähr eben ſo einſchränkte, als durch ihn ſelbſt die Willkühr der Fürſten eingeſchränkt war. Und ſo war der Nährſtand allein, aber gewiß ohne Schuld der beyden andern Stände, von der Landſtandſchaft ausgeſchloſ-

ſchloſſen. Die Geiſtlichkeit war zu dieſer Theilnehmung an der Macht des Staates auf eine weit unſchädlichere Art gelangt, als der Adel; der Bürgerſtand nähert ſich dieſem Ziele auf einem edleren Wege.

Die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt und die Entdeckung der neuen Welt haben in den Verhältniſſen zwiſchen dem Wehr- Lehr- und Nährſtande jene weſentlichen Veränderungen veranlaſſet, welche heut zu Tage mit den alten Ueberbleibſeln jener Verhältniſſe in unſren Staatsverfaſſungen ſo auffallend kontraſtieren. Das Schießpulver hat faſt eben ſo viel beygetragen, den Adel um die ausſchlieſſenden Vorrechte des Wehrſtandes, als die Buchdruckerkunſt — die Geiſtlichkeit um das Privilegium des Lehrſtandes, zu bringen; und das Gold von Amerika war dem Fleiſſe, der Geſchicklichkeit und den Einſichten aufbehalten, zu welchen ſich ein Theil des Nährſtandes unter der Vormundſchaft der höhern Stände allmählig empor gearbeitet hatte. Während die Pfade, auf welchem dieſe zu ihrem Eigenthume gelangten, längſt und (wie zu hoffen ſteht) auf immer verſperrt ſind, erhält die Arbeitſamkeit, — die unverſiegbare Quelle, woraus jener ſein Vermögen zieht — durch ſich ſelbſt immer neue Kräfte. Der Luxus erſchöpft den Adel und die höhere Geiſtlichkeit, während er Fabrikanten und Kaufleute bereichert; und der Han-

del

del ist im Begriff, dem Mittelstande, als dem natürlichen Repräsentanten des Nährstandes, nach und nach ein Eigenthum zu verschaffen, das seine Ansprüche auf den Rang eines konstituirenden Theils der Nazion endlich über alle Zweifel erheben wird.

5. Die Zweifel des Adels und der höhern Geistlichkeit dürften sich gleichwohl kaum auf eine andere Art auflösen lassen, als auf die neueste der Franzosen.

6. So lange dieses der Fall seyn wird: so lange sind auch jene Ansprüche noch bey weitem nicht reif genug. Der Mittelstand weiß selbst nicht was er will, wenn er sich, um die höhern Stände zu unterdrucken, entweder dem Pöbel oder den Fürsten in die Arme wirft. Durch Gewalt wird er sich nie anders, als zu seinem eigenen Nachtheile, der Vormundschaft entziehen können, in welche ihn zwar nicht die höhere Vernunft, aber doch auch eben so wenig die bloße Willkühr der höhern Stände, sondern der natürliche Gang der Weltbegebenheiten versetzt hat. In manchen Ländern Europas befindet er sich noch bis itzt im Stande der Kindheit, hat bis itzt weder Eigenthum noch Kultur genug errungen, um auch nur als dritter Stand neben den beyden erstern aufzutreten zu können; und dort, wo er bereits als muthiger Jüngling erscheint, hat er sich (im Ganzen genommen) zu einem Grade von Wohlstand

und

und Aufklärung empergeschwungen, der ihm den Druck jener Vormundschaft, ohne welchen er nie, so weit gekommen wäre, theils erleichtert, theils weniger fühlen läßt. Die Nothwendigkeit hat ihn in seinen Vorfahren einer gesetzmäßigen Abhängigkeit unterworfen, welche nur durch Vernunft nach und nach in gesetzmäßige Freyheit umgeschaffen werden kann. Allein auch die Vernunft kann dieses nur in so ferne, als sie sich derjenigen Erkenntniß ihrer selbst nähert, die zur Selbstbeherrschung unentbehrlich ist, und allein fremde Aufsicht entbehrlich macht. Der Mittelstand muß sich durch innere Kraft des Geistes Mündigkeit und äussere Freyheit erringen, wobey ihm durch äussere Umstände sein Geschäft erleichtert oder erschwert, keineswegs erspart, aber auch (so viel sich aus dem gegenwärtigen Zustand von Europa schließen läßt) nie wieder eingestellt werden kann. Die berühmte Freyheit der Griechen und Römer war nichts weniger als Mündigkeit. Der Zufall hatte mehr als die Vernunft für sie gethan, und als jener was er geliehen hatte wieder zurücknahm, sanken die Lehrer und Beherrscher der Menschheit zu dem äussern Schicksal und zu den Gesinnungen armseliger Sklaven herunter. Ich sehe den Adel und die Geistlichkeit als Werkzeuge der Naturnothwendigkeit, oder vielmehr der durch Naturnothwendigkeit waltenden Vorsehung, bey der Erziehung des Mittelstandes, als derjenigen Klasse der Menschen an, in welcher und durch

welche die Menschheit in Europa den Zustand ihrer Mündigkeit beginnen soll. Die Werkzeuge der Naturnothwendigkeit bey diesem Erziehungsgeschäfte konnten und durften freylich noch nicht selbst mündig seyn; aber dieß können und sollen die künftigen Werkzeuge der Vernunft beym Erziehungsgeschäfte der übrigen Menschheit werden.

H. Ich werde Sie nicht eher ganz verstehen, als bis Sie mir irgend ein bestimmtes Merkmahl angegeben haben, woran sich diese künftige Mündigkeit des Mittelstandes erkennen ließe. In Frankreich dürfte er wohl seinem Vormünder zu früh entlaufen seyn.

F. Wir verstehen uns besser als Sie glauben. Der Mittelstand ist so lange unmündig, als er seine Freyheit nur durch Unterdrückung der höhern Stände zu erringen weiß. Die Unabhängigkeit, die er kennt und sucht, ist dann nur die äussere, und zwar diejenige, welche der Zufall durch das Uebergewicht physischer Kräfte giebt und nimmt. Wer die Sklaverey nur in seiner eigenen Person, und den Despotismus nur in der Person eines Andern haßt; wem es nicht eben so unerträglich ist willkührlich zu herrschen, als willkührlich beherrscht zu werden: der ist auch der äussern Freyheit unwürdig, der hat keine Ursache sich zu beklagen, wenn er sie auf eben dem Wege wieder verliert, auf dem er sie gefunden hat. In der Nazional-Versammlung sind nur wenige aufgetre-

getreten, welche sich mit gleichem Eifer gegen das Willkührliche in der neuen Ordnung der Dinge sowohl als in der alten erklärt haben; und ihre Stimme verlohr sich nur zu oft im Getümmel des Kampfes zwischen Demokraten und Aristokraten, denen es nicht um Freyheit sondern um Herrschaft zu thun war, welche die Einen im Nahmen des Volkes, die andern im Nahmen des Königs bald erschleichen bald erttotzen wollten. Die bekannte Hartnäckigkeit, womit der größere Theil des Adels und der höhern Geistlichkeit auf der Behauptung solcher Vorrechte bestand, die, seitdem sie dem Staate verderblich geworden sind, nur durch Unrecht behauptet werden konnten, dürfte freylich die Sachwalter des dritten Standes nicht selten in die traurige Nothwendigkeit versetzt haben, zu unterdrücken um nicht selbst unterdrückt zu werden. Vielleicht hat auch sogar das gemeine Volk, ungeachtet aller vorgegangenen Grausamkeiten (die doch nur einem sehr kleinen Theile desselben zur Last fallen) gleichwohl im Ganzen genommen, und in einer Zeit, da es sich des Uebergewichts, das ihm die Zahl seiner Hände gab, bewußt war, mehr Mäßigung bewiesen, als der größere Theil aus den privilegierten Stände vor und nach dem Ausbruche der Revoluzion wirklich gezeigt hat. Allein alles, was sich zur Entschuldigung der bey dieser Revoluzion vorgefallenen Gewaltthätigkeiten sagen läßt, beweist zugleich, daß der Mittelstand in Frankreich, mit allen sei-

nen unläugbaren inneren Vorzügen vor allen übrigen Ständen, gleichwohl bey weitem nicht den Grad von Kultur des Geistes und Herzens erreicht habe, auf dem er sich befinden muß, wenn er dem in den Regierungsformen und Konstituzionen gegründeten Despotismus nicht durch Zwang (der ihn nur unter andern Gestalten wieder herbeyführt) sondern durch Aufklärung und Veredlung der Konstituenten und Gesetzgeber ein Ende machen soll.

H. Und wie können Sie glauben, daß der Mittelstand diesen Grad von Kultur, wenn er auch an sich selbst kein unerreichbares Ideal wäre, unter der Vormundschaft erreichen werde, der sie ihn bis dahin unterworfen wissen wollen? Offenbar haben Sie sich unter dieser Vormundschaft mehr das alte landständische Verhältniß gedacht, welches, theils durch den immer weiter um sich greifenden Despotismus der Fürsten, theils durch den Reichthum der Bürgerlichen, in den meisten Staaten sehr beschränkt ist, und in vielen kaum dem Namen nach besteht — als den wichtigen Einfluß, den der geistliche Stand auf den Kanzeln der Kirchen und den meisten Lehrstühlen der Schulen, und der Adel durch die Verwaltung der wichtigsten Aemter des Staates auf die Kultur aller übrigen Stände hat. Die Denkart, welche von diesen beyden Ständen auf diesem Wege fortgepflanzt und verbreitet wird, ist im Wesentlichen

eben

eben dieſelbe, die nach der Völkerwanderung aus dem ariſtokratiſchen Regimente der Eroberer über die Leiber und das Eigenthum der Eroberten, und der Bekehrer über die Seelen und Begriffe der Bekehrten hervorgieng, der Geiſt des Lehenſyſtems und der Hierarchie. Der bey weitem groſſere Theil des Adels ſieht noch immer ſeinen Stand als eine höhere, durch ihre beſſere Natur zur Beherrſchung der übrigen beſtimmte Menſchenraſſe, und ſeine politiſchen Vorzüge als das Weſen einer guten Staatsverfaſſung an; während der bey weitem gröſſere Theil des geiſtlichen Standes ſich für den erblichen Aufbewahrer und Ausleger übernatürlicher Offenbahrungen, für den unfehlbaren Glaubensrichter, und die von ſeinen Vorfahren auf den Myſtizismus der neuplatoniſchen Philoſophie zurückgeführte Theorie des Chriſtenthums — für das Weſen der ächten Religion hält. Beyde werden an den neueren und häufigen Erſcheinungen einer entgegengeſetzten Denkart nichts als die unglücklichen Zeichen eines ausartenden Zeitalters gewahr. Das Empörende dieſer Erſcheinungen beſtärkt ſie in den unvertilgbaren, durch die Triebfedern der Erziehung, der Gewohnheit und des Eigennutzes unterſtützten Vorurtheilen ihres Standes, und fordert ſie auf, zur Erhaltung derſelben von auſſen alle Hülfsmittel anzuwenden, die ihnen ihr Beſitzſtand an die Hand giebt. Selbſt die Gräuel des groben Unglaubens, der eine Folge des groben Aberglaubens — und des Aufruhrs, der eine

Folge des Muthwillens der Unterdrücker iſt, ſind der Politik der Hochwürdigen und Hochgebohrnen Hirten der Völker in dieſer Rückſicht willkommen. Sie erſchrecken die verirrten Schaafe in den Schaafſtall zurück, und zeigen, wie die Ausgänge aus demſelben für die Zukunft künſtlicher zu verwahren ſind.

F. Deſto beſſer! denn ich ehre und liebe dieſen Schaafſtall, in wieferne er zum Erziehungsplan der Menſchheit gehört. Er iſt eben ſo unentbehrlich und unvermeidlich für den Unglauben an Gott und Tugend, *) der im Herzen, und für die Unzufriedenheit mit den Regierungsformen, die in der Herrſchſucht ihren Grund hat — als für den Aberglauben, der aus Unwiſſenheit, und die Unterwürfigkeit, die aus Sklavenſinn entſpringt. Wer die Freyheit haſſet, weil er nicht Kopf genug hat, um ſie von der Zügelloſigkeit, die ſein Herz empört, zu unterſcheiden, wird ſich in ſeinem eingeſperrten Zuſtande ganz wohl befinden; und wer unter dem Namen Freyheit die Zügello-

ſig-

*) Bey dem bisherigen Zuſtande der Philoſophie giebt es philoſophiſche Syſteme des Unglaubens und Aberglaubens u. ſ. w. die aus dem Mangel durchgängig beſtimmter letzter Prinzipien erfolgen; aber eben darum an und für ſich ſelbſt, freylich nur durch eine den Menſchen ſehr gewöhnliche Inkonſequenz, neben einem politiſch guten Willen beſtehen können.

ſigkeit ſeines eigennützigen Triebes geltend machen will, wird von Rechtswegen an den eiſernen Ring des Zwangs angeſchmiedet.

Durch die Thätigkeit der bürgerlichen Layen, durch Handel, Künſte und Wiſſenſchaften, hat ſich das gegenſeitige Verhältniß der Stände unläugbar mehr von der Seite des dritten Standes, als der beyden höheren, verändert. Es giebt nun Layen, welche die Religion beſſer kennen und reiner lieben als ſelbſt die verſammelten Väter zu Nicea und Trient, und die Verfaſſer der ſymboliſchen Bücher: es giebt nun Bürgerliche, die es an Eigenthum und Einfluß auf den Staat mit den reichſten und mächtigſten vom Adel aufnehmen können; und die Zahl von beyden nimmt immer mehr zu. Gleichwohl ſind die vortheilhaften Veränderungen in dem vorigen Zuſtande des dritten Standes, die ohne die durch den Adel verhinderte politiſche Anarchie, und ohne die durch die Geiſtlichkeit beſchränkte moraliſche Zügelloſigkeit gar nicht denkbar wären, noch keineswegs ſo weit gediehen, daß nicht noch immer der gröſſere Theil dieſes Standes ſich auf derjenigen Stuffe befände, auf welcher der adeliche und geiſtliche Ariſtokratismus, in Rückſicht auf ihn, eben ſo natürlich als wohlthätig ſind; ja! daß nicht ſogar die alten Vorurtheile des geiſtlichen Standes, die den Aberglauben, und des Adels, die den Deſpotismus begünſtigen, unentbehrlich gewor-

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Vor Othello's Pallaſt.)

Caſſio, mit Muſicanten, tritt auf.

Caſſio.

Meine Herren, hier ſpielt eins, (ich will eure Mühe vergelten,) etwas das nicht zu lange währt, und dann wünſcht dem General einen guten Morgen.

(Die Muſik fängt an; Hans Wurſt kommt aus dem Hauſe heraus.)

Hans Wurſt.

Wie, ihr Herren, ſind eure Inſtrumente in Neapel geweſen, daß ſie ſo durch die Naſe reden? -- Hier iſt Geld für euch; eure Muſik gefällt dem General ſo wol, daß er wünſcht, ihr möchtet ihm den Gefallen thun, und nicht gar zu laut damit ſeyn.

Muſik.

Gut, Herr, wir wollen's leiſer machen.

den wären, um den neuen Vorurtheilen das Gleichgewicht zu halten, die unter den höheren Klassen des dritten Standes, theils aus dem unmäßigen Streben nach Geld, theils aus dem voreiligen Gebrauch eines unreifen Wissens entspringen mußten, und die durch ihren immer weiter um sich greifenden Einfluß Zügellosigkeit und Anarchie herbey führen würden.

H. Sehr wahr, mein Freund! Lassen Sie an die Stelle Eines unumschränkt herrschenden Vorurtheils Zwey einander entgegengesetzte eintreten, welche sich bey jeder sittlichen Angelegenheit der Menschheit in die Herrschaft über die unmündige Vernunft theilen: und Sie haben die sogenannte Aufklärung unseres Zeitalters mit Einem Pinselstriche charakterisiert. Kaufmannsgeist und Geldsucht, nicht philosophierende Vernunft und Humanität, sind es, die dem Adelstolz und dem Mönchsgeist Schranken gesetzt haben; und wenn der Supernaturalismus, der den Aberglauben aufrecht erhält, die alten Gesetze auf seiner Seite hat, so wird der Naturalismus bey seinen Eroberungen für den Unglauben durch die neuen Sitten unterstützt. Wenn man hoffen darf, daß keine dieser Partheyen über die andere ein entscheidendes Uebergewicht erhalten werde: so hat man wohl keinen anderen Grund, als daß die Vernunft für beyde gleich wenig, und Leidenschaft für beyde gleich viel geschäftig sind und immer seyn werden.

H. Das

§. Das wahre Mittel ist nur dann erst möglich, wenn die beyden Extreme gegeben sind, und je bestimmter und augenscheinlicher diese zum Vorscheine kommen, desto schneller führen sie die Entdeckung von jenem herbey. Je mehr sich Sclavensinn und Zügellosigkeit, Aberglauben und Unglauben, Neuerungssucht und steife Anhänglichkeit am Alten, einander die Hände binden, desto mehr lösen sie sich gegenseitig die Zungen. Beyde haben in unserm Teutschen Vaterlande nie weniger gehandelt und nie so laut und so viel gesprochen, als gegenwärtig. Ja! ich getraue mir zu behaupten, daß, im Ganzen genommen, noch nie so viele bürgerliche Ordnung bey so wenig politischer Sklaverey über so viele von einander unabhängige Staaten Europas verbreitet war, als seit dem die Philosophen mit eben so viel Ungestüm gegen die Freyheit des Willens bey den sittlichen Handlungen, als für die Freyheit des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, gestritten haben. Ich gebe Ihnen gerne zu, daß wir noch lange keinen bestimmten Begrif von Freyheit haben, und auch unsre Selbstdenker von ersten Range über denselben noch so bald nicht unter sich einig werden dürften. Allein ich behaupte, daß diese Repräsentanten der philosophierenden Vernunft durch den Gang, den ihre Untersuchungen seit einigen Jahren genommen haben, zu diesem grosen Ziel unausbleiblich gelangen müssen. Was kann aber denselben zum Behuf ihres grosen Geschäftes will-

kommener seyn, als bürgerliche Ordnung mit äusserer Freyheit verbunden? Freylich nur in dem Grade, in welchem sie, ohne Einverständniß der Selbstdenker über die Gründe der Pflichten und Rechte der Menschheit, möglich, aber in welchem sie gleichwohl, als äussere Bedingungen zu jenem künftigen Einverständniß, unentbehrlich sind, um welches, in dieser Rücksicht, die Voltaire durch Bekämpfung des gröberen Aberglaubens und Despotismus, und die Lavater durch Bekämpfung des gröbern Unglaubens und der praktischen Zügellosigkeit, gleich große Verdienste haben. Jemehr sich die Vertheidiger des Naturalismus und Supernaturalismus, des Demokratismus und Aristokratismus u. s. w. einander in die Enge treiben, jemehr sie sich nöthigen ihre Systeme neu zu begründen, oder, welches eben dasselbe ist, die Gründe ihrer Gründe aufzusuchen, und folglich dasjenige zu beweisen, was sie bisher als ausgemacht angenommen haben: desto gewisser und schneller wird die Grundlosigkeit aller bisherigen Systeme denjenigen Zuschauern einleuchten, deren sittliches Gefühl ohnehin bey keinem derselben Befriedigung gefunden hat. Es giebt eine Klasse des Mittelstandes, die beträchtlich an Zahl ihrer Glieder zunimmt, und sich immer mehr derjenigen äusseren Lage nähert, die der Sittlichkeit die günstigste ist, und den glücklichsten Standpunkt ausmacht, aus welchem sich die Angelegenheiten der Menschheit überschauen lassen. Von dem Übermuth und

der

der Hartherzigkeit der Unterdrücker, und von dem Sklavensinn und der Rachsucht der Unterdrückten, von Armuth und Reichthum, vom Adel- Pfaffen- und Baurenstolz gleich weit entfernt, ist diese Klasse durch kein persönliches Interesse weder für noch gegen was immer für eine der bisherigen politischen Verfassungen, philosophischen Hypothesen, und herrschenden Vorstellungsarten eingenommen. Für sie ist die gewöhnlichste und verderblichste Quelle des Irrthums — der geheime Einfluß des Eigennutzes auf die Denkart — durch ihr äusseres Schicksal abgeschnitten: während sie durch die goldene Mittelmäßigkeit desselben zur Mäßigung des Eifers, Unbefangenheit der Untersuchung, und Unpartheylichkeit der Beurtheilung gestimmt wird. Mit Einem Worte, die Erzieherinn der Menschheit scheint alles darauf angelegt zu haben, daß die weltbürgerliche Gesinnung, zu welcher sich in den übrigen Ständen nur selten ein ausserordentlicher Genius emporschwingt, nach und nach die natürliche Sinnesart der Selbstdenker aus dem Mittelstande werden solle.

X.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Ueber
die Verlängerung des Lebens.

Durch die ganze Natur weht und wirket jene unbegreifliche Kraft, jener unmittelbare Ausfluß der Gottheit, den wir Leben nennen. Ueberall stoßen wir auf Erscheinungen und Wirkungen, die ihre Gegenwart, obgleich in unendlich verschiedenen Modificazionen und Gestalten, unverkenntlich bezeugen, und Leben ist der Zuruf der ganzen uns umgebenden Natur. Leben ists, wodurch der Stein sich ballt und cristallisirt, die Pflanze vegetiert, das Thier fühlt und wirkt; — Aber im höchsten Glanz von Vollkommenheit, Fülle und Ausbildung erscheint es in dem Menschen, dem obersten Glied der sichtbaren Schöpfung. Wir mögen die ganze Reihe der Wesen durchgehen, nirgends finden wir eine so vollkommene Verbindung fast aller lebendigen Kräfte der Natur, nirgends so viel Energie des Lebens mit solcher Dauer vereinigt, als hier. Kein Wunder also, daß der vollkommenste Besitzer dieses Guts auch einen so hohen Werth darauf setzt, und daß schon der bloße Gedanke von Leben und Seyn so hohen Reitz für uns hat. Jeder Körper wird uns um so interessanter, je mehr wir ihm eine Art von Leben und Lebensgefühl zutrauen können. Nichts vermag

so

so sehr auf uns zu wirken, solche Aufopferungen zu veranlassen, und die ausserordentlichsten Entwickelungen und Anstrengungen unsrer verborgensten Kräfte hervorzubringen, als der Trieb, es zu erhalten, und in dem kritischen Augenblick es zu retten. Selbst ohne Genuß und Freuden des Lebens, selbst für den, der an unheilbaren Schmerzen leidet, der im dunkeln Kerker auf immer seine Freyheit beweint, behält der Gedanke zu seyn und zu leben jenen unüberwindlichen Reitz, und es gehört schlechterdings eine nur bey Menschen (und zwar bey siechen erschöpften Menschen) mögliche Zerrüttung der feinsten Empfindungsorgane, eine gänzliche Verdunklung und Tödtung des innern Sinns, dazu, um das Leben gleichgultig oder gar verhaßt zu finden. — So weise wurde Liebe des Lebens, dieser eines denkenden Wesens so würdige Trieb, dieser Grundpfeiler sowohl der einzelnen, als der öffentlichen Glückseligkeit mit unserer Existenz verwebt!

Sehr natürlich war es daher, daß der Gedanke in dem Menschen aufsteigen mußte: sollte es nicht möglich seyn, unser Daseyn zu verlängern, und dem nur gar zu flüchtigen Genuß dieses Guts mehr Ausdehnung zu geben? Und wirklich beschäftigte dieß Problem von jeher die Menschheit auf verschiedene Weise. Es war ein Lieblingsgegenstand der scharfsinnigsten Köpfe, ein Tummelplatz der Schwärmer, und eine Hauptlockspeise

der

der Charlatans und Betrüger. Es ist interressant und ein Beytrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes, zu sehen, auf wie mannigfaltigen, sich oft ganz entgesetzten, Wegen man dieß Gut zu erlangen hoffte: und da selbst in den neuesten Zeiten die Cagliostros und Mesmers wichtige Beyträge dazu geliefert haben, so glaube ich Verzeihung zu erhalten, wenn ich eine kurze Uebersicht der sowohl vernünftigen, als unvernünftigen Lebens Verlängerungs-Methoden anstelle, und zuletzt untersuche, ob es denn gar nicht möglich seyn sollte, daß Ziel unseres Daseyns weiter hinaus zu stecken.

Schon in den frühesten Zeiten, unter Aegyptern, Griechen und Römern, war diese Idee rege, und schon damals verfiel man in Aegypten, der Mutter so mancher abentheuerlicher Ideen, auf künstliche und unnatürliche Mittel zu diesem Zweck, wozu freylich das durch Hitze und Ueberschwemmungen ungesunde Klima Veranlassung geben mochte. Man glaubte die Erhaltung des Lebens in Brechen und Schwitzen gefunden zu haben, und es wurde allgemeine Sitte, jeden Monat wenigstens zwey Brechmittel zu nehmen, und statt zu sagen, wie befindest du dich? fragte man einander, wie schwitzest du? — Ganz anders bildete sich dieser Trieb bey den Griechen unter dem Einfluß einer reinen und schönen Natur aus. Man überzeugte sich sehr bald, daß gerade ein vernünftiger Genuß der Natur und die beständige Uebung

unses

unſerer Kräfte das ſicherſte Mittel ſey, die Lebenskraft zu ſtärken, und unſer Leben zu verlängern. Hippokrates und alle damaligen Philoſophen und Aerzte kannten keine andern Mittel, als Mäſſigkeit, Genuß der freyen und reinen Luft, Bäder, vorzüglich das tägliche Reiben des Körpers und Leibesübung. Auf letztere ſetzten ſie ihr größtes Vertrauen. Es wurden eigne Methoden und Regeln beſtimmt, dem Körper mannichfaltige, ſtarke und ſchwache, paſſive und active Bewegung zu geben; es entſtand eine eigene Kunſt der Leibesübung, die Gymnaſtick, daraus, und der größte Philoſoph und Gelehrte vergaß nie, daß Uebung des Leibes und Uebung der Seele immer im gleichem Verhältniß bleiben müſſe. *) Man brachte es wirklich zu einer auſſerordentlichen Vollkommenheit, dieſe für uns faſt verſchwundene Kunſt, den verſchiedenen Naturen, Situazionen und Verhältniſſen der Menſchen anzupaſſen, und ſie beſonders zu einem Mittel zu gebrauchen, die innere Natur des Menſchen immer in gehöriger Thätigkeit zu erhalten, und dadurch Krankheitsurſachen nicht nur unwirkſam zu machen, ſondern auch ſelbſt ſchon ausgebrochene Krankheiten zu heilen. Ein gewiſſer Herodikus gieng ſo weit, daß er ſogar ſeine Fies

*) Daß eine ſolche ſchöne Harmonie der phyſiſchen und geiſtigen Kräfte — eine geſunde Seele in einem geſunden Körper — auch einigen Einfluß auf die Philoſophie ſelbſt haben müſſe, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Fieberpazienten nöthigte, spazieren zu gehen, sich reiben zu lassen, und, jemehr die Krankheit abmattete, desto mehr durch Anstrengung der Muskelkräfte diese Mattigkeit zu überwältigen; und er hatte das Glück, durch seine Methode so vielen schwächlichen Menschen das Leben viele Jahre zu verlängern, daß ihm sogar Plato den Vorwurf macht: er habe sehr ungerecht gegen diese armen Leute gehandelt, die durch seine Kunst ein immer sterbendes Leben bis ins Alter fortgeschleppt hätten. Die hellsten und natürlichsten Ideen über die Verlängerung des Lebens finden wir beym Plutarch, der durch das glücklichste Alter die Wahrheit seiner Vorschriften bestätigte. Schon Er giebt folgende auch für unsere Zeiten gültige Regeln: den Kopf kalt, die Füße warm zu halten; anstatt bey jeder Unpäßlichkeit gleich Arzneyen zu brauchen, lieber erst einen Tag zu fasten, und über dem Geist nie den Leib zu vergessen.

Eine sonderbare Methode, das Leben im Alter zu verlängern, die sich ebenfalls aus den frühesten Zeiten herschreibt, war die Gerokomik, die Gewohnheit, einen alten, abgelebten Körper durch die nahe Atmosphäre frischer, aufblühender Jugend zu verjungen und zu erhalten. Das bekannteste Beyspiel davon enthält die Geschichte des Königs David und der schönen Sunamitin: aber man findet in den Schriften der Aerzte mehrere Spuren, daß es damals eine sehr gewöhnliche und

beliebte Hülfe des Alters war. Selbſt in neuern Zeiten iſt dieſer Rath mit Nutzen befolgt worden. Der groſſe Börhave ließ einen alten Herrn zwiſchen zwey jungen Leuten ſchlafen, und verſichert, der Alte habe dadurch ſichtbar an Munterkeit und Kräften zugenommen. Und gewiß, wenn man bedenkt, was der Lebensdunſt friſch aufgeſchnittener Thiere auf gelähmte Glieder, was das Aufgen lebendiger Thiere auf ſchmerzhafte Uebel vermag, ſo ſcheint dieſe Methode nicht zu verwerfen. — Höchſt wahrſcheinlich gründete ſich auf dieſe Ideen der hohe Werth, den man bey Griechen und Römern auf das Anwehen eines reinen, geſunden Athems ſezte *), und der in einen wirklich abſichtlichen Gebrauch deſſelben zur Lebensverlängerung überging, wenn jener römiſchen Inſchrift auf den Hermippus zu trauen iſt, die folgendergeſtalt lautet:

Aeſculapio et Sanitati
L. Clodius Hermippus
Qui vixit Annos CXV. Dies V.
Puellarum Anhelitu
, Quod etiam poſt mortem ejus
Non parum mirantur Phyſici
Jam poſteri, ſic vitam ducite!

Dem

*) Martial ſagt, da er den Tod eines fünfjährigen ſehr geliebten Sklavenmädgens, Erotion, zärtlich beweint, und ihre Vortreflichkeiten herzählt:

Fragravit ore, quod roſarium Paeſti. Lib. V. Ep. 39.

Haus Wurſt.

Wenn ihr eine Muſik habt, die man nicht hört, ſo macht immer fort: Aber was man heißt, Muſik zu hören, davon iſt der General kein ſonderlicher Liebhaber.

Muſik.

Eine Muſik, die man nicht hört? -- Wir können keine ſolche, Herr.

Haus Wurſt.

So ſtekt eure Pfeiffen wieder in euern Sak, und zieht ab. Geht, zerfließt in Luſt, fort.

(Die Muſicanten gehen ab.)

Caſſio.

Hörſt du, guter Freund?

Haus Wurſt.

Mit beyden Ohren.

Caſſio.

Hier iſt ein kleines Goldſtük für dich; wenn die Kammer-Frau der Generalin auf iſt, ſo ſag' ihr, es ſey ein gewiſſer Caſſio da, der ſich die Erlaubniß ausbitte, ein paar Worte mit ihr zu reden. Willt du?

Haus Wurſt.

Sie iſt auf, Herr; wenn ſie mir in den Wurf kommt, ſo will ich nicht ermangeln, es ihr zu notificieren.

[Er geht.]

Caſſio.

Dem Aeſculap und der Geſundheit
geweiht
von L. Clodius Hermippus,
der 115 Jahr 5 Tage lebte
durch den Athem junger Mädchen u. ſ. w.

Dieſe Inſchrift mag nun ächt ſeyn oder nicht; genug ſie veranlaßte doch noch im Jahr 1742 eine Schrift, worin ein Doctor **Lohauſen** ſehr gelehrt beweiſt: dieſer **Hermippus** ſey ein Waiſenhausvorſteher oder Mädchenſchulmeiſter geweſen, der beſtändig in einem Zirkel junger Mädchen gelebt, und eben dadurch ſein Leben ſo weit verlängert habe. Er giebt daher den wohlmeynenden Rath, ſich nur alle Morgen und Abende von kleinen unſchuldigen Mädchen anhauchen zu laſſen, und verſichert zu ſeyn, daß man dadurch zur Stärkung und Erhaltung der Lebenskräfte unglaublich viel beytragen werde, indem, ſelbſt nach dem Ausſpruche der Adepten, in dem Hauche der Unſchuld die erſte Materie am reinſten enthalten wäre.

Aber am ergiebigſten an neuen und abenteuerlichen Ideen über dieſes Problem war jene tauſendjährige Nacht des Mönchthums, wo Schwärmerey und Aberglauben alle reinen naturgemäßen Begriffe verbannten, wo zuerſt der ſpekulative Müſſiggang der Klöſter die und jene chemiſche Erfindung veranlaßte, aber dieſelbe mehr zur Ver-

wir-

wirrung als Aufhellung der Begriffe, mehr zur Beförderung des Aberglaubens, als zur Berichtigung der Erkenntniß nuzte. Diese Nacht iſt es, in der die monſtröſeſten Geburten des menſchlichen Geiſtes ausgebrütet, und jene abenteuerlichen Ideen von Beherzung, Sympathie der Körper, Stein der Weiſen, geheimen Kräften; Chiromantie, Kabala, Univerſalmedizin u. ſ. w. in die Welt geſezt, oder wenigſtens ausgebildet wurden, die leider noch immer nicht auſſer Cours ſind, und nur in veränderten und moderniſirten Geſtalten, immer noch zur Verführung des Menſchengeſchlechts dienen. In dieſer Geiſtesfinſterniß erzeugte ſich nun auch der Glaube, daß die Erhaltung und Verlängerung des Lebens, die man zeither, als ein Geſchenk der Natur, auch durch die natürlichſten Mittel geſucht hatte, durch chemiſche Verwandlungen, durch Hülfe der erſten Materie, die man in Deſtillirkolben gefangen zu haben meynte, durch Vermeidung böſer Konſtellationen und ähnlichen Unſinn erhalten werden könnte. Es ſey mir erlaubt, einige dieſer an die Menſchheit ergangenen Vorſchläge, die troz ihrer Ungereimtheit dennoch Glauben fanden, nahmhaft zu machen.

Einer der unverſchämteſten Charlatans und hochprahlenden Lebensverlängerer war Theophraſtus Paracelſus, oder, wie ſein ganzer, ihn charakteriſirender, Nahme hieß: Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus ab

Hohenheim. Er war die halbe Welt durchreiset, hatte aus allen Orten und Enden Rezepte und Wundermittel zusammengetragen, und besonders was damals noch selten war, in den Bergwerken Kenntniß und Behandlung der Metalle studirt. Er fing seine Laufbahn damit an, alles niederzureissen, was bisher gelehrt worden war, alle hohe Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich als den ersten Philosophen und Arzt der Welt zu präsentiren, und heilig zu versichern, daß keine Krankheit sey, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern könnte. Zur Probe seiner Insolenz und des Tons, in dem die Charlatans des 15ten Jahrhunderts ihr Publicum anredeten, will ich nur den Anfang seines Hauptwerks anführen: „Ihr müßt mir nach, ich nicht euch, ihr mir nach, Avicenna, Rhasis, Galen, Mesue; mir nach, und ich nicht euch, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meissen, ihr von Köln, ihr von Wien, und was an der Donau und dem Rheinstrom liegt, ihr Inseln im Meer, du Italien, du Dalmatien, du Athen, du Grieche, du Araber, du Israelite, mir nach und nicht ich euch! Mein ist die Monarchey!" Man sieht daß er nicht Unrecht hatte, wenn er von sich sagt: „Von der Natur bin ich nicht klar gesponnen; es ist auch nicht der Schweitzer Art, die unter Tannzapfen aufwachsen." Aber er hatte die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunkeln und mystischen Sprache vorzutragen, daß man

die

die tiefsten Geheimnisse darin ahndete, und noch hie und da darin sucht, und daß es wenigstens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen. Durch alles dieß und durch die neuen und auffallenden Wirkungen einiger chemischen Mittel, die er zuerst in die Medizin verpflanzte, machte er erstaunliche Sensazion, und sein Ruf wurde so verbreitet, daß aus ganz Europa Schüler und Pazienten zu ihm kamen, und daß selbst Erasmus sich entschliessen konnte, ihn zu konsultiren. Er starb im 50sten Jahre, ohnerachtet er den Stein der Unsterblichkeit besaß; und wenn man diesen vegetabilischen Schwefel genauer untersucht, so findet man, daß er weiter nichts war, als ein dem Hofmannischen Liquor anodynus ähnliches Präparat von Vitriol und Weingeist.

Aber nicht genug, daß man die Chemie und die Geheimnisse des Geisterreichs aufbot, um unsere Tage zu verlängern, selbst die Gestirne musten dazu benutzt werden. Es wurde damals allgemeiner Glaube: daß der Einfluß der Gestirne (die man sich doch nicht ganz müßig denken konnte) Leben und Schicksale der Menschen regiere; daß jeder Planet und jede Constellazion derselben der ganzen Existenz des darinn erzeugten Wesens eine gewisse Richtung zum Bösen oder Guten geben könne; und daß folglich ein Astrolog nur die Stunde und Minute der Geburt zu wissen brauche, um das Temperament, die Geistesfähigkeiten, die Schicksale, die Krankheiten, die Art des Todes

und auch den Tag desſelben beſtimmen zu können. Dieß war der Glaube nicht bloß des großen Haufens, ſondern der größten, verſtändigſten und einſichtsvolleſten Perſonen der damaligen Zeit; und es iſt zum Erſtaunen, wie lange und wie feſt man daran hing, ohnerachtet es nicht an Beyſpielen fehlen konnte, wo die Prophezeyung fehl ſchlug. Biſchöffe, hohe Geiſtliche, berühmte Philoſophen und Aerzte gaben ſich mit dem Nativitätſtellen ab; man las ſogar auf Univerſitäten Kollegia darüber, ſo gut wie über die Punktirkunſt und Kabala. Zum Beweiſe erlaube man mir ein paar Worte von dem berühmten **Thurneiſen**, dem glänzendſten Phänomen dieſer Art, und einem wirklich ausgezeichneten Menſchen, zu ſagen. Er lebte an dem Kurfürſtlichen Hofe zu Berlin, und war Leibarzt, Chemiſt, Nativitätſteller, Kalendermacher, Buchdrucker und Buchhändler, alles in einer Perſon. Seine Reputazion in der Aſtrologie war ſo groß, daß faſt in keinem angeſehenen Hauſe in Teutſchland, Polen, Ungarn, Dännemark, ja ſelbſt in England, ein Kind gebohren wurde, wo man nicht ſogleich einen Boten mit der Beſtimmung der Geburtsſtunde an ihn abſendete. Es kamen oft 8 10 bis 12 ſolche Geburtsſtunden auf einmal bey ihm an, und er wurde zulezt ſo überhäuft, daß er ſich Gehulfen zu dieſem Geſchäft halten mußte. *)

Noch

*) Ich nehme dieſe Nachrichten aus der in mehr als einer Rückſicht ſchätzbaren Lebens-Beſchreibung deſſelben von Hr. Geh. Rath Möhſen in Berlin.

Noch befinden sich viele Bände solcher Anfragen auf der Bibliotheck zu Berlin, in denen sogar Briefe von der Königin Elisabeth erscheinen. Ausserdem schrieb er noch jährlich einen astrologischen Kalender, in welchem nicht nur die Natur des Jahres überhaupt, sondern auch die Hauptbegebenheiten und die Tage derselben, mit kurzen Worten oder Zeichen angegeben waren. Freylich lieferte er gewöhnlich die Auslegung erst das Jahr darnach; doch findet man auch Beyspiele, daß er sich durch Geld und gute Worte bewegen ließ, dieselbe im voraus mitzutheilen. Und bewundern muß man, was die Kunst der unbestimmten, prophetischen Dikzion und die Gefälligkeit des Zufalls thun können: der Kalender erhielt sich über 20 Jahre in Ansehen, hatte reissenden Abgang, und verschaffte, nebst andern Charlatanerien dem Verfasser ein Vermögen von einigen 100 000 Gulden.

Aber wie konnte man in einer Kunst, die dem Leben der Menschen so bestimmte und unvermeidliche Grenzen sezt, Mittel zur Verlängerung desselben finden? Dieß geschah auf folgende sinnreiche Art. Man nahm an, daß eben so, wie jeder Mensch unter dem Einfluß eines gewissen Gestirns stände, eben so habe auch jeder andere Körper, Pflanzen, Thiere, sogar ganze Länder und einzelne Häuser, ein jegliches sein eignes Gestirn, von dem es regiert würde; und besonders war zwischen den Planeten und Metallen ein genauer

zung derſelben, die wunderbare Kraft erhielten, den ganzen Einfluß einer unglücklichen Geburtsſtunde aufzuheben, zu Ehrenſtellen zu befördern, und in Handels und Heyrathsgeſchäften gute Dienſte zu leiſten. — War Mars im Zeichen des Skorpions darauf geprägt, und ſie in dieſer Konſtellazion gegoſſen: ſo machten ſie ſiegreich und unverwundbar im Kriege; und die teutſchen Soldaten waren von dieſer Idee ſo eingenommen, daß von einer Niederlage derſelben in Frankreich ein franzöſiſcher Schriftſteller erzählt, man habe bey allen Todten und Gefangenen Amulete am Halſe hängend gefunden. Aber die Bilder der Planetsgottheiten durften in dieſer Abſicht durchaus keine antike Form, ſondern mußten eine myſtiſche, abenteuerliche Geſtalt und Tracht haben. Man hat noch eines *) gegen die jovialiſchen Krankheiten mit dem Bildniſſe des Jupiters. Hier ſieht Jupiter völlig ſo aus, wie ein alter Wittenberger oder Baſeler Profeſſor. Es iſt ein bärtiger Mann in einem weiten mit Pelz gefütterten Ueberrock, hält in der einen Hand ein aufgeſchlagenes Buch und dozirt mit der rechten. — Ich würde mich nicht ſo lange bey dieſer Materie aufgehalten haben, wenn nicht dieſe Grille voriger Jahrhunderte noch vor wenig Jahren von Caglioſtro wieder in Gang gebracht worden wäre, und noch in dem

*) S. Möhſen am angef. Orte.

lezten Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts hie und da Beyfall gefunden hätte. *)

Je ungereimter und verworrener die damalls gen Begriffe von Leben und Lebensverlängerung waren: desto schätzbarer muß uns das Andenken eines Mannes seyn, der sich glücklich aus denselben herauszuwinden, und die Kunst sein Leben zu verlängern auf dem Wege der Natur und der Mässigkeit zu finden wuste. Cornaro der Italiener wars, der durch die einfachste und strengste Diät und durch eine beyspiellose Beharrlichkeit in derselben sich ein glückliches und hohes Alter verschafte, das ihm reichliche Belohnung seiner Entsagung und der Nachwelt ein lehrreiches Beyspiel gab. Nicht ohne Theilnahme und freudiges Mitgefühl kann man den drey und achtzigjährigen Greis die Geschichte seines Lebens und seiner Erhaltung beschreiben, und alle die Heiterkeit und Zufriedenheit preisen hören, die er seiner Lebensart verdankt. Er hatte bis in sein 40stes Jahr ein schwelgerisches Leben geführt, war beständig krank an Koliken, Gliders

*) In La Fontaines Med. Chir. Abhandlungen findet sich die Abbildung eines Talismans aus der neuesten Zeit von Cagliostro in Warschau gefertigt und abgesezt, der durch einige unleserlich hingekritzelte Schriftzüge, Erscheinung der Geister, Verwandlung der Metalle, Vergrösserung der Brillanten, Stein der Weisen, und ewige Jugend bewirken sollte.

Gliederschmerzen und Fieber, und kam durch letzteres endlich dahin, daß ihn seine Aerzte versicherten, er werde nicht viel über zwey Monate mehr leben, alle Arzneyen seyen vergebens, und das einzige Mittel für ihn sey eine sparsame Diät. Er folgte diesem Rath, bemerkte schon nach einigen Tagen Besserung, und nach Verlauf eines Jahres war er nicht nur völlig hergestellt, sondern gesünder als er je in seinem Leben gewesen war. Er beschloß also, sich noch mehr einzuschränken, und schlechterdings nicht mehr zu genießen, als was zur Subsistenz unentbehrlich wäre; und so nahm er denn 60 ganzer Jahre hindurch täglich nicht mehr als 24 Loth Speise (alles mit eingerechnet) und 26 Loth Getränke zu sich. Dabey vermied er auch starke Erhitzungen, Erkältungen und Leidenschaften, und durch diese sich immer gleiche gemäßigte Diät erhielt nicht nur sein Körper sondern auch die Seele ein so bestimmtes Gleichgewicht, daß nichts ihn erschüttern konnte. In seinem hohen Alter verlohr er einen wichtigen Prozeß, worüber sich zwey seiner Brüder zu Tode grämten. Er blieb gelassen und gesund. Er wurde mit den Wagen umgeworfen und von den Pferden geschleift, daß er Arm und Fuß ausrenkte: er ließ sie wieder einrichten, und, ohne sonst etwas zu brauchen, war er in kurzem wieder hergestellt. — Aber am merkwürdigsten und beweisend, wie gefährlich die geringste Abweichung von einer langen Gewohnheit werden kann, war fol-

Caſſio.

Thu das, guter Freund -- Da kommt Jago eben recht.

Jago (zu ihm.)

Jago.

Ihr ſeyd alſo nicht zu Bette gegangen?

Caſſio.

Nein, gewiß nicht; der Tag brach ja ſchon an, eh wir ſchieden. Ich bin ſo frey geweſen, und habe eure Frau hieher bitten laſſen; ich will ſie erſuchen, ſie möchte mir Zutritt bey Desdemona verſchaffen.

Jago.

Ich will ſie augenbliklich hieher ſchiken, und indeß ein Mittel ausfindig machen, um den Mohren auf die Seite zu bringen, damit ihr ungehindert mit Desdemonen ſprechen könnt.

(Er geht ab.)

Caſſio.

Ich dank euch gehorſamſt davor -- In meinem Leben hab' ich keinen gutherzigern und ehrlichern Florentiner geſehen!

Aemilia zu Caſſio.

Aemilia.

Guten Morgen, Herr Lieutenant. Es iſt mir leid,

daß

gendes. Als er 80 Jahr alt war, drangen seine Freunde in ihm, doch nun, da sein Alter mehr Unterstützung brauchte, seiner Nahrung etwas zuzusetzen. Er sah zwar wohl ein, daß mit der allgemeinen Abnahme der Kräfte auch die Verdauungskraft abnehmen, und man im Alter die Nahrung eher vermindern als vermehren müste. Doch gab er nach, und erhöhete seine Speise auf 28 und sein Getränke auf 32 Loth. „Kaum hatte ich, sagte er selbst, „diese Lebensart zehn Tage „fortgesetzt, als ich anfieng, statt meiner vorigen „Munterkeit und Fröhlichkeit, kleinmüthig, ver„drossen, mir und andern lästig zu werden. Am „12ten Tage überfiel mich ein Schmerz in der Sei„te, der 24 Stunden anhielt, und nun erfolgte „ein Fieber, daß 35 Tage in solcher Stärke fort„dauerte, daß man an meinem Leben zweifelte. „Aber durch Gottes Gnade und meine vorige Diät „erhohlte ich mich wieder, und genieße nun in „meinem 83sten Jahre den munterſten Leibes- und „Seelenzustand. Ich steige von der Erde an auf „mein Pferd, ich klettere steile Anhöhen hinauf, „und habe erst kürzlich ein Lustspiel voll von un„schuldiger Freude und Scherz geschrieben. Wenn „ich von meinen Privatgeschäften oder aus dem „Senat nach Hause komme, so finde ich eilf Ens„kel, deren Auferziehung, Zeitvertreib und Ge„sänge die Freude meines Alters sind. Oft singe „ich selbst mit ihnen, denn meine Stimme ist jetzt „klärer und stärker, als sie je in meiner Jugend „war,

„war, und ich weiß nichts von den Beſchwehrden „und den mürriſchen und ungenießbaren Launen, „die ſo oft das Loos des Alters ſind.“ In dieſer glücklichen Stimmung erreichte er das hunderſte Jahr. Aber ſein Beyſpiel iſt ohne Nachfolge geblieben.

Zu der nehmlichen Zeit, da man in Frankreich den Werth des Blutes ſo wenig zu kennen ſchien, daß man König Ludwig XIII. in den letzten zehn Monaten ſeines Lebens 47mal zur Ader ließ, und ihm noch überdieß 215 Purganzen und 210 Lavements gab, ſuchte man durch einen gerade entgegengeſetzten Prozeß, durch Einfüllung eines friſchen jungen Blutes in die Adern, das Leben der Menſchen zu verjüngen, zu verlängern und inkurable Krankheiten zu heilen. Man nannte dieß **Transfuſion**, und die Methode war dieſe, daß man zwey Blutadern öfnete, und vermittelſt eines Röhrchens das Blut aus der Pulsader eines andern lebenden Geſchöpfs in die eine leitete, während man durch die andere Aderöfnung das alte Blut auslaufen ließ. Man hatte in England einige glückliche Verſuche an Thieren, Schafen, Kälbern und Pferden gemacht, und wirklich einigen alten lahmen und tauben Geſchöpfen durch die Anfüllung mit dem Blute eines jungen Thieres, Gehör, Beweglichkeit und Munterkeit, wenigſtens auf einige Zeit, wieder verſchaft; ja man unternahm es, furchtſame Geſchöpfe durch

das Blut eines wilden grausamen Geschöpfs kühn zu machen. Hierdurch aufgemuntert trug man kein Bedenken, auch Menschen auf diese Weise zu restauriren. Dr. Denis und Riva zu Paris waren wirklich so glücklich, einen jungen Menschen, der an einer unheilbaren Schlafsucht litt, (in der man ihm ebenfalls zwanzigmal zur Ader gelassen hatte) durch die Anfüllung mit Lammesblut, und einen Wahnsinnigen durch die Vertauschung seines Blutes mit Kalbsblut, völlig herzustellen. Aber da man nur die unheilbarsten und elendesten Menschen dazu nahm, so trug sichs bald zu, daß einige unter der Operazion starben, und seitdem hat es niemand wieder gewagt. Doch ist sie an Thieren noch im vorigen Jahre zu Jena sehr glücklich exekutirt worden; und in der That sollte sie nicht ganz verworfen werden. Denn obschon das eingelassene fremde Blut in kurzem in das unsrige verwandelt werden muß, und also zur Verjüngung und Verlängerung des Lebens nicht viel davon zu hoffen seyn möchte: so müßte doch bey gewissen Krankheiten, besonders der Seele und des Nervensystems, der plötzliche ungewöhnliche Eindruck eines neuen Blutes auf die edelsten Lebensorgane, eine große und heilsame Revoluzion bewirken können.

Selbst der große Baco, dessen Genie alles Wissen umfaßte, und der dem so lange irre geführten menschlichen Geiste zuerst die Bahn vorzeichnete,

te, die Wahrheit wiederzufinden, ſelbſt dieſer groſse Mann fand das Problem der Verlängerung des Lebens ſeiner Aufmerkſamkeit und Unterſuchung würdig. Seine Ideen ſind kühn und neu. Er denkt ſich das Leben als eine Flamme, die beſtändig von der umgebenden Luft konſumirt wird. Jeder auch der härteſte Körper wird am Ende durch dieſe feine Verdünſtung aufgelöſet und zerſtört. Er zieht daraus den Schluſs, daſs durch Verhütung dieſer Konſumzion und durch eine von Zeit zu Zeit unternommene Erneuerung unſerer Säfte, das Leben verlängert werden könne. Zur Verhütung der Konſumzion von auſſen empfiehlt er beſonders kühle Bäder, und das bey den Alten ſo beliebte Einreiben von Oel und Salben nach dem Bade; zur Verminderung der Konſumzion von einer Gemüthsruhe, eine kühle Diät und den Gebrauch des Opiums und der Opiatmittel, wodurch die zu groſse Lebhaftigkeit der innern Bewegungen gemäſsigt und das damit verbundene Aufreiben retardirt würde. Um aber bey zunehmenden Jahren die unvermeidliche Vertrocknung und Verderbniſs der Säfte zu verbeſſern, hält er für das beſte, alle 2 bis 3 Jahr einen Renovazionsprozeſs mit ſich vorzunehmen, der darin beſteht, daſs man durch magere Diät und ausleerende Mittel erſt den Körper von allen alten und verdorbenen Säften befreyt, und dann durch eine ausgeſuchte, erfriſchende und nahrhafte Diät und ſtärkende Bäder die durſtigen Gefäſſe wieder mit belebenden Säften anfüllt, und

ſich alſo von Zeit zu Zeit im eigentlichſten Verſtande erneuert und verjüngt*). — Das Wahre, das in dieſen Ideen liegt, iſt nicht zu verkennen, und mit einigen Modifikazionen würden ſie immer anwendbar ſeyn.

In den neueſten Zeiten hat man leider mehr Progreſſen in den Künſten das Leben zu verkürzen, als in der, es zu verlängern gemacht. Charlatans genug ſind erſchienen und erſcheinen noch täglich, die durch aſtraliſche Salze, Goldtinkturen, Wunder- und Luftſalzeſſenzen, himmliſche Betten, und magnetiſche Zauberkräfte den Lauf der Natur zu hemmen verſprechen. Aber man fand nur zu bald, daß der berühmte Thee de longue vie des Grafen St. Germain ein ſehr alltägliches Gemiſch von Sandelholz, Senesblättern und Fenchel, das angebetete Lebenselixir Caglioſtros ein ganz gewöhnliches nur ſehr hitziges Magenelixir, die Wunderkraft des Magnetismus aus Imagination, Nervenreiz und Sinnlichkeit zuſammengeſetzt ſey, und die geprieſenen Luftſalze und Goldtinkturen mehr das Leben ihrer Erfinder, als derer, die ſie einnehmen, zu erhalten vermögen. Faſt ſcheint es, als wolle man jene Idee ganz den Charlatans überlaſſen, um ſo mehr, da der aufgeklärtere Theil ſich für die Unmögs

*) Daß in der mythologiſchen Geſchichte der Medea ſchon ähnliche Ideen von Verjüngung der Alten liegen, wird, glaub ich, jedem einleuchten.

möglichkeit dieser Erfindung dadurch entschädigt, daß er die Länge des Lebens nicht in der Zahl der Tage, sondern in dem Genuß und Gebrauch desselben findet.

Da aber dieses doch unmöglich für einerley gelten kann, und die Möglichkeit einer Verlängerung unserer Existenz wichtige Gründe für sich hat, so behalte ich mirs vor, ein andermal die Fragen zu untersuchen: Was ist uns von dem Wesen der Lebenskraft bekannt? Unter welchen Umständen erhält sie sich am längsten in organisirtem Wesen, und woher rührt die verschiedene Lebensdauer, die wir daselbst finden? In welchem Klima, Temperament, Lebensweise u. s. w. haben besonders Menschen das höchste Alter erreicht? Und was lassen sich aus dem allen für Schlüsse auf die Möglichkeit und die Mittel der Lebensverlängerung ziehen?

D. Hufeland.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Freyheit und Einsicht.

Eine Erzählung.

Regensburg im November 1791.

— — May no such Storm
Fall on our times, where ruin muſt reform!
Coopers-hill, by John Denham.

Es giebt einen Weltkörper, der an ſeinen beyden unbeweglichen Endpunkten eingedrückt, um den Gürtel aber erhöht iſt. Ihm ward ein Begleiter zugeordnet, der ſich ihm bald als eine Sichel, bald als eine glänzende Scheibe zeigt, und mit dem er in einem ewigen Reihentanz um ein ſtrahlens des Feuermeer, das Licht und Wärme um ſich vers breitet, begriffen iſt. Auf dieſem ſo ſchief in ſeis ner Bahn kreiſelnden Weltkörper gab es einmal ein Reich, das die Natur mit allen Gütern beſchenkt hatte, die nur zum Gedeihen ſeiner Bes wohner erforderlich ſeyn konnten; wo es aber ſchien, als wüßten dieſe nicht, was zu ihrer wahs ren Wohlfarth gehöre. Denn ſie thaten oft gerade das, was ihr entgegengeſetzt war. Einſt durchs reiſete ein Fremder das Land, und da fand er in den Handlungen ſeiner Bewohner ſo unauflösbare Widerſprüche, daß er ſolche durch eignes Nachs forſchen bey den verſchiedenen Ständen ſich zu ents räthſeln beſchloß.

Er

Er durchzog alſo das Reich, und da fand er einen Winzer, der an der Thür ſeines Weinbergs eine trockne Brodtrinde zum Frühſtück verzehrte. Warum, ſprach er zu ihm, iſſeſt du nicht von den ſchönen zeitigen Trauben, die an dem um deine Wohnung grünenden Reben dir winken? Iſt es nicht thöricht, die Früchte ſeines Fleiſſes den Vögeln unter dem Himmel zu überlaſſen? — Für dieſe ſind ſie auch nicht beſtimmt, antwortete der Winzer: aber auch mir winken die ſchönen Trauben umſonſt; denn ſie gehören mit allem was ich habe einer Schaar Einſiedler, die aus der Welt ausgegangen ſind, um in dem herrlichen Palaſt, den du dort ſieheſt, das Marck des Landes in heiligem Müßiggang zu verzehren. Der Fremde ſchwieg und gieng gedankenvoll ſeines Weges.

Bald darauf fand er einen Landmann, der den ganzen Tag ſein Korn auf dem Felde bewachte, um die Tauben davon abzuwehren. Warum, fragte er ihn, ſchießeſt du nicht unter ſie? Ich wollte lieber gar keine Tauben eſſen, als mir meine Früchte auf dem Halm von ihnen wegzehren laſſen! — Es ſind auch nicht meine Tauben, erwiederte der Landmann ſeufzend; ſie gehören dem Ortsherrn, und ich muß ſie mit den Früchten meines Schweißes ernähren, weil er nur zartes Taubenfleiſch vertragen kann. — Als es Abend geworden war, gieng der Fremde wieder an ſeis

ſelben Acker vorüber, und da fand er den Sohn des Bauern, der bey einem kleinen Feuer Wache hielt. Warum, rief er ihm zu, biſt du jezt noch hier? Die feindlichen Tauben haben ſich ja zur Ruhe begeben! Von denen habe ich auch jezt nichts zu befürchten, war die Antwort: aber nun kommen die Hirſche und wilden Schweine aus dem Walde, und wenn ich ſie nicht durch Feuer verſcheuche, ſo kann ich in einer Nacht die ganze Erndte verlieren. — So? Darfſt du auch nach den wilden Thieren nicht ſchießen, fragte der Fremde? Nein, verſetzte der junge Menſch: denn der Landesvater hält jährlich eine Jagd in dieſem Walde, und da ſieht er es gern, wenn das Wild Heerdenweiſe darin geht."

Der Reiſende begab ſich weiter an das Ufer des Meeres, und da fand er einen Mann, unter der Laſt eines Korbes gekrümmt, der ſeinen Rükken niederdrückte. Der Arme trug Salz, das er für einen ungeheuren Preis in einer mehrere Stunden entfernten Niederlage gekauft hatte. Die Natur kochte zwar ſelbſt in den Klippen am Seegeſtade dieſe unentbehrliche Würze: aber wer ſich gelüſten ließ, von dieſem allgemeinen Salze ſeinen Antheil nehmen zu wollen, der mußte mit dem Leben dafür büßen, oder er ward auf ewig zum Rudern verdammt. Der Landesvater trieb einen Handel mit Salz, und da legte er ſeinen lieben Kindern den Zwang auf, ihm über ihr Bedürfniß theuer ab-

kauf

kaufen zu müssen, was Mutter Natur ihnen umsonst darbot.

Auf einer Rasenbank vor einem Meyerhofe saß eine schöne junge Frau, zu deren Füßen zwey holde Knaben spielten. Sie war in Trauerkleidern, und ihr blasses Antlitz zeugte von innerm Gram. Ist dein Gatte dir gestorben, fragte sie der Fremdling, daß du so mit Kummer den Spielen deiner Kinder zusiehst? — „Ach, seufzte die junge Frau, für mich ist er so gut als todt! Er machte mir diese kleine Wohnung zu einem Himmel; er war die Stütze aller Dürftigen, und wer ihn kannte, seegnete ihn; da riß ihn ein Verhaftsbefehl von meiner Seite. Ich weiß, er konnte kein Verbrechen begehen; aber ich darf nicht einmal fragen, was er verschuldet hat. Das Leben kann er im Kerker aushauchen, ohne daß ein Mensch ihn zu retten, oder seine Unschuld zu zeigen vermag, denn es ist kein öffentlicher Ankläger da.“ — So sprach die Verlassene, und in ihre Thränen mischten sich die Zähren des Fremden.

Die Zeit der Erndte kam, und täglicher Regen verhinderte das Einbringen der Garben, so daß man bey den guten Zwischenzeiten sie gleichsam nur wegstehlen mußte. Da fand der Fremde einen Bauer, der sein Gehöft verließ, um auf einem andern Acker zu arbeiten. Warum, sprach er zu ihm, suchst du nicht erst dein eignes Korn einzubringen? Reizt dich der schnöde Gewinn eines klei-

daß ihr Verdruß gehabt habt; aber ich hoffe, es wird alles wieder gut werden. Der General und seine Gemahlin reden mit einander davon, und sie nimmt eure Parthey sehr lebhaft. Der Mohr hält ihr entgegen, derjenige, den ihr verwundet hättet, sey ein Mann von grossem Namen in Cypern, und von einer ansehnlichen Familie; er könne aus politischen Ursachen nicht anders, als euch von sich entfernen. Jedoch versichert er zu gleicher Zeit, er liebe euch, und habe keine andre Fürbitter nöthig, um euch wieder bey ihm in Gunst zu sezen, als seine eigne Zuneigung.

Cassio.

Ich bitte euch dem ungeachtet, wenn ihr anders glaubt daß es schiklich sey, und wenn es sich thun läßt, mir Gelegenheit zu verschaffen, daß ich ein paar Worte mit Desdemonen allein sprechen könnte.

Aemilia.

Ich bitte euch, kommt herein; ich will euch an einen Ort führen, wo ihr Gelegenheit haben sollt, ihr alles zu sagen was ihr auf dem Herzen habt.

Cassio.

Ich bin euch sehr dafür verbunden.

[Sie gehen ab.]

nen Taglohns zur Verſäumung deines Hauptvortheils? — „Ach, erwiederte er, mir iſt nicht eher an mich zu denken erlaubt, als bis die Früchte unſres Ortsherrn, und des Kloſterguts, dem wir dienen, eingebracht ſind, ſollte auch mein Weniges darüber zu Miſt verfaulen.“

Nach der Erndte ſah der Reiſende des Abends einen andern Landmann, der ein Paar Oliven zum Abendbrod verzehrte, und deſſen ganze Geſtalt ein Abdruck der Dürftigkeit war. Du ſcheinſt Noth zu leiden, rief er ihm zu, wie deine eingefallenen Wangen, deine Lumpen, und die elende Geſtalt deines Viehes verrathen. Deine kleine Hütte ſteht allen Elementen offen, und du ſcheinſt gerade nur ſo viel zu haben, als genug iſt, um deine drückende Laſt von einem Tage zum andern fortſchleppen zu können. Haſt du eine Mißerndte gehabt? — „Ach, nein, ſprach der Bauer: unſer Himmel und Boden ſind uns günſtig genug; aber ich erliege den ewigen Erpreſſungen und Bedrängniſſen, welche die Menſchen mir anthun. Nur ſelten darf ich meine Kräfte für mein eignes Selbſt verwenden. Läßt der Ackerbau mir Friſt zur Ausbeſſerung meines Hauſes, ſo muß ich meine geſetzte Arbeit an der Landſtraße machen. Ich bin mit ſo vielen Abgaben beladen, daß all mein Erwerb nie von einem Jahre zum andern reicht. Dies macht mich ſo arm, daß ich vor jeder Erndte Geld aufnehmen,

und hernach den Gläubigern mit meinen Früchten nach dem vorherbestimmten Preise bezahlen muß. Auch dies Jahr that ich eine gute Erndte; aber wenn alles davon abgegeben ist, was dem Landesvater, dem Ortsherrn und dem Priester davon abgegeben werden muß: so bleibt mir, wenn die privilegirten Ordensbettler mich erst noch in Anspruch genommen haben, kaum so viel übrig, daß ich meinen Leib spärlich bedecken, meine baufällige Hütte stützen, und des Abends ein Paar Oliven essen kann."

Da giengen dem Fremden die Augen über, daß er sich auf sein Antlitz zur Erde warf, und das Verhängniß beschwor, dieses arme Volk aus seinem Elende zu befreyen. Sein Gebet war das Gebet vieler Tausende. Das ganze Volk hob seine Hände zum Himmel empor, und schrie um Rettung. Es war nur eine Stimme darüber und sie drang durch die Wolken.

Und plötzlich erschien die Freyheit in ihrem strahlenden Himmelsglanze, mit ungebundenen wehenden Locken und offner Stirn. Ihr Angesicht war freundlich, und ihr leichtes Gewand flatterte in die Luft. Ueberfluß folgte ihrem unaufhaltbaren Gange, und alle Bande der Knechtschaft zersprangen vor dem Hauch ihres Mundes. Das alte Vorurtheil sank von seinem eisernen Stuhle, den es für unerschütterlich gehalten, herab. Tyrannen erbleichten, Stolze verlohren

lohren mit den äuſſeren Zeichen von Würde allen perſönlichen Werth, und feiſte Wollüſtlinge ſahen ſich genöthigt, mit unmännlicher Hand nach dem Spaten zu greifen, um durch Graben ihr Brod zu verdienen. Schreckliche Mauern ſtürzten ein. Die unterirdiſchen Kerker öffneten ſich, daß die armen Gefangenen, wie aus Gräbern, hervordringen, und ſich wieder des Sonnenlichts freuen konnten. Trauernden Gattinnen wurden ihre Männer und verwaiſeten Kindern ihre Väter wiedergegeben. Die Hügel ertönten von den frohen Geſängen der Freyheit, und man hielt ihren Becher überall empor, um alle im Volk daraus trinken zu laſſen. Die Gerichte wurden nicht mehr bey verſchloſſenen Thüren, ſondern frey und öffentlich gehalten, daß Richter, Kläger und Beklagte von jedem gehört werden konnten, und weder Recht noch Unrecht verborgen blieb. Nach ihren Thaten, und nicht nach Meinungen, ſollten die Menſchen gerichtet werden, und keiner einen ungerechten Erbvorzug vor dem Andern haben. Frey ſollte der Glaube der Menſchen ſeyn, und eine weiſe Erziehung ihr Urtheil über die einem Jeden, ſo wie der ganzen Geſellſchaft, wichtigſten Gegenſtände leiten. Nur das Geſetz beſtimmte die Ordnung, in der die öffentliche Mittheilung ſeiner Meinungen erlaubt war. Keiner ſollte verhindert werden, zu thun was einem Andern nicht ſchade. Nur perſönliche Tugend und Fähigkeit ſollte künftig beſtimmen, welchen Platz in der

Geſell-

Gesellschaft jedes Mitglied suchen und einnehmen dürfe, und es fanden weiter keine Unterscheidungszeichen statt, als die von gemeinschaftlichem Nutzen wären.

So wollte man eine neue und der natürlichen Billigkeit entsprechende Verfassung gründen. Alles taumelte vor trunkner Wonne, und man sah den glücklichsten Tagen entgegen Aber ach! diese Tage gingen noch nicht am Himmel herauf. Die verblendeten Menschen hielten in ihrem Rausch die Ordnung für knechtischen Zwang, und suchten in der Schwäche der Staatsverwaltung Sicherheit gegen willkührliche Gewalt. Sie vergaßen, daß die Freyheit das eine, und das Gesetz das andere Heiligthum der Menschheit ist. Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung sollte der Damm gegen Tyranney seyn. Alle wollten regieren, und niemand gehorchen. Viele glaubten, wegen irgend eines in der vorigen Zeit erlittenen Unrechts Rache verüben zu müssen. Nun giengen Schlösser in Rauch auf, aus denen oft viele Wohlthaten den umliegenden Hütten des Landsmanns zugeflossen waren. Schreckliche Grausamkeiten erlaubte man sich, unter dem Vorwand, daß die Sicherheit des neuerlangten glücklichen Standes dadurch gegründet werden müsse. Keine in der vorigen Zeit eingegangene Verbindlichkeit wollte man halten. Nur Volkszüge und Volksgesänge wurden begehrt, und die losgelassenen Verbrecher lebten von dem Raube, den sie dem

Fleiß ihrer Mitbürger abnahmen. Die alten Gefängniſſe hatte man triumphirend niedergeriſſen, und jezt mußten neue, von weit gröſſerem Umfang gebaut werden, um die Verbrecher, die in der Epoche der Freyheit ſich häuften, faſſen zu können. Die Geſetze waren zerriſſen, und die Heilungsmittel der bürgerlichen Geſellſchaft in Gift verwandelt. Der Fleiß verlohr ſeine Kraft, die Gewerbe erſtarben. Es wurden faſt keine Abgaben mehr entrichtet, und doch verarmte das Volk. Der Veränderung der Staatsverwaltung glich die gänzliche Umſchaffung der Sitten. Geſetzloſe Unbändigkeit galt für Freyheit, und eine feine Nazion ſchien zu ihrer urſprünglichen Wildheit zurückkehren zu wollen. Alle Geſellſchaftsbande waren aufgelöſet. Der Landmann ſpannte ſein Roß nicht mehr vor den friedlichen Pflug, und die Werkzeuge des Ackerbaus wurden mit mörderiſchen Waffen vertauſcht. Schaaren zogen mit gewezten Schwerdtern gegen einander; Bürgerblut floß, und viele wurden aus dem Vaterlande vertrieben.

Da ſtanden Tauſende im Volk auf, und ſchrieen über ihren unglücklichen Zuſtand. O, ſagten ſie, hätten wir die vorigen Zeiten wieder, ſo wäre uns wohl! Wenn man ſich fein ruhig verhielt, über die Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten nicht zu laut ſprach, willig gab, was ſie einen abforderten, und ſich am vegetabiliſchen Leben genügen ließ, ſo hatte man doch oft das Glück,

unge-

ungehindert bis an sein Ende fortathmen zu können. Es gab freylich Misbräuche, aber diese hätte man vielleicht freywillig mit der Zeit abgestellt. Wozu bedurfte es solcher Gewaltthätigkeiten? Seit das Vaterland aufgehört hat, liebenswerth zu seyn, ist die Vaterlandsliebe erstorben, und mit dem Lohne des Verdienstes verschwand die Achtung der Tugend. O! welches Elend hat die Freyheit über uns gebracht. Freyheit! Freyheit! du bist nichts als ein trügerisches Traumbild! Die Menschen können dich nicht begreifen; sie reden von dir, aber dein Wesen ist ihnen unbekannt. Nirgends auf der Erde bist du vorhanden, Verführerin der armen Menschen! Einbildung bist du, aber keine Wirklichkeit!"

So ward die Göttin der Freyheit gelästert, als auf einmal eine ehrwürdige Gestalt sichtbar ward. Ihr strahlendes Auge durchdrang alles, und vor ihrem Blicke blieb nichts verborgen. Zu den meisten Bedürfnissen der Menschen wußte sie die Mittel zu finden; was unmöglich schien, machte sie wirklich, und wer ihren weisen Lehren sein Ohr lieh, der ward nie ganz unglücklich.

„Ich bin die Einsicht, sprach die Göttin mit allgemeinverständlicher Stimme. Diesmal komme ich im Gefolge der Freyheit, da ich hätte vor ihr hergehen sollen. Ihr sollet dem ganzen Geschlecht der Menschen, und allen künftigen Jahrhunderten eine große Lehre geben. Was lästert

ihr so unverständig die Göttin der Freyheit? Vom ewigen Schicksal ist sie bestimmt, von mir vorbereitet und eingeführt zu werden. Ohne meine Leitung trinken die Menschen sich Gift aus ihrem wohlthätigen Becher. Sie werden davon berauscht, und kein Trunkner kann die herrlichen Früchte der Freyheit erreichen. O, ihr Menschen! Schreibt nicht auf ihre Rechnung den Mißbrauch, den eure Unwissenheit von den Gaben der Göttin macht, und lästert sie nicht! Wer den Werth der Freyheit nicht kennt, der ist ihrer weder würdig noch fähig. Man muß sie kennen, um ihrer beglückenden Folgen zu genießen."

„Arme unglückliche Menschen! Aus Unwissenheit fehlt ihr am Meisten. Irrthum und Vorurtheil sind eure härtesten Tyrannen. Wer wollte dir, du armes verblendetes Volk, deine jetzige Zerrüttung und die verübten Grausamkeiten vorwerfen? Hat man dich nicht wüthend gemacht? Konntest du unter dem drückenden Joche mehr sittliche Bildung erlangen, als du nach den aus eigner Kraft zersprengten Fesseln bewiesest?"

„Ach! ich weiß nicht, ob ich schon itzt euch Allen Trost geben kann, ob ich Linderung finden werde für dich, niedrigster und zugleich erster Stand der Gesellschaft. Unter namenlosem Elend seufzest du, und netzest das Land, welches du bauest, eben so sehr mit Thränen als Schweiß. Aber es ist gewiß schon vorhergesehen, wie

auch

auch die Linderung zu Theil werde; denn die göttliche Leiterin der Menschenschicksale sieht weiter, und hilft, wo kein anderes Aug' einen Ausweg zu erspähen — kein anderer Arm zu helfen vermag."

„Auch ihr werdet das Glück und die Ruhe wiederfinden, von denen eure friedfertigen Geschäfte begleitet seyn sollten. Ihr werdet von der falschen Leitung, unter der ihr jezt stehet, befreyt werden, und ohne Thränen zu der Sonne, die eurer Arbeit Gedeihen giebt, hinaufsehn. Ihr werdet aufhören, eure höherstehenden Brüder als natürliche Feinde zu betrachten, und nicht länger wähnen, sie seyen nur da, um zu genießen. Oft ist ihr äusserer Wohlstand verborgner Mangel, ihr Vergnügen nagender Ueberdruß, und ihre scheinende Ruhe heimliche Besorgniß, ihren zufälligen Schimmer verlöschen zu sehen. Neidet sie nicht länger! es ist nicht schwer glücklicher zu seyn als sie. Jedes Standes Rechte werden bestimmt, vor jedem Eingriff gesichert, und alle Zweige des Volks wieder zu einem grünenden Stamm vereint werden."

„Wollt ihr in der bürgerlichen Gesellschaft vollkommene Gleichheit finden, da der Stand der Natur sie nicht zuläßt? Es ist kein Verlust, einen Theil der strengen Uneingeschränktheit seiner Handlungen aufzugeben, wenn man damit sittliche Bildung, den höchsten Zweck der Gesellschaft wie des einzelnen Menschen, erkauft."

„Der einzelne erlangt sie nicht, aber er findet sie, gleich dem Diamant, durch Abschleiffen an seinesgleichen; darum tritt er in die Gesellschaft, und diese handelt nach Regeln, welche Gesetze heißen. Ihre Mitglieder sind nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, ihre Handlungen jenen Regeln anzupassen. Das Beste Aller wird dadurch gegründet. Jedem gehören die Früchte seines Fleißes, und Jeder hat ein Recht zu dem Mitteln, seinen Fleiß noch einträglicher zu machen; aber es ist auch billig, einen Theil seines Erwerbes zu der Erhaltung gesellschaftlicher Vortheile zu geben, deren Mitgenuß ein Jeder hat, zu denen also auch jedes Mitglied beytragen muß."

„Der Mensch hat Bedürfnisse, die er sich nicht einzeln verschaffen kann. Fähigkeit oder Muße fehlen ihm darzu, darum übernimmt der Staat dies Geschäft. So läßt er für einen gewissen Preiß unter seine Mitbürger Salz vertheilen, welches den Grad von Vollkommenheit hat, den der Einzelne ihm nicht zu geben wußte, und woran es nun nie gebricht. So sorgt er für die allgemeine Betriebsamkeit, indem er allgemeine Bedürfnisse von Mitgliedern der Gesellschaft bereiten und zuführen läßt, oder in besondren Fällen schränckt er auch die Befugniß der Mitbürger in der Anwendung ihrer Erzeugnisse ein. Strafbar ist nun, wer fremdes Salz und fremde Waaren heimlich einführt, oder wer aus Korn Getränke bereitet, wenn es an

Brod

Brod gebricht. Wollt ihr euch auflehnen gegen solche Willenseinschränkungen, die zum größeren Glück, oder gar zur Fortdauer der Gesellschaft, nothwendig sind?"

„Aber andere Willenseinschränkungen dürfen nicht statt haben. Nichts muß den Bürger an der Uebung, Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten hindern. Uneingeschränkt muß der Gebrauch der Vernunft und des ganzen Erkenntnißvermögens seyn, und nichts darf von Aussen die Entfaltung der Naturgaben hindern, so weit es körperliche und geistige Fähigkeit gestatten. Dies ist ein unveräusserliches Recht, dessen man durch keinen Vertrag verlustig gehen kann."

„Menschenglück ist der Gesellschaft höchster Zweck. Alles was dahin führt, sind wir berechtigt von ihr zu fordern. Jeder darf auf Gerechtigkeit dringen, und muß sie finden, Jeder den rechtmäßigen Erwerb seiner Aeltern genießen. Alle Bürger haben Anspruch auf belehrenden Unterricht für dieses Leben, und auf Trost im Tode. Der Staat muß dafür sorgen, daß ihnen diese Leuchte nicht ausgelöscht werde, und das aufsprossende junge Geschlecht die bestmöglichste Ausbildung erhalte. Keiner darf gehindert werden, zu thun, was mit dem Recht eines Andern nicht streitet, oder den festgestellten Regeln der Gesellschaft zuwider läuft. Dies ist die so gelästerte Freyheit! Dies ist das Bild der Göttin, die desto mehr verkannt wird, je wohlthätiger sie ist."

Zweyte Scene.

Othello, Jago, und etliche Cypriſche Edelleute.

Othello.

Dieſe Briefe, Jago, gieb dem Schiffs-Patron, und bitte ihn, dem Senat meine Schuldigkeit zu bezeugen. Ich will indeſſen einen Gang in die Veſtungs-Werker thun; mache, daß du dort wieder zu mir kommſt.

Jago.

Ich werde nicht ermangeln, gnädiger Herr.

Othello.

Wollen wir gehen, meine Herren, und die Veſtung beſehen?

Edelleute.

Wir werden die Ehre haben, Eu. Gnaden zu begleiten.

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in das Zimmer im Pallaſt.)

Desdemona, Caſſio, und Aemilia.

Desdemona.

Sey verſichert, mein guter Caſſio, ich will alle meine Vermögenheit zu deinem Beſten anwenden.

Aemilia.

„Jeder bürgerliche Stand hat sein eignes Gute, wie seine eignen von ihm unzertrennlichen Beschwerden; aber ist irgend eine menschliche Einrichtung frey von Gebrechen und Mängeln? Und allein die Staatsverwaltung soll es seyn? O! reisset nicht in ähnlichen Fällen um einiger fehlerhaften Theile willen das Ganze nieder! Selten bekömmt das Neue die Gestalt, die seine Baumeister ihm zu geben wähnten; und niemals ist das der Fall, wenn die Handlanger an dem Plane mit arbeiten wollen. Oft entspringt nur größeres Unglück daraus, als das war, dem man zu entrinnen dachte. Ohne heftiges Erschüttern lassen sich die Gesetze und Völkerverfassungen mit Weisheit verbessern, und die Billigkeit entsagt einem Theile von Befugnissen, deren längeres Bestehen die Erreichung des Zieles sittlicher Vollkommenheit hindert. Berge, Küsten und Eylande verändern ihre Gestalt im Laufe der Jahrhunderte; was der Mensch mit körperlicher Kraft erschuf, und für Ewigkeiten zu arbeiten wähnte, schwindet dereinst von der Erde hinweg: und allein seine Systeme, seine festgestellten Symbole wären unvergänglich? An ihnen nagt des Menschengeistes wachsender Verstand, wie dort die Witterung an dem Gipfel stolzer Gebirge. So wie die Nacht der Unwissenheit dem anbrechenden Tage Raum giebt, so weicht die Unverletzlichkeit der Systeme der bessern Kenntniß.

„Wohl

„Wohl dem Lande, deßen Fürst sein Vater ist, der, als Haupt und Seele der Gesellschaft, wie bloßes Mitglied derselben lebt! Wohl dem Staate, dessen Führer durch weises Ersparen seine wohlthätige Hand von den Fesseln befreyt, die ihn hinderten, seine Bürger so zu beglücken, als sein Vaterherz es sich zum Ziele setzte; wo der Fürst im allgemeinen Besten den Vortheil Aller wie seinen eignen findet! Wo, sicher vor unterdrückender Gewalt, der Bürger ruhig in seiner Hutte schläft, da schläft auch der Fürst ruhig, und sicher vor jeder innern Zerrüttung, kennt er keinen andern Feind, als den Feind seiner Bürger.“

„Kommt in meine Arme, ihr unglücklichen Menschen! Ich kenne kein wahres Uebel auf Erden. Denn ich sehe die guten Folgen, die alles Gute überall hervorbringt, und geb' euch die Mittel gegen das scheinbare Uebel, das euer Unglück macht. Auch aus euren jetzigen Leiden werden glückliche Folgen hervorkeimen, wie der Sturm der Elemente die Natur zur Ruhe bringt. Kommt und lernet von mir einsehen, was Menschenglück ist, und wie man es erlangt, dann werdet ihr frey seyn!“

Die Göttin schwieg, und alle, welche vorher ihre Tochter, die Freyheit, verkannt und gelästert hatten, drängten sich jetzt zu der Mutter, um durch sie zu der, die Aller Sehnsucht erregt, geführt zu werden. Ludwig Eiseke.

IV.

Einige Anmerkungen zu Hrn. Hofrath Meiners Briefen über die Schweiz *).

Herr Hofrath Meiners hat mit dieser interessanten Schrift in den Kranz seiner Verdienste um Wissenschaft und Wahrheit eine schöne Blume geflochten. Er ist der erste, der als Reise-Beschreiber dieses merkwürdigen Landes dasjenige leistet, was der Leser erwarten kann. Seine Vorgänger schienen nur an der Schale zu kauen. Physikalische Phänomene, Produkte der Natur und des Fleißes, hin und wieder ein auffallender Charakter-Zug, waren die Gegenstände ihrer Beobachtungen; genauere Charakteristik, innere Verfassung, National-Geist u. s. w. schienen sie ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig zu achten.

Es sey uns erlaubt, mit Beybehaltung alles Respekts für das ganze Werk, dieses schätzbaren Schriftstellers nur über einen einzelnen Theil desselben unser unmaßgebliches Urtheil zu fällen: nem-

*) Von einem Ungenannten eingeschickt, und mit einigen (durch Buchstaben bezeichneten) Anmerkungen des Herausgebers begleitet, die der V. im Besten vermerken wolle.

nemlich über die Verfassung, Nazional-Character und den innern Zustand von Bern.

Wir glauben, nachdem wir in dieser Stadt einen Aufenthalt von mehrern Jahren gemacht, im Stande zu seyn, gewisse richtige Bemerkungen des Hrn. Verfassers mit Thatsachen zu belegen, und andere, die das Produkt einseitiger Insinuazionen und einer zu oberflächlichen Prüfung zu seyn scheinen, zu berichtigen, und in ein — der Wahrheit gemäßeres Licht zu stellen; in der festen Ueberzeugung, daß dieser berühmte Schriftsteller uns im schlimmsten Falle nur Kurzsichtigkeit, niemals Mangel redlicher Absichten und Bosheit zur Last legen werde.

Wir übergehen theils mit Stillschweigen, theils billigen wir, was der Hr. V. im 3ten, 4ten und 5ten Briefe von den öffentlichen Einkünften und ihrer Verwendung, vom Kameral-Wesen im Allgemeinen, von gemeinnützigen Anstalten, von dem Charakter und den Sitten des Landvolks im Kanton Bern sagt. Nur die angerühmte Zufriedenheit der Bauern mit der Obrigkeit, und die raffinierte Schonung, womit sie behandelt werden, möchte wohl schwerlich aus einer so reinen Quelle fließen, als der Hr. V. zu glauben scheint. Der Wohlstand der Bernischen Bauern ist unstreitig eine von den schweren Lasten, unter denen die Bürgerschaft — zumal der unvermögende, mithin der größere Theil derselben — seufzt; er ist

die feſteſte Stütze des Deſpotiſmus, und die Haupturſache der immer wachſenden Hülfloſigkeit der Bürger von der mißhandelten Klaſſe, gegen welche auch Hr. M. noch zum Ueberfluß zu Felde zieht. Jene Schonung für den Bauer entſteht bloß aus dem Eigennutz und der Politik der regierenden Standesglieder. Dieſe vermiethen ihre Güther an jene um disproporzionierte Preiſe, für welche der Bürger in der Stadt ſie ſchadlos halten muß, indem der Unterthan das Recht hat, Milch, Butter, Käſe und andere Produkte dieſer Art ſo theuer zu verkaufen als ihm beliebt; indeß der Bürger z. B. Fleiſcher, Becker ſichs gefallen laſſen müſſen, ihre Waare nach der Taxe zu verkaufen. Natürlicher Weiſe wird dadurch der Bürger entnervt, der Bauer hingegen übermüthig, aber auch immer bereitwillig gemacht, der Regierung die Hände zu biethen, wenn jene das Joch zu ſchütteln, und ihre Rechte mit Gewalt zu behaupten ſich erdreiſten würden.

Hätte der Hr. V. alle die Beſchwerden eingeſehen, worüber die Bürgerſchaft von Bern mit Recht ſich beklagt, und hätte er, anſtatt dem Urtheil einiger Standesglieder (die als Richter in eigner Sache ihn unterrichteten) mehr ſeiner eignen Einſicht getraut: ſo würde er im 5ten Briefe die Revoluzion von Ao. 1749. (a) in kein ſo ges

(a) Ich weiß nicht, ob man dieſem mißlungenen Verſuche des Hauptmann Henzi und ſeiner Anhänger den Nahmen

gehäſſiges Licht geſtellt haben. In allen Rechts-Kompendien leſen wir: (b) das Volk ſey berechtigt, wenn gelindere Mittel vergeblich verſucht worden, *) ſich den Mißbräuchen der Regierung mit Gewalt zu widerſetzen. Dieß thaten Tell und Konſorten, und weil ſie den Sieg erhielten, trugen ſie den Ruhm der Unſterblichkeit; ſobald aber die Anſchläge mit mehr Muth als Klugheit geführt werden, ſo verändert ſich die Scene; der ſich fühlende Patriot wird ein Rebelle, ſeine Plane werden Hochverrath, er wird dem Henker übergeben, und ſein Andenken vertilgt (c).

Nahmen einer Revoluzion geben kann. Wenigſtens iſt dadurch in dem Weſentlichen der Berniſchen Ariſtokratie, ſo viel ich weiß, nichts verändert worden; als wovon ſelbſt die Beſchwerden, welche der Verf. dieſes Aufſatzes ſo ernſtlich releviert, zum Beweiſe dienen.

(b) Was für Rechts-Kompendien mag der Verfaſſer wohl im Sinne gehabt haben?

*) Dieß war auch der Fall bey jener Revoluzion; mehrere Bürger, die vorher ihre Beſchwerden in beſcheidenen Memorialen vorgetragen, wurden allergnädigſt des Landes verwieſen. A. d. V.

(c) Dieß iſt freylich von jeher der Welt Lauf geweſen. Götter und Menſchen halten es immer mit der ſiegenden Parthey, und die Schwächern haben gegen die Stärkern immer unrecht. Wie könnte man erwarten, daß es in Bern allein anders ſeyn ſollte?

Was der Herr V. von dem Daseyn der Oligarchie sagt, haben leider schon mehrere große Männer *) bemerkt; nur sollte er das vorgebliche Streben der Regierung diesem Uebel zu steuern nicht so kräftig rühmen, indem die Erfahrung das Gegentheil lehrt. So lange die Verfassung nicht in ihren wesentlichen Theilen abgeändert wird, läßt sich gegen diese politische Krankheit keine Arzney denken. So lange die ganze Bürgerschaft ihr ursprüngliches Recht, die Repräsentanten des Volks zu wählen, nicht wieder in die Hände bekommt; so lange die Glieder des kleinen Raths und die Sechszehner nur darauf bedacht seyn werden, ihre Söhne zu versorgen und ihre Töchter an den Mann zu bringen; (d) so lange also das allgemeine Wohl mit dem Privat-Vortheile der regierenden Häupter in Widerspruch steht: so lange wird der alte Schlendrian fortdauren, und die Oligarchie immer tiefer einwurzeln.

Warum darf von einer Familie nur Einer im kleinen Rathe sitzen? Allerdings (wie Hr. M. sagt)

*) Z. B. I. I. *Rousseau* du Contract Social L. 3. Ch. 5.

(d) Und das werden sie — weil sie weder mehr noch weniger Menschen sind als andere Adamskinder — so lange thun, als die nun einmahl bestehende Regierungsverfassung ihnen die Macht dazu giebt. Man merkt wohl, daß unser Verf. weder ein Mitglied des kleinen Raths noch ein Sechszehner ist.

ſagt) in der Abſicht, damit gefährliche Verbrüderungen und einſeitiges Uebergewicht im Staate vermindert werde. Warum werden aber 14, 15 bis 16 von Einem Hauſe in dem groſſen Rathe geduldet?... Läßt ſich hier nicht der Grundſatz anwenden, ubi eadem legis ratio, ibi eadem legis diſpoſitio? Iſt dieſe Verfaſſung nicht mit ſich ſelbſt im Widerſpruch? Nicht zu gedenken, wie ungerecht es iſt, die Einkünfte des Landes ſo ungleich zu vertheilen. Geſetzt auch, die Zahl der regierenden Familien werde (wovon unlängſt die Rede war) auf 70 bis 75, ſeys auch auf Hundert, geſetzt: ſo iſt doch durch dieſe anſcheinende Veränderung dem Uebel nicht abgeholfen. Wenige mächtige Familien werden immer die Reihe führen, und die Zahl mit einzelnen unbedeutenden Gliedern aus kleinen Familien ausfüllen, welche ſich eine Ehre daraus machen, jenen zu Gebote zu ſtehen. Wir wiſſen alſo der Oligarchie mit keinem andern Mittel zu begegnen als dadurch: daß die Zahl der Mitglieder aus Einer Familie beſtimmt und auf drey, höchſtens auf vier herabgeſetzt werde. Es verſteht ſich, daß dieſe Verordnung ſich nicht auf die dermahlen wirklich regierenden Glieder beziehen, ſondern erſt in der Zukunft ihren Anfang nehmen müßte (e).

(e) Vermuthlich will der V. ſagen, nach Abſterben derjenigen Glieder der Signoria, welche ſich dermahlen über

Diese Ungleichheit fühlt tief der gedruckte und hintangesetzte Bürger. Nur die Furcht, noch die wenigen Vortheile seines Bürgerrechts zu verlieren, nimmt ihm den Muth, mit der Energie eines römischen Patrioten die ewige Wahrheit laut zu sagen: „daß derjenige ein Feind des allgemeinen Wohls und ein Meineydiger ist, der seinem Sohne den Magistrats-Huth aufsetzt, wenn er einen würdigern Bürger im Staate kennt.“ (f) Von dieser Eingeschränktheit, die alles Selbstgefühl zerknickt, rührt die Muthlosigkeit her, sich den Mißbräuchen zu widersetzen. Dieser alles zermalmende Druck von oben herab lähmt nicht nur die Feder des Schriftstellers und Journalisten: sie erstreckt sich bis auf den isolierten Patrioten, der in der Raths-

über die Zahl, die er durch ein Grundgesetz bestimmt wissen möchte, aus Einer Familie in dem souveränen (großen) Rathe befinden.

(f) Quaeritur: ob es in der gewöhnlichen menschlichen Natur sey, in solchen Fällen, wovon hier die Rede ist, einen würdigern zu kennen, als seinen Sohn, Tochtermann oder Neffen? Schon als Haller seine verderbten Sitten schrieb, lebte nur noch Ein Kato in der Republik; und ich weiß nicht, ob auch dieser Einzige — der damahlige Venner Augsburger — Kato genug war, die republikanische Tugend bis zu diesem heroischen Grade von Selbstverläugnung zu treiben, den unser V. von den Vorstehern eines freyen Staates fordert.

Rathsſtube die Rechte der Menſchheit vertheidigt. Einer der hellſten Köpfe, und zugleich ein ſehr vorzüglicher und intereſſanter Schriftſteller, *) der gewohnt iſt, das Opfer ſeiner menſchenfreundlichen Abſichten zu werden, nahm ſich vor wenigen Jahren eines jungen reichen Bürgers an, welcher der Päderaſtie angeklagt war. Er ſagte zur Entſchuldigung des Unglücklichen, was Menſchenliebe und der Wunſch ſein Urtheil zu mäßigen, ihm eingab, und was er, als freyes Mitglied der Regierung, zu ſagen das heiligſte Recht hatte. Man ließ ihn nicht ausreden, wies ihn aus der Verſammlung, und zwey Tage darauf wurde dekretiert: er ſollte drey Monat lang ſeiner Würden ſuspendiert ſeyn, und eben ſo lange den Hausarreſt halten; **) der Jüngling, auf den das bloße Unternehmen, nicht die That ſelber, erwieſen war, wurde ſofort aus dem Beſitz ſeines großen Vermögens geworfen, und auf 15 Jahre eingeſperrt, nach deren Verfluß er das Land räumen muß. (g)

*) S. Principes philoſophiques, politiques & moraux, par M. le Major *Weiſs* 1785.

**) Der gekränkte Menſchenfreund ließ hierauf ſeinen Vortrag auswärts drucken, und fand gerechten Beyfall.

(g) Ich muß frey geſtehen, daß mir, bey aller meiner Hochachtung für die Theorie der Strafgeſetze eines Beccaria und Filangieri, die Frage: ob die hohe Obrigkeit

Aemilia.

Thut es, liebste Madam; ich weiß, es bekümmert meinen Mann, als ob es seine eigne Sache wäre.

Desdemona.

Ich glaub' es, er ist ein guter Mensch; zweifelt nicht, Cassio, ich will meinen Herrn und euch wieder zu so guten Freunden machen, als ihr gewesen seyd.

Cassio.

Meine großmüthigste Gebieterin, was auch aus Cassio werden mag, so wird er nie was anders als euer getreuer Diener seyn.

Desdemona.

Ich weiß es; ich danke euch; ihr liebet meinen Gemahl; ihr kennt ihn schon lange; und seyd vollkommen versichert, er wird in dieser Entfernung von euch nicht weiter gehen, als er durch politische Ursachen sich genöthigt sehen wird.

Cassio.

Sehr wohl, Gnädige Frau; aber diese politische Freundschaft kan so lange währen, und indeß mit einer so leichten und wäßrichten Nahrung unterhalten werden, daß, indem ich abwesend bin, und ein anderer meine Stelle inne hat, mein General meiner Ergebenheit und meiner Dienste endlich gänzlich vergessen wird.

Desde-

Den Hochmuth der Berner will Hr. M. nicht zugeben, weil er ihn nicht selbst empfunden hat. — Ein unphilosopher Schluß! Trüge Herr Hofs Rath Meiners nicht den Nahmen eines grossen Gelehrten, er hätte sichs wahrlich auch gefallen lassen müssen, wenn ein Rathsherr ihm beym Eintritt ins Zimmer, wie einem gewissen Pfarrer, gesagt hätte: „bleib er nur hinten auf der Strohdecke stehen!" Und doch ist das dürre und trockne Betragen der Berner gegen Fremde, (die sich weder durch Ruhm noch glänzende Nahmen auszeichnen) noch weniger befremdend, als der Stolz, womit ein Mitbürger den andern behandelt. Eine so unsinnige Rangsucht findet man in der ganzen Welt nicht, wie unter diesen Republikanern, wo eine allgemeine Gleichheit herrschen sollte (b). Es geht über alle Vorstellung, mit

keit zu B. in dem Falle, wovon hier die Rede ist, zu strenge gerichtet habe? wenigstens sehr problematisch zu seyn scheint. Es kommt bey Entscheidung derselben auf eine Menge besonderer Umstände an, und die B. Signoria kann sehr wesentliche und dringende Bewegursachen gehabt haben, einem so gefährlichen Laster in Zeiten mit Schärfe Einhalt zu thun.

(b) Die Ausnahmen, die der V. in einer Note zuläßt, gelten (seiner eignen Erklärung zu Folge) auch von diesen ziemlich starken Aeusserungen über den Stolz der B. Aristokraten, worüber ich schon vor 35 Jahren in der Schweiz viel singen und sagen hörte. Was hieran wahr

mit welcher kaltblütigen Verachtung ein Jüngling, deſſen Groß- oder Urgroßvater vielleicht Landvogt war, auf den Sohn eines Negozianten oder Künſtlers herab ſieht. Hier iſt keine Spur mehr von jener glücklichen Kordialität, von jenem Gemeinſinn, der die ſchönſte Stütze des Staates und die Hauptquelle der innern bürgerlichen Glückſeligkeit iſt. Sogar die Schulfreundſchaft, die ſo gerne die Herzen auf immer vereint, verliſcht, ſobald

wahr ſeyn mag, macht dem Verſtand und Herzen derjenigen, die es trift, wenig Ehre. Indeſſen iſt es eine Unart, die man in allen freyen und andern Städten, wo die Regierung gänzlich oder hauptſächlich in den Händen ariſtokratiſcher Familien iſt, unter dem Pöbel der Vornehmen im Schwange gehen ſieht. Das beſte Hausmittel dagegen iſt das Horaziſche: „ſolche Narren tüchtig mit attiſchem Salze zu reiben.“ Uebrigens mag auch hier vieles zu ſondern und zu unterſcheiden ſeyn. In einer Ariſtokratie, wie Bern unſtreitig iſt, (ob mit Recht oder Unrecht, kommt mir nicht zu unterſuchen zu) kann und ſoll die allgemeine Gleichheit nicht ſtatt finden, die der Demokratie weſentlich iſt. Dies rechtfertigt gleichwohl die hoffärtigen Grobheiten übelerzogener ariſtokratiſcher Dummköpfe nicht, die in Freyſtaaten, wo alle altbürgerliche Familien regimentsfähig ſind, freylich für die im Schatten ſtehenden Plebejer ungleich drückender ſeyn mag als anderswo. Aber — warum duldet man was nicht zu dulden iſt? Wer ſich zum Schafe macht, ſagt ein altteutſches Sprüchwort, den freſſen die Wölfe.

der Jüngling die Knabenschuhe auszieht. Nun erröthet der so genannte Vornehme, wenn sein alter Schulfreund traulich mit ihm spricht und ihn Du heißt; nimmt es sehr übel, wenn er den Hut nicht vor ihm abnimmt. Dieser unerträgliche Dünkel, dem wenigstens die Lehrer der Philosophie und Wahrheit entgegen arbeiten sollten, wird nicht selten von diesen (vermuthlich aus politischen Absichten) unterstützt. Einer der ersten Redner, der den entschiedensten Einfluß auf das Publikum hat, erröthete nicht, bey der Eröffnung der neu errichteten politischen Schule seine zwanzig jungen Zuhörer Patrizier zu schelten. *)

Des Hr. V. Abtheilung der Familien in regierende und nicht regierende ist wirklich zum Lachen. Zuvor sagte er selber: ein reicher Bürger, der keine Verwandten im Staat habe, könne einem armen Sechszehner die Tochter mit samt dem

*) S. Rede bey Eröffnung des neuen Instituts für die politische Jugend in Bern den 13ten Nov. 1787. gehalten von Joh. Ith, Prof. der Philosophie p. 12-34. Wir möchten uns gerne von diesem großen Philosophen belehren lassen, worin der (rechtmäßige) Unterschied zwischen einem sogenannten Patrizier und einem andern regimentsfähigen Bürger bestehe? Was die alten römischen Patrizier waren, und daß sie hieher passen wie ein Dreyeck auf einen Cylinder, weiß Hr. Prof. Ith sehr wohl wenn er es wissen will.

dem Magiſtratshut abhandeln. Widerſpricht er hier nicht ſich ſelbſt? Hebt nicht das leztere Faktum jene allgemeine Eintheilung auf? Geſezt aber auch, es wäre durch ſchreyende Miſsbräuche dahin gekommen, daß 60 bis 70 Familien ſich anmaßten, das Fett des Landes zu verzehren, indeſſen der größere Theil der Bürgerſchaft darbt: ſo ſollte doch der reiſende Gelehrte, als Freund der Wahrheit, wenigſtens nicht *in theſi* — nicht ohne Beyfügung gerechten Tadels — für recht und ausgemacht annehmen, was bloß Folge einer gänzlichen Abweichung von Billigkeit und republikaniſcher Gleichheit iſt. — Der Herr V. nimmt ſich der wirklich regierenden Familien kräftig an, und ſcheint überzeugt zu ſeyn, die Vorrechte, die ſie ſich angemaßt haben, beruhen auf dem Verdienſt ihrer Ahnen. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt doch wenigſtens unläugbar: hätten die ſo ſehr hintangeſezten Bürger, z. B. die Mezger und Gerber, bey Laupen und Morgarten ihre Knochen nicht hergegeben: ſo würden hundert kommandirende Junker nicht vermocht haben, das Vaterland vom Untergang zu retten.

Der Herr Hofrath M. iſt ſehr gefällig, wenn er ſich überreden läßt, „Talente und Verdienſte könnten in den großen Rath befördern.“ — Davon haben wir niemahls etwas geſehen oder gehört: wohl aber mit Augen geſehen, daß wenn ein guter Kopf mit einem Dummkopf, der den Mangel an

Talens

Talenten mit Geld und Protekzion aufwiegt, kouſurriert, jener allemahl (i) hintangeſezt wird.

Warum rügte der Herr Verf. die Menge und Koſtbarkeit der Proceſſe, ohne uns die nähern Quellen dieſes Uebels aufzudecken, das den Wohlſtand und das häusliche Glük ſo vieler Familien wie Wurmfraß zerſtört? Der Uebermuth des Bauern, der auf Koſten des Bürgers warm ſizt, mag wohl Proceſſe verurſachen; um aber in der Nähe ſtehen zu bleiben, entdecken ſich dem Auge des Beobachters drey Mängel, von denen jeder einzeln ſchon dem Advokaten einen ergiebigen Nahrungs-Zweig liefert. 1) Die Unerfahrenheit in Juſtiz-Sachen, an welcher der größere Theil der Richter krank liegt; **) 2) ein noch größerer Mangel von

i) Allemahl? Dies iſt eine ſchwere Beſchuldigung! Wenn ſo etwas in drey Fällen auch nur einmahl geſchähe, ſo wäre es ſchon ein empörender Beweis einer fürchterlichen Korrupzion in einem freyen Staate; und eine Nazion, die ſolche Avanien ruhig dulden könnte, würde ſich mit ihrer Duldſamkeit wenig Ehre machen. Aber der V. ſcheint mir hier etwas zu warm zu werden, um ohne Beweis Glauben zu verdienen. Wenigſtens müßte ſich, wenn ſeine Verſicherung gegründet wäre, Bern ſeit dreiſſig Jahren ſehr verſchlimmert haben.

**) Wir müſſen hier ein für allemahl erinnern, daß wenn wir im allgemeinen reden, immer von der größern Zahl die Rede iſt, und daß hier der Grundſaz gilt: keine

von Rechtskenntniſſen von Seiten der Advokaten; und 3) die Unzulänglichkeit poſitiver Civil-Geſetze.

Man denke ſich einen Jüngling, der unter ſteten Zerſtreuungen, beym Putztiſche, in Bällen und Aſſembleen, oder in fremden Dienſten, unter militäriſchen Ausſchweifungen zum Manne heran reift — auf einmahl in eine ganz neue Sphäre verſezt — aus einem tändelnden und zwekloſen Leben plözlich heraus geriſſen, und zu einem Amte berufen, zu dem er keine andern Erforderniſſe beſizt, als volle dreißig Jahre, und die Gunſt eines Vaters oder Oheims. Nun ſoll er die Rolle eines Richters ſpielen. — Von Rechtskenntniſſen hat der junge Mann entweder gar nichts gehört, oder, — in der tröſtlichen Ueberzeugung, eine gute Verſorgung könne ihm nie fehlen — vielleicht auf einer Schule ein Kollegium eingenommen, ohne um die Verdauung ſich weiter zu kümmern, ohne durch fleißige Wiederholung, durch eine zwekmäßige Anwendung auf die Geſetze des Vaterlands, das Ding in Saft und Kraft zu verwandeln. Genug wenn der Junker auf der Univerſität geweſen, genug wenn er einige gelehrte Brocken verſchluckt hat; ob das Zeug in Jahres Friſt wieder ausgeſchwizt

keine Regel ohne Ausnahme. Wir ſagen es mit dem größten Vergnügen, daß unter allen den Klaſſen, die wir berühren, der Ausnahmen v i e l e ſind.

ſchwizt werde — darnach wird nicht gefragt. Man denke ſich nun den neuen Richter auf dem Dreyfuß, der oft nicht einmahl weiß, ob eine Sache die vorkömmt ſo beſchaffen iſt, daß ſie ein Gegenſtand rechtlicher Unterſuchung und Entſcheidung werden kann, ob z. B. eine Klage ſtatthaft iſt oder nicht? ob Sie nicht ſchon in ſich ſelbſt eine peremtoriſche Excepzion involtirt? ob Sie vors geiſtliche oder weltliche Forum gehört? und dergleichen mehr. — Man ſtelle ſich alſo die häuffigen Fälle vor, die bey reiffern Kenntniſſen des Richters durch einen guten Rath, durch eine ſchiedsrichterliche Sentenz könnten abgethan werden, und die jezt, durch feile Advokaten verſchleift, entſtellt, mit einem unnöthigen Wörterkram überſchlemmt und verhunzt, allmählig zu langwierigen Proceſſen anſchwellen, deren ſchreckliche Folgen jeder rechtſchafne Denker ſieht, und — bejammert.

Was die zweyte Hauptquelle häuffiger Proceſſe betrift, ſo läßt ſich den Bemerkungen des Herrn Hofrath M. über die Unwiſſenheit der Advokaten weiters nichts beyfügen als dies: daß Sie weniger die Folge jugendlicher Trägheit iſt, als der allgemein herrſchenden Ueberzeugung, fremde jura taugten nicht, und ſeyen überflüßig. Was nach fremdem Boden riecht (franzöſiſche Moden ausgenommen) das findt nun einmal in Bern weder Eingang noch Abgang. Wir ſinds gewiß: wenn einer aus dem Corpus juris demonſtriren

würde, der Sohn succedire vor dem Bruder, er würde nur darum nicht gehört werden, weil sein Beweistitel römisch ist. „Wir leben nicht in Rom — Römische Gesetze passen nicht in unsre Verfassung" u. s. w. Dies sind die Gemeinsprüche, die jeder im Munde führt. — Wenn aber alle Nazionen das Bedürfniß erkennen, fremde Rechte, zu Hülfe zu nehmen, wo die Landesgesetze schweigen; wenn das Römische Recht, unabhängig davon daß es für den größten und blühendsten Staat des Erdbodens Norm war — Philosophie der Gesetzgebung ist; wenn seine Grundsätze, im Ganzen genommen, Resultate der gebildeten Vernunft und der natürlichen Billigkeit sind — und welcher Rechtsgelehrte wird dieses bezweifeln? *) warum sollte denn sein Werth nur in der Schweiz verkannt werden? Wir sind weit entfernt, die Römische Rechtstheorie ohne Unterscheid auf schweizerischen Boden verpflanzen zu wollen; vielmehr loben wir verschiedene derselben zuwider laufende Verordnungen des Berner Codex, z. B. die Gesetze von der unbedingten Güter-Gemeinschaft unter den Eheleuten — von ihren wechselseitigen Erbrechten, von der Intestat-Erbfolge u. a. m. Nur glauben wir, sollte das Römische Gesetzbuch da angenommen werden, wo es dem einheimischen

*) „*C'est la Raison écrite*" sagt *Montesquieu* im *Esprit des Loix.*

zu Hülfe kommt, ohne demselben zu wiederſprechen: als wodurch die zulezt erwähnte Quelle häufiger Proceſſe verſtopft, und dem Mangel ausführlicher Geſetze abgeholfen würde.

Die Berniſchen Civil-Geſetze ſind weder hart noch der wahren Rechtstheorie zuwider, aber zu kurz gefaßt, zu ſummariſch, und zu ſchwankend beſtimmt, mit einem Worte, dem Grade der Aufklärung im Ganzen und beſonders der Schlauheit der Bauern nicht angemeſſen. Glücklich das Volk das wenige Geſetze hat, wenn es nur weniger bedarf. Die Geſetze der zwölf Tafeln waren hinlänglich zur bürgerlichen Glückſeligkeit der Römer in der Kindheit des Staats, bey patrialchaliſcher Einfalt und Unverdorbenheit der Sitten; allein dies iſt leider (k) nicht der Zuſtand der Berner! In der Maße, wie das Volk ſich raffiniert und bildet; in der Maße, wie die Verhältniſſe ſich ausdehnen und vervielfältigen, die Begriffe von Mein

(k) Warum leider? Hätten die Berner etwa allein immer auf dem nehmlichen Puncte ſtehen bleiben ſollen, von welchem alle Staaten in der Welt ausgegangen ſind? — Aber darin hat der V. freylich groſes Recht, daß mit ſehr veränderten Umſtänden, u. ſ. w. auch die Geſetze umgeſchaffen vervollkommnet und den gegenwärtigen politiſchen, ſittlichen und phyſiſchen Bedürfniſſen des Staats angemeſſen werden müſſen. Nur wie? hoc opus, hic labor eſt.

Mein und Dein ſich erweitern und entwickeln, in der Maße muß der Geſetzgeber darauf bedacht ſeyn, die Lücken im Geſetzbuch auszufüllen, ſonſt gereicht jene (für ein unſchuldiges Volk glückliche) Armuth der Rechtsverordnungen der Bosheit zur Handhabe, und nährt bloß die ſchimmernde Redſeligkeit gewinnſüchtiger Rabuliſten. — Was wir vom Berniſchen Corpus juris behaupten, bedarf wohl keines Beweiſes. Ein Student der nur halbweg ein mageres Kompendium geleſen hat, wird dieſe arme Scharteken ärgerlich von ſich werfen. Da iſt nichts zu finden, was man das Perſonen-Recht, oder die Lehre *de Statu* heißt; alles beruht auf verjährten Ideen und ſchwankenden Obſervanzen. Die weitſchichtige Materie von den Ehe-Rechten iſt, beſonders in Beziehung aufs Intereſſe, gar zu mangelhaft; und wie mannigfaltig und verwickelt ſind nicht oft die Fälle? — Die Lehre von Kontrakten, die in ihren Abweichungen ſo fruchtbar und in der Anwendung beynahe unerſchöpflich iſt — O Weh! da finden wir weder Rath noch Troſt! Und die Theorie von den Akzionen? — Dieſer Mangel einer zweckmäßigen Geſetzgebung iſt um ſo viel unverantwortlicher, da in und auſſer der Regierung mehrere fähige Rechtsgelehrte vorhanden ſind, die es nicht an guten Vorſchlägen ermangeln laſſen, und bereitwillig ſind das Ihrige zu leiſten. Man fängt zwar allmählig an, dieſe Lücken zu fühlen, und ſpricht von einem neuen Geſetzbuche: wie lange es aber

Desdemona.

Macht euch keine ſolche Gedanken; hier in Aemiliens Gegenwart verbürg' ich mich ſelbſt für deine Stelle. Verſichre dich, wenn ich meine Freundſchaft verſpreche, ſo darf man ſich darauf verlaſſen, daß ich ihre Pflichten bis auf den äuſſerſten Punkt erfüllen werde. Mein Gemahl ſoll keine Ruhe haben, bis er ſich ergeben wird; er ſoll Tag und Nacht nichts anders hören, ich will ihn bis in ſein Bette damit verfolgen, und er ſoll nichts ſagen noch thun können, wovon ich nicht den Anlas nehme, ihn an Caſſio's Geſuch zu erinnern; ſey alſo ruhig, Caſſio; deine Sachwalterin ſoll eher das Leben laſſen, ehe ſie deine Sache aufgeben ſoll.

Vierte Scene.

Othello und Jago treten von der Seite, in einiger Entfernung auf.

Aemilia.

Gnädige Frau, dort kommt euer Gemahl.

Caſſio.

So will ich meinen Abſchied nehmen, Gnädige Frau.

Desdemona.

Warum dann? Bleibt da, und hört mich reden.

Caſſio.

noch anſtehen wird, bis die Projekte reif ſind, iſt Gott bekannt! Alle Neuerungen ſind nun einmahl in Bern (l) verhaßt. Man möchte ſagen, der erbärmliche Schlendrian behage den Richtern, weil er ihrem Arbitrio in einzelnen Fällen deſto freyern Spielraum läßt.

Die Schrubberey der Advokaten iſt ſo arg nicht, wie der Herr M. ſie hinſtellt *). Dem Fremden, zumal dem Teutſchen fällt der hohe Preis der Proceß-Schriften nur darum auf, weil er ſich dabey den teutſchen Advokaten denkt, und jene mit dieſen vergleicht. Der Advokat in Bern hat gewöhnlich nichts, womit er Weib und Kinder ernährt als die Produkte ſeines Fleißes. In Teutſchland gelangen ſie eher zu Kanzley- und Kabinets-Dienſten, und zu allen Arten anſehnlicher und einträglicher Stellen in den verſchiedenen Kollegien und Departements der Staatsverwaltung; und der Advokat, der kein fixes Einkommen hat, ver-

(l) Doch wohl in Bern nicht mehr als in jeder Republik; zumahl wenn ihre Verfaſſung nun einmahl ariſtokratiſch iſt. Die Abneigung vor allen Neuerungen iſt in ſolchen Staaten ein nothwendiges Uebel, wodurch Tauſend oft weit gröſſere Uebel, die der Neuerungsgeiſt zeugen würde, verhütet werden.

*) Daß es höchſt ſchwer, beynahe unmöglich iſt, dieſem Unweſen durch Sogentaxen und andere Einſchränkungen zu ſteuern, ſ. Elſaſſiers Juriſtiſche Abhandlungen und Rechtsfälle P. 1. No. 3.

verheyrathet ſich ſelten. Uebrigens muß auch der im Verhältnis mit den meiſten Gegenden Teutſchlands unmäßige Preis der Lebens-Mittel, der Wohnungen und anderer Bedürfniſſe, in Erwägung gezogen werden. Der Advokat z. B. in Schwaben oder Franken kann, wenn er ſich 300 Fl. verdient, der Herrn ſpielen (m); in Bern muß er Waſſer trinken.

Von der peinlichen Juſtiz — möchten wir lieber ſchweigen (n). Wie viele Gönner die Karoliniſche Halsgerichts-Ordnung noch hat, und wie wenige von den wolthätigen Strahlen eines Becaria, Filangieri und andern, noch durch die dichten Nebel dringen, beweiſen die vielen blutigen Scenen, die es im Berner Gebiet zu ſehen giebt. Vor einigen Jahren wurde einem imbecillen 15 jährigen Bauerjungen, der über einem Mädchen von 8 Jahren ertappt wurde, der Kopf abgeſchlagen, und

(m) Tempora mutantur! Auch in Schwaben und Franken kann heut zu Tage ein Advokat mit 300 Fl. nur einen winzigen Herrn ſpielen.

(n) Dieſes gilt überhaupt von den meiſten (wo nicht von allen) Helvetiſchen Republiken. Es iſt wirklich unbegreiflich, wie dieſe Freyſtaaten und ihre Regierer die Vorwürfe die ihnen über ein ſo weſentliches Gebrechen ihrer Geſetzgebung von der ganzen Welt gemacht werden, mit einer ſo unerſchütterlichen Gleichgültigkeit aushalten können.

im vergangnen Sommer schlachtete man drey Kinders-Mörderinnen an Einem Tag ab. — Die Tortur, dieses abscheuliche Beweismittel, das, wenn es unter zehn Mahlen seinen Zweck auch nur einmahl verfehlte, immer noch unzuläßig und grausam wäre, wurde erst, nachdem einer der besten Köpfe seine ganze Beredsamkeit verwendet hatte, *) in neuern Zeiten abgeschaft, d. h. auf die Fälle eingeschränkt, wo der überwiesne und bereits verurtheilte Missethäter relevante (ihm bewußte) Umstände, oder seine Mitgehülfen hartnäckig verläuguet; — ein Beweis, daß es den Berners Kriminal-Richtern nicht an Gutherzigkeit fehlt, sondern daß nur — Licht gebricht.

Wir wünschten durch diese meist traurige Bemerkungen, die nicht der Hang zum Tadeln oder Libelliren (wie man's in Helvezien zu nennen pflegt) sondern die Liebe zur Wahrheit uns abgedrungen, des Herrn Prof. M. Begriffe von Vollkommenheit, die er dieser Republik zueignet, ein wenig herabgestimmt zu haben. Wenn wir auch zugeben, sie sey die vollkommenste der wirklich existirenden Republiken: so ist dies wahrlich nicht viel gesagt (o). Wir möchten — statt der zwecklosen

*) s. Abhandlung über die zwey Fragen: beleidiget die Peinigung die Gerechtigkeit? Und führt sie zu dem Zwecke, den die Gesetze fodern? Bern 1785.

(o) Ein goldnes Wort! — und von allen Wahrheiten, die der Verfasser dieses Aufsatzes zu sagen den lobenswürdi-

losen Unterſuchung über dieſe relative Vollkommenheit lieber fragen: — iſt die wirkliche Regierungsform den ächten Grundſätzen des Staats- und Völker-Rechts, iſt ſie den Fundamental-Verträgen des Landes angemeſſen? Iſt das Volk in der Maße glücklich, wie es nach dem Maßſtabe der innern Kräfte des Landes, nach ſeinen Verhältniſſen, ſeiner politiſchen und natürlichen Lage, und bey der beſt möglichſten Vertheilung der Einkünfte des Staats, glücklich ſeyn könnte? Dieſe Fragen wird nur derjenige bejahend beantworten, der ein Freund des in Bern blühenden Rechts des Stärkern iſt. Herr Hofrath M. beklagt ſelbſt die Schüchternheit und Feigheit der bernſchen Schrift-

würdigen Muth gehabt hat, gewiß die allerunverantwortlichſte. Und doch — wo iſt in ganz Europa der groſſe oder kleine Staat, der nicht an unzähligen, zum Theil heilbaren, zum Theil unheilbaren Gebrechen krank liege? Wo iſt der Staat, (was auch ſeine Form ſeyn möge) der nicht einer radikalen Kur bedürfte, und gleichwohl immer nur durch Palliative, ſo lange es gehen mag, hingeflickt wird? Es wird nicht beſſer in der Welt, bis das gedeutete Reich der Nemeſis — oder mit einem andern Worte, das Reich der Vernunft gekommen ſeyn, und von den Köpfen und Gemüthern aller Menſchen auf ewig Beſitz genommen haben wird. Vor allen andern Revoluzionen, als der, die durch dieſe mehr zu wünſchen als zu hoffen iſt, bewahr uns, lieber Herre Gott!

ſteller und Denker, die Blößen der Verfaſſung aufzudecken. Doppelte Pflicht iſt es alſo für ihn und jeden reiſenden Gelehrten, die Mängel, die er ſieht, nachdrücklich zu rügen; das Gute wird immer genugſam von innen heraus poſaunt. Wir ſind übrigens weit entfernt, die Freymüthigkeit, mit welcher der Herr Verf. in andern (aber weniger weſentlichen) Rückſichten ſpricht, zu misken nen. Den Damen und den franzöſiſchen Officiers hat er z. B. auf eine höchſt rühmliche Weiſe den Leviten geleſen. Nur hätten wir gewünſcht, daß er ſein Urtheil über die erſtern nicht bloß auf ihren Hang zur Zerſtreuung, zur Koketterie und zum Müßiggang eingeſchränkt hätte. Was einem ehrlichen Manne mehr noch als jenes das Herz preßt, iſt ihre unbändige Rangſucht, *) ihr Hang zur

*) Die erſte häßliche Folge hievon iſt eine gänzliche Herabwürdigung aller Stände, die von Induſtrie oder Handarbeit leben. Wenn eine Berner Dame von einer Mitbürgerin, die ſich mit Arbeitſamkeit nährt, ſpricht, ſo nennt ſie ſie eine Kreatur, eine Figur und dergleichen (cette figure là, cette creature-la!) Ferner können ſie es gar nicht verdauen, wenn eine fremde Dame von hohem Stand ihnen den Rang ſtreitig machen will. Vor einigen Jahren war die junge Gräfin von Fries in Bern, ein Frauenzimmer das mit perſönlicher Schönheit und Anmuth ſeltne Muſikaliſche und andere Talente verbindet; Gründe genug bey den Berner-Damen in Ungnade zu fallen! Man verunſtaltete ein geſellſchaftliches Theater; keine Berner

Dame

zur beiſſenden Satyre und Verläumdung (traurige Gefährten eines wollüſtigen und zweckloſen Lebens) — ferner die liebloſe Behandlung, womit Sie diejenigen lohnen, die ſtatt ihrer die ſchwere Laſt der Erziehung und Belehrung der Kinder im Hauſe übernehmen. Die Hofmeiſter in den groſſen Häuſern ſind gewöhnlich regimentsfähige

Dame wollte neben der Gräfin ſpielen; man gab Konzerte, keine wollte neben ihr ſingen. Unfähig ihr etwas anzuhaben, geriethen die Berner-Frauen auf den argen Einfall, der Gräfin den Namen zu beſchneiden, wie die Juden die Dukaten. Kurz! die liebenswürdige Gräfin Fries hieß endlich und zulezt — Jungfer Fries (p).

(p) Ueber dieſen lezten Punkt je demande la parole contre vous, Monsieur! denn ich wollte wetten, daß Sie den ſchönen Bernerinnen, denen dieß gelten mag, zuviel thun. Wenn eine im Gefühl der Ariſtokratiſchen Gleichheit aufgewachſene Berner-Dame ſich wenigſtens von eben ſo guter Familie dünkt als irgend eine ausländiſche Gräfin, ſo iſt dies ſo verzeihlich als natürlich. Nun iſt der Unterſchied zwiſchen Fräulein, Mademoiſelle und Jungfer, der in Teutſchland im Schwange geht, in Bern gänzlich unbekannt. Die vornehmſte unverheurathete Berner-Dame, eine Erlach, eine Wattewyl, eine Bonſtätten, u. ſ. w. heißt auf Teutſch Jungfer von Erlach, oder Bonſtätten, u. ſ. w. Die Demoiſelle Fries ſollte alſo durch die Benennung, Jungfer Fries, nicht degradiert, ſondern nur mit allem, was in der ſouverainen Republik Bern das Vornehmſte iſt, auf gleichen Fuß geſezt werden.

Bürger, und nicht ſelten Jünglinge von Erziehung und Lebensart. Darauf wird aber gar keine Rückſicht genommen; ſie werden dem ungeachtet behandelt und bezahlt wie Bediente. Die Grandezza mit welcher die gebietende Frau Hauspatronin mit ihrem Mitbürger, mit dem Freund und Lehrer ihrer Kinder, ſpricht, — die Devozion, womit dieſer vor ihr ſteht und ihre Befehle hört; die aufbrauſende und ſchnippiſche Weiſe, wie jene, wenn Sie unglücklich ſpielt, oder ſonſt etwas ihre Kaprizen durchkreuzt, aus dem Kabinet herausſpringt, dem Herrn Inſormator in größer Eil ein paar Sotiſen in Gegenwart der Kinder ins Geſicht wirft, und die Thür wieder zuſchlägt — dies giebt für den fremden Beobachter eine wahre Tragi-Komödie, vor welche wir aber, zur Ehre der Berner-Damen, geſchwinde den Vorhang fallen laſſen (q).

(q) Und das von Rechtswegen! Denn es wäre weder billig noch artig, wenn wir alle Berner-Damen (unter welchen es doch wohl jezt, ſo gut als vor 35 Jahren, ſehr liebenswürdige und in jeder Betrachtung vortreffliche Perſonen giebt) die Ungezogenheit der — ungezogenſten aus ihrem Mittel entgelten laſſen wollten.

Ich füge dieſen wenigen Noten zu gegenwärtigem Aufſatze nur noch dieſes bey. Auch mir gieng es, da ich eines der glücklichſten Jahre meiner Jugend in Bern zubrachte, wie dem berühmten Göttingiſchen Lehrer und Schriftſteller, gegen welchen die Strikturen des Ungenannten zum Theil gerichtet ſind. Die Staatsverfaſſung und Regierung der Republik Bern ſtand in einer ſo ſchönen Geſtalt und in einem ſo blendenden Lichte vor mir, daß ich mir (Utopien und Lucianiſche Schlaraffenländer abgerechnet) nichts vollkommneres und glücklichers unter dem Monde (wo doch nichts ganz vollkommenes zu ſuchen iſt) denken konnte; und noch mehrere Jahre nachher endigten ſich alle Konverſazionen, wo zufälliger Weiſe von guter oder ſchlechter Regierung, von Regierungsformen, von glücklichen oder unglücklichen Unterthanen, u. dergl. die Rede war, von meiner Seite faſt immer mit einer enthuſiaſtiſchen Lobrede auf die Berniſche Ariſtokratie. Jezt, da ich dieſes ſchreibe, ſehe ich nun wohl ein, wie viel ſubjektives aus meiner damahligen Gemüthsſtimmung, Unerfahrenheit und geringen Welt- und Menſchenkenntniß ſowohl, als aus meiner beſondern Lage und den Verhältniſſen, worin ich mit einer zwar kleinen, aber deſto auserleſenern Zahl der vortreflichſten damahls (und zum Theil noch) lebenden Perſonen ſtand, in die Total-Vorſtellung von Bern gefloſſen ſeyn mochte, die ſich in meinem Gemüthe feſt ſezte, ungeachtet es ſchon damahls nicht an Unzufriednen in und auſſer der Signoria fehlte, die mir den magiſchen Nebel von den Augen blaſen wollten. Das bekannte Betragen der Herren von Bern gegen J. J. Rouſſeau, an welches ich noch jezt, nach ſo vielen Jahren, nicht mit gelaſſenem Muthe denken kann, gab jener enthuſiaſtiſchen Vorſtellung einer Ariſtokratie — wie noch keine geweſen, den erſten

Stoß, aber einen ſo ſtarken, daß ſie auf einmahl zuſammenfiel; und ſeitdem hat es von Zeit zu Zeit, bis zu den neueſten Vorfällen im Pais de Vaud (quos animus meminiſſe horret) nicht an Gelegenheiten gefehlt, meine Begriffe auch über dieſen, wie über ſo viele andere Gegenſtände der wirklichen Welt, nach und nach auf einen gemäßigten und wahren Ton herabzuſtimmen. Indeſſen bleibt es doch dabey, daß an allem, was Hr. M. in ſeinen Briefen zum Lobe der Berniſchen Regierung u. ſ. w. geſagt hat, (wie der Ungenannte ſelbſt geſteht) viel wahres und richtiges iſt; und daß (wenigſtens meiner Ueberzeugung nach) das Meiſte, was an dieſer Republik auszuſetzen ſeyn mag, weniger den Bernern, als der Ariſtokratie überhaupt zur Laſt fällt. Das Wahre nehmlich iſt: daß jede Regierungsform ihre eigene Vortheile und Nachtheile, ihre glänzende und ihre blinde Seite hat; daß aber in allen das Hauptübel darin liegt, daß alle Adamskinder, ſobald ſie etwas zu regieren haben, (und wenn es auch nur eine Heerde Gänſe wäre) mehr oder weniger von dem Dämon des Deſpotismus geplagt werden; und daß, wenn demokratiſcher Deſpotismus der brutalſte — ariſtokratiſcher gewiß der drückendſte unter allen iſt: zumahl für denjenigen Theil der Staatsbürger, der ſich, mit wirklichem oder anſcheinendem Unrecht, von ſeinem Antheil an der Regierung und ihren Emolumenten durch den kleinern, der ſeinen Beſitzſtand zu einem unwiderſprechlichen Rechtstitel macht, ausgeſchloſſen ſieht. In dieſer Rückſicht mag uns andern, die in Bern nichts zu hoffen noch zu fürchten haben, und daher ſo geneigt ſind, alles in einem verſchönernden oder doch mildernden Lichte zu ſehen, der Unbekannte — der pro domo ſua zu ſprechen ſcheint — mit gutem Zug zurufen: *tu, ſi hic eſſes, aliter ſentias!* W.

V.

V.

Einige Ideen

aus dem Entwurf zu einem künftigen größern Werk über Pan, Silen, die Faunen, Satyrn u. d.

Nicht, um einen Begriff vom Ganzen eines bisher noch nicht geschriebenen philosophisch-antiquarischen Werkes über einige Feld- und Waldgötter, hier schon zu geben — welches aus verschiedenen Ursachen nicht in der Kürze thunlich wäre — nur um auf einige Seiten des Gegenstandes, den es abhandeln wird, vorläufig aufmerksam zu machen, können folgende Bruchstücke dienen.

I. Da es billig ist, die Geschichte eines Dinges, wo es thunlich ist, *) von seiner Herkunft anzufangen, so wird in dem quästionierten Werke eine zwiefache Untersuchung über den Ursprung des Pan angestellt. Die eine über die wahrscheinlichen physischen Originale, von welchen man die Ideen

*) Es ist aber nur zu oft, wie Kenner wissen, nicht thunlich. Die Origines rerum verlieren sich nicht selten ins Dunkel un- und vorhistorischer Zeiten, wovon wir Weniges gut oder schlecht errathen, Nichts beweisen können.

Caſſio.

Izt nicht, Gnädige Frau; ich bin ſo übel aufgeräumt, daß ich meiner Sache keinen guten Schwung geben würde.

(Caſſio geht ab.)

Desdemona.

Gut, nach euerm Belieben.

Jago (leiſe.)

Ha! Das gefällt mir nicht zum Beſten --

Othello (zu Jago.)

Was ſagſt du?

Jago.

Nichts, Gnädiger Herr; oder wenn -- ich weiß ſelbſt nicht was.

Othello.

Gieng nicht dieſen Augenblik Caſſio von meiner Frauen weg?

Jago.

Caſſio, Gnädiger Herr? -- Nein, verſichert, ich kan mir nicht vorſtellen, daß er ſich, ſobald er euch kommen ſieht, ſo eilfertig davon ſchleichen würde, als ob er kein gutes Gewiſſen hätte.

Othello.

Ich glaube nicht anders als er war's.

Desde-

Ideen der Panen und Satyrn zuerſt abgezogen hat, oder wodurch ſie veranlaßt worden. Die zweyte über den Urſprung, welchen die Poeten, die aus Eingebung der Muſen ſchrieben, dem Pan und Silen beygelegt haben, z. B. Pan ſey ein Sohn der Nymphe Dryope und — des Merkurs, trotz aller Proteſtazionen, welche dieſer Gott beym Lucian gegen dieſe Paternität einlegt. Ein Verſuch, beyde Urſprünge des Pan, den philoſophiſchen und den poetiſchen, mit einander zu vereinigen. Unter gewiſſen Bedingungen iſt dieſe Vereinigung möglich. Der Autor wird es, wofern ſein Gefühl ihn nicht trügt, weder mit den Freunden der Konjektur, nach welcher die Verehrung der Faunen und Satyrn ſich urſprünglich in den Thierdienſt (geheiligter Affen und Böcke) zurück verliert, noch mit den orthodoxern Gelehrten verderben, welche uns zum Glauben an die Poeten, als die einzigen Geſchichtſchreiber der Zeit, worin es keine Geſchichte gab, unter andern aus dem Grunde anweiſen, weil ihnen ein bischen unſichere Kenntniß doch immer beſſer, d. h für unſere Neugier befriedigender ſcheint, als gar keine, und weil man annimmt, entweder: daß jene homeriſirende Geſchichtſchreiber der Vorwelt von irgend einem Gotte begeiſtert, und alſo wohl im Stande waren, von Dingen zu ſingen, die ſonſt weder durch die Augen, noch durch die Ohren, noch durch den Sinn des Gefühls, in eines gemeinen Menſchen Herz kommen

men konnten, oder: daß, wenn dieſe Begeiſterung uns unbegeiſterten Menſchen der proſaiſch-hiſtoriſchen Zeit, entweder ihrer jetzigen Ungewohnlichkeit halber, oder wegen ihrer anſcheinenden Erklärbarkeit, oder aus beyden Urſachen zugleich, zweifelhaft ſcheinen ſollte, doch wenigſtens vorausgeſetzt werden müſſe, daß die Berichte der Dichter von den Dingen jenſeits der eigentlich ſogenannten Geſchichte ſich auf uralte, von Geſchlecht zu Geſchlecht ſorgfältig fortgepflanzte Tradizionen gründen, denen man doch nicht alle Gültigkeit abſprechen darf, wofern man nicht, um konſequent zu ſeyn, auch den Glauben an einen großen Theil der ſpätern, und auf den erſten Anblick weit weniger verdächtig ſcheinenden Geſchichte aufgeben will.

Bey dieſer Gelegenheit, und im Kapitel von den Urſprüngen, wird auch die von einigen Gelehrten behauptete Identität des Sylvans mit dem Faunus, und: ob Pan und Faunus nur Eine oder Zwey verſchiedene göttliche Perſonen geweſen ſind? unterſucht. Die Gründe für die beſondere Perſönlichkeit Sylvans, werden, ſo viel ich weiß, ſchwach befunden, in Anſehung der Identität des Pan mit dem Faunus aber bewieſen *) werden, daß aus Arkadien, deſſen Bewoh-

ner

*) Der Autor nennt beweiſen: alle Gründe vorbringen, und in das ſtärkſte Licht ſtellen, die nach der Natur der Sache quaeſt. möglich ſind. Res antiquae fere ſemper ſunt difficillimae probationis.

ner von Pelasgern abstammten, die Idee des Pan (etwa mit Evander und seiner Mutter Carmenta, welche orc dabat *vero*, carmina plena Dei. *Ovid. L.* 1. *Fast.*) nach Italien übergewandert sey. Nun regierte zur Zeit der Ankunft dieser Fremden ein König in Italien, welcher Faunus hieß, und sich einigen Zeugnissen zufolge den Feldbau sehr angelegen seyn ließ. Von ihm sehe man den *Aurelius Victor* de origine gentis romanae, den *Justinus* und *Eusebii* Chronicon posth. Letzterer versetzt ebenfalls den Faun in die Reihe der lateinischen Könige. Nach seinem Tode erhob man ihn unter die Feld-Götter, und in der Folge indentificierte oder konfundierte man ihn mit dem arkadischen Feld- und Waldgotte Pan.

Einige halten den Faun für einen Zeitgenossen des Atheners Pandion, etwa 120 Jahre vor dem trojanischen Kriege. Andere, z. B. Dionys von Halikarnaß, mit welchem in diesem chronologischen Punkte Aurelius Viktor übereinstimmt, lassen ihn etwas später, zur Zeit Evanders und Herkules leben. Uebrigens hat man vom Verfasser keine Hypotheſen à la *Huet* und à la *Fourmont* (man sehe dessen Recherches critiques sur les anciens peuples!) zu erwarten.

2. Nachdem die Frage: woher? in Beziehung auf den Pan, den Faunus und Silen erörtert worden ist, wird man zu der Gestalt dieser

ſer Feld- und Waldgötter, deren Kenntniß bey der Unterſuchung der Frage was ſie ſind? nothwendig iſt, fortgehen. Hier kommt denn die ſpezifike Differenz zwiſchen den Waldweſen, die unter den Nahmen der Faunen, Aegipanen, Silenen, Satyrn u. ſ. f. bekannt ſind, in Betrachtung.

3. Aber die äuſſern Merkmale (Attribute) ſind nicht das einzige, was den Forſcher an dieſen nun entgötterten Weſen intereſſiert. Ihr Charakter alſo, und ihre Thaten! — Wir werden den geräuſchliebenden Pan im Dunkel der Wälder zu Piſa in Elis, von Oreaden begleitet, wandeln, ihn bald durch die Büſche ſchlüpfen, bald am Ufer der Flüſſe gaukeln, bald über die Spitzen der Felſen hinſchweifen, bald, um nach den Heerden zu ſehen, den höchſten Berg beſteigen, bald ihn, den Seher der Ferne, auf Anhöhen das Wild erlegen ſehen. Von der Jagdluſt ermüdet und zurückkehrend mit ihm, werden wir ihn die Flöte, die man für ſeine Erfindung hält, *) ſpielen, die Berg-Nymphen das Lob Merkurs ſingen, und die geſchwätzige Echo ihre Lieder widerhohlen hören.

Für alle dieſe verſchiedenen Handlungen, die er vornimmt, wird der Autor unverwerfliche Belege anführen — die älteſten der jetzt noch vorhan-

*) Wie unter andern Virgil bezeugt. Pan war alſo für die Griechen, was Jubal in der hebräiſchen Sage iſt.

handenen Nachrichten von ihm! — eine dem Homer zugeschriebene, wenigstens sehr alte Hymne, einen Hymnus des Orpheus, und einige Stellen Pindars. Diese Zeugen lebten der Zeit des Pan und Faunus am nächsten, und haben die Vermuthung für sich, die Tradizionen wenigstens genau gekannt zu haben, wenn man auch nicht annehmen will, daß sie im buchstäblichen Verstande aus Eingebung der Musen geschrieben haben.

Die natürlichen Verrichtungen unsers Pan werden sich auf Spazierengehen, Bergklettern, die Lämmer in eine Höhle treiben, die Flöte blasen, im Schatten schlafen, unter Oreaden tanzen, quis cetera nescit, so ziemlich reduzieren lassen. Es wird aber dem Verfasser, als Geschichtschreiber, obliegen, auch der — mit den natürlichen Funktionen des Pan auf den nämlichen Zeugnissen beruhenden, und also, wie man dafür hält, eben so certificierten — übernatürlichen Handlungen desselben zu gedenken. Daher wird gedachter Autor nicht ermangeln: die Wunder *) und Weis

*) Von diesen Wundern — welche aber von denen in der Geschichte des Pfleglings vom Silen, wo möglich, an Erstaunlichkeit, diesem sehr relativen, und in gewissen Beziehungen etwas unsichern Kennzeichen und Maasstabe der Wunderdinge, noch übertroffen werden — ist keins der geringsten das Herabziehen

des

Weiſſagungen des Pans zu erzählen, unter welchen leztern die, vom Nemeſian in der dritten Eklogе uns aufbehaltene, eine der wichtigſten, und ſelbſt wegen ihrer Aehnlichkeit mit der eines hebräiſchen Propheten merkwürdig zu ſeyn ſcheint. Uebrigens erklärt der Verfaſſer: daß er unter übernatürlichen Handlungen des Pans, (oder auch des Silenus und Bacchus, welche um ihrer Verwandſchaft und Koexiſtentialverhältniſſe Willen, bisweilen auch berührt werden müſſen) keineswegs ſolche Wirkungen verſtehet, welche das Maas der Kräfte des Pan, Silen oder Bacchus überſteigen — da es Unſinn ſeyn würde, ihnen dennoch dieſe ihnen unmögliche Handlungen zuzuſchreiben — ſondern er denkt ſich dabey Wirkungen, die kein Menſch, weder einzeln, noch in Verbindung mit andern, natürlicher Weiſe, d. h. ſo, wie er, in dieſer Rückſicht dem arkadiſchen Gotte ähnlich, promenirt, pfeift, tanzt, Wild ſchießt, im Schatten ſchläft, u. d. m. hervorbringen kann, und welche gerade die Superiorität des Faunus, über unſer Geſchlecht beweiſen.

4. Ausſichten in das Alterthum. Dieſer Theil des Werkes, welcher uns die ſchönſten Gegens

des Jupiters vom Himmel. Siehe: Ovid. Faſt. I. 3. V. 275 bis 375. confer. *Liv.* Lib. I. 20. *Plin.* XXVIII. 2. *Plutarch.* in vita Numae.

genden und Scenen des Alterthums, in ſo fern ſie einige direkte oder indirekte Beziehung auf das Sujet des Autors von dem intendirten Werke haben, nach Anleitung der alten Dichter, und in einem den Geſetzen des Koſtume und der Wahrſcheinlichkeit gemäß ergänzten Gemählde darſtellen wird, dürfte für alle, die die Vergnügen der Einbildungskraft, und die Reprodukzion des Vergangenen, ſo weit ſie uns möglich iſt, lieben, nicht ohne Intereſſe ſeyn. Als ein Anhang zu dieſem Werke könnte denn noch ein gewiſſer Kommentar über den Periplus des Hanno dienen, wovon der Teutſche Merkur bereits ein Fragment im erſten Stücke dieſes Jahrgangs geliefert hat.

v. K..ch.

VI.

Was ist vermöge der Konstituzion ein Bauer und ein Handwerksmann in Frankreich?

von Herrn C. Condorcet *).

„Jeder Einwohner Frankreichs, der dem Staat eine jährliche Abgabe entrichtet, welche dem Betrag von drey Tagen Arbeitsverdienst gleich ist, kann ein Aktivbürger seyn.

Um eine solche Abgabe zu bezahlen, braucht man nichts weiter als eine Wohnung zu haben, welche zu Paris 14 Livres (3 Rthlr. 12 Ggr. den Laubthl. zu 1½ Rthaler gerechnet) und auf dem Lande ungefähr 10 L. Miethe giebt.

Also kann jeder verheurathete Handwerks- oder Bauersmann ein Aktivbürger seyn. Denn jeder fleißige Mann, der zugleich ein guter Hauswirth ist, kann leicht soviel verdienen, daß er sich

 einige

*) Ehmahls Marquis de Condorcet, Secretär der Französischen Akademie der Wissenschaften, und jeziger Präsident der Nazionalversammlung; einer der ersten Köpfe und Schriftsteller in Frankreich.

einige Möbeln anſchaffen, und ſomit eine Wohnung von dritthalb bis vierthalb Thaler miethen, folglich Aktivbürger werden kann.

Als ſolcher hat er in allen allgemeinen Primarverſammlungen (Aſſemblées generales *primaires*) eine Stimme; er iſt beynahe zu allen Stellen wahlfähig, er kann ſogar zum Mitglied der Nazional-Verſammlung erwählt werden.

Wahr iſts, er kann weder ſelbſt Wähler (Electeur) ſeyn, noch zu einigen andern Stellen (deren jedoch nicht viele ſind) erwählt werden, zu welchen in den großen Städten erfordert wird, daß einer entweder ein Grundſtück von höchſtens 150 Liv. (37 Rthlr. 12 Ggr.) Renten, oder eine Wohnung, die 200 Liv. Miethe bezahlt — und auf dem Lande entweder ein jährliches Einkommen von ungefähr 100 L. eigenthümlich beſitze, oder ein Gut, das 240 L. abwirft, gepachtet habe: aber auch dies iſt ein Reichthum, wozu ein arbeitſamer Hauswirth in wenig Jahren gelangen kann.

Ein Ausländer, der mit irgend einer Geſchicklichkeit, worin ſie auch beſtehen mag, aber ohne Vermögen, nach Frankreich kommt, kann ſich bey einem Meiſter verdingen, und binnen fünf Jahren durch ſeine Arbeit ſoviel verdienen, daß er ein Eigenthum, wie klein es auch ſey, kauffen, oder irgend ein Gewerb auf ſeine eigene Hand treiben kann; in jedem dieſer Fälle, oder auch wenn er

eine

eine Frankin (françoiſe) heurathet, erhält er alle Rechte eines Bürgers von Frankreich; von dieſem Augenblick an iſt er (als ſolcher) was jeder andere Franke, und er iſt genau keinem Menſchen mehr ſchuldig als dieſer andere ihm ſchuldig iſt.

Der nicht aktive Bürger, der Fremde der noch gar nicht Bürger iſt, genießt aller Rechte des Aktivbürgers, die allein ausgenommen, daß er kein öffentliches Amt bekleiden kann, und keine Stimme bey den Wahlen hat. In allem übrigen, in Abgaben, vor Gericht, und in allem was von der Polizeygeſetzen abhängt, iſt kein Unterſchied zwiſchen ihnen.

Eine mit der Miethe in Proporzion ſtehende Abgabe, welcher alle Bürger unterworfen ſind, und eine andere ebenfalls nach der Miethe regulierte Abgabe, die von allen, welche ein Handwerk treiben wollen, bezahlt wird, ſind die einzigen Auflagen, womit derjenige, der kein Grundſtück eigenthümlich beſitzt, beladen iſt. Ein Mann alſo, der bloß in einer mäßigen Miethe ſitzt, bezahlt beynahe nichts: bringt er aber ein Grundſtück an ſich, ſo bezahlt dieſes ſein Gut eine andere Abgabe; dafür aber iſt es von allen Zehenten und von allen Servituten frey; er kann auf ſeinem Gute jagen, ſich darin gegen allen Wildſchaden verwahren, und in dem Fluſſe fiſchen, an deſſen Ufern es gelegen iſt. Bekömmt er einen Prozeß, ſo tritt ſogleich ein nicht weit von ihm

Desdemona.

Wie ſteht's, mein Gemahl? Ich ſprach eben itt mit einem Supplicanten, einem Mann, den eure Ungnade ſehr unglüklich macht.

Othello.

Und wer iſt dieſer Mann?

Desdemona.

Wer ſollt es ſeyn als euer Lieutenant, Caſſio? Liebſter Gemahl, wenn ich nur das mindeſte Vermögen über euer Herz habe, ſo ſöhnt euch auf der Stelle wieder mit ihm aus. Wenn er nicht ein Mann iſt, der euch aufrichtig liebt, und der aus bloſſer Uebereilung und nicht mit Vorſaz gefehlt hat, ſo verſteh ich nichts davon was ein ehrliches Geſicht iſt.

Othello.

War er's, der nur eben weggieng?

Desdemona.

Und ſo niedergeſchlagen, daß er meinem mitleidigen Herzen einen Theil ſeines Kummers zurükgelaſſen hat. Ich bitte euch, mein Schaz, laßt ihn zurükruffen.

Othello.

Noch nicht, liebſte Desdemona, ein andermal.

Desdemona.

Aber doch bald?

wohnender hiezu bestellter Schiedsrichter zwischen ihn und seinen Gegner; und alle Gerichtsstellen, die mit lauter von den Bürgern erwählten Richtern besezt sind, stehen ihm, eben so wie dem Reichen, offen. Wird er von einem Feinde angeklagt, so kann er fürs erste nicht anders gerichtlich verfolgt werden, als nach dem Ausspruch einer Anzahl Bürger, für deren Unpartheylichkeit ihm alle nur mögliche Sicherheit gegeben ist; und wenn sie entscheiden, daß er eine gerichtliche Untersuchung über sich ergehen lassen müsse, so kann er nicht für schuldig erklärt werden als von neun Mitbürgern aus zwölfen; und diese zwölfe werden durchs Loos aus einer Liste gezogen, aus welcher er zwanzig, die er im Verdacht hat daß sie ihm übel wollen, ausstreichen darf.

Kein willkührlicher Befehl kann seine Freyheit beeinträchtigen; niemand darf ihn in seiner Wohnung beunruhigen. Er hat freyes Recht jede Profession, jede Art von Beschäftigung und Gewerbe zu treiben. Er sey von welcher Religion er wolle, so steht ihm frey sie öffentlich zu bekennen und auszuüben.

Die Wahl der Mühle, worin er sein Korn mahlen, der Kelter, worin er seinen Wein keltern will, steht bey ihm.

Nichts was er spricht, nichts was er schreibt kann ihm eine Strafe zuziehen, in so fern er Niemand

mand an seinem guten Nahmen angreift. Seine Kinder sind nicht nur seine Erben, sondern (was dem Herzen eines Vaters so wohl thun muß) alle erben zu gleichen Theilen. Sicherheit, Freyheit, Gleichheit, dies sind die Guter, die das Gesetz ihm in ihrem ganzen Umfang zusichert. Seinen Kindern werden Freyschulen eröfnet werden; und wenn sie davon profitieren, wenn sie sich geschickt machen öffentliche Aemmter zu bekleiden, so giebt es nicht ein einziges, an welches sie, was auch die Profession ihres Vaters gewesen seyn mag, nicht Anspruch machen können; und das nicht nur de jure, sondern de facto und mit der vollkommensten Gleichheit, nicht etwa als Belohnung ausserordentlicher Verdienste, sondern als eine natürliche und gewöhnliche Folge der eingeführten Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft. Widmen sie sich den Soldatenstande, so ist keine Stufe von militärischer Beförderung, zu welcher sie nicht emporsteigen könnten; und wenn sie auch sonst nichts für sich hätten, als die Dauer ihres Dienstes, ihre persönliche Eigenschaften und die Thaten, wodurch sie sich im Kriege ausgezeichnet hätten, so können sie dennoch hoffen, zu sehr hohen Graden zu gelangen.

Dieß ist unter der Konstituzion von Frankreich das Loos des Mannes, der, es sey nun gänzlich oder doch großen Theils, von seiner Arbeit lebt, d. i. von 98 Hunderttheilen aller Einwohner. Dieß

iſt das Loos, daß ſie dem arbeitſamen und ökonomiſchen Ausländer anbietet, für den die Freyheit ein Bedürfniß iſt, und der eine Seele hat, die den Werth der Gleichheit zu ſchätzen weiß. *)

VII.

An Selmar.

Höre, Selmar, wie der Sturm aus Norden
durch des Gartens gelbe Blätter ſauſt!
Wie er, jeden Reiz des Jahrs zu morden,
Baum und Pflanze, Gras und Staude zauſt!
Sieh doch wie ſein triefendes Gefieder
Wolken peitſcht und ſie hinunter jagt,
daß am ganzen Himmel auf und nieder
Gottes Sonne nur zur Hälfte tagt.

Sel-

*) Ausgezogen aus der Chronique du Mois, einem neuen Journal, das ſehr intereſſante Aufſätze von den Herrn *Clavière*, *Condorcet*, *Mercier*, *Anger*, *Oswald*, *Garran de Coulon*, *Briſſot*, u. ſ. w. enthält, und unter den wichtigſten dermahligen Zeitſchriften einen der erſten Plätze behauptet. — Da für die Betrachtungen, die ich meinen Leſern über den vorſtehenden Aufſatz mitzutheilen habe, nicht mehr Raum genug iſt, ſo bleiben ſie dermahlen für das nächſte Stück aufbehalten. W.

Selmar? überſchattet keine Trauer
deinen Geiſt, dein wonniges Geſicht?
Faſſen dich der ſchwülen Ahndung Schauer
faſſen dich des Todes Schauer nicht?
Blick' umher! — Ein allgemeines Sterben
herrſcht im Thale, wie im Hain und Flur;
überall umflügelt von Verderben
flüchten ſich die Kräfte der Natur.

Unter dieſen tauſend Grabgeſtalten
unter dieſem Sturme lebet ſie;
er zerwühlt nur ihres Mantels Falten,
doch ſie ſelber trift er ewig nie.
Denn ſo lang des Strebens ganze Fülle
ſie durchflutbet, bleibt ſie jung und neu,
ob ihr Anzug eine Winterhülle
oder ein Gewand von Blumen ſey.

Und wenn kann, wenn ſoll ſie denn verrinnen
dieſe Fluth, die keinen Abgang hat?
Wird ſie an der Schöpfung höchſten Zinnen
wird ſie hier vielleicht am erſten matt?
Kann, wie Blätter abgeſtreifter Ranken,
aller Leben Inbegriff verwehn,
und mit hingetrümmerten Gedanken
ſelbſt des Weltalls Seele untergehn?

Schrecklich ſind des ſchwarzen Zweifels Pfeile,
ſchrecklich ſind die Nächte, die er zeugt;
Bicuenton iſt dieſes Sturmgehcule
jedem, welchen ſein Orkan erreicht.
Ohne Rettung fluchend hingeriſſen
fühlt er ſeiner eignen Hölle Qual,
ſtürzt von Finſterniß zu Finſterniſſen,
zückt — und bohrt in ſeine Bruſt den Stahl.

Selmar, wenn du hören kannſt, ſo höre
den, der ſelbſt ſchon halb dort unten war.
Selmar, lieber Jüngling, ich beſchwöre
dich, entrinne heut noch der Gefahr!
Morgen wird dich ſein Geſchoß durchbohren,
morgen hat der Mörder angezielt,
morgen, morgen ſiehſt du dich verlohren,
ſiehſt dein Glück wie dieſen Baum zerwühlt.

Schwebt von ſanfter Ebbe fortgezogen
unſer Kahn wohl immerhin ſo ſtill? — —
Weh' ihm, der im Schwall erzürnter Wogen
ſchift und keinen Hafen glauben will!
Weh' dem Armen, den kein Pharus heitert,
der die Segel vor Geſpenſtern ſtreicht,
und den Anker in die Wellen ſchleudert,
den ihm noch zulezt die Hoffnung reicht.

Sey's, daß ſeine Wangen zu entfärben
nichts vermag, in dem er unterſinkt;
Sey's daß immer nahendes Verderben
ihm der lezte Zweck des Lebens dünkt:
daß er gräßlich jedem Todesſchlunde
den gezwungnen Troz entgegen lacht,
kalt und unbekümmert welche Stunde
Welt und Zeit und ihn zum Unding macht:

Laß ihm den Gedanken der Zernichtung
wie dem Zecher Mädchenkuß und Wein,
wie dem Aberglauben die Erdichtung,
wie dem Geize Gold willkommen ſeyn!
Laß' ihn auf ſein Furiengebilde
ſtarren, bis ihm das Geſicht vergeht,
daß der Unhold hehr in Engelsmilde
vor den Blicken des Getäuſchten ſteht:

Dennoch fliegen ſeine Wünſche — fliegen
auf und ab ein Ufer zu erſpähn,
wie er auch mit hölliſchem Vergnügen
wüthet, ihre Flügel abzudrehn:
denn mit jedem Augenblick erheben
neue ſich zu kühnem Falkenflug;
ſchon der zehnte ſchwirrt hervor, da eben
kaum der erſte an die Wolken ſchlug:

Wie dein Blut durch alle tauſend Röhren
aus des Lebens Quelle ſich ergeuſt:
ſo entquillt unendliches Begehren,
ſo entquillt Erwartung jedem Geiſt.
Weit vom Greis herunter bis zur Wiege
übt die Menſchheit ihre Rechte aus,
Ach, und nimmer ſchaft mit ihrer Lüg
deine Stoa Tonnen um zum Haus.

Uebertünchte Erdenſöhne ſtanden
ſteif, mit ihrem Mantel angethan,
ſtanden da wie Säulen — und empfanden
alles was ein Menſch empfinden kann.
Ihre Worte, ihre Bärte logen;
Ihre Augen, eiſigt und verſteint —
ihr Geſicht, von keinem Schmerz verzogen —
alles log an ihnen, armer Freund!

Uebermannt von ungerufnen Träumen
ſtreckten ſie den Arm nach Dirnen aus,
Sahn im Schlauche den Falerner ſchäumen,
Evoe! und Faunen hielten Schmauß.
Höhnend warf der Reichthum ihnen ſchwere
Klumpen ſeines Erzes in den Schoos,
höhnend ſchlug die hochgereizte Ehre,
ſchlug auf ſie mit allen Geiſeln los.

Wer die edeln Zweige der Empfindung
ſtümmeln mag, verwüſtet ſeinen Geiſt.
Wer Begierden, in der Seele Gründung
eingewurzelt, aus der Tiefe reißt,
ha! dem keimen, ſeinen Mord zu rächen,
unverſehens Schierling oder Rohr;
Millionen wilde Schooße brechen
aus dem abgehaunen Rumpf hervor.

Und der Schächer will noch Ruhe heucheln?
Täuſchen uns mit Tüncherey und Schein?
Will an Wurzeln kauen oder Eicheln
und gleich einem Gott zufrieden ſeyn?
Will von keinem innern Drange wiſſen?
Keinem Hunger der die Seele füllt?
Keiner Sorge, die zu Kümmerniſſen
wie zum Strohme dort die Quelle, ſchwillt?

Hellas! große Mutter deiner Weiſen,
ſteig' herab, mit richterlicher Hand
jeden falſchen Nahmen abzureiſſen
wo er lang an goldner Tafel ſtand.
Lehr den Zeno, daß er ſeine Jünger
immer Menſchen bleiben laſſen muß,
oder peitſche deine Weltbezwinger
in die Gräber des — Antonius.

Wüthet aber nicht in dieſen Grüften,
trotz Gelübden Geiſelhieb, und Schwur,
wüthet nicht um Kopf und Bruſt und Hüften
nur noch mehr die Rache der Natur?
Warum balgt ein Heiliger mit Teufeln
ſich in ſeinem ſchwarzen Felſenneſt?
Warum worgt er an verfluchten Zweifeln,
oder hält des Wahnſinns Träume feſt?

Iſt es Ruhe, die in ihm gelüſtet?
Jagt ihn keine Sehnſucht ſeine Bahn?
Spornt ihn, wenn er ſich auf Säulen niſtet,
etwa keines Eifers Stachel an?
O, der Thoren, welche mit Verheerung
ihrer Kräfte erſten Stoff bedräun!
Unſer Weſen ſelbſt iſt Gluth und Gährung,
und der Hauch der Gottheit weht darein.

Selmar, nein, du wirſt ihr nicht entrinnen.
mehr und weiter — iſt das Urgewicht
das uns treibt; hier fruchtet wachen, ſinnen,
flehn und toben, — alles fruchtet nicht.
Denn es reißt dich hin durch Luſt und Schmerzen,
trügſt du gleich ein eiſern Sklavenjoch;
ja beym letzten Zucken unſrer Herzen
rollt es mächtig die Begierden noch.

Und du, Armer, fändeſt dich berathen
wenn du ſie des höchſten Ziels beraubſt?
Jeden Punkt zernichteſt, dem ſie nah'ten?
Keinen Gott und keine Zukunft glaubſt?
O der Täuſchung, die auf deiner Büſte
einſt ein ſchwarzes Mahl der Schande zeugt,
daß der Menſch, der Leben wollen müßte,
wider ſeines Herzens Stimme leugt!

Hebe dich von dieſem Mahl der Schande,
du mein Geiſt, zum Sternenflug empor!
Abgeſchüttelt ſind des Zweifels Bande!
Siegeslieder ſchlagen an mein Ohr!
Immer feſtlicher und immer höher
eil' ich meines Daſeyns Fülle zu.
Kennt ihr noch ein anders Ziel, ihr Scher?
einen andern Schattenquell der Ruh?

Fleuch voran im grünen Frühlingsſchleyer,
Himmelstochter, Hoffnung, fleuch voran!
Deinem Adlerſchwunge folg' ich treuer
als dem Leib der Schatten folgen kann.
Fleuch und eile, mich hinauf zu leiten
bis zum Born, der ohne Wandel quillt,
und den Durſt nach Thaten oder Freuden
ewig reizt und ewig wieder ſtillt.

Reimold.

VIII.

Eine Anfrage.

Die venezianiſchen Familien Balbi, Dolce, Guoro, Moſto, Piſani, Zane ꝛc. führen in ihren Wappen ein Thier, welches in der italieniſchen Blaſonirung derſelben Dolce genennt wird. Vergeblich habe ich alle bekannte Wörterbücher der Italieniſchen Sprache nachgeſchlagen, Auskunft darüber zu erhalten und den Nahmen oder das Geſchlecht dieſes Thieres ausfindig zu machen; ſelbſt die allumfaſſende Fabrica del Mondo des Franceſco Alunno nebſt dem Supplement von Tom. Porcacchi giebt nicht einmahl Nachricht von dieſem Thiere, wie Wagenſeil ſagt.*) — „Calimiro Freſcot in ſeinem Buche Li Pregi della Nobiltà Veneta p. 305. ſagt — fährt Wagenſeil fort — das Thier gleiche einem Fuchſe; **) und ein anderer, Paduaniſcher

*) Adriatiſcher Löwe. S. 14.

**) „La Dolce è una ſpezie d'animale ſimile alla Volpe."

Othello.

Bald genug, mein Herz, für dich.

Desdemona.

Heute, Abends, zum Nacht-Essen?

Othello.

Das nicht.

Desdemona.

Also doch morgen auf den Mittag?

Othello.

Ich esse morgen mit einigen Officiers in der Citadelle zu Mittag.

Desdemona.

Nun, also doch Morgen Nachts, oder Dienstag Morgens oder Nachts, oder Mitwoch Morgens, ich bitte dich, bestimme die Zeit; aber laß es nicht länger als drey Tage seyn; bey meiner Treue, er ist bußfertig; und doch ist sein Verbrechen, nach der gemeinen Art davon zu urtheilen und bey Seite gesezt, daß in Kriegszeiten von einem Officier das beste Exempel gefordert wird, eine kleine Uebereilung, die kaum einen Privat-Verwies verdient -- Wenn soll er kommen? Sag mir's, Othello! Mich nimmt in der Seele Wunder, was ihr mich bitten könntet, das ich euch abschlagen würde, oder wobey ich so verdrieslich dasühnde! Wie? Michael Cassio! -- Der eurer Liebe zu mir so gute

Dienste

ſcher Gelehrter, macht einen zahmen, im Hauſe erzogenen Fuchs *) daraus! — Aber damit iſt mir nicht geholfen, denn die Abbildung dieſes Thiers in den Wappen kommt mit dieſer Erklärung nicht überein. Es hat lange Ohren, und gleicht in der obern Hälfte des Leibes, mehr einem Haſen; auch iſt daſſelbe in einigen Wappen mit einem Eichhörnchens Schweife verſehen.

Da es mir nun bey einer gewiſſen Arbeit ſehr um eine genaue Blaſonirung vieler Wappen zu thun iſt, in welchem ſich ein Dolce befindet, ſo wünſchte ich zu erfahren: ob mir deshalb jemand genauere Auskunft, Nachricht oder Anweiſung auf ein Werk geben könnte, in welchem ich darüber Rath einhohlen könnte?

Ferner wünſchte ich von einem der Heraldik kundigen Manne zu erfahren, ob die Blaſonirung, welche die Italiener durch ein

partito, diviſo, trinciato, e tagliato,

ausdrücken, ganz genau das iſt, was wir mit dem teutſchen Kunſtausdruck geſtändert (franzöſiſch gironné) in der Heraldik bezeichnen?

V.

*) „La Dolce è una Volpe domeſtica, o allevata in caſa, come ſi dice: un huomo dolce, ciò è, piacevole e benigno, Lat. *homo facilis & tractabilis.*

Neuer Teutſcher Merkur.

4. Stück 1792.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Theokrits drittes Idyll. . . S. 329.

II. Die Weltbürger. Zur Fortsetzung des Dialogs, die drey Stände, im vorigen Monatsstück. . . — 340.

III. Vorläufige Betrachtungen über eine neue Preißfrage. (Von Hrn. Geheimen Kanzley-Secretär Rehberg in Hannover.) — 379.

IV. Von dem gegenwärtigen Steuersystem des Mailändischen Staates. . — 390.

V. Zum Andenken des hochseligen Kaisers Leopold II. . . — 420.

VI. An eine junge Mahlerin. . — 434.

VII. Ankündigung der Gedichte der Frau von Vandemer. . . — 436.

VIII. Anzeige. . — 438.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Nachricht an das Publikum.

Ich habe meine, zum Theil noch ungedruckten, zum Theil aber in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreut geweſenen, poetiſchen Epiſteln geſammlet, ſie einer eigenen ſtrengen Kritik unterworfen, die von den allermehreſten nur die Hauptideen, von einigen nur die Erfindung mit ihrer Feile verſchont hat. Die Zufriedenheit, mit welcher das Publikum, nur in der Hofnung, einſt reifere Früchte meines damals jugendlichen Geiſtes zu erhalten, den erſten Ausſtellungen meiner Muſe begegnete machte mir, bey Durchſehung derſelben, die ſorgfältige Strenge zur unübertretbarſten Pflicht, und läßt mich, des ungünſtigſten Zeitpunkts ungeachtet, hoffen, daß dieſe Sammlung, die aus lauter poetiſchen Epiſteln, moraliſchen und philoſophiſchen Inhalts beſteht, keine ganz ungünſtige Aufnahme finden werden. Ich weiß es, daß Poeſie jezt kaum nur noch als ein Nebengericht in Journalen genoſſen wird: und dieß würde mich gewiß beſtimmt haben, meine Gedichte getroſt ihrem Schickſale zu überlaſſen, wenn ich nicht auch wüßte, daß Teutſchland an philoſophiſcher und philoſophiſch moraliſcher Poeſie mit dem Auslande noch immer etwas zurück ſtehendem Verhältniſſe ſich befinde. Ich darf mir nicht ſchmeicheln, dieſem Mangel abzuhelfen, aber hoffen, gute Köpfe aufmerkſam auf ihn zu machen, das darf ich. Und ſo biete ich denn dem Publikum die ganze Sammlung meiner Epiſteln, in drey Bänden, worin ſie etwas über zwey Alphabet ausmachen wird, auf Pränumeration an. Den Preis kann ich, bey dem typographiſchen Aufwande, da das Werk mit neuen Didotſchen Lettern gedruckt wird, nicht niedriger als zu 16 Ggr. in Golde, für jeden Band, beſtimmen. Bis Oſtern künftigen Jahres bleibt die Pränumeration offen. Alle drey Bände werden Michaelis deſſelben Jahrs erſcheinen. Da ich Gelegenheit habe, den Druck unter meinen Augen geſchehen zu laſſen, ſo kann ich, auſſer gutem, feinem Papier, die fehlerfreyeſte Korrektheit verſprechen. Wer die Güte haben wird Pränumeration für mich zu ſammeln, dem biete ich die gewöhnlichen Vortheile an, nämlich auf 9 Exemplare das 10 frei. Halberſtadt im Sept. 1791.

Tiedge.

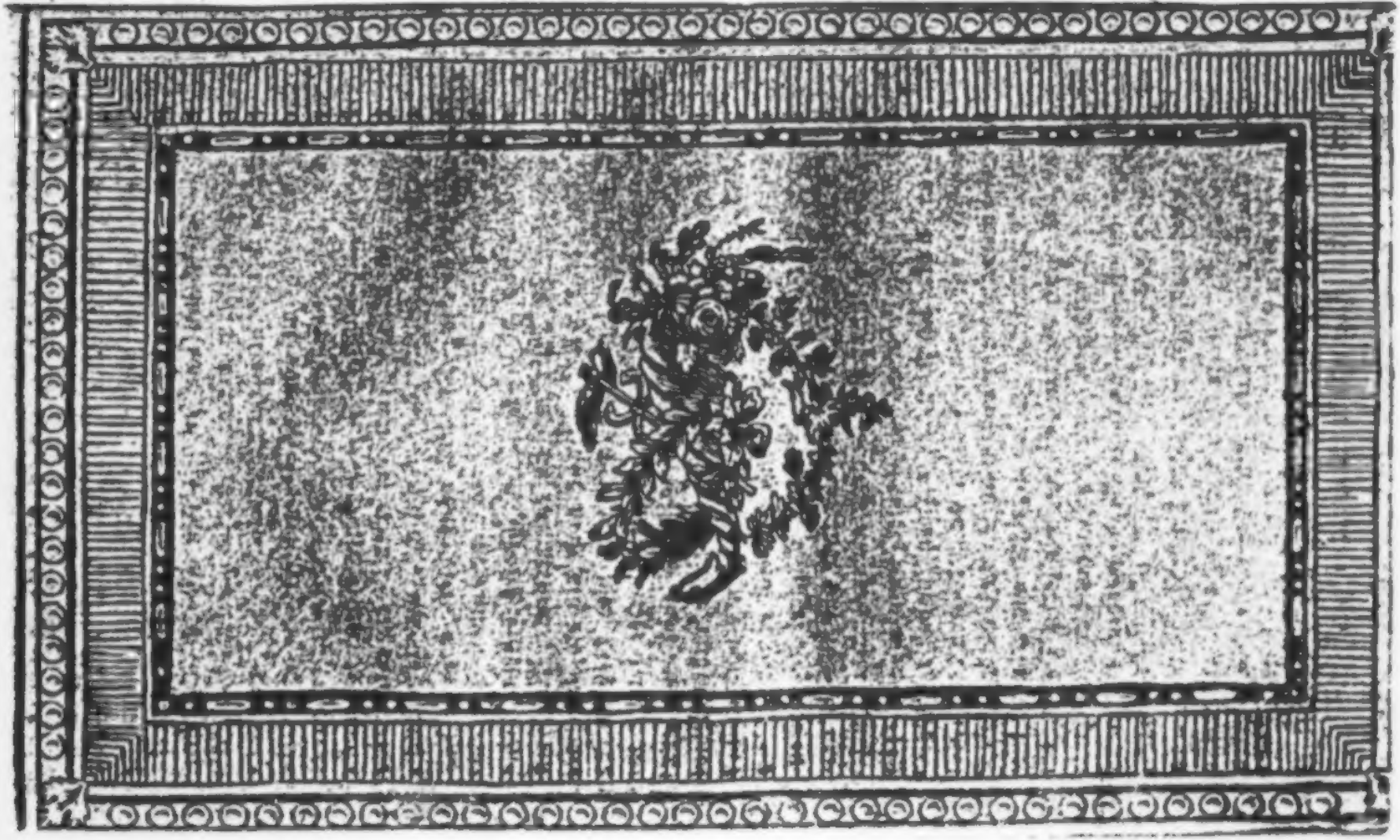

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1792.

I.

Theokrits drittes Idyll.

Amaryllis.

Auf! Amaryllis ſoll hören mein Lied; es weiden indeſſen meine Ziegen am Hügel umher, und Tityros treibt ſie.
Tityros, du mein trauteſter Hirt, o weide die Ziegen,
führe zur Quelle ſie, Tityros, hin! Doch hüte dich, Lieber,
ja vor dem weiſſen Lybiſchen Bock! — er möchte dich ſtoßen.

O warum, Amaryllis, du reizende, bückſt du dich nicht mehr
hier aus der Grotte wie ſonſt hervor, und nennſt mich dein Liebchen?
Haſſeſt du mich? — Scheint etwa die Naſe zu platt dir, ſo Mädchen?
Oder zu lang mein Bart? Du machſt noch, daß ich mich hänge!
Sieh! hier ſind zehn Aepfel für dich; dort ſind ſie gepflücket,
Wo du pflücken mich hieſſeſt, und morgen bring' ich dir andre.

O blick' her, wie die Liebe mich quält! O wär ich ein Bienchen,
daß ich ſummend zu dir in die Grotte flöge, den Epheu
und die ſchützenden Ranken des Farrnkrauts leiſe durchſchlüpfend.

Ha! nun kenn ich den grauſamen Eros! Die Brüſte der Löwinn
ſog er, ihn erzog im dichten Walde die Mutter:
ſeine Flamme — ſie glüht mir tief im Gebeine das Mark aus.

Du mit dem lieblichen Blick, du Felſenbuſen, umarme,
du mit der ſchwarzen Augenbraue, den Hirten der Ziegen!
Laß dich küſſen! ein nichtiger Kuß gewähret ſchon Wolluſt.
Machſt noch, daß ich ſogleich den Kranz in Stücken zerreiße,
den ich für dich, Amaryllis, du trautes Mädchen, bewahre,
den ich aus duftendem Expich und Epheuglöckchen geflochten.

Weh mir! was muß ich erdulden! — Ich Armer! —
O hörſt du denn gar nicht?
Gut, ſo werf ich mein Fellenkleid ab, und ſpring' in die Fluthen
dort hinunter, wo Olpis der Fiſcher die Thunnen belauert.

Stürb' ich auch nicht, ſo würdeſt du doch des Entſchluſſes dich freuen:
jüngſt erfuhr ichs, ich forſcht', ob wohl Amaryllis mich liebe,

aber

aber es knallte mir gar nicht das Mohnblatt, das ich verſuchte,
ohne den mindeſten Laut zerknickt' es am fleiſchigen Arme.
Auch was Agrò geſagt, die Siebwahrſagerinn, neulich,
als ſie Aehren ſich las, den Schnittern folgend, iſt Wahrheit:
gänzlich hing' ich an dir, und du, du liebteſt mich gar nicht.

Eine Ziege, ſo weiß und Zwillinge ſäugend, die füttr' ich
dir; Erithakis quält mich darum, die bräunliche Tochter
Mermnons, und mag ſie ſie nehmen, denn du verſpotteſt mich doch nur.

Ha! wie blinzelt mein Auge, mein rechtes! — So werd ich ſie ſehen?
Hier an die Fichte gelehnt, hier will ich ſitzen und ſingen;
iſt ſie doch nicht von Stein; vielleicht daß ihr Auge mich anlacht.

Als Hippomenes warb um die Königstochter, da nahm er
Aepfel ihr mit in der Hand und durchrannte die Bahn; Atalanta
ſah' und glüht' und ſtürzte ſich tief in die Wellen der Liebe.

Als die Heerde der Rinder der Seher Melampus vom Otrys
hatte gen Pylos getrieben, da ruht' in Bias Umarmung
jene reizende Mutter der weiſen Alphesibòa.

Reizte nicht, auf Bergen die Schafe weidend, Adonis
einſt die ſchöne Kythere zu ſolcher raſenden Liebe,
daß ſie nimmer vom Buſen ihn ließ, obſchon er entſeelt war!
Auch Endymion, welcher in ewigen Schlummer verſenkt iſt,
ſey, du Traute, mein Vorbild, Jaſon ſey es, dem große
Seligkeit ward, die ihr nimmer, ihr Ungeweihten, erfahret.

Weh mir! — Mein Haupt! — du achteſt es nicht! —
So end' ich mein Lied denn!
Sieh, hier ſink ich zu Boden, mich werden die Wölfe zerreiſſen:
das ergötze dich dann, wie ſüſſer Honig den Gaumen.

Epheuglöckchen Wenn man das καλύκεσσι zu λευκοῖο zieht: ſo iſt gar kein Zweifel mehr, wie man es überſetzen und erklären ſoll.

So würdeſt du doch des Entſchluſſes dich freuen. So würde dich die Hoffnung, daß ich ſterben könnte, und mein Ringen mit dem Tode ergötzen.

Aber es knallte mir gar nicht das Mohnblatt. Mohnblätter auf der Hand oder dem Arm zu zerknallen, war bey den griechiſchen Hirten eine Probe der Gegenliebe des Geliebten.

Ja! wie blinzelt mein Auge. Das Augenblinzeln war bey den Griechen ein glückliches Zeichen.

Atha-

Atalanta, die Tochter des Königs Schöneus von Scyros, war auſſerordentlich ſchnell im Laufe. Sie wollte ſich nur dem vermählen, der ihr im Wettlaufe zuvorkommen würde, und machte dabey das grauſame Geſetz, daß jeder, den ſie beſiegte, ſterben müſſe. Hippomenes, ein Sohn des Megareus oder Mars, der ſich in dieſen gefährlichen Kampf einließ, bekam von der Venus einige goldne Aepfel aus dem Garten der Heſperiden und ſtreute dieſelben während des Laufens auf der Rennbahn aus. Atalante verweilte ſich mit dem Aufleſen der Aepfel, Hippomenes kam ihr zuvor, und erhielt ſie zur Gemahlin.

Als die Heerde der Rinder ꝛc. Neleus, König von Pylos, einer Stadt im Peloponeſ, hatte eine ſehr ſchöne Tochter Peiro, die er nur dem zur Ehe geben wollte, der ihm die ſchöne Rinderheerde des Iphiklos, eines theſſaliſchen Fürſten, oder vielmehr ſeines Vaters, des Phytakos, bringen würde. Bias, ein Bruder des Wahrſagers Melampus, verliebte ſich in die Peiro, und Melampus unternahm es, das Abentheuer für ſeinen Bruder zu beſtehen. Er wurde dabey von den Hirten des Theſſaliſchen Königs gefangen und in Feſſeln gelegt; durch ſeine Wahrſagerkunſt aber und durch ſeine glückliche Heilung des impotenten Iphiklos brachte er es dahin, daß er die Freyheit und die Rinderheerde zum Geſchenk erhielt. Dieſe brachte er dem Neleus, und die Vermählung des Bias mit der Peiro wurde

Dienste leistete; der so oft, wenn ich nicht sehr vortheilhaft von euch sprach, eure Parthey nahm -- und ich soll soviel Mühe haben, ihn wieder bey euch in Gunst zu sezen? Glaubt mir auf mein Wort, ich wollte wohl mehr --

Othello.

Ich bitte dich, laß es genug seyn; er kan kommen, wenn er will; ich will dir nichts abschlagen.

Desdemona.

Wie, das ist keine Gefälligkeit, die ich für mich bitte; es ist als ob ich euch bitte eure Kleider zu tragen oder von einer gesunden Speise zu essen, oder euch warm zu halten; kurz, als ob ich bey euch darum anhielte, daß ihr euch selbst etwas zu gut thun möchtet. Nein, wenn ich eine Bitte habe, wodurch ich eure Liebe in der That auf die Probe zu stellen gedenke, so soll es etwas schweres und grosses seyn, etwas das Herz erfordert, um bewilliget zu werden.

Othello.

Ich werde dir nichts abschlagen, und alles was ich mir dagegen von dir ausbitte, ist, das du mich izt ein wenig allein lassen wollest.

Desdemona.

Sollt' ich euch's abschlagen? Nein; lebt wohl, mein Gemahl.

Othello.

Lebe wohl, meine Desdemona, ich will gleich folgen.

vollzogen. Der Strymo iſt ein Berg Theſſaliens, der hier für das Gebiet des Iphiklos ſteht, und die Mutter der Alphesiböa iſt die Peiro. Der Sinn der ganzen Stelle iſt: alle Schwierigkeiten hat Liebe ſchon ehemals überwunden.

Sey mein Vorbild. Ich glaube, daß ich ἐκ παραδείγματος, dem Zuſammenhange gemäß ſo überſetzen kann. Schon ſo viele Hirten waren glücklich in der Liebe, glücklich bis zum Genuß der Göttinnen des Himmels, warum ſollteſt du, Amaryllis, mich den Hirten nicht lieben können?

Endymion iſt der bekannte ſchöne Jäger, zu dem Diana auf das Lakaniſche Gebirg in Karien niederſtieg, um ſich an ſeinem Kuſſe zu letzen, wenn er ſchlummerte, oder ihr ganzes Gelübde zu brechen. Ein andrer Mythos erzählt, er habe ſich in die Juno verliebt, und ſey vom Zeus dafür zu einem ewigen Schlafe verurtheilt worden. Jaſion, ein König von Kreta und Sohn des Minos ward von der Ceres geliebt, und zeugte mit ihr den Plutos.

Ungeweihte ſind, die in den Myſterien der Ceres nicht eingeweiht ſind.

Theokrits achtzehntes Idyll.

Brautlied der Helena.

Einſt im Königspallaſt Menelaos, des Blonden, zu Sparta
Stellten ſich Mädchen im Chor, vor dem neugewebeten Brautbett,
tragend im Haare den blühenden Schmuck hyacinthener Kränze,
Zwölfe, die erſten der Stadt, die Krone lakoniſcher Weiber,
als von Atreus Söhnen der jüngſte des Tyndaros Tochter
Helenen hatte gefreyt, und die Holde verſchloß in der Kammer.
Alle ſangen und tanzten dazu mit verſchlungenen Füßen
einerley Weiſen; es hallte die Burg vom bräutlichen Liede:

„Lieber Bräutigam, wie? ſo früh ſchon biſt du entſchlummert?
Iſt dir der Schlaf ſo lieb? Und ſind dir die Knice ſo müde?
Oder trankſt du zu viel, daß du nun zum Schlafe dich hinwarfſt?
Konnteſt ja, wollteſt du's ſo, allein bey Zeiten zu Bett gehn,
Und bey der zärtlichen Mutter im Kreiſe der Mädchen die Jungfrau
ſpielen laſſen bis dämmert der Tag: denn vom Abend zum Morgen
und von Jahr zu Jahr iſt dein die Braut, Menelaos.
Glücklicher Bräutigam, traun, dir nieſ'te zu guter Vollbringung

als du gen Sparta kamſt, dem Lande der Helden, ein Edler,
du von allen Heroen allein wirſt Eidam Kronions:
ſeine Tochter, ſie ruht mit dir unter einerley Decke,
ſchön, wie nirgends ein Weib betritt den Achäiſchen Boden.
Großes gebiert ſie dir einſt, wenn die Kinder gleichen der Mutter.
Viermal ſechzig Mädchen ſind unſer, die weibliche Jugend,
all' an Jahren ſich gleich, und all' in der Kunde des Wettlaufs,
wenn wir nach Jünglingsart uns geſalbt bey den Wellen Eurotas;
dennoch, vergleichſt du mit Helena ſie, iſt tadellos keine.
Wie der göttlichen Nacht die ſtrahlende Fruhe das ſchönt
Antlitz enthüllet, der lachende Lenz dem ſcheidenden Winter,
ſo erglänzen auch uns der goldigen Helena Reize.
Wie die hohe Cypreſſe dem üppigen Felde zur Zierde
oder dem Garten prangt, Theſſaliſche Roſſe dem Wagen,
ſo prangt Helena auch, die roſige Zier Lakedämons.
Keine wickelt im Körbchen ſo fein geſponnene Fäden,
keine ſchneidet im künſtlichen Stuhl ein dichter Gewebe,
welches das Schiff durchflochten, von langen Rahmen herunter:
keine rühret die Cyther, die hochgebrüſtete Pallas
ſingend, oder der Artemis Lob, wie ſie Helena rühret,
ſie, der alle Götter der Liebe wohnen im Auge.
Schönes, liebliches Mädchen, du biſt zur Frau nun geworden,

aber

aber wir, wir ſchleichen nach Blumen der Wieſen im Fruchtthau,
dort ſüßduftende Kränze zu winden; mit herzlicher Sehnſucht
deiner öfters gedenkend, o Helena, wie nach den Brüſten
ſeines Mutterſchaafs das ſaugende Lämmchen verlanget.
Draußen flechten wir dir aus kriechendem Lotos den erſten
Kranz, und hängen ihn auf an die Zweige des ſchattigen Ahorns,
nehmen aus ſilberner Flaſche für dich der lieblichen Narde
Erſtlingstropfen, und träufeln ſie aus am ſchattigen Ahorn.
Auch ſoll doriſche Schrift in die Rinde geſchnitten dem Wandrer
ſagen: „verehre du mich, denn ich bin Helenen heilig!“
Heil dir, o Braut! und Heil dir, du hochverſchwäherter Eidam!
Schöne Kinder müß' euch die Kinderpflegerin Lato,
gleiche Wechſelliebe die göttliche Kypris verleyhen,
und Kronides Zeus euch ſegnen mit dauerndem Reichthum,
daß ein edles Geſchlecht von edlen Ahnen ihn erbe.
Schlummert und haucht in die Bruſt euch ſüßes Verlangen und Liebe;
doch vergeſſet auch nicht am Morgen das Wiedererwachen.
Wir auch kehren am Morgen zurück, wenn der erſte der Sänger
recket den bunten Hals, und krähet erwachend vom Schlafe.
Hymen, o Hymenaios, o jauchze dieſer Vermählung!

Wie der göttlichen-Nacht ꝛc. Ich habe mirs erlaubt, dieſe ſo oft veränderte Stelle nach einer eignen Veränderung zu überſetzen. Es hat ſchon ein Ausleger vorgeſchlagen, in dem erſten der beyden Verſe (v. 26. 27.) auch ἅτε zu leſen, und der Verfaſſer der Arethuſa rühmt dieſen Vorſchlag mit Recht, weil dadurch zwey Vergleichungen entſtehen, die denen im 29. u. 30. Verſe entſprechen, und alſo mehr bukoliſche Manier in das Lied bringen. Um auch die unſchickliche Anrufung der Nacht wegzuſchaffen, zieht er πότνια zu Ἅως und ließt νὺχθ' ſtatt νύξ. Darin aber daß νὺχθ' die Bedeutung des Adverbiums (zur Nachtzeit) haben ſoll, kann ich ihm nicht ganz beypflichten. Ueberdies ſcheint es mir etwas unſchicklich, daß die göttliche Eos zur Nachtzeit glänzt. Ich ändere mir daher die Stelle ſo:

Ἀὼς ἀντέλλοισα καλὸν ἀπ' ὄφρανα πρόσωπον
Πότνια νυχθ', ἅτε λευκὸν ἔαρ χειμῶνι ἀέντι

Nach dem gewöhnlichen Text heißet ſie ſo:

Ἀὼς ἀντέλλοισα καλὸν ἀΐφρανε πρόσωπον
Πότνια νύξ, ἅτε λευκὸν ἔαρ χειμῶνος ἀέντος.

Doch will ich damit keinesweges dem gewöhnlichen Texte oder den beſſern Lesarten und den Veränderungen größrer Kritiker zu nahe treten. Nie würde ich mir bey einer Ausgabe des Theokrits eine ſo eigenmächtige Verändrung erlaubt haben; als Ueberſetzer indeſſen und bey einer ſo durchgängig angetaſteten

Stelle

Stelle hielt ich dieſe Liebe zu den Erſtlingen meiner Kritik für verzeihlich.

Fruchthau. Nach der Lesart δρυσὸν ſtatt δρυμόν, die zwar eigentlich nur Konjektur eines gelehrten Auslegers, aber eine ſo leichte und geſchmackvolle Konjektur iſt, daß man ſie wohl in den Rang der Lesarten erheben könnte.

Auch ſoll doriſche Schrift ꝛc. Man weiß, daß Helena in Lakonien noch in ſpätern Zeiten von dem ſchönen Geſchlechte vorzüglich verehrt wurde. Auch war das Σὸν μα, Ἑλένας φυτὸν ὄμμι lange Zeit auf mehreren Lakoniſchen Platanen zu leſen *).

B...n.

II.

*) Der Verfaſſer dieſer Proben einer ſchon fertig liegenden Ueberſetzung des Theokrit, wünſcht durch dieſe Ausſtellung das Urtheil der Kenner über ſeine Arbeit zu erfahren. Ohne dieſem vorgreifen zu wollen, begnüge ich mich (da eine detaillirte Beurtheilung hier nicht ſchicklich ſcheint) zu ſagen, daß ich dem Verfaſſer ſo viel Liebe zu Theokrit zutraue, daß er ſich weder Zeit noch Mühe dauern laſſen wird, ſich ſo tief als möglich in ſein Original hineinzuſtudieren, ſeine Nachbildung in unſrer (gegen die griechiſche) ſo ungeſchmeidigen und unmuſikaliſchen Sprache noch oft mit dem Original und andern, beſonders den Voſſiſchen, Ueberſetzungen, zu vergleichen, und die Hand nicht eher von ſeinem Werke abzuziehen, bis er die gänzliche Unmöglichkeit fühlt, der unerreichbaren Anmuth und Zierlichkeit Theokrits, in jeder einzelnen Stelle, in Wahl und Stellung der Worte, in der Verſifikazion, und in allen den Kleinigkeiten, wovon die Lieblichkeit der theokritiſchen Geſänge (auch ohne Rückſicht auf andere weſentliche Schönheiten) abhängt, noch näher zu kommen.

Das Werk iſt ſchwer,
allein dabey auch Ehre zu erwerben!

W.

II.

Die Weltbürger.

Zur Fortsetzung des Dialogs, die drey Stände, im vorigen Monatsstück.

Horst. Sie trauen also den Weltbürgersinn doch nur den Selbstdenkern zu. Sprechen Sie nicht dadurch Ihrem Mittelstande überhaupt die künftige Mündigkeit wieder ab, die Sie ihm verheissen haben, und welche keineswegs nur auf einige Glieder desselben eingeschränkt seyn darf, wenn er sich, ohne Gewalt zu brauchen, seiner bisherigen politischen Vormundschaft entledigen, und sich zum moralischen Erzieher seiner vorigen Vormünder emporschwingen soll?

Frank. Auf einer gewissen Stufe wissenschaftlicher und sittlicher Kultur, auf der sich die Selbstdenker bisher freylich noch nie befunden haben, auf der sie sich aber über kurz oder lang gewiß befinden werden, wird es denselben nicht mehr mißlingen können, die unentbehrlichsten, anwendbarsten, schlichtesten Aussprüche der mündigen Vernunft dem Gemeinsinne der übrigen Klassen des Mittelstandes einzuflößen. Dann dürfte sich dieser Stand durch die weltbürgerlichen Maximen nicht weniger auszeichnen, als sich

der

der Adel durch die ariſtokratiſchen und die Geiſtlichkeit durch hyperphyſiſche Vorurtheile bisher ausgezeichnet hat. Da er ſich ſeine Glieder nicht wählen kann, wird er freylich immer noch eine Art von Pöbel enthalten müſſen, der durch Kopf und Herz zu jeder lebendigen Ueberzeugung von Dingen, die ſich nicht mit den Händen greifen laſſen, unfähig iſt. Allein dieſer, weit entfernt den Ton angeben zu können, wird nicht nur die Formeln der herrſchenden Begriffe nachbeten, ſondern auch ſeine öffentlichen Handlungen nach den äuſſeren Vorſchriften derſelben einrichten müſſen: und da er der Denkart ſeines Standes keine eigene entgegenzuſetzen hat, ſo wird er derſelben den Rang der Mündigkeit noch weniger ſtreitig machen können, als wir uns durch die Abweichungen helldenkender Prieſter und edelgeſinnter Adelichen von den herrſchenden Denkarten ihrer Stände, abhalten laſſen dürfen, die eine derſelben übernatürlich, die andere widernatürlich zu nennen.

Horſt. Ich kann mir von der Stufe der Kultur, auf der Sie den Selbſtdenkern einen ſo weit um ſich greiffenden und ſo unwiderſtehlichen Einfluß verſprechen, keinen Begriff machen. So wie die Sachen itzt ſtehen, unterſcheiden Sie ſelbſt ihre zukünftigen Mündigen von den gegenwärtigen Selbſtdenkern, aus denen jene erſt hervorgehen, und zu denen ſie ſich wie die wenigen Auserwählten zu den vielen Berufenen verhalten ſollen. Nun

ſind

ſind aber die Selbſtdenker im Mittelſtande, zwar weniger als in den übrigen Ständen, aber gleichwohl noch immer von einer Seltenheit, die um ſo mehr auffallen muß, da der gröſte Theil der Pfleger der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaften zu dieſem Stande gehört; und die mir um ſo bedenklicher iſt, je mehr ſie mir aus dem gegenwärtigen Zuſtande der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaften erfolgen und zunehmen zu müſſen ſcheint. Sie erlauben mir doch hierüber eine etwas ausführlichere Herzenserleichterung?

Frank. Sie werden mich dadurch in den Stand ſetzen, Ihnen über die Gründe meiner Erwartungen beſtimmtere Rechenſchaft abzulegen.

Horſt. In unſerm Jahrhunderte, und zumal in der letztern Hälfte deſſelben haben ſich die verſchiedenen Felder auf dem Gebiethe des gelehrten Wiſſens ſo ſehr vervielfältiget, hat ſich die Ausbeute roher Materialien auf demſelben ſo übermäßig angehäuft, iſt die Anzahl der einem jeden Gelehrten in irgend einer Rückſicht unentbehrlichen Bücher ſo groß geworden: daß der Studierende, der nicht hinter ſeinem Zeitalter zurück bleiben will, vor lauter Lernen, Sammeln und Leſen ſelten oder nie zum Selbſtdenken Zeit findet, und gewöhnlich als Lehrer und Schriftſteller auftritt, wenn ſein Kopf oder ſein Kollektaneenbuch voll, und ſein Geiſt unter der Laſt ſeiner Beleſenheit erſtickt iſt. Dabey hat man freylich wohl ein gewiſſes Haupt-

fach vor Augen, das für jeden das Wichtigste ist weil er es gewählt hat, und das ihm auch nicht im Traume einfallen läßt, es könne ausserdem noch ein andres geben, das jeder Selbstdenker wählen müsse, weil es an und für sich selbst das Wichtigste ist. Der Geist des fleißigen Teutschen wird gemeiniglich in dem Verhältnisse Sklave seines Faches, als er sich desselben bemeistert zu haben glaubt. Es hat sich ihm unvermerkt als der einzige Maaßstab aufgedrungen, nach welchem er das Wesen und die Wichtigkeit aller andern Fächer abmißt, unter welchen nur diejenigen einige Bedeutung für ihn haben, die er als Hülfswissenschaften brauchen zu können glaubt, aber die er auch in dieser Eigenschaft um so gewisser verkennt, je mehr er sie nur in derselben kennen zu lernen bemüht war. Da er sie als bloße Mittel für seinen individuellen Zweck behandelt, die Prinzipien nach denen er sie bearbeitet nur aus seiner Hauptwissenschaft entlehnt, und nur das an ihnen wahr findet, was sich an die einheimischen Begriffe seines Gewerbes anschließt: so geht ihre Brauchbarkeit unter seinen Händen verlohren. Vielleicht dürfte der Gebrauch, den die positiven Theologen und Juristen bisher von Geschichte und Philosophie gemacht haben, diesen Wissenschaften mehr geschadet, als der Theologie und Jurisprudenz genützt haben. Das Wenige, was man in manchem neuern und berühmtern Werke über die theologische Moral von den letzten Grunde der sitt-

lichen

Desdemona.

Aemilia, komm; seyd wie es euch eure Laune eingiebt, ihr mögt seyn wie ihr wollt, so bin ich gehorsam.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Othello und Jago bleiben.

Othello.

Anmuthsvolle Spizbübin! -- Verderben erhasche meine Seele, wenn ich dich nicht liebe -- und wenn ich dich nicht mehr liebe, so ist die Welt wieder zum Chaos worden.

Jago.

Mein Gebietender Herr --

Othello.

Was willt du sagen, Jago?

Jago.

Wie ihr euch um eure Gemahlin bewarbet, wußte Michael Cassio etwas von eurer Liebe?

Othello.

Allerdings, vom Anfang bis zum Ende: Warum fragst du?

Jago.

lichen Verbindlichkeit — über dogmatiſche Theologie von der Quelle der beyden Grundwahrheiten der Religion, und über poſitives Recht von dem Grundbegriffe des Naturrechtes nebenher und im vorbeygehen erwähnt findet, hat immer den beſtimmten und eigentlichen Sinn verlohren, in welchem es von dem philoſophiſchen Schriftſteller, dem man es abgeborgt hat, aufgeſtellt worden iſt. Man hat ſein eigenes Publikum vor Augen, und weiß daß man eben ſo ſelten von Philoſophen geleſen wird, als man ſie ſelbſt lieſt.

Dieſe letztern ſind es wohl vorzüglich, mein Freund, auf welche Sie unter dem Namen der Selbſtdenker zählen müſſen, in dem Sie mit Recht vorausſetzen, daß ohne den dadurch bezeichneten Charakter der Philoſoph weniger als Nichts ſey. Allein ſollte die Zahl und die Beſchaffenheit der Selbſtdenker aus dieſer Klaſſe nicht in dem Verhältniſſe abgenommen haben, als die Zahl der Univerſitäten, der beſtellten Profeſſoren und ihrer Kompendien zugenommen hat? Sollte nicht das Talent und die Neigung unſrer Jünglinge für Philoſophie durch die vielen Berufenen mehr eingeſchläfert und abgeſtumpft, als durch die wenigen Auserwählten geweckt und geſchärft werden? Die aus lauter Misverſtändniſſen erzeugten und immer neue Misverſtändniſſe erzeugenden Streitigkeiten zwiſchen unſren Kantianern und Antikantianern dürften doch wohl ſchwerlich etwas beträchtliches

bey-

beytragen, um den philoſophiſchen Geiſt unſrer Nazion, (noch weniger aber der wenigen Andern, die ſich auſſer der Unſrigen durch einen ſolchen Geiſt auszeichnen) von der allgemeinen Lähmung zu heilen, die er ſich durch das voreilige Streben nach Popularität zugezogen hat. Unvermögend der philoſophierenden Vernunft, die ſich in ihren größeren Repräſentanten, in Plato und Ariſtoteles, Epikur und Zeno, Deskartes und Spinoza, Leibnitz und Locke u. a. m. mit ſich ſelbſt entzweyen mußte, in ihrem Fortſchritt zu den letzten und höchſten Prinzipien zu folgen, durch welche ſie allein mit ſich ſelbſt wieder einig werden kann, warf man ſich dem gemeinen ſogenannten Menſchenverſtand in die Arme, verwechſelte ihn mit dem geſunden, (dem Senſus communis) und ſprach ihn, in dieſer Eigenſchaft, den Stiftern und Sachwaltern der metaphyſiſchen Syſteme ab, während man ihn, in der Eigenſchaft des gemeinen, zum Richter über die philoſophierende Vernunft aufſtellte, die allein über ſeine Geſundheit zu urtheilen vermag. Man glaubte das Geheimniß entdeckt zu haben, durch welches die Philoſophie nicht nur mit den vornehmeren Fakultäten ausgeſöhnt, ſondern auch bey den Ungelehrten und Weltleuten beliebt gemacht werden könnte. Die Profeſſoren arbeiteten in die Wette, die Wiſſenſchaft, zu der ſich die gemeine Vorſtellungsart nicht bequemen wollte, zur gemeinen Vorſtellungsart herabzuſtimmen, ihren mündlichen Vortrag und ihre Lehrbücher von jeder Feſ-

sel des Systemes zu befreyen, und ihren Zuhörern und Lesern die ernste, trockene, peinliche Arbeit des — Denkens zu ersparen. Dieser Wetteifer stieg mit der Konkurrenz der Universitäten, und mit der Menge der auf denselben nach Brod und Ruhm ringenden Lehrer; er stieg in und ausser den Universitäten mit der Konkurrenz des Buchhandels, der auf die Herabwürdigung der Gedanken des Lehrstandes zur käuflichen Waare und durch dieselbe auf die Denkart und die Methoden der Schriftsteller, wohl nie einen größeren Einfluß hatte. Unsre Buchhändler, welche den Wehrt der Geistieswerke nach dem zusammengesetzten Verhältnisse aus der Größe und Geschwindigkeit des Absatzes berechnen und bezahlen müssen, besitzen ein unfehlbares Mittel, auch solche Philosophen, die sich außerdem mit einem sehr kleinen Publikum begnügt haben würden, zu dem Entschluß zu bringen, populär zu denken und populär schreiben zu können.

Frank. Wer heißt Sie aber auch die Selbstdenker gerade in derjenigen Klasse von Gelehrten aufsuchen, die durch ihr äußeres Schicksal in die traurige Nothwendigkeit gesetzt sind, die Wahrheit nur in so ferne zu suchen als sich durch dieselbe Brod finden läßt?

Horst. Wir wollen sie allenthalben aufsuchen. Eben derselbe äußere Wohlstand, der über den gröbern Eigennutz erhebt, nährt und weckt

dem

den feinern, der unter dem Namen der liberalen Gesinnung die eigentliche Triebfeder ist, welche die Denkkraft so vieler angeblichen Selbstdenker in Thätigkeit setzt. Hierher gehören nicht nur die Dilettanten, für welche die Wissenschaft nichts weiter als ein zeitvertreibendes und zeitverderbendes Gedankenspiel ist: sondern auch unsre philosophischen Fechtmeister, die, um dem Publikum das Schauspiel ihrer Geschicklichkeit zu geben, bald dieses bald jenes System bald angreifen bald vertheidigen; die, wenn sie sich auf das Polieren und Aufstutzen der alten Waffen verstehen, ihren Zuschauern und sich selbst weiß machen, daß sie mit neuen aufträten; und da es ihnen zu schwer seyn würde neue Wahrheiten zu erfinden, die federleichte Kunst treiben, die wirklich neuerfundenen durch alte Vorurtheile zu widerlegen.

Ich ehre und liebe unsere für die sogenannte große Welt philosophierenden schönen Geister. Sie wecken die Denkkraft gedankenloser Geschäftsleute, beleben die Phantasie geschäftsloser Selbstdenker, und veredeln durch reitzende Darstellung ihres eigenen Geschmacks und sittlichen Gefühls den Geist ihrer Leser. Allein ich kann sie unmöglich für diejenigen halten, durch welche die denkende Vernunft über die letzten Gründe von Pflicht und Recht mit sich selbst einig werden, oder, was für mich ebendasselbe ist, durch welche die Menschheit über die Angelegenheit, von deren endlichen

Entſcheidung ihre Mündigkeit abhängen kann, zu etwas Ausgemachtem gelangen ſoll. Freylich, wenn dieſes Ausgemachte, das von jenen verdienſtvollen Schriftſtellern entweder nicht vermißt, oder als etwas Unmögliches nicht geſucht wird, bereits vorhanden wäre, würde daſſelbe durch ihre Schriften auf die einzige richtige und würdige Art populariſiert, das heißt, durch Zurückführung auf ſittliche Gefühle und Anwendung auf die Bedürfniſſe des Zeitalters erläutert, und zur Berichtigung der Begriffe der kultivierteren Klaſſen des Publikums verarbeitet werden. Allein da alles wovon ſie bisher ausgehen konnten, wenn von der ſittlichen Verbindlichkeit die Rede war, unter den Selbſtdenkern vom erſten Rang ſtreitig war, und nur durch einen neuen Irrthum als ausgemacht angenommen werden konnte; da ſie halbwahren Begriffen, die als Grundſätze gebraucht immer ganz unwahr werden müſſen, durch den Zauber der Darſtellung das Anſehen durchgängiger Wahrheiten zu geben genöthiget waren; da ſie den Wahn der Entbehrlichkeit einer ſchulgerechten Forſchung und Einkleidung der Prinzipien durch Leichtigkeit, Schönheit und überredende Kraft ihrer Methode veranlaßten, unterhielten und verbreiteten: ſo dürften ſie wohl der Gründlichkeit der Kultur des Geiſtes nicht weniger Abbruch als der Ausbreitung derſelben Vorſchub gethan, und durch Vervielfältigung und Verjährung unbeſtimmter, vieldeutiger und ſchiefer philoſophiſcher

Begriffe vielleicht eben so viel geschadet, als durch Erweckung seiner, edler und erhabener Gefühle genützt haben.

Von den philosophischen schönen Geistern sind die schöngeisterischen Philosophen wesentlich verschieden, welche den Geschmack nicht als Mittel sondern als den letzten Zweck der Kultur, die Schönheit für das Kriterium der Wahrheit, und die Philosophie für nichts weiter, als das Thema zu einer schönen Komposition ansehen, das sich nach den Bedürfnissen des Künstlers fügen muß. Sie glauben der philosophierenden Vernunft ein großes Kompliment zu machen, wenn sie sich dieselbe als die Seele einer Grazie denken, die keine andere Bestimmung hat als die Reitze eines schönen Körpers zu beleben. Sie verwechseln das Heiligthum der Sittlichkeit mit dem Tempel des Geschmackes, der nur der Vorhof zu jenem ist, in welchem sie aber sowohl selbst zurück bleiben, als auch, so viel an ihnen liegt, ihre Leser zurückhalten. Der Name Selbstdenker wird ihnen durch den Schimmer, die Neuheit, Sonderbarkeit und Kühnheit ihre Einfälle bey demjenigen Theile des lesenden Publikums verbürget, der, durch Rang und Vermögen in den Stand gesetzt die Wissenschaften als bloßen Luxus zu treiben, gegen Wahrheit in dem Verhältnisse gleichgültiger wird, als ihm die Reitze der Einkleidung zum dringenderen Bedürfnisse seiner Unterhaltung geworden sind. Und wie oft

haben ſich nicht ſelbſt unſre Philoſophen von Profeſſion, die freylich über nichts weniger, als was ſie unter Philoſophie denken ſollen, einig ſind, verleiten laſſen einem glänzenden Meteore der Phantaſie als einer merkwürdigen Erſcheinung des philoſophiſchen Geiſtes zu huldigen? — Und, o! wie wenig ahnden ſie noch bis auf den heutigen Tag den himmelweiten Unterſchied zwiſchen Originalität des Genies und ſelbſtdenkender Kraft, zwiſchen dem natürlichen Egoismus des Einen, der ſeinen Prinzipien die größte mögliche Individualität, und dem eigenthümlichen Geiſte der Andern, der den Ihrigen die größte mögliche Allgemeinheit zu geben ſtrebt!

Frank. Heil und Triumph dieſem Geiſte der eigenthümlichen wahren ſelbſtthätigen Vernunft, den auch ich mit Ihnen bey dem bunten Haufen vermißte, an welchen der Nahme Selbſtdenker durch ſeinen weiten und ſchwankenden Sinn verſchwendet wird. Dieſer Geiſt, für welchen Sie mit Recht fordern, daß ihm die Gelehrſamkeit ihren Reichthum, die Wiſſenſchaft ihre ſtrenge Form, die Popularität ihre Bequemlichkeit, die Kunſt ihren Zauber, der Geſchmack ſeine Genüſſe, und der Genie ſeine Originalität — nicht aufopfern, denn Er bedarf ihrer Aller, ſondern — unterordnen ſollen; dieſer Geiſt, der weder aus Gelehrſamkeit, noch aus Wiſſenſchaft, noch aus Kunſt, noch aus Genie, noch aus allen dieſen Eigenſchaften

ten zuſammengenommen quillt, aber ſie alle zu ſeinem großen Zwecke — der Veredlung der Menſchen — ſich unterwirft, dieſer Gott in uns iſt es eben, der ſich mir durch die Geſinnung der Weltbürger ankündiget, und wodurch ich die Selbſtdenker, aus denen die Klaſſe der Mündigen hervorgehen wird, von der Menge, die jenen Nahmen mit Unrecht führt, auszuzeichnen wünſche. Durch dieſen Geiſt unterſcheidet ſich der Weltbürgerſinn von dem philoſophiſchen Wohlwollen, welches Liebe zur Menſchheit überhaupt mit Gleichgültigkeit gegen jedes menſchliche Individuum, Wohlthätigkeit gegen Fremde mit Ungerechtigkeit gegen Verwandte, Hochſchätzung des Ausländers mit Verachtung des Vaterlandes, Unthätigkeit im Kreiſe ſeiner Berufsgeſchäfte mit der Geſchäftigkeit für das Beſte des Univerſums, ſo geſchickt zu verbinden weiß; — und von dem Chriſtkatholiſchen Wohlwollen, welches nur durch ein phyſiſches Unvermögen abgehalten werden kann, der Menſchheit durch Entvölkerung der gegenwärtigen Welt das Bürgerrecht in der zukünftigen aufzudringen.

Der Geiſt der wahren Allgemeinheit, der keiner Individualität zu nahe tritt, ſondern ſie alle in Schutz nimmt, äuſſert ſich einzig und allein durch Gerechtigkeit, und der Weltbürger weiß, daß er gegen Alle gerecht ſeyn könne und ſolle während er auch unter den günſtigſten äuſſern Umſtänden nur gegen Einige wohlthätig

seyn könne und dürfe, und daß es in keinem Falle lediglich von ihm selbst abhänge, es auch nur gegen einen Einzigen zu seyn. Pflicht ist ihm unter allem Heiligen das Heiligste, und weit entfernt sie nach dem Maaßstabe seiner Liebe gegen sich selbst oder andere Menschen abzumessen, ordnet er vielmehr beyde Neigungen unter seine Pflicht. Unter seinen mannichfaltigen Pflichten sucht er immer die strengste, immer diejenige, die der Neigung am wenigsten schmeichelt, zuerst auf. Sein moralischer Enthusiasmus ist nicht Liebe; denn eben weil er die Gerechtigkeit nicht verkennt, kennt er sie unter keiner andern, als ihrer eigenen ehrwürdigen, der Sinnlichkeit furchtbaren Gestalt, in welcher sie jede ihr entgegenstehende Aeusserung des eigennützigen Triebes niederschlägt, jede Selbstzufriedenheit, die nicht Folge von ihr selbst ist, demüthiget, aber eben dadurch die geheimen Hinderniſſe der freyen Wirksamkeit unsers besseren Selbstes hinwegräumt, und in die Thätigkeit des Weltbürgers die Gleichförmigkeit, Dauerhaftigkeit und den kaltblütigen Nachdruck bringt, welche kein Enthusiasmus von was immer für einer auch noch so verschönerten Leidenschaft zu erreichen vermag. Das Gefühl von Recht und Unrecht ist unter allen seinen Gefühlen das lebendigste, gegenwärtigste, hervorragendste, greift in seine ganze Vorstellungsart ein, verwebt sich mit allen seinen Begriffen, athmet aus seinen Reden und Handlungen, und ist sogar an seinen Vorurtheilen,

Ueber-

Uebereilungen und Schwächen unverkennbar. Abkunft, Stand und Gewerbe eines gewöhnlichen Menſchen können ſich an dem äuſſern Betragen deſſelben nicht auffallender verrathen, als die durch Gerechtigkeit geleitete, gereinigte und belebte Denkart den Charakter des Weltbürgers in den Schriften deſſelben offenbart. Man merkt es ihm bald genug an, daß er ſein Vaterland, ſein Glaubensbekenntniß, ſeine Berufswiſſenſchaft weder allen übrigen vorzieht, weil ſie die ſeinigen ſind, noch allen andern nachſetzt, weil ihm das Schickſal dabey keine Wahl gelaſſen hat. Man erkennt ihn an der Wahl des Geſichtspunktes, an der Unwillkührlichkeit der Gründe, und der Unbefangenheit des Tones, womit er das Alte und Neue in ſeinem Fache beurtheilt. Seine Begriffe über poſitive Theologie und Jurisprudenz würden auch ſchon durch die Spuren der Ungerechtigkeit aufgeklärt werden, die er an gewiſſen in einem Zeitalter der Unwiſſenheit und Barbarey aufgekommenen Dogmen und politiſchen Geſetzen entdeckt; Spuren, die dem reinen und hellen Blicke ſeines Geiſtes weder durch das geheimnißvolle Dunkel an den Einen, noch durch das mit Gewalt feſtgehaltene Anſehen der Andern verborgen bleiben können. Es wird ihm gleich unmöglich, Recht und Unrecht von geoffenbarten Verfügungen einer unerforſchlichen Willkühr oder von den äuſſern Vortheilen der bürgerlichen Ordnung abzuleiten; indem er weder eine wahre Heiligkeit der Religion, noch eine

Jago.

Bloß zu meiner eignen Befriedigung; es hat gar nichts böſes zu bedeuten.

Othello.

Warum zu deiner eignen Befriedigung?

Jago.

Ich glaubte nicht, daß er etwas davon gewußt habe.

Othello.

Oh, ja, das hat er, und er war oft die Mittels-Perſon zwiſchen uns beyden.

Jago.

In der That!

Othello.

In der That? Ja, in der That! Siehſt du was hierinn? Iſt er nicht ein rechtſchaffner Mann?

Jago.

Rechtſchaffen, Gnädiger Herr?

Othello.

Rechtſchaffen? Ja, rechtſchaffen!

Jago.

Gnädiger Herr, ſo viel ich weiß.

dauerhafte Stütze des Staates kennt, bey der nicht die Gesinnung der Gerechtigkeit vorausgesetzt würde. Durch die rege Wirksamkeit dieser Gesinnung bringt er nicht weniger Würde in die Spiele der Phantasie auf den Feldern der schönen Künste, als Humanität in die mechanischen Arbeiten der positiven Gelehrsamkeit. Die reinen sittlichen Gefühle in ihren interessantesten Erscheinungen (z. B. das majestätische seelenerhebende Gefühl der Achtung für den Willen des Mannes, der den Tod, oder ein quaalvolles Leben, wovon er sich durch Ungerechtigkeit loskaufen könnte, freywillig wählt) sind ihm die Würze, ohne welche ihm die feinsten Produkte des Geschmackes auf die Länge unschmackhaft werden müssen. Er bestimmt endlich die Rangordnung unter den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens nach ihrer Unentbehrlichkeit zur Veredlung der Menschheit. Da er diese Veredlung nur in der Quelle der Gerechtigkeit aufsucht: so ist ihm die Wissenschaft dieser Quelle, was auch sein bürgerlicher Beruf seyn mag, unter allen die Wichtigste; und er veredelt die besondern Kenntnisse seines Berufs in dem Verhältnisse, als er dieselbe der Wissenschaft des allgemeinen Berufs der Menschheit genauer unterordnet. Sollten Sie an diesen Zügen, so unvollkommen dieselben auch unter meiner Darstellung ausgefallen sind, die Verwandtschaft des Geistes verkennen, die zwischen dem edlern Theile unserer Selbstdenker neben der auffallendsten Verschie-

denheit ihrer Fächer und Vorstellungsarten statt findet? Die Eintracht der Gesinnung, zum Beyspiel, zwischen Jakobi und Mendelsohn, Spalding und Möser, Garve und Schiller, Kant und N. N?

Horst. Diese Eintracht ist unverkennbar, und in ihren Erscheinungen das tröstlichste, erhabenste, merkwürdigste Schauspiel unter allen, die es für den menschlichen Geist geben kann. Ich begreife daher, wie so mancher menschenfreundlicher Weise dabey stehen bleiben kann, und in demselben das Ziel der Veredlung, das die Menschheit in ihren wenigen Auserwählten erreicht hätte, und den höchsten Grad der (intensiven) Kultur, der nichts weiter als Verbreitung seiner wohlthätigen Einflüsse zu hoffen und zu wünschen übrig ließe, zu finden meynt. In meinen Augen aber hat die Einhelligkeit der weltbürgerlichen Gesinnung so lange den Character der Zufälligkeit und Unzuverlässigkeit aller übrigen menschlichen Dinge, als ich dieselbe als die Wirkung gewisser, allen Weltbürgern selbst gleich unbekannter Triebfedern ansehen muß, über welche sich diese Einträchtigen in dem Verhältnisse veruneinigen, als sie dieselbe näher kennen lernen wollen. Von dieser Uneinigkeit sind nur diejenigen unter ihnen ausgenommen, die keine Philosophen von Profession sind, das heißt, die es mit der Bestimmtheit der Begriffe nicht so genau nehmen. Diese finden in ihrer Gesinnung

ſtimmung die letzten Gründe ihres Denkens und Wollens, ohne dabey einen Cirkel im Schlieſſen zu vermuthen. Die Reinheit und Lebhaftigkeit ihrer ſittlichen Gefühle giebt ihren Maximen eine Evidenz, durch welche die gänzliche Dunkelheit, die über den Entſtehungsgrund dieſer Gefühle und die Beſtimmungsgründe dieſer Maximen liegt, zwar nicht aufgehoben, aber unbemerklich wird. Die Verſchiedenheit der Formeln, in welche ihre Maximen eingekleidet ſind, kann ſie nicht beunruhigen; indem die von der Unbeſtimmtheit der Begriffe unzertrennliche Vieldeutigkeit der Worte der Phantaſie freye Hand läßt, auch in die verſchiedenſten Formeln ein und eben daſſelbe Gefühl hinein zu legen. Man kann es daher auch dieſen Männern nicht verdenken, wenn ſie die Fehde über die Prinzipien der Moralität für einen bloßen Wortſtreit erklären, der ihnen wo nicht die moraliſche Geſinnung der Philoſophen von Profeſſion, doch wenigſtens alle ſchulgerechte Philoſophie, welche ſich mit den letzten Gründen beſchäftiget, verdächtig macht. Allein ſollten die ſtreitenden Philoſophen weniger recht haben, wenn ſie von jener Eintracht behaupten: daß ſie wenigſtens eben ſo ſehr von der Verworrenheit der Begriffe als der Klarheit der Gefuhle abhänge, mehr die Folge der abgebrochenen als der vollendeten Unterſuchung ſey, durch Vorurtheile des Kopfes nicht weniger als durch Vorzüge des Herzens begünſtiget werde, und die Bedurfniſſe der ſittlichen Kultur

der

der Menſchheit ewig unbefriediget laſſen müſſe? Lebhaftigkeit des ſittlichen Gefühls, verbunden mit Unbeſtimmtheit der Grundbegriffe kann zwar ſolche Selbſtdenker vereinigen, die mehr Darſteller als Forſcher ſind; aber ſie muß diejenigen entzweyen, die mehr, oder auch nur eben ſo ſehr Forſcher als Darſteller ſind. Je reiner das Gefühl dieſer letztern iſt, deſto weniger vermögen ſie daſſelbe mit einem andern als einem durchgängig beſtimmten Begriff zu verbinden, und jeder unrichtige Begriff wird ihnen in dem Verhältniſſe unerträglicher, je lebendiger ihr reines Gefühl iſt.

Frank. Dieſes Gefühl wird alſo unter den Forſchern den beſtimmten Begrif allmählig herbeyführen, den es einſtweilen unter den Darſtellern erſetzt.

Horſt. Ich fürchte leider das Gegentheil. Die Vorurtheile des Kopfes, welche in der Unbekanntſchaft mit den letzten Gründen, die der menſchliche Geiſt ewig ſuchen aber nie finden wird, gegründet ſind, unterſcheiden ſich von den herrſchenden Irrthümern, die den beſten Willen der gewöhnlichen Menſchen irre führen, nur durch die ungewöhnliche Geſtalt, die ſie in auſſerordentlichen Geiſtern annehmen, und unter welcher ſie auch bey dieſen die Ausſprüche des ſittlichen Gefühls verdrehen, und die Sankzion deſſelben für ihre eigenen Rathſchläge erſchleichen. Der Selbſtdenker wird ſie in dem Verhältniſſe unentbehrlicher,

wahr-

wahrer und ehrwürdiger finden, je mehr es ihm Zeit und Mühe und Geschicklichkeit gekostet hat, zwischen ihren und seinen sittlichen Gefühlen Einstracht zu erkünsteln, je weniger er sie für die Bestimmtheit seines Begriffs von dem Gegenstande jener Gefühle vermissen zu können glaubt. Die Philosophen von Profession werden ewig genau so viele entgegengesetzte Grundbegriffe von Sittlichkeit aufstellen, als es metaphysische Systeme giebt; und wenn gleich die Schädlichkeit der durch dieselben verewigten und verbreiteten Irrthümer durch ihren Streit unter sich selbst gemindert wird, so wird sie doch dadurch keineswegs aufgehoben. Die Supernaturalisten, welche in dem naturalistischen Begriffe von Sittlichkeit die Prinzipien des Unglaubens, und die Naturalisten die in dem supernaturalistischen die Prinzipien des Aberglaubens wahrnehmen, dürften beyde Recht haben, in wie ferne das sittliche Gefühl jeder dieser Hauptpartheyen durch den sittlichen Begrif der Andern empört wird. Freylich wird die praktische Anwendung jener theoretischen Prinzipien zum Vortheil des populären Aberglaubens und Unglaubens durch die in einer ungewöhnlichen Gesundheit des Herzens gegründete Inkonsequenz bey einigen wenigen vereitelt: aber sie wird auch desto mehr durch die Konsequenz des von beyden Krankheiten des Herzens angesteckten großen Haufens im Lehrstande unterstützt. Und wer kann läugnen, daß dieser letztere auf die Kultur des großen

Haus

Haufens in allen andern Ständen einen Einfluß behauptet, den die weltbürgerlich gesinnten Selbstdenker schon darum nie erreichen können, weil ihre Gefühle nur von ihres Gleichen, ihre Gedanken aber auch nicht einmal von diesen verstanden werden?

Frank. Ich bin von der bisherigen Unmündigkeit der philosophierenden Vernunft eben so sehr überzeugt, als davon daß sie aufhören muß, wenn es einst eine mündige Klasse der weltbürgerlich gesinnten Selbstdenker geben soll. Wir haben bis itzt noch keine Philosophie, wenn man unter diesem Namen die Wissenschaft, über deren Quellen, Elemente und Grundbegriffe auch nur ihre vornehmsten Pfleger einig wären, verstehen, und wenn man denselben nicht mißbrauchen will, um ein unermeßliches Aggregat willkührlicher, unter den Namen von Grundsätzen angenommener und angestrittener Voraussetzungen, halbentwickelter Begriffe, vieldeutiger Lehrsätze, sinnreicher Hypothesen, scharfsinniger Bemerkungen, witziger Einfälle, und widersprechender Meynungen, damit zu bezeichnen. Philosophie in eigentlicher Bedeutung, ist mir nichts anders als die gemeinschaftliche Denkart der Weltbürger, die eben so wenig in ihren gemeinschaftlichen Gefühlen, als in den verschiedenen einander widersprechenden Theorien, durch welche sie diese Gefühle zu erklären suchten, bestehen kann. Die Existenz dieser Philosophie

ſetzt freylich eine allgemeine Revoluzion in den Begriffen voraus, durch welche alles, was bisher nur von einzelnen Sekten als ausgemacht angenommen war, theils als unrichtig befunden, theils durch Ableitung ſeines beſtimmten Sinnes aus etwas allgemein ausgemachtem, gegen die bisherige Vieldeutigkeit, die Quelle aller Misverſtändniſſe, geſichert werden muß. Allein der Zuſtand der philoſophierenden Vernunft wird für eben dieſe Revoluzion in dem Verhältniſſe reifer, worin ſich die weltbürgerlich-geſinnten Selbſtdenker in ihren Geſinnungen eben ſo ſehr gegen einander annähern, als ſie ſich durch ihre Denkart von einander entfernen. Der hohe Grad von Einhelligkeit, der in den bisherigen Schriften derſelben in Rückſicht auf das von Ihnen dargeſtellte ſittliche Gefühl neben dem durchgängigen Widerſtreit ihrer gedachten Prinzipien herrſcht, und der ungeheure Kontraſt zwiſchen jener Einhelligkeit und dieſem Widerſtreit, kann aus ſehr begreiflichen Urſachen dieſen Schriftſtellern ſelbſt weniger in die Augen fallen, als er ſich ihren Geiſtesverwandten aus der eben itzt angehenden Generazion aufdringen wird, in deren Vorſtellungsarten ſich die entgegengeſetzten Philoſophien ihrer Lehrer eben ſo gewiß gegenſeitig aufheben, als die ſittlichen Maximen derſelben einander unterſtützen, beleben, verſtärken werden. Je inniger die Eintracht ihrer Herzen und je theurer ſie ihnen werden wird, deſto unnatürlicher und deſto unerträglicher werden ſie die Uneinigkeit

ihrer

Ihrer Köpfe über das große und heilige Eine finden müssen, das jener Eintracht zum Grunde liegt. Die Einheit ihrer Maximen wird die Einheit der Grundsätze unentbehrlich, und eben dadurch auch unvermeidlich machen, und je öfter und genauer die Beweggründe ihrer Untersuchungen von dem Vereinigungspunkte ihrer Gefühle ausgehen werden, desto schneller und gewisser werden diese Untersuchungen endlich in einem Vereinigungspunkte ihrer Gedanken zusammentreffen. Alles bisherige Philosophieren konnte, da man über keine allgemeingeltenden erste Grundsätze einig war, in nichts andern als im Aufsuchen der Gründe zu Ueberzeugungen bestehen, die schon da waren, ohne daß man wußte, wie man zu ihnen gelangt war. Wie nun die Ueberzeugung, von der sich die Vernunft Rechenschaft zu geben sucht, so die Gründe zu denen sie gelangen kann; je lebendiger, wichtiger, reiner diese Ueberzeugungen, desto unverkennbarer muß sich die Quelle derselben offenbaren. Die denkende Vernunft kann unmöglich über das Problem mit sich selbst uneinig bleiben, das ihr die Wollende vorlegt; und über kurz oder lang werden unsre weltbürgerlich gesinnten Selbstdenker jede Denkart, oder welches eines ist, jede Philosophie, welche die Gerechtigkeit aus was immer für einem groben oder feinen Eigennutz ableitet eben so unphilosophisch finden, als sie von jeher die Gesinnung, welche die Gerechtigkeit dem Eigennutze unterordnet, pöbelhaft gefunden haben.

N. T. M. April 1792. Aa Horst.

Horſt. Ich bezweifle den Einfluß der ſittlichen Geſinnung auf die philoſophiſche Denkart ſo wenig, daß ich vielmehr behaupte, es könne in den Begriffen von Sittlichkeit, Freyheit, Recht und Religion nur genau ſo viel Wahrheit vorhanden ſeyn als ſie durch das moraliſche Gefühl erhalten. Allein eben darum dürfte es die philoſophierende Vernunft nie zu durchgängig beſtimmten Begriffen von dieſen Gegenſtänden, nie zu allgemeingeltenden Grundſätzen, und folglich auch nie zur Eintracht mit ſich ſelbſt auch nur in ihren edelſten Repräſentanten bringen können. Die bisherige Uneinigkeit dieſer Repräſentanten über die Quelle des ſittlichen Gefühls und den beſtimmten Gegenſtand deſſelben, beweiſet einleuchtend genug, daß der menſchliche Geiſt, ohne zu wiſſen wie und wodurch, zu dieſem Gefühle gelange; und daß nicht nur der gemeine Mann ſondern auch der Selbſtdenker vom höchſten Range moraliſch geſinnt ſeyn könne, ohne den Grund ſeiner Geſinnung zu kennen. Das Unbegreifliche, wenigſtens bis itzt noch nicht Begriffene, Etwas in uns, dem wir unſre ſittlichen Gefühle zu danken haben, erweitert zwar die Gränzen unſrer endlichen Kraft, aber hebt ſie nicht auf, und reinigt unſre Begriffe, ohne daß dieſelben jemals ganz reine werden können. Die Vernunft hat an der Veredlung unſrer Ueberzeugungen keinen andern Antheil, als den einer Ausführerinn desjenigen, was ſie im Heiligthume des Gewiſſens als bloße Zuſchauerin wahrnimmt.

In dem Augenblicke als ſie dieſer Rolle vergißt, als ſie begreiffen will was ſich nur fühlen, deutlich einſehen was ſich nur klar empfinden läßt, — als ſie ſich auf den Thron des unbekannten Gottes in uns drängen will — zerfällt ſie mit ſich ſelbſt; und ihre Wortführer trennen ſich in Sekten, die durch ihre Zänkereyen die klaren Ausſprüche des ſittlichen Gefuhls verwirren, und die Grundwahrheiten der Moralität und der Religion zu bloßen Streitfragen herabwürdigen. Ich berufe mich auf die einzige Revoluzion, die durch Weltbürgerſinn in der Denkart der Philoſophen bewirkt worden iſt, und die freylich unter allen andern die größte und wohlthätigſte war. Sie gieng von dem ſittlichen Gefühle eines einzigen Mannes aus, deſſen Kopf dabey kaum ein anderes Verdienſt hatte, als daß er das Organ ſeines Herzens war. Es war keine tiefere, noch weniger aber eine erſchöpfende Einſicht in die letzten Gründe, wodurch ſich Sokrates über alles, ſowohl was die ſogenannten Phyſiker ſeiner Zeit über die Grundurſachen geträumt, als auch was die Sophiſten über die Triebfedern der menſchlichen Handlungen vernünftelt hatten, emporſchwang; wodurch er dem Gange der philoſophierenden Vernunft eine beſſer Richtung gab, und der Stifter des ſchönſten Zeitalters der griechiſchen Philoſophie ward. Sein Geſtändniß, daß er nichts wiſſe, war keine Tirade einer erkünſtelten Beſcheidenheit, ſondern in ſo ferne buchſtäblich wahr, als das

Othello.

Was denkſt du?

Jago.

Denken, Gnädiger Herr!

Othello.

Denken, Gnädiger Herr! -- Wie, beym Himmel! Was meynſt du damit, daß du mir immer nachhalleſt, gleich als ob irgend ein Ungeheuer, zu gräßlich um gezeigt zu werden, in deinen Gedanken verborgen läge? Du meynſt etwas damit; vor einer kleinen Weile hört' ich dich ſagen, das gefalle dir nicht -- wie Caſſio von meinem Weibe weggieng. Was gefiel dir nicht? -- Und wie ich dir ſagte, er ſey während dem ganzen Lauf meiner Bewerbung um Desdemona mein Vertrauter geweſen; rieſſt du, in der That? und zogſt deine Augbraunen auf eine Art zuſammen, als ob du in ſelbem Augenblik irgend einem ſcheußlichen Gedanken in deinem Gehirn den Ausgang verſperren wollteſt: Wenn du mein Freund biſt, ſo ſage mir was du denkſt.

Jago.

Gnädiger Herr, ihr wißt, daß ich euer Freund bin.

Othello.

Ich denke, du biſt's: Und weil ich weiß, daß du ein gutherziger, ehrlicher Mann biſt, und deine Worte wiegſt, eh du ihnen Athem giebſt, ſo ſchrecken mich dieſe Pauſen

an

philoſophiſche Wiſſen in der Erkenntniß der letzten, und, als ſolche, allein zureichenden Gründe beſtehen ſoll. Er nannte die ihrem Inhalt noch eben ſo klaren, als ihren Gründen noch unbegreiflichen Ausſprüche des ſittlichen Gefühls Stimme Gottes; und philoſophieren hieß ihm ſich ſelbſt kennen lernen, nicht etwa um über die Gründe, ſondern um über die Anwendung und Ausführung der göttlichen Gebothe Aufſchlüſſe zu erhalten. Alles was die Philoſophie der Akademiker, Peripatetiker, Stoiker und Epikuräer brauchbares, veredelndes und wahres aufgeſtellt hat, war Reſultat des aus dem ſokratiſchen Geſichtspunkte angeſtellten, oder, welches eben daſſelbe iſt, des durch ſittliches Gefühl geleiteten Studiums der Einrichtung und Geſetze des menſchlichen Gemüthes; alles Streitige, Gefährliche, Grundloſe und Ungereimte, was in den Lehren dieſer Schulen enthalten war, erfolgte aus der Abweichung von jenem Geſichtspunkte, und aus dem leidigen Verſuche das Unbegreifliche begreiffen zu wollen.

Frank. Unſtreitig! Allein dieſe Abweichung wurde unter andern auch dadurch begünſtiget, daß ener Geſichtspunkt auf keinen beſtimmten Begriff ebracht war; und der leidige Verſuch von dem ie ſprechen, war und iſt eine natürliche Folge s Unvermögens der unentwickelten Vernunft, s Begreifliche von dem Unbegreiflichen zu uns

ters

terſcheiden. So lange ſie nicht gewiſſe, im Hinaufſteigen letzte, und im Herabſteigen erſte Gründe innerhalb des Gebiethes des Begreiflichen entdeckt hat, und durch dieſelben über die Gränzen dieſes Gebiethes mit ſich ſelbſt einig geworden iſt: ſo lange wird ſie beym Aufſuchen jener Gründe bald dießſeits bald jenſeits der Gränzlinie herumſchweifen, und in das bodenloſe Land der Schimären gerathen müſſen. In der Sphäre der ihr ganz allein eigenthümlichen Wirkſamkeit kann es für ſie durchaus nichts unbegreifliches geben; und es kömmt nur darauf an, ſie von der Sphäre, auf welcher ſie mit Dingen außer ihr ſelbſt in Verbindung wirkt, und zum Theil von denſelben abhängt, unterſcheiden zu lernen. Dieſes iſt aber nur durch mannigfaltige und langwierige Verſuche möglich, durch welche ſich ihre Kräfte vorerſt entwikkeln und offenbaren müſſen, und bey welchen ſie von keinen durchgängig beſtimmten Prinzipien (die erſt der ſpäte Erfolg jener Verſuche ſeyn können) geleitet wird. Im nächſten Jahrhunderte dürfte es wohl keinem Philoſophen von Profeſſion mehr ein Räthſel ſeyn, daß ſeine Vorfahren, welche gegenwärtig der Vernunft das Vermögen letzte Gründe zu finden abſprechen, ſo wohl als die, welche ihr daſſelbe einräumen, beyde Recht hatten, und nur durch ein Misverſtändniß getrennt wurden. Man wird darüber einig ſeyn, daß es auch für die Vernunft auf dem Gebiethe der Erfahrung, auf welchem ſie die Erſcheinungen der Natur zu erforſchen

hat, keine schlechterdings letzten Gründe geben könne; daß jeder von ihr auf denselben entdeckte verhältnißmäßig letzte Grund die künftige Entdeckung eines höheren, von dem er selbst Wirkung ist, vorbereite; und daß ihr daher die Erfahrung als ein unendlicher Wirkungskreis zum eigentlichen Fortschreiten ins Unendliche angewiesen sey. Allein man wird sich auch über die Behauptung und Anerkennung eines reinen Gebiethes der Vernunft, so abentheuerlich itzt noch die Benennung desselben klingen muß, verstehen gelernt haben; in dem man auf diesem Gebiethe nichts als die Selbsterkenntniß der Vernunft, das heißt die Wissenschaft der ihr eigenthümlichen, in ihrer Natur bestimmten Handlungsweise, und des Verhältnisses derselben zu den übrigen ihr untergeordneten ursprünglichen Vermögen des Gemüthes, aufsuchen und finden wird. Auf diesem Gebiethe muß es schlechthin letzte Gründe, und unter diesen ein höchstes Gesetz geben, das den bestimmten und unveränderlichen Charakter der Vernunft ausmacht, von dem uns bisher nur das deutliche Bewußtseyn gefehlt hat. Dieses Gesetz, das in wieferne es den Willen bestimmt, das moralische heißt, und welches sich in dieser Eigenschaft durch ein mehr oder weniger lebhaftes Gefühl in einem klaren aber undeutlichen Bewußtseyn von jeher angekündiget hat und immer ankündigen wird, wurde und wird durch jeden Begrif mehr oder weniger verkannt, der

nicht

nicht der durchgängig bestimmte, oder, welches eben so viel heißt, der nicht aus dem reinen Gebiethe der Vernunft geschöpft ist; einem Gebiethe zu dessen Entdeckung alle gelungenen und mißlungenen Versuche der philosophierenden, oder eigentlicher, Philosophie suchenden Vernunft, vom Sokrates bis auf Kant, unentbehrlich waren.

Wenn Sokrates, an statt den göttlichen Willen lediglich in dem sittlichen Gesetze aufzusuchen, dieses aus jenem geschöpft zu haben meynte; wenn Plato und Zeno die Sittlichkeit nicht in der Unterordnung, sondern in der Unterdrückung, — Epikur und Aristoteles hingegen in einem blossen Mittel der Befriedigung des eigennützigen Triebes bestehen liessen: so war dieses die natürliche Folge desjenigen Mangels an bestimmten Begriffen von Vernunft und ihrem Verhältnisse zur Sinnlichkeit, der nur sehr spät und nicht ohne die vorhergegangenen Mißverständnisse, Streitigkeiten und Untersuchungen, die er veranlaßte, aufgehoben werden konnte. Allein wenn Sokrates den vernünftigen Geist im Menschen für eine göttliche Natur, und in soferne das sittliche Gesetz für den natürlichen Willen dieses Geistes erklärte; wenn Plato und Zeno die Forderungen der Sinnlichkeit, in wie ferne sie in der Person des Tugendhaften den Forderungen der Vernunft gemäß sind, mit diesen letztern verwechselten, und in soferne bey dem zu unterdrückenden sinnlichen Triebe nur

die unsittlichen Aeusserungen desselben vor Augen hatten; und wenn Epikur und Aristoteles die Sittlichkeit für das einzige Mittel zur Glückseligkeit hielten, das von dem Willen des Menschen abhängt, und in soferne nur derjenigen Glückseligkeit den Rang der wahren einräumten, die eine Folge des sittlichen Willens ist: so erkenne ich an dieser ihrer Denkart den einstweiligen guten Erfolg des Versuches der philosophierenden Vernunft, den großen Gegenstand des sittlichen Gefühls auf dem einzig möglichen Wege, das heißt durch Aufsuchung der Ursache jenes Gefühls, kennen, und denselben von Allem, was zum Nachtheil der moralischen Kultur damit verwechselt werden könnte, unterscheiden zu lernen. So lange nun jene Ursache, ich will nicht sagen unbekannt, sondern auch nur in Einem ihrer eigenthümlichen Merkmale verkannt, und folglich jener Versuch der philosophierenden Vernunft unvollendet ist: so lange sind alle verschiedenen Begriffe von der Sittlichkeit, bey allem was in ihnen Wahres zerstreut liegt, gleichwohl in soferne sie für die Grundbegriffe gehalten werden, gänzlich unwahr; alle angeblich wissenschaftlichen Prinzipien, in dem sie für die letzten gelten, Quellen des Irrthums; alle Theorien der Sittlichkeit, in soferne nicht Inconsequenz ihre praktische Anwendung vereitelt, sittenverderblich — indem jeder nicht durchgängig bestimmte Begrif vom sittlichen Gesetze seiner Natur nach entweder zum Mysticismus

oder

oder zum Libertinismus führen muß. Während dieser Periode befinden sich die weltbürgerlich gesinnten Selbstdenker im Stande der rohen Natur, in welchem sie sich einander über ihre wichtigsten Gedanken mißverstehen, das künftige Prinzip ihrer Vereinigung als eine bloße Streitfrage behandeln, und das, was jedem unter ihnen das Heiligste ist, unaufhörlich angreiffen und vertheidigen müssen. Mit Ihrer künftigen Einhelligkeit über letzte Prinzipien beginnt ewiger Frieden unter Ihnen über das Eine was der Menschheit Noth, und worüber bloß zu meynen und zu streiten der Menschheit schimpflich ist; beginnt Philosophie als Wissenschaft und als natürliche Denkart der Weltbürger; beginnt ein Stand der Gesellschaft unter den Weisen und Guten, der auf keinem sinnlichen und eben darum auch vorübergehenden Interesse, auf keiner Aehnlichkeit in den Temperamenten, Neigungen, und äusseren Bedürfnissen, auf keiner willkührlichen Verabredung, mit einem Worte auf nichts Zufälligem und Veränderlichem, sondern lediglich auf dem wesentlichen Charakter der Menschheit, in der Quelle aller Einhelligkeit, in der reinen Vernunft gegründet seyn wird.

Horst. Und sollte diese reine Vernunft kein bloßes Abstraktum seyn und bleiben, das nicht ausser einer erkünstelten Idee vorhanden ist? Wird nicht die wirkliche Vernunft durch Klima, Organisa-

ſazion, Temperament, Erziehung, Regierungsform, Leidenſchaften u. ſ. w. ſo verſchiedentlich modificiert, daß ſie in jedem Menſchen eine beſondere Individualität hat?

Frank. Sollten wohl die weltbürgerlich geſinnten Selbſtdenker dereinſt nicht auch vorzüglich darüber einig werden, daß reine Vernunft kein bloſſes Abſtraktum, ſondern etwas ſehr Wirkliches, daß ſie eben in ihrer Reinheit die einzige wahre Triebfeder des Selbſtdenkens und Selbſtwollens ſey; daß es ſchlechterdings keine ſittliche Handlung geben könne, als welche durch dieſe Vernunft geſchieht, daß ſie das Einzige ſey, was im Menſchen nicht modificiert werden darf und ſich auch nicht modificieren läßt; das Einzige, was die Menſchheit über bloße Thierheit erhebt; was ihr Perſonalität, und mit derſelben ein Geſetz giebt, das unter Jedem Klima gelten ſoll, von dem kein Temperament loszählen kann, vor dem alle Neigungen verſtummen müſſen, und wodurch Pflicht und Recht ihr Weſen, das heißt, ihre Erhabenheit über jede Ausnahme, ihre Ueberlegenheit über alle Begierden, und ihren Vorrang über alle andere Güter, das Leben ſelbſt nicht ausgenommen, mit einen Worte, alle diejenigen Merkmale halten, an welchen ſie von allen Weiſen und Guten von jeher erkannt worden ſind?

Weder die klimatiſche, noch die organiſche, noch die politiſche, noch irgend eine andere zufälli-

ige

lige Verschiedenheit in den Vorstellungsarten der Menschen hat die Einhelligkeit der Logiker und Mathematiker über gewisse wesentliche Lehrsätze ihrer Wissenschaften verhindern können. Wenn in der Mathematik die Bestimmtheit der Begriffe und mit derselben das allgemeine Gelten der Sätze durch die Anschaulichkeit ihrer Gegenstände befördert wird, so muß hingegen die Logik dieses Vortheils gänzlich entbehren: während der bestimmte Begriff von der Sittlichkeit, wenn er einst errungen seyn wird, durch das sittliche Gefühl diejenige Evidenz erhalten wird, welche den Aussprüchen dieses Gefühls jederzeit und überall eigenthümlich ist, und die ihnen nur durch die bisherigen unbestimmten Begriffe der Philosophen streitig gemacht werden konnte.

Die Eintracht der Selbstdenker, die ich als die Epoke der Mündigkeit der philosophierenden Vernunft erwarte, verliert das Befremdende einer schwärmerischen Hoffnung, sobald man bedenkt, daß sie lediglich nur dasjenige betreffen soll, was an und für sich selbst keine Verschiedenheit der Meynung, oder vielmehr gar kein Meynen zuläßt, außer in so fern es verkannt wird; wozu in jedem Menschen die natürliche Anlage auf eben dieselbe Weise vorhanden seyn muß, wenn er Mensch seyn soll; dasjenige, dessen vollendete Erkenntniß keine unmögliche Einsicht in das Wesen eines Dinges an sich, sondern nichts weiter als eine lange

genug

genug fortgesetzte Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes auf seine eigenen Handlungen und die durch dieselbe sowohl als durch die Uneinigkeit der philosophierenden Vernunft mit sich selbst, herbeygeführte Bekanntschaft mit dem ursprünglichen und allgemeinen Gesetzen des menschlichen Vorstellungs-, Erkenntniß- und Begehrungs-Vermögens voraussetzt.

Horst. Ich kann mir diese Einhelligkeit nicht ohne allgemeingeltende Formeln denken. Und sollten diese, wenn sie auch an und für sich selbst möglich wären, bey dem natürlichen Fortschreiten des menschlichen Geistes fortdauern können, ohne nicht eben dadurch in Glaubensartikel auszuarten, durch welche die Freyheit endlich auch in dem einzigen Zufluchtsorte, wo sie sich gegen Zwang sicher befand, in ihrem innersten Heiligthume, beeinträchtiget, und die Denkkraft durch die Philosophen an die Fesseln geschmiedet würde, mit denen ihr der geistliche und weltliche Despotismus bisher vergebens gedroht hat.

Frank. Ich kann mir keinen Sprachgebrauch ohne wirklich allgemeingeltende Zeichen der Gedanken denken. Das allgemeine Gelten eines Ausdrucks ist eine natürliche Folge von der Bestimmtheit seines Sinnes, und findet daher bey allen Begriffen, deren Gegenstände durch Anschauung und Erfahrung bestimmt werden, in allen Sprachen statt. Wenn die philosophierende

Ver-

Vernunft die durchgängig bestimmten Begriffe von Sittlichkeit und von den letzten Prinzipien ihres eigenthümlichen Wissens, erworben haben wird: denn werden auch die Ausdrücke, durch welche jene Begriffe bezeichnet werden, ohne alle willkührliche Verabredung nur einen einzigen Sinn haben. Die einmal gefundenen letzten Vernunftgründe bestimmen die Gränzen der Begreiflichkeit, über welche hinaus aufwärts kein Fortschreiten ausser in das Gebieth des Unsinnes möglich ist, in welches sich die philosophierende Vernunft bisher so oft verirren mußte, und wodurch die Fortschritte derselben abwärts auf den unermeßlichen Feldern des Begreiflichen bisher so sehr verzögert wurden. Das Vermögen über jene Gränzen hinaus zu gehen, ist Zügellosigkeit in Unwissenheit gegründet, ein bloßes Unvermögen, daß der Freyheit Abbruch thut. Die Vernunft dienet, wenn sie fremden Gesetzen gehorcht; und dieses ist ihr so lange unvermeidlich, als sie ihre eigenen Gesetze von den Gesetzen der physischen Natur entweder gar nicht, oder nur durch Gefühle, nur durch undeutliche Vorstellungen, zu unterscheiden vermag. Die Freyheit der Selbstdenker kann so wenig als die politische mit der Anarchie zusammen bestehen, welche bisher unter ihnen geherrscht hat, und die noch heut zu Tage von den meisten unter ihnen für das Palladium ihrer Freyheit gehalten wird. Die Stifter oder Verbesserer der verschiedenen einzeln Systeme herrschten und herrschen

an dir; denn wenn es an einem falſchen unredlichen Spizbuben ein Kunſtgriff oder auch oft bloß ein angewöhntes Weſen iſt, das nichts zu bedeuten hat; ſo iſt es hingegen an einem rechtſchaffnen Mann ein Zeichen, daß er ſich Mühe giebt etwas in ſeinem Herzen zurük zu halten, deſſen Entdekung ſchlimme Folgen haben könnte.

Jago.

Was Michael Caſſio betrift, ſo darf ich ſchwören, daß ich ihn für einen ehrlichen Mann halte.

Othello.

Dafür halt' ich ihn auch.

Jago.

Die Leute ſollten ſeyn, was ſie ſcheinen; oder die es nicht ſind, von denen wäre zu wünſchen, daß ſie auch ſo ausſähen, wie Schelmen.

Othello.

Es iſt wahr, die Leute ſollten ſeyn, was ſie ſcheinen.

Jago.

Nun, ich denke alſo, Caſſio iſt ein ehrlicher Mann.

Othello.

Nein, du willt mehr damit ſagen; ich bitte dich, rede mit mir, wie mit deiner eignen Seele, und gieb deinem ärgſten Gedanken auch den ärgſten Ausdruk.

ſchen noch über eine gewiſſe Anzahl von andern Selbſtdenkern durch die Ueberlegenheit ihrer Talente; ſo wie ſie ſelbſt durch den Zufall beherrſcht ſind, der doch immer eigentlich den letzten Grund enthielt, warum ſie die Vernunft lieber auf dieſe als auf eine andere Weiſe, lieber ſkeptiſch als dogmatiſch, naturaliſch als ſupernaturaliſch, materialiſtiſch als ſpiritualiſch u. ſ. w. misverſtanden haben. Ja, mein Freund! Zufall war das einzige gemeinſchaftliche höchſte Prinzip aller bisherigen Philoſophie, und wird es ſo lange bleiben, als ſich unſere Selbſtdenker über kein anderes, oder welches eben ſo viel iſt, ſo lange ſie ſich über ihre gemeinſchaftliche Vernunft nicht vereiniget haben werden, zwiſchen welcher und dem Zufalle kein Mittelding denkbar iſt. Wer nicht Zeit, Luſt oder Kräfte hat, dieſem leidigen Anführer unter dem Nahmen der philoſophierenden Vernunft durch die Labirinthe der Spekulation zu folgen, der wird von ihm unter dem Nahmen des geſunden Menſchenverſtandes auf der breiten Heerſtraße der Vorurtheile fortgetrieben, auf welcher dieſer blinde Deſpot des menſchlichen Geſchlechtes durch Erziehung, Gewohnheit, politiſches Bedürfniß, Staatsräſon, ſymboliſche Bücher, unfehlbare Kirchen, ſtehende Kriegsheere, und wie ſeine übrigen Satrapen noch heiſſen mögen, diejenige Einheit der Ueberzeugungen erzwingt, auf welche die Philoſophie des großen Hauffens ſo ſtolz iſt; jene Philoſophie, die, indem ſie die nächſten Gründe

für

für die lezten annimmt, mit Recht die populäre heißt.

Horst. Ich fürchte, dieser große Hauffen, zu welchem wir den größten Theil auch der arglosen wohlmeynenden Gelehrten in Rücksicht auf ihre Köpfe, und einen nicht unbeträchtlichen Theil vorzüglicher Köpfe in Rücksicht auf ihre Herzen zählen müssen, wird sich im Ganzen genommen immer selbst gleich, und durch ihn die Philosophie, die es bey den nächsten Gründen bewenden läßt, immer die herrschende bleiben. Gesezt auch, daß die Vernunft in ihrem alten Kampfe mit dem Zufall, den bis jezt unerhörten Sieg davon trage; daß sie in einer kleinen Anzahl von Weisen über die Prinzipien ihres Denkens und Wollens mit sich selbst einig werde: von diesem Zeitpunkt an werden die Schriften dieser Wenigen den talentvollen Egoisten sowohl als den gewöhnlichen Schwachköpfen in dem Verhältnisse unverständlicher und ungenießbarer geworden seyn, als beyde in denselben die Spuren ihrer eigenen Gesinnung und Denkart vermissen, als sie es unmöglich finden werden, der ungeschmeidigen Sprache der Weltbürger auch nur hin und wieder ihre unbestimmten und willkührlichen Begriffe unterzuschieben, und die reinen Grundsätze derselben auf ihre unreinen Maximen zurückzuführen. Ausser dem kleinen Kreise, aus dem sie hervorgegangen sind, unbenutzt und ungelesen, werden sich die reiffen Produkte der mit sich selbst einverstandenen Vernunft in

dem

dem Strohme der beliebten Lektüre zum Nuzen und Vergnügen verlieren, und nur einem kleinen Theile des leſenden Publikums durch das Geräuſch bekannt werden, das ihre Anklage und Verurtheilung vor dem Richterſtuhle der herrſchenden Vorurtheile verurſachen dürfte.

Frank. Ich verbitte mir jede Folgerung von dem, was geſchehen mußte, da die weltbürgerlichgeſinnten Selbſtdenker nur durch Gefühle einig waren, auf das was geſchehen wird, wenn ſie durch Begriffe einig ſeyn werden; von dem was geſchah ſo lange ſie einander entgegen arbeiten mußten, auf das was geſchehen wird, wenn ſie ohne Verabredung einander unterſtüzen werden; von dem was geſchah, ſo lange ſie ſich in dem Verhältniſſe von einander entfernen mußten als ſie über ihre gemeinſchaftlichen Gefühle ſchärfer nachdachten, auf das was geſchehen wird, wenn ſelbſt die Verſchiedenheit ihrer beſondern Geſichtspunkte den großen Gemeinſchaftlichen, dem alle Beſondere untergeordnet ſind, in helleres Licht ſetzen und die Verſchiedenheit ihrer Talente, Temperamente, Kenntniſſe und individueller Vorſtellungsarten nur dazu dienen wird die Allgemeinheit, Einheit und Fruchtbarkeit ihrer Prinzipien zu beſtättigen und den Einfluß derſelben zu erweitern. Bey allen bisherigen, die Elemente und Quellen der menſchlichen Ueberzeugungen betreffenden Schriften, waren Abſchweiffungen ins Gebieth des Unbegreiflichen unvermeidlich,

daher ihre Dunkelheit; legen zuletzt willkührliche Voraussetzungen zum Grunde, daher ihre Ungewißheit; wurde das Auszumachende durch das Unausgemachte, das zu Bestimmende durch das Unbestimmte, das zu Erweisende aus dem Unerwiesenen in ewigem Cirkel dargethan, daher ihre Trockenheit, Subtilität und Weitschweifigkeit; lauter Uebel, die mit dem Mangel, der sie veranlaßt hat, von selbst aufhören müssen. Man wird auf den Feldern der Spekulation nur sehr wenig mehr zu thun haben, wenn das auf Gerathewohl vorgenommene Herumirren auf denselben eben so unmöglich als vergeblich seyn wird, indem durch die endlich entdeckten letzten Prinzipien der Naturzweck jenes Herumirrens erfüllt ist. Das Geschäfte der philosophierenden Vernunft auf dem Gebieth der Metaphysik wird auf immer beschlossen seyn, und das ganze Verdienst, das sich Selbstdenker um diese in ihrem Inhalt alsdann vollendete Wissenschaft werden erwerben können, wird in der Kürze, Simplicität, Bestimmtheit, mit einem Worte, in den Vorzügen der Darstellung bestehen, durch welche eine Wissenschaft, die zu den unentbehrlichsten Vorkenntnissen jedes Gelehrten ohne Ausnahme gehört, auch der gewöhnlichsten Fähigkeit eines jeden angemessen wird. Die Wissenschaft der letzten Prinzipien, die gegenwärtig auch von denen, die die Möglichkeit derselben zugeben, für das Non plus ultra philosophischer Spekulazion gehalten wird, wird als Elementar-

philoſophie die unentbehrlichſte, aber auch die leichteſte und gemeinſte unter den eigentlichen Wiſſenſchaften, diejenige werden, in welcher es kein Selbſtdenker dem andern zuvorthun kann, und von welcher der letzte, der dieſes Nahmens werth iſt, genau ſo viel als der Erſte zu wiſſen vermag. Myſticismus und Libertinismus, Deſpotismus und Anarchie werden an den bisherigen unbeſtimmten und unrichtigen Grundbegriffen der mit ſich ſelbſt uneinigen und unmündigen Vernunft die einzige Schutzwehre verlieren, hinter welche ſie ſich bisher gegen gutgeſinnte Selbſtdenker zu vertheidigen vermochten: ſie werden ſich nicht, wie gegenwärtig, durch eben dieſelben Waffen ſchützen können, durch welche ſie der Rechtſchaffene angreift; und dieſer wird nicht mehr genöthiget ſeyn, Zügelloſigkeit durch Sclaverey, die Freyheit der Preſſe durch den Zwang derſelben, Indifferentismus durch Intoleranz, und umgekehrt, einzuſchränken, um ſich gegen beyde zu wehren. Aberglauben und Unglauben werden freylich nicht aus der Welt, aber gewiß aus der Denkart der weltbürgerlich geſinnten Selbſtdenker verbannt ſeyn, in welcher ſie bisher nur unter der Maſke der Sittlichkeit Schutz fanden, und welche, da ſie mit ſich ſelbſt einig geworden iſt und durch dieſe Einigkeit überwiegende Stärke gewonnen hat, zwar nie allen Einfluß jener beyden Uebel, aber nach und nach die Herrſchaft aufheben wird, in welche ſie ſich bisher über die moraliſchen Angelegenheiten der Menſchheit getheilt haben.

Horſt.

Horst. Mein Herz iſt auf ihrer Seite. Als lein mein Kopf? — Ich glaube auch dieſer würde folgen, wenn ſie mir unter unſern weltbürgerlich geſinnten Schriftſtellern auch nur ein Paar aufs weiſen könnten, das über die letzten Gründe ſeiner gemeinſchaftlichen Geſinnung gleich dächte.

Reinhold.

III.

Vorläufige Betrachtungen

über eine neue Preisfrage.

(Von Herrn Geheimen Kanzley-Secretär Rehberg, in Hannover.)

Der Herausgeber des braunſchweigiſchen (jetzt ſchleswigiſchen) Journals, beſchließt eine ausführliche Beurtheilung des neuen, in den Hannöveriſchen Landen eingeführten Katechismus, (im December 1791) mit dem Wunſche: es möge durch eine Regierung, welcher das Wohl der Menſchen am Herzen liegt, oder durch eine Akademie, ein anſehnlicher Preis auf die Beantwortung der Frage geſetzt werden: wie ein guter Katechismus der chriſtlichen Lehre beſchaffen

seyn müsse? und mit einer Aufforderung, auch ohne Hofnung eines solchen Preises, Beantwortungen dieser höchst wichtigen Frage, zur Bekantmachung in demselben Journale, einzusenden.

Die erste und wichtigste Beantwortung dieser Frage ist allzuleicht, als daß sie einen Preis verdienen könnte. Daß ein Katechismus alles wesentliche der ächt christlichen Lehren, auf eine allgemein faßliche und verständliche Weise, in einfachem und nachdrücklichem Vortrage enthalten solle, und dergleichen triviale Dinge mehr: das alles ist bekannt und oft genug gesagt. Es muß also wohl hier auf etwas ganz anders abgesehen seyn. Es wird verlangt, daß gezeigt werde, welches denn dieses wesentliche der allgemeinen und ächten christlichen Religion ausmache? Aber damit gerathen wir in das weite Feld theologischer und philosophischer Streitigkeiten, mit deren Erörterung sich alle Schriftsteller in diesem Fache schon lange beschäftigen, ohne eine Preisfrage zu erwarten.

Die Aufgabe verlangt zwar ausdrücklich, daß auf keine der christlichen Religionspartheyen bey der Beantwortung Rücksicht genommen werden solle. Aber dadurch wird der ganze dogmatische Theil der Religion ganz ausgeschlossen. Denn es wird schwerlich möglich seyn, etwas daraus in ein Lehrbuch aufzunehmen, ohne irgend eine nähere Bestimmung, die einer Sekte angehört, zu gebrauchen. Und dieses ist auch den Grundsätzen der

Män-

Männer, welche die Frage aufwerfen, so sehr angemessen, daß es ausdrücklich einen Hauptgegenstand des Tadels ausmacht, der über den neuen Katechismus ergeht, welcher die ganze Sache veranlaßt: daß noch irgend etwas von der alten Dogmatik darin stehe. Aber eben dadurch wird ja schon der neue Katechismus, der nach diesen Grundsätzen abgefaßt werden soll, zu dem Lehrbuche einer besondern christlichen Parthey: derjenigen nehmlich, welche alle dogmatischen Lehren, worüber unter den andern gestritten wird, als unächt durchaus verwerfen. Und so haben wir wieder ein Werk, das niemand außer dieser Secte für ein Lehrbuch der wahren allgemeinen christlichen Religion gelten lassen wird.

Ausserdem ist es in der That nicht so leicht als es scheinen möchte, den sogenannten dogmatischen Theil der Religion zu entfernen. An allgemeinen Deklamazionen, darüber und dagegen, haben wir großen Ueberfluß. Wenn aber einer von den Gegnern der dogmatischen Theologie es nur versuchen will, ein Lehrbuch der Religion zu entwerfen: so wird er Schwierigkeiten finden, an welche diejenigen schwerlich gedacht haben, die am lautesten und heftigsten schreyen. Die Lehre von der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen wird doch berührt werden müssen. Und auf welche Art sie auch behandelt werden mag, so führt sie allein schon unfehlbar in das unauflößlich ver-

wirrte Labyrinth metaphyſiſcher Zweifel, welches den erſten und unvermeidlichſten Fragen ſo nahe liegt, die jeder denkende Menſch ſich ſelbſt aufwirft, und die daher auch in allen möglichen Syſtemen von Religion und Philoſophie) die jemals erdacht worden, aufgeworfen, und beſſer oder ſchlechter beantwortet werden. Hierdurch wird ſich alſo auch der Verfertiger eines nach den angegebnen Grundſätzen abzufaſſenden Katechismus bald in Verlegenheit geſetzt fühlen. Er wird genöthigt ſeyn, von demjenigen, was der Verfaſſer des Aufſazes im braunſchweigiſchen Journale in allen bisherigen Lehrbüchern der chriſtlichen Religion als widerſinnig tadelt, vieles ſelbſt, oder anderes dem gleichen Tadel ausgeſetztes, aufzunehmen: und ſo könnte vielleicht die Preisfrage, ſo wie manche andre, den Nutzen haben, in helles Licht zu ſetzen, daß es ganz unmöglich ſey, die verlangte Sache zu leiſten.

Aber wir wollen einmal annehmen, daß ein vollkommnes Lehrſyſtem der allgemeinen chriſtlichen Religion, rein von allen dogmatiſchen Nebenbeſtimmungen, verfertigt werde. Der Aufſatz iſt gut gedacht, ſchön geſchrieben, und figuriert vortreflich in dem Kapitel von der Religion — in einer neuen Atlantis oder Utopia. Aber wie ſoll er in einem wirklichen Lande eingeführt werden? Wenn er von allem dem, woran das Volk bis jezt mit der frommen Einfalt des ererbten Glaubens hing, ſo

wenig

wenig enthält? wenn von allen den Ausdrücken, an die es seinen Troſt, seine Resignazion, seine Entschließungen zu heften gewohnt war, so gar nichts stehen geblieben ist? Denn alle diese Ausdrücke pflegen wohl bildlich zu seyn, sind daher Nebenbedeutungen und falschen Auslegungen ausgesetzt, und eine Hauptquelle alles des Uebels, das durch das neue Lehrbuch vertilgt werden soll. Auf welches Ansehen hin wird nun der Philosoph das Volk bewegen, zu gestatten, daß die Jugend andre Begriffe erhalte als die Väter, andre Sprüche lerne und hersage, und sich noch dazu klüger halte als seine Alten? Durch welches Ansehen soll diese ungeheure Revoluzion bewirkt werden? Der Verfasser des Aufsatzes und der Herausgeber erklären zwar ausdrücklich, daß der neue Katechismus, der auf ihre Anforderung geschrieben werden soll, ohne Zwang, durch freye Mittheilung, allmählig eingeführt werde. Aber damit ist im Grunde wenig gesagt. Zwang ist überhaupt nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche ganz unrechtmäßig. Sie glaubt an keine Unfehlbarkeit der Kirche. Das Mittel, wodurch unter einem der römisch katholischen Kirche zugethanen Volke vielleicht ein neues Glaubenssystem eingeführt werden könnte, ist unter Protestanten ganz unwirksam. Die Mitwirkung des weltlichen Ansehens, um ein neues Lehrsystem einzuführen, wäre vollends Hochverrath an der protestantischen Kirche. Niemals hat ein Lehrer des

Jago.

Mein liebſter General, verſchonet mich. Ob ich euch gleich einen vollkommnen Gehorſam ſchuldig bin, ſo bin ich doch dazu nicht verbunden, worinn alle Sclaven frey ſind -- euch meine Gedanken zu ſagen -- Wie? geſezt, ſie ſeyen einmal falſch, ſchändlich; wo iſt der Pallaſt, in den ſich nicht zuweilen garſtige Dinge eindrängen? Wer hat ein ſo reines Herz, das nicht manchmal unziemliche Vorſtellungen ſich unter ſeine guten Gedanken einmiſchen ſollte?

Othello.

Du biſt ein Verräther an deinem Freund, Jago, wenn du glaubſt, er werde betrogen, und ihm doch nicht entdekſt was du denkſt.

Jago.

Ich denke, daß ich mich vielleicht in meiner Muthmaßung betrüge; (wie ich dann bekennen muß, daß es ein unglüklicher Fehler meines Temperaments iſt, zum Mißtrauen geneigt zu ſeyn, und mir eine Sache manchmal ſchlimmer einzubilden als ſie iſt,) ich bitte euch alſo, Gnädiger Herr, euch ſelbſt aus den ungekehrten und unſichern Bemerkungen eines Menſchen, den ſein Argwohn ſo leicht betrügen kan, keine Urſachen zur Unruhe zu ziehen: Es wäre nicht gut für euch, und nicht ehrlich und vernünftig an mir, wenn ich euch meine Gedanken wollte wiſſen laſſen.

Othello.

Was meynſt du damit?

Jago.

Staatsrechts, wenn er die Episkopal-Rechte unsrer Fürsten auch noch so weit ausdehnte, gewagt zu behaupten, daß so etwas geschehen dürfe: er kann es auch nicht, ohne den Grund zu untergraben, auf dem die ganze Potestas ecclesiastica der Fürsten beruht.

Das neue Lehrsystem muß also durch die Prüfung nicht allein der geistlichen einzelnen Lehrer gehen, die es verbreiten sollen, und die keine Obern im Glauben erkennen: sondern auch sogar des ganzen Volkes, das es annehmen soll. Es muß Ueberzeugung oder doch allgemeinen Beyfall erwerben. Durch was für ungeheure Bewegungen, die nahe an ein Jahrhundert dauerten, ist es endlich dahin gebracht worden, daß Luthers Reformazion zu einer festen neuen kirchlichen Einrichtung und allgemeinen Lehre in den Ländern, die sie angenommen haben, gediehen ist? Wie viele innere Unruhen sind vorgegangen, bis man sich vereinigen konnte, was für den rechten Glauben des Volks gelten sollte? Und ein paar Jahrhunderte später sollte eine eben so große Veränderung so leicht geschehen? Sollten die Menschen sich in so kurzer Zeit so ganz geändert haben? Sollten sie jetzt so nachgiebig gegen die Stimme eines oder ein paar Lehrer, so wandelbar in ihren Ueberzeugungen und so leichtsinnig in ihren Gesinnungen über die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens geworden seyn, daß durch ein neues Lehrbuch,

buch eine neue Religion eingeführt werden könnte? Denn allerdings sagt hier dieser Ausdruck nicht zu viel. Das neue Lehrbuch, worin nichts von der alten Dogmatik stehen geblieben, wird wohl für das Lehrbuch einer neuen Religion gelten müssen. Wer diese einführen will, wohlan der gehe im Lande umher, und wecke Todte auf, mache Blinde sehend, und wir wollen erwarten, ob ihm das Volk glauben, und auf sein Wort die neue Lehre annehmen wird. Erschrickt der Verfasser des Aufsatzes, dessen Vorschläge ich hier untersuche, etwa vor dieser Zumuthung, und zieht sich dahinter zurück, er verlange nur, daß man anfange den Katechismus der gereinigten Religion da einzuführen, wo etwa eine Gemeine ihn ertrüge, da er denn durch das Beyspiel immer weiter greifen würde? Wie soll man denn das zusammen reimen, daß ihm der Tadel eines in benachbarten Ländern eingeführten neuen allgemeinen Landeskatechismus die Veranlassung zu der groſsen Frage von einem bessern giebt? Da sollte man doch glauben, er verlange ein Muster von einem Lehrbuche der Religion zu sehen, das zur Grundlage des allgemeinen Unterrichts gebraucht werden könne.

Wenn aber davon die Rede seyn sollte, so wäre allemal die erste Frage diese: für wen wird er geschrieben? Wie sind die Begriffe, die Gesinnungen des Volks beschaffen, unter welches man ein neues Lehrbuch eingeführt wissen will? Wie viel

läßt sich etwa von demjenigen nehmen, was — nach dem jetzigen Maaße der Einsichten unter der gebildeten und gelehrten Klasse — für falsch oder schädlich, oder für überflüssig gehalten wird? Oft hängt das Volk an sehr geringen Nebendingen. Ein einziger Ausdruck, der ihm genommen werden sollte, erregt an manchen Orten einen allgemeinen Widerspruch. Es ist bekannt, wie viel Bewegungen über ein paar unbedeutende Gesänge in einigen Gemeinen der Preußischen Staaten entstanden sind. Welche unverzeihliche Unvorsichtigkeit würde es seyn, einem Volke ein neues Lehrbuch nur einmal anzubiethen, darin von allem dem, was es für wesentliche Stücke der Religion hält, so wenig stände?

An dem neuen Hannöverischen Katechismus wird es daher der überlegende und wohl unterrichtete Beobachter für einen Beweis von vorzüglicher Klugheit der weltlichen und geistlichen Kollegien erkennen, die dessen Einführung bewirkten, daß darin an dem sogenannten kleinen Katechismus Lutheri nichts geändert, und derselbe wörtlich eingerückt worden: weil derselbe vom ganzen Volke für die Hauptsache gehalten und zuerst darnach gesehen wird. Auf Umstände dieser Art nimmt der Philosoph, der im allgemeinen beurtheilt, gar keine Rücksicht. Er findet es vielleicht unter seiner Würde sie zu beachten: denn er hat es ja mit der Welt zu thun, nicht wie sie ist, sondern wie sie

seyn

seyn sollte. Er schafft auf seinem Papiere Staatsverfassungen, Religions- und Erziehungssysteme, trotz der französischen Nazional-Versammlung. Was sollen wir aber mit allen diesen Dingen thun, wenn sie nicht auszuführen sind? Was dient uns die beste Beantwortung der Preißfrage, wie ein Katechismus beschaffen seyn sollte, wenn der Katechismus, der so eingerichtet ist, nicht eingeführt werden kann?

Es ist hier der Ort nicht, den unendlichen Nutzen zu zeigen, den die Spekulazion aus Prinzipien und Grundsätzen in der Welt hat: und ich hoffe nicht besorgen zu dürfen, daß man gerade mich im Verdachte haben werde, als wollte ich behaupten, die Welt müsse blinder Routine überlassen werden, und die Wissenschaften hätten keinen Theil an der bessern Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten aller Art. Aber die Schriftsteller, die zu der gegenwärtigen Erörterung Gelegenheit geben, sind auch wirklich nicht diejenigen, bey denen man veranlaßt wird, über den Werth und den Nutzen der Spekulazion nachzudenken.

Es fehlt unserm Zeitalter nicht an Eifer für das Bessermachen, und noch weniger an Lust und Liebe zu Vorschlägen aller Arten von Reformen. Aber der Eifer dafür ist nur allzuoft Uebermuth des Selbstvertrauens, und die allzeitfertige Bereitschaft zu Vorschlägen nichts als eitler Leichtsinn. Vorzüglich ist nicht leicht ein Gegenstand

des

des öffentlichen Interesse, über welches man nicht im Braunschweigschen Journale oder andern Schriften der nehmlichen Verfasser, belehrt wird: nicht allein wie schlecht die Welt noch beschaffen sey, sondern auch daß und wie es gar leicht besser werden könne. In einem Stücke wird es den Regenten in den härtesten Ausdrücken verwiesen, daß sie nicht aus einer Schrift des Herrn Reimarus lernen wollen, daß alle Einschränkung des Kornhandels eine abgeschmackte Ungerechtigkeit sey. In einem andern lernt man, daß das Volk eine reine Religion und Moral erhalten könne, wenn nur 100 Pistolen zu einem Preise für den besten Katechismus nach den Grundsätzen des Herausgebers angewendet werden.

Was können solche Reformatoren, die so wenig Kenntniß der Welt und der Menschen zeigen, und von ihren Einsichten in die Wissenschaften, die man besitzen sollte um die mit ihnen verwandten Dinge zu reformieren, so wenig Beweise geben, — was können diese wohl anders bewirken, als bey dem wohlwollenden Zuschauer ein Lächeln des Mitleids mit den edelgesinnten, für alles gute mit brennendem Eifer eingenommenen, aber unerfahrnen jungen Leuten, die sich von dem blendenden Scheine großer Projekte hinreissen lassen, und diesen übereilten Eifer in spätern Jahren vielleicht mit einer sträflichen Gleichgültigkeit gegen alle Thätigkeit zur Verbesserung des schlech-

ten

ten oder mittelmäßigen in der Welt, ausbüßen werden? Aber bey den thätigen Theilnehmern an der Leitung der Völker in großen und wirksamen Verhältnissen — kann es bey denen etwas anders erzeugen, als eine bittre Abneigung gegen die Schriftsteller überhaupt, von denen so viele ihren unübersehbaren Einfluß auf das Publikum gebrauchen, es glauben zu machen, mit etwas Raisonnement und einigen Kenntnissen von allgemeinen Grundsätzen sey man weit besser qualificiert die Welt zu regieren, als diejenigen, die durch Erfahrung gelernt haben, das mannichfaltige Gute und Ueble, was so sehr in einander verwickelt, bey jeder alten und jeder neuen Anstalt sich findet, sorgfältig zu prüfen und abzuwägen, und Schwierigkeiten aufzusuchen, um sie zu vermeiden: dahingegen diejenigen, welche so leichtsinnig in den Tag hinein auf einige allgemeine halbwahre Sätze Projekte bauen, bey dem ersten unvorhergesehenen Hindernisse verwundert dastehen, und sich nicht weiter zu helfen wissen als mit Deklamazion, oder mit einem: Ja, in dem Zustande der Sachen ist nichts zu machen!

Diese Männer thun unermeßlichen Schaden. Sie dekreditiren am Ende die Wissenschaften und die Philosophie selbst, in deren Namen sie in so hohem Tone reden.

IV.

Von dem
Gegenwärtigen Steuersyſtem
des
Mailändiſchen Staates.

Die Staatswirthſchaft des Mailändiſchen Staates iſt ein Meiſterſtück der menſchlichen Vernunft, und ein ewiges Denkmahl der Menſchenliebe, Großmuth und Gerechtigkeit des Erzhauſes Oeſtreich. Obgleich dieſer Staat aus 1492 Gemeinden, und 1, 130 000 Seelen beſteht: ſo ſind doch die Einkünfte und Ausgaben deſſelben ſeinen Kräften ſo genau angemeſſen, und alle Zweige der Staatsökonomie bis auf den geringſten Gegenſtand mit ſolcher Weisheit und Vorſicht geordnet, daß es von einem klugen Hausvater in einer einzelnen Privatfamilie kaum beſſer geſchehen kann. Ich kann Ihnen aber, lieber Freund, keine gründliche Idee, wie Sie wünſchen, von dem hohen Werthe der jetzigen Staatsverwaltung dieſes glücklichen Landes entwerfen, ohne vorher den Abgrund des Verderbens, in welchen es unter der zweyhundertjährigen Regierung der ſpaniſchen Monarchen herabgeſunken war, abzuſchildern. In dem erſten der 18. Bände delle Opere del Signor Commendatore Don *Gianrinaldo Conte Carli*, ehemali-

gen

gen Kammerpräsidenten zu Mailand, findet sich eine Abhandlung unter dem Titel: il Censimento di Milano, wovon ich Ihnen zu diesem Behuf einen kurzen Auszug liefern will.

Schon im Anfang des dreyzehenten Jahrhunderts, da Mailand ein freyer Staat war, wurde durch Beno Gozzadini von Bologna, damahliger Stadtrichter (dem die Mailänder den Kanal von Abbiate grasso, und die Fruchtbarkeit ihres Erdreichs zu verdanken haben) eine Schätzung zu Stande gebracht, die sich vorzüglich dadurch auszeichnete, daß auch die Güter der Großen, und sogar des Erzbischofs nicht davon ausgenommen waren. Aber eben dieses war die Ursache, warum diese Schatzung keine andere Wirkung hervorbrachte, als die Großen und Mächtigen zu belehren, wie viel größer die Bürde der Abgaben seyn könnte, die sie auf die Schultern des ihnen verhaßten Volks wälzten. Im Jahr 1275 betrugen die Steuern zwey Lire für jede hundert Lire des geschätzten Werths der Grundstücke, außer dem Wein- und Korn-Zins, welcher in Natura entrichtet wurde. Die Geldsteuer wuchs nach der Willkühr der Häupter der Republik und nach den Umständen der Zeit, und wurde unter der monarchischen Regierung der Visconti und Sforza mit der Salz- und Kavallerie-Steuer vermehrt.

Dieß waren die Hauptquellen der Staatseinkünfte, als Karl V. die Regierung dieses Landes antrat.

antrat. Schon waren die königlichen Regalien zum Theil veräußert worden, und die Abgaben, welche man durch sie zu ersetzen suchte, waren sowohl ihrer Natur nach, als wegen der ungleichen Vertheilung, und der schädlichen Art sie einzufodern, dem Volke unerträglich. Die Einnahme war ungewiß und zufällig. Weil das Kriegsfeuer in Italien noch nicht gelöscht war, so verlangte der Kaiser einen monathlichen Beytrag von 6000 Pistolen, bis der Friede geschlossen seyn würde. Allein da nach dem Frieden ein neuer Krieg in Teutschland, und zu Neapel und Genua Empörungen entstanden, erhöhete er den monathlichen Beytrag auf 12500 Pistolen, statt denselben aufzuheben, jedoch mit dem Beding, daß von seiner Seite das Land keiner andern Abgabe unterworfen seyn, und durch eine neue Schätzung aller Güter eine gleiche Vertheilung derselben bewirkt werden sollte.

Es wurden daher nicht nur die liegenden Güter, sondern auch die Kaufmannschaft, und der Gewerbestand geschätzt; welches Geschäft vom Jahr 1546 bis 1568 dauerte. Bis dahin legte man die monathlichen Abgaben auf das Salz, auf das Mahlen des Getraides, auf das Fleisch, und auf die Grundstücke, der alten Schatzung gemäß; wodurch der gröste Theil der Last in den Städten auf das Volk, und auf dem Lande, wegen ungleicher Vertheilung, auf den schwächern Theil der

Eigen-

Eigenthümer gewälzt wurde. Der reichern Grundstücke waren theils steuerfrey, theils durch Vermehrung des Ackerbaues dermassen vergrößert worden, daß der Theil ihrer Abgabe bey weitem nicht mehr verhältnißmäßig war.

Diese Schatzung, welche im Jahr 1568 eingeführt wurde, war auf drey Seiten fehlerhaft: 1) weil man die Beschaffenheit und das Maaß der Grundstücke in den Lagerbüchern niedergeschrieben hatte, ohne dieselben auf topographischen Karten zu entwerfen, wodurch aus Mangel anschaulicher Local-Beweise mit der Zeit große und schädliche Irrungen entstanden; 2) weil man die Kauf- und Verkauf-Verträge von den Jahren 1548 und 1549 zum Maßstab der Schätzung der Grundstücke angenommen hatte, welche nicht immer den Werth der Produkte (als die einzige Regel der Schätzung) sondern auch precium affectionis, die Gefälligkeit, die Nothdurft, und hundert andere Ursachen zum Grunde haben können; 3) weil viele Landgüter der Großen und Mächtigen, viele Berge in Lekko, Valtravaglia, Valsasina ꝛc. nicht in der Schatzung begriffen, und gar nicht gemessen worden waren. — Auch beruhte die Schatzung des Gewerbes und Handels auf falschen Datis.

Das Verderblichste dabey war, daß einer jeden Provinz überhaupt ihr Kontingent angewiesen, und die Vertheilung derselben unter die Gemeinden und besondern Eigenthümer den Finanzver-

Jago.

Der gute Name, mein liebſter gnädiger Herr, iſt bey Manns und Weibsleuten ein Kleinod das ihnen ſo theuer ſeyn ſoll als ihre Seele. Wer mir mein Geld ſtiehlt, ſtiehlt Quark; es iſt etwas und iſt nichts; es war mein, nun iſts ſein, und iſt ſchon ein Sclave von Tauſenden geweſen; aber wer mir meinen guten Namen nimmt, beraubt mich eines Schazes, der ihn nicht reicher und mich in der That arm macht.

Othello.

Ich will wiſſen, was du denkſt --

Jago.

Ihr könntet das nicht, wenn ihr gleich mein Herz in eurer Hand hättet; und ſollt es nicht, ſo lang es in meiner Verwahrung iſt.

Othello.

Ha!

Jago.

Oh, Gnädiger Herr, nehmt euch vor der Eiferſucht in Acht; ſie iſt ein grün-äugiges Ungeheuer, das ſich toller Weiſe von demjenigen nährt was es am meiſten verabſcheut. Mancher betrogne Ehemann iſt ſeines Schikſals gewiß, ohne deſto unglüklicher zu ſeyn, weil ihm ſeine Ungetreue gleichgültig iſt -- Aber, o was für unſelige Mi-

waltern der Provinzen und Gemeinden überlaſſen wurde, in deren Händen über 200 Jahr das Loos der Nazion geweſen iſt. Unbeſchreiblich ſind die Bedrückungen und Erpreſſungen, welchen der Bürger und Landmann ausgeſetzt war, um den Adel und die Großen, welche jenen dieſe Gewalt in die Hände geliefert hatten, ſteuerfrey zu laſſen, und ſich ſelbſt zu bereichern. Sie maßten ſich die Gewalt an, ein jedes Hundert Abgaben jährlich mit 2, 3, bis 8 pr. Ct. zu vermehren, wozu der ſchwächere Theil ſchweigen mußte, um ärgern Mißhandlungen zu entgehen. Da ſie jeden Monath die Steuern in die Kriegskaſſe liefern mußten, ſo ſahen ſich die Provinzen und Gemeinden oft gezwungen, mit ſchweren Zinſen Geld zu borgen, und die es ihnen vorſtreckten, waren die Blutſauger, die Steuereinnehmer, ſelbſt. Die an den Spaniſchen Hof eingeſchickten Klagen waren fruchtlos, weil es zu Meiland an einem Tribunale fehlte, welches die Stelle eines Vaters oder Beſchützers der Gemeinden wider die Bedrückungen der Großen vertreten hätte.

Viele Gemeinden glaubten ſich den unerträglichen Erpreſſungen der Finanzcommiſſäre der Provinzen dadurch zu entziehen, wenn ſie ſich von der Provinzial-Verbindung loßkauften, und zu einer beſtimmten Abgabe taxieren ließen: allein eben hiedurch wurde nicht nur die Anzahl der Steuer- und Zollbedienten, ſondern auch die Verwirrung

in

in der Staatsverwaltung unendlich vermehrt, ohne daß sie den gehofften Vortheil erhielten. Ja sie fanden sich mit doppelten Ruthen gezüchtiget, weil sie ausser ihren abgesonderten Taxen, auch noch zu den Provinzial-Abgaben gezwungen wurden. Hieraus entsponnen sich unzählige Processe, welche von denen, die ihren Nutzen dabey fanden, geflissentlich unterhalten wurden.

In einigen Orten hatte man die Steuern ganz auf die Häuser, in andern auf die Personen, oder auf die Grundstücke gewälzt; in andern lagen sie halb auf liegenden Gründen, und halb auf den Personen, in einigen theils auf todten, und theils auf lebenden Einwohnern. Todte Personen waren diejenigen, welche der Erpressungen wegen von den Grundstücken, wozu sie gezählt wurden, entwichen waren, und deren Abgaben auf die Gegenwärtigen zurückfielen. Daher mußten oft 50 Personen für 100 bezahlen, wenn sie eine Strecke Landes besaßen, welche ehedem hundert ernährte. In einigen Orten mußten die Gegenwärtigen nicht nur für die Entwichenen, sondern auch für fingierte Personen die Steuern entrichten. Kurz die Vertheilung der Abgaben hatte sich dermassen verwickelt, daß das System derselben ein unauflösliches Räthsel war, und es sich jedermann gefallen lassen mußte, zu bezahlen was man forderte, ohne zu wissen, wie und warum? Dieses Spiel trieb man mit den armen Einwohnern

und Landleuten ſo lange als ein Blutstropfen in ihren Adern war, und bis ſie ſich endlich gezwungen ſahen, aus ihrer Gemeinde, oder wohl gar aus dem Lande zu fliehen.

Im Jahr 1627 ſandten die Bewohner der Stadt Meiland den Marcheſe Ceſare Viſconti an den Hof nach Madrit, demſelben vorzuſtellen, daß der Meiländiſche Staat vom Jahre 1607 bis 1623, nehmlich in dem kurzen Zeitraum von ſechszehn Jahren die Summe von 71, 560, 000 Piſtolen an allen Arten von Abgaben und öffentlichen Unkoſten entrichtet habe; daß das Erdreich nicht halb ſoviel abwerfe, als die Abgaben eines Landmanns betrugen; daß auf einen nackenden Tagelöhner 10, 12, 15 bis 20 Skudi Kopfgeld fielen; daß Künſtler, Handwerker, Tagelöhner, und Bauern häufig aus dem Lande zögen, und ſich wirklich ſchon damahls die Volksmenge um ein Drittel vermindert hätte.

Im Jahr 1631 ſtellten die Städte dem Spaniſchen Hofe ihre Schuldenlaſt vor. Die Schulden der Stadt Meiland beliefen ſich auf 2, 103, 583 Lire *). und überſtiegen ihre jährlichen Einkünfte um 676, 883 Lire; und ihr Gebieth hatte in Zeit von funfzehn Jahren 5, 780, 950 Lire Schul-

*) Zwölf Meiländiſche Lire machen einen Zechin, oder einen Dukaten.

Schulden gemacht, welche jährlich mit 376,335 Lire verintereſſirt werden mußten.

Die Stadt Pavia war 2,847,629 Lire ſchuldig; andere 808,000, welche die Kammer von ihr zu fordern hatte, und die Schulden ihres Gebietes, nicht mitgerechnet.

Das Cremoneſiſche war bis auf 10000 Seelen entvölkert, und hatte 1,955,985 Lire Schulden.

Die Stadt Lodi hatte in ſiebzehn Jahren 6,130,553 und ihr Gebieth 11,116,692 Lire entrichtet, und war mit 622,442 Lire Schulden belaſtet.

Komo hatte in ſiebzehn Jahren 4,009,931 Lire bezahlt, obgleich kaum 2000,000 Lire herausgekommen wären, wenn man damahls alle ihre liegenden Güter theuer verkauft hätte. Das Gebiethe von Komo mußte zur Entrichtung der monathlichen Steuer ſo viel abgeben, daß auf jede Ruthe Land drey Lire, ſiebzehn Soldi und vier Danari fielen, ob ſie gleich nicht über drey Lire feuchtete. Daher war die Auswanderung ſo ſtark, daß der obere Theil deſſelben, welcher ſonſt der volkreichſte war, kaum noch 7000 Seelen enthielt.

Der Erfolg dieſer kläglichen Vorſtellungen war, daß der Spaniſche Hof im Jahr 1636 durch einen allgemeinen Befehl die Schuldzinſen von acht auf fünf vom hundert, und im Jahr 1671 [illegible]

Senat dem Könige einen allgemeinen Bankerott, als das einzige Mittel das Land zu retten vorſchlug, auf drey und auch auf zwey und einhalb herabſetzte. Nichts kann trauriger ſeyn, als das Bild des allgemeinen Verderbens, welches im Jahr 1668 der Senat dem König vor Augen legte, um das ganze Land für Bankerott zu erklären. Unter andern ſagt er: Iam diu intermiſſus agro cultus, multis in locis nondum reperitur, etc. — Incolae profugi, abjecta omni ſpe melioris fortunae in alienas regiones tranſmigrant; mercatura omnis, ingentibus vectigalibus enervata, jam fere conticuit. Papiae, Cremonae, Alexandriae, Derthonae, Novariae, Vigevani, triſtiſſima ſolitudo, vaſtae veteresque aedificiorum ruinae triſti ſpectaculo everberant oculos. Iam in eo ſumus, ut alimenta, quae ineluctabili jure ſibi vindicat natura, colonis deficiant; quare a politica Principis providentia ſuprema jam territorii neceſſitas exprimit, ut ſummum legum et contractuum jus ſalubri aequitate temperetur.

Dieſe Herabſetzung der Intereſſen diente zwar zu einiger Erleichterung: weil aber der Grund des Uebels nicht gehoben wurde, ſo blieb doch dem ins tiefeſte Verderben geſunkenen Staate keine andere Rettung übrig, als die durch eine allgemeine Revoluzion entſtehen konnte.

Der

Der spanische Hof, welcher durch die schlechte Staatsverwaltung das Land ausgesogen hatte, wurde nun selbst gezwungen, sein noch übriges Erbtheil, oder vielmehr die Güter des Staates, deren Einkünfte in ausserordentlichen Fällen zur Nothdurft der Unterthanen bestimmt waren, und seine Regalien, um einen den Käufern beliebigen Preis, loszuschlagen. Pontremoli mit seinem Gebiethe, im Lunigianischen, und andere Lehen wurden verkauft. Man veräusserte das Wasser der Kanäle, in sofern es zur Bewässerung der angrenzenden Felder dient, die Häfen der schiffbaren Flüsse und Kanäle, die Brücken mit ihrer Zollgerechtigkeit, das Geleite, die Brod- und Wein-Akcise, und alle Zölle der Konsumzion, und viele andere fürstliche Rechte, wodurch das Volk noch immer mehr zum Sklaven der übermächtigen Privatbesitzer wurde. — Selbst die Bank von S. Ambrosio, welcher die Unterthanen ihre Kapitalien anvertrauet hatten, war ausgeleert, und ihre Zinsen wurden im Jahr 1668 auf zwey vom hundert reduciert.

Im Jahr 1616 fanden sich in der Hauptstadt siebzig Tuchfabriken, welche jährlich 15000 Stück lieferten; aber im Jahr 1640 waren ihrer nur noch funfzig. Die Bearbeitung eines jeden Stück Tuches gab fünf und zwanzig Personen ihren monathlichen Unterhalt; also hatte die Hauptstadt, vom Jahr 1616 bis 1640, 25000 Wollenarbeiter

verlohren. Auf gleiche Weiſe waren, ſchon im Jahre 1624, 24000 Seidenarbeiter von Meiland ausgewandert. — Nach der Berechnung der Mehlakciſe, welche in den Jahren 1636, 1637, und 1638 gegen 108, 430 Lire betrug, konnte in dieſen Jahren die Volksmenge der Hauptſtadt nicht über 60000 Seelen ſeyn, ob ſie gleich im Jahr 1616, da die Mehlakciſe 153460 Lire betrug, die Zahl 84800 überſtieg.

Zu Komo, wo im Jahr 1600 ſechszig Tuchfabriken waren, welche 12000 Perſonen ernährten, befanden ſich im Jahr 1650 ihrer nicht mehr als vier, und nur noch zwey Seidenfabriken. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war kein Wollen- oder Seidenweberſtuhl mehr zu Komo, und anſtatt der ehemaligen fünf und dreißig Seidenmühlen, waren ihrer nur dreyzehn oder vierzehn da, und die Stadt war faſt ganz entvölkert.

Eben ſo tief waren die ehedem durch Manufakturen blühende Städte Pavia, Lodi, Kremona, Monza ꝛc. herabgeſunken.

Meiland unter der Regierung des Erzhauſes Oeſterreich.

In dieſem elenden Zuſtande befand ſich der Meiländiſche Staat, als Kaiſer Karl VI. im Jahr 1706 durch den ſiegreichen und tapfern Prinz Eugenius, Herr oder vielmehr Vater und Vormund deſſelben wurde.

Dies

Dieſer großmüthige Monarch legte ſogleich die Axt an die Wurzeln ſo vieler Uebel. Das erſte war, daß er alle Zweige der Kriegesbürden, welche unter den vielfältigen Namen der monathlichen Steuer, der Hülfsgelder, Fourage, Proviant, Artillerie, Fuhren, Einquartirung ꝛc. üblich waren, und den Blutſaugern ein fruchtbares Feld öfneten die Unterthanen auszumergeln, unter eine gewiſſe Summe bringen ließ, die unter die Provinzen und Gemeinden vertheilt wurde.

Damit die Ungleichheit der Vertheilung der Steuern, welche die Hauptquelle alles Uebels war, gehoben würde, ſo befahl der Kaiſer im Jahr 1718 eine neue Ausmeſſung und Schatzung aller liegenden Gründe, und des Handels- und Gewerbe-Standes zu veranſtalten, worin alle die Fehler der vorigen vermieden würden. Zu dieſem äuſſerſt wichtigen Geſchäfte wurde ein eigenes Tribunal, welches aus fremden Mitgliedern von geprüfter Einſicht und Erfahrung beſtand, errichtet.

Was die Schatzung der liegenden Güter anbelangt, ſo wurde nicht nur die Flur eines jeden Ortes, ohne alle Ausnahme der Beſitzer, auf das genaueſte gemeſſen, ſondern auch auf topographiſchen Karten entworfen, worin man die Grundſtücke eines jeden Eigenthümers genau beſtimmte, und mit Numern, die ſich auf gewiſſe Tabellen des Lagerbuchs einer jeden Gemeinde beziehn, bezeich-

zeichnete. In diesen Lagerbüchern sind auch die Ruthen und Schuhe, und der nach der Beschaffenheit, Lage, und Fruchtbarkeit geschätzte Werth der Grundstücke angemerkt. — Den reinen Werth des Ertrags zu bestimmen, war es diesen weisen Männern nicht genug, die Kosten des Ackerbaues und der Erhaltung ökonomischer Gebäude abzuziehen: sondern sie brachten auch den durch ungünstige Witterung zu befürchtenden Mißwachs in die Rechnung, und zogen einen verhältnißmäßigen Theil von der Summe des Ertrags ab, nehmlich in ebenen Gegenden den neunten Theil vom Getreide, den siebenten vom Lein, den fünften vom Wiesewachs, und den achtzehnten von der Benutzung der Waldungen, in bergigen und mit Landhäusern besetzten Gegenden aber den siebenten Theil von jedem Produkte, und an den Kanälen die Kosten der Bewässerung. In der Schatzung des Werths der Produkte wurde der mittelere, zwischen den niedern und hohen Marktpreisen, zum Grunde gelegt. Der reine Ertrag aller Landgüter wurde zu einem Kapital zu vier vom hundert gerechnet, das ist, für vier Scudi reines Ertrags (der Scudo zu sechs Lire gerechnet) wurde ein Kapital von hundert Scudi als Werth der Grundstücke angesetzt, und auf diese Hunderte wurden die Steuern und Abgaben gelegt. Der ganze geschätzte Werth aller Grundstücke, welche in allem 11, 385, 121 Ruthen, oder gegen acht Millionen französische Arpens betragen, beläuft sich auf 74,

908,

908, 724 Skudi, wovon aber, die steuerfreyen abgerechnet, nur 63, 840, 598 steuerbar sind.

Auf diese steuerbare Masse wurden die Königlichen und Staatsabgaben, die Provinzial- und die Kommunal-Steuern vertheilt.

Damit aber die ganze Last des Staates nicht den Besitzern der Grundstücke allein aufgebürdet würde, so schätzte man auch die Häuser, die Getreide- Walk- und Stampf-Mühlen, Oehl- und Weinkeltern, Zügelhütten u. d. g. Handel und Gewerbe, und selbst die Personen. Was diese Steuern abwerfen, dient zur Erleichterung der Besitzer der Grundstücke, und wird von ihrer vierfachen Steuer abgezogen.

Der Handels- und Gewerbe-Stand wurde zu $1\frac{1}{2}$ vom hundert der Kapitalien, die durch sie jährlich in Umlauf gebracht werden, geschätzt; wovon solche Handwerker und Arbeiter, welche ohne Kapital, und bloß mit ihrer Hände-Arbeit sich ernähren, z. B. Schneider, Schuster, Zimmerleute, Schmiede, Schlösser, Tagelöhner ꝛc. ausgenommen sind. Die Hälfte dieser Steuer fließt in die Staatskasse, und die andere Hälfte ist bestimmt, die Abgaben der Gemeinden zu erleichtern.

Man legte eine jährliche Kopfsteuer von 7 Lire auf eine jede Person, wovon jedoch das weibliche Geschlecht gänzlich, und das männliche unter vierzehen und über sechzig Jahren, sammt allen Einwoh-

nuten zählt derjenige über, der vor Liebe schmachtet und doch zweifelt; der argwöhnet, und nur desto heftiger liebt!

Othello.

Ein elender Zustand, beym Himmel!

Jago.

Arm und zufrieden, ist reich und reich genug; aber ein unermeßlicher Reichthum ist so arm als der Winter für denjenigen, der immer besorgt, es werde ihm ausgehen. Gütiger Himmel! bewahre alle menschlichen Herzen vor Eifersucht!

Othello.

Wie? Was meynst du damit? Denkst du, ich wollte jemals mein Leben in Eifersucht zubringen? Die Monds-Veränderungen unverwandt mit argwöhnischen Augen begleiten? Nein, einmal zweifeln heißt bey mir entschlossen seyn. Tausche mich gegen eine Ziege aus, wenn ich jemals fähig bin meine Seele so mißgeschaffnen Gespenstern einer kranken Phantasie Preiß zu geben, als du dir einbildest. Das kan mich nicht eifersüchtig machen, wenn jemand sagt, mein Weib ist schön, ißt mit gutem Appetit, liebt Gesellschaft, ist munter, gesprächig, singt, spielt und tanzt gut; an einer tugendhaften Person werden diese Dinge selbst zu Tugenden. Eben so wenig werd' ich jemals von meinen eignen Unvollkommenheiten Anlas zum kleinsten Zweifel oder Verdacht einer Untreue von ihrer Seite nehmen; denn sie hatte Augen und wählte mich. Nein, Jago; ich will se-

hen

wohnern der Städte (weil diese die weit schwerern Konsumzions-Abgaben entrichten) ausgenommen sind. Dagegen wurde das Volk von der Salzsteuer, von den Abgaben zum Straßenbau, zur Erhaltung der Kirchen u. a. m. welche theils abgeschaft, theils aus den Kassen der Gemeinden ersetzt wurden, befreyet. Diese Kopfsteuer fließt ebenfalls halb in die Staatskasse, und halb in die Kassen der Gemeinden. Nach dem Maße, als die Ausgaben, wozu sie bestimmt ist, von dem Vorrath der Kassen des Staates und der Gemeinden bestritten werden können, wird sie entweder nur halb oder gar nicht vom Volke entrichtet, und wird gänzlich aufhören, wenn die Schulden des Staats und der Gemeinden vertilget sind.

Unter der Spanischen Regierung mußte eine jede besondere Gemeinde für die steuerfreyen Grundstücke, Gebäude und Personen ihres Gebiethes die Steuern entrichten. Diese drückende Last wurde nun auf den ganzen Staat vertheilt, damit nicht eine Gemeinde mehr als die andere beschwert würde. Es wurde außer dem noch durch den Kanzler Graf Christiani im Jahr 1757 ein Konkordat mit dem Pabste geschlossen, daß alle die Kirchengüter, welche nach dem Jahr 1575 den Kirchen heimgefallen, den Steuern des Landes unterworfen wären. Pompeo Neri, damahliger Präsident des Magistrats der Schatzung, war sehr wider diese allzu große Gefälligkeit gegen den Römischen

miſchen Hof, weil die Kirchengüter in der ältern Schatzung nicht ausgenommen geweſen waren, und erſt unter den Verwirrungen der ſpaniſchen Regierung ſich mit Unrecht den Steuern entzogen hatten. Jedoch wurde die Freyheit der ältern Kirchengüter und frommen Stiftungen dahin eingeſchränkt, daß die darauf wohnenden Bauern nur ein Drittel weniger von den übrigen Steuern entrichteten.

Weil die Steuern der privilegierten Kirchengüter, frommen Stiftungen und Hoſpitäler, wie auch der Hausväter welche zwölf Kinder haben, auf die übrigen ſteuerbaren Grundſtücke des ganzen Staats zurückfallen, ſo werden ſie unter die allgemeinen Bürden des Staates gerechnet; zu welcher Klaſſe auch die Erhaltung der Univerſität zu Pavia, die Königliche Münze, das Oberſteueramt und andere Staatsbedienungen gehören. Alle dieſe Staatsausgaben, ſammt der Königlichen Steuer zur Erhaltung des Wehr-Standes, erfordern eine Summe von 6000000 Lire, welche ganz auf der ſteuerbaren Maſſe der Grundſtücke haften würde, wenn nicht die Steuern der geſchätzten Häuſer und des Handels und Gewerbes-Perſonals zu Hülfe kämen, und dieſelbe bis auf 5, 162, 703 verminderte. Wenn dieſe Summe auf den ſteuerbaren Werth der Grundſtücke von 63, 340, 598 Scudi repartirt wird, ſo fällt auf jeden Scudo 1 Soldo, 7 Danari, oder 19 Danari Abgabe.

Da eine jede Provinz und Stadt ihre beſondern Schulden und Ausgaben hat, als z. B. die verſchiedenen Aemter und Bedienungen zu beſolden, die öffentlichen Gebäude zu erhalten, die Straßen zu repariren ꝛc. ſo hat auch eine jede Provinz und Gemeinde neben den königlichen und Staatsabgaben ihre beſondern Steuern. Die Provinzial-Steuer beträgt jährlich vier oder fünf Danari vom Skudo, und die Steuer der Gemeinden oder Städte ebenfalls einige Danari, (* nach dem Maaß ihrer Schulden und jährlichen Ausgaben. Alſo hat ein jeder Grundbeſitzer vier Abgaben jährlich zu entrichten, welche ungefehr betragen:

1) *Imposta regia*, 5, 106, 004 Scudi, beträgt von einem Scudo, Danari		—	16
2) *Imposta universale dello stato*	ungefehr	—	3
3) *Imposta della provincia*	ungefehr	—	4
4) *Imposta della communità*	ungefehr	—	2
Summa Danari			25
oder Soldi 2, Danaro 1.			

Weil unter der Spaniſchen Regierung die Verwirrung in der Steuer-Verwaltung die Hauptquelle des Verderbens geweſen war, ſo wurden nicht nur alle

*) 12 Danari machen einen Soldo, 20 Soldi ein Lira.

alle Arten von Abgaben unter die vier erwähnten Abtheilungen gebracht, sondern auch in alle Provinzen, Städte und Gemeinden eine gleiche Art der Verwaltung eingeführt. Man bestimmte die Grenzen einer jeden Provin' und Gemeinde auf das genaueste, und führte jede Gemeinde in ihre gehörige Provinz, und jedes Grundstück in die Gemeinde zurück, in deren Lagerbüchern es aufgezeichnet war. Jedermann ist verpflichtet seine Steuern in die Kasse seiner Gemeinde zu entrichten; jede Gemeinde liefert sie in die Kasse der Provinz, und diese Provinz liefert die Steuern aller Gemeinden in die Staatskasse, aus welcher das gehörige Kontingent in die Kriegeskasse fließt. Eine jede Provinz ist in gewisse Dechaneyen (pievi) oder Delegazionen getheilt, zu welchen eine gewisse Anzahl Gemeinden gehöret.

Damit die Verwaltung der Steuern einfach und in allen ihren Theilen durchaus gleich gemacht würde, so verglich man die passiv und aktiv Schulden der Provinzen und Gemeinden gegen einander, und brachte sie so viel möglich in Gleichheit. Wo dieses aber wegen übermäßiger Ungleichheit nicht geschehen konnte, bewirkte man es durch besondere Abgaben, um das Uebermaß der Schulden zu einer gewissen Zeit allmählig zu vertilgen. Auf diese Weise gelangte endlich eine jede Gemeinde auf einen gleichen Steuerfuß. Eine Arbeit, welche unendlich viel Mühe kostete.

Nun war noch übrig, das ganze Syſtem der Verwaltung ſelbſt ſo einzurichten, daß, wie in einer vollkommenen Maſchine, ein Rad in das andere griffe, und alle Willkühr der Mitglieder gänzlich ausgeſchloſſen würde. Dieſes Syſtem der öffentlichen Verwaltung wurde im Jahr 1755 unter dem Titel, Riforma del Governo ed amministrazione delle comunità dello Stato di Milano, publiciert. Die vornehmſten Artikel ſind folgende.

Verwaltung der Steuern in den Städten und Gemeinden.

In einer jeden Gemeinde iſt ein Schatzconvent (convocato) aller Grundbeſitzer, welche jährlich drey Deputirten aus ihrem Mittel, und zwar einen aus den reichern, einen aus dem Mittelſtande, und den dritten aus dem niedrigſten erwählen. Dieſe drey Deputierten, denen noch zwey andere, einer aus dem Gewerbe- und Handelsstande, und einer aus denen, die der Perſonenſteuer unterworfen ſind, beygeſellt werden, ſtellen die ganze Gemeinde vor, und verwalten das allgemeine Intereſſe derſelben. Keiner von der Geiſtlichkeit oder vom Militärſtande kann unter die Deputirten aufgenommen werden, weil ſie der Civil-Gerichtsbarkeit nicht unterworfen ſind.

Außerdem wählen ſie noch einen Syndikus, welcher als Prokurator über das Wohl des

Ge-

Gemeinde wache, und die Stelle der Deputirten in ihrer Abwesenheit vertrete; und einen Konsul, welcher die Befehle der Obern bekannt mache, die Versammlungen ansage, den gerichtlichen Exekuzionen und Untersuchungen in Kriminal-Sachen beywohne. ꝛc.

Diese Beamten entwerfen jährlich den Plan der Ausgaben und Steuern des zukünftigen Jahres, und senden ihn durch den delegirten Sekretär in die königliche Schatzkommission.

Gleichwie diese Beamten von Seiten der Gemeinde bestimmt sind, das Interesse derselben zu besorgen, so ist auch von Seiten der königlichen Schatzkommission ein Sekretär (*cancelliere*) bestellt, welcher bey jeder Versammlung der Deputirten den Vorsitz hat, denselben die Befehle der königlichen Schatzcommission bekannt macht, und dem Archiv der Gemeinde vorsteht, worin das Lagerbuch, die Karten aller Grundstücke, die jährlichen Rechnungen, und alle Dokumente, welche das Interesse der Gemeinde betreffen, aufbewahrt werden. Weil nicht alle Gemeinden einen solchen königlichen Beamten zu unterhalten im Stande sind, so kann einer und ebenderselbe mehrern Gemeinden vorstehen.

Die allgemeine Versammlung der Gemeinde wählet alle drey Jahr einen Steuereinnehmer oder Schatzmeister, welcher über die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde genaue Rechnung

führt. Weil er unfehlbar alle Vierteljahr, nehmlich den 31. März, den 30. Junii, den 30. Sept. und den 31. Decembr. die Steuern in die Provinzialkasse liefern, und dafür haften muß: so hat er die Gewalt die Schuldner zu pfänden, und keine Obrigkeit kann ihm in seinen Amtsverrichtungen Einhalt thun. Wer in Entrichtung der Steuer beharrend saumselig ist, zahlt einen Soldo von jeder Lira Strafe, welche zu des Steuereinnehmers Salarium gehört. Er kann nichts willkührliches vornehmen, weil jeder Steuerpflichtiger, der sich bedrückt findet, zu den Deputierten seine Zuflucht nehmen kann, und die jährlichen Steuern von der königlichen Schatzkommission, nach dem von den Deputierten der Gemeinde aufgesetzten Plan, publiciert werden.

Endlich verhüten dieses noch die zwey Revisorn der Rechnungen, welche von der Gemeinde bestellt sind, die jährlichen Rechnungen der Einnahmen und Ausgaben zu durchsehen.

Verwaltung der Steuern in den Provinzialstädten.

Weil von Alters her zwischen den städtischen und ländlichen Gutbesitzern Zwietracht, Rangstreit und Uebermacht geherrscht hat, da fast alle kleine Städte und Flecken ihre ehemaligen republikanischen Rechte aufwiesen, und noch unter der spanischen Regierung durch Einforderung des Geleites

tes oder anderer Zölle wider einander ausübten: so war es eine der Hauptabsichten, alle diese Hinderniſſe der Circulazion inländiſcher Producte aufzuheben, die Quelle ewiger Zwietracht und Prozeſſe zu verſtopfen, und die genaueſte bürgerliche Vereinigung zwiſchen den Provinzialſtädten und andern Städtchen, Flecken und Dörfern zu bewirken. Daher wurde in jeder Provinzialſtadt ein allgemeiner Rath (consiglio generale) angeordnet, welcher aus ſolchen Bürgern der Stadt, die wenigſtens 6000 Scudi Grundſtücke theils in ihrem Stadtgebiethe theils in der Provinz beſitzen, und aus ſo vielen Deputierten der Provinz, als dieſelbe Delegazionen oder Dechaneyen hat, beſtehet, und außer dem noch einigen Deputierten der Kaufmannſchaft Sitz und Stimme verſtattet. Die Wahl aller dieſer Mitglieder muß von der königlichen Schatzkommiſſion zu Mailand approbiert werden.

Weil eine ſo zahlreiche Verſammlung nicht geſchickt iſt, die einzelnen ökonomiſchen Angelegenheiten der Stadt und der Provinz zu behandeln, ſo erwählt ſie einen Ausſchuß von zehn Männern, welche Prefetti al governo della città e provincia genannt werden, unter welchen zwey Juriſten, zwey Deputirten der Provinz, und ein Deputirter der Kaufmannſchaft ſeyn müſſen, und wovon jes des Jahr zwey mit neuen Mitgliedern abgewechſelt werden, damit allemahl der größte Theil von den gegenwärtigen Angelegenheiten der Stadt und

Provinz unterrichtet sey. Was der allgemeine Rath beschlossen hat, wird durch diesen Ausschuß publiciert. Er verwaltet die ökonomischen Geschäfte der Stadt und Provinz, und die täglichen Ausgaben und Einnahmen, und ohne die Bewilligung und Unterschrift dreyer Mitglieder kann durch den Schatzmeister, welcher von dem allgemeinen Rath alle drey Jahre gewählt wird, keine Zahlung geschehen. Er setzt auch den Plan der Ausgaben und Steuern des zukünftigen Jahres auf, und sendet denselben, wenn er vom allgemeinen Rath approbiert ist, an die königliche Schatzkommission nach Mailand.

Damit der besitzende Bürger und Landmann vor aller ungerechten Bedrückung frey sey, erwählt der allgemeine Rath zwey Syndikusse, deren einer zu Mailand der Schatzkommission, und der andere in der Provinzialstadt dem Ausschusse beywohnt, und sich besonders der armen Ackerleute anzunehmen hat. Außerdem unterhalten die Provinzialstädte zu Mailand noch einen Procurator.

Die Rechnungen der zwölf Vorsteher außer allem Zweifel des Irrthums und Betrugs zu setzen, werden jährlich von dem allgemeinen Rath zwey Revisoren gewählt, die nicht von der Zahl ihrer Mitglieder sind, und die Gewalt haben, von einem jeden der 12 Vorsteher Rechenschaft zu fordern, ihre Bücher zu untersuchen, die Klagen wider sie anzuhören, und darüber an die königliche Schatzkommission zu berichten.

Gleich-

Gleichwie der königliche delegirte Sekretär jeder Gemeinde den Versammlungen derselben vorsitzt, damit nichts wider das allgemeine Wohl des Staates beschlossen werde: so ist auch ein fremder Deputierter (regio Delegato) von Seiten der königlichen Schatzkommission bestellt, welcher in allen Versammlungen des allgemeinen Raths und des Ausschusses in den Provinzialstädten zur nehmlichen Absicht den Vorsitz hat.

Diese königlichen Deputierten der Provinzialstädte stehen, wie die königlichen Sekretäre der übrigen Gemeinden, in enger Verbindung und Korrespondenz mit der königlichen Schatzkommission zu Mailand, und sind sehr wichtige Werkzeuge, die eingeführte Steuerverfassung aufrecht zu erhalten.

Die königliche Schatzkommission.

Die Seele und die Triebfeder des ganzen Steuersystems ist die königliche Schatzkommission zu Mailand (Tribunale delegato all' esecuzione della nuova legge censuaria). Der Hauptgegenstand derselben ist, die Verbindung der Gemeinden mit den Provinzialstädten, und der Provinzen mit dem ganzen Staate zu erhalten, und immer fester zu knüpfen; über die Angelegenheiten der Gemeinden und Provinzen zu wachen; durch die königl. Deputierten und Sekretäre die genauesten Nachrichten davon einzuholen, und allen Beschwerden und Klagen der Eigenthümer Gehör zu verstatten. Dieses Tribunal ist der Vormund

hen eh ich zweifle; wenn ich zweifle, ſo will ich Beweiſe; und ſobald ich dieſe habe, weg auf einmal mit Liebe und Eiferſucht!

Jago.

Das hör' ich ſehr gerne; dann nun darf ich mir alſo kein Bedenken mehr machen, euch die Freundſchaft und Ergebenheit ſehen zu laſſen, die ich zu euch trage. Nehmt alſo was ich ſagen werde ſo auf, wie es gemeynt iſt. Ich rede noch nicht von Beweiſen; gebt auf eure Gemahlin Acht, habt ein aufmerkſames Aug auf ſie und Caſſio, das iſt alles was ich ſagen kan: Nicht eiferſüchtig, aber auch nicht ſicher; ich möchte nicht gerne, daß ein ſo edles Gemüthe wie das eurige, aus einem Uebermaaß von angebohrner Gutherzigkeit betrogen würde; ſeht euch alſo vor. Ich kenne die Venetianiſche Landes-Art; in Venedig bekümmern ſie ſich wenig, ob der Himmel ein Zeuge ihrer Streiche iſt, wenn nur ihre Männer nichts davon gewahr werden; ihre gröſte Gewiſſenhaftigkeit geht insgemein nicht weiter, als daß ſie niemand zuſehen laſſen, wenn ſie ſündigen.

Othello.

Sagſt du das?

Jago.

Sie betrog ihren Vater, wie ſie ſich euch ergab; und zu eben der Zeit, da ſie euch am heftigſten liebte, ſtellte ſie ſich, als ob ſie ſich vor euch fürchte.

Othello.

des Staates. Sein Augenmerk ist beständig dahin gerichtet, durch die allmählige Vertilgung der Schulden, und soviel möglich auch der Steuerfreyheit privilegirter Personen und Güter, die Bürde der Eigenthümer auszugleichen, und zu sorgen, daß die Güter, welche durch Kauf- oder andere Verträge, durch Absterben der Besitzer, oder auf einige andere Weise an andere Eigenthümer übergehen, sogleich in den Lagerbüchern auf die neuen Besitzer geschrieben werden. Es untersuchet die jährlichen Ausgaben und Einnahmen des Staates, der Provinzen, und Gemeinden, und reguliert den Steueranschlag nach dem Verhältniß derselben. Seine Pflicht ist endlich noch, die Veränderungen der Steuern, welche durch den Häuserbau auf dem Lande oder auf andere Weise sich ereignen können, zu berechnen, und gehörig einzutragen.

Daher hat dieses Tribunal nicht nur sein eigenes Sekretariat und Kanzley; sondern nimmt noch drey subordinirte Aemter zu Hülfe, welche die erzählten schweren Verrichtungen unter sich theilen. Eins derselben, welches *Uffizio de Transporti delle Esenzioni* heißt, beschäftiget sich damit, die Dokumente und Beweise der veräußerten oder durch den Tod der Besitzer auf andere vererbten Güter zu untersuchen und zu bestätigen, und besonders auf die Veränderungen welche, sich mit den Besitzungen und Rechten der todten Hände ereignen können, ein wachsames Auge zu haben, und

die

die Beweise derer zu prüfen, welche auf die Steuerfreyheit Anspruch machen. Das andere, welches *Ufizio de' riparti communali* genannt wird, beschäftiget sich mit der Vertheilung der Abgaben unter die Gemeinden des ganzen Staats, nach den von jeder Gemeinde und Provinz eingeschickten Verzeichnissen der im folgenden Jahr zu machenden Ausgaben und abzutragenden Schulden oder Interessen; und übersiehet die eingeschickten vorjährigen Rechnungen der Ausgaben und Einnahmen der Provinzen und Gemeinden; wodurch so viel bewirkt wird, daß kein Schatzmeister oder Steuereinnehmer des ganzen Landes auch das geringste einnimmt oder ausgiebt, was nicht von den Vorstehern der Gemeinden und Provinzen und von den königlichen Deputierten und Sekretären unterzeichnet und eingeschickt, und von diesem königlichen Amte untersucht würde. Die Aufmerksamkeit dieses Amtes ist auch hauptsächlich dahin gerichtet, daß die Gemeinden durch kluge Verwaltung ihrer gemeinschaftlichen Besitzungen, und durch die Abtragung ihrer Schulden zur Blüthe gelangen. Auch hat es ein wachsames Auge, daß in der Steuer der Personen und des Gewerbes keine Bedrückung geschehe, und kein Mißbrauch eingeführt werde, und daß diese Steuern in den Gemeinden nach dem Maaß als die Schulden abgetragen sind, und die Ausgaben aus eigenen Fonds und Geldvorrath bestritten werden können, erleichtert werden. Endlich ist noch ein drittes Amt

(uffizio di prima e seconda stazione) welches aus drey Ingenieurs, und aus einer gewissen Anzahl Feldmesser, Rechenmeister, und Zeichner bestehet, und sich damit beschäftiget, die von dem uffizio de i trasporti e delle esenzioni anerkannten und bestätigten Veränderungen im Besitze der liegenden Gründe in ein Register einzutragen, damit die königliche Schatzkommission alle und jede steuerpflichtigen Personen des ganzen Staates, wie einer dem andern im Besitze gefolget ist, vor Augen habe: die privilegirten Kirchengüter, wenn sie durch Veräußerung an weltliche Besitzer übergehen, unter die steuerbaren überzutragen; die Veränderungen welche in Abgaben der Häuser vorfallen, zu registriren; die Grundstücke, welche durch Flüsse und Ströhme vergrößert oder vermindert worden, genau zu messen, und diese Veränderungen sowohl ins Register, als in die topographischen Karten einer jeden Gemeinde einzutragen, und die daraus erfolgte Vergrößerung oder Verminderung der Steuer aufzuzeichnen; alle zehen Jahr die Grenzen einer jeden Gemeinde zu besichtigen, und die Karten, welche durch den Gebrauch abgenutzt werden, oder wohl gar verlohren gehen, zu verbessern und zu erneuern, und zu sorgen, daß diese Karten mit denen, welche die einzelnen Gemeinden besitzen, auf das genaueste übereinstimmen. Immensus labor!

Endlich ist noch zu Mailand ein allgemeines Archiv, worin nicht nur alle die Urkunden, welche

che das Geschäft der Schatzung anbelangen, sondern auch die Dokumente der Eigenthumsrechte aller Grundbesitzer des ganzen Staates aufbewahrt werden.

Dieß sind die Triebfedern und Räder, welche das mailändische Steuersystem in Bewegung setzen, und dermaßen in einander greifen, daß nicht die geringste Lücke für die Willkühr offen stehet. Dieses große Werk, welches im Jahr 1718 unter dem Präsidenten Niro seinen Anfang nahm, durch die Kriege in den Jahren 1733 und 1741 unterbrochen wurde, und vom Jahr 1749 bis 1759 durch den Herrn Präsidenten Pompeo Neri, florentinischen Staats-Rath, fortgesetzt und glücklich zu Ende gebracht wurde, macht dem Hause Oestreich unsterbliche Ehre, und beweiset handgreiflich, daß es auch Fürsten giebt, die in der Regierung ihrer Staaten nicht von Herrschsucht und Eigennutz, sondern von väterlicher Liebe und Sorgfalt für das Wohl ihrer Unterthanen beseelt werden.

Obgleich die blutigen Fußtapfen der spanischen Regierung noch nicht ganz vertilget sind, so hat doch das neue Steuersystem für den Ackerbau und Kunstfleiß sehr viel gefruchtet. Weil der steuerpflichtige und einmahl geschätzte Werth der Grundstücke, nach welchem die Grundsteuer reguliert wird, keiner Erhöhung oder Erniedrigung unterworfen ist, die Grundstücke, deren ein großer Theil wüste lag und zu einem sehr niedrigen Werth

angeſchlagen wurde, mögen durch den Fleiß des Bauers fruchtbarer, oder durch die Nachläſſigkeit minder ergiebig werden, als ſie zur Zeit der Schazzung waren: ſo dienet dieſes Steuerſyſtem wohl zur Belohnung des Fleißes als zur Strafe der Trägheit, und zur natürlichſten Auflöſung des alten Problems, wie der Landmann zum Fleiß im Ackerbau und in der Landwirthſchaft zu ermuntern ſey?

Die Folgen haben dieſer Abſicht bisher reichlich entſprochen. Im Anfang der Schatzung fanden ſich im Gebiethe von Lodi gegen 23000 Ruthen wüſte Ländereyen; jezt ſind ihrer keine Hundert mehr. Im Jahr 1733. waren daſelbſt nicht über 197 Käſehäuſer, und im Jahr 1767. waren ihrer 236, deren jedes gegen 120 Kühe enthält, und jährlich 290 große Käſe fabriciert. Folglich hat ſich von dem erwähnten Jahre her die Zahl der Käſehäuſer im Lodigianiſchen um 39, der Kühe um 4680, der Käſe um 11310 vermehrt, welche die Summe von 848,250 Lire ins Land bringen. Aus dem nehmlichen Grunde hat ſich auch die Zahl der Feuerheerden in den Städten verdoppelt, weil die Häuſer erhöhet und vergrößert werden können, ohne daß die feſtgeſetzte Steuer erhöhet werde.

Eine andere Probe des glücklichen Erfolgs dieſes Steuerſyſtems iſt dieſe, daß in den Jahren 1747. 1748. 1749. die ordentlichen Steuern des ganzen Staates ſich auf 11,349,139 Lire beliefen,

liefen, hingegen in dem Jahr 1763. 8,532,754 Lire, und im Jahr 1767. nur 8,417,837 betrugen. Also müssen die Ausgaben der Gemeinden und Provinzen von eigenen Barschaften der Klassen bestritten, und dieselben beynahe um drey Milionen bereichert worden seyn.

Das Wachsthum der Volksmenge ist ebenfalls ein sicherer Beweis des guten Erfolgs. Wie weit sie unter der spanischen Regierung herabgesunken war, habe ich angemerkt. Im Jahr 1749. stieg sie noch nicht ganz auf 900,000. Jezt aber beläuft sie sich auf 1,130,000 Seelen. Da die Oberfläche des ganzen Mailändischen Staates, (die Straßen, Seen, Flüsse nicht mit gerechnet) sich auf 11,385,121 Quadratruthen erstreckt, und eine jede Italienische Quadratmeile 4868 Quadratruthen, folglich der ganze Staat 2338 Quadratmeilen enthält, so fallen 377 Seelen auf jede Italienische Quadratmeile. Kennen Sie wohl, lieber Freund, unter den Ländern, welche keine volkreiche Seehäfen haben und von der Residenz ihrer Fürsten entfernt sind, einen Staat von einer so großen Volksmenge? Sie übersteiget das höchste Maaß der Politiker, welche in solchen Ländern höchstens nur 850 Personen für jede französische Quadratmeile (deren 25 auf einen Grad gehen) annehmen.

J.

V.

Zum Andenken des hochseligen Kaisers Leopold II.

Der Charakter unsers Zeitalters hat sich durch nichts augenscheinlicher an den Tag gelegt, als durch den allgemeinen Schmerz über den Verlust des Kaisers Leopold II. Nie hat der Tod eines Monarchen eine so tiefe, so schmerzliche Wunde in das Herz seiner Zeitgenossen geschlagen. Europens Völker stehen in stummer Betäubung da, wie Kinder, die durch den plötzlichen Tod ihres geliebten Vaters verwaiset sind. Und warum so tief vom Schmerz durchdrungen? Warum über einen entfernten, über einen fremden Fürsten? Warum anders, als weil alle Völker durch entscheidende und auffallende Beweise überzeugt sind, daß Leopold ein ausserordentlicher Menschenfreund war; daß er nicht etwa aus heuchlerischer Ohnmacht und Furcht, sondern aus innerster Ueberzeugung geneigt war, die nun allgemein erkannten Rechte der Menschheit von den blutigen und verrosteten Ketten der alten Barbarey zu befreyen; daß seine ganze Existenz, all sein Denken und Wirken in die Wohlfahrt der seiner Führung anvertrauten Völker verwebt war, daß er nur in diese einen Werth setzte, und jede blutige Eroberung, so groß sie auch seyn mochte, verabscheute? — Kein sterbender Monarch

narch hat von unſerm Zeitalter aufrichtige Thränen zu erwarten, wenn auch nur ein Verdacht auf ihn fallen kann, der Wohlfahrt, wozu die Natur die Menſchheit beſtimmt hat, und den daraus erfolgenden Rechten, aus Uebermacht, aus Ehrſucht, oder aus eingebildeten Vorrechten zu nahe getreten zu ſeyn, oder je einen Anſchlag dawider gemacht zu haben.

Leopold ſchien nach der Ordnung der Geburt nicht zu einem ſelbſtherrſchenden Monarchen beſtimmt zu ſeyn. Er war der drittgebohrne unter den Erzherzogen. Die Todesfälle ſeines Bruders Karl und ſeines Vaters öfneten ihm unvermuthet den Thron des Großherzogthums Toſkana. Die Begierde, ſeine ältern Brüder, denen er ſich durch den Zufall der Geburt untergeordnet ſah, wenigſtens an Kenntniſſen zu übertreffen, ſpornte ihn von zarter Jugend auf an, ſich dem Studieren und Bücherleſen gänzlich zu widmen. Seine Lehrer konnten ihm keine empfindlichere Beſtrafung jugendlicher Fehler auflegen, als wenn ſie ihm für eine kurze Zeit die Bücher entzogen, und ihn nöthigten, müßig zu ſeyn. *) Er hatte nicht nur alle Zweige der Philoſophie und der Rechtswiſſen-

*) Dieſes habe ich aus dem Munde ſeines älteſten Kammerdieners des Herrn von Weber, eines überaus ehrlichen und wahrheitliebenden Mannes, der dem Großherzoge von ſeiner Geburt an gedienet hatte.

wissenschaft studiert, sondern auch, wie ein jeder Privatmannn, der sein Glück hierdurch zu machen sucht, öffentliche Proben davon abgelegt, als er durch den plötzlichen Todesfall des glorwürdigsten Kaisers Franz, seines weisen Vaters, zur Regierung des Großherzogthums Toskana gelangte. Hier sah er sich auf einmahl in ein Meer wichtiger Staatsgeschäfte versenkt. Toskana war seit vielen Jahren eine verwaiſete Provinz, welche zwar vom hochseeligen Kaiser Franz viele Verbesserungen erhalten, im Grunde aber noch an den Hauptmängeln krank lag, die ihr aus ältern Zeiten, besonders von der elenden Regierung der zwey letzten Großherzoge des erloschenen Hauses Medici, anhiengen. Gleich im ersten Jahr hatte er mit einer schrecklichen Hungersnoth zu kämpfen, welche unter dem gemeinen Volke, besonders auf dem Lande, wegen der schlechten Nahrung eine tödliche Krankheit bewirkte, woran viele Menschen starben. Er ließ in Eile für einige hunderttausend Thaler Korn aus den nördlichen Ländern auf holländischen Schiffen herbeyführen, und hatte das Unglück, mehr Schaden als Nutzen zu stiften, weil der größte Theil verdorbenes Korn war. Dieses entflammte ihn, dem Uebel bis zu seiner Quelle nachzuforschen. Er fand, daß der Bauer, durch Noth und durch die Gesetze gedrungen, sein Getraide in die öffentlichen Vorrathshäuser verkaufte, die schon gegen die Mitte des Winters ausgeleert waren. Hingegen waren noch viele Kornspeicher

der

der adelichen und der wohlhabenden Bürger, theils auf dem Lande theils in der Stadt, welche den höchsten Grad der Theurung erwarteten, gedrungen voll. Denn da der Ackerbau wegen der Fesseln, womit der Kornhandel eingeschränkt war, an sich selbst zum Unterhalt der Volksmenge nicht hinreichend war: so konnten sich die reichen Besitzer der Landgüter sichere Rechnung machen, bey jedem Mißwachs sich zu bereichern, wenn sie ihren Ueberfluß in ihren Speichern aufbewahrten. Der Großherzog half der drückenden Noth dadurch ab, daß das Korn aus den verborgenen Winkeln auf dem Markt gebracht werden mußte, und durch die Konkurrenz der Verkäufer wohlfeiler wurde. Damit aber in Zukunft dergleichen öffentliche Drangsale verhüthet und der Ackerbau vermehrt würde, hob er die Provintagesetze und öffentlichen Vorrathshäuser auf, und gab dem Getraidehandel eine schrankenlose Freyheit. Die Erfahrung hat bestätigt, daß in einem Lande, welches mit guten Seehäfen versehen ist, die Ein- und Ausfuhr des Korns frey seyn muß; denn in dem Zeitraum von 25 Jahren, da Toskana dieser Freyheit genießt, hat sich der Ackerbau dermaßen vermehrt, daß nicht leicht ein Kornmangel entstehen kann. Hierzu trug er auch dadurch sehr viel bey, daß er in dem andern Theil von Toskana, welcher ans Meer gränzt, große Strecken durch Dämmung der Flüsse, durch Ausgrabung neuer und Reinigung alter Kanäle urbar machte, und durch Verbesserung der Wege,

Vers

Othello.

Das machte ſie würklich ſo.

Jago.

Macht alſo den Schluß; konnte ſie, ſo jung, ſo unſchuldig als ſie war, ſich ſo gut verſtellen, daß ihr eigner Vater von allem was in ihrem Herzen vorgieng, nichts gewahr werden konnte -- Er dachte, es müſſe nothwendig Zauberey dabey gebraucht worden ſeyn -- Doch ich bin ſehr zu tadeln: Ich bitte euch recht demüthig um Vergebung, daß ich mich von meiner Liebe zu euch ſo weit verleiten laſſe.

Othello.

Ich bin euch auf immer dafür verbunden.

Jago.

Ich ſehe doch, es hat eure Lebensgeiſter ein wenig in Unordnung gebracht.

Othello.

Im mindſten nicht, im mindſten nicht!

Jago.

Glaubt mir, ich beſorge, es iſt ſo etwas; ich hoffe wenigſtens, ihr werdet überzeugt ſeyn, daß, was ich ſagte aus Freundſchaft zu euch gefloſſen iſt. Aber, ich ſeh' es, ihr ſeyd beunruhigt -- Ich bitte euch recht inſtändig, meinen Reden keine ſchlimmere Auslegung zu geben, als meine Meynung iſt.

Othello.

Vertiefung schiffbarer Kanäle und Aufhebung der Zollrechte, welche einer jeden Provinzialstadt von ihren Republikanischen Zeiten her noch eigen waren, den inländischen Produkten einen leichtern und freyen Umlauf verschafte.

Auf dem Lande lebte eine Menge Miethlinge und Tagelöhner, die sich zum Theil aus Mangel der Arbeit, oder mit zahlreichen Kindern beschwert, von Diebereyen ernährten. Diesem Uebel abzuhelfen, verwandelte L. eins seiner schönsten Landhäuser in ein Arbeitshaus und Magazin roher Materialien, wo einem jeden Armen Stoff zur Arbeit und zum Lebensunterhalte, sogar auch mit nach Hause, gegeben wird, und wo er samt dem Arbeitslohne neuen Vorschuß erhält, wenn er die vorigen Materialien verarbeitet hat.

Es war verbothen, die rohe Seide aus dem Lande zu führen. Der Seidenfabrikant drückte nicht nur das arme Volk durch den niedern Preis des Spinnerlohns, sondern setzte auch den Preis der rohen Seide so tief herab, als es ihm immer möglich war. Aller Gewinn floß in seine Kasse, und der Seidenbau schmachtete. Der weise Leopold gab die Ausfuhr inländischer Seide in die Oesterreichischen Erbländer frey. Durch diese Begünstigung der produzierenden Klasse folgte er dem Fingerzeig der Natur. Da die Toskanische Seide wegen ihres innern Werths nach der Piemontesischen am meisten gesucht wird, so ist der Seidenbau

ein

ein viel sichereres Mittel des Unterhalts, als die Seidenfabriken, deren Gewinn so sehr von der veränderlichen Mode abhängt, und die Manufacturen von den französischen weit übertroffen werden.

Die häusliche Oekonomie zu verbessern, welche hauptsächlich auf guten und fleißigen Hausmüttern beruhet, verwandelte Leopold 16 Nonnenklöster in der Hauptstadt, und 64 andere in den Provinzial-Städten in Erziehungshäuser für junge Frauenzimmer aus jedem Stande, wo sie nicht nur in den christlichen und bürgerlichen Pflichten, sondern auch in allen weiblichen Arbeiten und Hausgeschäften unterrichtet werden. Die Kinder wohlhabender Aeltern zahlen eine sehr geringe Pension, und die Armen werden theils von den Einkünften der besagten Klöster, theils aus der Religionskasse, wohin die Einkünfte der aufgehobenen Klöster fließen, frey unterhalten. Die gute Großherzogin, die jezt bis in den Tod betrübte Wittwe des verblichnen Kaisers, würdigte dieses rühmliche Institut ihrer Oberaufsicht.

In einem Lande, dessen Unterhalt und Reichthum hauptsächlich in den natürlichen Produkten bestehet, muß nothwendiger Weise der Luxus eingeschränkt werden. Dies war in Toskana, wo die Einwohner von selbst zur Sparsamkeit geneigt sind, sehr leicht zu bewirken. Es brauchte keine Zwangsgesetze. Der Großherzog bewirkte es durch eine hohe Verachtung, die er gegen die Verschwendung äusserte, und durch sein eigenes Beyspiel.

Sich in den Stand zu ſetzen, die Abgaben der Unterthanen zu vermindern, unterwarf er ſich ſelbſt und ſeinen Hofſtaat einer zwar ſtrengen, aber wohlanſtändigen Oekonomie, verminderte den Ueberfluß der bürgerlichen und militäriſchen Bedienungen, und Beamten, reducirte drey Regimenter in Eins, und brachte es durch dieſe und andere Erſparungen ſo weit, daß er nicht nur alle Staatsſchulden, welche von den Mediceiſchen Zeiten herrühren, und jährlich gegen 200000 Spesiesthaler Intereſſen betrugen, theils abgezahlt, theils mit eben ſo vielen Activſchulden, die ihm höher verintereſſirt werden, bedeckt hat, ſondern auch gegen acht Millionen baares Geld zurückgelegt haben ſoll.

Bey den Florentinern waren in den mittlern Zeiten, bis ins ſechszehnte Jahrhundert, die Fideicommiſſe und das Recht der Erſtgeburt dem Staate vielmehr zuträglich, als nachtheilig. Der Adel war ſo nothwendig mit dem Handel verbunden, daß er ohne dieſen nicht ſtatt finden konnte. Die Erſtgebohrnen bedienten ſich ihrer jüngern Brüder, ihre Handlungs-Comptoirs in verſchiedenen Gegenden von Europa und Aſien der Aufſicht derſelben anzuvertrauen. Seitdem aber der zahlreiche Adel ſich wenig oder gar nicht mit dem Handel abgiebt, ſind die jüngern Brüder, aus Mangel an Kapitalien, zum Müſſigang verdammt, und dem Adel fehlt es an reichen Fonds, um zur ehemaligen

Blüthe

Blüthe zu gelangen, obgleich das Land von der Natur selbst zum Handel bestimmt zu seyn scheinet. Daher gab Leopold das Gesetz, daß künftig niemand ein Fideikommiß oder ein Majoratsrecht errichten könnte, und daß diejenigen, welche im Besitz solcher Rechte wären, derselben verlustig würden, wenn sie keine authentische Dokumente vorzeigen könnten.

Durch die Reform der Rechtsverwaltung, hat sich dieser weise Gesetzgeber besonders ausgezeichnet. Vermöge eines alten Herkommens, von den Zeiten der Republik, wurden die Häupter der Landstädte alle 6 Monathe aus der Florentinischen Bürgerschaft durch das Loos gewählt. Die ihnen beygesetzten Rechtsgelehrten mußten sich, wegen schlechter Besoldung, durch ungerechte Künste ernähren. Diesen Mißbrauch hat Leopold abgeschaft. Die Aemter werden nun mit wohlbesoldeten Rechtsverständigen besetzt. Die Prozesse sind verkürzt, und der Gang der Gerechtigkeit so einfach als möglich gemacht worden.

Aber das größte Meisterstück seines aufgeklärten Geistes und seiner Menschenliebe, ist die Reform der peinlichen Gesetze. Ueber alle Vorurtheile erhaben, zerstöhrte er auf einmal das blutige System der barbarischen Zeiten, da die Mächtigern den Werth der Menschen unter das Vieh herabsetzten und die Vergehungen der Schwächern mit eisernen Ruthen bestraften. Der Geist der Rache belebte

die alten peinlichen Gesetze. Ohne Bescheidenheit und Menschenliebe vernichteten sie den verbesserlichen Bürger wie den ruchlosen. Ohne sich darum zu bekümmern, den Verbrechen vorzukommen, richteten sie die Menschen hin, deren vernachläßigte bürgerliche Erziehung sie nothwendiger Weise zu Verbrechern bilden mußte. Leopold legte nur solche Strafen auf die Verbrechen, die den Schuldigen Zeit lassen sich zu verbessern, die den zugefügten Schaden dem Staate vergüten, die den ruchlosen ausser Stand setzen die allgemeine Ruhe und Wohlfahrt zu stöhren, und weit wirksamer als eine augenblickliche Todesstrafe sind, einem bösen Bürger zur Warnung zu dienen. Er hob die Todesstrafe gänzlich auf, weil sie in Toskana zur Erlangung des vorgenommenen Ziels unnöthig ist; er verboth die Tortur, als ein ungerechtes und zweckloses Mittel die Wahrheit zu erforschen, und die Konfiskazion der Güter, als eine Strafe, die nicht den Verbrecher, sondern bloß die unschuldige Familie desselben trift. Die Gefängnisse, welche so schlecht beschaffen waren, daß man sie als die härtesten Strafen der Beklagten, ehe sie noch für schuldig erkannt waren, betrachten konnte, und wo der Unschuldige oft verfaulte bevor seine Unschuld an den Tag kam, verwandelte er in gesunde und bequeme Verwahrungsörter, und befahl sogar, daß die Gefangenen wöchentlich einmahl in die freye Luft geführt, die Gefängnisse fleißig gesäubert, und von obrigkeitlichen Personen besucht würden. Den

Ver-

Verhaft zu verkürzen, verordnete er, die gerichtlichen Untersuchungen, soviel möglich, zu beschleunigen. Wird jemand für unschuldig erkannt, so muß ihm alle der Schade, welcher ihm und seiner Familie durch den Verhaft zugewachsen ist, aus der Kasse der Geldstrafen genau ersetzt werden.

Diese Reform war kein Werk einer blinden oder allzu zärtlichen Menschenliebe. Sie war, wie der weise Gesetzgeber selbst sagt, das Resultat einer langen Erfahrung und vielfältiger Versuche. Wir haben, sagt er, endlich durch lange Erfahrung und vielfältige Versuche erkannt, daß in Toskana durch die Milderung der Strafgesetze, wenn sie mit einem wachsamen Bestreben den Verbrechen zuvorkommen, mit der Beschleunigung der Prozesse, und mit der unvermeidlichen Bestrafung wahrer Verbrechen begleitet ist, auch die Zahl der gemeinsten Uebertretungen sich beträchtlich vermindert hat, und die schweren Verbrechen fast unerhört worden sind.*) Alle Stände vereinten sich, ihm eine Bildsäule von Bronze zu errichten; er verbat sich aber ein Denkmal deren sich auch Tyrannen rühmen können, und überließ es der dankbaren Nazion, das dazu gesammelte Geld zu irgend einer allgemeinen nützlichen Anstalt zu verwenden, wozu er die noch etwa ermangelnde Summe beytragen wollte.

Es ist ein altes Herkommen in allen Staaten Italiens, daß sich die Polizey zur Ausforschung täglicher Vorfälle, einer zahlreichen Menge Ausspäher, die niemanden als dem Fiskal und dem Varigello bekannt sind, und aus einem eigenen dazu bestimmten öffentlichen Fonds besoldet werden, bedienet Das Ziel dieser Anstalt ist, den Verbrechen zuvorzukommen, die Verbrecher auf das schleunigste auszuforschen, dem Diebe seinen Raub abzujagen, ehe er den Händen der Gerechtigkeit

*) In der Vorrede des Gesetzbuches.

entwischt, und den Charakter guter und schlechter Bürger zu erkennen. Niemand kann läugnen, daß diese Anstalt, unter der Aufsicht unpartheyischer und aufgeklärter Menschenfreunde, von überaus großem Nutzen in einem Staate seyn könne. Die Fremden, welche den Großherzog tadeln, daß er sich dieses Mittels bedient habe, den Charakter der Nazion, besonders derer, die er einer besondern Aufmerksamkeit würdig achtete, zu erforschen, wissen nicht, daß der Fiskal, Vichieri Colombi, welcher ihm alle Morgen die eingesammelten Nachrichten von Personen, deren sittlichen Charakter er kennen wollte, in dem sogenannten Specchio vorzeigte, einer der größten Menschenfreunde, die ich je in der Welt gekannt habe, ein tiefdenkender Philosoph, ein großer Staatsmann und Weltkenner war, und ihm gewiß keine Nachricht als brauchbar vorschilderte, bis die charakterisirenden Thatsachen oft wiederhohlt, und durch viele Ausspäher verschiedenen Standes und Charakters einmüthig bestätiget, und alle Umstände der Personen und Handlungen, auf der Wage der Bescheidenheit und Menschenliebe, abgewogen waren. Die Folge davon war, daß der gute Fürst die durch diese Wege erhaltenen Nachrichten, nie zur Unterdrückung, sondern zur Verbesserung fehlerhafter Subjekte, und allem Schaden zuvorzukommen, väterlich benutzte, und in kurzer Zeit zur innersten Kenntniß seines Landes und seiner Unterthanen gelangte.

Von gleich edlem Charakter und großer Weltkenntniß und Klugheit waren der Graf von Wilzeck, der sich einige Jahre zu Florenz aufhielt, der Graf von Thurn und der Senator Gianni, welche des täglichen Umgangs des Verewigten genossen, und sehr viel zur Vermehrung seiner Staatskenntnisse beygetragen haben. Der Senator Gianni, Maggior-Domo des Hofes, flößte dem anfänglich allzufreygebigen Fürsten den Geist einer klugen Oekonomie ein, und brachte nicht nur den

Haus-

Haushalt ſeines Hofſtaates in gute Ordnung, ſondern gab ihm auch den Maaßſtab in die Hand, ſeine Staats Finanzen wohl einzurichten.

Die Geiſtlichkeit, die in einem jeden römiſch-katholiſchen Staate, einen fremden Staat von ganz verſchiedenem Intereſſe ausmacht, gab ihm viel zu ſchaffen. Den Biſchöffen, welche vermöge ihres Gregorianiſchen Eidſchwurs verbunden ſind, alle drey Jahre ſelbſt, oder durch einen Deputierten, die Limina Apoſtolorum zu beſuchen, oder wenigſtens, wie es jetzt in Toſkana geſchiehet, alle drey Jahre einen umſtändlichen Bericht von der innern Verfaſſung, von dem ſittlichen Charakter, und den Neigungen der Bewohner ihres Kirchſprengels, dem römiſchen Stuhl zu überſenden, verboth er dieſes zu thun, ohne ihm vorher den ſchriftlichen Bericht vorgelegt zu haben. Den Gerichtshof der päbſtlichen Nunziatur, wohin man von den biſchöflichen Gerichten appelliren konnte, und welchem die Klöſter unterworfen waren, verſchloß Leopold, unterwarf alle Geiſtlichkeit, Mönche und Nonnen, der Gerichtsbarkeit, und Aufſicht der Biſchöffe, trennte ſie von aller Verbindung mit ihren Generalen, die zu Rom reſidiren, hob eine gute Anzahl Mönchs- und Nonnenklöſter au, und beſtimmte ihre Einkünfte zur Erziehung der Jugend, ſchaffte das Patronatrecht im ganzen Lande ab, und befahl bey jeder erledigten Stelle einer Pfarrey oder andern Kirchenpfründe dem Kandidaten den Vorzug zu geben, der in einer anzuſtellenden Prüfung das beſte Lob davon trüge. Die Misbräuche in den Kirchen abzuſchaffen, und die Einförmigkeit in der Kirchenzucht, im Gottesdienſte, im Unterricht des Volks, in der chriſtlichen Moral und Theologie zu bewirken, veranſtaltete er eine Nazional-Verſammlung der Biſchöffe. Leopold bewies durch dieſen Schritt, daß er den einzigen und ſicherſten Weg kannte, die Kirche zu reformiren, und gab allen Für-

sten hierdurch einen Fingerzeig. Der römische Stuhl fand sich am empfindlichsten und schwächsten Theil angegriffen und setzte Himmel und Hölle in Bewegung. Die Mönche und niedere Geistlichkeit schmiedeten Empörungen unter dem niedern Volke, besonders der Landstädte. Indessen wurden die Akten der Nazional-Synode durch den Druck bekannt gemacht. Dem rasenden Volke wurde die abergläubische Art, gewisse Bilder zu verehren und abentheuerliche Prozessionen anzustellen, in einigen Oertern verbannt, weil Zwang kein Mittel ist das Volk aufzuklären. Ganz sicher werden die gedruckten Akten der Synode ihr volles Ziel erreichen, wenn der verbesserte Unterricht der Jugend in den Seminarien, in den eingeführten Normalschulen und Erziehungsinstituten wenn die Druckfreyheit, die veranstalteten Lesegesellschaften, und das Lesen fremder Bücher, ihre Wirkung, unter dem Volke gethan haben werden. Alsdenn werden die geschmiedeten Empörungen zu dem wirksamsten aller Aktenstücke werden, das Volk wider alle abergläubische Mißbräuche und ihre Urheber, nicht nur zu verwahren, sondern auch zu verbittern. Finsterniß wird nie auffallender als wenn sie mit dem Lichte in Kontrast gesetzt wird. Der blinde Widerstand des römischen Stuhls in dem aufgeklärten Zeitalter worin wir leben, wirkt stärker und schneller für die gute Sache, als der große Haufe denkt. Das geschmeidige Nachgeben des Großherzogs macht seiner Weisheit unsterbliche Ehre.

Die mir vorgeschriebenen Schranken erlauben mir kaum noch im Allgemeinen zu erwähnen was der große Leopold zur Beförderung der Wissenschaften und schönen Künste gethan hat. Die Akademie des Ackerbaues, welche unter seinem besondern Schutz überaus viel zur Verbesserung der Agrikultur und Landwirthschaft beyträgt, die von ihm gestiftete Akademie der zeichnenden Künste, deren

deren Werke jährlich zur Schau aufgestellt und durch Preiße ausgezeichnet werden, die von ihm vergrößerte und verschönerte Mediceische Gallerie, die von ihm errichtete Naturaliensammlung, das Cabinet der seltensten und kostbarsten physischen Instrumente, und das chymische Laboratorium, durch deren Hülfe der Abbe Fontana die Kenntniß der Natur so sehr erweitert hat, und wo der gute Fürst sich von seinen Regierungsgeschäften zu erhohlen pflegte, und andere vortheilhafte Anstalten sind überzeugende Beweise, wie sehr ihm die Beförderung nützlicher Kenntnisse und der schönen Künste am Herzen lag.

Fünf und zwanzig Jahr hatte er für Toskanens Wohlfahrt den Szepter geführt. Alle von ihm gepflanzte Zweige der bürgerlichen Glückseligkeit hatten Wurzel gefaßt, und waren größtentheils zur Blüthe gelangt, als er plötzlich durch den Tod seines Bruders Joseph II. zur Regierung großer Königreiche und Fürstenthümer berufen, und kurz nachher auf den Kaiserlichen Thron erhoben wurde. Nichts als traurige Szenen eröffneten sich jetzt vor seinen Augen. Ein blutiger Türkenkrieg, gefährliche Empörungen, welche theils schon in hohe Flammen ausgebrochen, theils in verschiedenen seiner Erbländer angezettelt waren, vielfältige Staatsverwirrungen, und laute Beschwerden der Provinzen, und die dem teutschen Reiche drohenden Gefahren von Seiten der Franzosen, alles vereinigte sich auf einmal, sein friedliebendes, menschenfreundliches Herz mit Kummer und nagenden Sorgen zu quälen. Die aufgehäuften Geschäfte, deren viele die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf ihn gerichtet hatten, deren jedem er nach Gewohnheit seine Seelenkräfte ganz widmete, und die ihm keine ruhige Stunde zur Erhohlung ließen, brachten ihn in kurzer Zeit um sein kostbares Leben.

Weder die durch Zeit und Raum vorgeschriebene Kürze dieses Aufsatzes noch die Kräfte des Verfassers

Othello.

Das will ich auch nicht.

Jago.

Thätet ihr's, Gnädiger Herr, ſo könntet ihr Folgen daraus ziehen, an die ich in der That nie gedacht habe. Caſſio iſt mein Freund und ein Mann der Verdienſte hat -- Gnädiger Herr, ich ſehe, ihr ſeyd unruhig --

Othello.

Nein, nicht ſonderlich unruhig -- ich denke nichts anders, als Desdemona iſt tugendhaft.

Jago.

Lange lebe ſie ſo! Und lange möget ihr leben, ſo zu denken!

Othello.

Und doch, wenn die Natur einmal aus ihrem Geleis getreten iſt --

Jago.

Das iſt eben der Punct -- Daß ſie (wenn ich ſo frey ſeyn darf, es heraus zuſagen) ſo viele Partheyen, die ihr natürlicher Weiſe hätten angemeßner ſcheinen ſollen, abgewieſen hat, um ſich einem Liebhaber zu ergeben, deſſen Landesart, Farbe und Alter dem ihrigen ſo entgegen geſezt war. In der That, das ſcheint etwas ausſchweiffendes in ihrem Gemuth, eine gewiſſe Ueppigkeit und Unordnung ihrer Em-

bildung

erlaubten den Gedanken, unſerm vortreflichen und der Welt, die noch ſo viel gutes von ihm zu hoffen hatte, leider allzufrüh entrißnen Kaiſer, ein ſeiner würdiges Denkmal zu ſetzen. Welcher andere hat jemahls mehr als Leopold einen Plinius, und noch mehr als einen Plinius, zum Lobredner verdient? Aber ſo wie der bloße Nahme eines allgemein bekannten großen Mannes, einem einfachen Grabſtein eingegraben, mehr ſagt als das prächtigſte Monument: ſo bedarf auch ein Fürſt wie Leopold II. — ein Fürſt, deſſen ganzes, den Pflichten ſeines erhabenen Berufs einzig gewidmetes Leben eine immerwährende Wohlthat für die Menſchheit war, keiner andern Lobrede als einer einfachen prunkloſen Aufzählung deſſen was er gethan hat. Die Ehre, dieſes ausführlich, und vollſtändig zu leiſten, bleibt ſeinen künftigen Geſchichtſchreiber vorbehalten. Mir, der einſt das Glück genoß, viele Jahre ein Augenzeuge der preiswürdigen Regierung des verewigten Monarchen zu ſeyn — zu einer Zeit, da er im Kleinen leiſtete, was Er, wäre er der Welt nicht in der Hälfte ſeiner glorreichen Laufbahn entriſſen worden, gewiß auch im Großen zu leiſten gewußt hätte — mir ſey es erlaubt, dieſe wenigen Blätter, mit meinen Thränen vermiſcht, auf das Grab eines Fürſten fallen zu laſſen, der dazu gemacht war dem erſten Thron der Welt neuen Glanz zu geben, und deſſen Tugenden in allen künftigen Zeiten das edelſte Vorbild ſeiner Nachfolger bleiben werden. J...

VI.

An eine junge Mahlerin.

Beliebte! Für die Kunſt des Raphael gebohren,
wirſt du nicht Bildnerin von Thieren, Holz und Stein:
nein,

nein, Weſen mahleſt du, die Gott ſich auserkohren,
dem Unerſchaffenen am ähnlichſten zu ſeyn.
Du ſprichſt ein ſchöpferiſches Werde!
Und zauberſt durch des Pinſels Allgewalt
die ſeelenvolleſte Geſtalt
aus mannichfacher ſchön gefärbter Erde.
Durch deinen Fleiß und deinen Scharfblick kannſt du Leben
dem Bilde, wie Prometheus geben;
und mahleſt, mit dem Geiſt des Zeuxis angefüllt,
nicht Trauben, um die Vögel zu berücken,
nein, beſtes Mädchen, Menſchen zum Entzücken
mahlſt du; man wird getäuſcht, eilt hin, und küßt das Bild.

Den Schmerz der Trennung zu beſiegen
ſtellſt du in nachgeahmten Zügen,
den Freund, der unſer Alles war,
getreu vor unſre Augen dar.
Wie gern läßt ſich das Herz beym Anſchaun nicht betrügen,
fühlt ein unnennbares Vergnügen,
und trinkt aus ſeinem liebevollen Blick
der Erdbewohner höchſtes Glück. —
Du rufeſt den, den uns der Tod entriſſen,
zurück von Lethes düſt'rem Strand:
wir ſehn ihn, wie er lebend vor uns ſtand,
und ſcheinen ihn nur halb zu miſſen.

Durchforſcht der Nachwelt Wißbegier
dereinſt die Thaten großer Männer,
dann wünſchet ſich der Menſchenkenner:
„Ach! Hätt' ich doch ein Bild von dir!
„Sorgfältig ſpäht' ich dann in deinen Zügen
„dem Geiſte nach, der ſich dem Staat der Welt, geweiht." —
Wohl Dir! Du ſchenkeſt dieß Vergnügen
durch deine ſeltne Kunſt der ſpäten Folgezeit.

So fahre fort die Laufbahn zu beſchreiten,
die zu der Ehre ſteilen Zinne führt:
der Kunſtgott ſelbſt wird deine Schritte leiten:
bis auch dein Bild dereinſt den Tempel ziert,
wo Timarete und Ariſtarete *) glänzen,
und unſrer Therbuſch Urne Genien umkränzen.

S. v. Bandemer.

VII.

Ankündigung.

Der gütige Beyfall und die Aufmunterung meiner ſchätzbaren Freunde und Gönner, giebt mir den Muth, einen Band vermiſchter Schriften, die ſeit der Herausgabe meiner poetiſchen und proſaiſchen Verſuche im Jahr 1787. weit über ein Alphabet herangewachſen ſind, auf Subſcription anzukündigen. Die Ausfeilung und Korrektheit, der in dieſem Bande enthaltenen Gedichte, habe ich größtentheils meinem verehrungswürdigen Freunde, dem Herrn Profeſſor Kamler zu verdanken.

Da ſich die erſte Auflage meiner Verſuche gänzlich vergriffen hat, und dieſe vermiſchten Schriften, als ein zweyter Theil der Verſuche angeſehn werden können; ſo will ich denjenigen Liebhabern zum Beſten, welche die erſtern noch nicht beſitzen, es frey ſtellen, ob ſie auf eine

*) Timarete hatte eine Diana gemacht, die zu Ephesus zu ſehn war; und Ariſtarete einen Aeſculap. Plinius XXXV. 2. führt auſer dieſen noch vier andre Mahlerinnen an, nehmlich die Irene, Kalypſo, Alciſthene und Lala.

eine gänzlich verbeſſerte und vermehrte Auflage meiner poetiſchen und proſaiſchen Verſuche mit ſubſcribiren wollen. Das gegenwärtig angekündigte neue Werk, liegt fertig in meinem Schreibetiſch, und wird zur Michaelismeſſe 1792. bey dem akademiſchen Buchdrucker Herrn Unger, auf Schreibepapier gedruckt herauskommen. Der Subſcriptionspreis iſt 1 Thlr 8 gr. Für eine neue Auflage des erſten Werks bleibt der alte Preis von 16 gr. Wer auf beyde Werke zu ſubſcribiren beliebet, zahlt alſo 2 Thlr. Diejenigen welche mit meiner Muſe noch unbekannt ſind, verweiſe ich an die berliniſche Monatsſchrift, an Jördens Berliner Muſenalmanach von den Jahren 1791. und 1792, und an den dritten Band von Ramlers Fabelleſe, wo die Erzählungen Seite 10 18. 174. 224. 238 283. von mir ſind. Der Inhalt dieſer meiner vermiſchten Schriften, wird in Gedichten, proſaiſchen Aufſätzen, Briefen, dramatiſirten Erzählungen, und einer Geſchichte beſtehen die unter den Nahmen: Adelheid, oder Schein und Verläumdung, eine wahrhafte Begebenheit unſerer Zeit enthält.

Die Subſcribenten die, mein Werk mit ihren Nahmen beehren wollen, werden gebeten, ſolche vollſtändig vor Johannis einzuſenden, damit ſie, wie gewöhnlich, demſelben vorgedruckt werden können, und desfalls ſich entweder ſelbſt, oder an den Königl. Bibliothekar Herrn D. Bieſter, und an den akademiſchen Buchdrucker Herrn Unger, in Berlin zu addreſſiren.

Berlin, im Monat Januar 1792.

Suſanna von Bandemer,
geb. von Franklin.

wohnhaft in der Leipzigerſtraße, an der Ecke der Margarafenſtraße, im Cunyſchen Hauſe.

(Hofrath Wieland in Weimar nimmt Subſcription an.)

VIII.

VIII.

Anzeige.

Ein Kaufmann in Bremen ſchickte im Jul. 1791. auf Verlangen meines Schwagers, des Landkammerraths von Brandenſtein zu Bernburg, ein Tönnchen mit friſchen Häringen, durch Heſſen, hierher an mich ab. Dieſes kam nicht bey mir an, und eine darüber angeſtellte Unterſuchung ergiebt, daß dieſe Häringe in eben der berüchtigten Räuberhöle geſtohlen und gefreſſen worden ſind, worin, zur Schande des achtzehnten Jahrhunderts, ehrlichen Leuten ihre Briefe erbrochen, und, je nachdem es fällt, unterſchlagen werden. Dieſe Unverſchämtheit iſt um ſo viel bewundernswürdiger, da ein Häring (wie ein Häringskrämer in Amſterdam, während des leztern Seekriegs, zwiſchen England und Holland, laut den damaligen Zeitungen, geſagt hat) ein neutrales Thier, und alſo auch zu vermuthen iſt, daß er auf die ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Geſinnungen desjenigen, der ihn zu eſſen berechtiget iſt, weiter keinen Einfluß haben könne. Die armen Häringe waren der Gefräßigkeit ſo manches Nordkapers und Hayfiſches in der Nordſee glücklich entgangen, und mußten endlich noch in den Rachen eines Raubthiers — auf dem feſten Lande von Teutſchland einlaufen! Nicht in der Abſicht, die unheilbaren Urheber dieſer Schandthat zu beſſern, ſondern das Publikum zu warnen, mache ich dieſe Vorgänge bekannt.

Im März 1792. von Knoblauch.

P. S. Der Brief, worin mein Schwager mir von dem Häringsraube zuerſt Nachricht gab, iſt zwiſchen Frankenthal und Frankfurt, der löblichen Gewohnheit zu

des beſagten löbl. Poſtamtes zufolge, ebenfalls geſtohlen worden. Ich zweifele gar nicht, daß wenn dieſe in der Geſchichte vielleicht beyſpielloſen Niederträchtigkeiten zur Kenntniß des regierenden Herrn Landgrafen kommen werden, der Urheber derſelben als Straßenräuber geſtraft werden wird.

Inhalt.

Jänner.

I. Daphnis. Virgils fünfte Idylle. Von Hrn. Hofrath Voß. S. 3.
II. Die Inſel der Gorillen. Ein Fragment aus einem Kommentar über Hanno's Seereiſe, von Hrn. JR. von Knoblauch. — 48.
III. Sendſchreiben des Herausgebers des T. M. an Herrn P. *** zu ****. — 64.

Februar.

I. Alceſte, mehr Wahrheit als Fabel. S. 113.
II. Ueber die Kunſt gut zu leſen. Eine Vorleſung. — 130.
III. Das merkwürdigſte aus der Seſſion der franzöſiſchen Nazional-Verſammlung vom 25ſten December 1791. — 146.
IV. Epiſtel an Herrn Geh. Hofrath Xing in Karlsruhe. — 159.
V. Neue Ueberſicht der mittlern Geſchichte, nach dem vierten Theile von Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. — 166.
VI. Romantiſche Geſchichte des Cid. — 199.
VII. Bekanntmachung. — 215.

März.

I. Die drey Stände. Ein Dialog. S. 217.
II. Ueber die Verlängerung des Lebens. — 242.
III. Freyheit und Einsicht. Eine Erzählung. — 264.
IV. Einige Anmerkungen zu Hrn. Hofrath Meiners Briefen über die Schweiz. — 280.
V. Einige Ideen aus dem Entwurf zu einem künftigen größern Werk über Pan, Silen, die Faunen, Satyrn u. d. — 307.
VI. Was ist vermöge der Konstituzion ein Bauer und ein Handwerksmann in Frankreich, von Herrn C. Condorcet. — 315.
VII. An Selmar. — 320.
VIII. Eine Anfrage. — 327.

April.

I. Theokrits drittes Idyll. S. 329.
II. Die Weltbürger. Zur Fortsetzung des Dialogs, die drey Stände, im vorigen Monatsstück. — 340.
III. Vorläufige Betrachtungen über eine neue Preißfrage. (Von Hrn. Geheimen Kanzley-Secretär Rehberg in Hannover.) — 379.
IV. Von dem gegenwärtigen Steuersystem des Mailändischen Staates. — 390.
V. Zum Andenken des hochseligen Kaisers Leopold II. — 420.
VI. An eine junge Mahlerin. — 434.
VII. Ankündigung der Gedichte der Frau von Bandemer. — 436.
VIII. Anzeige. — 438.

bildung und ihrer Neigungen anzuzeigen. Doch ich bitte euch um Vergebung, ich rede eigentlich nicht von ihr ins beſondere; ob ich gleich nicht ohne alle Sorge bin, ſie könnte, bey kühlerm Blut, darauf fallen, eure Geſtalt mit derjenigen von ihren Landsleuten zu vergleichen, und ſich vielleicht ihre Wahl gereuen zu laſſen.

Othello.

Leb wohl, leb wohl; wenn du etwas weiters merkeſt, ſo laß mich's wiſſen: Trag es deiner Frau auf, ſie genau zu beobachten. Verlaß mich, Jago.

Jago.

Ich beurlaube mich, gnädiger Herr.

(Er geht.)

Othello.

O warum heurathete ich! Dieſer ehrliche Mann ſieht und weiß ohne Zweifel mehr, weit mehr, als er ſagt.

Jago (wieder zurükkommend.)

Gnädiger Herr, ich wollt' ich dürfte Eu. Gnaden bitten, dieſer Sache nicht weiter nachzuhängen; überlaßt es der Zeit; ob es gleich ganz gut wäre, daß Caſſio wieder ſeine Stelle hätte, (denn in der That, bekleidete er ſie mit groſſer Geſchiklichkeit,) ſo würdet ihr doch, wenn es euch gefiele ihn noch eine Zeitlang in der Ungewißheit zu laſſen, dabey Anlaß finden, ihn und ſein Betragen beſſer kennen zu lernen. Gebt auch acht, ob eure Gemahlin ſeine Wiedereinſezung

mit

Inhalt.

I. Ueber Leopold II. Rede zur Feyer ſeines Andenkens gehalten von Herrn D. Rudolph Hoffmann in Leipzig. S. 3.

II. Betrachtungen über des Hrn. Condorcet Erklärung, was ein Bauer und Handarbeiter in Frankreich ſey. — 19.

III. Leibnitziſche Hermäen mitgetheilt von C. L. Schäbler. — 59.

IV. Das Opfer, eine Erzählung. — 91.

V. Abſchied an einige Schulfreunde. — 99.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Anzeigen.

Das erste Bändchen meiner im Oktober des verflichenen Jahres angekündigten Gedichte hat nunmehr die Presse verlassen, ist sowohl bey mir selbst, als in der Siegertschen Buchhandlung zu Liegnitz zu haben, und kostet auf holländischem Papiere 20 Groschen, auf hiesigem Schreibepapiere 1 Gulden. Allen meinen bekannten und unbekannten Gönnern und Freunden, die mir bey der Herausgabe meines Buches beförderlich waren, sage ich hiermit nochmals öffentlich den aufrichtigsten Dank.

Liegnitz, den 19ten Februar 1792.

Dr. Neubeck.

Im Verlage der Hartungischen Buchhandlung erscheint diese Oster-Messe eine Schrift betittelt Reisen im Vaterlande, die sich im gefälligen Gewande des Romans von mehr als einer Seite rühmlich darzustellen verspricht, je interessanter die darin vorkommenden Bruchstücke über historisch critische Geschichte der Schauspielkunst, Versuch einer Sittenlehre ꝛc. heißen. Der Verfasser Hr. G— hat seine Schrift vor dem Druck dem Urtheil sachkundiger Männer unterworfen, und die darüber erschienene freyen Aeußerungen dankbar benuzt und beherziget, so daß er sich seines Kindes nicht zu schämen Ursach finden dürfte.

Den Beschluß des ersten Theils macht eine skizirte Geschichte des Tages, genannt weibliche List und weibliche Größe.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1792.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weimar 1792.

Der neue

Teutſche Merkur.

5 Stück. May. 1792.

I.

Ueber

Leopold II.

Rede

zur Feyer ſeines Andenkens gehalten

von

Herrn D. Rudolf Hommel in Leipzig.

Vor vierzehn Tagen, m. H. H. las ich Ihnen die Verordnung des Kaiſers vor, bey Beſetzung der Stellen künftig mehrere Rückſicht auf Proteſtanten zu nehmen — ich werde Ihnen nichts mehr von ihm vorleſen! Die Geſetze haben ihren Freund, Teutſchland hat ſeinen Kaiſer, zwanzig Millionen Menſchen haben ihren Vater verloren!

Verſtehe ich anders Ihr Gefühl, ſo fühlen wir uns alle ſanft und gut, indem wir von Leopold reden. Laſſen Sie uns jezt dieſe Stimmung uns

terhalten, laſſen Sie uns der Menſchlichkeit eine ſchöne Stunde und dem Edelſten der Menſchen unſre Thränen widmen!

Dem Edelſten der Menſchen! Gleich edel als Privatmann und Fürſt! Oder welcher Verwaltung drückte mehr, als der Leopoloiniſchen, vereinigte Wirkſamkeit des denkenden Kopfs und des menſchlichſten Herzens das Siegel der Vortreflichkeit auf? Erſt alſo ein paar Worte über den Regenten! Um ſo ſüßer iſt dann nach der ernſteren Betrachtung der Blick in ſein bürgerliches Leben.

In einem Alter, wo Andre die Geſetze kaum kennen, war Leopold beſtimmt, Geſetze zu geben: im achtzehnten Jahre ward er Regent von Toskana. Der Staat war durch die ſorgloſeſte Verwaltung und durch die ſchrecklichſte Hungersnoth dem Untergang nahe gebracht: er rettete den Staat; er gab ihm das Zeitalter der erſten Medicis wieder, er hinterließ ihm Geſetze, die das heiligſte Blatt im Archive des Menſchenfreundes ſeyn müſſen. Erwarten Sie nicht, daß ich nach den vielen guten Darſtellungen dieſer Geſetzgebung mir anmaſſen werde, hier ihr Detail zu verfolgen; laſſen Sie mich Ihnen bloß zwey Hauptgeſichtspunkte zeigen, wodurch ſie mir immer recht nahe vors Auge gebracht wurde: Leopold kannte die Menſchen: dieß karakteriſire Ihnen die Form ſeiner Geſetze! Leopold ehrte die Menſchen: dieß zeige ihren Geiſt!

Er

Er kannte die Menſchen: darum legte er in ſeine Geſetze ſelbſt ſo viel Gefälliges, um das Volk dafür zu gewinnen. Bey einem aufgeklärten Volke iſt dieß weniger nöthig, weil dieſes ſich theils ſelbſt die Beweggründe und Abſichten des Geſetzgebers leichter entwickelt, theils den Vorſpiegelungen, vom entgegengeſetzten Intereſſe erzeugt, zu widerſtehen mehrere Kraft hat: aber ein ſo ſinnliches, vom Prieſter-Einfluß regiertes und unaufgeklärtes Volk, wie die Toskaner beſonders zu Anfang der Leopoldiniſchen Regierung waren, mußte immer im Geſetz die Gründe zu denſelben, immer Ermunterung und Lockung finden. Daher ſehen Sie faſt in allen Geſetzen Leopolds, warum er ſo handelt: Sie finden die menſchenfreundlichſten Aeuſſerungen mit dem Buchſtaben der eigentlichen Vorſchrift verwebt, und dieß, mit der Eleganz des Styls, der ſeine Geſetze hoch vor denen der übrigen Italieniſchen Staaten auszeichnet, giebt ihnen oft mehr das Anſehen einer gefälligen Vorſtellung als eines Großherzoglichen Befehls. Dieſe Herzlichkeit mußte wirken; ſolchen Roſenbanden widerſtand man nicht. So ſagt er im Edikt, worin er die Inquiſition aufhebt: Sie, die Inquiſition, ſey nicht im Geiſt der erſten Jahrhunderte, wo man den Irrigen, ſtatt ihn zu ſtrafen, mit Sanftmuth und Liebe in den Schooß des Glaubens zurückzubringen geſucht habe. Menſchenliebe, (heißt es in einem andern, wodurch eine wohlthätige Stiftung begründet wird) Menſchenliebe ſey der

Grund aller Tugenden und die Seele aller Gesetze unsrer Religion; nur, wer sie übe, könne auf die Freuden des Himmels hoffen. In diese edlen Grundsätze mischt er oft das Lob seines Volks. Dem sanften und gutmüthigen Charakter der Nazion, sagt er in der Einleitung zum Kriminalgesetzbuch, sey die bisherige Kriminalgesetzgebung nicht mehr angemessen; und bey Gelegenheit der Todesstrafen gedenkt er noch einmal ihrer biegsamen, ihrer sanften Sitten. Und das ausdrückliche Belobungsdekret, welches er bey Gelegenheit eines Volks-Spiels dem anständigen Betragen und der gemässigten Freude des Volkes ertheilt, wie lebendig mußte das bey diesem den Entschluß machen, immer den Beyfall seines guten Fürsten zu verdienen!

So gewiß er aber auch sich hierdurch die Herzen und seinen Befehlen Gehorsam gewann, so richtig sahe er, daß diese Vertraulichkeit des Gesetzgebers nicht in allen Fällen thunlich seyn könne. Da, wo die Strenge der Maaßregeln wichtigen Gegengründen Raum gab, und nur von ihm als zweckmäßig erkannt werden konnte, der das Ganze übersah und ihre Nothwendigkeit für das Staatsbeste fühlte: da verfuhr er mit befehlender Kürze; da zeigte er den Souverain, der Gehorsam, auch ohne Ueberzeugung, verlangt. So mußten seine Verfügungen zu Tilgung der Staatsschulden vielen hart scheinen. Darum galt hier sein Wollen für Gründe, weil er, und nur er allein, ihre Nothwendigkeit erkannte. So konnte man der Aufhebung

hebung vieler Stellen und vieler Gemeinheitsrechte allerley Einwendungen entgegensetzen: darum legte hier sein unabänderlicher Wille und seine Landesherrliche Macht, deren er in mehreren seiner Gesetze erwähnt, ehrfurchtsvolles Stillschweigen auf.

Durch solche Grundsätze, auf tiefe Menschenkenntniß gebaut, erwarb er seinen Verordnungen Ansehn: aber bey allen Aufgeklärten lag der eigentliche Reiz, sie zu befolgen, in ihrem Inhalt: Leopold ehrte den Menschen; dieß ist der Geist seiner Verwaltung.

Er ehrte den Menschen: denn er wollte, daß er sich fühle; daß er wisse, er sey nicht bloß für andre, sondern um sein selbst willen da. Dieß hatte der größere Theil der Nazion vorher nicht gekonnt. Den Landmann drückten unsägliche Bürden, und dem thätigsten Staatsbürger war der Anspruch auf die ersten Bedürfnisse des Lebens geraubt. Ganze Distrikte lagen ungebaut, weil keine Hände zur Arbeit sich fanden; und das Gebaute ärndtete der Bauer in Thränen, weil einen Theil davon ihm die Grundherren entrissen, und der Nutzen von dem, was ihm blieb, durch Verbote und Auflagen beschränkt war. Aber Leopold ward sein Schutzengel. Er gab ihm Freyheit des Verkaufs, Freyheit zu allen Arten der Bebauung, Sicherheit des Eigenthums, Erlaß beschwerlicher Abgaben, Vorschüsse, Schutz gegen die Be-

mit Merkmalen von Ungeſtüm und Heftigkeit betrieben wird; daraus würde ſich vieles abnehmen laſſen. Mittlerweile glaubet lieber, ich treibe meine Beſorgniſſe zu weit, und begegnet ihr ſo, daß ſie keine Veränderung ſpüren könne; ich bitte Eu. Gnaden ſehr darum.

Othello.

Verlaß dich hierüber auf meine Klugheit.

Jago.

Ich empfehle mich nochmals.

(Er geht ab.)

Sechste Scene.

Othello allein.

Othello.

Dieſer Burſche iſt der ehrlichſte Menſch von der Welt, und kennt die Menſchen und den Lauf der Welt meiſterlich: Find' ich ſie unkeuſch, ſo ſoll alle meine Liebe ſie nicht vor meinem Grimm retten -- Vielleicht weil ich ſchwarz bin, und keine von den einſchmeichelnden Eigenſchaften im Umgang habe, die das ganze Verdienſt dieſer Jungfern-Knechte ausmachen; oder weil ich ſchon im herabſteigenden Alter bin -- Doch, das will nicht viel ſagen - Sie iſt hin, ich bin betrogen, und mein Troſt muß ſeyn, einen Ekel vor ihr zu faſſen. O der Fluch des Eheſtandes! Daß wir dieſe reizenden Geſchöpfe unſer nennen können, und nicht

ihre

drückung der Grundherren. So blieb endlich, nach Versicherung der Eingebornen, keine Spanne ungebauten Landes in Toskana: der Landmann sah, daß auch er sich freuen könne, und der Großherzog, der eine Wüste fand, hinterließ ein Paradies.

In gleichem Grade arbeitete er für die Freyheit des Handels. Es wimmelte vor seiner Zeit von Pachtungen und Monopolien; sogar Mehl und Brod waren verpachtet, und zwey Städte hatten ausschliessendes Recht auf die wichtigsten Manufakturen. Auf einmal änderte sich das ganze System. Leopold vernichtete die Monopolien, ließ, statt der Taxen, den Werth bloß von der Konkurrenz bestimmen — schon dieß ein Zeichen, wie sehr er den Menschen ehrte, weil er so viel auf seine Thätigkeit baute! — die Innungen wurden aufgehoben, viele Zölle abgeschafft, sein eigner Verlust dabey nicht geachtet, der Verlust des Staats durch andre Mittel zu ersetzen gesucht. So entwickelte sich nach und nach der Lieblingsplan des Monarchen, seinem Volke uneingeschränkte Handelsfreyheit, und überhaupt den höchsten Grad bürgerlicher Freyheit zu geben. Zwar wird wohl Niemand, der den großen Zweck des Staats vor Augen hat, in die Modedeklamazion von unbeschränkter bürgerlicher Freyheit einstimmen können, da die andern Mittel, die man an die Stelle der Beschränkung dieser Freyheit zum Besten des Staats, setzen will,

will, ſo ſelten ausreichen; in deren Ermanglung aber das Bedürfniß des Ganzen doch wohl, den Rechten der Individuen vorgeht, bey Beurtheilung dieſes Bedürfniſſes aber nicht auf das Ideal eines Staats, ſondern auf die wirkliche Staatsverfaſſung Rückſicht genommen werden muß, deren Fehler verbeſſert, aber nicht auf einmal durch einen Zauberſchlag vernichtet werden können, ohne ein größeres Uebel an die Stelle eines kleinern zu ſetzen. Aber deshalb handelte immer Leopold weiſe, weil viele der Beſchränkungen, die er aufhob, Keinem Staate zum Bedürfniß, wohl aber zum Nachtheil gereichen: die andern aber Er wenigſtens in ſeinem Staate und deſſen Lage entbehren zu können glaubte, und dieſer Glaube durch den glücklichſten Erfolg gerechtfertigt wurde.

Die ſchönſten Beweiſe, wie ſehr Er dem Menſchen Freyheit und Gerechtigkeit ſchützte, finden wir in ſeinem Kriminalgeſetzbuch, dem ſchönſten Legat ſeiner Verwaltung. Oder war es nicht dieſer heilige Eifer für die Menſchheit, mit dem er verordnete, daß auf jede Einziehung ſchleuniges Verhör folgen ſolle; daß Arreſt Aufbewahrung, nicht Strafe ſeyn müſſe; daß ſolcher Verbrechen Angeſchuldigte, auf denen bloß Geldſtrafe ſtehe, nicht in Arreſt behalten werden ſollten; daß Entweichung des Angeklagten kein Beweis ſey; daß die Familie nicht unter dem Verbrechen ihrer Verwandten leiden müſſe? War es nicht heiliger Eifer für

die Menschheit, wenn er Infamie, Tortur, Konfiskazion des Vermögens aufhob? Wenn er dem großen Grundsatz überall folgte, dem Verbrecher nicht mehr Uebels zuzufügen, als die Sicherheit des Staats es verlangt?

Indeß nicht bloß frey, auch gut wollte er seine Menschen wissen. Es war keine Religion in Toskana; zwischen Gott und das Volk hatte sich der Aberglaube der Mönche geworfen; Klöster beschenken hieß Andacht, und wallfahrten, Gottesdienst. Leopold gab die Seelsorge, welche Ordensgeistliche gehabt hatten, in die Hände der Weltpriester, sorgte für bessern Unterhalt der Pfarrer, schafte unnütze Feyertage ab, beschränkte den Päbstlichen Einfluß, verbot Wallfahrten und Brüderschaften. Für die Erziehung ward durch Konservatorien und Freyschulen gesorgt. Wider die Ausschweifungen des jugendlichen Alters wurden Besserungshäuser angelegt, und dagegen die Häuser der Wollust zerstört. Die Ehe wurde vorzüglich durch Ausstattungen armer Mädchen begünstigt, und die Untreue in derselben mit desto schärfern Strafen belegt, je näher an die häuslichen Verhältnisse alle Tugenden oder alle Laster gränzen. Der Luxus endlich wurde durch jene bekannte Vorstellung zu beschränken gesucht, die man eine Suplik des Fürsten an seine Unterthanen nennen könnte.

Wurden durch solche Verfügungen seine Bürger vom Bösen abgehalten, so sollten sie durch andere auch thätig in Ausübung des Guten gemacht werden. Wohlthätig sollten sie seyn, darum begünstigte er so ausserordentlich alle milde Institute: dienstfertig sollten sie seyn, darum setzte er an die Stelle der unnützen Brüderschaften eine Brüderschaft der Menschenliebe. Aber um es seyn zu können, mußten sie heitern frohen Muth haben. Der Monarch kannte die Mutter unsrer besten Empfindungen und Handlungen; er wußte, daß ohne sie keine Sympathie noch Geselligkeit ist. Darum gehörte Fröhlichkeit des Volks in Leopolds großen Sittlichkeitsplan; darum sorgte er in Florenz, und später auch in Wien, so sehr für Vergnügungen; darum wohnte er den unter dem glücklichen Italienischen Himmel so gewöhnlichen Volksspielen bey, begünstigte er die Theater, mischte er sich in die Spaziergänge und unter die Lustörter des Volks: und indem er jeder Kunst seine Staaten öfnete, indem er Florenz mit Künstlern und seine Galerie mit Meisterstücken jeder Art vermehrte, hofte er seine Unterthanen für feinere Gefühle empfänglich, und durch sie um so empfänglicher zu machen für die höchste Schönheit, für die Schönheit der Tugend!

So, m. H. H. so ehrte Leopold den Menschen; so war es möglich, daß in vier und zwanzig Jahren nur zwey Todesurtheile gesprochen wurden,

und

und in ſeinen Staaten ſelten über ſechzig Gefangene waren! Aber Freyheit und Sittlichkeit ſind das Glück eines vernachläſſigten Landes nicht allein zu gründen im Stande: Toskana bedurfte zu ſeinem Flor noch andrer thätigen Anſtalten der Regierung. Zur Beförderung des Handels fehlte es an Landſtraßen und Kanälen, zu Erleichterung der Armuth an Hoſpitälern, zu Handhabung des Rechts an einfacher und raſcher Gerechtigkeitspflege. Leopold hat allem abgeholfen. Er hat eine gänzliche Reform der Tribunäle vorgenommen, und die Käuflichkeit der Richterſtellen abgeſchaft: er hat Landſtraßen, Chauſſeen und Kanäle angelegt, Manufakturen durch Vorſchüſſe gehoben, und Hoſpitäler errichtet, die der Reiſende für Palläſte des Großherzogs anſah.

Fünf und zwanzig Jahre hatte er regiert, als Joſeph der Zweyte ſtarb. Leopold war ſein Erbe, er verließ Toskana, drey Kronen erwarteten ihn, aber er behielt ſein Herz, nie hat er ſich verleugnet.

Sehr viel für ſeine Verhältniſſe hat er in dem kurzen Zeitraum ſeiner neuen Regierung gethan, und ſehr viel Gutes hat er gethan!

Denken Sie ſich die Lage, in der er die groſſe Erbſchaft antrat. Hier die Ausſicht auf einen noch nicht beendigten Krieg, dort die auf einen neuen und fürchterlichern: hier Abtrünnigkeit der Bra-

bans

banter, dort Klagen der Ungarn, und leisere oder lautere Klagen von mehreren Seiten — und in zwey Jahren dies alles entwickelt, Friede in Süden und Norden, Friede in Ungarn und Belgien, Preußen sein Freund und Bundesgenosse, er im Besitz der Kaiserkrone, das Haus Oesterreich auf dem Gipfel der Größe, und eben so geliebt als gefürchtet!

Und wie sehr erhöht die einfache Größe der Mittel das Glänzende dieses Erfolgs! Er verdankte ihn nicht seinem Heer, nicht seinem Kabinet, nein, der Güte seines Herzens. Sie hat Ungarn versöhnt, Belgien entwaffnet, und Europa den Frieden erhalten.

Eine gemeine Thätigkeit wäre durch diese äussern Verhältnisse und durch das Geräusch dreyer Krönungen erschöpft worden: aber Ihm blieb noch Zeit genug, um einen grosen Theil seiner Staaten zu durchreisen und äusserst thätig in der innern Verwaltung zu seyn.

In dieser ganzen innern Verwaltung aber, wer findet da nicht unverkennbar den Gesetzgeber von Toskana wieder, wer nicht den Grundriß zu demselben Gebäude vorgezeichnet? Verbesserung der Justiz und Policey wurde auch hier sogleich der Gegenstand seiner heiligsten Sorgfalt. Weil er mit den Grundsätzen beyder Josephinischen Gesetzbücher nicht übereinstimmen konnte, sezte er eine

Gesetz-

Geſetzkommiſſion zu Verfertigung eines bürgerlichen und peinlichen Geſetzbuchs nieder, drang er auf ſchleuniges Verhör der Angeſchuldigten und auf Verbeſſerung der Gefängniſſe, und forſchte mit gerechter Strenge nach den Urſachen einiger auffallenden Juſtizverzögerungen. Er verbannte die Strafe des Schiffziehens, und durchgieng auf den Reiſen durch ſeine Staaten ſelbſt alle Kerker. — Ich ſage Ihnen nichts von der neuen vortreflichen Policeyeinrichtung für Wien, noch von den Beweiſen ſeiner Toleranz. Denken Sie an den Thurm der Proteſtanten in Prag und an ſein Reſcript an die Ungariſche Geiſtlichkeit.

„Aber er haßte die Aufklärer!“ Er, der Pezzel und Giuliani beförderte? Er, der ſelbſt ſo viel aufgeklärt hatte? Nein, bey Gott, er haßte ſie nicht! Kleine Menſchen mißbrauchten ſeinen Nahmen, um ſich groß zu machen! Nicht Teutſchlands Aufklärer, nur Teutſchlands Jakobiner verwarf er; und wer ſich fühlte, wie Er, daß er eine Monarchie glücklich machen wolle, der durfte in dieſem großen Gefühl alles entfernen, was ihn in ſeinem Werke ſtöhren und das Vertrauen der Nazion vermindern konnte: er durfte Schreyer von ſich wegſtoßen, die das Volk, das er ſegnete, hindern wollten, dankbar zu ſeyn.

Was er als Kaiſer gethan hat, kann nur dem gering ſcheinen, der nicht weiß, wie wenig glänzende Thaten mit der beſchränkten Wirkſamkeit

keit eines Kaisers und dem Gange der Nazionalangelegenheiten vereinbarlich sind. O seine Saat war schön aufgegangen! Vertrauen der Stände zu ihrem Kaiser wuchs sichtlich empor — aber wir sollten keine Erndte sehen! Gewiß, wenn man an den Jahrhundertelangen Kampf zwischen Kaiser und Ständen dachte, der, eben so wie jener zwischen Churfürsten und Fürsten, und der zwischen beyden Religionspartheyen, Argwohn und Bedächtlichkeit in alle Verhandlungen gebracht hat: so mußte es eine Wonne seyn, einen Kaiser auf dem Throne zu wissen, der, entfernt von Eroberungesucht und voll von Gerechtigkeitsliebe, zu so schönern Erwartungen berechtigte, je unbeschränkter er das Vertrauen der Stände besaß, und dieß Vertrauen sogleich durch alle seine Handlungen rechtfertigte. Von welcher Anhänglichkeit an Teutschland zeugt das Schreiben, welches er bald nach Josephs Tode an das Fränkische Grafenkollegium erließ! Und hat er nicht den burgundischen Kreis von neuem fester an das Reich geknüpft? Hat er nicht bewiesen, daß selbst der Kaiser nicht zu groß seyn dürfe, um Vollstrecker der Reichsgerichtlichen Urtheile zu seyn, und Ordnung in einem Reichslande wieder hergestellt, das, so unglücklich es immer seyn mag, doch das Glück auf einem Wege suchte, wo es am wenigsten zu finden ist? Hat er nicht dem kleinlichen Ceremoniel des Reichs entgegengearbeitet, und bey einer Allianz, die zwey Jahre früher ein schöner Traum geschienen

nen hätte, öffentlich erklärt, Aufrechthaltung der teutschen Konstituzion sey ihr heiligster Zweck? Ueber solchen Gesinnungen durfte man den Stein bey Lützen vergessen, und Teutschland fand seinen Fürstenbund in dem Herzen seines Kaisers! — Aber es scheint die Bestimmung unsers Vaterlands, seine besten Beherrscher immer früh zu verlieren. So kurz, wie Er, regierte einst Albrecht der Zweyte; nnd nie, sagen die Geschichtschreiber, ward ein Monarch so beklagt, wie dieser Albrecht!

Ich habe Ihnen bis jezt in Leopold bloß den Regenten gezeigt: aber der Karakter seiner Regierung ist auch der Karakter seines Privatlebens, und die hohen Grundsätze von Gerechtigkeit, Einfalt und Liebe folgten ihm vom Thron in den Kreis der bürgerlichen Verhältnisse. Nicht immer sind die menschlichsten Regenten die edelsten Menschen gewesen, und in der Größe ihrer Herrschertugenden selbst haben sie Verzeihung für ihre menschlichen Fehler zu finden geglaubt: aber Leopolds Karakter hielt auch in dieser Probe Stand. Diese Herablassung zu seinem Volk, diese Annäherung an die niedrigsten Stände, diese einfache anspruchslose Lebensart, diese Offenheit in seinem Umgang, diese auch auf einem sorgenvollen Gesicht, ihm selbst unbewußt, durchscheinende Herzlichkeit — wer kann darin die Züge des edelsten Privatmanns verkennen? Und wenn oft, besonders in Frankfurt, sich Leute nicht überzeugen lassen wollten, daß

daß dieſer prunkloſe bürgerliche Mann der Kaiſer ſeyn könne, wer fühlt da nicht, wie ſehr ſie ihn ſelbſt durch dieſe Zweifel ehrten?

So mild, wie ſeine Sitten, war auch ſeine Religion. Die Religion auf dem Kaiſerthrone war ſo oft fürchterlich geweſen: die ſeinige fand den ſchweren Mittelweg zwiſchen Lauigkeit und Uebertreibung; und glücklich in ihrem Beſitz hielt er dieß Kleinod für zu heilig, um es denen aufdringen zu wollen, die ſeinen Werth nicht erkennen. Nie hat ſein Glaube im Kabinet entſchieden: er iſt fromm geweſen, aber er hat nie verfolgt.

Und könnten wir die Würde ſeines Familienlebens vergeſſen? Wie er nach den Regierungsgeſchäfften froher athmete im friedlichen Kreiſe ſeiner Kinder! wie er ſie alle, vom jungen Manne der ſeine Herrſcherſorgen theilte, bis zum viersjährigen Knaben, der in ſeinen Armen lag, mit gleicher Liebe umfaßte! wie er in den Aeuſſerungen ihres empfindſamen Herzens anſchaulicher ſein eignes Weſen erkannte, und dann die Seligkeit des Bürgerglücks ſich in aller Fülle über ihn ausgoß! Hier, nur hier durfte er hoffen ganz verſtanden zu werden; hier in dieſen heiligen Schatz konnte er die leiſeſte ſeiner Empfindungen niederlegen; hier ſollte er noch Linderung in der Stunde des Todes finden: Louiſens Arme unterſtützten den Sterbenden und ihr Gebet ſtärkte ihn im letzten ſchrecklichen Augenblick!

ihre Neigungen! Ich wollte lieber eine Kröte seyn, und von den Ausdünstungen einer Misgrube leben, als in dem was ich liebe, einen Winkel für eines andern Gebrauch zu wissen. Und doch ist das die gewöhnliche Plage der Grossen, die hierinn unglüklicher als die Geringen sind; es ist ein unvermeidliches Schikſal wie der Tod -- Hier kommt sie ja!

Desdemona und Aemilia treten auf.

Wenn sie ungetreu ist, so spottet der Himmel seiner selbst. Ich kan es nicht glauben!

Desdemona.

Wie geht's, mein liebster Othello? Euer Mittag-Essen, und die edeln Insulaner, die ihr dazu eingeladen habt, warten auf eure Gegenwart.

Othello.

Ich bin zu tadeln.

Desdemona.

Warum redet ihr so schwach? Fehlt euch was?

Othello.

Ich hab' einen Schmerz hier an meiner Stirne.

Desdemona.

Das kommt nur, weil ihr zu viel gewacht habt, es wird bald wieder vergehen. Erlaubt nur nur, daß ich euch

die

Iſt des Volkes Stimme Gottes Stimme, o ſo hören Sie, wie ſie ſo ſtark und laut von Leopolds Güte ſpricht: hören Sie bey dem Feyergeläute der Glocken auf allen Straßen, von allen Menſchenklaſſen es rühmen, daß er ein ſo leutſeliger Mann und ein ſo guter Hausvater geweſen ſeyn ſolle! Nie iſt vielleicht jemand allgemeiner beklagt worden, und wäre etwas fähig die Klagen des Patrioten zu mildern, ſo wären es die Aeuſſerungen dieſes lebhaften Intereſſe für das Schickſal der Tugend.

Aber wenn das Beyſpiel des großen Todten recht viele im Eifer für das Gute ſtärkt, ſo müſſe ſie zugleich das Beyſpiel ſeiner unumſchränkten und doch ſo weiſen Verwaltung zum Vertrauen auf ihre Fürſten ermuntern! Die politiſche Schwärmerey unſers Zeitalters macht ſo manche kaltſinnig gegen Geſetzgeber und ihre Geſetze, kaltſinnig gegen alles Gute der Verfaſſung, kaltſinnig gegen ruhiges Bürgerglück. Mit den Sitten eines eiſernen Jahrhunderts will man das goldne wieder herſtellen, und unerkenntlich gegen den ſtillen Frieden ſeiner Wohnung jagt man einem Zauberſchloſſe nach, das doch nie ſich öffnen wird. Laſſen Sie uns keinem idealiſchen Glück den Genuß des würklichen aufopfern; laſſen Sie uns ohne Anſpruch, ohne ſelbſtſüchtiges Hinausſtreben über den Kreis der uns gezogen iſt, im Gebrauch unſrer Kräfte und im hohen ſtillen Bewußtſeyn unſrer Sittlichkeit

keit den Weg des Lebens gehn! Leopolds Andenken bleibe immer in unſern Herzen, und der Schwur der Fürſtenliebe und Bürgereintracht ſey unſre Seelenmeſſe an ſeinem Grabe!

II.

Betrachtungen über des Hrn. Condorcet Erklärung, was ein Bauer und Handarbeiter in Frankreich ſey.

Unter allen, die den Aufſatz des Hrn. Condorcet im dritten Stücke des T. M. geleſen haben, iſt vielleicht Niemand, dem ſich der Gedanke nicht aufgedrungen hätte, die Abſicht dieſes berühmten fränzöſiſchen Patrioten (wie ſich die republikaniſchen Jakobiner, zu welchen er ſich geſchlagen hat, gerne nennen laſſen) gehe noch weiter, als bloß denjenigen unter ſeinen Mitbürgern, die ſich im Schweiß ihres Angeſichts nähren, die hohen Vorzüge vor allen andern Erdbewohnern ihrer Art, welche ſie der neuen Konſtituzion zu danken hätten, vorzuzählen. Es ſcheint allerdings, daß er wenigſtens noch die Nebenabſicht dabey hatte, die

untern Volksklassen in Allemannien (wo die Revoluzion ohnehin schon so viele Anhänger hat) und falls es noch zum Bruch mit dem Teutschen Reiche kommen sollte, vornehmlich den gemeinen Mann unter den Oesterreichischen, Preußischen und andern teutschen Kriegsvölkern nach jenen blendenden Vorzügen lüstern zu machen; und dies um so mehr, da seinem Angeben nach, nichts als das gewöhnlichste Maß körperlicher Kräfte, mit Etwas Fleiß, Anstelligkeit und Oekonomie, dazu gehört, um längstens in fünf bis sechs Jahren aus einem aller Menschenrechte beraubten Knechte (wie sich diese Herren den gemeinen Mann in Teutschland denken) ein König der Könige, ein Bestandtheilchen der Majestät der souveränen französischen Nazion, mit Einem Wort, ein Aktivbürger von Frankreich zu werden, und in dieser Qualität nicht nur in dieser großen demokratischen Monarchie überall nur seines gleichen zu sehen, sondern auch, wo nicht selbst, doch in seinen Nachkommen zu allen ehrenvollen und einträglichen Aemtern und Graden emporsteigen zu können, zu welchen sie durch ihre persönliche Eigenschaften oder Verdienste nur immer qualificiert seyn mögen. *)

Ich

*) Die Frankreicher sind gewöhnlich so unwissend in der Verfassung von Teutschland, daß es vielleicht auch dem Hrn. Condorcet unbekannt seyn mag, daß der Bürger- und Bauer-Stand unter uns schon lange im Besitz dieses leztern Vortheils ist. Der Sohn eines Unadelichen,

wie

Ich kann, falls Hr. Condorcet dieſe Nebenabſicht wirklich hatte, eben nichts tadelwürdiges daran finden; im Gegentheil, es iſt großmüthig von den Frankreichern gedacht, daß ſie auch Ausländer an den vermeynten Glückſeligkeiten ihrer neuen und in ihrer Art einzigen Konſtituzion Antheil nehmen laſſen, und ihnen den Weg dazu ſo bequem und einladend machen wollen. Indeſſen hoffe ich eben ſo wenig Tadel zu verdienen, wenn ich einige Blätter dazu anwende, den wahren Werth jener ſo hoch geprieſenen Vorzüge etwas näher zu beleuchten; ſollte es auch zu nichts anderm gut ſeyn, als diejenigen unter meinen teutſchen Mitbürgern, für welche der Gedanke „unter 24 Millionen Menſchen nur ihres gleichen zu ſehen„ mehr Reiz, als ihrer Gemüthsruhe zuträglich wäre, haben könnte, vor der verdammlichen Sünde des Neides zu verwahren, und ihnen einleuchtend zu

 machen,

wie niedrig auch ſeine Herkunft ſeyn möchte, kann, wenn er durch perſönliche Vorzüge und Verdienſte dazu geſchickt iſt, nicht nur zu jedem anſehnlichen Amt und Grade, ſondern, wenigſtens in Einer teutſchen Provinz, ſogar bis zur Würde eines unmittelbaren Reichsſtandes und regierenden Herren emporſteigen; denn es giebt im Schwäbiſchen Kreiſe fünfzehn Reichsprälaturen und vier weibliche Abteyen, welche unmittelbare Reichsſtände ſind, und wozu, mit Ausſchluß des Adels, bloß Perſonen aus dem Bürger- oder Bauerſtand wahlfähig ſind.

machen, daß man, ehe man sie glücklich preisen könne, wenigstens warten müsse, bis irgend eine uns unbekannte Macht dem Unvermögen der Konstituzion zu Hülfe gekommen seyn, und die Frankreicher in den wirklichen ruhigen Genuß der versprochnen Güter der Sicherheit, Freyheit und Gleichheit in ihrem ganzen Umfange gesezt haben wird; ein Zeitpunkt, der uns zwar schon in den ersten Wochen der Revoluzion als ganz nahe angekündigt wurde, aber (wie der Augenschein zeigt) bis jezt noch nicht erschienen ist, sondern sich vielmehr immer weiter entfernt, je ungeduldiger und stürmischer die Bewegungen sind, wodurch man ihn herbeyzuzwingen hofft.

Sicherheit — Freyheit — Gleichheit — drey große, viel umfassende Wörter! bald ausgesprochen, leicht zugesichert! Aber wie unendlich viel gehört dazu, bis es nur als möglich gedacht werden kann, daß irgend ein Volk, geschweige ein Volk wie das französische, unter allen gegebenen Umständen — nach einem gewaltsamen Umsturz des ganzen vorigen Systems — mitten unter der brausenden Gährung, in welcher die unaufhörlich gegen einander anprallenden Elemente dieses politischen Chaos die neue Gestalt, wozu die konstituirende N. V. nur das Modell machen konnte, oder, wofern dies nicht möglich seyn sollte, irgend eine andere zu gewinnen streben, — sich in wirklichem Besitz der zugesicherten Gleichheit, Freyheit und Si-

Sicherheit befinde, die mit bürgerlicher Ordnung ſo ſchwer zu vereinbaren ſind; und bis man alſo dieſe, jezt nur verſprochene, nur im Traum oder im Wahnſinn des Freyheitsfiebers gekoſtete Güter, wahre, bleibende, nach ihrem ganzen Umfang in Beſitz genommene Güter der Nazion nennen kann!

Sicherheit iſt nicht eher da, kann nicht eher daſeyn, bis das Geſetz, welches ſie allen guten Bürgern zuſichert, mit einer unaufhaltbaren vollziehenden Macht umgeben iſt, die in ihren Wirkungen durch nichts als das Geſetz ſelbſt eingeſchränkt iſt. Sicherheit kann nur da ein wirkliches Gut heiſſen, wo kein böſer Menſch ſicher iſt.

Freyheit, äuſſerliche, bürgerliche Freyheit — wird nur dadurch ein Gut, wenn ſie der innern ſittlichen untergeordnet iſt, welche ſich ohne Herrſchaft der Vernunft über Sinnlichkeit und Leidenſchaften gar nicht denken läßt, und welche uns keine Konſtituzion, und wenn ſie unmittelbar aus Jupiters Haupt hervorſprünge, zuſichern kann. Eben darum haben die Menſchen, — die, mit allem ihrem Eigendünkel und mit allem ihrem Abſcheu vor äuſſerlichem Zwang, ſich ſelbſt ihre ſchwache Seite doch nicht abläugnen konnten — von jeher gefühlt, daß ſie, um ſich wohl befinden zu können, nicht regieren, ſondern regiert werden müſſen. Eben darum iſt für jede Nazion von jeher nicht diejenige Verfaſſung für die beſte gehalten worden, die jedem einzelnen Menſchen die

möglichſt gröſste Freyheit einräumt, ſondern diejenige, die einem Jedem — bey der möglichſten Freyheit ſeine Kräfte und alles was er ſonſt ſein nennen kann, zu Beförderung ſeines eigenen Beſtens, anzuwenden — ſoviel möglich die Freyheit benimmt, zu ſeinem und anderer Schaden thätig zu ſeyn, und ihn, ſo viel möglich, in die Nothwendigkeit ſetzt, ſein eigenes Beſtes nur durch ſolche Mittel zu fördern, wodurch zugleich das allgemeine gefördert wird. Die Frage iſt hier nicht, ob eine ſolche Verfaſſung, in dem höchſten denkbaren Grade von Vollkommenheit, unter Weſen wie die Menſchen ſind, wirklich zu erhalten ſey: genug, daß jedermann zugeben muß, daß eine Verfaſſung, welche jener Vollkommenheit (wodurch die Freyheit zugleich ſo wohlthätig und ſo unſchädlich als möglich gemacht wird) am nächſten käme, wünſchenswürdiger wäre, als eine andere, welche, vor lauter ängſtlicher Sorge, den Unterſchied zwiſchen der bürgerlichen Freyheit einer ungeheuern Maſſe polizierter Menſchen und der natürlichen Freyheit kleiner Horden von Wilden, ſo klein als möglich zu machen, zu wenig Rückſicht auf den Mißbrauch genommen hätte, den der ſinnliche und leidenſchaftliche Menſch, zumahl wenn er ein in Feſſeln grau gewordener und nun auf einmal emanzipierter Sklave *) iſt, bey jeder

*) Der mit ſeinen Feſſeln nicht ſogleich auf einmahl auch den alten Sklavenſinn und die zur andern Natur gewordenen Sklavengewohnheiten abſchütteln kann.

jeder Gelegenheit, wo sein unverständiger Egoismus mit den Forderungen der Andern in Zusammenstoß kommt, von seiner Freyheit zu machen geneigt ist. *)

Gleichheit in ihrem ganzen Umfang findet sich nicht einmahl unter jenen rohen Hirten- und Jäger-Horden, die zum bürgerlichen Leben, oder, was eben soviel ist, zur wahrhaft menschlichen Existenz, noch nicht reiff geworden sind. Ein civilisiertes Volk, unter welchen ein Jeder, wo er hin blickte, nur seines gleichen sähe, muß entweder ein sehr kleiner popellus seyn und auf immer klein, arm und unbedeutend bleiben wollen, (oder zu bleiben genöthigt seyn) oder diese aufs äusserste getriebene Gleichheit würde sich, wenn man auf ihr bestehen wollte, vermöge der Natur der Sache, in kurzer Zeit mit dem Untergang des Staats endigen. Wer, der kein Sokrates, Diogenes, oder Epiktetus ist, wird, unter einer Nazion von 24 Millionen vollkommen gleicher Bürger, seines gleichen anders gehorchen wollen, als wann wie, und so lang' es ihm beliebt? Oder wie geneigt werden die drey und zwanzig Theile der Nazion, die Nichts haben, sich fühlen, an der Wohlhabenheit und den Reichthümern des vier und

*) vid. die zeither in so vielen Distrikten Frankreichs ausgebrochnen Tumulte und blutigen Auftritte aus Gelegenheit der gesetzmäßigen freyen Ausfuhr des Getraides.

zigſten, der Alles hat, ihre Luſt zu ſehen, und ſich wegen der ungleichſten Austheilung des Goldes und Silbers, und aller guten Dinge die man für dieſe Metalle haben kann, mit der eiteln Hoffnung zu beruhigen, daß, nach zwey oder drey Generazionen, der Enkel des Millionärs vielleicht ein Taglöhner, und der Enkel des Taglöhners Miniſter oder Marſchall von Frankreich ſeyn werde?

Und die weiſen Männer, die ihre philoſophiſchen Einſichten durch die berüchtigte Deklarazion der Rechte in ſo ſchlimmen Ruf geſetzt haben, ſollten wirklich ſo ſchwindlicht geweſen ſeyn, nicht zu ſehen was ſie thaten, da ſie die neue Organiſazion des Staats auf eine allgemeine, unbeſtimmte, der willkührlichſten Ausdehnung und gefährlichſten Mißdeutung ausgeſetzte Gleichheit gründeten? Sie ſollten nicht geſehen haben, daß ſie durch einen ſolchen Grundſatz entweder des armen Volkes nur ſpotteten, wenn ſie, ihrer eigenen Deklarazion der Rechte und ihrem vergötterten Hans Jakob Rouſſeau zu Trotz, die verhaßteſte aller Ungleichheiten, die Ungleichheit zwiſchen Armen und Reichen, beſtehen ließen: oder, wofern die Gleichheit in ihrem ganzen Umfang geltend gemacht werden ſollte, daß alsdann der Umſturz der alten Verfaſſung ſich endlich mit einem die Reichen zu Bettlern machenden Staatsbankrott und mit einer neuen Austheilung des Bodens von ganz Frankreich endigen müßte? Denn ehe, bis alle Einwohner deſ-

ſelben

ſelben in eben ſo viele hommes à quarante ecûs verwandelt werden, kann man nicht ſagen, daß die Konſtituzion ſie in den vollen Beſitz der natürlichen Gleichheit geſetzt habe und daß jeder überall nur ſeinesgleichen erblicke. — O gewiß ſahen die Demagogen dies alles recht gut. Aber was ſie noch deutlicher ſahen, war: daß ſie zu Durchſetzung ihres großen Plans, — die Monarchie (da ſie doch nicht wohl auf Einen Stoß umzuwerfen war) ſtückweiſe einzureiſſen, um auf ihren Trümmern ihr ſchimäriſches Ideal einer vollkommnen Demokratie aufzuführen — die höchſte Popularität nöthig hatten, und alſo das Volk, deſſen unsgleich größter Theil aus Gauthiers ſans argent, aus Leuten die weder Geld noch Gut, aber dafür deſto ſtraffere Arme und derbere Fäuſte haben, mit den ausſchweifendſten Erwartungen anfüllen, und in einem immerwährenden Taumel von Leidenſchaften zu erhalten ſuchen mußten. *)

Und

*) Es iſt keineswegs meine Meynung, zu behaupten daß die ganze demokratiſche Parthey in der erſten N. V. dieſe Abſicht gehegt habe. Ohne Zweifel glaubte der gemäßigtere Theil, daß ſie, wenn ſie nur erſt mit Hülfe des Volks den König ſeiner Souveränetät, den Adel ſeiner Vorrechte und die Kleriſey ihrer Güther beraubt hätten, es dann ſchon in ihrer Gewalt haben würden, das Volk ſowohl durch die vielen ihm dargebrachten Opfer, als durch alle die ſchmeichelhaften Rechte, die ihm die neue Konſtituzion einräumt, wieder zu beru-

die Stirne hart verbinde, ſo wird es in einer Stunde wieder beſſer ſeyn. (Sie zieht ihr Schnupftuch heraus, um es ihm umzubinden.)

Othello.

Euer Schnupftuch iſt zu klein; laßt es gut ſeyn: Kommt, ich will mit euch gehen.

(Das Schnupftuch entfällt ihr, indem ſie es einſteken will.)

Desdemona.

Es iſt mir recht leid, daß ihr nicht wohl ſeyd.

[Sie gehen ab.]

Siebende Scene.

Aemilia bleibt zurük.

Aemilia (indem ſie das Schnupftuch aufliest.)

Ich bin froh, daß ich dieſes Schnupftuch gefunden habe; das war das erſte Geſchenk, das ſie von dem Mohren empfieng. Mein wunderlicher Mann hat mir ſchon hundertmal gute Worte gegeben, daß ich es ſtehlen ſollte. Allein ſie liebt es ſo ſehr, (denn er beſchwor ſie, es immer zu ſeinem Andenken zu behalten,) daß ſie es immer mit ſich herum trägt, um es zu küſſen und damit zu ſchwazen. Ich will den Riß von der Stikerey abzeichnen, und es dann dem Jago geben; was er damit machen will, weiß der Himmel, nicht ich: Ich habe nichts dabey, als ſeine Grille zu befriedigen.

Und was wäre den alſo, genauer betrachtet, dieſe Gleichheit, die — zu eben der Zeit, da ſie allen Unterſchied der Stände aufhebt, und den roheſten Lumpenkerl berechtigt, jeden ci-devant Duc et Pair (wie dort der Eſel in der Fabel den wilden Eber) Herr Bruder zu grüßen — dem kleinen Theil der Reichen, beſonders der Geldbeſitzer, eine unüberſehbare Uebermacht und Allgewalt über die Armen läßt, wiewohl dieſe letztern beynahe das ganze Volk ausmachen? Was für eine Gleichheit, die den demüthigenden Unterſchied zwiſchen Aktiv- und Paſſiv-Bürgern zuläßt, und es von etlichen Sous mehr oder weniger abhängen macht, ob

beruhigen und an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen, welche, wo nicht der gegenwärtigen Generazion, doch wenigſtens ihren Nachkommen, ſo viele Vortheile verſprach. Wie übel ſie ſich aber in dieſer Erwartung betrogen und wie wenig Menſchenkenntniß ſie hierin gezeigt haben, hat die Folge der Begebenheiten und der leidige Augenſchein bis auf dieſen Tag gelehrt. Die Häupter der republikaniſchen Fakzion, die in der diesmahligen N. V. faſt immer das Uebergewicht behauptet hat, ſcheinen in allem dieſem klärer zu ſehen, mit ſich ſelbſt beſſer übereinzuſtimmen, und ſich des Zwecks ſehr deutlich bewußt zu ſeyn, den ſie durch ihre aufs höchſte getriebene demokratiſche Grundſätze, Popularität, und eben ſo übermäßige Strenge gegen die Miniſter des Königs als unverantwortliche Nachſicht gegen die Ausſchweifungen, Räubereyen und Mordthaten des Pöbels, zu erreichen hoffen.

ob ein Frankreicher (wenn er auch ein Hans Jakob Rousseau wäre) an der einzigen gesetzmäßigen Ausübung der Nazional-Souveränität, an Erwählung seiner Repräsentanten, Antheil haben soll oder nicht! Müßte das Volk, dem man unaufhörlich seine Souveränität in die Ohren schreyt, das Volk, welches man geflissentlich in Verachtung und Mißtrauen gegen die konstituirte vollziehende Macht und in übermüthiger Widersetzlichkeit gegen ihre gesetzmäßige Ausübung unterhält; das Volk, welchem man noch immer, auch nachdem die Konstituzion aufs feyerlichste zum Grundgesetz des Reichs erklärt worden ist, die ungeheursten Brutalitäten und Verbrechen ungestraft hingehen läßt; das Volk, welches man noch zu allem Ueberfluß aufmuntert, sich überall in und ausser Frankreich mit einer neuen Art von kannibalischen Waffen, mit den neuerfundnen Nazional-Spießen, zu bewafnen, „die (nach der Weissagung des exaltierten Sehers Bonneville)„ dem menschlichen Geschlecht seine primitive Stärke, seine primitive Freyheit, und seine uranfängliche Glückseligkeit wieder verschaffen sollen,*) kurz das Volk, „dessen Wille, nach wohlbesagten Herrn Bonneville, „mit dem Willen Gottes immer Eins „ist, so wie in der wahren Sprache der Natur, Stärke und Recht Eins und Ebendasselbe sind„ **) — müßte es nicht seiner Sinne

be-

*) Chronique du mois, Mars, 1792. p. 6.

**) Ebendaselbst p. 5.

beraubt seyn, wenn es, bey solchen Aufmunterungen und solchen Maximen zu Folge, sich eher zur Ruhe begäbe, als bis es vermittelst seiner Spieße, und der neuerfundnen Taktik, die uns Hr. Bonneville nächstens mitzutheilen verspricht, der sogenannten Tyrannie (d. i. den Verfassungen aller dato noch bestehenden Staaten) auf den ganzen Erdboden ein Ende gemacht, und allenthalben das Volk, oder, was nach besagtem Freyheitsapostel eben so viel heißt, das Menschliche Geschlecht, in seine primitive Freyheit und Gleichheit, d. i. in den seligen Stand der Neuseeländer und aller übrigen, der ächten thiermenschlichen Natur treu gebliebenen, Pferdemelker, Menschenfresser und Troglodyten zurückgesetzt haben wird?

Wie große Hoffnung vorhanden sey, dieses Saturnische Alter der Westfranken noch vor Abfluß dieses Jahrhunderts zu erleben, beweiset beynahe alles, was wir seit einigen Monaten von dieser zerrütteten Nazion zu hören und zu lesen bekommen. Die Grundsätze und Gesinnungen der Carra, Manuel, Camille Desmoulins, Marat, Brissot, Fauchet, Bazire, Bonneville, und wie sie alle heissen, diese neuen Independenten, welche, nur in einer andern Form und in einer kosmopolitisch tönenden Sprache, die Maximen und Unternehmungen der anabaptischen und millennarischen Schwärmerey des 16 und 17ten Jahrhunderts zu erneuern geschäftig sind, greiffen immer weiter um sich, haben (wie es scheint) bereits einen

Theil

Theil der Nazion angesteckt, und werden um so wahrscheinlicher nur zu bald den gröſsten Theil ergriffen haben, da nicht zu läugnen ist, daſs die Revoluzion die Anzahl der Unglücklichen, die nichts als das nakte Leben zu verlieren haben, — eine Anzahl, die vorher schon so groſs in Frankreich war — auf eine ungeheure Art vermehrt hat. Schon seit geraumer Zeit ist der Anschein, daſs die so oft beschworne Konstituzion die Anarchie endlich verdrängen werde, immer schwächer geworden; der Staat, dessen glückliche Wiedergeburt der Welt allzuvoreilig mit so lautem Jubel angekündigt wurde, desorganisiert sich schon in seinem embryonischen Stande wieder mit solcher Geschwindigkeit, daſs einer von den wenigen ächten und wahrhaft aufgeklärten Patrioten, die noch zuweilen die Stimme der gesunden Vernunft und der Wahrheit in der N. V. hören lassen, Herr Vaublanc, am 20sten Februar kein Bedenken trug, seinen Herren Kollegen, von der Rednerkanzel herab, zu sagen: „Frankreich bedarf einer Regierung, und wir wer„den so lange keine haben, bis diejenigen, denen „das Gesetz die verschiedenen Zweige der höchsten „Gewalt anvertraut hat, respektiert werden. Nun „frage ich Sie, meine Herren, haben wir eine „Regierung? Nein! Die administrierenden Kör„per sind ohne Ansehen; die Befehle, so sie im „Nahmen des Gesetzes geben, werden verachtet; „und wenn man diese Thatsachen dem Gesetz„gebenden anzeigt, läſst er die Störer und

„Fein-

„Feinde des gemeinen Weſens nicht die Strenge „der Geſetze fühlen, u. ſ. w.“

Man hat den kürzlich entlaßnen Miniſter Cahier de Gerville beſchuldigt, er habe in dem ausführlichen und unpartheyiſchen Berichte, den er der N. V. am 18ten Februar über den innerlichen Zuſtand Frankreichs abſtattete, und den man in allen öffentlichen Blättern geleſen hat, zwar nicht vorſetzlich, *) aber vermöge ſeiner individuellen düſtern und melancholiſchen Sinnesart, zu ſehr ins Schwarzgelbe gemahlt, und die Lage der Sachen viel kläglicher vorgeſtellt als ſie ſey. **) Indeſſen

*) Denn ſein Patriotismus iſt, ſoviel ich weiß, noch von Niemand angefochten, ſondern vielmehr in der N. V. ſelbſt öfters anerkannt worden.

**) In N. 50 des Journal de Paris hingegen wird von Hrn. Cahier geurtheilt, „er habe in dieſem Berichte mit der Freymüthigkeit eines rechtſchaffnen und mit der Geſchicklichkeit eines einſichtsvollen Mannes geſprochen ohne das Uebel weder zu verhehlen noch zu übertreiben;“ und ich glaube, jeder Unpartheyiſche, der alles was, beſonders ſeit 5 bis 6 Monaten, von dem innern Zuſtande Frankreichs im Publiko bekannt worden iſt, zuſammenfaßt und das natürliche Reſultat daraus zieht, wird dieſes Urtheil richtig befinden. Indeſſen iſt freylich keinem Franzoſen übel zu nehmen, wenn er den Zuſtand ſeines Vaterlandes lieber in dem mildernden und verſchönernden Lichte, in welchem uns der meiſterhafte Pinſel des Hrn. Rabaud die Revolazion vorgeſchil-

dessen beweiset schon die so eben angeführte Stelle aus einer zwey Tage nach dem Berichte des Ministers gehaltenen Rede, daß Hr. Cahier nichts übertrieben hatte, und selbst Hr. Guadet (einer von den eifrigsten Jakobinern) wiewohl er die Ursache des Uebels nicht da, wo sie augenscheinlich liegt, sondern bloß in der vorsetzlichen Unthätigkeit der vollziehenden Macht sehen wollte, mußte doch mit Wehmuth gestehen, daß Frankreich sich in einer beynahe gänzlichen Desorganisazion befinde.

Kein Vernünftiger wird hieraus die Folge ziehen, daß es also mit Frankreichs politischer Existenz völlig aus sey; und gewiß kann Niemand weniger als ich behaupten wollen, daß eine Nazion, die so unermeßliche Lebenskräfte und Hülfsquellen in sich selbst und in ihrem Boden hat, sich nicht wieder erhohlen, wieder beruhigen, eine bessere Gestalt gewinnen, und endlich (wäre es auch erst unter der dritten Generazion) in einer, vielleicht der ehmahligen unendlich weit vorzuziehenden Verfassung ihren neuen politischen Lebenslauf

schildert hat, sehen mag; auch ist nicht zu läugnen, daß sich das tableau mouvant der französischen Angelegenheiten alle Augenblicke ändert, und oft unmittelbar auf einen grausenhaften Anblick wieder einen heitern und lachenden darbietet; wiewohl im Ganzen nichts dadurch gebessert wird.

lauf beginnen könne. Es wäre Unsinn das Gegentheil behaupten zu wollen. Aber mit allem dem kann von Niemand, der nicht mit offnen Augen vorsetzlich nicht sehen will was im Sonnenlichte vor ihm liegt, geläugnet werden:

1) daß Frankreich, im Ganzen genommen, sich noch immer in dem unentschiednen Zustande der Revoluzion und in der nehmlichen anarchischen Zerrüttung befindet, von welcher Herr Cahier der N. V. am 18ten Februar ein eben so trauriges als getreues Gemählde vorgelegt hat;

2) daß Freyheit und Gleichheit, so lange dieser Zustand, der alle öffentliche Ordnung und persönliche Sicherheit ausschließt, fortdauert, keine Güter für die Nazion, sondern im Gegentheil schneidende Messer und tödliches Geschoß in den Händen von Kindern und Rasenden sind; und

3) daß diesem heillosen Zustande nur durch Ein Mittel abgeholfen werden kann, welches aber, unglücklicher Weise, gerade das ist, dem sich die bis jezt noch überwiegende Parthey der Jakobiner mit aller Gewalt entgegensträubt.

„Und worin bestünde dieses Mittel?" — Hr. Vaublanc, der hierin Worthalter aller gesund denkenden Menschen in Europa ist, hat seit dem 20sten Febr. nicht aufgehört, es der N. V. bey jeder

jeder Gelegenheit, wiewohl vergebens, in die Ohren zu rufen. Was für eine Regierungsform die franzöſiſche Nazion, oder irgend eine andere in der Welt ſich auch geben mag, eine Regierung muß ſie haben; und da ſich das Volk nicht ſelbſt regieren kann, ſo muß es regiert werden; und um gut regiert zu werden, muß es nach gerechten Geſetzen regiert werden, und wer ſich dieſen Geſetzen nicht unterwerfen, wer ihr Anſehen auch dann nicht einmahl, wenn er ſie unzählige mahl beſchworen hat, erkennen will, muß dazu gezwungen werden dürfen. Aber ſelbſt dies iſt noch nicht hinlänglich: der Widerſpännſtige muß auch gezwungen werden können. Es muß alſo eine vollziehende Macht da ſeyn, deren Wirkungen, ſo lange und in ſo fern ſie in den Schranken der Geſetze bleiben, unaufhaltbar ſeyn müſſen. — „Frankreich muß eine vollziehende Macht „haben, ſagte Hr. Vaublanc in der N. V. am „22ſten Februar *): ſie iſt dieſer ſo leichtſinnigen

*) als die Herren die Zeit damit verdarben, über das Nichteingehen der öffentlichen Abgaben zu wehklagen, und über die Mittel, wie die Saumſeligen zu Erfüllung dieſer ſo weſentlichen Bürgerpflicht zu bewegen ſeyn möchten, in den Tag hinein zu ſchwatzen. Denn Geſchwätz iſt es doch wohl, wenn ſie ſich das Anſehen geben, als ob ſie den Zweck wollten, da ſie doch das einzige Mittel nicht wollen, wodurch er wirklich erzielt werden könnte.

„Nazion unentbehrlich; unentbehrlich dieſem Volke, das die Primar-Verſammlungen und die Wahlen verabſäumt, um die Vorhallen von 33 Schauſpielſälen zu überſchwemmen. Ohne Regierung findet kein Wohlſtand, keine Freyheit, keine Bezahlung der Abgaben ſtatt. Das Volk muß wiſſen, daß es zwar Souverän iſt um das Geſetz zu machen, aber Unterthan um es auszuüben.“

Sollte man glauben, daß ein Theil der geſetzgebenden Verſammlung ſinnlos und unverſchämt genug ſeyn konnte, bey dieſer letzten Periode voll Unwillen aufzufahren, und eine ſo unläugbare Wahrheit durch ungezogenes Marren und Lermen erſticken zu wollen? — und daß der Redner nicht eher wieder ruhig fortfahren konnte, bis er die im Verſammlungsſale aufgeſtellte Büſte J. J. Rouſſeaus zu Hülfe rief, und den Herren ſagte: daß nicht er, ſondern dieſer nehmliche Rouſſeau — deſſen Grundſätze ſie, mit aller blinden Verehrung ſeines Nahmens, ſo wenig kennen und ſo ſchlecht befolgen — der Urheber der großen Wahrheit ſey, die das Volk wiſſen ſoll.

Nach manchen andern, am rechten Ort geſagten Wahrheiten, von welchen Hr. Vaublanc bey dieſer Gelegenheit ſein Herz erleichterte, fuhr er fort: „Ich fürchte nichts als die Anarchie; ich „werfe einen Blick auf die Eisgrube von Avig-

„non

„non*) und ſchaudre! Ich fürchte weder die Ge„gen-Revoluzion noch den Krieg. Die Frankrei„cher müßten das verächtlichſte Volk auf dem Erd„boden ſeyn, wenn ſie nicht triumphirten. Was „ich fürchte iſt die Auflöſung des Staats, die „Anarchie, die bereits ihr ſchreckliches Haupt „emporhebt. — Das Heil von Frankreich iſt „in euern Händen. Erklärt euch, daß ihr die kon„ſtituirten Mächte reſpektiert wiſſen wollt, daß „ihr jede Verletzung der Konſtituzion **) mit der „äuſſerſten Schärfe rügen werdet, ***) und daß

*) Die aus dem Altonaiſchen Politiſchen Journal und aus allen Zeitungen unſern Leſern nur zu bekannt iſt.

**) Die in der N. V. ſelbſt täglich ungeſcheut verletzt wird!

***) Davor wird ſich die Jakobiniſche Fakzion wohl hüten! — ſie, der die Konſtituzion, weil ſie dem Könige noch zu viel Macht gelaſſen hat, verhaßt iſt; ſie, die durch alle ihre Handlungen dem Volk immer mehr Vourtheile, Abneigung und Geringſchätzung gegen die konſtituirende N. V. beyzubringen ſucht, nicht zweifelnd, daß dies ein unfehlbares Mittel ſeyn werde, ihm unvermerkt auch das Werk derſelben, die Konſtituzion ſelbſt, verächtlich zu machen; ſie, die dem Volke, und ſogar den Hefen des Pöbels, immer ſchmeichelt, immer durch die Finger ſieht; mit Einem Worte, ſie, die zu Errichtung der Demokratie, die ſie im Schilde führt der Spieße und Dolche des Pöbels noch alle Augenblicke nöthig haben kann!

Jago tritt auf.

Jago.

Wie ſteht's? Was macht ihr hier allein?

Aemilia.

Schmählt mich nicht; ich hab etwas für euch.

Jago.

Ihr habt etwas für mich? Es iſt etwas gemeines --

Aemilia.

Wie?

Jago.

Ein närriſches Weib zu haben.

Aemilia.

O, iſt das alles! Was gebt ihr mir für dieſes Schnupftuch?

Jago.

Was für ein Schnupftuch?

Aemilia.

Was für ein Schnupftuch? -- Wie, das ſo der Mohr Desdemonen gab; das nemliche, wo ihr mich ſo lange ſchon ſtehlen hieſſet.

Jago.

Haſt du ihr's geſtohlen?

Aemilia.

„ihr, um sie zur Vollziehung zu bringen, die Mi„nister eben so gewiß schätzen, als sie bestrafen „werdet, wenn sie sich von ihr entfernen.“

Diese weise Rede des Hrn. V. wurde zwar, einiger entgegen brummender Schwindelköpfe ungeachtet, mit mächtigem Händeklatschen aufgenommen: aber sie ist bisher ohne merkliche Wirkung geblieben. Das Uebel hat in den fünf lezten Wochen, *) hauptsächlich wegen der Beharrlichkeit der N. V. die gröbsten Ausschweifungen und Verbrechen des Pöbels ungestraft zu lassen, viel mehr ab, als zugenommen; und alle Versuche der Freunde der Ordnung, den turbulenten Teufel, von welchem die Demagogen und ihre Helfershelfer besessen sind, zu beschwören, sind vergeblich gewesen. Und vergeblich werden sie seyn und bleiben, so lange (um mich der Worte eines andern französischen Patrioten zu bedienen, der es im ächten Sinne dieses so gräulich gemißbrauchten Wortes zu seyn scheint) „die konstituzionsmäßigen Autoritäten, „(die Direktorien, Municipalitäten und übrigen „Magistratspersonen) zu der unseligen Wahl „gezwungen sind, entweder Mitschuldige oder „Schlachtopfer dieser (durch ganz Frankreich „verbreiteten) Klubs zu werden, die keine andre „Räson kennen als ihren Willen, keine Gerechtig„keit als ihre Stärke, keine Führer, als ihre uns

„bäns

*) Dies ist den 2ten Aprill geschrieben.

„bändigen Leidenſchaften, und noch immer hartnäckig „darauf beharren, öffentliche Ordnung für das ſi„cherſte Unterdrückungs-Mittel des Volks, und „Ruhe für einen Sclaven-Zuſtand anzuſehen.“

So lange dieſe Klubs, von einem ſolchen Geiſte beſeelt, die Oberhand in Frankreich behalten, ſind die Geſetze, die Konſtituzion, und die Sicherheit, Freyheit und Gleichheit, welche ſie dem Bauers- und Handwerksmann zuſichert, leere Wörter ohne Sinn und Kraft; und man muß ſichs nicht wundern laſſen, wenn man mit jedem Poſttage von neuen Volksunruhen, neuen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum und Leben derjenigen, die ſich unter der Garantie des Geſetzes ſicher glaubten, von Ungeſtraftheit der gräulichſten Mordthaten, von Städten, die ſich gegen Städte bewaffnen, von rechtſchaffenen Magiſtrats-Perſonen, die, wie der brave Maire von Etampes, Simoneau, weil ſie lieber ſterben als ihrer Pflicht untreu werden wollen, der Wuth eines kannibaliſchen Pöbels Preis gegeben werden, kurz, wenn man von immer neuen Ausbrüchen des Feuers, das von der herrſchenden Parthey ſo eifrig angeſchürt wird, zu leſen bekommt. Alles das ſind die natürlichen Folgen des unnatürlichen Zuſtandes, *) in welchen das Volk theils

*) Völlige Gleichheit mag wohl unter einem wilden Volksſtamme, der von bürgerlicher Geſellſchaft und Polizierung

durch die Konſtituzion ſelbſt, theils durch die republikaniſche Parthey, geſtürzt worden iſt, welche (was ſonderbar genug iſt) von dem Augenblick an, da der König auf die entſchiedenſte Art, vor den Augen von ganz Europa, die Konſtituzion annahm, unruhiger und geſchäftiger als jemahls wurde, den Staat in Verwirrung zu ſetzen, und ſeitdem ſie ſich der Majorität in der neuen geſetzgebenden Verſammlung zu bemächtigen gewußt hat, ſich ſo beträgt, daß ihr Verfahren ohne

rung noch keinen Begriff hat, natürlich heiſſen: aber eine groſe Nazion, die ſeit einer Reihe von Jahrhunderten an die Formen einer politiſchen Verfaſſung gewöhnt iſt, welche ſich auf groſer Ungleichheit verſchiedener Stände, ſtrenger Subordinazion und allvermögender Autorität eines beynahe unumſchränkten Erbkönigs gründete: ein des leidenden Gehorſams und des Reſpekts vor der eingeführten politiſchen Hierarchie gewohntes Volk, das zwar von jeher unruhig und zum Aufruhr geneigt war, aber, wenn es ausgebrauſet hatte, ſich auch immer wieder mit geſchmeidigem leicht- und Frohſinn in ſeine alten Feſſeln ſchmiegte: ein ſolches Volk wird dadurch, daß man es auf einmahl in den Stand der natürlichen Gleichheit der Neuſeeländer ſetzt, in der That in einen widernatürlichen Zuſtand geworfen, den es eben ſo wenig ertragen kann, als einer, der viele Jahre lang in einem dunkeln Gewölbe zugebracht hätte, ohne ſtufenweiſe Vorbereitung das Sonnenlicht ertragen könnte.

ne einen geheimen Plan, die königliche Würde völlig abzuschaffen, gar nicht zu erklären ist.

Wahrscheinlich mögen die Häupter und Vorfechter dieser Parthey wohl alle Ursache haben, sich selbst nicht anders als unter den Trümmern des Throns sicher zu glauben. Aber die Nazion scheint vor einem solchen Gedanken noch zurückzuschauern, und weder geneigt noch genug vorbereitet zu seyn, einen so gewagten Schritt zu thun, der, (wofern er nicht den Untergang des Reichs nach sich ziehen soll) eine ganz neue Konstituzion und Ordnung der Dinge nothwendig machen würde.

Die Demagogen haben daher in diesen Tagen einen weniger gefährlichen, wiewohl langsamern Weg, zu ihrem letzten Zweck zu gelangen, eingeschlagen. Sie haben nicht geruht, bis sie es endlich dahin brachten, die Diener, die das Vertrauen des Königs hatten, zu entfernen, und Ludwig XVI. mit lauter Ministern zu umringen, die für erklärte, eifrige und zuverläßige Jakobiner bekannt sind. Der Erfolg mag ausfallen wie er will, immer muß er den Absichten der Parthey beförderlich seyn. Die neuen Minister bleiben entweder ihren bisherigen Grundsätzen und dem republikanischen Klub, welchem sie Gehorsam und eingestes Einverständniß geschworen haben, getreu, oder nicht. Im ersten Fall regiert der Jakobinerklub durch sie; die Konstituzion gilt nur soviel sie wollen, und,

gewinnt unter ihren Händen, welche Gestalt ihrer Herrsch- und Habsucht die zuträglichste ist; und der König ist eine bloße Komparse, sein Wille ein bloßer Nachhall, seine Autorität Nichts: im andern Fall würde die herrschende Parthey bald Mittel finden sich einen ungetreuen und widerspänstigen Minister wieder vom Halse zu schaffen, oder sie müßte nur inzwischen, durch irgend eine neue Katastrophe, aufgehört haben die herrschende zu seyn.

Man kann also, seit diesem merkwürdigen Siege, den die Jakobiner über den König und über die ächten Freunde der Konstituzion erhalten haben, mit Grunde annehmen, daß Frankreich, für den Moment wenigstens, eine wirkliche Demokratie ohne alles Gegengewicht ist.

Es wird sich in kurzem zeigen, ob die Nazion unter dieser neuen Regierung beruhigt werden und gedeyhen wird. Aber bis wir diesen Erfolg — diesen nie erhörten und allen bisherigen Erfahrungen und Theorien widersprechenden Erfolg einer nach Brissotschen und Bonnevillschen Maximen geführten Regierung mit Augen sehen, und bis die Zeit seine Dauerhaftigkeit bestättiget haben wird, *) — wollen wir den Antheil, den wir

*) Denn eine Zeitlang mag wohl alles, aus leicht zu erklärenden Ursachen, einen guten Anschein gewinnen. Aber wir

wie als Nachbarn, als Europäer, und als Menſchen, an den Franzöſiſchen Händeln und Ereigniſſen nehmen, auf ein gerechtes Mitleiden mit dem Elend eines getäuſchten und irre geführten Volkes einſchränken; und anſtatt uns durch die betrüglichen Vorſpiegelungen ſeiner heuchleriſchen oder ſchwärmenden Führer zu ähnlichen Ausſchweiffungen verleiten zu laſſen, vielmehr ruhige Beobachter des ſtillen Gangs der Natur und der Vernunft mitten durch alle dieſe Stürme blin

wir wollen uns weder durch die Hoſiannas, die man den neuen Miniſtern zurufen, noch durch die günſtigen Veränderungen, welche z. B. ein ſo geſchikter Finanzier, wie Hr. Clavier, in ſeinem Departement vielleicht unternehmen wird, zu voreiligen Urtheilen verleiten laſſen. Die Häupter der Jakobiner mögen wohl groſſe Demiurgen ſeyn: aber die menſchliche Natur werden ſie ſchwerlich umſchaffen; und ſo lange ſie dies nicht können, iſt nichts anders zu erwarten, als daß ihre neue Demokratie entweder die Anarchie in Frankreich vollkommen machen, oder in eine Art von Kakiſtokratie ausarten wird, deren Deſpotismus, wo nicht drückender, doch gewiß durch ſeine Folgen von innen und auſſen verderblicher ſeyn würde, als der ehmalige Deſpotismus des Hofes, unter der Autorität eines Monarchen, deſſen Willkührlichkeit wenigſtens doch durch Herkommen, Gewohnheit, Sitten, Rechte des Volks, der Kleriſey, der Parlamente und der einzelnen Provinzen vielfältig eingeſchränkt war.

blinder oder selbstsüchtiger Leidenschaften abgeben, und, während uns Frankreich so laut zuruft:

Discite *Iustitiam* monita et *non temnere Divos!*

uns aus den lehrreichen Erfahrungen, womit sie die Menschheit auf ihre Kosten bereichern, die Regeln und Kautelen abziehen, die uns, bey unserm eignen fortschreitenden Streben nach Verbesserung unsers Zustandes, vor den Klippen bewahren können, an welchen sie Schiffbruch gelitten haben.

W.

Nachtrag.

Das folgende kleine Aktenstück, welches ich seines sonderbaren Tons und Inhalts wegen bekannter zu machen nicht umhin kann, bestättigt alles, was in vorstehendem Aufsatze von den Grundsätzen, Gesinnungen und Absichten der Jakobinischen Patrioten behauptet wird, in einem Grade, der den Apologisten, welche diese Parthey bisher noch immer unter uns gefunden hat, wohl kein Mittel übrig läßt, ihre Sache vor dem Richterstuhle der allgemeinen Vernunft länger vertreten zu können. Man glaubt es kaum seinen eignen Augen, *) daß entweder die Unverschämtheit eines politischen

*) In der That würde man versucht, das ganze Ding für ein ironisches Persiflage zu halten, wenn nicht so viele Stel-

tiſchen Gaukelſpielers, oder der Wahnſinn eines exal-
tierten Freyheitsſchwärmers bis zu ſolcher Höhe ſteigen
könne. Das, was dies Stück ganz vorzüglich merk-
würdig macht, iſt, daß es von einem namentlich un-
terſchriebenen Deputierten bey der Nazional-Ver-
ſammlung herrührt, der darin nicht etwa bloß ſeine
Privatmeynung und Geſinnung, ſondern augenſchein-
lich die Denkart und die Grundmaximen der ganzen
Jakobinier-Parthey zu Tage legt, in deren Hän-
den ſich dermahlen alle Zweige der höchſten Gewalt in
Frankreich befinden; — Maximen, die man ihnen bisher
nur aus einer ſehr wahrſcheinlichen Vermuthung, und
vermöge der Folgerungen, die man aus ihrem Betra-
gen ziehen mußte (wenn anders Konſequenz darin ſeyn
ſollte) Schuld zu geben genöthigt wär; zu denen ſie ſich
aber nun mit der eiſernen Stirne und dem trotzigen Tone,
womit ihres gleichen immer ſicher ſind vor einem großen
Haufen zu imponieren, um ſo dreiſter öffentlich bekeh-
nen, da es ihnen zu nichts mehr helfen könnte mit
ihren wahren Abſichten länger hinter dem Berge zu hal-
ten, und ſie nun ſtark genug zu ſeyn glauben die Maske
gänzlich abzulegen, und ſich laut und zuverſichtlich vor
dem ganzen Europa für das, was ſie von Anfang der
Revoluzion waren, für geſchworne Feinde der Monar-
chie,

Stellen auſſer allen Zweifel ſetzten, daß der Verfaſſer
in ganzem Ernſte geſchrieben hat.

chie, zu erklären. Bisher hatten ſie mitten unter allen den Verletzungen der neuen Konſtituzion, deren ſie ſich täglich ſchuldig machten, noch immer eine große Anhänglichkeit an dieſelbe affektiert, und ſich ſogar des Nahmens der Freunde der Konſtituzion ausſchlieſslich angemaßt: aber nun haben ſie es länger kein Hehl, daß die Konſtituzion, deren Freunde und Verfechter ſie ſind, nicht jene von dem König und der ganzen Nazion ſo feyerlich angenommene und beſchworne, ſondern eine ganz neue iſt, die erſt noch gemacht werden ſoll; daß jene, welche Frankreich für einen Monarchiſchen Staat erklärt, den König, als gebohrnen Repräſentanten der Nazion, zu einem weſentlichen Theil des Staats-Körpers macht, ihm, durch das Vorrecht, die von dem geſetzgebenden Körper dekretierten Geſetze durch ſein Veto wenigſtens drey Jahre lang ſuſpendieren zu können, einen Antheil an der geſetzgebenden Gewalt ertheilt, der im Nothfall der ganzen Autorität der Nazional-Verſammlung das Gegengewicht hält, und die vollziehende Gewalt, unter der Verantwortlichkeit ſeiner Miniſter, ganz in ſeine Hände ſtellt, — daß, ſage ich, dieſe bisherige Konſtituzion, eben der beſagten Artikel wegen, in ihren Augen ein höchſtfehlerhaftes, übel zuſammenhängendes und mit der ſouveränen Volksmajeſtät unverträgliches Machwerk iſt, welches ſchlechterdings wieder in den Schmelzofen geworfen werden muß, um als ein neues Werk, in der reinen Form einer abſoluten Demokratie,

kratie, worin der König (wenn ja noch ein König seyn soll) ein bloßer *Rex sacrificulus*, ein bloßer Name ist, wieder hervorzugehen; und daß sie fest entschlossen sind, nicht eher zu ruhen, bis sie diese zwar de facto bereits existierende, aber doch noch nicht formlich beschlossene, verfaßte, publicierte und von der ganzen Nazion genehmigte neue Konstituzion auf den Trümmern des Thrones — der nun freylich wohl nicht anders als durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie umgestürzt werden kann — wirklich aufgerichtet haben.

Wie wahr- oder unwahrscheinlich es sey, daß die republikanische Parthey diesen Plan, an welchem sie schon so lange unter Grund arbeitet, endlich noch zu Stande bringen dürfte, und wie wohl sich Frankreich bey dieser reinen Demokratie — der besten Form, welche (nach der ganz neuen Offenbahrung, die dem Herrn Lambert und seinen Brüdern zu Theil worden seyn muß,) einem weit ausgebreiteten und volkreichen Staat gegeben werden kann *) — befinden werde:

das

*) Hr. Lambert setzt zwar noch ein vielleicht hinzu; aber eben dieses vielleicht macht ihm und seinen Brüdern wenig Ehre; denn es zeugt von einem Grade von gedankenlosem Leichtsinn, der in Sachen von solcher Wichtigkeit wirklich unbegreiflich ist. Diese Herren sind ihrer Sache nicht gewiß? Die absolute Demokratie, mit der Apparenz eines Königs, die sie in

dem

Aemilia.

Nein; aber ſie ließ es aus Verſehen entfallen, und da ich zu allem Glük dabey war, ſo hub ich's auf; ſieh, da iſt es.

Jago.

Du biſt ein braves Menſch; gieb mir's.

Aemilia.

Was wollt ihr damit machen, daß ihr ſo ernſtlich haben wolltet, daß ich's ſtehlen ſollte?

Jago.

Wie, was geht das dich an?

Aemilia.

Wenn es nicht zu irgend einem Vorhaben von Wichtigkeit iſt, ſo gebt mir's wieder. Die arme Frau! Sie wird närriſch werden, wenn ſie es miſſen wird.

Jago.

Thut nicht, als ob ihr was davon wißt. Ich hab es nöthig. Geh, laß mich allein -- (Aemilia geht ab.) Izt will ich dieſes Schnupftuch in Caſſio's Quartier verlieren, und es ihn finden laſſen. Die ärmſten Kleinigkeiten ſind für eiferſüchtige Leute ſo ſtarke Bekräftigungen, als Beweiſe aus der Bibel. Dieſes Ding kan zu was gut ſein. Das Gift das ich dem Mohren beygebracht habe, fangt ſchon an bey ihm zu würken: Argwöhniſche Einbildungen haben

darüber wollen wir kein Wort mehr verlieren. Man müßte schon sehr alt seyn, um nicht mit großer Wahrscheinlichkeit hoffen zu können, den Ausgang des gefährlichen Experiments zu erleben, welches die Herren Jakobiner, auf Unkosten ihrer armen Mitbürger, gegen die Erfahrung aller Zeiten und gegen alles, was uns eine gesunde Theorie der menschlichen Natur von dem was physisch und moralisch möglich oder unmöglich ist, erkennen läßt, zu machen gesonnen sind. Jezt ist es bloß darum zu thun, unsern Lesern durch Vorlegung des Aufsatzes des Herrn Lambert de Belan, zu zeigen, was für Köpfe das sind, die jezt über das Schicksal der betrogenen Frankreicher entscheiden.

An
den Redacteur
der Gazette Nationale.

Paris, den 28. März 1792.

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen mein Erstaunen zu erkennen gebe — nicht über die

dem großen französischen Reiche, auf Gefahr seiner gänzlichen Auflösung, errichten wollen, ist also nur vielleicht die beste Regierungsform? und auf die Spize dieses vielleicht sind sie fähig, das Wohl oder Weh von 24 Millionen Menschen zu setzen? Was für Staatsmänner! Was für Patrioten!

die abgeſchmackten Beſchuldigungen von Republikanismus und Republikomanie, von welchen die öffentlichen Blätter gegen die wahren Patrioten, die aufrichtigen Freunde der Konſtituzion unaufhörlich wiederhallen, ſondern über die lächerlichen Anſtrengungen, womit die meiſten von dieſen leztern ſich gegen dieſe vermeynte Anſchuldigung zu vertheidigen ſuchen, gleich als ob wir nicht wirklich der allerrepublikaniſchſte, allerdemokratiſchſte Staat wären, der in der bekannten Welt zu finden iſt."

„In der That, M. H. ich frage Sie, ob man ſich eine entſchiednere Demokratie denken kann, als die Demokratie in einem Lande, wo die abſolute Souveränität des Volks ſelbſt von demjenigen anerkannt wird, der das meiſte Intereſſe hatte ſie ſtreitig zu machen; in einem Lande, wo Freyheit, Gleichheit und Publicität die Grundlagen aller geſellſchaftlichen Einrichtungen (inſtitutions ſociales) ſind; in einem Lande endlich, wo die Repräſentazion und die Wahlen allen Bürgern den Weg zu Aemtern und Ehrenſtellen öffnen. Was wäre denn alſo das für ein Geſpenſt von Monarchie, wovon dieſe Klaſſe von Mißvergnügten und Heuchlern ſoviel Aufhebens macht, die unter dem Namen der Royaliſten bekannt ſind, weiland Miniſterialen, Unpartheyiſche, Moderate, Moderierer, und wie ſie weiter heiſſen, die uns mit einem ſüßlichten Tone

ſagen, ſie wollen nichts als die Konſtituzion, ſie wollen die Konſtituzion in ihrem ganzen Umfang? Sollten ſie ſich ſelbſt ſo ſehr täuſchen können, daß ſie im Ernſte glaubten, ein Staat ſey darum ſchon monarchiſch, wenn die vollziehende Gewalt einer einzigen Perſon anvertraut iſt? Wiſſen Sie etwa nicht, daß man ohne nach Beyſpielen im Alterthum zu ſuchen, Pohlen zum Beyſpiel anführen kann, welches jederzeit für eine Republik angeſehen worden, und es wirklich iſt, wiewohl es einen König zum Oberhaupt hat; und daß folglich die Verfaſſungsgeſetze eines Staats, nicht Worte, die oft gar keinen Sinn haben, *) das ſind, was ihn weſentlich zur Republik oder zur Monarchie macht?"

„Hier erwarte ich nichts anders, als daß die Liebhaber der königlichen Regierung und des Deſpotismus aufſchreyen werden, als ob ich die ſchrecklichſte Läſterung ausgeſtoßen hätte. Sie werden nicht ermangeln mir entgegen zu halten, die Qualität eines erblichen Repräſentanten der Nazion und das Recht des ſuſpenſiven Veto, ſo der König durch die Konſtituzion erhalten hat, könnten mit dem Begriff, den man ſich von einer wahren Demokratie zu machen habe, ſchlechterdings nicht beſtes

*) Wie z. B. das Wort König dermahlen in Frankreich. Denn offenbar iſts doch dies, was Mr. Lambert ſagen will.

bestehen. Allein, wiewohl es wahr ist, daß in einer popularen Regierungsverfassung die Ausübung der höchsten vollziehenden Gewalt keinem einzelnen Menschen, mit welchem Titel man ihn auch dekorieren möchte, allein anvertraut werden kann; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß das suspensive Veto eine konstituzionelle Spannkette ist, wodurch der Ausdruck des allgemeinen Willens (1) gehemmt wird; wiewohl auch dies wahr ist, daß die zu Gunsten der regierenden Familie erklärte Erblichkeit mit den Prinzipien unsrer neuen politischen Existenz schlechterdings unverträglich ist, und daß diejenigen, welche diese Erblichkeit der königlichen Würde dekretierten, nicht gesehen haben, daß sogar Despoten keine unwiderrufliche Gesetze machen können: so ist darum nicht weniger wahr, daß die Souveränität des Volks, die von aller Konstituzion und Deklarazion unabhängig ist, in einem nahen Nazional-Konvent, der momentanen Verletzung jener Prinzipien schon abzuhelfen und die beynahe unvermeidlichen Unvollkommenheiten einer ersten konstituzionellen Akte zu verbessern wissen wird. (2) Man bemerke aber auch auf der andern Seite, daß die vollziehende Gewalt eigentlich den Ministern, unter ihrer Verantwortlichkeit, anvertraut ist, wiewohl sie einzig und allein dem König aufgetragen zu seyn scheint: und man wird nicht länger zweifeln können, daß unsre dermahlige Regierungsform in der That eine abso-

lute Demokratie mit der Apparenz einer königlichen Demokratie, und vielleicht die beſtmöglichſte Form für einen ſehr ausgebreiteten und volksreichen Staat iſt. Man wird ſich ohne Mühe überzeugen, daß die Schickſale dieſes großen Reichs nicht mehr, wie ehmals, von der guten oder ſchlechten Verdauung einer einzigen Perſon abhangen."

„Wie erbärmlich iſt es alſo, zu ſehen, daß die Feinde der Revoluzion ſo wenig Einſicht haben, uns anzuklagen, wir verlangten eine Republik, und daß der gröſte Theil der Patrioten ſo treuherzig iſt, ſich darüber als über eine Injurie zu ärgern, da ſie ſich vielmehr eine Ehre daraus machen ſollten, ſo wie aus den Titeln Jakobiner und Aufrührer, deren eine verächtliche Rotte von gedungenen Dintenkleckern ſich bedient, die guten Bürger, d. i. Neunzehn Zwanzigtheile des Reichs, zu bezeichnen. Sollten nicht die einen und die andern merken, daß ſie mit Windmühlen fechten, indem Frankreich niemahls mehr Republik werden kann als es jetzt ſchon iſt, und daß, wofern, (wie man nicht bezweifeln kann) die Souveränität den König ausmacht, die Franzreicher unläugbar ein König-Volk (un *peuple roi*) und mehr König iſt, als es jenes aufrühriſche Volk jemahls war, deſſen Freyheit auf keiner ſo unerſchütterlichen Grundlage ruhte wie die unſrige, ich meyne, auf dieſer heiligen Gleichheit,

welche

welche ewig die Thoren zur Verzweiflung bringen und das Glück der Menschengeschlechts machen wird.

Lambert (de Belan)
Deputierter bey der Nazional-Versammlung.

---

(1) Welch ein Geschwätz! welche willkührliche Begriffe! Das Recht des Königs, zu jedem Dekret der gesetzgebenden Versammlung, gegen welches er wichtige, von dem allgemeinen Interesse des Staats herrührende Einwendungen zu machen hat, seine Einwilligung zu versagen, und die Vollziehung desselben dadurch zu suspendieren, hemmt nicht den allgemeinen Willen der Nazion, sondern bloß den Willen der Majorität ihrer erwählten Repräsentanten, welcher, in besondern Fällen, nur der Wille des kleineren, oder auch des unverständigern und des wahren Staats-Interesse unkundigen Theils der Nazion seyn kann. Der König und seine Minister müßten den Verstand verlohren haben, wenn sie sich in einem Staate, wo das Volk vermöge der Konstituzion eine so überwiegende Macht gegen einen hinterlistigen oder tyrannischen Gebrauch des königlichen Vorrechts (des Veto) in den Händen hat, so vermessen und, dem allgemeinen Willen (der in einem solchen Staate gesetzmäßige Mittel genug hat laut zu werden) eine Hemmkette vorspannen wollten. Oder wenn sie auch, im Vertrauen auf ihren Einfluß oder auf welche andere Mittel es seyn möchte, so Etwas wagen wollten: so würde sich gar bald, eben darum

weil ſie den allgemeinen Willen gegen ſich hätten, eine ſo furchtbare Oppoſizion hervorthun, daß der verwegenſte und ſchlaueſte Miniſter Bedenken tragen müßte, die Gefahr zu laufen, welcher ihn ſeine Reſponſabilität in einem ſolchen Fall ausſetzen würde. Man muß vorſetzlich nicht ſehen wollen, wenn man nicht ſieht, daß das ſuſpenſive Veto des Königs, in dem Sinne der Konſtituzion, ein bloßes, in einer Monarchie, wo die höchſte Gewalt gehörig vertheilt und abgewogen ſeyn ſoll, unentbehrliches Gegengewicht gegen die ſonſt überwiegende Macht des geſetzgebenden Körpers iſt. Dies hat die Engliſche Nazion (bey welcher der geſunde Menſchenverſtand immer ein hervorſtechender Karakterzug war) längſt eingeſehen; und nur ein erklärter Liebhaber des demokratiſchen Deſpotismus kann das königliche Veto aus einem ſo ſchiefen Geſichtspunkt anſehen wollen, wie Herr Lambert de Belan.

a) Dieſe Periode verdient mit einiger Aufmerkſamkeit zergliedert zu werden. Herr Lambert, ein Mitglied des Jakobiner-Klubs und Deputierter bey der Nazional-Verſammlung, trägt alſo keine Scheu, ſich vor den Augen von ganz Frankreich zu erklären,

daß das dem Könige, durch die Konſtituzion, als ein weſentliches Vorrecht der Krone zugeſprochne ſuſpenſive Veto und das dem Hauſe Bourbon durch eben dieſe Konſtituzion verſicherte erbliche Recht an den Thron mit den Prinzipien der neuen politiſchen Exiſtenz des franzöſiſchen Volkes ſchlechterdings unverträglich ſey;

Er ſcheut ſich nicht dem Volke, — und zwar zu einer Zeit, da ſowohl die erklärten als die verkappten Fein-

Feinde der Ordnung und Ruhe (welche durch die Konſtituzion hergeſtellt worden wäre, wenn diejenigen die ſich Vorzugsweiſe ihre Freunde nennen, *) es damit ehrlich gemeynt hätten) alles möaliche unternehmen, um dieſes Volk, beſonders den roheſten und ſchlechtgeſinnteſten Hauffen, die Hefen der Nazion, in unaufhörlicher Gährung zu erhalten — Hr. Lambert, ſage ich, ſcheut ſich nicht dieſem Volke zu ſagen:

„die Volks-Souveränität, welche von der Konſtituzion unabhängig ſey, ſo daß das Volk ihr alſo nur worin, und in wiefern und ſo lange als es will, zu gehorchen braucht, **) werde dieſe weſentlichen Fehler der von der Nazion und dem König angenommenen und beſchwornen Konſtituzion ſchon zu verbeſſern wiſſen, d. i. nicht nur den König in eine bloße Apparenz, in eine immer Ja nickende Pagode, verwandeln, ſondern ſogar die Erblichkeit der königlichen Würde aufheben;

Er ſcheut ſich nicht, dieſem Volke

„einen nahen Nazional-Konvent, anzukündigen, auf welchem dieſe große Operazion — der öffentlichen und förmlichen Umſchaffung der freyen und durch Grundgeſetze bereits mehr als hinlänglich eingeſchränkten franzöſiſchen Monarchie in eine abſolute Demokratie mit der Apparenz eines Königs (etwa unter dem Nahmen eines Maire von Frankreich,

*) Jedermann weiß daß die Jakobiner den Titel der Geſellſchaft der Konſtituzionsfreunde affektieren.

**) Denn ſo verſteht es das Volk, darauf kann man ſich verlaſſen!

der alle zwey oder drey Jahre wieder einem andern Platz zu machen hat) wirklich zu Stande kommen soll: „

und wir, wir könnten noch ungewiß seyn, was die republikanische Parthey im Schilde führte? In Paris wenigstens scheint dies niemand mehr zu seyn, der es mit der Freyheit und dem Vaterlande ehrlich meynt, und sich von der Ansteckung des fanatischen Independentismus rein erhalten hat, den jezt so gar die ersten Magistratspersonen in Paris mit sinnlosen Eifer unter dem Volke zu verbreiten und immer mehr anzufeuern suchen. Mehrere jener aufgeklärten und rechtschaffnen Patrioten haben, mit dem unerschütterlichen Muthe, der sich nicht fürchtet für die gute Sache seinen Kopf der Proscription darzubiethen, der Parthey, die nun alle Macht an sich gerissen und beynahe lauter Leute, qui salva republica salvi esse non possunt an ihrer Spitze hat, seit geraumer Zeit die Wahrheit so derb und laut ins Gesicht gesagt, daß es fast unmöglich scheint, daß nicht einem jeden, der es bisher nur aus Irrthum, und Mißverstand der Grundsätze der ächten Bürgerfreyheit mit jenen Volksverführern hielt, endlich die Augen aufgehen sollten. Ich kann daher kaum zweifeln, daß eine entscheidende Krisis, eine öffentliche Scheidung zwischen den wahren und falschen Freunden der Konstituzion, oder, welches eben soviel ist, zwischen den wahren und falschen Freunden der Freyheit, ganz nahe und unvermeidlich sey. Auch ist diese Scheidung das Einzige, worauf die ächten Kosmopoliten, zu welchen ich mich bekenne und so lange noch Athem in mir ist bekennen werde, die Hoffnung, daß die gute Sache in Frankreich zulezt

doch

doch noch triumfieren werde, gründen können. Aber eben dieſe Scheidung iſt es, welche zu verhindern die herrſchende Parthey, Himmel, Erde und Hölle bewegt, und ſo lange bewegen wird, bis ſie entweder ſelbſt darüber zu Grunde geht, oder ihren Plan ausgeführt hat. Zu ihren Abſichten iſt Frankreich noch nicht zerrüttet genug; es muß erſt in ein völliges Chaos, in eine ganz formloſe Maſſe zuſammengeſchmettert werden, ehe ſie ihre abſolute Demokratie daraus bilden können. Deßwegen wollen ſie, es koſte was es wolle, Krieg, Krieg mit allen Monarchen in Europa, die, in ihrer Gaunerſprache, lauter gebohrne Deſpoten und Tyrannen ſind; denn der Krieg, hoffen ſie, werde die rechtſchaffnen Freunde der Freyheit nöthigen, unter dem ſcheinbaren Vorwand das Vaterland gegen den allgemeinen Feind zu vertheidigen, mit ihnen gemeine Sache zu machen. Aber eben darum iſt zu wünſchen, daß jene heilſame Scheidung, welche das unglückliche Frankreich allein retten kann, ſich noch vorher ereigne. Die Nazionen Europens und die Fürſten, die an ihrer Spitze ſtehen, haben kein Intereſſe, für die Sache der franzöſiſchen Ariſtokraten Blut zu vergießen, und werden gewiß ihrer Liebe zum Frieden, der das allgemeine Intereſſe iſt, gern Gehör geben, ſobald die übermüthigen Maßregeln und Thathandlungen, wodurch ſie von der herrſchenden Parthey herausgefodert werden, aufhören, d. i. ſobald die ächten Freunde der Freyheit, (derjenigen Freyheit, welche die Konſtituzion mit einer weislich eingeſchränkten Monarchie, nicht mit einem Fantom von König, einer apparence de royauté, unauflöslich verbunden hat) das Uebergewicht über dieſe Schwärme von Independenten und Libertinern

in der That die Natur des Gifts, welches man anfangs am Geſchmak kaum erkennen kan: aber ſobald es ins Blut übergeht, wie eine Schwefel-Mine brennt -- Das ſagt ich!

Achte Scene.

Seht, da kommt er! Weder Mohn-Saamen, noch Mandragora, noch alle einſchläfernde Säfte in der Welt zuſammen genommen werden dir jemals dieſen ſüſſen Schlaf wiedergeben, den du geſtern noch hatteſt --

Othello (vor ſich!)

Ha! Sie ſoll mir untreu ſeyn!

Jago.

Wie, wie ſtehts, General! Nichts ſolches mehr!

Othello.

Hinweg! fort! Du ſpannſt mich auf die Folter: Ich ſchwör' es, es iſt beſſer mit ſeinen Augen ſehen, daß man betrogen wird, als nur beſorgen müſſen, daß man's ſey.

Jago.

Wie, Gnädiger Herr?

Othello.

Was wußt' ich von ihren verſtohlnen Ausſchweiffungen? Ich ſah ſie nicht, ich dachte nicht daran, ſie thaten mir kein Leid; ich ſchlief die Nacht darauf wohl; war ruhig

und

nern erhalten werden, die ſich gegen alle Subordination, ſo wie gegen alles was der Menſchheit ehrwürdig und heilig iſt, verſchworen haben. Denn hoffentlich iſt es noch nicht ſo weit mit der franzöſiſchen Nazion gekommen, daß dieſe Wahnſinnigen 19 Zwanzigtheile derſelben ausmachen ſollten, und ihr alſo gar nicht mehr zu helfen wäre.

Ich kann dieſen Aufſatz nicht beſſer beſchlieſſen, als mit folgender merkwürdigen Stelle, womit Hr. Barnave in Num. 103. des *Moniteur* eine Addreſſe an den Redactör deſſelben beſchlieſt, welche, wiewohl vorher bloß von St. Domingo die Rede war, augenſcheinlich, auf die ganze dermalige Lage der Sachen in Frankreich geht. — „Uebrigens, ſagt Hr Barnave, muß man ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß die Parthey, die man ſeit kurzem genommen hat, unermeßliche Folgen nach ſich zieht; ſie erhizt, beſchleuniget, übereilt eine groſſe Kriſis der Natur. Auf dem Punkt, wo wir izt ſtehen, wäre es der verderblichſte Irrthum, wenn man die Augen vor der Zukunft verſchlieſſen, und ſich einbilden wollte, man habe eine dauerhafte Ordnung gegründet. Es ſey nun daß man die Wirkung dieſes groſſen Stoſſes begünſtigen oder ſchwächen will, immer iſt es nöthig ſie vorauszuſehen; denn, wofern man nicht in Zeiten kräftige Maßregeln ergriffe, die Bewegung, die er mittheilt, entweder aufzuhalten, oder ihr die gehörige Richtung zu geben, ſondern die Sachen gehen laſſen wollte, wie ſie von ſelbſt gehen möchten: ſo würden ſie in wenig Jahren zu noch ſchrecklichern Reſultaten führen als man bereits geſehen hat, und alle Syſteme, alle Intereſſen würden in dem allgemeinen Elend zu Trümmern gehen. W.

III.

Leibnißiſche Hermäen

mitgetheilt von C. L. Schübler.

Ich weiß kaum etwas, das in der literariſchen Welt ſo oft vorkäme als — Newton und Leibnitz große Männer nennen und preiſen zu hören, — von Männern und Jünglingen, die Newtons und Leibnitzens Größe nichts weniger als einſehen. Ein Mund ſpricht dem andern nach; ein Lob beſtätigt das andre; und man gelangt nach und nach dahin, auch wohl mit wahrer Herzenserhebung und Geiſteskraft von der Hoheit dieſer Herren wirklich ſchön zu reden, und ſelbſt andre mit erhabenen Sympathien zu erfüllen, ohne daß man mit und bey alle dem der Kenntniß von Newton und Leibniz ſelbſt nur um eine Spanne näher gerückt wäre.

Ich bin weit entfernt, mich über Gutmüthigkeit und Ergießung eines mit wohlgemeynter Verehrung erfüllten Herzens, luſtig zu machen, wenn die Verehrung auch nicht gerade allemal auf demonſtrativen Gründen beruht. Ich bin auch weit entfernt, alle die Gelehrte mit Tadel und Ungimpf zu belegen, welche von Newtons und Leibnitzens Größe reden, ohne je ein Werk von beyden ſtudiert zu haben.

Aber

Aber das, meyne ich, sey doch vergönnt zu sagen: wahre Achtung gegen diese Männer sollte doch die Mühe, sie etwas näher kennen zu lernen, nicht so gar sehr scheuen. Achtung gegen die Verstandesgröße dieser Männer sollte kein bloßes Erstaunen oder Anstaunen seyn, bey dem man nur immer in der Ferne verweilt, und am Ende nicht eigentlich recht weiß, worauf es dann bey der Bewunderung ankomme, oder was es dann eigentlich sey, was die Verständigen der Nazion, nun seit eilf Decennien, an diese Männern ausserordentlich, oder wenn auch nicht ganz ausserordentlich, doch sehr vorzüglich: preisenswerth gefunden haben. Was man sehr schätzt, um das bekümmert man sich doch sonst in allen Verhältnissen des gemeinen Lebens etwas genauer, und fragt darnach, und beredet sich darüber mit seinem Nachbar:

„Wie ist das? Wie soll ich das nehmen?
„Worauf kommts dann an? Jsts dann auch
„hell in der Sache? — So komm und deute
„mirs, Lieber! — — und dergleichen weiter.

Diese Achtsamkeit, Sorglichkeit und Neugier enthält gar nichts übertriebenes. Auch das Verlangen, mit den genannten großen Männern durch Lesung ihrer Schriften genauer bekannt zu werden, scheint daher sehr natürlich zu seyn; und auf der Gegenseite ist es wohl gar nichts übertriebenes, wenn dem unbefangenen Beobachter die Abwesenheit dieses Verlanges bey so vielen Gelehrten, welche

che doch ſonſt mit Anſtrengung vieles ſtudiren, und über räthſelhafte Gegenſtände mühſam ſpekulieren, befremdlich fällt.

„Das Verlangen iſt wohl da! (höre ich mir entgegen reden) aber die Lectüre Newtons und Leibnitzens ſetzt allzuviele beſchwerliche Vorerkenntniſſe voraus; man kann in ihren Werken nicht, wie in andern Schriften, leſen; man muß bey jeder zweyten Zeile ſtille halten und ſtudieren.“

Alſo Mangel an Präliminar-Kenntniſſen und — Bequemlichkeit hält von der Bekanntſchaft dieſer Männer ab. Das thut mir eben ſehr leid. Die Gelehrte, zumal die Gelehrte der heutigen Zeit, treiben doch ſonſt ſo viele Allotria, kämpfen ſich in ephemeriſchen Raiſonnements herum, wallen von einem kritiſchen Sujet zum andern, ſpähen verſteckten Gegenſtänden mit Eifer nach, lukubriren über — Himmel und Erde, und lukubriren ſich ſehr oft um ihre Geſundheit; und das Reſultat ihrer Erforſchungen und Spekulazionen — verweht der Wind; das zweyte Jahr weiß nichts mehr davon; wo iſt der Nutzen? Die Anwendung? — Wer folgert etwas weiter aus dem, was ſie vortragen möchten? —

(Ich rede vom größern Theil unſrer ſchreibenden und ſpekulirendeen Gelehrten, und darf doch wohl — von demſelben alſo ſprechen).

Aber

Aber die Erforschungen Newtons und Leibnitzens hat der Wind nicht verweht; sie werden wohl noch heut zu Tage in allen Kompendien und auf allen Kathedern benutzt, und der Folgerungen daraus ist kein Ende. Nur sie von Newton und Leibnitz selber zu hören, nur zu vernehmen, was dann von diesen Erforschungen jedem derselben einzeln gehöre, nur dazu findet sich unter tausend Gelehrten unserer Tage kaum hie und da einer. Es ist und bleibt doch gewiß interessant, wenn etwas in der Welt interessant ist, dem Ideen-Gang großer Männer, wirklich großer Männer, nachzuspüren; zu betrachten, wie sie darauf geriethen, und mit Aufmerksamkeit an ihnen zu hängen, wie sie darin fortwandelten. Giebts wohl ein Vergnügen, das solider wäre? Giebts wohl eines, das besser belohnte, als eine solche Aufmerksamkeit? — Ich, für meinen Theil, weiß keines!

Der Reiz, mir dasselbe zu verschaffen, (ich bekenne es gerne,) die Begierde Newton und Leibnitz in ihren eigenen Schriften näher kennen zu lernen, war auch für mich der stärkste Antrieb, der mein Studium der Mathematik beförderte, und meine freie Liebhaberei darin wohl manchmahl bis zu Excessen verleitete. — Der Weg war zwar trocken und dornicht; die engen Pfade der öden Algebra führten zu den Quellen, welche ich suchte. Aber es fehlte doch auch nicht an guten Leitern,

tern, die durch die lange Haide sichre Wegweiser waren. Kurz, die Schwierigkeiten ließen sich überwinden; und die übernommene Mühe ward reichlich belohnt. Auch bin ich fest überzeugt, daß es gewiß keinen philosophischen Liebhaber der Mathematik gereuen wird, denselben Weg zurückgelegt zu haben; wenn er auch von manchen nicht anders, als mit empfindlichen Aufopferungen zurückgelegt werden könnte. Jeder, der bis zu diesen Quellen gelangt, wird finden, daß es keine leere Reden waren, wodurch sie ihm oft als kostbar angepriesen wurden; er wird finden, daß die Stärkungen, die sie geben, nimmermehr als schwache Einbildungen zu schelten sind; er wird finden, daß sie erquicken, und Lebenskraft gewähren, wie — keine andern; und wird sie forthin besuchen und sich an ihnen erlaben, so oft es ihm wohl nur — äussre Witterung gestattet!

Abgeleitetes Abwasser muß auch seyn, und hat allerdings auch seinen großen Werth und mannigfaltigen Nutzen. Aber daraus zu trinken, und an den Quellen selbst zu trinken, bleibt doch wohl ewig gar sehr unterschieden. — —

Ich will ohne Figur weiter reden. Wer Newton und Leibniz kennen lernen will, muß sie nicht blos in Kommentarien, Auszügen und Kompendien andrer suchen. Sie verdienen es gewiß,

wiß, daß man ſie ſelbſt aufſucht, und deßhalb keine Mühe und keine Gänge ſpahrt.

Was Leibnizen insbeſondre betrift, ſo weiß ich wohl, wie viel ihn Wolf benutzt, was er aus ihm übergetragen, und wie er dadurch ſeine Erfindungen für tauſende brauchbar gemacht hat. Aber, bey aller Hochachtung, die man Wolfen ſchuldig iſt, darf und muß man dennoch zuverläſſig behaupten: Leibnizens Geiſt und wahre Größe muß nicht in Auszügen ſtrenger Lehrbücher geſucht, und kann auch darin nicht erkannt werden. Zu ihm ſelbſt muß man gehen, und ſeine Rede hören, und Acht darauf haben, wie er ſeine Gedanken ausläßt, wie er ſchafft und verbindet, in welcher ſtillen Höhe gleichſam ſeine Vorträge hinfließen, und beynahe nur ihm und ſonſt keinem ſo zukommen oder zugeeignet werden mögen.

Es ſey mir verſtattet, von Newton einandermal zu ſprechen. Leibniz intereſſiert vorzüglich uns Teutſchen. Er war Teutſchlands Stolz zu ſeiner Zeit, und iſt es noch; und jedem Teutſchen philoſophiſchen Gelehrten ziemt es, mit ſeinen Verdienſten wohl vertraut zu ſeyn; ja dieſe Bekanntſchaft kann, dünkt mich, ſelbſt mit einiger Strenge gefordert werden, wenn von kultivirten, nicht ganz gemeinen Gelehrten, von Liebhabern edler Philoſophie, die Rede iſt.

Hat aber dieſe Forderung ſtatt, ſo iſt unabweichlich nothwendig, ſpecielle (vorläufig und zuerſt

erſt wenigſtens) hiſtoriſche Kenntniſſe ſich davon zu verſchaffen, was Leibniz in Mathematik geleiſtet, und wie anſehnlich er dieſe Wiſſenſchaft erweitert hat.

Leibnizens Verdienſte in Theologie und Metaphyſik ſind immer auch groß. Aber ſeine meiſten Vorträge in dieſen zwey Doctrinen ſind und bleiben doch unzähligen Streitigkeiten und Zweifeln ausgeſetzt. Schärfere Prüfungen haben uns ſeither ſo weit geführt, die Unzulänglichkeit ſeiner Vermuthungen und Schlüſſe in dieſen Diskuſſionen ziemlich oft einzuſehen.

Aber in Geometrie, in Analyſis, in höherer Mechanik, in mathematiſcher Phyſik, — wie feſt, wie tief gegründet ſteht nicht noch alles, was Leibniz in dieſen Scienzen aufgeſtellt hat? Wie unerſchütterlich bis auf den heutigen Tag, und wohl in alle Ewigkeit, liegen nicht die Fundamente, die ſeine Meiſterhand gelegt, — ich möchte wohl ſagen, oft nur hingeworfen hat! — die gewiß niemand ſtürzen wird, noch ſtürzen kann! auf welche vielmehr, ſo lang es Menſchen geben wird, welche Cultur des Geiſtes und Würde des Verſtandes ehren, künftige Denker und Erfinder dankbar bauen und fortbauen werden, bis Phyſik und Mathematik ihre höchſten Stufe erreichen, wenn anders in dieſer ſublunariſchen Welt für beyde eine höchſte Stufe möglich iſt.

Leibnitzens interessanteste Entdeckungen und schärfste Prüfungen ausserordentlich vieler Sätze aus den zwey erwähnten Scienzen hat er auf einzelnen Blättern geliefert, welche in den berühmten Actis Eruditorum von Leipzig in dem Zeit-Raum der Jahre 1682 bis 1715 zerstreut sind. Aber wie wenige Gelehrte und Halbgelehrte unsrer Zeiten lesen was in Quartanten steht, und das zu noch in lateinischer Sprache geschrieben ist?

Ich habe den Entschluß gefaßt, heraus zu heben, was, in diesen abschreckenden Quartanten, von Leibnitz im physikalischen und mathematischen Fache vorkommt, und es, so viel mir möglich ist, plan und deutlich in erzählendem Styl vorzutragen. Freylich werde ich dabey auf manche Diatribe stoßen, welche, auch bloß im historischen Berichte, für hundert Leser nicht wohl genießbar wird gemacht und auf eine angenehme Art beygebracht werden können. Die Folge wird zeigen, wie ich mir dabey helfen, und was ich versuchen werde, um auffallende Anstößigkeiten zu umschiffen. Die Forderung, alles, was die Reihe trift, gefällig einzukleiden, und populär (wie mans nennt) vorzutragen, zeugt von großer Unkunde der von Leibniz behandelten Sujets im mathematischen Fach, und verdient gewiß keine umständliche Zurückweisung, wodurch ihre Unschicklichkeit erst bewiesen würde.

Wenn

Wenn dieſe Auszüge auch nur einigermaßen gerathen, ſo bin ich überzeugt, daß bey ernſtem Nachdenken über die Menge und Reichhaltigkeit der Erörterungen und wiſſenſchaftlichen Entdeckungen, welche Leibnitz nur in 10 bis 12 Jahren in dieſen Actis dem Publicum mitgetheilt hat, Bewunderung und Erſtaunen bey keinem unbefangenen Leſer ausbleiben werden, wenn auch ſelbſt die Ueberſicht nur oberflächlich ſeyn, und genauere Prüfungen der Leibniziſchen Lukubrazionen von mehrern Lectürfreunden — bis auf bequemere Zeit aufgeſchoben werden möchten. Meine Auszüge ſollen nach dem Lauf der Jahre von 1682 an fortgehen, und nur manchmal werde ich zerſtreute Ausarbeitungen, welche zuſammen gehören, zuſammen nehmen.

Auch, wenn mir die Leibniziſchen gedruckten Briefe, die man in verſchiedenen Sammlungen hat, Stoff anbieten, einiges zur Erläuterung beyzubringen, werde ich die Gelegenheiten nicht verſäumen, wo ſich hie und da etwas ſchicklich aus ihnen ausheben, und meinen hiſtoriſchen Berichten füglich einmiſchen läßt. Wenn ich gleich langſamer deshalb fortſchreiten ſollte, als es einzelne Leſer vielleicht gerne ſehen: ſo werden mir das doch wohl wieder andere, beſonders Freunde von Philoſophie, wie ich hoffe, nicht verargen, im Gegentheil, wenn mir mein Unternehmen nicht ganz mißglückt, wahrſcheinlich verdanken.

and froh; ich fand Caſſio's Küſſe nicht auf ihren Lippen. Laßt den der beſtohlen ward und das Geſtohlne nicht vermißt; laſit ihn nichts davon wiſſen, und es iſt ſoviel als ob er gar nicht beſtohlen worden wäre.

Jago.

Ich bedaure, daß ich ſolche Dinge hören muß.

Othello.

Und hätte das ganze Lager bis auf die Troßbuben herab, Ihren holden Leib gekoſtet, und ich wüßte nur nichts davon, ſo wär' ich glüklich. Aber, o! nun auf ewig fahr wohl, Ruhe des Gemüths! Fahr wohl Zufriedenheit! Fahret wohl, ihr mit Federbüſchen geſchmükten Schaaren; und du, ſtolzer Krieg, der die ſchwellende Seele mit edler Ruhmbegierde füllt: O fahret wohl! Fahret wohl wiehernde Stuten, ſchmetternde Trompete, Muth-erwekende Trummel, und du muntre Queer-Pfeiffe, königliches Panner, und der ganze Prunk und Pomp des glorreichen Kriegs! Und, o! ihr tödtlichen Werkzeuge, deren eherner Rachen Jupiters furchtbaren Donner nachahmt, fahret wohl! Othello's Arbeit iſt gethan!

Jago.

Iſt's möglich, Gnädiger Herr? --

Othello.

Nichtswürdiger, ſey gewiß, daß du mir beweiſen kanſt, daß meine Liebe eine Hure iſt; ſey deſſen gewiß, gieb mir

Uebrigens habe ich der Sammlung meiner Auszüge, welche nun sogleich beginnen sollen, eine Aufschrift gegeben, über deren Vorzüglichkeit ich mit niemand hadern will. Der griechische Nahme Hermäon, ist seit einigen Jahren in Teutschland auch Lesern, die kein Griechisch verstehen, nicht unbekannt, und von seiner Veranlassung her nicht fremd.

I.

Der erste Aufsatz von Leibnitz.

im Febr. 1682. in den Actis Eruditorum eingerückt.

Gleich zum erstenmal wagte es Leibnitz, mit einer sehr mißlich scheinenden Untersuchung aufzutreten. Die Aufschrift dieses Aufsatzes versprach nichts geringers als

> das wahre Verhältniß der Kreisperipherie zu dem Umfang eines Quadrats, in welchem der Kreis beschrieben steht, in Razional-Zahlen auszudrücken.

So viele Gelehrte vor Leibnitzen hatten es bereuen müssen, ihre angeblichen Erfindungen einer geglückten Zirkelquadratur dem Publicum entdeckt zu haben. Allen war früh oder spät ihre Blöße oder Selbsttäuschung aufgedeckt worden. Nur Leibnitz hatte nicht Ursache, eine Sylbe von seinen Angaben zurückzunehmen, welche er in dieser Abhandlung der Welt bekannt gemacht hat.

Im

Im Eingang derſelben erwähnt er der ſchönen Erfindungen Archimeds, durch welche dieſer die Verhältniſſe zwiſchen einem Cylinder, einer Kugel, die in dieſem liegend und von gleicher Höhe gedacht wird, und eines Konus, der ebenfalls gleiche Höhe, und dazu die Grundfläche des Cylinders hätte, beſtimmt und bewieſen hat, daß ſich die Kubik-Innhalte dieſer drey Körper verhalten, wie die ganzen Zahlen, 3, 2, 1, rein, ohne Bruch.

Leibnitz führt hierauf weiter an: wie die Fläche der Parabel quadriert worden, oder, welches auf eines hinaus kommt, wie die Ergänzung ihrer Fläche zu einem Recht-Eck ſich als ein beſtimmter Theil dieſes Recht-Ecks berechnen laſſe; und wie eine ähnliche Ausführung beym Kreis bisher vergeblich verſucht worden ſey.

Nachdem er hierauf weiter bemerkt, was, unter mehrern Mathematikern, vorzüglich Ludolph von Cöln in Näherungs-Zahlen geleiſtet, unterſcheidet er, was Kreis-Quadratur heißen und wie ſie genommen werden könne, mit einer Schärfe und Genauigkeit, welche wahrſcheinlich bis auf dieſe Auseinanderſetzung ganz überſehen worden war.

Noch bis dieſe Stunde giebt es leider! Zirkel-Quadrirer in ziemlicher Menge, welche geometriſche Quadratur von mechaniſcher, und Näherungs-Quadratur von analytiſcher, nicht zu ſondern wiſ-

ſen. Der analytiſchen Quadratur gab Leibnitz wieder drey Unterabtheilungen, die Transſcendente, die Algebraiſche und die Arithmetiſche.

Mit der letzten beſchäftigte ſich Leibnitz in dem vorliegenden Aufſatz allein, und zwar ſo, daß er eine unendliche Progreſſions-Reihe anwendete, und durch deren Aufſtellung dem großen Problem ein hinlängliches Genüge zu thun ſich bemühte.

Ich habe gefunden, ſagt er, daß, wenn man das Quadrat des Durchmeſſers eines Kreiſes für einen Quadrat-Schuh, das iſt = 1, annimmt, die Fläche dieſes Kreiſes zu achten ſey

für 1 Quadrat-Schuh, weniger ein Drittel eines Quadratſchuhes,
dazu addiert 1 Fünftel, weniger 1 Siebentel,
dazu addiert 1 Neuntel, weniger 1 Eilftel;
und ſo ins Unendliche fort.

Die Reihe, welche damit gegen 1 verglichen wird, iſt demnach äuſſerſt leicht zu überſehen; wenn man bloß die Zeichen der Addizion und Subtrakzion, (für Plus und Minus) kennt, ſo kann man ſie nach Willkühr fortſetzen:

1 gegen $1 - \frac{1}{3} + \frac{1}{5} - \frac{1}{7} + \frac{1}{9} - \frac{1}{11} + \frac{1}{13} \ldots\ldots$

ſtellt die wahre Verhältniß des quadrierten Diameters gegen die Fläche des ihm zugehörigen Kreiſes dar; und eben damit auch die Verhältniß des unquadrierten Diameters, im Längenmaße, gegen die

die Peripherie, oder gegen den Längen-Umfang des erwähnten Kreiſes *) Wenn man die eine Verhältniß weiß, kennt man auch die andere; beyde hängen unmittelbar zuſammen; das iſt längſt erwieſen, und darüber iſt kein Streit.

Wie Leibnitz auf dieſe unendliche Reihe gekommen ſey, führt er nicht an; giebt auch in der ganzen Abhandlung keinen Beweiß von ihrer Statthaftigkeit. Andere aber haben ihn ſelbſt aufgeſucht und gegeben; Leibnitz hielt ihn wahrſcheinlich zurück, um ihre Neugier zu reizen, und ihre Kräfte zu üben, oder zu prüfen; wie er ſich denn bey manchen andern Erfindungen auf ähnliche Weiſe benommen hat.

Er ſagt bloß: die ganze Reihe enthält alle mögliche Näherungen zugleich, oder ſie liefert alle Werthe, die etwas zuviel, und alle, die um etwas zu wenig angeben; nur muß man ſie gehörig weit fortſetzen, damit der Fehler kleiner, als

*) Wenn die Leibnitziſche Reihe der angeführten Brüche in Dezimalen ausgedruckt wird, ſo iſt ihr Betrag = 0,7 853 981.... oder: wenn der Durchmeſſer eines Kreiſes = 1 iſt, ſo beträgt die Fläche dieſes Kreiſes etwas mehr als 7/10tel eines Quadrat-Schuhs; und etwas weniger als 8/10; oder ſchärfer, etwas mehr als 78/100tel eines Quadrat-Schuhs; und etwas weniger, als 79/100tel deſſelben; u. ſ. f. Die Peripherie dieſes Kreiſes aber iſt = 3,141592....

jede angebliche Größe werde, d. h. damit er verſchwinde. Was kleiner iſt, als jede Größe, die ſich nur angeben, oder noch einwerfen läßt, iſt nehmlich unendlich klein, verſchwindet, geht bis zu Null. Folglich leiſtet die ganze Reihe, was ſie leiſten ſolle; ſie drückt den Werth aus, welchen man ſucht.

Leibnitz begegnet hierauf dem ſcheinbaren Einwurf:

„Der Kreis, (ſowohl die Peripherie als die Fläche) iſt doch eine endliche beſtimmte Größe; wie ſollte er in die Gleichung mit einer Größe, welche aus unendlich viel Gliedern beſtände, geſetzt werden, wie ſollte eine endliche Größe einer unendlichen Reihe gleich genommen werden können?

Man muß wiſſen, (antwortet er hierauf kurz,) daß es allerdings viele Reihen giebt, deren Glieder ins unendliche fortlaufen, und deren Summen dennoch endliche Größen ſind. Man denke ſich zum Beyſpiel eine gerade Linie, beſtimmt von der Länge eines Fußes. Da iſt alſo doch gewiß eine endliche Größe von einem benannten gewiſſen Längenmaß. Nun theile man dieſe Linie zuerſt in zwey Theile; der eine heiſſe die vordere, die andre die hintere Hälfte.

Die vordere Hälfte bleibe; die hintere werde wieder halbiert; ſo werden in dieſer zwey Viertel der ganzen Linie vor Augen liegen.

Das

Das eine dieſer Viertel bleibe wieder; das andere, das hintere, werde wieder halbiert; ſo wird es zwey Achtel der ganzen Linie enthalten.

So fahre man gleichförmig mit halbieren fort. Unläugbar wird dieſes Geſchäft durch dieſe Reihe ſich vorſtellen laſſen:

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \ldots\ldots = 1$$

Die Summe dieſer ins Unendliche fortgeſetzten Brüche $\frac{1}{2} = 1$ ſeyn, oder muß einen Längen-Fuß betragen. Alſo iſt da eine unendliche Reihe einer endlichen beſtimmten Größe gleich.

Bey andern Einwürfen hält ſich Leibnitz nicht auf. Er bemerkt nur noch, daß die für den Kreis gegebene Reihe in ſtetigen harmoniſchen Proporzionen fortlaufe, und daß in vollkommner Schärfe behauptet werden könne:

„Die Größe des Zirkels ſey die Differenz zweyer leicht angeblicher Reihen einer harmoniſchen „Progreſſion *) in jedem Fall.

Auch habe man nur alle bejahten Glieder, (die Brüche, welche das Zeichen plus vor ſich tragen)

*) Leibnitz ſetzte hierbey voraus, daß man wiſſe, wie harmoniſchen Proporzionen von geometriſchen und arithmetiſchen Proporzionen verſchieden ſind. In allen alten Lehrbüchern kam viel von harmoniſchen Verhältniſſen vor. Unter den neuen Lehrern beſchäftigen ſich z. B. Wolf und Völker in ihren Algebern damit.

gen) zuſammen zu addieren, und ihre Summe als eine Größe zu betrachten, von welcher die Summe aller verneinten Glieder, (welche das Zeichen minus vor ſich haben) ebenfalls als eine Größe abzuziehen ſey. Das Reſultat bleibe das nehmliche, und jede dieſer zwey Summen enthalte wieder für ſich eine harmoniſche Reihe.

Hierauf zeigt Leibniz noch kurz, wie man die ganze Reihe zuſammenziehen könne, ſo daß blos bejahte Brüche erſchienen:

$$\frac{2}{3} + \frac{2}{35} + \frac{2}{99} + \ldots = 1$$

macht auch hiebey auf die Erſcheinung aufmerkſam, daß die Nenner dieſer Brüche allemal um 1 verringerte Quadrat-Zahlen ſeyn; (denn 3 und 1 iſt ja die Quadratzahl von 2; ſo 35 und 1 (36) die Quadratzahl von 6, und ſo weiter fort;) vergleicht ein Quadrat von beſtimmter Größe, das in einer Kreisfläche gezeichnet ſteht, mit dieſer Kreisfläche; liefert hierauf die Ausdrücke der Brüche, $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{2}$, ebenfalls in bisher unbekannten unendlichen Reihen; und lehrt endlich deren Anwendung zu Quadratur der Hyperbel, indem er angiebt, wie ſich die Fläche (der Reden-Raum) zwiſchen den Aſymtoten, und der Kurve dieſer Konoide ſelbſt, ſo ſcharf als man nur wolle, ebenfalls vermittelſt der vorgelegten unendlichen Reihen, berechnen laſſe.

Eines nähern Auszugs, der hieher paſſen könnte, iſt dieſe Dedukzion nicht wohl fähig. Auch muß ich es umgehen, die Leibniziſche Reihe mit

ans

andern zu vergleichen, welche von verſchiedenen Mathematikern zu gleichem Zweck (nach 1682) ausgeſpäht und der Welt mitgetheilt worden ſind. Ihr Vorzug, daß ſie leichter zu großen Näherungen führen als die angeführte von Leibniz, ſetzt den Werth und die Schätzbarkeit der leztern gar nicht herunter: da namentlich die Reihe für den Kreis ebenfalls ihre eigenen Schönheiten und Vorzüge hat, insbeſondre wenn man auf die unvergleichbar-leichte Geſezlichkeit, die ſich mit einem Blick überſehen läßt, und in der alle Glieder ohne Trug und Irrung ins Unendliche fortlauffen, Rückſicht nimmt.

2.

Der zweyte Aufſatz von Leibnitz,

in ebend. Actis Eruditor im Jun. 1682 eingerückt,

Hat zum Zweck, ein einziges allgemeines Prinzip für die drey Wiſſenſchaften, Optik, Katoptrik, und Dioptrik, aufzuſtellen.

Ein einziger Satz, ein einziger weitumfaſſender Gedanke, ſollte das Hauptgeſetz enthalten, nach welchem der Menſch frey und geradehin (durch die Luft) nach einem Objekt ſieht;

nach welchem er das Objekt im Spiegel (wo Reflexion der Lichtſtralen vorgeht) erblickt,

nach

nach welchem er das Objekt, wenn die Lichtstrahlen, die es beleuchten, durch zwey verschiedene Medien (Mittel) gehen und daher gebrochen werden, wahrnimmt.

Dieser einzige, den drey erwähnten Scienzen gemeinschaftliche Satz, welchen bisher noch kein Mathematiker in der Verbindung auszuführen gewagt hatte, klingt sehr einfach.

„Der Weg, welchen ein Lichtstrahl von einem „leuchtenden Punkt bis zu einem andern, der erleuchtet werden soll, nimmt, ist der leichteste „Weg, der seyn kann; oder kurz, das Licht nimmt „allemal den leichtesten Weg!"

Leibnitz fügt dem Satze sogleich die Erläuterung bey: „Der Weg des Lichts, und was von ihm hiermit behauptet worden, sey zuerst bey Annehmung ebener Flächen mathematisch zu bestimmen; so bald aber dieses geschehen, so erfolge auch die Anwendung auf hohle und konvexe Flächen gar leicht, indem man die gerade Tangenten dieser krummen Flächen, anstatt ihrer selbst, in Betrachtung ziehe.

Hierauf wird sogleich der dreyfache Beweis der Fundamental-Behauptung geführt:

Zuerst, in der Optik. Da werden die Lichtstrahlen blos in gerader Richtung, und insoferne sie in einem und ebendemselben Medium, (in der Luft) bleiben, und einen Gegenstand treffen, und ihn

beleuchten, betrachtet. Der geradeste Weg ist der kürzeste; sie können nicht leichter zum Ziel gelangen, als wenn sie von demselben nicht abweichen. — Dieser Beweis ist wenigen oder gar keinen Schwierigkeiten unterworfen; es bedarf fast nicht einmahl der Zeichnung einer besondern geometrischen Figur dazu, um überzeugt zu werden, daß in dieser Rücksicht Leibnizens Behauptung bewährt sey.

Zweitens, in der Katoptrik. Bey allen ebenen Spiegeln, und den Phänomenen, die sie geben, ist es ein allgemeines, erstes, nie bezweifeltes Grundgesetz: daß unter demselben Winkel, unter welchem ein Lichtstrahl in einen Spiegel einfällt, er auch zurückgeworfen, (von der Ebene des Spiegels reflektiert) werde. Wer sich noch selten mit Betrachtungen über die Theorie der Spiegel abgegeben hat, thut immer wohl, wenn er sich vorstellt: ein Spiegel stehe ganz senkrecht vor ihm, und aus der Pupille seines Auges giengen zu gleicher Zeit zwey gerade ungleich-lange Linien in 2 verschiedenen Richtungen, auf die Ebene dieses Spiegels hin; die eine perpendikulär, so daß sie, (als die kürzeste gerade Linie) mit dem Spiegel rechte Winkel machte; die andre längere schief hinunterwärts auf eben den Spiegel laufend, und dessen Ebene wie ein Lichtstrahl treffend, aber so daß dieser, oder diese Richtungslinie, mit dem Spiegel einen spitzen Winkel machen müßte. Der lezte

Win-

eine ſichtbare Probe -- (Er faßt ihn wüthend an.) Oder, beym Werth der unſterblichen Seele des Menſchen! es wäre dir beſſer, wenn du ein Hund gebohren worden wäreſt, als meinem aufgeſchrekten Grimm zu begegnen.

Jago.

Iſt es dazu gekommen?

Othello.

Laß mich's ſehen; oder beweis es wenigſtens ſo, daß kein Schatten eines Zweifels übrig bleibe: Oder weh deinem Leben!

Jago.

Mein edler Gebieter --

Othello.

Wenn du ſie unſchuldig angeklagt, und mich auf dieſe Folterbank geſchraubt haſt, ſo bete nicht mehr, erſtik dein Gewiſſen, häufe Greuel auf Greuel, begeh Sünden, daß der Himmel weinen und die Erde ſich entſezen muß; du kanſt nichts ärgers thun, um das Maaß deiner Verdammniß voll zu machen als du ſchon gethan haſt.

Jago.

O! Barmherzigkeit! Der Himmel ſteh mir bey! Seyd ihr ein Mann? Habt ihr eine Seele? oder ein menſchliches Gefühl? Gott ſey bey euch; nehmt mir mein Amt, und wenn ihr wollt, mein Leben dazu -- O ich unglükli-

cher

Winkel iſt der **Einfalls-Winkel**; ihm ſteht das **Einfalls-Loth**, die erſtgedachte kürzeſte gerade Linie (cathetus incidentiae) entgegen. Damit bildet ſich für ſich ſelbſt ein rechtwinklichtes Dreyeck, deſſen Hypotenuſe die vom Auge ſchief herunterlauffende, mit einem Lichtſtrahl verglichene und dafür geltende Linie iſt.

Die Baſis in dieſem Dreyeck iſt jederzeit eine Linie auf dem Glas ſelbſt, die wenigſtens zwiſchen den Enden der zwey Linien auf dem Spiegel gedacht werden muß, von welchen die eine, wie geſagt, den Spiegel ſenkrecht treffen, die andre mit einer Neigung erreichen muß.

An die Stelle des Auges laſſe hierauf unſre Einbildungskraft einen einzigen leuchtenden Punkt überhaupt treten, z. B. von dem Kopf einer glänzenden Stecknadel ausgehend. Die Figur des angenommenen Dreyecks kann allerdings auch da bleiben. Seine Hypotenuſe ſtellt den Lichtſtrahl vor; ſein Kathetus das Einfalls-Loth; und die Grundlinie iſt auf dem Spiegel ſelbſt zu ſuchen. Kathetus und Baſis ſind alſo, mit dem Lichtſtrahl verglichen, jederzeit zwey Gedanken-Dinge, und nur der Lichtſtrahl wirklich vorhanden. Aber man bedarf dieſer Gedanken-Dinge ſo ſehr, als des wirklichen Lichtſtrahls, welcher dadurch, daß man ihn als Hypotenuſe betrachtet, im Grund ebenfalls zum Gedanken-Ding wird. Die Vorſtellung die

dieſes

dieſes Dreyecks kommt bey der Zurückwerfung des Strahls wieder vor.

Dieſe Zurückwerfung geht in dem Moment vor ſich, in welchem der Lichtſtrahl den Spiegel trift, und zwar wird er unter eben dem Winkel zurückgeworfen, unter dem er eingefallen iſt. Die Richtung, in der er von dem Spiegel herausfährt, iſt alſo wieder eine Hypotenuſe, und dieſe iſt der gleich, auf welcher er zum Spiegel gelangt war. Alſo iſt ihr auch derſelbe Kathetus und dieſelbe Baſis zuzuordnen, welche wir dem einfallenden Strahl zugeordnet haben; und ſo erhält man auch bey der Reflexion des Strahls edendaſſelbe rechtwinklichte Dreyeck.

Dieſe 2 gleiche Dreyecke ſtellt Leibnitz auf den Diameter eines Cirkels. Die 2 Hypothenuſen geben zwey Halbmeſſer deſſelben ab, welche natürlich im Mittelpunkt des Kreiſes zuſammen laufen. In dieſem einzigen Punkt berühren ſich alſo die zwey Dreyecke; von ihm aus, laufen die zwey gleichen Grundlinien, welche (der obengegebenen Vorſtellung nach,) jederzeit als Linien, die auf der Fläche des Spiegels ſelbſt gezeichnet wären, anzuſehen ſind. Ihre Länge (in der Summe) macht nie die ganze Länge des Diameters aus; ſondern ſie laſſen von ihm, zu beyden Seiten hin, gleiche Stücke übrig. Jedem, der nur die allererſten Elemente von Trigonometrie kennt, fällt gewiß hierbey ein, daß die zwey Grundlinien als zwey entgegengeſetz-

te Cosinus anzusehen seyen. Und damit hängt die Vorstellung unmittelbar zusammen, daß die dritte Seite der zwey Dreyecke, (zwey parallele Lothe oder Perpendikel auf dem Durchmesser) allerdings nichts anders als zwey gleiche Sinus seyen.

Dieses vorausgesetzt, ist die Hauptsache nun bald abgethan. Die zwey Hypotenusen (oder die zwey Halbmesser) stellen den Weg vor, den das Licht nimmt. Im Centrum ist der Reflexions-Punkt. Wie das Licht bis zu diesem kam, so geht es wieder aus dem Kreis hinaus. Es kann keinen leichtern und kürzern Weg nehmen. Man denke sich willkührlich jeden andern Punkt des Durchmessers, auf welchen der Strahl fiele, und von dem er bis an die Kreisperipherie zurückgeworfen würde: so wird der Weg, den das Licht damit nähme, allemal länger und beschwerlicher seyn. Es giebt keinen kürzern, schlechterdings keinen, als wenn der Lichtstrahl in den Mittelpunkt des Kreises fällt, und von da an die Peripherie unter eben dem schiefen Winkel, welchen er beym Einfallen machte, zurück geworfen wird. Der Beweis hiervon und die sichere Ueberzeugung, daß es gar keinen andern Ausweg gebe, beruht nun ganz auf geometrischen Gründen. Man braucht dabey gar nicht mehr an Lichtstralen, an Spiegel, an Reflexion, an Katoptrik zu denken. Die End-Punkte der zwey Hypotenusen, oder der zwey Halbmesser, wo sie den Umkreis berühren,

werden

werden durch eine gerade Linie verbunden, welche dem Diameter parallel, und deren Länge der Summe der 2 Grundlinien, (oder der 2 Cosinus) ganz gleich ist, auch als eine Chorde im Kreis betrachtet werden kann. Auf dieser Chorde lassen sich unzählig viele Dreiecke errichten, alle von gleichem Flächeninnhalt so lange ihre Scheitelspitze den Durchmesser erreicht, und sie also einerley Höhe behalten; aber alle von verschiedenem Perimeter oder Umfang, (Seiten-Betrag) wenn man die Linien, welche das Dreyeck jedesmal begränzen, im Längenmaß prüft, d. i. die Summe der drey Seitenlinien, in Zollen, Fußen u. s. w. auswirft. Die Chorde selbst ist immer eine und ebendieselbe beständige Größe, welche bey allen nur denkbaren Aenderungen neuer Dreyecke jederzeit die fixirte Basis derselben bleibt. Aber die zwey auf ihr konstruirten Dreyeck-Seiten können sich beständig ändern, so wie die Scheitelspitze auf dem Durchmesser fortgerückt, oder willkührlich anderswo und wieder anderswo angenommen wird. Damit ändert sich aber jedesmal der Perimeter, oder der Seiten-Betrag des ganzen Dreyecks. Er wird größer und immer größer, je mehr sich die Scheitelspitze vom Centrum des Kreises entfernt; und ist am kleinsten, wenn sie darein fällt, d. h. wenn ein gleichschenkliches Dreyeck genommen wird, dessen zwey gleiche Seiten Halbmesser sind. Nur in diesem Fall, betragen die zwey auf der Chorde konstruirte Dreyeck-Seiten im Län-

genmaß am wenigſten; in jedem andern betragen ſie mehr. *)

Da es nun wohl keinen Mathematiker in der Welt geben kann, der in Abrede ſtellen könnte, die zwey Winkel unter den zwey ſo angenommenen Hypotenuſen, oder Halbmeſſern, welche in der Mitte

*) Die Formeln und Buchſtaben-Rechnungen, wodurch dieſes evident bewieſen wird, dürfen hier nicht wohl beygebracht werden. Wer blos durchs Auge, ohne Kalkul, und durch ſichre mechaniſche Verſuche von der Richtigkeit der oben ſtehenden Behauptung überführt ſeyn möchte, dem rathe ich, ſich von einem Freunde der Mathematik zeigen zu laſſen, wie man blos mechaniſch die bekannte Figur einer Ellipſe zeichnet. Die zwey Enden der oben oft erwähnten Chorde ſeyen die zwey Brennpunkte für die Ellipſe; an denſelben mache man einen Faden feſt, der ſo lang ſey, daß er, in der Mitte geſpannt, mit der Chorde ein gleichſchenklichtes Dreyeck formire, deſſen Scheitelſpitze in das Centrum des Kreiſes ſelbſt falle. Die Spannung geſchieht mit einem Stift oder einer Nadel. Nun rücke man mit dem Stift, ſo daß der Faden noch geſpannt bleibe. Es wird ſich damit ein andres Dreyeck ergeben. Aber man wird nun bald ſehen, daß der Faden zu kurz ſey, wenn das neue Dreyeck eben die Höhe, wie das vorige haben, d. i. von gleichem Innhalt mit dem vorigen ſeyn ſoll. Man wird alſo nun einen längern Faden annehmen, und in den Brennpunkten der Ellipſe befeſtigen müſſen. Der Schluß daraus zieht ſich nun ſpielend.

S.

Mitte des Diameters zuſammenlaufen, ſeyen gleich, ſo iſt damit der intereſſante Haupt-Satz auch für Katoptrik erwieſen, „die daß das Licht auch bey Reflexion ſeiner Strahlen den leichteſten und kürzeſten Weg nehme.

Daß dieſer Satz aber nicht bloß bey ebenen Flächen, ſondern auch, wenn das Licht auf konkave und konvexe Spiegel fällt, vollkommen wahr ſey, hat Leibnitz ſelbſt bloß angeführt, nicht bewieſen. Die Prüfung deſſelben hat erſt vor einigen Jahrzehnden Hr. Hofrath Käſtner in Göttingen übernommen, und, was dabey unwiderleglich bleibt, dargethan. (Siehe deſſen Diſſert. math. et phyſ. Altenb. 1771. in Nr. III.)

Drittens für Dioptrik ſucht hierauf Leibnitz ſeine Fundamental-Behauptung ebenfalls zu beweiſen. Dieſen Beweis zu führen, iſt ein ungleich ſchwereres Geſchäft, als deſſen Darlegung in den zwey vorhergehenden Fällen. Daß auch der gebrochene Lichtſtrahl, er mag ſich nun in Waſſer, oder Glas, oder jedem andern Medium brechen, dem angenommenen großen Geſetz getreu, immer den leichteſten Weg nehme, und den kleinſten den er nehmen kann, ſuche, will dem Beobachter der Phänomene, (welche die Refrakzion des Lichts ſo mannigfaltig liefert,) anfangs gar nicht einleuchten; und, wenn er auch gleich nach und nach keine beſtimmte Widerſprüche dagegen mehr vorzubringen ſich getrauen dürfte: ſo liegt

deßhalb dennoch der Beweis von der mathematiſchen Evidenz des Satzes ihm gewiß noch lange verſteckt, falls er nicht, mit Leibnizens Vorerkenntniſſen ſelbſt verſehen, ſich an denſelben wagen, und gleichſam deſſelben Meiſter werden kann.

Dieſe Vorkenntniſſe fehlten, beynahe bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts, faſt allen Mathematikern in Europa noch durchgehends. Denn ſie ſetzten eine ganz gründliche Theorie der ſchweren Lehre

vom Gröſten und Kleinſten, (de maximis et minimis)

und dieſe Lehre ſetzte Bekanntſchaft des Differenzial-Kalkuls voraus, welcher erſt 1684 von Leibnitz ſelbſt dem Publicum mitgetheilt worden iſt.

In der vor uns liegenden Abhandlung deutet Leibniz bloß darauf hin, daß ihm dieſer neue beſondre Calkul bekannt ſey, und daß er vermittelſt deſſelben eine ſehr leichte Methode habe, den Beweis ſeines Satzes, welchen er gegenwärtig auch für die Dioptrik aufſtelle, ſehr evident zu führen. Er ſtellt die Vorderſätze zu dieſem Beweis auch ganz deutlich hin; zeigt wie er angetreten werden müße, giebt an, wie fern man ſich von dem Theorem, daß

„die Sinus des Neigungs-Winkels und des „gebrochenen Winkels ſich, umgekehrt, wie die „Widerſtände der Medien verhalten, durch „welche der gebrochene Lichtſtrahl fährt,

blos durch Geometrie und aus Mechanik entlehnte Begriffe überzeugen könne; läßt die Wichtigkeit des Arguments fühlen, oder ahnden, daß

„die Hinderniſſe, welche den Lauf des Lichts „ſtrahls in den zwey verſchiedenen Medien er„ſchweren, in zuſammengeſetztem Verhältniß der „Länge der Wege, und des verſchiedenen Wi„derſtands der Medien, durch welche der Strahl, „(ungebrochen und gebrochen) fährt, zu neh„men ſeyen;

vergleicht darauf die Schwierigkeit des Weges, den der einfallende und der gebrochene Strahl zurücklegen, mit zwey Rechtecken; ſtellt dieſe dem Auge, zum Behelf der Sinnlichkeit, deutlich dar; und leitet endlich darauf hin, daß die Summe dieſer zwey Rechtecke die klein möglichſte ſeyn müſſe, wenn ſeine Behauptung mit der Nachzeichnung wirklicher Refrakzions-Erſcheinungen überſtimmen ſolle; bricht aber eben da ab, wo man den überzeugenden Beweis erwartet, daß die Summe der zwey gedachten Rechtecke wirklich die kleinſte, und daß dieſes Minimum durch den Punkt auf der Brechungs-Ebene, wo der Strahl einfällt, eben ſelbſt beſtimmt werde, ſo daß jeder andre angenommene Punkt kein ſolches Minimum geben würde.

Ein paar Jahre nachher theilte Leibniz dieſen Beweis wirklich den Gelehrten ohne Rückhalt ganz mit; gegenwärtig, wie gedacht, nur die weſentlichen Vorderſätze zu demſelben, und das Reſultat

seines geheimen Kalkuls. Auch andre gelehrte Mathematiker des vorigen Jahrhunderts hatten diesen Weg, die Neugier ihrer Zeitgenossen zu reizen, öfters eingeschlagen.

Leibniz zeigt hierauf noch, in wie ferne die Entdeckungen über die Strahlenbrechung, welche der seine Niederländer Snell, und nach ihm Deskartes ausgespäht, mit seinen Behauptungen übereinstimmen; prüft hierauf noch insbesondre Deskartes Erklärungsweise der physischen Ursache bey jeder Licht-Reflexion und Licht-Refrakzion, ergänzt und verbessert halbwahre Gedanken desselben in diesen schwierigen Erörterungen, und schließt mit einigen Angaben, wie seine Behauptung sich mit den vorzüglichsten Erfahrungen der höhern Mechanik vertrage.

Nähere Auszüge von dem allem stünden hier wohl schwerlich an der rechten Stellen. Auch muß ich es übergehen, was Englische und andre Mathematiker gegen die Leibnizischen Sätze, insbesondre in so weit sie die Dioptrik angehen, vorgetragen, und was ihnen hinwieder von andern darauf geantwortet worden ist.

Leibnizens Aufsatz bleibt immer ein Muster von Scharfsinn, und von Anwendung des solidesten Witzes. Er zeigt in dem bündigen Raisonnement desselben eine Superiorität des Geistes über alle Gelehrte, welche über eben diese Sujets vor

ihm

ihm nachgedacht und geſchrieben hatten, daß ſein höherer Flug und ſeine größere Ueberſchauungsgabe gar nicht zu verkennen, noch im Ganzen zu beſtreiten ſind. —

Ich bekenne, daß ich meine Bemühungen in Dioptrik, (welche ich bloß aus Liebhaberey vor einiger Zeit in Nebenſtunden durchſtudiert habe,) kaum durch irgend etwas anders mehr belohnet weiß, als durch das Glück, dieſe Leibniziſche Diatribe leſen und verſtehen zu können. Auf drey Quartblättern ſehe ich da eine Reihe von Kenntniſſen zuſammengedrängt, die mich beynahe in Erſtaunen ſetzen; wenn ich überlege, was dazu gehörte, vor 110 Jahren das, was dieſe Lukubrazionen verrathen, zu erforſchen, und mit dem leichten Ideengang ſo hinzuwerfen, wie ſie Leibniz ganz ohne Mühe, wie es ſcheint, hingeworfen hat!

C. L. Schübler.

*) Die in dieſem Aufſatz angekündigte Unternehmung des Hrn. Senator Schüblers zu Heilbronn (die Seiner Gelehrſamkeit und patriotiſchen Geſinnung, ſo wie Er ſelbſt ſeiner ſchon lange durch verdienſtvolle Männer auszeichneten Vaterſtadt Ehre macht) ſchien mir des öffentlichen Beyfalls allzuwürdig zu ſeyn, als daß ich einer und der andern Probe, was man ſich von dem Ganzen zu verſprechen habe, einen Platz in dieſer Zeitſchrift, wodurch ſie wenigſtens in viele Hände kom-

cher Thor, daß ich erleben ſoll daß meine Ehrlichkeit zum Verbrechen gemacht wird! O Welt! Welt! Das iſt dein Lauff; - ehrlich und aufrichtig, iſt ſein eigner Feind ſeyn. Ich dank' euch für dieſen Unterricht; von nun will ich der Freundſchaft gute Nacht geben, und niemand mehr lieben als mich ſelbſt.

Othello.

Nein, warte -- Du ſollteſt ehrlich ſeyn --

Jago.

Ich ſollte klug ſeyn; Ehrlichkeit iſt ein Narr, der jedermann gutes thut, und nur ſich ſelbſt ſchadet.

Othello.

Bey allem was in der Welt iſt, ich denke mein Weib iſt unſchuldig, und denke ſie iſts nicht; ich denke du biſt rechtſchaffen, und denke du biſt's nicht; ich will Beweis haben. Ihr Name, der ſo friſch war wie Dianens Antlitz, iſt nun ſo ſchwarz als mein eignes. Nein, wenn noch Strike, noch Dolche, noch Gift, Feuer oder Waſſer in der Welt ſind, ſo will ich dieſe Pein nicht länger ausſtehen -- Ich wollt' ich wäre meines Schikſals gewiß!

Jago.

Ich ſehe, Gnädiger Herr, ihr werdet von eurer Leidenſchaft aufgerieben. Es reut mich, daß ich Anlas dazu gegeben habe. Ihr wollt eures Schikſals gewiß ſeyn?

Nachtrag

zu den Auszügen der Leibnizischen Sätze über Katoptrik und Dioptrik.

Leibniz hat zu Erläuterung seiner Behauptungen in der gedachten zweyten Abhandlung die neben beygefügte geometrische Figur entworfen.

Nicht alle Linien in derselben gehen auch Katoptrik und die Lehre von der Zurückwerfung (Reflexion) der Lichtstrahlen an; sondern bloß:

Der Durchmesser des Kreises A B; welcher als eine Linie auf der Ebene eines Spiegels zu denken ist.

In

men, hätte versagen können. Wenn eine Sammlung solcher Leibnizischer Hermäen auch keinen andern Nutzen stiften könnte, als daß sie manchen der Wissenschaft sich widmenden Jüngling, oder manchen mit Muße zu edlern Geistesbeschäftigungen beglückten Gelehrten, begierig machen dürfte, die Quellen selbst aufzusuchen und, nach dem rühmlichen Beyspiel des Hrn. Senat. Schübler, sich die Mühe, die hiezu nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, nicht dauern zu lassen: so wäre dieser Nutzen noch immer groß genug, um den Hrn. V. durch das Vergnügen etwas verdienstliches ausgeführt zu haben, für die darauf gewandte Zeit und Mühe reichlich zu belohnen.

W.

Tab. 8.

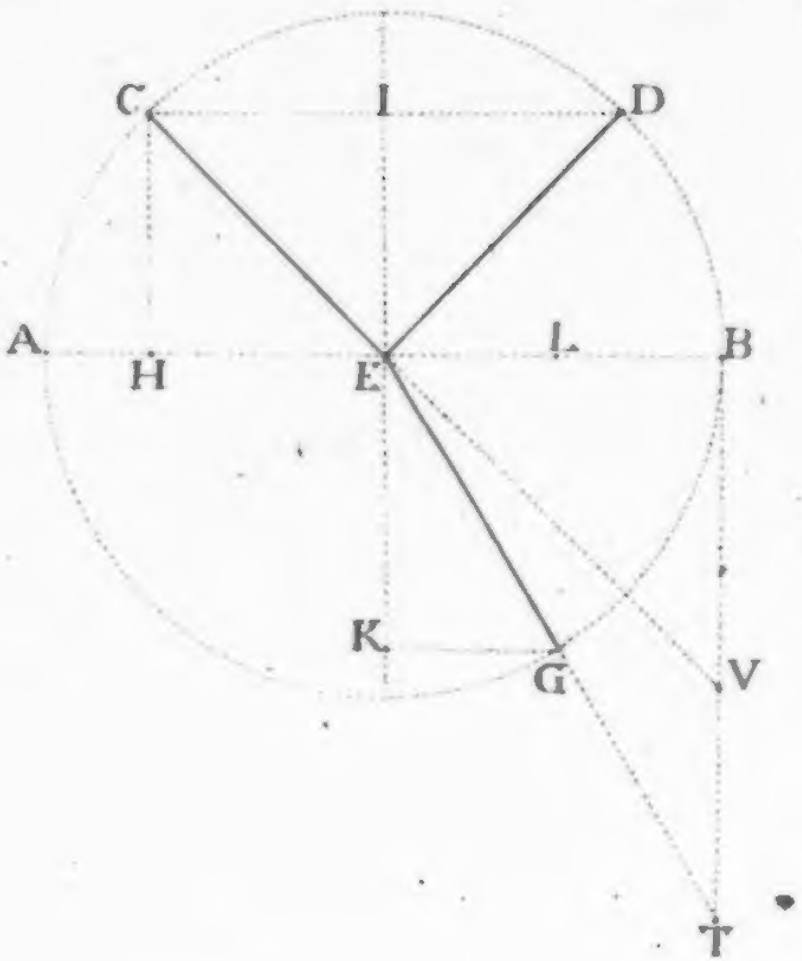

In C ist ein leuchtender Punkt; deßen Strahl fällt in E auf den Spiegel, in die Mitte des Diameters. Dieser Strahl wird da reflextirt nach dem Punkt D.

C H ist das Einfalls-Loth, (cathetus incidentiae.) Demselben liegt der Einfalls-Winkel bey E entgegen.

Unter einem eben so großen Winkel fällt der Strahl aus.

CD ist die Chorde, von welcher in dem Auszug geredet wird; sie bildet mit den zwey Halbmessen CE und ED ein gleichschenklichtes Dreyeck, CED. Dessen Umfang (Perimeter) ist kleiner, als der des Dreyecks CFD; und als jedes andre, dessen Spitze nicht in E fällt, und das doch gleiche Höhe und Basis, wie CED, hat.

Die übrigen Linien gehen die Sätze für Dioptrik an:

Ueber dem Durchmesser denke man sich Luft, unter demselben Wasser, oder Glas, oder ein anderes dichteres Medium, als Luft ist.

In C ist ein leuchtender Punkt. Dessen Strahl falle in E in das Medium, Wasser oder Glas. Fände keine Brechung statt, so gienge er nach V; weil sich aber der Strahl bricht, so weicht er nach G ab.

Der Winkel KEG, unter dem er ſich bricht, heißt der gebrochene Winkel; deßen Sinus iſt LG.

Der Winkel KEV, heißt der Neigungs-Winkel, welcher ſtatt hätte, wenn die Brechung unterbliebe; deſſen Sinus iſt CH, auch CI, weil CEI = KEV iſt.

Nun behauptet Leibniz, daß die zwey Sinus (oder Coſinus)-der Winkel, welche der ungebrochene und der gebrochene Strahl formiren, ſich umgekehrt verhalten, wie die zwey Dichtigkeiten der Medien, durch welche zwey die Strahlen gehen; z. B. bey Luft und Waſſer

CH zu LG = wie 4 zu 3.

und bey Luft und Glas

CH zu LG = wie 3 zu 2

und daß dabey der Lichtſtrahl den leichteſten und kürzeſten Weg von C durch E bis G nehme, den er nur nehmen könne. Dieſes behauptet Leibniz, und beweißt es auch zum Theil: gefliſſentlich in dieſer Abhandlung nur zum Theil. Seine Abſicht hiebey iſt angezeigt.

IV.

Das Opfer,

eine Erzählung.

Melartes.

Warum eilest Du so mit diesem Kranz' in den Wald, Naema? Wartet Deiner hier eine Zusammenkunft mit einer Freundin, wobey Du Niemand als die Einsamkeit zum Zeugen nehmen willst?

Naema.

Verzeihe! Ich umwand diese Epheuranke mit Veilchen, um damit in diesem Haine, den ich seit meiner Zurückkunft von Kreta nicht wieder besuchte, ein Opfer zu bringen.

Melartes.

Also ein Opfer! Wenn Du aber wirklich von einer himmlischen Gottheit redest, so weiß ich nicht, welcher Du es bringen willst? Meines Wissens hat dieser verwachsene Wald keinen Altar aufzuweisen.

Naema.

Es kann seyn, Melartes, daß Dir und den Mehrsten unsrer Mitbürger der Altar, zu dem ich eile, nicht bekannt ist; denn dies wilde Gebüsch scheint sich den Menschen nie geöffnet zu haben, und ich sehe keinen Fußsteig sich mir zum Wegweiser anbieten.

Melar-

Nielartes.

Aber welcher Gottheit iſt hier ein Altar errichtet?

Naema.

In dem dichteſten Geſträuch dieſes Waldes iſt ein kleines Thal, von wildem Roſengebüſch bewachſen, über welches hohe Bäume Schatten und Kühle verbreiten. Kaum dringen die Strahlen der Sonne hindurch, wenn ſie ſenkrecht über uns ſteht, und ſanft rieſelt ein kleiner Bach von Marmorklippen herab. Hier niſtet kein Vogel, und kein anderer Laut erreicht hier das menſchliche Ohr, als das Summen der einſamen Waldhummel, die unter dem Felſen im Erdreich ihre kleinen Zellen angelegt hat. Hier ſteht noch der Fuß von einem Altar, wo unſre Väter in feyerlicher Stille der Göttin der Beſcheidenheit opferten; aber ihre ausgearteten Kinder wißen von dieſem Dienſte nichts. Ach, ſchon längſt hat man ihn aufgegeben.

Nielartes.

Du biſt ganz begeiſtert, Naema! Ja, ich beſinne mich, daß meines Vaters Vater mir von dieſem Dienſte geſagt hat: aber mit Recht iſt er in Verfall gekommen; denn über keine Gottheit ſollen die Menſchen jemals mehr geklagt haben, als über dieſe.

Naema.

Wie meyneſt Du das? Kann es unſren Mitbürger Lob bringen, daß ſie aufhörten, dieſe Göttin zu verehren?

Niela-

Melartes.

Ich muß Deiner Schwärmerey lachen, ſo wie Deine ganze Andacht mir lächerlich iſt. Die Götter mögen mir es vergeben, aber es war gewiß ein armer Tropf, der die Beſcheidenheit ihnen zugeſellen wollte. Sprich! Was kannſt Du von ihr erwarten?

Naema.

Alles, was ſie mir zu wünſchen geſtattet. Die Götter wiſſen uns Sterblichen keine Bitte zu verweigern, wenn die Beſcheidenheit ihnen ſie vorträgt.

Melartes.

Biſt Du auch gewiß, daß die Beſcheidenheit zur Sprache gelaſſen wird, daß ſie reden kann, oder will? O, ich bitte Dich, Naema, um Deines eignen Wohls willen! Entſage dem Dienſte dieſer eingebildeten Gottheit! Nicht umſonſt ließ man ihre Altäre verfallen. Wie viel ſie auf dem Olymp vermag, weiß ich nicht: aber ſiehe zu, wie weit Du bey den Göttern der Oberwelt mit ihr kommen wirſt. Bewirb Dich um geringe Aemter! Scheine nur Dir nicht viel zuzutrauen, und Du wirſt bald den Nutzen davon ſehen. Man übergeht Dich, und zieht Dir jeden Andern vor, der keklich alles, was man fordert, zu leiſten verſpricht, und in jedem Fache, wo Einſchub möglich iſt, angeſtellt zu werden verlangt.

Naema.

Naema.

Das kann nicht seyn! Man weiß ja, daß die Bescheidenheit eine Tochter des wahren Verdienstes ist.

Nelartes.

Ein Wahn der einfältigen Vorwelt, den man längst abgelegt hat. Wer nicht auf Belohnungen dringt, wer sie nicht unabläßig fordert, immer von seinen Verdiensten spricht, und das, was er erst thun will, im Voraus erhebt, der erhält gewiß nichts. Man muß viel bitten von den Göttern der Erde, weil sie viel geben können, und so schon immer weniger geben, als man gebeten hat. Anhaltendes Bitten erregt bey ihnen das Gefühl ihres Ansehns und ihrer Kräfte, darum mögen sie sich gern bitten lassen. Geben sie endlich, so wollen sie entweder nur des Ungestümen los seyn, oder sie glauben, man habe wirklich Verdienste, weil man nicht müde wird Belohnungen zu fordern. Die Bescheidenheit aber bleibt vor der Thür des Tempels der Reichthümer und des Ansehens stehen. Man hält sie für einen Deckmantel wirklicher Untüchtigkeit, worunter wir vor den Vorwürfen Schuz suchen, welche die Nichtleistung versprochener großer Dinge uns zuziehen könnte.

Naema.

So mag denn dieß mein Loos bey den Großen seyn! Ich will nach keinem Antheil der Regierung einer Stadt streben, wo man nur auf diese Art zu Amt und Ansehn gelangen kann. Unabhängig

will

will ich leben, und mit meinen geringen Kenntniſſen im Privatſtande Nutzen zu ſtiften ſuchen.

Melattes.

Auch das wird Dir nicht gelingen, denn wer wird Dir etwas zutrauen, wenn Du ſelbſt keine beſondre Meynung von Dir zu hegen ſcheineſt? Ahme die Ruhmredigkeit der Aerzte, und die Selbſtzufriedenheit der Tonkünſtler nach, wenn Du von Deinen Mitbürgern geachtet ſeyn willſt. Kannſt Du die Leyer etwas ſpielen? Gut! Gieb Dein Weniges Jedermann zu hören! Rühme Deine Geſchicklichkeit laut! Spirch von den glücklich überwundenen Schwierigkeiten, von dem Werthe der heiligen Tonkunſt, und verachte alle wahren Lieblinge der Muſen, ſo wird man Dich für einen großen Künſtler halten. Scheine nie die Erlernung irgend einer Kunſt für ſchwer anzuſehen, ſondern urtheile frech und dreiſt über alle Wiſſenſchaften. Sprich von den Geheimniſſen der Religion ſo entſcheidend, wie von der Tanzkunſt, und hüte Dich, jemals zu ſagen: Das weiß ich nicht; „oder" in der Sache bin ich ein Fremdling! Laß Dich lieber eines Verbrechens beſchuldigen, ehe Du jene ſchrecklichen ertödtenden Worte ausſprichſt. Rühme Deine Ehrlichkeit, und man wird Dir einen guten Charakter zuſchreiben. Thue dieß, ſo wird man Dich für einen großen Mann halten, denn nur Wenige haben Muth und Fähigkeit genug, den Grund Deiner Behauptungen zu prüfen.

Naema.

Othello.

Ja, das will ich.

Jago.

Und könnt; aber wie? wie gewiß seyn, Gnädiger Herr? wolltet ihr ein Augenzeuge seyn -- mit weitoffnen Augen zu sehen? Sehen wie sie --

Othello.

Tod und Verdammniß! oh!

Jago.

Ich denk' es würde schwer halten, sie so vertraulich zu machen: Bey solchen Spielen liebt man keine fremde Augen zu Zuschauern. Was dann? Wie dann? Was soll ich sagen? Was nennt ihr Gewißheit? Es ist unmöglich, daß ihr's mit Augen sehen könnt; und wenn sie so unverschämt wären wie Geissen, so hizig wie die Wald-Teufels, und so unbesonnen wie ein Dummkopf, den man mit Wein angefüllt hat. Und doch sag ich, wenn Wahrscheinlichkeiten, wenn Umstände die geradeswegs bis vor die Thure der Wahrheit führen, euch Gewißheit geben können, so könnt' ihr sie haben.

Othello.

Gieb mir einen überführenden Beweis, daß sie ungetreu ist.

Jago.

Ihr legt mir eine unangenehme Pflicht auf; aber da ich

mich

Naema.

Ein schrecklicher Rathschlag, von dem ich geglaubt hätte, daß nur ein feindseliges Wesen mir ihn geben konnte. So thue ich denn Verzicht auf öffentliche Ehrenstellen, und entsage der entzückenden Aussicht, in einem engeren Wirkungskreise als Privatmann Nutzen zu stiften; und doch will ich den guten Göttern für mein Glück danken, wenn nur ein edles weibliches Herz so viel Gutes an mir findet, daß es seiner Liebe mich werth hält.

Niclartes.

Eben da, mein frommer Naema, möchtest Du Dich am Meisten irren. Glaube mir, bey den Schönen macht die Bescheidenheit am Wenigsten ihr Glück, denn sie schreiben sie auf ein Gefühl von Schwäche. Schwache Männer aber verachten sie. Wer sich fühlt, sagen sie, der weiß zu fordern; seine Kraft macht ihn ungestüm; er wird dringend, und dann ist es unser Beruf, nachzugeben. — Sey versichert, unsre Weiber können den Anblick eines bescheidenen Gesichtes nicht ertragen. Es ist ihnen eine Thorheit, die von allen Thorheiten die Einzige seyn mag, welche ihnen ärgerlich ist. Oft muß der Bescheidene Jahre lang um einen armseligen Kuß seufzen, wenn sie dem, der auf die rechte Art und unter günstigen Umständen zu verlangen weiß, am ersten Tage der Bekanntschaft ihre Umarmung nicht verweigern. — Gieb Deine närrischen Grillen auf, Naema, und suche nicht weiter nach jenem verfallenen Altar!

Komm

Komm mit mir in die Stadt, und die Götter sollen mir nicht gnädig seyn, wenn ich dir nicht Anleitung gebe, deinen Kranz besser als hier anzubringen!

Naema.

Und so käme denn die Bescheidenheit überall zu kurz? Es sey! Lebe wohl, Melartes, so wohl als du bey deinen Grundsätzen kannst. Ich gehe zum Opfer, und meinem Glücke soll nichts gleichkommen, wenn ich nur einmal das Antliz der Göttin erblicke, die ich so innig verehre. — Ja, Du bist die Mutter aller Tugenden, himmlische Göttin! Sanfte Strahlen gehen von dir aus, die nicht blenden, sondern Aller Augen an sich ziehn. Je weniger du bemerkt seyn willst, je mehr fesseln deine Reize. Du giebst der Schönheit ihre höchste Vollkommenheit, und machst die Tugend liebenswürdiger. Ohne dich giebt es keine edle Eigenschaft im Himmel und auf Erden.

Melartes.

So gehe denn, armer Tropf, wohin deine thörichte Einbildung dich ruft, und siehe zu, ob es nach dem Opfer besser um dich stehen wird. Wenn du aber wirklich die Bescheidenheit anbetest, so sey auch so bescheiden, und rühme dich nie, mich gekannt zu haben.

Sie schieden; und als Naema sich durch das Gesträuch einen Weg gebahnt hatte, winkten

ihm die Zedern um den niedrigen Altar. Die Blätter der Silberpappel lispelten leise, und der kleine Bach tröpfelte von dem Marmorfelsen herab. Und da er sich nahete, seinen Kranz um das Fußgestell des Altars zu winden, sah er ihn schon von einer weiblichen Gestalt umfaßt. Sie richtete sich auf, und er erkannte in ihr Zilla, die Edelste der Jungfrauen von Sybaris. Wir wollen zusammen deinen Kranz aufhängen, sprach sie mit himmlischer Freundlichkeit. Ich hörte dein Gespräch, und ich that zu der Göttin das Gelübde, sie hier an ihrem Altare zur Zeugin anzurufen, daß du schon lange mir nicht unbemerkt bliebst, daß deine stille Liebe mir nicht entgieng, und nur du meinem Herzen theuer bist. — Sie sprach's, und reicht' ihm ihre Hand. Der Jüngling kniete neben ihr nieder, und Thränen heiliger Liebe benezten den Altar, da sie mit dem Kranz' ihn umwanden, und die Zedern rauschten feyerlicher, und die Quelle rieselte sanfter zwischen den Felsen.

Ludwig Giseke.

V.

Abſchied an einige Schulfreunde *)

Zeiten wo fliehet ihr hin? Wo habt ihr, fröhliche Stunden,
uns ſo flüchtig enteilt, euern geſelligen Kreis?
Warum täuſchet ihr uns im Zauber ſüßer Begeiſtrung,
ſanft den Jittig geſenkt ewig zu weilen bey uns?

*) Ich kenne wenig Gelegenheiten, wo mein Gemüth angerührter und inniger bewegt würde, als wenn ich den Sohn eines vortreflichen Mannes, in den Jahren, wo ſich der Knabe in den Jüngling verliert, unter der Menge ſeiner Altersgenoſſen ſich rühmlich hervorthun und gerechte Hoffnungen erwecken ſehe, daß er einen durch väterliche Verdienſte der Welt ehrwürdig gewordenen Nahmen nicht verdunckeln, ſondern vielmehr durch ſeine eigenen auch unter der künftigen Generazion rein und glänzend erhalten werde. Dieſe Freude wurde mir in vollem Maaße zu Theil, da ich, neulich Herders älteſten Sohn in dem hieſigen Fürſtlichen Gymnaſium vor einer anſehnlichen Verſammlung auftreten, und einigen, die höhere akademiſche Laufbahn zu beſchreiten im Begriff ſtehenden Mitſchülern, in einer von ihm ſelbſt verfaßten, und mit dem gefälligen Anſtand einer von der ſittſamſten Beſcheidenheit begleiteten Gegenwart des Geiſtes vorgetragenen Elegie, in ſeinem und ſeiner Mitſchüler Nahmen ein herzrührendes Lebewohl ſagen hörte. Ich konnte mich in dieſem Augenblicke des Verlangens nicht erwehren, das ungemeine Vergnügen, das der Sohn meines verehrten Freundes mich bey dieſem ſeinem erſten öffentlichen Auftritt empfinden ließ — ein Gefühl das ohne Zweifel deſto lebhafter und inniger war, da ich ſelbſt Vater bin — durch Aufnahme

Stunden werden Minuten, die wir mit horchender Seele,
dir, o Weisheit, und euch, Schweſtern der Wiſſen-
ſchaft, weihn,
Holde Muſen! Entzückt von euern unſterblichen Tönen,
fühlen dem Fluge der Zeit wir uns auf immer entrückt.
Und um ſo ſchneller entflieht ſie! Wie zarte Träume ver-
ſchweben,
wie der Gedank entfloh, iſt ſie vorübergeeilt.

A.

dieſes kleinen Gedichts in den T. Merkur, mit unſern abweſenden Freunden, und überhaupt mit ſo manchen Andern, die ſich in dem nemlichen Falle befinden und hierin meines Sinnes ſind, theilen zu können. Es war natürlich, daß ein Jüngling von ſiebzehn Jahren vor einer ſo wenig erwarteten oder beabſichtigten Publizität erſchrack: mich hingegen konnte weder die Beſorgniß, ſeine Beſcheidenheit auf eine zu große Probe zu ſetzen, noch die Furcht vor allzuſtrengen Beurtheilungen einer anſpruchloſen jungen Muſe zurückhalten, auf der Gewährung meines Wunſches zu beſtehen, und mich allein dafür verantwortlich zu machen.

Guthmüthige, edelgeſinnte Leſer — und was kümmern uns die übrigen? — werden dieſe frühzeitige Blume, die ich im Nahmen meines jungen Freundes auf den Altar der Grazien lege, um ſo gefälliger anſehen, da dies Erſtlingsopfer auf ſeiner Seite, — ich bin es gewiß! mit dem heiligen Gelübde begleitet iſt, die Erwartungen nicht zu täuſchen, zu welchen wir uns durch ſeine Fähigkeiten, ſeinen Fleiß, und die bisherige lobenswürdige Anwendung ſeiner erſten Lebensjahre in ſo reichem Maaße berechtigt ſehen.

V.

Alles! Alles entführet ſie uns mit löſenden Händen,
kaum der Erinnerung Bild bleibet der Seele zurück.

Tochter des Himmels, ſüße Erinnerung, du vom Olympus
uns wie ein ſeliger Geiſt nieder zur Erde geſandt,
Stärkere Zauberin du, du bringſt das Entflohene wieder,
was verſchwunden uns ſchien, ſtellſt du ſchöner uns dar.
Durch dich ſehn wir zurück in jene glückliche Zeiten
ſcherzender Jahre, vom Duft früher Empfindung umhaucht:
Du erneuerſt in uns die zarten Gefühle der Freundſchaft,
deren erſter Genuß Speiſe der Götter uns war.
Stunden weilen vor uns, die wir der Muſe gelebet,
Jahre ſind es anjezt, voll von Vergnügen und Frucht.
Auch das Entfernete bringſt du zuſammen, o ſüße Erinnerung,
was die Zeiten getrennt, knüpft ein ätheriſches Band.
Scheidenden Freunden rufen wir zu mit der Stimme der Freundſchaft:
Geht! Euch bleibe von uns, Uns die Erinnrung von Euch.

Dies dann rufen wir jezt Euch ſcheidenden Freunden, auch Euch zu;
die ihr unſeren Kreis um einen höheren tauſcht.
Wenn ihr in jenem Thale, Minervens heiligem Wohnſiz,

ihrer Belehrungen Trank vollern Zuges genießt;
Wenn ihr an jenen Gebirgen, von fröhlichen Reben umschattet,
Lieder beginnet, die euch stärken zu neuem Genuß;
O dann rufe Mnemosyne, Sie, die Mutter der Musen,
Euch die Freunde zurück, jedem die Seinen zurück —
Euch die Stunden zurück, da wir, aufflimmend zur Weisheit,
eilten im friedlichen Zwist einer dem andern zuvor,
Da wir die süßen Pfänder des Geistes voriger Völker,
Griechenlandes und Roms wiegten im liebenden Arm.
Als der Cyklop uns sang, als uns die Zauberin schreckte,
Helenens Hochzeitlied ward uns ein fröhlicher Chor;
Und die Flöte Sicilischer Hirten, in Wechselgesängen
streitend, fodert' auch uns auf zum Pierischen Kampf;
Oder in Flaccus Laute, wann uns die Töne belebten,
die mit der feinsten Kunst sittliche Lehre verband;
Oder wenn in Terenz uns Attische Scherze vergnügten,
oder Ovidius uns leichte Verwandlungen sang;
Wenn von der Lippe des Römischen Redners Pflichten und Tugend
fesselten unser Herz mit diamantner Gewalt;
Oder den Punischen Helden ein Traumbild über die Alpen
lockte, daß er sie selbst, daß er Italien zwang. —
Ruft euch diese Stunden zurück mit dankender Freude,
ruft die Orte zurück, wo der Natur in dem Schoos

Dort

Dort in jenen Dädaliſchen Gängen von Wellen umzäunet,
deren belaubtes Gewölb ſelten die Sonne durchbricht,
Dort in jenen bemooſeten Sitzen am kühlenden Ufer,
wann mit der Liebe Gewalt lockend die Nachtigall ſchlug,
Dort auf jenen Wieſen von dunkeln Hainen umkränzet,
nach vollendetem Fleiß Ruh und Erquickung euch fand —
Freunde werden euch ſuchen daſelbſt und die Freunde nicht finden,
deren entfernter Fuß andere Fluren betritt,
Weilend in jenem romantiſchen Thale, von brauſenden Bergen
dicht umſchloſſen, wo ſelbſt Wunder die Fabel erzählt;
Denn dahin geht Ihr, Brüder, und Wir — wir folgen euch bald nach,
fröhliches Wiederſehn giebt uns einander zurück.

Indeß wollen wir hier noch ſüße Früchte des Fleiſſes
ſammlen, deren Genuß mancher vergebens ſich wünſcht,
Früchte des Fleiſſes, die uns noch laben im ſpäteſten Alter,
Blüthe, die unſerm Geiſt ewige Jugend verleiht.
Nein, wir neiden euch nicht, ihr Brüder, ein früheres Hingehn,
hier euch wohnet Apoll, hier akademiſche Luft!
Steigt erſt unſer Wiſſen zum reicheren, höheren Schatz an,
dann ihr Brüder, o dann ſehn wir uns wieder — verdient.

Götter! verleihet ſie mir die würdig-glücklichen Zeiten,
wie ſie das Auge mir mahlt, wie ſie die Seele verlangt!

Lebt dann wohl, ihr Lieben! und ziehet in Frieden! Ihr nehmet
Unſere Liebe mit Euch, laßt uns die Eure zurück.
Aber höret auch noch, was ich aus Fülle des Herzens
ſage; präget das Wort euch in das innerſte Herz!
Haltet die Jahre werth, auf die in kurzem ihr ſtolz ſeyd,
haltet ſie einzig, ſie gehn weit über Perlen und Gold;
Denn — ſie kehren nie wieder. Verliehret ihr dieſe, ſo folget
bittere Reue nach, ſchwarz wie der Orkus und ernſt.
Liebet die Würde des Menſchen, die Freyheit, doch liebt mit Verſtand ſie,
Mißbrauch dieſes Geſchenks iſt ein verzehrendes Gift.
Aber Verſtand und Freyheit und Zucht und Liebe zu lernen
kränzen den ſtrebenden Geiſt mit akademiſchem Kranz.

Gottfried Herder.

Neuer
Teutſcher Merkur.

6. Stück 1792.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

mich nun einmal, aus unüberlegter Aufrichtigkeit und Freundſchaft, ſo weit in dieſe Sache eingelaſſen habe, ſo will ich weiter gehen. Ich lag lezthin mit Caſſio in einem Bette; ein raſender Zahn machte daß ich nicht ſchlafen konnte -- Es giebt eine Art von Leuten, deren Seele ſo ſchlapp iſt, daß ihnen ihre geheimſten Gedanken im Schlaf entgehen. Von dieſer Art iſt Caſſio. Er redte im Schlaf. Liebſte Desdemona, hört' ich ihn ſagen, laß uns vorſichtig ſeyn? Laß uns unſer Liebes-Verſtändniß dem ſchärfſten Aug' unerforſchlich machen! Und dann, gnädiger Herr, tappte er um ſich, und drükte mir die Hand, rief -- O bezaubernbes Geſchöpf! und küßte mich dann nicht anders, als ob er Küſſe, die auf meinen Lippen wüchſen, mit den Wurzeln ausziehen wollte, legte dann ſein Bein über meinen Schenkel, und ſeufte und küßte mich, und rief, verfluchtes Schikſal, das dich dem Mohren gab!

Othello.

O Scheuſal! Scheuſal!

Jago.

Nein, das war nur ein Traum.

Othello.

Aber ein Traum, der ganz deutlich anzeigt, was geſchehen iſt.

Jago.

Das iſt ein verdammter Zweifel, ob es gleich nur ein

Inhalt.

I. Beytrag zur genauern Bestimmung der Grundbegriffe der Moral und des Naturrechtes. Als Beylage zu dem Dialog der Weltbürger. . . . S. 105.

II. Cyklopen. Arimaspen. Sitte der Alten sich den Körper zu mahlen und zu punktiren. — 139.

III. Vertheidigung des Machiavelli Staatssekretärs der ehemaligen Republik Florenz. — 165.

IV. Warnung an junge Dichter. Ein Fragment aus Anton Reisers Geschichte. — 200.

V. Etwas von Pygmäen, Gnomen, und Kobolden. . . . — 209.

VI. Kleine Gedichte. . . . — 212.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Bey Richarts und Bispink zu Halle, ist neulich herausgekommen:

Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Litteratur und besonders der Kantischen Philosophie, an seinen Freund in Cambridge. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von H. v. B. 8. 16 gr.

Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen von Miltenberg. Erster Band, oder Geschichte des Herrn [illegible] 1 Rthlr.

C. C. Hasenbalg, vorzeiten Magisters der Philosophie, und jetzt Mitgliedes [illegible] Abhandlungen [illegible] Erklärung der Natur, und zur Beförderung der Ehre und Tugendliebe [illegible] herausgegeben. Ein Beytrag zur Charakteristik des Universitäten in Deutschland. Mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthlr.

Versuch über die Einbildungskraft. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte und Maler von [illegible] Prof. der Philosophie zu Halle. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Commissionsartikel.

J. C. Reil, Professor, de Memorabilium Clinicorum medicorum praeceptorum Vol. I et II. gr. 8. Jeder Band 10 gr. netto.

J. E. Reils klinische Aufsätze, 2 Theile gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. netto.

Commentatio de Fluxibus [illegible] 9 gr. netto.

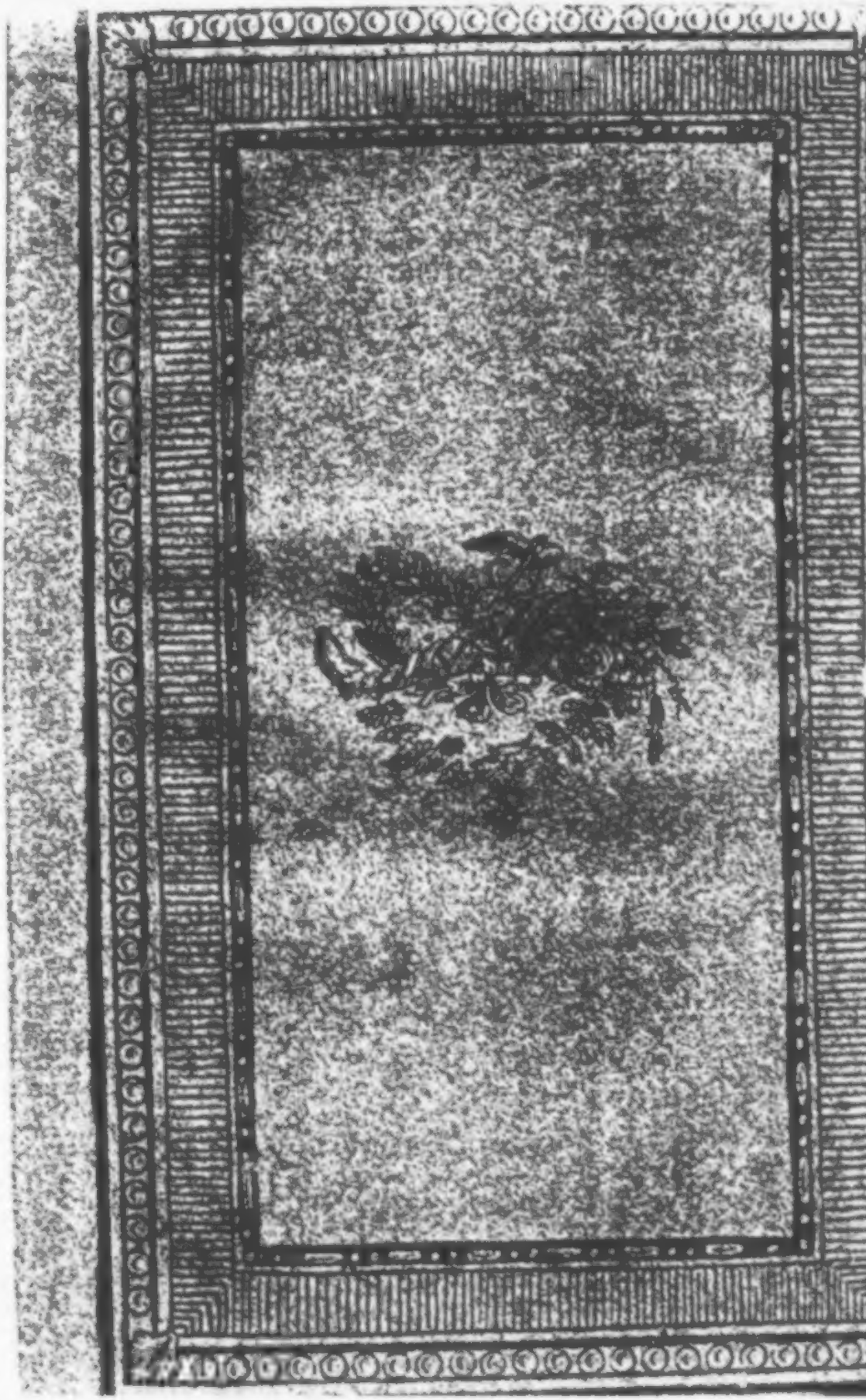

Der neue
Teutſche Merkur.

6 Stück. Junius 1792.

I.

Beytrag
zur genaueren Beſtimmung der Grundbegriffe der Moral und des Naturrechtes.
Als Beylage zu dem Dialog der Weltbürger.

Frank an Horſt.

Ihre Beſorgniſſe, l. Fr., und meine Hoffnungen, mit denen wir unſre letzte Unterredung beſchloſſen haben, betrafen hauptſächlich eine Reformazion der Moral und des Naturrechts, die von der Feſtſetzung durchgängig beſtimmter Grundbegriffe und Grundſätze abhängt, und durch welche wenigſtens derjenige Grund der Mißverſtändniſſe und Uneinigkeiten unter den weltbürgerlich geſinnten Selbſtdenkern, der in der Unbeſtimmtheit der Prinzipien liegt, aufgehoben werden müßte. Dieß würde ſich freylich nicht ohne Ungereimtheit hoffen laſſen, wenn alle Selbſtdenker über die Unverbeſſerlichkeit jener Wiſſenſchaften unter ſich einig wären; oder was eben daſſelbe ſeyn würde, wenn ſie alle theils

aus Skeptikern beſtänden, welche die Möglichkeit durchgängig beſtimmter Prinzipien läugnen, theils aus Dogmatikern, welche den wirklichen Beſitz derſelben behaupten. Indem die Einen das für hielten, daß ſich über dieſe wichtige Angelegenheit nichts Wahres, die andern, — daß ſich über dieſelbe nichts Neues ſagen laſſe, haben ſie, ſo viel an ihnen lag, die von ihnen behauptete Unverbeſſerlichkeit getreulich bewirken helfen. Sie, l. Fr. gehören zu keiner dieſer Partheyen, indem Sie Ihre Beſorgniſſe über die Unmöglichkeit eines künftigen Einverſtändniſſes der Selbſtdenker vielmehr auf die ins Unendliche fortſchreitende Verbeſſerlichkeit gründen, die einerſeits von der menſchlichen Perfektibilität unzertrennlich iſt, andererſeits aber ſich mit keinem vollendeten Begriffe von was immer für einer Art verträgt. Allein ſollten ſich nicht Wiſſenſchaften denken laſſen, bey denen ſich jenes Fortſchreiten mit durchgängig beſtimmten und in ſo ferne vollendeten Grundbegriffen nicht nur verträgt, ſondern auch ſogar ohne dieſelben unmöglich iſt? Wirklich hat die Logik einige Prinzipien und Regeln aufzuweiſen, die ſich durch das Einverſtändniß der Selbſtdenker in der Eigenſchaft durchgängiger Beſtimmtheit ankündigen, und dieſem Theile der Philoſophie den Charakter eigentlicher Wiſſenſchaft zuſichern, welcher der Metaphyſik, der Moral und dem Naturrechte lediglich durch die Vieldeutigkeit ihrer Grundbegriffe, und den davon unzertrennlichen Mangel

an allgemeingeltenden Grundsätzen bisher gefehlt hat. Ich glaube daher das Fortschreiten zur Wissenschaft von dem Fortschreiten in der Wissenschaft unterscheiden zu müssen. Das Eine geht den durchgängig bestimmten Grundbegriffen vorher, und führt dieselben allmählig herbey; das Andere geht von durchgängig bestimmten Grundbegriffen aus, und ist mit der Anwendung derselben beschäftiget. Das Eine ist seiner Natur nach endlich, und muß mit der Entdeckung und Anerkennung der letzten und einzig wahren Prinzipien der Wissenschaft aufhören: das Andere ist seiner Natur nach endlos, kann aber nur mit dem Ende des Ersten anfangen; und mit ihm beginnt die Mündigkeit der weltbürgerlichen Denkart.

Ich habe noch einen Hauptgrund meines Glaubens an die Annäherung dieser Epoche, und zwar denjenigen auf dem Herzen, der selbst in den Begriffen von Pflicht und Recht besteht, die sich mir aus den Resultaten der neuesten Philosophie zu ergeben scheinen. Die Rechenschaft, die ich Ihnen über diese Begriffe schuldig bin, erfordert, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen soll, eine strengere Ordnung in der Gedankenfolge, und eine sorgfältigere Wahl des Ausdrucks als in einer Unterredung möglich ist. Beydes habe ich bey dem folgenden Aufsatze zugleich mit dem Zwecke vor Augen gehabt, meine Grundbegriffe von Moral und Naturrecht der durchgängigen Be-

ſtimmtheit näher zu bringen. Ich weiß, daß ich durch den ſchweren und hartnäckigen Kampf, den ich gegen die Unbeſtimmtheit der Begriffe und Worte zu beſtehen hatte, nichts weniger als einen vollkommenen Sieg davon getragen habe. Allein ich hoffe, daß die ununterbrochene Arbeit von mehr als vier Monathen, die mir die bloße Darſtellung meiner Gedanken in dieſen wenigen Blättern gekoſtet hat, und die mehrmal wiederholte Umarbeitung derſelben, nicht ganz vergeblich geweſen ſind. Den Beyfall Ihres Kopfes kann ich mir wenigſtens in ſo ferne verſprechen, als ich durchaus nichts auf Metaphyſik, ſondern alles auf die Anlagen des menſchlichen Gemüthes, in wiefern ſie ſich im Bewußtſeyn ankündigen, gebaut habe. Noch gewiſſer zähle ich auf ihr Herz; in welchem ich die Prämiſſen und einen vollſtändigen Kommentar zu meinem Raiſonnement längſt gefunden habe.

Da von Allem, was man bey einer Unterſuchung dieſer Art und über den Gegenſtand der gegenwärtigen als ausgemacht annimmt (und annehmen muß, wenn man nicht mit den Beweiſen der Beweiſe ſich ins Unendliche verlieren will) bis itzt noch gar nichts unter den philoſophierenden Selbſtdenkern allgemein ausgemacht iſt: ſo werde auch ich von Behauptungen ausgehen müſſen, die, wenn meine Abhandlung dem philoſophiſchen Publikum vorgelegt würde, für manchen meiner

meiner Leſer einer Erörterung oder eines Beweiſes bedürfte, um von demſelben verſtanden oder wahr befunden zu werden. Allein ich würde durch Aufſtellung dieſer unerörterten und unerwieſenen Behauptungen ein Recht ausüben, das jeder philoſophierende Schriftſteller bey jeder Gelegenheit ausgeübt hat, und dem vielleicht noch lange keiner wird entſagen können, ohne ſich dadurch ein ewiges Stillſchweigen aufzulegen. Wer meine Grundbegriffe der Moral und des Naturrechts dadurch widerlegen wollte, daß das für mich Ausgemachte, welches ich der Entwickelung derſelben zum Grund lege, für ihn nicht ausgemacht iſt, der würde ſich vergebliche Mühe machen, wenn das für ihn Ausgemachte, wodurch er mich zu widerlegen meynt, nicht für mich ausgemacht iſt.

Ich nehme als ausgemacht an, erbiete mich aber zugleich zum Beweiſe, den Sie etwa nach den folgenden Erörterungen darüber zu fordern nöthig finden werden:

1. Daß das menſchliche Begehrungsvermögen (in weiterer Bedeutung des Wortes) aus zwey urſprünglichen, weſentlich verſchiedenen und weſentlich vereinigten Trieben beſtehe, wovon der Eine, in der **Sinnlichkeit** gegründet, das **Vergnügen** überhaupt, der Andere in der perſönlichen Selbſtthätigkeit vorhanden, die bloſſe **Vorſchrift** zum Gegenſtand hat, welche die Perſon (durch Vernunft) ſich ſelbſt giebt.

2. Ich nenne den Trieb, der durch Vergnügen in Thätigkeit gesetzt und befriediget wird, den eigennützigen, und begreife unter dieser Benennung ohne Ausnahme alles, was Genuß, er sey auch von was immer für einer Art, zum Zweck hat.

Freylich ist nicht alles Vergnügen (sondern nur das physische) in der bloßen Sinnlichkeit gegründet. Allein auch das Vergnügen am Schönen und Guten (das ästhetische und moralische) läßt sich nicht nur so wenig ohne Sinnlichkeit als ohne Verstand und Vernunft denken: sondern die Person genießt auch bey demselben zunächst nur durch Sinnlichkeit, während Verstand und Vernunft den Gegenstand des Genusses bestimmen.

3. Unter dem uneigennützigen Triebe verstehe ich daher kein Streben nach was immer für Genuß, folglich auch nicht nach demjenigen, der aus uneigennützigen Handlungen entspringt, und eben darum sich nur als Folge, aber nicht als Zweck derselben denken läßt. Ich verstehe auch nicht die Neigung andern Menschen ohne Rücksicht auf eigenen Nutzen, oder sogar mit eigenem Schaden wohlzuthun: sondern nur den Trieb, dessen Forderung ein Gesetz ist, dem alle freywilligen Befriedigungen des eigennützigen Triebes untergeordnet werden sollen.

Der hier angegebene Begrif vom uneigennützigen und eigennützigen Triebe enthält folgende

Merk-

Merkmale, welche, in ſoferne ſie den Grundbegrif von Pflicht und Recht vorbereiten, hier entwickelt werden müſſen.

4. Willen heißt das Vermögen der Perſon, ſich ſelbſt zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des eigennützigen Triebes zu beſtimmen.

Ich ſage das Vermögen der Perſon, und nicht der Vernunft. Dieſe iſt das Vermögen Vorſchriften zu geben (Regeln hervorzubringen.) Sie gehört zum Willen, in wieferne die Perſon nur durch eine Vorſchrift, die ſie ſich zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes giebt, ſich ſelber beſtimmen kann. Allein ſie iſt nicht der Wille ſelbſt. *)

Auch iſt keineswegs jede Vorſchrift, welche durch das vernünftige Subjekt gegeben und ausgeführt wird, eine Willenshandlung; ſondern nur diejenige, durch welche ſich dieſes Subjekt zur Befries

*) Der Wille kann durchaus nicht als Kauſalität der Vernunft definirt werden; wodurch er mit der Denkkraft verwechſelt würde; auch nicht als das Vermögen etwas einer Idee gemäß hervorzubringen, wodurch er von der produktiven Einbildungskraft, die auch oft nach Ideen handelt, nicht unterſchieden wäre. Auch der kritiſchen Philoſophie fehlt es bis itzt noch an einem beſtimmten Begrif vom Willen.

Traum iſt. Es kan doch immer dazu dienen, andre, an ſich ſelbſt zu ſchwache Anzeigen zu verſtärken.

Othello.

Ich will ſie von Glied zu Glied in Stüke reiſſen.

Jago.

Nicht ſo heftig! Faſſet euch; noch ſehen wir nichts, ſie kan noch unſchuldig ſeyn -- Sagt mir nur das, habt ihr niemals ein Schnupftuch, mit Erdbeeren überſtikt, in eurer Gemahlin Hand geſehen?

Othello.

Ich gab ihr ſo eines, es war mein erſtes Geſchenk.

Jago.

Davon weiß ich nichts; aber mit einem ſolchen Schnupftuch (und ich bin gewiß, es war eurer Gemahlin ihres,) ſah ich Caſſio heute ſeinen Bart wiſchen.

Othello.

Wenn's das nemliche wäre --

Jago.

Es mag dieſes oder ein anders ſeyn, ſo war es doch von ihr, und, zu den andern Proben genommen, ſpricht es nicht zu ihrem Vortheil.

Othello.

O daß die Elende tauſend Leben hätte! Eines iſt zu wenig

friedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des eigennützigen Triebs bestimmt. Man verfehlt daher den Begrif des Willens eben so sehr, wenn man ihn im bloßen Vermögen der Vernunft, als wenn man ihn im bloßen eigennützigen Triebe aufsucht.

5. Die bloße Forderung des eigennützigen Triebs heißt ein Begehren in engerer Bedeutung, und ist als die Wirkung des sinnlichen, theils durch Eindrücke von Aussen gezwungenen, theils an die Einrichtung der Organisazion gebundenen Triebes, (des Instinktes) nothwendig.

In Rücksicht auf das Subjekt, das durch Willen handelt, ist die Forderung des eigennützigen Triebes bloßer Reitz (Antrieb) und in dieser Eigenschaft nothwendig und unwillkührlich; die Befriedigung oder Nichtbefriedigung dieser Forderung aber, in wieferne sie vom Willen abhängt, zufällig und willkührlich.

6. Die bloße Forderung des uneigennützigen Triebes, in wieferne sie zur Triebfeder der Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Forderung des eigennützigen Triebes wird, heißt reines Wollen, und ist als Handlung der persönlichen Selbstthätigkeit frey.

In wieferne das Wollen ein Selbstbestimmen ist, in soferne hängt die Reinheit des Wollens von der Entfernung des Einflusses (der Mitwirkung)

kung) jeder fremden Triebfeder ab. Daher iſt nur jenes Wollen rein (bloßes Selbſtbeſtimmen) bey welchem die Vorſchrift, welche die Perſon ſich ſelbſt giebt, die einzige Triebfeder der Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes iſt; empiriſch oder unrein hingegen alles Wollen, bey welchem die Vorſchrift, welche die Perſon ſich ſelbſt giebt, auf Antrieb des eigennützigen Triebes und lediglich um deſſelben willen gegeben wird, folglich keineswegs die einzige Triebfeder iſt.

In Rückſicht auf ein Subjekt, das durch Willen handelt, iſt die Forderung des uneigennützigen Triebes, in wieferne ſie in der perſönlichen Selbſtthätigkeit gegründet iſt, frey; ihre Erfüllung hingegen, in wieferne ſie vom Willen abhängt, nothwendig. Das wollende Subjekt kann ſich nur durch einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt zur Nichterfüllung dieſer Forderung beſtimmen, die eben darum ein Geſetz der Freyheit heißt, während die Forderung des eigennützigen Triebes in Rückſicht auf den Willen eine Zumuthung iſt, die er abweiſen kann.

7. Das Vermögen der Perſon, ſich ſelbſt in Rückſicht auf die Forderungen des eigennützigen Triebes der Forderung des Uneigennützigen entweder gemäß, oder derſelben zuwider zu beſtimmen, iſt die natürliche Freyheit des Willens.

Dieſe Freyheit iſt von der Freyheit (Selbſtthätigkeit) der Vernunft wohl zu unterſcheiden, die in der Unabhängigkeit von äuſſern Eindrücken und von der Einrichtung der Sinnlichkeit beſteht, aber ſich nur durch Abhängigkeit der Vernunft von ihrem eigenen Geſetze (dem Geſetze der Freyheit) denken läßt, während die Freyheit des Willens das Vermögen iſt, jenes Geſetz der Freyheit zu befolgen oder zu übertreten, die Vernunft entweder als Zweck oder als bloßes Mittel des eigennützigen Triebes zu gebrauchen, und durch den Willen dieſem Triebe entweder zu gebiethen oder zu gehorchen.

Die Freyheit des Willens läßt ſich nur als eine im Selbſtbewußtſeyn vorkommende Thatſache denken. Eben darum aber läßt ſich an ihr nichts weiter begreifen, als das ſie nicht unmöglich ſey. Wie und wodurch ſie möglich ſey, bleibt unbegreiflich. Die Widerſprüche, die man in dem Begriffe von Freyheit bisher gefunden hat, entſpringen aus den unbeſtimmten und unrichtigen Begriffen von Sinnlichkeit, Vernunft, Begehren, Wollen u. ſ. w. Durch die Entfernung dieſer Widerſprüche wird die Freyheit denkbar, aber nicht begreiflich, ſo wenig als irgend für ein anderes urſprüngliches Vermögen des Gemüthes.

Die Frage: Warum der Willen, in was immer für einem gegebenen Falle, ſich für oder gegen das Geſetz der Freyheit beſtimme? — hat keinen Sinn,

wenn ſie eine vom Willen und ſeiner Freyheit verſchiedene Urſache der Willenshandlung ſucht und vorausſetzt. Das wollende Subjekt bedarf zwar der veranlaſſenden Gründe, die im Geſetz der Freyheit und im Antriebe der Sinnlichkeit liegen, aber keines von ſeinem freyen Willen verſchiedenen beſtimmten Grundes; weil es auſſerdem nicht durch das Vermögen ſich ſelbſt zu beſtimmen, d. h. nicht durch Willen handeln würde.

Sittlichkeit.

8. Sittlichkeit (Moralität) in weiterer Bedeutung, heißt das bey einer Willenshandlung vorkommende Verhältniß zwiſchen den Forderungen des eigennützigen und uneigennützigen Triebes Sittlichkeit in engerer Bedeutung (moraliſche Güte) die bey einer Willenshandlung vorkommende Unterordnung des eigennützigen Triebes, unter den uneigennützigen. Unſittlichkeit (Immoralität) die Unterordnung des uneigennützigen unter den eigennützigen Trieb.

Da die Unterordnung beyder Triebe der Perſon nur in ſoferne möglich iſt, als die Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes vom Willen der Perſon abhängt: ſo können nur freywillige Handlungen moraliſch oder unmoraliſch ſeyn. Ohne Freyheit des Willens iſt keine Moralität denkbar; und alle unfreywilligen Handlungen ſind nicht moraliſch.

9. Die allgemeinſte Forderung des uneigennützigen Triebes in Rückſicht auf den Eigennützigen heißt das Sittengeſetz, und läßt ſich folgendermaſſen ausdrücken: Bey allen deinen Willenshandlungen ſey die Befriedigung oder Nichtbefriedigung deines eigennützigen Triebes der Forderung des uneigennützigen untergeordnet.

Die Forderung des uneigenn. Triebes überhaupt hat die um ihrer ſelbſt willen beabſichtigte Geſetzmäßigkeit zum Objekt, in Rückſicht auf den eigenn. Trieb aber, die um ihrer ſelbſtwillen beabſichtigte Geſetzmäſſigkeit der Befriedigung oder Nichtbefriedigung deſſelben. Das Sittengeſetz betrift daher zunächſt nur die Richtung des Willens (die Geſinnung) und alle übrigen vom Willen ſelbſt verſchiedenen Handlungen nur in wieferne ſie vom Willen abhängen. Die Materie des Sittengeſetzes iſt die freywillige Befriedigung oder Nichtbefriedigung des eigennützigen Triebes: die Form deſſelben, die um ihrer ſelbſt willen beabſichtigte Geſetzmäſſigkeit dieſer Befriedigung oder Nichtbefriedigung, oder, die Unterordnung derſelben unter den uneigennützigen Trieb.

Jede Beſchränkung des eigenn. Triebes, welche nicht durch die Rückſicht auf dieſes Geſetz, ſondern entweder unfreywillig, durch den Zwang der Naturnothwendigkeit, oder auch freywillig, aber durch bloße Klugheit, geſchieht, die den eigenn. Trieb um ſeines eignen Vortheils willen, folglich durch ihn ſelbſt,

ſelbſt, beſchränkt, iſt alſo nicht moraliſch. Die letztere kann ſogar unmoraliſch ſeyn.

10. Unterordnung, nicht Unterdrückung, Beſchränkung, nicht Vernichtung des eigennützigen Triebes iſt das Objekt des Sittengeſetzes. Beyde Triebe ſind der menſchlichen Natur weſentlich, und der uneigennützige kann zur Befriedigung ſeiner eigenen Forderung, zur Erfüllung des Sittengeſetzes, des eigennützigen Triebes keineswegs entbehren. Er ſelbſt ſetzt daher der Beſchränkung deſſelben Gränzen.

Ich nenne dieſe Gränzen die moraliſchen, um ſie von denjenigen zu unterſcheiden, welche durch Naturnothwendigkeit geſetzt werden, und die phyſiſchen heiſſen können. Man bemerkt die letztern bey den inſtinktartigen Handlungen z. B. einer unwillkührlichen Selbſtvertheidigung bey einem plötzlichen Ueberfall. In ſolchen Fällen wirkt der eigennützige Trieb ohne durch den uneigennützigen beſchränkt zu ſeyn, aber auch ohne denſelben zu beſchränken; die Handlung iſt nicht moraliſch.

11. Der uneigenn. Trieb ſetzt der Beſchränkung des eigennützigen in ſoferne Gränzen, als er um ſeiner ſelbſtwillen, in gewiſſen Fällen, Befriedigung deſſelben vorſchreibt.

Die moraliſche Gränze der Beſchränkung des eigennützigen Triebes beſteht daher in der Befriedigung einer Forderung deſſelben zum Behuf des Sittengeſetzes, folglich in einer Befriedigung, die, in

wie

wieferne ſie lediglich um des uneigennützigen Trie-
bes willen vorgenommen wird, negative Beſchrän-
kung des Eigennutzes heiſſen kann. Ich kann
mein Leben um des Genuſſes, oder um des Geſe-
tzes willen erhalten. Nur das letztere iſt moraliſch.

12. Die moraliſche Beſchränkung des eigenn.
Triebes heißt poſitiv, wenn ſie in einer vorgeſchrie-
benen Enthaltung, negativ, wenn ſie in einer
vorgeſchriebenen Befriedigung beſteht.

Pflicht.

13. Die durch das Geſetz des uneigennützigen
Triebes beſtimmte Nothwendigkeit der Beſchrän-
kung des eigennützigen heißt die **Pflicht.**

Pflicht iſt vom Geſetz unterſchieden wie Folge vom
Grunde. Das Sittengeſetz iſt die allgemeine Vor-
ſchrift der Unterordnung des eigennützigen Triebes
unter den uneigennützigen; die **Pflicht**, die be-
ſondere Vorſchrift, die aus jener allgemeinen er-
folgt. Das Sittengeſetz begreift die allgemeine
Nothwendigkeit des ſittlichen Willens; die Pflicht,
die Nothwendigkeit einer beſondern Handlung,
welche durch den ſittlichen Willen beſtimmt wird.

Nicht jede Nothwendigkeit der Beſchränkung des
eigennützigen Triebes iſt **Pflicht**: ſondern nur die-
jenige, die im uneigennützigen Triebe gegründet iſt.
Jede andere iſt Zwang, und zwar innerer Zwang,
wenn ſie im eigennützigen Triebe ſelbſt gegründet iſt,

wenn

wenn z. B. eine kleinere gegenwärtige Befriedigung einer größern zukünftigen aufgeopfert wird — äuſſerer Zwang, wenn ſie auſſer dem eigennützigen Triebe gegründet iſt, z. B. bey jedem Unglück.

Zwang und Pflicht ſind daher weſentlich von einander verſchieden; und zwar dadurch: daß die Nothwendigkeit des Einen aus dem Naturgeſetze erfolgt und in ſoferne unvermeidlich iſt; die Nothwendigkeit der andern aber aus dem Geſetze der Freyheit quillt, dem der Wollende zuwider handeln kann.

Die Nöthigung bey der Pflicht heißt ein Sollen, beym Zwange ein Müſſen.

Jede Handlung aus Pflicht iſt Beſchränkung (poſitive oder negative) des eigennützigen Triebes; und keine Handlung, die zur bloßen Befriedigung des eigennützigen Triebes um ſeiner ſelbſtwillen geſchieht, kann aus Pflicht geſchehen.

Vollkommene und unvollkommene Pflicht.

14. Die Pflicht heißt **vollkommen**, welche unmittelbar aus dem Sittengeſetze erfolgt; folglich in einer Nothwendigkeit beſteht, die ſich, ohne alle andere Vorausſetzung, aus der allgemeinſten Forderung des uneigennützigen Triebes ergiebt, und daher auch keine Ausnahme zuläßt. Die **unvollkommene** Pflicht erfolgt nur unmittelbar vermittelſt einer von der Forderung des uneigennützigen Triebes verſchiedenen

denen Voraussetzung aus dem Sittengesetze, verbindet folglich nur dann und in wieferne diese Voraussetzung statt findet, und daher nicht ohne Ausnahme.

Aus dem Sittengesetze, oder der allgemeinen Nothwendigkeit der Unterordnung des eigennützigen Triebes unter den uneigennützigen, erfolgt, unmittelbar und ohne alle Voraussetzung nichts anders als die Unmöglichkeit, die Person, (oder das Subjekt des uneigennützigen Triebes) der Forderung des eigennützigen Triebes unterzuordnen, folglich die Nothwendigkeit, sich von allen denjenigen Befriedigungen zu enthalten, durch welche die Person unter den eigennützigen Trieb untergeordnet würde; und hierin besteht die allgemeinste vollkommene Pflicht, die, in wieferne sie unmittelbar aus dem Sittengesetze quillt, keine Ausnahme verstattet.

Recht.

15. Die durch das Gesetz des uneigennützigen Triebes bestimmte Möglichkeit der Befriedigung des eigennützigen Triebes, heißt das Recht.

Was aus dem Sittengesetze als etwas Wirkliches erfolgt, ist dem Willen (moralisch) nothwendig, ist Pflicht. Was hingegen in Rücksicht auf seine bloße Möglichkeit aus dem Sittengesetze erfolgt, ist dem Willen durchs Sittengesetz (d. i. moralisch) möglich; ist Recht.

Da

Da alles, was aus dem Sittengeſetz als wirklich erfolgt, Beſchränkung (poſitive oder negative) des eigennützigen Triebes iſt: ſo kann dasjenige, deſſen bloße Möglichkeit aus demſelben erfolgt, nichts als Befriedigung des eigennützigen Triebes um ſeiner ſelbſt willen ſeyn. Die Befriedigung deſſelben um des uneigennützigen Triebes willen, erfolgt, wo ſie ſtatt findet, wirklich aus dem Sittengeſetze, und iſt negative Beſchränkung des eigennützigen Triebes, folglich Pflicht.

Eine Handlung, die durch den uneigenn. Trieb entweder bloß möglich (recht) oder unmöglich (unrecht) iſt, kann aber darum keineswegs durch dieſen Trieb, folglich nur durch den Eigennützigen wirklich werden. Das Recht beſtehet daher im Nichtverbothenſeyn (in der Nichtunmöglichkeit) und zugleich im Nichtgebothenſeyn (in der bloßen Möglichkeit) einer Befriedigung des eigenn. Triebes in Rückſicht auf das Sittengeſetz, welches dem Willen Freyheit läßt, dem Reitz dieſes Triebes zu folgen. Dieſe Freyheit iſt jedem Rechte weſentlich, und ohne dieſelbe könnte man niemals von ſeinem Rechte nachlaſſen.

17. Das Recht heißt das äuſſerliche (materiale) in wieferne die Handlung durchs Sittengeſetz weder gebothen noch verbothen, bloß nicht unerlaubt iſt; — das innerliche (formale) in wieferne die Handlung dem vernünftigen Subjekte

wenig für meine Rache. Nun ſeh ich endlich -- Schau, Jago, ſo blaſe ich alle meine Liebe dem Himmel zu: Sie iſt weg; -- erhebe dich, ſchwarze Rache, aus deiner unſeligen Gruft! und du, Liebe, tritt dem tyranniſchen Haß deinen Thron und deine Krone ab! Wie mein Herz mir ſchwillt, als ob es mit lauter Natter-Zungen angefüllt wäre!

Jago.

Gebt euch noch zufrieden.

Othello.

O Blut, Blut, Blut! --

Jago.

Geduld, ſag ich; ihr könnt vielleicht anders Sinnes werden.

Othello.

Niemals, Jago -- niemals ſollen meine blutige Gedanken, in ungeſtümer Fluth ſich daherwälzend, zu ſanfter Liebe zurük flieſſen, bis eine weite hinlängliche Rache ſie verſchlungen haben wird -- Das ſchwör' ich, (er kniet,) höre Himmel das ſchrekliche, unwiederrufliche Gelübd! -- Bey deiner unzerſtörbaren Veſte ſchwör' ich Rache!

Jago (kniend.)

Stehet noch nicht auf -- Seyd Zeugen, ihr ewigbrennende Lampen dort oben, und ihr Elemente, die uns rings umfaſſen; ſeyd Zeugen, daß Jago hier alles was

nur durch ausdrückliche Rückſicht auf das Sittengeſetz möglich, erlaubt, iſt.

Das Sittengeſetz ordnet alle freywilligen Handlungen, folglich auch die (äuſſerlich) rechtsmäſſigen, dem uneigennützigen Triebe unter, und fodert daher auch bey denjenigen Handlungen, die es der Willkühr überläßt, ausdrückliche Rückſicht auf ſeine Bewilligung, als auf eine conditio ſine qua non der moraliſchen Möglichkeit des Entſchluſſes. Dieſe Huldigung gegen das Sittengeſetz macht die innere Rechtmäſſigkeit und Moralität der bloß erlaubten Handlungen aus; und iſt in der philoſophiſchen Sittenlehre in ſo ferne vernachläſſiget worden, als man die Sittlichkeit auf die Pflichten einſchränkte, und die Rechte aus den Pflichten ableitete, nach der unrichtigen Maxime: **Ich darf, was ich ſoll, und weil ich ſoll.**

18. Recht verhält ſich zur Pflicht, wie Möglichkeit der Befriedigung zur Nothwendigkeit der Beſchränkung des eigennützigen Triebes. Darum kann auch das Eine nie zugleich das Andere ſeyn, noch eines aus dem andern erfolgen. Beyde folgen aus dem Geſetze, das man nicht mit der Pflicht verwechſeln muß.

Da man unter geſetzmäſſig nicht bloß das, was aus dem Geſetze wirklich erfolgt, das Pflichtmäſſige, ſondern auch das, was dem Geſetze nicht wi-

widerſpricht, das Rechtmäſſige in weiterer Bedeutung, verſteht: ſo bedeuten die Worte geſetzmäſſig und rechtmäſſig nicht ſelten eben daſſelbe, und man bedient ſich des Ausdruckes recht thun auch da, wo man eigentlich Pflicht thun ſagen ſollte. Allein in der genauer beſtimmten Bedeutung muß Recht gerade das Gegentheil von Pflicht bezeichnen: durch Pflicht wird die Willkühr in Rückſicht auf den eigennützigen Trieb jederzeit eingeſchränkt; durch Recht wird ſie ſich jederzeit ſelbſt überlaſſen.

Die Möglichkeit einer pflichtmäſſigen Handlung kann unmöglich im eigentlichen Sinne ein Recht heiſſen. Die Erfüllung der Pflicht iſt immer moraliſch nothwendig, nie bloß moraliſch möglich. Die phyſiſche Möglichkeit derſelben aber iſt kein Recht, keine durch Geſetz beſtimmte Möglichkeit, kein Dürfen. Dieß gilt auch von dem Vermögen der Perſon, pflichtmäßig oder pflichtwidrig zu handeln; dieſes gehört zur natürlichen Freyheit des Willens, und kann in keiner Bedeutung ein Recht heiſſen. Es iſt gleich ungereimt zu behaupten, daß man ein Recht habe ſeine Pflicht zu thun, als daß man eine Pflicht habe ſein Recht auszuüben: daß man dürfe was und weil man ſolle, als daß man ſolle, was und weil man dürfe. Verſteht man unter dürfen nichts anders als nicht verbothen ſeyn; ſo heißt: ich darf was und weil ich ſoll, nichts anders als — „Es iſt mir nicht verbothen

eben was und weil mir etwas gebothen iſt — " und nur dieſes konnten die Moraliſten und Naturrechtslehrer kaum gemeynt haben, indem ſie bey der Entwicklung des Begriffes von Recht jene leidige Formel ſo oft im Munde führen.

19. Die Grundbegriffe von Pflicht und Recht laſſen ſich nur aus dem Verhältniſſe des uneigenn. Triebes zum eigennützigen; aus keinem dieſer Triebe einzeln und für ſich ſelbſt betrachtet, und folglich weder aus der Vernunft, noch aus der Selbſtliebe (dem eigenn. Trieb) einſeitig ableiten.

Weder einem bloß vernünftigen noch einem bloß ſinnlichen Weſen können Pflichten und Rechte zukommen; weder der Gottheit noch dem vernunftloſen Thiere. Allein auch nicht aus jedem Verhältniſſe zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit, ſondern nur aus demjenigen, welches die Vernunft als uneigennütziger Trieb, zur Sinnlichkeit, als dem eigennützigen, hat, ergiebt ſich der Grundbegrif der Sittlichkeit. So lange noch der eine Theil der Philoſophen denſelben aus dem bloßen eigennützigen, durch Denkkraft nur geleiteten oder vielmehr berathenen Triebe, ſie mögen denſelben vernünftige Selbſtliebe, oder den Trieb nach Glückſeligkeit nennen, der andere Theil hingegen aus der bloßen (und zwar aus der — für das Vermögen den Zuſammenhang der Dinge an ſich vorzuſtellen — gehaltenen) Vernunft ableiten wird: ſo lange wird es nicht bloß an allgemeingeltenden ſondern auch

an

an wahren Prinzipien der Moral und des Naturrechts fehlen müssen.

Gut und Gerecht.

20. **Gut** in der moralischen Bedeutung dieses Wortes heißt die Handlung des Willens, in wieferne sie dem Sittengesetze gemäß ist, folglich nicht nur die pflichtmäßige, sondern auch die rechtmäßige Handlung.

21. **Gerecht** heißt die Handlung des Willens, welche durch vollkommene Pflicht bestimmt ist. Gerechtigkeit ist daher die Uebereinstimmung des Willens mit dem Sittengesetze in denjenigen Vorschriften, die aus demselben unmittelbar und ohne Ausnahme erfolgen. Ungerecht ist das Wollen, welches der vollkommenen Pflicht widerspricht. **Unrecht** heißt alles, was durchs Sittengesetz unmöglich gemacht wird. Das **Ungerechte** begreift nur das in sich, was durch die allgemeinste Vorschrift desselben unmittelbar, und folglich ohne Ausnahme, unmöglich gemacht ist.

22. **Güte**, in der moralischen aber engern Bedeutung des Wortes, in wieferne man sie der Gerechtigkeit entgegen gesetzt, ist die Uebereinstimmung des Willens mit dem Sittengesetze in denjenigen Vorschriften, die nicht unmittelbar und ohne andere Voraussetzung aus demselben erfolgen. Eine gute Handlung in diesem Sinne, ist eine solche, welche eine unvollkommne Pflicht erfüllt.

Die bisherige Unbestimmtheit der Begriffe von der vollkommenen und unvollkommenen Pflicht hat das Vorurtheil begünstiget, daß in der Güte mehr Moralität als in der Gerechtigkeit enthalten sey; wobey man unter andern vergessen zu haben scheint, daß es eine Güte geben könne, die nicht moralisch ist, aber keine solche Gerechtigkeit.

Pflichten und Rechte gegen uns selbst.

23. In Rücksicht auf unser eigenes Selbst, ist die negative Beschränkung des eigennützigen Triebes, d. h. die Befriedigung desselben die durch das Gesetz nothwendig ist, ein Geboth; die positive Beschränkung, die vorgeschriebene Enthaltung von einer Befriedigung die durch das Gesetz unmöglich gemacht ist, ein Verboth; die weder gebothene noch verbothene Befriedigung, das Erlaubte. Diese Gebothe, Verbothe und Befugnisse machen die Pflichten und Rechte gegen uns selbst aus.

Pflichten und Rechte gegen Andre.

24. Da der uneigennützige Trieb lediglich durch sich selbst und keineswegs durch das Interesse des eigennützigen sein Gesetz giebt, das er der Selbstliebe, aber nicht durch die Selbstliebe, vorschreibt, aus welcher er für die Gültigkeit seines Gesetzes schlechterdings keine Sanktion erhalten kann noch nöthig hat; und da dieses Gesetz in allen Personen oder Subjekten des uneigennützigen Triebes

eben

eben daſſelbe iſt: ſo beſchränkt es unſern eigennützigen Trieb durch die Perſon eines andern Menſchen nicht weniger als durch unſre eigene; nur mit dem Unterſchiede, daß der uneigennützige Trieb in unſrer eigenen Perſon unſern eigennützigen unmittelbar, der uneigennützige Trieb in der Perſon eines Andern aber unſern Eigennützigen nur mittelbar, d. i. vermittelſt des uneigennützigen in uns ſelbſt, beſchränken kann. Die vernünftige Natur eines Andern kann mir nur durch die Meinige Geſetze vorſchreiben.

25. Die durch das Geſetz des uneigennützigen Triebes beſtimmte Nothwendigkeit der Beſchränkung unſres eigennützigen Triebes in Rückſicht auf andere Perſonen heißt **Pflicht gegen Andere**; die durch dieſes Geſetz beſtimmte Möglichkeit der Befriedigung des eigennützigen Triebes in Rückſicht auf andere, heißt **Recht gegen Andere**.

Die Pflicht gegen Andere begreift 1. die Nothwendigkeit, ſolche Handlungen zu unterlaſſen, durch welche der eigennützige Trieb in uns befriediget und in andern beſchränkt würde, **Verbothe**; 2. die Nothwendigkeit ſolcher Handlungen, durch welche der eigennützige Trieb in uns beſchränkt, in Andern aber befriediget wird, **Gebothe**.

Wohlthätigkeit.

26. Die freywillige Beſchränkung des eigennützigen Trieb's in uns, zur Befriedigung eben deſſelben Triebes in andern, heißt **Wohlthätigkeit**.

In dem allgemeinen Begriffe der Wohlthätigkeit darf keines:wegs das Merkmal der Sittlichkeit enthalten seyn, wenn derselbe richtig gedacht werden soll. Wohlthätigkeit kann bald pflichtmässig, bald bloß rechtmässig, bald aber gar pflichtwidrig seyn, je nach dem die Handlung dem Willen durch das Sittengesetz entweder nothwendig, oder bloß möglich, oder gar unmöglich ist.

Pflicht ist die Handlung der Wohlthätigkeit nur in denjenigen Fällen, wo uns die Befriedigung des eigennützigen Triebes in Andern durch das Gesetz des Uneigennützigen in uns, und zwar in Rücksicht auf eben dasselbe Gesetz in Andern nothwendig gemacht wird.

Wer nicht nur aus gröberem Eigennutz, d. i. lediglich in der Absicht um wieder zu empfangen, sondern auch aus dem feinern, ohne Hoffnung der Wiedererstattung, aber durch Vergnügen an der Gestalt, den Talenten, der Gegenliebe u. s. w. im Andern aufgefordert; oder endlich aus dem feinsten, bloß um des Genusses willen den das Wohlthun an und für sich gewährt, — wer mit einem Worte nicht aus Rücksicht auf die vernünftige Natur, aus Achtung gegen den Andern als Person (Subjekt des Sittengesetzes) Wohlthaten ausübt, hat in so ferne nicht aus Pflicht gehandelt:

Allein er kann recht gethan, und zwar innerlich rechtmässig gehandelt haben, wenn seine aus

dem

dem eigennützigen Trieb quellende Handlung in einem gegebenen Falle nicht nur dem Sittengesetze nicht widerspricht, sondern auch mit der gesetzmässigen Rücksicht auf ihre moralische Möglichkeit unternommen ist.

Die Handlung der Wohlthätigkeit ist pflichtwidrig, wenn sie in einem gegebnen Falle einer höheren Pflicht, das heißt einer solchen, die unmittelbarer und näher unter dem Sittengesetze enthalten ist, widerspricht.

Die Pflicht der Wohlthätigkeit ist unvollkommene Pflicht, weil sie nicht unmittelbar und ohne alle Voraussetzung, folglich auch nicht ohne Ausnahme, aus dem Sittengesetze erfolgt.

Gerechtigkeit gegen Andere.

28. Die moralische Unmöglichkeit, die Person eines andern (ein Subjekt des uneigennützigen Triebes) willkührlich einer bloßen Forderung des eigennützigen Triebes in uns unterzuordnen, ist unmittelbar Folge des Sittengesetzes, und daher ist die Enthaltung von einer solchen Unterordnung ohne Ausnahme durch das Sittengesetz nothwendig, d. h. vollkommene Pflicht.

29. Die Erfüllung dieser vollkommenen Pflicht heißt Gerechtigkeit gegen Andre, und bestehet in der durch das Gesetz des uneigennützigen Triebes unmittelbar und ohne Ausnahme nothwendigen

Enthaltung von aller willkührlichen Beſchränkung des eigennützigen Triebes in Andern zur bloßen Befriedigung deſſelben Triebes in uns.

Zwang, Zwangsrecht, Zwangspflicht.

30. Der Zwang, oder diejenige Beſchränkung der willkührlichen Befriedigung des eigennützigen Triebes, die nicht im Geſetz des Uneigennützigen gegründet iſt, ſteht an und für ſich ſelbſt mit dieſem Geſetze in keinem Widerſpruch. Der Menſch wird durch Naturnothwendigkeit nach phyſiſchen Geſetzen gezwungen, Eigenthum, Geſundheit, das Leben ſelbſt aufzugeben; er leidet durch vernunftloſe Thiere und durch wahnſinnige Menſchen Zwang, wobey er ſich nur über Unglück, nie über Unrecht und Ungerechtigkeit zu beklagen Urſach hat.

31. Ungerecht iſt derjenige Zwang, der einer Perſon durch die Andere willkührlich und zur bloßen Befriedigung des eigennützigen Triebes zugefügt wird.

Die Gerechtigkeit gegen andere beſteht in der Enthaltung von aller willkührlichen Beſchränkung des eigennützigen Triebes in Andern zur bloßen Befriedigung deſſelben Triebes in uns. Eine ſolche Beſchränkung heißt Zwang, in wieferne ſie nicht im Geſetz des uneigennützigen Triebes gegründet iſt. Alſo beſtehet die Gerechtigkeit in der Enthaltung

tung vom Zwang, der einem Andern zur Befriedigung unſrer eigennützigen Triebe angethan würde.

In wiefern unter Zwang jede Beſchränkung der willkührlichen Befriedigung verſtanden wird, die nicht im Geſetz der Freyheit gegründet iſt: in ſo ferne wird hier durch denſelben keinesweges phyſiſche oder auch pſychologiſche Ueberwältigung, ſondern Liſt, wie Gewalt, überhaupt alles was dem Andern zu ſeinem Nachtheil und unſren Vortheil nöthigt, bezeichnet.

32. Der Satz, der den Begrif der Gerechtigkeit und der vollkommenen Pflicht ausdrückt, oder der Grundſatz von beyden, heißt: **Du ſollſt keinen Menſchen willkührlich zur bloßen Befriedigung deines eigennützigen Triebes zwingen.**

Die vom Willen abhängenden Befriedigungen des eigennützigen Triebes ſtehen in jeder Perſon unter dem Geſetze des uneigennützigen, welches von jeder andern Perſon anerkannt werden ſoll. Wenn alſo die Eine Perſon dieſe willkührlichen Befriedigungen in der Andern auf Antrieb des Eigennutzes willkührlich beſchränkt: ſo unterwirft ſie dieſe Andere einer bloßen Forderung des eigennützigen Triebes, welches dem Sittengeſetze geradezu und unmittelbar widerſpricht.

33. Das Sittengeſetz, welches dem Andern es unmöglich macht, mich zur bloßen Befriedigung

des

ſein Verſtand, ſeine Hand und ſein Herz vermag, zum Dienſte des beleidigten Othello wiedmet! Er befehle! Und ich will gehorchen, ohne zaudern gehorchen, ſo blutig auch der Befehl ſeyn mag!

Othello.

Ich bewillkomme deine Freundſchaft nicht mit eiteln Dankſagungen, ſondern mit gutwilliger Annahm; und im gleichen Augenblik will ich dir ſagen, wozu ich ſie nöthig habe. In den nächſten dreyen Tagen, laß mich von dir hören, daß Caſſio nicht mehr iſt.

Jago.

Mein Freund iſt todt; ihr wollt es, es iſt gethan. Aber ſie -- ſie laßt leben!

Othello.

Verderben über ſie, die unzüchtige Gleißnerin! oh! Verderben, Verderben über ſie! Komm, geh mit mir auf die Seite, ich muß auf irgend ein ſchnelles Mittel denken, den ſchönen Teufel aus der Welt zu ſchaffen. Nunmehr biſt du mein Lieutenant --

Jago.

Ich bin auf ewig der eurige.

(Sie gehen ab.)

des eigennützigen Triebes zu zwingen, macht es mir möglich von ihm nicht gezwungen zu werden; indem es ihm die Pflicht auflegt, mich nicht zu nöthigen, giebt es mir das Recht, mich nicht nöthigen zu lassen, und der unrechtmässige Zwang, den er mir zufügt, setzt mich in den Stand, dieses Recht durch Zwang geltend zu machen. Durch diesen vertheidigenden Zwang wird die Willkühr des Angreifers nur in Rücksicht auf eine solche Befriedigung seines eigennützigen Triebes beschränkt, die ihm ohnehin durch das Sittengesetz unmittelbar verbothen ist; während der Angegriffene keine andere Beschränkung seines eigennützigen Triebes hindert, als eine solche, die ihm durch das Sittengesetz nicht gebothen ist, die ihm nur durch den eigennützigen Trieb einer andern Person aufgelegt wird.

34. Rechtmässig ist der Zwang nur dann und nur in soferne, wann und in wieferne derselbe zur Zurücktreibung des unrechtmässigen Zwanges gebraucht wird, und das Zwangsrecht ist die durch das Sittengesetz bestimmte Möglichkeit unrechtmässigen Zwang durch Zwang abzuhalten.

35. Jede vollkommene Pflicht heißt, in wieferne ihre Uebertretung ein Zwangsrecht in dem Angegriffenen erzeugt, eine Zwangspflicht. Jede Pflicht überhaupt in wieferne ihre Erfüllung der Willkühr und eigenen Beurtheilung des Verpflichteten überlassen werden soll, und daher nicht erzwungen werden darf, heißt Gewissenspflicht.

Die

Die Zwangspflicht muß mit der Pflicht zu zwingen nicht verwechselt werden. Durch die Eine iſt das Zwingen verbothen, durch die Andere gebothen; die Eine wird durch Enthaltung vom Zwang, die Andere durch Ausübung deſſelben erfüllt.

Das Zwangsrecht entſteht keinesweges aus der Pflicht zu zwingen in dem Angegriffenen, auch nicht aus der Zwangspflicht im Angreifen, und erfolgt überhaupt aus keiner Pflicht, ſondern aus dem Sittengeſetz, durch welches der Zwang dem Angreifer unmoglich, dem Angegriffenen aber unter Vorausſetzung des Angriffes möglich wird.

Gewiſſensrecht und Naturrecht.

36. Das Zwangsrecht heißt das innerliche, in wieferne die Ausübung deſſelben in einem gegebenen Falle durch keine Gewiſſenspflicht gebothen und verbothen iſt; das äuſſerliche, in wieferne daſſelbe durch unrechtmäſſigen Zwang, folglich durch ein äuſſerliches Faktum, erhalten wird.

Das Zwangsrecht hört erſtens auf ein innerliches Recht zu ſeyn, wenn mir in einem gegebenen Falle das Zurücktreiben des ungerechten Zwanges zur Gewiſſenspflicht wird. Da es mir unter dieſer Vorausſetzung nur durch meine vernünftige Natur nothwendig, durch die vernünftige Natur des Andern hingegen nur möglich wird,

den

den Andern zu zwingen: so ist meine innerliche Pflicht diesen Zwang auszuüben äusserlich ein bloßes Recht; und ungeachtet der Zwang in Rücksicht auf meine Person (in foro conscientiae) pflichtmässig ist: so bleibt er darum gleichwohl in Rücksicht auf die Person des Andern (in Foro externo) bloß rechtmässig.

Das Zwangsrecht hört zweytens auf ein äusseres Recht zu seyn, wenn die Ausübung in einem gegebenen Falle durch eine Gewissenspflicht aufgehoben wird. Das Sittengesetz kann wohl unter gewissen Umständen dem Angegriffenen gebiethen einen unrechtmäßigen Zwang zu leiden: allein dieser Zwang wird dadurch von der Seite des Angreifers nicht rechtmäßig; der Angegriffene, der zu keiner Gewissenspflicht gezwungen werden darf, behält sein äusserliches Zwangsrecht auch wenn kein innerliches vorhanden ist; und der vertheidigende Zwang, der in Rücksicht auf die Person des Vertheidigers (in foro conscientiae) pflichtwidrig ist, bleibt darum gleichwohl in Rücksicht auf die Person des Angreifers (in foro externo) rechtmäßig.

37. Inwieferne das äusserliche Zwangsrecht durch keine Gewissenspflicht, die den unrechtmäßigen Zwang entweder zu leiden oder zurückzutreiben gebiethet, aufgehoben werden kann, insoferne heißt es das strenge Recht.

Die

Die Strenge des Zwangsrechts beſteht alſo in der äuſſerlichen Unverlierbarkeit, die demſelben durch das Sittengeſetz zugeſichert iſt, aber keineswegs davon abhängt, daß die Ausübung deſſelben dem Angegriffenen durch das Sittengeſetz nothwendig, ſondern davon, daß dem Angreifer die Hinderung dieſer Ausübung durch das Sittengeſetz unmöglich gemacht wird.

38. Das innerliche Zwangsrecht heißt das Gewiſſensrecht und gehört in die Moral; das äuſſerliche ſtrenge Zwangsrecht heißt das natürliche Recht, und macht das Objekt derjenigen Wiſſenſchaft aus, für die der Name des Naturrechts durch den Sprachgebrauch beſtimmt iſt.

Unter Naturgeſetz, in wieferne daſſelbe vom Sittengeſetze unterſchieden wird, begreift man die allgemeinen Regeln, welche Naturnothwendigkeit, phyſiſche Nöthigung, Zwang, ausdrücken. Der Menſch ſteht nicht nur in Rückſicht auf ſein Individuum, ſondern auch in Rückſicht auf jeden andern Menſchen, keineswegs unter bloßen Naturgeſetzen, ſondern, in wieferne er einen Willen hat, unter dem Sittengeſetze, dem Geſetze der Freyheit. Er kann alſo von keinem Menſchen ſo lange nicht nach dem bloßen Naturgeſetz (dem ſogenannten Recht des Stärkern) behandelt werden, als er nicht zuerſt den Andern bloß nach dieſem Geſetze behandelt hat. Das Geſetz der Freyheit, welches dem Einen verbiethet, die Perſon des Andern dem bloßen Naturgeſetze

geſetze zu unterwerfen, erlaubt es dieſem Andern, um dieſe Unterwerfung zu verhindern, das bloße Naturgeſetz gegen den Einen geltend zu machen.

39. Das natürliche Recht, oder das Naturrecht als Objekt der Wiſſenſchaft dieſes Namens, iſt das ſittliche Vermögen, andere Menſchen nach bloßen Naturgeſetzen zu behandeln, in wieferne daſſelbe von der unrechtmäßigen Behandlung nach dieſen Geſetzen abhängt.

40. Die Wiſſenſchaft des Naturrechts ſchränkt ſich daher nur auf das äuſſerliche ſtrenge Zwangsrecht ein, und begreift die vollkommenen Pflichten nur in ſoferne, als ſich ihre Erfüllung erzwingen läßt.

41. Der Satz, der den Begrif des äuſſerlichen ſtrengen Zwangsrechts ausdrückt, iſt daher der erſte Grundſatz des Naturrechts, und heißt: Du darfſt denjenigen, der dich zur bloßen Befriedigung ſeines eigennützigen Triebes zwingt, durch Zwang abhalten.

Dieſer Satz gilt in der Moral nur bedingt, nämlich unter der Vorausſezung, daß das Zurücktreiben des Zwangs durch keine Gewiſſenspflicht gebothen oder verbothen iſt; im Naturrechte aber unbedingt, weil hier nur von der äuſſern und ins ſoferne unverlierbaren Rechtmäßigkeit die Rede iſt.

Der Grundsatz, der den Begrif der vollkommenen Pflicht gegen andere ausdrückt, muß von dem Satze, der den Begrif des äusserlichen Zwangsrechtes bezeichnet, genau unterschieden werden. Der Eine gehört in die Moral, der andern ist der erste Grundsatz des Naturrechts; und die Vermengung oder Verwechslung dieser Sätze, müßte die Vermengung oder Verwechselung der Moral und des Naturrechts zur Folge haben.

Der Begrif des **Zwangsrechtes** ist keineswegs in dem Begriffe der **vollkommenen Pflicht gegen andere** enthalten; und auch in dem Begriffe der **Zwangspflicht** bezeichnet das Wort Zwang ein Merkmal, das keineswegs in dem Begriffe der vollkommenen Pflicht an und für sich selbst gelegen ist, sondern erst zu demselben hinzukömmt, wenn man das, unter der Voraussetzung der **Uebertretung** dieser Pflicht, als einer Conditio sine qua non, aus dem Sittengesetze erfolgende Recht zu zwingen, hinzudenkt.

Die Pflicht sich von unrechtmäßigen Zwang zu enthalten, findet durch das Sittengesetz unmittelbar ohne alle andere Voraussetzung und ohne Ausnahme statt, bedarf und verträgt in soferne keine fremde Sanktion, und gehört in die **Moral**. Das Recht zu zwingen hingegen, das nur unter der Voraussetzung der Thatsache des unrechtmäßigen Zwanges statt findet, giebt der vollkommenen Pflicht eine äussere Sanktion durch die physische

Gewalt, deren rechtmäßigen Gebrauch den Angreifer zu befürchten hat. Nur in Rückſicht auf dieſe äuſſere Sanktion, oder, welches eben ſo viel heißt, nur in wieferne ihre Erfüllung erzwungen werden darf — (in wieferne ſie ein forum externum zuläßt) gehört die vollkommene Pflicht ins Naturrecht. Auch jenes dürfen, das Recht zu zwingen, kommt nur als äuſſerliches, von der Thatſache des unrechtmäßigen Zwangs abhängiges Recht, im Naturrecht in Betrachtung. Die Theorie von dem ſittlichen Gebrauch deſſelben, ſo wie von ſeiner innerlichen Gültigkeit in Rückſicht auf den Angegriffenen, muß der Moral überlaſſen bleiben.

42. In wieferne die poſitive Sanktion der bürgerlichen und politiſchen Geſetzgebung Zwang iſt, die äuſſere Rechtmäßigkeit des Zwangs ihren Prinzipien nach im Naturrecht feſtgeſetzt wird, das Naturrecht aber die Wiſſenſchaft des Sittengeſetzes oder die Moral vorausſetzt: in ſoferne iſt das Naturrecht das verbindende Mittelglied zwiſchen dem Gewiſſensrecht und dem poſitiven Recht, zwiſchen der ſittlichen und der poſitiven Geſetzgebung.

Aus dieſer Entwicklung läßt ſich beſtimmt angeben, was in den bisherigen verſchiedenen Theorien des Naturrechtes, und in den einſeitigen Vorſtellungsarten, welche dieſes Recht entweder von der bloßen Pflicht überhaupt, oder von der phyſiſchen Stärke, oder von der Selbſtliebe, oder von

der

der natürlichen Freyheit, oder von der urſprünglichen Gleichheit aller Menſchen ableiten, zugleich wahres und falſches enthalten iſt. Jede dieſer Meynungen hat irgend etwas, das zum Begrif des Naturrechtes gehört, für den ganzen Begrif angenommen.

Es ergiebt ſich aber auch, daß nichts als der Begrif von der ſtrengen Rechtmäſſigkeit, keineswegs aber der ganze Inhalt des Naturrechts, z. B. die Begriffe von Eigenthum, Verträgen u. ſ. w. aus der Moral geſchöpft werden können; und daß das Naturrecht ſeinem eigenthümlichen Inhalt nach von der Moral und dem poſitiven Rechte gleich weſentlich verſchieden ſey.

Reinhold.

II.

Cyklopen. Arimaspen.

Sitte der Alten ſich den Körper zu mahlen und zu punktiren.

Faſt in allen Erdſtrichen und unter den meiſten Nazionen, die der ſtolzere Europäer Wilde zu nennen pflegt, iſt es Sitte, ſtatt der bey uns üblichen Kleidung den Körper mit allerley Oelen und Salben einzuſchmieren, oder mit buntfarbigen Li-

nien nach eigner Phantaſie auszuſchmücken und aufzuputzen. So allgemein auch dieſe Sitte iſt, in welche ſich die entfernteſten und ungleichartigſten Völkerſtämme oft ähnlich ſind; ſo wenig läßt ſich doch überal auf gleiche Urſachen und Veranlaſſungen ſchließen. Wenn ſich der Hottentotte am Cap, wie Sparmann verſichert, *) bloß darum in eine ruſſigte Fettkruſte einwickelt, weil er ſich ſonſt ſelbſt nackt und ungeputzt erſcheinen würde: ſo überzieht ſich der Grönländer aus keiner andern Abſicht mit einem Fiſchthranfirniß, als weil dieß die Wärme zuſammenhält, und ihn gegen die Kälte ſeines Climas ſchützt. Der ſcharfſinnige Herr von Pauw, der in allen dieſen Einſalben und Bemalen nichts als die Nothwehr gegen den Stich läſtiger Inſecten erblickt, würde gewiß viel zu thun haben, wenn er alle Berichte der Reiſenden von dieſer Sitte aus dieſer einzigen Urſache erklären ſollte. **) Aber ſo

*) Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung S. 175. „der eingeſchmierte Hottentotte glaubt, er „ſehe nicht ſo nakt, und dabey völliger aus. Eine un„geſchmierte Haut ſcheint, wie ungeputzte Schuhe, eine „Nachläßigkeit, einen Mangel an Putz zu verrathen."

**) Recherches philoſophiques ſur les Americains, T. I. p. 232. ſeqq. Das Einſeitige dieſer Hypotheſe hat ſchon Herr Prof. Schneider in ſeinen Anmerkungen zum Ulloa II, 290. hinlänglich gezeigt, obgleich nicht zu läugnen, daß Schutz gegen die Inſekten, mehr als irgend ein anderer Grund für die Allgemeinheit dieſer Sitte angeführt

ſo mannigfaltig auch die Urſachen ſeyn mögen, die dieſe Gemeinſitte der rohern Menſchheit unter den verſchiedenſten Himmelſtrichen hervorbrachte, ſo ſind doch die Veränderungen und Abſtufungen, in welcher wir ſie bey verſchiedenen Völkern erblicken, noch viel mannichfaltiger. Sie laſſen ſich indeß bey genauerer Unterſuchung füglich alle auf 3 Stufen zurückbringen. Die niedrigſte iſt das einfache Beſchmieren und Einſalben, um ſich dadurch in Zuſtand der völligen Nacktheit gegen die Angriffe des Clima und der Inſekten zu bewahren. Aber bald miſcht ſich die Putzſucht ins Spiel, die den Wilden am Oronoko oft eben ſo viel Stunden unterhält, *) als den ihm an Geiſtesſchwäche ſo ähnlichen Elegant im Palais Royal.

führt zu werden verdient. Am richtigſten hat Robertſon die Urſachen angegeben: History of America T. II, p. 151. Man vergleiche aber auch Heyne zu Virgils Georg. II, 115. der neuen Ausgabe.

*) Gumilla Hiſtoire de l'Oronique Tom. I. p. 191. „Bey „mehrern Stämmen dieſer Indianer laſſen ſich die Männer ſtundenlang von ihren Weibern mahlen und einſalben. So lange der ganze Körper noch nicht gemahlt „iſt, geht der Indianer nicht aus ſeiner Hütte, und „entſchuldigt ſich damit, daß er noch nicht angekleidet „ſey.“ Dieſe Galanterie erſtreckt ſich bey einigen, wie Robinſon S. 426. aus dem Herrera anmerkt, bis auf Taſchenſpiegel aus polirten Steinen, die ſie bey ſich herumtragen. Tout comme chez nous.

Neunte Scene.

(Ein andrer Theil des Pallaſts.)

Desdemona, Aemilia, und Hans Wurſt.

Desdemona.

Guter Freund, wißt ihr, wo der Lieutenant Caſſio ligt?

Hans Wurſt.

Das unterſtühnd' ich mich wol nicht zu ſagen, daß er irgendwo lüge.

Desdemona.

Warum?

Hans Wurſt.

Er iſt ein Soldat; und wenn unſer einer ſagte, ein Soldat lüge, das wäre Hals-Arbeit.

Desdemona.

Keine Poſſen! Wo iſt ſein Quartier?

Hans Wurſt.

Da würd' ich ſelbſt lügen, wenn ich euch das ſagen wollte.

Desdemona.

Auf dieſe Art werd' ich von dir keine Antwort kriegen.

Dieſe lehrt nun jene Salben und Schmieren künſtlicher aufzutragen, ſie mit abſtechenden und grellen Farben zu vermiſchen, und in ſeltſam verſchlungenen Irrwegen über die braungelbe, olivenfarbene oder kupferrothe Haut zu ziehen. Dieß wäre die zweite Stufe. Bequemlichkeit und kriegeriſche Galanterie laſſen bald auf Mittel denken, dieſe Hautgemälde dauerhafter und unauslöſchlicher zu machen. Hier wäre alſo der Urſprung aller jene ſchmerzhaftkünſtlichen Operazionen, des Punktirens, Einſchneidens, Töttowirens, Matachirens und wie die Kunſtgriffe ſonſt heißen mögen, die uns in dem mit fürchterlichen Spirallinien durchfurchten Geſicht des Neuſeeländers, oder der zerfezten Larve eines Abiponers auch noch in den verſchönernden Kupferſtichen an den Ausruf jener engliſchen Dame erinnern: ſind das deine Baſtarde, Mutter Natur! Meine Abſicht iſt jezt nicht, meinen Leſern eine Prozeſſion ſolcher verſtümmelten und verunehrten Menſchengeſichter vorzuführen. Man iſt nicht immer aufgelegt, eine Verſuchung des heiligen Antonius lange zu betrachten, und wäre ſie auch das Meiſterſtück eines Calot; und man könnte ſelbſt bey der beſten Dispoſition zu einem Maskenball, die Faſchingsmummerey, die uns die Natur hier an ihren Söhnen zubereitet hat, verdrüßlich und langweilig finden. Ich bleibe alſo vor jezt nur bey der Frage ſtehn: war die Sitte, Geſicht und Körper mit allerley Farben anzumahlen, auch unter den Völkern des

Alters

Alterthums gewöhnlich, und, wenn ſie dieß, wie ſichs in voraus vermuthen und auch durch ein ſehr weitläuftiges Zeugenverhör alter Römiſcher und Griechiſcher Schriftſteller darthun ließe, wirklich war, *) laſſen ſich nicht in den hiſtoriſchen Ueber-

*) Die Sitte ſich zu bemahlen und zu punktieren war mehr oder weniger allen alten Völkern in ihrem frühesten Zuſtand gemein. Der gelehrte Cluver glaubt daher gar, die Sitte müſſe ſchon vor dem babyloniſchen Thurmbau da geweſen, und bey der Völkerzerſtreuung in alle Welt, auch nach Amerika mit ausgewandert ſeyn. de Germ. antiqu. I, 16. p. 129. Folgendes läßt ſich mit einiger Gewißheit hierüber feſtſetzen: 1) die geſitteten Aſiatiſchen und Europäiſchen Nazionen legten zwar dieſe rohe Sitte nach und nach alle ab, doch pflanzte ſich ihr Andenken noch bey gewiſſen Religionsgebräuchen fort, wo man ſich auch ſpäterhin noch Figuren einbrennen und punktieren ließ. So die Aegyptier bey ihren Klagefeſten. Siehe von Schmidt de ſacerrotibus ſacrificiis Aegyptiorum (Tubing. 1768.) S. 174. So noch in ſpätern Zeiten die chriſtlichen Pilger im gelobten Lande. S. du Soul ad Lucian. de dea Syria c. 59. 2) Bey allen nördlichen und ſüdlichen Nazionen (Celten, Scythen, Aethiopiern, Arabern nach der Nomenklatur der Alten) blieb dieſe Sitte unverändert. Von den Celtiſchen Völkerſchaften, Iberiern, Britanniern, Skoten, hat Pelloutier hiſtoire des Celtes T. I. p. 289 — 295. alles geſammlet; die von den meiſten überſehene Hauptſtelle iſt beym Herodian T. II. p. 762. ſeq. edit. Irmiſch. Die picti Geloni und Agathyrſi ſind aus dem Virgil

lieferungen und den Gebräuchen der Griechen und Römer noch jetzt verſchiedene bis jetzt nicht beachtete Spuren dieſer Sitte entdecken, wodurch irgend eine Dunkelheit in der Geſchichte aufgeklärt, oder ein misverſtandner Ritus jener Völker richtiger gedeutet werden könnte?

Unter manchen minder bedeutendem dürften vielleicht folgende Spuren der Aufmerkſamkeit nicht ganz unwürdig ſcheinen.

Zu den berüchtigten Misgeburten und Ungeheuern der alten Dichterwelt gehören auch, wie bekannt, die Cyclopen. Angenommen, was leicht mit einem ſcheinbaren Aufwand von Gelehrſamkeit

Virgil bekannt. Vergleiche Geſner zum Claudian III, 312. Weniger bemerkt iſt dieſe Sitte bey den ſüdlichen Völkern. Herodot, IV, 191. Plinius XXXIII, 7. S. 136. Ein merkwürdiger Beweiß für das Punktiren bey den alten Aethiopiern findet ſich beym Petron c. 102. p. 479. wo die frontes cicatricibus ſcitlae von Hrn. Hofrath Heyne bey Blumenbach de generis humani naturia varietate p. 97. gewiß ſehr richtig von den alten Negerſclaven erklärt werden. 3) Was Hr. Rath Riem in ſeinem Verſuch über die Malerey der Alten mit vielen Scharfſinn zu erweiſen geſucht hat, daß ſie im hinterſten Indien erzeugt, nach und nach zu den Vorderaſiaten und Europäern gekommen ſey, ließe ſich ſehr leicht auch von dieſer Hautmalerey bis zu einer gewiſſen Evidenz darthun. Aber Indien war ja auch die Wiege des Menſchengeſchlechts.

ſamkeit bewieſen werden könnte, hier aber als erwieſen vorausgeſetzt werden muß, daß dieſe Patagonen der alten Welt, dieſe rohen Söhne der Natur, die in den Abentheuern des vielgewanderten Ulyſſes beym Homer eine ſo merkwürdigen Rolle ſpielen, nicht bloße Hirngeſpinſte Homeriſcher Phantaſie, ſondern wirklich die Urbewohner Siciliens, rohe Troglodyten an der höhlenvolle Küſte dieſer Inſel geweſen ſind: ſo entſteht natürlich die Frage, woher die ſo einſtimmige Sage von ihrer Monſtroſität, woher das Mährchen von dem einzigen runden Auge auf der Stirne, womit ſie die Fabel ſo freygebig ausrüſtet? Es iſt ſonderbar, daß Homer eigentlich nie in jener Erzählung von den Cyclopen und dem Rieſen Polyphem ausdrücklich ſagt: ſie hätten nur ein einziges Auge gehabt, ſondern dieß nur aus den Zuſammenhang der Geſchichte ſchließen läßt, *) und eben dadurch zu verſtehen giebt, es ſey dieß eine zu ſeiner Zeit ſchon allgemein angenommene und beglaubigte Sage geweſen. Man kann dieß alſo nicht als einen bloßen Einfall des Joniſchen Sängers betrachten, womit er die Karrikatur des unförmlichen Unholds nur habe vollenden wollen. **) Die ganze Beſchrei-

*) Odyſſ. IX, 333.

**) Homer wollte durch das eine Auge des Cyklopen weder eine burleske Häßlichkeit zeichnen, noch einen moraliſchen Satz allegoriſiren. Selbſt der häßliche Therſites iſt nach der Abſicht des Dichters nicht lächerliche Karri-

ſchreibung der Cyclopen und des Hirtenlebens des Polyphems iſt ſo getreu nach der Natur kopirt, daß wir ſie unmöglich für bloßes Phantaſiewerk halten können. *) Und ſo muß auch das einzige große Auge ſeinen Grund in der Natur gehabt haben. Auch hierzu mußte der Dichter in den Erzählungen Phöniziſcher Seefahrer und irrender Abentheurer, deren Ausſagen er offenbar ſeine ganze Weſtwelt nachgebildet hat, eine Veranlaſſung finden. Wie nun, wenn Homer wirklich von einem ſolchen Auge auf der Stirn gehört hätte, und dieß nichts anders, als ein gemahltes geweſen wäre? Oder wäre die Vermuthung ſo unwahrſcheinlich, daß ſich die rohen nakten Küſtenbewohner Sizi liens, eben ſo wie ihre Halbbrüder, die vorgeblichen Rieſen in Patagonien, oder die Abiponer und Neu-

Karrikatur. Dieß ſagte ſchon Leſſing, und es iſt neuerlich mehrmahls wiederholt worden. Nicht einmal die weit häßlichere Schilderung beym Theokrit XI, 30. darf ſo erklärt werden. S. Hindenburgs treffende Bemerkungen im Deutſchen Muſeum 1779. II, 254. ff. Die moraliſche Brühe, die z. B. Hardoin zum Plinius T. I. p. 370. ſehr reichlich darüber gießt, iſt vollends ganz ungenießbar.

*) Daher auch Plato die Homeriſchen Cyklopen zur Erläuterung ſeiner Hypotheſe von den verſchiedenen Stufen der menſchlichen Cultur, nach der deukalioneiſchen Flut aufſtellte. Man ſehe die merkwürdige Stelle beym Strabo XIII, p. 385. C. D. vergl. mit Goguet über den Urſprung der Geſetze, Th. I. S. XXII. der Vorrede.

Neuſeeländer noch heut zu Tage *) Geſicht und Körper mit allerley Figuren bemahlt, und gerade mitten an der Stirn einen großen runden Fleck angebracht hätten, die der hier landende Fremdling in der Ferne leicht für ein großes Auge anſehn, und daher dieſen Menſchen den Nahmen der Cyclopen (rundäugichten) geben konnte? Späterhin glaubte man wenigſtens durch eine ſolche Malerey im Geſichte die ächte Cyklopengeſtalt vollkommen nachmachen zu können. Dieß beweißt eine Stelle des Callimachus in ſeinem Hymnus auf die Diana,**) wo er ihre Unerſchrockenheit beym An-

*) Von dem Tehuelhets oder Patagonen heißt es in Th. Falkners Beſchreibung von Patagonien Cap. V. S. 160. „Sie mahlen ihre Geſichter aufs häßlichſte, bald roth, „bald ſchwarz, und bilden ſich dabey ein, ſie erhielten „dadurch eine beſondere Schönheit.“ Noch merkwürdiger iſt die Stelle in Dobrizhoffers Geſchichte der Abiponer Th. II. S. 34. „Auf der Stirn laſſen ſie „ſich ein Kreuz, an den beyden Augenwinkeln zwey ge„gen die Ohren hingezogenen Linien (ὀφρυς ἐξ ἑκατος „τετατται περι θάτερον ὡς ἓμα μακρα, in der Beſchreibung des Cyklopen beym Theokrit XI, 32.) oberhalb der Naſenwurzel aber, zwiſchen den zwey Augenbraunen, vier Querſtriche, welche wie ein Roſt gegittert ſind. Die die dabey befindliche Kupfertafel zeigt wahre Cyklopengeſichter. Auch die Einwohner der Marqueſasinſeln punktiren ſich rautenförmige Figuren im Geſichte ein. S. Forſters Bemerkungen während einer Reiſe um die Welt. S. 208.

**) V. 66 — 71.

Anblick der furchtbaren Cyklopen rühmt, und uns gelegentlich einen sehr intereſſanten Blick in die Kinderſtuben des Olymp thun läßt. Die kleinen Göttermädchen ſind da auch zuweilen ungezogen. In ſolchen Fällen thut, wie unſere Großmütter noch recht gut wußten, ein wohlberußter Knecht Ruprecht gute Dienſte. Zu einer ſolchen Mummerey waren im Olymp die Cyklopen gerade die rechten Leute. Zuweilen ließ ſich aber auch Merkur erbitten, ſtatt ihrer den Muthwillen der Mädchen zu beſtrafen.

Wenn leichtfertigen Sinnes ein Mädchen die Mutter verachtet,
Ruft mit drohender Stimme die Mutter: herein ihr Cyklopen!
Arges, Steropes kommt! Da ſpringt aus dem Hintergebäude
Hermes hervor, mit berußten Geſicht, ein ſcheußlicher Popanz.
Aber die Kleine bebt zitternd zurück, verſchließt ſich mit beyden
Händen die Augen, und hüllt ſich im ſchirmenden Buſen der Mutter.

Aber könnte man mir einwenden, wenn die Fabel von den einäugichten Cyklopen aus einem gemalten Fleck an der Stirne dieſer Menſchen entſtanden ſeyn ſoll; ſo wäre es doch weit natürlicher geweſen, zu ſagen, ſie hätten 3 Augen gehabt, als nur von dem einzigen gemahlten ſo viel Weſens zu machen. Ich antworte: dieß ſcheint auch in der That anfänglich der Fall geweſen zu ſeyn. Der alte Scholiaſte des Virgils verſichert ausdrücklich, daß zwar die meiſten den Polyphem nur ein Auge zuſchrieben; daß ihm aber auch andere

dere zwey, andere gar drey Augen andichteten. *) Und gerade dieſe Vorſtellungsart mit drey Augen finden wir nun auch noch auf den alten Kunſtwerken, wo zuweilen Polyphen als ſchmachtender Liebhaber der Nymphe Galatea vorgeſtellt wird. Ein Relief in der Villa Albani bey Winkelmann **) giebt ihm auſer den zwey natürlichen Augen noch ein drittes, über der Naſenwurzel auf der Stirn, und mit eben ſo viel Augen erſcheint er auch auf einem ſehr gerühmten Herculaniſchen Gemälde. ***) So

*) Serv. ad Virgil. An. III. 636. Multi Polyphemum dicunt habuiſſe vnum oculum, alii duo, alii tres; ſed totum fabuloſum eſt.

**) Monumenti antichi T. XXXVI. p. 43.

***) Pitture T. I. tav. X. Natürlich mußte dieſe ältere Vorſtellungsart des Cyklopen den alten Künſtlern auch ſchon darum ſehr willkommen ſeyn, weil ſich ein drittes Auge an der Stirn noch immer eher bildlich darſtellen ließ, als eine einzige groſe Scheibe über der Naſenwurzel ohne Augenöffnungen auf beyden Seiten. Auch Philoſtratus giebt uns in der Auslegung ſeiner vorgeblichen Neapolitaniſchen Bildergallerie einen Polyphem zum Beſten. Icon. II, 18. p. 840. Aber da iſt er ganz der ſcheußliche, einäugige Unhold, wie uns ihn Euripides in ſeinem Cyklopen burlesk genug vorſtellt. Ein neuer Beweis, wenn es nach Caylus ſinnreichen Bemerkungen (Hiſtoire de l'academie des inſcriptions et belles lettres T. XXIX. p. 154) eines neuen bedürfte, daß dieß ganze Werk nichts als ein Gewebe ſophi-

So hätte alſo die urſprüngliche Sage von den Cyklopen wircklich drey Augen gehabt, und erſt ſpäter wäre durch die Liebe zum Wunderbaren, vielleicht auch durch den Namen Cyklopen *) ſelbſt die Wundergeſchichte von den einäugigten Menſchen in Umlauf gekommen. Und ſo hätten wir hier wircklich eine Spur jener allgemeine Sitte ſich zu bemahlen, in der älteſten Fabelgeſchichte aufgefunden. Indeſſen laſſen ſich wohl auch noch ganz andere Erklärungen hiervon haben. Nur müſſen ſie wahrſcheinlicher ausfallen, als die Muthmaßung des Abbe Banier. Er läßt die Cyklopen ein kleines metallnes Schildchen an der Stirn tragen. Dieß durchbohrt er den Augen gegenüber mit einem Loche, und dieß Loch — iſt das Cyklopenauge. **) Wahrhaftig dieſe Vermuthung iſt ſo witzig, daß ich in Verſuchung gerathe, ihr eine andere entgegen zu ſetzen, die auf der Waage der Wahrs

ſophiſtiſcher Kunſt und Art ſey. Der wahre Künſtler hätte den Polyphem gewiß auch hier drey Augen gegeben.

*) Hierauf ſcheint auch die Stelle beym Heſiodus in der Theogonie V. 144 zu führen. Die Römer verſtümmelten das Wort in ihrer Ausſprache in Cocles. Man ſehe den Varro de L. L. p. 94 edit. Bipont. und Valkenaers gelehrte Anmerkung zum Ammonius S. 198.

**) Baniers Erläuterungen der Götterlehre Th. V. S. 253. Auch Rammler hat neuerlich dieſe Hypotheſe aufgenommen.

Wahrscheinlichkeit abgewogen, wenigstens nicht leichter befunden werden dürfte, als die schöne Schildhypothese. Wer erinnert sich nicht jener berühmten Schönheitspflästerchen, welche die allmächtige Göttin Mode aus ihren fantastischen Füllhorn auf die Stirnen und Wangen unserer Großtanten und Urgroßmütter so reichlich auszustreuen pflegte, welche, wie uns Addison in seinen Zuschauer so komisch zu erzählen weiß, einst in England den Whigs und Torys zum Unterscheidungszeichen dienten, und in noch frühern Zeiten unter der prachtliebenden Elisabeth, so wie die Reifröcke, von den geschmackvollsten Stutzern getragen wurden? Pope hat sie in seinem Lockenraube verewigt, und eifrige Kanzel-Zeloten zogen mit Strafpredigten gegen sie zu Felde. Diese Sitte der schwarzen, rosenfarbenen, und orange Schminkpflästerchen ist ohne Zweifel sehr alt. So war jene Büchse mit Schönheitsessenz, die nach der Fabel beym Apulejus die arme Psyche ihrer strengen Gebieterin bis aus der Unterwelt hervor holen mußte, zuverlässig nichts anders als eine Mouchendose, wie sie noch auf dem Putztischen unserer Großmütter paradirte; und im alten Rom waren diese Pflästerchen, die man von ihrer länglichten Form und einer gewissen Aehnlichkeit mit der Milz Milzpflästerchen (splenia) nannte, etwas sehr alltägliches, und für gewisse Leute, deren Stirne eben nicht auf die rühmlichste Weise mit einer Inschrift geschmückt war, etwas sehr

beques

Hans Wurſt.

Ich weiß ſein Quartier nicht; und wenn ich folglich ein Quartier erdenken wollte, und ſagen, er lige da, oder er lige da im Quartier, ſo wind' ich's in meinen Hals hinein lügen.

Desdemona.

Du kanſt ihn doch erfragen?

Hans Wurſt.

Ich will die ganze Welt catechiſieren; ich will ſo lange nach ihm fragen, bis mir iemand antwortet, wo er iſt.

Desdemona.

Such ihn auf, und heiß ihn hieher kommen; ſag ihm, ich habe meinen Herrn auf gute Gedanken für ihn gebracht, und ich hoffe, es werde alles gut gehen.

Hans Wurſt.

Das iſt endlich eine Verrichtung, die innert den Grenzen von eines ehrlichen Kerls Wiz ligt; und alſo will ich ſehen, ob ich damit zu Stande kommen kan.

[Er geht.]

Desdemona.

Wo mag ich doch das Schnupftuch verlohren haben?

Aemilia.

Ich weiß es nicht, gnädige Frau.

Desde-

bequemes *). Was hindert uns, um nun doch auch zur Geſchichte der Erfindungen und Moden ein antiquariſches Schärflein beyzutragen, unſre Cyklopen mit ihrem gemahlten runden Fleck über den Naſenwurzeln als die ächten Erfinder aller in ältern und neuern Zeiten ſo künſtlich gebrauchten und gemisbrauchten Schminck- und Schönheitspflästerchen anzuſehen?

Was ich bis jezt von den Cyklopen zu erweiſen geſucht habe, ließe ſich vielleicht noch auf ein anderes Volk des Alterthums anwenden. Den Arimaspen, einem alten, längſt verſchollenen Fabelvolke im nordöſtlichen Europa, die nach dem Herodot eine ununterbrochene, blutige Fehde mit den berüchtigten Hippogryphen unterhielten, und alle auch nur ein einziges Auge auf der Stirn hats

*) Zu den Galanterien des unverſchämten Regulus rechnet der jüngere Plinius in ſeinen Briefen VI. 2. daß er als Sachwalter vor Gericht bald über dem rechten, bald über den linken Auge ein weiſes Schminkpflaſter getragen habe. In Martials Sinngedichten finden wir häufige Anſpielungen auf dieſe Mode, die damals in Rom ſehr herrſchend geweſen ſeyn muß. Ein Glücksritter, der als Sclave gebrandmarkt worden war, blähte ſich im Theater durch den üppigſten Aufzug, II. 29.

Et nameroſa linunt ſtellantem ſplenia frontem.

Ignoras quis ſit? ſplenia tolle, leges.

Man vergleiche hierzu Radels Anmerkungen S. 203. und Alberti zum Heſychius T. II. c. 1250.

hatten, würde vielleicht als den wahrscheinlichen Stammvätern der sich noch jezt bemahlenden Tunguſen und Oſtiaken zu ihren leiblichen Augen und einer hiſtoriſch beglaubigten Stelle auf der alten Völkerliſte auf eben die Weiſe zu verhelfen ſeyn, auf welche wir die Cyklopen von einem Theil der ihnen angedichteten Häßlichkeit und Monſtroſität zu befreyen geſucht haben. Da man ſich das Daſeyn dieſes Volks, welches auch Strabo als eines der Hauptvölker des nördlichen Europa zugleich mit den Sarmaten und Hyperboreern anführt, *) gerade zu wegzuleugnen nicht getraute: ſo verfiel man ſchon im Alterthum auf allerley Vermuthungen, das Fabelhafte von dem einzigen Auge auf eine vernünftige Weiſe zu erklären. Das meiſte Glück hat bis auf unſere Zeiten die Erklärung des Scholiaſten Euſtathius gemacht **). Nach ihm waren die Arimaspen eine Nazion fertiger Bogenſchützen, die,

*) XI. p. 774. E.

**) In ſeinem Commentar zu dem geographiſchen Gedichte des Dionyſius V. 31. In neuern Zeiten hat Muretus dieſe Erklärung wieder vorgetragen Var. Lect. XII. 8. p. 1039. T. II. Lamp. Grut. Auch der gelehrte Th. S. Beyer hat ihr, ſo viel ich mich erinnern kann, in ſeinen memoriis Petropolitanis nichts erhebliches entgegen zu ſetzen gewußt. Noch vor kurzen hat ſie auch Larcher in ſeinen Geographiſchen Index zum Herodot T. VII. p. 40 aufgenommen. Man vergleiche auch Wachters Gloſſarium f. v. Sprachen. p. 1247.

die, um deſto gewißer zu zielen, immer das eine Auge zudrückten, und ſo den benachbarten Nazionen und durchreiſenden Fremden als einäugige Menſchen erſchienen. Aber, läßt ſich mit Recht hier fragen, waren nicht alle Scythiſchen Völker geübte Bogenſchützen? Man weiß ja, daß, nach der gewöhnlichen Ableitung, ſelbſt der Name Scythe oder Schüte, ſo viel als Schütze bedeuten ſoll. Alle zielten, alle drückten hierbey das eine Auge zu. Wie hätte alſo die Benennung, Einäugichte, welche nach der vom Herodotus ſelbſt aufbewahrten Sage das Wort Arimaspu im Scythiſchen bedeuten ſoll, *) von einer Eigenſchaft, die allen Scythiſchen Völkerſchaften zukam, doch nur einer einzigen ertheilt werden können? Hierzu kommt noch, daß in dem vorgeblichen Gedicht des Ariſteas aus Prokonnes, welchen Herodotus und Plinius als den einzigen Gewährsmann dieſer Sage anführen, nicht von Einäugigten im gewöhnlichen Sinne

*) Herodot IV, 13. 14. Man vergleiche den Alberti zum Heſychius T. I. c. 53, 4. Doch verdienen auch die ſcharfſinnigen Bemerkungen, die Beer in ſeiner Beſchreibung des alten Scythiens in Baumgartens Sammlung von Erläuterungsſchriften zur Alg. W. H. Th. III. S. 35. 36. gegen dieſe gangbare Etymologie gemacht hat, wohl erwogen zu werden. Er konnte nur Stralenbergs tabulam polyglottam brauchen. Jezt würde uns Hr. Prof. Rüdiger in Halle, mit Hülfe des neuen Petersburgiſchen Univerſal Gloſſariums, gewiß weit gewiſſere Belehrungen ertheilen können.

Sinne des Wortes (borgne), ſondern von einem einzigen Auge auf der Stirn, gerade ſo wie bey den Cyklopen, die Rede iſt *) welches, wie man leicht einſieht, zu der Erklärung von zielenden Bogenſchützen gar nicht paſſen will. Vergleicht man nun die ausdrücklichen Zeugniſſe alter Schriftſteller, die den Bewohnere jener Gegenden, wohin das Alterthum die Arimaspen verſetzte, den Gebrauch, ſich das Geſicht zu bemahlen, zuſchreiben, **) und hält damit die Ausſage neuerer Reiſebeſchreiber und Geographen zuſammen, die von den wilden Völkerſtämmen im nördlichen Aſien, wahrſcheinlichen Abkömmlingen jener Scythiſcher Völker, eben dieß berichten: ***) ſo wird man vielleicht meine Vermuthung nicht ganz unwahrs

*) In dem Fragement des Ariſteas beym Tzetzes Chil. VII, 144. heißt es ausdrücklich: ὀφθαλμὸν δ' ἐν ἑκάτος ἐχει χαριεντι μετωπω χαιτῃσι λαθοισι. — Hiermit ſtimmt faſt wörtlich die fabelhafte Erzählung des Megaſthenes beym Strabo XV. p. 1038. A. von den Einäugigten Menſchen in Indien, überein. Die hieraus abzuleitenden Schlüſſe ergeben ſich von ſelbſt.

**) Plinius H. N. XXII, 1. f. Vergl. mit dem Sextus Empirikus III, 202. S. 177. und daſelbſt die Anmerkung des J. A. Fabrizius.

***) Stralenbergs Nord- und Oeſtliche Theile von Europa S. 166. 438. und die Citata in Meiners Grundriß der Geſchichte der Menſchheit, S. 121. not. h.

wahrſcheinlich finden, daß auch die Sage von dem einzigen Auge der Arimaspen aus der Gewohnheit jenes Volkes, ſich Stirn und Geſichte mit allerley Figuren zu bemahlen, entſtanden ſeyn könne. Was anfänglich bloßer Irrthum aus Unwiſſenheit war, wurde vielleicht abſichtlich von der pfiffigen Krämerpolitik der Griechiſchen Koloniſten am Dnieper und ſchwarzen Meere vergröſſert. Sie kannten und nutzten vielleicht die Goldminen jener Gebürge, die ſie nun mit furchtbaren Ungeheuern, mit Greifen und Arimaspen bevölkerten, um forſchender Neugierde jeden Zugang dazu zu verſperren *). Und was endlich der Kaufmann

*) Dieſe eigennützige Kaufmannspolitik hat in ältern und neuern Zeiten die Erdkunde und Naturgeſchichte mit den lächerlichſten Legenden angefüllt. Man erinnere ſich nur an die Fabeln vom Seewurm, vom Spermaceti, von der Cochenille, dem Thee u. ſ. w. die noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts überall gäng und gebe waren. So gieng es mit den Goldminen auf den Riphäiſchen Gebirgen, den vaſis murrhinis, dem Seidenbau, dem Zimmt u. ſ. w. im Alterthum. Man ſehe über dergleichen Phöniziſche und Griechiſchen Kaufmannslegenden J. M. Gesneri Praelectiones de navigat. Phoen. I. p. 448 ad calcem Orphei, Herrn Hofrath Beckmann in ſeiner Abhandlung: de hiſtoria naturali veterum p. 143 und zum Antigonus Caryſtius c. 49. p. 87. Auch finden ſich in Roberrſons neueſten hiſtoriſchen Unterſuchungen über die Kenntniſſe der Alten von Indien mehrere ſchöne Winke darüber. Die ſpätern Griechen lachten ſelbſt über

mann durch ſeine Begierden nicht ausrichten konnte, das vollendete der fabelſüchtige Wunderglaube des Griechen. Eben ſo ſelbſtgenügſam und eben ſo unwiſſend in der Geographie nördlichgelegener Länder, als ſo manches Mitglied einer berühmten Akademie im mittäglichen Europa, wenn vom pays du Nord die Rede iſt, ſchluckte er heißhungrig die unverdaulichſten Wundergeſchichten hinunter, die ihm ein müſſiger Abentheurer von Nordiſchen Ungeheuern, von einäugigten Nazionen, Menſchen mit ungeheuern, rückwärts gekehrten Fußblättern (wahrſcheinlich Schrittſchuhläufern) u. ſ. w. nach Herzensluſt vorlog; *) eine Leichtgläubigkeit, die uns um ſo weniger wundern darf, wenn wir bedenken, daß auch unſere Großväter noch Piggafettas 12 Fuß hohe Patagonen und

über dieſe Wundergeſchichten, womit man ganze Bücher anfüllte (Gell. IX. 4) und Lucian ſchrieb hauptſächlich in dieſer Hinſicht ſeine wahren Geſchichten.

*) Ariſtoteles, der in ſeinen naturhiſtoriſchen Schriften ohne den geringſten polemiſchem Anſtrich dergleichen Mährchen bloß durch die einfache Darſtellung der Sache, wie ſie iſt, zu Hunderten widerlegt, ſpottet in einem Fragment beym Athenäus I, 6. p. 6, D. über ſeine Landsleute, die Tage lang die Taſchenſpielerkünſte eines Gauklers angaffen, oder den vom Phaſis und Boryſtenes zurückgekommenen Kaufleuten zuhören könnten. Καταγελᾶσιν ὅλην τὴν ἡμέραν ἐν τοῖς θαύμασι καὶ πρὸς τοὺς ἐκ τοῦ Φάσιδος καὶ Βορυσθένους καταπλέοντας.

Commersons Quimos oder Zwergnazionen, die bartlosen Amerikaner, die geschürzten Hottentottinnen, die geschwänzten Menschen auf Borneo und Nikobar, und wie die Wundergeschöpfe alle heissen mögen, die nur ein Robinet in seinem unnatürlichen Natursystem im Ernste aufstellen konnte, mit großer Andacht und Festgläubigkeit im Theatro mundi und dergleichen Büchern betrachtete und bewunderte.

Aber, entstand diese fabelhafte Ueberlieferung von den einäugigten Cyklopen und Arimaspen wirklich aus angemahlten oder eingebrannten Flecken auf der Stirne: wie kommt es, daß von allen Griechischen und Römischen Schriftstellern, die uns so manches von jenen Wundergeschöpfen zu erzählen wissen, auch nicht ein einziger auf diese Erklärung selbst gekommen ist? — Allerdings scheint dieß gänzliche Stillschweigen meiner Erklärungsart sehr ungünstig. Aber es scheint auch nur. Alles, was daraus folgt, ist: dem gebildeten Griechen und Römer war jene Sitte völlig fremd, und nur als ein lächerlicher Gebrauch entfernter barbarischer Nazionen durch Hörensagen bekannt. Sie lag also viel zu weit auſſer seinem Gesichtskreise, als daß es ihm der Mühe gelohnt hätte, ein Problem für Menschen und Völkergeschichte damit zu lösen, was ihm bey seinen dunkeln Vorstellungen über verschiedenartige Menschenracen, und ihre mannichfaltige Entstehung, vielleicht gar nicht

einmal problematiſch zu ſeyn dünkte. Frühzeitig, wie wir wiſſen, entfaltete ſich unter dem milden Joniſchen Himmel, am Inſel- und Küſtenreichen Archipelagus, die ſchöne Blüthenknospe Griechiſcher Kultur. Früh gewöhnte ſich das Auge des Griechen an reine Formen in Menſchen- und Götterbildern. Durch ſeine Gymnaſtik, durch öffentliche Bäder, und durch ſeine ganze Bildungs- und Erziehungsweiſe lernte er nackte, unverſchleierte Schönheit mit allen ſeinen Sinnen umfaſſen, und ſie den bauſchenden Gewänden und Kleiderwulſten aſiatiſcher Weichlichkeit entgegen ſetzen *).

Unter dieſen Umſtänden mußte er auch natürlich jedes Bemahlen, Punktiren und Bezeichnen für das, was es iſt, anſehen, für eine widernatürliche Verunſtaltung und Schändung des Körpers. In der That brannte man auch gewöhnlich nur Kriegsgefangenen; und da auch dieſe barbariſche Sitte aufhörte, nur Verbrechern, vorzüglich aber entlaufenen Sclaven, gewiſſe dauerhafte Kennzeichen oder Buchſtaben auf die Stirne, die Hände oder den Rücken ein, und ein Gebrandmarkter wurde bey Griechen und Römern ein Schimpfwort, (Stigmatias) damit man nur den verworfenſten Sclaven belegte. Ein auffallendes Beyſpiel, wie wenig die Griechen dieſe Sitte von einer andern, als

*) Man ſehe die merkwürdige Stelle beym Plato de Republ. V. p 9. VII. Bip.

ſchimpfliche Sitte zu betrachten gewohnt waren, giebt uns die ſeltſame Art, auf welche ſie ſich dieſen Gebrauch bey einem ihnen benachbarten Volk, den Thraziern, zu erklären ſuchten. Bey alle den wilden und kriegeriſchen Völkerſchaften vom Hämus bis an die Noriſchen und Rhätiſchen Alpen, die man im Alterthum unter den allgemeinen Nahmen der Thrazier und Illyrier begriff, war die Sitte des Hautbemahlens und Punktirens allgemein angenommen. Vorzüglich pflegten die eigentlichen ſogenannten Thrazier ihre Weiber und Töchter vielleicht aus eben dem Grunde tättoyiren zu laſſen, aus welchen die mannbaren Otaheitiſchen Mädchen ſich dieſer ſchmerzhaften Operazion unterwerfen. Wenigſtens berichtet der als Augenzeuge weit richtiger, als ſeine ſpätern Landsleut-, hierüber urtheilende Herodot *) ausdrücklich, man habe dieſe Brandmale und Narben für ein Ehrenzeichen, und ihre Menge für einen Beweis der vornehmern Abſtammung gehalten. Aber der ſpätere Grieche fand dieß ſo thöricht und unbegreiflich, daß er lieber zu einem frommen Mährchen ſeine Zuflucht nahm, und das Ganze in das verſchönernde Gewand einer Fabel einkleidete. Man wußte die Erzählungen von dem tragiſchen Ende des Orpheus auf eine ganz unerwartete Weiſe zu dieſer Abſicht zu benutzen. Den Mord dieſes berühmten Ehemarkyrers, wo die cikoniſchen Mütter

Unter

*) V, 6.

Unter dem Götterfeſt, in nächtlicher Feyer des Bacchus
Wild zerfleiſcht den Jüngling umher durch die Felder zer-
ſtreuten, *)

rächten die Thraziſchen Männer an ihren tollen Weibern durch jene ſchimpflichen Brandmale, und dieſe empfindliche Züchtigung dauerte bis auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft fort. So lautete die allgemeine Sage unter den Griechen, die ſelbſt Plutarch in ſeiner moraliſchen Bußermahnung von der ſtrafenden Langmuth der Götter, zwar mit Mißbilligung der Sache ſelbſt, aber doch ohne das geringſte Mißtrauen in ihre Wahrheit, anführt **).

Nach allem dieſem wird es niemand wunderbar finden, wenn ich behaupte, daß es den Griechen bey ihrer völligen Unbekanntſchaft mit der Allgemeinheit und dem Urſprung jener Sitte kaum in den Sinn kommen konnte, das Wunderbare, das auch ſie in den einäugigten Cyklopen und Arimaspen finden mußten, gerade heraus zu erklären.

*) Voß Virgils Georg IV, 520.

**) Wyttenbach hat in ſeinem Commentar zu dieſem Buch des Plutarchs de ſera numinis vindicta p. 67. f. alle Stellen der Alten geſammelt, die hiervon handeln, auch das merkwürdige Fragment des Dichters Phanokles. Man vergleiche auch Valois zum Diodor T. II. p. 596.

Desdemona.

Ich verſichre dich, ich wollte lieber einen Beutel voll Cruſado's verlohren haben. Wenn mein edler Mohr nicht zu vernünftig und zu großmüthig geſinnt wäre, um eiferſüchtig zu ſeyn, ſo brauchte es nicht mehr, um ihn auf ſchlimme Gedanken zu bringen.

Aemilia.

Iſt er nicht eiferſüchtig?

Desdemona.

Wer, er? Ich denke, die Sonne, unter der er gebohren ward, zog alle groben Dünſte von dieſer Art aus ihm.

Aemilia.

Seht, da kommt er.

Desdemona.

Ich will izt nicht von ihm ablaſſen, bis er den Caſſio zu ſich ruffen läßt -- Wie ſtehts mit euch, mein lieber Gemahl?

Zehnte Scene.

Othello zu den Vorigen.

Othello.

Wohl, meine liebe Gemahlin -- Himmel! wie werd ich an mich halten können! -- wie gehts euch, Desdemona?

Desde-

Es würde leicht seyn, diese Spuren auch noch in andere Gefilde des Alterthums zu verfolgen. Jener vom weichlichen Orient auch über die Griechen und Römer verbreitete und bis zum üppigsten Sinnenkitzel verfeinerte Gebrauch, mit wohlriechenden und balsamischen Essenzen jeden Theil des Körpers bis auf die Augenbraunen und Fußzehen einzusalben; jene Verschönerungsmittel der rothen, weißen und schwarzen Schminke bey den putzsüchtigen Griechinnen, über welche die witzigsten Schriftsteller jenes Volks den beissendsten Spott ausgegossen, und sogar die sträfliche Vorliebe für ihr eignes Geschlecht damit entschuldigt haben, würden vielleicht zum Theil ihren Ursprung bis zu den Salbungen und Mahlereyen der rohen Menschheit in Oberasien und Indien hinaufführen können. Das Henna auf den Nägeln der Arabischen Beduininnen, und die Orkanette (anchusa) auf den Wangen der Griechinnen sind gewiß eines Ursprungs. Die rothangestrichenen Gesichter des Landmanns zur Weinlese und an den Bacchusfesten, woraus späterhin die theatralischen Masken entstanden sind; der mit Zinnober immer aufs frische überpinselte Jupiter auf dem Kapitol, und der als sein lebendiges Ebenbild gleichfalls gefirnißte triumphirende Feldherr in Rom, *) so wie allen

*) Die Hauptstelle ist beym Plinius H. N. XXXIII, 7. f. 36.

alle übrigen rothgemahlten Bildsäulen von Holz und Thon im frühern Alterthum, würden uns höchst wahrscheinlich auf eben diese Sitte zurückführen *). Die Bemerkungen endlich, daß farbigtgestreifte und gegitterte Stoffe zu Kleidern von den Griechen und Römern zwar wohl gekannt, aber von ihnen fast nie, oder doch nur mit ausdrücklicher Bezeichung der Weichlichkeit und Ausartung, getragen, übrigens aber immer nur als Eigenheit der Celtischen und Barbarischen Völker in Europa und Asien betrachtet worden sind, könnte uns wohl gar auf die unsern modischen Damen gewiß unerwartete Vermuthung bringen: daß diese gestreiften Muster eigentlich nichts als Nachahmungen der gestreiften Hautmalereyen roher Barbaren, und eben daher auch, wegen ihres buntscheckigten Ansehens, den an reinere Formen und Farbenmassen gewöhnten Griechen und Römern stets anstößig gewesen, auch, (wie die Betrachtung alter Kunstwerke, besonders der

*) Ich weiß wohl, daß man gewöhnlich diese Sitte bloß als ein Mittel gegen die Fäulniß, oder auch nur als Töpferglasur betrachtet. Man sehe Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 20. Wien. Ausg. und an mehrern Stellen. Aber so gern ich auch zugeben will, daß dieß beym Priap und andern diis rusticis wirklich zuweilen der Fall gewesen ist: so wenig kann ich mich doch davon überzeugen, daß dieß auf Stellen beym Pausanias und Athenäus paßt, die ich mir in einer andern kleinen Abhandlung über den wahrscheinlichsten Ursprung der Masken zu prüfen vorgenommen habe.

der Herculaniſchen Gemälde hinlänglich beweißt, nie von den Künſtlern zur Drapperie gebraucht worden ſind *). Aber ich fühle bey allem dieſen ſehr lebhaft, daß das kleinlich Detail, in welches ich mich zur Beſtätigung dieſer Muthmaßungen einlaßen müßte, nur ſehr wenigen intereſſant, den meiſten aber äuſſerſt langweilig ſcheinen würde.

Böttiger.

III.

*) Man denke nur an die viegata sagula der Celtiſchen und Germaniſchen Völker. Es iſt auffallend, daß die Schottiſchen Hochländer, die Abkömmlinge der Caledonier und Pikten, von deren ſtreifigtem Hautgemälde uns die Römer ſo viel zu erzählen wiſſen, noch jetzt allgemein in ihren Plaids dieſe buntgeſtreiften Muſter haben. Man ſehe die 3te Kupfertafel in Pennants Reiſen durch Schottland, I. Th. S. 358. und das Journal der Moden 1792. Febr. S. 98. Auch muß ich zur Verhütung alles Irthums anmerken, daß versicolor in der Garderobe der Römiſchen Damen nur farbigte Kleider (habits de couleur) beſonders purpurfarbene ausdrückte, und daß man die Bordüren und Franzen der Kleider, (clavi, limbi macandri, cirri, fimbriae) nicht hierher rechnen könne.

III.

Vertheidigung

des Machiavelli Staatssekretärs der ehemaligen Republik Florenz.

Der Ruhm groſser Männer iſt, wie alle zufällige Dinge der Welt, dem Eigenſinn und der Ungerechtigkeit des Glücks unterworfen. Der Rahme des Tarquinius, des letzten Königs der Römer, iſt aus keiner andern Urſache bey der Nachwelt, verhaſst worden, als weil er von einer mächtigern Parthey unterdrückt wurde. Es geſchiehet ihm groſs Unrecht, daſs man ihn bey jeder Gelegenheit als Beyſpiel eines Tyrannen anführet. Auguſtus hingegen, welcher der Freyheit ſeines Vaterlandes den letzten Stoſs verſetzte und ſo viele wakkere Männer ermordete oder des Landes verwies, hat den Lobeserhebungen der gleichzeitigen Schriftſteller, die er begünſtigte, ſeinen Ruhm zu verdanken. Trajan welcher ihn an Verdienſten weit übertraf, kömmt ihm an Ruhm nicht gleich. Daſs man die erſten Römiſchen Kaiſer und ihre Familien ſo vieler Grauſamkeiten und Ausſchweifungen beſchuldiget, iſt den Feindlichgeſinnten, die ſie überlebten, zuzuſchreiben. Konſtantins groſser Rahme war eine Wirkung des von ihm angenommenen Chriſtenthums.

thume. Dieſe Handlung bedeckt ſeine Grauſamkeiten, und den verurſachten Verfall des Römiſchen Reichs vor den Augen der Nachwelt. Hingegen hat der Abfall vom Chriſtenthume dem Kaiſer Julian, der ſich durch die rühmlichſten Eigenſchaften eines guten Fürſten auszeichnete, die abſcheulichſten Beſchuldigungen zugezogen. Wer hat je eine ſchönere Moral gelehrt und ausgeübt, als Epikur? *) und doch hatte er, ſammt ſeiner Schule, das Schickſal, mit dem Stempel der Schande gebrandmarkt zu werden. Dem Verfolgungsgeiſte und den Ränken einer herrſchenden Parthey gelinget es oft, verdienſtvolle Männer dermaßen herabzuſetzen, daß ein langer Zeitverlauf und ſehr günſtige Umſtände dazu erfordert werden, ſich wieder zu erheben. Ein Menſchenalter überliefert dem andern ſeine Vorurtheile, bis die Aufklärung das ächte Gold von den Schlacken der Lüge reiniget. So iſt es auch dem Florentiniſchen Staatsſecretär Machiavelli ergangen. Der groſſe Haufen hat ihn jederzeit als den gefährlichſten Lehrer der Ungerechtigkeit und der Tyranney betrachtet. Unaufgeklärte Menſchenfreunde ſchaudern noch vor ſeinem Nahmen.

Ich will meine Leſer zur Quelle der entehrenden Vorurtheile, wodurch die Nachwelt bisher getäuſcht worden iſt, zurückführen. Paulus Jovius,

*) Gaſſendus *de vita et moribus Epicuri.*

us, ein Mann, der alles was er ſeinen Zeitgenoſſen zum Lob oder zum Tadel niederſchrieb, nach dem Maßſtab ſeiner Leidenſchaften beurtheilte; *) der ſich ſelbſt einer goldenen, und einer eiſernen Feder rühmte, deren er ſich nach dem Maß der Belohnung bediene; **) der mehr dem Gerüchte des Volks als der Wahrheit Gehör gab, und nichts weniger als ein Muſter guter Sitten war, ***) dieſer Mann iſt die Hauptquelle der Nachrichten, nach welcher man den Charakter des Machiavelli geſchildert hat.

Unter dem Schein, die ſeltenen Fähigkeiten ſeines Geiſtes zu erheben, ſagt er von ihm: er habe ohne Hülfe der lateiniſchen Sprache, die er wenig oder gar nicht verſtanden, ſowohl von ernſthaften als ſcherzhaften Dingen in einem zierlichen Styl geſchrieben, und die in ſeinen Schriften ausgeſtreueten Floskeln der Griechiſchen und Lateiniſchen Litteratur dem Marcellus Virgilius, dem er als Sekretär beygeſellt worden, zu verdanken.

*) *Venalem calamum habuiſſe, omnibus perſuaſum.* Thuan. Lib. XI. in *Bayle* im Artik. *Jove*, *Rem.* A. und B.

**) Teiſſier in ſeinen Zuſätzen zu der Geſchichte des de Thou.

***) Baile Loc. cit. Rem. B.

ken *). Dieſe Unwahrheit zu beſtätigen, ſetzt er hinzu, er habe es aus ſeinem eigenen Munde gehört **). Er verdienet hierin nicht den geringſten Glauben. Wer es für möglich hält, daß Machiavelli ſeine Betrachtungen über die erſte Decas des Titus Livius habe entwerfen und niederſchreiben können, ohne dieſen Geſchichtsſchreiber gründlich erforſcht zu haben, der muß ſie nie mit Aufmerkſamkeit geleſen haben. Wie konnte er durch einige abgeriſſene Stellen, die ihm ein anderer an die Hand gegeben, in den Stand geſetzt werden, die Kriegeszucht der Römer ſo meiſterhaft und ſo treffend zu beſchreiben, wie er gethan hat? Daß er ſeinen Tractat vom Fürſten (del principe) aus den Werken der Alten geſchöpft habe, geſtehet er ſelbſt ***) und ohne ſein Geſtändniß ſcheint

*) *Conſtat enim, ſicuti ipſe nobis fatebatur, a Marcello Virgilio, cujus et notarius et actecta publici munere fuit, graecae atque latinae linguae flores accepisse, quos ſcripſit, nil inſciens.* Elog. cap. 87.

**) Er konnte nur aus ſeinem Munde gehört haben, daß er dem Marcellus Virgilius in Erlernung der alten Litteratur vieles zu verdanken hatte. Denn dieſer war ein großer Kenner derſelben.

***) in ſeinem *Principe*. Man könnte ihm vielmehr vorwerfen, ſich mit den Schätzen des Ariſtoteles, Plutarch, und Tacitus bereichert zu haben. Jacob Thomaſius beſchuldiget ihn vielmehr des Plagiats in ſeinem Tractat de plagio n. 501.

ſcheint aus allen ſeinen Werken eine ſo genaue und tiefe Kenntniß der Griechiſchen und Lateiniſchen Litteratur und Geſchichte hervor, die nur denen eigen iſt, welche lange Zeit bey der Quelle der alten Schriftſteller meditiert haben. Der Mangel an zuverläſſigen Ueberſetzungen machte damahls das Studium der gelehrten Sprachen unentbehrlich.

In einem Zeitalter, da die Schauſpielkunſt noch gänzlich unbekannt war, ſchrieb Machiavelli zwey Luſtſpiele, *la Mandragola* und *la Clizia*, in deren erſtem er dem Ariſtophanes, und im zweyten dem Plautus nachahmt. Konnte ihm wohl einfallen, ſo etwas zu verſuchen, ohne die alten Schauſpieldichter, die er ſich zum Muſter vorſtellte, zu verſtehen? oder wußte Jovius nicht, daß er ein Schauſpiel des Terenz ins Italieniſche überſetzt hatte? Hierzu kömmt noch ein lateiniſcher Brief des Machiavelli an Alamanno Salviati, welchen der Herr Canonicus Bandini, Oberaufſeher der Laurenzianiſchen Bibliothek zu Florenz, vor einigen Jahren ans Licht geſtellt hat *). Alſo hat Jovius das oberwähnte Geſtändniß des Machiavelli entweder erdichtet, oder dieſer hat ihm damit nichts anders ſagen wollen, als daß Marcellus Virgilius ihn in der Griechiſchen und Lateiniſchen Litteratur unterrichtet habe.

Was

*) Collectio veterum aliquot monumentorum ad hiſtoriam litterariam pertinentium, in praef. pag. 40.

Machiavelli kam zu Florenz im Jahr 1469 zur Welt. In seinem alten Geschlechte zählte er dreyzehn Ahnen, die in der Florentinischen Republik die höchste Würde eines Pannerherrn begleitet hatten *). Er war erst Secretär, und nachher Historiograph der Republik Florenz. Dieses letztere Amt soll ihm, wie Jovius erzählt, vom Hause Medici verschafft worden seyn, um ihn wegen der Beschuldigung, als habe er an der Soderinischen Verschwörung Theil gehabt, und wegen der dadurch ihm zugezogenen Tortur zu entschädigen und zu besänftigen **). Alle Geschichtschreiber haben dieses

*) *Monaldi Storia delle famiglie fiorentine MS.* in der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz. Bernhard Machiavelli, sein Vater, war ein Rechtsgelehrter, und bekleidete in der Anconitanischen Mark das Amt eines Rentmeisters. Bartolommea Nelli, seine Mutter, war eine Dichterin. Das Geschlecht Machiavelli ist erloschen. Seine letzte Descendentin, Nahmens Bartolommea, verehligte sich im Jahr 1608. mit Johann Ricci zu Florenz. Siehe Machiavels Leben, welches Johann Bapt. Nelli im J. 1713. zu Florenz herausgegeben hat.

**) Caeterum quod olim ejecto Soderino a Medicis in quaestione tortus fuisset, ab his leniendo dolori annuam scribendi historiam mercedem promeruerit, ita tamen ut aegre compresso odio, quum dicendo scribendoque Brutos et Cassios laudaret, eius conjurationis architectus fuisse putaretur.

dieſes nachgeſchrieben: ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, daß die ehrſüchtigen und übermächtigen Medici das ihm zugefügte Unrecht auf eine ſo auffallende Art öffentlich erkannt, und, was noch unglaublicher iſt, ihn zu einem Amte befördert haben ſollten, wo er die beſte Gelegenheit erhielt, ſich bey der Nachwelt an ihnen zu rächen. Andere Schriftſteller zählten ihn unter die Mitſchuldigen der Verſchwörung des Ludwig Alamanni, Coſmus Ruccellai, und Zenobius Buondelmonti, wider Julius Medici, Juliani natürlichen Sohn, welcher nachher unter dem Namen Clemens VII. den päbſtlichen Stuhl beſtieg; und gründen ſich auf das Zeugniß des gleichzeitigen Geſchichtſchreibers Nardi, *) der es als ein zweifelhaftes Gerücht erzählt, weil Machiavell ein Freund der Verſchwornen war. Wären der republikaniſchen Verſchwörungen noch mehrere zu den Zeiten des Machiavelli vorgefallen, ſo würde es einem oder dem andern Geſchichtſchreiber eben ſo wenig an Stoff gefehlet haben, ihn darein zu verwickeln, als ihn, wie wir bald ſehen werden, zum Apoſtel der Tyranney zu machen.

Jovius ſetzt noch hinzu: Machiavell habe auch als Hiſtoriograph der Republik ſeinen Groll wider die Medici nicht verbergen können, und in ſeinen Schriften oft des Brutus und Caſſius Verſchwö-

*) Storia di Firenze, Lib. 7.

Desdemona.

Gebt mir eure Hand; dieſe Hand iſt feucht, Madam. Heiß, heiß, und feucht -- eine ſolche Hand erfordert Eingezogenheit; faſten und beten, viel Caſteyung, und geiſtliche Uebungen; denn es iſt ein feuriger, ſchwitzender Teufel hier, der oft rebelliſch wird; es iſt eine gute Hand, eine freygebige Hand.

Desdemona.

Ihr könnt in der That wohl ſo ſagen; denn es war die Hand die mein Herz weggab.

Othello.

Eine freygebige Hand. In vorigen Zeiten gaben die Hände Herzen; aber unſre neue Heraldik iſt Hände ohne Herz. (*)

Desdemona.

Ich verſtehe mich nichts hierauf; kommt, wir wollen nun von euerm Verſprechen reden.

Othello.

Was für ein Verſprechen, mein Täubchen?

Desdemona.

Ich habe zu Caſſio geſchikt, daß er kommen und mit euch reden ſolle.

Othello.

(*) Eine ſatyriſche Anſpielung auf die vielen Baronets, welche König Jakob der Erſte machte, und die unter andern Vortheilen eine rothe Hand in einem ſilbernen Felde in den Wappen-Schild ihrer Verfahren bekamen.

ſchwörung gebilliget und geprieſen. Daher habe man ihn für das Haupt der Soderiniſchen Verſchwörung gehalten, und ihm ſey das Looß aller Schmähzungen, in beſtändiger Armuth zu leben, zu Theil geworden. *) Es iſt ſchwer, daß ein Schriftſteller ſeinen Charakter dermaßen in ſeinen Werken verberge, daß man keine überzeugende Spur davon antreffe. Wo findet ſich aber eine Schmähſchrift wider ſeine Zeitgenoſſen in ſeinen proſaiſchen und dichteriſchen Werken? Die ſatyriſche Laune, welche ſich in ſeinen Gedichten äußert, iſt nicht ſchmähſüchtig, noch beleidigend, ſondern ſanft und angenehm ſcherzend. Man ſiehet hieraus, wie wenig Glauben Jovius verdient. Dennoch höret man nicht auf, ihm nachzuſchreiben, er habe mit ſeinem eigenen Leben geſcherzt, und ſich muthwilliger Weiſe durch ein mit Gift vermiſchtes Präſervativmittel um daſſelbe gebracht, nachdem er jederzeit als ein Spötter und Gottesläugner gelebt hatte. Benedikt Varchi, welches 40 Jahr nach ihm ſtarb, ſagt in ſeiner Geſchichte von Florenz **), man habe von ihm ausgeſprengt, und

*) Fuit exinde ſemper inops uti irriſor et Atheus; Fatoque functus eſt, quum accepto temere pharmaco, quo ſe adverſus morbos praemuniret, vitae ſuae jocabundus illuſiſſet, paulo antequam Florentia, Caeſarianis ſubacta armis, Medicos veteres Dominos recipere cogeretur.

**) Storia di Firenze, Lib. 4.

und geſchrieben, er habe ſich über ſeine vergebliche Bemühung, die verlohrne Sekretärſtelle wieder zu erlangen, und über das Unrecht, ſich dem Giannotti, der dieſen Poſten erhielt, nachgeſetzt zu ſehen, zu Tode gegrämt. Varchi füget aber hinzu, dieſe Sage ſey grundfalſch, weil Machiavelli eher geſtorben, als Giannotti zur Sekretärsſtelle befördert wurde. Ob nun gleich dieſe Erzählung uns keinen Aufſchluß über die Urſache des Todes des Machiavelli an die Hand giebt; ſo belehret ſie uns doch, die von Jovius angegebene Urſache zu bezweifeln. Welche abgeſchmackte und lächerliche Dinge hat man nicht erdacht, den Nahmen dieſes großen Mannes anzuſchwärzen! Ein franzöſiſcher Schriftſteller, der hundert Jahr nach ihm lebte, *) erzählt, Machiavelli habe in den letzten Zügen das Chriſtenthum geläſtert. Ein anderer Franzoſe **) ſetzt noch hinzu, er habe nur durch obrigkeitlichen Zwang dahin gebracht werden können, die Sakramente zu empfangen. Ein dritter hat der Welt bekannt gemacht, Machiavelli habe kurz vor ſeinem Tode folgende Erſcheinung gehabt: ***) es erſchien ihm ein Haufen zerlumpter

*) *Joſeph Raynaudus* Erotem. de bonis et malis libris N. 46.

**) *Varillas* Anecdotes de Florence. Die meiſten Anekdoten dieſes Buchs gründen ſich auf Volksmährchen.

***) *Binet* du Salut d'Origene, und *Spirelio* in Scrutinio Atheismi hiſtorico etymologico. Beyde werden von *Bayle* citiert, im Artikel *Machiavel* Rem. L.

ter und verhungerter Bettler, und er hörte eine Stimme, die ihm zurief, dieſe ſeyen die Beſitzer des Himmelreichs, nach dem Spruche: beati pauperes, quoniam ipſorum eſt regnum coelorum. Das elende Geſindel verſchwand, und an die Stelle deſſelben trat eine Menge vornehmer und prächtig gekleideter Perſonen, welche zu Rathe ſaßen, und von wichtigen Staatsgeſchäften zu handeln ſchienen. Unter denſelben fanden ſich Plato, Ariſtoteles, Seneca, Plutarch, Tacitus und andere dergleichen große Männer. Machiavelli fragte, was dies für Männer wären? Man gab ihm zur Antwort: dies wären die Verworfenen und Verdammten: ſapientia hujus Saeculi inimica eſt Dei. Nachdem auch dieſe verſchwunden waren, fragte man ihn, von welcher Zahl er ſeyn möchte: Lieber in der Hölle bey dieſen großen Staatsmännern, als mit jenem Lumpengeſindel im Himmel, antwortete Machiavelli. Dieſes Mährchen wird von andern auf verſchiedene Weiſe nacherzählt.

Andere geben vor, es finde ſich in ſeinen Werken eine Stelle, wo er ſage: er wünſche ſich nach ſeinem Tode lieber die Hölle, als den Himmel, weil er hier nur mit Bettlern, armen Schluckern, Eremiten und Apoſteln, dort aber mit Päbſten, Kardinälen, Königen und Staatsminiſtern umgehen würde. Franz Hottomannus bezeuget, *) er

*) Epiſt. 99.

er habe dieſes im Kommentar des Hieronymus Wolfius über Ciceros tuſculaniſche Fragen geleſen, und kann nicht verſchmerzen, daß man mit allen ſolchen Läſterungen die Werke des Machiavelli zu Baſel aufs neue aufgelegt habe. Varchi *) erzählt: der Ruf ſeiner Zeit ſage, des Machiavelli Nahme ſey allgemein verhaßt geweſen, weil er ſeine Zunge nicht im Zügel zu halten gewußt, und eines unehrbaren Lebens beſchuldiget worden; ſowohl ehrliche als ſchlechte Leute hätten ſich über ſeinen Tod gefreuet, weil ſie ihn theils für einen ſchlechten Mann, theils für noch ruchloſer gehalten, als ſie ſelbſt geweſen. Demohngeachtet, ſetzt er hinzu, war er im Umgange gefällig, gegen ſeine Freunde dienſtfertig, und ein Freund der Tugendhaften. Widerlegt nicht dieſer Lobſpruch alles Uebel, was das Gerücht von ihm ſagen konnte? Und doch trägt man kein Bedenken, das Böſe zu glauben, und ein ſo ruhmvolles Zeugniß, aus dem Munde eines eifrigen Anhängers des Mediceiſchen Hauſes außer Acht zu ſetzen! Ein eben ſo blinder Widerſpruch liegt in dem Urtheil, welches die ſpaniſchen Inquiſitoren über den Charakter des Machiavelli gefällt haben. Nicolaus Machiavelli, ſagen ſie, Florentinus, atheus, ſed ſuperſtitioſus, pſeudopoliticus et impius, quamvis vilus ſit voluiſſe videri Chriſtianus. **)

*) Storia di Firenze.

**) Index librorum prohibitorum expurgandorum noviſſimus pro univerſis Hiſpaniarum Regnis &c. pag. 801. Matriti 1667. und pag. 872. Matriti 1747.

Dieß war jederzeit das traurige Looß groſſer und über ihr Zeitalter erhabener Männer, daß ſie nicht nur von dem groſſen Haufen ihrer Zeitgenoſſen, ſondern auch von dem Nachhall derſelben durch den Mund der Ignoranten geläſtert worden ſind. Um ſo vielmehr iſt es aufgeklärter Nachkommen Pflicht, die wieder ſolche verdienſtvolle Männer gefaßten Vorurtheile zu zerſtöhren, und ihre Zeitgenoſſen eines beſſern zu belehren.

Was Varchi von dem ſchlechten Ruf ſagt, worin Machiavell bey ſeinen Lebzeiten geſtanden ſey, widerſpricht dem allgemeinen Zutrauen, womit man ihm die wichtigſten Staatsgeſchäfte anvertrauete, und der Hochachtung, die ihm von hohen und einſichtsvollen Perſonen bewieſen wurde. Er ſtand nicht nur bey dem Adel zu Florenz und Rom in groſſem Anſehen, ſondern wurde auch von den Päbſten Leo X. und Klemens VII., Kennern des innern Werths der Perſonen, ſehr hoch geſchätzt. Er hatte ſogar die Ehre, den erſten auf die Einladung deſſelben zu Rom zu beſuchen. Außer dem ſehr anſehnlichen Amte eines Staatsſekretärs wurden ihm auch ſehr wichtige Staatsgeſchäfte und Geſandtſchaften anvertrauet. Seine Verſendungen zu den kleinen Fürſten, will ich mit Stillſchweigen übergehen. Im Jahr 1500 wurde er als Bothſchafter an Ludwig XII, 1503 und 1504 an das Collegium der Kardinäle nach Rom, 1506 an Julius II, 1508 an die Reichsver-

verſammlung nach Teutſchland, 1511 in die Kirchenverſammlung nach Piſa, 1506 in die Lombardie zu den wider den Kaiſer verbundenen Fürſten geſandt. Sein Briefwechſel von fünf Geſandtſchaften, welcher im Jahr 1767 zum erſtenmal zu Florenz am Licht erſchienen iſt, liegt jedermann vor Augen.

Daß er wegen ſeines republikaniſchen Geiſtes von dem Mediceiſchen Geſchlechte jederzeit mehr gefürchtet als geliebt wurde, daran iſt wohl nicht zu zweifeln. Auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er wegen des Verdachts, an der Soderiniſchen Verſchwörung Theil gehabt zu haben, die Stelle eines Staatsſekretärs verlohr; denn ob er gleich nicht überführt werden konnte, ſo war es doch außer allem Zweifel, daß er ein vertrauter Freund der Verſchwornen geweſen war, und dieſer Urſache wegen in elende Umſtände gerieth *). Ein Arzeneymittel, welches er als ein Präſervativ einnahm, benahm ihm im Monat Junius des Jahres 1527 im 58ſten Jahr ſeines Alters das Leben. Er hinterließ drey Söhne und eine Tochter, die er mit Marietta, Ludwigs Corſini Tochter, gezeugt hatte. Ein Brief ſeines Sohns Pietro an

*) Chriſtius *de Nicolai Machiavelli vita, ſcriptis et ſecta ejus, atque in univerſum de politica noſtrorum poſt inſtauratas litteras temporum*, in drey Büchern, 1731.

Franz Nelli, öffentlichen Lehrer der Univerſität zu Piſa, welchen der Herr Canonicus Bandini, Oberaufſeher der Mediceiſchen Bibliothek ans Licht geſtellt hat, *) beſchämt alle diejenigen, welche ihm Schuld geben, er ſey als ein Gottesleugner und Läſterer der chriſtlichen Religion geſtorben. Liebſter Freund, ſchreibt er: mit weinenden Augen gebe ich Ihnen die traurige Nachricht, daß den 22. dieſes Monaths unſer lieber Vater an Leibesſchmerzen geſtorben iſt, die ihm ein Arzneymittel, welches er den 20. einnahm, zugezogen hat. Er beichtete ſeine Sünden dem Pater Matthäus, der ihm bis zu ſeinem Tode Beyſtand geleiſtet hat. Unſer Vater hat uns, wie Sie wohl wiſſen, in der größten Armuth gelaſſen — Wenn Sie zu uns zurückkehren, werde ich Ihnen noch vieles mündlich erzählen. Ich ſchreibe Ihnen in Eile, und kann Ihnen nichts weiter ſagen, als daß ich mich Ihnen empfehle. 1527. — Ihr Vetter Pietro Machiavelli...

Die einzige Urſache des allgemeinen Haßes gegen Machiavelli iſt ein kleines Werk, welches er unter dem Titel *Principe* geſchrieben hat. Benedict Varchi verſichert uns, man habe allgemein geglaubt, dieſes Buch ſey an Lorenzo Medici gerichtet

*) Collectio vet. monumens. in Praefat.

ſet, um ihm zu zeigen, wie er ſich zum ſchrankenloſen Herrn von Florenz machen könnte *). Machiavelliſmus und Tyranney wurden zu gleichbedeutenden Wörtern. Ein ganzes Heer von Schriftſtellern, von welchen Teofilo Rainaldo ein langes Verzeichniß geliefert hat, beſtritten die vorgegebene Lehre des Machiavelli. Andere die der Sache zeifer nachgedacht, vermatheten eine geheime Abſicht bey dieſem Werke; denn es iſt nicht glaublich, daß ein Mann von ſo tiefer Einſicht der Ungerechtigkeit und Tyranney in vollem Ernſt das Wort geſprochen, und die Beyſpeile Alexanders *VI.* und ſeines Sohns Cäſars Borgia, zweyer Ungeheuer von Ruchloſigkeit allen Fürſten zur Nachahmung vorgeſtellt habe. Dieſer Tractat iſt in Wahrheit nichts anderes als ein Buch worin Machiavell die Wege zeiget, wodurch herrſchſüchtige und mächtige Perſonen, Fürſten, und Republiken in ältern und neuern Zeiten zur Herrſchaft über Städte und Völker gelanget ſind, und ſich im Beſitze derſelben erhalten haben. Er betrachtet die Mittel, deren ſich die Griechen, die Römer, die Sicilianiſchen Tyrannen, und unter den Chriſten einige Könige von Frankreich, die Republik Venedig, Pabſt Alexander VI. und ſein Sohn Cäſar Borgia, und andere Fürſten und mächtige Perſonen Italiens zur Erlangung und Behauptung geſuchter Herrſchaft bedient haben; er beurtheilet ſie nach ihrer zweckmäſſigen Wirkſamkeit, und die wirkſamſten, gerechte oder ungerechte, hält

*) Loc. cit.

hält er für die Wege, deren sich die Herrschsucht am sichersten bedienen kann, ihr Ziel zu erreichen. Wenn er Untreue, Betrug, Verrätherey, Vergiftung, Hinrichtung ganzer Familien, und Verwüstung der Städte und Länder unter diese Mittel zählt, so sagt er nichts anders, als was mit der Politik seiner und der vergangenen Zeiten, und so lange dieselbe die Moralität der Handlungen ausser Acht setzen wird, auf das genaueste zusammenstimmet. Wenn er einen Tyrannen und seine Ungerechtigkeiten zu loben scheint, so fällt dieses Lob nicht auf die Sittlichkeit, sondern auf die politische Zweckmäßigkeit und Richtigkeit der von ihm erwählten Mittel. Wo findet man in seinen Betrachtungen über den Titus Livius auch nur ein Wort, welches der Tyranney und Unterdrückung der Menschheit zum Lob gereiche? Ueberall verabscheuet er dieselbe; überall entflammt ihn die Liebe zur Freyheit, zur allgemeinen Sicherheit, und Wohlfahrt, zur Gerechtigkeit und zur Tugend. Im zehnten Diskurs des ersten Buchs schildert er den Ruhm und die Vortheile der Fürsten, die sich einen Titus, einen Trajan und Antonin zum Muster wählen, mit so lebhaften Farben, daß man die Unterdrücker der Rechte der Menschheit nothwendig verabscheuen muß. In der Geschichte von Florenz strahlet überall Freude hervor, wo er Gelegenheit findet, Johann und Kosmus Medici ihrer Tugend und Wohlthätigkeit wegen zu preisen. Betrachtet man noch seinen weltbes-

kannt-

kannten Patriotiſmus, weswegen er ſelbſt von ſeinen Verläumdern in Verdacht einer Verſchwörung wider das herrſchende Haus Medici gezogen wurde und in elende Glücksumſtände verfiel: ſo iſt unbegreiflich, wie auch Männer von Einſicht nicht beym erſten Blick ſeine gute Abſicht, die verabſcheuungswürdigen Ränke der Tyrannen in ſeinem Principe an den Pranger zu ſtellen, vermuthet haben. Es fehlet nicht an Stellen in dieſem Werke, die ihre Aufmerkſamkeit hätten erregen ſollen. Im achten Kapitel ſagt er: ſeine Mitbürger tödten, ſeine Freunde verrathen, Treuloſigkeit, Grauſamkeit und Unglauben, verdienen den Nahmen der Tugend nicht. Sie können zwar den Weg zur Herrſchaft, aber nicht zum Ruhm öfnen. Und noch merkwürdiger ſind die Worte, die ſich im funfzehnten Kapitel finden, wo er, um ſich zu entſchuldigen, warum er in der Behandlung der Pflichten der Fürſten gegen ihre Unterthanen und Freunde, einen ganz beſondern Weg gewählt habe, ſagt er: weil meine Abſicht nur iſt, für Männer von Einſicht etwas nützliches zu ſchreiben, ſo habe ich es für ſchicklicher gehalten, die Dinge zu betrachten, wie ſie wirklich ſind, als wie ſie nur in der Einbildung beſtehen — denn ich finde einen ſo großen Unterſchied zwiſchen der Art, wie man wirklich lebt, und wie man leben ſollte, daß derjenige, welcher ſich nur um das letzte bekümm-

Othello.

Ich bin mit einem beschwerlichen Schnupfen geplagt; leih mir dein Schnupftuch?

Desdemona.

Hier, mein Gemahl.

Othello.

Das, so ihr von mir bekommen habt.

Desdemona.

Ich hab es nicht bey mir.

Othello.

Nicht?

Desdemona.

In der That, nicht.

Othello.

Das ist ein Fehler. Das nemliche Schnupftuch hatte meine Mutter von einer Zigäunerin, die sich auf die Zauberey verstuhnd, und den Leuten so gar sagen konnte was sie dachten. Sie sagte ihr, so lange sie es behalten würde, würd' es sie liebenswürdig und ihr das Herz meines Vaters gänzlich eigen machen; wenn sie es aber verlöhre, oder verschenkte, würde sie auf einmal allen Reiz in seinen Augen verlieren, und ihm verhaßt und unerträglich werden. Meine Mutter gab mir's da sie starb und bat mich, wenn ich jemals heurathete, es meinem Weibe zu geben. Ich that

kümmerte, und das erſte zu kennen vernachläßigte, ſich vielmehr den Weg zu ſeinem Verderben, als zu ſeiner Erhaltung öfnen würde. Wer in allen Stücken rechtſchaffen handeln will, muß unter einer ſo großen Menge böſer Menſchen nothwendig zu Grunde gehen. Daher iſt einem Fürſten, der ſich auf dem Thron erhalten will, die Kenntniß nicht rechtſchaffen ſeyn zu können, und ſie nöthigen Falls zu benuzen oder nicht, ſchlechterdings unentbehrlich. Wie konnte Machiavelli ſeine wahre Abſicht deutlicher an den Tag legen, als er hier thut? Gewiß viel deutlicher, als Montesquieu gethan hat, da er den Orientaliſchen Despotiſmus mit ſo glänzenden Farben ſchildert. Dennoch haben Männer von Einſicht ſeine geheime Abſicht, der Franzöſiſchen Nazion den Abgrund zu enthüllen, in welchen ſie durch den Despotismus verſinken würde, ohne viel Mühe entdeckt. Warum hat man auch hier nicht eingeſehen, daß die Abſicht, des Machiavelli war, ſeinen Mitbürgern das harte Schickſal, welches ſie unter dem Joche eines Fürſten, der unumgänglicher Weiſe die Rechte der Menſchheit unter die Füße treten mußte, wenn er auf dem Throne glänzen wollte, vor Augen zu legen? Da er die Ränke beſchreibt, deren ſich viele mächtige Privatperſonen bedient haben, ſich zur Herrſchaft zu ſchwingen, giebt er einen Fingerzeig auf das Haus Medici. Einige ſind ſogar auf den Gedanken verfals

fallen, er habe mit dieſem Buche der Mediceiſchen Familie einen Fallſtrick zu ihrem gänzlichen Verderben legen wollen. *) Gewiß iſt es, was Varchi ſagt, und die Medici wußten es, daß er es mit ihnen nicht aufrichtig meynte. Sie würden auch nie die Herrſchaft über Florenz behauptet haben, wenn ſie ſich nicht in die Arme des Kayſers geworfen hätten.

Den einzigen Fehler, welchen Machiavelli begieng, war, daß er ſein Buch nicht il Tiranno, anſtatt il Principe betitelte. Auch dem großen Haufen der kleinen Geiſter würde alsdenn ſeine Abſicht eingeleuchtet haben. So viel kommt oft auf den Titel eines Buches an!

Die ſchönſte Apologie legt Trajanio Boccalini in ſeinen Ragguagli di parnaſo dem Machiavelli ſelbſt in den Mund. Ich will, ſagt er, meine Schriften nicht vertheidigen. Ich klage ſie vielmehr öffentlich an, und verdamme ſie, weil ſie ruchlos und mit Lehrſätzen einer grauſamen und verfluchenswürdigen Kunſt zu regieren, angefüllt ſind. Ich laße mir es auch gefallen, daß wenn die Lehren, die ich durch den Druck bekannt gemacht habe, von mir erfunden und neu ſind, ich ſogleich ohne Schonung zu den Strafen gezogen

*) Allegrini, *Elogio degli piu illuſtri di Toſcana, artic Machiavelli.*

zogen werde, wozu mich die Richter verurtheilt haben. Wofern aber meine Schriften nichts anderes enthalten, als die politiſchen Lehren und Staatsmaximen, welche ich aus den Handlungen gewiſſer Fürſten, die ich mit Erlaubniß Eurer Majeſtät zu nennen bereit bin, und von welchen man unter Todesſtrafe nicht laut reden darf, gezogen habe: ſo weiß ich nicht, mit welchem Rechte man die Erfinder einer ſo wüthenden und tollen Staatskunſt für geheiligte Perſonen, mich aber, der ich ſie nur öffentlich bekannt gemacht habe, für einen Schurken und Atheiſten halten will? Ich ſehe nicht ein, wie man das Original als heilig anbethen, und die Abſchrift deſſelben verfluchen und verbrennen könne. Ich begreife nicht, warum man mich ſo hart verfolgt, und doch das Leſen der Geſchichte nicht nur erlaubt, ſondern auch empfiehlt, ob gleich allgemein bekannt iſt, daß ſie einen jeden, der ſie mit einer politiſchen Brille erforſcht, in einen Machiavell verwandelt. *)

Es hat nie an einſichtsvollen Männern gefehlt, welche die guten Abſichten des Machiavelli wahrgenommen und wider ſeine Feinde vertheidigt haben. Ich übergehe, was Alberico Gentile **) und Caſ-

*) Centuria 1. Cap. 89.

**) De Legationibus Lib. 3. c. 9. Machiavellus democratiae laudator ac aſſertor acerrimus natus, educatus, hono-

Caſpar Schoppius *) zu ſeiner Vertheidigung vorgebracht haben, um nur ſolcher Männer Urtheile anzuführen, die ſich in neuern Zeiten durch wahre und gründliche Philoſophie ausgezeichnet haben. Der große Philoſoph von England, Franz Baco, ſagt: Wir ſind dem Machiavelli Dank ſchuldig, daß er uns ſo aufrichtig und unverhohlen entdeckt, wie die Menſchen handeln, nicht wie ſie handeln ſollten. Johann Jakob Rouſſeau, welcher glaubt, daß die Fürſten ſo viel möglich ihr eigenes Wohl dem allgemeinen vorziehen, bezieht ſich auf des Machiavelli Principe und füget hinzu, er habe unter dem Schein, die Fürſten zu belehren, den Völkern die Augen zu öfnen geſucht. Der Principe des Machiavelli ſey ein Buch für Republikaner **) Hr. Linguet, ein feindenkender und gründlicher Philoſoph, ſagt von ihm: wenn ich die Schriften dieſes großen Genies betrachte, ſo iſt mir unmöglich zu begreifen, wie er in einen ſo ſchlech-

ratus in eo reipublicae ſtatu, tyrannidis ſumme inimicus. Itaque tyranno non favet: ſui propoſiti non eſt tyrannum inſtruere, ſed arcanis ejus palam factis ipſum miſeris populis nudum et conſpicuum exhibere.

*) Conatus ſcriptoris eſt, certum aliquem tyrannum patriae infeſtum deſcribere, eoque pacto partim populare odium in eum commovere, partim artes ejus impedire. *Paralip. politicor.*

**) Contrat ſocial Liv. 3, chap. 6.

ſchlechten Ruf gerathen ſey. Die ſeine gröſten Feinde ſind, oder ſeine Lehrſätze mißbrauchen, ſcheinen ihn nicht geleſen zu haben. Mancher verdammt ihn aus Vorurtheil, mancher, weil er die Grauſamkeit ſeiner Politik auf eine allzu auffallende Weiſe vor den Augen der Welt entſchleyert *). Niemand hat die Ehre des Machiavelli gründlich vertheidiget, als Robinet in der Vorrede des Dictionnaire universel des ſciences morales, économiques, politiques et diplomatiques, ou Bibliotheque de l'homme d'etat et du Citoyen, eines Werks, welches die Vervollkommnung der Moral und Geſetzgebung zum Ziel hat, und das gröſte Meiſterſtück in ſeiner Art iſt, woran die helleſten Köpfe der franzöſiſchen Nazion, Robinet, d'Alembert, Raynal, Pfeffel, de Sacy, de Chatelleu, Marmontel, Turpin u. a. m. gearbeitet haben. Es iſt der Mühe werth, dieſe ganze Stelle dem Leſer vor Augen zu legen. „Machiavelli, welchem die Ränke und Grauſamkeiten der Fürſten ſeines Zeitalters bekannt waren, hatte den Muth die Larve der Bosheit anzulegen, um die Gräßlichkeit ihres Charakters nach dem Leben darzuſtellen. Den betrügeriſchen, grauſamen, und treuloſen Fürſten legte er ohne Scheu ſolche Grundſätze der Politik vor, die ihrem Betragen ähnlich

*) Theorie des loix civiles, Diſcours preliminaire.

ſich waren, ein ihnen angemeſſenes Muſter, welches zugleich alle Laſter in ſich begriff. Allein ſeine Lehrſätze waren mehr eine blutige Satyre, als Vertheidigung. Machiavell. jener eifrige Republikaner und Patriot, der groſſe Bewunderer der berühmten Römer, welche Rom von einem Tyrannen befreyeten, konnte unmöglich zum Apoſtel der Tyrannie werden. Er ſah wohl ein, daß in der traurigen Verfaſſung, worin damals Italien verſenkt war, nur von dem äuſſerſten Uebermaß die Rettung zu hoffen war; daß die herrſchende Grauſamkeit nur durch ein ſchaudervolles ſyſtematiſches Bild ihrer Bosheit auſſer Anſehen geſetzt, und nur hierdurch der entlarvten Tyranney der giftige Stachel benommen werden könne. Unglückliche Zeiten, da man die Fürſten zu verbeſſern, nicht die Sprache der Tugend, ſondern des verruchteſten Laſters zu führen gezwungen war! Anſtatt zu ſagen: Seyd gerecht, und gütig, ſo werdet ihr von euren Unterthanen geliebt, und von euren Nachbarn gefürchtet werden, mußte man durch die umgekehrte Seite ihre Gemüther erſchüttern, und ſagen: Das Volk iſt ein wildes Thier; leget ihm Ketten an: ihr werdet zwar gehaßt, aber auch gefürchtet werden; eure Nachbaren ſind Ungeheuer der Bosheit, ihr müſſet weit ärger ſeyn! Seine

politiſche Diſcurſe über Titus Livius ſind ein offenbares Zeugniß von den reinen Abſichten des Florentiniſchen Philoſophen. In dieſem Werke iſt ſeine wahre Lehre zu ſuchen. Hier iſt es, wo er dem Leſer die reinſte Lehren der Staatsklugheit mit Eifer einſchärft. Hier legt er die Religion, die Eintracht der Bürger, die Ordnung in den verſchiedenen Ständen, eine ſtrenge Gerechtigkeit, zur Grundfeſte der Staaten, von deren Stiftung, Reform und Regierung er handelt. Hier ſetzt er auſſer allem Zweifel, daß die Größe eines Fürſten und eines Staats in der Tugend beſteht; daß ein wohlgeſittetes und vereintes Volk unüberwindlich iſt; daß die Zügelloſigkeit zur Knechtſchaft führt; daß diejenigen, welche die Gewalt in Händen haben, nicht weniger als der Privatmann, ihr eigenes Verderben befördern, wenn ſie die Geſetze übertreten, oder über die Beobachtung derſelben nicht wachen; daß Freyheit und Verderbniß der Sitten nicht zuſammen beſtehen können; daß die Weiber oft Urſache des Verfalls groſſer Monarchien ſind; daß Sanftmuth, Gerechtigkeit, und Redlichkeit die beſte Staatsklugheit der Fürſten, Strenge hingegen, Eigenſinn und Verſtellung denen, die ſie gebrauchen, weit ſchädlicher ſind, als denen, wider welche ſie gebraucht werden. Beurtheilt man

den

den Principe des Machiavells nach den Grundsätzen dieſes Werks, ſo kann man nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß er jenes den Fürſten der Welt nicht zur Nachahmung, ſondern zum Abſcheu vorgelegt habe. Wenn ich auſſer dem noch ſehe, daß Machiavell in der Zueignungsſchrift ſeiner Geſchichte der Republick Florenz an Klemens VII. — der dieſelbe unterdrückte, der ihm aus Furcht vor ſeinem Urtheile Wohlthaten bewieß, der ihm dieſe Geſchichte aufgetragen hatte, — kein Bedenken trägt, ihn zu verſichern, daß er eben ſo wenig eine ſchlechte Handlung ihrer guten Abſicht wegen entſchuldigen, als eine rühmliche That übel auslegen werde; wenn ich finde, daß er ſeinem Verſprechen treu bleibt, die Laſter und Ungerechtigkeiten der Vorfahren des Klemens nicht zu verſchweigen, und mit welcher Kühnheit er das Verfahren der Römiſchen Päbſte darſtellt, und die Unruhen, Trennungen, Niederlagen, die ſie in Italien bewirkt haben, wo ſie, wie er ſagt, faſt jederzeit die Anſtifter der Zwietracht geweſen ſind: wenn, ſage ich, dieſe ſo ſtarken als wahren Züge auſſer dem noch Stoff zu wichtigen Betrachtungen geben, die auf ſeinen hohen Gönner ſelbſt anwendbar ſind, und die er ſelbſt mit den merkwürdigen Worten: „Wir ſehen die nehmlichen Dinge täglich vor Augen,

wirklich auf ihn anwendet, ohne ſich von den Wohlthaten, die er von ihm erhielt, beſtechen zu laſſen, oder ſeinen Eifer wider offenbare Mißbräuche, zurückzuhalten: wenn ich mir einen ſo beſchaffenen Mann vorſtelle, ſo kann ich nicht im geringſten argwohnen, er habe die Rolle eines niederträchtigen Schmeichlers, eines Anbethers gekrönter Laſter, und eines Apoſtels der Tyranney ſpielen wollen. Hätte Machiavell einen andern Weg eingeſchlagen, und die Fürſten nicht ſo, wie ſie waren, ſondern wie ſie zu ſeyn ſcheinen wollen, oder wie ſie ſeyn ſollten, geſchildert, ſo würde ſein Buch ſchwerlich ſo nutzbar geweſen ſeyn. Nichts iſt wichtiger, als die Bosheit, deren ein verkehrtes Herz im Glücksſtande fähig iſt, in ihrem ganzen Umfang zu kennen. Ihre Ränke aufdecken und in den Abgrund ihrer Verſchlagenheit einen freyen Blick werfen, iſt eben ſo viel als die Gefahren vermindern, und ein Gegenmittel bereiten. Kurz, die Abſicht des florentiniſchen Staatsſekretärs liegt vor den Augen unbefangener und redlicher Menſchen ſo offenbar am Tage, daß die Kritiker, welche ihn widerlegt haben, dieſes nicht anders als aus Mißverſtand und mit ſchlechtem Erfolg thun konnten. Kritiken, die auf falſchen Grund gebauet ſind, ſind nichts ſeltnes. Selbſt die neueſte eines Verfaſſers von erhabenſtem Rang,

der

der ſich ſelbſt in der Kunſt zu regieren belehrte, vertheidiget die gute Sache nicht ſo vortheilhaft als es geſchehen konnte.“

Der Principe des Machiavelli trat im Jahr 1515 zum erſtenmahle am Licht, ohne den geringſten Nachtheil des Verfaſſers. Der Pabſt Leo X. trug ihm vielmehr, noch ein anderes Werk, wie die Republ. Florenz zu reformiren wäre, auf, worin er eine eben ſo große Weltkenntniß und Staatsklugheit an den Tag legte. Klemens VII. verlieh dem Buchdrucker Anton Baldo im Jahr 1531 ein ausſchließendes Privilegium, des Machiavelli Werke zu Rom aufzulegen, welches in allen Auflagen derſelben vorn an ſtehet. Unter Klemens VII. geſchah es durch die Verhetzung des Jeſuiten **Poſſevinus**, welcher, wie die meiſten Anti-Machiavelliſten, ihn nie geleſen hatte, daß des Machiavelli *Principe* verbothen wurde *). Allegrini iſt der Meynung, **) Innocenz IX. habe, bevor er den päbſtlichen Stuhl beſtieg, Materialien geſammelt, dieſes Werk zu widerlegen, und dieſelben dem erwähnten Jeſuiten übergeben, welcher im Jahr 1592 in der bekannten Kritik, Judicium de Nuae, militis galli, Jo. Bodini,

*) Apoſtolo Zeno *Annotazioni alla Biblioteca del Fontanini*, S. 207. *Tom. I. edit.* 1753.

**) Elogi degli Uomini illuſtri di Toſcana, art. Machiavelli.

es, und ich ſag euch, habt Acht darauf: -- Bewahrt es, wie euern Augapfel: Es verlihren oder weggeben, wär' ein Unglük, dem kein anders zu vergleichen wäre.

Desdemona.

Iſts möglich?

Othello.

Es iſt würklich ſo; es iſt etwas zauberiſches in dem Gewebe davon. Eine Fee, welche den Lauf der Sonne zweyhundert mal anfangen und enden geſehen hatte, machte die Stikerey daran: Die Würmer waren geweyht, welche die Seide dazu ſpannen, und es wurde mit Mumien von einbalſamierten Jungfern-Herzen gefärbt.

Desdemona.

In der That! Iſt das wahr?

Othello.

Sehr wahr; ihr könnt alſo nur Sorge dazu tragen.

Desdemona.

Wenn es ſo iſt, ſo wollt' ich zu Gott, ich hätt' es nie geſehen!

Othello.

Ha! Warum?

Desdemona.

Warum ſprecht ihr ſo haſtig und auffahrend?

Othello.

Philippi Mornaei, et Nicolai Machiāvelli quibusdam ſcriptis, betitelt, Gebrauch davon machte.

Jezt fieng erſt das Werk an, zur Lieblingslectüre der Fürſten und Staatsminiſter zu werden. Einige benutzten es, den ſtolzen und aufrühreriſchen Geiſt des Adels zu bändigen, andere mißbrauchten es auf eine ruchloſe Weiſe. Es ſoll Karls V. Taſchenbuch geweſen ſeyn. Man überſetzte es ſogar in die türkiſche Sprache, in welcher es Amurat IV. oft las.*) Der Preußiſche Monarch Friederich II. hat dieſes Werk in allem Ernſte, in oft bitterm und deklamatoriſchem Styl, widerlegt, muß es aber entweder nicht ſelbſt geleſen, oder eine ganz verſchiedne Abſicht dabey gehabt haben. **)

Man hat mehr vermuthet als bewieſen, daß Machiavell ein Feind der chriſtlichen Religion geweſen, und dieſelbe verdeckter Weiſe in ſeinen Schriften untergraben habe. Die ihn von dieſer Seite her anfeinden, können ſich auf nichts anders gründen, als auf den übelverſtandenen, oder nie geleſenen Principe, worin er die erſten Grundſätze der Rechtſchaffenheit und Tugend über den Haufen zu werfen ſcheint. In ſeinen übrigen Werken iſt keine Stelle aufzuweiſen, die ſeine Religion verdächtig machen könnte. Man könnte nicht vortheilhafter von der chriſtlichen Religion ſchreiben, als er im eilften Diſcurs

*) Sagredo, *Memorie ſtoriche de' Monarchi Ottomanni.*

**) Der Anti-Machiavel wurde im Jahr 1740 durch den Herrn von Voltaire ans Licht geſtellt.

Discurs des ersten Buchs über den T. Livius gethan hat.

So wie der sittliche Charakter des Machiavelli von vielen angeschwärzt worden ist, so hat man auch von dem Werthe und Styl seiner Schriften, zum Theil aus Leidenschaft, verschieden geurtheilt. Varchi sagt, man hätte ihn nicht nur den neuern Gelehrten vorziehen, sondern auch den besten Köpfen des Alterthums an die Seite setzen können, wenn er eben so unsträflich in seiner Lebensart, als groß in der Staatskunde und Weltkenntniß gewesen wäre. Varchi zeiget sich hier als einen elenden Pedanten. Denn gesetzt ein Thucydides oder Titus livius hätten einen viel ärgern Lebenswandel geführt, als Varchi ihn aus den Sagen des Pöbels beschuldiget, würden sie deswegen auch nur um einen Gran weniger große Genies und Schriftsteller seyn? Man kann dem Machiavelli den Ruhm eines vorzüglich großen Geistes, eines der scharfsichtigsten Philosophen, der den schwersten Gegenstand aller menschlicher Kenntniß, die Kunst die Menschen zu regieren, mit einem Adlerblick durchdrungen hat, nicht absprechen. Er behauptet allerdings den ersten Rang unter den Männern, welche im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Italienischen Nazion Ehre gemacht haben. Er wird, wie der Präsident Montesquieu, verschiedner historischer Unrichtigkeiten beschuldiget. Allein dieses bezeugt vielmehr

Mangel an Geduld als an Genie. Ein groſser Geiſt, der ſich ganz neue Wege öfnet, ſchaft neues Licht mitten unter ſeinen Fehltritten. Er erhebt ſich über die Regeln der froſtigen Kunſt, und zerbricht alle Feſſeln der Kleinigkeit, worin ſchwache Geiſter ſich verwickeln. Homers und Arioſts göttliche Gedichte überſchreiten alle Regeln der Kunſt, und werden demohngeachtet in allen Jahrhunderten mit Bewunderung geleſen werden. Der Eſprit des Loix des Montesquieu iſt wegen der allzugedrängten Kürze ſeiner Grundſätze mehr ein metaphyſiſches als politiſches Werk, und entwirft vielmehr Bilder der Phantaſie, als nach der Natur; und doch hat es ſeinen Nahmen verewiget: weil es noch nie erſchienene Lichter über die Geſetzgebung verbreitet, weil ſeine Ideen neu, lehrreich und tief durchdacht ſind. Des Herrn von Voltaire Verſuch über die allgemeine Geſchichte wird mit allen ſeinen Fehlern noch immer geleſen werden, wenn alle die mit ängſtlicher Kunſt und möglicher hiſtoriſcher Richtigkeit geſchriebenen Werke ins Vergeſſen gerathen ſind.

Das Genie des Machiavelli äuſſert ſich am meiſten in ſeinen Betrachtungen über den T. Livius. Sie ſind die Quelle, woraus Montesquieu, Rouſſeau und andere groſse Männer geſchöpft haben. Machiavell beweiſet hier augenſcheinlich, daſs er von dem herrſchſüchtigen Geiſte der Römer, und anderer Alten, die mehr auf Eroberungen, als auf

die

die Erhaltung der Länder bedacht waren, und von der innern Verfaſſung der Staaten eine vollkommene Kenntniß beſaß. Von der Geſetzgebung, welche das Gleichgewicht zwiſchen der Regierung und der Freyheit der Bürger zum Ziel hat, und beſonders von der Staatswirthſchaft hat er in dieſem Werke nicht gehandelt, weil ſie bey der Feudal-Anarchie ſeiner Zeiten nicht Statt fanden. Uebrigens ſind ſeine Betrachtungen reich an großen, tief gegründeten Ideen, an edeln und erhabenen Empfindungen. Seine Lehrſätze ſind hier der Billigkeit, der Vernunft, und Klugheit angemeſſen, und ſeinem *Principe* ganz entgegen geſetzt. Gleiche Ehre machen ſeinem Verſtande und Herzen die Briefe, die er in ſeinen verſchiedenen Geſandtſchaften geſchrieben hat.

Seine Abhandlung über die Mittel den Florentiniſchen Staat zu reformiren, welche Pabſt Leo X. ihm auftrug, iſt ein Werk ſeiner letzten Lebszeiten, welches im Jahr 1760 im Druck erſchien. Man findet hier reichen Stoff, ſeine politiſche Klugheit und ſeltene Weltkenntniß zu bewundern. Damahls war Florenz in zwey mächtige Partheyen getrennt, deren eine für die republikaniſche Freyheit, die andere für die Herrſchaft des Hauſes Medici geſtimmt war. Machiavelli hat hier das Anſehen, als wolle er die Macht des Mediceiſchen Hauſes vergrößern und auf ſichern Grund bauen; wenn man aber die Sache beym rechten Lichte betrachtet

trachtet, ſo formt er hier ein Modell zur vollkommenſten Republick.

Die Geſchichte von Florenz, welche ihm Pabſt Klemens VII. auftrug, iſt in dem Geſchmack des Thucidides geſchrieben. Sie fängt vom Jahr 1215. an, und endiget ſich im Jahr 1494. Das erſte Buch, worin die Entſtehung verſchiedener Königreiche und Fürſtenthümer beſchrieben wird, iſt ſeines Verfaſſers vorzüglich würdig. Die Florentiniſche Geſchichte iſt nicht weniger intereſſant, als die Geſchichte der griechiſchen Republiken. Die Florentiner haben darin viel ähnliches mit den Griechen, daß ſie nicht nur vor allen Nazionen Künſte und Wiſſenſchaften mit Vortheil betrieben, ſondern auch durch bürgerliche Zwietracht und Liebe zu einer Freyheit, die ſie nie erlangen konnten, ſich auszeichneten. Auch ſtellt die Geſchichte des Mediceiſchen Geſchlechtes ein Schauſpiel dar, welches in den Jahrbüchern der Welt ſeines gleichen nicht hat. Ein reicher Negoziant erhebt ſich bloß durch Tugend und Wohlthätigkeit zur Herrſchaft ſeines Vaterlandes.

So reich auch dieſe Geſchichte an gründlichen und politiſchen Betrachtungen, und ſo ſchön ſie auch geſchrieben iſt: ſo hat ſie doch den Fehler mit den Geſchichtbüchern ſeines Landsmannes Guicciardini, und der meiſten Griechen, und Römer gemein, daß ſie der Vaterlandsliebe und der Beredſamkeit nicht ſelten die Wahrheit aufopfert

opfert. Indeſſen bleibt doch immer wahr, daß unter den europäiſchen Geſchichtſchreibern, die bis auf die Zeiten deſſelben gelebt haben, keiner mit ihm und mit Guicciardini in Vergleich kommen kann. Sie waren nach dem Verfall der Gelehrſamkeit in Europa die erſten, die es unternahmen die Geſchichte mit fruchtbaren Grundſätzen der Staatskunſt und menſchlicher Klugheit zu durchweben, und ſie dadurch nützbarer zu machen, als alle Chroniken und Geſchichtbücher mit ihrem magern Skelet der Begebenheiten, wenn ſie auch noch ſo wahrhaft ſind.

Das Leben des Caſtruccio Caſtracani iſt ein zierlich geſchriebenes, aber an ſich ſelbſt mittelmäßiges, und ich möchte faſt ſagen, wunderliches Werck. Machiavelli legt hier ſeinem Helden, der von dem Gelichter Cäſars Borgia iſt, viele von Plutarch aufgezeichnete Sprüche der Alten in den Mund.

Machiavelli ſchrieb auch ſieben Bücher Von der Kriegszucht der Römer, in welchen er eine ſo tiefe Einſicht in die Kriegskunſt bewies, daß Lorenzo Medici, Herzog von Urbino, Neffe des Pabſtes Leo X, und Vater der berühmten Katharina Königin von Frankreich, ihn für geſchickt genug hielt, eine Armee zu commandiren; er war aber klug genug, ſolches von ſich abzulehnen *). Alle die verſchiedenen Evoluzionen und Stellun-

gen

*) Cardanus de ſubtilitate ex adverſus expetenda. Lib. 3.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20630 / 399

gen der Battaillonen, welche heut zu Tage in ganz Europa gebräuchlich sind, sollen eine Frucht dieses Werkes seyn *). Auch in diesem Werke zeigt sich sein Patriotischer Geist. Denn bey seinem Bestreben, eine neue Schlachtordnung und ein Kriegssystem nach der Art der Römer einzuführen, hatte er die Absicht, den Fürsten Italiens eine Kriegskunst zu lehren, die sie in den Stand sezte, Italien vor dem Joche fremder Nazionen zu befreyen **). Sowohl dieses Werck als seine Betrachtungen über den T. Livius schrieb Machiavell eigentlich für seine patriotischen Freunde, welche den berühmten Garten des Rucellai mit ihm besuchten. Weil seine republikanischen Gesinnungen überall hervorscheinen, zog er sich hierdurch den Verdacht zu, der adlichen Jugend, die sich in dem erwähnten Garten zu versammeln pflegte, den ersten Gedanken der Verschwörung wider das Haus Medici eingehaucht zu haben.

Machiavelli schrieb edel und zierlich in einem Jahrhundert, da noch überhaupt die Barbarey herrschte, und hatte die Geistesstärke, sich auch über die allgemeine Schreibart seiner Zeitgenossen zu erheben. Auch seine geringsten Schriften sind von gefälliger Lebhaftigkeit, von einem feinen und geschmackvollen Witz beseelt. Welche schöne Erfindung

*) Questions Sur l'Encyclopedie, Artic. *Bataillon.*

**) Algarotti, *Scien. militare del Segretario Fiorentino.*

findung ist nicht das Mährchen von Belfegor! Sein Schauspiel Clizia ist zwar eine schwache Nachahmung der Casina des Plautus, allein die andere, welche er Mandragola betitelt, ist das erste Originalstück eines guten Schauspiels in Europa seit der Wiederherstellung der schönen Wissenschaften, und sucht noch jezt seines Gleichen. Einige halten es für eine Nachahmung des Aristophanes; allein Voltaire, dessen Urtheil in diesem Fache entscheidend ist, *) sagt, dieses einzige Stück sey besser als alle Schauspiele des Aristophanes **). Es fand zu Florenz so vielen Beyfall, daß Leo X, der gröste Gönner und Kenner der schönen Künste, es durch die nehmlichen Florentinischen Schauspieler auf der Römischen Bühne aufführen ließ. Daß die Schauspiele des Machiavelli und Ariosto die Schranken der Ehrbarkeit oft überschreiten, ist dem Geschmack ihres Zeitalters beyzumessen. Die Zügellosigkeit gab damahls den reichsten Stoff zum Lächerlichen.

Seine Gedichte sind gröstentheils Werke der Jugend, und keins derselben ist ohne dichterische Schönheit, ob sie gleich den guten Sitten nicht immer entsprechen. Sein goldner Esel, worin er den Lucian und Apulejus nachahmt, — ein sinnreiches Gedicht, voll Sittenlehre und Philosophie, — soll eine Satyre wider seine Zeitgenossen, und

*) Voltaire Essai sur l' Histoire generale, Chap. 121.

**) Ich für meine Person, protestire gegen diese Entscheidung in optima forma. W.

und eine Geschichte der Drangsale seines Vaterlandes seyn.

Im Styl hat Machiavell an zierlicher und natürlicher Einfalt den Boccaccio, der ihm jedoch an Richtigkeit der Sprache vorgehet, übertroffen. Auch dieses ist ein Beweiß, daß er ein über sein Zeitalter erhabenes Genie war; denn damahls strebte jedermann nach einer gekünstelten und schwülstigen Beredsamkeit.

J.

IV.

Warnung an junge Dichter.

Ein Fragment aus Anton Reisers Geschichte.

Wenn ihn der Reiz der Dichtkunst unwillkürlich anwandelte, so entstand zuerst eine wehmüthige Empfindung in seiner Seele; er dachte sich ein Etwas, worin er sich selbst verlohr, wogegen alles, was er je gehört, gelesen oder gedacht hatte, sich verlohr, und dessen Daseyn, wenn es nun wirklich dargestellt wäre, ein bisher noch ungefühltes, unnennbares Vergnügen verursachen würde.

Nun

Othello.

Iſt's verlohren? Iſt's hin? Sagt, iſt es fort?

Desdemona.

Gott ſey bey uns! --

Othello.

Was ſagt ihr?

Desdemona.

Es iſt nicht verlohren; aber geſezt, es wäre verlohren?

Othello.

Ha!

Desdemona.

Ich ſag, es iſt nicht verlohren.

Othello.

Holt es, ich will es ſehen.

Desdemona.

Gut, das kan ich, mein Herr; aber ich will izt nicht: Das iſt ein kleiner Streich, wodurch ihr mich von meiner Bitte abbringen wollt. Ich bitte euch, laßt euer Haus dem Caſſio wieder offen ſeyn.

Othello.

Holt mir das Schnupftuch -- ich will nicht hoffen --

Nun war aber noch nicht ausgemacht, ob dies ein Trauerspiel, oder eine Romanze, oder ein Elegisches Gedicht werden sollte; genug, es mußte etwas seyn, das wirklich eine solche Empfindung erweckte, wovon der Dichter gewissermaaßen schon ein Vorgefühl gehabt hatte.

In den Momenten dieses seligen Vorgefühls konnte seine Zunge nur stammelnde einzelne Laute hervorbringen — etwa wie die in einigen Klopstockschen Oden, zwischen denen die Lücken des Ausdrucks mit Punkten ausgefüllt sind.

Diese einzelnen Laute aber bezeichneten dann immer das Allgemeine von groß, erhaben, Wonnethränen, und dergleichen. — Dieß dauerte denn so lange, bis die Empfindung in sich selbst wieder zurücksank, ohne auch nur ein paar vernünftige Zeilen, zum Anfange von etwas Bestimmtem, ausgebohren zu haben.

Nun war also während dieser Krisis nichts Schönes entstanden, woran sich die Seele nachher hätte festhalten können, und alles andre, was wirklich schon da war, wurde nun keines Blicks mehr gewürdiget. Es war, als ob die Seele eine dunkle Vorstellung von etwas gehabt hätte, was sie selbst nicht seyn konnte, und wodurch ihr eigenes Daseyn ihr verächtlich wurde.

Dies ist wohl ein untrügliches Zeichen, daß einer keinen Beruf zum Dichter habe, als welchen bloß

eine Empfindung im Allgemeinen zum Dichten veranlaßt, und bey dem nicht die schon bestimmte Scene, die er dichten will, noch eher als diese Empfindung, oder wenigstens zugleich mit der Empfindung da ist. Kurz, wer nicht während der Empfindung zugleich einen Blick in das ganze Detail der Scene werfen kann, der hat nur Empfindung, aber kein Dichtungsvermögen.

Und gewiß ist nichts gefährlicher, als einem solchen täuschenden Hange sich zu überlassen. Die warnende Stimme kann nicht früh genug dem Jüngling zurufen, sein Innerstes zu prüfen, ob nicht der Wunsch bey ihm an die Stelle der Kraft tritt, und, weil er diese Stelle nie ausfüllen kann, ein ewiges Unbehagen die Strafe verbothenen Genusses bleiben wird.

Dieß war der Fall bey Reisern, der die besten Stunden seines Lebens durch mißlungene Versuche trübte; durch unnützes Streben nach einem täuschenden Blendwercke, das immer vor seiner Seele schwebte, und, wenn er es nun zu umfassen glaubte, plötzlich in Rauch und Nebel verschwand.

Es sollte nun ein Trauerspiel aus dem Siegwart geschrieben werden, das sich mit der Einkehr des Jünglings bey dem Einsiedler anhub, welches immer Reisers Lieblingsidee, und die Lieblingsidee fast aller jungen Leute zu seyn pflegt, welche

welche sich einbilden, einen Beruf zur Dichtkunst zu haben.

Dieß ist sehr natürlich, weil der Zustand eines Einsiedlers gewissermaßen an sich selber schon Poesie ist, und der Dichter seinen Stoff schon beynahe vorgearbeitet findet.

Wer aber zuerst auf solche Gegenstände fällt, bey dem ist es auch fast immer ein Zeichen, daß bey ihm keine ächte poetische Ader statt finde; weil er die Poesie in den Gegenständen sucht, die in ihm selber schon liegen mußte, um jeden Gegenstand, der sich seiner Einbildungskraft darbietet, zu verschönern.

So ist die Wahl des Schrecklichen ebenfalls ein schlimmes Zeichen, wenn das vermeinte poetische Genie gleich zuerst darauf verfällt; denn freylich macht sich hier das Poetische auch schon von selber, und die innere Leerheit und Unfruchtbarkeit soll durch den äussern Stoff ersetzt werden.

Dieß war der Fall bey Reisern schon in H. auf der Schule, wo er Meineid, Blutschande und Vatermord in einem Trauerspiele zusammenzuhäufen suchte, das der Meineid heißen sollte, und wobey er sich darinnen immer die wirkliche Aufführung des Stücks, und zugleich den Effekt dachte, den es auf die Zuschauer machen würde.

Dieß zweyte Zeichen ſollte ebenfalls für jeden, der ſich wegen ſeines poetiſchen Berufes ſorgfältig prüft, ſchon abſchreckend ſeyn. Denn der wahre Dichter und Künſtler findet und hoffet ſeine Belohnung nicht erſt in dem Effekt, den ſein Werck machen wird, ſondern er findet in der Arbeit ſelbſt Vergnügen, und würde dieſelbe nicht für verlohren halten, wenn ſie auch niemanden zu Geſicht kommen ſollte. Sein Werk zieht ihn unwillkührlich an ſich, in ihm ſelber liegt die Kraft zu ſeinen Fortſchritten, und die Ehre iſt nur der Sporn, der ihn antreibt.

Die bloße Ruhmbegier kann wohl die Begier einhauchen, ein großes Werck zu beginnen, allein die Kraft dazu kann ſie dem nie gewähren, der ſie nicht ſchon beſaß, ehe er ſelbſt die Ruhmbegier noch kannte.

Noch ein drittes ſchlimmes Zeichen iſt, wenn junge Dichter ihren Stoff ſehr gerne aus dem Entfernten und Unbekannten nehmen; wenn ſie gern morgenländiſche Vorſtellungsarten und dergleichen bearbeiten, wo alles von den Scenen des gewöhnlichen nächſten Lebens der Menſchen ganz verſchieden iſt; und wo alſo auch der Stoff ſchon von ſelber poetiſch wird.

Dieß war denn auch der Fall bey Reiſern. Er gieng ſchon lange mit einem Gedicht über die Schöpfung ſchwanger, wo der Stoff nun freylich

lich der allerentfernteſte war, den die Einbildungskraft ſich denken konnte, und wo er, ſtatt des Detail, vor dem er ſich ſcheute, lauter große Maſſen vor ſich fand, deren Darſtellung man denn für die eigentlich erhabene Poeſie hält, und wozu die unberufenen jungen Dichter immer weit mehr Luſt haben, als zu dem, was dem Menſchen nahe liegt; denn in dieß leztere muß freylich ihr Genie die Erhabenheit erſt hereintragen, welche ſie in jenem ſchon vor ſich zu finden glauben.

Was ihm die meiſte Quaal machte, war die Beſchreibung des Chaos, welche beynahe den ganzen erſten Geſang ſeines Gedichts einnahm, und worauf er mit ſeiner kranken Einbildungskraft am liebſten verweilen mochte, aber immer für ſeine ungeheuern und groteſken Vorſtellungen keine Ausdrücke finden konnte.

Er dachte ſich eine Art von falſcher täuſchender Bildung in das Chaos hinein, welche im Nu wieder zum Traum und Blendwerk wurde; eine Bildung, die weit ſchöner als die wirkliche, aber eben deswegen von keinem Beſtand und keiner Dauer war.

Eine falſche Sonne ſtieg am Horizont herauf und kündigte einen glänzenden Tag an. — Der bodenloſe Moraſt überzog ſich unter ihrem trügeriſchen Einfluß mit einer Kruſte, auf welcher Blumen ſproßten, Quellen rauſchten; plözlich arbei-

teten ſich die entgegenſtrebenden Kräfte aus der Tiefe empor, der Sturm heulte aus dem Abgrunde, die Finſterniß brach mit allen ihren Schreckniſſen aus ihrem verborgenen Hinterhalt hervor, und verſchlang den neugebornen Tag wieder in ein furchtbares Grab. Die immer in ſich ſelbſt zurückgedrängten Kräfte bearbeiteten ſich mit Grimm, nach allen Seiten ſich auszudehnen, und ſeufzten unter dem laſtenden Widerſtande. Die Waſſerwogen krümmten ſich und klagten unter dem heulenden Windſtoß. In der Tiefe brüllten die eingeſchloſſenen Flammen, das Erdreich das ſich hob, der Felſen der ſich gründete, verſanken mit donnernden Getöſe wieder in den alles verſchlingenden Abgrund. —

Mit dergleichen ungeheuern Bildern zerarbeitete ſich Reiſers Phantaſie in den Stunden, wo ſein Innres ſelber ein Chaos war, in welchem der Strahl des ruhigen Denkens nicht leuchtete, wo die Kräfte der Seele ihr Gleichgewicht verlohren, und das Gemüth ſich verfinſtert hatte; wo der Reiz des wirklichen vor ihm verſchwand, und Traum und Wahn ihm lieber war, als Ordnung, Licht und Wahrheit. — —

So ſuchte er ſein Gedicht über die Schöpfung vollends durch das Chaos durchzuführen, und hub mit neuer Quaal an, in der Darſtellung von gräßlichen Widerſprüchen und ungeheuern labyrinthiſchen Verwickelungen der Gedanken ſich zu verlie-

verlieren, bis endlich beyde Hexameter, die er aus der Bibel nahm, ihn aus einer Hölle von Begriffen erlößten.

Auf dem ſtillen Gewäſſer rauſchte die Stimme des Ewgen
Sanft daher, und ſprach: es werde Licht! und es ward Licht.

Merkwürdig war es, daß ihm nun die Luſt vergieng, dieß Gedicht weiter fortzuführen, ſobald der Stoff nicht fürchterlich mehr war. Er ſuchte alſo nun einen Stoff aus, der immer fürchterlich bleiben mußte, und den er in mehreren Geſängen bearbeiten wollte. Was konnte dieß wohl anders ſeyn, als der Tod ſelber?

Dabey war es ihm eine ſchmeichelhafte Idee, daß er, als ein Jüngling, ſich einen ſo ernſten Gegenſtand zu beſingen wählte; daher hub er denn auch ſein Gedicht an:

Ein Jüngling, der ſchon früh den Kelch der Leiden trank
u. ſ. w.

Als er nun aber zum Werke ſchritt, und den erſten Geſang ſeines Gedichts, wovon er den Titel ſchon recht ſchön hingeſchrieben hatte, wircklich bearbeiten wollte, fand er ſich in ſeiner Hofnung, einen Reichthum von fürchterlichen Bildern vor ſich zu finden, auf das Bitterſte getäuſcht.

Die Flügel ſanken ihm, und er fühlte ſeine Seele wie gelähmt, da er nichts als eine weite Leere, eine ſchwarze Oede vor ſich erblickte, wo ſich nur nicht einmal das vergeblich aufarbeitende Leben, wie bey der Schilderung des Chaos, anbringen ließ, ſondern eine ewige Nacht alle Geſtalten verdeckte, und ein ewiger Schlaf alle Bewegungen feſſelte.

Er ſtrengte mit einer Art von Wuth ſeine Einbildungskraft an, in dieſe Dunkelheit Bilder hineinzutragen; allein ſie ſchwärzten ſich, wie auf Herkules Haupte die grünen Blätter ſeines Pappelkranzes, da er ſich, um den Cerberus zu fangen, dem Hauſe des Pluto nahte. Alles was er niederſchreiben wollte, löſte ſich in Rauch und Nebel auf, und das weiße Papier blieb unbeſchrieben.

Ueber dieſen immer wiederholten vergeblichen Anſtrengungen eines falſchen Dichtungstriebes, erlag er endlich, und verfiel ſelbſt in eine Art von Lethargie und völligen Lebensüberdruß.

III.

V.

V.

Etwas von Pygmäen, Gnomen, und Kobolden.

Denjenigen Liebhabern der Anekdoten aus der bezauberten Welt — welche für uns, die wir dereinst ihren Einwohnern zugesellet zu werden nicht ohne allen Grund hoffen, weit mehr Interesse hat, als gewisse Freygeister zu denken scheinen, — wird es nicht unangenehm seyn, zu erfahren, daß an einem Werckchen über Pygmäen, Gnomen und Kobolde gearbeitet wird, welches zwar so bald noch nicht erscheinen, aber, wenn es zu seiner Reife gekommen ist, vielleicht die Foderungen der Sachkenner in dieser Gattung befriedigen dürfte.

Man wird darin alles, oder doch das meiste und erheblichste, was Alte und Neuere über die quästionirten Wesen — für deren Daseyn es zahlreiche, und, dem Anschein nach, nicht ganz unbedeutende Zeugnisse giebt — gesagt haben, in konzentrirter Kürze, und mit Anmerkungen begleitet, antreffen.

Die ältesten Nachrichten von Pygmäen finden sich beym Homer, im dritten Buche der Iliade, und, aus den Büchern de rebus indicis des Kte-

ſias von Knidus, beym Photius in deſſen Bibliothek. Ariſtoteles, welcher weder der Poeſie wegen, wie der Sänger der Ilias, noch der Leichtglaubigkeit und Niendacität wegen, wie Kteſias Knidius, verdächtig iſt, ſtatuirt ebenfals Pygmäen, und beſchreibt uns ihre Wohnung in Hölen.

Der Umſtand, daß ſie troglodytiſch gelebt haben ſollen, mag den Theophraſtus Paracelſus, genannt Bombaſt von Hohenheim, beſtimmt haben, die Pygmäen mit den Gnomen, oder Bergkobolden für einerley zu halten, ob ſie gleichwohl den von ihnen vorhandenen hiſtoriſchen Nachrichten zufolge, von dieſen verſchieden ſind.

Was Plinius, Aelian, Ovidius, Juvenal, Statius, Claudian, Horaz, Pomponius Mela, Solinus der Polyhiſtor, Gellius, Philoſtrat, u. a. von den Pygmäen haben, wird angeführt und verglichen werden. Albertus Magnus erklärt die Pygmäen in einer Stelle ſeines Traktats de animalibus für Menſchen, die ſich in den Wäldern aufhalten; an einem andern Orte aber ſagt er, ſie wären eine Art von Affen.

Die Nachrichten, welche Weinreich im Traktat de monſtris *) von ihnen giebt, werden geprüft werden.

*) Zu welchen die Pygmäen nicht gehören, wenn ſie eine beſondere Art von Weſen ſind, deren Individuen einerley regelmäßige Bildung haben.

Desdemona.

Kommt, ihr werdet niemals einen bravern Mann an seinen Plaz bekommen.

Othello.

Das Schnupftuch --

Desdemona.

Ein Mann, der bisher sein ganzes Glük auf eure Freundschaft gebaut hat; der Gefahren mit euch getheilt hat --

Othello.

Das Schnupftuch.

Desdemona.

Wahrhaftig, ihr seyd zu tadeln --

Othello.

Hinweg! --

(Er geht ab.)

Eilfte Scene.

Aemilia.

Wie? Ich glaubr der Mann ist eifersüchtig?

Desdemona.

So hab' ich ihn noch nie gesehen. O ganz gewiß ist etwas

werden. Hiob Ludolf, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, führt in ſeiner Commentatio ad hiſtoriam Aethiopicam Perſonen an, welche die Pygmäen ſelbſt geſehen haben wollen.

Andere haben ihr Daſeyn für fabelhaft gehalten, und der Verfaſſer des künftigen Werks über Pygmäen und Robolde — welcher ſich für den Skepticismus erklärt — wird die Urtheile des Strabo, Aldrovandus, Skaliger, Caſaubonus, Spigelius, Cellarius (in der Geographia antiqua) Kircher in ſeinem Mundus Subterraneus, und des gelehrten Voſſius im Kommentar über den Pomponius Mela, nebſt den Gründen, womit ſich dieſe Urtheile allenfalls unterſtützen ließen, beyzubringen nicht ermangeln. Er hat es ſich aber dabey zum Geſetz gemacht, die Deciſion des Streites denjenigen Leſern, welche die Frage vom Seyn oder Nichtſeyn für entſcheidbar halten, lediglich zu überlaſſen.

Bey Gelegenheit der Robolde — welche man von den Geſpenſtern unter andern auch dadurch unterſcheidet: daß ſie beſonders am Tage ſich ſehen oder hören laſſen, dagegen die Geſpenſter, wie ſchon Heſiodus bemerkt hat, nur in den Stunden der Nacht herumzuſchleichen pflegen — wird gezeigt werden, daß es überhaupt zwey Arten giebt: Hauskobolde, die an die Stelle der alten Laren und Penaten gekommen zu ſeyn ſcheinen; und Bergkobolde, virunculi metallici, die

ihr

ihr Weſen bloß unter der Erde, in Gruben, Schächten, u. d. zu treiben pflegen. Dieſe letztern heiſſen auch Gnomen. Man wird ſie aus den Nachrichten beſchreiben, welch der Graf von Gabalis, Agrikola (beſonders im Buche de Animantibus Subterraneis) Lavater im Buche de Spectris, Olaus Magnus de rebus Septentrionalibus, Poſner de virunculis metallicis, Schott in Physica curiosa, Thyräus de apparitionibus Spirituum, ferner Theophraſtus Paracelſus, Rüdiger in Physica divina, und andere mehr, uns hinterlaſſen haben.

Der Verfaſſer hofft das Ganze einigermaßen intereſſant machen zu können. Er erwartet, oder wünſcht ſich wenigſtens, das Schickſal jenes Adepten, welcher — zwar nicht das geſuchte Gold, aber, an deſſen Statt, doch das Meißner Porzellan fand. v. K.

VI.

Kleine Gedichte.

1. Die chriſtliche Geduld.

Nach einem engliſchen Kupferſtich von Cosway.

Du, die ſich auf Orionen ſtützet,
jeden Kummer rieſenſtark beſiegt,
über Weltentrümmern ruhig ſitzet,
ſich in Gottes Vaterarme ſchmiegt;

Du!

Du! — die auf der Leiden Monumente,
wie der Seraph über Gräbern, lacht;
nie beſorgt, daß es ſie drücken könnte,
wiſſen, daß der Gott im Himmel wacht!

O Geduld! die Du, als von der Erde,
alle Himmelsgötter ſchnell entfloh'n,
daß das Leiden nicht zu laſtend werde,
lächelteſt von ächter Duldung Thron!

Du, die voll von Muth und Hochvertrauen,
ihre Thräne nur im Stillen weint,
die es weiß, daß wir nach glauben, ſchauen!
Daß nach dieſer Nacht ein Tag erſcheint!

Ja, daß Zähren, die wir hier vergießen,
dort, wo uns die lichtre Sonn' umhellt,
mild in Edens Wonneſtröme fließen,
die entquellen einer beſſern Welt!

O Geduld! mit deinem linden Flügel,
fächle mich in dieſem Erdenthal!
Und zu jenem lichten Sonnenhügel,
leite mich der Hofnung milder Strahl!

Daß ich hier im Erdenthal nicht wanke,
nie vergeße jener Herrlichkeit,
dazu ſtärke mich der Hochgedanke,
der allein dem Chriſten Muth verleiht;

Der Gedanke: „daß der Erde Leiden
unwerth ſind der hohen Herrlichkeit,
die uns, in des beßern Daſeyns Freuden,
dort des Allbelohners Huld verleiht.

2. Die ſchöne Andächtige.

Bey Anhörung der Rolle'ſchen Paſſions-Muſik.

Sieh! — wie jene höhern Töne
Lauras Seele durſtig trinkt;
Wie des hohen Himmels Schöne,
ſchöner ihr im Auge blinkt!
Wie aus jenen Lebensbächen
ihre Thrän' ſich mild ergießt;
ihres Urſprungs nicht vergeße,
wie in Edens Haine fließt!

Wie ſie den Gerechten klaget,
klaget ſeines Todes Weh'n!
An Gethſemane jezt zaget,
mit ihm denket: Auferſtehn!
Wie ſie, mit erhabnem Blicke,
heiß für deßen Wohlfahrt fleh't,
Der, ein Opfer jeder Bosheit,
groß und hehr vor Richtern ſteht!

Ja! — mit Hochgefühl in Blicken,
ſchauet Laura zu ihm auf! —
ſieht in himmliſches Entzücken
enden ſeiner Leiden Lauf;
ſieht wie er ſein Haupt itzt neiget,
matt ſein Aug' im Tode bricht,
wie er doch von Gott nicht wanket,
ſeines Lebens Troſt und Licht!

Auferſtehens-Hofnung flügelt
meiner Laura Flammenblick!
Ja! in Laura's Blicken ſpiegelt
ſchöner ſich ihr Strahl zurück.

Ueber

Ueber Erdenleid erhoben,
von des Himmels Palm' gekühlt,
hab' ich Lebensbäume Weben
heut in ihrer Näh' gefühlt.

Wem der bange Zweifel Sorgen
mit dem ſchwarzen Fittig rauſcht,
wer noch zweifelt, ob er Morgen
jenes Lichts um Nacht einſt tauſcht;
O! der ſeh in Lauras Auge,
ſeh in meiner Laura Blick; —
ſchnell entſchwinden alle Zweifel,
Muth und Hoffnung kehrt zurück.

Dieſer hohen Schönheit Schimmer,
nimmer kann er untergehn! —
Nimmer kann für Erdenflimmer
ihn die Gottheit ſo erhöh'n.
Ja du biſt es, Auferſtehen,
das auch Lauren mir vereint;
hohe Freude wird die Zähre,
die im Erdenthal man weint! —

3. Seelenſchönheit.

An Laura.

Mädchen! das den Reiz der ächten Tugend
mit den Blüthen ſanfter Roſenjugend,
o! ſo unausſprechlich ſchön vereint;
dieſes Auge das ſo ſtrahlend glänzet,
Dieſe Stirn, die Götterreiz umkränzet,
ſchenken nicht nur Wonne deinem Freund!

Auch der Himmelsſchönheit mildes Glänzen,
Mayenroſen, die die Wange kränzen,
O! ſie welken mit der Eile Flug.
Ja! die Blume, die noch heute blühte, in

in des Morgens Schimmer lieblich glühte,
heut am Abend schon der Aschenkrug.

Doch der Reiz, der deinen Geist belebet,
die in deinem Flammen-Auge bebet,
der aus jedem deiner Züge strahlt;
Der in deinem Flammenblick sich spiegelt,
jedes deiner schönen Werke flügelt,
sich auf deiner Wange lieblich mahlt:

Dieser Reiz — er welket, welket nimmer,
in der unerreichten Gottheit Schimmer,
trotzet er der Allgewalt der Zeit;
Dieses Feuer, das im Auge lodert,
das der Sterblichen Verehrung fodert,
fodert sie — für eine Ewigkeit!

Laß im raschen Fluge Jahre schwinden,
laß sie Alter, laß sie Tod verkünden,
Himmels-Tugend trotzet selbst dem Tod!
Wiederauferstehn sieht sie im Sterben,
Kronen kauft sie ein für morsche Scherben,
und für diese Wolken, Morgenroth.

Holdes Mädchen! wer dich einmahl siehet,
sieht dies Feur, das deinem Blick entglühet,
O! der kann kein Bösewicht mehr seyn!
Nimmer kann er Menschen mehr betrüben,
seinen Todfeind muß er inniq lieben,
fremdes Glückes selbst der Neid sich freu'n.

Dies, dies ist es, was ich hoch besinge,
dies der Reiz, den nimmer ich erringe,
den kein armes Erdenlied erringt,
den allem in nie erreichten Weisen
höh're Wesen unerreichbar preisen,
den der Engel Harfe würdig singt.

v. Rohr.

Neuer Teutſcher Merkur.

7. Stück 1792.

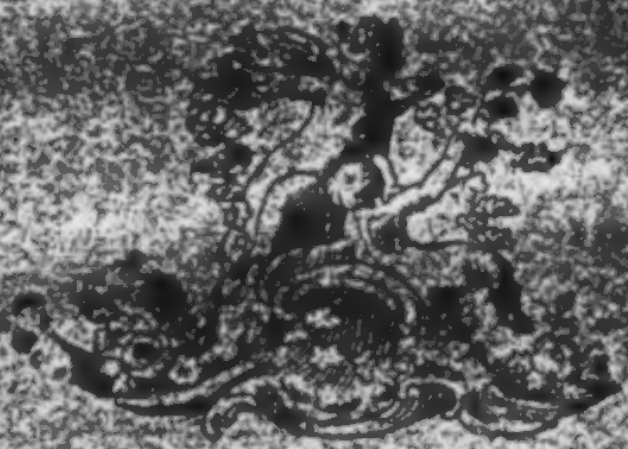

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig

Inhalt.

I. An den Herausgeber des T. M. Antwort auf das Sendschreiben desselben, im 3sten Stück des T. Merkur 1795. S. 237

II. Zusatz des Herausgebers zu dem vorstehenden Sendschreiben. — 277

III. Politisch-philosophische Gespräche. — 306

IV. Kleine Gedichte. — 319

Nachricht.

Das Deutsche Publikum kann sich nunmehr

1) bey allen löbl. Postämtern in und außer Deutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche die Haupt-Commissionen auf Leipzig

3) die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Address- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher seinen Vertrag.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an jedem eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des T. Teutschen Merkurs.

Im Verlag J. D. Schöps, Buchhändler in Zittau, iſt herausgekommen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine Natur- und Sittengemählde, 2 Theile. 8. 1790. Engl. 2 Rthlr.

Der Plan des Herausgebers dieſer Sammlung iſt die franzöſiſche Bibliothek der Romane zu benutzen, und aus jenen Schätzen ſolche Erzählungen auszuwählen, welche in die teutſche Bibliothek gleiches Anrecht noch nicht aufgenommen worden ſind. Mit dieſen kleinen Romanen ſollen intereſſante Schilderungen von Naturſcenen und lebendige Darſtellungen der Sitten fremder Völker aus ältern und neuern Reiſebeſchreibungen abgewechſelt werden. Der erſte Theil enthält: 1) Lauchſtädt, ein kleines Gedicht, eine intereſſante Schilderung dieſes kleinen Orts, ſeiner Umgebungen, ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit, ſeiner moraliſchen und politiſchen Verhältniſſe, mit treffender Bemerkungen über das Angenehme und Unangenehme was der Verfaſſer während ſeines Aufenthalts empfand, und über manche Thorheiten die er bemerkte, mit einer [illegible] Lebensbeſchreibung über Hafis und Petrarch. 2) Die Bewohner Arabiens, eine kurze Schilderung der körperlichen und geiſtigen Natur, der Lebensart und Verfaſſung dieſes merkwürdigen Volkes. 3) Ueber die Vortheile der komiſchen Schauſpielergeſellſchaften; viel Wahres über die Nachtheile derſelben. 4) Zwey merkwürdige Pfarrer, Dr. Magee und John Mitchell; eine höchſt intereſſante Beſchreibung dieſer Engländer. 5) Geheime Geſchichten der Liebſchaften Heinrich IV. Königs von Kaſtilien; mit Intereſſe in der Darſtellung und mit Lebhaftigkeit im Vortrage erzählt. 6) Leben und Abenteuer des Lazarillo von Tormes; ein ſehr launig geſchriebener, ſatiriſch-komiſcher Roman, aus dem Spaniſchen. Der zweyte Theil enthält: 1) Offenbert, oder die beſte Welt, vom Herrn Doktor Raiff; eine getreue Ueberſetzung des Voltairiſchen Candide, nebſt einer Vorrede des Ueberſetzers dieſes Originalwerks, Herrn Secretär Laurinus Kretſchmanns in Zittau, dem der Freund der deutſchen Lektüre Dank ſchuldig ſeyn werden. 2) Fortſetzung und Beſchluß des Lazarillo von Tormes. Beyde Theile ſind mit Titelvignetten von Herrn Meinieng und Dambeins geziert.

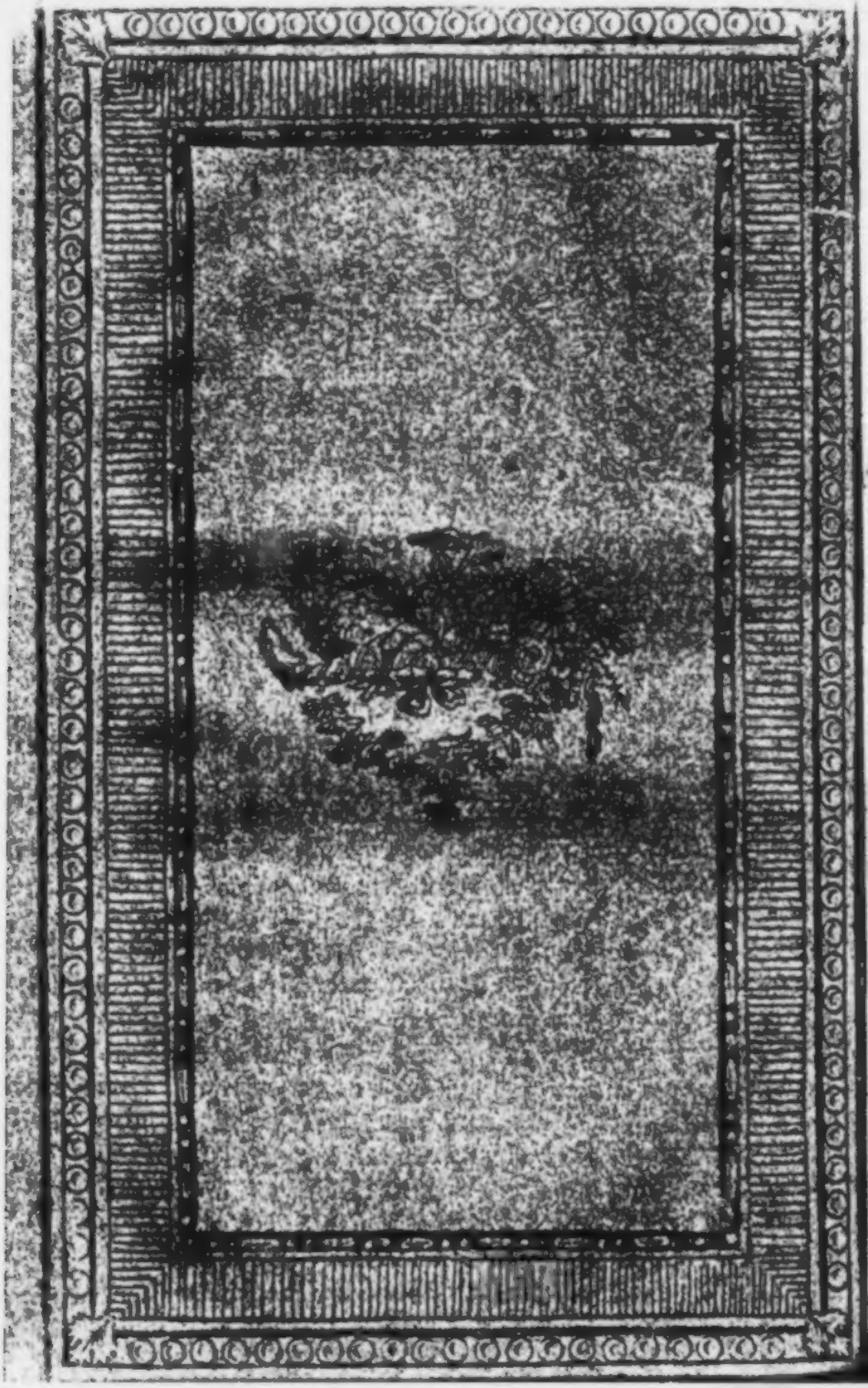

etwas auſſerordentliches in dieſem Schnupftuch. Ich bin höchſt unglüklich es verlohren zu haben.

Aemilia.

Man lernt weder in einem noch in zweyen Jahren was ein Mann iſt; ſie ſind alle lauter Magen, und wir Arme ſind ihr Futter; ſie ſchlingen uns gierig hinein; und wenn ſie ſich überfüllt haben, ſo rülpſen ſie uns wieder aus. (*) Seht, da kommt Caſſio und mein Mann.

Jago und Caſſio treten auf.

Jago.

Es iſt kein andres Mittel übrig; das muß ſie thun -- Wie glüklich! hier iſt ſie ſchon; geht und bittet ſie ſo ſehr ihr könnt.

Desdemona.

Wie ſteht's, guter Caſſio? wie gehn eure Sachen?

Caſſio.

Gnädige Frau, ich habe noch immer meine vorige Bitte. Auf eurer Großmuth beruht alle meine Hofnung zu meiner Wiederherſtellung in die Freundſchaft euers Gemahls, den ich mit ſo gänzlicher Ergebenheit des Herzens ehre und liebe. Ich möchte nicht noch länger aufgezogen werden. Iſt mein Vergehen ſo groß, daß weder meine Reue noch

(*) Dieſes Gleichniß iſt freylich unanſtändig genug; allein darum bekümmert unſer Autor ſich nicht; genug für ihn, daß es wahr iſt.

Der neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1792.

I.

An den Herausgeber des T. M.

Antwort auf das Sendſchreiben deſſelben, im 1ſten Stück des T. Merkur 1792.

Durch das Schreiben, welches Sie, mein theurer Freund, vermittelſt des erſten Stücks Ihres Merkurs von dieſem Jahre an mich gerichtet haben, bin ich auf eine nicht wenig angenehme Art überraſcht worden. Die Wichtigkeit der Materie, wovon darin die Rede iſt, und der Werth, den Sie meinem Urtheil und Gedanken beyzulegen ſich bewogen finden, reizen mich, indem ich denke, daß Sie vielleicht gut finden können, auch gegenwärtiges in Ihrem Merkur abdrucken zu laſſen, nach Anleitung Ihres Sendſchreibens über eine, das Wohl der Menſchheit ſo weſentlich betreffende Sache, meine Gedanken und Empfindungen Ihnen wiederum um deſto mehr mitzutheilen, da jene Sache, wie Sie mit Recht anmerken, von ſo vielen Seiten anzuſehen iſt, und da man bey deren

ſorgfältigen Betrachtung auf manches Problem kommt, das auch die weiſeſten Staatskunſtverſtändige nicht leicht auflöſen können. Eben dieſes Umſtandes wegen ſollten auch die Macht-Inhaber, die es redlich mit dem Wohl der Menſchen meynen, Männer von bekannter Rechtſchaffenheit und bewährter Menſchenliebe, von unbefangnem und leidenſchaftloſen Forſchungsgeiſte und von gründlichen Kenntniſſen, nicht bloß ihres vorzüglichen Schutzes würdigen, ſondern ſelbſt auffordern, ihre Gedanken über die Erforderniſſe vortreflicher Staatskonſtituzionen mitzutheilen, und ſo lange in dieſem Fache fortzuarbeiten, bis ein Werk zur Vollkommenheit gebracht werden könnte, von welchem die Privatglückſeligkeit der Menſchen und das Wohl ganzer Völker ſo weſentlich abhängt. Zugleich müßten alle ſolche Schriftſteller, — die aus Niederträchtigkeit und Eigennutz der Völker Intereſſe heillos verrathen, und denjenigen Menſchen ſchmeicheln und zu Sachwaltern dienen, die durch das Elend von neun und neunzig aus Hunderten, vermittelſt hohnneckender Vorſpiegelungen und eines willkührlich deſpotiſchen Eingriffs in deren Erwerb und Eigenthum, ſich in den Stand ſetzen, jeder Art von ſinnlicher Wolluſt ſich ergeben und in einer für jeden guten Menſchen anſtößigen Ueppigkeit leben zu können, — nicht nur von allen guten und edlen Privatperſonen, ſondern vorzüglich von edlen Mächtigen der Erde mit gerechter Verachtung beſtraft werden. Wenn beydes geſchähe und

man

man dann auch ſo ernſtlich und ſo weiſe, wie es in Dänemark jetzt geſchieht, ſich beſtrebte, ein Uebel nach dem andern in den Staatseinrichtungen auszurotten, die ganze Staatseinrichtung zu mehrerer Vollkommenheit allmählig zu erheben und in Allem richtigen Kenntniſſen und weiſen Entwürfen durch Ausführung nachzufolgen: ſo würden guter Fürſten und Beamten Bemühungen, die Menſchen glücklich zu machen, auf eine dauerhafte Art befördert, böſer Fürſten und Beamten Neigungen und Unternehmungen durchs Bewußtſeyn der unter den Menſchen befindlichen Kenntniſſe zurückgehalten und gehindert, alle Volks-Inſurrekzionen wirkſam verhütet, und alle aus den Schriften eigennütziger Schmeichler politiſcher und hierarchiſcher Deſpoten, und durch zu heftige Gegner derſelben entſtehende Uebel kräftig unterdrückt werden. Dieſe letztern Uebel werden von Wenigen nach ihrem ganzen Umfange erkannt. Vorzüglich ſcheinen ſie auch ſelbſt von guten Fürſten und rechtſchaffnen Staatsmännern nicht gehörig bemerkt und erwogen zu werden. Weil ich zuerſt auf dieſen Punkt gekommen bin; weil die Fürſten Teutſchlands und ihre Räthe zum Theil Maaßregeln ergreifen, welche die Preßfreyheit, die Umgangsunterhaltung, und die Unverletzlichkeit der ſchriftlichen Korreſpondenz einſchränken und widerrechtlich angreifen; weil Sie, theurer Menſchenfreund, noch hoffen, daß die Anzahl der Fürſten, denen freymüthig abgefaßte Schriften über die wichtigſten

Angelegenheiten der Menschheit mißfallen, von der Anzahl derer überwogen oder im Gleichgewicht erhalten werde, denen Schriften jener Art gefallen, und die deren heilsamen Einfluß in die Societätsglückseligkeit und in die Verbesserung der Regierungsverfassungen nicht verkennen; und weil endlich Schriften, worin der Menschen Rechte gemißhandelt und falsch vorgestellt und despotischer Fürsten und Beamten harte, ungerechte und tyrannische Handlungen entschuldigt oder sogar gepriesen werden, von vielen Großen der Erde leider geschützt und deren Verfasser durch äußere Lebensvortheile belohnt werden: so kann ich mich nicht enthalten, zuerst ein wenig bey der Betrachtung solcher Schriften zu verweilen. Wenn Schriften solcher Art in Zeiten erscheinen, worin die Anzahl unwissender Menschen, die deren Werth nicht beurtheilen können, überwiegend groß ist: so unterhalten sie die Kühnheit und den Stolz, womit despotisch gesinnte Staatsbeamte den großen Haufen der Menschen unterdrücken, und den bey schwachen und kurzsichtigen Menschen dieser Art leicht hinzukommenden Wahn, als wenn gewisse Menschen bloß ihres Standes oder ihrer Geburt wegen berechtigt wären, Andere zu Werkzeugen ihrer Macht und ihrer Lüste zu gebrauchen. Zugleich wird der große Haufe der Menschen in einem so hohen Grade der Unwissenheit unterhalten, daß er sich nicht durch vernünftig gewählte Mittel zu helfen weiß; daß er theils aus sklavischer Furcht

nichts

nichts wagt, theils, wenn der Druck der Ungerechtigkeit Ausbrüche des Aufstandes veranlaßt, nicht durch Kenntnisse und Mäßigung gelenkt werden kann, und theils endlich seine redlichen Freunde nicht von den falschen zu unterscheiden weiß, und selbst in dem Augenblicke, da er zu einem gewissen Ziel vernünftiger Freyheit und einer jedem gebührenden Glückseligkeit zu gelangen hofft, vielmehr unter einen härtern Druck zurückfällt. In solchen Umständen kann der große Hause auch nicht durch Druckschriften gehörig geleitet werden. Entweder kann er gar nicht lesen, oder er kann wenigstens nicht den guten Rath und die Wahrheit vom bösen Rath und von der Unwahrheit unterscheiden. Wenn es so mit dem Menschen steht: so können die Sachwalter despotischer Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten durch ihre Schriften zur Unterjochung der Völker vieles beytragen. Und dennoch ist die Geschichte voll von Beyspielen, daß wenn endlich ein, der großen Volksmasse nach, unwissendes und rohes Volk den Druck zu sehr fühlt, oft unabsehbare Uebel und Empörungen entstanden, und die Despoten der Erde und ihre niederträchtigen Helfershelfer zu Grunde gegangen sind. Wenn indessen, im ersten Fall, das unwissende Volk nicht nur vom hierarchischen Despotismus wider den politischen Despotismus, sondern auch oft wider eine gute Regierungsgewalt, wider gute, sehr gute Regenten und wider die wohlthätigsten und wichtigsten Wahrheiten der Re-

ligion und der Staatswirthschaft zu einem fürchterlichen Verfolgungsmittel gebracht ist: so kann doch unbändige Herrschsucht und schwelgende Wollust, wegen des letzten oft eintretenden Falls, auf keine Weise ihre Macht auf Unwissenheit und Irrthum und auf ihrer schmeichelnden Wortführer gefliſſentliche Irrleitung sicher gründen. Viel weniger können solche Wortführer ungerechten Fürsten und Beamten dienen, wenn nicht nur die gröſsere Anzahl von Gelehrten zu festen Begriffen vom Interesse der Menschheit in Ansehung der Staatskunst und der Religion gekommen ist, sondern auch unter andern Menschen Begriffe dieser Art ausgebreitet werden. Solche Begriffe müssen nothwendig, nach dem Maaß, als sie vollkommen werden und sich endlich über alle Volksklassen verbreiten, die fürchterlichen Staatsübel, die das gesellschaftliche Leben mit mehrerem Elend belasten als man im aussergesellschaftlichen Zustande zu fürchten hätte, allmählig immer mehr und mehr ausrotten. Wenn diese so heilsame, jetzt von den schriftstellerischen Worthaltern des Despotismus aber so sehr verläumdete Aufklärung gleich noch in Teutschland nicht so weit gekommen ist, daß nicht noch groſse Schaaren von Menschen durch religiöse Fanatiker, oder hierarchische Betrüger, oder durch despotische Politiker irre geleitet, und zu Bewegungen, die dem Volksinteresse ganz entgegen waren, verführt werden konnten: so scheint es doch entschieden zu seyn, daß Schriftsteller, die mit unverschämter

Stirne

Stirne jenen Fanatikern und Betrügern oder dieſen Politikern zu dienen ſuchen, bey dem Zuſtand der Erkenntniß, der jetzt in Teutſchland Statt findet, wirklich ſchon, in einem hohen Grade, ſelbſt der Sache ihrer Prinzipalen ſchaden. Die auffallende Art, wie man, z. B. in der Wienerzeitſchrift im Süden und im Politiſchen Journal im Norden von Teutſchland, die hiſtoriſche Wahrheit verſtümmelt und verfälſcht, und Grundbegriffe des Naturrechts, die längſt als wahr und gewiß anerkannt ſind, entweder für neue Lehren ausgiebt, oder unrichtig darſtellt, erregt nicht nur bey ſoliden Gelehrten, ſondern auch bey der großen Menge anderer Leſer von geſundem Verſtande und Rechtſchaffenheit des Charakters, ein lebhaftes Gefühl des Unwillens und der Verachtung. Weiſe und edle Menſchen von beyder Art werden durch die Erkenntniß von dem Ziel, wohin ſolche Schriftſteller und die deſpotiſchen Menſchen, deren Sache ſie führen, die Menſchen hinführen wollen, zur Erkenntniß von der Nothwendigkeit gebracht, daß man dieſer vereinten Wirkſamkeit ſich mit Muth und Ueberlegung widerſetze. Sie ſuchen alſo durch Schriften und Reden ihre Nebenmenſchen auf dergleichen Gefahren aufmerkſam zu machen, das Licht der heilſamſten Wahrheiten ſo weit, als es möglich iſt, über ihre noch zu wenig aufgeklärten Nebenmenſchen aufgehen zu laſſen, und ihnen richtige Kenntniſſe, Weisheit und Vorſichtigkeit im Handeln, und feſten und unerſchütterlichen Muth

zugleich mitzutheilen und zu empfehlen. Diejenigen Menſchen aber, die es rechtſchaffen mit ihren Nebenmenſchen meynen, aber leicht leidenſchaftlichen Gemüthsbewegungen Raum geben, werden in Feuer gerathen, und, beym Gefühl ihres bittern Unwillens, mit aller Macht der Wahrheit nicht nur, ſondern auch wohl durch Uebertreibungen, auf die deſpotiſchen Feinde der Menſchheit und ihre verworfnen Sachwalter losſtürmen, und alles um ſich herum dawider in Bewegung ſetzen. Feine Böſewichter aber werden auch nun auf die Gedanken kommen, daß ſie wohl auf irgend einem Wege, es ſey auf der Seite des Deſpotismus oder des Republicismus, zum Beſitz irgend einer Gewalt gelangen könnten. Dieſe werden nun Intriguen aller Art ſpielen, und dahin wirken, daß die Beobachter nicht mehr bemerken können, wer Ariſtokrat und Deſpot, und wer Demokrat und ächter Patriot iſt. Dieß gelingt in unſerm Zeitraum deſto leichter, da die politiſche Maſkenträgerey aus den Fürſtenkabinettern heraus faſt bis zu allen kultivirten Menſchen hindurchgedrungen und herrſchende Sitte geworden iſt. In Frankreich, Avignon insbeſondre, und St. Domingo, ſind jetzt wirklich die guten Menſchen und ächten Patrioten bis auf einen hohen Grad in eine Art von Unkunde in Anſehung jener politiſchen Maſkenträgerey hinein gerathen. Deſpoten hoffen dabey freylich das Ziel endlich zu erreichen, wohin ſie ihre Schritte richten; allein die Erfahrung unſerer

Zeit

Zeit hat es doch auch gelehrt, daß ſie dabey oft alles aufs Spiel ſetzen und in Gefahr gerathen, als elende Abenteurer zu Grunde zu gehen. Daß aber dennoch Schriften von der Art, wie das Schirachſche Journal und die Hoffmannſche Zeitſchrift wirklich ſolche Wirkungen hervorbringen, das dürften wohl alle unbefangne Beobachter in allen Gegenden Teutſchlands hell genug ſehen können. Mir ſind Fälle genug bekannt, da nicht nur ſehr gutmüthige Gelehrte und eben ſo rechtſchaffne Menſchenfreunde, als einſichtsvolle Geſchäftsmänner, ſondern auch brave, Lectür ſuchende Künſtler, Krämer und Handwerker, bey Leſung des politiſchen Journals es oft mit bitterer Verachtung von ſich geworfen, oder angelobt haben, es nie wieder anzuſehen. Selbſt feine Partheygänger der Deſpotengewalt dürften jetzt dieſer keine Dienſte mehr thun. Nicht nur Gelehrte, ſondern auch Ungelehrte von geſundem Verſtande erkennen z. B. in den Rezenſionen, welche die allgemeine Litteraturzeitung über Schriften enthält, die für oder wider die franzöſiſche Revoluzion herausgekommen ſind, ganz allgemein einen ſolchen Partheygänger.

Finden Sie, mein geliebter Freund, alles dieß gegründet, wie ich nicht daran zweifle: ſo werden Sie gewiß dadurch in der Idee beſtärkt, die Sie von der größern Anzahl unſerer teutſchen Fürſten im Punkt der Denkfreyheit

und Preßfreyheit gefaßt und geäußert haben. Sie werden auch mit mir dadurch zu der Behauptung hingeleitet werden, daß unsre guten Fürsten vorzüglich Schriften begünstigen und selbst veranlassen sollten, worin die Verfasser auf eine unverkennbare Art eine allgemeine Menschenliebe und einen edlen Trieb, durch Verbreitung richtiger Kenntnisse die bisherigen großen Gesellschaftsmängel zu mindern, an den Tag legen; worin sie Fürsten zu einer ächten, das ist, auf das feurige Bestreben, alle Volksklassen glücklich zu machen, weise Staatseinrichtungen zu veranstalten und eine Souverainität der Gesetze einzuführen, hingerichteten Ehr- und Ruhmbegierde anzufeuern sich beeifern; worin sie das Volk zwar seine Rechte kennen lehren, aber auch auf eine einleuchtende Art zeigen, mit welchem unabsehbaren Elend Volksinsurrekzionen verbunden sind, und wie leicht das Volk selbst auf diesem Wege irre geleitet und in größeres Elend hineingestürzt wird, als das aus welchem es hatte entgehen wollen. Dann würden leicht alle Unruh stiftende Schriften (wozu gewiß nicht nur solche gehören, die eine zügellose Volkslizenz anpreisen, sondern auch eben so sehr das politische Journal und die Wiener Zeitschrift zu rechnen sind) mehr und mehr verachtet und verworfen werden. Aber indem das geschieht, so müssen die guten Fürsten auch zugleich, so wie es in Dännemark, im Braunschweigschen, und einigen andern Ländern geschieht, mit Eifer an der Verbesserung der Volkseinrichtungen

meine ehmaligen Dienſte, noch diejenigen die ich künftig zu leiſten wünſche, mich loskauffen und wieder in ſeine Gunſt einſezen können, ſo iſt wenigſtens das eine Wohlthat, wenn ich weiß daß es ſo iſt; damit ich in dieſem Fall, in eine erzwungene Zufriedenheit eingehüllt, einen andern Weg ſuchen kan, um vom Allmoſen des Glüks zu leben.

Desdemona.

Ach, mein lieber guter Caſſio, meine Fürſprache iſt dermalen ſehr unvermögend; mein Gemahl iſt nicht mein Gemahl; ich würde ihn nicht mehr kennen, wenn er ſich an Geſtalt ſo ſehr wie am Humor, verändert hätte. So ſtehe jeder gute Engel mir bey, wie ich nach meinem äuſſerſten Vermögen für euch geſprochen habe. Aber alles was ich durch meine Freymüthigkeit erhielt, war, daß ich mir ſeinen Unwillen zuzog. Ihr müßt euch noch ein wenig gedulden; was ich thun kan, das will ich: Und ich will mehr als ich Herz hätte für mich ſelbſt zu thun. Laßt euch das genug ſeyn.

Jago.

Iſt der General zornig?

Aemilia.

Er gieng nur erſt von hier fort, und, verſichert, er iſt in einer ſeltſamen Gemüths-Unruhe.

Jago.

Kan er zornig ſeyn? Ich war dabey, wie die Canone

ſeine

gen und der Staatsverwaltung arbeiten. Gern möchte ich mit Ihnen mich nun der angenehmen Hoffnung überlassen, daß selbst die größere Anzahl unserer Fürsten nach solchen Ideen Preßfreyheit und Volksglückseligkeit begünstigen wolle, und gern auf diesem göttlichen Wege in den Tempel des Ruhms eingehen und darin für die ganze Ewigkeit ihren Sitz nehmen möchte. Gern möchte ich der großen Anzahl unserer Fürsten die Reflexion beylegen, daß alle, die sich, wie Ludwig der Vierzehnte, und wie alle ihm ähnliche, dem elenden Götzen einer eitlen Gloire oder auch sinnlichen Lüsten der Völker-Freyheit und Glückseligkeit zum Opfer darbringende Regenten, in jenen Tempel unberufner Weise hineindringen, von der Nachwelt bald wieder herausgeworfen werden und wahrhaftig großen Menschen Platz machen müssen. Aber wagen Sie, geliebter Mann, dies mit einiger Zuversicht zu thun, wenn Sie bedenken, daß so viele Veranstaltungen wider Preßfreyheit und sogar wider den freyen Gebrauch solcher Schriften, die selbst jeder denkende Gelehrte unterrichtend finden muß, in Teutschland getroffen werden?*) Werden selbst solche

*) Als ich obiges geschrieben hatte, bekam ich von einem Freunde, einem großen Staatsmann aus Teutschland, ein Schreiben, worin ich folgende Stelle fand: „Es ist zu wünschen, daß man Staatserschütterungen auf die Art, welche Sie in ihrem Aufsatze angeben, zuvor kommen möge. In unserm Teutschland ist das Volk gewiß

ſolche Fürſten, wie — *) es wohl wagen, Inſinuazionen und Zumuthungen mächtiger Höfe, denen ihr Herz nicht Beyfall giebt, mannhaft zu widerſtehen? Ich ſelbſt, ich geſtehe es, hoffe nicht ohne Schüchterheit, daß die offne und rechtſchaffne Art, wie Sie regierenden Perſonen ſowohl als Völkern dienen, und wie ich es zu thun mich beſtrebe, nicht werde verkannt, und daß Ihr Merkur noch ferner allgemein in Teutſchland werde geduldet werden. Möge ich indeſſen darin irren, und mögen diejenigen, deren Herz kein Gefühl für Volksglückſeligkeit und für Recht und Pflicht hat, oder die, indem ſie ſelbſt gut denken, von böſen Rathgebern irre geleitet werden, erkennen, daß jetzt in jedem Fall eine geſunde Politik es anra-

gewiß ſo geartet, daß, wenn man nur ein wenig guten Willen von oben zeigt, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, gewaltſame Bewegungen nicht zu beſorgen ſind. Aber es ſcheint, daß man gerade den entgegengeſetzten Weg befolgen, und das Uebel, welches man ſo ängſtlich fürchtet, herbey rufen und beſchleunigen werde. Der Däniſche Staat ſcheint mir dagegen derjenige zu ſeyn, in welchem man auf das wünſchenswürdigſte dem Lichte unſrer Zeit entgegen kommt." Dieß ehrenvolle Zeugniß beweiſen, zu meiner und aller däniſchen Staatsbürger Freude, alle Staatsoperazionen, und auch das nun erfolgte weiſe Geſetz wegen der Abſchaffung des Sklavenhandels.

*) Mein Freund nennt hier einige, welche ich öffentlich zu nennen für unnöthig halte. W.

anrathe, solchen Schriften, worin, mit eben so vieler Freymüthigkeit als Vorsicht, die Erfordernisse guter Staatsverfassungen gelehrt werden, nicht (nach des allmählig zu Grunde gehenden Pabstthums Beyspiel) durch Censuren oder durch Bücherverbothe auf irgend eine Weise Hindernisse in den Weg zu legen, sondern sie vielmehr auf alle Art zu begünstigen! Denn: Schriften dieser Art thun, bey einem über sein Interesse nicht wenig aufgeklärten Volke, dem Fürsten offenbar den Dienst, daß falsche oder übertriebne Freyheitsfreunde dadurch zurückgehalten werden; daß Schriften, die dem Despotismus dienen, bey der Verachtung, die sie trifft, verschwinden; und daß endlich bey denen, die durch aristokratische Schriftsteller sonst zur Erkenntniß der Gefahren gebracht werden, welche von Seiten despotischer Mächtigen und ihrer Sachwalter den Völkern drohten, Ausbrüche des Unwillens und der Unruhe unterdrückt werden. *) Aber zu jener Politik muß am Ende Tugend hinzukommen. Denn die Macht böser Fürsten, willkührlich böses zu thun, muß sicher einmal ein Ende nehmen. Möge aber auch die größere Zahl der Schriftsteller es sorgfältig erwegen, was die Würde derer, die

auf

*) Indem ich dieß geschrieben hatte, sah ich aus den Zeitungen, daß Leopolds Nachfolger den Verfasser der letztern mit halbem Gehalt in den Ruhestand gesetzt hat. Es wird wohl in Wien bekannt werden, daß solche Zeitschriftsteller nur Böses stiften.

auf den Erkenntniß- und Willenszuſtand vieler Menſchen zu wirken ſich bemühen, erfordere! wie ſehr es ihnen gezieme, mannhaft und unpartheyiſch im Dienſt der Wahrheit, des Rechts und der Weisheit ihren erhabenen Beruf zu erfüllen, und ſich weder durch Leidenſchaften erſchüttern, noch durch Ausſichten einer falſchen äußern Ehre und anderer Vortheile, oder durch Furcht vor irgend einer Vernachläſſigung oder Entbehrung, gemeinen Seelen gleich, blenden, locken, ſchrecken, leiten und irre machen zu laſſen; ſondern zu erkennen, daß der durch Geiſt, durch Herz, und durch edle, auf Weltvollkommenheit gerichtete freye Wirkſamkeit hervorragende Menſch allein ein großer Menſch ſey, und vor den Augen der Gottheit und der Menſchen aller Zeiten in einem Lichte erſcheine, wobey der Meteorenſchimmer der Eroberer und der vom ſauren Erwerb Anderer lebenden großen Parademacher und Verſchwender nicht weiter bemerkt wird, als jener Schimmer hinreicht, um dieſer Eroberer und prächtigen Verſchwender Unvollkommenheit, Kleinheit oder ſelbſt Bosheit ganz in nackter Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Nichts reizt mich mehr zum Unwillen und zu tieferer Verachtung als ein Gelehrter, der ſich zu dem Fuß eines Throns hinwirft, und einem Fürſten den Titel eines Großen und eines Weiſen beylegt, der keine dazu erforderliche Eigenſchaft beſitzt, ſondern vielmehr ein ſchwaches Spiel in der Hand böſer, oder wenigſtens böſe Maaßregeln anrathender, Günſtlinge iſt. Und

leider

leider giebt es nur zu viel Gelehrte dieſer Art. Wären unſre Rezenſenten mehr, als ſie es ſind, edle Richter der Gelehrten: ſo ſollten jene auch über den Punkt der Kriecherey, der Adorazion und der Schmeichelen, die Werke der Gelehrten, eben ſo ſcharf abwägend in Unterſuchung nehmen. Es iſt eine große Frage, ob nicht ſchwache, beym Anblick des Glanzes und bey der Vorſtellung der Hoheit geblendete, oder durch die Begierde, äußerliche Vortheile zu erhaſchen, verführte Gelehrte, eben ſo viel als Hofleute, den Regentendeſpotiſmus, die Verfälſchung des Erkenntnißzuſtandes, und die Verderbung des moraliſchen Karakters der Fürſten befördert haben. Man denke nur an die Lobredner Ludwigs des Vierzehnten, und leſe nur die Dedikazionen ſelbſt berühmter Schriftſteller, um ſich zu überzeugen, daß jene Frage eher zu bejahen als zu verneinen ſey. Je mehr ich überzeugt bin, daß es in der Macht der Gelehrten ſteht, durch ſorgfältig bewirkte und in der Wahrheit feſtgegründete Aufklärung der Völker über ihr Intereſſe, die Welteinrichtungen zu ordnen und allen Widerſtand des hierarchiſchen und politiſchen Deſpotiſmus zu beſiegen: deſto mehr ſchmerzt es mich, daß die Gelehrten ihre Würde ſo verkennen und ſo ſchwach ſeyn können.

Mich freut es, wertheſter Freund, mehr als ich ſagen kann, daß Sie mit männlicher Beharrlichkeit das wahre Intereſſe der Völker ſich angelegen

gen seyn lassen; daß ich in Ihrem Schreiben das von die gewissesten Beweise finde, und daß Sie durch dieses Schreiben die Besorgnisse, die mich eine wesentliche Aenderung Ihres Denksystems wollten fürchten lassen, ganz geendigt haben. Erstlich bleibe ich der unveränderlichen Meynung, daß das, was Sie über die jetzt ganz Europa beschäftigende Materie schreiben, einen nicht geringen Einfluß in den Denkzustand, in die Gesinnungen und in die Handlungen nicht nur des lesenden und im Punkt der Weltbegebenheiten nicht unwirksamen Publikums, sondern auch der Mächtigen der Welt hat. Dann findet die Freundschaft, womit ich Ihnen ergeben bin, aber auch Ihr Interesse dabey, daß Sie die mit vieler Zuversicht von jemand gegen mich geäußerte Meynung, wie leicht gewisse von hoher Hand Ihnen erwiesne Höflichkeiten, oder selbst goldne Merkmahle der Gewogenheit Ihr Denksystem würden über Haufen werfen oder wenigstens ganz anders modifiziren können, so kräftig durch den Inhalt Ihres Schreibens widerlegt haben. Uebrigens hatte ich freylich schon vor Lesung Ihres an mich gerichteten Sendschreibens aus den vorhergehenden Stücken Ihres Merkurs gesehen, daß ich in der Behauptung, Sie wären nicht der Verfasser der Adresse an die Nazionalversammlung, habe Unrecht haben müssen. Dennoch glaube ich daraus nicht mit Ihnen schließen zu dürfen, daß es vielleicht nicht immer in Ihrer Macht wäre, meinen Wünschen und meiner Vorstellungsart gemäß

über

über Frankreich zu urtheilen. Ich halte mich noch immer verſichert, wir würden in unſern gegenſeitigen Bemühungen, alles von allen Seiten richtig anzuſehen, und in dem Reſultat dieſer Bemühungen bald zuſammen treffen, wenn wir über unſre Differenzen uns zuweilen unterreden könnten. Nur Beſcheidenheit würde Sie wenigſtens abhalten können, in meine gegen Sie geäußerte Idee hineinzugehen, daß, wenn Sie den Muth über den guten Erfolg der franzöſiſchen Revoluzion aufgeben, dieß der guten Sache nicht wenig ſchaden würde. Es würde das ſicher die Feinde einer, dem Deſpotiſmus ſo heilſame Gränzen ſetzenden, und die Glückſeligkeit eines Volks im Ganzen ſo ſicher gründenden, herrlichen Konſtituzion in und außerhalb Teutſchland mit aufmuntern, ihre Angriffe auf jene Konſtituzion fortzuſetzen; und es würde diejenigen Fürſten und Fürſtendiener in Teutſchland, welche ihre Macht ſo ungern heilſamen Schranken unterwerfen, mit veranlaſſen, das Syſtem des Deſpotiſmus, worüber ſie in Furcht gerathen mußten, noch nicht aufzugeben. Dieſes zwiefachen Umſtandes wegen finde ich es für die gute Sache der Menſchheit ſelbſt gefährlich, wenn man die mit der Revoluzion wirklich verbundnen Uebel mit ſtarken Farben mahlt, und leicht fürchtet, daß die einſichtsvollen und rechtſchaffenen Männer Frankreichs der Maſſe der Böſen und Unbeſonnenen werden unterliegen müſſen. Würde die neue Konſtituzion von Frankreich wieder zernichtet; ſo dürften alle

Deſpoten der Erde mit neuem Eifer ſich beſtreben, den Deſpotiſmus mehr als jemahls auf ein feines und mächtiges Kunſtſyſtem zu gründen. Manche würden ſelbſt kein Bedenken tragen, Europens Völker ſo weit, als es möglich iſt, in die Unwiſſenheit und Barbarey hineinzuſtürzen, worin der Deſpotiſmus viele ehmals ſo kultivirte Länder von Aſien, Afrika und Europa und beſonders das ſchöne Griechenland nach und nach hineingeſtürzt hat. Hat doch der ehmals ſo vergötterte Ludwig ſchon einmahl geſagt, daß die türkiſche Staatsverfaſſung wohl am Ende unter allen die beſte wäre. Auch kann ich Ihnen, liebſter Freund, ſagen: daß im Rath, den ein mächtiger Herr, in der Stunde einer zutraulichen Eröffnung, vor einiger Zeit mit ſeinen Bedienten gepflogen hat, jener geſagt hat: nichts würde die Fürſten im Beſitz ihrer Macht wider die Grundſätze der franzöſiſchen Konſtituzion und der philoſophiſchen Lehrbücher (davon man bisher ſich nicht im Traume hätte einfallen laſſen, die Theorie zur Praxis zu erheben) ſichern können, wenn man nicht die Völker durch Wunderglauben, durch Geiſterſehung, und beſonders durch eine den Sinnen und der Imaginazion ſchmeichelnde Schwärmerey wieder auf ihrem Denkwege irre machte; und wenn nicht Fürſten, und mit ihnen Männer von Verſtand und Einfluß thäten, was ſie könnten, um die Welt zu überzeugen, daß ſie ſelbſt an ſolche Ideen glaubten, und hiedurch eitle empfindſame Männer, und vorzüglich Weiber, zu ei-

nem

nem ſolchen Glauben hinzuführen und die Syſteme der Lehrbücher in einen böſen Ruf zu bringen.“ — Ich müßte mich ſehr irren, wenn über dieſen Punkt man hie und da nicht wirklich in voller Arbeit wäre.

Wenn auf eine gründliche und weiſe Art, mein theurer Freund, unterſucht wird, wie weit Frankreichs Revoluzion im Recht gegründet geweſen ſey: ſo ſcheint mir das doch nicht überflüſſig zu ſeyn. Erkenntniß des Rechts iſt bey vernünftigen Weſen, vorzüglich bey ſo großen Begebenheiten, von ſehr großem Einfluß in Billigung und Tadel. Die Annehmung der Rechtmäßigkeit kann freylich ein andres unwiſſendes Volk, das nicht in gleichem Fall iſt, irre leiten, aber auch bey den Mächtigen der Erde ſehr heilſame Wirkungen hervorbringen. Und Sie ſagen mit Recht, daß Völker, die nicht gedrückt werden, auf keine Weiſe geneigt zu Inſurrekzionen ſind, ſondern vielmehr — wovon das ſo lebhafte franzöſiſche Volk ein ſo ſtarker Beweis iſt — ſich lange bis zur äußerſten Noth drucken laſſen, ehe ſie Unruhen anfangen. Die Neigung einen rechtswidrigen Aufſtand zu erregen, wird vollends bey einem Volk unterdrückt, das über Regierungsrechte zu gehörigen Begriffen gelangt iſt. Kann man alſo mit Wahrheit ſagen, daß die Revoluzion rechtmäßig war: ſo thut das der guten Sache eben ſo gute Dienſte, als Ihre Bemerkungen, daß wahre Optimaten Frankreichs und auf zwölf Theile des Volks dafür waren; daß das

Volk viel fordern mußte, weil die Hofparthey, wo möglich, kein Sonnenſtäubchen willig aufgeopfert hätte; und daß die Revoluzion ein nothwendiges Mittel zur Erreichung eines Endzwecks war, den das ganze Volk, nach den ſeinen Deputirten anfänglich gegebnen Inſtrukzionen, erreicht haben wollte, wenn es, zum Theil, gleich undienliche Mittel angegeben hatte. Uebrigens haben Sie Recht, und mag es zugleich zur Warnung wider alle Deſpoten dienen, daß Revoluzionen am Ende ein eben ſo unaufhaltbares Werk vorhergehender Urſachen ſind, als Erdbeben.

Weil indeſſen die Umwälzung geſellſchaftlicher Verfaſſungen ſo leicht unter unwiſſenden und barbariſchen Völkern ein Werk der phyſiſchen Gefühle, der Verführung und des Betrugs ſind; weil Perſien und der größere Theil von Aſien und Afrika durch fortwährende innerliche Erſchütterungen, bey fortſchreitenden Entfernung von Kenntniſſen und Rechtsideen, immer mehr und mehr zerrüttet worden ſind: ſo ſcheint es ſehr nöthig zu ſeyn, alsdann, wann Revoluzionen irgendwo erfolgen, den Punkt des Rechts, ſo viel als es immer möglich iſt, darüber aufs Reine zu bringen, und ein ehrfurchtvolles Gefühl für Recht und Unrecht in Angelegenheiten, wobey der Menſchheit Vollkommenheit und Glückſeligkeit ſo ſehr aufs Spiel geſetzt wird, unter den Menſchen zu erhalten. Uebrigens ſind wir im Punkt des mit der Revoluzion verbundenen Rechts

des

ſeine Lilien in die Luft zerſtiebte, und ſo ſchnell und gewaltſam wie der Teufel, ſeinen Bruder unmittelbar an ſeiner Seite wegraſte; und kan er zornig ſeyn? So muß etwas wichtiges daran Urſache ſeyn; ich will gehn und ihn aufſuchen; in der That, das bedeutet was, wenn er zornig iſt.

[Er geht ab.]

Zwölfte Scene.

Desdemona, Aemilia und Caſſio bleiben.

Desdemona.

Ich bitte dich, thu das -- Ganz gewiß muß etwas das den Staat betrift, entweder von Venedig, oder irgend ein unausgebrütetes Complot hier in Cypern, wovon er die Entdekung gemacht hat, ſeinen ſonſt immer heitern Geiſt verfinſtert haben; und in ſolchen Fällen iſt es die Art der Menſchen, daß ſie ihren Unmuth an geringern Dingen auslaſſen, wenn gleich groſſe ihr Gegenſtand ſind. Es iſt nicht anders. Es darf uns nur ein Finger weh thun, ſo verbreitet ſich auch über unſre übrigen geſunden Gliedmaſſen ein Gefühl von Schmerz. Nein, wir müſſen denken, daß unſre Männer keine Götter ſind; wir können nicht von ihnen fordern, daß ſie immer ſo zärtlich mit uns umgehen, als ſie vor der Hochzeit thun. Schilt mich nur recht ſehr aus, Aemilia; ich unartiges Ding, ich war ſchon im Begriff ſeiner unfreundlichkeit in meinem Herzen den Proceß

des Volks, wie ich aus dieſem Ihrem Sendſchreiben ſowohl, als aus Ihren andern Aufſätzen erſehe, nicht ſehr verſchiedner Meynung. Ich halte mich auch verſichert, daß Sie den Gründen, die ich deßfalls in den Ihnen nach Abfaſſung Ihres Sendſchreibens ohne Zweifel zu Hände gekommenen Aufſätzen geſammelt habe, beyſtimmen werden. Hier kann ich jedoch nicht umhin, einen von Ihnen berührten Punkt der Volksrechte Ihrer nähern Erwägung zu empfehlen. Sie ſagen, der Satz: „die Majorität des Volks kann, von weſentlichen Beſchwerden aufgefordert, die gegenwärtige Verfaſſung eines Staats umkehren“ ſey unverträglich mit der menſchlichen Geſellſchaft: wenn das Volk aber, bis zur Verzweiflung gedruckt, aufſtehe: ſo müſſe die Mehrheit entſcheiden. Ich möchte in keinem Fall geradezu irgend einer Mehrheit ein Recht zur Umkehrung einer geſellſchaftlichen Einrichtung beylegen. Es hat mich, mit Rückſicht auf das gemeine Beſte, nicht wenig beunruhigt, daß es, ſeit einigen Jahren, bey geſetzgebenden, ausführenden oder richterlichen Kollegien, richtigen Prinzipien des allgemeinen natürlichen Geſellſchaftrechts zuwider, zum Theil Sitte geworden iſt, zu ſagen, daß die Mehrheit etwas beſchloſſen habe; ja daß auch ſelbſt Landesregierungen hie und da verfügt haben, es möchten nur die Mitglieder der Majorität unterſchreiben. Dieß legt, wenn im Staat alles öffentlich geſchieht, erſtlich einen Grund zu Spaltungen und giebt dem

Publikum und der Landesregierung eine gefährliche Kenntniß von den Perſonen, die für oder wider etwas geweſen ſind. Wenn die Gerechtigkeit oder das gemeine Beſte es erfordert einen Beſchluß zu faſſen, der Perſonen von Macht, Reichthum oder großem Einfluß mißfällt: ſo werden rechtſchaffne Männer leicht ein Gegenſtand der Verfolgung. Auch erfahren die verſchiednen Partheyen, durch welche Perſonen ſie etwas durchſetzen oder verhindern können. Auch kann zweytens eine Majorität nie ein Recht haben, das Intereſſe der Minorität aus der Acht zu laſſen, oder die Minorität zu unterdrücken. *) Endlich hat eine Menge nie das Recht über andre, als vermittelſt eines von jedem Einzelnen mit ausgehenden und alſo auch von jedem Einzelnen in der Folge zu genehmigenden Vertrags, zu herrſchen. Was eine Geſellſchaft in ihren Angelegenheiten thut, muß nothwendig in aller Mitglieder, oder der ganzen Geſellſchaft Nahmen geſchehen, wenn es Rechtsbeſtändigkeit haben ſoll. Weil indeſſen es übrigens bey der Verſchiedenheit des menſchlichen Ideen- und Denkzuſtandes in wenigen Fällen erwartet werden kann, daß ſie alle über das, was ihre Angelegenheiten betrift, zu einerley Denkreſultat gelangen: ſo kann für das Ganze nichts auf eine andre Art, als durch Majorität

*) Hierüber hat Burke viel wahres geſagt. Aber er hat die Wahrheit mit ſo viel irrigem vermiſcht, daß ſie ihre wohlthätige Kraft dabey ganz verlohren hat.

jorität der Stimmen, ſicher zu Stande gebracht werden. Ein Volk kann alſo, als moraliſche Perſon ſich auch nur durch Mehrheit der Einzelnen erklären. Sein Intereſſe erfordert es aber, im Grundvertrage zu einer geſellſchaftlichen Verfaſſung den Punkt feſtzuſetzen, „daß die Minorität das, was die Majorität beſchließt, immer mit zu einem Gegenſtande ihres Willens mache und zur Vollziehung bringe, und daß alles, was geſchieht, im Nahmen des ganzen Volks geſchehen ſolle. Daß das Intereſſe ſolcher Menſchen, die in geſellſchaftlicher Verbindung leben wollen, eine ſolche Einrichtung nothwendig macht, iſt ſo einleuchtend, daß man die Einwilligung in einen ſolchen Artikel des Grundvertrags, wenn er auch nicht förmlich zur Anfrage und Unterſuchung kommt, ohne Bedenken bey jeder vorausſetzen kann. Läßt ſich ein ganzes Volk repräſentieren: ſo müſſen die repräſentirenden Mitglieder alſo auch ſämtlich das, was die Majorität der Stimmen beſchließt, zu ihrem und des ganzen Volks Beſchluß machen. Wie weit aber ein Volk mit Recht aufſtehen und die Staatsverfaſſung umkehren könne, das zu erwegen, wird die Betrachtung einiger Hauptpunkte der franzöſiſchen Konſtituzion und deſſen, was Sie dawider ſagen, mir hernach Gelegenheit geben.

Die Konſtituzion darf nicht bleiben, was ſie iſt, ſagen Sie, oder nie werden wir, oder die Nachkommen die goldnen Zeiten ſehen.

Ich will ihr in einzelnen Punkten selbst wesentliche Mängel nicht absprechen; aber nach meiner Einsicht dürfte doch nie ein vortreflicheres menschliches Werk entstanden seyn, das deren weniger gehabt hätte. Auch scheinen solche Mängel sich nicht in solchen Theilen zu finden, worauf, als auf Hauptangeln, die Staatsmaschine sich herumbewegen soll. Sie scheint mir also nicht nur unendlich vollkommner als jede andre Staatsverfassung, sondern auch völlig haltbar zu seyn. Ich habe durch fortgehende prüfende Lesung der Debatten und Diskussionen, welche in der konstituirenden Nazionalversammlung vor Beschließung der Dekrete vorhergegangen sind, die Konstituzion entstehen sehen, und fast immer hat meine eigne, gewiß unbefangne Beurtheilungskraft mich zu eben dem Ziel hingeführt, wohin die Nazionalversammlung gekommen ist. Bloß bey Abfassung des vom Barnave im September durchgesetzten Dekrets über die Kolonien habe ich lebhaft getrauert, weil es durchaus den vorausgesetzten Rechtsprinzipien und dem Geist der Konstituzion widerspricht, und weil es vorauszusehen war, daß durch Aufhebung des nach so richtigen Grundsätzen und nach selbst bereits vorhandnen positiven Gesetzen abgefaßten Dekrets vom May, die Westindischen Kolonien in unabsehbare innere Zerrüttungen würden hingestürzt werden. Jener Schritt erregte bey mir desto mehr Schmerz und Unwillen, da sicher unter den Mulatten mehr Gerechtigkeit und Tugend, als unter den

den Weissen geherrscht hat. Bey der Durchsetzung der, die Feudalverfassung, den herrschenden Religionsdogmatismus, die geistlichen Güter, den Adel und die Orden aufhebenden Dekrete, habe ich gezittert: nicht deswegen, weil ich das an sich unrecht fand, sondern weil so vieler Privatinteresse dabey litt; weil ich den Menschen im Ganzen noch zu unaufgeklärt, zu sehr an Schimären und Spielwerken einer falschen Ehre hängend und überhaupt zu wenig veredelt zu finden glaubte, als daß sie schon eine dem Ideal gesellschaftlicher Verfassungen so nahe kommende Konstituzion ertragen oder Statt finden lassen würden.

Sie machen erstlich wider die legislativen Einrichtungen eine Erinnerung. Sie möchten lieber einem Solon, oder einem Triumvirat von Montesquieu, Turgot und Franklin, als 1200 Repräsentanten das Werk der Gesetzgebung aufgetragen haben. Ihnen fällt hiebey Homers Tadel der Vielherrscherey ein. Sollte die Idee der Vielherrscherey hier wohl Statt finden? Die Nazionalversammlung herrscht über keinen Menschen, setzt nur die Gesetze fest, denen Herrschaft beygelegt werden, oder nach welchen der König und seine Agenten herrschen sollen. Sind nun Männer von vielen Kenntnissen und von Rechtschaffenheit zur Gesetzgebung gewählt, werden die verschiednen zur Gesetzgebung gehörigen Materien unter Ausschüsse gehörig vertheilt, werden die plötzlich gemachten

Materien an die Ausschüsse erst verwiesen, ehe etwas darüber beschlossen wird; verhütet man durch Einschränkung und öftere Veränderungen des Personals der Ausschüsse deren zu starken Einfluß in die Bestimmungen der Decrete; treten Männer von Einsicht vorher mit verschiednen Entwürfen, wenn die Sache große Schwierigkeiten hat, hervor; wird dann von einsichtsvollen und gelehrten Männern erst alles sorgfältig durch debattirt: so wird, nach meiner Einsicht, das Ziel der Wahrheit, des Rechts und des Guten weit sicher erreicht werden, wenn Viele, als wenn Wenige über alles Vorgetragne urtheilen. Auch sieht der einsichtvollste und gelehrteste Mann nicht leicht eine Sache von allen Seiten an. Manchen Entwurf zu Decreten fand ich nach meiner Einsicht ganz vortrefflich und unverbesserlich abgefaßt. Dennoch führten die Debatten oft Ideen und Bestimmungen herbey, die eine merkliche und selbst nothwendige Verbesserung zur Folge hatten. Dazu kommt noch, daß die verschiednen Zweige der Staatswirthschaft, der politischen und bürgerlichen Rechte und des Kriegswesens so erstaunend viele und vielerley Kenntnisse erfordern, daß man nur unter mehreren Hunderten sicher mehrere Männer zu jedem Fache der Kenntnisse zu finden hoffen kann. Wenn die zu einem Fach erforderlichen Dinge gehörig vorgetragen werden: so reicht viele Einsicht und eine geübte Beurtheilungskraft gewöhnlich hin das Beste selbst in einem fremden Fach der Kennt-

nisse

niſſe zu finden und zu erkennen. Sie dürften, da ich ſehe, daß Sie den Moniteur geleſen haben, aus dem Grunde ſelbſt oft mit Bewunderung das angeſtaunt haben, was die konſtituirende Nazionalverſammlung in ſo vielen Fächern der Kenntniſſe zu Stande gebracht hat. Die wenigſtens im Ganzen ein ſo ſchönes Syſtem darſtellende Konſtituzion beweiſt es endlich auch, daß von einer großen Anzahl von Geſetzgebern ein zuſammenhangendes Ganze ſehr gut zu Stande gebracht werden kann. Ich finde die feſtgeſetzte Anzahl von Geſetzgebern alſo gar nicht zu ſtark. Auch iſt es einleuchtend, daß das Uebel der Beſtechung weit eher unter wenigen, als unter ſo vielen Statt finden kann. Endlich wird bey den Mitgliedern der Nazionalverſammlung wegen der nur zwey Jahre dauernden Legislatur nicht leicht das Privatintereſſe mächtig genug, um ſich dem allgemeinen Staatsintereſſe zu widerſetzen, wovon jedes Mitglied beym Austritt hernach ſeinen Theil der Privatglückſeligkeit wieder mit hernehmen muß. Ich habe hierüber in den ſchon berührten Aufſätzen, mich ſchon umſtändlicher erklärt. Mir ſcheint alſo daß Werk der Geſetzgebung überhaupt ſehr gut eingerichtet zu ſeyn. Weil indeſſen gewiſſe allgemeine Begriffe des ſtaatswiſſenſchaftlichen Syſtems noch können fehlerhaft durch die geſetzgebende Macht gefaßt und feſtgeſetzt ſeyn, und weil die Fehler des Syſtems im Detail der Anwendung erſt mit Gewißheit erkannt werden: ſo iſt für deren Verbeſſerung hier auf eine unüber-

trefflich

trefflich gute Art durch die Konstituzion selbst gesorgt. Sie reden, mein Wertheſter, von einer erſt nach 30 Jahren zu erwartenden Reviſion und Verbeſſerung. Es iſt Ihrem Gedächtniß alſo entfallen, daß dieſe Idee zwar anfangs vorgeſchlagen, aber bald verworfen worden iſt. Man erkannte, daß eine zu einer ſolchen Zeit feſtzuſetzende allgemeine Reviſion der Konſtituzion zwey Hauptübel zur Folge hätte. Erſtlich würden böſe, durch die Erfahrung ans Licht kommende Mängel dann zu lange geduldet werden. Zweytens würde, wenn zu einer beſtimmten Zeit eine allgemeine Reviſion vorgenommen werden ſollte, die dazu feſtgeſetzte Verſammlung leicht durch böſe Herrſucht, oder wenigſtens durch eitle Ruhmſucht verführt werden können, die ganze Konſtituzion vielmehr umzuſtürzen, als ihre Mängel auszubeſſern. Alle dieſe Uebel ſind verhütet, indem feſtgeſetzt iſt: daß keine allgemeine Reviſion, und keine allgemeine Umänderung jemahls Statt finden ſoll; daß die Umänderung eines konſtituzionellen Artikels drey Legislaturen hindurch von jeder Legislatur nöthig gefunden, und daß endlich, damit die Nazionalverſammlung nicht in Verſuchung gerathe, auf die Erweiterung ihrer Macht dabey zu ſehen, zur Reviſion derjenigen Artikel, deren Abänderung man drey Legislaturen hindurch gewünſcht hätte, eine beſondre Reviſionsverſammlung ernannt werden ſoll. Damit die Reviſionsverſammlung aber der Konſtituzion nicht gefährlich werde, ſo ſoll ſie ſich nur mit jenen Artikeln

tikeln allein beſchäftigen, und nach Beendigung dieſer Artikel ſich wieder trennen. Eine Zeit von 8 Jahren iſt endlich auch ſo kurz, daß Mängel der Konſtituzion, die ſonſt Jahrhunderte in Staatskonſtituzionen fortdauern, leicht ſo lange ertragen werden können. Wie geſchwind hätte alſo alles zur höchſten lokalen Vollkommenheit im franzöſiſchen Staatskörper erhoben werden können, wenn die Prinzen, Adlichen und Geiſtlichen groß genug gedacht hätten, vielmehr die Erfahrungen zur Verbeſſerung der Konſtituzion mit zu nutzen, und mit einer lautern, ihrem ehemaligen Beruf ſo geziemenden Liebe fürs gemeine Beſte eine ſolche Verbeſſerung allmählig mit zu bewirken, als ſich ihres äußern, gegen das Wohl des Ganzen ſo kleinlichen Privatintereſſes wegen, dem erhabenſten Werk der Menſchheit mit allen Kräften zu widerſetzen! Was müßte man dagegen nun nicht von Menſchen, die mit keker Unverſchämtheit den Europäern es ins Geſicht zu ſagen wagen, daß die neue Konſtituzion eine abſcheuliche Konſtituzion ſey (wie das in den Manifeſten der Emigranten geſchehen iſt) befürchten, wenn ſie wieder mit den ihren Menſchenwerth höchſt falſch karakteriſierenden Benennungen, unter Blutvergießen, triumphirend in Frankreich zurückgehen ſollten?

Die Art, wie Deputirte zur Nazionalverſammlung gewählt werden ſollen, ſcheint mir auch unverbeſſerlich zu ſeyn. Jeder active Bürger kann

auf

auf eine wesentliche Art zum Wohl des Staats und seiner selbst durch eine sorgfältige Aufsuchung der Wähler mitwirken. Die Wähler werden durch eine jährliche Einnahme, die den Werth von 150 bis 200 Tagen der Arbeit ausmacht und durch das darin liegende Interesse schon stark gereizt, durch eine sorgfältige Wahl der Deputirten zur Nazionalversammlung aufs beste für sich insbesondre und für den Staat überhaupt zu sorgen. Auch wird einer, der zum Deputirten erwählt zu werden wünscht, nicht leicht eine Menge von Wählern, wie Sie, mein Theurer meynen, durch Bestechung erkaufen können. Denn wer eine jährliche Einnahme hat, die den Werth von 200 oder 150 Tagen der Arbeit gleich ist, ist schon ein sehr wohlhabender Bürger.

Sieht man auf das Verhältniß, worin die verschiednen Zweige der Staatsmacht gegen einander gesetzt sind: so scheinen sie mir meisterhaft gerathen zu seyn.

Soll ein Volk den Namen eines freyen Volks mit Recht führen: so muß es sein eigner Herr eben so seyn, als es ein einzelner Mensch im außergesellschaftlichem Zustande der Natur ist. Da es aber eine moralische Person ist, wovon jedes Mitglied ein vernünftiges und unvollkommenes Geschöpf zugleich ist, so daß alle Mitglieder nie nach einerley Ideen, Neigungen und Trieben handeln: so muß es sich zuvorderst über einen Punkt vereinigen,

zu machen; aber nun find' ich, daß meine Eigenliebe den Zeugen beſtochen hat, und daß er ungerechter Weiſe angeklagt worden iſt.

Aemilia.

Gebe der Himmel, daß es Staats-Sachen ſeyen, wie ihr glaubt, und keine eiferſüchtige Grillen, die euch angehen.

Desdemona.

Das wäre gar zu unglüklich! Ich gab ihm niemals Urſache dazu.

Aemilia.

Eiferſüchtige Gemüther laſſen ſich damit nicht beruhigen; ſie ſind nicht allezeit eiferſüchtig, weil ſie eine Urſache dazu haben, ſondern oft nur, weil ſie eiferſüchtig ſind. Die Eiferſucht iſt ein Ungeheuer, daß keinen andern Vater und keine andre Mutter hat als ſich ſelbſt.

Desdemona.

Der Himmel bewahre Othello's Herz vor dieſem Ungeheuer!

Aemilia.

Dazu ſag ich Amen, Gnädige Frau.

Desdemona.

Ich will ſehen, wo er iſt. Caſſio, entfernt euch nicht zu weit; wenn ich ihn in einer beſſern Laune finde, ſo will

ich

nigen, worin allgemeine Einstimmung sicher Statt findet, wenn man einzelne Raubsüchtige ausnimmt. Dieser Punkt besteht darin, daß eine gesetzliche Verfassung errichtet werden solle, wodurch aller einzelner Mitglieder Glückseligkeit im Durchschnitt sicher über den Zustand der Glückseligkeit erhöht werde, der im außergesellschaftlichen Zustande der Natur Statt finden kann, d. i. wodurch die Anwendung natürlicher, aus den wesentlichen Endzwecken und Gesetzen der Natur hergeleiteten Rechtsbegriffe auch bey schwachen einzelnen Menschen sehr mächtig geschützt wird; wodurch, vermittelst der vereinten Volksmacht, zugleich eine durch einen Einzigen, oder durch Wenige unerschwängliche Masse von Lebensvortheilen hervorgebracht, und in Theilen unter die einzelnen Mitglieder hingeleitet werde; und wodurch endlich nur in so fern eine parzielle Aufopferung nothwendig gemacht werde, als das Wohl des Ganzen, oder die sonst entstehenden Aufopferungen fast aller einzelnen Personen, es nothwendig machen. Alle werden zugleich gewiß darüber eins werden, daß eine solche zu Stande zu bringende gesetzliche Verfassung eben das moralische anordnende Prinzip für die ganze moralische Person des Volks in Absicht auf Gesellschaftsverhältnisse seyn müsse, und seyn soll, was sonst der Geist eines einzelnen Menschen für seine Person ist, und daß es durch seine besten Mitglieder ein solches regierendes Prinzipium in einer Gesellschaftskonstituzion fest lassen setzen müsse. So entsteht auf eine sichere Art ein

allgemeiner Wille, und so kann ein Volk auf eine vernünftige Art ein freyes Volk und sein eigner Herr seyn. Wenn vom Volk nur eine im Rechte gegründete Verfassung ausgehen kann; weil die Fähigkeit auf eine vernünftige Art einen Gesellschaftsvertrag zu machen, eben so wesentlich auf Volksfreyheit abzielt, als eine dem Wesen nach gleiche Mitgabe der Vernunft und des Verstandes ursprünglich auf persönliche Freyheit und Rechtsgleichheit einzelner Menschen wesentlich abzielt: so legt ein freyes Volk sich mit Recht die souveraine Gewalt über sich selbst bey. Die souveraine Gewalt über ein Volk heißt Souverainität, und es gebührt dem Volk also die Souverainität, so weit als es nicht vermittelst eines allgemeinen Willens, eines Auftrags, und eines Vertrags mit irgend einem seiner Mitglieder, auf jene Souverainität zum Theil oder ganz Verzicht thut. Wenn letzteres geschieht, so kann eine auf des ganzen Volks Glückseligkeit abzielende Regierung eines solchen erhobnen Mitgliedes des Volks nur die einzige wesentliche Bedingung einer solchen Verzichtleistung seyn. Es wäre sonst offenbar eine solche Handlung die Handlung unsinniger Geschöpfe, also eine Handlung, die überall kein Recht begründen kann. Nur mit dem rechtschaffnen Bestreben eines Menschen, den ein Volk zum eigentlichen Souverain macht, das Volk glücklich zu machen, hängt daher das Recht der Souverainität fest zusammen. Man legt also dem

Volk

Volk mit Recht immer in Anſehung der Souverainität eine Grundgewalt bey *). Ein Volk, das

ſich

*) Daß die Behauptungen, die hier und im folgenden vorkommen werden, welche die Unwiſſenheit und Bosheit vieler jetziger ariſtokratiſcher Autoritätsmänner neue Lehre und metaphoſiſche Grille der durch die Revolution veranlaßten Freyheitsſchwindler zu nennen ſich nicht geſchämt hat, nicht neue Lehre ſey, erhellt aus folgenden wenigen Stellen, dazu hundert andre hinzugeſetzt werden können: ſie rühren offenbar von geruhig und rechtſchaffen denkenden und gelehrten Wahrheitsforſchern her. „Populo vi originis competit majeſtas realis. Jus principis metiendum e voluntate et intentione populi. *Achenwall* in jure publico universali.“ S. 149. 150. „Ein Staat mag entſtanden ſeyn, auf welche Weiſe er will: ſo kann doch der Zuſammenhang und die Verfaſſung deſſelben nicht anders, als durch einen oder mehrere Verträge rechtsbeſtändig gegründet ſeyn.“ Feder im Naturrecht S. 41. „Die Majeſtät, die einem ganzen Volke zukommt, heißt die reelle Majeſtät, oder die Grundgewalt des Volks. Man kann den Regenten in der Ausübung des Majeſtätsrechts an die Einwilligung ſeines Volks binden. Ein Volk unterwirft ſich um ſeines eignen Beſten willen einem Regenten. Dieſer iſt ſchuldig, die mit dem Unterwerfungsvertrage verbundenen Bedingungen zu halten. Höpfner im Recht der Natur S. 175. 177. 181. In den von der Obrigkeit handelnden Stellen der Bibel (worin geſagt wird, daß ſie von Gott herrühre) iſt nicht von einzelnen Perſonen der Regenten oder Beamten die Rede, ſondern

ſich nicht durch einen freyen Vertrag einen Souverain in einem oder mehreren gegeben hat, ſondern

dern von der dem menſchlichen Geſchlechte im ganzen zuträglichen und nothwendigen Geſellſchaftseinrichtung. Die Bibel lehrt keineswegs den ſeltſamen Satz, daß man jeder gegenwärtigen Obrigkeit, bloß darum, weil ſie jetzt Gewalt über uns hat, gehorchen ſolle. Es iſt darum auch nur von einzelnen Unterthanen, nicht aber von ganzen Nazionen und Staatskörpern die Rede. Die einzelnen obrigkeitlichen Perſonen, Kaiſer, Könige ꝛc. ſind von Menſchen beſtellt und haben ihre Rechte von dem Volk. Gott hat nicht die Unterthanen für die Obrigkeit, ſondern die Obrigkeit für die Unterthanen gemacht. Alle Menſchen ſind von Natur ſich völlig gleich und frey. Eine Nazion iſt keineswegs verbunden, das Unrecht der Regenten zu dulden. Sie beſitzt und behält das Recht gewaltſamer Widerſetzung. Auch abſetzen kann ſie den Tyrannen, und überhaupt alles thun, was nothwendig iſt, um ſich vor ſeiner Tyranney zu ſchützen. Die Rechte der Obrigkeit (womit die im Preußiſchen Geſetzbuch enthaltne Erklärung von der Souverainität übereinſtimmt) ſind eine Folge ihrer Pflichten. Das Chriſtenthum bildet keine Rebellen, aber eben ſo wenig Sklaven. Leß Handbuch der chriſtlichen Moral S. 368. 378. dritte Ausgabe. In des großen Friedrichs Werken giebt es eine große Menge ähnlicher und ſehr ſtark ausgedrückter Gedanken. Man kann alſo nicht anders, als mit Mitleiden oder Unwillen an die Schriftſteller denken, die ſich beſtreben, den längſtverwoſnen Saz des politiſchen Aberglaubens, daß

jeder

dern sein eigner Herr seyn und bleiben will, kann aber unmöglich es zugeben, daß irgend ein menschliches Wesen sich eine Souverainität über dasselbe beylege. Eben so ist es auch mit der Majestät beschaffen, die in dem Ansehen und der erhabnen Würde besteht, die mit der Macht, ein Volk zu regieren, verbunden ist. Aus diesem Grunde haben die Lehrer des Naturrechts dem Volke eine reelle Majestät beygelegt, weil sie an sich im Volksrechte und mit seinem Daseyn verbunden ist. Legt ein freyes Volk irgend einem Mitgliede des Staatskörpers also die Souverainität oder Majestät bey: so geschieht das nur vermittelst eines Auftrags oder vermittelst eines Vertrags. In diesem Falle kann aber ein Monarch, oder ein Volkssenat, dem die Souverainität oder Majestät beygelegt wird, nicht in dem Sinn Souverain seyn, worin es ein Volk in Ansehung seiner selbst ist. Er kann nie

jeder Regent seine Rechte unmittelbar von Gott erhalten hätte, zu einem noch bestehenden Fundamentalartikel der politischen Dogmatik zu machen. Würde dieser Artikel aufgenommen: so wüßte ich nichts erhebliches wider die Behauptung der päbstlichen Kirche zu erinnern, daß der Pabst eigentlich das Organ wäre, wodurch die Fürsten ihre Regierungsrechte erhalten müßten und verliehren könnten. Aus der im 10ten Stück des teutschen Merkurs 1791. abgedruckten Vorbereitung zu den Preisschriften über das Colibat sieht man, was man uns noch gern glauben lassen möchte.

Souverain des Volks, sondern nur souverainer, das ist, höchster, und keinem, so weit er sich fest an die Gesetze hält, unterworfner Inhaber und Handhaber der Gesetze seyn. Man drückt sich also auch nicht richtig aus, wenn man sagt, daß ein Souverain das Volk regiert. Er regiert nur mit unbeschränkter Vollmacht nach den vom Volk veranstalteten und von ihm zur Handhabung übernommenen Gesetzen im Volk. Ein so mit voller Macht zu regieren bestimmtes, erhabnes Mitglied des Volks, wird mit Recht Monarch, oder Alleinherrscher, nach den Gesetzen genannt. Sie werden, theurer Mann, gewiß mit mir darüber eins seyn, daß der Name Monarch, in einem andern Sinn genommen, ein unstatthafter Ausdruck seyn sollte, und hoffentlich bald allgemein seyn muß. Selbst wenn ein Volk, wie es in Dänemark der Fall gewesen ist, sich durch Noth bewogen findet, einem Monarchen die gesetzgebende, ausführende und richterliche Gewalt anzuvertrauen: so kann ein aufgeklärter Monarch in einem solchen angenommenen Auftrag nur die volle Macht finden, ein Volk nach den besten Gesetzen, die er zu geben weiß, zu regieren, die Staatswirthschaft zu führen, und Recht und Gerechtigkeit zu handhaben*). Selbst ein

*) Uebrigens bindet eine solche gesetzliche Einrichtung die Nachkommenschaft nicht. Denn kein Mensch kann, nach dem außergesellschaftlichen Naturrecht, seinem Nachkommen etwas vorschreiben. Die Rechte eines Volks erstrecken

ein ſolcher ſouverainer Monarch iſt doch noch immer, nach des verſtorbnen großen Friedrichs Ausſpruch, der Diener und Beamte des Staats. Auch er iſt, nach dieſes großen Fürſten Erkenntniß, ſchuldig, von dem Gebrauch, den er von den Auflagen macht, Rechenſchaft abzulegen. Man findet dieſe Ausdrücke und Behauptungen in ſeinen Memoires de Brandenbourg, und in manchen andern Theilen ſeiner Schriften. In einem ſolchen Fall bin ich übrigens für die bereits erwähnte Beſtimmung des Rechtsverhältniſſes, die Sie annehmen, „daß ein Volk nur erſt, wenn es bis zur Verzweiflung gedrückt iſt, nach dem Nothrecht aufſtehen, und dem Staat eine andere Verfaſſung geben könne; daß dieß aber nicht geſchehen müſſe, wenn es nur gerechte Beſchwerden wider die Regierung zu führen hat: weil ſich nicht leicht ein einleuchtendes Merkmal findet, wodurch die Linie zwiſchen dem, was eine gerechte und zwiſchen dem, was noch nicht eine gerechte Beſchwerde wäre, gezogen werden könnte. Im letztern Fall würde es ſich alſo nicht gegen die Beſchuldigung einer Bundbrüchigkeit auf eine einleuch-

ſtrecken ſich natürlicher Weiſe alſo auch mit auf die Nachkommenſchaft. Dennoch kann eine ſolche Regierungsverfaſſung auf eine wirklich rechtliche Art fortdauern, wenn nehmlich die Nachkommenſchaft nach dem Maaß, als deren Mitglieder zu vernünftigen Jahren kommen, ſtillſchweigend jene Verfaſſung annehmen.

tende Art rechtfertigen können. Und das ganze Zwangsrecht hat es mit Rechtsprinzipien und Rechtsgründen zu thun, deren Wahrheit jedem Menschen einleuchtet. Ganz anders verhält sich aber die Sache, wenn das Volk sein Interesse keinem so weit anvertraut, und im Vertrage alles gehörig bestimmt *).

Alle diese Ideen haben der konstituirenden Nazionalversammlung eingeleuchtet, und darnach sind die Ausdrücke der Volkssouverainität und der Monarchie oder der Alleinregierung nach den vom Volk gegebnen Gesetzen sehr richtig bestimmt. Sein König soll also nicht über das Volk herrschen, sondern nach den Gesetzen des Volks jedes Mitglied des Volks leiten, oder, so fern es sich jenem Willen widersetzt, mit Macht es zur Beobachtung des allgemeinen Volkswillens nöthigen. Diese Macht ist eine sehr große und erhabne Macht, und hat in Frankreich einen erstaunend großen Umfang. Dazu kommt noch dieß, daß dem Könige der Franzreicher zugleich mit das Urtheil über die Güte der Gesetze durch ein suspensives Veto anvertraut ist, und

*) Aus dem, was hier angenommen und erwiesen ist, wird es zur Gnüge erhellen, wie viel unrichtiges und unbestimmtes der im Novemberstück des teutschen Merkurs 1791 enthaltene und mit so vieler empörenden Leidenschaft und Zuversicht geschriebene Aufsatz von Burke enthält.

und daß dieſes Veto ſo lange wirken kann, bis die Zuträglichkeit eines Geſetzes nach wiederholten, in drey Legislaturen erfolgten Prüfungen allgemein im Volk erkannt iſt. Endlich ſetzt es den König durch die Reſponſabilität der Miniſter und durch ſeine Inviolabilität in den höchſt glücklichen Zuſtand, daß er dadurch theils von allen perſönlichen Vergehungen und von böſem Irrthum wider den Staat zurückgehalten wird, theils mit Nachdruck die Geſetze handhaben laſſen kann. Da Erkenntniß der menſchlichen Unvollkommenheit und die Geſchichte es zugleich lehren, wie ſelten einem Menſchen alle, zur Regierung eines Staats erforderlichen Kenntniſſe und Tugenden zu Theil werden, und da Thronerben und Fürſten von Seiten der Schmeichler mehreren Verführungen und auch mehreren Verſuchungen zum Böſen unterworfen ſind, als irgend ein andres Mitglied einer Staatsgeſellſchaft: ſo ſollte nie ein Menſch mehr Macht verlangen, oder auch nur ſich wünſchen, als dem Könige von Frankreich beygelegt iſt *). Ich muß ſelbſt geſtehen, daß ich es für

*) In einer an ein groſſes Volk gerichteten und die franzöſiſche Revoluzion heftig tadelnden Proklamazion, findet man leider noch folgende Sätze: „Un Ordre de choſes fondé ſur des principes domeſtiques eſt abſolument contraire aux beſoins d' un grand ordre ſocial et politique.„ — „Quel eſt l' homme de bonne foi, qui ne reconnoiſſe pas l' avantage, qu' a le peuple de ſe laiſſer conduire

einen wesentlichen Mangel der Konstituzion ansehe, daß auch solche Dekrete der Nazionalversammlung, worin

duire par un chef, qui n' a qu' une volonté, parcequ' il n' a qu' un desir, c'est-à-dire le bien général?„ Nach dem ersten Satz dürften also Volksregierungen mit allgemeinen Rechtsbegriffen, die im Privatleben zu befolgen sind, in Widerspruch stehen. Auf die letztere Frage dürfte der redliche Wahrheitsfreund wohl ganz anders, als vermuthet wird, antworten, er mag von der Sache selbst, oder von der Geschichte seine Gründe hernehmen. Mir fiel hier Göttingens ehemaliger Lehrer Schmauß ein, der in den Vorlesungen über sein Naturrecht worin er die menschlichen Triebe zum Grunde legt, zu sagen pflegt: daß der Mensch natürlicher Weise nach einem möglichst hohen Grade des Selbstgenusses trachte, und daß er natürlicher Weise also auch befugt sey, alle Mittel, die in seiner Gewalt wären, zu gebrauchen, um zu jenem Genuß zu gelangen. Er pflegte bey dieser Gelegenheit die Alexander, und alle Eroberer und Schwelger auf Thronen, mit den Kartuschen in eine Klasse zu setzen, und dabey seine Zuhörer nur auf den Unterschied der Gewalt und Mittel aufmerksam zu machen, der zwischen einem Eroberer und einem Anführer einer Räuberbande Statt fände. In der erwähnten Proklamazion wagt der Koncipient es noch, den Ruhm eines Reichs mit auf Eroberungen zu gründen. Da nun bey weitem die größere Anzahl von Regenten mit ihren Begierden und also mit ihren Willen nicht auf Volksglückseligkeit, sondern auf sinnliche Wollust, oder auf Eroberungen, oder auf

bey-

ich euer Anligen wieder in Bewegung bringen, und das äuſſerſte Verſuchen, um glüklich damit zu ſeyn.

Caſſio.

Ich danke Eu. Gnaden demüthig.

(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Dreyzehnte Scene.

(Eine Straſſe vor dem Pallaſt.)

Caſſio, tritt wieder auf, und begegnet der Bianca.

Bianca.

Guten Tag, Freund Caſſio.

Caſſio.

Was führt euch hieher? Wie ſteht's mit euch, meine ſchönſte Bianca? In der That, mein Herzchen, ich war im Begriff bey euch anzuſprechen.

Bianca.

Und ich war im Begriff euch einen Beſuch in euerm Quartier abzuſtatten, Caſſio. Wie? eine ganze Woche wegbleiben? Sieben Tag' und Nächte? Hundert und acht und ſechszig Stunden? Und eines Liebhabers Abweſenheits-Stunden, die hundert und ſechszig mal langweiliger ſind als der Stunden-Zeiger. O! eine verdrießliche Rechnung!

worin von Maaßregeln die Rede iſt, welche einen Angriff auf die Konſtituzion betreffen könnten, der Sanktion unterworfen ſeyn ſollen. Denn es könnte in weit weniger als 6 Jahren die Konſtituzion über den Haufen geworfen werden. Ich wage es daher, vorauszuſagen, daß dieſer Punkt, der itzt nur durch Unterſuchung über den Geiſt der Konſtituzion, und durch Schlüſſe, die in gewiſſen Sätzen der Konſtituzion gegründet ſind, ausgemacht werden kann, und der eben deswegen Streit veranlaſſen muß, in Zukunft abgeändert werden wird. Die Macht, dergleichen Dekrete auf Jahre unwirkſam zu machen, ſetzt erſtlich einen König der Verſuchung aus, durch ſeine Agenten, oder durch Linientruppen die Konſtituzion angreifen zu laſſen; und ſetzt zweytens das Volk, wenn es ſeine Konſtituzion retten will, in die Nothwendigkeit, auf eine unkonſtituzionelle Art, nach dem Nothrecht, zur Selbſthülfe ſeine Zuflucht zu nehmen. Und je mehr immer zu befürchten iſt, daß große Volksbewegungen einen rechtswidrigen Gang nehmen und Anarchie zur Folge haben: deſtomehr muß die Nothwendigkeit einer ſolchen

beydes zugleich, der Geſchichte zufolge, hingeführt wird: ſo ſollte ein Regent nur im Stande ſeyn, viel, ſehr viel Gutes durch Vollziehung weiſer Geſetze zu thun, und durch die Staatsverfaſſung und Reſponſabilität der Miniſter gehindert werden, ein böſes Weſen vom erſten Range zu ſeyn. Denn ſo muß man ohne Zweifel diejenigen anſehen, die ganze Völker plagen.

Nothhülfe durch die Konſtituzion ſelbſt vorgebeugt werden.

Sehr ich am Ende auf das ganze Verhältniß, worin die geſetzgebende und exekutive Macht nach der franzöſiſchen Konſtituzion zu einander ſtehen; ſo finde ich es mit Rechtsbegriffen und mit dem Wohl des Staats, und mit dem Intereſſe beyder Mächte im hohen Grade übereinſtimmend. Ich finde, daß der König, wenn er ſeinem hohen Berufe mit Treue und Eifer obliegt, im vernünftigen Glückſeligkeitsgenuß ſich mehr als irgend ein andrer Menſch der Gottheit nähern kann. Iſt der König indeſſen ein ſehr unvollkommner oder ſelbſt ſehr böſer, das iſt, ein den ſinnlichen Lüſten und der Verſchwendung, oder einer aus regelloſer Herrſchſucht entſtehenden Unterjochungsbegierde oder Eroberungsſucht ergebener König: ſo wird auch das dann noch Statt findende perſönliche Intereſſe ſeinen Lüſten und Begierden mächtig entgegen wirken. Die Reſponſabilität der Miniſter, eine auch nur mittelmäßig wachſame Legislatur, das Intereſſe der ſämtlichen Staatsbürger, das in ihren Nazionalgarden mit ſo vieler Macht verbunden iſt, der Eid der Linientruppen, ſo lange wegen andrer Staaten dieſes letzte nothwendige und in ſo vielem Betracht ſonſt große Uebel *) noch Statt finden muß, legen auch Fürſten, die,

*) Man denke hier nur an die gewöhnliche ſprichwörtliche Rede deſpotiſcher Menſchen: durch Soldaten kömmt man

die, wie der letzte Schwediſche Guſtav denken, unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Geld, Macht, wahre Ehre und ächter Friede des Lebens von jeder Art ſtehen ihm aber zu Geboth, wenn er dafür ſorgt, daß die Staatsmaſchine ſich regelmäßig und ſchnell nach den Geſetze bewege. Weil indeſſen die Geſchichte lehrt, daß Nazionen in Zeiten der Ruhe die Regenten nicht genug bewachen: ſo dürfte einem böſen herrſchſüchtigen König es leicht möglich ſeyn, die Linientruppen, die ſeit ſo langer Zeit ein bloßes Inſtrument einer willkührlichen Herrſchluſt geweſen ſind, auch noch als ein Inſtrument für ſich zu gebrauchen, wenn ſie nicht durch ein ſtärkeres Intreſſe, als bisher geſchehn iſt, an die Konſtituzion gebunden würden.

Das die Nazionalverſammlung, wenn auch die Majorität wider das Intreſſe des ganzen Volkes handeln wollte, durch ihr eignes Intreſſe bewogen wird, ihre Macht nicht auszudehnen, iſt ſchon vorhin auf eine einleuchtende Art gezeigt. Iſt die Zeit einer gerechten Furcht, daß die exekutive Macht die Konſtituzion wieder über den Haufen werfe, indem unvollkommene und böſe Agenten derſelben noch die willkührliche Gewalt zurückwünſchen, vorüber: ſo muß ſie ſelbſt dahin würken, daß das Ausführungs-Organ der Geſetze immer freyen und leichten Gang erhalte. Sie ſieht darin das ſchöne Werk ihres geſetzlichen Syſtems mit allen

davon

man ſchon zum Gelde, und durchs Geld erhält man ſchon Soldaten.

davon ausführenden herrlichen Wirkungen für das Ganze in einem reizenden und anſchaulichen Licht realiſirt alſo. Sie wird zu dieſem Behuf jeden Miniſter zwar ſorgfältig bewachen, aber ihn auch mit Freude bey ſeinem Beruf in voller Thätigkeit ſehn, und ihn einen herrlichen Ruhm einärnten laſſen. Möchte indeſſen die Nazionalverſammlung auch böſer Weiſe die ausführende Gewalt gern an ſich bringen, und ſo die Konſtituzion verletzen wollen: ſo könnte ſie es nur ſo fern wollen, als ſie viele Jahre hindurch oder beſtändig ſich behaupten könnte. Dann hätte ſie aber des ganzen Volks Intereſſe und Macht wider ſich. Dieß wäre auch der Fall, wenn ſich beyde Mächte vereinten, und diejenige Theilnehmung, welche die Nazion durch ihre Wahlen, durch die Niederſetzung einer Reviſionsverſammlung und durch Petizionen an der politiſchen Macht und Freyheit hat, zernichten wollten. Ich ſehe alſo, ſo bald der erſte Revoluzionskampf vorüber iſt, die in beyde zuſammenwirkenden Staatsmächte durch die Konſtituzion gelegte Triebwerke, in der vortreflichſten Harmonie, nach einander zu und von einander weg ſich bewegen, und dem Ganzen Leben und Licht geben, ohne ſich an einander zu reiben und ſich ein ander zu zerſtören. Ich finde daher die von Clermont Tonnere *) in ſeiner Analyſe raiſonnée de la

*) Dieſer in ſo vielem Betracht vortrefliche Mann ſcheint, nachdem er zuerſt in der Majorität der konſtituirenden Na-

la Conſtitution Françoiſe angerathene Idee von einem pouvoir regulateur weder nöthig noch rathſam. Sorgt die Nazionalverſammlung nur endlich dafür, daß alle Mitglieder des Volks, ſelbſt in den unterſten producirenden, fabricirenden und militäriſchen Klaſſen, durch einen faßlichen Konſtituzionskatechiſmus, und durch vortrefliche, zum Unterricht dazu beſtellte Lehrer, vom Werth und der Wohlthätigkeit der Konſtituzion für alle Staatsbürger von der frühen Jugend an unterrichtet werden: ſo wird in einem ſolchen Erkenntnißzuſtande ſich eine moraliſche Regulirungsmacht finden, wodurch die ganze Staatsmaſchine beſſer als durch irgend etwas anders in einem leichten und kräftigen Gange erhalten wird; ſo daß daraus, wie aus einem wahren Horn des Ueberfluſſes, alle Arten von Lebensvortheilen für das Volk in gedrängter Menge hervorſtürzen werden.

Daß weder dem Könige noch der Nazionalverſammlung die richterliche Gewalt beygelegt iſt, das finden Sie ſicher mit mir zur Verhütung einer auf der einen, oder der andern Seite ſonſt leicht entſtehenden deſpotiſchen Gewalt nicht nur gut, ſon-

Nazionalverſammlung Widerſtand gefunden hat, etwas üble Laune angenommen und etwas von der Unbefangenheit ſeines Geiſtes im denken verlohren zu haben. Man muß immer Sieyes mit ihm vergleichen, und dann erſt urtheilen.

ſondern ſelbſt nothwendig. In Anſehung des, das Gericht der Geſchwornen betreffenden, Dekrets, iſt mir es übrigens vorgekommen, daß man weniger, als es geſchehen iſt, ſich von des höchſt konſequent denkenden Thourets im Nahmen des Ausſchuſſes vorgeſchlagnen Entwurf hätte entfernen ſollen.

Alles erwogen, ſcheinen mir die Verhältniſſe der geſetzgebenden, der exekutiven, und der richterlichen Macht, wenn ich das noch zu fürchtende Uebergewicht der mittlern ausnehme, zu einander ſehr weiſe beſtimmt zu ſeyn. Das iſt aber bey Beurtheilung der Güte der Konſtituzion vorzüglich wichtig. Wie weit die ausführende Macht, vermittelſt der desfalls veranſtalteten Triebfedern durch die ganze Staatsmaſchine hindurch ohne Anſtoß frey und ſchnell wirken könne, das erfordert eine Unterſuchung von zu weitem Umfange, als daß ich mich in dieſe hier hineinwagen könnte. Vielleicht iſt die Maſchine der exekutiven Macht, wodurch die Geſetze zur Ausführung gebracht werden ſollen, hie und da mit zu vielen oder nicht genug in einander greifenden Triebwerke oder Triebrädern überladen. Vielleicht iſt die Reſponſabilität nicht genug durch die dem Miniſter untergeordneten Adminiſtrazion hindurch geführt. Die Erfahrung wird darüber erſt vorzüglich viele Verbeſſerungsmittel an die Hand geben müſſen. So weit, als indeſſen von theoretiſcher

tiſcher Erkenntniß der Dekrete, wie ſie da ſind, und von den Gründen, nach welchen ſie abgefaßt ſind, die Rede iſt, finde ich in allem weit mehr Vollkommenheit, als ſonſt zu meiner Erkenntniß in Staatseinrichtungen gekommen iſt. Die Menge der Municipalitäten iſt keinesweges als ein Konſtituzions Artikel beſchloſſen. Sie iſt nur praktiſch als ein Reglementierungs-Artikel, in Beziehung auf vorhandene Kommunen, angenommen. Uebrigens dienen kleine Abtheilungen der Kommunen doch dazu, daß nicht leicht eine Vereinbarung eines großen Diſtrikts oder Departements zu Empörungen ſtatt finden kann. Iſt alles erſt im Gange, ſo dürfte die Kleinheit der Municipalitäten nicht ſchaden.

Wenn Sie l. Freund, in Rückſicht auf die entſtandne Konſtituzion, zweifeln, ob wohl wirklich die größere Volksmenge ſie genehmige: ſo kann man darauf freylich nicht beſtimmt antworten. Ich glaube das aber doch annehmen zu können. Denn als der König entfliehen wollte, war die Konſtituzion faſt vollendet, und damals erklärten ſich wenigſtens eben ſo wohl eilf Zwölftheile des Volks für das, was die Nazionalverſammlung zu Stande gebracht hatte, als ſich, nach Ihrer Aeuſſerung, eilf Zwölftheile für die Revoluzion laut und thätig erklärt haben. Wenn jenes aber auch nicht der Fall wäre: ſo wäre es die Pflicht des Volks, eine Konſtituzion in allen

ihren

ihren Theilen zu der Einzigen zu machen, die durch die dazu ganz allgemein laut und thätig autorisirte Nazionalversammlung zu Stande gebracht war. Endlich verdient sie, als ein im Ganzen höchst vollkommnes Werk, mit lebhafter Dankbarkeit angenommen zu werden. Wenn viele einsichtsvolle Männer sie tadeln: so gründen sie den Tadel auf die Idee, daß es eine Konstituzion für weit vollkommnere Wesen, als wir Menschen je seyn werden, oder bis jezt in irgend einem Theil unsrer Erde sind. Es schmerzt mich unendlich, fürchten zu müssen, daß die ganze französische Nazion noch nicht genug fähig sey, den Werth einer so vortreflichen Konstituzion zu erkennen, und sie nach ihrer ganzen innern Wohlthätigkeit zu nuzen. Aber ich bin auch so gewiß, als von meiner Existenz, überzeugt, daß wenn die theils höchst böse und verderbte, theils wenigstens höchst ungroßmüthig denkende und handelnde aristokratische Parthey, und die aus den Verfolgungsgrundsätzen der römischen Kirche ihre Waffen zur Behauptung ihrer so schändlich usurpirten hierarchischen Gewalt hernehmende Geistlichkeit nur nicht so wüthend wider die Konstituzion gewirkt hätte, ganz Frankreich schon im Besitz eines vollen Genusses des Segens, der aus der ergiebigen Quelle einer solchen Konstituzion, in starken Strömen sich über daß Land ergießen muß, gewesen wären. Wenn dieß nun nicht der Fall ist: so ist sie, ihrer innern Natur nach wenigstens, ohne alle Schuld. Ich

kann,

kann, mein Wertheſter, Ihnen daher nicht beytreten, wenn Sie die ſich zeigenden Uebel mit der Konſtituzion weſentlich zuſammen hängend, das iſt, daraus entſpringend ſich vorſtellen. Dieſe ſind gewiß ganz ein Werk der Unwiſſenheit, eines höchſt böſen Religionsfanatiſmus, der Bosheit, einer gänzlichen Irreligioſität und der Laſter, des Argwohns, und der Leidenſchaft und der traurigen Finanzlage, worin vor der Revoluzion das Reich hineingeſtürzt war, und welche theils der edle Entſchluß, alle in der Zeit des Deſpotismus gemachte Schulden zu bezahlen, theils die erſten Folgen der Revoluzion unterhalten und verſchlimmern mußten.

Was die Unwiſſenheit betrift: ſo erſtreckt ſie ſich unſtreitig bey einem ſehr großen Haufen der Nazion auf alle Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß. Wenn faſt die Hälfte der Munizipalbeamten nicht einmal ſchreiben, und zum Theil nicht einmal leſen können: ſo geht es mit der Unwiſſenheit gewiß noch ſehr weit. Vorzüglich muß ſie aber im Punkt der Religion von den böſeſten Folgen ſeyn. Denn die von der römiſchen Politik (von welcher Politik bey der das Ruder des Kirchenſchiffs regierenden und gelehrten Geiſtlichkeit nur die Rede ſeyn kann) den Menſchen, unter dem Beyſtand der Furcht vor der Hölle, eingetrichterten böſen dogmatiſchen Glaubensbegriffe ſcheuchen den geſunden Verſtand von jeder Prüfung zurück. Dieſe Art der Unwiſſenheit erſtreckt

sich auch über eine große Anzahl kultivirter, und in vielen Fächern des menschlichen Wissens sonst wohl unterrichteter Menschen, und besonders über das, von der päbstlichen Geistlichkeit, theils durch Furcht vor der Hölle und vor Kirchenstrafen, theils durch heimlichen Genuß einer verbothenen Wollust, großentheils gefesselte und verderbte weibliche Geschlecht. Ob der große Volkshaufe unter den Frankreichern gleich durch Neigung zum Umgang, und durch daher rührende mündliche Unterredungen, zu mehrerer Kultur als irgend ein andres Volk gelangt seyn dürfte: so werden jene Mängel der Unwissenheit doch so nicht hinlänglich gehoben. Auch kann der Mensch in vielen Dingen die aus der Fähigkeit zu lesen, zu schreiben, zu rechnen, entstehende Kultur und Geschicklichkeit nicht wohl in irgend einer Lebenslage entbehren. Es ist mir unerklärlich, wie es hat möglich seyn können, daß die konstituirende Nazionalversammlung nicht in der Zeit, da alles mit Enthusiasmus der Revoluzion ergeben war, zweckmäßige Verfügungen zur Mittheilung der wichtigsten, sich auf die Konstituzion beziehenden religiösen und politischen Begriffe im ganzen Reich getroffen hat, und daß der ehmahlige Bischof von Autún für den darauf abzielenden Entwurf zuletzt noch nicht Gehör erhalten konnte. Auch hat die jetzige Nazionalversammlung diese für die Ruhe und für die Behauptung der Konstituzion so äußerst wichtige Sache leider noch immer aufgeschoben. Vorzüglich hätte

das

Caſſio.

Vergieb mir, Bianca; ich war dieſe Zeit über von bleyernen Gedanken zu Boden gedrükt; aber ich werde in einer glüklichern Zeit dieſe lange Rechnung von Abweſenheit zu tilgen wiſſen. Liebſte Bianca, zeichne mir dieſen Riß ab -- (Er giebt ihr Desdemonens Schnupftuch.)

Bianca.

O Caſſio, woher habt ihr das? Das hat mir die Mine von einem Liebes-Pfand irgend einer neuern Freundin: Nun merk' ich die Urſache deiner Abweſenheit die mir ſo ſchmerzlich war: Iſt es dazu gekommen? Wohl, wohl!

Caſſio.

Geh, Mädchen, und wirf deine häßlichen Muthmaſſungen dem Teufel in die Zähne, von dem du ſie haſt. Du bildeſt dir alſo ein, das ſey ein Andenken von einer Liebſte? Nein, Bianca in ganzem Ernſt.

Bianca.

Wie, von wem iſt es dann?

Caſſio.

Das weiß ich ſelbſt nicht; ich fand es in meinem Zimmer; die Arbeit daran gefällt mir ungemein, und eh man es wieder begehrt, (welches vermuthlich geſchehen wird) möcht ich einen Abriß davon haben. Nimm es, mein Herz, und zeichn' es ab, und laß mich izt allein.

Bianca.

das ganze Volk über die Religion, über die Assignaten, und über die Nothwendigkeit mit Sorgfalt Deputirte und Beamte zu wählen und dabey jede Bestechung zu verabscheuen, zur nöthigen Erkenntniß gebracht werden sollen. Nun hat nicht allein die Volksunwissenheit und die sich leicht damit verbreitende Roheit und Zügellosigkeit zugenommen: sondern es hat auch der fanatische Eifer der unbeeidigten Geistlichen einen sehr großen Theil der Menschen für die Annehmung gehöriger Kenntnisse unfähig gemacht. Wenn beyde Versammlungen über irgend einen Punkt einen scharfen Tadel verdienen, so ist es also die Vernachläßigung des sich auf die Konstituzion beziehenden öffentlichen Unterrichts, und einer dazu stimmenden Bildung der Jugend. Wenn das ganze Volk den aus der Konstituzion entspringenden allgemeinen Seegen hell und klar erkennen gelernt hätte: so hätten die Aristokraten und die hierarchischen Pfaffen es nie so weit, als es geschehen ist, irre leiten können.

Ferner rechne ich zur Unwissenheit und zum Mangel wahrer Geisteskultur, den eitlen Wahn des Geburtsadels, der so vielen leeren Stolz, so viele Unterdrückung und so viel fanatisches Wesen veranlaßt, sich aber nie und nirgends in fürchterlichern Folgen, als vor und nach der Revoluzion in Frankreich, gezeigt hat *). Sie werden, geliebter

*) Wie sich der Adel in Frankreich gezeigt hat, und wie nothwendig nicht Schutz, sondern nur Unterdrückung des

liebter W. dieſe Schimäre gewiß, wenn Sie alles von allen Seiten dabey erwegen, um deſto mehr zu

des Volks die Folge eines ſolchen Zuſtandes hat werden müſſen, erhellt aus folgendem Gemälde, das Athanaſe *Auger* in ſeinem Werk, ſur les gouvernemens en genéral, uns davon geliefert hat. „Nous avous vu chez nous une nobleſſe toute militaire. Celle-là ſe piquoit d'ignorance, elle auroit crû deroger en ſe livrant aux ſciences, aux lettres et aux arts. Une valeur brillante, une fierté incapable de ſouffrir aucune inſulte, faiſoit toute la vertu de nos nobles; ou plûtot ils dedaignoient la vertu, ils la laiſſoient aux roturiers et au peuple, et avoient pris pour eux l'honneur. Ils contractoient des dettes qu'ils ne payoient pas; ils prodiguoient l'or, et refuſoient le ſalaire à un miſerable artiſan; ils égorgeoient un ami pour une ſimple parole; ils ſe feſoient juſtice à eux-mêmes contre toutes les regles d'une bonne adminiſtration; ils portoient la deſolation dans une famille honnête en deshonorant une fille ſimple et pudique; ils n'avoient ni moeurs ni principes; en un mot (qu'on me permette une expreſſion connue) c'étoient des *rouës*, mais *pleins d'honneur*. Pour moi, ſans examiner ce que c'eſt que cet honneur ſi vanté par certains nobles, ſans chercher à le definir, ſans l'attaquer ni le defendre, je dis que ſi l'honneur eſt autre choſe que la probité et la vertu, c'eſt un vain nom, un mot vide de ſens, c'eſt même une qualité dangereuſe, parcequ'avec de l'honneur on ſe croit diſpenſé d'avoir de la vertu." Traurig iſt es, daß man wohl in allen Ländern Europens nur zu viele

Na-

zu den gröſsten Uebeln der menſchlichen Geſellſchaft rechnen, je mehr der Menſch bey falſchen Ehrbegriffen ſchwärmt, *) wie das auch die Sitte des

Namenadeliche findet, auf welche dieſes Gemälde ebenfalls paſst. Ich habe daher ſchon mehr als einen dazu gehörigen erhabnen Adelichen kennen gelernt, der ſich faſt geſchämt hat zu dieſer Klaſſe von Menſchen gezählt zu werden, und der, eben ſo lebhaft als irgend ein Bürgerlicher, gewünſcht hat, daſs ſich dieſes Uebel, deswegen Carmer auch in das Preuſsiſche ſonſt ſo vortrefliche Geſetzbuch ſehr übel damit kontraſtirende Artikel noch hat aufnehmen müſſen, ſich nie in die menſchliche Geſellſchaft möchte eingeſchlichen haben. Höre man doch allenthalben itzt nun auf, dieſe Menſchenklaſſe zu vermehren, und fange man zugleich an feſtzuſetzen, daſs nach Verlauf gewiſſer Jahre alle, dem an ſich chimäriſchen Namenadel beygelegte, Vorzüge aufhören ſollten! So würde deſto eher allmählig der Adelsfanatismus geſchwächt, und alles in die Wege hineingeleitet werden, wohin Zuwachs vernünftiger Kenntniſſe und die ſich damit verbindende Rückkehr zur Natur, wovon man ſich leider in vielen Dingen ſo weit entfernt hat, ohnehin über kurz oder lang die Welt hinführen müſſen.

*) Es iſt das ſehr natürlich. Das falſche Point d' honneur das ſich beym Duell zeigt, iſt leicht durch ein wenig Furchtloſigkeit zu behaupten. Um den Erbadel braucht der Menſch, der ihn von Vorfahren erhält, ſich auch nicht die mindeſte Mühe zu geben. Ja es ſchmeichelt der Sinnlichkeit und der Trägheit, daſs man vermittelſt dieſes ſchimäriſchen Werths leicht und ohne viele Mühe

Duellierens zeigt, und je weniger jede falsche Idee der Ehre durch Gesetze und Gewalt sich ausrotten läßt. Auch werden Sie es erkennen, daß, da man einmal diese böse Hyder in Frankreich angegriffen hat, man sie durchaus nicht wieder müsse aufkommen und vielweniger sich einer obern Nazionalkammer bemächtigen lassen. Denn auch Sie setzen in Ihrem Schreiben fest, daß außer dem Könige alles vor dem Gesetz gleich sey, und bloß das jedem Menschen durch Natur und Kultur zu Theil gewordne Verdienst Vorzüge mit sich führen müsse. Indem ich hier die Idee von zwey Kammern berührt habe: so kann ich nicht umhin, hinzuzusetzen, daß durch eine Oberkammer, vorzüglich wenn deren Mitglieder nicht nach einigen Jahren wieder auch abgehen sollten, ein, jeder Körperschaft beywohnendes, und sehr vom Volksinteresse unterschiedenes, aristokratisches Interesse veranlaßt, und allen guten Vorschlägen und Dekreten der

zu ansehnlichen Stellen gelangen kann. Eine solche mit so weniger oder gar keiner Anstrengung verknüpfte Ehre gefällt gemeinen Seelen daher mehr, als die aus tugendhafter Anstrengung und aus großen Verdiensten entspringende Ehre. Es runzelt der gemeine Mensch also vor dieser die Stirn und betet jene falsche Ehre abgöttisch an. Je mehr aber einer, dem der Namenadel angebohren ist, sich durch Erhabenheit des Geistes auszeichnet, desto weniger achtet er jene Schimäre.

der Unterkammer die gefährlichſten Hinderniſſe in den Weg gelegt würden. Scheiterten in England nicht gewöhnlich die vortrefflichſten Beſchlüſſe des Unterhauſes im Oberparlemente? Hierin werden Sie mir um deſto mehr beyſtimmen, da Sie ſelbſt ſagen, daß, wie nun die Sachen ſtehen, das Volk die Konſtituzion mit heißem Eifer und mit Löwenmuth zu vertheidigen Urſache habe, und daß die Gebrechen derſelben nun nicht mehr dabey in Betracht kommen.

Endlich rechne ich noch einen, ſelbſt in beyden Nazionalverſammlungen ſich zeigenden Mangel der Erkenntniß zu dem ſchlimmſten Uebel. Man hat nemlich nicht alle natürliche Wirkungen des Papiergeldes vorhergeſehen. Es fehlte allen Mitgliedern zu ſehr dabey an ſo wichtigen Erfahrungskenntniſſen. Zwar haben die Aſſignaten einen großen Vorzug vor faſt jedem andern Papiergelde. Allein die mit unvorſichtiger Verbreitung der Aſſignaten verbundenen Folgen ſind dennoch den gewöhnlichen üblen Folgen alles Papiergeldes gleich. Viele dieſer Folgen entſtehen von ſelbſt, viele kann aber auch der Feind der Konſtituzion willkührlich veranlaſſen. Der in ſo vieler Hinſicht erhabne und große Talleyrand Perigord, der dieſe Materie ohne Zweifel am meiſten ſtudirt hatte, ſchien faſt alles dahin gehörige durchzuſchauen. Er wollte auch heilſame Vorſchläge thun, allein er fand ſo wenig ein zur Unterſtützung

seines Entwurfs hinlängliches Maaß von Kenntnissen unter seinen Kollegen, daß sein Vortrag darüber sogar unterbrochen wurde. Claviere hat nun in seiner in der Chronique du mois bisher zum Theil abgedruckten Abhandlung über diese Materie lauter richtige Kenntnisse an den Tag gelegt; allein ich finde doch noch nicht alle Wirkungen der Assignaten und alle Blößen, die man angreifen kann, angegeben. Er dürfte sie aber doch noch entdecken, und er kann vielleicht Frankreich noch durch eine weise eingerichtete Nazionalbank *) und durch die Bewirkung einer allgemeinen Entschliessung, den Assignaten aus Liebe zum Staat im Geschäftsleben den Vorzug zu geben, retten, wenn er allgemeines Zutrauen findet, und nun zugleich als Minister der Kontribuzion mit Nachdruck wirken kann.

Ueber den äußerst bösen Religionsfanatismus, der auch leider in Teutschland sich mächtig wieder zu regen anfängt, brauche ich nichts zu sagen. Das protestantische Teutschland ist voll von Männern, die dieses fürchterliche Uebel kennen und als die erste Pest der Staaten verabscheuen. Dieses Uebel, womit sich unmittelbar schändliche Heucheley und Irreligiosität verbinden, und wobey

diese

*) Etwa nach dem in den Winken für gute Fürsten 2. Thl. S. 174 u. f. w. enthaltnen Vorschlag, dem große praktische Geschäftsmänner ihren völligen Beyfall geben.

diese für die aristokratische und hierarchische Politik unterm Beystand des wahren Fanatismus zugleich jeden Dienst, wie viele Bosheit er auch erfordert, übernehmen, ist unstreitig so sehr für Frankreichs Konstituzion zu fürchten, als die traurige Finanzenlage und die bey der Ausgabe der Assignaten Statt findenden höchst schädlichen Fehltritte.

Uebrigens führt gänzliche Irreligiosität theils ungeheuer viel sittliches Verderben, und dadurch theils den Trieb, alles nach dem Maaße seiner persönlichen äußerlichen Vortheile zu berechnen und ums gemeine Beste sich wenig zu bekümmern, theils eine mit dem Hinsinken in sinnliche Wollust und Spielsucht verbundene Trägheit und Fühllosigkeit, theils endlich das mit so vieler Kunst bearbeitete Maskenwesen mit sich, wobey es einem selbst scharfsinnigen Beobachter schwer wird, den redlichen Vaterlandsfreund von dem falschen maskirten zu unterscheiden und sich durch Fehlblicke nicht irre leiten zu lassen. Dieses Maskenwesen ist wohl nie in der Welt weiter getrieben worden, als es itzt in Frankreich von den Feinden der Konstituzion getrieben wird.

Heftigkeit und leidenschaftliches tobendes Feuer reißt auch leider manchen redlichen Konstituzionsfreund über die Gränzen der Wahrheit im Argwohnen, des Rechts und der Mäßigkeit hinaus. Jenes tobende Feuer zeigt sich häufig in den für die Konstituzion eigentlich errichteten Klubs. In

dieſen Klubs befinden ſich indeſſen zugleich unter ſehr viele der böſeſten Ariſtokraten unter der äußern Maſke einer übertriebnen Demokratie, die nur alles in eine der Gegenrevoluzion günſtigen Gährung und Anarchie zu ſtürzen ſuchen, manche nach eigner Herrſchaft ſtrebende, böſe demokratiſche Egoiſten, und manche zur Unzeit und mit der Gefahr, Frankreich durch den fürchterlichſten Bürgerkrieg zu Grunde zu richten, nach einer ganz republikaniſchen Verfaſſung mit leidenſchaftlicher Wuth heimlich hinringende ächte oder unächte Patrioten.

Leid, ſehr leid iſt es mir, daß das Benehmen derer, die den König umgeben, und auf ihn mit Erfolg wirken, auch eins der größten Uebel iſt. Dieß Benehmen und die oft aufgedeckten Heuchler, wozu vorzüglich Bouille auch am Ende hat gezählt werden müſſen, hat allgemeine Furcht und allgemeines Mistrauen gegen die exekutive Macht und deren Agenten über alle redlichen Freunde der guten Sache ausgebreitet. Und wie wenig eifrig hat man in den Thuillerien ſich bemüht, dieß Uebel zu zernichten! Wie oft haben Hofbediente, ſelbſt Mitglieder der Nazionalverſammlung, den Maire von Paris oder andere Beamte auf eine unanſtändige Art geneckt! Wie gern hat die Königin erklärte Ariſtokraten um ſich geduldet, und wie wenig Mishandlungen der Konſtituzionsfreunde verhütet, wenn in der Oper oder beym Schauſpiel neben

den dem vive la reine auch ein vive la nation ausgerufen wurde. Und wie nothwendig wäre es doch gewesen, durch ein ganz entgegen geſetztes Betragen allen Argwohn über die Einfluſſe der Königin und der Hofleute auf den es ſonſt ſo gut mit dem Volk meynenden König auszurotten, theils mit glücklichen Erfolg allem Ariſtokratiſmus ein Ende zu machen, theils dem ſich regenden Republikaniſmus entgegen zu arbeiten! Urtheilen wir unter den Umſtänden nicht zu hart, mein Theurer, wenn wir auf die franzöſiſche Nazion, wegen der in Frankreich ſich zeigenden Uebel und ſelbſt Greuel, bitter ſchmälen und ſie im Ganzen verdammen? Dürfte wohl irgend ein andres Volk unter den Umſtänden und bey einem ſo lebhaften Nazionalkarakter es beſſer oder nur ſo gut gemacht haben?

Zwar denke ich an die Schaar der Uebel, welche immer mehr und mehr ſeit einiger Zeit das ſchönſte und beſte Reich der Welt verheeren, mit bitterer Betrübniß. Ich zitterte wirklich bey dem ſtarken Gemälde, das Sie in Ihrem Schreiben an mich davon machten, und ich ſah Sie, wie Sie es vermutheten, wahrlich höchſt traurig an. Allein ich hielt mich, bey dem Licht, worin mir dabey alles beym Hinblicken auf Frankreich und auf die bekannt gewordnen Bewegungen erſcheint, an die Hofnung dennoch feſt, daß eine ſo wohlthätige Konſtituzion am Ende noch ſich behaupten, und dann bald zu dem höchſten Grade der Vollkommenheit

heit gelangen dürfte. Selbst die dem Staat und der Konstituzion fremde und starke Gewalt der Jakobinerklubs, die in ihren Bemühungen vielmehr der Nazionalversammlung mit festen Schritte in Mittheilen oder Verbreitung konstituzioneller Ideen und Grundsätze hätten folgen als ihr vorgreifen sollen, suchte ich, als ein ausserordentliches Zeitübel anzusehen, das die Vorsehung vielleicht in der Zeit des ersten konvulsiviſchen Zusammenstoßens der konstituirten Mächte mit brauchen dürfte, um der, ebenfalls der Konstituzion fremden und selbst mit so vieler Heftigkeit sicher wider die Konstituzion wirkenden, aristokratischen Macht Widerstand zu leisten. Ich überließ mich selbst der reitzenden Hofnung, daß die Konstituzion und ihre Freunde zum Besten Frankreichs nicht nur obsiegen, sondern auch durch ihre Folgen die durch die alte Regierungs-Einrichtungen verderbte französische Nazion allmälig veredeln, und daß Isnard, in dem von Ihnen in ihrem Schreiben aufgestellten herrlichen Gemälde von der Westfranken Nazionals-Karakter, noch wohl Recht haben könnte. Nicht ohne lebhafte Rührung sehe ich, wie gern Sie, indem Sie mir Ideen und Hoffnungen der Art beylegen wollten, mit warmer Theilnehmung in diese meine Hofnungen mit hineingehen möchten. Möchte doch alles, was unter den Menschen und besonders unter den Mächtigen der Erde gut und groß denkt, zu diesen unsern Hofnungen und Wünschen mit Amen sagen, und alle von ihnen

ab-

Bianca.

Euch allein laſſen? Warum?

Caſſio.

Ich warte hier auf den General, und denke es würde mir eben keine groſſe Dienſte bey ihm thun, wenn er mich beweibt ſehen würde.

Bianca.

Wie iſt das zu verſtehen?

Caſſio.

Nicht als liebt' ich euch nicht.

Bianca.

Sondern nur daß ihr mich nicht liebet. Ich bitte euch, macht mir das ein wenig deutlicher und ſagt mir, ob ich euch dieſe Nacht nicht ſehen ſoll?

Caſſio.

Wenigſtens will ich euch ſehen, ſobald ich kan.

Bianca.

Nun wohl dann, ich muß es alſo drauf ankommen laſſen.

[Sie gehen ab.]

abhangende Reſſorts in Bewegung ſetzen, um die Welt durch verbeſſerte Einrichtungen, Kenntniſſe und Geſinnungen, ohne ſolche fürchterliche Staatserſchütterungen, als Frankreich hat erfahren müſſen, nach höhern Zielen der Vollkommenheit auf dem Wege der Wahrheit und der Tugend empor zu heben! *) Und ſo wird und muß endlich jede dem Licht der Wahrheit und des Rechts, dem ſüſſen Gefühl des Guten und der Ausbreitung des Reiches Gottes auf unſrer Erde hartnäckig widerſtrebende Bosheit mit allen ihren Werkzeugen endlich vor aller Welt zu Schanden werden. Im März 1792. E.

II.

Zuſatz des Herausgebers zu dem vorſtehenden Sendſchreiben.

So ſehr ich meinem verehrenswürdigen Freunde E. dafür verbunden bin, daß er mein im 1ſten Mos

*) Wenn man hiebey indeſſen an Aachen denkt, ſo kann man nicht ohne bittern Schmerz wahrnehmen, wie wenig das Kammergericht die Einführung der für jenen kleinen Staat von einem Dohm entworfenen vortreflichen Konſtituzion begünſtigt, oder wie ſehr man ſich vielmehr bemüht, die billigſten und wohlthätigſten Punkte davon zu vernichten.

Monatsstücke dieses Jahres an Ihn gerichtetes Sendschreiben mit einer eben so öffentlichen Antwort hat beehren wollen, und so sehr auch die Gedanken eines so hellsehenden, so freymüthigen, die Wahrheit so aufrichtig liebenden, und dem gemeinen Besten mit einem so warmen und zugleich so aufgeklärten und von aller eigennützigen Leidenschaft gereinigten Eifer gewidmeten Mannes, wie der berühmte Verfasser der Winke für gute Fürsten ist, zumahl wenn sie die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit zum Gegenstande haben, der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig sind: so finde ich mich doch bewogen, unsre öffentliche Korrespondenz über die französische Revoluzion und Konstituzion nicht weiter fortzusetzen, sondern die Verhandlungen zwischen uns — in so fern sie mir zu einem Urtheil über die Punkte, worin unsre Meynungen und unsre Vorstellungsart überhaupt nicht völlig zusammentreffen, hinlänglich scheinen, für beschlossen anzunehmen, und es nunmehr dem Urtheil des sachkundigen und unpartheyischen Lesers zu überlassen, welcher von uns, und in welchen Stücken der eine oder der andere der Wahrheit am nächsten gekommen sey. Ich finde dies um so nöthiger, da wir in unsrer Meynung von der neuen Konstituzion Frankreichs so weit von einander abgehen, daß eine fortzusetzende gründliche Erörterung eines so unendlich verwickelten und vielseitigen, und aus so unzählich vielen andern verwickelten und vielseitigen Problemen zusammens

ſammengeſetzten Problems, wie die innere ſowohl als relative Vortreflichkeit der neuen franzöſiſchen Konſtituzion iſt, uns wahrſcheinlich in eine Korreſponden; ohne Ende verleiten würde, deren unſere Leſer vermuthlich noch eher als wir ſelbſt müde werden dürften *).

Indeſſen ſey mir doch erlaubt, das erheblichſte, was ich bey den Behauptungen meines reſpektabeln Freundes, ſowohl in Rückſicht auf die franzöſiſche Revoluzions- und Konſtituzions-Sache, als in Betreff anderer beyläufig vorkommender Materien anzumerken habe, in möglichſter Kürze beyzufügen.

I. Ungeachtet Hr. E. zum Beweiſe ſeiner Meynung — „daß es ſehr nöthig ſcheine, alsdann, wann Revoluzionen erfolgen, den „Punkt des Rechts darüber, ſoviel nur immer „möglich aufs Reine zu bringen," — viel ſcheinbares vorgetragen hat: ſo möchte ich doch auch hier, wie bey ſo mancher anderer Gelegenheit, mit

*) Die allgemeinern Gründe, die mich überzeugen, daß dies der Fall ſeyn würde, liegen jedem aufmerkſamen Leſer in den Reinholdiſchen Dialogen, die drey Stände, und die Weltbürger betitelt (im 3ten und 4ten St. des T. M. 1792.) und in dem Beytrag zur genauern Beſtimmung der Grundbegriffe der Moral und des Naturrechts (im 6ten Stücke deſſelben) deutlich genug vor Augen.

mit Sankt Paul, dem Heiden-Apoſtel, ſagen: „ich habe es alles Macht, aber es frommet nicht alles.“ Denn geſetzt auch, ein philoſophiſcher Staatskunſtverſtändiger könnte, nach vorgängiger genaueſter Beſtimmung aller Begriffe und Sätze, die in dieſe Materie einſchlagen, die Linie mit mathematiſcher Schärfe angeben, über welche eine Regierung oder Staatsverwaltung hinausgekommen ſeyn müßte, um das Volk zu einem allgemeinen Aufſtande zu berechtigen: ſo würde doch ſeine Entdeckung entweder eine bloß abſtrakte und nur mit unendlicher Schwierigkeit anwendbare Spekulazion bleiben müſſen; oder, wenn ſie populär gemacht würde, unter Völkern, die noch ſo weit in der moraliſchen Kultur und Aufklärung zurück ſind, wie man es von allen dermahligen Völkern auf dem ganzen Erdboden zu geſtehen genöthigt iſt, faſt unvermeidlicher Weiſe nichts als Unheil ſtiften. Lieber wollte ich noch mit vorbelobtem Sankt Paul von den Dächern herabpredigen hören: „Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit, welche Gewalt über ihn hat,“ d. i. die ihn zur Unterthänigkeit zwingen kann, als das Volk wie es dermahlen beſchaffen iſt und wohl noch lange bleiben wird, mit einer ſo gefährlichen Frage als dieſe: „wann und unter welchen Umſtänden iſt es dem Volk erlaubt die bisherige Staatsverfaſſung und Regierung mit Gewalt umzuwerfen?“ vertraut machen, und es auf die Beurtheilung, Unpartheylichkeit und

Rechts

Rechtſchaffenheit des großen Haufens oder einiger Demagogen ankommen laſſen, ob ſie ſich nicht vielleicht in ihrer Meynung über das warum? wann? und wie? einer ſo fürchterlichen und mit ſo unüberſehbar vielen und großen Partikular-Uebeln nothwendig verbundenen Operazion, irren könnten. Gerade die in Frankreich erfolgte Revoluzion iſt es, die mich täglich mehr überzeugt, daß man in einer Sache von dieſer Wichtigkeit nicht zu behutſam ſeyn könne. Alle unpartheyiſchen Kenner des innern, beſonders des ſittlichen Zuſtandes des franzöſiſchen Volkes, die ich noch hierüber gehört habe, ſtimmen darin überein: daß die Revoluzion durch einen Schwarm republikaniſcher Brauſeköpfe, der einen oder etliche Katilinas an der Spitze hatte, übereilt und vor dem Zeitpunkt ihrer Reife zum Ausbruch gebracht worden ſey; und die Sache ſelbſt, mit ihrem ganzen ſchlechten Erfolg, ſpricht laut genug für die Wahrſcheinlichkeit dieſer Behauptung. Ganz gewiß giebt es nur Eine Art von wünſchenswürdiger Reformazion des gegenwärtigen politiſchen Zuſtands der Völker, nehmlich, diejenige, die eine natürliche Folge der ſtillen und wohlthätigen Revoluzion der Begriffe, Meynungen und Geſinnungen iſt, welche durch die ſtufenweiſe Fortſchritte der Vernunft in den Köpfen und Gemüthern der Menſchen bewirkt wird. Wehe dem Volke, bey welchem (wie bey den Frankreichern) die alte Verfaſſung unter dem hartnäckigen Kampf zwiſchen

einer Parthey, die alles hat und nichts verlieren will, und einer ungleich zahlreichern, die nichts hat und alles gewinnen will, endlich über beyder Theile Köpfen zusammenstürzt!

II. Die neue französische Konstituzion möchte als ein Werk des Verstandes, wie Platons Republik, oder Mor's Utopia, betrachtet, in sich ein noch so vortrefliches Meisterwerk seyn — wovon ich meines Orts noch nicht ganz überzeugt bin — so ist es, um sie ohne alles Bedenken für Etwas, das nicht so bleiben darf wie es ist, und das von Anfang an Etwas anderes hätte seyn sollen, zu erklären, meiner Urberzeugung nach genug: daß sie weder der dermahligen moralischen Empfänglichkeit des Volkes angemessen war, noch ohne einen gänzlichen gewaltsamen Umsturz der bisherigen Verfassung, d. i. ohne sich gegen einen großen Theil der Nazion der offenbarsten Ungerechtigkeiten schuldig zu machen, auf einmahl zu Stande gebracht werden konnte. Behaupten, das Volk in Frankreich sey berechtiget gewesen, um sich selbst eine desto glücklichere Existenz zu verschaffen, den König seiner Autorität, den Adel seiner Gerechtsamen und Einkünfte, die Klerisey ihrer Güter zu berauben, — mit welchen Farben man auch eine so offenbare Ungerechtigkeit anstreichen mag — heißt, das Volk in allen übrigen Staaten von Europa berechtigen, ein Gleiches zu thun, sobald es sich entweder gedrückt genug fühlt oder

sonst

ſonſt Luſt und Belieben dazu trägt. Denn der Beſitzſtand, worin ſich alle Fürſten, aller Adel und alle Kleriſey in Europa in dieſem Augenblick befinden, gründet ſich auf keine beſſern Titel, als der König, der Adel und die Kleriſey in Frankreich vor ſich hatten; und wenn Freyheit und Gleichheit, in dem Sinne (wohl zu merken!) worin die neuen Geſetzgeber Frankreichs dieſe Worte nehmen, unverlierbare Menſchheitsrechte ſind: ſo hat jedes Volk in Europa, unter welcher Regierungsform es leben mag, die Britten ſelbſt nicht ausgenommen, das unläugbarſte Recht, dem Beyſpiel der Frankreicher zu folgen, ſeine bisherige Verfaſſung mit Gewalt umzuwerfen, und ſich eine Konſtituzion zu geben, die auf jene demokratiſche Begriffe von Freyheit und Gleichheit gegründet iſt. Sind jene Begriffe richtig, ſo ſind, vermöge einer unſtreitigen Folgerung, nicht nur alle konvenzionelle Vorrechte, die irgend ein einzelner Menſch, oder irgend eine Klaſſe von Staatsbürgern vor den andern voraus hat, auf welche bisher gültige Rechtstitel ſie ſich auch gründen mögen, wie uralt ihr Beſitzſtand auch ſeyn mag, wie viele Jahrhunderte auch die Majorität des Volks die Gültigkeit dieſes Beſitzes und dieſer Titel ſtillſchweigend anerkannt haben mag, bloße Uſurpazionen, denen das Volk, ſobald es will und kann, ein Ende machen darf; ſondern auch alles Land- und Geld-Eigenthum, was ein Staatsbürger mehr beſitzt als der andre, iſt bloße Uſurpa-

zion, offenbare Verletzung der großen Brissotschen Gleichheit der Rechte, vermöge deren jeder Mensch gerade so viel Recht an den Erdboden und alle seine Güter hat als der andere. Kurz, hat es seine Richtigkeit mit diesen vorgeblichen Menschenrechten, welche der ganzen Neufränkischen Konstituzion zum Grunde gelegt sind, so gelten keine Rechte mehr, die sich auf Verträge gründen; und so ist dann auf einmahl im ganzen Europa denen, die dermahlen, vermöge der Verfassung und der Gesetzer ihres Vaterlandes ein Eigenthum haben, von allen, die Nichts haben, d. i. von einer ungeheuern Mehrheit, der Krieg angekündiget.

Dies ist der große Gordische Knoten, den, meines Wissens, noch kein Bewunderer der neuen französischen Konstituzion aufgelößt hat. Daß die erste Nazional-Versammlung die Einführung der Gleichheit nicht bis zu einer neuen gleichen Vertheilung des ganzen französischen Bodens *) getrieben hat, war eine bloß willkührliche Einschränkung ihres ersten Grundsatzes, eine offenbare Inkonsequenz, und in Rücksicht auf diejenigen, die man ihrer auf Verträge und gesetzmäßige

*) Etwa nach dem Muster der neuen Konstituzion, die ein eben so kühner als plausibler Tadler der europäischen Gesetze und Verfassungen neulich in Abyssinien einzuführen versucht hat.

ge Titel aller Arten gegründeten Rechte und Besitzungen beraubt hat, noch oben drein eine grobe **Ungerechtigkeit**; denn wirklich besitzt kein Mensch in der ganzen Welt sein Erbgut, wie klein oder groß es seyn mag, mit besserm Rechte, als das Recht ist, Kraft dessen der Adel und die Klerisey in Frankreich im Besitz ihrer Güter waren. Man konnte sie, falls sie sich nicht gutwillig dazu bequemen wollten, nöthigen, ihren, unstreitig mit den allgemeinen Grundgesetzen einer jeden bürgerlichen Gesellschaft unverträglichen **Privilegien** zu entsagen; sie konnten von Rechts wegen genöthigt werden, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staats beyzutragen, und überhaupt allen bürgerlichen und peinlichen Gesetzen, ohne Ausnahme eben so wie der geringste Einwohner unterworfen zu seyn: aber ihr **Eigenthum**, und alle die Rechte, welche sie als einen Theil ihres angeerbten oder gekauften Eigenthums besaßen, durften unter keinem Vorwand angetastet werden. Die **Mißbräuche** dieser Rechte konnten und mußten abgestellt werden, aber die **Rechte** mußten bleiben; mußten wenigstens so lange bleiben, bis ihre Besitzer selbst — nicht in einem vorübergehenden **Rausche**, wie in der famosen Nacht vom 4ten August 1789. sondern, zu Folge der ruhigsten Ueberlegung, freywillig und gegen eine genau abgewogene Entschädigung, sich derjenigen begeben hätten, die von einer weisen, durch keine Privatleidenschaften getriebenen, von keiner Fakzion beherrschten, von

keinen Laternenpfählen geſchreckten Nazional-Repräſentazion, einhellig oder doch mit einer ſtark überwiegenden Mehrheit, als unverträglich mit den Grundgeſetzen und dem Wohlſtande der bürgerlichen Geſellſchaft erkannt worden wären.

So gerecht, ſo billig dachten aber freylich die damahligen franzöſiſchen Demagogen nicht; und daher haben ſie auch der Nazion eine Konſtituzion theils aufgeſchwatzt, theils aufgedrungen, die (wie gut ſie auch in vielen Stücken ſeyn mag) ſchon von deßwegen allein nicht rechtsbeſtändig ſeyn kann, weil ſie (gegen den von meinem Freunde E. ſelbſt aufgeſtellten Grundſatz, „daß eine Menge nie das Recht über andere zu herrſchen d. i. andern Geſetze vorzuſchreiben, haben könne, als vermittelſt eines von jedem Einzelnen mit ausgehenden und von jedem Einzelnen in der Folge zu genehmigenden Vertrags—) bloß von der demokratiſchen Parthey, ohne freye Mitwirkung des Königs und trotz des Widerſpruchs des ariſtokratiſchen Theils der Nazion, durchgeſetzt worden iſt. Indeſſen iſt es bereits dahin gekommen, daß die republikaniſche Fakzion — deren Einfluß ſchon die erſte Nazional-Verſammlung gar bald von dem Wege einer weiſen Mäßigung abgeführt, und der Konſtituzion ihre gegenwärtige centauriſche Geſtalt (vermuthlich in der Hoffnung, daß ſie nicht lange dauern könne) gegeben hat — es iſt, ſage ich, bereits dahin gekommen, daß dieſe republikaniſche

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Eine Straſſe vor dem Pallaſt.)

Othello und Jago treten auf.

Jago.

Denkt ihr das?

Othello.

Ob ich's denke, Jago?

Jago.

Wie, einander heimlich küſſen?

Othello.

Unauthoriſierte Küſſe?

Jago.

Oder auch nakend bey ihrem Freund im Bette zu ligen, eine, zwo und mehr Stunden, ohne was böſes dabey zu meynen? Das ſollte nicht möglich ſeyn? [*]

Othello.

[*] Eine Anſpielung auf die berüchtigte Keuſchheits-Probe des heiligen Robert von Arbrüſel, der mit zwoen ſchönen nakten Nonnen ein Probe machte, die mit einer häßlichen erſtaunlich war.

ſche Faktion, welche die durch ganz Frankreich verbreiteten ſogenannten Geſellſchaften der Konſtituzionsfreunde, oder Jakobiner, und durch ſie die geſetzgebende Verſammlung und das ganze Reich beherrſcht, ihre Unzufriedenheit mit dieſer Konſtituzion ſchon lange laut genug an den Tag giebt, um dem Verdacht, daß ſie mit einer Umſchaffung derſelben ſchwanger gehe, die größte Wahrſcheinlichkeit zu geben.

Und in der That, umgeſchaffen muß ſie werden, wenn Frankreich eine rechtsgültige und feſtgegründete Verfaſſung erhalten ſoll; aber freylich weder von demokratiſchen noch ariſtokratiſchen Faktionsmännern. — Von wem alſo? — Das mag der Himmel wiſſen! Denn nun iſt freylich der ganze Handel ſo weit hinein verdorben, der Uebermuth der herrſchenden, und die Verbitterung der gemißhandelten Parthey ſo groß, jeder Weg, auf welchem vielleicht zwiſchen beyden noch ein billiger und (was das vornehmſte iſt) ein ſicherer Vergleich verſucht werden könnte, ſo verhauen und verrammelt, und wofern auch ein ſolcher Weg noch zu eröfnen wäre, jede Parthey von dem Geiſt der Mäßigung, der bey einem billigen Vergleich präſidieren müßte, ſo weit entfernt, jede ſo ungeneigt etwas von ihren überſpannten Forderungen nachzugeben: daß ſelbſt erfahrne Weltleute und Staatskundige keinen Begriff davon haben, wie der Nazion, in den verzweifelten Umſtänden,

worein sie *per star meglio* gestürzt worden ist, anders zu helfen sey, als durch Mittel, wovon zu besorgen ist, daß sie entweder keine Statt finden, oder das Uebel noch ärger machen werden. — Doch hievon vielleicht ein andermahl.

III. Diogenes bewies einst, sagt man, gegen einen Philosophen, der die Möglichkeit der Bewegung läugnete, das Gegentheil dadurch, daß er mit großen Schritten davon gieng. Die Franksreicher beweisen gegen alles, was man für die Vortreflichkeit ihrer Konstituzion schönes sagen kann, dadurch, daß diese schon so oft beschworne Konstituzion noch immer nicht in den rechten Gang hat gebracht werden können. — Das kommt eben daher, sagt man, weil sie so vortreflich ist. — Desto schlimmer! würde Solon sagen, wenn er wiederkommen und ein Augenzeuge dieses gewagten legislatorischen Experiments seyn könnte. Hätten Euch Eure Legislatoren keine bessern Gesetze geben wollen, als Ihr dermahlen zu ertragen fähig seyd, und dafür ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, Eure Kinder durch eine vernünftig eingerichtete Nazional-Erziehung zu bessern Menschen zu machen als Ihr seyd; es ihnen überlassend, alsdann alles, was sie an euerer Gesetzgebung noch mangelhaftes und der Verbesserung bedürftiges finden würden, selbst zu reformieren: *) so

*) Dies ist ein schon mehrmahls von mir berührter Punkt, worin ich mit Hrn. E. (s. eben S. 266.) völlig zusammen stimme.

ſo würdet ihr Euch vermuthlich beſſer dabey ſtehen, als bey dieſem ſo hochgeprieſnen Meiſterſtück des menſchlichen Verſtandes, das ſogleich, wie man es realiſieren wollte, verunglückte; das gegen eure Erwartung lauter falſche Reſultate gab, und ſie geben mußte, weil es weder zu eurem Nazional-Karakter, noch zu euerer ſittlichen Verdorbenheit, noch zu euern übrigen Umſtänden paßt. — Was würdet ihr von einem Nomotheten geſagt haben, der euch eine Verfaſſung (wie vortreflich ausgedacht und ausgearbeitet ſie auch immer ſeyn möchte) hätte geben wollen, wobey er voraus geſetzt hätte, daß ihr fliegen könntet? — War es aber etwa weiſer, Euch eine Konſtituzion zu geben, welche, bloß durch die wahnſinnige Vorausſetzung, daß die groſſe Majorität von Euch, aus immer verſtändigen, ſoliden, mäßigen, uneigennützigen, und von der reinſten Vaterlandsliebe glühenden Menſchen beſtehe, eingeführt werden und Beſtand haben könnte?

Nichts iſt augenſcheinlicher, als wie ſehr beynahe alles, was wir unter der gegenwärtigen Nazional-Verſammlung vorgehen ſehen, das Gegentheil von dem iſt, was, nach der Rechnung unſrer gutmüthigen teutſchen Konſtituzionsfreunde, geſchehen ſollte. Die Nazional-Verſammlung herrſcht über keinen Menſchen, ſagt mein Freund R. — ſie ſetzt nur die Geſetze feſt, nach welchen der König und ſeine Agenten herrſchen ſollen.

Ich könnte fragen, ob es wohl eine höhere Herrschaft gebe, als die Macht allen andern Gesetze vorzuschreiben? Aber davon ist jezt die Rede nicht: ich frage nur, ob die jetzige N. V. nicht de facto willkührlicher und despotischer herrsche, als kaum irgend ein König zu herrschen gewagt haben würde? Hat sie sich nicht fast unzählichemahl erlaubt, konstituzionswidrige Dekrete abzufassen? Hat sie sich nicht immer mit den Munizipalitäten, Distrikten und Departements des Reichs in eine konstitutionswidrige unmittelbare Konnexion gesetzt? Hat sie nicht, sobald es die Faktion, von welcher sie selbst beherrscht wird, ihrem Interesse gemäß fand, sich sogar Eingriffe in die richterliche Gewalt erlaubt? Hat sie sich eher zufrieden gegeben, bis der König alle Minister, die dem Reich wahre und große Dienste zu leisten fähig waren, und (was gewiß dereinst noch anerkannt werden wird) wirklich leisteten, seinen und ihren Feinden Preis gegeben, und ihre Stellen mit Jakobinern besetzen müssen, die, so wie sie selbst, unter dem Einfluß einer Parthey stehen, deren Häupter laut genug sagen, daß der Nazion nur durch völlige Abschaffung der Monarchie geholfen werden könne? — Wenn dies nicht herrschen heißt, so weiß ich nicht was man so nennen soll. — Und dennoch, möchten die Herren immer herrschen, so lange sie könnten, (und wer soll denn auch in einer Monarchie, worin man den König zu einer gänzlichen Null gemacht hat, herrschen, als der Gesetzgebende Körper?)

per?) wenn ſie ihre Sachen nur gut machten! Aber beynahe Alles, was wir ſeit 6 Monaten von ihren Thaten ſehen, hören und leſen, beweiſet die Wahrheit der homeriſchen Maxime, Vielherrſcherey taugt nichts! —

Noch ein Beyſpiel. Hr. E. hält die Art, wie Deputierte zur Nazional Verſammlung gewählt werden ſollen, für unverbeſſerlich, und unterſtuzt ſeine Meynung (wie immer) mit ſcheinbaren und ſtattlichen Gründen. Alles was ich dagegen einzuwenden habe, iſt — der Augenſchein. — Was für einen ſtärkern Beweis, wie ſchlecht das Intereſſe der Nazion durch die dermahlige Art ihre Repräſentanten zu wählen, geſichert ſey, kann man foedern, als die Mehrheit der gegenwärtigen Nazional-Verſammlung? Ihre Vorgänger waren (wie Niemand läugnen kann) überhaupt zu reden, ein Auszug der vorzüglichſten Männer und beſten Köpfe Frankreichs: die dermahligen Repräſentanten hingegen (ich rede von der großen Majorität) ſcheinen es, von Anfang an, recht darauf angelegt zu haben, ſich als die Antipoden ihrer Vorgänger zu zeigen; und man kann, wenn man auch nichts ſchlimmeres von ihnen geleſen hat, als was die Journale ihrer eignen Parthey von ihren Reden und Thaten erzählen, ſich des Gedankens nicht erwehren, daß die franzöſiſche Nazion ihr Heil keinen übel organiſirtern Köpfen, keinen verächtlichern Sofiſten und Sykofanten,

keinen

keinen unwiſſendern, ungezognern, ſchlechter denkenden, brutalern, und in jeder Rückſicht zu dem erhabnen Beruf der Geſetzgebung untauglichern Menſchen hätte anvertrauen können, als gerade diejenigen ſind, von welchen ſich der kleinere und geſundere Theil — (der aber, zum Unglück Frankreichs, faſt immer die Tribünen gegen ſich hat, und durch Murmeln, Schreyen, Lärmen und Brutalitäten von der herrſchenden Parthey übertäubt wird,) bisher hat tyranniſiren laſſen müſſen. Dieſe Meynung wenigſtens ſcheint man in ganz Eukopa von dieſen Menſchen gefaßt zu haben. Alle Freunde der guten Sache beklagen das Unglück, ſie in den Händen einer Kabale von Sofiſten, Schwärmern und Taugenichtſen zu ſehen, in deren Munde die Wahrheit ſelbſt zur Lüge wird; und ich, für meinem Theil, geſtehe gern, daß ihre Grundſätze, Reden, Relazionen, Denunziazionen, Demanden, und überhaupt die ganze Art, wie dieſe Rotte die wichtigſten Gegenſtände zu debatiren und zu entſcheiden gewohnt iſt, Schuld daran ſind, wenn ich mich ſeit geraumer Zeit mit Schmerzen genöthigt ſehe, die Hoffnung, daß Etwas für Frankreich und ganz Europa überhaupt Erſprießliches aus der Revoluzion hervorgehen werde, wo nicht gänzlich aufzugeben, doch wenigſtens allein auf eine vielleicht noch mögliche Gegenrevoluzion zu ſtellen. Freylich nicht auf die, woran das ſogenannte auswärtige Frankreich dieſſeits des Rheins arbeitet, und wozu (wie

man glaubt) die teutſchen Kriegsheere, die ſeit kurzem in Bewegung geſetzt worden ſind, den Emigrierten behülflich ſeyn ſollen: ſondern auf eine Gegenrevoluzion, die — wie ich kaum zweifeln kann — alsdann unfehlbar erfolgen wird, wenn in Frankreich ſelbſt der geſundere (an Kopf und Herz geſundere) Theil der Patrioten den Häuptern der republikaniſchen Parthey, den Briſſot, Merlin, Saladin, Bazire, Chabot, Manuel, Roberspierre, Petion, Dümourier, und ihrer ganzen Rotte endlich die Masken abgezogen, und jene von allen Redlichen ſo eifrig gewünſchte Scheidung der ächten Volksfreunde — die das allgemeine Intereſſe ernſtlich wollen, — von den unächten, — die es nur zum Vorwand und Deckmantel ihrer eigennützigen und herrſchſüchtigen Plane machen — bewirkt haben wird; eine Scheidung, ohne welche es unmöglich ſcheint, daß die Nazion dem gänzlichen Verderben entgehe, welchem ſie ſich, durch die zuſammengeſetzte Bemühungen ihrer erklärten Feinde von auſſen und ihrer falſchen Freunde von innen, mit ſo fürchterlich ſchnellen Schritten nähert.

Doch genug für diesmahl von den Frankreichern, um noch ein Wort vom Herzen wegzuſagen, das uns ſelbſt näher angeht.

Mich dünkt wahrgenommen zu haben — oder ſcheint es mir nur ſo? — als ob die Mängel und Gebrechen unſrer allgemeinern und beſondern germanis

manischen Verfassungen und Staatsverwaltungen manchen unsrer bessern und an dem gemeinen Wohl des Menschengeschlechts wärmer Theil nehmenden Schriftsteller seit dem 14ten Jul. 1789. viel stärker in die Augen leuchten, als sonst; und als ob in manchen Schriften, wo von Menschenrechten, Volksrechten, Grundgesetzen der bürgerlichen Gesellschaft, von Regierung und Regierungsformen, von Fürstenrechten und Fürstenpflichten, u. s. w. die Rede ist, eine viel freyere und stärkere Sprache gesprochen, und ein gewisser schneidender Ton angenommen werde, den man sich vor den 14ten Jul. 1789. (wenigstens bey den Gelegenheiten, wo er jezt nicht selten gehört wird) nicht erlaubt haben würde. Man macht den Unterschied zwischen der reellen und repräsentierenden Majestät, den man sonst kaum in lateinischen Lehrbüchern leicht berührt fand, jezt sogar in populären und für alle Arten von Leser bestimmten Schriften geltend; man spricht von Pflicht des Regenten dem Volk Rechenschaft von Verwaltung seines Amtes zu geben; von einer Pflicht sein Volk glücklich zu machen; von einem zwischen dem Regenten und dem Volke bestehenden Vertrag, an dessen Erfüllung das Volk nur in so ferne gebunden ist, als jener die Bedingungen dieses Vertrags erfüllt; kurz, man bringt Begriffe und Behauptungen in Umlauf, die — in Verbindung mit dem was in Frankreich seit drey Jahren geschehen ist, und was man in französi-

schen

ſchen Zeitungen und Jakobiniſchen Journalen täglich zu leſen bekommt, (in welchen ſeit geraumer Zeit von den erſten Monarchen in Europa, ohne alle Scheu, in dem ungezogenſten Tone, und mit einer Frechheit und Brutalität, die kein Privatmann geduldig ertragen würde, geſprochen wird) auf manche Köpfe, die zu dieſer Art zu philoſophieren nicht gehörig vorbereitet ſind, und nicht allemahl verſtehen was ſie leſen, eine gar ſeltſame Wirkung thun müſſen.

Der Himmel bewahre mich vor dem bloßen Gedanken, der Vernunft andere Grenzen ſetzen zu wollen, als die ihr die Natur ſelbſt geſetzt hat; oder zu behaupten, daß es irgend einen Gegenſtand gebe, den man ihrer Beleuchtung entziehen dürfe! Aber, ſo gewiß es in ihrer Natur iſt, bloß ihren eigenen Geſetzen und keinem Zwang von auſſen unterthan zu ſeyn: ſo gewiß erkennt ſie die engere oder weitere Schranken, innerhalb welcher ſie ihre Wirkſamkeit auſſer ſich, nach Maßgabe der Zeit, des Orts, und der übrigen Umſtände, ihrem eigenen Geſetz zu Folge, halten muß. In einer Zeit wie die unſrige, in einem Reich wie das germaniſche, müſſen nicht nur bey Unterſuchung problematiſcher Fragen, ſondern ſelbſt beym populären Vortrag ausgemachter Wahrheiten, welche die bürgerlichen Verfaſſungen und Regierungen unmittelbar betreffen, vielerley Rückſichten genommen werden, ohne welche man Gefahr

fahr läuft, aus Uebel ärger zu machen, oder Unheil anzurichten wo man Gutes ſtiften wollte. Ich hätte von dieſer Seite, aus Veranlaſſung mancher Stellen des vorſtehenden Sendſchreibens, (die dem Leſer von ſelbſt aufgefallen ſeyn werden) vieles anzumerken; will mich aber, aus Mangel an Raum und Zeit, vor jezt nur auf folgendes einſchränken.

Die kosmopolitiſchen Schriftſteller ſollten, meiner Ueberzeugung nach, ſo gut ihr Geheimniß haben, als die Regierungen und Staats-Kabinette von jeher das ihrige hatten. Ich muß daher geſtehen, daß ich mich ungern von meinem ehrwürdigen Freunde, gewiſſer maßen, genöthiget ſehe, öffentlich über Dinge zu ſprechen, worüber man, wie ich glaube, ſich nur gegen Eingeweyhte ohne Gleichniß erklären ſollte. Indeſſen, da es nun einmahl nicht anders iſt, muß ich mich ſchon entſchließen, etwas — wenigſtens aus dem Vorhofe des Tempels, der das Palladium der Menſchheit verwahrt — auszuſchwatzen.

Was alſo vor allen Dingen den Deſpotismus betrift: ſo iſt wohl nicht zu läugnen, daß der Hang zum deſpotiſiren der ſchwarze Punkt in aller Menſchen Herzen iſt; und daß es daher im Nothfall ohne alles Bedenken laut geſagt werden darf, daß alle Regierungen, von Sr. Groſstürkiſchen und Marokkaniſchen Hoheit an, bis zum Magiſtrat der Reichsſtadt Buchau, in dieſem Punkt

Othello.

Nakend im Bette, Jago, und nichts böſes dabey meynen? Das heißt, den Teufel zum Narren machen wollen: Leute, die mit tugendhaften Abſichten ſo etwas thun, die verſucht der Teufel nicht; ſie verſuchen den Himmel.

Jago.

Und doch, wenn ſie nichts thun, ſo iſt es nur eine läßliche Sünde: Aber wenn ich meinem Weib ein Schnupftuch gebe --

Othello.

Was dann?

Jago.

Was dann? So gehört's ihr zu, Gnädiger Herr; und da es ihr zugehört, ſo kan ſie's, denk' ich, wieder einem andern geben.

Othello.

Ihre Ehre gehört auch ihr zu; darf ſie ſolche darum weggeben?

Jago.

Ihre Ehre iſt ein unſichtbares Ding und es bleibt immer problematiſch ob man ſie hat oder nicht hat; aber das Schnupftuch --

Othello.

Beym Himmel! du erinnerſt mich an etwas das ich ſo

gern

Punkt Menſchen ſind, ſo gut wie wir alle, und alſo eben ſo gewiß und unfehlbar nach willkührlicher und, ſoviel möglich, uneingeſchränkter Ausdehnung ihrer Gewalt tendiren, als ein irdiſcher Körper nach dem Mittelpunkt der Erde. Da dies nun einmahl, und (was ich nie zu vergeſſen bitte) in jeder Regierungsform der Fall derjenigen iſt, die ſich mit Gewalt — alſo um ſo viel mehr aller und jeder, die ſich mit einer ſehr großen Gewalt — bekleidet ſehen: ſo kann es zu gar nichts helfen, ſich über Etwas, das überall iſt, immer war, und immer ſeyn wird, zu formaliſieren, und den Regenten (man ſchelte ſie nun böſe oder gute) ein Verbrechen aus dieſer Erbſünde, womit die Guten eben ſowohl als die Böſen behaftet ſind, zu machen; und es wäre, dächte ich, endlich einmal Zeit, ſie mit Vorwürfen über dieſen Punkt zu verſchonen.

„Alſo, weil es leider! *de facto* ſo und nicht „anders iſt, ſollten wir uns etwa mit leidendem „Sklavenſinn und Sklavengehorſam gefallen laſ„ſen, wenn ein Deſpot für gut fände, uns das „Fell über die Ohren zu ziehen?“ — Keineswegs. Aber ſo arg ſteht es auch wahrlich nicht im letzten Zehend des achtzehenden Jahrhunderts in Europa! — wenigſtens nicht im Chriſtlichen. Trotz der beſagten Erbſünde, womit alle Gewalthaber ohne Ausnahme, ſo gut wie jeder Privatmann in ſeinem kleinen Zirkelchen, mehr oder weniger

angeſteckt ſind, geht es, aus mancherley bekannten Urſachen, noch immer in den meiſten europäiſchen Staaten, und beſonders in unſerm teutſchen Vaterlande, von den großen Monarchien an, bis zu vorbeſagter Reichsſtadt Buchau, verhältnißmäßig, ganz leidlich zu; und mehr als eine leidliche Exiſtenz von auſſen her iſt niemand berechtigt von dieſem Leben zu fordern; denn glücklich kann kein König, ja kein Gott uns machen, wenn wir es ſelbſt nicht können.

Geſetzt aber, — was nun ebenfalls mehr oder weniger allenthalben auf dem Erdboden der Fall iſt, — das Volk, zumahl der ärmere Theil deſſelben, habe über ſeine hohe Obrigkeit, die Diener und Beamten derſelben, die Juſtizpflege, die Abgaben und Dienſte, und tauſend andere Dinge, mancherley mehr oder weniger gerechte Klaglieder anzuſtimmen; — geſetzt, (wovon man auch Exempel hat) ein Monarch gebe ſeiner Gewalt eine gröſſere Ausdehnung als Recht iſt; er halte ſich z. B. ermächtiget, die Strafe, die das Geſetz einem Verbrecher diktirt, willkührlich zu ſchärfen; oder er maße ſich eine, mit den Rechten der Vernunft nicht vereinbare Autorität über das Gewiſſen und die Religion ſeiner Unterthanen an, ſchränke die Freyheit der Preſſe ein, ſuche dem natürlichen Gang des menſchlichen Geiſtes, der auf keiner erſtiegnen Stufe ſtehen bleibt, gewaltſamen Einhalt zu thun, und dergl. — Sollen wir in ſolchen

Fäl-

Fällen ſogleich über Unterdrückung und Tyranney ſchreyen? Sollen wir einen ſolchen Regenten von allen Seiten mit ängſtlichen, zudringlichen und emſatiſchen Vorſtellungen beſtürmen? Die Rechte der Menſchheit, den geſellſchaftlichen Vertrag, die Bedingungen, unter welchen ein Volk der Pflicht zu gehorchen entbunden iſt, in einem bedenklichen, und ſelbſt durch das, was wir zurückhalten, ſehr deutlich ſprechenden Tone, gegen ihn geltend machen? Ihm zu verſtehen geben, daß der Gehorſam und die Geduld des Volks Gränzen habe? Ihm die Möglichkeit eines allgemeinen Aufſtands in einer vielleicht nicht ſehr weiten Entfernung ſehen laſſen? — Es wäre doch ſonderbar, wenn die Behutſamkeit, die Schonung, die Delikateſſe, welche uns Verſtand und gute Lebensart in den gemeinen Verhältniſſen des Privatlebens gegen einander beobachten lehren, und von welchen wir uns ſelten anders als zu unſerm eignen Nachtheil diſpenſieren, nur von den Schriftſtellern, die ſich zu Wortführern und Sachwaltern der Menſchheit aufwerfen, und nur gegen die Könige und Fürſten nicht beobachtet werden dürften! Das Wort Deſpot und Deſpotismus iſt nun einmahl ein eben ſo allgemein verhaßtes Schimpf-Wort als Ketzer, Pfaff, Deiſt, und als es die nur erſt ſeit dem 14ten Jul. 1789. in Schwang gekommenen garſtigen Wörter Demokrat und Ariſtokrat bereits ſind, oder doch in kurzem ſeyn werden. Werde ich wohl darum für einen Verräther an

der guten Sache und bestochnen Schmeichler der Großen anzusehen seyn, wenn ich wünsche, daß man — nicht den Königen und Fürsten, die, zum Glück, nicht viel Teutsches lesen — sondern dem lesenden Theile der Nazion jenes odiöse Wort nicht mehr so oft um die Ohren sausen ließe? Ein Monarch kann manches thun, das Nero auch gethan hat, ohne darum ein Nero zu seyn. Er kann, indem er z. B. strenger als die gesunde Philosophie es gestattet, über alten Glaubens-Formeln und Lehrpunkten hält, und der Freyheit der öffentlichen Lehrstühle und der Presse so enge Schranken setzt, als er für nöthig hält um vermeynte größere Uebel zu verhüten, — er kann, sage ich, indem er dies thut, glauben, Gott und dem Staat einen großen Dienst daran zu thun; und er ist darum noch kein böser Fürst, weil er aus guter, wiewohl irriger Meynung Böses thut. Ueberhaupt sehe ich nicht recht, was man sich davon versprechen könne, wenn man, wo von jetzt lebenden teutschen und andern Regenten die Rede ist, auf die Distinkzion zwischen guten und bösen Fürsten so viel Gewicht legt. Denn, fürs erste, giebt es doch wohl schwerlich einen Fürsten, der böse ist weil er böse seyn will, oder weil er, wie Miltons Satan, beschlossen hat, daß das Böse sein Gut seyn soll; und dann dünkt mich dies allein schon eine hinlängliche Einwendung gegen den öffentlichen Gebrauch dieser Distinkzion zu seyn, daß es *de facto* gar keinen lebenden bösen

Für-

Fürſten giebt; oder ein ſolcher müßte nur gar keinen politiſchen Schriftſteller in ſeinem Lande haben. Denn man kann ſicher darauf rechnen, daß jeder Schriftſteller, der über das Thun und Laſſen der Regenten ſeiner Zeit richtet, unfehlbar ſeinen eignen gnädigſten Fürſten und Herrn ausnehmen, und wenigſtens dieſem allein die Oberſtelle unter den Trajanen und Antoninen anweiſen wird. — Man halte dies nicht für perfiflage! Klugheit iſt ganz gewiß auch für die Apoſtel des politiſchen Evangeliums eine groſſe Pflicht. Nicht nur in Rückſicht auf die Gewalthaber ſelbſt — (und man vergeſſe ja nicht, daß es dermahlen in der ganzen Chriſtenheit, den Jakobiner-Klub in Paris und den Kopfabſchneider Jourdan mit allen ſeinen Kollegen ausgenommen, keinen einzigen Gewalthaber giebt, der es nicht Kraft der Geſetze iſt) — alſo, nicht nur in Rückſicht auf die Regenten, die durch die Ehrerbietung und das Zutrauen, ſo man ihnen zeigt, ganz gewiß eher als durch Mißtrauen und Geringſchätzung zurückgehalten werden, böſe zu ſeyn; ſondern hauptſächlich um des Volks, um des Staats ſelbſt willen, — deſſen Ruhe und Wohlſtand ſo weſentlich davon abhängt, daß die drey theologiſchen Tugenden, Liebe, Glaube und Hoffnung, immer lebendig bey den Unterthanen zu ihren Regenten erhalten werden — ſollte jeder Regent, von Sr. zukünftigen Kayſerlichen Majeſtät an, bis zu Herren Burgermeiſter und Rath der mehrbeſagten Reichs-

ſtadt Buchau.*) ſo lange für gut gehalten wer-
den, bis das Gegentheil gerichtlich erwieſen iſt.
Und dies wäre, däucht mich, in Rückſicht auf
die gröſsern Gewalthaber, um ſo rathſamer: weil
alles, was unſre demokratiſchen Schriftſteller —
deren Köpfe theils durch die Reden und Schriften
Franzöſiſcher und Engliſcher Freyheitsſchwärmer,
theils durch das unausgeſetzte dreyjährige Brüten
über der franzöſiſchen Revoluzionsſache ein wenig
mehr erhizt und exaltiert worden ſind als nöthig
iſt — mit ihren allzueifrigen Bemühungen das
Reich der Nemeſis zu beſchleunigen, ausrichten
werden, wahrſcheinlich darin beſtehen wird, daſs
die groſsen Gewalthaber endlich Notiz davon neh-
men, und gar leicht, ut homines ſumus, ver-
leitet werden könnten, zu glauben, es ſey Re-
gentenpflicht für ſie, den demokratiſchen Dä-
mon, der in Frankreich ſo viel Unfug und Unheil
angerichtet hat, durch Mittel zu beſchwören, die
dem Fortgang der wahren Aufklärung ſelbſt ſehr
nachtheilig ſeyn, und ſchlimmere Folgen haben
würden, als mancher gutherzige Schriftſteller vor-
ausſehen mag.

Wie verdächtig dieſe Aeuſſerung auch meinen be-
kannten und unbekannten demokratiſchen Freun-
den

*) Die hier bloſs darum ſo oft genennt wird, weil ſie mei-
nes Wiſſens der kleinſte aller europäiſchen Staaten iſt.

den vielleicht klingen wird, so bin ich mir doch innigst bewußt, daß ich keine andere Bewegursache habe, diese Sprache zu reden, als die Ueberzeugung, daß die gute Sache der Menschheit, die uns allen so sehr am Herzen liegt, auf dem Wege, den ich vorschlage, besser, sichrer und gewisser gefödert werde, als durch alles unruhige Treiben und Stürmen. Die Sachen sind dahin gekommen, daß — wenigstens meiner Ueberzeugung nach — kein gesunddenkender und rechtschaffner Mann in Teutschland länger weder Aristokrat noch Demokrat seyn soll noch kann. Am allerwenigsten soll sich zu einer dieser Partheyen ein Schriftsteller bekennen, der einigen Einfluß auf das lesende Publikum, und, natürlicher Weise, durch dieses einen zwar nur mittelbaren, aber nicht zu berechnenden, wohl- oder übelthätigen Einfluß auf den unendlich größern nicht lesenden Theil der Nazion hat. Das nöthigste von allem, was in der jetzigen Lage der Sachen noth ist, scheint mir zu seyn, daß alle Gemüther wieder in Ruhe kommen, kein Partheynahme in gemeinen Leben mehr gehört werde, und alle politischen Clubs und geheimen Gesellschaften (sie seyen nun der französischen affiliirt oder nicht) je bälder je lieber aus einander gehen. Nichts ist leichter und beynahe unvermeidlicher, als daß der Partheygeist, (der vielleicht anfangs unschädlich war, ja wohl eine Zeitlang manches Gute hervorbrachte) unvermerkt in einen gemeinschädlichen Fakzionsgeist ausarte, der, un-

ter gewiſſen Umſtänden, leicht eine ſolche Stärke und Tendenz erhalten kann, daß es nicht mehr in der Macht ſelbſt der beſtgeſinnten Anführer einer Parthey iſt, ihn zu leiten und in Schranken zu halten.

Meine Meynung iſt darum keineswegs, daß dem ſelbſtdenkenden Theil der Gelehrten, oder den Schriftſtellern, welche ſich auf die eine oder andere Art berufen fühlen, durch Schriften zum Beſten der bürgerlichen Geſellſchaft wirkſam zu ſeyn, unrechtmäßige oder allzuenge Schranken geſetzt werden ſollen; ich wünſche und rathe einen jeden nur ſoviel Mäßigung, Klugheit und Unpartheylichkeit, als um der guten Sache ſelbſt willen nöthig iſt. — Und was iſt dieſe gute Sache? Wahrlich keine andere, als — daß alle Menſchen, in allen Ständen und Klaſſen, immer vernünftiger und beſſer denken und handeln lernen. — Dies kann, wenn ich nicht ſehr irre, von den Schriftſtellern nur durch eine ruhige und unvermerkt zunehmende Verbreitung des Lichts, das die Köpfe aufhellt und die Herzen mit warmer, aber aus Einſicht und Ueberzeugung entſpringender Liebe des allgemein Wahren und Guten erfüllt, bewirkt werden. Man muthe den Schickſalsgöttinnen nicht, wie dort der mantuaniſche Dichter, *) zu, ſchnels

*) Talia ſecla ſuis dixerunt currite fuſis.

ſchneller an dem Gewebe der goldnen Zeit zu ſpinnen! Man hüte ſich, durch voreilige und übertriebene Mittel beſchleunigen zu wollen, was nach dem natürlichen Gang der menſchlichen Dinge, ſobald die Zeit erfüllet ſeyn wird, nicht ausbleiben kann.

Es giebt nur Eine unbezweifelt rechtmäßige und wohlthätige Art von Inſurrekzion, und dieſe iſt derjenige allgemeine Aufſtand gegen ſchädliche Irrthümer, Vorurtheile und Mißbräuche, den die Vernunft in den Köpfen einer durch alle Stände und Klaſſen aufgeklärten, und dadurch zur richtigen Erkenntniß ihrer Pflichten, Rechte und Vortheile gekommenen Nazion hervorbringt; und dieſer Aufſtand, ſobald er ſich durch einen deutlich und männlich ausgeſprochnen allgemeinen Willen zu Tage legt, wird unfehlbar weder Laternenpfähle noch Nazional-Piken nöthig haben, um zu ſeinem gemeinnützlichen Zweck zu gelangen. Ganz gewiß treffe ich hierin mit meinem würdigen Freunde E. völlig zuſammen; und möchten wir ſo glücklich ſeyn, durch unſre fortgeſetzte Bemühungen auf jenem ruhigen und ſichern Wege etwas zu Beförderung dieſer wünſchenswürdigen Revoluzion beyzutragen, ſollte ſie auch erſt mit dem Jahr 2000 oder 2400 zur Wirklichkeit kommen können!

W.

III.

Politisch philosophische Gespräche.

I.

Fortsetzung des Gespräches: die Wälder.

Der Markis. Guten Morgen, Baron! Ich freue mich, Sie wider zu sehen. Seit unserer Trennung habe ich verschiedene Länder bereiset, und viel merkwürdiges gesehen, noch mehr gehört, mich oft divertiert, mit unter auch geärgert, nicht selten gelacht, und bisweilen — gezürnt.

Der Baron. Und Sie haben, da die Umstände in Ihrem Vaterlande Ihnen die Rückehr in selbiges nicht gestatteten, die Armee der Prinzen Artois und Conde' nicht vermehrt? Sie tragen die weisse orthodoxe Kokarde nicht? Sie werben nicht? kaufen in den Niederlanden keine Pferde und dergleichen?

Der Markis. Ach! Baron! ich liebe den Frieden, und wünsche ihn insonderheit meinen unglücklichen Vaterlande. Kaum hatte es angefangen, sich von den Greueln des aristokratischen Despotismus zu befreyen *(voilà tout son crime!)* als man es schon mit neuen Fesseln zu bedrohen

anfing.

gern vergessen hätte; du sagtest -- oh, es kommt über mein Gedächtniß wie ein Unglük-weissagender Rabe über ein verpestetes Haus -- er habe mein Schnupftuch.

Jago.

Ja, und was ist's dann mehr?

Othello.

Es ist nur zuviel.

Jago.

Was wär' es denn, wenn ich sagte, ich habe mit meinen eignen Augen gesehen, daß er euch beleidigt habe, oder ich hab' es von ihm selbst gehört, (wie es denn solche Schurken giebt, die, wenn sie irgend ein Frauenzimmer, entweder durch ungestüme Verfolgungen oder durch die freywillige Ergebung der Dame unter sich gebracht haben, es unmöglich von sich selbst erhalten können nicht zu plaudern.)

Othello.

Hat er dann etwas gesagt?

Jago.

Das hat er, Gnädiger Herr; aber dessen seyd versichert, nichts was er nicht wieder läugnen und verschwören würde.

Othello.

Was sagt' er denn?

Jago.

anfing. Ich bin weder ein Demokrat, noch ein Ariſtokrat. Ich bin nichts, als — ich ſelber. Mit der Heilung kranker Staatskörper gebe ich mich nicht ab. Auch mag ich ihr Uebel nicht ärger machen. Das überlaſſe ich unſern privilegirten Quakſalbern.

Der Baron. Sie ergreifen die beſte Parthie, das Syſtem der Unthätigkeit. — Die Hand, welche die Blumen des Vergnügens zu pflücken gewohnt iſt, ſpizt keine Dolche zu. Unſer Markis macht es, wie Dorat:

Ai-je, plein d'une noble audace,
Commenté le texte des loix?
Et donné des leçons aux Rois,
Qui n'aiment pas, qu'on leur en faſſe?
J'interdis à mon Apollon
Le dédale diplomatique;
Je laiſſe le corps politique
Vaciller dans ſon tourbillon,
Et je le trouve trop ſtigne,
Pour entamer ſa guerison.

Der Markis. Ich reiſte durch Schweden, Norwegen, Rußland und Pohlen. Unter andern war ich Zeuge von der Verwüſtung der Wälder in dieſen Gegenden, wo ehemals faſt alles Wald war. Oft fiel mir, wenn ich über die Aſchen-

Aſchenhaufen zerſtörter Wälder wegfuhr, unſer Geſpräch über dieſen Gegenſtand ein. Sie hätten bey mir ſeyn ſollen, Baron! Der Anblick ſo vieler vom Holz entblößten Diſtrikte, z. B. an der Wolga, deren Waſſer abzunehmen ſcheinen wie die anliegenden Wälder, würde Ihnen eine Thräne, und vielleicht eine Elegie gekoſtet haben. Auch in Schweden und Norwegen gefällt mir die Wirthſchaft mit den Wäldern nicht.

Der Baron. Und ſie beklagen den Ruin der Wälder in dem kalten unfreundlichen Norden? Hier, in dieſen ſumpfigten und felſigten Wäldern, hat Pan in der ſchwülen Mittagsſtunde nie Sieſta gehalten. Die zahlloſen Bremſen und Mücken hätten ihn keinen Augenblick ſchlafen laſſen. Nie hüpfte ein muthwilliger Faun den fliegenden Nymphen durch dieſes melankoliſche Geſträuch nach, welches den Wölfen und Luchſen zur Freyſtatt dient. Die ſchwarzen Schatten dieſer Tannen deckten nie die Feier der Myſterien glücklicher Liebe. Ach! die kurzen Sommer macht oſtindiſche Hitze, oder häufiger Regen ungenießbar! „Den Namen und die Gaben des Herbſtes *) kennen ſie nicht“ und viel zu früh vergräbt der menſchenfeindliche Winter dieſe Gegenden in Schnee und Eis.

Der

*) *Nomen ac bona autumni ignorant*, ſagte Tacitus von den Bewohnern des alten Germaniens.

Der Markis. Das iſt es eben, Baron, was den Bewohnern dieſer Länder die Erhaltung der Wälder ſo wichtig machen ſollte.

Der Baron. Allerdings! Denken ſie ſich die nördlichen Provinzen Rußlands, Schwedens und Norwegens völlig von dem Holze entblößt, welches die ſchlimme Oekonomie der neuern Skythen und Skandinavier, und der ſo ſehr herrſchend gewordene Grundſaz, „man müſſe Wälder ausrotten um Aecker und Wieſen anlegen zu können," bis jezt noch übrig gelaſſen hat: würden dieſe Erdſtriche, die den tödtenden Einflüſſen eines langen und ſtrengen Winters unterworfen ſind, nicht unbewohnbar werden?

Der Markis. Wofern ihnen die Natur den Mangel des Holzes nicht durch Torf und Steinkohlen erſezt.

Der Baron. Torf findet ſich zwar in den Nordländern hin und wider wirklich. Allein gewiß nicht in zureichender Menge, um dem Bedürfniß ſo vieler Menſchen, zumal wenn die Bevölkerung dieſer Gegenden noch immer zunehmen ſollte, abzuhelfen. Welche große Strecken Landes müßten bloß zum Torfſtechen liegen bleiben? und würden dieſe dem Ackerbau nicht eben ſo gut entzogen, als die Plätze, die mit Gehölz bedeckt ſind? Zudem Herr Markis! könnten Ruſſen, Schweden, Norweger,

weger, mit ihrem Torfe je einen so einträglichen Handel treiben, als mit ihren zum Häuser- und Schiffbau nöthigen Bäumen und Brettern? Verbirgt der Wald, der viele Meilen in die Länge und Breite fortläuft, in seinen Schatten nicht eine Menge nützbarer Thiere? Und wird nicht selbst der Bär, der Wolf, der Fuchs, dem Menschen nach seinem Tode nützlich? Endlich, Markis, (und diese lezte Instanz muß sie, den erklärten Liebhaber des Reisens, besonders angehen) wie viel grüner, belebter und anmuthiger ist die Gegend, welche mit Birken, Tannen, u. d. besezt ist, als ein öder Torfmoor, der ein düsteres Bild der Unfruchtbarkeit zu seyn scheint?

Der Markis. Freilich, Baron; ich gestehe es ihnen, daß das Reisen in den Nordländern nirgends unangenehmer ist, als da, wo die Flamme, oder das Beil den Wald weggefressen hat, und, wo er ehemals seine dunkelgrünen Wipfel zu den Wolken erhob, nur nackte, kahle Felsen emporragen, um deren beschneite Stirne der das Aufkommen junger Pflänzchen hindernde Boreas rauscht.

Der Baron. Leute von empfindsamen Nerven hörte ich bisweilen über die Melankolie klagen, welche der stete einförmige Anblick großer Fichtenwälder, durch ihre schwarzen Schatten uns einflößt. Ich läugne nicht, Markis! daß unter gewissen Bedingungen, die so leicht modifikable Stim-

mung

mung unſeres Gemüths — welches, wie der Chamäleon, die Farbe der Objekte annimmt, die uns zunächſt liegen, ſo wie es auch ſeine eigene heitere oder düſtere Farbe, durch eine oft kaum merkliche Täuſchung, den äuſſern Gegenſtänden anſtreicht — anders iſt, in einem finſtern Tannenwalde, anders im hellgrünen Eichen- und Buchenhain, anders in den Gärten der Heſperiden, unter Citronen- Pomeranzen- und Lorbeerbäumen. Der hohe Ulm, an welchem Weinreben ſich hinaufſchlängeln; der fliehende Giesbach, in deſſen kleinen Silberwellen die das Ufer zierende Myrte und Oleandergeſträuch ſich ſpiegelt, macht einen andern Eindruck, als die braungraue öde Klippe, von welcher halbumgewehete Fichten über den im Thale ſchlafenden Teich ſchwermüthig herabhangen. Aber Melancholie gegen Melancholie geſezt, vergleichen Sie den Eindruck, den Sie mitten unter jenen die Felſen bedeckenden Tannenwäldern, z. B. zwiſchen Holmen und Aaſen in Norwegen, oder auf dem Oberharze, zwiſchen Oſterode und Klausthal, erhielten, mit der, welche Ihnen auf den öden ſchwarzen Heiden von Schwediſch-Halland zu Theil wurde! — Wie lieblich gemildert iſt immer noch die vom Wald uns eingeflößte Schwermuth, gegen jene, welche der Aufenthalt zwiſchen nakten Klippen, die der Fluch der Natur mit ewiger Unfruchtbarkeit zu drücken ſcheint, und auf öden weitgeſtreckten Torfmooren in uns erregt! Dort zeigt die Natur Ernſt und Majeſtät;

Hier

Hier aber scheint sie entkräftet, und zu Todesstille entschlafen zu seyn.

Der Markis. Darin muß ich Ihnen Recht geben, Baron. Auf meiner schwedischen Reise von Warberg, nach Bakka, Aasen, und Kongsbakka sah ich fast nichts als eine felsichte, unfruchtbare, nur mit Heide und Wachholdersträuchen sparsam bedeckte Gegend. Eben so zeigte sich auch um Röraas in Norwegen meinen umherschweifenden Blicken kein wohlthätiger Wald. Die Szenen der Natur, so weit ich sie wahrnahm, erfüllten meine Seele mit einer gewissen Traurigkeit, welche mir die Behauptung unseres Freundes, des Hrn. von Paw, zu Xanten, zu bestätigen schien: „daß der ärmste Mensch in Neapel oder Sicilien, „sein Schicksal nicht gegen das eines Vice-Königs „von Norwegen, oder eines Oberamtmannes von „Island, vertauschen würde." Indeß findet man in der Gegend von Röraas Wurzeln genug unter der Erde, um daraus zu schließen, daß ehemals hier ansehnliche Fichtenwaldungen gestanden haben.

Der Baron. Aber diese Wälder hat man zu Grunde gerichtet, ohne zu bedenken: daß es in so hochliegenden, und kalten Gegenden, welche dem erstarrenden Hauche des Nordwindes sehr ausgesezt sind, beynahe unmöglich ist, Holz mit glücklichem Erfolge wieder hervorzubringen. Die noch zarte Pflanze stirbt vom Frost gerührt, gegen wel-

welchen ſie auf dieſen entblößten Felſen keinen Schutz mehr findet. Island hatte in alten Zeiten Wälder. Jezt, da ſie ganz ausgerottet ſind, hat es bisher unmöglich geſchienen, ſie wieder herzuſtellen.

Der Markis. Sollte man nicht mit Büffon denken, es müſſe vor uralten Zeiten — wer weiß, wenn? — wärmer in der Welt geweſen ſeyn, als es jezt iſt?

Der Baron. Ich ſchwöre auf keine Hypotheſe. Allein unwahrſcheinlich iſt mir's nicht, daß Sibirien und Canada irgend einmal das jetzige Klima von Oſtindien und Afrika gehabt haben. Denn es hatte die nehmlichen Produkte. Das ſcheinen die häufigen, aus keiner Sünd- oder Nichtſündfluth zu erklärenden Ueberbleibſel von Elefanten, Nashörnern, und dergleichen im nordöſtlichen Aſien, und im nordweſtlichen Amerika zu beweiſen. — Die Weiſſagung des Seneka in der Medea iſt eingetroffen:

Venient annis ſæcula ſeris
Quibus oceanus vincula rerum
Laxat, et ingens pateat tellus,
Thetisque novos detegat orbes,
Nec ſit terris ultima Thule. —

Welche große Entdeckungen hat man ſeit der Zeit gemacht! Der Ritter Linné ſagt: „wir ſehen, daß

„die Seehäfen von Oſt- und Weſtbothnien jähr-
„lich ſeichter werden, durch Sand und Erde, die
„dem Ufer Zuwachs verſchaffen. Beyſpiele ſind
„Pithoa, Luloa, Hudwiksthal. In dem Theil
„von Gothland, gegen Morgen, und um Hoburg
„herum, iſt deutlich zu ſehen, wie das feſte Land
„ſeit neunzig Jahren größer geworden iſt. Die
„hohen Berge von Gothland, Torsburg und
„Hoburg haben ſenkrechte Seiten von Kalkſtein,
„die durch den Stoß der anprellenden Fluthen
„ausgehölt worden ſind, zu der Zeit, als ganz
„Gothland vom Meere überſchwemmt war, dieſe
„beyden Berge ausgenommen, welche über dem
„Waſſer hervorragten. Die Bewohner des nörd-
„lichen Bothnieus haben bemerkt, daß das Meer
„an ihrer Küſte in zehn Jahren um 4 Zoll, 5 Li-
„nien abnimmt. Daher beträgt die Abnahme des
„Meeres in hundert Jahren 4 Fuß, 5 Zoll. Die-
„ſen Beobachtungen und Berechnungen zu Folge
„muß das Meer vor, 6000 Jahren um 240 Fuß
„höher geſtanden haben, als es jezt ſtehet. Auf
„den höchſten ſchwediſchen Kalkgebirgen *) findet
„man

*) Buffon, Linne, und Fabroni halten dafür, aller Kalk ſey aus animaliſchen Ueberbleibſeln, d. i. den Reſten der Muſcheln und anderer Schalthiere entſtanden. Allein Charpentier beſtreitet dieſe Meynung, und der berühmte Arduino hat ſich durch die Unterſuchung der Gebirge bey Siena von dem Ungrunde derſelben überzeugt.

„man verſteinerte Schnecken- und Muſchelſchalen, „auch Ortoceratiten, in Menge. *Qui haec „omnia*, fügt Linné hinzu, *diluvio adſcribit, „quod cito ortum, cito tranſiit, is profecto „peregrinus eſt in Naturae cognitione.*„ —

Der Markis. Aber wie hängt das mit dem Syſtem des wärmergeweſenſeyns der Erde zuſammen?

Der Baron. Vereinigen läßt es ſich wenigſtens damit. Ein andermal mehr davon. Linné ſtellte ſich vor, die trockene bewohnbare Erde ſey ehemals viel kleiner geweſen, als jezt; im Anfange war ſie nach ſeiner Theorie nur eine kleine, aus dem Ozean emporragende, Inſel. Nun bilde ich mir ein, dieſe aus dem Ocean allein hervorragende Inſel, das Land, welches unter allen zuerſt trocken und wohnbar geworden iſt, ſey Skythien, oder die hohen und flachen Bergrücken des öſtlichen Aſiens, geweſen. Hören Sie nur, was Juſtin in ſeiner abgekürzten Geſchichte des Trogus Pompejus ſagt! *Scytharum gens antiquiſſima ſemper eſt habita. — Si ignis prima poſſeſſio rerum fuit, qui paulatim extinctus, ſedem terris dedit, nullam prius quam ſeptentrionalem partem, hyemis rigore ab igne ſecretam, adeo ut nunc quoque nulla magis rigeat frigoribus.* (Kurz: „wenn das Feuer das herrſchende Element war, ſo hat keine Gegend ſich früher abgekühlt, als die, welche noch jezt die

kälteſte iſt.“) *Quod ſi omnes quondam terrae ſubmerſae profundo fuerunt, profecto editiſſimam quamque partem decurrentibus aquis primum detectam. — Quanto prior quaeque pars terrarum ſiccata ſit, tanto prius animalia generare coepiſſe. — Porro Scythiam adeo editiorem omnibus terris eſſe, etc.* — Mir däucht, Markis, dieſes Argument, welches die Verfechter des höhern Alterthums der Skythen gegen die Aegyptier brauchten, ſey von großem Gewicht, und wäre ich Richter in dieſem den Urſprung beyder Völker betreffenden Streite geweſen, ſo würde ich ihn zum Vortheil unſerer Ahnherrn, der Tattarn, entſchieden haben.

Der Markis. Baron! Sie mögen, ſo viel ich wiſſen kann, vielleicht nicht Unrecht haben. Allein ich muß doch lachen, wenn ich mir das Paradies in der aſiatiſchen Tatarey denke. Rudbek ſuchte es, wie ich glaube, in Schweden.

Der Baron. Markis! Aber werden Sie noch lachen, wenn ich Ihnen bey einer andern Gelegenheit — denn für jezt würde uns die Erörterung dieſer Materie zu weit führen — den Saz wahrſcheinlich mache, daß das nördliche und öſtliche Aſien nicht immer ſein jeziges kaltes Klima gehabt hat; daß ein Paradies nichts iſt, als eine fruchtbare, anmuthige, mit Bäumen beſezte Gegend, und daß es dergleichen ehemals ſo gut in Sibirien, als jezt in Oſtindien und Afrika, gegeben

Jago.

Was? Er habe bey ihr -- ich weiß nicht was gethan --

Othello.

Was denn, was denn!

Jago.

Gelegen.

Othello.

Bey ihr?

Jago.

Bey ihr, oder auf ihr -- was ihr wollt --

Othello.

Bey ihr! Auf ihr! Bey ihr gelegen! Das iſt alles was man ſagen kan: Das Schnupftuch -- Sein eigen Geſtändniß -- Das Schnupftuch! das Schnupftuch! -- Ich erſchüttre vom bloſſen Gedanken -- Ohne eine groſſe Urſache würde die Natur ſich ſelbſt in keinen ſolchen Schatten einhüllen. Es ſind keine Worte, die mich ſo ſchütteln -- Naſen, Ohren und Lippen -- iſt's möglich! -- Sein Geſtändniß! Ihr Schnupftuch! -- O Teufel!

(Er wird ohnmächtig.)

Jago.

Würke du nur wohl, meine Mixtur, würke! So muß man leichtgläubige Narren fangen -- manche rechtſchaffne und keuſche Frauen kommen, mit aller ihrer Unſchuld,

Oſtindien herab. Enkel dieſer Skythen, die zuerſt in China und an den ſchönen Ufern des Ganges ſich niedergelaſſen hatten, zogen, wer weiß, wenn? nach einer ſehr wahrſcheinlichen Büttneriſchen Hypotheſe, über den Indus, durch Perſien und Arabien, nach dem — vom leztern nicht ſehr entfernten — Aethiopien. Enkel dieſer erſten Bevölkerer Aethiopiens ſtiegen von ihren waldigten Gebürgen durch Thebais bis in das Nilthal herab, welches in der Folge der Zeiten, der Kunſtfleiß der Menſchen ſo ſehr verſchönerte, ſo wie es jezt die Barbarey und der Deſpotiſmus der osmanniſchen Türken wieder verödet hat. Von hier aus —

Der Markis. Dieſe Vorſtellungsart ſcheint natürlicher zu ſeyn, als die des *des Guignes*, welcher die Chineſer von egyptiſchen Ankömmlingen abſtammen läßt, und nur ſo die auffallende Aehnlichkeit zwiſchen den alten Aegyptiern und den neuern Chineſern erklären zu können glaubt. Aber, Baron, haben wir nicht den Faden unſeres Geſpräches aus den Augen verlohren?

Der Baron. Ich denke es nicht. Wir haben jene wandernden Menſchenhaufen, welche von Skythien aus, über China, Indien, Perſien, Arabien, Aethiopien, Aegypten, zogen, und allmählig Aſien, Afrika und Europa bevölkerten, noch immer auf ihrem Zuge durch unermeßliche Wälder, die zu den Erſtgebohrnen der Natur gehören, begleitet. Wir werden dieſe Wälder, die

im Anfange den gröſsten Theil von der Oberfläche des festen Landes bedeckten, allmählich abnehmen, und zuletzt aus groſsen Ländern fast ganz verschwinden sehen. Allein erlauben Sie mir, Markis! Mich für heute zu beurlauben!

Der Markis. Ich erwarte Sie morgen hier, denn ich bin begierig, unsern Diskurs fortzusetzen.

v. R.

IV.

Kleine Gedichte.

1. Treue Liebe.

An F. S.

Schlieſse mein Andenken in Dein groſses Herz, und laſs Dich nicht lange suchen auf dem bessern Sterne!

Graf Donamar Th. 2. S. 147.

Heiſser Dank Dir, groſse, schöne Seele!
O! ich fühl' es, wie so innig treu
sich Dein Herz die Ueberzeugung wähle,
daſs nur Himmelsliebe endlos sey!

Dieſe Liebe, Fremdling hier auf Erden,
heiſſerſehnend jenes beſ're Seyn,
läſt aus Erdennächten Tage werden,
dort ſich Seelen, die hier weinten, freu'n!

Hochgefühle, die wir hier verſchließen,
weil ſie Alltagsmenſchen mißverſtehn,
werden dann im beſſern Seyn ſich grüßen,
wo die Liebenden ſich wieder ſehn!

Ja auf andrer Welten lichten Sternen,
wohnt die hier umſonſt geſuchte Ruh!
Darum ſchläget jenen ſeel'gen Fernen,
Ach! — ſo heiß der edle Buſen zu!

Wird ſo lange ſehnſuchtsvoll noch ſchlagen,
bis in jenes Lichtes Strahlenhöh'n
dieſer Erdennächte Dunkel tagen,
jedes Sehnen zu Genuß erhöh'n!

Dort — wo nichts die Herzen länger trennet,
die die Liebe für einander ſchuf,
wo man ſich für Ewigkeiten kennet,
wo, was hier Gefühl war, wird Beruf!

Dort erhellt ſich dieſer Nächte Düſter,
dieſes dunkle, ſchauerliche Grau'n,
In der ſeel'gen Liebe Kußgeflüſter,
und — was Hoffen war, wird ew'ges Schau'n!

2. Der ſchöne Abend.

N. B. den 10ten Jun. 1792.

An Ebendieſelbe.

O! noch einmahl nahet mir, ihr Stunden,
mir ſo Götterſeelig hingeſchwunden,
als die Welt mir für Momente ſchwand,
ich der Gottheit Throne näher ſtand.

Als der ſchönſten Augen Flammenſtrahlen,
drin ſich beßrer Welten Sonnen mahlen,
(ſie erhellten ſelbſt des Todes Dunkel,
durch der ſeel'gen Liebe Sterngefunkel)

Mild und gütig auf mich niederblickten,
und den armen Schwärmer hoch entzückten,
der ſich hoch gehoben — herrlich fühlte,
den hienieden Edens Palme kühlte!

Großes Weib! — in Deiner heil'gen Nähe,
wird Natur mir heiliger! Ich ſehe
dann in Dir ihr höchſtes Meiſterſtück,
Himmelsſtrahl entſtröhmet Deinem Blick.

Wo Du wandelſt, muß der Kummer ſchwinden,
Leben könnteſt Du den Todten künden;
denn der Blick, der Götterwonn' mir gab,
überflammet ewig Tod und Grab!

Noch in jenes Lebens Frührothſtrahlen,
wird ſich Abglanz Deines Auges mahlen;
wäre nicht der Himmel tod und trübe,
ohne jenen Strahlenblick der Liebe!

v. Rohr.

Sinngedichte. *)

Lukrezias letztes Wort.

Fluch, Schande, Tod dir, o Tarquin!
Treu blieb ich meinem Kollatin;
ja! mein Gewiſſen ſagt es mir,
und dieſer Dolchſtoß, Nachwelt, Dir!

Veit. Nach J. B. Rouſſeau.

Kurz, ſagte Paſtor Grill zu Veit,
er darf auf meine Worte bauen!
Läßt er nicht in der Gnadenzeit
ſich noch mit ſeiner Metze trauen,
iſt er verdammt in Ewigkeit! —

So

*) Vom Verfaſſer einer, unter dem Titel Sinngedichte von Friedrich H. Frankfurth und Leipzig 1791. in ſieben Bogen herausgekommenen kleinen Sammlung von Epigrammen, welche größtentheils alles, was dieſe Art von Gedichten empfehlen kann, vereinigen, und mir an Hrn. H. einen entſchiedenen Beruf zu zeigen ſcheinen, die meiſten ſeiner teutſchen Vorgänger hinter ſich zu laſſen, und den beſten gleich zu kommen.

W.

„So kann ich denn, verſetzte Veit
„mit komiſchtragiſchen Geberden,
„nicht ohne Hörner ſelig werden!“

Als X. aus der Baſtille kam.

Ha! wenn er endlich dich befreyt,
Iſts Gnade nicht — nur müde Grauſamkeit!

An Rr.

Umſonſt gebieteſt du von deinem Kanzelthron,
daß wir das Schauſpielhaus auf ewig meiden ſollen;
doch — ohne dein Gebot geſchäh es lange ſchon,
Freund, übernähmeſt du die erſten Schauſpielrollen!

Ueber Grabſchriften auf dem Gottesacker.

Die Lüge, Menſch! iſt dein Vergnügen;
du lehrſt ſogar die Steine lügen.

An Stax.

Die Kritiker, o Stax, verſichern,
daß deine Hand aus neunzehn Büchern
das zwanzigſte zuſammenſchrieb.
Du biſt ergrimmt und ſchiltſt ſie: Hunde;
je nun! Sie bellten doch mit Grunde;
ſie fanden einen Dieb.

Aulus.

Kommt Aulus irgendwo zu Gaſt,
er läßt die Speiſen, läßt den Wein,
und plaudert, plaudert ohne Raſt.
„Geht alſo nüchtern weg?“ — O nein!
Damit er immer plaudern kann,
kommt Aulus ſchon geſättigt an.

Nachricht.

Ein Sittenrichter neuer Zeit,
Ihr Mädchen, ſchilt an euch das Laſter
der Plauderſucht und Eitelkeit:
Der lächerliche Kritikaſter!
Euch tadeln, daß ihr — Mädchen ſeyd!

Fant.

Der Modetrieb iſt heftig!
Auch Petitmaitre Fant
lieſt nun den großen Kant;
ſein Auge — wie geſchäftig!
wie müßig — ſein Verſtand!

An Scribler.

Du leckſt der Groſſen Speichel, Wicht!
und ſpuckſt ihn Edeln in's Geſicht.

F. Haug.

Noch einige von Ebendemſelben *).

Kunz und Hinz.

Kunz. Falſchlich haſt du's abgeſchworen.
vor dem Tribunal!
Deine Seele iſt verlohren. —

Hinz. — und dein Kapital.

Nachwelt.

Soll einen Autor das Gericht
der Nachwelt kümmern? Nein!
Sie war noch nicht, ſie iſt noch nicht,
und wird vielleicht nicht ſeyn. **)

An Rufin.

Nie wird dich Aktäons Krone zieren,
o vertraue deines Weibs Geſicht!
Zwar der Teufel könnte Sie verführen,
aber ſie den Teufel nicht!

An Skriblern.

Dein Buch iſt wie ein Papagay
(kein Gleichniß ſagts getreuer)
voll Nachgeſchwätz und Waldgeſchrey,
ſchön anzuſehn, und theuer.

Der

*) Zu mehrerer Beſtättigung meines im allgemeinen über die Sinngedichte des Hrn. H. gefällten Urtheils (und — zu Ausfüllung des Raums) aus der gedruckten Sammlung beygefügt. W.

**) Für den Autor nehmlich, der ſich nicht um die Nachwelt bekümmert. W.

Der Miniſter und der Bürgermeiſter.

Miniſter.

Brav, meine Herrn! Das nenn' ich wahre Proben
von unterthänigſter Devozion!
Mein Gnädigſter wird in Perſon
euch allerhuldreichſt ſelbſt beloben.
Denn — Weine, Speiſen aller Art!
Muſik! Das Feuerwerk ſuperb gerathen!
Ihr thatet alles was ihr ſchuldig war't!

Bürgermeiſter des Städtchens.

Und ſind noch alles ſchuldig was wir thaten.

Hungertod. *)

Der Hunger tödtet nicht. Hier, zum Beweiſe, geht
ein achtzigjähriger Poet.

Gute Oekonomie.

Ein Reitpferd könnte mich zum Bettler freſſen,
ſagt Komitor, und hält ſich — zwey Mätreſſen.

Großes Lob.

Guter Fürſt! Du haſt in deinem Leben
deinem Volke nichts gegeben;
aber dennoch warſt du ihm willkommen,
denn du haſt ihm nichts genommen.

Wir

*) Wäre, dünkt mich, beſſer überſchrieben: zähes Leben der Poeten. W.

ſchuld, gerad auf ſolche Art um ihren guten Namen. Wie, he! Gnädiger Herr! Hört ihr nicht? Othello! he!

Zweyte Scene.

Caſſio tritt auf.

Wo kommt ihr her, Caſſio?

Caſſio.

Was giebt's hier?

Jago.

Der General iſt von dem fallenden Weh überfallen worden; das iſt nun der zweyte Anſtoß; er hatte geſtern den erſten.

Caſſio.

Reibt ihn um die Schläfe.

Jago.

Nein, rührt ihn nicht an; man muß der Ohnmacht ihren ruhigen Gang laſſen; oder, er fängt an zu ſchäumen, und bricht endlich völlig in die wildeſte Tobſucht aus: Seht, er rührt ſich; entfernt euch ein wenig, er wird gleich wieder zu ſich ſelbſt kommen; wenn er weg iſt, ſo möcht' ich über eine Sache von groſſer Wichtigkeit mit euch ſprechen können. (Caſſio geht ab.) -- Wie ſteht's mit euch, Gnädiger Herr? Habt ihr den Kopf nicht angeſchlagen?

Othello.

An die Schauſpielerin Betty.

Wer ſollte dem Entführer grollen?
Er bildet dich zu — Mütterrollen.

An Herrn N. N.

Du ſandteſt jüngſt mir ein Gedicht
zum Druck und deinen Nahmen nicht:
o gieb mir deinen Nahmen an,
daß ich — dirs wieder ſenden kann. *)

Ein Mann ein Wort.

„Dein Nachbar will
„dein Unglück, Till!
ſprach Theodat
der Advokat:
„ich aber will
„dein Beſtes, Till!"
Er hielt ſein Wort,
Tells Geld iſt fort!

Er und X.

Er. Puh! Man lieſt ihr Werkchen, Herr Poet,
nur in Schenken und im Lazareth!
X. Nun ſo leſens Ihre Freunde doch,
und Ihr Liebchen kauft wohl gar es noch.

Druck-

*) Eine Bitte, die ich nur gar zu oft an die Herren N. N. zu richten verſucht werde. W.

Druckfehler (auf Erſuchen der Einſender bemerkt.)

Im 4ten Stück des T. Merk. 1792.

S. 332. leſe man λεοσσιο ſtatt λεσσιο.
S. 333. Phylakos ſtatt Phntekos.
S. 334. das Lachmiſche ſtatt das Lakaniſche Gebirg.
S. 337 u. 39. Frühthau ſtatt Fruchtthau.
S. 339. leſet δροσιν und δρομον.

Im 6ten Stück.

S. 213. Z. 4. ſtatt wiſſen, leſet wiſſend.
214. Z. 8. — wie, l. hin.
216. Z. 2. — beugt, l. birgt.
Ebend. Z. 4. — die l. der.
— Z. 7. — Werke, l. Worte.
— Z. 20. — dieſe l. düſtre.

NB. Die Setzer und Korrektoren bitten die Herren Autoren, deren Gewiſſen ſich betroffen fühlt, deh- und wehmüthigſt, vor allen Dingen nur ein wenig deutlich und leſerlich ſchreiben zu lernen; denn Skt. Jobs Geduld reicht oft nicht zu, aus dem abſcheulichen Gekritzel, das viele dieſer Herren ihre Handſchrift nennen, irgend einen Sinn herauszubringen.

Neue Verlagsbücher

bei Georg Joachim Göſchen in Leipzig.

Oſter-Meſſe 1792.

Archiv für Aufklärung über das Soldatenweſen, 8. 1792. 1ſt Stück.

Briefe an einen Jüngling, welcher die Theologie ſtudiert, 8.

Jacobi, des Dichters, Nachtrag zu ſeinen in Halberſtadt erſchienenen ſämmtlichen Werken.

Jagd- und Forſtrecht nach Churſächſiſchen Geſetzen in ſyſtematiſcher Ordnung, gr. 8.

Iffland's, A. W., Frauenſtand, ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen, 8. Schreibpapier.

— — Herbſttag, ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen, 8. Schreibpapier.

Jüngers, J. F., Launen des Vetter Jacobs, 6ſt Bändchen, 8.

— — komiſches Theater, 2r Theil, 8.

— — die Entführung, ein Luſtſpiel, 8.

— — das Ehepaar aus der Provinz, ein Luſtſpiel, 8.

— — der Ton unſerer Zeiten, ein Luſtſpiel.

Kindervaters, C. W., Anmerkungen und Abhandlungen über Ciceros Bücher von der Natur der Götter, 2r und letzter Band, gr. 8.

Lorenz, J. G., Lesebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker, zum Gebrauch in Schulen, 2r Band in 2 Abtheil. und 3r Band in 2 Abtheilungen, 8. Mit Landcharten.

Diese beiden Theile des Lesebuches enthalten die Geographie und Geschichte, bearbeitet von Hrn. Prof. Villaume.

Merkur 1792. 46 Stück, 8.

Rehberg, A. W., Prüfung der Erziehungskunst, 8.

Schiller, F., der Geisterseher. Neue vermehrte Auflage, 8. Schweitzerpapier.

— — neue Thalia, 36 Stück, 8

Ueber die höchstnöthige Verbesserung de. Dorfschulen. Ein freimüthiges Wort zur Beherzigung für alle diejenigen, die etwas zur Verbesserung dieser Schulen beitragen wollen und dürfen, 8.

Villaume, Geographie und Geschichte für die Jugend der Bürger und für Bürgerschulen, 1r Theil, Geographie und besondre Geschichte. 2r Theil, Allgemeine Geschichte, 8.

Neuer

Teutſcher Merkur.

3. Stück 1792.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

I. Politisch philosophische Aufsätze. S. 329.
II. Französische Korrespondenz. — 352.
III. Der Barufftag unter Gesang. — 404.
IV. Anmerkungen des Herausgebers über einzelne Artikel. — 428.
Rüge einer in No. 198 des Moniteur Universel publicierten ungebeten Danksagung. — 436.

Nachricht.

Auf den V. Teutschen Merkur kann man sich bekennt machen.

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu haben, wo die Hr. Buchhandlung Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des V. Teutschen Merkur.

Anzeige

das Allgemeine Repertorium der Litteratur
— für 1785 — 1790. betreffend.

Wir hatten uns gleich Anfangs gemacht hatten, das Allgemeine Repertorium der Litteratur zu Ostermesse 1793. abliefern zu können, so haben doch die Schwierigkeiten bey der Anordnung des Manuscripts, die vielfältigen zu[illegible] selben, die Arbeit so lange aufgehalten, daß der Druck, nachdem die vielerley Lettern dazu sämtlich gegossen worden, nun erst begann, und folglich die erste Ablieferung nicht eher, als in der Michaelis Messe 1793. erfolgen kann. Wir ersuchen daher unsere geehrten Herren Pränumeranten ihre Scheine und die zweyte Hälfte der Zahlung bis zur Michaelis Messe 1792. zurückzuhalten, um welche Zeit wir die erste Ablieferung durch eine anderweitige Anzeige bekannt machen werden. Uebrigens wird das Unangenehme dieses Aufschubs den Käufern durch ungleich größere Vollständigkeit und genauere Correctur des Druks reichlich compensirt.

Jena, den 14. April 1792.

Direction der Allg. Literat. Zeitung.

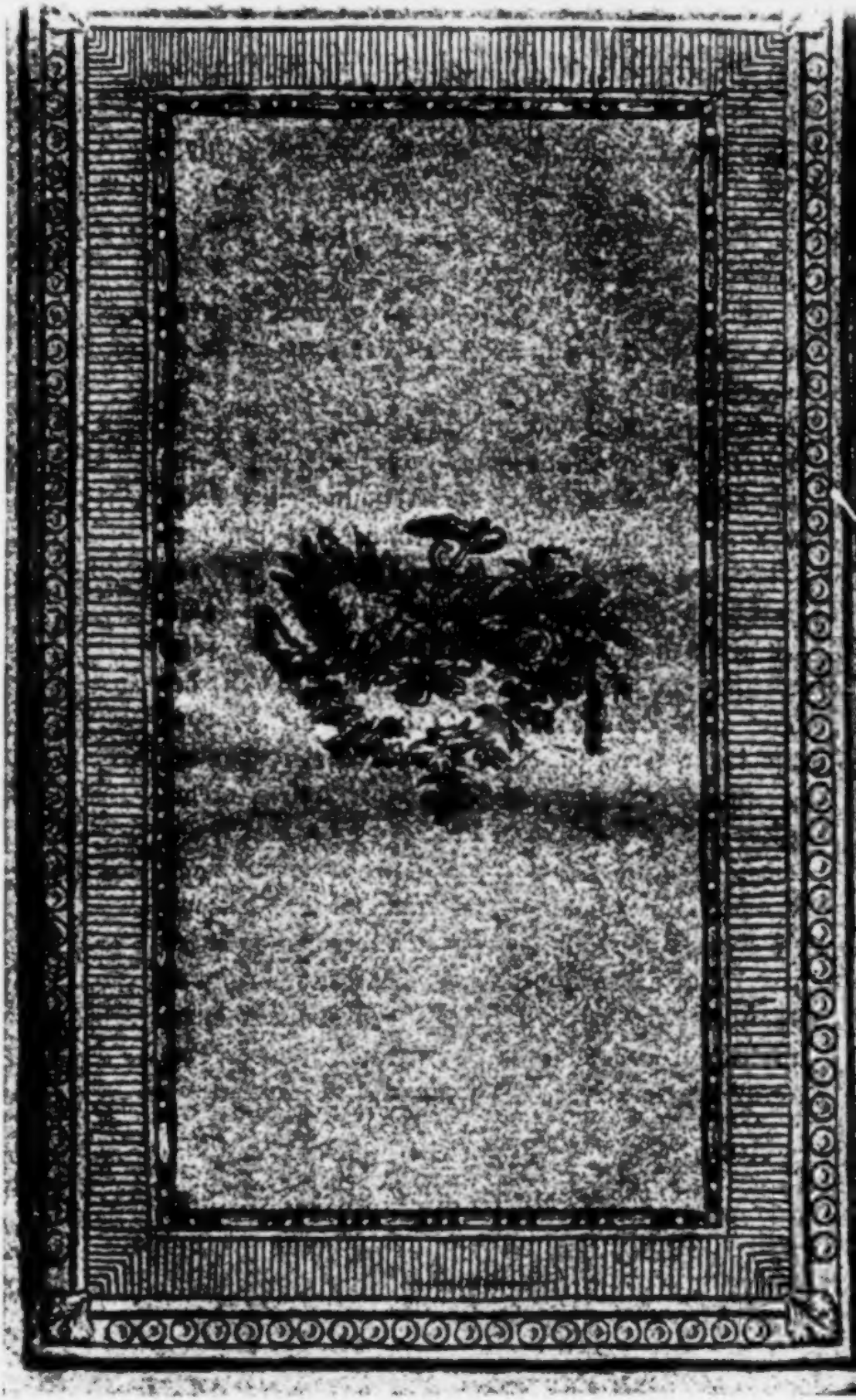

Der neue

Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1792.

I.

Politiſch philoſophiſche Geſpräche.

Beſchluß des Geſprächs: die Wälder.

Hoc potius, frater Corydon, nemus, iſta petamus
Antra patris Fauni, graciles ubi pinea denſat
Silva comas, rapidoque caput levat obvia ſoli. — Nemeſian.

Der Markis. Wir redeten neulich von den Wäldern, aber wir wurden nicht fertig damit. Sie, Baron! machten mich unterwegs auf die groſſen Wälder aufmerkſam, welche wir, als Begleiter jener Skythiſchen Emigranten, durchzogen, die von den Ufern des Ganges und Indus bis an die des Nils vordrangen. Aber kaum hatten Sie dieſe uralten Koloniſten in Aethiopien und Aegypten etablirt, als Sie nach Hauſe eilten —

Der Baron. Um wieder zu kommen, und mich ferner um das Schikſal jener Abentheurer zu bekummern, ohne welche wir nicht in der Welt,

oder wenigstens nicht auf dem Flecke seyn würden, wo wir jezt seyn. Die ersten Menschen — denn ich kann nicht glauben, daß unsere Race ewig ohne Anfang ist — lebten gewiß von wildwachsendem Obst, Wurzeln, und Kräutern. Aber man sah den Löwen, den Panther, den Wolf, die mit dem Menschen zugleich die Wildnisse bewohnten, das Reh, die Ziege, das Wildkalb, fressen. Man merkte also die Genießbarkeit und Unschädlichkeit ihres Fleisches, und ahmte jene Raubthiere nach, die, in der Epoke der ungeheuern Wildnisse und des noch wenig zahlreichen Menschengeschlechts, unsern unbewehrten Vorfahren sehr fürchterlich seyn mußten. Bald wurden die Menschen aus Krautjägern, Thierjäger. Dieser Uebergang zu einer andern Lebens- und Nahrungsart muß nothwendig in der Beschaffenheit unserer festen und flüchtigen Theile, und mithin in unserem Temperamente und Charakter, eine große Veränderung hervorgebracht haben.

Der Markis. Ganz gewiß, Baron! Vergleichen Sie nur den sanften, stillen, menschlichen Charakter eines Braminen, der von vegetabilischer Nahrung lebt, mit dem eines feisten Engländers, der sich mit Roast-beef mästet.

Der Baron. Oder halten Sie, wenn es Ihnen gefällt, das Temperament des friedlichen Indiers, der von Reis und andern Feldfrüchten sich nährt, gegen den Charakter des Nordamerikanischen Wilden, der durch die Jagd sich seinen Unter-

Othello.

Spotteſt du meiner noch?

Jago.

Ich ſpotte, beym Himmel! nicht; aber ich wünſchte, daß ihr euer Unglük wie ein Mann trüget.

Othello.

Ein gehörnter Mann iſt ein Ungeheuer; ein Unthier.

Jago.

Wenn das iſt, ſo giebt es in volkreichen Städten eine Menge Ungeheuer, und dazu noch recht zahme und manierliche Ungeheuer.

Othello.

Er geſtand's alſo ſelbſt?

Jago.

Liebſter General, ſeyd ein Mann! denkt, es ſind wenige bärtige Geſellen die, wenn ſie anders beſocht ſind, nicht mit euch ziehen. Millionen Männer leben dieſen Augenblik, die alle Nacht in einem Bette ligen, das ſie mit andern theilen; und die doch ſchwüren, daß es ihnen eigen ſey. Euer Fall iſt doch noch beſſer. O, das iſt des Teufels gröſter Spaß, eine unzüchtige Meze in ein ſichres Eye-Bette zu legen, und ſie für ein Tugendbild zu geben. Nein, beſſer iſt's ich wiſſe's; wenn ich weiß, was ich bin, ſo weiß ich auch, was ſie ſeyn ſoll.

terhalt verschafft. Aber nicht blos das Bedürfniß des Fleischessens, auch die Gefahr, welchen die noch nicht in zahlreiche Gesellschaften vereinigte Menschen von der Menge der wilden Thiere zu fürchten hatten, nöthigte unsere Urväter, Jäger zu werden. So erwarben sich die Herkulesse ein Verdienst um das menschliche Geschlecht, indem sie umherzogen, und wilde Bestien erlegten.

Der Markis. Aus Eichel- und Krautfressern also wurden die Menschen Jäger, Iroken?

Der Baron. Nicht anders, Markis. Nur erhielt sich ausschließender Weise der Genuß der Vegetabilien vermuthlich in solchen glücklichen Gegenden, wo die Natur nahrhafte und wohlschmeckende Früchte ohne menschliches Zuthun in Menge hervorbringt; wo der Mensch im Schatten der Kokospalme oder des Dattelbaums, ohne mühsame Anstrengung, sein Futter, und jene Ruhe fand, welche die Wärme des Klima zum Bedürfniß macht. — Aber die Jäger in den rauhen und unfruchtbaren Wildnissen konnten, bey ihrer Art zu leben, weder zahlreiche noch dauerhafte Gesellschaften bilden. Jede Horde, deren Glieder durch gemeinschaftliches Bedürfnis und Gewohnheit vereinigt waren, machte den benachbarten durch Wegfangen des Wildes ihre Subsistenz knapp. Nothwendig mußten diese Wilden, welche die Strapazzen der Jagd in unwirthbaren Gegenden, die Ungewißheit ihres Ertrages, und die Schrecken des Hungers kennen

lernten, jede andere Horde, die sich ihnen näherte um zu jagen, als Feinde ansehen. Körperliche Stärke, Hurtigkeit, scharfe Sinnen, um den Feind oder das Wild auszuspähen, waren die einzigen Eigenschaften, die man schäzte, weil man sie brauchte. Aber als die Menschen sich vermehrten, ward des Wildes, da es häufiger verzehrt wurde, weniger. Das nöthigte die Jäger, wilde Thiere jung einzufangen, zu zähmen, Heerden davon anzulegen, und also Hirten zu werden. Ich kann nicht umhin, Markis! diesen Naturvölkern zu dieser Veränderung ihrer Lebensart Glück zu wünschen. So gering auch dieser erste Schritt zur Kultur ist, so werden doch immer ihre Sitten sanfter, ihr Leben ruhiger, ihr Unterhalt gesicherter. Von zahlreichen Heerden friedlicher Thiere umgeben, ziehen sie auf unermeßlichen Weiden umher. Der Löwenhaut, welche einst die Tracht der Heroen, der Herkulesse, war, dem Bärenfell, worauf die Wilden des Rheins und der Donau schliefen, folgt der Schafpelz, die Ziegenhaut, *) und der Mensch, an den Umgang mit sanftern Thieren gewöhnt, schien selbst sanfter zu werden, seitdem er von ihrer Milch sich nährte, und in ihre Felle sich kleidete. — — Der Lappe nomadisiert mit seinen Rennthieren, der Kalmucke, der Araber, mit Pferden und Kameelen. Arkadier wurden Schäfer

*) *Neque non quaedam nationes caprarum pellibus sunt vestitae, ut in Getulia, et in Sardinia.* — Varro.

ser. Müßige Schäfer, die den Wind im hohlen Rohr pfeiffen gehört hatten, erfanden die Flöthe, um sich zu désennuyiren, und Empfindungen der Liebe in melodischen Tönen auszudrücken.

Der Markis. Ihr Gemälde der Scenen, welche den Stoff unserer Urgeschichte ausmachen, entzückt mich. Aber sie sind auf eine interessante Gruppe gekommen, wobey meine Imagination so gerne weilt! — *Nigri colles Arcadiae*! — Lispelndes Rohr, aus welchem der Wind Töne hervorbringt! — Ein Schäfer, der dieser Naturmusik lauscht, und durch sie veranlaßt wird, die Flöte zu erfinden! — Gesänge der Liebe, die der Klang der Flöten begleitete! — Was für anziehende Bilder jenes stillen harmlosen Lebens der Hirten auf arkadischen Hügeln und sicilischen blumenreichen Gefilden!

Der Baron. Nun schweiften Hirten auf den Ebenen von Mauritanien umher.

— — *Omnia secum*

Armentarius Afer agit, tectumque, laremque,

Armaque, Amyclaeumque canem. — Virgil.

Als die Menschen endlich noch zahlreicher wurden, und unermeßliche Heerden, denen die Weide immer knapper wurde, ihnen ihren Unterhalt nicht mehr hinlänglich liefern konnten, da wurden aus Hirten Ackerleute. Ein entscheidender Schritt zur höhern Kultur! Man fieng an, eß-

bare Pflanzen zu säen, zu vervielfältigen, und durch Kultur zu veredeln. Das heißt: Man fand den Getraidebau. — Aber nun begann die Zerstöhrung der Wälder. Man mußte sie abbrennen, um Platz zu Aeckern zu gewinnen. An die Stelle des Gehöltzes traten in Spanien die zu der Römer Zeiten so reichen Kornfelder dieses herrlichen Landes. Die Wildnisse von Gallien mußten den Fruchtfeldern, Weinbergen und Gärten weichen. Und eben so rottete man die großen Wälder in Teutschland, Schweden, u. s. aus. Was damals nützlich und ein Verdienst war, ist aber jezt bey gänzlich geänderten Umständen verderblich geworden. Man müßte unsere Wälder wider zu vergrößern suchen Vielen Ländern stehet ein vielleicht nicht sehr entfernter Holzmangel, mit allen seinen traurigen Folgen, bevor. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Markis, Ihnen eine Stelle aus Vaniere's Lehrgedicht, der Meyerhof, vorzulesen. Sie werden den sanften liebenswürdigen Sänger des Landlebens über die Ausrottung der Wälder in seinem Vaterlande, in Accenten klagen hören, welche der Muse des Maro würdig wären.

Haec ubi jam nemorum reverentia tanta, bipennes
Ut tenear? Noſtros ubi grandior ulla per agros
Quercus ad annoſam, ferri ſecura, ſenectam
Durat, inacceſſis niſi conſita montibus, ipſo
Se defenſa loco teneatur? Si qua ſuperſtans

A patribus nemora ad seros transmissa nepotes,
Illa nec aestivo frondens impervia Soli,
Nobile nec coelo caput abdunt, qualia quondam
Vulgus adorabat truncis proceras verendis:
Sed veteri de stirpe novo surgentia ramo,
Et quatuor post lustra nigros visura camines,
Vix lepori hospitium praebent, silvestribus olim
Quae timidas latebris damas ursosque tegebant.

Der Markis. Wie wahr, Baron! kaum können wir noch Haſen haben, wo ehemals Bären und Auerochſen ihr Aſyl fanden.

Der Baron. Hören ſie aber auch, wie nachtheilig dieſer Ruin der Wälder dem Vergnügen eines Liebhabers der Promenade und der Reiſen, z. B. unſerm Markis, geworden iſt:

Cognis honos curis, nemorum si gratia desit?
Obsessusque domi maneas, cum fervidus ardens
Debacchatur agris, viridique sub ilicis umbra
Longa possis nec tradere fessa sopori
Membra, nec aestivos ramorum frigore soles
Frangere, nec tacitis per amica silentia lucis,
Multisonos avium concentus inter, ad aptos
Sponte sua veniens numeros contexere carmen.

Auf dieſe maleriſche Zeilen läßt Vaniere den ſehr nöthigen Rath folgen:

Quare age, et extendens ventura in secula curas,
Silvestres serito quercus!

Der Markis. In der That, Baron, scheint die Schonung und Vermehrung dieser nützlichen Bäume von der äussersten Nothwendigkeit zu seyn. Da, wo das Klima sich ihrer Produkzion widersezt, sollte man wenigstens Tannen und Birken zu ziehen sich bestreben. Das Unglück für die kältern nördlichen Länder ist, daß diese Bäume auf Gebirgen, die man einmal von Holz entblößet hat, nicht gern wieder wachsen. Bey meinem Aufenthalte in Norwegen theilte man mir die Bemerkung mit, daß die Spitzen der Berge immer kälter würden, daß die Wälder sich immer mehr und mehr herabzögen, oben ausstürben, und die Gipfel der Gebürge immer weiter nach unten kahl würden. — In Thydahlen, sieben Meilen von Kòraas, will man auf dem Gebirge sogar Spuren von Ackerbau finden, welcher jezt der Kälte wegen in dieser Gegend = o ist. Wären die alten Wälder dieses Erdstriches stehen geblieben, so würden die jungen Pflanzen unter dem abgefallenen Laube, Decke und Schutz gegen den ertödtenden Hauch des Nordwindes finden.

Der Baron. Setzen sie noch hinzu, Markis! daß das abfallende Laub zahlreicher Bäume den Boden dünget, und den jungen Bäumchen das aus ihrer eigenen Substanz durch die Fäulniß des Laubes erzeugte Salz, oder, wie man es sonst zu nennen pflegte, einen *humorem radicalem* mittheilt. — Darum wird die Erde aus Gräben, in welchen das durch den Wind zusammengewehete Laub seit Jahren vermodert und in Erde verwan-

wandelt iſt, von den Gärtnern für die beſte und lockerſte in die Blumentöpfe, gehalten. Oerter, wo nun ſeit langer Zeit keine Bäume mehr ſtehen, ſah ich mit Heide und Bocksbart bewachſen. Auch iſt, wie jezt die größten Naturkündiger wiſſen, die Nähe der Bäume weder der Geſundheit der Menſchen, *) noch dem Wachsthum anderer Vegetabilien ſchädlich, wie man uns ſonſt überreden wollte. Sie hindern das Fortkommen des Weizens nicht, noch der andern Kräuter, die an ihrem Fuße wachſen. Ihre Wurzeln gehen zu tief in die Erde, um den kleinen Wurzeln des Weizens und anderer Gewächſe ihre Nahrung entziehen zu können. Ihre Blätter ſchweben zu hoch in der Luft, um Dünſte aufzufangen, die für die niedrigen Kräuter nährende Stoffe enthalten. Sie ſchützen, was zu ihren Füßen, vegetirt, gegen Hagel und Sturm. Sie bewahren die Felder für allzugroßer Dürre. Denn es ſcheint, daß ſie die erquickenden Thränen Aurorens, die in der Sprache der Proſaiſten Thau heiſſen, anziehen, und den Boden auch während der größten Hitze immer etwas kühl erhalten.

*) D. Franklin ſchrieb einſt an D. Prieſtley: „ich bin durch eine lange Erfahrung überzeugt, daß die Luft der Wälder keineswegs ungeſund iſt. Denn wir Amerikaner haben unſere Landhäuſer immer in der Mitte eines Waldes, und kein Volk auf Erden iſt geſunder und fruchtbarer.“ —

Der Markis. In der That, Baron, die Bäume gehören zu den schönsten und nüzlichsten Geschöpfen der Natur. Wenn man über einige Stellen in den Werken der alten Dichter nachdenkt, so wird man veranlaßt zu glauben, daß es eine Zeit gab, worinn man die Nuzbarkeit der Bäume eingesehen hat. Es scheint, als hätten sie durch die Faunen und Dryaden, mit welchen sie den dunkeln Wald bevölkerten, und durch die Verwandlung der Nymphen und Hirten in Bäume, den Menschen eine Art von Ehrfurcht gegen diese nüzlichen Wesen einflößen, und sie von gänzlicher Zerstörung der Wälder abhalten wollen.

Der Baron. Diesen Zweck hatte auch das Strafgesetz in den zwölf Tafeln, gegen die, welche sich unterstehen würden, Bäume umzuhauen. Ein berühmter Italiäner sagt: „vielleicht haben wir diesen Gesetzen der Römer, der Stiftung der heiligen Haine, und den Fiktionen der Dichter, die Rettung der wenigen Wälder zu danken, die uns in Europa noch übrig geblieben sind, und welche bald zu Grunde gehen werden, da es bewiesen ist, daß sie nicht nach dem Maß der Holzkonsumzion wieder nachwachsen, wofern wir nicht gute Gesetze oder vernünftige Gründe, die den Menschen von der Wichtigkeit und dem Nuzen der Erhaltung und Vermehrung der Bäume überzeugen, an die Stelle der vor Alters eingeführten — und durch unsern Glauben verbannten — Verehrung der Wälder sezen.“

Sylva,

Sylva, auguriis patrum, et priſca formidine ſacra, ſagt Tacitus, im Buche von den Sitten der Germanen.

Luci enim religione quadam imbuti ab omnibus ferme gentibus exiſtimati ſunt, ut puta Deorum domicilia, aut hominis alicui cineri ſacrati. — Erlauben Sie mir noch eine merkwürdige Stelle aus dem Plinius anzuführen: *Summum munus homini datum arbores ſylvaeque intelligebantur; hinc primum alimentum, harum fronde melior ſpecus, libro veſtis. Arbores fuere numinum templa, priſcoque ritu ſimplicia rura. Et in lucis ſilentia ipſa adoramus; arborum genera, numinibus ſuis dicata, perpetuo ſervantur. Quin et Sylvanos, Faunosque capripedes et Deorum genera ſylvis ac ſua numina tanquam é cœlo attributa credimus.*

Der Markis. Welch eine Religion war die der Alten! Ich meine: der Griechen und Römer. Sie war, wo ich nicht irre, die Religion des Vergnügens und des Geſchmackes. — Ich geſtehe übrigens, daß ſie die Foderungen der ſtrengen Vernunft ſo wenig, als irgend eine andere, die auf Geſchichte gegründet iſt, befriedigt. Denn was kann unſicherer ſeyn, als alte Geſchichte? Der Urſprung der meiſten Religionen iſt in Dunkel verhüllt.

Der

Der Baron. Aber die zweideutige Dämmerung, die ſich über die Wiege von einigen derſelben verbreitet, und uns nur ſchwankende, leicht in einander fließende Geſtalten, gigantiſche Figuren, ohne ſcharf beſtimmte Umriſſe, ſehen läßt, iſt noch ſchlimmer, als gänzliches Dunkel. Denn dieſe Dämmerung, welche uns gewiſſe entfernte Objekte in einer mehr als natürlichen Größe zeigt, verſchaft der Einbildungskraft Raum zu ihrem Spiele. Merken Sie, wohl, Markis! daß ich hier von einer zum Trauern und zur Furcht geſtimmten, mit melankoliſchen Bildern geſchwängerten Einbildungskraft rede. Denn auſſerdem war die Imaginazion nirgends ſo beſchäftigt, als in dem Kult der Alten. Aber dieſe mächtige Zauberinn, der wir unſere lebhafteſten Freuden und unſere bitterſten Leiden zu danken haben, erſchuf für die Religion der Anakreons, der Maro, Horaze, Tibulle und Remeſiane, mehr gefällige und lachende, als düſtere, Schwermutherregende Bilder. — Glücklich, dreymal glücklich, wer in Italien, oder im Garten zu Schwezingen, unter ihren Denkmälern luſtwandeln, und dem alten Waldgotte *) gegenüber, oder in den Tempeln Apolls und Minervens, die Schatten der weiſeſten unter ihren alten Lieblingen zu ſich herauf beſchwören kann!

Drit-

*) Der Faun, welcher im Garten zu Schwezingen auf einem Felſen ſizt.

Othello.

O, du ſprichſt wie ein Orakel; das iſt gewiß.

Jago.

Geht nur eine kleine Weile bey Seite, verbergt euch, und habt ein wenig Geduld. Während daß ihr hier von eurem Schmerz ſo unmännlich überwältigt laget, kam Caſſio hieher. Ich erdachte gleich etwas, um eurer Ohnmacht eine ſcheinbare Urſache zu geben, und ſchaffte ihn wieder weg, bat ihn aber bald wieder zu kommen, weil ich mit ihm zu reden hätte. Er verſprach mir's. Verbergt euch alſo nur irgendwo, wo ihr ihn ſehn könnt; und beobachtet das ſchelmiſche, triumphierende Lächeln, die höniſche Züge, die ſichtbare Leichtfertigkeit, die ſein Geheimniß in ſeinem ganzen Geſicht verrathen. Denn er ſoll mir ſeine Erzählung wieder von vorn anfangen; wo, wie, wie oft, ſeit wie lange, und wenn er mit eurer Frau handgemein worden iſt, und es noch ferner werden will; ich ſage, gebt nur auf ſeine Mine Acht -- O zum Henker, Geduld, oder ich muß endlich glauben, ihr ſeyd über und über lauter Galle, und habt nicht das mindeſte von einem Mann.

Othello.

Hörſt du, Jago! Ich will dir zeigen, daß ich ſo lange geduldig ſcheinen kan, als es nöthig iſt; aber eine blutige Rache ſoll mich davor ſchadlos halten.

Jago.

Es läßt ſich hören; aber nur alles zu rechter Zeit.

Wollt

Drittes Geſpräch.

Sporadiſche Dörfer.

Der Markis. Sie haben für die Wälder plädirt, Baron! und nun — ſehen Sie dorthin in die Ferne! Ein großes Dorf liegt in der Aſche. Jenen Tannen, die den von Ihnen ſo oft beſuchten Hügel krönen, und den alten Eichen dort unten, wider welche ſeit Jahrhunderten die Stürme vergebens raſeten, und die das Glück hatten den Blitzen des Donnerers zu entgehen, drohet jezt das Beil.

Der Baron. Trauriges Loos der Menſchen und der Bäume! Sie ſind tauſend Gefahren ausgeſezt, die ihrer Exiſtenz drohen. Aber nur für den Menſchen ſind es Uebel! denn er allein hat das Unglück, ſie zu empfinden, und das vielleicht noch gröſſere, darüber zu reflektiren. Ihn drückt in den trüben Stunden eigener, oder fremder, von ihm mitgefühlter, Leiden, die Idee des Vergangenen, *) des Gegenwärtigen, und des Zukünftigen. Er würde doppelt elend ſeyn, wenn nicht

*) In ſo fern er mit eben ſo heiſſer als vergeblicher Sehnſucht, aus der dämmernden Ferne der Vergangenheit, geliebte Gegenſtände zurückrufen möchte, deren unwiederbringlicher Verluſt ihm um ſo viel ſchmerzlicher iſt, je unentbehrlicher ſie ihm zu ſeinem individuellen Glücke geworden waren!

nicht entweder die Hoffnung der elysäischen Felder, oder — je nachdem seine Erwartung und Hypothesen beschaffen sind — der unerschöpfliche Lethe des Todes, aus welchem man Vergessenheit aller Scenen des Lebens trinkt, ihm eine Aussicht auf das Ende seiner Plagen zeigte. Allein so wenig es auch unserer Macht oder unserer Klugheit möglich ist, alle die mannigfaltigen Uebel von uns abzuhalten, welche mit unserer unsichern Existenz verbunden sind: so ist doch nicht weniger gewiß, daß wir diese Unsicherheit in etwas vermindern, und unsern Zustand — wo nicht glücklich und wonnevoll, doch wenigstens erträglich machen können.

Der Marquis. Aber das Mittel, Baron! den Feuersbrünsten entweder vorzubeugen, oder, wenn dieses bey der Menge der Zufälle, denen das menschliche Leben unterworfen ist, nicht angeht, sie doch dem Ganzen weniger schädlich, und für die Wälder minder verderblich zu machen?

Der Baron. Brandmauern? — Sie würden, erstens, bey heftigwehendem Winde, und wenn sie selbst weder sehr hoch noch sehr stark sind, die Verbreitung der Flamme wenig hindern. Zweytens: woher würde an den meisten Orten, und in den gewöhnlichen Fällen, welche die Regel machen, der Landmann, welcher oft arm, bisweilen begütert, aber selten reich ist, das Geld hernehmen, um diese Mauern bauen zu können? — Schiefer- oder Ziegeldächer? — Freylich wäre, wenn das Vermögen

mögen der Landleute es erlaubte, deren Einführung sehr zu wünschen. Denn die Strohdächer machen, zumal bey trockner Witterung, das Fortlaufen des Feuers von einem Ende des Dorfes bis zum andern, fast unvermeidlich. Allein theils helfen jene bessern Dächer dem Uebel keineswegs ganz ab, zumahl die Schieferdächer; theils hat an manchen Orten, wo die Landleute entweder sehr arm, oder die Schiefer sehr rar, oder gute Dachziegeln schwer zu haben sind, die Anschaffung solcher Dächer große Schwierigkeiten.

Der Marquis. Sie werden mich also, wie ich merke, ohne ein Ihnen selbst bewährt scheinendes Mittel gegen das in Frage seyende Uebel nach Hause gehen lassen?

Der Baron. Das Mittel, welches ich vorzuschlagen habe, hat den Fehler mit andern Mitteln gemein, daß es nicht überall anwendbar ist. Indeß scheint es mir immer das wirksamste zu seyn, wenn der intendierte Zweck ist: die, bey der großen Unvorsichtigkeit der Landleute, und der Menge Zufälle, denen das menschliche Leben unterworfen ist, unmöglich ganz zu verhindernde Feuersbrünste dem Staate weniger schädlich, und den Wäldern — an deren Erhaltung so viel gelegen ist! — minder verderblich zu machen. Ich empfehle nehmlich die sporadischen Dörfer; füge aber meinem Rathe wohlbedächtlich die Einschränkung hinzu: da, wo die Umstände ihre Anlegung

erlau,

erlauben. Denn bekanntlich kann alles, was geſchehen kann, nur unter gewiſſen Bedingungen geſchehen.

Der Markis. Ohne Zweifel verſtehen Sie unter ſporadiſchen Dörfern ſolche: die aus einzelnen, weit von einander abliegenden Bauerhöfen beſtehen, deren jeder ſeine Grundſtücke, als Garten, Aecker und Wieſen ringsum ſich her liegen hat. Solche Dörfer ſah ich hin und wieder auf meinen Reiſen, z. B. in einigen ſchwediſchen Provinzen. Aber ich bin nicht für ſie eingenommen. Ihre Nachtheile ſcheinen ihren Nutzen zu überwiegen.

Der Baron. Ich glaube das Gegentheil, lieber Marquis, wiederhohle aber — um nicht in die Thorheit ſo vieler Alltagsrathgeber zu verfallen — die meinem Rathe beygefügte Einſchränkung: man lege Dörfer dieſer Art nur da an, wo nicht in lokalen Beſchaffenheiten und Umſtänden beſondere wichtige Gründe liegen, welche die Anlegung derſelben widerrathen.

Der Markis. Mir fallen einige Inconvenienzen ein, die mit der von Ihnen vorgeſchlagenen Einrichtung verbunden ſind. Erſtens: die Bauern wohnen zu weit von einander entfernt, um ſich, wenn ein Bauerhof des Nachts von Räubern überfallen werden ſollte, (ein Schickſal das iſolirt liegende Höfe leichter, als in zuſammenhängenden Dörfern ſtehende, trift) einander beyſtehen zu können.

Der

Der Baron. In einem gehörig angebauten, und nicht mit Bettlern und Hungerleidern angefüllten Lande, wo gute Polizey und ſtrenge Aufſicht herrſcht, und auf herumziehendes verdächtiges Geſindel alsbald Jagd gemacht wird, iſt ein ſolcher Ueberfall etwas ziemlich ſeltenes. Ganz aber ſind dergleichen Ereigniſſe, wie die Erfahrung lehrt, ſelbſt in Dörfern, deren Häuſer dicht neben einander ſtehen, nicht zu verhindern.

Der Markis. Die Unſicherheit wird um ſo viel größer ſeyn, wenn es, wie der Baron fodert, große dichte Wälder im Lande giebt. Hier verbirgt ſich das Raubgeſindel bey Tage, um des Nachts die abgeſondert liegenden Bauerhöfe zu berauben.

Der Baron. Dagegen ließe ſich ein Mittel finden, welches zwar, wie alle menſchliche Mittel, nicht alle widrige Zufälle verhindern kann, allein doch unſtreitig von großer Wirkſamkeit ſeyn würde. Aber Sie müſſen mir erlauben, zu vermuthen, daß man in gewiſſen Staaten dieſes Mittel nicht eher anwenden wird, bis die ſo nothwendig gewordene Verminderung der zahlreichen ſtehenden Heere, deren Unterhaltung den größten Theil der Staatseinkünfte abſorbiert, zu Stande gekommen iſt.

Der Markis. Ehe ich Ihnen Ihr Mittel abfrage, Baron, nur ein Wort von der Vermindes-

rung der allzugroßen ſtehenden Heere. Auch ich wünſchte ſie, als eine wahre Wohlthat für die Menſchheit. Erinnern Sie ſich, was d' Alembert an ſeinen Freund, Friedrich den Großen, ſchrieb: „*Les „depenſes, que ce grandes armées exigent, ne „mettent elles pas l' Europe, même en temps „de paix, dans un état continuel de tenſion, „qui ne diffère pas beaucoup d'un état conti„nuel de guerre?*

Der Baron. Eben ſo dachte — aus Gründen, welche, wie ich glaube, jedem guten, und von den Thatſachen, die auf unſern Gegenſtand Beziehung haben, gehörig unterrichteten Kopfe einleuchten müſſen, der Präſident von Montesquieu: „*une maladie nouvelle*, ſagt er, *ſ' eſt „repandue en Europe. Elle à ſaiſie nos prin„ces, et leur fait entretenir un nombre déſor„donné de troupes. Chaque Monarque tient „ſur pied toutes les armées, qu' il pourroit „avoir, ſi ſes peuples etoient en danger d'etre „exterminés, et on nomme paix cet état „d' effort de tous contre tous. Nous ſommes „pauvres avec les richeſſes et le commerce de „tout l'univers, et bientot, à forçe d' avoir „des Soldats, nous n'aurons plus que de Sol„dats, et nous ſerons comme des Tartares. La „ſuite d'une telle ſituation eſt l' augmentation „perpetuelle des tributs.*“ Treffendes Gemählde der Uebel, die aus der übermäßigen Vermehrung der ſtehenden Miliz reſultiren!

Der

Der Markis. Auſſer der Eroberungsſucht, womit unſer allerchriſtlichſter Sultan, Ludwig XIV, deteſtabeln Andenkens, unheilbar behaftet war, mochte einer von den Gründen, die ihn antrieben, 300,000 Mann zu Lande (ohne die vielen Seeſoldaten) zu unterhalten, der ſeyn, daß er dadurch die Nazion zu unterdrücken, und zu einer Heerde von Laſtvieh herabzuwürdigen hoffte.

Der Baron. Das war augenſcheinlich ſeine Abſicht. Indeß, lieber Markis! beſtätigt die Geſchichte meinen Satz: daß auch dieſes — obwohl unter gewiſſen Umſtänden mit Erfolg gebrauchte — Mittel, ganz und gar nicht hinlänglich iſt, ein Volk von mehrern Millionen Menſchen auf immer in der Sklaverey zu erhalten. Das alte Rom, die Türkey, Perſien, Frankreich, beweiſen es. Nur mit dem Unterſchiede, daß die osmanniſchen Janitſcharen und die perſiſchen Leibgarden nur die Tyrannen erwürgten, und die Tyranney fortdauern ließen: da hingegen die aufgeklärtern und menſchenfreundlichern Franzoſen die Tyranney abſchaften, und die Tyrannen wieder in Menſchen umwandelten.

Der Markis. Um auf ihr Mittel, dem Einbruch der Räuberbanden in einzelne Bauerhöfe vorzubeugen, zurückzukommen! — Was müßten die Staaten alſo, wenigſtens nach erfolgter Verminderung der ſtehenden Heere, thun?

Der Baron. Wenn man eingesehen haben wird, daß der Offensivkrieg die menschliche Natur beschimpft; wenn man, so wie Ihre Landsleute, auf Konquetten Verzicht gethan, wenn man wenigstens die Hälfte der stehenden Heere reduzirt haben wird: dann wird man in Ländern, wo glücklicher Weise noch große Wälder sind, ein Korps von Jägern zu Fuße und zu Pferde, besolden können, deren einzige Bestimmung ist, die innere Sicherheit im Lande zu erhalten. Immer müßte eine gewisse Anzahl derselben die Wälder durchstreifen und die öffentlichen Straßen bereiten.

Der Markis. Den Fond zur Unterhaltung derselben haben Sie angewiesen, Baron! — Aber, was, nach Ihrer Theorie, der Einrichtung dieses stets in den Wäldern streifenden Jägerkorps vorhergehen muß, die Abschaffung eines großen Theils der stehenden Heere — wird das wahrscheinlicher Weise zu Stande kommen?

Der Baron. Wahrscheinlicher Weise! Aber ich bestimme die Zeit nicht, wenn es geschehen wird, noch den Ort, wo man zuerst damit anfangen wird, und zwar aus dem nicht unerheblichen Grunde: weil ich nichts davon weiß.

Der Markis. Aber wenn Sie mir auch die Gefahr vermindert haben, welcher die zerstreut liegenden Bauerhöfe durch Räuberbanden ausgesezt sind; wenn auch Ihr Jägerkorps bereits auf den

Beinen iſt, oder zu Pferde ſitz, ſo habe ich dann doch noch einige Gründe vorräthig, welche mich abgeneigt machen würden, ſporadiſche Dörfer anzulegen. Die Landleute werden durch weite Zwiſchenräume von einander getrennt. Alſo werden ſie wenig Umgang unter ſich haben. Folglich werden ſie ungeſellig, und ihre Sitten roher und wilder werden.

Der Baron. Die Erfahrung widerlegt in Schweden und Norwegen Ihre Beſorgniſſe. Es gibt in dieſen Ländern Provinzen, wo die einzelnen Bauerhöfe in ſehr beträchtlichen Entfernungen von einander liegen. Aber die Sitten des nordiſchen Bauers ſind im Ganzen genommen nicht roher und wilder, als die des teutſchen Bauern. Wenn jener ein ernſthaftes Weſen iſt, wenn er zur lauten Freude nicht geſtimmt iſt, wie der lärmende und ſchreiende Sizilianer, ſo iſt dieſes eine Wirkung des ſtrengen nordiſchen Klima, und der beſchwerlichen Arbeiten, die es ihm zur Bedingung ſeiner Subſiſtenz gemacht hat. Es iſt Folge der Eindrücke, welche der Bewohner des hohen Nordens von den ihn umgebenden Objekten unaufhörlich empfängt. Schroſe, kahle Felſen, Schnee und Eis — kurz, die traurigmachenden Scenen eines acht oder neun monatlichen Winters. — — Zudem, Markis, glauben Sie nicht, daß bey der großen Bevölkerung Teutſchlands, und bey der Kulturfähigkeit ſeiner meiſten Ländereyen, die Ent-

fernung, welche jeden Bauernhof vom andern trennet, so groß werden könne, als sie es in einigen Gegenden von Schweden und Norwegen ist. In Teutschland ist die Zahl der Besitzer grösser, und die Grundstücke sind — *ceteris paribus* — klein, oder doch nur von mäßigem Umfang. In den nördlichen Provinzen Schwedens und Norwegens aber wird oft durch unwegsame Klippen, öde Heiden und Sümpfe, zwischen einem Nachbar und dem anderm eine große Kluft befestiget. Wenn die mäßigen Aecker und Wiesen eines gewöhnlichen teutschen Bauern rund um seine Wohnung herumliegen, so wird dadurch die Kommunikazion mit seinen Nachbarn in der That nur äusserst wenig erschwert.

Der Markis. Was Sie da sagen, Baron, scheint einiges Gewicht zu haben. Allein erlauben Sie mir, Ihnen noch ein gegen den Nutzen der sporadischen Dörfer streitendes Argument entgegenzusetzen. Wenn die Bauerhöfe zerstreut auseinander liegen, so haben die Landleute und ihre Kinder einen weiten beschwerlichen Weg zur Kirche und Schule. Gleichwohl ist die Unentbehrlichkeit des Schulunterrichts — so, wie die Nothwendigkeit seiner Verbesserung — am Tage. Die in der Kirche gehaltenen Predigten sind den Landleuten nüzlich, wenn sie darin auf eine zweckmäßige Art in der Moral unterwiesen werden.

Wollt ihr bey Seite gehen? (Othello verbirgt ſich.) (-- Jago, ohne daß ihn Othello hören kan, fährt fort:) Nun will ich den Caſſio nach ſeiner Bianca fragen, einem Weibsbild, das ſeine Reizungen verkauft, um ſich Brod und Kleider davor anzuſchaffen. Die Närrin iſt ſterblich in Caſſio verliebt, und zur Strafe davor, daß ſie ſchon ſo viele betrogen hat, wird ſie izt von ihm betrogen; denn er kan ſich, wenn er nur von ihr reden hört, des überlauten Lachens nicht verwehren. -- Da kommt er.

Dritte Scene.

Caſſio (zu Jago.)

Je mehr er lachen wird, je mehr wird Othello raſen; ſein Lächeln, ſeine Gebehrden, ſeine leichtſinnigen Manieren, ſeine kleinſten Bewegungen, werden durch die Auslegung, die der eiferſüchtige Mohr davon macht, zu Verräthern an ihm werden -- Nun, wie geht's euch, Lieutenant?

Caſſio.

Deſto ſchlimmer, weil ihr mir einen Charakter beylegt, deſſen Beraubung mir das Leben zur Quaal macht.

Jago.

Macht euch nur recht lebhaft an Desdemona, ſo kan's euch nicht fehlen. (leiſer.) Gelt, wenn Bianca die Gewalt dazu hätte, wie ſchnell würdet ihr wieder hergeſtellt ſeyn.

Der Baron. Die weite Entfernung der Kirche und Schule von den Bauerhöfen iſt ein Uebel, welches, wie Sie wiſſen, in einigen Theilen der Nordländer wirklich empfunden wird. Allein da ich, Sie bereits auf den Umſtand aufmerkſam gemacht habe, daß, wegen der größern Volksmenge und der Kulturfähigkeit der meiſten Ländereyen, die Bauerhöfe in Teutſchland nicht ſo weit auseinander liegen würden, als in den ſchlecht bevölkerten Gegenden des hohen Norden, wo die wenigen urbaren Plätze oft durch große wüſte Strecken von einander getrennt werden: ſo belieben Sie nur zu erwägen, ob dadurch nicht auch der Weg zu Kirche und Schule den teutſchen Bewohnern ſporadiſcher Dörfer ſehr verkürzt wird? Endlich, Herr Markis! hat denn jedes Dorf auch wirklich eine beſondere Kirche? oder, wenn es eine hat, auch einen beſondern Geiſtlichen? Müſſen nicht auch jezt die Einwohner mancher Dörfer eine viertel oder halbe Meile weit nach der Kirche des nächſten Ortes gehen? — — Vergleichen Sie die geringen — und durch verbeſſerte Einrichtungen noch ſehr zu vermindernden — Nachtheile und Inkonvenienzen der ſporadiſchen Dörfer mit ihrem unläugbaren Nuzen! — Dieſe Art Dörfer anzulegen, iſt zuverläßig das einzige Mittel, zu verhindern, daß nicht 50. bis 60. Familien auf einmal durch die verzehrende Flamme aller ihrer Habſeligkeiten beraubt und an den Bettelſtab gebracht werden. Der Verluſt eines einzelnen Bauerhofes

ist leichter zu ertragen, und der Staat kann der verunglükten Familie eher wieder aufhelfen, als einer ganzen Anzahl von Familien, die in einer einzigen fatalen Stunde vom ländlichen Wohlstand zur äussersten Dürftigkeit herabsanken.

v. An..ch.

II.

Französische Korrespondenz.

1.

Schreiben eines französischen Aktivbürgers an den Herausgeber des T. M.

C. den 18. Jun. 1792.

Wofern es auch Leser geben sollte, die es Ihnen nicht zum Besten ausdeuten, daß Sie Sich seit einiger Zeit in einem etwas nachdrücklichen Tone sowohl gegen die enthusiastischen Verehrer unsrer Konstituzion, als gegen die dermahlige Nazional-Versammlung, und gegen den Geist der Jakobiner-Gesellschaft, der die Majorität derselben beseelt, erklärt haben: so werden Sie mir wenigstens zutrauen, daß ich keiner von denen bin, die in allem diesem Ihre Meynung, geschweige dann Ihre Absicht, zu mißkennen fähig sind.

Ich

In meinem Vaterlande iſt es freylich durch die unermüdeten Bemühungen der öffentlich erklärten Revoluzions-Feinde — von welchen Sie gewiß weder den Zweck noch die Mittel jemahls gut heiſſen werden — endlich dahin gekommen, daß es nicht mehr erlaubt iſt, unpartheyiſch zu ſeyn. Ein Frankreicher, der es nicht öffentlich mit der ſogenannten Koblenziſchen Parthey hält, d. i. der nicht (wie man bey uns ſpricht und ſprechen muß) ein erklärter Feind und Verräther ſeines Vaterlandes iſt, mit einem Worte, jeder Konſtituzionsfreund oder Patriot in Frankreich, iſt — entweder was man einen Jakobiner nennt, und reſpektiert, als ſolcher, die Konſtituzion nur in ſo fern, als ſie die Souveränität des Volks und die allgemeine politiſche Freyheit und Gleichheit aller einzelnen Staatsbürger verſichert; macht hingegen kein Geheimniß aus ſeiner Vorliebe für eine durchaus republikaniſche Verfaſſung, und geſteht ſo laut als mans verlangt, daß die gänzliche Abſchaffung der königl. Würde und des Hofes, wenigſtens bedingter Weiſe, ein Grundartikel ſeines politiſchen Kredo iſt: oder er hält ſich zu derjenigen patriotiſchen Parthey, welche die Konſtituzion, aber die ganze Konſtituzion, und nichts als die Konſtituzion will, und könnte in ſo ferne auch ein Royaliſt genennt werden, in ſo fern dieſe Parthey will: „daß der konſtituzions mäßige König in den vollen und ungeſtörten Beſitz der ganzen Autorität, die ihm die

Konſtituzion zugetheilt, geſetzt werde; das Volk und ſeine Repräſentanten hingegen ſich keine Art von konſtituzionswidrigen Eingriffen in die Rechte, oder willkührlichen Einfluß in die Geſchäfte der konſtituierten Mächte anmaßen dürfe."

Es läßt ſich leicht denken, wie dieſe letztere Parthey, — je nachdem ein Theil derſelben ſich mehr zur Monarchie, ein andrer mehr zur Demokratie neigt, dieſer mehr die unbeſchränkte Freyheit in Religionsſachen, jener mehr die Erhaltung der alten (römiſchkatholiſchen) Religion begünſtiget, u. ſ. w. — ſich wieder in mehrere politiſche Sekten ſpalten, und auf dieſem Wege eben ſo gut auf die Idee einer mit der Konſtituzion vorzunehmenden Modificierung geführt werden könnte, als die Jakobiner durch ihren Hang zur republikaniſchen Verfaſſung; welche freylich (wie ich Ihnen gern eingeſtehe) keinem Volk in der Welt weniger angemeſſen iſt als dem Franzöſiſchen.

Allein, da die moderaten Patrioten (ehmahls Feuillans genannt) ſich durch ſolche Spaltungen nur ſchwächen, und anſtatt der Fakzion der Petion, Roberspierre, Briſſot, Condorcet, u. ſ. w. mit vereinten Kräften entgegen zu wirken, vielmehr nur, zu großem Jubel ihrer Gegner, ſich unter einander ſelbſt aufreiben würden: ſo iſt bey einer ſolchen Lage der Dinge nichts nothwendiger, als daß Alle, die es zugleich mit dem König und der Nazion wohl meynen, ſich um die Konſti-

tus

zuzion, als das wahre Palladium der Franken, zuſammendrängen; und ſo lange ſie nur noch mit einiger Wahrſcheinlichkeit hoffen können, das Uebergewicht über die republikaniſche Fakzion zu behaupten, kann und darf ihre gemeinſchaftliche Loſung keine andre ſeyn, als — „die Konſtituzion! Die ganze Konſtituzion! Nichts als die Konſtituzion!“ — Der König ſelbſt kann (ohne über ſein wahres Intereſſe ſchrecklich verblendet zu ſeyn) nichts anders wollen, und will auch gewiß nichts anders: denn ſo lange, bis Ruhe und Ordnung im ganzen Reiche hergeſtellt ſind, iſt ſogar ſeine perſönliche Erhaltung eben ſo wie die Erhaltung des Ganzen, unzertrennlich an dieſe Maxime gebunden.

Aber was könnte Ihnen, M. H. oder irgend einem andern Weltbürger, der nicht zugleich ein Bürger von Frankreich iſt, die Pflicht auflegen, ſchlechterdings einer der beyden Partheyen, in welche dermahlen alle wahren und vorgeblichen Patrioten jenſeits des Rheins getheilt ſind, zugethan zu ſeyn? Ihnen, dem es, als einem bloßen Zuſchauer, eben darum erlaubt iſt, die Dinge, ohne Rückſicht auf das, was für den Moment nützlich ſeyn mag, bloß nach ihrer innern Beſchaffenheit und nach ihren natürlichen Folgen zu ſchätzen! Ihnen muß es erlaubt ſeyn das zu bemerken, worin (Ihrem Urtheil nach) beyde Partheyen unrecht haben, worin beyde zu viel oder zu wenig thun; und es wäre ungerecht, Sie

für

für einen lauen Freund oder wohl gar für einen Verräther der guten Sache zu halten, weil sie nicht alles billigen, was die konstituirende Nazionals-Versammlung gethan hat; weil Sie behaupten, sie sey (theils durch subjektive, theils durch äussere Ursachen getrieben) viel weiter gegangen, als es die Gesetze der Gerechtigkeit sowohl als der Klugheit erlaubten; weil Sie glauben, daß keine sehr große und durch ihre Lage, Naturgüter, Kunstfertigkeiten und Kultur reiche und mächtige Nazion, und unter allen in der Welt die französische am wenigsten, einen so hohen Grad von politischer Freyheit, Gleichheit und Wichtigkeit ertragen könne als die Konstituzion dem Volke in Frankreich giebt, u. s. w.

Gesetzt aber auch, alle diese Sätze seyen viel zu verwickelt um ein entscheidendes Ja oder Nein zuzulassen: so bleibt doch jedem Weltbürger seine Meynung frey; und der Erfolg spricht (besonders was den letzten Artikel Ihres Kredo betrift,) nur gar zu laut für die Wahrheit der Ihrigen.

Ich, für meinen Theil, ohne mich an den Punkten, worin unsre Meynungen verschieden sind, zu stoßen, halte mich bloß an die unzweydeutigen Beweise und Zeugnisse, die Sie von der Reinheit Ihrer Grundsätze über die unverlierbaren Menschenrechte, von Ihrem Haß gegen alle widergesetzliche, willkührliche, und eben darum usurpierte Gewalt — eines Einzigen oder einer

Men-

Menge, von Ihrer warmen Theilnehmung an den Schickſalen einer Nazion, die ſeit dem 14ten Jul. 1789. keinem Freunde der Menſchheit mehr gleichgültig ſeyn kann, und von ihrem innigen Wunſche einer glücklichen Entwickelung derſelben, öffentlich abgelegt haben. Nimmermehr werde ich denjenigen für einen erkauften oder erkäuflichen Sachwalter des Deſpotiſmus und Ariſtokratiſmus halten — (beyde Worte in dem Sinne genommen, worin ſie mit Freyheit und Gleichheit der bürgerlichen Rechte unverträglich ſind) — der in einem Aufſatz, worin unſern Geſetzgebern wahrlich nicht geſchmeichelt wird, *) dieſe Worte aus der Fülle ſeines Herzens (gewiß floſſen ſie nicht bloß aus ſeiner Feder) ſtröhmen ließ: — „Alles was ich gegen die Franzöſiſche Konſtituzion einzuwenden habe, verhindert mich nicht, zu ſagen, daß die Weſtfranken ſehr recht haben, wenn ſie jetzt, (da die Frage nicht von beſſer oder ſchlechter befinden, ſondern von ſeyn oder nichtſeyn iſt) eine Konſtituzion, die ihnen und ihren Nachkommen Freyheit und Gleichheit der Rechte verſichert, als das Heiligſte und Beſte was ſie haben, anſehen, ſie gegen alle gewaltſame Angriffe mit noch tauſendmahl heiſſerm Eifer verfechten, als womit ehemahls ihre barbariſchen Vorfahren für die heilige Oriflame fochten, und lieber ſich und ihre Feinde zugleich unter den Ruinen der Monarchie begra-

*) S. T. M. 1792. I. St. N. III.

begraben, als ſich wieder in die ſchmählichen Ketten des ariſtokratiſchen Deſpotismus ſchmieden laſſen wollen. Sie haben nicht nur recht ſo geſinnt zu ſeyn, ſondern ſie verdienten von Sklaven ſelbſt verachtet zu werden, wenn ſie anders geſinnt ſeyn könnten!" —

Es wäre nun freylich indiſkret, M. H. wenn ich Ihnen, nach einer ſo lebhaften Aeuſſerung ihrer Geſinnungen, die verfängliche Frage vorlegen wollte: was ſie von dem heiligen Kriege halten, welchen einige der erſten Mächte in Europa gegen die Konſtituzionen von Frankreich und von Pohlen zu unternehmen begriffen ſind? Das Wahre iſt, daß wir Frankreicher ſelbſt, welche die Sache ſo nahe angeht, nicht recht wiſſen, was wir von den furchtbaren Vorkehrungen denken ſollen, die man gegen uns macht. Diejenigen unter uns, die mit der meiſten Kaltblütigkeit von dieſer ganz Europa in Erwartung haltenden Weltbegebenheit urtheilen, gefallen ſich zu glauben, daß nur eine ganz irrige Vorſtellung von der wahren Lage der Sachen in Frankreich die gegen uns ausziehende Monarchen zu einer ſolchen Maßregel habe verleiten können. Wüßten ſie, ſagt man, ſo gewiß als wir es wiſſen, daß die ganze Nazion, d. i. der unendlich gröſsere Theil aller einzelnen Bürger Frankreichs (wie verſchieden ſie auch über andere Dinge in ihren Meynungen, Abſichten, Planen, Maximen und Kombinazionen ihres eigenen Vortheils mit dem allgemeinen Intereſſe, ſeyn mögen)

doch

doch alle in dieſem einzigen Punkt nur Einen Willen haben, nur Ein Herz und Eine Seele ſind, — „ihre Unabhängigkeit, Freyheit und Gleichheit gegen die ganze Welt bis auf den letzten Blutstropfen zu behaupten;“ — wüßten dieſe Monarchen, daß es (wiewohl unfehlbar auf ihre Gefahr und Koſten) vielleicht möglich ſeyn könnte, die franzöſiſche Nazion vom Erdboden zu vertilgen: aber daß es, ſo lange die menſchliche Natur — menſchliche Natur bleibt, ſchlechterdings unmöglich iſt, das franzöſiſche Volk mit Gewalt dahin zu bringen, daß, nachdem es bereits drey Jahre lang die Süßigkeit der Freyheit und bürgerlichen Gleichheit mit vollen Zügen gekoſtet hat, es ſich das Joch der ehemaligen Ariſtokratiſchen Deſpotie wieder aufdringen laſſe; wüßten ſie, daß kein andrer Haß dem Haß, dem Abſcheu, der Exekrazion gleich iſt, der in allen freyen Einwohnern Frankreichs gegen dieſe vatermöderiſchen Empörer lodert, die von uns allen, mit dem unläugbarſten Recht, als die Urheber aller Uebel, welche Frankreich ſeit der Revoluzion überſchwemmten, aller Wunden, die dem Vaterland in dieſen drey Jahren geſchlagen wurden, anſieht: gewiß, der Gedanke hätte nie in Ihnen entſtehen können, ſich mit gewaffneter Hand in unſre innern Angelegenheiten zu miſchen, diejenigen, die wir als unſere tödlichſten Feinde anzuſehen ſo viele Urſache haben, in ihren Schutz zu nehmen, und das Blut von ſo vielen Tauſenden ihrer eignen Unterthanen (deren

Leben,

Leben, auch als das Leben bloßer Sklaven fi nanzmäßig berechnet, ihnen nicht gleichgültig seyn kann) aufzuopfern, um vier und zwanzig Millionen freyer Menschen zu Sklaven von etlichen Tausenden zu machen, die schon dadurch allein, daß sie kein Gefühl für den Adel und die Rechte der Menschheit haben, schon dadurch allein, daß sie sich eines angebohrnen Vorrechts dem Staate lästig, unnütz und verderblich zu seyn, anmaßen, nicht einmahl der Ehre werth sind, von arbeitsamen Tagelöhnern für ihresgleichen geachtet zu werden.

So, M. H. denken in Frankreich diejenigen, die sich durch ihre Mäßigung vor dem ungleich größern Theil auszeichnen: denn dieser leztere, von dem unermüdeten Geschrey unsrer Agitatoren, der Jakobinischen Journalisten und republikanischen Freyheitsschwärmer, betäubt, denkt nicht so billig von den Monarchen, die man ihm täglich als Despoten, Tyrannen und Unterdrücker der Menschheit mit den gehäßigsten und schwärzesten Farben vormahlt. Im Gegentheil, er ist fest überzeugt, daß die gegen uns vereinigte Könige bloß deßwegen auf uns losgehen, weil sie nicht leiden wollen, daß eine durch ihren fast beyspiellosen leidenden Gehorsam und ihre ganz abgöttische Anhänglichkeit an ihre Könige so berüchtigte Nazion, wie die französische, mitten in Europa, das unerhörte Beyspiel eines mit glücklichem Ausgang gekrönten allgemeinen Aufstandes gegen alle Vor-

urs

Caſſio (lachend.)

Wie kommt ihr auf dieſe arme Närrin?

Othello (vor ſich.)

Seht, wie er ſchon lacht.

Jago.

In meinem Leben hab' ich kein Weibsbild ſo verliebt in einen Mann geſehen.

Caſſio.

Der arme Tropf, ich denke, in der That, ſie iſt in mich verliebt.

Othello (vor ſich.)

Izt läugnet er's ſo ganz kaltſinnig, und lacht hinten nach.

Jago.

Hört ihr Caſſio?

Othello (vor ſich.)

Izt ſezt er ihm zu, es ihm zu geſtehen: Gut, gut, nur weiter?

Jago.

Sie zieht aus, ihr wollt ſie heurathen. Iſt das eure Abſicht?

Caſſio.

Ha, ha, ha! Othello.

urtheile, und gegen alle bloß auf dieſen Vorurtheilen beruhende Rechte, welche den meiſten dermahligen Staatsverfaſſungen zum Grunde liegen, ungeſtraft ſollte geben dürfen.

Ich will hier nicht wiederhohlen, was die Redner, deren auch die jezige Nazional-Verſammlung einige aufzuweiſen hat, bey mehrern Gelegenheiten geſagt haben, um dieſe nicht ganz unwahrſcheinliche Vermuthung in ein ſehr frappantes Licht zu ſetzen. Es iſt ein unabſehbares Feld für ſchöne Deklamazionen. Ich begnüge mich alſo, Ihnen frey zu geſtehen, daß ich billiger von Ihren Königen denke; als welche, bey der Humanität ihres perſönlichen Karakters, bey der Mäßigung, womit ſie ſich ihrer höchſten Gewalt bedienen, bey ihrem Reſpekt für die Geſetze, bey der Sorge für Handhabung unpartheyiſcher Gerechtigkeit, bey der Aufmerkſamkeit auf alles was den Wohlſtand ihrer Länder befördern kann, kurz bey allen den Geſinnungen, Maximen, und wirklichen Handlungen, wodurch ſie das Vertrauen und die Liebe ihrer Völker zu gewinnen und feſt zu halten ſuchen, von dem Beyſpiel der franzöſiſchen Revoluzion, und ſelbſt von der berüchtigten Propaganda (wenn ſie auch zehnmal geſchäftiger wäre als ſie in der That iſt) nichts zu beſorgen haben, und ganz ruhig auf ihren Thronen einſchlummern können, ſo lange die große Wahrheit wahr bleiben wird: daß eine Million unbewafneter, und mit ihren eignen Bedürfniſſen und Angelegenheiten beſchäftigter Bürger und Landsleute

leute durch 50000 wohlbewehrte und geübte Kriegsknechte unfehlbar vor allen Versuchungen bewahrt wird, sich in gefährliche Neuerungen einzulassen, und einen gewohnten leidlichen Zustand, der durch die beständige Hoffnung beßrer Zeiten noch leidlicher gemacht wird, mit einem unbekannten vertauschen zu wollen, der erst mit unendlichen Aufopferungen, Arbeiten, Gefahren, Beängstigungen und Leiden, wovon der Ausgang doch immer ungewiß ist, erkauft werden soll.

Diese Betrachtung macht es mir beynahe unmöglich, zu glauben, daß die Könige es so gar übel mit uns meynen, als man uns schon öfters von der Tribüne der N. V. versichert hat, und tagtäglich in so vielen patriotischen Journalen bereden will. Warum sollten sie uns das Leben nicht gönnen? warum uns nicht erlauben wollen, nach unsrer Weise glücklich — oder unglücklich zu seyn? wenn ja eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Konstituzion in ihren Augen ein so großes Unglück ist! Warum sollten Sie im Ernst die Sache eines Adels, der in Frankreich als ein bereits vermoderter Leichnam angesehen wird, dessen letzte Gebeine — etliche hundert große Bände von Adelsdiplomen, Ahnenproben, und tausenden andern Urkunden, die seine ehemalige Existenz der Nachwelt hätten bescheinigen können — wir erst neulich (einem allgemein applaudirten Dekret zu Folge) vor der Bildsäule Ludwigs XIV. den Flammen

übers

überliefert haben, warum ſollten ſie die Sache dieſes auf ewig aus unſeer Mitte vertilgten, und ohne das mirakulöſeſte aller Mirakel nie wieder aufzuerweckenden Adels, — deſſen Seyn oder Nichtſeyn ihnen ſo gleichgültig iſt als die Exiſtenz der Mondbürger — zur ihrigen machen wollen? — Oder ſollten ſie (wie einige glauben) ihre eigene Würde und Größe ſo wenig fühlen, daß ſie die Déraiſonnemens und Sarkasmen etlicher marktſchreyeriſcher Demagogen, Ex-Kapuziner, Ex-Komödianten und hungriger Dintenklecker mit dem Untergang einer ganzen Nazion rächen wollten? — Irgend etwas von dieſem zu glauben iſt Unſinn. Eher will ich annehmen, daß entweder eine fatale Verkettung von Umſtänden, die auch den klügſten Mann zuweilen dahin führt wohin er nicht wollte, oder irgend eine ſchlaue Kombinazion politiſcher Abſichten und Intereſſen, wozu uns die Zeit den Schlüſſel bald genug geben wird, und die ſich bis dahin ziemlich leicht errathen läßt, das wahre Objekt dieſer ſo koſtbaren und (dem erſten Anblick nach) ſo ganz unintereſſierten, ſo unglaublich großmüthigen Kriegsoperazionen ſey. Wie dem aber auch ſeyn mag, dies können Sie mir glauben, und die Zeit wird es beſtätigen, daß die Frankreicher in dieſem Kriege (zu deſſen gegebener Veranlaſſung ſie, wie die ganze Welt weiß, ſo gut als mit Gewalt gezwungen worden ſind) zwar Schlachten — vielleicht auch wohl Provinzen verlieren können: aber daß die vereinigte Macht

aller europäiſchen Fürſten ſie nicht zwingen kann noch wird, ſich andern Geſetzen und einer andern politiſchen Verfaſſung zu unterwerfen, als die ſich ſelbſt gegeben haben — oder noch geben werden, wenn man ſie aufs äuſſerſte treiben wollte. Denn, wiewohl vor zwey Jahren die feurigſten Jakobiner ſelbſt noch weit entfernt waren, ſich die Vernichtung der königlichen Würde, und die Umbildung Frankreichs in eine Anzahl konföderierter Freyſtaaten, im Ernſt als möglich zu denken: ſo haben doch die Sachen inzwiſchen, nach und nach, und (wie ich beſorge) nicht ohne Schuld der eifrigſten Anhänger des Königs, eine ganz andere Geſtalt gewonnen; und nichts iſt gewiſſer, als daß die Jakobiner mit dem Plane wirklich ſchwanger gehen, der ihnen von ihren Gegnern öffentlich Schuld gegeben wird.

Aber auch ſie ſind (wie ich mich verſichert halte) bloß durch die immer gefährlicher werdenden Machinazionen und Verſuche der Ariſtokraten auf der einen, und durch die geheimen Intrigen der Perſonen, von welchen ſich der König leiten ließ, auf der andern Seite, endlich dahin gebracht worden, ſich ſelbſt und einen großen Theil der Nazion mit dem Gedanken zu familiariſieren: „Daß der König unter allen Staatsbeammten nicht nur der entbehrlichſte ſey, ſondern daß ſich die Nazion ohne einen König ſogar ungleich beſſer befinden, und wenigſtens dadurch des ewigen fatalen Zweykampfs

kampfs zwiſchen Monarchie und Demokratie überhoben ſeyn würde, der ſich, vermöge der Natur der Sache, nur mit dem Untergang der einen oder der andern endigen kann.

Ich berühre dieſen Punkt (weil er unter die Myſterien gehört, von denen man gar nicht ſprechen ſollte) nur deswegen, um Sie — deſſen unpartheiſche Wahrheitsliebe mir dieſe kleine Warnung gewiß zu gut halten wird — auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, durch den Eifer und die ungemein ſcheinbaren, aber einſeitigen und leidenſchaftlichen Deklamazionen der andern Parthey, zu einem allzuſtrengen und eben darum ungerechten Urtheil von den ſogenannten Jakobinern verleitet zu werden. Ich geſtehe, daß einige unter dieſen leztern den Nahmen der *Agitateurs*, womit ſie ſeit kurzem von ihren Gegnern belegt werden, ſo gut verdienen, als die ehmahls ſo berüchtigten Agitators unter der Parlaments-Armee in den lezten Jahren des unglücklichen Königs Carl I. von England. Aber man kann ohne Unbilligkeit nicht läugnen, daß ſie groſſe Urſache dazu haben, und daß die unruhige Bewegung, worin ſie das Volk durch alle nur erſinnliche Mittel zu erhalten ſuchen, vielleicht das einzige Mittel ſind, die Nazion vor dem fürchterlichſten und unerträglichſten aller Uebel, vor dem Rückfall unter den Ariſtokratiſchen Deſpotismus, oder vor dem beynahe eben ſo verderblichen Projekt zweyer

Kammern (an welchem das Herz des Königs noch immer heimlich zu hangen scheint) sicher zu stellen.

Es mag seyn daß diese Idee eines, nach dem Modell des Großbrittannischen, organisierten Parlaments, wofern sie gleich in den ersten Wochen der Revoluzion, der Volksparthey gehörig wäre angetragen worden, damahls noch Eingang gefunden hätte, und daß dadurch diese gänzliche Vernichtung des alten Feodalsystems verhütet worden wäre, deren leidige Folgen dem Staat so tiefe und beynahe tödliche Wunden geschlagen haben. Aber nun, nachdem die emigrierten Prinzen und ihr Anhang die Sachen so weit getrieben haben, daß kein Vergleich zwischen ihnen und dem Volke mehr möglich, sondern schlechterdings das Leben der einen Parthey der Tod der andern ist: nun ist an dieses Projekt gar nicht mehr zu denken. Die bloße Erwähnung zweyer Kammern, oder irgend eines andern Vorschlags, der mit der völligen politischen Gleichheit aller Aktivbürger Frankreichs nicht bestehen kann, oder Einer Klasse vor der andern ausschließliche Vorrechte einräumt, ist hinlänglich, das Volk, nicht nur in Paris, sondern in jedem Distrikt von Frankreich bis zur Raserey zu treiben; und es soll mich nicht wundern, wenn wir in kurzer Zeit neue fürchterliche Ausbrüche dessen, was eine zu sehr gereizte, bewafnete Menge fähig ist, erleben sollten, wofern der König auch nur einem Schritt weiter auf dem Wege thut,

der

der ihn eines heimlichen Einverſtändniſſes mit den Ariſtokraten verdächtig gemacht, und ihm das Herz des Volks vollends, vielleicht unwiderbringlich, entzogen hat. Denn in dieſem Sinne (nemlich, was den Haß gegen die Ariſtokratie betrift) kann man mit Wahrheit ſagen, was (wenn ich nicht irre) Jemand noch bey Kaiſer Leopolds Lebzeiten in der N. B. hören ließ, — daß das ganze franzöſiſche Volk Jakobiner iſt. Es tont paradox genug, aber es iſt vielleicht, in Rückſicht auf den gegenwärtigen Moment, nichts weniger als widerſinniſch, was ich dieſer Tagen einen meiner Freunde ſagen hörte: er ſehe wirklich, ſo wie die Sachen dermahlen ſtunden, für Ludwig XVI. kein anderes Mittel mehr, Frankreich und Sich ſelbſt zu retten, als daß er die rothe Mütze aufſtecke, ſich geradezu an die Spitze der Jakobiner ſtelle, und mit aller Macht, die ihm die Konſtituzion giebt (und die durch das wiedergewonnene Vertrauen des Volks ſich mit einer verdoppelten Energie würde äuſſern können) zu allem mitwirke, was die Volksparthey für nöthig hält, um ihre Gegner gänzlich zu unterdrücken, und der Erb-Ariſtokratie alle Hoffnung einer jemahls möglichen Wiederkehr auf ewig abzuſchneiden.

In der That, beſorge ich ſehr, die moderate Parthey habe ſich die republikaniſche zu ſehr über den Kopf wachſen laſſen, als daß es jezt noch einen andern Weg geben könne die Monarchie zu

retten, als eine ſolche Vereinigung des Königs und ſeiner Freunde mit den brennenden Patrioten. (wie die Jakobiner ſich ſelbſt zu nennen liebten) eine Vereinigung, die, wenn ſie auch ſonſt zu nichts hälfe, ſchon dadurch allein von dem wichtigſten Nutzen wäre, daß ſie jenen fanatiſchen Prieſtern der Göttin Freyheit ſowohl den Vorwand als die Mittel benähme, ihre verderblichen Anſchläge gegen die Monarchie ausführen zu können. Oder wiſſen Sie, M. H. einen andern?...

2.

Antwort des Herausgebers.

den 26. Jun. 1792.

Vor allen Dingen, M. H., empfangen Sie die Verſicherung meines lebhaften Dankgefühls für die verbindliche Art, womit Sie Sich die Mühe genommen haben, mich gegen den Feuereifer auswärtiger und einheimiſcher Verehrer Ihrer Konſtituzion bey den unverlierbaren Rechten eines fremden Zuſchauers zu ſchützen. Mein Wille iſt es freylich immer geweſen, mich in allen meinen Meynungen und Urtheilen ſo wenig als möglich von Wahrheit und Billigkeit zu entfernen: aber um den gegenwärtigen politiſchen Erſcheinungen in Frankreich ganz unpartheyiſch zuzuſehen, müßte man ſich nicht nur der Unbefangenheit eines

nes Weisen, sondern der Impossibilität eines Gottes rühmen können!

Die konstituzionsmäßige Abtheilung der sämmtlichen Frankreicher in Aktiv- und Nicht-Aktivbürger, läßt sich füglich auch auf uns andere Zuschauer anwenden. Ich, für meinen Theil, bekenne mich zu den Aktivzuschauern, und gestehe, daß es mir ohnmöglich ist, ein Werk, woran die besten Köpfe und treflichsten Männer Ihrer Nazion, in unaufhörlichem Kampf mit Schwierigkeiten, Hindernissen und Gefahren ohne Zahl und Ende, mit beyspielloser Beharrlichkeit und Anspannung aller Kräfte über zwey Jahre gearbeitet haben, von den verkehrtesten und verworfensten aller Menschen, in wenig Wochen, mit einem so bübischen Muthwillen zerstören zu sehen, ohne daß ich von dem lebendigsten Unwillen ergriffen werde, und (wiewohl meine schwache Stimme aus dieser Entfernung nicht bis zu Ihren Mitbürgern dringen kann, und selbst mitten in Paris vor dem wilden Geschrey und aufrührischen Getümmel der Carra's und Manuels und Cloots und Chabots und Basire's, und wie die Dämoniaken alle heissen, nicht gehört werden würde) in einer unfreywilligen Bewegung meinen Zuruf mit den Anstrengungen der leider allzukleinen Zahl von rechtschaffenen Patrioten (1) zu vereinigen, um Ihr unglückliches, durch die Künste einer Handvoll ehrsüchtiger und gewissenloser Menschen, schändlich betrogenes und zum blinden Werkzeug ihrer königsmörderischen

Anſchläge mißbrauchtes Volk aus ſeinem Zaubertaumel aufzuſchreyen, und, wo möglich, noch ehe es zu ſpät ſeyn wird, zur Beſinnung, zum Gefühl ſeiner Pflicht und zu ſeinem wahren Intereſſe zurückzubringen.

Die Exploſion der Mine, an welcher die mehrbeſagte edle Geſellſchaft, ſchon ſeit einigen Wochen, eben nicht ſehr ſtill und geheim arbeitete, iſt nun endlich am 20ſten Junii erfolgt. Seit dem Tage, da die geſunde Vernunft und Standhaftigkeit des Königs dem berüchtigten Dekret, — wodurch die Jakobiner und ihr erſter Beweger, der Maire von Paris Cromwell Petion, eine Armee von 20000 unbändiger und ihnen allein gehorſamer Freyheitsſchwindler, Banditen und Kopfabhauer, als Verſtärkung ihrer werthen Brüder, der hoſenloſen Piken-Männer aus den Vorſtädten St. Marcel und St. Antoine, zu beliebiger Diſpoſizion bekommen ſollten *) — die königliche Sankzion verweigert hatte, war es leicht voraus zuſehen, daß die durch

*) Denn daß etwas anders als dies die wahre Abſicht des von dem damahligen Jakobiniſchen Miniſter Servan in Vorſchlag gebrachten und von der N. V. auf eine Art die ihrer Weisheit wenig Ehre macht, adoptierten Dekrets, (die Pariſer Nazional-Garde durch 20000 Mann aus den ſüdlichen Departements zu verſtärken) geweſen ſey, wird ſich niemand, der mit dem Innern der jetzigen franzöſiſchen Staatsbegebenheiten in Zuſammenhang bekannt iſt, ſo leicht weiß machen laſſen.

Othello.

Triumphiereſt du, Schurke? Triumphiereſt du?

Caſſio.

Ich, ſie heurathen? -- Eine barmherzige Schweſter? Ich bitte dich, erweiſe meiner Vernunft ſo viel Chriſtliche Liebe, und glaube etwas beſſers von ihr. Ha, ha, ha!

Othello (vor ſich.)

So, ſo: Wer gewinnt, hat gut lachen.

Jago.

In der That, die Rede gebt, ihr werdet ſie heurathen.

Caſſio.

Ich bitte dich, redſt du im Ernſt?

Jago.

Ich will ein Schelm ſeyn, wenn es anderſt iſt.

Othello (vor ſich.)

Haſt du mein Maß genommen? Nun, wohl dann!

Caſſio.

Wenn das iſt, ſo kommt es von dem Affen ſelbſt. Sie hat ſich's in den Kopf geſezt, daß ich ſie heurathen werde, und das bloß, weil ſie es wünſcht, und nicht, weil ich ihr's verſprochen hätte.

durch diesen Schritt äusserst aufgebrachte Jakobiner-Rotte irgend etwas ausserordentliches unternehmen würde, um den König zu einer andern Entschliessung zu nöthigen, und von künftigen ähnlichen Ausübungen der königlichen Prärogative abzuschrecken. Und, wie sollte auch eine solche Operazion — in einer Stadt wie Paris, und in einer Epoke, wo die Aufmerksamkeit aller auf alle so ausserordentlich gespannt ist, — sich haben vorbereiten lassen können, ohne daß der Minister der innern Angelegenheiten, das Direktorium des Departement, und die Municipalbeamten der Stadt Paris, etwas davon hätten merken sollen? Nicht nur ganz Paris stand (wie aus den täglichen öffentlichen Blättern dieser Zeit zu ersehen war) in unbestimmter Erwartung irgend einer nahen Katastrophe; sondern es ist auch notorisch, daß die Munizipalität (wenn sie gleich von allem was vorging geflissentlich nichts merken wollte) von der Direkzion des Departements, so wie die Nazional-Versammlung von dem Procureur-Général Syndic Röderer noch zu rechter Zeit von der gesezwidrigen Insurrekzion der Vorstädte Sct. Marcell und Sct. Anton, und von dem Vorhaben einer Rotte von mehr als zehen Tausend, mit Piken, Aexten und andern barbarischen Waffen gerüsteter Männer und Weiber, „dem König seine Einwilli„gung zu den Dekreten, die den Jakobinern so sehr „am Herzen lagen, abzuzwingen" — benachrichtiget wurde. Nichts war dem Maire von Paris

(dem

(dem Abgott und wahren Autokrator der sämmtlichen *Sans culottes* in den Pariser Vorstädten) nichts war der Nazional-Versammlung, welche im Nothfall die ganze Nazional-Garde von Paris dem Gesez zu Hülfe rufen kann, leichter, als den Brutalitäten, die diese freche aufrührerische Rotte in dem Königlichen Schloße, in den königlichen Zimmern, und gegen die Person des Königs selbst zu verüben sich erfrechte, zuvorzukommen, und diesen ganzen schändlichen Aufruhr in der Geburt zu ersticken. Aber natürlicher Weise konnte es ihnen nicht einfallen, eine Scene verhindern zu wollen, welche sie lange gewünscht, lange künstlich vorbereitet, und (wie sogar ein Blinder sehen muß) heimlich selbst veranstaltet hatten. Der Maire Petion und seine Munizipalität sowohl als die Jakobiner in der Nazional-Versammlung stellten sich blind und taub; nichts war ihrem unbeschränkten Vertrauen in die *loyauté* und Tugend der rohesten, lumpichtsten Schächer in den genannten Vorstädten, und des durch sie vorgestellten souverainen Volkes, gleich. Daß die Gesetze durch einen solchen bewaffneten Zusammenlauf, und durch das öffentliche von diesen Leuten angekündigte Vorhaben, den König (dem die Konstituzion die freye, seiner Einsicht und seinem Gewissen überlassene Ausübung des sogenannten *Veto* als ein geheiligtes unverletzliches Vorrecht der Krone, und als ein nothwendiges Mittel, die Gewalt der Nazional-Versammlung, die ohne

daß

daſſelbe unumſchränkt und deſpotiſch wäre, zu mildern, zuerkannt hat) zur Sankzion der von ihm ſuſpendierten Dekrete mit Nazionalpiken zu nöthigen, — daß, ſage ich, durch ſolche Attentate das Geſetz, die Konſtituzion, die Heiligkeit der konſtituirten Mächte, die Unverletzlichkeit des Königs, die Majeſtät der Nazion ſelbſt, die durch ihren Erb-Repräſentanten ſichtbar dargeſtellt wird, verletzt, mit Füßen getreten, vernichtet werde, war in den Augen dieſer Freunde der Konſtituzion eine Kleinigkeit. Nach ihren Grundſätzen (wenn man anders von dem was ſie thun, oder, gegen ihre beſchwornen Pflichten, zu thun unterlaſſen, auf ihre Grundſätze ſchlieſſen kann) iſt das Volk über dem Geſetz, kann vermöge ſeiner höchſten Souverainität und grenzenloſen Machtgewalt thun was es will; wer dem Volke, auch dann wann es offenbar ſeine beſchwornen heiligſten Pflichten vorſetzlich übertritt, wer ihm auch dann nicht immer die beſten Geſinnungen, die reinſten Abſichten zutraut, wer es nur als möglich vorausſetzt, daß ein widergeſetzlich bewaffneter Pöbel Verbrechen zu begehen fähig ſey, verläumdet das Volk, und begeht dadurch, nach dem Sünden-Maßſtab dieſer vortreflichen Staatsmänner, das unverzeihlichſte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten Volksmajeſtät; und (was wohl zu merken iſt) dieſes greuliche Verbrechen kann, nach der Meynung dieſer würdigen Rottenführer, auch an jeder Partikel

kel des Volks, an jedem zusammengelaufenen, mit Piken und andern Mordinstrumenten versehenen Jahn Hagel, (in so fern es nur die Jakobiner sind, die ihn in Bewegung setzen) begangen werden; denn auch Jahn Hagel ist immer der natürliche Repräsentant des dreymahl heiligen, unverletzlichen, und über alle Gesetze der Vernunft, Moralität und bürgerlichen Ordnung hoch erhabenen Jakobinervolks, das auf eine der Nazion so schimpfliche Art den Nahmen des französischen Volks usurpiert.

Sagen Sie nicht, M. H. es sey unmöglich, daß selbst die tollsten Jakobiner solche Grundsätze hegen könnten. Freylich werden sie diese Maximen nie geradezu als theoretische Grundsätze behaupten. Aber ist es nicht weltkundig, daß schon von langem her, sowohl in ihrem berüchtigten Klub, als in dieser ersten Legislativen Nazionals Versammlung, (die von jenem Klub, mit Hulfe der Tribünen und des Respekts der Minorität vor den Nazionalpiken, bisher ziemlich despotisch beherrscht worden ist) Dinge gesprochen werden, die, wofern man sie nicht als Resultate der besagten Maximen betrachtet, gar keinen Sinn hätten? Was noch mehr ist, die Majorität der Nazional-Versammlung hat am 20sten, und sogar noch am 21sten und den folgenden Tagen dieses Monats so gehandelt, daß sie entweder die besagten Maximen für wahr und richtig halten,

oder

oder ſich von Welt und Nachwelt für einen verächtlichen Haufen von Strohköpfen ohne Hirn und ohne Herz halten laſſen muß. Im einen und andern Fall aber hat ihr Betragen bey einer ſo entſcheidenden Gelegenheit dem franzöſiſchen Nahmen einen Schandfleck eingebrannt, der durch nichts ausgelöſcht werden kann, als dadurch, wenn die ganze Nazion wie Ein Mann aufſtehen und erklären wird, daß ſie die Schmach, von ſolchen Menſchen repräſentiert und deſpotiſiert zu ſeyn, nicht länger dulden wolle. Denn nun, da die Sachen zu dieſer Extremität gekommen ſind; nun, da die Konſtituzion von der Geſetzgebenden Verſammlung ſelbſt ſo unverantwortlich in ihren weſentlichſten Artikeln verletzt worden iſt (2); nun, da die Geſetzgebende Verſammlung ſelbſt, durch die Belobung und Verſendung der aufrühriſchen Addreſſe der Marſeiller in alle Departemens, das Volk zur Empörung gegen den konſtituzionellen König aufgefodert hat: nun iſt eine allgemeine, öffentliche, unerſchrockne und ſtandhafte Erklärung aller guten Bürger, „daß ſie dieſen Staat im Staat, dieſe falſchen Freunde der Konſtituzion, dieſe öffentlichen Feinde des Königs und aller ehrlichen Leute, die nicht von ihrer Partey ſind, — dieſe herrſchſüchtigen Demagogen, die durch ihre Agitators, Journaliſten und Libelliſten das unaufhörlich von ihnen bearbeitete, geängſtigte und aufgehetzte Volk in einem immerwährenden Zuſtand von Inſurrekzion zu erhalten ſuchen, —

dieſe

dieſe Wüthenden, die — unbekümmert um die Folgen eines Kriegs, den ſie allein ihrem unglücklichen Vaterland auf den Hals gezogen haben — Himmel und Hölle bewegen, um es auch noch in den unabſehbaren Jammer eines Bürgerkriegs zu ſtürzen, mit einem Wort, dieſe zu Frankreichs Untergang verſchworne Jakobiniſche Rotte nicht länger dulden wollen" — nun, ſage ich, iſt eine ſolche öffentliche, allgemeine Erklärung aller guten Bürger, verbunden mit der ſtandhaften Entſchließung den konſtituierten Mächten zum Schutz des Vaterlandes auf jeden Wink gehorſam zu ſeyn, das einzige Mittel Frankreich vom Verderben zu retten! Vorausgeſetzt, daß die Anzahl der guten Bürger groß genug ſey, um eine Geſellſchaft aufheben zu können, die ſich in mehr als 1200 Zweigen durch ganz Frankreich verbreitet, und überall die rohesten, ſittenloſeſten, und brutalſten unter den nicht aktiven Bürgern, nebſt allen Bettlern, Gaunern und Banditen, zu ihrer Diſpoſizion hat. Sollte dies der Fall nicht ſeyn, dann, M. H. wehe Ihrem Vaterlande! —

Doch, es iſt mir unmöglich, von einer Nazion wie die Ihrige ſo ſchlecht zu denken. Wie ſtark auch die Verblendung des großen Hauffens bisher geweſen ſeyn mag, die Begebenheit des 20ſten Junius muß die Bezauberung auflöſen! Der Jakobiner-Klub, der Maire von Paris, die Nazionals-Verſamlung, auf der einen, und der

König

König auf der andern Seite, haben ſich der Welt noch nie in einem ſo frappanten Lichte dargeſtellt. Das ganze Betragen des Königs an dieſem entſcheidenden Tage hat ihm nicht nur die Herzen aller guten Menſchen in Europa, ſie hat ihm auch die Hochachtung und Verehrung aller, die einen Sinn für wahre Größe haben, erworben. Daß Ludwig XVI. nicht die Beredſamkeit eines Stanislaus hat, iſt nicht ſeine Schuld — auch iſt noch die Frage, was ſie ihm gegen die Cyklopen der Vorſtadt St. Marcel geholfen hätte? — aber was er geſprochen, und noch mehr, wie er gehandelt hat, würde jedem Könige an ſeinem Platz Ehre gemacht haben, und hat ihn der Ehre, das Haupt eines freyen und edelmüthigen Volkes zu ſeyn, würdig gezeigt. Möchte nun auch das Volk durch die That beweiſen, daß es ſeines Königs würdig ſey!

---

(1) Ein gewiſſer Deputierter, Nahmens Lamarque, hatte neulich am 21. Jun. die Unverſchämtheit, den ächten Freunden der Konſtituzion ihre kleine Anzahl ſogar zum Vorwurf zu machen. „Auf der Oberfläche des Königreichs (ſagte er) „welche 25 Millionen Menſchen enthält, ſieht „man eine kleine Anzahl von Bürgern ſchwimmen, die „ſich Freunde der Konſtituzion nennen, aber in der Anwendung der Grundſätze derſelben Meynungen zeigen, die denen der Koblenzer-Franzoſen beynahe gleichförmig ſind — „Dieſe Leute ſind es, die man überall ſchreyen hört, die „brennenden Patrioten (les patriotes ardens) ſepen Rotte,

„rer (des factieux). Ich trage kein Bedenken, es hier in „der N. V. zu ſagen, daß ichs mirs zur Ehre rechne, einer „von dieſen Rottierern zu ſeyn. Und wer ſind denn dieſe „angeblichen Rottierer, die immer die Majorität der „N. V. und die Beyſtimmung aller Departemens des „Königreichs für ſich haben? — Die wahren Rottierer, wenn „es dergleichen gäbe, ſind die, welche dieſe turbulente Mi„noritär ausmachen, die ihr Daſeyn durch nichts als Intri„gen kund thut; es ſind die, die nicht aufhören den Wün„ſchen des Volks zu widerſtehen, welche nach allen Ausdrü„cken derſelben, die aus allen Theilen des Reichs anlangen, „nicht mehr zweifelhaft ſeyn können. — Ich meyne dieſe „beynahe unendliche Menge von Adreſſen, die auf eine „ganz unzweydeutige Art den Wunſch der Nazion ankün„digen.“ — Ich führe dieſe Stelle zu einer Probe an, wie die Jakobiniſchen Sykofanten in der N. V. (wo ihnen alles erlaubt iſt) in den Tag hinein zu ſchwatzen gewohnt ſind; und begnüge mich nur folgendes dabey anzumerken. 1) Es iſt ſchändliche unerweisliche Verläumdung, wenn die Jakobiner (aus deren Seele dieſer la Marque hier ſpricht) den wahren Patrioten, die Nichts als die Konſtituzion, aber die Konſtituzion ganz vollzogen und befolgt wiſſen wollen, Meynungen aufbürden, die denen der Koblenzer-Parthey beynahe (bemerken Sie auch dies vieldeutige Wort!) gleichförmig ſeyn ſollen. 2) Wofern die ächten Freunde der Konſtituzion (die eben deßwegen die natürlichen Antipoden der Jakobiner ſeyn müſſen) in der That eine ſo kleine Anzahl, rari nantes in gurgite vasto, wären: wer hätte Schuld daran, als die Jakobiniſche Rotte, die, durch alle Diſtrikte und Municipalitäten des Reichs ausgebreitet, ſchon ſo lange alle nur erſinnliche Mittel erſchöpft, das Volk zu verwirren, zu ängſtigen, aufzuhetzen, mit Mißtrauen, Haß und Verachtung

achtung gegen die erſte Nazional-Verſammlung, gegen den König, und gegen jeden noch ſo rechtſchaffnen Miniſter oder General der kein Jakobiner-Sklave iſt, anzufüllen, und durch konſtituzionswidrige, gewaltthätige und mörderiſche Maximen in immerwährender Gährung und Diſpoſizion zum Aufruhr zu erhalten? Aber ungeachtet dieſer unaehrnren Thätigkeit der Jakobiniſchen Rotte, iſt es 3) dennoch nicht wahr, das die unzählichen Addreſſen, auf welche Hr. le Marque trotzt, eine unzweydeutige Kundmachung der Wünſche der Nazion ſind. Die Jakobiner ſelbſt wiſſen am beſten, daß alle dieſe eckelhaften Deklamazionen nichts als ſchülermäßig veränderte und amplificierte Kopien eines und ebendeſſelben Thema's ſind, das ihren lieben Getreuen, den affiliierten Geſellſchaften in allen Theilen des Reichs, von der Committé de Correſpondence des Jakob. Klubs zu Paris diktiert wird — eine Veranſtaltung, die jeder unbefangene Beobachter ſchon lange mit Händen greiffen konnte, ehe uns das Journal von Paris in No. 179. den Schlüſſel zu dieſem offentlichen Geheimniß gab. Alle dieſe Addreſſen, auf die ſich Hr. L. M. beruft, ſagen alſo nichts als die Wünſche einer Anzahl herrſchſüchtiger Demagogen, von einem gröſern oder kleinern Hauffen bethörter und aus dem Taumelkelch der Jakobiniſchen Freyheitsgöttin trunken gemachter Menſchen, in allen Theilen des Reichs nachgehallt. Dieſe Menſchen beſtehen beynahe bloß aus Leuten mit zerrißnen Hoſen, (Sans-Culottes) aus Leuten ohne Eigenthum, und ohne Talent oder Neigung ſich durch rechtsmäßige Mittel welches zu erwerben. Sie ſind nicht die Nazion, ſondern die partie honteuſe, die Hitzblazen, Geſchwüre und Peſtbeulen der Nazion, von welcher ſie, glücklicher Weiſe, nicht den hundertſten Theil ausmachen. Der Wunſch der Nazion iſt Wiederherſtellung der Ruhe

und Ordnung durch unbeſchränkten Gehorſam gegen die Geſetze und die konſtituierten Mächte, in Gemäßheit der von allen angenommenen und ſchon ſo oft feyerlichſt beſchwornen Konſtituzion, — und gerade dieſem Wunſch der Nazion arbeiten die Rottierer, deren einer zu ſeyn Hr. La Marque ſo ſtolz iſt, unaufhörlich zu eben der Zeit entgegen, da ſie auf eine heuchleriſche Anhänglichkeit an die Konſtituzion rochen, und dem armen Volke dadurch Staub in die Augen werfen. — Uebrigens wurde die Pralerey, daß die beſagten Rottierer immer die Majorität in der N. V. für ſich hätten, in eben der Seſſion, worin La Marque ſie hören ließ, durch die That wiederlegt. Denn der Antrag des wohldenkenden Bigot de Präamenen, daß künftig das Volk ſich nicht mehr unter dem Vorwande von Petizionen bewaffnet ſolle zuſammen rotten dürfen, wurde, ungeachtet aller von einigen Suppots der Jakobiner-Rotte dagegen vorgebrachten Soſiſtereyen, dekretiert. Es wäre für die Ehre der N. zu wünſchen, daß man nicht geſtehen müßte, daß dies freylich eine große Seltenheit war; auch werden die Herren Jakobiner ihre Maßregeln ſchon zu nehmen wiſſen, daß ſo etwas nicht ſo leicht wieder begegnen wird.

2) Womit könnte ſelbſt der ſchamloſeſte Sykofant das Betragen der N. V. in der Morgenſeſſion des 20ſten Jun. gegen dieſen Vorwurf retten wollen? Sie war davon benachrichtiget, daß mehrere Tauſend Menſchen aus den Vorſtädten von St. Marcel und St. Antoine (und was für eine Art von Kannibalen dieſe rohen Menſchen großen Theils ſind, bezeugt der 5te und 6te Oktober 1779.) bewafnet erſcheinen und der N. V. ihr Vorhaben anzeigen würden, dem König eine konſtituzionswidrige Petizion zu übergeben. Denn weder das ganze franzöſiſche Volk,

noch

Othello.

Izt fängt er die Hiſtorie an --

Caſſio.

Sie war erſt kürzlich hier; ſie ſpükt mir nach, wo ich hingehe. Ich war neulich am Ufer, und ſprach mit etlichen Venetianerinnen, da kommt die Närrin, und fällt mir ſo zärtlich um den Hals --

Othello (bey Seite.)

Und ruft, o du allerliebſter Caſſio, oder ſo was; ſeine Gebehrden ſagen das.

Caſſio.

Hängt ſich ſo an, und herzt und küßt mich, und weint auf mich, und ſchüttelt und drükt mich, ſo abſcheulich zärtlich -- Ha, ha, ha! --

Othello.

Izt erzählt er, wie ſie ihn in mein Schlafzimmer gezogen habe: O, ich ſehe deine aufgeſtülpte Naſe vor mir, aber ich ſeh' den Hund nicht, dem ich ſie vorwerfen will.

Caſſio.

Gut, ich kan mich nicht länger hier aufhalten.

Jago.

Wie es euch beliebt -- Aber da kommt ſie ja ſelbſt.

noch irgend eine Partikel deſſelben, iſt berechtigt, dem Kö-nig mit Spieſen in der Fauſt, auf den Leib zu rücken, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen ihre Wünſche zu zwingen, und es iſt lotterbübiſche Deriſion, eine ſolche Gewaltthätigkeit eine Petizion zu nennen.) Was war nun (wenn die N. V. anders das mindeſte Gefühl der Pflichten und Rechte ihres hohen Berufs hat) die erſte Schuldigkeit der geſetz-gebenden Macht? Wenn es ja zu ſpät war, die geſetzwidri-ge Bewaffnung und Zuſammenrottierung ſo vieler tauſend aufgehetzter und in fanatiſchen Freyheitseifer geſetzter Men-ſchen rückſtellig zu machen, und wenn Hannibal ſchon vor der Pforte war: ſo konnten und mußten ſie dieſen Leuten ein, auf der Stelle, einhellig abgefaßtes Dekret (denn jeder, der in einem ſolchen Falle gegen den Buchſtaben der Kon-ſtituzion votierte, erklärte ſich ipſo facto für einen meinei-digen Verräther) bekannt machen laſſen, wodurch ſie in die Schranken der Gebühr zurückgewieſen, und, bey Strafe für Feinde der Konſtituzion erklärt zu werden, befehliget, (nicht, invitiert) worden wären, ſich unverzüglich zu ent-waffnen, ruhig nach Hauſe zu gehen, und wenn ſie der N. V. oder dem König eine Petizion zu übergeben gedächten, ſolches, nach Vorſchrift des Geſetzes, durch eine Deputa-zion von höchſtens 20 unbewafneten Perſonen, mit gezie-mender Anſtändigkeit zu bewerkſtelligen. Wollten ſich die Aufrührer — denn mit einem gelindern Nahmen kann man doch wohl zwanzigtauſend Bürger, mit und ohne Hoſen, nicht belegen, die ſich zu einer Zeit, da auſſer ihnen und ihren Aufhetzern alles in Paris ruhig war, gegen das Geſetz, eigenmächtig in ein fürchterliches Koſtum ſetzen, um ihrer rechtmäßigen Obrigkeit Trotz zu bieten und Ge-ſetze vorzuſchreiben — wollten ſie ſich nicht fügen: ſo war es Pflicht der N. V. dieſen Rebellen zu erklären, daß ſie

(die erwählten Repräsentanten der Nazion) alle ohne Ausnahme bereit seyen, eher, wie der unsterbliche Maire von Etampes ihr Leben aufzuopfern, als eine so grobe Verletzung der Konstituzion zuzugeben. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß ein so männliches und standhaftes Benehmen diesem Pöbel imponiert haben würde. Aber was that die Nazional-Versammlung? Einige rechtschaffene Männer, die ihr Schicksal dazu verdammt hat, im Rath der Gottlosen zu sitzen, stellten ihnen vergebens vor was nur vorzustellen war: der Einfluß der Jakobiner, die sich zu Sklaven des Pöbels machen um despotisch über die ganze Nazion zu herrschen, überwältigte wie gewöhnlich die Versammlung; die Stimme der Vernunft und des Gesetzes wurde, wie gewöhnlich, überschrien; und die N. V. betäubte die innern Vorwürfe ihres Gewissens durch die elende Befriedigung, zwölftausend Kannibalen, die zu schuldigem Dank für diese stillschweigende Anerkenntniß ihrer Souveränität, bereit waren, wenn sie es verlangt hätte, allen Königen von Europa die Hälse abzuschneiden, – drittehalb Stunden lang unter dem gräulichsten Lerm und dem scheuslichen Gebrüll ihres so oft gemißbrauchten *ça ira* vor sich defilieren zu sehen: wegen alles dessen, was auf diese läppische Scene tragisches folgen könnte, mit dem süßen Vertrauen sich tröstend, daß so edle Söhne der Freyheit, wie diese, gewiß nicht ermangeln würden, ihre Petizion dem König auf die geziemendste Art vorzutragen. — Wenn die Frankreicher noch länger glauben können, würdig durch Leute repräsentiert zu seyn, die sich bey der ersten wichtigen Probe, auf welche ihre loyauté gestellt wird, so betragen, — so muß man gestehen, daß ihre politische Revoluzion eine traurige Umwälzung in ihrem Verstand und in ihrem sittlichen Gefühl hervorgebracht hat!

Aber

Aber das iſt noch nicht das ärgſte! Die groſſe Jakobiner-Rotte zu Paris, die durch ihre Korreſpondenz mit den überall verbreiteten kleinern Rotten, ihren geliebten Töchtern, einige hundert Tauſend Menſchen in Frankreich nach Belieben in Bewegung ſetzt, hatte es ſo klüglich zu veranſtalten gewußt, daß in eben dieſer Morgen-Seſſion eine Petizion ihrer Brüder zu Marſeille vorgeleſen wurde, worin dieſe würdigen Freunde und Beſchützer der Mörder von Avignon ſich erklären: „weil doch in Paris und am „Hofe alles ſo verkehrt gienge, ſo würden ſie ſelbſt kommen „um die Konſtituzion mit den Waffen in der Hand durch„zuſetzen und die Revoluzion endlich vollenden zu helfen.“ — Hätte die Majorität der N. V. — ich will nicht ſagen, nur das mindeſte Gefühl ihrer Pflicht — ſondern nur noch einige Schaam vor dem Urtheil des ganzen auf ihr Betragen aufmerkſamen Europa, ſo müßte ſie, nach Anhörung einer ſo abſcheulichen Addreſſe, in einer allgemeinen Bewegung von Unwillen aufgeſtanden ſeyn, und einhellig die ſchärfſte Ahndung dieſer aufrühriſchen Drohung eines Hauffens geſetzloſer Independenten dekretiert haben. Aber was that die Majorität? — Die Oppoſizion der wenigen ächten Patrioten, die bey ſolchen (faſt täglich vorkommenden) Gelegenheiten die Stimme der Vernunft und des Geſetzes hören laſſen, wurde durch Murren und Schreyen unterdrückt, der heilige Eifer der Marſeilliſchen Freyheitsſchwindler wurde belobt und beklatſcht, und — um den Pöbel und die Banditen in ganz Frankreich zur Theilnehmung an dem edeln Vorhaben ihrer Brüder zu Marſeille einzuladen — wurde beſchloſſen: dieſe herrliche Addreſſe (die, wenn die Konſtituzion noch etwas gälte, ihren Anſtiftern und Verfaſſern den Kopf koſten ſollte) drucken zu laſſen und ungeſäumt an alle Departemens zur Publi-

cierung zu verſenden. — In der That, zu einem ſolchen Benehmen des geſetzgebenden Körpers kann man nur — ſchweigen: denn die Sprache hat keine Worte, um die Ueberſchwänglichkeit des Wahnſinns und der Verkehrtheit deſſelben auszudrücken; des Wahnſinns, wofern es dieſen Menſchen wirklich darum zu thun wäre, die Konſtituzion aufrecht zu erhalten; der Verkehrtheit, wenn ihre Abſicht iſt, das Volk zu einem neuen allgemeinen Aufſtand zu reizen, um den Thron (und mit ihm alſo auch die Konſtituzion) vollends umzuſtürzen, und Frankreich einer völligen Anarchie Preis zu geben, in Hoffnung es zuletzt zu einer demokratiſchen Oligarchie umzubilden; als welches unläugbar die wahre Abſicht der Jakobiner in und auſſer der N. V. und der einzige Schlüſſel zu ihrem zeitherigen Betragen iſt: worin, ſobald man dieſe Abſicht annimmt, alles planmäßig zuſammenhängt, ohne dieſe Vorausſetzung hingegen baarer tollhäusleriſcher Unſinn iſt.

Jeder neue Blick auf das Benehmen der N. V. in der erſten Seſſion vom 20ſten Jun. entdeckt eine neue Beſtättigung meiner Behauptung, daß die Majorität nicht aus Schwäche, ſondern abſichtlich ſich ſo, wie ſie gethan hat, benommen habe. Ich ſagte oben: die N. V. habe bey dieſem Vorfall, pflichtmäßig nur Eine Entſchlieſſung nehmen können, nehmlich, eine aus 10000 Mann beſtehende Volks-Deputazion ſtandhaft abzuweiſen. Eben dieſes ſagten auch mit vielem Nachdruck einige von der Minorität — und was antworteten die Jakobiniſchen Konſtituzions Freunde? Sie konnten nicht läugnen, daß ſo zahlreiche bewafnete Volks-Deputazionen gegen den klaren Buchſtaben der Konſtituzion liefen: aber, ſagten ſie, „das Volk aus den Vorſtädten von St. Marcel und St. Antoine thut nichts, verlangt nichts, als was Ihr ſelbſt

(die

(die N. V.) andern ihres Gleichens ſchon ſo oft ohne Bedenken zugeſtanden habt; Ihr könnt heute keine Ausnahme zu Ungunſten dieſer wackern Bürger machen, die, vermöge der allgemeinen Gleichheit der Rechte, vollkommen befugt ſind, das nehmliche von Euch zu fodern, was ihr andern eingeräumt habt u. ſ. w. — Und die reſpektable N. V. fühlte, daß dieß ein Argument ſey, wogegen ſie nichts zu ſagen habe, und die Admiſſion der Pikenmänner wurde beſchloſſen! — Gleichwohl war noch etwas auf jenes ſaubere Argument zu antworten, und gerade etwas, worauf ſchlechterdings nichts zu erwiedern war. „Deſto „ſchlimmer, wenn die N. V. ſchon ſo oft vergeſſen hat, „daß jeder Artikel der Konſtituzion ein unverbrüchliches „Geſetz für ſie und alle Frankreicher iſt! Aber, wenn ſie „das nehmliche Verbrechen neunmahl begangen hat, „folgt daraus, daß ſie es zum zehntenmahl begehen muß? „Ueberdies hat es auch mit dem gegenwärtigen Fall eine „ganz andere und beſondere Bewandniß. Die Abſicht dieſer bewaffneten Rotte iſt, in den Palaſt des Königs einzudringen und ihm die Sanktion der ſuſpendierten Dekrete „abzunöthigen. Dies macht einen weſentlichen und äuſſerſt „wichtigen Unterſchied. In den andern Fällen, auf welche man ſich jezt berufen will, um Euch zu einem nie „wieder gut zu machenden Verbrechen zu verleiten, war „das Defilieren unbewaffneter oder bewaffneter Bürger eine bloße Bravade, die keinen weitern Zweck haben ſollte, als ihren Eifer für die N. V. und die Freyheit Schau „zu tragen: aber jezt iſt es um eine Verletzung der Konſtituzion in einem ihrer weſentlichſten Grundartikel zu „thun; das Volk iſt nicht berechtigt, den König mit den „Waffen in der Hand zum Widerruf ſeines Veto zu zwingen; ihr wißt, daß dies die Abſicht dieſer Rotte iſt; und

„wenn ihr euch dabey auch bloß leidend verhaltet, so „verletzt ihr schon die heiligste euerer Pflichten. Aber ihr „gebt ihnen durch die Erlaubniß vor euch zu defilieren, „sogar eine zwar nur stillschweigende, aber für diese rohe „Menschen so gut als ausdrückliche Einwilligung, eine „Handlung zu begehen, wodurch die Königliche Autorität „gänzlich vernichtet, folglich die Konstituzion selbst umge„stürzt wird. Der König hat das Vorrecht, einem De„kret, das seiner Ueberzeugung nach, dem gemeinen Be„sten zuwider ist, seine Sankzion zu versagen; er hat die„ses Vorrecht vermöge eben dieser Konstituzion, Kraft de„ren Ihr hier im Nahmen der Nazion Gesetze gebt. Wird „dem König ein Recht genommen, das ihm das Gesetz „übertragen hat: so hört das Gesetz auf Gesetz zu seyn, so „ist kein konstituzionsmäßiger König mehr; aber so ist auch „keine Konstituzion mehr, so seyd ihr nicht mehr gesetz„mäßige Repräsentanzen der Nazion; so habt ihr nichts „weiter zu thun als stehendes Fußes auseinander zu ge„hen, jeder zu seinem Weinstock und zu seinem Feigenbaum „(wenn er anders einen hat) zurückzukehren, und dem „souveränen Volk zu überlassen, sich selbst zu regieren wie „es will und kann!" — Ich wünschte wohl zu wissen, was für eine Replik, die auch nur einen Schein von Men„schenverstand gehabt hätte, irgend ein Sykofant in der N. V. auf diese Antwort hätte geben können? — Auch ist, so lange die Gesetzgeber Frankreichs nicht eine an„dere Logik als die bisherige dekretieren werden, schlechter„dings unmöglich, etwas vernünftiges gegen diese Folge von Schlüssen einzuwenden. — Aber, wenn sich nun auch irgend ein Vanblanc, oder Bigott, oder Baret, oder Ramond, oder Daverhoult erdreistet hätte, den Herren von der ci-devant linken Seite und den Tribünen, die

eine

eine ſo wichtige, wiewohl ſehr konſtituzionswidrige Rolle in der N. V. ſpielen, und den theuern Pikenmännern von Sct. Marcell und Sct. Antoine, dieſes Argument wirklich ans Herz zu legen? — Nun freylich, ſo würde er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine patriotiſche Nazionalpike in den Leib bekommen haben; und dieß würde auch die einzige mögliche und ſolcher Freyheits-Helden würdige Antwort geweſen ſeyn!

Ich habe ſchon mehrmahl geſagt, und wiederhohle es nochmahls: das Betragen der Jakobiner-Geſellſchaft und der Redner, Schreyer, Murmler und Klattſcher von ihrer Parthey, durch welche ſie den wohlgeſinnten Theil der N. V. faſt immer unwirkſam zu machen weiß, läßt ſich nicht erklären, wenn man nicht annimmt, daß die völlige Umſtürzung des Throns der erſte Artikel ihres Plans ſey. — Aber, wenn dieß wäre, (wird mir vielleicht jemand einwenden) warum hätten ſie eine ſo ſchöne Gelegenheit aus der Hand gelaſſen, dem König und ſeiner Familie den Garaus zu machen? Warum zeigte ſich die N. V. ſo beſorgt für ſeine perſönliche Sicherheit? Warum umgab ſie ihn mit einer Deputazion von 24 Mitgliedern? Warum kam der Herr Maire Petion ſelbſt herbey, um Unheil zu verhüten? — Es dürfte wohl ſo lange, bis alle Umſtände dieſes ſchändlichen Souveränitats-Akts der Männer vom 14ten Julius (wie ſie ſich ſelbſt titulieren) aufs genaueſte unterſucht und aus Licht gebracht worden ſind, unmöglich bleiben, das was in dem ganzen Vorfall räthſelhaft ſcheint, auf eine völlig befriedigende Art aufzulöſen. Indeſſen ſcheint die Abſichten der Republikaniſchen Parthey dießmahl nicht weiter gegangen zu ſeyn, als dem König wieder einen derben Schrekken einzujagen; ihn die Uebermacht der Demagogen in ihrer ganzen Stärke fühlen zu laſſen; hauptſächlich aber ein Experiment

riment zu machen, wie ſtark wohl die Parthey des Königs unter dem Volk ſeyn möchte? und wie weit man ſich auf die Pariſer überhaupt verlaſſen dürfe? und zugleich ihren Anhängern in den übrigen Departemens ein allgemeines Signal zum Aufſtand und zur Vereinigung zu geben, um nach Maßgabe der Umſtände, die weitern Vorkehrungen zu Ausführung ihres Plans treffen zu können. Die Herren haben, im Grunde, ihren Reſt aufs Spiel geſetzt; aber eben darum iſt ihnen daran gelegen, nichts zu übereilen, und ihrer Sache gewiß zu ſeyn, eh ſie den lezten Streich führen. Indeſſen läßt ihr ganzes Betragen am 20ſten Junii, und den folgenden Tagen, ſo weit wir bisher authentiſche Nachrichten davon haben, an ihrem böſen Willen gegen den König nicht zweifeln. Die Jakobiner in der N. V. affektierten beſtändig, zu glauben, daß der König in keiner Gefahr geweſen ſey — wiewohl das Gegentheil augenſcheinlich war. — Als ein Mitglied mit Unwillen die Nachricht brachte, es werde dem König hart zugeſetzt, man habe ihm die Freyheitsmütze aufgenöthigt und ihn dadurch *aviliert*: ſo wurde ihm dieſes Wort als eine Verſündigung gegen die Volksmajeſtät aufgenommen; und bald darauf hatte ein Jakobiner die Unverſchämtheit, als Augenzeuge zu verſichern: der König habe die rothe Mütze (in welcher man in der That entweder einem Banditen oder einem Tollhäusler gleich ſieht) ſelbſt freywillig aufgeſetzt. Die Wahrheit war, daß ihm der Pöbel, mit Piken und Aexten in den Bratzen, die rothe Mütze präſentierte, damit er ſie aufſetzen ſollte, und daß er es, mit den Worten, vive la nation! that — ſo wie er gewiß auch, wenn er unter dieſen Umſtänden zwiſchen einer Dornenkrone und einer glühenden Krone hätte wählen müſſen, die Dornenkrone gewählt haben würde. Iſt es nicht lotterbübiſche Verſpottung, eine ſolche Wahl freywillig zu nennen?

nennen? Als der Maire Perion endlich das in den königlichen Zimmern zuſammengedrängte Volk entließ, hatte er die Frechheit, ihnen zu ſagen; ihr Betragen ſey eines freyen Volkes würdig geweſen. — Am folgenden Tag wurde in der N. V. jeder, der auch nur das mindeſte Mißfallen über die geſtern vorgegangene Unthat zeigte, mit Murren und Unwillen empfangen, und beſchuldiget, daß er das Volk verläumde. Es ſchien als ob die N. V. die ganze Sache fallen laſſen wolle, und als eine kleine Saillie de gayete der Männer des 14ten Jul. betrachte, wovon man aus Reſpekt gegen das Volk lieber gar nicht ſprechen müſſe, und wodurch der König wenigſtens eine heilſame Korrekzion bekommen habe. — Am 23ſten Jun. wurde folgendes *Placard* in der Vorſtadt Sct. Antoine angeſchlagen gefunden:

„die Männer vom 14. Jul. ſtehen zum zweyten„mahl auf, und kommen, Euch einen König zu „denunciiren, der unwürdig iſt, den Thron länger „einzunehmen; wir verlangen daß ihm der Kopf ab„geſchlagen werde. Wenn Ihr euch weigert unſre „Wünſche zu erfüllen, ſo ſind unſre Arme aufgeho„ben; und wir werden die Verräther überall zu Bo„den ſchlagen, wo wir ſie finden, ſelbſt mitten „unter Euch.

Der Miniſter Terrier laß dieſes abſcheuliche Placard vor, und die Jakobiniſche Parthey der N. V. — ſie, die über ein bloßes Wort, das dem Pöbel, ihrem angebeten Souverän, zu nahe zu treten ſcheint, gleich in Feuer und Flammen geräth, hörte die Aufforderung zum Königsmord mit ſtolzer Seelenruhe an; vermuthlich weil ihre Ohren an dieſe Propoſizion ſchon gewöhnt ſind; denn ſie iſt in ihrem Klub ſchon oft genug gehört und beklatſcht worden. Der Miniſter zeigte ferner an: es würden ihm neue vielleicht

leicht noch ſchrecklichere Ungewitter, als das welchem man nur eben entgangen ſey, angekündiget; man berichte ihm von allen Orten her, es hätten ſich Agitators in den benachbarten Departemens verbreitet, die das Volk zu bewegen ſuchten, aufzuſtehen und nach Paris zu kommen. Auch dies rührte die Jakobiner nicht, die das alles ſchon wußten und die Agitators ſo gut kannten als ſich ſelbſt. Herr Bazire ſagte ſogar mit lautem Beyfall einiger brennenden: „die Proklamazion," (die der König am 21. Jun. hatte publicieren laſſen, und an welcher kein unbefangener Menſch das mindeſte auszuſetzen finden kann) habe dieſe Unruhen provociert, und er wolle ſie hiemit denunciirt haben. Herr Saladin, ein würdiger Bruder des Therſites-Bazire, meynte: der Bericht des Miniſters enthielte nichts beſonders noch preſſantes; und dieſer Meynung war (wie es ſcheint) auch die N. Verſammlung: denn ſie begnügte ſich in gröſter Gelaſſenheit, das Memoire des Miniſters an die Kommiſſion der Zwölfe zu baldiger Berichtserſtattung zu verweiſen. —

Alle dieſe Züge, die ſich leicht mit hundert andern vermehren ließen, ſcheinen mir über die Geſinnung und den Plan der herrſchenden Parthey keinen Zweifel übrig zu laſſen; und der fernere Erfolg wird nur zu ſehr beweiſen, daß ihnen nicht zu viel geſchieht, wenn man ſie jedes nützlichen Bubenſtücks, das ſie, mit Sicherheit für ſich ſelbſt, begehen können, fähig hält. Ueber die Reſultate, die aus dieſem allem, beſonders in Rückſicht auf die dermahlige Nazional-Verſammlung, natürlicher Weiſe folgen, wäre unnöthig, noch ein Wort zu verlieren.

Vierte Scene.

Bianca zu den Vorigen.

Caſſio.

Was das für eine Meer-Kaze iſt! Zum Henker, und ſie riecht noch dazu nach Bieſam: -- Was ſoll denn das bedeuten, daß ihr mir ſo nachlauft?

Bianca.

Das mag der Teufel und ſeine Großmutter thun! Sagt mir einmal, was wolltet ihr mit dem Schnupftuch, das ihr mir vorhin gegeben habt? Ich war wol eine groſſe Närrin, daß ich's annahm: Ich ſollte die Arbeit abſehen? Ein feines Stük Arbeit, daß ihr in euerm Schlafzimmer gefunden habt, und wißt nicht, wer es da verlohren haben mag. Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn es nicht ein Geſchenk von irgend einer ehrſamen Matrone iſt; und ich ſoll die Arbeit dran abſehen? Da, gebt es euerm Steken-Pferde: Woher ihr's auch haben mögt, ich will nichts daran abſehen, ich.

Caſſio.

Nun, nun, meine ſchöne Bianca, ſachte, ſachte!

Othello (bey Seite.)

Beym Himmel, das wird wohl mein Schnupftuch ſeyn.

3.

Zweytes Schreiben an den Herausgeber.

P. den 7ten Jul. 1792.

Ich werde immer mehr in dem Gedanken bestärkt, daß man selbst ein Frankreicher seyn muß, um über die beyden Partheyen, in welche die Nazion gegenwärtig getheilt ist, ein billiges Urtheil fällen zu können. Ich kann mir, indem ich mich an Ihren Platz stelle, m. H. sehr gut erklären, wie es zugeht, daß Sie (zumahl seit dem 20sten Jun.) so entschieden und heftig gegen die Jakobiner und selbst gegen die N. V. eingenommen sind. Aber, si hic esses aliter sentias. Unsre Lage ist in der That einzig, und in der That so mißlich, so von allen Seiten mit Abgründen umgeben, daß ich beynahe ein anderes Terenzianisches Wort auf uns anwenden und mit dem alten Demea ausrufen möchte:

— — ipsa, si cupiat, Salus
servare prorsus non potest hanc familiam.

Höchst wahrscheinlich ist Ludwig XVI. für seine Person, seiner Sinnesart und seinem Herzen nach, und schon allein durch die Bonhommie, die ein so starker Zug in seinem Karakter ist, der beste König, den sich die Nazion, (da sie doch einen König haben soll und muß) um unter ihm zu einer

auf

auf Freyheit und Gleichheit gegründeten Konſtitu-zion zu gelangen, nur immer wünſchen konnte. Ich ſtimme Ihnen bey, m. H. daß er ſich am 20ſten Jun. da ſein Karakter auf eine Probe geſetzt wurde, in welcher wohl mancher Andre ſeines Standes,

der ſich kein kleiner Wicht zu ſeyn bedünkt,

nicht ſo gut beſtanden wäre, vortreflich benommen hat. Auch können Sie mir glauben, daß er durch den guten Muth und die Standhaftigkeit, die er mitten unter den Piken der Männer des 14ten Jul. behauptete, ſich bey einem großen Theil der Nazion wieder in Achtung geſetzt hat, und daß die Adminiſtratoren der Departements von Paris und Amiens nicht die einzigen ſind, die dem König für ſein Betragen bey dieſer großen Gelegenheit danken würden, wenn nicht manche durch die gerechte Beſorgniß zurückgehalten würden, der Sache des Volks, die ihnen wenigſtens eben ſo heilig ſeyn muß als die Sache des Königs, Schaden dadurch zu thun. Nichts würde, in der Lage, worin wir uns befinden gefährlicher ſeyn, als ſich den Gefühlen für die Perſon Ludwigs XVI. mit dem Enthuſiaſmus zu überlaſſen, von welchem wir Frankreicher uns ſo leicht ergreiffen und weiter als recht iſt, führen zu laſſen pflegen.

Wenn Sie alſo, m. H. aus allem was Ihnen unſre täglichen Blätter von dem Gang unſrer

Anges

Angelegenheiten ſagen, zu erſehen, daß die Jakobiniſche Parthey nicht nur ſeit dem 20ſten Jun. weniger Antheil als jemahls an dem Könige zu nehmen ſcheint, ſondern im Gegentheil ihn und ſeine neuen Miniſter ſchärfer als jemahls bewacht, mit argwöhniſchen Augen jeden ſeiner Schritte beobachtet, und keine Gelegenheit vorbeyläßt ihm Vorwürfe zu machen, ihn eines hinterliſtigen Betragens zu beſchuldigen, und die Herzen guter Bürger von ihm abwendig zu machen: ſo erfodert, meines Erachtens, die Billigkeit, ſich an den Platz der Häupter dieſer Parthey zu ſtellen, und ſich dann zu fragen: würdeſt du, wenn das Volk die Bewachung ſeiner durch die Revoluzion eroberten und durch die Konſtituzion garantierten Rechte dir anvertraut hätte, unter ſolchen Umſtänden, in einer Kriſis, wo durch jeden falſchen Schritt alles verlohren werden kann, dich nicht genöthigt finden, eben ſo zu handeln? Ich bin kein Jakobiner: aber meine Ueberzeugung nöthigt mir das Bekenntniß ab, daß dieſe Parthey (auch ohne Rückſicht auf ihr individuelles Intereſſe) Urſache hat, weder dem Könige noch den ſogenannten moderaten Patrioten ganz zu trauen.

Was den König betrift, ſo geſtehe ich, daß es ſehr grauſam wäre, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß ihm das Schickſal der ſogenannten Ariſtokraten, die doch immer einen anſehnlichen Theil der Nazion ausmachen, nicht gleichgül-

tig iſt. Es kann ihm ſogar nicht verarget werden, wenn er einige Vorliebe zu einer Klaſſe von Menſchen zeigt, unter welcher er erzogen worden iſt, — die ſich unſtreitig beſſer zu ſeiner Geſellſchaft ſchickt als die un- oder übelbehoſeten Männer vom 14ten Julius, — und die eine ganz andere Ergebenheit gegen ſeine Perſon und Würde zu Tage legt als dieſe. Was iſt alſo begreiflicher als daß die Partiſans zweyer Kammern *) wenig Schwierigkeit gefunden haben, den König ihrem Vorhaben günſtig zu machen? Was iſt natürlicher, als daß ihm ein Projekt einleuchten mußte, das eine ſo ſchöne Seite hat? — das der Konſtituzion mehr Haltung, der Autorität des Königs mehr Feſtigkeit giebt; das dem Theile der Nazion, der durch die Revoluzion am meiſten verlohren hat, einige Entſchädigung verſpricht, und überhaupt der neuen Staatsverfaſſung von Frankreich durch dieſe Aehnlichkeit mit der Engliſchen, deren Vorzüge bereits ein ganzes Jahrhundert beſtätigt hat, ein Anſehen in Europa verſchaffen würde, wozu die dermahlige königliche Demokratie ſchwerlich jemahls gelangen wird.

Die

*) Oder, wie es die Engländer nennen eines Hauſes der edeln Herren (Lords, Seigneurs) und eines Hauſes der Gemeinen (Commons) welche beyde weſentlich zur Geſetzgebung konkurrieren, jedoch ſo, daß jede ihre eigene Vorrechte hat, und keine, wenigſtens nicht lange, das Uebergewicht über die andere haben kann. W.

Die Moderaten, an deren Spitze (der gemeinen Meynung nach) die Häupter der ehemahls sogenannten Feuillans stehen, haben sich zwar bey jeder Gelegenheit rund heraus erklärt, daß sie nichts als die Konstituzion, aber auch die ganze Konstituzion wollen: allein man hält sich versichert, und glaubt hinlänglich dazu begründet zu seyn, daß sie dabey ein wenig jesuitisch zu Werke gehen, und sich mentaliter vorbehalten, die zwey Kammern zu begünstigen, falls diese letztern von den auswärtigen Mächten, im Wege einer gütlichen Beylegung der Zwistigkeit und Unruhen, welche das französische Reich desolieren, vorgeschlagen werden sollte. Man zweifelt auch nicht, daß dieses Projekt noch überdies mit einigen Modifikazionen der Konstituzion verbunden sey, um der Gewalt des Volks engere Grenzen zu setzen, und der vollziehenden Macht mehr Energie, vornehmlich aber dem Erb-Repräsentanten der Nazion eine Autorität zu geben, die ihn gegen ähnliche Auftritte, wie der lezte vom 20. Jun., auf immer sicher stelle. — Hier, M. H., liegt nun der Grund des Mißtrauens, wozu, wie ich gesagt habe, die eigentliche Volksparthey, die unter dem Nahmen der Jakobiner den Monarchen und Aristokraten in ganz Europa so verhaßt und stinkend worden ist, alle Ursache hat.

Ich bin versichert, daß der größere Theil dieser Parthey (welche ohne Uebertreibung die Majorität der ganzen Nazion ausmacht) mit der

Konſtituzion, ſo wie ſie iſt, herzlich zufrieden wäre, wenn ſie ſich feſt darauf verlaſſen könnte, daß der König und die ihm anhangende Parthey der Gemäßigten jedem Gedanken, die Grundpfeiler der Konſtituzion, Freyheit und Gleichheit, zu untergraben, auf immer entſagt habe, und in vollem Ernſt, ohne alle reservation mentale, die Konſtituzion, ſo wie ſie iſt, zu laſſen entſchloſſen ſey. Aber ſo lange ſie auch nur einen Schein von Urſache hat, das Gegentheil zu glauben: ſo iſt nichts in der Welt was ſie unverſucht laſſen wird, ehe ſie ſich von dem, was ſie als den höchſten Gewinn der Revoluzion und als eine reiche Entſchädigung alles ihrentwegen erlittenen Ungemachs anſieht, von der Gleichheit, ohne welche ſie ſich keine Freyheit denken kann, auch nur das geringſte wiedernehmen ließe. Zwey Kammern ſind in ihren Koyfen mit dieſer völligen Gleichheit aller Staatsbürger nicht zu vereinigen; denn ſie brächten, ihrer Vorſtellung nach, eine Art von Ariſtokratie in die Konſtituzion, und der bloße Gedanke, daß die Ariſtokratie, in welcher Geſtalt es auch ſeyn möchte, wieder zurückkehren ſollte, iſt fähig, die gelaſſenſten unter unſern Bürgern in Wuth zu ſetzen und zu allem fähig zu machen; ſo unausſprechlich iſt der Abſcheu, womit ſie gegen alles, was Ariſtokratiſch heißt oder ſo ausſieht, angefüllt ſind; und gewiß wird dieſer tödliche Haß ſo lange dauern, als von dem Andenken deſſen, was wir von unſern Ariſtokraten gelitten haben, noch eine Spur übrig ſeyn wird.

Hier,

Hier, M. H., haben sie den wahren Grund, warum noch immer ein so großer Theil der Nazion an den Jakobinern hängt. Ungeachtet die meisten ihrer Anführer und Worthalter schon lange unter dem Bann der öffentlichen Verachtung liegen, so betrachtet man doch diese Gesellschaft überhaupt, als die eifrigsten, als die allein zuverläßigen Verfechter der Freyheit und Gleichheit; man übersieht ihnen alles um dieses einzigen grossen Verdienstes willen; und so lange es der andern Parthie nicht gelingt die Nazion zu überzeugen, daß sie allen Gedanken und Projekten, die in den Augen des Volks der Freyheit und Gleichheit zu nahe treten, ernstlich und auf immer entsagt habe, wird sie nie das Uebergewicht erhalten, und der schon so lange gefürchtete Bürgerkrieg wird zuletzt doch um so unvermeidlicher zu seyn, da jede der beyden Partheyen, wie es scheint, einen allgemeinen Aufstand der Nazion gegen die andre zu erregen sucht. Auch ist es in der That unmöglich, daß die gegenwärtige Fermentazion nicht in Kurzem, auf die eine oder andere Art, eine entscheidende Krise herbeyführe.

Bey allem dem zeigen sich verschiedene Anscheinungen, die uns, auf Augenblicke wenigstens, die Möglichkeit hoffen lassen, daß Ruhe und Ordnung vielleicht noch ohne ein so verzweifeltes Mittel bewirckt werden dürften. Sie wissen, daß seit einiger Zeit einige wahre Patrioten, auf welchen kein

Verdacht der Bestechung oder irgend einer andern Unlauterkeit haften kann, aufgetreten sind, die mit einem Muth, der unter den jetzigen Umständen ein hohes Verdienst um das Vaterland ist, ihren Mitbürgern, über die unseligen Folgen, die aus Mißverstand, falscher Anwendung, und ungebührlicher Ausdehnung der dem Volke durch die Konstituzion zugesprochnen Souveränität, entstanden sind und entstehen mußten, die Augen zu öfnen gesucht haben. Diese weisen und rechtschaffnen Männer haben nicht umsonst gearbeitet. Man fängt an einzusehen, daß wenn das Volk, von seinen Schmeichlern und Aufhetzern verführt, nur allzu oft die Schranken der Gesetze durchbrochen, und durch Anmaßung einer willkührlichen und tyrannischen Machtgewalt, die so oft in der N. V. selbst gehörten Klagen, „daß wir, der Konstituzion zu trotz, noch immer ohne Regierung seyen", nur zusehr begründet hat, — die Schuld daran nicht bloß an dem Volk und seinen Aufwieglern, sondern vornehmlich auch daran liege, daß die Konstituzions-Akte selbst nicht nur die Rechte des Menschen und des Bürgers viel zu unbestimmt und vieldeutig deklariert, sondern auch dem Volke zu viele Wege, seine Rechte mißbrauchen zu können, offen gelassen, und überhaupt für die Freyheit und Unabhängigkeit der konstituirten Mächte — als welche nicht dem Volke, sondern allein dem Gesetz unterthan seyn sollen, — nicht hinlänglich gesorgt hat. Je mehr man nun

durch

durch die traurigen Begebenheiten, die eine natürliche Folge dieſes Gebrechens ſind, unmittelbar und beynahe täglich veranlaßt wird, die Konſtitutzions-Akte von allen Seiten genauer zu unterſuchen und zu prüfen: deſto mehr dringt ſich einem jeden, der es mit dem Vaterlande wohl meynt, die Ueberzeugung auf, „daß ſie einer nochmahligen Reviſion, einer genauern Beſtimmung und Ausgleichung der Rechte des Volks ſowohl als der konſtituirten Mächte, vonnöthen habe.“ Der Augenblick kann nicht mehr weit ſeyn, wo alle Bürger Frankreichs, denen an der Wiederherſtellung der öffentlichen Ordnung und Ruhe gelegen iſt, ſich von Herzen geneigt finden werden, dem allgemeinen Beſten (womit in einem freyen Staat das individuelle Wohl ſo eng verbunden iſt) alle überſpannten Forderungen und Anmaßungen aufzuopfern, und nicht mehr Freyheit und Gleichheit zu verlangen, als in einem ſo großen Reiche, wie das Franzöſiſche, mit der allgemeinen Sicherheit und mit der Subordinazion, ohne welche ſich keine politiſche Geſellſchaft denken läßt, beſtehen kann. Vielleicht entſteht dann auch in der Folge die Ueberzeugung von ſelbſt, daß zwey Kammern (unter den gehörigen Einſchränkungen, und in ſo fern kein Erbadel damit verbunden wird) die Freyheit und Gleichheit der Bürger ſicherer ſtellen würden, als eine einzige, welche, aus Mangel eines hinlänglichen Gegengewichts, gar zu leicht in eine Oligarchie einer kleinen Anzahl zuſammenverſchwor-

schworner Demagogen ausartet, die durch den Pöbel, dem sie alles erlaubt, hinwieder alles vermag, und unstreitig für die guten Bürger die unerträglichste aller Tyrannien ist.

Da es nun, auf der andern Seite, beynahe unmöglich scheint, daß der König, durch die Bemerkungen und Reflexionen, wozu ihm der 20ste Jun. so reichen Stoff gegeben hat, nicht auf das Resultat geführt worden seyn sollte, alle Hoffnung, den Erbadel in Frankreich dereinst wieder hergestellt zu sehen, gänzlich aufzugeben: so sollte man denken, eine Aussöhnung und Vereinigung beyder Parthien müßte um so leichter und bälder zu Stande kommen können, da, in der gefährlichen Lage, worin sich Frankreich in Rücksicht auf seine auswärtige Feinde befindet, die dringende Nothwendigkeit einer aufrichtigen Vereinigung zu Rettung des gemeinschaftlichen Vaterlandes einem jeden in die Augen springen muß. Und gewiß würde diese Vereinigung keine Schwierigkeiten mehr finden, wenn nicht unter der jakobinischen Parthey eine Art von geheimer Zusammenverschwörung einiger regierſüchtiger Menschen statt fände, die sich nicht entschließen können, sich der Allvermögenheit über das Volk, welche sie sich durch eine schlaue Kombinazion der gesetzwidrigsten und schändlichsten Mittel zu verschaffen gewußt haben, freywillig zu begeben; und die, um sich nicht endlich auf die eine oder andere Art das

zu

Bianca.

Wenn ihr heute zu mir zum Nachteſſen kommen wollt, ſo könnt ihr; wo nicht, ſo kommt nicht eher als bis man Anſtalten auf euch gemacht hat.

[Sie geht ab.]

Jago.

Lauft ihr nach, lauft ihr nach.

Caſſio.

Das muß ich, ſonſt fangt ſie auf der Straſſe einen Lermen an.

Jago.

Wollt ihr bey ihr zu Nacht eſſen?

Caſſio.

Ja, ich hab es im Sinn.

Jago.

Gut, vielleicht ſeh ich euch dort; denn ich möchte ſehr gern mit euch reden.

Caſſio.

Ich bitt euch, kommt; wollt ihr --

Jago.

Verlaßt euch darauf --

(Caſſio geht ab.)

zu genöthigt zu finden, lieber die Gährung und den Zuſtand von Inſurrekzion, in welchen ſie das Volk geſetzt haben, und deſſen Fortdauer ihnen die Dauer ihrer Herrſchaft garantiert, auf alle mögliche Weiſe zu verlängern ſuchen, ſollten ſie auch das ganze Reich dadurch in Gefahr ſetzen. Denn das ärgſte, was am Ende daraus erfolgen kann, iſt der Umſturz des Throns und der Konſtituzion, und die Umbildung — wo nicht des Ganzen, doch des größern Theils von Frankreich in eine Republik: und dies ärgſte iſt gerade was dieſe Herren wünſchen, und was ſie, vielleicht ſelbſt durch Aufopferung einiger Grenzprovinzen, nicht zu theuer zu erkaufen glauben würden. Soviel iſt gewiß, daß die Jakobiniſche Parthey ſeit dem 20. Jun. entſchloßner, dreiſter und geſchäftiger iſt als jemahls, die Sachen aufs äuſſerſte zu treiben; und daß die Nazional-Verſammlung (die vielleicht zur Hälfte aus ſchwachen und zu ihrem Beruf ganz unfähigen Menſchen beſteht) ſich noch immer beynahe täglich zu verkehrten Dekreten, die das Uebel ärger machen, verleiten, oder hinreiſſen läßt; wie z. B. das neuliche Dekret über die Publicität der Departements-Berathſchlagungen, und die am 2. Jul. beſchloſſene Entlaſſung des (bey den Herrn Jakobinern ſchon lange in Ungnade gefallnen) Stabs der Pariſer Nazionalgarde — zwey Dekrete, wobey die hinterliſtige und boshafte Abſicht der Jakobiner auch den armſeligſten Schwachköpfen in der N. V. hätte auffallen müſſen, wenn die Furcht

für Royaliſten und Feinde des Volcks gehalten zu werden, und vielleicht auch das kindiſche Mißtrauen gegen die Freunde des Königs, wovon dieſe engbrüſtigen Menſchen nicht zu heilen ſind, ihren innern Sinn nicht gänzlich abgeſtumpft hätte.

Was, bey ſo bewandten Umſtänden, noch aus uns werden wird und werden kann, vorauszuſagen, ſcheint mit jedem Tage unmöglicher. Die Nazional-Verſammlung beſitzt nun einmahl das Zutrauen des Volks, ſo unwürdig ſie ſich deſſelben durch ihre handgreifliche Untüchtigkeit, und die beweinenswürdige Schlechtigkeit ihres Betragens, von ihrer erſten Sitzung bis auf dieſen Tag, gezeigt hat. Dem größten Theile des Volks bleibt es verborgen, wie elend die Nazion repräſentiert iſt; im Gegentheil, die ſehr kleine Minorität der rechtſchaffnen Patrioten in der N. V. dieſe allein ſind es, die man ihm unaufhörlich als Feinde des Volks und Verräther der guten Sache vorſpiegelt und denunziirt. Aber auch der heller ſehende Theil des Volks findet ſich nothgedrungen, ſo viel an ihm iſt, die Autorität der N. V. aufrecht erhalten zu helfen, wenigſtens ſo lange als man Urſache hat zu glauben, daß ihr Stehen oder Fallen entweder die Erhaltung der Konſtituzion garantiere, oder ihren Sturz nach ſich ziehe. Wir ſehen alſo unſers heilloſen Zuſtandes kein Ende; denn ſo lange der Jakobinerklub zu Paris das franzöſiſche Volk beſeelt, iſt auch keine Hoffnung

jemahls eine National-Verſammlung zu ſehen, die nicht unter ſeinem Einfluß ſtände; und wie die Jakobiner anders gedämpft werden könnten, als durch einen Bürgerkrieg (ein Uebel, das alle andre in ſich begreift, und daher auch von allen Wohldenkenden am ärgſten gefürchtet wird) iſt in der That nicht abzuſehen.

Eine aufrichtige Vereinigung des Königs mit der N. V. könnte uns retten: aber dieſe Vereinigung iſt und bleibt ſo lange unmöglich, als die N. V. unter dem Einfluß des Jakobiner-Klubs und des Jakobiner-Volks (der Pikenmänner) ſteht.

Eine Vereinigung aller Wohlgeſinnten, und überhaupt aller, die etwas zu verlieren haben, mit dem Könige, könnte uns retten; aber auch dieſe kann, ſo lange die Jakobiner regieren, nicht zu Stande kommen, oder würde nur das Signal zum Bürgerkriege ſeyn.

Geſtehen Sie, M. H. daß unſre Lage verzweifelt iſt, und daß ich nur zuviel Urſache habe zu wiederholen:

Die Göttin des Heils ſelbſt würde vergebens verſuchen
dieſes Reich vom Untergang zu retten!

III.

Der Borußias

Eilfter Geſang.

Friedrichs Character und Thaten,

in einer Erzählung des alten Lehrers Friedrichs II, an Peter, nachmaligen Kaiſer von Rußland *).

Aber, indem ſie die ſchauervollſte Trübſal erdulden,
ſorgt ein Gott, die Leidenden bald aus dem Jammer zu retten; **)
denn der ſilberhaarige Neſtor, den Friedrich zu Peters
abgeſendet, ermannelte nicht, die fürſtliche Seele
des hochſtrebenden Heldenjünglings durch weislichgemiſchte Lehren,

*) Nach der unglücklichen Schlacht bey Cunersdorf hatte Friedrich, nach der Geſchichte, und dem Drama der Borußias, beſchloſſen, ſich ſelbſt umzubringen. Ein Brief von dem jungen Peter, worin derſelbe den Helden ſeiner Bewunderung und ſeines künftigen gewiſſen Beyſtandes verſichert, ihn auch zugleich erſucht, ihm ſeinen alten Lehrer zu ſchicken, durch deſſen Unterricht er ſich zum Thron bilden wolle, wird Friedrichen in der Nacht des beſchloſſenen Selbſtmordes eingereicht, und er ſelbſt dadurch von dem Entſchluß abgelenket.

**) Die Schilderung einer höchſtunglückſeligen, und für viel tauſende in dem preußiſchen Heer verderblichen Winter-Campagne, war kurz vorhergegangen.

Lehren, und durch das erhabene Beyſpiel Friedrichs, den Brennen

zu gewinnen, und ihn zum würdigen Erben von Ruſlands Thron zu bilden. — Seit Er im Pallaſt des Fürſten verweilet, fehlt der fürſtliche Jüngling oft den Tänzen, den Feſten und den Liedern der Sänger und Sängerinnen des Hofes. Ihn entzücket Friedrichs der Weisheit geheiligte Jugend, ihn die Thaten der ruhmbeſtrahlten Jahre des Mannes; ihn die ganze Größe des unnachahmlichen Helden, welchem von fern nur zu ähneln, ihm ſchon erhabener Stolz dünkt.

Welches Aug', und welche Stirne den göttlichen Helden ſchmücken? Wie er ſich thut? Und wie er denket und handelt? Welche Spiele, welche Geſchäfte von früheſter Kindheit ihm die liebſten? Und wie er ſich zu der bewunderten Größe aufgebildet, und wie er Borußiens Völker beglücket? wie er Weisheit und Kunſt in ſeine Lande gerufen; wie er die Muſen den Charitinnen, dem ſchrecklichen Mavors euch, ihr Muſen, gepaart — das ſind die immererneuten Fragen des fürſtlichen Hörers, womit er den edelſten Greiſen überſtrömt. Und ihm erwiedert der galliſche Neſtor —

Wie die Flocken des weichen Schnees von dem ſilberbewölkten Himmel fallen, Flöckchen an Flöckchen, gemeßener Ferne, eins nach dem andern, ſanft hingleitend und mild' und geräuſchlos:

alſo entgleiten die Worte der Weisheit den Lippen des Neſtors.

Nicht

Nicht verzärtelnde Weichlichkeit und üppige Pracht nicht,
die Sirenen Verlockerinnen der fürſtlichen Seelen,
ſtanden um Friedrichs Wiege. — Sein ſpartaniſcher Vater
haßt, was unkriegeriſch iſt. Die kindiſchen Hände des jungen
Peleiden faßten Gewehr und Schwerter und Lanzen;
denn die erſten vernehmlichen Töne der lallenden Lippen
ſind die donnernden Machtgebote der Führer des Mavors.

Aber verengende Windel biſt du, Erziehung des Zwanges,
großem Geiſt: er ſtrebt mit allgewaltigem Drange
durch die drückende Hüll' und tritt auf eigenen Füßen.
Alſo zerreißet die vielbezweigte Ceder des Linden-
Baſtes Fäden, womit ſie des Gärtners neidiſche Einfalt
band, damit ſie den buſchigten Strauch nicht überwüchſe.
Siehe! ſie raget hoch zum Himmel und ſpottet der Feſſel.

Edler nähren des fürſtlichen Jünglings erhabene Seele
Pallas Lehren: wie junge Blumen den Balſam des
Himmels
mit weitoffenem, gierigem Kelch' eintrinken und neue
ſtärkende Säfte draus ziehn, ambroſialiſch zu düften
und zu wachſen: alſo nährt Friedrichs Seele die Weisheit.
Ha! wie glühte mein Herz, wenn ihn die Geſchichten der
Vorwelt
hoch entzückten! wenn ich die Weltbeglückenden Völker-
Lenker

Lenker, oder die Söhne der hohen Vernunft, die Erleuchter
ganzer Geſchlechter von Menſchen — Athens erhabene Geiſter,
oder die Brutuſſe Roms, ihm aus dem Grabe der Zeiten
lebend zauberte; wenn er, vom heiligen Schauer ergriffen,
die erhabnen Schatten mit ſtarrem geheftetem Blicke
lang anſtaunte', und dann ihm eine zürnende Thräne
über die ſchaamerröthende Wange rollte, daß er ſelbſt
noch von den Großen nicht iß.... Und wenn ich verwüſtete Lande
oder geplünderte Städte, oder mit ſterbenden Menſchen
überdeckte Gefilde des Mars ihm mahlte (die Frevel
gottesgehaßter, barbariſcher Scepterträger!) — Ha! dann
ſtrömten nur ſchöner die Thränen voll heiligen Menſchen-Gefühles
dann, dann ahndet' ich Friedrich.

Alſo floß ihm die fürſtliche Kindheit — Die reiferen Jahre
ſtärken den ſtrebenden Geiſt, und erhöhen die regen Gefühle.

Ringsumgeben von kleinen Menſchen, — Schatten der Schatten
yener Rieſen der Urwelt — bangt ſich der edle Verlaßne
einſam, verbannt' — in der Mitte des Schwarms der höfiſchen Schmeichler.
Er, der einzige Geiſt des volkdurchwimmelten Reiches!

Ihn

Ihn lockt Galliens ſtrahlender Ruhm und Brittanniens ſtolzer
Freyſtaat, — jenes, die blühende Schule der attiſchen Geiſter,
dieſer die Pflegerin neuer Brutuſſe, männlicher Seelen.

Heimlich entflieht er dem höfiſchen Schwarm; ihn leitet ſein treuer
Katt. Zu bald erzählſt du's, Fama, dem lauſchenden Vater,
der den entflichenden hält, und im dunkeln Kerkern verſchließet.
Hier, hier, ſieht er das Blut des edlen Gefährten am Henker-
Schwerdt verſprützen; er ſelbſt, bedroht mit des zürnenden Vaters
allverdammenden Todesſpruch. Die Thränen der Mutter,
und das flehende Reich entbitten den Erben des Thrones
kaum dem gezücketen Schwerdt. Wie auf der ragenden Alpe
hochbeſchneietem Gipfel ein junger Sprößling der Eiche
in der Mitte des raſenden Sturms, der rollenden Donner,
und des rauſchenden Bergſtroms ſteht, und wächſt, und im kühnen
Kampfe kühner nur ragt, bis er — zum Maſte gehauen,
ſtolz auf dem Ozean wogt, und, ein Trutz der Orcan' und der Donner,
den vielrudrigten ſeegelgeflügelten Wagen Poſeidons
über die weithinſchallenden Tiefen des Meeres hinſteuert.

Alſo

Alſo bildet ſich Friedrichs erhabene Seele im Unglück,
Unglück erhaben zu dulden, und heldenmüthig zu kämpfen.
Vom Sultaniſchen Vater gehaßt, von Spähern umlauſchet,
widerſprochen in jedem Wunſche des ragenden Geiſtes,
tückiſche Prieſter, und kriechende Höfling' und niedrige Schmeichler'
und ein deſpotiſchbeherrſchetes Volk, — ſein täglicher Anblick,
ſitzt er, ein ſonnenan ſteigender Adler im niedrigen Käfig,
in einer Hütte des kleinen Ruppins, und denket der Zukunft.

Aber Pallas umſtrahlt mit Huld den erhabnen Geweihten;
mütterlich trocknet ſie ihm die Thränen des edleren Unmuths.
Tiefer fühlet die Trübſalumdrängte Seele der Menſchheit
jeden Seufzer; tiefer wurzeln die hohen Entſchlüſſe:
Recht zu walten, den Armen zu ſchützen, den Dränger zu ſtürzen,
wenn ihn das Schickſal nun bald mit den Sorgen des Thrones belaſtet.

* * *

O! des verſunkenen Menſchengeſchlechts! Ein Lehrer der Weisheit *)
lehrt

*) Machiavell's berüchtigtes Buch il principe — in Friedrichs Anti-Machiavell.

lehrt Tyrannen die Kunst, die himmelgebohrnen Seelen
sklavisch zu beugen ins Joch, und jede Nerve des Hochsinns
zu zerschneiden, damit sie Schatten von Menschen gebiethen!

Deß ergrimmt die fürstliche Seele des muthigen Jünglings
wider den gottgehaßten Hochverräther der Menschheit. —
Er vertheidigt, o! hört's, ihr Fürsten — ein Erbe des Thrones,
hört's ihr Fürsten! ein künft'ger Beherrscher, Friedrich vertheidigt
Recht und Freyheit des heiligen Volks! Deß freut sich die Menschheit,
freut sich Borussiens Land: sein ist der erhabene Anwald!
Bald, bald herrscht er, mit ihm herrscht Licht, und Wahrheit und Frieden!

Also blühet die Jugend des Helden. Aber die Wollust
lockt mit Sirenischen Ton die weichgeschaffene Seele;
holde Schmeichler, im Glanzgewande der göttlichen Weisheit,
Gift im Busen und süße Reden auf täuschender Lippe,
flattern rings um ihn her, und scheuchen die edlern Sorgen.
Neben dem Tempel der Pallas blühn die Myrten Cytherens:
rosenwangigte Mädchen und leichtgeflügelte Amorn
scherzen die Stunden hinweg. Der Stoa geweihtester Schüler
scheint, von circeischem Stabe berührt, ein höfischer Wüstling.

Aber

Fünfte Scene.

Othello und Jago.

Othello.

Was für eine Todesart ſoll ich ihm anthun, Jago?

Jago.

Habt ihr geſehen, wie luſtig er ſich mit ſeinem Verbrechen machte?

Othello.

Oh, Jago!

Jago.

Und ſaht ihr das Schnupftuch?

Othello.

War's das meinige?

Jago.

Das eurige, auf meine Ehre! und habt ihr geſehen, wie viel er ſich aus dem einfältigen Geſchöpf, eurer Frau, macht? -- Sie gab es ihm, und er verſchenkt es an ſeine Hure!

Othello.

Ich wollt, ich könnte neun Jahre lang an ihm morden -- eine ſo artige Frau! Eine ſo ſchöne Frau! Eine ſo anmuthsvolle Frau!

Aber ſie ruft, ſie ruft, die ernſte Stunde! Das Schickſal
winkt ihn zum Thron, zum erhabenen Ziel der fürſtlichen Seele,
und nun kennt er nichts Kleines mehr! Die ſchwellende Seele
athmet göttlichen Hauch. Des dreyßigjährigen Lebens
ſchöne, groſe, edle Gedanken umfaſſet ein einz'ger
Augenblick; denn ſie reifen nun alle, alle zu Thaten,
da er den ſtrahlenden Thron des erblaßten Vaters hinanſteigt.

* * *

Hah! da ſteht er, ein neuer Stern am Himmel Europens,
Aller ſtaunender Blick auf ſeine Schritte geheftet.
Hah! da ſteht er, der erſte, der einz'ge von tauſendmal tauſend
die ihr Loos von der Hand des hehren Wägers erwarten!
Hah! da ſteht er, und wägt, und nach dem ſchwanckenden Zünglein
fallen und ſtehen die Länder, die Millionen der Menſchen.
Themis Schaale, das Schwert des Mars, die Fackel Minervens
hält er in ſchrecklicher Hand, und braucht ſie nach eigener Willkühr!

Groß, o fürſtlicher Jüngling! ſind ſie, die Pflichten des Thrones!

Fürſten zu werden, darum entſtürzten Engel dem Himmel: darum verbluteten Millionen Menſchen auf Erden.

Fluch und Seegen von Millionen harret des Fürſten; Alle Himmliſchen ſehen auf ſeine Thaten hernieder; Heil wer würdig das groſſe Loos des Himmels erfüllet!

Siebzig Tage ſchweiget Friedrich. Er prüfet die Schultern für die Laſten des Throns. Groß ſind ſie; aber die Schulter zittert nicht. Es richte die Welt! denn Friedrich iſt König!

So wie die Mücken zum glänzenden Lichtſtrahl, flattern die Schmeichler
zu dem Scepter- und Krongeſchmückten Jüngling: er kennet
keinen: denn Freund iſt ihm nur ſein Volk; die Liebe des Bürgers —
ſüſſer Lobſpruch dem Ohr. Doch wer, wer kennet die Mittel
Tugend zu lohnen, das Laſter zu zähmen, den Dränger zu ſtürzen,
oder die Mittel, den Fleiß zu ermuntern, die Kunſt zu befördern?
Wer erblaßt nicht, Wahrheit zu ſagen den thronenden Fürſten?
Er, er tritt zum Thron, und ſtelle ſich Friedrich zur Rechten!

Wie der Weiſe, der in dem Adyt der Göttin *) gelernet,
wer.

*) Einweihungsſtelle z. B. pythagoriſche.

wer, und wie groß der Menſch, das Blut des Himmels!
wie hehr ſie,
ſeine Beſtimmung zur Ewigkeit iſt, wie furchtbar die Wage
dort von dem richtenden Thron herabhängt! Welches die
Strafe,
und die Belohnung der That! — wie er (indem noch des
Tempels
alle Schauer ihn ringsumſchweben — der Donner, die
Fackeln,
die Erſcheinung, der zitternde Boden, die rufenden Stim-
men)
jede Stunde, jede Minute des fliehenden Lebens
ſorgſamer wägt, — und jede, mit keinen würdigen Thaten
von ihm bezeichnet, verlohren glaubt, und heilig erzittert,
wenn ihn der ewige Geiſt des allerkleinſten Vergehns zeiht,
wenn er den leiſeſten Ruf der geringſten Pflicht verhörte:
alſo wägt ſich Friedrich, ſeitdem er den Scepter gefaſſet,
jede Stunde, dem hohen Amt des Thrones gewidmet,
jede That, und jeden Gedanken; voll fürſtlicher Sorgen,
Recht zu walten und Glück zu ſchaffen den Söhnen des Landes.
Und ſchon hat er die Kräfte des Reichs gewogen. Wie klein
liegt's
in der Wagſchal Europens! Wie klein für den Adler des
Ruhmes!
Aber er wird es vollführen! wird einen Namen ihm ſchaffen!

Siehe! ein blühendes Land *) gränzt an die Gauen des
Brennen,
einſt

*) Schleſien.

einſt ſein Erbe, doch nun in den Händen mächtiger Fürſten;
denen es läßige Ahnen für noch zu zahlende Summen
Geldes verſeil'cht. Er wagts, er will Sileſiens Gauen
wiederfordern von dir, Allherrſcherin Teutſchlands, Thereſe!

Kühner, groſſer Entſchluß! Ein ganzes Leben zu herrſchen,
oder zu zittern ... dies Loos liegt auf der Spitze des
Schwertes!
Aber der kühne Schwimmer erblaßt nicht; er trauet ſich ſelber,
und dem Glück, das ſein Geiſt voll aetialiſcher Hoheit,
wie die Tugend den Lohn der Zukunft, prophetiſch ahndet.

Unnachahmbar, o Fürſt! iſt der Weg erhabener Geiſter.
Nie, nie wag ihn der kleinere Geiſt! Dem winzigen Zwerge
paßt der Kothurn nicht, in dem der Sohn des Giganten
einhertritt.

Wie die Göttin des Rechts die Thaten des Guten und
Böſen
haarſcharf miſſet, und Lohn und Strafe würdig vertheilet:
alſo Friedrich — Kraft und Zeit, und Lage der Dinge,
bis ihm das ſtrahlende Ziel nun winkt. Das Loos iſt geworfen!
Er bekrieget Thereſen.

Wie er ſein Heer gleich dem Sturm dahin riß, zu
ſterben, zu ſiegen,
gleich bereit; wie er kühn dem übermächtigen Feinde
trotzte mit Wenigen; wie er mangelnde Stärke mit Klugheit
weiſ erſetzte; wie ſchlau er floh, wie tapfer er ſtritte:

wie

wie er im fliehen noch ſchlug, und überwunden nicht flohe:
wie glorreich er ſiegt', und wie er dem fluthenden Unglück
hehrer und herrlicher nur entſchwimmt, und erneuerte Kräfte
aus Gefahren ſich ſchafft: das, Prinz! hat Famens Poſaune
längſt der ſtaunenden Welt erzählt, und Friederichs Name
überſtrahlet, wie dort die Sonne den Himmel, Europa.
„Sieger der Königin Teutſchlands," nennen den Helden der
Brennen
alle Völker der weiten menſchenernährenden Erde.
Sein, ſein, ſind Sileſiens Waffenerſtrittene Gauen.

Siehe! da ſtehn die Trophäen des Ruhms, mit blutigen Lorbern
ringsumhängt! ſie ragen, wie hoch! zum Himmel; es wehet
Friedrichs Nahm' in Victoriens Himmelauf fliegender Fahne:
„Friedrich" hallen die Tuba's, die Leyern, die Harfen der
Dichter,
„Friedrich" mit jubelndem Munde, die Krieger, die Helden,
die Weiſen.
Aber es ſinget der Ruhm nicht in Schlaf den feurigen Helden.
Siehe! die tapfer erſtritt'nen Lorbern des kühnen Erobrers,
ſie verdorren, wenn nicht ſie dein Oelbaum, Frieden, umſchattet.

Allzertrümmernder Jupitershkeil war dem Krieger der
Scepter,
Städte verdampften vor ihm in flammende Lohen, ihm ſtürzten
tauſend und tauſend der lebenden Menſchen in blutige Gräber:

Aber ein ſchöpfriſcher Stab des Segens grünt' er im Frieden.
Schöner erheben ſich aus den liegenden Trümmern die Städte;
ſchöner blühen die Auen, wo jüngſt Bellona gewüthet:
alle geflohenen Wohner kehren wieder, und eſſen
friedlich ihr Brodt in der Hütte; ſie lehren die fragenden Kleinen,
wer die beſſere Hütt' erbau't? Wer ihnen mit neuen
Saaten die Fluren bepflanz't? Deß jauchzen die Kleinen dem Helden.

Wie mit immeroffnem Auge der Vater der Menſchen niederſchauet vom Himmel, daß er die dürftigen Kinder pfleg', und jeder der allerquickenden Milde ſich freue:
alſo beherrſchet der Sieger bey Sorr die erſtrittenen Gauen.
ihnen ſtreut' er mit ſpendender Hand die gewonnenen Schätze:
ihnen reichet er nährendes Brodt aus offenen Speichern.
Und es eſſen die Männerberaubten Wittwen, die vaterloſen Waiſen zur Gnüg' aus der Hand des ſpeiſenden Friedrichs,
welcher die Väter, die für ihn ſtarben, im Grabe noch lohnet.

Keinem fremden Beter verſchließt er die Hallen des Tempels;
Fleiß und Tugend adeln den Bürger, er bete das Kreuz an,
oder er leſe die vielgedeutete Bibel des Luther.
Wie im Kretiſchen Labyrinth der irrende Wandrer:
alſo in Themis tiefverſchlungenen Geſetzen der Richter.
Ueber dem Spruch des Gerichts verarmt' der Beklagt' und der Kläger.

jeder

jeder fürchtet das koſtbare Recht und duldet das Unrecht lieber. Das Ohr des feilſchenden Richters lauſcht nur dem Golde.

Friedrich ſiehts: ihn jammert des hartgedrücketen Volkes; ſtraks entwirft er, ein neuer Solon, beß're Geſetze: alle Weiſen Germaniens, alle Führer der Völker, die, ein erhabner Senat! der Menſchheit heilige Rechte heilig walten, oder den lauſchenden Völkern erklären, frägt er um Rath, und heißet ſie tief erforſchen und prüfen, was der Sceptergehorchenden Freyheit am heiligſten wahret; was die ſauererworbene Hab' dem friedlichen Bürger ſicher ſtell't, und jeder Gewalt den frevelnden Arm bind't? Und vor dem horchenden Ohr Europens prüfen und rathen die Gefragten. Den Sprüchen der Weiſen drücket das Siegel

Friedrich auf, und gräbt ſie auf unverwitternde Tafeln, *) daß ſie ewiges Licht und Recht den gehorchenden Völkern ſeyn, daß keiner der kommenden Fürſten mit Tücken des Fuchſes der gottheiligen Menſchheit hochgeweihete Rechte mißdeut' oder mit Klauen des Löwen frevelnd zertrete.

Themis ſchwanket nicht mehr: ihr Schwert, wie des ſiegenden Friedrichs,

*) Der Verfaſſer hat hier die preußiſche Geſetzgebung als unter Friedrich II. ganz vollendet betrachtet. — Helas!

triſt mit blutigem Schlag' den Frevler, und ſchützet den Frommen.

Kein unbilliger Wuchrer entreißet den Schweißbeträuf'ten Biſſen Brodtes dem ſparenden Fleiß. — Die Laſten des Staates

drücken (o! drückten ſie bald nicht mehr!) mit gemeſſener Schwere,

leichter den Dürftigen, ſchwerer den Reichen; ein billiger Volks-Zins!

Fern, fern fliehen die Geyer des Volks und nagen ihm nicht mehr

Marck und Leber; es fliehen die Schwelger vom Gute der Armen.

Aber das heimiſche Land des Fürſtenſtuhles *) verſchönert

Friedrich vom Tage zu Tag: es freun ſich die Enkel der Brennen,

freun ſich die Wohner der Tuß und Memel. Die Staaten der Ceres

ſehen wundrend die eigenen Aehren im moorigen Sumpfe, welchen Friedrich zur Aue getrocknet: glückliche Menſchen wohnen, wo Fröſche geunckt', und Hürten ſtehen, wo Waldthier niſtete. Kein grauſamer Treiber bedrücket den armen Pflüger: Borußiens Herrſcher beſchützet mit eigener Rechte

ſeiner tapfe n Er berer ſtolze Väter und Brüder,

ſchützet mit eigener Hand des vielbedürftigen Staates

allen » zollende Bürger! Wie am lieblichen Abend,

wenn die Sonn' am röthlichen Himmel gefällig verweilet unter

*) Brandenburg und Preuſſen.

unter des dicht beblätterten Baumes ſchirmendem Laubdach, welches der hangende Ball mit ſanftem Schimmer vergoldet, alle Wohner des nahen Gebüſches, dem regenumträuften Hain entſchlüpfend, die letzte Wonne des ſterbenden Tages trinken, und jubelnd Geſang zum ſchallenden Himmel ertönen, daß der hinhorchende Pflüger die ſchwere Egge nicht fühlet: alſo flocken die Wohner des fernen Auslands in Friedrichs Menſchenernährenden Staat: ſie kommen, der Fleiß mit der ſtarken, rüſtigen Fauſt, die Kunſt mit dem Meißel, dem Griffel, dem Bleymaas;

und die Empfindſamkeit, viel ſinnend mit denkender Stirne.

Und den Fremdlingen baut der Edle Hütten, und kaufet ihnen Hacken und Karſt, die ſie unverzinſet gebrauchen. Neugegrabene Flüſſe verführen die Waaren des Fleiſſes und der Kunſt in fremdes Land; hier wuchern ſie vielfach.

Aber da, wo er ſelbſt, der Held, mit Lorberumhang'ner Stirne ſitzt und thront, da ſteigen Palläſte und Schlöſſer rings aus dem ſteinigten Boden hervor, und ragen zum Himmel.

Und ein ſparſam bewohnter, Hüttenbeſtreueter Flecken *) wird urplötzlich Königsſitz, wo die prangende Gröſſe Roms und der feine Geſchmack Athens, geſellig verſchwiſtert, mit erhabenen Wundern des Alterthumes den Fremdling täuſchen:

*) Potsdam's und Berlin's Verſchönerung.

täuſchen: die Götter, die Helden, die Weiſen, die Edlen der Urwelt

ſtehen in heiligen Gruppen, erſtaunt auf nördlichem Boden
ſich einander zu ſeh'n, und, wie in Eliſiums Haynen,
ſich zu begegnen. Wie Venus einſt unter den Buhlern des Apfels,
welchen Paris ertheilt, alſo Berlin in der Mitte
Deiner prangenden Fürſtenſitz', erhabnes Europa!
Thürme ragen an Thürmen, und Schlöſſer prangen an Schlöſſern,
menſchenwimmelnde Straßen hinunter — ſymmetriſche Reihen.

Euch! o himmliſchen Chöre des ſtrahlenden Saitenbeſeelers,
baut der Perikles Boruſſiens einen geweiheten Tempel,
und ihr athmet nun, ſüß getäuſcht, mit dem göttlichen Führer
ſeiner Opfer Gedüft' — und wähn't euch in eurer Athenä.

Alſo ſchaffet Friedrich Glück und Wohlſeyn den Völkern.
Tauſendmal tauſend Hände der brodtverlangenden Menſchen
nähret die Arbeit der Kunſt, und tauſend Kräfte des Körpers
und des Geiſtes ſpielen harmoniſch unter einander.

Roms und Griechenlands hohe Genies entwachen dem ehrnen
Schlaf, und erſcheinen, im neuen Gewand, in den Thoren des Helden,
Dichter und Helden, und Lehrer der Weisheit, und künſtliche Meiſter.
Mit verſchönertem Kranz die Straßenhäupter umwunden,

tanzen

Jago.

Nein, das müßt ihr nun vergeſſen!

Othello.

O, laß ſie verfaulen, verdorren und zur Hölle fahren, eh es wieder Tag wird! leben ſoll ſie nicht! Nein, mein Herz iſt zu Stein worden: ich ſchlage drauf, und die Hand ſchmerzt mich davon -- O, die ganze Welt hat keine reizendere Creatur! Sie hätte an eines Kayſers Seite ligen können, er würd' ihr Sclave geweſen ſeyn!

Jago.

Nicht doch; das ſind Gedanken, die gar nicht zur Sache taugen.

Othello.

An den Galgen mit ihr, ich ſage nur was ſie iſt -- eine ſo feine Arbeiterin mit der Nadel -- eine vortreffliche Muſicantin -- Oh, ſie würde die Wildheit aus einem Bären heraus ſingen -- ſo belebt, ſo wizig! So voller Geiſt!

Jago.

Deſto ſchlimmer iſt ſie um das alles.

Othello.

O, tauſend, tauſendmal: Und dann von ſo einnehmender Geſtalt! --

Jago.

Nur gar zu einnehmend.

Othello.

tänzen die Künſte um Friedrichs Thron. Die Bewohner des Norden,
gleichen der götterbewohnten Hellas unſterblichen Söhnen; freyerer Stirn, in der Hand das richtende Maas, und mit ſcharfem
Auge, thronet der feinſte Geſchmack in der Mitte der Brennen.

Aber erhabner als ſelbſt in Platons ſtrahlender Halle, thront die Vernunft auf dem Hochaltar der Tempel Jehovas, welche Friedrich ſchützt. Aus fernen Landen beruft er Weiſe, — Männer des Lichts, und heißt ſie leuchten dem theuren
Volk. Wie die Sonne die Nebel der Nacht gewaltig zertheilet: alſo, von Friedrich geſchützt, die Irrthumſcheuchende Weisheit. Er, er ſchwinget ſie ſelbſt, die weithinleuchtende Fackel; und wem irgend ein Lichtfunk' ward, den heißt er mit freyer Hand ihn weiter verſtreun, damit er in Flammen erlodre, (Licht und Recht der Vernunft, o Fürſt! beglücket die Erde; Wahrheit ſtrahle dem thronenden Herrſcher zur Rechten des Stuhles!)
und es lernten die Völker von Friedrich denken, und frey ſeyn.

Solche Schöpfungen ſchaft der Fürſt, der die Sorgen des Thrones
heiligen Eyfers erfüllt.

Hab! ich ſeh' es, o Fürſt! wie dir die Wangen erglühen, wie dir die hohe Bewundrung im himmelentzückten Aug flamm't!

mir

wie du entbrenn'ſt ein Friedrich zu ſeyn dem Volke der Rußen!

„Aber höre nun an, wie Friedrich die heiligen Stunden zähl't, und keine der kleinern Fürſtenſorgen nicht kennet. Wie im Pallaſt, worin er thronet, nur fürſtliche Pracht herrſch't, alles den König verkündiget, alles den thronenden Weiſen: alſo wohnet in Friedrichs Geiſt kein niedrer Gedanke. Groß iſt ſein Geiſt, groß fühlt ſein Herz, und beydes erhöhet nur den Thron: er kennet vom Fürſtenloose die Pflicht nur, nicht den Glanz. Kein goldbelaſtetes Dienergefolge tritt ihm nach: kein Schmeichlerheer umflüſtert mit ſchlauen Lippen das horchende Ohr, und empfängt für die goldenen Worte Gold des Landes: kein buhlriſches Weib vertändelt des Volkes ſchweisbetröpfelten Zins im Putz; kein Günſtling des Hofes ſchluckt den Lohn des Verdienſt's und der Tugend, wie Waſſer, hinunter.

Wie der allmächtige Schöpfer dem tiefausgrübelnden Späher nirgends ſelber erſcheint, und allenthalben in Thaten: alſo Friedrich! Sein Selbſt bedarf nicht des eitelen Prunkes: aber des ſelbſtgeſchaffenen Reiches blühender Wohlſtand kündet den Weiſen, den Großen: das Werk urkundet den Meiſter.

Seines Volks erworbenes Gut iſt Ihm heiliges Darlehn, und,

und, ſie gut und froh zu machen, ſein ſtetiges Tagwerk.
Dies iſt die Regel des Throns, und dies die Regel des Lebens
Friedrichs. — Ihn winkt die kommende Sonne zu'n Sorgen des Thrones:
jede Stunde ſteht er bereit zu dienen dem Volke.
Keinem Auge des Dieners und keinem Ohre des Dieners traut er; — er ſelbſt, ſieht, hört die Leiden, die Klagen des Volkes
und erfindet den heilenden Troſt. Wie die leidende Tugend zu dem Vater im Himmel hinaufſchaut: alſo die Wittwen und die Waiſen, und alle Gedrückten auf Friedrich, den Helfer.
jedem Flehenden ſteht er ſtill, und höret die Bitte,
unerinnert der Pflicht, wie der hochgeprieſene Römer! *)
Kummerlinderer, Zährenabtrockner, Sorgenbefreyer
nennen die Leidenden ihn, und trotzen dem tobenden Frevler.
Wie der Beherrſcher des Himmels, wenn die Richter der Menſchen
ungeſtraft, ungerächt, die Frevler hinſündigen laſſen,
oft mit gewaltiger Hand den Sünder ergreift und den Richter,
daß

*) Spielt auf die bekannte Geſchichte von Trajan an, der einem alten Soldaten, der ihn anſprach, nicht ſogleich Gehör geben wollte; da dann dieſer zu den Cäſar ſagte: Wozu biſt du denn Cäſar? — Worauf ihm Trajan Recht ſprach.

daß ſie beyde vergehen: alſo herrſcht Friedrich im Rathe ſeiner Diener; er ſtraft den Frevler und richtet den Richter.

Keines Helfers bedarf er, die vielverſchlungnen Gewichte an der Wagſchal Europens zu überſchauen, zu wägen: mit ſcharfſehendem Aug', mit allgeübeten Händen prüfet, wäget er ſelbſt: und Europa freut ſich des Wägers.

Keine ſophiſtiſchen Labyrinthe, Schlingen der Rede, täuſchen die Rechte der Völker und Fürſten, wenn Friedrichs Geſandten vor dem horchenden Ohr' Europens ſprechen, und knüpfen Krieg und Frieden, Glück und Unglück der ſeufzenden Länder, wie eine ſchwebende Welt, an einem feidnen Faden, an ein vielſinniges Wort. Wie Friedrichs erhabener Geiſt, iſt ihre Rede: gerad' und gerecht, und Tückeverachtend: denn er ſelber legt den Rednern das Wort auf die Zunge.

Aber ſein tapferes Heer, den Schuz des Landes, den Schrecken ſeiner Feinde, üb't er unnachläßig zum Streite denn er weiß es, wie Themis Schwert, nicht mehr als des Mavors Recht geführet, das Wohl des blühenden Landes verbürget.

Was die alten, die neuen Helden von Liſten des Mavors immer erfunden, erprüft, was er ſelber in Schlachten übte, prüfte, erfand, — durch Glück und Unglück belehret; das verbindet ſein Geiſt, und ſchaft mit Minerviſcher Klugheit die

die vielſinnige Kunſt des männerlenckenden Mavors.'
Wie, von dem Schilde der Pallas gedeckt, der Sieger der Gorgo ſteht, und harret des Kampfes: alſo ſteht Friedrich mit ſeinem tapfern Heere, geübt in jeder Wendung des Schlachtfeld's.

Aber die Stunden der heiligen Ruhe weih't er den ſtillen Muſen; er ſteiget vom Thron nur in den Tempel Minervens. Hier erſcheinet der Menſch ihm in angebohrener Würde, Kind des Himmels, Bürger der Stadt des Königs im Himmel.
Hier, hier liegen die Hirtenſtäb' und die Scepter gemiſchet über einander, und nur der Tragende adelt ſie beyde.

Hier verſinkt, wie von Zauberſtabe der Göttin berühret, ſein entnervtes Jahrhundert; täuſchende Weisheit und Tugend des Jahrhundert's; jeder Pruak der kleineren Seelen.

Hier erſcheinen die großen Schattengeſtalten der Vorwelt ſeinem begeiſterten Blick, und winken den Staunenden zu ſich.

Alſo ſtärket ſich Friedrich die groſe Seele zu großen Thaten, und wandelt nur ſichrer die Bahn des ſtrahlenden Ruhmes.

Aber, wer vermag's die Gröſe Friedrichs zu ſchildern, welche den Helden ſeit drey entſetzlichen Jahren des Jammers rings umſtrahlet? O Prinz! Du ſtaunſt, und mit dir Europa!

Sechs erſchreckliche Heere, du weißt es, kriegen ſeit funfzig
blutigen Monden wider den Einen; er ſteht und trotzet
unbeſieglich, ein Herkules, den urplötzlich auf einmal
alle Ungeheuer der zwölf Arbeiten umringen.
Seine Feinde beſchützet ein Gott, doch Friedrich die Brennen *).
Allgegenwärtiger Führer ſeiner tapferen Kämpfer;
Allermunterer, Allbeſeeler des blutigen Kampfes,
ſtellt und beherrſcht er die Schlacht, und kämpfet Führer
und Streiter.

Aber, wer ſchläft mit ſeinen rauhen Streitern auf einer
Streu? — Wer wärmt ſich mit ihnen an einer ſtrohernen
Flamme?
Wer entknöpfet dem Rock die gliederzerreiſſende Kugeln? **)
Oder erſchreckt und erfreut mit Einem Worte die Krieger?
Wer iſt im Lager des Mars, in Mitte der Söhne des
Schlachtfeld's,
wie den Kindern in ſeiner Hütt' ein liebender Vater?
Friedrich, Friedrich, Cäſar und Cato ſeines Jahrhunderts!

Wie der Engel, der, Gottgeheißen, auf frevelnde Länder
ſtrafende Plagen des Welten-Richters, der zürnet, herabſtröm't:
Donner entrollen der allzerſchmetternden Linken, die Rechte
ſchwingt

*) Victrix cauſa Diis placuit, ſed victa Catoni. Lucan.

**) Spielt auf eine Anekdote von Friedrich an, daß im einſt aus dem aufgeknöpften Rock zwey Flintenkugeln herausfielen.

ſchwingt das entſetzliche Schwert der Rache, und tödtet:
tauſendmal tauſend Stimmen erſeufzen zum rufenden Himmel,
tauſendmal tauſend Geplagte liegen und jammern und ſterben,
unter ihm ſtürzen die lodernden Städt' in ewigen Abgrund:
über ihm dampfet der flammende Aether von tauſend Gewittern;
aber er ſteht und ſchaut mit unverwendetem Auge.
Auf die gottaeheiſſene Rache; den Böſen zu tödten,
und den Frommen zu retten, iſt er gleich heiter, gleich ruhig;
mit gemeſſenen Schlag trift jeder Donner, und tödtet
jeder Streich; denn alſo miſſet er's unverwirret.

Alſo Friedrich am Tage der Schlacht. Sein heiterer Geiſt flieht
ungeſtört, unverwirrt durch den allverwirrenden Taumel,
von Gedank zu Gedank, zur Rechten, zur Linken, vom Feinde
zu den Brennen, vom Brennen zum Feind', und merket in Einem
Blick, den jetz'gen, den künftigen Vortheil und Nachtheil des Feindes
oder des Freundes; er denkt, er ſpricht, er führet, er kämpfet
auf einmal; und ſieht gleichkalt, mit ruhigem Blicke
ſinken und ſteigen die Schaal des menſchenverderbenden Mavors,
an' allenkender Hand — Zevs und Bellona des Schlachtfeld's!

Eine der Muſen Germaniens, die mit ſtolzerer Seele
jede blumigte Tändeley der Dichter verſchmähet,

und nur erhabene Theme ſich wählt, die Herzen der Menſchen zu entflammen, und ſie der Weisheit und Tugend zu weihen, hat den Einzigen ihres Jahrhunderts alſo beſungen *).

Berlin,
den 1ſten Jul. 1792. Jenisch.

IV.

Einige Anmerkungen des Herausgebers zu vorſtehender Probe der Voruſſias.

Friedrich II. iſt vielleicht noch darin der Einzige, daß er groß genug war, um ſchon in dem erſten Jahrzehend nach ſeinem Ableben der Held einer Epopöe zu ſeyn. Kein anderer hat dem Dichter, der Muth und Kraft in ſich fühlt Ihn zu ſeinem Helden zu erwählen, die Arbeit zugleich leichter und ſchwerer gemacht; — leichter, weil es keiner Erdichtungen, keiner Hülfsquellen aus dem Reiche der Fantaſie und des Wunderbaren bedarf, um ſeinen Karakter und ſeine Thaten zu veredeln und intereſſanter zu machen; ſchwerer, weil auch dem größten aller Dichter vor einer Unternehmung grauen müßte, wobey ihm ſein Held kaum ein anderes Mittel übrig ließ, ſich von dem Geſchichtſchreiber zu unterſcheiden, als poetiſche Darſtellung der bloßen hiſtoriſchen

*) Nun folgt ein Gedicht in gereimter Alexandriniſcher Versart, betitelt **Friedrich, der große Mann ſeines Jahrhunderts**, welches der Verfaſſer vor drey Jahren in dem Berliniſchen Journal für Aufklärung abdrucken laſſen.

ſchen Wahrheit. Aber wenn in dieſer Rückſicht der Sänger des frommen Aeneas und des *Capitano*

che il gran Sepolcro liberò di Criſto,

große Vortheile über den Sänger Friedrichs hatte: ſo kommt dafür dieſem letztern zu ſtatten, daß ſein Held ſelbſt beynahe alles für ihn gethan hat, und daß er (außer den Requiſiten, die ihm mit dem Geſchichtſchreiber gemein ſind) kaum etwas anders als die Gabe der lebendigſten Darſtellung, und einen hohen Grad deſſen, was man unter Poeſie des Styls und Muſik der Verſifikazion verſteht, nöthig hat, um ein vortrefliches und ewigdaurendes Werck aufzuſtellen.

Man müßte, meines Erachtens, ſehr ungerecht ſeyn, wenn man, nach den Proben, die uns Hr. Jeniſch von ſeiner Boruſſias bereits gezeigt hat, den innern Beruf, der ihn zu einem ſo kühnen Unterfangen begeiſtert hat, verkennen, und ihn nicht vielmehr zur Vollendung deſſelben durch ein glückweiſſagendes macte virtute! aufmuntern, als durch Aufzählung und Vergrößerung der Schwierigkeiten und Gefahren abzuſchrecken ſuchen wollte. Doch das eine ſo wohl als das andere käme nun zu ſpät; denn die Boruſſias iſt bereits vollendet, und befindet ſich in dieſem Augenblick in den Händen der Ariſtarche und Quintile, welche der Dichter glücklich genug iſt zu Freunden zu haben, und denen man mit größter Gewißheit zutrauen darf, daß ſie es an dem „*corrige ſodes hoc et hoc*“ nicht ermangeln laſſen werden; welches ich, in einem Falle wie dieſer, für eine große und verdienſtliche Pflicht anſehe. Weil es indeſſen dem Hrn. J. gefallen hat, noch einen der intereſſanteſten Geſänge des ganzen Wercks im T. M. öffentlich auszuſtellen: ſo ſey es auch mir erlaubt, etwas, ſo wenig es auch iſt, zur Ausfeilung eines Werkes beyzutragen, das nur durch den mög-

lichſten Grad von Vollkommenheit ſeines Gegenſtandes und Zwecks würdig ſeyn kann.

Verſifikazion. Der Hexameter ſey, meines Erachtens, die ſchwerſte und künſtlichſte aller Versarten unſrer, gegen die griechiſche, ſo unaeſchmeidigen Sprache; und ich glaube ſo ziemlich die große Majorität aller teutſchen Ohren auf meiner Seite zu haben, wenn ich ſage, daß teutſche Hexameter entweder bis zu einem hohen Grade des Wohlklangs ausgearbeitet ſeyn müſſen, oder unausſtehlich ſind. An der Verſifikazion der Voruſſos iſt (ſo weit ſich nach den Proben urtheilen läßt) überhaupt mehr zu loben als zu tadeln, und der V. ſcheint auf dieſe Partie vielen Fleiß verwendet zu haben: aber eben darum wünſche ich, daß er auch nicht einen einzigen harten, oder ſonſt übel organiſierten Vers ſtehen laſſe. —

Ich halte es mit Hrn. Moritz, für ein allgemeines Geſetz unſrer Proſodie, welches zu überſchreiten man ſich nicht leicht erlauben ſollte: „daß der Akcent allein die Länge der Sylben entſcheidet", und alſo alle dreyſylbige Wörter, wenn ſie den Akcent auf der erſten Sylbe haben, immer (wenigſtens nie ohne einen erheblichen Grund) als Daktylen gebraucht werden müſſen. Dieſer Regel zu Folge kann ich keinen Vers, wie dieſer, gelten laſſen, (S. 406.)

Nicht verzärtelte **Weichlichkeit** und üppige Pracht nicht,

Weichlichkeit wird hier wie — ⏑ — ſkandirt; da es aber ein Daktyl (— ⏑ ⏑) iſt, ſo hat der Vers, wenn er recht geleſen wird (denn das willkührliche Nachhelfen durch langſames Ausſprechen der letzten Sylbe ſollte nicht gelten, es wäre denn daß ein beſonderer Nachdruck im Deklamiren auf

das

Othello.

Ja, das iſt wahr. Aber doch iſt es erbärmlich, Jago -- oh, Jago, es iſt erbärmlich! --

Jago.

Wenn ihr ſo zärtlich gegen ihre Bosheiten ſeyd, ſo gebt ihr ein Patent, daß ſie euch beleidigen darf wie ſie will; wenn ihr gleichgültig dabey ſeyd, ſo hat ſich niemand darum zu bekümmern.

Othello.

Ich will ſie in kleine Stükchen haken: Mich zum Hahnrey zu machen!

Jago.

Es iſt garſtig an ihr!

Othello.

Mit meinem Lieutenant!

Jago.

Das iſt noch garſtiger!

Othello.

Verſchaffe mir eine Doſe Gift bis auf die Nacht, Jago; ich will keinen Wortwechſel mit ihr haben -- ich darf meine Standhaftigkeit nicht an ihre Reizungen wagen -- Dieſe Nacht, Jago --

das ganze Wort zu legen wäre, welches hier nicht der Fall zu seyn scheint) eine Sylbe zu wenig.

Die gleiche Bewandtniß hat es mit dem Verse, S. 419.

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑

und die Empfindsamkeit, viel sinnend mit denkender Stirne.

Von Versen, welche wenigstens mein Ohr (keine auriculam asini, wie ich mir schmeichle) durch Härte und schweren Gang beleidigen, führe ich nur zwey, zum Beyspiel an:

„über die schaamerröthende Wange rollte, daß er selbst

— — — „den Schrecken

— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑

„seiner Feinde, übt er unnachläßig zum Streite"

Ich habe mich schon bey mehreren Gelegenheiten gegen die Verse erklärt, worin der Hexameter durch die Cäsur in zwey gleiche Theile gespaltet wird; wie z. B. S. 417.

⏑ —

„der gottheiligen Menschheit || hochgeweihete Rechte,"

(wo überdies der Artikel der entweder, als kurz gebraucht, einen Jambus macht, oder nur durch einen ungehörigen Akcent zur Ungebühr lang gedehnt wird.)

und S. 423.

Wie der Beherrscher des Himmels || wenn die Richter der Menschen ꝛc.

S. 415. kommen ihrer gar zwey hinter einander vor:

„Sieger der Königin Teutschlands || nennen den Helden der Brennen

„alle Völker der weiten || menschenernährenden Erde."

Der unmittelbar folgende

„Sein, sein sind Silesiens || Waffenerstrittene Gauen"

thut, weil der den Abschnitt machende Fuß ein Dactylus ist, nicht völlig dieselbe widrige Wirkung, fällt aber

aber doch, seiner beyden Vorgänger wegen, ein wenig auf. — Sehr selten, wiewohl immer unsern, möchte ich einen Vers dieser Art hingehen lassen: aber ich fürchte, sie kommen in der Borussias zu häufig vor. Das Beyspiel Homers kann hierin einem teutschen Versifikator nicht zu statten kommen; theils, weil man Homeren nicht in seinen Nachlässigkeiten nachahmen soll, theils, weil diese Art Verse in der Griechischen Sprache nicht so widrig klingen als in der unsrigen.

Beywörter. Ob der Dichter der Borussias nicht überhaupt die Beywörter zu sehr liebe, und ob neun mahlende, zum theil fünf und sechsvillige Beywörter in achthalb Versen (wie in dem Gleichniß S. 408.) nicht zu viel seyn möchten, will ich andern zu entscheiden überlassen; wenigstens wünsche ich alle müßigen und im Grunde bloß den Vers ausfüllenden verbannt zu sehen; wie z. B. der Scepter und krongeschmückte Jüngling, thronende Fürsten, menschenernährende Erde, der männerlenkende Mavors, und dergleichen. — „Der gottheiligen Menschheit hochgeweihete Rechte, habe ich schon oben als einen übelorganisierten Vers notiert; hier denunciire ich die beyden Beywörter vor Rammlers und Morizens Richterstuhle. Die großen zusammengesetzten Beywörter, wie die trübsalumdrängte Seele, die waffenerstrittene Gauen, die sceptergeborchenden Völker, der Hütten bestreuete Flecken, und dergleichen, würde ich (ohne Furcht daß Homers Schatten deßwegen auf mich zürne) so viel immer möglich, und solche Zusammensetzungen wie Sirenen-Verlockerinnen gänzlich vermeiden. Auch gegen den Vers

Kummerlinderer, Zähren abtrockner, Sorgenbefreyer
nennen sie ihn, —

lehnet sich etwas in mir auf, das mir nicht erlauben würde, ihn stehen zu lassen.

Gleich-

Gleichniſſe. Hr. J. hält gutgewählte und ausgemahlte Gleichniſſe mit Recht für ächte Auszierungen eines epiſchen Gedichtes; und hierin zu homeriſieren, wie er öfters thut, finde ich lobenswürdig, wenn der Dichter es in eigner Perſon thut. Nicht ſo, wenn er Friedrichs alten Lehrer dem Großfürſten Peter die Erzählung von Friedrichs Erziehung, Karakter und Thaten machen läßt! Da dünkt mich, (zumahl in dem Munde eines modernen Neſtors) ſind ausgemahlte Gleichniſſe, wie deren gleich zu Anfang (S. 406.) zwey hinter einander vorkommen, und wie das an ſich ſehr ſchöne Gleichniß von dem jungen Lichenſprößling auf der ragenden Alpe hochbeſchneitem Gipfel, und das andere „wie am liebkichen Abend (S. 413) jedes in achthalb Verſen, ſehr ungehörig. Schon, — *ſed nunc non erat his locus*, ſagt Horaz. Ganz widrig auffallend aber iſt die monotoniſche Konſtrukzion der in dieſer Rede des alten Neſtors ſo ſehr gehäuften kleinen Gleichnißbilder, wie z. B.

S. 420. Wie Venus erſt unter den Buhlern des Apfels welchen Paris ertheilte: alſo Berlin u. ſ. w.

S. 421. Wie die Sonne die Nebel der Nacht gewaltig zertheilet:

alſo, von Friedrich geſchützt, die Irthumſcheuchende Weisheit.

S. 422. Wie im Palaſt, worin er thronet, nur fürſtliche Pracht herrſcht:

alſo wohnet in Friedrichs Geiſt kein niedrer Gedanke.

Ebendaſ. Wie der allmächtige Schöpfer u. ſ. w.

alſo Friedrich!

S. 423. — — Wie die leidende Tugend zu dem Vater im Himmel hinaufſchaut: alſo die Wittwen und die Waiſen ꝛc. zu Friedrich. —

Ebendaſ. Wie der Beherrſcher des Himmels, wenn die Richter der Menſchen, u. ſ. w.

— — alſo herrſcht Friedrich. —

Solche *ambitioſa ornamenta — delere jubebat* Quintilius.

Nur noch einige Kleinigkeiten, — weil ich hier doch einmahl die Pflicht eines zu Rathe gezogenen viri boni ac prudentis auf mich genommen habe.

Ich verwerfe den Gebrauch veralteter einfacher Zeitwörter ſtatt der gewöhnlichen zuſammengeſetzten, wie wahren ſtatt bewahren, walten ſtatt verwalten, nicht ſchlechterdings: aber ich tadle ihren gar zu häufigen Gebrauch.

Neue Wörter zu prägen hat Horaz den Dichtern billig erlaubt; ob aber auch ſolche, wie der hehre Wäger, der kühne Schwinger, und zwar zu keinem wichtigern Gebrauch als um nicht immer Friedrich ſagen zu müſſen, weiß ich nicht.

Ich billige den Gebrauch des veralteten, aber aus Luthers Bibel bekannten Wortes hehr; nur, däucht mich, ſollte es nicht pro lubitu ſtatt eines andern ähnlichen, ſondern nur als die ſtärkſte poetiſche Farbe in der ganzen Schattierung, zu der es gehört, (ehrwürdig, ernſt, erhaben, furchtbar, majeſtätiſch, heilig, hehr) und alſo ſehr ſparſam gebraucht werden; welches, meines Erachtens, überhaupt von mehrern alten Wörtern gilt, die, eben wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, in der poetiſchen Farbengebung Effekt machen könnten, wenn man ſie nur ſelten und immer am rechten Orte anzubringen wüßte.

Hr. J. nennt Friederichs groſſe Gegnerin, die Kayſerin Maria Thereſia, mit unter auch Thereſe. Dies klingt in der Hälfte von Teutſchland (wo es oft in Einem Hauſe drey,

drey, vier, und noch mehr Thereſen giebt) nicht edel genug für den Ton des Heldengedichts und die Würde der Tochter Karls VI. Ich würde ſie, wo ich ihren Nahmen nennte, nie anders als Thereſia heiſſen; und das aus eben dem Grunde, warum ich die Ruſſiſche Katharina weder Katbrine noch Thrine nennen würde. Thereſe und Kathrine ſind völlig eines Schlags.

Unter die kleinen Nachläßigkeiten, welche der wichtiger beſchäftigten Aufmerkſamkeit ſo leicht entwiſchen, gehört wohl auch (S. 411.) die ſchwellende Seele, die am Schluß eines Verſes auf die fürſtliche Seele folgt, welche in dem unmittelbar vorhergehenden die nehmliche Stelle einnahm. Ich habe das Kunſtwort vergeſſen, womit die Grammatiker dieſe Maculam beehrt haben; aber eine Macula iſt es gewiß. Eben ſo unvermerkt ſcheint ſich auch, im 4ten Verſe dieſes Geſangs, das „der Neſtor — ermangelte nicht, u. ſ. w. aus dem Kanzley- und Zeitungsſtyl eingeſchlichen zu haben; eine Art zu reden, die wohl allenfalls in einem komiſchen Heldengedicht ihren rechten Platz finden könnte, aber aus der Sprache der höhern Poeſie verbannt bleiben muß.

Unter der Korrektur dieſes Bogens fallen mir noch folgende übel organiſirte Verſe auf, die ich an Hrn. J. Stelle nicht in meinem Gedichte dulden könnte:

S. 425. Sein entnervtes Jahrhundert; || täuſchende Weisheit und Tugend
des Jahrhunderts; jeder Prunk ꝛc.

Allgegenwärtiger Führer || ſeiner | tapferen | Kämpfer

S. 427. Der letzte Vers eines Gleichniſſes von 13 Verſen, (worin Friedrich mit einem aus der chriſtlichen Mytho-

Mythologie herbeygehohlten Todesengel — nicht von dem Dichter, ſondern von dem alten Neſtor, der dies alles dem Großfürſten Peter erzählt, und der zwar, wie ſeine homeriſcher Vorfahrer, redſelig ſeyn, aber keine ſo lange poetiſche Gleichniſſe in ſeine Rede einweben darf)

— ⏑ — und tödtet

jeder Streich; denn alſo miſſet ers unverwirret.

Dunkel und unpoetiſch!

S. 427. In einer ſonſt vortreflichen und meiſterhaften Stelle ſehe ich ungern in dem Verſe

⏓ — ⏑
auf einmal; und ſieht gleich kalt mit ruhigem Blicke

— ⏑
das Wort einmahl, welches (in dieſer Bedeutung den Akzent auf der erſten Sylbe hat, S. Adelungs Wörterbuch 1 thl. S. 1582). wie einen Jambus gebraucht. Durch, alles auf einmahl, würde dieſe Beleidigung unſers Ohrs vermieden und ſogar etwas, wie wenig es auch iſt, an Lebhaftigkeit des Ausdrucks gewonnen.

S. 427. Fehlt dem oberſten Verſe ſchwingt u. ſ. w. ein ganzer Fuſ.

Doch manum de tabula! — Ich habe nur kleine Flekken, zur Probe, gerügt, und überlaſſe wichtigere Ausſtellungen den Kunſtrichtern, denen das Ganze vorgelegt wird, und die mehr Muße dazu haben als ich. Beyläufig erinnere ich nur noch, daß ich (zumahl in billiger Rückſicht auf mein eigenes Intereſſe) auf dem Horaziſchen nonum prematur in annum in Abſicht der Boruſſias keineswegs beſtehen möchte. Ich bin von Hrn. J. verſichert, daß er mit einem Werke von dieſer Wichtigkeit nicht zu früh in die Welt eilen, und uns das Ganze nicht eher geben wird,

bis

bis alles ſo gut und fehlerlos iſt, als er ſelbſt, mittelſt der Erinnerungen ſeiner Ariſtarchen, es dermahlen nur immer machen kann. Ein *novem muſis coelatum* und *omnibus numeris perfectum opus* iſt kein Sterblicher von einem Sterblichen zu fodern berechtigt; und hier gilt das *ubi plurima nitent etc.* mehr als bey irgend einem kleinern Produkt der Muſenkunſt. Aber ein Werk wie dieſes wird durch den erſten Druck der Feile des Verfaſſers nicht entzogen. Da er nichts gröſſers mehr unternehmen kann, ſo bleibt es immer das Hauptgeſchäfte ſeines Lebens, an der Vollkommenheit deſſelben zu arbeiten, und der Tod allein kann ihn nöthigen, die Hand davon abzuziehen.

W.

V.

Rüge einer in No. 198. des Moniteur Univerſel publicierten ungeheuren Unwahrheit.

Mit Erſtaunen leſe ich in dem Blatte des Moniteur vom 16. Julius d. J. unter dem Dato, Maynz, den 4. Julius, folgenden Artikel:

„*) Die allerſchärfſten Strafen ſind allen des„nen aufbehalten, die ihre Meynung über die „franz

*) Les châtimens les plus rigoureux ſont reſervés à tous ceux qui manifeſtent *leur opinion ſur les affaires de France*. *Toute l' Allemagne*, ſans en excepter les villes libres, où *les Princes de l' Empire* ont quelque influence,

pe

„ franzöſiſchen Angelegenheiten bekannt machen.
„ In ganz Teutſchland, ohne ſelbſt die freyen
„ Reichsſtädte auszunehmen, wo die Fürſten
„ des Reichs einigen Einfluß haben, ſieht man
„ überall nichts als Inquiſizions-Kammern, wo
„ ſogar die Worte als Verbrechen verurtheilt wer-
„ den. Wer nur irgend die Verwegenheit hat, zu-
„ zuerkennen, daß die Nazionen Rechte ha-
„ ben, und von den Pflichten, die ihren Ober-
„ häuptern obliegen, zu ſprechen, wird als ein
„ Ungeheuer angeſehen, das aus der Menſch-
„ lichen Geſellſchaft ausgeſtoßen werden muß. “

Wir wiſſen nicht was für eine beſondere Beweg-Urſache oder Veranlaſſung der Herausgeber des Moniteur gehabt haben kann, einen für die teutſchen Fürſten und für die ganze teutſche Nazion ſo injuriöſen Artikel gerade von Maynz aus zu datieren: aber dies glauben wir in die Seele aller Teutſchen, in denen nur ein Funken von Gefühl für die Ehre des teutſchen Nahmens glimmt, ſagen zu können: daß keiner von ihnen eine ſo monſtroſe Verläumdung unſrer Fürſten und unſrer Nazion, (denn auf dieſe fällt ſie am Ende doch mit ihrer ganzen Laſt

ne preſente plus que des *chambres inquiſitoriales*, ou l'on condamne *juſqu' aux paroles*. On regarde comme un *monſtre qu'il faut chaſſer de la ſociété* tout homme aſſez hardi, pour reconnoitre que les *Nations* ont des *droits*, et parler des devoirs, qui ſont impoſés à leurs Chefs.

Last zurück) ohne den lebendigsten Unwillen entweder schon gelesen hat, oder hier lesen wird. Diesen Unwillen im Nahmen aller patriotischgesinnten Teutschen öffentlich zu zeigen, ist Pflicht; die Verläumdung widerlegen zu wollen, wäre beynahe eben so beleidigend als sie selbst.

W.

Inhalt.

May.

I. Ueber Leopold II. Rede zur Feyer seines Andenkens gehalten von Herrn D. Rudolph Hommel in Leipzig. . . S. 3.

II. Betrachtungen über des Hrn. Condorcet Erklärung, was ein Bauer und Handarbeiter in Frankreich sey. . . — 19.

III. Leibnitzische Hermäen mitgetheilt von C. L. Schübler. . . — 59.

IV. Das Opfer, eine Erzählung. — 91.

V. Abschied an einige Schulfreunde, von Gottfried Herder, dem Sohne. . . — 99.

Junius.

I. Beytrag zur genaueren Bestimmung der Grundbegriffe der Moral und des Naturrechtes. Als Beylage zu dem Dialog, der Weltbürger. . . . — 105.

II. Cyklopen. Arimaspen. Sitte der Alten ſich den Körper zu mahlen und zu punktiren. S. 139.

III. Vertheidigung des N. Machiavell, Staatsſekretärs der ehemalige Republik Florenz. — 165.

IV. Warnung an junge Dichter. Ein Fragment aus Anton Reiſers Geſchichte. — 200.

V. Etwas von Pygmäen, Gnomen, und Kobolden. — 209.

VI. Kleine Gedichte. — 212.

Julius.

I. An den Herausgeber des T. M. Antwort auf das Sendſchreiben deſſelben, im 1ſten Stück des T. Merkur 1792. S. 217.

II. Zuſatz des Herausgebers zu dem vorſtehenden Sendſchreiben. — 277.

III. Politiſch-philoſophiſche Geſpräche. — 306.

IV. Kleine Gedichte. — 319.

August.

I. Politiſch philoſophiſche Geſpräche. S. 329.

II. Franzöſiſche Korreſpondenz. — 352.

III. Der Boruſſias Eilfter Geſang. — 404.

IV. Einige Anmerkungen des Herausgebers zu vorſtehender Probe der Boruſſias. — 428.

V. Rüge einer in No. 198. des Monite r Univerſel publicierten ungeheuren Unw .hr heit. — 437.

Jago.

Aber nicht durch Gift; erdroſſelt ſie in ihrem Bette, in dem Bette, das ſie entweiht hat.

Othello.

Gut, gut; dieſes Mittel gefällt mir, weil es gerecht iſt --

Jago.

Und was den Caſſio betrift, den überlaßt mir; bis Mitternacht ſollt ihr mehr hören.

[Eine Trompete hinter der Scene.]

Othello.

Vortrefflich! -- Wie? Was bedeutet dieſe Trompete?

Jago.

Vermuthlich etwas von Venedig -- Es iſt Lodovico, vom Herzog abgeſchikt: Au, ſeht, eure Gemahlin iſt ſchon bey ihm.

Sechste Scene.

Lodovico, Desdemona, und Gefolge treten auf.

Lodovico.

Seyd mir gegrüßt, würdiger General.

Villaume
Geographie und Geſchichte
für
die Jugend der Bürger.

Zwey Bände
mit Landcharten.
Preis 3 thlr. 16 gr.

Leipzig, bey Georg Joachim Göſchen, 1792.

Dieſes Buch iſt ein Lehrbuch für den Bürgerſtand, der zur Bildung ſeines Geiſtes Muße und Mittel hat, ein Leſebuch, woraus der Bürger ſich und ſeine Söhne unterrichten kann. Die Geographie iſt kein bloßes trockenes Verzeichniß von Ländern, Städten und Dörfern, ſondern ſie iſt ſo behandelt, daß ſie zu den nützlichſten Betrachtungen Veranlaſſung giebt. Die Geſchichte ſoll nach des Verfaſſers Abſicht den Menſchen und deren Schickſale beurtheilen lehren, und zum Nachdenken über die großen Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechts führen. Im erſten Bande iſt die Beſchreibung eines jeden Staats und das Merkwürdigſte aus der Geſchichte deſſelben, im 2ten Bande die allgemeine Weltgeſchichte enthalten. Nicht nur der Bürger, ſondern auch jeder Anfänger in der Geographie und Geſchichte, er ſey von welchem Stande er wolle, wird ſich aus dieſem Buche auf eine angenehme Weiſe unterrichten und ſich vielleicht umſonſt nach einem andern Buche umſehen, worin beyde Gegenſtände ſo kurz und ſo reichhaltig an nützlichen und für das Leben brauchbaren Kenntniſſen und Bemerkungen abgehandelt ſind.

Das nämliche Buch wird auch als Fortſetzung von Lorenz Leſebuch für die Bürger verkauft.

Neuer Teutscher Merkur.

9. Stück 1792.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Probe einer Ueberſetzung des Titus Lucretius Karus, von der Natur der Dinge. S. 3.

II. Anmerkungen des Herausgebers über die vorſtehende Probe einer Ueberſetzung des Lukrez. — 27.

III. Noch Etwas aus den Papieren des Pächters Martins und ſeines Sohnes. — 49.

IV. Ueber eine neue Art des Drama. — 81.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu haben, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Commiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. ord. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an jegend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Im Verlag der Hoffmannischen Buchhandl. in Weimar ist so eben erschienen:

Akten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte, 3n Bds 7. St. 8. 6 gr.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, fürs Jahr 1793. kl. 8. 12 gr.

Buchholz, D. W. H. C. Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelahrheit, 4s Bdch. 8. 16 gr.

Guths, Gottfr. [illegible] für die körperliche Erziehung, 2n Bds 1s 2s. gr. 8. mit Kupf. 1 Thlr.

Hieronimus Rucker, eine Operette in zwey Aufzügen, fürs Weimarische Hoftheater neu bearbeitet von Dittersdorf, 6 gr.

Moritz, ein kleiner Roman von Friedrich Schulz. 3te verbesserte Ausgabe, auf Schreibepapier mit 3 Kupfern von Lips, 8. 1 Thlr. 8 gr.

Derselbe auf holländisch Papier mit Kupfern, 8. 1 Thlr. 16 gr.

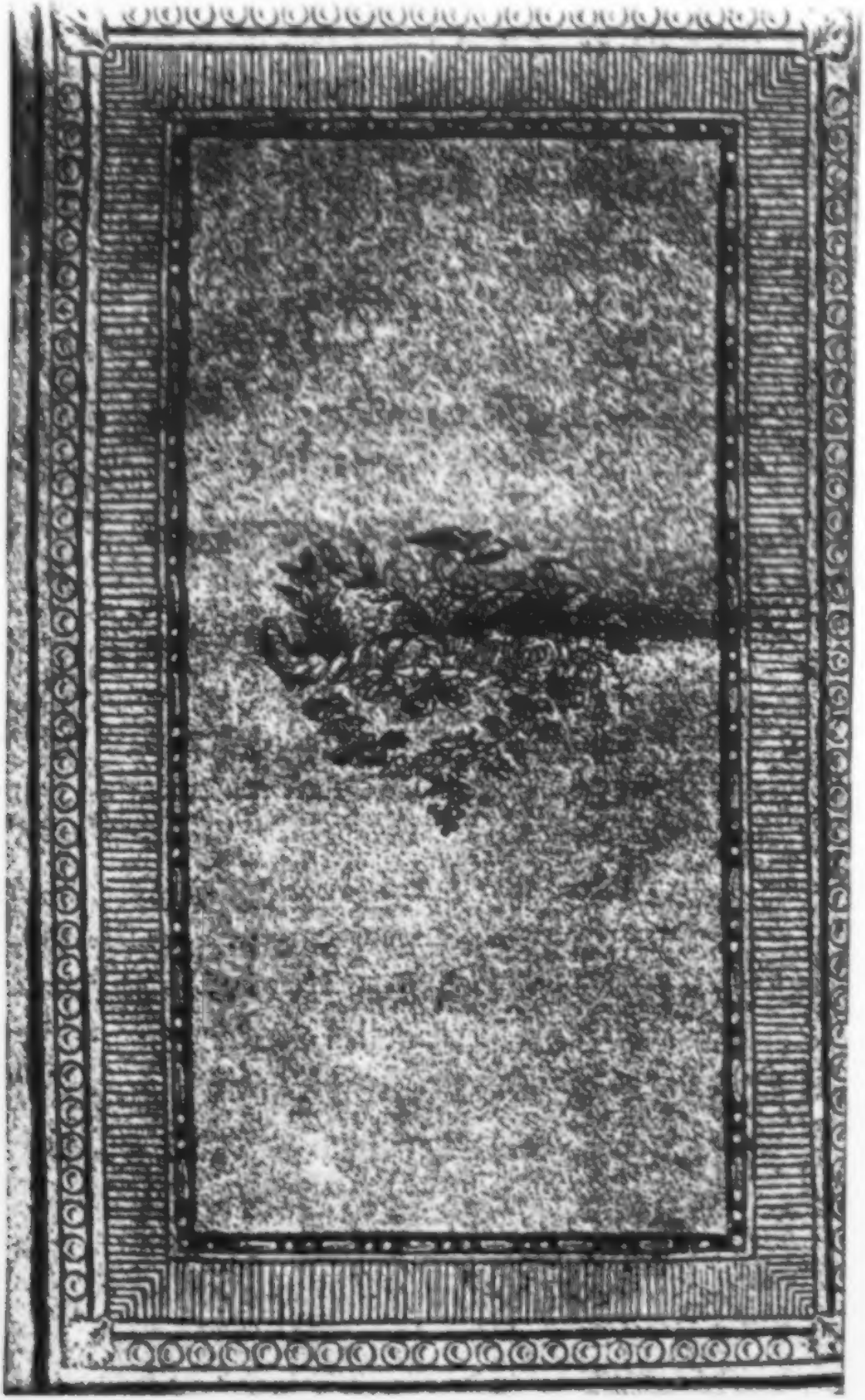

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1792.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Weimar 1792.

Othello.

Ich erwiedre den Wunſch von ganzem Herzen, mein Herr.

Lodovico.

Der Herzog und die Senatoren von Venedig grüſſen euch. (Er überreicht ihm ein Schreiben.)

Othello.

Ich küſſe die Urkunde ihrer Befehle.

Desdemona.

Und was giebt es neues, mein lieber Vetter Lodovico?

Jago.

Ich bin ſehr erfreut euch zu ſehen, mein Herr; willkommen in Cypern.

Lodovico.

Ich danke euch; was macht der Lieutenant Caſſio?

Jago.

Er lebt, mein Herr.

Desdemona.

Vetter, es iſt zwiſchen meinem Gemahl und ihm zu einem unfreundlichen Bruch gekommen; aber ihr werdet alles wieder gut machen.

Othello (vor ſich.)

Seyd ihr deſſen ſo gewiß? Desde-

Der neue
Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1792.

I.

Probe einer Ueberſetzung des Titus Lukretius Karus, Von der Natur der Dinge.

Erſtes Buch.

Mutter der Aeneiden, du Wonne der Götter und Menſchen,
holde Venus, die unter des Himmels ſich wälzenden Sternen
du das ſchiffbare Meer, die fruchtergiebigen Erden
herrlicher machſt; weil durch dich der Lebenden alle Geſchlechter
werden empfangen, und ſchaun, durch dich gebohren, der Sonne
Glanz: dich, Göttin, fliehen die Winde, dich fliehen am Himmel
kommſt du einher, die Wolken: dir treibt in Fülle die Erde
lieblicher Blumen Pracht, dir lächelt das Antlitz des Meeres,
und dir glänzt, ganz heiteren Lichtes, der ſanftere Himmel.
Denn kaum brechen ſie an, die holden Tage des Frühlings,
kaum wehn wieder belebende Kraft die befruchtenden Weſte:

ſo beſinnen von deiner Macht gerühret, o Göttinn,
in den Lüften zuerſt die Vögel deine Zurückkehr,
ſo durchhüpfet das Wild erfreuliche Wieſen, durchſchwimmet
ſchnellere Bäche, ſo folgt dir mit Sehnſucht Alles was lebet,
angezogen von deinem unwiderſtehlichen Reize.
So geſchiehet es durch dich, die das Herz du belebeſt mit ſanfter
Liebe, allen, die Meere, die Berge, die reißende Ströme,
laubige Wipfel bewohnen, oder grüne Gefilde,
daß mit Wolluſt ſie, von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich verführen.
Weil du der Dinge Natur allein beherrſcheſt, weil ohne
dich nichts emporkommt zum Lichte des Tages, nichts
freudig, nichts lieblich
ohne dich iſt: ſo ſey mir Gefährtin bey meinem Geſange,
den von der Dinge Natur ich meinem Memmius ſinge;
Memmius, welchen du ſtets mit allen Gaben geſchmückt haſt:
drum gieb, Göttin, meinem Geſang' unverwelkliche Anmuth!
Gieb, daß indeß zu Waſſer und Lande des furchtbaren Krieges
Toben ſchweige, denn du allein vermagſt mit des Friedens
Ruhe zu beglücken die Sterblichen: denn des Krieges
ſchreckliche Thaten lenkt der waffenmächtige Mavors,
welcher, verwundet von ewiger Liebe, dir in den Schooß oft
ſich hinwirft mit dem runden Nacken, die Augen zu dir, voll
lüſterner, weidender Lieb' emporhält, und, ganz Seele,
Göttin, hängt an deinen Blicken! — Dieſem o Göttin!
Ruht er, in dich ganz verſenkt, in deinem heiligen
Schoße,

flöße dann ein aus deinem Munde Worte voll Sanftmuth,
Rom erfleh, du erhabene, Rom erflehe den Frieden!
denn wie vermag ich, ſeh' ich bluten mein Vaterland,
gleiches
Schwunges zu ſingen? Und darf mein Memmius, dieſer Edle,
dem gemeinſamen Heil in ſolchem Greuel entſtehen? —
Und, o Memmius! nun verleih mir ein freyes Gehör, und
fern von Sorgen ſchenke ganz der wahren Vernunft dich;
auf daß du mein Geſchenk, dir mit treuem Fleiße bereitet,
ehe von dir verſtanden es iſt, mit Verachtung nicht hinlegſt:
denn von dem Weſen des Himmels, denn von dem Weſen
der Götter
will ich reden mit dir, und den Urſprung der Dinge dir
öffnen:
wie, was iſt, die Natur erſchaffe, vermehr' und ernähre,
und in was, wenn was iſt zerſtört wird, es wieder zerfalle;
was von uns bey Erforſchung der Dinge der Urſtoff genen-
net wird,
Saamen der Weſen, oder erzeugende Körper, oder
erſte Körper, weil alles was iſt aus ihnen gemacht iſt.

Denn von ſich muß der Götter Natur des ewigen,
höchſten
Friedens nöthig genieſſen, ganz von menſchlichen Dingen
abgeſondert und fern; denn frey von Gefahren, von jedem
Schmerz frey, durch Selbſtkraft machtvoll, unbedürftig
des unſern,
rühret ſie Wohlthun nicht, noch reizt ſie Böſes zu Zorne.

Schändlich und offenbar lag das Leben der Menſchen erdrücket
unter der Laſt des Aberglaubens; mit ſchrecklichem Anblick
drohend den Sterblichen, hob aus den Sphären des Himmels ihr Haupt ſie.

Endlich wagt' es ein Grieche zuerſt die ſterblichen Augen gegen ſie aufzuſchlagen, und ſich ihr entgegen zu ſetzen.
Weder Ruf der Götter, noch Bliz, noch Donner des Himmels
ſchreckten ihn ab; ſie reizten nur mehr des feurigen Muthes
Kraft und Begier, zuerſt zu zerbrechen die Riegel deiner
Veſte, Natur! Er that's, und drang weit jenſeits der Welten flammender Grenze hinüber, und durchflog im Geiſte
das unermeßliche All: da kam er, ein Sieger, zurücke,
lehrend, was könn' entſtehn, was nicht; wie alles begrenzter Macht ſey, wie alles lieg in unverrückbaren Schranken.
Alſo ſürzt' er zu unſern Füßen die Religion *) hin;
über der Trümmer erhebt uns ſein Sieg bis hoch in den Himmel.

Nur dies fürcht' ich hiebey, du denkeſt etwa, ich lenke deine Vernunft zu Böſem, und lehre dich wandeln des Laſters
Wege.

*) Lukrez verſteht unter der Religion immer nur die einzige, die damahls auf den Erdboden herrſchte, die Deiſidämonie.

Wege. Doch nein! denn ſchau, wie die Religion, wie oft ſie,
böſe, laſtervolle Thaten vor Zeiten erzeuget!
Schändeten nicht Dianens Altar mit Iphigeniens
ſchuldloſem Blute zu Aulis ſelbſt die Führer der Griechen,
dieſe Blume der Männer! Kaum hüllt den jungfräulichen Haarſchmuck
ihr der unglückliche Schleier, der gleich an den Wangen herabfloß,
kaum ſah vor dem Altar ſie den Vater trauervoll daſtehn,
ſah die Diener den Stahl ihm verbergen, vor ihrem Anblick
alle Bürger in Thränen zerfließen; da ſank voll Ergebung,
ſtumm vor Angſt, ſie auf ihre Knie: nichts half es der Armen
daß ſie den König zuerſt mit dem Vaternahmen genennet;
auf den Armen der Helden wurde ſie zitternd zum Altar
hingeführt, nicht daß nach vollendeter Feyerverhandlung
ſie an der Hand eines ſtolzen Bräutigams möge daherziehn,
ſondern damit am Tag der Vermählung ein ſchuldloſes Opfer
ſie, das der Vater, o Schande! ſchlachtete, trübe dahin ſänk:
daß ein glücklicher Ausgang der Flotte würde beſcheret.
So viel vermochteſt, o Religion, du Uebels zu ſtiften!

Wie? von der Furcht vor den Schreckgeſängen der Dichter aus allen
Zeiten, bezwungen, ſuchſt du noch immer dich uns zu entwinden?
Kann ich dann etwa nicht auch der finſtern Träume die Menge

Dir vorhiften, welche die Ruhe des Lebens dir nähmen,
und durch Furcht im Genuß all deines Glückes dich
ſtöhrten?
Freylich, ſähn mit Gewißheit die Menſchen der Drangſa-
len Ende,
dürften ſie da nicht der Religion, nicht dem Drohen der
Dichter
widerſtehn mit Grunde? Nun, da mit ewigen Strafen
ſie der Tod ſchreckt, fehlt es völlig an Grund und an
Muthe.
Denn der Seele Natur iſt unbekannt. Iſt ſie erſchaffen?
Dringt ſie bey der Geburt in den Menſchen, zugleich bey
dem Tode
wieder mit ihm zu vergehn? Steigt nieder ſie zu den
Schatten,
in die Tiefen des Orkus, oder wandert in andre
Thiere ſie durch göttliche Kraft? Wie Ennius, unſer
Ennius ſang, den zum Stolz der Bewohner Italiens,
ſchmückte
ewiger Lorber zuerſt aus des Helikons lieblichen Hainen.
Aber er ſang auch unſterblich ſchön von Acherons Tempeln,
wo nicht Seelen, nicht Körper, wo Schattenbilder nur
ſchweben,
wunderbleicher Geſtalt: da ſey, ſo ſang er, Homerus
des unſterblichen Bild vor ihm erſchienen, und habe
bittere Thränen geweint und der Dinge Natur ihm er-
öffnet.

Darum

Darum müſſen genau wir erforſchen nicht nur die Dinge
droben, wie nehmlich geſchieh der Sonne Lauf, und des
Mondes,
und was für Kraft auf Erden alles erzeuge: wir müſſen
forſchendes Blickes auch beſonders betrachten, worin der
Seele Natur, worin die Natur des Geiſtes beſtehe:
was, da wir wachen, unſchreckhaft, unſre Seele nur plage,
liegen wir krank da, oder im Schlafe vergraben: als ſähen,
hörten wir jene um uns, die todt und mit Erde bedeckt ſind.
Schwer iſts, ich fühl' es, wegen der Armuth der Sprache,
der Dinge
Neuheit wegen, was dunkel die Griechen erfunden, durch
Verſe
klärer in Latiums Sprache zu geben; denn vielen Begriffen
muß ich erfinden neue Benennungen. Dennoch ermuntert
deine Tugend, o Memmius, mich, und der Freundſchaft
gehoffte
ſüße Wonne, keiner Mühe zu ſchonen, zu wachen
ganze Nächte hindurch, auf Wörter ſinnend und Verſe,
die ein ſo helles Licht vor deine Seele verbreiten
daß die verborgenſten Dinge ſich ihren Augen enthüllen.

Dieſes Grauen der Seele, dieſe Finſterniß alſo
müſſen, nicht Strahlen der Sonne, nicht leuchtende Pfeile
des Tages,
ſondern dein Weſen, Natur, vertreiben, und du, Ver-
nunftkraft!

Hierauf, o Memmius! gründet der Satz sich, mit dem ich beginne:

Nie kann, selbst durch göttliche Kraft, aus nichts was hervorgehn.

Bindet doch so die Furcht die Sterblichen alle, daß vieles sie, was am Himmel, oder auf Erden geschieht anstaunen, welcher Wirkungen Ursach sie nie vermögen zu sehn, und wähnen dann, sie geschehn durch Gottes Allmacht. Deßwegen, wenn wir gesehn, es könne aus nichts, nichts werden erschaffen,

wird, was befolgen wir sollen, daraus uns deutlicher werden, deutlicher werden, woraus ein jedes Wesen entstehe, und wie alles was wird, ohne Wirken der Götter sich mache.

Denn würd' alles aus nichts, so könnten aus allerley Gattung alle Geschlechter entstehn; es brauchte keines des Saamens;

Menschen entschwämmen dem Meere, der Erd' entsprössen die Fische und die Chöre der Vögel, dem Himmel entstürzten die Heerden;

Wild, ungewisser Geburt, doch aller Gattungen, würde Felder und Wüsten durchirren; dann trügen die nehmlichen Bäume nicht mehr die nehmliche Frucht, auf allen wüchse dann alles.

Hätte nicht jedes seine erzeugenden Körper, wie wäre dann der Dinge Mutter gewiß? Doch weil aus bestimmten Saa-

Saamen jedes entſteht, ſo wird auch jedes gebohren,
und geht nur da an's Licht des Tages hervor, wo ſein Urſtoff
liegt und die erſten Körper: ſo kann dann alles nicht alles
zeugen, wegen verſchiedner Kraft in der Dinge Beſtimmung.
Warum ſehen wir wohl die Roſen im Frühling uns
lächeln?
Warum vergoldet die ſtärkenden Felder der Sommer? warum
träufelt die Freude nur im näſſern Herbſte der Weinſtock?
Sag, geſchieht es nicht, weil, nachdem ſich hatten zu ihrer
Zeit die beſtimmten Saamen begattet, nun, was entſpringet,
alles ſich zeigt bey der günſtigen Jahrszeit, wo die geſtärkte
Erde nun ſicher treibt hervor die zärteren Weſen!
Wenn ſie entſtünden aus nichts, ſo würden ſie plötzlich,
würden
zu ungünſtiger Jahrszeit, nicht wo ſie ſollten, entſpringen;
wäre nehmlich kein Urſtoff da, den vor ſchädlicher Unzeit
ſchüzte der klügere Trieb der gemeinſamen Zeugkraft. Ferner
könnten ſie wachſen aus nichts, ſo würde was iſt zunehmen,
ohne Raum der Zeit, worin fortwirke der Saamen.
Denn das unmündige Kind würd' ſchnell ein Jüngling,
und Pflanzen,
kaum entſproſſen der Erd', erhüben ſich plötzlich zu Bäumen;
das, doch niemahl geſchieht, da alles gemach nur her-
anwächſt,
wie ſichs gebührt, aus eigenem Saamen, und nichts von
Geſchlechte
ändert

ändert beym Wachsthum. Hieraus o Memmius, kannst du erkennen,
Alles erwachse und nähre sich bloß aus eigenem Grundstoff.

Hierzu kommt, daß ohne des Jahres genugsamen Regen
keine erfreuliche Frucht auftreiben könne die Erde:
daß der Speise beraubt die Natur den Lebenden weder
könn' ihr Geschlecht fortpflanzen, noch sie beym Leben erhalten:
so daß eher glauben du dürftest, es habe vieles
viel' Urkörper gemein, wie die Wörter Elementen;
als daß etwas ohne Grundstoff könne bestehen.

Warum konnte nebstdem die Natur die Menschen so groß nicht
schaffen, daß sie durchs Meer zu Fuße giengen: so stark nicht,
daß mit der Hand die höchsten Berge hernieder sie rissen,
und ein blühendes Leben von viel Jahrhunderten lebten?
Ists nicht, weil den werdenden Dingen gemessen der Urstoff
ist, aus dem allein besteht was immer da werde?
Also bekenne, daß nichts vermög' aus nichts zu entstehen:
da die Dinge des Saamens bedörfen, wodurch das geschaffne
All in des Lebens holde Lüfte könne hervorgehn.

Letztlich, weil, wie wir sehn, weit fruchtbarer sind die gebauten
als die wüste liegenden Felder, und vollkommner

werden

Desdemona.

Mein Gemahl?

Othello (lieſt:)

„ Ermangelt nicht, dieſes zu befolgen, ſo lieb euch -- „

Lodovico zu Desdemona.

Er rief euch nicht; er iſt in ſeinem Schreiben vertieft. Iſt ein Mißverſtändniß zwiſchen dem General und Caſſio?

Desdemona.

Ein ſehr unglükliches; ich wollte gern alles thun, ſie wieder zu vereinigen, ſo lieb iſt mir Caſſio.

Othello.

Feuer und Schwefel! (vor ſich.)

Desdemona.

Mein Gemahl!

Othello.

Seyd ihr bey Verſtand?

Desdemona zu Lodovico.

Wie, iſt er zornig?

Lodovico.

Vielleicht hat ihn das Schreiben in einige Bewegung gebracht. Denn, wie ich vermuthe, ſo beruffen ſie ihn

nach

werden die Früchte durch unſern Schweiß: ſo erhellt, daß der Dinge

Urſtoff lieg' in der Erde, den wir befördern zum Aufgang,

wenn mit der Pflugſchaar wir die fruchtbaren Schollen durchgraben,

und umwühlen die Ebne des Bodens. Wäre kein Urſtoff,

dann würd' alles aus eigenem Trieb, ohn' unſern Anbau,

weit vollkommner entſtehn ..... Wiß' auch, daß wieder in Urſtoff

jedes Ding die Natur auflöſe, nichts aber vernichte.

Denn wär' etwas in allen Theilen verweßlich, ſo würde

plötzlich dem Aug' es entfliehn und vergehn; dann braucht' es, die Theile

zu zertrennen, keiner Gewalt, noch die Bande zu löſen.

Aber weil ewig ſie ſind, die Beſtandes-Theile: ſo ſiehſt du,

(wenn nicht Gewalt was zerſchlägt, wenn nicht in die innere Leere

bis zur Trennung ſie dringt) nichts in der Natur ſich zerſtören.

Was benebſt die Zeit vor Alterthume hinwegſchaft,

wenn ſie es ganz ſamt dem Urſtoff vertilgt, woher dann, o Venus,

Führſt von Geſchlecht zu Geſchlecht du die Thiere zurück an des Lebens

goldenes Licht? Woher ernähreſt, woher vermehreſt

Erde, du die Geſchlechter, denen du Nahrung bereiteſt?

Sanfte Flüſſe woher, und fernherrauſchende Ströme

ihr,

ihr, woher erfüllt ihr den Ocean? Weidest, o Heitre!
du die Gestirne? Denn alles was ist verweßlichen Urstoffs,
muß der Vergangenheit Alter lange schon haben verzehret.
aber wenn alles, was ist, aus dem, was war, erneuert
stets fortdauert: so muß von Natur es seyn unverweßlich.
Also kann kein Wesen kehren ins Nichts zurücke.

Endlich wenn ewiger Urstoff jedes unter einander
nicht mit unterschiedner Stärke verbände: so wäre
ein' und dieselbige Kraft, zu zerstören alles, vermögend.
Sicher wirkte den Tod alsdann die mindste Berührung.
Denn es müßte jegliche Kraft die Verwebung der Dinge,
wäre von ewiger Dauer kein Körper vorhanden, zertrennen.
Weil nun aber ungleicher Verknüpfung des Urstoffs Theilchen
sind, und selbst er ewig ist: so bleibt unverletzten
Körpers, bis seiner Verwebung gemäße, größere Kraft es
anführt, jedes Ding. Mithin wird keines vernichtet;
Alles führt nur die Trennung zurück in die Körper des Urstoffs.

Letztlich versenkt sich der Regen, wenn in den Schooß der Mutter
Erde Vater Jovs ihn hat herunter gegossen.
Dann erheben sich liebliche Saaten, dann grünen die Aeste,
wachsen die Bäum', und beladen mit Frucht sich; da findet der Menschen-
findet Nahrung der Thiere Geschlecht: dann sehn wir voll Kinder

Freu-

Freude wimmelnde Städte blühn: dann hören von junger
Vögel Geſang wir weit und breit die Wälder ertönen:
Müde geweidete Heerden ſtrecken ſich dann auf der Wieſen
lachenden Schmelz danieder: aus dem ſtrotzenden Euter
ſprudelt in Strömen die Milch, die Nahrung der zärtlichen
jungen,
die, bloß von Weſer berauſcht, voll Muthwill hüpfen, noch
ſchwachen
Fußes, auf weichem Graſe daher.... Vernichtet wird alſo
gänzlich, obgleich es uns ſcheint, nichts; dieweilen aus
einem
wieder verjüngt die Natur das andre, und ohne des fremden
Todes Hülfe ſie nirgend ein Ding läßt werden gebohren.

Nun, wohlan, weil gelehret ich habe, nichts könn' erſchaffen
werden aus nichts, noch kehren ins nichts das geſchaffne
zurücke;
auf daß dennoch Du, da unſichtbar den Augen, der Dinge
Urſtoff iſt, nicht beginneſt an meiner Lehre zu zweifeln:
ſo vernimm auch, welche Körper, ob ſchon unſichtbar,
dennoch, wie bekennen Du mußt, ſind wirklich vorhanden.

Erſtlich, des Windes Sturmgewalt durchwühlet das
Weltmeer,
wälzt ungeheure Schiff, und jaget die Wolken. Oft fährt er
mit entwurzelten hohen Bäumen in reiſſendem Wirbel
durch

durch die Gefilde verwüstend einher, und wälderzerschmetternd
drückt er die höchsten Gebirge. So wüthet hochaufbrausend,
und so tobt mit furchtbar drohndem Getöse das Weltmeer.
Also sind Winde unsichtbare Körper, welche die Erde,
welche das Meer, und die Wolken des Himmels durchstreichen, und welche
plötzlichen Sturms dem Gesicht Meer, Erd' und Himmel entreissen.
Und sie fließen, sie stürmen nicht anderst einher als das Wassers
sanfte Natur im hocherfülleten Strome, welchen
von den hohen Gebirgen, des häufigen Regens Herabsturz
anschwellt; daß er Bäume, daß ek ganze Gehölze
mit sich dahin reißt: daß dem plötzlichen Drange des Stromes
selbst der Brücken stärkeste Joch' nicht vermögen zu stehen.
Also regengeschwollen stürmt voller Gewalt der Bach auf
mächtige Widerstände mit tobender hoher Verwüstung,
wälzt mit den Fluthen Felsenstück, und reißt was nur immer
strebt den Fluthen entgegen, danieder.... So müssen einher auch
Strömen die Hauche des Windes, die einem mächtigen Flusse
gleich, da allenthalben sie niederstürzen, die Dinge
stoßen vor sich fort, und zerschüttern durch öfteren Hinsturz.
Oft ergreiffen sie wirbelnd und schleudern mit reissendem Sturme

Ding'

Ding' in die Weite dahin. — Geſteh' es alſo noch einmahl,
daß unſichtbare Körper die Winde ſind, die es, durch That und
Weſen, oft großen Strömen, dir ſichtbarlich Körper ſind,
gleich thun.

Dann entſteigen ferner verſchiedne Gerüche den Dingen,
zwar empfindbar unſerm Geruch, doch unſichtbar dem Auge.
Brennende Hitze die ſehen wir auch nicht, Kälte nicht,
Stimmen,
herzerhebende Stimmen nicht: das alles doch ſeyn muß
Körper-Natur, da vermögend es iſt die Sinne zu rühren.
Denn berühren, und werden berührt, kann nichts als der
Körper.
Endlich, du hängſt am ſcheitervollen Geſtade dein Kleid aus;
Sieh! es wird feucht; du breiteſt es aus an der Sonn'
und es trocknet;
Aber du ſieheſt nicht, wie hineingedrungen die Feuchte,
nicht, wie geflohen ſie iſt vor der Hitze. Zerſtäubet in kleine
Theilchen, iſt ſie daher unmerkbar dem ſchärfeſten Auge.

Ja, auch ſchleift langjähriges Tragen den Ring an dem
Finger;
Tropfenfall zerhöhlet den Marmor; unmerklich verſchwindet
in der langen Furche die ſtählerne Pflugſchaar, jetzt ſchon
ſehn wir vom Fuße des Volkes die ſteinernen Pflaſter
zertreten,
und es zeigt am geoffenen Thore die eherne Bildſäul'
daß der Vorübergehnden, die grüſſen, öftre Berührung

mit der Hand, ſie verringre. Wir ſehn hieran die Ver-
mindrung,
wann ſie geſchehn; doch welche Theilchen verſchwinden in
jedem
Punkte der Zeit, dies hat die Natur uns neidiſch verborgen.

Das, was zuletzt Natur und Zeit allmählich den
Dingen,
mäßig ihr Wachsthum befördernd, vertheilen: dann auch,
was in jedem
Zeitpunkt jenes verliehrt, das vor Krankheit und Alter-
thum abnimt:
oder was eßbares Salz vom hangenden Felſen am Meere
ablößt, bleibt dem Blick des ſchärfeſten Auges verborgen;
alſo zeugt die Natur, was iſt, aus unſichtbaren Theilchen.

Aber nicht alles iſt dichter Natur; auch wohnt in den
Körpern
Leere. Dies kann zu wiſſen in vielem Dir nützen: im
Irrthum
wird es Dich leiten; beim Forſchen der Ding Dich enthe-
ben des ſtäten
Fragens, und Vertrauen auf meine Lehre dir ſchenken.

Alſo giebt es Leere. Wäre die nicht, ſo könnte
nichts ſich bewegen. Denn da des Körpers Pflicht iſt zu
hindern
und zu hemmen; ſo würde zugleich dies wirken auf alles.
Keines rückte mithin von der Stelle; denn Grund zum weichen

lag'

lág' in keinem Dinge. Nun ſehn wir aber auf Erden, ſehn im Meere, ſehn in der Höhe des Himmels, aus tauſend Gründen, auf tauſend Arten die Dinge ſich regen; die, wäre leer kein Raum, nicht nur unbeweglich, die ſelbſt des Daſeyns wären beraubt, weil raumloſer Stoff in ewiger Ruh liegt.

Wenn auch nebſtdem, die Dinge ganz dichte dir ſcheinen; ſo ſind ſie dennoch, wie ſehen du kannſt, von Leere durchdrungenem Weſen. Felſen und Höhlen durchfließet des Waſſers heller Kriſtall, und alle glänzen von häufiger Thräne. Die Speiſe verwandelt ſich in den Körper aller die leben. Es wachſen die Bäume, treiben Frucht zu gehöriger Zeit, da durch Stamm und Zweige ſich von der unterſten Wurzel an in ſie ergießet ihr Nahrſaft. Horch! Es wandert die Stimme durch die Gebäude. Die Kälte dringt bis auf das Gebein. — Das alles, gäb' es nicht Leere, welche die Körper durchdringbar machte, nicht könnte geſchehen.

Endlich ſehn wir, daß Dinge von gleicher Größe, verſchieden unter ſich ſind an Gewicht. Denn hat ein Knauel von Wolle ſo viel Körper als Bley, ſo muß er gleich mit ihm wägen; weil

weil der Körper Pflicht iſt, alles herunter zu drücken,
aber der Leere Natur, gewichtlos zu ſeyn. Was alſo
gleicher Größe, doch leichter iſt, zeugt von mehrerer Leere.
So wie hingegen an Leere minder, und mehr an Körper,
hat, was gewichtiger aufliegt. Alſo, was zu erforſchen
wir uns beſtreben, der Grundſatz iſt wahr: in den Dingen
iſt Leere.

Daß kein Irrthum dich hier, den viele ſich träumen, verführe
von der Wahrheit, muß ich deß vorkommend dich warnen.
In der Quelle, ſo ſagen ſie, öfnen dem Floßgefieder
fließende Wege ſich, die ſtößen, ſo bald nur die Fiſche
weiter geſchoſſen, hinter ihnen wieder zuſammen.
Andre Dinge, wäre gleich alles raumlos, könnten
auch ſich alſo bewegen, und ändern von Stelle. — Doch
dieſes
alles verwirft als falſch die Vernunft. Denn giebt es nicht
Leere
in der Quelle, wie ſchießen die Floßgefiederten weiter?
Schießen ſie nicht, wie treten die Waſſer hinten zuſammen?
Alſo benimm dem Körper jede Bewegung, oder
glaub ihn mit Leere vermiſcht, dem Anfang alles Bewegens.

Leztlich ſpringen zugleich von einander und plözlich
zwey breite
Körper: ſo wird der Raum, der zwiſchen den Körpern leer war,
nöthig verdrängt von der Luft; die, flieht ſie auch, eilig
zuſammen
allent-

allenthalben, den ganzen Raum auf einmal zu füllen
doch nicht vermag; nur den nächſten zuerſt, dann nimmt
ſie ihn ganz ein.

Wenn wer glaubte, die Körper ſprängen ab, weil verdicket
werde zwiſchen ihnen die Luft, der irret; denn leer wird
was bevor es nicht war, und wieder erfüllet, was leer ſtand.
Solcher Geſtalt kann weder die Luft ſich verdichten, noch ohne
Leere, wenn ſie's auch könnte, ſich in ſich ziehn, und die
Theilchen
drängen in eins ſich zuſammen.... Was immer alſo du
zögerſt,
endlich muſt du geſtehn, es ſey in den Dingen doch Leere.

Nebſtdem kann ich, meiner Lehre mehr Kraft zu ver-
ſchaffen,
dir manch' andre Beweiſe noch führen; doch wenige Spuhren
ſind dem Scharfſinn genug, das übrige ſelbſt zu erforſchen.
So entdeckt oft der Hund auf der Jagd, Kraft ſeines Ge-
ruches,
hat er einmal die Bahn recht aufgeſpühret, das unter
Laub verſteckte Lager des bergdurchirrenden Wildes.
Eben ſo kannſt auch du eins aus dem andern in dieſen
Dingen erſpühren, die dunkelſten Höhlen alle durchforſchen,
und heraus die Wahrheit bringen. Doch wärſt du zu träge,
wärſt du verfehlend vom Wahren; ſo kann ich, o Mem-
mius, dieſes
frey dir verſprechen, es werde die freundliche Sprache des
Kenners

aus dem Quell der Natur so volle Züge dir schöpfen,
370. daß ich fürchte, viel eher werde das trägere Alter
mir die Glieder beschleichen, und öfnen die Riegel des Lebens,
als ich aesungen dir hätte von jedem Dinge die ganze
Meng' der Beweise. Doch wieder zurück zum begonnenen
Inhalt.

So viel zur Probe!

II.

Anmerkungen des Herausgebers über die vorstehende Probe einer Uebersetzung des Lukrez.

Eine poetische Uebersetzung des Lukrezischen Gedichtes von der Natur in unsrer Sprache ist vielleicht das größte aller Wagestücke, zu deren Unternehmung die Musen einen höchstbegünstigten Liebling, oder die rächenden Erinnyen irgend einen Unglücklichen, qui minxit in patrios cineres aut triste bidental movit, treiben können. Um sich einen glücklichen Ausgang eines so gefahrvollen Abenteuers versprechen zu können, wäre es wohl nicht zu viel, wenn der Unternehmer alle Talente, die

nach Hauſe, und befehlen ihm, ſein Gouvernement dem Caſſio zu überlaſſen.

Desdemona.

Glaubt mir, es erfreut mich.

Othello.

In der That! (vor ſich.)

Desdemona.

Mein Gemahl!

Othello.

Ich bin erfreut, dich toll zu ſehen. (vor ſich.)

Desdemona.

Wie, mein liebſter Othello?

Othello (nach ihr ſchlagend.)

Teufel! --

Desdemona.

Das hab' ich nicht verdient.

Lodovico.

Mein Herr, in Venedig würde das niemand glauben, wenn ich gleich ſchwüre, daß ichs geſehen habe. Es iſt ſehr viel; bittet ihr's ab; ſie weint.

Othello.

O Teufel! Teufel! Könnte die Erde von Weiberthrä-

nen

die in demjenigen ſich zuſammenfinden müſſen, der den Nahmen eines Dichters mit Ehre tragen ſoll, mit einem ſehr hellen philoſophiſchen Geiſte, und mit einer ausgebreiteten, tiefen, aus den Quellen ſelbſt geſchöpften Kenntniß der alten, beſonders der Epikureiſchen, Philoſophie vereinigte. Zu allem dieſem müßte dann noch eine vieljährige vertraute Bekanntſchaft mit Lukrezen ſelbſt hinzukommen; eine Bekanntſchaft, die nur aus einem unermüdeten Leſen und Studieren ſeines Werkes entſtehen kann. Der Ueberſetzer müßte ſich, ehe er noch die Hand aus Werk legte, das Syſtem, die Vorſtellungsart, und das eigene in der Sprache des Lukrez ſo deutlich und geläufig gemacht haben, daß in dem ganzen Gedichte nichts dunkles für ihn wäre; er müßte ſich auch alle die ungeheuern Schwierigkeiten, mit welchen er während der Ausführung einer ſolchen Unternehmung zu kämpfen haben werde, ſehr deutlich vorgeſtellt, und ſich ſelbſt mit aller Kraft, die zu ihrer Beſiegung nöthig iſt, ausgerüſtet gefühlt haben: und, wenn nun auch alle dieſe Bedingungen erfüllt wären, ſo würde die Ausführung noch immer die Arbeit vieler Jahre ſeyn, und die Vollendung derſelben bis zum möglichſten Grade der Vollkommenheit vielleicht ſein ganzes Leben beſchäftigen müſſen.

Doch, ich bin vielleicht zu ſtreng, indem ich von einem Ueberſetzer des Lukrez fodere, was ich

an seinem Platze von mir selbst gefodert hätte, und was mich mehr als einmahl von dem Gedanken, mir dieses Verdienst um unsre Sprache und Litteratur zu machen, zurückgescheucht hat. Denn es fand sich nach einigen gemachten Versuchen, daß ich, einem mäßigen Anschlage zu Folge, ein halbes Jahrhundert zu dieser Arbeit hätte anwenden müssen, wenn ich mir selbst auch nur einiger maßen eine Genüge thun wollte.

So streng scheint nun freylich unser Publikum nicht zu seyn! Indessen, wie viele Nachsicht es auch gegen die menschlichen Schwachheiten eines Werkes, das seinen Beyfall erlangt hat, tragen mag: so macht es doch an den Uebersetzer irgend eines berühmten Alten, der die Absicht hat gelesen zu werden, verschiedene Forderungen, die, beym Lichte besehen, nicht viel milder als die meinigen sind; und es macht sie, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwer ihre Erfüllung sey, und ohne irgend eine Entschuldigung gelten zu lassen, die durch die Antwort — „wer hieß Euch etwas unternehmen, dem Ihr nicht gewachsen seyd?" — zum schweigen gebracht werden kann. Es fodert, z. B. von demjenigen, der den Lukrez in Versen übersetzt: daß sich sein ganzes Werk mit Vergnügen, mit Leichtigkeit oder doch nur mit mäßiger Anstrengung des Verstandes, lesen lasse, ohne daß man den Uebersetzer geschwei-

ge

ge die saure Mühe, die ihm die Arbeit gekostet, merke. Es fodert daher eine immer richtige und fehlerlose, von den Gesetzen des Sprachgebrauchs nie, oder doch nur selten, (und auch alsdann nicht um der bloßen Bequemlichkeit des Autors willen) abweichende, reiche, fließende und geschmeidige Sprache; eine immer kräftige, edle, zierliche Diktion, ohne Schwulst und Ziererey, und von Steifheit eben so weit entfernt als von jener uneleganten Nachlässigkeit, die nichts als die Eilfertigkeit und Geschmacklosigkeit eines Schriftstellers verräth, und eben so unerträglich ist, als wenn ein Mensch ungekämmt und ungewaschen, in einem schmutzigen schlotternden Anzug sich in gute Gesellschaft mengen wollte. Endlich kann sich jeder Uebersetzer eines alten oder neuen Dichters versichert halten, daß die Leser ihm keinen Dank dafür wissen werden, wenn er sich die traurige Mühe giebt, sie mit übelorganisierten, hinkenden, unlesbaren und Ohrenzwang verursachenden Hexametern zu unterhalten. Der ungelehrte oder wenigstens unzünftige Theil der lesenden Welt hat so gut Ohren als der strengste Prosodist; und wiewohl die meisten Leser dieser Klasse keinen deutlichen Begriff von Hexametern haben, so fühlen sie doch sehr gut, ob Wohlklang in den einzelnen Zeilen und Numerus in den Perioden ist oder nicht: der gelehrte Theil hingegen findet es, wie billig sehr übel, daß jemand, der keine gute

Verſe machen kann, und nicht Ohr genug hat zu merken ob ſeine Verſe ſchlecht oder gut ſind, ſich einer Kunſt anmaße, wozu er weder von Natur noch durch Unterricht und Fleiß tauglich iſt.

Auſſer dieſem großen Publikum giebt es noch ein kleineres, an deſſen Befriedigung einem Ueberſetzer des Lukrez nicht weniger gelegen ſeyn darf; und dies beſteht aus den Gelehrten, die das Original kennen und ſeinen ganzen Werth zu ſchätzen wiſſen. Wenn dieſe zu ſchonender Nachſicht gegen die Fehler, die der Dichter

entweder überſehn hat, oder, weil
er Menſch, wie andre, iſt, nicht ſtets verhütet,

vielleicht geneigter als andre ſind, weil ſie die Größe und Schwierigkeit der Unternehmung beſſer kennen: ſo iſt es auf der andern Seite auch deſto ſchwerer ihren Beyfall zu erhalten, weil ſie am beſten wiſſen, was zu leiſten war, und was geleiſtet werden konnte. Dieſe fodern von dem Ueberſetzer eines Lukrez nicht nur alles was jene verlangen, die nicht ſo wohl eine ſchöne Kopie als ein Aequivalent für das Original erwarten: ſie fodern auch Treue und Genauigkeit in der Nachbildung der Gedanken des Autors; ſie wollen im Ganzen und im Detail überall, ſo viel nur immer möglich iſt, nicht den Ueberſetzer ſondern das

Ori-

Original ſelbſt ſehen; und wiewohl ſie ſehr gut wiſſen, wie viel dem verſchiedenen Genius der Sprache ſowohl, als der Rückſicht, die der Ueberſetzer auf Geſchmack und Sitten ſeiner Nazion und ſeiner Zeit zu nehmen hat, zugeſtanden werden muß: ſo wollen ſie doch den Stil des Originals, das Eigenthümliche des erſten Urhebers, ſeinen ganzen Geiſt, und wenigſtens etwas von ſeiner individuellen Manier, in der Nachbildung wiederfinden.

Ich zweifle ſehr, daß der Verfaſſer der vorſtehenden Ueberſetzung des Lukrez alle dieſe Reflexionen gemacht und alle dieſe Forderungen an ſich ſelbſt gethan habe, als er ſich zu einer ſo kühnen Unternehmung gürtete. Was er geleiſtet hat, liegt nun in dieſer Probe vor den Augen aller Kenner und Nichtkenner des Originals. Die erſten werden, wie ich beſorge, ein hartes Gericht über ihn ergehen laſſen; beyde aber vermuthlich darin übereinſtimmen, daß ſeine Ueberſetzung (vom Ganzen nach dieſer Probe zu urtheilen) wie ſie auch ſonſt beſchaffen ſeyn möchte, wenigſtens dieſen wichtigen Fehler habe, daß ſie ſich nicht leſen laſſe. Ich, für meinen Theil, wünſchte indeſſen, daß die Kolbe der Handlanger der kritiſchen Gerechtigkeit nicht zu hart auf einen Mann fallen möchte, der ſchon deßwegen Achtung verdient, weil er den Muth hatte, ſich an ein Abenteuer zu wagen, deſſen bloßer Anblick die herzhafteſten

testen abzuschrecken fähig ist; und dies unter Berufsgeschäften, die mit den Musen nichts gemein haben — mit sehr wenigen Hülfsmitteln, ohne einen kritischen Freund, ohne irgend eine Aufmunterung von aussen — in bloßen Nebenstunden, zur Erhohlung und Uebung seines eigenen Geistes. Ich gestehe, daß diese Umstände, und verschiedene Betrachtungen, auf welche ich beym Nachdenken über dieses litterarische Phänomen geleitet wurde, mich geneigter machen, dem Verfasser (der mir übrigens von Person ganz unbekannt ist) so viel an mir ist, auf den Weg zu helfen, der ihn zu einem glücklichen Erfolg führen könnte: als ihn von der Fortsetzung einer Arbeit, wozu mir der bloße innere Trieb schon Beruf zu seyn scheint, zurückzuhalten.

Es dünkt mich nehmlich, die Ursache, warum dieser Versuch so weit hinter meiner Vorstellung von dem was er seyn sollte, zurück ist, liege nicht sowohl in der Unfähigkeit des V. als in dem, freylich sehr natürlichen, Verlangen, eine Arbeit, deren ungeheure Schwierigkeiten er nur zu sehr fühlte, sich so leicht als möglich zu machen. Unglücklicher weise haben sich, seit einiger Zeit, verschiedene Versemacher, von einer glänzenden Autorität verführt, das Uebersetzen alter Autoren in Hexameter oder andere reimfreye Versarten, durch allerley eigenmächtige Dispensazionen von den Gesetzen unsrer Sprache, hauptsächlich durch ungewöhnliche, auffallende und theils an

sich

ſich ſelbſt, theils durch den gar zu häuffigen Gebrauch unerträgliche Verſetzungen der Worte, zu erleichtern geſucht. Unſer Unbekannter hat alſo, was ſich andere, was ſelbſt ein Dichter und Philolog wie Voß (freylich mit mehr Beſcheidenheit und Geſchmack) ſich erlaubte, auch ihm für erlaubt gehalten; und da er aus Erfahrung fand, wie viel leichter ihm nun die ſonſt ſo unſäglich mühſame Arbeit, den Lukrez in teutſche Hexameter zu überſetzen, von den Händen gieng: ſo begreift ſich leicht, wie es kam, daß er eine poetiſche Licenz (die, wenn ſie in hundert Verſen höchſtens einmahl vorkäme, vielleicht geduldet werden könnte) unvermerkt für ein Privilegium anſah, und dadurch das Maß ſeiner übrigen Verſifikazions-Sünden ſo voll machte, daß ſeine Ueberſetzung ſchon dadurch allein unlesbar wird. Denn welches teutſche Ohr kann eine ſolche Art zu konſtruiren dulden wie, z. B.

— — denn alles was iſt verweslichen Urſprungs
muß der Vergangenheit Alter || lange ſchon haben verzehret:
aber wenn alles was iſt, aus dem was war erneuert,
ſtets fortdauert: ſo muß von Natur es ſeyn unverweslich;
alſo kann kein Weſen || kehren ins Nichts zurücke.

oder:

Nun, wohlan, weil gelehret ich habe, nichts könn' erſchaffen
werden aus Nichts, noch kehren ins Nichts das Geſchaffne
zurücke;

ſo

so vernimm auch welche Körper — — —

dennoch, wie bekennen du mußt, sind wirklich vorhanden.

Ueberhaupt hat der Ungenannte in allen Arten der Vergehungen gegen die Regeln der schönen Organisazion des Hexameters, z. B. in Versen, die in der Mitte in zwey Halbverse zerfallen, (dergleichen hier in vier Zeilen zwey vorkommen) in Vernachläßigung des schönen Verhältnisses der kleinern Einschnitte, und des symmetrischen Baues der Perioden, in willkührlicher Korrepzion und Produkzion der Sylben ohne Rücksicht auf den Akcent, u. s. w. — so viele zum Theil ansehnliche und hochbelobte Vorgänger, daß es ihm (unter voraus bedungener Besserung) zu verzeihen ist, wenn er solchen Mustern sicher folgen zu dürfen wähnte. Aber aus allen diesen Licenzen gegen Sprachgebrauch, Prosodie und Versekunst zusammengenommen, mußte natürlicher weise eine Versifikazion herausgekommen, die man gerne mit der alltäglichsten Prose vertauschen würde und noch viel dabey gewonnen hätte. — Indessen beweiset, meines Erachtens, diese meistens tadelhafte und nicht selten den auriculis des Königs Midas selbst unerträgliche Versemacherey nichts entscheidendes gegen die Fähigkeit unsers Ungenannten: denn es hängt bloß von seinem Willen und hartnäckigen Fleiß ab, bessere Hexameter, ja selbst so vortrefliche zu machen, als z. B. die in Hrn. Dennis freyer Uebersetzung Ossians sind;

mehres

mehrere Stellen (z. B. die erſten 25 Verſe) laſſen mich hieran nicht zweifeln.

Ich habe alſo wohl daran zu thun geglaubt, dieſes Fragment, ſo wie es dermahlen iſt (d. i. ungeachtet einiger Modifikazionen, die ich hier und da mit den Verſen des V. vorzunehmen mir die Erlaubniß genommen, in einem noch ſehr rohen Zuſtande) öffentlich auszuſtellen, theils um dem V. dadurch die Gelegenheit zu verſchaffen, unerkannt die Urtheile der Verſtändigen zu vernehmen; theils um ſelbſt noch einige allgemeine Erinnerungen ſowohl über die beſte Art den Lukrez zu überſetzen, als über einige andere Punkte mit Rückſicht auf den vorliegenden Verſuch, beyzufügen: in Hoffnung daß ſie nicht ohne allen Nutzen ſeyn werden, es ſey nun daß der Ungenannte das angefangene Werk bonis avibus ſelbſt vollende, oder dieſen Ulyſſes-Bogen einem andern überlaſſe.

Es wäre überflüßig, zumahl nach dem, was oben geſagt worden, mich über die Pflichten auszubreiten, die ein Ueberſetzer des Lukrez, mit allen andern Ueberſetzern, beſonders der Werke des Griechiſchen und Römiſchen Alterthums, gemein hat. Treue und Deutlichkeit ſind die erſten und weſentlichſten: eine Treue, die, ſo viel als es nur immer möglich iſt, den Sinn und Geiſt des Originals wie ein reiner Spiegel darſtellt, und ſich an die Worte deſſelben nur in ſo fern bindet, als es

ohne

ohne Nachtheil der Sprache, in welche man überſezt, und des Autors, der durch eine ängſtliche und buchſtäbliche Ueberſetzung faſt immer entſtellt und verunziert wird, geſchehen kann.

In dieſer Rückſicht kann man ſich vielleicht an keinem Alten mehr verſündigen als an Lukrez. Die Kenner ſtimmen darin überein, daß ihn kein anderer Römer an Reinigkeit der Sprache übertroffen habe; Quinktilian ſchreibt ihm ſogar *elegantiam* in ſua materia, d. i. in einer der Eleganz nicht ſehr empfänglichen Materie, zu. Indeſſen geht doch Lambinus (welcher freylich zuviel Verdienſte um den Text des Lukreziſchen Werkes hat, als daß ihm einige Partheylichkeit nicht zu verzeyhen wäre) offenbar zuweit, wenn er den Lukrez für den eleganteſten und zierlichſten aller auf uns gekommenen lateiniſchen Dichter erklärt. Denn gewiß werden mir auch die wärmſten Verehrer deſſelben eingeſtehen: daß er in dem, was man Poeſie des Styls heißt, überhaupt vom Virgil weit übertroffen wird; daß er hierin ſich ſelbſt nicht gleich iſt; daß ſeine Uebergänge, die alle Augenblicke bey ihm vorkommenden Formeln, „dicam, tu percipe, tum porro, huc accedit, poſtremo, denique, praeterea, nunc age, in his rebus, quod quoniam docui, u. dergl. ſeinem Vortrag keine große Anmuth geben; daß er ſehr oft nach dem erſten beſten Ausdruck greift, kurz, daß etwas in ſeiner Diktion und Verſifikazion iſt, das man nicht

Nach-

nen geſchwängert werden, jeder Tropfe, den ſie weint, würde ein Crocodil werden: Aus meinem Geſicht --

Desdemona (indem ſie gehen will.)

Ich will gehen, wenn euch mein Anblik ſo zuwider iſt.

Lodovico.

Wahrhaftig, eine gehorſame Frau -- ich bitte Euer Gnaden, ruffet ſie zurük.

Othello.

Madam --

Desdemona.

Mein Gemahl --

Othello.

Was wollt ihr mit ihr, mein Herr?

Lodovico.

Wer, ich, mein Herr?

Othello.

Ja; ihr wolltet ja, ich ſollte machen, daß ſie ſich wieder umdrehe. Herr, ſie kan ſich drehen, und drehen, und doch weiter kommen; ſie iſt eine Meiſterin darinn. Und ſie kan auch weinen, Herr, weinen; und ſie iſt gehorſam; wie ihr ſaget, gehorſam; ſehr gehorſam -- weint ihr nur fort -- Was das anbetrift, mein Herr -- O die Leidenſchaften ſpielt ſie vortreflich! -- Ich bin zurükberuffen -- (zu Desdemona.) Pakt ihr euch fort, ich will gleich wieder nach euch ſchiken -- Mein Herr, ich gehorche dem Oberherrlichen Befehl, und will nach Venedig zurük kehren --

Nachläßigkeit zu nennen wagt, aber das doch zeigt, er ſey zu voll und begeiſtert von ſeiner Materie geweſen, um ſich durch eine große Aufmerkſamkeit auf die Zierlichkeit der Einkleidung ſeiner Gedanken und die Auspolierung ſeiner Verſe im Erguß ſeiner Gedanken aufhalten zu laſſen. Zu dem muß doch auch billig in Anſchlag gebracht werden, daß er der erſte römiſche Dichter war, der es wagte, das trockene Syſtem eines griechiſchen Materialiſten in eine noch ziemlich rohe und zum Vortrag abſtrakter Spekulationen, wiſſenſchaftlicher Erörterungen, Beweiſe und Diſputen wenig ausgebildete Sprache, überzutragen; und daß (ſelbſt den Vater Ennius nicht ausgenommen) Rom damals noch keinen Dichter beſaß, der ihm den Weg gebahnt und ein Muſter, was die römiſche Sprache in dieſem Fache fähig ſey, gegeben hätte. Daher läßt ſich denn auch ganz wohl begreiffen, daß — ungeachtet Lukrezen überhaupt das Verdienſt einer bewundernswürdigen Deutlichkeit im Vortrag dunkler Sachen für Leſer, die der alten Sprachen und Philoſophie kundig ſind und eine etwas feine Naſe haben, nicht abgeſprochen werden kann — Quintilian ihm doch nicht zuviel thue, wenn er ihn *difficilem* nennt; und ich wenigſtens unterſchreibe, aus Erfahrung, was Freret, einer der ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Litteratoren unſers Jahrhunderts, irgendwo von ihm ſagt: „Lucrece lui-même a beſoin, en pluſieurs endroits, que le lecteur veuille bien *ſe prêter*

à l'inexactitude et *au defaut de preciſion*, que la *contrainte* du vers repand quelque fois ſur ſes expreſſions."

Aus allem dieſem erhellet, däucht mich, daß ein Ueberſetzer — der ſich vor dem Vorwurf ſcheuet, welchen Vatry den meiſten Ueberſetzungen macht, „daß ſie dem großen Hauffen der Leſer keine ſonderliche Hochachtung für Grâciens und Laziums Schriftſteller einzuflößen geſchickt ſeyen" — ſich zwar nicht zur Ungebühr herausnehmen ſoll, den Lukrez verſchönern zu wollen: aber daß er es hingegen den Manen des Dichters nicht weniger als ſeinen modernen Leſern ſchuldig ſey, ihm alle vorerwähnten Flecken, ſoviel möglich, abzuwiſchen, und die Treue, die er dem Original zu leiſten hat, nicht ſo weit zu treiben, daß er, wo Lukrez nur durch den Zwang des Verſes dunkel iſt, ohne alle Noth auch dunkel ſey; ihm auch in ſeinen brüsken und einförmigen Uebergängen und in den proſaiſchen Formeln, womit er ſich an ſeinen Lehrling ſo oft zu wenden pflegt, Fuß vor Fuß folge; und faſt immer ſchwerfälige, oder hinkende, oder ſonſt mißtönende Verſe mache; weil Lukrez zuweilen etwas harte Verſe macht, oder ſich häufige Licenzen gegen die Sprache und Nettigkeit des Ausdrucks erlaube, weil Lukrez doch auch materiai, lunai ſtatt materiae und lunae, oder conſumſe ſtatt conſumſiſſe ſagt.

Im

Im Gegentheil, es iſt vielleicht das einzige Mittel, wodurch ein Ueberſetzer ſeine unfreywilligen Vergehungen gegen einen Autor, der ſo manche unerreichbare Schönheiten hat, vergüten, und den Leſer, der doch immer auch bey der beſten Ueberſetzung viel verliert, einigermaßen entſchädigen kann, wenn er vielen Fleiß auf die Klarheit und Eleganz der Dikzion und auf die Harmonie der Verſe wendet.

Man ſieht, daß ich hiermit die vermeynten Verſchönerungen nicht gut heiſſe, womit ein Ueberſetzer zuweilen ſein Original, aus purer Freygebigkeit, beſchenkt, und dadurch von uns andern Leſern oft wenig Dank verdient. Dies iſt auch unſerm Ungenannten nicht ſelten begegnet. Er beſorgte, ganz unnöthig, der trockne Vortrag Lukrezens möchte uns lange Weile machen, und glaubte ihn hier und da durch kleine poetiſche Kunſtgriffe aufſtutzen, beleben und egäyieren zu müſſen. Aber, nach meinem Gefühl, hat Lukrez nichts dabey gewonnen. Von dieſer Art ſind, z. B. die öfters vorkommenden Apoſtrophierungen, in Stellen wo Lukrez ganz kalt und ruhig forträſonniert: als z. B.

v. 64. 65. — zu zerbrechen die Riegel deiner Veſte, Natur,

ut arcta Naturae primus portarum clauſtra cupiret.

v. 132. 33. ſondern dein Weſen, Natur, verſtehen, und du, Vernunftkraft,

ſed Naturae ſpecies, ratioque —

und v. 207—13 die Apoſtrophe an die Venus, die Erde, die ſanften Flüſſe, die fernherrauſchenden Ströme, die Heitre; wo Lukrez, der hier keine Begeiſterung fühlte, ſich weit ſchicklicher und dem dogmatiſchen Tone ſeines ganzen Werkes angemeßner, begnügt, bloß zu fragen;

Praetera, quaecunque vetuſtate amovet aetas
ſi penitus perimit, conſumens materiam omnem,
unde animale genus generatim in lumina vitae
redducit Venus? aut reductum daedala Tellus
unde alit atque auget, generatim pabula praebens?
Unde mare, ingenui fontes externaque longe
flumina ſuppeditant? unde aether ſidera paſcit?
Omnia enim deber mortali corpore quae ſunt
infinita aetas conſumſe anteacta diesque.

Ferner, bey Dingen, die endlich vor Alter den Sinnen entſchwinden,
wenn bey ſolchen die Zeit den Urſtoff gänzlich verzehrte,
ſprich, woher brächte denn Venus der Thiere Geſchlechter und Arten
immer wieder? Wo nähme die Bildnerin Erde den Stoff her,

jedes

jedes nach ſeiner Art zu nähren und wachſen zu machen?
Sprich, wie erſetzten unſterbliche Quellen und Ströme dem Meere
was es verdünſtet? Womit ernährte der Aether die Sterne?
Denn ſo müßte ja wohl der Zeiten unendliche Folge
längſt die ſterblichen Körper zermürſet und aufgezehrt haben.

Ich gebe dieſe eilfertig hingeworfne Dollmetſchung für kein Muſter; aber lesbarer und getreuer iſt ſie doch als die vorcitierten Verſe des Ungenannten.

Zu den undankbaren Verſchönerungen rechne ich auch das unſchickliche Ausbilden und Koloriren ſolcher Naturdinge, welche Lukrez, dem es gerad um nichts weniger als um poetiſche Floskeln zu thun war, bloß mit ihrem rechten Nahmen nennt. Z. B.

Warum ſehn wir nebſt dem die Roſen im Frühling uns lächeln?
Warum vergoldet die ſtärkenden Felder der Sommer? Warum
träufelt die Freude nur im näſſern Herbſte der Weinſtock?

So poetisiert nun freylich Lukrez, qui nil molitur inepte, nicht! Er sagt ganz schlicht:

Praeterea cur vere rosam, frumenta calore,
virgis autumno fundi sudante videmus?

Warum sehn wir die Rose im Lenz', das Getreid' in der wärmsten
Jahrszeit, die Frucht des Weinstocks im feuchtern Herbste nur reifen?

Denn ihm ists nicht um das müßige kolorieren so bekannter Gegenstände, sondern um die Schlußfolge zu thun, die er aus dieser Anordnung der Natur zieht.

Noch anstößiger ist die Verzierung in folgender Stelle (v. 278. f.)

Brennende Hitze die sehn wir auch nicht, Kälte nicht, Stimmen
herzerhebende Stimmen nicht, u. s. w.

Wie müßig und geschmackwidrig ist hier das Beywort herzerhebend? Lukrez sagt schlechtweg — nec voces cernere quimus.

Kann man doch auch die Wärme, die Kälte, die Töne nicht sehen!

Gleich darauf läßt ihn der Uebers. sagen:

Endlich, du hängst am scheitervollen Gestade dein Kleid aus,
Sieh! es wird feucht; du breitest es au- an der Sonn', und es trocknet;

Lukrez

Lukrez ließ ſich nicht einfallen, eine ſo alltägliche Erfahrung mit einer ſo unzeitigen Emphaſe vorzutragen: er ſagt ganz ſimpel:

> Denique fluctifrago ſuſpenſae in littore veſtes
> uvescunt, eaedem diſpanſae in ſole ſerescunt.
> Eben ſo werden Gewänder, am wellenbrechenden Ufer aufgehängt, feucht, und trocknen der Sonne entgegen geſpreitet;

Ich wiederhohle es, die einzige gute Art den Vortrag des Lukrez zu verſchönern, ohne ihm die eigenthümliche Trockenheit des Styls nehmen zu wollen, iſt, daß man ihm alle nur mögliche Klarheit, mit etwas mehr Nettigkeit und weniger Nachläßigkeit in der Dikzion, gebe. Und dieß iſt gerade, was unſer Ueb. ſo wenig geleiſtet hät, daß er, im Gegentheil, ſowohl was die Deutlichkeit als die Eleganz betrift, ſehr oft hinter dem alten Dichter zurückbleibt. Nicht als ob er den Sinn des Textes nicht meiſtens gefaßt hätte: ſondern weil er öfters das, was Lukrez ſagt, ſich ſelbſt nicht deutlich genug gemacht hat, um es auf mehr als eine Art in Worte kleiden, und alſo immer diejenige Einkleidung wählen zu können, die den Satz, welcher vorgetragen, oder bewieſen, oder widerlegt werden ſoll, dem Leſer am verſtändlichſten macht; meiſtens auch wohl, weil es ihm an Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit fehlt, ſich in den Feſſeln eines regelmäßigen Hexameters mit Freyheit, Leichtigkeit und Grazie zu bewegen, ohne ſich durch den künſtlichen Sylbentanz (wie unſer Bodmer den poe-

tiſchen Rhythmus nannte) an richtiger Kopierung des Gedankens und Ausdrucks ſeines Autors hindern zu laſſen. Ich will indeſſen nicht behaupten, daß eine ſcharfe Kritik bey genauer Vergleichung der Ueberſetzung mit dem Original, nicht hier und da Stellen finden könnte, wo der Ueb. den Sinn deſſelben nicht ganz getroffen hat; wie, z. B. in folgender — Lukrez (v. 317. ſeq.) ſagt:

— — — — tum, portas propter, ahena
Signa manus *dextras oſtendunt* attenuari
Saepe ſalutantum tactu praeterque meantum.

Dies überſetzt der U.

und es zeigt am gegoſſenen Thore die eherne Bildſäul'
daß der Vorübergehnden, die grüßen, öftre Berührung
mit der Hand ſie verringre.

Das ſagt Lukrez nicht. Der nicht ſchwer zu errathende Sinn ſeiner Worte iſt: man ſehe öfters, wie die rechte Hand der ehernen Götterbilder, die neben den Tempel- oder Hausthüren zu ſtehen pflegten, bloß vom häuffigen Berühren der hinein- oder heraus- oder vorbeygehenden Perſonen, welche dieſen Götter durch berühren oder küſſen der rechten Hand, ihre Devozion bezeugten, abgerieben würden. Dieſe Stelle müßte etwa ſo überſetzt werden:

— — — auch zeigen die ehernen Götterbilder
neben den Pforten uns ihre, vom bloßen Berühren
der Lippen,
die im Vorbeygehn ſie grüßen, ganz abgeriebenen Hände;

Eine

Eine zufällige Unterbrechung verhindert mich (vielleicht zu groſsem Vergnügen der Leſer, die keine Freunde von ſolchen kritiſchen Verhandlungen ſind) verſchiedenes, was ich über dieſen Gegenſtand noch zu ſagen hätte, hinzu zuſetzen. Indeſſen kann ich nicht umhin, zwey für jeden, der ſich an Ueberſetzung des Lukrez wagen will, ſehr weſentliche Fragen zu berühren.

Es fragt ſich nehmlich: ob es nicht beſſer wäre, einen ſo ſchweren, und (wenigſtens dem ungleich gröſsten Theile ſeines Werkes nach) ſo unpoetiſchen Autor lieber in Proſa als metriſch zu überſezzen? — und, falls die Entſcheidung für das Letztre ausfiele: ob der Hexameter, oder der zehn- und eilfſylbige Jambus die ſchicklichere Versart dazu ſey?

Auf die erſte Frage erkläre ich mich, ungeachtet alles deſſen was ſich zu Gunſten der Proſa ſagen läſst, für die metriſche Ueberſetzung, aus zwey Urſachen: erſtens, weil Lukrez doch nicht ſelten viel Poeſie des Styls hat, ja an mehrern Stellen, von wahrer Muſenbegeiſterung (von Platons μανια ἀπω των Μσσων) ergriffen, (z. B. im Eingang des 2ten und des 3ten Buchs, und in der herrlichen Rede, die er gegen das Ende des 3ten (v. 944) der Natur in den Mund legt) ſich bis zum Erhabenen emporſchwingt, und uns glauben macht, er habe poetiſche Kraft genug in ſich gehabt, wofern die Liebe zu Epikur und ſeiner Philoſophie ihm eine weniger dogmatiſche

aber deſto poetiſchere Behandlung ſeines Gegenſtandes erlaubt hätte, es dem Virgil ſelbſt ſchwer zu machen ihn zu übertreffen; zweytens, weil die Verſifikazion, — wenn ſie das wirklich iſt was ſie ſeyn kann und ſoll, nehmlich wenn ſie durch die Deklamazion dem Ohr eine Art von Muſik wird, und wenn der Ueberſetzer (was freylich eine indiſpenſable Bedingung iſt) alle mögliche Aufmerkſamkeit und den hartnäckigſten Fleiß auf dieſelbe verwendet, — gar viel dazu beyträgt, ein Werk, wie das Lukreziſche, genießbarer zu machen. Wiewohl ich ſehr beſorge, daß, auch mit allem, was der talentvollſte Kopf leiſten könnte, eine Ueberſetzung des Lukrez immer nur von einer kleinen Zahl der Leſeluſtigen, ſelbſt unter den Gelehrten, mit ſo viel Dankbarkeit aufgenommen werden möchte, als derjenige, der einen großen Theil ſeines Lebens mit höchſter Anſtrengung ſeiner Kräfte dieſer Unternehmung gewidmet hätte, ſich billig ſollte verſprechen dürfen.

Was die zweyte Frage betrift, ſo geſtehe ich daß der jambiſche Vers unſrer Sprache überhaupt natürlicher iſt als der Hexameter, und daß es in dieſer Rückſicht leichter ſcheine, ſehr gute Jamben als ſehr gute Hexameter zu machen. Auch kommt vielleicht in Betrachtung, daß die engliſche Ueberſetzung des Creech und die italieniſche des Marchetti, beyde in dieſer Versart geſchrieben, dem jambiſchen Ueberſetzer nicht ſelten die Arbeit erleichs

ten -- Weg, pake dich! -- (Desdemona geht ab.) -- Caſſio ſoll meinen Plaz haben. Und ihr, mein Herr, werdet mir die Ehre erweiſen, heute mit mir zu Nacht zu eſſen. Ihr ſeyd willkommen in Cypern -- (vor ſich.) Geiſſen, und Affen! (*)

(Er geht ab.)

Siebende Scene.

Lodovico und Jago bleiben zurük.

Lodovico.

Iſt diß der edle Mohr, den unſer ganzer Senat ſein Alles und Alles nennt? Iſt diß das Gemüth, deſſen ſtandhafte Tugend keine Leidenſchaft, kein Glük, kein Zufall erſchüttern kan?

Jago.

Er hat ſich ſehr verändert.

Lodovico.

Iſt er recht bey Sinnen? Leidet er etwann am Gehirn?

Jago.

Er iſt was er iſt; ich mag nicht ſagen, was ich denke. Ich wollte zu Gott, er wäre, was er ſeyn könnte, wenn er nicht iſt, was er ſollte.

(*) [Sind dieſe Venetianer,] denkt er hinzu.

leichtern könnten. Wenn ich aber dagegen in Anſchlag bringe, 1) daß uns der jambiſche Vers den Gebrauch vieler Wörter unterſagt, die ſich entwes der gar nicht, oder oft nur mit gröſter Mühe und Schwierigkeit in dieſe Versart hinein zwängen laſſen; da doch für den Ueberſetzer des Lukrez nichts nöthiger iſt, als den ganzen Reichthum der Sprache zu ſeiner Diſpoſizion zu haben; 2) daß der Hexameter mehr Geſchmeidigkeit hat und der Rede einen gröſsern Spielraum giebt als der Jambus; und daß er eben darum 3) in einem ſo langen Werke das Ohr weniger ermüdet und angenehmer unterhält als jener: ſo würde ich für meinen Theil, wenn Jahre und Kräfte mir ein ſo halsbrechendes Abenteuer noch zu wagen erlaubten, mich (wiewohl mir der jambiſche Vers leichter iſt) zum Hexameter entſchlieſsen. Denn der Einwurf, daß gute Hexameter ſo ſchwer zu machen und ſchlechte ganz unausſtehlich ſeyen, würde mich deſswegen nicht rühren, weil ich ſchlechte Verſe in jeder Art von Metrum, mit Molier's Miſanthrop, hängenswürdig finde; und weil ich aus Erfahrung weiß, daß es keine kleine Kunſt iſt, auch nur leidliche, geſchweige dann vortrefliche Jamben *) zu drechslen. Indeſſen unterwerfe ich dieſe meine Meynung dem Urtheil der Ken-

*) Die Rede iſt hier bloß von der Vortreflichkeit der Verſifikazion.

Kenner, und vornehmlich dem Antrieb der Muſe, die, ſobald ſie einen Liebhaber des Lukrez zum Ueberſetzer deſſelben weiht, ihm gewiß auch die Art der Modulazion und des Rhythmus, worin er die große Mutter Natur beſingen ſoll, eingeben wird.

Uebrigens hätte ich — weil es billig iſt, daß ein Tadler zeige, ob er auch beſſer machen könne — dieſem Aufſatze gern einen kleinen Verſuch, den ich vor etlichen Jahren zufälliger Weiſe mit dem Eingang des 1ſten Buchs gemacht habe, beygefügt, wenn ich ihn bey der Hand hätte. In Ermangelung deſſen, glaube ich meine Leſer reichlich zu entſchädigen, indem ich Ihnen ein Paar Proben von einer andern Hand mittheile, wobey ich nichts bedaure, als daß ich ihnen nicht Hoffnung machen kann, den ganzen Lukrez in dieſer Manier überſetzt zu erhalten.

Anfang des Erſten Buches des Lukrez, von der Natur der Dinge.

Mutter der Aeneaden, du Wonne der Menſchen und Götter,
holde Venus, die du des Himmels weites Gewölbe
oben mit Sternen zierеſt, und unten die fruchtreiche Erde
und das ſchiffbare Meer zu Einem Leben beſeelſt:

denn du allein befruchteſt der zahlloſen Thiere Geſchlechter,
freudig ſprieſſen ſie auf, das Licht der Sonne zu ſchauen.
Dich, o Göttin, dich fliehen die Stürme, die Wolken des Himmels
klären ſich auf, und weichen zurück ſobald du erſcheineſt;
dann verbreitet vor dir die Erde den Teppich von Blumen,
ſchimmernd lachen des Meeres Wogen, der ruhige Himmel
glänzt im ätheriſchen Blau von einem Ende zum andern.
Tritt nun der ſchöne Lenz in ſeiner holden Geſtalt vor,
und Favonius hauchet den lebensſchwangeren Odem
über die Flur, ſo feyert der Vögel liebliche Stimme
deinen Einzug zuerſt, dein reizender Stachel durchdringt ſie.
Alsdann ſpringen durch üppige Triften die zaumloſen Heerden,
ſetzen über reiſſende Ströme; von deinen Reizen,
ja von deinem Zauber beſiegt, reißt alle Natur ſich
ungebändigt nach dir, und jedes lebende Weſen
folget dir nach und lenket ſich willig wohin du es führeſt.
So nun treibeſt du allen, im Meer, auf Bergen, in Flüſſen,
in der Vögel ſchattichtem Haus, auf blumichten Auen,
tief der Liebe Pfeil durch die Bruſt in das Herz, und bewirkeſt
daß ſie mit heiſſer Begier ſich durch alle Zeiten vermehren.
Weil dann Du nur allein die Natur der Weſen regiereſt,
nichts an die Grenzen des Lichts tritt ohne dich, Liebe und Wohlreiz
nirgend ein Ding gewinnet noch Luſt, das Du nicht beſeeleſt:

o ſo ſteh ich zu dir, Gebülfin der Verſe zu werden
die von der Dinge Natur ich meinem Memmius ſinge;
ihm, den du, Göttin, vor allen mit allen herrlichen Gaben
ausgeſchmückt, und damit der Tage jeden beglückt haſt.
Um ſo mehr nun verleihe den Worten ewigen Liebreiz:
ſchäff auch, daß indeß das wilde Getöſe des Krieges
überall mög' entſchlummern auf allen Landen und Meeren.
Denn du kannſt nur allein den ſüſen Frieden gewähren
deinem Menſchengeſchlechte; weil Er, der Waffengebieter,
Er der mächtige Mars, wann er vom Getümmel der Schlacht
kömmt,
oft auf deinen Schoos ſich hinwirft, von ewiger Wunde
deiner Liebe gefeſſelt, den zarten Nacken auf ihn lehnt,
ſo in dein Antliz hinauf die liebelechzenden Augen
ſtarrend heftet, und nur an deinen Reizen den Blick labt,
nur von deinem geöfnetem Mund die Seligkeit einhaucht.
Ruht er, Göttin, nun ſo auf deinem heiligen Schoos auf,
neige dein ſeliges Angeſicht über ihn, laſſe von deinen
Honiglippen auf ihn, du Glorreiche, ſchmelzen die Worte
die für dein Römer-Volk den gefälligen Frieden erbitten.
denn ich vermag es nicht, mit unbefangnem Gemüthe,
unter des Vaterlands ſtürmiſchen Wogen mein Werk zu
vollenden,
noch kann auch der herrliche Sproß des Memmiſchen Stammes
unter ſolcher Gefahr dem gemeinen Wohl ſich entziehen.

Anfang des fünften Buches.

Wer vermag der Würde von solchen Dingen, dem Geiste
Ihrer Erfindung gemäß, ein Lied zu dichten? und wer hat
Kraft im Busen und Worte der Zunge, zu strömen ein Loblied
jenem großen Manne, der solche Schätze der Wahrheit,
die sein Herz sich erwarb, uns zum Geschenke gelassen?
Mag es auch einer wagen von sterblichem Blute gebohren?
Nein! Er war, so lehrt die Majestät es der Sache,
so die tiefe Erkenntniß der Dinge, er war ein Gott uns!
Ja, ein Gott war's, trefflicher Memmius, der uns als Führer
jene hohe Bahn des Lebens gezeiget hat, die wir
Weisheit nennen, und der, durch ihre Hülfe das Leben
aus dem Dunkel der Nacht aus wogenden Fluthen gerettet,
und in den friedlichen Port, in klares Licht es gebracht hat.
Nimm, was andre erfunden, wofür zum Preis sie die Vorzeit
unter die Schaar der Götter versezt. Die stachlichten Aehren
pflanzte die milde Ceres; es lehrte die Sterblichen Bacchus
den gekelterten Most aus der Rebe zu drucken; jedoch mag
ohne dieser Dinge Gebrauch das Leben bestehen,
wie man's an Völkern ersieht, die jezt noch ihrer entbehren:
ist die Brust dir nicht rein, so suchst du vergebens ein
Glück dir,
denkest umsonst an Lebensgenuß. Drum scheint er ein Gott uns,
mehr noch als jene ein Gott, aus dessen Munde den Herzen
aller Völker so süsser Trost für das Leben geflossen.

Sollte

Sollte dir aber dünken, es gienzen Herkules Thaten
dieſen annoch zuvor, ſo würdeſt du weiter noch irren.
Denn was hat des nemäiſchen Löwen gefürchteter Rachen
ſchreckbares jetzt für uns, noch der Zahn des arkadiſchen
Schweines?
Was aus Kreta der Stier? Was des Lernäiſchen Sumpfes
giftige Peſt, die Hydra, mit ziſchenden Nattern umgürtet?
Was kann die Rieſenbruſt des dreyfachen Geryon? Was die
Roſſe, die Flammen ſchnauben, die über Thraciens Felder,
auf die Biſtoniſchen Fluren, und auf die fruchtreichen Saaten
wo ſich Jemarus hebt, Tod brachten und wildes Verderbniß?
Wodurch möchten der Stymphaliden gebogene Krallen
uns noch fürchterlich werden? Wodurch der heſperiſche Drache,
der, um den Baum in ungeheueren Kreiſen gewunden,
Tod aus dem Auge blitzend, die goldenen Aepfel bewachet?
Was möcht' dieſer uns ſchaden an ſeiner atlantiſchen Küſte,
an dem unwirthbaren Ufer, wo keiner von uns den Fuß hin-
ſetzet, das ſelbſt der wilde Barbar zu betreten ſich ſcheuet?

Alſo verhält es ſich auch mit den übrigen Abenteuern.
Hätte ſie keiner beſtanden, wer möchte ſie jetzt noch beſtehen?
Niemand, ſollt' ich glauben; was könnten ſie Schaden uns
bringen?
Noch iſt voll die Welt von Ungeheuern, noch herrſchet
in den Thälern, den Wäldern, den tiefen Klüften der Berge,
raubbegierige Wuth: allein was gehet ſie uns an?

Aber,

Aber, welche Gefahr, und welche tödliche Zwietracht
ſchleicht ſich in eine Bruſt, die von Leidenſchaften nicht rein iſt!
Wie zerfleiſchen das Herz die ängſtlichen ſcharfen Verlangen!
Wie zernaget die Sorge den Menſchen! Wie quälet die Furcht ihn!
Welche Verwüſtungen richtet der Stolz nicht an, und die Geilheit,
und der Uebermuth, das Praſſen, die niedrige Faulheit!

Alles dieſes hat Er, mit Waffen nicht, aber mit Worten,
tief aus dem Herzen hinweggeräumt, und ſelbſten gebändigt:
und ihm gebührete nicht der Dank, der Göttern gebühret?
Ihm, den Manne, der ſelbſt mit Götterzunge von ihnen
oft geſprochen, und ganz der Dinge Natur uns enthüllt hat?
Auf die Spuren von ſeinem Pfade tret' ich, u. ſ. f.

A. v. K.

II.

Noch Etwas
aus den Papieren des
Pächter Martins und ſeines Sohnes.

I.

„Glaubet nicht, daß ein feineres zärteres Gefühl
fürs Schöne und Gute die Wirkung von Körper-

schwäche und Kränklichkeit sey. Oft habe ich freylich beydes vereint gefunden, aber ich habe auch Erfahrungen vom Gegentheil gemacht.

Man hält zuweilen jemanden für schwach, der es nicht ist, und umgekehrt findet ihr oft bey vieler Fleischmasse wenig Mark, und wenig Kraft bey ungeheurer Größe und Dicke.

„Aber viel Feinheit und viel Kraft scheint doch Widerspruch!"

Scheint; ist's aber nicht immer. Eine seidene Schnur hält mehr als der zehnmal dickere Strick, aus dem besten Werge verfertigt.

So giebt es schönfühlende und dabey kraftvolle Menschen mit seidenem Nervengewebe, und im Gegentheil kraftloses Grobzeug mit dicken Wollennerven. Zwischen beyden mitten inne steht die nicht zu verwerfende Klasse mit guten hanfenen Nerven."

2.

Es war ein schöner herrlicher Abend, und ich ruhte aus von meiner Wanderung, saß an einem Berge, sah auf zum Mond und zu den Sternen, und freute mich: daß der Abend so herrlich und so schön war.

Horch!

Horch! Da erſcholl mit einemmahle ein lautes Jammergeſchrey: Jeſu! Jeſus, Maria!

Hurtig, den Berg hinauf, nach der Seite zu, wo das Jammergeſchrey hertönte, und fand da einen Mann der ſich mit ſeinen Pferden abarbeitete, um den umgeſchleuderten Wagen, der die Pferde zum jähen Abhang nachziehen wollte, hinauf zu bringen. Ich half, und in zwey Minuten ſtanden Kutſche und Pferde in Sicherheit.

„Aber „Gott im Himmel!“ rufte nun der Kutſcher, „wie wirds meinem Herrn gegangen „ſeyn?“

Wo? wo?

„Aus dem Wagen in den Abgrund hinunter gefallen.“

Es war ein jäher grauſer Abhang, aber ich kam ſchnell und ohne Verletzung hinunter, und fand den Unglücklichen in ſeinem Blute liegen, ohne die geringſte Spur von Leben. Es gelang uns durch manchen Umweg, und nicht ohne Gefahr, den Wagen in die Höhle hinab zu bringen, wir hoben den blutigen Mann ohne Leben hinein, ich ſetzte mich zu ihm, und nun giengs nach dem Dorfe zu, das kaum eine Viertelſtunde weit von uns lag.

Eben wollte ich den Kutſcher fragen, wer ſein unglücklicher Herr wäre, als uns ein frohes: er iſts! er iſts! entgegengerufen wurde. Mit dem

frohen er iſts, kam ein Weib zum Wagen geflogen, und des Kutſchers klägliches: ach liebe Frau Amtmännin! ließ mich ahnden: wer ſie ſelbſt und was der Unglückliche, der in meinen Armen lag, ihr ſey.

Haſtig öfnete ſie den Kutſchenſchlag, blickte ſtarr mich an, erkannte jetzt beym Schimmer des Monds ihren Mann — blutend, und ſtürzte mit einem dumpfen Ach! zu unſern Füßen.

Nun kam auch ihre Begleiterin mit einem Knaben an der Hand näher. Sie war des Amtmanns Schweſter, der Knabe ſein Sohn, und — ja, das erzähle, wer ſich beſſer aufs Erzählen verſteht als ich!

Das Weib, händeringend, und laut jammernd: ach, mein Bruder! ach, mein Bruder! — Der Knabe wimmernd: lieber Vater, liebe Mutter todt! — Der Kutſcher ſchluchzend — und ich unter ihrem Jammern und Wimmern und Schluchzen, einen Todten in meinen Armen, eine Todte zu meinen Füſſen — es wird mir bey der Rückerinnerung ſo ſchwarz vor den Augen, ſo bang ums Herz — — — — —

Die Armen hatten ſich ſo herzlich auf die Rückkehr des geliebten Mannes, des guten Bruders, des lieben Vaters gefreut, hatten ſeine Ankunft im Hauſe nicht erwarten können, hatten ihn mit

den

Lodovico.

Wie, ſeine Gemahlin ſchlagen!

Jago.

In der That, es war nicht ſein; und doch wünſcht' ich, ich wißte, daß dieſer Streich das ärgſte wäre.

Lodovico.

Iſt er gemeiniglich ſo? oder würkte das Schreiben ſo ſtark auf ſein Blut, daß er zum erſten mal ſich ſelbſt ſo ungleich war?

Jago.

Es iſt eine ſchlimme Sache, leider! Es wäre nicht anſtändig, wenn ich ſagen wollte, was ich geſehen und gehört habe. Ihr werdet ihn durch euch ſelbſt kennen lernen, und ſein eignes Betragen wird ihn ſo charakteriſieren, daß ich meine Worte ſparen kan. Geht ihm nur nach, und ſeht, wie er fortfahren wird.

[Sie gehen ab.]

Achte Scene.

(Verwandelt ſich in einen Saal im Pallaſt.)

Othello und Aemilia treten auf.

Othello.

Ihr habt alſo nichts geſehen?

Aemilia.

den frohesten Willkommen überraschen wollen — und nun so ein Widersehen! — — — — —

Wir kamen endlich im Trauerhause an, thaten vorläufig, was unter den Umständen zu thun möglich war, bis uns nach zwey Stunden ein geschickter Arzt aus der Stadt zur Hülfe kam, wiewohl auch dieser mit aller seiner Geschicklichkeit hier wenig helfen konnte. Der Amtmann war und blieb todt, und die Amtmännin erwachte zu einem schrecklichen Leben. Sie war bey ihrer Todtenbläße dennoch ein schönes Weib, wie sie da noch in Ohnmacht lag; jetzt, bey ihrem Erwachen, erregte ihr Anblick Grausen. Wild rollten ihre Augen, und ihre abgebrochenen Worte, ohne Sinn und Zusammenhang herausgeschrien, klangen fürchterlich. Drey Tage vergiengen, ihr Mann war begraben, und noch hatte sie keine Thräne geweint, kein Schlaf hatte ihre Augen geschlossen; wie ein Schatten wandelte sie umher, ohne für irgend etwas die geringste Theilnehmung zu bezeugen. Uns allen bangte für ihren Verstand und für ihr Leben.

Doch am vierten Tage sprach sie zum erstenmale viel über ihren Verlust, in ordentlichem Zusammenhange, aber mit einer Kälte, mit einem sogleichgültigen und, wie es schien, ruhigen Tone, daß man nicht das zärtliche Weib, das gestern ihren Mann begraben ließ, sondern irgend eine weitläuftige Anverwandte des Verstorbenen zu hören glaubte. Nun brauchte man zwar kein großer Seelenkenner

kenner zu seyn, um dies nicht für Ruhe zu halten; indeß glaubten wir dabey, es wäre der schicklichste Zeitpunkt, ihr unsere Trostgründe ans Herz zu legen. Das thaten wir denn auch so gut wir konnten. Sie hörte uns zu, sprach selbst, wie ein Prediger, über die große Beruhigung, welche die Religion dem Leidenden gewähren — nur dies alles mit unbeschreiblicher Kälte. Auf einmal unterbrach sie uns, mit wildem Aufruf: ‚mein Mann, mein Mann! wo bleibt denn auch mein Wilhelm? — Komm doch Wilhelm, will dich auch trösten! — —

Da waren wir wieder auf demselben Punkte, wo wir gestern und vorgestern gewesen waren, und, wie es schien, so gar um einige Schritte zurück geworfen. Stumm und traurig sahen wir jezt die Leidende, jezt uns selbst einander an, als in dem Augenblicke ein Mann herein trat, der uns mit einer Thräne begrüßte und mit tausend Thränen wieder gegrüßt wurde.

Ihr habt vielleicht die Erfahrung selbst gemacht, wie die Hinterlassenen eines lieben Todten von neuen laut aufweinen, so oft ein neuer Freund unter sie tritt, von dem sie wissen, daß auch ihm der Verstorbene theuer war; theils weil das Andenken an ihren Todten dadurch recht lebhaft erneuert wird, theils weil es dem Betrübten so wohl thut, wieder einen zu finden, der an seiner Betrübniß Theil nimmt — und einige Seelen, die

die der liebe Gott aus feinerem Thone bildete, vergessen wohl bey solcher Gelegenheit auf einige Augenblicke die Größe ihres eigenen Verlustes, wofür sie keine Thränen hatten, und weinen eine wohlthätige Thräne über den Verlust des Freundes.

Das war hier der Fall. Er — gerade der Mann, von welchem ich euch zu einer andern Zeit erzählt habe, ohne seinen Nahmen nennen zu dürfen — war der Herzensfreund des Verstorbenen. Als solchen kennte ihn des Amtmanns Schwester, und darum weinte sie ihm laut entgegen. Wir andern ohne deutlich zu wissen warum? weinten mit, und siehe, auch die Amtmännin weinte die ersten Thränen, reichte dem Freunde die Hand, und sprach mit dem rührendsten Tone: liebster * * r, Ihr Edelhold ist nicht mehr! Nur dauerte diese stille weinende Wehmuth bey der Unglücklichen nicht lange, so fiel sie wieder in dumpfen Schmerz zurück.

Der edle Freund hatte von dem unglücklichen Falle seines Herzensfreundes, doch nichts von seinen Tode gehört, war Tag und Nacht gefahren, in der Hoffnung ihn noch am Leben zu finden, und fand ihn nicht mehr über der Erde. So überrascht, so tief erschüttert, war der edle Mann dennoch im Stande, so wie er aus einigen Worten des Arztes die Lage des unglücklichen Weibes erfahren hatte, mehr auf sie als auf sich selbst zu denken, um die Trostlose aufzurichten. Das gelang ihm,

und auf eine Art — daß ich nicht wußte, ob ich mehr über den Erfolg, oder über das gebrauchte Mittel erstaunen sollte.

„Ach liebe Amtmänninn! fing er an, was für einen Mann haben Sie verlohren!" Und nun erzählte er zwanzig, dreißig Vorfälle aus dem schönen Leben des Verstorbenen, und verbarg dabey die Thränen nicht, die ihm während des Erzählens herabrollten; wir alle mußten von neuen mit weinen, und die Amtmännin fing laut an zu jammern, zu wehklagen.

Er fuhr fort: „dieß ist eine traurige Woche für mich! Kurz vor meiner Abreise habe ich auch die Nachricht von meiner guten Schwester erhalten: daß ihr ältester Sohn gestorben ist. — Es wahr ein guter hoffnungsvoller Knabe — ganz wie Ihr seliger Christel. — Das war auch ein harter Schlag für Sie, liebes Weib; wie Ihr guter Christel starb! Ein so ausgezeichnet gutes Kind!" Nun wurde Christels kurzer Lebenslauf durchgegangen, wie vorher der Lebenslauf seines Vaters.

Die Amtmännin that so kläglich, daß es einen Stein hätte rühren müssen, und ich, der Himmel verzeihe mirs! ärgerte mich über den unbarmherzigen oder unklugen Mann, — denn für eins von beyden hielt ich ihn jezt. Doch, siehe, allmählich nahm der Zufluß ihrer heißen Thränen ab, sie senkte den Kopf aufs Kanapee zurück, die Natur behauptete ihre Rechte — sie entschlief.

Wir

Wir alle, bis auf ihre Schwägerin, ſchlichen auf den Zehen zum Zimmer hinaus, und ich konnte nicht laſſen, ſo bald wir zum Zimmer hinaus waren, den fremden Herrn (der mir aber doch ſo ganz fremde nicht war, denn ich kannte ihn ſchon von meinem Vater her — und, Glück zu! auch Er hatte Martinen nicht überſehen!) beym Kleide zu zupfen, und ihm meine Beſorgniß, er möchte doch wohl zu hart mit der Leidenden verfahren ſeyn, ins Ohr zu raunen. Liebreich aber ergriff er meine Hand, und ſagte mir da manches, was ich damals freylich nicht ſo ganz verſtand, was ich aber ſorgfältig in meinem Herzen aufbewahrte: von den ſchrecklichen Wirkungen des thränenloſen Schmerzes; von der Gefahr, wenn die traurende Seele den ſtarren Blick immer auf Einen Punkt heftete; daß man deshalb ihren Geſichtskreis erweitern, ſie aber auch zugleich geneigt machen müſſe, mehr ſehen zu wollen; deßhalb ja keine fremdartigen Gegenſtände, welche ſie von ſich ſtoßen würde, in dieſen Geſichtskreis bringen dürfe; daß man viel über den Leidenden gewonnen habe, wenn man ihn vom bloßen Empfinden zum Denken bringen könne, wärs auch vorläufig nur zum Denken über ſeinen Schmerz ſelbſt; denn über etwas anders würde er nicht denken wollen."

„Der gewöhnliche Troſtredner, fuhr er fort, taugt für gewöhnlich Betrübte; taugt aber, und wenn er auch die durchdachteſten und heiligſten

Troſtgründe der Philoſophie und Religion in ſchönſter Rede aufſtellte, durchaus nicht für Seelen, die ihren Schmerz ſo tief wie unſre Freundin fühlen, ſo lange als ſie ihn ſo tief fühlen. Solch eine Seele hält ihren Schmerz für gerecht, für pflichtmäſſig, für heilig; gewinnt ihn lieb, und liebt dann um ſeinetwillen alles was ihm ähnlich, haßt alles was ihm fremd iſt. Könnte ſie alſo auch — was ſie doch jezt unmöglich kann — Troſtgründe faſſen, ſo wird ſie ſie dennoch nicht wollen; denn ſie enthalten etwas ganz fremdartiges, von ihrer einzigen Empfindung ganz verſchiedenes, wollen ihr dieſe liebgewonnene Empfindung entreißen, und ſind, wenn auch noch ſo gefällig eingekleidet, dennoch Vorwürfe, die ihrem Schmerz gemacht werden. Der tröſtende Freund iſt ihr kein Freund; denn wie würde er tröſten können, wenn er nicht ein hartes gefühlloſes Geſchöpfe wäre? Wie würde er tröſten wollen, wenn er die Größe und Heiligkeit ihres Schmerzes faſſen könnte. Weinen, weinen muß er mit ihr, wenn er ihr Freund ſeyn will!“

Wie geſagt, ich verſtand ihn nicht ganz; aber das merkte ich doch, daß er ſich beſſer als ich aufs Tröſten ſolcher Traurigen, wie die liebe Amtmännin war, verſtehen möchte. Auch ich, ſagte der Arzt, verſtehe ihn nicht ganz: aber das weiß ich, die Amtmannin war verlohren, wenn ſie ihren Schmerz nicht ausweinen konnte.

Das liebe Weib hatte die ganze Nacht hindurch geſchlaffen, und war am Morgen zwar noch ſehr betrübt; aber nichts mehr von dem ſchauerlichen eiskalten Tone, in dem ſie vorher geſprochen hatte. Ihr Seelenarzt gab ſich heute viel mit ihrem kleinen Wilhelm ab, und ſagte der Mutter gar viel Schönes von dem allerliebſten kleinen Buben. Einmal da es ſchien, als wenn ſie ſich wieder in ſich ſelbſt verſchließen wollte, erzählte er ihr die traurige Leidensgeſchichte ſeiner guten Schweſter, der vor einem halben Jahre ihr Mann, und jüngſt ihr älteſter Sohn ſtarb, und wußte in der Erzählung ganz unvermerklich die Troſtgründe einzuflechten, mit welchen die fromme, auf Gott vertrauende Dulderinn ſich in ihrem Leiden aufgerichtet hätte. Das wirkte ſichtbarlich. Das Weib, mit dem Herzen aus feinerem Thone gebildet, ſchien ihr eigenes Unglück zu vergeſſen, und bemitleidete die leidende Schweſter, und lobte ihr frommes Vertrauen auf Gott, der auch der Leidenden Vater iſt!

Ich aber mußte nun, ſo ſchwer mirs einging meinen Wanderſtab weiter ſetzen, bekam den wärmſten Händedruck von dem guten Weibe und ihrem edlen Arzte auf den Weg, der mir unſäglich wohlthat, und mir noch nach Monathen, wenn ich daran zurück dachte, das Herz erwärmte.

3.

„Im blinden Heidenthume, wo die Leute noch an die Göttin Juno und an viele andere Götter und Göttinnen glaubten — so wie nachher an die Heiligen — da war einmal eine Frau, die war Prieſterin der Juno, aber ein gutes braves Weib, und die hatte zwey Söhne, ein paar herzensgute Jungen, der eine hieß Kleobis und der andere Biton. Nun ſeht, die Prieſterinn ſollte einmal in den Tempel der Juno kommen. Zum Gehen war ſie aber zu alt, und ſie hatte keine Pferde und keine Maulthiere, die ſie hätten hinfahren können. Was thaten da ihre Söhne? die ſpannten ſich, mir nichts, dir nichts, vor den Wagen und fuhren die liebe Mutter in den Tempel. Das freute nun ihre Mutter ſo ſehr, daß ihr die hellen Thränen von den Backen herabliefen. Und wie ſie nun in den Tempel kam, ſo bat ſie die Göttin: ihren guten Söhnen, zum Lohn für ihre kindliche Liebe, das beſte zu geben was nur einem Menſchen zu Theil werden könnte. Die guten Söhne entſchliefen — ohne je wieder zu erwachen. — —“

Das Mährchen hat mir ausnehmend gefallen, und iſt mir ordentlich rührend geweſen.

Nun bin ich doch in Wahrheit nicht ſo milzſüchtig, daß ich den Tod für das Beſte halten ſollte, was man dem Menſchen geben könnte: und doch

gefiel

gefiel mir die Göttin mit ihrer Belohnung. Ich habe den Verſuch bey andern gemacht; denen gings eben ſo wie mir, ohngeachtet ſie eben ſo wenig als ich milzſüchtig waren. Da habe ich nun hin und her gedacht, wie das wohl kommen möchte. Erſt dachte ich, es könnte vielleicht daher kommen, weil der Ausgang ſo unerwartet iſt, als wenn's ein hübſcher Spaß, oder, wie's die feinen Leute nennen — ein Bonmot ſeyn ſollte; aber das iſts nicht. Denn man merkt bald, daß das Wohlgefallen mehr vom Herzen als vom Kopfe herrührt — es macht eben nicht luſtig, aber es rührt.

Seht, wie ich dem Dinge auf die Spur gekommen bin. Ich erzählte es mit der kleinen Abänderung: und die Göttin ließ ſie ſterben, anſtatt daß ſie entſchliefen, und ſiehe, da wollte es ſchon nicht ſo gefallen. Ein andermal erzählte ich gar: bald darauf verfielen ihre beyden Söhne in ein hitziges Fieber, und ſtarben, und da ſagten die, denen ich's erzählte, geradezu, es wäre ein dummes Mährchen.

Es iſt alſo im Grunde ein bischen Taſchenſpielerey dabey. Die guten Jungen ſchienen uns belohnt, nicht daß ſie ſtarben, ſondern daß ſie ſo ſanft entſchliefen.

Man glaubt nicht, wie viel der Nahme zur Sache thut. Entſchlafen, heimgehen, ſcheint etwas ganz anders als ſterben, wenn es auch das

nehm-

nehmliche bedeuten soll. So scheint dem Kinde die überzuckerte Pille nicht mehr Arzeney, dem süßen Herren das Freudenmädchen nicht mehr H * * * (pfuy! es ist auch ein häßliches Wort — aber ist die Sache besser?) und dem Eroberer — ihr versteht mich schon.

4.

Manche Quelle des menschlichen Elends würde verstopft werden, und wir würden mehr frohe Menschen haben, wenn sie besser rechnen lernten, und mehr an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt würden. Schon mancher kam von Haus und Hof, weil er Einnahme und Ausgabe nicht zu berechnen wußte, und mancher hat bey allem Fleiß und Arbeit bloß deswegen kein Glück und Seegen, weil er Zeit und Arbeit nicht zu ordnen weiß. Nicht Der ist ein guter Wirth, der am meisten kargt und arbeitet, sondern Der, der alles zu rechter Zeit thut, und das Büchlein der Einnahme fragt: wieviel er ausgeben darf? Findet ihr einen Mann, der kein Leichtfuß und kein Windsbeutel, und dennoch in der Regel ein froher Gesellschafter ist, so wette ich eins gegen zehn: es ist ein Mann von Ordnung!

Ich habe das an mir selbst und noch mehr an Nachbar Paul bestätigt gefunden. Der wußte sonst

Aemilia.

Noch iemals was ſolches gehört, oder nur gemuthmaſſet.

Othello.

Ihr habt doch den Caſſio und ſie beyſammen geſehen?

Aemilia.

Aber da ſah ich nichts böſes, und ich hörte eine jede Sylbe, die ſie mit einander redeten.

Othello.

Wie, flüſterten ſie niemals zuſammen?

Aemilia.

Niemals, Gnädiger Herr.

Othello.

Und ſchilten ſie euch niemals fort?

Aemilia.

Niemals.

Othello.

Etwann ihren Fächer, ihre Handſchuhe, ihre Maske, oder ſo was zu holen?

Aemilia.

Niemals, Gnädiger Herr.

ſonſt oft vor vieler Arbeit nicht, wo ihm der Kopf ſtand, machte dann eins ins andere, natürlich wurde aber keins ſo gut als ers wünſchte, und er ward unzufrieden. Mitten in der Arbeit brauchte er zuweilen dies und jenes, wußte es nicht zu finden; wurde verdrüßlich und brummte, verdarb ſich und ſeinen Leuten die Luſt zur Arbeit; alles was es that bekam ein ſo ſchiefes Geſicht, wie er ſelbſt hatte; das ärgerte ihn von neuem, nun wurde übel ärger, und am Ende fand er alles unausſtehlich, und — ſo gerecht war er doch noch! — ſich am unausſtehlichſten unter allen. Es traf ſich, daß einige Ausgaben zuſammen ſich auf einen Tag zuſammen gehäuft hatten; das gab ein Loch in den Beutel; er wurde ängſtlich — was werden wir eſſen? was werden wir trinken? wo will das noch hinaus? — und fieng an zu knickern. Am Abend fiels ihm ein: das haſt du heute verſehen, das vergeſſen, — da gabs neue Runzeln auf der Stirn. Auch hatte er gewöhnlich kleine Geſchäfte, die, einzeln und in der Ordnung gethan, kaum Minuten weggenomen hätten, auf Monathe und länger zuſammen kommen laſſen: nun graute ihm vor dem Aufräumen; je mehr ihm graute, deſto länger ers aufſchob, deſto mehr häufte ſich's zuſammen, und deſto unzufriedener und mürriſcher ward er, bis es endlich weit und breit keinen größern Murrkopf gab, als meinen Nachbar Paul.

Jetzt ist Paul ein Mann wie er seyn muß, thut seine Arbeit mit Lust, ist am Abend mit sich selbst, und deßhalb mit Gott und der ganzen Welt zufrieden, kann sich an Festtagen herzlich freuen, ist freundlich gegen Frau und Kind und Knecht und Magd, macht auch sie freundlicher und froher, und was er macht das geräth wohl.

So umgeändert ist Paul, seit er meine Ordnung nachmacht, wie ich sie von meinem Vater gelernt, und ihm gutnachbarlich dazu gerathen und geholfen habe.

Dieß ist meine **Ordnung.**

Erstlich führe ich einige Schreibbücher, als:

1) Ein **Sonntagsbuch** — wovon nächstens ein mehreres.

2) **Landbuch**, nebst einem **Anhange vom Viehstande.** Hierein kömmt das ganze Verzeichniß meiner Länderey, Stück für Stück aufgeschrieben, mit gelassenem Zwischenraume, der von Jahr zu Jahr ausgefüllt wird. Z. B. den Acker bestellt, gedüngt, darauf gebunden ꝛc. Hierauf Summe: wie viel eingeerndtet, und dann wie viel gedroschen ꝛc.

Im Anhange: wie viel jedes Stück Vieh gekostet, und wie alt? wie viel junger Zuwachs? ꝛc.

Einnahme a) an Naturalien. b) an Gelde.

Wobey

Wobey zu merken, daß kein Groſchen Einnahme in die Taſche kömmt, bevor er berechnet und in die Kaſſe gelegt war, weil das ſonſt Konfuſion macht. Siehe unten 4. 6.

4) Tägliche Ausgaben nebſt einem Anhange von jährlich feſtgeſetzten Ausgaben; z. B. So viel Pacht; ſo viel dem Großknechte; und ſofort bis zu 1 Thlr. 4 gr. für Gevatter Knaut den Dorfbalbier.

b) Tägliche Ausgaben werden nur dann beſonders aufgeſchrieben, wenn ſie einen fl. oder drüber betragen. Zur Beſtreitung kleinerer Ausgaben nehme ich ſowohl als meine Marie von Zeit zu Zeit 2, 3 Thaler, und der Datum im Buche zeigt, wie lange wir damit gewirthſchaftet haben. Denn jeden Dreyer einzeln aufzuſchreiben, koſtet theils zu viel Zeit, theils verleitet es zu niedrigem Geize, der jeden Pfennig dreymal umwendet, ehe er ihn ausgiebt.

5) Ein Nota-Bene-Buch, ein Hülfsmittel fürs Gedächtniß, um deſto ſichrer nichts von alle dem, was ich ſelbſt thue oder gethan haben will, zu vergeſſen.

Zweytens werden nun nach vollbrachter Tagesarbeit

a) Die Bücher berichtiget;

b) unterſucht was Morgen, und in welcher Ordnung es gethan werden müſſe;

c) Dabey die großen Gesetze immer vor Augen und im Herzen behalten:

Das Nothwendige immer zuerst zu thun;

Nichts auf Morgen zu verschieben, was man füglich heute thun kann;

Immer nachzudenken, was man besser machen könne, als man es sonst gemacht hat.

Drittens pflege ich sehr darauf zu sehen, daß jedes Ding im Hause, von der Bibel und dem Kassenschlüssel an, bis zu Scrivers Seelenschatz (den sich meine Frau nicht nehmen läßt) und zum Dreschflegel herab, seinen angewiesenen Ort und Stelle habe, so daß man jedes im Dunkeln finden könne.

Viertens wird beim Schluße jeder Woche Special- und beim Schluße jedes Monaths Generalrevüe gehalten.

Ihr könnt kaum glauben, wie weit schöner einem der Abend, und wie weit festlicher einem der Sontag wird, wie man mit sich selbst so einig, so frohen Sinnes und ruhigen Herzens ist, wenn man alle seine Geschäfte mit Ordnung und Pünktlichkeit vollbracht hat.

Schließlich könnte ich euch noch sagen, daß ich meinem Vater auch darin folge, daß ich jedem meiner Hausbücher einen seiner Sprüche vorsetze z. B.

Du bist nicht Eigenthümer sondern Verwalter dir anvertrauter Güter. Wenig oder viel,

viel, du mußt davon einſt Rechnung ablegen. Und wohl dem, der jeden Tag, wenn ſein Herr ihn fordert, ihm mit Zutrauen unter die Augen treten, und ſeine Rechnung ſchließen kann!

Pünktlich ſeyn in allen Dingen und Ordnung halten, dieß giebt dem Herzen ſanften Frieden, macht frohere und beſſere Menſchen; und ſelbſt das Sterben wird einſt viel leichter, wenn man mit berichtigter Rechnung ſterben kann.

5.

Durch Siegwart und Conſorten iſt der unſchuldige Mond ſo in Mißkredit gekommen, daß man's kaum noch wagt, ſeiner in Ehren zu gedenken. Ich geſtehe es aber laut: daß ich ihm gut bin, daß ich ihm mehr als einmahl zu Gefallen gegangen bin, und, wills Gott noch mehr als einmahl zu Gefallen gehen werde. — —

Seit meinem zehnten Jahre feyre ich jährlich zwey halbe Feſtnächte im Mondſcheine, nur zwey, weil es Feſtnächte bleiben ſollen; und dies ſeit meinem zehnten Jahre, weil mein Vater da den glücklichen Einfall hatte, mir in einer mondhellen Nacht unter freyem Himmel den erſten Unterricht von Gott zu ertheilen. Ewig unvergeßlich wird mir die Nacht bleiben, wo ich zum erſtenmahle mit Erſtaunen hörte: daß jener Mond und jene

flimmernden Punkte am Himmel lauter Welten, so groß wie unsere Erde, und die meisten 10, 100, 1000 mahl größer als sie wären; daß sie alle ihren bestimmten, regelmäßigen Lauf und Bahn hätten, und wahrscheinlich alle eben so wie unsere kleine Erde bewohnt wären; daß diese Welten alle von Einem Unsichtbaren, Allmächtigen, Allweisen gemacht wären, erhalten und regiert würden; daß dieser Einige, Unsichtbare, Allmächtige, Allweise mit unbeschreiblicher Liebe allem, was in allen seinen Welten lebt, Leben und Freude gegeben hätte — alle alle wie ein lieber Vater versorge; seine milde Hand aufthue, und alles was da lebet, sättige und segne mit Wohlgefallen; und daß auch ich ihm mein Leben und jedes Glück und jede Freude meines Lebens zu verdanken habe, daß er auch mein Gott und mein Vater sey! *)

Nun in einer solchen Festnacht, wozu ich mir immer, ohne Rücksicht auf den Kalender, eine mondhelle Nacht aussuche, pflege ich dann zuerst meinen Nachbar Hainberg zu besteigen, mich an Gottes schönem Sternenhimmel und seinem Mondscheine

*) Man sollte glauben Martins Vater müßte etwas von Theodors glücklichem Morgen gehört haben, wärs nicht ein Gedanke auf welchen gar füglich mehrere kommen konnten, ohne etwas von einander gehört zu haben.

ſcheine recht herzlich zu laben, und dabey an meinen Vater und an mein zehntes Jahr zurückzudenken. Hierauf geht die Reiſe nach dem Walde, in deſſen Miſchung von halbem Lichte und dunkeln Schatten ich über mich ſelbſt Gericht halte, meines Herzens Heimlichkeiten zu erforſchen, ſeine Schlupfwinkel auszuſpähen ſuche; meine Vergangenheit von Jahre zu Jahre zur Muſterung aufmarſchiren laſſe, mich des Guten, das ich etwa an mir finde innig freue, und dann mit dem Vorſatze „das Böſe ſo viel ich immer kann, wieder gut, und das Gute noch beſſer zu machen,“ nach dem Gottesacker wallfahrte.

Der Gottesacker iſt mir immer ein lieber Ort. Er predigt die Vergänglichkeit des Lebens und aller ſeiner Herrlichkeit ſo ſtark und nachdrücklich, ohne doch zu ſchrecken; denn er predigt zugleich Ruhe nach vollbrachter Arbeit, Friede nach dem Streite, Vergeſſenheit der Sorgen und aller Leiden Ende. Oft ſtand ich da und verlor mich ſelbſt bey dem Gedanken: daß jene waren und nicht mehr ſind, und dieſe ſind und bald nicht mehr ſeyn werden!

Wie wenige von den jezt Lebenden waren vor hundert Jahren? Und die Erde war dieſelbe, der Himmel gab Regen und Sonnenſchein, die Menſchen bauten und pflügten, freyten und ließen ſich freyen, liebten und zankten ſich, jubelten und wehklagten, und Weiſe und Narren

und Tugendhafte und Lasterhafte trieben ihr buntes Spiel unter einander — alles wie jezt — und sie sind nicht mehr! Rastlos arbeiteten Tausende um ein Stückchen Metall mehr in ihren Kasten zu schließen, ein Stückchen Erde mehr bebauen zu können, und mußten ihr Stückchen Metall und Erde zurücklassen!

Wie viele wohnten und lachten und weinten dort in jener Hütte? Und haben nun ausgelacht und ausgeweint! Und gleiches Schicksal hatte der Besitzer des Palasts mit dem ärmsten Hüttenbewohner, gleiches Schicksal der Mann auf dem Throne mit dem Bettler auf dem Strohlager! — Und jene Knochen sind die Ueberreste eines Weibes, die mit ihrem Lächeln Männer zu Kindern machte. — Was ist Ehre? Reichthum? Schönheit? — Was ist der Mensch?

Auch ich, ihr Todten, werde in kurzem seyn was ihr wart; aber noch stehe ich auf eurem Staube, und blicke zum Himmel auf, danke Gott und hoffe mit froher Zuversicht: daß das, was in mir ist und Gott denken kann, nicht werde zu Staube werden!

Freylich habe ich da nun eben nichts neues gedacht, nichts was meine Großmutter nicht auch hätte denken können; aber es macht doch ganz eine andere Wirkung, wenn man es einsam in einer mondhellen Nacht auf dem Gottesacker denkt. Man

bekömmts da aus der ersten Hand, rein und unverfälscht, und mit keinen Schnörkeln besezt.

Hier nun ist das Ende meiner nächtlichen Wanderung, wie einst das Ende meiner ganzen Pilgerreise. Ernst, aber nichts weniger als traurig, geh ich in meine Schlafkammer, durchschlafe, so gut ich kann, den Rest der Nacht, und gehe bey Tagesanbruch wieder an meine Arbeit, wie gestern und vorgestern; nur, wie mirs scheint, um einige Grade besser, oder doch zum Besserwerden williger, als gestern und vorgestern.

Ich möchte euch wohl mein Nachtfest im Mondschein zur Nachahmung empfehlen; versteht sich: wenn ihr an Leib und Seele gesund seyd, und Nachtluft und nächtliche Einsamkeit vertragen könnt. Zwar wirds euch zuweilen — besonders in der Mischung von halbem Lichte und dunkeln Schatten des Waldes, und auf dem Gottesacker — so warm und schauerlich ums Herz werden, daß ihr selbst nicht wißt, ob euch wohl oder wehe sey; im Grunde aber ist euch doch wohl, besonders wenn Kopf und Herz einträchtig bey einander wohnen, sich einander mittheilen, und mit einander genießen.

6.

Du sollst reisen, sagte mein Vater, zunächst um für dich und (das hoffe ich zu dir) auch für andere

ein geſcheiderer Landwirth zu werden. Und es müßte nicht gut ſeyn, wenn du nicht durch erlangte größere Kenntniß im Landbau, und durch kluge Handwerksvortheile von Meiſtern erlernt, die Reiſekoſten in kurzem wieder gewinnen ſolteſt. Magſt alſo immer noch einige goldne Ludwigs unter die Leute bringen, um nebenher noch etwas mehr zu lernen, was nicht gerade Boden und Keller füllt, was dir aber deßhalb nicht minder frommen wird.

Beobachte Sitten, Gebräuche, Lebens- und Handlungsweiſe unſrer Nachbarn, und lerne den Menſchen kennen.

Es iſt ein ſchweres Stückchen Arbeit, unter den tauſend Larven und Maſken den Menſchen herauszufinden, und reiſen thuts nicht allein; aber es hilft dann viel, wenn man vor der Reiſe ſeine Menſchenbeobachtung anfängt und nach der Reiſe fortſezt.

Bey unſern gereiſeten jungen Herren heißt, „ich habe Menſchen kennen gelernt," ſo viel, als: ich habe viele Menſchen geſehen, einige geſprochen, und weiß, wie man da und dort ſich kleidet, ſpeiſet, wohnt und Komplimente macht. Und, im Vertrauen geſagt, es giebt große gelehrte Männer, die übrigens nicht ohne Nuzen reiſeten, bereichert mit mannichfaltigen Kenntniſſen zurückkehrten, aber an praktiſcher Menſchenkenntniß ſo arm als jene jungen Herren blieben. Der ſicherſte Beweiß iſt

doch,

Othello.

Das iſt ſeltſam!

Aemilia.

Ich dürfte meine Seele an einem Pfahl wetten, Gnädiger Herr, daß ſie ehrlich iſt: Wenn ihr anders denkt, ſo verbannet dieſen Gedanken, er betrügt euer Herz. Der Himmel vergelt' es dem Elenden, der es euch in den Kopf geſezt haben mag, mit dem Fluch der Schlange! Wahrhaftig, wenn ſie nicht tugendhaft, keuſch und getreu iſt, ſo giebt's keinen glüklichen Mann auf Erden; ſo iſt die reinſte ihrer Weiber ſo häßlich als Läſterung.

Othello.

Geh, ruffe ſie hieher. (Aemilia geht ab.) Sie ſagt genug; allein ſie iſt eine einfältige Kupplerin, die nicht mehr ſagen kan -- Das iſt eine verſchmizte Hure, die ihre garſtigen Geheimniſſe behutſam zu verriegeln weiß -- und doch kniet ſie euch in ihrem Zimmer hin, und betet: Das hab' ich ſelbſt geſehen.

Neunte Scene.

Desdemona und Aemilia treten auf.

Desdemona.

Was iſt euer Wille, mein Gemahl?

Othello.

doch, denke ich, der: daß ſie die Menſchen nicht zu behandeln, nicht zu leiten wiſſen, und oft, bey der beſten Abſicht ihnen wohlzuthun, nicht verſtehen wie man ihnen wohlthun — wie man ſie überzeugen müſſe, daß man ihnen wirklich wohlthun wolle.

Der vorige Amtmann in W**, ein eben ſo verſtändiger als rechtſchaffener Mann, befand ſich in dieſem Falle. Er meynte es herzlich gut mit ſeinen Bauern, unternahm mehr als eine wirkliche Verbeſſerung, und konnte keine durchſetzen; immer waren ihm die Bauern, obgleich offenbar zu ihrem eigenen Schaden, hinderlich.

Sein Nachfolger hat alle ſeine Plane in kurzer Zeit durchgeſezt, und die Bauren wiſſens ihm Dank — weil er mehr Menſchenkenntniß hat, obgleich jener weit gereiſet, und dieſer nicht über zehn Meilen von ſeinem Geburtsorte gekommen iſt. Jener hatte viele Menſchen, dieſer aber den Menſchen kennen gelernt.

Er machte den Anfang an ſich ſelbſt, prüfte ſich täglich, forſchte nach den Abſichten, Neigungen, Triebfedern, Bewegungsgründen ſeiner Handlungen, und verglich damit die Beobachtungen, die er über zwey ſeiner vertrauteſten Freunde machte. Studierte hierauf ein paar der roheſten Naturmenſchen die er auffinden konnte, und einige Kinder; ſah hier den nackten Menſchen ſich

entwickeln, und dort mit Wahrheit handeln. Und nun gieng er mit diesen eigenen Bemerkungen, und mit Benutzung des Unterrichts erfahrner Menschenkenner, in den kleinen Kreis seiner Bekanntschaft; beobachtete, welche Abänderungen durch Kultur, Stand, Lebensart u. s. f. in den Menschen hervorgebracht würden, und erwarb sich dadurch die große Geschicklichkeit: Menschen ohne unsere Zwangsmittel nach seinem, zum Glück, guten Willen zu leiten. Ich wollte dir wohl, rathen, Sohn, denselben Weg einzuschlagen, und die ersten Schritte schon jezt zu thun; dein Reisen wird dir dann noch einmal so nützlich werden.

Und sollte dirs auf die Art einst gelingen, daß du es in der großen Kunst, Menschen zu kennen, weiter als andere bringst, so vergiß den Rath nicht den ich dir jezt gebe. Suche deine Menschenkenntniß so viel nur immer möglich zu verbergen! — Vergiß diesen Rath nicht, wenn dir deine Ruhe lieb ist, und wenn du mit deiner Menschenkenntniß dir und andern nutzen willst.

Die Menschen können es nicht leiden, daß ein anderer ihnen in irgend einem Stücke seine Ueberlegenheit merken läßt, am wenigsten aber ertragen sie den großen Menschenkenner, weil die meisten Ursach haben ihn zu fürchten. Man kann aber den nicht lieben, den man fürchten muß.

„Aber

„Aber deſto weniger werden ſie ſich an mich wagen, wenn ſie mich fürchten. Der Furchtſame wird doch meiner Ruhe nicht gefährlich werden!“

Ich hoffe, Sohn, du wirſt lieber geliebt als gefürchtet werden wollen. Doch rechne darauf ja nicht, daß der Furchtſame dir nicht ſchaden werde; er ſchadet durch Hinterliſt oft mehr als der offene muthige Gegner, und iſt in der Rache gegen den gefürchteten Feind gemeiniglich eben ſo grauſam als niederträchtig. Die grauſamſte Rache übten oft die furchtſamſten Weiber aus, und ein alter römiſcher Kaiſer, Namens Maurizius zeigte ſich in ſeinem ganzen Leben nicht ſo ſehr als Menſchenkenner, wie damals, da er dem Günſtlinge, der ſeinen Feind Phokas als eine äuſſerſt furchtſame Memme beſchrieb, antwortete: iſt er furchtſam, ſo iſt er gewiß auch grauſam! Der Erfolg beſtätigte den Ausſpruch. Phokas ließ den beſiegten Maurizius, nebſt ſeinem Weibe und ſeinen Kindern, öffentlich hinrichten. Die Auflöſung dieſes anſcheinenden Widerſpruchs iſt nicht ſchwer. Die kleinliche Seele des Furchtſamen kann keine Empfindung der Großmuth faſſen; er iſt daher nicht zufrieden ſeinen Feind beſiegt zu haben, ſondern ſucht auch, theils weil er ihn nach ſich abmißt und ihn alſo gleicher niedriger Rachſucht fähig glaubt, theils aus Gefühl eigener Schwäche, den gefürchteten Feind ganz außer Stand zu ſetzen ihm wieder zu ſchaden. Hierzu kömmt

bey

bey weiblichen Furien, die Wuth gewiſſer Leidenſchaften.

Hätteſt du aber auch in deinem glücklichen Stande ſolche ausgezeichnete Rache nicht zu beſorgen: ſo würdeſt du doch den kleinen Neckereien der Verleumdungsſucht nicht entgehen. Du wirſt finden, daß man die klugen Menſchen, beſonders die, welche Welt- und Lebensklugheit zeigen, gemeiniglich in Anſehung ihres Herzens verdächtig macht. Oft mag der Verdacht gegründet ſeyn, oft mögen ſie wenigſtens ſelbſt durch zu harte Urtheile über andere, durch beleidigenden Witz, oder (wenn ſie etwa die Menſchen zu oft von der ſchlimmen Seite kennen lernten) durch zu deutliche Aeuſſerungen von Mißtrauen, zu dieſem Verdachte Anlaß gegeben haben: aber gewiß iſt es auch oft bloße Verläumdung von Schurken, denen ſie die Larve abriſſen, oder von andern elenden Wichter, die, ihnen gegen über geſtellt, ihre eigene Kleinheit deſto drückender fühlten, und des drükkenden Gefühls ſich entlaſten wollten.

Auf alle Fälle pflegt man gegen den überlegenen Menſchen in der Regel mistrauiſcher als gegen andere zu ſeyn, vermeidet dann entweder ſeinen Umgang, oder verhüllt das Geſicht mit doppelter Larve.

Habe du Selbſtverläugnung genug, dein Urtheil über andere zurückzuhalten, auch wohl zuweilen

wollen dem Lügner, deſſen Lüge du mit einem Blicke für das erkanntest was ſie war, den kleinen Spaß zu laſſen, daß er wähne ſich getäuſcht zu haben.

Als ich noch unter den Schauſpielern am Hofe meine Rolle ſpielen mußte, hatte ich mir eine kleine Pflanzſchule für den Staat angelegt von jungen Männern, die ich ſtrenge erzog und beſonders zur Arbeitſamkeit anhielt. Da kömmt einſt einer von ihnen zu mir, und rühmt mir die Treue und Ergebenheit ſeiner Kollegen gegen mich. „Er habe ſie auf die Probe geſtellt, habe die Miene angenommen, als wenn er mit meiner Strenge gegen ſie äußerſt unzufrieden wäre; aber, ſiehe da, kein einziger habe ihm beygeſtimmt, und der edle von St. ** habe ihm laut widerſprochen!“

Ich durchſchaute den jungen Menſchen mit Einem Blicke; ſah, daß es ſeine ernſtliche Abſicht geweſen, meine Schüler gegen den ſtrengen Präceptor aufzubringen, und daß er nun bey mißlungenen Plane dem St. ** habe zuvorkommen, und ſeine Vertheidigung vor der Anklage einbringen wollen. Ich ſah das ſo deutlich als ich es nachher erfuhr, nahm aber auch die Miene an, als wenn ich nichts ſehe, gab ihm einen gelinden Verweis, daß er ohne Beruf den mißlichen Verſuch unternommen habe; lobte aber die gute Abſicht, ermunterte ihn zur fortgeſetzten Treue, Arbeitſamkeit und Gerechtigkeit, und verſprach ihm, dann,

wenn

wenn er in Zukunft selbst in dieser Probe so gut, als ich hoffte, bestehen würde, auf seine Beförderung zu denken. Von der Zeit an war der junge Mann für mich, oder vielmehr für sich selbst gewonnen.

Vor Kurzem hatte ich einen andern, der mich täuschen wollte, laut und nachdrücklich gesagt daß ich die Täuschung merkte, und hatte mir dadurch einen erklärten Feind gemacht.

Dieß bringt mich auf das Kapitel vom Zutrauen."

7.

„Nichts bringt das Herz dem Herzen näher, als Zutrauen! Zutrauen richtet den Gefallenen auf, weckt schlummernde Kräfte, ist Sporn zu edlen großen Thaten, hält oft Sünder von gewohnten Sünden ab, macht zuweilen Betrüger zu ehrlichen Leuten — thut, mit Einem Worte, Wunder!

Aber nichts entfremdet auch den Freund dem Freunde mehr, als die kleinste Spur von Mißtrauen! Mißtrauen drückt den Gefallenen tiefer in den Staub, lähmt jede Kraft, und reizt oft Leute, die sonst ehrlich waren, Betrüger zu werden.

Ich habe Bande der Freundschaft, die für die Einigkeit geknüpft zu seyn schienen, durch den leisesten Hauch des Mißtrauens zerfallen gesehn; ich habe

habe Knaben mit herrlichen Anlagen durch Mißtrauen ihrer Erzieher entmuthet und verſchroben gefunden; habe es erlebt, daß treues Geſinde erſt durch ungegründetes Mißtrauen zur Untreue gegen ihre Herrſchaft gereizt wurde; und habe es erlebt, daß ſonſt ehrliche Weiber ihre Männer betrogen, von denen ſie durch Eiferſucht gequält, durch Mißtrauen herabgewürdigt worden waren.

Ich habe aber auch die Erfahrung gemacht, daß man durch Beweiſe von Zutrauen den Gegner, der ſich ſchon zur Rache rüſtete, entwafnete und ſich zum Freunde machte; daß ein Wüſtling von der erſten Klaſſe im ungezwungenſten Umgange mit dem reizenden Weibe ſeines Freundes, der ihm unverdientes Zutrauen ſchenkte, als ein Mann von Ehre handelte, und den Umgang aus freyer Entſchließung aufgab, da er gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch wurde. Ich habe ſelbſt bey Menſchen aus der Heſe des Volks Zutrauen mit glücklichem Erfolge gebraucht.

Nur der ganz Verworfene, unwürdig des Menſchenangeſichts, kann das Zutrauen des ehrlichen Mannes mißbrauchen, um ihn deſto ſichrer zu betrügen! Indeß giebt es ſolche Verworfene, und darum will ich dir eben nicht zu blindem Zutrauen gegen alle Welt rathen; aber lieber wollte ich doch auch, daß einmahl ein Bube dein Zutrauen mißbrauchte, als daß ein ehrlicher Mann durch ungerechtes Mißtrauen von dir gekränkt würde.

Gehe

Gehe lieber in deinem Zutrauen langſameren Schritt, um nur nicht genöthigt zu werden zurück gehen zu müſſen; denn der billige Mann läßt ſich leicht eine kleine Zurückhaltung bey noch junger Bekanntſchaft gefallen, die ihm aber zwiefach empfindlich wird, wenn man vorher bewieſenes Zutrauen mit einem Mahle zurück nimmt.

Ehrlichkeit ohne Klugheit iſt es, wenn man es andern zu deutlich merken und fühlen läßt, daß man kein Zutrauen zu ihnen faſſen kann. Muß ich gerade mein Mißtrauen erkennen geben, wo ich ohne Zwang Beweiſe von Zutrauen vermeiden kann?

Es gehört viel Klugheit dazu, andere auf die Probe zu ſtellen, ohne es ihnen merken zu laſſen; und mehr als Klugheit, eigene Feinheit der Empfindung wird dazu erfordert, um die Prüfung nach dem Grade des gröbern oder feinern Gefühls des zu Prüfenden abzumeſſen.

Bey Menſchen mit grobverhäuteten Nerven thuſt du wohl, wenn du ihnen jeden Beweiß von Zutrauen mit Vor- und Nachrede giebſt, um es ihnen recht deutlich zu ſagen: daß es Zutrauen ſey! Aber allen Werth würde dein ſo bewieſenes Zutrauen bey dem verlieren, der ſich die Vor- und Nachrede ſelbſt machen kann. *)

IV.

*) Ich kann von Pächter Martin und ſeinem Sohne nicht Abſchied nehmen, ohne beyden meine wärmſte Hoch-

IV.

Ueber
eine neue Art des Drama.

Den Werken der ſchönen Kunſt keinen andern Endzweck beyzulegen als den: „bloß Unterhaltung

Hochachtung zu bezeugen, und zugleich den Leſern, welche die unter dieſer Rubrik im T. M. erſchienenen Aufſätze mit eben ſo viel Wohlgefallen geleſen haben als ich, die gewiß willkommene Nachricht zu geben, daß das Ganze dieſes Werkchens, das mit ſo auserleſener, allen Arten und Ständen von Menſchen empfehlenswürdiger Lebensweisheit angefüllt iſt, in kurzem in Hrn. Göſchens Verlage aus Licht treten, und (wenn ich meinem Gefühle glauben darf) einen vorzüglichen Platz unter der kleinen Anzahl von Schriften einnehmen wird, welche das, was die Weiſen mit dem ſchönen Worte Humanität ſagen wollen, auf die allgemein faßlichſte und überzeugendſte Art nicht nur lehren, ſondern auch einflößen. Alles in dieſem Produkt einer muſterhaft populären Philoſophie iſt Reſultat der nie unterbrochnen Harmonie eines durchaus hellen und unbenebelten Kopfes, mit einem gefühlvollen, das Wahre und Gute aufrichtig liebenden, zarten, aber unverzärtelten, empfindſamen, aber nie empfindelnden, warmen, aber

tung und Zeitvertreib zu gewähren" hieße, sie sehr herabwürdigen. Ihr Hauptendzweck ist dieser: durch Gefallen nützlich auf das menschliche Herz zu wirken. Wer also die Theorie der schönen Künste zeigen wollte, der müßte vor allen Dingen dasjenige, was gefällt bestimmen, und dann die besten Mittel lehren, durch welche das Gefallende in seinen verschiedenen Graden und Modifikazionen hervorgebracht wird. Und da eine Sache dem großen Haufen gefallen, gebildeten Menschen aber sehr mißfallen kann: so müßte er zeigen, durch welche Mittel bewirkt werde, daß ein Werk der schönen Künste denen gefalle, die durch aufmerksame Betrachtung der Natur richtiges

aber nie in schwärmerischem Feuer auflodernden, oder sich selbst durch erkünstelte Gefühle täuschenden Herzens; alles ist zugleich gedacht und empfunden; nie ist die feine Linie des Wahren, quam ultra citraque nequit consistere rectum, verfehlt: und zu allem diesem kommt noch, was in meinen Augen kein geringes Verdienst des Verfassers ist, die anspruchlose Bescheidenheit, so viel feine und tiefe Menschenkenntniß unter einem nicht viel versprechenden Titel und in einer wenig scheinbaren Hülle vorzutragen, und auch dadurch — daß er ungleich mehr ist als er scheinen will — jenen ächt Sokratischen Geist und Karakter zu beweisen, dessen Einwohnung der unzweydeutigste Beruf zum popularen moralischen Schriftsteller ist.

Othello.

Kommt näher, Hühnchen, wenn ich bitten darf.

Desdemona.

Was beliebt euch?

Othello.

Laßt mich eure Augen ſehen; ſeht mir in's Geſicht.

Desdemona.

Was für eine entſezliche Einbildung kommt euch an?

Othello (zu Aemilia.)

Ein Stük von euerm Amt, Madam; laßt die handelnden Perſonen allein, und ſchließt die Thüre zu; huſtet, oder ruft wenn jemand kommt. Euer Geheimniß, euer Geheimniß -- nein, macht euch fort.

(Aemilia geht ab.)

Desdemona.

Auf meinen Knien, was wollen dieſe Reden ſagen? Ich ſehe wol, daß etwas Entſezliches in euern Worten iſt, aber ich verſtehe ſie dennoch nicht.

Othello.

Wie? Was biſt du?

Desdemona.

Euer Weib, mein Herr; euer getreues, redliches Weib.

tiges Gefühl für das wahre Schöne erlangt haben; denn je mehr es diesen gefällt, desto besser ist seine Wirkung auf das menschliche Herz. Hieraus ergiebt sich, daß das Studium der menschlichen Seele, ihrer Kräfte, Bewegungen und Leidenschaften die wahre Quelle einer Theorie der schönen Künste sey. Dieß gilt nicht nur von den schönen Künsten überhaupt, sondern auch von jeder einzelnen derselben. Diejenigen Kritiker scheinen also nicht den rechten Weg einzuschlagen, welche die Regeln der schönen Künste nicht sowohl aus der Natur der menschlichen Seele, als vielmehr aus schon vorhandenen Kunstwerken, seyen sie immerhin klassisch, herleiten wollen. Dieß hat die Folge, daß dem Schönkünstler oft unnöthige Fesseln angelegt werden, daß ihm die Kritik Gesetze vorschreibt, von denen ihn die Natur freyspricht. Ohne diese Betrachtung weiter fortzusetzen, will ich die Anwendung auf die dramatische Poesie machen.

Den oben bemerkten Hauptendzweck aller schönen Künste, nehmlich durch Gefallen nützlich auf das menschliche Herz zu wirken, muß also auch die dramatische Poesie haben. Die Mittel welche der dramatische Dichter zu Erreichung dieses Endzweckes anwenden muß, oder mit andern Worten: die Regeln, welche die Theorie der dramatischen Poesie in sich faßt, sind theils allgemeine, die in den redenden Künsten überhaupt müssen beobachtet

werden, theils besondere. Diese letzteren beziehen sich hauptsächlich auf die verschiedenen Formen, welche das Drama annimmt, um auf das menschliche Herz zu wirken. In dieser Rücksicht theilt sich die dramatische Poesie eigentlich in zwey Haupttheile, in das Trauerspiel und Lustspiel. Daß die Natur mehrere Gattungen, sollten es auch nur Zweige jener zwey Hauptgattungen seyn, zulasse, davon sind die Oper, das Singspiel, das Schäferspiel, die Tragikomödie oder das rührende Lustspiel, und das bürgerliche Trauerspiel, Beweise. Freylich wäre über den Werth dieser Abarten, so wie sie gegenwärtig beschaffen sind, noch manches zu sagen. Die Oper könnte ein wahrer Zauberstab in den Händen der schönen Künste seyn, die hier vereinigt wirken; aber ist sie es? — Das Singspiel (ob mein Gefühl richtig ist?) kann man weder für ein Drama, noch für ein bloßes Konzert, worin gesungen wird, halten. Es ist ein unächtes Drama, und kein wahres Konzert. Diese Ungewißheit schwächt seine Wirkung. Schönheit, gute Stimme und einnehmender Gesang der weiblichen und männlichen Schauspieler, verbunden mit der großen Gewalt, welche die Musik an sich schon über das menschliche Herz hat, — wenn nicht diese Stücke zusammen dem dramatischen Dichter im Singspiel oft so sehr zu Hülfe kämen: so könnte diese Art des Drama wohl nie den guten Geschmack, als Drama betrachtet, befriedigen. — Das Schäferspiel könnte eine vortref-

liche

liche Wirkung thun; allein wegen der äußerſt delikaten Behandlung, die es alsdann erfodert, hat es mehrere Schwierigkeiten, als man meynt; und geſetzt, dieſe würden glücklich beſiegt, ſo iſt ſein Salz und ſeine Würze ſo fein, daß nur ein unverwöhnter Geſchmack dadurch gerühret wird, und für den, dem es hieran gebricht, geht faſt alle Wirkung verlohren. — Der Tragikomödie haben einige, ſo wie dem bürgerlichen Trauerſpiel anfangs das Bürgerrecht erſchweren wollen. Aber nur die konnten dieß thun, welche die Regeln der ſchönen Künſte hauptſächlich auf Autorität bauen. Nimmt man aber die Natur der menſchlichen Seele als die einzig wahre Quelle jener Regeln an; ſo ſind dieſe beyde Arten des Drama nicht verwerflich. Denn der Wechſel von Traurigkeit und Freude, wenn er auf eine geſchickte Art veranſtaltet wird, paſſet ganz gut zu der Wirkung, welche das Drama hervorbringen ſoll; und eine tragiſche Handlung, verbunden mit großen, edlen Geſinnungen, wobey die handelnden Perſonen bürgerlichen Standes ſind, kann eben ſo gut, ja manchmal noch ſtärker wirken, als wenn man dergleichen unter Perſonen von hohem Rang erblickt. Die Einwendungen gegen das bürgerliche Trauerſpiel, die ſich nur auf Autorität gründeten, ſtürzten daher auch allmählich zuſammen, nachdem man vortrefliche Proben von dieſer Art des Schauſpiels, das in England, ſo wie die Tragikomödien in Frankreich, aufkam, geſehen hatte.

Wie leicht Autorität auch einen sonst sehr richtigen Geschmack irre führen könne, siehet man daraus, daß selbst einer unserer größten neuen Kunstrichter behauptet hat, das Trauerspiel sey vollkommener in Versen, als in Prosa. In der Epopöe sind zwar Personen, die sich in Versen unterreden, auch für den reinsten Geschmack nichts weniger als anstößig; allein da das Drama alles *) so, wie es in der wirklichen, nicht in einer ganz idealischen Welt vorgeht, dem Zuschauer vor das Gedicht bringen soll; so muß auch seine Art zu reden nicht ohne Noth von der in der wirklichen Welt gewöhnlichen abweichen, indem sonst die Täuschung gestöret wird. Diese Foderung, die sich offenbar auf die Natur gründet, wird freylich von dramatischen Dichtern sowohl, als von Schauspielern häufig übertreten.

Ich habe geglaubt, diese Betrachtung um solcher Leser willen voraus schicken zu müssen, die, was die dramatische Form betrift, zu fest am Herkömmlichen hängen, und daher geneigt sind, ein dramatisches Werk in einer neuen Form, bloß um dieser willen zu verwerfen. Ich will nehmlich eine solche, so viel ich weiß, neue dramatische

*) Jedoch mit der Einschränkung: alles, was nicht dem Idealischen, das die Poesie überhaupt fodert, zuwider ist.

ſche Form dem Publikum zu einer unpartheyiſchen Prüfung vorlegen. Da ſie, als neue Form, keine Autorität für ſich anführen kann; ſo muß ſie ſich begnügen, wenn ſie auf Gründen beruhet, die aus der Natur der menſchlichen Seele herfließen.

Wodurch wirkt überhaupt das Schauſpiel nützlich auf das menſchliche Herz? Dadurch, daß es uns Handlungen und Reden der Menſchen auf eine gefallende Art vor das Angeſicht und Gehör bringt. Unterſtützt und begünſtigt wird dieſes allgemeine Mittel durch drey beſondere Eigenſchaften der menſchlichen Seele.

Die erſte iſt dieſe, daß ihre Aufmerkſamkeit durch jede ſonderbare Lage, worin ſich andere Menſchen entweder von Natur oder durch einen Zufall befinden, vorzüglich gereizt und angezogen wird. Eine Frucht der natürlichen Neugierde des Menſchen!

Die zweyte: daß die Aufmerkſamkeit der Seele zu hochgeſpannter Erwartung des Ausganges übergeht, wenn ſie gewiſſe Perſonen in einer verwickelten Lage erblickt, und daß es ſie ergötzt, dieſe Erwartung durch den Ausgang befriedigt zu ſehen.

Die dritte: daß wir ein beſonderes Vergnügen empfinden, wenn ein Menſch ſeine Geſinnungen und Leidenſchaften auf eine ſolche Art äuſſert, daß wir gleichſam ſein Innerſtes durchſchauen können.

Daher ſtellt der dramatiſche Dichter erſtlich gewiſſe handelnde Perſonen in einer beſonderen Lage vor, wodurch ſie überhaupt der Aufmerkſamkeit der Zuſchauer würdig werden. Dieß iſt nach der Kunſtſprache die Handlung.

Sodann läßt er die Lage der Perſonen und ihre Verhältniſſe gegen einander immer verwickelter werden, und endlich einen unvermutheten Ausgang gewinnen; (nach der Kunſtſprache: er ſchürzt und löſet den Knoten) dadurch erweckt er die Theilnahme der Zuſchauer.

Endlich ſetzt er dieſe in den Stand, die Geſinnungen und Leidenſchaften der handelnden Perſonen deutlich wahrzunehmen. Dadurch wird die Theilnahme der Zuſchauer erhöhet, und die Wirkung, die der Dichter hervorbringen will, verſtärket. *)

Die drey angeführten Eigenſchaften der menſchlichen Seele ſind alſo bisher zum Grund gelegt worden, um die gewünſchte Wirkung des Drama hervorzubringen. Und nun iſt der Leſer auf dem Punkte, wo ich ihn zu ſehen wünſchte. Es fragt ſich nehmlich jetzt, ob nicht noch eine andere Eigen-

*) Nebenmittel, die noch zu Hülfe genommen werden, um die Wirkung zu verſtärken, als: Geſang, Muſik, Dekorazionen u. ſ. w. gehören jetzo nicht zu meinem Endzwecke, weswegen ich ſie übergehe.

Eigenſchaft der Seele mit gutem Erfolg im Drama könne zum Grund gelegt, und eine neue Art des Drama darauf gebauet werden? Daß, und wie dieſes möglich ſey, will ich ſuchen dar zu thun.

Ich glaube diejenige Eigenſchaft der Seele, nach welchen der Eindruck, den eine Sache auf ſie macht, durch den Kontraſt bald ſehr verſtärkt, bald geſchwächet wird, giebt eine ſolche Grundlage ab. Ich will ein Beyſpiel anführen, welches die Wirkung des Kontraſtes erläutern wird: Ein Mann, der Urſache hat, mit dem Karacter ſeiner Gattin und mit der Art, wie ſie ihrem Hausweſen vorſteht, unzufrieden zu ſeyn, hat ſeinen Freund beſucht, der in einem ſehr glücklichen Eheſtande lebt. Mit der Vorſtellung von der häuslichen Glückſeligkeit ſeines Freundes ganz erfüllt, kommt er in ſein eignes Haus zurück, und findet da das Gegentheil von allen dem, was er ſo eben geſehen hatte; und nun fühlt er die Mängel, die in ſeinem Hausweſen herrſchen, noch einmal ſo ſtark als vorher. Wir wollen den Fall umkehren: ein Mann der unglücklich verheurathet iſt, kommt von einem Freunde zurück, in deſſen Hausweſen noch weit gröſſere Mängel als in dem ſeinigen herrſchen, und der Verdruß über ſeine eigene ſchlimme Lage wird dadurch gemildert werden. Durch den Kontraſt wirkt alſo ein Gegenſtand viel ſtärker auf die Seele, als wenn derſelbe für ſich

allein von ihr betrachtet würde. Was liebens- und haſſenswürdig, verehrungs- und verachtungswürdig, recht und unrecht iſt, kann durch den Kontraſt in das hellſte Licht geſetzt werden; ja alle ſchönen Künſte können durch ihn die Kraft und das Leben ihrer Produkte erhöhen. Im Drama würde folglich eine Sache ſehr tiefen Eindruck auf den Zuſchauer machen, wenn man dieſe Sache mit einer andern in einen ſtarken Kontraſt brächte. Und wie wäre dieß zu bewerkſtelligen? Das Mittel, um den Endzweck des Drama zu erreichen, könnte nun nicht mehr eine Handlung ſeyn, welche hauptſächlich durch Schürzung und Auflöſung des Knotens und durch lebhafte Aeuſſerung der Karactern und Leidenſchaften die gewünſchte Wirkung hervorbrächte, ſondern es müßten zwey oder mehrere Handlungen ſeyn, und die verlangte Wirkung müßte man hauptſächlich durch den Kontraſt hervorzubringen ſuchen. Dieß wäre alſo das Weſentliche dieſer neuen Art des Drama, das man rhapſodiſches Drama nennen könnte. Nun einiges zur Beſtimmung ſeiner beſondern Theorie!

Für neu erkläre ich das rhapſodiſche Drama, weil es einen ganzen eignen Weg ſchlägt, um in das menſchliche Herz zu dringen. Das gewöhnliche Drama ſucht dieſes durch eine Handlung, durch denen Verwickelung und Auflöſung und durch lebhafte Aeuſſerung der Karakteren und Lei-

denſchaften zu erreichen; hingegen das rhapſodiſche Drama ſtellt, um ſeinen Endzweck zu erreichen, zwey oder mehrere ganz verſchiedene Handlungen neben einander. Verwickelung und Auflöſung iſt ihm kein weſentliches Bedürfniß, ſondern was das gewöhnliche Drama ſich von dieſem Hülfsmittel verſpricht, das verſpricht ſich das rhapſodiſche vom Kontraſte. Man wollte z. B. Edelmuth, Geradheit und Redlichkeit, beſonders an Männern, die wichtige Stellen im Staate bekleiden, den Zuſchauern als liebens- und verehrungswürdig darſtellen; ſo ließe man zwey intereſſante Scenen etwa aus dem Leben eines Thomas Morus und eines Richelieu gegen einander kontraſtiren; oder man wollte Bigoterie und Fanatismus eines Theils, und gänzliche Irreligioſität andern Theils, gleich verabſcheuungswürdig machen, ſo würde erſt ein bigoter oder fanatiſcher Menſch, alsdann ein Menſch, der alle Religion verſpottet, und endlich ein vernünftiger und religiöſer Mann, jeder beſonders in einer intereſſanten und charakteriſtiſchen Situation auf die Bühne gebracht.

Der Kontraſt im rhapſodiſchen Drama kann auf vielerley Art veranſtaltet werden.

Erſtlich: wenn man einen böſen und guten Gegenſtand mit einander kontraſtiren läßt, um den Zuſchauer für dieſen und wider jenen einzunehmen.

Zwey-

Zweytens: wenn eine guter Gegenstand nach zwey einander entgegengesetzten bösen aufgestellt wird. Z. B. erst Bigoterie und Fanatismus, dann Verachtung aller Religion oder Gottseligkeit und endlich ächte Religiösität. Diese letzte ist das Wahre, hingegen die beyden Abweichungen vom Wahren, Fanatismus und Gottseligkeit ist das Fehlerhafte. Nach dieser Veranstaltung des Kontrastes würden also die fehlerhaften Abweichungen einmal schon durch den Kontrast unter sich selbst und dann noch durch den Kontrast mit dem Wahren auf den Zuschauer wirken.

Drittens könnte man auch nur zwey entgegengesetzte Fehler oder Abweichungen vom Wahren in zwey interessanten Handlungen dem Zuschauer vor Augen stellen, das Wahre aber ihn selbst aufsuchen lassen. Z. B. Feigheit und Tollkühnheit als verschiedene Abweichungen von der Tapferkeit. Wenn der Zuschauer so das Wahre sich selbst abstrahiret hätte, so würde er es als seine eigene Erfindung ansehen; es würde desto tiefern Eindruck auf ihn machen.

Viertens können zwey oder drey Kontraste (jenes würde vier, dieses sechs besondere Handlungen erfordern) zusammengesetzt werden, um einen Hauptkontrast bey dem Zuschauer wirksam und eindringend zu machen. Ein Beyspiel mag auch dieses erläutern. Große und edle Denkungsart kann sich, eben so wie kleine und niedrige, auf

Othello.

Komm, ſchwör mir das; ſprich dir dein Urtheil ſelbſt; ſonſt möchten, da du einem himmliſchen Weſen ſo ähnlich biſt, die Teufel ſich ſcheuen Hand an dich zu legen. Zieh dir alſo eine zweyfache Verdammniß zu; ſchwöre, du ſeyeſt ehrlich.

Desdemona.

Der Himmel weiß es.

Othello.

Der Himmel weiß, daß du falſch wie die Hölle biſt.

Desdemona.

An wem, mein Gemahl? Mit wem? Wie bin ich falſch?

Othello. (Er weint.)

Ach Desdemona! Weg, weg, weg! --

Desdemona.

O des unglükſeligen Tags! Warum weint ihr? Bin ich die Bewegs-Urſach dieſer Thränen, mein liebſter Mann? -- Wenn ihr vielleicht meinen Vater in Verdacht habt, daß er an eurer Zurükberuffung Schuld habe, ſo laßt es doch mich nicht entgelten; wenn ihr ihn verlohren habt, ſo hab' ich ihn ja auch verlohren.

Othello.

Hätt' es dem Himmel gefallen, mich durch Trübſale

zu

verſchiedene Art und in verſchiedenen Ständen und Lagen äuſſern. Man kann alſo Perſonen, die die Geſchichte aufſtellt, und welche auf verſchiedene Art ſich entweder als edel- oder niedrigdenkend gezeigt haben, paarweiſe kontraſtiren laſſen, ſo wird das Ganze einen wirkſamen Kontraſt zwiſchen dem edel- und ſchlechtdenkenden Manne hervorbringen. Die erſte von dieſen vier Arten des Kontraſtes will ich reinen, die zweyte vermiſchten, die dritte elliptiſchen und die vierte zuſammengeſetzten Kontraſt nennen.

Nun wäre ferner zu unterſuchen, was man bey den einzelnen Handlungen im rhapſodiſchen Drama zu beobachten hätte. Ich habe ſchon bemerkt, daß das eine Mittel, deſſen ſich das gewöhnliche Drama zu Erreichung ſeines Endzwecks bedient, nemlich Verwickelung und Auflöſung, kein weſentliches Bedürfniß für das rhapſodiſche Drama iſt; das andere hingegen, nehmlich lebhafte Aeuſſerung der Geſinnungen und Leidenſchaften würde auch in dieſem Drama nie zu verſäumen ſeyn. Zwar hätte man nicht nöthig, den Vortheil, welchen die Verwickelung und Auflöſung gewährt, ganz ungenützt zu laſſen: allein da im rhapſodiſchen Drama faſt alles durch den Kontraſt ſoll ausgerichtet werden; ſo dürfte die Verwickelung nur ganz locker und gleichſam nur ein mäßig gebrauchtes Gewürze ſeyn, damit die Erwartung des Zuſchauers ja nicht merklich geſpannt und dadurch

durch die Wirkung des Kontraſtes geſchwächt würde. Die vornehmſte Sorge des Dichters müßte ſeyn: in jeder Handlung die lebhafteſten charakteriſtiſchen Züge in einem Akt zu vereinigen.

Was die Stellung oder Anordnung der Handlungen betrift, ſo würde in den meiſten Fällen am beſten derjenige Gegenſtand zuletzt vorgeſtellt werden, für welchen man den Zuſchauer einnehmen wollte. Wenn, nach dem obengegebenen Beyſpiele, die Zuſchauer erſt einen Richelieu nach ſeinen Karakter hätten handeln ſehen, ſo würde ſchon ihr natürliches Gefühl ſie gegen einen ſolchen Karakter ſtimmen, und da, wo etwa dieſes Gefühl nur noch ein ſchwankendes Urtheil hervorbrächte, würde ein hernach auftretender Morus völlig für die Tugend entſcheiden. Ueberhaupt aber müßte des Dichters Beurtheilungskraft und Kenntniß des menſchlichen Herzens die Anordnung der Handlungen beſtimmen. Bey dem elliptiſchen Kontraſte würde ſie wohl meiſtens gleichgültig ſeyn.

Die Quellen, woraus Süjets zu ſchöpfen ſind, hat das rhapſodiſche Drama mit dem gewöhnlichen gemein, nehmlich Geſchichte *) und Fikzion. Aber hiebey hat jenes vor dieſem den Vortheil voraus, daß es viel freyer aus der Geſchicht ſchöpfen kann, indem bey ſeinen Süjets die Veranſtals

*) Im weiteren Sinne des Worts.

anſtaltungen, welche die Verwickelung und Auflöſung erfordert, nicht nöthig ſind. Allein was zieht die menſchliche Seele mehr an? — ein Kontraſt, oder eine immer höher geſpannte und endlich befriedigte Erwartung? — Das müßte erſt ein meiſterhafter Verſuch im rhapſodiſchen Drama entſcheiden. Z. B. der Kontraſt zwiſchen etlichen ſtarken Szenen aus den Zeiten der Baſtille, und etlichen, welche das Glück derjenigen Freyheit, wornach die Franzoſen jetzo ringen, ohne ſie ſchon zu beſitzen, lebhaft vor Augen ſtellte — was müßte dieſer Kontraſt, von einer Meiſterhand bearbeitet, auf einem Pariſer Theater wirken! Geſetzt aber das gewöhnliche Drama wirkte durch geſpannte und befriedigte Erwartung ſtärker als das rhapſodiſche durch den Kontraſt, ſo iſt auf der andern Seite dieſes zu bedenken: wenn jedes dramatiſche Stück, wie ich denn glaube vorausſetzen zu können, zum Endzweck haben ſoll, daß es einen wichtigen und guten Gegenſtand dem Zuſchauer eindringend ans Herz lege; ſo ſcheint mir das rhapſodiſche Drama mehr geradezu auf dieſen Endzweck los zu gehen, ihn kürzer und vielleicht doch eben ſo ſicher zu erreichen, als das gewöhnliche. Denn in dieſem iſt der Zuſchauer meiſtens ſo einzig mit der Verwickelung und Auflöſung beſchäftigt, daß darüber der wahre Endzweck, wenn auch zu deſſen Erreichung das Stück ſonſt die Anlage hätte, nur gar zu oft gänzlich aus dem Geſichte verlohren, und alſo nicht ganz

erreicht

erreicht wird. Freylich diejenigen, welche bloß Unterhaltung und Zeitvertreib im Schauspiele suchen, machen ein sehr beträchtliches Völklein aus; aber auch nach diesen könnte sich das rhapsodische Drama zuweilen bequemen, ohne seinen reellen Endzweck aufzuopfern, wenn es nehmlich bey einer Vorstellung viele kleine, aber lebhafte, charakteristische und kontrastirende Szenen auf die Bühne brächte.

Aber wozu ein neues, auf den Kontrast gebauetes Drama, da man schon im gewöhnlichen sich des Kontrastes, besonders in Ansehung der Karaktere der handelnden Personen, bedienet? — Die Antwort ist leicht! Wenn man schon längst den Kontrast im Drama benutzt hat; so ist das ein Beweis, daß man die Macht des Kontrastes schon längst gekannt, aber diejenige besondere Anwendung desselben, worauf das rhapsodische Drama sich gründet, entweder gänzlich übersehen, oder doch nicht gehörig untersucht hat; und überdieß muß doch die Wirkung ganz anders ausfallen, wenn man den Kontrast als die erste Triebfeder, als wenn man ihn nur als Nebensache gebraucht.

Endlich, wo werden die drey Einheiten bleiben, worauf die Kritiker gewöhnlich so sehr dringen? — Das rhapsodische Drama erkennet ihre Beobachtung nicht als Gesetz an, und kann es seiner Natur nach nicht; doch können sie zufälliger Weise

in demſelben beobachtet werden. — Aber ſo iſt es kein Drama, ſondern eine willkührliche Zuſammenhäufung von dramatiſchen Fragmenten? Ich antworte: es iſt allerdins ein Drama, nur nicht von der bisher gewöhnlichen Art; und ſo verſchieden auch ſeine Beſtandtheile ſeyn mögen, ſo machen ſie zuſammen dennoch ein beſtimmtes Ganze aus, indem ſie alle in einem gemeinſchaftlichen Endzwecke zuſammen laufen, nehmlich im Kontraſte. Kamler in ſeinem Batteux, im Kapitel von den drey Einheiten, ſagt: „die Handlung iſt eine einzige, wenn man ſich einen einzigen Endzweck vorſetzt, wohin alle Mittel gehen, die man anwendet.“ Nach dieſem Satze könnte man alſo, vielleicht ohne ſpitzfündig zu ſeyn, dem rhapſodiſchen Drama eine beſtändige Einheit der Haupthandlung beylegen, ſo verſchieden auch die Theile dieſer Haupthandlung ſeyn können, welche zuſammen genommen den Kontraſt bewirken, zumal da man zugiebt, daß auch im gewöhnlichen Drama, der Einheit der Handlung unbeſchadet, Epiſoden Statt finden können.

Ich breche hier ab, und hätte es vielleicht ſchon längſt thun ſollen. Wäre das Heldengedicht gegenwärtig eine noch ganz unbekannte Dichtungsart, ſo möchte die vollſtändigſte Theorie davon erſcheinen, und ſie würde uns nicht ſo überzeugen, was dieſe Dichtungsart leiſten könne, als uns eine Iliade überzeugt; und Leſſing ſagt in

seinen Litteraturbriefen: „umsonst würden, bald ein Omeis, bald ein Gottsched die Möglichkeit eines teutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyspiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache, nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gegeben hätten. Dieß läßt sich auch auf das rhapsodische Drama anwenden: eine Probe, aber von keinen andern, als Meisterhänden geliefert, muß entscheiden, ob diese neue Art des Drama der Aufnahme werth sey, und dasjenige leiste, was sie zu versprechen scheint.

A. Weinrich.

Zusatz des Herausgebers.

Indem ich eine nähere Untersuchung der neuen Erfindung, womit Hr. W. die dramatische Kunst bereichert, andern überlasse, die dazu mehr Zeit und Beruf haben als ich, sey mir erlaubt nur ein paar Anmerkungen beyzufügen.

Ich weiß nicht, wer unter dem großen Kunstrichter gemeynt ist, den das Vorurtheil der Autorität verleitet haben soll, zu behaupten: das Trauerspiel in Versen sey (vermuthlich, wenn alles übri-

ge gleich iſt?) vollkommener als in Proſa. Ich, meines Orts, den bloß der Umſtand, daß ich mich ſchon über vierzig Jahre ſelber mit den Muſenkünſten abgegeben habe, verleitete, gelegenheitlich meine Gedanken über Gegenſtände der äſthetiſchen Kritik zu ſagen, bekenne gern, daß ich jener Meynung immer beygethan geweſen bin; und dies (wenn ich anders recht weiß was in mir vorgeht) nicht aus Anſehen von irgend jemands Perſon, ſondern aus einem Grunde, der mir ſo lange, bis das Verſemachen durch einen allgemeinen Konvent des menſchlichen Geſchlechts auf ewig abgeſchaft ſeyn wird, unwiderleglich ſcheint, — nehmlich eben darum, warum ich dafür halte, daß das epiſche Gedicht, die Ode, die Elegie, das Hirtenlied, die Erzählung, ja ſogar das Epigramm, ceteris paribus, in Verſen vollkommner iſt als in Proſa. Gern will ich mich des Gegentheils belehren laſſen, falls ich mich mit den Erfindern und gröſten Meiſtern der dramatiſchen Kunſt hierin irren ſollte: aber dazu werden ſchärfer beweiſende Gründe nöthig ſeyn, als der, den Hr. W. angiebt, und der mir auf ſehr unbeſtimmten und nicht genug entwickelten Begriffen zu beruhen ſcheint. Aus der Art wie ſich Hr. W. erklärt, muß man ſchließen: der Grund, warum Perſonen, die ſich in Verſen unterreden, im epiſchen Gedichte dem Geſchmack unanſtößig ſind, darin liege, weil in der Epopöe alles nicht wie es in der wirk-

lichen, ſondern wie es in einer ganz idealiſchen Welt vorgeht, vorgetragen werde. Wenn dies auf die Ilias und Aeneis angewendet werden ſollte, ſo käme heraus, daß Hr. W. den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher ſich wohl keiner jemahls etwas träumen ließ; denn bisher haben wir alle ohne Ausnahme geglaubt, gerade das, was in den epiſchen Werken dieſer großen Meiſter dramatiſch iſt, die Reden und Dialogen, ſeyen auch das natürlichſte und mit dem ordentlichen Gang der menſchlichen Dinge übereinſtimmendſte in den beſagten Werken. Das Proton Pſeudos unſers V. ſcheint in der Unbeſtimmtheit deſſen, was er unter der wirklichen und einer ganz idealiſchen Welt verſteht, zu liegen. Soviel ich weiß, iſt die Welt, worin die Handlungen der Ilias und Odyſſee vorgehen, nicht idealiſcher, als die Welt des Sophokles und Euripides; und wenn die geſchmackvolleſten Griechen nichts anſtößiges daran fanden, daß Philoktetes in Verſen wehklage, in Jamben mit Ulyſſes und Neoptolemos ſpreche, ſo kam es bloß daher, weil ſie nicht anſtößig fanden, den Achilles und Agamemnon einander in Hexametern ausſchelten zu hören.

Kurz, Tragödie und Komödie ſind immer für poetiſche Kunſtwerke gehalten worden, und ſo lange ſie das ſind, wird die Verſifikazion an einem ſolchen Werke

Werke eine Vollkommenheit mehr seyn, an welcher, in so fern wesentlichere Vollkommenheiten nichts darunter leiden, sich kein Mensch von Geschmack jemahls und eben so wenig stoßen wird, als, wofern der Dichter uns sonst zu täuschen und zu rühren und der Schauspieler zu sprechen weiß, Täuschung und Rührung durch die Versifikazion das geringste verlieren kann; wie die Erfahrung längst bestättiget hat.

Meine zweyte Anmerkung geht dahin, daß der Erfinder des rhapsodischen Drama's, meines wenigen Erachtens, besser gethan hätte, wenn er, oder irgend ein Dichter von seiner Bekanntschaft, etliche dramatische Werke dieser Art seiner Theorie hätte vorhergehen lassen, als daß er mit der leztern, wie es scheint, solche Werke erst veranlassen will. Denn alsdann hätte er den wichtigen Vortheil gehabt, zu sehen, ob und wie fern die Wirkung dem, was er sich von dieser neuen Gattung von Dramen verspricht, zusage oder nicht, und seine Theorie würde dadurch an Bestimmtheit, Deutlichkeit und Gründlichkeit viel gewonnen haben. Ein mehreres zu erinnern, verwehrt mir diesesmahl die Zeit.

W.

Anzeigen.

I.

Bey Joh. Jacob Thurneiſen im Friedhof zu Baſel ſind folgende engliche Schriftſteller verlegt, und in den vornehmſten Buchhandlungen Teutſchlands zu haben:

Bolingbroke's Letters on the uſe and Study of Hiſtory, 1 Vol.

Gibbon's Hiſtory of the Decline and Fall of the Roman Empire, 14 Vol.

Robertſon's Hiſtory of the Emperor Charles V. 4 Vol.

Blair's Lectures on Rhetorik and Belles Lettres, 3 Vol.

Kippis Life of Captain Cook, 2 Vol.

Fergusſon's Eſſay on the Hiſtory of civil Society, 1 Vol.

Keate's Account of the Pelew-Islands, 1 Vol.

Hume's Hiſtory of England, 12 Vol.

Gillie's Hiſtory of ancient Greece, 5 Vol.

Robertſon's Hiſtory of America, 3 Vol.

Middleton's Life of Cicero, 4 Vol.

Shaftesbury's Characteriſtiks, 3 Vol.

Smith's Inquiry into the nature and cauſes of the Wealth of nations, 4 Vol.

Fergusſon's Hiſtory of the progreſs and termination of the roman Republic, 6 Vol.

Robertſon's Hiſtory of Scotland during the reigns of Queen Mary, Iames VI. etc. 3 Vol.

Robert-

zu prüfen, hätt' er alle Arten von Schmerzen und Demüthigungen auf mein naktes Haupt regnen, mich bis an die Lippen in Armuth verſinken, mich ohne Hoffnung der Befreyung in Sclaverey gerathen laſſen; ſo würd' ich noch in irgend einem Winkel meiner Seele einen Tropfen Geduld gefunden haben. Aber, ach! mich zu einem feſten Ziel für den unbeweglichen Finger der ſpottenden Verachtung zu machen -- und doch auch das, auch daß wollt' ich noch ertragen können. Aber da [*], wo die Ruhe, der Troſt, die Wonne meines Lebens lag, aus deinem Herzen vertrieben zu ſeyn, oder es als eine Ciſterne, worinn unflätige Kröten zügeln, zu beſitzen: Hebe dich weg, Geduld, du junger, roſenwangichter Cherubin, -- Da ſeh' ich grimmig wie die Hölle aus.

Desdemona.

Ich hoffe, mein edelmüthiger Mann kennt mich genugſam, mich für unſchuldig zu halten.

Othello.

O, ja, wie Sommerfliegen in Schlachthäuſern, die von einem anwehenden Lüftchen lebendig werden. O du giftiges Unkraut, warum biſt du ſo lieblich anzuſehen? Du riechſt ſo gut, daß einem der Kopf davon weh thut. Ich wollte, du wäreſt nie gebohren worden!

[*] Man hat hier, einem herrſchenden, obgleich an ſich vielleicht ungerechten Vorurtheil zu gefallen, von dem buchſtäblichen Sinn des Originals ein wenig abweichen müſſen.

Robertſon's Diſquiſition concerning India, 1 Vol.

Delorme's Conſtitution of England, 1 Vol.

Watſon's Hiſtory of Philip II. 3 Vol.

Watſons' Hiſtory of Philip III. 2 Vol.

Burke's Inquiry in to the Sublime, 1 Vol.

Dieſe Sammlung iſt nun ſeit 5 Jahren auf 74 Bände angewachſen, und wird noch immer fortgeſetzt. Gute Auswahl der Autoren und die äußerſte Korrektheit machen ſie den Kennern und Liebhabern der engliſchen Litteratur beſonders ſchätzbar. Auch ihre äußere Schönheit und die Wohlfeile des Preiſes tragen nicht wenig zu ihrer Empfehlung bey. Sie iſt auf ſchönes weißes Schreibepapier in groß 8vo gedruckt, und jeder Band koſtet in Baſel nicht mehr als 1 fl. 30 Kr. ohngefehr den vierten Theil des Londner Preiſes. Folgende Werke ſind unter der Preſſe und werden in kurzer Zeit nach einander erſcheinen.

Berrington's Hiſtory of Abelard and Heloisa.

Berrington's Hiſtory of Henry II. of England.

Hume's Eſſays and Treatiſes.

Smith's Theory of moral Sentiments.

Junius's Letters.

Smollet's Continuation of Hume's Hiſtory of England.

Shakespeare's Works, with notes by Malone.

Congreve's Works, with his life by Sam. Johnſon.

2.

Vollſtändiger und deutlicher Unterricht in der Naturlehre, in Briefen von M. Hube. Mit Kupfern. gr. 8. Drey Bände.

Herr Hube, Direktor der Cadettenſchule in Warſchau, iſt bekannt durch einige gründliche Werke aus der Mathematik, beſonders durch ſein Werk über die Ausdünſtungen, welches Herr Profeſſor Lichtenberg in ſeiner Ausgabe der Erxlebiſchen Naturlehre neben den Werken eines Saußüre, Senebier, und de Luc, empfiehlt.

Dieſes neue Werk von demſelben, verbreitet ſich über alle Gegenſtände der Naturlehre und über die neueſten Entdeckungen, vorgetragen in Briefen an einen jungen Herrn vom Stande, der ſich in dieſer gemeinnützigen und für jeden Menſchen, der einige Anſprüche auf Bildung des Geiſtes machen will, ſo nothwendigen Wiſſenſchaft unterrichten will. Der Vortrag iſt bewundernswürdig deutlich und ſehr angenehm, frey von allen Witzeleyen und unnöthigen Dingen, womit ſonſt gewöhnlich der wiſſenſchaftliche Vortrag in Briefform aufgeſtutzt zu ſeyn pflegt.

Dem zufolge glaub' ich allen Perſonen, welche den mündlichen Unterricht entbehren müſſen und ſich entweder ſelbſt von der Natur deutliche Begriffe machen oder der Jugend ein Buch zu dieſem Gebrauch in die Hände geben wollen, dieſes Werk empfehlen zu können, welches keine andere Wiſſenſchaft und kein Erforderniß vorausſetzt, als einen geſunden Menſchenverſtand.

Zu Michaelis wird der erſte Band, und zur nachfolgenden Oſtermeſſe werden die folgenden beyden Bände die Preſſe verlaſſen und in allen Buchhandlungen zu haben ſeyn.

Auch wird in der Michaelismeſſe der Beſchluß des dreyßigjährigen Krieges vom Herrn Hofrath Schiller, als Kalender, und der zweyte Theil der Briefe über die Kantiſche Philoſophie gewiß erſcheinen.

Georg Joachim Göſchen.
Buchhändler in Leipzig.

Neuer
Teutſcher Merkur.

10. Stück. 1792.

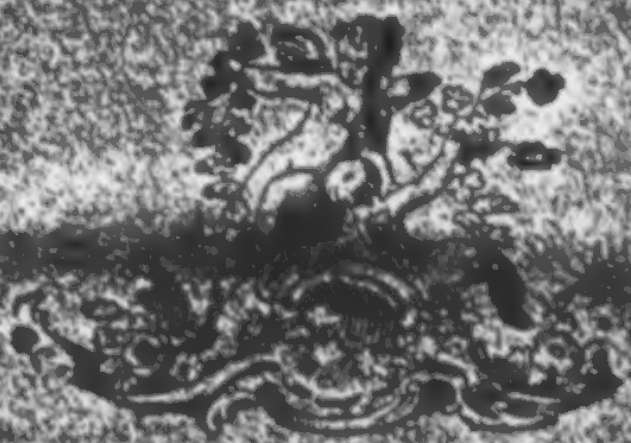

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Das Märgenthal. S. 105.

II. Theorie, zweyte Folge. — 114.

III. Benkendorf. — 127.

IV. Einige Betrachtungen über den Gang der sich entwickelnden Empfindungskraft. — 165.

V. Schreiben an einen Kunstfreund in Paris. — 192.

Nachricht.

Auf den K. Teutschen Merkur kann man sich folgendermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit dem Reichsthalern für den [illegible] ist derselbe

2) [illegible] für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher, alle Leser des T. Merkur sich an irgend einer dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des K. Teutschen Merkur.

Anzeige

Muſik zu Göthe's Werken, von Joh. Friedrich Reichardt.

Unter dieſem Titel liefern wir dem muſikaliſchen Publikum die glücklichſten und vollendetſten Arbeiten des Hrn. Capellmeiſter Reichardt an, zu deren Empfehlung wir hier nur ſagen mögen, daß Poeſie und Muſik vielleicht nie ſchöner und inniger vereint einhergetreten, als in den Arbeiten dieſer beyden für einander geſchaffenen Männer. Der erſte Theil wird die Kompoſizionen zu allen ſangbaren Oden und Liedern des achten Bandes der neuen Ausgabe von Göthe's Schriften enthalten. Man pränumerirt auf denſelben und zahlt dafür Einen Thaler Cour. (den Friedrichsd'or zu 5 Rthlr. gerechnet). Sobald ſich eine hinlängliche Anzahl Liebhaber gemeldet haben, wird der Druck begonnen und die Zeit der Erſcheinung des erſten Bandes beſtimmt, zugleich auch der zweyte Band, der das Singſpiel Erwin und Elmire enthalten wird, angekündigt werden. Außer der unterzeichneten Handlung nehmen alle wichtige teutſche Muſikhandlungen und Buchhandlungen, die ſich mit Muſikalien abgeben, Subſcrepzion und Pränumeration an. Jedem andern der ſich damit bemühen will geben wir das 6te Exempl. frey. Berlin, den 10. May 1792.

Die neue Berliniſche Muſikhandlung.

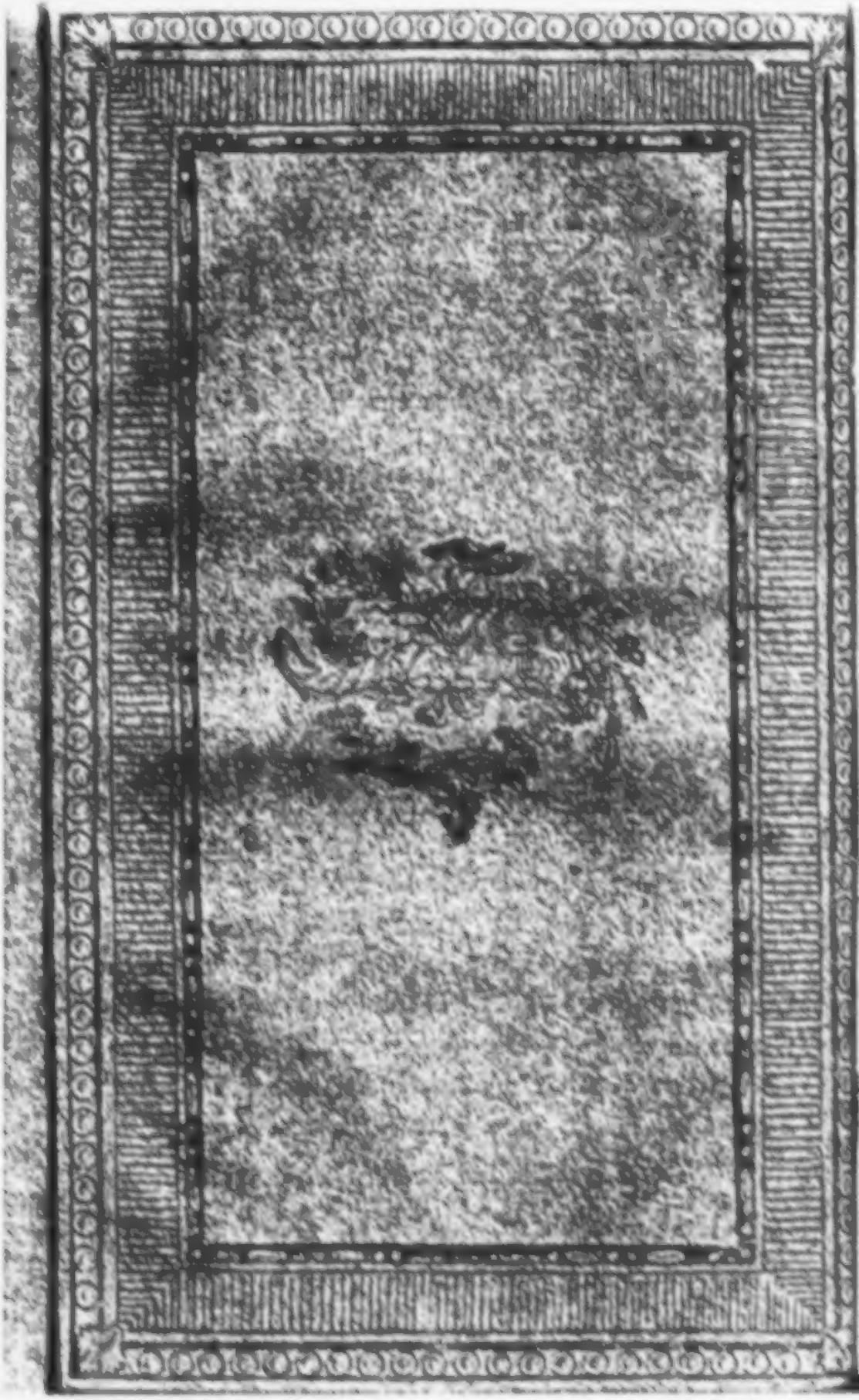

Der neue
Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1792.

I.

Das Marmorbild.

Von Corrik lautem Feſt und lärmenden Getümmel
ſchlich Klimax zum väterlichen Hain.
Hier war ihm wohl, hier unter ſtillem Himmel
war er ſich ſelbſt und ſeinem Gram allein.
Noch hieng ein Myrtenkranz in ſeinem blonden Haar.
Voll innerm Schmerz riß er ſich ihn vom Haupte.
Wozu auch den, der ihm das Lezte raubte? —
Vergeſſenheit, daß er einſt glücklich war.
Der öde Hayn wird nun ſein Freund;
er iſt ſo ſtill, ſo melancholiſch düſter,
ſein Rauſchen deucht ihm ſanftes Grabgeflüſter;
und Philemele? — Ach, ſie weint,
wie er, um unbelohnte Liebe. —

Allmählig wird ſein Aug von milder Wehmuth trübe.
Er freuet ſich der zauberiſchen Welt,

wo ihm sein Gram und er sich selbst gefällt.
Geruhiger, mit stillerm Sehnen
durchirrt sein Geist die goldnen Szenen,
wo er an Myrrha's Arme gieng,
und die Unsterblichkeit in sich zu saugen wähnte,
wenn er an ihrer Rosenlippe hieng.

„O tausendmal zurückersehnte
„zu schnell entflohne goldne Zeit,
„wo Treue mich und Zärtlichkeit
„mit Myrrha's Arm so schwesterlich umschlangen!
„Von allem blieb mir nichts, als der Erinn'rung Schmerz.
„Treulose, du! — Ein frischer Roth der Wangen,
„ein schaler Witz bezauberten das Herz,
„das mir allein die Götter auserlesen.
„Dahin, dahin! — und alles ist nur Scherz
„von einem süßen Morgentraum gewesen!"

Indem er seinen Gram in diese Klagen goß,
zog nah am Hayn vorbey ein festliches Getümmel;
von tausend Lippen floß
Cytheren Lobgesang, und stieg empor zum Himmel.

„Verzeih, rief Klinias, du Göttin süßer Triebe,
„daß sich mein Hymnus nicht in ihre Jubel mengt.
„Was gabst du mir? — Die Rosenzeit der Liebe,
„wie bald ward sie vom bittern Gram verdrängt!

„Auch

„Auch bitt' ich nichts von dir! Mein ſtillzufriednes Herz
„liebt itzt nichts mehr — als ſeinen Schmerz!"

So ſpricht er, wandelt fort in ſeinem ſtillen Hayne,
den er zum Kunſtaehölz erzog,
und wo er oft bey ſanftem Mondenſcheine
ſein müdes Aug um eine Nacht betrog.
Als ihn ſein zweytes Ich, Ormalion, verließ,
um ſeinen Bildnergeiſt an fremder Kunſt zu üben,
mit ihm das letzte Band geſellter Freundſchaft riß,
war dieſer Landſitz ihm als Zufluchtsort geblieben.
Er wandelte bis zu dem ſtillen Hügel,
dem auserwählten Schlummerort,
an dem ein Bach, des Himmels heitrer Spiegel,
vorüberfloß; nur hier und dort,
wo Sträuche ſich in ihn hinunter ſchmiegen,
ſanftplätſchernd durch die Blätterzweige, drang
ein leiſes Flüſtern, wie der Muſen Ruhgeſang,
wenn ſie den Donnerer in ſüße Träume wiegen.

Indem dieß alles ihn mit ſtiller Wonne füllt,
ſtellt unverhofft ein ſchlankes Nymfenbild
ſich ſeinen Augen dar, aus Paros Stein gehauen.
Er ſieht und ſtaunt und kann nicht ſatt ſich ſchauen.
Der grüne Hügel, Bach und Wald
entſchwinden ſeinen trunknen Blicken;
und, o wie ſteigt ſein wonniges Entzücken,

es iſt der Theuren eigene Geſtalt,
wie ſie ihn einſt im Garten ſchlummernd fand,
und ſchalkhaft ſein Geſicht mit Blumen überſäte,
als er dem ſchönſten Traum der Liebe ſich entwand.
So ſtand ſie da, ſo hingegoſſen wehte
der Blumenſtrom aus ihrer runden Hand,
ſo lauſchte ſie, in ſich hinabgeſchmieget,
der ſtillen, athemloſen Ruh'
des vielgeliebten Schäfers zu.
Erwartung, Freud' und loſe Schalkheit wieget
die ganze Stellung. In den Blicken
lauſcht ſtill ein heimliches Entzücken
das auf der Lippe ſanft verflieſt.

„Unmöglich! ruft er aus, nach einer langen Stille;
„wie? iſt mein Aug bedeckt von einer Zauberhülle?
„Hätt' ich noch nicht genug für jene Zeit gebüßt!"

So rief er, ſchlug die Augen Himmelwärts,
dann wieder auf das Bild; und heimlich wünſcht ſein Herz,
das alles wäre mehr, als bloßer Fiebertraum.
Aus Furcht, ihn nur zu bald von ſich hinweg zu ſcheuchen,
ſieht er, wie angebannt — ſein Buſen athmet kaum —
als plötzlich aus den Seitenſträuchen
ein trauter Jugendfreund, nach langen Trennungsjahren,
die beyden ſehnſuchtsvoll und trüb entflohen waren —
Ormalion in ſeine Arme fällt:

„O

Desdemona.

Himmel! was für eine Sünde kan ich unwiſſender Weiſe begangen haben?

Othello.

Wie, du frägſt noch? Du fragſt was du begangen habeſt? Begangen? -- O du Nichtswürdige, ich würde meine Wangen zu Feuer-Eſſen machen, wo die Zucht zu Aſche verbrennen müßte, wenn ich deine Thaten nennen wollte. Wie? was du begangen haſt? Der Himmel ſtopft ſich die Naſe darvor zu, und der Mond die Augen; der buhleriſche Wind ſogar, der alles küßt was ihm vorkommt, hat ſich in die holen Minen der Erde verkrochen, und will es nicht anhören. Was du begangen haſt? -- Unverſchämte Meze!

Desdemona.

Beym Himmel! ihr thut mir Unrecht.

Othello.

Du biſt keine Meze?

Desdemona.

Nein, ſo wahr ich eine Chriſtin bin. Wenn ein Weib, die ſich für ihren Mann allein, und von ieder fremden, unkeuſchen, unerlaubten Berührung rein bewahrt hat, keine Meze iſt, ſo bin ich keine.

Othello.

Wie, auch keine Hure?

Desde-

„O Klinias, genug der Schwärmereyen!
„Kehr nun zurück aus deiner Zauberwelt.
„Hier iſt dein Freund, ein Bündniß zu erneuen,
„das nur der Götter Hand den beſſern Seelen flicht.
„Willſt du?“ —

Ormalion! — Und mehr vermocht er nicht.
„Wohlan! Dieß Marmorbild ſey Denkmal dieſer Stunde!
„mein erſtes Werk in meinem Vaterland.
„Der Genius von unſerm ſchönen Bunde
„gab ſelber mir den Meiſſel in die Hand.
„Zwar jenes geiſtige, allein empfindbare Schöne,
„was holde Mädchen wie umhaucht,
„des Jünglings Herz in eine Wehmuth taucht,
„die unvermerkt in eine ſüße Thräne
„der Liebe ſich zuſammenpreßt:
„dieß geiſtige, dieß weſentliche Schöne,
„was uns den Geiſt im Körper ahnen läßt,
„verſucht umſonſt der Bildner zu erreichen.“

Doch dieſe Aehnlichkeit? rief unſer Klinias,
mein Traum kann ihr nicht mehr, wie dieſer Marmor gleichen!

Wohl möglich, Freund! — doch, ſiehſt du, das
läßt ſich am füglichſten beym Becher Wein erzählen:
und lieber, als in deinen Marmorſälen,
tränk ich ihn hier. Der Dämmrung Roſenpracht,

vom Abendſterne ſanft durchblinket,
verſpricht uns eine heitre Nacht.

Indeſſen Klinias dem nahen Sklaven winket,
beginnt Ormalion:

von meinen Abenteuern
auf gut Ulyſſiſch dir ein langes vorzuleyern,
ermüdet die Geduld, des Liebenden zumahl.
Daß ich bey Phidias den hohen Götterſaal
aus Marmor, Bronz' und Stein im trauten Kreis geſehen:
daß zu Olympia, Athen,
der Bildnerkunſt erhabne Wunder ſtehen,
die Phidias dem Himmel abgeſehn,
langt alles nicht in dein Gebiete;
und lieber als ein Bild von Knidens Aphrodite
iſt dir gewiß ein Zug von edler Herzensgüte,
die immer noch dein Bild in Myrrha's Herz bewacht.
Die Arme findet ſich irrt durch ſich ſelbſt betrogen;
der kurze Traum der Täuſchung iſt verflogen,
und tief gekränkt iſt ſie zur bittern Reu erwacht.
O Klinias, ſey groß, ſey ſtolz, ihr zu verzeyhen!
ſie büßt ſchon lange ſchwer durch nagendes Bereuen.
Der Marmor, der ſo ſanft durch das Geſträuch dort lacht,
wozu ſie ſelber mir geſeſſen,
ſoll bloß ihr Bild in deiner Bruſt erneun.

„Orma-

„Ormalion! — Iſts möglich? — Nein!
„Ich ihr die Kränkungen vergeſſen? —
„Sie liebt mich, ſagſt du, noch? O ſprich,
„nicht wahr, ihr Herz iſt immer gut geweſen?
„Zwar freilich, es verirrte ſich;
„doch, ach! wie bald iſt es von ſeinem Wahn geneſen!
„Sie glühet itzt nur zärtlicher für mich!
„O! wann, wann werd ich ſie umfangen?“

Du Ungeſtümer! rief Ormalion,
und ſtilles Lächeln goß ſich über ſeine Wangen:
Sie zwar verbeth es mir; doch ſeh ich ſchon,
die Freundſchaft darf es hier nicht wagen,
der Zärtlichkeit des Liebenden
die ſüſſe Poſt zu unterſchlagen. —
Du weißt, am neunten Tag beginnt Sizilien
das zweyte Feſt, Idalien zu Ehren.
In fremder Tracht, nach Nymfenart geſchürzt,
erſcheint ſie dann mit an den Weihaltären.
Ein Knabe folgt ihr nach in Amors Flügeltracht.
Sein Bogen iſt erſchlafft, die Fackel umgeſtürzt,
ſein blaues Auge umwölkt der Wehmuth ſtille Nacht.
An ihm erkennſt du ſie.

Ich Glücklicher!
Rief Klinias, iſt alles Traum geweſen?
Kaum kenn' ich mich in meiner Wonne mehr.

Ich alſo bin von Tauſenden erleſen,
in Myrrha's Arm der Glücklichſte zu ſeyn!

So ſeelig pries er ſein Geſchicke.
Ormalion ruhte ſtill auf ihm mit einem Blicke,
womit ſich Himmliſche der Menſchenwonne freun.

Dann giengen beyde Hand in Hand
zurück durch Mondenhellte Hecken,
wo oft an dunkler Tannenwand
ein Marmorbild, gleich einem Geiſte ſtand,
die Träumer lieblich zu erſchrecken.

Nun wandelte ſich Klinias Pallaſt
zum Aufenthalt der ſchwelgeriſchen Wonne.
Die dritte, junge Morgenſonne
begann ein Feſt, das ganz dem trauten Gaſt
gewidmet war, das Feſt vereinter Liebe.

Beſeelt von dem ſüſſeſten der Triebe
war heute Klinias an Myrrha's Marmorbild
in ſüſſen Träumen hingeſunken.
Ihr Anblick machte ihn wonnetrunken,
und dennoch blieb ſein Herz noch ſtets unausgefüllt.
Er lag auf duftigen Blumen da,
wie in dem ſüſſen Augenblicke,
da ſie ihn ehmals ſchlummern ſah.
Wie ſehnt er, ach! die goldne Zeit zurücke,

wie miſcht mit ihr die ſchön're Zukunft ſich!
Wie war vor kurzem noch der Himmel ſeiner Liebe
ſo freudenleer, ſo wolkentrübe,
daß ſelbſt der Hoffnung letzter Stern verblich!
Und izt nach wenig Sehnſuchtstagen,
ſteht er am Ziele ſeiner Klagen,
und ſchließt von ſüſſer Inbrunſt warm,
das langerſehnte Weib im Arm.

So ſchwärmt er fort. Sein zärtliches Gefühl
erlieget nach und nach dem holden Sinnenſpiel.
Sein Aug' erliſcht. Die lieblichen Geſtalten,
die dämmernd izt in ſeiner Bruſt entſtehn,
izt wie ein Wolkenbild zergehn,
und dunkle Ahnungen entfalten,
verliehren endlich ſich in einen holden Traum.

Er ruhte lang, und als er nun erwachte,
ſein erſter Blick hinauf zum holden Bilde lachte —
ihr Götter! Nein! Er ſieht und glaubt es kaum.
Das Marmorbild ſcheint ſanft zu ſchweben,
die jugendliche Bruſt gefühlvoll ſich zu heben;
und durch den zarten Schleierflor
ſtrahlt wie aus Morgenduft ein funkelnd Aug' hervor.
Er ſieht und ſtaunt und hebt ſich ſtumm empor.
Der Marmor wankt — der Schleier ſinkt,
die Holde ſchwebt in ſeine Arme nieder;

„Hier, Klinias, iſt deine Myrtha wieder!
„Kannſt du verzeihn?“ — Und eine Thräne blinkt
von ihrem blauen Auge nieder.
Er ſchließt ſie feſt ans Herz voll ſüſſem Wonnebeben,
und fühlet ſich erwacht ins beſſre Leben.

Karl Rechlin.

II.

Theokrits zweyte Idylle.

Die Liebesbeſchwörerin.

Theſtylis! Her mir die Lorbern, und her mir die Zaubergetränke!
Tauch in Purpurblut die Schaafwoll' und kränze den Becher!
Ha! den Verräther, meinen Geliebten, will ich beſchwören:
ſchon zwölf Tage lang ſäumt und läßt mich der Elende ſchmachten,
nichts bekümmert es ihn, ob ich todt bin, ob ich noch athme,
ſäumet, und pocht mir nicht mehr, auch nur ans Pförtchen! Gewiß hat
Eros, der Flatterer, mir und Aphrodit' ihn geſtohlen?
Morgen mach' ich mich auf nach der Ringerbahn Timagetus;
Ha! wie will ich ihm da die ſchnöde Behandlung verweiſen!
Heute thu' ichs ihm an mit Zauber. Auf dann, Selene!

Leuchte

Leuchte mir freundlich! Es gilt, o Göttin, das Weihegebet dir,
und der Unterwelt Herrſcherin, Hekate, dir, der die Hunde,
wann du in Blut durch Gräber der Todten ſchreiteſt, erbangen,
Hekate, Schreckliche, ſey mir gegrüßt! Auf! ſegne das Werk mir!
Schenke Zirzeiſche Kraft jetzt meinem Zauber! Ihm weiche
nicht Medea's und nicht Perineda's, der blondgelockten!

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher!
Ey ſo ſchmort ja das Schrot ſchon im Feuer! Schütte nur mehr zu,
Theſtylis! — Warte, du Scheuſal! zum Geyer! wo fliegt dir dein Kopf hin?
Treibſt du dein Mummenſpiel mit mir und willſt mich, Hexe, nur äffen?
Streue nur bey und ſprich: hier ſtreu' ich Delphis Gebeine!

Drehhals dreh' dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher!
Delphis zerreiſt mir mein Herz; und ſo will ich, Delphis beſprechend,
da den Lorbeer verbrennen, und wie er im Feuer gewaltig
lodert und ziſcht und im Nu zu unſichtbaren Stäubchen verſtäubt iſt,
alſo lodre hier Delphis Gebein, zerſtäubend, im Feu'r auf!

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher!

Wie

Wie dieß Wachs ich hier bey Segenſprüchen zerſchmelze,
alſo zerſchmelze mir ſtraks vor Liebe mein myndiſcher Delphis!
Wie durch Aphrodite ſich da der eherne Topf dreht,
alſo vor unſerer Thür ſoll er ſich wälzen und drehen!

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher!

Kleyen opfer' ich jezt: den Rhadamanthus des Hades,
könnteſt, o Artemis, Du, und noch viel Härtres erweichen —
Theſtylis horch! es wauen die Hunde geängſtigt die Stadt durch!
Nah iſt die Götttin! mit Ungeſtüm raſcheln die Klappern am Kreuzweg.

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher!

Stille! Wie ſchweiget tief das Meer! Wie ſchweigen die Stürme!
Mir im Buſen allein ſchweigt noch der tobende Sturm nicht.
Ganz verſengt mich Betrogne die Liebe zu ihm mich, zu ihm mich,
der für die Ehre der Braut mir Schande gegeben und Elend.

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher!

Dreymahl ſpend' ich des Tranks und dreymal ruf ich dir, Hehre!
Lieg' eine Buhlin ihm, lieg' ihm ein Buhle zur Seite!

Alſo

Also vergeß' er ihr, wie, nach alten Sagen, in Dia
Ariadne der lockengeringelten Theseus vergessen.

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hause mir daher!

Ein arkadisch Gewächs nennt man Hippomanes: Tollwuth gießts in den Hengst und die Stute, daß über Gebürge sie rasen;
Könnt' ich Delphis doch auch so hieher rennend erblicken, einem Rasenden gleich, noch triefend vom Oele der Fechtbahn.

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hause mir daher!

Diese Franz' hat Delphis von seinem Gewande verlohren: die zerzupf' ich und werfe sie hin ins knisternde Feuer.
Weh weh! grausamer Eros! wie hast du das purpurne Blut mir,
ein Blutigel des Sees, aus allen Adern gesogen!

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hause mir daher!

Morgen send' ich aus Eidechsensaft ein Zaubergetränk ihm! Nimm du für heute die Salb' und bestreiche damit ihm Schwelle,
Thestylis! ach! die Schwelle, woran die Seele mir immer wie bezaubert noch hängt — und er — was achtet er mein noch?
Spucke darauf, und sprich: hier streu' ich Delphis Gebein aus!

Dreh-

Drehhals, dreh' dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher!

Nun ich Einſame, nun wo nehm' ich Klagen der Lieb' her?

Wo beginn 'ich? Was hat mich in dieſen Jammer geſtürzet?

Mit dem feſtlichen Korb kam Eubulus Tochter Anaro —

Artemis Hayn — ich beſinne mich — wars, da traf ſie mich: viele

Thiere ſchmückten das Feſt, auch war eine Löwin darunter.

Hehre Selene, vernimm wie meine Liebe begonnen!

Ja Teucharile ſelbſt, die alte thraziſche Mutter,

meine ſelige Nachbarin, bat und bat mich, und wich nicht,

mit ihr das Feſt zu beſehn. Ich Ueberunglückliche folgte,

folgt' ihr und kleidete mich mit ſeidenem Untergewande,

drüber hin warf ich mir Klearistens Purpur-Talar um.

Hehre Selene, vernimm wie meine Liebe begonnen!

Nächſt an Lykons Haus, wie ich mitten die Straße daherzog,

ſiehe da! gienaen ſie, Delphis und Eudamippus, zuſammen;

röthlicher ſchimmert' hervor als die Sonnenblum' ihre Wange,

und es leuchtete, noch als Mondglanz voller, ihr Buſen;

herrlich ſtrahlten darauf die Spuren der rühmlichen Uebung.

Hehre Selene, vernimm wie meine Liebe begonnen!

Ha nun, als ich ihn ſah, wie ward mirs! Da war es auf einmahl

um mich gethan; mir welkten die Roſen der Wangen; verſchwunden war

Desdemona.

Nein, ſo wahrlich ſelig zu werden wünſche!

Othello.

Iſts möglich?

Desdemona.

O Himmel, ſey uns gnädig!

Othello.

So bitt' ich alſo um Vergebung. Ich ſah euch für dieſe abgeſeimte Hure von Venedig an, die den Othello heurathete --

Zehnte Scene.

Aemilia zu den Vorigen.

Ihr, Frau Gelegenheits-Macherin, -- Ihr, ihr, ja ihr! Wir haben unſre Sachen gemacht. Hier iſt Geld für eure Mühe; ich bitte euch, dreht den Schlüſſel, und behaltet unſer Geheimniß für euch.

(Er geht ab.)

Aemilia.

Um's Himmels willen, was macht der Herr ſich vor Gedanken! -- Wie befindet ſich Eu. Gnaden? Wie ſteht's um meine liebſte Gnädige Frau?

war mir das Feſtgepräng; auch kann ich nicht wie ich nach Haus kam
mich entſinnen; nur weiß ich, ein brennendes Fieber befiel mich.
Zehen Tage lang lag ich und zehen Nächte lang krank da.

Hehre Selene, vernimm wie meine Liebe begonnen!
Gleich der Thäpfuspflaude vergieng und verkam ich; die Haare
waren mir alle vom Haupt geſunken: nur Knochen und Haut noch
blieben mir über! Was gieng ich nicht überall hin und betrat nicht
jedes Mütterleins Schwelle, die magiſcher Künſte ſich rühmte;
aber alles umſonſt! und Müh' und Zeit war verlohren.

Hehre Selene, vernimm wie meine Liebe begonnen!
Meiner Theſtylis endlich geſtand ich die lautere Wahrheit.
Höre du, ſagt' ich, ich weiß für die unerwindbare Krankheit
jezt den einzigen Rath: der Myndier hat mich bezaubert,
ganz bezaubert: drum laure du auf ihn in Timagetus
Kämpferſchul' — er beſucht ſie, er hat ſeine Leidenſchaft dorthin.

(Hehre Selene, vernimm wie meine Liebe begonnen!)
Mache dich, wenn er allein iſt, an ihn mit verſtohlenen Winken!
Sage, Simätha beſtell' ihn, und bring' ihn heimlich ins Haus her!

Alſo

Alſo ſagt' ich: ſie gieng und brachte, noch triefend vom Oele,
Delphis mir her ins Haus, und als ich ihn über die Pforte
mit geflügeltem Fuß herein ſich ſtürzend erblickte. —

(Hehre Selene vernimm, wie meine Liebe begonnen!)
ſtarrt' ich mehr noch wie Schnee am ganzen Leibe zuſammen,
und der Stirn' entträpfelte Schweiß, gleich nördlichen Reifen.
Reden kennt' ich jezt nicht, nicht ſo viel, als in dem Schlummer
ſtammelnde Kindlein oft, hin nach Liebmütterchen plappern,
ſondern Kryſtallen gleich war mein ganzes Weſen verhärtet.

(Hehre Selene vernimm, wie meine Liebe begonnen!)
Scheu vom Boden herauf rollt' er die Augen nach mir hin,
ſetzte zu mir ſich ans Bett, und ſitzend flüſtert' er traulich.
Wahrlich! Simätha du biſt ſo ſehr zuvor mir gekommen
als ich neulich im Rennen dem ſchönen Philinus zuvorkam,
mich, ehe ich ſelber kam, hieher in dein Haus zu beſcheiden:

(Hehre Selene, vernimm, wie meine Liebe begonnen!)
Denn ich wäre gekommen, beym holden Amor! gekommen,
dieſe Nacht ſchon, mit drey oder vier von meinen Geſellen,
Aepfel, Dionyſos Gabe, bey mir für dich, um die Stirne,
Einen Pappelkranz, den heiligen Sprößling Herakles,
und den hätt' ich mir rings mit purpurnen Binden umwunden.

(Hehre

(Hehre Selene vernimm, wie meine Liebe begonnen.)
Hättet ihr mir das Pförtchen geöfnet, o dann der Wonne!
Denn ich gelte der ſchönſte, der ſchlankeſte meiner Geſpielen.
Wonne genug mir, auch nur den reizenden Mund dir zu küſſen.
Aber hättet ihr mich von geriegelter Pforte verſtoßen,
da dann wären auch Aexte nach euch und Fackeln geflogen.

(Hehre Selene vernimm, wie meine Liebe begonnen.)
Jezo bring' ich zuerſt Cytherea den ſchuldigen Dank dar,
nach Cytherea dann dir, die beyde dem Feu'r mich entriſſen,
daß du mich Halbverbrannten nach deiner Wohnung beriefeſt.
Holdes Mädchen, denn traun! das Feuer, das Amor entzündet,
lodert gewaltiger, als das Hephäſtos in Lipara anſchürt.

(Hehre Selene vernimm, wie meine Liebe begonnen.)
Von dem einſamen Bett ſcheucht' er mit wüthender Angſt oft
Jungfrauen auf, die junge Verlobte verfolgt er im Lager
ihres Gatten. — So er. Ich, wie man ein Kind iſt, ich traute,
zog ans ſchwellende Bett ihn näher mit bebenden Händen;
Schnell, wie loderte Buſen an Buſen! Flammender wurden
unſre Wangen mit Eins, und wir ſtöhnten in Luſt zuſammen.

Doch was plaudr' ich vor dir ſo lange, liebe Selene?
Auch das äuſſerſte ward vollbracht am Ziele der Sehnſucht;
und ſo ſtörte kein Zwiſt den Wechſelfrieden der Liebe.

Geſtern aber da kam zu mir die Mutter Philiſta's,
meiner Harfenſpielerin Mutter und der Melite,
als vom Ozean her die roſenfingrige Eos
mit dem weißen Geſpann am tagenden Himmel heraufuhr.
Mancherley plaudernd erzählte ſie mir, wie Delphis verliebt ſey:
ob ein Mädchen ſein Herz, ob es ein Knabe gefangen,
ſey ihr genau nicht kund, er hätte mit Eile ſich von ihr
losgemacht, um zu kränzen, ſo ſagt' er, die Thüre der Liebſchaft.
Dies hat das fremde Weib mir erzählt, und, ich weiß es,
ſie lügt nicht.
Kam er ja ſonſten des Tags wohl drey- und viermal gegangen;
hat er die doriſche Oelbüchſe nicht hier öfters gelaſſen;
und — zwölf Tage ſind um, ſeit ich ihn nicht mehr erblickte!
Muß er da, mein vergeſſend, was anderes Liebes nicht haben?
Darum bezaubr' ich ihn nun mit Liebesgetränken, und quält er
fürder mich noch — bey den Parzen! ſo poch' er am Thore Aeides!
Solch ein verderbendes Gift (mich hats ein aſſyriſcher
Fremdling,
den ich bewirthete, miſchen gelehrt) bewahret dies Käſtchen.
Nun, o du Hehre! gehabe dich wohl, und treibe dein
Meer zu
dein Geſpann! ich vollführe, wie ich es beſchloſſen, mein
Werk nun.
Silberwangiger Mond, Heil dir! und Heil euch, ihr andern
Sterne, die ihr folget der Nacht ſanftgleitendem Wagen!

Conz.

Wenn

* * *

Wenn auch nicht gerade die Grazien den größten Antheil an diesem Produkte des sizilischen Dichters haben dürften, so bleibt es von einer andern Seite doch ein wahres Kunstgemählde, das mit vielen der herrlichen theokritischen Schilderungen um den Vorzug buhlt. Die Leidenschaft der Liebe, die höchste, an Raserey gränzende Gluth derselben, die nur ein sizilisches oder italiänisches und griechisches Klima hervorzubringen fähig ist, und die in der bekannten Ode der Sappho, gleich vesuvischer Lave, brennt, ist hier mit einer solchen Wahrheit bey aller Schmucklosigkeit geschildert, daß wir, mit ungleich kälteren Sinnen unter nordlichem Himmel — wohl zu unserm guten Glücke — vom Genius der Natur ausgestattet, doch hier nicht kalt bleiben können, und unvermerkt in das Interesse dieses merkwürdigen Weibes hineingezogen werden. Ein anziehendes Mädchen ist sie, sowohl durch die hohe Lebhaftigkeit ihres Temperaments und Geistes, als ihre Naivität, diese Simätha. So reizbar wie sie, — und die höchste Reizbarkeit muß der Umstand voraussetzen, daß eine ungefähre Bekanntschaft, ja der erste Anblick eines schönen Jünglings sie in die heftigste Fieberkrankheit stürzt — wie mußte sie nicht die Nachricht aufnehmen, daß ihr Geliebter, dessen Besitz sie sich endlich, überwältigt von der Macht ihrer Leidenschaft, mit Aufopferung jungfräulicher Schamhaftig-

keit, errungen zu haben glaubt, daß der schöne Fechter, den Theokrit uns als einen ächten Bruder Sausewind schildert, sie an eine andere Liebschaft verrathen habe? In der Verzweiflung nimmt sie ihre Zuflucht zu Zaubermitteln. — Ehe sie, noch im Kampf mit weiblicher Delikatesse, sich durch ihre treue Thestylis ihrem Myndier förmlich antragen ließ, wollte sie sich schon ihrer Leidenschaft durch Zauberey entledigen; und nun, was Folge ihres Karakters ist, will sie, verlassen von Delphis, seine Leidenschaft für sie durch dieselbe Mittel wieder gewinnen. — Ein feyerliches Zauberdunkel ist über die ganze Szene verbreitet. Wir sehen sie in der grotesken Operazion mit ihrem Mädchen von Anfang bis Ende beschäftigt. Die Zeit der Handlung ist die Nacht, die schon seit undenklichen Zeiten der alte Schauplatz für Zauber- und Gespenster- und Hexenszenen war; die Zeit des Spuks, wo die Hunde der Hekate auf dem Kreuzwege heulen. Die Handlung des Beschwörens und der Mischung der Getränke erhält mehr Leben und Bestimmtheit durch die umständliche Erzählung der Ursachen dieser Beschwörung, die sie herbeyleiten mußten, durch die mit naiver Geschwätzigkeit vorgebrachte umständliche Schilderung der Geschichte ihrer Liebe, die durch die Refrains der magischen Anrufungs-Formeln „jezt an den Vogel Wendehals, der treulos gewordene Herzen wieder umwenden sollte", „und jezt an Selene, die nach Herkommen und Brauch mit den übrigen Sternen eben-

ebenfalls bemüht wird", unterbrochen iſt. Wenn Shakeſpears Hexenſzenen in Macbeth mehr Grauen erwecken — und das Gefühl des Grauens gränzt doch immer an des Ekels — ſo füllt dieſe Szene, bey all dem Schauerlichen, das ſie hat, den Geiſt mehr mit angenehmem Schauer, und wir können an dieſer Beſchwörerin hier viel reinern und wärmeren Antheil nehmen, als an allen jenen Hexen. So viel Unſchuld, ſo viel hingebende Güte und Herzenseinfalt ſcheint durch ihre zerriſſene, von der Leidenſchaft empörte Seele durch, daß wir auch da, wo ihre Verzweiflung den höchſten Grad erreicht, wo Liebe oder Tod des Myndiers ihr fürchterliches Loſungswort wird, noch mit ihr als einem unſern Neigungen in den ihrigen enge verwandten Weſen von Herzen ſympathiſieren können.

Dieſe Gründe beſtimmten mich, einen Verſuch mit einer Verteutſchung dieſer Idylle zu wagen. Es wird unſrer, gegen die griechiſche immer ungeſchmeidigen, Sprache ſchwehr, ſich dem weichen harmoniſchen Hexameter Theokrits anzuſchmiegen. Indeß hab' ich mit meinem Original gerungen, und ich wünſche, daß das Publikum es nicht verkennen möge. Ich habe noch mehrere Idyllen Theokrits da liegen, und ohne hier einen ganzen teutſchen Theokrit verſprechen zu wollen — was immer auch eine nicht genug dankbare Arbeit ſeyn dürfte — würde ich doch, wenn dieſe

Probe den Beyfall der Leſewelt erhalten ſollte, ihr noch mehrere übergeben; denn, wenn ich Voß ausnehme, iſt in unſrer Sprache wohl ſchon manches von Theokrit, überſezt, aber beynahe nichts verteutſcht worden. C.

* * *

Hr. C. ſcheint mir des eigenthümlichen Karakters des Theokritus ſich in dieſer Ueberſetzung ſo glücklich bemächtigt zu haben, daß ich hoffentlich nicht der einzige bleiben werde, der ihn zur Erfüllung ſeines Verſprechens ermuntert, uns, wo nicht alle, doch die ſchönſten Idyllien dieſes in ſeinem Fach unübertrefflichen Dichters ſo verteutſcht zu ſchenken. Indeſſen ſey mir (ohne die Sorgfalt, womit Hr. C. ſeinen Hexameter gearbeitet zu haben verſichert, zu verkennen) erlaubt, Ihm dieſen Theil ſeiner, wenn ſie gelungen iſt, zwar ſehr angenehmen, aber, bis ſie gelungen iſt, ſehr mühevollen Arbeit, vorzüglich zu empfehlen. Denn ich finde in dieſer Probe doch hier und da noch einen Vers der der Feile bedarf, oder auch wohl noch einmahl auf den Amboß gebracht werden ſollte. Von dieſer Art iſt, nach meinem Ohre wenigſtens, der 120ſte Vers:

> Aepfel, Dionyſos Gabe, bey mir für dich, um die Stirne einen Pappelkranz u. ſ. w.

Da weder auf mir noch dich ein Akzent gehört, ſo fällt dieſer Vers wegen der vielen auf einander folgenden, weder langen noch kurzen einſylbigen Wörter dem Ohre widerlich auf; nichts von der harten und unſrer Sprache gar zu fremden Ellipſis in der Redensart bey mir für dich zu erwähnen. — Auch dem 84ſten und 85ſten Vers giebt eine Folge von 10 einſylbigen Wörtern hinter einander etwas Har-

Hartes, wiewohl es durch die naive Proprietät der Redensart gemildert wird, und durch geſchicktes Recitieren leicht unmerklich gemacht werden kann. In dem *Refrain* „Drehhals, dreh dich und banne das Männchen zum Hauſe mir daher, iſt daher ſtatt daher ſchwer zu ertragen, zumahl da man nicht daher bannen ſondern herbannen, ſagt. Beſſer, wiewohl auch nicht zum Beſten, klång' es vielleicht, „und banne das Männchen (den Jüngling) zu mir in mein Haus her. Ob die Ueberſetzung nicht hier und da dem Original noch genauer anzupaſſen wäre und dadurch gewinnen würde, ingleichen die Rechtfertigung einiger vorſetzlichen Abweichungen von demſelben, z. B. in dem zweyten Refrain:

„Hehre Selene, vernimm wie meine Liebe begonnen,

anſtatt, „Sage mir, Hehre Selene, woher die Liebe mich ankam?“

wie Theokrit, vermuthlich mit gutem Bedacht, die vor Liebe ein wenig wahnſinnige Simäthea ſagen läßt — ſtelle ich dem geſchickten Ueberſetzer ſelbſt anheim.

W.

III.

Hanneddin.

Zur Zeit als Spanien unter der Herrſchaft des fleißigen Arabers ſich beſſer befand, als es ſich jetzt befinden ſoll, lebte daſelbſt ein Weiſer, Nahmens Hanneddin, den Spaniens milder Himmel und fruchtbare Fluren minder, als der Ruf von dem

gesegneten Fortgange der Aufklärung unter diesem milden Himmelsstriche, gereizt hatte, den vaterländischen Boden zu verlassen, und seinen kriegerischen Brüdern in das neuerorberte Abendland nachzuziehen.

Freylich fand er nun seine Erwartung bey weitem nicht befriedigt. Der Ruf hatte, wie gewöhnlich, viel dazugelogen, und eine Morgendämmerung für helles Tageslicht ausgeschrien. Aber die Morgendämmerung schien ihm doch einen sonnenhellen Tag zu versprechen, und er glaubte sich berufen seine Zeitgenossen vorzubereiten, ihre Augen zu stärken, um das hellere Licht ertragen zu können, und dann, wo möglich, den Aufgang der Sonne der Wahrheit zu beschleunigen.

Und war irgend ein Mann seines Zeitalters geschickt, solch einen Gedanken zur That zu machen, so war es Hanneddin. Der Sohn eines einst angesehenen Aegyptiers (welchen Rachsucht entlarvter Schurken aus seinem Vaterlande vertrieben hatte, und der den Namen eines Weisen vielleicht um so mehr verdiente, je weniger er — obgleich gelehrt in allen Kenntnissen und Wissenschaften seiner Zeit, und Meister in der größten Kunst seine Kenntnisse aufs Leben anzuwenden — auf den Namen eines Weisen Anspruch machte) erhielt Hanneddin eine Erziehung, wie sie wenige Söhne der zahllosen und minder bescheidenen Weisen unter den aufgeklärteren Völkern unserer Zeit erhalten.

Und

Desdemona (allein.)

Es iſt billig, daß mir ſo mitgeſpielt wird, ſehr billig; wie hab ich mich denn aufgeführt, daß er nur den Schatten eines Grundes zum allerkleinſten Mißtrauen gefunden haben ſoll? --

Eilfte Scene.

Jago und Aemilia zu Desdemona.

Jago.

Was iſt zu En. Gnaden Befehl? Wie ſteht's?

Desdemona.

Das kan ich nicht ſagen; diejenigen, die eure Kinder ziehen, thun es mit Freundlichkeit, und legen ihnen nicht zuviel auf; er hätte mich ja mit Sanftmuth ausſchelten können: Denn, die Wahrheit zu ſagen, ich bin wie ein Kind wenn ich ausgeſcholten werde.

Jago.

Wovon iſt die Rede, Gnädige Frau?

Aemilia.

Ach, Jago, der Gnädige Herr hat ſie ſo behurt, ihr ſo ſchmählich begegnet, ſo garſtige Namen über ſie ausgegoſſen, daß ein ehrliches Herz es nicht ertragen kan.

Desde-

Und des Vaters Fleiß und Mühe gieng bey dem Knaben nicht verlohren. Eine schönere bildungsfähigere Seele werdet ihr selten finden.

Noch Kind, hörte er von nichts lieber als von edlen Thaten guter großer Männer, und konnte dann oft beym Anhören solcher Erzählungen, Feuer im Auge, wie in der Seele, seinen Vater fragen: sollte ich das einst auch thun können? Aber eben so tief und mit glühendem Unwillen fühlte er auch jedes, irgend einem seiner Menschenbrüder angethane Unrecht. Hassen konnte er denn Tyrannen, der — wenn auch schon vor tausend Jahren — seine Macht zur Unterjochung und Mißhandlung anderer Menschen gemißbraucht hatte; und zwiefach ihn hassen, wenn er durch Fesseln des Aberglaubens sie gebunden, ihre edelsten Menschenrechte ihnen geraubt, absichtlich sie in Dummheit erhalten, und ihre Geistesbildung verhindert hatte, um desto leichter dann die Menschenthiere zu beherrschen. Von dieser Seite betrachtete er den Muhammed, mit dem Gewebe von Betrug und Schwärmerey, das der verschlagene Kaufmann seinem leichtgläubigen Volke für göttliche Offenbahrung verkauft hatte, und war schon als Jüngling entschlossen, jede Kraft aufzubieten, um, wo möglich, dieß Gewebe wieder zu zerreißen, oder doch einen Theil des getäuschten, und in der traurigsten Sklaverey gehaltenen Volkes wieder in Freyheit zu setzen.

Sein Vater, ob er gleich über den Propheten, dem er nicht alles Verdienst absprach, weit kühler, und, wie es scheint, weit richtiger urtheilte, war doch in der Hauptsache mit seinem Sohne einverstanden; nur daß er unübersteigliche Berge von Hindernissen entdeckte, wo dieser nur kleine Hügel sah. „Indeß," sprach er, „mißbillige ich deinen Entschluß nicht. Nur siehst Du selbst ein, daß die Ausführung unmöglich das Werk des Jünglings seyn darf. Wie sehr würdest du sonst in Gefahr seyn, zu zerstören, wo du aufbauen wolltest, oder an die Stelle eines umgestoßenen Irrthums einen andern, vielleicht eben so schädlichen, oder gar, im Laufe der Zeit, noch schädlichern zu setzen! Du, dem keine himmlische Taube zu Gebote steht, die dir Weisheit ins Ohr raune, höre die Stimme der weisern Menschen! Höre, lerne, prüfe lange, ehe du andere unterrichten willst! Ich bin so glücklich, den weisesten Mann meines Vaterlandes zum Freunde zu haben. Noch lebt er, und ich eile dich zu ihm zu senden, damit er an dir vollende, was ich, selbst Schüler meines Mansurs, nur anfangen konnte. Vertraue dich ihm ganz, er wird dir Vater, und für deine Geistesbildung mehr noch seyn, als ich dir seyn konnte. Merke auf seine Lehre, folge seinem Rathe, und dann erst, wenn du als Mann noch einmal, und mehr als einmal, durchdacht und geprüft hast was du von ihm gehört und gelernt hattest, dann beginne dein Werk. Gott wird es seegnen."

Ungern

Ungern ſchied der Sohn von ſeinem Vater. Laß mich, ſprach er, die Pflege deines Alters ſeyn. Ich bedarf keines andern Lehrers ſo lange du lebeſt. Und wie dürfte ich hoffen, einſt große ſchwere Pflichten zu erfüllen, wenn ich die leichte ſüße Pflicht der kindlichen Liebe unerfüllt ließe? Doch gehorchte er dem edlen Vater, der ihm, obgleich mit widerſtrebendem Herzen, zu eilen befahl, um noch an den letzten Strahlen der Abendſonne des weiſen Manſurs ſeinen Geiſt erhellen zu können. Von dem Seegen dieſes Vaters — ach! es war ſein letzter Seegen! — begleitet, kam er nach Aegypten, und fand in dem Greiſe Manſur bey weitem mehr als er erwartet hatte: denn bey allen Anpreiſungen ſeines Vaters, mußte doch der Umſtand, daß Manſur ein Prieſter des ihm ſo verhaßten Muhammeds war, ſeine Erwartung ſehr herabſtimmen. Aber es bedurfte nur einiger Unterredungen, um den Menſchen von dem Prieſter zu ſcheiden, und ſelbſt in dem Prieſter den Weiſen ſchätzen zu lernen.

Wir haben von Manſurs Lehren und Unterredungen mit Hanneddin nur wenige Bruchſtücke; doch können wir uns nicht enthalten, auch dieſe Bruchſtücke unſern Leſern mitzutheilen, wenn wir auch befürchten müſſen, daß von zehn Leſern nur einer ſie nicht überſchlagen werde. Eben für dieſen Zehnten erzählen wir am liebſten.

Hanneddin. Aber, Vater, wie kannst du bey der Ueberzeugung, daß Muhammeds Religion doch, im Ganzen genommen, gewiß Betrug ist, ein Priester dieser Religion seyn?

Mansur. Aus mehrern Gründen. Erstens: weil ich Priester wurde, ehe ich zu jener Ueberzeugung gelangte. Ich war in meinem dreyßigsten Jahre noch ein Glaubiger.

Hanneddin. Du! in deinem dreyßigsten Jahre noch ein glaubiger Verehrer Muhammeds! —

Mansur. Ja! und wäre es, ohne Veranlassung von Aussen, wodurch mein Glaube erschüttert wurde, noch länger geblieben. Glaube ja nicht, daß es so leicht sey Vorurtheile abzulegen, die uns mit der Muttermilch eingeflößt wurden, und zwar als heilige Wahrheit, an denen man ohne Gefahr einst keinen Theil an Paradiese zu haben, nicht zweifeln darf. Danke du Gott und deinem Vater, daß deine weichere Seele vor den frühen Eindrücken des Irrthums verwahrt wurde.

Hanneddin. Aber ich habe Männer kennen lernen, die, auch in ihrer Jugend verwahrloset, dennoch, ohne deinen Geist zu haben, sich selbst von den Fesseln dieser Vorurtheile befreiten.

Mansur. Wenige, die sich ganz davon befreiten. Die meisten brachten es bis zum Zweifeln. Leidend, vorzüglich auf dem Krankenbette wur-

wurden sie wieder rechtgläubig, bis zum Ueberfluß. Zweifel stiegen mir auch früher auf; aber ich glaubte sie um so mehr unterdrücken zu müssen, weil ich die damit verbundene Aengstlichkeit für Strafe des Gewissens hielt. Ich kannte den Menschen zu wenig, um mir diese Aengstlichkeit als eine der natürlichsten Erscheinungen erklären zu können. Der Zustand des Zweiflers ist an und für sich ein unruhiger Zustand, und muß dies um so mehr seyn, je wichtiger uns die vermeinte Wahrheit war, an der wir nun zweifeln. Wir sind dann in der Lage des Wanderers, der in einer gefahrvollen Wüste sich verirrte. Hierzu kam noch bey mir, daß ich meinen Glauben mit Gründen unterstützt hatte, die mir damals unumstößlich schienen. Einer der vorzüglichsten war die Menge der Zeugen, die des Propheten Wunder als Augenzeugen bestätigten.

Hanneddin. Und die Veranlassung von Aussen, wodurch endlich dein Glaube erschüttert wurde?

Mansur. Die erste Veranlassung war eine Begebenheit, die sich mitten in meiner Vaterstadt zugetragen hatte. Zehn Personen waren in einem unterirrdischem Gewölbe, das lange verschlossen gewesen war, erstickt, und drey unter ihnen, die sich auf Händen und Füßen herausgewunden hatten, starben unter heftigen Konvulsionen vor den

Augen

Augen vieler Zuschauer. Unter diesen Zuschauern war ich einer der ersten, und versuchte vergebens einige Mittel zur Rettung. Der Vorfall war bey einiger Naturkunde leicht zu erklären: aber es ist zum Erstaunen, welche Wundergeschichte in wenig Tagen daraus gemacht wurde, mit welchen gräßlichen Zusätzen sie von Augenzeugen erzählt wurde. Viele wollten den unterirrdischen bösen Geist, der die Unglücklichen erwürgt und einigen von ihnen den Kopf auf den Rücken gedreht hätte, mit eigenen Augen gesehen haben; und es kam sogar ein Gemählde heraus, auf welchem der Geist, der des Unglücks Stifter gewesen seyn sollte, mit einem Drachenkopfe, Feueraugen, Menschenrumpf und Pferdefüßen abgebildet erschien. Bald darauf kam ein elender Gaukler, den der Ruf als einen gewaltigen Thaumaturgen angekündigt hatte. Er ließ seine Künste für Geld sehen; und unerkannt mischte ich mich unter den Haufen des staunenden Volks, und sah — elende Taschenspielerkünste, die aber der Gaukler mit einem großem Apparat von äusserm Gepränge aufzustutzen wußte. Er wurde Tags darauf als Zauberer aus der Stadt vertrieben; und ich ließ mir nun von andern Zuschauern erzählen, was sie gesehen hätten; und siehe, sie hatten wieder Mücken für Elephanten angesehen. Und wenn es nur noch bey bloßen Vergrößerungen geblieben wäre. Aber sie erzählten mir auch Dingen, als gesehen, von denen sie wirklich nichts gesehen hatten; und unter diesen Erzählern waren

ren Menschen, deren Wahrheitsliebe ich in andern Stücken geprüft und bewährt gefunden hatte.

Ich erstaunte über die Vorliebe der Menschen für das Wunderbare, über ihren Hang das Wunderbare zu vergrößern, über die Wirkung ihrer Einbildungskraft, über ihre Selbsttäuschung. Ich brauche dir aber wohl nicht erst zu sagen, zu welchen wichtigern Untersuchungen und Resultaten mich diese Erfahrungen geleitet haben. Ich fieng hierauf an, mit zwiefacher Aufmerksamkeit die Geschichte zu studieren; verglich über die zahlreichen Wunderbegebenheiten, die ich da fand, so viel Geschichtschreiber als ich nur auftreiben konnte; suchte mich in der griechischen Sprache zu vervollkommnen, um auch die Schriften dieses unstreitig aufgeklärtesten Volkes unter allen, lesen zu können; und war zuletzt noch so glücklich, die Werke Lucians, mit dem ich dich näher bekannt machen werde, zu bekommen. Da fiels mir's wie Schuppen von den Augen, und keine Gespenster des Aberglaubens hielten mich mehr zurück, die Lehre des angeblichen Propheten selbst zu prüfen und sehr menschlich zu finden.

Hanneddin. Nun aber (du erlaubest mir, mein Vater, dich freymüthig alles zu fragen, worüber ich belehrt zu werden wünsche!) wie konntest du nun noch Priester Muhameds bleiben?

Mansur. Weil ich als solcher meinen Mitmenschen am meisten zu nützen glaube. Du

scheinst

ſcheinſt dich darüber zu wundern, und ſo muß ich dir denn wohl ein Paar Worte über die Art ſagen, wie ich nütze. Du wirſt es nicht für Eigenlob halten. Es iſt Rechtfertigung des ehrlichen Mannes, der ſeine Schuldigkeit zu thun glaubt.

Bey etwas mehr Kenntniſſen als die meiſten meiner Ordensbrüder haben, verbunden mit anerkannter Rechtſchaffenheit und Bruderliebe ohne alle Anmaßung, werde ich in und auſſer meinem Orden von vielen geliebt, und habe ihr volles Zutrauen. So wird es mir leicht, manche ſchädliche Ausbrüche des Ehrgeitzes, des Eigennutzes und der Schwärmerey zurück zu halten, und allmählich zu einiger Veredlung des Prieſtergeiſtes etwas beyzutragen; vorzüglich durch Einwirkung auf die jüngern Brüder, denen ich, nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit, zu eigenem Nachdenken und Entdeckung der Wahrheit Veranlaſſung gebe. Vor dem Volke leſe ich nur die Tugendlehren aus dem Koran, erkläre und ergänze ſie, und lehre ſo meiner Ueberzeugung getreu — Wahrheit.

Hanneddin. Wodurch aber dennoch andere grobe Irrthümer des falſchen Propheten nicht vertilgt —

Manſur. — nicht vertilgt, aber doch unſchädlicher gemacht, und gewiſſermaßen untergraben werden.

Han-

Hanneddin. Und bist gezwungen oft öffentlich zu Muhamed zu beten —

Mansur. Eben so, wie ich gezwungen bin, manchem Großen, den mein Herz nicht verehren kann, äussere Ehrenbezeugungen zu erweisen. Der rechtschaffene Mann wird solche Höflichkeiten gewiß nicht übertreiben, aber ganz kann und darf er sie nicht unterlassen. Indeß, ich gestehe es, das Gleichniß hinkt. Laß mich dir lieber ohne Gleichniß sagen: es schmerzt mich, daß ich es wider meine Ueberzeugung thun muß, und ich vermeide es daher so viel ich es vermeiden kann: aber ich kann es nicht immer vermeiden, ohne auf mein Amt und damit zugleich auf alles Gute, was ich in meinem Amte wirken kann, Verzicht zu thun.

Hanneddin. So legte ich doch das Amt nieder!

Mansur. Und ließe es mit einem Zeloten besetzen, der übel ärger machte? und thät nichts Gutes, weil ich nicht alles thun könnte? ließe den Kranken hülflos liegen, weil ich ihm seine volle Gesundheit nicht herstellen könnte? — Ist's nicht auch Verdienst, die Schmerzen des Kranken zu mildern, wenn man gleich nicht die ganze Krankheit zu heben im Stande wäre? Was würde aus unserm Volke, was aus der Welt werden, wenn alle Wahrheits- und Tugendfreunde so handeln wollten? Wenn sie freywillig den Feinden der guten Sache das Feld räumen, das Volk ihnen

Preis geben, nichts mehr zur Minderung des Elends der Unterdrückten thun wollten? Neulich als ich dir vom römischen Kato erzählte, der sich selbst tödtete, um die Freyheit seines Vaterlandes nicht zu überleben, stimmtest du mir bey: der Römer hätte, bey aller seiner Geistesgröße, doch nicht recht gehandelt, hätte seinem Ruhme das Wohl des Vaterlandes aufgeopfert. Denn ob er gleich keine Hoffnung hatte die Freyheit wieder herzustellen, so war er doch vielleicht im Stande, die Herrschaft des Tyrannen erträglicher zu machen. Absichtlich that ich damals die Frage an dich: Wenn einige edle Räthe nach dem Tode eines guten Königs unter seinem unwürdigen Nachfolger zwar nicht mehr so viel Gutes thun könnten als vorher, aber doch durch ihr Ansehen den Regenten von mancher Ungerechtigkeit abhalten, die er ohne sie gewiß begehen würde: dürften sie dann wohl aus Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung ihre Stellen freywillig nieder legen? Du antwortetest: Nein, als edle Männer dürfen sie das nicht! und du mußtest so antworten. Mache jetzt die Anwendung.

Hanneddin. Aber wenn du dich nun laut und geradezu gegen den Irrthum erklärtest?

Mansur. So sehe ich voraus, daß ich gezwungen würde, mein Amt niederzulegen. Wäre das im Grunde nicht eben so viel, als wenn ich es freywillig niederlegte?

Hans

Desdemona.

Verdien' ich einen ſolchen Namen, Jago?

Jago.

Was für einen Namen, Gnädige Frau?

Desdemona.

Den, ſo ſie ſagte, daß mir mein Mann gegeben habe.

Aemilia.

Er nannte ſie eine Hure; ein betrunkner Bettler würde ſich ſchämen, ſeinem Menſchen einen ſolchen Namen zu geben.

Jago.

Warum that er das?

Desdemona.

Das weiß ich nicht; was ich weiß, iſt, daß ich nichts ſolches bin.

Jago.

Weinet nicht, weinet nicht; das iſt ein leidiger Handel!

Aemilia.

Hat ſie ſo viele groſſe Partheyen ausgeſchlagen -- Hat ſie ihren Vater, ihr Vaterland, ihre Freunde aufgeopfert -- um eine Hure geheiſſen zu werden? Sollte das einen nicht weinen machen?

Desdemona.

Das iſt nun mein Schikſal. Jago.

Hanneddin. Welch ein Sieg aber auch, wenn es dir mit deinem Ansehen, deiner Beredsamkeit, deiner anerkannten Rechtschaffenheit und Weisheit gelänge, das Reich des Irrthums zu zerstören, den Betrug zu entlarven, die Wahrheit ans Licht zu bringen, die Menschheit zu veredlen, die Menschheit zu beseligen!

Mansur. Freilich ein herrlicher Sieg! — Nur Schade, daß es unmöglich ist, ihn zu erkämpfen. Guter Jüngling, du kennst die Macht unserer Gegner nicht. Wie bald würde ich zum ewigen Stillschweigen gebracht werden! und von wenig Edlen beweint, würden Tausende meinem Andenken fluchen. Geweckt aus ihrem Schlummer, würden die Zeloten desto stärker sich verschanzen, tausend Hände gegen die Feinde Gottes und Muhameds sich bewaffnen, verfolgen und morden den Freund der Wahrheit, der in Ansehung des Glaubens sich ihnen verdächtig machte! —

Noch mehr, ich behaupte: daß ich selbst denen, welchen ich den Glauben an Muhamed entrisse, weit mehr schaden als nützen würde, wenigstens den Meisten. Bis hieher waren sie zwar nicht eigentlich im höchsten Sinne des Worts tugendhaft, aber doch bürgerlich gut, erfüllten aus Religiosität manche schwere Pflicht, wurden zum mindesten von manchen Lastern durch ihre Religiosität abgehalten; und das waren, thaten oder vermie-

den sie aus Bewegungsgründen, die ihnen nun genommen würden.

Hanneddin. An deren Statt du ihnen aber ungleich bessere, stärkere, edlere Bewegungsgründe zur wahren Tugend gäbest.

Mansur. Um welche der eine Theil — froh von dem Joche, das ihrer Sinnlichkeit längst schon zu schwer fiel, befreyt zu seyn — sich gar nicht bekümmern würde, und welche der andere Theil zu fassen unfähig wäre. — Sie beten nun die neue Meinung nach, wie vorher die alte, ohne eigene Ueberzeugung — und ohne sich mehr auf eine ihnen sonst so gültige Autorität stützen zu können! — Glaube mir, Hanneddin, selbst bey manchem edleren Manne würde die schnelle übereilte Ausrottung eines solchen Irrthums gefährlich seyn. Eingeprägt war er ihm tief in das noch weichere Herz, mit Wahrheit verschlungen, und und darauf seine religiöse Güte gegründet: wie schwer ist es da, ihm den Irrthum aus dem Herzen zu reißen, ohne die damit verschlungene Wahrheit zugleich mit heraus zu reißen? Wie schwer z. B. ihm den Glauben an Muhamed zu nehmen, ohne den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, der sich bisher auf seine Autorität gründete, wankend zu machen? O, es gehört viel Kraft dazu, das neuere bessere Gebäude sogleich auf die Stelle des umgestürzten aufzuführen und zu begründen! — In dieser Rücksicht möchte es uns

unschädlicher seyn, der einer Autorität eine andere entgegen zu stellen, eine Offenbarung durch eine andere, welche beziehungsweise größern Werth hätte, zu verdrängen. Leichter wäre es auf alle Fälle, wenn der neue Prophet die geheimen Kräfte der Natur kennte, dieß zu Wunderwerken zu benutzen wüßte, mit einigen tauglichen Männern seinen Plan verabredete, die Rollen gut austheilte, und nun unter einem Volke aufträte, dem die Sonne heiß scheint.

Hanneddin. Vater, der Gedanke, den du in unsern letzten Unterredung äusserte, hat mich um Ruhe und Schlaf gebracht. Meister, mache mich zu deinem ersten Jünger!

Wie? wenn du den großen Versuch machtest, selbst Stifter einer neuen, bessern, reinern, der Gottesverehrung, der Tugend und Menschenliebe geheiligten Religion zu werden, und, was freylich nothwendig wäre, deine höhere Naturkunde zu Wunderthaten benutztest, um vor der leichtgläubigen Menge dich als göttlichen Gesandten zu legitimiren?

Mansur. Und also selbst Betrüger würde?

Hanneddin. Nicht Betrug, sondern verzeihliche Täuschung wäre es, wodurch du Glauben an den Lehrer bewirktest, um der wahrhaft göttlichen

Lehre Eingang zu verschaffen. Siehst du dich nicht genöthigt, jezt das Volk in Ansehung Muhameds in Täuschung zu erhalten? Wäre diese Täuschung nicht ungleich edler?

Mansur. Nein, Sohn! edel ist Täuschung nie, höchstens verzeihlich! Es ist aber ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Manne, der einen Irrthum, welcher ohne sein Verschulden einmal steht, unangetastet läßt, so lange er ihn nicht umstoßen kan, ohne die mit ihm verbundenen, in ihn verschlungenen Wahrheiten zugleich umzustürzen, ohne dadurch mehr zu schaden als zu nützen; und dem Manne, der selbst wissentlich einen Irrthum aufstellt, selbst andere betrügt. Letzteres kann und darf kein ehrlicher Mann thun; den einzigen Fall ausgenommen, daß er noch mit Ueberzeugung den Wahn für Wahrheit annähme: ein edler Zweck heilige die unedlern Mittel. — Aber ich würde dies selbst dann nicht wollen, wenn ich es auch nicht für unerlaubten strafbaren Betrug hielte.

Hanneddin. Also nicht den Menschen eine reinere Tugendlehre geben wollen, wenn du auch könntest?

Mansur. Nicht als Tugendlehre einer neuen, für Offenbahrung ausgegebenen, Religion: weil ich befürchtete, daß die Welt von dieser, auch noch so reinen Tugendlehre mehr Schaden als Nutzen haben würde. Höre meine Gründe.

Erstens:

Erſtens: eine neue Religion verurſacht neue Verfolgungen, die ihre Bekenner erſt leiden, und dann ſpäter, wenn ſie das Uebergewicht über andere bekommen, ſelbſt ausüben.

Hanneddin. Wenigſtens die ausübende (aktive) Verfolgung wird, denk ich, leicht zu vermeiden ſeyn; wird durch den Geiſt deiner Religion, welcher Duldung und Menſchenliebe athmet, vermieden werden. Und zum Uberfluß würdeſt du deshalb wiederholte deutliche und nachdrückliche Geſetze geben.

Manſur. Und würde es dennoch nicht verhüten können. Die Leidenſchaft hört keine Geſetze, und weiß im Nothfall das Geſetz zu umgehen, ſich wenigſtens immer zu rechtfertigen. Man verfolgt nicht den Andersdenkenden oder Irrenden, ſondern den Feind Gottes und der Tugend, oder man hindert ihn, daß er uns nicht mehr ſchaden könne, man vertheidigt ſich, und gebraucht Repreſalien. — Wie kann es anders ſeyn? Wenige Menſchen können Widerſpruch ertragen; und wenn es nun gar heftiger Widerſpruch iſt, wenn man über unſere Meynungen ſpottet, über Meynungen, die uns die ausgemachteſten, die wichtigſten und heiligſten Wahrheiten ſind, die mit unſerm Weſen aufs innigſte verflochten, ein Theil von unſerm Selbſt geworden ſind, kurz, wenn man das Idol unſers Herzens angreift — wer kann da ruhig bleiben? wer wird ſich nicht mit Eifer

vertheidigen? wer wird in dieſem Eifer nach Geſetzen fragen? wer wird ſich immer in den Grenzen einer erlaubten Selbſtvertheidigung erhalten können? — Nun kommen noch bürgerliche Verhältniſſe hinzu: die herrſchende Religion ſchließt die geduldeten von allem Antheil an der Regierung aus, ertheilt nur ihren Glaubensgenoſſen Ehrenſtellen, und andere bürgerliche Vorzüge, erlaubt ſich in die Augen fallende Partheylichkeiten. So werden die Gemüther immer mehr erbittert, man rüſtet ſich zu Gegenwehr, und vertreibt Ungerechtigkeit mit Ungerechtigkeit. Das hat bisher noch die Geſchichte jeder Religion beſtätiget, und wird es auch in Zukunft beſtätigen.

Ein zweyter Grund, warum ich glaube, daß eine neue, wenn auch übrigens noch ſo gute, aber für Offenbarung ausgegebene Religion den Menſchen wenig frommen werde, iſt dieſer: der Stifter müßte, wenn er Schüler haben wollte, ſeine Religion für ſinnliche Menſchen nothwendig verſinnlichen, manche Sache durch Bilder erläutern, und wenigſtens ein und den andern äußern Gebrauch anordnen. Zuverläſſig aber würde in Kurzem von dem größten Theile die Hülle für die Sache, die Einkleidung für das Weſentliche, das Ceremoniel für die Tugend ſelbſt angenommen und dieſen bald vorgezogen werden.

Hanneddin. Man müßte ſich alſo des äuſſern Schmucks ſo wenig als nur möglich bedienen, und

und ſich deutlich und beſtimmt genug darüber aus-drücken.

Manſur. Und doch würde dieſes Wenige bald mehr als alles andere gelten, und in Kurzem vielleicht vervielfältiget werden. Der Menſch iſt ein ſehr ſinnliches Geſchöpf, und es iſt ſo leicht, äuſſere Gebräuche, beſonders wenn man von Jugend auf dazu angehalten wurde, mechaniſch mitzumachen! ſo ſchwer hingegen, Geſetze der Vernunft im Gegenkampfe der Leidenſchaft, der Lüſte und Begierden zu befolgen! Ich lernte in Abyſſinien ein Völkchen kennen, das eine eigene Religionsparthey ausmachte, deren Religion, bey wenig Bildern und Gebräuchen, ſehr viel weſentlich Gutes hatte. Sie nannten ſich **Johannitten**, und ihr Stifter war zu der Zeit, als ich ſie kennen lernte, erſt vor vierzig Jahren, wie ſie ſagten, **von der Erde verſchwunden**; und dennoch hatten ſie ſich ſchon um vieles von dem Geiſte ſeiner Religion entfernt, und hingen am bloßen Körper. Zum Beyſpiele: er hatte ihnen mehr gerathen als befohlen: an ihren heiligen Tagen eine Bruſtdecke von weißer Leinewand anzulegen. „Dieß, ſagte er, erinnere auch an Unſchuld und Herzensreinigkeit, ohne welche es unmöglich iſt, Gott zu gefallen. Frage dich ſelbſt, ſo oft du die weiße Leinewand anhängen willſt: ob du auch ſchuldlos und reines Herzens ſeyſt? und gelobe, ſo oft du ſie ablegeſt, auch in der neuen Woche

ſchuldlos zu bleiben, um am nächſten heiligen Tage dich wieder mit freudigem Bewußtſeyn damit bekleiden zu können. Lege dir ſelbſt, wenn du thateſt was nicht Recht iſt, und dadurch deine Seele beflecktest, die Strafe auf: entweder in der Verſammlung deiner Brüder ohne Leinewand zu erſcheinen, oder ſie doch in deiner Wohnung deſſelbigen Tages früher als ſonſt gewöhnlich abzulegen. So wird die todte Leinewand dir zum lebendigen Lehrer der Frömmigkeit werden!"

Wer hätte denken ſollen, daß der gutgemeinte Rath ſo ſehr mißverſtanden, und das unſchuldige Mittel zur Frömmigkeit ſo ſehr gemißbraucht werden könnte, als es wirklich geſchah! Die Prieſter legten eine heilige Leinewand-Manufaktur an, verkauften geweihte Bruſtdecken, denen ſie, um beſſern Abſatz zu beforden, übernatürliche Kräfte beylegten. Noch mehr: ſie bekleideten den Sterbenden mit einer dreymalgeweihten Bruſtdecke, und verſicherten, in dieſem Ehrenkleide könne auch der größte Sünder Gnade von Gott erwarten. Und was bedurfte es nun ein heiliges Leben, da man eine heilige Bruſtdecke hatte!

Hanneddin. Traurig! — Aber die Prieſter ſollten mir auch von meiner Religion wegbleiben!

Manſur. Noch war keine Religion ohne Prieſter, und wird in Zukunft keine ohne ſie ſeyn.

Ver-

Verbanne den Nahmen, du wirst die Sache dadurch nicht verbannen. Als Religionsbewahrer oder unter irgend einem andern Nahmen werden dennoch Priester ihr Wesen treiben. Ernennst du keine, so ernennen die Regenten welche, oder — desto schlimmer! — machen sich selbst zu Oberpriestern. — — Nur noch ein Paar Gründe mit wenigen Worten!

Du willst reinere Tugend; — Ist es reinere Tugend, die sich auf fremde Autorität stützt, und aus Furcht und Hoffnung handelt?

Du willst die Menschen sollen immer verständiger, weiser, besser, vollkommner werden; und willst dennoch ihrem Geiste neue Fesseln anlegen, auf Jahrhunderte eignes Nachdenken und eigene Prüfung verhindern, den Geist deines Zeitalters auf Enkel übertragen, Vorschriften ertheilen, die, wenn auch gut für die jetzige Welt, doch für die Nachwelt nicht mehr passen werden; willst aus der Kindheit des Menschengeschlechts, oder höchstens aus seinem Knabenalter heraus, Gesetzgeber für das kommende männliche Alter werden!

Hanneddin. So soll also das arme Menschengeschlecht immer im alten Wahn gelassen werden? so sollen die Weisern immer ihren schwächern Brüdern die Wahrheit verbergen?

Mansur. Nein, sondern ihnen die Wahrheit so geben, wie sie solche erkennen, und zu ihrem

rem Wohl anwenden können. Wehe dem Manne, der das Feuer den Menschen entziehen wollte: aber man giebt es ihnen erst dann, wenn sie das mit umzugehen wissen, man giebt es den Kindern nicht. Helles Licht ist dem gesunden Auge Wohlthat, aber was wäre es für das kranke Auge, das kaum Dämmerung ertragen kann? Sucht, edle Menschen, des kranken Bruders Auge erst zu stärken, und dann wird er mit euch sich des Lichtes freuen, gern im Lichte wandeln und euch segnen. —

Ein reicher Uebermüther riß einigen Armen ihre Hütten nieder, um ihnen bequemere, schönere Häuser zu erbauen. Es war aber Winterszeit, und ein Theil der Armen, von Kälte und Nässe erstarrt, kamen jämmerlich um, ehe die schönen Häuser fertig waren; und der andere übrig gebliebene Theil konnte sich an die neuen Häuser nicht gewöhnen, und sehnte sich nach den alten Hütten zurück. Hätte er als ein Weiser gehandelt, ihnen die Hütten gelassen, und neben selbigen die schönern bessern Häuser erbaut, hätte sie dann aufmerksam gemacht auf die Vorzüge dieser neuen Häuser vor den alten Hütten: sie würden gewiß seine Wohlthat mit Dank angenommen haben. Und die alten Hütten — wären mit der Zeit von selbst zusammen gestürzt, oder auch von den Bewohnern der bessern Häuser freywillig abgerissen worden. — Wohl dem Manne, der keines Kruckstocks bedarf,

um

Jago.

Ihr müßt es nicht von ihm leiden. Wie überfiel ihn denn dieſer Anſtoß?

Desdemona.

Das weiß der Himmel?

Aemilia.

Ich will mich hängen laſſen, wenn nicht irgend ein hölliſcher Bube, irgend ein geſchäftiger, raubſüchtiger Schurke, irgend ein glatter, lekender, Schlangen-züngigter Sclave, um ſich ein Verdienſt bey ihm zu machen, ſie bey ihm verläſtert hat; ich will mich hängen laſſen, wenn es anders iſt.

Jago.

Fy, es lebt kein ſolcher Mann, es iſt unmöglich.

Desdemona.

Wenn ein ſolcher Mann iſt, ſo vergeb ihm der Himmel!

Aemilia.

Ein Strik vergeb ihm! Und der Teufel nag' ihm ſeine verdammten Knochen ab! Warum ſoll er ſie eine Hure heiſſen? Wer ſoll denn ihr Buhler ſeyn? Wo? wann? wie? Wo iſt auch nur eine Wahrſcheinlichkeit davon? Der Mohr iſt durch irgend einen galgenbübiſchen Schurken, irgend einen elenden nichtswürdigen Erzlotterbuben belogen worden. O Himmel, daß du doch ſolche Geſellen an's

Taglicht

um ſicher zu gehen! aber menſchenfeindlich wäre es, dem die Krücke zu nehmen, der ihrer noch bedarf, der ohne ſie nicht gehen kann. — Wohl dir, wenn du im Stande biſt, ſeine Lähmung zu heilen, um ihm die Krücke entbehrlich zu machen!

Laß uns den Irrthum ſtürzen mit zärtlicher Schonung des Irrenden! — — Wohlthätig ließ die Natur Dämmerung und Morgenroth dem Tag voran gehen; laß uns ihr nachahmen, laß uns mit dem heiligen Feuer der Wahrheit nicht verblenden, nicht zerſtören, ſondern erleuchten und erwärmen!

Allmählich gewöhnt man das Kind von der Muttermilch zur ſtärkern Speiſe; früher und mit einemmahle gegeben, würde die kräftigſte Speiſe ihm Gift ſeyn!

Was für dich gut und heilſam iſt, iſt es nicht immer für andere, und das an ſich minder Gute kann für dieſen Menſchen das Beſte ſeyn. Mit Blut ſchrieb Draco, nach dem Bericht meiner Griechen, für die rohen Athenienſer Geſetze, und war darum nicht weniger Weiſer, als Solon, der ſie für ſeine ſchon mehr kultivirten Bürger milderte. Plato's Geſetze mögen an ſich noch ſo herrlich ſeyn, wie wenig anwendbar ſind ſie für unſere Menſchen? Alles was der menſchenfreundlichſte Weiſe thun kann, iſt: den Menſchen das Beſſere zu geben, ſo bald ſie deſſen empfänglich ſind; und allen Fleiß anzuwenden, um ſie deſſen

ems

empfänglich zu machen — doch ohne Uebereilung. Das Gute, das für die Dauer seyn soll, darf nicht übereilt werden! Wer seinen Baum ins Treibhaus bringt, um desto früher seine Früchte selbst zu genießen, der pflanzt für sich selbst, nicht für die Nachwelt. Wir wollen Wahrheit predigen allen, die der Wahrheit empfänglich sind, nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit, und von Zeit zu Zeit einige dahin zu bringen suchen, daß sie durch eigenes Nachdenken, unabhängig von fremder Autorität, die Hauptwahrheiten der Religion — „es ist ein Gott; eine göttliche Vorsehung; der Mensch ist unsterblich, und des Menschen Bestimmung, die einzige wahre Gottesverehrung und die nothwendige Bedingung seiner ewigen Glückseligkeit ist, daß er thue was Recht ist, daß er tugendhaft lebe, daß er immer weiser und besser zu werden suche!" — erkennen, mit Ueberzeugung annehmen und aufs Leben anwenden. Ich bin so glücklich gewesen, bis hieher schon funfzehn Männer zu finden, denen ich mich ganz habe mittheilen können, und die mich ganz verstanden haben. Laß jeden meiner Schüler — doch ist das Lehrer und Schüler hier nicht im eigentlichsten Sinne zu nehmen; ich that nichts als daß ich ihr eigenes Nachdenken erweckte, und ihnen zur eignen Entdeckung der Wahrheit behülflich war — laß aber jeden unter ihnen nur für drey Menschen werden, was ich ihm gewesen bin, und diese das wieder für andere drey: so sind unsere Aufgeklärten

ten in vier Menſchenaltern über tauſend angewachſen. Laß ſie nun vereinigt ſo viel als möglich — ohne Geiſteszwang und ohne den reifern Einſichten der Enkel Geſetze vorzuſchreiben — nach Einem Plane wirken: welchen wohlthätigen Einfluß werden ſie aufs Ganze haben!

Wir alle predigen dieſelben oben angegebenen Hauptwahrheiten der Religion, unſrer innigſten Ueberzeugung getreu, dem ganzen Volke, und dürfen das ohne Bedenken, da der Prophet ſelbſt ſie gepredigt hatte; nur daß wir noch eine Zeitlang, aber ſelten und immer ſeltener, das: „Er hats geſagt!" hinzuſetzen, und gewiſſe Irrthümer nicht geradezu, am wenigſten als Irrthümer des Propheten, anzugreifen, wohl aber ſie unſchädlicher machen und allmählich untergraben.

Mancher anſtößige Satz verliert ſein Anſtößiges durch eine mildere Erklärung; und mancher Irrthum ſtürzt von ſelbſt, kann ſchlechterdings neben gewiſſen Wahrheiten nicht beſtehen, welche ſich zum Glück beweiſen laſſen, ohne daß man des gegenüberſtehenden Irrthums auch nur mit einem Worte erwähnet.

Aus dem Koran läßt ſich ein brauchbarer Auszug von heilſamen Wahrheiten machen. — Es läßt ſich manches in Vergeſſenheit bringen; und der nicht mehr polierte Götze, verliert mit ſeinem Glanze ſein Anſehen. — Man wird die Krücke von ſelbſt ablegen, wenn man fühlt, daß man ſich

auf

auf seine gesunden Beine verlassen kann, die Binde abwerfen, wenn man, nun mit gestärktem Auge, ihrer nicht mehr bedarf, und sein Nachtlämpchen auslöschen, wenn der Tag anbricht.

Mit Mansurs Geist, nur mit ungleich größern Erwartungen — denn er war erst angehender Mann — betrat nun Hanneddin in Spanien den Weg, den sein Lehrer ihm gezeigt, und den längst vor ihm schon so mancher Weise, den schon der Weise von Samos betreten hatte: ward Lehrer der edleren Jünglinge seines Volks, die der Wahrheit empfänglich waren, um mit verstärkter Kraft auf diese zu wirken, ihre Seele von den Schlacken des Irrthums zu läutern, sie einzuweihen in die höhere Weisheit, mit Einem Geiste sie zu beleben, mit heiligem Bruderbande ihre Herzen zu umschlingen, und, ihre Brust gestählt gegen Verführung, sie dann auszusenden in die Welt: zu vermehren die Zahl der Geweihten, zu verbreiten die ersten mildern Strahlen des Lichts über das Volk das im Dunkeln wandelt — ohne zu blenden, ohne zu zerstöhren; bis sie dann einst erschiene die selige Zukunft, wo, aus der Mitte des geweihten Kreises, die Wahrheit aufgehen könnte in ihrem Sonnenglanze, von Volk zu Volk sich verbreiten über den Kreis des Erdbodens, und das Brüderband die ganze Menschheit umschlingen, um die ganze Menschheit zu beseeligen.

Hans

Hanneddin hatte sich eine große Menge nützlicher und wohlgeordneter Kenntnisse erworben, konnte in dem, seinen Zeitgenossen verschlossenen, Buche der Natur ziemlich fertig lesen, und besaß dabey die seltene Gabe sich andern mitzutheilen, durch gründlichen Vortrag zu überzeugen, und durch natürliche Beredsamkeit von Herzen zu Herzen zu reden. So konnte es ihm nicht fehlen, in Kurzem einen schönen Kreis lernbegieriger Jünglinge um sich herum zu versammeln, dem er, mit Aufopferung aller Bequemlichkeit und mancher Lebensfreude, jede Stunde seines thätigen Lebens widmete. Freylich war nur der kleinere Theil dieser Jünglinge zu seinem Zwecke tauglich, und selbst bey diesem kleinern Theile war die Erreichung seines Zwecks ungleich schwerer, als er sich vorgestellt hatte: doch glaubte er, immer noch weit mehr erreicht zu haben als Mansur ihn erwarten ließ. Er hatte in Zeit von zwölf Jahren drey und dreyßig vollendete Jünglinge entlassen, um mit kluger Vorsicht Wahrheit auszubreiten und die Zahl der Eingeweihten zu vermehren.

Edel war es von Hanneddin, daß er, selbst jedem Zwange Feind, seine Schüler nicht verpflichtet hatte, ihre künftigen Zöglinge auf irgend eine Art von ihm abhängig zu machen, sondern frey nach ihrer eigenen besten Ueberzeugung die Sache der Wahrheit und Sittlichkeit zu befördern, nicht Hanneddianer sondern weisere und bessere Menschen zu erziehen.

ziehen. Nur seinen guten Rath hatte er ihnen verſprochen, ſo oft ſie ihn verlangen würden. Aber auffallend mußte es ihm doch ſeyn, daß in der ganzen Zeit nur zwey von dieſem Verſprechen Gebrauch gemacht hatten. Dieß bewog ihn eine Zeitlang ſeine Schule zu ſchließen, und unerkannt im Lande umher zu reiſen, ſeine Schüler aufzuſuchen, um ſelbſt Zeuge ihrer edlern Thaten im thätigen Menſchenleben und ihrer wohlthätigen Wirkungen auf andere zu werden, und dann mit neuem freudigen Muthe ſein Werk fortzuſetzen.

Aber — o Gott! wie wurde ſein Muth gelähmt und ſeine Freude vereitelt, wie litt ſeine ſchöne Seele, da er die Geweihten, die Vollendeten ſo ganz anders wieder fand als er ſie zu finden hoffte! Nur drey unter ihnen, waren ihres Lehrers würdig geblieben, wendeten die erkannte Wahrheit aufs Leben an, ſtanden ihren Aemtern mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit vor, waren gute Gatten, gute Väter, und in jeder Rückſicht edlere Menſchen; die meiſten lebten und handelten, wie die alltäglichſten Menſchengeſchöpfe, und einige waren noch tiefer geſunken. Vorzüglich ſchmerzte ihn die Nachricht: daß einer ſeiner Schüler, als frecher Religionsſpötter, Prediger des Aufruhrs und Anführer einer Bande von wüthenden Unmenſchen und Mordbrennern, war ergriffen und hingerichtet worden; und daß zwey andere ihre von ihm erlernte Kenntniß der Geheimniſſe der Natur zu niedrigen

Künſten,

Künſten, zur Unterſtützung des Aberglaubens und groben Betrügereyen, auf das ſchändlichſte gemiſsbraucht hatten.

Das waren die Menſchen, um deren willen er ſich Gatten- und Vaterfreuden, und manchen andern Genuß verſagt, für welche er Nächte durchwacht, für welche er ſo mühevoll gearbeitet, denen er zwölf der ſchönſten Jahre ſeines Lebens gewidmet, und ſeine beſten Kräfte aufgeopfert hatte! — dies die Geweihten der Weisheit und Tugend — die **Vollendeten**!

Gegen jene drey edle Männer (die ihm aber bey allem ihrem Edelmuthe nicht thätig genug für die gute Sache ſchienen, da ſie keinen neuen Bekenner der Wahrheit gebildet hatten) die andern, den Mordbrenner und die Betrüger, gerechnet, — was blieb ihm an bewirktem Guten übrig?

„O **Manſur, Manſur**!“ rief er aus, „du kannteſt die Menſchen beſſer als ich, da du ihnen weniger Gutes zutrauteſt; aber du kannteſt ſie nicht genug, da du ihnen bey weitem noch zu viel zutrauteſt! — **Timon**, der Menſchenfeind, den du einen unglücklichen Thoren nannteſt, verdiente das Beywort **unglücklich**; aber **Thor** war er nicht: er war Menſchenkenner. — Es ſchmerzt, es greift das Herz an, wenn man ſeine ſchönſten Hoffnungen mit einemmahle vereitelt, ſeine beſten Werke vernichtet ſieht! — — Indeß wird man durch Erfahrung klüger. — Thor iſt der Mann, der auf

Felsen säen, und ein zehnfacher Thor, wer aus andern Thoren Weise, aus niedrigen Sklaven der Sinnlichkeit, freye, edle, tugendhafte Menschen schaffen will!

O! Menschen! ihr waret der Bruderliebe nicht werth mit welcher ich euch umarmte, in welcher ich freylich auch einst mein eigenes Glück fand, die meinem Herzen so wohl that! Ach! bluten wird dies Herz, wenn ich ihm seine beste Nahrung entziehen muß! — — Aber ich muß, ich muß! — Es ist Zeit daß ich aufhöre ein Thor zu seyn, Zeit, daß ich mich in mich selbst zurückziehe, daß ich euch verlasse, und den Rest meiner Tage in Ruhe und Selbstgenuß vollbringe!

So getheilt zwischen Gram und Unmuth verließ er die Menschen, in der vergeblichen Hofnung, sich selbst desto mehr zu leben, wenn er für andere zu leben aufhörte. Seine Seele war zu menschlich, als daß er nicht oft mit geheimer Sehnsucht an die verlassenen Menschen hätte zurückdenken sollen. Es war ihm zu sehr zum Bedürfniß geworden in der Beglückung seiner Brüder seine eigene Glückseligkeit zu suchen, als daß er ohne die Befriedigung dieses edeln Bedürfnisses hätte glückselig seyn können. Er hatte zu lange und zu sehr die Sache der Menschheit als seine eigene angesehen, als daß er diese gute Sache hätte verlohren geben können, ohne ihren Verlust als eigenen Verlust auf das schmerzlichste zu empfinden.

Nur

Nur auf Stunden beſiegte der Unwille über das verdorbene, unverbeſſerliche Menſchengeſchlecht ſeinen Gram; allmählig ſank er wieder zu ſanfterer Schwermuth herab; unvermerkt trat an die Stelle des Menſchenhaſſes inniges Mitgefühl mit Unglüklichen, die doch gröſtentheils an ihrem Unglücke ſchuldlos wären: und bey dem ernſtlichen oft wiederholten Vorſatze, die Menſchen zu vergeſſen, vergaß er doch oft alles um ſich herum, nur die Menſchen nicht. Laben wollte er ſich oft an der Schönheit der Natur, und die Thräne, die, wie er glaubte, Wonnethräne über ihre tiefgefühlte Schönheit wäre, floß der Menſchheit; und nicht ſelten verwandelte ſich ein ſchöner Gegenſtand der lebloſen Natur in ſein Ideal einer ſchön gebildeten Menſchenſeele. Er ſah den Auf- und Untergang der Sonne, und dachte die Menſchen, über welche ſie Licht und Wärme verbreitete, wünſchte daß dereinſt auch die Sonne der Wahrheit ihre Strahlen ſo über ſie verbreiten möchte, und ſann nach: ob, und wie es möglich wäre, ihren Aufgang zu beſchleunigen?

Spät bis zur Mitternacht hatte einſt dieſer Gedanke ſeine ganze Seele beſchäftigt, als er mit einemmahle die ganze Gegend rings um ſich herum erleuchtet ſah, und in überirrdiſchem Glanze und übermenſchlicher Schöne ſtand vor ihm ein Jüngling, der mit himmliſcher Milde und einem Tone, in welchem er nie einen Menſchen ſprechen hörte,

ihn beym Namen nannte. Staunend blickte Hanneddin ihn an, und das Schrecken der ersten Ueberraschung verlor sich in Wonnegefühl beym Anschauen nie gesehener Schöne, des Abdrucks unaussprechlicher Güte auf seinem Angesicht, und beym Anhören der entzückenden Musik seiner Rede.

„Sey mir gegrüßt, so sprach der Himmlische: Sey mir gegrüßt Hanneddin, liebster unter meinen Menschenbrüdern, gegrüßt von dem Geiste deines Mansurs! längst war ich ungesehen dein Begleiter und Schutzgeist, und freute mich deines Ringens nach Wahrheit und Tugend, und deines edlen Eifers, durch sie die Menschheit zu beseligen: aber ich sah auch jüngst den Kampf, die Unruhe, das Leiden deiner Seele. Und Der, der über den Sternen thronet, und in seinen ungezählten Welten allem was lebt Lebensgenuß und Freude giebt, hat mich gesendet, dir Ruhe ins Herz zu gießen, dich deinen Brüdern und dir selbst wiederzugeben. Auf, Hanneddin, und folge mir!“

Und in dem Augenblicke war er mit seinem Führer entrückt, und sah von einem hohen Berge herab an beyden Seiten eines großen Flusses ein blühendes Land, angefüllt mit frohen Menschen, die es theils bebauten, theils die zeitigen Früchte in vollem Maße einerndteten, und dankte seinem Führer für den schönen entzückenden Anblick.

Wahr,

Taglicht ziehen, und in jede ehrliche Hand eine Geiſel ſteken möchten, um den Raker nakend durch die ganze Welt zu peitſchen, von einem Ende der Welt bis zum andern!

Jago.

Schreyt nur nicht ſo laut.

Aemilia.

O ſo, die garſtigen Kerls! Gerad ein ſolcher Schuft wars, der euch einſt den Korf auf die unrechte Seite ſtellte, und euch weis machte, daß ich mit dem Mohren in heimlichem Verſtändniß ſey.

Jago.

Du biſt nicht klug; geh, geh.

Desdemona.

Ach, Jago, ſage mir, was ſoll ich thun um meinen Gemahl wieder zu gewinnen? Mein guter Freund, geh, rede du mit ihm; bey dieſem Licht des Himmels, ich weiß nicht, wie ich ſein Herz verlohren habe. Hier knie ich; (ſie kniet.) Wenn iemals mein Wille in Worten, Gedanken oder in würklicher That ſich gegen ſeine Pflicht aufgelehnt hat; oder wenn iemals meine Augen, meine Ohren oder irgend einer meiner Sinne ſich an einem andern Gegenſtand ergözt haben; oder wenn ich ihn nicht immer liebte, geliebt habe, und ſollt' er mich auch als eine Bettlerin von ſich verſtoſſen, aufs zärtlichſte lieben werde, ſo komme kein Troſt in meine Seele! Unzärtlichkeit kan viel thun, ſie kan mich ums Leben

bringen,

Wahr, antwortete dieſer, es iſt ein herrlicher Anblick! Aber es hat den guten Leuten auch viel Arbeit und Mühe gekoſtet, ehe ſie das Land ſo bebaut, und was die Hauptſache war, ehe ſie es gegen die ſonſtigen verheerenden Ausbrüche des Fluſſes geſichert haben. Manche ſchöne Erndte wurde ihnen weggeſchwemmt; aber immer arbeiteten ſie mit verſtärkter Thätigkeit von neuem, ſetzten dem reißendem Strome haltbare Dämme entgegen, und haben nun geſiegt. — O der Menſch vermag viel wenn er ernſtlich will, ſeine Kräfte anſtrengt, und ausdauert! — Blicke weiter hinaus, ſiehe! dort rechter Hand hat derſelbige Fluß ein Land, das eben ſo fruchtbar ſeyn könnte, wie das vor uns liegende, zum Sumpf umgeſchaffen, und die Bewohner deſſelben leben ſiech und freudenleer. Und doch liegt das Land dort nicht tiefer als hier, und der Strom iſt weder durch neuen Zuwachs an Waſſer noch durch Schlangenkrümmungen reiſſender geworden. Die einzige Urſache iſt — die Trägheit der Bewohner jenes Landes. Zwar haben ſie auch einmahl ihre Kräfte angeſtrengt, den Verheerungen des Fluſſes Einhalt zu thun: aber — ohne auszudauern. Eine von neuem weggeſchwemmte Erndte machte ſie muthlos, und niemand hatte Luſt eine vielleicht wieder vergebliche Arbeit von neuem zu beginnen. Jetzt tröſten ſie ſich damit, daß ihr erſter Verſuch, der Wuth des Stroms Einhalt zu thun, ohne ihre Schuld verunglückt ſey, und daß wenn auch der zweyte nicht ganz verunglücken ſollte,

te, doch ihr Boden an und für sich schon nicht so ergiebig wäre, wie der Boden ihrer Nachbarn. Zum Paradiese, meynen sie, würde doch nun einmahl ihr Land nie werden!

O die Thoren! fiel Hanneddin ein. Welch ein jämmerlicher Schluß: weil unser Land durch Kultur doch nicht das schönste und fruchtbarste werden würde, so mag es ohne Kultur ein ganz unfruchtbarer ungesunder Sumpf bleiben. Giebts zwischen dem Schönsten und Häßlichsten keine Zwischenstufen? Ists nicht Gewinn etwas besser zu machen, wenn man auch nicht das höchste Gute erreichen könnte! Du hast recht geurtheilt, erwiederte Mansur, vergiß dein Urtheil nicht! jetzt laß uns zu dem Greise gehen, der dort weinend am Fuße des Berges sitzt.

Vater warum weinst du?

„Ach! eben weil ich Vater bin!"

Also weinst du über deine Kinder?

„Wohl weine ich über meine Kinder, und muß mit Herzeleid in die Grube fahren. Ich hatte einen Sohn mit den herrlichsten Anlagen, einst groß und gut zu werden. Anstatt aber diese Anlagen allmählig zu entwickeln, wollte ich Thor den Mann schon im Jünglinge, und, will's Gott! wohl gar schon im Knaben sehen. Da strengte ich seine Seelenkräfte unmäßig an, mehr als sein schwacher Körper ertragen konnte. Ihr könnt die

Fol-

Folgen denken. Er ſtarb als Jüngling an der Auszehrung. Mir wurde ein zweyter Sohn gebohren, und um den begangenen Fehler, wodurch ich meinen Erſtgebohrnen ins Grab ſtürzte, zu vermeiden, ließ ich den zweiten ohne alle Bildung; der nun — Gott! daß ich das als Vater von meinem eigenen Sohne ſagen muß! — zum verruchten Böſewichte geworden iſt. „O, hätte ich auf dem einen Lande nicht eigennützig zu früh erndten wollen! hätte ich den andern rohern Acker durch fleißige Bearbeitung milder gemacht, was könnte ich für ein glückſeliger Vater ſeyn!“ —

Dein Beyſpiel guter Vater iſt lehrreich. — Indeß ſey ruhig, du haſt bald ausgeweint!

Jezt, Hanneddin, wollen wir zu einem deiner Schüler, zu Aladdin dem Höflinge mit welchem du ſo unzufrieden warſt, weil, wie du wähnteſt, aller guter Saame in ihm erſtickt ſey. Er iſt jezt von einem Großen zu einer ſchrecklichen That gedungen. Er ſoll als Richter die reichen Chriſtianer ſeiner Stadt, auf offenbar ungerechte Anklage, wegen Landesverrätherey verurtheilen, um dann unter einem rechtlichen Vorwande die Unglücklichen zu morden, und ihr Vermögen einzuziehen. Ehre und Reichthum erwarten ihn, wenn er das ungerechte Urtheil fällen wird. Aber ſein Gewiſſen iſt erwacht, und er kämpft ſchon ſeit einigen Stunden, ob er der Stimme ſeines Gewiſ-

sens, oder der des Ehrgeizes und des Eigennutzes folgen solle. Laß uns eilen, eben wird er sich zu einem oder dem andern entschließen.

Und in dem Augenblicke standen sie ungesehen vor Aladdin, und hörten noch den Schluß seines Monologs:

„Nein! nein! ich bin tief gesunken, habe oft meiner bessern Ueberzeugung entgegen gehandelt, oft gethan was nicht Recht war — aber so tief — zum Mörder der Unschuld — nein so tief, Hanneddin, soll dein Schüler nicht sinken!"

Freue dich, sprach Mansur, während er seine Reise mit Hanneddin fortsetzte, es ist entschieden. Einige hundert Unschuldige, denen Marter und Tod drohete, sind gerettet. Die guten Christianer wissen nicht, wem sie ihre Rettung zu danken haben: aber Hanneddin fühlt sich ohne diesen Dank belohnt. Einst, ihr guten Christianer, werdet ihr euern Retter kennen lernen. — Beiläufig gesagt, der Christianer, den du jüngst sprachst, hatte nicht Unrecht. „Der Stiffter seiner Religion verdient die tiefste, die herzlichste Verehrung. Er stürzte den Irrthum mit sanfter Schonung gegen den Irrenden; seine Lehre ist die reinste Tugendlehre, und er versiegelte sein Bekenntniß mit seinem Tode. Zwar ist auch seine Lehre oft misverstanden, verfälscht, gemißbraucht worden, und wird noch mehr gemißbraucht werden: aber richtig verstanden, geschieden das Zufällige von dem Wesentlichen,

chen, die Schale vom Kern, den Körper vom Geiſte, und geläutert von fremden Zuſätzen, enthält ſie das reinſte Gold der Wahrheit.“

Sie kamen nun zu der Hütte eines Landmanns, dem vor kurzem ſein Weib, und jezt ſein einziger Sohn geſtorben war; und ſeine Nachbarn ſtanden um ihn herum und weinten mit ihm. „Es war ein gutes Weib und ein hoffnungsvoller Sohn!“ ſagten alle Nachbarn einſtimmig, und beklagten ſein trauriges Schickſal. „Es iſt wahr, antwortete der unglückliche Gatte und Vater weinend, aber mit gemäſſigten Schmerzen, und mit ruhigem Tone: Fatine war ein liebes gutes Weib. Ich werde ſie ewig nicht vergeſſen. Auch mein Sohn war gut, und ich hofte, er ſollte einſt die Stüze und der Troſt meines Alters ſeyn! Doch es geſchieht ja nichts ohne Gottes Willen. Ich that was ich thun konnte, um ſie zu retten, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen; was nun geſchehen iſt, das hat Gott gethan, und was Gott thut muß wohl gethan ſeyn, wenn wir auch nicht immer einſehen, warum er es eben ſo gemacht hat. Und, liebe Nachbarn, ich weiß ja daß ich meine Fatine und meinen Fanton einmahl wieder finde.

Wie erſtaunte Hanneddin über die fromme Weisheit des Hüttenbewohners! Aber Manſur näherte ſich mit ihm dem Leidenden, und fragte ihn:

auf

auf welchem Wege er zu dem frommen und vernünftigen Vertrauen auf Gott, zu der seltenen Weisheit, gelangt sey? „Dies, antwortete der Leidende, verdanke ich meinem edlen Herrn, dem ich fünf glückliche Jahre gedient habe. Er hielt mich wie sein Kind, und gab mir manche gute Lehre; und das nicht blos durch Worte, sondern mehr noch durch sein Beyspiel. Auch er verlor, wie ich, seinen einzigen Sohn, den Liebling seines Herzens. Wir alle liebten den Knaben, und wir alle klagten so laut, wie seine arme Mutter. Nur er klagte nicht, er tröstete uns. So was wirkt mehr als Schrift und Worte. Gesegnet, dreymal gesegnet sey Andino!

„Es ist, traun, keine kleine That dem leidenden Trost ins Herz gießen, oder ihn zum voraus zu stärken, des Lebens Ungemach standhaft zu ertragen!" sprach Mansur. Hameddin aber weinte eine Freudenthräne; denn Andino war einer von den drey Edlen unter seinen Schülern.

Und was meynst du, fragte Mansur seinen Begleiter, hat Andino keinen Schüler gezogen? Und ist nicht dieser ehrliche Landmann durch Wort und That wieder Lehrer für seine Freunde und Nachbarn? und wirkt durch diese vielleicht auf manchen, wer weiß wie weit entfernten Fremden? — Doch es ist Zeit daß ich zu meinem Freunde Sokrates zurückkehre. Er feiert heute seinen

Ge-

Geburtstag, den Tag, den ihr hienieden — den Sterbetag nennt. Millionen Seelige feiern ihn mit ihm und nennen ſich dankbar ſeine Schüler. Tauſende ſind unter ihnen, die den Namen des ſtillen Weiſen dießeits des Grabes nie nennen hörten, und für die er dennoch Lehrer ward. Längſt ſind vielleicht die Gebeine eines Weiſen zu Staube verweht, und manche ſeiner weiſen Lehren lebt noch beym Enkel. Als eigene Lehre — laß ihm das immer! — ſchreibt ſie der Urenkel nieder; nun geht ſie, wenn auch in noch ſo ſehr veränderter Geſtalt, von Buch zu Buche ohne viel zu wirken; wird vielleicht Jahrhunderte hindurch ganz vergeſſen; nach Jahrhunderten von einem gelehrten Sprachforſcher eines fremden Volks zur Verſchönerung oder Bereicherung der Mutterſprache überſetzt, und ſtiftet nach Jahrtauſenden in einem neuentdeckten Welttheile überſchwenglichen Seegen. „Sohn lebewohl bis auf Wiederſehen!“

Manſur verſchwand und Hanneddin — erwachte.

Es fiel ihm nicht ein, ſeinen Traum, deſſen Entſtehung er ſich leicht erklären konnte, für etwas mehr als Traum zu halten: aber er freute ſich des Traumes, der dem kalten Gedanken belebende Wärme ertheilt, und Kopf und Herz geeiniget hatte. Von neuem lebte und wirkte er unter

ter Menſchen zufrieden: wenn auch nur hier und da ein Saamenkorn auf gutes Land fiele, oder wenn auch Enkel erſt erndten ſollten, was er geſäet hatte.

C. St.

IV.

Einige Betrachtungen

über

den Gang der ſich entwickelnden Empfindungsarten.

Immer bleibt es für den Menſchen ein intereſſantes Geſchäft, ſelbſt im Alter noch, ſich wieder in Gedanken in die Jahre der Kindheit zu verſetzen und die Betrachtung anzuſtellen, wie er ehemahls ſich die Gegenſtände vorſtellte, und was ſeine jetzigen Vorſtellungen für ein verändertes Gepräge erhielten. Es iſt ſo ſchmeichelnd, von einer gewiſſen Höhe herunterzuſehen, um da in Vergleichung mit ſeinem ehemaligen Zuſtande ſeine erlangte Vollkommenheit überblicken zu können. Der Landmann ſelbſt ruft noch lächlend die Vorſtellungen hervor, die ihn als Knabe unterhielten und nachher einer ſo großen Veränderung unterworfen wurden. Der mit höhern Kenntniſſen jetzt

aus

ausgerüſtete Himmelsbeſchauer erinnert ſich noch wohl an die Zeit, wo er den vollen Mond für eine flache goldfarbige Scheibe, etwa einem großen Teller gleich, oder die Sonne gar, wie Anaximander, für einen Körper hielt, der das Feuer zu einer Röhre herausbläßt; oder wo es ihm noch unbegreiflich war, wie dieſe leuchtende Körper ſo ohne alle ſichtbare Unterſtützung in der Höhe gehalten werden könnten. Noch freut ſich ein andrer über die Vollkommenheit ſeiner jetzigen Kenntniſſe, nachdem er in den Jahren der Unſchuld die Urſache des Windes in den Bäumen geſucht und aus ihrer Bewegung abgeleitet hatte. Nur Schade, daß wir uns nicht des anfänglichen Ganges der Entwickelung unſerer Vorſtellungen bewußt ſind, und es nicht ſeyn können; daß unſere Erinnerung nur bis dahin reichen kann, wo dieſe Entwicklung ſich ſchon der Vollendung nähert. Selbſt diejenigen Vorſtellungen, wobey wir uns erinnern daß wir ſie in der Kindheit hatten, ſind nicht mehr ganz die ehemaligen; denn es wurden mehrere Erfahrungen gemacht; ſie traten in Verbindung mit ſpätern Vorſtellungen; mußten alſo um vieles verändert werden. Aehnlichkeit haben ſie freylich noch, ſonſt könnten ſie gar nicht mehr anerkannt werden; aber die vervielfältigten Erfahrungen und der längere Gebrauch der wechſelſeitigen Hülfe der Sinne hatten doch immer einen großen Einfluß.

Jetzt können wir uns oft etwas nicht abgesondert vorstellen, weil nach und nach die verschiedenen Eindrücke, die wir davon durch verschiedene Sinne erhielten, sich aneinander legten und auf diese Art für uns ein Ganzes wurden. Aber war es auch Anfangs so, ehe man die Empfindungen des einen Sinnes durch den andern so oft geprüft und berichtiget hatte?. Hätten wir die Vorstellungen, welche wir in der Kindheit besaßen, noch jetzt so unverändert im Bewußtseyn: so würden wir aus ihrem Gepräge auch ihre Entstehungsart leichter erforschen, und durch weitern Rückgang unsere Neugierde befriedigen können.

Wie aber, wenn unsere Erinnerung nicht so weit reicht, um unsere Wißbegierde zu sättigen? wenn wir uns des anfänglichen Ganges, den die sich entwickelnden Empfindungen nahmen, nicht mehr bewußt seyn können? Ist da nicht alle Untersuchung darüber auf leere Vermuthung gebaut?" — Nicht so ganz! der Geschichtschreiber schildert ja auch die Entstehung eines Staats: eine gute Strecke Weges zwar leitet ihn oft die Geschichte, und — wie wahr! rufen wir, wie so ganz alles einem auf diesem bestimmten Grade der Kultur stehender Staate angemessen!. Aber diese Führerin verläßt ihn jezt; der Urbeginn dieses Staates ist nicht mehr aufgezeichnet. Er setzt dennoch seine Schilderung fort, nur nicht geschichtlich; und kann oft die Wahrheit treffen, wenn er nur immer den Grad der Kultur

des

bringen, aber meine Liebe kan ſie nicht vermindern. Ich kan nicht ſagen, Hure; es graut mir, da ich izt das Wort ausgeſprochen habe; aber das zu thun, was es bezeichnet, könnte mich die Welt mit ihrer ganzen Maſſe von Eitelkeit nicht bewegen.

Jago.

Ich bitte euch, gebt euch zufrieden; es iſt nur eine Laune von ihm; die Staats-Angelegenheiten gehen ihm im Kopf herum, er iſt mißvergnügt darüber, und da muß nun ſein Unmuth über euch ausbrechen.

Desdemona.

Wenn es nur dieſes wäre --

Jago.

Es iſt nichts anders, ich ſtehe dafür. (Trompeten.) Horcht, dieſe Trompeten ruffen zum Nacht-Eſſen. Der Abgeordnete von Venedig bleibt bey der Tafel; geht hinein und weint nicht; es wird alles wieder gut werden.

(Desdemona und Aemilia gehen ab.)

Zwölfte Scene.

Rodrigo (zu Jago.)

Ha, wo kommt ihr her, Rodrigo?

Rodrigo.

Ich finde nicht, daß du ehrlich mit mir zu Werke gehſt.

Jago.

des Staates vor Augen hat, welchen er, wie ihn die Geſchichte verließ, wahrnahm; wenn er nur in den Fortſchritten keine Sprünge macht, nicht Eigenſchaften, welche das Eigenthum eines ſchon vollendeten Staates ausmachen, dem ſich erſt bildenden beylegt. So iſt es auch, wenn wir die Entwicklung des Menſchen bis auf den Zeitpunkt verfolgen, wo er die verſchiedenen Arten von Empfindungen von einander abſonderte, und ſie nach ihren Urſachen in gewiſſe Klaſſen theilte; wo er alſo zu dem Gedanken ſich erhob, daß ſein Ich von den äuſſern Gegenſtänden und dem ihm beygeſellten Körper verſchieden ſey.

Wie ſah es nun Anfangs bey uns aus? — Hatten wir gleich mit dem Bewußtſeyn unſeres eigenen Daſeyns auch das Bewußtſeyn der auſſer uns vorhandenen Gegenſtände? Theilten wir gleich alle Empfindungen nach ihren Gründen in innere und äuſſere, und dieſe wieder in ſolche von äuſſern Gegenſtänden, und aus unſerem Körper? Oder machten ſie alle eine ungeſchiedene Maſſe aus, welche ſich allein aufs empfindende Subjekt bezog, ſo daß erſt nachher die Eintheilung in beſtimmte Klaſſen erfolgte? Kurz, gieng das Bewußtſeyn unſers eigenen Daſeyns, jenem der auſſer uns vorhandenen Gegenſtände, vor oder nicht? — Dieſes Zeitpunkts können wir uns zwar nicht mehr bewußt ſeyn, aber doch läßt ſich vielleicht hier etwas ausmitteln: wenn man nur nicht vorausſetzt, daß

der sich erst entwickelnde Mensch eben so, wie wir jetzt, habe erfahren müssen; daß bey ihm schon so Vieles das Gepräge einer gewissen Nothwendigkeit gehabt habe, was bey uns jetzt wegen längerer Gewohnheit so scheint; daß das, was wir jetzt nicht mehr können, er auch nicht habe thun können. Vieles können wir uns nun nicht mehr anders vorstellen; nicht, als wenn es die Einsicht in die Beschaffenheit der Dinge unmöglich machte, sondern weil lange Gewohnheit eine Scheinnothwendigkeit hervorbrachte. Auf diese Art, wenn die Kennzeichen der wahren Nothwendigkeit nicht streng untersucht werden, hält man vieles für nothwendig, das es nicht ist. So viel ist richtig, daß das, was bey uns deswegen nothwendig ist, weil das Gegentheil einem Gesetze, an welches unser Vorstellungsvermögen gebunden ist, widerspricht, auch für den erst sich entwickelnden Menschen nothwendig seyn muß. Gewöhnlich aber ist das — ich kann nicht anders — eine Nothwendigkeit, von der Viele sagen, sie empfinden sie; was dies aber für eine Nothwendigkeit ist, weiß jeder, der die Gränzen des Empfindens und Denkens kennt und unterscheidet. Diejenige Art von Nothwendigkeit, welche aus der Beobachtung mehrerer Fälle von einerley Art entsteht, und sich so fest in unser Gedankensystem verwebt, daß nachher ihr Rang und Würde nur durch eine richtige Erkenntniß des Vermögens und der Gesetze des vorstellenden Subjekts bestimmt werden kann,

kann

kann doch bey dem, welcher noch nicht so viele Erfahrungen sammelte, in keiner solchen Würde und Ansehen auftreten und ihre Wirksamkeit beweisen. Sie liegt in der Wagschale mit der Anzahl der wahrgenommenen Fälle; fällt oder steigt, wie diese sich vermindern oder vermehren. Bey Erwachsenen ist das Bewußtseyn des eigenen Daseyns, und jenes — der ausser uns vorhandenen Gegenstände, gleich klar und nothwendig. Ich meyne nicht die einzelnen Menschen, die nach tiefen Spekulazionen endlich von dem allgemeinen Glauben an eine wirklich ausser uns vorhandene Welt abkamen; wiewohl auch bey diesen jenes klare Bewußtseyn vorhanden ist, nur daß sie die Ursache davon verschieden angeben: sondern die gröſsere Anzahl der Menschen, die den gewöhnlichen Gang des Lebens gehen. Dem gemeinen Verstande wäre es unmöglich zu zweifeln, ob denn auch gewisse Empfindungen wirklich auf ausser uns vorhandene Gegenstände sich bezögen? Der, welcher die Schwierigkeiten, die den Glauben an eine ausser uns vorhandene Welt drücken, nicht kennt, würde den schon für einen Narren halten, der ihm nur beybringen wollte, daß der Baum, auf welchem er Kirschen bricht, kein materialer, ausser ihm vorhandener Gegenstand sey. Alle Völker stimmen ihm bey; kein Volk gabs noch, das an dem Daseyn einer äussern Welt gezweifelt hätte; gewöhnlich halten sie lieber zu viel als zu wenig für wirklich ausser ihnen. Kein Wunder also, daß

mehrere Philosophen, besonders Engländer, glaubten, das Urtheil: daß wirklich ausser uns Gegenstände vorhanden seyen, sey ein Produkt des Instinkts. Dies ist freilich der kürzeste Weg, um allem Spiel ein Ende zu machen; nur Schade, daß jenes Urtheil so viele Begriffe, welche den Instinkt verdächtig machen, voraussetzt. Hier müßte dann der Mensch freilich schon bey dem Eintritt in die Welt mit dem Bewußtseyn seines eigenen Daseyns auch die Erkenntniß einer äußern Welt haben. Diese Erkenntniß wäre angebohren, weil er sie mit seinem Entstehen im Bewußtseyn hätte; so wie etwa manche glauben, daß die in der Kantischen Philosophie aufgestellten Erkenntnisse a priori, angebohren seyen. Aber die Art und die Mühe jene zu erlangen, wird deutlich zeigen, daß sie eben so wenig, als die Erkenntnisse a priori, angebohren, sondern in wahrem Verstande erworben sey.

Bey allen Völkern war der Glaube, daß es wirklich ausser uns Gegenstände gebe, unerschütterlich fest, weil das Zeugniß der Sinne ihnen am gewissesten war. Dies galt alles; sie hätten lieber in dagegenstreitende Vernunft-Gründe ein Mißtrauen gesetzt. Ist es aber doch auch kein Wunder, daß sie so unbeweglich dem Zeugnisse der Sinne anhiengen, da die meisten Philosophen es Anfangs nicht deßwegen verdächtig machten, weil sie die Sinne etwa über ihrer Täuschung ertwischt hätten,

ten, ſondern nur in der Abſicht, um ihr einmahl aufgeſtelltes Syſtem zu retten. Lieber alſo in das klarſte Zeugniß der Sinne ein Mißtrauen geſezt, als die einmahl behauptete Meynung, die mit ihm nicht beſtehen kann, aufgeben! Ein mit vieler Mühe ausgeſponnenes Syſtem läßt man nicht ſo leicht gern fahren; man greift lieber zu einem verzweifelten Mittel, um es zu halten. Xenophanes ſtellte den Satz auf: es entſtehe nichts; alles ſey von Ewigkeit her dageweſen, ſelbſtſtändige Dinge ſo gut wie Accidenzen. Das Zeugniß der Sinne war dagegen — was war nun zu thun, um nicht das ganze Syſtem zu Grunde gehen zu ſehen? Er nahm den andern Satz an: daß alle Erkenntniß durch die Sinne eben nicht viel Gewißheit bey ſich führe. Parmenides trat der nehmlichen Meynung aus den nehmlichen Gründen bey, nur daß er ſeine Gedanken in ein helleres Licht ſtellte als Xenophanes, das Unſinnliche beſſer von dem Sinnlichen unterſchied. Anaxagoras fiel auch darauf, daß die Gegenſtände uns nicht richtig von den Sinnen dargeſtellt würden. Durchgeht man aber nur einige Theile ſeines Syſtems, ſo ſieht man deutlich, daß er den Satz: die Erkenntniß durch die Sinne ſey ſo richtig nicht, auch nur annahm, um ſeine einmahl aufgeſtellte Meynung zu unterſtützen. Nach ihm entſtehen alle Körper ἐκ τῆς ὁμοιομερείας. Von Ewigkeit her lag die Materie in der größten Unordnung; alles gieng durcheinander, ähnliche und unähnliche

Theile. Nun kam ein mit Verſtand wirkender Geiſt (Νοῦς), hob die ähnlichen Theile heraus und verband ſie. So entſtanden alle Arten von Körpern aus den unter ſich ähnlichen Theilen. Ex τῆς ὁμοιομερείας heißt alſo bey ihm: Es war allemahl eine gewiſſe Anzahl von Theilen da, die einander viel ähnlicher waren, als allen übrigen; welches dann machte, daß dieſe nicht zu dieſer Anzahl genommen werden konnten. Aus dieſen Theilen nun, welche einander am ähnlichſten waren, wurden die zu einerley Art gehörende Körper gebildet: ſo daß alſo die Theile der Eine Art ausmachenden Körper natürlicher Weiſe einander ähnlicher waren, als andern Theilen, die zuſammen eine andere Art von Körpern bildeten. Lukrez nahm dieſe Homöomerie ſo, als wenn Körper aus Theilen entſtänden, die den ganzen Körpern ähnlich wären; Knochen aus lauter kleinern Knochen, Haſen aus kleinern Haſen. Im erſten Buch de Rerum Natura ſagt er:

„Principium rerum, quam dixit Homoeomeriam.
Oſſa videlicet e pauxillis atque minutis
oſſibus; ſic et de pauxillis atque minutis
viſceribus viſcus gigni ſanguenque creari
ſanguinis inter ſe multis coeuntibus guttis,
ex aurique putat micis conſiſtere poſſe
Aurum et de terris terram concreſcere parvis;
ignibus ex ignem, humorem ex humoribus eſſe.
Cætera conſimili fingit ratione putatque."

Allein

Allein niemahls kann ich mich überreden, daß der, welcher zuerſt den Νοῦς in die Welt einführte und die Ordnung darin, die ſo anſchaulich Gedanken ausdruckt, für das Werk eines Geiſtes hielt, einen ſolchen Unſinn behauptet haben ſollte. Wenn nun die Theile der Körper von einerley Art einander ſelbſt ähnlicher ſind als den Theilen der Körper von einer andern Art, ſo muß, ſagt Anaxagoras, weil das Waſſer ſchwarz iſt, auch der Schnee ſo ſeyn. Wäre der Schnee nicht auch ſchwarz, ſo würde ja der obige Satz falſch ſeyn; ſo wären dann die Theile der Körper von einerley Art einander ſelbſt nicht ähnlicher als jeden andern Theilen der Körper von verſchiedener Art. Nun hält jedermann den Schnee für weiß. Was alſo zu thun? Entweder mußte Anaxagoras ſein Syſtem, das ſich ſonſt durch Vernunftmäßigkeit und Leichtigkeit vor allen andern auszeichnete, aufgeben, oder das Zeugniß der Sinne in Anſpruch nehmen. Der Ausſpruch: der Schnee ſey ſchwarz, mußte freilich bey vielen wunderliche Empfindungen erregen. Cicero gieng ſo weit, daß er den Anaxagoras ſagen läßt: der Schnee ſcheine ihm nicht einmahl weiß zu ſeyn. „Sapiens, ſagt er, facilior erit, ut albam nivem eſſe probet, quam erat *Anaxagoras*, qui id non modo ita eſſe negabat, ſed ſibi, quia ſciret aquam nigram eſſe, unde illa concreta eſſet, albam ipſam eſſe, *ne videri quidem*.“

Der gewöhnliche Fall, daß bey allzuwunderbaren Meynungen, worüber man gern spottet, wie es Cicero hier thut, gleich Zusätze gemacht werden! Anaxagoras wollte vermuthlich nur dies sagen: seinen Grundsätzen zu Folge, sey er so fest überzeugt, daß die Theile des Schnees an und für sich eben so schwarz seyen als die Theile des Wassers, daß ihn kein dagegenstreitendes Zeugniß der Sinne von seiner Meynung abbringen könne; ja er sey so fest überzeugt, als wenn wirklich der Schnee seinen Sinnen selbst weiß vorkäme. Seine Meynung aber war gewiß nicht, daß er den Schnee wirklich unter einer schwarzen Farbe sehe. Uebrigens war aber die Unterscheidung dessen, was nur den Sinnen so erscheine, und was an sich so sey, von ausserordentlicher Wichtigkeit. Aber wie lange noch stand es an, bis man den wahren Unterschied zwischen Erscheinung und Dingen an sich entdeckte; bis man nicht mehr den Dingen an sich Eigenschaften, welche doch nur Erscheinungen waren, beylegte; bis man also fand, daß Dinge an sich von uns gar nicht erkannt werden können!

Ungeachtet nun alle Völker das Daseyn der ausser uns vorhandenen Gegenstände für eben so gewiß als ihr eigenes halten: ist denn darum auch die Erkenntniß, daß es ausser uns Gegenstände gebe, zugleich mit dem Bewußtseyn unseres eigenen Daseyns vorhanden? Oder welches von beyden ist früher?

Der

Der Mensch tritt auf den Schauplatz der Welt; Eindrücke von mancherley Beschaffenheit geschehen auf seine Sinne, und es entsteht eine eben so große Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen. Oberflächen, Ausdünstungen, aufgelöste Speisen, Schwingungen der Luft und Lichtstrahlen machen den Vorrath aus, aus welchem er seine Bedürfnisse hohlt. In seinem eigenem Körper eröfnet sich auch eine Quelle von Gefühlen. Aber alle diese Empfindungen werden von ihm für bloße Empfindungen oder Veränderungen des vorstellenden Subjekts gehalten. Das Ich ist der Gegenstand, auf den alle Empfindungen ohne Unterschied allein bezogen werden. Bey der Betrachtung der Entwicklung der Empfindungsarten wird aber das Ich nicht so genommen, als wenn es Anfangs gleich von äussern und unserem eigenen Körper gesondert, diesen beiden entgegengesetzt und auf dieses gesonderte Ich wieder alle Empfindungen allein bezogen würden: sondern so, daß das Ich der alleinige Gegenstand sey, worein wir alle Empfindungen, äussere und innere, als eine ungeschiedene Masse, setzen können, d. h. der sich erst entwickelnde Mensch kenne kein Daseyn als sein eigenes, keine Empfindungen, als die innern. Das Streben diese Empfindungen nach ihren Ursachen von einander abzusondern, und jene auf diese zu beziehen, von welchen sie hervorgebracht wurden, konnte noch nicht vorhanden seyn. Denn dies setzt voraus, daß gewisse Empfindungen allein für sich, abgesondert von andern,

dargestellt werden können. Nun sind aber mehrere Gründe vorhanden, die es wahrscheinlich machen, daß jenes nicht geschehen konnte, und also alle Empfindungen ohne Unterschied allein ins Ich gelegt werden mußten. So lange nun jene Gründe da sind, so lange kann auch nicht das Bewußtseyn der äussern Gegenstände entstehen; so lange bleiben also auch alle Empfindungen, äussere und innere, eine ungesonderte Masse. Folgende Gründe sind für diese Meinung.

Wir können nur dann zum Bewußtseyn der ausser uns vorhandenen Gegenstände gelangen, wenn die Empfindungen von ihnen für sich allein, abgesondert von andern, in der Seele dargestellt werden können. Dies ist nur möglich, wenn sie ihren eigenen Zustand nicht wahrnimmt, sich selber als empfindendes Subjekt vergißt. Daß sie aber ihren eigenen Zustand nicht wahrnimmt, kann wieder nur dann geschehen, wenn die Eindrücke sanft und gleichsam ohne Anstoß durch die Organe gehen. Sind sie heftig und erschütternd, so wird die Seele ihre eigene Veränderung gewahr, und sie werden mit dieser vermengt, weil die Wahrnehmung der eigenen Veränderung schon die ganze Vorstellungskraft auf sich zieht und beschäftiget, und diese nicht zugleich eine zweyfache Richtung, gegen sich und auswärts, annehmen kann. Nun sind aber bey der erst anfangenden Entwicklung der Empfindungsarten alle Eindrücke so beschaf-

Jago.

Wie findt ihr das?

Rodrigo.

Jeden Tag machſt du mir irgend einen Dunſt vor die Augen, Jago; und ich fange endlich an zu ſehen, daß du, anſtatt mich nur um einen Schritt meinen Hoffnungen näher gebracht zu haben, mich weiter zurükgeſezt haſt, als ich jemals war. Ich will es nicht länger dulden; und bin auch gar nicht der Meynung ſo ruhig einzuſteken, was ich närriſcher Weiſe bereits gelitten habe.

Jago.

Wollt ihr mich anhören, Rodrigo?

Rodrigo.

Meiner Treue, ich habe nur zuviel angehört; eure Worte und eure Thaten haben gar keine Gemeinſchaft mit einander.

Jago.

Ihr beſchuldiget mich mit gröſtem Unrecht.

Rodrigo.

Ich ſage die lautre Wahrheit: Ihr habt mich um mein ganzes Vermögen gebracht. Die Juwelen, die ihr von mir bekommen habt, um ſie Desdemonen zu überliefern, hätten eine Veſtalin verführen ſollen. Ihr ſagtet mir, ſie

hät-

ſchaffen, daß die Seele ihren eigenen Zuſtand wahrnehmen muß, d. h. ſie haben nicht die Eigenſchaft eines ſanften Durchgangs, ſondern ſind heftig und erſchütternd. Ein kleiner Blick auf die Organe des ſich erſt entwickelnden Menſchen zeigt dies ſchon. Dieſe müſſen viel feiner und empfindſamer gegen die Eindrücke äuſſerer Gegenſtände ſeyn, weil ſie noch nicht ſo abgehärtet, durchgearbeitet und geebnet ſind, daß man die Aufmerkſamkeit allein auf die Eindrücke verwenden, und die Spuren ihres Weges, die ſie zurückließen, in Vergeſſenheit bringen könnte. Die Nerven, noch ungewohnt einen Stoß oder Druck zu leiden, mußten gleich die Seele auf ſich ſelbſt aufmerkſam machen, in ihr eine Gemüthsbewegung erregen. So war es bey einem jeden Sinn. Denn im Grunde geſchieht jeder Eindruck bey allen Sinnen durch einen Druck, nur daß man Vorzugeweiſe die Empfindungen durch den Sinn des Gefühls durch einen Druck entſtehen läßt. Jeder Eindruck nun auf die zarten, ungeübten, empfindlichen Organen mußte auch heftiger ſeyn, und eine Erſchütterung hervorbringen, die in abgehärteten Organen nicht mehr entſtand. Eine Empfindung aber, durch einen erſchütternden Eindruck der äuſſern Gegenſtände entſtanden, kann niemahls in dieſe gelegt werden. Erwachſene ſelbſt legen die Eindrücke, ſobald ſie auffallend ſind, nicht mehr in äuſſere Dinge, ſondern in das Organ, aus welchem ſie herkamen. Aber dahin konnte ſie der ſich erſt entwickelnde

Menſch

Mensch noch nicht setzen. Denn dazu wird erfordert, daß man die einen jeden Sinn auszeichnenden Empfindungen kennt, weil jeder auf eine andere Art empfindet. Da aber hier schon, — wegen den vielfältigen Verirrungen, in welche oft noch selbst Erwachsene fallen, — eine wechselseitige Unterstützung und Berichtigung der Sinne und eine gereiftere Urtheilskraft nöthig ist, so kann die Erkenntniß, welche Empfindungen in diesen oder jenen Theilen des Körpers entstehen, nur das Werk einer spätern Erfahrung seyn. Der eigene Zustand der Seele war es, der bey heftigen Eindrücken allein Anfangs in Betrachtung kommen konnte. Diesen konnte sie auf nichts anders als auf sich selbst beziehen. Daher legten sich alle von aussen entstandene Empfindungen, welche die Wirkung eines starken und heftigen Eindrucks waren, wegen der innigen Vermischung mit dem erregten Gemüthszustand, an sie an, und konnten, eben wegen dieser Verbindung, niemahls für sich allein, abgesondert von andern, dargestellt werden. Ja wenn es möglich gewesen wäre, daß der Mensch gleich Anfangs die innern Empfindungen von denen aus seinem eigenem Körper hätte sondern können: so würde er, weil die Eindrücke von aussen stärker waren und sich mit den im Körper vorgehenden Veränderungen vermischten, nicht einmahl ein Merkmahl gehabt haben, die letztern von den Empfindungen der äussern Gegenstände zu unterscheiden; die längere Dauer wäre für beyde ein

gemein-

gemeinſchaftliches Merkmahl geweſen. Sie hätten ſich, wie Empfindungen von einerley Art, von ſelbſt an einander gereihet, und wären für bloße Veränderungen der Organen genommen worden.

Bey empfindlichen weichen Organen alſo mußte jeder von auſſen entſtandene Eindruck, anſtatt wie bey den abgehärteten Sinngliedern leicht und ſanft durchzugehen und dadurch eine deutliche Empfindung zu bewirken, d. h. eine ſolche, die von andern abgeſondert gehalten werden kann, nur eine Gemüthsbewegung zur Folge haben. — Das Auge öffnete ſich; plötzlich drang das Licht ein und machte eine Erſchütterung. Was empfand da das Kind? Nicht einen Eindruck mit dem Gedanken, daß er die Wirkung eines erleuchteten Gegenſtandes ſey, der in einer gewiſſen Entfernung exiſtire; denn dies iſt das Werk einer längern Uebung und wechſelſeitigen Berichtigung der Sinne; ſondern ſeine eigene, in ihm vorgehende Veränderung. Denn die ſchmerzhafte Empfindung, die in ihm vorgieng, konnte doch nicht aus der Seele hinausgeſetzt werden. Erwachſene freilich betrachten die Gegenſtände abgeſondert von ihnen, in einer gewiſſen Entfernung, unter beſtimmten Umriſſen. Aber hier ſind die Organe ſchon abgehärtet, die Eindrücke nicht mehr auffallend, die Seele nimmt ihren eigenen Zuſtand nicht wahr, und kann daher ihre Vorſtellkraft ganz darauf ziehen. Ehe wir über richtige Entfernung, überhaupt nur über Entfernung

der

der Gegenstände urtheilen können, müssen wir schon manchen Fehltritt gemacht, und den Sinn des Gefühls häufig darüber zu Rathe gezogen haben. Ein solches Urtheil sezt Erfahrungen und Begriffe voraus, die, wie jeder weiß, das erst in seiner Entwickelung begriffene empfindende Subjekt nicht haben kann. Es wurde aber schon eine gute Zeit erfordert, bis die Sehnerven so gestärkt waren, daß die Eindrücke von äussern Dingen einen sanften Durchgang fanden. Lange noch schließt das auch gegen ein schwaches Licht gehaltene Kind die Augen, und giebt dadurch deutlich zu erkennen, daß die Empfindung schmerzhaft sey. Die Eindrücke aufs Auge taugten also mehr dazu, um das Gemüth in Bewegung zu setzen, und es in sich selbst zurückzuziehen, als das Bewußtseyn, daß ausser uns Gegenstände vorhanden seyen, zu erwecken. Und doch ist der Sinn des Gesichts einer von denen, durch welchen man besonders zur Erkenntniß der äussern Welt zu gelangen hoffen darf.

Der Sinn des Gefühls konnte eben so wenig Anfangs zur Erkenntniß des Daseyns äusserer Gegenstände leiten. Die Eindrücke auf die Nerven, die noch zart und weich und gegen die leichteste Berührung empfindlich waren, waren alle erschütternd; alles kälter oder heisser, als es uns jezt vorkömmt; was wir für glatt halten, hatte das Gepräge des Rauhen, des Schmerzhaften. Eine Empfindung aber durchs Gefühl, bey der sich das

empfindende Subjekt ſeines eigenen Zuſtands bewußt werden muß, kann doch nicht auf äuſſere Gegenſtände bezogen werden. Erſt dann, wenn die Theile dieſes Sinns mehr abgehärtet ſind, daß nicht mehr jede Berührung eine Erſchütterung hervorbringt, vermögen wir die Empfindungen, durch ihn abgeſondert von andern, als für ſich beſtehende Dinge zu halten. Sind die Eindrücke heftig, ſo werden ſie auch bey dieſem Sinn von Erwachſenen nicht in äuſſere Gegenſtände gelegt; Kälte, Hitze iſt nicht auſſer ihnen. Bey dem Stiche einer Biene denkt der Menſch, welcher ſchon lange ſeine Empfindungen geſondert hat, nicht in dem nemlichen Augenblicke an die Urſache des Schmerzes, ſondern iſt ganz allein mit ſeiner eigenen Empfindung, als der Wirkung, beſchäftiget. Erſt wenn er ſich wieder erhohlt hat, bildet er ſich ein, empfunden zu haben, daß es eine Biene gethan hätte. Ganz natürlich nun wird das Kind, das noch nicht Empfindung mit einem Schluß aus ihr verwechſeln kann, bey den ſtärkern Eindrücken auf ſeine Organe auch nur das, was in ihm vorgieng, wahrgenommen, und zwar, ſo lange jene Eindrücke heftig waren, nur in ſich wahrgenommen haben. Der Erwachſene kann ſich freylich nicht daran finden, daß man eine Empfindung ohne gleichzeitige Vorſtellung ihrer Urſache haben könne, weil er auch die Urſache zu empfinden glaubt; allein bis man nur in ſolche Verirrungen zu fallen vermag, wurde ſchon viel Zeit und Uebung erfordert.

dert. Wenn nun Anfangs die Empfindungen aus dieſen zwey Sinnen nicht das Bewußtſeyn der äußern Gegenſtände erregen, ſo werden es die übrigen um ſo weniger thun. Denn bey ihnen allein treffen wir die Eigenſchaften an, welche den Menſchen in ſeiner weitern Entwicklung endlich zur Erkenntniß der auſſer ihm vorhandenen Gegenſtände führen können. Durch ſie lernen wir am erſten ein Ganzes, und nicht bloß die Theile der Dinge, wie bey den andern Sinnen, kennen. Sie können ohne die übrigen, aber dieſe nicht ohne jene, ein Ganzes liefern.

Der Geſchmackſinn hat bey dem Kinde noch lange das meiſte Intereſſe. Keiner iſt aber weniger geſchickt als dieſer zur Kenntniß äuſſerer Gegenſtände zu führen. Den Empfindungen durch ihn fehlt gänzlich die Eigenſchaft, welche die für ſich beſtehenden Dinge auszeichnet, nehmlich: daß ſie von andern abgeſondert erhalten werden können. Da die gröſte Aufmerkſamkeit auf ihn gieng, ſo wurde das Ich nicht gereizt die Maſſe ſeiner Empfindungen in verſchiedene Haufen zu theilen und einige auf etwas auſſer ihm zu beziehen; ſondern vielmehr in dem Verfahren, alles auf ſich ſelbſt zu beziehen, beſtärkt. Sobald ſich Empfindungen an einander legen und vermiſchen, ſo wird die, welche am meiſten Beziehung aufs empfindende Subjekt hat, die hervorſtechende; die andere aber verdunkelt und der Wahrnehmung entzogen.

Die

Die Gehörsempfindungen laſſen ſich eben ſo wenig abgeſondert erhalten, weil ſie gerade am geſchickteſten dazu ſind, Gemüthsbewegungen hervorzubringen. Das Ich nimmt immer ſeinen eigenen Zuſtand wahr, und kann daher niemals in die Art des Aktus fallen, welcher bey der Vorſtellung der auſſer uns vorhandenen Gegenſtände erfordert und bey uns ſelbſt durch äußere Zeichen ſichtbar wird. Denn bey einem ſolchen Aktus geht ſeine Richtung ungehindert vorwärts, wird nicht aufgehalten durch eine andere Empfindung, welche es zurückzieht und ihm ſeinen eigenen Zuſtand bemerkbar macht. Die Empfindungen an ſich (ohne Beziehung auf die Urſachen aus denen ſie entſprangen) mußten freylich von einander unterſchieden und ſo erkannt werden, daß nicht eine für die andere genommen wurde; das empfindende Subjekt mußte wohl wahrnehmen, daß eine Empfindung durchs Gehör etwas anders als die Empfindung des Geſichts ſey. Schmerz und Wohlſeyn mußten als unterſchieden erkannt werden: aber es waren doch nur Zuſtände der Seele, welche ſie nicht auf Etwas von ihr Verſchiedenes beziehen konnte. Nun erregten anfangs die äuſſeren Gegenſtände lauter ſolche Gemüthszuſtände. Dieſe Unterſcheidung aber der Empfindungen konnte natürlicher Weiſe nicht durch feſthalten der jeder Veränderung des Subjekts eigenthümlichen Merkmahle geſchehen: ſondern es war nur noch eine dunkle Stimmung, die eine nicht für die

andere zu nehmen. Auf dieſe Art unterſcheidet noch häufig der gemeine Mann; er weiß oft von Dingen, die er doch richtig unterſchcidet, nicht ein einziges Merkmahl anzugeben. Gedächtniß und Einbildungskraft (welche er auch mehr übt) verſehen bey ihm öfters die Stelle des Verſtandes.

„Aber nicht vermittelſt Eines Sinnes allein erlangte man die Erkenntniß der auſſer uns vorhandenen Gegenſtände: ſondern dieſe wurde durch die gemeinſchaftliche Hülfe mehrerer Sinne hervorgebracht.“

Ganz wohl! Wenn aber die Empfindungen eines jeden einzelnen Sinns ſo beſchaffen waren, daß die Seele nur ihre eigene Zuſtände wahrnahm, ſo mußten ſie in ihrer Vereinigung das nehmliche bewirken. Wenn z. B. mehrere einzelne Menſchen einerley Zweck haben und jeder für ſich darauf hinarbeitet: ſo muß, wenn ſie ihre Kräfte vereinigen, das nehmliche Reſultat entſtehen. Ueberdies war, ehe ein Sinn dem andern zu Hülfe kam und zu deſſen Berichtigung etwas beytrug, ſchon die Vermuthung, daß es äuſſere Gegenſtände gebe, durch etwas anders erregt. Eben deswegen rief man, um von dem, was nur Vermuthung war, Gewißheit und Ueberzeugung zu erlangen, einen andern Sinn zu Hülfe. Nur durch die wechſelſeitige Unterſtützung wurde der Menſch in der Ueberzeugung, daß noch auſſer ihm Dinge ſeyen, befeſtiget.

So

So mußten also alle Empfindungen ohne Unterschied, so lange bey den empfindlichen Organen die Eindrücke stark und heftig waren, für bloße Beschaffenheiten des empfindenden Subjektes gehalten werden.

Aber die Organe wurden abgehärtet, die Eindrücke also sanfter: was gieng nun in der Seele vor? Wurde sie sogleich gereizt, gewisse Empfindungen auf Etwas ausser ihr zu beziehen? — Noch nicht sogleich! Wie die Eindrücke nachliessen auffallend zu seyn, so verbreitete sich Wohlseyn über das ganze empfindende Subjekt. Der Mensch, wenn er sich in einem immer gesunden Zustand befindet, bemerkt weder Schmerz noch Wohlseyn: empfindet er aber einige Zeit Schmerzen und sie hören auf, so entsteht erst Wohlseyn in ihm. Die sanfteren Eindrücke mußten jetzt, eben weil sie aufhörten Schmerzen zu erregen, angenehme Gemüthsbewegungen verursachen; aber dies war wieder der Grund, daß sie nicht in die ausser dem Ich befindlichen Dinge gelegt werden konnten, sondern sich nur um so enger an dieses anlegen mußten. Wir selbst noch legen die sanften Töne in uns; warum anders als weil sie Gemüthsbewegungen verursachen? Die Seele zieht sich in sich selbst zurück; daher muß sie sich hier, obgleich sie den Ort und das Werkzeug, woher die Töne entsprangen, erkannt hat, doch noch am meisten Gewalt thun, wenn sie diese in die tönenden Ge-

genstand legen will. Diese angenehmen Gemüthsbewegungen nun mußten um so länger dauern, je größer die Mannichfaltigkeit der Eindrücke war. Wären es immer ebendieselben Eindrücke gewesen, so würden sie durch die öftere Gegenwart mit dem Reiz der Neuheit auch den des Angenehmen verlohren haben. Aber da immer andere kamen: so mußte jeder neue Eindruck eine solche Gemüthsbewegung zur Folge haben. Vorher waren eben so viel Eindrücke da, die Schmerzen erregten, wovon das beständige Weinen der Kinder zeugt; nun eben so viel angenehme Gemüthsbewegungen, die sich durch vielfältiges Lächeln ausdrücken. Das Kind konnte noch wohl die äussere Welt entbehren, da Schmerz oder Wohlseyn den ganzen Raum der Seele ausfüllte; sich selbst konnte es niemahls vergessen, sondern wurde unaufhörlich zum Bewußtseyn seines Daseyns geweckt.

Gesetzt nun die Eindrücke waren jezt so geeigenschaftet, daß sie weder angenehme noch widrige Eindrücke erregten; daß also die Seele in eine Lage kam, die dem Hinanklimmen zur Erkenntniß der äussern Gegenstände günstig ist: so wird sich aus weiterer Betrachtung zeigen, daß sie nicht sogleich diese Lage benutzen und in dem ihr jezt möglichen Spielraum ungehinderte Fortschritte machen konnte.

Die Gemüthsbewegungen, welche das große Hinderniß waren, daß gewisse Empfindungen nicht

auf

habe ſie empfangen, und brachtet mir die tröſtlichſten Verſicherungen von ihrer guten Würkung; aber ich finde keine.

Jago.

Gut, nur weiter; ſehr gut.

Rodrigo.

Sehr gut, nur weiter; ich kan nicht weiter, Herr, und es iſt nicht ſehr gut; nein, ich denke, es iſt boshaft, und ich fange an zu merken, daß man mich nur am Narren-Seil herumführt.

Jago.

Sehr gut.

Rodrigo.

Ich ſag euch, es iſt nicht ſehr gut. Ich will mich Desdemonen ſelbſt entdeken; wenn ſie mir meine Juwelen wieder geben will, ſo will ich klug ſeyn und ihr mit meiner Bewerbung nicht mehr beſchwerlich fallen: Wo nicht, ſo verſichr' ich euch, ich will meine Schadloshaltung an euch ſuchen.

Jago.

Ihr habt nun geredt --

Rodrigo.

Ja, und nichts, als was ich, meiner Seel! zu thun im Sinn habe.

Jago.

auf die äuſſeren Gegenſtände bezogen werden konnten, waren zwar verſchwunden: allein ſie lieſſen in der Seele die Fertigkeit zurück, alles auf ſich zu ziehen, nur eine einzige Richtung anzunehmen. Mit mehr Ruhe konnte ſie jezt mit ihrer Betrachtung auf den Eindrücken verweilen: aber eben dieſe ruhigere Lage weckte ein neues Gefühl, wodurch ſie in der nur einwärts gehenden Richtung erhalten und geſtärkt wurde. Erwachſene überſehen den Beytrag, den das vorſtellende Subjekt zu den Vorſtellungen liefert; durch die Länge der Zeit erhielt es in der Anwendung ſeiner Thätigkeit eine Fertigkeit, wodurch gerade die Aufmerkſamkeit auf ſeine Kraft-Aeuſſerung gelähmt wurde. Daher kommt es endlich, daß man bey Vorſtellungen nur auf den Beytrag der äuſſern Gegenſtände ſieht und ſie für vollkommene reine Abdrücke von dieſen hält. Bey dem erſt ſich entwickelnden Menſchen kam aber das, was die äuſſeren Gegenſtände lieferten, wegen dem ſtärkern Gefühl des eigenen Beytrags nicht in Anſchlag. Stärker mußte dieſes ſeyn, weil noch eine friſche, ungeübte Kraft-Aeuſſerung, die mehr Anſtrengung erforderte, vorgieng. Das Ungewohnte mußte die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, mußte die Seele ihre eigene Operazion empfinden machen. Auf dieſe Art aber konnte ſie wieder nicht in eine auswärts gehende Richtung, welche bey der Vorſtellung eines äuſſern Gegenſtandes genommen werden muß, verfallen. Ehe alſo jene Fertigkeit entſtand, wo es ſo leicht

iſt, den Beytrag von zwey Gegenſtänden nur einſeitig zu ſehen und ihn dem intereſſanteſten zuzuſchreiben, konnte es nicht anders ſeyn, als daß die erhöhte Aufmerkſamkeit auf die Thätigkeit des Ichs den Schein hervorbrachte: dieſes ſey allein der Gegenſtand, worauf alle Empfindungen allein bezogen werden müſſen; es ſey alles nur Modifikazion von ihm. Hier war nun Anlaß genug, ſich, wegen dem ſtärkern Gefühl ſeiner eigenen Thätigkeit für die alleinige Urſache aller Vorſtellungen zu halten. Dieſes Gefühl war es doch, das am erſten den Begriff von **Urſache** zum Bewußtſeyn brachte, weil es gleich Anfangs zu hervorſtechend war, um nicht bemerkt zu werden. Durch dieſes alles mußte die Leichtigkeit des alleinigen Beziehens der Vorſtellungen aufs Ich vermehrt, und das eigene Daſeyn der große intereſſante Gegenſtand werden. Alle Vorſtellungen taugten ja nur dazu, allein das Bewußtſeyn von dieſem Daſeyn zu unterhalten. Der in der Entwicklung erſt begriffene Menſch zieht ohnehin alles gern auf den Gegenſtand, welcher durch ſein Intereſſe vor andern hervorragt. Das Kind, das ſchon die Maſſe ſeiner Empfindungen theilen und das Daſeyn der äuſſeren Gegenſtände kennen lernte, will noch immer alle Dinge auf den Sinn, an welchem ihm am meiſten gelegen iſt, ziehen; mit dem rauſchenden Goldpapier fährt es gegen den Mund. So wurden, ehe jene Theilung der Empfindungen vorgieng, alle dieſe aufs Ich bezogen, und wie

Theile

Theile in ein Ganzes darein gelegt. Wie die besonders auf den Sinn des Geschmacks gerichtete Aufmerksamkeit das Kind übersehen ließ, daß jenes Goldpapier keine Sache für diesen Sinn sey: eben so führte die noch ganz auf die Thätigkeit der Seele sich hinneigende Aufmerksamkeit von der Wahrnehmung ab, daß gewisse Empfindungen ausser ihr ihren Ursprung haben. Der Erwachsene verwechselt freylich nicht mehr einen Eindruck aufs Auge mit dem, der in das Gebiet des Geschmacks gehört; eine solche Verwechslung hält er beynahe für unmöglich; und doch sehen wir, daß sie bey einem Kinde, das schon zum Bewußtseyn der äusseren Gegenstände gelangt war, wohl statt finden kann. Ehe die völlige Auseinandersetzung der Empfindungen erfolgte — war es wohl schwerer, die äusseren Empfindungen mit den inneren zu verwechseln?

Noch mehr wurde die Seele in dem Hang, alle Empfindungen allein auf sich zu beziehen, befestiget, weil viele von ihnen nur ihr und keinem äussern Gegenstand zugeschrieben werden können. Aeussere und innere waren also darin einander ähnlich, daß beyde eine Beziehung aufs Ich hatten. Der erwachsene gemeine Mensch ist aber noch nicht ausser aller Gefahr, bey ähnlichen Empfindungen einen Mißgriff zu thun. Wir sehen ihn Empfindungen, welche aus einem Theil seines Körpers entstanden, wenn sie nur in gewisser

Rückſicht mit den von einem äuſſeren Gegenſtande erregten übereinkommen, mit dieſen letztern verwechſeln. Die aus dem geriebenen oder geblendeten Auge ſpringenden Funken hält er für etwas wirkliches auſſer ihm; denn dieſe Veränderung des Auges hat Aehnlichkeit mit den von auſſer ihm vorhandenen Gegenſtänden bewirkten Veränderungen, welche er auch äuſſeren Urſachen zuzuſchreiben ſchon gewohnt iſt. Weil er nun durch Erfahrungen lernte, dieſe letztern Veränderungen äuſſeren in einer gewiſſen Entfernung vorhandenen Dingen zuzuſchreiben: ſo, macht er es auch mit der erſtern Veränderung ſo und ſetzt die Funken in eine beſtimmte Entfernung von ſeinem Auge. —

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Schreiben

an einen Korreſpondenten in Paris.

W. den 24ſten Sept. 1792.

Es iſt doch wohl ſchwerlich Ihr Ernſt, m. H. wenn Sie ſich darüber zu verwundern ſcheinen, daß die franzöſiſchen Nazional-Angelegenheiten im letzten Stücke dieſer Zeitſchrift (vom September) mit tiefem Stillſchweigen übergangen wurden, da doch

doch (wie Sie meynen) der berüchtigte 10te Auguſt, und die gräulichen Mordſcenen vom 3ten September und den folgenden Tagen ſo reichen Stoff zu Deklamazionen gegen die Jakobiner und Independenten, welche ſeit jener Epoke den Meiſter in Frankreich ſpielen, angeboten hätten.

Da Sie ſich die Mühe gegeben haben, Alles zu leſen, was ich ſeit dem Anfang der gegenwärtigen Aſſemblée legislative, beſonders in den beyden erſten und im achten Monats-Stücke dieſes Jahres — lediglich aus dem Geſichtspunkt und mit den Geſinnungen eines Weltbürgers, oder, was eben daſſelbe iſt, eines Menſchen, qui nil humani a ſe alienum putat — geſchrieben habe: ſo muß es Ihnen leicht ſeyn, ſich ſelbſt von meinem leztmahligen Stillſchweigen eine beſſere Urſache anzugeben, als „die Furcht vor den überall „im teutſchen Reich in voller Aktivität begriffenen „Inquiſizions-Gerichten, wo ſogar Worte zu „Verbrechen gemacht werden, und vor den ſchwe„ren Strafen, die auf einen jeden warten, der „ſeine Meynung über die franzöſiſchen Angelegen„heiten laut werden läßt", — von deren Exiſtenz der Moniteur vor einigen Wochen von einem Korreſpondenten aus Maynz berichtet worden zu ſeyn vorgab. Die reine Wahrheit iſt, daß ich ſeit dem 10ten Auguſt, über Ihre Nazional-Angelegenheiten — nichts neues mehr zu ſagen habe.

Als die erste Nazional-Verſammlung abgieng, hatte Frankreich eine von der großen Mehrheit der Nazion genehmigte, vom König feyerlich angenommene, und von allen Bürgern mit Frohlocken und Jauchzen beſchworne **Konſtituzion.** Auch die tiefer Sehenden unter dem aufgeklärtern Theil der Nazion, denen die innere Inkonſiſtenz dieſer Konſtituzion nicht verborgen ſeyn konnte, fanden ſie doch, ſo wie ſie war, gut genug, um einige Jahre lang eine Probe mit ihr zu machen, und ſich durch die Erfahrung (die zuverläſſigſte Lehrmeiſterin deſſen was in politiſchen Dingen zugleich gemeinnützlich und möglich iſt) darüber belehren zu laſſen, was an ihr zu ändern und zu verbeſſern ſey. Denn alle Werke der Menſchen können nur durch Zeit, Erfahrung, und vieles Nachbeſſern zur Reife und zu einiger Vollkommenheit gebracht werden.

Aber zweyerley Feinde, die ihr von ihrer Entſtehung an immer auf alle nur erſinnliche Art entgegen arbeiteten — die ritterlichen Verfechter der alten Mißbräuche *) und die kalten Demagogen an der

*) Welche bloß darum für die alte Ordnung der Dinge eifern, weil ſie die alte Unordnung, und die Mißbräuche, die ihnen und ihren Vorfahren ſo vortheilhaft waren, von derſelben unzertrennlich glauben. Denn daß dies ihre wahre Denkart ſey, hat ihr ganzes Benehmen, von Anfang der Revoluzion an, bewieſen.

der Spitze der Schwärmer von der demokratischen Parthey — ließen es nie dazu kommen, daß diese Erfahrung mit der Konstituzion hätte gemacht werden können. Jenen war sie verhaßt, wegen der Einschränkung der königlichen Gewalt, wodurch eine unversiegbare Quelle von leicht erworbenem Reichthum, Ansehen und Einfluß für sie verstopft wurde: diesen, weil ihnen jede Einschränkung der königlichen Gewalt unzulänglich schien; weil sie gar keinen König, sondern eine Volksregierung wollten, von welcher die zahlreiche Klasse der *Sans-culottes* die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben, und die Demagogen und Sykofanten, die vermittelst jener willkührlich regieren, jede nach ihrer Art und Weise, sich goldne Berge versprachen. Beyde Parthien vereinigten also, ohne daß eine Abrede zwischen ihnen nöthig war, ihre Kräfte, von entgegengesetzten Richtungen, gegen das große und selbst bey allen seinen Mängeln ehrwürdige Werk der ersten Nazional-Versammlung. Die Konstituzion kämpfte vergebens gegen eine so furchtbare Uebermacht; die zweyte Nazional Versammlung brachte ihr beynahe in jeder ihrer Sitzungen eine neue Wunde bey. Die sogenannten Gesellschaften der Konstituzions-Freunde machten kein Geheimniß mehr daraus, daß sie die tödlichsten Feinde derselben seyen. Sie arbeiteten Tag und Nacht, das Volk gegen diese ihrem Plan im Lichte stehende neue Verfassung, und gegen die wirklichen Freunde derselben sowohl

als gegen alle Theilhaber an der vollziehenden Gewalt, mißtrauisch zu machen und aufzuhetzen; und es war schon lange vor dem 20sten Junius vorherzusehen, daß eine so eilfertig entstandene, und an sich selbst so wenig haltbare Konstituzion unter den täglich erneuerten, täglich heftiger werdenden Stößen der Jakobiner bald zusammenstürzen würde.

Dies ist denn auch am 10ten August auf eine Art erfolgt, welche, ohne fremde Hülfe, keine Möglichkeit ihrer Wiederherstellung zuläßt. —

An jenem Tage gab die Konstituzion, nach einem neunmonatlichen Kampfe mit der Anarchie, die ihr hinter der furchtbaren Aegide der Volks-Suveränität eine tödliche Wunde nach der andern schlug, ihren letzten Athem auf.

Mit jenem Tage begann eine zweyte Revoluzion, die ohne alle Vergleichung schrecklicher, grausamer, wilder und blutiger als die erste ist; deren Ausgang, bis jezt, kein Mensch, wie groß auch seine Menschenkenntniß, Erfahrenheit und Weltklugheit seyn mag, vorher zu sagen sich getraut; und über die ich, meines Orts, weiter nichts zu sagen habe, als daß sie, mit allen ihren gräßlichen Folgen bis auf diesen Tag, in meinen Augen der vollständigste Beweis meiner alten Behauptung ist: daß das französische Volk die Freyheit, womit ihm seine erste Nazional-Versammlung ein so gefährliches Geschenk machte, noch weit

weni-

weniger als ſeine vormahlige Sklaverey ertragen könne. Dieſe Freyheit iſt für die Unglücklichen eine wahre Büchſe der Pandora, aus welcher alle Arten übelthätiger Leidenſchaften, Ausſchweifungen, Laſter und Verbrechen, mit ihrem ganzen verderblichen Gefolge, wie ein giftiger Nebel, über ſie gekommen ſind, deſſen Berauſchung ſie taub gegen die Stimme der Vernunft und der Menſchlichkeit, und ſo blind gegen ihren eigenen Vortheil macht, daß ſie die einzigen Mittel ihrer Rettung mit Füßen von ſich ſtießen, und auf dem Wege, der ihr Verderben unfehlbar beſchleunigen muß, ſich einzig retten zu können glauben.

Die erſte Nazional-Verſammlung, — deren verdienſtvolleſte Mitglieder nun zum Theil das Opfer der Pöbelswuth geworden ſind, und den gewöhnlichen Lohn, den das Volk ſeinen wahren Freunden von jeher zu geben pflegte, empfangen haben, — begieng unſtreitig große Irrthümer und Fehler, und beförderte durch beydes, gegen ihre Abſicht und Meynung, das Elend, das über Frankreich gekommen iſt: aber ihr größter Irrthum war doch, daß ſie zu gut von ihrem Volke dachte, da ſie es fähig hielt eine Konſtituzion zu ertragen, die nur durch einen hohen Grad von bürgerlicher Tugend der ſämmtlichen konſtituierten Mächte ſowohl als des ganzen Volkes zu Stande kommen und aufrecht erhalten werden konnte. Welcher Ausländer ſollte errèthen müſſen, einen

in

in mancherley Rückſicht ſo verzeyhlichen Irrthum mit einem La Fayette, Rochefoucaud. Bailly, Sieyes, Mounier, Taleyrand, Clermont-Tonnere, Lally-Tolendal, und ſo manchen andern der beſten Köpfe in Frankreich geheilt zu haben? — Es war eine Zeit, da auch ich in dieſem Falle war; und wenn mir der Nebel der Täuſchung früher als einigen jener edeln Männer von den Augen gefallen iſt, ſo ſchreibe ich dies wahrlich nicht meiner Weisheit, ſondern bloß dem Umſtande zu, daß es einem Fremden, der ſolchen großen Nazional-Begebenheiten von Ferne zuſieht, leichter iſt, ſeine Unbefangenheit, wo nicht immer gleich zu erhalten, doch bälder wieder zu bekommen, als Männern, die auf eine oder andere Weiſe berufen ſind, ſelbſt eine wichtige Rolle dabey zu ſpielen.

„Aber iſt es nicht vielleicht jezt eben ſo gut Täuſchung und Irrthum, wenn ich ſeit dem 10ten Auguſt alle Hoffnung aufgebe, daß den Franzoſen *) unter den gegenwärtigen Umſtänden anders, als nachdem ſie den ſich ſelbſt vollengeſchenkten bittern Kelch bis auf die Hefen ausgetrunken haben werden, geholfen, und vielleicht auch alsdann nicht einmahl wirklich geholfen werden können?

*) Weil doch einer ihrer wärmſten Freunde unter uns bewieſen hat, daß ſie Franzoſen, und nicht Frankreicher, oder Weſtfranken heiſſen ſollen und müſſen.

Jago.

Wie, nun ſeh ich doch daß du Feuer im Leibe haſt; und von dieſem Augenblik an hab' ich eine gröſſere Meynung von dir als jemals. Gieb mir deine Hand, Rodrigo; du haſt alle Urſache gehabt, mir Vorwürfe zu machen, aber ich ſchwöre dir, daß ich in der ganzen Sache redlich an dir geweſen bin.

Rodrigo.

Es hat ſich nicht gezeigt.

Jago.

Ich muß es geſtehen, in der That, euer Argwohn iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit. Aber, Rodrigo, wenn du das haſt, was ich dir izt mit beſſerm Grund als jemals zutraue, (ich meyne, Standhaftigkeit, Herz und Tapferkeit,) ſo zeig es dieſe Nacht. Wenn du in der nächſtfolgenden Nacht nicht bey Desdemonen ligen wirſt, ſo halte mich für einen Verräther, und ſchaffe mich aus der Welt wie du willſt.

Rodrigo.

Gut, was iſt es? Iſt es etwas, das ſich vernünftiger Weiſe unternehmen läßt?

Jago.

Wiſſet, mein Herr, daß eine Special-Commiſſion von Venedig eingetroffen iſt, um den Caſſio an Othello's Stelle anzuſezen.

nen? — Gewiß, m. H. verdenke ich es Ihnen keinesweges, wenn Sie des ſüſſen Weins der patriotiſchen Schwärmerey noch immer voll genug ſind, um die vielen Züge von anſcheinendem oder zum Theil auch wirklichem Edelmuth und Patriotismus, und alle die Anwandlungen von Heroismus, Selbſtverläugnung und Verachtung des Todes, wovon wir ſeit dem 10ten Auguſt ſo viele Beyſpiele im Moniteur u. ſ. w. zu leſen bekommen haben und an deren Wahrheit ich nicht zweifle, — für eine hinlängliche Gewähr anſehen, daß Ihre Nazion Muth und Energie genug beſitze, ſich ſelbſt zu helfen. Nur verzeihen Sie mir, wenn ich ſo unhöflich ſeyn muß, zu ſagen: daß hierzu noch Etwas mehr erfordert werde als Anwandlungen und Aufwallungen; — etwas, das Ihr Volk, wenigſtens, ſeitdem es auf Gleichheit und ewigen Haß der Könige geſchworen hat, gänzlich verlohren zu haben ſcheint, und das doch zu allen kleinen und großen Geſchäften des menſchlichen Lebens unentbehrlich iſt — eine Doſis von dem, was man in ihrer Sprache *Sens-Commun* nennt. Auch erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß das ſuveräne Volk zu Longwy, Verdün, Stenay, Varennes, u. ſ. w. vor wenigen Wochen noch eben ſo kampfluſtig und heroiſchen Glaubens voll um den Freyheitsbaum herumtanzte, und der ſchönen Dulcinea Gleichheit eben ſo feurige Gelübde brachte, als irgend eine andere Partikel des unbehoſeten Suveräns in einem näher

her

bey Paris gelegenen Städtchen. Was jenen begegnet iſt, kann (und wird vermuthlich) noch mehrern ihres gleichen begegnen!

So wie die Konſtituzion am 10ten Auguſt zuſammſtürzte, fiel das Volk natürlicher Weiſe in die Geſetzloſigkeit und Anarchie der Revoluzion zurück; alle obrigkeitlichen Perſonen, denen es vorher Kraft des Geſetzes Gehorſam ſchuldig war, können ſich itzt nur in ſo fern und ſo lange einige Lenkſamkeit von ihrem Suverän verſprechen, als ſie ſein Vertrauen beſitzen, als ſie ihm ſchmeicheln und hofieren, und — als es ihm gefällt. Denn das an den Königen ſo verhaßt gewordene, *car tel eſt notre plaiſir*, iſt nun ein Vorrecht der hofenloſen Majeſtät geworden; ein Regale, welches ihr ſogar die Nazional-Verſammlung, ja der tugendhafte und allvermögende Bürgermeiſter Petion ſelbſt nicht ſtreitig zu machen wagt, noch wagen darf. — Dies iſt ein ſehr ſchlimmer Umſtand und von böſer Vorbedeutung für die Zukunft; allein, es iſt Natur der Sache, und ich bin alſo weit entfernt, mich darüber zu ereifern. Auch begreife ich recht gut, daß das Vaterland, unter ſolchen Umſtänden, in Gefahr, in ſehr großer, ungeheurer Gefahr iſt, folglich alle andre Geſetze und Rechte vor dem großen Geſetz aller Geſetze, der Erhaltung des Ganzen, ſchweigen müſſen.

So

So entſetzlich es alſo iſt, daß Prieſter und Laien, — bloß darum, weil ſie von den Rechten der Menſchheit Gebrauch gemacht, und keine blinde Werkzeuge der republikaniſchen Parthey haben ſeyn wollen — von eben dieſen Leuten, welche Freyheit und Gleichheit *) für ihre einzige Götter erklären, zu Hunderten und Tauſenden gemetzelt und gemordet worden ſind; ſo ſehr die Menſchheit, ſogar in einem Kannibalen, vor ſolchen, faſt täglich auch auſſerhalb der Mördergrube Paris ſich erneuernden Greueln zurückſchaudert: wenn der Staat, wenn 24 Millionen Menſchen nicht anders als durch dieſes grauſame Mittel erhalten werden können: ſo werde ich zwar ein trauriges Wehe! über ein ſolches Volk ausrufen, (zumahl wenn es ſich ſelbſt, durch blinde Leidenſchaften und Nichtgebrauch der allgemeinen Menſchenvernunft in eine ſolche Alternative geſetzt hat) — aber ich werde es, (woſern der Fall wirklich da iſt) darum allein — weil es ſich durch den Tod derjenigen, die es für Urheber oder Mitſchuldige ſeines Verderbens anſieht, zu retten ſucht — um ſo weniger verdammen, da der Tod fürs Vaterland

*) Unglücklicher Weiſe verſtehet das rohe Volk unter Freyheit das Recht alles zu thun was es will, und ſcheint in den Begriff der Gleichheit auch das Recht, andere zu einer gleichen Vorſtellungsart zu zwingen, einzuſchlieſſen.

terland im Nothfall Pflicht für alle iſt, und man von rohen Menſchen, die im Begriff ſind ihr eigenes Leben auf den Fall eines Würfels zu ſetzen, nicht erwarten kann, daß ihre Humanität über die Wuth, die der Anblick ihrer Feinde in ihnen entzündet, das Uebergewicht behalten werde. *) Dies iſt es alſo nicht, was mich ſo wenig Vertrauen zu dem künftigen Benehmen Ihres Volkes faſſen, was mich ſogar von dem bevorſtehenden neuen Nazional-Konvent wenig Erſprießliches für die Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung in Frankreich hoffen läßt. Mein Unglaube gründet ſich auf den Karakter, den das Volk in dem ganzen Lauf dieſer letzten vier Jahre gezeigt hat; nicht auf vorüberbrauſende (auch noch ſo ungeſtüme) Bewegungen: ſondern darauf, daß es bey jeder neuen Probe, worauf es geſetzt wird, eben ſo ſchlecht beſteht als in allen vorhergehenden; daß es ſich, ungeachtet aller gemachten Erfahrungen, aller

*) Man ſieht, warum und in welcher Abſicht ich hier die Nachſicht gegen die häßliche Seite der menſchlichen Natur ſo weit treibe. Indeſſen muß ich doch zur Steuer der Wahrheit hinzuſetzen: daß ein Menſch, den der Anblick eines gefangenen, wehrloſen, und ſeine Barmherzigkeit anflehenden Feindes nicht entwafnen und dahin bringen kann, ſich ſelbſt an des andern Platz zu ſetzen, des Nahmens eines Menſchen, wenigſtens eines civiliſierten, in der That unwürdig iſt, und durch Koſacken gezüchtiget zu werden verdient

aller erhaltnen Belehrungen, aller Anwandlungen von Nachreue über seine Exceſſe, bey jeder neuen Gelegenheit seinem wilden Feuer, seiner Brutalität, seinem Wankelmuth, seiner eiferſüchtigen und mißtrauiſchen Sinnesart, seiner Rachſucht, kurz allen seinen egoiſtiſchen Leidenſchaften eben ſo blind und ungeſtüm ueerläßt als zuvor: daß die Beſinnung bey ihm immer erſt alsdann kommt, wenn die Uebelthat geſchehen iſt; daß ſeine raſenden Ausbrüche zwar eben ſo ſchnell vorüber gehen als die ſchonen Aufwallungen von Empfindſamkeit, Dankbarkeit, Edelmuth, Patriotismus, u. ſ. w. die ihm ſo natürlich ſind als jene, wiewohl meiſtens Stolz, Eitelkeit und Ruhmſucht die unverkennbare Quelle dieſer ſeiner Scheintugenden ſind; daß ſie aber auch bey der geringſten Veranlaſſung immer wieder von neuem ausbrechen, und wieder verderben was dieſe gut gemacht haben. Was kann man von einem Volke Gutes hoffen, das — (eben durch dieſe übermäßige Reizbarkeit ſeiner Sinne, dieſe ſo ſchnell feuerfangende Einbildung, dieſen unheilbaren Leichtſinn, dieſe kindiſche Veränderlichkeit und Inkonſequenz, dieſe zur andern Natur gewordene Gewohnheit nichts mit Kälte überlegen, nichts ruhig prüfen, und keinen Widerſpruch ertragen zu können) — unaufhörlich in der Gewalt eines jeden exaltierten Schwärmers, eines jeden verſchmitzten, kaltblütigen Böſewichts iſt? Von einem Volke, das nie zu ſich ſelbſt kommt, keine Mäßigung kennt noch kennen will, durch

keine Erfahrung klüger wird, ſich immer wieder auf eben dieſelbe Art betrügen läßt, und dabey ſo leicht zu täuſchen iſt, daß es ſelbſt die gröbſten Schlingen, die ihm gelegt werden, nicht gewahr wird, wenn der Schwätzer oder Schreyer, dem ſie horchen, nur Verſtand genug hat, ſeine Eitelkeit durch die rechte Lockſpeiſe anzuködern? —

Verzeihen Sie, m. H. wenn ich eine Sprache mit Ihnen rede, die das franzöſiſche Volk, ſeitdem ſeine unverlierbare ſuveräne Gewalt und Majeſtät zu einem Glaubensartikel erhoben wurde, an welchem nur zu zweifeln unmittelbarer Tod iſt, eben ſo wenig Luſt oder Geduld hat zu hören, als irgend ein andrer Sultan. Aber ich berufe mich über alle dieſe unangenehmen Wahrheiten auf lauter Thatſachen; und nicht etwa auf ſolche, die von Feinden in ein falſches Licht geſetzt werden: ſondern auf das ganze Benehmen Ihres Volkes vom Anfang der Revolazion bis auf dieſen Tag, ſo wie es ſich einem jeden Unbefangenen darſtellt, der die Berichte Ihrer popularſten Gazetten und Journale, derjenigen, worin dem Pöbel am unverſchämteſten geſchmeichelt wird, der Zeitfolge nach und im Zuſammenhang geleſen hat. Auch fällt deutlich in die Augen, daß die Demagogen, die ihren neuen Suverän ſo meiſterlich zu bemaulkorben und an der Naſe zu führen verſtehen, ihn auf eben dieſen Fuß kennen, und die ſchlaueſten Kombinazionen zur Ausführung ihres Plans bald auf dieſe, bald

auf

auf jene seiner vorbelobten Eigenschaften sehr richtig berechnet haben.

Doch meine gerechte Furcht, die herrlichen Folgen schwerlich zu erleben, welche die fanatischen Priester der Freyheit, der Gleichheit und des Königshasses ihren Glaubigen von der Revoluzion vom 10ten August verheissen, gründet sich nicht bloß auf die unermeßliche Unwahrscheinlichkeit, daß das französische Volk, so lange man nicht Mittel findet seinen Karakter umzuschaffen, sich jemahls bey einer die höchste politische Freyheit und Gleichheit bewirkenden Verfassung auf die Dauer wohl befinden werde: es finden sich noch andere Ursachen, die das nehmliche Resultat geben; und von welcher Seite man auch die Lage dieses zerrütteten Reichs betrachtet, so kann ein unbefangener Zuschauer keinen fröhlichen Ausgang ahnden.

Es ist wahr, eine so zahlreiche und mit so vielen Vorzügen begabte Nazion, wie die Ihrige, kann große, ja unglaubliche Dinge zu Stande bringen, wenn sie sich einmüthig und ernstlich darauf gesetzt hat. Wäre es wirklich der feste unerschütterliche Wille der ganzen Nazion, keinen König mehr zu haben und sich die Verfassung einer freyen Republik, was für eine es auch seyn möchte, zu geben: so würde sie es ausführen, und wer könnte sich einfallen lassen, sie daran hindern zu wollen? — Aber wie viel fehlt daran, daß alle Einwohner Frankreichs über diesen wichtigen

Punkt Eines Sinnes wären! Wer weiß nicht, daß die Nazion (ohne die Emigrierten jezt mit in den Anſchlag zu bringen) noch vor wenig Wochen in zwey große Partheyen, die einander ſo ziemlich die Wage hielten, getheilt war: die republikaniſche, welche überall die fälſchlich ſogenannten Freunde der Konſtituzion, gewöhnlich Jakobiner genannt, an der Spitze hat, und von welcher bey weitem die größte Zahl aus Leuten von derjenigen handfeſten Klaſſe von Staatsbürgern beſteht, die bey den Römern *Proletarii* hießen, und zu Paris ſeit einiger Zeit ſich ſelbſt aus dem Uebernahmen, *Sans-Culottes* (den ihnen ich weiß nicht welcher übermüthige Ariſtokrat aufgehängt haben mochte) einen Ehrentitel machen, auf den ſie ſo ſtolz ſcheinen, als irgend ein ci-devant auf ſeinen Grafen- oder Markgrafen-Titel; — und die ſogenannten gemäßigten Freyheitsfreunde, (Moderés) die ſich in den Kopf geſetzt hatten, daß Frankreich bey einer nach dem Muſter der Engliſchen zugeſchnittnen Staatsverfaſſung beſſer fahren würde, als bey einer demokratiſchen, welche ſie weder für möglich noch wünſchenswürdig hielten. Zu dieſer letztern Parthey gehörten, auſſer einer Anzahl von Gliedern der erſten N. V. und andern hellſehenden Männern, viele billig geſinnte aus dem vormahligen Adel, und der größte Theil derjenigen, die bey einer neuen gleichen Vertheilung der Güter (falls ſie etwa von einem neuen Gracchus in Vorſchlag gebracht würde) mehr

oder

oder weniger zu verlieren hätten. Man kann, ohne Gefahr ſich zu irren, behaupten, daß dieſe Parthey, ſo wie ſie die billigſte und vernünftigſte iſt, auch die zahlreichſte unter beyden war, und es, ungeachtet aller widrigen Anſcheinungen, noch immer iſt. Gleichwohl zeigte ſichs ſchon am 20ſten Junius, gegen die Hoffnung ihrer muthigſten Vorfechter, daß ſie, ſobald der Handel *ſtipitibus duris ſudibusque praeuſtis*, mit Fäuſten, Knitteln und Piken, ausgemacht werden ſollte, der republikaniſchen Parthey keineswegs gewachſen ſeyn würde.

Die Urſache dieſer befremdlich ſcheinenden Ueberlegenheit der Sans-Culottes iſt die ſimpelſte von der Welt: denn ſie erklärt ſich aus dem bloßen Umſtande, daß derjenige, der viel zu verlieren hat, natürlicher Weiſe, ſchüchterner, bedächtlicher und zu gewaltſamen Mitteln ungeneigter iſt als einer, deſſen ganzes Hab und Gut in zwey derben Fäuſten und einem unbeſchränkten Anſpruch an alles übrige beſteht. Jenen entnervt die Furcht zu verlieren, dieſen befeurt und exaltiert die Hoffnung zu gewinnen. — *Qui Zonam perdidit, ibit.* — Hiezu kommt noch daß jene größten Theils beſſer erzogen und von mildern Sitten, dieſe hingegen, (wie man wenigſtens aus ihren Heldenthaten vom 6ten Oktober, 10ten Auguſt und 3ten Septbr. zu ſchließen genöthigt iſt) vor den Barbaren am Jaik und Irtiſch wenig voraus haben. Sobald es alſo zu einer heroiſchen Entſcheidung der Frage, wer von beyden Partheyen Recht

behalten ſollte, kam, ſiegten wie natürlich die Männer vom 14ten Oktober, vom 10ten Auguſt und vom 3ten September (wie dieſe Menſchen ſich ſelbſt ſo gerne nennen) und die Moderierten hatten noch von Glück zu ſagen, daß die großmüthigen Ohnehoſen ſich an dem Tode der erſten Opfer ihrer Wuth und an der Ehre des Siegs begnügten, und es endlich, (wiewohl nicht ohne dem tugendhaften Petion viel Aufwand an patriotiſchem Galimathias und vielleicht einige ſchlafloſe Nächte verurſacht zu haben) geſchehen ließen, daß ihre aus weicherm Thon gebildeten und vom Glücke beſſer ausgeſteuerten Brüder ihr Eigenthum und Leben durch eine ſtillſchweigende Unterwerfung unter das Geſetz der Nothwendigkeit, wenigſtens auf einige Zeit in Sicherheit brachten.

Man würde ſich indeſſen, wie Sie wiſſen, übel betrügen, wenn man ſich einbilden wollte, daß der 10te Auguſt und 3te September alle Bewohner Frankreichs auf einmahl in lauter erklärte Republikaner verwandelt habe. Dieſe letztern machen zwar dermahlen in Paris, und, wie es ſcheint, in den meiſten Departemens die herrſchende Parthey aus; allem Anſehen nach werden die Moderierten (deren Loos im Lande der Freyheit und Gleichheit iſt, die Zähne zuſammen zu beiſſen und zu ſchweigen) weder in den Primar-Verſammlungen, noch in dem bevorſtehenden Nazional-Konvent das Haupt erheben dürfen; vielmehr iſt ſehr wahrſchein-

Rodrigo.

Iſt das wahr? Nun, ſo kehren Othello und Desdemona wieder nach Venedig zurük.

Jago.

O nein; er geht nach Mauritanien, und nimmt ſeine ſchöne Desdemona mit ſich; das geſchieht unfehlbar, es müßte denn etwas begegnen, wodurch ſein hieſiger Aufenthalt verlängert würde: Und das könnte durch nichts gewiſſer erhalten werden, als wenn Caſſio auf die Seite geſchaft würde.

Rodrigo.

Was nennt ihr, den Caſſio auf die Seite ſchaffen?

Jago.

Das verſteht ſich von ſelbſt; ihn unfähig machen, in Othello's Stelle einzutreten, mit einem Wort, ihm den Hals zu brechen.

Rodrigo.

Und ihr wollt, daß ich das thun ſoll?

Jago.

Ja, wenn ihr das Herz habt euch ſelbſt Gutes zu thun. Er ißt heute bey einer Courtiſane zu Nacht; und ich will ihm dort Geſellſchaft leiſten. Er weiß noch nichts von ſeiner Beförderung; wenn ihr dann nur auffaſſen wollt, bis er dort wegzieht, (und ich will ſchon dafür ſorgen, daß es zwiſchen zwölf und ein Uhr geſchehen ſoll:)

So

ſcheinlich, daß man alles anwenden wird, einen jeden, auf den nur der mindeſte Verdacht einiger Vorliebe der alten Konſtituzion fallen kann, aus dieſer neuen konſtituirenden Verſammlung auszuſchließen. Aber deſto gewiſſer kann man ſeyn, daß der gerechte Unwille, ſich des erſten aller Menſchen- und Bürgerrechte in einem freyen Staat, — des Rechts über die wichtigſte Nazional-Angelegenheit ihre Stimme nach eigener Ueberzeugung zu geben — beraubt zu ſehen, tief in ihrer Seele brennt, und daß ſie endlich, des übermüthigen Deſpotismus der herrſchenden Parthey müde, ſich, ſobald ſie es mit einiger Sicherheit thun können, geneigt zeigen werden, die Wiederherſtellung der bürgerlichen Ordnung ſelbſt von auswärtigen Mächten um jeden nur leidlichen Preis zu erkaufen.

Und was für einen Erfolg können ſich die Häupter der herrſchenden Parthey ſelbſt (die doch nicht alle ſo dithyrambiſch raſen wie Hr. Anacharſis Cloots) davon verſprechen, daß ſie gerade denjenigen Theil des Volks, der in jeder Betrachtung am wenigſten zum geſetzgeben und regieren geſchickt iſt, den roheſten, unſittigſten und lumpigſten Pöbel, ja ſogar zur Galere verurtheilte Miſſethäter, Banditen, Landſtreicher ohne Dach und Heerd, Räuber und Mörder, — freylich nicht mit ausdrücklichen Worten, in ihren Dekreten und Addreſſen an das Volk, aber deſto augenſcheinlicher durch die That ſelbſt, — zum unbeſchränkten Gewalt-

haber und Herren über das Schickſal der ganzen Nazion machen; denjenigen Theil hingegen, der in allen Betrachtungen am meiſten bey der Erhaltung und dem Wohlſtande des Vaterlandes intereſſiert und alſo ſchon aus dieſem Grund allein verzüglich berechtigt iſt, eine freye Stimme bey den wichtigſten Nazional-Angelegenheiten zu haben, theils eben dadurch, daß ſie jeden anders als ſie denkenden wie einen Staats-Verbrecher behandeln, auſſer aller politiſchen Aktivität ſetzen, theils durch einen mit Drohung und Gewalt erzwungnen Beytritt zu ihrer Parthey als wirkliche Sklaven behandeln, die alles Recht an Freyheit und Gleichheit verlohren haben, weil ſie ſich einen andern Begriff von Freyheit und Gleichheit machen, als die Verfechter der Demokratie — ich ſage, was für einen Erfolg können ſich die dermahligen Demagogen von einer ſolchen Art zu verfahren verſprechen? —

Zwar, dem erſten Anblick nach ſcheint ihnen jezt alles nach Wunſche zu gehen. Die geſetzgebende, richterliche und vollziehende Mcht iſt einsweilen in ihren Händen; und da auch der nächſtens zuſammen kommen ſollende Nazional-Konvent, wenigſtens in eminenter Majorität aus Jakobinern beſtehen wird; da die beſagten Demagogen ſelbſt alle wieder zu dieſem Konvent deputiert ſind, und alſo höchſtwahrſcheinlicher Weiſe auf alle Beſchlüſſe deſſelben einen entſcheidenden Einfluß haben werden: warum ſollten ſie ſich,

unter

unter ſo lachenden Aſpekten, nicht für allvermögend halten? — Und unfehlbar wären ſie es auch (für einige Zeit wenigſtens) wenn die auswärtigen Mächte bey allem dieſem bloße unthätige Zuſchauer abgäben; wenn nicht zwey der mächtigſten Monarchen Europens die Sache des zugleich mit ſeinem rechtmäßigen Oberhaupte unterdrückten, wo nicht größten, doch in jeder Rückſicht ſehr beträchtlichen Theils der Nazion, nicht zur ihrigen gemacht hätten, und im Begriff wären, mit 200 000 Mann der diſciplinierteſten und von dem erſten Feldherrn unſrer Zeit angeführten Truppen, in Frankreich einzudringen, um, wo nicht jedem das Seine wiederzugeben (welches nach einer ſo durchgängigen Umkehrung des vormahligen Standes der Sachen kaum als möglich gedacht werden kann) wenigſtens eine Ordnung herzuſtellen, die dem beſſern Theil der Nazion zuträglicher und ſeinen Wünſchen angemeßner iſt, als die gegenwärtige Pöbelregierung, oder als eine Demokratie, von welcher nur ſolche Köpfe wie die Carra, Chabot, Bazire, Cloots, und ihresgleichen, erwarten können, daß ſie das franzöſiſche Volk zum erſten und glücklichſten in der Welt machen werde.

Dieſer Umſtand — wie gering er auch zuweilen in den exaltierten Augen der Anführer der herrſchenden Parthey (wenn man nach ihren Reden gehen dürfte) zu ſeyn ſcheint — verändert den Statum controverſiae gar ſehr; und die beſagten Herrn werden über kurz oder

lang

lang finden, daß die Teutſchen — welche von der furchtbaren Nemeſis zugleich zu Rächern alles deſſen was unſre Vorfahren unter Ludwig XIV. von den Franzoſen erlitten haben, und zu Vollziehern der allgemeinen Geſetze des geſellſchaftlichen Verbandes verordnet zu ſeyn ſcheinen — ſo leicht nicht zu überwältigen ſind, als die Feuillans und Moderés. Zwar hat die einbrechende Gefahr den ſchwärmeriſchen Muth ihrer Schwindelköpfe nur noch mehr erhöht; ſie finden nichts leichter als dieſe „Horden von *brigands*", dieſe „verächtlichen Sclaven exekrabler Tyrannen zu exraſieren," und alle auf dem Nacken der Menſchheit errichteten Thronen umzuſtürzen, — wie ſie in ihrer tollhäuſleriſchen Manier ſich auszudrücken pflegen. Aber eben dieſe Rodomontaden kündigen der ganzen Welt an, wie wenig wahrer Muth von ſolchen Energumenen zu erwarten iſt, deren Zuverſicht aus ihrer Tollheit entſpringt, und die ſich bloß darum mit leichten Siegen ſchmeicheln weil ſie weder die Schwäche ihrer eigenen Kräfte noch die Ueberlegenheit ihres Gegners zu berechnen wiſſen. So prahlen ſie, z. B. mit nicht weniger als 800000 Mann, die ſie den Preuſſen und Oeſtreichern entgegen ſchicken wollen; und bedenken nicht, daß wenn ihrer auch eine Million wäre, eine ſo ungeheure Menge ungeübter, ungezogener, keine Subordinazion duldender, keinem Kommando gehorchender Sauſewinde, deren größter Theil übel behoſet und beſchuht, und noch ſchlechter bewafnet

iſt,

ist, zu nichts helfen kann als einander selbst im Wege zu stehen, Verwirrung anzurichten, ganze Landschaften in wenigen Tagen wie die Heuschrecken aufzufressen, und den Feldherren, die von diesen unzähligen einzelnen Haufen Gebrauch machen, für ihr Unterkommen, ihre Bewafnung und ihren Unterhalt sorgen und jedem seinen Posten anweisen sollen, eine Last von Sorgen und Arbeiten aufzuladen, denen auch der thätigste Mann unterliegen müßte.

Zu gutem Glücke belügen sich die Herren selbst in ihrer Rechnung wenigstens um zwey Drittel. Ich sage, zu gutem Glücke: denn es ist sehr zu zweifeln, ob ihr ärgster Feind ein gewisseres und schneller wirkendes Mittel, Frankreichs Untergang zu vollenden, aussinnen könnte, als das Zusammenkommen von 800000 Tollköpfen, die auf Freyheit, Gleichheit und ewigen Haß der Tyrannen geschworen haben, und die sie, in einer solchen Anzahl, sich mit ungleich besserm Fug als die Männer vom 10ten August für den wahren Suverän von Frankreich ansehen können, ehe sie noch einen Feind erblickt hätten ihren eigenen Mitbürgern mehr Schaden zugefügt haben würden, als die auswärtigen Kriegsheere in einem ganzen Feldzuge. — Aber auch alles dies bey Seite gesetzt, was für Begriffe müssen die Demagogen haben, wenn sie sich einbilden, das, was ihren Vertheidigern an den Erfordernissen zu guten Soldaten abgeht, durch die Menge ersetzen zu können? Haben

sie

ſie vergeſſen — ſie, die ſich ſo gern auf alte Beyſpiele berufen und immer von Griechen und Römern ſchwazzen, daß Alexander mit zwanzig oder dreyſſig Tauſend Macedoniern und Griechen zehn und zwanzigmahl ſtärkere Kriegsheere des Königs von Perſien aus dem Felde ſchlug? — Doch, hier meynen die Herren, ſey der Fall gerade umgekehrt; hier ſtünden 800 000 Söhne der Freyheit gegen 60 000 Sclaven; achtmahl Hundert Tauſend Helden, die vor Begierde den ſchönen Tod fürs Vaterland zu ſterben brennen, gegen ſechzig oder achtzig Tauſend Barbaren, die das bloße Feuer, das jenen Halbgöttern aus den Augen blizt, ſchon zu Boden werfen werde; — und ſie ſind ſo überzeugt hievon, daß ſie es kaum ihrer würdig halten, gegen einen ſo unbedeutenden Feind auszuziehen. Möchten doch (ruft einer von den Kommiſſarien, welche die Pariſer-Kommun vor kurzem an die Armeen abgeſchickt hat, in ſeinem Offizial-Bericht vom 9ten September aus) „Möchten doch alle Deſpoten „von Europa ſich mit unſern Feinden vereini„gen, um unſern Sieg deſto entſcheidender zu „machen! Er würde uns nicht mehr koſten. — „Der Feind mag zittern, denn die Pariſer ſind „nur noch zehn Meilen weit von ihm!“ — Kann man zu ſolchem Wahnſinn etwas anders thun als die Achſeln zucken und ſchweigen?

Indeſſen geſteht doch eben dieſer luſtige Prahler (ſein Nahme heißt Billaud von Varennes) es fehle viel, „daß alle Franzoſen auf gleicher Höhe mit jenen ſtünden, die ſeit vier Jahren mit dem Deſpotismus gerungen, und ihn endlich (am 10ten Auguſt und 3ten September) völlig zu Boden geworfen hätten. Sie, die Kommiſſarien, hätten gefunden, daß es auf dem Wege von Chateau-Thierry nach Chalons mit dem Marſch der Truppen (denen der letzte Ort zum Verſammlungs-Punkt angewieſen iſt) ziemlich langſam gienge. *Chalons* ſelbſt hätten ſie in einem Zuſtand von ſorgloſer Ruhe (Quietude) gefunden, der, im Angeſicht eines nur noch zehn (franzöſiſche) Meilen entfernten Feindes, billig in Erſtaunen ſetze. Sie hätten erkannt, daß der Geiſt, der Longwy und Verdün beſeelt habe, auch hier herrſche. Der General Luckner ſelbſt hätte ihnen auf alle ihre Fragen nichts als unbedeutende Antwort gegeben *). — Unter andern hätten ſie ihn gefragt: wie

*) Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein alter Kriegsmann wie Luckner, der ſeit kurzem die Freude erlebt hatte, innerhalb acht Tagen erſt abgedankt und dann zum Generaliſſimus erklärt zu werden, und den ſeine dermahlige eben ſo wenig ehrenvolle als ſichre Lage ohnehin mit gutem Fug übellaunig machen mag, keine groſe Luſt haben konnte, dieſen vom Pariſer Stadt-Rath unbefugter Weiſe abgeordneten Inquiſitoren auf ihre naſeweiſen Fragen bedeutende Antworten zu geben.

wie weit es mit Formierung des Lagers zu Chalons gekommen sey? und er hätte ihnen geantwortet: es sey noch nichts angefangen. — Von ihm hätten sie sich auf das Rathhaus verfügt, wo sie alle *Corps administratifs* versammelt gefunden; und hier hätten sie das Princip dieser allgemeinen Lauheit entdeckt; denn sie hätten auch nicht eine von jenen kräftigen Maßregeln (mesures *vigoureuses*) gesehen, die man anwenden müsse um das Volk zu elektrisieren." *)

Das

*) Hier haben wir — aus dem Munde eines authentischen Jakobinischen badaud de Paris, dessen Seele (wie Anacharsis Cloots von der seinigen sagt) *sans culottes* ist und der ganzen Welt, ohne ein Arges dabey zu haben, ihre pudenda weist, — hier haben wir das wahre Wort des Räthsels. Verständige Männer, die in Frankreich wirklich ein Vaterland haben, und einsehen daß der Weg, auf den diese Pariser-Schwindelköpfe ihre Mitbürger verführt haben, zum Verderben führt, sind freylich nicht so leicht zu elektrisieren als das arme Volk. Aber auch das Volk würde sich schon längst beruhiget und an die neue ihm so vortheilhafte Ordnung der Dinge gewöhnt haben: wenn man nicht so viele und so vigurö-se Maßregeln ergriffen hätte, es immer im Allarm zu erhalten, und von Zeit zu Zeit in Feuer und Flammen zu setzen. Wehe und Verderben über alle diese Volks-Elektrisierer! die, anstatt ihre Mitbürger über die wahre Beschaffenheit der Dinge, über die ächten

Das Wahre an der Sache iſt, daß dieſe Kommiſſarien, welche die Kommun zu Paris aus eigner Machtgewalt abgeſchickt hat die Armeen zu viſitieren, wenn ſie ihre Wanderungen von Stadt zu Stadt durch alle übrige Departements von Frankreich fortſetzen wollten, erkennen würden, daß es allenthalben ungefähr wie zu Longwy, Verdün und Schalons ausſieht; daß dem vernünftigern und wohlhabendern Theil der Einwohner allenthalben mit dem Umſturz der Monarchie und mit einer Republik, wie man ſie von ſolchen Geſetzgebern als Carra, Cloots, Payne und ihresgleichen erwarten kann, ſchlecht gedient iſt; und daß die Elektroforen der Pariſer Demagogen bey weitem nicht ſo kräftig ſind,

ten Grundbegriffe der bürgerlichen Geſellſchaft, über die mit allen Rechten nothwendig verbundene Pflichten, und die von allen Pflichten unzertrennbare Rechte durch Vernunft zu erleuchten, nichts angelegeners haben, als ihre Köpfe in Gährung zu ſetzen, ihre Leidenſchaften aufzureitzen, das Gefühl ihrer phyſiſchen Uebermacht in ihnen zu erregen, und ſie zu gewaltſamen Mitteln ihren Zuſtand zu verbeſſern, geneigt zu machen, die immer unendlich mahl ſchlimmer und verderblicher ſind als die oft nur einer ſtark elektriſierten Imagination unerträglich ſcheinenden Uebel, die jeder Einrichtung und Regierungsform der bürgerlichen Geſellſchaft nothwendig anklebeu, und denen man ſich durch den Umſturz der eingeführten Ordnung der Dinge, vergebens zu entziehen vermeynt.

ſind, ſelbſt auf die untern Volks-Klaſſen in allen 44000 Municipalitäten ſtark genug zu wirken, um ſie überall ſo ungeduldig als die Männer vom 14ten Jul. und 10ten Auguſt zu machen, Haus und Hof, Weib und Kinder, Geſchäfte und Gewerbe im Stich zu laſſen, und nach Paris oder an die Grenze zu laufen, um ihr Blut für die Projekte des Jakobiner-Klubbs zu verſprizen. Aber auch ohne ſolche kommiſſariſche Augenzeugen kann es dieſen Herren nicht unbekannt ſeyn, daß die Sache ſich ſo verhält: und um ſo unverantwortlicher iſt es, daß ſie demungeachtet, mit einer Hartnäckigkeit ohne Beyſpiel und auf die Gefahr unabſehbares Elend über ihr Vaterland zu bringen, das Unmögliche ſelbſt verſuchen wollen! Um ſo abſcheulicher iſt es, daß ſie das Leben ihrer Mitbürger, das Leben ſo vieler Tauſend junger Leute, die zu Vätern einer künftigen beſſern und glücklichern Generazion beſtimmt waren, ſo muthwillig Preis geben, indem ſie die Entzündbarkeit, den Leichtſinn und den feurigen Muth ihres Alters mißbrauchen, um ſie durch alle nur erſinnliche Verführungskünſte und Elektriſier-Mittel zu einem Widerſtand zu reizen, der, je heftiger er iſt, deſto gewiſſer keinen andern Erfolg haben wird, noch unter allen Umſtänden die ſich gegen einen günſtigen Erfolg vereinigen, haben kann, als Frankreich in einen Abgrund von Elend zu ſtürzen, und die Rache für ſo viel mit kalter Mordluſt vergoſſenes Blut, für ſo viele Greuel, die nichts verſöhnen kann, — eine

Rache,

So könnt ihr ihn mit der gröſten Bequemlichkeit überraſchen. Ich will in der Nähe seyn, euern Angriff zu unterſtüzen, und wir wollen ihn zwiſchen zwey Feuer kriegen. Kommt, ſieht nicht ſo beſtürzt da; kommt mit mir; wir wollen von der Sache reden. Ich will euch zeigen, daß sein Tod ſo unumgänglich nothwendig iſt, daß ihr euch verbunden ſehen werdet, ihn zu befördern. Es iſt izt bald Nacht-Eſſens-Zeit, und die Nacht nimmt überhand -- Wir müſſen gehen.

Rodrigo.

Ich muß mehr Licht in dieſer Sache haben --

Jago.

Das ſollt ihr bekommen.

(Sie gehen ab.)

Dreyzehnte Scene.

Othello, Lodovico, Desdemona, Aemilia und Gefolge.

Lodovico.

Ich bitte euch, mein Herr, bemüht euch nicht weiter.

Othello.

Oh, ich bitte um Vergebung; die Bewegung wird mir wohl bekommen.

Rache, die nur die Schuldigen treffen ſollte, über die ganze Nazion herzuwälzen.

In dieſer Lage der Sachen ſcheint freylich ein Deus ex machina nöthig zu ſeyn, der den unauflöſlichen Knoten, den die Anführer der herrſchenden Parthey um den Nacken der Nazion geſchlungen haben, wie Alexander jenen Gordiſchen Knoten, mit dem Schwerdt zerhaue. — Jedes Herz, worin nicht alles menſchliche Gefühl erſtorben iſt, bebt vor den Scenen zurück, die, allem Anſehen nach, dieſer Kataſtrophe vorhergehen werden, und entſetzt ſich vor den entfernteren Folgen, die eine gewaltſame Operazion eines ſo weit hinein verdorbenen Schadens nach ſich ziehen könnte. — Doch laſſet uns das beſte hoffen ſo lange wir können! Vielleicht iſt es eben dieſen auswärtigen Fürſten, deren Zorn die herrſchende Parthey in ihrem Taumel durch alle nur erſinnliche Mittel zu reizen befliſſen iſt, vorbehalten, eine edle Rache an dieſem verblendeten Volke zu nehmen; und, anſtatt das von ſinnloſen Freflern umgeſtürzte Gebäude der Konſtituzion vollends von Grund aus zerſtören zu wollen, es vielmehr in verbeſſerter Geſtalt wieder herzuſtellen; aber ſo verbeſſert, ſo dauerhaft auf das gemeine Beſte Aller gegründet, daß die Nazion ſelbſt, ſobald ſie aus ihrem dermahligen Fieber zu ſich ſelbſt gekommen ſeyn wird, vernünftiger Weiſe keinen andern allgemeinen Willen haben könne, als die Hände zu Vollendung deſſelben zu bieten.

Wie sanquinisch Ihnen, m. H. auch diese Hoffnung scheinen mag, (denn ich gestehe gern, daß sie sich wenigstens nicht auf Manifeste gründet) so ist sie doch immer noch wahrscheinlicher, als daß Carra, Cloots, Marat, Robespiere, und wie alle die Dämonaken heissen, die das große Wort in dem bevorstehenden Nazional-Konvent zu führen gedenken, die Männer seyn sollten, denen Frankreich seine Rettung zu danken haben wird. — Denn um gerettet zu seyn, braucht es es nur aus ihren Klauen gerissen zu werden: so wie eine längere Dauer der Ochlokratie, in deren chaotischer Verwirrung sie herrschen, sein gewisser Untergang wäre.

Ich rede, wie Sie sehen, mit einer Zuversicht, die sich nicht fürchtet, von dem immer näher rückenden Ausgang des großen Drama's, auf welchen jezt die Augen von Europa geheftet sind, beschämt zu werden. Ich kann mich in tausend andern Dingen irren, aber gewiß darin nicht: daß die detestabelste aller Regierungen diejenige ist, wo der Pöbel den Suverän spielt, und so weise Männer als die Vorbenahmsten seine Rathgeber sind — und eben so wenig darin: daß weder Menschen noch Götter machen können, daß eine solche Regierung einen guten Ausgang nehme.

Am 24sten September 1792.

M. S.

N. S.

Ich habe Ihnen, m. H. nichts von dem einzigen demokratisch gesinnten Mann in Frankreich gesprochen, von dem ich in meinem innigsten Gefühl gewiß bin, daß er ein rechtschaffener Mann ist, daß er, wenn jemahls einer, den Nahmen eines zweyten Epaminondas (wenigstens was die Weisheit des Geistes und die bürgerliche und sittliche Tugend betrift) verdient, und fähig wäre sein Volk zu retten, wenn er ihm seine Gesinnungen und seine Festigkeit mitzutheilen vermöchte. — Ich habe (da die Rede davon war, ob und durch wen noch geholfen werden könnte) nichts von dem respektabeln *Miniſtre de l'Interieur*, Roland, gesagt, weil ich leider nur zu wahrscheinlich voraussehe, daß es moralisch unmöglich ist, daß die herrschenden Demogogen, von deren bösem Geiste das Pariser Volk besessen ist, einen so tugendhaften Mann lange unter sich dulden könnten. Möge mich zur Ehre der Menschheit doch dieses mahl meine Ahndung betrügen!

So eben erhalte ich No. 257 des Moniteur, und lese darin mit Entzücken eine Addreſſe dieſes Miniſters an die Einwohner von Paris, worin er ſich gegen die ſchändlichen Verläumdungen und Anklagen rechtfertiget, die ihm ſeine, einige Tage zuvor bekannt gemachten, vortreflichen Addreſſen an die Corps adminiſtra-

tifs und an ſeine Mitbürger, von Seiten des berüchtigten *Ami du Peuple* Marat zugezogen. Ich habe nichts dringendes, als dieſen Aufſatz ſogleich zu überſetzen, damit er, da er hier nicht mehr Platz findet, im nächſtfolgenden Stücke des T. M. erſcheine, um auch an meinem Theil etwas zur Bekanntmachung und Aufbewahrung dieſes Aufſatzes beyzutragen; dieſes reinen Abdrucks von dem Geiſte und Herzen des ehrwürdigen Mannes, der die Schuld der Natur durch den einzigen Irrthum bezahlt, daß er zu gut von den Franzoſen und von den Menſchen überhaupt denkt, da er ihnen Tugend und Vernunft genug zutraut, um einen Grad von Freyheit und Gleichheit ertragen zu können, für welchen die Menſchheit noch lange nicht aufgeklärt und rechtſchaffen genug iſt. — Traurig iſt es übrigens für einen jeden, der ſo aufrichtig, wie ich, wünſcht, daß das Gute, das durch die franzöſiſche Revoluzion von 1789. bewirkt werden konnte und zum Theil ſchon bewirkt wurde, für dieſe Nazion ſowohl als für die übrigen nicht ganz verlohren ſeyn möchte, — ſehr traurig, ſage ich, iſt es, aus der beſagten Schrift des redlichen Rolands zu ſehen, daß auch noch jezt, nachdem der 10te Auguſt die Jakobiner zur herrſchenden Parthey gemacht hat, aus dem Schoß dieſer letztern ſelbſt neue Fakzionen hervorbrechen; daß Leute, die für eifrige Jakobiner bekannt ſind, nichts angelegners zu haben ſcheinen, als das Volk mit unaufhörlichem Mißtrauen gegen die N. V., gegen die

der-

dermahligen Miniſter, gegen die Generale der Armeen, mit einem Wort gegen einen jeden zu erfüllen, dem ſein Platz Autorität und Einfluß giebt und dem das Vertrauen der Nazion, um ihr nützlich zu ſeyn, unentbehrlich iſt. Da ſchwerlich ein Volk in der Welt leichter zu allarmieren iſt; leichter von einer Gemüthsbewegung zur entgegengeſetzten übergeht, und in ſeinen ſtürmiſchen Aufwallungen weniger Maß und Ziel zu halten vermag als das franzöſiſche: ſo wäre dieſer einzige Umſtand hinreichend, einen jeden, der ſich erinnert, was dieſe Art auf das Volk zu wirken ſeit vierthalb Jahren ſchon für Unheil angerichtet hat, zu überzeugen, daß die Nazion, wenn es ihr auch glücken könnte ſich ihrer auswärtigen Feinde zu entledigen, dennoch zu keiner innern Harmonie, zu keiner konſiſtenten Verfaſſung, keinem frohen und ruhigen Genuß der Freyheit kommen kann, ſo lange es Marats, Carra's und Chabots in ihrem Mittel giebt, und ſo lange ſie leichtgläubig und ſchwach genug iſt, ſich von ſolchen Menſchen elektriſieren zu laſſen. Es wird aber immer Marats und Carra's unter ihnen geben, und das Volk wird einen Karakter nie verlieren, deſſen Fehler und Unarten die Freyheit nicht verbeſſert, ſondern im Gegentheil erſt recht entwickelt und in volle Wirkſamkeit geſetzt hat. — Denken Sie dieſer traurigen Wahrheit nach, m. H. und ſtellen ſie ſich das Prognoſtikon ſelbſt. V.

Nachricht an das Publikum.

Herr Florian, der bekannte Dichter des Numa, der Estelle und des Alonso de Kordua, hat wieder dem Publikum ein Bändchen Nouvellen geschenkt, die unter dem Titel: Nouvelles Nouvelles par M. de Florian, zu Paris in diesem Jahre erschienen sind. Das Bändchen enthält sechs reizende Geschichtchen, die sicher seinen ersteren Nouvellen den Preiß abgewinnen werden. In meinem Verlage wird eine Uebersetzung von diesen Nouvellen herauskommen; die Uebersetzung hat Herr Lafontaine übernommen, der durch die Erzählungen in seiner Gewalt der Liebe das teutsche Publikum wenigstens ziemlich sicher berechtigt hat, viel von der Uebersetzung der Florianischen Erzählungen zu erwarten. Diese Erzählungen werden sehr bald unter dem Titel: Florians Erzählungen, übersetzt von Aug. Lafontaine, in allen Buchhandlungen Teutschlands zu haben seyn. Halle, den 15ten September 1792.

Friedrich Daniel Franke.

Neuer
Teutſcher Merkur.

II. Stück. 1792.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Beſchluß der Betrachtungen über den Gang der ſich entwickelnden Empfindungsarten. S. 283.

II. Der Miniſter der innerlichen Angelegenheiten, Roland, an die Pariſer. (Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.) — 293.

III. Die franzöſiſche Republik. — 375.

IV. Kleine Gedichte. — 398.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkurs ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkurs.

Anzeige.

Die bisher in unserm Verlage herausgekommene Monatschrift für Frauenzimmer: Amaliens Erholungsstunden, heißt im künftigen 1793ger Jahre

Flora

und wird nicht mehr von Madame Ehrmann, sondern von den bisherigen Mitarbeitern, welche im laufenden 1792ger Jahre in jener Monatschrift sich so vielen Beyfall erworben haben d. i. den Verfassern des Mönchs, Rosetti, Schach Omars, der Volksmährchen, Perchta und die Erdmännchen, Briefe Carls an Elisen ꝛc. fortgesezt. Ausser diesen können wir Hrn. Claudius, Hofrath Forster in Mainz, Hrn. Hofrath Jffland, und Hrn. Pfeffel in Colmar als Mitarbeiter nennen, von noch mehrern erwarten wir erst noch Nachricht.

Der Hauptzweck, so wie die ganze übrige Einrichtung dieses Journals bleiben die bisherige. Ueberdies bürgen die genannten Nahmen, so wie die schon bekannten Beyträge der ungenannten Mitarbeiter dafür: daß eine für die Bildung und das Wohl ihrer Tochter besorgte Mutter diese Schrift in die Hände derselben mit der gewissen Zuversicht übergeben dürfe, daß nichts die Ruhe und Sitten derselben untergrabendes darin werden enthalten seye.

Die Nahmen der Subscribenten werden, wie bisher, vorgedruckt. Der Preiß des Jahrganges ist 3 fl. rheinisch oder 2 Thlr. 16 ggr. Collecteurs erhalten die gewöhnlichen Exemplare. Für diejenigen, welche es mit der Post haben wollen, haben die Postämter Stutgardt und Canstadt die Hauptspedizion übernommen. Die übrigen wenden sich an jede solide Buchhandlung oder an uns unmittelbar.

Ein Mehreres enthält das Oktoberheft von Amaliens Erholungsstunden von 1792.

Tübingen, den 16ten Oktob. 1792.

J. G. Cottaische Buchhandlung.

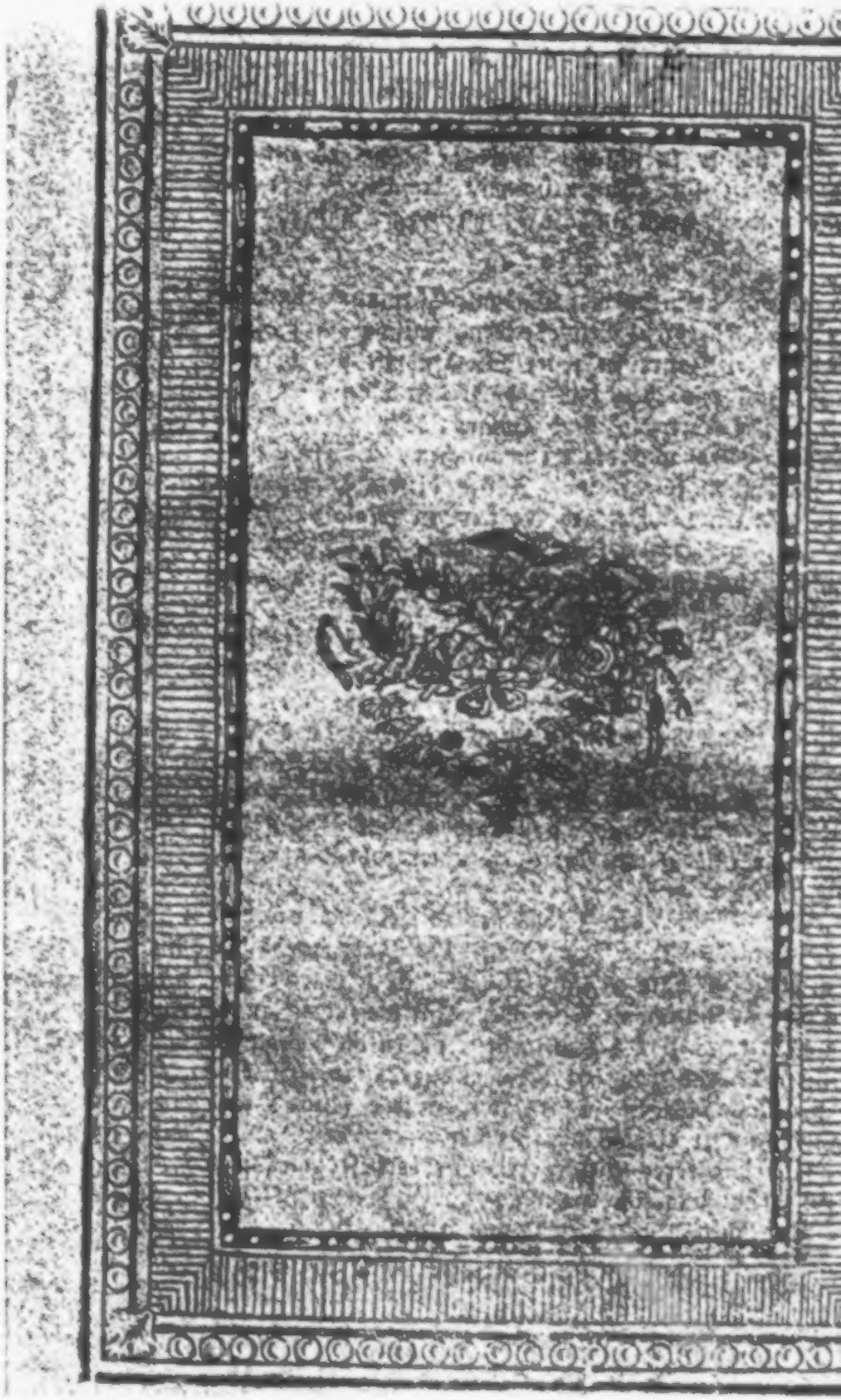

Lodovico.

Madam, gute Nacht; ich danke Eu. Gnaden unterthänig.

Desdemona.

Ihr werdet allezeit willkommen seyn, mein Herr.

Othello.

Wollt ihr gehen, mein Herr? -- o, Desdemona! --

Desdemona.

Mein Gemahl --

Othello.

Geht sogleich zu Bette, ich werde bald wieder zurük kommen; schikt eure Bedienung hier fort; thut, was ich euch sage.

Desdemona.

Ich will, mein Gemahl.

(Lodovico und Othello gehen ab.)

Aemilia.

Wie geht es nun? Er sieht freundlicher aus als diesen Abend.

Desdemona.

Er sagt, er wolle gleich zurük kommen, und hat mir befohlen zu Bette zu gehen, und euch wegzuschiken.

Aemilia.

Mich wegzuschiken? Desde-

Der neue

Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1792.

I.

Beſchluß der Betrachtungen über den Gang der ſich entwickelnden Empfindungsarten.

Noch war die ganze Maſſe von Empfindungen nicht in verſchiedene Haufen abgetheilt; aber alle wurden ſie von dem empfindenden Subjekt unterſchieden. Das Wohlſeyn war nicht das Ganze das immer dauerte, ſondern nur ein in dem Ich hervorragender Theil, der wieder verſchwand. Eben ſo der Schmerz; er mußte in etwas gelegt werden. Das Ich blieb bey aller Veränderung immer ebendaſſelbe; bald mit der Empfindung des Wohlſeyns bald des Schmerzes beſchäftigt; aber immer das, was beydes wahrnahm. Es mußte wahrnehmen, daß der Zuſtand der Freude nicht der — des Uebelſeyns iſt; daß bald dieſer bald jener da iſt: aber es konnte nicht wahrnehmen, daß bey jedem Zuſtande auch ein anderes wahrnehmendes Subjekt da war. So entſtanden die Be-

griffe von Etwas, das in ein Anderes gelegt wird, die wieder darin verschwindet, und von einem Dinge, das nicht wechselt, immer da ist, nie als ein Theil eines andern betrachtet werden kann, sondern selbst ein Ganzes ist.

Wenn eine Erkänntniß des Daseyns der ausser uns vorhandenen Gegenstände Statt finden soll, so müssen diese Begriffe nothwendig vorhanden seyn. Der sich erst entwickelnde Mensch konnte sich selbst bey den in ihm vorgehenden immer mit Gemüthsbewegung verbandenen Veränderungen am ersten als etwas, das diese Zustände zu jeder Zeit enthält, also beharrt, kennen lernen. Wenn eine Gemüthsbewegung der andern Platz machte, so konnte und mußte er diesen Wechsel klar wahrnehmen. Von dieser Wahrnehmung nun seiner Zustände und seiner Selbst, als des immer Enthaltenden, trug er die Begriffe des Wandelbaren und des Beharrlichen endlich auf äussere Gegenstände über. Natürlich mußten die Vorstellungen, zu deren Entwicklung die meisten Anlässe vorhanden waren, zuerst sich im Bewußtseyn auszeichnen. Und solche Anlässe konnten am besten durch die abwechselnden, mit Gemüthsbewegung verbundenen Modifikazionen des Ichs gegeben werden. Daher konnte Anfangs der Mensch das Bewußtseyn von seinem Daseyn haben und dieses auch unterscheiden, ohne noch die Erkänntniß der ausser ihm vorhandenen Dinge zu besitzen. Er unterschied nemlich sein Ich von dessen

ſen Modifikazionen, als Etwas, das dieſe immer enthält, und fand, daß jenem eine ganz andere Art von Daſeyn als dieſen zukomme. Der Gedanke: dies iſt in mir — war alſo möglich, ohne daß man den andern: es iſt alſo nicht auſſer mir, im Bewußtſeyn gegenüber ſtellte. Denn es hatte nur die Bedeutung: es iſt nur ein wechſelnder Zuſtand im Ich, nicht das Beharrliche ſelbſt; nur das Enthaltene, nicht das Enthaltende ſelber. Seines eigenen Daſeyns wurde er ſich bewußt, nicht — indem er es von der Exiſtenz der äuſſern Dinge abſonderte, ſondern dadurch, daß er es von den wechſelnden, noch im friſchen Bewußtſeyn ſchwebenden Zuſtänden unterſchied. Wenn man die Begriffe von Subſtanz und Accidenz haben kann, ohne dabey auf äuſſere Gegenſtände Rückſicht zu nehmen: ſo iſt die Erkenntniß des Daſeyns des Ichs gewiß früher als die von äuſſern Gegenſtänden. Daß ich hier unter Subſtanz nicht den beharrlichen Real-Grund der Erſcheinungen, der ſelbſt nicht mehr eine Erſcheinung ſeyn kann, verſtehe, ſondern nur eine mit dem Schein der Beharrlichkeit begleitete Erſcheinung, welche noch da iſt, wenn ſchon gewiſſe Beſchaffenheiten verſchwinden, verſteht ſich bey einer ſolchen Betrachtung, wie die gegenwärtige iſt, von ſelbſt. Niemals kann zur Zeit der Entwicklung das, was als das Enthaltende immer im Bewußtſeyn ſeyn muß, mit einer nur in jenem vorgehenden Modifikazion, als einem hervorragenden Theil, verwech-

selt werden. Das Ich war immer, aber nicht immer dieser Zustand. Hieraus mußte der Gedanke entstehen: daß dieser oder jener Zustand dem Daseyn des Ichs unbeschadet weg seyn kann; aber nicht umgekehrt, daß das Vorhandenseyn eines Zustands ohne das Ich möglich ist. Das Bewußtseyn, das den einen Zustand zu Grabe begleitet, empfängt schon wieder den andern; es mußte also immer als das nehmliche Beharrende betrachtet werden, weil sonst die Wahrnehmung dieser Veränderung unmöglich gewesen wäre. So wenig das Ich mit einer seiner Modifikazionen verwechselt werden kann, eben so wenig ist der umgekehrte Fall möglich. Die Unmöglichkeit nun beyde mit einander zu verwechseln, welche immer wegen den mit Gemüthsbewegung verbundenen Empfindungen klar gesehen wurde, drückte beyden einen bleibenden Karakter auf, dessen Züge unverwischbar waren. Um den Karakter der Beharrlichkeit wahrzunehmen brauchte man keine Kenntniß von äussern Gegenständen; die bloßen Veränderungen des Ichs konnten dies bewirken. Wenn nun in der bloßen Unterscheidung des Daseyns des Ichs und seiner Modifikazionen das Beharrliche und Wandelbare entdeckt wird, so sind die Begriffe Substanz und Accidenz möglich, ohne daß sich die Erkänntniß der äussern Gegenstände zugleich mit entwickelte. Der Begriff von etwas, das im Ich enthalten ist, liesse sich ohne die gleichzeitige Vorstellung von etwas äusserem festhalten.

Wenn

Wenn wir ſagen: Ich iſt ein bloßer Gedanke und iſt nur in dem Ich, als dem realen Objekte; ſo nehmen wir das: iſt nur in dem Ich — nicht im Gegenſatze gegen äuſſeres Seyn, ſondern verſtehen darunter: es ſey nicht das beharrliche reale Objekt, deſſen Natur zu kennen uns ſo intereſſant wäre; ſondern ein bloßer in einem realen Objekte enthaltener Gedanke.

Auf dieſe Art entſtand zuerſt die Erkenntniß unſeres eigenen Daſeyns, die auch, weil die dem wahrnehmenden Subjekte und ſeinen Modifikazionen eigenthümlichen Merkmahle ſogleich, ſo zu ſagen, ins Auge ſprangen, am leichteſten ſich entwickeln konnte. Warum ſollte man auch den Inhalt der Begriffe von Subſtanz und Accidenz nicht aus ſich ſelbſt hohlen können? Der Stoff dazu in uns war früher im Bewußtſeyn und ſicherer. Alle Empfindungen giengen im Ich vor; das Bewußtſeyn ihres Wechſels war klar, weil die anfänglichen Empfindungen, mit jedesmahligen Gemüthsbewegungen verbunden, immer hervorragend waren; der Karakter der Beharrlichkeit erhielt ein ausgezeichnetes Gepräge. So klar konnte das Bewußtſeyn von den Veränderungen der äuſſern Gegenſtände, nach erlangter Erkenntniß derſelben, nicht ſeyn. Sie wurden nicht mit der ſcharfen Wahrnehmung aufgefaßt, da keine Gemüthsbewegungen mehr mit ihnen verbunden waren, und ihr Kommen und Verſchwinden nicht mehr ſo hervorleuchtete. Eben weil dieſer Wechſel ſo hervor-

ſtechend war, ſo ließ ſich auch an dem Subjekte, das er traf, der Karakter der Beharrlichkeit beſſer wahrnehmen. Längere Zeit wurde erfordert, dieſen Karakter an äuſſern Gegenſtänden zu vernehmen, weil die an ihnen bemerklichen Veränderungen nicht ſo ſcharf das empfindende Subjekt auf ſie d. h. die äuſſern Gegenſtände hinweiſen, als die von Gemüthsbewegungen begleiteten Empfindungen dies nehmliche Subjekt auf ſich ſelbſt, welches daher ſich auch immer ſeiner bewußt ſeyn mußte. Die Merkmahle der Beharrlichkeit des Ichs und der Wandelbarkeit ſeiner Accidenzen waren nun vernehmlicher, ſie konnten daher auch am erſten feſtgehalten und mit gröſſerer Sicherheit angewandt werden. Ueberdies giebt es viele Empfindungen aus dem Körper, die der ſich erſt bildende Menſch doch am letzten von den inneren ſondert; ja! die oft gar nicht unterſchieden werden, die den von einem äuſſeren Gegenſtande erregten ähnlich ſind; denn beyde Arten können gleich lange dauern, beyde ohne innere bemerkliche Vorbereitung entſtehen. Wenn die Empfindungen aus dem Körper nun nicht von den innern unterſchieden werden, ſo laſſen ſie ſich auch nicht abgeſondert erhalten: da aber viele von äuſſern Gegenſtänden erregte ihnen ähnlich ſind, ſo trift dieſe das nehmliche Schickſal. Wir müſſen ſchon mehrere Sinne zu Hülfe nehmen, um gewiß zu werden, ob das, was dieſe Empfindung erregte, auch ein wirkliches abgeſondertes Ganze ſey. Und

als

als ein ſolches es zu kennen, iſt doch nothwendig, wenn wir den Stoff zu dem Begriff Subſtanz auſſer uns hohlen wollen. Daher iſt es ſicherer ſeinen eigenen Saamen auf ſeinem Felde auszuſäen.

Der Reiz, alle Empfindungen allein aufs Ich zu beziehen, konnte noch nicht ſeine Kraft verlohren haben, weil ſie daſſelbe immer noch mehr zur Wahrnehmung ſeines eigenen Zuſtandes hinlenkten. Die Akzion, die öfters vorkömmt, bereitet ohnehin im Gemüthe eine Leichtigkeit, von ſelbſt wieder darein zu fallen.

Aber lange konnte ſich dieſe Verfahrungsart nicht mehr erhalten. Die Urſachen, die das Zuſammenſchmelzen der Empfindungen aus fremden Körpern mit Gemüthsbewegungen verurſachten, verſchwanden allmählich. Die Organe wurden abgehärtet: die Eindrücke waren daher weder angenehm noch unangenehm. Die längere Abweſenheit der ſchmerzhaften Eindrücke wurde das Grab der angenehmen. Das Gefühl der Seele von ihrem eigenen Beytrag zu den Vorſtellungen war nicht mehr ſo ſtark. Gewohnheit ſchwächte die Aufmerkſamkeit auf ihre eigene Operazion. Die Lichtſtrahlen fielen nicht mehr ſo empfindlich aufs Auge; ihre Eindrücke wurden daher gleichgültiger und kündigten durch mildern Eingang ihr Daſeyn an. Bey den Empfindungen des Gefühlorgans milderte ſich das Schmerzhafte, das Scharfe, das Heiſſe. Die Saiten, die das Ich noch immer

auf den Umfang ſeines Gebiets bezog, wurden nicht mehr angeſchlagen. Die äuſſeren Gegenſtände hatten ſich nicht verändert; in dem Menſchen ſelbſt lag die Urſache der veränderten Empfindungsart. Das Verſchwinden jener obigen Urſachen ſetzte ihn in Stand, jetzt zur Erkenntniß des Unterſchieds der äuſſern und innern Empfindungen gelangen zu können. So lange dieſe mit Gemüthsbewegungen verbunden waren, war ihre Verbindung zu innig als daß ſie nicht mit ihnen zuſammenfließen ſollten. Gemüthsbewegung, Gefühl einer friſchen ungewohnten Kraftäuſſerung, waren die hervorragenden und alle Aufmerkſamkeit auf ſich ziehenden Gegenſtände. Wie ſie nicht mehr in Verbindung mit dieſen auftraten, hatten ſie Gelegenheit ſich allein zu zeigen. Die Abweichung nun von der vorhergehenden Art ihrer Erſcheinung mußte die Aufmerkſamkeit der Seele wekken, und dieſe keine geringe Veränderung zur Folge haben. Das abgedrungene Erinnern an den vorhergehenden Zuſtand, worin ſie war, wenn Eindrücke geſchahen, und das Gefühl des gegenwärtigen ſetzten den Trieb zur Unterſuchung dieſer Veränderung in Bewegung. Die Fähigkeit, die Maſſe der Empfindungen aufzulöſen und in Klaſſen abzutheilen, war hergeſtellt. Was war nun die Folge? Doch keine andere, als daß die Seele wirklich anfieng, allmählich das Werk, zu dem ſie Trieb und Kraft fühlte, anzugreifen.

Wie die Empfindungen aus fremden Körpern nicht mehr mit andern zuſammenſchmelzen wollten, ſo konnte ſie bey Wahrnehmung dieſer ſich ihrer Thätigkeit nicht bewußt werden; da ſie hingegen bloße Veränderungen, ohne das Bewußtſeyn, ſie habe dieſe hervorgebracht, nicht wahrnehmen konnte. Das klare Bewußtſeyn ihrer Thätigkeit bey den letztern, und der Mangel dieſes Gefühls bey den erſtern, war ſchon hinlänglich einen Unterſchied zwiſchen ihnen zu entdecken. Seitdem gewohnt, bey Wahrnehmung aller Empfindungen inne zu werden, daß es ihr Zuſtand iſt, war der Unterſchied nur um ſo auffallender. Auf der andern Seite kamen jetzt gewiſſe Empfindungen oft ſo ſchnell, ſo unvermuthet, wie die äuſſern; bey andern war eine gewiſſe Vorbereitung bemerklich, wie bey den innern. Dieſe Vorbereitung ſetzte allemal die Seele in eine gewiſſe Stimmung zu dem Zuſtand, der hernach erfolgte. Das Daſeyn oder die Abweſenheit dieſer Stimmung gab ein Unterſcheidungs-Merkmahl, das zwar nicht im klaren Bewußtſeyn, aber auch nicht in völliger Dunkelheit lag. Es war wie die Dämmerung im Reiche der Natur, mitten zwiſchen Licht und Finſterniß inne. Weil die Seele nun bey äuſſern Empfindungen ſich weder ihrer Thätigkeit noch irgend eines vorbereitenden Zuſtandes bewußt war, vergaß ſie, daß ſie dieſe wahrnahm. Hingegen bey Wahrnehmung bloſſer Veränderung konnte dies nicht geſchehen. So etwas war ihr noch nicht

vorgekommen. Vorher, wie alle Empfindungen nur für innere gehalten wurden, konnte sie sich nie als empfindendes Subjekt vergessen; daher war nun auch bey jeder Wahrnehmung nur eine einzige Richtung möglich. Jezt aber wurde sie zu einer andern Richtung gelockt; ihr eine Richtungsfähigkeit nach mehreren Seiten gegeben. Denn daß sie bey Wahrnehmung äusserer Empfindungen eine andere Richtung als bey innern annehme, ist eine unverkennbare Sache. Solche Empfindungen, wobey sie sich nicht ihrer Thätigkeit bewußt war, kamen öfters; diese alle waren geschickt, der bisherigen Gewohnheit, nur eine einzige Richtung anzunehmen, Einhalt zu thun und ihre angemaßte Nothwendigkeit zu schwächen. Sie empfand eine Erleichterung in ihrer bisher nur an die nehmliche Richtung gebundenen Lage; die Fähigkeit in den bey der Betrachtung äusserer Gegenstände nothwendigen Aktus zu fallen, wurde gestärkt; sie wurde gewandter. Alles das also, was die Seele zu dem Aktus, in den wir fallen, wenn wir es mit äussern Gegenständen zu thun haben, reizt, ist ein Mittel zur Erkenntniß des Daseyns äusserer Dinge. Und das thaten die angegebenen Ursachen. Je mehr solche Aktus vorkamen, desto inniger mußte sie überzeugt werden, daß sie nicht die einzige Ursache aller Empfindungen sey. Das es ihr endlich eben so leicht wurde in diesen oder jenen Aktus, je nachdem sie zu einem veranlaßt war, zu fallen, so mußte sie auch darin eine Fertigkeit erlangen,

diese

Desdemona.

Das war ſein Befehl; alſo, meine gute Aemilia, gieb mir mein Nacht-Zeug, und gute Nacht. Wir müſſen ihm keinen Verdruß machen.

Aemilia.

Ich wollte, ihr hättet ihn nie geſehen!

Desdemona.

Das wollt' ich nicht; meine Liebe iſt ſo wol mit ihm zufrieden, daß ſogar ſein mürriſches Bezeugen, ſein Schelten und Zürnen, eine Art von Anmuth in meinen Augen hat. Ich bitte dich, ſteke mir mein Kopfzeug ab --

Aemilia.

Ich habe die Laken, die ihr mir ſagtet, auf euer Bette gelegt.

Desdemona.

Es iſt all eins: Guter Himmel! Was für alberne Geſchöpfe ſind wir nicht! Wenn ich vor dir ſterbe, ſo mache mir, ich bitte dich, aus einem dieſer Tücher mein Todten-Hemde.

Aemilia.

Kommt, kommt; wie ihr redt!

Desdemona.

Meine Mutter hatte ein Kammer-Mädchen, die Bar-

dieſe Empfindungen ſich ſelbſt, und jene — äuſſern Gegenſtänden allein zuzuſchreiben. Das Urtheil, „daß es auſſer uns vorhandene Gegenſtände gebe,“ kann nach dieſem allen kein Werk des Inſtinkts ſeyn; ſonſt wären nicht ſoviel Vorbereitungen und ſo viel Mühe nöthig, bis es zu Stande gebracht werden kann. Nun hatten gewiſſe Empfindungen die Eigenſchaft, daß ſie allein abgeſondert von andern, gehalten werden konnten. Bloße Veränderungen der Seele waren ſie daher nicht; ſondern mußten als ein Ganzes wahrgenommen werden, in welchem eine Mannigfaltigkeit zu bemerken war, die in einem Nebeneinanderſeyn der mit einander verbundenen Theile beſtand. Dieſes Ganze, als Erſcheinung, wurde auf einmal angeſchaut. In ihm zeichneten ſich etwa einige Punkte aus, die vor andern die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Dieſe konnten lichter oder dunkler werden, oder gar verſchwinden, ohne daß das Ganze mit verſchwand. In Vergleichung nun mit dieſen offenbarte ſich an ihm der Karakter der Beharrlichkeit. Dieſe Theile, oder hervorſtechende Punkte, waren in dem Ganzen der Empfindung enthalten, wie die bloße Veränderungen des Ichs in der ganzen Empfindung von ihm. Die Gründe, wegen denen es ſich für ein ſelbſtſtändiges Ding hielt, traten auch hier ein und bewirkten die deutliche Erkenntniß des Daſeyns anderer Dinge. Das Prädikat, das es an ſich fand, trug es auf äuſſere Gegenſtände über. Auf dieſe Art entſtand das Urtheil: dieſes Ganze, in dem gewiſſe

wisse Theile vor andern hervorleuchten, existirt, wie das Ich.

Eine andere Veranlassung, innere und äussere Empfindungen zu unterscheiden, war diese: die Seele, weil sie die blossen Modifikationen selbstthätig hervorbrachte, konnte diese im nemlichen Augenblick, da sie vorhanden sind, nicht wahrnehmen, wohl aber die Empfindungen aus andern Körpern. Mit der Gegenwart dieser letztern aber war immer eine andere nothwendig mit ihnen verbundene Vorstellung vorhanden, welche die unnachläßliche Bedingung ihrer Wahrnehmbarkeit war. Die Seele muß einen Eindruck, wobey sie sich bewußt ist, ihn nicht selbstthätig hervorgebracht zu haben, zuerst auffassen; dies ist aber nicht möglich, wenn sie nicht von dem Daseyn dieses Eindrucks benachrichtiget ist. Ist es aber eine blosse Modifikation, so muß sie diese hervorbringen, und kann, ehe sie hervorgebracht ist, von ihrem Daseyn nichts wissen. Wenn sie aber schon hervorgebracht ist, so wird sie erst wahrgenommen, nachdem sie da war. Wenn sie also, während sie da ist, nicht wahrgenommen werden kann, so kann auch keine andere Vorstellung zugleich mit ihr als verbunden im Bewußtseyn vorhanden seyn. Hingegen wurden die äussern Empfindungen wahrgenommen, sobald sie da waren, und mit ihnen eine andere Vorstellung, die ein ganz ausgezeichnetes Gepräge hatte, verbunden. Daß diese Vorstellung

der

der Raum sey, bedarf keiner Erinnerung. Sie bringt aber die äussern Empfindungen nicht wie eine Ursache ihre Wirkung hervor, sondern ist nur die Bedingung, worunter sie wahrgenommen werden müssen. Sie thut nur den Dienst, welchen die Oeffnung der Fensterläden leistet, wenn man Licht im Zimmer haben will. Die Oefnung bringt auch das Licht nicht hervor, aber sie ist doch die nothwendige Bedingung des Hellwerdens. Vermittelst der Vorstellung des Raums erhielten die äussern Empfindungen die Eigenschaft, daß sie als Ganze von bestimmten Umrissen, an bestimmten Oertern, ihre Theile als ausser und nebeneinander und doch verbunden wahrgenommen wurden. Diese Ganze nun in dieser neuen Gestalt mußten das Unterscheidungs-Vermögen der Seele reizen. Die Mannigfaltigkeit der sinnlichen Scheine machte ein bezauberndes Schauspiel. Was schon öfters einen so angenehmen Eindruck verursachte, wurde ein Gegenstand des Begehrens; was unter dem entgegengesetzten Karakter erschien, mit Widerwillen aufgenommen. Dieses Ganze, das sehr gefiel, zeichnete sich vor andern durch seinen bestimmten Umriß und Ort aus. Die nehmlichen Merkmahle, welche die äussern Empfindungen von den innern auszeichneten, dienten jezt dazu, die äussern selbst von einander zu unterscheiden. Die Vorstellung des Raums wurde durch ihren öftern Gebrauch so vertraut, daß sie endlich, wegen der Unverkennbarkeit ihrer eigenthümlichen Merkmahle, wegen

ihrer

ihrer leichten Anwendbarkeit, ohne daß man es sich bewußt ist, wirksam war. Bey den äussern Empfindungen zeigten sich also Merkmahle, die bey den innern nicht vorkamen. Wurden diese wahrgenommen, so konnte die Seele nicht finden, daß, wie sie da waren, bey ihrer Gegenwart eine andere Vorstellung rege war. Dies bemerkte sie wohl, daß sie diese, nachdem sie nachher wahrgenommen wurden, in sich legen mußte; allein die ganze Empfindung, die sie von sich hatte, war nicht so etwas wie der Raum: es war ein Wahrnehmen ihrer eigenen Thätigkeit; sie war sich bewußt, daß sie diese Modification hervorgebracht habe; bey einer äussern Empfindung aber war kein Bewußtseyn, daß der Raum die Ursache dieser sey. Die äusseren Empfindungen konnten von einander durch Merkmahle, die das Daseyn des Raums voraussetzen, unterschieden werden; ganz andere Merkmahle aber waren nöthig, wenn es auf den Unterschied der innern von einander ankam. Daraus mußte sich die allgemeine Regel bilden: jede Empfindung, die in der Zeit, wo sie da ist, aber nicht ohne eine andere vorauszusetzende Vorstellung wahrgenommen werden kann, ist keine blosse Modification des Ichs, sondern Wirkung eines äussern Gegenstands. Zwar diente diese Regel auch dazu, die Empfindungen aus dem Körper von den innern zu unterscheiden; aber zu dieser Sonderung wurde schon, wie die Erfahrung lehrt, weil die Ursachen dieser Empfindungen in der engsten

ſten Verbindung ſind, längere Zeit erfordert. Wie lange ſteht es nicht an, bis der Menſch ſagen kann: dies iſt eine Empfindung aus meinem Körper, und dies eine innere? Wie viel Unterricht iſt nicht nöthig, bis eine völlige Unterſcheidung zu Stande gebracht wird? Die Anwendung jener Regel war leicht; denn das allgemeine Merkmahl wurde nicht mit Mühe abgeſondert, ſondern war überall, da ohne dieſes die Wahrnehmung äuſſerer Gegenſtände nicht möglich ſeyn konnte, ſichtbar. Daß die Vorſtellung Raum mit der Erkenntniß des Daſeyns äuſſerer Gegenſtände nicht nur wirkſam, ſondern auch im Bewußtſeyn vorhanden iſt, beweiſen die Beyſpiele, welche wir an Kindern erfahren. Hält man dieſen etwas vor, das gefällt, ſo greiffen ſie darnach. Die Vorſtellung muß alſo vorhanden ſeyn, daß es an einem andern Ort ſey, als worin ſie ſich befinden. Dies ſetzt aber den Raum nothwendiger Weiſe voraus. Die Vorſtellung des Raums und die Begriffe von Subſtanz und Accidenz waren die Mittel, welche den Menſchen in Gemeinſchaft mit dem unendlichen Schauplatz der Welt ſetzten; die Kanäle, durch die alles zuſtrömte und ſich in die Behältniſſe der Seele ergoß. Je mehr ſich nun an dem Daſeyn äuſſerer Gegenſtände eigenthümliche Merkmahle zeigten, deſto deutlicher wurde die Erkenntniß unſerer eigenen Exiſtenz. Daher wird der gemeine Verſtand, je länger je weniger an dem Daſeyn äuſſerer Dinge zweifeln. Denn er läßt ſich mehr durch die Einbildungskraft

als durch Vernunft leiten; sieht bey der Bestimmung des Daseyns äusserer Gegenstände mehr auf das daß sie ein Ganzes von Empfindungen sind, worin hervorragende Theile bemerkbar, als auf den Karakter der Beharrlichkeit. Würde er auf diesen mehr sehen, so könnte er das Daseyn äusserer Dinge unmöglich für eben so gewiß halten, als sein eigenes. Er kann sich doch der Beharrlichkeit eines äussern Gegenstands nicht so versichern wie der — des Ichs. Dieses ist überall, es verschwindet nie, es kommt bey äussern wie bey innern Empfindungen vor. Sey es auch nur ein Gedanke, so ist es doch immer der nehmliche; und der gemeine Verstand, wenn er auch so weit käme daß er es für einen Gedanken hielte, würde doch immer glauben, es sey ein und ebendasselbe Objekt, durch das er hervorgebracht werde. Der Zweifel: daß mehrere Gegenstände das Merkmahl Ich gemeinschaftlich haben könnten, würde niemals in ihm entstehen. Das Resultat also, da er die Identität des Ichs, als Gedankens, auf sein Objekt übertrüge, wäre bey ihm immer das nehmliche. Eher aber würde er noch glauben, daß die äussern Dinge bloße Vorstellungen, als daß das Ich selbst eine solche sey; denn dort hält er oft etwas für wirklich ausser ihm vorhanden, wo er hernach seinen Irrthum einsieht und ihn im wiedervorkommenden Falle auf der That ertappen kann. Aber hier — wenn er das Ich für ein Objekt hält, kann er seinen Irrthum nicht so finden; dies ist nur nach

tiefern

tiefern Spekulazionen, zu welchen er aber unfähig iſt, möglich. Der gemeine und der durch Spekulazionen erweiterte Verſtand kommen aber darin überein, daß beyde das Daſeyn des Ichs und der äuſſern Gegenſtände für gleich gewiß halten; nur darin unterſcheiden ſie ſich wieder, daß jener es thut, indem er die Gegenſtände als Dinge an ſich zu erkennen glaubt; dieſer aber ſie nur für Erſcheinungen hält. Dieſer kann Beweiſe führen für die gleiche Gewißheit ſeiner Erkenntniß; jener nicht: oder er müßte darthun, daß das vorſtellende Subjekt gar keinen Beytrag zu ſeinen Vorſtellungen, die ihre Urſache auſſer ihm haben, liefere, und dann — daß er hernach ſo wohl das Daſeyn ſeines Ichs als der äuſſern Dinge unmittelbar wahrnehme. Gewöhnlich iſt der Fall, daß wenn der gemeine Verſtand im Beweiſen ins Stecken geräth, er ſich rühmt, der geſunde Menſchenverſtand zu ſeyn, um auf dieſe Art ſich den Sieg anzumaßen. Daß aber jeder unſerer Erkenntniß mögliche Gegenſtand nur eine Erſcheinung, und in dieſer Rückſicht eines jeden Daſeyn gleich gewiß ſeyn müſſe — dieß kann bewieſen werden. Wäre das letztere nicht, ſo würde folgen, daß von zwey vorhandenen Vorſtellungen die eine gewiſſer exiſtire als die andere. Weil der gemeine Verſtand die Gegenſtände auſſer ihm mehr deswegen für ſelbſtſtändig hält, weil ihre Empfindung ein Ganzes von Empfindungen, wie die — von ſeinem Ich iſt, worin wieder Theile bemerkbar ſind; ſo findet er bey ihnen das nehmliche

Merkmahl, an welchem er seyn selbstständiges Daseyn erkennt und schließt daher: daß zwey Urtheile in welchen die Subjekte ein gleiches Merkmahl haben, wenn sie sich bloß auf dieses einschränken, auch gleiche Gewißheit mit sich führen müssen. Daß das Prädikat des Daseyns vom Ich auf andere Dinge erst übergetragen werde, dies würde ihn in seiner Meinung gar nicht wankend machen. Er würde es entweder läugnen, oder, wenn ers zugäbe, mit der nachher entstandenen Gewohnheitsnothwendigkeit spielen.

Zwar wird noch manche Empfindung aus fremden Körpern ungesondert geblieben seyn; aber dies war kein Hinderniß, daß nicht der Unterschied zwischen innern und äussern Empfindungen entdeckt werden sollte. Einige doch, wie die des Gesichts und Gefühls, waren besonders geschickt, auf diesen Unterschied aufmerksam zu machen. Zwar kann gar keine äussere Empfindung, als solche, wahrgenommen werden, ohne daß ihr Unterscheidungsmerkmahl, die Vorstellung des Raums, eintritt. Aber jene erlangten doch zuerst die Eigenschaft, daß sie von andern gesondert erhalten werden konnten. Die Geruchs- und Geschmacksempfindungen vermischen sich immer mit denen, die das Organ, worin sie vorgehen, kennbar machen, und können daher nicht abgesondert gehalten werden. Diese letztere aber wurden noch lange Zeit ins Ich gelegt. Eben so die Gehörsempfindun-

dungen, wenn ſie anders nicht zu heftig ſind; folglich waren die — des Geſichts und Gefühls die erſten, welche ſich durch obiges Merkmahl als äuſſere anzeigten. Da nun der Menſch gewohnt war, alles, was in einem andern enthalten iſt, für eine bloße Beſchaffenheit des Enthaltenden anzuſehen, und er wahrnahm, daß ſelbſt die Dinge, denen er Selbſtſtändigkeit zuſchrieb, wieder in etwas enthalten waren: ſo ſcheint der von Spinoza genommene Gang für einen Menſchen, der endlich das Bedürfniß eines höhern Weſens fühlt, ſo ganz unnatürlich nicht zu ſeyn. Nach der ſtufenweiſen Sonderung der Empfindungen läßt ſich wohl begreifen, wie Dinge, die den Karakter der Selbſtſtändigkeit bloß aus dem, daß ſie nicht wieder in einem andern enthalten waren, erhielten, nach darauf folgender Wahrnehmung, daß ſie wieder nur etwas Enthaltenes ſind, für bloße Modifikazionen gehalten, und das, was ſie enthielt, der Raum, als alles in ſich faſſend und in keinem andern mehr enthalten, als die einzige Subſtanz vorgeſtellt werden konnte. Der Menſch, durch das Gefühl ſeiner eigenen Schwäche getrieben, ſucht ein Weſen, das höher iſt als er; er giebt dieſem gerade die Eigenſchaften, welche ihm fehlen, und wegen deren Mangel er ſeine Schwäche zu empfinden glaubt. Das Große im Umfang, weil er noch ganz an ſinnliche Bilder gewöhnt iſt, giebt ihm den Begriff von Erhabenheit und überall verbreiteter Wirkſamkeit. Er mag ſich etwas

noch ſo groß vorſtellen, ſo iſt immer etwas Größeres da, worin es enthalten iſt — der Raum. Die Einbildungskraft, welche ohnehin immer geſchäftig iſt, den reinen Raum mit allerley Bildern auszuzieren, weiß ſeine Bedürfniſſe zu ſtillen; und damit ſeinem Gott nicht unbekannt ſey, wie er ihm helfen ſoll, legt er ihm das Prädikat des Verſtands bey. Er weiß aus Erfahrung, daß dieſer das beſte Mittel iſt, ſich andern überlegen zu machen. So kann er leicht ein höchſtes Weſen finden, unter deſſen nothwendigen Eigenſchaften die Ausdehnung hervorragt. In der Vorſtellung des Raums findet er Prädikate, die er ganz gut ſeiner Gottheit beylegen kann; er hält ihn für etwas Wirkliches, für ſich Beſtehendes, und zwar im ſtrengſten Verſtande, für unermeßlich ꝛc. Selbſt derjenige gemeine Menſch, der durch Unterricht einen andern Gott kennen lernte, hält den Raum nicht für Nichts, ſondern für ein für ſich beſtehendes, unſolides, unermeßliches Gewölbe, das alles in ſich faſſen kann. Denn wenn ſchon keine Gegenſtände da ſind, oder die, welche er wahrnahm, verſchwinden: ſo verſchwindet doch deswegen der Raum nicht. Fragt man ihn, wo der Raum ſey, welcher, ehe dieſes Haus auf dieſen Ort geſetzt wurde, da war: ſo wird er gewiß nicht antworten, er ſey verſchwunden, ſondern nur — er ſey ausgefüllt. Er kennt alſo den Unterſchied zwiſchen dem vollen und leeren Raum wohl; aber weder eins noch das andere iſt ganz

das

bara hieß; das arme Ding war in jemand verliebt, der sie nicht wieder lieben wollte, und da wurde sie zulezt närrisch; sie hatte ein Lied, das sich immer mit Weide endigte, es war ein altes Ding, aber es schikte sich auf ihre Umstände, und sie sang es bis in den lezten Augenblik ihres Lebens. Ich kan mir dieses Lied diese ganze Nacht durch nicht aus dem Sinn bringen; es braucht alles, daß ich mich erwehre, den Kopf auf eine Seite zu hängen, und es zu singen, wie die arme Barbara. Ich bitte dich, mach' daß du fertig wirst.

Aemilia.

Soll ich gehn und euern Schlaf-Rok holen?

Desdemona.

Nein, ficke mich hier ab; dieser Lodovico ist ein recht artiger Mann.

Aemilia.

Ein sehr hübscher Mann.

Desdemona.

Er spricht gut.

Aemilia.

Ich kenn' eine Dame in Venedig, die um einen Druk von seiner Unterlippe eine Wallfahrt ins Gelobte Land gemacht hätte.

Desde-

das, was er ſich unter Raum vorſtellt. Deutlich weiß er ſich freilich nicht darüber auszudrükken. Das für ſich beſtehende Gewölbe iſt ihm unſolid, weil er keinen Widerſtand findet; er glaubt dies ſogar zu ſehen. Da man vermittelſt des Geſichts- und Gefühls-Sinns zur Erkenntniß ſinnlicher Eigenſchaften kommt: ſo wird die Empfindung eines Sinns nicht rein genommen, ſondern eine mit der andern vermiſcht, und durch Verwechslung einem Sinn, dem ſie nicht zugehört, zugeſchrieben. Die Phantaſie ſchmelzt zwey verſchiedene Produkte in ein Bild zuſammen. Unermeßlich kommt ihm das Gewölbe vor; zwar weißt er ihm eine Grenze an und zwar eine letzte, aber nicht in Gedanken, ſondern nur nach ſeiner Geſichtsempfindung. Für ſein Auge, weil er nicht weiter ſehen kann, iſt es eben die letzte Grenze. Wo dieſes die Grenze hinſetzt, muß er ſich ſchon wieder (wie er auch Recht hat) den Anfang eines andern Raums denken. Denn es iſt doch unmöglich, einen Raum anders als in dem allgemeinen Raum zu begrenzen. Hinter der nach dem Auge geſetzten Grenze ſtellt er ſich immer entweder etwas Ausgefülltes oder Leeres vor; jedes ſetzt aber den Raum voraus. Keines von beyden kann er denken, weder daß keine, noch daß Gegenſtände auſſer ihm ſind, ohne die Vorſtellung des Raums gegenwärtig zu haben. Viele Beſtimmungen, die er dem Raume giebt, ſind richtig; er ſieht ihre Nothwendigkeit ein, nur den Grund davon weiß

er nicht, und kann ihn auch nicht wiſſen. Nur eine einzige Beſtimmung gelaſſen — daß er etwas wirkliches auſſer uns ſey — was für unendliche Schwierigkeiten entſtehen nicht! Was für unnöthige Gewalt muß man ſich anthun, um ſeine Nothwendigkeit zu erpreſſen! Wäre er ein Begriff, ſo müßte man ſich zuerſt nur kleinere d. h. beſchränkte Räume vorgeſtellt haben; aber wie wäre dies möglich ohne die Vorſtellung deſſen, wodurch ſie begrenzt wurden, d. h. des allgemeinen Raums? Wäre er eine Erfahrungsvorſtellung, ſo müßte ich eine äuſſere Empfindung, als ſolche, wahrnehmen können, ohne ihn vorauszuſetzen; aber eine Vorſtellung von etwas Aeuſſerem ohne — die des Raums, kann ich nicht haben; ſo wenig ich mir etwas Bedingtes, als ſolches, ohne Bedingung denken kann.

Wahrſcheinlich ſchob ſich dem Xenophanes bey der Betrachtung der Welt die bloße Vorſtellung des Raums unter; da er dann nicht mehr an die Natur der Subſtanzen und Accidenzen dachte. Die Prädikate, die er fand, waren ihm daher ſo nothwendig, daß kein Widerſpruch der Erfahrung ihn wankend machen konnte; das Univerſum — denn dies war daher ſeine Meynung — war unendlich, ἓν, ἀκίνητον. Das Entſtehen der Accidenzen mußte jetzt lieber nur ein Empfindbarwerden heiſſen. Daß er den Raum für etwas für ſich Beſtehendes gehalten, und es ihm alſo leicht

habe

habe begegnen können, in seiner Betrachtung dieſen für das Univerſum zu nehmen, läßt ſich wohl denken, da Geiſt und Sprache ſeiner Philoſophie ganz dichteriſch iſt.

Die Empfindungen aus dem Körper und die innern machten bisher noch einen ununterſchiedenen Haufen aus. Die ganze Maſſe zerfiel nur in zwey Theile; entweder waren es von fremden Körpern verurſachte Empfindungen oder innere. Jene waren geſchickter als die aus dem Körper, das Ich ſich Seiner als empfindenden Weſens vergeſſen zu machen; daher war auch der Reiz, ſie von den innern zu ſondern, ſtärker, und die dreyfache Eintheilung aller Empfindungen konnte erſt ſpäter erfolgen. Hingegen hatten die Empfindungen aus dem Körper immer noch vieles mit den innern gemein; welches ein Hinderniß ſeyn mußte, daß das ungeübte Auge nicht gleich Empfindungen, deren Urſprung in zwey ſo eng mit einander verbundenen Weſen lag, unterſchied. Was gab nun Anlaß, endlich auch dieſe beyden Arten von Empfindungen abzuſondern? Schon mußte der Menſch ſo viel erfahren haben, daß er bey manchen Empfindungen die Macht ſeiner Willkühr beweiſen konnte; daß es auf ihn ankam, ob er ſie behalten wollte oder nicht: daß er hingegen manche behalten mußte, ſie nicht, ob er gleich wollte, zu verdrängen im Stande war. Solche Erfahrungen zu machen, war kein viele Zeit erfor-

forderdes Geschäft, da es immer Gelegenheit genug gab, wo er wider Willen seine Macht eingeschränkt und seine Willkühr gebunden sahe. Der Verdruß über die Einschränkung dieser Macht, die er oft schon ausgeübt und daher ihren Reiz aus eigner Erfahrung erkannt hatte, leitete ihn zur Unterscheidung der Dinge, die sich nicht unter seine Herrschaft schmiegen wollten, und solcher die es thaten. Beyde wurden gleich scharf ins Auge gefaßt. Er konnte daher die Grenzlinie der Empfindungen aus dem Körper und der innern länger nicht mehr übersehen. Unter den letztern ragten besonders die Gedanken als eine eigene Klasse hervor, deren eigenthümliche Merkmahle sich nicht mehr verwischen ließen. Bey ihnen zeigte sich die Macht seiner Willkühr; diesen Gedanken etwa mußte er nicht behalten, wenn er nicht wollte; mehrere Mittel standen bereit, seine Herrschaft sehen zu lassen. Er konnte ihn durch Wegwendung der Aufmerksamkeit auf einen andern Gedanken verdunkeln, diesen ins Licht setzen und darauf verweilen, und so endlich den ersten gar verdrängen. Willkührlich gieng er von einem auf den andern über, bis der, den er nicht wollte, im Bewußtseyn verschwand. Den Gedanken, auf dem er nicht verweilen wollte, konnte er nicht nur unterdrücken, sondern auch, wenn er verschwunden war, wieder hervorrufen. Freylich nicht unmittelbar auf der Stelle; aber doch so, wenn er schnell die Reihe der Vorstellungen durchlief und

seinen

ſeinen beſtimmten Ort ſuchte. Den traurigen wie den angenehmen Gedanken vermochte er aufs neue darzuſtellen. Selbſt eine die Seele mit Verdruß erfüllende Leidenſchaft konnte ſo durch die Kraft jener geſchwächt werden, daß ſie allmählich zu ſchwinden begann. Ungern zwar riß ſich die Seele von der ſtarken und heftigen Begierde, die in ihr entſtand, loß, ungern gieng ſie daran, dieſe zu verdrängen; aber doch wußte ſie ſchon aus Erfahrung, daß ſie ſo viel Macht habe, dies thun zu können. Wie oft mußte ſie eine ſolche Begierde mit Verdruß erſticken! Aber eine ſolche Macht konnte ſie nicht an allen Empfindungen beweiſen; die aus dem Körper ſetzten ihrer Willkühr Schranken. Oft waren ſie mit Schmerzen verbunden, aber ſie mußte ſie haben, ſie mochte wollen oder nicht. Etwa waren ſie zu ſchwächen, wenn die Aufmerkſamkeit mit Gewalt auf etwas anders hingezogen wurde; allein deßwegen waren ſie hernach nicht verſchwunden, wenn die dorthin geſpannte Aufmerkſamkeit nachließ, wie etwa der Gedanke, den man über andern endlich gar vergißt, ſondern ſtanden wieder da, wie vorher, unbeweglich. Eine Empfindung aus irgend einem Theil des Körpers ließ ſich nicht mehr hervorrufen und vergegenwärtigen; wohl erinnern kann ſich die Seele, daß ſie da war, allein das Erneuern ſteht nicht in ihrer Macht. Vergeblich ſtrengt ſie ihre Kräfte an, das Gefühl des körperlichen Wohlſeyns, wenn es dahin iſt, wieder lebendig

bendig darzuſtellen, ſich darin zu wonnen. Dies mußte den Trieb wecken, die Urſache zu erforſchen, warum ſie bey einigen Empfindungen die Macht ihrer Willkühr ausüben konnte; bey andern aber Trotz aller Anſtrengung ihr Unvermögen inne ward. Dieſe Urſache konnte ſie leicht darin finden, daß ſie jene ſelbſt hervorbrachte, anordnete, verband. Was ihr Werk war, konnte ſie auch wieder entfernen, eine andere Anordnung und Verbindung treffen. Die Empfindungen aber, die ſie zu ihrem größten Verdruß haben mußte, konnten nicht ihr Werk ſeyn; denn ſie würde doch nicht etwas freywillig hervorbringen, deſſen Entfernung ſie immer wünſcht. Sie konnte ſich daher auch nicht für die hervorbringende Urſache halten, ſondern mußte dieſe in andern Gegenſtänden ſuchen. Ihr Unvermögen war um ſo bemerkbarer, da gemeiniglich die Empfindungen aus dem Körper von ſolcher Art ſind, daß ſie eine Verletzung ankündigen, die doch gewiß aufmerkſam macht, und allen Verdacht, wie wenn ſie die Urſache davon wäre, zerſtöhrt. Das Unwillkührliche alſo war ſchon eine veranlaſſende Urſache, die Empfindungen aus dem Körper von den innern zu ſondern.

Nach und nach mußte der Menſch bemerken, daß die Empfindungen, worüber ſich die Macht ſeiner Willkühr erſtreckte, immer in einem gewiſſen Zuſammenhang auf einander folgten. Alles

war

war vorbereitet; kein Gedanke trat plötzlich und isolirt hervor, daß der Faden der Vorstellungen abgerissen wurde. Ruhig konnte die Seele fortarbeiten, kein Hinderniß stieß ihr auf, da sie überall wegen der schon durchlaufenen Reihe immer den Grund des Daseyns dieses gegenwärtigen Gedankens einsah. Schien auch ein Gedanke plötzlich und abgerissen von andern hervorzutreten, so geschahe es doch nicht so schnell, daß nicht beym Rückgang durch die Reihe der Vorstellungen immer eine gewisse Vorbereitung und Grund seines plötzlichen Erscheinens sichtbar war. Kam also etwas vor, das sie in dem ruhigen Gang stöhrte, den Zusammenhang der Vorstellungen abriß: so mußte dies ihre Aufmerksamkeit mächtig wecken, und bemerkbar machen, daß dasjenige, woran sie gar nicht dachte, ja was sie gar noch in ihrer Operazion stöhrte, nicht ihre Wirkung, sondern von etwas Anders hervorgebracht seyn müsse. Eine so abgerissen plötzlich erschienene Empfindung konnte die Seele also mit denen, wobey sie immer einen Zusammenhang bemerkte, nicht verwechseln. Auf diese Art aber erschienen die Empfindungen aus dem Körper. Sie ist jetzt eben im Begriff, sich auf eine ehemalige Vorstellung zu besinnen; mancherley Gedanken gehen vorüber, wie sie sich vermöge ihrer Anreihungsgesetze an einander legen; noch bemerkt sie den Ort nicht, wo er anzutreffen ist; sie setzt den Gang ihrer Betrachtung weiter fort,

plötz-

plötzlich empfindet ſie einen Stich im Ohre. Mit allen den Vorſtellungen, die ſie bisher verfolgte, ſteckt dieſe Empfindung in keinem Zuſammenhang; ſie überſchaut die ganze Reihe, aber nirgends iſt die Urſache dieſer plötzlichen Erſcheinung ſichtbar; kein Glied in der ganzen Kette, woran ſie ſich hängen ließe. Kam etwa eine der innern Empfindungen ſo ſchnell an, ſo konnte ſie finden, wie ſie herbey gekommen war, in der Reihe bis auf die Stelle, woher ſie den Urſprung nahm, zurück gehen. Aber bey einer plötzlich erſchienenen Empfindung aus dem Körper, wenn ſie auch den ganzen gegenwärtigen und vergangenen Zuſtand überſchaute, konnte ſie weder aus der zunächſt vorgehenden noch aus einer entferntern den Grund ihres Daſeyns ableiten. Das plötzliche abgeriſſene Erſcheinen einer Empfindung war alſo wieder ein Anlaß, die Empfindungen aus dem Körper von den innern zu ſondern. Zwar könnte eine bloße Modifikazion der Seele auch ſchnell hervortreten und abgeriſſen ſcheinen, wenn die mit ihr verbundenen Vorſtellungen überſehen wurden; allein ſo ganz iſolirt erſcheint keine, und überdies laſſen ſich beym Rückblick die überſehenen Vorſtellungen ergänzen, und ſo den Zuſammenhang herſtellen. Eine Empfindung aus dem Körper hat immer etwas Eigenthümliches, das nicht tief verborgen liegt, ſondern leicht aufzufinden iſt. Hatte der Menſch eine ſolche, etwa daß es im Munde bitter ſchmeckte, ſo wurde er von dieſer

ſer nicht ſo plötzlich durch einen Gedanken abgerufen. Wollte er ſie nur ſchwächen, ſo mußte dies durch gefliſſentliche Wegrichtung der Aufmerkſamkeit geſchehen. Hatte er aber in der Reihe der Vorſtellungen etwa dieſen beſtimmten Gedanken, ſo konnte er durch eine aus dem Körper entſtandene Empfindung plötzlich davon abgeriſſen werden. Eine ſolche iſt im Stande den jedesmahligen Ton der Seele auf der Stelle zu ändern; hingegen können Gedanken, wenn ſie auch noch ſo überraſchend ſcheinen, dies nicht bewirken.

Ganz abgeriſſen treten ſie ohnhin nicht hervor; immer läßt ſich die Spur des Uebergangs entdecken. Iſt ſie auch Anfangs nicht deutlich ſichtbar, ſo wird doch die Seele in eine dunkle Stimmung auf den Ton, den ſie hernach hervorbringen, geſetzt, und ſie ſind daher nicht ſo überraſchend. Bey einem ſchnell entſtandenen Gedanken, der etwa die Seele in eine andere Stimmung ſetzt, werden immer noch gewiſſe Umſtände gedacht, wobey alſo ſchon mehr Zeit hingeht, bis eine ſolche Umſtimmung erfolgt. Nicht nur aber darin unterſchied ſich ein ſchnell entſtandener Gedanke von einer ſolchen Empfindung aus dem Körper, daß der jedesmahlige Ton der Seele nicht ſo ſchnell von ihm verändert wurde, ſondern auch hierin, daß dieſe Veränderung nicht ſo heftig war. Wie oft hält eine Empfindung aus dem Körper die Reihe der Vorſtellungen nicht nur auf, ſondern macht auch

eine gänzliche Erſchütterung! Iſt ſie ſchnell entſtanden und eben ſo wieder vorübereilend, daß ſie oft nur wie der Blitz in tiefer Finſterniß geſehen wird, und eben ſo ſchnell wieder dahin fährt: ſo läßt ſie keinen groſsen Nachklang zurück; zwar unterbricht ſie die Reihe der Vorſtellungen, aber dieſe ſchlieſst ſich ſchnell wieder an. Hingegen ein Gedanke, der unvermuthet erſcheint und das Gemüth in Bewegung ſetzt, läßt tiefe Spuren hinter ſich; die Seele hängt ängſtlich oder ſehnſuchtsvoll daran. Iſt aber eine ſolche Empfindung dauernd, ſo ſteht ſie iſolirt da; hat keine Begleitung von ähnlichen Empfindungen, wie eine ſchnell erſchienene und den Ton der Seele ändernde Vorſtellung, an die ſich immer andere anlegen. Die Empfindung eines Stichs im Ohre erregt keine andere ähnliche, als etwa die Empfindung eines Stiches am Fuſse oder an der Seite. Aber ein die Seele in Bewegung ſetzender Gedanke wird durch andere den nemlichen Ton anſchlagende Vorſtellungen unterſtützt. Hier war ſie recht geſchäftig ähnliche aufzufinden, um dieſe Stimmung zu erhalten. Dies war wieder ein Anlaß, die innern Empfindungen in eine beſondere Klaſſe zu ſetzen. Die Eigenthümlichkeit der jede Klaſſe der Empfindungen anzeichenden Merkmahle wurde immer unverwiſchbarer. Weil nun endlich die Empfindungen aus dem Körper mit den von einem fremden Gegenſtande erregten in einigen Stücken übercin kamen, und gerade in denjenigen,

Desdemona (ſingt.)

Das arme Ding, ſie ſaß und ſang, an einem Baum ſaß ſie,
Singt alle, grüne Weide;
Die Hand gelegt auf ihre Bruſt, den Kopf auf ihrem Knie,
Singt Weide, Weide, Weide;
Der Bach, der murmelt neben ihr, in ihre Seufzer ein,
Singt Weide, Weide, Weide;
Und ihrer Thränen heiſſe Fluth erweichte Kieſelſtein;
Singt Weide, Weide, Weide;
Weide, Weide, Weide ꝛc.

Ich bitte dich, mache hurtig, er wird alle Augenblike wiederkommen.

Singt all', ein grünes Weiden-Zweig, das muß mein Kränzchen ſeyn.

* * *

O! tadelt nicht ſein hartes Herz, mein Herz verzeiht ihm gern;

Nein, das folgt noch nicht -- Horch was klopft ſo?

Aemilia.

Es iſt nur der Wind.

gen, wodurch die letztern von den innern unterschieden wurden: so konnten sie nicht mehr mit diesen zusammen schmelzen oder vermischt werden. Bey beyden war das Unvermögen sie hervor zu bringen, fühlbar. Den Gesang des Vogels im Walde oder den Schall der Glocke konnte die Seele nicht hervorbringen; alles Anstrengen war vergeblich, in der Finsterniß die Empfindung des Lichts zu erzeugen. Hatte die Einwirkung von aussen aufgehört, so war die wirkliche Empfindung nicht mehr erweckbar. Von solchen, die alles, was man will, zu empfinden sich einbilden, ist hier die Rede nicht. Phantasiekrankheit ist kein so frühzeitiges Produkt, daß es schon zur Zeit der sich entwickelnden Empfindungen erzeugt würde. Bey jenen beyden Arten von Empfindungen, sowohl bey den aus dem Körper als von einem fremden Gegenstande erregten, verhielt sich die Seele mehr leidend; sie mußte die Sache annehmen, wie sie kam, wie sie gegeben wurde; bey den innern war das Gefühl der Selbstthätigkeit hervorstechend. Auch die Empfindungen von fremden Körpern erschienen ohne bemerkliche innere Vorbereitung und Zusammenhang, so daß sie wahrnehmen mußte, sie kommen nicht aus ihrer Werkstätte. Sie dachte etwa an ihren vorhergehenden Zustand; Angenehmes und Widriges geht durcheinander vorüber; plötzlich hört sie einen Schall. Der ganze Aktus ist unterbrochen, die Empfindung dieses Schalls reißt gewaltsam den

Faden

Faden ab; ihr eigenes Werk kann sie nicht seyn, sonst hätte sie sich den Faden, an dem sie gern noch länger fortgesponnen hätte, nicht abreißen lassen. Eben so lebte und webte sie etwa in dem Gefühle der Freude wegen ungehinderter Kraftäusserung oder frohen Aussichten; auf einmahl empfand sie einen Schmerz am Fuße. Ueberall war da keine Vorbereitung, keine Verbindung zu sehen. Die Seele war schon gewohnt, das, was ihr Werk war, was sie anordnete und verband, in Harmonie mit andern Vorstellungen zu sehen; sie ließ keine Lücke, oder wenn eine da zu seyn schien, so konnte sie beym Rückgang in der Reihe der Vorstellungen ausgefüllt werden. Daraus mußte sich der Schluß bilden: daß dasjenige, worin Zusammenhang ersichtlich ist, ihr eigenes Werk sey, und so umgekehrt, und daß alles, was unvorbereitet, abgerissen erscheint, einer andern Ursache zugeschrieben werden müsse. Je öfter sie nun durch solche abgerissen erschienene Empfindungen in ihrem Gang und Ordnung gestöhrt wurde, desto lebhafter prägte sich ihr der Gedanke ein, daß sie die Ursache davon nicht sey. Wie stark der Hang zur Einsicht des Zusammenhangs ist, wie die Seele ihn überall erwartet, zeigt sich am deutlichsten, wenn viele Fälle, wo sie ihn nicht erblickt, vorkommen. Heftig wird sie da aufgeweckt, Furcht, Neugierde, Verdruß sind die sichtbaren Folgen. Da die Empfindungen von fremden Körpern von den innern schon

getrennt

getrennt waren, es also der Seele nicht mehr schwer ward, in eine auswärtsgehende Aktion zu verfallen, so brauchte es, um die aus dem Körper abzusondern, nur einen kleinen Druck. Die Schwierigkeiten, die dort überwunden werden mußten, waren hier nicht mehr vorhanden, und eben dies war ein Beförderungsmittel zur Trennung.

Wie der Mensch einmahl so weit kam, daß er sich nicht mehr für die Ursache der von fremden Körpern erregten Empfindungen hielt, so konnte er an ihre hervorbringende Ursache nicht denken, ohne dabey die Vorstellung des Raumes zu haben. So war es auch jetzt bey dem Empfindungen aus dem Körper. Wie sie nicht mehr in die Reihe der bloßen Seelenmodifikazionen passen wollten, so mußten sie einer andern Ursache zugeschrieben werden; aber das war wieder nicht möglich, ohne die Vorstellung des Raums vorauszusetzen. Daß ohne diese unser Körper als etwas von dem Ich Verschiedenes nicht wahrgenommen werden kann, ist eine ausgemachte Sache. Wir müssen ihn ja doch als ausser dem Ich vorhanden und seine Theile als ausser und nebeneinander betrachten. Die von fremden Körpern verursachten Empfindungen konnten von einander selbst auch durch Raumverhältnisse unterschieden werden; eben so ist es auch bey denen aus dem Körper. Jede Empfindung eines jeden

Theils des Körpers zeichnete ſich auf eigene Weiſe aus. Durch angeſtellte Verſuche lernte man nach und nach kennen, welche Empfindungen dieſem und welche einem andern Theile zugehört. Dieſe Empfindungen waren von mancherley Art, bald angenehm bald unangenehm; der Trieb ſie zu unterſcheiden, mußte daher erwachen. Waren ſie gleichartig, wie z. B. die Empfindung eines Stiches im Ohre mit einer ſolchen am Fuße, ſo wurden ſie nur durch Bezeichnung der Theile, alſo der Oerter, worin ſie vorgiengen, unterſchieden. Ungleichartige, wie Schmerz und Wohlſeyn, konnten zwar ohne Raumverhältniſſe unterſchieden werden; aber da betrachtete ich ſie auch nur als meine Empfindungen; ſobald ich hingegen an ihre Urſache, an die Theile, worin ſie vorgiengen, dachte, ſo konnte dies nicht geſchehen, ohne Raumverhältniſſe voraus zu ſetzen. Die Eintheilung der Empfindungen in ſolche im Kopfe, im Magen ꝛc. wäre ohne die Vorſtellung des Raums nicht möglich geweſen. Auf eine ſolche Art konnten die innern Empfindungen nicht von einander unterſchieden werden. Dieſer Zuſtand der Freude und der andere, der ihm ähnlich war, waren nicht an verſchiedenen Oertern; eben ſo Wohlſeyn und Traurigkeit, wenn ich an das Ich, worin dies alles vorgieng, dachte. Da waren ganz andere Unterſcheidungsmerkmahle nöthig. Bey den bloßen Modifikazionen der Seele brauchte man keine Verſuche anzuſtellen, wohin

ſie

ſie zu legen ſind; es konnte kein Mißgriff geſchehen, da keine Verſchiedenheit der Oerter und der Theile vorkam. Hingegen bey den Empfindungen aus dem Körper war Zeit, Erfahrung und Vorſicht nöthig. Damit ich gleich wiſſen konnte, in welchen Theil des Körpers dieſe Empfindung zu ſetzen ſey, mußten ſchon mehrere Empfindungen da geweſen ſeyn, an welchen das Aehnliche unter einen Begriff gebracht worden war. Weil man nun bemerkte, daß die Empfindungen aus dem Körper eben auch, wie die aus einem fremden Gegenſtande entſtandenen, durch Raumverhältniſſe von einander unterſchieden werden konnten, ſo war Anlaß genug vorhanden, den Schluß zu machen: daß die Empfindungen aus dem Körper, wenn ſie nicht durch die nehmlichen Merkmahle, womit die innern ſich von einander auszeichneten, von einander ſelbſt unterſchieden würden, auch nicht in der Klaſſe der letztern zu ſetzen ſeyen. Auf dieſe Art wurde für die innern Empfindungen der negative Karacter feſtgeſetzt: was nicht im Raum wahrgenommen, nicht durch Raumverhältniſſe unterſchieden werden kann, iſt bloße Modifikazion der Seele. Die ganze Maſſe der Empfindungen lözte ſich daher in drey Klaſſen auf; der Menſch erkannte, daß auſſer ſeinem Ich auch noch andere Gegenſtände, ſowohl ſein eigener als fremde Körper vorhanden ſind.

Ungeachtet aber die Empfindungen aus dem Körper, mit den von einem fremden Gegenstande erregten, in vielen Stücken übereinkamen, so war doch keine Gefahr vorhanden, beyde Arten miteinander zu verwechseln. Die Unterscheidungs-Merkmahle blieben immer unverkennbar. Die Seele konnte bey den Eindrücken aus fremden Körpern eine größere Macht der Willkühr zeigen, als bey denen aus ihrem eigenen Körper; nicht wie wenn sie selbst solche Eindrücke hervorbringen könnte, hierin ist sie bey beyden gleich unvermögend, sondern darin, daß es bey ihr stand, ob sie jene länger aufnehmen wollte oder nicht. Man konnte die Ohren verstopfen oder die Augen zuschließen, um dies nicht weiter zu hören oder zu sehen. Solche Mittel ließen sich bey den Empfindungen aus dem Körper nicht anwenden.

Bey diesen mußte sie wahrnehmen, daß sie es ist, die empfindet; als empfindendes Wesen, wie bey jenen aus fremden Körpern, konnte sie sich hier nicht vergessen. Daher das größere Interesse, das an ihnen bemerkt wird; daher die Ueberzeugung, daß ihr Körper in einer nähern Verbindung als andere mit ihr stehe.

Dies war hinlänglich, im Allgemeinen die Empfindungen von einander zu unterscheiden. Bis jede einzelne Empfindung aus dem Körper von denen aus fremden Gegenständen gesondert wurde, mußte man schon mehrere Versuche angestellt haben.

ben. Ja! es konnte geſchehen, daß man eine Empfindung, wie die aus dem Körper ſich noch mit den innern vermiſchten, zuerſt allein aufs Ich bezog, (als bloſſe Beſchaffenheit anſahe) hernach auf einen fremden Gegenſtand, und endlich wieder zurück auf das Organ, worin ſie vorgieng. Die Funken, die aus dem gereizten Auge ſpringen, wurden erſt durch Hülfe des Gefühl-Organs dem Auge ſelbſt zugeſchrieben. Der Menſch erkannte nun die verſchiedene Empfindungsarten; aber die Frage zu beantworten: worin ſein Ich beſtehe? war er noch weit entfernt. Zwar ſcheint die Antwort, „das Ich ſey eine denkende Kraft, andere Körper aber ausgedehnte Kräfte" die allererſte und ungekünſteltſte geweſen zu ſeyn; wornach alſo das Weſen der Seele im Denken, und das — der Körper in der Ausdehnung beſtände. Allein gerade dieſe Antwort iſt das Reſultat eines ſchon lange im Denken geübten und ſich über die Bande der Phantaſie erhebenden Verſtandes. Der Menſch, der erſt anfängt zu philoſophieren, oder doch ſeine Sphäre noch nicht durch Spekulazionen erweitert hat, hält Kraft nur für etwas, das die Theile der Materie zuſammenhält. Ihm iſt es nicht möglich, eine Kraft ohne Vehikel zu denken. Das Höchſtmöglichſte iſt dies: daß er nur das Vehikel verfeinert, und der ſinnlichen Wahrnehmung mehr entzieht. Mit dem Vehikel nimmt er die Kraft gleichartig; wie es aus feinerem oder gröberu Stoffe beſteht, ſo iſt auch ſeine Vorſtellung von

der Kraft beſchaffen. Daher iſt leicht einzuſehen, daß zu der Zeit, wo der Verſtand noch nicht frey von den Feſſeln der Phantaſie ſein Geſchäft treiben konnte, mit den Ausdrücken, welche unſinnliche Prädikate bezeichnen, ganz andere Begriffe als die unſerige verbunden wurden; daß man alſo oft einem alten Philoſophen etwas beylegt und darüber ſtaunt, das im Grunde nur ihm unterſchoben, ein Werk eines ſpätern Zeitalters iſt. Wenn z. B. Plato ſagt: Θεος ἀμιγης πασης ὑλης, ſo war das nur die Vorſtellung eines höchſtverfeinerten ſinnlichen Gegenſtandes. Geiſtig und etwas ſehr feines, das ungehindert durch alles dringen kann, galten für eins. Das Weſen der Kraft beſtimmte man nach der Beſchaffenheit der von ihr zuſammengehaltenen Theile; ſie lieferte daher immer Stoff zu einem Phantaſiebilde, welches ihre Begreiflichkeit handhaben mußte. Erſt mit den Zeiten des *René des Cartes* gewann die reine Vernunft einen freyern Spielraum. Der Menſch erkannte am beſten ſeine eigene Kraft, und eine ihrer hervorſtechendſten Thätigkeiten (weil ſie in die Sinne fiel) war die Bewegung. Daher war es kein Wunder, wenn er beym Anfange des Philoſophierens, alles, woran er Bewegung wahrnahm, mit einer Kraft wie die Seinige iſt, d. h. mit einer Seele, erfüllte; und endlich, da er Bewegungen, die in beſtimmten Verhältniſſen mit einander ſtehen, z. B. bey den Geſtirnen, bemerkte, eine allgemeine Weltſeele einführte, welche

che die Bewegungen dieſer Körper harmonierend macht. Damit dieſe aber überall jeder einzelnen Kraft die beſtimmte Bewegung gleichſam vorzeichnen konnte, war ſie äuſſerſt fein, um überall durchdringen zu können; und da Bewegung als der auffallendſte Karacter der Kraft wahrgenommen wurde, ſo war ſie ſelbſt eine ſolche, wie die in einzelnen Körpern, d. h. ſie war gleichartig. Die einzelnen Kräfte waren nun in Rückſicht auf die Gröſſe und doch Gleichartigkeit mit dieſer überall verbreiteten Kraft, nur Ausflüſſe, nur Theile von ihr *).

II.

Der Miniſter der innerlichen Angelegenheiten,

Roland,

an die Pariſer.

(Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.)

Man hat mich bey Euch verklagt; ich komme mich zu vertheidigen. Zwar weiß ich, daß ein Diener des Staats vielem Argwohn und Gerede

*) Dieſe Probe iſt wohl mehr als hinlänglich, den entſchiedenen Beruf des Verfaſſers zum ſcharfen Denken über ſpekulative Gegenſtände zu beweiſen. Ich verſpreche mir für die Beförderung der wahren Philoſophie nicht wenig von ihm; zumahl wenn er auch auf die Art des Vortrags und deſſen möglichſte Klarheit (welche oft viel von der Sprache und dem Stil abhängt) etwas mehr Aufmerkſamkeit verwenden wollte. W.

ausgesetzt ist, worauf er keine andere Antwort geben soll, als daß er fortfährt seine Schuldigkeit zu thun. Recht thun und die Leute reden lassen, ist die Maxime der rechtschaffenen Leute in gewöhnlichen Zeiten, und auch ich habe sie öfters befolgt: aber es giebt Umstände, wo es nicht genug ist die Verläumdung durch sein Betragen zu widerlegen, sondern wo es nöthig seyn will, das Publikum auf die Wichtigkeit und die Folgen derselben aufmerksam zu machen. Dies ist der Fall, wenn die Verläumdung an einem System von Diffamazion zu hangen scheint, das dazu ersonnen ist um politische Umstürzungen zu bewirken: denn alsdann ist die Rede nicht bloß von der Reputazion oder Existenz eines einzelnen Menschen, sondern von Etwas, das der öffentlichen Ruhe gefährlich werden kann.

Die Nazional-Versammlung herabzuwürdigen, das Volk gegen sie zu empören, Besorgnisse gegen die dermahligen Minister zu erregen, sie als Verräther des Vaterlandes vorzustellen, alle in diesem Augenblick mit öffentlicher Autorität bekleideten Personen und die Feldherrn der Armeen verdächtig zu machen; alles zu einem Umsturz aufzufodern; zu behaupten er sey nothwendig, und mit Fingern auf den Diktator zu zeigen, den man dem französischen Reiche geben müsse: alles dies ist augenscheinlich der Zweck der öffentlich angeschlagenen Blätter, die unter der Rubrik „Marat, der Volksfreund, an alle guten Frankreicher, erscheinen. Wer daran zweifelt, der

lese

Desdemona (singt.)

Ich nannte meinen Liebsten falsch; was sagt' er denn dazu?
Singt Weide, Weide, Weide;
Ich thu mit andern Weibern schön, mit andern Männern du.

So, geh du izt, gute Nacht; meine Augen brennen mich; bedeutet das Weinen?

Aemilia.

Das wollen wir nicht hoffen.

Desdemona.

Ich hab' es sagen gehört; o diese Männer, diese Männer! Sag mir einmal, Aemilia, glaubst du in deinem Gewissen, daß es Weiber giebt, die ihre Männer auf eine so grobe Art hintergehen?

Aemilia.

Es giebt solche, das ist nur keine Frage.

Desdemona.

Wolltest du um die ganze Welt so was thun?

Aemilia.

Wie, thätet ihr's nicht?

Desdemona.

Nein, bey diesem himmlischen Licht!

lese nur das vom 8ten September, worin ein vorgeblicher Brief mitgetheilt wird, in welchem man glauben machen will, Deputierte stünden in Korrespondenz mit unsern Feinden; worin man die Dekrete des gesetzgebenden Körpers Wische nennt; worin alle Minister (den Patrioten Danton ausgenommen) als Uebelgesinnte, als Leute, die sich einzig damit beschäftigen, die zu Rettung des Gemeinen Wesens genommenen Maßregeln zu hintertreiben oder unkräftig zu machen, vorgestellt werden; worin man den Generalen Kellermann, Dümurier und Luckner alles Vertrauen zu entziehen sucht; worin mein Schreiben an die Nazional-Versammlung für ein Meisterstück von Arglist und Unredlichkeit ausgegeben wird; worin ich beschuldiget werde, mit der Brissotschen Fakzion zu maschinieren; und worin man endlich gerade heraus sagt: es sey ein Geheimer-Raths-Präsident mit entscheidender Stimme nöthig, und auf denjenigen deutet, der es seyn sollte.

Fände man alle diese Propositionen, unter der Hülle der Anonymität, an den Ecken der Straßen angeschlagen: so würden sie nichts als Verachtung erregen. Aber daß sie unter dem Nahmen eines Mannes erscheinen, der sich für einen Freund des Volkes giebt, der in dieser Revoluzion *) festen Fuß gewonnen hat, der einer

*) Ohnezweifel ist die vom 10ten August gemeynt; denn einige Zeit vorher, stand es, wie bekannt, sehr mißlich um diesen politischen Mordbrenner.

von den Wahlherren des Pariser Departements ist, der bereits mehrere Stimmen zum Nazional-Konvent hat, (so eben höre ich daß er schon erwählt sey) — dies erweckt Nachdenken und Erstaunen.

Ist es bloß Irrthum eines feurigen und mißtrauischen Menschen, der seine Besorgnisse für Wahrheiten hält, und das Mißtrauen, womit er selbst erfüllt ist, in guter Meynung auch andern mittheilen will? Steckt nicht etwa ein verschmitzter Ehrgeiziger, ein verborgner Feind dahinter, der die Unruhe des gallsüchtigen Menschen zu seinem eigenen Vortheil unterhält, und ihn nach seinem Gefallen dirigiert? Haben wir vielleicht Emissarien in unsrer Mitte, die uns durch innerliche Spaltungen zu schwächen suchen, oder Bösewichter, die gern alles umstürzen möchten, um sich auf den Trümmern zu erheben? — Diese Fragen kann ich nicht beantworten; aber ich sehe, daß man Ursache hat sie aufzuwerfen; und daß, wofern solche Emissarien oder solche Bösewichter wirklich unter uns vorhanden wären, sie ihr Aeusserstes thun würden, das Mißtrauen und die unruhigen Bewegungen zu bewirken, die wir unter uns erregen und unterhalten sehen.

Ich, für meinen Theil, der ohne Annehmung der Person das Beste Aller will, ich studiere erst die Thatsachen, eh ich jemanden, wer er auch sey, beschuldige. Ich rufe die öffentliche Aufmerksamkeit af diese Thatsachen auf, aber zugleich will ich

auch

auch mein (politiſches) Glaubensbekenntniß ablegen; glücklich, wofern, falls es mein Teſtament iſt, mein Vaterland einigen Nutzen davon ziehen kann!

Gebohren mit der Anlage zu einiger Stärke des Gemüths, hab' ich es einer geſunden Erziehung und den guten Beyſpielen, die mich von der erſten Jugend an umgaben, zu danken, daß dieſe Stärke gänzlich auf die ſtrengſten Grundſätze der Moral gerichtet wurde. Das allgemeine Beſte, und die Pflicht dieſem heiligen Intereſſe unaufhörlich alle Privat-Leidenſchaften und Neigungen aufzuopfern, dies war es, was mir immer als die Grundfeſte der menſchlichen Geſellſchaft und die unwandelbare Richtſchnur für einen jeden, der in derſelben leben will, vorgeſtellt wurde, und was ich nie aus den Augen ließ.

Glücksgüter haben keinen Werth für mich, weil ich gelernt habe ohne ſie glücklich zu ſeyn, und weil ich die Mittel haſſe, wodurch man ſich gewöhnlich der Gunſt des Glücks zu verſichern pflegt. Ich bin empfindlich für den Ruhm, aber ich habe ihn nie gegen die Tugend auf die Wage gelegt; das Zeugniß meines Gewiſſens iſt für mich Bedürfniß; mit ihm kann ich alles übrige entbehren, ſeinen Verluſt könnte mir nichts in der Welt erſetzen. Ich liebe Freyheit und Gleichheit mit dem Enthuſiasmus eines Menſchen von Gefühl, der ſie für die Quellen der Glückſeligkeit auf Erden anſieht,

ſieht, mit der Beſtändigkeit und Anhänglichkeit eines geſetzten Mannes, der ihre Vortheile berechnet hat. Ich habe mich zu den Grundſätzen derſelben von meiner frühen Jugend an bekannt; ich habe es mit Standhaftigkeit und Energie unter der Regierung des Deſpotismus gethan; ich habe dieſen Grundſätzen meine Beförderung aufgeopfert. Man unterſuche mein Leben, man leſe meine Schriften; ich fodre die Grauſamſten heraus, in jenem eine einzige Handlung, in dieſen eine einzige Geſinnung aufzufinden, weßwegen es einem rechtſchafnen Mann nicht erlaubt ſeyn müßte, einen Werth auf ſich ſelbſt zu legen und mit ſich zufrieden zu ſeyn.

Ich habe vierzig Jahre in einem Theil der Adminiſtrazion gearbeitet, worin ich immer nichts als Gutes gethan habe, weil ich nichts darin finden wollte als Mittel, dem Schwachen aufzuhelfen, den dürftigen Künſtler zu beſchützen, und nützliche Kenntniſſe zu ſammeln und zu verbreiten. Ich habe die Revoluzion mit Entzücken kommen ſehen; ſie ſtimmte zu den Wünſchen, die ich ſchon lange für die unglückliche Klaſſe gethan hatte; ſie vernichtete Mißbräuche, gegen welche ich ſchon ſo oft um Remedur nachgeſucht hatte. Ich habe ſie, ſo viel ich konnte, mit meinem Muth und meinen Arbeiten unterſtützt; ſie hat mich zum Miniſterium geführt; und ganz Frankreich kann die Redlichkeit meiner Adminiſtrazion, die Geſundheit meiner Grund-

Grundsätze, die Einförmigkeit meines Betragens bezeugen.

Ich habe keine Neigung auf einem Posten zu stehen, der viel Gewalt giebt, und habe dergleichen nie gesucht; sechzig Jahre eines arbeitvollen Lebens, und, ich darf es sagen, die Angewohnheit an die Tugenden, welche die Entfernung von der Welt verschönern, machen, daß ich die leztere einem Leben voll Unruhe bey weitem vorziehe.

Ich habe mich zweymahl mit einer Last beladen lassen, welcher ich meine Kräfte gewachsen fühlte, und welche auf mich zu nehmen die Umstände mir zur Pflicht machten. Ich wartete auf den Konvent, um sie wieder abzulegen; weil ich glaubte daß ich alsdann mein Geschäfte vollendet haben würde, und daß es mir erlaubt seyn würde, es in einer Epocke zu beendigen, wo die ungeschwächte Kraft eines neuen repräsentierenden Körpers Frankreich ein glückliches Schicksal hoffen lassen wird. Ich weiß, daß in der kurzen Zwischenzeit, die bis dahin noch verfließen muß, sich noch viele Stürme erheben können; denn gerade dieser Zwischenzeit werden entweder die Werkzeuge unsrer Feinde, oder die Ehrgeizigen, deren Interesse es ist uns in Unruhe zu setzen, sich bedienen wollen um alles zu oberst zu unterst zu kehren. Es ist ein gefahrvoller Augenblick, und eben darum ist es mir vielleicht nicht erlaubt, mich schon zurückzuziehen; es wäre denn, daß das Stillschweigen der

Ge-

Geſetze, wie ich ſchon geſagt habe, es ſchimpflich machte ſeinen Poſten zu behalten. Man verbreitet Mißtrauen über meine Adminiſtrazion; man komme und unterſuche ſie; meine bureaux ſtehen dem Publiko offen, ich bin mir keiner einzigen Operazion, ſo wie keines einzigen Gedankens bewußt, der nicht offenbar werden dürfte. Glaubt man ein niedriger Eigennutz habe einige Gewalt über mich? Man durchgehe die Anwendung meines Einkommens aufs genaueſte, und laſſe ſich über einen Theil deſſelben von den Armen Rechnung ablegen!

Die N. V. hat dekretirt, daß der Staatsrath über eine Million zu geheimen Ausgaben ſollte diſponieren dürfen. Ich habe mich im Rath ſelbſt erklärt: ich ſey der Meynung, daß keiner von uns ſich dieſer Erlaubniß ohne Vorwiſſen aller übrigen bedienen ſolle; denn ſie iſt dem geſammten Staatsrath ertheilt worden, und zwar zu ſolchen Verwendungen, woran dem gemeinen Weſen gelegen ſeyn kann, und wovon kein Miniſter ſeinen Kollegen ein Geheimniß zu machen hat; auch muß ich hinzuſetzen, daß ich nicht über einen Pfennig diſponieren werde, deſſen Verwendung ich nicht ſollte vorlegen und rechtfertigen können.

Man beſchuldigt mich, ich maſchiniere mit der Briſſotſchen Fakzion. Ich verſtehe mich aufs Maſchinieren ſo wenig als auf Intrigen, und ich glaube nicht an dieſe vorgebliche Fakzion.

Ich

Ich kenne und schäze Herrn Brissot, weil er schon vor der Revoluzion die Grundsäze derselben in seinen Schriften predigte, wie ich in den meinigen; ich sehe ihn mit Vergnügen, weil ich in ihm eben so viel Lauterkeit der Seele als Geist und Talente erkenne. Ich bin nicht immer seiner Meynung gewesen, weil ein Jeder seine eigene Art zu sehen hat. Ich habe ihn öfters wegen des Zutrauens oder des Leichtsinns, wodurch er seine Feinde in Vortheil sezt, getadelt, weil er sich selbst dadurch Blöße giebt, und verhindert wird, den Karakter und die Stärke zu zeigen, die in einer großen Versammlung oft nöthig sind. Ich respektiere den gesezgebenden Körper, weil er aus den Repräsentanten der Nazion besteht, wiewohl ich oft über seinen Mangel an Mannkraft geseufzt habe, der ein Supplement von Revoluzion nöthig gemacht hat.

Ich habe den 10ten August bewundert, und über die Folgen des 2ten Septembers geschaudert. Ich habe mir wohl vorstellen können, was die lange und betrogene Geduld des Volks wirken, und wie seine Gerechtigkeit zu Werke gehen würde. Ich habe die erste Bewegung, wie fürchterlich sie auch war, nicht unbesonnen getadelt: aber ich habe geglaubt, man müsse der Fortdauer derselben vorzubeugen suchen; ich habe geglaubt, daß diejenigen, die sich Mühe geben sie fortdauernd zu machen, entweder von ihrer

Ein-

Einbildung oder von grauſamen und übelgeſinnten Menſchen betrogen worden ſeyen.

Ich habe alſo laut geſprochen, weil es ſelbſt zum Beſten derjenigen meine Pflicht war, denen ich zu mißfallen Gefahr lief; denn man ſetzt ſich der Gefahr aus ſelbſt verwundet zu werden, wenn man Leute zurückhalten will, die noch in einer Hitze ſind, deren Opfer ſie würden, wofern man ſie nicht beruhigen könnte. Ich erfuhr erſt mehrere Tage nachher, daß auch ich als ein Treuloſer angezeichet war; daß ſogar an dem nehmlichen 2ten September die geheime Kommiſſion der Stadt ein Arreſt-Mandat gegen mich ausgeſprochen hatte. War es, um mich nach der Abtey bringen und mich dort mit Böſewichtern elargieren*) zu laſſen? — Die Herren Petion, Santerre und Danton haben dieſes Mandat geſehen, welches keine weitern Folgen gehabt hat: aber an dem nehmlichen Tage, gegen ſechs Uhr ungefähr, kamen ein Paar Hundert Bürger in den Hotel de l'Interieur**) geſtürmt, wo ſie (wie ſie ſagten) Waffen verlangten; da doch die Austheilung der Waffen nicht zu meinem Departement gehört

*) Dies war, bekanntermaßen, das abgeredete Wort, welches ſoviel als ein Urtheil galt, in die Piken der vor der Thüre poſtierten Sans-Culottes geſtürzt zu werden.

**) D. i. in die Wohnung, die der Staat einem jeweiligen Miniſter der innern Angelegenheiten giebt.

gehört und ich keine zu meiner Disposizion habe. Doch muß ich auch sagen, daß sie vorher bey dem Kriegs-Minister waren, der auf einen Augenblick abwesend war wie ich, weil wir beyde mit einander auf das Rathhaus gegangen waren, wo ich ihn verließ, und von wo ich zum Minister des Seewesens gieng, bey welchem Raths-Session seyn sollte. Ein erhitzter Mensch schrie über Verrätherey, und schien die andern aufhetzen zu wollen. Man sagte ihnen allen zu wiederhohlten mahlen die Wahrheit; die größere Zahl gab ihr Gehör, sie entfernten sich alle, nahmen aber doch, als Geisel und Bürgen für das, was man ihnen gesagt hatte, einen beym Sekretariat angestellten Mann mit sich, den sie nicht eher wieder gehen ließen, bis sie sich davon überzeugt hatten, daß wir auf dem Rathhause gesehen worden seyen.

Ich würde dieser Partikularitäten nie erwähnt haben, wenn das Fortdauern der Verläumdungen gegen den größern Theil des Staatsraths *) und mich insonderheit, nicht ein Projekt anzuzeigen

*) Es heißt im Original immer nur *le Conseil* schlechtweg; es wird aber der aus den sämmtlichen Ministern bestehende Rath darunter verstanden, dem die N. V. mit Beystimmung des Pariser Stadtraths, nach der Suspension des Königs, die höchste vollziehende Gewalt bis zum Nazional-Konvent aufgetragen hat.

gen schiene, auch die einstweilige Ordnung der Dinge gewaltsamer Weise wieder umzuwerfen. Es ist doch nöthig, daß das Volk in den Stand gesetzt werde, zu ermessen, was es von den argwöhnischen Zweifeln denken soll, die man ihm beyzubringen sucht. Sind diese Verläumdungen und argwöhnischen Gedanken weiter nichts als die Frucht der Unruhe und der Furcht, so muß meine Offenheit sie mildern. Ich lade diejenigen selbst, welche sie verbreiten, ein, meine Aufführung im öffentlichen und Privat-Leben aufs strengste zu untersuchen. Hängen sie aber an irgend einem verkehrten Vorhaben von wem es auch seyn mag, so weiß ich nichts entgegen zu setzen, als eben diese Offenheit und Publicität, weil sie die einzige Brustwehr der Tugend sind, und die einzigen Mittel, deren Gebrauch am zuträglichsten fürs allgemeine Beste ist; denn gesetzt auch, sie setzen mich in den Fall umzukommen, so würde Frankreich von meinem Tode Vortheil ziehen; denn er könnte durch nichts anders bewirkt werden als durch ein Komplot, dessen Existenz ihm dadurch bekannt würde, und dessen Folgen es alsdann zuvorkommen könnte.

Wollen Feigherzige oder Verräther Meuchelmörder wider mich aufrufen, so erwarte ich sie; ich stehe auf meinem Posten, ich thue meine Pflicht, und ich weiß zu sterben. Erkennen verirrte Brüder, daß sie sich betrogen haben, so

mögen

Aemilia.

Ich bey dieſem himmliſchen Licht auch nicht; es lieſſe ſich eben ſo gut im Dunkeln thun.

Desdemona.

Wollteſt du eine ſolche That um die ganze Welt thun?

Aemilia.

Die ganze Welt iſt gleichwol ein hübſches anſehnliches Ding, es wär' ein feiner Preis für ein ſo kleines Verbrechen.

Desdemona.

Bey meiner Treu, ich denke, du thäteſt es nicht.

Aemilia.

Und bey meiner Treu, ich denk' ich thät' es; mit dem Vorbehalt, daß es das erſte und lezte mal ſeyn ſollte. Wahrhaftig, ich thäte ſo was nicht um einen Finger-Ring, noch für ein paar Ellen Kammer-Tuch, noch für ein neuen Unterrok, oder eine Kappe, oder ſo was armſeliges; aber für die ganze Welt! Welches Weib wollte ihren Mann nicht zu einem Hahnrey machen, damit er Herr von der ganzen Welt würde? Dafür wollt' ich noch wol das Fegfeuer wagen.

Desdemona.

Ich will des Todes ſeyn, wenn ich ſo was Unrechtes um die ganze Welt thun wollte.

mögen ſie kommen, meine Arme ſtehen ihnen offen; ich fürchte Niemands Auge, und haſſe Niemand als die Feinde meines Vaterlandes; denn ſie ſind Feinde der Menſchheit. *)

Roland.

III.

Die franzöſiſche Republik.

So hat dann die republikaniſche Partey in Frankreich endlich doch den Triumph erhalten, der dieſe letz-

 ten

*) Die Wirkung, die dieſe Addreſſe auf den Volksfreund Marat machte, beſtand darin, daß er beynahe alle Tage Zettel anſchlagen ließ, worin er dem Pariſer Pöbel, (der ihm vorzugsweiſe das Volk heißt) zur Ermordung dieſes rechtſchaffnen Mannes aufſtiftete, deſſen einziger Irrthum vielleicht iſt, daß er den republikaniſchen Grundſätzen und Geſinnungen, die der ſchändliche Marat heuchelt, aufrichtig und aus innerer Ueberzeugung zugethan iſt. Wenn ich Irrthum ſage, ſo ſpreche ich nach meiner Ueberzeugung: die Zeit allein kann lehren, auf weſſen Seite der Irrthum durch die Sache ſelbſt ſich erweiſen wird. — Roland iſt inzwiſchen dadurch, daß ihn das Departement de la Somme zu ſeinem Repräſentanten im Nazional-Konvent erwählt hat, auf einige Zeit wenigſtens, und ſo lange der Konvent ſelbſt ſicher iſt, geborgen.

ten vier Jahre durch das unverrückte Ziel aller ihrer Bemühungen war! So ist sie endlich reif worden, die Frucht so vieler Nachtwachen, so vieler Kämpfe, so vieles Blutes, so vieler Verbrechen! Der neu zusammenberufene National-Konvent hat sogleich in seiner ersten Sitzung die königliche Würde auf immer abgeschaft; Ludwig XVI. und seine Familie ist in den Privatstand herab gestürzt, und Frankreich — nennt sich eine Republik.

Dies ist so einmüthig und mit solcher Entschlossenheit geschehen, daß man wohl nicht zweifeln kann, alle Deputirte, die an diesem Beschluß Theil genommen haben, müssen gewiß gewesen seyn, es sey der Wille des französischen Volkes, keinen König mehr zu haben. Die Frankreicher haben also auch die zweyte Haupt-Revoluzion, die sie binnen vier Jahren erlebten, damit angefangen, die gesetzmäßige Verfassung umzuwerfen, ehe sie noch wußten, was für eine andere sie an den Platz derselben setzen wollten?

Die Konvenzion hat Frankreich zwar für eine Republik erklärt. Allein, fürs erste, wird, um eine Republik zu seyn, noch etwas mehr erfordert, als es seyn zu wollen; und dann ist auch das Wort Republik ein sehr unbestimmtes vielsinniges Wort. Auch Venedig und Genua, so gut wie San Marino, nennen sich Republiken, und werden dafür erkannt; sogar

Polen

Polen gilt für eine Republik, ſelbſt in dieſem Augenblik, da die Nazion in zwey Partheyen zerriſſen iſt, von welchen diejenige, die vermittelſt einer neuen Konſtituzion den Seegen der Freyheit über Polen verbreiten wollte, von derjenigen, die für die alte Ordnung oder Unordnung der Dinge ſtreitet, als die Mörderin der polniſchen Freyheit ausgeſchrien, und im Nahmen der Freyheit ſelbſt unterdrückt wird.

Frankreich iſt alſo dadurch, daß es ſich zur Republik erklärt hat, noch nichts beſtimmtes, noch keine in politiſchem Sinne ſelbſtſtändige Geſellſchaft geworden. Denn dieſer raſche Schritt geſchah, ehe man noch über die große Frage:

„Was für eine Art Republik Frankreich ſeyn ſoll?

und über die noch größere:

Ob und in wiefern es moraliſch möglich ſey, daß Frankreich eine Republik ſeyn könne?

ins Klare und überein gekommen war.

Ich will itzt nicht unterſuchen, ob die Abſchaffung der königlichen Würde rechtmäßig, oder klug, oder auch nur, unter den vorliegenden Umſtänden, das einzige Mittel, wodurch Frankreichs Verderben verhütet werden konnte, und alſo (in ſofern die Rettung des Volks das höchſte Geſetz iſt) wirklich nothwendig war. Der Prozeß zwiſchen Ludwig XVI. und ſeinem Volke iſt noch bey weitem nicht ſo inſtruirt, daß ein unbe-

fangener Zuschauer dieser großen Begebenheit Grund genug vor sich hätte, ein richtiges Urtheil in dieser höchst verwickelten Sache fest zu setzen. Wir haben bisher nur die Anklager des Königs mit ihren Beweisen und Behelfen gehört, aber wenig oder nichts von dem was Ludwig XVI. zu seiner Vertheidigung zu sagen haben mag. Bey den Häuptern der republikanischen Parthey, und durch sie bey dem großen Theil des Volkes, über dessen Meynungen und Leidenschaften sie sich eine sehr begreifliche Herrschaft zu verschaffen gewußt haben, ist es freylich eine ausgemachte, durch rechtsbeständige Beweise ausser allem billigen Zweifel gesetzte Sache, daß der König treulos, eidbrüchig und verrätherisch an der Nazion gehandelt habe. Aber jedem andern bleibt es noch immer (um das wenigste zu sagen) sehr problematisch, ob ein Sachwalter Ludewigs, in dem ganzen Verlauf der Revoluzion, in der von ihm angenommenen Konstituzion selbst, und in dem konstituzionswidrigen Betragen, dessen sich die Nazional-Versammlung, die Jakobiner-Brüderschaft und das Volk, besonders das Parisische, seit dieser Epoke gegen den König schuldig gemacht, nicht sehr erhebliche Gründe finden könnte, das Seinige zu rechtfertigen. Gewiß ist es wenigstens, daß es Ihm nicht an Stoff zu Gegenklagen fehlt; daß ihm die republikanische Parthey weder Zeit noch Macht gelassen hat, nach der Konstituzion zu regieren; daß sie ihm das Vertrauen des Volks, ohne

welches

welches er (wie die Herren wohl wußten) nicht lange König seyn konnte, — auch da schon zu rauben bemüht waren, da noch kein hinlänglicher Grund zum Mißtrauen vorhanden war; daß sie ihm, aufs wenigste, eben so viele Ursachen gaben, mißtrauisch gegen sein Volk zu seyn, als dieses gegen ihn hatte; kurz, daß er von der Nazional-Versammlung und den Demagogen fast bey den Haaren (wie man zu sagen pflegt) dazu gezogen wurde, sich endlich bey seinen natürlichen und erklärten Freunden nach Hülfe umzusehen.

Doch, gesetzt auch Ludwig XVI. habe seine Absetzung verdient, und die Nazion sey nicht nur berechtigt, sondern, in Betrachtung aller vorliegenden Umstände, sogar genöthiget gewesen, durch Einführung einer neuen Staatsverfassung und Regierung sich selbst zu helfen: auf jeden Fall mußten die Demagogen, die nun schon so lange und eifrig daran gearbeitet haben, dem Volke eine reine Demokratie in den Kopf zu setzen, überzeugt seyn, daß der Nazion auf diese Weise wirklich geholfen sey. Denn es wäre Unsinn, eine Konstituzion, die nur erst vor einem Jahre von der Majorität des Volks mit Frohlocken und Jubilieren angenommen wurde, bloß wegen einiger Unvollkommenheiten, oder um der Vergehungen des Königs willen, wieder aufzuheben, wenn man nicht zum wenigsten den Plan einer andern fertig liegen hätte, von welcher man sich gewiß halten kann, daß sie, durch ihre unläug-

bare Vortreflichkeit den allgemeinen Beyfall der Nazion und der unpartheyischen Welt davon tragen muß.

Und diesen Unsinn haben die Demagogen gleichwohl wirklich begangen; und ich weiß nicht, wie rühmlich oder tröstlich es für sie seyn kann, daß es weder der erste noch der größte ist, den sie vor dem Richtstuhl der Vernunft zu verantworten haben.

Wir wollen indessen die Nachsicht gegen diese, mit ihrem Volke und dem ganzen menschlichen Geschlechte es so wohlmeynende Männer so weit treiben als sie nur immer gehen kann; wir wollen die Schuld eines Benehmens, das wir, menschlicher Weise zu reden, nicht anders als widersinnig heissen können, den Umständen, dem Drang der Zeit, der eisernen Nothwendigkeit, mit einem Worte dem Schicksal (das so viel tragen muß und tragen kann) auf den Rücken wälzen. Die Nazion will nun einmahl aller Vortheile des bürgerlichen Gesellschaftsvertrags und einer gesetzmäßigen Regierung vollauf genießen, ohne ihnen auch nur das geringste von den allgemeinen Rechten des Naturmenschen an Freyheit und Gleichheit aufzuopfern. Sie weiß aber freylich nicht, wie sie es angreifen soll, und schickt also eine Anzahl Männer aus ihrem Mittel, in deren Weisheit und Redlichkeit sie ein besonders Vertrauen setzt, mit dem Auftrag ab, gemeinschaftlich eine Verfassung zu entwerfen, deren Resultat jene höchstmöglichste Freyheit und Gleichheit sey,

die

die das Ziel ſeiner Wünſche iſt, und wovon es ſich das glückſeligſte Schlaraffenleben verſpricht. Ich frage itzt nicht, ob dieſe Männer einen ſolchen Auftrag hätten annehmen ſollen? Ob irgend ein weiſer Mann ſich zu ſo etwas anheiſchig machen werde? Genug die Citoyens, die ſich zum Nazional-Konvent deputieren ließen, waren, was den Punkt der Freyheit und Gleichheit betrift, gerade ſo weiſe als ihr oberſter Herr und Meiſter ſelbſt, als das Volk, das ſie zu ſeinen Stellvertretern und Stimmführern ernannte. Sie kamen zuſammen, um zu ſuchen was nirgends zu finden iſt, um ins Werk zu richten was kein Gott möglich machen kann, — eine Republik, worin Alle frey, Alle gleich, Alle glücklich ſind — eine wohlgeordnete, ruhige und blühende Republik, worin ein Volk von 24 Millionen Menſchen zu gleicher Zeit der Souverän und der Unterthan iſt; worin es als höchſter Geſetzgeber, Geſetze giebt, die es, ſo bald es ihm gut dünkt, wieder abſchaffen kann, — als höchſter Richter, ſo oft es ihm kurzen Prozeß zu machen beliebt, das Geſetz an jedem wirklichen oder vermeynten Verbrecher eigenhändig vollzieht, u. ſ. w. Und wenn nun dieſe wakkern Männer vergebens geſucht haben werden, was nicht zu finden iſt, vergebens an einem Werk arbeiten werden, deſſen ſich nur ein neuer Prometheus mit neuen, ausdrücklich aus einem ganz beſondern Thon dazu gebildeten Menſchen unterfangen könnte: ſollten wir wohl Urſache haben, uns darüber zu verwundern?

Gleichwohl, wenn dieſe wackern Männer, da ſie ſich nun einmahl des Abenteuers unterwunden hatten, es wenigſtens nur ſo angriffen, daß die Hoffnung, glücklich und ohne eine oder mehrere neue Revoluzionen damit zu Stande zu kommen, einige Wahrſcheinlichkeit hätte. Wenn ſie, durch das zweyfache Beyſpiel ihrer Vorgänger gewitziget, wenigſtens nur die Abwege, in welche ſich jene ſo oft verlohren, nur die Klippen, gegen die ſie ſo oft mit vollen Segeln anfuhren, zu vermeiden ſuchten; ſich ſelbſt, bevor ſie die Hand an ein ſo wichtiges Werk legten, von unlautern Leidenſchaften gereiniget, allen Fakzionsgeiſt verbannt, allen Nebenabſichten entſagt hätten; wenn ſie einträchtig und mit gegenſeitigem Zutrauen, mit Würde, Ruhe und kalter Ueberlegung, wie den Depoſitarien der Wohlfahrt eines ganzen Volks geziemt, zu Werke giengen: ſo möchte noch immer etwas Gutes von ihren Bemühungen zu hoffen ſeyn; ſo könnte es ihnen doch vielleicht wie gewiſſen Alchymiſten gehen, die zwar nicht den Stein der Weiſen, den ſie ſuchten, aber doch irgend eine trefliche Arzney, eine neue Farbe, die Kunſt Porcellan zu machen, oder ſonſt etwas fanden, daß ſie zwar nicht ſuchten, das aber wenigſtens der Mühe werth war, gefunden zu werden. Wenn ſie, anſtatt das Ideal de la Democratie la plus democratique (wie der Deputierte Oſſelin ſagte) in Frankreich zu realiſieren, auch nur, nach ſo vielen Verſuchen, endlich die Geſetze und Verfaſſung

aus-

ausfindig machten, die der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Nazion die angemeſſenſten wären: welcher billigdenkende könnte mehr von ihnen fodern?

Die wenigen Tage, ſeit welchen der neue Nazional-Konvent in Aktivität iſt, ſind freylich ein zu kurzer Zeitraum, um über das, was ſich von ihm erwarten läßt, ein ſicheres Urtheil feſtzuſetzen. Indeſſen hat ſich doch bereits in dieſen wenigen Tagen in dieſer groſſen Synode, wiewohl ſie aus lauter eifrigen Republikanern beſteht, ſo viel Ungleichartiges in der Denkart, ſo viel Diſkordanz, leidenſchaftliche Hitze, Unlauterkeit, Kabale und Fakzionengeiſt hervorgethan: daß wir andern Weltbürger, denen in dieſer ganzen Revoluzionsſache nicht das Intereſſe der einen oder andern Partey oder Rotte, ſondern das allgemeine Beſte der Menſchheit am Herzen liegt, bis jezt noch wenig Urſache finden, in die Weisheit, Rechtſchaffenheit und Harmonie der Majorität der neuen Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes ein groſſes Vertrauen zu ſetzen.

Eine etwas ausführliche Erzählung deſſen, was in den Sitzungen vom 24. und 25ſten September in dem N. K. vorgegangen, ſoll unſere Leſer zu Richtern machen, wie wohl oder übel gegründet unſer Mißtrauen iſt.

Der

Der Minister der innerlichen Angelegenheiten (Herr Roland) zeigte dem Nazional-Konvent unter andern schriftlich an, daß ein Kurier im Nahmen der Kommun von Paris angehalten worden sey.

Herr Kersaint nahm hievon Gelegenheit, sich mit großem Nachdruck gegen die Gräuel-Scenen zu erheben, womit man den französischen Nahmen entehren welle, und vor deren Vorstellung sie hoffentlich alle, so wie er, mit Unwillen zurückgeschaudert haben würden. „Es ist hohe Zeit, sagte er, daß man Schafforte für die Meuchelmörder aufrichte; hohe Zeit, daß man deren auch für diejenigen aufrichte, die zum Morden auffodern (qui provoquent l'Assassinat.) Unter andern setzte er noch dieses auffallende Wort hinzu: „es braucht vielleicht einige Herzhaftigkeit, sich hier „gegen die Meuchelmörder zu erheben" — und dies Wort wurde applaudiert *). Herr Kersaint beschloß mit dem Antrag: daß die Konvenzion sich unverzüglich damit beschäftige, dem anarchischen Rauben und Morden

*) Offenbar war dies hauptsächlich auf den Deputierten Marat gemünzt, welchen als einen Mitrepräsenten der Nazion in ihrem Mittel zu sehen, allen ehrlichen Männern in der Versammlung ein Greuel war. Aber der allgemeine Unwille über diesen Menschen war zu groß, um lange in den Schranken der Mäßigung zu bleiben, und brach schon am 25sten Sept., mit der größten Heftigkeit aus.

Aemilia.

Wie, das Unrecht iſt nur ein Unrecht in der Welt; und da ihr die Welt für eure Mühe bekämet, ſo wär' es ein Unrecht in eurer Welt, und ihr könntet es bald recht machen.

Desdemona.

Ich kan nicht glauben, daß es ein ſolches Weib giebt.

Aemilia.

O Ja, wohl ein duzend und ſo viele oben drein, daß ſie die Welt, um die ſie ſpielten, bevölkern könnten. Allein, ich denke, der Fehler ligt an den Männern, wenn ihre Weiber fallen; geſezt, ſie vergeſſen ihre Pflichten gegen uns, und verſchwenden an andre, was uns gehört; oder ſie brechen in eine verdrießliche Eiferſucht aus, und belegen uns mit ſclaviſchem Zwang; oder ſie ſchlagen uns, oder ſie bringen uns unſer Vermögen durch; wahrhaftig, wir haben auch Galle, und ſo ſanft wir ſind, ſo rächen wir uns doch gerne, wenn wir beleidigt werden. Unſre Herren Männer ſollen wiſſen, daß ihre Weiber ſo gut Empfindlichkeit haben als ſie; ſie ſehen, und riechen, und haben einen Geſchmak für ſüß und ſauer, ſo gut wie ihre Männer. Was thun ſie, wenn ſie uns mit andern vertauſchen? Iſt es Spaß? Ich will es glauben: Geſchieht es aus Leidenſchaft? Ich will es glauben: Iſt es eine menſchliche Schwachheit? es mag auch ſeyn. Und haben wir nicht auch Leidenſchaften? Lieben wir den Zeitvertreib nicht auch? Sind

wir

den ein Ende zu machen, und daß vier Kommiſſarien ernannt würden, um den gegenwärtigen Zuſtand des Reichs und der Hauptſtadt *) und auch die Maßregeln vorzulegen, welche nöthig ſind, um die öffentliche Ruhe herzuſtellen, und den beleidigten Menſchenrechten Rache zu verſchaffen. Dieſer Antrag, in ſo ferne er ſich auf eine Menge kürzlich vorgefallner und daher allen Anweſenden bekannter Thatſachen bezieht, hat zwar für uns, denen dieſe nicht ſo genau bekannt ſind, einige Dunkelheit: aber doch begreift jedermann, der von den Unruhen, Mordthaten, Räubereyen und andern Gewaltthätigkeiten, die in Paris und in einer Menge anderer Städte ſeit dem 10ten Auguſt und 2ten Septemb. im Schwange giengen, und zum Theil ſogar unter dem Schutz und im Nahmen der Municipalität von Paris und ihrer niedergeſetzten Comité de Surveillance ausgeübt wurden, nur überhaupt einige Kenntniß hat, daß Herr Kerſaint nur zuviel Urſache hatte, darauf zu dringen, daß der N. Konvent eines ſeiner erſten und ernſtlichſten Geſchäfte daraus mache, dieſem Unweſen Maß und Ziel zu ſetzen.

Gleich-

*) Man bemerke, wie wenig dieſe Stifter einer vollkommnen Demokratie in Frankreich ſich noch mit den erſten Grundbegriffen ihres eigenen Syſtems bekannt gemacht haben. Im Reiche der Gleichheit giebt es keine Hauptſtadt; keine Stadt in Frankreich hat etwas vor den übrigen voraus, und Paris iſt ſeit dem 21. Sept. nicht mehr als St. Menehoud.

Gleichwohl traten sogleich einige Deputierte auf, die sich diesem Antrag entgegen setzten.

Herr Rovere meldete, zu Berichtigung der von dem Minister angezeigten gesetzwidrigen Gewaltthätigkeit: die Aufsichts-Kommission *) (Le Comitté de Surveillance) habe einen Kurier festhalten lassen, der eine Menge Briefe an Herrn Bertier, einen der Häupter der Armee des *Condé*, und an verschiedene Emigrirten aufgehabt habe.

Herr Bazire sagte hierauf: Er sey auch kein Freund von Morden und Rauben: aber man (Kersaint nehmlich) übertreibe hier die Uebel, die das Vaterland drückten gar sehr. Er möchte wissen, wie vier Männer den Zustand von ganz Frankreich, die Agitazionen der Demokratie, und die Excesse des Patriotismus hinlänglich sollten erkundigen können? Und ob man wolle, daß die Nazional-Posten, die für die Citoyens errichtet seyen, dem Briefwechsel ihrer Feinde dienen sollte?

Herr Tallien griff die Saiten etwas stärker an. Die Rozion des Citoyen **) Kersaint sey unschicklich und

*) Deren Mitglied er ist.

**) Die Herren vom N. K. treiben ihren demokratischen *civisme* so weit, daß sie sich auch der allgemein gewöhnlichen courtoisie, *Monsieur*, enthalten, und z. B. anstatt Monsieur Kersaint, der *Citoyen* Kersaint sagen. Da das was unsre Teutschen bey dem Worte Bürger zu denken gewohnt sind, dem französischen Citoyen keineswegs

und unnöthig, ſagte er: die Geſetze wären da, und es käme nur auf die Tribunalien an, die Anwendung davon zu machen. Er formaliſierte ſich darüber, daß man in einem Moment, wie der gegenwärtige, verlange, die Franzoſen ſollten nicht mißtrauiſch ſeyn! Er behauptete, die Arreſtazion der beſagten Briefſchaften ſey ein Acte de *civisme*, und verlangte daß die Mozien des Citoyen Kerſaint ohne weiters beſeitiget werden ſollte.

Die Verſammlung ſchien nicht geneigt hierzu zu ſeyn. Herr Vergniaux unterſtützte die Kerſaintiſche Mozion mit großem Nachdruck. „Kerſaint, ſagte er, verlangt ein Geſetz gegen diejenige, die (das Volk) zur Anarchie reitzen — und man will die Sache aufgeſchoben wiſſen! In dieſem Fall heißt aufſchieben ſo-

weas entſpricht: ſo finde ich zweckmäßiger, in dieſem Aufſatz das franzöſiſche Wort beyzubehalten. — Ich bin übrigens weit entfernt, — über dem Lächerlichen dieſes bis auf die kleinſten Kleiniakeiten (z. B. bis auf die Karten-Könige) getriebenen Abſcheues der Franzoſen vor allem, was auch nur die mindeſte Beziehung auf die althergebrachten Formen hat, und an die Ungleichheit der Stände oder an die Monarchie erinnert, — nicht gewahr zu werden, daß die Demagogen ſich hierin als ſchlaue Kenner der menſchlichen Natur beweiſen, und daß in dieſem anſcheinenden Unſinn viel mehr Vernunft iſt, als manche zu glauben ſcheinen.

ſoviel als öffentlich ausrufen laſſen, es ſey erlaubt zu morden; heißt den Preuſſiſchen Emiſſarien öffentliche Erlaubniß geben, im Innern zu arbeiten und den Vater gegen ſeine Kinder zu bewaffnen. Dieſe Leute ſtreuen überall Haß, Argwohn und Rachgier aus, und wünſchen nichts mehr, als die Bürger Frankreichs einander ſelbſt die Hälſe brechen zu ſehen *). Die Frage iſt nicht, zu unterſuchen, in wie weit dieſe Beſorgniſſe übertrieben ſind. Es werden groſſe Verbrechen in der Republik begangen; die (vorhandenen) Geſetze ſind unzulänglich; Herr Kerſaint verlangt Maßregeln von Euch, der Anarchie ein Ende zu machen; ich begreiffe nicht, wie man ſich einem ſolchen Antrag entgegenſetzen kann."

„Und ich, fiel Herr Faber d'Eglantine ein, ſehe nicht ein, wie man nicht, ohne ſich einen Vorwurf von *incivisme* **) zuzuziehen, die Beſeitigung eines ſolchen

*) Dies iſt eine zu harte Beſchuldigung, um, ohne ſcharfen Beweis, ſelbſt gegen einen Feind öffentlich vorgebracht zu werden.

**) Civisme und Incivisme ſind (wie ſo viele andere) neugeprägte Wörter, für die ſich in unſrer Sprache keine gleichbedeutende finden, ſo lange uns nicht eine der franzöſiſchen ähnliche Revoluzion damit verſieht; und möge der Himmel uns und unſre Nachkommen vor einer ſolchen Gelegenheit, unſre Sprache zu bereichern, ſo lange bewahren, als noch eine Möglichkeit da ſeyn wird,

Antrags verlangen könne? Ehe man Gesetze macht, muß man auch die Mittel haben, sie zur Vollziehung zu bringen. Die Blutgesetze, die man verlangt hat, sind immer die Vorläufer einer Verfolgung gewesen. Noch immer dauert ein Krieg auf Tod oder Leben zwischen den Patrioten und diesen Menschen, die seit vier Jahren in unaufhörlicher Zusammenverschwörung gegen jene begriffen sind. Ihr habt Gesetze gegen die Meuchelmörder. Ich verlange, daß ihr eine Adresse an alle Franzosen macht."

Der Streit fängt an sich zu erhitzen, wie man sieht. Hr. Faber wird schon merklich wärmer als seine Freunde Bazire und Tallien; seine Gedanken werden allmählig trübe, springend und unzusammenhängend. Aber eben dadurch verräth er uns vielleicht mehr, als er will, von seiner innern Gesinnung. Wie? Ein Mitglied des Konvents, der die souveräne Nazion vorstellt, sagt einer so auguſten Versammlung ins Gesicht, „sie könne kein Gesetz gegen die Räuber und Mörder geben, weil es ihr an Macht fehle, ein solches Gesetz geltend zu machen?" — Und warum fehlt es ihr an dieser Macht? — „Weil seit vier Jahren ein Krieg zwischen den Patrioten und ihren

wird, entweder mit dem Gegenwärtigen zufrieden zu seyn, oder der Uebel, die uns drücken, durch gelinder wirkende Mittel los zu werden.

ren Gegnern erklärt iſt, der nur mit dem Tode der einen oder andern Partey aufhören kann." — Heißt dies nicht ſoviel, als ob Hr. Faber gerade heraus geſagt hätte: „die Patrioten wollen ſich die Macht zu morden und Gewaltthätigkeiten auszuüben nicht nehmen laſſen, ſo lange noch jemand übrig iſt, der über politiſche Dinge anders denkt als ſie; und es würde auch zu nichts helfen, wenn die Nazional-Konvenzion ein Geſetz dagegen geben wollte, weil ſie ohne das Volk ohnmächtig iſt, das Volk aber, das wir Patrioten in unſrer Hand haben, keine Luſt hat, auf ſein großes Majeſtätsrecht — ſo oft es ihm nöthig ſcheint, auf der Stelle das Richter- und Scharfrichter-Amt in eigner Perſon zu handhaben — Verzicht zu thun."

Wir ſehen bereits (wiewohl noch ſo deutlich nicht, als die Herren es uns nun bald machen werden) daß ſich ſchon am 24ſten Sept. zweyerley Patrioten in dieſem N. K. hervorthun, der am 21ſten als er das Königthum *) in Frankreich abſchaffte, nur Ein Herz und Eine Seele ſchien.

Der Citoyen Faber hatte ſich ein wenig zu weit herausgelaſſen. Ein andrer Patriot von der nehmlichen

*) Ich wage es dieſes Wort als dem franzöſiſchen Royauté gleichgeltend zu gebrauchen, und hoffe durch die verſchiedenen Bedeutungen des Suffixums thum (S. Adelungs groſſes Wörterbuch) hinlänglich deßwegen gerechtfertigt zu ſeyn.

chen Farbe nimmt also das Wort, und sucht die Gemüther wieder abzukühlen. Es sey, meynt er, einer der großen karakteristischen Merkmahle der Nazional-Würde — die Gesetze nicht gar zu sehr zu häufen; die Erklärungen, welche der N. K. in seiner ersten Sitzung von sich gegeben habe, seyen schon hinlänglich; zumahl wenn die (ebenfalls zugleich dekretierte) neue Besetzung der Gerichtshöfe noch hinzukomme. Denn bisher habe das Schwerdt des Gesetzes freylich nur die unglückliche Klasse des Volks getroffen.

Nun war es Zeit, daß ein Patriot von bekanntem Gewicht der Wage vollends den Ausschlag zu geben suchte. *Collot d'Herbois* ließ also seine Stimme hören. „Es sind kaum zwey Tage, (sprach dieser berüchtigte Sachwalter und Agitator des *tunicati populi*,*) dieser kerndaften Sans-Culottes, bey welchen dermahlen die höchste Gewalt in Frankreich ist) seitdem ihr eure Dekrete gegeben, und schon will man Mißtrauen an die Stelle jener heilsamen Dekrete setzen, welche das gemeine Wesen retten sollen. „Der Ex-Komödiant mag wohl, wie es scheint, in der Kunst, in einer solchen Versammlung zu extemporisieren, es noch zu keiner großen Fertigkeit gebracht haben. Denn, nicht Herr Kersaint und seine Unterstützer, sondern sein eigner Mit-Patriot Tallien hatte sich darüber beschwert, daß man den Patrioten nicht

*) S. Horazens 7te Epistel, an Mäcen.

erlauben wolle, mißtrauiſch zu ſeyn. Vermuthlich erinnerte ihn aber irgend ein gegebenes Zeichen, daß er nicht im rechten Geleiſe ſey. Er lenkte alſo, wiewohl etwas raſch, auf die Seite. „Man ſagt, man könne dieſe Sache nicht beſeitigen, (fuhr er fort) aber ihr werdet immer wohl thun, wenn ihr ein zweytes Marzial-Geſetz *) von der Hand weiſet. (Dies wurde beklaſcht.) Ihr ſolltet mehr Vertrauen in die Gerechtigkeit des Volks ſetzen; das Volk würde die Strafe an den Schuldigen eigenhändig vollziehen, wenn die Geſetze nicht ſtraften. Ich verlange alſo die Beſeitigung der Mozion, aus dem Motiv, daß die Geſetze, die man geben will, ſchon vorhanden ſind."

Was ſagen unſre Leſer zu einem Volksrepräſentanten bey einer Nazional-Verſammlung, der ſolche Maximen hören läßt, und damit etwas ganz ſimples geſagt zu haben glaubt? Der von der abſcheulichen Fertigkeit der Sans-culottes, ſelbſt die Exekutoren der tumultuas

*) Die von der konſtituirenden N. V. gegebene *Loi martiale*, berechtigte eine jede Munizipal- oder Diſtrikts-Obrigkeit, einen Aufſtand des Volks, der mit Gewaltthätigkeiten verbunden war, im Nothfall mit gewafneter Hand und ſelbſt auf Lebensgefahr der Tumultuanten zu unterdrück n. Natürlicher Weiſe war dieſes Geſetz von Anfang her dem Pöbel ſowohl als den Intrigenmachern und Aufhetzern ſehr verhaßt, und wurde von ihnen dem Einfluß des Hofes zur Laſt gelegt, der dem Volk dadurch die Macht benehmen wolle, ſeine Freunde zu beſchützen und ſeine Feinde zu ſtrafen.

tuariſchen Todesurtheile, die ſie diktieren, zu ſeyn, als von einem ſubſidiariſchen Rechte ſpricht? — Ich habe dieſen Patrioten alſo nicht zuviel gethan, da ich ihnen vorhin Schuld gab, daß ſie dem Volke (und was noch ärger iſt, jeder Menge, die ſich durch ein brutales Betragen und einen lumpichten Aufzug berechtigt hält den Nahmen Volk zu uſurpieren) das Recht eingeſtehen, die Juſtitz eigenmächtig zu pflegen und den Proceß gegen jeden, der ihnen auch nur verdächtig iſt, ohne Weiteres bey der Exekuzion anzufangen? Denn von dieſer Art waren doch ſeit dem Anfang der Revoluzion alle Fälle, „*ou le peuple luimême faiſoit juſtice des coupables.*" Das ſonderbarſte iſt noch, daß eben dieſe Volks-Juſtiz, mit welcher Collot d' Herbois ſeine Kollegen tröſtet, eine der Urſachen war, die den Citoyen Kerſaint zu ſeiner Mozion bewogen hatten.

Dem Citoyen *Lanjuinais* ſcheint bey dieſer Art zu argumentieren die Geduld ausgegangen zu ſeyn. „Fragt euer Gedächtniß, rief er; ſeit ſechs Monaten „wird ein Nachtrag zu dem Strafgeſetzbuch verlangt. „Schreckt die Ruheſtörer! Wem unter euch iſt unbe„kannt, daß die Pariſer-Bürger, in der Betäubung „(dans la *Stupeur*) des Schreckens —"

Wie Hr. *Lanjuinais* ſeine angefangene Periode endigen wollte, kann ich nicht ſagen; denn der rüſtige Citoyen Tallien ließ ihm keine Zeit dazu. Er glaubte, dies ſey deſpektierlich von den Pariſer-Bür-

gern, die er repräsentieren hilft, gesprochen. „Ich „verlange, fiel er ein, die Pariser-Bürger zu recht„fertigen; *les citoyens de Paris ne sont pas dans la „Stupeur.*"

Hr. *Lanjuinais*, der das Wort *stupeur* nicht in in dem Sinne genommen hatte, worin es dem ehrlichen Tallien so gewaltig auf die Brust fiel', hatte die kleine Bosheit, die Bedeutung, die ihm dieser gab, sogleich für bekannt anzunehmen, und fuhr ganz ruhig fort: „ich wünsche, daß nicht mehr Wahres in die„sem Ausdruck seyn möge als mir lieb wäre; aber bey „meiner Ankunft in Paris kam mich ein Schaudern „an. (Es entstand ein Gemurmel.) Mit Einem Wort, „setzte er hinzu, es bedarf keiner Gesetze gegen Meu„chelmörder, aber es bedarf welcher gegen diejenigen, „die zum Morden anhetzen." — Es sind schon welche da, riefen einige Stimmen. Es sind keine da, rief Hr. *Lanjuinais*, ich unterstütze die Kersaintische Mozion.

Diese Mozion hatte die Anwesenden in eine Art von Gährung gesetzt, die in den beyden vorigen Naz. Versammlungen zwar häufig genug vorgekommen war, aber in dieser Konvenzion noch etwas neues war. Es fiel sehr stark auf, das die Pariser-Deputierten in dieser Sache nicht nur zusammenhielten, sondern aus einem Ton sprachen, als ob sie mehr Patrioten wären als andere, weil sie mehr Rücksicht auf ihren Pöbel nahmen, dem sie die Dolche, (die er bisher

wir nicht ſo gebrechlich als ſie? Sie mögen uns alſo nur wohl begegnen; oder ſie ſollen wiſſen, daß wenn wir ſündigen, ſie unſre Lehrmeiſter geweſen ſind.

Desdemona.

Gute Nacht, gute Nacht; der Himmel gebe mir Gnade, anſtatt Böſes mit Böſem zu vertreiben, das Böſe gut zu machen!

(Sie gehen ab.)

her immer nach ihren Winken und zu ihrem Dienſte führte) nicht aus den Händen ringen laſſen wollten, und daß ſie eben durch dieſes ihr Verhältniß gegen beſagten Jahn-Hagel in der Verſammlung Eindruck machen zu wollen ſchienen.

Dies zu ſehen, erregte bey einem Deputierten Nahmens Büzot, einen Unwillen, den er mit ſtärkerer Andeutung derjenigen, welche gemeynt waren, und in nicht geſchonten Ausdrücken laut werden ließ. „Es iſt (ſagte er unter andern) nicht damit ausgerichtet, daß man ſich Republikaner nennt, und monarchiſche Köpfe beybehält.“ Er giebt zu verſtehen, daß eine Kabale unter gewiſſen Günſtlingen des Pariſervolks angezettelt ſey, die der Stimmfreyheit und Unabhänglichkeit der Volksrepräſentanten gefährlich zu werden drohe. Er wolle wiſſen, weſſen er ſich dießfalls zu verſehen habe. Es bedürfe einer öffentlichen Macht (force publique) um das Geſetz zur Vollziehung zu bringen *), und er verlange eine ſolche, an welcher alle De-

*) Dies ſcheinen itzt freylich die meiſten Franzoſen ſehr lebhaft zu fühlen, itzt, da ſie unter den gräßlichen und unheilbaren Folgen des Mangels dieſer Macht erliegen. Die Konſtituzion hatte den König damit bewaffnet. Aber das Volk hörte ſich unaufhörlich in die Ohren ſchreyen, daß es keinen höhern über ſich habe, und daß ſein Wille das Geſetz ſey. Wie wär' es nun möglich, das Geſetz gegen einen Souverän ſelbſt geltend zu machen, der alles zu Geſetz machen kann was er

partement Theil nehmen; denn er gehöre Paris nicht mehr an, als den übrigen. Es sey nöthig, daß man die wahre Lage von Paris kenne; er wolle, während seine Brüder nach der Grenze zögen, den lockern Boden kennen, auf dem er stehe. Er trägt darauf an, daß die Naz. Konvenzion mit einer so imposanten Macht umgeben werde, daß nicht nur die Deputierten selbst, sondern auch die Departementer für ihre Abgeordnete nichts zu befürchten hätten — „Wie? (ruft er) „glaubt man uns zu Sclaven gewisser Deputierten von Paris zu machen? Das Wort ist heraus; es ist nicht zu stark! Ich verlange daß die Konvenzion diese Punkte in Erwägung nehme, und daß man nicht komme, um uns für Feinde des Volks auszuschreyen, da wir doch nichts anders als eine Regierung errichten wollen, die dem Volke Sicherheit und Brod verschaffe." Diese Rede des Herrn Büzot, wiewohl es ihr an Ordnung, Präcision und Zierlichkeit fehlte, machte starken Eindruck auf die Anwesenden, und es wurde beschlossen: „Sechs Kommissarien zu ernennen, mit dem Auftrage 1) soviel möglich von dem gegenwärtigen Zustand der Republik und der Stadt Paris Kundschaft einzuziehen; 2) ein Gesetz gegen die Anstifter

er will? Das Volk wollte keinen König mehr — weil es keine Macht dulden will, die der seinigen Schranken setzt: wo soll nun in der neuen Republik diese Macht herkommen, die man erst, nachdem man sie vernichtet hat, so unentbehrlich findet?

ſtifter zum Morden zu entwerfen, und 3) Mittel vorzuſchlagen, wie der N. Konvent mit einer von ihm abhängigen und aus allen 83 Departementern gezogenen Macht umgeben werden könne.

Die auf einen ſo ſtarken Ausfall, wie es ſcheint, nicht vorbereiteten Pariſer Deputirten gaben nach. Aber da ſie inzwiſchen Zeit gehabt hatten, ſich mit einander zu berathſchlagen, erſchienen ſie in der nächſten Sitzung deſto beſſer gerüſtet. Das Treffen wurde erneuert, und bis zu ſehr groben Perſönlichkeiten getrieben. Die Herren Merlin, Danton, Robespierre, Tallien, Panis und Marat, von der einen, und die Herren *La Source*, *Oſſelin*, *Buzot*, *Le Cointre-Puyravaux*, *Barbaroux*, *Cambon*, u. a. von der andern Partey, kämpften, als ob es um Leben oder Tod gienge; dieſe als der klagende Theil mit Beſchuldigungen, die ſich auf Thatſachen gründeten, und mit deſto mehr leidenſchaftlicher Hitze, weil ſie ſich bewußt waren, daß ihre Sache die beſſere ſey; jene meiſt nur Vertheidigungsweiſe, aber mit kaltem Blute, und, beſonders Robespierre und Danton, mit den ſchlauen Wendungen und Fechterſtreichen, die dem Gegner das Schwerdt unvermerkt aus der Hand winden; wodurch ſie am Ende wenigſtens ſoviel erhielten, daß die andre Partey ſich keines entſchiedenen Sieges zu rühmen hatte, und ſogar der allgemein verhaßte Marat (der woſern er nicht von einem brennenden Freyheitsteufel beſeſſen wäre, der gröſte Böſewicht, und wenn er weniger

Böſewicht wäre, der erſte Tollhäusler auf dem ganzen Erdenrunde ſeyn müſte) wenigſtens durch ſeine überſchwängliche Unverſchämtheit, wo nicht mit Ehren, doch an ſeiner Volksrepräſentanten-Würde unbeſchädigt und mit hochgetragener eiſerner Stirne, quaſi re bene geſta, von dannen gieng.

Die Pariſiſche Partey, die ſich geſtern kaum geregt hatte, fühlte ſich nun ſtark genug, ihre Gegner ſelbſt herauszufordern, und fieng das Gefecht damit an, daß ſie durch einen ihrer ſtreitbarſten Helden, den berüchtigten Citoyen Merlin, diejenigen, welche in dieſer Verſammlung Menſchen kennten, die verkehrt genug wären ein Triumvirat oder eine Diktatur zu verlangen, aufforderte, ſie öffentlich anzugeben, „damit ich (ſetzte er hinzu) „wiſſe, wem ich den Dolch ins Herz ſtoßen ſoll."

So böſe war es nun freilich nicht gemeynt; denn Herr Merlin wußte ſo gut als ein andrer, daß, wenn man ihn beym Worte hätte nehmen wollen, ſeine Freunde Petion, Danton und Robespierre die erſten geweſen wären, die er hätte niederdolchen müſſen. Es war bloß darum zu thun, den Gegnern eine impoſante Mine zu zeigen; und den genannten Dreymännern (denen man, wie es ſcheint, in den entferntern Departementern ſchon lange über dieſen Punkt nicht viel Gutes zutraut) eben dadurch Luft zu machen, daß

man der Gegenparthey Troz bot, diejenigen zu nennen, die ſich einer diktatoriſche Gewalt anmaßen wollten; weil man gewiß zu ſeyn glaubte, daß, ohne einen gerichtlichen Beweis führen zu können, ſchwerlich ein Deputierter kühn genug ſeyn würde, ſich den Folgen einer ſolchen Unvorſichtigkeit auszuſetzen. Auch erklärte Hr. *Laſource*, — an welchen Merlin (mit Berufung auf etwas, das ihm jener geſtern unter vier Augen über dieſe Sache geſagt hätte) ſich nahmentlich wandte — „er habe nicht von einem Diktator, ſondern von einer diktatoriſchen Gewalt geſprochen, nach welcher er gewiſſe herrſchſüchtige und im Intrigieren ſehr kunſtfertige Männer ſtreben ſehe.“ Er führte für dieſe ſeine Meynung verſchiedene triftige Gründe an. Er behauptete nochmahls, er ſey von der Exiſtenz einer Parthey überzeugt, die dem Nazional-Konvent das Vertrauen des Volks entziehen, ſich in demſelben allvermögend machen, und, mit Einem Wort, unter einem andern Nahmen unumſchränkt regieren wolle, indem ſie die ganze Nazional-Macht einigen einzelnen Perſonen in die Hände ſpiele. Er verſicherte, daß er ihnen auf der Spur nachgehe, und ſo bald er Licht genug haben würde, ſie vor dem ganzen Frankreich entlarven und von dieſem Rednerſtuhl herab angreiffen wolle, wüßte er auch, daß er beym erſten Schritt aus dem Verſammlungsſaal unter ihren mörderiſchen Streichen fallen müßte. Dieſe Rede des Herrn *Laſource* wurde mit Beyfall aufgenommen, und dies machte einen

andern

andern von seiner Parthey so kühn, darauf zu dringen, daß, um diesen unseligen Mißhelligkeiten ein Ende zu machen, ein Jeder Pariser Deputierte sich frey heraus erklären möchte, wie er gesinnt sey? denn man müßte entweder ein Schwachkopf oder ein Bösewicht seyn um noch der Diktatur zu streben.

Ja, rief einer aus den Deputierten, es existiert eine Parthey in dieser Versammlung — Es ist die Parthey Robespierre! Der ist der Mann, den ich Euch hiemit angebe!

Natürlich war es, nach einer solchen Anklage, an Robespierren, aufzustehen und für sich zu sprechen; aber noch blieb er ruhig sitzen, und statt seiner trat sein Freund Danton auf, und fieng an mit der ehmahls durch den ehrlichen Maire Bailly so lächerlich gewordenen Frase, c'est *un beau jour pour la Nation*, c'est *un beau jour pour la Republique françoise*, den Tag schön zu finden, der diese brüderliche Explikazion unter ihnen herbeygeführt habe. Er erklärte sich, wenn es einen gebe, der verkehrt genug sey, die Repräsentanten des Volks beherrschen zu wollen, so sollte sein Kopf fallen so bald er entdeckt sey, und wenn es sein bester Freund wäre. Aber mit unbestimmten Anschuldungen der Pariser Deputierten sey es nicht ausgerichtet; wer jemanden anschulde, müsse seinen Nahmen unter die Angabe setzen. Indessen werde er keinen von seinen Kollegen rechtfertigen; er sey für niemanden verant-

wort-

wortlich und wolle alſo nur von ſich ſelber reden. — Man muß es dem Citoyen Danton ſo wohl, als dem Citoyen Robespierre, der die Redekanzel nach jenem einnahm, laſſen, daß ſie in der Kunſt ſich ſelbſt zu loben und mit den ſchönſten Geſinnungen, Sentenzen und Weidſprüchen Parade zu machen, wahre Virtuoſen ſind. Indeſſen wurde doch den meiſten Anweſenden bey der weitläufigen Apologie, oder vielmehr, bey der zierlichen und emfatiſchen Lobrede, welche Herr Robespierre ſich ſelbſt hielt, die Zeit lang; er wurde oft mit vieler Ungeduld unterbrochen: und am Ende fand ſich, daß die beyden ſuſpekten Herren zwar ſehr ſchön von ihrer unbeſtechlichen Tugend, von ihrem alles dem Vaterland aufopfernden Patriotismus, und von ihren unendlichen Verdienſten um die erſte und zweyte Revoluzion geſprochen hatten: aber die Thatſachen, die zu laut gegen die herſchſüchtigen Anmaßungen der unter ihrem Einfluß ſtehenden Pariſer Municipalität und gegen ſie ſelbſt zeugten, nicht hatten vernichten können.

Die Herren Boileau, Cambon, und ein paar Andre, brachten entſcheidende Beweiſe der Exiſtenz eines oligarchiſchen Komplots in Paris hervor; und der Citoyen Barbaroux von Marſeille, (ein runder, handfeſter und kurzangebundner Barbaroſſa, wie es ſcheint) trug kein Bedenken gerade herauszuſagen: als er mit ſeinen Brüdern, den andern Föderierten von Marſeille, nach Paris gekommen ſey, um an der patriotiſchen

Kon-

Konſpirazion gegen den Thron Ludwigs des Tirannen Theil zu nehmen, habe man ſie zu Robeſpierre kommen laſſen, und da ſey ihnen geſagt worden: „man müſſe ſich an die *Citoyens* anſchließen, welche im Beſitz der Popularität wäre; und der Citoyen Panis hätte ihnen von Robespierren nahmentlich als von einem tugendhaften Manne geſprochen, welcher Diktator von Frankreich ſeyn ſollte. Er fodre Robespierren ſelbſt heraus, ihm das abzuläugnen. Man ſagt euch, fuhr der warme Marſeillianer fort, es exiſtiere kein Projekt einer Diktatur. Wie? Es exiſtiert nicht? und ich ſehe in Paris eine Kommune, die alles desorganiſieren will, und in alle Theile der Republik Kommiſſarien ausſendet, um den übrigen Kommmunen ihre Befehle zu überbringen? Die Arreſt-Mandate gegen Deputierte der Geſetzgebenden Verſammlung und gegen einen Miniſter *) ergehen ließ, der nicht der Stadt Paris ſondern der ganzen Republik angehört? Das Projeckt der Diktatur exiſtiert nicht? Und eben dieſe Kommune von Paris ſchreibt an alle Kommunen der Republik, ſie ſollen ſich an ſie anſchließen, alles gut heiſſen was ſie gethan habe, und die Vereinigung der drey Mächte **) in ihr anerkennen!

Kam.

*) Gegen Roland. Wirklich hatte ſich der große Rath der Stadt Paris ſolche deſpotiſche Anmaßungen begehen laſſen; jedoch brachte Petion es noch dahin, daß ſie ohne Wirkung blieben.

**) Der geſetzgebenden, richterlichen und vollziehenden.

Kambon berief ſich, unter andern Thatſachen auf gedruckte und mit Marat unterzeichnete Anſchlagzettel, worin dem Volke geſagt worden ſey: Der Triumvirat ſey das einzige Mittel, das gemeine Weſen noch zu retten.

Die Deputierten, Panis und Marat konnten nicht läugnen, was ſie geſprochen und geſchrieben hatten: es blieb ihnen alſo nichts übrig, als allen ſykofantiſchen Künſten, worin ſie beyde ſtark ſind, aufzubieten, um dem N. K. weiß zu machen, daß ſie, unter den Umſtänden und in dem Sinne, worin ſie ſo geſprochen und geſchrieben, nichts gethan, als was ächten Patrioten zuſtehe und gebühre. Vergniaux erinnerte die Verſammlung an einen gewiſſen Zirkelbrief der Kommune von Paris an alle Departementer, der ſchon der Legislativen Verſammlung denunciirt worden war; er las ihn vor, und nachdem er alle darin enthaltene Abſcheulichkeiten aufgezählt hatte, machte er den N. K. bemerken, daß dieſer Brief vom 2ten Sept. datirt ſey, unmittelbar auf die nehmliche Nacht, worin Robespierre dem Volke geſagt hätte: es exiſtiere ein großes Komplott, welches er nicht umhin könne dem Volke anzuzeigen, weil nur das Volk den Ausbruch deſelben verhindern könne. Dieſes Komplott ſey (ſeinem Vorgeben nach) von *Ducos*, *Vergniaux*, *Briſſot*, *Guadet*, *Condorcet*, *Leſource* u. a. angezettelt, und hätte nichts geringers zum Gegenſtand, als Frankreich dem Herzog von Braunſchweig in die Hände zu ſpielen. —

Boileau, ein andrer Deputirter, hoffte dem Marat den Mund auf immer zu ſtopfen, indem er aus einer ſo eben aus der Preſſe gekommenen Nummer ſeines bluttriefenden Journals eine Stelle vorlaß, worin Marat ſagte: „was ihn am meiſten ſchmerze, ſey, „daß, nach der Beſchaffenheit der meiſten Deputierten zu „urtheilen, alle ſeine angeſtrengten Bemühungen das „Volk zu retten, ohne eine neue Inſurrekzion, zu nichts „helfen würden, u ſ. w."

Alle dieſe Perſonalitäten blieben zwar am Ende ohne Effekt gegen Robespierre und Marat: indeſſen hatten ſie, durch die Nothwendigkeit, worein die Triumoviren und ihr Anhang geſetzt wurden, eine patriotiſche Erklärung ihrer Grundſätze und Geſinnungen von ſich zu geben, doch dazu, daß man ſich endlich zu einem Beſchluß vereinigte, der, wenigſtens auf einige Zeit, aller Fehde ein Ende machte. Und dieſer war die Erklärung:

„Daß die franzöſiſche Republik Ein einziges urtheil-
„bares Ganzes ſey. (que la Republique françoi-
„ſe eſt *une* et *indiviſible*)

wodurch, zwar die Idee einer Zerſtücklung entfernt, aber doch die eigentliche Form der Republik noch unbeſtimmt, und der Weg zu neuen Uneinigkeiten um ſo gewiſſer offen bleibt, da die Mozion,

„daß die Regierung repräſentativ ſeyn ſolle"

ſo lange aufgeſchoben wurde, bis die Naz. Konvenzion

ſich

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

(Eine Strasse vor dem Pallast.)

Jago und Rodrigo treten auf.

Jago.

Hier stellt euch hinter diese Fässer. Er wird augenblicklich kommen: Deinen bloßen Degen in die Hand, und dann fritsch dran! Nur munter, munter, sey unverzagt: ich will an deinem Ellenbogen seyn: Es macht unser Glük oder wir sind verlohren: Denk an das, und entschliesse dich wie ein Mann.

Rodrigo.

Seyd ihr nur nahe bey der Hand, ich könnt' ihn verfehlen.

Jago.

Ich will hier stehen, es könnte nicht näher seyn; fasse Muth und zieh deinen Degen.

Rodrigo (indem er sich auf die Seite stellt.)

Ich gehe ungern an diese That, aber er hat mir Gründe vorgelegt, gegen die nichts einzuwenden ist; es ist endlich

ſich mit den Grundlagen der neuen Konſtituzion be-ſchäftigen würde.

Sie behält alſo, da nun auch eine Kommiſſion von Zwölfen zur Entwerfung dieſer Konſtituzion niedergeſetzt iſt, inzwiſchen Zeit, mit dem Einzigen das itzt Noth iſt, mit den Mitteln „die Exiſtenz ihrer zukünftigen Republik ſicher zu ſtellen, ſich allein zu beſchäftigen.

Es iſt zwar, zur Zeit da ich dieſes ſchreibe, nur wenig Anſchein vorhanden, daß ſie darin glücklich ſeyn werde. Schwerlich hat ſich jemahls eine ſo eben erſt in die Geburt eingetretene Republik in einer gefährlichern Preſſe befunden. Indeſſen, da man in allen Dingen, wobey die unſichtbaren Mächte Peprovene und Pronoia mit im Spiele ſind, nie eher ſagen kann, daß etwas nicht habe geſchehen können, bis das Gegentheil wirklich geſchehen iſt; ſo wollen wir einmahl den Fall annehmen, die neue Republik habe keinen auswärtigen Feind mehr, und werde von allen Europäiſchen Mächten ihrer eigenen Lebenskraft überlaſſen: auch in dieſem glücklichen Falle iſt nicht wohl zu begreifen, wie die 44000 von einander unabhängige und einander völlig gleiche Munizipalitaten ſich in Güte einer zugleich dauerhaften und Allen gleich anſtändigen Form von Verfaſſung und Regierung des großen einzigen Freyſtaats, den ſie zuſammen ausmachen wollen, ſollten vergleichen können.

Eine groſse Schwierigkeit liegt in der Natur der Sache ſelbſt. Frankreich, ehmahls vielleicht der mächtigſte Staat in Europa, eine Nazion von wenigſtens Vier und Zwanzig Millionen Menſchen, die ſich in Rückſicht aller ihrer Vortheile, ohne übertribnen Stolz, für die erſte in der Welt halten konnte; ein Reich, das aus einer Menge ſehr ungleichartiger und ſehr verſchiedenes Intereſſe habender Theile in zwölf Jahrhunderten nach und nach zuſammen gewachſen war, ohne jemahls ein wohlorganiſirtes Ganzes geweſen zu ſeyn; ein ſolches Reich ſoll auf einmahl in eine einzige reine Demokratie verwandelt werden. Gleichheit aller Bürger ſoll die Grundfeſte derſelben ausmachen, und eine ſo vollkommene Gleichheit, daß auch kein Schatten von Ariſtokratie geduldet, kein Keim einer Möglichkeit übrig gelaſſen werden ſoll, daß jemahls ein Bürger oder eine Klaſſe von Bürgern den mindeſten Vorzug, das mindeſte Uebergewicht erhalten könne. Eine ſolche Demokratie hat die Welt noch nie geſehen. Alle Republiken dieſer Art, die entweder noch vorhanden oder aus der Geſchichte bekannt ſind, beſtehen oder beſtanden entweder aus einzelnen Städten, unter denen die gröſste, mit Paris verglichen, nur für einen mittelmäſsigen Ort gelten kann; oder aus ſehr kleinen, in Gebürge eingeſchloſsnen, von jeher armen, von jeher freyen oder doch kein Joch lange duldenden Völkerſchaften von wenig Tauſenden ſtreitbarer Männer, bey denen alle Umſtände ſich vereinigen, um eine Demokra-

mokratiſche Regierungsform zur einzigen zu machen, die ſich für ſie ſchickt. Und ſelbſt in den meiſten dieſer kleinen Demokratien ſah man von jeher die Gewalt des Volks durch ariſtokratiſche Formen eingeſchränkt. Sogar die Regierungsform von Sparta war aus Monarchie und Demokratie gemiſcht; und dieſe in jeder Betrachtung unnatürliche Republik glaubte ſich nur durch ein Kollegium von Aufſehern (Ephori) erhalten zu können, denen ſie eine beynahe unumſchränkte Gewalt anvertraute; wiewohl gerade dieſes Ephorat, wodurch ſich das Volk gegen die Könige ſicher zu ſtellen ſuchte, endlich den Untergang der Republik beſchleunigte.

Aber auch für die Möglichkeit, daß ein großer Staat, der viele Jahrhunderte lang als Monarchie mächtig und blühend war, ſich durch eine gewaltſame Umkehrung in eine reine Demokratie verwandeln könne, zeigt uns die Geſchichte nicht ein einziges Beyſpiel. Denn die ſogenannten Königreiche der heroiſchen Zeit, wie das von Argos, Mycän, Sicyon, Megara, Athen, Theben u. ſ. w. aus denen ſich alle die kleinen Republiken des alten Griechenlands nach und nach bildeten, wird hier wohl niemand gegen mich anführen wollen. Und auch dieſe giengen nicht von einem Extrem ins andere über; es waren kleine Embryonen noch unentwickelter bürgerlicher Geſellſchaften, aus Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie gemiſcht, worin ſich die Edeln und das Volk der Könige entledigten, und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20631 / 400

das gemeine Wesen so lange zwischen Aristokratie und Demokratie herumtrieb, bis endlich die letztere das Uebergewicht bekam, und dadurch den Verlust der Freyheit von innen und der Unabhängigkeit von aussen beschleunigte.

Indessen hat es die Parthey, die sich seit dem 10ten August das Uebergewicht in Frankreich zu verschaffen gewußt hat, auf ihre und der ganzen Nazion Gefahr gewagt, der Welt Etwas zu zeigen was sie noch nie gesehen hat, und möglich zu machen, was bisher für unmöglich gehalten worden war. Es ist allerdings schwer, und oft verwegen, eine Linie ziehen zu wollen, über welche der Mensch in der Vervollkommung seiner selbst und seines Zustandes sich nicht erheben könne. Aber in dem vorliegenden Fall ist die Verwegenheit ganz auf Seiten der französischen Demagogen. Denn, um sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs speisen zu können, müßte der N. K. und das ganze Volk über die Auflösung des Problems: wie kann Frankreich eine Demokratie werden? nicht nur eben so einig seyn, als man es über die Frage: ob das Königthum in Frankreich abgeschafft werden sollte? gewesen ist; man müßte auch einmüthig auf die einzige Form verfallen, unter welcher Frankreich als Republik vielleicht bestehen könnte. *) Aber gerade dieses

Wie?

*) Die Rede ist hier nicht von leeren Abstrakzionen, sondern von dem, was in concreto möglich ist.

Wie? dieſe Form wird die Klippe ſeyn, woran ſie ſcheitern werden. Denn ſobald es darüber recht deutlich zur Sprache kommen wird, werden ſich zwey Partheyen zeigen, deren jede einen für ſie ſo wichtigen Entſcheidungsgrund für ihre Meynung hat, daß nicht zu hoffen iſt, daß ſie jemahls — wenigſtens ſo lange Paris das Schickſal, dem es entgegen taumelt, nicht wirklich erfahren haben wird — ſich über dieſen Punkt, (auf den doch alles ankommt) zu ſolchen Beſchlüſſen vereinigen ſollten, wodurch die Quelle der Inſurrekzionen und Revoluzionen verſtopft würde, und die neue Republik Konſiſtenz gewinnen könnte.

Ich glaube mich nicht ſehr zu irren, indem ich mir die Sache ſo verſtelle. Paris und die zunächſt um daſſelbe liegenden Departementer, deren Intereſſe mit dem Pariſiſchen am genaueſten verknüpft iſt, wollen, daß Frankreich, auch als Republik, auch als Demokratie, ein einziger unzertheilter Staatskörper bleibe; wollen, daß alle ehmahligen Provinzen und Abtheilungen, oder alle 83 dermahligen Departementer ſo mit einander verbunden bleiben ſollen, wie die Glieder eines organiſierten Körpers mit dem Ganzen; dergeſtalt, daß keines auſſer demſelben für ſich beſtehe. Und warum wollen ſie dies? — Aus welchem andern Grunde? als weil ſie wollen, daß Paris, die bisherige Hauptſtadt des Königreichs, auch die Hauptſtadt der neuen Republik, der Kopf, der alle übrigen Glie-

der leitet, das Herz, dem das Blut aus allen andern zuſtrömt und von welchem es allen übrigen wieder zugetheilt wird, bleiben ſoll.

Aber dies kann unmöglich der Wille der gröſsern Anzahl der Departementer ſeyn. Sie haben vermuthlich eine zu gute Meynung von ihren eigenen Köpfen, um nicht völlig überzeugt zu ſeyn, daſs niemand beſſer als ſie wiſſe was ihnen gut iſt: und weit entfernt, Paris für das Haupt oder Herz von Frankreich zu erkennen, ſcheinen ſie vielmehr ſehr geneigt, es für ein groſses Krebsartiges Geſchwür in demſelben anzuſehen, das alle guten Säfte des Körpers an ſich zieht, und den übrigen dadurch entkräfteten Gliedern nur verdorbene zurückgiebt. Man würde ſich ſehr betrügen, wenn man aus den Lobſprüchen, welche einige Deputierte aus entferntern Departementern, bey Gelegenheit, den Verdienſten der Stadt Paris um die Revoluzion ertheilen, und aus den brüderlichen Geſinnungen, ſo ſie ihr im Nahmen ihrer Mitbürger bezeugen, den Schluſs ziehen wollte, daſs es immer, daſs es nur lange dabey bleiben werde. Die andern groſsen Städte des Reichs, beſonders die See- und Handelsſtädte, werden unfehlbar ſobald die Nazion wieder Luſt bekommt andere Saiten aufziehen, und (wofern ſie es nicht jezt ſchon ſind) bey ruhigerm Nachdenken bald überzeugt werden, daſs Frankreich keine Republik auf den Fuſs ſeyn kann, wie es die Herren Robespierre, Danton, Santerre,

und

und die Gemeine von Paris haben wollen; daß es entweder in die monarchische Form der vorigen Konstituzion zurücktreten, oder sich zu einer verhältnißmäßigen Anzahl einzelner Republiken organisieren muß, deren jede für sich besteht, während sie alle zusammen durch ein Trutz- und Schutzbündniß, und durch einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der politischen Einheit, zu Einem einzigen großen Freystaat, wie ehmals der Bund der Amphiktyonen und der Achäische Bund in Griechenland, oder noch heut zu Tage, die helvetische Eidgenossenschaft, die Republik der Vereinigten Niederlande, und die der dreyzehn Freystaaten in Nord-Amerika, verbunden sind.

Indessen hat die Stadt Paris nicht nur, als Frankreichs allgemeine Hauptstadt, einen uralten Besitzstand, und, als der Brennpunkt der Revoluzion, unläugbare Verdienste um die Republik vor sich; es hat nicht nur große Aufopferungen und tiefe Wunden vorzuweisen, die es sich für die gemeine Sache geschlagen hat; es hat auch noch das Vermögen, alle diese Titel durch eine ungeheure Volksmenge, und (was sein Uebergewicht sehr entscheidend macht) durch die Männer vom 14ten Julius und 6ten Oktober, geltend zu machen. Paris ist schon für sich allein eine furchtbare Macht; und es wäre vielleicht politischer, ihm den Vorrang und das Ansehen, worauf es so eifersüchtig ist, lieber von freyen Stücken einzugestehen,

als die Republik schon in ihrer Wiege der Gefahr eines Bürgerkriegs auszusetzen.

Allein die entferntern Departementer werden mit gutem Grunde hiegegen einwenden: daß eben dieses Uebergewicht der bisherigen Hauptstadt der Monarchie mit den Grundbegriffen einer auf völlige Gleichheit gegründeten Republik unverträglich sey. Die Aufhebung der Monarchie hebt auch die Hauptstadt der Monarchie auf; denn ein demokratisches Königreich ohne König ist ein Unding; oder wenn Paris künftig die Stelle des Königs ausfüllen will, was hätte das übrige Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen? In der Demokratie soll und darf Paris nicht mehr Rechte, nicht mehr Gewicht und Einfluß haben als jede andere Stadt in Frankreich. Was sie sich mehr anmaßen wollte (und man hat seit dem 10ten August gesehen, wie weit sie zu gehen fähig ist) wäre Usurpazion; denn die Gleichheit der Rechte, die gleiche Unabhängigkeit einer jeden Municipalität von allen andern, der gleiche Antheil an der Souveränität, die dem ganzen Staat, in so fern er als Eine moralische Person betrachtet wird, beywohnt, ist es ja eben, was das Wesen der französischen Demokratie ausmacht. Aber eben darum, weil Frankreich zu groß und aus zu verschiedenen Theilen zusammengesetzt ist, um als ein Einziger popularer Staat, ohne eine das Ganze zusammenhaltende große Macht, bestehen zu können; eben

darum

darum muß es in mehrere kleinere Republiken zertheilt werden, deren jeder die Autonomie in ihrem eigenen Umfang zukommt, deren jede sich organisieren und guvernieren kann wie sie es ihrem Interesse am zuträglichsten findet; wiewohl alle zusammen zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit, sich vermittelst eines besondern Gesellschafts-Vertrags zu Einem großen Freystaat verbinden, und in allem, was ihr gemeinschaftliches Interesse betrift, sich einer gemeinschaftlichen Regierung, an welcher jede besondere Republik in gleicher Maße Theil hat, unterwerfen müssen. Eine solche Konstituzion scheint das einzige Mittel, Frankreich auf der einen Seite vor der gänzlichen Auflösung, auf der andern vor der unerträglichen Abhänglichkeit von einer anmaßlichen Hauptstadt zu bewahren, die, vom ersten Tage der Gleichheit an, nicht mehr berechtigt ist, sich die Hauptstadt Frankreichs zu nennen.

Man begreift, daß die Parisische Parthey von ihrer Meynung nicht abgehen kann, ohne sich zu dem heroischen Opfer zu entschließen, sich gefallen zu lassen, daß die Stadt Paris in sehr kurzer Zeit zu jener goldnen Mittelmäßigkeit herabsinke, deren ganzen Werth zu schätzen die Pariser wohl noch nicht Philosophen genug sind. Aber es ist eben so begreiflich, daß der größte Theil der übrigen großen Städte und Abtheilungen des Reichs, noch viel weniger von seiner Meynung weichen kann: weil dadurch nicht nur das Interesse vie-

endlich nichts, als ein einzelner Mann weniger -- Heraus, mein Schwerdt; er ſoll ſterben.

Jago (vor ſich.)

Ich habe dieſen armen Geken gerieben, bis er empfindlich worden iſt, er fängt an aufzubrennen. Nun mag er den Caſſio ermorden, oder Caſſio ihn, oder einer den andern, ſo find' ich allemal meine Rechnung dabey -- Gut, aber wenn Rodrigo lebt, ſo wird er mich anhalten, ihm die Menge Gold und Juwelen wieder zu erſtatten, die ich ihm als Geſchenke für Desdemona, abpracticiert habe? Das muß nicht ſeyn -- Bleibt Caſſio übrig, ſo macht mir der Anblik ſeines Glüks meinen Zuſtand unerträglich; und überdem, könnte mich der Mohr verrathen; da käm' ich in ſaubere Ungelegenheiten; nein, ſterben ſoll er! So muß es ſeyn; ich hör' ihn kommen.

Caſſio tritt auf.

Rodrigo.

Den Gang kenn' ich; es iſt Er: Schelm, du muſt ſterben.

(Er fällt den Caſſio an, und bringt ihm einen Stoß bey.)

Caſſio.

Dieſer Stoß hätte mir in der That übel bekommen können, wenn mein Kleid nicht beſſer gefuttert wäre als du wußteſt: Nun will ich ſehen, wie das demige die Probe hält.

(Er ficht mit Rodrigo; Jago haut den Caſſio von hinten in die Beine, und entläuft; Rodrigo und Caſſio fallen.)

Rodrigo.

ler einzelner Theile, sondern in der That das allgemeine Beste des Ganzen dem Eigennutz eines einzigen Theils aufgeopfert würde.

Dies giebt uns, däucht mir, den Schlüssel zu Marats vorhin erwähnter Aufforderung an das Pariser Volk, worin er mit dürren Worten sagt: alles sey verlohren, wofern das Volk nicht durch eine neue Insurrekzion sich selbst zu helfen eile.

Dies macht uns begreiflich, warum Danton und Robespierre, (die zwey mächtigsten Verfechter der Parisischen Parthey) so stark darauf drangen, daß Frankreich zu einem untheilbaren Ganzen und die Einheit der Repräsentazion und Exekuzion zur Grundlage der neuen Regierungsform erklärt werden solle; und warum der erstere sogar die Todesstrafe gegen einen jeden, der sich beygehen lassen würde, Frankreich zerstückeln zu wollen, (de vouloir *morceler* la France) auf der Stelle ausgesprochen haben wollte. Aber es erklärt uns auch die Heftigkeit, womit der Nazional Konvent sich dem Projekt einer Diktatur oder eines Triumvirats, und der Oligarchie, deren die Kommun von Paris sich anzumaßen anfieng, entgegen setzte.

Die von dem N. K. einhellig ausgesprochene Deklarazion, daß die französische Republik *une et indivisible* sey, wie unverträglich sie auch mit der Idee einer Zertheilung zu seyn scheint, läßt im Grunde den

unter

unter der Aſche glimmenden Streit unentſchieden; denn auch die Republik der Vereinigten Niederlande und der Nord-Amerikaniſchen Freyſtaaten kann von ſich ſagen, daß ſie durch ihre ewige Konföderazion *une et indiviſible* ſey. Worte gelten wie Münze. Die wahre Einheit liegt nicht in der Form, ſondern in der Ueberzeugung, worin ein jedes Glied der Bundesverwandten ſteht, daß ſein eigenes Intereſſe ihm die unverbrüchliche Beobachtung ſeiner Bundespflichten eben ſo angelegen macht, als ihm ſeine mit der Erhaltung aller übrigen verbundene Selbſterhaltung iſt; da hingegen, bey aller ſcheinbaren Einheit der Form, die Republik durch Mißtrauen, Eiferſucht, Kabalen und Fakzionen unaufhörlich hin und hergeworfen und in Gefahr der Deſorganiſazion und Auflöſung geſetzt werden muß, wofern ein einzelnes Glied derſelben den Willen und die Mittel hat, die übrige durch ſeinen Einfluß zu beherrſchen.

Wiewohl nun die dermahlige gefahrvolle Lage der neuen Republik dem Nazional-Konvent die Pflicht auferlegt, alles was die gute Harmonie der Departementer und ihren Eifer für die gemeinſchaftliche Sache ſtöhren und ſchwächen könnte, ſorgfältig zu vermeiden; und es alſo unumgänglich nothwendig ſcheint, die innere Organiſazion der Republik, die Quelle unabſehbarer Mißhelligkeiten, ſo lange, bis ſie vor äuſſerlicher Beeinträchtigung ſicher iſt, zu beſeitigen, um ſich

inzwi-

inzwiſchen lediglich und (ſo zu ſagen) mit vorſetzlich zugeſchloßnen Augen an die dekretierte Einheit und Untheilbarkeit zu halten: ſo iſt doch leicht vorauszuſehen, daß, ſobald der Sturm glücklich vorüber ſeyn, und Ruhe von auſſen ihnen Muße und Freyheit laſſen wird, ihre Republik auf eine dauerhafte Konſtituzion zu gründen; das Projekt, die übrigen Abtheilungen derſelben von Paris unabhängiger zu machen, unfehlbar wieder vorgenommen werden muß. Bey näherer Unterſuchung wird ſich alsdann vermuthlich finden: daß die Eintheilung des Ganzen in 83 Haupt-Theile, wie beförderlich ſie auch Anfangs der Revoluzion war, in die Länge mit groſſen Unbequemlichkeiten verbunden wäre; daß ſie nicht für einen bleibenden Zuſtand taugt, und daß auf jeden Fall, welche Form man auch dem Ganzen geben will, eine neue Eintheilung in gröſſere Stücke, unter welchem Nahmen man ſie zulaſſen mag, ganz unvermeidlich iſt. Da nun, vermöge des Grundſatzes der möglichſten Gleichheit, keinem derſelben das Recht ſich ſelbſt zu organiſiren, und ſich die Geſetze zu geben, die ſeiner beſondern Lage, ſeinen Bedürfniſſen, ſeinen Verhältniſſen gegen die Nachbarn, kurz, ſeinem eigenen Intereſſe die angemeſſenſten ſind, ſtreitig gemacht werden kann: ſo wird doch zuletzt, unter dieſer oder jener Benennung, eine Anzahl unabhängiger Freyſtaaten herauskommen, welche, von der beſtändigen unruhigen Theilnehmung an den Angelegenheiten aller übrigen befreyt,

in

in sofern sie nur dem, was die gemeinschaftliche Verbindung jedem auferlegt, genug thun, übrigens bloß für sich selbst zu sorgen haben, sich der Benutzung aller Vortheile, die aus der Kultur ihres Bodens und von den mannichfaltigen Zweigen ihres Kunstfleißes, ihrer Gewerbe, des inn- und ausländischen Verkehrs, u. s. w. zu ziehen sind, ungehindert widmen, und auf diese Art viel bälder, leichter und gewisser, als auf irgend einem andern Wege, zu jenem durch alle Glieder des politischen Körpers sich verbreitenden Wohlstand und Lebensgenuß zu gelangen hoffen können, der die natürliche Folge der Freyheit und Gleichheit unter der Regierung weiser Gesetze ist, und doch wohl unläugbar das war, was die Frankreicher durch die Revoluzion gewinnen wollten. Wie lange sich auch die Stadt Paris und ihre Partey gegen diese neue Ordnung der Dinge in Frankreich setzen mag, so wird es doch früher oder später dazu kommen müssen; wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, unter unaufhörlichen innerlichen Erschütterungen aus einer Revoluzion in die andere zu fallen, und am Ende gleichwohl, auf die eine oder die andere Art, das Opfer der eigennützigen Plane herrschsüchtiger Demagogen, des blinden Fanatismus wilder Brauseköpfe, und ihrer eigenen Thorheit zu werden.

Wie entfernt, bey dieser Lage der Sachen, die bessern Zeiten auch seyn mögen, womit die Frankreicher

das Gefühl der gegenwärtigen Uebel einzuschläfern, und sich unter einander bey gutem Muthe zu erhalten suchen: so dringt sich uns doch noch eine andere Betrachtung auf, welche die Erfüllung jener sanguinischen Hoffnungen wo nicht ganz unmöglich macht, doch wenigstens von einer Bedingung abhängig zeigt, die von allen Hindernissen, womit unsre neuen Republikaner zu kämpfen haben, das unübersteiglichste scheint.

Es war ein goldnes Wort, was der Citoyen Buzot im N. K. hören ließ: „es ist nicht genug, daß man sich Republikaner nenne, und monarchische Köpfe behalte!“ — Aber auch republikanische Köpfe machen's noch nicht aus: um Republikaner zu seyn, oder richtiger zu reden, um es werden, und wenigstens so lange, bis uns die republikanischen Formen zur andern Natur geworden sind, *) bleiben zu können, werden auch republikanische Sitten erfordert. Ich habe diese Saite seit vier Jahren mehrmahl berührt; und auch den Repräsentanten der französischen Nazion hat sich diese fatale Wahrheit öfters wider Willen aufgedrungen. Aber niemand machte sie, in dieser letzten

Epoke,

*) Ich setze diese letzte Einschränkung hinzu, um einem Einwurf zuvorzukommen, der sowohl aus der Geschichte, als aus dem gegenwärtigen Zustande beynahe aller dermahligen Republiken vel quasi hergenommen werden könnte.

Epoke, ſo oft und ſo nachdrücklich geltend, als der Miniſter Roland, deſſen Tugend und gerader Sinn den Robespierren und Dantons ſo beſchwerlich und verhaßt iſt. Man kann ſich über dieſes Einzige Nothwendige eines Volkes, das aus dem Zuſtand der höchſten Verdorbenheit, zu welchem es in einer Vierzehnhundertjährigen Monarchie ſtufenweiſe herabgeſunken war, zur republikaniſchen Freyheit wiedergeboren oder vielmehr umgeſchaffen werden ſoll, nicht ſtärker erklären, als es dieſer ſelbſt rechtſchaffne alte Mann in ſeinen verſchiedenen Addreſſen an die Nazion und ihre Repräſentanten, und neuerlich in derjenigen, womit er das erſte Dekret des N. K. an alle Departementer begleitet, gethan hat, welche ſich anfängt: „La Convention Nationale eſt formée — elle vient de l'ouvrir. Français! ce moment doit être *l'epoque de votre regeneration! etc.* und worin er ihnen, wiewohl mit aller Schonung eines weiſen und billigen Mannes, viel heilſame, aber bitterſchmeckende Wahrheiten ſagt. So ſehr dieſer ganze Diſcurs von jedermann, in und auſſer Frankreich geleſen zu werden verdient: ſo erlaubt mir doch Raum und Zeit nicht, ihn hier ganz mitzutheilen. Aber zu meinem gegenwärtigen Zweck kann ich nicht umhin, den Beſchluß deſſelben hieher zu ſetzen.

„Wir dürfen uns ſelbſt nicht verhehlen (ſagt der *Miniſtre-Citoyen*) ſo viel Gutes uns dieſe glorreiche Re-

Regierung *) des Geſetzes verſpricht, wenn wir uns ihrer würdig zeigen: ſo viel ſchmerzliche Wehtage kann ſie uns verurſachen, wenn wir uns nicht entſchließen, unſre Sitten dieſer neuen Regierungsart anzupaſſen. Es iſt nun nicht mehr mit ſchönen Reden und Maximen ausgerichtet; wir brauchen einen Karacter, wir brauchen Tugenden. Der Geiſt der Toleranz, der Humanität, des allgemeinen Wohlwollens, muß nun nicht mehr bloß in den Schriften unſrer Philoſophen athmen; muß ſich bey uns nicht mehr bloß durch Manieren, oder durch jene vorübergehende Handlungen eines Augenblicks äuſſern, welche geſchickter ſind die Eigenliebe deſſen, der ſich damit ſehen läßt, zu kitzeln, als das gemeine Beſte zu fördern: dieſer Geiſt muß Vorzugsweiſe der Nazionalgeiſt werden; er muß unaufhörlich in der Wirkung der Regierung und in dem Betragen der Regierten **) ſichtbar ſeyn. Er hängt un-

*) Das franzöſiche Wort iſt *regime*, welches zwar auch für Regierung gebraucht wird, aber eigentlich eine nach gewiſſen Vorſchriften genau eingerichtete Lebensordnung bedeutet, und hier alſo einen beſondern Nachdruck hat, der im Teutſchen verlohren geht; oder ich hätte es etwa ſo umſchreiben müſſen: „dieſe herrliche Lebensweiſe, da man nur das Geſetz über ſich hat, nur dem Geſetz gehorchen darf, aber ihm immer unterthan ſeyn, immer unbedingt gehorchen muß" — denn dies muß bey den Worten regime de la Loi gedacht werden.

**) Dans *l'action du Gouvernement*, dans la conduite des *adminiſtrés*. Ein franzöſiſcher Miniſter kann heut zu Tage

unmittelbar an der richtigen Schätzung der Würde unsrer Gattung, an dem edlen Stolz des freyen Menschen, welchen Herzhaftigkeit und Güte vor allen übrigen auszeichnen und kenntlich machen sollten."

Hr. Roland wendet sich nun an die Departements-Obrigkeiten insonderheit. — „Ihr seyd im Begriff (sagt er) die Republik ausrufen zu lassen: ruft also einen allgemeinen Brudersinn aus; denn beydes ist nur Eine und eben dieselbe Sache. — Kündiget in allen Municipalitäten das billige aber auch strenge Reich des Gesetzes an. Wir waren bisher gewohnt, die Tugend zu bewundern weil sie schön ist: nun müssen wir sie ausüben, weil sie uns unentbehrlich ist. Da wir künftig auf einer höhern Stufe stehen werden, so sind auch unsre Schuldigkeiten desto unnachläßlicher. Die Glückseligkeit kann uns nicht fehlen, wenn wir uns verständig betragen; aber wir müssen sie jezt verdienen, oder wir werden sie nicht anders als nach den härtesten Prüfungen und Widerwärtigkeiten schmecken. Ich sage es noch einmahl: es ist nun keine Möglichkeit mehr für uns, zu einem dauernden Wohlstand zu gelangen, als wenn wir Tapferkeit, Gerechtigkeit und Güte bis zum Heroismus treiben. Um einen mindern

Tage nie behutsam genug in der Wahl seiner Worte seyn, um alle diejenigen zu vermeiden, die der Souveränität des Volks zu nahe zu treten scheinen könnten.

dern Preis kann uns die Republik nicht glücklich machen."

Die Erfahrung wird die Wahrheit dieſes Ausſpruchs nur zu ſehr beſtättigen. Denn wenn es Wahrheit iſt, was ſchon Montesquieu ſeinen Landesleuten bewies, daß eine Vaterlandsliebe, die allen Egoismus verſchlingt, und der kein Opfer für das gemeine Beſte zu groß iſt, eine Gerechtigkeit, die, nur weil ſie unerbittlich gegen uns ſelbſt iſt, uns ſtreng gegen andere zu ſeyn erlaubt, eine Mäßigung und Einfalt der Sitten, die uns gegen jeden Reitz der Verſuchung, in welcher Geſtalt ſie uns locke, unempfindlich macht, kurz nur durch eine allgemeine Tugend — die, ſo wie ſie Gelegenheit dazu bekömmt, ſich in jede beſondere verwandelt, — das Prinzip, die innere Lebenskraft und Seele der ächten Demokratie ſey — wenn ohne Tugend, ohne Mäßigung, ohne Reinheit der Sitten keine Demokratie zu Stande kommen noch ſich erhalten kann: was für Hoffnungen kann man ſich von der Republik der Gallofranken machen? — Ich beſorge ſehr, ſie haben ſich die Sache leichter vorgeſtellt als ſie iſt. Sie haben in der Trunkenheit ihrer Freude, das Joch der Monarchie abgeſchüttelt zu haben, den diamantnen Zaum vergeſſen, womit die Göttin der Freyheit und Gleichheit die Triebe und Leidenſchaften ihrer Unterthanen feſſelt; haben nicht bedacht, daß nur die reinſte Liebe der Tugend, oder die Macht

einer

einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit den Despotismus der Gesetze erträglich machen kann. Ihre Demagogen haben dem armen Volk eine Suveränität vorgespiegelt, die (es sey nun in einzelnen Personen, oder in großen Menschen-Massen, die zusammen Ein Ganzes auszumachen sich verbunden haben) nur der Vernunft zukommen kann, die das regierende Prinzip der moralischen Welt ist; eine Suveränität, welche zur unerträglichsten Usurpazion und Tyrannie wird, sobald die Menge oder die Macht ihre physische Ueberlegenheit zu einem Titel macht, sie nach Willkühr auszuüben. Noch vor kurzem *) hat der bekannte Kandidat der Diktatur, Danton, sich nicht geschent, mitten unter den Repräsentanten der franzöſ. Nazion dieſe unſinnige Maxime hören zu lassen: Es giebt kein Gesetz, das vor dem souveränen Willen des Volks existire: und anstatt daß ein allgemeiner Unwille den unbesonnenen oder unredlichen Demagogen zur Vernunft hätte zurückrufen sollen, hallte ihm einer von seinen getreuen Waffenträgern, Fabre Deglantine, nach: je repete avec le citoyen *Danton*, que nulle loi eſt préexiſtante à la volonté du Peuple. Wahrlich, dies sind traurige Aspekten für die neue Republik! Ein Volk, dem diejenige, in die es sein ganzes Vertrauen setzt, den Kopf mit solchen monarchischen Maximen verrücken, hat noch eine schlechte Anlage, den Forderungen

*) In der Sitzung vom 23sten Sept.

Rodrigo.

O, ich bin des Todes.

Caſſio.

Ich bin auf immer zum Krippel gemacht; Hülfe, he! Mörder! Mörder!

Zweyte Scene.

Othello erſcheint am Fenſter.

Othello (vor ſich.)

Das iſt Caſſio's Stimme -- Jago hält ſein Wort.

Rodrigo.

Oh, Böſewicht, der ich bin!

Othello.

Das iſt wol nicht anders.

Caſſio.

Oh, Hülfe, Hülfe! he! Licht! einen Wund-Arzt! --

Othello.

Es iſt Er! O braver, ehrlicher, redlicher Jago, den das eitrige Unrecht ſeines Freundes in einen ſo edlen Eifer ſezt! Du lehrſt mich -- Püpchen, euer Liebling iſt todt; und eure Stunde eilt heran -- Ich komme, Meze -- Dei-

ne

rungen des ehrlichen Roland Genüge zu leiſten! Wollen wir noch beſtimmtere Anzeigen, was für einen ungeheuern Sprung dieſes Volk thun müßte, um von ſeinen dermahligen Angewohnheiten auf einmahl zum andern Extrem, zur demokratiſchen Tugend, überzugehen? — Hier iſt ein anderer unverwerflicher Zeuge der Wahrheit! Noch erſt am 2ten Oktober ſagte Joſeph Delaunay im Nahmen der Aufſichts-Kommiſſion zu den Repräſentanten der Nazion: Es ſey die höchſte Zeit, daß der Naz. Konvent dem bisherigen Unweſen ein Ende mache. „Eines von beyden (ſagte der neubekehrte Jakobiner) entweder wir müſſen hier alle auf dem Platze bleiben, oder das Reich der Geſetze muß wieder hergeſtellt werden, die Anarchie muß ſterben, und das Revoluzions-Beil darf nicht länger ein Werkzeug des Schreckens, der Mordluſt und Rachſucht in den Händen ruchloſer Böſewichter ſeyn! — Ohne Zweifel war ein Augenblick von Anarchie *) nöthig, um den Untergang unſrer Feinde zu vollenden: aber eben das, was der ſchönſten Sache, die jemahls war, den Triumf verſichert, kann ſie unwiederbringlich zu Grunde richten, wenn es über die Grenze, die ihm die Nothwendigkeit der Konjunkturen anwieß, ausgedehnt wird; und es iſt — offenbar, daß Euere Beſchlüſſe vornehmlich dahin gehen müſſen, Ordnung und Sub-

*) Geſtehen wir ehrlich, daß ein Augenblick von vier Jahren ein langer Augenblick iſt!

Subordinazion wieder herzuſtellen, und Mittel zu finden, wie die Autoritäten wieder zu Kräften kommen können, und wie verhindert werden möge, daß nicht ein einziger Tropfe Menſchen-Bluts unter einem andern als dem Schwerdt des Geſetzes fließe. Verfehlt ihr dieſes weſentliche Fundament des Gebäudes, welches ihr im Begriff ſeyd aufzuführen, ſo würden alle eure Arbeiten wie eitle Träume dahin ſchwinden; und es bliebe euch für alle eure Nachtwachen nichts übrig, als der Schmerz, wieder eine neue Nazional-Repräſentazion herbeyzurufen, der es auch nicht beſſer gelingen würde das Volk zu retten und die Freyheit zu gründen. Denn was vermag die Autorität gegen die Macht, wenn dieſe in den Händen von Menſchen iſt, für welche eine jede Konſtituzion immer den unverzeihlichen Fehler haben wird, daß ſie eine öffentliche Autorität anordnet, und dieſe Menſchen Geſetzen unterwirft." *)

*) Heil dir, Joſeph Delaunay, für die groſe Wahrheit, die du hier zu ſagen den Muth haſt! Schon lange muthmaßten wir andern Zuſchauer, daß gerade dies das groſe Verbrechen der vorigen Konſtituzion, des guten Königs Ludwig XVI., der ehmahligen Departemenţ-Adminiſtrazion zu Paris, u. ſ. w. geweſen ſey, das unverzeihliche Verbrechen, das den Zorn der Jakobiner, der Männer vom 6ten Oktober und der braven Galeriens von Marſeille ſo heftig gegen ſie entbrennen machte. Sehet nun zu, wie ihr den Tyger bändigen wollt, den ihr ſelbſt von der Kette losgelaſſen habt!

Ich wiederhohle es, es iſt traurig, dieſe ſchon ſo langge gehörten Paränesen noch am 2ten Oktober und am 13ten Tage der Republik im N. K. erſchallen zu hören;; und man kann der neugebohrnen, und leider! viel zu früh gebohrnen Demokratie wenig Gutes von ihnen augurieren.

Tröſtlich iſt es dagegen doch auf der andern Seite, daß dieſe Rede des Hrn. Joſeph Delaunay — wie ſo viele andere ſchöne Reden und Kommiſſionsberichte — tüchtig beklatſcht und vom N. K. zum Druck befördert worden iſt.

Wir wollen alſo, da ſie vielleicht endlich einmahl durchſchlagen und irgend eine heilſame Kriſe bey dem Pazienten bewirken mag, vor der Hand noch nicht gänzlich — an der Republik verzweifeln!

Seit den wenigen Tagen, da der vorſtehende Artikel geſchrieben wurde, haben die Umſtände der franzöſiſchen Republik von Auſſen eine ſehr günſtige Wendung genommen. Die Nazion hat — trotz der Deſorganiſazion, worin ſie ſich in dem Mittelzuſtand zwiſchen dem plötzlich vernichteten Königthum und einer Republik, deren beſtimmte Form und innere Einrichtung erſt noch entworfen werden ſoll, natürlicher Weiſe befinden muß, deren Folgen man ſich aber ſchlimmer vorgeſtellt hatte als ſie ſind — die Nazion, ſage ich, hat der von auſſen auf ſie eindringenden

den

den Gefahr des Vaterlandes eine Fülle von Kraft, eine Einmüthigkeit, eine wetteifernde Entschlossenheit zu den größten Aufopferungen, einen Enthusiasmus für Vaterland und Freyheit entgegengesetzt, den man sich wohl nicht eher so groß vorstellen konnte, bis der Augenschein sein Daseyn bewies. Zu Thionville und Lille entflammte der feurige Hagel, womit diese Städte von den Oesterreichern geängstigt wurden, jene Gesinnungen zu einem Heroismus, der in unsern Zeiten eine zu seltne Erscheinung ist, um nicht edeldenkenden Feinden selbst Bewundrung abzunöthigen; und die Feldherren der neuen Republik bewiesen, von dem Tage an, da La Fayette und Luckner nicht mehr an der Spitze der Armeen standen, ein Einverständniß, eine Harmonie, eine Thätigkeit, Klugheit, Standhaftigkeit, und Treue gegen die allgemeine Sache der Nazion, wovon die natürlichen Wirkungen — mit den verschiedenen Ursachen, wodurch die Operazionen der Alliirten aufgehalten und geschwächt wurden, verbunden, — nicht andes als glücklich für die neue Republik ausfallen konnten, aber gleichwohl die Erwartung der Repräsentanten der Nazion selbst übertrafen.

Auch von Innen haben die Anscheinungen zur Hoffnung, daß der mächtige Dämon *Bonus Eventus* die Beschlüsse der Fürsorger und die Unternehmungen der Verfechter der neugebohrnen Republik krönen werde, binnen dieser kurzen Zeit merklich zugenommen. Die Fakzion

der Aufhener des Pariſer Volks, auf deren Rechnung die Greuel des 2ten Septembers mit allen ihren gräßlichen Folgen geſetzt werden müſſen, wirft zwar noch immer ihren blutigen Kamm empor, droht noch immer mit der neuen Inſurrekzion, zu welcher Marat und ſein Anhang den Pöbel in verſchiedenen Abtheilungen der Stadt Paris aufzuſtiften nicht ermüdet: aber der Nazional-Konvent ſetzt der Fakzion der Maratiſten *) und der übermüthigen Interims-Commune, die, nach der Abſetzung des vorigen großen Stadtraths von Paris, ſich der abſoluteſten Souveränität angemaßt und ſogar mit der rechtmäßigen Autorität der Repräſentanten der ganzen Nazion zu ringen ſich erkühnt hat, eine eminente Majorität von Männern entgegen, die von dem gehörigen Gefühl der Rechte ſo ihnen die Nazion übertragen hat, und der Pflichten womit ſie ihr hinwieder zugethan ſind, durchdrungen zu ſeyn ſcheinen, und deren Eintracht, Feſtigkeit, und geſetztes Weſen mit der Schwäche, Inkonſequenz und Schwindlichkeit der vorigen legislativen N. V. ſehr ſtark abſticht. Bey dieſer Bewandniß kann ein Kampf des einzelnen Pariſer-Departements mit den zwey und achtzig übrigen, von keiner langen Dauer ſeyn. Indeſſen ſcheint doch die Robespierriſche Rotte noch einen Verſuch machen zu wollen, ob ſie vielleicht durch die Männer und Weiber vom 14ten Julius,

6ten

*) Wie ſie im Courier des 83 Departemens genennt werden.

6ten Oktober und 2ten September noch einen Streich ausführen könne, der den Sachen einen andern Ausschlag gebe, und Resultate herbeyführe, die dem Stolz und dem Interesse der herschsüchtigen Pariser günstig seyn, und diesen letztern das Uebergewicht, worauf sie so eifersüchtig sind, wiedergeben möchten. Irgend eine neue Explosion ist bey dieser heftigen Gährung allerdings zu besorgen, welche leicht für einen Roland und einige andere seinesgleichen verderblich seyn könnte: aber wahrscheinlich würde sie den Untergang jener verhaßten Parthey nach sich ziehen, und dadurch am Ende dennoch die Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe und Ordnung beschleunigen, die eine nothwendige Bedingung der Erhaltung des ganzen gemeinen Wesens ist.

W.

IV.

Kleine Gedichte.

1. Im Park zu Weimar.

Jun. 1792.

Hain! den mit unsichtbarer holder Hand
Hamadryaden oder Nymfen warten,
als wärest du Armidens Zaubergarten,
so fesselt mich dein paradiesisch Land!
O welche Wonn', umseufzt von Nachtigallen
in deinem Dämmerlicht umherzuwallen!

Nachläſſig dient die Kunſt hier der Natur;
zu froher Eintracht ſpielen ihre Reize
rings um mich her; mit nimmerſattem Geize
trink ich die Schönheit dieſer Götterflur,
und lauſch in den verſchlungnen Irrgängen
der Bäume Säuſeln, und den Waldgeſängen.

Welch frohe Luft von allen Zweigen ſchallt!
Wie ſchauern hier voll ſüßer Balſamdüfte
in leiſen Harmonien rings die Lüfte!
Wie athmet milde Kühle dort der Wald!
Der Auen Schmelz, der blauen Waſſer Regen
ſcheint magiſch eine Gottheit zu bewegen.

Hier ſchimmert ſie hervor durchs Buchengrün
die Ilm, im Tanze leichter Spiegelwellen,
die dämmernd nur jetzt Phöbus Strahlen hellen;
Zephyre gleiten weilend drüber hin;
jetzt ſeh' ich dort vom Spiele linder Wogen
die Ente triumphirend fortgezogen:

Ein Silberſtreif zieht hinter ihr ſich her;
die Wolluſt ſcheint die Flügel ihr zu dehnen,
und Wolluſt bebt in allen ihren Sehnen;
die Bäume ſelber blicken lieblicher:
wie ſich die Aeſte liebend niederbeugen,
und alles ſcheint der Liebe hier zu zeugen!

Hier herrſchet Ruh', und ſtille Einfalt fühlt
die Seele, wie in Jugendtagen, wieder;
des Friedens Bilder ſteigen ſchöner nieder,
und aus dem Borne der Erinnrung kühlt
mit neuer Luſt uns alte, wo die Stunden
den Kranz des Lebens geiſtiger gewunden.

Der Thoren Spiel, die Mummerey der Welt,
der Ehre Kampf und niedre Luſt der Sinnen
verſchwinden hier im Arm der Charitinnen,
wo Einſamkeit den Buſen höher ſchwellt,
wo ſtiller Ernſt und die Betrachtung ſchweben
und leiſen Flugs des Denkers Geiſt erheben.

Wo Teutſchlands große Dichter oft geweilt,
wo ſie die Muſen, Grazien und Horen
bey Lunas Schein zum Zaubertanz beſchworen,
und ihren ewig friſchen Kranz getheilt;
wo Plato-Herder zu Begeiſterungen
der ernſten Weisheit ſich emporgeſchwungen.

Wenn ihren Staub die Winde längſt verwehn,
wird noch ihr Nahme, wie auf Teutſchlands Auen,
durch dieſe Wipfel oft mit heil'gem Grauen
entzückend an des Wallers Seite wehn,
wird in der Ilme leiſen Wogen beben,
ſelbſt dich, o Hain, dich, Ilme! überleben.

Und wenn du je, mein teutſches Vaterland
vergeſſen könnteſt ihrer Zauberſtimme:
dann iſt dein Tag gekommen! dann im Grimme
hat ſich dein Genius von dir gewandt,
und an dem Qualm barbariſcher Altäre
erliſcht die goldne Fackel deiner Ehre.

Conz.

---

2. An die Erinnerung.

Du! auf deinem Sonnenhügel,
die, den Blick zurück gewandt,
mich umschwebt mit leisem Flügel, —
mir vom Himmel zugesandt!
Du! — die unterm Druck der Leiden
auch dem Aermsten Trost verleihst,
Schatten hingeschwundner Freuden
ihm zu Wirklichkeit erneust;

Große Göttin! o du Holde,
seelige Erinnerung!
In des Morgens Flammengolde,
sinnt dich die Begeisterung:
nach des heißen Tages Schwüle,
wenn die sanften Weste wehn,
will ich in der Dämmrung Kühle,
dich — du Himmlische! erhöh'n! —

Dich, du Gute! will ich singen,
wenn die Nacht mich leis' umrauscht;
deren leichten, kühlen Schwingen
meine Seele gerne lauscht.
Wenn in wonnevollen Tränen
sich Vergangenheit mir naht,
seh' ich neue Blüthen keimen
auf der Hoffnung Rosenpfad.

Nahe mir, o Göttin! heute,
mit dem liebevollen Blick;
zaubre was mich hoch erfreute
mir im Stralenglanz zurück:

Gieb von deinen lichten Höhen
deinem Sänger Kraft und Muth,
und mit deines Fittigs Wehen
fächle seiner Wange Glut!

Mahle mir die hohen Wonnen,
als ich Ihr, der Holden, nah, —
schöner sahe Gottes Sonnen,
Sie in Ihrem Auge sah!
Als für Augenblicke wähnend
dieser Erde mich entrückt,
nichts mehr wünschend, nichts ersehnend,
Himmelsfreuden mich entzückt!

Zaubre mir die Götterstunde,
als ich Ihr am Busen hing,
und von Ihrem Flammenmunde,
Ach! — den ersten Kuß empfing;
wo für flüchtige Minuten,
Seeligkeiten beß'rer Welt,
und des Aethers Wonnefluthen,
hoch dies arme Herz geschwellt!

Ihres weichen Händchens Drücken,
ihres Busens Feuerschlag —
strömte himmlisches Entzücken,
schlug in allen Pulsen nach! —
Allverlohren — allvergessen
daß ich Erdner war und bin,
hielt in meinem Arm vermessen
ich der Schönheit Königin!

ne Reizungen, deine Blike, dein Lächeln, ſind aus meinem Herzen ausgewiſcht; und in deinem Bette, dem Schauplaz deiner zügelloſen Luſt, ſoll deine Straffe dich erhaſchen!

(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Lodovico und Gratiano treten in der Ferne auf.

Caſſio.

Wie dann, he! Iſt kein Wächter, iſt kein Menſch da? Mörder, Mörder!

Gratiano.

Es iſt irgend ein Unheil begegnet; die Stimme iſt gräßlich.

Caſſio.

O Hülfe!

Lodovico.

Horcht!

Rodrigo.

O elender Böſewicht!

Lodovico.

Ich höre zween oder drey wehklagen. Es iſt ſtokfinſter; es könnte Verſtellung ſeyn: Es iſt nicht ſicher, näher hinzugehen, da unſrer nur zween ſind.

Jago,

Auf des Adlerſittigs Schwelle
ſchwanden die Momente hin.
Doch mit Flammengluten helle
ſchweben ſie vor meinem Sinn.
Dies verdank' ich dir, du Theure! —
Ewig ſchön und ewig jung! —
Werth daß Schillers Lied dich feyre,
ſelige Erinnerung!

v. R.

---

3. Die nicht erfüllte Bitte.

An F. S.

M. den 10. May 1792.

Dein gedenk' ich, wenn des Frühroths Schimmer
Lichtumfluthet auf die Erde ſinkt.
Dein — o Theure! wenn des Abends Flimmer
in der Dämmrung Glanze ſanfter blinkt;
Dein gedenk' ich, wenn der Roſen Röthe
ſchöner ſich auf Deiner Wange mahlt;
Dein! Du Himmliſche! — wenn Gottes Sonne,
allverkläret Dir im Auge ſtrahlt!

O! wer ſollte Deiner auch nicht denken,
der die Allbegaberin Natur
ihrer Reize Fülle wollte ſchenken,
die ſie ſchenket den Erwählten nur!
Der vom reinſten Himmelslicht umfloſſen,
Götterreiz auf holdem Antlitz glänzt,
der des Aethers hellſte Strahlenkrone
o! ſchon hier die Stirne herrlich kränzt!

Nimmer werd' ichs, nimmer nicht vergeſſen,
wie ſo kühn wir geſtern Dir genaht;
wie wir flehten — thöricht und vermeſſen,
ach! mit uns zu wandeln einen Pfad!
Wir die Armen! — doch mit einem Blicke,
hätteſt Du ſo leicht uns weggeſcheucht,
gleich des Blitzes Flamme, wenn ihr ferne
jede Hoffnung der Erſchaffnen feucht.

Deiner ſchönen Augen Flammenküſſe,
ja! aus ihnen ſtrahlt der Gottheit Strahl.
Sie erhellten ſelbſt die Finſterniſſe
in des Todes nie erhelltem Thal!
Dennoch ſaheſt du mit Seraphs Milde
auf die kühnen Sterblichen hinab,
ach! für Augenblicke bothſt uns ſanfte
güt'ge Hoffnung ihren Zauberſtab!

Doch was ſind der Erdenſöhne Sonnen,
wenn ſie gleich im Mayenſchimmer blüh'n?
Müſſen nicht des lichten Himmels Sonnen,
Gottes Flammenſonnen, einſt verglüh'n?
Iſt nicht Hoffen, Hoffen nur hienieden,
aller Staubgebohrnen ganzes Glück?
Schimmert nicht des Vollgenuſſes Wonne,
nur aus beſſern Welten uns zurück?

O! es war umſonſt, daß kühn wir wähnten
länger, Dir, Du Himmliſche zu nahn!
Ach! umſonſt war's, daß wir innig ſehnten,
länger möcht' uns Himmelsglanz umfah'n!
Unſer Hoffen ſchwand — wie, wenn das Dunkel,

Gottes ſchönen lichten Himmel trübt,
wie die Erde dann nur Sternenſchimmer
in der Finſterniſſe Nacht umgiebt.

Oede war um uns nun alles! Trübe
war uns Gottes freundliche Natur!
Schafft nicht mit der Gottheit Hauch die Liebe
Paradieſe ſich aus Wüſten nur?
Gleich der Gottheit, ſchauſt von Deinen Höhen
mit der Nachtnicht Milde Du herab!
Denn an deines Auges Herrſcherblicken
hängt ja Auferſtehen — oder Grab!

Ja! — wenn dieſen lichten Allmachtsblicken
Wonne beſſ'rer Welten einſt entſtrahlt,
wenn das unerſonnene Entzücken
ſich ins Aug der Staubesſöhne mahlt;
o dann fleh ich! — ſieh mit einem Blicke
dich nach Deinem Dichter gütig um!
Deinem Auge bebt der Tod zurücke,
Deinem Blick entglüht Elyſium! *)

v. R.

*) Meine Freunde wundern ſich, wie ich die Sprache und das Kolorit dieſes jungen Dichters gut heiſſen könne, der ſich zu denen augenſcheinlich durch verderbliche Muſter hat verführen laſſen? In der That, das thue ich nicht! Aber die ſchöne Schwärmerey einer reinen Liebe, die in ſeinen Liedern glüht, iſt in unſern Tagen unter unſern Jünglingen (zumahl denen von ſeiner Klaſſe) eine ſo ſeltne moraliſche Erſcheinung, daß ich die Lieder ſelbſt blos um dieſer Seltenheit willen würdig halte, der Vergeſſenheit entzogen zu werden.

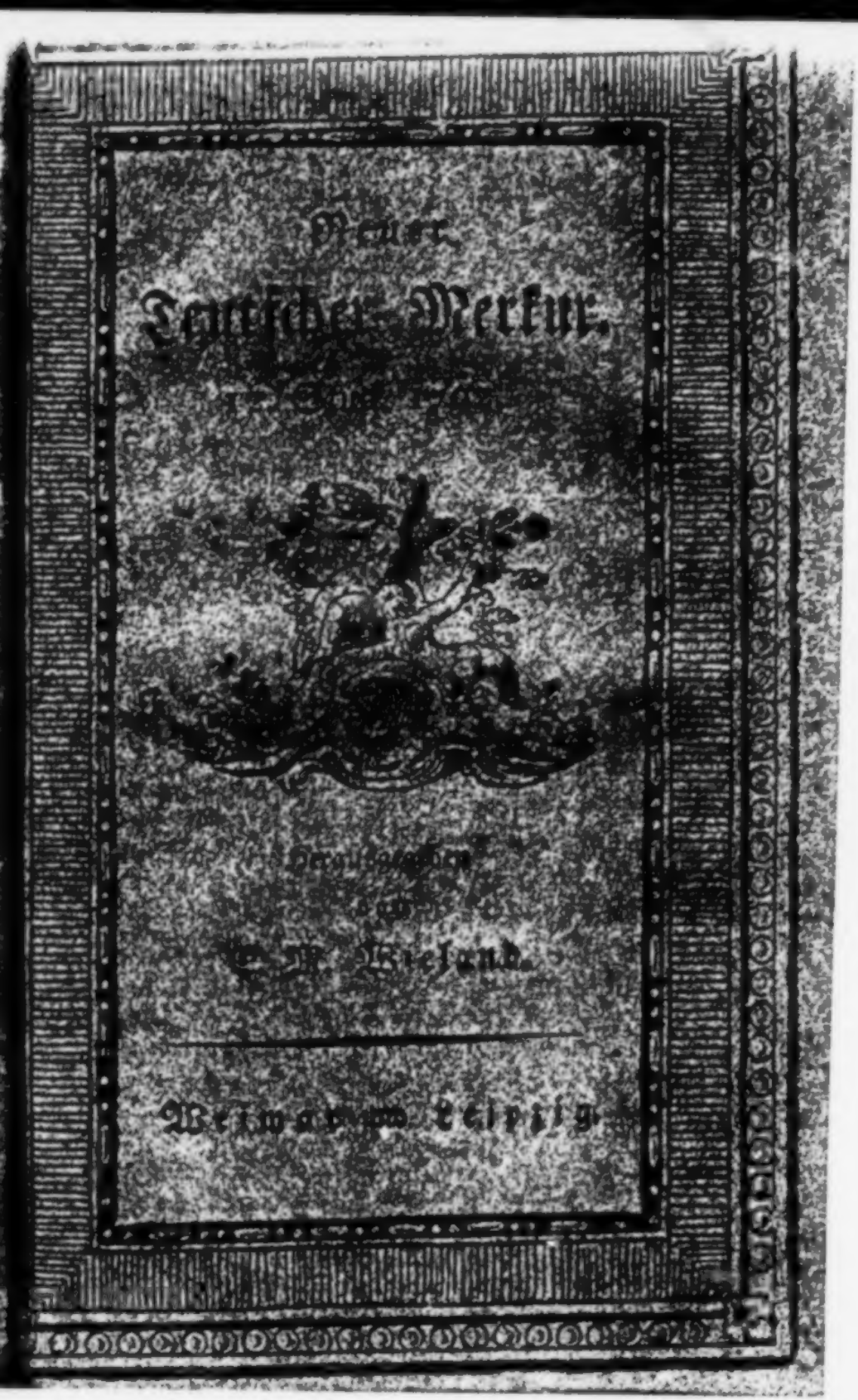
Neuer
Teutſcher Merkur.
Weimar bey Leipzig.

Inhalt.

I. Betrachtungen eines Landpredigers, durch die Abhandlung für andächtige Hausväter veranlaßt. S. 337.

II. Einige Anmerkungen über das Gesetz, den Diebstahl, das Raubwerk, die Brandstiftung, den Mord, den Zweikampf, den Selbstmord, die Todesstrafe und die Begnadigung betreffend. Mit Anmerkungen des Herausgebers. — 361.

III. Der Verfasser der vorstehenden Anmerkungen an Herrn [illegible]. — 433.

IV. Antwort des Verfassers von Jenatsch an [illegible]. — 444.

Nachricht.

Auf den VI. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen [illegible] auf's [illegible] Vierteljahr mit drey Alphabeten bis zum ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu haben, welche der Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir in Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des [illegible] sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des VI. Teutschen Merkur.

Ankündigung.

Das Weib ist gewiß ein sehr wichtiger, ja wohl der wichtigste Theil der menschlichen Gesellschaft: in seinem Schooße werden wir gebohren, an seiner Brust saugen wir unsere erste Nahrung ein, an seinem Busen entwickeln sich unsere Gefühle, Empfindungen thun wir alles um dem weiblichen Geschlechte zu gefallen, welches die Neigung unsers Herzens gerichtet ist, zu welchem unser ganzes Verlangen sich hinzieht, und ohne dessen Besitz unser Glück unvollkommen bleibt. Wenn also die Weiber jetzt vernünftig, brav und rechtschaffen wären: so würden auch die Männer, folglich das ganze Menschengeschlecht sich bessern, und alles auf der Erde würde besser werden.

Es ist uns daher sehr angenehm, als eine Gelehrtinn, die sich schon durch verschiedene gute Schriften bekannt gemacht hat, Mrs. Wollstonecraft ihr Buch uns zuschickte, in welchem sie die Rechte ihres Geschlechts unter dem Titel: Vindication of the Rights of Woman, vertheidigt, und die Nothwendigkeit einer mehreren Aufklärung und Veredlung desselben sehr gut darthut. Wir lieben es sogleich durch einen gefälligen Mann übersetzen. Es wird in zwey Theilen auf Postpapier gedruckt, den Titel: Vertheidigung der Rechte des Weibes bey Unger erscheinen, und jeder Theil 8 Bogen stark, mit [illegible] Stellen [illegible] Subscription auf [illegible] Exemplare [illegible] Die Pränumeration auf den ersten Theil, welcher [illegible] erscheinen soll, wird bis zu Ende des Januars 1793 angenommen, wer auf 6 Exemplare voraus bezahlt, erhält das siebente frey. Die Namen der Pränumeranten werden dem Buche vorgedruckt.

Wir bitten daher alle Freunde unserer Anstalt um die Gefälligkeit, diese Nachricht in ihren Provinzialblättern bekannt zu machen, für uns in ihren Gegenden Pränumeration anzusagen, und mit Ablauf des gesetzten Termins die eingelaufenen Gelder an uns einzusenden. Wir zweifeln wie nicht, daß die Freunde des schönen Geschlechts, die es lebhaft fühlen, wie sehr die Ausbildung desselben oft vernachlässigt wurde, sich dieses Geschäfts gern unterziehen werden. Schnepfenthal, den [illegible] 1792.

Die Erziehungsanstalt daselbst.

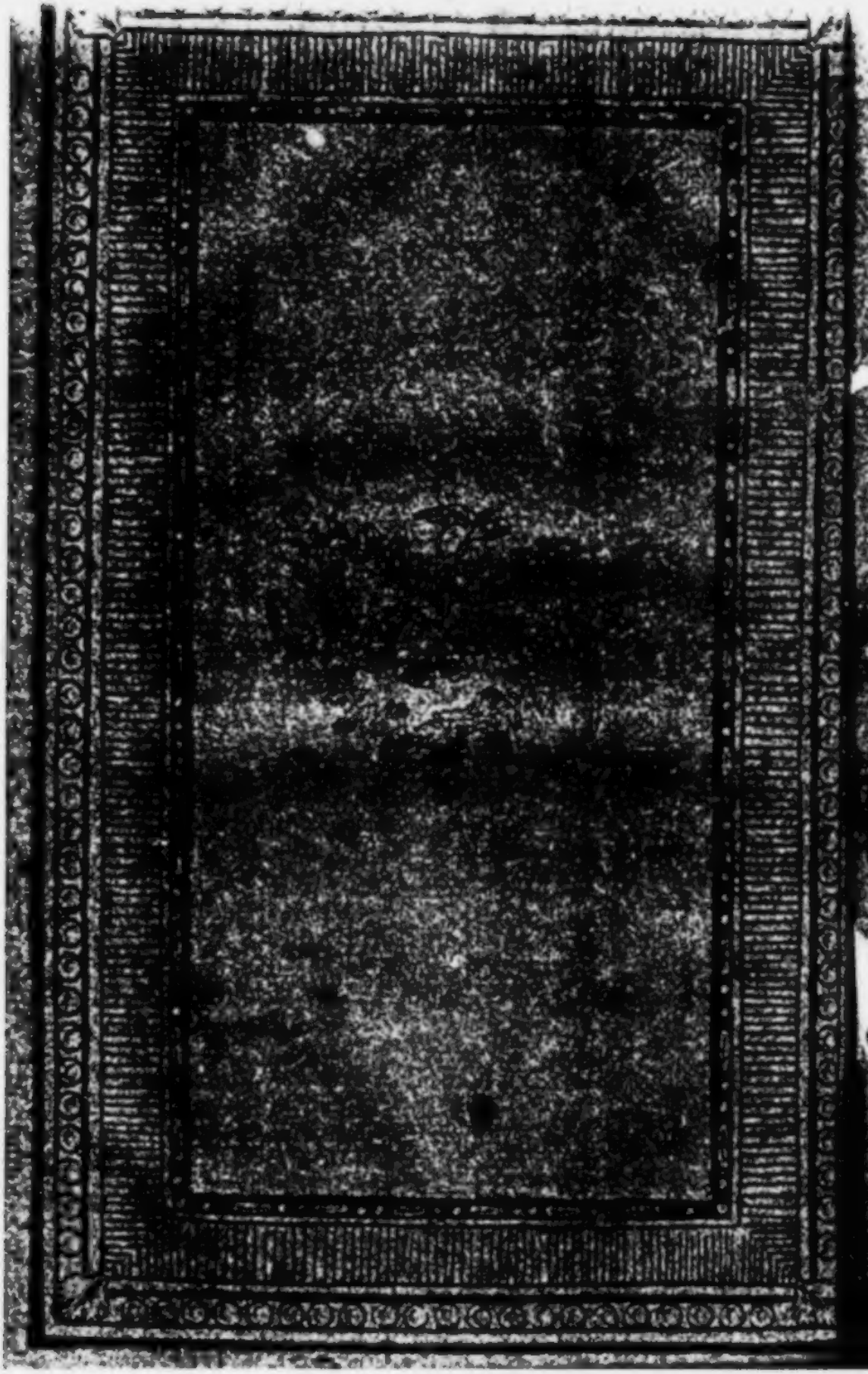

Der neue

Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1792.

I.

Betrachtungen eines Landpredigers durch die Abhandlungen für und wider den Hannöveriſchen Landes-Katechiſmus veranlaßt.

Andere Zeiten bilden andere Menſchen; und anders gebildete Menſchen haben andere moraliſche Bedürfniſſe. — Es würde ein Wunder dazu gehören, wenn wir die Begriffe und Vorſtellungen, welche unſere Vorfahren vor Jahrhunderten hatten, noch alle ſo wahr und brauchbar finden könnten, als dieſe ſie fanden.

Marezoll.

Die Zeiten ſind nicht immer dieſelbigen, ſo wenig wie die Menſchen der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeitalter dieſelben waren, ſind und ſeyn werden: ſondern ſo wie ſich ein Zeitalter verändert, ſo verändern ſich auch ſeine Menſchen, und mit den Menſchen ihre Bildung, ihre Begriffe und ihre moraliſchen Bedürfniſſe. Den Menſchen in ſpätern Zeitaltern, wol-

len die Begriffe und Vorstellungen der frühern Zeiten nicht mehr schmecken, sie kommen ihnen nicht mehr so richtig und so anwendbar vor, wie sie ihren Vätern vorkamen; sie machen ihre Wahrheit und Brauchbarkeit verdächtig, und finden nicht mehr die Beruhigung und die Zufriedenheit dabey, welche ihre Vorfahren darin suchten und dabey fanden. Die Nachkommen glauben eben sowohl das Recht zu haben, die Wahrheit zu prüfen, als es ihre Väter hatten; sie freuen sich dessen, was von diesen, ihren Umständen, Zeiten und Einsichten nach, geleistet worden ist: aber auch sie wollen untersuchen, über die Richtigkeit und Wahrheit einer Sache forschen; auch sie glauben das Recht zu haben, über die Anwendbarkeit und Nützlichkeit dieser oder jener Wahrheit, dieses oder jenes Gegenstandes und der sich darauf beziehenden Vorstellungsarten, urtheilen, bestimmen und richten zu können.

So verfuhr man nun auch in der Theologie; und die Kirchen- und Dogmen-Geschichte zeigt es genug, daß kein Zeitalter, in dem was man glaubte und nicht glaubte, in der Art wie man sich die Glaubenslehren vorstellte, darüber dachte, lehrte und predigte, völlig mit den andern überein kam. Dies fand wohl von den Zeiten des Johannes Damascenus bis zu denen des Petrus Lombardus, von Petrus Lombardus bis zu Philip Melanchton, von Melanchton, Chemmniz, Selnek-

necker und andern, bis zu unſern neuern Zeiten, ſtatt.

Die Quenſtedte, Hollaze und ihre Brüder, ſind noch weit eifriger, weit weniger nachgiebig und tolerant, wenn ſie den Menſchen ſeinem natürlichen Verderben nach ſchildern; ſie laſſen die menſchlichen Kräfte und Fähigkeiten in geiſtlichen Dingen weit weniger ausrichten als ihre Nachfolger; ſie hören und ſehen nicht, was ihnen auch gegen den Beweis, daß die Schrift, ſowohl was die Materie als was die Form betrift, inſpirirt ſey, im Wege liegen mag. Es kommt ihnen nicht darauf an, wenn auch aus dem, was und wie ſie über Gott lehren, — über den Gott, den doch das Chriſtenthum als ein Weſen voll Liebe vorſtellt — ſich die Folge ziehen läßt, daß er ein Weſen voll unauslöſchlichem Zorne ſeyn müſſe. Sie bekümmern ſich größtentheils wenig oder gar nicht darum, ob die Kritik den Ausſpruch 1 Joh. 5. für richtig oder unrichtig erklärt; genug er ſoll und muß ihnen ein Beweiß für die Gottheit Chriſti ſeyn.

Schon mehr ſchüchtern und gelaſſen tritt Buddeus hervor; ſchon nachgiebiger und die Schwierigkeiten, welche bey dieſem oder jenem Punkte gemacht werden können, nicht verhehlend, erſcheint Mosheim; noch offenherziger und freyer Miller; dreiſter, mit der hellen, alles beleuchtenden Fackel der Unterſuchung und ſchärfſten Prü-

Jago, in seinem Hemd, mit gezogenem Degen und einem Licht, tritt auf.

Lodovico.

Horcht.

Gratiano.

Hier kam einer in bloßem Hemde, mit einem Licht und gezognem Degen.

Jago.

Wer ist hier? Wer ruft Mörder?

Lodovico.

Das wissen wir nicht.

Jago.

Hört ihr nicht schreyen?

Cassio.

Hier, hier: Um's Himmels willen, helft mir.

Jago.

Was giebt's hier?

Gratiano (zu Lodovico.)

Wie mich däucht, so ist dieser hier Othello's Fähndrich.

Lodovico.

Er ist's, in der That, ein wakrer herzhafter Camerad.

Jago.

fung in der Hand, weiset Döderlein auf die Quellen hin, aus welchen so mancher Saz des Systems herfloß, und in dem Reiche seiner Brüder Siz und Stimme erhielt; still, ruhig und gelassen erscheint Morus, und giebt den künftigen Lehrern der christlichen Religion, sein brauchbares, schon recht fleißig genuztes neues Handbuch in die Hand; und an die Reihe von diesen allen schließt sich endlich mit so vielem Ruhm und mit Scharfsinn bewafnet ein Eckermann an.

Also, die Nachkommen konnten nicht umhin, sie mußten an der Gestalt, welche die von den Vorfahren ihnen überlieferten Lehrsätze hatte, ändern; sie mußten manchen aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, manchem in Rücksicht seiner Wichtigkeit einen andern Platz anweisen. Sie sahen die Quelle, aus welcher die Lehrsätze geschöpft waren, mit andern Augen an; sie mußten es offenherzig gestehen, daß die Vorfahren nicht immer sowohl darauf gesehen, darnach bestimmt und geurtheilt hätten, was ihnen die Quelle anwieß, sondern vielmehr nicht selten darnach, was ihre vorgefaßten Meynungen, ihre mannichfaltigen falschen Einsichten, ihnen an die Hand gaben. Sie hingegen hatten die Quelle anders zu nüzen gelernt, sie wußten besser und reiner aus derselben zu schöpfen. Sie verdammten zwar darum ihre Vorfahren nicht; nein, sie mußten es als vernünftige und weise Männer eingestehen, daß

ihr

ihr Eifer und guter Wille immer mit Dank anzuerkennen sey; sie mußten auch ihnen das einräumen, was sie in Rücksicht ihrer eigenen Personen von ihren Nachkommen erkannt wissen wollen und wünschen: daß wir Menschen in unsern Untersuchungen, Prüfungen und Meynungen dem Irrthum unterworfen sind. Sie hofften aber nun auch, daß niemand ihnen das Recht absprechen könne und werde, daß auch sie, ihren fortgeschrittenen weitergreifenden Kenntnissen und Einsichten gemäß, untersuchen und prüfen, glauben und lehren, und diesen oder jenen Saz für wahr oder falsch, für wichtig oder weniger wichtig anerkennen und halten dürften.

Freylich pflegen die Sitten und Gewohnheiten der Vorfahren, so wie ihre Lehre und ihr Glaube, immer noch eine ansehnliche Reihe strenger, in nichts vom Alten abweichender Anhänger zu behalten. Freylich kann und wird dies nie anders seyn können, weil immer Menschen da bleiben, die nur allein das für wahr halten und erkennen, was sie damahls, als die Zeit noch da war wo sie lernten und erfuhren daß Wissenschaften in der Welt seyen, glauben und erkennen lernten. Allein jene Forschungen und Untersuchungen, womit man nun einmal ans Licht getreten war, und fernerhin noch ans Licht trat, kamen dennoch empor; sie mußten doch nun einmal in Umlauf kommen, und bald früher, bald später, hier geschwin-

der dort langsamer, Eingang finden. Man schmiegte sich an sie an; wenn auch nicht gleich vollkommen laut und öffentlich, doch nach und nach und in der Stille; wenn auch nicht gleich in der Nähe, doch von Ferne. Da, wo es darauf ankam, wo man nun einmal nicht anders konnte, wo man durchaus über diese oder jene Lehre laut sprechen und fragen mußte; das heißt, wenn Kandidaten auftraten, welche sich zu öffentlichen Lehrern der Religion qualificiren sollten, auch hier war man bald mehr bald weniger tolerant, gab man bald mehr bald weniger den neuen Lehren der Dogmatik seinen Beyfall. Indeß auch hier konnte man oft nicht anders handeln; man mußte, wenn man auch nicht immer gern wollte, nachgeben, — weil man die neuen, mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit vorgenommenen weitern Fortschritte in der Exegese und in der genauern Bibelkenntniß unmöglich unterdrücken und zu Boden schlagen konnte; weil in dem Kreise der examinirenden Oberhäupter oft Männer waren, welche die helleuchtendere Fackel selbst mit angezündet hatten oder noch anzünden halfen. Mit Einem Worte: man adoptirte nun nach und nach diese oder jene der neueren Vorstellungsarten, und lernte die neue modische Gestalt, in welcher sie erschien, vertragen.

Wie sehr man in Ansehung des öffentlichen Religions-Vortrags sich von den Fesseln der alten Methode losmachte, das braucht um desto

weniger weitläuftig erwähnt zu werden, je mehr und je allgemeiner dieſes bekannt iſt, und je mehr die Beweiſe davon in vielen Händen ſind. Man ſprach gegen das ungereimte Verfahren, daß man die Glaubenslehren ſo trocken und dürftig mit allen Unterabtheilungen und allen dictis auf die Kanzel bringe; man ſchrieb und erinnerte öffentlich und laut, daß es dem Zwecke ſolcher Vorträge ganz und gar zuwider ſey, wenn man die einzelnen Sätze der gelehrten Dogmatiker aufſtellen, und ſie wie ein akademiſcher Lehrer Zuhörern von ſo gemiſchten Einſichten, Kenntniſſen und Geſchmack, als die, woraus eine ganze Gemeine beſteht, detailliren wollte. Ja man fieng ſchon längſt an, die Wahrheiten, von welchen man ſeine Zuhörer überzeugen und belehren wollte, mehr praktiſch vorzutragen, und ſie von derjenigen Seite vorzuſtellen, von welcher ſie Einfluß auf das Leben und Thun der Menſchen haben, und auf die Beförderung ihrer Glückſeligkeit und Zufriedenheit wirken. Man that und billigte, man empfahl und forderte dieſes nicht allein von den Lehrern und Predigern der geſittetern und aufgeklärtern Stände, ſondern auch in Rückſicht derer, welche für die untern und weniger aufgeklärtern Volks-Klaſſen ächte Lehrer und Prediger der Religion heiſſen wollen. Hin und wieder fanden ſich auch immerhin noch Männer, die für dieſe Aenderung und dieſe Art zu predigen nicht ſtimmten; hin und wieder fehlte es auch nicht an Männern, welche die

Sache nicht anzugreifen wußten, und mehr verkehrt als ordentlich damit umgiengen. Indeß so wenig die Veränderungen und neuen Behandlungsarten, welche bey Wissenschaften statt haben, allen ihren Lehrern gleich vollkommen gefallen können, und selten in gleichem Grade gefallen: eben so war es auch hier der Fall, daß das Alte immer seine Liebhaber behielt; und, so wie vorgeschlagene Veränderungen nicht allezeit von allen gleich glücklich angewandt und gebraucht werden, so galt auch hier das, was von den Handlungen und Schicksalen der Menschen nicht selten gilt, daß unter dem Guten immer etwas schlechtes mit unter laufen muß. Genug man veränderte die Methode des öffentlichen Vortrages; man trug die Lehren schrift- und vernunftmäßiger vor; man wandte das, was man lehrte und predigte, mehr aufs Leben an, und lehrte die Zuhörer dasselbe gebrauchen; man erkannte immer mehr und mehr, daß alles was die menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit angeht, zunächst eben so wenig untheologisch und unbiblisch als unkanzelmäßig wäre. Dergleichen Grundsätze führte man in die Homiletik ein, und sie wurden durch die Beyspiele und durch das Vorangehen eines Jerusalem, Spalding, Teller, Zollikofer, und durch die Nachfolge eines Löfler, Reinhard, Marezoll, Hufnagel, Herzlieb, und anderer verdienter Männer bestätiget. Ja, ein Bartels legt mit freyem und dreistem Muthe öffentlich dem Publiko die Predigt vor, welche

nicht

nicht nach den alten Meynungen der Dogmatiker richtig gehalten wurde, und wodurch man seine Rechtgläubigkeit anrüchig geworden glaubte.

Die gelehrte Theologie, mit allen ihren Zweigen, veränderte sich, so wie sich die praktische Anwendung derselben veränderte, je nachdem die Zeiten und mit ihnen die Menschen anders wurden. Auch die Handbücher, deren man sich bey dem christlichen Religions-Unterrichte bediente, auch diese konnten natürlicher Weise von dieser Veränderung nicht frey bleiben; denn man konnte hier eben so wenig das Gefühl unterdrücken, daß man sich nach dem Geiste und Bedürfnisse seines Zeitalters richten müsse. Man sorgte also für Veränderungen dieser Art, und arbeitete schon vor mehreren Jahren daran. Ein Dieterich, Rosenmüller, Velthusen, und andere legten Hand ans Werk, und legten auch dadurch ihre Ueberzeugung von einer vorzunehmenden Veränderung an den Tag. Es erschienen mehrere Versuche die hierauf abzielten. Man schrieb und lehrte viel und laut über die Einrichtung und Verbesserung des öffentlichen und privat Religions-Unterrichts; auch bey dem leztern bediente man sich nicht selten der bessern, und dem gegenwärtigen Zeitalter und seinen Vorstellungen und Meynungen mehr angemessenen Handbücher. Man darf, glaube ich, nicht einwerfen: daß die vielen und mannichfaltigen Versuche und Vorschläge, welche man für die Verbesserung des ersten

Religions-Unterichts machte, ſich auch vorzüglich nur auf den Privat-Unterricht, welcher jungen Kinder gegeben wird, beziehen ſollte; denn dieſes, wie es mir ſcheint, wiederlegt ſich ſelbſt durch die Einrichtungen der meiſten hier bezielten Bücher; z. B. durch das Handbuch eines Dieterich, durch den edlen und großmüthigen Zweck, den ein Velthuſen zunächſt bey ſeinen katechetiſchen Handbüchern hatte. Nein, man wollte auch den öffentlichen katechetiſchen Unterricht für alle Volksklaſſen, ſie mögen ſeyn von welcher Art ſie wollten, verbeſſert haben. Hierin kam man meiſtentheils überein, ſo wie in der Ueberzeugung, daß auch diejenigen Bücher, welche man als allgemeine Norm, wornach der katechetiſche Unterricht in einem Lande eingerichtet werden ſollte, anders beſchaffen und entworfen werden müßten, daß die ſogenannten Landes-Katechismen nicht mehr die alten ſeyn und bleiben könnten. Ja, dieſe Katechismen wurden ein Gegenſtand der genauern Unterſuchung. Die Frage: ob ein Landes-Katechismus nöthig ſey? und wie er beſchaffen ſeyn müßte? wurde mit eben ſo viel Scharfſinn aufgeſtellt als beantwortet; die Betreibung, Prüfung und Bearbeitung dieſes Objekts wurde immer mehr rege, und man ſchritt in der Bearbeitung deſſelben immer weiter, kam der Vollendung immer näher, ja es erſchienen endlich Werke dieſer Art.

Dies geſchah auch in den Hannöverſchen Landen. Ein neuer, von Männern, von deren Arbeiten

ten und Einſichten man im Voraus groſſe Begriffe und Hofnungen hatte, entworfener Landes-Katechismus erſchien, — zur Ehre des Landes, in welchem ſolche Veranſtaltungen mit regem Eifer getroffen, unterſtützt und von allen Seiten befördert werden; zur Ehre der Männer, welche an die Nothwendigkeit einer ſolchen neuen Einrichtung und an das Bedürfniß derſelben erinnerten, die nöthigen Anſtalten dazu trafen, und das neue Werk vollendeten. Dieſer Landes-Katechismus, der immerhin vor vielen ſeiner Brüder groſſe Vorzüge hat, der auch faſt allgemein erhoben, oft für ein Meiſterwerk ſeiner Verfaſſer erklärt und in allen gelehrten Beurtheilungen, ſo viele mir derer bekannt geworden ſind, wenn ich die in der Oberteutſchen Litteratur-Zeitung ausnehme, gelobt worden iſt — hat doch ſolche Prüfungen aushalten müſſen, welche nicht zum Beſten für ihn ausfielen. Ich kann nicht ſagen, daß mir dieſes befremdend vorgekommen iſt; ich muß vielmehr geſtehen, daß es mir Unrecht vorkommt, wenn man ſolche Prüfungen übel nimmt, in dem man dadurch das Werk gleichſam zur Unverbeſſerlichkeit erheben will. Die Abhandlung in dem Braunſchweigiſchen Journal gegen dieſen Katechismus, wie die des Hrn. Rehberg, im Teutſchen Merkur, für denſelben, beyde hatten für mich groſſes Intereſſe, und ich muß dankbar geſtehen, daß ich die eine wie die andere mit vielem Vergnügen geleſen habe. Ich kann nicht ſagen, daß ich für einen der Theile Parthey

ergriffen; denn auf der einen Seite gestehe ich gerne ein, daß in der erwähnten Abhandlung im Braunschweigischen Journal wirklich manche Forderungen gemacht werden, an deren Nüzlichkeit sich wohl mit Recht für gegenwärtige Zeiten noch zweifeln ließe, und auf der anderen Seite hat der erwähnte Katechismus für mich nicht ein so nahes Interesse, daß ich durch den Tadel der Schrift, oder durch die Vertheidigungen, welche man für ihn schreibt, besonders eingenommen werden könnte. Ich werde nicht und darf nicht nach diesem Katechismus unterrichten. Wenn ich daher durch ihn zu einem besondern Nachdenken und zu verschiedenen Betrachtungen veranlaßt werden kann: so geschah dies nicht durch und bey dem Gebrauch desselben, sondern durch die Wichtigkeit, welche ein solcher Gegenstand für mich hat. Der hannöversche Katechismus ist also auch nur die veranlassende Ursache meiner Untersuchungen, und nicht der Hauptgegenstand.

Können wir, wegen einer zubefürchtenden Disharmonie der Lehrer und ihrer Vorträge und Belehrungen, eine gewisse und festgesezte Norm für den Religions-Unterricht nicht entbehren: sind Landes-Katechismen, wegen der so sehr ungleichen Geschicklichkeit und Fähigkeit der Prediger und Schullehrer unentbehrlich. Ist es daher eine große Wohlthat, wenn von Seiten des Staats dafür gesorgt wird, daß ein allgemeines Handbuch

zum

zum Unterricht der Katechumenen da iſt: ſo glaube ich auch, daß man mit Recht von Büchern dieſer Art fordern kann, daß ſie völlig ihrem großen Zweck und ihrer wichtigen Beſtimmung entſprechen. Wenn ich mir aber den wohlthätigen Zweck ſowohl des Kanzel- als des Katechetiſchen Unterrichts denke; ſo muß ich mir ihn dahin beſtimmen: daß ſich der Prediger und der Lehrer bemühen ſoll, durch einen darſtellenden, deutlichen und einleuchtenden Vortrag, die Religionslehren ſo zu empfehlen, daß die Zuhörer und Schüler zu einer willigen Annahme und Befolgung ermuntert werden; daß ihnen die Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion und von ihrem Einfluße aufs Leben erleichtert, ihr Verſtand erleuchtet, ihr Wille zum Guten und zu der Ausführung deſſelben erweckt und aufgemuntert, und ihr Herz für daſſelbe erwärmt werde. Iſt und ſoll nun dieſes der Zweck des öffentlichen und katechetiſchen Unterrichts ſeyn, ſo glaube ich fließen daraus in Rückſicht des für den letztern beſtimmten Handbuchs folgende Forderungen. 1) Daß man wohl dabey unterſcheiden muß, was zur Theologie und was zur Religion des gemeinen Chriſten gehört, und alſo nicht den Vortrag und die Beſtimmung der Schul-Dogmatik wähle und die Religionswahrheiten in ihr Gewand hülle; 2) daß man aus der Bibel nur ſolche Beweisſtellen aushebe, welche allgemein verſtändlich, deutlich, und nicht zweydeutig ſind; 3) daß man ſich vor allen Dingen an die Vorträge und Ausſprüche

Jago.

Wer ſeyd ihr hier, die ein ſo klägliches Geſchrey erheben?

Caſſio.

Jago? -- O ich bin geſtümmelt, von Banditen zum elenden Manne gemacht -- Kommt mir zu Hülfe!

Jago.

Gott ſey bey uns! Lieutenant! Was für Böſewichter haben das gethan?

Caſſio.

Ich denke, einer davon ligt hier, und kan ſich nicht davon machen.

Jago.

Die meuchelmördriſchen Schurken! (zu Lodovico und Gratiano.) Wer ſeyd ihr hier? Kommt näher, und helft.

Rodrigo.

O, helft mir hier.

Caſſio.

Das iſt einer von ihnen.

Jago.

Du mördriſcher Sclave! du Raker!

(Er giebt dem Rodrigo vollends den Reſt.)

Rodrigo.

O verruchter Jago! unmenſchlicher Hund!

sprüche Jesu halte, und aus diesen die Wahrheiten entlehne; 4) daß man diejenigen Stellen, welche einer Erklärung bedürfen, erst gehörig ins Licht stelle, und alsdann erst daraus die Sätze hernehme; 5) daß man sich besonders vor in die Augen springenden Widersprüchen hüte, und bey allem was man lehrt, gefaßt und behalten haben will, den Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit und den Nutzen desselben für das Leben auf eine recht deutliche und zugleich populäre Art zeige. Ich glaube immer dreist behaupten zu können, daß der Lehrer, welcher eine Reihe Wahrheiten, in bildlichen Ausdrücken eingehüllt, oder nach dem Leist des dogmatischen Systems geformt, hersagen läßt, und sie in eben dieser Sprache, in welche die hergesagten Wahrheiten eingehüllt sind, auch erklärt und darüber deklamiert, daß ein solcher Lehrer oft Kinder vor sich hat, welche den Zuschauer in Erstaunen setzen, indem sie die Wahrheiten an den Fingern herzählen können. Aber kommt man einmahl hinterdrein und geht die Sache praktisch durch, so stehen eben diese Schulkinder, welche vorhin wohl manchen Kandidaten beschämt hätten, itzt unwissend da. Also durch jene Art des katechetischen Vortrags und Unterrichts können nur Gedächtniß-Christen gezogen werden, die, je mehr sie dergleichen Sätze und Wahrheiten im Kopfe haben und an den Fingern abzuzählen wissen, desto vollkommnere, frömmere und bessere Menschen zu seyn glauben, wenn sie gleich die

gröb-

gröbſten Ausſchweifungen und die mannigfaltigſten Unarten begehen. Jene Art des Unterrichts kann aber auch nichts anders wirken als Menſchen dieſer Art; und wenn auch gleich die Schul- und Syſtem-Sprache wegfält, und man unterläßt den praktiſchen Unterricht zu verbinden, und häufet nur lauter Theorie in den Kopf: ſo iſt und bleibt nur bloßes Wiſſen da, und der Wille nach den mit Gewalt eingebläuten Grundſätzen zu handeln, wird nicht rege gemacht.

Denn das kann uns ja doch bey unſerm katechetiſchen Unterricht unmöglich genug ſeyn, wenn er auch nach dem beſten Nutzen eingerichtet iſt, wenn wir auch gleich der Kunſt zu katechiſiren ein ganzes Jahr unſers akademiſchen Kurſus gewidmet haben, — daß wir bloß für den Verſtand ſorgen, ſondern wir müſſen auch für den Willen ſorgen. Je ſchwerer dies aber iſt, je ſorgfältiger müſſen wir darauf ſehen, die Vortheile für den Willen unſerer Zuſchauer ſo annehmlich und empfehlend zu machen, daß er zugleich mit dem Verſtande ſie faßt und annimmt; und iſt daher wohl nichts beſſer und vorzüglicher, als wenn man bey jeder theoretiſchen Lehre gleich unmittelbar ihren praktiſchen Nutzen folgen läßt, und die Kinder daran gewöhnt, ſich dieſe Lehren ſogleich zu Nutze zu machen. Eben ſo iſt es, wie es mir vorkömmt, in keiner Sache ſo leicht zu verſehen, als in der Auswahl der bibliſchen Stellen, welche man anführt

führt oder anführen läßt. Sind diese so beschaffen, daß sie der Katechumene nicht versteht, daß zu viel Dinge darin vorkommen, welche sich auf Umstände der ersten Zeit des Christenthums beziehen, so kann unmöglich dadurch etwas genutzt werden. Die Kinder hören, lernen und behalten sie auch wohl, aber man möchte fragen wozu? Können sie sie gebrauchen und anwenden, wenn sie dieselben nicht verstehen können? wenn eine Menge Dinge darin vorkommen, welche ihnen ganz und gar unbekannt sind und seyn müssen? Indessen weiß ich sehr wohl, daß man nicht immer Stellen der Art finden kann, welche ganz und gar verständlich sind, und nicht auch undeutliche Ausdrücke, wenn sie auch nur von der Uebersetzung herrühren sollten, enthielten.

Ich weiß sehr wohl, und habe dessen schon vorhin erwähnt, daß man solche Stellen gehörig erklären müsse. Aber wenn der Erklärungen zu viel seyn müssen, so schaden wir mehr als wir nützen; der Unterricht und der Vortrag wird zu gelehrt, dem Verstande werden zu viel Dinge vorgelegt, und er faßt und begreift so wenig das eine wie das andere. Nach meiner Einsicht und nach meinem Gefühle, weiß ich nicht, ob ich z. B. einen solchen Spruch wie Apostelg. X. 16, 18. „sende dich unter die Heyden ꝛc. anführen und gebrauchen würde; ob ich nicht mit den Aussprüchen aus den Büchern Mosis, aus den Psalmen, der

Pro-

Propheten, den Briefen Pauli an die Galater, aus dem Briefe an die Hebräer, sorgfältig in Gebrauch seyn würde. Was muß hier nicht so oft und weitläuftig erklärt werden, daß es durchaus für den Verstand der Kinder schwer werden muß. Sie hören dergleichen, sprechen dergleichen nach, aber wozu? was nützt es ihnen? Sie haben es gelernt, haben es in den Stunden des Unterrichts hergesagt, und nun Buch zu; denn weiter wird nichts damit ausgerichtet und genützt. Und was noch mehr für die sorgfältige Auswahl der bibliſchen Stellen ſpricht, iſt dieſes: daß nicht alle Lehrer im Stande ſind, ihren Katechumenen eine ordentliche faßliche Erklärung zu geben. Die Lehrer mögen Prediger oder Schulmeiſter ſeyn, dieſer Fall tritt oft ein, und dann beten die Kinder etwas her, ohne zu wiſſen was es ſeyn und bedeuten ſoll.

Mit meinen Begriffen, über den Gebrauch der bibliſchen Stellen bey dem katechetiſchen Unterricht, ſtreitet aber auch vorzüglich die Methode, nach welcher man die vorgelegten Fragen gleich mit bibliſchen Stellen beantworten läßt. Ich finde dies nicht nur zweckwidrig, ſondern ſelbſt ſehr ſchädlich: weil dadurch das Kind an das Herbeten ſolcher Sprüche gewöhnt wird, ohne weiter daran zu denken, was ſie ſagen und beweiſen ſollen. Mir ſind die Einwürfe nicht unbekannt, womit man vielleicht meine Meynungen

zu Boden werfen will. „Man sorge dafür, sagt man, daß die Schullehrer und Prediger Kenntniß und Einsicht genug besitzen, um den zu befürchtenden Fehlern und Versehen ausweichen zu können; man bilde beyde Klassen von Menschen darnach, man prüfe beyde sorgfältig: dann werden viele der Besorgnisse überflüssig und thöricht seyn.“ — Was die Prediger anbetrift, so wäre es allerdings zu wünschen, daß man bey ihren Prüfungen mehr auf ihre Fähigkeit zum praktischen Volkslehrer sähe; daß man ihnen zwar wegen ihrer gelehrten theologischen Kenntniß auf die Zähne fühlte (denn ohne diese können sie doch nicht bestehen und fertig werden) daß man sich aber auch noch mehr darnach umsähe, wie sie als Lehrer des praktischen Christenthums beschaffen sind. Die durch die Censur-Predigt und Censur-Catechisazion abgelegten Proben wollen nicht viel sagen; sondern man müßte jenen oft Stunden langen Prüfungen über das System, über die Synoden u. s. w. weniger Zeit widmen, um sie zur schärfsten Prüfung über ihre praktischen Kenntnisse zu verwenden. Es geschieht hin und wieder, in Rücksicht der Schullehrer, für diesen Zweck so viel, man formt und bildet an diesen so viel, läßt sie Methodenbücher lesen, läßt ihnen Entwürfe zu Katechisazionen machen: und bey den Predigamts-Kandidaten geht man darüber weg, und sezt bona fide voraus, daß sie es wissen müßten. Daher geben diese, wenn ihre Prusungs-Zeit herannaht, zum Compendio

pendio theologiae dogmaticae, zu ihren Heften und Tabellen über die Kirchengeschichte, lernen und schwitzen Tag und Nacht, aber um den Haupt-Gegenstand ihrer Beschäftigungen in den kommenden Tagen bekümmern sie sich nicht, sondern denken, daß, wenn auch darüber ein halbes Stündchen gefragt werden sollte, sie dennoch wohl mit Ehren durchkommen würden. Man rechnet ferner darauf, daß die Herren Kandidaten sich in der Kunst, durch Fragen und Antworten zu unterrichten, in ihrem Hauslehrer-Stande vorbereitet hätten. Dessen nicht zu erwähnen, daß es wahrlich besser wäre, wenn ein Candidatus theologiae sein Studium nicht so oft mit seiner akademischen Laufbahn zu schließen brauchte; daran nicht zu denken, daß einem solchen armen Privatlehrer oft so viel aufgebürdet wird, daß er Kindermagd, Lehrer der gelehrten Sprachen, Schreib- und Rechenmeister, oft auch französischer Sprach- und Musik- ja sogar Tanzmeister seyn muß; ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß es überall zu wünschen wäre, wenn der katechetische Unterricht der gebildeten Stände von dem der untern Stände verschieden seyn möchte, und daß also der Informator seinen Kindern, welche von diis majorum gentium abstammen, auch einen andern Unterricht geben muß, als er seinen zukünftigen Dorfkindern geben kann: aller dieser Umstände nicht zu gedenken, so ist es doch ein nur zu bewährter Erfahrungs-Satz, daß sich die meisten dieser Herren um die Vorbereitung zu ih-

rem zukünftigen Stand wenig oder gar nicht bekümmern, und dem Himmel danken, wenn, nach getragener Last und Hitze, endlich ein Stündchen kommt, wo sie sich erhohlen können. „Docendo discimus, und also ist der Informatorstand eine wohlthätige Vorbereitungs-Schule für den Kandidaten; also ist diese Zeit seines Lebens oft nüzlicher für ihn, als die seiner akademischen Laufbahn. Dies ist die Sprache, welche man oft von wirklich guten und wohlmeinenden Konsistorialen führen hört. Aber sie vergessen dabey, daß es nur wenige vernünftige und gute Eltern giebt, welche ihrem Hauslehrer einige Zeit für sich lassen; sie denken nicht daran, daß die meisten Eltern eben deswegen einen Hauslehrer halten, um ihrer Kinder los zu werden, und sich daher gleich einen Mann dieser Art zulegen, so bald die Kindermagd abgeht. Sie bedenken nicht, daß es nicht einzig und allein auf den Unterricht abgesehen, sondern auch die Erziehung zugleich mit gemeynt ist. Und wer es hiermit ehrlich und gut meynt, der darf gewiß seiner Beobachtung und der seinen Zöglingen gewidmeten Aufmerksamkeit nicht viel Zeit abbrechen. Daß sich nicht Ausnahmen finden sollten, wer wird so thöricht seyn wollen das zu läugnen? Allein mit den einzeln Ausnahmen ist uns nicht geholfen; der Zweck und der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, muß allgemein erreicht und allgemein besorgt werden. Und über die Bildung der Landschulmeister, was ließe sich nicht hierüber sagen?

was ließen ſich nicht hierüber für Fragen aufwerfen? wozu hier aber der Ort nicht iſt. Man macht ſich oft von dem, was für die Bildung dieſer Leute geſchieht, große Begriffe, man läßt ſie ſo vieles lehren; aber ob es gerade nun immer ſo viel Nutzen ſchaft, und ſelbſt für die Leute ſo gut ausfällt, daß iſt eine andere Frage.

Dieſe ſorgfältige, oft nichts fruchtende und nützende Bildung kann doch wohl nur wenigen und nicht ſo vielen Menſchen als man in einem nur mittelmäßigen Lande zu Schulmeiſtern bedarf, zu Theil werden; ſie erfordert mehr Zeit; oft kommen aus ſolchen Inſtituten nur wenig Leute aufs Land, da man ſie in den Stadtſchulen nöthig hat. Doch ich will und kann mich, der gegenwärtigen Abſicht nach, hierüber nicht weiter einlaſſen. Daran zweifle ich aber, daß ſolche Seminariſten, wenn ſie aus dem Schulmeiſter-Seminario kommen, und nicht dazu gehörig angeführt ſind, mit den Dorfkindern fertig werden können. Wahrlich, es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen der Unterweiſung für die Stadtkinder der geringern Stände, und zwiſchen der, welche Land-Kindern gegeben wird und gegeben werden muß. Jene Leute haben nun große Begriffe von ſich ſelbſt und ihrer Gelehrſamkeit, und wenn ſie nun in ihrer Schule ſind, dann glauben ſie daß ſie das wären, was ihr ehemahliger Inſpektor war, wechſeln von einer Stelle zur andern, deklami-

ren und harangiren ohne merklich etwas zu nutzen. Sie haben nun einmahl von ihren Fähigkeiten große Ideen, sie sind darin genährt worden, und meynen immer, sie sind noch in ihrer Seminarien-Stube. Solche Menschen wollen nun ihren Schulkindern die Sprüche vorexegesiren, wollen an den Lehren, wovon sie auch einmahl gehört haben daß sie zu dogmatisch wären, drechseln und drehen, wollen die Fragen nach Sokratischer Methode und nach Seminarien-Fuß einrichten; aber sie vergessen nur zu oft, daß jede Methode nach den Menschen sich richten und gebraucht werden muß, bey welchen sie angewendet wird. Ueberdem aber hat, wie schon bemerkt ist, wenn wir auch den Seminarien-Zöglingen ihren Werth lassen wollen, nicht jedes Dorf einen Schulmeister ihrer Gattung; es können also jene von einem Katechismo geforderten Stücke nicht als überflüssig und als etwas thörichtes verworfen werden; es dürfen also in demselben nicht zu viel Stücke unerörtet und der weitern Auseinandersetzung des Schullehrers überlassen werden.

Wenn ich vorhin zu sagen wagte, daß man nicht den Vortrag und die Sprache der Schuldogmatik in einem Katechismo wählen möchte, so glaube ich nicht etwas zu wünschen, wodurch das Volk etwas verliert, woran es von Kindheit auf mit frommer Einfalt hieng. Denn nähme man dadurch dem Volke etwas, dann ist es auch unrecht,

wenn man ihnen dergleichen in den sonntäglichen Religionsvorträgen nimmt; dann muß man auch da z. B. noch von der Heiligung des Menschen predigen, und diese Lehre ganz nach dem Zuschnitt des Systems durchgehen. Ist der Zuhörer berechtigt, dergleichen Ausdrücke und Rubriken noch in seinem Handbuche der Religion zu suchen: so ist er auch berechtiget, sie von seinem Prediger in seinem Vortrage zu fordern. Ob er aber, wenn er dergleichen Predigten auch halbe Stunden lang mit Aufmerksamkeit angehört hat, dadurch zur Resignazion, zu guten Entschlüssen, geführt werden kann, dies ist eine andere Frage, die ich nicht bejahen kann. Was aber nun die Religions-Vorträge betrift, so seufzt man ja schon lange über die Menschen, welche noch in demselben den steifen dogmatischen Gang beybehielten; warum soll man ihn den nun durchaus in den Katechisazionen gehen? Wie ich glaube soll man doch durch beyde Gattungen des Unterrichts gleiches Gute wirken, und richtet durch die letztern nicht selten mehr aus als durch das Predigen. Und warum sollte sich der Zuhörer, der sich an eine andere Art des Religions-Vortrages auf der Kanzel gewöhnt hat, sich nicht auch an denselben bey dem Religions-Unterricht gewöhnen? Ich glaube man befürchtet hier im allgemeinen mehr als man nöthig hat. Neue, die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen stöhrende Lehren will ich ja übrigens nicht gepredigt und gelehrt wissen; nur

Jago.

Leute im Dunkeln zu ermorden! Wo ſind dieſe blutige Diebe? Wie? dieſe Stadt iſt ja ſo ſtill als wenn alles ausgeſtorben wäre! He! Mord! Mord! -- Wer ſeyd wohl ihr? Seyd ihr ehrliche Leute oder --

Lodovico.

Qualificiert uns, wie ihr uns findet.

Jago.

Signor Lodovico? --

Lodovico.

Er ſelbſt, mein Herr.

Jago.

Ich bitte tauſendmal um Vergebung! Hier ligt Caſſio, von Meuchelmördern verwundet.

Gratiano.

Caſſio?

Jago.

Wie ſieht's um dich, Bruder?

Caſſio.

Mein Bein iſt entzwey gehauen.

Jago.

Das verhüte der Himmel! Licht, meine Herren, ich will ihn mit meinem Hemde verbinden.

ihre Art des Vortrages die war es, wovon ich sprach, und mit dieser werden ja wohl Lehrer und Zuhörer zufrieden seyn, je mehr sie ihren Begriffen und Zeitalter angemessen ist, je mehr darauf gesehen werden muß, daß man mit demselben fortgeht. Und endlich ist dann ein Katechismus ein Buch das alle 5 oder 10 Jahre verändert werden kann? Muß man also auch nicht etwas auf die Fortschritte, welche in künftigen Zeiten geschehen und allmählig vorbereitet werden, sehen? Diese Fragen scheinen mir bey der Ausarbeitung eines Katechismus allezeit von großer Wichtigkeit.

Wenn übrigens Gegenstände, je richtiger und interessanter sie sind, auch desto mehr das Nachdenken reizen, und dessen würdig sind: so wird es um desto weniger auffallend seyn, wenn auch mich der Hannöverische Katechismus zu den mitgetheilten Betrachtungen veranlaßte. *)

S. —

*) Wiewohl der achtungswürdige Verf. dieses Aufsatzes, was die Art des Vortrags und den Stil betrift, fast gar zu nachläßig vor einem ehrsamen Publiko erscheint, so glaubte ich doch, daß man es (leider!) mit einem Landprediger hierin nicht allzu genau nehmen dürfe; und da er soviel Wahres und Gemeinnütziches über einen praktischen Gegenstand vorbringt, der in keinem wohlregierten Staat mit Gleichgültigkeit angesehen werden soll, und gleichwohl an vielen Orten noch gar sehr vernachläßiget wird: so habe ich kein Bedenken getragen, seinen Wunsch, diese Gedanken durch den T. M. ins Publikum gebracht zu sehen, statt finden zu lassen. D. H.

II.

Einige Bemerkungen über das Sendschreiben des Herausgebers des teutschen Merkurs, an Hrn. P... zu .... im 1sten Stück dieses Journals 1792. *).

Mit Anmerkungen des besagten Herausgebers.

So sehr müde man es ist, das unsinnige Geschrey mancher engherzigen und engköpfigen Pedanten

*) Diese Bemerkungen eines Ungenannten, nebst dem folgenden, unmittelbar an mich gerichteten Aufsatze, sind mir am 3. Nov. über Giessen durch die Kayserl. Reichs-Post zugekommen. Der Verfasser begehrt, daß ich sie im nächsten Stücke des T. M. abdrucken lasse, und ich trage nicht nur kein Bedenken, sondern finde mich vielmehr durch erhebliche Gründe bewogen, ihm hierin zu Willen zu seyn. Er will mich von einem Irrthum heilen, der (seiner Meynung nach) für das allgemeine Beste gefährlich zu werden anfängt. Einem Irrenden auf den rechten Weg helfen, ist Pflicht der Humanität; einen Irrthum, der dem allgemeinen Besten Gefahr droht, bestreiten, unnachläßliche Schuldigkeit des Weltbürgers sowohl als des Staatsbürgers. Der Ungenannte verdient, in jener Rücksicht, wenigstens für

über die französische Revolution anzuhören, mit so viel mehrerer Aufmerksamkeit las ich den obengenannten Aufsaz des Herrn Hofraths Wieland, eines bisher eifrigen Volks- oder, welches einerley ist — Menschenfreundes, über diesen Gegenstand.

Mit so vieler Behutsamkeit nun auch der Herr Hofrath im Anfang zu Werke geht, so scheint doch weiterhin sein Gefühl über seinen Verstand die Oberhand behalten, und ihn von dem geraden Wege der Wahrheit abgeleitet zu haben.

Da

für seinen guten Willen meinen Dank, in dieser, die Aufmerksamkeit des Publikums. Wir streben übrigens nach einem und eben demselben Ziele: wir suchen Wahrheit und wollen das Beste der menschlichen Gattung. Ich für meinen Theil bin mir dieses Willens innigst bewußt: aber ich kann auf einem unrechten Wege seyn, oder doch unvermerkt von dem rechten Wege seitwärts kommen. Indessen ist Niemand von dem Eigensinn, durch keine Gründe sich von seiner Meynung abbringen zu lassen, und von der falschen Schaam, einen erkannten Irrthum nicht gestehen zu wollen, weiter entfernt, als ich es von jeher gewesen bin. Nur bin ich weder jung noch alt genug, in Sachen von solcher Wichtigkeit, als die, wovon hier die Rede ist, ganz unüberlegte Urtheile zu fällen, oder eine Parthey zu nehmen, ehe ich die Gründe für und wider, so genau als mir möglich ist, abgewogen habe. Wenn meine Gewohnheit, die menschlichen Dinge von mehr als Einer Seite und in mehr als Einem Lichte zu betrachten, mir öfters den Schein eines Widerspruchs

mit

Da ich auf die Versicherung des Herrn Wieland: „daß es ihm blos um Ueberzeugung zu thun sey" bauen zu können glaube, so hoffe ich auch, daß er folgende Bemerkungen mit kalter unpartheyischer Vernunft anhören und beherzigen werde.

Gleich die Aufwerfung der Frage (S. 69. lezter Absaz) „ob die Nation zu der Revolution berechtigt gewesen?" ist schon etwas sonderbar und kann wohl blos von einem durch Vorurtheil eingeschränkten Kopf gemacht werden.

Ich

mit mir selbst zugezogen hat, wiewohl der Widerspruch nicht in mir, sondern in den Sachen, oder auch zuweilen nur in dem Kopfe des Tadlers liegt: so verschaft sie mir dagegen auch den Vortheil, mich nicht leicht aus Einseitigkeit zu irren, mich nicht so hartnäckig in eine einmahl gefaßte Meynung einzuklammern, wie mancher andere; und ich bin um so eher im Stande, meine Urtheile entweder selbst, oder mit fremder Hülfe, berichtigen zu können. So gern ich mir diesen lextern Liebesdienst von meinem Unbekannten erweisen lassen will: so billig ist es auch, daß Er mir das Recht zugestehe, meinen Meynungen, die er für Irrthümer ansieht, nicht eher zu entsagen, bis auch ich überzeugt bin, daß es Irrthümer sind. Er wird es mir also nicht verargen, daß ich seine Aufsäze zwar (wie er mit Recht verlangt hat) ohne Abänderung, aber nicht ohne Anmerkungen bekannt mache: die, wie ich mir schmeichle, zu Berichtigung der zwischen uns streitigen Punkte hinreichend seyn werden.

W.

Ich bin berechtigt mein Wohl zu erhalten, und mich gegen jeden, der es untergräbt, oder zu untergraben ſucht, nach meinen beſten Kräften zu vertheidigen. Dieſes Recht wird durch nichts anders beſchränkt, als durch eben dieſes Recht anderer Menſchen, und in dieſer wechſelſeitigen Beſchränkung, die das allgemeine Wohl erfordert, beſteht das geſezliche Recht. — So ſprechen Natur und Vernunft. — Die Frage alſo, ob die Nation zur Revolution berechtigt geweſen, iſt nicht mit der einerley, „ob ein Erdbeben in Kalabrien mit Recht geſchehe?“ ſondern etwa mit der, „ob ich berechtigt ſey, mich gegen jemand, der mir den Hals abſchneiden will, zu wehren?“ (1)

Eben ſo auffallend iſt die Diſcuſſion vom allgemeinen Willen, den, wie es ſcheint, Herr Hofrath Wieland zur Aufſtellung eines Geſezes für nothwendig hält. Wäre dieß, ſo würde es ſchlechterdings ohnmöglich ſeyn, irgend ein Geſez zu Stande zu bringen. Denn wollte man z. B. ein Geſez gegen den Diebſtahl machen, ſo würden gewiß die Diebe und Straßenräuber, die doch auch zur Nation gehören, nicht einwilligen. — Alſo nicht allgemeiner Wille, ſondern möglichſte Beförderung des allgemeinen Wohls muß die Baſis der Geſeze ſeyn. — Doch Herr Wieland geſtehet dieß S. 86. ſelbſt ein. (2)

Was hierauf Herr Wieland S. 67. ſagt, macht ihm gewiß Ehre. Hat er aber auch ſein Wort in

den

der Folge ganz gehalten? — Ich zweifle und werde meinen Zweifel rechtfertigen.

Das erste was Hr. W— an dem Entwurf der Constitution tadelt, ist, daß „zwölfhundert so ungleichartige Geschöpfe, als diejenigen woraus die Assemblée constituante bestand" sie entworfen haben. — Aber ist dieß wohl so? Wurde nicht der Entwurf der Constitution einem Ausschuß von wenigen Mitgliedern übertragen? und werden nicht in diesem Einer oder Wenige das meiste gethan, die übrigen nur recensirt haben? — Freilich würde ein Solon, oder ein solches Triumvirat wie Montesquieu, Turgot und Franklin die Constitution wohl allein zu Stande gebracht haben; würde sie aber wohl eine andere oder bessere hervorgebracht haben? — Ich zweifle sehr. Freilich war weder Solon noch Montesquieu noch Turgot noch Franklin in der Nationalversammlung, aber es waren diesen an Genie gewiß gleiche Männer da. Kurz ich bin überzeugt, daß gerade eine so starke Versamlung nötig ist, um etwas Kluges hervorzubringen und eine offenbare Thorheit sicher zuvermeiden. Der gute Gedanke entstehet allerdings im einzelnen Kopf. Aber die beste Köpfe sind oft einseitig, und diese Einseitigkeit wird ihnen durch die Concurrenz von vielen Urtheilen benommen. Es ist beynahe ohnmöglich, daß 600 und mehr Menschen, die denn doch auch nicht vom Pöbel genommen sind, etwas offenbar schlechtes für gut halten sollten. (3)

Gewiß

„Gewiß würde unter diesen Umständen die Constitution ganz fehlerfrei geworden seyn; hätten nur alle Mitglieder die lautere Absicht gehabt, sie so zu machen; wären nicht noch so viel räudige Schafe darunter gewesen, die den alten Usurpationen das Wort redeten, und so viel wie möglich daran zu erhalten sich bemüheten. So geschah es, daß in der Constitution wirklich einige Gebrechen kamen, welche deren Bestand ohnmöglich machten. Und hierzu rechne ich vor allen andern die Existenz eines von der Nation nicht ganz und gar abhängigen Königs. Denn so ein guter Mann der jetzige König auch seyn mag, so taugt es doch nicht zwey entgegengesezte auf einander eifersüchtige Mächte zu constituiren, und man kann wohl behaupten, daß alles bisherige Unheil in Frankreich allein von diesem Artikel der Constitution seinen Ursprung genommen hat; indem die eifrigen Freyheitsfreunde jeden Zwang des Gesetzes als Versuch der Herstellung des Despotismus betrachteten. Dieses würde gewiß nicht statt haben, wenn die executive Macht einem, dem Gesetzgebenden Korps völlig subordinirten General der Armee übertragen wäre. — Hier aber findet das Beispiel vom Erdbeben in Calabrien seine schickliche Anwendung. Schwerlich! oder vielmehr gewiß nicht! würde die Nation eine solche executive Macht constituirt haben, wenn sie ganz frey gewesen wäre. (4)

„Der Begriff des Herrn Wielands, von einem König gründet sich wohl überhaupt mehr auf Gewohn-

wohnheit und Gefühl als auf gesunde Vernunft. Der König ist an und für sich ein Mensch und weiter nichts. So muß er betrachtet werden. Wenn nun eine Versammlung von andern vielen Menschen einen aus ihrem Mittel über sich erhebt, und ihm zu gehorchen sich anheischig macht, so hat doch dieser Mensch, der nun König, Fürst u. s. w. heist, doch wohl nur allein seine Macht von, in, und durch das Volk. Wenn nun dieser König seine ihm gegebene Macht mißbraucht und gegen das Volk, das sie ihm gab, oder bisher ließ, selbst anwendet: so ist doch wohl dieses Volk berechtigt, seine Macht, die es dem Oberhaupt lieh, zurük zuziehen und dieses wieder zum ursprünglichen Menschen zu reduciren; ohne daß man Ursache hat alsdann über großes Unrecht zu schreien.

„Also nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Welt liegt die wahre Souveränität im Volke, und der Fürst ist nur in so lange über andere Menschen erhaben, als die Willen seiner, so genannten, Unterthanen seinem Willen sich unterwerfen wollen. Wollen diese nicht mehr, so ist hier gar keine Frage mehr von Recht oder Unrecht; die Lage der Sache ist blos auf den natürlichen Zustand zurük gebracht, und man muß nur fragen, wie sie jezt aufs neue eingerichtet werden solle? (5)

„Die ausgehobene Stelle in der Addresse des Departements de Loir et de Cher finde ich ganz und gar nicht so anstößig. Es ist allerdings absurd

ſurd einem Menſchen die Macht zu übertragen, den Willen — ich will ſagen von 25 Millionen — ſondern nur von ſo viel Hunderten als Glieder der National-Verſammlung ſind, aufzuhalten und zu vernichten, auf ſo guten Gründen er auch beruhen mag. Der Schluß S. 95. oben iſt ganz richtig, aber übrigens unbedeutend. (6)

Was S. 96. geſagt iſt, klingt ganz ariſtokratiſch und eingeſchränkt. Hier hat das Herz des Herrn Hofraths wieder in die Feder dictirt, das den armen guten König auf einmal in den Schutz des Mitleides nimmt. Um einzuſehen daß das ganze Raiſonement S. 97. ſich auf Nichts gründet, iſt es nur nötig, die Begriffe von König, Volk, und regieren zu zergliedern.

Eine Geſellſchaft von Menſchen wählt ſich einen aus ihrem Mittel zu ihrem Oberhaupt (ich lege hier noch den rechtmäßigſten Fall zum Grunde) um es zu regieren, das iſt, um ſein Beſtes zu beſorgen. Es giebt ihm Macht in die Hände, um es gegen innere und äuſſere Feinde zu beſchützen. Hierin beſteht das regieren. In ſofern nun das Oberhaupt ſeinem Zweck entſpricht, ſo iſt gar kein Grund vorhanden, warum es in ſeinen Operationen Widerſtand finden ſollte. Der allgemeine Wille wird alsdann mit dem Willen des Oberhaupts derſelbe ſeyn. Ueberhaupt iſt es ein einleuchtender Grundſatz, daß

der allgemeine Wille des Volks nie böſe ſeyn könne, denn gegen wen ſollte er dann gerichtet ſeyn? Iſts wohl einem ganzen Volke damit gedient, ſich der Güter (des Glücks, der Ehre und des Lebens) eines Einzelnen zu bemächtigen? Wer ſoll den Vortheil davon ziehen? Kann das ganze Volk ſeine Leidenſchaften in höherm Grade befriedigen, wenn es Einen zu Grunde richtet? — Mit nichten! — Ganz anders aber verhält es ſich mit Einem gegen das ganze Volk. Einer oder auch einige können reicher, mächtiger ſeyn, kurz alle ihre Leidenſchaften in höherm Grade befriedigen, wenn ſie die Menge unterdrücken, die Leidenſchaften und Bedürfniſſe dieſer ſchmälern, und ſie zu Opfern zwingen können. Hier alſo tritt erſt die Möglichkeit einer ungerechten Regierung ein, und wird, weil ſich keine Generation unverderbter guter Menſchen denken läſt, wahrſcheinlich. Einer aber kann ſeinen böſen Willen nicht gegen die Menge ausüben, wenn er keine Macht hat; die Menge würde ihn ecraſiren. Er kann es aber und wird es in dem Augenblik, als die Menge einfältig und unentſchloſſen genug iſt, ihre eigene Kraft in der Hand ihres Schinders zu laſſen. (7)

Das Volk hat nicht *intervalla* lucida, ſondern das Helle füllt hier das Ganze, und das Unruhige und Trübe ſind nur Zwiſchenräume. Jeder will ruhig und glücklich leben, will vor Bedrück-

Vierte Scene.

Bianca zu den Vorigen.

Bianca.

Was iſt hier für ein Lerm? He, wer iſt der, ſo ruft?

Caſſio.

Wer iſt der, ſo ruft?

Bianca.

O mein liebſter Caſſio! Mein ſüſſer Caſſio! O, Caſſio, Caſſio! Caſſio!

Jago.

O merkwürdige Meze! Caſſio, könnt ihr nicht errathen, wer diejenigen ſeyn mögen, die euch ſo zugerichtet haben?

Caſſio.

Nein.

Gratiano.

Es bekümmert mich ſehr, euch ſo zu finden. Ich war im Begriff, euch aufzuſuchen.

Jago.

Lehnt mir ein Knieband. So -- O wenn wir nur einen Lehn-Seſſel hätten, um ihn bequemer wegzutragen!

Bianca.

O Himmel, er wird ohnmächtig. O Caſſio, Caſſio, Caſſio!

drückungen anderer ſicher ſeyn. Dieß wird kein Menſch läugnen. Und eben ſo wenig dieß, daß dieſes Glück, Ruhe und Sicherheit nur dadurch erhalten werden können, wenn dem böſen Willen des Einzelnen Zaum und Gebiß angelegt wird, oder mit andern Worten, wenn Geſetze exiſtiren, wornach ſich jeder achten muß.

Dahingegen können gar wohl ein Fürſt und Generationen von Fürſten ihr ganzes Leben durch, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade — Unterdrücker ſeyn (und viele ſind es, wie die tägliche Erfahrung lehret) — ohne daß ſie eben für ihre Perſon viel zu befürchten hätten. Die Uebel, welche allerdings endlich aus dem Diſpotismus erfolgen, treffen erſt ihre Nachkommen, wer weiß im wie vielten Gliede, und ſolche entfernte Uebel ſchrecken eben nicht jeden. (8)

Zu dem Ende des Abſatzes auf der 98ſten Seite habe ich nichts hinzuzuſetzen, als: eines einzelnen Regenten, nicht aber eines ganzen Volks. — Denn der Eigennutz des ganzen Volks, iſt ja eben das allgemeine Wohl, deſſen Beförderung die Demokratie zum Zweck hat. (9)

Zu S. 99. Geſetze die zum Wohl des Ganzen zwecken, brauchen keine ſo große Macht, um ihnen Gehorſam zu verſchaffen. Bey weitem die meiſten des Volks müſſen die Ueberzeugung haben, daß ſolche Geſetze gut und nothwendig für

ſie

ſie ſind. Nur Einzelne können etwa dagegen auftretten, und dieſe Empörer gegen das allgemeine Wohl wird man „ohne dreimal hunderttauſend Janitſcharen" zum Gehorſam gegen das Geſetz zwingen können. (10)

Daß die durch die Conſtitution geheiligte Zuſammenſetzung zweyer ſich widerſtrebender Mächte nicht gut ſey, iſt ſchon oben erinnert worden, und was Herr Hofrath Wieland über dieſen Punct ſagt, darinn wird ihm ſchwerlich jemand unrecht geben können; aber auch eben ſo wenig der conſtituirten National-Verſamlung, welche durch die Lage der gegenwärtigen Umſtände zu dieſem Artikel gezwungen war.

Wollte man dieſem noch einen andern für die Verfaſſung des Reichs nicht vortheilhaften beifügen, ſo wäre es der: daß die Glieder der National-Verſamlung alle zwey Jahre wechſeln. Selbſtverleugnung und übertriebene Delicateſſe der conſtituirenden National-Verſamlung ſchuf ihn. Es ſcheint aber dieſe Einrichtung deßwegen nicht gut zu ſeyn, weil zu einem ſo wichtigen Geſchäfte als dieß: ein Land zu regieren — auſſer dem Talent auch Routine gehöret, und dieſe der neuen Verſammlung alle zwey Jahre fehlt. Die Beſorgnüß, daß im Fall einer länger dauernden National-Verſammlung, dieſe eine Ariſtokratie errichten

mögte, war und iſt um ſo ungegründeter, weil es bei zwey Laubthaler Dieten und der Ohnmöglichkeit bei 800 Stimmen ſein Privat-Intereſſe zu beſorgen, nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſich ſchlechte Leute zu dieſem Employ drängen werden. Denn hier ſind keine niedere Leidenſchaften zu befriedigen; nur hohe Ehr- und Vaterlandsliebe können die Beweggründe ſeyn. (11)

Anmerkungen des Herausgebers.

(1) Kann die Frage: „ob die franzöſiſche Nazion zu der Revoluzion berechtigt geweſen ſey, bloß von einem durch Vorurtheile eingeſchränkten Kopf gemacht werden? Wie viel oder wenig mag wohl Wielands Kopf, nach den Proben die er ſeit 40 Jahren davon abgelegt hat, durch Vorurtheile eingeſchränkt ſeyn? — Dies ſind zwey neue Fragen, die wir, da ſie theils unnüz, theils etwas zu perſönlich ſind, an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen; zumahl da der Ungenannte hierin, wie in ſeinen übrigen Behauptungen, ſeiner Sache ſo ſehr gewiß iſt. Genug, die Frage, die ihm ſo ſonderbar vorkommt, iſt ſo wenig ſonderbar, daß die Bejahung derſelben noch in dieſem Augenblick eine ſehr groſſe Majorität unter den Rechtsgelehrten von Europa gegen ſich hat.

Ich

Ich ſagte meinem Freunde, dem P** zu** ich hielte dieſe Frage, da die Revoluzion nun einmahl geſchehen ſey (und alſo für die Neufranken zu ſpät käme) für überflüſſig, und (für uns Teutſche, nehmlich, die Liebhaber der Revoluzionen ausgenommen) wegen des Mißbrauchs, der vom Ja und vom Nein bey dieſer Frage gemacht werden könne, für gefährlich. Ich ſetzte hinzu, was mir kein Staats- und Geſchichtkundiger läugnen wird, — „Staatsrevoluzionen erfolgten, wie alle andere Weltbegebenheiten, nach einem nothwendigen Naturgeſetz.“ Ich entwickelte dieſen Satz im folgenden Paragraf, bis er mir deutlich genug ſchien, um auch einem nicht aktiven Bürger in der Republik der denkenden Weſen einzuleuchten, und ſetzte hinzu: ich betrachtete, dem ganzen Zuſammenhang der Umſtände zu Folge, den allgemeinen Aufſtand des franzöſ. Volkes im Jul. 1789 als eine zu ihrer Reiffe gekommene unaufhaltbare Wirkung vorhergehender Urſachen, auf welche die Frage, ob ſie mit Recht oder Unrecht geſchehen ſey? nicht viel beſſer paſſe, als auf ein Erdbeben in Kalabrien. — Sie ſehen, mein lieber Unbekannter, aus meinem Beyſpiel, was für ein jämmerlich Ding es iſt, wenn einem ehrlichen Menſchenſohn, der über eine Sache gern vernünftig denken möchte, ſein bißchen Witz unvermerkt den läppiſchen Streich ſpielt, ihm ein Gleichniß in den Weg zu werfen, das zwar für manche wackere Leute eine Art von Be-

helf, ſich eine Sache leichter vorzuſtellen, iſt, aber doch immer den unglücklichen Fehler hat, daß es nie völlig paßt. Ich nehme es Ihnen gewiß nicht übel, wenn Sie bey einer ſolchen Gelegenheit in der Stille zum Himmel aufſehen und ſeufzen: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin — wie dieſer Zöllner! Indeſſen wollen wir doch die Sünde auch nicht größer machen als ſie iſt; denn, genauer beſehen, hat eine Staats-Revoluzion, wie die Franzöſiſche, mit einem Erdbeben in Kalabrien, oder wo ſie ſonſt wollen, doch wirklich verſchiedenes gemein: zum Exempel, daß 1) beyde nothwendig erfolgen, ſobald die volle Urſache dazu vorhanden iſt; 2) daß beyde ſehr große Kalamitäten für die, ſo darunter leiden, ſind; 3) daß man bey beyden allerdings die Frage aufwerfen kann, — beym Erdbeben, ob der erſte Beweger der Natur — und bey der Revoluzion, ob das Volk — Recht dazu gehabt habe? nur daß 4) eine Beantwortung beyder Fragen in ſo fern völlig unnütz iſt, als, erſtens, die geſchehene Sache weder ungeſchehen noch beſſer dadurch wird, und dann weder von dem erſten Urheber des Erdbebens in Kalabrien noch von dem Franzöſiſchen Volk auf eine ſolche Frage jemahls eine Antwort zu hoffen iſt.

Bey dieſen Aehnlichkeiten hatte ich gleichwohl nicht vergeſſen, daß auch eine ſehr bedeutende Verſchiedenheit zwiſchen beyden Fragen vorwaltet: nemlich, daß die Frage, ob die Erde in Kalabrien

mit

hat. Rechtschaffene und verständige Volksfreunde hüten sich, solche Krisen, die nicht immer für das Volk glücklich ausgefallen sind, zu veranlassen oder zu befördern: ist aber das Unglück nun einmahl geschehen, dann gehen freylich alle ihre Bemühungen dahin, daß mit dem wenigsten Unheil der Einzelnen so viel Gutes für das Allgemeine, als nur immer möglich ist, daraus entstehen möge.

In den allgemeinen Grundmaximen des Natur- und Gesellschafts-Rechts stimmen alle vernünftige Menschen seit Erschaffung der Welt mit einander überein. Der Ungenannte ist daher sicher, daß ihm Niemand disputieren wird, „daß das Recht eines jeden Menschen, sich gegen einen jeden, der sein Wohl untergräbt, nach seinen besten Kräften zu vertheidigen," (sowohl im Stande der uncivilisierten als der civilisierten Gesellschaft) durch nichts anders beschränkt werde, als durch eben dieses Recht andrer Menschen." Das werden ihm selbst die ci-devant Klerisey, der ci-devant Adelstand, die ci-devant Parlamenter und der ci-devant König der ci-devant französischen Monarchie, willig eingestehen. Die Verschiedenheit der Meynungen zeigt sich erst alsdann, wenn man die Anwendung dieses allgemeinen Grundsatzes auf einen einzelnen Revoluzions-Fall machen will. Denn erst alsdann kommen die unendlichen Schwierigkeiten zum Vorschein, „die wechselseitige Beschränkung der

„Rech-

„Rechte auf diejenige Weise, die das allge„meine Wohl erfordert,“ so zu bestimmen und zu bewirken, daß keinem einzelnen Gliede des Ganzen Unrecht geschehe. Können Mißbräuche nicht gehoben werden, ohne den ganzen Staat umzukehren? Kann eine uralte Monarchie, um eine Konstituzion, welche die Rechte des Volks anerkennt und sicher stellt, zu erhalten, nicht anders reformiert werden, als daß man einige hundert tausend Einwohner ihrer auf altes Herkommen und gesetzmäßige Titel gegründeten Rechte mit Gewalt beraube? *) Hat der Ungenannte auch wohl alle Folgen überlegt, die aus der Anwendung seiner Grund-Maxime auf die französische Revoluzion, erfolgen? Wenn das Volk, d. i. der ci devant dritte Stand in Frankreich, berechtigt war, die Rechte des Königs, der Klerisey, des Adels, der Parlamenter, durch den beliebten Grundsatz der bürgerlichen Gleichheit einzuschränken — das heißt, sich selbst für den Suverän zu erklären, die Königswürde, die Hierarchie, den Adel, die Parlamenter, abzuschaffen, und sich selbst, auf Unkosten aller, die nicht von Haus aus Sankülotten sind, oder (wie Anacharsis Kloots) eine Seele ohne Hosen haben, zu einer

*) Ich entscheide hier nicht, ob dies in Frankreich moralisch möglich gewesen sey; sondern spreche bloß im Allgemeinen. Ein einzelner Fall kann nie zu einer Regel gemacht werden.

Demokratie zu konstituiren: warum sollte nicht, eben diesem Räsonnement zu Folge, jedes andere Volk, das einen Fürsten, einen Adel, und andere mit der völligen demokratischen Gleichheit unverträgliche Institute hat, zu einer gleichen Beschränkung der Rechte derselben, d. i. zu einer der französischen Revoluzion gleichen Staatsumkehrung berechtigt seyn? — Hoffentlich ist dies nicht die Meynung des Ungenannten, wiewohl ich nicht begreiffe, wie er sich selbst verbergen konnte, daß es unmöglich ist, diese Folge aus seinen Sätzen nicht zu ziehen. Aber es wäre doch eine gar zu grausame Rache, wenn ich ihn, zur Strafe, daß er mich einen durch Vorurtheile eingeschränkten Kopf tituliert, zu einem teutschen Marat machen wollte. Auch giebt er, daß er's so böse nicht meyne, dadurch selbst zu verstehen, wenn er zu Ende seines Paragrafen sagt: die Frage, ob die Franz. Naz. zur Revoluzion berechtigt gewesen? sey etwa mit der: ob einer berechtigt sey, sich gegen Jemand, der ihm den Hals abschneiden wolle, zu wehren? einerley. Wenn das ist, so können wir uns in Teutschland, vor rechtmäßigen Revoluzionen wenigstens, auf ewig sicher halten: denn bis zu dem Kaligulaischen Wunsche, daß das ganze Volk nur Einen Hals haben möchte, um ihn abschneiden zu können, werden selbst unsre grimmigsten Aristokraten die Unpopularität schwerlich treiben wollen.

(2)

(2) Der Ungenannte hat offenbar Lust mit mir zu hadern. Oder, wie käme ich sonst dazu, daß er mich sogar durch eine Dedukzion *ad absurdum* belehrt, „der allgemeine Wille sey kein nothwendiges Requisit zu einem Gesetz." — Nur eine sonderbare Kampflustigkeit konnte ihn vergessen machen, daß dieser Satz, den er mir zur Last legt, nicht von mir, sondern von der konstituirenden Nazional-Versammlung als die Grundlage einer freyen Staatsverfassung aufgestellt worden ist. Auch in England stimmen alle politische Schriftsteller überein, ein freyes Volk dadurch zu karakterisieren, daß es keinen andern bürgerlichen Gesetzen zu gehorchen schuldig sey, als zu welchen es seine Einwilligung gegeben habe. Der geringste Grad von Aufmerksamkeit, wenn es dem U. gefallen hätte, mein Sendschreiben an Hrn. P** (da er doch gegen mich schreiben wollte) dessen zu würdigen, hätte ihm zeigen müssen: daß da, wo es ihm schien, daß ich den allgemeinen Willen zur Aufstellung eines Gesetzes für nothwendig halte, (S. 79 — 86.) die Rede, Erstens, nicht von einem jeden Gesetz, sondern bloß von einer neuen Konstituzion, von einem neuen Reichs-Grundgesetz war, wozu die allgemeine Beystimmung der Nazion, oder doch wenigstens (den Rechten der Minorität unbeschadet) einer eminenten Majorität allerdings erforderlich seyn dürfte; daß ich aber gleichwohl, Zweytens, auch hier den allgemeinen Willen nur *ex hypothesi* der N. V. voraussetzte,

um

Jago.

Meine Herren allerſeits; ich hab' eine Vermuthung, daß dieſer Bündel hier Antheil an dem verubten Bubenſtük haben möchte. Ein wenig Geduld, lieber Caſſio; kommt, kommt: Leiht mir das Licht: Kennen wir dieſes Geſicht oder nicht? O Himmel! Mein Freund, mein liebſter Landsmann? Rodrigo? Nein: Ja, würklich: Ja, es iſt Rodrigo.

Gratiano.

Wie, von Venedig?

Jago.

Eben er, mein Herr; kanntet ihr ihn?

Gratiano.

Ob ich ihn kannte? Ah!

Jago.

Signor Gratiano! Ich bitte Eu. Gnaden ſehr um Vergebung: Die Verwirrung bey einem ſo blutigen Auftritt muß die Entſchuldigung meiner Unhöflichkeit machen.

Gratiano.

Ich erfreue mich euch zu ſehen.

Jago.

Wie geht's euch, Caſſio? O, einen Arm-Seſſel! Einen Arm-Seſſel!

Gratiano.

um ausführlich zu zeigen, wie viel daran fehle, daß die sogenannte Konstituzion als der allgemeine Wille der Frankreicher angesehen werden könne. Sehr übel dürfte es mir indessen der Ungenannte nicht nehmen, wenn ich, nach der Art, wie er mit meinem Aufsatz und mir verfährt, an seiner Gesinnung gegen mich ein wenig irre würde. Wie konnte er, z. B. nachdem er einen mir mit Unrecht aufgebürdeten Satz als ungereimt dargestellt zu haben vermeynt, fortfahren: „also nicht der „allgemeine Wille, sondern die möglichste Beförderung des allgemeinen Wohls muß die Basis der „Gesetze seyn. Doch Hr. W. gesteht dieß S. 86. „selbst ein." — Müßte, bey dieser Art die Sache zu wenden, ein Leser, der mein Sendschreiben an P** entweder gar nicht, oder nicht aufmerksamer als der U. gelesen hätte, nicht glauben: ich hätte mich (was weiß ich wodurch) genöthigt gefunden, meiner vorhergehenden Behauptung zu widersprechen, und einzugestehen, daß jene Behauptung grundlos sey? Ich ersuche die Leser, mir die Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, nur die wenigen Zeilen S. 86. von den Worten „Wenn wir nun alle diese Umstände zusammen nehmen," u. s. f. bis zu Ende dieser Kolumne zu überlesen, und dann zu sagen: ob ich Schuld daran bin, daß mich der U. so schief verstanden und beurtheilt hat? —

Uebrigens bemerke ich, nur im Vorbeygehen, daß der U. nichts überflüssiges thäte, wenn er ei-

nen

nen beſſern Grund gegen den allgemeinen Willen, den die Naz. Verſammlung zur Baſis der Geſetze machte, aufſuchen wollte, als das Argument *ab abſurdo*, womit er dieſen Grundſatz derſelben (in der irrigen Meynung daß er der meinige ſey) ganz zerpülfert zu haben glaubt. „Wenn der allgemeine Wille ein nothwendiges Erforderniß der Geſetze wäre, ſo würde es, meynt er, ſchlechterdings unmöglich ſeyn, irgend ein Geſetz zu Stande zu bringen. Denn (ſetzt er hinzu) wollte man z. B. ein Geſetz gegen den Diebſtahl machen, ſo würden gewiß die Diebe und Straßenräuber, die doch auch zur Nazion gehören, nicht einwilligen.“ *O Corydon, Corydon!* — Wo haben Sie das her, daß die Diebe und Straßenräuber auch zur Nazion gehören? — Ein jeder kann ſich freylich bey jedem Worte denken was er will; aber wenn ein jeder dieſes Menſchenrecht auch im wechſelſeitigen Verkehr mit andern ausüben wollte, ſo würde zuletzt kein Menſch den andern mehr verſtehen. Eine Nazion, in dem Sinne, worin meines Wiſſens, dieſes Wort immer genommen worden iſt und werden muß, iſt eine große Maſſe von Menſchen, die durch einen geſellſchaftlichen Vertrag zur gemeinſchaftlichen Sicherheit ihrer Perſonen und Güter verbunden ſind, und ſich zu dieſem Endzweck allgemeinen Geſetzen unterworfen haben. Von dem Augenblick an, da ein Glied der Nazion ein Dieb oder Straßenräuber wird, ſchneidet er ſich ſelbſt von ihr ab, wird

wird ihr Feind, und hat allen Anſpruch an die Sicherheit, welche die Nazion ihren Mitgliedern garantiert, verwirkt.

Die Behauptung des U. iſt etwas ſo neues, daß ſogar diejenigen Rechtslehrer, die ſich zur Verfechtung des willkührlichſten Deſpotismus erniedrigt haben, nicht zu läugnen wagen, daß ſelbſt in einem monarchiſchen und ariſtokratiſchen Staate wenigſtens die ſtillſchweigende Einwilligung aller Bürger dazu gehöre, wenn der Wille des geſetzgebenden Gewalthabers allgemein verbindlich ſeyn ſolle. Das Wahre iſt, daß es rechtsmäßige, und unrechtmäßige — oder, richtiger zu reden, nur durch einen Mißbrauch des Worts ſo genannte, Geſetze giebt. Ein Tyrann oder ein gewalthabender Thor kann auch ſeinen ungerechteſten Willen zum Geſetz ſtempeln: aber ein ſolches Geſetz iſt in der That bloße Gewaltthat. Um rechtsmäßig zu ſeyn, müſſen die Geſetze ſolche allgemeine Verhaltungsregeln ſeyn, die von einem jeden vernünftigen Menſchen, ſobald er nur ihren Sinn begriffen hat, als nothwendige Bedingungen des allgemeinen Beſten, oder als gemeinnützlich anerkannt werden müſſen. Das Geſetz iſt alsdann in der That der allgemeine Wille: aber es iſt nicht darum Geſetz, weil es der allgemeine Wille iſt; ſondern es iſt allgemeiner Wille, weil es ein Geſetz der Vernunft iſt, und von allen Vernünftigen dafür anerkannt wird.

(3)

(3) Auch in dieſem Paragraf offenbaret ſich der Kitzel zu hadern und zu widerſprechen, der dem gröſten Theil der Bemerkungen des U. das Daſeyn gegeben zu haben ſcheint. „Das erſte, (ſpricht er) was Hr. W. an dem Entwurf der Konſtizion tadelt, iſt daß 1200 ſo ungleichartige Geſchöpfe als u. ſ. w. — ſie entworfen haben.“ — Um Vergebung, l. U.! — Ich ſagte bloß, es ſey ein Nachtheil für die Konſtituzion geweſen, daß ihr Entwurf 1200 ſo ungleichartigen Arbeitern ꝛc. aufgetragen worden ſey. Daß dieſer Umſtand nachtheilig war, iſt Thatſache: auch konnte er, vermöge der Natur der Dinge, nicht anders als nachtheilig ſeyn.

Ich ſetzte hinzu: wahrſcheinlich wäre ein mit ſich ſelbſt übereinſtimmenderes, den Umſtänden angemeßneres, leichter und ſicherer auszuführendes Werk herausgekommen, wenn der Entwurf der neuen Staatsverfaſſung einem einzigen Solon, oder einem Triumvirat wie Montesquieu, Türgot und Franklin, hätte aufgetragen werden können.

Der U. iſt andrer Meynung. — „Ich zweifle ſehr, ſagt er, daß dieſes Triumvirat eine andere oder beſſere Konſtituzion hervorgebracht haben würde.“

Ich habe die Gründe meiner Meynung anzuführen, mit Recht, für überflüſſig gehalten.

Denn

Denn man braucht doch wohl nur zu wissen, was für Männer Montesquieu, Türgot und Franklin waren, um es nicht nur für wahrscheinlich, sondern für unendlich wahrscheinlich zu halten, daß sie ein besseres und dauerhafteres Werk zu Stande gebracht haben würden, als das übelzusammenhängende Machwerk eines Konciliums von 1200 — Erzbischöffen, Bischöffen, Dohmherren, Pfarrern, Düks, Marquis, Grafen, Vikomten, Baronen, Höflingen und Kriegsofficieren, Parlamentsräthen, Finanzmännern, Advokaten, Prokuratoren, Aerzten, Litteratoren, Artisten, Kaufleuten, Kapitalisten, Pächtern und Bauern d. h. einer Masse von Menschen, die wegen der unendlichen Verschiedenheit ihrer Vorstellungsarten, Talente, Kenntnisse, Vorurtheile, Leidenschaften, Interessen und Ansprüche, so ungleichartig waren, daß sich schwerlich ein Menschen-Aggregat von heterogenern Elementen denken läßt.

Der U. hingegen hätte seine Meynung billig durch Gründe unterstützen sollen. Denn wofern sie auch wider alles Vermuthen wahr seyn sollte, so wirft sie doch, beym ersten Anblick, einen sehr auffallenden Schein von Ungereimtheit von sich. Oder soll etwa das für einen Grund gelten, wenn er hinzusetzt: „freylich waren weder Solon, noch M. noch T. noch F. in der N. V. — aber es waren andere, diesen an Genie gewiß gleiche Männer da?" — Ich wünschte sehr, daß

daß er uns dieſe Männer genannt hätte, damit auch wir von der Wahrheit ſeiner ſo poſitiven Behauptung uns ſo gewiß, als Er es iſt, machen und kommen könnten ſo große Männer anzubeten. Geſetzt aber, es wäre dem ſo geweſen, kommt es denn bey einem Geſetzgeber bloß auf das Genie an? Oder, braucht man, um einem Montesquieu, Türgot, Franklin, gleich zu ſeyn, nur eben ſo viel Genie zu haben als ſie? Kommt der Umfang und die Tiefe der erworbenen Kenntniſſe und Einſichten in keinen Anſchlag? Sind die bekannten moraliſchen Eigenſchaften jener vortrefflichen Männer, ihre Weisheit, Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit, etwa keine nothwendige Requiſiten zu einem Geſetzgeber? Wer wird einen Maury oder Mirabeau und Robespierre, wenn ſie auch zweymahl mehr Genie gehabt hätten als Turgot und Franklin, dieſen letztern an die Seite ſetzen?

Aber unſer U. geht noch weiter. — „Ich bin überzeugt, (ſagt er in ſeiner ſchneidenden Manier) „daß gerade eine ſo ſtarke Verſammlung nöthig iſt, um Etwas Kluges hervorzubringen, und eine offenbare Thorheit zu vermeiden." — Wenn dies wahr iſt, mein wehrter Herr, ſo würden alſo drey, oder ſieben, oder ſiebenmahl ſieben Männer wie Solon, M. T. und F. nicht nur nichts Kluges hervorgebracht, ſondern auch eine offenbare Thorheit nicht vermieden haben?

O Corydon! Corydon! — Und die Ursache warum? — Weil „die besten Köpfe oft einseitig sind.“ — Ich hätte gute Lust, mein lieber Mitbürger, Ihnen zu beweisen, daß einseitige Köpfe nie zu den besten Köpfen gerechnet werden können, und zwar eben darum weil sie einseitig sind. Aber lassen wir das fallen, wie so manches andere! Nichts ist gewisser, als daß eine Menge guter Köpfe, zumahl wenn sie (wie die franz. Naz. Versammlung) eine große Masse von Talenten und Kenntnissen aller Art zusammen bringen — nach dem alten Sprüchworte viele Augen sehen mehr als Eines — unter gewissen Umständen und Bedingungen mehr und größeres Gutes wirken können als Einer oder etliche. Unstreitig spannt Wetteifer und Konkurrenz die Kräfte der Einzelnen, und von dem härtesten Zusammenstoß der Meynungen springen oft desto stärkere Funken von Wahrheit hervor. Auch will ich, vor der Hand, als etwas ausgemachtes gelten lassen, daß es (wie unser U. sagt) beynahe unmöglich sey, daß 600 und mehr Menschen, die nicht vom Pöbel *) genommen sind, etwas offenbar schlechtes für gut halten sollten. — Aber ich bitte Sie, lieber Mitbürger, gehen wir, in Sachen

*) Ey, ey, mein l. U.! wie kommen Sie zu einer so aristokratischen, Anti-Volksfreundlichen Distinkzion zwischen Volk und Pöbel? Haben Sie von ihren Freunden, den Jakobinern und Kordeliers, nicht gelernt,

Sachen von dieſer Wichtigkeit, gerade und ohne Winkelzüge zu Werke! Es iſt, um den Vorzug, den ſie ihren Zwölfhundertmännern vor meinen Dreymännern geben, zu begründen, nicht genug, daß 6 bis 700 Männer, die keine Idioten ſind, ſchwerlich etwas offenbar ſchlechtes für gut halten werden. Noch kein geſunder Kopf hat, meines Wiſſens, behauptet, daß die ganze Arbeit der erſten konſtituirenden N. V. ein offenbar ſchlechtes, oder, auch nur dem größern Theile nach, aus offenbar ſchlechten Stücken zuſammengeſetztes Werk ſey. Aber, um das Gegentheil Ihrer Behauptung zu begründen, iſt ſchon mehr als genug, wenn bloß darum, weil ſo viele und ſo übel zuſammenſtimmende Menſchen an der Konſtituzion gearbeitet haben, viel übereiltes, überkriebenes, unbilliges, unkluges, der abgezweckten Staats-Reformazion nachtheiliges, und die Dauer des ganzen Werks moraliſch unmöglich machendes, in dieſelbe gekommen iſt. Das ſchädlichſte iſt nicht immer offenbar ſchlecht; es wirft oft einen ſehr verführeriſchen Schein von ſich; und die Beredſamkeit eines Mirabeau kann auch einer ungerechten und gemeinſchädlichen Mo-

gelernt, daß es gar keinen Pöbel giebt? Oder, daß, wenn ja noch ein Unterſchied zwiſchen Klaſſen und Klaſſen ſtatt fände, die Sankülotten gerade die reſpektabelſte Bürgerklaſſe ausmachen?

zion eine solche Gestalt und Farbe geben, daß sie den großen Hauffen der Votanten mit sich fortreißt.

Uebrigens widerspricht die ganze Menschengeschichte der demokratischen Behauptung des Ungenannten: „daß gerade eine so starke Versammlung als die erste N. V. nöthig sey, um „Etwas kluges hervorzubringen." — Nicht nur nicht nöthig, sondern im Gegentheil das gewisseste Mittel, um recht viel Unkluges hervorzubringen — sind die sehr zahlreichen Versammlungen, zumahl wenn es darauf ankommt, über sehr verwickelte, viel Kentnisse und scharfe Untersuchung erfodernde Gegenstände zu entscheiden. Ich berufe mich, der Kürze halber, nur auf die sämtlichen grosen Kirchen-Versammlungen, von der Nizäniſchen an bis zur Tridentiſchen; die Baſeliſche (vielleicht allein) ausgenommen. Die Ursachen, warum dies so ist, und nicht anders seyn kann, sind einem jeden, der nicht ganz Neuling in Welt- und Menschenkenntniß ist, so bekannt, daß es lächerlich wäre, noch ein Wort über diese Sache zu verlieren.

Ich setze also nur noch dies hinzu. Der ganze Hader, den der U. hier, wegen einer bloßen Hypotheſe, auf die ich selbst in dem Schreiben an Hrn. P** kein Gewicht gelegt habe, mit mir anfängt, ist ein Streit de lana caprina. Denn es thut nichts zur Hauptsache, ob seine oder meine Hypotheſe wahrscheinlicher ist. Die Konstituzion

wird

wird dadurch nicht beſſer und nicht ſchlechter; und daß ſie nun, wie ich und tauſend andere ihr ſchon lange vorher verkündigt haben, (wiewohl bälder als man gedacht hätte) zuſammengeſtürzt iſt, kann doch wohl für den beſten Beweis gelten, daß die konſtituirende N. V., ob ſie ſchon zahlreich genug war, um nach der Theorie des U. etwas Kluges hervorzubringen, wenigſtens kein dauerhaftes Staatsgebäude aufgeführt hat. — Dies war der große Punkt, worüber ich mit meinem Freunde P** in dem Sendſchreiben ſtritt; und worin der U. ſelbſt (wiewohl, nach ſeiner Art, aus ſehr einſeitigen Gründen) mit mir einzuſtimmen nicht umhin kann.

(4) Der U. hat eine Art zu raiſonnieren, die einen beynahe zur Reue zwingt, ſich auf Anmerkungen zu ſeinen Bemerkungen eingelaſſen zu haben. Was konnte er dabey denken, da er dieſe Worte hinſchrieb: „gewiß würde unter dieſen Umſtänden die Konſtituzion ganz fehlerfrey geworden ſeyn," (das würde ſie unter keinen Umſtänden geworden ſeyn, da ſie das Werk von Menſchen war) — " hätten nur alle Mitglieder die lautere Abſicht gehabt ſie ſo zu machen." — In dieſem Fall, mein Beſter, wäre ſie zwar nicht ganz fehlerfrey, aber doch gewiß ein ganz anderes Ding als ſie iſt, geworden. Aber wie kann ein Mann, der die Menſchen kennt, den Fall als möglich annehmen, daß eine Verſammlung von 1200 Perſonnen, die (gleich dem Ge-

Gratiano.

Rodrigo?

Jago.

Er, Er, es iſt Er -- Wenn wir nur einen Seſſel hätten, damit man ihn ohne Erſchütterung von hier wegbringen könnte; ich will den Wund-Arzt des Generals holen. Ihr, Mamſel, könn't eure Mühe ſparen. Der Mann Caſſio, der hier in ſeinem Blute ligt, war mein beſter Freund. Was für ein Mißverſtändniß war denn zwiſchen euch?

Caſſio.

Keines in der Welt; ich kenn' ihn nicht einmal.

Jago.

Wie? Ihr ſeht ganz bleich aus? -- Oh, tragt ihn doch aus der freyen Luft? -- Bleibt doch hier, meine Gnädige Herren -- (Zu Bianca.) Seht ihr blaß aus, Mamſel? -- Merkt ihr meine Herren, wie verſtört ihre Augen herumfahren? Gut, gut, das bedeutet was, wir werden bald mehr hören. Betrachtet ſie recht, ich bitte euch, ſeht ſie an; ſeht ihr, meine Herren? O, ein böſes Gewiſſen wird reden, wenn alle Sprachen abgegangen wären.

fäße, das Sankt Peter der Apoſtel *) in einem Geſichte ſah) mit allen Arten von reinen und unreinen Thieren angefüllt war, alle Mitglieder die lautre Abſicht haben könnten, eine ganz fehlerfreye Konſtituzion zu machen? So Etwas hätte man wohl mit beſtem Fug meinem vorerwähnten Triumvirat zutrauen können: aber von der Nazional-Verſammlung konnte man, von dem Augenblick an da ſie ihre Vollmacht überſchritt, und ſich ſelbſt zu einer konſtituirenden Macht erklärte, mit der höchſten moraliſchen Gewißheit vorausſehen, daß ſie wenigſtens aus zwey Hauptpartheyen beſtehen werde, von welchen die zahlreichere ſo viel als möglich durch die neue Konſtituzion zu gewinnen, und die andere nichts oder doch ſowenig als möglich durch ſie zu verlieren entſchloſſen ſey; und daß man ſich alſo nicht viel Erſprießliches für das allgemeine Beſte von ihr zu verſprechen habe. Der U. wälzt die Schuld, warum die Konſtituzion nicht fehlerfrey gerathen ſey, auf „die vielen räudigen „Schaafe, die von den alten Uſurpazionen ſo viel „als möglich zu erhalten ſich bemühten". — Alſo auf

*) — „und ich ward entzückt, und ſah ein Geſichte, nehmlich ein Gefäß hernieder fahren, wie ein groß leinen „Tuch, an vier Zipfeln niedergelaſſen vom Himmel, und „kam bis zu mir. Darein ſahe ich, und ward gewahr „und ſahe vierfüßige Thiere der Erde und wilde Thiere und Gewürme und Vögel des Himmels, u. ſ. w. „Apoſtel-Geſch. K. 11. v. 5. u. f."

auf die ſogenannten Ariſtokraten. Aber iſt es oder war es jemahls billig, mit dieſen die moderirten Monarchiſten zu vermengen, welche nicht alte Uſurpazionen, ſondern bloß einige alte Formen beybehalten, und keinem etwas, das ihm von Rechtswegen gebührte, genommen wiſſen wollten? Und wie blindlings muß man zur Fahne der Demagogen geſchworen haben, wenn man die Verhandlungen der erſten Nazional-Verſammlung im Zuſammenhang und en Detail geleſen, und doch nicht geſehen hat, wie viel räudige Schaafe, wie viel Schwärmer, Tollköpfe, Heuchler, Intrigenmacher, böſe Buben aller Art, auch unter der Volks Parthey waren, und wie viel dieſe verkehrten Menſchen dazu beytrugen, daß die Konſtituzion nicht ſo gut wurde, als ſie wahrſcheinlich geworden wäre, wofern man ſie (weil man nun doch keinen Montesquieu, Türgot und Franklin hatte) etwa einem Triumvirat wie Malouet, Du Pont und Roland aufgetragen hätte.

Der U. rechnet unter die Gebrechen, die den Beſtand der Konſtituzion unmöglich machten; „die „Exiſtenz eines von der Nazion nicht ganz „und gar abhängigen Königs.“ Seiner Meynung nach war der Artikel der Konſtituzion, welcher der Geſetzgebenden Macht der Volks-Repräſentanten die Königliche zur Seite — alſo zwey immer auf einander eiferſüchtige Mächte einander entgegen ſetzte, — die Quelle alles bisherigen Unheils.

Ich bin einer andern Meynung. Ich kann mir eine Verfassung denken, in welcher das Volk, vor aller unbilligen Bedrückung und Mißhandlung gesichert, wenigstens so viel persönliche und bürgerliche Freyheit genossen hätte, als das Englische Volk unter seiner, noch immer (mit allen ihren Fehlern) von den Meisten abgöttisch geliebten Konstituzion genießt, ohne daß es nöthig gewesen wäre, den König von der Nazion abhängiger zu machen als es der K. von Großbrittannien ist, und ohne eine so zahlreiche, ansehnliche und brauchbare Menschen-Klasse, als der Adel im Ganzen genommen ist, mit der untersten Sankülotten-Klasse auf gleichen Fuß zu setzen, oder vielmehr gänzlich zu vernichten *). Es würde zu weitläuftig, und (da es schon längst und noch neuerlich oft und gut genug von andern geschehen ist) überflüßig seyn, meine Gedanken hierüber ausführlich zu entwickeln und gegen alle bekannten und möglichen Einwürfe behaupten zu wollen. Beyde Meynungen haben eine scheinbare und eine blinde Seite; für und wider beyde läßt sich (zumahl mit sophistischen Waffen) ins Unendliche

streis

*) Ein grofer Theil des emigrirten Adels, mag wohl (wie so ziemlich die allgemeine Meynung ist) ein Schlag von Menschen seyn, die man überall lieber gehen als kommen sieht, und an denen Frankreich nichts verlohren hat: aber wer kann so ungerecht seyn, dies von allen, oder auch nur von der größten Zahl zu behaupten?

ſtreiten. Aber am Ende würde, weil der Sieg doch immer unentſchieden bliebe, nichts damit gewonnen werden. Denn es iſt ein für allemahl eine ausgemachte Wahrheit, daß — zwar nicht alle Regierungsformen gleich gut — aber daß doch eine jede, ſogar die deſpotiſche, gut genug iſt, wenn ſie von weiſen und guten Männern verwaltet wird: ſo wie, im Gegentheil, die allerbeſte Konſtituzion einem Volke wenig helfen kann, wenn dieſes Volk keine Luſt hat den Geſetzen unterthan zu ſeyn, und wenn die Regenten nicht ſehr verſtändige und tugendhafte Menſchen ſind. Denn Menſchen ſind, ſollen und müſſen die Fürſten allerdings ſeyn: wiewohl ein Menſch, der ein Fürſt iſt, (mit Erlaubniß des Hrn. Ungenannten) nicht — „weiter nichts als ein Menſch," ſondern, von Gottes Gnaden, auch noch ein Fürſt iſt; wenn anders wahr iſt, daß man nicht zu gleicher Zeit das was man iſt, nicht ſeyn kann. *)

*) Was ich hier ſage, lieber U. iſt weder Sophiſterey noch Perſiflage, ſondern die platte Wahrheit. Der König iſt an und für ſich nur ein Menſch und weiter nichts. So muß er betrachtet werden!" — ſagen Sie. Ich ſage: es iſt dem Könige ſehr viele Ehre ein Menſch zu ſeyn; aber vergeſſen ſie nicht, ὦ ἄνθρωπε, daß er ein Menſch iſt, dem das Geſetz und die Einwilligung eines ganzen Volks die Verwaltung der höchſten Autorität und die Fülle der Macht des Staats übertra-

gen

Wir wollen also die Frage, wer über den vorbesagten Punkt recht oder unrecht habe, ad graecas Calendas ausgestellt seyn lassen. Auch den erstaunlichen Gedanken des Ungenannten, daß allem Unheil, das in Frankreich bloß aus der Eifersucht des Volks und seiner eifrigen Freunde gegen den König entstanden seyn soll, dadurch abgeholfen wäre, „wenn die exekutive Macht einem dem Gesetzgebenden Korps völlig subordinirten General der Armee übertragen würde" — überlasse ich dem Urtheil unsrer Leser; denn ich würde doch keine Wendung finden können, um, ohne daß es ein wenig unhöflich klänge, auszudrücken wie mir dieser Einfall vorkommt. Nur möge mir die Neufränkische Republik, falls sie etwa diesem Vorschlag des U. Gehör geben wollte, erlauben, daß ich ihr wohlmeynend rathe, die erste Probe ja mit keinem Julius Cäsar, keinem Antonius, ja selbst mit keinem Oktavianus, der einen Agrippa und Mäcenas zu Rathgebern und Helfern hätte, zu machen. Denn ein Jeder von diesen würde in wenig Jahren (wenn die Umstände ihn nur einigermassen begünstigten) Mittel finden, sich der Armee so gut zu versichern, daß es ihm, zu rechter Zeit und

gen hat. Von einem mit diesem Ansehen und mit dieser Macht bekleideten Menschen kann man nicht sagen, er sey weiter nichts als jeder andre Mensch, oder man sagt etwas sehr albernes.

und Stunde, ein Leichtes wäre, die Bande der Subordinazion, womit ihn das Gesetzgebende Korpus an allen Gliedern gefesselt hätte, wie dort Simson die Stricke der Filister, gleich versengten Fäden von sich zu schütteln.

Also nur noch ein Paar Worte über die Meynung des U. — „der Hauptfehler der Fr. Konstituzion habe darin bestanden, daß sie den König nicht von der Nazion ganz und gar abhängig gemacht habe.“ Ich möchte wohl sehen, was für ein Fantom von König herauskäme, wenn er uns seinen Begriff von einem ganz und gar abhängigen Könige durch eine genaue Entwicklung verständlich machen wollte. Nach meinen Begriffen ist ein König, den man zu einer bloßen Puppe macht, die sich nur nach dem Willen derer, die regiert werden sollen, bewegen kann, so gut als gar kein König. Wollte die Fr. Nazion (wie es damahls ihre Meynung war) eine Monarchie bleiben, so konnte der König, ohne ein ganz unnützes Rad in der Maschine zu seyn, unmöglich noch mehr eingeschränkt werden, als er es durch die Konstituzion wurde. Wenn der U. das nicht begreiffen kann, so lese er Neckers Buch von der vollzichenden Macht in großen Staaten, wo er die Sache in ein sehr helles Licht gesetzt finden wird. Freylich entsprang viel Böses aus der rastlosen Eifersucht der demokratischen Parthey gegen den König und seine Freunde. Aber woher kam

diese

dieſe Eiferſucht? Ich dächte, nunmehr, da der ganze Gang der Sachen vom 14ten Jul. 1789. bis zum 21ten Septemb. 1792. deutlich genug vor Jedermanns Augen liegt, könnte dies gar keine Frage mehr ſeyn. Dieſe Eiferſucht war auf Seiten des unaufhörlich von ſeinen Agitatorn gehetzten Volks freylich nur gar zu reell: aber die Aufhetzer ſelbſt gebrauchten ſie bloß als ein Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen. Das ganze nunmehr ſehr öffentliche Geheimniß iſt: es exiſtierte ſchon anfangs eine Republikaniſche Fakzion in Paris und im Schooße der N. V. ſelbſt, aber ſie war noch zu ſchwach, ihr Haupt zu erheben. Sie arbeitete alſo unter Grund; ſie minierte jeden Artikel der Konſtituzion, der ihrem großen Plan im Wege ſtand, ſo wie er dekretiert wurde; ſie wendete alle nur erſinnliche Mittel an, den König und die aufrichtigen Anhänger der Konſtituzion dem Volk verdächtig und verhaßt zu machen; ſie affiſchierte die grenzenloſeſte Popularität; ſie bemächtigte ſich auf dieſe Weiſe, und durch die mit ihr verbundenen Klubs, die in kurzem beynahe in allen Munizipalitäten den Ton angaben, der Zuneigung und des Vertrauens der untern Volksklaſſen, beſonders der ſogenannten Sankülotten; ſie war immer entweder die unmittelbare Urheberin aller wilden Volksbewegungen und blutigen Auftritte, welche die Revoluzion ſeit drey bis vier Jahren geſchändet haben, oder hatte doch immer die Hände dabey im Spiele. Dieſe Republikaniſche Fakzion

war

war es, die den ſchwachen König, die Miniſter, den Adel und die Kleriſey absichtlich aufs Aeuſſerſte zu treiben ſuchte, um dann die Schuld alles Unheils, deſſen Urheberin ſie ſelbſt war, auf jene ſchieben zu können. Sie war es, deren unermüdetes Beſtreben die Anarchie in Frankreich unterhielt, die Konſtituzion unwirkſam machte, und der vollziehenden Macht mit dem Zutrauen des Volks zugleich alle Autorität, die ihr die Konſtituzion gegeben hatte, theils durch hinterliſtige, theils durch gewaltſame Mittel raubte — und in dieſem allem ihren Plan ſtandhaft und zweckmäßig ſo lange verfolgte, bis ſie endlich am 10ten Auguſt und 21ſten Sept. ihre Bemühungen durch den erwünſchten Erfolg gekrönt ſah *). Dieß iſt der wahre Schlüſ-

ſel,

*) Ne ſic quidem male! werden die Liebhaber popularer Staaten ſagen. — Ich ſage, das wird der Erfolg lehren müſſen. Es iſt möglich, daß dieſer Ausgang der Sachen für die Nazion der beſte war; wiewohl die Rädelsführer der Fakzion, die dabey am geſchäftigſten war, die Roberspierre, Merlin, Danton, Marat, u. ſ. w. ohne Zweifel ein näher liegendes Intereſſe haben, als das allgemeine Beſte. — Wie dem aber auch ſeyn mag, der Ausgang rechtfertigt die geſetzwidrigen Mittel nicht, wodurch er ſchon von langem her vorbereitet und nach und nach herbeygeführt wurde. Wenn man auch zugeben muß, daß die Revoluzion vom 10ten Auguſt zur Rettung Frankreichs nöthig war: ſo kann ich (wenigſtens ſo lange bis ich andere und beſ-

sel, der uns einen groſsen Theil von dem Inwendigen der Revoluzion aufschlieſst, und ohne den es mir unmöglich scheint, in den stürmischen, und wie Meereswogen sich über einander herwälzenden Begebenheiten derselben klar zu sehen.

Ich will indessen keineswegs behaupten, weder daß der König und seine Freunde ohne alle Schuld gewesen; noch daß die republikanische Parthey, oder die sogenannten Jakobiner, aus lauter herrschsüchtigen Demagogen, Brauseköpfen, Schwärmern, Tollhäuslern und Böſewichtern bestanden habe, wie die Aristokraten und ihr Anhang der Welt vergebens haben vorspiegeln wollen. Unläugbar befanden sich unter dieser Parthey auch redliche Männer, wie Roland, Vergniaux, u. a. die aus Ueberzeugung an republikanischen Grundsätzen hiengen, wiewohl sie, vermöge ihres moralischen Karakters, nicht alle Mittel billigen oder an allen Vorkehrungen Theil nehs

bessere Aufschlüsse über den wahren Gang der Sachen erhalte) nicht anders als glauben, daß der König, wenn er, vom Oktober 1791. an, mehr Zutrauen und guten Willen von Seiten der Volksparthey gesehen hätte, und durch die Betriebe der Demagogen und Kordeliers nicht immer mehr und mehr in die Enge und zuletzt aufs äusserste getrieben worden wäre, die für ihn selbst so fatalen Maasregeln schwerlich ergriffen hätte, die eine zweyte Revoluzion zu Rettung der Freyheit nothwendig machten.

nehmen konnten, wodurch die brennenden Patrioten die Umschaffung der Monarchie in eine pure Demokratie zu bewirken suchten. Diese wohlgesinnten Freunde der Demokratie würden wahrscheinlicher Weise, da sie alle gewaltsame und blutige Mittel verabscheuten, die Republik nie zu Stande gebracht haben. Nachdem aber die zweyte Revoluzion vom 10ten August einmahl erfolgt war, mußten sie es, ihren Grundsätzen gemäß, nothwendig für Pflicht ansehen, zu Herstellung einer neuen Ordnung der Dinge, und zwar derjenigen, die nach ihrer Ueberzeugung der Nazion die zuträglichste war, aus allen Kräften mitzuwirken. Und da die Sachen einmahl so weit gekommen waren; und es sich nun immer mehr offenbarte, daß die Nazion nach und nach mit republikanischen Ideen und Maximen vertraut geworden, und, in der Nothwendigkeit — sich entweder für die ganz verhaßt gewordene Monarchie oder für die Republik zu erklären, unfehlbar die letztere vorziehen werde: so blieb nun auch den moderierten Monarchisten, d. i. denen, die zwar bisher an der monarchischen Form, aber doch noch stärker an Vaterland, Freyheit und Gleichheit hiengen, da dem König nun einmahl nicht mehr zu helfen war, nichts anders übrig, als sich an die republikanisch Gesinnten anzuschliessen: und so kam es dann, daß eben dieser 10te August, der so viel momentanes Unheil anrichtete, der das Reich in eine allgemeine Anar-

chie

Fünfte Scene.

Aemilia zu den Vorigen.

Aemilia.

Ums Himmels willen, was giebt's hier? Was giebt's hier, Mann?

Jago.

Cassio ist hier im Dunkeln von Rodrigo und seinen Gesellen, welche entsprungen sind, angefallen worden; er ist übel verwundet, und Rodrigo todt.

Aemilia.

O Jammer! der arme Cavalier! der arme, gute Cassio!

Jago.

Das sind die Früchte vom Huren-Leben -- Ich bitte dich, Aemilia, geh, frage den Cassio, wo er heute zu Nacht gegessen habe -- (zu Bianca.) Wie, zittert ihr vor dieser Frage?

Bianca.

Er aß in meinem Hause zu Nacht, aber ich zittre nicht deßwegen.

Jago.

O, that er das? -- ich arretiere euch hier -- kommt mit mir.

Aemilia.

chie zu stürzen und das furchtbare Zeichen zu einem allgemeinen Bürgerkrieg zu geben schien, — daß, sage ich, dieser 10te August gerade das Gegentheil bewirkte; daß von diesem Tage an das allgemeine Gefühl der andringenden Gefahr des Vaterlandes auf einmahl alle Partheyen in Eine zusammendrängte, *) und eine Zusammenberufung neuer Repräsentanten der Nazion bewirkte, deren erste öffentliche Handlung war, die königliche Würde einhellig abzuschaffen, und Frankreich für eine freye Republik zu erklären; — eine Handlung, die, eben darum weil sie nun der allgemeine Wille der großen Majorität des ganzen Volkes war, in wenigen Tagen jene unerwarteten Wirkungen hervorbrachte, womit Teutschland und ganz Europa im abgewichnen Oktober überrascht wurde.

(5) Der Ungenannte löset hier den furchtbaren Knoten, an welchem das Schicksal der Völker hängt, wie ein anderer Alexander, mit einem einzigen Hieb; unbekümmert (wie es scheint) was die

*) „Auf wie lange?" — hört man diejenigen fragen, denen es nur desto lieber ist, wenn es in Frankreich recht bunt durch einander geht. Freylich, so lange es Roberspierrots und Maratisten geben wird, die, durch einen unverletzbaren Karakter beschützt, den Nazionalkonvent öffentlich mit neuen Insurrekzionen bedrohen dürfen: so lange ist wohl an keine Harmonie und innere Ruhe zu denken. Sed dabit Deus his quoque finem.

die Folgen davon seyn würden, wenn seine Behauptung, so roh und unbestimmt als er sie vorträgt, auf einmahl in die Köpfe einiger Millionen roher Menschen übergienge. Aber desto nöthiger ist es, daß sich alle wahren Volksfreunde unter den Schriftstellern, — und wahre Volksfreunde sind gewiß auch allenthalben gute Bürger, und nicht bloß (wie der Ungenannte sich ausdrückt) sogenannte sondern aufrichtig getreue und freywillige Unterthanen des Gesetzes und der gesetzmäßigen Obrigkeit — sich überall mit mir vereinigen, in einer Materie von diesem Belang das Wahre von dem Falschen und Uebertriebenen abzusondern, und, da es doch nun einmahl über diese, an sich selbst und ihrer Folgen wegen, mit der äussersten Behutsamkeit zu behandelnde Materie auch in Teutschland zur Sprache gekommen ist, die Maximen, die uns durch zwey gleich gefährliche Klippen sicher hindurch helfen können, aus bestimmten Begriffen zu entwickeln. Die Sache ist zu wichtig, um nicht die hellesten Köpfe der Nazion zu einer so wohlthätigen Arbeit aufzufordern. Ich, an meinem wenigen Theil, schränke mich für diesmahl bloß darauf ein, die folgende ins Kurze zusammengezogene Darstellung meiner Gedanken über diesen Gegenstand der öffentlichen Prüfung auszusetzen; mit der Vorerinnerung, daß man sich nicht irren lasse, wenn ich, um die Richtigkeit meiner letzten Sätze desto augenscheinlicher zu machen, auf die ersten Grundbegriffe zurückführe.

I. Der Mensch kann das, was er vermöge seiner Natur seyn und werden soll, nur im Stande bürgerlicher Gesellschaft werden. *) Eine bürgerliche Gesellschaft aber, wenn sie auch ohne eine gesetzmäßige Regierung unter gewissen Umständen bestehen könnte, kann doch ohne sie nicht zu dem Grade von Kultur und Wohlstande gelangen, wozu sich der Mensch, vermöge seiner Natur, emporzuarbeiten bestimmt ist. Es muß also unter jedem Volke, das in bürgerlicher Gesellschaft bereits eine gewisse Stufe von Kultur erstiegen hat, nothwendig eine gesetzmäßige Regierung seyn.

II. Das erste, womit eine erst zusammentretende oder werdende bürgerliche Gesellschaft sich, als solche, beschäftigen muß, ist, über die Gesetze ihrer Grundverfassung, oder über die Konstituzion einig zu werden, welche die Rechte und Oblie-

*) Bürgerliche Gesellschaft heißt (mit Erlaubniß einiger Herren und Damen, die das Wort bürgerlich hier irre machen könnte) nicht eine Gesellschaft von *cotuiers*, sondern bedeutet just so viel als politische Gesellschaft oder Staat; und der Nahme Bürger kommt in dieser Bedeutung jedem Gliede der politischen Gesellschaft, von welcher Klasse es übrigens sey, in gleichem Maaße zu. Uebrigens werde ich mit niemand hadern, der zwischen politischer und bürgerlicher Gesellschaft einen meines Erachtens unnöthigen Unterschied macht, und den Begriff der letztern soweit ausdehnt, daß auch die unpolizierten kleinen Völkerstämme der wilden Indianer in Nord- und Süd-Amerika in bürgerlicher Gesellschaft leben.

Obliegenheiten aller Glieder der Gesellschaft gehörig bestimmt, und die Fragen entscheidet, von wem und in welcher Form die Gesellschaft nach den Gesetzen regiert seyn will.

III. Vermöge der Natur der Sache ist jedes Glied einer werdenden bürgerlichen Gesellschaft allen andern darin gleich, daß es Mensch, d. i. ein vernünftiges, sich selbst durch den Gebrauch seiner Vernunft bestimmendes Wesen, folglich eine freye Person ist, die nie, unter keinerley Vorwand, die Sache eines andern Menschen werden, oder von einem andern, wider seinen freyen Willen, als bloßes Mittel oder Werkzeug zu seinem Privatnutzen gebraucht werden kann. Nehmt einem Menschen die Vernunft, so sinkt er in die Klasse des Viehes herab, dessen sich die Menschen als lebendiger Maschienen zu ihrem Nutzen bedienen, und das nur dieser Benutzung wegen von ihnen gefüttert wird. Erhöhet hingegen (wenn es möglich wäre) ein Pferd zu der vernünftigen Natur der Swiftischen Huyhnhnms, so würde es eben so unnatürlich und ungerecht seyn, ein solches Geschöpf vor einen Pflug oder Wagen zu spannen, als es ungerecht und unnatürlich ist, einen Menschen zum Sklaven zu machen, oder Menschen deren Freyheit man selbst anerkennt, als Sklaven zu behandeln. *)

*) Daß dieses letztere in den meisten (wo nicht in allen) Europäischen Staaten und vielleicht allgends auffallender

IV. Es kann also kein Mensch in irgend eine bürgerliche Gesellschaft zu treten, oder in derselben wider seinen Willen zu bleiben, mit Gewalt gezwungen werden; und alle einzelnen Glieder, die sich zu Errichtung einer solchen Gesellschaft vereinigen, haben bey der Frage, von wem, in welcher Form, und nach welchen Gesetzen sie regiert werden wollen, gleiches Stimmrecht, und können nicht gezwungen werden, andern Gesetzen zu gehorchen, als solchen, von welchen sie überzeugt sind, daß sie nothwendige Bedingungen zu Erhaltung des allgemeinen Zwecks der Gesellschaft sind, d. i. welche ihre eigene Vernunft ihnen zu Gesetzen macht — oder (was eben dasselbe ist) zu welchen sie ihre freye Einwilligung gegeben haben.

V. Der letzte Zweck, zu dessen Erreichung eine Regierung in jeder bürgerlichen Gesellschaft angeordnet werden muß, ist — nicht sowohl der mög-

der als dermahlen in eben diesem Frankreich, das auf seine anarchische Freyheit so stolz ist, nur zu oft geschehe, ist eine zu notorische Thatsache, um geläugnet werden zu können, und gehört ja wohl unter die schreyendsten Mißbräuche und Gebrechen, denen allenthalben, wo sie, mehr oder weniger, als Folgen alter Vorurtheile und barbarischer Einrichtungen noch im Schwange gehen, je bälder je lieber abgeholfen werden sollte.

möglichſte Wohlſtand des Ganzen *) als die allgemeine Sicherheit, d. i. die Privatſicherheit eines jeden einzelnen Gliedes der Geſellſchaft vor allen Arten von Kränkungen ſeines Menſchen- und Bürger-Rechts; eine Sicherheit, welche die Grundlage aller menſchlichen Glückſeligkeit, und zwar nicht der einzige, aber doch der erſte Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaft iſt.

VI. Es iſt alſo eine weſentliche Bedingung des Vertrags, der einer jeden ſich erſt formierenden bürgerlichen Geſellſchaft zum Grunde liegt, daß die von allen Gliedern genehmigte Konſtitution, folglich auch die Form der Regierung, die ein weſentlicher Theil derſelben iſt, unverändert beybehalten werde; es wäre dann, daß

*) Denn dieſer iſt und muß eine natürliche Folge der bürgerlichen Freyheit ſeyn, vermöge deren ein Jeder berechtigt iſt, ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte ſowohl als ſein Vermögen, ohne abſichtliche Beſchädigung eben deſſelben Rechts aller übrigen, zu Beförderung ſeines eigenen Wohlſtandes nach Gefallen zu gebrauchen. Doch gilt dies hauptſächlich nur von großen Staaten, wo der Wohlſtand des Ganzen deſto blühender iſt, je weniger die Regierung ſich anmaßt, der Thätigkeit und Betriebſamkeit der Bürger Richtung zu geben, oder Maaß und Ziel zu ſetzen: da es hingegen in kleinen Staaten oft ſehr nöthig iſt, daß die Regierung dem Unverſtande, der Trägheit oder dem Unvermögen der Bürger zu Hülfe komme, u. ſ. w.

sie unter veränderten Umständen, zu Erreichung des letzten Zwecks der Gesellschaft untauglich würde, oder daß der allgemeine Wunsch irgend eine wichtige Verbesserung derselben verlangte.

VII. In beyden Fällen muß das Mittel, wodurch man den Gebrechen der Verfassung abhelfen will, so beschaffen seyn, daß das erste Grundgesetz der Gesellschafe, die öffentliche und Privat-Sicherheit der Personen und des Eigenthums, oder, das Gesetz, welches alle gewaltthätige Handlungen verbietet, nicht dadurch verletzt werde. Es giebt aber (soviel ich erkennen kann) nur Ein solches Mittel, nehmlich, wenn die Gesellschaft einhellig, mit ruhiger Entschlossenheit, ohne Tumult und Gewaltthätigkeiten, erklärt, „daß sie, vom Gefühl der Nothwendigkeit der vorzunehmenden Verbesserung durchdrungen, fest entschlossen sey, mit allen ihren Kräften zu Bewirkung derselben thätig zu seyn; ein Recht, das ihr, ohne Verletzung der wesentlichen Menschheitsrechte, nicht streitig gemacht werden kann, und welches sie auch in jedem Falle, da ihr von dem Regenten etwas erweislich ungerechtes und gemeinschädliches zugemuthet werden wollte, auszuüben befugt ist. In diesem Falle muß zwar allerdings eine sehr überwiegende Majorität als allgemeiner Wille betrachtet werden; jedoch giebt dies der Majorität kein Recht, die Minorität, wegen ihres Widerspruchs feindselig zu behandeln;

dein; und nur wenn dieſe letztere geſetzwidrige Mittel ihren Willen durchzuſetzen anwendet, und dadurch dem geſellſchaftlichen Vertrag an ihrem Theil thätlich entſagt, kann und muß ſie aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen werden *).

VIII. Eine Geſellſchaft, die ſich ſelbſt zu einem bürgerlichen Staat organiſiert, (eine Unternehmung, welche natürlicher Weiſe vorausſetzt, daß die Zahl ihrer Mitglieder ſehr anſehnlich oder ſonſt günſtig genug ſituiert ſey, um ſich von andern Staaten unabhängig erhalten zu können) beſitzt, da ſie die Macht hat ſich ſelbſt Geſetze zu

*) „Wenn der Grundſatz, daß eine Veränderung der Konſtituzion das Werk einer allgemeinen Uebereinſtimmung „ſeyn und ohne gewaltſame Mittel bewirkt werden „müſſe, richtig iſt, was muß man alſo von den beyden franzöſiſchen Revoluzionen, der vom 14ten Jul. „1789. und der vom 10ten Auguſt 1792. urtheilen?" — Meiner Meynung nach ſind ſie bloß als eine geſchehene Sache, und, wenn die Frage von der Recht- oder Unrechtmäßigkeit ihrer Mittel iſt, als einzelne Ausnahme von der allgemeinen Regel anzuſehen. Es giebt Nothfälle, wo das Geſetz der Selbſterhaltung alle andere verſchlingt. Aber ſolche Fälle ſind keine Gegenſtände allgemeiner Geſetze. Der Fall, worin ſich die franzöſiſche Nazion im Jul. 1789. befand, iſt vielleicht einzig in ſeiner Art; wenigſtens kenne ich keine europäiſche Nazion, auf die er anwendbar wäre.

geben und eine ihr beliebige Regierung oder Staatsverwaltung anzuordnen, in so fern, unstreitig alle und jede Befugnisse, die gewöhnlich unter dem Worte Souveränität begriffen werden. Und warum dies anders, als weil jeder einzelne Mensch, so lange er sich keinen bürgerlichen Gesetzen unterworfen hat, Souverän über sich selbst d. i. ein freyes und unabhängiges vernünftiges Wesen ist; und die ganze Gesellschaft also, als Eine moralische Person betrachtet, just so viel Rechte hat, als alle einzelne Glieder derselben zu ammengenommen? Denn das Recht, nicht die physische Macht, ist die wahre Quelle der Souveränität; wiewohl Macht nöthig ist, um das Recht gegen gewaltsame An- und Eingriffe behaupten zu können.

IX. Allein eine so zahlreiche Gesellschaft, als ein ganzes Volk ist, kann von dieser ihrer ursprünglichen Souveränität nur Einmahl, und, so zu sagen, nur auf einen einzigen Moment, Gebrauch machen, nehmlich um die Grundgesetze (durch welche sie theils ihre Rechte sicher stellt, theils ihrer eigenen Willkühr Schranken setzt) und die Form der Regierung festzusetzen, welcher sie unter gewissen Bedingungen ihre Souveränität überträgt, und welcher, von dem Augenblick ihrer Einsetzung an, alle Glieder derselben Gehorsam und Treue schuldig sind.

X. Wie vorſichtig die Geſellſchaft, um ihre angelegenſten Rechte ſicher zu ſtellen, hiebey zu verfahren habe, davon kann diesmahl, da ich mich nicht zu weit von der Hauptſache entfernen darf, eben ſo wenig die Rede ſeyn, als davon, bey welcher unter den verſchiedenen möglichen Regierungsformen das Volk für den wirklichen Genuß ſeiner Rechte am wenigſten zu beſorgen habe? Genug, die durch den allgemeinen Willen einmahl feſtgeſetzte Regierungsform mag demokratiſch oder ariſtokratiſch oder monarchiſch oder gemiſcht oder gar deſpotiſch ſeyn: in allen dieſen Fällen erfordert das erſte Grundgeſetz der bürgerlichen Geſellſchaft (die allgemeine Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums) daß die einmahl beliebte Form der Regierung von allen Gliedern der Geſellſchaft garantiert, folglich durch die öffentliche Macht beſchützt, und jeder gewaltſame Verſuch, welchen einzelne Glieder oder Partikulargeſellſchaften machen wollten um dieſelbe abzuändern, oder der geſetzmäßigen Regierung (unter welchem Vorwand *) es ſey) den Gehorſam

*) Den oben ſchon erwähnten Fall ausgenommen, wenn der Fürſt oder die Obrigkeit den Unterthanen etwas offenbar ungerechtes und gemeinſchädliches zumuthen wollte. Denn einen blinden und alles leidenden Gehorſam könnte man (wenn Menſchen Sklaven ſeyn dürften) nur von Sklaven fodern.

Aemilia.

O ſy, die garſtige Hure!

Bianca.

Ich bin keine Hure, ich bin eine ſo ehrliche Frau als ihr, die mich ſo beſchimpfet!

Aemilia.

Als ich? Pfuy, das garſtige Ding!

Jago.

Meine liebſten Herren, wir wollen dafür ſorgen, daß Caſſio verbunden wird. Kommt, Mamſell, wir wollen euch ſchon die Zunge löſen. Aemilia, lauſt ihr in die Citadelle, und ſagt dem General und der Gnädigen Frauen was begegnet iſt: Wollt ihr voran gehen? -- (vor ſich.) Der Ausgang dieſer Nacht wird mein Glük oder meinen Untergang entſcheiden.

[Sie gehen ab, Jago zulezt.]

ſam zu entziehen, für ein Verbrechen gegen den Staat erklärt werde *). Dieß muß, vermöge der

*) Ein Staat der aus Menſchen beſteht und von Menſchen regiert wird, kann ohne mancherley Unvollkommenheiten und Gebrechen nicht exiſtieren; die vortreflichſte Konſtituzion hat die ihrigen. Je länger ſie dauert, je ſichtbarer und nachtheiliger werden die Folgen des Umſtandes, daß es auch dem weiſeſten Geſetzgeber unmöglich iſt, die Wirkung des unmerklichen, aber unaufhörlichen Reibens des Eigennutzes der Einzelnen an den Rädern, deren Bewegung das Ganze in Ordnung erhalten ſoll, ganz unſchädlich zu machen und aufzuheben. Auch in dem glücklichſten Staat und unter der beſten Regierung wird es alſo nie an Beſchwerden und Klagen fehlen; und wofern nicht das Geſetz ſowohl die Regierungs-Verfaſſung als die Perſonen der Regenten für unverletzlich erklärte; wofern es der Willkühr derjenigen, die durch den geſellſchaftlichen Vertrag ſelbſt zum Gehorſam gegen die Geſetze und ihre Handhaber verbunden ſind, überlaſſen wäre, die Verfaſſung und Regierung nach Belieben und einer jeden wohlgegründeten Beſchwerde wegen abzuändern: ſo würde wahrſcheinlich keine Verfaſſung länger dauern als die einſt ſo hochgeprieſene franzöſiſche Konſtitnzion, von welcher eben daſſelbe Volk, das ſie ſo oft mit Jubel und Wonnegefühl aufs feyerlichſte beſchwur, jetzt mit Verachtung und Abſcheu ſpricht, und in den greuelvollen Mordſcenen der erſten Septembertage die Anhänglichkeit an dieſelbe, die vor kurzem noch Patriotismus hieß, als Hochverrath mit unmittelbarem Tode beſtrafte.

der Natur der Sache, ein Grundgeſetz in jedem Staate ſeyn; denn ohne daſſelbe wäre die Ruhe und Sicherheit des Ganzen ſowohl als einzelner Glieder in beſtändiger Gefahr; der Staat würde unaufhörlich zwiſchen Fakzionen hin und her geworfen, und das Reich des Geſetzes könnte nie zu Stande kommen.

XI. Die Rede war bisher von einer bürgerlichen Geſellſchaft, die durch einen förmlichen Vertrag von einer hiezu hinlänglichen Anzahl freyer, unabhängiger Menſchen erſt errichtet wird. Aber, von jeher haben nur wenige Staaten ihren Urſprung und ihre Einrichtung einem ſolchen Vertrag zu danken gehabt. Die meiſten ſind, Kraft des fälſchlich ſo genannten Rechts der Eroberung, auf das berüchtigte *jus divinum* des Stärkern (alias Fauſtrecht, Knittelrecht, Schwerdt- oder Nazionalpiken-Recht) gegründet worden. Da aber die bloße Gewalt kein Recht geben kann: ſo wird wohl in unſern Tagen, — da es glücklicher Weiſe dahin gediehen iſt, daß keine Art von Sankzion Unſinn länger zu Wahrheit ſtempeln kann, — niemand mehr ſich erdreiſten wollen, eine Regierung, die keinen beſſern Grund ihrer Rechtmäßigkeit aufzuweiſen hätte als das beſagte Jus divinum — des Blitzes der Orkane, Waſſerfluthen, Erderſchütterungen u. ſ. w. — für rechtmäßig zu erklären.

XII.

XII. Eine Masse von Menschen also, zu deren unumschränkten Herren ein gekrönter oder ungekrönter Räuber (mit einem höflichern Worte Eroberer genannt) sich mit Gewalt aufgeworfen hat, und mit denen er nun nach Willkühr als mit seinem Eigenthum verfährt — eine solche Menschenmasse ist keine bürgerliche Gesellschaft, ein solcher Räuber, so lang er sich keinen bessern Titel erwirbt als das Recht des Stärkern ihm geben kann, ist kein rechtmäßiger Regent; er ist ein Tyrann, von dessen Joche sich durch jedes zweckmäßige Mittel zu befreyen, recht ist.

XIII. Es lassen sich aber verschiedene Wege denken, wie aus einer, in ihrem Ursprung unrechtmäßigen Alleinherrschérey, eine rechtmäßige Regierung werden kann.

1) Ein Volk kann bisher von einer willkührlich, unweislich und tyrannisch regierenden Obrigkeit gedruckt worden seyn, und sich dem Eroberer, zu welchem es mehr Vertrauen hat, willig unterwerfen.

2) Wenn dies auch Anfangs nicht der Fall war, so kann entweder der Eroberer selbst sich in der Folge durch eine gerechte, gesetzmäßige, und wohlthätige Regierung die allgemeine Liebe und mit ihr die willige Unterwerfung des Volks erwerben; oder diese Verwandlung einer ursprünglich bloß auf Eroberung gegründeten Herrschaft in eine gesetzmäßige Regierungsform kann

3)

3) unter seinen Nachfolgern, auf einmahl oder stufenweise, zu Stande kommen.

XIV. Man müßte der Geschichte, den unläugbarsten Urkunden und dem Augenschein widersprechen, wenn man läugnen wollte, daß diese Umbildung oder Verwandlung, auf eine den Bedürfnissen und rechtmäßigen Wünschen der Völker mehr oder weniger günstige Art und Weise, mit allen ehmahls von Nordischen und Oestlichen Barbaren eroberten und unterjochten Ländern in Europa wirklich vorgegangen ist. Vielleicht wäre die Wahrheit richtiger ausgedruckt, wenn ich sagte: sie habe überall früher oder später angefangen, sey noch immer im Fortschreiten, und dem Punkt von Vollkommenheit, der das Ziel einer jeden bürgerlichen Gesellschaft seyn soll, mehr oder weniger nahe. Es ist hier nicht der Ort hierüber mehr zu sagen: genug, daß in diesem Augenblicke in ganz Europa kein einziger Fürst regiert, von welchem man mit Wahrheit sagen könnte, daß er seine Macht nicht durch die Konstitution des Staats habe, daß er bloß willkührlich und nicht nach positiven Gesetzen regiere, und daß er nicht (wäre es auch nicht immer aus den lautersten Beweggründen) sein eigenes Interesse mit dem Wohl seiner Unterthanen verbunden glaube.

XV. Indem ich dieses, ohne Furcht einer feigen Schmeicheley mit Grund beschuldigt zu werden,

den, behaupte, bin ich weit entfernt, zugleich mitbehaupten zu wollen, daß auch nur ein einziger Staat in Europa existiere, dessen Konstitution, Gesetzgebung, Justizverfassung und Polizey, Staats-Oekonomie, militärische Einrichtung, Religions- und Erziehungswesen, u. s. w. nicht mehr oder weniger wichtige Verbesserungen nöthig hätte; oder, daß nicht hie oder da (wiewohl meistens ohne Schuld der Regenten,) die Gesetze zuweilen durch willkührliche Ausnahmen durchlöchert oder sonst elydiert würden; oder daß es nicht Fälle gäbe, wo die Art und Weise, wie das Beste der Unterthanen dem vermeynten Interesse des Regenten subordiniert wird, vor einem Richter-Triumvirat wie Aeakus, Minos und Rhadamantus, nicht zu vertheidigen seyn möchte.

XVI. Allein alle diese Mängel und Gebrechen, wovon (soviel ich weiß) alle grossen und kleinen Staaten von Europa, die republikanischen sowohl als die monarchischen, mehr oder weniger gedrückt werden, wenn sie auch weit größer wären als sie wirklich sind, können keinen rechtmäßigen Grund abgeben, durch schwärmerische Reden und Schriften, durch ungebührliche Ausdehnung der Rechte des Volks, durch übertriebene Deklamazionen gegen die natürlichen Mängel der monarchischen Regierungsform (die durch große Vortheile kompensiert werden) oder gegen die Fursten (deren

größter

gröſster Fehler iſt, daß ſie Menſchen ſind wie wir andern) oder durch heimliche und öffentliche Revoluzions-Geſellſchaften, (unter was für mildernden Nahmen man ſie auch der öffentlichen Ahndung entziehen will) die Völker zum Aufſtand und zu Revoluzionen aufzureitzen, deren Lenkung, wenn ſie einmahl ausgebrochen ſind, Niemand mehr in ſeiner Macht hat, und die (wie das Beyſpiel Frankreichs nun bald vier Jahre lang nur gar zu augenſcheinlich lehrt) ſo unendlich viel Unheil, Verbrechen und Elend nach ſich ziehen, daß nur ein Gott vorherſagen könnte, ob alles Gute, ſo man ſich mit Wahrheit von der abgezielten Staatsveränderung verſprechen kann, die ungeheure Summe der Uebel, womit man es durch ein ſo gefährliches Mittel zu erkaufen hofft, jemahls überwiegen werde. — Dieſes Mittel würde ſchon darum, weil es ſo gefährlich iſt, nie zu rathen ſeyn: aber es iſt nicht bloß gefährlich, es iſt auch unrechtmäßig, da es, (wie oben gezeigt worden iſt) geradezu gegen das erſte Grundgeſetz aller bürgerlichen Geſellſchaft anſtößt. Es läßt ſich, wie geſagt, nur ein einziger Fall, als Ausnahme von dieſem Geſetz denken, — der unglückliche Fall nehmlich, wo die Majorität der Nazion ihre heiligſten Rechte (Güter ohne welche das Leben ſelbſt kein Gut iſt) gegen eine zu ihrem Verderben verſchworne und bewaffnete Minorität mit Gewalt zu vertheidigen genöthigt iſt. Dies war der Fall der franzöſiſchen Revoluzion vom

14. Jul.

14. Jul. 1789. — eine Revoluzion, die damahls von ganz Europa beynahe einhellig gebilliget wurde, und, nach der damahligen Stimmung des franzöſiſchen Volks, ein ſehr groſſes Gut mit verhältnißmäßig unbedeutenden Opfern erworben haben würde, wenn nicht auf der einen Seite die ſogenannten Ariſtokraten, auf der andern einige herrſchſüchtige Demagogen durch einen gemeinverderblichen Kampf die Sachen von einer Extremität zur andern getrieben hätten.

Man wird mir vielleicht einwerfen: ein Volk hätte alſo, meiner Theorie zu Folge, kein erlaubtes Mittel, ſich einer ungerechten und unterdrückenden Regierung zu entledigen, und müßte aller Hoffnung ſeinen gerechteſten Beſchwerden abgeholfen zu ſehen, auf ewig entſagen; indem es in keinem Staat jemahls an einer Anzahl Menſchen von Gewicht und Einfluß fehlen werde, deren Privat-Intereſſe es iſt, alle Verſuche und Bemühungen zu jenem gemeinnützigen Zwecke zu vereiteln, und, in dieſer Rückſicht, ſogar den guten Willen der beſten Fürſten unkräftig zu machen. —

Dieſe Einwendung fände alsdann ſtatt, wenn nicht (vermöge der in den vorſtehenden Paragrafen entwickelten Theorie) das Recht, ſeine Beſchwerden und überhaupt alle Forderungen, die das Volk Kraft der Natur des geſellſchaftlichen Vertrags zu machen hat, dem Regenten vorzutragen, oder das was man jetzt in Frankreich droit de *petition*

tion nennt, nicht unter die wesentlichen und unverlierbaren Rechte des Volks gehörte, deren gehörige Ausübung demselben (eben darum, weil sie in dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft gegründet und eine von den Bedingungen ist, unter welchen ein Volk sich einer Regierung unterwirft) ohne Verletzung des ersten Grundgesetzes nicht verwehrt werden kann.

Natürlicher Weise setze ich hiebey eine Stufe von Kultur voraus, *) auf welcher die ächten Begriffe von Menschen und Bürger-Rechten, vom gesellschaftlichen Vertrag, von dem Wesen einer rechtmäßigen Regierung und dem Umfang ihrer Pflichten sowohl, als den Grenzen ihrer Rechte, ins Klare gesetzt und berichtiget sind, und so wenig als Geheimnisse behandelt werden, daß sie vielmehr für ein Eigenthum aller Menschen, in sofern sie vernünftige Wesen sind, anerkannt werden, welches ihnen rauben zu wollen, eine schreyende Verletzung der Menschheits-Rechte wäre, und einer Regierung, die sich dessen schuldig machte, alles Vertrauen des Volks entziehen würde. Steht eine Nazion einmahl auf dieser Stufe der Kultur, so bedarf es keiner Täu-

*) Ohne diese Voraussetzung, mein lieber U. — z. B. in der Epoke unsers Kayſers Ferdinand II. und des Kardinal von Richelieu, würde eine Dispüte, wie die unsrige, gar nicht möglich gewesen seyn.

Täuschungen noch Scharlatanerien mehr, um der Regierung die nöthige Autorität zu verschaffen. Die Wahrheit darf frey und laut gesagt werden; denn sie ist den Regenten eben so günstig als den Unterthanen; beyder Theile wechselseitige Rechte und Pflichten stehen gleich fest, ruhen gleich sicher auf der ewig unwandelbaren Grundwahrheit, „daß die Menschen bloß zur Sicherstellung ihrer Rechte in bürgerliche Gesellschaft getreten sind; daß also alle Regierung (sie sey nun mehrern Personen oder einer einzigen aufgetragen) bloß zum Besten des Volks konstituirt ist, folglich auch die Unverletzbarkeit der Regenten und ihrer Rechte auf keinem andern Grund beruht als die Unverletzbarkeit der Rechte des Volks, d. i. aller übrigen Theilnehmer des gesellschaftlichen Vertrags."

So bald diese Wahrheiten einmahl für das was sie sind und ewig bleiben werden, anerkannt sind, (und dieß, dünkt mich, ist das Glück der Zeit-Epoke worin wir leben) so ist nicht so leicht mehr zu befürchten, daß eine Regierung unweise genug seyn werde, sich der Remedur gerechter Beschwerden, der Abstellung notorischer oder erwiesener Mißbräuche und Kränkungen der wesentlichsten Volksrechte, entziehen zu wollen, sobald diese Remedur als allgemeiner Wunsch und Wille, in dem Ordnungsmäßigen Wege der Petizion, mit dem freymüthigen und festen Ton, zu welchem

jeder

jeder Bürger des Staats berechtigt ist, und zu gleich mit dem Zutrauen und der Ehrerbietung, die der gesetzmäßigen Obrigkeit gebührt, zu Tage gelegt wird. Und wenn dann in einer solchen Epoke noch das Beyspiel einer benachbarten großen Nazion hinzukommt, welche auf einmahl die Bande aller Arten von Autorität abschüttelt, jeder seit Jahrhunderten in ihrer Mitte konstituierten Macht den Gehorsam aufkündigt, das ganze bisherige Staatsgebäude umwirft, sich selbst alle Arten von willkührlichen Handlungen eines tyrannischen Despotismus erlaubt, und ihren einst beynahe vergötterten Monarchen, nach einer langen Reihe der schmählichsten Mißhandlungen, endlich als einen Missethäter zum Tode zu verurtheilen im Begriff ist, wenn, sage ich, ein solches Beyspiel noch hinzukommt; wenn, zu eben dieser Zeit, die besten Köpfe der besagten Nazion allen Kräften der Beredsamkeit und des Enthusiasmus aufbieten, um eine schwärmerische Freyheits- und Gleichheits-Theorie überall auszubreiten; an der Spitze ihrer in benachbarte Länder eindringenden Heere sich zu Aposteln der neuen Lehre aufwerfen, und keine Verführungskünste sparen, um diesem politischen Evangelium der Demokratie vornehmlich unter den niedern Volks-Klassen Proselyten zu verschaffen: in einem solchen Momente wird gewiß jeder wahre Volksfreund, jeder biedere Teutsche mit mir übereinstimmen, daß es für die Ruhe und das Glück der Staaten,

Sechste Scene.

[Ein Schlaf-Zimmer. Desdemona in einem Bette, wovon der Vorhang halb weggezogen iſt.]

Othello tritt mit einem Degen in einer, und einem Licht in der andern Hand auf.

Othello.

Die Beleidigung iſt zu groß, zu groß, meine Seele -- Laßt ſie mich nicht vor euch nennen, ihr keuſchen Sterne! Sie iſt zu groß! -- Und doch will ich ihr Blut nicht vergieſſen, noch dieſe ihre Haut zerrizen, die weiſſer als Schnee, und ſo glatt wie Alabaſter iſt.

[Er legt ſeinen Degen nieder.]

Und doch muß ſie ſterben; ſie würde ſonſt noch mehr Unglükliche machen. Das Licht ausgelöſcht, und dann -- Das Licht auslöſchen -- O du dienſtbare Flamme, wenn ich dich auslöſche, und es gereut mich, ſo kan ich dir dein Licht wieder geben: Aber wenn dein Licht einmal ausgeblaſen iſt, du vollkommenſtes Modell der ſich ſelbſt übertreffenden Natur, ſo weiß ich nicht, wo dieſer prometheiſche Funke iſt, der es wieder anzünden kan -- (Er ſtellt das Licht hin.) Wenn ich deine Roſe abgepflükt habe, ſo kan ich ihr den belebenden Geiſt nicht wiedergeben; ſie muß verwelken -- Ich will dich noch am Stole riechen -- (Er küßt ſie) -- O du balſamiſcher Athem, faſt könnteſt du die Gerechtigkeit

und besonders unsers eigenen Vaterlandes, nur endlichmahl gefährlicher sey, das Ansehen der Regierung zu untergraben, und dem Volke, welches den Gesetzen und der Obrigkeit unterthan seyn soll, mit unzeitigen und überspannten Vorstellungen von seiner ursprünglichen Souveränität den Kopf warm zu machen, als wenn man, auf der andern Seite, die Saiten zu hoch spannen, und dem Volke, anstatt es mit seinen Rechten bekannter zu machen, bloß seine Pflichten einschärfen und ihm keine andere politische Tugenden, als Gehorsam, Geduld in Leiden und Aufopferung seiner selbst, übrig lassen und zugestehen wollte.

Nach allem, was bisher gesagt worden ist, würde es überflüssig seyn, mich in eine nähere Beleuchtung der Behauptungen des Ungenannten, die diese Erörterung veranlaßt haben, einzulassen. Er scheint, da er diesen Paragrafen schrieb, von einem Anacharsis Klootischen Fieberanstoß befallen worden zu seyn: denn nur in einem solchen Paroxysmus kann ein Freund des Menschengeschlechts so plump herausplatzen: „ein „Fürst sey nur so lange über andere erhaben „als seine sogenannte Unterthanen sich seinem „Willen unterwerfen wollen; wollen diese nicht „mehr, so sey gar keine Frage mehr von Recht „und Unrecht, alles sey auf dem Stand der Na„tur zurückgebracht, und die Frage sey nun bloß, „wie man sich wieder aufs neue einrichten

„wolle

„wolle.“ — Wir irren freylich alle mannigfaltig: aber wahrlich dem Menschen, der nicht sieht, daß dieſe ſo roh und unbeſtimmt vorgebrachte Behauptung die heiligſten, unverletzlichſten Rechte und Pflichten des geſellſchaftlichen Vertrags vernichtet, indem ſie deſſen Verbindlichkeit von der bloßen Willkühr der Unterthanen abhängig macht; — der nicht ſieht, daß er, ſo viel wenigſtens an ihm iſt, durch eine ſolche Behauptung (zumahl in einer ſo ſchwindlichten Zeit wie die unſrige) die öffentliche Ruhe in Gefahr ſetzt: dem muß der Independenten-Taumel das Gehirn ſchrecklich herumgetrillt haben. Wie? Es bräuchte alſo, um ganz Europa in eine allgemeine Anarchie zu ſtürzen, nichts, als daß eine Anzahl Maratiſcher Freyheits-Apoſtel den ſogenannten Unterthanen den Willen machten, ihren geſetzmäßigen Obern den Gehorſam aufzukündigen? Das Volk hätte alſo kein höheres Geſetz als ſeinen Willen, und es könnte dieſen Willen ſo oft ändern als es ihm einfiele? Ich kann mir nicht vorſtellen, daß der U. etwas ſo ungereimtes behaupten wolle; aber in ſeinen Worten weiß ich keinen andern Sinn zu finden.

6) Daß ein Mann, der kein Bedenken trägt, die Völker aller monarchiſchen Staaten in drey Zeilen das Arkanum zu lehren, wie ſie ſich auf die leichteſte Art von der Welt der beſchwerlichen Pflichten des Gehorſams und der Treue gegen

ihre Fürsten entledigen, und durch einen bloßen Akt ihres Willens, den Zaum der Gesetze, den der animalische Mensch so ungern duldet, von sich schütteln können, daß dieser Mann an der auf S. 93. des Sendschreibens angeführten Stelle aus einer Addresse des Departement de Loir et Cher, nichts anstößiges finden kann, ist sehr natürlich. Was ich am anstößigsten daran fand, war, daß ein Departement, welches die Konstituzion vor kurzem freywillig beschworen hatte, sich nun auf einmahl in sehr harten Ausdrücken gegen ein Grundgesetz *) derselben erklärt, und dadurch dem Volke ein schlechtes Beyspiel der Submission, die man dem Gesetze schuldig ist, giebt. Mit dem U. ist es freylich ein anderes. Denn da er keinen König gelten läßt, der nicht ganz und gar von der Nazion abhängig, d. i. ein Sklave der Nazion ist, so muß es ihm freylich absurd vorkommen, daß dem einzelnen

*) Nehmlich das dem Könige zugestandene so genannte Veto, ohne welches NB. nicht die Nazion, sondern die Nazional-Versammlung der wahre Souverän von Frankreich gewesen wäre. Nie ist ein Gesetz länger und mit gröſerer Ueberlegung debattiert worden als dieses; alles mögliche, was dafür und dawider gesagt werden kann, wurde vorgebracht, und auch der wildeste Demokrat muß, wenn er diese Debatten mit Aufmerksamkeit gelesen hat, gestehen, daß die Majorität sich nicht ohne sehr erhebliche Gründe für das Veto erklärte.

zelnen Menſchen König die Macht gegeben ſey, den Willen von einigen Millionen, ja nur von einigen Tauſend Menſchen aufzuhalten. Indeſſen war von jeher nichts gewöhnlicher, als daß Ein Menſch gegen Millionen Menſchen, die ſich irrten oder betrogen wurden, recht hatte, und, wenn er auch das Opfer davon wurde, wenigſtens bey der Nachwelt recht behielt.

(7) Ich bin dem Anonymus Dank ſchuldig, daß er die deraiſonnemens, die er in meinem Sendſchreiben an P** zu finden glaubt, lieber für Eingebungen eines guten aber ſchwachen Herzens, als für Fehlſchlüſſe eines übel organiſierten Kopf halten will. Indeſſen kann ich ihn verſichern, daß mein Herz vielleicht in meinem ganzen Leben nie weniger Antheil an dem, was ich ſchrieb, gehabt hat, als an dem Räſonnement auf der 96 und 97ſten Seite, welches, ſeiner Meynung nach, ſich auf nichts gründet, und alſo in der That auf ſchwachen Füßen ſteht. Mein Mitleiden mit dem armen guten König hat mir meine Behauptungen an beſagter Stelle des Sendſchreibens ſo wenig in die Feder diktiert, daß der König ein Nero oder Karakalla hätte ſeyn können, ohne daß ich (das Beywort gut ausgenommen) in allem, was in dem ganzen Abſchnitt des Sendſchreibens von S. 92. bis 103. Räſonnement iſt, ein Wort verändern könnte, wenn ich nicht gegen meine Ueberzeugung reden-

ſollte. Dieß müßte der Ungenannte ſelbſt, ſo einſeitig ihn auch ſein Demokratismus macht, geſehen haben, wenn er die ganze Folge meiner Gedanken im beſagtem Abſchnitt im Zuſammenhang überſehen, und, vor allen Dingen darauf Acht gegeben hätte, daß es mir bloß darum zu thun war, meinem Freunde zu beweiſen, 1) daß die Konſtituzion, hauptſächlich wegen ihrer ungeſchickten Zuſammenſetzung *) nicht viel tauge und nicht lange beſtehen könne; und 2) daß dieſe nehmliche Konſtituzion, wiewohl ſie mit der größten Feyerlichkeit zum Reichs-Grundgeſetz erklärt, angenommen und beſchworen war, deſſen ungeachtet in einem ihrer weſentlichſten Artikel, nehmlich in dem, der dem König eine zwar eingeſchränkte, aber doch (ſowohl des ihm zugeſtandenen Veto als ſeines übrigen konſtituzionellen Einfluſſes wegen) eine ſehr große Autorität einräumt, nie

*) Ich bitte auch dies zu bemerken. Ich behauptete nicht, und werde nie behaupten, daß eine aus Monarchie und Demokratie zuſammengeſetzte Regierung an ſich ſelbſt, d. i. dieſer Zuſammenſetzung wegen ein Ungeheuer ſey; denn ich bin vielmehr im Gegentheil überzeugt, daß gerade dieſe Regierungsform für ein großes Reich die zuträglichſte von allen iſt. Die Urſache warum ich die (nun wieder umgeworfene) Konſtituzion einen politiſchen Centaur nannte, war nicht, weil ſie zuſammengeſetzt, ſondern weil ſie unfügſam zuſammengeſetzt war, wie ich in dem Sendſchreiben hinlänglich dargethan zu haben glaube.

nie zur wirklichen Erfüllung gekommen ſey: indem eben dieſe konſtituierte königliche Autorität, von der erſten Sitzung der zweyten (legislativen) Nazional-Verſammlung an, unaufhörlich, bey jeder möglich zu machenden Gelegenheit, von der N. V., von der Pariſer-Munizipalität, von den Jakobinern, und überhaupt, von einem jeden, der den König zu inſultieren Belieben trug, ungeſtraft angefochten, aufgehalten, untergraben und mit Füßen getreten worden ſey. Dies wollte ich dem Herrn P** beweiſen, und dies habe ich ihm, durch ganz einfache, aber auf lauter notoriſche Thatſachen, alſo nicht auf Nichts, gegründete Räſonnemens bewieſen; — wie ſich jeder Leſer, von welcher Parthey er ſeyn mag, durch den Augenſchein überzeugen kann. Die Zergliederung, die der U. mit den abſtrakten Begriffen von König, Volk und regieren vornimmt, hätte er ſich alſo erſparen können; denn ſie beweiſet ganz und gar nichts gegen mich. Die Rede war zwiſchen Herrn P** und mir nicht davon, ob die erſte Nazional-Verſammlung, wenn man die Sache nach demokratiſchen Grundſätzen und nach der Intenzion der Jakobiner *) beurtheilt, recht daran gethan habe, dem König eine ſo große Autorität einzuräumen: ſondern davon, ob man den König die ihm nun einmahl

*) Welche, nehmlich, eine reine Demokratie, nicht eingeſchränkte Monarchie, verlangten.

ſtandene Autorität und vollziehende Macht wirklich, dem beſchwornen neuen Grundgeſetze des Reichs gemäß, ungehindert habe genießen laſſen? und — da vom October 1791. an, immer gerade das Gegentheil hievon geſchah, — was man ſich von einem ſolchen anti-konſtituzionellen Zweykampf der Volks-Majeſtät mit der königlichen Majeſtät, in Abſicht der Dauer der Konſtituzion und der Wiederherſtellung der allgemeinen Ordnung und Ruhe, zu verſprechen habe?

Ueber die Behauptung des Ungenannten, „daß der allgemeine Wille des Volks nie böſe ſeym könne,“ und die Folge, die er daraus zieht, werde ich in der nächſtfolgenden Anmerkung noch ein paar Worte ſagen.

(8) Ich glaube über alles, was der U. in dieſem Abſchnitte vorbringt, mit ihm einverſtanden zu ſeyn, ſobald wir uns über den Begriff, den wir mit dem Worte Volk verbinden, verglichen haben. Dieſes Wort wird, bekannter Maßen, am häufigſten in zweyerley Haupt-Bedeutung genommen: in der einen iſt es mit dem Worte Nazion völlig gleichlautend; in der andern bezeichnet es bloß die untern Klaſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft, kollektiv genommen, (hauptſächlich diejenigen, welche die Griechen unter den Ehrentiteln Idiot und Banauſos *) begriffen,) oder auch

*) Der erſte führte bey ihnen den Nebenbegriff der Unwiſſenheit und ſchlechten Erziehung, der andere den

auch eine zusammengelaufene Menge, in welcher Leute dieſes Schlages die große Majorität ausmachen. In dieſer letzten Bedeutung nahm ich das Wort, da ich (um meine Sünde offenherzig zu bekennen) mich in nicht allzuehrerbietigen Ausdrücken, noch wie es einem klugen Manne zukommt, *) über die Majeſtät des tunicati popelli expektorierte. Dieſe Idioten und Sankülotten hatte ich vornehmlich im Auge, da ich, vermeſſener Weiſe, ſagte, „das Volk habe ſeine *intervalla lucida*," u. ſ. w., und dieſen rohen Erdenſöhnen noch viele Ehre damit zu erweiſen glaubte. Mein ungenannter Gönner ſcheint Volk und Nazion in einerley Bedeutung zu nehmen, und da er ſich überhaupt bey dieſem Worte alles, was die menſchliche Natur ehrwürdiges, edles und großes hat, zu denken gewohnt iſt, dieſe intervalla lucida ſehr ungebührlich zu finden. Im menſchlichen Leben

den von Ungeſchliffenheit, Armſeligkeit und Schmutz mit ſich.

*) Denn in unſern demokratiſchen Zeitläuften ſind wir doch, ſo zu ſagen, keinen Tag recht ſicher, daß dieſe unſre derbfäuſtigen Mitmenſchen, Kraft ihrer eminenten Majorität, nicht die Oberhand bekommen, und uns andere Nicht-Idioten den gebührenden Reſpekt vor ihrer Suveränität mit Knitteln und Stangen eindrücken könnten. Die Klugheit erfordert allerdings, Leute, die ſo leicht unſre gebietende Herren werden können, ſich bey Zeiten zu Freunden zu machen.

ben kommt viel darauf an, daß man einander recht verstehe. Wofern also der U. mit dem Worte Volk die ganze Nazion meynt, in so fern er sie als Eine moralische Person und zwar als eine immer vernünftig denkende und immer recht handlende, oder (wie die Theologen ehemahls von Adam und Eva im Stande der Unschuld zu behaupten pflegten) als eine mit vollkommner Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit begabte Person, betrachtet: so bin ich gänzlich seines Glaubens, wenn er versichert, der allgemeine Wille des Volks könne niemahls böse seyn. Allein, wenn er eben dasselbe von dem Volke, in so fern es bloß als ein Aggregat von einigen Millionen einzelner Menschen betrachtet wird, behaupten wollte, und unter dem allgemeinen Willen, *in concreto*, den momentanen, laut der Erfahrung sehr wetterwendischen, zuweilen sehr unerleuchteten, und mit unter auch etwas brutalen Willen der Majorität des Volks, so wie es wirklich leibt und lebt, verstehen sollte: so könnte ich nicht umhin, das Gegentheil für sehr möglich zu halten, und mich auf eine Menge Fälle zu berufen, wo der allgemeine Wille einer großen Menge Volks weder gerecht noch billig, noch menschlich, noch ihm selbst vortheilhaft war. Denn auch dies ist bey der Sache mit in Anschlag zu bringen, daß das Volk — wenn sein Wille auch an sich immer so gut wäre als der U. glaubt, — der eminenten Majorität nach, aus Idioten besteht, die, zumahl

wenn

wenn sie in sehr großer Anzahl zusammengedrängt sind) von dem was recht ist, ja sogar von ihrem eigenen wahren Interesse nicht die klärsten Vorstellungen haben, sich gewöhnlich von einem schwärmerischen Schreyer oder einem heuchlerischen Schlaukopfe an der Nase führen lassen, und daher immer in Gefahr sind, wo nicht was den Zweck, doch was die Wahl der Mittel betrift, sehr gröblich betrogen zu werden. Ich gestehe daher gern, daß ich zu dieser Art Volk nicht so viel Zutrauen fassen kann, um zu wünschen, daß es sich jemahls auch in unserm teutschen Vaterlande, Kraft der von dem Ungenannten ihm zugesprochnen Machtgewalt, seiner ursprünglichen Souveränität wieder bemächtigen möchte; wiewohl wahrscheinlich dies das unfehlbarste Mittel seyn dürfte, den Prozeß zwischen dem U. und meiner Wenigkeit durch die Erfahrung zu meinem Vortheil entschieden zu sehen.

(99) Auch hier, däucht mich, hat die Liebe zur Demokratie dem U. wieder den abstrakten Begriff von Volk, als Eine moralische Person, statt des konkreten untergeschoben; oder ich kann mir gar nichts bey seinen Worten denken. Die allgemeine Vernunft eines ganzen Volkes kennt freylich keinen andern Eigennutz als das allgemeine Beste, worin das wahre Interesse eines jeden Einzelnen begriffen ist: aber das Volk in concreto, das ist, z. B. das Volk, das in Frankreich die Pri-

mars

rechtigkeit bewegen ihr Schwerdt zu zerbrechen -- Noch einen; noch einen -- Sey so, wenn du todt bist, und ich will dich erst ermorden, und dann lieben -- noch einen, der soll der lezte seyn -- Holdseliges Geschöpf, wie Schade, daß du sterben sollst! Ich muß weinen, aber es sind grausame Thränen -- Sie weinen auf die Hand, die dir den Tod bringt -- Sie erwacht.

Desdemona.

Wer ist hier? Othello?

Othello.

Ja, Desdemona.

Desdemona.

Wollt ihr zu Bette kommen, mein Gemahl?

Othello.

Habt ihr euer Nachtgebet gebetet, Desdemona?

Desdemona.

Ja, mein Herr.

Othello.

Wenn ihr euch noch irgend eines Verbrechens erinnert, worüber ihr euch mit dem Himmel noch nicht ausgesöhnt habt, so säumt euch nicht, um seine Gnade zu flehen.

Desdemona.

O Gott! was meynt ihr mit dieser Aufforderung?

mar = Verſammlungen ausmacht, beſteht aus vier bis fünf Millionen einzelner Männer und Jünglinge, deren jeder „den Sophiſtereyen der Leidenſchaften, des Privat-Eigennutzes, der Unwiſſenheit, des Eigendünkels," ꝛc. ſo ſehr unterworfen iſt, als irgend — ein Sultan in der Welt.

(10) Der U. fährt immer fort, den reinen Begriff von Volk auf das Volk in concreto anzuwenden, ohne die unendlich vielen kleinen Brüche in Rechnung zu bringen, die doch mitberechnet werden müſſen, wenn ein richtiges Facit herauskommen ſoll.

Ich kenne keine Geſetze, die gerader zum Wohl des Ganzen zweckten, als die Geſetze, „du ſollſt „nicht tödten, du ſollſt nicht ehebrechen, du ſollſt „nicht ſtehlen, nicht verläumden, nicht fälſchlich „zeugen;" oder als die Geſetze Chriſti, „liebet eu„ern Nächſten wie euch ſelbſt, thut wohl denen die „euch haſſen, handelt gegen andere wie ihr wollt „das ſie gegen euch handeln" u. ſ. w. Ich bin gewiß, daß kein Menſch lebt, der nicht, ſobald er den Sinn dieſer Geſetze begriffen hat, in ſeinem innerſten Bewußtſeyn von ihrer Wahrheit und Verbindlichkeit überzeugt wäre: und doch wird gewiß von den meiſten Menſchen täglich und ſtundlich gegen das eine oder das andere dieſer Geſetze geſündigt! Warum dies? Weil der ſinnliche Trieb, die Leidenſchaft, kurz, das eigennützige Ich in jedem

Men-

Menſchen nur auf momentane Selbſtbefriedigung, nicht auf das, was an ſich gut, oder was allen gut iſt, ſieht, und alſo immer geneigt iſt, ſich ſelbſt für diesmahl von der Regel auszunehmen. Der U. beweiſet alſo nichts gegen mich; und meine Behauptung, geſetzt auch, daß von den 300,000 Janitſcharen die Hälfte oder ein Drittheil abgehen könnte (welches mir für der Nazional-Schatzkammer der Franken ſehr lieb ſeyn ſoll) wird durch unzählige Beyſpiele, die das Volk in Frankreich, aus Sultaniſchem Gefühl ſeiner höchſten Machtvollkommenheit, in dieſer Hinſicht gegeben hat, überflüſſig gerechtfertigt.

(11) Der U. iſt doch wahrlich auch gar zu gutherzig in ſeinem Zutrauen zu ſeinen demokratiſchen Mitbürgern! Er findet es nicht wahrſcheinlich, „daß bey zwey Läubthaler Diäten und der „Unmöglichkeit bey 800 Stimmen ſein Privat-Intereſſe zu beſorgen, ſchlechte Leute ſich zu dem „Amt eines Volks-Repräſentanten drängen werden.“ — Darauf braucht es doch keiner andern Antwort, als komm und ſiehe! Waren etwa nicht der ſchlechten Leute nur gar zu viele in der vorigen Nazional-Verſammlung? Giebt es nicht deren noch ſelbſt in der gegenwärtigen? Oder ſind die Robespierre, die Marat, die Chabot, die Baſire, die *Collot d' Herbois*, etwa edle und trefliche Männer in ſeinen Augen? — Und wie ſchwach ſind nun vollends

die

die Gründe, die er uns für seine Behauptung giebt! Als ob es z. B. nicht von hungrigen Sanskülotten in Frankreich wimmelte, die es, für kein kleines halten, zwölf Livres des Tages zu verzehren zu haben, und nichts dafür zu thun, als was so viele Tausend Müßiggänger in Paris, ohne einen liard dafür zu bekommen, thun? Als ob es keine Fakzionen, keine Demagogen, keine Aspiranten zum Volks Tribunat u. s. w. in der N. V. gäbe und immer geben werde, durch die ein schlechter Mensch, der sich von ihnen als Werkzeug brauchen läßt, auf diese oder jene Art sein Glück machen könnte? Als ob solche Männer wie ein Mirabeau, ein Danton, ein Robespierre, ein Petion, wenn sie sich auch einen Platz unter den Volks-Repräsentanten nicht noch auf andere Art zu Nutze zu machen verstünden, nicht schon in den Befriedigungen ihrer Herrschsucht und ihres Intrigengeistes einen sehr dringenden Beweggrund hätten, sich zu diesem Amte zu drängen? — Es ist Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken: aber wer von den Menschen, die er vor und um sich hat, immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Meynung zu seyn.

W.

III.

Der Verfaſſer der vorſtehenden Bemerkungen an Herrn Hofrath Wieland.

Beyliegende Bemerkungen hatte ich gleich nach Leſung Ihres Aufſatzes im erſten Stücke des Merkurs niedergeſchrieben, in der Abſicht, ſolche irgend auf eine Weiße öffentlich bekannt zu machen. Sie blieben inzwiſchen liegen, weil ich hoffte, der Fortgang der Dinge würde Sie wohl von ſelbſt eines beſſeren belehren. Jetzt aber, da ich im 8ten Stück aus ihrem Schreiben S. 368. u. f. mich überzeuge, daß Ihr Irthum nicht ab- ſondern zugenommen hat, und für das allgemeine Beſte gefährlich zu werden anfängt — nun kann ich mich nicht länger enthalten, Ihnen vorerwähnten Aufſatz zuzuſchicken, und ihn hier noch mit einigen Bemerkungen über Ihr letzteres Schreiben (im 8ten Stück) zu begleiten. Als rechtſchaffner Mann und Wahrheitsfreund werden Sie meine beyden Aufſätze in Ihrem Journal ohne Abänderung bekannt machen, ob mich gleich wichtige Umſtände nötigen, meinen Nahmen für jetzt zu verſchweigen, den Sie jedoch früh oder ſpät erfahren ſollen. Es handelt ſich ja auch hier nicht von Thatſachen, die den Nahmen des Erzählers zum Zeugniß brauchten; es iſt vielmehr von reinem Raiſonnement die Rede, wozu kein Glauben, ſondern nur Verſtand gehöret es zu prüfen. Alſo:

Der große Eifer, den Sie, mein beſter Herr Hofrath in Ihrer Antwort auf das Schreiben des franzöſiſchen

fischen Bürgers zeigen, macht Ihrem Herzen Ehre, aber er scheint auf gänzlich falsche Voraussetzungen sich zu gründen. *) Sie sehen die vorige Constituzion Frankreichs jetzt, als „ein Werk der besten und treflichsten Köpfe der Nation an, welche in unaufhörlichem Kampf mit Schwierigkeiten, Hindernissen und „Gefahren ohne Zahl und Ende, mit beyspielloser Beharrlichkeit und Anspannung aller Kräfte zwey Jahre „daran gearbeitet haben," und nach dieser Voraussetzung ists nun ganz natürlich, daß Sie diejenigen, welche die Constitution jetzt (nach Ihrer Meynung) umstürzen wollen, als „die verkehrtesten und verworfensten aller Menschen" betrachten, „die mit einem „bübischen Muthwillen jenes Werk in wenigen „Wochen zerstören." Sie wünschen diesem nach, „Ihren Zuruf mit der leider allzukleinen Anzahl rechtschaffner Patrioten zu vereinigen, um das mißbrauchte Volk aus seinem Zaubertaumel aufzuschrecken." ꝛc.

In Ihrem Schreiben im 1sten Stücke Ihres Journals hingegen, betrachten Sie die Constituzion, als „das Werk zwölfhundert ungleichartiger Geschöpfe", woraus nichts Kluges hätte hervorkommen können. Sollte dieß nicht Widerspruch seyn? **)

Die

*) Der Schein betrügt zuweilen. Hier möchte das wohl der Fall wirklich seyn. Das Schreiben des französischen Bürgers und meine Antwort darauf, haben ebendenselben Verfasser. Beyde setzen nichts als wirkliche unläugbare Thatsachen voraus, und sehen die Dinge nur aus verschiedenen Gesichtspunkten an.

W.

**) Wenn der U. sich die Mühe nehmen will, meine Aufsätze, gegen die er schreibt, mit etwas mehr Ruhe wieder zu lesen, so wird er finden, daß der anscheinende Widerspruch sehr leicht zu heben ist. Er liegt bloß in dem nicht scharf genug bestimmten Ausdruck „die Konstituzion ist ein Werk der besten Köpfe der Nazion"

uns

Die Wahrheit möchte wohl zwiſchen dieſen Ihren ſich entgegengeſetzten Behauptungen in der Mitte liegen. Gewiß fehlte es in der conſtituirenden Nazional-Verſammlung nicht an vortreflichen Menſchen, noch an guten Köpfen. Man muß aber bedenken, daß dieſe Menſchen nicht alle in der reinen Abſicht zuſammen gekommen waren, um dem Lande eine fadelfreye wohlthätige Conſtituzion zu geben. Man muß bedenken, daß vielmehr die Glieder jener Verſammlung urſprünglich von den ehemals verſchiedenen drey Standen hergekommen waren. Wenn ſich dieſe nun gleich nach der Hand in Eine — dem Anſcheine nach — gleichartige Maße vereinigten: ſo müſte man doch wenig Menſchenkenntniß haben, um zu glauben, daß nun alle Mitglieder in Ihren Geſinnungen durch jene Vereinigung plötzlich metamorphoſirt worden ſeyen und allen Leidenſchaften, aller egoiſtiſchen Vorliebe für ihre bisherigen Stände, auf einmal ſo gänzlich entſagt hätten. *) A priori würde ſich demnach ſchon auf das Gegentheil ſchließen laſſen, wenn auch nicht die nachmalige Erfahrung eben dieſes beſtätiget hatte. Man erinnere ſich nur an die rechte und linke Seite der conſtituirenden Nazional-Verſamlung.

anſtatt daß es heißen ſollte „die beſten Köpfe haben an ihr mit gearbeitet. Uebrigens weiß der U. wohl, daß ich die Konſtituzion nie ohne Einſchränkung weder gelobt noch getadelt habe. Aber daraus, daß ich ſelbſt vorhergeſagt, ſie könne nicht beſtehen, folgt nicht, daß die Jakobiner oder Republikaner berechtigt waren, ſie auf eine gewaltſame Weiſe umzuſtürzen. W.

*) Sollte wohl auf dem ganzen Globo terraqueo ein Strohkopf ſeyn, der es nöthig hätte, daß man ihm eine ſo allgemein bekannte und von Niemand bezweifelte Wahrheit, (zu deren Einſicht wahrlich ſehr wenig Menſchenkenntniß gehört) ſo emfatiſch offenbarte? W.

Wenn also gleich einige und vielleicht viele Glieder der constituirenden Nazional-Versammlung nach einer vollkommnen Verfassung strebten: so waren dagegen viele andere, welche diese zu hindern, und vielmehr von den bisherigen Mißbräuchen, die ihnen und ihren Committenten zum Vortheil gereichten, so viel als möglich zu erhalten trachteten. Es wirkten also hier sich zum Theil entgegengesetzte Kräfte auf ein und denselben Punct, und der Effect mußte nach natürlichen Ursachen die Diagonale zwischen jenen Richtungen seyn. Das heißt, es kam eine Constituzion zu Stande, die etwas von den Wünschen jeder der beyden Partheyen (nämlich der aristokratischen und demokratischen) enthielt.

Ohnerachtet nun jedes Gemengsel von sich einander entgegen wirkenden Bestandtheilen selten lange Dauer hat, so würde doch, wie der französische Bürger in seinem Schreiben (8. St.) ganz richtig bemerkt, die auf diese Art zusammen gesetzte Constituzion lange bestanden haben, hätte es nur der König ehrlich mit derselben gemeynt; oder, wenn er es so meynte, hätte er nur der Gegenparthey, die nichts anders bezweckte als den Umsturz der Constituzion und die gänzliche Herstellung der eben abgeschafften Mißbräuche, weniger Einfluß erlaubt. Daß aber weder das eine noch das andere war, dieß bewiesen die Folgen, wovon ich nur die auffallendsten anführen will, nämlich die zurückgelassene Erklärung des Königs bey seiner nachher vereitelten Flucht, der Schutz den er den eidscheuen Priestern angedeihen ließ, (die doch offenbar das Volk allenthalben von der Constituzion abzuziehen, und zu Empörungen zu reitzen trachteten; statt also diese Rotte außer Wirksamkeit zu setzen, bediente sich der König sogar ihrer selbst zu geistlichen Verrichtungen) und die nun aufgedeckte Verbindung mit den Emigranten —

ten — die doch jeder rechtschaffner Mann nicht viel beſſer als Straßenräuber betrachten kann.

Man kann demnach behaupten, daß der König und ſeine Parthey es waren, die zuerſt die Conſtituzion — zwar nicht öffentlich und ausdrücklich, aber doch durch ihre Handlungen — aufgehoben haben, und daß die Nazion jetzt gerade dieſelbe Urſache hatte, ſich eine veränderte Verfaſſung zu geben als vor drei Jahren — nemlich: die Nichterfüllung der Pflichten von Seiten des andern Theils.

Dieſer Umſtand und dieſer Umſtand allein machte es mithin nothwendig, nicht die Conſtituzion umzuwerfen, wie ſie, mein Herr Hofrath, wähnen, ſondern nur einige Artikel derſelben abzuändern, und zwar gerade diejenigen, welche durch die Bemühungen der ariſtokratiſchen Parthey ehedem hinein gekömmen waren.

Jetzt! — jetzt erſt! da die Nazional-Convenzion von allem ariſtokratiſchen Einfluß frey iſt, kann man eine vollkommne Verfaſſung erwarten.

Die Abſchaffung der Königswürde iſt der weſentliche Anfang davon; denn die erſte Bedingung einer vollkommen Landesregierung iſt — Einheit, und dieſe fehlte der vorigen Conſtituzion ganz. — Die Beſorgniß, daß ohne eine gegenwirkende Macht die Nazional-Verſammlung einſt ihre Macht mißbrauchen, zu weit ausdehnen, und aus der Demokratie eine Ariſtokratie entſtehen wögte, iſt ganz läppiſch, und wie ſo vieles Läppiſche, wahrſcheinlich ariſtokratiſchen Urſprungs. Bey der alle zwey Jahre zu verändernden Wahl, der Deputierten, bey der großen Zahl derſelben, bey der Publicität der Verhandlungen, bey den geringen Vortheilen der Deputirten und — bey dem Nichtſeyn einer beſtehenden Macht, läſt ſich die Möglichkeit jener beſorgten Folgen ſchlechterdings nicht denken.

Die executive Macht, muß ihrer Natur nach, unter der gesetzgebenden stehen. Denn man nehme doch nur einmal den Fall, daß es ihr nicht beliebte, die Gesetze dieser zu vollstrecken; was soll dann nun geschehen? — Diese Frage ist aber leicht aufzulösen, wenn die executive Macht, d. i. bestimmt, ein hinlängliches Truppencorps, der gesetzgebenden untergeordnet ist.

Rücken Sie mir nicht, Herr Hofrath! das Beyspiel von England vor. Wer die Verfassung dieses Landes für ein Muster von Vollkommenheit hält, nicht einsieht, daß sie sich blos so lange erhalten kann, als der König und sein Ministerium Geld zum Stimmenkaufen haben — der, behaupte ich, kennt die Englische Verfassung nicht.

Ihr übergroßer höchst ungerechter Eifer gegen die Volksfreunde Frankreichs — dessen Auslassung Sie diesen hoffentlich mit der Zeit abbitten werden — beruht indessen wie man wohl siehet, auf der gänzlich falschen Voraussetzung eines guten gerechten Königs und einer gutdenkenden menschenfreundlichen Hofparthey. Sie denken sich, l. H. H., den König so gerecht und billig, wie vielleicht Ihr Fürst ist, und wie, Lob sey unserm deutschen Vaterlande! viele, besonders protestantische Fürsten in Deutschland sind; und die Hofparthey denken Sie sich, als aus Leuten Ihrer Art zusammen gesetzt. *) Wenn nun eine Sache gut ist, so muß ihr Gegentheil böse seyn. Es fällt mithin, nach dieser Voraussetzung gar nicht mehr auf, daß Sie die der königlichen Macht entgegen arbeitende Parthey als eine Horde von Böswichtern betrachten.

Lassen Sie uns aber einmal das Blatt umwenden, lassen Sie uns (und zwar der Wahrheit gemäß) voraussetzen, daß die königliche oder aristokratische Parthey in Frankreich, ein Haufen Volks ist, der durch Luxus

*) Der Ungenannte hält mich auch für gar zu unschuldig! W.

Luxus gänzlich verderbt, und aller edlen menſchlichen Empfindungen ganz unfähig iſt; der nichts, gar nichts als die Erfüllung deſpotiſcher und viehiſcher Begierden will — der dieſen Begierden das Leben der Welt jeden Augenblick aufzuopfern bereit ſtehet — der ſich nur ſanft und ſtill verhält, ſo lange Zwang ihn dazu nöthigt; der aber im Augenblick, als dieſer aufhört, mit verdoppelter Wuth aufzuſpringen und ſeine Luſt in dem Eingeweide und im Blut ſeiner von ihm unterdrückten Nebenmenſchen zu kühlen bereit iſt. — Die Scenen, welche bey der vermeinten Flucht des Königs zu Coblenz vorgefallen ſind, und die Ihnen nicht bekannt geworden zu ſeyn ſcheinen, *) beweiſen dieß unter andern hinlänglich. Wie Raſende ſprangen die Ariſtokraten auf den Straßen herum, wetzten und ſchwangen ihre Säbel. „Im Blute der Demokraten wollen wir baden!“ brüllten ſie, ꝛc. **)

Wenn nun ein Fürſt dieſer Parthey iſt, oder wenigſtens, wie der geweſene König von Frankreich, ihr nicht genug entgegen arbeitet, ſie gar unterſtützt, was ſoll nun die unterdrückte gequälte Volksparthey, die keinen Richter mehr über ſich hat, bey dem ſie ihre

*) Ich bitte ſehr um Vergebung! Sie ſind mir recht gut bekannt worden. W.

**) Und was folgert der Ungenannte aus dieſem wilden Ausbruch der Leidenſchaften einer durch unendliche Kränkungen und Leiden zur äuſſerſten Erbitterung gereitzten Parthey? Wenn es Ihm gefiele aus Girtanners Geſchichte ꝛc. (die übrigens, im Vorbeygehen geſagt, kein ſehr kanoniſches Buch in meinen Augen iſt) die ſchönen Scenen wieder in ſeinem Gedächtniß aufzufriſchen, die das Volk am 6ten Octob. 1789. 10ten Auguſt und 2ten Sept. 92. zu Paris, oder die Jourdaniſche Rotte in Avignon geſpielt hat: ſo wird er mir zugeben, daß die demokratiſche Kanaille der ariſtokratiſchen, was die Brutalität und den Kannibalismus betrift, nicht viel vorzuwerfen hat. W.

Othello.

Gut, thu es, und machs kurz; ich will bey Seite gehen. Ich möchte dich nicht unbereitet überraschen, nein, (der Himmel bewahre mich davor!) ich möchte deine Seele nicht ermorden.

Desdemona.

Redet ihr von ermorden?

Othello.

Ja; das thu ich.

Desdemona.

So erbarme sich der Himmel über mich!

Othello.

Amen, von ganzem Herzen.

Desdemona.

Wenn ihr so sagt, so werdet ihr mich doch nicht umbringen wollen.

Othello.

Hum!

Desdemona.

Und doch fürcht' ich euch; ihr seyd gefährlich, wenn eure Augen so rollen. Warum ich mir förchten soll, weiß ich nicht, da ich mir keiner Schuld bewußt bin; und doch fühl' ich's, daß mir bang ist.

Othello.

Klagen anbringen könnte und der ihr gegen ihre Tyrannen Recht zu verschaffen vermöchte — was soll sie thun? — Was anders als ihre Kräfte brauchen, die ihr die Natur zu ihrer Erhaltung und Beförderung ihrer Glückseligkeit verliehen hat.

Wenn nun ferner in der Ausübung dieser Kraft das dazu nöthige Feuer über die ihm vorgesteckte Grenze bricht; — wenn diejenigen, welche die Entwurf machende Macht bey der Ausführung zu Werkzeugen brauchen muß, gerade nicht gelassene menschenfreundliche Philosophen seyn können; — wenn nun diese ihre Vollmacht überschreiten, ihren gereizten Leidenschaften zu weit folgen, wie es in Paris kürzlich der Fall war: — so wendet freylich der Menschenfreund das Gesicht weg und vergießet eine Thräne. Er tröstet sich aber damit, daß er diesen Erfolg als unwidertreiblich durch die Umstände bewirkt, erkennt; daß er die Ermordeten beynahe alle als schuldige Schlachtopfer des beleidigten Menschenrechts ansehen muß; daß die Gesetzgeber dennoch keinen Gefallen, sondern Abscheu an den vorgewesenen Begebenheiten zeigen, und ihnen, so bald die Sicherheit des Volks hinlängliche Festigkeit erlangt hat, durch die besten Maasregeln für die Zukunft entgegen streben; daß endlich die Despoten der Erde von jeher nach eben diesen Grundsätzen (obgleich unter einem gesetzlichen Anstrich) verfahren haben; und daß alle die vom Anfange der Revolution bis jetzt in Frankreich vorgefallenen Mordscenen gegen eine Hauptschlacht, oder gegen Eine Eroberung einer Festung — nur Kinderspiele sind. *)

Wenn

*) Der Mangel an Raum nöthigt mich, hier eine sehr lange Note des Ungenannten gegen die Recension einer Schrift des Hrn. von Knigge in der Allg. Litt. Zeitung No. 261. S. 20. wegzulassen. W.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß die Marats, die Chabots, die Merlins u. a. in der Nazionalconvenzion Schwärmer sind, daß sie zu weit gehen und auf dem andern Extrem stehen, so muß man doch auch glauben, daß sie im Grunde gute edle Menschen sind,*) deren übertriebenes Feuer nur die Mäßigung einer kältern Vernunft bedarf. So thut man gewiß auch Unrecht, wenn man, nach aristokratischen Einlispelungen, die übrigen Volksfreunde als eine Parthey darzustellen sich bemühet, die ihren eigenen Vortheil betreiben. — Dieß ist gewiß nicht der Fall, und er läst sich gar nicht denken. Wo solte doch dieser Vortheil herkommen? — Vielleicht von den Bettlern, deren Sache sie vertheidigen? — Viel räthlicher würde es vielmehr in diesem Betracht seyn, sich zu der reichen und Bestechungswilligen Parthey zu halten. Ehrgeiz mögen die Volksfreunde wohl haben. Ehrgeiz aber kommt selten in eine niedrige Seele, vielmehr trift man ihn gewöhnlich mit den edelsten Tugenden gepaart, deren Triebfeder er ausmacht.

Lassen Sie uns also, Menschenfreund! die Sachen betrachten, wie sie sind, nicht wie sie scheinen. Lassen Sie uns glauben, daß das was in Frankreich nötig und gut war, allerdings in den meisten Staaten Teutschlandes unnötig und abscheulich seyn würde. Lassen Sie uns in solchen Staaten einer Seits das Volk überzeugen, daß es keinesweges in der Lage der Frankreicher sey, also zu ähnlichen Handlungen keine Veranlassung habe; daß es vielmehr unter milden gerechten Regierungen lebe, und seinen Zustand durch eine Revolution nicht verbessern, sondern verschlimmern würde. Lassen Sie uns aber auch auf der andern Seite die Fürsten

*) Ich sehe keinen Grund warum man dies glauben müßte.

nicht einschläfern, sie nicht vergessen machen, daß sie Pflichten für das Volk haben, daß sie um dessentwillen, nicht dieses um jener willen da ist. Lassen Sie uns an der Verminderung der — obwaltenden Mißbräuchen, an der Erweckung der Menschenliebe und an der Verbreitung der Aufklärung, der einzigen Quelle alles festen Menschenglücks und aller wohlthätigen Revolu-zionen, arbeiten; und dagegen solche schändliche Pro-ducte, wie die Wiener Zeitschrift und der neue Revo-luzions-Almanach sind, die dem Despotismus das Wort reden, Menschen-Liebe und Pilosophie zum Ge-spötte zu machen, und Mißbräuche und Aberglauben zu verewigen suchen, — lassen Sie uns, sage ich — wenn Menschenwohl noch Eindruck auf ihr Herz ma-chen kann — solche Schandflecken des teutschen Nah-mens vertilgen.

N. S. Noch finde ich nötig einiges über ihre Anmer-kungen zu sagen. Ich finde das was Lamarque gesagt hat, sehr war. Die Jakobiner waren (einige Schwär-mer abgerechnet) nichts anders, als ächte Volks- und Menschenfreunde. Ihre große Anzahl und der edle Karakter der meisten ihrer Mitglieder hätten davon schon jeden überzeugen können. Die gemäßigte Parthey bestand aus guten aber kurzsichtigen Menschen, und würden ohne jene, durch die Kabalen der Aristokraten bald gesprengt worden seyn. Jetzt da kein innerer Feind mehr vorhanden ist, hat sich die Jakobiner-Ge-sellschaft — in die Nazion aufgelöset; und der König von Preußen hat sich also allerdings sehr verwundert, so sehr viel Jakobiner und nichts als Jakobiner in Frankreich zu finden.

Alles übrige noch in den Anmerkungen beygebrachte wiederlegt sich von selbst, so bald man von dem richtis gen Grundsatz ausgeht: daß die königliche Parthey

mit

mit nichts anders umgieng, als den feindlichen Armeen das Land zu öffnen, mit deren Hülfe die Constitution umzuwerfen, alle Greuel des Despotismus wieder herzustellen, das Volk in noch schwereren Ketten zu legen, als je, und jedem Volks- und Menschenfreund die Kehle abzuschneiden. Gegen dieses, nun enthüllte Projeckt, welches die Zeit noch immer heller darstellen wird, hatte die Nazion kein weiteres Hülfsmittel, als ihre Kraft, deren Anwendung also nicht anders als Nothwehr heißen kann. *)

IV.

*) Ich muß aus Mangel an Raum verschiedenes in diesem Aufsatze unbeantwortet lassen; es hat aber um so weniger auf sich, da der U. und ich in unsren Vorstellungen von den Personen und Sachen, wovon hier die Rede ist, zu weit aus einander sind, und der Gegenreden also kein Ende werden würde, zumahl da Dinge von dieser Art, ihrer Natur nach, doch nie völlig aufs reine gebracht werden können. Weil ich indessen durch die tägliche Erfahrung immer mehr darin bestätiget werde, daß viele bloß aus Mangel an bestimmten Begriffen, und weil sie nicht eben dasselbe bey den Worten denken, auch in solchen Dingen nicht einig werden können, über welche der allgemeine Menschenverstand uns Einer und eben derselben Meynung seyn hieße, sobald wir einander nur verstehen wollten; so habe ich mir vorgesetzt, in nächstkünftigen Jahre durch Beyträge zu einem Real-Wörterbuch für das Bedürfniß unsrer Zeit, den Frieden der Welt, der durch die neuerfundene Nomenklatur der Apostel des neuen Politischen Evangeliums nicht wenig beeinträchtigt wird, soviel an mir ist erhalten zu helfen. W.

IV.

Die Bürger von Frankfurt an den Fränkischen Bürger und General Herrn Cüstine.

Herr General!

Sie haben in Ihren erlassenen Manifesten zu uns gesprochen, und haben darin allzudeutlich erklärt, daß Sie es mit der geringern Klasse von Bürgern besonders gut meynen, als daß uns dieses nicht ein vollkommnes Zutrauen zu Ihnen einflößen sollte.

Sie erlauben uns also, daß wir auch einmahl öffentlich nach unserer Empfindung, zu Ihnen reden dürfen! Sie wollen uns für Bedrückung schützen, von der Frankfurts Bürger Gottlob! nichts wissen, und noch weniger sie fühlen; Sie wollen uns einer Freyheit versichern, die wir schon genießen. Wenn Sie also glauben, Herr General, daß wir bisher unterm Druck gestanden, Erpressungen ausgesetzt, oder sonst übel daran gewesen seyen: so müssen Sie offenbar von Feinden unsers Wohlstandes durch solche Vorstellungen hintergangen worden seyn.

Unsere Vorgesetzte sind unsere Mitbürger; der Magistrat wird selbst aus unserer Mitte, mit

Hands

Handwerkern besetzt, die sogar ein Drittheil des ganzen Raths ausmachen. Bey Verwaltung der öffentlichen Kassen stehen Bürger zur Seite, und es wird über deren Zustand auch von Zeit zu Zeit der gesamten Bürgerschaft Rechenschaft gegeben.

Die Magistratspersonen tragen die gemeine Lasten so gut, wie wir; sie haben keine andere Vorzüge, als dasjenige Ansehen, was zur Führung ihres obrigkeitlichen Amtes erforderlich ist.

Die Reichern unter uns haben nie eine besondere Klasse ausgemacht. Ihr Wohlstand verbreitet sich auf alle Nahrungszweige, und der blühende Handel macht uns alle glücklich; wer nur arbeiten will und kann, findet sein Auskommen in jeder Gewerbart. Von jedem Nahrungsstand treten Wohlhabende auf, um dieses zu bestärken. Arme giebts allenthalben. Die Unsrigen finden bey den vielen öffentlichen und Privatstiftungen (deren Daseyn wir dem Vermögen und der Mildthätigkeit unserer Vorfahren, und deren Erhaltung wir dem allgemeinen Wohlstand zu verdanken haben) so viele Unterstützung, daß sich unser kleiner Staat darin vor vielen weit größern und blühendern auszeichnet. Was die Reichern aber ausserdem noch den Dürftigen im Stillen Gutes thun, wird uns täglich laut gepriesen; wir schweigen aber davon, weil jene keinen Dank verlangen.

Unser

Unsere Abgaben sind äusserst gering, und keiner unter uns hat sich darüber zu beklagen. Kurz, wir sind alle glücklich, alle zufrieden. Aber unsere allgemeine Wohlfahrt hängt mit unserer glücklichen Verfassung und dem Wohlstand unsrer reichern Mitbürger allzueng zusammen, als daß wir uns nicht für diese verwenden sollten. Denn wenn Sie, Herr General! unsern reichern Mitbürgern so viel Geld abnehmen, so sind wir, der Mittelstand und ärmere Bürger, mit gestraft, weil unser Handel, unser Gewerbe sinkt, und unser Verdienst abnimmt. Wir leiden also alle darunter.

Indem Sie, Herr General! Sich als einen Vertheidiger der Freyheit, als einen Beschützer der öffentlichen Wohlfahrt darstellen, so würden Sie Ihren eigenen Grundsätzen zuwider handeln, wenn Sie uns nicht bey der unsrigen ließen, und wenn Sie nicht von aller Contribuzion abstünden, die wir so wenig, als unsere reichern Mitbürger, verschuldet haben, und welche unsern bis daher glücklichen Staat zu Grunde richten muß.

Uebrigens wüßten wir nicht, womit wir unsern Eifer für die Fränkische Republik lebhafter an den Tag legen könnten, als durch den aufrichtigsten Wunsch, daß die Fränkische Nazion mit Ihrer neuen Verfassung so glücklich seyn möge, als wir bisher mit der unsrigen waren. —

Also

Also erwarten wir von Ihnen, Herr General! daß Sie uns bey dem für uns unschätzbarsten Gut unserer bisherigen Verfassung und unserm davon abhangenden Wohlstand unverrückt lassen, und Sie dadurch Ihren Ruhm, unsern lauten Dank und allgemeines Lob, als den herrlichsten Schmuck in der unverwelklichen Bürger-Krone, sich erhalten mögen. Frankfurt, am 5. November 1792.

Die Bürger von Frankfurt. *)

*) Die braven und patriotischen Bürger von Frankfurt die diese edle, prunklose, freyer teutscher Männer würdige Addresse an den General Cüstine erlassen haben, werden es hoffentlich nicht misbilligen, daß ich sie in seiner Art vielleicht einziges Aktenstück, daß der Verfassung und dem Regiment der Reichsstadt Frankfurt vor ganz Europa Ehre macht und für einen sehr richtigen Maßstab des Bürgerglücks unter einer weisen Regierung angesehen werden kann, soviel in mir ist verbreiten, und der Vergessenheit entrücken helfen möchte.

W.

Inhalt.

September.

I. Probe einer Uebersetzung des Titus Lukretius Karus, von der Natur der Dinge. S. 3.
II. Anmerkungen des Herausgebers über die vorstehende Probe einer Uebersetzung des Lukrez. — 22.
III. Noch Etwas aus den Papieren des Pächter Martins und seines Sohnes. — 49.
IV. Ueber eine neue Art des Drama. — 81.

Otto

Oktober.

I. Das Marmorbild. S. 105.
II. Theokrits zweyte Idylle. — 114.
III. Hanneddin. — 121.
IV. Einige Betrachtungen über den Gang der ſich entwickelnden Empfindungsarten. — 166.
V. Schreiben an einen Korreſpondenten in Paris. — 192.

November.

I. Beſchluß der Betrachtungen über den Gang der ſich entwickelnden Empfindungsarten. S. 223.
II. Der Miniſter der innerlichen Angelegenheiten, Roland, an die Pariſer. (Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.) — 263.
III. Die franzöſiſche Republik. — 275.
IV. Kleine Gedichte. — 329.

December.

I. Betrachtungen eines Landpredigers durch die Abhandlungen für und wider den Hannöveriſchen Landes-Katechismus veranlaßt. S. 337.
II. Einige Bemerkungen über das Sendſchreiben des teutſchen Merkurs an Hrn P .. zu .... im 1ſten Stück dieſes Journals 1792. Mit Anmerkungen des beſagten Herausgebers. — 361.
III. Der Verfaſſer der vorſtehenden Bemerkungen an Herrn Hofrath Wieland. — 433.
IV. Addreſſe der Bürger von Frankfurt an General Cüſtine. — 444.

Othello.

Denk an deine Sünden.

Desdemona.

Ich kenne keine, als die zu grosse Liebe, die ich zu euch trage.

Othello.

Ja, und davor must du sterben.

Desdemona.

Das ist unnatürlich, Liebe mit dem Tode zu bestrafen, O Gott! Warum beißt ihr so in eure Unter-Lippe? Irgend ein blutiges Vorhaben erschüttert euern ganzen Bau; das sind fürchterliche Vorbedeutungen; und doch hoff' ich, ich hoffe, sie zielen nicht auf mich.

Othello.

Schweig, und sey still.

Desdemona.

Ich will; was habt ihr dann?

Othello.

Das Schnupftuch, das mir so lieb war, und das ich dir gab, gabst du dem Cassio?

Desdemona.

Nein, bey meinem Leben und meiner Seele; schikt nach ihm, und fragt ihn.

Othello.

Neuer
Teutscher Merkur.

1. Stück 1793.

BIBLIOTHEK
UNIVERSITÄT
LEIPZIG

herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

I. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes. . . . S. 3.

II. Necker, von den Wirkungen der neuen französischen Grundsätze auf die Moralität. — 30.

III. Schreiben an den Herausgeber des T. M. nebst der Antwort. . . . — 85.

IV. Gedichte. . . . — 99.

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in ganz Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang pränumeriren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkurs.

Neue Verlags-Werke des Induſtrie-Comptoirs zu Weimar
zur Leipziger Jubilate-Meſſe 1793.

Journal des Luxus und der Moden, 8ter Jahrgang, für 1793. gr. 8. compl. 1 — 12 Stück. 4 Thlr.

Bertuchs Bilderbuch für Kinder &c. 4tp. XIII. und XIV. Heft, mit ausgemahlten Kupfern; jeder Heft 16 gr.

Daſſelbe Werk XIII. und XIV. Heft, mit ſchwarzen Kupfern, jeder Heft 8 gr.

Der franzöſiſche Text zu den erſten 9. Heften des Bilderbuchs, für diejenigen, welche nur den einfachen teutſchen Text haben; unter dem Titel: Portefeuille des Enfans 4. 12 gr.

Gaſpari (A. C.) Lehrbuch der Erdbeſchreibung zur Erläuterung des neuen methodiſchen Schul-Atlaſſes, zweyter Curſus, gr. 8. (wird gleich nach der Meſſe fertig.) 1 Thlr.

Gaſpari (A. C.) neuer methodiſcher Schul-Atlaß aus 36 Charten beſtehend, entworfen und gezeichnet von Güſſefeld, zweyter Curſus; welcher dieß Werk ſchließt, Queer Fol. (wird gleich nach der Meſſe fertig.) 2 Thlr. 12 gr.

Gaſpari (A. C.) kleiner 4 zoll. Erdglobus; zu beyden Curſen des Schul-Atlaſſes gehörig. 2 Thlr.

Loders (Dr. J. C.) Anfangsgründe der mediciniſchen Anthropologie, und der Staats-Arzneykunde, zweyte verbeſſerte und ſehr vermehrte Aufl. gr. 8. 2 Thlr.

Loders (Dr. J. C.) und Hufelands (D. C. W.) Cliniſche Beobachtungen aus der mediciniſchen chirurgiſchen Kranken-Anſtalt, zu Jena, Erſter Band. 2 —

Nota. Dieſer Band hat auch, weil er die mediciniſch-chirurgiſchen Beobachtungen des Herrn Hofraths Loder anfängt, noch den beſondern Titel:

Loders (Dr. J. C.) mediciniſch-chirurgiſche Beobachtungen, Erſter Band. (wird zu Johannis fertig.)

Aufklärungen der Arzneywiſſenſchaft, aus den neueſten Entdeckungen in der Phyſik, Chemie und andern Hülfswiſſenſchaften; herausgegeben von den Herren Profeſſoren Hufeland und Göttling. 1ſten Bandes 1ſtes Stück, gr. 8. 8 gr.

Reichard Guide des Voyageurs en Europe, avec des Cartes et Planches, gr. 8. 4 Thlr.

Daſſelbe Werk, auf Engliſche Art in Leder broſchirt, die 2 groſſen Charten auf Leinewand gezogen, und alles zuſammen in einem Futterale, Netto 4 Thlr. 12 gr.

Bertuchs (F. J.) Polyxena; ein lyriſches Monodrama für Bühne und Concert gr. 8. 2 gr.

Polyxena, ein lyriſches Monodrama, von Bertuch und Schmeltzer, vollſtändige Partitur in Kupfer geſtochen, Fol. auf ordinäres Noten-Papier. 2 Thlr.

Daſſelbe, auf geglätteten Velin-Papier. 2. Thlr. 8 gr.

Ein Wort an Teutſchland, von Philopatris, 8. 2 gr.

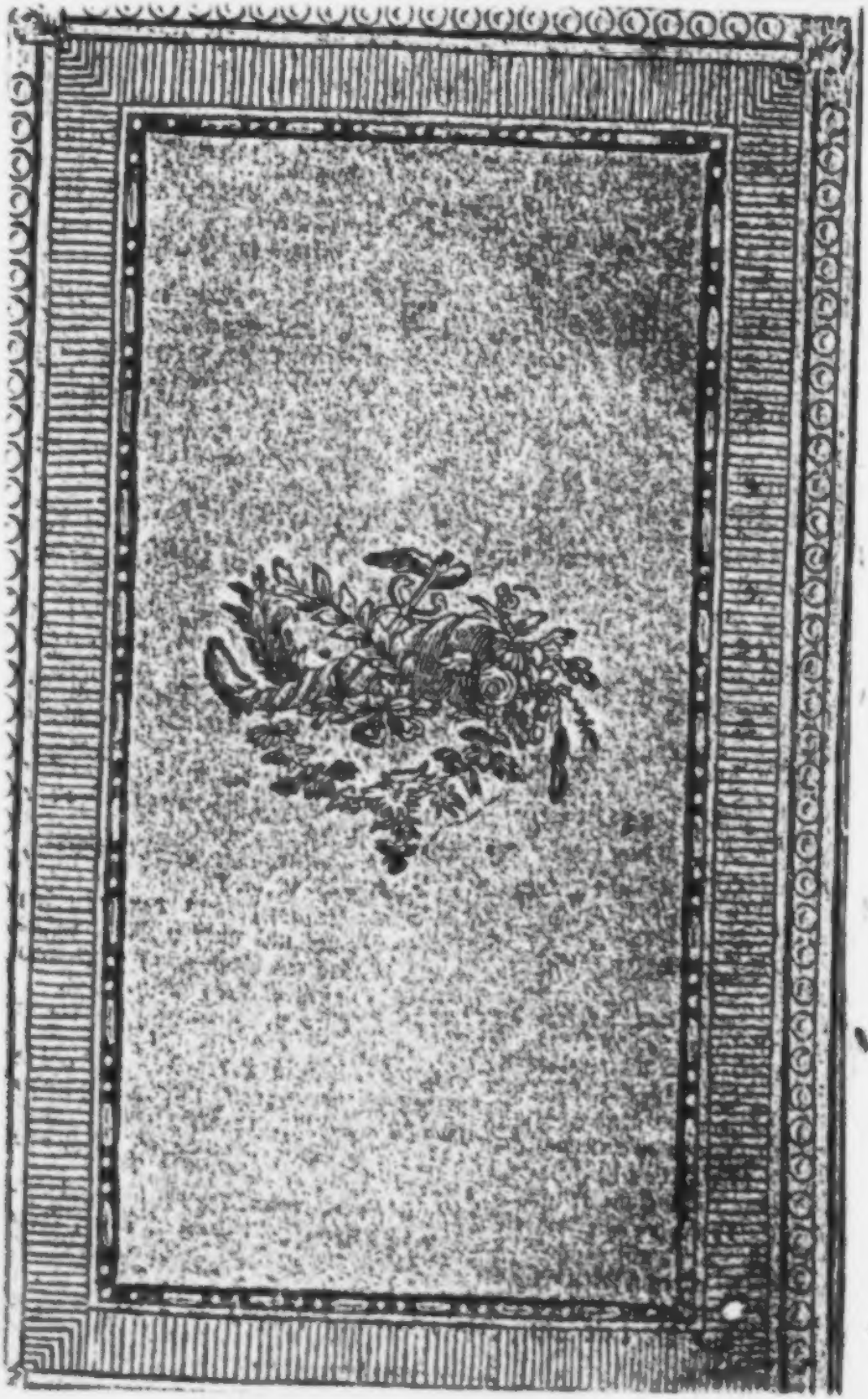

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1793.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weimar 1793.

Der neue
Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1793.

I.
Betrachtungen
über
die gegenwärtige Lage des Vaterlandes.

Videant Consules, ne quid res publica detrimenti capiat.

Die Kultur und Ausbildung der Menſchheit, die ſeit dreyhundert Jahren in dem gröſſern Theile von Europa von einer Stufe zur andern emporgeſtiegen iſt, hat endlich unvermerkt eine beynahe gänzliche Umänderung der alten Vorſtellungsarten, Meynungen und Geſinnungen hervorgebracht; eine Art von allgemeiner intellektüeller und moraliſcher Revoluzion, deren natürliche Folgen mit Gewalt aufhalten zu wollen vergeblich, und um ſo unpolitiſcher wäre, da ſie durch Gerechtigkeit und Klugheit ſo geleitet werden können, daß ſie

ohne heftige Erschütterungen zum größten Nutzen des menschlichen Geschlechts überhaupt und der einzelnn Staaten insonderheit ausschlagen müssen, wofern die rechte Zeit und die rechte Art einer so weisen und nöthigen Operazion nicht versäumt wird. Unsern Lesern, deren keinem das Heil des Vaterlandes hoffentlich gleichgültig ist, hierüber einige weltbürgerliche und patriotische Betrachtungen zu eigenem Nachdenken mitzutheilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes, womit wir ein Jahr auspizieren, welches mit großen Ereignissen trächtig ist, und für den Ruhm und die Wohlfarth Germaniens entscheidend seyn kann.

I.

Es kann schwerlich zu oft wiederhohlt werden, – denn es ist eine Wahrheit, welche zu vernachläßigen oder welcher sich entgegen zu setzen gleich verderblich wäre, — und es muß also so lange wiederhohlt werden, bis es zu Herzen genommen wird: „die Menschheit hat in Europa die Jahre der Mündigkeit erreicht.“ Sie läßt sich nicht mehr mit Mährchen und Wiegenliedern einschläfern; sie respektiert keine angeerbte Vorurtheile mehr; kein Wort des Meisters gilt mehr weil

es

es Wort des Meiſters iſt; die Menſchen, ſogar die von den unterſten Klaſſen, ſehen zu klar in ihrem eigenen Intereſſe, und in dem was ſie zu fodern berechtigt ſind, als daß ſie ſich länger durch Formeln, die ehemahls eine Art von Zauberkraft hatten, aber nun als Worte ohne Sinn befunden worden ſind, abweiſen und beruhigen laſſen ſollten. Sie können nicht mehr alles glauben, was ihre Großväter glaubten, und wollen nicht mehr alles dulden, was ihre Väter duldeten. Mißbräuche, Kränkungen, Bedrückungen, die man ehemahls zwar ſeufzend und murrend ertrug, aber doch ertrug, weil man maſchinenmäßig glaubte es könne nicht anders ſeyn, fängt man an unerträglich zu finden, weil man ſieht, daß es anders ſeyn könne; man fragt ſich ſelbſt, warum man ſie ertragen müſſe? und man findet, es ſey kein Grund zu einer ſolchen Nothwendigkeit vorhanden. Man ſieht ſich um, ob es nicht möglich ſey ſich davon zu befreyen, und fängt an eine Möglichkeit zu ahnden, daß man ſich vielleicht ſelbſt helfen könne, wenn man ſich in der Hoffnung getäuſcht finden ſollte, von denen Hülfe zu erhalten, denen man noch immer ſo viel guten Willen zutraut, daß ſie gern helfen möchten, wenn ſie könnten; die aber auch dieſes Zutrauen nothwendig verſcherzen müßten, wenn man ſähe, daß ſie nichts thun wollten, um es zu verdienen.

Othello.

Holde Seele, nimm dich in Acht, nimm dich vor Meineyd in Acht; du bist auf deinem Tod-Bette.

Desdemona.

Ja, aber doch noch nicht izt zu sterben.

Othello.

Diesen Augenblik; entlade dich also durch ein aufrichtiges Bekenntniß deiner Sünde; denn wenn du auch jeden Artikel mit einem Eyde läugnen würdest, so würd' es unvermögend seyn, die tiefe Ueberzeugung zu erschüttern, die mir diesen Seufzer erpreßt. Du mußt sterben.

Desdemona.

O Himmel, erbarme dich meiner!

Othello.

Ich sag, Amen.

Desdemona.

Und erbarmt ihr euch auch! -- Ach, in meinem Leben hab ich euch nie beleidigt; niemals diesen Cassio geliebt, als mit dieser allgemeinen Liebe, die der Himmel selbst billigt und fordert. Ich gab ihm niemalen kein Andenken.

Othello.

Beym Himmel, ich sah mein Schnupftuch in seiner Hand. O meineydiges Weibsbild! du versteinerst mein Herz!

II.

In ſolchen Diſpoſizionen — mehr oder weniger — war auch in unſerm teutſchen Vaterlande ein beträchtlicher Theil der Nazion, und vornehmlich derjenige, der auf die Meynungen und Leidenſchaften der Menge den meiſten Einfluß hat, als die franzöſiſche Revoluzion ausbrach, und eine Aufmerkſamkeit und Theilnehmung erregte, die vielleicht in keinem andern Lande von Europa ſo lebhaft, ſo warm und ſo allgemein geweſen iſt als in Teutſchland.

Verdienten unſere Könige den verhaßten Nahmen von Tyrannen, der ihnen von unwiſſenden und übermüthigen galliſchen Freyheitsſchwärmern mit eben ſoviel Unbilligkeit als Frechheit unaufhörlich in die Ohren geleilt wird: ſo würden ſie nicht geſäumt haben, beym erſten Ausbruch der Revoluzion Ludwig dem XVI. zu Hülfe zu eilen, und (was im erſten und zweyten Jahre, ja noch zu Anfang des dritten, ſo leicht geweſen wäre,) wenigſtens der großen Kataſtrofe zuvorzukommen, welche die Monarchie in Frankreich auf ewig zertrümmert, und durch den Zauber der Freyheit und Gleichheit *) die ganze Nazion mit einem

*) Und zwar einer mehr eingebildeten als reellen. Denn die Freyheit und Gleichheit, die ſo viel Reiz für den großen Haufen hat, iſt mit dem Deſpotismus des Geſetzes und der ſtrengen Subordinazion, ohne welche

einem Gefühl ihrer unerschöpflichen Kräfte, mit einem altrömischen Muth und Stolz erfüllt hat, der allen Feinden Trotz bietet und selbst den Mächtigsten gefährlich zu werden droht. Tyrannen sind argwöhnisch und furchtsam, sie fahren bey jedem ungewöhnlichen Geräusche auf, und zittern für ihre eigene Sicherheit; ich wiederhohle es, hätten die Könige, die Ludwig dem sechzehnten zu Hülfe zogen, die tyrannischen Gesinnungen, deren man sie beschuldiget: so würden sie sich gleich anfangs vereiniget haben, die französische Revoluzion in ihren ersten Ausbrüchen zu erstikken. Aber gerade das Gegentheil erfolgte. Von der Gerechtigkeit der Beschwerden, welche die französische Nazion zu führen hatte, eben so überzeugt, als im Bewußtseyn, nichts als Gutes um ihre eigenen Angehörigen verdient zu haben, der Treue und Zuneigung dieser letztern versichert, ließen sie dem, was im Innern Frankreichs zwischen dem Könige und dem Volke vorgieng, seinem Lauf: und nicht eher als nach einer langen Reihe von auffordernden Beleidigungen, nicht eher, als bis sie hohe Ursache zu haben glaubten, für die Ruhe und das Glück Ihrer eigenen Staa-

welche weder Sicherheit der Personen noch des Eigenthums in einem populären Staate statt finden kann, unverträglich; wie die Erfahrung uns zeither an dem französischen, und besonders an dem Pariſischen Volke mehr als zuviel gezeigt hat.

ten (welche sie, vermöge einer Vorstellungsart die ihnen nur ein Thor übel nehmen kann, mit der Erhaltung der monarchischen Regierungsform und ihrer persönlichen Rechte unzertrennlich verbunden halten) bekümmert zu seyn, fiengen sie, da es in der That zu spät war, an, ernstliche Anstalten gegen die republikanische Parthey in Frankreich vorzukehren, von welcher sie vermuthlich weit entfernt waren sich vorzustellen, daß sie (wie die Erfahrung gezeigt hat) die große Majorität der ganzen Nazion ausmache.

Die durch die Revoluzion bewirkte neue Ordnung oder Unordnung der Dinge hatte also mehr als drey volle Jahre Zeit, Grund zu gewinnen; die Volksparthey behauptete gegen alle nur ersinnliche Bemühungen, Anschläge und Versuche der Rojalisten und Aristokraten eine furchtbare Ueberlegenheit, und der 10te August entschied endlich, allem Ansehen nach, den Sieg der ersten und den Untergang der andern auf immer.

III.

Aber in diesen drey bis vier Jahren hatte auch die Wirkung, welche diese in so vielerley Ansicht ungewöhnlich interessante Tragödie auf die teutschen Zuschauer thun mußte, mehr als zuviel Zeit, desto tiefer in die Gemüther einzudringen und sich desto fester darin zu setzen, je schärfer die Mannichfaltigkeit der immer abwechselnden,

oft

oft ganz unerwarteten Auftritte, die nie zu Athem kommende Aufmerksamkeit auf die Entwicklung eines politischen Knotens, der sich täglich stärker zusammen zog, gespannt hielt; und je mehr in einer so langen Zeit dem dunklen Gefühle, daß alles dies uns selbst näher angehe als man sichs gern gestehen wollte, Raum gegeben wurde, die Leidenschaften, die Einbildungskraft, die Wünsche und Besorgnisse der Zuschauer mit ins Spiel zu ziehen.

Es wäre überflüssig, die Ursachen, warum die französische Revoluzion auch auf unsere teutschen Mitbürger so stark und allgemein wirkt, genauer entwickeln zu wollen: aber was sie gewirkt oder veranlaßt hat, etwas näher in Erwägung zu ziehen, dürfte hingegen desto nothwendiger seyn, da (nach einem zwar sehr bekannten, aber im menschlichen Leben leider zu wenig geachteten Naturgesetz) jeder Effekt die Ursache eines andern ist, und aus geringen, oder für geringer, als sie sind, angesehenen Ursachen öfters Wirkungen hervorkommen, die uns nur darum in Verlegenheit setzen, weil sie uns überraschen, und die uns nicht überraschen könnten, wenn wir auf sie vorbereitet gewesen wären.

IV.

1. Eine der wichtigsten Folgen der ausserordentlichen Ereignisse der letzten vier Jahre ist

unstreitig diese: daß bey dieser Gelegenheit eine Menge unwahrer, halbwahrer, übertriebener und gefährlicher Sätze, die in vielen Köpfen gar seltsam durch einander brausen, aber auch viele Wahrheiten von der höchsten Wichtigkeit, viele wohlgegründete Zweifel gegen manches, das man sonst für ausgemacht hielt, eine Menge Fragen und Antworten über Gegenstände, woran einem jeden gelegen ist, eine Menge praktischer Sätze über Gesetzgebung, Regierung, Menschen-Rechte und Regenten-Pflichten, in allgemeinen Umlauf gekommen, und bis zu den untern Volksklassen durchgedrungen sind, welche ehemals nur als Geheimlehren das Eigenthum einer kleinen Zahl von Eingeweyhten waren, und worüber sogar diese selbst sich nur unter vier Augen ganz frey heraus zu lassen pflegten. Wirkliche und eingebildete, ächte und falsche Aufklärung hat in dieser kurzen Zeit sichtbarer zugenommen, als in den funfzig vorhergegangenen Jahren zusammen. Sich einzubilden, daß die eine und die andere ohne sehr bedeutende Einflüsse in unsern sittlichen und politischen Zustand bleiben werde, wäre Thorheit: aber noch thörichter wär' es, sich einzubilden, daß man durch despotische Maaßregeln ihren Fortgang hemmen, oder ihren unausbleiblichen Folgen zuvorkommen könne. Die Macht kümmert sich zwar wenig, ob etwas, das sie ihrem Interesse zuträglich glaubt, erlaubt sey oder nicht: aber jeder gewaltsame Versuch, den Fortschritten des menschlichen

lichen Geistes, unter dem Vorwande des Miß-brauchs, der von der Freyheit der Vernunft gemacht werde, Einhalt zu thun, würde jetzt nicht nur moralisch, sondern selbst sysisch unmöglich seyn. Das Reich der Täuschung ist zu Ende, und die Vernunft allein kann nunmehr die Uebel heilen, die der Mißbrauch der Vernunft verursachen kann.

V.

2. Die ungeheuern Beschwerden des französischen Volkes gegen die Verwaltung und Anwendung der Staats-Einkünfte dieses Reichs, gegen die Verschwendungen und Erpressungen des Hofes, gegen die tyrannischen Lettres de cachet gegen die Justizpflege, gegen einige Personen der königlichen Familie, gegen den Adel, die Klerisey, und die ganze Hierarchie der Staatsdiener und Beamten aller Art ꝛc. die Beschwerden über die tiefkränkende Verachtung und Bedrückung der arbeitsamsten und nützlichsten Klassen in den Städten und auf dem Lande, über den unausstehlichen Uebermuth der Großen, über die schändliche Gleichgültigkeit der Regierung gegen das Elend des Volks, und über die daher entstehende Unheilbarkeit so großer Gebrechen und unleidlicher Mißbräuche die das Volk endlich zur Verzweiflung treiben mußte, — alle diese Beschwerden, die man zu Rechtfertigung der Revoluzion so oft und nachdrücklich geltend machen hörte, gaben ganz natür-

türlich den Anlaß, daß man auch desto öfter an seine eigenen dachte, daß man öfter und freyer als sonst davon sprach, und desto aufmerksamer auf die Mittel wurde, wodurch unsre Nachbarn sich der ihrigen zu entledigen suchten.

VI.

3. An Dingen, welche vieles mit einander gemein haben, fällt die Aehnlichkeit weit stärker in die Augen als die Verschiedenheit, und die Urtheile des großen Haufens bestimmen sich meistens nach jener, ohne diese in gehörige Betrachtung zu ziehen. Da auch in Teutschland ein grosser Theil der Verfassung auf die Grundlage des alten Feudal-Systems und, so zu sagen, mit den Trümmern desselben erbaut ist; da auch wir einen mit großen Vorrechten ausschließlich begabten hohen und niedern Adel, Bischöffe und Aebbte, die zugleich Fürsten und regierende Herren sind, und eine Menge reicher Dohmkapitel haben, an welche der stiftsmäßige Adel sich eine Art von Geburtsrecht zugeeignet hat; da die Ueberreste der alten Lehensverfassung, und die verschiedene Gattungen von persönlichen Knechtsdiensten und Real-Servituten, womit die Unterthanen auf dem Lande den Grundherren verhaftet sind, hie und da ziemlich drückend auf den Schultern der ersten liegen; da also auch bey uns der Mangel an persönlicher Freyheit und freyem Besitz des Eigenthums, und die enorme Ungleichheit zwischen einem

nem verhältnißmässig sehr kleinen Theil der Staats-Bürger und allen übrigen sehr auffallend ist: so war nichts natürlicher als die Wahrnehmung dieser Aehnlichkeiten, und der Gedanke an die Möglichkeit, daß ähnliche Ursachen auch bey uns ähnliche Wirkungen hervorbringen könnten. Kein Wunder also, daß sich, aus Gelegenheit der französischen Revoluzion, auch die teutsche Nazion in Parthien theilte, die, wenn gleich, Dank sey dem Himmel! die öffentliche Ruhe nicht durch sie unterbrochen worden ist, darum nicht weniger existierten, und ihr Daseyn durch allerhand Aeusserungen spürbar machten. Kaum erhielt in Frankreich die Volksparthey die Oberhand über die sogenannten Aristokraten, so zeigte sich auch in Teutschland eine Parthey, die viel zu wünschen, und eine andere, die viel zu befürchten hatte. Beyde nahmen immer lebhaftern Antheil an derjenigen französischen Parthey, mit welcher sie einerley Interesse zu haben glaubten; jeder Vortheil, den die Aristokraten in Frankreich über die Volksparthey (die sogenannten Demokraten) oder diese über jene zu erhalten schienen, sachte die Leidenschaft stärker an, womit man sich für die einen oder die andern interessierte, weil nichts leichter ist als sich an den Platz desjenigen zu setzen, mit welchem man ungefähr einerley zu fürchten oder zu hoffen hat. Bey jedem Sukzeß der Volksparthey glaubten unsre Aristokraten in der Miene und dem Ton derjenigen, die, entweder

ihrer

ihrer Meynungen oder ihrer Geburt wegen, des Demokratismus verdächtig waren *), die Spuren von ich weiß nicht welchen Anmaßungen und geheimen Anschlägen zu sehen. Dafür aber sahen auch unsre erklärten Demokraten in dem Benehmen der Gegenparthey, (besonders neuerlich bey den günstigen Aspekten, die einen nahen und vollständigen Sieg über die französische Demokratie hoffen ließen) einen antizipierten Triumf, der sie desto mehr erbitterte, da er den Völkern, deren Rechte sie behaupteten, neue Fesseln, und, durch die Präkauzionen, die man gegen künftige Versuche nehmen würde, verdoppelte Bedrückungen anzudrohen schien.

Beyde Partheyen sahen die Gegenstände mit leidenschaftlichen Augen, und sahen also falsch. Wehe indessen den Moderierten, die sich zwischen beyden gleich unpartheyisch in der Mitte halten wollten, keinem Theil mehr Recht oder Unrecht, als er wirklich hatte, oder ihnen zu haben schien, gaben, und behaupteten, daß man weder Aristokrat noch Demokrat, sondern ein Freund seines Vaterlandes und der Menschheit, und immer bereit

*) Es ist übrigens bemerkenswürdig, daß die eifrigsten Verfechter des Aristokratismus in Teutschland, Roturiers, und die hitzigsten Demokraten Edelleute sind; wiewohl in dubio präsumiert wird, daß jeder die Klasse begünstige, in welcher er gebohren ist.

reit seyn müsse, in jedem Kollisionsfall, sein Privat-Interesse dem allgemeinen Besten aufzuopfern. Dieses letztere ist in ächt-aristokratischen Ohren immer eine propositio *male sonans* et haereli proxima; ein Satz, den man bey Gelegenheiten, wo Ernst aus der Sache werden könnte, gar nicht hören lassen soll. Ueberdies schien auch die Behauptung der Moderierten, „„daß es keine Sache der Könige gebe, die der Sache des Volks entgegengesetzt werden dürfe, sondern daß beyde Sachen im Grunde nur eine und eben dieselbe Sache seyen,“ bey beyden Partheyen ein geheimes Mißtrauen gegen ihre Gesinnungen zu erregen: und so geschah es dann, daß sie es, eben darum weil sie von keiner Parthey waren, mit beyden dermaßen verdarben, daß es ihnen vermuthlich nicht besser ergehen dürfte als ihren Brüdern in Frankreich, wofern es (wider Hoffen) auch bey uns zu irgend einer gewaltsamen Krisis käme.

Uebrigens bitte ich nicht zu vergessen, daß ich hier nicht darüber urtheile, wie viel oder wenig jede dieser Partheyen recht oder unrecht habe, sondern bloß von Thatsachen spreche, die niemand läugnen kann. Wenn diese leidige Eintheilung in Aristokraten und Demokraten (deren Thorheit und Schädlichkeit an einem andern Orte ausführlicher gezeigt werden soll) auch sonst nichts geschadet hätte, als daß sie an vielen Orten den Frieden und die Harmonie des gesellschaftlichen Lebens

du machſt, daß ich das was ich zu thun vorhabe, einen Mord nennen muß, da ich es für ein Opfer hielt. Ich ſah das Schnupftuch.

Desdemona.

So hat er's alſo gefunden; ich gab' es ihm nie; ſchikt nach ihm, laßt ihn die Wahrheit geſtehen.

Othello.

Er hat geſtanden.

Desdemona.

Was, mein Gemahl?

Othello.

Daß er -- mit dir zu thun gehabt --

Desdemona.

Wie, auf eine unerlaubte Art?

Othello.

Ja.

Desdemona.

Das kan er nicht ſagen.

Othello.

Nein, ſein Mund iſt verſtopft. Der ehrliche Jago hat davor geſorgt.

Desdemona.

Wie, iſt er todt? Othello.

gestört, und die Reinheit der Verhältnisse durch allerley unangenehme Mißklänge unterbrochen hat, so hätte sie schon Böses genug gestiftet. Aber man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß ihre längere Dauer die Ruhe der Staaten selbst endlich in Gefahr setzen, und dem einzigen Mittel, wodurch diese Ruhe fest gegründet werden kann, unübersteigliche Hindernisse entgegen thürmen würde.

VII.

4. Ein Umstand, der auf den großen Haufen nothwendig sehr starke Eindrücke machen mußte, war, daß die Volksparthey in Frankreich bey allen Gelegenheiten den Sieg erhielt, und ihn nothwendig erhalten mußte, weil sie ihn bloß dadurch erhielt, daß sie ihren Gegnern an fysischer Stärke so entscheidend überlegen war. Die Hofparthey verließ sich anfangs zuviel darauf, daß gewisse moralische Ursachen noch eben so mächtig auf das Volk wirken würden, als sie seit Jahrhunderten gewirkt hatten. Sie zweifelten nicht, daß der Tiers-Etat, — der schon so lange und so tief unter ihnen gekrochen war, und den, wenn er es auch wagen wollte sein Angesicht zu erheben, ein einziges Machtwort (wie sie glaubten) straks wieder zu Boden werfen könnte, — nimmermehr so viel Muth zusammen bringen würde, um gegen ein königliches tel est notre plaisir, das ihm aus einander zu gehen befahl,

befahl, verſammelt zu bleiben. Aber die Vorſtellungsart, von welcher ein ſolches Machtwort ſeine Kraft erhält, war nicht mehr da, und die Deputierten des Tiers-état, ſtark durch die Arme eines großen Volks, das ſein angelegenſtes Intereſſe in ihre Hände geſtellt hatte, wagten es, dem Höfling, der ihnen den Befehl des Königs ankündigte, zu ſagen: ſie würden es darauf ankommen laſſen, ob man ſie mit Bajonetten auseinander treiben wollte.

Nun ſetzte man ſeine Hoffnung auf die Treue der Armee: aber die Soldaten, und die franzöſiſche Garde zuerſt, erinnerten ſich auf einmahl, daß ſie Bürger ſeyen, und anſtatt gegen das Volk zu agiren, ſtellten ſie ſich auf die Seite deſſelben.

Nachdem dieſe zwey ſonſt immer bewährte heroiſche Mittel nicht angeſchlagen hatten, glaubte man wenigſtens noch auf ein drittes rechnen zu können, das noch nie gefehlt hatte*), auf die beyſpielloſe Anhänglichkeit der franzöſiſchen Nazion an ihre Könige: aber der 6te Oktober, der 20ſte Junius, der 10te Auguſt und der 21ſte Sep-

*) In der That blieb noch ein Nothanker (der heilige Anker, wie ihn die Griechen nannten) übrig, nehmlich der Einfluß der Prieſter auf den Glauben und das Gewiſſen des Volks. Deſpotismus und Prieſterthum waren von jeher immer getreue Bundesgenoſſen. Aber dießmahl ſchlug auch dieſe letzte Hoffnung fehl.

September, bewiesen, wie schwach auch dieser Rohrstab war, den bloß die Meynung des Volks zu einem einst so gewaltigen Pfeiler gemacht hatte.

Das einzige Wort Freyheit, von einer ganzen Nazion tief gefühlt, vernichtete gleich dem Kraut Moly, womit Minerva beym Homer den klugen Ulysses gegen die Zaubereyen der Circe bewaffnet, die einst allmächtige Wirkung aller Zauberwörter, die ihre Kraft bloß vom Glauben an sie erhalten. So wie diese Meynung sich änderte, dieser Glaube nicht mehr war, was vermochte ein Einzelner — zumahl einer, der, als bloßer Mensch unter Millionen kaum einen fand, dem die Natur den Stempel eines Mannes nicht kräftiger aufgedrückt hätte — was vermochten seine Freunde, seine Rathgeber, seine Schmeichler, seine Knechte, (wenn sie auch bey ihm ausgehalten hätten) gegen die fysische Ueberlegenheit so vieler Millionen, die, aufs äusserste getrieben, plötzlich und alle zugleich ihre wirkliche Macht zu fühlen, und mit der wirklichen Schwäche ihrer Feinde zu vergleichen anfiengen?

VIII.

Nichts ist vielleicht auffallender, (wiewohl für den Forscher der menschlichen Natur nichts begreiflicher ist) als wie sehr in diesem Punkte der politische Glaube dem religiösen gleicht. — Ein großes, seiner uralten Kultur und Künste wegen berühmtes Volk betete seit Jahrhunderten, mit einem

Glau-

Glauben, der bis zur höchſten Schwärmerey gieng, die Gottheit des großen Serapis an, ohne ſich jemahls einer ſo verwegnen, ſo gottloſen und todeswürdigen Frage unterwunden zu haben, als dieſe: „iſt Serapis denn auch wirklich ein Gott? und auf welchen Gründen beruht unſer Glaube, daß er es ſey? — Eine neue Religion, die geſchworne Feindin derjenigen, die bisher in uraltem Beſitz geweſen war die Menſchheit zu täuſchen, ſtreckte unter Theodoſius I. einen eiſernen Szepter über das ganze Reich der Cäſarn aus; überall wurden alle Altäre der alten Götter umgeſtürzt, überall ihre Tempel zerſtört: nur der Tempel des großen Serapis zu Alexandrien erhielt ſich noch durch den Glauben, daß die wohlthätigen Ueberſchwemmungen des Nils, die reichen Ernten der großen Kornkammer von Konſtantinopel, durch einen unwiderruflichen Schluß des Schickſals an die Dauer dieſes Tempels und ſeines Dienſtes gebunden ſeyen. Endlich aber überwältigte doch der Eifer eines Biſchoffs und ein Befehl des Kayſers auch dieſen letzten Reſt des alten Volksglaubens. Der Tempel des Serapis war bereits ausgeplündert und zerſtört, und noch immer wagte es niemand, eine freſleriſche Hand an die Majeſtät des Gottes ſelbſt zu legen. Denn noch immer wirkte der ehemahlige allgemeine Glaube des Alexandriniſchen Volkes, daß, wofern dies jemahls geſchähe, Himmel und Erde im gleichen Augenblick zuſammenſtürzen und in die alte Nacht des Chaos zurückſinken würde.

Endlich erkühnte ſich ein von heiligem Eifer berauſchter Soldat, mit einer gewaltigen Streitaxt in der Fauſt, die an den Koloßiſchen Abgott angelegte Leiter hinauf zu ſteigen. Das heidniſche Volk ſtand in troſtloſer Verzweifelung von Ferne, und der große Haufe der Chriſtianer ſelbſt erwartete in ängſtlicher Ungewißheit den Ausgang des Kampfs *). Der Soldat führte einen kräftig ausgehohlten Streich auf einen Backen des Gottes; der Backen fiel zu Boden, und keine Donner ließen ſich hören, Himmel und Erde blieben unbewegt in ihrer vorigen Ruhe. Der ſiegreiche Kriegsmann wiederhohlte ſeine Streiche, der ungeheure Götze wurde zu Boden geworfen und in Stücken zerhackt. Der Erfolg des erſten Hiebs hatte Glaubige und Zweifler auf einmahl belehrt; und eben dieſer Serapis, vor wenig Minuten noch ein Gott vom erſten Range in den Augen vieler Tauſende, aber nun handgreiflich überwieſen, daß er nur ein elender Götze, der ſich ſelbſt nicht helfen konnte, war, wurde nun unter Schmähungen und Verwünſchungen durch die Straßen von Alexandrien geſchleppt, und im Amfitheater, unter

*) *Gibbon's* Hiſtory of the Declin. and Fall of the Roman Empire Vol. V. p. 95. 96. Es hätte (im Vorbeygehen zu ſagen) nichts ſchaden können, wenn Hr. Gibbon für die Umſtände, die er hier ſo poetiſch darſtellt, irgend einen Augenzeugen als Gewährsmann aufgeſtellt hätte.

ter dem Jubel und Händeklatſchen eben des Pö-
bels, der noch kürzlich vor ſeiner Allmacht gezit-
tert hatte, zu Aſche verbrannt.

Der Fall des unglücklichen Ludwig XVI. iſt zu friſch in jedermanns Erinnerung, als daß es nöthig wäre, die Paralelle auszuführen. Die Aehnlichkeit iſt fürchterlich und lehrreich. Auch in Frankreich wurde der erſte Streich nach der königlichen Autorität, die ſo lange der Abgott der Nazion geweſen war, nur mit Zittern geführt: aber der Erfolg des erſtern zog alle übrigen nach ſich.

Nur ſo kluge Staatsmänner, wie dort die Räthe des jungen und unweiſen Nachfolgers eines weiſen Vaters, *) können ſich einbilden, daß ein ſolches Beyſpiel mit ſolchem Erfolg gekrönt, der Welt umſonſt gegeben werden könne. Sehen wir nicht, welche Gährung der Gemüther es bereits unter dieſen Britten veranlaßt, die noch vor kurzem ſo ſtolz auf ihre Verfaſſung waren, und in Vergleichung mit andern ſo viel Recht hatten, es zu ſeyn? Geſchieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden?

Ich will dieſe Betrachtungen nicht weiter fortſetzen, um mich nicht zu lange auf dem Wege zu verweilen, der mich zu dem, was der eigentliche

*) S. 1. Buch der Könige, Kap. XII. V. 3 — 19. ein Kapitel, das ausdrücklich zur Lehre und Warnung für unſre Zeit in der Bibel zu ſtehen ſcheint.

Zweck dieſes Aufſatzes iſt, führen ſoll. Sie erſchöpfen den Gegenſtand noch lange nicht: aber ſie ſind hinlänglich, die Verſtändigen zu weiterem Nachdenken zu veranlaſſen, und zu beweiſen, was ich beweiſen wollte, — nehmlich, daß die franzöſiſche Revoluzion, als bloßes Schauſpiel betrachtet, ſo wie man ſie mit allen ihren Auftritten vor unſern Augen entſtehen und fortſchreiten ſah, auf ein — mit ſolchen Diſpoſizionen zur Anſtellung — zuſchauendes Publikum, nothwendig ſehr lebendige und tiefe Eindrücke habe machen müſſen; die es dann auch (wie niemand läugnen kann) wirklich gemacht hat.

IX.

Befände ſich Teutſchland in ebenſelben Umſtänden, worin ſich Frankreich vor vier Jahren befand — hätten wir nicht eine Verfaſſung, deren wohlthätige Wirkungen die nachtheiligen noch immer merklich überwiegen, *) befänden wir uns nicht bereits im wirklichen Beſitz eines großen Theils der Freyheit, die unſre weſtlichen Nachbarn erſt erobern mußten — genöſſen wir nicht größtentheils milder, geſetzmäßiger und auf das Wohl

*) Ein, wie es ſcheint, ſehr überzeugter Freund der großen Monarchien, der mir im März der Berliner Monatſchrift von dieſem Jahre die Ehre erwieſen hat, gegen meine hierüber in der Vorrede zur Fortſetzung der Schillerſchen Geſchichte des dreiſſigjährigen Krieges — wiewohl nur mit etlichen flüchtigen Strichen hin-

Wohl der Unterthanen (mehr oder weniger) aufmerkſamer Regierungen, — hätten wir nicht mehrere und kräftigere Hülfsmittel gegen Bedrückungen als die ehemaligen Frankreicher — wären unſre Abgaben ſo unerſchwinglich, unſre Finanzen in ſo verzweifeltem Zuſtande, unſre Ariſtokraten ſo unerträglich übermüthig, ſo gegen alle Geſetze privilegiert, wie in dem ehmaligen Frankreich ꝛc *) — ſo iſt kein Zweifel, daß die Beyſpiele, die uns ſeit einigen Jahren in dieſem Lande gegeben werden, ganz anders auf uns gewirkt hätten: ſo würden, anſtatt daß es bloß bey Diſpoſizionen zur

hingeworfene — Meynung über dieſen Punkt, zu ſchreiben, ohne (wie es mir aus der Beſchaffenheit ſeiner Einwürfe vorkommt) immer in den Sinn derſelben eingegangen zu ſeyn, denkt hierüber ganz anders, und hat verſchiedenes zu Begründung ſeines Widerſpruchs vorgebracht, das in nähere Prüfung gezogen zu werden verdient, und worüber ich bey einer künftigen Gelegenheit meine Gedanken der ſeinigen zu unterwerfen vorbehalte.

*) Freylich gilt dies alles nicht von allen Theilen des teutſchen Reiches, und leidet überall ſeine Einſchränkungen; — freylich liegt in manchen Gegenden das Joch des politiſchen und religiöſen Deſpotism noch hart genug auf den Hälſen des Volkes — freylich werden in manchen die unverletzlichen Rechte der Vernunft und des Gewiſſens, aus Beſchränktheit oder Verkehrtheit derer, die am Staatsruder ſitzen oder das Ohr des

Ansteckung blieb, die Symptome des Fiebers selbst ausgebrochen, und das teutsche Volk aus einem bloßen theilnehmenden Zuschauer, schon lange handelnde Person geworden seyn.

Die bisherige Ruhe, die wir — mit wenigen, unbedeutenden, und (wie den Frommen alles zum besten dienen muß) sogar nützlich gewordenen Ausnahmen — in dem ganzen teutschen Vaterlande genossen haben, beweiset schon sehr viel für die gute Seite unsrer Konstituzion, und für den Respekt, welchen sowohl Regenten als Unterthanen gegen die Gesetze tragen. Sie zeuget aber auch zugleich von dem gesetzten Karakter und gesunden Menschenverstande der Nazion, auf welche nicht bloß der Anblick der Triumfe der Freyheit und Gleichheit, sondern auch das unermeßliche Elend der Anarchie, der Unsicherheit des Vermögens und Lebens, der Fakzionen-Wuth, der Bür-

Regenten haben, zu wenig geachtet und nicht selten gröblich verletzt — freylich quisque suos patimur manes! — Aber das alles, und was hierüber noch in einem dicken Buche zu sagen wäre, wenn man ins Detail gehen wollte, beweiset nur, daß wir noch nicht da sind, wohin wir durch rechtmäßige Mittel zu streben schuldig sind, und zu gelangen gute Hoffnung haben — nicht, daß es so schlimm mit uns stünde, daß wir aus Verzweiflung eine desperate Kur, auf die Gefahr darüber zu Grunde zu gehen, versuchen müßten.

Bürgerkriege, der Selbſtrache, mit der ganzen ungeheuern Menge von Verbrechen und Unmenſchlichkeiten, zu welchen die Revoluzion in Frankreich den Anlaß gegeben, und womit jene Triumfe viel zu theuer erkauft wurden, den gehörigen Eindruck gemacht hat.

X.

Indeſſen, — wie überhaupt Einſeitigkeit in praktiſchen Urtheilen eine Quelle unzähliger Irrungen iſt — würde man ſehr unrecht haben, wenn man ſich durch die vorſtehenden Betrachtungen gar zu ſicher machen ließe, oder durch andere einſchläfernde Vorſtellungen ſich ſelbſt über die wahre Lage der Sachen, und über das was unter gewiſſen Umſtänden möglich oder unmöglich, zu beſorgen oder nicht zu beſorgen, zu thun oder zu laſſen iſt, Illuſion machen wollte. Gegen alles, was in dem vorgehenden Abſchnitte tröſtliches und beruhigendes angeführt worden, wiewohl es — unter vielerley Einſchränkungen und mit vielen Ausnahmen — wahr iſt, läßt ſich, Punkt für Punkt, ſehr viel eben ſo wahres einwenden. Man muß alſo, wenn man ſich in Sachen von ſolcher Wichtigkeit nicht muthwillig ſelbſt betrügen will, immer wieder auf das zurück kommen, was ohne Einſchränkung und Ausnahmen wahr, was in allen Fällen das ſicherſte und beſte iſt. Wer kann auf Tag und Stunde berechnen, wann ein baufälliges, morſches, immer mehr aus dem Gleichgewicht kommendes Ge-

Othello.

Wär' in jedem ſeiner Haare ein eignes Leben geweſen, meine groſſe Rache hätte Zorn genug für alle gehabt.

Desdemona.

O Gott, ſo iſt er verrathen, und ich bin verlohren!

Othello.

Weg mit dir, Schandhure! Weinſt du vor meinen Augen um ihn?

Desdemona.

Verbanne mich, lieber Mann, tödte mich nur nicht.

Othello.

Hinab, unzüchtiger Balg!

Desdemona.

Tödte mich morgen, laß mich nur dieſe Nacht noch leben.

Othello.

Nein, wenn du dich ſträubſt --

Desdemona.

Nur noch eine halbe Stunde.

Othello.

Schweige, du bekommſt keinen Aufſchub.

bäude zuſammenſtürzen wird? — Wer kann die Minute mit Gewißheit vorher ſagen, wenn ein leckes Fahrzeug, das immer mehr Waſſer zieht als man auspumpen kann, endlich zu Grunde ſinken muß? Aber darauf kann man ſicher rechnen: daß jenes, wofern man nicht je bälder je lieber eine gründliche Reparatur mit ihm vornimmt, den Einwohnern unfehlbar überm Kopfe einfallen, — daß dieſes, wenn es nicht, glücklicher Weiſe, noch in Zeiten in eine bequeme Bucht vor Anker gebracht und mit einem neuen Kiel verſehen werden kann, unfehlbar unterſinken werde.

Diejenigen, die ſich bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Sachen wohl genug befinden, um billiger Weiſe nichts anders als, mit Horaz, ſagen zu können, *bene eſt, nil amplius oro*, — dieſe Glücklichen ſind gewohnt, den Nothſtand und das Elend der unterſten und bey weitem zahlreichſten Klaſſen nur als Maſſen von ſchwarzen Schatten, gleichſam im Hintergrunde des Gemähldes worin ſie ſelbſt die Hauptfigur ſind, zu ſehen, und können alſo nur ſchwach davon afſiziert werden. Die Tauſende, die bey einer Verbeſſerung des Zuſtands von Millionen ihrer Nebenmenſchen und Mitbürger eher etwas aufzuopfern als zu gewinnen haben könnten, ſind immer mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Ganzen zufrieden, und paſſieren daher für gute Bürger. Die meiſten von ihnen machen ſogar dem

wars

warmen Freunde der Menſchheit und des Vaterlandes (wenigſtens hinter ſeinem Rücken) eine Art von Verbrechen daraus, wenn er nicht immer in ihr egoiſtiſches *bene eſt* mit einſtimmt, und die große Weisheits-Maxime jenes Hanswurſts bey dem engliſchen Dichter Prior,

Friß deine Knakwurſt, Sklav, und halt dein Maul!

nicht eben ſo weislich beobachtet als ſie. Aber, indeſſen daß wir (wie man von dem gejagten Strauß erzählt) den Kopf ins Gras ſtecken, und, um keine Gefahr fürchten zu müſſen, keine ſehen wollen, gehen die Sachen darum nicht weniger ihren Gang fort. Das Uebel, das wir nicht gewahr werden, oder worüber wir uns täuſchen, nimmt inzwiſchen über Hand, und wir, wenn endlich — nach einer Stille, die uns zur Unzeit ſicher machte — der Sturm ausbricht, wir ſtehen überraſcht und angedonnert da, als ob das, was nun begegnet, nicht durch unzählige Fäden mit dem Vorhergegangnen verwebt wäre; als ob der gegenwärtige Augenblick etwas anders wäre, als der Punkt der Zeitigung, zu welchem das Vergangene, zwar allmählich, aber doch für aufmerkſame Augen nicht unmerklich, heranreifte.

XI.

Es iſt eine alte, aus der Erfahrung gezogene und immer durch ſie von neuem beſtättigte Bemer-

merkung, daß der gewöhnliche Gang der Dinge durch jene Art von unvermutheten Erfolgen, die man, in Ermanglung einer deutlichern Erklärung, den unbekannten Göttern Glück und Unglück zuzuschreiben gewohnt ist, zuweilen dergestalt gehemmt, zuweilen dergestalt beschleuniget wird, daß in jenem Fall hundert Jahre erfordert werden können, um Etwas zu Wege zu bringen, wozu in diesem ein einziges hinreicht.

Unsere Zeit, die dazu bestimmt scheint, die ausserordentlichsten Ereignisse der vergangenen Jahrtausende in einer schnellen Folge auf einander zu erneuern, hat uns auch hievon eine auffallende Probe gezeigt, da wir im letzten Viertel des abgewichenen Jahres binnen wenig Wochen Dinge geschehen sahen, von welchen kurz zuvor, ausserhalb Frankreichs, die weisen Meister der Staatskunst sich den Erfolg so wenig träumen ließen, daß sie ihn (wie es scheint) nicht einmahl für möglich hielten. Ludwig XVI., der den 10ten August — beynahe in dem Augenblicke, da sich Aristokraten und Monarchisten vereinigen wollten, seine Feinde auszurotten — suspendiert worden war, wurde wenige Tage darauf in den Thurm zu Temple eingeschlossen, und die Parthey der Moderaten oder Monarchisten, die sich noch kaum, mit La Fayette und Rochefoucaud an ihrer Spitze, für die überwiegende hielt, verschwand so plötzlich vom französischen Horizont, daß ihre Stelle nicht

mehr

mehr gefunden wird. Am 21ſten September wurde die königliche Würde von einem neuerwählten und bevollmächtigten Nazional-Konvent einhellig abgeſchaft, und Frankreich für eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Republik erklärt; und dieſer Akt, der ſchlechterdings eines von beyden, entweder ein Ausbruch des entſchiedenſten Wahnſinns oder die höchſte Kraftäuſſerung der ganzen, in Einen Punkt konzentrierten Nazional-Stärke ſeyn mußte, war die indirekte Antwort auf ein Manifeſt — von welchem ſich die mächtigen Beſchützer Ludwigs XVI. die glücklichſten Erfolge verſprachen, da ſie an der Spitze eines großen und ſieggewohnten Heeres bereit ſtanden, den Befehlen und Drohungen deſſelben einen unwiderſtehlich geglaubten Nachdruck zu geben.

Wer hätte nicht, je nachdem er geſinnt war, erwarten oder befürchten ſollen, daß jener 21ſte September, unter ſolchen Umſtänden der Todestag der franzöſiſchen Freyheit ſey? Daß der Fall des Throns den Fall aller andern konſtituierten Autoritäten nach ſich ziehen, und, da die Republik nur noch ein bloßer Nahme zu ſeyn ſchien, die Nazion in eine Anarchie zurückſtürzen würde, wovon Alles, was man bisher mit dieſem Nahmen belegt hatte, nur als ein kleines Vorſpiel anzuſehen wäre? Wer hätte nicht von einer ſolchen neuen Revoluzion, die in den Augen der Meiſten bloß der letzte Verſuch einer zur Verzweifs

zweiflung gebrachten Rotte war, einen fürchterlichen Bürgerkrieg, eine gänzliche Auflösung des Staats, und die gewisse Erfüllung der scheinbarsten Hoffnungen, womit die Göttin der Täuschung jemahls den Sterblichen geschmeichelt hat, erwarten sollen? — Sogar der arme König Ludwig, obgleich (wie König Theodor von Korsika) seit dem 10ten August senza soldi e senza regno, hatte einen so starken Zug aus dem Zauberbecher dieser Göttin gethan, war des Erfolgs der nächsten vierzehn Tage so gewiß, daß er den Bemühungen des Pariser-Volks, seinen Thurm mit einem breiten und tiefen Graben zu umgeben, mit mitleidigem Lächeln zusah.

Und von allem diesem, was mit so großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, erfolgte gerade das Widerspiel! Die Nazion stand auf einmahl wie ein einzelner Mann auf, um für ihre neuerwählten Göttinnen, Freyheit und Gleichheit, zum Sieg oder in den Tod zu gehen. Der Nazional-Konvent, trotz der Robespierrischen Faktzion, die ihn schon in den ersten Tagen entweder zu unterjochen oder zu ersticken drohte, zeigte zur Erhaltung des Vaterlandes und der Republik, die noch nicht gebohren war,*) einen Muth,

*) Und vielleicht eben dadurch einer Nazion, deren feuger Geist die Zukunft so leicht in Gegenwart zu verwandeln weiß, nur ein desto lebhafteres Interesse einflößte.

Muth, eine Eintracht, eine Standhaftigkeit, die ihn zu der Höhe des altrömischen Senats zu erheben schien. Die Bürger von Thionville und Lille gaben dem ganzen Frankreich das Beyspiel eines so schwärmerischen und zugleich so kaltblütigen Heroismus, daß sogar die feigesten und trägesten aller Menschen, geschweige, ein Volk wie das französische, davon ergriffen und mit dem feurigsten Wetteifer beflügelt worden wären. Die neuen vorher wenig bekannten Feldherren zeigten Talente, die man nicht erwartet hatte, mit einer Eintracht und einem Eifer für die gemeine Sache verbunden, der um so gewisser einen guten Erfolg versprach, da die Elemente selbst sich für die Franken zu erklären schienen. In wenig Wochen war Longwy und Verdün wieder in ihren Händen, hatten die verbundenen Heere die fränkischen Grenzen wieder verlassen, standen die fränkischen Heere auf fremdem Boden, hatte sich Cüstine der Magazine zu Speier bemächtigt und die Residenz des ersten Kuhrfürsten zum Mittelpunkt seiner Operazionen in Teutschland gemacht, Montesquiou Savoyen, Anselme Nizza eingenommen, und Dümourier bey Mons einen Sieg erfochten, der den Nahmen der neuen Franken in ganz Europa wieder zu Ehren setzte, und der sowohl durch die Größe der Schwierigkeiten, die zu überwältigen waren, als durch die Wichtigkeit der unmittelbaren und entferntern Folgen, die ihn begleiteten, von der Geschichte den berühmte-

sten

ſten, deren Andenken ſie verewigt, an die Seite geſetzt werden wird.

XII.

Solch' ein Glückswechſel, ſolche Beweiſe einer ſeit Jahrhunderten beyſpielloſen Nazional-Energie, eines republikaniſchen Geiſtes, und einer republikaniſchen Tugend, die man einem einſt ſo frivolen, ſo tief verderbten Volke nicht zugetraut hatte, mit ſolchen Erfolgen gekrönt, warfen einen Glanz von ſich, der durch die reiſſende Schnelligkeit, womit die Begebenheiten ſich über einander herwälzten, noch blendender werden mußte.

Der kältere Menſchenforſcher läßt ſich indeſſen durch alle dieſe Großthaten der Neufranken ſo wenig als durch die großen Grundſätze und Geſinnungen, die ihre Redner mit einer ſo Sireniſchen Beredſamkeit geltend zu machen wiſſen, verblenden; er kann ſich dieſe Aufwallungen eines allgemeinen Freyheits-Enthuſiasmus bey einem Volke wie das franzöſiſche, in einem ſo entſcheidenden Momente ſehr gut erklären; aber er vergißt nicht darüber, daß es eben dieſes Volk iſt, das vom Anfange der Revoluzion bis zum 6ten Oktober des verwichenen Jahres ſich ſeiner ſo ungeheuern Menge von brutalen, barbariſchen und diaboliſchen Atrozitäten ſchuldig gemacht hat, daß keine Zeit die Schande, ſo ſie dem franzöſiſchen Nahmen dadurch zugezogen haben, jemahls auslöſchen kann. Ein Nazional-Charakter,

ter, der ſich eben ſo ſtark durch Grauſamkeit, Blutdurſt, kaltblütige Rachgier und Mordluſt als durch Ehrgefühl, Stolz, Eitelkeit, Großherzigkeit und Verachtung des Lebens auszeichnet, verwandelt ſich nicht in ſo kurzer Zeit, daß es gerecht und vernünftig wäre, die mit einem ſolchen Karakter geſtempelte Nazion wegen einiger, ja ſogar wegen einer langen Reihe glänzender Handlungen, hochachtungswürdig zu finden, oder ihr ein Verdienſt aus ſcheinbaren Tugenden zu machen, die ihr eben ſo natürlich als ihre Laſter ſind, und mit dieſen aus Einer gemeinſchaftlichen Quelle fließen. Ueberdieß bürgt uns die glückliche Wendung, die ihre Sache von auſſen genommen hat, keineswegs für ihre Glückſeligkeit von innen; im Gegentheil iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß der Dämon der Zwietracht, den ſogar die unmittelbarſte Gefahr des Vaterlandes nicht beſchwören konnte, ſobald ſie wieder Ruhe bekommen deſto wüthender ausbrechen, und indem er ſie aus einer Inſurrekzion und Revoluzion in die andere wirft, das Beyſpiel der unendlichen Uebel, ſo ſie über ſich ſelbſt häuffen, zum wirkſamſten Gegengift gegen die ſofiſtiſche Freyheits- und Gleichheits-Theorie, womit ſie uns zu berauſchen ſuchen, machen werde.

XIII.

Aber ſo kaltblütig urtheilt freylich die große Menge nicht, oder vielmehr ſie urtheilt gar

nicht, sondern überläßt sich den Eindrücken, die alles Ungewöhnliche und ans Wunderbare grenzende auf ihre Sinnen macht. Von je her, und vermöge der Natur der Sachen, war eine bis zum Heroismus getriebene Tapferkeit, mit einem gewissen Anstrich von Großmuth und Humanität verbunden, das, was die Herzen der Menschen am schnellsten überwältigt, was am gewissesten Bewunderung und Liebe einflößt. Auch beweiset es große und tiefe Klugheit an den Feldherrn der französischen Kriegs-Heere, daß sie ihre Untergebenen dahin zu bringen gewußt haben, eine so gute Zucht in den benachbarten Gegenden, wo sie gegenwärtig den Meister spielen, zu beobachten und sich (wenigstens in Teutschland) durch ein über alle Erwartung gutes Betragen die Achtung und Zuneigung der Völker, denen sie ihr neues Evangelium predigen, zu erwerben. Man fragte sich selbst erstaunt, ob das die Kanibalen, die Unmenschen, die apokalyptischen Bestien seyn sollten, denen seit vier Jahren so schreckliche Unthaten nachgesagt wurden; und man fand sich genöthigt zu glauben, daß alles was man von den Greueln der famosen schwarzen Tage, und von so vielen wüthenden Auftritten, womit das souveräne Volk seine Manier, Justiz und gute Polizey zu handhaben, beynahe täglich in irgend einem von den 249 Distrikten bethätigte, gehört und gelesen habe, wo nicht gänzlich von den Aristokraten und ihren Partheygängern erdichtet, doch unfehlbar übermäßig ver-

vergrößert worden seyn müsse. Nur wenige ahnen die List, die hinter dieser angenommenen gefälligen Aussenseite im Hinterhalte liegt; nur wenige sehen, daß die Häupter der neuen Republik zu klug sind, um die Vortheile eines solchen Betragens nicht genau berechnet zu haben. Denn natürlicher Weise wird das Freyheits- und Gleichheits-Evangelium, das an sich selbst schon den mühseligen und beladenen so süß tönt, sich desto mehr Eingang verschaffen, wenn die Apostel desselben ihm auch durch ihr persönliches Betragen die Herzen zu gewinnen suchen.

Nach der eigenen täglich wiederhohlten Versicherung der Neufranken, ist die Befreyung aller Völker des Erdbodens, die Ausrottung der Tyrannen, und wo möglich die Organisierung des ganzen menschlichen Geschlechts zu einer einzigen verbrüderten Demokratie, der eigentliche Zweck der Waffen dieser neuen Republik. Besonders geht die menschenfreundliche Absicht des Bürgers Cüstine bey seinem Heerzug nach Teutschland nicht sowohl auf die Züchtigung derjenigen teutschen Fürsten und Aristokraten, die sich durch ihre Verwendungen für die königliche und aristokratische Parthey als Feinde der Republik bewiesen haben (denn dies soll nur als eine Nebensache im Vorbeygehen abgethan werden) als vielmehr darauf: die Einwohner aller Gegenden, welche sie einnehmen, oder durch welche sie ziehen, zu ihrer Lehre von der unveräusserlichen Souverä-

Desdemona.

Nur ſo lang ich ein Vater Unſer beten kan.

Othello.

Es iſt zu ſpät.

(Er erſtekt ſie.)

Siebende Scene.

Aemilia, vor der Thüre.

Aemilia.

Gnädiger Herr, Gnädiger Herr! He! Gnädiger Herr!

Othello.

Was für ein Getös iſt das? -- Noch nicht todt? noch nicht völlig todt? So grauſam ich bin, bin ich doch barmherzig; ich wollte dich nicht gern lang leiden laſſen --

So, ſo.

Aemilia (vor der Thüre.)

Wie? he! Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Othello.

Wer iſt da?

Aemilia.

O mein lieber Gnädiger Herr, ich möchte nur ein Wort mit euch reden.

tät des Volks und von der Unrechtmäßigkeit der monarchiſchen Regierung zu bekehren, unbekümmert, was (wofern es ihnen glücken könnte) die Folgen davon ſeyn müßten, wenn unſre Städte, Flecken und Dörfer, nach dem Beyſpiel der Weſtfranken, mit dem Umſturz der gegegenwärtigen Ordnung den Anfang machten, ehe ſie noch wißten, was für eine andere ſie an die Stelle derſelben ſetzen wollten; oder, falls ſie ſich (um kurz aus der Sache zu kommen) nach dem Muſter der neufränkiſchen Konſtituzion organiſieren wollten, ob ſie bey der demokratiſchen Anarchie, die daraus entſpringen müßte, beſſer fahren würden als bey der Subordinazion, deren ſie gewohnt ſind.

XIV.

Ferne ſey es von mir, den Einſichten des aufgeklärtern Theils der teutſchen Nazion, und ſelbſt dem geſunden Menſchenverſtande des Volks der roheſten Klaſſen ſo wenig zuzutrauen, daß ich mir einbilden ſollte, ein ſo luſtiger Plan, wie dieſer — ein Plan, der ſo offenbar aus der gröſten Unwiſſenheit unſrer innern Verfaſſung entſpringt und auf theils ganz grundioſe theils ſchief geſehene und fälſchlich generaliſirte Vorausſetzungen kalkuliert iſt — würde in Teutſchland ſo leicht durchzuſetzen ſeyn, als ſich der Bürger Röderer und andere wackere Männer ſeines Schlages einzubilden ſcheinen.

Allein

Allein auf der andern Seite würde man doch wohl — auch im Bewußtſeyn der beſten Sache und mit dem unbeladenſten Gewiſſen — die Sicherheit zu weit treiben, wenn man, bey allen den allgemeinern Gründen zur Vorſicht, auf welche mich bisher der Gang meiner Betrachtungen geführt hat, und welche da und dort noch mit vielen beſondern zu vermehren ſeyn dürften — die natürlichen Folgen des fortdauernden Daſeyns von funfzig oder ſechzig Tauſend bewaffneten Freyheits- und Gleichheits-Predigern auf teutſchem Grund und Boden, in Rückſicht auf die Ruhe des Ganzen für unbedeutender anſehen wollte als ſie wirklich ſind.

Mir däucht es könne nichts auffallender ſeyn, als daß es eine Art von neuer politiſcher Religion iſt, was uns von den Cüſtine, Dümourier, Anſelme, u. ſ. w. an der Spitze ihrer Heere gepredigt wird. Die Stifter und Vorfechter dieſer neuen Religion erkennen keine andere Gottheiten als Freyheit und Gleichheit; und wiewohl ſie ihren Glauben nicht eben, wie Mohamed und Omar, mit Feuer und Schwerdt ausbreiten, ſondern im Gegentheil (gleich den ehemahligen Verkündigern des Reichs Gottes) die Völker mit gar ſüßen und freundlichen Worten zum Reich der Freyheit einladen: ſo haben ſie doch die große Maxime, keinen andern Glauben neben ſich zu dulden, mit Mohamed und den Theodoſiern gemein. Wer nicht mit ihnen iſt, iſt wider ſie.

Wer ihren Begriff von Freyheit und Gleichheit nicht für den einzigen wahren erkennt, iſt ein Feind des menſchlichen Geſchlechts, oder ein verächtlicher Knecht, der, von den engbrüſtigen Vorurtheilen der alten politiſchen Abgötterey zuſammengedrückt, ſeine Knie vor ſelbſt gemachten Götzen beugt, und freywillig Feſſeln trägt, die er, ſobald er nur wollte, wie verſengte Zwirnsfäden von ſich ſchütteln könnte.

Dieſe neuen Republikaner kündigen allen Königen und Fürſten der Erde den Krieg an, indem ſie zu gleicher Zeit allen Völkern Friede und Verbrüderung anbieten. Sie ſind ausgezogen, alle Thronen, die ſie in ihrem Wege finden, umzuſtürzen, und ſich, wie ſie ſagen, das unendliche Verdienſt um das menſchliche Geſchlecht zu machen, es von ſeinen Unterdrückern zu befreyen. Denn auſſer der neuen franzöſiſchen Demokratie giebt es, ihrer Vorſtellungsart nach, nichts als Tyrannen und Sklaven.

„Man muß, (ſagte der Deputierte St. Juſt am 13ten Nov. im Nazion. Konvent) „man muß „dem ehemahligen Könige den Prozeß machen, nicht „weil er übel regierte, ſondern weil er König „war. Denn nichts in der Welt kann dieſe „Uſurpazion rechtfertigen. In welche Täuſchungen das Königthum ſich einhüllen, hinter welche vorgebliche Verträge es ſich verſtecken mag, „es iſt und bleibt ein ewiges Verbrechen, gegen welches ein jeder Menſch das Recht hat

„ſich

„sich zu erheben und zu bewaffnen; es ist ein „Frefel, den sogar die Blindheit eines ganzen „Volks nicht rechtfertigen kann. Ein solches „Volk begeht durch das Beyspiel, so es andern „giebt, selbst ein Verbrechen gegen die Natur. „Alle Menschen empfangen unmittelbar von ihr „den geheimen Auftrag, alles was Herrschaft „heißt überall zu vertilgen. Ein Monarch **kann** „nicht unschuldig regieren; die Narrheit das für „möglich zu halten, ist zu handgreiflich. Jeder „König ist ein Rebell und **Usurpator**, u. s. w.

Diese und tausend ähnliche Maximen, die der independentische Fanatismus im Jakobiner-Klub zu Paris und sogar im Nazional-Konvent täglich erschallen läßt, werden nun auch in Teutschland mit allem Eifer, der die Apostel einer neuen Religion karakterisiert, ausgebreitet, und — zwar nicht überall, aber gewiß an vielen Orten — von einer schwärmerischen, nach neuen Dingen dürstenden Jugend aus den kultivirtern Klassen mit desto heisserer Begier verschlungen, je größere Reitze der Gedanke für sie hat, durch eine neue Ordnung der Dinge ihrer Selbstthätigkeit ein unermeßliches Feld eröffnet zu sehen. Selbst unter denen, die sehr ansehnliche Vorrechte dadurch zu verlieren hätten, wenn Teutschland in eine Demokratie nach dem fränkischen Muster umgeschmolzen würde, fehlt es nicht an Ehrgeizigen, die durch die Hoffnung, im Reich

der Freyheit und Gleichheit irgend eine glänzende Rolle zu spielen, getrieben werden, zu Beförderung desselben soviel möglich geschäftig zu seyn.

XV.

Man läßt es aber nicht bey bloßer Ausbreitung des antimonarchischen und independentischen Jakobiner-Glaubens bewenden, dessen Theorie man auf so wenige und massive Grundsätze gebracht hat, daß der gröbste Taglöhner scharfsinnig genug ist, sie in wenig Minuten zu fassen: man beeifert sich auch, dem Volke praktische Anweisungen zu geben, wie es bey wirklicher Anwendung derselben zu Werke gehen müsse. „Es braucht weiter nichts (sagt man) als daß das Volk, nachdem es sich von seiner unveräusserlichen Souveränität, und von der Strafwürdigkeit eines jeden, der sich, gegen das hochheilige Gesetz der Gleichheit, unterfteht, mächtiger, vornehmer und reicher zu seyn als andere, gehörig überzeugt hat, den Anfang damit mache, seiner bisherigen Obrigkeit den Gehorsam aufzukündigen; sodann sich in Munizipalitäten, Distrikte und Departementer organisiere; hierauf in Primar-Versammlungen aus jeder Munizipalität einige Wähler, und in Wahl-Versammlungen eine Anzahl Deputierte zu einem bevollmächtigten Nazional-Konvent ernenne, welcher vor allen Dingen ein provisorisches Kollegium von Ministern zu Handhabung der vollziehenden

Macht

Macht zu bestellen, und sodann den Entwurf einer auf vollkommne Freyheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung und Gesetzgebung auszuarbeiten, und den besagten Primar-Versammlungen als dem suveränen Volke zur Sankzion vorzulegen hat — so ist die Demokratie fertig; der Strick ist entzwey, und wir sind frey, und niemand befindet sich, vor der Hand wenigstens, übel dabey als — die sich vorher wohl befanden."

Indessen, da die große Menge Völkerschaften, welche dermahlen, unter dem Nahmen der unmittelbaren Stände des teutschen Reichs, durch ältere und neuere Verträge und Grundgesetze zu einem Ganzen, das in seiner Art einzig ist, zusammengesetzt sind, sich nicht so leicht und geschwind, als die Ungeduld der allgemeinen Weltbefreyer natürlicher Weise wünschen muß, in diese neue Unordnung der Dinge fügen möchte: so muß man der teutschen Thorheit und Trägherzigkeit durch das weltberühmte und in Frankreich so probat gefundene Englische Universal-Mittel der patriotischen Klubs, Journale, Pamflets und Anschlagzettel zu Hülfe kommen. Die öffentlichen Blätter melden uns, daß zu Maynz (als dem Mittelpunkt aller Anstalten zu der heroischen Operazion, die mit dem teutschen Staatskörper vorgenommen werden solle) mit beyden Instituten bereits der Anfang gemacht sey. Ich weiß von beyden noch zu wenig um darüber

zu urtheilen. Wenn aber der Sage zu glauben ist, so könnte der Sitz des ersten Erzbischoffs und Kuhrfürsten Germaniens bey dem Naz. Konvent zu Paris sich des Verdienstes rühmen, die Mutter des ersten teutschen Jakobiner-Klubs zu seyn, an welchen sich ohne Zweifel, durch den Eifer der zu diesem Ende in alle Welt ausgehenden Diener des Worts, in kurzem viele würdige Töchter anschließen werden.

XVI.

Ich weiß sehr gut, daß ein Butler (wenn wir einen unter uns hätten) in allem diesem den Stoff zu einem teutschen Hudibras finden könnte, der unsre leselustige Welt besser amüsieren würde als ernsthafte Betrachtungen. Aber ich gestehe, daß mir die Sache nicht komisch genug vorkommt, um mich bey ihrer lustigen Seite aufzuhalten. Alles wohl erwogen, glaube ich zwar noch keine Ursache zu sehen, warum wir gerade den nahen Anbruch des jüngsten Tages befürchten sollten, den unlängst, ich weiß nicht welcher wohlmeynender Pfarrer (um sich in Zeiten ausser aller Verantwortung zu setzen) der werthen Christenheit aus den Zeichen dieser Zeit angekündiget hat: aber mich däucht doch, wir befinden uns in einer von den Lagen, worin ehmahls der Senat zu Rom die Konsuln zu erinnern pflegte, „dahin zu sehen, „daß das gemeine Wesen nicht zu Schaden „komme."

XVII.

XVII.

Die dermahlige teutſche Reichsverfaſſung iſt ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen für die innere Ruhe und den Wohlſtand der Nazion im Ganzen ohne alle Vergleichung zuträglicher, und ihrem Karakter und dem Grade von Kultur, worauf ſie ſteht, angemeſſener als die franzöſiſche Demokratie; angemeſſener und zuträglicher als uns dieſe leztere auch alsdann ſeyn würde, wenn irgend ein Zauberer Merlin auf ſich nähme, uns durch einen Schlag mit ſeinem Zauberſtabe, ſo ſchnell als der König von England einen wackern Londner *Cit* zum Ritter ſchlägt, zu einer einzigen unzertrennlichen Demokratie zu ſchlagen; vorausgeſezt, daß dieſer politiſche Merlin uns Alle nicht zugleich entweder in lauter Sokrateſſe und Epiktete oder in lauter Swiftiſche Huynhnhms verwandeln könnte. Denn freylich, im einen und im andern dieſer beyden Fälle geſtehe ich gern, daß eine völlige Freyheit und Gleichheit jeder monarchiſchen, ariſtokratiſchen, oder gemiſchten Verfaſſung vorzuziehen wäre.

Das zuträglichſte für jedes Volk, (wie ich ſchon mehrmahl mit dem weiſen Solon behauptet habe) iſt, nicht das Ideal der vollkommenſten Geſetzgebung, ſondern gerade die zu haben, oder zu bekommen, die es dermahlen am beſten ertragen kann. Welche Furien müßten uns zu der Raſerey treiben, unſern Zuſtand, der freylich noch

mancher Verbeſſerungen bedürftig iſt, durch ein Mittel beſſer machen zu wollen, das ihn unfehlbar ſehr verſchlimmern würde, das der gerade Weg wäre, unermeßliche, unabſehbare Uebel über uns und unſer Vaterland zu häuffen? Warum ſollten wir ſo theuer und mit einem ſo ungeheuern Riſiko erkaufen wollen, was wir, wahrſcheinlich, ohne Empörung, ohne Deſorganiſazion, ohne Verbrechen, ohne Aufopferung der gegenwärtigen Generazion, von dem bloßen Fortſchritt der Aufklärung und Moralität unter uns, weit ſichrer hoffen dürfen? *) — Wenigſtens iſt gewiß, daß wir, ehe man uns rathen kann gerade zum deſperateſten Mittel zu greiffen, vorher alle andern vergeblich verſucht haben müßten; welches,

*) „Wenn eine Regierung weiſe genug iſt, mit der Verfeinerung der Sitten und der Aufklärung der Menſchen „Schritt zu halten, dann bietet ſie ſelbſt der wohlthätigſten Revoluzion die Hand. Alles gewinnt dann eine beſſere Geſtalt; alles verändert ſich nach und nach, alles geſchieht ohne Blutvergießen, ohne Gewaltthätigkeit," ꝛc. — ſagt ein ſehr verſtändiger Dähne in ſeinen patriotiſchen Gedanken über ſtehende Heere, politiſches Gleichgewicht und Staatsrevoluzionen: einem kleinen Büchlein, das manchem feynſollenden Staatsmann *en place*, wenn er es allzuhaſtig hinunter ſchlänge, vielleicht (gleich jenem in der Apokalypſe) gewaltiges Bauchgrimmen verurſachen dürfte, aber wenn es wohl verdaut und in Saft und Blut verwandelt würde, unfehlbar ſehr heilſame Wirkungen thun müßte.

ches, meines Wissens, noch bey weitem nicht unser Fall ist.

Die Apostel der neuen Religion haben von unserm wirklichen Zustande, wie es scheint, nur sehr dürftige und verworrene Kenntnisse, und täuschen sich dagegen mit sehr übertriebenen Einbildungen von dem, was sie unsre Sklaverey nennen. Indessen braucht es doch nur die gemeinste Kenntniß der teutschen Reichs- und Kreis-Verfassung und der weltkündigen Reichsgrundgesetze, besonders des Osnabrückischen Friedens-Instruments und der jedesmahligen Kaiserlichen Wahl-Kapitulazion, um zu wissen: daß das teutsche Reich aus einer großen Anzahl *) unmittelbarer Stände besteht, deren jeder, in seinem Innern von jedem andern unabhängig, die Reichsgesetze, oder Kayser und Reich, nur in so fern diesen die Handhabung und Vollziehung jener Gesetze obliegt, über sich hat; und daß von seinem selbsterwählten Oberhaupt an, bis zu Schultheiß, Meister, Rath und Gemeine der Reichsstadt Zell am Hammersbach, kein Regent in Teutschland ist, dessen größere oder kleinere Machtgewalt nicht durch Gesetze, Herkommen, und auf viele andere Weise von allen Seiten eingeschränkt wäre; und

*) Aus dreyhundert und acht und vierzig (l. e. c.) geistlichen und weltlichen Fürsten, Prälaten, Grafen, Dynasten und Reichsstädten; die unmittelbare Ritterschaft und die freyen Reichsdörfer nicht gerechnet.

Othello.

Ja, es iſt Emilia -- In einem Augenblik -- ſie iſt todt -- Vermuthlich wird ſie mir die Nachricht von Caſſios Tode bringen -- Der Lerm war groß -- Ha, du rührſt dich nicht mehr? Still wie ein Grab. Soll ich ſie hereinlaſſen? Wär' es gut? Mich däucht, ſie rührt ſich wieder -- Nein -- Was iſt das Beſte? Wenn ſie herein kömmt, ſo wird ſie mit meinem Weibe reden wollen; meinem Weib? Meinem Weib? Was für einem Weib? Ich habe kein Weib -- O Unerträglich! o bange Stunde! Mich däucht, es ſollte izt eine dichte Verfinſterung der Sonne und des Monds ſeyn, und der geſchrekte Erdball ſollte vor Entſezen beben --

Aemilia.

Ich bitte euch, nur ein paar Worte; ach, mein lieber Gnädiger Herr! --

Othello.

Ich hatte dich vergeſſen; oh, komm herein Aemilia. Sachte, augenbliklich, ich muß nur erſt den Vorhang ziehen. -- Wer biſt du? Was willſt du?

(Er riegelt die Thür auf.)

Aemilia kommt herein.

Aemilia.

Ach, Gnädiger Herr, es iſt eine greuliche Mordthat begangen worden!

Othello.

und gegen welchen, wofern er sich irgend eine widergesetzliche Handlung gegen das Eigenthum, die Ehre, oder die persönliche Freyheit des geringsten seiner Unterthanen erlaubt, die Reichsverfassung dem Beleidigten nicht Schutz und Remedur seiner Beschwerden verschaffte. *) Wie man also vermegen genug seyn könne, eine Nazion von 28 Millionen Menschen, die unter einer solchen Verfassung lebt, Sklaven, und ihre nicht nach Willkühr sondern nach Gesetzen regierende und durch Gesetz und Herkommen eingeschränkte Fürsten Despoten zu schimpfen, ist nur durch die lächerliche Eitelkeit und die dicke Unwissenheit begreiflich, womit diese Menschen, — die noch vor wenig Jahrzehenden auf ihre eigene schmähliche Sklaverey eben so hoffärtig waren als sie es jezt auf ihren zügellosen Libertinismus sind, — so viele glänzenden Eigenschaften verunzieren. Gewiß findet sich, in und ausser Teutschland, unter allen, die sich mit der dermahligen fysischen, politischen, sittlichen, literarischen und ökonomischen Verfassung dieser großen und in ihrer Art einzigen Staaten-Gruppe etwas genauer bekannt gemacht haben, schwerlich ein unbefangner

*) Was hiegegen einzuwenden ist, weiß ich so gut als ein anderer; nur behaupte ich, was uns helfen könne, sey eine (höchstnöthige) Reformazion unsrer Verfassung, nicht eine sinnlose Umkehrung und Zerstörung derselben.

ner und billiger Kosmopolit, der den verdienstvollen Verfasser der Annalen der Staatskräfte von Europa *) — (eines Buches, mit dessen französi-

*) Der königl. Preußische Kriegsrath Adolf Friederich Randel. Von diesem, einem jeden, der auf einigen Grad von Kultur Anspruch macht, unentbehrlichen Werke, ist das erste Heft des ersten Theils in der Ostermesse 1792. zu Berlin bey Friedrich Viehweg dem ältern, in größtem Format herausgekommen, und macht wegen der Pracht und Schönheit des Papiers und Drucks auch dem Verleger vorzügliche Ehre. Diese Annalen werden in zwey Haupttheilen (wovon der erste, in drey Stücken oder Heften Teutschland billig allein gewidmet ist) die Staatskräfte Europens nach den neuesten statistischen, gewerblichen, wissenschaftlichen und politischen Verhältnissen, in tabellarischen Uebersichten darstellen. Der Verfasser hat sich durch das erste Heft, worin das teutsche Reich im Allgemeinen, mit einer Genauigkeit, Ordnung und Vollständigkeit, die wenig zu wünschen übrig läßt, dargestellt ist, ein desto größeres Verdienst um das Vaterland erworben, je wahrer es zu unsrer Beschämung ist, daß von unsern Mitbürgern aus den mittlern und höhern Ständen, ja selbst unter den Gelehrten, bisher nur ein sehr kleiner Theil sich auch nur um eine summarische und oberflächliche Kenntniß desselben bekümmert hat. Hier findet man auf 28 Folioblättern, in einer Anordnung, die den Ueberblick einer so großen Menge von Theilen, als den Totalbegriff Teutschland ausmachen, ungemein erleichtert, alles beysammen, was Teutschland wirklich ist.

ist

zösischer Uebersetzung der Verleger dem Nazional-Konvent zu Paris und dem General Cüstine ein verdienstliches Geschenk machen könnte) eines übertriebenen Nazionalstolzes beschuldigen sollte, wenn er nach summarischer Uebersicht seiner ganzen Darstellung ausruft: „wo ist das europäische Reich, „das, alle fysische Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, im Ganzen, bey „gleicher Größe, an Volksmenge, an Anbauung „des Bodens, und Benutzung aller Geschenke der „Natur, an Anzahl nicht sowohl großer als reicher,

was es noch werden könnte, und was es unfehlbar werden muß, wenn — nach dem glückweissagenden Horoskop, welches der Verfasser unsrer Nazion im lezten §. des vierten Hauptstücks stellt — „mehrere Fürsten" (welcher von ihnen sollte hier die Ausnahme machen wollen?) „Väter ihres Volkes werden — wenn „gereinigte Vernunft im Gefolge ächt christlicher „Religiosität" (warum im Gefolge?) „die Nazion „beglücken, Schwärmerey" (und dummer Aberglaube, der noch Zentnerschwer auf den Köpfen des dritten Theils der Teutschen liegt) „dem hellern Lichte weichen, fysische und moralische Kultur fortschreiten, und endlich eine dem Zeitalter angemessene „Gesetzgebung" (die aber ohne gänzliche Abschaffung aller Ueberreste aus den Gothischen und Longobardischen Zeiten nicht denkbar ist) „Erziehung und Vaterlandssinn, durch das Beyspiel der Großen geheiligt, das Werk vollenden werden!" — Eya! wären wir da!!

„cher, als an Menge mittelmäßiger, aber wohl„polizierter, betriebsamer und nach Verhältniß „ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, „dem teutschen Reiche den Vorzug streitig machen „könnte?“ Ich setze hinzu: wo ist ein Volk in Europa das sich einer nähern Anlage zu immer zunehmender Verbesserung seines Zustandes, eines größern Flors der Wissenschaften, mehrerer, oder vielmehr, so vieler und so gut eingerichteter öffentlicher Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, einer größern Denk- und Preßfreyheit, und, was eine natürliche Folge von diesem allem ist, einer hellern und ausgebreitetern Aufklärung zu rühmen hätte, als die Teutschen, im Ganzen genommen? — ungeachtet wir der Vortheile einer anerkannten Hauptstadt von Teutschland (gern) ermangeln! — Und die Nazion, von welcher alles dies wahr ist, sollte aus Sklaven bestehen und von Despoten und Tyrannen beherrscht seyn? Welche sinnlose Vermengung der Begriffe und der Worte!

XVII.

Doch — wie unwissend auch die neufränkischen Republikaner in allem, was die innere Verfassung und den wahren Zustand des teutschen Reichs betrift, seyn mögen — so sehr sind sie es wahrlich nicht, daß sie uns im Ernst für Sklaven halten sollten; und gewiß ist es auch nichts weniger als ein überwallender Strudel von Menschenlie-

be, was ſie antreibt, ſich ſo viele Mühe zu geben, den Bürgerſtand und die untern Volks-Klaſſen in Teutſchland, ſo viel an ihnen iſt, zu deſorganiſiren, mit ihren ſofiſtiſierten Begriffen von unveräuſſerlicher Volks-Souveränität, Freyheit und Gleichheit anzuſtecken, und zur Empörung gegen ihre rechtmäßige Landesregenten und Obrigkeit aufzureizen. Man müſte ſtockblind ſeyn wollen, wenn man nicht ſähe, was die wahren Beweggründe der ſonderbaren Rolle ſind, die ſie ſeit einigen Wochen in einem Theil unſrer Rheinländer ſpielen. Es iſt nicht nur, nachdem ſie nun einmahl Krieg mit Oeſterreich und Preuſſen haben, ihr Intereſſe, denſelben von ihren Gränzen weg und in Feindes-Land zu ziehen: der Krieg ſelbſt war ſchon lange was ſie wünſchten, iſt noch immer, was ſie zur Erreichung ihrer Abſichten nöthig haben, iſt gewiſſermaßen das einzige, was ihre Republik retten kann; und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, erfüllt die hohe Reichsverſammlung zu Regensburg einen ihrer angelegenſten Wünſche, indem ſie ihnen durch die beſchloſſene lebhafte Theilnahme an dieſem Kriege den erwünſchten Vorwand giebt, ſich ihrer ſo oft vor ganz Europa wiederhohlten friedfertigen und menſchenfreundlichen Verſprechungen quitt zu halten, und von dem Tage an, da Reichsſtändiſche Heere gegen ſie agieren werden, das ganze teutſche Reich als einen erklärten Feind behandeln zu können. Sehr wahrſcheinlich ſieht der Nazional-Konvent

durch

durch die innerliche Zwietracht, welche die neue Republik alle Augenblicke wieder aufzulösen droht, sich in demselben Falle wie der römische Senat in den ältern Zeiten der Republik, und nur eine anhaltende Verwicklung der Nazion in die Gefahren und Erfolge auswärtiger Kriegs-Operazionen kann ihnen soviel Zeit und innere Sicherheit verschaffen, *) als sie zu Gewinnung einer festern Konsistenz ihres noch so lockern politischen Vereins nöthig haben. Ueberdies ist es augenscheinlich doppeltes Interesse für sie, die Monarchen, von deren Staaten die werdende französische Republick umgeben ist, durch Abtrennung ihrer zunächst angrenzenden Provinzen zu schwächen, und, indem sie die abtrünnigen Länder zu Republiken organisieren helfen, sich selbst so viele neue Bundesgenossen, als nur immer möglich, zu erwerben, die ihrer Freundschaft nicht entbeh-

 ren

*) Wiewohl auch dieses im Grunde verzweifelte Mittel noch immer unzulänglich scheint. Wenigstens erhalten wir in den französischen Tageblättern noch immer von Zeit zu Zeit klägliche Nachrichten von partiellen Aufständen des souveränen Volks, die zwar (wie gewöhnlich) auf Rechnung der Agitateurs gesetzt werden, aber in der That immer aus einer und ebenderselben Quelle, aus der gepriesenen Volks-Souveränität entspringen, die man dem Pöbel nun durch keine Distinkzionen und Räsonnements wieder aus den Köpfen bringen kann.

ren und ihre eigene Existenz nur dadurch erhalten können, daß sie gemeine Sache mit ihnen machen.

Ich müßte mich sehr irren, oder dies ist auch ihr Plan in Ansicht der teutschen Länder, in welchen sie ihre beliebten Freyheitsbäume zu pflanzen angefangen haben. Wie sie bisher alles was sie vorhatten immer einige Tage oder Wochen zuvor der ganzen Welt kund zu thun pflegten, so machen sie auch itzt kein Geheimniß daraus, daß es eine ihrer Ideen sey, das Land der Freyheit und Gleichheit bis an den Rhein auszudehnen, welchen (wie Bürger Mercier im Oktober der Chronique du Mois sehr zierlich bewiesen hat) die Natur selbst zur östlichen Gränze zwischen Frankreich und Teutschland bestimmt haben soll. Wie schimärisch auch ein solches Vorhaben uns scheinen mag, eine so exaltierte Einbildungskraft, wie die ihrige, könnte wohl unmöglichere Dinge ausführbar finden. Aber auf alle Fälle wird dazu erfordert, daß man sich die bekannte Disposizion des Volks in diesen Ländern zu Nutze mache, um es theils gutwillig zu Annehmung der neufränkischen Organisazion zu bereden, theils durch die gewagten Schritte, wozu man es verleitet, es in eine solche Lage zu setzen, daß ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig bleibe, als eben diese Art von verzweifelter Selbsthülfe, welcher die französische Nazion ihre Befreyung von einer unerträglich gewordenen mo-

nar-

narchisch-aristokratischen Regierung zu danken hat.

Der französische Nazional-Konvent und die militärischen Vollzieher seiner Dekrete rechnen bey allem diesem nicht nur auf den Umstand, daß es in Teutschland so wenig (und in der That noch weniger) als in irgend einem andern großen Staate, an mancherley mehr oder minder gegründeten Beschwerden des Volks fehlen könne, die man dann noch durch die übertriebensten Schilderungen vergrößert: sie rechnen (als Leute, welche die beste Gelegenheit gehabt haben, das im engern Verstande so genannte Volk, den rohesten und ärmsten Theil desselben, vollkommen kennen zu lernen) auch auf seine Leidenschaften, auf seinen Haß gegen die sogenannten Aristokraten, auf den Hang zur Independenz, zum Müssiggang und zu animalischen Befriedigungen, der dem gemeinen Mann so gut angebohren ist als den Vornehmen, und überhaupt auf den tollkühnen Muth, womit diejenigen, die bey Staatsumkehrungen nichts zu verlieren haben, bereit sind, sich zu allem gebrauchen zu lassen, was ihnen eine Verbesserung ihres Zustandes verspricht. Und sollten sie, die ihrer Schwärmerey ungeachtet sehr scharf auf alle Umstände dessen was ausser ihnen vorgeht, Acht haben, nicht auch auf die möglichen, beynahe mit Gewißheit vorauszusehenden Folgen eines fortdauernden und mit zusammengesetzten Kräften geführten Krieges, des-

sen Schauplatz in Teutschland läge, gerechnet haben? Sollten sie nicht einen Theil ihrer Hoffnungen auf die Erwartung gründen, was nach einem alle Vorräthe vollends aufzehrenden Feldzug, bey der Disposizion, den ein beträchtlicher Theil der Teutschen schon jetzt verräth, die natürliche Wirkung eines solchen Jahres wie das 1771ste war, in einem großen Theile des Reichs seyn müßte?

XIX.

Es ist schwer, nach allen diesen, größtentheils aus notorischen Thatsachen resultierenden Betrachtungen, sich eines traurigen Gefühls über das Loos der menschlichen Dinge zu erwehren. Ist es der unwiderstehliche Strohm des Schicksals und der Zeiten, der uns überwältigt, und unvermeidlich in den Schlund einer unbekannten furchtbaren Zukunft fortschleudert?

— — Di ne hunc ardorem mentibus addunt,
Euryale? An sua cuique Deus fit dira cupido?

Warum mußte Teutschland, so ganz wider sein eigenes Interesse, in die fatalen Folgen der französischen Revoluzion verwickelt werden? Hätte seine Ruhe nicht erhalten — hätten alle die Gefahren, die nun über ihm schweben, nicht vermieden werden können, wenn z. B. das weise und eben so staatskluge als menschenfreundliche und landesväterliche Betragen, welches einer unsrer preiswürdigsten Fürsten, der Marggraf von Baden,

den, von Anfang der französischen Revoluzion an beobachtete,*) auch von andern, die sich in einer ähnlichen Lage gegen Frankreich befanden, zum Vorbilde genommen worden wäre? — Doch vielleicht wendet Germaniens guter Genius durch irgend einen günstigen Erfolg noch in Zeiten das Unheil eines, selbst im glücklichsten Falle, verderblichen Krieges von uns ab. Vielleicht ist es aber auch der Wille einer höhern Macht, daß wir, zum allgemeinen Besten des Ganzen, durch ein Feuer gehen, welches die Schlacken unsrer Verfassung verzehre, und die Erfüllung des vorhin angeführten patriotischen Horoskops beschleunige. — Auf alle Fälle wird ein jeder, der Augen zu sehen hat und dem sein Vaterland nicht ganz gleichgültig ist, mit mir einstimmen: daß sich Letzteres seit den abscheulichen Zeiten Ferdinand II. in keiner Lage befunden habe, worin es seinen Fürsten lauter zugerufen hätte, als dermahlen: *videant Principes, ne quid res publica detrimenti capiat!*

*) Ich empfehle unsern Lesern bey dieser Gelegenheit einen eben so vortrefflich gedachten als geschriebenen Aufsatz im zweyten Stücke des Journals von und für Teutschland 1792. — über die Badenschen Verhältnisse mit Frankreich — überschrieben: worin dieser Punkt in ein sehr helles Licht gestellt ist, und beyläufig auch über die französische Revoluzion ein Urtheil gefällt wird, welches ich, ohne Ausnahme eines einzigen Wortes, von ganzer Seele unterschreibe.

Othello.

Wie? izt?

Aemilia.

Eben izt, Gnädiger Herr.

Othello.

Da hat der Mond die Schuld; er iſt der Erde näher gekommen als ſeine Gewohnheit iſt, und nun werden alle Leute toll.

Aemilia.

Caſſio hat einen jungen Venetianer, Rodrigo genannt, umgebracht.

Othello.

Rodrigo umgebracht? und Caſſio umgebracht?

Aemilia.

Nein, Caſſio iſt nicht todt.

Othello.

Caſſio iſt nicht todt? So iſt die Rache nur halb befriedigt.

Desdemona.

O unbillig, unbillig ermordet! --

Aemilia.

Gott helf uns! was für ein Geſchrey iſt das?

II.

Necker
von den Wirkungen der neuen französischen Staats-Grundsätze auf die Moralität.

An Herrn Hofrath Wieland.

Die Abhandlung, die ich hier dem T. Merkur widme, ist aus Neckers neuem Werke über die vollziehende Gewalt in großen Staaten, entlehnt, macht aber in Rücksicht ihres Gegenstandes ein für sich bestehendes Ganzes aus. Das erste Kapitel habe ich wörtlich, das zweyte mit Weglassung einiger Deklamazionen übersetzt, und mich möglichst bemüht, den Geist der schönen Sprache nicht ganz in der Uebersetzung verfliegen zu lassen. Wirklich scheint in Ansehung der Sprache, so wie der feinen psychologischen Bemerkungen und des scharfen Blicks in die menschliche Natur, Neckers Werk unter allen andern französischen Schriften über die neue Verfassung oben anzustehen, und das innige Interesse des rechtschaffnen Mannes an dem Glück der Nazion unter der Wärme seines Kolorits überall durchzuschimmern. Freylich möchte ich bey weitem nicht alle seiner Meynungen unterschreiben; freylich giebt es bey vielen derselben eine Rückseite, auf der sich die Gegenstände wieder unter einer ganz andern Lage zeigen, als unter welcher sie Necker betrach-

trachtet; freylich sind einige seiner Behauptungen, besonders von der Abneigung des größern Theils der Nazion gegen die republikanische Form, nun schon durch den Erfolg widerlegt. Aber unumstößlich, und durch keinen bisherigen Fortgang der Sache und durch kein französisches Waffenglück widerlegbar ist der Hauptvorwurf: „man hat dem Volke durch die feyerliche Ver„kündigung des Gleichheitsprinzips zu viel Anmaßung, „und durch den großen unmittelbaren Antheil an der „ganzen Staatsregierung, besonders vermöge des Rechts „zu allen wichtigen Stellen selbst zu wählen, zu viel „Macht gegeben, die Autoritäten aber, die es bey die„ser Macht noch hätten in Mäßigung erhalten können, „vorzüglich die Autorität der Religion, gänzlich unter„graben." Und so ist: **Volksdespotismus statt der Königswürde** der Karakter von Frankreich, Volksdespotismus, die blutige Ueberschrift des dritten Septembers geworden, und noch werden in der Folge, besonders bey erlangter äußerer Ruhe, viele als Opfer dieses Despotismus fallen, da keine künftige Konstituzion die dem Volke übertragenen Rechte, oder wenigstens den Eindruck, den sie einmahl gemacht haben, zurückzunehmen im Stande seyn wird.

Möchte der Genius Frankreichs und der Menschheit es verhüten! Wie gern würden Sie, verehrter Mann, wie gern alle Rechtschaffne sich in ihren Meynungen geirrt haben!

R. Hommel.

Erſtes Kapitel.

Iſt die Wiſſenſchaft der Staatsgeſetzgebung ein Labyrinth für das Nachdenken, ſo iſt es das Studium der moraliſchen Natur des Menſchen gewiß in noch höherem Grade. Man hält es zwar für leicht, weil der Forſcher und der Gegenſtand der Forſchung, weil Zuſchauer und Schauſpieler innigſt mit einander verbunden und nur Eins zu ſeyn ſcheinen; aber doch beruht es auf gewiſſen optiſchen Regeln, in die nur wenige eingeweiht ſind. So viele Geſichtspunkte führen zum Glück, und ſo viele andre entfernen davon, daß bey einer ſolchen Verkettung auch der aufmerkſamſte Beobachter Mühe hat, ein beſtimmtes Urtheil zu fällen. Wie kann man alſo die ſittlichen Wirkungen bürgerlicher und politiſcher Konſtitutzionen zu kennen hoffen, wenn man nicht lange über die Natur des Menſchen nachgedacht hat? wenn man die Bedürfniſſe ſeines Geiſtes und die geheimen Neigungen ſeines Herzens nicht kennt? wenn man ihm nicht ſelbſt durch Tugenden ſowohl als durch Schwächen verwandt iſt? wenn man ſeiner eigenen Exiſtenz in ewiger Zerſtreuung genoſſen und in ewiger Spannung mit ſeinem Beobachtungsgeiſte gelebt hat?

Iſt aber Menſchenkenntniß dem Geſetzgeber ſo nothwendig, ſo ſollte man beynahe glauben, daß ein wahrhaft vollkommnes politiſches Syſtem nie das Werk einer großen Menge von Menſchen ſeyn könne.

könne. Denn alle die feinen Ideen, alle die leisen Bemerkungen, die die Kenntniß des menschlichen Herzens ausmachen, sind von zu zarter geistiger Art, als daß sie viele Streitigkeiten über sich vertrügen, oder gegen diese als Vereinigungspunkt gebraucht werden könnten. In zahlreichen Versammlungen aber stimmen die mittelmäßigen Köpfe die Bemerkungen der übrigen zu dem Maaße ihrer Geisteskräfte herab, wie Taube den Ton ausgeben, wenn die andern von ihnen gern verstanden seyn wollen. Kein Wunder also, daß die Häupter der Nazional-Versammlung bey ihrem Plan, diese nach ihrem Willen zu lenken, blos zwey sehr verständliche und sehr auffallende Sätze, Freyheit und Gleichheit, zum Grunde legten. Sie mußten dies vielleicht, um eine so große Verschiedenheit von Köpfen und Karaktern unter Einem Joche zu erhalten; aber die Nazional-Versammlung ist deshalb um nichts weniger zu tadeln, daß sie sich solchen Gesetzen unterwarf, daß sie unsern Vortheil so schmälerte, und alle unsere übrigen Wünsche hintansetzte. Freylich wäre es mühsam gewesen, die Verschiedenheit unserer Gesinnungen zu erforschen; drum hob sie lieber alle Verschiedenheit durch eine Fikzion auf. Freylich hätte das Studium der verschiedenen Bestandtheile, die zu unserm Glück gehören, die Rücksichten, die sie zu nehmen hatte, vervielfältigen können; darum schob sie einen Satz unter, der diese Bestandtheile vermindern mußte, erkannte nur zwey derselben

an,

an, und ſtellte ſomit alle andre in Schatten. Alles alſo, was der Menſch nach einer unendlichen Menge von Verhältniſſen iſt und bedarf, das ſah ſie entweder nicht oder ſie wollte es nicht ſehen; es ſchien vielmehr als wollte ſie, durch eine ähnliche Erfindung wie das eiſerne Bette des Prokuſts war, alle unſre moraliſche Formen ihrem engen Syſtem anpaſſen, und alles von uns abſtreifen, wozu Lebensweiſe, Karakter, Verſchiedenheit der Geiſtesfähigkeiten, Einbildung und Hoffnung, verjährte Begriffe von Ehre und Ruhm, und ordentliche Erziehung, Pflichten unſrer Verhältniſſe und Religions-Grundſätze uns gemacht hatten. Uns ſollte nichts als Freyheit und Gleichheit bleiben, und unſre Beſtimmung ſollte durch eine ſeltſame Verbindung von einem philoſophiſchen Allgemeinſatz abhängen. Allerdings hat dieſe Art und Weiſe, wie man unſre Wünſche und unſer Intereſſe anſah, etwas Befremdendes, und zeugt ſowohl von den engen Grenzen der Beurtheilungskraft unſrer Geſetzgeber, als von den Schranken, die man unſerer Moralität geſetzt hat. Wir wollen dieſe in alle ihre Rechte wieder einſetzen, wollen den Menſchen unter einer weiteren Sfäre als unſre Geſetzgeber betrachten, und aus dieſem Geſichtspunkt die Nützlichkeit ihrer Arbeit und die Weisheit ihrer Grundſätze prüfen.

Daß bürgerliche und politiſche Freyheit glücklich machen, iſt unläugbar. Aber der Menſch iſt in Rückſicht ſeiner Güter beſchränkt; er lebt auf

einer

einer Erde, wo Gutes und Böſes unter einander ausgeſtreut iſt, und in keinem Feengarten, wo man ohne Mühe, ohne Arbeit, ohne Beyhülfe andrer, nach ſeinem eignen Gefallen ſtärkende Früchte oder ſüßduftende Blumen pflückt; und eben darum muß die Freyheit, wenn ſie ein wahres Gut ſeyn ſoll, alle die Tugenden zu Begleiterinnen haben, die den Menſchen auf den rauhen Wegen dieſes Lebens unterſtützen und leiten. Wenden wir dieſe Idee auf die Reden und Beſchlüſſe unſrer Geſetzgeber an: ſo finden wir, daß ſie den Menſchen unaufhörlich an ſeine Rechte erinnern, ſeiner Verbindlichkeiten und Pflichten aber nur immer mit Schonung gedenken; gerade im Gegenſatz jener ewig preißwürdigen Moral, die durch den zweyfachen Vorzug der Weisheit und Heiligkeit nun ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten ein bewunderungswürdiges Anſehen über alle Völker Europa's behauptet. Er, der ihre ſchönen Lehren gab, ſah wohl ein, daß, da die Menſchen beſtimmt ſind, ſich auf einer Erde zu vervielfältigen, die in Rückſicht ihrer Erzeugniſſe eingeſchränkt iſt, ein unwandelbares Geſetz der Natur ſelbſt uns das Opfer eines Theils unſrer Wünſche zur Pflicht mache, und daß folglich die erhabenſte Filoſofie in einer Lehre beſtehen müſſe, welche uns dieſes Opfer nicht nur zu verſüßen, ſondern durch die Idee erfüllter Pflicht und alle die Aufmunterungen, die damit in einem ſchönen Moralſyſtem zuſammenhängen, ſogar in ein Glück zu verwandeln im

Stande wäre. Huldigt man dieſer Idee von Pflicht nicht unausgeſetzt, ſezt man ſie außer Augen und lenkt die Aufmerkſamkeit der Menſchen nur immer auf ihre Rechte hin: ſo verwickelt man ſie dadurch in Täuſchungen, und in die gefährlichſten Täuſchungen; denn ſobald der große Haufen einmahl ſeine Schranken durchbricht, ſo ſtößt er in ſeinem unbeſonnenen Laufe nur zu bald auf alle die vielen Schlagbäume, die unſer Glück auf Erden aufhalten. Man täuſcht ſich alſo, wenn man glaubt, Pflichten wären nur denen nützlich, die die Rechte beſäßen. Wenigſtens paßt dieſe Behauptung nicht auf den geſellſchaftlichen Zuſtand. Denn da findet man bald, daß die Pflichten und die Moral, die ſie vorſchreibt, dem großen Haufen der Menſchen zur Beruhigung dienen: weil ſie ihn lehren zufrieden in dem Kreiſe zu leben, den ihm das Schickſal gezogen hat; und reißt man ihn durch unbeſtimmte Deklamazionen von ſeinen Rechten aus dieſem Kreiſe heraus, ſo ſtößt man ſeine Denkungsart um, ohne ſein Schickſal zu verbeſſern. Indeſſen iſt nichts leichter als den Glauben an dieſe Wahrheiten bey dem Volke zu ſchwächen; und wenn der Geſetzgeber ſie ſich ſelbſt verheimlicht, wenn es in ſeinem Plan iſt, Täuſchungen zu begünſtigen und zu unterhalten: dann freylich ſinkt die Welt unter die Herrſchaft der Lügen.

Aber nicht nur gegen das Glück der Menſchen vergieng man ſich, indem man ſie immer

von

von ihren Rechten und ſo wenig von ihren Pflichten unterhielt; auch der Ehrfurcht vor Recht und Gerechtigkeit hat man dadurch weſentlich geſchadet. Denn verbreiten einmahl die Geſetzgeber einen allgemeinen Geiſt der Anmaßung unter denen, die mehr Kraft als Aufklärung haben: dann werden auch die Gränzen von Recht und Unrecht ſehr leicht verkannt; und ſind dieſe nur erſt von einigen überſchritten, ſo folgen bald mehrere nach; ſo ſtark wirkt Nachahmungsſucht, und muß ſie unter einem großen Volke wirken. Wird aber die Gerechtigkeit nicht allgemein beobachtet: ſo erſchüttert ſie bis in ihrem Grundprinzip. Denn ihr Grundpfeiler iſt allgemeine Uebereinkunft, und nur durch dieſe glaubt jeder in der Ordnung des Ganzen den Erſatz für ſeine individuellen Aufopferungen zu finden. Durch das Werk der Zeit und die Bemühungen mehrerer Jahrhunderte wurden die verſchiedenen Schranken aufgerichtet, die alle feindliche Leidenſchaften aufhalten ſollten: zerſtöhren aber kann ſie nicht blos ein unbeſonnenes Geſetz, nicht blos eine ſchlecht berechnete Staatsverfaſſung, ſondern eine einzige falſche Maxime, wenn dieſe von den Häuptern der Nazion mit großem Geſchrey gepredigt wird — und dies war die unglückliche Wirkung des erſten Satzes der Erklärung der Menſchenrechte. Gerechtigkeit zu erhalten, muß freylich die wichtigſte Sorge aller Regierungen ſeyn: aber am heiligſten muß man ſie bewachen und pflegen, muß man gleichſam die

Wache

Wache um ſie verdoppeln, wenn die Geſetzgeber die bürgerliche und politiſche Autorität in die Hände des Volks gegeben haben; denn dieſe ſetzt in dieſen Händen, allen den Regungen des Neids und der Eiferſucht, allen den Groll und alle die Ränke, die von ſchlechten Glücksumſtänden unzertrennlich ſind, in Bewegung; und ſtatt denen, die ſich über ihr Schickſal zu beklagen haben, je Troſt geben zu können, quält ſie ſie mit unaufhörlicher Unruhe. Sie glauben ihre neuerlangte Gewalt müßte auch ihre Lage verbeſſern. Finden ſie ſich in dieſer Hoffnung betrogen, ſo laufen ſie andern Täuſchungen nach, und der Wechſel der Begebenheiten und die Veränderungen der Szene werden für ſie ein nothwendiges Spielwerk. Bald ſinnen ſie auf Mittel, ſich Kredit zu verſchaffen, bald auf das, was ſie mit dieſem Kredit anfangen wollen; unaufhörlich wechſelnde Ideen zerſtreuen ſie, und ihr herumſtreifender Blick kehrt nur ungern zu ihren gewohnten Geſchäften zurück. Jene friedlichen Tugenden, die Tugenden des häuslichen Lebens, die Gefährtinnen der Arbeit und eines beſtimmten Intereſſe, verſchwinden; planloſer Ehrgeiz und ängſtliche Ungewißheit treten an ihre Stelle: an Glück gewinnt Niemand, an Moralität verlieren alle, und aus der unzählbaren Menge der Befehlenden erwächſt dem Staate nur eine eben ſo unzählbare Menge von Ungehorſamen.

Eine

Eine Verfaſſung, die dem Volke zu viel Gewalt einräumt, hat ferner die ſchädliche Wirkung für die Sittlichkeit, daß ſie die erhabene Herrſchaft der Weisheit und Vernunft vermindert, und verſchlagnen und heuchleriſchen Menſchen den Sieg verſchaft. Man kann den großen Haufen nur durch Mittel gewinnen, die mit ſeiner Menge und dem weiten Kreiſe den er einnimmt, in Verhältniß ſtehen; und um ſeine Gunſt zu feſſeln, um ſeine Stimme bey einer zahlreichen Nazion davon zu tragen, muß man Leidenſchaften heucheln die man nicht hat, und muß dieſe Leidenſchaften bis zu dem Grade treiben, daß man damit den Menſchen in allen Entfernungen auffällt: kurz man muß es machen wie die Schauſpieler, die, wenn ſie in dem weitläuftigen Römiſchen Cirkus ſpielten, auf Stelzen ſtiegen und mit einem rieſenmäßigen Koſtüme prunkten.

Auch die Nazional-Verſammlung hat dieſes Bedürfniß empfunden Denn bald zitterte ſie ſelbſt vor der Gewalt, die ſie geſchaffen hatte, und nahm, um ihren neuen Herrn zu gewinnen, ihre Zuflucht zu erkünſtelten Geſinnungen, prunkhaften Maßregeln und zierlichen Reden; und nun ward jeder, um ſich eben ſo, wie ſie, geltend zu machen, der Sprache der Natur und dem Ausdruck der Wahrheit untreu, wählte ſich jeder Rolle und Maske, und unter allen dieſen Verblendungen erkannte man bald ſeine wahre Geſtalt nicht mehr. Die Höflinge, die die Könige

Othello.

Das? Was?

Aemilia.

O Himmel, es war meiner Gnädigen Frauen Stimme. Zu Hülfe, zu Hülfe! He! zu Hülfe! O Gnädige Frau, redet weiter; engliſche Desdemona, o meine theureſte Gebieterin, redet!

Desdemona.

Ich ſterbe unſchuldig.

Aemilia.

O, wer hat dieſe entſezliche That gethan?

Desdemona.

Niemand, ich ſelbſt, lebe wohl; bringe meinem gütigen Gemahl meinen lezten Gruß; o, lebe wohl.

[Sie ſtirbt.]

Othello.

Wie, wie ſollte ſie ermordet worden ſeyn?

Aemilia.

O Gott! wer weiß das?

Othello.

Ihr hörtet's, ſie ſagte ſelbſt, ich ſey's nicht geweſen.

Aemilia.

Sie ſagte ſo, ich kan nichts anders ſagen.

umgaben, sprachen leise: dem Volke schmeichelte man mit Posaunenstimme; das ist der einzige Unterschied. — Ach ich fürchte, die edle Einfalt, der auszeichnende Karakter großer Seelen, ist auf immer dahin! Man ist durch einen zu heftigen Stoß ausser sich selbst versetzt, und das zur Erhaltung der wahren stillen Tugenden nöthige Gleichgewicht ist gänzlich zerstört. Das hat eine Konstituzion gethan, die alle Hierarchien zerstörte, die die Regierung der Herrschaft des Volks, und die Berathschlagungen der Weisen dem Unsinne der Menge Preiß gab, und so die Gewalten, die sie theilen wollte, unter einander warf. Und wie viele andere Tugenden, die die Menschheit verherrlichen, sind dieser neuen politischen Ordnung aufgeopfert worden! Am meisten beklage ich den Verlust der großmüthigen Gesinnungen, wodurch der Unterdrückte immer Freunde und das Unglück religiöse Achtung erhielt; Gesinnungen, die der französischen Nazion so ganz eigen zu seyn schienen. Aber wie hätte man sie da länger behaupten können, wo man immer genöthigt ist, sich vor dem Stärkern zu schmiegen und die Gewalt zu ehren: wo man, um diese Unterwürfigkeit vor sich selbst zu verheimlichen, die Verfolger entschuldigt, und alles Unrecht auf die Verfolgten ladet; wo man die Rache billigt, die man nicht aufhalten und den Brand, den man nicht löschen kann, und so die Abzeichen der Tyrannen trägt, um es zweifelhaft zu lassen ob sie nicht die unsrigen

tragen?

tragen? Bis zu dieſer niedrigen Miſchung von Schwäche und Sklaverey hat man ſeinen Geiſt herabgewürdigt, den man unter dem ſtillen Schutze einer beſſer geordneten Verfaſſung frey und unabhängig erhalten konnte. Man redet von Freyheit, und iſt in Rückſicht des ſchönſten Theils ſeiner ſelbſt ein Sklav, des Theils, der uns der Gottheit näher bringt, und dem Menſchen von Empfindung die ſüßeſten aller irrdiſchen Freuden gewährt. Geht, Schmeichler des Volks, geht und beugt die Knie vor denen, die bald eure niedrige Liebkoſungen verachten werden, geht und gehorcht blindlings den Launen der Menge! Ihr werdet es uns wieder ſagen, ob ihr Joch ſanft und ihre Herrſchaft leicht iſt; werdet uns wiederſagen, ob ihr innerlich frey waret, als ihr eine Regierungsform für ſie entwarft, die ſie nicht regiert, und ihr zu Gefallen die Fackel auslöſchtet, welche Weisheit und Erfahrung angezündet hatte; als ihr eurer eigenen innern Ueberzeugung ſo oft entſagen mußtet, und den tollkühnen Plan entwarft, die gegenwärtigen und künftigen Geſchlechte Geſetzen zu unterwerfen, welche die Leidenſchaft des Augenblicks und ein flüchtiger Einfall erzeugten.

Ueberhaupt iſt eine ungeſchickte Vertheilung der Gewalten allein ſchon hinreichend, um die Sitten im Staate völlig umzukehren. Denn man gebe nur dem Volke das Gefühl ſeiner Kräfte, aber nicht zugleich die Einſichten, die es zur Mäßigung hinlenken, ſo wird dies Gefühl ſehr leicht

in Wildheit ausarten. Kein Zeitalter der Geſchichte liefert uns ein Beyſpiel, daß ſechs und zwanzig Millionen Menſchen ſich in eine Republik vereinigt hätten, ohne daß ein Theil dieſer ungeheuern Menſchenmenge durch die Geſetze der Knechtſchaft von der politiſchen Wirkſamkeit ausgeſchloſſen geweſen wäre. Rom ſelbſt, als in ſeiner ſpätern Zeit alle Völkerſchaften Italiens das Bürgerrecht erhielten, war nicht in dem Fall, weil alle mechaniſchen Handthierungen von keinen freyen Bürgern getrieben wurden. Daher iſt der hohe Grad von politiſchem Gleichgewicht, den man in einem Lande wie Frankreich dem Volke gegeben hat, ein wahres Phänomen in den Jahrbüchern der Welt; und wenn alle Nazionen aufſtünden, um dieſem Volke die Ausſchweifungen und Grauſamkeiten vorzuwerfen, deren es ſich ſeit der Revoluzion ſchuldig gemacht hat: ſo möchte ich, zur Milderung dieſer Vergehungen, jeden nachdenkenden Menſchen fragen: was aus allen ſehr zahlreichen Geſellſchaften werden würde, wenn man darin durch Einführung einer unüberlegten Staatsverfaſſung das Anſehen der verſtändigen Männer und den Kredit der Regierung herabwürdigte, und zugleich die Einbildungskraft des großen Haufens durch filoſofiſche Grundſätze von Gleichheit und politiſche Vorrechte aller Art erhitzte, und ihm ſo die Augen über ſeine fyſiſche Gewalt öffnete, ohne ſeine Bedürfniſſe zu vermindern oder ſeine Erziehung zu verbeſſern. In dieſem Falle würden

die

die Menschen ziemlich alle dieselben seyn: nur daß solche große politische Veränderungen um so gefährlicher bey einer Nazion sind, deren Karakter keine langsamen Uebergänge verträgt, und die Fehler der GesetzGeber nie durch Mäßigung verbessern kann.

Man kann es nicht oft genug sagen: sobald man in einem äusserst bevölkerten Lande, nicht, wie in den alten Staaten, den ganzen erwerbenden Theil des Volkes von aller eigentlichen Staatsverbindung ausschließen, sobald man nicht verhindern kann, daß der große Haufen von seiner Hände Arbeit lebe, dieser Umstand aber, der unmittelbar aus den Gesetzen des Eigenthums folgt, der allgemeinen Verbreitung der Aufklärung nothwendig entgegen steht, und man folglich bey einer zahlreichen Volksklasse unmöglich die Unwissenheit und Roheit entfernen kann, die eine nothwendige Folge des Mangels an Erziehung sind: so ist es unfilosofisch, das Ansehen der Regierung in allen Rücksichten herabzuwürdigen, und dem Volke einen Einfluß zu geben, durch den es, ausser seiner sosischen Gewalt, auch noch die moralische erhält. Könnte das Volk über sein eigenes Glück urtheilen, es würde diese ihm zugetheilten Rechte selbst nicht wollen, oder doch nur unter gewissen Einschränkungen wollen: und wir, aufgeklärter als das Volk, aber der altväterischen Vorschriften der Vernunft überdrüßig und von falscher Ruhmsucht geblendet, wir haben, um der Ehre oder des Auf-

ſehens eines falſchen Syſtems willen, ein vernünftigeres Preiß gegeben, welches die Freyheit nicht weniger geſichert, aber dabey bürgerliche Ordnung und alle davon abhängige Tugenden erhalten hätte.

Noch waren als Schutzwehr für die ſanften Sitten der franzöſiſchen Nazion die Geſetze der Achtung und Höflichkeit gegen andere übrig, die, ohne auf eherne Tafeln geſchrieben zu ſeyn, ſondern bloß durch die allgemeine Meynung wirkſam, nach und nach die Geſinnungen ſelbſt hervorbrachten, deren Form man einmahl anzunehmen dadurch genöthigt wurde. Dieſe Höflichkeit und Artigkeit, die, wie alle unſere Begriffe, mit der Zeit ſich verfeinert hatten, wurden in ihrer höchſten Ausbildung der beſondere Vorzug der Leute von Familie. Mehr brauchte es nicht, um dieſe Geſinnungen verdächtig zu machen: man glaubte, ſie hiengen auf irgend eine Art mit den verſchiedenen Rangordnungen zuſammen, und ſchloß ſie alſo ſchleunig in das allgemeine Verbannungs-Urtheil ein, welches man über alle Arten von Ariſtokratie ausſprach. Man bemerkte nicht, daß man dabey von ganz entgegengeſetzten Grundſätzen ausgegangen war; daß ſie urſprünglich mit den Begriffen von Freyheit zuſammenhiengen; daß ſie beſtimmt wurden, um den Schwächern gegen den Stärkern zu ſchützen, und auf dieſe Weiſe mit den edelmüthigſten Ideen verſchwiſtert waren. Man hatte ſie dem Alter als Verwahr-

wahrungsmittel gegen die Beſchimpfungen der Jugend gegeben, die zu der Zeit, da ihre Herrſchaft beginnt, immer unbeſonnen handelt: man machte ſie zur Schutzwehr für das ſchwache und furchtſame Geſchlecht, welches die Geſetze der Natur unſerer ſtolzen Herrſchaft unterwarfen: durch ſie wollte man endlich auch den Wirkungen der Einbildungskraft zu Statten kommen, und das Anſehen der Häupter des Volks gegen die Gewalt und die Ausſchweifungen des großen Haufens beſchützen. Die Geſetze der Achtung trugen alſo alle Zeichen tiefer Klugheit an ſich; aber unſere oberflächliche Filoſofie hat ſie für einen Kodex der Sklaverey gehalten. Unſre Geſetzgeber entledigten ſich dieſer angeblichen Bande zuerſt, und trugen ihre Vorrechte gegen alle äuſſere Formen ſogar auf ihre Grundſätze über. Unmerklich gewöhnten ſie ſich an eine Unehrerbietigkeit, bey der ſie alle Pflichten gegen das Oberhaupt der Monarchie vergaßen, und die ſie nöthigte, ſich ihre eigne Würde durch häufige Machtſtreiche zu ſichern. Vielleicht wollten ſie uns durch ihr rohes Betragen, durch ihre wilde Sprache und durch ihr nachläſſiges Aeuſſeres beweiſen, daß ſie die Geſetze, die ſie uns gaben, nicht bey der Nymfe Egerie hohlten und ihr Genie keiner Eingebung zu danken hätten, aber man hatte ohnehin nicht den mindeſten Grund ſie deſſen zu beſchuldigen. Dadurch, daß man die Gleichheit auch in alle äuſſere Verhältniſſe bringen wollte, führte man gerade die ſtärkſte

und drückendste Herrschaft, die Herrschaft der Dreistigkeit und Grobheit, ein. Man wollte alles gleich machen, und unterwarf mit eisernem Szepter die Sanften den Tollkühnen, die Verständigen den Aufbrausenden, und machte Güte des Herzens zum Spielwerke für wilde Menschen. Aber ich fürchte, aus einem System, wo man alle Ideen von Schicklichkeit verbannt, alle Zwischenräume ausgefüllt und immer nur abwärts gearbeitet hat, um Menschen, die durch Glücksumstände und Erziehung wesentlich getrennt waren, sogar in den Manieren einander gleich zu stellen, aus einem solchen System von Vertraulichkeit wird nur desto mehr Gelegenheit sich zu hassen, entspringen. Die Natur belehrte uns in ihrem prächtigen Schauspiel von allen Seiten, daß es keine Harmonie ohne Uebergänge und Abstufungen giebt. Die moralische Welt hatte sich durch auffallende Ungleichheiten von diesem Vorbilde zu weit entfernt: darum will man sie jetzt mittelst des entgegengesetzten Extrems, in eine weite Ebene verwandeln, wo man sich ohne Unterschied unter einander treten und stoßen darf, und nur die groben und starken Menschen sich wohlhaben werden.

Keine der alten Meynungen hat man länger gelten lassen wollen. Wenn man bey dieser Sucht, alles neu zu machen, die Grundsätze der Moral nicht förmlich umgeworfen hat, so hat man sie wenigstens sehr verändert. Man hat aus dem Angeben

ben eine ehrenvolle Handlung, aus der Verläumdung ein Opfer fürs Vaterland, und aus dem Undank gegen seine Zeitgenossen einen filosofischen Grundsatz gemacht; Mitleid hat man als Schwäche, Schonung als Beleidigung der Gesetze, und Stimme des Gewissens als Geschwätz behandelt. Blos die wenigen Tugenden, denen man eine eigentliche Form geben und womit man bey andern auffallen konnte, sind von der Sucht zu scheinen und berühmt zu werden aus den Trümmern gerettet worden. So hat man z. B. denen, die man ihres Eigenthums beraubte, von Opfern fürs Vaterland vorgeredet, und als man unter dem Augen des Königs und ohne Schonung für sein zerrissenes Herz, gegen seine beyden Brüder das Anklage-Dekret erkannte, da hat man ihm den Brutus zum Muster vorgestellt. O Ihr, die ihr nicht mehr Franzosen seyn wollt, ihr wieder auferstandenen Römer, wie bleich seht ihr noch aus! Wie ganz hätte euch an einem alten Ruhm genügen können, wenn ihr die natürlichen Eigenschaften eurer Nazion in euch ausgebildet hättet, statt unaufhörlich an ihrer Umwandlung zu arbeiten! Wenn ihr durch den glücklichen Einfluß einer weisen Freyheit sie vervollkommnet hättet, statt ihnen durch die Unabhängigkeit, einen rauhen und wilden Karakter zu geben. Wenn ihr euch hättet erinnern wollen, daß man eine neue Nazion nicht in einem Jahre über zwanzig Jahrhunderte hinweg in die Mitte des alten Roms versetzen kann, und

daß in einem so schnellen Laufe jedermann sich beschädigen oder gelähmt werden muß! Und wenn wir auch würklich hinkämen, was würden wir dort seyn mit unsern verderbten Sitten, unserm Aufwand, unserm Reichthum und Elend, unsrer Ungleichheit der Glücksgüter, unsern Thorheiten, unserer Anmaßung, unserer verfeinerten Filosofie? Jedes Volk hat seine ihm eigenthümlichen Tugenden, Tugenden, die mit seinen Verhältnissen übereinkommen und in das Zeitalter passen, in denen es lebt: nur diese kann man in ihm erwekken, nur diese kann es behaupten; und es ist der stärkste Anachronismus, wenn man einer sehr lange schon zusammengesetzten Nazion einfache Vorschriften und Grundsätze anpassen will.

Was für ein erhabenes Schauspiel hätte Frankreich gegeben, wenn seine Einwohner, durch Geist, Talente, Betriebsamkeit, wissenschaftlichen Ruhm, Geselligkeit, Muth und militairisches Feuer in Europa so ausgezeichnet, mit allen diesen Vorzügen noch die Stärke und Festigkeit der Grundsätze, die aus einer freyen Regierungsform entspringen, die Allgemeinheit der Kenntnisse, die eine nothwendige Wirkung der Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung sind, und die Erhabenheit der Ideen und die Seelengröße verbunden hätten, die durch ein so hohes Interesse erzeugt und unterhalten werden! Ein Bild, das zur Wirklichkeit wurde, wenn man sich die schönsten Züge des Brittischen freyen Geistes mit den glänzenden

zenden Eigenschaften der Franzosen verbunden dachte: das Höchste, wozu sich die Einbildungskraft schwingen konnte, ohne zu schwindeln. Und diese Vereinigung des Gesellschaftsgeistes und moralischen und politischen Karakters zweyer Nazionen, die beyde auf so verschiedenen Wegen zum Ruhm gelangt sind, wie schön wäre sie gewesen! Dies war der süsse Traum, den ich träumte, dies meine stille Hoffnung: aber der schöne Schimmer ist verlöscht, und das geliebte Bild ist verschwunden. Man hat ein Glück und eine Vollkommenheit verschmäht, woran man ohne Schwärmerey arbeiten konnte; hat durch unvorsichtige Ideen alle Meynungen und Grundsätze durch einandergeworfen; hat eine Freyheit ohne Vorbild gewollt, und eine Unordnung ohne Beyspiel geschaffen; hat eine Regierungsform gebildet, in der alles überspannt ist, und in die man sich nur durch eigne Ueberspannung finden konnte; hat Tugenden von Sparta und Rom kommen lassen und alle in Worten versucht, aber keine ist bis auf die Menschen und die Geschäfte hindurchgedrungen: kurz man hat eine filosofische Konstituzion geschaffen, der keine Hindernisse entgegenstehen konnten, weil sie bey ihren abstrakten Grundsätzen sich über alle Wirklichkeit erhob; und dann hat man der Natur der Dinge befohlen, ihr zu gehorchen, den Sitten, sich nach ihr zu richten, der Meynung, sie anzunehmen, der Vernunft, ihr zu huldigen. Recht und Unrecht, Tugenden und Laster haben ihre Urheber,

Othello.

Sie iſt als eine Lügnerin zur Hölle gefahren; ich war's, der ſie ermordete.

Aemilia.

Oh, deſto mehr Engel iſt ſie nun, und du ein deſto ſchwärzerer Teufel.

Othello.

Sie ergab ſich der Leichtfertigkeit, ſie war eine Hure.

Aemilia.

Du läſterſt ſie, du biſt ein Teufel.

Othello.

Sie war falſch wie Waſſer.

Aemilia.

Und du biſt raſch wie Feuer, wenn du das ſagſt. Oh, ſie war ein Engel von Unſchuld.

Othello.

Sie ließ ſich von Caſſio deken; frag deinen Mann, wenn du's nicht glauben willſt. Welcher Abgrund in der flammenden Hölle wäre tief genug für mich, wenn ich ohne die ſtärkſten Gründe ſo weit gegangen wäre? Dein Mann weiß alles.

Aemilia.

Mein Mann?

heber, wie die Sektenstifter alle, nach der Meynung abgemessen, die man von ihrer Lehre hatte, und lange vor ihren Seyds *) haben diese Mohameds schon gerufen: die Konstituzion! die ganze Konstituzion! Nichts als die Konstituzion!

Nun hat man auch ausserdem alle Ideen, die irgend einem Theile der allgemeinen Umwandlung zu widerstreiten drohten, als Vorurtheile verbannt, und zuerst hat man die Ehre lächerlich gemacht, und sie als eine alte Grille behandelt, die unter den Bürgertugenden nicht Platz greifen dürfte. Klüger wäre es gewesen, diese Bürgertugenden erst auszuüben, und in Ruhe auszuüben, ehe man ein Gefühl herabgesetzt und unterdrückt hätte, dessen Feinheit so oft der Sittlichkeit zur Stütze gedient, und das in seiner Kraft so große Handlungen erzeugt hat; ein Gefühl, das so ganz zu dem Karakter der Franzosen paßte und zu dem man auf jedem Blatte der Geschichte die Belege findet. Die Tugenden sind keine Leibrenten; keine gewinnt durch das Absterben der andern; daher hätte die Ehre, diese glänzende Idee, dieses an schönen Thaten so fruchtbare Prinzip, größere Achtung verdient, und ein erst werdender Freystaat hatte noch nicht das Recht, mit aller Strenge des Ostrazismus gegen sie zu handeln. Wir haben nicht zu viel um unser Moralsystem aufrecht zu erhalten; Ehre muß die Rechtschaffenheit, Schamhaftigkeit

die

*) Voltair's Mohamed.

die Keuschheit, Höflichkeit das Wohlwollen unterstützen; und noch hat man unter keiner Regierungsform diese unsre Hülfstugenden in Mißkredit zu bringen gewagt: aber so verschroben sind die Begriffe unsrer neuen Lehrer, daß sie wirklich die ganze Welt mit Freyheit und Gleichheit regieren zu können glauben.

Für unsern Karakter aber ist unter allen Neuerungen keine trauriger, als die Verachtung, die man gegen alle Ideen von Sanftmuth und Milde annimmt. Eine zahlreiche Versammlung, die nicht nur die Gesetzgebung sondern die Regierung sich zueignet, muß nothwendig einen großen Gebrauch von Strafen machen: sie kann nur unbedingte und allgemeine Mittel anwenden; sanfte Lenkungen verbietet ihre Zahl. Als gesetzgebende Macht kann sie zwar vor den Handlungen vorausgehn: aber bey der eigentlichen Staatsverwaltung kann sie es nicht; weil ihr Gang nothwendig schwer und abgemessen ist, und so nur durch das Gesetz wirken kann. Und doch ist die große Tugend und die erste Pflicht der Regierung, daß sie Fehlern zuvorzukommen suche; daß sie das traurige Geschäft, zu strafen, durch Anstalten abwende; daß sie erst gerecht gegen die menschliche Schwachheit und dann erst streng gegen einzelne Personen sey. Gesetzgebende Versammlungen aber würden die Majestät des Gesetzes herabzuwürdigen glauben, wenn sie durch indirekte Mittel sich Gehorsam zu verschaffen suchten: und schon in dieser

Rück-

Rückſicht muß es uns einleuchten, daß die Adminiſtrazion übel bey ihnen aufgehoben iſt. Ueberdies hat man auf das Wort einiger publiziſtiſchen Demokraten angenommen, Unbiegſamkeit ſey das karakteriſtiſche Zeichen der Freyheit, und gleich haben wir uns in dieſelbe geworfen; denn bey unſerm Verlangen Republikaner zu ſeyn, haben wir viel Aehnlichkeit mit jenem Jourdain, der gern ein Edelmann ſeyn wollte, und deßwegen ſeinen Schneider fragte, wie ſich die denn vornehmen Leute trügen?

Ich ſchreibe unſer neues Betragen blos einem Irrthum des Verſtandes zu: denn wenn die Härte aus dem Herzen kommt, ſo iſt nicht mehr zu helfen. Aber dieſe Härte wird durch eine Verfaſſung unterhalten, bey der man immer dem Volke den Hof machen und ſeine Allgewalt ſchonen muß; denn je mehr dieſes zu immerwährenden Entbehrungen genöthigt iſt, deſto lieber ſieht es Demüthigungen und Strenge. Dieſe Empfindung entſpringt aus ſeiner Lage, und wird jezt durch ſeine Unabhängigkeit verſtärkt. Wie? man ſollte an einer Verfaſſung nichts auszuſetzen haben, die die Ausſchweifungen, die unter unſern Augen vorgiengen, und die Gleichgültigkeit, mit der man ſie ſo oft anhörte, hervorgebracht hat? An einer Verfaſſung, die die Starken dreiſt und die Schwachen furchtſam macht, und die Ideen von Freyheit mit den wilden Gebräuchen der Tyranney verbindet? Eine aufgeklärte Nazion, eine Nazion des

achts

achtzehnten Jahrhunderts, kann nicht durch Anklagedekrete und stete Drohungen von Strafen geleitet werden. Man hätte dem Haß und der Erbitterung zuvorkommen oder sie wenigstens mäßigen, hätte mit Verstand und Milde die verschiednen Interessen vereinigen sollen. Die gesellschaftliche Ordnung beruht theils auf einfachen und bestimmten, theils auf gemischten Ideen. Die erstern können durch bloße Theorie erkannt werden, die lezteren kann nur Erfahrung ins Licht setzen: aber diese Vorschriften der Erfahrung wurden in unser Verbannungssystem mit eingeschlossen, oder von dem Obergerichtshof unsers Stolzes mit einem Anklagedekret belegt.

Die Milde und Anmuth der Sitten, diese unzertrennlichen Gefährtinnen der Sanftmuth und Herzensgüte, haben einen sehr weitläuftigen Zusammenhang: aus einerley Bestandtheilen zusammengesezt, stehen sie auch mit der Art sich auszudrücken in vieler Verbindung. Ein Theil unsrer Empfindungen und selbst unsrer Begriffe entsteht aus sehr zarten und feinen Eindrücken, die wir empfangen. Während unser Verstand überlegt, hat sich schon oft die Einbildungskraft unsrer bemeistert. Gleichsam vorweggestellt vor unsere geistige Natur, verbindet sie diese mit den Sinnen, und überrascht uns dann so ohnversehens und bemächtigt sich unsrer so schnell, daß es schwer wird zu widerstehen. Nehmen nun die Sprache und die üblichen Ausdrücke einer Nazion Rauheit und Härte an,

so

ſo nähern ſich auch die Karaktere dieſer Wildheit; und, ſo wie die Leyer des Orfeus den Felſen Leben und Gefühl gab, ſo verhärtet und verſteinert im Gegentheil unſre gegenwärtige Sprache unſer Herz. Wirklich ſcheinen uns Jahrhunderte von dem Zeitalter der franzöſiſchen Feinheit getrennt zu haben, und ich finde viel Aehnlichkeit zwiſchen der neuen Beredtſamkeit und der neuen Politik; überall Mangel des Angemeſſenen und Schicklichen; die Freyheiten nirgends nach Regeln beſtimmt; den Anſtand nirgends beobachtet; die Stärke nirgends an ihrem Platz; erkünſteltes Feuer; Kühnheit, die nie aus dem Herzen kommt. Sie iſt ſtürmiſch ohne wahrhafte Bewegung, emfatiſch ohne Schwung, belehrend ohne Klarheit, einförmig ohne wahre Einheit, ſeltſam in allen einzelnen Theilen, und folglich abgeſchmackt im Ganzen. Ohne dieſe Vergleichung weiter zu verfolgen, muß ich noch auf eine Eigenheit unſrer neuen Sprache aufmerkſam machen, die vielleicht blos von den Sprachforſchern geſchäzt werden wird, die aber wirklich mit der Veränderung unſres moraliſchen Karakters zuſammenhängt. Statt der Subſtantiven führt man jeden Tag neue völlig barbariſche Verba ein, und ſagt: influenciren, utiliſiren, exceptioniren, preciſiren, fanatiſiren, patriotiſiren, petitioniren, vetotiren, harmoniren. Dieſe Bemerkung ſcheint Grübeley, aber ſie zeigt, daß man das Bedürfniß fließender und abgemeſſener Ausdrücke nicht mehr fühlt; denn nie werden

die

die Ideen durch Verba sanft verschmolzen und abgesondert, weil deren Bedeutung allemal positiv ist, sondern durch die Verbindung der Adjektiven und Substantiven.

Aber wie, fragt sich, kann das neue französische System Einfluß auf die Sprache haben? Weil viel Zusammenhang ist zwischen dem Geist der Sprache und der überspannten Denkungsart; dem Geist der Sprache und der täglichen Nothwendigkeit, das Volk zu gewinnen; dem Geist der Sprache und der Herrschaft der vielen Blättchenschreiber; dem Geist der Sprache und der Vermehrung der redneriſchen Tändeleyen durch die vielen Versammlungen aller Art; dem Geist der Sprache und der Gleichstellung aller Menschen.

Der Geschmack ist nicht mehr nöthig, wo das Gefühl für das Schickliche zernichtet ist; wo man keine Grenze, keine Scheidewand unter den Begriffen und Grundsätzen mehr kennt, wo ein einziger Gedanke herrschend ist, und man diesen Gedanken aus blindem Enthusiasmus auf alles anwendbar und für alles zureichend hält.

Der Geschmack ist nicht mehr nöthig, wo man das Volk zu seinen einzigen Herrn erkohren hat; denn für diesen Gott paßt nur der gröbste Weyhrauch. Der Geschmack ist nicht mehr nöthig, wo die Herrschaft über die Meynungen in den Händen leidenschaftlicher Schriftsteller und verdorbener Lehrer ist, solcher Hirten, die ihre Heerde nicht auf

fette Anger oder blühende Wiesen leiten, sondern sie in den Wirbel des Stroms stürzen, indem sie sie mit Dämonengeiste beherrschen und mit Zauberformeln hin und her treiben. Der Geschmack ist nicht mehr nöthig und sein Sturz unvermeidlich, wo jeder schreiben und reden will, und man, um sich in diesem allgemeinen Wettkampf immer einander zu übertreffen, von Kraftausdruck zu Kraftausdruck bis zu den wildesten Aeusserungen und den empörendsten Bildern hinansteigt.

Vielleicht habe ich mich zu lange bey einem Gegenstand verweilt, der an der Stelle, wo ich ihn vortrug, geringfügig scheinen kann: aber ich bin dabey einer geheimen Empfindung gefolgt. Mit Wehmuth blickte ich nach jenen schönen Tagen hin, wo die sanfte Beredsamkeit der Racinen und Fenelons, wo so viele andere mit ihnen würdig wetteifernde Schriftsteller ihr Vaterland verherrlichten und das Siegel ihres Geistes auf den Ruhm des französischen Nahmens drückten; nach den schönen Tagen, wo die wohllautendste der Sprachen den Geist mit den edelsten Gefühlen und den erhabensten Ideen beseelte. Da hatten eine Menge Meisterwerke, die der Triumf des menschlichen Geistes sind, die Sprache Frankreichs zur Sprache Europa's gemacht. Was wird aus ihr unter den Händen unsrer neuen Zyklopen werden, wenn sie sie auf ihrem schrecklichen Amboß werden zerschmettert haben? Man wird sie nur noch

brauchen können, um die Verwirrung und den Kampf aller Elemente auszudrücken.

Je weiter ich in dieser moralischen Betrachtung fortrücke, desto mehr finde ich Stoff, und man würde mit ihm allein ein großes Werk füllen können. Ich gebe also, um zu Ende zu kommen, verschiedene Bemerkungen auf, die interessieren würden, wenn die allzugroße Menge von Ideen in unsern jetzigen Zeiten, wo jeder eilt um weiter fortzukommen, interessieren könnte. Nur noch eine einzige unsittliche Folge des neuen Systems muß ich berühren. Um es aufrecht zu erhalten, hat man bis jetzt immer zu strengen Mitteln und zu Untersuchungs- oder Aufsichts-Ausschüssen seine Zuflucht nehmen müssen; daraus ist eine geheime Inquisizion entstanden, und mit ihr Aufmunterungen zum Angeben, Auskundschaften, Untersuchung der Briefe und ähnliche Niedrigkeiten, welche Gesetze und Moral gleich stark verbieten. Man hat dieses Verfahren als eine gegen den Partheygeist nothwendige Vorsicht zu beschleunigen gesucht: aber wird dieser Partheygeist sich verlieren, wenn die Verfassung einen großen Theil der Nazion mißvergnügt macht? Und die traurige Nothwendigkeit, die Aufrechthaltung des politischen Systems auf Inquisizion und Intrigue zu bauen, mit welchen Augen wird man sie betrachten? Sobald der gesetzgebende Körper selbst öffentlich zu Unredlichkeiten seine Zuflucht nimmt, so scheint alles erlaub-

laubt. Ein Beyspiel von einem so erhabnen Standorte aus gegeben, hat unendliche Folgen.

Der reinste Aether sollte immer das Heiligthum der Gesetze umgeben. So oft man zu demselben hinauf blickt, sollte man sich von einer geheimen Kraft, von einer gewissen moralischen Schönheit angezogen fühlen, der alle andere Empfindungen sich willig unterwürfen. Man sollte sich ihm nähern, um sein Herz darin stärken und mit neuer Liebe zu allen den Tugenden beseelen zu können, durch die die gesellschaftliche Ordnung erhalten wird. Und welcher Dank würde den Gesetzgebern eines großen Volks gebühren, wenn sie bey ihren Beschäftigungen mit dem politischen Interesse, das die Völker trennt, sich zugleich als Beschützer der Sittlichkeit zeigten, die sie wieder vereinigt: wenn sie, statt die Sklaven der Menge zu seyn, ihre Lehrer und Führer würden, und statt ihren tyrannischen Launen zu fröhnen, muthig zur Fahne der Vernunft und Gerechtigkeit schwüren; wenn sie, statt sich unaufhörlich zu einem männlich stolzen Betragen zu ermuntern, groß durch die Lauterkeit ihrer Handlungen wären, und statt dem flüchtigen Ruhm athemlos nachzujagen, ihn mit Ruhe erwarten, oder ihm begegnen wollten im Tempel der Wahrheit!

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

III.

Schreiben an den Herausgeber des T. M. nebst der Antwort.

Herr Hofrath! Je mehr ich seit zwanzig Jahren in Ihnen den Mann verehrte, dem ich so unendlich viel verdankte, dessen Schriften mir zuerst die Decke von den Augen zogen, welche mir den freyen Blick in die sittliche Welt verwehrte: desto weher thut es mir, seit einiger Zeit mit Ihnen nicht mehr über Angelegenheiten gleichdenken zu können, die, wie mich dünkt, den Menschen so nahe am Herzen liegen, und die Sie — in mehrern Ihrer Schriften, von einer ganz andern Seite betrachteten. Sie errathen daß ich von der französischen Revoluzion spreche — worüber Sie seit dem 1sten Stück des T. M. von 1792. so manche aristokratische Grundsätze zu verbreiten gesucht haben; Grundsätze die ihnen sogar das erwarben, daß der große Aloysius Hofmann in Wien, Sie in ein Schutz- und Trutzbündniß aufnahm, *) und die Sie wahrscheinlichst nicht bekennen würden, falls der Schauplatz tausend Jahr, oder tausend geo-

*) Dies ist das neueste was ich höre, da weder Hr. Aloysius Hofmann, noch das, was er schreibt oder thut, innerhalb meines Gesichtskreises liegt. W.

Othello.

Dein Mann.

Aemilia.

Das ſie ihrem Ehbett untreu war?

Othello.

Ja, mit Caſſio. Wäre ſie treu geweſen, glaube mir, wenn mir der Himmel noch eine ſolche Welt, wie dieſe, aus einem einzigen ganzen Chryſolith hätte machen wollen, ich hätte ſie nicht darum gegeben.

Aemilia.

Mein Mann!

Othello.

Ja, er war's, der mir die erſte Nachricht davon gab. Er iſt ein ehrlicher Mann, und ein Feind ſchändlicher Thaten.

Aemilia.

Mein Mann!

Othello.

Wozu ſoll dieſe doppelte Ausruffung, Weib? Ich ſage, dein Mann.

Aemilia.

O meine Gebieterin! Argliſtige Bosheit hat die eiferſüchtige Liebe betrogen, und du biſt das Opfer. Mein Mann ſoll geſagt haben, ſie ſey ungetreu!

Othello.

grafiſche Meilen von uns entfernt läge. — Das mag der Politik gemäß ſeyn; aber ich glaube nicht, daß der Freund der Wahrheit, da wo es auf mehr ankömmt als bloſſe Vorurtheile, ſelbſt die Schreckniſſe einer Baſtille ſcheuen müſſe.

Da indeſſen der T. Merkur, wie ich gewiß weiß, kein ariſtokratiſches Blatt iſt; da Sie, in meinen und vieler andern Augen, ſich in dem Falle befinden, in welchem Roland in den Ihrigen ſteht: ſo wünſchte ich gern, ihn zum Depoſitär einer Reihe Betrachtungen zu machen, die ich ſeit dem 10ten Auguſt angeſtellt habe. Vielleicht daß ſie dazu dienten, Ihren Urtheilen über das neugebohrne Volk eine andre Richtung zu geben, als die bisherige war, die bey Ihnen, einem ſo großen Kenner der Geſchichte, zu finden, alle Freunde der Wahrheit in Erſtaunen geſetzt hat. Oder würden Sie als Zeitgenoſſe der Brutus, Tell, Luther, *) Egmont — für die Tarquine, die öſterreichiſchen Landvögte, den Pabſt und die Alba's eine Lanze gebrochen haben, wie Sie das jetzt für die Feinde eines ſo lange unglücklichen uns

*) Ich würde, wenn ich z. B. Luthers Zeitgenoſſe geweſen wäre wie ich ſchon mehrmahlen ungeſcheut erklärt habe, die Parthey des Erasmus genommen haben; und ich geſtehe dies, wiewohl ich, weiß, daß ich eine ungeheure Majorität gegen mich habe; denn ich bin bey weitem nicht ſo politiſch als Hr. C. M. ſich einbildet. W.

uns ſelbſt zum Spott gewordnen Volks thun? — Die Sans culottes mögen Schandthaten begangen haben, aber ſie begiengen ſie mit brauſendem Blute; *) und warum ſchwiegen und ſchwelgen die Filoſophen bey den Schandthaten, welche von dem großen Friedrich, der philoſophiſchen Katharina, und dem menſchenfreundlichen Joſeph begangen wurden? **)

*) Mit dem kälteſten Blut wurden die Greuel vom 2ten 3ten, 4ten und 5ten September begangen; das bezeugen die eigenen Geſtändniſſe angeſehener Mitglieder des Nazional-Konvents. Hr. C. M. hat vermuthlich keine Gelegenheit den Moniteur zu leſen, der (wiewohl es ſehr demokratiſch iſt) ſehr dazu dienen könnte, ſeinen Urtheilen über das neugebohrne Volk eine andre Richtung zu geben. W.

**) Ich weiß nicht was Hr. C. M. die Schandthaten dieſer Monarchen nennt, deren großen Eigenſchaften und Fehlern, deren guten und böſen Handlungen, die Nachwelt, der einzige unpartheyiſche und kompetente Richter der Könige, volle Gerechtigkeit erweiſen wird. Aber das weiß ich, daß es eben ſo unverſtändig als ungerecht iſt, die politiſchen Handlungen der Könige und die Brutalitäten und Teufeleyen der Männer vom 2ten Sept. mit einerley Maß meſſen zu wollen. — Ganz Europa war übrigens über Friedrich des II. Eroberung von Schleſien und Joſeph II. allzuhaſtige Ausführung einer eben ſo wohlgemeinten als nöthigen Reform ſeiner Staaten — und iſt dermahlen über der großen Katharina Benehmen in den polniſchen Angelegenhei-

Ohngeachtet ich arm und frey bin, von keinem Fürſten abhänge, und morgen meinen Wohnplatz in Tahiti aufſchlagen kann, ſo muß ich doch ein Verhältniß ſcheuen, darf alſo meinen Nahmen nicht nennen, und muß blos bitten, mir in dem nächſten Stücke des T. M. zu ſagen, ob Sie meine demokratiſchen Bemerkungen aufnehmen wollen und dürfen.

Mit der herzlichſten Ergebenheit

Ihr
ergebenſter Verehrer
C. M.

Meine Antwort.

Ich zweifle nicht, daß die Abſicht dieſes neuen Ungenannten ehrlich iſt, und die unverdienten Vorwürfe die er mir macht, ſich auf ein bloßes Mißverſtändniß gründen, woran die Einſeitigkeit und Verſchrobenheit ſeiner Vorſtellungsart über politiſche Dinge die meiſte Schuld zu haben ſcheint. Wofern Ihm

ten ſo durchaus einer Meynung, daß die Filoſofen (die keine Nachteulen nach Athen tragen wollen) um ſo füglicher ſchweigen können, da ihr reden doch zu nichts helfen würde. Friedrich II. hat ſogar über ſich ſelbſt ſo ſcharf geurtheilt, daß den Richtern am Acheron nicht viel mehr übrig blieb, als ſein eigenes Urtheil zu beſtätigen. W.

Ihm aber meine im Dezember des N. T. Merk. 1792. ausführlich abgegebene und durch ähnliche Beschuldigungen abgedrungene Erklärungen kein Genüge gethan haben: so weiß ich Ihm und allen, die hierin seines Sinnes sind und die Sachen aus seinem Gesichtspunkt sehen, keine andere Antwort zu geben als folgende.

„Ich werde (so lange meine mit sechzig Jahren nicht mehr zunehmenden Kräfte noch reichen) nur mit dem Daseyn aufhören, meinen seit mehr als fünf und dreissig Jahren öffentlich dargelegten Grundsätzen und Gesinnungen getreu, *) als Schriftsteller zu Beförderung alles dessen mit zu wirken, was ich für das allgemeine Beste der Menschheit halte; und eben darum werde ich, so lang es nöthig seyn wird, allen unächten, verworrenen und schwindlichten Begriffen von Freyheit und Gleichheit, allen auf Anarchie, Aufruhr, gewaltsamen Umsturz der bürgerlichen Ordnung, und Realisirung der neuen politischen Religion der westfränkischen Demagogen, abzweckenden, oder auch (vielleicht wider die Absicht wohlmeynender sogenannter Demokraten) dazu führenden Maximen, Räsonnemens, Deklamazionen

*) Von beyden enthält schon der Agathon alles, was einen jeden unbefangenen Leser verständigen kann, wie ich über die zeitherigen großen Weltbegebenheiten denken muß, so lange ich nicht in einen andern Menschen verwandelt werde.

und Assoziazionen, aus allen Kräften entgegen arbeiten; nicht zweifelnd, daß ich hierin jeden ächten teutschen Patrioten, Volksfreund und Weltbürger auf meiner Seite habe und behalten werde.

Auch ich sehe so gut als ein anderer, daß weder in Teutschland noch in dem übrigen Europa alles so ist, und so geht, wie es seyn und wie es gehen sollte; und ich bin sehr überzeugt, daß den Uebeln, worüber man zu klagen Ursache hat, nur durch eine gründliche Reformazion der Gesetzgebung und der dermahligen Konstituzionen geholfen werden könne: aber ich behaupte, daß dies nicht durch die neue Theorie der französischen Demagogen, nicht durch Insurrekzionen und Umstürzung der bestehenden Ordnung der Dinge, geschehen könne, noch versucht werden solle. Was in Frankreich seit vier Jahren geschehen ist und noch geschieht kann und soll uns nicht zum Muster, sondern Fürsten und Völkern zur Warnung dienen. Ein schrecklicher Exempel hat, vielleicht seit die Welt steht, die göttliche Nemesis an den Unterdrückern der Menschheit nie statuiert, als an dem Könige, dem Hofe, der Klerisey, dem Adel, und den Parlamentern des ehmaligen Frankreichs: aber um einen so hohen Preis hat auch noch kein Volk auf der Welt eine Freyheit erkauft, die es (aus Mangel richtiger Begriffe und moralischer Grundsätze) so wenig recht zu gebrauchen weiß,

daß

daß ſie vielmehr eine unverſiegbare Quelle unermeßlicher Uebel für daſſelbe worden iſt, und es ſo lange bleiben wird, bis das Gefühl ſeines dermahligen Elends ihm eben ſo unerträglich werden wird, als ihm im Jahr 1789. ſein damahliges war.

Ferner glaube ich, daß es auch einem Privatmanne ſehr erlaubt ſey, — zwar nicht in dem Tone, den ſich Herr C. M. erlaubt, über die Monarchen abzuſprechen — aber doch ſeine Meynung von den Maßregeln, die ihm bey ſehr wichtigen, das Wohl oder Weh ganzer Nazionen und Generazionen betreffenden Vorfallenheiten die gemeinnüzigſten ſcheinen, mit gehöriger Beſcheidenheit öffentlich zu ſagen, — ſo lange diejenigen, denen die Verwaltung der höchſten Macht anvertraut iſt, noch keine entſchiedene Parthey ergriffen haben. Die Regenten oder ihre Rathgeber könnten auf dieſe Art zuweilen erfahren, was über Dinge, woran Allen gelegen iſt und deren unweiſe Behandlung meiſtens die unſchuldigen Völker büßen müſſen, die Wünſche des Volks und die Gedanken verſtändiger Männer ſind, deren Auge kein Privat-Intereſſe zum Schalk macht, und die gerade deßwegen, weil ſie nicht perſönlich in die Begebenheiten verflochten ſind, deſto unbefangener und richtiger ſehen, was zu thun oder zu laſſen iſt. Wie unendlich ſelten es auch ſeyn mag, daß ſolche unverlangte Aviſe den Großen, (die zuweilen

etwas

etwas leichter und verwegner, als recht iſt, mit den Schätzen des Staats und mit den Köpfen ihrer Unterthanen ſpielen) in die Hände fallen, oder einiger Aufmerkſamkeit von ihnen gewürdiget werden: ſo iſt es doch nicht unmöglich, daß unter tauſend fruchtloſen Verſuchen Ihnen auf dieſem Wege beyzukommen, vielleicht einmahl einer gelinge, und etwas Böſes verhüte, was ſonſt geſchehen, oder etwas Gutes veranlaſſe, das ſonſt unterblieben wäre. Aber wenn man nun einmahl über den Rubikon gegangen, und der fatale Wurf geſchehen iſt: alsdann kann es nicht nur zu Nichts helfen, ſondern würde meiſtens ſchädlich ſeyn, wenn Privatleute ſich anmaßen wollten, Maßregeln öffentlich zu kontrolieren, von deren glücklichem Erfolge nun, da ſie einmahl genommen worden ſind, öfters das Schickſal von Millionen Menſchen abhängen kann. So ſcheinen, (um ein ſehr nahe liegendes Beyſpiel zu geben) noch vor weniger als einem Jahre die verſtändigſten Männer, die bey den dermahligen politiſchen Haupt- und Staats-Aktionen bloße Zuſchauer abgeben, ziemlich allgemein überzeugt geweſen zu ſeyn, daß die benachbarten ſowohl als die entferntern Monarchen, und beſonders die Amſiktyonen der großen Germaniſchen Staaten-Republik keine klügern Maaßregeln nehmen könnten, als den franzöſiſchen Revoluzionen, von denen ſeit vier Jahren immer eine die andere verſchlingt, um in kurzem wieder von einer andern verſchlungen zu werden,

ruhig

ruhig ihren Lauf zu laſſen, und ohne Noth nicht einen Deut, noch ein einziges Haar von einem teutſchen Kopfe zu den Unkoſten der Experimente herzugeben, welche die politiſchen Aerzte in Frankreich an ihrem todtkranken Staatskörper zeither gemacht haben, und — ſo lange jeder empiriſche Saalbader ſich, wie bisher, in die Kur miſchen, und was ein geſchickter Praktikus etwa gut gemacht hat, wieder verderben darf — wahrſcheinlich ſo lange zu machen fortfahren werden, bis ihnen der Pazient unter den Händen ſtirbt. Indeſſen fehlte es nicht an Veranlaſſungen und Gründen, welche die entgegengeſetzte Maaßnehmung anzurathen und zuletzt ſogar nothwendig zu machen ſchienen; und, wenn man (der menſchlichen Freyheit unbeſchadet) ſagen kann, daß die Menſchen ihrem Schickſal nicht entgehen können, ſo ſcheint es in der That dießmahl — wer kann ſagen ob von unſerm ſchwarzen oder weiſſen Dämon? — ſo verhängt geweſen zu ſeyn, daß Teutſchland wider ſeinen Willen in dieſes gefahrvolle Spiel verwickelt werden mußte, das ſich entweder bald zu unſern Gunſten wenden muß, oder nicht zu berechnendes Unglück und Elend über unſer gemeinſames Vaterland bringen kann. Aber, was auch der Ausgang ſeyn mag, wehe uns, wenn nicht von dem Augenblick an, da wir das Vaterland in Gefahr ſehen, alle dieſe unſeligen Fakzions-Nahmen von Ariſtokraten und Demokraten, mit allen den kraſſen Begriffen und Hirngeſpen-

ſpenſtern, womit Schwärmerey, Egoismus und Begierde nach neuen Dingen ſo viele Köpfe angefüllt hat, auf einmahl verſchwinden, und alle Teutſchen ſich in dem allgemeinen Willen vereinigen, lieber alles zu wagen und aufzuopfern, als zuzugeben, daß das teutſche Reich, unter dem ſpottenden Vorwand einer täuſchenden Befreyung, in die Greuel der abſcheulichſten Anarchie *) geſtürzt werde, die für uns und unſere Nachkommen noch verderblicher ſeyn würde, als ſie es ſelbſt für die Frankreicher iſt. Welcher Teutſche, in deſſen Bruſt nur ein Funke von Nazionalgefühl glimmt, kann den Gedanken ertragen, daß ein auswärtiges Volk ſich anmaße, uns einen alle unſere häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe zerſtöhrenden politiſchen Wahnglauben mit den Waffen in der Hand aufzudringen, und zu eben der Zeit, da ſie nichts als Menſchenrechte, Freyheit, Gleichheit, Weltbürgerſchaft und allgemeine Verbrüderung im Munde führen, uns die exekrable Wahl vorzulegen, ob wir entweder zu Verräthern an den Geſetzen unſers Vaterlandes, an unſern rechtmäßigen Regenten, und an uns ſelbſt und unſern Kindern werden, oder uns

*) Daß Anarchie der rechte Nahme für die dermahlige franzöſiſche Demokratie ſey, beweiſet der redliche Miniſter Roland dem Naz. Konvent beynahe in allen Seſſionen.

uns wie die verworfensten Sklaven behandeln lassen wollen? *)

Wenn

*) Glücklicher Weise für uns legen die anmaßlichen Weltbefreyer die Maske früh genug ab, um auch die Blinden mit Händen greiffen zu lassen, wessen wir uns zu ihnen zu versehen haben. Das erste, was Dümourier bey seinem Einfall in die österreichischen Lande that, war die Freyheit und Souveränität der Flamänder auszurufen, und zu erklären, daß es gänzlich von ihnen abhange, was für eine Konstituzion sie sich geben wolle. Nun zeigten sich, wie natürlich, sehr bald zwey Hauptpartheyen: eine die für die unbedingte Annehmung der französischen Konstituzion ist; eine andere, nicht weniger zahlreiche, die ihre alte Verfassung unter ihren ehmaligen Burgundischen Fürsten wieder hergestellt wünscht, und mit einer Demokratie im neufranzösischen Geschmack nichts zu thun haben will. Wenn die Flamänder frey sind, so haben beyde Partheyen gleiches Recht, sich über ihre eigenen Angelegenheiten gemeinschaftlich zu berathschlagen, und es ist die unerträglichste Tyranney, der andern Parthey nicht das nehmliche Recht, öffentliche Versammlungen zu halten, einzugestehen, in dessen Besitz sich die französische Parthey gesetzt hat. Gleichwohl hat Dümourier diese letztere zu Brüssel so ausschliesslich in seinen Schutz genommen, daß allen anders gesinnten, bey Strafe als öffentliche Ruhestörer behandelt, und mit einem Paar Eselsohren kreßiert an den Schweif eines Pferdes gebunden und unter Trompetenschall durch die Stadt geschleppt zu werden, verboten ist, sich ohne Erlaubniß der einseitig erwählten

Brüs-

Othello.

Er, Weibsbild; ich ſage, dein Mann; verſtehſt du das Wort? Mein Freund, dein Mann, der ehrliche, rechtſchaffne Jago.

Aemilia.

Wenn er das ſagt, ſo verderbe ſeine verruchte Seele in langſam marternden Qualen? Er lügt's in ſein Herz hinein! Nur zu ſehr liebte ſie den haſſenswürdigen Teufel, mit dem ſie ſich beladen hatte.

Othello.

Ha! --

Aemilia.

Thu dein ärgſtes; dieſe greuliche That, die du gethan haſt, iſt den Himmel werth, wie du ihrer werth warſt.

Othello.

Schweigen wäre das rathſamſte für dich.

Aemilia.

Du kanſt nicht halb ſo geneigt ſeyn, mir Leid anzuthun, als ich es wünſche: o Erzbetrüger! o dummer Kerl! dumm wie Miſt! du haſt eine That gethan -- ich frage nichts nach deinem Degen, ich will bekannt machen wer du biſt, und wenn ich zwanzig Leben zu verliehren hätte -- Hülfe! Hülfe! He! Hulfe! Der Mohr hat meine Frau umgebracht. Hülfe, Hülfe!

Wenn eine ſolche Lage nicht als die ſtärkſte Aufforderung an alle teutſche Fürſten, Regenten und Staatsbürger, von den erſten bis zu den unterſten Klaſſen angeſehen wird, einen neuen Bund zu beſchwören, der alle, durch Zeit und Umſtände nach und nach erſchlafften Bande unſers großen Staaten-Vereins wieder feſt zuſammenziehe; einen Bund, der, indem er die Pflichten der Völker auf ihre Rechte und die Rechte der Regenten auf ihre Pflichten gründet, dieſen letztern, mit dem Herzen, dem Vertrauen und der Treue ihrer Untergebenen, auch die väterlichen Geſinnungen, die Fürſorge und Thätigkeit wahrer Landesväter wiedergebe, und in allen Teutſchen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe entzünde, welches einen jeden in ſeinem Stande und Beruf in wetteifernde Bewegung ſetze, nach ſeinen Kräften und

Ver-

Brüſſler-Demagogen, zu verſammeln. Aehnliche Maßregeln ſoll der General Cüſtine auch zu Mainz genommen haben. Wie irgend ein Menſch, der ſich nicht zum Sklaven gebohren fühlt, eine ſo ſchändliche Behandlung, ein ſo deriſoriſches Spiel mit den Worten Freyheit und Gleichheit erträglich finden könne, iſt mir eben ſo unbegreiflich, als mit welcher Stirne die zur herrſchenden Parthey gewordenen Jakobiner in Frankreich, die mit der grauſamſten Intoleranz gegen alle ihre anders denkenden Mitbürger gewüthet haben, noch von Freyheit und Menſchenrechten zu reden ſich erfrechen dürfen.

Verhältnissen, zur Ruhe, zum Ruhm und zum immer steigenden Wohlstand unsrer Nazion mitzuwirken, die es in so vielerley Rücksichten in ihrer Gewalt hat, sobald sie nur ihre eigene Vorzüge erkennt, die erste und glücklichste des Erdbodens zu seyn — wenn, sage ich, unsre dermahlige Lage bey einem so dringend hiezu auffordernden Zusammenfluß von Umständen, nicht diese Gefühle, diese Gesinnungen, und diese Resultate hervorbringt: dann müßte man freylich bekennen, daß es schlimm mit uns stehe! und dann bliebe ja wohl dem redlichen Patrioten nichts weiter übrig als sich einzuhüllen, das Vaterland — seinem Verhängniß zu überlassen, und was künftig zu rathen oder zu thun seyn möchte, von den Winken einer höhern Hand, d. i. von der Richtung zu erwarten, die der Sturm und Drang fysischer und moralischer Ursachen den öffentlichen Angelegenheiten geben würde. Aber in diesem gegenwärtigen Augenblik, wo nur Patriotismus, Eintracht, Gehorsam gegen die Gesetze und Anhänglichkeit an unsre Konstituzion das gemeinschaftliche Vaterland retten können, itzt ist demokratische und aristokratische Partheygängerey (aufs gelindeste zu reden) Wahnsinn; denn in einem solchen Zeitpunkt muß die Pflicht, gegen die Desorganisierer und Empörungs-Prediger gemeine Sache zu machen, alle andere Rücksichten verschlingen. Dieß sage ich - im Angesicht der ganzen Nazion, nicht, weil ich nicht anders denken oder reden darf, sondern

weil ich überzeugt bin, daß ein jeder, der es mit dem Vaterlande wohl meynt und sein wahres Interesse kennt, ein jeder, der nicht entweder von fanatischen Freyheits- und Gleichheits-Sofismen bethört, oder von despotischen Vorurtheilen und Gesinnungen abbrutiert ist, schwerlich anders denken kann.

Herr C. M. sieht hieraus, daß seine demokratischen Bemerkungen im T. Merkur (wiewohl dieser in der That kein aristokratisches Blatt ist) dermahlen um so weniger Platz finden können, da der Marattische und Anacharsis-Klootsische Ton, worin er von den drey größten Fürsten unsers Jahrhunderts spricht, deutlich genug verräth, von welchem Schrot und Korn seine Bemerkungen seyn werden. Seinen Brief aber und diese Antwort habe ich drucken lassen, weil ich seit einiger Zeit mit mehrern Episteln dieser Art heimgesucht werde, und weil ich, da sie alle so ziemlich aus Einem Geist und in Einem Tone geschrieben sind, nach dieser letzten Antwort *pro vobis omnibus*, mir Hoffnung mache, künftig mit ähnlichen demokratischen Zudringlichkeiten verschont zu werden.

Indessen berechtigt mich doch die freundschaftliche Gesinnung, deren mich Herr C. M. versichert, und welche nur bloß zu affektieren er keine Ursache haben kann, zu einer Bitte, deren Gewährung ich mir um so gewisser von seinem guten Herzen verspreche, da sie ihn keine halbe Stun-

de

de Zeit koſten kann; und dieſe Bitte iſt: mir, nur auf einem kleinen Blatte, die ariſtokratiſchen Grundſätze, mit Num. 1, 2, 3; u. ſ. w. bezeichnet anzuzeigen, die ich ſeit dem 1ſten Stück des T. M. 1792 zu verbreiten geſucht haben ſoll; damit ich entweder die Unſchuld meiner fälſchlich angeklagten Grundſätze vor dem Richterſtuhl der allgemeinen Vernunft mit ſiegender Klarheit darthun, oder, falls mir Satanas wider Wiſſen und Hoffen wirklich einen böſen Streich geſpielt hätte (was auch beſſern als ich ſchon begegnet iſt) meinen Irrthum öffentlich bekennen, und was ich unwiſſender Weiſe gegen die Wahrheit geſündiget haben ſollte, je bälder je lieber wieder gut machen könne.

W.

IV.

Gedichte.

1.

Der Hilden Schnee.

Am hellen Herbſttag, wo den Sonnenſtrahl
auf fernern Höhn ein dünner Flohr umſchwebt,
und hehr und ruhig die Natur umher
mit reichem Segen ſtattlich ausgeſchmückt

des Jahres Abend feyert, ritt aus Elze
von ſeinem Hofe Kaiſer Ludewig
mit Roß und Mann heraus, im nahen Forſt
den Hirſch zu fällen, deſſen Fährte die Kunſt
des klugen Weidmanns ſorgſam aufgeſpürt.
Laut ſchallt des Hifthorns Ruf, von wechſelndem
Gebell begleitet, zu dem Himmel auf,
und rund erwiedert Fels und Wald den Ruf
des Hornes und der Doggen Feldgeſchrey.

Schon ziehen ſie, gedeckt vom Schattendach
verwachſener Wipfel, oder durch die Reihn
der ſtolzen Tannen in das Dickigt ein,
und Ludwig ſpornt den weißen Hengſt, und ſtößt
mit Macht in's Hifthorn; eilend folgt die Schaar
der grünen Jäger ihrem Führer nach,
und keuchend rennen auf des Hornes Wink
die Hunde neben her: da rauſcht es fern
im Buſch, und ſieh'! ein ſtattliches Gewreih
hebt ſich empor, und ſtutzend harrt das Thier,
die Ohren hoch geſpitzt; doch als es jetzt
den Feind erblickt, da kehrt ſich's um und eilt,
das Haupt zurückgebogen, flügelſchnell
durch Buſch und Baum und Sumpf und Rohrich her:
Und Ludwig zieht des Zelters Zügel an,
und läßt voraus die grauen Doggen fliehn.

dann tönt zum andernmahl die Waidmuſik,
und ſchnaubend trägt ein jedes Roß zum Tode
des Thiers den Reuter, der voll Ungeduld
und ſpähnden Blicks den ſcharfen Wurfſpieß ſchwingt.

Die Jäger trennen ſich, und Ludewig
rennt einſam durch den Thau; doch plözlich ſteht
ſein Pferd, und bebt, und hebt mit ſcheuem Blick
und ſchiefaebognen Hals, im Maule wälzend
das ſchäumende Gebiß, die Füße wechſelnd auf,
dann wirft ſich's zitternd in die Luft, als ſtünde
das Flammenſchwerd gezückt ein Cherub da,
und ſchießt mit Ungeſtüm zur Seite hin,
und rennt durch Wald und Buſch, hinauf, hinab,
daß Steine, Sand und dürres Laub vom Stampfen
des Hufes fliegen. Ludwig hält es nicht;
vergebens ſtraft ſein ſtarker Arm den Zaum
bald rechts, bald links, umſonſt! mit Löwenkraft
hält ihm des Thieres Sträuben Widerſtand:
es rennt nur doppelt ſchnell. Doch plözlich ſtürzt
es auf den Boden nieder; Ludewig
entfährt vom wilden Stoß mit Ungeſtüm
dem Sattel, wie der Stamm vom Winterſturm
dem Feld entriſſen; aber ſieh'! es ſchwebt
der Kaiſer wie auf Engelsflügen
zur Erde nieder, ſanft und unverſehrt

ſchwebt er zur Erde nieder, und erhebt
ſich ſtaunend ob dem Wunder; ihn durchſchauerts
als wie den Pilger, der um Mitternacht
beym Grab des Heiligen, der hier der Erndte
entgegenreift, ein leiſes Rauſchen hört.
Er nimt vom Hals ein goldnes Bild herab,
das immerhin an ſeinem Buſen hieng:
es war der Junafrau Bild auf deren Arm
der Eingebohrne in der Menſchheit Hülle
in Kindesunſchuld himmliſch lächelte.
Dies hängt er hin an ein Geſträuch, und wirft
ſich betend nieder, hoch erhebt ſein Aug
zum hellen Himmel ſich, und eine Thräne
des Dankes glänzt in ſeinem Aug, und hoch
erhebt und faltet er die Händ' und ſpricht:

Du, die in hohen Wohnungen des Himmels
der Seraf preiſt, und ſeines Preiſes froh
dir dankt, daß er dich loben darf, daß er
dein Antlitz ewig ſchauen darf, — was ſoll
ein Sterblicher, der Staub und Aſche iſt,
zum Dank dir ſtammeln, oder was vermag
er dir zum Lohn zu geben, wenn du ihn
mit Wundermacht dem gähen Untergang
entriſſeſt? Dir ſoll heute noch aus Stein
ein großes Bild des Künſtlers Hand beginnen,

dein Bild, wie du auf mütterlichem Arm
den Ewigen, den Welterlöser trägst:
im Tempel werd' es in der nahen Stadt
errichtet, und dann soll beym süßen Duft
des Weyhrauchs laut ein hehrer Lobgesang
dich preisen!

Ludwig sprichts und hebt sich auf
und streckt im Aufstehn nach dem Bild die Hand
daß er's vom Strausse nähme; aber fest
und unbeweglich hängt das Bild am Busch,
und seine Hand vermag's nicht wegzurücken.
Da sieht der Kaiser staunend wieder da,
und heftet starr den Blick auf's goldne Bild,
beugt dann voll Schauer abermahl das Knie
zur Erde nieder, hoch erhebt sein Auge
zum hellen Himmel sich, und hoch erhebt
und faltet er die Händ' und betet so:

War mein Gelübde dir nicht angenehm,
Gebenedeyte? stieg mein Dankgebet
nicht wie ein Abendopfer wohlgefällig
zu deinem Himmel auf? O laß mich doch,
laß deinen Knecht, wenn du ihn würdigest
zu hören deine Stimme, laß ihn wissen
was du zum Dank, was du zum würdigen
Beweise seines Danks von ihm begehrst! —

Da säuſelt's ſanft und lieblich in dem Buſch,
als wie des Weſtes Säuſeln, Himmelsglanz
ſtrahlt aus dem Buſch, und leuchtet weit umher;
verdunkelt von dem Glanze blickt die Sonne
vom Firmament hernieder, und es feyert
vor Wonne zitternd jedes Laub im Wald
der Jungfrau Gegenwart und ſäuſelt ihr
melodiſch einen Hymnus. Ludewig
liegt von dem Schein geblendet und betäubt
auf dem Geſicht, das ſeine Händ' umhüllen,
dann richtet er den Blick empor und wehrt
mit vorgehaltner Hand den Strahlen ab,
daß ſie ſein Auge nicht verblendeten.
Entzückt und voll der höchſten Seligkeit
des Himmels ſieht er, als er ſeine Hand
ein wenig wegrückt, nur mit einem Blick —
allein er ſieht ſie kaum vor hellen Glanz —
die Jungfrau ſtehn im weißen Lichtgewand,
dem nicht der Schnee und nicht die Lilien
an Weiße glichen; goldne Locken floſſen
vom Haupt der Seeligen, ein Sternenkranz
umfunkelte das Haupt; ihr Angeſicht —
barg helles Licht den Blicken Ludewigs.
Und ihre Stimme drang wie Harfenſpiel
in Ludwigs Ohr; es ſprach die Himmliſche:

So weit auf dieſem Raſenplatz ein Schnee
vor deinen Augen fällt, ſo weit erhebe
an dieſem Orte ſich ein Heiligthum!

Sie ſpricht's und ſchwindet ſchnell von dannen weg
und aller Glanz mit ihr; doch lange blieb
vor Ludwigs Auge noch die Glorie
und die Geſtalt der Hochgeprieſen ſtehn,
und lang umtönt' ihn noch der Stimme Klang.
Doch als er jetzt vom hohen Wonnetraum
zurückkehrt, und aus den Augen ihm
der Glanz verſchwindet, und der Harfenton
im Ohr ihm leiſer ſtets und leiſer hallt:
da birgt ein Schnee die Erde rund herum,
und aus dem Schnee hebt ſich in Jugendpracht,
die Kelche halbgeöffnet, dickbebuſcht
ein Roſenſtock, der zu der Jungfrau Füßen
bey ihrem Scheiden lachend aufgeblüht.
Dies, ſpricht der Kaiſer, dies iſt Hilden Schnee,
und dieſe Stäte müſſe hilden ſeyn,
und hier erhebe ſich, ſo weit der Schnee
die Erde deckt, der Jungfrau Heiligthum!

Hier kranat noch jetzt der Jungfrau Heiligthum,
und hier ſteht eine Stadt, die ihren Nahmen

Achte Scene.

Montano, Graziano, Jago und andre treten auf.

Montano.

Was giebt es hier? Wie, was bedeutet das, General?

Aemilia.

O, seyd ihr auch da, Jago? Ihr habt es weit gebracht, daß die Leute ihre Mordthaten auf euern Hals schieben.

Graziano.

Was soll dieses bedeuten?

Aemilia.

Widersprich diesem Böswicht, wenn du ein Mann bist; er giebt aus, du habest ihm gesagt, seine Frau sey untreu gewesen: Ich bin gewiß, du hast es nicht gesagt; du bist kein solcher Bube! Rede, mein Herz ist so voll, daß es zerspringen wird.

Jago.

Ich sagte ihm was ich dachte; und nicht mehr, als er selbst glaubwürdig und wahr befand.

Aemilia.

Aber sagtet ihr ihm jemals, sie sey untreu?

Jago.

Ja, das that ich. Aemi-

vom bilden Schnee erhielt; der Roſenſtock
umfaßt noch jetzt der Jungfrau Heiligthum. *)

J. F. von Meyer

2.

Der Magier.

Am Fuß der Pyrenä'n, in einem dumpfen Thal
ſtand ſeit der Gothen Zeit ein altes Schloßgemäuer,
berüchtiget durch manches Ebentheuer
vom Höllengeiſt und Rübezahl.
Ein Zaubrer hauſet hier. Die lügenreiche Sage
klagt ihm mit manchen O und Ach!
zwar viele Tück' und Bosheit nach;
Doch, ſaget ſelbſt, in ſeiner Lage,
wie kount' es anders ſeyn?
Der kam und bat um warmen Sonnenſchein
für ſeine Wäſche; der um Regen
für ſeinen halbverdorrten Wein;

dem

*) Hilden, hilgen, heißt heilig. Zu Hildesheim, deſſen Nahmen von Hildenſchnee abgeleitet wird, ſteht im Domhofe eine alte Kapelle, die Ludwig der Fromme bey dieſer Gelegenheit erbaut haben ſoll, und ein alter Roſenſtock iſt daran hinaufgezogen. Die alte Sage, die den Stoff zu dieſem Gedicht an die Hand gab, und hier etwas verändert erſcheint, findet ſich in einigen Chroniken der Stadt Hildesheim, im Manuſcript auf der Dombibliothek daſelbſt und in Pomarii Chronica der Sachſen S. 63. verſchieden erzählt.

dem wollte ſeine Frau, und dem ſein Huhn nicht legen;
Kurz, Zeus vom Himmel ſelbſt, wie Freund Theognis ſpricht,
träf es mit dieſen Menſchen nicht.
Am ſchlimmſten, daß der alte Zaubermann
oft manchen, der ſich ſehr um ſein Geſchick beſchwerte,
in eigner Bruſt das Schickſal finden lehrte
und, ach! das ſchmerzt, das trägt nicht jedermann.

Einſt trabte wohlgeſchmückt, als gieng es zum Turniere,
ein Paladin vor ſeine Thüre,
und wünſchte ſehr den Wundermann zu ſehn.
Ich bin bereit, ſprach er, nach Montlery zu gehn,
um dort im Schwerdterkampf und wackern Lanzenbrechen
die Ehre meines Bluts als Ritters mann zu rächen.
Feig bin ich nicht. Zehn Meilen in der Runde
hab ich die Waldungen von Wölfen ausgeleert.
Heiß' ich doch in der loſen Knappen Munde
der wilde Jäger nur. — Ihr habt von mir gehört.
Herz hab ich gegen eine Hölle.
Allein ihr wißt, wie es den Tapferſten oft geht.
Und kurz — ich hoffe ja, daß ihr mich ſchon verſteht;
ein kleines Mittelchen, ſo recht an Ort und Stelle —
o wolltet ihr? — Wie groß wär meine Dankbarkeit!

Der Magier blieb ſtumm. Mit einem langen Blicke
maß er ihn auf und ab; dann hob er an: ſo ſeyd

ihr

ihr alle! Alle fallt ihr dem Geſchicke
in ſeinen ernſten Gang! Ich hab es längſt bereut:
Oft half ich — und, wann ſah ich Dankbarkeit?

Nur mich, fiel unſer Ritter ein,
mich nehmet aus von jenen Undankbaren,
die eurer Rache würdig waren.
Was kann wohl himmliſcher, als dieſe Tugend ſeyn!
O Dankbarkeit! Was unter Gottes Sonne
gleicht ihrer milden, ſtillen Wonne?
Mit Unrecht nennet man ſie Pflicht.
Wer ſie nicht übt, raubt ſich die ſchönſte Freude,
kennt ſeinen eignen Vortheil nicht.
Das iſt es nur, was mit geheimem Leide
ſo oft des Biedern Seele füllt —
indem er dankt, wer hat die höchſte Freude?
Scheints nicht, als würde nur ſein Eigennutz geſtillt?
So gieng es fort. Allein, was hilft es hier Sentenzen
weitläuftig zu ergänzen,
die ihr doch insgeſamt nicht liebt?
Zumahl da, wie ich weiß, euch Witterung und Tugend
nur ſchaale Unterhaltung giebt.

Es iſt ein Penſum ſeiner Jugend,
dacht' unſer Magier, und lächelte bey ſich.
Wohl, Ritter, ſprach er dann, ich will es mit euch wagen.
Doch weh euch, täuſcht ihr euch und mich!

Ver-

Vernehmt! ein hold Geſchick ſchwebt über euren Tagen.
Von Montlery kehrt ihr im ſtolzen Sieg zurück.
Dort braucht ihr nichts von magiſchen Säften:
Baut kühn auf euer gutes Glück!
Hoch über mir und meinen Kräften
geht ſeinen Gang das ewige Geſchick.
Doch eines kann ich, und vollende
damit in dir des Schickſals Meiſterſtück!
Ich leg's hiemit in deine Hände;
und rechne ganz auf deine Dankbarkeit.
Indeß, Herr Ritter, bleibt (es iſt doch Eſſenszeit)
ſogleich zum Mittagsbiß hier.

Eilt, rief der Magier aus ſeiner Thür,
Vier Tauben an den Spieß, der Ritter iſt mit mir.

Noch ſprechen ſie, da ſtürzt des Ritters Knappe
laut keuchend ins Gemach: „Herr Radolf, ein Gebot
„vom Vetter Curt — eilt, eilet, es iſt Noth!
„Er liegt im Todeskampf! Geſattelt ſteht der Rappe.

Es iſt geſchehn, mein Sohn, ſpricht unſer Magier,
ſteig ein und ärndte ſeinen Seegen!
Vergiß mein nicht auf deines Glückes Wegen,
und ferner iſt kein trübes Schickſal mehr!

Der Ritter auf und fort. Er kam ans Sterbelager
wo leichenblaß und ſchwindſuchtsmager

der alte Oehm in lezten Zügen lag.
Und kurz und gut, die alte Ritterſeele
läßt unſerm Fant drey Rittergüter nach;
und tritt darauf, gelabt mit heilgem Oehle,
den langen Zug ins Reich der Todten an.

Herr Radolf faßte ſich, man muß geſtehn, als Mann.
Er hatte Chriſtenthum, zumahl in ſolchem Falle.
Kaum war der alte Herr in ſeiner Väter Halle,
ſo ward (wie man ſich gern bey ſolchem Schmerz zerſtreut)
Herrn Radolfs Zug nach Montlery erneut.
Am achten Tage ſaß der Trauermann zu Roſſe,
gefolgt von Reiſigen, bey Hundert an der Zahl.

Beym Abhang in das nächſte Thal
begrüßt ein Herold ſie mit einem langen Troſſe
Bewafneter, und macht, wie folgt, bekannt:

„Derjenige, der mit ſelbſteigner Hand
„den Zauberer, der dieſe Gegend ſchreckt,
„als treuer Sohn der Kirche niederſtreckt,
„hat hundert richtige Zechinen
„von Seiner Heiligkeit dem Papſte zu verdienen.“

„Halt, dachte Ralf, — doch nein! — Drey ſtolze Rittergauen
ſind mehr, als was der Herold beut,
und die ſind ſein Geſchenk, — und ich ſchwur Dankbarkeit.

„Nein,

Nein, nimmermehr! — Doch — iſt ihm ganz zu trauen?
Wie, wäre alles nur genau im Gang der Zeit,
Der Tod, die Erbſchaft blos vorhergeſagt geweſen?
Wo bleibt dann ſein Verdienſt? — Mein Dank gebührt ihm nicht.
Und was iſt dann als Sohn der Kirche meine Pflicht?
In Zukunft kann er mir nicht dienen,
das ſagt er ſelbſt. — Die lachenden Zechinen!
Er ſterbe! — Doch, wie kömmt man dieſem Proteus bey?

So ſpricht er für ſich ſelbſt, als plözlich ein Geſchrey
aus dem zunächſt gelegenen Geſträuche
an ihre Ohren ſchlägt:

„Erbarmen! Steht mir bey!
„O eilt herzu! Sie machen mich zur Leiche!"
Man eilt dahin.

Ein alter ſchwacher Greis
ſtand zitternd da an einen Baum gebunden.
Er blutete aus mehr als zwanzig Wunden;
Sein dünnes Haar, ſo rein und ſilberweiß,
lag ausgerauft und war ein Spiel der Winde.

Biſt du es, Ralf? rief der erſtarrte Greis:
Mein Enael ſandte dich! O rette mich geſchwinde.
Ich fiel in Mörderhand.

Wie, du? — Unmöglich, nein!
Alfwin, der Zauberer? — Laßt ihn gebunden ſeyn,

rief

rief Rudolf aus, ihn ſchützen wäre Sünde.
Auf, Reiſige, die Kirche heiſcht ſein Blut;
So giebt kein Zufall uns ihn wieder;
Hinunter mit der Laſterbrut!

Ralf ſchlägt auf ihn — Doch Eis ſind ſeine Glieder,
Die Zauberworte ſchallen wieder:
Zwey Tauben nur; der Ritter iſt nicht hier!
und wie ein Schleier ſinkts von Rudolfs Augen nieder.
Er ſieht, wie er vor einer Stunde ſtand,
da ſeinen Geiſt ein Zauberſchlummer band.
Der Magier mißt ihn mit einem feſten Blicke:
„Kennſt du dich itzund ſelbſt? Willkommen wieder hier!
„Geh, die Beſchämung ſpar' ich dir!“
Der Ritter floh davon und kehrte nie zurücke.

Karl Reichlin.

Neuer Teutſcher Merkur.

2. Stück 1793.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Necker von den Wirkungen der neuen französischen Staats-Grundsätze auf die Moralität. Zweytes Kapitel. . S. 113.

II. Gebal und Abdalla. . . — 123.

III. Zufällige Gedanken über die Frage: kann ein Fürst, ohne Einwilligung der Nazion, einen Krieg anfangen? . . — 167.

IV. Erläuterungen über das rhapsodische Drama, an den Herausg. des N. T. Merkurs. — 174.

V. Für und Wider. Ein Göttergespräch. — 185.

VI. Gedichte. . . . — 209.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs

Ankündigung.

Auf vielfältige, aus verschiedenen Gegenden Teutschlands her, an mich gelangte Nachfrage: Ob die von dem seel. D. Bahrdt kurz vor seinem Tode angekündigte **Anleitung zu sokratischen Gesprächen über dessen Catechismus der natürlichen Religion** nicht noch zu erwarten wäre? mache ich hierdurch bekannt: daß ich mich entschlossen habe, dies Werk, wofür sich das Publikum so sehr zu interessieren scheint, in meinem Verlage nunmehro besorgen zu lassen. Es hat diese Arbeit ein Gelehrter übernommen, der als ein genauer Bekannter des seel. Bahrdts, mit der Idee, so dieser in jenem Wercke ausführen wollte, so genau, als öftere vertrauliche Unterredungen es möglich machten, bekannt ist, und diese Idee so treu zu befolgen gedenkt, daß man in dieser Rücksicht wenigstens durch Bahrdts Tod nichts verlieren wird.

Es wird diese Schrift auf die nächste Ostermesse unter dem Titel: **Sokratische Gespräche zur Einleitung und Erläuterung des Catechismus der natürlichen Religion von D. Carl Friedrich Bahrdt** ganz gewis erscheinen, und der Verfasser und Verleger schmeicheln sich mit der Erwartung, durch dies Unternehmen den Verehrern des seel. Bahrdts, den Lesern seines Catechismus, und allen Freunden wahrer Aufklärung wenigstens nicht zu misfallen.

Halle, den 1sten Febr. 1793.

Friedrich Daniel Francke.

Aemilia.

So ſagtet ihr eine Lüge; eine haſſenswürdige, verdammte Lüge; auf meine Seel', eine Lüge; eine verfluchte Lüge. Sie untreu mit Caſſio? Sagtet ihr, mit Caſſio?

Jago.

Mit Caſſio, Frau; geht, geht, und laßt euch eure Zunge legen.

Aemilia.

Das will ich nicht; ich will, ich muß reden; es iſt meine Pflicht, daß ich rede. Meine Frau ligt hier ermordet in ihrem Bette.

Alle.

Das wolle der Himmel nicht!

Aemilia.

Und eure Ohrenbläſereyen ſind der Antrieb zu dieſem Mord geweſen.

Othello.

Nein, ſeht nicht ſo erſchroken aus, meine Herren; es iſt wahr, es iſt würklich ſo.

Gratiano.

Das iſt eine verwünſchte Wahrheit.

Montano.

O ungeheure That!

Der neue
Teutſch'e Merkur.

2. Stück. Februar 1793.

I.

Necker
von den Wirkungen der neuen franzöſiſchen Staats-Grundſätze auf die Moralität.

Zweytes Kapitel.

Man hätte glauben ſollen, da unſere Geſetzgeber das Anſehen der Regierung ſo herab geſetzt und alle Stützen der öffentlichen Ordnung zerſtört hatten, ſo hätten ſie mit deſto größerer Sorgfalt über dem wohlthätigen Anſehen der Religionsmeynungen wachen müſſen, die, in ihrer ganzen Stärke, allein ſchon hinreichen können, die Harmonie in allen Theilen der geſellſchaftlichen Ordnung zu erhalten. Aber gerade wie ſich die Nazional-Verſammlung gegen die ausübende Gewalt und das königliche Anſehen benommen hat, ſo hat ſie ſich auch in Rückſicht der Religion betragen. Sie erklärte, die höchſte ausübende Gewalt ſolle dem Oberhaupte des Staats

gehören, und doch gab sie diesem keines der nöthigen Mittel um sich Gehorsam zu verschaffen: sie erklärte, Frankreich sollte eine monarchische Regierung seyn: und doch entkleidete sie die Königswürde von allen Attributen der Majestät und allem, wodurch sie wahrhaft nützlich werden konnte. Eben so setzte sie die Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes unter die ersten Verpflichtungen des Staats: und doch duldete sie, statt in dem Geiste der Nazion die Hochachtung für diesen Gottesdienst und allen die großen Ideen, die damit zusammen hängen, zu erhalten, die Verachtung der Sitten und der Religion; sie erlaubte und prieß sogar Reden, worin diese Verachtung auf die unzweydeutigste Art ausgedrückt wurde, weil sie sich einbildete, indem sie Frankreich eine filosofische Regierung gegeben habe, habe sie Brüderschaft mit allen starken Geistern gestiftet, und sey verbunden, ihre Verachtung gegen alle gemeine Meynungen öffentlich zu äussern *). Ohne auf den innigen Zusammenhang zwischen der Ehrfurcht

*) In einem Blatte, welches der Verhandlungen der Nazional-Versammlung mit Vortheil gedenckt, wird erzählt: daß bey den Worten, „keine Gesellschaft kann bestehen, die nicht eine unwandelbare und ewige Moral hat" — sich das Lachen und Geschrey verdoppelt habe. Moniteur vom 15. Nov. 1791. Dies ist ein Zug aus einer unzählbaren Menge andrer, die Europa nicht entgangen sind.

furcht gegen die Religion und die Achtung gegen ihre Diener zu sehen, zündete sie einen innerlichen Krieg in der Kirche an, ließ den Eigennutz die Gewissen bestürmen, und machte die Priester, die ihrer innern Ueberzeugung nachgaben, zum Gegenstande der Volksbeleidigung, indem sie sie selbst mit den beschimpfendsten Nahmen belegte. So sind denn die Schranken der Religion, der Sittlichkeit und des Anstandes durchbrochen, und man eilt sichtlich dem letzten Schritte der Zügellosigkeit zu, und wird nun bald genöthigt seyn, den neuen reinpolitischen Katechismus zu versuchen, auf den man unter der etwas ungewissen Bürgschaft einiger spekulativen Köpfe die Bildung des Menschengeschlechts gründen will. Filosofen Eines Tages, eingebildete Kinder, wir wollen doch sehen, was ihr mit euren Spitzfündigkeiten auf die zahlreiche Klasse des Volks wirken, und wie ihr, bey seiner unglücklichen Lage seinen Nutzen und die Hochachtung gegen die Gesetze vereinigen werdet! wollen sehen, wie ihr ihm eure kalte Sprache eindringlich machen, und allen denen, die vom ersten Augenblick der Entwicklung ihrer Kräfte an arbeiten mußten, um ihren Unterhalt zu gewinnen, Zeit verschaffen wollt, eure frostigen Lehren zu fassen! „Dergleichen unglückliche Bürger, ruft ihr, wird es unter dem Reich der Freyheit nicht mehr geben: das war das Werk des Despotismus.“ Betrüger! ihr wißt nur zu gut, daß die Armuth von ganz andern Umständen abhängt, von Umständen,

die in der gesellschaftlichen Ordnung nie abgeändert werden können: oder wenn ihr es noch nicht wißt, so verlaßt eure Lehrkanzel, verlaßt den stolzen Platz, den ihr durch eure Unwissenheit entehrt, und lernt die Gesetze der gesellschaftlichen Verbindung, wie ich sie mehrmals vorgetragen habe und euch hier wiederhohlen muß.

Die Dürftigkeit in den politischen Gesellschaften entspringt aus den Gesetzen des Eigenthums; Gesetzen die mit der öffentlichen Ordnung sehr wesentlich zusammen hängen, die jenen Gesellschaften selbst die erste Entstehung gaben, und noch jetzt die fruchtbare Quelle der Arbeitsamkeit und aller Arten der Erwerbnisse sind. Aus diesen Gesetzen nun folgte, daß sich unter dem allmähligen Ab- und Zuwachs aller Arten von Eigenthum und der daraus herfließenden Veränderung der Glücksumstände zwey sehr verschiedene Menschenklassen ausbildeten: von denen die eine über die Erzeugnisse der Erde gebietet, die andere bloß da ist, um durch ihrer Hände Arbeit die jährliche Wiederkunft dieser Ereignisse und Reichthümer zu bewirken, oder mittelst ihrer Betriebsamkeit für die Eigenthümer Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus zu liefern, wogegen diese ihnen etwas von ihrem Ueberfluß abtreten. Dieser allgemeine und jeden Augenblick erneuerte Vertrag bildet die Bewegung in der politischen Maschine, und die Gesetze verhindern, daß diese Bewegung

wegung nicht in Feindschaft, Krieg und Verwirrung ausarte.

Zwar entsteht allerdings aus diesem verschiedenen Verhältnisse unter den Bewohnern des Landes bey dem allgemeinen Umlauf der Arbeit und der Erzeugnisse, der Güter und des Genusses, ein unaufhörlicher Kampf unter den kontrahierenden Theilen: weil sie aber nicht von gleicher Stärke sind, so ist der eine unveränderlich den Bedingungen unterworfen, die ihm der andre auflegen will. Denn scheint gleich der begüterten Klasse die Hülfleistung, die sie von der nicht begüterten erhält, so wesentlich wie der Boden selbst, den sie besitzt: so kann sie doch, weil ihr die Menge und die dringenden Bedürfnisse dieser leztern zu Statten kommen, den Lohn der Arbeit nach Gutdünken festsetzen; und wenn dieser Lohn nur den täglichen Bedürfnissen eines sparsamen Lebens angemessen ist, so entsteht keine vereinigte Widersetzlichkeit gegen die Uebung dieser Autorität.

Es ist also nicht der Despotismus der Regierung sondern die Macht des Eigenthums ist es, die einen grosen Theil der Menschen bloß auf die dringendsten Bedürfnisse einschränkt. Unter allen Arten der Regierungsformen ist diese Abhängigkeit beynahe die nehmliche, und überall steht der Lohn der Arbeiten, zu denen keine Geistesbildung gehört, in gleichem Verhältniß. Und selbst die kleinen Verschiedenheiten, die bey dieser Regel

eintreten können, bestätigen den Hauptsatz nur noch mehr; denn diese Verschiedenheiten entspringen nur aus dem besondern Werthe, den ein oder das andere Bedürfniß in Rücksicht des Handels oder seiner Unentbehrlichkeit haben kann; Abstufungen, die auf die Abweichungen des Klima's und der Gewohnheiten ankommen. Glücklicherweise beruht auf diesen Rechten des Eigenthums, den Preiß der Arbeit zu bestimmen, keinesweges die Glückseligkeit; die weise Natur hat ihre kostbarsten Wohlthaten von keinen Autoritäten abhängig gemacht, und auf ihren Genuß haben der Arme und Reiche gleiche Ansprüche. Ausserdem genießen auch alle ohne Ausnahme des Glücks der bürgerlichen Ordnung, ein Theil an der Seite der Arbeit, und der andere im Schooße quälender Unthätigkeit.

Was folgt nun aus allen diesen Sätzen, die im Wesen der Gesellschaft gegründet sind? aus diesen Rechten des Eigenthums, gegen die man sich nicht den geringsten Eingriff erlauben darf, ohne den Staat in Verwirrung zu stürzen, und die, wenn man sie heute zerstörte, man morgen wieder herstellen müßte? Die große Wahrheit folgt daraus: daß es nicht in der Gewalt der Gesetzgeber, am wenigsten der Gesetzgeber eines sehr bevölkerten Reiches steht, der großen Menge die Zeit zu verschaffen, die zu einer langen Erziehung erforderlich ist: daß folglich alle bloß politische, alle auf abstrakte Ideen gegründete Unterweisungen ewig unzureichend seyn werden, um

ein

ein ganzes Volk an die Pflichten der Moral zu binden; und daß es einer der sichersten Beweise eines mittelmäßigen Kopfs ist, dies hoffen zu können. Um so mehr müssen wir den unschätzbaren Beystand der Religionsgrundsätze in Ehren halten, und sie als die stärkste Stütze der gesellschaftlichen Ordnung betrachten. Sie haben alles, was auf die Einbildungskraft wirken kann, gehen so geradezu zum Herzen, und haben so unendlich viele Verbindung mit dem Verstande, daß sie sich mit unserm kindischen und reifern Alter, mit unsrer Schwäche und Stärke, mit unsern alltäglichsten und erhabendsten Ideen gleich stark verweben. Alle bürgerliche und politische Gesetze wirken nur immer auf einen Theil unsers Selbst, und ihre Herrschaft hört auf, sobald wir einsam sind, oder ein Schleyer unsre Handlungen vor den Blicken andrer verbirgt. Dann hat der Mensch, der keine religiöse Moral erkennt, keinen andern Herrn als seinen Eigennutz, keine Gesetzgebung als seine persönliche Konvenienz. So eingeschränkt ist das Ansehen der Religionsgrundsätze nicht: nie wirken sie vielmehr kräftiger, nie ist ihre Herrschaft stärker, als wenn sie uns bey unserm geheimsten Ideengange, in der größten Stille der Ueberlegung überraschen. Es ist daher der höchste Stolz, wenn die Gesetzgeber eines Staats sich einbilden, daß das Werk ihres Geistes für alles zureichen und Ordnung und Glück einzig aus ihrer Weisheit entspringen könne. Keine menschliche

liche Weisheit wird je so viel wirken, als eine einzige moralische Idee, die unser ganzes Wesen durchdringt, dies von Vernunft, Einbildungskraft, Hoffnung und dem Wunderbarsten unter allen Wundern des unermeßlichen Ganzen zusammengesetzte Wesen! Unter allen moralischen Ideen aber ist keine weitumfassender, keine erhabner, als die die Religion ins Herz der Menschen pflanzt, die sich seines Geistes schon bey seinem ersten Erwachen bemeistert, und ihm durch alle Lebensalter als Stütze und Trösterin folgt. Schon diese allgemeine Anwendbarkeit Einer Idee auf alle denkbare Verhältnisse des Lebens muß als ein höchst merkwürdiger Karakter der religiösen Moral erscheinen, wenn man auch nicht viele andre erhabene Eigenschaften an ihr zu bewundern hätte. Wer hätte es also wohl glauben sollen, daß ein Augenblick kommen würde, wo die Gesetzgeber selbst gegen die für die Erhaltung der bürgerlichen Eintracht wichtigsten Meynungen Gleichgültigkeit bezeigen würden? Wo unter der Reihe undankbarer Handlungen die Vergessenheit aller politischen Wohlthaten, die wir der Religion zu danken haben, obenan stehen würde? Wo die Häupter einer großen Nazion darüber verhandeln würden, ob man nicht den öffentlichen Gottesdienst dem Gutbefinden freyer Menschen überlassen, und ob nicht gerade der Augenblick der ausgelassensten Zügellosigkeit erwählt werden könne, um die Staatsmoral ihrer stärksten Stütze zu berauben?

Doch

Doch ich hoffe, dieſe ſo nothwendigen Grundſätze werden noch der allgemeinen Zerſtörung entrinnen. Man wird ſehen, daß der Patriotiſmus, die Triebfeder, durch die man alles wirken will, nicht ſo vielerley verſchiednes Intereſſe vereinigen kann; wiewohl auch ich Patriotiſmus, aber in ſeiner ganzen Reinheit, Patriotiſmus, wie er im Herzen einer großen Menge franzöſiſcher Bürger ſich findet, vorausſetze. Mit Euch alſo rede ich nicht, die ihr dieſen Nahmen mit Enthuſiasmus ausſprecht, um unter der Allgemeinheit dieſer Empfindung euch jeder Tugend insbeſondre überheben zu können; die ihr während eures ganzen Lebens nichts geliebt habt, und nun auf einmahl ſo leidenſchaftlich für euer Vaterland ſeyd; die ihr ſonſt kein andres Intereſſe kanntet als euer eignes, und nun auf einmahl euch ſo feurig für das Schickſal von ſechs und zwanzig Millionen Menſchen intereſſirt. Wir dürften uns ſchwer überzeugen, daß alle eure Ideen und Beſtrebungen nur auf Frankreich gerichtet ſeyn ſollten, aus dem einzigen Grunde, weil ihr im Umfange dieſes weiten Reiches gebohren ſeyd; während wir euch, von den Stralen der Sonne beglänzt, im Genuß der Natur und in der Fülle ihrer Segnungen ſo flüchtig an das erhabne Vaterland denken ſehen, das die Gewölbe des Himmels umſpannen; und immer werden wir fragen, welcher beſondre Zufall euch ſo viel Hochachtung für einen ſolchen konventionellen Raum gab, während euer filoſofiſcher

Aemilia.

Büberey! Schändliche verruchte Büberey! Ich ſeh -- ich rieche ſie -- Verdammte Buberey! -- Ich dachte gleich -- O, ich möchte vor Schmerz Hand an mich ſelbſt legen -- o Büberey! Büberey!

Jago.

Wie, ſeyd ihr toll? Ich befehls euch, packt euch heim.

Aemilia.

Meine liebe Herren, erlaubt mir daß ich reden darf; ich bin ihm ſonſt Gehorſam ſchuldig, aber nicht izt: Vielleicht, Jago, werd' ich nie wieder heim gehen.

Othello.

O! o! o!

(Er ſinkt auf das Bette.)

Aemilia.

Ja, leg dich nur hin, und heule: Du haſt die liebenswürdigſte Unſchuldige umgebracht, die jemals geathmet hat.

Othello (auffahrend.)

O, ſie war laſterhaft! -- Ich erkenn' euch erſt izt, Oheim; hier ligt eure Nichte, deren Athem, ich bekenn' es, dieſe Hände nur eben geſtopft haben; ich weiß es, dieſe That ſieht gräßlich aus.

Graziano.

Geiſt alle Schranken vernichten, die ganze Welt eben machen, und ein ewiges einförmiges Pflanzenleben an die Stelle der erhabnen Idee eines Weltbeherrſchers ſetzen möchte. Ihr ſchwenkt die Fahne des Patriotiſmus, um alle, die ihr gern beherrſchen möchtet, zu euch hinzuziehen; um damit, nach euerm Gefallen, alle Leidenſchaften in Bewegung ſetzen zu können. Mit dieſem falſchen Patriotiſmus könnt ihr kaltblütig alle die haſſen und verfolgen, die nicht eurer Meynung ſind; mit dieſem Patriotiſmus könnt ihr euern ſtürmiſchen zänkiſchen Geiſt zur Bürgertugend ſtempeln; mit dieſem Patriotiſmus könnt ihr, nach Gutdünken, bald die abenteuerlichſten Anklagen begünſtigen, bald die ungerechteſten Grundſätze und die grauſamſten Handlungen vertheidigen: könnt ihr unachtſam über die Ungerechtigkeiten hinweggehen, mit der man fromme Mädchen behandelte, die ihr Leben in mildthätigen Handlungen zubrachten, und dagegen den Mördern Avignons eure Hand reichen und Jubelgeſänge am Rande des Abgrunds ſingen, wo die Barbaren die einzelnen noch zuckenden Glieder ihrer unglücklichen Opfer verſenkten. So könnt ihr, mittelſt eines und deſſelben Grundſatzes, die unbedeutendſten Fehler als Staatsverbrechen und die unmenſchlichſten Schandthaten als unbedeutend behandeln, und könnt, mit euerm falſchen Patriotiſmus überall ſeyn und nirgends. Dieſer Patriotiſmus iſt wie Spinoza's Gott, der ſich in allen exiſtirenden Weſen darſtellte, und

doch

doch nirgends existirte; der zu gleicher Zeit Himmel und Erde, Engel und Schlange, lebloser Baum und grimmiger Tyger war; der keinen Mittelpunkt, keine wahre Vollkommenheit, keine bestimmten Eigenschaften hatte, und bloß im Gehirn eines überspannten Kopfs entsprang, der gern ein Wort beybehalten wollte, dessen Sinn er doch selbst, durch die Menge Ausdehnungen und Erklärungen, die er ihm gab, vernichtet hatte.

II.

Gebal und Abdalla. *)

1.

Wie stehts? — fragte König Gebal der Zweyte seinen Staatsrath Massuv — hast du von Abdalla und seiner Herrschaft Nachricht eingezogen?

Dein Knecht hat gethan wie du befohlen hast, antwortete Massuv und neigte sein Angesicht zur Erde.

Gebal

*) Diese Erzählung sollte freylich, in Rücksicht auf Chronologie — da Gebal zuverlässig um einige hundert Jahre älter ist, als Adolstan — der Königsprobe vorangegangen seyn: indessen wird dies hysteron proteron in der Geschichte eines so wenig bekannten Volkes leicht zu entschuldigen seyn.

D. H.

Gebal. Nun dann (mit gnädigem Lächeln) was haſt du von unſerm Mitregenten vernommen?

Maſſuv. Mitregenten? ha! ha! ha! — Deine Majeſtät verzeihe, daß dein Knecht es wagt in deiner Gegenwart der lachenden Gottheit des Witzes zu laut zu huldigen! ha! ha! ha! Abdalla des großen Königs von Aethopan Mitregent! — Gerade, wie der Dichter Esvan die Sonne, im Scherz, eine Kerze Kollegen nennen läßt. Wahrſcheinlich ſpielte deine Majeſtät auf dieſen Einfall an. Er paßt vortrefflich. Der Dichter ſcheint ſeine Fabel ganz für dieſen Fall gemacht zu haben.

Gebal. Esvan war ein guter Dichter! — Doch, ernſtlich von der Sache zu reden, was hat es eigentlich mit Abdallas Herrſchaft für eine Bewandniß?

Maſſuv. Sein ganzes Gebiet begreift vier Quadratmeilen; gerade ſo viel, daß er es von dem Altan ſeines königlichen Pallaſtes herab von einem Ende zum andern überſehen kann. Dieſer Pallaſt, drey Spannen höher, und ohngefähr noch einmal ſo gut gebaut als die übrigen Hütten ſeiner Unterthanen, ſteht mitten in ſeinem einzigen Dorfe, das, nach ſeinem Nahmen Abdalsdorf heißt. Uebrigens herrſcht er wirklich in ſeinem kleinen Reiche ziemlich unumſchränkt. Nach der Urkunde, die er von meines erhabenſten Königs großem Vater, deſſen Andenken im Seegen

ſey!

ſen! erhalten hat, ſoll ſeine Herrſchaft auf Kind und Kindeskind bis in die ſpäteſten Zeiten forts erben, und niemand ihm oder den Seinigen ets was zu gebieten haben. Zu nichts ſoll er verpflichtet ſeyn, als, im Fall eines Krieges, zwanzig Mann zur Armee zu ſtellen, wogegen ihn der jedesmahlige König von Aethopan gegen jeden fremden Angriff in ſeinen Gerechtſamen ſchützen ſoll.

Gebal. Ein ſonderbarer Einfall von meinem Vater! So wäre ich alſo wirklich nicht unumſchränkter Herr in meinem eigenen Reiche? Und wie weit liegt dies unabhängige Ländchen von meiner Reſidenz?

Maſſuv. Kaum eine kleine Tagreiſe weit.

Gebal. Sonderbar! mitten auf meinem Grund und Boden, und kaum eine Tagreiſe weit von meiner Reſidenz entfernt, ein Ländchen über das ich nichts zu gebiethen haben ſoll!

Maſſuv. Wahrſcheinlich ſoll die Urkunde nur in ſo fern gelten, als deine erhabene Weisheit ſie gelten laſſen will.

Gebal. Nicht ſo! Ich habe das Ding von Urkunde noch bey Lebzeiten des Königs meines Vaters ſelbſt unterzeichnen, und ihm ſogar verſprechen müſſen, einſt auch meinen Sohn zu gleicher Unterſchrift anzuhalten; hatte aber damals nicht Zeit oder Luſt, es vorher zu leſen.

Massuv. In dieſem Falle ſcheint ſie dann freylich nicht volle Geſetzkraft zu haben. — Doch was ſage ich von Geſetzkraft? Das Geſetz iſt ja nicht über den König, ſondern der König über das Geſetz!

Gebal. Attur, den mir der König mein Vater zum Lehrer zu geben für gut fand, meynte das nicht. Der Regent, ſagte er, der nach bloßer Willkühr und nicht nach dem Geſetze richtet, iſt ein Tyrann, und berechtigt ſeine Unterthanen, auch an ihrer Seite den Vertrag zu brechen, den er zuerſt brach!

Massuv. Unerhört! Ich erſtaune, wie ein Unterthan ſo etwas ſagen darf!

Gebal. Und doch war Attur, einige Grillen abgerechnet, die man ſeinem Alter zu gute halten mußte, kein unedner Mann. Mein Vater ſchätzte, nach Abdalla, niemanden mehr als ihn. Aber Abdalla war ſein Alles. Wer weiß, was ich ihm noch in Anſehung dieſes Menſchen hätte verſprechen müſſen, wenn die Todesſtunde ihn nicht zu ſchnell überraſcht hätte. Ich hab es oft gehört, daß er ihn ſeinen beſten und einzigen Freund nannte.

Massuv. Welche überſchwängliche Gnade! Um ſo viel unverzeihlicher finde ich es aber, daß der ſo hoch begnadigte Abdalla jezt ſeine Freundſchaft an Bauernſklaven und Mordbrenner wegwirft.

Gebal. An Mordbrenner?

Massuv. Ich erzähle das Anekdötchen, wie ichs gehört habe. Einer von Abdalla's Fruchtbauern wurde gefänglich eingezogen, weil er einem andern, der sein Feind war, das Haus angezündet hatte. Der Angeklagte läugnete zwar die That: aber Abdalla, der doch wohl von dem Verbrechen des Angeklagten überzeugt seyn mochte, verurtheilte ihn, daß er beyde Augen verliehren sollte. Siehe! da kömmt ein anderer Fruchtbauer, des Angeklagten Freund, vertheidigt den Angeklagten, sagt: daß er ihn von Jugend auf kenne, daß er mit ihm im Kriege gewesen, viel Gefahren mit ihm getheilt, und ihn immer als einen unbescholtenen Mann gefunden hätte, und was dergleichen mehr war; und bittet den Richter: wenn ja die Strafe vollzogen werden müsse, so möchte er sie zwischen ihm und seinem Freunde theilen, und jedem Ein Auge ausstechen lassen. Abdalla stellte sich, als wollte er den Vorschlag annehmen; und nun fangen die Narren unter einander selbst an zu zanken. Der Angeklagte will schlechterdings beyde Augen verliehren, und sein Bruder Kammerad besteht auf Abdallas Urtheil, daß seinem Freunde nur Ein Auge und ihm das andere ausgestochen werden sollte — vielleicht weil sein eines Auge nichts taugte. Und was thut Abdalla? Er sieht dem Possenspiele eine Zeitlang mit Vergnügen zu, und fällt dann das hochweise

Urtheil:

Urtheil: ein Mann, der einen so bewährten Freund hat, kann unmöglich eine so niedrige That begangen haben! Er läßt beyde frey, beschenkt sie reichlich, und errichtet, um das Maaß der Thorheit voll zu machen, mit den beyden Narren das engste Freundschaftsbündniß.

Gebal. (Nach einigen Nachdenken) Thorheit nennst du das? — Ich muß diesen Abdalla selbst kennen lernen. — Morgen will ich zu ihm — ich will ihn überraschen!

2.

Gebal II. hatte die besten Anlagen ein eben so guter Fürst zu werden, als es sein Vater gewesen war, und würde es wahrscheinlich bey längerem Leben seines Vaters geworden seyn. Aber sein Vater starb zu früh, ohne, seinem Plane gemäß, unter Abdallas Aufsicht die Erziehung seines Sohnes vollenden zu können; und der junge, kaum achtzehnjährige Jüngling wurde Beherrscher zahlreicher Nazionen, ehe er noch im Stande war sich selbst zu beherrschen, und verdarb unter den Händen der Schmeichler und der Weiber. Lange blieb ihm zwar noch der gute Wille, der auch zuweilen eine edlere That gebahr: aber es fehlte ihm an Kraft im Guten auszudauern. Seine Kalokassierinnen machten ihn in einem süßen Nachmittagsstündchen vergessen, was er früh zum

Wohle

Wohle ſeiner Völker hatte thun wollen, und ſeine Maſſuv's bewieſen ihm, daß er auch ohne dies die reichſte Quelle des Seegens für ſein glückliches Volk und ein ſo guter Fürſt ſey, dergleichen die Geſchichte nur wenige aufzuweiſen hätte. Die Beweiſe waren unwiderlegbar. Denn Gebal hatte noch nie, wie weiland Pigrimm, Tauſende ſeiner Unterthanen zur Luſt morden laſſen; er hatte ſchon ſo manchen Dank von ſeinen treuen Dienern eingeerndet, die er oft auf die großmüthigſte Art beſchenkte; er ſah rings um ſich herum nichts als frohe Geſichter; er hatte in den acht Jahren ſeiner glorreichen Regierung noch nie eine Klage gehört, daß ſeine Unterthanen mit ſeiner Regierung unzufrieden wären; vielmehr hatten ſie ihm an Feſttagen ihr lange lebe König Gebal! überlaut entgegen gejubelt.

Kein Wunder daß König Gebal ſich ſein Herrſcheramt ſo bequem als möglich machte. Er konnte es ja ſo haben, und wurde deshalb nicht minder gelobt und geprieſen. Seine Sklaven und Sklavinnen waren erfinderiſch genug, ihrem Herrn täglich neue Zerſtreuungen und Vergnügungen zu verſchaffen, und, geſund wie er war, genoß er im vollen Maaße, und entſchlief, von des Tages Freuden geſättiget, mit der ſüßen Hoffnung, daß ſeine Unterthanen eben ſo ruhig ſchlafen würden.

Niemand gönnte ihm ſeinen ruhigen Schlaf mehr als Maſſuv, und das ganze Völklein mit

der glatten Zunge, dem es an dem Hofe des lieben Herrn so wohl gieng, und die deswegen, mit der zärtlichsten Besorgniß, zeither alles, was den lieben Herrn in seiner Ruhe stöhren könnte, von ihm entfernt hatten. Darum stieg jezt ihre Besorgniß bis zur Aengstlichkeit, da sie befürchteten, daß Abdalla, dessen Name noch für die meisten unter ihnen ein Name des Schreckens war, ihn etwas unsanft erwecken möchte. Dem ungeschliffenen Abdalla schrieben sie es zu, daß unter Gebals des Ersten Regierung für Leute ihres Schlags so wenig gute Zeit gewesen wäre — und hatten nicht Unrecht. Schrecklich war ihnen der Gedanke: daß der alte Kerl auch diesem guten Gebal den Kopf verdrehen, und die verwünschte vorige Zeit, wohl gar das verdammte Rechnungswesen, wieder einführen möchte. Wir müssen, war das Resultat ihrer gemeinschäftlichen Berathschlagung, alles anwenden, um unserm Herrn den unglücklichen Einfall, nach Abdalla's Dorf zu reisen, aus dem Sinne zu reden. Massuv vertheilte die Rollen, die jeder auf morgen, und, wo es nöthig wäre, auch auf die folgenden Tage spielen sollte, bis Gebal den Oberbauer von Abdalsdorf wieder vergessen hätte. Er selbst übernahm, wie billig, die Hauptrolle, und brachte gleich zum Morgengruße seinem Herrn die frohe Nachricht: daß der Stern unter allen Kalokassischen Mädchen, die Göttin, welcher der allgemeine Ruf übermenschliche Schönheit beylege, wahrscheinlich noch heute eintreffen

werde; daß man zu ihrem Empfang die nöthigen festlichen Veranstaltungen getroffen; daß des grossen Königs unterthänigste Sklaven besonders von einer Lustbarkeit, die sie zu dem heutigen Festtage ganz neu erfunden hätten, sich die schmeichelnde Hoffnung machten, sie werde vielleicht selbst dem erhabensten Kenner des Schönen nicht ganz geschmacklos scheinen; und daß —

Hast du vergessen, fiel Gebal ein, daß wir heute nach Abdalsdorf reisen?

Ich meynte, stotterte Massuv, daß der heutige Tag — daß die Ankunft der Göttin aus Kalokassien — wie gesagt — ich dachte —

Du sollst nicht denken sondern gehorchen! donnerte Jupiter-Gebal — der eine unruhige Nacht gehabt hatte — und ein Dutzend Runzeln drohten auf seiner königlichen Stirn, wie ein furchtbares Gewitter. Ohnedies, fuhr er fort, wäre es klüger, wenn ihr euern Herrn erst selbst über die neue Schönheit urtheilen ließet; ob sie der Vergötterung werth sey. — Hatte der Ruf nicht auch die Lilly zur Göttin gemacht — das Altagsgesicht? — Wie dem sey; die Ruhe nach der Reise wird ihr wohlthun. In höchstens einer Stunde muß alles zur Reise nach Abdalsdorf fertig seyn. Zu Mittag speisen wir unter Zelten. Du bleibst hier. Hattyn, mit bloß zehn Mann von meiner Leibwache, soll mich geleiten.

Gratiano.

Arme Desdemona! Ich bin froh, daß dein Vater todt ist: Deine Heurath kürzte ihm das Leben ab. Lebte er noch, dieser Anblik würde ihn zur Verzweiflung treiben; ja, er würde seinen guten Engel von seiner Seite wegsuchen, und in Verzweiflung sterben.

Othello.

Es ist erbarmenswürdig; aber Jago weiß es, daß sie die schaamvolle That mit Cassio wol tausendmal begangen hat. Cassio hat es eingestanden; und zu Verachtung seiner Liebes-Proben gab sie ihm das, womit ich ihr das erste Geschenk gemacht hatte; ich sah es in seiner Hand; es war ein Schnupftuch, ein altes Andenken, das mein Vater meiner Mutter gegeben hatte.

Aemilia.

O Himmel! O himmlische Mächte!

Jago.

Schweig, sag ich dir!

Aemilia.

Es muß heraus, es muß heraus -- Ich, schweigen? Laßt Engel, Menschen und Teufel, laßt sie alle, alle, alle Schaam über mich schreyen, wenn ich nicht rede.

Massuv küßte die Erde. Am Abend war Gebal vor Abbalsdorf, befahl seinem Gefolge, ganz im Stillen in der Nachbarschaft bis morgen zu verweilen, und gieng allein in gemeiner bürgerlicher Kleidung nach Abdalla's Wohnung.

3.

Abdalla hatte eben seine beyden Freunde, die einst seine Unterthanen, und also, nach löblicher Landessitte, seine Sklaven waren, bey sich, und saß brüderlich unter ihnen, als Gebal eintrat. „Ich bin, sprach dieser, ein Kaufmann, Nahmens Alnassar, und habe des Weges verfehlt. Zum Glücke höre ich, daß der Herr dieses Dorfes ein gastfreyer Mann sey, der keinem müden Pilger ruhiges Obdach und Herberge versage.“

„Glück zu! Du bist willkommen, Alnassar!“ antwortete ihm Abdalla, und drückte seinem Gast die Hand so traulich, wie sie ihm vermuthlich in seinem Leben noch nie gedrückt worden war: „Und zwiefach willkommen, denn du kömmst gerade zu einem festlichen Abend, den ich heute bey einem mäßigen Mahle mit meinen Freunden zum Andenken des besten Königs feyre. Gott gebe ihm einen schönen Abend im bessern Lande, und seinem Sohne langes Leben und glückliche Regierung!“

Alnassar. Das heißt also zum Andenken meines — unsers vorigen Königs, Gebals des Ersten?

Abdalla.

Abdalla. Du nanntest seinen Namen. Vielleicht hast du ihn gekannt, oder doch von ihm gehört, und dann wirst du mit uns sein Andenken segnen.

Alnassar. Ich hörte viel Gutes von ihm. — Auch hörte ich, daß Abdalla sein Freund gewesen sey.

Abdalla. Und wird es hoffentlich bald wieder werden. Es ist, traun, eine schöne Sache um die Freundschaft. Man pilgert noch eins so munter neben seinem Freunde durchs Leben, und legt, wenn dieser früher zur Heimath gelangte, zufriedener den Pilgerstab am Grabe nieder. Ist man doch nun auch an Ort und Stelle, wo man seinen Freund wieder findet. (mit sanftem Hinblick auf seine Freunde.) Dies Euch zum Trost, lieben Freunde, wenn ich, wie's denn doch den Anschein hat, früher als ihr an Ort und Stelle komme!

Araspes. (der eine von Abdallas Freunden) Nein Abdalla, nicht vor mir! Erhört die Sonne mein Gebet, so sterb ich früher als du.

Bliontis. (der zweyte Freund, mit dem Ausdruck des innigsten Gefühls.) Und was soll ich dann allein hier?

Abdalla. Ruhig, Bliontis! lange wirst du hier auch nicht weilen. Laßt mich aber immer vorangehen, ich finde dort meinen Gebal, und mache ihn zum Voraus mit Euch bekannt, damit er dann auch Euch den Handschlag gebe.

Blontis. Behüte! Warum nicht gar der große König!

Abdalla. (lächelnd.) Meynst du, daß Gebal seinen Scepter mit ins beſſere Land hinüber genommen habe? So wenig als du deinen Knotenſtock mitnehmen wirſt. — Doch, ſind wir nicht alte Knaben! Sprechen da von Tod und Sterben, und haben unſern jungen Gaſtfreund zu einem frohen Mahle eingeladen! Du wirſt das dem Alter zu gute halten Alnaſſar. Jezt laßt uns zur Laube gehen, und mit dem, was uns dermahlen noch die liebe mütterliche Erde giebt, vorlieb nehmen. Mache du dir das Verdienſt, Alnaſſar, durch jugendlichen Frohſinn der Alten Ernſt zu mildern, und, ſo viel möglich, uns heute vergeſſen zu machen, daß wir Greiſe ſind.

Alnaſſar. Gern, ſo viel ich kann. Aber, bis hieher geſtehe ich, that mir Euer Ernſt ſehr wohl; und faſt ſollte ich meynen, er wäre auch der Feyer des heutigen Abends angemeſſener als jugendlicher Leichtſinn. Denn gilt es nicht dem Angedenken eines Verſtorbenen? und deines beſten Freundes, Abdalla?

Abdalla. Nicht übel bemerkt! Ich muß mich darüber rechtfertigen, ehe wir zur Laube gehen.

Gebals Sterbetag war der traurigſte meines Lebens. Was hätte ich nicht gegeben, um die Tage des beſten Königs und meines Einzigen Freun-

des

des zu verlängern!. Daß ich ſelbſt gern für ihn geſtorben wäre, das will wenig ſagen: denn mein Leben war mir ohnehin, nachdem ich ihn verlohren hatte, ſehr im Preiſe gefallen. Aber ich hätte meinen einzigen Sohn für ihn gegeben. Wer Vater iſt, der fühle was das heißen will: ich hätte, bey freyer Wahl, meinen einzigen Sohn für meinen Gebal und meinen König gegeben! Denn was der Freund allein vielleicht nicht gekonnt hätte, und was für ihn allein vielleicht auch Ungerechtigkeit geweſen wäre, das hätte der Freund, vereinigt mit dem Bürger, das hätte Abdalla für die Erhaltung des größten Wohlthäters ſeiner Mitbürger aufopfern können.

Indeß, ſchon ſeit meinen Jünglingsjahren gewohnt, die Dinge und Begebenheiten nicht einſeitig anzuſehen, und, ſo viel nur möglich, die hellere ſchönere Seite an ihnen aufzuſuchen, machte ich auch jezt — freylich erſt ohngefähr am Schluſſe des erſten Monats, nach Gebals Tode — den Verſuch: ob auch hier eine lichtere Seite aufzufinden ſey — und fand ſie.

„Du beweinſt Gebals Tod, als Unglück für dein Vaterland, und Unglück für die Welt! — Ey, ey, Abdalla! Weißt du denn ſo genau, was deinem Vaterlande frommen werde? Wie klein iſt das Stück, das du von der Welt kennſt? Kurzſichtiger! Weißt du nur was morgen ſeyn, und wie die Urſache von heute auf

morgen wirken werde? — Und du, der du mit dem Weisen von Hatty*) glaubst: daß alles, was der Weltgeist thue, wohlgethan sey, weil er allein das Ganze übersehen und von jeder Ursache alle Folgen auf die Zukunft berechnen kann: wie bist du mit einem Male so überweise und deinem beruhigenden Glauben untreu worden?"

„Du beweinst den Verstorbenen. Und was heißt Sterben? Doch gewiß nicht aufhören zu seyn; sondern hingehen in ein anderes, und zuverlässig in ein besseres Land? O verleugne deinen Glauben an ein besseres Land jenseits des Grabes, oder höre auf den Freund zu beweinen, der es früher als du gefunden hat!"

„Aber daß er so schnell, so unvermuthet starb! Ein großes Unglück, daß er so schnell dahin kam, wo ihm wohl ist! Oder wolltest du, daß ihm der Uebergang recht schwer gemacht würde? Daß er des Todes Bitterkeit erst recht fühlen sollte? Und" —

Es fiel mir da eine Unterredung mit meinem verstorbenen Freunde ein, welche jezt den lebhaftesten und wohlthätigsten Eindruck auf mich machte. Gebal hatte in seinen jüngern Jahren ein Paar gefährliche Feinde in sich selbst, die er nur

*) Wahrscheinlich mit Abidah. Vergleiche die Königsprobe.

nur mit vieler Mühe niederkämpfte — Jähzorn und Ehrgeiz: Feinde, die ihm um so gefährlicher wurden, je mehr sie sich bey ihm mit schöner freundlicher Miene und prächtig klingenden Nahmen als Kraftgefühl und Heldenmuth einschmeichelt, seine Macht dann gemißbraucht, und ihn verleitet hatten, manches zu thun, was er zu spät bereute, gethan zu haben. So hatte ihn sein Ehrgeiz verleitet, Länder zu erobern, zu denen er kein anderes Recht als das des Stärkern hatte; und sein Jähzorn, oft nur vermeynte Beleidigungen fürchterlich zu ahnden; und war der Beleidiger gar ein Mann, der, wie er, den Purpur trug: dann — o Kinder, betet zu dem Weltgeiste, daß er den Herren der Erde Kraft gebe, sich selbst zu beherrschen!

Gebals edles Herz litt unbeschreiblich viel, da er als Mann die Thaten des Jünglings auf der Wage der Gerechtigkeit abwog, und sie zu leicht fand. Mit einer Thräne, die ich nie vergessen werde, sprach er einst: „Abdalla, o daß ich ungeschehen machen könnte was ich als Jüngling that! — Ich werde einen schrecklichen Tod haben! Wie werde ich durch die Leichen der Erschlagenen, die nicht dem Vaterlande, sondern meinem Jähzorn und meiner Ruhmsucht fielen, mich durchwinden können!"

Ich that was ich konnte um ihn zu beruhigen; ich tröstete, ihn daß er nur aus Irrthum

und Leidenschaft gefehlt habe; ich stellte ihm die Menge der bessern Thaten seines männlichen Alters auf: aber ganz konnte ich meinen Zweck nie bey ihm erreichen.

Jetzt nun dachte ich an diese Unterredung zurück, und betete Dank zu dem Ewigen, daß er seine Reue, und die edleren Thaten seines Lebens gnädig angesehen, und ihn ohne bittern Todeskampf in die bessere Welt hinüber gerufen habe.

„Er hat vollendet, rufte ich, wohl und glücklich vollendet, gepriesen sey der Weltgeist!" Nichts blieb noch zu beklagen übrig, als mein eigener Verlust. „Aber ein Verlust, der deinem Freunde hoher Gewinn war! — Wär's nun nicht die Klage des Eigennutzes? Und wäre es nicht Ungerechtigkeit gegen den Weltgeist, und schändlicher Undank, wenn du alle das Gute, das er dir mit und durch deinen Gebal gab, nun mit einem Male vergessen und trübsinnig zur Sonne aufblicken wolltest: daß die Blume, der sie Leben gab, und die dir so lange zur Freude blühte, nun endlich verblüht ist? Wer ist Thor genug, zu klagen: daß nach vier und zwanzig Sommertagen ein Paar Regentage folgten? Zehnfacher Thor du, wenn du nach vier und zwanzig Jahren, im Genusse der Freundschaft verlebt, murren wolltest, daß du nun auch ein Paar Jahre ohne Freund leben müßtest! Und wie lange, so findest du ihn wieder, dort, wo hoffentlich keine Trennung

nung mehr zu befürchten iſt!" — Siehe, ſo wurde meine Klage zum Dankgebet. Und der Ewige mit überſchwenglicher Güte gab mir jüngſt noch für den kleinen Reſt meines Greiſenlebens, was ich nie gehofft hätte, zwey Freunde mit der vollen Herzensgüte meines Gebals. Da beſchloß ich, für die wenigen Jahre, die ich noch zu leben haben möchte, jährlich einen Feſt- und Danktag zum Gedächtniß meines Gebals zu feyern; mich zu freuen bey der Rückerinnerung an ſeine edleren Thaten; mich zu freuen, daß er mein Freund ward, und daß er nun vollendet habe; zu freuen des Guten, das ich ihm noch jetzt verdanke — ein freyer Mann zu ſeyn, und andern wohlthun zu können; und ſchließlich mich zu freuen — daß ich bald wieder bey ihm ſeyn werde. — Bin ich nun bey dir gerechtfertiget?

Alnaſſar. Vollkommen! Ich ehre deine Weisheit.

Abdalla. Für acht und achtzig Jahre will es eben nicht viel damit ſagen! — Doch jetzt die Laube nicht zu vergeſſen.

4.

Abdalla bedurfte der Erinnerung des Alnaſſars nicht, um heute nicht durch des Alters trüben Ernſt die Freude zu verſcheuchen. Er machte den heitern freyen Wirth, der ſeinen lieben

Gäſten

Gästen das kleine ländliche Mahl durch frohe Unterhaltung zu würzen wußte; und sein selbstgezogener Wein, den Gebals Obermundschenk nicht besser als er zu behandeln verstand, that ihm zur Erreichung seiner Absicht gute Dienste.

Neue Lebenskraft strömte in den Adern der Greise, und im Gefühl ihrer Kraft durchkämpften Araspes und Bliontis noch einmahl die Schlachten, die sie in ihren jüngern Jahren unter Gebals Fahne erfochten hatten, daß in der Hitze des Streits die Pokale vom Schenktische stürzten, und der Trauben Blut die Erde färbte. Durch eingestreute Fragen, im welchem der interessantere Theil der Antwort schon enthalten war, wußte der gefällige Wirth auch seinem jungen Gaste die Erzählung der Helden so unterhaltend zu machen, daß dieser betheuerte, seit Jahren solch einen frohen Abend nicht gehabt zu haben.

Jetzt wurde das Gefecht durch ein lautes Siegesgeschrey — so schien es den rüstigen Kriegern — unterbrochen.

„Lange lebe König Gebal!" „Lange lebe Vater Abdalla!" ertönte es laut vor der Wohnung des letztern. Was soll das? fragte Alnassar der sich entdeckt glaubte, mit sichtbarer Verlegenheit.

Das sind meine lieben Landsleute, antwortete Abdalla; sie feyren heute mit mir Gebals Tag.

Wahr-

Wahrscheinlich wollen sie mir zeigen, wie froh sie ihn seyren. Kommt, Freunde, daß wir ihnen unsere Gegenwart bringen!

Das laute Freudengeschrey der glücklichen Einwohner von Abdalsdorf erhob sich von neuem, da sie ihren guten Herrn erblickten, unter dessen sanfter Herrschaft es ihnen so wohl gieng.

Vater Abdalla, Vater Abdalla! Unser lieber guter Herr! Lange lebe Abdalla! Lange lebe Vater Abdalla!

So jauchzte ihm die frohe Menge entgegen, und jedem stand es auf dem ehrlichen, heitern Gesichte geschrieben, daß sein: lange lebe! aus dem Herzen kam. Liebreich dankte ihnen der ehrwürdige Greis, mischte sich mitten unter sie, drückte hier und da einem die Hand, nannte sie alle seine Kinder, ließ jedem noch einen Becher auf Gebals langes Leben und glückliche Regierung, reichen — und die untergehende Sonne spiegelte sich in ihren Freudenthränen.

Habt Dank, Kinder, für eure Liebe, wiederhohlte Vater Abdalla, und setzte hinzu: liebet einst eben so meinen Sohn, wie Ihr mich liebet! — Er wird euch gewiß eben so väterlich lieben wie ich. — Wenn ich nun vielleicht bald nicht mehr unter Euch seyn werde, dann, liebe Kinder —

Jago.

Sey klug und geh heim.

(Jago will ſein Weib ermorden, und wird zurük gehalten.)

Gratiano.

Fy, euern Degen gegen ein Weibsbild!

Aemilia.

O du dummer Mohr! Dieſes Schnupftuch, wovon du redſt, fand ich von ungefehr, und gab es meinem Manne, der mich gar oft aufs inſtändigſte, angelegenſte, (mehr, in der That, als eine ſolche Kleinigkeit werth war,) bat, daß ich es ſtehlen möchte.

Jago.

Verfluchte Hure!

Aemilia.

Sie, ſoll es dem Caſſio gegeben haben? Weh mir! ich fand es, und gab es meinem Manne!

Jago.

Rabenaaß! du lügſt.

Aemilia.

Beym Himmel! ich lüge nicht; ich lüge nicht, meine Herren; o du meuchelmördriſcher Dummkopf! Was ſollte ein ſolcher Narr mit einer ſo vortreflichen Frau machen?

(Jago bricht los, verwundet ſeine Frau, und entſpringt.)

Lautes Schluchzen ſeiner Kinder, deren Freude durch den Gedanken an den Tod ihres Vaters mit einem Mahle zur Traurigkeit umgeſtimmt war, unterbrach ſeine Rede; und der liebende Vater, ſelbſt bis zu Thränen gerührt, hatte Mühe ſie wieder zu beruhigen, und mußte, unter Thränen lächelnd, dem guthmüthigen Völkchen wiederhohlt das Verſprechen geben, daß er noch lange bey ihnen bleiben wolle, ehe ihnen noch ein leidliches lange lebe im Jubeltone wieder glücken wollte.

Abdalla kehrte mit ſeinen Freunden zum freundſchaftlichen Becher zurück: aber auch ihnen wollte es lange nicht gelingen, den abgeriſſenen Faden der frohen Unterredung wieder anzuknüpfen, ob ſie gleich in der Zwiſchenzeit keinen Mangel an Unterhaltung hatten.

„Wohl mir, daß ich geliebt werde von glücklichen Menſchen, die mir einen Theil ihres Glücks verdanken! Und wohl mir, daß ich ſolchen Dank verdienen konnte!“ dachte in ſeliger Empfindung der gute Greis.

„Wohl uns, daß wir Abdallas Freunde ſind!“ dachten, nicht minder ſelig bey dieſem Gedanken, Araspes und Biontis.

„Es iſt doch ein ganz andrer Ton, und ein ganz andrer Ausdruck, wenn die Abdalsdörfer ihrem Vater, als wenn die Bewohner deiner Königsſtadt dir

dir ein lange lebe! zujauchzen, dachte der verkleidete König — freylich mit seinen Gedanken nicht so zufrieden, wie die glücklichen Greise. „Aber, begann er endlich, „wie kömmts, Abdalla, daß deine Unterthanen den verstorbenen König Gebal sich noch immer lebend denken? Sie riefen ihm ja heute noch ein lange lebe! zu!

Abdalla. Das gilt, denk' ich, Gebal dem Zweyten.

Alnassar. Aber nicht diesem sondern dem Ersten wird ja das heutige Fest gefeyert?

Abdalla. Sie wissen von diesen Unterscheidungen nichts. Und mir ist es schon recht, wenn sie sich dabey ihren dermahligen König denken. Auch ich schließe ihn nicht aus: er ist Gebals einziger Sohn.

Alnassar. Was hältst du von unserm jungen Könige?

Abdalla. Ich hoffe er wird seines edlen Vaters würdig seyn.

Bliontis. Er ist eben noch ein junger Herr, der erst werden muß.

Abdalla. Er wird gewiß werden! Freylich hat das schmeichlerische Hofgesindel oft die besten Könige verdorben: aber —

Bliontis. Jammerschade, wenn sie diesen auch verdürben!

Abdalla. Befürchte das nicht! Das Beyspiel seines großen Vaters liegt ihm zu nahe, und er hatte einen Attur zum Lehrer.

Alnassar. Und doch soll der weise Attur nicht frey von Grillen und schwärmerischen Grundsätzen gewesen seyn?

Abdalla. Grillen? welcher Sterbliche ist frey davon? Was seine Schwärmerey betrift, so wünschte ich, daß die Welt dergleichen Schwärmer viele hätte, sie würde sich wohl dabey befinden. Sind dir etwa einige von seinen schwärmerischen Grundsätzen nahmhaft gemacht worden?

Alnassar. Viele! — Nur etliche zum Beyspiele! — Er soll sich einen Vertrag zwischen Regenten und Unterthanen eingebildet haben — wovon in keinem Archive etwas zu finden ist.

Abdalla. Nichts schriftliches —

Alnassar. Und sogar behauptet haben: die Unterthanen hätten ein Recht, dem Regenten strenge Rechenschaft abzufordern, wenn er den Vertrag bräche.

Abdalla. Von welchem Rechte sie freylich, wenn sie klug sind und ihr eigenes Glück lieb haben, nicht leicht Gebrauch machen werden; weil sie befürchten müßten, den Proceß zu verliehren, oder auf alle Fälle, ihr Recht zu theuer zu erkaufen.

Alnas-

Alnaſſar. Auch ſoll er behauptet haben: der Regent ſey verbunden, ſeine Unterthanen klüger zu machen, ohne —

Abdalla. Vielleicht ſchon deswegen, damit ſie einſehen, wie gefährlich es ſey, ihre Rechte gegen den Stärkern mit Gewalt behaupten zu wollen; und daß ſie Uebel mit Uebel berechnen, und das kleinere vorziehen und ertragen lernen.

Alnaſſar. Ohne zu bedenken, daß man ja andere nicht mit Gewalt klüger machen kann, und daß ein König nicht dazu da iſt, den Schulmeiſter zu machen. —

Abdalla. Aber doch für beſſere Schulmeiſter zu ſorgen.

Alnaſſar. Ferner: daß der Regent eben ſo abhängig vom Geſetze ſey als ſeine Unterthanen, da er doch der Geſetzgeber iſt, und niemand ihm Rechenſchaft abfordern kann.

Abdalla. Als etwa der, vor dem die Könige nichts mehr als ihre geringſten Unterthanen ſind.

Alnaſſar. Es ſollte mich wundern, wenn du dieſe Grundſätze vertheidigen könnteſt.

Abdalla. Wenigſtens muß ich geſtehen: daß ich in den angegebenen Grundſätzen, wie du ſie nanntest, nichts weniger als Schwärmerey finde. Hat König Tigrimm gerecht regiert?

Alnaſſar. Tigrimm war ein Ungeheuer, das den Thron ſchändete.

Abdalla. Wie kann man aber das ſagen, da er nicht mehr that als wozu er berechtigt war?

Alnaſſar. Berechtigt? — So viel Böſes zu thun, als Tigrimm that?

Abdalla. Er war ja König, und an kein Geſetz gebunden!

Alnaſſar. Ja — aber — o! er that erſchrecklich viel Böſes!

Abdalla. Wenn er nur die Hälfte des Böſen, das er that, gethan hätte, wäre er dann ein gerechter guter König geweſen?

Alnaſſar. Das zehnte, das hundertſte Theil wäre ſchon zu viel geweſen.

Abdalla. Er wäre dann nur weniger ungerecht und böſe geweſen! Du meynſt aber, ein König ſollte ganz gerecht und gut ſeyn?

Alnaſſar. Wohl ſollte er das!

Abdalla. Nun, ſiehe, mehr wollte Attar auch nicht ſagen. Dies iſt der Vertrag, den der Regent an ſeinem Theil zu erfüllen hat, dies das Geſetz für Könige, die gerechte gute Könige ſeyn wollen.

Alnassar. Ja — von der Seite betrachtet — nicht übel! — Nur sollte, denke ich, hier nicht von müssen, nicht von Zwang die Rede seyn.

Abdalla. Freylich nicht! Der wird nie ein guter König werden, der des Zwangs von aussen bedürfte, um zu thun was er selbst für gut anerkannte! Nur seine eigene Vernunft zwingt ihn so zu handeln. Wer wird aber dem entgegen handeln wollen, was die Vernunft befiehlt? Wie könnte ein König ein Vorrecht darin suchen, wissentlich und mit Vorsatz unvernünftig zu handeln? Welch ein armseliges Vorrecht! Wie müßte es um den Kopf des Mannes stehen, der so denken könnte? wie um sein Herz, um seinen Seelenfrieden, und seine Glückseligkeit? Müßte der Mann, der es einsähe, „du thust nicht was Recht ist, du handelst böse und unvernünftig," sich nicht selbst verrachten? — Und gerade ein König, wenn er nicht ganz verwahrloset ist, wie der arme König Tigrimm, bedarf des Zwangs von aussen noch ungleich weniger als wir andern. Der große Geist ist drum so selig, weil er so gut ist, weil er mit so milder Hand segnet und wohlthut. Wer kann sich dem großen Geiste mehr nähern, an seiner Seligkeit mehr Theil nehmen, als ein guter König? Und welcher König, der das denken und fühlen kann, wird nicht gerne gut seyn wollen?

Almaſſar. Ganz recht; er wird es ſelbſt wollen. Nur, wie geſagt, kein andrer kann ihn dazu zwingen. Er giebt für andere Geſetze; dieſe müſſen ſie befolgen: er befolgt ſie, wenn er will.

Abdalla. Und muß es wollen, ſo bald er einſieht, daß es recht und gut ſey; wenn er anders ein gerechter, guter und glückſeliger König ſeyn will! — Nimm einmahl an, ich gäbe meinen Abdalsdörfern das Geſetz, daß niemand ſich betrinken ſollte; und taumelte nun ſelbſt einmahl als Betrunkener unter ihnen herum. Ich glaube, ich wäre dann nicht im Stande, einen andern, der wider das Geſetz geſündigt hätte, zu beſtrafen, und ſchämte mich vor den kleinen Kindern in meinem Dorfe, und am meiſten — vor mir ſelbſt. Ueberhaupt ſcheint mir's immer, als wenn ich ungleich mehr verpflichtet wäre, gerecht und gut zu handeln, als alle Einwohner im ganzen Dorfe, weil ich mehr Gutes thun kann, weil ich beſſer einſehe, was recht und gut iſt, und weil ich glaube, ich müſſe ihnen mit meinem Beyſpiele vorgehen. Ja, es ſcheint mir, als wäre mirs ſchlechterdings unmöglich, wiſſentlich und vorſetzlich irgend einem meiner geringſten Unterthanen Unrecht zu thun, und als könnte ich nie wieder ruhig werden, wenn irgend einer von ihnen mit Grunde behaupten durfte, daß ich ihm Unrecht gethan hätte; ob ich gleich alles anwenden würde, es wieder gut zu machen, ſo weit man ſo was wieder gut machen

chen kann. Und ich glaube, ich würde eben so denken, und so denken müſſen, wenn ich auch der groſse König von Aethyopan ſelbſt wäre. — Doch was ſollten wir um Worte ſtreiten, da wir in der Sache einig ſind. Nur ein König Tigrimm, dem ſeine Zeitgenoſſen im Stillen, und die Nachwelt laut fluchte, darf ſich erlauben, böſe und ungerecht zu handeln.

Alnaſſar. Da bin ich ganz mit dir einverſtanden. Und, ſo erklärt, iſt Attur gerechtfertigt. Aber was ſagſt du zu ſeinem ſchulmeiſtern?

Abdalla. Das er ſagte: ein guter König müſſe, ſo viel nur immer möglich, dafür ſorgen, daß ſeine Unterthanen verſtändiger würden? — O da geben wir ihm gewiß auch Recht. Du, Alnaſſar, wenn du einen Sohn haſt, oder ihn noch bekömmſt, wirſt es gewiß für ſüße Pflicht halten, ihn ſo zu erziehen, daß er einſt ein verſtändiger Mann werde? —

Alnaſſar. Das verſteht ſich!

Abdalla. Nun, die Könige ſind ja Väter aller ihrer Unterthanen, und wollen auch dafür angeſehen ſeyn. Ein guter König wenigſtens kennt keinen ſchönern ehrenvollern Titel als den Vaternahmen. Ein guter König wird, traun, dafür ſorgen, daß ſeine Unterthanen, ſeine Kinder, verſtändiger werden.

Alnaſſar. Aber Asdal einer unſrer Weiſen ſagt: „es iſt beſſer, daß ein König auf ſeinem Throne ſchläft, als daß er von da herab ſchulmeiſtert.“

Abdalla. Ich habe den Asdal nie geleſen; indeß mag er hier in gewiſſer Rückſicht nicht ganz unrecht haben. Es kommt darauf an: was er unter ſchulmeiſtern verſteht. Der König, der, mit Vernachläſſigung ſeines großen Königsamts, den kleinen Gelehrten machte, thäte für ſein Land nichts beſſers, als wenn er ſchliefe; und wenn er nun gar auf den unglücklichen Einfall käme, ſeine Weisheit, ſeine Meynungen, ſeinen Glauben ſeinen Unterthanen aufzuzwingen; ihnen Geſetze vorzuſchreiben, wie ſie denken und was ſie für wahr halten ſollten: wenn er dann (was bey jener Vorausſetzung höchſt wahrſcheinlich erfolgen würde) die ehrlichen Männer, die es geſtänden daß ſie ihm nicht ganz gleich denken könnten — und dies aus dem einfältigen Grunde, weil ſie unmöglich etwas weiß nennen könnten, was ſich ihren Augen als ſchwarz zeigte — deswegen haſſen, verfolgen, oder auch nur zurückſetzen, und die Dratpuppen und Schmeichler, die ſich in ſeine Meynungen fügten und ſeine Grillen als hohe Weisheit bewunderten, bey allen Gelegenheiten ihnen vorziehen wollte: da, da hätte dein Asdal recht! Beſſer der Fürſt hätte ſanft geſchlafen, als daß er ſo ſchulmeiſterte! — Aber ſo wollte auch

gewiß

gewiß Attur nicht, daß die Könige ſchulmeiſtern ſollten. Er wollte nur: daß ſie durch Anſtellung guter Lehrer und Beförderung nützlicher Kenntniſſe ihr Volk, nach dem jedesmaligen Grade ſeiner Empfänglichkeit, verſtändiger machen ſollten.

Alnaſſar. Wenn aber eben derſelben Asdal an einem andern Orte ſagt: „Fürſten, wollt ihr ruhig und glücklich herrſchen, ſo erhaltet eure Unterthanen in der Dummheit; kein Volk gehorcht beſſer als ein dummes Volk!“ —

Abdalla. So war er ein ausgemachter Sch — doch nein! nein! wir wollen nicht raſch verurtheilen, und am wenigſten, ſchimpfen. Es kömmt ſo auſſerordentlich viel drauf an, wie? und wenn? mit welchem Tone? welchem Ausdrucke? unter welchen Umſtänden? und, bey ſchriftlichen Worten, in welchem Zuſammenhange? jemand etwas geſagt hat: daß man immer in Gefahr iſt, ihm Unrecht zu thun, wenn man ſeine Worte nach der Anführung eines andern richtet. Beynahe ſollt' ich glauben, daß die angeführte Stelle Asdals eine bloße Satyre auf böſe Fürſten, auf die Tigrinnes, ſey.

Alnaſſar. Wenn ich nicht irre, ſo beruft er ſich im vollen Ernſt auf Geſchichte und Erfahrung, um ſeinen Satz zu beweiſen: daß die dümmſten Völker immer am beſten gehorchten.

Othello.

Sind keine Donnerkeile mehr im Himmel? Wozu nüzt dann der Donner? Unerhörter Lotterbuͤbe!

Gratiano.

Sie fällt; er hat ſein Weib umgebracht --

Aemilia.

Ja, ja; oh, legt mich an meiner Frauen Seite.

Gratiano.

Seine Frau iſt ermordet, und er iſt entlauffen.

Montano.

Das iſt ein entſezlicher Böſewicht; nehmt dieſen Degen in Verwahrung, damit ihn der Mohr nicht erhaſche; kommt, beſezt die auswendigen Thüren, laßt ihn nicht durch; tödtet ihn eher; ich ſelbſt will dieſem Böſewicht nach; es iſt ein verdammter Geſelle!

(Montano und Gratiano gehen ab.)

Neunte Scene.

Othello.

Ich bin auch nicht mehr tapfer; ein jeder kleiner Klopffechter nimmt mir meinen Degen weg. Aber warum ſollte die Ehre die Tugend überleben? Laßt immer alles dahin fahren!

Aemilia.

Abdalla. Gehorchten? — je nun, das Wort iſt auch vieldeutig. Doch es lohnte wirklich nicht der Mühe, die Deutungen hier aufzuſuchen. So viel iſt wohl ausgemacht: die verſtändigſten ſind die nützlichſten und beſten Bürger des Staats! — Indeß, einmal angenommen, Asdals Ausſpruch wäre gegründet: meynſt du daß ein guter König ſeine Lehre befolgen würde? ſeine Unterthanen in dummer Thierheit erhalten würde, um dann die Menſchenthiere deſto leichter zu mißhandeln?

Almaſſar. Warum denn gerade um ſie zu mißhandeln?

Abdalla. Welche Abſicht könnte er denn ſonſt haben? Das wirſt du mir doch zugeſtehen, daß verſtändige Unterthanen, die es einſehen daß es ihr Fürſt gut mit ihnen meyne, unmöglich ſo wahnſinnig handeln werden, ſich gegen ihren guten Fürſten aufzulehnen?

Almaſſar. Wenn ſie das einſehen.

Abdalla. Das werden ſie, wenn ſie verſtändig ſind. Natürlich muß es ihm lieb ſeyn, daß ſie es einſehen, und eben ſo natürlich muß er es wünſchen, und es befördern, daß ſie immer verſtändiger werden. Nur ein Tigrimm kann Urſache haben nicht zu wünſchen, daß ſeine Unterthanen einſehen, wie ſchlimm er es mit ihnen meyne. Ein König, der ſeine Unterthanen verſtändiger zu wer-

den

den hindert, scheint mir deutlich genug zu sagen: ich habe Lust ein Tigrimm zu seyn!

Alnassar. Ja, wenn er es absichtlich verhindert?

Abdalla. Lieber Alnassar, hier ist verhindern und nicht befördern eins und dasselbige. „Wer etwas Böses, das er verhindern konnte, nicht verhinderte, wird als Thäter bestraft!" sagt eins unsrer vernünftigsten Gesetze; und man könnte eben so richtig hinzusetzen: wer etwas Gutes, das er thun konnte, nicht thut, ist ein Uebelthäter! — Doch ich glaube nicht einmal, daß ein Schüler Tigrimms durch jenes Mittel seinen Zweck erreichen würde. Denn mit aller seiner Macht kann er doch nicht alle in Dummheit erhalten. Wie nun, wenn die, obgleich wenigen, Klugen, die leicht zu bewegende Menge der Dummen zum Aufruhr verleitete? Und meynst du, daß es, um den Druck eines Tigrimms zu fühlen, viel Verstand brauche?

Alnassar. Wie aber, wenn ein sonst guter Fürst verkannt wird?

Abdalla. Von seinen verständigen Unterthanen hat er das am wenigsten zu befürchten!

Alnassar. Oder, wenn sie seine Vergehungen zu hoch anschlagen?

Abdalla. Der Verständigste ist immer am geneigtesten zu verzeihen. Und wie ich dir schon

vorhin ſagte, ſelbſt in dem Falle, daß der Fürſt ein böſer Fürſt iſt, werden doch die verſtändigen Unterthanen lieber dulden, ſo viel ſie dulden können, ehe ſie zu dem gewaltthätigen, verzweifelten Mittel des Aufruhrs ihre Zuflucht nehmen: eben weil ſie das Gewaltthätige, das Gefahrvolle dabey kennen, weil ſie beſorgen übel ärger zu machen, und entweder der Gegengewalt zu unterliegen, oder, ſelbſt ſiegend, den Sieg viel zu theuer zu erkaufen, wenn der große Haufe, ohne deſſen Beyhülfe ſie doch nichts ausrichten können, im Freiheitstaumel wüthete, mit dem ungerechten Geſetzgeber auch die gerechten Geſetze zu Boden träte, und am Ende die Beute irgend eines oder mehrerer neuer Tyrannen würde. So eine Beſorgniß, ſo gegründet ſie auch iſt, wird dem Dummen nicht in den Sinn kommen. Er folgt blindlings der Stimme der Leidenſchaft, und, einmal in Feuer geſetzt, verſengt und verwüſtet er alles um ſich herum, und zulezt ſich ſelbſt. — Und nimm den Fall: daß die Unterthanen ſich gegen ihren ungerechten Regenten mit Erfolg auflehnen, und mit gewaffneter Hand ihm Rechnung abfordern: ſo muß er ſelbſt dann um ſeines eignen Glücks und ſeiner Rettung willen, wünſchen, daß der größere oder doch der ſtärkere Theil unter ihnen aus verſtändigen Männern beſtehe. Nur von dieſen kann er Schonung und Großmuth, und gemäßigte Forderungen erwarten: der dumme Pöbel hingegen weiß dann nichts von Mäßigung, kennt keine

Schran-

Schranken, und opfert mit Blutdurſt alles ſeiner Rache auf. Dummheit iſt die Mutter der Bosheit, und wehe dem, der in ihre Hände fällt!

Bliontis. Abidah behüte uns vor Aufruhr und Zwietracht!

Araspes. Und vor böſen Tigrimms!

Abdalla. Und vor Schmeichlern, welche Könige zu Tigrimms machen!

Alnaſſar. Lehrt aber nicht die Erfahrung, daß die klügſten Menſchen nicht immer die beſten ſind? Selbſt die Schmeichler, von denen du ſagteſt daß ſie böſe Könige machten, könnten ſie das ohne eine gewiſſe Art von Kluzheit?

Abdalla. Richtig! ohne eine gewiſſe Art von Klugheit, die wir andere Liſt und Verſchlagenheit nennen, und wovon das alte Sprichwort ſagt: der Verſchlagene hat vor dem Dummkopf keinen andern Vorzug, als daß er ein größerer Böſewicht iſt! Aber, eben dieſe Erfahrung ſpricht für unſern Atzur. Der Trieb glücklich zu ſeyn wirkt in dem geringſten Sklaven, wie in dem mächtigſten Herrn der Erde, und wirbt den Kopf zu ſeinem Dienſte an. Hierzu bedarf es keiner weitern Ermunterung und keines großen Unterrichts. Treu thut der Diener ſeinen Dienſt gewiß; es kommt nur darauf an, ob er innere Kraft hat, viel zu wirken. Geſezt, daß der Menſch mit dieſer

ſer Kraft nie drauf aufmerkſam gemacht wurde, das wahre Gute vom Scheinguten und Glück von Glückſeligkeit zu unterſcheiden, und daß das Gefühl für Recht nicht früh in ihm entwickelt, vielmehr allmählich durch den mächtigern Trieb nach Glück unterdrückt wurde: ſo wird er natürlich auf nichts raffiniren, als ſeinen Trieb zu befriedigen, und alle andere Menſchen blos als Mittel zu ſeinem Zwecke gebrauchen; — was ihm bey den Schwächern nicht mißlingen wird. Um nun dieſe Schwächern gegen den Betrug und die Mißhandlung jener Kraft zu ſichern, und die Kraft vielleicht ſelbſt zum Guten umzulenken, giebt es kein anderes Gegenmittel, als Verſtandesbildung. Laßt uns von Jugend auf die Menſchen, nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit, das Wahre und Gute erkennen lehren, und ihr Gefühl für Recht zu entwickeln ſuchen! — So dachte mein edler Gebal.

Almaſſar. Nur noch Einen Einwurf. Man ſagt, daß eben dieſer Gebal bey aller guten Abſicht ſeine Unterthanen verſtändiger zu machen, durch ſeine Nachſicht gegen Schwärmer und Irrlehrer, durch die Erlaubniß, die er jedem Gelehrten gegeben, ſeine Schriften, ſo viel er wolle abſchreiben zu laſſen und zu verbreiten, bey weitem mehr geſchadet als genützt habe. Solchen Leuten müßte man doch auf alle Fälle Zaum und Gebiß anlegen, und ihre Frechheit aufs ſtrengſte ahnden?

Abdalla. Bis hieher habe ich noch immer geglaubt, daß Gebal durch seine Duldung ungleich mehr genützt habe, habe ihm diese Duldung zum größten Verdienste angerechnet, habe gedacht, daß sie seinem Kopfe eben so viel Ehre als seinem Herzen mache. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß Gebals Duldung von vielen gemißbraucht wurde: aber welches Gute wurde nicht gemißbraucht? Willst du den Wein verbieten, weil er den Säufer rasend macht? Trinkt nicht auch der Mäßige im Weine Freude, Labung und Stärkung? Ist das Gute nicht weit überwiegend? Der beste Acker trägt oft, neben der guten Frucht, das meiste Unkraut. Deswegen hatte jüngst einer meiner Fruchtbauern den Einfall: man müßte auf die guten Aecker Sand aufführen, um sie schlechter zu machen. Du kannst denken wie er von seinen klugern Nachbarn ausgelacht wurde!

Araspes. Ha! Ha! Ha! Das war der närrische Schirin.

Bliontis. Und doch hat, halter, jede Sache zwey Seiten. Ein wenig Sand auf zu fetten Aeckern thut gar nicht übel!

Araspes. So meynte es aber Schirin nicht. Der wollte das gute Land schlechter haben. Neulich hat er seinen besten Acker durch seine Kinder säten lassen, wie die Frucht kaum aufgekeimt war. Was thun mir diese? Die reißen mir glücklich die

die gute Frucht aus, und laſſen das Unkraut ſtehen.

Abdalla. Nun da giengs dem Schirin gerade wie dem König Asdral und ſeinen Bücherrichtern. Asdral, Gebals Vater, verordnete: daß es keinem Schriftſteller, ohne Genehmigung ſeiner Bücherrichter, erlaubt ſeyn ſollte, ein Buch für die Leſer abſchreiben zu laſſen. Zum Unglück waren aber einige dieſer Richter ſo engbrüſtig, daß ſie oft die beſten Bücher ganz verwarfen, oder doch das, was das beſte in ihnen war, ausſtrichen. Die nächſte Folge, die man leicht hätte vorher ſehen können, war dieſe: daß die Schriftſteller, welche kein günſtiges Urtheil erwarteten, das Büchergericht umgiengen, ohne Nahmen deſto freyer ſchrieben, und deſto fleißiger geleſen wurden.

Alnaſſar. Aber das hätte man ja durch nachdrückliche Strafen verhüten können.

Abdalla. Das hat man verſucht, aber ohne glücklichen Erfolg. Das verbotene Buch wurde, trotz der Gefahr, von Leuten, die ſonſt wenig oder nichts laſen, mit großen Unkoſten herbey geſchaft und gierig geleſen; und der bloße Ruf, dies oder jenes Buch ſey von einem beſtraften Schriftſteller, war für das Buch die beſte Empfehlung. König Asdral änderte deswegen kurz vor ſeinem Ableben die Inſtrukzion für die Bücherrichter dahin

hin ab: daß sie jedes Buch, ohne Ausnahme, mit Vorsetzung ihres Urtheils und etwanigen Anmerkungen, sollten passiren lassen. Jeder Schriftsteller sollte verbunden seyn, dies Urtheil und die Anmerkungen der Bücherrichter allen Abschriften seines Buchs beyzufügen, und wer von nun an das Büchergericht umgienge, sollte ungleich strenger als vorher bestraft werden. Gebal ließ, ohne Büchergericht, jeden schreiben, was er wollte, so fern er sich nur zu seinem Buche bekannte; und bestrafte nur die Verfasser der Schmähschriften, sobald der Beleidigte seine Klage vor Gericht gültig gemacht hatte — von Rechts wegen. Jeder muß für seine Schriften, wie für seine Rede, verantwortlich seyn, und für jene noch mehr, weil er sie besser überdenken konnte. Uebrigens, sagte Gebal, habe ich das Zutrauen zur Wahrheit: daß sie ohne meine Beyhülfe über den Irrthum siegen, und zu den weisern Lehrern meines Volks, daß sie die Unweisern von selbst zurecht weisen, und wo es der Mühe werth ist, hinreichend widerlegen werden.

Almassar. Denke dir aber die Frechheit, daß einige sogar heftige Angriffe auf Abidah selbst und seine heilige Religion gewagt haben!

Bliontis. Nein, das wäre abscheulich!

Araspes. Ey, ey, was will noch aus der Welt werden? — Das wird doch unser Abdalla selbst unverzeihlich finden?

Abdalla. Wenigstens nicht billigen. Ich habe selbst so was gelesen, und es schmerzte mich — um so mehr, da mir der Verfasser ein sehr wackerer Mann schien, nur mit zu viel Jünglingsfeuer und zu wenig Menschen-Kenntniß. Er sah die Wahrheit einseitig, und bedachte nicht, daß manches tausend andern frommen könnte, was ihm, und vielleicht ihm selbst nur jezt, entbehrlich wäre. Laßt uns doch die Menschen mit ihren so verschiedenen Fähigkeiten, Kräften und Bedürfnissen nicht nach uns abmessen! Wohl dir, wenn du manches entbehren kannst, was andern Bedürfniß ist; aber vielleicht hast du auch vieles, was sie entbehren müssen, oder das sie, und wenn du es ihnen auch geben wolltest, noch nicht zu gebrauchen wissen! Hartherzig wäre es, wenn du den Aermern, das was ihnen jezt wohlthut, entreißen wolltest, so lange sie es ohne überwiegenden Schaden genießen können! O laßt uns keinem rauben was ihm Beruhigung und Trost gewährt, so lange es nicht ausgemacht ist, daß es ein leidiger Trost ist, der bald zerfliegen und desto größern Schmerz gebähren werde; oder, was noch wichtiger ist, daß er mit diesem armseligen Troste auch seine Tugend in den Schlaf wiegen werde! Am wenigsten entreißt ihm das, was ihn im Kampfe gegen Leidenschaften stärken, und seiner schwächern Tugend gegen die Macht der Sinnlichkeit zu Hülfe kommen kann!

Dennoch beſorge ich keinesweges mit meinem lieben Araspes, daß die Welt von dem Strohfeuer dieſer unklugen Lehrer in Brand gerathen werde. Zum Glück fehlt es uns nicht an weiſern Lehrern. Es könnte ſeyn, daß manches zur Abidah's Religion gerechnet würde, das wohl nicht dazu gehört, und das vielleicht ſogar ſchädlicher Irrthum wäre: nun, der wird fallen; aber die Wahrheit wird, durchs Feuer geläutert, deſto herrlicher und wohlthätiger hervor gehen. Auf alle Fälle würde ihr Der einen ſchlechten Dienſt und wenig Ehre erweiſen, der ihre Prüfung verbieten, und ihre Gegner — vielleicht nur Irrende, die es mit der Wahrheit ſelbſt gut meynen — nicht mit Gründen, von ihr ſelbſt hergenommen, widerlegen, ſondern lieber mit Gewalt zum Stillſchweigen bringen wollte. — Doch entfernen wir uns nicht zu weit von unſerm Attur? Man kann über die Art und Weiſe noch zweifelhaft ſeyn, aber die Sache ſelbſt iſt keinem Zweifel unterworfen. Ein guter König muß als ſolcher, ſo viel er kann, dafür ſorgen, daß ſeine Unterthanen immer verſtändiger werden.

Almaſſar. Das ſcheint unläugbar.

Abdalla. Es iſt unläugbar! Schon von der Seite betrachtet, „daß der verſtändigere Menſch zum Genuß menſchlicher Glückſeligkeit fähiger wird,“ welcher gute König wollte nicht alles anwenden, ſeinen Kindern dieſen Genuß zu verſchaf-

Aemilia.

Was bedeutete dein Geſang, meine Gebieterin? Höre, kanſt du mich hören? Ich will den Schwanen machen, und ſingend ſterben; Weide, Weide, Weide -- Mohr, ſie war keuſch; ſie liebte dich, grauſamer Mohr; ſo ſehe mein Geiſt die Seligkeit, wie ich die Wahrheit rede, und dieſe Wahrheit -- ſey mein leztes Wort --

[Sie ſtirbt.]

Othello.

Ich habe noch einen andern Degen in dieſem Zimmer, eine Spaniſche Klinge, mit Waſſer aus dem Ebro geſtählt; o, hier iſt ſie: Oheim, ich muß hinaus.

Gratiano (vor der Thüre.)

Wenn du es verſuchſt, wird es dir theuer zu ſtehen kommen; du haſt kein Gewehr, und ſollſt dich unterwerfen, du magſt wollen oder nicht.

Othello.

So ſchau zu mir herein und rede mit mir, oder ich will ohne Gewehr über dich.

Gratiano kommt herein.

Gratiano.

Was wollt ihr?

Othello.

Seht! ich hab ein Gewehr; ein ſchöneres hieng niemals

ſen und zu erhöhen? Aber er muß es ja ſelbſt um ſeines eigenen Glücks, um ſeiner eignen Ehre willen thun! — Nicht zu gedenken, daß nur durch den gebildeten Verſtand der Bürger eines Staats Handel und Gewerbe belebt, und der Staat blühender gemacht wird; daß nur verſtändige Männer im Staatsrathe ihm die Laſt ſeines großen Herrſcher- und Vateramts erleichtern können; daß ſelbſt im Felde gegen die Feinde des Vaterlandes der Verſtand ſeiner Heerführer oft ungleich mehr vermag als die Stärke der Roſſe und die Muſkelkraft der gemeinen Krieger: iſt es ihm nicht mehr Ehre an der Spitze verſtändiger Menſchen zu ſtehen, als Anführer einer dummen Heerde zu ſeyn? Und thut es ſeinem Herzen nicht wohl, wenn das Gute, das er für ſein Volk thut, von einem verſtändigen Volke erkannt und mit kindlicher Liebe und Herzensdank belohnt wird? — Ich hätte vorhin für das Lob meiner Abdalsdörfer keinen Dental *) gegeben, wenn ich ſie als eine Heerde Menſchenthiere gedacht hätte, die ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen: aber ich that für ihre Bildung, was ich nach meinen wenigen Kräften thun konnte, und ich weiß, daß ſie das Gute erkennen, und nur, mit ihrer eignen Gutmüthigkeit, zu hoch anſchlagen. Nun, da trieb mir das Herz eine Freudenthräne ins Auge. — Halte mir das zu Gute, daß ich mein kleines Beyſpiel, ich

*) Die kleinſte äthiopaniſche Münze.

ich glaube zum zweytenmale, anführe; das ohnehin hier schon deswegen nicht paßt, weil ein guter König dergleichen kleinliche Antriebe nicht braucht, um seinem Volke wohlzuthun. Ihm ist es genug zu wissen, daß er ihm dadurch wohlthut, und sich dadurch dem großen guten Geiste nähert, dessen seligstes Geschäft es ist, allen seinen Millionen Erschaffenen, allen seinen Kindern wohlzuthun, und zu segnen alles was lebet!

5.

Des Abends Kühle trieb Abdalla und seine Freunde früher aus der Laube; Bliontis und Araspes wankten nach ihren Hütten, und auch dem verkleideten Könige wurde sein Zimmer zur Ruhe angewiesen. Aber die Ruhe floh das Lager des Königs, auf welchen der heutige Abend einen desto tiefern Eindruck gemacht hatte, je unerwarteter ihm das alles, was er hier gesehen und gehört hatte, gewesen war.

Der Abdalla, den er sich dachte, war ein alter Krieger, der einmahl brav gewesen war, und sich dadurch den Beyfall seines Herrn erworben hatte, jezt aber, in seinen Quasikönig ein wenig vernarrt, Karrikaturen machte; und bey welchem seine Majestät sich heute viel Kurzweil, und morgen, wenn sie ihr Inkognito abzulegen geruhen würden, einen Hauptspaß versprachen.

Wie ganz anders war der Abdalla, den er heute kennen lernte! Welch ein Ausdruck hoher Menschenwürde im Angesichte dieses Greises, und dennoch wie sanft durch Menschengüte gemildert!

Gebal fühlte sich gezwungen, das Uebergewicht, die Superiorität dieses Mannes anzuerkennen, und ihn mehr als je einen andern Menschen zu verehren. Er fühlte zwar auch zugleich das Lästige dieses Zwangs, und wünschte so gar ein paar mal, nicht als Kaufmann, sondern mit dem ganzen Glanze seiner Majestät, neben diesem Manne aufgetreten zu seyn: aber immer söhnte Abdallas Güte ihn mit seiner Größe wieder aus. Die Vorstellung, er ist Greis, du noch junger Mann mit der Hoffnung eben so viel und noch mehr zu werden, nahm dem Vergleiche das Bittere, das er vorher hatte, da er bloß Mann mit Mann maß: und es schmeichelte ihm zuletzt, von diesem großen Menschen sich auch als Ainassar nicht vernachlässigt, vielmehr mit einer gewissen Achtung behandelt zu sehen. So fieng er an, den Greis, und bald den ganzen Abdalla lieb zu gewinnen. Seine Reden fanden nun ungehinderten Eingang zu seinem Herzen, und erweckten die edelsten Gefühle, die lange in ihm geschlummert hatten, aber ihn jezt mit verdoppelter Stärke zur Thätigkeit aufforderten.

Im süßen Morgenschlummer sah er den Geist seines Vaters ihm Beyfall zulächeln, hörte seinen väter-

väterlichen Ruf: folge meinem Abdalla! — Und ſo bald er erwacht war, eilte er, noch in der erſten Bewegung, worein ihn dieſes Traumgeſicht geſetzt hatte, dem edeln Greiſe den Morgengruß von ſeinem Vater zu bringen.

Von deinem Vater, Alnaſſar? — ſagte Abdalla verwundert.

„Ja, von meinem Vater! Ich ſah ihn im Traume, und er forderte mich auf: folge meinem Abdalla! — Ja, das will ich, guter Abdalla! Ich will dir folgen! Sey mir was du meinem Vater warſt!“

Deinem Vater? Was ich deinem Vater war?

„Abdalla! Kannſt du mir eine Täuſchung verzeihen, die ich mir jezt ſelbſt kaum verzeihen kann? Ich bin nicht Alnaſſar, ich bin Gebal, deines Gebals Sohn.“

Du König Gebal?

„Deines Gebals Sohn.“

Sohn des edelſten Vaters! — Sey mir gegrüßt mein König, Sohn des edelſten Vaters! — So iſt es wahr, was mir geſtern, mitten in unſrer Unterredung, ein leiſes Gefühl ſagen wollte? — Ich ſah dich blos als Knaben. — Aber ja! Ja du biſts! Dies iſt Gebals Auge — dies iſt der Zug ſeines Mundes! Du biſts! Sey mir geſegnet! Der Geiſt Abidah's ſegne dich! Der Gottheit Segen über dir, Sohn meines Gebals!

„O Abdalla, lieber Abdalla, Freund meines Vaters, (seine Hand ergreifend) sey mir was du meinem Vater warst! Ich will eurer würdig werden!"

Du wirst, rief Abdalla mit froher Zuversicht aus, du wirst es werden! du wirst durch dein Geständniß schon deines Vaters würdig, und wirst groß und gut seyn, wie er war! Sey mir gesegnet! — O du, du Vater des Lichts, Unaussprechlicher, unaussprechlich Gütiger, dir meinen Dank für den sanften milden Strahl meiner Abendsonne! — Mein König! Du bist Gebals Sohn! Du wirst werden was dein Vater war! Dein Geständniß — dein Auge — diese schöne Thräne in deinem Auge, bürgt mir, du wirst werden was dein Vater war! — Nun scheide ich gern — Nun scheide ich gern — ich bringe meinem Gebal gute Nachricht von seinem Sohne — er wird werden was sein Vater war!

„Ich hoffe es! Ich gelobe dirs, Vater, an deiner Brust, ich will es! Ich will gut seyn, wie mein Vater war!"

Weinend segnete ihn noch einmahl der Greis, drückte ihn dann fester und mit sprachlosem Entzücken an sein Herz, und auch Gebal hatte für sein Gefühl keine Sprache als Thränen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Zufällige Gedanken

über die Frage:

kann ein Fürſt, ohne Einwilligung der Nazion, einen Krieg anfangen?

Den meiſten wird dieſe Frage durch das Herkommen *) und die gewöhnliche Lehre des Staatsrechts ſchon längſt für die Affirmative entſchieden, und jede neue Unterſuchung darüber unnüz ſcheinen. Nur in denjenigen Staaten, wo die Nazion ſich das Recht, ihre Einwilligung zu geben oder zu verweigern, vorbehalten hat, darf der Regent ohne dieſe Einwilligung keinen Krieg anfangen.

So wird man ſagen. Allein es iſt hier die Rede nicht von der aktuellen Verfaſſung, und dem Herkommen in dieſem oder jenem Staate, ſondern von dem, was bey Errichtung eines neuen Staates **) am rathſamſten, d. h. dem Ends

*) Welches der Vernünftige oft zu reſpektiren Urſache findet, ohne darum weniger lächerlich zu finden, daß gewiſſe Leute für altes Herkommen, ohne anderweitige Rückſicht, eine ſo blinde Verehrung hegen, wie die Negern für ihre Fetiſche.

**) Warum nicht auch bey Verbeſſerung eines alten?

zweck der gesellschaftlicher Vereinigung, dem Wohl des Volkes, *) am angemessensten und zuträglichsten seyn würde.

Die Kosten des Krieges (und man hat Beyspiele von Staaten, welche durch Führung der Kriege verarmten) werden aus dem Beutel der Nazion bestritten. Man sage nicht: daß bisweilen, ohne des Krieges wegen das Volk mit neuen Auflagen und Abgaben zu belästigen, die zur Kriegsführung erfoderliche Summen aus dem Schatze genommen werden. Liegt nicht die Quelle, woraus dieser Schatz geflossen ist, abermals in den Beuteln der Nazion? Und ist der Verwalter dieses Schatzes, welcher nicht seine Privat-Chatoulle ist, nicht schuldig der Nazion von der Verwendung des Theils ihres Vermögens, welchen sie zum Besten des Ganzen abgegeben hat, Rechenschaft abzulegen? Kann etwas in der Welt einer Nazion weniger gleichgültig seyn, als ein Krieg, in den man sie verwickelt, dessen Ausgang, bey der Ungewißheit der menschlichen Dinge, und den wandelbaren Launen des Glückes so unsicher ist, und welcher — die Zerstöhrung der Gesellschaft zur Folge haben kann?

Ich leite den Saz, daß ein Vorsteher des Staates, ohne Einwilligung der Nazion, keinen Krieg, der für sie von verderblichen Folgen seyn

*) Salus populi suprema lex esto!

ſeyn kann, *) anfangen dürfe, nicht blos aus der Thatſache her: daß im Grunde immer die Nazion das Geld zur Beſtreitung der Kriegskoſten hergeben muß, ſondern auch aus der Wahrheit, die ich dreiſt poſtuliren darf: daß es der Nazion unmöglich gleichgültig ſeyn kann, ob von ihrem Vermögen, zu ihrem wahrem Beſten, oder zu ihrem Verderben, **) Gebrauch gemacht wird?

Ihr ganzes Schickſal hängt nicht ſelten vom Ausgange eines Krieges ab: wie die Geſchichte, dieſes große Gemählde unſerer Thorheiten und unſerer Unglücksfälle, bezeugt.

Allein, wenn die Nazion in die Führung eines Krieges einwilligen ſoll, ſo muß ſie — Stände, und dieſe Stände müſſen Repräſentanten haben, deren Stimmen (vota) als der fiyſiſche Ausdruck der Willen der einzelnen Stände angeſehen werden müſſen, aus deren Vereinigung, nach dem Grundgeſetze der Mehrheit der Stimmen, ſich dann das Reſultat des allgemeinen, oder doch

*) Und wo giebt es einen Krieg, der nicht mehr, und weniger, von verderblichen Folgen ſeyn könnte?

**) So, wie z. B. Ludwig XIV. das Vermögen ſeiner Nazion zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes und zur Führung unnöthiger Kriege, welche das Volk ruinirten, mißbraucht hat.

kraft dieſes Geſetzes nun als allgemein anzunehmenden Willens, d. h. im vorliegenden Falle, die Beſchließung oder Nichtbeſchlieſſung eines Krieges, ergiebt.

„Aber haben die Volks-Repräſentanten auch Kenntniß genug von dem Intereſſe der Nazion, um in dergleichen Fällen vernünftig votieren zu können?“

Ich antworte: ob ſie es in hypotheſi, in dieſem oder jenem beſtimmten Falle, haben, oder nicht, dieſe Frage thut hier ſo wenig zur Sache, als die: ob die Miniſter und Rathgeber der Regenten immer tiefe und richtige Einſichten in die Natur der Dinge *) haben, welche die politiſche Welt ausmachen? — Wenigſtens können in theſi die Repräſentanten der Stände aufgeklärte, ſachkundige, d. h. vom wahren Intereſſe der Nazion unterrichtete Männer ſeyn; zumal, wenn die öffentliche Erziehung verbeſſert, und die Lehrſätze des allgemeinen Staatsrechts und der ächten Politik keine tremenda myſteria mehr ſeyn würden. Zudem iſt das eigentliche Intereſſe einer Nazion, wenigſtens in gewiſſen Beziehungen, kein ſo verwickelter und ſchwer zu deſchiffrirender Gegenſtand, als das zweydeutige, wie Proteus allerley Geſtalten annehmende, und unter allen dies

*) Welche unſern Hierofanten eine unbekannte Gottheit iſt.

dieſen Geſtalten uns alle Augenblick entſchlüpfende Ding, welches man das Intereſſe der Kabinetter *) zu nennen pflegt. Sollte der große Verfaſſer der Perſianiſchen Briefe, den man mit Recht noch immer zu den Orakeln in dem Fache zählet, wohin die Fragen, welche ich jezt unterſuche, einſchlagen, nicht eben ſo gedacht haben, wenn er im 95ſten Briefe ſagt: de peuple à peuple il est *rarement* besoin de tiers pour juger, parceque es sujets de disputes ſont presque toujours clairs et faciles à terminer. **). — Les intérèts de deux Nations sont ordinairement ſi *séparés*, qu'il ne faut, *qu'aimer* la justice, pour la *trouver*; on ne peut guere se prévenir dans sa propre cause.

Zum Schluſſe dieſes kleinen Aufſatzes ſey es mir noch erlaubt, über die Gerechtigkeit der Kriege mit wenig Worten meine Meinung zu ſagen, und mir die genauere Erörterung dieſer in unſern Tagen wieder ſo wichtig werdenden Materie auf eine ſchickliche Gelegenheit vorzubehalten.

Ich

*) Wiewohl es — zur Ehre der Menſchheit ſey es geſagt! — auch Kabinetter giebt, deren Intereſſe mit dem ihrer Nazion identifizirt iſt.

**) Wofern dieſe sujets de disputes nicht in die Hände der Sofiſten, Sylbenſtecher und Pandektenkrämer fallen, deren größtes Talent iſt, alles zu verdunkeln und zu verwirren.

mals an eines Soldaten Hüfte. Ich habe den Tag geſehen, da ich mit dieſem kleinen Arm, und dieſem guten Degen mir durch mehr Hinterniſſe einen Weg machte, als zwanzig ſolche Wächter wie ihr ſeyd. Aber, o eitle Pralerey! Wer kan über ſein Schikſal Meiſter werden? Es iſt nun ein anders. Erſchrekt nicht, ob ihr mich gleich bewaffnet ſehet; hier iſt das Ende meiner Fahrt, hier iſt mein Ziel, die äuſſerſte Marke, die mein leztes Segel noch erreichen kan -- tretet ihr erſchroken zurük? Es iſt eine vergebliche Furcht: Zükt nur ein Schilfrohr gegen Othello's Bruſt, ſo wird er ſich zurükziehen. Wo ſollte Othello hin gehen? Nun -- (Er ſieht auf Desdemona.) -- Wie ſiehſt du nun aus? Unglükliches Geſchöpf! wie bleich! Wenn wir vor Gericht zuſammen kommen, wird dieſe Mine, die du haſt, meine Seele vom Himmel herabſchleudern, und Teufel werden ſie auffangen -- Kalt, kalt, mein Mädchen; kalt, wie deine Keuſchheit -- O verfluchter Sclave! Peitſcht mich, ihr böſen Geiſter, peitſcht mich vom Genuß dieſes himmliſchen Anſchauens weg; zerſtäubt mich in die Winde, röſtet mich in Schwefel, waſcht mich in bodenloſen Schlünden von flüſſigem Feuer -- O Desdemona! Desdemona! todt! todt! oh, oh!

Ich halte, nach einer vieljährigen Unterſuchung der Gründe und Gegengründe, welche bey der verſuchten Löſung der Aufgabe quaest. theils vorgebracht worden ſind, theils hätten vorgebracht werden können, gänzlich dafür, daß auſſer dem Vertheidigungs-Kriege, deſſen Zuläßigkeit offenbar aus dem Rechte der Selbſterhaltung folgt, welches Staaten, wie einzelnen Menſchen, unläugbar zuſtehet, nur ſolche Offenſiv-Kriege gerecht ſind, welche die Erhaltung des Staates, oder eine mit einem andern Staate geſchloſſene Allianz durchaus nothwendig macht. In allen andern Fällen ſind Kriege die Schande der menſchlichen Natur. Ich bemerke hier noch, daß es, auſſer dem wirklichen Angriff von Seiten eines andern Staates, äuſſerſt wenige Fälle giebt, worin ein Staat ſeine Exiſtenz als dergeſtalt mit Gefahr bedrohet anſehen könnte, daß er dadurch ſich zum Offenſiv-Kriege völlig berechtigt halten müßte. Noch habe ich geſagt, daß ein Krieg gerecht ſey, der zur Vertheidigung eines Bundesgenoſſen unternommen wird. Offenbar aber ſezt die Gerechtigkeit eines ſolchen Krieges die Bedingung voraus: wenn dieſer Bundesgenoſſe ungerechter Weiſe zuerſt angegriffen worden iſt. — Dieſen Grundſatz ſcheint auch die jetzige Schwediſche Regierung vor Augen gehabt zu haben, als ſie — wie einige Zeitungen ſagen — dem Ruſſiſchen Hofe, die auf bevorſtehendes Frühjahr, zufolge der Traktaten, geforderte

foderte Hülfe an Landtruppen und Kriegsschiffen, abschlug.

v. K.

Nachschrift des Verfassers.

Dem Verfasser des vorstehenden Aufsazes ist es nur in so wenigen Fällen wiederfahren, über eigentlich politische Verhältnisse und Affairen konsultiert zu werden, und er ist bey dem lebhaften Gefühl, wie schwer es sey, einen den Umständen völlig angemessenen, und mithin wirklich guten Rath zu ertheilen, von derjenigen, sonst nicht gar seltenen Krankheit, welche Helvetius la manie de conseiller tout le monde nennt, so weit entfernt, daß er selber auf seine Einfälle keinen andern Werth sezt, als den, welchen sie vielleicht, der Himmel weiß, wenn? erhalten könnten, wenn einmal, der Himmel weiß, wo? z. B. in Neu-Holland, ein nagelneuer, und also noch mit keiner semel pro semper etablirten Verfassung begabter Staat, entstehen sollte. Es scheint, daß seine Maximen billigerweise niemand allarmieren können; um so mehr, da man lange warten kann, ehe z. E. ein Neuholländisches, oder ein anderes, sich erst zum Staate organisieren wollendes Volk, ihn, wie die Korsen einst Herrn Hanns Jakob Rousseau von Genf thun wollten, zu seinem Gesezgeber berufen wird. Nicht zu gedenken, daß er, selbst diesen schlimmsten Fall angenommen, von allem

allem Einfluß auf den Gang der Dinge in den bereits längst gebildeten Staaten, so weit entfernt seyn würde, daß man ihm eine Störung der hergebrachten Ordnung im politischen Wesen mit eben so großem Unrecht, als einem Könige der Pelew-Inseln die Störung des Gleichgewichts von Europa, Schuld geben könnte.

IV.

Erläuterungen

über das rhapsodische Drama,

an den Herausgeber des N. T. Merkurs.

Erst zu Anfang dieses Jahres bekam ich das 9te Stück des Neuen Teutschen Merkurs vom vorigen Jahre zu Gesicht, in welches Ew. ꝛc. meinen Aufsatz über eine neue Art des Drama's aufzunehmen, und demselben einen Zusatz beyzufügen beliebt haben. Meine Lage ist so beschaffen, daß ich das gedachte Stück nicht wohl eher erhalten konnte. Daher erscheine ich etwas spät mit demjenigen, was ich Ihnen, so wie dem Publikum, das Ihren Zusatz zu meiner Abhandlung gelesen hat, zu meiner Rechtfertigung und bestimmteren Erklärung vortragen will, und, wie mich däucht, vortragen muß.

In

In der Hauptsache haben Sie mir Ihren Beyfall weder gegeben noch versagt. Ich weiß nicht, soll ich das als ein gutes oder schlimmes Zeichen ansehen. Ein entscheidendes Urtheil von Ihnen würde mir, wie leicht zu denken, sehr schätzbar gewesen seyn. Allein da Sie sagen, eine nähere Untersuchung meines Vorschlags wollten Sie andern überlassen, die mehr Zeit und Beruf dazu hätten: so muß ich abwarten, ob sich solche Männer finden, ob sie meinen Vorschlag prüfen, und wofür sie ihn erklären werden.

Sie bleiben hierauf bey derjenigen Stelle meines Aufsatzes stehen, wo ich sagte; „wie leicht Autorität auch einen sonst sehr richtigen Geschmack irre führen könne, sieht man daraus, daß selbst einer unserer größten neueren Kunstrichter behauptet hat: das Trauerspiel sey vollkommener in Versen als in Prosa.“ — Wozu diese Anmerkung? — Die Antwort ergiebt sich leicht aus dem, was ich im gleich darauf folgenden Absatze gesagt habe. Da ich nehmlich eine Neuerung in Vorschlag brachte, diese aber schon dadurch, daß sie Neuerung ohne Autorität ist, manchen Leser gegen sich stimmen konnte: so wollte ich durch das angeführte Beyspiel das Unsichere der Autorität bey Beurtheilung des Guten und Verwerflichen, zeigen, so wie ich denn gleich Anfangs nur die Natur der menschlichen Seele als die sicherste Richtschnur in der Theorie der schönen Künste anerkannte, und immer

mer anerkennen werde. Daß ich den großen Kunstrichter, deſſen ich erwähnt habe, nicht nannte, geſchahe deswegen, weil ich die innigſte Ehrerbietung gegen ihn hege. Freylich kann das Statt finden, ohne daß ich ihm auch beyfallen muß, wo meine Ueberzeugung mit der ſeinigen nicht übereinſtimmt; allein nicht alle Leſer denken ſo, und dann gehörte die Nennung ſeines Namens doch nicht zu meinem Endzwecke. Nunmehr aber wird ſie nothwendig, damit nicht etwa manche Leſer des T. Merkurs, durch Ihre Aeuſſerung über dieſen Punkt veranlaßt, auf die Gedanken kommen, als hätte ich Ew. ꝛc. ſelbſt gemeynt. Denn da geſchähe mir Unrecht. Der ungenannte große Kunſtrichter iſt Sulzer. In ſeiner Theorie der ſchönen Künſte, auf der 477ſten des 4ten Theils, ſagt er:

„Es ſcheint doch, daß die gebundene Schreibart dem Trauerſpiel einen ſchicklichern Ton gebe als die ungebundene, wiewohl wir dieſe eben nicht ſchlechterdings verwerfen wollen. Nur iſt dieſes gewiß, daß ein guter leichtfließender Vers ungemein viel zur Kraft des Inhalts beyträgt.“

Daß alſo Sulzer dem Trauerſpiel in Verſen mehr Vollkommenheit beylege, als dem in Proſa, läßt ſich wohl mit Gewißheit aus dieſer Stelle folgern: und da meine Ueberzeugung in dieſer Sache anders iſt, ſo habe ichs gewagt, Sulzern, der großen Hochachtung unbeſchadet, die ich ihm, und zwar ſehr gerne, ſchuldig bin, zu widerſprechen. Aber wie

wie werde ich meine Behauptung vertheidigen? — Wenn ich mir vorstelle, daß es unter den Lesern des T. Merkurs vielleicht welche geben sollte, die jeden Widerspruch eines, litterarisch betrachtet, kleinen Mannes gegen einen großen gewissermaßen für Antastung der Ehre des lezteren, oder wenigstens für keine geringe Dreistigkeit halten: so muß ich meiner Vertheidigung wegen in einige Verlegenheit kommen, und diese muß merklich zunehmen, da ich sehe, daß Sie sich gleichfalls zu dem von mir angefochtenen Satze bekennen. Der Umstand aber, den Sie anführen, nehmlich daß Sie sich schon über vierzig Jahre selber mit den Musenkünsten abgegeben, müßte bey meiner litterarischen Jugend mich gänzlich abschrecken, wenn Sie mich nicht zu einer Vertheidigung gleichsam genöthiget hätten. Denn in der Stelle Ihres Zusatzes, wo Sie sagen:

„Wenn dies auf die Ilias und Aeneis angewendet werden sollte, so käme heraus, daß Hr. B. den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher sich wohl keiner jemahls etwas träumen ließ.“

scheinen Sie meine Behauptung bis aufs lächerliche zu führen, und lächerlich mag doch auch ein ganz junger Schriftsteller nicht gerne vor dem Publikum da stehen. Um also mit Ehren aus der Sache zu kommen, werde ich, meinem oben bemerkten Grundsatze getreu, der Wirkung nach-

ſpühren müſſen, welche das Leſen einer Epopöe, dann das Leſen, und endlich das Anſchauen eines aufgeführt werdenden Trauerſpiels auf meine Seele thut. *) Hiebey muß ich ſo lange vorausſetzen, daß dieſe Wirkung in meiner Seele nach den nehmlichen Naturgeſetzen, als in der Seele großer Männer vorgehe, bis ich des Gegentheils überwieſen werde.

Bey dem Leſen einer Epopöe, bey dem Leſen ſelbſt eines Trauerſpiels geht etwas anders in unſerer Seele vor, als wenn wir ein Trauerſpiel auf der Bühne aufführen ſehen. Der epiſche Dichter verſetzt unſere Seele in einen ſüßen Traum; er läßt uns Perſonen, bald aus der wirklichen, bald aus einer erdichteten Welt handeln ſehen und reden hören, er läßt uns ſelbſt Götter und Göttinnen ſehen, die ſich unter das Schlachtgewühl der Sterblichen miſchen; aber das alles läßt er uns bloß vermittelſt der Fantaſie ſehen und hören. Faſt gleiche Bewandtniß hat es mit dem dramatiſchen Dichter, in ſoferne wir ſein Werk für uns in der Stille leſen. **) Wird hingegen

*) Ich ſage das Leſen einer Epopöe, denn ich habe behauptet, daß es nichts weniger als anſtößig ſey, wenn ſich Perſonen in der Epopöe in Verſen unterreden, daß dies hingegen im Drama die Täuſchung ſtöhre.

**) Selbſt das laute Leſen ändert ſchon etwas in unſerer Empfindung, wir ſchlüpfen dabey über manches nicht ſo leicht weg, als beym ſtillen Leſen.

gen ein Drama auf der Bühne vorgestellt, wird aus dem Leser ein Zuschauer: so sieht und hört er nicht mehr durch die Fantasie, sondern — mit den Sinnen. Ein großer Unterschied! Die Fantasie verträgt vieles, was nicht allemal unsere Sinne vertragen. Die Gruppe, welche Hektor und Andromache mit ihrem Söhnchen, das sich vor dem wallenden Helmbusche fürchtet, und der Amme machen, wird, so wie sie der epische Dichter dargestellet hat, jeden Leser von Gefühl innigst ergötzen, unsere Fantasie ist völlig damit zufrieden; aber würden es unsere Sinne eben so seyn, wenn wir die Personen dieser Gruppe gerade so, wie wir sie bey dem epischen Dichter reden hören, auf der Bühne hörten? Ich zweifle sehr daran; denn schon der Umstand, daß sie in Hexametern reden, würde uns da Anstoß erregen. Der epische Dichter stellt uns allerdings, eben so wohl als der dramatische, Personen und Szenen aus der wirklichen Welt dar; allein er bindet sich nicht an den Gang dieser Welt; er nimmt überdies Maschinerie und Fikzionen zu Hülfe, kurz er bildet sich eine ganz eigene, eine idealische Welt, und dies ohne uns zu beleidigen, weil er uns dieselbe nur durch die Fantasie sehen läßt. Hingegen der dramatische Dichter muß sich genau an die wirkliche Welt halten, und sie wird bey ihm nur in soferne idealisch oder veridealisiert, als er diejenigen Dinge der wirklichen Welt vermeidet, die unser Herz kalt lassen, die sowohl die

Fantaſie als die Sinne beleidigen.*) Ich konnte alſo, wie mich däucht, mit Recht behaupten, die Epopöe ſtelle uns die Dinge in einer ganz idealiſchen Welt (in einer Welt, die von der Fantaſie gebildet iſt) dar: das Drama hingegen ſo, wie ſie in der wirklichen Welt ſind, nur mit der Einſchränkung, daß es dasjenige vermeidet, was dem Idealiſchen, das die Poeſie überhaupt fodert, zuwider iſt.

Ich überlaſſe es Ihrer Entſcheidung, ob dies hinreichend ſey, mein vermeyntliches Proton Pſeudos umzutaufen.

In der Epopöe alſo können wir ſehr wohl Perſonen vertragen, die ſich in Verſen unterreden; aber im Drama, habe ich behauptet werde dadurch die Täuſchung geſtöhrt, und das glaube ich aus folgenden Gründen. Daß ſich Perſonen in Proſa unterreden iſt dem Idealiſchen des Drama's nicht zuwider, ſondern vielmehr angemeſſen. Das beweiſen überhaupt theils die meiſterhaften dramatiſchen Stücke, z. B. eines Schillers, die in Proſa geſchrieben ſind und gleichwohl die ganze Seele ergreif

*) Ueber das Idealiſche in den ſchönen Künſten werde ich ein andermahl mehr zu ſagen Gelegenheit haben. Ich verſtehe unter dieſem Ausdruck überhaupt alles das an einem Werk der ſchönen Künſte, wodurch es unſere Fantaſie auf eine angenehme Art belebt und nährt.

ergreifen, theils die ausgemachte Wahrheit, daß überhaupt Poesie ohne Verse statt finde. Hingegen Personen, die sich in Versen unterreden, sind nicht in der wirklichen Welt, die doch die Welt des dramatischen Dichters ist. Auch wird jedermann zugeben, daß die Versart eines Drama's desto eher Anstoß erregen muß, je weiter dieselbe von der natürlichen Art zu reden abweicht. Ueberdies erinnern, däucht mich, Verse den Zuschauer immer an den Dichter, welches doch bey der Vorstellung eines dramatischen Stücks durchaus nicht seyn darf. Das Drama bleibt freylich ein poetisches Kunstwerk: aber je weniger man den Dichter darin merkt, je mehr die handelnden Personen wirklich in der Natur zu reden und handeln scheinen, desto vollkommener ist es, desto sicherer täuscht es; und dem dramatischen Dichter bleibt, auch ohne Versifikazion, noch sehr viel übrig, wodurch er seinem Stücke den Stempel eines ächten Kunstwerks andrücken kann. Denn hier ist diese nicht nur überflüssig, sondern sie thut auch in manchen Fällen eine offenbar zweckwidrige Wirkung. Wie sehr blickt das Gelernte hervor z. B. wenn jemand, der in Lebensgefahr ist, in Versen um Hülfe bittet, oder wenn ein plötzlicher Schrecken in Versen ausbricht, oder wenn man Lakayen hört in Versen reden*) und in vielen andern Fäl-

 len.

*) Letzteres gehört unter die dicentis fortunis absona dicta, wenn gleich nicht in dem Sinne, wie es Horaz nimmt.

Zehnte Scene.

Lodovico, Caſſio, der hereingeführt wird, Montano, Jago gebunden, und einige Officiers, zu den Vorigen.

Lodovico.

Wo iſt dieſer raſche und höchſt unglükliche Mann?

Othello.

Das iſt der, der einſt Othello war, hier bin ich.

Lodovico.

Wo habt ihr dieſe Viper? Bringt den Buben hervor!

Othello.

Ich ſeh ihm auf die Füſſe; aber das iſt eine Fabel. Wenn du ein Teufel biſt, ſo kan ich dich nicht tödten.
(Othello ſtößt nach Jago, und verwundet ihn.)

Lodovico.

Windet ihm ſeinen Degen aus den Händen.

Jago.

Ich blute, Herr, aber ich lebe noch.

Othello.

Auch iſt es mir nicht leid; ich will daß du lebeſt; du verdienſt nicht, ſo glüklich zu ſeyn und zu ſterben.

Lodovico.

len. Das alles ſchadet in der Epopöe bloß darum nichts, weil wir da, wie geſagt, nicht mit den Sinnen hören und ſehen, ſondern mit der Fantaſie.

Daß die größten Meiſter der dramatiſchen Kunſt in Griechenland ſich der gebundenen Rede bedient haben, kann unſerm Geſchmack hierin keine Geſetze vorſchreiben. Die Griechen fanden auch an der Larve und dem Kothurne nichts Anſtößiges: wir aber verwarfen dieſe Dinge, und wer will unſern Geſchmack deshalb tadlen? Zwar werden die griechiſchen Tragödien-Dichter ihre Urſache gehabt haben, warum ſie in Verſen ſchrieben: ob aber dieſe Urſache in ihrem inneren Gefühle gelegen? ob dieſes ihnen geſagt habe, die gebundene Rede mache das Drama vollkommener als die ungebundene? das möchte wohl noch eine große Frage ſeyn. Ich glaube man kann die Urſache, warum ſie in Verſen geſchrieben, mit vieler Wahrſcheinlichkeit aus der Veranlaßung der griechiſchen Tragödien herleiten. Dieſe Veranlaſſung nehmlich waren die Poſſenſpiele, die bey dem Bachusfeſte gehalten und wobey Hymnen geſungen wurden. Durch dieſe Hymnen wurde ſchon das Volk gewiſſermaſſen an die gebundene Rede bey Schauſpielen gewöhnt. Hiezu kam, daß es gewohnt war, den Rhapſodiſten zuzuhören, welche einzelne Stücke aus der Iliade öffentlich deklamierten; und auch das war ſchon eine Art von dramatiſcher Vorſtellung, oder gab wenigſtens eine entfernte Idee davon.

von. Da ſolche Vorſtellungen nachher ausgebildet und in eine ordentliche dramatiſche Form gebracht wurden, ſo iſt zu vermuthen, daß der erſte, der dieß hauptſächlich unternahm, Aeſchylus, und dann, die ihm nachfolgenden dramatiſchen Dichter die gebundene Rede blos deswegen beybehielten, weil ſie vielleicht für gut fanden, ſich hierin nach dem Ohre des Volkes, das an die Verſe ſchon gewöhnt war, zu bequemen. Je vortrefflicher hernach im Ganzen genommen die Muſter waren, welche Sophokles und Euripides lieferten, deſto tiefer wurzelte die Meynung: die gebundene Schreibart ſey wenigſtens eine Zierde mehr für die dramatiſche Poeſie, da doch, ihrer Natur und ihrem Endzweck nach, dieſe Zierde für ſie weiter nichts zu ſeyn ſcheint, als was gepudertes Haar für ein Bauermädchen ſeyn würde.

Aber noch eine Frage muß ich beantworten: wie konnte ich behaupten, daß Sulzer durch Autorität ſich zu der obenangeführten Aeuſſerung habe verleiten laſſen? — Nach meiner Ueberzeugung deren Grund ich nun angegeben habe, mußte ich das behaupten, weil ich ſeinen Satz nicht in der Natur der menſchlichen Seele gegründet finden konnte. Und ich bin feſt überzeugt, daß dieß der zuverläßigſte Probierſtein des Gefallenden und Mißfallenden in den ſchönen Künſten ſey, und daß er am ſicherſten die mancherley Vorurtheile, die auf Autorität gebaut ſind, als Vorurtheile anzeige.

Was endlich die zweyte Anmerkung betrifft, die Sie zu meinem Vorschlag gemacht haben, so stimme ich derselben vollkommen bey. Da ich aber selbst erklärt habe, daß nur ein Versuch von Meisterhänden zeigen könne, ob das vorgeschlagene rhapsodische Drama das leisten werde, was es zu versprechen scheint, und ich mich für keinen solchen Meister halte, auch in dem kleinen Zirkel meiner Freunde keiner ist, der sich dafür hält; so hätte ich mich schriftlich an einen großen dramatischen Dichter wenden und anfragen müssen, ob er sich mit einem solchen Versuche befassen wolle. Allein diesen gewagten Schritt mogte ich nicht thun. Denn ein Mann, der die Etikette der Gelehrten-Republik besser als ich, versteht, widerrieth mir denselben, und zeigte mir allerley Unannehmlichkeiten, denen ich mich dadurch aussetzen könnte. Ich habe seine Warnung richtig befunden.

Nicht mehr und nicht weniger konnte ich für jetzt zu meiner Rechtfertigung vortragen. Ich bin mit der aufrichtigsten Verehrung u. s. w.

1793. im Jänner.

A. Weinrich.

V.

V.

Für und Wider.

Ein Göttergeſpräch.

Jupiter. Juno. Minerva.

Juno, zu Minerven. Ich glaube gar, er iſt über meiner ſchönen Rede eingeſchlafen. — Jupiter!

Jupiter. Fahre immer fort, Juno, da du einmahl im Athem biſt! Ich höre dich gerne deklamieren, und es wäre nicht das erſte mahl, wenn ich beym ſonoren Klang deiner Stimme eingeſchlummert wäre.

Juno. Sehr verbindlich, Herr Gemahl! Aber ſage mir nur wie es möglich iſt, daß du bey Dingen von ſolcher Wichtigkeit ſo gefühllos bleiben kannſt?

Jupiter. *Nil admirari*, liebe Frau! — Wie kannſt du erwarten, daß einer, der dem Lauf der Welt ſchon über fünftauſend Jahre aus einem ſo hohen Standpunkte zuſieht, ſich durch etwas, das bey dieſen Lilliputern da unten begegnen kann, aus der Faſſung bringen laſſe!

Juno. Aber du wirſt doch ſelbſt geſtehen, daß in allen dieſen fünftauſend Jahren nichts begegnet iſt, das mit dem ungeheuren Unſinn, wovon ich ſprach, zu vergleichen wäre?

Jupiter. Du mußt wissen, Dame Juno, daß ich, seitdem mich das berühmte Dekret des großen Theodosius zur Ruhe gesezt hat, vor lauter Langweile — ein Filosof geworden bin.

Juno. (lachend) Wirklich? So darf michs freylich nicht wundern, daß du den Sankülotten so günstig bist.

Jupiter. Und daher käm' es also, daß Du gegen die Filosofen so erbittert bist? — Mit einem kleinen Unterschied mag wohl etwas an der Sache seyn, meine Königin; aber freylich auf die kleinen Unterschiede pflegt ihr andern nicht viel Rücksicht zu nehmen; und ich wollte wetten, (wiewohl du so positiv bist) daß deine Begriffe von der Filosofie der Sankülotten und von der Sankülotterie der Filosofen nicht die hellesten sind. — Minerva, mein Kind! gieb doch der Königin ein wenig Licht über die Sache. Du mußt am besten davon unterrichtet seyn, da doch einst die sankülottische Filosofie in deinem geliebten Athen ausgebrütet wurde. — Eine Schale Nektar, Ganymed!

Minerva. Der Papa spricht von den Cynikern, wie ich höre. Ihre äusserliche Aehnlichkeit mit den heutigen Sankülotten ist allerdings nicht zu läugnen: aber schon der einzige Umstand, daß der Kakogallinischen Sankülotten (die Weiber und Kinder ungerechnet) in diesem Augenblick vielleicht eben so viele Millionen sind, als es in

meinem Athen binnen fünfhundert Jahren einzelne Cyniker gab, die ihrem Vater Diogenes Ehre machten, scheint einen beträchtlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Sankülotten voraus zu setzen. Ich denke also, um über die Sache ins Klare zu kommen, müssen wir nicht vergessen, daß es von uralten Zeiten her noch eine andre primitive Art von Sankülotten gegeben hat, welche die Königin Juno selbst, wie verhaßt ihr auch die Filosofen seyn mögen, doch vermuthlich nicht in diese letzte Rubrik setzen wird.

Juno. Und was wären das für welche?

Minerva. Die Naturmenschen, die vor den goldnen Zeiten Saturns in den großen Eichenwäldern, wovon die Erde damals noch starrte, nackend oder mit rohen Thierfellen um die Schultern, auf allen vieren herumkrochen, sich von Eicheln und Buchekern nährten, und keine andre Wohnung hatten als Felslöcher und hohle Bäume: so frey, daß sie nicht einmal die Bande der Ehe und der häuslichen Gesellschaft kannten; so gleich, daß sie von den Rechten des Eigenthums noch gar keinen Begriff hatten, und also bloß die Stärke des Arms oder des Knüttels entscheiden ließen, wenn sie über einen Baum voll wilder Aepfel, oder wegen irgend eines schmutzigen Weibchens ihrer Gattung, einander in die Haare geriethen. Wofern die neuesten Prediger der Freyheit und Gleichheit sich selbst verstehen, oder die Welt nicht auf eine

gar

gar zu leichtfertige Art zum besten haben wollen, so sind diese Naturmenschen die wahren Urbilder der Sankülotterie, die Sankulotten in der reinsten und erhabensten Bedeutung dieses ehrenvollen Nahmens; so wie ein dem ihrigen sehr ähnlicher Zustand das letzte Resultat der kallogallinischen Freyheit und Gleichheit seyn würde, wenn es Ernst damit wäre, und diese schönen, aber übel gemißbrauchten Worte nicht bloß einer Bande schlauer Betrüger zu Talismanen dienten, um sich ungestraft jeder Autorität und Ordnung, die ihrer Herrsch- oder Habsucht Schranken setzen will, entgegen zu bäumen, und einen Pöbel, den Nakthein, Hunger und Brutalität zu allem fähig macht, zum blinden Werkzeug ihrer Leidenschaften und Plane zu machen.

Juno. Du sprichst ja lauter Gold, Tritonia?

Jupiter. Für eine Filosofin treibst du die Sachen ein wenig zu weit, mein Töchterchen. Die Kallogallinier sind Leute von lebhafter Einbildung und raschem Blut; überdieß gebohrne Redner oder Sykofanten, wenn du lieber willst. Man muß es, wenn sie auf einem Tische stehen und zu einem maulaufsperrenden Haufen Schuhknechte, Kesselflicker, Sackträger, Fischweiber und Kaminsfeger-Jungen reden, mit ihren Rede-Figuren und Wortspielen so genau nicht nehmen.

Juno. Auch nicht, wenn sie von ihrer Tribüne herab zu den Deputierten der ganzen Nazion reden?

Jupi-

Jupiter. Das ist einem Sykofanten am Ende gleichviel. Genug, Dame Juno, daß das Unsinnigste, was seit vier Jahren von jener berüchtigten Kanzel herab geschwärmt, radottiert, hyperbolisiert und sykofantisiert worden ist, kaum so unsinnig ist, als es die Einbildung wäre, daß eine Nazion, die noch vor wenig Jahren, im Ganzen genommen, alle übrigen an Kultur und Verfeinerung übertraf, in so kurzer Zeit so tief herabgesunken seyn könnte, und alle Vernunft, allen Menschensinn, alles Gefühl ihres eignen Bestien so gänzlich verlohren haben sollte, um unter der Freyheit und Gleichheit, auf welche sie ihre Glückseligkeit gründen will, die Freyheit der Waldthiere und die Gleichheit einer Zigeuner-Horde zu verstehen.

Juno. Nun! antworte du für uns beyde Pallas!

Minerva. Ich denke nicht, daß es Junos Meynung ist, den Unsinn einer solchen Absicht der ganzen Nazion oder auch nur einem kleinen Theil der Nazion aufbürden zu wollen — wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß die Maximen, die man seit geraumer Zeit in den Versammlungen ihrer Freyheitsschwärmer und Anarchisten hört, wenn man systematische Konsequenz darin suchen wollte, geraden Weges in den primitiven Zustand zurückführen, den ihr großer Apostel Hans-Jakob, wie wir alle wissen, für den wahren Naturstand

des

des Menſchen erklärt hat, für den einzigen, worin dieſe ſonderbare Art von Thieren ſo gut und ſo glücklich ſeyn könne, als die Natur ſie machen wolle. Aber iſt etwa weniger Wahnwitz in dem fantaſtiſchen Projekt, wovon ſich, wie es ſcheint, ſo viele wohlgeſinnte Leute in dieſen Tagen bethören laſſen: in dem Projekt, das eigenthümliche des ſaturniſchen Zeitalters, wo völlige Freyheit und Gleichheit mit Einfalt und Unſchuld der Sitten, mit Wohlwollen und Liebe und allen geſelligen Tugenden Hand in Hand gegangen ſeyn ſollen — eine Zeit, die nur Dichter zu Geſchichtſchreibern hat — mit den Vorzügen der äuſſerſten Kultur in einer großen Monarchie, mit dem höchſten Flor aller Künſte und Wiſſenſchaften, kurz, mit den Vortheilen der größten Ungleichheit im geſellſchaftlichen Stande, verbinden zu wollen? Und doch ſehe ich nicht, wie man die Kaklogalliniſchen Sankülotten von dem einen oder von dem andern dieſer aberwitzigen Projekte frey ſprechen könnte, wenn die großen Machtwörter Freyheit und Gleichheit, womit ſie ein ſo widerliches Gepolter machen —

Juno. — und ein ſo ſchändliches Spiel treiben —

Minerva. — irgend eine Bedeutung in ihrem vielzüngigen Munde haben ſollen.

Jupiter. Habt ihr denn nicht gehört, Kinder, daß ihre Nomotheten —

Juno,

Juno. (mit Hitze) — Die Marat, die Robespierre, die Merlin, die Bazire, die Chabot, die Danton? — Feine Gesetzgeber!

Jupiter. (kalt) — Nein, mein Schatz! — Die Condorcet, die Vergniaux, die Rabaud, die Garat, die Guadet, die Buzot, und ihres gleichen, eben darum, weil sie einsehen, daß eine solche Vereinigung nicht ohne eine ganz besondere Umbildung der ganzen Nazion möglich wäre, die goldnen Zeiten, welche sie den ehrlichen Kakkogallinern von der Identifizierung ihrer hochgepriesenen Freyheit und Gleichheit versprechen, klüglich auf die dritte Generazion hinausgesetzt haben; indem sie auf eine ganz neue Art von Nazional-Erziehung dringen, die, allem Ansehen nach, unter den jetztlebenden kaum zu Stande kommen, aber wovon doch, wenn sie endlich Wurzeln geschlagen habe, die dritte und vierte Generazion unfehlbar die Früchte sehen werde. Wer nur warten kann! Das sag' ich immer; aber niemand hört darauf.

Minerva. Die Kakkogallinier sind auch die rechten Leute lange auf etwas zu warten, was sie entweder auf der Stelle oder lieber gar nicht haben wollen! Aber ich fürchte, wofern sie auch so viel Geduld aufbringen könnten, so wird doch selbst ihre späteste Nachkommenschaft den Genuß dieser Früchte nie erleben. Was die Natur unmöglich gemacht hat, kann durch keine Kunst möglich werden; und Prometheus müßte nur einen ganz neuen

Lodovico.

O du, Othello, einſt ein ſo vortrefflicher Mann -- nun in die Fallſtrike eines verruchten Sclaven gefallen -- was ſoll man zu dir ſagen?

Othello.

Wie, was man will; daß ich ein ehrlicher Mörder ſey, wenn ihr wollt: Denn was ich that, that ich nicht aus Haß, ſondern meine Ehre zu rächen.

Lodovico.

Dieſer Unſelige hat einen Theil ſeines Bubenſtüks eingeſtanden: Beſchloſſet ihr und er mit einander, den Caſſio zu ermorden?

Othello.

Ja.

Caſſio.

Mein theurer General, ich gab euch niemals Urſache dazu.

Othello.

Ich glaub es, und bitte euch um Vergebung: Wollt ihr, ich bitte euch, dieſen Halb-Teufel fragen, warum er meinen Leib und meine Seele ſo verſtrikt habe?

Jago.

Fragt mich nichts; was ihr wißt, das wißt ihr; von dieſem Augenblik an ſoll kein Woet mehr aus meinem Munde gehen.

Lodo-

Lehm finden und daraus eine ganz neue Menschen-Art bilden, um eine Republik mit ihnen zu besetzen, in welcher die Freyheit und Gleichheit des Eigenthums mit der bürgerlichen Ordnung, mit den Künsten, die den Reichthum erzeugen und nur durch ihn gedeihen, mit dem Reichthum, dessen nothwendige Folge die Ungleichheit ist, und mit der Unschuld und Eintracht des goldnen Alters der Dichter, die mit Ungleichheit, Reichthum und Verfeinerung unvereinbar sind, dergestalt vereiniget wäre, daß aus dem Streit so unverträglicher Elemente diese schöne Harmonie des Ganzen entstünde, die das Wesen eines blühenden Staats ausmacht, und die Fortdauer seines Wohlstandes ganz allein bewirken kann. Freylich wäre, wie Garat neulich sagte, eine Republik, die diese unverträglichen Eigenschaften in sich verbände, das Meisterstück des menschlichen Verstandes — wenn sie möglich wäre: aber die Vernunft unternimmt nichts, was nur unter unmöglichen Bedingungen als möglich gedacht werden kann. Zwar ist diese Schimäre von jeher der Lieblingstraum gutherziger poetischer Seelen gewesen; die platonischen Republiken, die Atlantiden und Utopien und Sevarambenländer sind nichts anders: aber nur in einen kalklogalliniſchen Kopf konnte der wilde Einfall kommen, eine große Monarchie zu Staub zu zermalmen, um aus einer recht einfachen Masse ein neues Utopien zu bilden, das, wofern es auch endlich die Gestalt dessen, was es seyn soll, gewon-

nen hätte, doch nicht länger bestehen könnte, als jene täuschenden Duftgebilde, die man in Gestalt von Feenschlössern und Zaubergärten an frühen Sommermorgen am Horizont aufsteigen, und eben so schnell, als sie entstehen, in sich selbst zerfließen sieht.

Juno. Und wir sollen ruhig zusehen, wie eine Rotte von Thoren, Sofisten, Marktschreyern, Heuchlern und Bösewichtern, unter dem Vorwand eine solche Schimäre zu bewerkstelligen, das schönste Reich der Welt umkehrt — die edelsten und besten seiner Einwohner der Wuth und Mordlust des schändlichsten Pöbels aufopfert — andere bey Tausenden, ihres Vermögens und Vaterlandes beraubt, im Elend herumzuirren zwingt — den schuldlosesten aller seiner Könige, dessen einziges Verbrechen war, daß er die aufrühreriſchen Bemühungen einer durch die Konstituzion verurtheilten republikaniſchen Fakzion vereiteln, und die Macht, die er unmittelbar aus den Händen der Nazion empfangen hatte, zu Wiederherstellung der Ruhe und Vollziehung der Gesetze anwenden wollte, als den abscheulichsten Tyrannen, Verräther und Meuchelmörder behandelt — und, nicht zufrieden ihr eigenes Vaterland zerrüttet, verwüstet, mit Bürgerblut überschwemmt, mit den ungeheuersten Verbrechen geschändet, und allen Greueln einer endlosen Anarchie Preiß gegeben zu haben, noch das mögliche und unmögliche ver-

ſucht, um auch die übrigen Völker rings umher mit in ihren Ruin zu ziehen, und allgemeine Zerrüttung über den Erdboden auszubreiten! Eine Handvoll Narren und Unmenſchen — —

Jupiter. Wie du dich ereiferſt, meine Königin? Du ſchimpfſt ja als ob du — Unrecht hätteſt!

Juno. Wenn ich Wörter hätte, die meinen Grimm über ſo haſſenswürdige Ungeheuer noch ſtärker ausdrückten, ich würde ſie gewiß nicht ſparen. Ich wiederhohl' es alſo: eine kleine Rotte von Wahnſinnigen und Böſewichtern ſoll vor unſern Augen allen dieſen Frefel verüben; ſoll den Nahmen eines durch die ſchnödeſten Künſte verblendeten und betrogenen Volkes zu Bewirkung eigennütziger und herrſchſüchtiger Plane mißbrauchen; ſoll ein ſchändliches Spiel treiben mit dem was den Menſchen das heiligſte und theuerſte iſt, ſoll Freyheit und Gleichheit der Rechte und allgemeine Wohlfahrt zu Netzen und Fallgruben für ſie machen; ſoll ihre Tugenden ſelbſt gegen ſie bewaffnen, ſie durch ihre Vaterlandsliebe, ihren Muth, ihren Ruhmdurſt, ihre Verachtung des Todes, auf Wege führen, wo ſie ein gewiſſer Untergang erwartet, — und von allem dieſem nie erhörten Unfug ſollen wir, denen die Regierung der Welt obliegt, kaltblütige Zuſchauer abgeben? Sollen nicht alle unſre Macht vereinigen, um dieſe öffentlich erklärte Feinde der Götter und der Menſchen zur Strafe zu ziehen und auszurotten?

Jupi-

Jupiter, ganz gelaſſen. Wer hindert dich denn daran, wenn du es kannſt?

Juno. Eben das macht mir die Geduld ausgehen, dich ſo reden zu hören, als ob das alles nichts auf ſich hätte, und Dich nichts angienge.

Jupiter. Wirſt du mich nicht etwa auch noch, wie Lucians Timon, fragen, ob mein Flammenzückender, allblendender, ſchrecklichſchmetternder Wetterſtrahl erloſchen ſey, oder die Cyklopen mir keine Donnerkeile mehr ſchmieden wollen? Wunderliche Frau! Was willſt du daß ich thun ſoll? — Nichts davon zu ſagen, daß wir Götter mehr als die Hälfte unſrer Macht mit dem Glauben der Menſchen an uns verlohren haben, würde ich ſie etwa durch Blitze und Donnerkeile vernünftiger machen? Iſt es meine Schuld, daß die Erdebewohner mit jedem Jahrzehend an Uebermuth und Narrheit zunehmen? Haben wir an unſrer Seite nicht vorlängſt alles gethan, um der Unvollkommenheit und Schwäche ihrer zweydeutigen Natur zu Hülfe zu kommen? Haben wir ſie nicht, als ſie noch in dem ſankülottiſchen Zuſtande, deſſen Minerva vorhin erwähnte, gleich andern Waldthieren nackend auf vieren herum lieſen und Wurzeln und Erdäpfel mit den langen Klauen ihrer Vorderfüße aus der Erde herauskratzten, ſich menſchlich nähren und bekleiden gelehrt, ſie in Familien und Geſellſchaften verſammelt, ſie im Ackerbau und in allen Künſten, die das Leben

erleichtern, beſchützen und verſchönern, unterwieſen? Haben wir ihnen nicht Geſetze, Religion und Polizey gegeben? ihnen die Muſen und die Filoſofie zugeſchickt, um ſie von allen Ueberbleibſeln der thieriſchen Wildheit ihres erſten Zuſtandes zu befreyen; ſie durch den Reiz des feinern Vergnügens der Sinne und des Geiſtes, durch die ſanften Bande der Sympathie und des Wohlwollens, und die mannichfaltigen Verhältniſſe des geſelligen und bürgerlichen Lebens zu einem vollkommnern Genuß ihres Daſeyns zu bringen, und die Entwicklung der Kräfte jenes himmliſchen Funkens zu befördern, der ſie ſo hoch über ihre thieriſchen Verwandten erhebt und mit Uns ſelbſt in Gemeinſchaft zu kommen fähig macht? — Damahls ſtand es wohl mit ihnen! Sie waren ſo glücklich als Geſchöpfe ihrer Art es ſeyn können; und blieben es, ſo lange ſie ſich von uns regieren ließen. Aber die angebohrne Unart ihrer Natur gänzlich zu vertilgen, ſtand nicht in unſrer Macht. Wir brachten ſie ſo weit, daß ſie unſrer zulezt entbehren zu können glaubten; ſie kehrten unſre eigenen Wohlthaten gegen uns, kündigten uns den Dienſt auf, liefen einem neuen Fantom von übermenſchlicher Vollkommenheit nach, und verfielen unvermerkt, durch die Geringſchätzung und Verabſäumung der Mittel, wodurch wir ſie zu Menſchen gemacht hatten, in eine Barbarey, die ganz nahe an die rohe Thierheit ihres erſten Zuſtandes grenzte. Jahrhunderte lang von Unwiſſenheit, Aberglauben und Fanatismus

mus

mus zu Boden gedrückt, von Prieſtern und Für-
ſten in gleich unerträgliche Feſſeln geſchlagen, alles
Lichts der Filoſofie, aller Künſte des Friedens, aller
Sicherheit des Eigenthums und Lebens beraubt,
der willkührlichen Gewalt ihrer Tyrannen und den
Täuſchungen hinterliſtiger Soſiſten Preiß gegeben,
ſahen ſie ſich endlich wieder nach Uns um Hülfe
um; und Wir, ohne uns an ihre Undankbarkeit zu
kehren, ließen uns willig finden, unſre koſtbarſten
Gaben abermahls an Geſchöpfe zu verſchwenden,
von denen wir voraus wußten, daß ſie keinen beſ-
ſern Gebrauch davon machen würden als ihre Vor-
fahren. Aber kaum hatten ſie in der Kultur, die
ihnen unſere Töchter, die Künſte und die Wiſſen-
ſchaften, gaben, wieder einige Stufen erſtiegen,
ſo erfolgte was ich vorhergeſehen hatte: ihre Un-
ſtätigkeit, ihr Eigendünkel, ihr Durſt nach Verän-
derung und Neuheit, die Widerſpänſtigkeit ihre
Fantaſien und Leidenſchaften den Geſetzen der Ver-
nunft zu unterwerfen, kurz, alle Unarten, die von
ihrer halbthieriſchen Natur unzertrennlich ſind,
ſpielten wieder ihr altes Spiel, und verderbten uns
das unſrige abermahls. Denn du würdeſt eben
ſo leicht einen Mohren durch waſchen weiß machen,
als einem Menſchen die Vorzüge der Kultur ein-
impfen, ohne ihm mit jeder Geſchicklichkeit einen
Fehler, mit jeder Wahrheit einen Irrthum, mit
jeder Tugend ein Laſter mitzutheilen. Weit gefehlt
daß die Vernunft die Grenzen ihrer Herrſchaft im-
mer weiter ausdehnen, und ihre ewigen Feinde,

Unwiſſenheit, Trägheit des Geiſtes, Willkührlichkeit und Egoiſterey endlich gänzlich verdrängen werde: haben wir nicht ſtets geſehen, daß der Zeitpunkt der höchſten Verfeinerung und der äußerſten ſittlichen Verderbniß immer ein und eben derſelbe war? Daß die Epoke der höchſten Aufklärung immer diejenige war, worin alle Arten von ſpekulativem Wahnſinn und praktiſcher Schwärmerey am ſtärkſten im Schwange giengen? Unfähig in irgend etwas das Mittel zu halten, ſchweifen die Menſchen bald diesſeits bald jenſeits uber die Linie des Wahren hinaus; und da es in jeder Sache nur eine Weiſe recht zu verfahren, und dagegen unzählige Wege zu fehlen giebt: wer wollte ſich darüber ereifern, wenn ſo ſchwache und unhaltbare Geſchöpfe, wie dieſes Töpferwerk des Prometheus, in irgend einer ſchweren Probe, worauf das Schickſal ihre Weisheit und Tugend ſetzt, übel beſtehen?

Juno. Und mit dieſer für dich ſehr bequemen Filoſofie, Herr Gemahl, glaubſt du dich einer beſtimmten Antwort auf meine vorige Fragen überheben zu können?

Jupiter. Allerdings, Dame meines Herzens, wofern du Geduld genug haben wollteſt, eine ſo vielfältige Sache von mehr als einer Seite anzuſehen, und dich nicht von dem Anblick einer Menge Ungerechtigkeiten, Schelmereyen und Gewaltthaten, die von jeder großen Revoluzion der menſchlichen Dinge immer unzertrennlich geweſen

ſind,

ſind, verleiten ließeſt, die ungeheuern Uebel, deren Quelle dadurch verſtopft, und das unzählige Gute, das dadurch veranlaßt wird, zu überſehen.

Juno. Wenn ich irgend einen redſeligen kaklogalliniſchen Soſiſten in dieſem Tone krähen höre, ſo erkenne ich, das er ſeine Schuldigkeit thut: aber wie Du, den die Erfahrung einer langen Reihe von Jahrhunderten mit dem Lauf der Dinge bekannt gemacht hat, — wie Du, der kein Intereſſe haben kann — ſich ſelbſt oder andere zu täuſchen, dir in ſolchen Radoterien gefallen kannſt, iſt mir unbegreiflich. — „Das unzählige „Gute, das durch die kaklogalliniſche Revoluzion „veranlaßt wird! Die ungeheuern Uebel, deren Quelle dadurch verſtopft wird!" — Wahrhaftig! wenn es höflich wäre von euch Herren der Welt Konſequenz zu fordern, ſo möchte ich dich wohl fragen, Jupiter, wie du dies mit dem, was Du uns da eben ſo zierlich vorgetragen haſt, zuſammen reimen willſt? — Nenne mir, wenn Du kannſt, das Gute, das durch den gewaltſamen Umſturz einer ſeit Jahrhunderten beſtehenden bürgerlichen Ordnung veranlaßt wird, und nicht ſchon allein von dem Böſen, das dieſer Umſturz nach ſich zieht, wo nicht überwogen, wenigſtens im Gleichgewicht gehalten würde? — Und worin, ich bitte dich, ſollen die Uebel beſtehen, deren Quelle dadurch verſtopft wird, ohne daß die neue Ordnung der Dinge auch neue Quellen eröffne, wovon die vorige nichts

wußte? — Ja, wenn die Menſchen die Wohlthaten der Freyheit und Gleichheit in Unſchuld und Eintracht zu genießen wüßten, ohne einer Regierung, einer Verwaltung gemeinſamer Einkünfte, eines Kriegsſtaats, kurz einer künſtlichen Ordnung der Dinge, die der Unzulänglichkeit der natürlichen beſtändig zu Hülfe kommen muß, nöthig zu haben: dann hätteſt du recht, zu ſagen, daß eine ſolche Revoluzion — in ſo fern ſie ſich auf einmahl über den ganzen Erdboden verbreitete — die Quellen aller Uebel, die von jeder künſtlichen Anordnung der Menſchlichen Dinge unzertrennlich ſind, auf immer verſtopfen würde. Aber, was wäre dies anders als eben jenes fabelhafte goldne Zeitalter, das auſſer der Fantaſie der Dichter nie exiſtiert hat, noch jemals exiſtieren wird, als — in den Inſeln der Seligen? — Du ſelbſt machſt uns ein Verdienſt daraus, die Geſchöpfe des Prometheus aus dem armſeligen viehiſchen Zuſtande, worin wir ſie fanden, gezogen und zu Menſchen gebildet zu haben. Und doch waren ſie in dieſem Zuſtande ſo frey und gleich, als die Natur ſie gemacht hatte: aber freylich um ſo frey und gleich zu bleiben, hätten ſie auch in dieſem Zuſtande bleiben müſſen. Gebildete Menſchen bedürfen einer Regierung; und jede Regierung (ihre Form ſey welche ſie wolle) hebt jene Naturfreyheit auf; ſo wie der bloße geſellſchaftliche Verein unter jedem großen, von ſeiner äußern Lage begünſtigten, fleiſſigen, erfindſamen, und

alle

alle Arten von Künſten mit Eifer betreibenden Volke die natürliche Gleichheit aufhebt. Denn ſo unmöglich es iſt, daß ein ſolches Volk nicht reich und mächtig werde, eben ſo unmöglich iſt es, daß Reichthum und Macht nicht die Ungleichheit mit ihrem ganzen Gefolge herbeyziehe. Im bürgerlichen Geſellſchaftsſtande kann und darf nichts uneingeſchränkt bleiben. Für große und mächtige Völker iſt die monarchiſche Regierungsform, zweckmäßig eingeſchränkt, die angemeſſenſte; weil ſie die meiſten Mittel in ſich hat, dieſe Ungleichheit zu vergüten und zum größern Wohl des Ganzen ausſchlagen zu machen: die demokratiſche hingegen die nachtheiligſte; weil in einer ſehr großen Demokratie der beſſere und eben darum auch kleinere Theil der Nazion immer entweder von der überwiegenden Majorität des ſchlechtern, oder von irgend einem Günſtling und Abgott des Pöbels tyranniſiert wird. Nun reize man aber ein ſolches Volk, unter dem Vorwand, es in den Beſitz ſeiner Menſchenrechte, ſeiner primitiven Freyheit und Gleichheit zu ſetzen, zum Umſturz des Thrones: was bleibt dann ſeinen Anführern anders übrig als — es entweder durch eine fortdauernde Anarchie in jenen urſprünglichen thieriſchen Zuſtand zurückzuwerfen — oder ihm eine neue Regierungsform zu geben, durch welche jene illuſoriſche Freyheit und Gleichheit, wo nicht gleich anfangs, doch unfehlbar nach und nach, ſo lange modificiert und beſchnitten werden muß, bis das be-

Lodovico.

Wie? Auch nicht zum Beten?

Gratiano.

Foltern ſollen dir den Mund ſchon aufthun.

Othello.

Gut, du thuſt am beſten.

Lodovi .

Mein Herr, mich där , ihr ſeht noch nicht klar in der Sache; dieſe zween Briefe, die man in des erſchlage-nen Rodrigo Taſche gefunden, werden euch aus dem Wun-der helfen. Einer davon enthält die Ermordung des Caſ-ſio, welche Rodrigo auf ſich nehmen ſollte - -

Othello.

O Böſewicht!

Caſſio.

Mehr als heidniſch!

Lodovico.

Und hier iſt der andre, die Antwort, die, dem Anſe-hen nach, Rodrigo ihm zugeſchikt haben wollte, wenn Jago nicht indeſſen ſelbſt gekommen und ihn befriediget hätte.

Othello.

O du verpeſteter Bube! -- Wie kam't ihr zu meines Weibs Schnupftuch, Caſſio?

Caſſio.

ſagte Volk, Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, ſich mit jedem andern, das unter einer geſetzmäßigen Regierung perſönliche Freyheit und Sicherheit des Eigenthums genießt, ungefähr auf gleichem Fuß befinden wird? Offenbar ſind die kaklogalliniſchen Demagogen nicht wahnſinnig genug, das erſte zu wollen: wollten ſie es aber nicht, was waren denn die mächtigen Zauberwörter, Freyheit und Gleichheit — denen man vorbedächtlich die weiteſte und unbeſtimmteſte Bedeutung ließ — was waren ſie anders als Loſungswörter des Aufruhrs, als bloße Vorſpiegelungen, wodurch eine zuſammenverſchworne Bande ehrgeiziger Egoiſten die rohe, leicht zu erhitzende und in der Hitze zu allem fähige Klaſſe der Sankulotten, die in jeder großen Monarchie die Majorität ausmacht, dahin zu bringen wußte, ihr zur Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge ihre Arme zu leihen? Dieſe Herſchluſtigen, die bisher im Staat Nichts geweſen waren, aber durch Geiſteskräfte und Talente, große Reichthümer, oder große Dürftigkeit bey unerſättlichen Begierden, ſich berufen fühlten eine Rolle zu ſpielen, wußten ſehr wohl was ſie thaten; denn ſie wußten, wohin ſie auf dem Wege, den ſie einſchlugen, kommen würden. Wäre es ihnen wirklich darum zu thun geweſen, dem zu hart gedrückten Volke ſo viel Freyheit und Gleichheit zu verſchaffen, als jeder in bürgerlicher Geſellſchaft lebende Menſch kraft des geſellſchaftlichen Vertrags zu fodern berechtigt iſt:

ſo

ſo würden ſie einen ganz andern Weg genommen, ſo würden ſie ſich begnügt haben, die übermäßige Gewalt des Monarchen durch eine mit den nöthigen Gegengewichten verſehene Konſtituzion einzuſchränken, dem Uebermuth der Großen und der Höflinge, der Verſchwendung des Staatseinkommens, den Gebrechen der Juſtizpflege, den unterdrückenden Vorrechten des Adels, der Raubſucht, Hoffart und Ueppigkeit der Prieſter des Plutus — kurz allen Arten von Mißbräuchen, die (wie ich geſtehe) in Kakogallinien zu einer unerträglichen Höhe geſtiegen waren, abzuhelfen, und vornehmlich durch zweckmäßige Geſetze und Einrichtungen jene tiefe und allgemeine ſittliche Verderbniß von Grund aus zu heilen, die zugleich eine natürliche Folge des bisherigen Laufs der Dinge und eine unverſiegbare Quelle des täglich wachſenden öffentlichen Elends geweſen war. Wenn, ſage ich, die kakogalliniſchen Volks-Repräſentanten alles dies ernſtlich wollten und ſonſt nichts wollten als dieß: ſo konnten ſie es auch, — trotz allem Widerſtande des Hofes und der Ariſtokratie, deren Anzahl und Macht gegen das ungeheure Uebergewicht eines ganzen bewaffneten Volkes, das ſeine Rechte geltend zu machen entſchloſſen war, in keine Betrachtung kam: und ſo bedurfte es keiner gewaltſamen Umkehrung aller bisherigen bürgerlichen Ordnung; ſo war es eben ſo unnöthig als unpolitiſch, die Sachen bis zu einer Extremität zu treiben, wo das Volk, das von

seinen Rechten nur dunkle Ahnungen oder sehr verworrene Vorstellungen hat, durch die absichtlich übertriebnen und verfälschten Begriffe, die man ihm davon beybrachte, sich auf einmahl aller seiner Pflichten entbunden glaubte, und im ungewohnten Gefühl seiner Uebermacht und Unabhängigkeit, so wenig als der eigenwilligste Despot, daran dachte oder daran erinnert seyn wollte, daß ihm seine Rechte, ohne die strengste Beobachtung aller Pflichten des gesellschaftlichen Vertrags, nicht nur unnütz, sondern sogar verderblich sind. Aber die Demagogen wollten eine Verfassung, worin sie gewiß waren die erste Rolle zu spielen; wollten eine Demokratie, deren Zügel sie immer in ihren Händen behalten, und worin sie ihren bemaulkorbten brummenden Suverän, zu ihrem Profit, tanzen lassen könnten wie ihnen beliebte. Dies war von Anbeginn der Revoluzion der geheime Plan dieser unredlichen Menschen; alle ihre Anschläge, alle Maschinen waren auf diesen Punkt gerichtet. Aber um dahin zu gelangen, mußte nothwendig die ganze Monarchie aufgelößt, mußte sogar die neue Konstituzion, woran ihre klügsten Männer so lange gearbeitet hatten, wieder umgeworfen, mußten alle durch sie konstituirte Mächte wieder desorganisiert, und, so weit als es möglich war, alles in den anarchischen Stand der primitiven Gesetzlosigkeit und Wildheit, zurückgesetzt werden. — Gleich viel, durch welche Mittel! die schändlichsten, die ungerechtesten, die grausamsten

ſten hatten nichts das dieſe Menſchen erſchreckte. Da ſie ſelbſt die Geſetzgeber ſind, ſteht es ja nur bey ihnen, alle Geſetze abzuſchaffen die ihren Abſichten zuwider ſind, und alles zu Geſetz zu machen was ſie befördert. Mögen doch darüber, mit allem übrigen, auch alle moraliſchen Gefühle und Ideen vollends zu Trümmern gehen! Deſto beſſer für ihren Zweck! Deſto leichter iſt es ihnen, aus der formloſen Maſſe nach ihrer Konvenienz neue Begriffe und Maximen zu drehen, die ſie, ohne Rückſicht auf den innern Gehalt, zu Recht oder Unrecht ſtempeln, denen ſie, nach Zeit und Umſtänden, jeden Sinn unterlegen, bald eine engere, bald weitere, oder auch gar keine Anwendbarkeit geben können. — Daher das zweyfache Maß und Gewicht, womit wir ſie bey allen Gelegenheiten meſſen und wägen ſahen! Daher die ſchamloſen Widerſprüche ihrer Beſchlüſſe und Handlungen mit ihren öffentlich vorgegebenen Grundſätzen! Daher alle die Taſchenſpieler-Kunſtgriffe, wodurch ſie noch immer das Volk zu hintergehen, zu verblenden, und im Taumel zu erhalten gezwungen ſind, um ihm ſeinen wahren Zuſtand und ihre wahren Abſichten zu verbergen, und ein Aufwachen zu verhindern, das nicht anders als fürchterlich für ſie ſeyn könnte! Daher die ſchändliche Nothwendigkeit, dem Pöbel unaufhörlich zu ſchmeicheln, dem Abſchaum der Nazion alles zu geſtatten, oder wenigſtens alles ungeſtraft hingehen zu laſſen; weil ſie nie wiſſen, wie bald der Fall

wiederkommen wird, wo sie (wie schon so oft geschah) seiner Spieße und Mordschwerdter zu ihrer eignen Vertheidigung, zur Unterstützung ihrer Komplotte, oder zu Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften nöthig haben werden! — Und eine Revoluzion, die dies alles bewirkt, ein großes Reich in eine so ungeheure Zerrüttung gesetzt, sein Schicksal in die Hände solcher Menschen gespielt, sein voriges Elend so unermeßlich vergrößert, seinen Bewohnern alle Hoffnung bessere Zeiten zu sehen wenigstens auf ein ganzes Menschen-Alter geraubt, ja sogar alle Wege ihrem gänzlichen Untergang zu entrinnen, oder sich wenigstens anders als durch ein verzweifeltes Mittel zu retten, so gänzlich abgeschnitten hat, — eine solche Revoluzion kannst du, Jupiter, um der Uebel, deren Quelle sie verstopfen, und um des unzählichen Guten willen, das sie veranlaßen soll, in deinen Schutz nehmen?

Jupiter. Darin thust du mir Unrecht, Saturnia: ich nehme sie nicht in meinen Schutz. Der ganze Olymp ist mein Zeuge, daß ich diesen Begebenheiten als bloßer Beobachter zugesehen habe. Ich gönne den Sterblichen Gutes; aber ich vermag nichts gegen Nothwendigkeit und Natur: und wenn alle Ursachen, die zu Bewirkung einer großen Weltbegebenheiten zusammen arbeiten, den Punkt ihrer Reiffe und ihres Einklangs erreicht haben, wie dies dermahlen der Fall war: so würden

den alle eure Kräfte, mit den meinigen vereinigt, unvermögend seyn, einen einzigen Kopf, welcher fallen muß, stehend zu erhalten. — Sonst sollte wahrlich der arme Louis Capet den seinigen nicht unter die Guillottine haben legen müssen!

Juno, auffahrend. Was sagst du? — Sie hätten ihre Verruchtheit bis zu einem so gräßlichen und zugleich so unpolitischen Frefel getrieben?

Jupiter. In diesem Augenblick!

Juno, mit einem grimmigen Blick auf Jupiter. In diesem Augenblick, sagst du?

Jupiter. Du siehst also, daß nicht mehr zu helfen ist.

Juno. So eile ich, alle Völker und Fürsten des Erdbodens zur Ausrottung dieser erklärten Feinde der Götter und der Könige zu vereinigen; da es doch, wie ich sehe, unmöglich ist, deine zu Milch gewordene Galle zu reitzen, und selbst die schändlichste aller Greuelthaten dich nicht bewegen kann, die Verbrecher in die Strudel des Flegetons hinab zu donnern!

Jupiter. Uebereile dich nicht, liebe Juno! Ich dächte, die Erfahrung sollte dich doch endlich gelehrt haben, wie leicht man aus Uebel ärger macht. Würdest du wohl ehmahls die halbe Erde unter Wasser gesetzt haben, um ein Nest voll sakrilegischer Ratten zu ersäuffen, die dein venera-

bles Bild zu Megalopel angenagt hätten? — Ueberlaß die Strafe der Königsmörder der unerbittlichen, immer gerecht richtenden Nemesis; und hüte du dich nur, daß du die Pest, deren Ansteckung du fürchtest, anstatt sie weislich in das Land, worin sie wuthet, einzuschließen, nicht durch die Anstalten selbst, die du gegen sie vorkehrst, in ganz Europa verbreitest! — Ich habe nichts dagegen, daß du, weil doch alte Begriffe und Gewohnheiten so viel Gewalt über dich haben, die Könige noch immer als meine Stellvertreter betrachtest, und dich, so warm du willst, für die Erhaltung ihres Ansehens verwendest: aber hüte dich, (wenn dir anders Leidenschaft und Einseitigkeit, einen guten Rath anzunehmen, verstatten) hüte dich, die Sache deiner Klienten der Sache des ganzen Menschengeschlechts entgegen zu setzen, und ihnen durch übermäßige Vorliebe noch mehr zu schaden, als ihre erklärtesten Feinde durch ihren Haß! — Wenn du es wirklich gut mit den Königen meynst, so lehre sie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden. Sage ihnen: ein Thron, der auf einer haltbaren Verfassung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erschütterung von fremden Meynungen und Beyspielen wankend gemacht werden. Sage ihnen: ein Regent schade der Wohlfahrt seines Staats oft, mit dem besten Willen sie zu befördern, mehr durch zu viel als durch zu wenig thun; und je freyern Spielraum man den einzelnen Kräften eines

empor-

emporſtrebenden Volkes laſſe, deſto unſchädlicher ſey ſogar der Mißbrauch dieſer Freyheit. Sage ihnen eine weiſe Regierung und ein guter Furſt habe von einem durch uneingeſchränkte Freyheit ſeiner Vernunft veredelten und gebildeten Volke nichts zu beſorgen; und, wenn du kannſt, Dame Juno, ſo lehre ſie auch recht verſtehen, was ich ihnen durch dich ſage laſſe: und du wirſt ſehen, daß die Welt und die Könige ſich nicht übel dabey befinden werden.

Juno. Was ich ſehr deutlich ſehe, Herr Gemahl, iſt, daß die Sachen nicht deſto beſſer gehen, ſeitdem du ein ſo großer Moraliſt geworden biſt. — (Sie geht eilends ab.)

Jupiter, nach einer kleinen Pauſe zu Minerven. Was können wir von den Sterblichen fodern, wenn Götter ſelbſt nicht weiſer ſind?

W.

VI.

Gedichte.

1. Selbſtverklagung *)

Schon ſenkt ſich aus dem Schooß der dunkeln Wolke nieder
Die Fackel, die mir jenſeits leuchten ſoll;
noch

*) eines modernen, ſich gern täuſchenden Sybariten, auf dem die Erde leicht ruhen möge, wenn es ihm mit ſeinem Abſchied Ernſt iſt! W.

Noch wenig Schritte ſinds, ſo iſt der Wandrer wieder
Am Ort, wo ihm zuerſt des Lebens Stimme ſchall;
Wo ſüßes Zwielicht ihm die zarten Augen ſtärkte,
Wo folgſam ſein noch ungelehrig Ohr
Auf holde Mutterworte merkte
Und ſorgſam keinen Laut verlehr.

Doch eh ich noch aus euerm todten Kreiſe,
Aus dem ſich ſonſt nie lauter Scherz verlohr,
Geliebte Weggeföhrten, ſtumm mich reiße,
Ruf ich mit offner Bruſt das volle Sünden-Chor
Des Jünglings und des Manns hervor,
Und jeden Roſtfleck noch im Greiſe.
Hört dem Erguß der Reue zu,
Verzeiht gutmüthig meine Fehle,
Gönnt einen Himmel meiner Seele,
Und dieſer Hand voll Aſche Ruh.

Als Säugling ſchon, geleitet vom Inſtinkte,
Griff ich voll Ungeſtüm nach allem Schönen hin;
Geöffnet war mein innrer Sinn
Für jede Herzenskönigin
Als mir der Morgenſtern noch blinkte.
Kaum daß ein klares Auge winkte,
Kaum daß ein froher Mund mir rief,
So flog ich ſchnell, wie Hyppegrif.
Ließ Bücher, Bank und Weisheit ſtehen,
Sah nur das Freudenjähnchen wehen,

Und tanzte, lachte, ſang und ſprang,
Und folgte meinem frohen Muthe
Und meines Herzens vollem Drang.
Ließ ſeine Roſen meinem Blute
Ließ Treuſ' und Zaum der Fantaſie,
Und konnte die Vokabeln nie.
Umſonſt ermahnten mich Präzeptorn, Baſen, Muhmen,
Vergebens zupfte mich auch die Moral am Ohr;
Ich ließ ſie beten, pflückte Blumen,
Und herzt' und küßte nach wie vor.

Die Jugend flog, die goldne Stunde rollte
Viel andre, nur nicht mich vorbey;
Die Freude, die ich jezt, die mich verlaſſen ſollte,
Blieb auch mir Glücklichen getreu.
Ich brauſte fröhlich hin: an beyden Ufern ſtanden
Die Weiſen Griechenlands, erſchöpften Lung und Kunſt,
Vewieſen haarklein mir des Lebens blauen Dunſt,
Und wie die Helden, die dem Schönen widerſtanden,
Spät an der Zauberinſel lauden,
Die wir, Dank ſeys der Muſengunſt!
Früh und im Schmuck des Frühlings fanden:
Ich blieb in des Vergnügens Banden,
Und freute mich troz allem blauen Dunſt.

Nie kams mir in den Sinn mir in die Bruſt zu greifen,
Nur Lieb und Freude, wußt ich, haußten drin;

Caſſio.

Ich fand es in meiner Kammer, und er geſtuhnd uns eben izt, daß er es in einer beſondern Abſicht daſelbſt hingeworfen habe, welche er auch nach Herzens-Luſt erreicht habe.

Othello.

O Narr! Narr! Narr! der ich war!

Caſſio.

Hier iſt auch noch in Rodrigo's Briefe, wie er ihm vorwirft, daß er ihn vermocht habe, mich auf der Wache zu beſchimpfen; welches die Gelegenheit dazu gab, daß ich caſſiert wurde: Und eben erſt, da er nach einer langen Ohnmacht, worinn er für todt gehalten wurde, wieder zu ſich ſelbſt kam, ſagte er, Jago ſelbſt habe ihm den Reſt gegeben.

Lodovico (zu Othello.)

Ihr müßt nun dieſen Ort verlaſſen, und mit uns gehen: Eure Gewalt iſt euch abgenommen, und Caſſio regiert nun in Cypern. Was dieſen Sclaven betrift, wenn irgend eine ſinnreiche Marter ausgedacht werden kan, die ihn die grauſamſte Pein leiden mache, ohne ihn zu bald aufzureiben, ſo wartet ſie auf ihn. Ihr, Othello, ſollt in enger Verwahrung bleiben, bis die Beſchaffenheit eures Vergehens der Regierung von Venedig bekannt gemacht ſeyn wird. Komm, führet ihn hinweg.

Nie quält' ich mich Gefühle abzuſchleiſſen,
Begriffe zahllos aufzuhäuffen
Mit viel Method und wenig Sinn.
Nie wagt' ich ins Gebiet der Sfären kühn zu ſtreiffen
Und alte Faden abzuweiſſen
Von griechiſchen Geſpinnſt: ich dachte, eng und ſchlicht
In Häußlichkeit gehüllt, die Sonne hätte Licht
Genug für mich; von Tugend und von Pflicht
Kannt' ich beynah die Namen nicht;
Denn jeden ſeinen Weg in Ruhe gehn zu laſſen,
Voll Liebe gluhn und nur den Haß zu haſſen,
War immer mehr und näher mir, als Pflicht.

Noch muß ich ſeufzend euch geſtehn,
Ich huldigte oft frechem Spotte
Und ließ in Schellentracht, in lang und kurzem Trotte,
Der Philoſophen ſtolze Rotte
Durch manche Dornenhecke gehn:
Beſchor die Cyniker, und kühlte Platoniſten
Mit einem Strom von Scherz; ließ manchen frommen Chriſten
Mit ſeiner heilgen Miene ſtehn
Und gieng den Komus anzuflehn;
Und unter ſeinen Prieſterinnen
Und Prieſtern lebt ich froh und frey,
Und lernte, wie Alzides ohne Scheu
Bey Omphale, die Zeit zu goldnen Fädchen ſpinnen.

In

In Stuben hab ich nie verdroſſen mich verkrochen,
Gelehrte Runzeln nie auf dieſe Stirn gezwängt;
Nie um den Preis des Weiſeren gefochen,
Und keinen Lorbeerzweig gebrochen
Und meiner glatten Stirn umhängt:
Geſungen hab ich viel und Myrten viel errungen,
Durch Laun und Wiz viel Fröhliche gemacht;
Und oft in einer frohen Nacht
Zum Rang des Glücklichſten mich kühn emporgeſchwungen;
Mit manchem Schwank, den ich gemacht,
Der mir nach Herzenswunſch gelungen,
Selbſt von der Sprödeſten den wärmſten Kuß erzwungen.

O! denkt nur, Lieben, nichts als Roſenblätter,
Hab ich vor mich und um euch her geſtreut!
Wärs Wunder, wenn im düſtern Wetter
Ein ſtrenger Geiſt beſtraft die freye Seligkeit?
An Euch hieng ich mit reiner Andacht immer,
Euch war des Lebens Spiel geweiht;
Gereut hat dieſe Wahl mich nimmer.
Du kleine Traurige, du warſt die Ueberſchrift
An allem, was ich that! du reichteſt mir das Gift,
Und doch, noch ſeh ich dich im vollen heilgen Schimmer.

So lebt' ich hin in jenem Sündenwahne,
Vertrauend nur auf dieſes warme Herz!
Seht her und ſpiegelt euch! Erſt heut, im leeren Kahne,
Sah ich die heilge Glaubensfahne

Im Geiſt, ſie wehte Himmelwärts.
Für euch will ich die lezten Früchte brechen
Gereift bereits in reiner Himmelsluft:
Eh mich des Richters Machtwort ruft
Um über mich den Stab zu brechen,
Hört euern alten Freund noch wenig Worte ſprechen.

Entſagt den längſtgewohnten Wegen,
Schwört alle Liebe ab und faltet eure Stirn,
Schließt euch in Kammern ein, geht euerm Heil entgegen,
Empfangt der Gnade heiſſen Regen
Und leichtet euer Herz und trocknet euer Hirn!
Lebt mürriſch nur um — nicht zu leben,
Laßt alle ſüſſe Herzenspein
Und ſelbſt den goldnen Quell der Reben
Verhaßter euch, als jezt Pedantenſtrenge, ſeyn.
Was wir ſonſt ſchön und gut mit froher Wallung nannten,
Was wir gethan aus Herzensdrang,
Den Gott, für den wir lebten, brannten,
Werft nüchtern unter eure Bank!
Wo wir gelacht, da müßt ihr weinen;
Ein immeroffnes Grab muß die Natur euch ſcheinen,
Ein Mißton jeder frohe Klang.

Doch eh mein lezter Hauch entflogen,
So küßt noch einmal mich recht warm,
Drückt mich ſo feſt in euern Arm,
Wie ſonſt, da ich mit euch gezogen!

Auch

Auch du, o Charis, laß mich noch
Mich einmal mit dir glücklich küſſen,
Und auf der ſchroffen Spitze doch
Nichts als Unſterblichkeit vermiſſen;
Werft alle Lieder, jeden Kranz
Und alle Blumen mir aufs kühle Erdenbette,
Schließt hier der Freuden dichte Kette;
Genießt noch einmal euch hier, Kinder, um die Wette;
Mein Grab müßt ihr mit Spiel und Tanz,
Geſang und Kunſt und lautem Lachen
Zum frohen Ziel der Freuden machen.

U.

2. Die Geneſung.

Dem Herrn Hofrath von Koepken gewidmet.

Nahſt du mir im ſanften Reihentanze,
Göttin, die ſo lang' ich ſchon erſehnt?
Wird mit Deinem friſchen Myrthenkranze,
Meine Stirn gekrönt?

Lange, lange harrt' ich dir entgegen,
Wie die junge ſehnſuchtsvolle Braut
Hin durch Sturm und Ungeſtüm und Regen
Nach dem Lieben ſchau't!

Ach! oft ſank mein Blick zu Dir gewendet,
Wenn der Krankheit ſchauerliche Macht
Jedes Mittel, fruchtlos angewendet,
Voller Hohn verlacht!

Wenn der Geiſt, vergeblich aufwärts ſtrebend,
Jeder Hoffnung Schein verlöſchen ſah;
O! wie oft war, durch die Kunſt nur lebend,
Ich dem Tode nah!

Doch, wohl mir! Ihm dreiſt ins Auge ſehen,
Das vermocht' ich, und in Edens Thal
Hört' ich ahndend ſchon der Palme Wehen,
Sah der Sonne Strahl,

Die auch über Gräbern herrlich glänzet,
Dort, ſo jugendlich, ſo hold und ſchön,
Edle mit den ſchönſten Kränzen kränzet,
Welche nie vergehn! —

Doch hienieden blüht auch manche Blume,
Dank', o guter, lieber Vater, dir!
Zu der Brüder Glück und dir zum Ruhme
Leb' ich gern noch hier!

v. K.

3. Das Walzen.

Was erblick' ich? Dieſes wilde Schwingen,
Wo ſich Mann und Mädchen dicht umſchlingen,
Das, das wäre teutſcher, teutſcher Tanz?
Teutſches Volk! gewöhnt an Edelthaten,
Groß im Kriege, groß in Lanzenſaaten,
Teutſches Volk! o dich verkenn' ich ganz!

Grazie

Grazie und Anmuth in dem Schritte,
Leichte Wendungen in jedem Tritte,
Sind des Tänzers ſchönes Ideal;
O! wie können denn in teutſchen Tänzen,
Wilde, wüſte Schwingungen noch glänzen,
Die ihr Schöpfer von Mänaden ſtahl!

Ja! die Weiberſchaar, die einſt beym Sange
Rauher Lieder, horchend nicht dem Klange
Sanfter Töne, Orpheus Herz zerſchnitt;
Sie, ſie drehten ſich in ſolchen Kreiſen,
Und beyſtimmend ihren wilden Weiſen
Tanzten Tiger da und Löwen mit!

Aber teutſcher Mädchen ſanfte Herzen,
Hoch ſonſt klopfend nur der Tugend Scherzen,
Wie? ſie beben nicht mit ſcheuem Blick
Vor der wilden Walzer dichten Reihen,
Die des Tanzes Grazie entweihen,
Vor den wüſten Orgyen zurück! —

Ach! des Tanzes Muſe ſteht von ferne,
Sie, die ſonſt ſo willig, ſonſt ſo gerne
Holder Tänzerinnen Reihen ſieht;
Schweigend ſteht ſie, und, in düſtern Blicken
Trüben Mismuth', kehret ſie den Rücken,
Dieſen wilden Tänzen, — und entflieht.

Möchte ſie doch bald uns wiederkehren,
Möchten wir auf ihre Stimme hören,

Die, indem sie flieht, uns noch ertönt;
„Dann erst wenn bey sanften Reihentänzen,
„Euch die Grazien mit Rosen kränzen,
„Dann erst ist Terpsichore versöhnt!

v. K.

4. Auf den Tod des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, Durchl.

Hüllet euch in Trauerflor, ihr Saiten!
Er, der edle Fürst, so gut, so hehr,
Dem wir laute Preisgesänge weihten,
Ferdinand! Er ist nicht mehr!

In der Bruder-Eintracht trauten Hallen
Wird nicht mehr des Jubelliedes Ton
Ihm, dem großen Guelfenfürsten, schallen,
Denn zu schnell ist Er der Erd' entfloh'n!

Dieser Erde, wo er allbeglückend,
Segnend, wie die göttliche Natur,
Jeden seiner Brüder hocherzückend,
Wandelte auf hoher Gottheit Spur! —

Er, Der eitler Fürstengrösse lachte
Und der Kronen drückender Gefahr,
Dem die Bruderliebe Kronen brachte,
Weil Er menschlich, weil Er edel war!

Hinge-

Hingeeilt iſt nun ſein Geiſt in Welten
Wo der Seeligkeiten Fülle wohnt;
Wo der Gott, ſelbſt ſeelig im Vergelten,
Ihn mit ungemeßnem Lohne lohnt!

Dort — wo ſich zur lichten Flammenklarheit
Jedes Erdendunkel ſchön erhellt,
Wo im Glanz der reinſten Himmelswahrheit,
Unſerm Auge jede Binde entfällt!

Wo, befreyt von allen Erdenmühen,
Hoch gehoben über Erd' und Zeit,
Blumen ihm in Edens Garten blühen,
Die da trotzen der Vergänglichkeit!

Dort — dort harret Sein an Gottes Throne,
In der Allvergeltung ſchönſtem Licht,
Seiner Himmelspalmen Strahlenkrone,
Die Ihm ewige Vergeltung flicht.

Dort, wo frey von allen allen Sorgen,
Ihm der Seeligkeiten Fülle lacht,
Wo ihm ſtrahlt der junge Gottes Morgen,
Nach des Erdendunkels kurzer Nacht;

Dort, dort blühen herrlich ſeine Saaten,
Die Er hier ſo reichlich ausgeſtreut;
Und die Menge ſeiner Edelthaten,
Sie umgiebt Ihn — eine Ewigkeit!

Aber wir — wir blicken voller Sehnen,
Ihm — dem Edeln, dem Geliebten nach;
Unſrer treuen Liebe heiſſe Thränen
Strömen jenem groſſen Wonnetag,

Der auch uns ihm wiederum vereinet,
Wo dem ungetrennten Wiederſehn
Man der höchſten Wonne Zähren weinet,
Die zu Himmelsbürgern uns erhöhn!

Dieß — dieß iſt es, was zu frohen Hoffen,
Auch den bangen Buſen mächtig ſchwellt;
O! wir ſehn im Geiſt den Himmel offen,
Lieben Ihn noch in der beſſern Welt! —

v. Rohr.

5. Eine Abendfantaſie.

Föbus ſinkt, und Myriaden Welten
grüßen freundlich mich vom Firmament;
ihnen Gruß mit Gruße zu vergelten
flög' ich gern zu jenen Strahlenzelten
wo im Blau ihr zitternd Feuer brennt.

Hätt' ich eines Adlers kühnen Flügel,
wäre mir ein Cherub unterthan,
ſchwäng' ich mich auf ihm mit freyem Zügel
jubelnd über Meere, Berg' und Hügel
in den blauen Welten-Ozean.

Tanzte

Tanzte dann um Millionen Sonnen
in die Wette mit dem Weltentanz;
Einer Welt im ſchnellen Flug entronnen
hätt' ich ſchon der Andern Port gewonnen,
mich geſonnt im neuen Sonnenglanz.

Immer höher trüge mich die Schwinge
meines Roſſes durch das Sternenheer,
und entkörpert ſäh' ich hohe Dinge,
bis ich zu der höchſten Stufe dringe,
zu dem Strand vom großen Flammenmeer.

Zu dem Meer, das lodernd um die Veſte
des erhabnen Unerſchaffnen wogt;
jenſeits ſtehn die goldenen Paläſte,
denen zu, ihr längſt entſchwundnen Gäſte
aller Welten, triumfierend flogt.

Und mein Thier tritt ſchnaubend in die Flammen,
friedlich weichet ihm ſein Element,
praſſelnd ſchlägt es hinter ihm zuſammen,
und das Roß ſchlürft reine Feuerflammen,
die ſein Mund als Speiſ' und Labſal kennt.

Und dort ſeh' ich in dem Gottesgarten
jene ewig jungen Roſen glühn;
Engel ſind es, die der Roſen warten,
Engel bauen dieſen Gottesgarten,
wo die ewig jungen Roſen blühn.

Immer

Othello.

Sachte; ein paar Worte, eh ihr geht. Ich habe dem Staat einige Dienste geleistet, und sie wissen's: Nichts mehr davon. Ich bitte euch, wenn ihr in euern Briefen diese unglükliche Geschicht' erzählet, so redet von mir wie ich bin; verkleinert meine Fehler nicht, aber macht mich auch nicht schlimmer als ich war. Redet also von einem, der nicht weislich liebte, aber zu sehr; von einem der nicht leicht eiferte; aber nachdem er einmal von dieser Leidenschaft ergriffen war, keine Grenzen kannte; von einem, dessen Hand gleich dem verworfnen Juden (Herodes) eine Perle wegwarf, deren unschäzbarer Werth sein ganzer Stamm nicht bezahlen konnte; von einem dessen ungewohnte Augen, ihr gleich Arabiens Balsam-Staude Thränen, Jammer-lindernde Thränen quellen, abet. Dieses schreibet, und sezt hinzu, daß ich einst in Aleppo, wo ein boßhafter schelmischer Türke einen Venetianer schlug und auf den Staat schimpfte, den beschnittnen Hund bey der Gurgel gefaßt, und ihn so gekizelt habe.

(Er ersticht sich.)

Lodovico.

O blutige Nacht!

Gratiano.

Hier verliehren Worte alle ihre Kraft!

Othello

Immer weiter — Halt! zurück Gedanken!
Menſch, du willſt ſelbſt Gottes Veſte ſchaun?
Kennt dein Wunſch denn nicht des Wunſches Schranken?
Sterblicher, kann denn dein Flug nicht wanken?
Wirſt du bis zum Ziel dir ſelbſt vertraun?

Komm' hernieder! ſieh den ſchönen Garten,
den der Unerſchaffne dir gebaut;
zwar ſinds Menſchen, die des Edens warten,
aber Gott ſchmückt ſchön den Erdengarten,
den mit Luſt ſelbſt Geiſt und Engel ſchaut.

Strebſt du höher? In des Mondes Glanze,
deſſen Gold ſich jezt zu Silber bleicht,
ſitzt um dich, enteilt dem Geiſtertanze,
dort die Elfin mit dem Myrtenkranze,
den ſie huldreich ihren Freunden reicht.

Biſt du werth der hehren Geiſterkrone?
iſt dein Herz ſo rein wie Mondenlicht?
Nun ſo ſchwebe zu dem Perlenthrone,
nimm beglückt der Elfin Kuß zum Lohne,
und den Kranz, den dir die Huldin flicht.

Sylf' und Elfe ſind von Dem erſchaffen,
der umwogt vom Flammenmeere thront,
ſind Ihm nicht des ſchweren Zornes Waffen,
ſie ſind dem zum Glück und Lohn geſchaffen,
welcher rein in Gottes Garten wohnt.

Wenn

Wenn im Lenz der Roſen Knoſpen brechen,
wenn die Lilie ihren Schnee entſchließt,
Schmetterling und Zefyr ſich beſprechen,
und an leicht bekränzten Silberbächen
thaubeperlt das dunkle Veilchen ſprießt;

Wenn alsdann, erſchöpft, mit matten Flügel
Titans Roß in kühle Fluthen ſteigt,
und der Mond, enthüpft dem Blumenhügel,
dort ſein Bild im blauen Waſſerſpiegel
zauberiſch dem Aug des Pilgers zeigt:

Dann umkränzt mit Myrten zu dem Feſte
jede Elfe ſich das goldne Haar;
ſingend öffnen ihnen frohe Weſte
Oberons azurene Paläſte,
und ſie wallen ein zu Paar und Paar.

Dann tritt mancher zu dem Feſt gerufen,
mancher Sterbliche zum Saale ein,
nahet ſich des Thrones goldnen Stufen,
und es kömmt, von Oberon gerufen,
eine Elfe ihn zum Feſt zu weyhn.

Und er ſieht was nie ein Aug geſehen,
fühlt was nie ein andres Herz gefühlt;
und von jezt darf er beym Frühlingswehen
jedesmal zum Geiſtertanze gehen,
wenn der Mond die matten Fluren kühlt.

224

Oft auch ſieht er in des Mondes Glanze,
wenn ſein Gold ſich jezt zu Silber bleicht,
wegen ihm enteilt dem Geiſtertanze
eine Elfin mit dem Myrtenkranze,
den ſie huldreich ihren Freunden reicht.

Rein und werth der höhern Geiſterkrone,
rein im Herzen, wie das Mondenlicht,
geht und ſchwebt er zu dem Perlenthrone,
nimmt entzückt der Elfin Kuß zum Lohne
und den Kranz, den ihn die Huldin flicht.

Joh. Fried. v. Meyer.

Neuer Teutſcher Merkur.

3. Stück 1793.

Herausgegeben von C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Probe einer neuen Ueberſetzung des Lukreziſchen Gedichtes von der Natur der Dinge. S. 225.
II. Gebal und Abdalla, fortgeſetzt. — 235.
III. Ueber die Alleinherrſchaft. — 267.
IV. Proben einer neuen Ueberſetzung der Eſſais de Montaigne. — 307.
V. Ode an die Freyheit. — 333.
VI. Anzeigen. — 334.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Die Hoffmannische Buchhandlung in Weimar hat seit Michaeli v. J. verlegt;

Akten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte, 3ten Bd. 7tes bis 12tes Stück 8. 18 gr.

Almanach oder Taschenbuch, für Scheidekünstler und Apotheker, für 1793 (von Herrn Prof. Göttling in Jena) kl. 8. 12 gr.

Bucholz, D. W. H. S. Beyträge zur gerichtl. Arzney-Gelahrheit, 4s. Bd. 8. 16 gr.

Gedicke, Friedr. griech. Lesebuch für die ersten Anfänger, nach der neuesten Ausgabe ins Teutsche übersetzt, 8. 6 gr.

Guths, Gottfr. Magazin für die bürgerl. Baukunst, 2s. B. 1r Theil mit Kupf. gr. 8. 1 Thlr.

Hieronimus Knicker, eine komische Operette, 8. 5 gr.

Schliting, Thomas, eine lehrreiche Geschichte, aus den Engl. der Mstr. Trimmer, 8. 8 gr.

Schulz, Friedrich, kleine prosaische Schriften, 3s. B. 8.

Dessen Moriz, ein kleiner Roman; neue verbesserte Ausgabe mit Kupf. von Lips, 8. 1 Thlr. 8 gr.

Derselbe auf holländ. Papier, mit Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Wieglebs J. C. historisch-kritische Untersuchung der Alchymie; neue Aufl. 8. 16 gr.

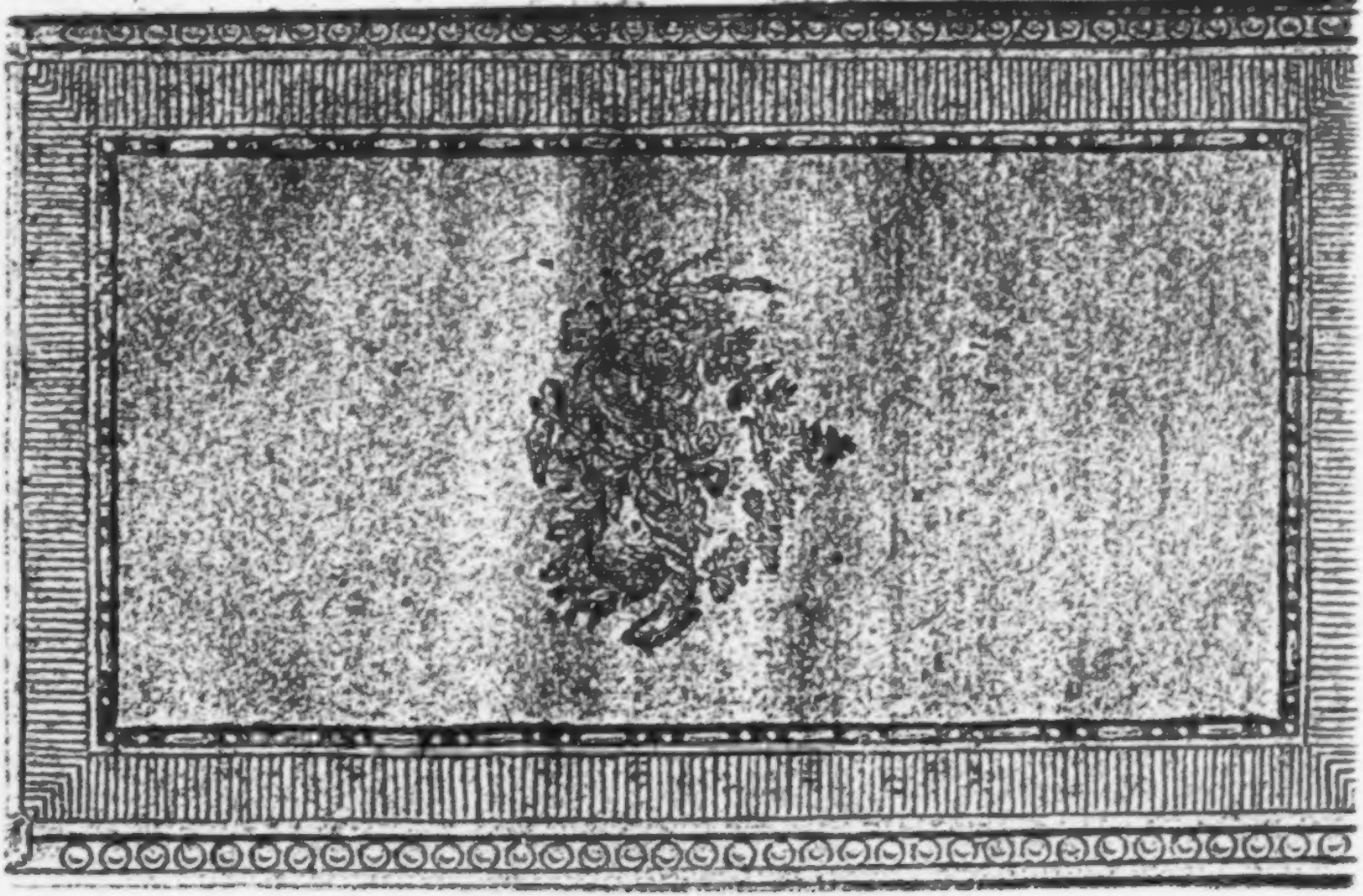

Der neue
Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1793.

I.

Probe
einer neuen Ueberſetzung
des Lukreziſchen Gedichtes
von
der Natur der Dinge.

Aus dem Erſten Geſange.

1.

Stammfrau den Aeneaden, der Menſchen Luſt und der Götter,
Holde Venus! Du, welche das Schiffetragende Weltmeer,
Welche das Früchtebringende Erdreich unter des Himmels
Gleitenden Zeichen belebt; denn jegliche Gattung der Thiere
Wird empfangen durch dich, und erſchaut gebohren das Tageslicht:

Aeneadum genetrix, hominum divûmque voluptas,
Alma Venus, coeli ſubter labentia ſigna
Quae mare navigerum, quae terras frugiferentes
Concelebras; per Te quoniam genus omne animantum
Concipitur, viſitque exortum lumina ſolis;

Göttinn, vor dir und deiner Herankunft ſchweigen die Stürme,
Fliehen die Wolken; dir ſchickt ſanftduftende Blumen der bunte
Boden herauf, dir lachen der Fluth geebnete Flächen,
Und in ergoſſenen Glanz hellt ſich die beſänftigte Luft auf.
Denn ſobald als ein Tag im Schmucke des Lenzes hervor bricht,
Und des befruchtenden Weſts entſiegelter Athem umherſtreicht,
Kündet der Lüfte Geflügel zuerſt dich, Göttinn! und deinen
Eintritt an, getroffen das Herz von allmächtiger Wolluſt.
Dieſe hüpft auf üppiger Weid' im Wild' auch, und ſchwimmet
Ueber rauſchende Waſſer: ſo folgen, durch Anmuth und deine
Zauber gefangen, dir alle Naturen aller beſeelten
Weſen begierig nach, wohin du jede gelockt willſt.

Te Dea, te fugiunt venti, te nubila coeli
Adventumque tuum; tibi ſuaves daedala Tellus
Submittit flores, tibi rident aequora Ponti,
Placatumque nitet diffuſo lumine coelum.
Nam ſimul ac ſpecies patefacta eſt verna diei
Et reſerata viget genitalis aura Favoni,
Aëriae primum volucres te, Diva, tuumque
Significant initum, perculſae corda tua vi;
Inde ferae Pecudes perſultant pabula laeta
Et rapidos tranant amnes, ita capta lepore
Illecebriſque tuis omnis natura animantum
Te ſequitur cupide, quo quamque ducere pergis:

Endlich allem, was Meere, was Berge, was reiſſende Flüſſe,
Zweigetreibende Wälder und grünende Fluren bewohnet,
Allem die Bruſt mit behaglicher Lieb' anlockend, bewirkſt du,
Daß von Geſchlecht zu Geſchlecht die Thierwelt brünſtig ſich fortpflanzt.

Weil denn Du allein die Natur der Dinge beherrſcheſt,
Und nichts ohne Dich an die tagenden Küſten des Lichtes
Aufgebracht wird, noch etwas lieblich und luſtig erfunden;
Wünſch ich mit dich zur Geſpielin beym Schreiben der Verſe, die meinem
Memmius ich von der Dinge der Natur zu dichten bemüht bin:
Ihm! den du, Göttinn, mit jeglicher Gabe geziert, und gewollt haſt
Daß er unübertreflich in allem allezeit bleibe.

Denique per maria ac montes fluviosque rapaces
Frondiferasque domos avium, camposque virentes,
Omnibus incutiens blandum per pectora amorem
Efficis, ut cupidae generatim saecla propagent.
Quae, quoniam rerum naturam sola gubernas,
Nec sine Te quicquam laetas in luminis oras
Exoritur, neque fit laetum neque amabile quicquam,
Te sociam studeo scribundis versibus esse,
Quos ego de Rerum Natura pangere conor
Memmiadae nostro: quem tu, Dea, tempore in omni
Omnibus ornatum voluisti excellere rebus.

Othello (zu Desdemona.)

Ich küßte dich, eh ich dich tödtete; nun ist nichts übrig, als da ich mich selbst getödtet habe, mit einem Kuß zu sterben. (Er sinkt auf Desdemonens Leiche und stirbt.)

Cassio.

Das besorgte ich, aber ich glaubte nicht, daß er ein Gewehr habe; er hatte ein grosses Herz.

Lodovico (zu Jago.)

O Spartanischer Hund, verderblicher als Pest, Hunger, oder die tobende See! Schau auf die jammervolle Last dieses Bettes hin; das ist dein Werk; der gräßliche Anblik vergiftet das Gesicht -- Laßt ihn verhüllen, Gratiano. Behaltet das Haus, und bemächtigt euch deß Vermögens des Mohren, denn ihr seyd sein Erbe. (Zu Cassio.) Euch, Herr Statthalter, verbleibt die Abstraffung dieses höllischen Bubens, die Zeit, der Ort, die Marter, o! laßt sie so greulich als seine Bosheit seyn. Ich selbst eile zu Schiffe, um mit schwerem Herzen dem Staat diesen jammervollen Zufall vorzutragen.

Darum, o Göttliche! darum verleih' auch meinen Geſängen
Unvergänglichen Reiz, und ſchläfre indeſſen das wilde
Schlachtengetümmel auf allen Gebiethen des Landes und der
See ein!
Denn Du vermagſt es allein mit ſtillem Frieden die Menſchen
Zu beglücken, weil Mars, der die Waffen lenkt und des Krieges
Waltet, ſich oft, von der Liebe unheilbarer Wunde gefeſſelt,
Dir in den Schoos hin wirft, mit zurück gebeugtem geſchlanken
Nacken, ſchmachtend aufſieht nach dir, da ſeinen vor Sehnſucht
Glühenden, Blick entflammt, und lechzend an deinem Mund
hängt.
Liegt er nun alſo vor dir, auf deinem heiligen Schooſe,
Ausgeſtreckt da, ſo neig', o neige dein ſchimmerndes Antlitz
Ueber ihn her, und träufle, du Hochgeprieſne! der ſüßen

Quo magis aeternum da dictis, Diva, leporem!
Effice ut interea fera moenera militiai
Per maria ac terras omnes ſopita quieſcant.
Nam Tu ſola potes tranquilla pace juvare
Mortales, quoniam belli fera moenera Mavors
Armipotens regit, in gremium qui ſaepe tuum ſe
Rejicit, aeterno devinctus vulnere amoris,
Atque ita ſuſpiciens tereti cervice reposta
Paſcit amore avidos inhians in te, Dea, viſus,
Eque tuo pendet reſupini ſpiritus ore:
Hunc tu, Diva, tuo recubantem corpore ſancto,
Circumfuſa ſuper, ſuaves ex ore loquelas

Wörter

Wörtchen herab, gedeihlichen Frieden den Römern erflehend!
Denn der dieſen des Vaterlands ſtürmiſchen Zeiten vermag ich
Nicht mit heiterm Gemüthe zu ſingen, noch darf der erlauchte
Sproſſe des Memmiſchen Stamms in ſolcher Noth dem gemeinen
Beſten entflehn. Du, Memmius, gönne mir aber ein offnes
Ohr, und ergieb dich, von Sorgen entbunden, der Wahrheit und Weisheit;
Laß nicht der Hand ein Geſchenk, das mein redlicher Eifer dir widmet,
Eh du es durchzudenken gewürdigt, verächtlich entſchlüpfen!
Denn von des Himmels, der Götter, erhabnen Beſchaffenheit will ich
Reden, ich will dir der Weſen Uranfang öffentlich kund thun,
Zeigen, woher die Natur, was da iſt, alles hervor bringt,

Funde, petens placidam Romanis, Incluta, pacem.
Nam neque nos agere hoc patriæ tempore iniquo
Poſſumus æquo animo, neque Memmi clara propago
Talibus in rebus communi deſſe ſaluti.
Quod ſupereſt vacuas aures mihi Memmiada, et te
Semotum a curis adhibe veram ad rationem,
Nec mea dona, tibi ſtudio diſpoſita fideli,
Intellecta prius quam ſint, contempta relinquas.
Nam tibi de ſumma Coeli ratione, Deûmque
Diſſerere incipiam et rerum primordia pandam,
Unde omnes Natura creet res, auctet alatque

Mehret und nährt, und worein ſie alles, was untergeht, auflöſ't;
Das, was bey Unterſuchung der Körper wir Grundſtoff der Dinge,
Saamen, Keim, Beſtandtheil und Elemente zu nennen
Pflegen, weil alles aus dieſen urſprünglich zuſammen geſetzt iſt.

Denn die Gottheit muß, ihrer Natur nach, der tiefeſten Ruhe
Von Beginn' an in alle Ewigkeiten genießen,
Abgewandt vom Tande der Erde, geſchieden davon fern;
Sonder Schmerz und ſonder Gefahr, ſich ſelber aus eigner
Macht und Fülle genug, mit nichten unſer bedürfend,
Wird ſie weder durch Tugend gerührt, noch empöret vom Laſter.

Quove eadem rurſus Natura perempta reſolvat;
Quae nos *Materiem*, et *genitalia corpora* rebus
Reddunda in ratione vocare et *ſemina rerum*
Appellare ſuëmus, et haec eadem uſurpare
Corpora prima, quod ex illis ſunt omnia primis.

Omnis enim per ſe Divûm Natura neceſſe eſt
Immortali aevo umma cum pace fruatur,
Semota ab noſtris rebus ſejunctaque longe;
Nam privata dolore omni, privata periclis,
Ipſa ſuis pollens opibus, nihil indiga noſtri,

Als einſt auf Erden das menſchliche Leben unter dem ſchweren
Drucke der Religion ſo ſchmählich danieder gebückt lag,
Welche das Haupt von den Zinnen des Himmels herunter neigte,
Mit erſchrecklichem Blick die Sterblichen alle bedrohend;
Hat es ein Grieche zum erſten gewagt, ſein ſterbliches Auge
Ihr entgegen zu heben, zu widerſtehen der erſte:
Er! den weder die Mährchen von Göttern, noch Blitze, noch lautes
Murren des Himmels zagen gemacht. Dieß alles erregte
Nur um ſo mehr den wackern Muth des Mannes, er ſetzte
Feuriger an, der Natur verrammte Pforten der erſte

Nec bene promeritis capitur, nec tangitur ira.

Humana ante oculos foede cum vita jaceret
In terris oppreſſa gravi ſub Relligione,
Quae caput a Coeli regionibus oſtendebat,
Horribili ſuper aſpectu mortalibus inſtans:
Primum Grajus homo mortales tollere contra,
Eſt oculos auſus, primusque obſiſtere contra:
Quem nec fama Deûm, nec fulmina, nec minitanti
Murmure compreſſit coelum. ſed eo magis acrem
Virtutem irritât animi, confringere ut arcta
Naturae primus portarum clauſtra cupiret.

Durchzubrechen. Er that's, und des Geiſtes raſcher Gedanke
Sprang weit über die leuchtenden Grenzen der ſichtbaren Welt weg,
Und durchſpähte, durchforſchte das unermeßliche Ganze;
Wannenher uns der Held berichtet, was irgend entſtehen
Könne, was nicht; und warum ein jegliches Ding ſein beſtimmtes
Maas und Ziel von Wirkung und Kraft anerſchaffen in ſich hält:
Alſo liegt nun die Religion hinwieder von Menſchen-
Füßen zertreten, und uns trägt bis an die Sterne der Sieg auf.

Wien, den 11ten Nov. 1792.

Ergo vivida vis animi pervicit, et extra
Proceſſit longe flammantia moenia Mundi,
Atque omne Immenſum peragravit mente animoque:
Unde refert nobis victor quid poſſit oriri,
Quid nequeat; finita poteſtas denique quoique
Quanam ſit ratione atque alte terminus haerent:
Qua re Relligio pedibus ſubjecta viciſſim
Obteritur, nos exaequat Victoria coelo. *)

*) Lukrezens Gedicht iſt ein wahrer Ulyſſes-Bogen. Unter denen, die ihn bisher (im T. Merkur wenigſtens) zu ſpannen verſucht haben, ſcheint mir, wenn man anders leonem ex ungue erkennen kann, der Ungenannte und mir gänzlich unbekannte Verfaſſer dieſer kleinen Probe der Mann zu ſeyn, dem

man die Kraft, dieſen Bogen zu ſpannen, zutrauen könnte, und von welchem ich wohl den ganzen Lukrez mit ſo vielem Sinn und Fleiß, als ich in dieſer Probe bewieſen finde verteutſcht zu ſehen wünſchte. Ein Wunſch, zu deſſen Erfüllung ich mir indeſſen keine Hoffnung mache, wofern der Ueberſetzer nicht durch einen unwiderſtehlichen Hang, oder vielmehr durch die ganze Gewalt des Lukreziſchen Genius zu einer ſo ſchweren, dornenvollen und ſelbſt dem hartnäckigſten Eifer Trotz bietenden Arbeit hingeriſſen wird; zumahl da er, in einer Zeit wie die unſrige, ſchwerlich auf eine andere Belohnung auch des glücklichſten Erfolges, als ſein eigenes Bewußtſeyn und den unfruchtbaren Beyfall einer kleinen Anzahl von enthuſiaſtiſchen Liebhabern der Kunſt und der Filoſofie der Alten, rechnen darf.

Uebrigens braucht es kaum des Zuſatzes, daß ich meine gute Meynung von den Kräften des Unbekannten keinesweges ſo ausgelegt wiſſen möchte, als ob ich glaubte, daß er in dieſer Probe das Ziel, wornach er zu ſtreben ſcheint, bereits erreicht habe.*) Niemand wird vermuthlich von der Einbildung, dem Genius des Lukrez völlig genug gethan zu haben, weiter entfernt ſeyn, als er ſelbſt; aber niemand,

*) Man vergleiche, z. B. nur die beyden Gemählde v. 33 — 41 und v. 77 — 89 mit dem Original, und man wird dies Urtheil nicht zu ſtreng finden.

mand, der es nicht ſelbſt verſucht hat, kann ſich auch einen Begriff von der unſäglichen Schwierigkeit des Unternehmens machen. Möchte doch der Verfaſſer dieſer Probe ſich nicht durch die fatale Beeiferung, den Lukrez in gleich vielen Verſen zu überſetzen, die Arbeit abſchreckender und den Erfolg beynahe unmöglich machen! Man ſoll ſich ſo ſcharf an die Urſchrift anſchlieſſen als möglich, und gedrungne Kürze ohne Nachtheil der Klarheit und ohne bedeutende Aufopferungen iſt allerdings ein groſſes Verdienſt: aber ich werde, ſo lange bis ich durch den Augenſchein widerlegt werde, behaupten, daß die Verſchiedenheit der Sprachen und die mechaniſchen Schwierigkeiten des teutſchen Herameters oder jeder andern Versart, denjenigen, der darauf beſtehen wollte den Lukrez Zeile vor Zeile zu überſetzen, zu Ungeſchmeidigkeit, Gewaltthätigkeiten an unſerer Sprache, und zu manchem quid pro quo, wofür ihm Leſer von Geſchmack wenig Dank wiſſen möchten, nöthigen würde. So hätte (um nur ein einziges Beyſpiel zu geben) unſer Ueberſetzer, in dem herrlichen Gemählde, nach welchem Taſſo ſeinen auf Armidens Schooß liegenden Rinaldo ſo meiſterhaft kopiert hat, das *paſcit amore* avidos — viſus, ſchwerlich verwiſcht, und durch die Worte „da ſeinen vor Sehnſucht glühenden Blick entflammt, zu erſetzen geglaubt, wenn ihn die Schwierigkeit, die fünf Verſe des Lukrez in fünf teutſche zu zwingen, weniger

niger geplagt hätte; wiewohl ich damit nicht behaupten will, daß es ihm nicht bey einem neuen Versuch besser glücken könnte. Aber was an manchen schweren Stellen einem nicht ablassenden Fleiß gelingen kann, wird, an hundert andern, auch dem gewandtesten, sprachkündigsten und arbeitsamsten Versekünstler in einer metrischen Uebersezung unmöglich bleiben. W.

II.

Gebal und Abdalla

Fortgesezt.

6.

Aufmerksam vernahm jezt Gebal den Rath des Weisen, und brannte vor Begierde, ihn in Ausübung zu bringen, mit verstärkter Thätigkeit das Versäumte nachzuholen, begangene Fehler zu verbessern, und Abdallah's Erwartungen weit zu übertreffen.

Bescheidenheit, Altersschwäche, und Liebe zu seinen guten Abdalsdörfern verhinderten den Greis, seines Königs Bitte, selbst an seinem Hofe die Reformazion einzuleiten, zu erfüllen: aber desto williger erfüllte er die zweyte Bitte, ihm einen Theil seiner Lebensgeschichte, vorzüglich in Bezug auf

seine

seine Freundschaft mit Gebal dem Ersten, zu erzählen.

„Mein Vater, Gutsherr von Lannosdorf — so hieß dieser Ort, ehe Gebals Freundschaft seinen Nahmen umänderte — hatte viele und größtentheils traurige Erfahrungen in der Welt gemacht. Er hatte seine schönsten Jahre am Hofe verlebt, war verkannt und gemißhandelt worden, zog sich dann in die Einsamkeit zurück, und widmete sich ganz der Erziehung seines einzigen Sohnes. Er war mein Lehrer — ich konnte mir keinen bessern Lehrer wünschen! Er theilte mir seine Kenntnisse, seine Erfahrungen mit, und was noch mehr war, er prägte mir seine Rechtschaffenheit ein. Man kann nicht rechtschaffener seyn, als es mein Vater war, wenigstens keine strengern Begriffe von Recht und Gerechtigkeit haben, und diesen Begriffen gemäßer leben.

Seine Gerechtigkeitsliebe gränzte zuweilen an Uebereilung; aber ich bemitleide die Armen, die deswegen über ihn spöttein konnten.

Nur einen Zug aus seinem Leben, und gerade den, den man am meisten gemißdeutet hat. Im zweyten Jahre seiner harten Gefangenschaft — zehn Jahre mußte er unter König Hardins Regierung im Kerker schmachten! — wurde ihm sein Todesurtheil angekündigt, das er ohne eine Miene zu verändern anhörte; und dann ein Priester geschickt, der ihm, wenn er das angeschuldigte Ver-

Verbrechen, das ihm nie in den Sinn gekommen war — gestehen würde, das lezte Opfermahl bringen sollte. Der Priester, nach langen vergeblichen Aufforderungen, zu gestehen wovon er nichts wußte, ermahnte ihn seine Zuflucht zur Gnade Abidahs und des Weltgeistes zu nehmen; mein Vater antwortete mit festem Tone: ich mag keine Gnade, ich will Gerechtigkeit! und schickte den Priester fort. Der Zeloten Schaar ergrimmte über den Gotteslästerer — ich versichere dich, er war ein ächter Verehrer Gottes und Abidahs, ein wahrhaft religiöser Mann!

Die Höflinge lachten über den Narren. Hardin selbst hielt ihn für wahnsinnig, und änderte das Todesurtheil ab in ewige Gefangenschaft. Zum Glück war Hardin auch ein Sterblicher. Nach Hardins Tode wollte sein Nachfolger ihn frey lassen, und mein Vater wollte nicht frey seyn, bevor er gerechtfertigt wäre. Ein neuer Beweiß schrieen die Höflinge, daß der Mann verrückt ist.

Aber Hardins Sohn war gerechter als sein Vater; er ließ die Klage von neuem untersuchen, und fand ihn durchaus unschuldig.

Unschuldiger, Unglücklicher! redete ihn der König an, was kann ich dir zu einigem schuldigen Ersatz thun?

Nichts! antwortete mein Vater ganz trocken. Auch Du bist mir nichts schuldig. Du hast deine

Pflicht

Pflicht gethan, hast gerecht gegen mich gehandelt, und damit gut. Und selbst dein Vater, war nur Instrument in der Hand eines verläumderischen Böswichts. Kannst Du diesen ausmachen, so laß ihn nach Verdienst bestrafen.

„Hast du Verdacht? fragte der König: nenne den Verläumder, seine Strafe soll seinem Verbrechen angemessen seyn."

Ich kenne ihn, gab mein Vater zur Antwort, aber ich mag nicht als Ankläger gegen meinen Feind auftreten, da ich ohne die Anklage gerechtfertiget bin." —

Ich nahm nach dem Tode meines Vaters Kriegsdienste; hatte in zwölf Jahren manche Gelegenheit, mich als guten Soldaten zu zeigen, und wurde gelobt, aber nicht befördert. Im dreyzehnten Jahre, im Feldzuge gegen die Kalekarnier, erhielt ich durch ein Versehen, was ich durch Verdienst nicht hatte erlangen können. Ich hatte von einem meiner Obern einen Auftrag an seine Anverwandten in Kissin, (einem Dorfe, das kaum vier Stunden vom Lager entfernt war) verstehe aber statt Kissin, Kitzin, das 5 — 6 Stunden hinter Kissin lag, und komme durch dies Versehen erst in später Nacht ins Lager zurück. Unter Weges erfahre ich aber, daß die Kalekarnier in dichten Haufen anrücken, und die unsrigen in der Nacht überfallen wollen. Ich eile dem Könige, der glücklicher Weise selbst im Lager war, die Nachricht

richt zu überbringen; der König macht Anstalt zum Empfange der ungebetnen Gäste, erkämpft den entscheidendsten Sieg, und ernennt mich zum Anführer einer Legion.

Ohne dies Versehen hätte ich in meinem drey und dreyßigsten Jahre — so alt war ich damals — angefangen Kohl zu pflanzen, und hätte weder deinen Vater noch dich kennen gelernt.

Bald darauf bestieg Gebal den Thron, und führte, anfänglich zur Vertheidigung, bald aber angreifend, Krieg auf Krieg. Ich that als Soldat meine Schuldigkeit, wurde von meinem Könige bemerkt, und königlich belohnt. In einem hitzigen Treffen war ich so glücklich, ihm das Leben zu retten; von dieser Zeit an zeichnete er mich aus, unterredete sich oft mit mir, theilte mir seine geheimsten Plane mit, verlangte oft meinen Rath, und konnte es ertragen, wenn ich manche seiner Unternehmungen mißbilligte. So durfte ich es z. B. wagen ihm von dem Kriege gegen die Kalokassier abzurathen: weil er kein Recht dazu hätte? und da er ihn dennoch unternahm, ihm gerade zu zu sagen, daß ich an diesem Kriege keinen Theil nehmen würde, — ohne daß er mich darum minder liebte. Gebal kannte die Kalokassier blos von Seiten der Weiber, und urtheilte diesmal sehr unrichtig, daß ein Volk, welches zur einen Hälfte so sanft und so gefällig wäre, auch zur andern Hälfte aus weibischen Männern bestehen

hen müſſe. Er begann deswegen den Feldzug nur mit dem kleinern Theile ſeiner Armee, und vertraute mir bis zu ſeiner Rückkehr, die Regierung ſeines Reiches.

In kurzem erhielt ich durch einen Eilboten die Nachricht: daß Gebal geſchlagen und gefährlich verwundet wäre, und jezt in einer Veſte, die ſich unmöglich lange halten könnte, eingeſchloſſen ſey; mit dem Befehle, alles zur Hülfe aufzubieten.

Ich thats; ich flog mit meinen Reitern, auf deren Muth und Treue ich mich um ſo mehr verlaſſen konnte, je mehr ich mich durch milde väterliche Behandlung ihrer Liebe verſichert hatte, voran, übereilte die Feinde, und ſchlug ſie.

Gebal dankte mir herzlich, forderte mich aber auch dringend auf, meinen Sieg zu verfolgen und Kalokaſſien zu erobern, da er gewiſſe Nachricht haben wollte, daß ſonſt andere Völker ſich mit den Kalokaſſiern verbinden und in ſein Land eindringen würden; und ertheilte mir übrigens unumſchränkte Vollmacht, alles nach meinem Gutdünken einzurichten. Das Glück und die Tapferkeit meiner Soldaten verſchafften mir einen neuen Sieg, und in kurzem war der Sultan von Kalokaſſien in ſeiner Hauptſtadt eingeſchloſſen, die aber, gut befeſtigt und mit Volk und Lebensmittel wohl verſehen, ſo leicht nicht zu erobern war.

Drey Wochen lag ich fruchtlos vor Kaſſia, als ein Bote von Gebal, den die Schmerzen der

ems

empfangenen Wunde zum heftigſten Zorn gereizt hatten, mir den Befehl überbrachte, mit der Eroberung Kalokaſſiens möglichſt zu eilen, und ihm den Sultan ſelbſt oder ſeinen Kopf zu überbringen. Mit Ernſt und Unwillen antwortete ich dem Boten: „eile, um der verdienten Strafe zu entgehen! das hat Gebal nicht befohlen!“ und entließ ihn, ohne auf ſeine Vertheidigung zu hören. An demſelben Tage ließ ſich ein Ueberläufer bey mir melden, und verſprach, gegen eine angemeſſene Belohnung den Sultan in meine Hände zu liefern.

„Wer biſt du, und wie kannſt du das verſprechen?“ fragte ich. „Ich bin ſein Oberſter, antwortete er, und habe ſein volles Zutrauen.“ — Und kannſt, ſprach ich zornig, ſein Zutrauen ſo ſchändlich misbrauchen?

Gefeſſelt überſchickte ich den Verräther ſeinem Herrn, welcher, durch dieſen Beweis meiner Gerechtigkeitsliebe, die er Großmuth nannte, gerührt, mir mit Anbruch des folgenden Tages die Thore öffnen ließ, beym Eintritt in die Stadt mir die Krone aufſetzte, mich als Sultan von Kalokaſſien begrüßte, ſich meiner Gnade empfahl, und mich verſicherte: daß nicht bloß ſeine Kalokaſſier, ſondern mehrere angränzende Völker mich gegen den ungerechten Eroberer Gebal mit Guth und Blut vertheidigen würden. Ein lautes lange lebe Sultan Abdalla! erſcholl mir entgegen.

Ohne mich zu bedenken, gab ich dem Sultan ſeine Krone zurück, und ſchrieb ihm, als künftigem Vaſallen meines Herrn, leidliche Bedingungen vor, die er mit Freuden eingieng, und mir zur Sicherheit zwey ſeiner Söhne als Geißel übergab.

Der Ruf von dem, was ich gethan hatte, war vor mir hergegangen, und Gebal, noch immer von ſeiner Wunde nicht völlig hergeſtellt, ſchalt mich beym Eintritt in ſein Zimmer, Ungehorſamer, Treuloſer, Verräther — und was ihm ſonſt Schmerz und Zorn eingaben, und donnerte mir den Befehl zu, nie wieder vor ſeinem Angeſichte zu erſcheinen.

Ruhig wanderte ich nach Lanno'sdorf, und, gewohnt die Dinge und Schickſale von ihrer guten Seite anzuſehen, freute ich mich, nun ganz für mein Weib, das ich vor drey Jahren geheirathet hatte, und für meine beyden Kinder leben zu können. Doch ehe eine ganze Woche vergieng kam Gebal, der von meinem Betragen in Kaſſia genauere Nachricht eingezogen hatte, ſelbſt, noch mit verbundenem Arme, nach Lanno'sdorf, bat mich um Verzeihung und um meine Freundſchaft, und überließ mir die Wahl, ob ich irgend eine Provinz ſeines Reichs haben, oder neben ihm über das Ganze herrſchen wolle?

Ich erbat mir Lanno'sdorf, das er mir auch, obgleich unzufrieden, daß ich ſo wenig begehre, mit

veränderten Namen und unter den Bedingungen, die dir bekannt sind, übergeben hat. Seine Freundschaft nahm ich, ich gestehe es, mit einigem Mistrauen an, woran zum Theil meines Vaters Erfahrung, zum Theil meine eigene Schuld war.

Zwar liebte ich meinen Gebal so herzlich, als je ein Freund den Freund liebte: aber der König stand mir doch immer im Wege, daß ich ihn nicht so traulich, wie es das Herz forderte, umarmen konnte. Ich fühlte dies besonders beym freundschaftlichen Tadel, den ich fast immer gekünstelt und durch Umwege vorbrachte; was ich doch sonst in der Freundschaft selbst gehaßt hatte. Zum Beyspiel: Gebal liebte ein Weib, die sich auf alle lose weibliche Künste verstand, und durch den Gebrauch dieser Künste ihn in Sklavenfesseln hielt, so daß er für nichts anders Sinn hatte, als für seine Lily, und alles that, um ihre, oft unsinnige, Wünsche zu befriedigen. Lange hatte mich der Verliebte nicht besucht, und wie er zum erstenmale wiederkam, so fand er in meinem Hause eine Unordnung, die ihm auffiel. Wundre dich nicht, sprach ich, über die schöne Ordnung, die du hier findest. Abdalla hat in seinen alten Tagen noch einmal in Kinderschuhen getanzt, hat Haus und Dorf vernachläßigt, weil er liebekrank war: aber so wahr ich das Leben habe, daß nächste mal daß du wiederkömmst, sollst du Abdalla den Mann wieder finden!

Es währte aber lange ehe Gebal wieder kam; und Lily's kleine Hand lag mit Zentnerschwere auf dem Nacken der Aethopaner. Sie verschwelgte ungeheure Summen, und mischte sich zum größten Nachtheil des Staats in die Regierungsgeschäfte. Die würdigsten Männer wurden vom Hofe entfernt, und ihre Stellen mit nichtswürdigen Kreaturen der Lily besetzt. „Da eilte ich selbst zu meinem kranken Könige, gieng nach dem Rechte, das er mir zugestanden hatte, unangemeldet in sein Zimmer und: Gepriesen sey Abidah, sprach ich beym Eintritt, daß ich meinen König Gebal noch lebend finde!

Gebal wunderte sich natürlich über die seltsame Anrede, und ich entschuldigte mich damit, daß ich nach dem, was ich von zeitheriger Entfernung seiner treuesten Diener, und der Besetzung ihrer Aemter mit jungen süßen Herren ohne Kopf und Herz, gehört hätte, auf den schrecklichen Verdacht gekommen wäre: daß vielleicht ein neuer Migrimm — die Geschichte Migrimms wird dir bekannt seyn? — Gebals Tod verheimlicht hätte, und unter seinem Namen migrimmisch regiere.

Gebal erwiederte mit mühsam unterdrücktem Zorn: es wäre ihm lieb, daß ihm mein böser Traum einen Besuch von mir verschaft hätte; machte Hofkomplimente mit mir, und bat mich dann, ja bald wieder zu kommen; aber in einem Tone, der deutlich sagte: bleib in Zukunft zu Hause!

Und

Und dazu war ich auch entſchloſſen, ob ich gleich bey ruhiger Prüfung hätte einſehen ſollen, daß ich den kalten Empfang verdient hätte; weil die Art meines Tadels wirklich die Miene des unfreundſchaftlichen Spottes hatte.

Zu meinem, und, vielleicht auch zu Gebals Glücke, wurde ich bald darauf krank, und ſo krank, daß mein Arzt alle Hoffnung aufgab. Mit zitternder Hand ſchrieb ich Gebalu von meinem Krankenbette das letzte lebe wohl! und bat ihn als Sterbender, nicht ſeine Tugend und ſeines Volkes Glück in den Armen einer Lily zu verſchwelgen.

Dies traf Gebals edles Herz. Wenige Stunden nach Empfang dieſer Zeilen war er in Begleitung zweyer Aerzte bey mir. Schmerz und Thränen beraubten ihn der Sprache, wie er mich ſo entkräftet und verfallen liegen ſah; drey Tage blieb er in Abdalsdorf, war immer an meinem Lager, verſprach den Aerzten Geld und Titel, ſo viel ſie ſelbſt wollten, wenn ſie mich retten könnten, und umarmte ſie mit ungeſtümer Freude bey der Nachricht, daß die Gefahr vorüber ſey.

Du kannſt dir vorſtellen, welchen Eindruck dieſe zärtliche Theilnehmung auf mein Herz machte. Gebal der Menſch hattte mich mit dem Könige ausgeſöhnt; alles Mißtrauen war verſchwunden, und von nun an gab es in ganz Aethopan

keine beſſern, trautern Freunde als Gebal und Abdalla waren.

Lily hatte durch ihre eigene Frechheit und ihren Uebermuth (wovon ſie kurz vorher, ehe Gebal meinen Brief vom Krankenlager erhielt, eine ſtarke Probe abgelegt hatte) das Feuer, das ihre Schönheit entzündete, wieder ausgelöſcht, und Gebal ward der König — der keines Freundes Lob bedarf.

Ich machte im eigentlichſten Verſtande Gebals geheimen Rath, vermied alle Empfehlungen, ließ jeden glauben, daß ich mich in Regierungsgeſchäfte gar nicht miſche, und miſchte mich auch wirklich nicht weiter ein, als in wiefern Gebal meinen Rath mir abforderte: da ich ihm dann ehrlich, aber ohne Anmaßung, meine Meynung ſagte, ohne ſie für etwas mehr als meine Meynung auszugeben, und ohne, nach der gewöhnlichen Art oder Unart der Rathgeber, zu verlangen, daß der Rathbegehrende mir nun auch folgen müſſe. Und ſo ein geheimer Rath iſt, glaube ich, einem Fürſten, wäre er auch ſo weiſe wie mein Gebal, und ſein Rath nicht weiſer aber eben ſo ehrlich als Abdalla, gar keine überflüßige Perſon — vorausgeſetzt, daß der geheime Rath auch übrigens in der glücklichen unabhängigen Lage ſey, unpartheyiſchen und unintereſſirten Rath ertheilen zu können.

Verzeyhe mir dies ſcheinbare Selbſtlob; es ſollte hier nicht mehr ſagen, als, ich diente mei-

nem Könige so gut ich konnte. Meine übrige Zeit widmete ich meinem Dorfe, und meinem einzigen von vier Kindern mir übrig gebliebenem Sohne, der zeither dir und dem Vaterlande als Soldat gedient hat, nächstens aber zurükkehren wird, um für meine guten Abdalldörfer zu seyn, was ich ihnen nicht lange mehr werde seyn können.

7.

Gebal, so zufrieden er übrigens mit Abdallas Erzählung war, vermißte doch ungern die Erläuterung eines Punktes, wovon er in seines Vaters geheimen Schriften nur eine dunkle Anzeige unter der Rubrik:

„Hestvages des Königs von Mydien und „Gebals I. Königs von Aethopan Verabredung wegen Vertheilung ihrer Länder"

gefunden hatte. Es war ihm ausgemacht, daß Abdalla von dem Plane — nach welchem, wie es schien, ihm nur ein kleiner Theil des Aethopanischen Reichs bestimmt war — wisse, und ihn vielleicht gar seinem Vater eingegeben habe; und er war ehrlich genug, dies dem Greise zu gestehen.

Abdalla gab ihm auch hierüber den verlangten Aufschluß.

„Hestvages, der mächtige König Mydiens, hatte keinen Sohn, und beschloß, sein Reich — ich weiß nicht ob in acht oder zehn gleiche Theile, un-

Was ihr wollt.

Ein

Luſtſpiel.

ter die liebsten seiner Freunde zu zertheilen, von denen jeder von dem andern unabhängig sein Land beherrschen, und auf den Fall eines Angriffs von außen, sich mit den andern aufs engste verbinden sollte; so daß der auswärtige Feind des einen als Feind Aller angesehen würde. Um aber auch zu verhüten, daß nicht etwa einmahl ein mächtiger und schlauer Nachbar die Verbündeten unter einander selbst zu Kriegen verleiten, und dann, wenn sie sich geschwächt hätten, sie gemeinschaftlich unterjochen möchte: so wollte er noch bey seinen Lebszeiten einen Strich Landes an Gebal und dessen Nachfolger abtreten, unter der Bedingung daß diese seine Konstitution garantiren und Mydien schützen sollten.

Er machte wirklich Gebaln den Antrag, und veranlaßte dadurch jenen Plan, den ich dir ziemlich vollständig angeben kann, da ich oft genug mit deinem Vater darüber gesprochen habe.

„Aethopan soll, eben so wie Mydien, in kleinere Königreiche zertheilt werden, damit jeder König um so leichter, für seine nicht mehr allzugroße Familie, ein guter Vater seyn könne."

„Alle von König Mißri und nach ihm eroberten Provinzen des äthopanischen Reichs, sollen wieder ihre eigenen Könige, und Gebal und dessen Nachfolger bloß das eigentliche Aethopan erhalten, wie es vor König Mißri war."

„Aethos

„Aethopan und Mydien mit allen ihren Provinzen ſollen künftig als Ein Land angeſehen, und das ganze Volk durch einen großen Bund und ein Geſetzbuch, das die vorzüglichſten Rechte und Pflichten der Fürſten und Unterthanen näher beſtimmt, vereinigt werden.“

„Wir wünſchen, daß in allen dieſen Reichen ſo wohl, als in Mydien, in allen Schulen die äthopaniſche Sprache gelernt werde, um ſie nach und nach zur gemeinſchaftlichen Sprache des ganzen Mydiſch-äthopaniſchen Volkes zu machen; das Volk durch dies Band mehr zu einigen, und die Erkenntniß und Ausbreitung des Wahren und Guten zu befördern.“

„Frey aber wird es jeder Provinz und jedem einzelnen Menſchen überlaſſen, ob er Abidah, oder die Sonne, oder irgend eine andere Gottheit verehren, und die Art und Weiſe, wie er ſie verehren will — weil es Ungerechtigkeit und Wahnſinn wäre, jemanden zu zwingen, etwas zu glauben, von deſſen Wahrheit er ſich nicht überzeugen kann; und weil ſolch eine erzwungene Verehrung dem Weltgeiſte unmöglich gefallen kann.“

„Im ganzen mydiſch-äthopaniſchen Lande wird Handel und Gewerbe von allen Unterthanen in allen Reichen frey getrieben, ohne daß ſie für ihre ein- oder ausgebrachten Waaren in einem verbündeten Reiche die geringſten Abgaben zahlen.“

„Auch hat jeder freye Bürger das Recht, mit seiner Familie und seinem Vermögen aus einem Theile des verbündeten Reichs ungehindert in ein anderes zu ziehen.“

„Nach Verhältniß der Größe eines jeden Reichs, und der Menge seiner Bürger soll bestimmt werden, wie viel Truppen es zu halten habe.“

„Außer diesen stehenden kleinen Armeen, soll wöchentlich einmahl in allen Städten und Dörfern des Mydisch-äthopanischen Landes die ganze Mannschaft, von 18 bis 48 Jahren, die zum Kriegsdienste fähig sind, in Waffen geübt werden.“

„Auch soll in Friedenszeiten der gemeine Soldat nur auf zwey Jahre unter den stehenden Armeen dienen, und nach Verfluß dieser Zeit andere — durchaus Jünglinge — zum Dienst ernannt werden; so daß der Staat, nach Verfluß einiger Jahre, eine große Anzahl hinlänglich geübter Soldaten haben kann. Die für den Staat zeither so drückenden stehenden Armeen werden also um ein großes vermindert werden, ohne daß der Staat an Sicherheit verlöhre.“

„Im Kriege ist jeder, der noch den Bogen führen, und den Wurfspieß schleudern kann, Soldat.“

„In jedem Reiche werden zwey Reichsrepräsentanten, einer vom Könige, und der andere von den freyen Bürgern erwählt. Sie erhalten

einen

einen anständigen Gehalt, dessen Hälfte nach ihrem Tode ihre Weiber auf Lebenszeit, und ihre Kinder bis zu einer bessern Versorgung genießen."

„Diese Reichsrepräsentanten sollen in Kißryn — welche Stadt ohngefähr im Mittelpunkte des mydisch-äthopanischen Landes liegen wird, und welche keinem Reiche zufallen, sondern ihre eigene Regierungsverfassung erhalten soll! — sich versammeln, und dort den Landrath ausmachen."

„Die Personen der Repräsentanten sind heilig und unverletzlich. Der König, der sich an ihnen vergienge, hätte seine Krone, der Unterthan sein Leben verwirkt."

„Welcher Repräsentant aber von seinem Mitrepräsentanten überführt würde: daß er von irgend einem Könige oder Staate Geschenke, oder auch nur Versprechungen angenommen hätte, um für ihn zu stimmen, würde für ehrlos erklärt und des Landes verwiesen. Jeder Repräsentant ist deswegen verbunden, es dem Landrathe anzuzeigen, wenn ihm von irgend jemand, auf irgend eine mögliche Art, ein Geschenk angetragen, oder sonst ein Versprechen gemacht würde."

„Sie haben die Streitigkeiten zwischen Staaten und Staaten, Königen und Königen zu schlichten; und zwischen Königen und Unterthanen in Fällen, welche das allgemeine Landesgesetzbuch in

dem

dem Kapitel, über Rechte und Pflichten der Könige und Unterthanen, bestimmt hat."

„Auf ihre Aufforderung müssen alle Könige gemeinschaftlich ihren Urtheilsspruch gegen den Widerstrebenden vollstrecken."

„Auch Streitigkeiten unsrer Könige und Staaten mit andern Völkern werden im Landrathe nach strengster Gerechtigkeit entschieden; und wer diese Entscheidung nicht annimmt, oder ohne rechtliche Klage einen der verbündeten Staaten angreift, wird als Feind des Ganzen bekriegt."

„Alle Reiche des mydisch-äthopanischen Landes sollen auf die ganze Zukunft unvergrößert und unzerstückelt bleiben."

„Unter den Königen hat Mißri, so lange er lebt, nach dessen Tode aber der jedesmahlige König von Aethopan den Vorrang. Den Rang der übrigen Könige entscheidet die Anciennität, und der Rang ihrer Könige bestimmt im Landrathe den Rang der Reichsrepräsentanten."

Du siehst aus dem allem, daß deines Vaters Absicht edel, sehr edel war. Aller Krieg mit allem dem namenlosen Elend, das er stiftet, sollte verdrängt, der Zweck der bürgerlichen Vereinigung desto sichrer erreicht, und die Menschheit veredelt werden. Indeß, die Wahrheit zu gestehen, mir schien Gebals Plan schon einen gewissen Grad von allge-

allgemeiner Veredelung vorauszusetzen, wie er, glaube ich, bey unsern Menschen noch nicht gefunden wird; und deswegen schmerzte es mich weniger als ihn selbst, daß Mißris früher Tod den noch so ungewissen Versuch verhinderte.

Wie freue ich mich aber, mein König, deinem Vater die Versicherung überbringen zu können: daß seine Hauptabsicht auch ohne diesen Versuch dennoch nicht verfehlt ist. Du wirst sein Werk fortsetzen, und einst vielleicht für das kommende Menschengeschlecht manches Gute zu Stande bringen, was er in seinem Zeitalter nur wünschen konnte. Uebereilen läßt sich das Gute nicht, wenn es gut auf die Dauer seyn soll: aber es läßt sich mit Gebals Geiste und Macht viel thun, wenn man ernstlich will! Und thun wir für unsere Zeit redlich, was wir thun können, machen wir besser was wir jezt besser machen können: so wird wahrlich in der folgenden Zeit manches That und Wahrheit werden, was wir jezt bloß für schönen Traum halten!

8.

„O Abdalla, lieber Abdalla, Freund meines Vaters und mein Freund, sprach Gebal mit biederm herzlichen Händedruck, „sey mein Führer, sey mein Lehrer! Was muß ich thun um meines Vaters würdig zu werden, um mein Volk so glücklich zu machen, wie ich gern — bey dem Ewigen! wie ich es gern machen wollte.“

„Sey,

„Sey, antwortete Abdalla, und eine Thräne zitterte im Auge des Greisen, „sey deinem Volke Vater!“

„Dein Volk ist bey aller seiner Schwäche ein gutmüthiges Volk; und vielleicht gilt das von jedem Volke ohne Ausnahme, dem nicht der Glaube an die Vaterliebe seiner Beherrscher gewaltthätig entrissen wird. Die Kinder sind wahrlich selten, welche die Liebe ihrer Väter mit Undank belohnten, wenn sie anders einsehen, daß es ihre Väter gut mit ihnen meynen. Freylich einsehen müssen sie das können, und dazu ist denn nun wohl kein natürlicheres Mittel, als ihnen theils sichtbare Beweise der Vaterliebe zu geben, theils ihr Auge immer mehr zu erhellen — sie immer verständiger zu machen.

Du weißt daß ich unter verständiger machen nicht das verstehe, was viele unsrer neuen Erzieher darunter zu verstehen scheinen: eine Menge von Kenntnissen einpfropfen, von allem etwas in widernatürlicher Mischung — Vielwisserey, welche aufbläht ohne zu nähren und zu stärken, und oft den Kopf eben so sehr verdirbt, wie eure Gastmähler der neuern Kochkunst den Magen. Nein! sondern, mit Rücksicht auf den Grad ihrer Empfänglichkeit, die Menschen über das belehren, was ihnen zu wissen frommet, um bessere, mit ihrem Schicksal zufriedenere, und für ihren Stand und Lage sich selbst und andern nützlichere Menschen

zu

zu werden; und da weniger lehren — nach dem gewöhnlichen Sinne des Worts — als zu eigenem Nachdenken Veranlassung geben. — Ists aber ein Wunder, wenn Eltern, die sich entweder gar nicht um ihre Kinder selbst bekümmern, sondern sie dem ersten besten Hausmeister überlassen; oder die bloß als Herrn befehlen, ohne sich je die Mühe zu geben, ihren Kindern zu sagen, warum sie das befählen? Eltern, die, mit einem Worte, so handeln, daß die Kinder unmöglich glauben können, daß sie von ihnen geliebt werden — ist es da Wunder, wenn sie lieblose Kinder haben?"

„Lieber Vater Gebal, beweise du deinen Kindern, daß du Vater seyst, und, wahrlich, sie werden deine lieben guten Kinder seyn. Verachte du den Verleumder, der dich zum Mißtrauen gegen deine Kinder verleiten will, so lange dein Herz dir das Zeugniß giebt, daß du als Vater handelst; und verabscheue ihn, wenn er dir den Rath giebt, sie den Herrn mehr fühlen zu lassen, um sie besser im Zaume zu halten. Es ist ein wahnsinniger Rath! Wer mag dem reißenden Strome sich entgegen stämmen, wenn er gewaltsam aus seinen Ufern tritt? Diamantne Fesseln seines Zuchtmeisters zersprengt ein Volk, welches den feinsten seidenen Faden, woran es sein Vater leitet, nicht zu zerreißen vermag — weil es nie den Willen haben kann, sich gegen ihn, den es als Vater anerkennt, aufzulehnen!

Und

Und der Regent sollte selbst den Vaternahmen verläugnen? Sollte selbst seinen Kindern durch laut sprechende Handlungen sagen: ich will euch nur Herr, nicht mehr Vater seyn? Sollte sich selbst vom Vater zum Zuchtmeister herabwürdigen? Sollte auf die Gottes-Seligkeit, von Tausenden seiner Kinder geliebt, gesegnet, zu werden, Verzicht thun? — Lieber von Sklaven gefürchtet und gehaßt werden wollen?

Wehe dem Landesverräther, der deinem Volke deine Liebe, dir die Liebe deines Volkes rauben wollte!

Nein! du, du, mein Gebal, wirst deines Volkes Vater seyn!

Zwar wirst du zuweilen bey deinen besten Absichten von vielen verkannt, und von manchem verläumdet werden — Du weißt ja, daß es der Weltgeist selbst nicht allen recht machen kann. Aber wäre es dann wohl weise, minder gut zu handeln weil unsere Güte verkannt wird? Würdest du nicht eben dadurch die Verläumdung deiner Feinde rechtfertigen? Oder verdient der Kranke Bestrafung, daß er in der Gelbsucht weiß für gelb hält? Wende alle Mittel an, ihn von seiner Gelbsucht zu befreyen: so wird er sich dann selbst von seinem Irrthum überzeugen, und seinem Arzte danken. Und, lieber Gebal, du bleibst ja Mensch, bey aller Größe und Weisheit dennoch Mensch, der selbst irren und fehlen kann. Möglich wäre

es

es ja, daß du bey den beſten Zwecken doch in der Wahl der Mittel einmahl fehl gegriffen hätteſt. Auch weißt du ja, daß etwas an ſich ſehr gut ſeyn kann, was dennoch unter dieſen Umſtänden für dieſe Menſchen noch nicht gut iſt. In ſolchen Fällen kann man freylich für ſeine größten Wohlthaten keinen Dank erwarten, weil die, denen wir ſie erweiſen, ſie nicht als Wohlthaten annehmen; und ſie nehmen ſie nicht als Wohlthaten an — „aus Bosheit und Halsſtarrigkeit?" Warum nicht gar! Nein, weil ſie ſie nicht dafür erkennen können. Und was dann zu thun? „Gar nicht mehr für ihr Wohl beſorgt zu ſeyn?" Das wäre äußerſt ungerecht und zugleich ſehr unweiſe. „Ihnen die Wohlthaten aufdringen?" Was ſollen ſie aber mit der Wohlthat, die ſie nicht zu benutzen wiſſen? Und aufgedrungene Wohlthat iſt Uebelthat! Nein, lieber ſtatt dieſer Wohlthat ihnen eine andere ertheilt, für welche ſie Sinn haben, und welche ſie zu ihrem Wohle zu benutzen wiſſen; oder ihnen erſt zur Einſicht verhelfen, daß das, was ſie jezt für übel halten, gut für ſie ſey. So werden ſie das erkannte Gute ſelbſt wünſchen, und dem Geber herzlich danken.

„Aber wen ſollte es nicht ärgern, daß die Thoren oft ihr eigenes Glück von ſich ſtoßen, daß ſie nicht einſehen wollen, was zu ihrem Frieden dient!"

Perſonen.

Orſino, Herzog von Illyrien.
Sebaſtiano, ein junger Edelmann, Bruder der Viola.
Antonio, ein Schiff-Capitain.
Valentin, Curio, } Hofleute des Orſino.
Sir Tobias Rülps, Olivia's Oheim.
Sir Andreas Fieberwange, ſein Zechbruder.
Ein Schiffhauptmann, Viola's Freund.
Fabian, Diener der Olivia.
Malvolio, ihr Hausmeiſter.
Hans Wurſt.
Olivia, eine Dame von groſſer Schönheit, Stand und Reichthum, in die Orſino verliebt iſt.
Viola, in den Herzog verliebt.
Maria, Olivia's Kammer-Jungfer.
Ein Prieſter, Matroſen, Officianten und andre ſtumme Perſonen.

Die Scene, eine Stadt an der Küſte von Illyrien.

Nicht einſehen wollen? Wo iſt der Menſch der das, was zu ſeinem Beſten dient, nicht einſehen wollte? Er kann es nur oft nicht; und das iſt verzeyhliche bemitleidungswürdige Schwäche, keine Bosheit, kein Verbrechen. Scheinen kann es bey manchem ſo, als wenn er nicht wollte, wenn etwa gewiſſe Vorurtheile ſo tief bey ihm eingewurzelt ſind, daß er ſie für ausgemachte unwiderlegbare Wahrheit hält; oder wenn er bey dieſem Wahne, wäre es auch Wahn, ganz gewiß zu gewinnen, bey der entgegengeſetzten Wahrheit, wofür ſie ihm ausgegeben wird, ganz gewiß zu verlieren glaubt: aber ſo vertheidigt er doch im Grunde nicht ſeinen Irrthum, als Irrthum, ſondern ſeine Wahrheit, und das was er für gut hält, weil es ihm ſo nützlich iſt.

Glaube mir, Gebal, der aufgeklärteſte Mann in deinem ganzen Reiche hat neben ſeinen Wahrheiten ſeine Irrthümer, ſeinen Wahn, ſeine Vorurtheile ſo gut wie der einfältigſte Landbauer in der dunkelſten Hütte, und ſtreitet für ſie ſo hartnäckig wie dieſer. „Aber nicht ſo in die Augen fallende Irrthümer, nicht ſo grobe Vorurtheile.“ Abidah lehrt: daß es in einer lichtern Welt Weſen gebe, welche den weiſeſten Erdenbewohner an Weisheit eben ſo ſehr, als dieſer das zweyjährige Kind, übertreffen. Laß ſolch einen Bewohner der Lichtwelt auf unſere, von fremdem Sonnenlichte ſparſam, doch eben für uns zureichend, erleuch-

leuchtete Erde kommen, laß ihn König und Lehrer unter unſern Weiſen werden: ſo, denke ich, werden ihm ihre, ihm in die Augen fallenden Irrthümer eben ſo viel, vielleicht mehr, zu ſchaffen machen, als jezt unſern Weiſen die Irrthümer ihrer ſchwächern Brüder. Ich glaube aber daß der Bewohner der Lichtwelt ſie deswegen nicht verachten, und nicht den vergeblichen Verſuch — vergeblich, wenn er nicht Gotteskraft hat! — machen werde, ihre Vorurtheile mit einem Mahle auszureißen, oder gar ſeine höhere Wahrheit ihnen aufzudringen. Belehren wird er ſie, auf die zweckmäßigſte Art belehren, ihre Irrthümer allmählig untergraben mit Schonung und Duldung gegen den Irrenden, und ihren Geſichtskreis erweitern und erhellen, daß ſie nun auch das entferntere größere Gut ſelbſt bemerken, und aus eigener Wahl, nur durch ſich ſelbſt, durch ihre eigene Vernunft dazu gezwungen, dem kleinern zeitigen Vortheile vorziehen lernen. O daß wir mit gleicher Schonung und Duldung, mit weiſer Menſchlichkeit gegen unſere ſchwächern Brüder — ſo ſchwach ſie ſind, doch immer unſere Brüder! — handeln möchten!

O! mit dem gewaltſam Ausrotten der Irrthümer, mit dem Aufdringen der Wahrheit, und dem Durchgreifen! — als wenn ſich beſſere Einſicht erzwingen ließe, und als wenn man nicht eben dadurch dem Irrthume die Waffen gegen ſich

in die Hand gäbe, nicht die Herzen von sich abstöße, und der nun zwiefach unangenehmen und äußerst verdächtig gemachten Wahrheit selbst den Eingang versperrte!

Lieber König, nie müsse ein Schwärmer oder Heuchler dich verleiten vom Throne herab zu gebieten, was deine Unterthanen für wahr halten sollen. Wäre auch die Wahrheit, die du zu glauben gebietest, noch so gewiß, noch so groß und heilsam, doch würde dein Befehl fruchtlos seyn, weil sich der Glaube schlechterdings nicht gebieten läßt; und würde mehr als fruchtlos, würde der Wahrheit selbst nachtheilig seyn, weil du sie durch dein Gebot verdächtig und durch den Zwang verhaßt gemacht hättest. Lege dem Geiste deiner Unterthanen keine unnatürlichen und widerrechtlichen Fesseln an — widerrechtlich sind alle Geistesfesseln! — Hindre nicht seinen freyen Aufflug, und er wird sich von selbst erheben, und, bey zweckmäßiger Richtung durch die Weisern deines Volks, dich der Erfüllung deines großen edlen Wunsches, Menschenglückseligkeit zu verbreiten, immer näher bringen.

Thue indeß redlich so viel du kannst, um dein Volk immer edler, immer besser, und der Glückseligkeit, die du ihnen geben willst, empfänglicher zu machen. Wie ist es möglich, daß selbst kluge und gute Menschen zuweilen so sehr von einem Extrem in das andere verfallen, daß sie bey etwa mißlunges

lungenen Planen gleich alle Thätigkeit verliehren, nichts mehr für andere thun wollen, weil ſie nicht alles und mit einemmale thun können! Und doch habe ich das oft erlebt. Du aber wirſt nicht ſo denken. Du biſt Vater! Kann ein Vater aufhören für ſein Kind zu ſorgen, weil das Kind nicht allen ſeinen Wünſchen zuſagt? weil es aus kindiſcher Einfalt oft nicht erkennt, wie gut es ſein Vater mit ihm meyne? Vielleicht wird es als Jüngling ihm deſto innigern gefühlteren Dank darbringen, und den guten Vater in der Gruft noch ſegnen.

Handle offen gegen dein Volk, und es wird dich mit deſto uneingeſchränkterem Zutrauen belohnen. Verachten kannſt du dann den Schwärmer, der aus mißverſtandener Freyheitsliebe deine Unterthanen zum Ungehorſam gegen dich verführen wollte; ſo wie du den niedrigen Schmeichler verachten wirſt, der Dich überreden will, du habeſt ſchon genug und überflüßig für das Wohl deines Volkes geſorgt; dir von nichts als von oberherrſchaftlichen Rechten und Befugniſſen, und von der Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit ſpricht, und den Freund der Wahrheit, der auch Unterthanen-Rechte und Regentenpflichten predigt, und beyde zur Erfüllung ihrer Pflichten ermuntert, dir verdächtig machen will. Höre du gern die Stimme der Wahrheit. Du kannſt in deinem großen Reiche mit deinen eigenen Augen, wären ſie auch

noch so scharf und hellsehend, nicht alles durchschauen: darum verdient der Mann deinen Dank, der dir bescheiden sagt, wie und wo du noch helfen und bessern könnest; oder dir Ungerechtigkeiten treuloser Diener entdeckt, welche deinem Vaterswillen entgegen handeln, und, mehr noch als alle schreyende Schwärmer, das Band der Liebe und Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen auflösen, so lange es ihnen gelingt deine bedrückten Unterthanen in der Täuschung zu erhalten, als wenn sie auf deinen Befehl so gedrückt und gemißhandelt würden. Und wie wäre diese Täuschung zu vermeiden, wenn der Wahrheit der Zutritt zu deinem Throne versperrt wird? Und wer kann gutes Zutrauen zu dem Manne haben, der im Finstern handelt und das Licht scheut?

Guter König! die Freude in dir den Sohn meines Gebals, ganz seinen Sohn, wieder zu finden, hat mich verjüngt; aber meine Geschwätzigkeit verräth dennoch mein Alter. Du wirst mir das verzeyhen.

Dank, Dank, erwiederte Gebal, meinen gefühlvollesten Dank bringe ich dir. Und danken will ich dir durch Thaten! Bey dem Ewigen! Ich will Vater meines Volks seyn. Und ich eile um die ersten Pflichten meines Vateramts zu erfüllen.

9.

Gebal verlies den Weisen von Abdallsdorf mit Entschließungen, die seinem Herzen Ehre machten,

die

die aber bey weitem nicht den glücklichen Erfolg hatten, den der Patriot und Menſchenfreund erwartete.

Abdallas früher Tod, der bald nach Gebals Beſuch erfolgte, Maſſuvs, des ausgelernten Höflings, Liſt, und ſein eigenes Feuer, mit welchem er alles übereilte, brachten ihn und ſein Volk um den Seegen ſeiner edlen Unternehmungen, und es ſchien als würden die Spötter Recht behalten, welche Gebals Reformazion ein Abdalsdörfer Luſtſchloß nennten.

Maſſuv hatte, ſo bald er durch ſeine Spione von dem freundſchaftlichen Umgange zwiſchen Abdalla und ſeinem Herrn Nachricht erhielt, den bevorſtehenden Sturm vorhergeſehen, und klüglich ſeine Maaßregeln darnach genommen. Drey der anſehnlichſten Reichsbeamten, die durch ihn empor geſtiegen waren, und mit ihm gemeinſchaftlich zeither die Unterthanen gedrückt und den Fürſten betrogen hatten, wurden zur geheimen Berathſchlagung gezogen: und nun wurde Tag und Nacht bis zu Gebals Rückkehr gearbeitet, um ihre Rechnungen möglichſt zu berichtigen und übereinſtimmend zu machen; das große Deficit in der Staatskaſſe einſtweilen aus ihrem eigenen Vermögen (ſie waren zum Glück keine Verſchwender geweſen) zu ergänzen; den Schreibepult und die Gerichtsſäle von nachtheiligen Papieren zu ſäubern; einige gröbere Ungerechtigkeiten, an Männern begangen,

denen man Muth genug zutraute jezt als Ankläger gegen sie aufzutreten, zu vergüten; einen der wachsten Staatsräthe, den man längst gefürchtet hatte, in die andere Welt zu befordern; einen andern, durch den man die meisten Ungerechtigkeiten betrieben hatte, mit Drohungen auf der einen und großen Geschenken und Versprechungen auf der andern Seite, zu bewegen, seine geheimen Schriften auszuliefern und dann an einen sichern Ort zu entfliehen; und übrigens noch die etwa nöthigen Vertheidigungen zu verabreden.

So vorbereitet hörten sie ihres Herrn Befehl „thut Rechnung von eurem Haushalte!" ruhig wie das gute Gewissen, und ließen sich einen kleinen Arrest in Gebals Schlosse recht wohl gefallen. Gebal erstaunte und freute sich, ihre Kassen und Rechnungen so berichtigt, und in ihren geheimen Papieren die deutlichsten Proben von ihrer Treue, ihrer Rechtschaffenheit und ihrem Diensteifer zu finden; er war edelmüthig genug, seine treuen Diener um Verzeyhung wegen geäußertem Mißtrauen zu bitten, sie zum Ersatz auf das ansehnlichste zu belohnen, und ihnen selbst die genaueste Durchsicht aller Rechnungen der geringern Beamten aufzutragen.

Mit dem Anschein der strengsten Gerechtigkeitsliebe übernahmen sie dies Geschäft: zeigten die Treulosigkeit einiger kleinern Diebe, vorzüglich des entlaufenen Rathes, an; riethen ihrem Herrn selbst,

ſelbſt, die entdeckten Schurken zum warnenden Beyſpiele zu beſtrafen; dankten ihm, daß er ihnen über die Treuloſigkeit dieſer Nichtswürdigen, denen ſie ſo was nie zugetraut haben würden, die Augen geöffnet hätte, und verſprachen, in Zukunft gewiß von den geöffneten Augen einen ſo guten Gebrauch zu machen, daß es ſo leicht nicht wieder einem ſolchen Heuchler gelingen ſollte, ſie mit der Maske der Ehrlichkeit zu täuſchen.

Wie froh war Gebal, daß die erſte Probe, von welcher Abdalla behauptete, ſie werde ihm Gram und Schrecken verurſachen, ſo glücklich, ſo ehrenvoll für die erſten Diener ſeines Staats abgelaufen war! Er ſchloß ſehr richtig: daß er Männern, welche eine ſo lange Zeit nach Willkühr hätten wirthſchaften können und dennoch treu und gerecht geblieben wären, ſein und ſeiner Länder Wohl und alles was ihm theuer wäre ſicher anvertrauen dürfe, und hatte von nun an gegen dieſe Getreuen, vorzüglich gegen ſeinen Maſſuv, das unbegränzteſte Zutrauen. Um ſo ſichrer glaubte er ſeine großen Plane zur Veredelung ſeines Volks durchzuſetzen, und Maſſuv war klug genug, ihm nicht geradezu zu widerſprechen, nur etwa zuweilen den allzubeſorgten, die Majeſtät ſeines Herrn im Staube verehrenden Diener zu ſpielen — um ſeinen ehemaligen groben Schmeicheleyen jezt den Anſchein von Grundſätzen zu geben. „Du biſt ein braver Diener, ſprach dann oft Gebal, aber

du haſt von der Majeſtät deines Königs überſpannte Begriffe.“

„Laß du mir in dieſem Stücke meinen alten Glauben, von dem du mich nun einmahl mit aller deiner Macht nicht abbringen wirſt. Wer Abidah nicht für Gott hält, iſt kein Rechtgläubiger, und wer ſeinen König für einen bloßen Menſchen ſeines gleichen hält, iſt kein treuer Unterthan! Das ſage ich und bleibe dabey!“

So antwortete der Bube mit dem Tone des Biedermannes. Gebal lächelte, glaubte an ſeine Menſchlichkeit, und hörte die Vergötterung von ſeinem lieben getreuen Altgläubigen mit behaglichem Wohlgefallen.

Indeß jagte ein Mandat zur Veredelung und Landesverbeſſerung das andere, und „laßt ſie jagen!“ ſprach Maſſuv zu ſeiner Rotte, „das Feuer muß ausbrennen. Wir wollen unſere Häuſer ſchon zu ſchützen wiſſen!“

Jeder durfte ſchreiben was er wollte — nur mußte dem Staatsrathe, deſſen Präſident Maſſuv war, von allen Schriften ein Exemplar eingereicht werden; die beſten Schriftſteller ſollten Ehrenbelohnungen erhalten — welche Maſſuv austheilte; jedem Unterthan wurde erlaubt, Klage gegen ſeine Obern, dem Könige ſelbſt (welcher davon erhielt was er erhalten ſollte) oder ſeinem Staatsrathe zu überbringen, mit Verſprechung der ſchleunigſten Hulfe;

Hülfe; groſse Summen wurden für beſſere Erziehung und Schulen verwendet, und die Einwohner in den Provinzen aus gutgemeynter Abſicht gezwungen die äthopaniſche Sprache zu erlernen; und Gebal ſelbſt arbeitete Bücher aus, zu Verbeſſerung des Volksunterrichts. Der verſtorbene Abdalla erhielt ein prächtiges Monument mit der Aufſchrift: Abdalla Gebals Freund! und alljährlich ſollte ſein Andenken feyerlich begangen werden. Der König war mit ſeinem ganzen Hofe bey der Einweihung, und der Redner nahm die Aufſchrift zum Thema ſeiner Rede, und lobte — Gebalu, der ſeinen Diener ſo hoch gewürdiget habe!

(Den Beſchluſs nächſtens.)

III.

Ueber die Alleinherrſchaft.

Die Wahrheit liegt gewöhnlich in der Mitte, ſagt ein altes Sprüchwort, das, wie die meiſten Sprüchwörter, eben ſo nützlich als durch Mißbrauch ſchädlich geworden iſt. Als eine Warnung betrachtet, ſich nicht für eine Parthey zu erklären, bevor man die andere auch gehört und geprüft hat, ob nicht beyde Partheyen die Sache übertreiben, iſt es eine trefliche Regel der Lebensklugheit; aber wenn es als ein Troſtgrund gebraucht wird,

daſs

Was ihr wollt.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

[Der Pallaſt.]

Der Herzog, Curio, und etliche Herren vom Hofe treten auf.

Wenn Muſik die Nahrung der Liebe iſt, ſo ſpielt fort; ſtopft mich voll damit, ob vielleicht meine Liebe von Ueberfüllung krank werden, und ſo ſterben mag -- Dieſes Paſſage noch einmal; -- es hat einen ſo ſterbenden Fall: O, es ſchlüpfte über mein Ohr hin, wie ein ſanfter Südwind,

daß man die Wahrheit auch finden könne, wenn man sich gleich keine Mühe sie zu erforschen giebt, sondern nur nach Gutdünken immer so die Mitte zwischen zwey Partheyen hält, — ist es meistens ein Palladium der Dummheit, oder mich gelinder auszudrücken, der Geistesträgheit. Um mich nun dafür zu hüten dieß Sprüchwort in dieser eben angeführten Auslegung auf meine Untersuchung anwendbar zu machen: so will ich beyde Partheyen meiner Sache genau abhören, und dann nach Prinzipien zu erforschen suchen, welche Recht habe? oder wofern keine ganz Recht hätte, welche Wahrheiten jede Parthey auf ihrer Seite habe?

Die erste Parthey die ich abhören will, ist diejenige, welche behauptet, die Herrschaft eines Einzigen oder einer geringen Anzahl, sey schlechterdings ungerecht, und die Dienstbarkeit schändlich; die zweyte diejenige, welche behauptet, die Herrschaft Weniger über Viele sey zum Glück und zur Ruhe der Menschen schlechterdings nothwendig, und der Ungehorsam ruchlos.

Es dürfte zwar schwer seyn für die erste Parthey einen so geschickten Advokaten zu finden, daß er dem der andern gewachsen wäre; denn die Weltgeschichte selbst scheint die Sache der letztern bisher verfochten zu haben: aber doch glaube ich an dem Freunde des Montaigne, Boetie, in seiner Rede über die freywillige Knechtschaft, den besten gefunden zu haben, den sie je hatte; und

dieser

dieſer ſoll daher ihre Sache führen.' Da dieſer Boetie weder als Staatsmann noch als Gelehrter ſo allgemein bekannt iſt, daß ſein Name ſogleich für ihn bürgte: ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, ſeiner Rede einige Züge ſeines Lebens vorauszuſchicken. Zu einer Geſchichte deſſelben fehlen die Materialien.

Eſtienne de la Boëtie verdankt ſeine hiſtoriſche Exiſtenz faſt einzig ſeinem Freunde Montaigne, der ſeine Freundſchaft ſuchte, nachdem er die Rede über die freywillige Knechtſchaft, welche hier dem Leſer mitgetheilt wird, von ihm geleſen hatte. Gleich bey der erſten Bekanntſchaft errichteten ſie diejenige Freundſchaft unter ſich, von welcher Ariſtoteles ſagt, ſie ſey Eine Seele in zweyen Körpern.

Annehmlichkeit des Körpers und der Manieren ſcheint wenig Antheil an der Errichtung dieſes Bundes gehabt zu haben; denn Montaigne ſagt von ihm, daß er bey dem erſten Anblick mehr abgeſchreckt als angezogen habe. Worin dieß eigentlich beſtanden, weiß Montaigne, zu deſſen Zeiten die Fyſiognomie noch nicht ſo weit exkolirt war, als ſie jetzt, wie einige behaupten wollen, iſt, nicht zu ſagen, ſondern er ſagt nur: " es giebt eine gewiſſe Häßlichkeit, die bey vollſtändigen und wohlgebildeten Gliedmaßen Statt findet, und vorzüglich im Geſicht ſitzt. Sie mißfällt uns durch die Farbe, durch Mahle, durch eine rau-

he

he Mine und durch etwas unerklärliches im Ganzen; die Häßlichkeit, welche die ſchöne Seele des Boetie einhüllte, war von dieſer Gattung.“ Das Zeugniß das Montaigne ſeinem Geiſte giebt, iſt dafür um ſo günſtiger. „Der gröſte Mann den ich kennen lernte, ſchreibt er in ſeinen Verſuchen, war Boetie. Er war eine volle Seele von altem Schlag, die von allen Seiten ſchön war, und Großes gethan hätte, wenn das Geſchick nicht dagegen geweſen wäre.“ Montaigne gab ſich alle Mühe ſeinem Freunde bey der Nachwelt das Anſehen zu verſchaffen, daß er bey ihm hatte; aber da Boetie ſehr ſelten ſeine Gedanken niederſchrieb, und, wenn es auch geſchah, das nächſte und beſte Blättgen Papier dazu gebrauchte, welches dann meiſtens verlohren gieng: ſo fand er nur weniges, wodurch er das groſſe Lob, das er ihm in ſo vielen Stellen ſeiner Verſuche ertheilte, rechtfertigen konnte. Was er fand: gab er unter folgendem Titel heraus: La menagerie de Xenophon: les regles de mariage de Plutarque: lettre de conſolation de Plutarque à ſa femme: le tout traduit du Grec en François, par feu Mr. *Eſtienne de la Boëtie*, Conſeiller du Roy en ſa Cour de Parlement à Bordeaux: enſemble, *quelques* vers latins et francois de ſon invention: item un Diſcours ſur la mort du dit Seigneur de la Boëtie, par M. de Montaigne. a Paris de l' Imprimerie de Frederic Morel, rue St. Jean de Beauvais etc. 1571 avec Privilege du

roi.

roi. Die französischen Verse kamen erst ein Jahr später hinzu. Er verfertigte zwar auch griechische Verse, aber Montaigne fand keine davon nach seinem Tode. Man sieht aus diesem Titel zugleich daß Boetie Parlementsrath war. Montaigne fand zwar noch die Rede, die hier übersetzt geliefert wird, und einige Memoires über das Edikt vom Januar 1562, das zu Gunsten der Hugenotten in der Minderjährigkeit Karls des 9. gegeben wurde; aber er sagt in der Vorrede: „ich finde sie zu liebreich und zu zart, um sie der rauhen und stürmischen Witterung dieser mißlichen Zeiten auszusetzen." Ob die Memoires je gedruckt worden sind, weiß ich nicht: die Rede aber kam zuerst unter andern Aufsätzen in folgender Schrift heraus: Memoires de l' état de France sous Charles IX depuis l'an 1570 jusqu' en 1574 à Mittelbourg 1558 3 vol. und wurde dann der neuesten Ausgabe der Versuche, von Coste, angehängt. Die Gesellschaft, unter welche Boetie das mahls gerieth, schreckte Montaignen ab, diese Rede in seine Versuche aufzunehmen. Er entschuldigt sich hierüber folgendermaßen: „aber weil ich gefunden habe, daß diese Schrift seitdem in schlimmer Absicht von solchen herausgegeben wurde, die unsern Staat stöhren und umändern wollen, ohne sich darum zu bekümmern ob sie ihn verbessern, und daß sie selbige unter Schriften von ihrem Schlage mischten, so habe ich es aufgegeben sie hier einzuschalten: und damit er von denen, die ihn

nicht

nicht kennten, nicht zu jener Parthey gerechnet werde, so sage ich ihnen: „daß dieser Gegenstand, als ein gemeines, schon in hundert Büchern abgedroschenes Thema, bloß zur Uebung, in seinen Jünglingsjahren abgehandelt wurde. Ich zweifle nicht, daß er glaubte was er schrieb; denn er war zu gewissenhaft auch nur in einer Uebung der Beredsamkeit zu lügen: und ich weiß auch, daß, hätte er seinen Geburtsort wählen können, Venedig von ihm wäre Sarlat vorgezogen worden, und mit allen Recht; aber eine andere Maxime war tief in seine Seele geprägt: sich pünktlich den Gesetzen zu unterwerfen, unter welchen er gebohren war. Nie gab es einen bessern, für die Ruhe seines Landes besorgtern Bürger, nie einen größern Gegner aller Umwälzungen und Neuerungen seiner Zeit, als ihn; er hätte lieber seine Kräfte gebraucht sie zu ersticken, als sie zu erregen. Sein Geist war für andere Jahrhunderte als das unsrige, gebildet." Aus einer andern Stelle des Montaigne erfährt man, daß diese Rede im 16ten Jahr von Boetie verfertigt wurde, dann unter dem Titel *le Contr'un* schriftlich circulierte, und von ihm nie mehr durchgesehen wurde.

So gut dieß Boetie'n als Bürger entschuldiget, so sehr scheint es ihm, als Advokat der Parthey an deren Spitze wir ihn hier stellen, nachtheilig zu seyn; aber sie höre ihn nur, und sie wird mit ihm zufrieden seyn! Boetie starb den

15ten

15ten August 1563. in einem Alter von 32 Jahren, 9 M. und 17 T. in der Gesellschaft seines Freundes Montaigne, mit der Gelassenheit und Ruhe eines Weisen. Durch die Erzählung seines Freundes von seinem Tode erfährt man, daß er eine Wittwe geheyrathet hatte, mit welcher er in bester Eintracht lebte. Nachdem ich nun, wie ich glaube, so viel als nöthig die Leser mit dem Advokaten der einen Parthey bekannt gemacht habe, so mag er auftreten.

Rede des Boetie über die freywillige Knechtschaft.

„Das Herrschen Vieler frommet nicht, nur einer sey Herr, nur einer sey König! — So spricht Ulysses beym Homer, in einer öffentlichen Rede. Hätte er bloß gesagt: das Herrschen Vieler frommet nicht, so hätte er was ganz vernünftiges gesagt: aber, anstatt bey dieser richtigen Behauptung stehen zu bleiben, daß die Herrschaft Vieler aus dem Grunde nichts tauge, weil auch schon die Macht eines einzigen, so bald er den Titel Herr annimmt, hart und unbillig ist, — fügt er den widersinnigen Beysatz hinzu: nur einer sey Herr, nur einer sey König. Doch möchte Ulysses noch zu entschuldigen seyn, da wahrscheinlich die Noth ihn zwang diese Sprache zu führen, um die Empörung der Armee zu stillen; und er suchte daher, glaube ich, seine Reden mehr den Zeitumständen

ſtänden als der Wahrheit anzupaſſen. Aber jeder, der ſeiner innern Ueberzeugung gemäß ſpricht, wird zugeben müſſen, daß es der höchſte Grad des Unglücks iſt, einem Herrn unterworfen zu ſeyn, von dem man nie verſichert ſeyn kann, ob er gut iſt, weil es immer in ſeiner Gewalt ſteht ſchlimm zu ſeyn, ſo bald er nur will: und mehrere Herren haben, iſt nichts anders, als eine dieſer Mehrheit gemäße Vervielfältigung des höchſten Grads von Unglück erfahren. Ich will hier nicht dieſe ſo oft aufgeworfene Frage unterſuchen: ob nehmlich die republikaniſchen Regierungsformen beſſer ſeyen als die monarchiſche Regierung; denn, ehe man ſich an die Unterſuchung dieſer Frage wagte, müßte man vorher wiſſen, welchen Rang die Monarchie unter den Republiken habe, oder ob ſie gar einen Rang unter ſelbigen habe, da es ſchwer zu glauben iſt, daß bey einer Regierung, wo alles einem Einzigen angehört, was Publikes ſtatt finden könne. *) Dieſe Frage daher auf eine andere Zeit, da ſelbige eine beſondere Abhandlung erfordern, oder vielmehr, ihrer Natur

*) Da bey uns das Wort Republick faſt gleichbedeutend mit Demokratie geworden iſt: ſo mögte der Sinn vielleicht deutlicher alſo ausgedrückt werden: denn ... wiſſen, welchen Rang die Monarchie unter der Verfaſſung habe, oder ob ſie gar einen habe, da man dies kaum eine Verfaſſung nennen kann, was bloß der Willkühr eines einzigen beliebt. Ich überſetze durchaus wörtlich.

tur nach, das ganze Heer politiſcher Streitfragen in Bewegung ſetzen würde. Für jetzt wünſche ich mir nur die Möglichkeit zu erklären, wie ſo viele Menſchen, ſo viele Städte, ſo viele Nazionen, öfters einen einzigen Tyrannen dulden können, der nicht mehr Macht hat als man ihm giebt, der keine Gewalt hat andern zu ſchaden als in ſo ferne ſie es dulden wollen, der ihnen nichts zu Leide thun kann, ſo bald ſie ihm lieber widerſprechen als leiden wollen. Wahrlich! ein höchſt merkwürdiges und doch ſo gemeines Phänomen, noch würdiger unſerer Thränen, als unſerer Verwunderung! — Millionen Menſchen in elende Sklaverey verſunken zu ſehen, wie ſie ihren Nacken unter das Joch beugen, nicht gezwungen durch eine überlegene Stärke, ſondern bloß, wie es ſcheint, durch die Zauberkraft des Nahmens Monarch, deſſen Macht ſie nicht zu fürchten haben, weil er ein einzelner Menſch iſt, und den ſie nicht lieben können, weil er gegen ſie unmenſchlich und grauſam iſt. Freylich, und dieſe Schwachheit liegt in unſerer Natur, müſſen wir öfters der überlegenen Stärke gehorchen, öfters den Umſtänden nachgeben, weil man nicht immer der Stärkere ſeyn kann. Wird daher eine Nazion durch die Stärke der Waffen gezwungen einem einzigen zu dienen, wie einſtens die Stadt Athen dreyßig Tyrannen gehorchen mußte, ſo darf man ſich darüber nicht wundern, wohl aber einen ſolchen Unfall beweinen; oder richtiger ſind dieſe beyden

Empfindungen hier nicht an ihrer Stelle, und das beste ist denn wohl, das Uebel mit Gedult zu tragen und sich auf bessere Zeiten aufzuspahren. Die gemeinschaftlichen Pflichten der Freundschaft nehmen uns einen guten Theil unsers Lebens weg; es ist billig die Tugend zu lieben, schöne Handlungen zu schätzen, dankbar zu seyn für das Gute, das wir empfangen haben, unserm eigenen Wohlstand etwas zu entziehen, um den zu belohnen, den wir lieben und der unsere Liebe verdient. Dieß alles ist unserer Natur gemäß. Wenn daher die Einwohner eines Landes etwa einen großen Mann gefunden haben, der ihnen durch Proben gezeigt hat, daß es ihm weder an kluger Vorsicht fehle sie vor künftigen Gefahren zu bewahren, noch an Muth sie zu vertheidigen, noch an Sorgsamkeit sie zu regieren; und wann dann diese Einwohner sich nach und nach daran gewöhnen einem Einzelnen zu gehorchen, und ihr Zutrauen wohl gar so weit treiben, ihm verschiedene Vortheile über sich einzuräumen: so zweifle ich zwar, ob sie daran weise handeln, daß sie diesen Mann von einem Pflug wegnehmen, wo er ihnen nur nutzte, und ihn dagegen auf eine Stelle erheben, wo er ihnen schaden kann; aber gewiß kann man ihnen doch kein Verbrechen daraus machen, gut für diesen Mann gesinnt zu seyn, und nichts Böses von dem zu furchten, der ihnen nichts als Gutes gethan hat."

„Aber

„Aber Gott! was iſt dies für ein Ding! welchen Nahmen ſoll man ihm geben? welch Unglück! welche Niederträchtigkeit! welche unſelige Niederträchtigkeit! Eine unzählige Menge Menſchen gehorchen, nein, ſie dienen, gleich Knechten, laſſen ſich nicht beherrſchen ſondern tyranniſiren, haben nichts Eigenes, Vermögen, Eltern, Kinder, ihr Leben ſelbſt, nichts gehört ihnen! Sie laſſen ſich ausplündern, laſſen ihre Weiber und Töchter ſchänden, dulden alle Grauſamkeiten! Und von wem dulden ſie dies alles? Etwan von einer Armee, oder von einem barbariſchen Heer, gegen welches man ſich um den Preis ſeines Bluts und Lebens vertheidigen müßte? Oder von einem Herkules oder Simſon? Nein, von einem einzelnen Männchen, der nur allzuoft der feigſte und weibiſchſte unter der ganzen Nazion iſt; einem Menſchen, der weit entfernt an den Pulverdampf der Schlachten gewöhnt zu ſeyn, vielleicht nicht einmahl die Staubwolken der Turnierbahn vertragen könnte, der keineswegs die Menſchen zwingen kann, ihm zu gehorchen, und öfters der niederträchtige Sklave eines elenden Weibes, des Abſchaums ihres Geſchlechtes, iſt. Sollen wir dies Feigheit nennen? Sollen wir ſagen, daß diejenigen, welche dienen, feigherzig und kraftlos ſind? Wenn zwey, wenn drey, wenn vier ſich nicht gegen einen vertheidigen, ſo klingt dies zwar ſonderbar, aber es iſt doch möglich, und mit Recht wird man dies einem Mangel an Muth zuſchrei-

der Gerüche gebend und ſtehlend über ein Violen-Bette hinſäuſelt. -- Genug! nichts mehr! Es iſt nicht mehr ſo anmuthig, als es vorhin war. O Geiſt der Liebe, wie ſprudelnd und launiſch biſt du! weit und unerſättlich wie die See, aber auch darinn ihr ähnlich, daß nichts da hineinkömmt, von ſo hohem Werth es auch immer ſey, das nicht in einer Minute von ſeinem Werth herab und zu Boden ſinke --

Curio.

Wollt ihr Jagen gehen, Gnädigſter Herr?

Herzog.

Was?

Curio.

Den Hirſch.

Herzog.

-- Wie? das wäre das edelſte was ich habe: O, wie ich Olivia zum erſtenmal ſah, däuchte mich, ſie reinigte die Luft von einem giftigen Nebel; von dieſem Augenblik an ward' ich in einen Hirſch verwandelt, und meine Begierden, gleich wilden, hungrigen Hunden, verfolgen mich ſeither --

Valentin tritt auf.

Nun, was für eine Zeitung bringt ihr mir von ihr?

Valentin.

Gnädigſter Herr, ich wurde nicht vorgelaſſen; alles

ben. Aber, wenn Hundert, wenn Tausend sich von einem einzelnen quälen lassen, soll man da sagen sie wollen nicht, oder sie wagen es nicht, sich an ihn zu machen? Ist dies Feigherzigkeit, oder ist es Verachtung und Geringhaltung? Wenn man sieht, daß, ich sage nicht hundert oder tausend Menschen, sondern hundert Länder, tausend Städte, eine Million Menschen nicht über einen einzelnen herfallen, unter dessen Herrschaft Sklaverey und Knechtschaft noch die geringsten Uebel sind, die sie leiden, wie soll man dies nennen? Ist es Feigheit? — Alle Laster haben, ihrer Natur nach, ihre Gränzen, die sie nicht überschreiten können. Zwey können sich wohl vor Einem fürchten, und auch zehen; wenigstens ist dies noch möglich: aber wenn Tausend, wenn eine Million, wenn tausend Städte, sich nicht gegen Einen wehren, dies kann nicht Feigherzigkeit seyn, so weit kann sie nicht gehen, so wenig als die Tapferkeit sich so hoch erheben kann, daß ein einzelner Mensch eine Vestung ersteige, eine Armee angreife, ein ganzes Königreich erobere."

„Was für ein monströses Laster muß denn also wohl dieses seyn, für welches noch der Nahme Feigherzigkeit zu gut ist? welches zu bezeichnen man noch kein genugsam häßliches Wort gefunden hat? Man stelle auf eine Seite 50000 Mann in Waffen, und eben so viel auf die andere; man stelle sie in Schlachtordnung; man lasse sie ins

Hand-

Handgemeng kommen; die einen ſollen als freye Völker für ihre Freyheit ſtreiten, die andere aber in der Abſicht ſie jenen zu rauben; auf welcher Seite wird wohl wahrſcheinlich der Sieg ſeyn? Welche werden muthiger zum Gefechte gehen? Die erſtern, welche zur Belohnung ihrer Arbeiten die Erhaltung ihrer Freyheit hoffen? oder die zweyten, welche für die Schläge, die ſie austheilen, die ſie bekommen, keinen andern Lohn zu erwarten haben als die Knechtſchaft? Den erſten wird immer das Glück ihres vergangenen Lebens, nebſt der Hoffnung eines gleichen Wohlſtandes für die Zukunft vor Augen ſchweben; ſie werden nicht ſowohl an die Leiden denken, welche ſie, in der kurzen Zeit als eine Schlacht dauert, auszuſtehen haben, ſondern vielmehr an die Gefahren, womit ſie ſelbſt ihre Kinder und ihre ganze Nachkommenſchaft auf immer bedroht ſind. Der Muth der andern aber kann höchſtens durch den ſchwachen Stachel des Deſpotismus angeſpornt werden, der im Angeſicht der Gefahr ſich ſogleich abſtumpft; ein Muth, deſſen Feuer der kleinſte Blutstropfen, welcher aus ihren Wunden rinnt, ſogleich auslöſcht. In den ſo berühmten Schlachten des Miltiades, Leonidas und Themiſtokles, die vor 2000 Jahren geliefert worden ſind, und wovon das Andenken noch ſo friſch in der Geſchichte und in dem Gedächtniß der Menſchen lebt, als wenn ſie erſt vor drey Tagen, zum Heil von Griechenland und zum Beyſpiel der Welt, gegeben worden wären; was gab

wohl dieſer Hand voll Menſchen, wie die Griechen waren, ich ſage nicht das Vermögen, ſondern nur das Herz, den Stoß einer ſo ungeheuren Anzahl Schiffe auszuhalten, welche ſelbſt das Meer kaum zu tragen vermochte? So viele Nazionen zu ſchlagen, welche in ſo groſſer Anzahl waren, daß die Schaar der Griechen kaum ſo viel Köpfe zählte, als Feldherren den Armeen der Feinde nöthig waren? Was anders, als weil es an dieſen glorreichen Tagen nicht ſowohl die Griechen waren, welche gegen die Perſer ſtritten, ſondern es war vielmehr der Sieg der Freyheit über die Herrſchaft, und der Freyheitsſinn über Deſpotismus."

„Es iſt allerdings auffallend, wenn man hört, mit welcher Tapferkeit die Freyheit die Herzen derer wapnet, die für ſie kämpfen: — aber was überall, was alle Tage, was vor jederman geſchieht, daß nehmlich ein einzelner Menſch hundert tauſend Städte zu Boden tritt, ſie ihrer Freyheit beraubt, wer würde dies glauben, wenn er es bloß hörte, und nicht mit eigenen Augen ſähe? Und wenn ſo was nur in fremden Ländern, nur in entfernten Erdſtrichen zu ſehen wäre, und nur durch Erzählungen bekannt gemacht würde, wer würde es nicht vielmehr für eine Erdichtung als für eine wahre Geſchichte halten? Und es iſt ja nicht einmahl nöthig gegen dieſen einzelnen Tyrannen zu ſtreiten, oder ſich gegen ihn zu vertheidigen: er iſt geſtürzt, ſo bald das Land nicht mehr

darein

darein willigt, ſein Sclave zu ſeyn. Man darf ihm nichts nehmen, man gebe ihm nur nichts. Das Land ſoll ſich nicht einmahl bemühen etwas für ſich zu thun, es bemüht ſich nur, nicht etwas wider ſich zu thun. Die Völker laſſen ſich alſo willig plagen, und helfen ſelbſt dazu, weil, um frey zu ſeyn, ſie nur aufhören dürften zu dienen. Das Volk ſelbſt ſchlägt ſich in Feſſeln, ſchneidet ſich die Kehle ab, giebt die Freyheit für das Joch dahin, da es doch ganz in ſeiner Wahl ſteht, ein Knecht oder frey zu ſeyn; es willigt in ſein Unglück, noch mehr, es jagt ihm nach. Wenn dem Volk die Wiedererlangung der Freyheit was koſtete, ſo würde ich es nicht ſo nachdrücklich dazu auffordern, wiewohl dem Menſchen nichts ſchätzbarers ſeyn ſoll, als wieder in die natürlichen Rechte einzutreten, und ſo zu ſagen aus einen Thier wieder ein Menſch zu werden. Aber ſo viele Kekheit verlange ich nicht einmahl, ich will nur nicht, daß es die vermeintliche Sicherheit des Lebens ſeinem Wohlſtande vorziehe. — Was! wenn zur Erlangung der Freyheit das bloße Verlangen hinlänglich iſt, wann man ſie nur zu wollen braucht: ſollte es wohl eine Nazion in der Welt geben, welche dieſen Preiß zu hoch fände, da ſie durch einen Wunſch die Freyheit gewinnen kann? und ſollte ſie wohl zu karg gegen ſich ſeyn, ihren Willen für die Wiedererlangung eines Gutes dahin zu geben, das für den Preiß ihres Blutes nicht zu theuer erkauft würde, und nach deſſen Verluſt für Mäns

ner von Ehre das Leben eine Quaal und der Tod eine Wohlthat iſt! So wie das Feuer eines kleinen Funkens ſich vergrößert und ſtärker auflodert, und ſein Brand weiter um ſich frißt, je mehr er Nahrung findet, und dann, ohne daß man ihn mit Waſſer zu löſchen braucht, wenn man nur kein Holz mehr zuleat, aus Mangel des Stoffs ſich ſelbſt wieder verzehrt und endlich ganz verliſcht: eben ſo die Tyrannen, je mehr ſie plündern, je mehr ſie andere abdrücken, je mehr ſie zerſtöhren und zu Grund richten, je mehr man ihnen giebt, und je mehr man ihnen dient, deſto ſtärker und kraftvoller alles zu zernichten und zu zerſtöhren werden ſie; aber ſo bald man ihnen nichts mehr giebt, ſo bald man ihnen nicht mehr gehorcht, ſtehen ſie, ohne daß es weiterer Gewaltthätigkeit bedarf, nackend und kraftlos da, und ſind nichts mehr, und dorren ab, gleich der Pflanze welcher man die Feuchtigkeit und Nahrung entzogen hat."

„Kühne Männer ſcheuen keine Gefahr, wenn es darauf ankommt ein Gut zu erwerben, wornach ſie trachten, und den Verſtändigen iſt keine Arbeit zu viel. Träge Memmen wiſſen weder ein Uebel zu ertragen, noch ſich wieder in den Beſitz eines Gutes zu ſetzen. Sie bleiben bloß beym Wünſchen ſtehen, und ſie ſind zu feig, die Kraft zu haben nach dem Gutem zu ſtreben, wiewohl die Natur immer in ihnen den Wunſch rege erhält. Dieſer Wunſch, dieſer Wille iſt Weiſen und Thoren,

Tapfern

Tapfern und Feigen gemein, nehmlich alle die Dinge zu wünſchen, deren Beſitz ſie zufrieden und glücklich machen würde. Es giebt nur eine einzige Sache, wo die Natur ſo ſtiefmütterlich iſt, in den Menſchen auch nicht einmahl den Wunſch darnach zu erwecken; und dieß iſt die Freyheit, welche doch ein ſo großes und herrliches Gut iſt, daß ihr Verluſt alle möglichen Uebel der Reihe nach herbeyführt, und was noch Gutes übrig bleibt, das verliehrt allen Geſchmack und Anmuth, ſo bald es vom Gift der Knechtſchaft angeſteckt iſt. Unter allen Dingen iſt die Freyheit das einzige, das die Menſchen nicht wünſchen, bloß aus dem Grunde, ſcheint es, weil ſie ſie haben würden, ſo bald ſie ſie wünſchten; eben als wenn ſie dieſe ſchöne Erwerbung nicht machen möchten, weil ſie ſo leicht iſt. Arme elende Menſchen! Unvernünftige Völker! Nazionen, erpicht auf euer Unglück und blind gegen euer Wohl! Ihr laßt den ſchönſten und reinſten Ertrag eures Vermögens vor euerm Angeſicht wegnehmen, laßt eure Felder plündern, eure Häuſer ausrauben, eure alten und väterlichen Möbeln daraus wegführen, ihr lebt ſo, daß ihr mit Recht ſagen könnt, nichts gehört uns! Ihr müßt, wie es ſcheint, es noch für ein großes Glück achten, euere Güter, eure Familien, euer Leben zur Hälfte zu beſitzen, und alles dies Elend, dieſer Jammer und dieſe Verheerung ſchreibt ſich nicht von euren Feinden her; zwar wohl von einem Feind, aber von einem Feind, den ihr

ſelbſt

selbst so groß gemacht habt, als er nun ist, für welchen ihr so muthig in Krieg ziehet, für dessen Größe ihr keinen Augenblick anstehet dem Tod entgegen zu gehen. Der Mensch, der mit euch so herrisch umgeht, hat nur zwey Augen, nur zwey Hände, einen Leib und alles andere wie der Geringste unter den Tausenden von Einwohnern unserer Städte; was jener vor euch allen voraus hat, sind die Vortheile, welche ihr ihm zu eurem eigenen Verderben über euch zugestehet. Woher hat er so viele Augen euch auszuspähen, woher so viele Hände euch zu schlagen, als von euch? Woher die Füße womit er eure Städte zu Boden tritt, woher anders, als von euch selbst? Von wem anders als von euch selbst hat er die Gewalt über euch erhalten? Wie würde er es wagen über euch herzufallen, wenn er nicht mit euch selbst im Verständniß wäre? Was könnte er euch thun, wärt ihr nicht selbst die Hehler von dem Diebe der euch plündert, die Mitschuldigen des Mörders der euch tödtet, und die Verräther an euch selbst? Ihr säet damit er verheeren könne; ihr meublirt eure Häuser und füllt sie mit Geräthen an, um seinen Räubereyen einen Stoff zu verschaffen; ziehet eure Töchter groß zur Sättigung seiner Lüste, und eure Söhne, damit er sie noch aus Gnaden in den Krieg fortführe, sie auf die Schlachtbank liefere, sie zu Dienern seines despotischen Willens und zu Vollziehern seiner Rache mache. Ihr härtet euren Leib zu den beschwerlichsten Arbeiten

ab,

ab, damit er in Vergnügungen ſchwelgen und ſich in dem Unflath der ſchändlichſten und häßlichſten Wollüſte wälzen könne. Ihr ſchwächt euch, um ſeinen Arm zu ſtärken, daß er euch den Zügel recht kurz halte! — Und von allen dieſen unwürdigen Behandlungen, dergleichen die unvernünftigen Thiere ſelbſt nicht leiden würden wenn ſie es fühlten, könntet ihr euch auf einmahl frey machen, wenn ihr nur bloß verſuchtet, nicht, es zu thun, ſondern es nur zu wollen. Seyd entſchloſſen nicht mehr zu dienen, und ihr ſeyd frey. Ihr dürft an den Tyrannen nicht ſtoßen um ihn wankend zu machen: haltet ihn nur nicht mehr, und ihr werdet ſehen, wie er denn, gleich einem großen Koloß, unter dem man die Grundlage weggenommen hat, durch ſeine eigene Schwere zuſammenſtürzt und zu Stücken zerbricht. Wohl mit Recht rathen die Aerzte, ſich nicht an die Kur unheilbarer Wunden zu wagen; und ich handle daher ſehr unweiſe, daß ich dem Volk in einer Sache rathen will, wogegen es ſchon vor langer Zeit gefühllos geworden iſt; durch welchen Umſtand allein, daß es keine Empfindung mehr von ſeinem Uebel hat, ſich ſeine Krankheit als tödlich ankündigt. Ich werde mich daher auch bloß darauf einſchränken, wo möglich die Urſachen zu errathen, wodurch der Eigenſinn zu dienen ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat, daß die Liebe zur Freyheit faſt aufgehört hat eine natürliche Empfindung zu ſeyn."

„Erſt-

„Erſtlich iſt dieß, denke ich, wohl auſſer allem Zweifel, daß, wenn wir den Rechten gemäß lebten, welche die Natur uns gegeben hat, und bloß ihre Vorſchriften befolgten, wir, unter ihrer Anleitung, und zu Folge ihres Inſtinkts, nur unſern Eltern gehorchen, und uns der Vernunft unterwerfen würden, ohne der Knecht von jemanden zu ſeyn. Jeder Menſch wird innerlich von dem Daſeyn der Vernunft überzeugt ſeyn: ob aber dieſe Vernunft mit uns gebohren, oder uns erſt nachher mitgetheilt wird, dieß iſt eine Frage, welche von den Akademikern öfters aufgeworfen und in allen Schulen der Philoſophen zur Sprache gebracht worden iſt. Für jetzt nehme ich an, und vielleicht irre ich mich hierin nicht, daß in unſerer Seele von Natur ein Saame von Vernunft liegt, der, wenn er durch gute Sitten und Ermahnungen genährt wird, zu Tugenden aufblüht, öfters aber wann das Unkraut des Laſters die Oberhand gewinnt, erſtickt und abſtirbt. Gewiß, giebt es in der Natur etwas ſo helles und lichtvolles, wogegen es unmöglich iſt blind zu ſeyn, ſo iſt es dieß: daß die Natur, dieſe Dienerin der Gottheit und Regiererin der Menſchen, uns alle von gleicher Form, und wie es ſcheint, nach einerley Modell gemacht hat, als einen Beweis, daß wir uns alle für Genoſſen und Brüder halten ſollen. Hat ſie auch in der Ausſpendung ihrer Gaben dieſem oder jenem einen Vortheil in Rückſicht auf die Seele oder den Körper

vor den andern gegeben, so hat sie sicher nicht dabey die Absicht gehabt, als sie uns auf diese Welt setzte, daß die Menschen abgesondert von einander wie in einem Thiergarten leben, oder daß die Stärkern und Verständigern, gleich bewaffneten Räubern in Wäldern, die Plage der Schwächern seyn sollten. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Natur, wenn sie für diesen die Theile größer und dagegen für jenen kleiner machte, es nur gethan hat, um die brüderliche Neigung und Liebe um so stärker durch den Gegenstand zu erwecken, den sie auf diese Art der Wirksamkeit dieser Empfindung angewiesen hat, da die Stärkern in ihrer Stärke selbst die Veranlassung finden den Schwächern zu helfen, und diese durch ihre Schwäche das Bedürfniß fühlen, sich helfen zu lassen. Hat nun die Natur, diese gute Mutter, uns allen die ganze Erde gleich einem gemeinschaftlichen Wohnhaus zum Aufenthalt gegeben: hat sie uns alle von einerley Teig gebildet, damit ein jeder in dem andern, gleich als in einem Spiegel, sich selbst erkenne; hat sie uns ferner allen gemeinschaftlich die Sprache und Stimme, dieses herrliche Geschenk der Gottheit, mitgetheilt, um uns dadurch um so eyger mit einander zu verbinden und zu verbrüdern, und durch die wechselseitige Mittheilung unserer Gedanken aus dem Willen Aller einen gemeinschaftlichen Willen zu erzeugen; hat sie alle Mittel angewandt, das Band unserer Vereinigung und Verselschaftung recht

fest

was ich ſtatt einer Antwort erhalten konnte, war, daß ihr Kammer-Mädchen mir ſagte, die Luſt ſelbſt ſollte in den nächſten ſieben Jahren ihr Geſicht nicht bloß zu ſehen kriegen; ſondern gleich einer Kloſter-Frau will ſie in einem Schleyer herum gehen, und alle Tage ein mal ihr Zimmer rund herum mit Thränen begieſſen: Alles diß aus Liebe zu einem verſtorbenen Bruder, deſſen Andenken ſie immer friſch und lebendig in ihrem Herzen erhalten will.

Herzog.

O, Sie, die ein ſo fühlendes Herz hat, daß ſie einen Bruder ſo ſehr zu lieben fähig iſt; wie wird ſie lieben, wenn Amors goldner Pfeil die ganze Heerde aller andern Zuneigungen, auſſer einer einzigen, in ihrer Bruſt getödtet hat? Wenn Leber, Gehirn und Herz, drey unumſchränkte Thronen, alle von Einem (o entzükende Vorſtellung) von Einem und demſelben König beſezt und ausgefüllt ſind! Folget mir in den Garten -- Verliebte Gedanken ligen nirgends ſchöner, als unter einem grünen Thron-Himmel, auf Polſtern von Blumen.

[Sie gehen ab.]

fest zusammen zu ziehen; hat sie durch ihre ganze Einrichtung gezeigt, daß sie nicht nur wolle, daß wir vereinigt, sondern vielmehr, daß wir alle Eins seyn sollen: so kann wohl kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß wir von Natur frey sind, und es kann daher niemanden einfallen, daß die Natur, welche uns alle zu Mitgenossen von einander gemacht hat, einen von uns zur Knechtschaft bestimmt habe."

„Aber wahrlich ist die Frage: ob die Freyheit natürlich sey? eine sehr überflüßige Untersuchung, weil man niemand ohne Ungerechtigkeit das Joch der Knechtschaft auflegen kann, mit der Natur aber, welche nie etwas unbilliges wollen kann, nichts mehr in Widerspruch steht, als das Unrecht.

„Aus allem diesem folgt also, daß die Freyheit, natürlich ist, und eben so, wie mich dünkt, folgt auch daraus, daß wir nicht allein mit dem Besitz unserer Freyheit gebohren werden, sondern zugleich auch mit dem Triebe, sie zu vertheidigen."

„Sollten wir vielleicht an der Wahrheit dieses Satzes zweifeln, und sollte unsere Abartung so weit gehen, daß wir nicht einmahl mehr das Vermögen hätten, unsere natürlichen Güter und angebohrnen Triebe zu erkennen: so werde ich die unvernünftigen Thiere den Menschen zur Belehrung über ihre eigene Natur aufstellen müssen, eine Ehre, die sie nur allzuwohl verdienen. Sie

selbst

ſelbſt dieſe unvernünftigen Thiere, rufen den Menſchen zu: es lebe die Freyheit. Manche unter ihnen ſterben, wenn man ſie gefangen hält. Wie der Fiſch mit dem Waſſer auch zugleich das Leben verliert, ſo können auch jene, gefangen, nicht mehr das Tageslicht ertragen, und überleben nie ihre natürliche Freyheit. Gäbe es unter den Thieren Rangordnungen und Vorrechte, ſo würden ſie, glaube ich, aus der Freyheit ihren Adel machen. Manche von dieſen Thieren von der größten ſowohl als der kleinſten Art, rächen ſich, wenn man ſie fängt, ſo heftig mit ihren Klauen, Hörnern und Schnäbeln, daß ſie dadurch genugſam zeigen, wie koſtbar ihnen dieſer Verluſt iſt: werden ſie gefangen, ſo geben ſie uns ſo deutliche Kennzeichen von dem Gefühl das ſie von ihren Unglück haben, daß man überzeugend ſieht, daß von nun an ihr Zuſtand mehr ein Leiden als ein Leben iſt, und daß ſie fortfahren zu leben, mehr um ihre verlohrne Freyſtadt zu beweinen, als weil ſie einen Gefallen an der Knechtſchaft finden. Der Elefant, wenn er ſich auf das äuſſerſte gewehrt hat, und nun ſieht, daß er, weil er ſich nicht mehr wehren kann, gefangen werden wird, ſtößt ſeine Kinnbacken wider die Bäume an, und bricht ſich ſo die Zähne aus. Sollte man nicht ſagen, daß die lebhafteſte Begierde dieſes Thiers frey zu bleiben, wie es gebohren iſt, ihm die Liſt eingebe, mit den Jägern zu handeln, ob er wohl nicht um den Preiß ſeiner Zähne davon kommen

könnte, und ob sein Elfenbein, das er dahin giebt, nicht zum Lösegeld für seine Freyheit angenommen würde? Wir streicheln das Pferd, sobald es auf die Welt kommt, um es nach und nach an die Knechtschaft zu gewöhnen, und doch können wir es durch unsere Schmeicheleyen nicht dahin bringen, daß es nicht, wenn es zugeritten wird, in das Gebiß beiße und gegen den Sporn ausschlage; ein Beweiß, wie es scheint, seines Naturtriebes, und wenigstens ein Zeugniß, daß, wenn es uns dient, dieses nicht freywillig, sondern aus Zwang geschieht. Sollte dies nun wohl nicht wahr seyn, was ich einsteus in einer Stelle meiner Gedichte sagte, als ich mich noch damit abgab, französische Reime zu machen: es seufzen selbst Stiere unter dem Joche; es klagen die Vögel des Treibers im Käfig. Wenn nun also alle Geschöpfe, welche Empfindung haben, als solche das Uebel der Unterwerfung fühlen und der Freyheit nachjagen, wie man dieses an den Thieren sieht, welche, obschon zum Dienste der Menschen bestimmt, sich doch nicht so daran gewöhnen können, daß nicht immer der entgegengesetzte Trieb nach Freyheit mitten unter der Knechtschaft durchschimmere: durch welchen Unfall ist denn der Mensch so ausgeartet, der Mensch der von Natur zur Freyheit gebohren ist, daß er so gar das Andenken seines Urstandes und die Begierde verlohren hat, wieder in selbigen zu treten?

Es giebt dreyerley Arten von Tyrannen — ich rede bloß von schlimmen Fürsten. — Die einen sind im Besitz der Herrschaft durch die Wahl des Volks, die andern durch die Gewalt der Waffen, die dritten durch die bey ihrem Geschlechte hergebrachte Erbfolge. Die zweyten, welche nach dem Kriegs-Recht die Herrschaft erlangt haben, betragen sich so, daß man wohl sieht, daß sie in einem eroberten Lande sind. Die gebohrnen Könige sind gewöhnlich um nichts besser. Da sie mit der Muttermilch die Tyranney einsaugen, so wird sie bey ihnen zur Natur, und sie betrachten daher die ihrem Scepter unterworfenen Völker als erbliche Knechte; handeln auch mit ihrem Königreich wie mit einem Erbgut, und sind entweder Geizhälse oder Verschwender, je nachdem sie ihre Naturanlage zu dieser oder jener Leidenschaft hinzieht. Der Regent, dem die Wahl des Volks den Staat übergeben hat, sollte freylich, wie es scheint, ein erträgliches Betragen annehmen, und es würde auch, glaube ich, geschehen, wenn nicht der Reiz eines Etwas, das man Größe nennt, bey ihm, so bald er sich über andere erhaben sieht, den Gedanken erweckte, diesen erhabenen Posten nicht mehr zu verlassen; und er wendet daher gemeiniglich die Macht, welche ihm das Volk verliehen hat, an, selbige auf seine Kinder zu bringen. Haben sie sich einmahl diesen Gedanken in Kopf gesetzt, so ist es sonderbar, wie sehr sie dann alle andern Tyrannen in allen Arten von Lastern, und selbst in der Grausamkeit übertreffen.

Sie sehen kein anders Mittel vor sich, wodurch sie die neue Tyranney befestigen könnten, als durch die gröst-möglichste Ausbreitung der Knechtschaft und durch eine so große Entfremdung ihrer Unterthanen von der Freyheit, so frisch auch immer das Andenken derselben seye, daß sie endlich die Freyheit ganz vergessen. Es findet sich also wohl in Wahrheit einiger Unterschied unter den Despoten, allein am Ende ist keiner besser als der andere; und so verschieden auch die Mittel sind, wodurch sie zur Regierung gelangen, so ist sich doch immer ihre Art zu regieren ähnlich. Die Erwählten betrachten ihre Unterthanen als Stiere, die man ihnen zu zähmen gegeben hat, und behandeln sie auch dem gemäß; die Eroberer halten sich berechtigt, das unterworfene Land als ihre Beute zu betrachten, und die Despoten durch Erbfolge glauben das Recht zu haben ihre Unterthanen für eben so viele natürliche Sclaven zu halten. Gesetzt nun, es würden in unsern Tagen Menschen gebohren, welche, Neulinge in allem diesen, weder an die Knechtschaft noch an die Freyheit gewöhnt, diese beyden Dinge kaum dem Nahmen nach kennten: wenn man nun diesen Menschen vorschlüge, ob sie in der Knechtschaft oder ob sie in der Freyheit leben wollten, worzu würden sie sich wohl verstehen? Ganz gewiß würden sie lieber der Vernunft gehorchen wollen, als einem einzelnen Menschen dienen; es müßten denn Israeliten seyn, welche ohne Zwang, ohne einige

Noth,

Noth, ſich ſelbſt einen Tyrannen ſchufen. Auch leſe ich niemahls die Geſchichte dieſes Volks, ohne bey mir eine faſt unmenſchliche Freude über die unzähligen Leiden zu fühlen, welche ſich dieſes Volk durch dieſe Einrichtung zugezogen; ſo groß iſt mein Unwille gegen ſelbiges. Denn gewiß findet ſich bey allen Menſchen, ſo lange ſie noch etwas von Menſchen an ſich haben, einer von den zweyen Fällen, welche ihrer Unterjochung vorausgehen; ſie werden nehmlich entweder gezwungen, oder betrogen: gezwungen, durch fremde Waffen, wie Sparta und Athen, durch die Armeen Alexanders, oder durch Fakzionen, wie einſtmahls die Herrſchaft zu Athen in die Hände des Piſiſtratus fiel. Durch Betrug verliehren ſie auch öfters ihre Freyheit, und ſie werden nicht häuffiger durch andere verführt, als ſie ſich ſelbſt betrügen. So erhub einſtens das Volk zu Syrakus, die Hauptſtadt von Sizilien, um die Gefahr fürchterlicher Kriege von ſich abzuwenden, auf eine unkluge Art Dionyſius den erſten; übergab ihm das Kommando der Armee, und machte ihn aus Unvorſichtigkeit ſo groß, daß, als dieſer Nichtswürdige ſiegreich zurückkam, er ſich aus einem Feldherrn zu einem König, und, aus einem König, zu einem Tyrannen von Syrakus machte, als ob er nicht über die Feinde, ſondern über ſeine Mitbürger geſiegt hätte. Es iſt kaum glaublich, wie das Volk, ſo bald man es unterjocht, plötzlich in eine ſo tiefe Vergeſſenheit ſeiner Freyheit verfallen kann, aus

welcher es gar nicht mehr zu erwecken iſt, und wie es ſo von ganzen Herzen und ſo willig dient, daß man ſagen ſollte: es habe nicht die Freyheit ſondern die Knechtſchaft verlohren. Von Anfang dient man freylich aus Zwang und durch die Gewalt genöthigt: aber diejenigen, welche nachkommen, die niemahls die Freyheit geſehen haben, und nichts von ihr wiſſen, dienen ohne Widerwillen, und thun willig, was ihre Vorgänger nur aus Zwang gethan hatten. Die Menſchen nämlich, die unter dem Joche gebohren werden, und dann in der Knechtſchaft genährt und erzogen ſind, ſind zufrieden ohne weiters vor ſich zu ſehen, leben wie ſie gebohren ſind, und laſſen ſich gar nicht einfallen ein anders Recht oder ein anders Gut auſſer dem zu beſitzen, das ſie angetroffen haben, und halten daher den Stand, in dem ſie gebohren worden, für die Natur. Und doch giebt es nicht leicht einen Erben, der ſo verſchwenderiſch und nachläſſig ſeye, daß er nicht manchmahl in ſeinen Büchern nachſehe, ob er alle Rechte ſeiner Erbſchaft genieße, oder ob man ihm oder ſeinen Vorfahren etwas entzogen habe. Man muß geſtehen, daß die Gewohnheit, ſo groß auch in allen Dingen ihre Gewalt über uns iſt, nirgends ſo große Kraft zeigt, als wenn es darauf ankommt uns die Knechtſchaft zu lehren, und uns die Pillen der Sklaverey verſchlucken zu laſſen, ohne ihre Bitterkeit zu fühlen, ſo wie Mithridates es ſich zur Gewohnheit gemacht hatte, Gift zu trinken. Die

Nas

Natur hat zwar, wie niemand läugnen wird, einen großen Einfluß auf uns und unsere Neigungen, und auf das Edle oder Unedle unserer Anlagen: aber doch muß man zugeben, daß sie weniger über uns vermag als die Gewohnheit. Denn das beste Naturell wenn es nicht genährt und gezogen wird, geht zu Grunde. Die Erziehung formet uns immer nach ihrer Art, trotz der Natur. Der Saame des Guten, welchen die Natur in uns geleget hat, ist so weich und so mürbe, daß er auch nicht den geringsten Stoß von Seiten einer bösen Erziehung aushalten kann. Er artet eben so leicht aus, zerschmilzt und vernichtet sich, als er sich gut erhält: wie die Fruchtbäume, die ihre eigene Art beybehalten, wenn man sie ungestöhrt ihrem Wachsthum überläßt, hingegen ausarten und fremde Früchte tragen, wenn sie geimpft werden. Alle Pflanzen haben ihre eigene Natur; inzwischen empfinden sie doch alle den Einfluß des Klima, des Wetters, des Erdreichs, der anbauenden Hand des Gärtners: welches alles sie entweder mehr oder minder vollkommen macht; daher man öfters an einem Ort eine Pflanze sieht, welche man an einen andern Ort Mühe hat wieder zu erkennen. Wer die Venezianer, diese Hand voll Menschen, sehen würde, wie sie so frey leben, daß der schlimmste unter ihnen nicht König seyn möchte, und wie sie, ihrer Erziehung nach, keinen andern Ehrgeitz kennen, als den, mit der sorgsamsten Vorsicht über die Erhaltung der Freyheit zu wachen;

chen; wie sie, zu Folge dieser Grundsätze, worin sie von der Wiege an genährt wurden, auch nicht das geringste von ihrer Freyheit für alle Herrlichkeiten der Welt hingeben würden; wer dieß, sage ich so sehen, und dann von da in die Länder des Großsultans übergehen und wahrnehmen würde, wie die Leute dorten von ihrer Geburt an Sklaven und alle Augenblick bereit sind ihr Leben für ihn hinzugeben: sollte er wohl glauben, daß diese beyden Völkerschaften einerley Menschen sind? oder wird ihm nicht vielmehr dünken, als ob er aus einer Stadt in einen Thiergarten sich verirrt hätte? *)

„Lykurgus, dieser Sittenverbesserer von Sparta, zog einstens, wie die Geschichte sagt, zwey Hunde von Einer Mutter auf. Beyde wurden von einerley Milch ernährt. In der Folge mästete er den einen mit den Leckerbissen der Küche, den andern aber gewöhnte er, auf das Zeichen des Horns und der Jagdpfeife, die Felder zu durchstreifen. Um nun dem Lacedämonischen Volke zu zeigen, daß die Menschen immer das sind, wozu sie die Erziehung macht, so ließ er diese zwey Hunde auf den öffentlichen Markt bringen und zwischen beyde eine Suppe und einen Hasen stellen: sogleich gieng der eine Hund auf die Schüssel, und der andere auf den Hasen los. Sehet ihr, sprach er zu dem versammelten Volk, das sind doch zwey Brüder! — Dieser Mann gab durch seine Gesetze und

*) Jetzt dürfte der Kontrast nicht mehr so auffallend seyn.

und seine sittlichen Einrichtungen den Lacedämoniern eine so herrliche Erziehung, daß jeder von ihnen einen tausendfachen Tod der Schande vorgezogen hätte, ausser dem Gesetz und dem König einen andern Herrn zu erkennen. Ich denke nie ohne Vergnügen an das Gespräch, welches einstens ein Günstling des Xerxes, des großen Königs von Persien, mit einigen Spartanern hatte. Als Xerxes seine unermeßlichen Kriegszubereitungen zur Eroberung von Griechenland machte, so schickte er seine Gesandten in die Griechischen Städte, Erde und Wasser von ihnen zu verlangen. Dieß war die Formel, durch welche die Perser die Städte aufforderten, ihre Herrschaft zu erkennen. Nach Sparta und Athen schickte er keine Gesandten, weil die Spartaner und Athenienser diejenigen, welche sein Vater Darius zu ihnen geschickt hatte, theils in Gräber geworfen, theils gezwungen hatten in Brunnen zu springen, wo sie, sagten sie, Wasser und Erde holen könnten, um sie ihrem Fürsten zu überbringen. Diese Griechen konnten nicht leiden, daß man auch nur mit einem Worte ihrer Freyheit zu nahe träte. In der Folge sahen die Spartaner ein, daß sie sich durch ein solches Benehmen den Haß der Götter und besonders des Gottes der Herolde zugezogen hätten. Um diesen nun wieder zu besänftigen, kommen sie auf den Gedanken zwey von ihren Bürgern an den Xerxes abzuschicken, damit er nach Gefallen mit ihnen verfahren könnte, um sich wegen

Zweyte Scene.

[Die Strasse.]

Viola, ein Schiffs-Capitain, und etliche Matrosen.

Viola.

In was für einem Lande sind wir, meine Freunde?

Capitain.

In Illyrien, Gnädiges Fräulein.

Viola.

Und was soll ich in Illyrien machen, da mein Bruder im Elysium ist? -- Doch vielleicht ist er nicht umgekommen; was meynt ihr, meine Freunde?

Capitain.

Es ist ein blosses Glük, daß ihr selbst gerettet worden seyd.

Viola.

O mein armer Bruder! -- aber, hatt' er dieses Glük nicht auch haben können?

Capitain.

Es ist wahr; und wenn die Hoffnung eines glüklichen Vielleicht Eu. Gnaden beruhigen kan, so versichre ich euch, wie unser Schiff strandete, und ihr und diese wenigen, die

mit

der Gesandten seines Vaters schadlos zu halten, welche sie, die Spartaner, umgebracht hätten. Zwey Spartaner, der eine Nahmens Sparthis, der andere Bulis, bothen sich freywillig ihrem Vaterland zum Söhnopfer an. Auf dem Wege trafen sie auf den Pallast eines Persers, mit Nahmen Hydarnes, welcher Stadthalter des Königs in allen Asiatischen, an der Küste des Meeres gelegenen Städten war. Er nahm sie mit allen Ehren auf. Unter verschiedenen Gesprächen, die unter ihnen vorfielen, fragte sie der Perser: warum sie denn so eigensinnig die Freundschaft des Königs ausschlügen? Ihr Spartaner könnt euch, sprach er, durch mein eigenes Beyspiel überzeugen, wie sehr der König diejenigen zu ehren weiß, die es verdienen; wäret ihr seine Unterthanen, gewiß, glaubt es nur, er würde euch eben so ehren; wäret ihr dies, und hätte er euch kennen lernen, jeder von euch würde Herr von einer Griechischen Stadt seyn. — In dieser Sache, Hydarnes, bist du ein schlechter Rathgeber, antworteten die Lacedämonier, weil du zwar das Gute, welches du uns versprichst, versucht hast, aber das andere Gut, in dessen Besitz Wir sind, nicht kennest. Die Gunst des Königs kennst du zwar aus Erfahrung, aber wie süß die Freyheit sey, dies weißt du nicht. Wenn du sie nur etwas gekostet hättest, gewiß du würdest uns selbst rathen, sie nicht allein mit Lanzen und Schild, sondern selbst mit Zähnen und Nägeln zu vertheidigen. Was dieser Spartaner

taner ſagte, war wohl geſprochen: inzwiſchen redeten beyde wie ſie waren erzogen worden: denn ohnmöglich konnte ſich ein Perſer nach der Freyheit ſehnen, die er niemahls gehabt hatte, noch ein Lacedemonier die Knechtſchaft dulden, nachdem er einmahl die Freyheit geſchmeckt hatte. Kato von Utika, da er noch ein Kind und unter der Ruthe war, gieng öfters aus und ein bey dem Diktator Sylla, deſſen Thür ihm nie verſchloſſen war, aus Achtung für ſein Haus ſowohl, als wegen ihrer nahen Verwandſchaft. Sein Aufſeher war immer bey ihm, wenn er dahin gieng, wie dieſes bey vornehmen Kindern die Gewohnheit war. Dieſes Kind ſahe nun, wie man im Pallaſt des Sylla, in Gegegenwart des Diktators und auf deſſen Befehl, die einen gefangen ſetzte, die andern verurtheilte, dieſen verwies, jenen erdroſſelte; wie der eine die Einziehung der Güter und der andere den Kopf eines Nebenbürgers verlangte, kurz, wie alles, was in dieſem Hauſe vorgieng, mehr einen Tyrannen des Volks, als einen Diener des Staats ankündigte, und dieſe Wohnung einer Räuberhöhle beſſer glich als einem Gerichtshofe. Gebt mir doch, ſagte dieſes edle Kind eines Tages zu ſeinem Aufſeher, einen Dolch; ich will ihn unter meinen Rock verbergen; ich gehe öfters in die Zimmer des Sylla, wenn er noch zu Bette liegt: mein Arm iſt ſchon ſtark genug, mein Vaterland von dieſem Tyrannen zu befreyen. Das war ein

Wort würdig eines Kato! So war der Anfang einer Rolle, welcher sein Tod die Krone aufsetzte. — Man erzähle uns diese Thatsache, so wie sie vorgegangen ist, ohne uns jedoch den Nahmen noch das Land des Helden zu sagen: die That selbst wird den Thäter verrathen, und jedermann wird sogleich vermuthen, daß es ein Römer, aber ein noch in dem ächten freyen Rom gebohrner Römer war. — Doch wozu alles dieses? Gewiß nicht um die Meynung zu behaupten, daß das Land und das Erdreich hier etwas vermögen; denn in allen Ländern und unter jedem Himmelsstrich ist die Knechtschaft unangenehm und die Freyheit süß: sondern nur Mitleiden gegen die einzuflößen, denen das Joch schon bey ihrer Geburt über den Hals geworfen wird, und um Entschuldigung oder Verzeyhung für sie zu erhalten, daß sie nicht das Uebel der Sklaverey wahrnehmen, da sie niemahls nur einen Schatten von Freyheit gehabt haben, und auch nie darauf aufmerksam gemacht worden sind. Es giebt Länder (wie Homer von den Cimmeriern erzählt) wo die Sonne anders auf und unter geht als bey uns. Wenn sie ihnen sechs Monathe lang beständig geleuchtet hat, so überläßt sie sie dem Schlaf in einer langen Nacht, und besucht sie ein ganzes halbes Jahr nicht mehr. Wenn nun die Kinder, welche in dieser langen Nacht gebohren werden, von dem Licht der Sonne nichts reden hörten, dürfte man sich wohl wundern, wenn sie sich an die Finsterniß

niß gewöhnten in der ſie gebohren ſind, ohne ſich nach der Sonne zu ſehnen, deren Licht ſie nicht geſehen haben? Man beklagt nie, was man niemahls gehabt hat. Die Sehnſucht folgt nur dem Genuß, und man kann ſich nie an ein vergangenes Vergnügen erinnern, ohne den Gegenſtand davon gekannt zu haben. Die Natur ruft wohl den Menſchen zur Freyheit und erweckt in ihm den Trieb darnach, aber trotz der Natur behält er doch immer die Falte bey, welche die Erziehung ihm gegeben hat. Aus dieſem folgt, daß dem Menſchen am Ende alles natürlich wird, wozu die Gewohnheit und die Erziehung ihn hinführt, aber daß ihm nur das angebohren iſt, wozu ihn die einfache und unverdorbene Natur beruft. Der erſte Grund der freywilligen Knechtſchaft liegt alſo in der Gewohnheit. Die edelſten Roſſe beiſſen anfangs in das Gebiß, und endlich ſpielen ſie damit; vor wenig Tagen ſchlugen ſie noch aus wenn man ihnen den Sattel auflegte, und nun traben ſie voll Stolz in ihrem neuen Staat daher. So geht es auch mit den Menſchen. Wir ſind ja immer, ſagen ſie, unterjocht geweſen, und unſere Väter waren nicht beſſer daran; und ſo, denken ſie, wären auch ſie gehalten das Gebiß ſich anlegen zu laſſen, und ſie glauben dies auf das Anſehen ſo vieler Beyſpiele, und gründen ſelbſt auf die Verjährung den Beſitzſtand ihrer Tyrannen, wiewohl die Verjährung nie ein Recht zu Uebelthaten giebt, ſondern ſelbige nur ſträflicher

macht. Doch giebt es immer hie und da Seelen von edlerem Stoffe, die die Schwere des Jochs fühlen und es abzuschütteln suchen, die die Knechtschaft nicht zahm machen kann, und welche gleich dem Ulysses, der zur See und zu Land seinen väterlichen Heerd suchte, sich nicht enthalten können über ihre väterlichen Vorrechte nachzudenken, und sich an ihre Vorgänger und an ihren Urstand zu erinnern. Solche Menschen von richtigem Verstand und hellem Kopf, sehen nicht bloß, wie der große Haufe, nur das was vor ihren Füßen liegt, sondern was hinter ihnen ist, sowohl als was vor ihnen ist, führen die vergangenen Begebenheiten in ihr Gedächtniß zurück, und nehmen selbige zum Maaßstab ihres Urtheils über das Gegenwärtige und Zukünftige. Männer dieser Art, welche ihren von Natur herrlichen Kopf noch durch Kenntnisse und Wissenschaften geziert haben, würden die Freyheit, gienge sie auch ganz auf der Erde verlohren, noch in ihrer Einbildungskraft und ihrem Herzen aufbewahren, und die von ihnen eingeschlürfte Süssigkeit derselben, würde die Knechtschaft, man stutze sie auf wie man will, ihnen immer widrig finden lassen. Der Groß-Sultan weiß nur allzuwohl, daß Bücher und Gelehrsamkeit die kräftigsten Mittel sind, die Menschen mit sich selbst bekannt zu machen, und ihnen den Haß gegen die Tyranney einzuflößen. Ich glaube auch, daß er in seinen Staaten keine gelehrtern Männer hat, als er sie haben will.

Gemei-

Gemeiniglich iſt der gute Eifer für die Sache der Menſchheit bey denen, welche, trotz der Allgewalt der Zeit, der Freyheit ergeben bleiben, ſo groß auch immer ihre Anzahl ſeyn mag, ohne Wirkung, weil ſie ſich untereinander ihren Geſinnungen nach nicht kennen, da der Tyrann ihnen alle Freyheit raubt, zu handeln, zu reden, und beynahe zu denken. Sie ſind gleichſam mit ihren Gedanken von einander iſolirt. Momus tadelte daher doch wohl mit Recht den Vulkan, nicht ein kleines Fenſter dem Menſchen an das Herz gemacht zu haben, damit man ſeine Gedanken durchſchauen könnte. Als Brutus und Kaſſius unternahmen, Rom oder vielmehr die ganze Welt frey zu machen, ſo wollten ſie Cicero, dieſen großen Eiferer für das öffentliche Wohl, nicht zum Genoſſen ihrer Verſchwörung haben, weil ſie glaubten ſein Herz wäre zu ſchwach für eine ſo hohe That. Sie trauten zwar ſeinem Willen, aber nicht ſeinem Muth, weil ſie ſein Herz nicht durchſchauen konnten.

Geht man die Begebenheiten der vergangenen Jahrhunderte und die Jahrbücher der Vorzeit durch, ſo wird man wenige oder faſt gar keinen Fall finden, daß Männer — wenn ſie aus redlichem Herzen die Freyheit ihres ſchlecht regierten, ſchlimmen Händen überlaſſenen Vaterlandes wieder herzuſtellen unternommen hatten, es ohne Erfolg gethan haben. Die Freyheit, um ſich zu zeigen, hebt ſich von ſelbſten empor, ohne fremder Schultern nöthig zu haben. Hermodius, Ariſtogi-

ſtogiton, Thraſibulus, Brutus der ältere, Valerius und Dion führten ihre edlen Entwürfe eben ſo glücklich hinaus. Das Glück verläßt hier faſt niemahls den guten Willen. Brutus der jüngere und Kaſſius zerſtöhrten auch glücklich die Knechtſchaft; aber, über ihre Bemühung, die Freyheit wieder einzuführen, ſtarben ſie einen gewiß nicht elenden Tod. Wie widerſinnig wäre auch ein ſolcher Vorwurf, der an dem Leben oder dem Tod ſolcher Männer was elendes fände? Ihr Tod war das Signal zum Verderben, zum ewigen Unheil und gänzlichen Untergang des Staats, der in dem Grabe dieſer Männer auch ſein Grab fand. Die folgenden Verſchwörungen gegen die Kaiſer, waren bloß Komplots einiger Ehrgeizigen, welche keinesweges wegen der Unfälle zu bedauren ſind, die ſie ſich dadurch zugezogen; da man deutlich ſieht, daß ihre Abſicht war, nicht die Krone, ſondern den der ſie trug, zu vernichten; und den Tyrannen zu verjagen, um die Tyranney für ſich zu behalten. Es wäre mir nicht lieb, wenn es dieſen Leuten geglückt hätte, und ich freue mich, daß ſie durch ihr Beyſpiel gezeigt haben, daß man den heiligen Nahmen der Freyheit zu böſen Thaten nicht mißbrauchen ſoll. *) E.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

*) Dieſe Rede des Boetie verdiente um mehr als einer Urſache willen, vornehmlich aber darum aus der Vergeſſen-

geſſenheit gezogen zu werden, weil es ſonderbar genug iſt, einen jungen Franzoſen unter der Regierung Heinrichs II. in ſeinem ſechzehnten Jahre gegen die Monarchie in dem Geiſt und Ton der franzöſiſchen Republikaner unſrer Zeit, der Petion, Vergniaux, Guadet, Genſonné, Barbaroux, und ihres Gleichen deklamieren zu hören. So ſpürbar auch immer für jeden aufmerkſamen Leſer das noch unreife Alter des Verfaſſers in dieſem Produkt iſt, ſo würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man es für nichts mehr als eine rhetoriſche Uebung eines von Kindheit an mit den Werken der alten griechiſchen und römiſchen Republikaner aufgenährten Jünglings halten, und mit den Deklamazionen gegen die Tyrannen, von denen die griechiſchen Rednerſchulen in den guten Zeiten der Antoninen ertönten, in Eine Klaſſe ſetzen wollte. Es iſt vielmehr unverkennbar, daß das Herz des jungen Boetie eben ſo viel und faſt noch mehr Antheil an dieſer Rede hatte als ſein Kopf; und ungeachtet der auffallenden Verworrenheit und Unbeſtimmtheit ſeiner politiſchen Begriffe, zeigt ſich ein männlicher Ernſt und eine Energie der Seele darin, die den Leſer nicht zweifeln läßt, daß er, wenn er in unſern Tagen gelebt hätte, keine unbedeutende Rolle unter den Männern vom 10. Julius und 21. September des vorigen Jahres geſpielt haben würde. Wenn er aber, auſſer der enthuſiaſtiſchen Liebe zur Freyheit, auch die unbeſtimmte Lockheit der Begriffe mit dieſen letztern gemein hat; wenn er, eben ſo wie ſie, natürliche und bürgerliche Freyheit, Monarchie und Deſpotismus, Könige und Tyrannen, mit einander vermengt; wenn er von einer wohlgeordneten und geſetzmäßig regierenden Alleinherrſchaft

keinen Begriff zu haben, und über dem Elend, das die Regierung der Despoten und Tyrannen seiner Zeit (eines Kaisers Karl V. eines Franz I. in Frankreich, und Heinrich VIII. in England, einer Katharina von Medicis, eines Karl IX. Heinrich III. u. s. w.) über die Völker brachte, die unschätzbaren Vortheile, deren Genuß die weise, gerechte und wohlthätige Regierung eines Trajans, Antoninus, Markus Aurelius, und ihres Gleichen (die freylich selten sind!) der Welt verschafft, ganz zu vergessen scheint: so hat er deßhalben eine Entschuldigung für sich, die den fanatischen Anti-Monarchisten unsrer Tage nicht zu statten kommt: denn zu seiner Zeit hatte noch kein Montesquieu die reinen Begriffe von Demokratie, Aristokratie, Monarchie, Despotismus und Tyrannie angegeben und den wesentlichen Unterschied derselben auseinander gesetzt; und es gab damahls noch keinen monarchischen Staat, dessen Konstituzion die Rechte des Volks mit den Rechten der Regierung in eine so schöne Harmonie und die dreyfache Macht der Souveränität in ein so wohlabgewogenes Gleichgewicht gesetzt hätte, wie dasjenige ist, welchem Großbrittannien, seit der Revoluzion, seine Macht, seinen Reichthum und seinen eben so soliden als glänzenden Wohlstand zu danken hat. — Uebrigens füge ich der historischen Nachricht, die der Verfasser dieses Artickels der Rede des Boetie vorangeschickt hat, nur noch den Umstand bey: daß sie, ohne Zweifel durch die Bemühung der Hugenottischen Parthey in Frankreich, im J. 1575. (mitten unter den Abscheulichkeiten des wüthendsten Religions- und Bürgerkriegs) unter dem Titel Anthenotikon oder l'Esclavage volontaire im öffentlichem Druck erschien, als

ihr

in einem Zeitpunkt, worin der Geiſt und die Grundſätze, die in dieſer Rede athmen, nicht nur die Hugenotten, ſondern überhaupt ſelbſt jeden wohlgeſinnten Franzoſen belebte, nachdem die verruchte Katharine Medicis und ihre Söhne alles mögliche gethan hatten, um eine ſo tyranniſche Alleinherrſchaft, wie die ihrige war, verhaßt und unerträglich zu machen.

W.

IV.

Proben
Einer neuen Ueberſetzung
der
Eſſais de Montaigne. *)

Erſter Theil, ſiebentes Kapitel.

Nach dem Vorſatz wird die That gerichtet.

Der Tod, ſagt man, entläßt uns aller unſrer Verbindlichkeiten. Ich kenne Leute, die es in

*) Welche im Verlag von F. T. Lagarde in der nächſten Leipziger Meſſe erſcheinen wird, und von deren vorzüglichem Werthe dieſe, ohne Auswahl, vorgelegte Proben zu laut zeugen, als daß ſie einer fremden Empfehlung nöthig hätte.

mit euch gerettet wurden, an unſerm Boot hiengen, da ſah ich euern Bruder, ſelbſt in dieſer äuſſerſten Gefahr, Muth und Vorſicht nicht verliehrend, ſich ſelbſt an einen ſtarken Maſt binden, der auf der See umhertrieb; und auf dieſe Art ſchwamm er, wie Arion auf dem Rüken des Delphins, durch die Wellen fort, bis ich ihn endlich aus den Augen verlohr.

Viola.

Hier iſt Gold für dieſe gute Nachricht. Meine eigne Rettung läßt mich auch die ſeinige hoffen, und dein Bericht beſtärkt mich hierinn. Biſt du in dieſer Gegend bekannt?

Capitain.

Ja, Madam, ſehr wohl; der Ort wo ich gebohren und erzogen wurde, iſt nicht drey Stunden Wegs von hier entfernt.

Viola.

Wer regiert hier?

Capitain.

Ein edler Herzog, den Eigenſchaften und dem Namen nach.

Viola.

Wie nennt er ſich?

Capitain.

Orſino.

verſchiedenem Sinne genommen haben. Heinrich der Siebente, König von England, machte einen Vertrag mit Don Philipp, Sohn des Kaiſers Maximilian, oder, um ihn in rühmlicher Geſellſchaft aufzuführen, Vater Kaiſer Carls des fünften, vermöge deſſen beſagter Don Philipp den Herzog von Suffolk, von der weiſſen Roſe, ſeinen Feind, der ſich als ein Flüchtling in den Niederlanden aufhielt, in ſeine Hände liefern ſollte, wogegen er verſprach, nichts gegen das Leben dieſes Herzogs zu unternehmen. Gleichwohl befahl er gegen ſein Ende, durch ein Teſtament, ſeinem Sohne, ihn alſobald hinrichten zu laſſen, als er verſchieden ſeyn würde.

Letzthin fielen in dem Trauerſpiele, welches der Duc d'Alba uns zu Brüſſel an den Grafen Horn und Egmont gab, gar viele merkwürdige Dinge vor, unter andern, daß der Graf Egmont, auf deſſen Wort und Zuſage ſich der Graf Horn dem Duc d'Alba geſtellt hatte, mit großem Eifer darauf drang, daß man ihn zu erſt hinrichten möchte, damit ihn ſein Tod von der Zuſage entbände, die er dem Grafen Horn gethan habe. Es ſcheint, der Tod habe den König von ſeinem Worte nicht entbunden, und der Graf Egmont ſey ſeiner Zuſage, auch ohne zu ſterben, entlaſſen geweſen. Wir können zu nichts, das unſer Vermögen und unſre Kräfte überſteigt, verpflichtet ſeyn; und das zwar deswegen, weil die Wirkung

und

und Erfüllung ganz und gar nicht in unſrer Macht ſtehen; und weil, genau betrachtet, nichts in unſrer Macht ſteht, als der Wille: in dieſem gründen ſich nothwendiger Weiſe alle Regeln für die Pflichten des Menſchen. Demnach war der Graf Egmont, der ſich mit ſeiner Seele und ſeinem Willen ſeine Zuſage zu erfullen für verpflichtet hielt, obgleich das Vermögen, ſie kräftig zu machen, nicht in ſeinen Händen war, ohne Zweifel ſeines Verſprechens entbunden, wenn er auch den Graf Horn überlebt hätte. Heinrich der Siebente aber, der mit Willen ſein Wort brach, kann damit keinesweges entſchuldigt werden, daß er die Ausführung ſeiner Treubrüchigkeit bis nach ſeinem Tode verſchoben habe; eben ſo wenig als der Maurer, beym Herodot, der ſein Leben hindurch das Geheimniß vom Schatze des Königs von Egypten ſeines Herrn, treu und redlich bewahrt hatte, auf ſeinem Todbette aber es ſeinen Kindern entdeckte.

Ich habe verſchiedene meiner Zeitgenoſſen gekannt, die in ihrem Gewiſſen überzeugt waren, daß ſie fremdes Gut beſäßen, und welche Anſtalten machten zur Wiedererſtattung, durch Teſtament und nach ihrem Tode. Das taugt gar nichts. Wozu das Aufſchieben einer ſo dringenden Sache? Was ſoll das für ein Erſatz für eine Beleidigung ſeyn, der ihnen weder Mühe noch Koſten macht? Sie ſind ſchuldig ſelbſt zu vergüten; und je ſchwerer und ſaurer ihnen die Bezahlung wird, je gerechter und verdienſtlicher iſt ihre Erſtattung.

Die Buße will Last auflegen! Diejenigen machen es noch ärger, welche die Erklärung ihrer Feindschaft und ihres Hasses gegen einen Verwandten bis auf ihren letzten Willen verspahren, und solche so lange sie lebten verbargen. Sie zeigen, daß sie um ihre eigene Ehre wenig besorgt sind, indem sie den Beleidigten reitzen, ihr Andenken nicht zu verschonen; und noch weniger sind sie besorgt für ihr Gewissen, indem sie, selbst in Hinsicht auf den Tod, nicht einmahl ihren Groll tödten können, sondern solchen noch weit über ihr Leben hinaus wirksam erhalten wollen. Es sind ungerechte Richter, welche das Urtheil so lange verschieben, bis sie nichts mehr von der Sache wissen. Ich werde mich wohl hüten, wenn ich kann, daß mein Tod Dinge sage, die mein Leben nicht vorher, und zwar laut und öffentlich gesagt hat.

Achtes Kapitel.

Vom Müssiggange, oder der Unthätigkeit.

So, wie wir an brachliegenden Aeckern sehen, daß sie, wenn sie geil und fruchtbar sind, tausenderley wilde und unnütze Kräuter hervortreiben, und, wenn wir sie urbar erhalten wollen, wir sie, zu unserm Zwecke, an gewisse Gesäme binden und gewöhnen müssen: und so, wie wir sehen, daß die Weiber für sich allein zwar wohl zusammengewachsene Fleischklumpen hervorbringen, wenn

aber

aber die Zeugung gut und natürlich ausfallen ſoll, es einer andern Befruchtung bedürfe: eben ſo iſt es mit dem menſchlichen Geiſte. Beſchäftigt man ihn nicht mit feſtgeſetzten Dingen, die ihn in Zwang und Zaume halten: ſo ſchweift er wild umher und verirrt ſich ins grenzenloſe Feld der Einbildung.

Sicut aquae tremulum labris ubi lumen ahenis
Sole repercuſſum, aut radiantis imagine Lunae,
Omnia pervolitat late loca, jamque ſub auras
Erigitur, ſummique ferit laquearia tecti.

(Aeneid. lib. 8.)

Und es iſt keine Thorheit, keine Grille zu erdenken, die er nicht in dieſer Tummelley hervorbringen ſollte.

Velut aegri ſomnia, vanae
Finguntur ſpecies.

(Hor. in arte poetica.)

Wenn die Seele kein feſtgeſtecktes Ziel hat, ſo verirrt ſie ſich; denn, wie man zu ſagen pflegt: der iſt nirgends, der allenthalben iſt.

Quisquis ubique habitat, Maxime, nusquam habitat.

(Mart. l. 7.)

Als ich mich letzthin in mein Hausweſen zurückzog, mit dem feſten Entſchluſſe, ſo viel wie möglich, mich hinfort mit nichts mehr abzugeben, und

meine wenige übrige Lebenszeit in ſtiller Ruhe für mich hinzubringen: da meynte ich, ich könnte meinem Geiſte nicht gütlicher thun, als wenn ich ihn von aller Beſchäftigung befreyete, damit er ſich mit ſich ſelbſt unterhalten, ſich ſelbſt genießen, und an ſich ſelbſt erlaben könne; und ich hoffte, das würde ihm jetzt um ſo leichter ſeyn, da er mit der Zeit geſetzter und reifer geworden. Aber ich finde

— — — variam semper dant otia mentem, —
(Luc. l. 4.)

das Gegentheil. Wie ein Pferd, das den Reuter abgeworfen hat, gallopiert er noch ärger, bloß für ſich, als er ſonſt für andre that. Und er heckt aus keiner andern Urſach ſo viele Ungeheuer aus, und ſo viele Traumgeſtalten, ohne alle Ordnung und Schick, als damit ich die gepfuſchten Wunderfratzen der Läng' und Breite nach beſchauen könne. Ich habe aber angefangen, ihn wieder aufzuſchirren, und hoffe ihn mit der Zeit dahin zu bringen, daß er ſich des Unfugs ſelbſt ſchämen ſoll.

Neuntes Kapitel.

Von Lügnern.

Sich damit abzugeben, vom Gedächtniß zu reden, kleidet keinen Menſchen ſchlechter, als mich; denn ich kenne davon faſt nicht die geringſte Spur in mir, und ich glaube nicht, daß noch ein Zweyter

ter auf dieſer Welt ſo entſetzlich ſchlecht damit verwahrt ſey. Ich habe mein beſcheiden Theil von allen niedrigen und gemeinen Naturgaben: in Rückſicht dieſer aber, meyne ich, ſonderbar, ſehr ſelten, und würdig zu ſeyn, einſt von Welt und Nachwelt als Beyſpiel angeführt zu werden. Auſſer dem natürlichen Nachtheile, dem ich dadurch ausgeſetzt bin, (denn wahrlich, es iſt ein ſo nothwendiges Ding, daß Plato wohl Recht hat, es eine große und mächtige Gottheit zu nennen) pflegt man noch dazu in meiner Gegend zu ſagen, der Menſch hat kein Gedächtniß, wenn man jemand andeuten will, der nicht bey Sinnen iſt; und wenn ich mich beklage daß es mir daran mangle, ſo verweiſen ſie mir's, und thun als ob ſie mir nicht glaubten, weil es ihnen klingt, als hätte ich mich beklagt es ſey in meinem Kopf nicht richtig. Man finde keinen Unterſchied zwiſchen Gedächtniß und Verſtande. Das heißt mir meinen Handel arg verderben; aber die Leute thun mir Unrecht; denn die Erfahrung lehret vielmehr im Gegentheil, daß die beſten Köpfe von Gedächtniß, gerne ein wenig ſchwach im Verſtande ſind. Auch darin thun ſie mir Unrecht, daß eben dieſelben Worte, die meine Schwachheit ausdrücken, auch den Undank bezeichnen, weil, was ich am beſten zu machen weiß, darinn beſteht, Freund ſeyn. Man belaſtet mein Herz mit der Schuld meines Gedächtniſſes, und macht aus einem Naturfehler einen Fehler des Gewiſſens. Er hat dieſe Bitte vergeſ-

ſen, ſagt man, oder jenes Verſprechen; er iſt ſeiner Freunde nicht eingedenk.' Er hat ſich nicht erinnert, aus Liebe zu mir dies oder jenes zu ſagen, zu thun oder zu verſchweigen. Ich kann allerdings ſehr leicht etwas vergeſſen; aber etwas das mir mein Freund aufgetragen hat, auf die leichte Achſel nehmen, das thue ich nicht. Begnüge man ſich doch mit meinem Unglück, ohne daraus eine Art Tücke zu machen; und zwar ſolche Tücke, die ſich mit meiner Gemüthsart gar nicht vertragen. Einigen Troſt habe ich dabey. Erſtlich, weil es ein Uebel iſt, das mich hauptſächlich darauf geführt hat ein ärgeres Uebel zu verbeſſern, dem ich ſehr leicht hätte ausgeſetzt ſeyn können, nehmlich dem Ehrgeize; denn dieſer Fehler des Gedächtniſſes iſt an einem unausſtehlich, der in der Welt und ihren Händeln etwas vorſtellen will. Auſſer dem hat ſie auch, wie das viele ähnliche Beyſpiele von dem Fortſchritte der Natur beweiſen, von ſelbſt andere meiner Seelenvermögen geſtärkt, ſo wie dieſes ſchwächer geworden iſt: und ich könnte leicht meine Denk- und Urtheilekraft auf den Werken andrer faullenzen und ſchlummern laſſen, ohne ſie ſelbſt anzuſtrengen, wenn mir, vermittelſt Hülfe des Gedächtniſſes, die Erfindungen und Meynungen andrer Menſchen gegenwärtig wären. Dazu kommt noch, daß ich deswegen um ſo weniger ſpreche; denn der Speicher des Gedächtniſſes pflegt immer mit mehr Materialien verſehen zu ſeyn, als das Magazin eigner

ner Erfindungen. Wäre mir mein Gedächtniß zu Gebote geſtanden, ich hätte alle meine Freunde todt geſchwätzt; denn noch ſo wie es mit mir ſteht, kann ich doch, wenn die Gegenſtände ſo beſchaffen ſind, daß ſie meine geringe Gabe, ſie zu behandeln und darzuſtellen, reizen, warm werden und ins Plaudern gerathen. Es iſt zum Bedauern! Ich erfahr es an den Proben einiger meiner vertrauteſten Freunde. So, wie ihnen das Gedächtniß eine Sache nach und nach lebendig macht und vergegenwärtigt, ſo gehen ſie mit ihrer Erzählung ſo weit zurück, und überladen ſie mit ſo unnützen Umſtänden, daß, wenn das Geſchichtchen gut iſt, ſie ſeine Güte erſticken; iſt es das aber nicht, ſo möchte man das Glück ihres Gedächtniſſes oder das Unglück ihres Verſtandes verwünſchen. Es iſt eine ſchwere Kunſt, eine Erzählung zu enden oder abzubrechen, wenn man erſt einmahl damit im Schwunge iſt. Und an nichts erkennt man ſichrer die Stärke eines Pferdes, als am plötzlichen Halten mitten im Galopp. Unter den Schulgerechten ſelbſt ſehe ich einige, die ſich das Galoppiren abgewöhnen möchten, und nicht können. Derweile ſie den Punkt ſuchen, wo ſie den Lauf ſchließen wollen, plaudern ſie ſchleppend fort, als Leute die vor Müdigkeit in die Knie ſinken möchten. Hauptſächlich ſind die Graubärte gefährlich, denen die Erinnerung der vergangenen Dinge anklebt, die aber die Erinnerung ihrer Wiederhohlungen verlohren haben. Ich habe ganz

luſtige

luſtige Hiſtörchen im Munde eines alten Herrn ſehr langweilig werden geſehen, weil alle Anweſende ſchon hundertmahle damit eingetränkt waren.

Zweytens, weil ich mich, wie jener alte Schriftſteller ſagt, der empfangenen Beleidigungen weniger erinnere. Ich müßte ein Protokoll halten, wie Darius that, um die Beleidigungen nicht zu vergeſſen, die ihm die Athenienſer zugefügt hatten, der ſich, ſo oft er ſich zu Tiſche ſetzte, von einem Pagen dreymahl laut vorſagen ließ: O König, ſey eingedenk der Athenienſer. Auf der andern Seite ſind mir die Oerter und Bücher, die ich wieder ſehe, immer lieblich, und von friſcher Neuheit.

Es iſt nicht ohne Grund, daß man zu ſagen pflegt, wer ſich nicht auf ſein gutes Gedächtniß verlaſſen kann, muß ſich mit Lügen nicht abgeben. Ich weiß wohl, daß die Sprachlehrer einen Unterſchied machen, unter lügen und unter Lügen ſagen; und dafür angeben, Lügen ſagen ſey, unwahre Dinge vorbringen, die man aber für wahr gehalten; lügen aber heiße ſo viel, als gegen ſeine eigene Ueberzeugung reden. Und folglich geht das, was ich hier ſage, niemand an, als ſolche, welche gegen ihr beſſer Wiſſen und Gewiſſen ſprechen. Nun aber erfinden dieſe entweder alles, Münz und Letter *), oder ſie verfälſchen und verſtellen wahres Schrot und Korn. Wann ſie verfälſchen und

*) Avers und Revers.

und verwechseln, ſo iſt es ſchwer, daß ſie ſich nicht verſchnappen ſollten, wenn man ſie oft auf eine und dieſelbe Erzählung bringt. Weil die Sache ſich, ſo wie ſie an ſich iſt, zuerſt in ihr Gedächtniß eingedrückt und durch den Weg des Wiſſens und Erinnerns eingeniſtet hat: ſo iſt es nicht wohl anders möglich, als daß ſie ſich eben ſo der Imaginazion darſtelle, und das falſche Bild, das darin nicht ſo feſt und unveränderlich ſußen kann, daraus vertreibe; und die Umſtände des erſten wahren Eindrucks, welche bey jeder Erzählung ſich den Gedanken wieder zudrängen, muß die Erinnerung an das falſch Angeſtickelte, Angeflickte, verwiſchen. Bey dem, was ſie ganz und gar erfinden, ſcheint es, weil kein bey der Falſchheit widerſprechender Eindruck ſtatt hat, als hätten ſie um ſo weniger zu beſorgen, ſich zu verquackeln. Und dennoch entwiſcht auch dies ſehr leicht dem Gedächtniſſe, wenn es nicht ſehr treu bleibt, weil es ein Dunſtkörper iſt, ohne Haltbarkeit. Hiervon habe ich oft luſtige Erfahrungen auf Koſten derjenigen gemacht, deren Gewerbe es war, ihre Worte immer ſo zu ſtellen, wie es dem Handel vortheilhaft ſchien, auf den ſie ausgiengen, oder, wie es den Großen, mit denen ſie ſprachen, behaglich war. Denn da dieſe Umſtände, denen ſie ihre Wahrheitsliebe und ihr Gewiſſen unterordnen, vielen Veränderungen unterworfen ſind, ſo müſſen ſie auch bald ſo bald ſo ihre Rede ändern. Daher es dann kommt, daß ſie

Viola.

Orsino? Ich erinnre mich, daß ich von meinem Vater ihn nennen hörte; er war damals noch unvermählt.

Capitain.

Er ist's auch noch, oder war's doch vor kurzem; denn es ist nicht über einen Monat, daß ich von hier abreiſete, und damals murmelte man nur einander in die Ohren, (ihr wißt, wie gerne die Kleinern von dem, was die Groſſen thun, ſchwazen,) daß er ſich um die Liebe der ſchönen Olivia bewerbe.

Viola.

Wer iſt dieſe Olivia?

Capitain.

Eine junge Dame von groſſen Eigenſchaften, die Tochter eines Grafen, der vor ungefehr einem Jahr ſtarb, und ſie unter dem Schuz ſeines Sohns, ihres Bruders, hinterließ; aber auch dieſen hat ſie erſt kürzlich durch den Tod verlohren; und man ſagt, ſie ſey ſo betrübt darüber, daß ſie die Geſellſchaft, ja ſo gar den bloſſen Anblik der Menſchen verſchworen habe.

Viola.

Wenn ich nur ein Mittel wißte, in die Dienſte dieſer Dame zu kommen, ohne eher in der Welt für das was ich bin bekannt zu werden, als ich es ſelbſt meinen Abſichten vorträglich finden werde.

Capitain.

von Einer Sache bald grau, bald gelb ſagen; dieſem Manne auf dieſe, jenem auf eine andre Art; und wenn nun zufälliger Weiſe dieſe Männer ihre Beute von ſo widerſprechenden Nachrichten und Meynungen zuſammenbringen und vergleichen, wie beſteht dann dieſe feine Kunſt? Außerdem, daß ſie ſich noch dazu unvorſichtiger Weiſe ſelbſt ins Fangeiſen ſchnappen: denn welches Gedächtniß wäre hinreichend, ſo viele verſchiedene Formen zu behalten, die ſie von einem und eben demſelben Gegenſtande geſchmiedet haben? Ich habe meiner Zeit viele gekannt, welche den Ruhm dieſer lieblichen Klugheit beneideten, und nicht bedachten, daß, wer dafür berühmt iſt, damit nichts ausrichten kann.

Wahrhaftig, das Lügen iſt ein ſchändliches Laſter! Wir ſind nur Menſchen durch die Sprache, und halten uns nur einer zum andern durchs Wort. Wenn wir die Wichtigkeit und Scheußlichkeit dieſes Laſters ganz einſähen, wir würden es mit Feuer und Schwerdt verfolgen, mit mehr Gerechtigkeit als andre Verbrechen. Ich finde, daß man gewöhnlich ſich ſehr unzeitiger Weiſe damit treibt, Kinder wegen unſchuldiger Irrthümer zu ſtrafen, und wegen kühner muthwilliger Streiche, die weder Einfluß noch Folgen haben, hart zu züchtigen. Das Lügen allein, und, nur etwas weniger, der Eigenſinn, ſcheinen mir die einzigen Dinge zu ſeyn, deren Keim und Wachsthum man

ohne

ohne Unterlaß auszurotten und zu erſticken ſuchen müſſe. Sie wachſen ſonſt auf mit den Kindern, und, wenn man einmahl der Zunge dieſe falſche Richtung gegeben hat, ſo iſt es zum Erſtaunen ſchwer, ja faſt unmöglich, ihr ſolche wieder zu nehmen; daher eben kommt es, daß wir ſehen, wie übrigens ganz wackere Menſchen dieſem Laſter ſklaviſch unterworfen ſind. Ich, habe einen guten Schneider im Hauſe, den ich niemahls eine Wahrheit ſagen höre, und ſollte er auch ſehen, daß ſie ihm ſehr nützlich ſeyn könnte. Ja, wenn die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Geſicht hätte, ſo wären wir ſchon beſſer daran; denn alsdann nähmen wir das Gegentheil von dem, was der Lügner ſagte, für Gewißheit. Aber die Kehrſeite der Wahrheit hat der Figuren bey hunderttauſend, und iſt ein Feld ohne Grenzen. — u. ſ. w.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel
im zweyten Band.

Ueber die Freundſchaft.

Nachdem ich das Benehmen eines Malers, den ich im Hauſe habe, betrachtete, iſt mir die Luſt angekommen, in ſeine Fußtapfen zu treten. Er wählt den ſchönſten Platz auf der Mitte jeder Wand, worauf er ein Gemählde zeichnet und mit aller ſeiner Kunſt ausführt, und den leeren Raum ringsherum füllt er aus mit Grotesken,

deren

deren einziger Werth in der Mannichfaltigkeit und Laune beſteht. Was enthält dies Buch hier, beym Lichte beſehen, anderes, als Grotesken und fantaſtiſche Körper, die aus verſchiedenen Gliedern zuſammen geſtoppelt ſind, keine beſtimmte Geſtalt haben, in keine Ordnung gehören, auſſer der Natur und auſſer allem Verhältniß ſind, es müßte denn ein bloß zufälliges ſeyn?

Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne.

(Hor. de art. poet. v, 4.)

Ich gehe nun zwar wohl mit meinem Maler bis zu dieſem zweyten Punkte; bey dem erſten und beſten aber da haperts! Denn ſo weit reicht meine Kunſt nicht, daß ich mich unterſtehen könnte, mich an ein reiches, ſchönes, nach den Regeln der Kunſt geordnetes Gemählde zu wagen. Ich bin darauf verfallen, eins vom Stefan de la Boetie zu borgen, welches all meinem übrigen Gepinſel Ehre machen ſoll. Es iſt eine Abhandlung, der er den Nahmen gab: freywillige Knechtſchaft. Diejenigen aber, die nichts davon wußten, haben ſie nachdem weit ſchicklicher, Wider Einen, getauft. Er ſchrieb ſie, als eine Uebungsarbeit in ſeiner frühern Jugend, zu Ehren der Freyheit, wider die Deſpoten. Sie iſt unter ſachkundigen Männern von Hand zu Hand gegangen, und hat viel Lob und Beyfall erhalten; denn ſie iſt artig geſchrieben, und ſehr reichen Inhalts. Dennoch läßt ſich wohl

dabey

dabey sagen, daß es nicht das beste sey, was er hätte schreiben können. Und hätte er in einem reifern Alter, da ich ihn kannte, ein neu solchen Vorsatz gefaßt, wie der meinige ist, seine Einfälle zu Papiere zu bringen, so würden wir manche vortrefliche Sachen, welche dem Ruhme des Alterthums sehr nahe kommen dürften, von ihm erhalten haben; denn ich wüßte Niemand, den ich ihm, vorzüglich was Naturgaben betrift, an die Seite stellen konnte. Er hat aber nichts weiter hinterlassen als diese Abhandlung, und auch diese nur durch Zufall; dennoch glaube ich nicht, daß er sie wieder vor die Augen bekommen hat, nachdem er sie einmahl hatte entwischen lassen; und noch ein Paar Aufsätze über das Jenner Edikt, das so berufen durch die innern Kriege ist, welche vielleicht auch noch anderwärts ihren Platz bekommen. 'Das ist es alles, was ich von seinem Nachlaß habe sammeln können, (ob er meiner gleich noch, da ihm der Tod schon an der Kehle saß, so höchst freundschaftlich gedachte, und mir in seinem Testamente seine Bücher und seine Papiere vermachte) ausser dem einen Bande von seinen Werken, den ich herausgegeben habe. Und habe ich diesem Stücke ausserordentlich viel zu verdanken, weil es die Veranlassung zu unserer Bekanntschaft gab. Denn es ward mir lange vorher mitgetheilt, eh' ich ihn persönlich kannte, und erfuhr ich zuerst dadurch seinen Nahmen; solchergestalt beförderte es diejenige Freundschaft,

welche wir, so lang' es Gott gefiel, mit einander gepflogen haben, und welche so innig, so vollkommen war, daß man gewiß von viel dergleichen nicht lesen wird; und unter den Menschen heutiges Tages findet sich davon gar keine Spur mehr. Um eine solche Freundschaft zu stiften, werden so viele Zufälligkeiten erfordert, daß es schon viel ist, wenn das Glück solche nur alle dreyhundert Jahr Einmahl zusammentreffen läßt.

Es scheint, die Natur habe uns zu Nichts eigentlicher und näher bestimmt, als zur Geselligkeit. Und Aristoteles sagt, die besten Gesetzgeber haben mehr Sorge für die Freundschaft, als für die Gerechtigkeit getragen. Nun aber macht diese den höchsten Grad aus. Denn überhaupt sind alle die Freundschaften, welche aus Wollust, aus Eigennutz und Noth, öffentlicher oder häuslicher, errichtet werden, um so weniger schön und herzlich, und daher um so minder Freundschaft, als sich andere Ursachen, andre Zwecke und andrer Genuß hineinmischen, als die Freundschaft selbst. Eben so wenig machen die vier Arten des Alterthums, getrennt oder jede für sich, oder zusammen genommen, den eigentlichen wahren Charakter der Freundschaft aus, als da sind, Verbindungen des Naturverhältnisses, der Geselligkeit, des Gastrechts oder der fysischen Liebe. Vom Vater zum Kinde ist es vielmehr Ehrerbietung.

Die

Die Freundschaft nimmt ihre eigentliche Nahrung von der vertraulichen Mittheilung, welche unter Eltern und Kindern, wegen des zu großen Abstandes der Jahre, nicht Statt finden kann, und wohl gar die Pflichten der Natur beleidigen könnte; denn theils lassen sich alle geheimen Gedanken des Vaters dem Kinde nicht mittheilen, weil das eine unschickliche Gleichheit nach sich ziehen würde: theils können die Belehrungen und Warnungen, welche unter die vornehmsten Pflichten der Freundschaft gehören, vom Kinde zum Vater nicht Statt finden. Es sind Völkerschaften bekannt geworden, wo die Kinder, nach eingeführter Gewohnheit, ihre Väter tödeten; und andre, wo die Väter ihre Kinder umbrachten, um der Beschwerde auszuweichen, sie zuweilen mit sich zu schleppen; und natürlicher Weise hängt die Unterhaltung der Einen ab von dem Verderben der Andern. Es hat Filosofen gegeben, welche dies Band der Natur verachtet haben; zum Beyspiele Aristippus, welcher, als man ihm die Neigung zu Gemüth führte, die er seinen Kindern schuldig wäre, weil sie von ihm ihren Ursprung hätten, von seinem Speichel auswarf, und dabey sagte: der hätte auch seinen Ursprung von ihm! erzeugte der Mensch doch auch Ungeziefer und Würmer.

Und jener Andre, den Plutarch bereden wollte, sich mit seinem Bruder zu versöhnen, sagte:

ich mache mir deswegen nicht mehr aus ihm, weil ich mit ihm aus einer Höhle abstamme. Allerdings ist der Nahme Bruder schön, und voller Süßigkeit, deswegen ich auch unser Bündniß darauf gründete; allein das in einander verwickelte Interesse, die Theilung der Erbschaften, und der Umstand, daß der Reichthum des ältern Bruders die Armuth des Jüngern verursacht, macht sehr große Erkältungen, und erschlafft die Bande der Bruderliebe; die Brüder, welche ihr Fortkommen in der Welt auf einerley Wegen und mit einerley Mitteln bewirken sollen, die können nicht umhin, sie müssen sich zuweilen stoßen und einander ins Zeug gerathen. Noch mehr! warum findet man die trauliche Eintracht und die gegenseitige Mittheilung, welche wahre und vollkommne Freundschaften erzeugen, bey dieser hier nicht? Der Vater und der Sohn können ganz entgegengesetzter Gemüthsart seyn; eben so Brüder. Es ist mein Sohn, es ist mein Verwandter; aber es ist ein störrischer Mensch, ein Bösewicht oder ein Narr. Dazu kommt dann noch, daß dies Freundschaften sind, wozu uns die Gesetze und Pflichten der Natur verbinden, wobey keine Wahl Statt findet, und dabey der freye Wille nicht mitwirken kann, wie bey der bloßen Herzensfreundschaft. Ich kann wohl sagen, daß ich Familien-Freundschaft im höchstmöglichen Maaße empfunden und genossen habe, denn mein Vater war bis in sein graues Alter der beste und gütigste, den jemahls die

Welt

Welt gesehen hat, und dabey bin ich von einer Familie, die von Seiten der brüderlichen Liebe und Eintracht, von Vater auf Sohn, als musterhaft berühmt ist.

— et ipse
Notus in fratres animi paterni.

(Hor. I. 2. Od. 2.)

Wenn man damit die Neigung zum weiblichen Geschlechte vergleicht, so wird man finden, daß, ob solche gleich aus unsrer Wahl entspringt, man sie doch nicht in dies Verzeichniß bringen könne. Ihr Feuer, das bekenne ich,

— (neque enim est Dea nescia nostri
quae dulcem curis miscet amaritiem)

(Catull. Epigr. 66.)

ist heftiger, durchdringender und angreifender. Aber, ein unbesonnenes, wildes Feuer, flatterhaft und ungleich; eine Fiberhitze, die bald steigt, bald fällt, und die uns nur bey einem Zipfel hält. In der Freundschaft ist es überall verbreitete Wärme, die anhält und nicht verfliegt; durchgängig lieblich und sanft schmelzend, die nichts Brennendes oder Stechendes bey sich führt. Was noch mehr ist, in der Liebe ist es nur ein ungestümmes Begehren nach dem, was uns fliehet.

Come segue la lepre il cacciatore
Al freddo, al caldo, alla montagna, al lido,

Ne

Ne poi l'eſtima poi, che preſe vede,
E ſol dietro a chi fugge affretta il piede.

(Arioſt. Cant. 10. Stanz. 7.)

Sobald ſie ſich in Freundſchaft umwandelt, das heißt, nach Gutbefinden des Willens beyder, verraucht ſie, erkrankt; Genuß, weil er nur am Körperlichen hängt und Sättigung hervorbringt, vernichtet ſie. Die Freundſchaft hingegen giebt in eben dem Maaße Genuß als ſie begehrt. Sie ſproſſet, nährt ſich und wächſt bloß durch den Genuß, weil ſie geiſtig iſt, und die Seelen durchs Annahen ſich immer mehr einigen. Unter dieſer vollkommnen Freundſchaft haben jene flüchtigen Neigungen ehedem auch bey mir Platz gefunden; damit ich nichts von meinem Freunde ſage, — er hat es nur zu deutlich durch ſeine Gedichte bekannt. Alſo ſind dieſe Leidenſchaften beyde mir nicht unbekannt geblieben; nie aber that es eine der andern gleich. Die erſte nimmt immer einen ſehr hohen, ſtolzen Flug, und ſieht mit Verachtung auf die andere herab, die mit ihren Kräften tief unter ihr flattert.

Anlangend die eheliche Verbindung, auſſerdem daß es damit weiter nichts iſt als ein Handelskontrakt, der nur beym Eingange frey iſt, deſſen Dauer aber unfreywillig und gezwungen, weil ſein Widerruf von andern Rückſichten als unſerm Wollen abhängt: und ein Handelskontrakt, der gemeiniglich aus verheimlichten Abſichten geſchloſ-

ſen

ſen wird: ſo kommen darin tauſenderley Knäuel, für beyde abzuwickeln, vor, die ſo in einander gewirrt ſind, daß der Faden und der Lauf einer lebhaften Zuneigung dadurch leicht zerriſſen wird. Wohingegen in der Freundſchaft kein andrer Handel oder Geſchäft Statt findet, als über die Freundſchaft ſelbſt. Hierzu kommt dann noch, daß, die Wahrheit zu ſagen, das ſchöne Geſchlecht, gewöhnlicher Weiſe, nicht hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung beſitzt, um dem Bedürfniß der Ideenmittheilung im täglichen Umgange, der Stärkung dieſes heiligen Bandes, zu entſprechen; dabey ſcheinen ihre Seelen nicht feſt genug zu ſeyn, um den Druck eines ſo ſcharf geſchürzten und dauerhaften Knotens auszuhalten. Und wahrlich, wenn ohne dieſe Unbequemlichkeiten ein ſolches freyes ungezwungenes Bündniß geſchloſſen werden könnte, in welchem die Seelen nicht nur dieſen völligen Genuß hätten, ſondern wo auch die Körper ihren Theil an der Vereinigung nähmen, und wo alſo der ganze Menſch in Wirkſamkeit wäre: ſo iſt gewiß, daß die Freundſchaft dadurch an Fülle und Vollkommenheit gewinnen müßte. Aber die ſchöne Hälfte der Schöpfung iſt noch durch kein Beyſpiel bis dahin gelangt, und iſt von den Schulen des Alterthums davon ausgeſchloſſen. Und jene unnatürlichen Liebſchaften bey den Griechen ſind uns nach unſern Sitten mit Recht ein Gräuel; welche bey alle dem auch, nach ihrem Gebrauche, nothwendig einen ſo großen Unterſchied an Jah-

Capitain.

Das wird ſchwer halten; denn ſie läßt ſchlechterdings niemand vor ſich, ſogar den Herzog nicht.

Viola.

Du haſt das Anſehen eines rechtſchaffnen Manns, Capitain; und obgleich die Natur manchmal den häßlichſten Unrath mit einer ſchönen Mauer einfaßt, ſo will ich doch von dir glauben, daß dein Gemüth mit dieſem feinen äuſſerlichen Schein übereinſtimme: Ich bitte dich alſo, (und ich will deine Mühe reichlich belohnen,) verheele was ich bin, und verhilf mir zu einer Verkleidung, die meinen Abſichten beförderlich ſeyn mag. Ich will mich in die Dienſte dieſes Herzogs begeben; ſtelle mich ihm als einen Caſtraten vor; es kan deiner Mühe werth ſeyn; ich kan ſingen, ich ſpiele verſchiedene Inſtrumente, und bin alſo nicht ungeſchikt ihm die Zeit zu verkürzen; was weiter begegnen kan, will ich der Zeit überlaſſen; nur beobachte du auf deiner Seite ein gänzliches Stillſchweigen über mein Geheimniß.

Capitain.

Seyd ihr ſein Caſtrat, ich will euer Stummer ſeyn. Verlaßt euch auf meine Redlichkeit.

Viola.

Ich danke dir; führe mich weiter.

(Sie gehen ab.)

ren und an Obliegenheiten unter den Liebenden erheischten, daß sie auch nicht der vollkommnen Einigkeit und Uebereinstimmung der Seelen fähig sind, welche wir hier verlangen. Quis est enim ille amor amicitiae? Cur neque deformem adolescentem quisquam amat, neque formosum senem? Denn das Gemählde, welches die Akademie des Alterthums davon macht, widerspricht mir, nach meiner Meynung, nicht in dem, was ich ihr nachspreche: daß diese erste Begierde nehmlich, welche der Sohn der Venus dem Herzen des Liebhabers nach der Blume der zarten Jugend des geliebten Gegenstandes einflößte, welcher sie alle die ungezähmten und leidenschaftlichen Anfälle einräumt, die eine zügellose Begierde erregen kann, sich bloß auf eine äußere Schönheit gründete, auf das falsche Bild der körperlichen Fortpflanzung. Denn auf den Geist konnte sie sich nicht gründen, dessen Anschein selbst noch verborgen war; der erst noch im Keime lag, und noch nicht gekeimt hatte: daß, wenn sich diese Gier eines schlechten Menschen bemeisterte, seine Mittel zu siegen Reichthümer waren, und Geschenke, Fürsprache zu dem Behufe Ehrenämter zu erlangen, und andere dergleichen niedrige Waaren, welche die Akademiker tadeln. Befiel solche einen Mann von edleren Gesinnungen, so waren auch die Anlockungsmittel von edlerer Art. Bald waren es: Unterricht in der Filosofie; bald Anweisung in der Verehrung der Religion;

im Gehorsam gegen die Gesetze; für das Vaterland zu sterben; Beyspiele der Tapferkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit; im Bestreben des Liebhabers, sich durch Anmuth und Schönheit seines Geistes angenehm zu machen, weil sein Körper bereits erbleicht war, und in der Hoffnung, daß diese geistige Verbindung ein festeres und dauerhafteres Bündniß befestigen würde. Wann diese Absicht zur rechten Zeit erreicht ward, (denn Das, was sie beym Liebenden nicht foderten, daß daß er nehmlich in seiner Unternehmung nichts übereile und Klugheit anwende, das verlangten sie unumganglich von dem Geliebten, um so mehr, da er über eine innerliche Schönheit urtheilen mußte; welches keine leichte Kenntniß ist, und eine abstrakte Entdeckung erfordert) so erzeugte sich in dem Geliebten ein Verlangen nach einer geistigen Empfängniß vermittelst einer geistigen Schönheit. Diese letzte war hiebey das vornehmste. Die körperliche war nur zufällig und stand der Ersten nach. Ganz umgekehrt verhielt es sich mit dem Liebenden. Aus dieser Ursache ziehen sie den Geliebten vor, und beweisen, daß auch die Götter ihn vorziehen; und tadeln den Dichter Aeschylus gar weidlich, daß er in der Liebe zwischen Achilles und Patroklus dem Achill die Rolle des Liebenden gegeben, der in der ersten bartlosen Blüthe seiner Jünglingsjahre und der Schönste unter den Griechen war. Nächst dieser allgemeinen Uebereinkunft, wobey der geliebte und würdigste Theil

seine Obliegenheit übte und der herrschende war, sagten sie auch, daß daraus viel nützliche Früchte fürs häusliche und fürs gemeine Wesen erwüchsen. Es sey die Kraft des Staates, dieser habe den besten Nutzen davon. Es sey der beste Schild der Billigkeit und Freyheit; wie die heilsame Liebschaft zwischen Harmodius und Aristogiton bezeugen soll. Gleichwohl nennen sie solche heilig und göttlich, und stehe ihr nichts im Wege, nach ihrer Meynung, weder die Gewalt der Tyrannen, noch die Feigheit des Volks. Kurz, alles, was man der akademischen Schule zu Gunsten einräumen kann, ist, wenn man sagt: es war eine Liebe, die sich in Freundschaft auflösete. Wie sich denn das nicht übel mit der stoischen Definizion von der Liebe verträgt:

Amorem conatum esse amicitiae faciendae ex pulchritudinis specie.

(Cic. Tusc. l. 4. Cap. 34.)

Ich komme wieder auf meine Beschreibung, welche billiger und passender ist:

Omnino amicitiae, corroboratis jam conformatisque ingeniis et aetatibus, judicandae sunt.

(Cic. de Aic. Cap. 20.)

Im Uebrigen ist das, was wir gewöhnlich Freundschaft nennen, wo Leute sich einander sehen, die Geschäfte mit einander haben, und wodurch unsre Seelen sich mit einander unterhalten,

eigents

eigentlich nur Bekanntſchaft. In derjenigen Freundſchaft, wovon ich rede, vermiſchen und ſchmelzen ſie ſich ſolcher Geſtalt in einander, daß ein ſo durchaus Zuſammengeſetztes daraus wird, daß auch die Spur der Noth davon verſchwindet, welche ſie an einander geheftet hat.

Wenn man in mich dringt, ich ſoll ſagen, warum ich meinen Freund Boetie liebte? ſo fühle ich wohl, daß ſich das nicht anders ausdrücken läßt, als wenn ich antworte: Weil's Er war; weil Ich's war. Es iſt dabey Etwas, das über meinen Verſtand geht; und alles, was ich beſonders davon ſagen kann, iſt, dieſe Vereinigung ward durch eine unbegreifliche, unwiderſtehliche Macht vermittelt. Wir ſuchten uns, bevor wir uns noch geſehen hatten, und zwar durch Aehnlichkeiten in der Gemüthsſtimmung, die wir von einander hörten: und welche auf unſre Neigung ſtärker wirkten, als nach ihrem berechneten Verhältniſſe zu erwarten geſtanden hätte: ich glaube es geſchah auf Verordnung des Himmels. Wir umarmten uns durch unſre Nahmen; und bey unſerer erſten Begegnung, die bey einem großen Feſte und einer feyerlichen Stadtgeſellſchaft geſchah, fanden Wir uns ſo an einander gezogen, ſo bekannt mit einander, ſo verbunden, daß von der Stunde an uns nichts ſo nahe war, als Wir uns, einer dem andern. Er ſchrieb eine vortreffliche lateiniſche Satyre, welche gedruckt worden,

worin

worin er die Schnelligkeit unſers Einverſtändniſſes, welches ſo ſtracks fort zu ſeiner Vollkommenheit gedieh, entſchuldigt und erklärt. Da es nur ſo kurz von Dauer ſeyn ſollte, und ſo ſpät begonnen hatte, (denn wir waren beyde ſchon Männer an Alter und Er ſchon einige Jahre weiter) ſo hatte es keine Zeit zu verlieren; und durfte ſich nicht nach dem Muſter der ſchlaffen und regelgerechten Freundſchaft richten, wobey ſo viele Behutſamkeit und ſo lange vorausgehende Bekanntſchaft erfordert wird. Dieſe hier hat keine andre Idee, als von ſich ſelbſt, und kann ſich auf nichts anders beziehen, als auf ſich ſelbſt. Es iſt nicht eine beſonders beabſichtigte Sache dabey, nicht zwey, nicht drey, nicht vier, nicht tauſend; es iſt, ich weiß nicht was für eine Quinteſſenz aus all dieſem Gemiſche, welche ſich meines ganzen Willens bemächtigt hatte, und ihn dahin trieb, ſich ganz in den ſeinigen zu ſtürzen und ſich darin zu verlieren; und der, nachdem er ſich völlig des Seinigen bemächtigt, denſelben gleichfalls antrieb, ſich in den Meinigen zu ſtürzen und zu verlieren; von einerley Hunger getrieben, mit ähnlichem Eifer. Ich ſage mit Fleiß, in einander verlieren; denn ſie behielt ſich nicht das Geringſte als Eigenthum vor, oder Etwas das Sein oder Mein geweſen wäre. — —

V.

An die Freyheit.

Aechte Freyheit! erſte Menſchenwürde!
deren Glut im edeln Herzen flammt:
Erbtheil, allen Menſchen angeſtammt,
von dem Thron bis zu der Schäferhürde!
Wo dein Gottesathem lauer weht,
wo du weilſt in milder Majeſtät,
da entweicht vor deiner Allbeglückung
Willkühr, Machtſpruch — Unterdrückung:

Wo du ſpendeſt deiner Gaben Schätze
zu begründen edler Völker Ruhm,
folgt dir Sicherheit und Eigenthum,
und die Gleichheit ewiger Geſetze;
ſicherſt du mit gleicher Waag und Schwerd
noch dem Enkel ſeines Ahnherrn Heerd,
lehrſt des Irrthums billiger zu ſchonen,
ernſt zu ſtrafen, mild zu lohnen.

Traure dann mit Recht, daß dies Jahrhundert
einen Irrgeiſt der Zerrüttung heiſcht
und es mit dem Nahmen, Freyheit täuſcht,
laut vergöttert, annimmt und bewundert;
daß, verführt von deiner wahren Spur,
tiefgetäuſchte Menſchen, — der Natur
erſte Grundgeſetze auszurotten,
nicht dich ehren — nein! dein ſpotten!

Du verſchmähſt Verbündung, Wache, Garde,
und der Freyheitsmützen eiteln Putz,

fliehſt der Föderirten Mörderſchutz
und die Pik' und farbige Kokarde;
weilſt nicht in dem Jakobinerath,
weichſt vom blutbeſpritzten Pfad,
weinſt bey eines guten Königs Leiche
hingeſtreckt vom Mörderſtreiche! —

Reiß, o ächte Freyheit, dann die Binde
von dem Blick getäuſchter Völker los,
daß ein Jeder nur in deinem Schoos
Sicherheit und Schutz und Wohlſeyn finde!
Daß ſie Eins ſeyn, und ihr Wahlſpruch ſey:
Treu dem Fürſten, den Geſetzen treu,
kleine Mängel dulden und die gröſsern
mit vereinter Macht verbeſſern!

Bleib uns ewig hold, o Freyheit! ſcheuche
fern von uns Verblendung, Rauſch und Traum!
Statt dem bald geknickten Freyheitsbaum
grün auf ewig Teutſchlands Felſeneiche!
Daß dir lohne ſpäter Enkel Dank,
und der teutſchen Sänger Siegsgeſang
von den Thaten ächter teutſcher Söhne
jubelnd noch der Nachwelt töne!

B. in Hornung, 1793. A.

VI.

Anzeigen.

Wie ferne immer noch der Zeitpunkt ſeyn mag, daß Teutſchland eine Geſchichte ſeiner natürlichen Produkte, die es nährt und pflegt, ſo lauter und komplet, als es nach ſeiner Fruchtbarkeit und ſeinem Reichthume auch hierinn verdient, beſitzen kann, ſo bleibt es doch unerläſsliche Pflicht für den zeitigen Naturforſcher, auch in dieſen Gegenſtänden ſeinem Vaterlande zu huldigen, und für den künf-

künftigen, der dann erſt erndten mag, zu ſäen. Noch heute iſt es nicht zu ſpät, um für Teutſchlands Inſekten-Fauna eben das zu unternehmen, was man bisher für Florens teutſches Eden zu thun — wenigſtens wünſche; und nun mögen Teutſchlands Flora und Fauna beyde mit einander reifen, und ſpät einſtens noch Spuren von nur ſtufenweiſer Vervollkommung zurücklaſſen. —

Hier beabſichtigt man unter der Aufſchrift:

Faunae Insectorum Germanicae Initia.

Teutſchlands Inſekten.

Teutſchlands Inſekten Fauna — wenigſtens zu gründen, und wäre es erreichbar, auch dauerhaft zu gründen. Teutſche Inſekten aus jeder Klaſſe, Familie, Gattung, ſollen einzeln, auf einzeln Blättern, ſo getreu wie immer möglich mit Farben erleuchtet, vorgeſtellt werden: doch nie mit Vernachläßigung der natürlichen Größe; eher ſollen ganz kleine Arten unter ausnehmlicher Vergrößerung erſcheinen. Ohne ſyſtematiſche Folge, oder irgend einen künſtlichen Zwang treten ſie nach und nach hervor, und abſichtlich ſollen darum auch dieſe Vorſtellungen mit keiner Zahl gezeichnet werden; um jedem es frey zu laſſen, ſie gegenwärtig ſchon, und einſt mit noch mehr Geſchick, in eine ſelbſt gewählte Ordnung zu bringen. Nur die Nomenklatur auf den Tafeln ſey den Linneſchen und Fabriziusſchen gemäß, oder der des jedesmahligen zeitigen Entdeckers. Der angefügte Text zeige in zweckmäßiger Kürze, neben dem teutſchen, franzöſiſchen ꝛc. Nahmen den ſpezifiſchen Karakter der Art an, mit Hinweiſung auf den Ort, wo ſie ſchon ausführlich beſchrieben, auſſerdem abgebildet worden, wann im Jahr ſie erſcheint, wo ſie ſich nährt, wo ſie wohnt. Neue Entdeckungen ſollen den angenommenen Regeln nach eben ſo bekannt werden, und über zweifelhafte Arten, ſo wie über den Karakter mancher, wünſcht man wenigſtens Aufſchlüſſe geben zu können. Iſt zwar eine nicht unbeträchtliche Anzahl teutſcher, theils bekannter, theils doch nicht Jedermann bekannter Inſekten ſchon vorräthig, ſo werden doch Teutſchlands würdige Entomologen gebeten, auch dadurch dieſes Werk zu unterſtützen, die Bekanntmachung ihrer Entdeckungen hier zu erlauben, und mit dem Herausgeber ſich diesfalls in Verbindung zu ſezzen. Eine Abſicht wie dieſe, wird dann um ſo glücklicher ſich ihrem Ziele nähern, und um ſo eher wird man ſie

auch

auch der Aufmerkſamkeit teutſcher verdienſtvoller Pädagogen empfehlen dürfen.

Das gewählte Format iſt quer 12mo. Der Text ſoll mit lateiniſchen Lettern gedruckt werden. Alle Monate erſcheint eine Ausgabe von 24 Kupfertafeln, oder eben ſo viele mit Farben erleuchtete Vorſtellungen einzelner teutſcher Inſektenarten, mit den dazu gehörigen Textblättern in eben dieſem Formate. Im künftigen Oktober-Monate erſcheint die erſte Ausgabe, womit ununterbrochen continuirt wird. Der Preiß jeder einzelnen Ausgabe mit illuminirten Abbildungen iſt 12 Gr. In Hinſicht der monatlichen, viertel- oder halbjährigen Verſendung hat man ſich einzig an die hieſige Felſeckerſche Buchhandlung zu wenden, auf deren Koſten und in deren Verlag dieſes Werk herauskommt. Nürnberg, den 1. Sept. 1792.

G. W. F. Panzer.

* * *

Die von mir im vorigen Jahre auf Subſcription angekündigten vermiſchten Schriften, würden zur beſtimmten Zeit ohnfehlbar erſchienen ſeyn, wenn nicht eine heftige Nervenkrankheit und eine Reiſe nach den Bädern, um meine Geſundheit wieder herzuſtellen, es mir unmöglich gemacht hätte, denjenigen Zuſage nachzukommen, die ich meinen erlauchten und verehrungswürdigen Subſcribenten gethan hatte. Die Herausgabe meiner beyden Werke kann ich jetzt nicht eher, als zur Michaelismeſſe 1793. mit der äuſſerſten Zuverläßigkeit verſprechen, indem jetzt die Preſſen bereits beſetzt ſind, und die Verſendung der ſubſcribirten Exemplare zur Meßzeit weniger Schwierigkeiten unterworfen iſt. Ich bitte dieſerhalb um eine geneigte Entſchuldigung: und ſchmeichle mir, daß das Publikum bey dieſem Verzuge um ſo weniger verlieren wird, da ich mich bemühen werde, ſowohl durch die Ausfüllung, als auch durch verſchiedene neuere Aufſätze, denjenigen ſchmeichelhaften Aufmunterung nicht ganz unwerth zu ſeyn womit mich meine erhabenen und gütigen Subſcribenten beehrt haben.

Berlin im Monat Januar 1793.

Suſanne von Vandemer,
geb. von Franklin.

Neuer Teutſcher Merkur.

4. Stück 1793.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in ein Zimmer in Olivia's Hauſe.)

Sir Tobias und Maria treten auf.

Vierte Scene.

Sir Andreas zu den Vorigen.

[Der Character des Sir Tobias und ſeines Freundes gehört in die unterſte Tiefe des Niedrigen Comiſchen; ein paar müßige, lüderliche, rauſchichte Schlingels, deren platte Scherze, Wortſpiele und tolle Einfälle nirgends als auf einem Engländiſchen Theater, und auch da nur die Freunde des Oſtadiſchen Geſchmaks und den Pöbel beluſtigen können. Wir laſſen alſo dieſe Zwiſchen-Scenen um ſo mehr weg, als wir der häuffigen Wortſpiele wegen, öfters Lüken machen müßten. Alles was in dieſen beyden Scenen einigen Zuſammenhang mit unſerm Stüke hat, iſt dieſes, daß Sir Tobias ſeinen Zechbruder, Sir Andreas, als einen Liebhaber der ſchönen Olivia ins Haus einführt und ganz ernſthaft der Meynung iſt, daß ſie ein recht artiges wohlzuſammengegattetes Paar ausmachen würden; und daß Jungfer Maria den würdigen Oheim ihrer Dame höflich erſucht, um ſeiner Geſundheit willen ſich weniger zu beſaufen; und um der Ehre des Hauſes willen, ſeine Bacchanalien nicht ſo tief in die Nacht hinein zu verlängern.

Fünfte

Inhalt.

I. Frea's Niederfahrt. Ein Lyriſches Drama in zwey Aufzügen. Aus Sayer's Dramatik Sketches of the ancient Northern Mythology . . . . S. 337.

II. Ueber die Alleinherrſchaft. Beſchluß der Rede des Boetie über freywillige Knechtſchaft. . . . . — 360.

III. Ueber die Teutſchen Beurtheilungen der franzöſiſchen Revoluzion. Ein Sendſchreiben an den Herausgeber. . . . — 387.

IV. Das Thal der Ungetreuen. . . . — 425.

V. Kleinere Gedichte. . . . — 441.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkurs.

Ankündigung.

Bey dem Buchhändler J. A. Barth, in Leipzig iſt zur Michaelis-Meſſe 1792 folgendes, für die Kriegswiſſenſchaft äuſſerſt wichtige Werk, auf Subſcription erſchienen: Verſuch eines Handbuchs der Pontonnierwiſſenſchaften von J. G. Hoyer, Sächſ. Pont. Lieutenant. — Bis jetzt hat der Officier über dieſen Theil der Kriegswiſſenſchaften noch gar keine Anleitung, als ſeine praktiſche Erfahrung, ohne einmahl die ſeiner Vorfahren benutzen können; je wichtiger aber die Kenntniß des Pontonweſens für jeden denkenden Officier ſeyn muß, je mehr die Schnelligkeit der Bewegungen eines Heeres zu erhöhen geſucht wird, je mehr wird der Manuel eines Lehrbuchs dieſer Wiſſenſchaft ſichtbar. Der Hr. Verf. hat darinn, durch höhere Aufforderung unterſtützt, mehrere handſchriftliche Nachrichten mit eigenen Verſuchen zu vergleichen und immer durch eingewebte Beyſpiele aus der ältern und neuern Kriegsgeſchichte die Theorie herzuleiten und zu erläutern geſucht. Das ganze Werk zerfällt in 6 Theile und wird aus 3 gr. 8. Bänden beſtehen. Der 1ſte Band enthält, nach einer kurzen Geſchichte der Pontonnierwiſſenſchaft, das Recognoſciren der Flüſſe, die Beſtimmung ihrer Breite und die zu einer jeden Art Brücken gehörigen Erforderniſſe; die Verfertigung der im Felde anwendbaren Winden und Rammen und aller zum Transport der Pontons dienenden Wagen und Karren; Unterſuchung und nöthige Eigenſchaften eines Furthes zum Uebergang der Truppen, Berechnung des Vermögens der Fahrzeuge nach hydroſtatiſchen Grundſätzen, Bau der Flußſchiffe, platten Kanonen-Fahrzeuge, ſchwimmenden Batterien ꝛc. nebſt Vergleichung der bey den verſchiedenen Herren Europens gewöhnlichen Pontons in Rückſicht ihrer Vortheile und Nachtheile; Betrachtungen über die Verfertigung der Anker und des bey den Schiffen und Brücken nöthigen Tau und Seilwerkes. Im 2ten Theil folgt der Brückenbau für ſich ſelbſt von allen Arten von Colonnen und Communicazionsbrücken. Der 3te Theil lehret das Verhalten der Pontonniers beym wirklichen Uebergang der Truppen mit Rückſicht auf die Nähe und Entfernung des Feindes, Eintheilung der Arbeiter, was die Infanterie zu beobachten hat, Sicherſtellung der Gemeinſchaftsbrücken bey Belagerungen ꝛc. das Sprengen feindlicher Brücken, das Abbrechen, Zurückſchwencken, oder im Nothfall Verbrennen der Brücken, Sperren der Flüſſe und anzuwendende Vorſicht beym Uebergang durch Furthe und über überfrorne Flüſſe. Der 4te Theil enthält die Schiffarth, ſowohl in Abſicht des Ueberſetzens der Truppen, als in Abſicht des Transports der Kriegsbedürfniſſe. Im 5ten Theile findet man den Marſch aller Arten von Pontons-Trains zu Lande, und im 6ten Theil die Aufbewahrung der Pontons und ihres Apparats. Der Verleger giebt auf jede Sammlung von 10 Exemplaren das 10te frey, auch wird bey ihm und in allen Buchhandlungen ein vollſtändiger Plan dieſes Werks gratis ausgegeben.

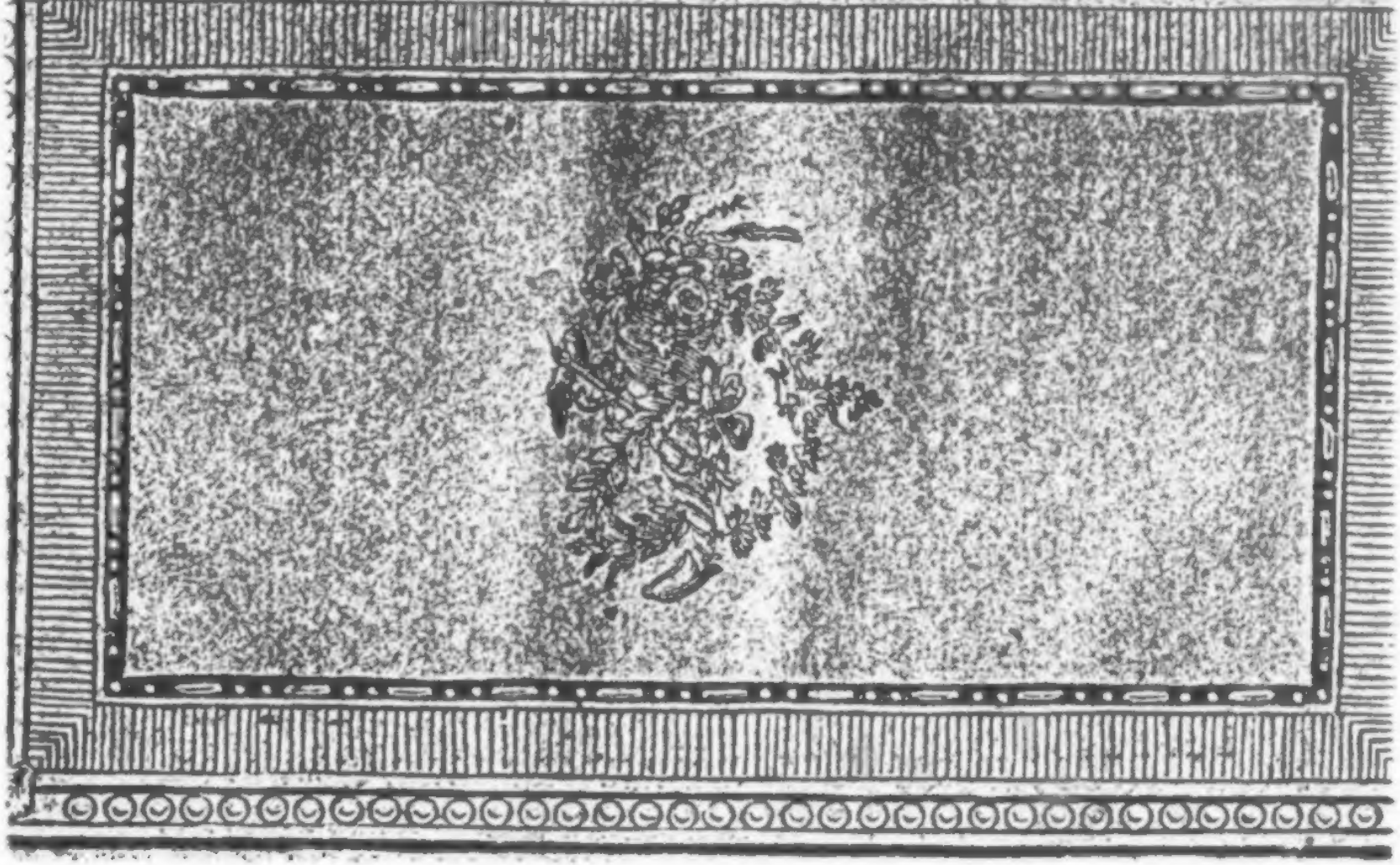

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1793.

I.

Frea's Niederfahrt.

Ein Lyriſches Drama in zwey Aufzügen.

Aus *Sayer's* Dramatik Sketches of the ancient Northern Mythology.

Einleitung.

Die nordiſchen Völker hielten nicht, wie die Griechen, ihre Götter für unſterblich. Es waren dieſelben weder vor dem Schmerze, noch vor dem Tode ſicher, und ſelbſt diejenigen, welche durch eine Reihe von Jahrhunderten von dieſen Uebeln frey blieben, fanden endlich doch ihren Untergang an dem lezten der Tage, oder wie es in den Sagen heißt, in der Dämmerung der Götter. Bis dieſe Zeit erſchien, wohnten ſie in Walhalla, und genoßen in einem hohen Grade alle die Freuden und Ergötzungen, welche von den ſie verehrenden Völkern für die wünſchenswürdigſten gehalten wurden.

Balder, Odins Sohn, war unter den Göttern wegen seiner ausgezeichneten Schönheit und hinreißenden Beredsamkeit vorzüglich berühmt. Sein Amt, als eine Gottheit, war, das Roß des Tages, mit Nahmen Winsax, auf seinem Laufe durch den Himmel zu lenken, und er kann daher eigentlich als der Gott der Sonne angesehen werden. Balders Tod war die Folge von der Tücke Locks, der boshaftesten und abscheulichsten aller gothischen Gottheiten. Lock, welcher nicht öffentlich und mit eigner Hand ihn ermorden durfte, gab, um seinen Vorsatz auszuführen, einen Speer von besonderer Kraft dem Hoder, einem andern von Odins Söhnen, welcher mit dieser bezauberten Wehre seinem Bruder willenlos das Herz durchbohrte. Nach diesem unglücklichen Ereigniß stieg, nach der Lehre der gothischen Religion, die Seele Balders in die Wohnung Hela's, der Göttin der Unterwelt. Balders Tod versetzte den Himmel in die tiefste Trauer. Am meisten betrübte sich Frea, die Göttin der Schönheit, über den Verlust ihres Geliebten, und beschloß eine Reise in die Regionen des Todes zu unternehmen, in der Hoffnung, Baldern durch ihre Fürbitte zu befreyen. Die Niederfahrt Frea's und der Erfolg davon, machen den Inhalt des folgenden Drama's aus.

* * *

Perso

Perſonen:

Odin, der Gott des Kriegs, und König der übrigen Götter.

Thorr, der Gott des Wetters und der Luft.

Niord, der Gott des Meeres.

Surtur, der Gott des Feuers.

Lock, der Gott der Unterwelt.

Balder, der Gott der Sonne.

Hertha, die Göttin der Fruchtbarkeit und Odins Gemahlin.

Frea, die Göttin der Schönheit.

Hela, die Göttin des Todes.

Erſter Aufzug.

Der Schauplatz iſt in der Unterwelt.

Balder.

Du Land der Schrecken, wo von Anbeginn
der Winter*) thront im Eispalaſt, und ſtets
die trübe Luft von dichten Flocken wimmelt;
wo ſchwärzer ſich die Nacht den Schleier webt,

*) Wo von Anbeginn der Winter — Das Reich der Hela, oder des Todes, wird beſchrieben als ein Land, wo ewige Nacht und ewiger Winter herrſchen. In der Geſellſchaft giftiger Thiere wohnen hier die Geiſter der Meineidigen, der Meuchelmörder, der Ehebrecher, und aller, die nicht in der Schlacht, oder eines gewaltſamen Todes ſtarben.

und über die kryſtallnen See'n der Sturm
daherbrauſt, mein Gebein durchkältend — ach!
Muß Balder hier auf ewig fruchtlos ſeufzen?
Hier, wo die Geiſter ſpotten meine Angſt,
und aus der Kluft mich ſchrecket ihr Geheul,
ſoll beym Geſang der Todtengule ſtets
die Seele Balders ſchaudern, und ſich ſtets
entſetzen, wann gefleckte Schlangen ihn
umziſchen, und mit gift'gem Zahne drohn?
Ihr Wohnungen der Freude, lebet wohl!
Du goldner Dom *), der nur vom Wonnelaut
des Jubels und vom Kampfſpiel wiederhallt
und himmliſchen Geſängen, Sitz der Götter,
wo ſie der Runen Honigneckar trinken
aus goldnem Horn, und mit entzücktem Ohr
den Liedern lauſchen, die, von Harmonie
beflügelt, Braga's Saitenſpiel **) entrauſchen:
in deinen lichten Hallen werd' ich nie
entzückt die Freuden der Geſelligkeit
mehr koſten, in die Reih'n der Himmliſchen
mich feſtlich miſchend. Nimmer, Balder, nimmer!

Hier

*) Du goldner Dom. Odins Halle. Sie war aus Waffen und Schilden erbaut. In ihr verſammelten ſich die Götter zu frohen Feſten, wobey ſie Meth tranken, und an der Muſik ſich ergötzten.

**) Braga's Saitenſpiel. Braga war der Gott der Muſik und Dichtkunſt.

Hier wohnſt du unter der Gigantenbrut, *)
vom Geiſterſchwarm der Mörder laut umheult.
Nicht mehr erblickt mein kummertrübes Auge
das ſüße Tageslicht; kein Morgenſtrahl
erhellt die Gegend hier mit ſanftem Glanz,
hier ſtreuet nie des Abends Roſenhand
ambroſiſche Gerüche; — meinen Geiſt,
bewölkt von düſterm Gram, erheitert hier
nie einer Silberſtimme Melodie.
Berußte Raben ſegeln um mein Haupt,
und krächzen ſchauervoll aus rauher Kehle —
Du, deſſen goldne Mähn' im Aether wallt
und einen Strom von Licht umher verbreitet,
du Flammenroß des Tages, oftmals trug
dein Strahlenrücken mich die lichte Bahn
durch den azurnen Himmel, wann, geſchmückt
mit blendendhellem Lichtgurt **), ich frohlockend
und glorreich meinen Lauf beflügelte.
O welche Wandlung! Von der Finſterniß
der Mitternacht umrinnet, ſeufzt der Fürſt
des Lichts in Hela's Hallen, ewig nun

*) Der Gigantenbrut. Die Giganten des Froſtes gehören zu den Bewohnern dieſes düſtern Reiches.

**) Mit blendendhellem Lichtgurt. Auf ſeinem Laufe um die Erde trug Balder einen Gürtel, der aller Orten Licht und Wärme ausſpendete.

verbannet aus dem Reich, das er erhellte. —
Du Hayn Walhalla's *), wo vom goldnen Zweig
Geſang, mit Mimers ſanftem Murmelfall **)
vereint, auf den durchwürzten Lüften ſchwebt,
oft wallt' ich im Geſpräch mit Himmliſchen
durch deine Blumen; oft verlohr ich mich
in deinen ſtillſten Schatten, wo der Klang
von Braga's Leyer ſchmelzend ſich ergoß
zum Lied der Liebe. Dort begegnete
mir oftmals, blühend wie der junge Tag,
und holderröthend Frea's Huldgeſtalt; ***)
ſie blickte zärtlich ihren Balder an,
geſchmückt mit Götterſchöne, trank den Honig
der Rede, der von meinen Lippen floß,
und funkeln ſah ich ſchnell der Liebe Blick
im Strahlenaug'. — Hinweg, hinweg, o Bild
entflohner Freuden! Daß mich Frea liebte,
daß durch den Zauber der Beredſamkeit
ich alle Götter mir zu lauſchen zwang,

was

*) Du Hayn Walhalla's. Walhalla iſt der Nahme des gothiſchen Himmels.

**) Mimers ſanftem Murmelfall. Der Mimer ergoß ſich durch Walhalla, und war der Quell der Weisheit, der Beredſamkeit und der poetiſchen Begeiſterung.

***) Frea. Die Göttin der Schönheit, und die Tochter Niords, des Meergottes.

was hilft es mir? Der Tod von Bruders Hand
entreißt mir alles, stürzte von der Höh'
der Wonne mich ins Elend. — Ha! ihr Nornen *),
als ihr begannet des Verhängnisses
Gewebe zu vollenden, streutet ihr
des Frühlings Blumen weit umher; zuletzt
schrie laut Gekrächz des Raben — ihr ergrifft
des Webes Strang mit schadenfroher Lust,
und tauchtet tief das schreckliche Gewebe
in der Verzweiflung schwarzen Höllenpfuhl. —
O du, von Himmelsglanz umstrahlet, Odin!
wofern zu deinem Thron die Klage dringt,
die Klage deines Sohnes, blick herab!
Mit Augen, naß von Vaterthränen, blick
aus deinem Götterſitz auf mich — auf mich! —
zerstreu die Schrecken, welche mich umnachten,
und strecke, Vater! aus den starken Arm,
dein Kind aus dieser Höllenklüfte Graun
zu deiner lichten Burg empor zu ziehen! —
Ach! fruchtlos ist mein Flehn — des Schicksals Schluß
ist unabwendbar selbst, o Vater, dir,

*) Nornen. Die Schwestern des Schicksals, an der Zahl drey: Wurdi, die Norne des Vergangs; Werandi, die Norne der Gegenwart; und Skulda, die Norne der Zukunft. Sie verfertigten, nach der Sage, für jeden Sterblichen ein Gewebe, von welchem sein Schicksal abhieng.

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in den Pallaſt.)

Valentin, und Viola in Mannskleidern, treten auf.

Valentin.

Wenn der Herzog fortfährt euch ſo zu begegnen wie bisher, Cäſario, ſo werdet ihr in kurzem einen groſſen Weg machen; er kennt euch kaum drey Tage, und er begegnet euch ſchon, als ob es ſo viele Jahre wären.

Viola.

Ihr müßt entweder ſeiner Laune oder meiner Aufführung nicht viel gutes zutrauen, wenn ihr die Fortſezung ſeiner Gunſt in Zweifel ziehet. Iſt er denn ſo unbeſtändig in ſeinen Zuneigungen, mein Herr?

Valentin.

Nein, das iſt er nicht.

Der Herzog, Curio und Gefolge treten auf.

Viola.

Ich danke euch; hier kommt der Herzog.

Herzog.

Sah keiner von euch den Cäſario, he?

Viola.

und Balder, ewig elend, iſt verlohren.
Mein Schmerz iſt endlos. — Tilg', o Königin
der Reize, tilge die Erinnerung
an Balders Liebe nun aus deiner Bruſt
voll warmer Zärtlichkeit! — Was täuſcht mich? — Ha! —
Weher dies Zitterlicht, das rings umher
die Nacht durchſchimmert? Welchen Würzduft haucht
die finſtre Luft? — Mitleidig ſteigt ein Gott
herab ins Trauerland — — Sie iſt's! Sie iſt's! —

Frea. (hereintretend.)

Wo iſt der ſchönſte Gott, den Hoder riß
aus der Umarmung Frea's? — Heil mir! Heil!
ich hab ihn wieder! mein verweintes Auge
ſieht wieder meinen Balder. Ja, Geliebter,
ich flieg vom ſternbeblümten Dom
der Götterburg herab, um, Balder, dich
in deiner finſtern Wohnung zu beſuchen.
Der Himmel ſelbſt iſt ohne dich nur Quaal,
und alle ſeine Freuden todt für mich.
Ich kam hieher auf Odin's Flügelroß. *)
Neun Tage flog ſein Huf mit Blitzeseil
durch finſtrer Thäler gränzenloſen Raum,

bis

*) Auf Odins Flügelroß. Sein Nahme war Sleipner; nach der Sage hatte es acht Füße, und war wegen ſeiner bewundernswürdiger Schnelligkeit berühmt.

bis es erreichte Gialls ſchwarzen Schaumbach. *)
Auf goldnen Säulen ruhet ob der Fluth
hier eine Brücke, wo, mit Stahl bedeckt,
ein Krieger Wacht hält. Dieſer rief mir zu:
wer biſt du? Weißt du, daß dich dieſer Weg
zur Burg des Todes führt? Sein kalter Hauch
hat deine Roſenwangen nicht gebleicht,
noch ausgelöſcht des Feuerblickes Glut
im ſeelenvollen Auge; nein, du biſt
kein Gaſt für Hela's Reich. — Zurück, ſo rief
ich ihm entgegen; eine Göttin iſt's
die Hela's Burg beſucht. — Und vorwärts trieb
ich nun mein brauſend Roß. Es donnerte
vom Hufſchlag laut die Brücke. Stürmend kamen
wir an vor Hela's ehrner Burg, und nun
erhub es ſich, gleich einem Flammenſtern,
hoch in die Luft, und ſank dann innerhalb
der hochgethürmten Mau'r mit mir herab.
Ich zittre noch, wiewohl mich Balders Arm
umfängt. — —

Balder.

O Frea, fürchte nun nicht mehr!

*) Gialls ſchwarzen Schaumbach. Der Fluß Giall ſon, dert die Erde von der Unterwelt. Die beſondern Umſtände dieſer Niederfahrt ſind hauptſächlich aus *Malles's* Northern Antiquities. Vol. II. genommen.

Frea.

Ach! Balder, hätte dieſer Arm die Kraft
dich aus des Todes Höhle zu befreyen,
gränzloſe Freude würde dann mein Lohn.
Doch keine Hand bricht, wider Hela's Willen,
die Eiſenketten, welche dich belaſten;
der Unerbittlichen verruchtes Herz
labt an der Angſt gequälter Geiſter ſich.

Balder.

Umſonſt kann dieſe göttliche Geſtalt
nicht flehn: und unbewegt wird Hela nicht
den ſüſen Laut, mit dem du bitteſt, hören.
Nein, Frea, nein — die Ueberredung ſitzt
auf deinen Roſenlippen, ſüß bezwungen
gehorcht dir Alles. Auf! und nahe dich
der ernſten Göttin, die mich feſſelt hier. —

Frea.

Komm hervor aus deiner Schreckenshöhle,
furchtbares Mädchen, komm hervor!
Hör' in deiner Eiskluft Freas Ruf,
die mit Thränen dich um Hülfe fleht!

Hela. (von innen.)

Hinweg, hinweg, hinweg!
des ſanften Flehens Stimm' entreißt
die Beute nimmer Hela's Arm.

Frea.

Frea.

Bey Allvaters heiligem Haupt, *)
welchem, wann er es beweget,
ſeines Himmels Veſte zittert,
und das Todtenreich erbebt;
bey der hohen Göttereiche, **)
deren ſtolzes Haupt
ſelbſt der Adler nicht erfliegt,
beſchwör' ich dich, du Schreckliche,
erhebe dich aus deiner finſtern Kluft,
laß Frea's Thränen dich erweichen!

Hela. (erſcheinend.)

Hier bin ich mit eiſernem Herzen,
zu hören, was du fruchtlos bitteſt,
trieb, und ſcheide ſtracks von hinnen
zu lichtern Gegenden, entfleuch!

Frea

*) Allvaters heiligem Haupt. Die Gothen glaubten ein höchſtes Weſen, welches ſie Allfadur nannten. Dieſer wohnte nicht mit den übrigen Göttern in Walhalla, ſondern war eine Gottheit von erhabenerer Natur, ewig und unendlich.

**) Bey der hohen Göttereiche. Dieſe ungeheure Eiche wuchs in Walhalla. In ihrem Schatten handhabte Odin die Gerechtigkeit. Eine ihrer Wurzeln erſtreckte ſich bis zur Wohnung der Schickſalsſchweſtern. Der Nahme dieſer Eiche war Yggdraſyl.

Frea.

Ach! tief in Nebelklüften ſchmachtet hier
mein Balder, den der herbſte Schmerz verzehret.
Verloſchen iſt der Augen Lichtglanz ſchier,
des Angeſichtes Schönheit iſt zerſtöret.

An ſeinem Götterwuchſe nagt der Gram,
der Wangen Himmelsroſen ſind verwelket,
die ſüßberedte Zunge welk und lahm,
die Götterſtirn von langem Harm bewölket.

Komm, ſanftes Mitleid, eil' im Schneegewand
herab, in Hela's ſchreckenvolle Hallen,
hilf mir bezwingen ihren Widerſtand,
und mach' ihr Herz von Mitempfindung wallen.

O Hela, nimm zurück den grauſen Fluch,
und habe mit den Leidenden Erbarmen!
Tila' aus das ſchwarze Blatt im Schickſalsbuch,
gieb den gequälten Balder meinen Armen!

O ſend' uns wieder jenen Pfad hinauf,
der hochgewölbt mit ſieben Farben brennet! *)
O! ſchleuß des Abgrund ehrnes Thor und auf,
das uns vom Glanzpalaſt des Himmels trennet!

Sey

*) Jenen Pfad der hochgewölbt u. ſ. w. Der Regenbogen. Bey den Gothen hieß er Bifroſt, und ſchien ihnen zu brennen. Man hielt ihn für die Brücke von der Erde zum Himmel.

Sey anädig, Hela! — Jeder Freudenton
iſt in Walhalla's Götterburg verhallet;
des Frohſinns goldne Stunden ſind entflohn,
der Himmel weint, und kein Geſang erſchallet:

Seit ach! Mein Balder ſank ins frühe Grab,
wird matt vom Tageslicht die Welt erhellet,
aus Nebeldunſt ſieht bleich der Mond herab,
und finſtrer Ernſt hat die Natur entſtellet.

Hela.

Frea, laß ab! —
Wenn aller Götter Thränenthau
auf deines Balders Grabmal fällt,
dann laß ich Baldern los.
Ja, bey Allvaters heiligem Haupt,
wenn aller Götter Thränenthau
auf deines Balders Grabmal fällt,
dann kehrt er aus dem Todtenreich.
Hinweg! —

Frea.

Genug! Genug!
Beſteigen will ich ſchnell
mein Flügelroß,
und ſchwingen mich mit ihm
zur Oberwelt.

Zweyter Aufzug.

Der Schauplatz iſt in Walhalla. Die Götter ſind in Odins Halle verſammelt.

Odin.

Willkommen hier, in Odins Burg, o du
der Liebe Königin! O ſage, hat
du Hela's Felſenherz durch Ueberredung
und durch der Seufzer ſiegende Gewalt
bewegt, dir zu geſtatten, daß zum Licht
dein vielgeliebter Balder wiederkehre?

Frea.

Erhabner Fürſt der Götter und der Menſchen,
Was Hela mir, der armen weinenden,
geſtattete, war einzig dieſer Troſt:
Sobald der Wehmuth Thränen jeder Gott
auf meines Balders Grab weint, dann, nur dann
verläßt es jene Schreckenskluft der Nacht,
und ſchmückt Walhalla's Burg. Doch es durchſtrahlt
der tiefbetrübten Frea Buſen noch
die goldne Hoffnung. O noch rührt vielleicht
mein Flehn die Götter, mir des Mitleids Thränen
nicht zu verſagen, und aus Hela's Arm
die große Beute zu befreyen. —

(Er

(Sie tritt fort und wendet ſich an Odin.)

Gebieter der Kriegsſchaaren, *)
Strahlend im hellen Waffenſchmuck,
der du lenkeſt den Sichelwagen
in die Schrecken der Schlacht! —
Herr des geſtirnten Himmels,
in ſchreckenvoller Majeſtät
ſchwingſt du den goldenen Speer.
Deinem furchtbaren Donnerruf
gehorchen die Himmliſchen,
und drängen ſich um dich,
ihren kriegeriſchen König. —
Auf glänzendem Gefieder
ſchwebet der nächtliche Rabe
und naht ſich Odins Thron:
hemmend der rauhen Kehle Gekrächz
flüſtert er Orakel dir,
weiſſagend die furchtbare Zukunft.
Aus Skulda's ſchwarzen Behauſung

kömmt

*) Gebieter der Kriegsſchaaren. Odin war die erſte der gothiſchen Gottheiten, und der Gott des Krieges; er vorwaltete die Begebenheiten im Himmel; auch war ihm die Zukunft bekannt vermittelſt zweyer Raben, den ihm die Norne Skulda ſchenkte. Odins Befehle wurden vollbracht durch die sieben Walküren, die bey ſeiner Tafel aufwarteten, und diejenigen auswählten, über die der Tod in der Schlacht verhängt war.

kömmt er und ſucht
deinen durchdringenden Blick —
und Odin lieſt den lauſchenden Göttern
des Schickſals ewiges Buch. —
O ſprich, ſoll nicht des Vaters Wehmuth
bethauen meines Balders Bahre?
Vereinſt du nicht
deines Erzeugten Verluſt,
den in der Blüthe der Jugend
Hela raubte,
hinab aus den Hallen des Glücks
hinab in der düſtern Verzweifelung Kluft?
Ja, Odin, ja!
Ich ſehe die quellende Thränenfluth
träufeln von der Vaterwange,
redende Zeugen deiner Angſt.
Leben wird mein Balder wieder
und wiederſehn des Himmels Licht!

Odin.

Von Odins Auge rinnt die Thrän' herab,
und träuft auf deines Balders Grab.

Frea. (zu Hertha.)

Königin der fruchtbaren Erde, *)
deren ſchaffende Hand

den

*) Königin der fruchtbaren Erde. Hertha war Odins Gemahlin, und die Göttin der Fruchtbarkeit.

den Menſchenkindern Daſeyn gab,
deren Zauberſtimme
mit ſanftem Gebet
Einöden blühen und grünen hieß
mit tauſendfarbigen Blumen
und ſchattenden Bäumen:
junges Leben erfüllte die Ebnen
wimmelte zahllos im ſchwellenden Meer.
Wenn deine Huldgeſtalt erſcheint
am Ufer der Sterblichen,
dann verſtummet durch die Welt
des Krieges Waffengeklirr;
der geharniſchte Reuter ſchwingt
die treffende Lanze nicht mehr;
es ächzet nicht mehr die Natur.
Vor deinem Silberwagen
tanzen die roſigen Freuden,
feſtlich lächelt die Natur,
und goldene Tage beglücken die Welt.
Sprich, Hertha, bringſt du Balders Bahre
das Opfer einer Thräne dar?

Hertha.

Weh Hertha's Auge rinnt die Thrän' herab,
und träuft auf deines Balders Grab.

Viola.

Hier iſt er, Gnädigſter Herr, zu Befehl.

Herzog (zu den andern.)

Geht ihr ein wenig auf die Seite -- Cäſario, du weiſt bereits nicht weniger als alles; ich habe dir das Innerſte meines Herzens entfaltet. Geh alſo zu ihr, mein guter Junge; laß dich nicht abweiſen, poſtiere dich vor ihrer Thüre, und ſag ihr, du werdeſt da wie eingewurzelt ſtehen bleiben, bis ſie dir Gehör gebe.

Viola.

Gnädigſter Herr, wenn ſie ſich ihrer Betrübniß ſo ſehr überläßt, wie man ſagt, ſo iſt nichts gewiſſers, als daß ſie mich nimmermehr vorlaſſen wird.

Herzog.

Du muſt ungeſtüm ſeyn, ſchreyen, und eher über alle Höflichkeit und Anſtändigkeit hinüberſpringen, als unverrichteter Sachen zurük kommen.

Viola.

Und geſezt, ich werde vorgelaſſen, Gnädigſter Herr, was ſoll ich ſagen?

Herzog.

O dann entfalte ihr die ganze Heftigkeit meiner Liebe; preiſe ihr meine ungemeine Treue an; es wird dir wol anſtehen, ihr mein Leiden vorzumahlen; ſie wird es von einem

jungen

Frea. (zu Thorr.)

Fürſt der lebendigen Luft, *)
deſſen leuchtender Wetterſtrahl
vom luftigen Felſen die Fichte ſtürzt;
der mit des Donners ſchrecklichem Hall
die zitternden Gewäſſer erſchüttert,
aus der ſchwarzen Gewitterwolke
ſendet befeuchtenden Regen,
der die dürſtenden Hügel erquickt!
Gott des heulenden Orkans,
deſſen Donnerſtürme
daherbrauſen
mit dumpfem Gebrüll:
der Meraforſt bückt ſein ſtolzes Haupt,
hoch ſchwillt das Meer, und ſchlägt die Wogen
landbrandend ans Geſtad.
Thorr mit dem Eiſenzepter,
mächtiger Rieſenbezwinger!
Sprich, weineſt du des Mitleids Thräne
auf meines jungen Balders Bahre?

Thorr.

Der Mitleidsthränen Opfergabe
ringt Thorr zu deines Balders Grabe.

Frea.

*) Fürſt der lebendigen Luft. Thorr, der Gott des Wetters; mit ſeinem Eiſenzepter regiert er über die Rieſen des Froſtes, und mit ſeinem Eiſenhandſchuh ſchleudert er den Donner.

Freo. (in Mond.)

Beherrſcher der grenzloſen Tiefe,
deſſen ſchimmernde Flut
mit ſanfter Wallung
küſſet den Felſenriff!
Wann Donner brüllen weit umher,
und Sturmgewikter heulen,
antwortet dein empörtes Reich
dem grauſenvollen Getöß;
hoch ſteigen die brauſenden Wogen,
und ſchlagen im ſchäumenden Aufruhr
an den umnachteten Himmel. —
Umleuchtet vom blauen Wetterſchein,
ſchreitest du dann einher,
ruhigheiter,
durch das düſtre Grauen der Nacht,
das über dem tobenden Ocean ruht.
Doch bald entfliehn auf eilenden Schwingen
die Winde, bald verhallen
die Donner, in der Ferne murmelnd;
Sonnenſtrahlen vergülden
der Meere Stirn;
von Thorr geſandt
Säuſelt Zephyr
Frieden durch die Flut.
Dann ſänftiget deine Macht
das Zorngebrüll der Waſſerwelt.

Sanfter wallten einſt die Wogen,
auf den ruhigen Gewäſſern
wiegten Frühlingswinde ſich,
als an Niords Ufern
Braga rührte die zitternden Saiten;
auf der ſtillen Meeresfläche
ſtand der Beherrſcher der Fluten,
und bat den himmliſchen Barden
um ſeiner Lieder ſanftes Lied —
und ſchmelzend ſchwebte die Melodie
hin über die friedlichen Wellen. —
Hervor aus deiner thauenden Grotte,
ſo rief mein Vater mir,
hervor und bade die Roſenglieder
in der azurnen Flut;
eil' hervor in deiner Anmuth
und ſtrahl' Entzücken in das Auge
des liederreichen Braga! —
Er ſprach und Frea kam
empor aus der kryſtallnen Halle.
Dann drückte Niord mich an ſeine Bruſt;
des Vaters Stolz erwacht' in ihm. —
Und jetzo rührete ſein Vaterherz
der Tochter herbes Leiden nicht?
Vergebens hätt' ich ihm geflehet,

des

des Mitleids Thräne mir zu weyhn
an meines jungen Balders Bahre?

Niord.

Von Niords Wimper rinnt die Thrän' herab,
und träuft auf deines Balders Grab.

Frea. (zu Surtur.)

Gott des unbezwinglichen Feuers, *)
deſſen verheerende Flammen
himmelan lodern
von des Hekla Felſenhaupt;
deſſen verſengender Hauch,
die Fackel des Todes,
den ſtolzeſten Helden bändigt!
Wohin du ſtürmeſt im raſenden Lauf,
neigt die Natur
ſterbend das Haupt.
Dein verderbender Wagen
überhohlet den Wind;
deiner Flammenroſſe Nüſtern
ſprühen verzehrenden Feuerregen;
Zerſtörung folgt ihm nach.
Ha! ſie erhebt die geröthete Rechte,

*) Gott des unbezwinglichen Feuers. Surtur war der Oberſte unter den Geiſtern des Feuers. Seine Wohnung hieß Muſpelheim.

und feat mit ihrem feurigen Beſem
das verſenkte Land. —
Sprich, Surtur, bringſt du Balders Bahre
das Opfer einer Thräne dar?

Surtur.

Von Surturs Auge rinnt die Thrän' herab,
und träuft auf deines Balders Grab,

Frea (zu Lock.)

Königin der Unterwelt,
deſſen tödtender Pfeil
ſtürzte den blühenden Balder
tief in die nächtliche Kluft,
verbiete Skulda's Hand
zu ſchreiben den ewigen Schickſalsſpruch;
O! nicht auf immer ſey
verſchloſſen Balders Gruft!
Mitleidig reiße dein Arm
aus Hela's finſtrer Behauſung
den gefallenen Gott!
Gieb ſeinen Götterreiz ihm wieder,
Er kehr' in Frea's Arm zurück.
O träufle, Lock, des Mitleids Thräne
auf meines jungen Balders Bahre!

Lock.

Hinweg, hinweg!
Lock wird nimmer weinen —
Behalten ſoll Hela
ihren glänzenden Raub!

Frea.

Bey der Geiſter Klagegeheul,
bey des Mörders letztem Röcheln,
bey der Exile Todenliede,
bey des Alpes Peſtanshauche,
bey des hungrigen Adlers Kreiſchen,
bey dem ſchreckenvollen Glanze
ſeuchenſchwangerer Meteore,
bey dem Blut erwürgter Kinder,
beym Gebrüll der Waſſer Gialle,
bey des Alraunn Weheruf, *)
bey der ganzen Hölle Schrecken,
beſchwör' ich dich,
zu weinen, ach! nur Eine Thräne
auf meines jungen Balders Bahre!

Lock.

Nein — nein! und wenn Walhalla's Bau
zuſammenſtürzte

*) Des Alraunes Weheruf. Man glaubte vordem, daß der Alraun, indem man ihn dem Boden entreiſſe, einen kläglichen Ton von ſich gäbe, der demjenigen, der ihn hörte, unmittelbar tödtlich werde.

über dieſen nervigen Gliedern,
wenn Skinfax in des Todes Klüften
verſenkte ſein Flammenhaupt,
und Surturs glühender Pfeil
mit Flammen dieſe Bruſt erfüllte,
mich Nords ſchäumende Fluten verſchlängen
und leblos ſchleuderten an das Geſtad;
und wenn der Eiſenzepter Thorrs
dieß Höllengeſicht mir blutig ſchlüge;
und Odin ſelbſt, von Zorn entflammt,
erhöbe den goldenen Speer
und ſeinen Strahlenſchild:
unbeugſam bleibt dieß Felſenherz in mir.
Behalten ſoll Hela den glänzenden Raub,
alle Weltenalter hindurch,
die zahllos noch im Schooß der Zukunft ruhn.

D. Neubeck.

II.

Ueber die Alleinherrſchaft.

Beſchluß der Rede des Boetie über freywillige Knechtſchaft.

Aber nun wieder auf die Hauptmaterie, welche ich faſt ganz aus dem Geſichte verlohren habe, zurück:

zurückzukommen, — die erste Ursache, warum die Menschen willig dienen, liegt also wohl darinnen, daß sie als Knechte gebohren und dem gemäß erzogen sind. Die zweyte, als eine Folge der erstern, ist, weil die Menschen unter den Tyrannen leicht weibisch und feig' werden. Ich weiß dem Hippokrates, diesem Vater der Arzneykunde, recht vielen Dank für diese Beobachtung, die er in einem seiner Bücher über Luft, Waſſer und Gegend angeführt hat. Dieser Mann hatte ein edles Herz, und bewies es auch, als der groſse König durch prächtige Anerbietungen und Geschenke ihn an sich ziehen wollte. Freymüthig antwortete ihm der Grieche: er würde sich ein Gewissen daraus machen, sich mit dem gedungenen Mörder der Griechen abzugeben und seine Kunst einen Fürsten zu leyhen, der Griechenland in Fesseln schlagen wollte. Der Brief, den er an ihn schrieb, findet sich noch unter seinen übrigen Werken, als ein ewiges Denkmahl seines guten Herzens und edlen Karakters. Es ist also noch gewiß, daß mit der Freyheit auch zugleich die Tapferkeit verlohren geht. Sklaven haben weder Lust noch festen Muth zum fechten. Sie gehen in die Gefahr wie Gebundene und Gelähmte, und thun nur was sie thun müssen: in ihren Herzen lodert nicht das Feuer der Freyheit, welches der Gefahr trotzt, und Lust macht unter seinen Kameraden die Ehre des Nachruhms durch einen schönen Tod zu erkaufen.

Dagegen wetteifern freye Männer mit einander zum Besten des Vaterlandes, und jeder will seinen vollen Antheil an allem haben, man werde geschlagen, oder man siege.

Sklaven, im Gegentheil, verlieren, ausser dem kriegerischen Muth, alles Feuer und Leben zu jeder Sache; ihr welkes weibisches Herz macht sie jeder grossen That unfähig. Dies wissen die Tyrannen wohl, und so bald sie wahrnehmen, daß das Volk diese Falte angenommen hat, so bieten sie alle Hülfsmittel auf, es immer stupider zu machen. Xenophon, dieser gewichtvolle Geschichtschreiber, einer der vorzüglichsten seiner Nazion, hat auch ein Büchelchen geschrieben, in welchem er den weisen Simonides mit Hieron, König von Syrakus von dem Elend eines Tyrannen sprechen läßt. Dieses Buch ist voll guter wichtiger Lehren in der schönsten Einkleidung. *) Wenn doch alle Tyrannen, die jemals existiert haben, sich in diesem Buch, als in einem Spiegel, beschaut hätten! Es würde ihnen unmöglich geworden seyn, die Flecken ihres Gesichts ohne Schamröthe darinn zu sehen. *) In diesem Buche erzählte er die Qualen der Tyrannen, welche, da sie jedermann übels thun, sich auch vor jedermann fürchten müssen. Unter andern sagt er auch: die bösen Könige bedienen sich der Fremden zum Krieg und besolden sie, weil sie sich nicht getrauen, ihre eigene Leute, denen sie

*) Er findet sich in Schlossers Schriften übersetzt.

ſie ſoviel Unrecht angethan haben, zu bewaffnen. Es hat zwar auch gute Könige gegeben, die fremde Nazionen, ſo wie die Franzoſen, im Sold genommen haben, (und ehemals geſchahe dieſes häufiger als heut zu Tage) aber in einer andern Abſicht, um nehmlich ihre eigene Unterthanen zu ſchonen, indem ſie lieber die Menſchen als das Geld ſparen wollten. So ſagt auch Scipio, (ich glaube es war der Afrikaner) er wollte lieber einem Bürger das Leben retten als hundert Feinde erlegen. Gewiß wird ein Tyrann niemahls ſeine Macht für geſichert halten, ſo lange er noch unter ſeinen Unterthanen einen einzigen Menſchen hat, der was taugt. Man kann daher mit vollem Recht zu ihm ſagen, was ſich dorten Thraſo im Terenz rühmt dem Aufſeher der Elefanten vorgeworfen zu haben: deswegen biſt du ſo hochfahrend, weil du über Beſtien befiehlſt. Dieſe Liſt der Tyrannen, ihre Unterthanen viehiſch dumm zu machen, zeigt ſich in ihrem ganzen Licht in dem Benehmen des Cyrus gegen die Lydier. Als dieſer Prinz ſich Sarden, der Hauptſtadt von Lydien, bemächtigt, und den Krösus, dieſen ſo reichen König, in ſeine Hände bekommen und gefangen weggeſchleppt hatte, ſo erhielt er bald darauf die Nachricht, daß die Sarder ſich empört hätten. Es war dieſem Fürſten ein leichtes ſie durch Gewalt zu bezwingen: aber weil er eine ſo ſchöne Stadt nicht verheeren wollte, und um nicht nöthig zu haben eine eigene Armee zur Beruhigung derſelben zu unterhalten, ſo

erfand

jungen Menſchen, wie du, beſſer aufnehmen, und mehr darauf Acht geben, als wenn ich einen Unterhändler von ernſthafterm Anſehen gebrauchte.

Viola.

Ich denke ganz anders, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Glaube mir's, mein lieber Junge; deine Jugend wäre ſchon genug, diejenigen lügen zu heiſſen, die dich einen Mann nennten. Dianens Lippen ſind nicht ſanfter und rubinfarbiger als die deinigen; deine Stimme iſt wie eines Mädchens, zart und hell, und dein ganzes Weſen hat etwas weibliches an ſich. Ich bin gewiß, du biſt unter einer Conſtellation gebohren, die dich in ſolchen Unterhandlungen glüklich macht; du wirſt meine Sache beſſer führen, als ich ſelbſt thun könnte. Geh alſo, ſey glüklich in deiner Verrichtung, und du ſollſt alles was mein iſt, dein nennen können.

Viola.

Ich will mein Beſtes thun, Gnädigſter Herr -- (vor ſich.) Eine beſchwerliche Commiſſion! Ich ſoll ihm eine andre kuppeln, und wäre lieber ſelbſt ſein Weib.

(Sie gehen ab.)

erfand er ein mächtiges Hülfsmittel ſich fernerhin derſelben zu verſichern. Er errichtete daſelbſt Huren- und Spielhäuſer, ordnete öffentliche Spiele und Ergötzlichkeiten an, und machte durch eine Verordnung bekannt, daß die Einwohner davon Gebrauch machen ſollten: und er befand ſich ſo gut bey dieſer Erfindung, daß er ſeitdem keinen Degen mehr gegen die Lydier ziehen durfte. Dieſe Elenden gaben ſich damit ab, alle Arten von Spielen zu erfinden, und die Lateiner nennen daher, was wir Zeitvertreibe heiſſen, ludi, von den Nahmen Lydier, Lydi. Alle Tyrannen erklären zwar ſo deutlich ihre Abſicht nicht ihre Unterthanen weibiſch zu machen: aber was jener durch eine förmliche Verordnung befahl, das ſuchen die meiſten von ihnen im Stillen zu bewerkſtelligen. Der Karakter des gemeinen Volks, welches in den Städten immer die gröſte Anzahl ausmacht, iſt, argwohniſch gegen den zu ſeyn, der es liebt, und verdachtlos gegen den, der es betrügt. Kein Vogel fängt ſich ſo leicht auf der Leimruthe und kein Fiſch ſo geſchwind aus Freßbegier an dem Hamen, als alle Völker ſich zur Knechtſchaft hinlocken laſſen, wenn man ihnen, nach dem Sprichwort, nur ein Hälmlein durchs Maul zieht; und es iſt erſtaunlich, wie ſie ſich ſo ganz hingeben, wenn man ihnen ſchmeichelt. Theater, Spiele, Poſſen, Schauſpiele, Kämpfer, wilde Thiere, Pfunzen, Mahlereyen und andere dergleichen Scharlatanerien, waren für die alten Völker die

Locks

Lockſpeiſe der Knechtſchaft, der Feind ihrer Freyheit, die Werkzeuge der Tyranney. Durch dieſe Mittel, dieſe Kunſtgriffe, und durch ſolche Schmeicheleyen, wurden die alten unter dem Joch erhalten. Die dumm gewordenen Völker fanden dieſe Zeitvertreibe ſchön, ergözten ſich an dieſen nichtigen Vergnügungen, die man ihnen immer vor die Augen brachte, und gewöhnten ſich ſo an die Knechtſchaft, eben ſo einfältig hierin, als die Kinder, wiewohl nicht, wie dieſe, zu ihrem Beſten: denn dieſen lehrt man durch die Täuſchung illuminierter Bilder das Leſen. Die Tyrannen bey den Römern hatten noch eine andere Erfindung. Sie feyerten öfters Feſte, wobey dem Volk Fleiſch ausgetheilt wurde, und ſo betrogen ſie den Pöbel deſſen Herr immer der Bauch iſt. Der verſtändigſte unter ihnen hätte ſeine Suppen-Schüſſel nicht um die ganze Platoniſche Republik hingegeben. Auch theilten die Tyrannen öfters Korn, Wein und Geld aus, und man hätte dann hören ſollen, wie alles von — es lebe der König! erſchallte. Die Thoren bedachten nicht, daß man ihnen nur einen Theil von ihrem Eigenen wieder zurückgebe, und daß der Tyrann es ihnen nicht hätte geben können, wenn ers ihnen nicht vorher genommen hätte. Mancher der heute das ausgeworfene Geld aufſammelte, bey dem Volksbanket ſich vollfraß, und dabey einen Tiberius und Nero wegen ihrer herrlichen Freygebigkeit ſegnete, mußte morgen ſein Vermögen dem Geiz, ſeine Kinder der Geilheit, und

ſein

sein Blut selbst der Grausamkeit dieser großmüthigen Kaiser überlassen, und that es ohne einen Laut der Klage hören zu lassen, ohne sich zu rühren, gleich einem Stein oder Klotz. Aber so ist der Pöbel immer gewesen; offen gegen schändliche Vergnügungen, und gefühllos gegen das Unrecht und den Schmerz, den er nicht ohne Schande heilen kann! Jedermann, der nur von Nero reden hört, zittert heut zu Tage bey dem bloßen Nahmen dieses häßlichen Ungeheuers, dieses scheußlichen und unflätigen Thiers. Und doch war das edle römische Volk betrübt über seinen Tod, der so häßlich als sein Leben war, weil es sich an seine Spiele und Feste erinnerte, daß es ihn beynahe bedauert hätte. Dieß berichtet uns Tacitus, dieser trefliche, gewichtvolle und so glaubwürdige Schriftsteller. Man wird dieses nicht sonderbar finden, wenn man bedenkt, was dieses Volk bey dem Tode des Julius Cäsars gethan hat, eines Mannes, der dem Gesetz und der Freyheit den Abschied gab, eines Mannes, an dem sich, wie mich dünkt, ausser seiner Leutseligkeit nie was gutes gefunden hat; einer Eigenschaft, welche, man preise sie auch noch so viel, gewiß dem Römischen Volke schädlicher war, als die größte Grausamkeit des wildesten Tyrannen; denn diese Freundlichkeit voll Schlangengift war es, welche dem römischen Volk die Knechtschaft überzuckerte. Nach seinem Tode wetteiferte dieses Volk, noch den Mund voll von dem Fraß der öffentlichen Bankete, und das Gedächtniß von seinen

ſeinen verſchwenderiſchen Geſchenken, miteinander bey dem Leichbegängniß das ihm Antonius hielte, warf die Bänke des öffentlichen Platzes zuſammen, um ſeinen Leichnam zu verbrennen, errichtete dann eine Säule, mit der Aufſchrift: Vater des Volks; und erwies ihm nach ſeinem Tode eine größere Ehre, als er je einem Menſchen zu erweiſen ſchuldig geweſen wäre, wenn man die Mörder des Cäſars ausnimmt. Die Römiſchen Kaiſer hatten daher auch die Vorſicht, ſich immer den Titel eines Volks-Tribuns beyzulegen, weil man das Tribunat für heilig und unverletzlich hielte da ſelbiges zur Vertheidigung und Beſchützung des Volks eingeſetzt worden war, und daher unter den beſondern Schutz des Staats ſtund. Auf dieſe Art glaubte ſie ſich des Zutrauens des Volks gewiſſer zu verſichern, als ob es bloß um den Nahmen und nicht um die Sache zu thun geweſen wäre. Auch in unſern Tagen machen ihres Gleichen es nicht beſſer. Bey allem Böſen das ſie thun, beſonders in Sachen von großen Belang für ſie, begleiten ſie immer ihre ungerechten Verordnungen mit einem artigen Eingang, worin vieles von dem weſentlichen Beſten und der Erleichterung des Volks geſchwatzt wird. Du kennſt, o Longa *), das Formular, deſſen man ſich an einigen Orten bedienen könnte, wo eine ſolche Liſt nicht ohne Erfolg ſeyn würde. Doch gewiß iſt die Unverſchämtheit

*) Dies ſcheint ein erdichteter Nahme zu ſeyn.

heit von Seiten mancher Regierungen zu groß, als daß sie hierin fein genug zu Werke giengen. Die Könige von Assyrien und nach ihnen die Könige der Meder zeigten sich nur selten dem Volk um bey denselben die Vermuthung zu erregen, daß sie etwas mehr als Menschen wären, und um in ihrem Glauben die Leute zu lassen, welche, in Sachen wovon sie nicht durch ihre Augen urtheilen können, so gerne den Schwärmereyen ihrer Einbildungskraft folgen. Durch diese geheimnißvolle Zurückziehung des Monarchen wurden so viele Nazionen, welche so lange dem Assyrischen Reiche unterworfen gewesen, nach und nach an die Knechtschaft gewöhnt, dienten williger weil sie ihren Herrn nicht kannten und kaum wußten ob sie einen hätten, und respektierten auf Treue und Glauben anderer einen Fürsten, den niemand gesehen hatte. Die ersten Könige von Egypten zeigten sich, gleich Possenspielern, ihren Unterthanen nie anders als vermummt, bald mit einem Zweige bald mit Feuer auf dem Kopf, um durch diesen sonderbaren Aufzug Verehrung und Bewunderung ihren Unterthanen einzuflößen, welche, wenn sie weniger dumm oder weniger Sclaven gewesen wären, in einer solchen Erscheinung nur einen Gegenstand der Belustigung und des Gelächters gefunden haben würden. Man kann nicht ohne Mitleiden erzählen hören, welcher Kunstgriffe in ältern Zeiten sich die Tyrannen bedienten um ihre Tyranney zu begründen, welche kleine Mittel sie hiezu auf eine prächtige Art anwanden;

wobey immer das Volk ihnen auf halbem Weg entgegen kam, welches ſich von ſelbſt in den ihm von den Tyrannen gelegten Fallſtricken fieng, und welches zu betrügen jenen ſo leicht war, daß es nie knechtiſcher diente, als wenn die Tyrannen ſeiner Leichtgläubigkeit am meiſten ſpotteten. Was ſoll man noch von einer andern Lüge denken, welche die ältern Völker für baares Geld annahmen? Sie glaubten feſtiglich, daß die große Zehe des Pyrrhus Königs von Epirus, Wunderwerke thäte und die Milzkrankheiten heilte. Um dieſes Mährchen noch mehr zu verſchönern, erzählte man ſich, daß dieſe Zehe, nachdem man ſeinen Leichnam verbrannt hätte, unverſehrt vom Feuer in der Aſche gefunden worden wäre. So erdachte das Volk immer ſelbſt die Lügen für ſeinen Glauben. Dieſſe Lügen finden ſich zwar ſchriftlich aufgezeichnet: aber man ſiehet offenbar, daß die Verfaſſer ſelbige bloß den in den Städten laufenden Gerüchten und dem elenden Geſchwätz des Pöbels nachgeſchrieben haben. Als Veſpaſian aus Aſſyrien zurückkehrte, und auf dem Wege nach Rom, um ſich daſelbſt der Römiſchen Monarchie zu bemächtigen, durch Alexandrien zog, that er auch Wunderwerke: er brachte die Lahmen wieder auf die Füße, machte die Blinden ſehend, und that noch mehr andere dergleichen herrliche Sachen; wovon der Betrug freilich ſo handgreiflich war, daß, wer ihn nicht merkte, meiner Meinung nach blinder geweſen ſeyn muß, als die Blinden die dieſer Fürſt heilte. Den Ty-

rannen kam es ſelbſt ſonderbar vor, daß Viele ſich von einem einzeln Menſchen ſollten plagen laſſen, und daher ſtellten ſie immer die Religion als eine Schutzwehr vor ſich hin, entlehnten auch wohl, wo möglich, ein Stückchen von der Gottheit, als eine Stütze ihres ſchändlichen Lebens. Salmoneus, wenn man anders der Sibylle des Virgils glauben darf, muß nun auch dafür in der Hölle büſſen, weil er ſichs hatte beykommen laſſen den Jupiter zu machen, und die Leute ſo durch ſeine Gauckeleyen zu betrügen *). Wenn nun dieſem Griechen eines tölpelhaften Einfalls wegen im Unterreich ſo mitgeſpielt wird: ſo werden die Fürſten, welche die Religion zu ihren Bosheiten misbrauchen, dort gewiß einen noch ehrenvollern Platz finden.

Auch meine Landsleute ſtreuten ich weiß nicht welche Gerüchte aus von Kröten **), und Lilien, der Oelflaſche, und der heiligen Reichsfahne (oriflamme). Ich für meine Perſon will dieſen Gerüchten, was ſie auch immer ſeyn mögen, nicht gerade meinen Glauben verſagen; weil weder ich noch meine Vorfahren je eine Veranlaſſung gehabt haben, daran unglaubig zu werden: indem unſere Könige immer ſo gut im Frieden und ſo tapfer im Krieg geweſen ſind, daß ſie, trotz ihrer königlichen Geburt,

*) Aeneid. L. VI. 585. etc.

**) Die Fränkiſche Könige führten drey Kröten im Wappen, Klovis ließ ſich durch einen Einſiedler 3 Lilien von Himmel bringen.

burt, nicht, wie andere Menſchen-Kinder, von der Natur geformt, ſondern ſchon vor ihrer Geburt von der allmächtigen Gottheit zu Regenten und Wächtern dieſes Königreichs auserwählt zu ſeyn geſchienen haben. *) Und, auch dieſes alles weggerechnet möchte ich mich in dieſe Streitfrage nicht einlaſſen, um die Wahrheit unſerer Geſchichtbücher zu prüfen und ſelbige genauer zu unterſuchen: weil ich einen ſo ſchönen Stof nicht gerne unſerer franzöſiſchen Poeſie wegnehmen mögte, wo ſelbige ein ſo weites Feld findet ſich zu zeigen; dieſer Poeſie, welche in unſern Tagen nicht bloß verbeſſert, ſondern von unſern Ronſard, Baif, du Bellay, ganz neu geſchaffen worden iſt: Männer, die in der Poeſie unſere Sprache Fortſchritte machen laſſen, welche mir die Kühnheit geben zu hoffen, daß bald die Griechen und Römer hierinnen, auſſer dem Vorrang der Zeit, nichts vor uns voraus haben werden. In der That würde ich gegen unſern Rhythmus ſehr ungerecht handeln, (ich gebrauche ſo gern dieſes Wort, ich liebe es ſo ſehr) welcher, ſo mechaniſch er auch unter den Händen vieler Stümper geworden iſt, doch Männer gefunden hat, die im Stande ſind ihm ſeinen Adel und ſeine Würde wieder zu geben; ich würde, ſage ich, ſehr ungerecht gegen ihn handeln, wenn ich ihm dieſe ſchönen Mährchen von König Clovis wegnehmen wollte, wo der poe-

*) Um das Ganze zu haben, wollte ich dieſe zu meiner Abſicht [illegible]

tiſche Genius unſers Ronſard in ſeiner Franciade eine ſo reiche Ausbeute für ſeine muntere Laune finden wird. Ich kenne den Umfang dieſes Genies, ich kenne ſeinen ſcharfſinnigen Kopf und den Reichthum ſeiner Grazie; für ihn wird die Oriflamme ein eben ſo ergiebiger Stof werden als die Ancilien, dieſe vom Himmel auf die Erde gefallenen Schilde, es für die Römer waren, und unter ſeiner Hand wird unſer Oelfläſchlein das werden, was den Athenienſern der Korb des Erichthonius war. *)

Gewiß wäre es eine Beleidigung von mir wenn ich unſere Geſchichtbücher Lügen ſtrafen und ſo unſern Poeten ins Gehege gehen wollte. Aber um wieder einzulenken, von wo ich ausgeſchweift bin, immer haben die Tyrannen Sicherheits wegen ſich angelegen ſeyn laſſen, das Volk nicht bloß an Gehorſam, und Knechtſchaft, ſondern ſelbſt an eine abgöttiſche Verehrung ihrer Perſon zu gewöhnen. Demohngeachtet bleibt es aber wahr: wer das Volk lehrt willig zu dienen, macht ſich nur um den Tyrannen bey dem gemeinen und plumpen Haufen verdient: und nun komme ich erſt zu dem Punkt, welchen man mit Recht als das Staatsgeheimniß der Tyranney, als die Triebfeder des Despotismus und als die Stütze und Grundlage deſſelben betrachten kann. Wer glaubt daß die Hellebarden der Garden, die Anſtellung der Nachtwachen,

*) Auch hier wollte ich nichts auslaſſen.

wachen, die Tyrannen ſchützen, betrügt ſich ſehr, meiner Meinung nach. Dieſer Bewachung bedienen ſie ſich mehr der Formalität wegen, und zu einem Schreckbild, als daß ſie ein Vertrauen darauf ſetzten; den Eingang in den Pallaſt können zwar die Hatſchier Leuten verwehren, die von allen Hülfsmitteln entblößt ſind, aber nicht bewafneten zu einer Unternehmung gerüſteten Männern. Unter den Römiſchen Kaiſern zählt man auch gewiß mehrere, welche von ihren eigenen Wachen umgebracht worden, als ſolche, die durch Hülfe derſelben einer Gefahr entgangen ſind. Nicht die Schaaren zu Pferd und zu Fuß, nicht die Waffen ſind das, womit der Tyrann ſich vertheidigt: ſondern was man kaum bey dem erſten Blicke glauben wird, und was doch wahr iſt! — immer ſind es vier oder fünf, welche den Tyrannen unterſtützen, vier oder fünf welche das ganze Land für ihn in der Knechtſchaft erhalten. Immer haben nur fünf oder ſechs das Ohr des Tyrannen, dem ſie ſich entweder von ſelbſt genähert haben, oder von dem ſie herbeygerufen worden ſind, um die Mitſchuldigen ſeiner Grauſamkeiten, die Gefährten ſeiner Vergnügungen, die Unterhändler ſeiner Wollüſte und die Theilnehmer ſeiner Räubereyen zu ſeyn. Dieſe ſechs richten ihr Oberhaupt ſo gut ab, daß er nicht nur auf eigene Rechnung böſe iſt, ſondern ſich auch noch zu allen Uebelthaten dieſer ſeiner Kreaturen vergeſellſchaftet. Dieſe ſechſe haben wieder ſechshundert Kreaturen unter ſich, welche ſich unter ihrem

Sechste Scene.

[Olivia's Haus.]

Maria und der Narr vom Hauſe treten auf.

[Maria ſchilt den Narren aus, daß er ſo lange ausgeblieben, und ſagt ihm, die Gnädige Frau werde ihn davor hängen laſſen. Der Narr erwiedert dieſes Compliment mit Einfällen, an denen der Leſer nichts verliehrt; man weiß daß auch der allerſinnreichſte und unerſchöpflichſte Hans Wurſt doch endlich genöthiget iſt, ſich ſelbſt zu wiederholen, ſo gut als ein andrer witziger Kopf; und ſo geht es Shakeſpears Clowns oder Narren von Profeßion auch; ſie haben ihre locos communes, auf denen ſie wie auf Steken-Pferden herumreiten, wenn ihnen nichts beſſers einfallen will; und dieſer wird endlich der Zuhörer und der Leſer ſatt.

Siebende Scene.

Olivia und Malvolio zu den Vorigen.

Narr.

O Verſtand, ſey ſo gut und hilf mir den Narren machen Dieſe geſcheidten Leute, welche ſich einbilden ſie haben dich, beweiſen ſehr oft daß ſie Narren ſind; und ich, bey dem es ausgemacht iſt, daß ich dich nicht habe, mag

für

Schutz bereichern und ihnen eben das werden, was dieſe ſechs dem Tyrannen ſind. Dieſe ſechshundert haben wieder ſechstauſend in ihrer Abhängigkeit, welche ihnen ihre Erhebung zu danken haben. Durch ihr Anſehen ſind ſie Stadthalter ganzer Provinzen oder Finanzminiſter geworden, um zum Dienſt des Geitzes und der Grauſamkeit ihrer Obern gleich bey der Hand zu ſeyn, und die Foderungen dieſer Leidenſchaften ſogleich zur Vollziehung zu bringen: und die Verfahrungsart dieſer Menſchen iſt auch wirklich ſo abſcheulich, daß man wohl ſieht, daß die Fortdauer ſolcher Abſcheulichkeiten und ihre gänzliche Ungeſtraftheit nur unter dem Schatten ſolcher Obern ſtatt finden können. Und ſo geht die Aneinanderkettung der kleinen Kreaturen an größere ins Unendliche fort. Wer dieſen Faden abwinden wollte, der würde ſehen, wie durch ſelbigen nicht ſechstauſend, ſondern hunderttauſend und Millionen mit dem Tyrannen zuſammenhängen, und wie ſie ſich alle an dieſem Strick anhalten, wie dort in Homer die Götter an der Kette, womit Jupiter ſich rühmt, alle Götter zuſammen zu ſich hinaufzuziehen. Daher jene Vermehrung des Raths unter Julius Cäſar, die Errichtung neuer Stellen und Aemter, gewiß nicht um der Juſtiz, ſondern der Tyranney neue Stützen zu verſchaffen. Kurz, durch Gunſtbezeugungen und durch das Verkehr, welches man mit dem Tyrannen hat, kommt es endlich dazu, daß faſt für eben ſo viele Leute die Tyranney einträglich wird, als für

andere die Freyheit angenehm iſt. So wie, nach der Behauptung der Aerzte, wann ſich in unſerm Körper etwas Schadhaftes findet, ſich alle Unreinigkeiten nach dieſem ſchadhaften Theil hinziehen; ſo ſammelt ſich auch um einen König, ſo bald er ſich für einen Tyrannen erklärt hat, die ganze Heſe des Landes herum, und was am ſchlechteſten im ganzen Reich iſt; worunter ich aber nicht gemeine Diebe und elende Jauner verſtehe, die einem Staat nicht viel ſchaden und nutzen können, ſondern ſolche die von einem brennenden Ehrgeitz und einem eben ſo großen Geldgeiz erfüllt ſind. Dieſe halten den Tyrannen, um den Raub mit ihm zu theilen, und unter dem großen Tyrannen ſelber kleine Tyrannen zu werden. Es iſt hier alles eben ſo, wie bey den großen Dieben und berüchtigten Seeräubern. Die einen gehen auf Entdeckung aus, die andern plündern die Reiſenden aus, jene legen ſich im Hinterhalt, dieſe lauern auf: der eine Theil von ihnen mordet, der andre plündert nur; und ob es ſchon unter ihnen auch Rangordnungen giebt, und die einen nur die Diener und die andern die Häupter der Geſellſchaft ſind, ſo iſt doch keiner unter ihnen, dem nicht von der Hauptbeute was zu Theil werden ſollte. Die Ciliziſchen Seeräuber, gegen welche ſogar der große Pompeus geſchickt wurde, waren nicht allein ſehr zahlreich, ſondern ſie hatten ſich noch, nach dem Zeugniß der Geſchichte, durch die Verbindung mit mehrern groſſen und angeſehenen Städten verſtärkt, in deren

Häfen ſie eine ſichere Freyſtadt fanden, wenn ſie von ihren Streifereyen zurück kamen, und zur Belohnung überließen ſie den Hehlern ihrer Räubereyen einen Theil ihrer Beute. So unterjocht der Tyrann immer einen Theil ſeiner Unterthanen durch den andern, und wird von denen bewacht, wider die er ſich ſelbſt bewachen müßte, wenn ſie was taugten; und ſo geht es hier wie das Sprichwort ſagt: man macht ſich aus dem Holz ſelbſt die Keule um das Holz zu ſpalten. Das ſind ihre Hatſchier, ihre Garden! Freylich müſſen dieſe auch manches von den Tyrannen dulden: aber dieſe Nichtswürdigen, dieſe Verworfenen von Gott und Menſchen, leiden das Uebel um es andern zu erwiedern; nicht zwar dem, der ſie beleidigt hat, ſondern den unſchuldigen Unterthanen, die, wie ſie ſelbſt, leiden und ſich nicht wehren können. Und wenn ich dieſe Leute betrachte, wie ſie dem Tyrannen ſchmeicheln, und aus ſeiner Tyranney und der Knechtſchaft des Volks Gewinn zu ziehen, ſo weiß ich ſelbſt nicht ob ich mehr ihre Bosheit bewundern oder ihre Dummheit bemitleiden ſoll. Denn iſt ein ſolches Herantreten zu dem Tyrannen was anders, als ein immer weiteres Zurücktreten von der Freyheit, und eine immer engere Umſchließung und Umfaſſung der Knechtſchaft. Legen ſie doch nur auf einen Augenblick ihren Ehrgeiz bey Seite, und entladen ſich von ihrem Geldgeiz, und beſchauen ſich dann ſelbſt, und es wird ihnen klar werden, daß der Landmann und Bürger, bey allen Bedrück-

drückungen und bey einem Joch noch härter als Sclaven-Joch, es wird ihnen klar werden, ſage ich, daß jene, ſo übel man ihnen auch mitſpielt, doch gegen ſie noch glücklich und gewiſſer maßen frey zu nennen ſind. Der Ackersmann, der Handwerker, ſo ſehr ſie auch unter dem Druck ſind, kommen doch damit weg, daß ſie thun was man ihnen ſagt. Aber nicht ſo mit dem Tyrannen. — Er ſieht wie alles um ihn herum um ſeine Gunſt buhlt und bettelt. Es iſt nicht genug, daß ſeine Kreaturen bloß das thun, was er ſagt, ſondern ſie müſſen noch ſeine Gedanken errathen, und, um ihn zu befriedigen, ſelbigen zuvorkommen: man muß ihm nicht bloß gehorchen, man muß ihn auch zu gefallen wiſſen. Sie müſſen ſich für ihn erſchöpfen und abquälen, ſich in ſeinen Geſchäften zu Tod arbeiten, ſie müſſen ſeinen Geſchmack und ſeine Vergnügungen zu den ihrigen machen, ihrem Körper Gewalt anthun und ihre ganze Natur ausziehen; ſie müſſen immer auf ſeine Worte, ſeine Stimmen, ſeine Zeichen, ſeine Blicke merken. Hände, Füße, Augen, alles muß auflauren, ſeinen Willen auszuſpähen und ſeine Gedanken zu entdecken. Heißt dieſes wohl glücklich leben? Kann in der Welt was unerträglicheres ſeyn, ich ſage nicht für einen Mann von edelm Herzen, ſondern auch nur für einen Menſchen von gewöhnlichem Menſchenverſtand und menſchlicher Geſtalt? Giebt es wohl einen Stand der elender wäre, als ein ſolches Leben, wo nichts unſer iſt, uhd Wohlſtand, Freyheit, ja unſer eigener

Körper und unſer Leben ſelbſt die Habe eines andern wird? Aber ſie dienen ja um Güter und Reichthümer zu erwerben? Als ob Leute ein Eigenthum erwerben könnten, die nicht einmal ſich ſelber angehören! Sie wollen Güter erwerben unter einem Tyrannen, wo kein Eigenthum ſtatt findet, der jedem nimmt was er hat, ſo daß niemand ſagen kann daß er was eigenes habe, und ſind ſo einfältig, dem Tyrannen die Kräfte zu dieſer Gewaltthätigkeit ſelbſt zu leihen. Sie ſehen, daß Begüterte ſeiner Grauſamkeit am meiſten ausgeſetzt ſind, und daß Vermögen haben bey ihm ein des Todes würdiges Verbrechen heißt; daß der Geldgeitz ſeine Hauptleidenſchaft iſt; daß die Reichen in ſeinem Augen eben ſo viele fette und gemäſtete Ochſen ſind, die er, weil ſie ſeine Lüſternheit rege machen, gleich den Schlächtern niederwurgt. Wenn doch dieſe Günſtlingen mehr an diejenigen dächten, welche, nachdem ſie lange genug geſammelt haben, am Ende ihr Vermögen und ihr Leben dem Tyrannen zur Beute geben mußten, als an die andern, welche, als Kreaturen deſſelben, ſich bereichert haben! Sie ſollten nicht ſowohl betrachten wie viele Reichthümer ſich Dieſe geſammelt haben, ſondern vielmehr, wie wenig es Jenen geglückt hat ſie zubehalten. Man ſchlage die alte und neue Geſchichte nach, man wird ganze Haufen ſolcher Günſtlinge ſehen, welche durch nichtswürdige Mittel ſich das Ohr des Fürſten bemächtigt haben, und nachdem ſie lange Zeit die Vollzieher ſeiner Bosheiten geweſen und ſeine Einfalt

benutzt

benutzt haben, zuletzt von diesem Fürsten selbst gestürzt worden sind, und so viele Leichtigkeit sie anfangs zu ihrer Erhöhung bey ihm gefunden hatten, eben so viele Unbeständigkeit sich auf diesem Posten zu erhalten, bey ihm angetroffen haben. Gewiß, so groß auch immer die Anzahl der Schmeichler gewesen sey, welche die bösen Könige umlagerten, so wird es doch kaum einen einzigen unter ihnen geben, der nicht manchmal an sich selbst die Grausamkeit des Tyrannen erfahren hätte, eben diese Grausamkeit, die er kurz vorher gegen andere gereitzt hatte, und der nicht gesehen hätte, wie die unter dem Schatten der Hoffnung von ihm zusammen geraubten Schätze, am Ende die Beute anderer geworden sind. Manchmal findet sich wohl auch unter den Günstlingen des Tyrannen ein rechtschoffener Mann; aber ein solcher Mann, so hoch er auch immer in der Gnade des Fürsten stehen und so groß der Glanz seyn mag, den seine Tugend und Rechtschaffenheit von sich wirft, so daß auch selbst Böswichter dem Anblick desselben ihre Verehrung nicht versagen können: ein solcher Mann wird es in der Hofluft nicht lange ausdauern, da er außer dem Gefühl des gemeinschaftlichen Elends, noch besonders, bey einer solchen Nähe, die Plagen der Tyranney auf eigene Kosten erfahren muß. Ein Seneka, ein Burrhus, ein Thrasea, dieses Kleeblat rechtschaffener Männer, zeigen uns genugsam durch ihren grausamen Tod, wie wenig man sich auf die Gunst böser Fürsten verlassen dürfe. Zwey von ihnen

ihnen hatte ihr böses Schicksal dem Tyrannen so nahe gebracht, daß ihren Händen die Führung der Geschäfte übergeben wurde; beyde waren von ihm geschätzt und geliebt; der eine war so gar sein Erzieher gewesen, und dieß bürgte ihm für seine Freundschaft: aber welche Freundschaft darf man von einem Menschen hoffen, dessen Herz hart genug ist sein eigenes Reich zu hassen, das kein anderes Verbrechen begangen hat, als das, ihm zu gehorchen? einem Menschen, der aus Mangel einer vernünftigen Selbstliebe sein eigenes Land, und dadurch sich selbst zu Grund richtet? Wollte man sagen, daß diese drey Männer sich dieß Unglück durch ihre Rechtschaffenheit zugezogen hätten: so überschaue man doch einmal die ganze Schaar der Günstlinge, welche einen Nero umlagerten, und man wird sehen, daß selbst diejenigen, die sich seine Gunst durch lasterhafte Gefälligkeit zogen, sich ihres Glücks nicht lange erfreueten. Hieng je eine Zuneigung bis zur gänzlichen Hingebung in den geliebten Gegenstand, so war es die Leidenschaft, welche den Nero gegen Poppeen entzündete. Und doch wurde er bald hernach ihr eigener Giftmischer! Seine Mutter Agripina hatte den Klaudius ihren Gemahl umgebracht, um für dieses Ungeheuer den Thron ledig zu machen. Sie hat und litt alles für ihren Sohn, um sich ihm gefällig zu erzeigen. Und dieser Sohn, dieser von der Hand seiner Mutter, die um seinetwillen so viele Schandthaten begangen, zum Kayser gemachte

Sohn,

Sohn, nahm dieſer Mutter, deren Brüſte er als Kind geſogen hatte, das Leben, und jedermann hätte ihr dieſen Tod gegönnt, wenn ſie ihn nur von andern Händen erhalten hätte.

Gab es je einen lenkſamern, einfältigern, und ſelbſt ſeiner Natur nach von jeder Vorſtellung entferntern Kaiſer, als Klaudius? War je ein Ehemann von ſeiner Frau ſo ſehr beherrſcht, als er von Meſſalinen? Und doch wurde ſie von ihm am Ende dem Henker übergeben. Man ſieht daraus, daß die Tyrannen, wenn ſie einfältig ſind, dieſe Eigenſchaft immer dann zeigen, wenn ſie was Gutes thun ſollen: daß aber das Bisgen Verſtand das ſie haben, ſo gering auch die Dosis iſt, ſogleich bey ihnen auf einmal erwacht, wenn es darauf ankommt, grauſam ſelbſt gegen ihre eigene Günſtlinge zu ſeyn. Der ſcherzhafte Einfall des Kaligula iſt ja bekannt genug. Da er einſtmals den Buſen ſeiner Gemahlin, die er ſo heftig liebte daß er gar nicht ohne ſie leben konnte, entblößt vor ſich ſahe, machte er ihr dieß feine Kompliment: es koſtet mir nur ein Wort, ſo fällt der Kopf von dieſem ſchönen Rumpf. Hierin liegt auch der Grund, warum in den ältern Zeiten die meiſten Tyrannen von ihren eigenen Günſtlingen ſind ermordet worden. Denn dieſe, da ſie die Natur der Tyraney hatten kennen lernen, ſahen wohl, daß die Macht des Tyrannen weit mehr ſchreckliches für ſie, als die Neigung deſſelben gegen ihre Perſon tröſtliches

hatte,

hatte. So wurde Domizian von Stefanus, Kommodus von einer seiner Beyschläferinnen, Antonius Karacalla von Marinus, und auf eine ähnliche Art auch alle die andern umgebracht.

Beweises genug, daß nie ein Tyrann geliebt wird, noch liebt! Die Freundschaft, ein heiliger Name, wie die Sache, welche er bezeichnet, kann nur unter Rechtschaffenen statt finden und entsteht nur aus wechselseitiger Achtung: ihre Nahrung sind nicht Gaben und Geschenke, sondern ein schönes Leben. Die Ueberzeugung, die der eine von der Rechtschaffenheit des andern hat, sichert ihm seine Freundschaft zu. Ein edles Herz, Biedersinn, Standhaftigkeit, das sind die Bürgen, die der Freund dem Freund stellt. Wo Grausamkeit herrscht, kan die Freundschaft nicht bestehen, noch Biedersinn, wo Ungerechtigkeit ist. Die Bösen, wenn sie zusammentreten, schließen Komplote, und keinen Freundschaftsbund. Kein Band verbindet sie, das nicht sogleich die wechselseitige Furcht zerreißt. Das ist keine Gesellschaft von Freunden, es ist eine Rotte von Lotterbuben. Und dieses alles weggerechnet, würde es doch immer schwer bleiben, bey einem Tyrannen eine standhafte Freundschaft und Liebe zu erwirken. Der Tyrann ist über alle erhaben, er sichet keinen seines gleichen vor sich, und dieß allein setzt ihn schon über alle Freundschaft weg, als welcher nur Gleichheit behagt, die nie hinkt, und immer auf gleichen Füßen gehet. Bey den Dieben kann daher noch eher einige Treue

und

und Redlichkeit bey Theilung des Raubes seyn, weil sie doch einander gleich und gegenseitige Genossen sind: lieben sie sich auch nicht, so müssen sie sich doch vor einander fürchten, und es ist allen daran gelegen, sich nicht zu veruneinigen, weil sie dadurch schwächer würden. Aber nicht so mit dem Tyrannen! Seine eigne Günstlinge können ihm nicht trauen, seitdem sie ihn selbst gelehrt haben, daß er alles könne was er will, daß es für ihn weder Rechte noch Pflichten gebe, daß es ihm zustehe seinen Willen als Richtschnur für andere zu betrachten, daß er keine Genossen sondern blos Sclaven habe.

Wer wird also Leute nicht bemitleiden, welche, trotz der vielen auffallenden Beyspiele und der so dringenden Gefahr, nie auf Kosten anderer weise werden mögen, und sich immer noch in so großer Anzahl um die Tyrannen dringen, ohne daß unter so vielen sich nur ein einziger gefunden hätte, die so klug und so dreiste gewesen wäre, zu dem Tyrannen das zu sagen, was nach der Fabel der Fuchs zum Löwen sagte, als dieser sich krank stellte: Gerne wolt ich dich in deiner Höhle besuchen, wenn ich nur nicht so viele Fußtritte einwärts und keinen einzigen auswärts gekehrt sähe. Diese Elenden sehen an dem Tyrannen bloß den Glanz seiner Schätze, begaffen ganz erstaunt die Strahlen seiner Herrlichkeit, und gelockt von dieser Helle treten sie hinzu, und sehen nicht, daß sie sich in eine Flamme stürzen,

für einen weiſen Mann gelten. Denn was ſagt Quinapalus? Beſſer ein witziger Narr, als ein närriſcher Witzling! Guten Tag, Frau!

Olivia.

Schaft mir den Narren weg.

Narr.

Hört ihr's nicht, Kerls? Schaft mir die Frau weg.

Olivia.

O, geh; du biſt ein trokner Narr; ich habe deiner genug; zu allem Ueberfluß wirſt du zu deiner Albernheit noch ungeſittet.

Narr.

Das ſind zween Fehler, die ſich durch guten Rath und einen Krug Halb-Bier verbeſſern laſſen. Denn, gebt dem troknen Narren zu trinken, ſo iſt der Narr nicht mehr troken: Sagt dem ungeſitteten Menſchen, wie er ſich verbeſſern ſoll, ſo wird er nicht länger ungeſittet ſeyn. Alle Dinge in der Welt, die man ausbeſſert, werden geſtikt; Tugend, die ſich vergeht, iſt nur mit Sünde geſtikt; und Sünde, die ſich beſſert, iſt nur mit Tugend geſtikt. Wenn dieſer einfältige Syllogiſmus die Sache ausmacht, wol gut; wo nicht, was iſt zu thun? Gleichwie kein andrer wahrer Hahnrey iſt als Elend; ſo iſt Schönheit eine vergängliche Blume: Die Gnädige Frau ſagte, man ſolle den Narren wegſchaffen, alſo ſag ich noch einmal, ſchafft ſie weg.

zen, welche sie bald verzehren wird. So ließ sich der unbeschiedene Satyr, wie uns die Fabel erzählt, als er das von dem weisen Prometheus gefundene Feuer leuchten sahe, durch die Schönheit derselben blenden, trat hinzu es zu küssen, und verbrannte sich. So stürzt sich der Schmetterling, durch die Hoffnung des Genusses gelockt, und von dem blendenden Glanz verführt, ins Feuer, und erfährt dann, daß dieses Element, ausser der Eigenschaft zu glänzen, auch die Kraft habe zu brennen. Aber auch den Fall angenommen, daß diese Lieblinge, der Gewaltthätigkeit ihres gegenwärtigen Herrns entgiengen, so wird sie doch nichts vor dem König retten können, der ihm folgt. Ist er ein rechtschaffener Fürst, so wird man ihm Rechnung von der geführten Haushaltung thun müssen, und wenigstens wird man doch dann das Recht anzuerkennen gezwungen seyn. Ist er ein böser Fürst und ähnlich seinen Vorgängern, so wird auch er seine Günstlinge haben, die gewöhnlich nicht damit zufrieden sind, an die Stelle der andern zu treten, wenn sie nicht zugleich die Güter und das Leben derselben zum Opfer erhalten. Wie ist es denn also wohl möglich, daß sich noch Menschen finden, welche, mitten unter so schrecklichen Gefahren, und bey so weniger Hoffnung für die Zukunft, diese unglückliche Stelle übernehmen, mit unendlicher Mühe einem so gefährlichen Herrn zu dienen? Gott! welche Quaal, welche Marter, Tag und Nacht nur darauf

auf denken, einem Einzigen zu gefallen, vor dem man ſich doch immer als vor ſeinen ärgſten Feinde fürchten, immer das Ohr zum lauſchen und das Aug zum lauren bereit halten muß, um auszuſpähen, woher der Streich kommen wird, um die in Geheim gelegten Fallſtricke zu entdecken, die Mienen ſeiner Gefährten zu deuten, um den zu erkennen, der uns verräth, jeden anlächeln und ſich vor allen fürchten, keinen öffentlichen Feind und keinen ſichern Freund haben, das Lachen auf dem Geſicht und die Quaal im Herzen tragen, nicht frölich ſeyn können, und es doch nicht wagen traurig zu ſeyn! — Man kan nicht ohne geheimes Vergnügen ſehen, welchen ſchönen Lohn und welche Vortheile ſie für das peinvolle und elende Leben für jezt einerndten, oder noch in der Zukunft einerndten werden. Das Volk iſt immer mehr geneigt, wegen der Uebel, die es leidet, eher die Miniſter als den Tyrannen anzuklagen. Das Volk, die ganze Nazion, jedermann, ſelbſt der geringſte Bauer, weiß ihre Namen, ſpahet allen ihren Laſtern nach, überhäuft ſie mit tauſend Schimpfworten und Verwünſchungen: alle ſchicken ihre Gebete und Wünſche zu ihrem Verderben gen Himmel. Unglücksfälle, Peſt, Hungersnoth, alles iſt nur ihre Schuld. Wenn das Volk ſie auch manchmal zum Schein ehrt, ſo iſt ſein Herz doch mit Groll gegen ſie erfüllt, und es verabſcheuet ſie mehr als wilde Beſtien. Das iſt die Ehre, das iſt der Ruhm, den ſie für ihre, dem Tyrannen erwie-

sene Dienste erhalten, für dessen Bestes sie ihren Leib zerstückeln würden, ohne ihn befriedigen zu können. Nach ihrem Tod ist jeder ihrer Nachfolger geschäftig, die Namen dieser Blutigel der Völker durch tausend Federn brandmarken, und ihre Ehre in tausend Büchern beschimpfen zu lassen, und die Nachkommenschaft schleppt, so zu sagen, ihre Gebeine zur Schande umher, und straft sie so noch nach ihrem Tode wegen ihres schändlichen Lebens. Laßt uns also lernen rechtschaffen zu handeln, und laßt uns dann freymüthig und mit einem von der Liebe zur Tugend durchdrungenen Herzen unsere Augen gen Himmel heben zu dem allmächtigen Gott, diesem sichern Zeugen unserer Handlungen, und gerechten Richter unserer Fehltritte. Ich für meine Person glaube, und ich betrüge mich nicht, daß dem freygebigen und Redlichkeit liebenden Gott nichts mehr zuwider sey, als die Tyranney, und daß er jenseits des Grabs den Tyrannen und ihren Mitschuldigen besondere Qualen aufspare.

(Ende der Rede des Brutus.)

III.

Ueber die Teutschen Beurtheilungen der franzöſiſchen Revoluzion.

Ein

Sendſchreiben an den Herausgeber.

Der weltbürgerliche Geſichtspunkt, aus welchem Sie, mein innigſt geliebter und verehrter Vater, die menſchlichen Angelegenheiten zu betrachten und zu beleuchten gewohnt ſind, iſt wohl nie in einem höheren Grade verkannt worden, als gegenwärtig durch diejenigen, die denſelben erſt neuerlich bey Gelegenheit der franzöſiſchen Revoluzion entweder angenommen zu haben, oder verwerfen zu müſſen glauben. Wenn Sie bedenken, daß der bey weitem größte Theil ſo wohl der Vertheidiger als der Gegner jener Weltbegebenheit in dieſe Klaſſe gehört: werden Sie es ſehr natürlich finden, daß Ihre, ſeit ein paar Jahren her, durch den Merkur bekannt gewordenen Aufſätze von beyden Partheyen ſo arg mißverſtanden und gemißdeutet worden ſind. Durch die ſpäteren Erörterungen Ihrer früheren Urtheile können Sie es zwar dahin gebracht haben, daß Ihr Nahme eben ſo wenig in einem Pariſer Klubb als in der Wiener-Zeitſchrift unter den Kämpfern für die reſpektiven guten Sachen wieder

genannt wird: allein alle politische und moralische Klugheit, und alle logische und ästhetische Klarheit, wodurch Ihre Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes, für alle Ihre Geistesverwandten ein so schätzbares Neujahrsgeschenk geworden sind, werden nicht nur kein Hinderniß, sondern vielmehr die Veranlassung seyn, daß sich unsre angeblichen Weltbürger mit den erklärten Antipoden alles Weltbürgersinnes vereinigen werden, Ihr politisches Glaubensbekenntniß theils für gefährlich, theils für sich selbst widersprechend auszurufen.

Der unpartheyische Beurtheiler wird den beyden Partheyen, in dem Verhältnisse immer unverständlicher, als er sich von ihren entgegengesetzten Denkarten gleich weit entfernt. Da jede derselben die Maximen ihrer Gegnerinn eben so sehr als ihre Eigenen bey Ihm vermißt: so sehen sich beyde genöthiget, ihn des gänzlichen Mangels an festen Grundsätzen zu beschuldigen; und da er sich für keine gegen die andere, sondern gegen Beyde für ein Ihnen gemeinschaftlich unbekanntes Etwas interessiert: so scheint er ihnen bald in dem verhaßten Zustande der egoistischen Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste, bald in einem geheimen Einverständnisse mit der Gegenpartey, und endlich in dem lächerlichen Versuche begriffen zu seyn, durch Vereinigung dessen was sich nicht vereinigen läßt, sich anfangs zum Schiedsrichter

zwischen

zwischen den Partheyen, und dann zum Herrscher über beyde aufzuwerfen.

Das böse, in einem ewigen Kampfe mit sich selbst begriffene Prinzip in der menschlichen Natur äussert sich unter andern auch in dem fortwährenden Streit zwischen politischer Herrschsucht und dem Bestreben politischer Zügellosigkeit, wovon die Eine bürgerliche Ordnung, das Andere bürgerliche Freyheit als das Losungswort im Munde führt. Bey jedem neuen und heftigeren Ausbruch dieses Streites kann der weltbürgerlich gesinnte Selbstdenker keinen angelegneren Wunsch haben, als daß sich beyde Kämpfer das Gleichgewicht halten, und ihre aufgeregte Wuth durch gegenseitige Beschränkung erschöpfen mögen. Wie sollte Er nicht wissen, daß Vaterland und Menschheit durch den entscheidenden Sieg entweder der Demokratischen Fakzion über die Aristokratische, oder dieser über jene, durchaus nichts zu gewinnen, aber desto mehr zu verliehren haben! So oft also der leidige Fall eines solchen Sieges eintritt: sieht er sich verpflichtet, auch auf die Gefahr für einen Hochverräther an der Menschheit von Demokraten, oder am Vaterlande von Aristokraten erklärt zu werden, für die wahrhaftig gute Sache von Beyden, die zugleich mit der schlimmen Sache der unterliegenden Parthey unterdrückt wird, gegen die Unterdrückende aufzutreten. So haben z. B. Burke in England, Necker in der Schweiz, Sie, und unter andern vorzüglich Rehberg und

Genz bey uns, *) ihre Stimmen gegen die Anarchie in Frankreich, in dem Verhältniſſe lauter erhoben, als dieſes Ungeheuer, indem es den Despotismus der vorigen Regierung verdrängt, zugleich auch alle heiligen Grundlagen der bürgerlichen Ordnung zerſtöhrt hat.

Allein, ſo wie dieſe Stimmen in Frankreich durch das tolle Triumfgeſchrey der ohne Zügel herumwüthenden neuen Souveraine übertönt werden mußten: ſo dürften ſie ſich gegenwärtig in Teutſchland in dem furchterlichen Zettergeſchrey derjenigen verliehren, die mit und ohne Abſicht die Gefahr unſers Vaterlandes übertreiben, und durch alle Künſte der Ueberredung den Gebrauch derjenigen Kunſtgriffe und Zwangsmittel auffordern, durch welche über kurz oder lang Anarchie herbey geführt wird. Die Zahl und der Einfluß der Patrioten von dieſer Art nimmt bey uns in dem Maaſſe zu, als ſich in Frankreich die Gräuel der politiſchen Zügelloſigkeit anhäuffen, und als der gerechte Abſcheu vor demſelben ſelbſt die Parthey, welche noch vor kurzem an der Revoluzion alles entſchuldiget wiſſen wollte, nöthiget, der Gegenparthey, die an derſelben alles ohne Unterſchied verurtheilt, das Feld zu überlaſſen.

Der

*) Unterſuchungen über die franzöſiſche Revoluzion. Von A. W. Rehberg. 1. Th. Betrachtungen über die franzöſiſche Revoluzion nach dem Engl. des Hrn. Burke, u. ſ. w. von Friedrich Genz. 2 Theile, Berlin bey Friedrich Viehweg, d. Aelt. 1793.

Der Sinn, in welchem dieſe teutſchen Patrioten Regierung und Unterwerfung einſchärfen, iſt um nichts beſſer, als derjenige, in welchem die franzöſiſchen Weltbürger Freyheit und Gleichheit verkündigen. Allein die Erſtern dürften unter den bey uns ſo zahlreichen Klaſſen der Vornehmen, welche mit dem Nahmen des bürgerlichen Standes auch die Laſten der bürgerlichen Geſellſchaft von ſich abzuwälzen gewohnt ſind, weit mehr vorbereitete Gemüther antreffen, als die leztern unter unſrem gemeinen Volke finden würden, welches gerechte und ungerechte Laſten nur ſelten mit gleicher Ungeduld, gewöhnlich aber mit gleicher Gefühlloſigkeit trägt.

Das einzige, worüber die Vertheidiger der beyden Extreme unter ſich einig ſind, und was die teutſchen Ariſtokraten den franzöſiſchen Demokraten auf ihr Wort glauben, iſt: daß die Revoluzion ganz oder doch gröſtentheils das Werk der Filoſofie ſey, und es iſt dermahlen in Teutſchland etwas eben ſo gewöhnliches, ſich durch Beſchuldigungen, als in Frankreich ſich durch Lobſprüche an dieſer Wiſſenſchaft zu verſündigen. Die wahre Filoſofie iſt freylich über beydes gleich hoch erhaben; aber ſie wird gleich ſehr verkannt, und ihr wohlthätiger Einfluß wird auf gleiche Weiſe gehindert, wenn in Teutſchland das Vorurtheil, Filoſofie überhaupt könne mit Politik und Jurisprudenz nur zum Nachtheile der beyden leztern verbunden werden, eben ſo tief

einwurzelt und so weit um sich greift, als in Frankreich das entgegengesetzte Vorurtheil, Politik und Jurisprudenz müßten ihre Prinzipien aus bloßer Filosofie schöpfen — eingewurzelt ist und um sich gegriffen hat.

Ich unterscheide die populäre Filosofie, welche die Tochter der mit sich selbst einigen filosofierenden Vernunft und des durch das sittliche Gefühl geleiteten und in so ferne allein gesunden Verstandes ist, und die von dem Pöbel eben so wenig verstanden und geliebt wird als die wissenschaftliche, von derjenigen, welche, von unreifer Spekulazion und gemeinem — durch bloßen Luxus verfeinerten — Mutterwitz erzeugt, nur um den Beyfall der Menge buhlt, und sich dem Pöbel aller Stände Preis giebt. Diese leztere ist vorzüglich in Frankreich groß gezogen worden. Bey keinem Volke hat man sich so sehr um die Zurückführung aller menschlichen Angelegenheiten, von der wichtigsten bis zur unbedeutendsten, auf allgemeine Sätze, und bey keinem so wenig um die Beschaffenheit dieser Sätze bekümmert. Die Filosofie wurde immer allgemeiner zum Fundamente alles übrigen Wissens erhoben: aber ihr eigenes Fundament wurde immer allgemeiner vergessen, und man verlohr sie selbst in dem Verhältnisse aus dem Auge, als man über Alles, sie allein ausgenommen, filosofierte. In dem man durch sie allenthalben ausser ihr Gründlichkeit erkünstelte, wurde sie selbst zum seichten Geschwätze, und sie

war

war zur Rhapsodie leerer Gemeinplätze herabgesunken, während die Politik und die Politesse, die Taktik und die Tanzkunst, die Chemie und die Kochkunst mit allem Gepränge der systematischen Darstellung ausgestattet wurden. So geschah es, daß die Metafysik in demselben Zeitpunkte vernachläßiget, verachtet, verspottet, und ihr Nahme zum Schimpfworte gebrandmarkt wurde, da alle Raisonnements aller Lieblingsschriftsteller der Nazion von keinen andern als metafysischen Sätzen ausgiengen, und sogar von solchen Sätzen, die man als ausgemachte, keines Beweises weder fähige noch bedürftige Urtheile des gesunden Verstandes annahm; über welche man aber gleichwohl nur in so ferne einig war, als man ihren Sinn unbestimmt zu lassen bequem gefunden hatte, und die, ohne einschränkende Bestimmungen gedacht, in der Anwendung nur durch Inkonsequenz gegen Mißbrauch gesichert werden konnten.

Mittlerweile hatten Staatsverfassung und Staatsverwaltung in Frankreich den Grad von Ausartung erreicht, wo die Lasten des Staates, nachdem sie von dem unterdrückten Volke nicht mehr getragen werden konnten, die Regierung selbst zu erdrücken anfiengen, und wo die ohnmächtigen Versuche der leztern, den immer zunehmenden Verlust ihrer Kräfte theils zu hemmen, theils zu verbergen, die Aufmerksamkeit denkender und undenkender Köpfe auf sich zog. Während der nahe Untergang des Staates einerseits durch die Un-

Olivia.

Sir, ich befahl daß man euch wegſchaffen ſollte.

Narr.

Mißverſtand im höchſten Grade -- Gnädiges Fräulein, cucullus non facit monachum; das iſt auf Deutſch: Mein Hirn ſieht nicht ſo buntſcheckicht aus als mein Rok: Liebe Madonna, wollt ihr mir erlauben, euch zu beweiſen, daß ihr eine Närrin ſeyd?

Olivia.

Wie willt du das machen?

Narr.

Gar geſchikt, gute Madonna.

Olivia.

Nun, ſo beweiſe dann.

Narr.

Ich muß euch vorher catechiſieren, Madonna, wenn ihr mir antworten wollt.

Olivia.

Gut, Sir, ſo ſchlecht der Zeitvertrieb iſt, ſo wollen wir doch euern Beweis hören.

Narr.

Gute Madonna, warum traureſt du?

Olivia.

wiſſenheit und Verkehrtheit des größeren Theils der Miniſter und ihrer Werkzeuge beſchleuniget wurde, anderer ſeits durch die Einſichten und Treue des kleineren Theils aufs höchſte nur verſpätet werden konnte, — war der Gedanke an wirkliche Rettung dem Wunſche und der Spekulazion der Filoſofen anheim gefallen, welche ſich dieſelbe nur unter der Bedingung einer Wiedergeburt, und dieſe nur dadurch zu denken vermochten, daß ſie ihre allgemeinen Sätze an die Stelle der bisherigen individuellen Umſtände zur Grundlage einer neuen Ordnung der Dinge annahmen, wobey das Lehrgebäude einer Staatsverfaſſung überhaupt, welche die bisherige wirkliche Regierungsform erſetzen ſollte, auf keine andere weiſe individualiſiert wurde, als daß man in allen Punkten das kontradiktoriſche Gegentheil der vorigen Einrichtung aufſtellte, und was ſich damit nicht vereinigen ließ, vernichtete. Freyheit und Gleichheit der Perſonen, die — in einem gewiſſen, bisher mehr durch bloße Gefühle als beſtimmte Begriffe bekannten Sinne — von der menſchlichen Natur unter jedem äußern Verhältniſſe unzertrennlich ſind, wurden unter die Elemente jener neuen Grundlage um ſo bereitwilliger und allgemeiner aufgenommen, je mehr man dieſelben in der alten Verfaſſung, wo man nur Despoten und Sklaven wahrzunehmen glaubte, vermiſſet hatte. Je mehr dieſe Freyheit und Gleichheit den Wohlmeynenden durch den Uebermuth der Unterdrücker und das Elend der Unter-

Unterdrückten, den Uebelgesinnten aber durch ihre eigene Herrschsucht und Habsucht ans Herz gelegt wurde: desto weniger, waren beyde, sonst so ungleichartige Klassen der Unzufriedenen aufgelegt, sich auf die Festsetzung der einschränkenden Bestimmungen einzulassen, durch welche der eigentliche Sinn jener vielbedeutenden Worte für die gründlichere Filosofie des bedächtlichen Teutschen noch immer streitig ist. So wurden in Frankreich die Rechte der Menschheit überhaupt durch seichte Filosofie aufgestellt, durch Schwärmerey und Lasterhaftigkeit ausgedeutet, und durch die Fysische Gewalt, die aus den Händen der Regierung in die Hände des Pöbels übergieng, und die bisher einzig mit der Behauptung der Vorrechte des Throns, des Adels und der Geistlichkeit beschäftiget war — zu bloßen Vorrechten des Pöbels herabgewürdiget, und als solche geltend gemacht.

Teutschland hat von dem gegenwärtigen Zustande weder seiner Filosofie nach seiner Staatsverfassung und Staatsverwaltung ein ähnliches Schicksal zu besorgen.

Bey uns hat die filosofierende Vernunft bis itzt sehr viel für die Wissenschaft, und sehr wenig durch die Wissenschaft geleistet. Unangefochten durch Verfolgungen von unfilosofischen Dienern der Kirche und des Staats — denen die französischen Filosofen eine zu frühzeitige Eintracht

tracht unter ſich ſelbſt, und ein zu voreiliges und zu weit verbreitetes Aufſehen beym großen Haufſen zu danken hatten — ſind die eigentlichen Bearbeiter und Lehrer der Filoſofie in Teutſchland ganz ſich ſelbſt überlaſſen. Dagegen ſind ſie in unaufhörlichem Fehden unter ſich begriffen, durch welche ſie das Anſehen ihrer Wiſſenſchaft in eben dem Verhältniſſe von auſſen ſchwächen, als ſie die Vollkommenheit derſelben von innen befördern. Jeder neue auch noch ſo wahre und wichtige Gedanke wird bey uns ſo lange angefochten, als er noch einer genaueren Beſtimmtheit fähig, oder (welches für den Filoſofen daſſelbe iſt) bedürftig iſt. Während unſere Filoſofie durch die Revoluzionen auf ihrem eigenen Gebiethe ihrem Einfluſſe auf die Felder der poſitiven Wiſſenſchaften ſelbſt Schranken ſezt, werden dieſe Wiſſenſchaften durch ihre hiſtoriſchen Hülfsquellen mit dem hartnäckigſtem Fleiſſe und dem glücklichſten Erfolge bearbeitet; mit einem Fleiſſe, der ihren Pflegern keine Zeit, und mit einem Erfolge, der ihnen keine Luſt übrig läßt, dasjenige was ſie einmal durch die unbezweifelten Thatſachen der Geſchichte feſt begründet zu haben glauben, durch die Zurückführung auf die ſtreitigen Prinzipien der Filoſofen ſchwankend oder wenigſtens verdächtig zu machen.

So nimmt bey uns die Trennung zwiſchen der Filoſofie und den poſitiſen Wiſſenſchaften in dem Verhältniſſe zu, als beyde auf dem Weg ihrer

rer permaligen Kultur weiter fortſchreiten, als die Eine zu den lezten und allgemeinſten Prinzipien höher hinaufſteigt, und die andern ſich tiefer in das hiſtoriſche Detail herablaſſen.

Es iſt bereits auf beyden Seiten ſo weit gekommen, daß an eine Vereinigung dieſer ſo ſehr abgeſonderten und heterogenen Erkenntnißarten nicht eher zu denken iſt, als bis es den Filoſofen gelungen ſeyn wird, zu den einzig möglichen, und folglich auch wirklichen letzten Prinzipien ihre Wiſſenſchaft zu gelangen, bey welchen ihnen das Einverſtändniß über dieſelben unvermeidlich, alles weitere Hinaufſteigen unmöglich, gemeinſchaftliches Herabſteigen nothwendig, und gegenſeitige Annäherung zwiſchen Ihnen und den poſitifen Gelehrten möglich wird. Bis zu dieſer Epoche, — die freylich für izt noch von den meiſten Filoſofen von Profeſſion für die überſchwängliche Idee eines gutherzigen Schwärmers angeſehen wird — muß unſre Filoſofie immer abſtrakter, unſre poſitife Gelehrſamkeit immer konkreter werden; die erſtere durch die Subtilität und Vieldeutigkeit ihrer Reſultate ſich immer mehr von der Anwendbarkeit entfernen; die letztere durch die Menge, Mannigfaltigkeit, und Verwicklung ihrer Materialien das Gedächtniß ausſchlieſſend beſchäftigen und die Denkkraft betäuben. Bey uns ſind gegenwärtig die öffentlichen Angelegenheiten durch den Zuſtand unſerer Wiſſenſchaften ſelbſt ſowohl gegen die Nachtheile einer

ſeichten

seichten als gegen die Vortheile einer gründlichen Filosofie gesichert.

Die teutsche Staatsverfassung und Staatsverwaltung ist in jeder wesentlichen Rücksicht von den vormaligen französischen verschieden. Frankreich wurde durch einen einzigen und unumschränkten, Teutschland wird durch viele und umschränkte Fürsten regiert. Die Beamten des Staates, welche Frankreich im Namen seines Königs beherrschten, wurden durch ihr gemeinschaftliches Interesse angetrieben, jeder Einschränkung der königlichen Gewalt entgegen zuarbeiten; und es war ihnen nach und nach gelungen, die Willkühr des Monarchen, ein blindes Werkzeug in der Hand der ihrigen, über alle positive Gesetze zu erheben. Die Regenten Teutschlands sind durch ihr gemeinschaftliches Interesse genöthiget, die Gesetze der Konstituzion aufrecht zu erhalten, durch welche zwar ihre Souveränität in Rücksicht auf die Willkührlichkeit eingeschränkt, aber auch in Rücksicht auf ihr Wesen und ihre Grundlage sicher gestellt wird. In Frankreich endlich sind die Verfassung und Verwaltung des Staats durch den Misbrauch der Willkühr, welche der letztern durch die erstere eingeräumt war, bis zu einer Ohnmacht geschwächt worden, bey welcher sie sich gegenseitig nicht mehr zu unterstützen vermochten, und wodurch sie der Willkühr eines Volkes Preis gegeben wurde, das mit beyden eben so sehr unzufrieden,

als

als mit vernünftiger Freyheit und vernünftigem Gehorsam unbekannt war; eines Volkes, das den höchsten Grad derjenigen Kultur erreicht hatte, welche, weil sie in bloßer Verfeinerung der Sinnlichkeit besteht, die Moralität der Sitten und die Gründlichkeit der Wissenschaften in eben dem Maaße zerstört, als sie Sitten und Wissenschaften zu bloßen Erscheinungen des Luxus herabwürdiget. Die Verfassung unsres Vaterlandes hingegen erhält, im Ganzen genommen, durch die beschränkte Willkühr der Verwaltung genau so viele Festigkeit, als sie bedarf, um derjenigen allmähligen Verbesserung fähig zu seyn, ohne welche jede menschliche Einrichtung unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen eilt. Und diese Verbesserung wird durch den Karakter unsrer Kultur, die, in Rücksicht auf Verfeinerung, durch unsre Verfassung eben so sehr beschränkt, als, in Rücksicht auf eine gewisse Gründlichkeit, begünstiget wird, keineswegs unmöglich, aber desto mehr unentbehrlich gemacht.

Politische Revoluzionen sind gegenwärtig bey uns unmöglich, aber Reformaziones vielleicht mehr als jemahls nothwendig. Verbesserung unsrer Verfassung ist durch keine Gewalt, weder der Fürsten noch der Unterthanen, sondern nur durch bessere Einsicht und guten Willen möglich. Sie kann und muß vornehmlich von dem Geiste unsrer Staats- und Rechtskundigen ausgehen, und jetzt Revoluzion in unsern positi-

ven Staats- und Rechtswiſſenſchaften voraus, die ſich mit dem höchſten Grade einer einſeitigen hiſtoriſchen Gründlichkeit, zugleich dem höchſten Grade einer unfiloſofiſchen Seichtigkeit zu nähern ſcheinen. Die Form dieſer Wiſſenſchaften muß ſich bey uns in dem Verhältniſſe verſchlimmern, als dieſelbe durch den bloſſen Stoff beſtimmt zu werden fortfährt, und als die Gelehrſamkeit durch die Menge und Rohheit ihrer Materialien den Geiſt des Geſetzkundigen, der auf ſie als ſeine einzige Nahrung eingeſchränkt iſt, zu erſticken droht. Bey uns glaubt der künftige Geſetzkundige ſeine Wiſſenſchaft zu ſtudieren, indem er das unermeßliche Aggregat unſerer poſitiven Geſetze und Rechte, und den ungeheuren Apparat der hiezu gehörigen hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften ſo gut es angeht ſeinem Gedächtniſſe aufdringt; und unſre wirklichen Geſetzkundigen glauben an der Verbeſſerung ihrer Wiſſenſchaft zu arbeiten, indem ſie jenen Apparat durch unbenuzte Urkunden und unbekannte Thatſachen bereichern, und das Verzeichniß des Ganzen in bequemere Tabellen bringen. Die Einrichtung des teutſchen Staatskörpers iſt ſo ſehr zuſammengeſetzt, ſo mannigfaltig, und ſo verwickelt, daß derjenige, der den gegenwärtigen Zuſtand und die Entſtehung deſſelben auch nur zu beſchreiben, und die poſitiven Geſetze, die ihm im Ganzen und in den einzelnen Theilen zum Grunde liegen, auch nur zu benennen weiß, nicht bloß in ſeinem eigenen

nen Augen für einen ausserordentlichen Mann gelten muß. Durch die leidige Verwechselung der Gelehrsamkeit mit der Wissenschaft wird unsre Staatskunde immer mehr zur bloßen Statistik, unsre Rechtswissenschaft zur eigentlichen Rechtsgelehrsamkeit, während die Quelle der praktischen Prinzipien, das Fundament unsrer Staatskunst und unsrer Rechtspflege, immer auffallender die bloße Observanz wird, welche keineswegs die Willkühr des Stärkern ausschließt, und durch ihre natürliche Folgen — politische Orthodoxie und juristischen Empirismus — jede Unterscheidung zwischen Staat und Regenten, zwischen Geist und Buchstaben des Gesetzes, zwischen dem was würklich ist, und dem was seyn soll, unmöglich macht.

Wenn also unser teutsches Vaterland einerseits durch die unstreitigen Vorzüge seiner Verfassung, so wohl, als durch die Gründlichkeit seiner Filosofen von Profession, sehr weit von der traurigen Nothwendigkeit entfernt ist, sich einer seichten Filosofie in die Arme werfen zu müssen: so wird ihm doch, andererseits, durch nicht weniger unstreitige Fehler seiner Verfassung sowohl, als durch den Zustand seiner politischen und juristischen Gelehrsamkeit, der Beystand einer gründlichen Filosofie um so unentbehrlicher, je mehr seine fleissigen, gelehrten und geübten Geschäftsleute dieses Beystands überhoben seyn zu können

glauben. Teutſchland dürfte mehr von der tiefen Gelehrſamkeit ſeiner Eingebohrnen als von der ſeichten Filoſofie ſeiner Nachbarn, mehr von den unfiloſofiſchen Vertheidigern als von den filoſofiſchen Tadlern ſeiner Konſtituzion, mehr von einem einſeitigen, partheyiſchen und ſteifen Staatsbürgerſinn, als von einem ſchwankenden, geſchmeidigen und unpatriotiſchen Weltbürgerſinn, zu dem es ſo wenig aufgelegt iſt, zu beſorgen haben. Wenn der gewöhnliche franzöſiſche Weltbürger dem Staate dadurch verderblich wird, daß er diejenigen Schranken der Freyheit und Gleichheit aufhebt, ohne welche ſich die Gründung und Erhaltung eines Staates gar nicht denken läßt: ſo muß der gewöhnliche teutſche Staatsbürger dem Staate dadurch gefährlich werden, daß er auf ſolchen Einſchränkungen der Freyheit und Gleichheit beſteht, durch welche nicht nur der Wohlſtand, ſondern ſogar die Fortdauer eines Staates untergraben wird.

Die Willkührlichkeit der Staatsverwaltung, der Muthwille der Großen, und das Elend des gemeinen Mannes ſind bey uns Gottlob! noch ſehr weit von demjenigen Uebermaaße entfernt, ohne welches die unreifen Prinzipien der franzöſiſchen Filoſofie ſich nie weit über die Studierſtuben hinaus verbreitet haben würden, und durch welches dieſelben in Frankreich den Köpfen und Herzen des großen Haufens gleichſam mit Gewalt aufgedrungen worden ſind. Allein, wer wird es läugnen

kön-

können, daß unſre Verfaſſung keineswegs das Werk der bloßen Weisheit allein, ſondern zugleich auch der Leidenſchaften und der Zufälle ſey; daß in derſelben die Willkühr der Beherrſcher weit mehr in Rückſicht auf ihre gegenſeitigen Verhältniſſe unter einander, als in Rückſicht auf die Unterthanen beſchränkt iſt, und daß manche unſrer politiſchen Geſetze ihre Entſtehung, Beſchaffenheit und Fortdauer mehr dem Intereſſe der Regenten als der Regierten zu danken haben? Welcher Gutgeſinnte wird ſeinem Fürſten nicht jeden Vortheil gönnen, der ihm die Laſten ſeines ſchwehren Berufes erträglich macht? und welcher Helldenkende wird die Regierung nicht lieber durch ihre eigene Weisheit und Gerechtigkeit, als durch fyſiſche Gränzen ihrer Gewalt, beſchränkt wiſſen? Allein welcher Gutgeſinnte und helldenkende Patriot wird auch zweifeln können, daß jeder — ſey es im Ganzen noch ſo unbedeutende Grad von Willkührlichkeit in der Verwaltung, von Muthwillen der Großen, und von Elend des gemeinen Mannes, der durch die Verfaſſung weder verhindert noch aufgehoben werden konnte, ſich nach und nach bis zum äuſſerſten treiben ließe, wenn der Geiſt der Humanität, welcher die Geſinnungen unſrer Regenten zu mildern und die Denkart unſrer Staats- und Rechtskundigen aufzuheitern bisher geſchäftig war, wieder verdrängt, wenn der Deſpotismus, der bey uns nichts weniger als die Abſicht der Geſetzgeber und Geſetzkundigen bis izt geweſen ſeyn konnte, durch

Olivia.

Um meinen Bruder, guter Narr.

Narr.

Ich denke ſeine Seele iſt alſo in der Hölle, Madonna?

Olivia.

Ich weiß, ſeine Seele iſt im Himmel, Narr.

Narr.

Eine deſto gröſſere Närrin ſeyd ihr, Madonna, dafür zu trauern, daß euer Bruder im Himmel iſt; ſchaft mir die Närrin weg, meine Herren.

Olivia.

Was denkt ihr von dieſem Narren, Malvolio? Verbeſſert er ſich nicht?

Malvolio.

Ja, und wird ſich verbeſſern bis ihm die Seele ausgehen wird. Zunehmende Jahre machen den vernünftigen Mann abnehmen, und verbeſſern hingegen den Narren, weil er je älter je närriſcher wird.

Narr.

Gott ſend' euch ein frühzeitiges Alter, Herr, um eure Narrheit deſto bälder zu ihrer Vollkommenheit zu bringen! Sir Tobias würde ſchwören wenn man's verlangte, daß

neue Maximen und Vorkehrungen zu einem zweckmäßigen System der Regierungskunst erheben würde?

Anarchie iſt freylich verderblicher als Despotismus. Sie verhält ſich zu ihm, wie der Tod zur Krankheit. Allein wir müſſen dieſen Tod für unſer Vaterland in der Krankheit fürchten lernen, die ihn allein herbeyführen kann, und die durch ein paniſches Schrecken vor ihm überhand nehmen muß. Die franzöſiſche Revoluzion ſcheint mir weniger durch das Anlockende, womit ſie anfangs begleitet war, als durch das Empörende und Zurückſtoßende, das ſie in der Folge angenommen hat, für uns gefährlich zu ſeyn. Abſcheu und Entſetzen vor den verheerenden Erſcheinungen misverſtandener Freyheit und Gleichheit reiſſen auch den unbefangenſten Beobachter unvermerkt und unwiderſtehlich zu dem entgegengeſetzten Extreme hin, und föhnen ihn mit der willkührlichen Gewalt von was immer für einer Regierungsform aus, mit welcher auch nur einige Ueberreſte bürgerlicher Ordnung beſtehen. Wer hätte nicht ſeit ein paar Jahren lieber in Konſtantinopel als in Paris gelebt? Der entſchiedenſte Gegner des Despotismus ſieht an demſelben unter den Schrecknissen der Anarchie nichts als die Nothwehr gegen die zerſtöhrende Gewaltſamkeit eines zügelloſen Pöbels, und die moraliſch-politiſchen Prinzipien, die er kurz vorher aufgeſtellt oder verbreiten geholfen hat, werden ihm durch ihren Misbrauch verdächtig, der

ihm

ihm nunmehr, da er die Menſchen ſeines Zeitalters durch eine ſo unvermuthete Erfahrung beſſer kennen gelernt zu haben glaubt, unvermeidlich ſcheint.

Wie ſehr muß dieſe angſtvolle Gemüthsſtimmung das ſonſt ſo ſcharfſichtige Auge des geiſtreichen und wohlwollenden Verfaſſers der Betrachtungen über die franzöſiſche Revoluzion geblendet haben, da derſelbe allenthalben faſt lauter Freunde und Lobredner dieſer Revoluzion wahrzunehmen, *) „die tyranniſche Verheerungstheorie der Franzoſen der Alleinherrſchaft nahe" — „und Ehre und Succeß des Schriftſtellers faſt ganz auf dieſe Parthey übergegangen" glaubt!! Schon ſeit einer ſehr geraumen Zeit her haben der Jakobinerklubb, und die durch ihn beherrſchten Nazionalverſammlungen, durch ihre Verhandlungen und Beſchlüſſe die einſeitigſten Freunde- und eifrigſten Lobredner der franzöſiſchen Prinzipien unter uns auf eine weit nachdrücklichere Weiſe widerlegt und zum Stillſchweigen gebracht, als es weder Burke durch ſeine donnernde Beredſamkeit, noch der obererwähnte Schriftſteller durch die mit eben ſo viel Licht des Geiſtes als Wärme des Herzens geſchriebenen Abhandlungen, womit er ſeine teutſche Bearbeitung des Burkſchen Werkes begleitet hat, erwarten und — wünſchen konnten. Denn leider iſt dieſe Widerlegung nicht, wie z. B. die Gen-

*) Im erſten Bande, in der Einleitenden Abhandlung.

zische, durch Prinzipien bewirkt, welche zugleich die Denkart der Anarchie und des Despotismus niederschlagen, sondern durch Thatsachen, welche in den Augen der erschrockenen Zuschauer den Despotismus gegen die Anarchie rechtfertigen, die Regierungen zu übereilten Maßregeln für ihre Sicherheit reitzen, den Fürsten Publicität, Denk- und Preßfreyheit verhaßt machen, die alte Gleichgültigkeit der Staatskundigen, Rechtsgelehrten und Geschäftsleute gegen alle Filosofie zur Verachtung herab stimmen, und der bey uns keineswegs unbeträchtlichen und unbedeutenden Menge theils schlauer theils schwachköpfiger Eiferer, welche jede Warnung gegen Despotismus und Aberglauben als eine Aufforderung zur Anarchie und zum Unglauben zu verschreyen im Besitz sind, überwiegenden Einfluß verschaffen können.

Die französische Revoluzion nach der leidigen Wendung, welche dieselbe genommen hat, und unter den gegenwärtigen Umständen überhaupt, lobpreisen, oder auch nur entschuldigen zu wollen, setzt meines Erachtens eine Tollkühnheit voraus, die sich kaum ein Thomas Paine unter uns zu Schulden kommen lassen dürfte, und die allenthalben, wo nicht etwa die Obrigkeit durch ihre Zwangsmittel dem freyen Urtheil des denkenden Publikums zuvorkömmt, durch den Unwillen und die Verachtung aller vernünftigen Verfechter der Rechte der Menschheit gezüchtiget werden würde.

Allein

Allein die Gründe anzugreifen, welche man unter uns bisher und gewöhnlich der Revoluzion entgegen gestellt hat, ist ein Unternehmen, wozu um so viel mehr Muth gehört, je mehr auch die unbefangensten Selbstdenker bey der dermaligen Stimmung der Gemüther geneigt seyn dürften, dasselbe unzeitig und bedenklich zu finden. Gleichwohl darf es itzt am allerwenigsten verheelt werden, daß die eigentlichen Ursachen des Abscheues, den der gröſsere Theil der vornehmen Welt, und selbst unserer Staatskundigen und Rechtsgelehrten, vor den Maaßregeln der französischen Demokraten fühlt und zu Tag legt, um nichts gerechter, probehältiger und menschlicher ist, als die eigentlichen Beweggründe dieser Demokraten selbst. Da jene Ursachen, durch das unsinnige und abscheuliche Betragen der letztern, und durch die jedermann in die Augen springenden Folgen desselben, bey dem grosen und und gedankenlosen Hauffen ein eben so groſses als nachtheiliges Gewicht erhalten müssen: so könnte wohl kaum etwas unzeitiger und bedenklicher seyn, als wenn auch unsre wohlgesinnten Selbstdenker, während sie den sich selbst widerlegenden Demokratismus befehden, wäre es auch nur durch ihr Stillschweigen, dem Aristokratismus, der mit jeder neuen Freselthat seines französischen Antagonisten sein Haupt stolzer erhebt, das Wort reden wollten. Der äusserst merkwürdige Umstand, daß sich der gemeine und gesunde Verstand durch das Gefühl

von Recht und Unrecht wirklich so laut und so allgemein gegen den französischen Demokratismus erklärt, und eben darum und dadurch für den teutschen Aristokratismus zu erklären scheint, macht es zum dringenden Bedürfnisse, diesen Schein zu zerstreuen, und legt den wenigen auserwählten Schriftstellern die strengste Pflicht auf, sich durch ihre Sprache, so bestimmt und so nachdrücklich als sie nun immer vermögen, von den heuchlerischen Aposteln der Unterdrückung nicht weniger als von den unverschämten Sachwaltern der Zügellosigkeit zu unterscheiden.

Die französischen Filosofen haben sich vor der Revoluzion durch die Erscheinungen des Despotismus zu unbehutsamen Urtheilen über die Fundamente der Staatsverfassungen verleiten lassen, welche der darauf gefolgten Anarchie nicht wenig zu statten kommen. Die teutschen Filosofen würden wider ihren Willen den Despotismus begünstigen, wenn sie sich durch die Erscheinungen der Anarchie zu eben so unbehutsamen Urtheilen über das was man itzt französische Prinzipien nennt verleiten lassen. Der wirkliche Antheil dieser Prinzipien an dem Umsturz der französischen Monarchie und an den Verwüstungen, die auf denselben gefolgt sind, wird sowohl von Filosofen als Unfilosofen, von den Einen aus Haß, von den andern aus Vorliebe für alle Filosofie überhaupt, viel zu hoch angeschlagen. Die Beurtheiler der seit dem 10 Aug. voris

vorigen Jahres wieder umgestürzten Konstituzion irren sich nicht weniger als sich die wohlmeinenden unter den Verfassern derselben geirrt haben, indem sie die in der Deklarazion der Rechte der Menschen aufgestellten Prinzipien, ich will nicht sagen für die Triebfedern der Revoluzion, sondern auch nur für die vornehmsten Ursachen des guten und schlimmen Inhalts der Konstituzion selbst ansehen.

Da die Filosofie zur Zeit noch nichts weniger als eigentliche Wissenschaft ist, da sie kein anerkanntes Fundament aufzuweisen hat, und durchaus keine Prinzipien besitzt, über deren Sinn auch nur ihre gröſten Kenner und Pfleger unter sich einig wären: so kann sie nicht nur kein wahres Einverständniß der Selbstdenker über die Beurtheilung moralischer Angelegenheitrn, sondern auch keine diese Angelegenheiten betreffende Ueberzeugung begründen — die nicht schon ohne die Gründe, die sie dafür angiebt, vorhanden gewesen wäre. Alles Filosofieren bestand bis itzt aus einem auf gerathewohl aufgestellten Zergliedern von bereits vorhandenen, nach unbekannten Gesetzen erzeugten, richtigen und unrichtigen Begriffen — im Aufsuchen der Beweise zu schon aufgestellten Behauptungen — in dem Bestreben nach dem Bewuſtseyn der Gründe zu lauter solchen Ueberzeugungen, die schon vor jenem Bewuſtseyn, und folglich auch ohne dasselbe angenommen waren. Man fiel daher keineswegs, wie man durch eine sehr

natürliche Täuschung dafür hält, den Folgen um der Gründe willen bey; (denn alle diese Gründe sind in ihren streitigen Fundamenten bis auf den heutigen Tag unausgemacht) sondern man ließ die an sich selbst unbestimmten und unerwiesenen Gründe um der Folgen willen gelten, die man aus ihnen begriffen zu haben meynte; und so begründete die Ueberzeugung die man begründen wollte, den Beweis, durch den sie hätte begründet werden sollen. Ich glaube mich daher auch keineswegs zu irren, in dem ich diejenigen Ueberzeugungen, die an der Revoluzion, und vorzüglich an der Konstituzion, wirklichen Antheil haben, nicht so viel in den Behauptungen der Deklarazion der Rechte, als vielmehr die Gründe dieser Behauptungen in jenen Ueberzeugungen aufsuchen zu müssen denke.

Diese allgemeinen Sätze aus dem französischen Naturrecht sind auch in der That nicht das schlimmste, was bey Gelegenheit der Revoluzion zum Vorschein gekommen ist. Rechtschaffene Männer und Böswichter haben sich über diese unbestimmten Formeln vereiniget, und sich auf dieselben als die allgemeinsten und letzten Gründe der Maaßregeln berufen, nach welchen sie bey ihrem gefährlichen Geschäfte zu Werke gegangen sind. Ich behaupte, daß diese Formeln weit schlimmer sind, als die Gesinnung der Rechtschaffenen, und weit besser, als die Absichten der Böswichter, welche durch dieselben ausgedrückt und verborgen werden sollen.

Wenn

Wenn dieſe zwey ſo ungleichartigen Klaſſen von Menſchen irgend ein Reſultat gemeinſchaftlich feſtſetzen: ſo kann man gewiß ſeyn, daß der Eigennutz der Einen mit der Wahrheitsliebe der Andern zufälliger Weiſe auf Einem Punkte zuſammengetroffen ſind; und wenn das Reſultat (wie dieſes bey jeder Angelegenheit der poſitiſen Geſetzgebung wirklich der Fall iſt) mit den Begriffen von Recht und Unrecht zuſammenhängt: ſo wird der Böſewicht ſo wohl als der Rechtſchaffene den Grund ſeiner Ueberzeugung durch irgend einen Satz angeben, der die Rechtmäßigkeit ihres gemeinſchaftlichen Reſultates begründen und ausdrücken ſoll. Aber der Böſewicht wird, — entweder durch ſeine Eigenliebe getäuſcht, oder um andere zu täuſchen, — ſich an die Formel des Rechtſchaffenen halten, die wegen ihrer Unbeſtimmtheit eben ſo wenig die ganze und reine Geſinnung des letztern ankündigt, als die eigentliche Abſicht des erſtern ausſchließt, und daher von dieſem viel ſchlimmer, von jenem viel beſſer gemeynt iſt, als ſie lautet. In dem vor uns liegenden Falle haben ſich die franzöſiſchen Geſetzgeber erklärt, bey ihrem Werke die angebohrne und unverlierbare Freyheit und Gleichheit vorzüglich vor Augen gehabt zu haben. Allein die Gutgeſinnten unter ihnen konnten, ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen, durch dieſe Ausdrücke nichts anders bezeichnen wollen, als was jeder Selbſtdenker ſich in dem Begriffe der Gerechtigkeit überhaupt, mehr oder weniger

bestimmt, denken muß. Die Uebelgesinnten hingegen dachten dabey mehr an sich selbst als an die Nazion, mehr an die Erniedrigung der ihren Neid reitzenden Großen als an die Erleichterung des gemeinen Mannes, mehr an die Möglichkeit im Nahmen des Volkes zu herrschen, als an die Nothwendigkeit einem unterdrücktem Volke aufzuhelfen.

Wenn die französische Filosofie die Entwicklung der Begriffe von Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Freyheit auch nur halb so weit bis zu ihren letzten Bestandtheilen fortgeführt hätte als die teutsche: so würden sich entweder die Verfasser der Konstituzion nie entschlossen haben, Prinzipien aus dem wissenschaftlichen Naturrechte in den Kodex der positifen Gesetze aufzunehmen; oder es würde ihnen wenigstens unmöglich geworden seyn, dieselben durch so unbestimmte Begriffe zu denken, und durch so vieldeutige Formeln auszudrücken, daß sich die Zerstörer der bürgerlichen Ordnung, eben so gut als die Gründer und Vertheidiger derselben, ohne dem Sprachgebrauch Gewalt anzuthun, auf jene Prinzipien berufen können.

Dieser Vorwurf kann freylich von der französischen Filosofie nicht abgewälzt werden. Aber er trift keineswegs die Filosofie überhaupt.

Die Unsrige macht, auch schon in ihrem gegenwärtigen Zustande, die Vereinigung denkender

Köpfe

Köpfe über ſolche Prinzipien, und dadurch das Einverſtändniß über Grundirrthümer, unmöglich. Allein, wenn man ihr gleich noch nicht nachrühmen kann, daß ſie wirkliches Einverſtändniß über Grundwahrheiten erzeugt hätte: ſo muß man dabey nicht vergeſſen, daß dasjenige, was nur von der bisherigen, die ihre Prinzipien erſt aufzuſuchen hatte, gilt, keineswegs auch von der künftigen gelten kann, welche ihre Prinzipien gefunden haben wird. Nichts iſt in den mir bekannt gewordenen Beurtheilungen der Revoluzion und Konſtituzion gewöhnlicher, als die Verwechslung ſowohl der Filoſofie überhaupt mit der Franzöſiſchen, als desjenigen, was die Filoſofie bis itzt geleiſtet hat, mit dem was ſie leiſten kann und ſoll; und ſelbſt mancher unſrer vorzüglichſten Schriftſteller hat ſich über dieſen wichtigen Punkt lange nicht ſorgfältig genug ausgedrückt.

Herr Rehberg hat in ſeinen intereſſanten und lehrreichen Unterſuchungen über die franzöſiſche Revoluzion ſich vorgeſetzt (S. S. XVIII der Vorrede:) „die Grundſätze zu entwickeln und zu prüfen, auf denen die Syſteme beruhen, nach denen „man das Reich hat reformieren wollen, ſo wohl „diejenigen welche verworfen worden ſind, als „auch, und zwar vorzüglich, diejenigen auf welchen „die herrſchende Denkart des Zeitalters (?) „beruht, und in denen die erſte Quelle (?) des „neuen wirklich eingeführten Syſtems zu ſuchen „iſt.“ Er zeigt in dieſem Werke die Ungereimtheit

ich kein Fuchs ſey; aber er würde ſich nicht für zwey Pfenninge verbürgen, daß ihr kein Narr ſeyd.

Olivia.

Was ſagt ihr hiezu, Malvolio?

Malvolio.

Mich wundert, wie Eu. Gnaden an einem ſo abgeſchmakten Schurken ein Belieben finden kan; ich ſah ihn erſt geſtern von einem alltäglichen Narren, der nicht mehr Hirn hatte als ein Stein, zu Boden gelegt. Seht nur, er weiß ſich ſchon nicht mehr zu helfen; wenn ihr nicht vorher ſchon lacht, und ihm die Einfälle die er haben ſoll auf die Zunge legt, ſo ſteht er da, als ob er geknebelt wäre. Ich verſichre, dieſe geſcheidte Leute, die über die albernen Frazen dieſer Art von gedungenen Narren ſo krähen können, ſind in meinen Augen die Narren der Narren.

Olivia.

O, ihr ſeyd am Eigendünkel krank, Malvolio, und habt einen ungeſunden Geſchmak. Edelmüthige, ſchuldloſe und aufgeräumte Leute ſehen dieſe Dinge für Vögel-Schrot an, die euch Canon-Kugeln ſcheinen; ein Narr von Profeßion kan niemand beſchimpfen, wenn er gleich nichts anders thut als ſpotten; ſo wie ein Mann von bekannter Klugheit niemals ſpottet, wenn er gleich nichts anders thäte als tadeln.

Maria

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20632 / 401

heit aller Versuche, Staatsverfassungen auf bloße Prinzipien *à priori* zu gründen; die Unmöglichkeit, aus den allgemeinen Begriffen des Naturrechts diejenigen Einrichtungen und positifen Gesetze abzuleiten, ohne welche bürgerliche Verfassungen durchaus nicht bestehen können; und stellt mit treffenden Zügen sowohl die politischen Widersinnigkeiten als die moralischen Abscheulichkeiten, deren sich die Ueheber und Beförderer der Revoluzion, unter dem Vorwande die Rechte der Menschheit geltend zu machen, schuldig gemacht haben. Dieß alles durfte freylich nicht so viel unsren Staatskundigen und Rechtsgelehrten gesagt werden, die gegen die Gefahren der Filosofie gewöhnlich nur allzusehr schon auf ihrer Hut sind: aber desto wichtiger und unentbehrlicher sind diese Belehrungen für unsre Popular-Filosofen, welche ohne von den neuesten Verhandlungen auf dem Gebiethe der strengen Wissenschaft die geringste Kenntniß zu nehmen, fortfahren, durch ihre schaalen Gemeinplätze und vieldeutigen Formeln, unsre Theologie, Jurisprudenz und Politik, nach Art ihrer französischen Geistesverwandten, reformieren zu wollen. Die ehemaligen Lobredner der Revoluzion, die meistens in diese Klasse gehören, können sich aus den Rehbergschen Untersuchungen überzeugen, daß es keineswegs des 10. Augusts, 2 Sept. und 21. Jänners bedurft hätte, um ihren Enthusiasmus über den vermeyntlichen Triumf der Filosofie herab- und in Bestürzung, Unwillen und

Ent-

Entſetzen umzuſtimmen. Allein da unſre Filoſofen überhaupt ſo ſelten und ſo wenig Staatskundige, als unſre Staatskundigen Filoſofen ſind: ſo dürfte Herr Rehberg über manche ſeiner Begriffe von dem Verhältniſſe der Filoſofie zur Staatskunſt und Geſetzgebung um ſo leichter misverſtanden werden, je nachdrücklicher und kürzer er ſeine Ueberzeugungen hierüber vorgetragen hat. Vorzüglich dürften die meiſten ſeiner Leſer dafür halten: er habe die Filoſofie überhaupt von allem weſentlichen und unmittelbaren Einfluß auf poſitiſe Geſetzgebung ausſchlieſſen wollen; ein Mißverſtändniß, das ihm den bittern Tadel unſrer ſeichten Filoſofen und das eckelhafte Lob unſrer gedankenloſen Politiker unfehlbar zuziehen würde.

Ich will aus den vielen hiehergehörigen Stellen ſeines Buches nur Eine hier anführen, und mit einigen Bemerkungen begleiten. Er ſchreibt (S. 4. 1. B.) „Ehe die allgemeinen und höchſ„ſten Prinzipien des alles umfaſſenden Syſtems „aus dem jene Grundſätze" (der franz. Staatsreformatoren) „entſprungen" (ſind) „auseinander geſetzt" (werden) „und ihr Werth geprüft „wird, muß bemerkt werden, daß es unmöglich „iſt, dieſe höchſten und abſtrakteſten Begriffe, „und die aus ihnen entſpringenden Grundſätze ſo „zu behandeln, daß ſie eben ſo leicht einzuſehen „und zu beurtheilen wären, als hiſtoriſche, oder „andere filoſofiſche aus der Erfahrung genom-

„mene

„mene Begrisse und Vorstellungen.“ — (Es war ein Hauptfehler der französischen Filosofie, daß sie Prinzipien, als solche, anwendete, bevor dieselben durchgängig bestimmt waren; daß sie von den abstrakten Grundbegriffen, ehe sie dieselben völlig entwickelt hatte, zum konkreten Gebrauch derselben herabstieg, und daß sie Sätze als die höchsten und allgemeinsten angab, die auf diesen Rang nicht den geringsten Anspruch machen konnten. Ob nun Hr. R. die Grundbegriffe und Grundsätze, welche den Franzosen für die höchsten und allgemeinsten gelten, oder diejenigen, die es in der That sind und bey den Französischen nur unentwickelt und unrichtig vorausgesetzt wurden, verstanden wissen wolle, ist ungewiß, und wird durch die unmittelbar folgenden Aeusserungen noch ungewisser.) — „Viele, auch sehr verständige „Männer verlachen über diese metafysischen Spekulazionen als Träumereyen, die keiner Anwendung „fähig, und daher von keinem Werthe seyen. In „wissenschaftlicher Rücksicht ist dieses ein seichtes „und eingeschränktes Urtheil. Denn da kömmt „man nie zu etwas Gutem und Festem, bis man „die Natur des Bodens, auf den man bauen will, „ganz vollkommen erforscht hat, sollte man „auch finden, daß es eine Untiefe ist.“ — (Hier ist doch wohl unstreitig nicht mehr bloß von der Filosofie der Franzosen die Rede) — „Aber auch „in praktischer Absicht ist es nicht mehr erlaubt so „zu denken.“ — (Zu denken, daß alle metafisischen

ſchen Spekulazionen Träumereyen und von keinem Werthe ſind. Warum nicht mehr erlaubt? War es ſonſt erlaubt, oder, beſtimmter zu reden, verſtändig, den wiſſenſchaftlichen Prinzipien in praktiſcher Abſicht allen Werth abzuſprechen? Wozu alsdann Wiſſenſchaften überhaupt?) „Es koſtet „Frankreich ſehr viel, daß die ſpekulativen Köpfe „ſich in dieſe Grübeleyen, wie man es wohl „nennen mag, vertieft, und ſo viele Menſchen mit „hinein gezogen haben, die zu einem ſo abſtrakten „Raiſonnement nicht fähig waren. Dieſe Metaphyſik hat die franzöſiſche Monarchie zertrümmert, „und eine Revoluzion zu Stand gebracht, von „deren Gleichen nie gehört worden.“ — Es muß freylich einer Nazion theuer zu ſtehen kommen, wenn ihre Repräſentanten, denen die Verbeſſerung der Staatsverfaſſung anvertraut iſt, ſich auf nichts weiter als ſpekulative Fiſelſche, und auch auf dieſe ſo ſchlecht verſtehen, daß ſie nicht, ſelbſt aus der Natur und dem Inhalt der allgemeinen und höchſten Begriffe, die Unzulänglichkeit derſelben einſehen, ohne Beyhülfe der Erfahrung und Zuziehung der individuellen Bedürfniſſe der Nazion eine Staatsverfaſſung zu begründen; wenn ſie ſogar ſo wenig Filoſofen und Politiker ſind, daß ſie, was ſich nur durch die Kenntniß jener Bedürfniſſe beſtimmen läßt, durch abſtrakte und noch dazu ſchwankende Theoreme des Naturrechts feſtſetzen wollen. Allein dieſes Betragen der franzöſiſchen Geſetzgeber beweiſet durchs

aus nichts gegen den Werth der spekulativen Filosofie überhaupt in Rücksicht auf das Praktische, sondern bloß, daß Frankreichs Filosofen noch lange nicht tief genug geforscht, und noch nichts weniger als die allgemeinsten und höchsten Prinzipien des Naturrechts aufgestellt haben. Diese Prinzipien würden ihnen alles Grübeln unmöglich gemacht haben, welches doch nur lediglich darin bestehen kann, daß man in unentwickelten abstrakten Begriffen sucht und zu finden glaubt, was in ihnen nicht enthalten ist, und auch nicht gesucht werden kann, wenn sie einmal völlig entwickelt sind. Eine aus solchen Prinzipien bestehende Metafysik würde eben so viel beygetragen haben, die Zertrümmerung der Monarchie zu verhindern, als die französische beygetragen hat dieselbe zu befördern. Uebrigens kann eine Staatsverfassung durch die seichteste Metafysik eben so wenig zertrümmert, als durch die gründlichste aufgebaut werden; und sie muß, wie bey der französischen wirklich der Fall gewesen ist, in ihren morschen Trümmern kaum mehr zusammen halten, wenn seichte Spekulazionen der Filosofen zu ihrem völligen Umsturz auch nur beyzutragen vermögen sollen.

Filosofische Prinzipien können auf zweyerley Art schädlich werden; durch Unbestimmtheit ihres Sinnes, und durch Misbrauch in der Anwendung. Man würde die Wirkungen der Unwissenheit, der Unklugheit, der Schwärmerey, der Herrschsucht, und

ur o Habſucht der franzöſiſchen Demokraten auf die Rechnung der Vernunft ſelber ſetzen müſſen, wenn man die Filoſofie überhaupt wegen des Misbrauchs beſchuldigen wollte, der bey der Revoluzion von ihren Prinzipien gemacht worden iſt. Allein auch bey der Beurtheilung des Nachtheils, der aus der Unbeſtimmtheit der Prinzipien erfolgt, kann man der Filoſofie ſehr leicht zu nahe treten.

Jedes nicht völlig beſtimmte filoſofiſche Urtheil iſt, als ein bloßer allgemeiner Satz angenommen, halbwahr, als ein eigentlicher Grundſatz aber, das heißt, in der Eigenſchaft eines völlig ausgemachten und durchgängig beſtimmten Satzes gebraucht, wird es ganz falſch. So wird z. B. durch die Behauptung: perſonliche Freyheit und Gleichheit iſt allen Menſchen angebohren und unverlierbar, ein Urtheil ausgedrukt, das im Kontexte einer Abhandlung, in welcher der eigentliche Sinn deſſelben aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden erhellen könnte, ganz wahr ſeyn würde. Ohne alle Erorterung aufgeſtellt, würde es nur halbwahr, das heißt nur in ſo ferne wahr ſeyn, als man die gehörigen Einſchränkungen hinzu denken kann, die aber durch ſeinen Ausdruk keinesweges bezeichnet ſind. Zum Grundſatz endlich erhoben, würde es ganz falſch werden müſſen, weil es alsdann als ein ganz wahres, keiner Einſchränkung bedürftiges und fähiges Urtheil, und als ein ohne Ausnahme geltender

Satz angesehen würde. Alles was aus einem solchen Grundsatze gefolgert wird, muß dann eben so unrichtig seyn, als er selbst ist. So ist zum Beyspiel die Aufhebung des Adels, in wieferne sie durch jene als Grundsatz gebrauchte Behauptung angeblich begründet ist, völlig grundlos, und widerspricht sogar dem eigentlichen Sinne, in welchem jene Behauptung, unter näheren Bestimmungen gedacht, völlig wahr ist. Sie ist, als willkührlicher Zwang und Verletzung des Eigenthums, derjenigen angebohrnen und unverkennbaren Freyheit und Gleichheit zu wider, ohne welche sich keine Heiligkeit der Verträge, kein Recht überhaupt, und folglich auch keine andere als eine auf willkührliche Gewalt gegründete schlechterdings despotische Verfassung denken liessen.

Herr Rehberg unterwirft in seinen Untersuchungen die Deklarazion der Rechte der Menschen einer besondern Prüfung, der ich um so mehr hin und wieder eine größere Bestimmtheit gewünscht hätte, da sie hauptsächlich den Fehler der Unbestimmtheit zu rügen hatte. „Gleich der „erste Paragraph" (schreibt er S. 119.) „dieser „Deklarazion enthält die ungeheuerste Unwahr„heit, welcher die ganze Konstituzion selbst wider„spricht. Les hommes, heißt es, naissent et „demeurent libres et egaux en droits. Das „ist schlechterdings in keinem Sinne wahr. „Man sieht wohl ungefähr, woher dieser mon„ströse

„ſtröſe Gedanke entſpringt. Die metafyſiſchen „Geſetzgeber der Franzoſen haben daran gedacht, „daß alle Menſchen vor dem Richter gleich ſind, „daß Geſetze einen wie den andern binden, und „daß hieraus eine Gleichheit des Rechts entſpringt, „vermöge deſſen die Rechte des Einen ſo heilig „ſind, als die Rechte jedes andern. Aber iſt „das eine Gleichheit der Rechte?“ Unſtreitig ſoll dieſes harte Urtheil den angeführten Satz nur in ſo ferne treffen, als derſelbe in der Eigenſchaft eines Grundſatzes aufgeſtellt iſt, und unter den Geſetzen, welche einen wie den andern binden, ſollen hier keineswegs ſolche verſtanden werden, die keine andere Sankzion haben als Naturnothwendigkeit und Zwang, und die alſo nur in ſo ferne binden, als man nicht unter Begünſtigung des Zufalls durch überwiegende Stärke oder Liſt den Zwang vereiteln kann. Gewiß iſt von denjenigen Geſetzen die Rede, durch welche jeder Menſch über alle bloße Sachen hinausgehoben, und ihm, als Perſon, Freyheit von jeder bloß willkührlichen Behandlung von anderen Perſonen, die als ſolche ſeinesgleichen ſind, zugeſichert wird. Gewiß findet Hr. B. jene unbeſtimmte Behauptung der Deklarazion nur in der Ausdehnung, in welcher ſie ausgedrückt, nur in den Bedeutungen, in welchen ſie durch ſehr viele Verfügungen der Konſtituzion angewendet iſt, nur in den Begriffen, die ihr der Fanatismus der Demokraten unterlegt, ſchlechterdings falſch. Allein

seine Prüfung der französischen Prinzipien wird, und mich dünkt nicht ohne Veranlassung von seiner Seite, sowohl von denen, welche Freyheit und Gleichheit der Menschen ohne alle Einschränkung predigen, als von denen, welche beyde ohne alle Einschränkung verwerfen, von der seichten französischen Filosofie und von der barbarischen Unfilosofie vieler teutschen Politiker, von unsren Demokraten und Aristokraten, misverstanden, gemisdeutet und von beyden zum Vortheil ihrer schlimmen Sachen gemisbraucht werden.

Je leidenschaftlicher, unbestimmter, übertriebener beyde Partheyen für und wider die Freyheit und Gleichheit der Menschen deklamieren, desto dringender wird die Pflicht des partheylosen Selbstdenkers, sich über diese äusserst wichtigen Punkte, kaltblütig, bestimmt, und behutsam auszudrücken. Nichts ist wohl ausgemachter, als daß jene Ausdrücke einen rein vernünftigen, durchaus wahren, nicht bloß unschuldigen sondern wirklich heiligen Sinn zu lassen, und daß dieser Sinn, auf eine zwar durchaus entgegengesetzte, aber der Glückseligkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit gleich widersprechende Weise, von den beyden Partheyen verkannt wird. Wenn die Demokraten alle bürgerlichen Verhältnisse, die sich nicht aus dem abstrakten und von ihnen unbestimmt und unrichtig gedachten Begriffe der Menschheit überhaupt ableiten lassen, aus den Augen verlieren: so vergessen

Maria zu den Vorigen.

Maria.

Gnädige Frau, es iſt ein junger Herr vor der Thüre, der ein groſſes Verlangen trägt, mit Euer Gnaden zu ſprechen.

Olivia.

Von dem Grafen Orſino, nicht wahr?

Maria.

Ich weiß es nicht, Gnädige Frau, er iſt ein hübſcher junger Mann, und er macht Figur.

Olivia.

Wer von meinen Leuten unterhält ihn?

Maria.

Sir Tobias, Gnädige Frau, euer Oehm.

Olivia.

Macht daß ihr ihn auf die Seite bringt, ich bitte euch; er ſpricht nichts als tolles Zeug; der garſtige Mann! Geht ihr, Malvolio; wenn es eine Geſandſchaft vom Grafen iſt, ſo bin ich krank oder nicht bey Hauſe: Sagt was ihr wollt, um ſeiner los zu werden.

(Malvolio geht ab.)

geſſen die Ariſtokraten das eigentliche Weſen der Menſchlichen Natur über die politiſchen Modifikazionen der drey Stände. Wenn die Einen in dem Bürger durchaus nichts anders anerkennen wollen, als was derſelbe, unabhängig von den äuſſern Umſtänden, unter welchen er gebohren und erzogen wird, mit ſich auf die Welt bringt, und was ſie ſehr ſchlecht kennen müſſen, in dem ſie daraus allein die konkreten Bedingungen einer Staatsverfaſſung beſtimmen zu können glauben: ſo wollen die Andern im Menſchen durchaus nichts anderes gelten laſſen, als was er durch äuſſere Umſtände, Herkommen, Erziehung, Gewohnheit und vorhandene Regierungsform wirklich geworden iſt. Wenn die Einen endlich den Rang der Menſchheit nur auf das Volk einſchränken: ſo ſetzen die Andern den ſogenannten vornehmen Stand über den Rang der Menſchheit hinauf, und den ſogenannten gemeinen Mann unter denſelben herab.

Der weltbürgerlichgeſinnte Beurtheiler des Geiſtes unſrer Zeit verliere daher weder die Apoſtel der Unterdrückung über den Apoſteln der Zügelloſigkeit, noch dieſe über jenen aus dem Auge. Er vergeſſe nicht, daß, wenn es für die Einen keinen noch ſo ungeheuren und abgeſchmackten Sinn giebt, in welchem nicht Freyheit und Gleichheit etwas Ausgemachtes für ſie wäre, es auch für die anderen keinen denkbaren und wahren Sinn gebe, welchen ſie nicht mit dem Sinne ihrer Gegner

ner zu verwechseln suchten, um ihn verwerflich zu finden. Er hüte sich, was immer für eine dieser Partheyen durch die Waffen der Andern zu bekämpfen. Er lasse sich nicht beygehen, die Naturordnung bey der Kompensazion lenken zu wollen, bey der sie ein Uebel durch das andere einschränkt, einen Irrthum durch den andern aufwiegt, eine Ungerechtigkeit durch die andere züchtigen läßt. Er überlasse dieses furchtbare Geschäft demjenigen Erzieher der Menschheit, der bey keinem Uebel interessirt seyn, der nicht irren, und keine Ungerechtigkeit begehen kann. Er bestreite Irrthum und Ungerechtigkeit wo er sie antrift, und erkläre sich nicht eifriger gegen das kleinere Uebel, das Ihn selbst, als gegen ein größeres, das Andere drückt. Doch ich bedenke vielleicht zu spät, daß ich mit dem Manne spreche, der mir seit mehr als zwanzig Jahren, als Schriftsteller, und seit mehr als acht Jahren, als Freund und Vater, bey unzählichen Gelegenheiten diese Gedanken durch Darstellungen ans Herz gelegt hat, die meiner Feder auch dann noch immer unerreichbar bleiben würden, wenn dieselbe auch weniger an eine trockene Zeichnung bloßer Umrisse gewöhnt wäre.

Reinhold.

IV.

Das Thal der Ungetreuen.

1.

Einſt kam Herr Lanzelot von Abenteuern,
mit Ruhm gekrönt, wie ſichs verſteht, zurück;
wie viele Ritter ihn ſein Glück
entſatteln ließ, wie vielen Ungeheuern
ſein Arm die Adern ſchlug, ſagt die Geſchichte nicht;
auch thut's zur Sache nichts, ſein Ruhm iſt doch entſchieden,
und wenn Kalliope nur immer haut und ſticht,
ſo kann gar leicht des Hörers Ohr ermüden.

*) Die Veranlaſſung zu dieſem Gedichte gab eine altfranzöſiſche poetiſche Erzehlung unter dem Titel: *le vallon des faux amans*, die ausgezogen iſt in des Hrn. le Grand fabliaux ou contes, du 12e et 13e ſiecle, Tom. I. p. 83. und auch eine Epiſode im Roman de Lancelot ausmacht. Ich ſehe mich hier genöthigt, den Leſern, die in romantiſchen Sujets und Genealogien unbewandert ſind, zu ſagen, daß Genevra die Gemahlin des Königs Artus von Britannien, Vorſtehers der Tafelrunde, und Lanzelot vom See, der ſchönſte und tapferſte Ritter der Tafelrunde, ihr Geliebter iſt. Fee Morgane iſt Artus Schweſter.

2.

Genug er ſah voraus, was er ſchon oft geſehn,
ſich in Genevrens holden Blicken
für jeden Kampf belohnt, und bald ließ ſein Entzücken
ein ganzes Himmelreich vor ſeinen Augen ſtehn,
Recht gut! wir laſſen es geſchehn!
wer will den Himmel ihm aus ſeiner Stelle rücken?
Doch ahndet mir's, kommt erſt ſein Thier nach Haus,
es fällt doch nicht ſo ganz nach ſeinen Wünſchen aus.

3.

Nach Haus zwar wünſcht er nicht; ſein Muth und ſein Bemühen
wird heute nicht an Artus Hof belohnt:
Im groſſen Park, wo itzt Genevra wohnt,
ſoll heut ſein Glück in ihren Armen blühen.
Es pflegt die Königin, wenn in dem Blühtenmond
ſich die Natur erneut, zur Luſt dahin zuziehen;
iſt nur ein Stückchen noch herum,
ſo ſieht ſich unſer Held in dem Elyſium.

4.

Zum Unglück wird der ſchöne Traum,
der alles vor ihm her in Roſendüfte hüllet,
gar bald verweht, als von des Fluſſes Saum,
den er erſt jetzt erblickt, ein Schreyn ſein Ohr erfüllet,
und eine Dame ſteht vor ſeinen Augen da
mit wild zerſtreutem Haar und hoch gerungnen Händen;
ihr Herz ſchien tief gebeugt, wohin ihr Auge ſah
der Seufzer Tauſende nach Rettung abzuſenden.

5.

5.

Das gute Kind, ſo ſchön wie Venus war,
das ſchon das lange goldne Haar
zur Hälfte ſich geraubt, durch einen Strohm von Thränen,
der auf der Wange perlt, in's Reich der Magdalenen
verſetzt zu ſehn, iſt ſchon ein wenig hart
für Männer unſers Schlags, und wenn wir Ritter wären,
wir duldeten der ſchönen Damen Zähren
nicht ungerächt in unſrer Gegenwart.

6.

Herr Lanzelot erwartet die Secunde
mit Ungeduld wo er zur Dame kommt;
doch hört er ſchon von fern aus ihrem Roſenmunde,
wie wenig ihr vielleicht ſein Eilen frommt:
Herr Ritter, ſchluchzt ſie ihm entgegen,
helft wenn ihr könnt! doch ach ihr könnt es nicht! —
und frevlich packt ein edler Degen
nicht gern an Orten an, wo Strick und Riemen bricht.

7.

„Warum denn nicht, Madam? “ Ach, ſeufzt ſie weinend wieder,
Herr Ritter, ach ihr könnt es nicht!
und lautes Schluchzen unterbricht
das letzte Wort, das ihre Zunge ſpricht;
ſie reibt vor Schmerz die ſchönen Augenlieder
mit beyden Händen ſich Herr, ihr ſeyd fromm und bieder,
doch kämpfen, wo's nicht hilft, iſt keine Ritterpflicht! —
ſie ſagt's und ſinkt auf's grüne Ufer nieder.

8.

Madam, ich bitt' euch, sagt, warum denn kan ich's nicht?
spricht Lanzelot, und möchte fast vergehen,
die leidende, die bittrer Schmerz durchsticht,
so ohne Linderung und ohne Trost zu sehen:
bey Gott! ich helf' euch, sprecht, was soll, was kan
ich thun?
laßt einen Augenblick nur eure Thränen ruhn;
was nur mein Arm vermag um eure Noth zu stillen,
so schwer es ist, steht ganz in eurem Willen.

9.

Ach der vermag es nicht! ertönt es wiederum,
und wieder ist die schöne Dame stumm.
Da, denkt ihr, kann die Lust zu fragen
am Ende wohl vergehn: allein ein Rittersmann,
der so viel Lasten tragen kann,
kan wohl den Eigensinn von einer Dame tragen:
drum stimmt der Held so gut er immer kann
mit neuem Muth das alte Liedchen an.

10.

„Ach mein Geliebter ist's, um den ich so mich quäle,
„der Einzige, an dem mein Leben hängt," —
und wieder schließt die gute Seele
den schönen Mund. Doch Lanzelot empfängt
schon einen Aufschluß mehr: Wo ist er denn zu finden,
der Einzige? versetzt der Held,
und stünd' er schon am Rand der Schattenwelt,
bey Gott! ich will den Weg zu ihm ergründen!

11.

Weil ihr, ſo fängt ſie endlich an zu ſprechen,
weil ihr's durchaus denn hören wollt —
nicht daß ihr eben helfen ſollt,
denn das vermögt ihr nicht, und euer Wort zu brechen
braucht ihr euch nicht zu ſcheun, es ſteht in eurer Hand, —
ſo mögt ihr denn den Vorgang wiſſen,
der, ach dem Himmel iſt's bekannt!
drey Tage ſchon mein ganzes Herz zerriſſen.

12.

Dort wo der Fluß durch's enge Felſenthor
hinunterrauſcht, dort iſt der Eingang zu dem Orte
wo mein Geliebter weilt: vor dieſer Schreckenspforte
ſitz' ich drey Tage ſchon, und mein getäuſchtes Ohr
glaubt oft den Tritt von ſeinem Fuß zu hören
wenn der Kryſtall an rauhen Steinen ſpielt;
doch ach! ſo lang der Fluß die Felſenwände kühlt
wird Galdarin zu mir nie wiederkehren!

13.

Dort iſt Morganens Thal, wo ihre mächt'ge Hand
durch Zauberkraft ein Heer von Ungetreuen,
das, nicht gewarnt den böſen Ort zu ſcheuen,
dem Thore ſich genaht, geraubt und veſtgebannt.
Auch Galdarin — Wie? war in eurer Liebe
euch nicht getreu? fällt Lanzelot ihr ein,
und könnt ihr noch um den Verräther ſchreyn?
wie wenn er nun recht gern bey Fee Morganen bliebe?

14.

14.

Ach still! Herr Ritter, still! ihr reißt die Wunde nur
noch weiter auf, die mir die Fee geschlagen;
ja Galdarin brach zwar der Treue Schwur,
doch er verdiente nicht ein solch Geschick zu tragen.
Einst trafen wir auf die verhaßte Spur,
da kam die Fee in ihrem Drachenwagen,
und nahm — ich seh' es noch — ihn zu dem Schreckensort
hoch durch die Luft von meiner Seite fort.

15.

Sie sagt's, und birgt auf's neue mit den Händen
ihr Angesicht. Zwar, spricht Herr Lanzelot,
kann ich vielleicht wohl eure Noth,
wenn ihr es wollt, in wenig Stunden enden;
allein wozu von Fesseln ihn befreyn,
womit vielleicht ihn eigne Lust gekettet?
Wer wider Willen uns aus einem Zustand rettet,
der uns nicht Unglück ist, kan unser Freund nicht seyn.

16.

Und was kan euch in aller Welt
an diesem Ungetreuen liegen?
Gewährt der Reiz, der dieses Aug erhellt,
des Busens Schnee, den euer Seufzer schwellt,
der Schöpfung Meisterstück in allen euren Zügen,
und euer sanftes Herz dem Thoren kein Vergnügen,
und wagt er es, selbst seinen Schwur zu trügen —
was ist's, das euch so fest an den Verräther hält?

17.

17.

Der Dame muß das nicht wie mancher andern gefallen:
sie scheint verlegen zu seyn, und zupft bald mit der Hand
ein Gräßchen aus, bald spielt ihr Füßchen im Sand,
bald sieht sie den Locken nach, die über den Rücken ihr wallen,
und läßt denn unter drein gar manchen Seufzer erschallen,
und trocknet die quillenden Thränen mit ihrem weißen
Gewand.
Herr Lanzelot will ihren Schmerz nicht mehren,
und läßt denn seinen Trost aufs neue wiederkehren.

18.

Weil ihr es wollt, beginnt er abermal,
so geh' ich ungesäumt euch euer andres Leben,
Herrn Galdarin, in euren Arm zu geben, —
„Ach nein, Herr Ritter, ihr dürft nicht in das Zauberthal!
Verwegner, könnt ihr denn die Riesen und feurige Drachen,
die schlaflos Nacht und Tag Morganens Thal bewachen,
und all den Zauber dazu mit eurem Schwerdt besiehn?
und kan es euch nicht auch wie Galdarinen gehn?"

19.

Dafür laßt Lanzelot und seinen Degen sorgen!
ruft unser Held, und steht im Bügel schon,
schwingt auf den Sattel sich und fliegt im Huy davon:
Genug, so ruft er nach, wenn Galdarin bis morgen
in euren Händen ist! — Sie sieht ihm staunend nach,
und spricht sehr viel von seinem eiteln Bemühen,
und ruft — denn mehr zu thun fühlt sie sich allzuschwach —
den Himmel an, ihn aus der Noth zu ziehen.

20.

Der Ritter trabt am Ufer weiter hin;
doch an dem Thor, wo zwiſchen Felſenwänden
der Fluß ſich drängt, und ſtrudelnd in das Grün
durch ſchroſe Steine rollt, die ſich in Spitzen enden,
hebt er vom Sattel ſich, und muß mit beyden Händen
ſein gutes Thier am Zaum hinunterziehn;
zum Glück nimmt weder er noch dieſes Schaden,
es läßt ſich ganz bequem durch dieſes Waſſer waden.

21.

Und als er jetzt das Aug erhebt,
da liegt ein Thal, wie Paradieſesauen
geſchmückt, vor ſeinem Blick, wo alles grünt und lebt,
wo mittendurch der Fluß wie im Triumfe ſchwebt,
und in dem Sonnenglanz durch friſche Ufer bebt,
wo Bäche ſonder Zahl, wie Silber anzuſchauen,
und wie ein Netz durchs ganze Thal gewebt,
auf Blumenflur und Hayn Erquickung thauen.

22.

Da iſt's doch nicht ſo übel ſeyn!
denkt unſer Held; was gilt es, Galdarinen
wird ſeine Freyheit gar nicht baß erfreun!
ich dacht' und ſagt' es ſchon; allein es ſchienen
Madam darob erzürnt; ja, zürn' und hoffe nur! —
er traf vielleicht recht gern auf dieſe falſche Spur,
und ließ in Fee Morganens Drachenwagen
recht willig ſich von ihrer Seite tragen!

23.

Auf einmal trifft des Ritters Ohr
vieltönig ein Geräusch und lautes Freudenlachen,
es scheint in diesem Hayn ein Chor
von feyernden sich eine Lust zu machen;
und als er naht, so sieht er eine Schaar
von Herrn und Damen, Paar und Paar,
entzückt in himmlisches Vergnügen
hier unter Lipden gehn, dort unter Rosen liegen.

24.

In voller Herzensharmonie
ein jedes Paar zusammen angeschlossen
scheint ganz in sich versenkt; auf alle gleich ergossen
knüpft Ahrfach jedes Band die schönste Sympathie:
man schwört drauf, es hätte keiner wie
von ihnen allen nur die kleinste Huld genossen,
so ruht hier Aug in Aug, so liegt hier Hand in Hand,
und keinem schrint das andre Paar bekannt.

25.

Und doch — ihr werdet wer sie sind schon wissen? —
die Ungetreuen sind's, die einst uns die Natur
je theures kennt, der ewigen Treue Schwur,
der Liebe festes Band zerrissen.
So leben sie gepaart; in stetem Scherz und Küssen
entsinkt den Tag; doch graut der Morgen nur,
so sieht man schon im Hayn mit einem andern
von jedem Paar die eine Hälfte wandern.

26.

Stets ungetreu, so wie dem ersten Bund,
fliegt dann ein jedes Herz zu einem andern über,
und heilig schwört auf's neue jeder Mund
was schon zerstiebt, ist nur die Nacht vorüber.
Zwar dieser schwindelnde Rausch gewährt
das Glück, das immer nur ihr thöricht Herz begehrt:
doch Taumel kan uns nie auf ewig glücklich machen,
bald müssen sie zu schwerer Quaal erwachen.

27.

Denn wenn zum sieb'tenmal die Morgenluft
das Band verwehet das kaum der Tag geschaffen,
da wandelt sich der Hayn in eine Todtengruft,
und ach! sie fühlen schwer des strengen Richters Waffen!
Das Haar zerrauft, die Brust zerfleischt
fühlt jedes was die Pflicht von seinen Trieben heischt:
dann wird, von tausend Schlangenbissen
gefoltert, durch sich selbst ihr bindend Herz zerrissen.

28.

Herr Lanzelot will dieses Heer
von frohen Täubchen nicht in seiner Wonne stöhren;
und ohne sich des Weges zu belehren
trabt er so fort; auch wird es ihm nicht schwer
den Pfad zum Sitz der bösen Fee zu finden,
die den Geliebten hält: denn fern am Himmel hebt
ein glänzend Schloß als wie von Schnee gewebt
sich stolz empor aus schwarzen Felsengründen.

29.

Er reitet durch den Hayn, und ist nun links und rechts
umringt von dieser Schaar des böslichen Geschlechts,
die ihn noch mehr bestärkt, es werde Galdarinen
der Freyheit Losungswort nicht sehr zur Freude dienen;
doch ungestört verfolgt er seinen Pfad,
die Hülfe zu erspähn um die die Dame bat,
und sieht sich schon im Geist von tausend Wunderdingen
bestürmt, doch muß ihm stets der schwere Kampf gelingen.

30.

Das Wäldchen ist von einem Fels begränzt,
durch den ein enges Thor, das jenem ersten gleichet,
mit Epheu schön bestrickt, auf dem die Sonne glänzt,
zu dem Pallaste führt der an die Wolken reichet.
Doch als Herr Lanzelot um frey hinauszusehn
das Netz zerreißt, und mit gekrümmten Rücken
sich vorwärts beugt, um sich hindurch zu drücken,
da kann sein Thier kaum auf den Füßen stehn.

31.

Der Boden ist als wie durch Kunst geschliffen,
ganz spiegelglatt, von blendendem Gestein,
hier hätte selbst Bayard kaum eingegriffen,
und doch der Ritter muß zu diesem Vorhof ein!
Eh möcht' es noch ein Wasser seyn;
da läßt sich doch noch schwimmen oder schiffen;
allein ein Ort wie der, wo man im stehn kaum ruht,
ist nicht zum gehn und nicht zum schwimmen gut.

32.

Das beste wäre wohl, wenn seinem Roß
die Beine steif wie Säulen stehen blieben,
zu Fuß zu gehn und bis zum Feenschloß
das Thier nach Schlitten-Art von Hinten fortzuschieben;
doch das Problem ist nicht für unser Thier:
der Ritter muß auf seinem Sattel bleiben,
und durch das Pförtchen durch ins offene Revier,
wo's auch nicht besser geht, es langsam weiter treiben.

33.

Doch als er jezt das Aug erhebt,
da sieht er plötzlich sich von einem Dampf umstrebt,
und vor ihm stehn zwey Riesenungeheuer;
ein Greif und ein Centaur, und dieser hebt mit Macht
die Keule gegen ihn, indeß daß jener wacht,
und auf des Unholds Wink als wie ein Geyer,
bevor der Ritter noch sich zu dem Kampfe stellt,
mit Hinterlist ihm in den Nacken fällt.

34.

Bedenkt dazu, daß selbst des Ritters Pferd
nicht fußen kan, und gegen Zaubereyen
hilft oftmals auch nicht Schild, noch Speer, noch Schwerd,
hier kann nur Gegengift von gleicher Art gedeihen;
indeß, Herr Lanzelot versucht so gut er kann
auch ohne dies sich seiner Haut zu wehren:
er kennt die Pflicht von einem Rittersmann,
und muß aus Noth sich selbst ein neues Kunststück lehren.

35.

Er haut und ſticht und ſtößt von allen Seiten,
und hält dabey das Thier im Zügel feſt,
und wenn es auch beginnt zu ſtrauchein und zu gleiten,
ſo reißt er's wieder auf; zum Glück verläßt
ſein Muth ihn nicht, wenn gleich mit ſeinen Flügeln
der Greif ihm um das Haupt und um den Rücken ſchwirrt;
ein andrer würde ſchon von den Geſtalten verwirrt,
die ſich im blanken Geſtein als wie in Waſſer ſpiegeln.

36.

Das ſchlimmſte iſt, daß jeder Feind
durch Zauberey ſo oft die Farbe wechſelt,
blau, roth, grün, ſilberfarb, bald alle Farben vereint,
bald ſtehen beyde vor ihm aus klarem Golde gedrechſelt;
doch jeder Stoß und Hieb kan wohl nicht fruchtlos ſeyn,
am Ende muß ſelbſt Stahl und Eiſen brechen:
der Greif zieht endlich doch die breiten Flügel ein,
und der Centaur läßt ſich darniederſtechen.

37.

Und plötzlich ſchwindet, als den Kampf
Herr Lanzelot ſo preislich überſtanden,
Centaur und Greif und Wolkendampf,
und ſelbſt des Pferdes Tritte fanden
ſich beſſer unterſtützt: hier iſt kein Spiegel mehr,
das Glatteis ſcheint im Sonnenſtrahl zerronnen,
und unſer Held hat wie von ungefähr
im Trabe ſchon des Schloſſes Fuß gewonnen.

38.

Allein so leicht ließ sich die Bahn
zum stolzen Zauberschloß nicht finden:
hier spinnt sich ihm in diesen Felsengründen
ein neues Abenteuer an.
Er schlug umsonst den Sporn in seines Pferdes Rippen,
daß es bald himmelhoch bald in den Abgrund stieg;
indeß ein schmaler Pfad, der seitwärts sich durch Klippen
und wildes Buschwerk stahl, gab unserm Mann den Sieg.

39.

Schon ist die Burg erklimmt, und Lanzelots Bemühen
wird nun nicht mehr geprüft, die goldnen Riegel ziehen
von selbst sich auf, und Fee Morgane schwebt
in einem Kleid aus Himmelblau gewebt
auf einer Wolke her, und beyde Flügel schließen
sich wieder hinter ihr, und sie beginnt gar schön
den tapfern Ritter zu begrüßen,
und fragt, was ihn bewog zu dieser Burg zu gehn?

40.

Madam, beginnt Herr Lanzelot,
ich fordre was ich schon beynah mit meinem Leben
erkauft, und was ihr mir, wenn euch die Noth
von einer Dame rührt, gewiß müßt wiedergeben:
ich fordre Galdarin zurück.
Ich gab mein Ritterwort ihn aus dem Thal zu bringen,
und dies kan mich kein Kampf, kein Misgeschick
und keine Zauberey zu brechen zwingen.

41.

41.

Herr Ritter, giebt Morgane drauf zurück,
auch mich kan euer Trotz zwar nicht zu weichen zwingen;
jedoch ich sah von euch vorhin ein Meisterstück,
ich sah so rühmlich euch mit Ungeheuern ringen,
dies freute mich, und dies ist eurer Dame Glück;
ihr sollt ihr den Geliebten wiederbringen!
Doch kann ich ihn nicht allsogleich befreyn,
denn König Artus muß dabey zugegen seyn.

42.

„Wie? Artus?" — Staunet nicht! ihr könnt nicht wissen
was Artus dran für einen Antheil nimmt;
die Freyheit Galdarins ist schon gewiß bestimmt,
dies einzige von allen Hindernissen
hält ihn noch auf: ich eile zu vollziehn
was nöthig ist. Drauf wird zu Artus hin
ein Sylfchen abgeschickt, den König abzuholen,
und Gruß und Auftrag ihm auf's beste anempfohlen.

43.

Der Sylfensohn führt einen Pegasus,
den soll der König flugs besteigen,
und sich zum endlichen Beschluß
des Abenteurs bey Fee Morganen zeigen;
er geht, und kaum verschwindet er im Leer
der weiten Luft, die er im Huy durchschnitten,
so kommt denselben Weg schon König Artus her,
von ihm geführt, auf seinem Thier geritten.

44.

Jetzt, ſpricht die Fee, nachdem ſie ihn begrüßt,
zu Lanzelot, jetzt ſey, was ihr begehret
eh noch ein Augenblick verfließt
von ganzem Herzen euch gewähret!
Ich führ euch an den Ort, und ihr ſollt ihn befreyn,
ihr findet nichts was ſeine Rettung ſtöhret;
und ihr, Herr Bruder, werdet Zeuge ſeyn,
wobey? davon hat euch der Sylfe ſchon belehret.

45.

In einem Augenblick ſind unſre drey
durch Fee Meganens Zauberey
der Burg entrückt, und ſtehn vor einer Laube —
Orangenbäume ſind's, die dieſes Dach gewebt,
wo goldne Frucht, bedeckt mit Blühtenſtaube,
vom Hauch des Weſts gewiegt, herunterſchwebt:
hier ſehn ſie Gyglarin in himmliſchen Vergnügen,
und ach! — Genevren ſelbſt, in ſeinen Armen liegen! —

46.

Was weiter geſchehn, und was der König dabey
für Raths gepflogen, ob ihm und Galogrinen
und Lanzelot und ihr der Streich ſo gut geſchienen,
und ob der Ritter mit ſehr frohen Mienen
zur Dame wiederkam, und dieſe mit Freudengeſchrey
dem Freund entgegenflog, und daß ſie nun glücklich ſey
verſichert — ihr Herrn, wie alles das geweſen,
das läßt ſich nicht in unſrer Chronik leſen.

Joh. Friedr. von Meyer.

VI.

Kleine Gedichte.

1.

Nach Epithalamium an meinen Freund Haug. *)

Der Dich freundlich begleitet, ſeine Schläfe
mit dem leichten Platanenkranz umwunden,
freudelächelnd zur Seite dir die goldne
Fackel ſchwinget und Roſen auf den Pfad ſtreut,
der das Leben dich weiſe miſchen lehret,
eine vollere Weihräuchſchale werde
und ein vollerer Nektarbecher heute
deinem Genius: denn er ſoll nicht zürnen!

*) Dieſes Gedichtchen vom Jahre 1787. iſt in ſeiner flüchtigen und rohen erſten Geſtalt, ohne mein Wiſſen, in die diesjährige Ständlinſche Blumenleſe, die zu Stuttgart herausgekommen, eingerückt worden. Ich gebe es alſo hier, da ich es in jener Form kaum als mein erkennen möchte, ganz umgeändert. Der Freund, an den es gerichtet iſt, kann nur wenigen der Leſer dieſes Gedichtchens und auch des Merkurs (S. Jul. 1792.) unbekannt ſeyn. C.

Als bey deiner Geburt die Parzen deine
Wieg' umtanzten und frohe Weihgesänge
dir die Töchter des alten Pindus sangen,
da auch brachten sie dir die milden Gaben,
die allein uns des Lebens Pfad erhellen.
Eine gab dir zu Scherz und leichten Spielen
und zu Tänzen die kleine Leyer; eine
Klapper brachte die andre, um die Thoren
wegzuscheuchen mit Spott: denn einen Thoren
zu bekehren verzweifle! Heitern Sinn mit
jovialischem Muth gab dir die dritte,
der durch Dornen und Steppen rasch hinweghüpft,
und vorüber an langen Titeln und an
Schellen windigter Thorheit neidlos eilet;
und so gaukeltest du des Lebens ersten
nicht mehr wiederkehrenden schönen Traum hin;
und die größte der Sünden war dir — steifer
Murrsinn, häßlicher noch als alle andern,
die uns Busenbaum aufzählt, und wogegen
oft die Heiligen des Kalenders zürnten.
Als dein Traum zum Erwachen war zerflossen,
nekte grausam und scharf dich oft der lose

Bube,

Narr.

Guter Sir Toby --

Olivia.

Onkel, Onkel, wie kommt ihr ſchon ſo früh zu dieſer Lethargie?

Sir Tobias.

Es iſt einer vor der Pforte, ſag ich.

Olivia.

Nun, wer iſt er denn?

Sir Tobias.

Er kan meinethalb der Teufel ſelber ſeyn, wenn er will, was bekümmert mich's; glaubt mir was ich ſage. Gut, es iſt all eins.

(Er geht ab.)

Olivia.

Wem iſt ein berauſchter Mann gleich, Narr?

Narr.

Einem Narren, einem Ertrunknen und einem Raſenden. Das erſte Glas über das was genug iſt macht ihn närriſch; das zweyte macht ihn raſend; und daß dritte ertränkt ihn gar.

Olivia.

So kanſt du nur gehen und ein viſum repertum über

Bube, Amor, der Schütze: doch du warfest
ſeine Pfeile dir bald vom Nacken; Wahn nur
wars, ſie hätten dein Herz getroffen — Einer
Einer traf es, und ſein wardſt Du! — Zu Hymens
Altar flogſt du mit ihm, und in Luiſens
Armen tagte dein Leben neu zum ſchönſten
Sommertage: — Luiſens, der zum bidern
Herzen, reinen und goldgebiegnen Geiſte
auch die zaubriſche Kraft des Pinſels von den
Muſen, ihren Geſpielinnen, verliehn ward.
Auf und lebe mit ihr dein frohes Leben
einen glücklichen langen ſchönen Tag hin!

Conz.

2.

Wahrheit und Tugend.

Wie vom lebenden Strahle der heiligen Frühe getroffen,
wenn mit Roſen und Gold Ceres die Fluren beſät,
Memnons Säule — ſo tönt die Fabelkunde der Vorzeit —,
Nun lebendig und hell in Harmonien erklang;
Horchend ſtaunte der Wandrer dem heiligen Wunder und ſchlürfte
dieſe Zaubermuſik trunkenen Ohres hinab;
Dem melodiſchen Geiſtergeliſpel horchte der alte
Nil, aus ſumfigen Schilf' hob er das trägere Ohr;
Seine ſchuppigten Söhne, der Krokodil und das Seeroß,
ſchlichen lauſchend herbey und ſie vergaßen der Wuth:
So vom Morgenſtrahle der heiligen Wahrheit getroffen,
lebet und ſäuſelt mit Eins in Harmonien das Herz.
Eine Muſik füllt dann die Seele, der wachſende Fittig,
mit dem ſteigenden Laut, tönet melodiſcher auf:
In die Symphonie der Natur ein geiſtiger Einklang,
der von Liebe beginnt, und ſich in Liebe verliert.
Wo er hinausſtrömt, bewegen ſich milder die Herzen, es ſchweiget
jede niedrige Luſt, und die entbrannte Begier.
Ungefärbteren Seelen begegnen Erſcheinungen, wie nur ihren

ihren Lieblingen sie Venus Urania zeigt:
Jedes Göttervermögen im Menschen gedeihet, und jede
Blüthen reifen heran zu der ambrosischen Frucht.
Diese Aeolusharfe bist du, Verlangen der Tugend,
das der Geist der Natur tief in das Herz uns gesenkt:
Ihre Saiten, die er einst mit unsterblichen Händen
selber bezogen, verstimmt öfter die nichtige Lust,
Und die niedrige Liebe zu uns: in traurigem Hader
kämpft dann mit der Natur und mit dem Menschen
der Mensch.
Ihren Wohllaut allein entlockt den Saiten die Wahrheit
wenn ihr tagender Strahl willige Seelen begrüßt.
Friede kehrt dann zurück mit hoher Liebe der Menschheit,
und es liebt sich der Mensch nun in der Menschheit
allein.
Sey, o heilige Göttin, mit Weihegebeten gesegnet,
und es leuchte der Welt friedlich und selig dein Strahl!
Nimmer weiche dein heiliger Hauch, Erhabne, vom
Beter,
und es leuchte mir stets friedlich und selig dein Strahl!
Gieb das Schöne zum Guten! gieb unerflehet das
Gute,
Wende das Böse, wenn wir auch es verlangten,
von uns!

Conz.

An Herder.

Vor ſeiner Abreiſe ins Bad.

Weimar, im Junius 1792.

Hygiea mit Dir, Mann, Der Geſundheit des Geiſtes
ſchenkt, und dürſtenden oft Fülle des Lebens verlieh!
Wie dein Genius rein in hellen kaſtaliſchen Strahlen
ſtrömet, ſo ſtröme der Born neuer Geſundheit
in Dich!
Daß die güldene Peitho, ſie, die mit erobernder Würde
über der Lippe Dir thront, lange noch lehre dein
Volk,
und die Charitinnen, die deine Seele bewohnen,
lange beglücken dein Haus, lange beglücken die
Welt!

Con-

Inn-

Inhalt.

Jänner.

I. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes, . . . S. 5.

II. Necker, von den Wirkungen der neuen franzöſiſchen Grundſätze auf die Moralität. — 56.

III. Schreiben an den Herausgeber des T. M. nebſt der Antwort. . . . — 85.

IV. Gedichte. . . . — 99.

Februar.

I. Necker von den Wirkungen der neuen franzöſiſchen Staats-Grundſätze auf die Moralität. Zweytes Kapitel. . S. 113.

II. Gebal und Abdalla. . . — 123.

III. Zufällige Gedanken über die Frage: kann ein Fürſt, ohne Einwilligung der Nazion, einen Krieg anfangen? . . — 167.

IV. Erläuterungen über das rhapſodiſche Drama, an den Herausg. des N. T. Merkurs. — 174.

V. Für und Wider. Ein Göttergeſpräch. — 185.

VI. Gedichte. . . . — 209.

März.

I. Probe einer neuen Ueberſetzung des Lukreziſchen Gedichtes von der Natur der Dinge. S. 225.
II. Gebal und Abdalla, fortgeſetzt. — 235.
III. Ueber die Alleinherrſchaft. — 267.
IV. Proben einer neuen Ueberſetzung der Eſſais de Montaigne. — 307.
V. Ode an die Freyheit. — 333.
VI. Anzeigen. — 334.

April.

I. Frea's Niederfahrt. Ein Antikes Drama in zwey Aufzügen. Aus Sayer's Dramatik Sketches of the ancient Northern Mythology. — 337.
II. Ueber die Alleinherrſchaft. Beſchluß der Rede des Boetie über freywillige Knechtſchaft. — 361
III. Ueber die Teutſchen Beurtheilungen der franzöſiſchen Revoluzion. Ein Sendſchreiben an den Herausgeber. — 387.
IV. Das Thal der Ungetreuen. — 425.
V. Kleinere Gedichte. — 441.

Neuer
Teutscher Merkur.

Christ 1793.

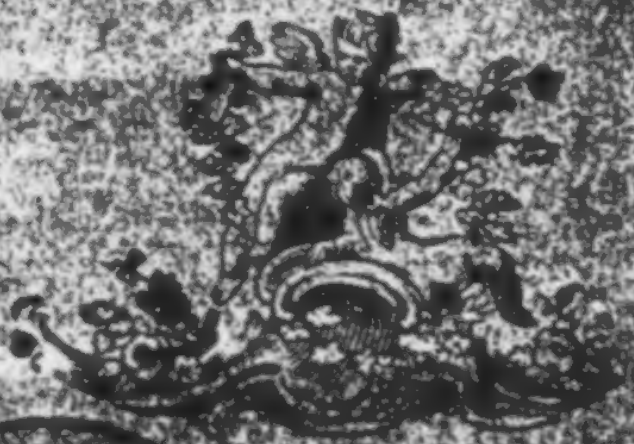

herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber deutſchen Patriotismus. Betrachtungen, Fragen und Zweifel. — 3

II. Ueber Schillers Lied an die Freude. Eine Vorleſung im Cirkel einiger Freunde gehalten. — 21

III. Vorhandene Ausſichten für die Kunſt und deſſen Freunde. — 37

IV. Verfolgung des Helvetius. — 47

V. Zu ein Thal. — 56

VI. Nachmahlige Proben einer neuen Ueberſetzung des Horaz. — 60

VII. Geiſt der Europäiſchen Criminalgeſetze, in einer Rede nach Montesquieuſchen Grundſätzen. — 72

VIII. Noch einige Bemerkungen über Gemälde in der Gallerie zu Dresden. — 79

IX. Fragen über die neuliche Gemälde-Ausſtellung zu Dresden. — 88

X. Zu den Verſollen des Gedichts: das Mädchen. — 95

XI. Anzeigen. — 98

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit dem Reichspoſtgeld für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des N. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

meinen Oehm machen laſſen; er iſt würklich im dritten Grade der Trunkenheit; er iſt ertrunken; geh, ſieh zu ihm.

Narr.

Er iſt dermalen erſt toll, Madonna, und der Narr wird gehn und zu dem Tollhäusler ſehen.

[Er geht ab.]

Malvolio zu den Vorigen.

Malvolio.

Gnädige Frau, der junge Burſche ſchwört, daß er mit euch reden wolle. Ich ſagte ihm, ihr befändet euch nicht wohl; er antwortet, ſo komme er eben recht, denn er habe ein vortrefliches Arcanum gegen dergleichen Unpäßlichkeiten. Ich ſagte ihm, ihr ſchliefet; aber es ſcheint er habe das auch vorher gewußt, und will deßwegen mit euch ſprechen. Was ſoll man ihm ſagen, Gnädige Frau? Er will ſich ſchlechterdings nicht abweiſen laſſen.

Olivia.

Sagt ihm, er ſolle mich nicht zu ſprechen kriegen.

Malvolio.

Das hat man ihm geſagt; und ſeine Antwort iſt, er wolle vor eurer Pforte ſtehen bleiben wie eine Säule, er wolle das Fußgeſtell zu einer Bank abgeben; aber er wolle mit euch ſprechen.

Olivia.

Neue Verlags-Werke der Hartknochschen Buchhandlung in Riga, von der Michael-Meſſe 1792 und Oſtermeſſe 1793.

Thlr.

Andrés, Frangoir, Rino und Jeannette, oder der goldene Rosenzweig, 4ter bis 6ter Gesang. Mit einer Vignette. 8. 16 gr.

Apt, des Sohnes Zahak, Reiſe nach Perſepolis, oder die verkehrte Welt, mit 1 Kupfer, 8. 8 gr.

Beaufobre, Herr von, allgemeine Einleitung in die Kenntniß der Politik, der Finanz- und Handlungswiſſenſchaften. Aus dem Franz. 3ter und letzter Theil, 2te Aufl. 8. 18 gr.

Beck, H. J. S., erläuternder Auszug aus den kritiſchen Schriften des Herrn Prof. Kant, auf Anrathen deſſelben. 1ſter Band, welcher die Kritik der ſpeculativen philoſophiſchen Vernunft enthält, 8. 1 Thlr. 4 gr.

Bibliothek der Romane, 20ſt Band. Mit 1 Kupfer, 8. 18 gr.

Forbe, W. Chr. Handbuch der Geſchichte Liv-, Ehſt- und Kurlands, zum Gebrauch für Jedermann, 3te Bändch. 8. 10 gr.

Georgi, J. G., Verſuch einer Beſchreibung der Ruſſiſch-Kayſerl. Reſidenzſtadt St. Petersburg und der merkwürdigſten Oerter der Gegend, 2 Theile, mit 1 Plan und 1 Karte. gr. 8. 3 Rthlr.

Hasler Jean-Guill., grande Sonate pour 3 mains sur un Pianoforte ou Clavecin (avec permission de l'auteur) 16 gr.

Herder, J. G., Briefe zu Beförderung der Humanität, 9ter und 10ter Sammlung, jede 1 Bdch. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

— Dasſelbe auf Velinpapier. 1 Rthlr. 16 gr.

Hupel, A. W., neue nordiſche Miſcellaneen, 8ves 10tes Buch, 8. 1 Thlr. 12 gr.

Hupel, A. W. Verſuch die Staatsverfaſſung des Ruſſiſchen Reichs darzuſtellen, 2ter und letzter Theil mit einem Regiſter über das ganze Werk, gr. 8. 2 Thlr.

Jannau, H. v. Geſchichte von Liv- und Ehſtland pragmatiſch vorgetragen, 1r Theil, 8. 1 Thlr.

Ideen, quelques, de Paſſetems, per. 8. 60. 8. 10 gr.

Lesueurſche Gemählde von Rom. Aus dem Franzöſiſchen mit einer Vignette, 8. 21 gr.

Memoiren, hiſtoriſche und galante Romane aus den Zeitalter Ludwig XIV, XV und XVI. 3ter Band. Enthält:

Memoiren eines Emigranten, der kein Emigrirter war, auf ſeiner Reiſe nach Spanien im Jahr 1791. Mit 1 Kupf. 8. 16 gr.

Pfähler, D. J. G. Unterricht für Perſonen, welche Kranke warten, 8. 9 gr.

Reiſen, anthropologiſche, mit 1 Vign. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1793.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL. UNIVERS. LIEGE

Weimar 1793.

Der neue

Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1793.

I.

Ueber teutſchen Patriotismus.

Betrachtungen, Fragen und Zweifel.

Man kann über eine Sache nur in ſo weit denken, als man deutliche Begriffe von ihr hat; wo dieſe aufhören, fängt die Unwiſſenheit an; die Tugend des Unwiſſenden aber iſt fragen und Beſcheid annehmen. Nun gebricht es zwar einem Frager ſelten an einem fertigen Antworter: allein dafür geſchieht es auch öfters, daß die erhaltene Antwort den Fragenden nicht befriediget, es ſey nun, daß der Fehler an ihm oder an dem Antworter oder an der Natur und Schwierigkeit der Sache liege. In dieſem Falle entſtehen in dem Verſtande des Unwiſſenden Zweifel, welche zu neuen Fragen Anlaß geben, und dem, der das Amt zu antworten über ſich genommen hat, zuweilen ſehr beſchwerlich fallen. Indeſſen, da dieſe Zweifel nicht nothwendig einen böſen Willen zur Quelle haben, ſondern gar wohl bloße Aeuſ-

ferungen des natürlichen Bedürfnisses eines noch unbefriedigten Verstandes seyn können; und da kein Naturgesetz vorhanden ist, kraft dessen alle Vorstellungen oder Gründe, welche Einen Menschen zu überzeugen hinlänglich sind, auch einen Andern überzeugen müssen: so scheinen die Antworter nicht immer untadelich zu seyn, wenn sie über die Zweifel der Frager ungehalten werden; und, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß es für jene bequemer wäre, wenn der Verstand der letztern sich auf die erste beste Antwort gleich zum Ziel legte, und es daher auch ganz natürlich ist, daß sie es lieber mit Leuten die ihnen auf ihr Wort und ehrlich Gesicht glauben, als mit solchen deren Zweifel nur der Ueberzeugung weichen, zu thun haben: so scheint dies dennoch keine hinlängliche Ursache zu seyn, das Zweifeln überhaupt unter die Sünden zu stellen, welche man dem lieben Gott in der sogenannten offnen Schuld öffentlich zu bekennen und abzubitten pflegt, *) und es dadurch zu einer verhaßten, das Gewissen beunruhigenden, ja wohl gar ärgerlichen und der Ketzerey nahe kommenden Sache zu machen.

Was mich auf diese Betrachtung gebracht hat, will ich ohne längere Umschweife aufrichtig bekennen. Ich habe seit einigen Jahren so viel schönes

*) Unglaube, Zweifel, Kleinmüthigkeit, u. s. w.

nes von teutſchem Patriotismus und teutſchen Patrioten rühmen gehört, und die Anzahl der wackern Leute, die ſich für dieſe Modetugend erklären und nützlichen Gebrauch von ihr machen, nimmt von Tag zu Tage ſo ſehr überhand, daß ich, — wäre es auch nur, um nicht zuletzt allein zu bleiben und den Ungeraden zu machen, wohl wünſchen möchte, auch ein teutſcher Patriot zu werden. An gutem Willen mangelt es mir — wie ich das ganze Heilige Römiſche Reich teutſcher Nazion aufrichtig verſichern kann — ganz und gar nicht: nur habe ich es bisher noch nicht ſo weit bringen können, mir von dem, was man einen teutſchen Patrioten nennt, und von den Pflichten deſſelben, und wie dieſe Pflichten mit einigem Erfolg in Ausübung zu bringen, ingleichen wie ſie mit denjenigen zu vereinigen ſeyn möchten, die ich (vielleicht aus einem Vorurtheil der Erziehung) den übrigen Völkern, die mit uns Teutſchen von Einem gemeinſchaftlichen Stammvater entſproſſen und alſo gleichſam unſre Nebenmenſchen und Brüder ſind, ſchuldig zu ſeyn vermeyne, — einen deutlichen und rechtgläubigen Begriff zu machen.

In meiner Kindheit wurde mir zwar vieles von Pflichten gegen Gott, den Nächſten und mich ſelbſt, von Pflichten gegen Eltern und Lehrer, auch wohl beyläufig ein Wort von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihro Römiſch-Kaiſerliche Ma-

jestät als das allerhöchste Reichs-Oberhaupt, und insonderheit gegen Herren Burgermeister und Rath der löbl. Reichsstadt N. N. meiner lieben Vaterstadt, vorausgesagt; aber von der Pflicht, ein teutscher Patriot zu seyn, war so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Teutsch oder Deutsch (Teutschheit war damals noch ein völlig unbekanntes Wort) jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben, wohl aber mich noch ganz lebhaft erinnere, daß in meinen Schuljahren das Prädikat teutscher Michel eines von denen war, womit belegt zu werden einem jungen Allemannier nur um einen Grad weniger schimpflich war, als den Schul-Esel zu tragen.

Nun ist zwar an dem, daß es mir bey zunehmenden Alter und Verstande an Gelegenheit nicht gefehlt hat, das Teutsche Reich, zu welchem (wie ich endlich zu merken anfieng) auch meine werthe Vaterstadt gerechnet wird, nach seiner ältesten, spätern, neuern und neuesten Verfassung, und die teutsche Nazion, nach allem was sich zu ihrem Vortheil und Nachtheil sagen läßt, etwas näher kennen zu lernen: allein ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß mir alle meine, während einem großen Theil dieses achtzehnten Jahrhunderts, erlangte Kenntnisse über das, was unter teutschem Patriotismus eigentlich zu verstehen sey, wenig Licht gegeben haben.

Insonderheit will und kann ich nicht läugnen, daß die Vorstellungsart, die ich über Vaterland und Vaterlandsliebe und über den schönen Tod fürs Vaterland, oder das berühmte

Dulce et decorum est pro Patria mori!

Süß und ruhmwerth ists sterben fürs Vaterland!

aus dem Lesen der alten Griechen und Römer unvermerkt eingesogen, nicht sehr geschickt war, mich auf den Gedanken zu bringen, daß diese altgriechischen Tugenden oder Gefühle so leicht auf teutschen Grund und Boden verpflanzt werden könnten, oder, falls man es ja versuchen wollte, sonderliche Früchte tragen würden.

Um mich hierüber etwas bestimmter erklären zu können, muß ich um Erlaubniß bitten, etwas weit ausholen zu dürfen.

Als der große Persische König Xerxes, mit einer unzählbaren Heeresmacht in das Innere von Griechenland eindrang, bestand der vornehmste Theil desselben aus einer Menge freyer Städte, die an Größe und Macht (alles Moralische abgerechnet) wenig mehr waren, als was unsere teutschen Reichsstädte in ihrer glücklichsten Epoche (wo patriotischer Geist auch in ihnen athmete und Verfassung sowohl als Zeitumstände sie noch vor drückenden Nachbarn schützten) gewesen sind; die aber freylich, theils durch ihre innere Einrichtung, vornehmlich aber durch den Geist und die Naturgaben ihrer Ein-

wohner, Vorzüge hatten, welche einen beträchtlichen Unterschied machten.

Diese kleinen Freystaaten befanden sich mächtig wohl bey ihrer Unabhängigkeit; und der Gedanke sich dem Könige von Persien zum Eigenthum, oder was damals für einerley galt, zu Sklaven zu ergeben, war etwas, das ihnen eben so wenig einfallen konnte, als sich zum Spaß die Nasen abzuschneiden. Da war also nichts anders zu thun, als für ihre Freyheit und für ihr Eigenthum, für ihre angeerbten Tempel und Hausgötter, für ihren Hof und Heerd, ihre Weiber, Kinder und grauen Eltern, kurz, für alles, was einem edeln, freyen, im Genusse seiner angebohrnen Menschen- und Bürger-Rechte, seines väterlichen Erbgutes und seiner häuslichen Freuden glücklichen Manne das Liebste ist, sich bis auf den letzten Tropfen Blutes zu wehren. Und diese Entschliessung der Griechen — eine sehr simple Wirkung einer sehr begreiflichen Vaterlandsliebe, — war an ihnen um so natürlicher, weil sie größtentheils, von Geburt, Stand und Erziehung, Athleten und Kriegsmänner waren, die von Kindesbeinen an keine andre Arbeit, ja selbst keine andere Spiele als kriegerische, gekannt hatten; und weil überdies in der damaligen Welt noch eine Art sich zu bewaffnen und Krieg zu führen üblich war, wo persönlicher Muth, Tapferkeit, Behendigkeit und Geschicklichkeit ihrem Besitzer

noch

Olivia.

Von was für einer Gattung Menſchen-Kindern iſt er?

Malvolio.

Wie, von der männlichen.

Olivia.

Aber was für eine Art von einem Mann?

Malvolio.

Von einer ſehr unartigen; er will mit euch reden, ihr mögt wollen oder nicht.

Olivia.

Wie ſieht er aus, und wie alt mag er ſeyn?

Malvolio.

Nicht alt genug, einen Mann und nicht jung genug, einen Knaben vorzuſtellen; mit einem Wort, ein Mittelding zwiſchen beyden, ein hübſches, wohlgemachtes Bürſchgen, und er ſpricht ziemlich naſenweiſe; man dächte, er habe noch was von ſeiner Mutter Milch im Leibe.

Olivia.

Laßt ihn kommen; ruft mir mein Mädchen.

Malvolio.

Jungfer, die Gnädige Frau ruft.

(Er geht ab.)

Neunte

noch eine Art von Gewähr für sein Leben leisteten.

Indessen mußte doch jede griechische Stadt oder Völkerschaft beym ersten Anblick einsehen, daß sie, für sich allein, gegen einen Feind, der durch seine ungeheure Menge fürchterlich war, nichts vermögen würde. Nur vereiniget konnten eben diese Griechen, welche Xerxes einzeln vernichtet hätte, vernünftiger weise hoffen, ihm einen siegreichen Widerstand zu thun. Sie vereinigten sich also, und, in diesem Augenblick schwieg jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwehrden, alle Eifersucht, alles Mißtrauen, vor dem Gefühl der gemeinen Noth: Eine Seele flammte auf einmahl in der ganzen Hellas auf. Athenienser und Spartaner, Euböer und Korinther, Thebaner und Plateer, fühlten itzt bloß daß sie Hellenen waren, und kämpften als Brüder um die Erhaltung und Freyheit des gemeinsamen Vaterlandes.

Dies ist, wie jedermann weiß, Thatsache; und schien mir immer, seitdem ich das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung einzusehen fähig war, sehr natürlich und begreiflich: ähnliche Ursachen und Umstände haben zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen — wie z. B. bey den Helvetiern und Batavern im 15ten und 16ten Jahrhundert — ähnliche Wirkungen von Patriotismus hervorgebracht.

Kaum aber war die gemeine Gefahr abgetrieben, kaum genossen die Griechen der ersten Früchte ihrer Siege: so sank jeder einzelne Freystaat gleichsam wieder in sich selbst zurück. Der Gemeingeist, der so große Wunder gethan hatte, hörte auf zu wehen; die Hellenen wurden wieder Athenienser, Spartaner, Korinthier, Euböer, Thebaner, u. s. w. Jeder dachte wieder bloß auf sein Eigenes. Athen und Lakedämon kämpften wieder um die Ehre und die Vortheile dessen, was sie mit einem milden Worte die Hegemonie (Direkzion) von Griechenlande nannten, und was in der That nicht viel gelinder als eine drückende Oberherrschaft über die Bundesgenossen war. Die minder mächtigen Städte schlossen sich bald an diese, bald an jene an; je nachdem sie dabey am wenigsten zu verlieren, oder am meisten zu gewinnen hofften. Kurz, der Privat-Patriotismus verschlang den allgemeinen eben so, wie endlich der Privat-Eigennutz auch den Privat-Patriotismus verschlang.

Bey allem dem aber erhielt sich doch unter den Griechen oder Hellenen überhaupt noch lange ein gewisser gemeiner vaterländischer Geist. Und wie hätte es anders seyn können? Ein gemeinsamer Ursprung, gemeinschaftlicher Ruhm, gemeinschaftliche Freyheit, gemeinschaftliche Götter und Feste, das Gericht der Amphiktyonen, der Tempel zu Delfi, zu Olympia, zu Eleusis, und so viele andere,

andere, die allen Griechen gleich heilig waren; die großen periodischen Nazional-Versammlungen bey den vierjährigen feyerlichen Kampf-Spielen, — deren vornehmster Zweck und Nutzen war, die allenthalben her versammelten Griechen ihrer gegenseitigen Anverwandtschaft zu erinnern, und Wohlwollen und gutes Vernehmen sowohl unter den einzelnen Bürgern als unter den Städten und Gemeinheiten selbst zu unterhalten, — und vornehmlich die große und schöne Stadt Athen, die durch ihr hohes Alterthum, durch die geselligen und menschenfreundlichen Sitten ihrer Bürger, durch die Verdienste, so sie sich von jeher um die übrigen Griechen erworben, durch die Hochachtung und Belohnungen, so sie allen Künsten und Talenten, die Freystatt so sie den Unglücklichen, und die Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens, so sie den Glücklichen anbot, das Herz, der Mittelpunkt, und (nach dem Ausdrucke des Isokrates) die gemeinsame immerwährende Versammlungsort aller Griechen war, — Alles dies mußte nothwendig seine Wirkung thun; und es wäre, ungeachtet ihrer Spaltung in so viele größere und kleinere Staaten, und wiewohl das Privat-Interesse unaufhörlich an dem gemeinschaftlichen Bande nagte, eben so unbegreiflich, wie dieses aus so vielen und starken Faden gewebte Band weniger ausgehalten hätte, als es unbegreiflich und ein wahres moralisches und politisches Wunder wäre, wenn ein sehr großer, aber aus äusserst ungleich-

ungleich-artigen und ſchwach zuſammenhangenden Theilen beſtehender Staatskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindende Urſachen, von Einem vaterländiſchen Gemeingeiſt beſeelt, zuſammengehalten, und geleitet werden ſollte.

Ob nun dieſer leztere Fall nicht gerade der unſrige ſey? iſt die erſte Frage, die ich allen ehrlichen Teutſchen, die ſich ſelbſt nicht mit leeren Worten täuſchen wollen, ſondern denen es um Wahrheit zu thun iſt, ans Herz legen möchte.

Ich meines Ortes geſtehe, daß ſich mir ſtarke Zweifel entgegen ſtellen, wenn ich dieſe Frage mit Nein beantworten will. Nicht nur mangelt es uns, däucht mich, beynahe an allem, was die Nazion mit einem ſolchen Patriotiſchen Gemeingeiſt beſeelen könnte: ſondern es finden ſich auch in unſrer Verfaſſung und Lage, ſtark entgegen wirkende Urſachen, welche das Daſeyn eines ſolchen Geiſtes beynahe unmöglich zu machen, oder, falls er auch verborgener und unbegreiflicher Weiſe in unſerm Mittel vorhanden wäre, wenigſtens ſeiner Einwirkung zu widerſtehen, und ſeinen Einfluß auf etwas unendlich kleines zu reduzieren ſcheinen.

Wenn es, bey Betrachtung einer ſo ernſthaften Sache, erlaubt ſeyn muß, die reine Wahrheit frey herauszuſagen; wenn es ſogar Pflicht iſt, einer Nazion nicht mit Tugenden zu ſchmeicheln, die ſie beſizt, noch beſitzen kann; was ſollte uns hindern,

frey

frey zu gestehen: daß, wofern sich ja noch hier und da etwas der altgriechischen Vaterlandsliebe ähnliches in den einzelnen Staaten, woraus der große Germanische Körper besteht, regen sollte, nicht nur die Wirkung dieser lebendigen Kraft sehr gering, sondern auch bloß auf den besondern, größern oder kleinern Staat, als dessen unmittelbares Mitglied der angebliche Patriot sich betrachtet, eingeschränkt ist. Es giebt vielleicht — oder vielmehr, es giebt ohne Zweifel Märkische, Sächsische, Bayrische, Würtembergische, Hamburgische, Nürnbergische, Frankfurtische Patrioten, u. s. w. *) aber teutsche Patrioten, die das ganze Teutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, nicht etwa bloß seiner Erhaltung und Beschützung gegen einen gemeinschaftlichen Feind, sondern auch, wenn die Gefahr vorüber ist, seinem Wohlstand, der Heilung seiner Gebrechen, der Beförderung seiner Aufnahme, seines innerlichen Flors, seines äusserlichen Ansehens, beträchtliche Opfer darzubringen: wo sind sie?

Wer

*) Um allen übeln Auslegungen zuvor zukommen, erkläre ich hiemit förmlich, daß ich unter diesem u. s. w. die Einsaßen, Bürger und Unterthanen aller unmittelbaren Stände des H. R. R. ohne Ausnahme eben so verstanden und begriffen haben will, als ob sie alle nahmentlich hier ausgedruckt stünden: welches ziemlich viel Papier weggenommen, und unsern meisten Lesern doch wahrscheinlich nur lange Weile verursacht haben würde.

Wer zeigt, wer nennt sie uns? was haben sie bereits gewirkt? und was kann man noch von ihnen erwarten? —

Ich sprach von beträchtlichen Opfern: sollte dies etwa zuviel verlangt seyn? O gewiß, wäre es eine lächerliche Forderung an Egoisten und Makiavellisten, an kleine eigennützige und gemeine Menschen! Aber hier ist ja die Rede von Patrioten.

Man pflegt wohl zu sagen: Worte gelten wie Geld — und es schwimmt freylich unter der Garantie des öffentlichen Zutrauens manches unächte Stück im Strohm des allgemeinen Umlaufs mit fort. Aber, so angelegen es der politischen Gesellschaft ist, zuverläßige Münze zu haben: so angelegen, und wahrlich ungleich angelegener ist es den Menschen, als vernünftigen Wesen, (deren Wohl oder Weh von ihrer Denkart und Handlungsweise abhängt) weder falsche, noch blindlings nachgesprochne, noch hin und herschwankende Begriffe von ihren wichtigsten Angelegenheiten zu haben, und mit den Worten, womit sie diese Begriffe bezeichnen, einen festen, zuverläßigen und richtig aufgefaßten Sinn zu verbinden.

Wir wollen uns also über unsern vermeyntlichen Patriotismus nicht zu viel schmeicheln. Vielleicht ist er bey den meisten, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur das Aggregat aller der Eindrücke, welche die Maximen und Beyspiele

von

von Vaterlandsliebe, die ſie in ihrer Jugend in den alten Schriftſtellern laſen, auf ihre damals noch weiche und unbefangene Gemüther machten? Vielleicht iſt es mit dieſer Tugend, wie mit der unbegränzten Wohlthätigkeit und Großmuth, von welcher gewöhnlich: niemand mit gröſſrer Wärme ſpricht, als Leute, die keinen Heller in der Taſche haben?

Wie an allen alten Weisſprüchen, ſo iſt auch an dieſem „jeder Ort, wo uns wohl iſt, iſt uns Vaterland„ (patria eſt ubi bene eſt) viel wahres: und es begreift ſich daraus, warum wirklich noch in einzelnen teutſchen Staaten ſo etwas, das man wo nicht Liebe zum Vaterland, doch wenigſtens Anhänglichkeit an demſelben nennen kann, unter gewiſſen Umſtänden und für den Augenblick, auch ungefähr etwas jener ſchönen Leidenſchaft ähnliches zu wirken vermögend iſt.

Ich erkläre mir z. B. hieraus (wiewohl hieraus nicht allein) die patriotiſchen Regungen, welche ſich, mehr oder weniger, bey vielen Völkerſchaften Germaniens, gegen die franzöſiſchen Horden, die den ſchönſten Theil unſrer Rheingegenden überſchwemmt hatten, von dem Augenblick an zu äuſſern anfiengen, da unſer Volk durch die Dekrete der dermahligen Naz. Verſammlung vom 15ten und 21ſten December vorigen Jahrs, und durch die auf ſelbige gegründeten Thathandlungen der franzöſiſchen Heer- und Hordenführer, augenſcheinlich

über-

überzeugt zu werden anfieng, daß es diesen Desorganisierern aller bürgerlichen Ordnung wahrlich nicht um Verbesserung unsers Zustandes, sondern bloß darum zu thun sey, das Feuer des Aufruhrs und der Zwietracht, das schon vier Jahre in ihren Eingeweiden gewüthet, mit ihren allem Menschenverstand widersprechenden sankülottischen Maximen auch unter uns zu verbreiten, und, indem sie auch unserm Volke die Köpfe verrückten, es zu Meynungen und Thathandlungen zu verführen, deren natürlichste Folgen allgemeines grenzenloses Elend und Verderben seyn würde.

Aber auch hier wollen wir uns nicht selbst täuschen. Weit weniger unserm teutschen Patriotismus, als dem unbegreiflichen Unsinn der gallischen Schwärmer und Fakzions-Männer; weniger der Anhänglichkeit unsers Volks an das allgemeine Vaterland, als dem innigen Abscheu, den der schändliche Mord Königs Ludwig XVI und die gewaltsam versuchte Einführung ihrer wahnsinnigen, den Nahmen der Demokratie beschimpfenden Sankülotterie in Brabant und einigen Theilen von Teutschland, in den Gemüthern des teutschen Volks erregte; weniger einer bey den meisten nicht möglichen Ueberzeugung von der Vortreflichkeit unserer allgemeinen Verfassung, als einer vielleicht unnöthigen Furcht, auch das Gute, dessen Genuß sie uns bisher gewährt hat, zu verlieren, und die Fakel der Zerstörung von jenen Wüthenden

auch

auch in unſerm beſondern Vaterlande ſchwingen zu ſehen, iſt es vielleicht zuzuſchreiben, daß ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahres und beſonders ſeit dem 21ſten Jenner des laufenden, eine ſo allgemein ſpürbare Aeuſſerung einer veränderten Vorſtellungsart über die franzöſiſche Revoluzions-Sache gezeigt, und die zweydeutige Gleichgültigkeit oder die ſchwankende Geſinnung eines nicht unbeträchtlichen Theils unſrer Teutſchen verdrängt hat. Auch iſt ſchwerlich zu läugnen, daß die Theilnehmung an dem glücklichen Erfolg der großen Fürſten, welche den feindlich überfallnen Reichsſtänden zu Hulfe gezogen ſind, ſich dem reiſſenden Fortſchritt der Desorganiſierer entgegengeſtellt haben, und im Begriff ſind das teutſche Vaterland von dieſer Peſt gänzlich zu befreyen, noch lange nicht ſo lebhaft, der Eifer für die gemeine Sache noch lange nicht ſo wirkſam und thätig iſt, als er ſeyn müßte, wenn die Meynung derjenigen, die an der Exiſtenz eines auf Nazionalgeiſt gegründeten teutſchen Patriotismus zweifeln, durch das, was jezt unter unſern Augen vorgeht, ſollte entkräftet werden können. Weder die Wirkungen noch die wahrſcheinlichen Quellen dieſer Theilnehmung, dieſes Eifers, ſind ſo beſchaffen, daß wir Urſache hätten uns viel darauf zu Gute zu thun.

Sollte ich etwa durch dieſe Behauptung den fanatiſchen Freyheits- und Gleichheitsſchwärmern in Paris, welche die Exiſtenz des Nazional-Pa-

triotismus auſſer ihrer im Fieber geträumten Demokratie für etwas unmögliches erklären, gewonnene Sache geben? — O gewiß nicht! Niemand kann ſtärker als ich überzeugt ſeyn, daß das was den Patriotismus hervorbringt oder ausſchließt, nicht das iſt, was man die Form der Regierung nennt, in ſofern ſie monarchiſch oder republikaniſch, ariſtokratiſch oder demokratiſch, gemiſcht oder einfach iſt; niemand kann überzeugter ſeyn, daß Patriotismus die natürliche Frucht einer auf die Gerechtigkeit der Geſetze und die Zuverläßigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des Volks mit ſeinem Zuſtande iſt; unter welcher Regierungsform es auch ſey. Nicht eine ſchimäriſche, nur unter Wilden, ja unter dieſen kaum mögliche Gleichheit, welche allen Unterſchied der Stände oder alle Vorzüge eines Standes von dem andern, aufhebt, ſondern die Gleichheit aller Glieder des Staats vor dem Geſetz; nicht die Größe, ſondern die Sicherheit des Eigenthums, — nicht das einem jeden Bürger durch eine demokratiſche Konſtituzion zugetheilte Recht unmittelbar an der höchſten Gewalt im Staate Antheil zu haben, ſondern die Gewisheit eines jeden Bürgers, daß er von der höchſten Gewalt kein Unrecht zu erleiden hat; nicht das, was die ſchwindlichten Franzoſen politiſche Freyheit nennen, ſondern die Freyheit von Unterdrükung, von ungerechter Einſchränkung des Gebrauchs ſeiner Kräfte und Talente, die Befreyung

von

Neunte Scene.

Maria tritt auf.

Olivia.

Gieb mir meinen Schleyer: Komm, zieh ihn über mein Geſicht: Wir wollen doch noch einmal hören, was Orſino's Geſandtſchaft anzubringen haben wird.

Viola zu den Vorigen.

Viola.

Wo iſt die Gnädige Frau von dieſem Hauſe?

Olivia.

Redet mit mir, ich will für ſie antworten; was wollt ihr?

Viola.

Allerglänzendſte, auserleſenſte und unvergleichlichſte Schönheit -- ich bitte euch, ſagt mir, ob das die Frau vom Hauſe iſt, denn ich ſah ſie noch niemals. Es wäre mir leid, wenn ich meine Rede umſonſt gehalten hätte; denn auſſerdem daß ſie über die maaſſen wol geſezt iſt, ſo hab ich mir groſſe Mühe gegeben, ſie auswendig zu lernen. Meine Schönen, eine deutliche Antwort; ich bin ſehr kurz angebunden, wenn mir nur im geringſten mißbeliebig begegnet wird.

Olivia.

von allen unklugen, auf den gegenwärtigen Zuſtand nicht mehr paſſenden, und eben darum ungerechten Geſetzen, Gebräuchen und alten Einrichtungen — ſind die erſten und nothwendigſten Bedingungen, unter welchen es möglich iſt, daß ein Volk ſich glücklich genug fühle, um das Land, in welchem, und die Regierung, unter welcher es dieſe Vortheile genießt, mit Anhänglichkeit zu lieben, und, wenn es die Noth erfordert, alles für ein ſolches Vaterland thun, leiden und aufopfern zu können. — Unläugbar befinden ſich viele Städte und Länder im teutſchen Reich, mehr oder weniger, in wirklichem Genuſſe einiger der vorbeſagten Vortheile; geſetzt aber (was ich weder läugnen noch behaupten kann, aber gerne glaube und herzlich wünſche) geſetzt alle einzelnen Reichsländer, welche zuſammen den großen Germaniſchen Nazional-Körper ausmachen, befänden ſich in einem ſo erwünſchten Zuſtande, und man könnte alſo ihren Bewohnern mit genugſamem Grunde einen wahren lebendigen und thätigen Patriotismus für das Land, worin ſie wohnen und für die Regierung, unter welcher ſie unmittelbar ſtehen, zutrauen: wäre man denn wohl deswegen auch begründet, anzunehmen, daß ſie alle, oder daß auch nur der größte Theil von ihnen den Zuſammenhang des Wohlſtandes ihres beſondern Vaterlandes mit der Erhaltung der allgemeinen Verfaſſung Germaniens, oder mit der Erhaltung irgend eines von ihnen weit entfernten und in kei-

nen besondern Beziehungen mit ihnen stehenden Theils des teutschen Reichs, so deutlich einsehen und so lebendig fühlen werde, um wirklich von einem eben so lebhaften Patriotismus für das Ganze beseelt zu seyn?

Ich zweifle sehr, das jemand dies von den mittelbaren Bürgern oder Unterthanen des teutschen Reichs werde behaupten wollen, oder daß man es mit Billigkeit von ihnen erwarten könnte.

Aber sollte man es nicht desto gewisser, und mit dem größten Rechte, von Allen denen erwarten, welchen als unmittelbaren Ständen des teutschen Reichs an der Erhaltung seiner Grund-Verfassung Alles gelegen seyn muß, da sie derselben ihre wichtigsten Vorzüge und Vortheile, da sie ihr alle ihre Besitzungen und Rechte zu danken haben? Der stärkste Antrieb zum wärmsten und thätigsten Patriotismus ist unstreitig dieser: wenn wir uns in einer solchen Lage befinden, daß wir nur *salva re publica* selbst *salvi* seyn können. Dies war der Fall der Griechen als sie vom Darius und Xerxes angegriffen wurden: dies ist der Fall, worin sich gegenwärtig wo nicht alle, doch unstreitig $\frac{99}{100}$ der teutschen Reichsstände befinden. Beyder Lage ist, in dieser Rücksicht, so gleich, daß man sich billig verwundern müßte, wenn gleiche Ursachen nicht auch hier gleiche Wirkungen hervorbringen sollten.

Doch

Doch hier drängen ſich mir ſo vielerley Betrachtungen, Fragen, Zweifel, Wünſche und Träume auf einmahl auf, daß ich um Erlaubniß bitten muß, Athem zu ſchöpfen, und das alles erſt in meinem eignen Gemüthe in einige Ordnung zu bringen, ehe ich den Verſuch mache, es der weitern Beherzigung des geneigten Leſers vorzulegen.

W.

II.

Ueber

Schillers Lied an die Freude.

(Eine Vorleſung im Cirkel einiger Freunde gehalten.)

Mit gefurchter Stirne und zur Erde geſenktem Blick einherzuſchleichen, die Erde um des Himmels willen zu verachten, und ihre Freuden zu verdammen — nein; das kann dem Gotte, der die Erde ſo ſchön und das Menſchen Herz für die Freude ſo empfänglich ſchuf, unmöglich gefallen, das kann unmöglich Weisheit ſeyn!

Mit freyer entwölkter Stirn, mit einer Miene voll Heiterkeit, mit Augen, wo denkender, aber nicht trauriger, Ernſt mit ſtiller Seelenruhe ſanft zuſammenſchmelzt, ſo denke ich mir das Bild

des Weiſen. Und es ſcheint mir nicht bloße Dichteridee ſondern das Reſultat ächter Filoſofie: daß froher Lebensgenuß Zweck und Summe der Weisheit ſey.

„Alſo dein Weiſer wird nicht, wie weiland Thor Heraklit, ſein Leben verweinen, aber deſto demokritiſcher lachen?"

Immerhin, wenn er wie Wielands Demokritus lacht. In der Regel aber wird er beyde Extreme vermeiden; wird zwar nicht, wie Ramler, zu ſeinem Freudenmahle „das Lachen, die Hände geſtemmt in keuchende Seiten" einladen, aber auch eben ſo wenig Youngs Nachtgedanken nachſchwärmen. Er wird mit theilnehmendem Herzen den Leiden ſeines Bruders eine Thräne weinen; er iſt Menſch, und ſchämt ſich der ſanftern Gefühle der Menſchheit nicht; aber er wird nicht winſeln, nicht durch Nahrung ſchwarzer Melancholie nach dem zweydeutigen Adel der weichgeſchaffnen Seelen ringen. Tiefe innige Empfindung, ohne den geringſten Anſtrich von ſüßer Empfindeley, iſt der Grundzug ſeines Charakters. Er weinet mit den Weinenden, aber ſchwemmt nicht mit Thränenfluthen die Energie der Seele, und den Göttertrieb dem Leidenden zu helfen, hinweg. Sein Entſchluß zu helfen wird, wo möglich, That, und dann blickt er wieder heiter zu Gottes Himmel empor, — ſieht nicht die ganze Welt in Flor gehüllt, weil eine Baare vor ſeinem Hauſe hingetragen wurde.

Er

Er freut ſich mit den fröhlichen und freut ſich mit ganzer Seele. Jeder Thautropfen, der im Graſe perlet, jede Blume, die ihm entgegen duftet, perlet und duftet ihm Freude; Wüſten ſchaft er ſich in lachende Fluren, die Erde zum Himmel um.

Er verſchönert und veredelt ſich die kleinern Freuden des Lebens, genießt da als Geiſt, wo tauſend andere blos fürs Thier leben.

Freylich wird er in euren Alltagscirkeln, wo er ſich nicht mittheilen kann, wo er nicht verſtanden wird, nicht den unterhaltenden Geſellſchafter nach dem Modeſchnitte machen. — „Der verkennt den Scherz, hat von den Grazien keine Miene belauſcht, der es nicht faſſen kann, daß ſich der Liebling der Freude nur mit Sokratiſchen Freunden freut!„ Aber gebt ihm dieſe Freunde; und er freut ſich mit ihnen, wie ſich die Seeligen freuen. Beym trauten Freundſchaftsmahle, „beym ſokratiſchen Becher, von der thauenden Roſe umkränzt,“ welche Gedanken, welche Empfindungen heben dann ſeine Bruſt empor, und entflammen ihn zum Gottgefühl!

Keine Sprache iſt im Stande auch nur den tauſendſten Theil dieſes Gefühls auszudrücken. Mehr noch, als Leſſings Mahler in Emilia Galotti auf dem langen Wege vom Herzen zum Pinſel, geht ihm verlohren, wenn er es in todte Worte übertragen ſoll; und doch iſt das, was ihm todte Worte waren, für Millionen von Men-

ſchengeſchöpfen, wie ihr ſie täglich ſeht, mehr als ſie faſſen können. Ihnen muß Enthuſiasmus Schwärmerey, und der helliſte Abglanz vom Strahl des göttlichen Lichts Fieberhitze heißen. Wunderts euch daß ihr ſeine Sprache nicht verſteht? Laßt's euch nicht wundern; denn, um ſie zu verſtehen, müßtet ihr ſelbſt geläuterten Sinn fürs höchſte Schöne haben, müßtet ihr ſelbſt mit dieſen Ideen, mit dieſen Empfindungen vertraut ſeyn: dazu gehört nun aber freylich mehr, als nach euern Theorien der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu kunſtrichtern. — —

Meiner Empfindung nach iſt es lange keinem Dichter ſo gut gelungen, den höchſten Grad von edlem Enthuſiasmus ſo ausdrucksvoll in Sprache überzutragen, als dem Sänger des Liedes, das ſchon oft in dieſem Cirkel ihm nachgeſungen worden iſt, und hoffentlich auch heute mit zwiefacher Theilnehmung, und mit Herzensdank gegen den edlen Sänger der Freude, geſungen werden wird. Und dies wird meine Wahl rechtfertigen, wenn ich an dieſem der Freude geweiheten Tage, Ihnen, Verehrteſte, meine Meynung über einige kühnere Ausdrücke dieſes Liedes, und über den Tadel einiger unzünftigen Kunſtrichter zur Prüfung vorlege.

Schillers großes Lied an die Freude iſt von vielen mit dem verdienteſten Beyfall aufgenommen, aber auch von noch mehrern getadelt worden. Freylich iſt nun wohl der Tadel der Menge von

Iſas

Isaschars zahlreicher Nachkommenschaft für einen Schiller mehr Ehre als ihr lautes Lob seyn würde: aber wenn auch Männer von Gewicht, die sie sich wenigstens zu seyn dünken, sich auf die Seite des großen Hauffens schlagen, und ihren Tadel mit Gründen beweisen wollen: so scheint es doch der Mühe werth ihre Gründe zu prüfen.

Ihr erster Tadel trift nicht so wohl das Lied selbst, als die Schubartische Komposizion. Kunstkenner behaupten in dieser Komposizion unverzeihliche Fehler gegen die Grundgesetze der Tonkunst zu finden. Da aber diese Fehler, wie die Herren selbst gestehen, auch von A B C Schülern in der Musik aufgefunden werden können; Herr Schubart aber bekanntlich längst als kompetenter Richter in Kunstprodukten der Musik anerkannt worden ist: so läßt sich doch wohl vermuthen, daß ihm jene angenommene Grundgesetze nicht unbekannt gewesen seyn mögen, und daß er dann wohl nicht ganz ohne Grund den bekannten Regeln entgegengehandelt. Wie, wenn er eben durch diese Dissonanzen mit dem Dichter desto harmonischer Hand in Hand gienge? Wie, wenn gerade der ungebahntere, nicht nach Winkelmaaß und Richtschnur abgemessene Gang für den Garten, der nach keiner französischen Gärtnerregel zugestutzt war, der passendste, der schicklichste wäre? —

Und sollte nicht in Werken des Geschmacks das Urtheil der natürlichen ungekünstelten Empfindung

mehr als die Stimme irgend eines kunſtrichterlichen Dictators gelten? Ich glaube es; doch mag ich als Laie nicht mit dem reizbaren Völklein der Kleriker rechten. Und am Ende auch zugegeben, daß die Muſik nicht ganz gut ſey; ſo kann ja dies doch unmöglich den Werth des Liedes an ſich vermindern.

Die aber, die das Lied ſelbſt tadelten, haben es wahrſcheinlich nicht ganz verſtanden.

Ein Herr Diakonus aus F** hauſen fand die erſten Verſe dieſes Liedes, das ihm von einem Freunde vorgeleſen wurde, vortreflich; aber er ergrimmte im Geiſte, und ſprach das Verdammungsurtheil über das unheilige Lied, als die Strophe kam: allen Sündern ſoll vergeben, und die Hölle nicht mehr ſeyn! Nein, ſchrie er, die Hölle ſoll man uns nicht nehmen!

„Aber iſts nicht auch wirklich ein ſehr heterodoxer Gedanke?“ — Es gab Männer, welche geradezu behaupteten: daß die gewöhnliche Vorſtellung von Ewigkeit der Höllenſtrafe der tollſte Widerſpruch wäre, der je in einem ungeordneten Kopfe hätte entſtehen können. Denn, ſagten ſie, der gröſte Schmerz erzeugt durch die Länge der Zeit entweder Gefühlloſigkeit, oder der überſtraff geſpannte Bogen ſpringt. Sollte dies verhindert werden, ſo müßte der leidende Geiſt, bey ſteigendem Schmerz, auch erhöhtes Kraftgefühl erhalten, um ihn ertragen und immer fort fühlen zu können. Kraftgefühl iſt aber an ſich Glück. — Nun denkt

euch

euch steigendes Glück und Unglück in Parallel; und wenn ihr das könnt, so könnt ihr euch auch denken, daß ein Ding zu gleicher Zeit seyn und auch nicht seyn könne. Und was sagt ihr zu der Vorstellung: daß der Ewiggute irgend einem seiner Geschöpfe seine Kräfte immer mehr erhöht, um es für den Schmerz desto fühlbarer zu erhalten?

Andere Männer, in allen theologischen Kenntnissen eingeweiht, behaupteten: daß diese Lehre gar nicht biblisch sey! Sie setzten hinzu: daß Vergehungen, in einem Spannelangen Leben begangen, mit ewigen Strafen schlechterdings in keinem Verhältnisse ständen; und daß der Ewiggute, der seine Sonne aufgehen lasse über Böse und Gute, und regnen über Gerechte und Ungerechte, unendlich gütiger *) wäre als die ganze Schaar der Zeloten. Freylich würde der Böse, durch langsamern Fortschritt in moralischer Veredlung, auf immer an baarer Glückseligkeit verlieren, und das Bewußtseyn seiner Schuld würde dort noch seine Hölle seyn: nur müßte man das positive von ewigen Höllenstrafen absondern, wenn man die Gottheit nicht lästern wolle. Laßt uns, liebe Menschen, rufen sie mit heiliger Begeisterung aus, laßt uns gut seyn, aus Liebe zu Gott und der Tugend, und nicht aus Furcht vor der Hölle.

Es ist hier nicht der Ort sich in diese theologischen Streitigkeiten weitläuftiger einzulassen; aber

*) Ich hätte lieber „gerechter" gesagt. W.

aber das wird man doch zugeſtehen: daß es kein unchriſtlicher Wunſch ſey, zu wünſchen daß Gott allen Sündern vergeben und die Hölle vernichten möge! Und mehr wollte der Sänger des erhabenen Liedes auch nicht ſagen. Er will keinem, der die Hölle nöthig hat, ſeine Hölle nehmen; aber in dem Gefühl von Freude, in welchem er die ganze Welt umarmt:

„Seyd umſchlungen Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!"

wünſcht er, daß alle Weſen mit ihm froh und glücklich ſeyn mögen: und wer ihm das nicht nachwünſchen kann — den armen Sünder wollen wir bemitleiden! Ich wenigſtens werde, bey aller meiner Rechtgläubigkeit, immer mit vollem Herzen ſingen:

Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn!

Aber, aber, „dieſes Glas dem guten Geiſt!" Nein! das iſt abſcheulich: Denkt! dem lieben Gott eine Geſundheit zutrinken wollen!

Es iſt wahr, nach dieſer Vorſtellung iſt der Ausdruck ſehr unſchicklich: aber wer erlaubt euch auch, dem Dichter ein ſo grobes Bild unterzuſchieben?

Beym freundſchaftlichen Mahle, froh wie ein Seeliger Gottes, fordert der Dichter ſeine Freunde auf:

Olivia.

Woher kommt ihr, mein Herr?

Viola.

Ich kan nicht viel mehr ſagen als ich ſtudiert habe, und [illegible] Frage iſt nicht in meiner Rolle. Mein gutes junges Frauenzimmer, gebt mir hinlängliche Verſicherung daß ihr die Frau von dieſem Hauſe ſeyd, damit ich in meiner Rede fortfahren kan.

Olivia.

Seyd ihr ein Comödiant?

Viola.

Nein, vom innerſten meines Herzens wegzureden; und doch ſchwör' ich bey den Klauen der Bosheit, ich bin nicht was ich vorſtelle. Seyd ihr die Frau vom Hauſe?

Olivia.

Wenn ich mich ſelbſt nicht uſurpiere, ſo bin ich's.

Viola.

Unfehlbar, wenn ihr ſie ſeyd, uſurpiert ihr euch ſelbſt; denn was euer iſt um es wegzugeben, das kömmt euch nicht zu, für euch ſelbſt zurük zu behalten; doch das iſt aus meiner Commiſſion. Ich will den Eingang meiner Rede mit euerm Lobe machen, und euch dann das Herz meines Auftrags entdeken.

Olivia.

Danket dem Herrn!
Er gab uns Freundſchaft, gab uns Wein,
Gab dieſe ſeelge Stunde,
Auf laßt uns, laßt uns dankbar ſeyn,
Lobt ihn mit Herz und Munde!
Danket dem Herrn!

Und dieſe fromme Empfindung drückte er dichteriſch unter dem Bilde von Opfer aus. Zwar bedarf der Ewige euer Opfer nicht, und euer Opfer und andere Gebräuche und Auſſenwerke ſind an ſich nicht Gottesverehrung, nicht Verehrung des Heiligſten, der im Geiſte und in der Wahrheit angebetet, nur durch Tugend verehrt ſeyn will: aber die fromme Empfindung des Danks, die dadurch lebhafter wird, und euch ermuntert, Gottes gute Gabe deſto froher, mit Theilnehmung des Herzens zu genieſſen — dieſe fromme Empfindung iſt ihm angenehm; darum weihet ihm euer Opfer.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraf's Hymne preißt,
Dieſes Glas dem guten Geiſt,
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Um etwas wichtiger, als jene Vorwürfe der Zeloten ſind, ſcheint mir der Tadel, welcher den Schluß der erſten Strofe betrifft:

Brüder über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

„Iſt

„Ist es erhaben, fragt man, der Gottheit, welche das Weltall nicht umfasset, irgend einen bestimmten Ort, wäre es auch das Sternenzelt, zur Wohnung anzuweisen?“

Man könnte antworten, daß die richtige Erklärung von dem herrlichen, nur leider! sehr gemisbrauchten Gebete: „Unser Vater im Himmel ꝛc. auch hieher passe, nach welcher gerade der Ausdruck, im Himmel der Vorstellung von Beschränkheit entgegen wirkt.

„Du nicht bloß Gott auf Zion oder Garizim, nicht bloß der Juden, oder Samaritaner, oder auch der Christen Gott — Gott überall, so weit die Himmel reichen!“

Und wie? wenn der Geist, der sich zu dem Vater über'm Sternenzelt erhebt, in noch erweitertem Gesichtskreise nicht blos den Gott der Völker, die den Erdkreis bewohnen, sähe, sondern den Vater alles Lebens, der seine milde Hand aufthut, und, in allen seinen ungemessenen, unzählten Welten, Lebensgenuß und Freude verbreitet, — sättiget und segnet alles was da lebet mit Wohlgefallen?

Sollte man ja hier eine kleine Abänderung wünschen, so wäre es die; daß der Dichter statt des Worts, wohnen, etwa seyn, oder irgend ein anders hätte wählen können. Wenigstens gestehe ich, daß auch ich — vielleicht zu sehr an den Sprach-

Sprachgebrauch geheftet — bey diesem wohnen etwas zu beschränktes — ich weiß nicht ob ich sagen soll zu denken oder zu fühlen gewohnt bin.

Und, Freunde, ich wage hier noch ein anderes Geständniß: daß der Ausgang des so vortreflichen Verses:

Wem der grose Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja! wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

für mein Gefühl etwas äusserst unangenehmes hat, und mir mit den andern Empfindungen des Wohlwollens, der höchsten und reinsten Humanität, die das Lied athmet, zu stark zu kontrastiren scheint.

Ach der Mann der keinen Freund hat, keine Seele auf dem ganzen Erdenrunde seyn nennen kann, ist ein gar zu unglückseliges Wesen! Und Gott! es wäre doch möglich, daß der Unglückselige an seinem Unglück, wenigstens zum Theil, unschuldig wäre. Vielleicht ließ ihn sein Schicksal die bessern Menschen vorbeygehen, und unter Unmenschen gerathen, die ihn mißhandelten; vielleicht wollte sich sein Herz mehr als einmahl der Freundschaft öffnen, aber immer kam er an Unwür-

würdige, die ihn misbrauchten; vielleicht fiel er unter Mörder, die sein Herz unheilbar verwundeten! Wäre es aber auch ganz seine eigne Schuld; doch könnt' ich ihn jetzt nicht ausstoßen, ihn nicht seinem einsamen Gram und Unmuth überlassen; am wenigsten in der Stunde der Seeligkeit, wo mein Schuldbuch vernichtet und die ganze Welt mit mir ausgesöhnt ist, wo ich dem Verbrecher am Hochgerichte Gnade, dem Sünder in der Hölle Vergebung wünsche, wo ich eine Welt umarmen, und — gält' es Gut und Blut, gält' es Aufopferung meines Lebens — eine Welt beseligen möchte! Ich muß ihn bemitleiden! Es liegt zu viel Seeligkeit in dem Gedanken zu lieben und geliebt zu seyn; und ich muß den Armen bemitleiden, der an dieser Seeligkeit keinen Theil hat. Mit Angst dachte ich, so oft die Stelle gesungen wurde: wenn Einen unter uns der Fluch träfe! wenn Einer sich entfernen sollte! Und mir war es dann, als könnt' ich ihn nicht lassen, als müßte ich ihn mit Brüderarmen zurückhalten, oder ihm nacheilen: Armer! Armer! du bist unsäglich elend! ich fühle dein nahmenloses Elend, und ich muß austreten mit dir aus dem Kreise der Freude, und mit dir weinen! —

Der Dichter scheint selbst etwas ähnliches gefühlt zu haben: „wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund!" Aber wenn er nun noch weinen — sein Elend fühlen kann! — der Unglückselige!

Gern gebe ich es zu: daß jenes harte Urtheil durch den Beysatz! „wers nie gekonnt“ gewissermaßen gerechtfertiget werde; ja daß man, den Menschenfeind blos in abstrakto gedacht, wie ihn gewiß hier der Dichter gedacht haben wollte, dies Urtheil ohne Beymischung einer unangenehmen Empfindung nachsprechen, und vielleicht durch den hinzugedachten Gegensatz — hier aber ist ein Kreis von Menschen die sich lieben! und auch ich liebe, und werde geliebt! — sich in ungestörtem Freudengenuß erhalten könne. Indeß geht mir es mit dem Liede wie dem liebenden Mädchen mit dem geliebten Jünglinge, beym ersten bemerkten Widerspruch ihrer Empfindungen. Es schmerzt vielleicht um so mehr weil es der erste und einzige ist; aber sie liebt ihren Jüngling darum nicht minder, und ist geneigt, den Irrthum mehr in sich als in ihm zu suchen. Möglich auch, daß sie ihn da sicher findet!

Uebrigens gehe ich mit meinem Dichter durch alle verschlungene Wege der enthusiastischen Freude Hand in Hand, und folge ihm selbst da, wo seine Tadler ihn auf dem gefährlichsten Irrwege wähnen.

„Eine heitre Abschiedsstunde,
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!“

„Was, ums Himmels willen! soll der Grabsgesang im Weinhode, beym Trinkgelage?“ — Die

Antwort werdet ihr dann leicht finden, ſo bald ihr den kleinen Unterſchied zwiſchen einem Schilleriſchen Liede an die Freude, und euren gewöhnlichen Trinkliedern, zwiſchen einem Sokratiſchen Freudenmahle und euren Bachusfeſten einſehen lernet; —

Auffallend iſt es aber, daß dieſe Frage auch von ſolchen aufgeworfen wird, welche aus Hölty's leider! Volsliede: Roſen auf den Weg geſtreut ꝛc. auch einen Vers, der alles ſchöne und ſittliche Gefühl empört, ohne Anſtoß abſingen können:

„Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare,
Eh die Abendwolke graut
Ruht ſie auf der Baare:
Gebt den Harm und Grillenfang
Gebet ihn den Winden,
Ruht bey hellem Becherklang
Unter grünen Linden!“

Iſts wahr, daß die alten Aegypter bey ihren Luſtgelagen einen ihrer Todten in den Speiſeſaal bringen ließen, um den verſammelten Gäſten entweder die Lehre, genießet mit kluger Mäßigung! deſto nachdrücklicher ans Herz zu legen; oder im Gegentheil das memento mori! mit dem poſt mortem nulla voluptas! zur Ermunterung zu deſto lauterm Jubel zu gebrauchen: ſo handelten

ſie

ſie im erſten Falle ſehr zweckwidrig — machten, wenn es ſelten geſchah, frömmelnde Schwärmer, oder bewirkten, wenn es oft geſchah, gar nichts; — und im zweyten Falle wahnſinnig.

Ich kann nicht leugnen, daß ich ein mit Hölty's: Wonne führt die junge Braut — Gebt den Harm und Grillenfang ꝛc. garnirtes Mahl jenem ägyptiſchen völlig an die Seite ſetze.

Hölty war keiner von unſern Kraftmännern, die zwiſchen, den Tod nicht ängſtlich fürchten und, über den Tod ſpaßen, keinen Mittelweg kennen; er war ein armer Kranker und ſang ſein: Roſen auf den Weg geſtreut ꝛc. in hypochondriſcher Spannung; was man ihm in dieſer Rückſicht gern verzeiht, aber, ohne in einer glücklichern Lage, geſund an Geiſt und Körper, Beruf zu fühlen es ihm nachzuſingen. Wenigſtens kann ich mir keinen Begriff davon machen, wie ein geſunder, an Kopf und Herz unverwahrloſeter Mann, oder gar ein ſo geſundes Weib und Mädchen, jene heterogenſte Empfindungen im Augenblick an einander zu reihen, und vom traurigſten Bilde des Todes, — von der Braut, die am Abend ihres Hochzeittages auf der Baare ruhet — zum frohen Becherklang überzuſpringen vermag. Faſt ſollte man ſagen: es wäre gewiſſermaaßen Glück für die Welt, daß viele ſingen, ſprechen und noch manches andere thun konnten, ohne was dabey zu denken oder zu empfinden. Zuverläßig iſt es,

in dem gegebenem Falle, für ihre Sittlichkeit minder gefährlich. Wer den gedankenloſeſten Leichtſinn, die herzloſeſte Frivolität befördern, wer ein Völklein bilden will, das im Stande wäre zur Luſt zu morden — Pariſerpöbel —: der gebe ihnen öftere Veranlaſſung, ſchnell von einer Empfindung zu der entgegengeſetzten überzuſpringen, laſſe im Trauerſpiele den Harlekin mit, (oder nach neuerer Sitte) ohne Hanswurſtkleid, das thut nichts zur Sache! eine komiſche Zwiſchenrolle ſpielen — oder ſorge dafür, daß dergleichen Volkslieder mehr geſungen und verſtanden werden! — Verzeihung, Freunde, für dieſe etwas längere Epiſode! —

Der Tadel trift aber keineswegs die oben angeführte Stelle aus Schillers Liede, das nicht von weinberauſchten Zechern geſungen ſeyn will, das nicht zur Luſtigkeit aufſpielt, ſondern zu höherer Freude und zu den edelſten menſchwürdigſten Gefühlen begeiſtert.

In dieſer Seelenſtimmung iſt der Gedanke an Tod und Grab, verbunden mit der freyern Ausſicht in ein beſſeres Leben, willkommen und wohlthätig!

„Laßt uns gut ſeyn bis zum Grabe, edle Thaten thun, wie das Lied ſie ſingt, dann

Führt der Tod, ein ſchöner Genius
Wie Mengs ihn mahlt in ſeinem ſchönſten Bilde,
Uns einſt in ſelige Gefilde!

Hand

Hand in Hand, wir wollen gut seyn! und unsern Bund vernichtet kein Tod!

Auf Wiedersehn!!"

Es wäre leicht noch andere ähnliche Einwürfe zu widerlegen: aber die schöneren Lebensstunden, dergleichen uns der heutige Tag gewährt, sind zu kostbar, als daß man sie mit Widerlegungen und Streitigkeiten verderben sollte. Wir wollen sie weiser genießen, und heute den ersten Becher der Freude dankbar unserm Schiller weihen!

A. St.

III.

Vorhandene Aussichten für die Kunst zu deklamieren.

Auf Veranlassung der Recension einer Schecherischen Schrift in der Litteraturzeitung No. 226. im Monat August 1792.

Diese Schrift ist von dem Recens. mit einer andern ähnliches Innhalts von Herrn Franke und zwar nicht zu ihrem Vortheile verglichen worden. Die Erstere, die ich nicht selbst gesehen, ist Ankündi-

gung einer neuen Erfindung, und daß der Ton dieser Ankündigung einiges Mistrauen erwecken konnte, ist möglich; demungeachtet wird die Sache selbst, wie ich überzeugt bin, dieses Mistrauen am besten niederlegen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, einige Bekanntschaft mit Herrn M. Sch. und mit dem was er für die Deklamation geleistet, zu erhalten. Ich würde dem Recensenten von der Tonleiter der menschlichen Sprache, die Sch. gefunden und in Zeichen ausdrückt, so wie viele andere, für die sie kein Geheimniß mehr ist, wenigstens den nothdürftigsten anschaulichen Begriff geben können. Ob es je anders angehen wird, als durch Beyhülfe mündlicher Ueberlieferung, will ich nicht behaupten; so, wie man auch Schriftzeichen und musikalische Noten nicht durch bloße Beschreibung in die lebendige Stimme übersetzen lernt: wiewohl die Skala der Deklamazion, — deren Abstufung wahrzunehmen ein feineres und aufmerksameres Gehör zu erfordern scheint, als die Erlernung der musikalischen Skala, — durch die zu Hülfe genommene erklärende Beschreibung sich erst mit der gehörigen Klarheit fassen und behalten läßt; in welcher Hinsicht die Schocherſche Erfindung unter die ausgezeichnet merkwürdigen gehört.

Allein diese das Mechanische der Kunst betreffende Erfindung ist keinesweges das einzige, was Schocher geleistet; ob sie wohl nicht denkbar wäre, wenn

Olivia.

Kommt nur gleich zur Hauptſache; ich ſchenke euch das Lob.

Viola.

Deſto ſchlimmer für mich; ich gab mir ſo viele Müh es zu ſtudieren, und es iſt ſo poetiſch!

Olivia.

Deſto mehr iſt zu vermuthen, daß es übertrieben und voller Dichtung iſt. Ich bitte euch, behaltet es zurük. Ich hörte, ihr machtet euch ſehr unnüze vor meiner Thüre, und ich erlaubte euch den Zutritt mehr aus Fürwiz euch zu ſehen, als euch anzuhören. Wenn ihr nicht toll ſeyd, ſo geht; wenn ihr Verſtand habt, ſo macht's kurz; es iſt gerade nicht die Monds-Zeit bey mir, da ich Luſt habe in einem ſo hüpfenden Dialog' eine Perſon zu machen.

Maria.

Wollt ihr eure Segel aufziehen, junger Herr, hier ligt euer Weg.

Viola.

Nein, ehrlicher Schiffs-Junge, ich werde hier noch ein wenig Flott machen.

Olivia.

Was habt ihr dann anzubringen?

wenn er nicht (was wohl bey wenigen Erfindern von Theorien der Fall seyn mag) sich selbst das hauptsächlichste Muster gegeben hätten, wovon er seine Theorie abstrahirt hat; wenn er den wahren Empfindungsausdruck nicht so, wie er diese Skala angiebt, in seinem ganzen Umfange, mit Vermeidung der Monotonie sowohl, als der Misgriffe der Affektazion, in seiner Gewalt hätte. Mit diesen Anlagen hat sich der Beobachtungsgeist verbunden, der nöthig war, die erste Theorie zu liefern, deren Rubriken sehr mannichfaltig und richtig sind, und doch auf festgehaltnen einfachen Grundsätzen beruhen, und die sich neben dem Inhalt einer Schrift, wie die Frankische, eben so ausnimmt, wie jedes andere wahre System neben den zusammengerafften Bruchstücken der Popularfilosofie. Für die Deklamazion war es aber erst Schochern, die neue Epoche anzufangen, aufbehalten; und man kann daher gegen Anderer Bemühungen, die ihn noch nicht zum Vorgänger hatten, nicht unerkenntlich seyn, und Herrn Franke sein Verdienst um die Sache durch Verbreitung mancher richtiger Ideen und Erweiterung des Interesse nicht streitig machen. Herr M. Löbel (nicht Löber, wie der Recensent schreibt) hat Schochers Anleitung genossen.

Schocher hat in Leipzig Unterricht in der Deklamazion gegeben; aber eine groſse Menge seiner Zuhörer bewiesen, daß es ihnen an wahren Prä-

missen über das, was den Begriff und Zweck der Deklamazion ausmacht, gefehlt hatte, ehe sie zu Sch. giengen, und daß sie auch, nachdem sie ihn gehört hatten, nicht darein eingedrungen waren. Sie suchten sich dadurch mehr eine mechanische Kunstfertigkeit, als einen wahren Gewinn für ihre Geistesbildung zu verschaffen. Von diesen ließe sich also nicht viel zur Empfehlung der Sache hoffen. Sollte aber der Recensent dies Empfehlende in der Schocherischen Schrift selbst vermissen: so überlasse ich es ihm, wenn übrigens die Sache selbst sich empfohlen haben wird, sich als Psychologe das ihm in der Seele des Künstlers vorgelegte Paradoxon zu lösen, und bin überzeugt, daß er in dem Karakter desselben, wenn er ihn persönlich kennen sollte, sehr schätzenswürdige Eigenschaften entdecken würde. Vielleicht sind einige Bemerkungen, zu denen mich die gedachte Recension veranlaßt, zweckmäßiger, als wenn ich eine Apologie zu schreiben unternehmen wollte.

Der Recensent unterscheidet Wahrheit und Schönheit der Deklamazion, und vermißt die Rücksicht auf diesen Unterschied in der Löbelschen Definizion. Um lediglich meine eigne Meynung hierüber vorzutragen, so würde ich in der Definizion dieser Kunst diesen Unterschied geflissentlich vermeiden. Gerade hier scheint mir entweder die Veranlassung oder das Resultat von so manchen nachtheiligen Irrthümern zu liegen.

Deklas

Deklamazion ist nicht, wie andere schöne Künste, fähig, ein vor sich bestehendes Ganze zu liefern. Ihre Schönheit ist nur möglich durch die Schönheit des Originals, das sie mit völliger Angemessenheit und Vollständigkeit des Ausdrucks, dessen sie fähig ist, darstellt; wie die Schönheit einer Uebersetzung aus einer Sprache in die andere völlig auf der Treue und Wahrheit bey der Wahl eines schönen Originals beruht. Hat sie eigenthümliche Schönheiten, die in diesem nicht enthalten sind: so wird sie Nachahmung oder Umarbeitung. Will man aber unter Wahrheit einer Uebersetzung nur die richtige Uebertragung der logischen Verbindung der Begriffe verstehen: so kann dies auf die Deklamazion keine Anwendung leiden, die doch niemand mit einem bloßen monotonischen Vorlesen, welches auch seine eigenen Regeln der Richtigkeit befolgt, wird verwechselt wissen wollen, sondern die sich allemahl mit auf Empfindungsausdruck bezieht. Aber hierdurch fällt auch alle Möglichkeit weg, eine andere als blos willkührliche Grenzbestimmung nach den Graden des Empfindungsausdrucks für Wahrheit und Schönheit der Deklamazion anzugeben. Von keinem in der unbeseelten Sprache ausgedrückten Ganzen von Gedanken und Empfindungen läßt sich mehr als eine einzige wahre, das ist, angemessene und vollständige Uebertragung in die lebendige Rede und ausser derselben keine Schönheit dieser Uebertragung denken, und mehr kann die Deklas

mazion nicht leiſten. Sie kann nicht, wie die Muſik, über einen ſchönen Text einen ihr eigenthümlichen, neue Schönheiten enthaltenden Kommentar oder Parafraſe geben; wollte ſie dieſes, ſo verlöhre ſie, als Deklamazion, Sinn und Bedeutung.

Herr Franke, der den Tadel des Recenſenten über die bey der Wahrheit der Deklamazion vergeſſene Schönheit derſelben nicht auf ſich zieht, ſcheint mir im Grunde zu dieſer Schönheit weniger zu fordern als Löbel und Schocher. Er ſpricht, ſoviel mir erinnerlich iſt (denn ſein Buch habe ich nicht bey der Hand,) mit mehrerer Toleranz und ſelbſt mit mehrerm Wohlgefallen, als für die Aufnahme der Kunſt rathſam ſcheint, von der auch hier ſo häufig anzutreffenden Beſtätigung des Spruchs: duo cum faciunt idem, non eſt idem. Ich bin überzeugt, daß bey wahren Künſtlern, welche Monotonie und entſtellende Abweichungen von ihrem Texte gehörig zu vermeiden wiſſen, wirklich das genaue Zuſamentreffen in einem weit höherm Maaße vorkommen wird, als man anfänglich erwarten würde. Sie werden dem, was ſie vollſtändig gefaßt haben, die gleichen Beziehungen geben, eben ſo, als ſpielten ſie nach einerley Noten.

Der ſtudirende Anfänger ſollte ſich vorſtellen, er wolle das, was nicht unmittelbar aus ſeiner Seele hervorquillt, ſo vortragen, daß ein Zuhö-

rer

rer, glauben müßte, es ſey nichts geleſenes oder gelernes, ſondern von ihm aus ſich ſelbſt geſprochenes. Der Deklamator muß das Gemeinſame des Denkens und Empfindens, wodurch eine Reihe Vorſtellungen ſich zu einem Ganzen zuſammenfügt, *) durch die Stimme ankündigen, veranſchaulichen, in alles eben wieder ſo gemeinſchaftlich einfließen laſſen, daß es dadurch ausgelegt und begreiflich gemacht wird. Dieß läßt ſich allemal nur auf eine einzige Art vollſtändig leiſten. Eine ſo durchdrungene Seele wird auch die Geberdenſprache von ſelbſt mit aus ihrer Ruhe wecken.

Doch es iſt nöthig, noch einigen ſcheinbaren Einwürfen zu begegnen, die ſich gegen dieſe Bemerkungen erheben könnten Scheint die Deklamazionskunſt nicht wenigſtens, außer der Anleitung zur Wahrheit des Ausdrucks, eigene nicht mit darinnen begriffene Regeln für den Wohlklang geben

zu

*) Anmerk. Zum völligen Verſtehen fremder Gedankenreihen wird überhaupt erfordert, daß man ſie nach den objektiven und ſubjektiven Principien der Einheit ihres Zuſammenhangs und ihrer Zuſammenfügung, ohne ſie vor ſich zu haben, herſtellen könne. An einer Menge ſchiefer Urtheile über das Verhältniß und die Grenze zwiſchen Inhalt und Einkleidung, und an mannichfaltigen Erſcheinungen von Oberflächlichkeit und Anmaaßung verräth ſich die gewöhnliche Vernachläßigung dieſes Begriffs, der vielleicht die Grundlage von einer noch nicht ſyſtematiſch bearbeiteten Kunſt des Studiums der Geiſtesprodukte ausmachen ſollte.

zu müſſen? Außerdem, was die wahre und reine Darſtellung der Empfindung ſelbſt dafür leiſtet, die Organe geſchmeidig und wohltönend zu machen, hat der ſtudirende Künſtler freylich noch auf das Mechaniſche ſeiner Redewerkzeuge, wie Demoſthenes, Aufmerkſamkeit zu wenden; ohne daß man jedoch Vorſchriften hierüber ins eigentliche Gebiet der Deklamazionskunſt ziehen kann. Aber ſonach ſind alle Regeln des Wohlkangs für die Deklamazion in dieſer Einen begriffen: Unternimm den wahren Ausdruck nur mit gebildeten Organen. Iſt der Text vermittelſt dieſer keines wohlklingenden Ausdrucks fähig: ſo liegt die Schuld nicht an der Deklamazion. Bildung, Umformung des Textes nach den gefundenen Bedürfniſſen und Vorſchriften des Wohlklangs, iſt wieder eine andere Sache.

Aber müßte denn ſonach nicht alle Wahrheit der Darſtellung durch Redewerkzeuge, Deklamazion ſeyn? Und iſt nicht der Fall vorhanden, daß der Verfaſſer eines Textes, der ihn doch am beſten gefaßt haben muß, demungeachtet ihn nicht gut zu deklamiren fähig iſt?

Unter Deklamazion iſt nicht diejenige Wahrheit des Stimmenausdrucks zu verſtehn, die den ausgeſprochenen Gedanken unmittelbar nach bloßen Naturgeſetzen begleitet. Sie iſt eine dem Geiſte und dem körperlichen Ausdrucke mittelbar eigen gemachte Wahrheit des Gedankens und der Aus-

ſprache,

ſprache, wodurch jene nachgeahmt wird. Und, eben daher, weil in den Werken des Geiſtes faſt immer ſo viel daran zu fehlen pflegt, daß ſie ganz das Eigenthum, die unmittelbare Aeußerung der ungeſuchten, oder doch nachher völlig in ſein Innerſtes eingeſchmolzenen Verknüpfung der Vorſtellungen eines Verfaſſers ſeyn ſollte: (da ſelbſt in Meiſterwerken ſo vieles aus der Sprache ſelbſt, und aus fremdem Gedankenvorrathe entlehntes vorkömmt, das ſich ihr Urheber nicht ganz zu individualiſiren bedurfte, oder doch es wenigſtens für ſeine Perſon nicht nöthig fand) eben daher, meyne ich, läßt es ſich erklären, wenn es wenige gute Deklamatoren ihrer eignen Produkte giebt. Die Deklamazionskunſt iſt die Kunſt, von einem Werke auch denjenigen Inhalt zu faſſen, mit dem der Verfaſſer aus fremdem Vorrath, fremden Formen, oder mit dem er allmählig, ohne ganz ſich zugeeigneten Fluß der Verknüpfung, ſein Werk verſah, und vollkommner, als er ſelbſt, ihn zu faſſen.

Daher geſchieht es, daß ein Autor vermittelſt der Deklamazion einem in ſeinem Produkte ſelbſt nicht erreichten Schwunge, einer Manier, die ihm in der Seele vorſchwebt, durch eine dahin zielende und wohlſoutenirte Monotonie nachgeht. Daher geſchieht es, daß Wiederholungen, Wendungen, die das Schreiben erleichtern, kleine jähe Uebergänge, ſchnell ergriffene Bilder, die Deklamazion, die das ihrige thut um wahr zu ſeyn, zu

einer

einer Stärke und Wärme treiben, über die der kalt gebliebene Autor betroffen seyn, oder vielleicht auch sich in aller Unschuld erfreuen würde. Und so ließen sich mehrere Erscheinungen erklären. Der Deklamator hingegen ist seinerseits vielleicht, mehr als ein andrer, in Gefahr, aus manchem gar zu seichten und aller Originalität ermangelnden Produkte einen zu wenig eckeln Genuß zu schöpfen.

Indessen ergiebt sich aus solchen Betrachtungen, was Deklamazion für Kritik, für eigne Geistesbildung und für Erziehung, für das wahre Sich selbst verstehen, und für das Sich verstehen lehren, für die geistige Vollendung zu den bestimmtesten Umrissen, für die innige Veranschaulichung und Zueignung des Schönen und Guten, werden kann und werden soll; und hierzu muß sie angewandt werden: nicht bloß, um durch ihre Formen, zu deren Anschauung die Einbildungskraft eine Weile mit dem Stoffe sich beschäftiget, das Gebiet des Genusses zu erweitern; noch weniger aber, damit man sich eine angenehme Mozion mache und sich hören lasse, wie man tanzt, um sich zu bewegen und gesehen zu werden.

IV.

Weißagung des Helvetius.

Helvetius war 1715. zu Paris gebohren und ſtarb daſelbſt 1771. In ſeinem 23ſten Jahre ward er General-Pächter, und erhielt dadurch eine regelmäßige Einnahme von hundert tauſend franzöſiſchen Thalern jährlich. Er war aber nicht bloß General-Pächter, er liebte und ſtudierte die Wiſſenſchaften, er war der Freund der größten Männer ſeiner Zeit in ſeinem Vaterlande und bildete ſich in ihrer Geſellſchaft, er war ein Mann von vorzüglichen Naturgaben, von Geiſt und von Geſchmack, und dabey ein ſchätzbarer Schriftſteller und Dichter.

Er war kein grübelnder tiefdenkender oder metafyſiſcher Kopf; aber er hatte einen ſehr hellen, geſunden und von den herrſchenden praktiſchen Vorurtheilen ſeiner Zeit ungeblendeten Verſtand. Er kannte die Menſchen beſſer als den Menſchen, und beſaß in hohem Grade das was wir Welt- und Menſchen-Kenntniß nennen; dabey war er ſehr beleſen, zeigte in ſeinem Umgange und in ſeinen Schriften viel Kenntniſſe und viel Witz, aber noch mehr Geſchmack und Beurtheilungskraft, und hatte einen ungemein leichten, deutlichen, reizenden und eindringenden Vortrag. Seine Schrift

de l'esprit wurde in ganz Europa mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen, und machte, wie man sagt, große Sensazion oder starken Eindruck — in seinem Vaterlande aber, zog sie ihm Verfolgung zu.

Friedrich der Zweyte schätzte ihn so sehr, daß er in ihn drang und ihn bewog, eine Reise nach Deutschland zu machen und sich einige Zeit bey ihm aufzuhalten. Mehrere Europäische und vorzüglich Teutsche Fürsten bezeugten ihm bey Gelegenheit dieser Reise und zu andern Zeiten ihre Achtung.

Ausser diesem allen, und was mehr sagen will als dies alles, war er ein sehr rechtschaffner, edeldenkender, wahrheitliebender, freymüthiger Mann, und sein sittlicher Karakter machte ihn bey seinen vorzüglichen und angenehmen Geistesgaben zugleich hochachtungs- und ehrwürdig. Als General-Pächter nahm er, insonderheit auf seinen Untersuchungs-Reisen, das Volk gegen die Bedrückungen der Unter-Pächter in Schuz, entschädigte die dadurch zu Grunde gerichteten Unglücklichen, und wollte das Bann- oder Konfiskations-Geld nicht annehmen. Seine Gerechtigkeit und Großmuth behagten den übrigen Pächtern anfangs nicht; doch duldeten sie dieselben in der Folge, da er sie nun auf seine eigne Kosten ausübte. Er wagte es selbst oft der Vertreter des Volks bey der Gesellschaft der General-Pächter, und bey dem

Minis-

Viola.

Ich bin ein Deputierter.

Olivia.

Wahrhaftig, ihr müßt etwas ſehr gräßliches zu ſagen haben, da eure Vorrede ſo fürchterlich iſt. Redet was ihr zu reden habt.

Viola.

Es bezieht ſich allein auf euer eignes Ohr. Ich bringe keine Kriegs-Erklärung; ich trage den Oelzweig in meiner Hand, und meine Worte ſind eben ſo friedſam als gewichtig.

Olivia.

Und doch fienget ihr unfreundlich genug an. Wer ſeyd ihr? Was wollt ihr?

Viola.

Wenn ich unfreundlich geſchienen habe, ſo iſt es der Art wie ich empfangen wurde, zuzuſchreiben. Was ich bin und was ich will, das ſind Dinge, die ſo geheim ſind wie eine Jungferſchaft; für euer Ohr, Theologie; für jedes andre, Profanationen.

Olivia.

Laß uns allein. (Maria geht ab.) Wir wollen dieſe Theologie hören. Nun, mein Herr, was iſt euer Text?

Viola.

Minister in Ansehung der öffentlichen Abgaben, zu seyn, und war in diesem mißlichen Unternehmen sogar einige Mahle glücklich. Nützlich war er in seinem Posten auf eine ausgezeichnete Art für die Nazion und für die Ferne zu gleicher Zeit, aber er konnte es doch auf die Dauer in demselben nicht aushalten. Seine Zwecke waren groß und er hatte mit kleinen Seelen zu thun; seine Grundsätze, seine Gesinnungen waren menschlich, und seine Kollegen waren für die Menschlichkeit abgestumpfte Finanziers. Er legte daher seine Stelle als General-Pächter nieder und kaufte Landgüter an, um sich auf dieselben zurückzuziehen. Aus Gefälligkeit gegen seinen Vater erkaufte er die Stelle eines maitre d'hotel der Königin — allein er war so wenig für den Hof als für die Finanzen gemacht, obgleich man es ihm eine Weile am Hofe verzieh, daß er Verstand und Rechtschaffenheit besaß. Im Jahr 1751. begab er sich auf seine Güter, heyrathete, dachte nur darauf das Glück seiner Frau und seiner Vasallen zu machen, und studierte. Vier oder fünf Monathe des Jahrs lebte er mit seiner Familie in der Hauptstadt, im Kreise einiger ausgewählten Freunde aus allen Ständen, welche Sitten und Einsichten vereinten. Einen Tag in der Woche lebte er für die große Welt, und an diesem versammleten sich bey ihm Prinzen, Staatsräthe, der hohe Adel, Filosofen und Gelehrte — Einländer so wie Ausländer.

Im Jahr 64 machte er eine Reise durch England, wo er von dem Könige, den Großen und den Gelehrten aufs ehrenvollste aufgenommen wurde, und für die englische Nazion große Hochachtung gewann. Im folgenden Jahre gieng er, wie oben erwähnt, auf dringendes Ansuchen Friedrichs des Zweyten nach Teutschland, wo er im Ganzen an den Höfen und beym Adel Filosofie, Ordnungsliebe und Menschlichkeit, und daher das Volk nicht elend fand.

Dieser Mann, von dem ich meinen Lesern, die vielleicht nicht alle genau mit ihm bekannt waren, wenigstens einigen Begriff vorher geben zu müssen glaubte; dieser Mann, der sein Vaterland und den unter seinen Zeitgenossen herrschenden Geist gewiß kannte, und seinen mannichfaltigen Lagen, Verhältnissen und Erfahrungen zu Folge nothwendig kennen mußte; dieser Mann, der ein großer Feind des Despotismus und des Glaubenszwangs, aber kein Feind der Monarchen, der Monarchie und des Christenthums war; dieser Mann, der nichts weniger als grübelnder Stubengelehrter, politischer Schwärmer und Plaumacher, rasender Jakobiner oder hungriger Schriftsteller, sondern im Gegentheil ein denkender Geschäfts- und Staats-Mann von geprüfter Welt- und Menschen-Kenntniß war, und dabey einen hohen Grad von Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe und Adel der Gesinnung besaß und von den

weises

weiſeſten und edelſten Fürſten und Menſchen ſeiner Zeit geſchätzt und geliebt wurde: dieſer Mann, ſage ich, weiſſagt in der Vorrede zu dem nach ſeinem Tode herausgekommenen Werke über den Menſchen, von dem bevorſtehenden Schickſahl ſeines Vaterlandes wie folget.“

„So unterliegt alſo mein Vaterland dem Joche der Herrſcher-Willkühr (Deſpotismus). Es wird demnach keine große Schriftſteller mehr hervor bringen. Die Eigenſchaft der Herrſcher-Willkühr iſt — die Gedanken im Verſtande und die Tugend im Herzen zu erſticken.“

„Nicht mehr unter dem Nahmen der Franzoſen wird dieſes Volk ſich weiter berühmt machen können: dieſe herabgewürdigte Nazion iſt jetzt die Verachtung von Europa. Keine heilſame Gährung oder Ausſcheidung (Kriſe) wird ihr die Freyheit wieder geben. Sie wird an der Auszehrung dahin ſterben.

Die Eroberung iſt das einzige Mittel gegen ihr Elend; Zufall und Umſtände ſind's die über die Wirkſamkeit eines ſolchen Mittels entſcheiden.

In der Sprache des Verfaſſers lautet die Stelle folgendermaßen: Ma patrie a reçû enfin le joug du Deſpotisme. Elle ne produira donc plus d'Ecrivains celebres. Le propre du Deſpotiſme eſt d'étouffer la penſée dans les eſprits et la vertu dans les ames.

Ce n'eſt plus ſous le nom de François que ce peuple pourra de nouveau ſe rendre celebre: cette nation avilie eſt aujourd-hui le mepris de l'Europe. Nulle criſe ſalutaire ne lui rendra la liberté. C'eſt par la conſomption qu'elle perira. La conquête eſt le ſeul remede à ſes malheurs, et c'eſt le hazard et les circonſtances qui decideront d'un tel remede.

Merkwürdig ſcheint mir dieſe Weiſſagung eines Mannes wie Helvetius immer, und wird vielleicht manchem meiner Leſer ſo ſcheinen — gleichwohl bin ich für meine Perſon weit entfernt, ohnerachtet alles deſſen was in den letzten Jahren in Frankreich vorgefallen iſt, dieſelbe ſo zu unterſchreiben, als ſey ſie ſchon erfüllt, oder ihrer Erfüllung durchaus nahe. Es iſt mir nun einmahl nicht gegeben, ſelbſt im ſtillen Urtheile für mich, vielweniger im öffentlichen vor der Welt, in einer Hinſicht wie dieſe über ganze Nazionen, als ſolche, und über ſo ſehr verwickelte Dinge, als die franzöſiſchen Staatsangelegenheiten jetzt ſind, im allgemeinen und entſcheidend abzuſprechen. Ich überlaſſe es daher dem Leſer nach ſeiner eigenen Einſicht und nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen, über die Sache zu urtheilen ſo gut wie er kann. Doch füge ich noch ein Paar mir ſehr natürlich und höchſt einfach ſcheinende, in Vernunft und Erfahrung gleich ſtark gegründete Bemerkungen hinzu — auf welche gewiſſe Leute in unſern Zeiten

ten ganz und gar nicht zu fallen, ja dieſelben offenbar zu verkennen ſcheinen.

1) Die ganze franzöſiſche Revoluzion und das große Unglück, welches durch ſie die Monarchie jetzt betroffen und ins Verderben geſtürzt hat, ſind eine Folge des lange vorhergegangenen Zuſtandes derſelben und in ihm gegründet.

2) Die Vorfahren der jetzigen Franzoſen ſind Schuld an dem Unglück welches letztere jetzt trifft, und zwar dadurch, daß ſie Deſpotismus haben ausüben und ſklaviſche Behandlung ſich haben gefallen laſſen: als wodurch ihr ganzer Staat in eine allgemeine Zerrüttung, und ihr eigener ſittlicher Karakter in Verderbniß übergegangen iſt. Der wahre und einzige innere Grund der Zerſtöhrung der franzöſiſchen Monarchie, des Unglücks das ihre Regenten und des Elends das ihr Volk betroffen hat, iſt: die ſklaviſche Unterwürfigkeit, der blinde Gehorſam, und das bloß leidende Verhalten der ehemahligen Franzoſen gegen die tyranniſche Willkühr ihrer hohen und niedern Regenten.

3) Herrſcher-Willkühr und Sklavenſinn des Volks, der denſelben zuläßt und hervorbringt, Unterdrückung der Freyheit zu denken, zu reden und zu ſchreiben, Glaubenszwang und Verwehrung daß die öffentliche Religion mit der Ausbildung der Nazion gleichen Schritt hält,

und dadurch in Achtung und heilsamer Wirksamkeit bey derselben bleibt; Vernachläßigung eines vernünftigen öffentlichen Jugend-Unterrichts für alle Stände; Verwirkung des öffentlichen Vertrauens zur Regierung, von innen und von aussen, schändliche Verschwendung der Staats-Einkünfte und daraus entstehende Schuldenlasten, und ungeheure Bedrückungen vorzüglich der niedern Stände; Aster-Staatsklugheit und Ränkespiel der Minister, Kebsweiber, Buhldirnen und Lieblinge, die sich in alle Welthändel mischen und alles verwirren und überall herrschen wollen; muthwillige Kriege, Eroberungs- Vergrößerungs- oder Länder-Raubsucht, der Stimme der allgemeinen und öffentlichen Vernunft (deren lauten Ausbruch das gezuckte Henkerschwerdt des Despotismus nur auf einige Zeit zurückschreckt) und des eigenen Gewissens hohnbietende Verletzung des ganzen Völker- und Privat-, des natürlichen so wie des positiven Rechts — sind die nothwendigen Ursachen des Untergangs der Reiche, des Verderbens der zumal erblichen Regenten, und des Elends der Völker.

Diese Dinge sind also, wie, aller Vernunft und aller augenscheinlichen Erfahrung zum Trotz, mancher Afterpolitiker wähnt und uns durch seine Handelsmaximen als seinen Glauben zu erkennen giebt, weder zusammengenommen noch einzeln die Mittel, gewaltsamen Staatsveränderungen, bürgerlichen

lichen Unruhen und Aufruhr, dem Verderben der Regenten und dem Elende der Völker zuvorzukommen.

Das, was eine Sache über kurz oder lang nothwendig und unfehlbar bewirkt, und bewirken muß, kann nie ein gründliches, und im Ganzen sicheres und heilsames Mittel seyn, dieselbe auch nur zeitig zu verhüten.

Wohl uns, daß unsere weisere Deutschen Fürsten von der Wahrheit dieser Bemerkung kräftig überzeugt sind, und ihre Ueberzeugung davon durch ihr öffentliches Verhalten thätlich an den Tag legen — und mit edler Verachtung den Frevler, der unter heuchlerischem Vorwande das Gegentheil predigt oder einflüstert, von sich scheuchen!

Wohl uns, daß eine Wahrheit wie diese, in der kritischen Zeit in welcher wir leben, von den Weisen und Edlen unsers Volks, mit eben so viel Freymüthigkeit, Nachdruck und Würde als Weisheit und Vorsicht, ihren Zeitgenossen zu Gemüthe geführet, und eben dadurch auf der einen Seite der verworfene Sklavensinn gerade so stark, als der Frevelgeist des Aufruhrs auf der andern, auf eine wirksame und gründliche Art verhütet wird!

Wehe aber dem, der diese Wahrheit anerkannt, (und wer kann sie verkennen?) und nicht in seinem größern oder kleineren Wirkungskreise die Einsicht derselben befördert und verbreitet, und

die darin gegründeten Pflichten und Handlungsregeln durch sein ganzes öffentliches und Privatverhalten geltend macht! Er handelt als ein Verräther gegen sein Vaterland, gegen die ganze Nachkommenschaft und gegen seinen Regenten, und trifft ihn auch kein anderer Fluch, so trifft ihn doch gewiß einst der seines eigenen Gewissens.

St.

V.

An ein Thal.

Ne giammai vidi valle aver si spesi
Luoghi da sospirar riposti e fidi.

Petrarca.

Entlegnes Thal, von Fichtenhöhn begränzt,
Mit Erlenreihn umbeete flache Matten!
O Bach, auf dem ein güldnes Schlaglicht glänzt!
O Meyerhof, im dunkeln Wallnußschatten!

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel:
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
In deinem Hayn saußt der Begeistrung Flügel.

Nimm, trauter Hayn, nimm, Schattengang, mich auf!
In deiner Nacht entschlummern alle Sorgen:

Er-

Geſchränkt, wie du, iſt auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, ſo wie ſein Schluß, verborgen.

Der Ehrſucht Schiff ruht hier am treuen Strand;
Genügſamkeit band es an Blumenküſten:
Der Vorwitz legt ſein Fernrohr aus der Hand;
Beſorgniß ſpäht nicht nach der Zukunft Wüſten.

Die Bosheit ſprüht hier nicht ihr ſchwarzes Gift
Auf unbeſorgter Unſchuld Roſenkronen;
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freyheit herrſcht, wo gute Menſchen wohnen.

Das Hohnlacheln des Witzlers mengt ſich nicht
In dieſer Espen friedeſäuſelnd Wehen;
Kein Läſterkreis hält hier ſein Strafgericht,
Kein Neider laurt Gebrechen aufzuſpähen.

Die Muſe wallt auf zartbehalmten Plan;
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet
Und, gern verwirrt, auf ſanft gewundner Bahn,
So lang er kann, in dieſem Tempe weilet.

Auf jener Dorfkapell, in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckens-Nächten,
Wenn Aufruhr tobt, der tauſendſtimmig brüllt,
Mit Brand und Dolch in hochgeſchwungner Rechten.

Den Wiederhall der Eppichklüfte ſchreckt
Kein Schlachtgeſchoß: ſtatt rauher Kriegstrommeten,

Hallt hier das Horn, das früh die Hirtin weckt;
Der Tag erliſcht beym Ton der Weidenflöten.

Hier muh't die Kuh auf gelbhebblümter Au;
Dort klinaeln hell der Ziegenheerde Schellen;
Das Käuzlein ſchnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen ſumſen an des Giesbachs Fällen.

Dort flüſtern Silberpappeln ſanft umwebt,
Die grün und weiß die Blätter wechſelnd regen;
Das Mühlenrad, das träg die Schaufeln dreht,
Klappt langſam fort mit gleichgemeßnen Schlägen.

Im Dickigt ſchallt der Droſſel Waldgeſang,
Das Heupferd zirpt auf friſchgemähter Weite;
Am Hügel klirrt gewezter Senſen Klang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadt-Geläute.

O Selig, wer nach freyer Herzenswahl
In dieſen Grund ſich heimlich ſiedeln konnte!
Wie dort Petrach im Felsumragten Thal,
Wie Xenofon im ländlichen Skillonte.

Wer lang bereut, daß er es einſt verſucht
Sich in das Gleiß des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm in dieſer Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen.

Hier darf ein Herz, das man ſchon oft verrieth,
In eine Welt ſich träumen, frey von Böſen;

Viola.

Allerliebſtes Fräulein --

Olivia.

Eine troſtreiche Materie, und worüber ſich viel ſagen läßt. Wo ſteht euer Text?

Viola.

In Orſino's Buſen.

Olivia.

In ſeinem Buſen? In was für einem Capitel ſeines Buſens?

Viola.

Um in der nemlichen Methode zu antworten, im erſten Capitel ſeines Herzens.

Olivia.

O, das hab' ich geleſen; es iſt Ketzerey. Iſt das alles was ihr zu ſagen habt?

Viola.

Liebe Madam, laßt mich euer Geſicht ſehen.

Olivia.

Habt ihr Commiſſion von euerm Herrn, mit meinem Geſicht Unterhandlungen zu pflegen? Ihr geht izt zwar über euern Text hinaus; aber wir wollen doch den Vorhang weg-

ziehen

Die Liebe, die des Schickſals Härte ſchied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulöſen.

O du, die mich mit Gerafs Huld umſchwebt,
Entfernte! Hier belebt ſich mein Vertrauen!
Die Zukunft glänzt mit Hoffnungsgold durchwebt;
Hier dürfen wir ein Zufluchtshüttchen bauen!

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug:
Ein Halmendach, das ſie getreu verberge;
Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Plaz für zwey vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich ſtillem Ziel,
Und nie verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In ſeine trüben Strudel mich verſchlürfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt aus Ennasthal,
Hört' ich die Flut der Zeitgeſchichte toſen!
Nur edler Freyheitshelden Naſenmahl
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberroſen.

Undingbar, keines Fürſten Waffenknecht,
Zu edelſtolz um Rang und Sold zu werben,
Entſagt' ich nie der beſſern Menſchheit Recht,
Für Völkerglück zu ſiegen oder ſterben.

Dort wo, gelind' in lauer Luft gewiegt,
Die ſchlanken Pappeln ſich zuſammen lehnen,
Vergöß' an meine Urne hingeſchmiegt,
Mein junges Weib der Treue ſtillen Thränen. *)

v. Salis.

VI.

Nochmahlige Proben
einer
Neuen Ueberſetzung des Lukrez.

Zweytes Buch.

Süß iſt, doch im Meer, wenn es Orkane zerwühlen,
Von dem Land' aus, geſichert, des Schiffers Arbeit zu ſchauen;
Nicht, weils Wolluſt gewährt einen Menſchen leiden zu ſehen,

Sou-

*) Die Freunde des von ſo vielen Seiten vortrefflichen Verfaſſers dieſer durch reinen prunkloſen Ausdruck wahrer Gefühle ſo vorzüglich ſchönen Stanzen werden mit Theilnehmung die Nachricht aufnehmen, daß ein günſtiges Schickſal dem liebenswürdigen Dichter nun wirklich die Erfüllung jenes letzten Wunſches gewährt hat, der den Inhalt eines ſeiner ſchönſten Stücke im Voſſiſchen Muſen-Almanach von 1791. ausmachte. (S. Teutſch. Merkur 1791. No. 2. S. 220.)

Sondern weil eignes Gefühl des Freyſeyns vom Schmerze
so wohl thut.

Süß iſt es auch nicht minder der Heere blutige Kämpfe
Nur von fern zu ſchauen, und auſer Gefahr ſich zu wiſſen:
Aber ſüßer iſt nichts, als in deinem erhabenen, lichten
Durch der Denker Weisheit ſo herrlich geſicherten Tempel
Göttin Filoſofie zu weilen, mit edelem Stolze
Auf die Dumheit herunterblickend, den Pöbel voll Wahnſinn
Zu dem Wege des Lebens im Finſtern tappen zu ſehen,
Wie er nach Beyfall geizt, nach Adel und Würden ſich dränget,
Tag und Nacht ſich zerbläut, mit unabläßiger Arbeit
Um einen Klumpen Gold und Kron' und Zepter zu haſchen;
O die Sklavenſeelen, die blinden erbärmlichen Menſchen!

Ja, wie liegt doch ſo jetzt im dicken verpeſteten Nebel
Jedes Leben verſenkt! O keiner, keiner blickt auf und
Hört auf den Ruf der Natur: entferne von deinem
Körper
Alle Schmerzen, o Menſch, ſey froh, ſey heiteren Geiſtes,
Suche Furcht und Gram und quälenden Mißmuth zu
bannen!

Wahrlich wir ſehen es leicht, daß es nur wenig bedürfe
Unſer Nervenſyſtem vor Schmerzen zu ſichern, nur wenig,
Um ein reiches Maaß der reinſten Freuden zu ärndten,
Welche ſelbſt die Natur nicht angenehmer ſich wünſchet.
Stehn denn gleich nicht im Zimmer vergoldete Genien-Bilder,

Die

Die mit brennenden Kerzen in ihrer Rechte dein ſpätes
Nächtliches Prunkmahl beleuchten; verblendet die Augen der Gäſte
Nicht der prächtige Glanz des Gold- und Silbergeſchirres:
O ſo lagerſt du dich mit ihnen ans Ufer des Baches,
Unter den Schatten des Ahorn, auf weichen Teppich von Graſe,
Thuſt dem Körper hier gütlich ohn' allen Aufwand und Koſten,
Iſt das Wetter zumal dann heiter, und ſtreut ſchon der Frühling
Ueber das junge Grün der Wieſen die farbigten Blumen.
Freund, die Fieberhitze verläßt auf koſtbar geſtickten
Decken, auf glühendem Purpur nicht früher die Andern als auf dem
Wohlfeilen einfachen Lager des prachtloſen reinlichen Bürgers.

Alſo wenn perſiſche Schätze, wenn hoher Adel, wenn aller
Kronen Majeſtät zum Wohlſeyn des Körpers nichts helfen:
O wie könnteſt du hoffen, daß durch ſie die Seele gewönne?
Möglich wär' es, daß etwa dein Aberglaube, zu furchtſam,
Wenn er die Legionen, die du zum Platze der Uebung,
Um die lärmenden Scenen der Schlacht zu bilden, beorderſt,
Oder die Flotten erblickt, die weit im Meere ſich jagen,
Mit der Todesfurcht aus deinem Buſen entflöhe,
Und einen Augenblick dann dir freyer zu athmen vergönnte.

Wie, wenn aber dies alles ein lächerlich Kinderſpiel wäre?
Wenn der Menſchen Gewiſſen, wenn ihre nagenden Sorgen
Sich

Sich vor Waffengetöse, vor Picken und Schwerdtern nicht scheuen?

Wenn sie kühn ins Gemach der Fürsten und ihrer Minister dringen, wenn sie der Glanz der golddurchwirkten Tapeten
Und das blendende Roth des Purpurs zur Ehrfurcht nicht zwinget:

O so glaub' es denn doch, daß dies das Werk *) der Vernunft sey,
Jetzt besonders, da alles in dicker Finsterniß irret.

Denn wie Kinder im Finstern vor allem zittern und beben,
Eben so zittern wir, am hellen Tage, vor Dingen,
Die nicht furchtbarer sind im Grund' als jene Gespenster,
Deren scheußlichen Anblick das Kind im dunkeln scheuet.
Ach dies schröckliche Dunkel der Seele vertreiben die Strahlen
Keiner Sonne, kein Licht des heitersten Tages im Sommer,
Nur die Betrachtung der schönen Natur und Uebung im Denken,

Nun so will ich dir denn erklären, durch welche Bewegung
Die erzeugenden Körper des Urstoffs so mancherley Dinge
Hier durch Vereinigung bilden, und dort durch Trennung zerstöhren;

Welche

*) Nach der in der Havetkampischen Ausgabe aufgenommenen Lesart *poteſtas*. Die Lesart *egeſtas* giebt indessen auch einen sehr guten, und vielleicht in den Zusammenhang noch besser passenden Sinn:

O so glaub' es doch, Freund, daß es der Unvernunft Werk sey,
Wenn jetzt alles so tief in dicker Finsterniß irret.

Welche Kraft ſo zu wirken ſie treibt; wie urſprüngliche Unruh
Durch das Leere ſie jagt. Wolan denn, Lieber, ſo höre!

Keine Materie hänat ewig und unzertrennbar zuſammen.
Denn wir ſehen es ja, wie jegliches Ding ſich vermindert;
Wie es gleichſam im Alter wie Waſſer zerrinnet, wie alles
Die vernichtende Zeit allmählig den Augen entziehet.
Aber die Summe der Dinge ſcheint unverändert zu bleiben,
Und das rührt daher, weil jegliches Theilchen des Stoffes
Da wo es abgeht, vermindert, und wo es ſich anſetzt, vermehret,
Dort zu verwelken zwingt, und hier die Blüthe befördert.
Aber es dauert auch hier nicht; und ſo wird immer der Dinge
Summ' im Ganzen erneut, ſo wechſelt das Leben der Menſchen;
Hier vermehrt ſich ein Haus zum Volke, dort dorret ein Stammbaum.
Alles was Odem hat daurt nur wenige Jahre — die Laufbahn
Iſt vollendet; es nimmt die Fackel des Lebens ein andrer.

Aus dem ſechſten Buche.

Solche verpeſtete Luft, ſolch eine modernde Seuche
Macht' einſt Cekrops Staaten zum Todtenacker; die Landſchaft,
Wie die volkreiche Stadt, ward bald zur ſchrecklichen Wüſte.
An Aegyptus entfernten Gränzen enſprungen durchzog ſie
Weite

Weite Strecken des Luftraums, weit über Länder und Meere,
Und ſenkt endlich ſchwer auf Pandions Volke ſich nieder:
Schaarenweis fielen ſie um, die Opfer der Peſt und des Todes.

Anfangs zeigt' am Kopfe ſich Schwulſt mit heftiger Hitze,
Ueber das Augenpaar war glühende Röthe gegoſſen:
Innerhalb ſchwitzte der Schlund ein ſchwarzes Blut aus; die Stimme
War, durch Eiterbeulen verſchloſſen, ein grauſendes Röcheln;
Kraftlos, voller Geſchwür' und rauh und ſchwer zu bewegen
Schwamm im Blute die Zunge, der Sprecher der denkenden Seele.
Wenn dann weiter das Gift vom Schlund aus über den Buſen
Und das bekümmerte Herz der armen Kranken ſich hingoß,
Ach dann löſten auf einmahl ſich alle Bande des Lebens.
Gleich einem faulenden Aaſe' am Wege verbreitet, ihr Odem
Eine erſtickende Wolke abſcheulicher gift'ger Gerüche;
Aller Geiſt war dahin, und alle Spannkraft der Fibern
Ward erſchlafft; ſie lagen ſchon auf der Schwelle des Todes.
Schrecklicher als das Uebel war noch des Uebels Gefährtin,
Unbeſchreibliche Angſt, mit kläglichem Winſeln und Stöhnen.
Dazu geſellte ſich oft ein Schluchzen bey Tag' und bey Nachte
Das in den ohnedem ſo ſchlaffen Fibern der Kranken
Schreckliche Zuckungen wirkt', und alle Muſkeln verzerrte.

Sonderbar war es, du konnteſt in keinem äuſſern Theile
Den verzehrenden Brand des Fiebers merklich verſpüren,
Nein, du fühlteſt beym Druck' der Hände nur mäßige Wärme,
Aber der Körper war roth, als wär er durchaus entzündet,
Oder als hätt' über ihn das heilige Feur ſich verbreitet.
Innerlich wüthet indeſſen der Brand in Mark und Gebeinen
Und im Magen glüht' es wie in den Oefen der Schmelzer.
Jedes Gewand, ſo leicht als möglich, war läſtig den Kranken;
Immer ſehnten ſie ſich nach kühlenden Schatten und Luftzug,
Warfen den nakten Leib zum Theil in eiskalte Flüſſe,
Um in den Fluthen vielleicht die gewünſchte Kühlung zu finden.

Viele liefen ſogar zum Rande der offenen Brunnen,
Ohne die Tiefe zu ſcheuen, ſie ſtürzten hinunter und glaubten,
Ganz im Waſſer verſunken, des ausgetrockneten Körpers
Unausſprechlichen Durſt gleichwohl nicht löſchen zu können.

Aber was half es! Hier war an keine Erquikung zu denken,
Kraftlos lagen ſie nieder. Der Arzt ſaß traurig und ſchweigend,
Wenn er Tag und Nacht die feurigen Augen ſich rollen
Und nie ſchließen ſah, den gütigen Schlaf zu empfangen.
Auſſerdem zeigten ſich noch der Todesſymptome die Menge:
Angſt und Schwermuth, die Folgen der Geiſtesverwirrung; ein dunkles
Trübes Aug', ein ſtarrer und wüthender Blick; vor den Ohren
Ein

Ein beſtändiges Sauſen, ein mehrentheils kurzer, zuweilen
Schwer aus tiefer Bruſt und langſam gezogener Athen.
Hals und Buſen glänzte von kaltem Schweiß überzogen;
Wenig und dünn war der Speichel und wie mit Saffran gemiſchet;
Dabey ein brickelnder Huſten aus heiſerer Kehle, nicht ohne
Schmerz und Beſchwerde geſtoßen; ein Zucken in Händen; in allen
Gliedern ein Zittern. Allmählig zog von den Füßen die Kälte
Sich zu dem Körper hinauf, und bey der Ankunft des Todes
Sah' man die Nüſtern gedrückt, die Naſe dünner geſpitzet,
Hohl die Augen und Schläfe, die Haut zuſamengeſchrumpfet,
Hart und kalt; der Mund ſtand offen, *) die Stirn war geſpannet,
Und kaum entſeelt der Leichnam, ſo war er völlig erſtarret.
Acht oder neunmahl durchlief die Sonn' ihre Laufbahn, dann endlich
Löſchte das letzte Lebensfünkchen. Entgieng ja zuweilen
Einer, durch Abſatz des Gifts in ſcheußliche Beulen und Auswurf
Schwarzer Galle, dem Tode: ſo hatt' er Schwindſucht zu fürchten,
Oder verderbenes Blut floß unter anhaltendem Kopfweh
Aus der Naſ', und ſo ſchwanden des Leidenden Körper und Kräfte.

*) In ore patens rictus iſt die letzte der Haverkampiſchen Aufgabe.

Ja überſtand er auch dieſen verzehrenden Blutgang: ſo ſetzte
Dann das Gift der Krankheit ſich auf die Nerven in allen
Gliedern, und drang ſogar bis zu den Theilen der Zeugung.
Einige ſah man daher, um nur die Schwelle des Todes
Nicht zu betreten, durchs Meſſer ſich dieſer Theile berauben.
Und das Leben gewinnen. Auch andere blieben zwar leben,
Aber an Händen und Füßen oft ſcheußlich verſtümmelt, oft ſelber
Des wohlthätigen Lichts der Augen gänzlich beraubet.
Solche Entſchlüſſe vermochte die Furcht vor dem Tode zu wirken!
Ferner litten noch andere ſo ſehr an Kräften der Seele,
Daß ſie auf nichts ſich beſannen, ſogar ſich ſelber nicht kannten.

Schrecklich: es lagen noch Haufen von unbeerdigten Todten
Aufgethürmt, aber es flohen, den giftigen Dunſtkreis zu meiden,
Geyer und Wölfe ſogar mit ſichtbarem Abſcheu zurücke:
Oder wofern ſie es wagten zu freſſen, ſo ſtarben ſie plötzlich.
Ja es zeigte ſich ſelbſt in dieſen Tagen kein Vogel;
Auch das Wild blieb des Nachts in ſeinen Höhlen; faſt alles
Lag mit der nehmlichen Seuche behaftet, und krankt' ohne Rettung.

Und beſonders die treuen, die ehrlichen Hunde, ſie lagen
Auf den Straßen herum, und hauchten qualvoll den Geiſt aus;
Denn

ziehen, und euch das Gemählde zeigen. Seht ihr, mein Herr; ſo eines trag' ich dermahlen; iſt's nicht wohl gemacht?

[Sie enthüllt ihr Geſicht.]

Viola.

Vortrefflich, wenn Gott alles gemacht hat.

Olivia.

Davor ſteh ich euch; es iſt von der guten Farbe; es hält Wind und Wetter aus.

Viola.

O, gewiß kan nur die ſchlaue und anmuthreiche Hand der Natur weiß und roth auf eine ſo reizende Art auftragen, und in einander miſchen -- Gnädiges Fräulein, ihr ſeyd die grauſamſte Sie in der ganzen Welt, wenn ihr ſolche Reizungen ins Grab tragen wollt, ohne der Welt eine Copey davon zu laſſen.

Olivia.

O, mein Herr, ſo hartherzig will ich nicht ſeyn; ich will verſchiedene Vermächtniſſe von meiner Schönheit machen. Es ſoll ein genaues Inventarium davon gezogen, und jedes beſondre Stük meinem Teſtament angehängt werden. Als, item, zwo erträglich rothe Lippen. Item, zwey blaue Augen, mit Angliedern dazu. Item, ein Hals, ein Kinn, und ſo weiter. Seyd ihr hieher geſchikt worden, mir eine Lobrede zu halten?

Denn mit Gewalt entriß das Gift ihrem Körper das Leben.
Ganze Schaaren von Todten begrub man ohne Sprünge.
Auch kein Mittel gabs, das allgemein allen geholfen
Hätte: denn was dem einen die Kraft wieder heiter zum Himmel
Aufzublicken verlieh und Luft des Lebens zu athmen,
War für andre ein Gift, den Tod zu beschleunigen fähig.

Ach! und das traurigste war in dieser traurigen Lage,
Daß ein jeder, sobald er Spuren der Krankheit bemerkte,
Gleich einem Missethäter, zum Tode verurtheilt sich wähnte.
Ohne Hoffnung und Trost auf seinem Lager herumwarf,
Und mit Todesgedanken bis an sein Ende sich quälte.

Freylich konnt' es nicht fehlen, daß einer nicht immer von andern
Das zerstöhrende Gift der mordbegierigen Seuche
Einsog, und so kams, daß Leichen auf Leichen sich häuften.
Seelen gab es genug, die aus Begierde zum Leben
Oder aus Todesangst des kranken Freundes vergaßen.
Aber dann rächte sich grausam des Kaltsinns Strafe; sie wurden
Selbst verlassen und hülflos vom scheußlichsten Tode geschlachtet,
Gleich dem gehörnten Stier' und wolligten Schaaf' am Altare.
Doch auch selbst den Treuen, der Theil nahm, raffte die Seuche

Oder der Kummer dahin, den Pflicht und Freundſchaft, und ach, die
Herzerſchütternden Bitten der armen Sterbenden heiſchten.
O da wußte denn bald, wer Freund und redlicher Mann war,
Unter den beyden Arten des Todes eine zu wählen.
Folgt' er dem einen der Freunde zur Gruft, ſo ſah er im Geiſte
Schon ein Völkchen der Seinen begraben; gieng heim dann mit Thränen,
Schweren Kummers voll, und ſank ohnmächtig aufs Lager.
Viele lagen auf die Art bloß krank vor Kummer darnieder.
Denn wo hätteſt du damahls ein Haus ohne Klage gefunden,
Wo nicht ein Todter lag, wo nicht ein Sterbender ächzte?

Hirten und Treiber ſogar, des Pfluges rüſtige Führer,
Stöhnten unter dem Drucke des ſtärkern Uebels; in ihren
Hütten lagen gedrängt ſie unter einander, nicht minder
Durch die Krankheit als Armuth dem Tode geweihete Opfer.
Ueber dem todten Knaben lag dort der Leichnam des Vaters;
Hier gab an der Bruſt der todten Mutter ein Säugling,
Oder ein ſtämmiger Knab' im Arme des Vaters den Geiſt auf.

Gröſtentheils zog in die Stadt die gräßliche Seuche vom Lande
Durch die Menge der ſchon damit behafteten Menſchen,
Welche Schaarenweis jetzt von allen Orgenden kamen,
Straßen und Häuſer erfüllten, und ſo zu Haufen dann ſtarben.

Viele

Viele trieb brennender Durſt, ſich bey den Brunnen zu ſammeln,
Aber ſie fanden den Tod im Genuſſe des kühlenden Waſſers.
An den Verſammlungsplätzen des Volks, an Märkten und Wegen
Sahſt du, in Lumpen gehüllt und triefend von ſcheußlichem Eiter
Halb ſchon entſeelte Körper in tödtendem Dunſte verſchmachten,
Bloße Knochengerippe, bedeckt mit faulen Geſchwüren,
Bey lebendigem Leibe bereits verweſende Leichen.

Alle Tempel ſogar, die heiligen Tempel der Götter,
Lagen von Sterbenden voll. Dem hülfsbedürftigen Fremdling
Hatten ſie ohne Bedenken die Diener der Tempel geöffnet,
Und ſo entweihte der Tod ſie dann mit faulenden Leichen.
O wer dachte wohl jetzt an Götterverehrung und Opfer!
Jeden Gedanken daran erſtickten des Schmerzens Gefühle.

Selbſt auf die alte, dem Volke ſo heilige Art, ihre Todten
Zu beſtatten, ward nun nicht weiter geachtet, denn alles
War in der größten Verwirrung. Ein jeder, ſo gut er es konnte,
Trug den Verwandten und Freund mit ſtiller Wehmuth zu Grabe.

Ueberdies lehrete Noth und drückende Armuth viel Böſes.
Manche warfen den Leichnam der angehörigen Freunde

Unter Wüthen und Toben auf einen von andern für andre
Schon errichteten Holzſtoß; ſie zündeten, ohne dann weiter
Sich zu erkundigen, an, und hohlten, bloß den Geliebten
Todten nicht zu verlaſſen, ſich Krieg und blutige Köpfe. *)

VII.

Geiſt der Europäiſchen Kriminalgerichte,
eine Ode nach Rouſſeauiſchen Grundſätzen.

Warum entweicht ſo plötzlich, o Waller, die
Der Wangen Röthe, und der gehemmte Fuß?
Was bebt er ſtarrend auf gewohntem
Pfade zurück, wie am Rand des Abgrunds?

Greulvoller Anblick! — Täuſcht mich ein Traumgeſicht?
Ach! oder iſt die grauſende Szene wahr? —
Ein menſchlich Haupt, dem Rumpf entriſſen,
Schauet, geſtanzt auf dem hohen Pfahle,

Halb auf die Reſte ſeines entſeeleten
Entehrten Leichnams, halb auf die Stadt herab,
Wo jene weiſen Männer wohnen,
Die es nach Recht und beſtäubten Büchern,

Nicht aber nach Geſetzen der Billigkeit
Und Menſchenliebe (kennen dies Wort ſie wohl!)
Dem ſchaudervollen Tod des Schwerdtes
Ohne Barmherzigkeit übergaben.

Wer

*) Wer ſollte nicht, mit mir, von dem Verfaſſer dieſer trefflichen Proben einen vollſtändigen Lukrez wünſchen? W.

Wer trat in jenen Zeiten, als ſich zuerſt
Dem ſelbſtgewählten Joche der Staatsgewalt
Die freyen Völker unterwarfen,
Deinem Geheiſſe, Natur, entſagend,

Wer trat dem Oberhaupte die Macht wohl ab,
Die keinem Erdbewohner gegeben war,
Die Macht, nach Willkühr der Kleinode
Höchſtes, ſein Leben, in Kauf zu bringen?

Tyrannen waren's, welche durch feige Liſt
Sie frech erſtohlen, ſolche durch Mordgericht,
Um ſich in Anſehn zu erhalten
Ueber Gedrückte beveſtigt haben.

Mit ihrer Väter leichenerbautem Thron
Fiel ſie dem Erbtheil ſpäterer Enkel zu,
Hat ſich, o Schande! bis zum hellſten
Aller Jahrhunderte fortgepflanzet.

Zwar ſtrebten oft, der eigenen Kraft bewußt,
Zu Tauſenden die Völker, des Joches Laſt,
Voll Muthes, welchen die Verzweiflung
Schrecklich erhöhte, von ſich zu werfen;

Und ihrer Stimmen drohender Racheton
Hat der Deſpoten Seele in Furcht geſetzt;
Ein Nero, Phalaris und Ochus
Schänden nicht mehr die entweihten Kronen.

Doch welcher Tugend künſtliche Scheidewand
Trennt von Tyrannen chriſtliche Fürſten wohl,
Um deren Thron ſich Blutgerüſte,
Kerker und Galgen und Rad erheben? —

Bartholomäus nächtliches Trauerfeſt,
Der Dragonaden Greuel, die Prieſterwuth
Von Glaubensinquiſizionen
Zieren die Bücher der neuen Chronik.

Statt jener Willkühr, welche Tyrannen ſonſt
Der Bürger Blut nach Laune vergießen hieß,
Fällt jezt das Opfer nach des Rechtens
Heiliger Form und geweihter Vorſchrift.

Gebiert ein hochnothpeinliches Halsgericht,
Verbalprozeß und heilige Hermandad
Nicht ſchon durch ihren bloßen Namen
Schrecken und Furcht in des Volkes Seele?

Erblickt es nicht im Geiſte das Blutgerüſt?
Wo einſt ein Paskul, Calas und Buddenbrok,
Wo Sidney, Görz – *) wer zählt die Menge
Rechtlicher Morde? — geblutet haben.

Und o der Schmach! ein Weiſer aus Griechenland
Muß traun! Europens heutige Staaten ſich
Als einen Sammelplatz von Laſtern,
Arm an Verdienſt und an Tugend denken.

Er blickt umher, und ſiehet an jeder Stadt
Ein Hochgericht auf offener Straße ſtehn,
Das einſt, für ſich und ihre Kinder,
Aengſtlich beſorget, die Bürger bauten.

Er

*) Wo Sidney, Görz, — und ach! der gute ſchuldloſe Ludwig geblutet haben. — würde der Dichter ohne Zweifel geſetzt haben, wenn er dieſe Ode (die nur ſchon vor 3 Monaten geſchrieben wurde) nicht vor dem 21. Jan. d. J. geſchrieben hätte. W.

Er ſchauet weiter, ſiehe! geſchäftig wallt
Dort in dem Feſtungsgraben ein Haufe Volks,
Bemüht, durch ſeiner Hände Arbeit
Feſtigkeit, Zierde der Stadt zu geben.

Begierig thut zur Frage ſein Mund ſich auf:
„Wes Standes wohl die thätige Menge ſey? —“
Ihm tönt die Antwort ſchon im Raſſeln
Eiſerner Schellen: „es ſind Verbrecher!“

„Wer wohnet dort im ſtolzen Gebäude?“ frägt
Er voll Verwundrung weiter, und hört beſtürzt:
„Daß von Verbrechern da ein gleicher
Haufe zur Strafe gefangen ſitze!“

Vergebens irrt ſein trauriger Blick umher,
Ein Ehrendenkmahl edler Verdienſte ſich
Und Bürgertugend zu erſpähen,
Aber umſonſt! — er entweicht und weinet.

Ach! dieſe treuentworfenen Züge ſind
Die Auſſenſeite jenes Gemäldes nur,
Das uns in ſeinem innern Anblick
Schrecklich empört und zum Abſcheu reizet.

Wo ſtrömt ſie her, die nimmerverſiegende
Verbrechens-Quelle, trüber und trüber ſtets?
Wo ſchöpft ſie Nahrung? — welche Dämme
Brechen des reiſſenden Stromes Fluten?

Nicht angeſtammte Tücke der Herzen, nicht
Gebrechlichkeit der ſündigen Adamswelt,
Nicht Gottesfluch, wie Prieſter lehren,
Macht uns empfänglich zu Miſſethaten.

Wir Thoren ſchufen unſer Verderben ſelbſt
Mit einer Hand durch blinde Geſelligkeit;
Es ſteht nun da, voll Widerſprüche,
Furchtbar an Größe, das Staatsgebäude;

Ein Magazin von lauter Bedürfniſſen,
Zu deſſen Leerung unſere Kraft gebricht;
Ein ewigoffner Schlund des Meeres,
Immer getränket und nie geſättigt.

Empörend kontraſtieret der Armuth Bild,
Den Jammer an der Stirne, mit Schwelgerey,
Mit Unterdrücker- und Deſpoten-
Stolze vereinet, als Gegenſtücke.

„Und ſoll des Reichern trotzenden Ueberfluß
Mit unbefang'nen Augen ich Armer ſehe?
Soll das Bedürfniß, ſo mich drücket,
Ohne Befriedigung ewig ſchweigen? —

So heiſcht Natur, und ihrem Geheiß entſpricht
Der Sitten allgemeine Verdorbenheit,
Der Menge Beyſpiel, und mein eigner
Mangel an jeglicher Geiſtesbildung.

Seit meines Daſeyns traurigem Anbeginn
In ſtete Seelendämmerung eingehüllt,
Verſäumt, unaufgeklärt, ein Opfer
Alter Verhältniſſe und Erziehung,

Empfind ich nur des drückenden Elends Laſt,
Die grauſam mir das Vaterland auferlegt,
Verwerfe Bürgerpflicht, und tilge
Dankbarkeit aus, wo ich nichts empfange.

So reiß ich dann das heilige Band entzwey,
Das mich durch leere Namen im Zaume hielt?
Doch wehe mir! — ein Miſſethäter,
Werd ich ergriffen — und hingerichtet.“

Wohlan, ſo fahrt, ihr Herrſcher im Volke, fahrt
In dieſer unglücksſchwangeren Weiſe fort!
Erkauft Spione! häuft die Kerker!
Tauchet in Blut die geſchärfte Feder! — *)

Beſtraft ſo eurer eigenen Hände Werk!
Lauft dies Verfahren weiſe Gerechtigkeit!
Und künſtelt an der Staatsmaſchine,
Bis ſie als Trümmer zuſammenſtürzet! —

Hier

*) Hier reiße den Dichter ſein Rouſſeau und eine aus einſeitigem Anblick ſeines Gegenſtandes entſprungene Begeiſterung faſt zu weit über die Linie der Wahrheit und Billigkeit hinaus. Die Herrſcher im Volke, denen ſein bitterer Zuruf gelten könnte, ſind nicht mehr; und unſer glorwürdiger K. Leopold II. war als Großherzog von Toskana nicht der einzige Fürſt, der die Rechte der Menſchlichkeit gegen die allzugroße Strenge der vorhandenen, in barbariſchen Zeiten entſtandnen und damahls vielleicht nothwendigen Kriminalgeſetze in ſeinen Schuz nahm. Abſchreckende Strafen werden in jedem Staate ſo lange nothwendig ſeyn, als es Aſträen ſelbſt, wenn ſie die Regierung der Erde übernähme, unmöglich bleiben würde, eine Geſetzgebung zu erfinden, welche es allen Gliedern einer bürgerlichen Geſellſchaft unmöglich machte Verbrechen zu begehen. W.

Hier liegt das große Räthsel! ach hier verbirgt
Der Dinge Zukunft unserem Auge sich! —
Doch sey's Vernichtung oder Leben,
Was sie enthüllet, — der Weise wünscht es! *)

S. B. B — r.

*) Der Weise wünscht keine Extreme! Er wünscht, daß das Menschengeschlecht immer besser und dadurch immer glücklicher werde: aber er wünscht keine Revolution, wodurch die Staatsmaschine zusammenstürzt, so lange noch eine Möglichkeit ist, daß ihren Mängeln durch das, was der Dichter Künsteln nennt, abgeholfen werde. Denn künstlich muß freylich jede Staatsmaschine seyn, und nur desto künstlicher, je mehr alles in ihr auf möglichste Sicherstellung der wahren allgemeinen Menschheits-Rechte angelegt werden wollte. Von gewaltsamen Umstürzungen der Staaten ist wahrlich kein solches Kunstwerk zu erwarten. Was für einen menschenfeindlichen Dämon sollen wir es aber Schuld geben, daß gerade diejenigen, denen am meisten daran gelegen ist, die physischen und politischen Kräfte in Europa im möglichsten Gleichgewicht zu erhalten, selbst alles mögliche anzuwenden scheinen, um Revolutionen zu beschleunigen, und, wie zu besorgen ist, zuletzt unvermeidlich zu machen?

W.

Viola.

Ich ſehe nun, was ihr ſeyd; ihr ſeyd zu ſpröde; aber wenn ihr der Teufel ſelbſt wäret, ſo muß ich geſtehen, daß ihr ſchön ſeyd. Mein Gebieter und Herr, liebt euch: O! eine Liebe, wie die ſeinige, könnte mit der eurigen, mehr nicht als nur belohnt werden, und wenn ihr zur Schönſten unter allen Schönen des Erdbodens gekrönt worden wäret.

Olivia.

Wie liebt er mich dann?

Viola.

Mit einer Liebe, die bis zur Abgötterey geht, mit immer flieſſenden Thränen, mit liebe-donnerndem Aechzen und Seufzern von Feuer.

Olivia.

Euer Herr weiß meine Geſinnung ſchon, er weiß daß ich ihn nicht lieben kan. Ich zweifle nicht daß er tugendhaft, und ich weiß daß er edel, von groſſem Vermögen, von friſcher und unverderbter Jugend iſt; er hat den allgemeinen Beyfall vor ſich, und iſt reizend von Geſtalt; aber ich kan ihn nicht lieben; ich hab es ihm ſchon geſagt, und er hätte ſich meine Antwort auf dieſen neuen Antrag ſelbſt geben können.

Viola.

Wenn ich euch liebte wie mein Herr, mit einer ſo quälenden, ſo verzehrenden Liebe, ſo würd' ich mich durch eine

ſolche

VIII.

Noch einige Bemerkungen über Gemälde in der Gallerie zu Dreßden.

Ein Viehstück von Potter.

Die Gemählde von Potter stellen das einfache angenehme Landleben vor, nicht mit dichterischer Schilderung, wie in den Schäferscenen von Dieterich und Berghem, sondern in Beschäftigungen und Auftritten, wie wir sie in der Natur selbst gewöhnlich finden. Bisweilen ist auch nur ein einzelnes Stück Vieh, mit etwas Landschaft verbunden, der Gegenstand. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen eines Gemäldes in der Sammlung zu Kassel, das in Ansehung der Größe und der vielen Figuren, die es enthält, so wie in der Bearbeitung, das vorzüglichste ist, das ich von diesem Künstler gesehn habe; und die Vorstellung ist: eine Bäuerin, die in ihrer Hütte spinnt, und eine Heerde, die in der Nähe unter Bäumen weidet.

Das gegenwärtige Gemälde ist von ähnlichem Inhalte. Eine Heerde weidet im grasichten Vorgrunde eines Hügels, an dessen Rücken eine kleine Hütte

Hütte unter einem Baume hervorsieht; zur rechten liegt ein Wald, der sich in die Ferne verlieret; ein leichtes Gewölke umzieht die Luft und beschattet die Gegend.

Man denkt sich bey Betrachtung dieses Gemäldes ganz in die Natur hin, wie sie an einem schönen Herbsttage ist, wo leichte Nebel die Luft grauen, und die Gegenstände mit Duft umschleiern, daß sie sanft in ihre Formen sich heben; die Farben sind matt; Licht und Schatten fließen unmerklich zusammen. Das Auge wird nicht von der Sonne geblendet: ruhig liegt es auf der Landschaft, und betrachtet die Heerden, die gesättiget sich langsam fortbewegen.

Man möchte sagen, daß Potter überhaupt wenig Rücksicht auf die Regeln der Kunst genommen habe, und wenn man Gemälde von ihm sieht, könnte das leicht der erste Gedanke seyn; aber bey genauerer Untersuchung wird sich finden, daß er sie keinesweges vernachläßiget hat. Er läßt aber die Natur allenthalben vorwalten; er bedient sich der Kunst gleichsam unmerklich, oder nur so weit, als es zu einer treuen und gefälligen Darstellung erforderlich ist. Das zeigt seine leichte Anordnung der Hauptmassen, die ungezwungene Gruppierung der Figuren, das sanfte Koloritt, das natürliche Helldunkel. Er ist übrigens in allen Theilen der Kunst gleich stark, und unterscheidet sich dadurch von Ruysdal. Das Eigenthümliche in der Zu-

sammensetzung und im Helldunkel bemerkt man sehr gut im gegenwärtigen Gemälde: Eine Heerde Kühe gehet in einem Trupp, darunter sind eine weisse und zwey gefleckte, die sich in eine Lichtpartie drängen. Ihre Stellungen, ihre Farben scheinen ganz zufällig aus der Natur genommen zu seyn, und dennoch findet sich hier nichts Anstössiges; sondern alles ist so harmonirend, dem Auge so annehmlich, und im Ganzen so wirksam, daß man die Kunst darunter nicht verkennen kann.

Maria mit dem Kinde. Von Murillo.

Dieses Gemälde empfiehlt sich durch eine gute Haltung der Farben und des Lichts und Schattens. Unter allen denen, welche mit ihm die Wand hier bekleiden, bietet es den sichersten Ruhepunkt dar. Ob das einfallende Licht, in welchem es sich befindet, etwas dazu beyträgt, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß viele Kennzeichen der Kunst für dessen angenehme Wirkung sprechen, und es verdient zum Beyspiele angeführt zu werden, wenn man zeigen will, wie geschickt ein Künstler die Farben wählen und vertheilen, wie verständig er Hell und Dunckel temperieren und zusammen halten könne.

Das Kind, welches auf dem Schooße der Mutter steht, hat das Hauptlicht, es hebt sich durch ein kräftiges Kolorit hervor, und vereinigt sich mit der weissen Windel unter den Füssen in

eine Masse, die nach und nach durch sanfte Uebergänge in die Dunckelheit des Hintergrunds sich verlieret. Maria hat einen blauen Mantel und ein carmoisin rothes Unterkleid, zwey Farben die in diesen Gemälde überaus gut angebracht sind; zinnoberrothe oder gelbe Farbe statt der carmoisinrothen würde dem zarten, durch das Hauptlicht gelblich erhöheten Fleische des Kindes zuwider seyn, über dies auch den sanften Eindruck des Ganzen vernichten. Da hingegen jenes Kolorit nicht nur die Annehmlichkeit der Person vermehret, sondern auch auf die andere Figur eine gute Wirkung thut. Hierbey hat auch die Haltung das ihrige geleistet. Die ganze Figur der Maria ist etwas schattiger gemahlt, so, daß sie sich mehr dem Hintergrunde nähert; ihr Gesicht, nebst dem weissen Schleier, der das Haar umgiebt, ist in gebrochnerem Tone gehalten, und nur die Hände, welche das Kind unterstützen, leuchten mit diesem stärcker in die Augen.

Alles was Schatten und Licht zur Täuschung eines Gemäldes thun kann, ist hier vollkommen erreicht. Schade, daß nicht so die Figuren geglückt sind. Eine mehr gebildete Zeichnung würde nichts zu wünschen übrig lassen.

Maria mit dem Kinde in einer Glorie; der Pabst Sixtus IV. und die heil. Barbara beten es an.

Ein

Ein Gemälde von Rafael.

Derjenige, deſſen Auge an das Spiel der Farben und der Schattirung gewöhnt iſt, wird in dieſem Gemälde wenig Befriedigung finden; aber deſtomehr der Kenner des Schönen in der Zeichnung. Es wird auch nicht viel Ueberwindung koſten, das veneziahiſche Kolorit, das ſchmeichelnde Helldunckel der Florentiner und die frappante Zuſammenſetzung der neuern Italiener zu vermiſſen, da ein weiteres Feld der Kunſt hier offen ſteht, welches mit ſeinen mannichfaltigen und erhabenen Schönheiten ergetzen und belehren kann.

Der Inhalt des gegenwärtigen Gemäldes iſt zwar für den hiſtoriſchen Maler nicht ſehr vortheilhaft: dennoch hat ihn Rafael durch ſeine Vorſtellung auf eine intereſſante Art zu behandeln gewußt. Das hat er dadurch bewirckt, daß er die Maria ſo eben erſcheinen läßt; und dieſe Erſcheinung bringt an den zwey andern Perſonen Bewegung und Ausdruck hervor. Die feurige Andacht des Pabſtes, der edle und empfindſame Ausdruck in dem Geſichte und in der Stellung der heil. Barbara, erregen die Aufmerkſamkeit auf dieſe Perſonen ſowohl, als auf den Hauptgegenſtand. Hierbey hat nun der Künſtler alles geleiſtet, was nur eine gute und geſchmackvolle Zeichnung hervorbringen kann. Er iſt ſoweit gegangen, daß er das Bedeutende und Ausdrucksvolle ſogar auch in die Gewänder gelegt hat, die nicht nur überhaupt gut geworfen

und gezeichnet sind, sondern auch eine mit dem Charakter und der Handlung der Person jedesmal übereinstimmende Lage haben.

Maria, welche das Kind in den Armen hält, sieht mit zurückgesetztem Fuße schwebend auf einer Wolcke. Ihr jungfräuliches Gesicht lächelt uns mit einer heitern Mine entgegen; schön ist ihr schlanker Wuchs, ihre leichte Stellung, ihre einfache Kleidung. Die leztere giebt sogleich ein Beyspiel von der Rafaelschen Manier im Gewande. Man erkennt sie schon in dem Schleyer, der vom Haare herunter weht, noch mehr aber in dem Mantel. Dieser wird durch die Bewegung des Beines rege, er flattert zurück, fängt Luft, legt sich vorn an den Körper an, und giebt dadurch zu erkennen, daß die Figur noch nicht in ihrer ruhigen Stellung ist, sondern so eben erst die Scene zu betreten scheint. Diese sehr vortheilhafte Lage des Gewandes, bringt nicht nur viel Schönheit an der Figur hervor, indem sich ein reitzender Theil des Körpers entdecket, sondern es kommt auch noch durch den Ueberschlag des Mantels vorn das Unterkleid zum Vorschein, welches sich an dem rechten Fuße verfängt, die Bewegung der Figur noch täuschender macht, und mehr Mannichfaltigkeit ins Ganze bringt. Man bemerke hierbey den Kontrast des fallenden Schleyers und des sich hebenden Mantels; wie schön!

Die heilige Barbara, zur rechten Seite kniend, in einer sehr anmuthigen Lage, in welcher sie seitwärts

wärts über die Achsel liebreich mit gesenkten Augenliedern herab sieht, läßt wahrnehmen, daß sie ihr Gesicht von dem schönen Gegenstande etwas abgewendet hat, um sich von der Empfindung, wovon ihr ganzes Herz erfüllet worden ist, wieder zu erholen. Ihre reiche Kleidung zieret den Anstand und die Würde ihrer Person, und die ruhige Lage der Falten harmoniert ganz mit dem Ausdruck ihres Gesichts, und mit der Lage ihres Körpers.

Der Pabst Sixtus zur linken Seite sieht nach der heil. Erscheinung aufwärts. Seine Stellung, in welcher er kniend die Hände auf die Brust legt, die andere aber bewegt und den Priesterrock öffnet, ist überaus wirksam. Er hat seinen Mund zur Anbetung noch nicht geöffnet, aber die Hände sprechen schon, und scheinen die Erhebung des Geistes anzukündigen. Der Künstler hat dieser Figur den stärksten Ausdruck gegeben, und dadurch die ganze Vorstellung am mehrsten belebt. Dieser Ausdruck äußert sich auch an dem Gewande, welches durch die Bewegueg des Arms hinterwärts in einige große Falten bricht, die in unsern Augen noch zu entstehen scheinen.

Wenn die Malerey eine Handlung oder Geschichte vorstellt, daß man nicht blos das Augenblickliche der Begebenheit sieht, sondern auch auf das, was kurz vorher gegangen und zunächst folgen soll, geführet wird: dann hebt sich gleich-

sam die Kunst über ihre Gränzen, und erlangt eine besondere Größe. In Ansehung dieser großen Eigenschaft ist gegenwärtiges Gemälde unter die ersten Kunstwerke zu setzen. Die vorgestellten Personen lassen alle etwas bemerken, das nicht auf den bloßen Augenblick eingeschränkt ist: die Bewegung der Maria nähert sich ihrem Ende, an dem Pabste ist sie noch in ihrer Entstehung; bey der heil. Barbara ist sie schon vorüber gegangen, und man sieht ganz deutlich, daß letztere scheint zuvor in einer Lage gewesen zu seyn, wie ich sie beschrieben habe.

Rafael kannte die Menschen und ihre Affekten, und wußte sie geschickt in seinen Gemälden anzubringen. Mit dem Ausdrucke der Seele machte er den Anfang, sodann ging er erst zum Körper über. Alles, was zu einer richtigen Darstellung nöthig ist, hat er aufs beste beobachtet; die Größe und Form, das gute Verhältniß aller Theile unter sich, und zum Ganzen. Er kannte sich jede Figur mit allen ihren Eigenschaften ganz lebhaft vorstellen, und besaß die Kunst, sie aus einem einzigen, unverrückten Gesichtspunkte mit täuschender Perspektiv hinzuzeichnen. Die Perspektiv der Gewänder verdient besonderer Erwähnung, weil sie größtentheils von seiner Erfindung abhing. Er hat die Hauptheile und einzelne Falten so gelegt wie sie dem Körper am angemessensten sind, und nicht, wie Rubens, in eine runde Masse gewickelt, welche sich blos durch Schatten und Licht erhebt. Die Linien

sind

ſind verſchoben und abgekürzt, wie es die Figur mit ſich bringt; der Umriß überſchlägt ſich, die Flächen liegen vorwärts und ſeitwärts, durch Licht und Schatten abgeſondert, neben einander, ſo daß ſie durch die Wendung, welche ſie an dem Umriß nehmen, die verborgenen Theile noch hinzu denken laſſen, und ſolchemnach in die zu bildende Geſtalt zuſammen zutreffen ſcheinen. Man betrachte die Falten an der Kleidung der Maria, die großen Flächen an dem Mantel der Mannsperſonen, deren Lage mit dem Körper ſo übereinſtimmt, daß die ganze Geſtalt durchzublicken ſcheint.

So ſehr aber der große Maler der Natur das Auge durch die Wahrheit ſeiner Vorſtellung rührt, ſo ſehr weiß er es auch in der Kunſt des Schönen zu unterhalten. Bey dem edlen und angenehmen Ausdruck der Karaktere dieſer Figuren, bey ihren leichten und reizenden Stellungen, zu deren Erwägung ich nochmals zurückkehre, erwartet man eine eben ſo reizende Bekleidung nicht vergebens. Die gute Wahl, eine gemäßigte Mannigfaltigkeit mit Beybehaltung des Weſentlichen, die große Deutlichkeit in der Ausführung ſind Kennzeichen der ſchönen Draperie dieſes Gemäldes. Hier fließt die Kunſt der Griechen, und alles, was der Geiſt der Nachfolger zur Verbeſſerung derſelben erfunden hat, in einem Bilde zuſammen. Die kontraſtirenden Züge und die großen flachen Formen in den Hauptheilen, welche mit jener Kenntniß der Perſpektiv

verbunden, das Ganze faßlicher machen; Licht und Schattenmassen, die dem Auge Ruhe gewähren; das abwechselnde Spiel der Falten in denselben, die aus einander zu entspringen scheinen, deren jede die andere bestimmt, jede zum allgemeinen Ausdruck beyträgt, wie ein Ton zur angenehmen Harmonie einer Musik; ihre eckigten triangelförmigen Gestalten, welche das Auge anhalten und vergnügen, es bald auf ihren Höhen, bald in schattigen Tiefen herumführen; hier den schönen Bau des menschlichen Körpers bemerken lassen, dort ihn neidisch verbergen, oder mit leichtem Spiele ihn umflattern; — welch Ideal von Schönheit!

L. A.

IX.

Etwas über die Neuliche Gemälde-Ausstellung in Dresden. *)

Da sich die diesjährige Ausstellung nicht wegen der Menge, sondern wegen der Schönheit von Gemälden auszeichnete, so verdient sie wohl einige Bemerkungen, die ich in der Stille machte, und jezt dem Publiko mittheilen will. Und da sie von einem ganz Unpartheyischen geschrieben sind, so dürften sie um desto willkommener seyn.

*) Ich [illegible] aus D** eingeschikt. D. H.

ſolche Antwort nicht abweiſen laſſen; ich würde gar keinen Sinn in ihr finden.

Olivia.

Wie, was thätet ihr denn?

Viola.

Ich würde Tag und Nacht vor eurer Thüre ligen, und ſo lange hinein ruffen bis mir der Athem ausgienge: ich würde klägliche Elegien über meine unglükliche Liebe machen, und ſie ſelbſt in der Todesſtille der Nacht laut vor euerm Fenſter ſingen; euern Namen den zurükſchlagenden Hügeln entgegen ruffen, und die ſchwazhafte Gevatterin der Luft (die Echo) an Olivia ſich heiſer ſchreyen machen! O ich wolte euch nirgends Ruhe laſſen, bis ihr Mitleiden mit mir hättet.

Olivia.

Ihr könntet es vielleicht weit genug bringen. Was iſt euer Stand?

Viola.

Ueber meine Glüks-Umſtände, doch bin ich zufrieden; ich bin ein Edelmann.

Olivia.

Kehrt zu euerm Herrn zurük; ich kan ihn nicht lieben; er ſoll mich mit ſeinen Geſandtſchaften verſchonen; auſſer ihr wolltet noch einmal zu mir kommen, um mir zu ſagen, wie er meine Erklärung aufgenommen hat; lebt wohl; ich dank' euch für eure Mühe: nemmt diß zu meinem Andenken —

Ich mache daher gleich den Anfang mit dem Gemälde des Herrn Professor Tassinpva, welches sowohl wegen der Seltenheit des Gegenstandes, als vornehmlich wegen der vortrefflichen Ausführung eine der merkwürdigsten und schönsten seiner Arbeiten war.

Es stellte die Höhle des delphischen Orakels vor, wo die auf dem dampfenden Dreyfuß sitzende Pythia an die Gesandschaft der Lacedämonier, Athenienser und Spartaner, wegen des vorhabenden Feldzuges gegen den Xerxes ihre Orakel-Sprüche ertheilt.

Das ganze Bild war sehr gut gedacht, die Zusammensetzung ohne Tadel, die Zeichnung richtig, das Kolorit gut, und die Gewänder schön geworfen und studiert. Der Ausdruck in der Figur der Priesterin, die der Gottheit ganz voll zu seyn glaubt, war meisterhaft gerathen. Unter den Helden zeichneten sich die zwey zur Linken, wegen ihrer einfachen Stellungen und schönen Karakter aus. Die Sitzende Figur des jungen Menschen im Vorgrunde, der aufschrieb, war vortreflich gezeichnet und gemalt. Wären einige Köpfe nicht zu sehr sich ähnlich gewesen, welches man auch an der Gruppe von Priestern in der obersten Felsenhöhle (die aber ganz braun gemalt war) bemerkte, so war dies eines der vollkommensten Gemälde, die ich mir je von diesem Meister gesehen zu haben erinnere.

Da der Herr Professor Schenau, wie bekannt, zeither mit Arbeit überhäuft gewesen, so war es diesmal wegen seines kleinen Gemäldes sehr zu entschuldigen. Amor und Psyche, die einander liebkoseten. Vermuthlich mußten die Figuren von einem ganz unbekannten Lichte erleuchtet seyn, weil das Fleisch rosenroth gemalt war, und die Haare ins violette spielten.

Die Meisterstücke eines Graf sind zu bekannt, als daß sich noch viel zu seinem Lobe sagen ließe. Unter den vier nicht ausgestellten Portraits zeichnete sich das des Englischen Bischoffs durch sprechende Aehnlichkeit und einen meisterhaften Pinsel aus. Man sah hier ganz den genauen Nachahmer eines Vandyk, der ohne Mühe Leinewand beseelen konnte.

Die vier Zeichnungen von Herrn Professor Seidelmann, alles Kopien nach bekannten Originalen, die er bey seinem Aufenthalte in Italien verfertigt, waren ausgesuchte schöne Gegenstände, und mit seinem gewöhnlichen Fleiß und Genauigkeit gearbeitet.

Vier Landschaften von Herrn Klengel, wovon auch einige Italienische Gegenden waren, mußten durch die getreue Nachahmung der Natur nothwendig Beyfall erregen. Die größe erhielt den Vorzug vor den übrigen, wegen der schönen Bearbeitung des Bäumschlages, und der fürtrefflichen Luft-Perspective. Nur schien das Hornvieh nicht ganz

nach

nach der Natur zu seyn. Zwey Zeichnungen von Herrn Professor Zingg, eine Ansicht von Tharand, und von Meißen. Beyde waren sauber gezeichnet und koloriert.

Der Kupferstich des Herrn Professor Canale, nach einem Gemälde der Churfürstlichen Gallerie, zeigt uns einen Mann, der in seinem mittleren Alter viel leistete, und dessen Fleiß und Thätigkeit wir noch bey seinen Jahren bewundern müssen.

Abgerechnet, daß uns Demois. Friedrich immer fast das nehmliche, wiewohl vortreffliche Wasserglas mit Blumen sehen ließ, so war doch das diesmalige nicht mehr mit der ausserordentlichen Täuschung gemalt, als ihre vorhergehenden. Auch an dem Wassertropfen, der auf einem Blatte zitterte, sah man, daß er gemalt war.

Zwey historische Gemälde von Herrn Pochmann, das erste ein Auftritt aus dem Homer: Agamemnon, der die Briseis durch zwey Herolde aus dem Zelte des Achilles holen läßt, und das zweyte: Herkules, der die Alceſtis ihrem Gemahl, dem Admet, aus dem Orkus zurück bringt.

Beyde hatten viel Gutes. Wäre der Raum bey den ersten größer gewesen, so würden die Figuren ohne Zweifel mehr Wirkung gethan haben. Die Stellung der nackenden Figur hatte zu viel modellförmiges, und das Fleisch war hart und metallartig. Ueberhaupt waren Hände und Füße

zu

zu wenig ausgeführt. In dem zweyten waren die Figuren des Admets und der Alceſtis gut gerathen, vorzüglich der Kopf des erſtern, nur die Handlung des Herkules zu unbeſtimmt angegeben, und der lincke in Verkurz gehende Arm ſteif und gezwungen.

Eine Landſchaft im Dietrichſchen Geſchmack von Herrn Schiffner. Außer einer zu dunkelblauen Luft, und einem etwas undurchſichtigen Baumſchlage, machte ſie viel Wirkung.

Die zwey Kinder von Herrn Vogel, waren ganz nach der Natur gezeichnet, und würden eine herrliche Wirkung gethan haben, wenn ſie beſſer gemalt geweſen wären.

Der antike Faun von Herrn Krüger war ſehr fleißig und gut gezeichnet, nur das Hauptlicht nicht gehörig zuſammengehalten. Hätte man die Stelle aus Geßners Idyllen, die Hr. Kloß der jüngere zum Gegenſtand einer Zeichnung gewählt hatte, gemalt von ihm ſehen können, ſo würde es ganz gewiß ein ſchönes Gemälde geweſen ſeyn.

Herrn Veith ſind wir für ſeine braven Landſchaften unſern Dank ſchuldig. Denn außer daß ſie mit der gewöhnlichen Leichtigkeit gearbeitet waren, die man immer in ſeinen Sachen antrift, ſo waren ſie in einer Haltung und Kraft, die ſich in Waſſer-Farben gar nicht vermuthen ließen, und daher ſie dem beſten Oehl-Gemälde zur Seite ſtehen konnten.

Zwey

Zwey Copien nach Wouvermann, nebst einem kleinen Viehstück von Herrn Leutenant von Wazdorf. Alle fleißig gemalt und kopirt. Schade, daß der Firniß auf dem einen nicht die gehörige Wirkung that.

Unter den zwey Gemälden von Herrn Heß, davon eins einige Gruppen von preußischen Reutern, und das andere das Einfangen der polnischen Remonte-Pferde vorstellte, war das leztere dem ersteren sowohl wegen des artigen Gegenstandes, und der bessern und fleißigern Ausführung, als auch wegen der guten Zusammensetzung der Figuren und richtigen Zeichnung des Pferdes, vorzuziehen. Verschiedenen Köpfen konnte man Aehnlichkeit nicht absprechen.

Eine Landschaft von Herrn Günther, sehr gut gezeichnet, und mit Wasser-Farben kräftig kolorirt. Die Ruinen eines Gebäudes im Hintergrunde erschienen sehr gut.

Von Herrn Hardorf der auf der Insel Lemnos verwundete Philoktet. Ohne daß die Figur ganz Modell war, stimmte der Karakter nicht in allen Theilen überein, und im Kopfe herrschte nicht der gehörige Ausdruck.

Die zwey Porträts von Wagner schienen nicht mit dem Feuer und der Wahrheit gemalt zu seyn, als seine vorhergehenden Arbeiten.

Dies

Dies war auch der nemliche Fall mit dem Gemälde des Herrn Caffee.

Desto fleisiger waren die Copien der Magdalene von Correggio und des Amors nach Mengs von Herrn Nachtigall ausgeführt.

Das Familien-Gemälde von Herrn Nader zeigte viel Talent. Zwar waren die Personen sich ähnlich, aber vornemlich die weibliche nicht hübsch genug. Der Kopf des Malers, der sich hinter die Gruppe gestellt hatte, war der beste im Bilde.

Ueber die Arbeiten der Schüler des Herrn Professors Schenau, Lindner und Lincke, die meistens Kopien nach der Gallerie oder nach seinen eigenen Originalen waren, läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie meistens getreu kopirt waren. Die Landschaft nach Dietrich von Herrn Lindner, verdiente wegen ihrer richtigen Nachahmung den Vorzug vor den übrigen.

Die Kopien sowohl, als die aufgenommenen Landschaften der Hrn. Witzani, Henschke, u. s. w. mit Tusche gezeichnet, (alles Schüler des Herrn Professor Zingg,) waren brav gearbeitet, und zeigen, daß dieser würdige Künstler alle Mühe anwendet, um immer dem Vaterlande geschickte Männer zu erziehen.

Ueberhaupt aber gereicht es Sachsen zur Ehre, in allen Zweigen der Kunst so viele verdienstvolle Männer zu besitzen, um die sie das Ausland gewiß

wiß beneidet, und die überall willkommen seyn würden, wenn sie sich nicht glücklicher schätzten, dem Vaterlande durch ihre Wissenschaften nützlich zu werden.

X.

An den Verfasser des Gedichts: das Walzen.

(Im 2ten Stücke des Teutschen Merkurs 1793. wie auch an Herrn Menschenschreck im Bürgerschen Musen-Almanach dieses Jahres. S. 159.)

Was erblickst du? Nur ein wildes Schwingen?
Nur ein Faunenartiges Umschlingen,
Das nur siehst du in dem Teutschen Tanz? —
Mehlthau trifft die schönsten Frühlings Saaten,
Schiefes Urtheil unsere reinsten Thaten,
Doch, wen schändet solch ein Blick? *)

Schönheit, diese zarte Himmelsblüthe,
Fordert offnes Aug' und reine Güte,

Küttner.

*) Ich bitte die edle Verfasserin, welche das (auch mir verhaßte) Walzen in diesen Versen in ihren Schutz zu nehmen geruht hat, wegen der Schwobacherschrift, die in den 3ten und 4ten Zeile dieser Stanzen gebraucht worden, um Vergebung. W.

Künſtler-Sinn, und warm Natur-Gefühl.
Freudenſtöhrer! Wenn in deinen Kreiſen
Man ſich tummelt nach Bachanten-Weiſen,
So verrückte Mißbrauch dir das Ziel.

Grazie und Anmuth in dem Schritte,
Leichte Wendungen, mit edler Sitte,
Sind des Walzers ſchönes Ideal.
Mancher weiß in zierlichfaden Tänzen,
Wie ein Dichterling im glatten Reim zu glänzen,
Wähnend daß er's Feuer vom Himmel ſtahl! —

Und doch folgt er nur dem Kling' und Klange
Schöner Kunſt; fühlt, ſelbſt bey Pindars Sange,
Worte nur und eitlen Silbentand;
Fühlte nie des Einklangs inners Leben,
Nie des Walzers ſeelenvolles Schweben,
Und ſo höhnt er kühn, das was er nie verſtand.

Leidenſchaft verführt oft Menſchenherzen.
Mancher höhnt, um Mängel zu verſchmerzen,
Was der ächten Kenner Aug' entzückt:
Mancher, den des Unglücks herbe Lauge
Traf — giebt, einen Schlag ins Auge *)
Schmähet ſtatt der Säufer edlen Wein.

Wehl

*) Wem? — Dürften uns vermuthlich die zwey folgenden Sylben ſagen? W.

Wohl ſind Grazien und Muſen ferne
Dem, der nur die Schale ſtatt dem Kerne,
In des Lebens ſchönſten Früchten ſieht.
Nimmer tauſchet reiner Freud' Entzücken
Seel' um Seel' in ſolchen öden Blicken,
Die kein höh'rer Sinn zum Himmel zieht.

Laſt uns finſtre Regler zu bekehren,
Eines weiſen Mannes *) Wahrheit Sprüche hören,
Ueber Sprache ſtrenge Schüchternheit:
„Wo ſich allzuängſtlich, Sitt' und Sprache windet,
„Merkt's Euch, Späher! das verkündet,
Tugend nicht, nur Laſter Reizbarkeit.

v. G. geb. v. H.

XI.

*) Voltaire ſagt: plus la langue eſt décente, plus les moeurs ſont corrompues. d. V.

Ich bitte um Erlaubniß hinzuzuſetzen, daß Voltäre vielleicht auch hier (was ihm nicht ſelten begegnet,) Unrecht haben könnte. Solche Sätze ſind, als allgemeine Urtheile ausgeſprochen, ſelten wahr, und leiden meiſtens ſo viele Ausnahmen, daß ihre Gültigkeit faſt ganz dadurch entkräftet wird. So war z. B. die Sprache zu Karls IX. Zeiten in Frankreich ſehr indecent, (vid. *Brantome* und ſeines gleichen) aber auch die Sitten waren damals in jeder Rückſicht ſehr verdorben, und gewiß weit zügelloſer als in unſern Tagen irgendwo, das dermalige Paris etwa ausgenommen. W.

XI.

Anzeigen.

I.

Eine Nachricht, welche allen, denen Wahrheit etwas werth ist, nicht gleichgültig seyn kann.

Es ist wohl eine anerkannte Wahrheit, daß ein sehr großer Theil der Uebel, welche die menschliche Gesellschaft drücken, seinen Ursprung in den Irrthümern der Menschen habe. *) Einer mordet den Andern, stirbt als Märtyrer; zwey Nazionen würgen sich und jede glaubt, für die gerechte Sache zu streiten: in beyden Fällen aber streitet und stirbt wenigstens Ein Theil für den Irrthum. Selbst die bösen Leidenschaften der Menschen, welche allerdings eine zweite Ursache mancher Plage sind, würden nur in engen Kreisen wirken, käme ihnen nicht der Irrthum mehrerer Menschen zu Hülfe.

Wahrheit ist mithin ein sehr großes Gut für die Welt. Vor einer völlig aufgeklärten Vernunft müssen alle Uebel, welche aus verkehrten Mei-

*) Es bedarf wohl kaum eine Erklärung von Seiten des Herausgebers, daß er dieser Nachricht auf Verlangen des Herrn Verfassers der Aetiologie einen Platz in dieser Zeitschrift einräumen konnte, ohne dadurch die Vermuthung zu verdienen, daß er über das, was Wahrheit und Irrthum ist, mit demselben übereinstimmend denke.

Viola.

Ich bin kein Bote der sich bezahlen läßt; Gnädiges Fräulein, behaltet euern Beutel: Mein Herr, nicht ich, bedarf eurer Gütigkeit. Möchte sein Herz von Kieselstein seyn, und ihr so heftig in ihn verliebt werden, als er's ist, damit ihr die ganze Qual einer verschmähten Liebe fühltet! Lebt wohl, schöne Unbarmherzige!

(Sie geht ab.)

Olivia (allein.)

Was ist euer Stand? Ueber meine Glüks-Umstände, doch bin ich zufrieden; ich bin ein Edelmann -- Ich wollte schwören daß du es bist! Deine Sprache, dein Gesicht, deine Gestalt, deine Gebehrden und dein Geist machen eine [illegible]fache Ahnen-Probe für dich -- nicht zu hastig -- sachte! Sachte! -- Es müßte dann bestimmt seyn -- wie, was für Gedanken sind das? Kan man so plözlich angestekt werden? Es ist mir nicht anders, als fühlt' ich die Annehmlichkeiten dieses jungen Menschen, mit unsichtbarem leisem Tritt zu meinen Augen hineinkriechen. Gut, laßt es gehn -- He, Malvolio! --

Malvolio tritt auf.

Malvolio.

Hier, Gnädige Frau, zu euerm Befehl.

Olivia.

Lauffe diesem nemlichen wunderlichen Abgesandten, des

Herzogs

Meinungen entſpringen, weichen, wie vor dem Lichte die Schatten. Da aber die Vernunft ſo leicht ſich irrt, ſo leicht Irrthum für Wahrheit, Wahrheit für Irrthum erklärt: ſo kommt alles auf die Feſtſtellung einfacher, unwiderlegbarer Prinzipien an, welche theils aus eigenem Bewußtſeyn, theils aus Erfahrungen genommen ſind, die jeder anſtellen kann. Wird nun ferner aus ſolchen Grundſätzen, ohne Hinzuthun gewagter Hypotheſen, richtig gefolgert: ſo muß wohl ein Syſtem entſtehen, das — ſo wenig ausgedehnt es auch ſeyn mag, — doch vollkommne, unwiederſprechliche Wahrheit enthält.

Von allen Wiſſenſchaften liegt, wenn ich ſo ſagen darf, Ein Theil in der Vernunft, der andere in der Erfahrung. Dieſer iſt gewöhnlich keinen Schwierigkeiten unterworfen; jener aber iſt eine Quelle des Zwieſpalts. Hat man nun bereits ein Syſtem feſtgeſetzt, welches alles, was von der Vernunft abhängt, in ſich faſſet: ſo muß ſich darin der razionale Theil aller Wiſſenſchaften gegründet finden; und wenn dieſes Syſtem gewiß iſt: ſo muß daraus Gewißheit in alle übrigen Wiſſenſchaften kommen.

Keine der bisherigen Filoſofien, und am wenigſten die ſogenannte kritiſche, ſcheinen mir eine ſolche einleuchtende Gewißheit zu enthalten, um zu einer allgemeinen Grundwiſſenſchaft dienen zu können. Ich verſuchte es alſo, auf einem an-

dern und eigenen Wege, Ueberzeugung zu finden. Glühende Wahrheitsliebe, scharfe Beobachtung meines Selbst und der auf mich wirkenden Natur, waren meine vorzüglichsten und fast einzigen Hülfsmittel. Die Resultate meiner Anstrengungen findet man in meinem Ersten Versuche einer allgemeinen Aetiologie (Ursachenlehre) wovon ich das erste Buch zu Ostern des vorigen Jahres herausgab.

Ich glaubte anfangs, es sey, um diesem System der Natur Eingang zu verschaffen hinlänglich, dessen Richtigkeit zu erweisen, ohne mich auf die Bestreitung der schon bestehenden Meinungen einzulassen. Diese, glaubte ich, würden alsdann von selbst fallen müssen. Hierin aber habe ich mich geirrt; ich habe auf die Uneingenommenheit, auf die uneigennützige Wahrheitsliebe, auf die Rechtschaffenheit des Publikums zu viel gerechnet.

Ich behalte mir noch vor, die Welt von den Angriffen, die man gegen mich und mein System unternommen hat, ausführlich zu unterrichten. Jetzt sage ich nur, daß mich diese Umstände genöthiget haben, mein anfangs angenommenes bloß defensives System zu verlassen, und gegen die Unwahrheit und den Irrthum mit allen Waffen der gesunden Vernunft zu Felde zu ziehen.

Ich werde nehmlich neben jenem Werk noch eine periodische Schrift, unterm Titel: Journal für Wahr-

Wahrheit, heraus geben, die den Angriff gegen alle mir unwahrscheinende Meinungen und Systeme zum Zweck hat. Das erste Stück davon ist bereits abgedruckt und enthält eine Prüfung und Widerlegung der Kantischen Filosofie.

Ich fodere nun alle rechtschaffene Männer, die Verstand haben, und die mit mir überzeugt sind, daß nur Wahrheit eine ewige unwandelbare Stütze alles Menschen- und Völkerglücks seyn kann — zur unbefangenen Prüfung meines neuen Lehrgebäudes auf, ohne auf die oft eben so seichten als leidenschaftlichen Urtheile einer Handvoll Menschen, die sich selbst zu Kunstrichtern gemacht haben, zu achten, oder zu warten. Findet man denn mein System unwahr, so fodere ich, daß man es durch Vernunftgründe widerlege; findet man aber einleuchtende Wahrheit darin, so hoffe ich, daß man es annehme, verbreiten, erweitern und wo nöthig berichtigen werde. Giesen am 20sten Hornung 1793.

Georg Friedrich Werner.

2.

Neue historische Bibliothek, zum Gebrauch für alle Klassen von Lesern, in Auszügen aus einigen der neuesten Schriften über einzelne und interessante historische Gegenstände.

Unter diesem Titel gedenkt die unten genannte Buchhandlung ein neues periodisches Werk, in Theilchen von 12 bis 15 Bogen auf gewöhnlichem Oktavformat, herauszugeben, und das erste Stück zur Ostermesse 1793 erscheinen zu lassen. Dieses Werk, dessen Ausarbeitung ein als Schriftsteller längst bekannter Gelehrter übernommen hat, wird sich von so manchen ähnlichen periodischen Werken, und auch von dem kürzlich, dem ersten Bande nach, erscheinenden allgemeinen Litteratur-Archiv, sehr merklich unterscheiden. Es ist, wie der Titel sagt, zum Gebrauche für alle Klassen der Leser, nicht bloß und nicht hauptsächlich für Gelehrte, bestimmt. Dieser Bestimmung gemäß, wird es keine Kritiken der dabey gebrauchten Schriften, sondern bloß in Auszügen darstellende und interessante Uebersichten der in den jedesmaligen neuesten historischen Schriften bearbeiteten Stoffe, enthalten. Es wird hiernächst nicht alle neueste historische Schriften, sondern nur diejenigen, welche mehr speciellen und dabey vorzüglich merkwürdigen historischen Gegenständen gewidmet worden, und auch von diesen nur einige der vornehmsten, im Auszuge liefern. Diese Auswahl aber, und ein auf die Ausarbeitung zu wendender ausgezeichneter Fleiß wird hoffentlich diesem Werke einen eigenen Platz unter den bereits herauskommenden periodischen Schriften,

und

und zwar unter den lehrreichſten und unterhaltendſten derſelben, verſchaffen. Das 1ſte Stück iſt denen in der letzten Oſtermeſſe erſchienenen hiſtoriſchen Schriften, und denen, welche die jetzige Michaelimeſſe lieferte, inſofern jene und dieſe hier einen Platz finden können, gewidmet. Und die verlegende Buchhandlung hoffet, daß das leſende Publikum indem es ein periodiſches Werk, worin es die einzeln herauskommenden und zum völligen Leſen doch oft zu weitläuftigen Schriften über die intereſſanteſten hiſtoriſchen Gegenſtände, Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Perſonen, kleine intereſſante Ländergeſchichten und Länderbeſchreibungen, Erzählungen merkwürdiger Menſchenſchickſale, zuſammen in einem zweckmäßigen Auszuge antrift, mit Beyfall aufnehmen wird, die Fortſetzung dieſes Werks von Vierteljahr zu Vierteljahr, oder auch von Meſſe zu Meſſe, möglich machen und befördern werde. Indeß werden außer der Verlagshandlung auch alle angeſehene Buchhandlungen die Beſtellungen dieſes Werks, auf welches weder ſubſcribirt noch pränumerirt wird, gegen künftige Oſtermeſſe gerne annehmen. Lemgo den 4ten Jan. 1793.

Meyerſche Buchhandlung daſelbſt.

3.

Ich bin ſeit einigen Wochen damit beſchäftigt, eine Ueberſetzung der kürzl. zu London erſchienen Anecdotes of the life etc of *William Pitt*, and of the principal Events of his time; with his ſpeeches in Parliament from 1736 — 1778 etc. zu beſorgen. Ich werde dieſem wichtigen Werke alle die Sorgfalt wiedmen, welche die Größe des Gegenſtandes, und das Intereſſe der Ausführung verdient, und mich da-

her

ker von keinerley Konkurrenz davon abtreiben laſſen. Nächſtens in einem unſrer beliebteſten Journale eine Probe davon. den 1. Jan. 1793.

Ludwig Schubart.

K. Preußl. Legat. Sekretair.

* * *

4.

Im Verlage Hartknochs in Riga iſt in dieſer Oſtermeſſe der erſte Band eines aus 2 Bänden beſtehenden erläuternden Auszugs aus den kritiſchen Schriften des Herrn Profeſſor Kant erſchienen. — Daß durch eine vielfache Behandlung der tiefen Unterſuchungen des großen Weltweiſen und durch freye Mittheilung der Reſultate des Nachdenkens man ſich dem Ziele der faßlichſten Darſtellung derſelben nähern werde, läßt ſich erwarten. Der Verfaſſer der angekündigten Schrift hat dieſes Ziel vor Augen gehabt, und ſeine Bemühungen dürften vielleicht nicht ganz vergeblich ſeyn.

Neuer Teutſcher Merkur.

6. Stück 1793.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Die Gesellschaft der freyen Männer. S. 105.
II. Luitberts Fragmente an sein Volk. — 144.
III. Versuch einer Uebersetzung der Epistel des Grafen von Bernis an die Grazien. — 150.
IV. Ueber die Vortheile des Systems der Galanterie und Erbfolge bey den Mayren. — 160.
V. Die Cyklopen-Filosofie und das Cyklopen-Recht in Nuce. Aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345. — 195.
VI. Sinngedichte. — 203.
VII. Ankündigung eines periodischen Blattes. — 205.

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen

1) bey allen löbl. Postämtern in- und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren, auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkurs.

In der Schulbuchhandlung zu Braunſchweig ſind in der Leipziger Jubilate-Meſſe 1793. folgende neue Werke erſchienen.

Andre und Bechſteins gemeinnützige Spaziergänge, 7r Theil, 8. 12 gr.

Deſſelben Buchs, 8r Theil, 8. 1 Thlr.

Anmerkungen, erklärende, zu der Encyklopädie der lateiniſchen Klaſſiker, 4n Th. 2r Bd. 8. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Erklärende Anmerkungen zu den ausgewählten Oden und Liedern des Horaz, von D. C. Böttiger, 2r Th. 8. 16 gr.

Blümlen Gedächtnißpredigt auf den verſtorbenen Herzog Ferdinand von Braunſchweig, gr. 8. 3 gr.

Campens Sittenbüchlein für Kinder, 5te verb. Aufl. 8. 8 gr.

Deſſen Klugheitslehren, aus des Grafen von Chesterfields Briefen an ſeinen Sohn, 8. 7 gr.

Exempelbuch für Anfänger und Liebhaber der Algebra, 8. 9 gr.

Funkens praktiſche Geſchichte des Menſchen, gr. 8. 15 gr.

Deſſen erſter Leitfaden zum Schulunterrichte nach deſſen technologiſcher Naturgeſchichte, 8. 3 gr.

Daſſelbe Buch unter dem Titel: Stoff zur Unterhaltung für Kinder über Gegenſtände der Natur, mit einer Kupfert. 8. 3 gr.

Funkens zweyter Leitfaden zum Schulunterrichte, 8. 6 gr.

Daſſelbe Buch unter dem Titel: Materialien zum Unterrichte in der ökonomiſchen Naturgeſchichte und Technologie für die erwachſenere Jugend, 8. 6 gr.

Funkens dritter und letzter Leitfaden zum Schulunter. 8. 6 gr.

Auch unter dem Titel: Grundriß der allgemeinen Naturgeſchichte, oder dritter und letzter Lehrgang derſelben, 8. 6 gr.

Henkens Predigten über die Evangelien aller Sonn- und Feſttage des ganzen Jahrs, 3 Bde. neue Aufl. gr. 8. 4 Thlr.

Henkens allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche, 15 Th. zweyte verbeſſerte und ſtark vermehrte Aufl. gr. 8. 1 Thlr.

Hildebrands chemiſche und mineralogiſche Geſchichte des Queckſilbers, 4. 2 Thlr.

Fenelon de l'exiſtence de Dieu, 12. 16 gr.

Hillmanns Lehrbuch der Erdbeſchreibung für den dritten und letzten Lehrgang, 11r Th. Europa, gr. 8. 1 Thlr. 18 gr.

Jeruſalems nachgelaſſene Schriften, 2r u. letzter Bd. 8. 1 Thlr.

Deſſelbe Buch mit größerer Schrift, 2r und letzter Band, gr. 8. 2 Thlr. 18 gr.

Kirchers Anweiſung in der Buchdruckerkunſt, ſo viel davon das Drucken betrifft, mit Kupf. und Holzſchnitten, 8. 16 gr.

Deſſen Gebrauch der Zeichen, welche in den Buchdruckereyen zum Korrigiren gewöhnlich ſind, 4. 3 gr.

Le nouveau Robinſon, traduit de l'allemand de Mr. Campe, par Mr. Huber, 8. 1 Thlr.

Herzogs ſeinem Diener, nach; er ließ dieſen Ring zurük, ich wollte oder wollte nicht; ſag ihm, ich woll' ihn ſchlechterdings nicht. Erſuch ihn, ſeinem Herrn nicht zu ſchmeicheln, und ihn nicht mit falſchen Hoffnungen aufzuziehen; ich ſey nicht für ihn: wenn der junge Menſch morgen dieſer Wege kommt, will ich ihm Urſachen dafür geben. Eile, Malvolio.

Malvolio.

(Geht ab.)

Olivia.

Ich thue etwas, und weiß ſelbſt nicht was; ich beſorge, ich beſorge, meine Augen haben mein Herz überraſcht! Schikſal, zeige deine Macht: Wir ſind nicht Herren über uns ſelbſt; was beſchloſſen iſt, muß ſeyn, und ſo ſey es dann!

[Sie geht ab.]

Der neue

Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1793.

I.

Die Geſellſchaft der freyen Männer.

Nun habe ich wöchentlich einige frohe Stunden weniger, und die Stadt hat ihren ſchönſten Reiz für mich verlohren! — Ich war Mitglied der Geſellſchaft freyer Männer, die nun eingegangen iſt. Zwey der thätigſten Männer entriß uns der Tod; drey andere, und unter dieſen unſer von M**, die Seele der Geſellſchaft, (der Himmel gebe ihm einen guten Abend, dem lieben frohen M**, dem wir ſo manchen guten Abend zu verdanken hatten!) wurden ins Ausland befördert; und nun iſt uns andern Muth und Luſt vergangen, das zerſtückelte Werk fortzuſetzen.

Aber es iſt Schade, Schade für uns und Schade für die Stadt! — Das letzte klingt freylich etwas ſtolz, aber es iſt doch wahr, und ich darf es ſagen: denn ich that ja das wenigſte dabey.

Manche wohlthätige Einrichtung wäre gewiß nicht zu Stande gekommen, manches Gute gewiß

nicht geschehen, wenn die Gesellschaft freyer Männer nicht gewesen wäre.

Ich habe zwiefach Ursache an diese Gesellschaft mit Dank zurück zu denken, denn ich habe viel dabey gelernt. Das war wohl weniger der Fall bey meinen Freunden, die ein gut Theil mehr wußten als ich — es waren fast lauter studierte Leute: aber ich habe viel gelernt.

Kurz: ich traure um die Gesellschaft der freyen Männer, wie man um einen lieben Verstorbenen trauert, der uns viel Gutes that, noch mehr versprach, und nun mitten in der Blüthe seines Lebens uns entrissen ward.

Ich *) bin nicht für schöne Leichensteine und Grabschriften; — lieber Gott! sie lügen gar zu oft! — bin auch zu arm, um schöne Leichensteine mit Grabschriften errichten zu können: aber ein Paar Blumen möchte ich meinem lieben Todten doch aufs Grab streuen, so gut sie in meinem kleinen Garten wachsen, nicht durch Kunst und Treibhaus geschmückt, geschminkt und verzärtelt.

„Nimm

*) Beym Ueberlesen fällt mir's auf, daß das Wörtchen ich in wenigen Zeilen zu oft vorkömmt; und das soll nicht hübsch lassen, weil es zu ruhmredig klingt. Aber es war einmahl mit den andern Worten so verschlungen, daß ichs nicht füglich heraus zu bringen wußte, ohne die Nebenfäden zu verletzen.

„Nimm meinen Dank für viele frohe Stunden, die keine Reue trübte; für manches Freudenmahl, das ich in der Zurückerinnerung zum zweytenmale genoß; für manche gute Lehre, die du, ohne strenge Amtsmiene, mit liebem freundlichen Gesichte gabst, und für jede gute Gelegenheit, wo auch ich mein Scherflein zur Summe des Guten, das meine Freunde thaten, beytragen konnte!“

Man spricht gar zu gern, von seinem lieben Todten, möchte gar zu gern auch andern den Freund, der uns im Leben theuer war, und, wie es dann zu gehen pflegt, uns im Tode noch einmahl so theuer wird, recht kenntlich machen, auf daß sie ihn mit uns lieben, mit uns um ihn weinen, oder doch unsere Thränen billigen mögen. Laßt mich ein Gleiches thun.

Freylich pflegt bey einer solchen Gelegenheit viel Menschliches mit unter zu laufen. Man lobt, wo man nur erzählen wollte, und lobt, was andere kaum des Erzählens werth finden; wird redselig, wie die lieben Mütter, wenn sie von dem lieben Söhnchen sprechen, und sieht Vortrefflichkeit, wo andere mit gesunden Augen nur und kaum gemeines Gut erkennen konnen. So was hält nun der Mensch dem Menschen gern zu Gute, und freut sich, daß es so ist: denn es ist ein Meisterstück, das die Natur da gemacht hat! Aber das berechtigt uns doch nicht zu fordern:

daß der unpartheiſche Zuſchauer mit unſern Augen ſehen, und daß er ſchwer finden ſoll, was nur auf unſrer Wagſchale, durch die Zuthat von Freundſchaft, Liebe und Dankbarkeit, Gewicht bekam. Und — aber ich merke, daß ich unter Führung des Herzens, das bekanntlich ſich gar zu leicht einen Seitenſprung erlaubt, etwas vom geraden Wege abgekommen bin.

Ich legte die Feder nieder, gieng noch einmahl ernſtlich mit mir ſelbſt zu Rathe, und ſorgte, ſo viel nur immer möglich, dafür, daß das Herz nicht das große Wort führen, wenigſtens nicht, wie die großen Herren, nach ſeinem Gelüſte entſcheiden durfte. Jetzt, lieber Leſer, ſtatte ich dir von allem, was da zur Sprache kam, — dem Innhalte nach, in wiefern es zur Sache gehört — ehrlichen Bericht ab.

„Thuſt du wohl, wenn du von der Erlaubniß deiner Freunde, die Geſetze und Einrichtungen der ehemahligen Geſellſchaft freyer Männer, dem Drucke zu übergeben, Gebrauch machſt?"

„Was haſt du zur Abſicht?"

Erſtens: Ein kleines Opfer der Dankbarkeit darzubringen.

„Taugt nicht! Wozu andere, die die Sache nichts angeht, zu Zeugen deiner Dankbarkeit machen?

chen? Und lauter — ausposaunter Dank ist immer ein sehr zweydeutiges Ding!"

Zweytens: ich glaube dadurch Veranlassung zu geben, daß vielleicht an andern Orten, wo sich ähnliche Menschen mit denselbigen Bedürfnissen finden, eine ähnliche Gesellschaft errichtet werde.

„Und ob das für diese Menschen wahrer Gewinn wäre?"

Dafür spricht meine Erfahrung. Nicht bloß ich, sondern alle Mitglieder der Gesellschaft befanden sich wohl dabey. Alle ohne Ausnahme — und es waren Männer von Kopf und mannichfaltigen Kenntnissen darinnen — haben an einem Orte, wo kein Mangel an andern Gesellschaften war, dennoch diese allen andern vorgezogen; alle haben vier Jahre lang — so lange dauerte sie — die Versammlung regelmäßig besucht, sich auf den Tag der Versammlung gefreut, haben den Gewinn angenehmer und nützlicher Unterhaltung gehabt, und oft vereinigt gethan, was einzeln keinem möglich gewesen wäre.

„Sollte sich aber nicht an jedem Orte, wo sich solche Männer finden, eine ähnliche Gesellschaft von selbst machen? Sollte deine Gesellschaft wirklich so musterhaft seyn? Sollte das etwanige Gute, das in ihrer Verfassung liegen mag, nicht

leicht auch von jedem andern, ohne Vorschrift, gedacht werden können?"

Engere Freundschaft macht sich von selbst und findet ihr Gesetzbuch schon gemacht: nicht so Gesellschaften von Mehrern, die eben deswegen nicht engere Freundschaften seyn können, — wo wenigstens die engere Freundschaft erst aus der Gesellschaft erwachsen muß. Indeß glaube ich nicht, daß unsere Einrichtungen und Gesetze unverbesserlich, musterhaft waren; (wir haben selbst viel davon verbessert, und würden bey längerer Dauer der Gesellschaft noch mehr verbessert haben) ich gebe es zu, daß an jedem Orte, wo sich Menschen finden, die für eine solche Gesellschaft taugen, gewiß auch Männer gefunden werden, die eben so gute und vielleicht bessere Einrichtungen und Gesetze dazu entwerfen können, als die Stifter unsrer Gesellschaft entworfen haben: aber deswegen könnte doch auch für diese die Bekanntmachung der Unsrigen nützlich seyn:

weil der erste Versuch durch Benutzung dieser schon gethanen Arbeit erleichtert wird;

weil sich unter ihnen mehrere finden möchten, die gleiche Geschicklichkeit hätten, oder doch zu haben vermeinten, für die zu errichtende Gesellschaft Gesetzgeber zu werden;

weil unter den übrigen, die auf die Ehre, selbst Gesetzgeber zu seyn, Verzicht thäten, doch ein

ein und der andere seyn könnte, der lieber von einem Fremden und Unbekannten, als von einem Mitgliede der Gesellschaft Gesetze annehmen möchte;

weil der Einwurf, daß die Sache unausführbar sey, wegfällt;

und weil sie wenigstens dadurch Veranlassung bekämen, ihr gedachtes Bessere zur Wirklichkeit zu bringen.

Und so bin ich aus Gründen entschlossen, die Gesetze und Einrichtung der ehemahligen Gesellschaft freyer Männer durch den Druck bekannt zu machen.

Wem diese Gründe nicht so gültig sind als sie mir zu seyn scheinen, der verzeiht doch hoffentlich dem Irrenden um seiner guten Absicht willen.

A.

Beantwortung der Frage: warum unsere Gesellschaften uns so wenig gesellige Freuden gewähren? nebst einem Vorschlage zur Errichtung eines kleinern gesellschaftlichen Cirkels. *)

Die Klage, daß wir des geselligen Vergnügens zu wenig hätten, ist ziemlich allgemein — und nicht ungegründet. Wir haben ihr an unserm

*) Als älteste Urkunde über Stiftung der Gesellschaft. F. M.

ſerm Orte dadurch abzuhelfen geſucht, daß wir noch zwey öffentliche Geſellſchaften ſtifteten, wo Perſonen beyderley Geſchlechts ſich wöchentlich, leider! viermahl *) zuſammen finden: und haben das Uebel dadurch vergrößert. Nicht Mangel an Geſellſchaft, ſondern Mangel an guter Geſellſchaft war der Punkt unſerer Klage. Geſellſchaften hatten wir ſchon vorher zu viel, und eben dieſe Vielheit ſcheint mir eine der erſten Urſachen zu ſeyn, aus welchen ſich der Mangel an geſells

*) Ja wohl leider! viermahl. Halb ſo viel wäre vielleicht ſchon für manche Mutter und manche Tochter mehr als zu viel geweſen. Auch brauchte man kein ſcharfes Auge, um die mannigfaltigen nachtheiligen Folgen von dieſer durchaus fehlerhaften Einrichtung einzuſehen. Eine unter vielen war dieſe: daß der freyere geſellſchaftliche Ton zuweilen in Frechheit ausartete, und daß unſere Jünglinge durch die gar zu häufige Gelegenheit, mit ihren Schönen traulich umzugehn, zum Theil etwas unverſchämter, zum Theil gleichgültiger gegen ſie wurden. Sie hatten ſich mit ihren Reizen zu ſehr familiariſirt. Und wollte man auch annehmen: daß dies Familiariſiren — verſteht ſich in Zuchten und Ehren! — der Sittlichkeit in gewiſſer Rückſicht nicht eben ſehr nachtheilig geweſen wäre: (ex aſſuetis non fit paſſio, ſagen die Philoſophen) ſo verlohren doch unſere Schönen viel an der ihnen gebührenden Achtung, und mit ihnen verlohr der gebildete Mann an ſchönerem Lebensgenuß. Das e longinquo reuerentia maior hat auch ſein Wahres!

ſellſchaftlichem Vergnügen erklären läßt. Man denke ſich die Menge der Müßiggänger, welche, ſich ſelbſt die ſchlimmſten Geſellſchafter, täglich fremde Geſellſchaft ſuchen, um ſich die Zeit zu vertreiben, und andere zu gleichem Zeitvertreibe und Zeitverderbe zu verführen! Wo iſt aber das Vergnügen, welches täglich und unmäßig genoſſen nicht an ſeinem Reize verlieren ſollte? Und was läßt ſich von Menſchen erwarten, die aus Geiſtesarmuth ſich in allen Geſellſchaften herum treiben? Sie gehen in Geſellſchaft, wie der abgeſtümpfte Wollüſtling zur Buhlerin — unfähig ohne ſie, unfähig mit ihr froh zu ſeyn. Unſere Alten giengen ſelten in Geſellſchaft, aber ſie waren dann auch deſto froher.

Indeß iſt die Menge der Geſellſchaften, obgleich eine der vorzüglichſten, doch bey weitem nicht die einzige Urſache, aus welcher ſich der Mangel an geſellſchaftlichen Freuden erklären läßt. Wir haben überhaupt in den gebildeten Ständen viel an frohem Sinn, an Empfänglichkeit für Freude verlohren; — was bey unſerer übertriebenen Verfeinerung, Schwelgerey und unſerm unmäßigen Hange nach ſinnlichem Wohlleben, unausbleibliche Folge ſeyn mußte.

Viele unſerer Zeitgenoſſen ſind ganz für die Freude verſtimmt, weil ſie von Jugend auf der Freuden zu viel genoſſen, zu früh ſich überſättigt haben. Wer kennt nicht mehrere zwanzig- dreyßig-

jährige Greise, die es durch unmäßigen Genuß der kleinern Freuden des Lebens geworden sind? Und wie zahlreich ist die Klasse derer, welche angeerbte, oder durch vornehme Verrichtung eingeimpfte, oder durch gelehrte Treibhäuser erzeugte, durch unnatürliche Lebensart vermehrte Kränklichkeit um Lebensgenuß und frohen Muth brachte!

Läßt sich's nun aber wohl von diesen Kranken, von diesen Greisen, von diesen verstimmten, übellaunigen Menschen, die mit Gott und der ganzen Welt unzufrieden und sich selbst zur Last sind, erwarten, daß sie gute Gesellschafter seyn, daß sie auch nur das Geringste zur Unterhaltung und zum Vergnügen andrer beytragen sollten? Werden sie nicht vielmehr auch andere verstimmen?*) Es leuchtet ein: daß, da die Zahl dieser Kranken sich immer vermehrt — daß man jetzt schon gegen Einen heitern, wohlgelaunten Menschen vier trübsinnige und mißlaunige rechnen kann

*) Fern sey es von mir, daß wir diese unglücklichen sich selbst und ihrem Mißmuthe überlassen, und aus aller Gesellschaft verdrängt wünschten! Nein; menschlich wollen wir zur Verminderung des Gefühls ihrer Leiden beytragen, was wir beytragen können: aber dem widerspricht der Wunsch nicht, zuweilen auch eine Gesellschaft zu haben, wo man selbst Zerstreuung, Erholung, Freude findet, und wo man also das, was Freude stöhrt, möglichst entfernen muß.

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

[Die Strasse.]

Antonio und Sebastiano treten auf.

Antonio.

Ihr wollt also nicht länger bleiben? Und ihr wollt auch nicht erlauben, daß ich mit euch gehe?

Sebastiano.

Nein, verzeiht mir's; meine Sterne scheinen dunkel über mir; der mißgünstige Einfluß meines Schiksals möchte auch das eurige anstecken; erlaubt mir also, daß ich mich von euch beurlaube, um mein Unglük allein zu tragen. Es würde eine schlechte Belohnung für eure Freundschaft seyn, wenn ich euch auch nur den kleinsten Theil davon auferlegen wollte.

Antonio.

Laßt mich wenigstens nur wissen, wohin ihr gehen wollt.

Sebastiano.

Meine Reise ist in der That nichts anders, mein Herr, als ein wunderlicher Einfall, ohne besondere Absicht -- Doch diese edle Bescheidenheit, womit ihr euch zurükhaltet,

mir

kann — die Summe der geſelligen Freude nothwendig immer kleiner werden müſſe.

Zur Verſtimmung unſrer Zeitgenoſſen, zur Verminderung der Freude überhaupt, und der geſelligen Freude insbeſondere, hat unſere Leſeſucht viel beygetragen.

Viele leſen ſich um Geſundheit und frohen Muth. Andere verlernen bey vielem unverdauten Leſen das Selbſtdenken, wenn ſie anders in dem Punkte was zu verlieren hätten, und bleiben todte Geſellſchafter.

Viele glauben zu wiſſen, was ſie nicht wiſſen, weil ſie ſo viel geleſen haben; oder hoffen doch — wo ſie ja noch ſo viel Verſtand haben, die großen Lücken in ihren Kenntniſſen zu bemerken — ſie mit leichter Mühe durch Lektüre auszufüllen, und vernachläßigen die Gelegenheit, durch hören zu lernen. Und wozu Geiſtesunterhaltung in Geſellſchaft, wenn man dieſe zu Hauſe haben kann?

Hier kramt ein Kleinmeiſter ſeine Beleſenheit aus, ohne einen andern zum Worte zu laſſen, und ohne dennoch vorzutragen, was des Hörens werth wäre: denn er lernte nur die Stellen aus ſeinen Büchern auswendig, die ihm ſchön ſchienen.

Man wagt es kaum, einen wirklich intereſſanten Gegenſtand zur Unterredung zu bringen, weil

er

er schon in einem allgemein gelesenen Buche abgehandelt war; oder wagt man es, so wird die Unterredung schnell mit Hinweisen auf das Buch abgebrochen, ohne daß es den Leuten einfiele: daß durch die Unterredung die Begriffe darüber deutlicher und vollständiger gemacht werden könnten, daß man dadurch erst das Gute, das der Schriftsteller darüber gesagt, sich eigen machen, vielleicht auch manches berichtigen könnte.

Mancher verfällt, gewöhnt an bessere Unterhaltung mit den lehrenden Todten, in gesellschaftliche Intoleranz gegen die Lebenden. Mancher verlernt durch Bücherſprache die Sprache des Umgangs, oder vergißt über die Bücherwelt die wirkliche, wird in dieſer um ſo fremder, je mehr er dort zu Hauſe iſt.

Und wer zu viel lieſt, wird ſelten viel handeln, ſelten das Geleſene aufs Leben anwenden; wird höchſtens wieder lehren, aber nicht mit andern Hand anlegen, um das gelehrte Gute zu Stande zu bringen; wird es vielleicht gar unter ſeiner Würde wähnen, für den kleinern Kreis der Geſellſchaft ſeiner Vaterſtadt zu wirken, zur Veredlung, zur Verſchönerung des geſellſchaftlichen Umgangs beyzutragen: weil der große Mann — nicht ſeiner Stadt, ſondern der Welt angehören will.

Nicht minder nachtheilig als die Leſeſucht iſt die Spielſucht. Freylich iſt es in manchen Geſellſ-

ſellſchaften Männern, die über das hinaus ſind, an Stadtneuigkeiten und Zeitungsnachrichten keinen Geſchmack finden, und nicht verläumden mögen, nicht zu verargen, daß ſie, aus Mangel beſſerer Unterhaltung, den Spieltiſch aufſuchen: aber unläugbar iſt es doch auch, daß die Hoffnung, den Ton des geſellſchaftlichen Umgangs nach und nach zu veredlen und mehr Freude und Leben in unſere Geſellſchaften zu bringen, immer mehr ſchwinden muß, je mehr die Spielſucht einreißt. Und leider! iſt ſie bey uns bis zur Wuth eingeriſſen! Leider haben wir ſchon eine Menge leidenſchaftlicher Spieler, denen, ſelbſt in beßerer Geſellſchaft, alles fehlt ſo lange die Karten fehlen, die beym Spieltiſch alles um ſich herum vergeſſen, und Zeit, Geld, Geſundheit, frohen Sinn und oft auch ihre Ehrlichkeit verſpielen!

Verdienter Sklavenlohn iſt es, daß die Freude, das Kind der Freyheit, von uns gewichen iſt, ſeit wir uns von der Mode tyranniſiren laſſen, und das tollſte unter allen Geſetzbüchern, das Geſetzbuch der Etikette, angenommen haben!

Wer frohe Menſchen in größern Geſellſchaften ſehen will, der beſuche die Landleute, und etwa die unkultivierte Klaſſe der Bürger an ihren Freudenfeſten und Luſtgelagen. Bey den kultivirtern Ständen ſucht er ſie vergebens. Das übermüthige Völklein der ſogenannten vornehmen Welt war

der

der sanftern Regierung der guten Mutter Natur überdrüßig, übertrat ihre Gesetze, und entzog sich ihrer Herrschaft; da übergab sie Zevs im gerechten Zorn zur strengern Zucht der Tyranney der Mode und des Hofzwangs — unter deren eisernem Joche sie jetzt seufzen und büßen müssen. Aerger wurden die Sklaven des Orients von ihren Zuchtmeistern auf dem Throne nicht gemißhandelt, als das arme Völklein, das der Natur ungetreu ward, von diesen Furien, den Töchtern der Heucheley und des Wahnsinns. Kleidung, Gang, Stellung, Miene, Sprache, Bewegung der Hand und des Fußes — alles ist ihren unnatürlichen Gesetzen unterworfen. „Das läßt nicht! Das schickt sich nicht! Was würden die Leute dazu sagen!" Das sind die Donnerworte, mit welchen sie ihre Sklaven in unterthänigstem Gehorsam erhalten. Ihr meynt vielleicht daß das: es schickt sich nicht! sich auf ein höheres Gesetz der Vernunft und der Sittlichkeit beziehe. Liebe Menschen, Tugend ist noch nicht zur Mode geworden, am wenigsten bey dem Völklein, das die Natur verließ. Gesittet seyn, heißt bey ihnen: den Ton ihrer sogenannten guten Lebensart treffen. Nur die Miene der Tugend rechnen sie an, aber mit Grimassen und Uebertreibung; und Thoren dünken sich Weise, wenn sie ihr Gesicht zu grämlichem Ernst verziehen!

Mit dem Zauber des armſeligſten Ehrgeitzes, der kleinlichſten Eitelkeit blenden die deſpotiſchen Beherrſcherinnen der vornehmen Welt viele ihrer Knechte: daß ſie, der Vernunft und ihrer beſſern Einſicht zu Trotz, aus Gehorſam gegen ihre Gebieterin ſich ſelbſt in ihr Verderben ſtürzen. Sie ſollten als Gatten und Väter, vielleicht Verſorger einer zahlreichen Familie, weniger Aufwand machen; aber — es ſchickt ſich nicht! Innerlich von bangen Nahrungsſorgen gefoltert, erſcheint man demnach mit äußerm Glanze in mancher koſtſpieligen Geſellſchaft; macht ſelbſt mit erkünſtelter froher Miene den Wirth, verſchwelgt die Einkünfte von mehrern Monaten in Einem Tage, ſtürzt ſich immer tiefer in Schulden, bereitet ſich und den Seinigen eine ſchreckliche Zukunft, muß am Ende wohl gar ſeine Gläubiger betrügen — muß zum Schurken-werden! — Aber wie kann man anders? Stand und Verbindung bringen es ſo mit ſich, die gute Lebensart erfordert es, die Mode gebietet. Ach, es giebt viel glänzendes Elend! — Das Herz blutet einem, wenn man bey immer ſteigendem Luxus, bey Vermehrung der Bedürfniſſe ohne verhältnißmäßige Vermehrung der Mittel ſie zu befriedigen, die vielen Sklaven der Mode, des Ehrgeitzes, der Eitelkeit denkt. Habt Mitleid mit den Unglücklichen, wenn ſie — das Bild des häuslichen Elends und der traurigen Zukunft vor den Augen — kaum im Stande ſind, in euren glänzenden Geſellſchaften eine frohe

Miene

Miene zu erheucheln, aber unmöglich gute frohe Gesellschafter seyn können.

Auch das ist, so unglaublich es scheinen mag, dennoch ausgemachte Wahrheit: daß viele unsrer Modemenschen gar nicht in der Absicht in die Gesellschaft gehen, um sich zu vergnügen, sondern um zu glänzen, sich sehen zu lassen, Eroberungen zu machen, zu gefallen.

Und so liegt freylich die Schuld größtentheils an den Menschen selbst, wenn sie über Mangel an geselliger Freude klagen: aber doch auch zum Theil mit an ihren Einrichtungen, an der Form ihrer meisten Gesellschaften. Wie schwer ist es für den Mann, dessen Geist Bildung genug hat, um das Wahre, Schöne, Gute zu erkennen, zu empfinden, und zu begehren; aber nicht Bildung genug, um das Schlechtere ertragen, und nicht Geschmeidigkeit genug, um allen allerley werden zu können; wie schwer wird es einem solchen, dem unerträglichsten Gefühl der Langeweile in manchen *) größern Gesellschaften zu entgehen, wo eine Menge ihm größtentheils unbekannter, zum Theil nur von einer nicht vortheilhaften Seite bekannter Personen, von verschiedenem Stande und noch verschiednerm Grade der Geistesbildung, mit einander — man weiß eigentlich

*) Bitte, ja das Wörtchen manchen nicht zu übersehen.

lich selbst nicht recht, warum? zusammenkommen! An eine trauliche Unterredung ist nicht zu denken; gegen ein Körnchen Witz werden ganze Ladungen von Spreu ausgestreut; alles drängt sich um die Reichen, Großen und, versteht sich, wenn Weiber dabey sind, auch um die Schönen, und umwölkt sie mit Weihrauch. Diese und die Kleinmeister führen das große Wort und sprudeln Unsinn; und Zweydeutigkeiten, deren Deutung König Midas selbst ohne Mühe errathen hätte, werden, wo nicht laut beklatscht, doch mit gefälligem Lächeln aufgenommen, oder auch mit sanftem Fächerschlage — belohnt. Noch einmahl: wie schwer ist es da dem Manne von einigem Geschmacke, froher Gesellschafter zu seyn — wenn er nicht glücklicher Weise bey Einer Person die andern vergessen, oder, so fern der strenge Wohlstand das erlaubt, sich selbst mitten im großen Cirkel einen kleinen bilden kann! *)

Und muß man nicht seiner Gesundheit feind seyn, ein Paar Schüsseln mehr ausserordentlich hoch anschlagen, und Verstand und Herz unter den Gehorsam des Gaumens gefangen nehmen, um bey den

*) Nur daß man größern sehr gemischten Gesellschaften nicht ganz entsage, daß man auch den Schwachen ertragen lerne, um wenigstens zuweilen, wo nicht Allen alles, doch Vielen vieles zu werden.

den gewöhnlichen Gaſtmählern*) in manchen Häuſern, wo man — dem Himmel ſey's geklagt! — zu leben weiß, auszudauern? Und muß man nicht ſeiner Exiſtenz überdrüßig ſeyn, um in mancher andern Geſellſchaft halbe Tage lang Kegel ſchieben und Karten ſpielen zu ſehen, oder ſelbſt mitzuſpielen? **)

Und wie nun zu helfen und zu beſſern?

Freunde! wir ſind nicht im Stande die Menſchen umzubilden, nicht im Stande ihre Klubbs, Societäten und Eßgelage zu reformieren: aber wir können ihre Fehler vermeiden, können uns den Genuß des geſellſchaftlichen Lebens verſchönern, und können, wenn wir vereinigt ernſtlich wollen, dann gewiß auch unmittelbar auf andere außer uns wirken, und vielleicht viel Gutes ſtiften. Dies können wir durch Erreich-

*) Auch unſere Gaſtmähler ſind gemeiniglich συμποσια und ἐυωχιαι, compotationes et concoenationes, nicht conuiuia — vbi maxime ſimul viuitur, wie es Cicero erklärt.

**) Auch die Verdrängung des geſellſchaftlichen Geſanges hätte hier angeführt werden können. Doch gehört dies vielleicht auch unter das Geſetz der Mode: es ſchickt ſich nicht! — Hierzu kömmt an unſerm Orte der abſtoßende Stolz einiger Vornehmen, oder vielmehr die kriechende Demuth mancher nicht vornehmen Bürgerlichen in Geſellſchaft mit jenen.

richtung einer kleinern bessern Gesellschaft, wozu wir unsern K** B** R** ꝛc. die mit uns gleiches Bedürfniß fühlen, einladen, von denen wir, so weit ich sie kenne, keine abschlägliche Antwort zu befürchten, vielmehr die thätigste Theilnahme zu erwarten haben. Ich lege Ihnen zunächst meinen Plan zur Prüfung vor; wir theilen ihn dann auch unsern übrigen Freunden mit, benutzen ihren Rath, prüfen ihre Vorschläge, nehmen ihre Verbesserungen an, und entwerfen dann für die neu zu errichtende Gesellschaft ein kleines Gesetzbuch.

Meiner Meynung nach hätten wir hierbey vorzüglich auf folgende Punkte zu sehen:

1) Die Gesellschaft dürfte nicht zahlreich seyn;

2) Müßte aus lauter Männern bestehen, die wenigstens so viel Bildung hätten, um an Geistesunterhaltung Geschmack zu finden, und die mit einander freundschaftlich — wenn auch nicht Freunde im strengsten Sinne des Worts — umgehen könnten;

3) Die Versammlungen müßten selten und mit wenigem Aufwand verbunden seyn;

4) Man müßte, so viel nur immer möglich, das Angenehme mit dem Nützlichen, und

5) Freyheit mit gesetzmäßiger Ordnung zu vereinigen suchen;

6) Man müßte durch Mannichfaltigkeit der Unterhaltung jedem wenigſtens etwas zu geben ſuchen, was nach ſeinem Geſchmack wäre, und — doch wozu unnöthige Wiederhohlung, da dies alles aus dem Entwurfe der Geſetze, den ich Ihnen zur Prüfung und Verbeſſerung vorlege, enthalten iſt?

Lieber noch ein Paar Worte zur Beantwortung einiger Einwürfe, die man meinem Plane entgegen ſetzen könnte.

„Es ſcheint, als wenn wir nach dem angegebenen Plane mehr zur gemeinſchaftlichen Arbeit, als zur Erholung und zum Vergnügen in Geſellſchaft kämen.

Aber gerade Mangel an allen Geiſtesbeſchäftigungen erzeugte in den meiſten zeitherigen Geſellſchaften das unerträglichſte Gefühl der Langeweile. Nachdenken ohne Anſtrengung, ſo viel man ſelbſt will, über Gegenſtände, über die man mehr oder weniger ſchon vorher gedacht hat, oder die durch den Reiz der Neuheit feſſeln; und das vorher Gedachte oder in dem Augenblick ungeſucht Gefundene andern mittheilen, iſt für den Mann von einiger Geiſtesbildung ſo wenig Arbeit, daß es ihm vielmehr nach vollbrachter Arbeit die liebſte Erholung iſt. Und nun die Mannichfaltigkeit der leichten Geiſtesbeſchäftigungen, die zum Theil bloß Spiele des Witzes und

der

mir abzunöthigen, was ich, wie ihr merket, gerne bey mir behalten wollte, verbindet mich, von ſelbſt näher gegen euch heraus zu gehen. Wiſſet alſo, Antonio, daß mein Name Sebaſtiano und nicht Rodrigo iſt, wie ich vorgab; mein Vater war dieſer Sebaſtiano von Meſſaline, von dem ihr ohne Zweifel gehört haben müßt. Er hat mich mit einer Schweſter hinterlaſſen, die in der nemlichen Stunde mit mir gebohren worden; möcht' es dem Himmel gefallen haben, daß wir auch ein ſolches Ende genommen hätten. Aber ihr, mein Herr, verhindertet das; denn ungefehr eine Stunde, eh ihr mich aus dem Schiffbruch aufnahmet, war meine Schweſter ertrunken.

Antonio.

Ich bedaur' euch von Herzen.

Sebaſtiano.

Eine junge Dame, mein Herr, welche, ob man gleich eine ſonderbare Aehnlichkeit zwiſchen ihr und mir finden wollte, doch von vielen für ſchön gehalten wurde; und wenn ich gleich über dieſen Punkt nicht zu leichtgläubig ſeyn möchte, ſo darf ich hingegen kühnlich von ihr behaupten, daß ſie ein Gemüthe hatte, das der Neid ſelbſt nicht anders als ſchön nennen könnte: Nun iſt ſie ertrunken, mein Herr, und ihr Andenken preßt mir Thränen aus, die ich nicht zurükhalten kan.

Antonio.

Vergebet mir, mein Herr, daß ihr nicht beſſer bedient worden ſeyd.

der Fantasie sind, mit in Anschlag gebracht: so wird gewiß keiner von uns unsere gemeinschaftlichen Abendstunden für Arbeitsstunden halten.

„Aber zu viel Gekünsteltes!"

Nicht mehr, als was der gegenwärtigen, durch Kunst, freylich zum Theil verwahrloseten, zum Theil aber auch veredelten Natur unsrer Menschen angemessen ist. Unsere jetzige Staatsverfassung ist nicht das Werk der rohen Natur; aber bey allen ihren Mängeln befinden wir uns dennoch wohl dabey; wenigstens wird nicht leicht ein Bürger eines polizirten Staates Lust haben, in den natürlichen Zustand der Wilden zurückzukehren.

Wir bereiten ein Gastmahl von verschiedenen Speisen. Freylich könnten wir uns mit Einer Schüssel begnügen, aber möglich wäre es doch auch, daß gerade diese Schüssel den meisten nicht behagen wollte. So ist es doch nicht zu verachten, daß sie unter mehrern Schüsseln nach ihrem Geschmacke auswählen, oder, wenn sie verwöhnt sind, von mehrern Schüsseln kosten können. Oder vielmehr wir halten einen Pickenick, wozu jeder, der Verabredung gemäß, seinen Beytrag liefert. Und da wir den Fall erlebt haben, daß bey solchen Gelegenheiten, wenn keine bestimmte Verabredung genommen wurde, sich zuweilen einer auf den andern verlassen hatte, und dann einer mit dem andern fasten mußte; oder, daß unglückli-

cher Weise die meisten auf eine und dieselbe Speise verfallen waren, und, das Uebel zu vergrößern, gerade auf eine unverdauliche Speise: so haben wir auf die Zukunft bestimmtere Verabredung getroffen. Uebrigens bleibt, wie vorher, die Art der Zurichtung jedem überlassen. Was wäre in dieser Verabredung gekünsteltes?

„Aber die freyere Unterredung, der Hauptheil der geselligen Unterhaltung, fällt dabey weg!"

Auch das nicht. Wir sorgen nur für guten Stoff, den wir dann in freyerer Unterredung bearbeiten. Ein Herzensgespräch hat seinen großen Werth; darf man aber, um aus dem Herzen zu sprechen, schlechterdings nicht vorher über die Materie, wovon man sprechen will, nachgedacht haben?

„Und endlich die neue Beschränkung der Freyheit! Lieber Gott, wir sind ohnedies schon durch so mannichfaltige Bande gefesselt! Und wer den Menschen kennt, weiß, daß ihm manche engere Verbindung bloß deswegen lästig fällt, weil er sich gebunden fühlt. Man thut ungern was man thun muß!"

Sehr wahr an sich; nur glaube ich, die Anwendung paßt nicht auf unsere Gesellschaft. Denn erstens ließe sichs wohl leicht beweisen, daß unsere Gesetze die Freyheit weit weniger beschränken,

als in andern Gesellschaften die Gesetze der Mode und des Hofzwangs, die aus unserm Cirkel verbannt sind. Und zweytens leuchtet der Unterschied ein zwischen einer Abhängigkeit von Gesetzen, die ich gezwungen annehmen mußte, und von denen ich mich nicht wieder losmachen kann, und einer Abhängigkeit von Gesetzen, die ich freywillig annahm, und zum Theil mir selbst vorschrieb, und, was die Hauptsache ist, von welcher ich mich zu jeder Stunde, so bald ich will, wieder lossagen kann!

Noch bestehen bey ungleich größrer Abhängigkeit, nicht bloß von Gesetzen und Einrichtungen, sondern auch wohl von unbekannten Obern, eine Menge geheimer Verbindungen; und zuverläßig suchte ein Theil — wenn auch nur der kleinere Theil der Verbündeten — in diesen Verbindungen nichts, als bessere Unterhaltung für Geist und Herz, als ihm die gewöhnlichen Gesellschaften gewährten; und blieb gern im Orden, wenn er fand was er suchte. Wir dürfen hoffen, daß in einer Gesellschaft, die zwischen geheimen Orden und Alltagsgesellschaften mitten innen steht, wo der, welcher bessere Unterhaltung in Gesellschaften sucht, das findet was er sucht, ohne manches andere, was er nicht suchte und nicht wünschte, mitnehmen zu müssen, die Beobachtung unserer leichten Gesetze keinem lästig fallen werde.

Freunde, so weit ich unsern K** B** R** ꝛc. kenne, die mit uns gleiches Bedürfniß und gleiche Sehnsucht nach besserer Gesellschaft fühlen, dürfen wir dies mit Zuversicht hoffen. Ich mache nicht gern den Propheten, ich würde sonst prophezeyen: man werde in Kurzem wünschen, daß beyde wöchentliche Versammlungen nach den Gesetzen möchten gehalten werden.*) Zum Voraus würde ich Sie aber auch bey Eintretung dieses Falls bitten, diesen Wunsch nicht zu befriedigen, theils um nicht zu übersättigen, theils um das Bessere durch den Gegensatz desto augenscheinlicher zu erheben.

Lassen Sie uns nur die kleine Mühe, die besonders zu Anfange nöthig seyn möchte, nicht scheuen, und selbst manches kleine Opfer willig darbringen, um dieses unser gemeinschaftliches und gewiß gutes Werk fester zu begründen! Gern wollen wir z. B. die Stelle des Ersten — wenn Sie anders einen Ersten anzunehmen für gut finden — jedem andern überlassen; bey Vorlesungen da, wo am meisten zu tadeln wäre, am wenigsten tadeln; und überhaupt alles, was uns Menschenkenntniß und Klugheit lehrt, anwenden, um unsere übrigen Freunde bey Lust und gutem Muthe zu erhalten. Manche schöne genossene Stun-

*) Eine Prophezeyhung, die wörtlich in Erfüllung gegangen ist. D. V.

Stunde, und manches durch unsere Vereinigung bewirkte Gute, wird uns für diese kleine Mühe überreichen Ersatz gewähren.

B.

Gesetze der Gesellschaft freyer Männer.

1.

Unsere Gesellschaft heißt die Gesellschaft freyer Männer. Die Freymüthigkeit, mit welcher jeder in unsern Versammlungen laut sagt, was ihm wahr scheint, ohne Furcht deshalb verketzert zu werden; und der Vorzug, daß wir nicht — wie vielleicht in manchen Gesellschaften — von den willkührlichen Befehlen eines andern Mitgliedes, sondern blos von freywillig angenommenen Gesetzen abhängen, berechtigt uns zu diesem Nahmen.

2.

Genuß geselliger Freude, und erhöhter Lebensgenuß im trauten Kreise edler Freunde ist der erste Zweck unserer Vereinigung; wir hoffen aber hierbey das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und vielleicht vereinigt manches Gute zu wirken, das einzeln keinem möglich gewesen wäre.

3.

Niemand kann ohne allgemeine Uebereinstimmung aufgenommen werden, den einzigen nicht

leicht zu befürchtenden Fall ausgenommen: daß nur Einer, ohne Ursachen anzugeben, dem in Vorschlag gebrachten, den alle andere aufzunehmen wünschten, den Eintritt versagen wollte.

4.

Jeder ist verbunden, so lange er Mitglied der Gesellschaft bleiben will, den Gesetzen gemäß zu handeln, darf aber zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebt, die Gesellschaft wieder verlassen. Nur muß er dann der Gesellschaft mündlich oder schriftlich sein Ehrenwort geben, das ihm vorherbewiesene Zutrauen nie zum Schaden eines freyen Mannes zu misbrauchen; nie eine der Gesellschaft mitgetheilte freyere Meynung einem andern als Meynung eines unserer Mitglieder zu verrathen. Jeder muß gleich beym Eintritt in die Gesellschaft auf Ehre geloben, daß er besonders dieses Gesetz treulich beobachten wolle.

5.

Wir versammeln uns in dem Winter-Halben Jahre (vom Oktober an gerechnet bis zum Ausgange des März) wöchentlich zweymahl. Einmahl zur bloßen Unterredung, ohne gesetzliche Form, und einmahl nach dem Gesetze. An einem bestimmten Ort, wo die Miethe gemeinschaftlich bezahlt wird, und wohin jeder seinen Wein, oder was ihm sonst zu trinken beliebt, bringen oder durch den Wirth besorgen läßt, kommen wir an den festgesetzten Tagen Abends nach Tische.

6.

6.

Mit dem Glockenschlage der verabredeten Stunde beginnt in den wöchentlichen gesetzmäßigen Zusammenkünften die Unterhaltung. Wer später kömmt zahlt eine bestimmte Geldstrafe, wofern er nicht, auf das Wort eines freyen Mannes! versichern kann, daß er hinreichende Entschuldigung habe; welches ihm auf sein Wort, ohne daß er seine Entschuldigung der Gesellschaft anzuzeigen hat, geglaubt wird.

7.

Wer gar nicht kommen kann, muß seinen Beytrag zur Unterhaltung schriftlich einschicken, oder muß im Unterlassungsfalle eine bestimmte Geldstrafe erlegen. Doch wieder mit der im vorhergehenden Gesetze angegebenen Ausnahme. (Er ist frey von Strafe, wenn er auf das Wort eines freyen Mannes versichert, daß er ohne Schuld, durch überraschende Abhaltung, sey verhindert worden seinen Beytrag aufzuschreiben.)

8.

Vierteljährig ist Wahltag, wo durch die meisten Stimmen einer als Erster ernannt wird, der über Beobachtung der Gesetze hält, und die Unterhaltungen in der Gesellschaft ordnet; und einer als Sekretär, der über jede Versammlung das Protokoll und Rechnung führt. Beyde haben übrigens vor den andern Brüdern keinen Vorzug.

zug. Doch iſt der Sekretär von wöchentlichen Beyträgen an Gelde befreyt.

9.

Der alte Sekretär kann — aber immer durch neue Wahl — in ſeiner Stelle, ſo oft die Geſellſchaft will, beſtätigt werden. *) Aber der Erſte im verfloſſenen Vierteljahre, iſt für das nächſtfolgende Vierteljahr zu dieſer Stelle (zum Primat) nicht wieder wahlfähig. **)

10.

Der Erſte vertritt zugleich die Stelle des abweſenden Sekretärs, und dieſer die Stelle des abweſenden Erſten.

11.

Bey Wahlen wird immer, und ſonſt, wo es die Geſellſchaft gut findet, verdeckt votirt.

Beylage.

Die erſten Mitglieder loſen: unter welcher Zahl ſie aufgeſchrieben werden. Der Neuaufgenom-

*) Dieß: von neuem wahlfähig ſeyn, in Verbindung mit dem (7.) von wöchentlichen Geldbeyträgen befreyt zu ſeyn, wird eine edelmüthige Geſellſchaft weislich zu benutzen wiſſen. — Es verſteht ſich, daß dieſe für eine ſolche Geſellſchaft überflüßige Bemerkung nicht im Geſetzbuche aufgeſchrieben wird.

**) Mögliche Anmaßung von Präpotenz zu verhüten — die Unterhaltungen durch dieſe kleine Abänderung zu beleben — manchen zu ermuntern ꝛc.

nommene bekömmt die nächstfolgende Zahl. Statt des Nahmens wird oft die Zahl der Person genannt, und (eine kleine Erleichterung für den Sekretär zum Geschwindschreiben) geschrieben, und dadurch in der Gesellschaft mit dem Nahmen gleichbedeutend. Von jeder dieser Zahlen wird ein Vorrath, auf Papppapier geschrieben, in einem Kästchen verwahrt, aus welchem dann bey Wahlen jeder die den Nahmen dessen, dem er seine Stimme geben will, bezeichnende Zahl herausnimmt, und in den Wahltopf einwirft. Auch können diese Zahlen bey andern verdeckten Stimmensammlungen ihre Bezeichnung erhalten.

12.

In den gesetzmäßigen Versammlungen wird

a) die Versammlung durch Anrede des Ersten mit dem Glockenschlage eröffnet;

b) Das Protokoll von voriger Versammlung vom Sekretär vorgelesen;

c) Eine in vorhergehender Versammlung aufgegebene Frage — am liebsten die Frage: ob und wie ein Vorschlag zu Verbesserungen (in oder außer der Gesellschaft) ausgeführt werden könne? — von jedem freyen Manne mündlich, oder was man lieber sehen würde — schriftlich beantwortet.

Beylage.

Die Beantwortungen über interessante Fragen

werden

werden vom Ersten, oder einem andern Mitgliede, den die Gesellschaft darum ersucht, epitomiert zum Protokolle gelegt.

d) Eine Vorlesung oder Rede gehalten;

Beylage.

1) Eine eigene, wenn auch noch so kurze Ausarbeitung, wird vorgezogen, Vorlesung fremder Arbeit angenommen.

2) Jeder muß, wenn die Reihe an ihm ist, die Vorlesung selbst halten, oder, wenn er nicht in die Versammlungen kommen könnte, einem andern deshalb Auftrag ertheilen.

3) Ueber die gehaltene Vorlesung muß jedes Mitglied etwas — und beträfe es auch nur die Verschluckung einer Sylbe, oder einen noch so unbeträchtlichen Fehler gegen das gut lesen — tadeln; und darf niemand etwas loben. (Das gesetzmäßige muß sichert den Tadelnden, — der ohnehin bey wichtigern Bemerkungen nur sagt, was ihm nicht richtig oder nicht schön gesagt schiene — daß der Vorleser sich dadurch nicht beleidigt glauben kann. Aber Nichtlob ist für manchen beleidigender Tadel, wenn er, eben so wohl wie andere Gelobte, Lob verdient zu haben glaubt.)

4)

Sebaſtiano.

O mein allzugütiger Antonio, vergebet mir die Unruhe die ich euch gemacht habe.

Antonio.

Wenn ihr mich für meinen guten Willen nicht ermorden wollt, ſo laßt mich euer Diener ſeyn.

Sebaſtiano.

Wenn ihr eure Wohlthat nicht wieder vernichten, und ein Leben wieder nehmen wollt, das ihr erhalten habt, ſo muthet mir das nicht zu. Lebt wohl auf immer; mein Herz iſt zu ſehr gerührt, als daß ich mehr ſagen könnte; meine Augen reden für mich -- Ich muß an des Herzogs Orſino Hof; Lebet wohl.

(Er geht ab.)

Antonio.

Die Huld aller Götter begleite dich! Ich habe mir Feinde an Orſino's Hofe gemacht, ſonſt ſollteſt du mich dort bald in deinem Wege finden: Und doch, es entſtehe daraus was immer will, ich liebe dich ſo ſehr daß mich keine Gefahr abſchreken kan; ich will gehen.

(Geht ab.)

4) Statt der Vorlesung können zuweilen auf Antrag des Ersten Excerpte *) aus andern Büchern — von jedem Mitgliede einige — geliefert werden.

e) Jeder giebt noch einen kleinen Beytrag zur frohern Unterhaltung — eine Anekdote, kleines Gedicht, witzigen oder auch nur scherzhaften Einfall ꝛc. — was er gehört, gelesen oder selbst gedacht hat.

13.

In jeder wöchentlichen Versammlung wird von allen Mitgliedern der Gesellschaft (den Sekretär ausgenommen!) ein kleiner bestimmter Beytrag an Gelde geliefert, so viel man nöthig zu haben glaubt, um den jedesmahligen Wahltag als Festtag mit einem freundschaftlichen Mahle zu feyern. **) Die Gesellschaft ernennt einen ihrer Mitglieder, die bessere Anordnung des freundschaftlichen Mahls, Abschrift zweckmäßiger Lieder zum Gesange u. dergl. zu besorgen. ***)

14.

*) Dies bunte Quodlibet von Excerpten, mit eingewebten eigenen Bemerkungen, war immer sehr unterhaltend.

**) Zu gleichem Gebrauche werden die eingegangenen Strafgelder verwendet.

***) Oft haben wir einem glücklichen Einfalle des anordnenden Freundes, einer kleinen Ueberraschung, einer Veränderung der gewöhnlichen Formen unsere schönsten

Aben-

14.

In den schon oben genannten Wahltopf wird in jeder Versammlung verdeckter Beytrag für edlere Arme gesammelt, welcher an unsern Festtagen auf die beste Art verwendet wird. — Schon der Gedanke: ein edler Arme freut sich heute mit uns, erhöht und verschönert unsere Freude.

15.

Jedes Mitglied hat das Recht, wegen Abschaffung oder Abänderung eines alten Gesetzes, oder Aufnahme eines neuen, Vorschläge zu thun; wo dann in der nächstfolgenden Versammlung durch die meisten Stimmen ausgemacht wird: ob

a) der Vorschlag angenommen, oder

b) verworfen; oder

c) erst nach Verfluß von einiger Zeit, auf neuen Antrag, entschieden werden; *) oder

d)

Abende zu verdanken gehabt. Wie wenig bedarf es oft, gewisse Dichterseelen zur höchsten Freude aufzustimmen, deren Freude sich dann über den ganzen trauten Kreis wohlthätig verbreitet! O daß sich doch die Menschen besser aufs Frohsein verstänben!

*) Schon als bloße Milderung von b. hätte c. sein Gutes. Es giebt aber Fälle wo c. nicht bloß Euphemismus ist. Es kann mir etwas nach einiger Zeit nützlich werden, was mir es jetzt noch nicht ist.

d) nur auf einige Zeit zur Probe angenommen werden solle? Die Entscheidung a) gilt nur bey größerm Uebergewichte der Stimmen — wenigstens zwey gegen eine; denn wir wünschen, daß die Gesetze nicht ohne wichtige Gründe verändert oder vervielfältigt werden mögen. *)

16.

Streit und Zwist der Glieder unter einander zerrütten den ganzen Körper, untergraben die Grundfeste jeder Gesellschaft. Jeder freye Mann wird um deswillen allen Anlaß zu Streitigkeiten vermeiden, und wo er es nicht ganz vermeiden konnte, doch gern die Hand zur Versöhnung reichen, um der Gesellschaft willen.

So bald der Erste besorgt, daß eine Unterredung in der Versammlung den Frieden stöhren möchte, so gebietet er unter Autorität dieses Gesetzes: daß in der heutigen Versammlung nichts mehr von dem Gegenstande gesprochen werde. Wer nach dieser Aufforderung nicht Folge leistet, wird noch einmahl an das Gesetz erinnert, und muß,

*) Nur ein eitles Geschöpf, nicht ein freyer Mann, könnte es für Beleidigung halten, wenn andere nicht seiner Meynung wären, und seinen Vorschlag nicht für so gut und nützlich hielten als er selbst. Der freye Mann wird andern keine Wohlthat — wäre es auch wirklich Wohlthat — aufdringen wollen. Das an sich noch so Gute ist deswegen noch nicht gut für mich.

muß, wenn diese Erinnerung fruchtlos bliebe, sich aus der Gesellschaft entfernen. In der letzten Versammlung vor einem Festtage bittet der Erste jeden, der nicht mit freundschaftlichem Herzen allen Mitgliedern der Gesellschaft die Hand reichen könne, daß er aus Achtung gegen die Gesellschaft, und um nicht die Freude anderer zu stöhren, an dem nächsten Freundschaftsmahle nicht Theil nehmen möge; es wäre denn, daß er die edle Absicht hätte, dort seinem Gegner den Becher der Freundschaft zu bringen. Uebrigens nimmt die Gesellschaft von Zwisten einzelner Mitglieder, die ausser der Versammlung vorfielen, keine Notiz, bis sie selbst die Gesellschaft zu Richtern auffordern.

17.

Der durch wiederhohlte Warnung nicht zu bessernde Sklave unsittlicher Leidenschaften begiebt sich von selbst des Rechts, Mitglied der Gesellschaft freyer Männer zu seyn.

18.

Aber gesegnet sey uns das Gedächtniß der Edlen spät noch nach ihrem Tode! Alljährlich heiligen wir ihrem Andenken eine feyerliche Abendstunde.

19.

(Vorschlag von St**, angenommen den 7. Sept. 17**.)

Wir wollen hoffen, daß wir so bald nicht in die traurige Nothwendigkeit gesetzt werden, dieses

11te Gesetz in Ausübung zu bringen. Aber seelenerhebend ist mir der Gedanke, jährlich eine feyerliche Stunde mit meinen Freunden dem Andenken edler Menschen, die im vergangenen Jahre starben, zu heiligen. Aufmerksam wird dann jeder die zerstreuten Züge schöner Menschheit sammeln, und sie oft finden, wo er sie nie zu finden geglaubt hatte, oft am Grabeshügel des armen Tagelöhners reiche Erndte haben. Mit Wonnegefühl hören und erzählen wir von Edelthaten, die Menschen, unsere Brüder, vollbrachten, und mit gestärktem Glauben an Tugend schlagen wir Hand in Hand: Brüder wir wollen gut seyn!

C.

Einige in Vorschlag gebrachte neue Gesetze, über welche die Gesellschaft d. f. M. theils nach c, theils nach d, Ges. 15. entschieden hat.

I

Zu den im 12ten Gesetze vorgeschriebenen Unterhaltungen kommen hinzu:

f) daß einige Mitglieder zuweilen, auf Antrag des Ersten, die in einem allgemein gelobten Buche aufgefundenen Fehler, oder aus einem allgemein getadelten Buche das aufgefundene Gute der Gesellschaft mittheile;

g) daß es überhaupt dem Ersten vergönnt seyn soll, in jeder dritten Versammlung neue, nicht

durch das Gesetz bestimmte Unterhaltungen anzuordnen.

2.

Würde es nicht viel zur Verschönerung unsers freundschaftlichen Mahles an unsern Festtägen beytragen, wenn jedes freyen Mannes Gattin, Schwester oder Freundin an diesem Mahle Theil nähme?

3.

Schade, daß das Gesetz edler Freundschaft: tadle deinen Freund um ihn zu bessern! nicht in unserm Gesetzbuche steht! Und — Sie verstatten mir, freymüthig meine Meinung zu sagen! — scheint es nicht ungereimt, daß wir den Freund, der gegen die so unstäten Regeln der Kunst fehlte, tadeln müssen, und nicht auch den, der gegen die ewigen heiligen Gesetze der Sittlichkeit sündigte? Noch haben wir keine Erfahrung gemacht, daß jener Tadel den Frieden der Gesellschaft gestöhrt hätte — weil jeder that was er gesetzmäßig thun mußte; warum sollten wir nicht hoffen, auch bey moralischem Tadel unsern Zweck zu erreichen, wenn es uns eben so durchs Gesetz zur Pflicht gemacht würde? Wer weiß nicht, daß die meisten Menschen lieber ihr Herz als ihren Kopf in Anspruch nehmen lassen, sich weniger beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht recht gehandelt hätten, als wenn man ihren Witz nicht für Witz gelten lassen, ihre Geisteskinder, wären

sie

ſie auch noch ſo verkrüppelt, nicht ſchön finden will?

Indeß würde ich doch ſelbſt aus Liebe zum Frieden rathen, die Regeln der Vorſicht und Klugheit bey dieſem moraliſchen Tadel zu beobachten, und bringe deshalb in Vorſchlag:

Wir wollen vierteljährig einmahl Sittengericht halten; einem freyen Manne den Auftrag ertheilen, durch eine zweckmäßige Rede die Gemüther vorzubereiten; dann Hand in Hand geloben, mit freundſchaftlichem Herzen Wahrheit zu ſagen und Wahrheit anzunehmen; hierauf einem nach dem andern offenherzig ſagen, was wir ihm zu ſagen wiſſen, und zum Schluſſe den Becher der Freundſchaft leeren.

Sollte etwa (was ich bey der gebrauchten Vorſicht nicht befürchte) laut geſagter Tadel dennoch manchem bedenklich ſcheinen: ſo gebe jeder nach gehaltener Rede ſeinen Tadel dem, an welchem er etwas tadelnswürdiges bemerkte, ſchriftlich, *) ſo iſt auch dieſe Bedenklichkeit gehoben.

*) Am beſten wäre es wohl, wenn jeder, ohne Ausnahme, auch dem, welchem er nichts zu ſagen hätte, ein verſchloſſenes Papier überreichte, und wenn dann die Papiere verbrannt und alte Nachreden unterſagt würden. (Beleidigen würde es ſonſt, wenn etwa nur einem oder zweyen mehrere ſolcher Gerichtspapiere überreicht würden.)

Nur gestehe ich, daß mir die erste Methode lieber wäre, weil sie dem Karakter freyer Männer angemessener ist.

4.

Jeder f. M. übergiebt der Gesellschaft ein vollständiges Verzeichniß seiner Bücher, um sie allen Mitgliedern auf Verlangen zu leihen. Wer aber ein Buch borgt, muß es in der Versammlung vorher anzeigen, und zugleich die Zeit genau bestimmen, wann er es wieder zurück geben werde. Der Sekretär merkt beydes an; und für jede verspätete Woche, nach dem gesetzten Termine, muß dann eine bestimmte Geldstrafe erlegt werden, bis das Buch wieder zurückgegeben, oder im Falle daß es verlohren gegangen, von dem, der es geborgt hatte, neu angeschaft ist.

5.

Es wäre zu wünschen, daß dem Ersten zur Aufrechthaltung guter Ordnung in der Versammlung der f. M. und zur freyerer Betriebsamkeit, wovon die Gesellschaft selbst Gewinn haben würde, mehrere Vorrechte eingeräumt würden. Z. B. daß er die Unterhaltungen nach Willkühr anordnete, und nur immer in der vorhergehenden Versammlung genau bestimmte, was in der nächstfolgenden abgehandelt werden sollte. Mißbrauch dieser durch Gesetze bestimmten Vorrechte würde schon deswegen nicht zu besorgen seyn, weil sie

durch

durch Geſetze beſtimmt wären. Ueberdies aber würde an jedem Wahltage von dem Sekretär, nachdem der Erſte Abtritt genommen, Umfrage gehalten: was jeder zum Lobe oder Tadel des zeitherigen Erſten in Rückſicht auf die Verwaltung ſeines Amtes zu ſagen wiſſe? Ueber etwanigen Tadel würde ihm Verantwortung abgefordert, und dann von der Geſellſchaft entſchieden, ob er mit dem Urtheile:

a) daß die Geſellſchaft mit der Verwaltung ſeines Amtes nicht ganz zufrieden, oder

b) zufrieden, oder

c) ſehr zufrieden ſey — zu entlaſſen wäre.

Bey auſſerordentlichen Verdienſten, welche die Geſellſchaft einſtimmig anerkennte, könnte ihm noch eine beſondere Ehrenbelohnung von der Geſellſchaft ertheilt werden. *) R. Str.

---

*) Am wohlthätigſten könnte vielleicht eine nach obigem Plan eingerichtete Geſellſchaft, mit wenigen Abänderungen, für Akademien werden, unter der Bedingung, daß jedem akademiſchen Lehrer der Zutritt in die Geſellſchaft offen ſtünde; oder daß die edleren Jünglinge, welche für eine ſolche Geſellſchaft Sinn hätten, ſelbſt einen ihrer Lehrer zum Vorſteher ernennten, der zuweilen an ihren geſellſchaftlichen Unterhaltungen Theil nähme. Schon in dieſer Rückſicht ſchienen mir die Geſetze dieſer Geſellſchaft (nicht geheimen Ordensverbindung) der Bekanntmachung werth zu ſeyn. W.

II.

Luitberts Fragmente an ſein Volk.

Rom war durch das teutſche Schwerdt geſchlagen. Die Legionen flohen; Ruhe und Friede bekränzten die väterlichen Hütten; der Geiſt der Nazion erhob ſich wieder aus der Bedrückung, und Gefühl teutſcher Freyheit glänzte aus teutſchen Augen wieder.

Luitbert war dem Schickſale ſeines Landes aufmerkſam und thätig gefolgt. Ihm däuchten noch nicht alle Uebel mit der Flucht der Römer entwichen. Er wünſchte auch ſie zu verbannen; er ſprach darüber zu ſeinen edlen Mitbürgern.

Die Geſchichte hat uns nur kurze Bruchſtücke ſeiner kurzen Reden aufbehalten. Damahls war Rede nur Mittel zum Zwecke; ſpäterhin wurde ſie ſelbſt Endzweck: aber die Kunſt betrog ſich um ihre Wirkung.

Hier ſind dieſe Bruchſtücke.

I.

Ihr habt ſiegreich eure Wohnſtätten wieder der häuslichen Ruhe geweyht, und den Frieden an euren Heerd zurückgeführt. Eure Wälder er-

Zweyte Scene.

[Malvolio trift Viola, in ihrer Verkleidung als Cäſario an, und richtet den Auftrag bey ihr aus, den ihm Olivia vorhin gegeben, und da Viola den Ring nicht annehmen will, wirft er ihn endlich vor ihre Füſſe und geht ab.]

Viola (allein.)

Ich ließ keinen Ring bey ihr ligen; was meynt dieſe Dame damit? Das Unglük wird doch nicht wollen, daß ihr meine Geſtalt in dieſer Verkleidung gefährlich geweſen! Sie ſchien mich mit günſtigen Augen anzuſehen, in der That, ſo ſehr, daß ihre Augen ihre Zunge verhext und gelähmt zu haben ſchienen; denn ſie ſprach ſehr zerſtreut und ohne Zuſammenhang -- Sie liebt mich, ſo iſt es; und der Auftrag den ſie dieſem plumpen Abgeſandten gemacht, iſt ein Kunſtgriff, mir ihre Liebe auf eine feine Art zu erkennen zu geben -- Sie will keinen Ring von meinem Herrn; wie? er ſchikte ihr ja keinen; ich bin der Mann -- Wenn es ſo iſt, (und es iſt ſo) das arme Fräulein! ſo wär es noch beſſer für ſie, in ein bloſſes Phantom verliebt zu ſeyn. Verkleidungen ſind, wie ich ſehe, eine Gelegenheit, deren Satan ſich wol zu bedienen weiß. Wie wenig es braucht, um in ein wächſernes Weiber-Herz Eindruk zu machen! Himmel! daran hat unſre Gebrechlichkeit Schuld, nicht wir; wenn wir ſo gemacht ſind, was können wir dafür, daß wir ſo ſind? -- Aber wie wird ſich das zuſammen

tönen nicht mehr von feindlichem Waffengeräusch; in euren Thälern trozt kein römischer Adler mehr; kein kühner Fremdling spottet mehr des edlen Teutschen, den ausländische Fesseln banden.

Aber habt ihr auch in eurer Brust Friede und Ruhe w eder einheimisch gemacht? Habt ihr mit dem Schwerdt das Ungestüm des Kriegers, den Zorn des Beleidigten, in der Waffenhalle niedergelegt? Habt ihr euch nun mit der Würde der glücklichen Freyheit, dem sanften Ernst des zufriedenen Bürgers gerüstet?

Der Römer focht mit vergifteten Dolchen. Seine Legionen schlugen die Feldschlacht; aber seine Verräther mordeten heimlich euer Glück. Er trennte eure Stärke durch Zweyspalt, und goß Mißtrauen und Partheygeist in euer trugloses Herz. Ehrsucht und Geldgeiz waren seine Unterhändler, und verkuppelten so manches Teutschen Seele und Thatkraft an seine Arglist. Er wühlte in eurem Innersten durch Trug und Verderbniß; das Uebel konnte unheilbar werden; ihr habt euch gerettet.

Aber habt ihr's wirklich ganz? Wollet ihr nicht selbst das vergiftete Werkzeug in eurem Innersten umdrehn? O zerstöhrt nicht eure schönste Besitzung, nicht Ruhe und Zutrauen, und wechselseitig ergebenen Bürgersinn.

Daß der Eurigen viele abtrünnig geworden, mehrere noch es geschienen; daß der Vater den

Sohn, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund beweint, der, irre geführt durch eigne und fremde Täuschung, durch Leidenschaft und Durst nach ungewohnter Befriedigung, sich niederwarf am Altar der Sklaverey, und dem schimpflichen Götzen Weihrauch streute; das, Brüder und Landsleute, zerreißt auch mein fürs Vaterland schlagendes Herz. Daß Ungeheuer unter ihnen entstanden, die mit frecher Faust dies Vaterland — (es war auch das ihrige) frevelnd mißhandelten, ihre Brüder und Mitbürger in Ketten schmiedeten, ihren Wohlstand, ihr Glück, ihr Alles zertraten, und Missethat auf Missethat häuften — Brüder und Landsleute, das durchbohrt auch mein blutendes Gefühl.

Doch wollt ihr euch verbluten? Wollt ihr sorgfältig den Keim des Untergangs pflegen, den euch der fliehende Römer hinterließ? Ihr seyd ein Volk; verbannet alle Namen, die euch trennen, und die Fesseln wieder zubereiten, die ihr kaum abgeworfen habt. Verbannet den Geist des Zwistes, blutige Rachsucht, tückische Erbittrung; und wenn je von Opfern die Rede ist, so sey es euer Privatwunsch, euer Eigennutz, eure Leidenschaft, die ihr zum Opfer dem Vaterland bringt. Habt nur Sinn für dieses, nur für die allgemeine, die allein gute Sache. Rettet euer zerrüttetes Vaterland durch Eintracht, Gemeinsinn, Verzeihung. Versöhnlichkeit ist einer der ersten Züge im Karakter des Edeln;

Edeln; der Starke genießt, wenn er dem Schwachen vom Falle aufhilft: nur der Schwache kann seines Bruders spotten, der fiel; nur er kann die göttliche Freude übersehen, die Tugend am Busen der Reue zu erziehn. Und ihr seyd ja ein edles, starkes Volk; ihr habt geduldet wie Männer, gestritten, wie Helden; nun siegt wie die Gottheit. Diese stürzt nur das Uebel, nicht den Uebelthäter; sie glättet die Fläche der getrübten Wasser, und öffnet neue Quellen selbst im Schooße des Verderbnisses.

Ich fühl' euren Händedruck — ich versteh' ihn. O Söhne meines Landes, ruht in glücklicher Eintracht in den Armen euerer Mutter!

2.

Ihr solltet dem römischen Namen fluchen? Flucht ihm nicht, Brüder! denn Menschen tragen diesen Namen. Wollt ihr verabscheuen, was die Natur euch so nah erschuf? Wollt ihr euer Gefühl entehren durch rachsüchtige Wuth, und durch Abwürdigung eurer Kraft zum Kinderspiele des Hasses?

Nazionen sind Familien, Zweige eines Stammes; Nazionen-Zwist ist die Sache des Schwerdts; aber die Grenze des Kriegs ist die Grenze der Feindschaft; Versöhnung der Nazionen ist ein Triumpf für die Würde des Menschen. Der Römer hat euer Vaterland räuberisch angegriffen; er hat Ver-

wüstung

wüstung und Sklaverey um sich verbreitet, eure Hütten zerstöhrt, eure Heerden geraubt, eure Altäre gestürzt, und den freyen Teutschen ans Kapitol fesseln wollen. Er hat uns schändlich mißhandelt; entrüstet erhoben wir uns, und schmetterten den drohenden Koloß zu Boden. Das Vaterland ist frey; hier endigt der Unwille des Bürgers: das Gefühl des Menschen beginnt.

Das Vaterland ist frey! fröhlicher Gedanke! Wie uns dies glückliche Gefühl durchströhmt, jeden Puls hebt, jede Kraft der Seele erweitert! Unser Blick umfaßt zahllose frohe Schaaren, unser Herz glüht über dem Anblicke.

Und Teutsche! — in diesen Herzen sollten Abscheu und Haß leben? über die dankenden Lippen Flüche gehn? Wünsche des Elends, des jammerns den Winselns, der zerstöhrenden Rache?

Nein! ihr seyd der Verbindung dieser Widersprüche unfähig. Ihr verachtet den Römer, wo er unedel handelt; ihr achtet ihn, wenn er der Tugend huldigt. — Ihr schwingt euer Schwerdt, wenn er zum zweytenmahle als Feind erscheint: aber nimmer haßt ihr in ihm den Menschen; ihr liebt diesen, bedauert den Schwachen, und seht edelstolz auf den Verbrecher herab.

3.

Die Römer sind geflohen; flieht den Argwohn, den sie euch ließen, er ist die Seuche des bürgerlichen

chen Glücks. Die Menschheit ist zu edel geschaffen, um seiner zu bedürfen. Der Biedermann trägt seine Sicherheit im Herzen. Er ruht auf Grundsätzen, wie der Forst auf dem Felsen. Er kennt sich und sein Vermögen, darum durchdringt sein Blick leicht einen andern, aber nie Furcht sein Herz. Wenn er Gefahr ahndet, so sucht er sie. Doch er ahndet sie nie vergeblich, und tilgt die gefundene. Aber nie lebt er, ohne zu forschen; nie jammert er auf dem Dornenlager der argwöhnischen Aengstlichkeit; weint nie Thränen der Schwäche, da ihm deren Quelle versiegt ist.

Freunde! Landsleute! edler Schlag von Menschen! seyd auch so! Entfremdet euch den Gedanken der Furcht, um nicht euren Geist zum Kundschafter der Schwachheit herabzuwürdigen. Seht festen Blicks, und richtigen Maaßes! Zittert nie, zu finden; aber glaubt nicht ohne Untersuchung. Schließt euch in euer Bewußtseyn ein, und trübt nicht die kurzen Augenblicke des Lebens durch lästige Bilder der Gefahr und des Schreckens.

Sie drängen sich um euch in der Umarmung der Freundschaft, im engen, unzugänglichen Zirkel von Vater und Sohn und Bruder. Sie vergiften den Genuß eurer Freiheit, eurer Verfassung, weil ihr stets für ihren Verlust zittert, den nur eure Einbildungskraft euch droht. Sie machen euch ungerecht und grausam, weil sie euch gewöhnen nach Ungewißheit zu entscheiden, und

eure

eure Furcht vor ſchon empfundenem Uebel zum Maaßſtab eures Urtheils zu erheben.

Hütet euch, Brüder, vor dem Ungeheuer, das langſam ſo eure Tugend benagt, eure Menſchenliebe ausſaugt, glühende Kohlen auf euer verwahrloſtes Haupt ſammelt, euren Wohlſtand verzehrt, Freyheit und Freyheitsſinn in Undinge verwandelt, und den Ausſpruch eures namenloſen Elends mit eurem eignen Blute ſchreibt!

II.

III.

Verſuch einer Ueberſetzung der Epiſtel des Grafen von Bernis.

An die Grazien.

Euch, die ihr jedes Alter ſchmücket,
Talenten neue Reize gebt,
Die ihr den Städter hoch beglücket,
Oft auch im ſtillen Dörfchen lebt;
Euch, die die Freude ſtets begleitet,
Mit euch beym Mahl, das ihr bereitet,
Gern in des Weiſen Hütte ſitzt,
Euch, Grazien, euch ſing' ich itzt.

Ihr

Ihr Flüchtigen! Euch pflegt der Haufen
Gemeiner Geiſter nachzulaufen,
Glaubt, euch zu faſſen, und erreicht
Euch Holden nimmer. Einfach, leicht
Wie junge Schäferinnen, fliehet
Ihr dem hinweg, der euch zu ängſtlich ſucht;
Geſchmack allein hemmt eure Flucht,
Und führt und feſſelt euch. — O ziehet
In meine Hütte! Zwar iſt ſie nur klein;
Doch ſollet ihr nicht fremd hier ſeyn.
Nur eures Bruders, Amors Bild
Seht ihr darin. In ſeinem Köcher glänzet
Ein einz'ger Pfeil: in ſeiner Hand hält er, und kränzet
Des Mädchens Bildniß, das ſo mild
Ihr ſelbſt mit euren Reizen ſchmücket.
O ihr, der Liebe Schweſtern, wendet
Zu mir itzt euren Flug, beglückt
Mein traulich Dach, kommt und vollendet
Hier, wechſelnd bald, bald alle dreye,
Das Bild, das mit dem Pinſel der Natur
Ich zeichne, und, getreu der Spur,
Die ihr mir wieſet, euch jetzt weihe.

Um unſre Wiege ſchon entſprießen
Die Blumen, die uns eure Hand —
Ein kurzes Leben zu verſüßen —

Zu tauſendfachen Kränzen wand.
Ihr, liebenswürdigen Göttinnen,
Ihr ſeyd des Kindes Lehrerinnen,
Das ihr auf eurem Schooß' erzieht.
Sanft ſtrahlet Ihr aus ſeinen Blicken;
Auf ſeiner offnen Stirne glüht
Die junge Freud', auf ſeiner Wange blüht
Ihm eure Unſchuld', lächelt ſüß Entzücken.
Ihr mögt ſo gern an eurer Hand es führen,
Mit ſeinem Haare tändeln, um es mehr,
Fliegt es — der Winde Spiel — umher,
Durch liebliche Nachläßigkeit zu zieren.
Ihr miſcht euch in der Kleinen Spiele,
Und gebet ſelber der Unwiſſenheit
Der ſchönen Jahre — die ſo Viele
Du ſpät erſt ſchätzen! — Liebenswürdigkeit.
Und werden Liebe, Schönheit und Vergnügen —
Ach! dieſe Kinder unſrer Blüthenzeit! —
Uns je beherrſchen, uns beſiegen,
Wenn ihr nicht ſtets Gefährten ihnen ſeyd?
Die Liebe ſieht durch ihre Binde
Die Fehler, die ſie deckt, geſchwinde,
Nichts bleibet ihr beſtändig ſchön.
Und wenn ſie ſich aus unſerm Arme windet,
Um neuen Reizen nachzugehn:
Iſt's eure Hand, die wieder ſie entzündet,

Leicht

Leicht ſtumpfet ſich von dem Vergnügen
Bey dem Genuß der Stachel ab.
Schon mit der Jahre Lenz entfliegen
Die Freuden, die die Sinne ſchmeichelnd trügen;
Sie rechnen nicht, und finden bald ihr Grab.
Ihr, Wirthlichen, lehrt uns allein,
Haushälteriſch und weiſe ſeyn.
Den, der von eurem Bild' entglühet,
Hält der Geſchmack im raſchen Lauf
Der kurzen Jugendfreuden auf;
Ihr ſeyd's, die um ihn Roſenketten ziehet.
Was wäre Schönheit ſonder euch!
Ihr ſchafft das Lächeln ihrer Wangen,
Ihr haltet ihr das Herz gefangen,
Und mildert ihr zu ſtrenges Reich.
Ohn' euren Reiz, den man empfindet
Doch nie beſchreiben kann, würd' in zu kurzer Zeit,
Bey ihrer kalten Regelmäßigkeit,
Der Wunſch erlöſchen, welchen ſie entzündet.
Der Gott der Lieb' iſt nur ein Kind;
Voll Furcht wird er die Schönen fliehen,
Die ſtolz auf ihre Reize ſind,
Und Blumen, welche ſie umblühen,
Mit Füßen treten. Aber kehrt
Ihr, Holden, bey dem Mädchen ein: dann mehrt

Des Jünglings Muth ſich. Sie, bey deren Reiz er zagte,
Die er kaum anzublicken wagte,
Macht ihr der Anbetung erſt werth.
Und o! mit welchem ſchönen, ſüßen
Gefühle ſehn wir liebenswürdig ſie,
Die wir ſchon ſtill bewundern müſſen!
Nur eure himmliſche Magie
Entflammt und hält uns feſt zu ihren Füßen.

Selbſt Juno feſſelte den flüchtigen
Gemahl, den Streit und Eiferſucht, im ſatten
Genuß der Schönheit, ihr entfremdet hatten,
Bloß durch den Gürtel ſanfter Grazien.
Nur eure Reize leyhen allen,
Geberden Anmuth; Geiſt und Herz
Wird durch ſie ſchöner, lächelnder der Scherz,
Ihr lehrt die Kunſt, ſtets zu gefallen.
Die Nymfe, die vom bloßen Blicke
Erröthet, der ihr Herz entdeckt;
Die Najas, die im Schilfe halb verſteckt,
Dem Lauſcher zögernd nur die nackten Reize deckt;
Die Traubenleſerin, die voller Tücke
Dem jungen Hirten lächelt, und ihn leicht,
Wenn ſie ihm ihren Becher reicht,
Beredt, daß drinn des Lebens Weisheit fließt,
Und Frohſinn mehr als Wiſſen iſt;

ſchiken? Mein Herr liebt ſie aufs äuſſerſte; ich, arme Mißgeſtalt, bin eben ſo ſtark von ihm bethört; und ſie, durch den Schein betrogen, ſeufzt um mich. Was wird aus dieſem allem werden? In ſo fern ich ein Mann bin, könnte meine Liebe zu Orſino in keinem verzweifeltern Zuſtand ſeyn; in ſo fern ich ein Mädchen bin, wie viele vergebliche Seufzer wird die arme Olivia aushauchen! Hier iſt lauter Hoffnung-loſe Liebe, auf allen Seiten. O Zeit, du muſt diß entwikeln, nicht ich; es iſt ein Knoten, der zu hart verſchlungen iſt, als daß ich ihn auflöſen könnte.

(Sie geht ab.)

Dritte Scene.

(Verwandelt ſich in Olivia's Haus.)

Sir Tobias und Sir Andreas, nebſt dem Narren.

Vierte Scene.

Maria, und endlich auch Malvolio zu den Vorigen.

[Dieſe beyden Zwiſchen-Scenen ſind der Ueberſezung unwürdig, und eines Aufzugs unfähig.]

Die Schmollende, die, Lieb im Herzen,
Im Winkel ſitzt, und ihren Freund,
Den ihre Seele ruft, zu fliehen ſcheint,
Und die — ein Opfer ihrer Liebesſchmerzen —
Im Stillen ſeufzet, daß ſie doch dem Mann
Sich nähern muß, den ſie nicht miſſen kann;
Die Schwermuthsvolle, die zur Erde blicket,
Die Leidende, die traurig niederblicket,
Von ſüßem Kummer ſtill umſchwebt,
Doch Aller Herzen hoch entzücket,
Wenn ſie ihr ſchmachtend Aug' erhebt,
Ein Uebel klagt, wodurch ſie mehr nur rührt,
Und deſſen Heilung nur — ihr Herz vollführt;
Die Schlaue, die nur deſto mehr uns täuſcht,
Wenn ſie den Schein der Herrſchſucht fliehet,
Und uns, je weniger ſie heiſcht,
Je ſicherer in ihre Netze ziehet;
Die Zärtliche, die im Entzücken
Der Liebe ſtets die holde Schaam umfließt,
Und die uns in den ſüßſten Augenblicken
Der erſten Unſchuld Knospe neu entſchließt;
Die Schöne, deren Auge Sehnſucht wecket, —
Durch trunkene Begierde nie entweyht! —
Die weg nie unſre Liebe ſchrecket,
Doch Ehrfurcht lächelnd auch gebeut;
Die Feinheit, fern von trügeriſchem Spiele,

Die Tugend ohne Sprödigkeit,
Der muntre Sinn ohn' Ausgelaſſenheit;
Des Herzens ſüßere Gefühle:
Die rührende Melankolie,
Ein Blick, ein Lächeln, eine Fantaſie;
Kurz, was gefällt, ohn' alle Kunſt und Müh,
Ohn' Uebermaaß und Zwang, was Herz und Sinnen
Uns gleich entführt, man weiß nicht, wie?
Das alles iſt das Werk der Charitinnen.

Ihr, denen die Natur ein Herz voll Liebe
In ihren Buſen gab, doch voller Geiz
Die Schönheit ihren äußern Reiz
Verſagt'; ihr Opfer eurer zartern Triebe!
Die Amor erſt verwundet, und dann flieht:
O höret auf, euch zu beklagen!
Ein Herz, von ſeinem Pfeil' entglüht,
Gern nehmen's Grazien in Schutz, und tragen
Ihm ihren Beyſtand an. Seyd ihrer werth,
Und opfert ihnen, feinre Seelen!
Man wird euch zu den Schönen zählen,
Wenn ihr zurück aus ihrem Tempel kehrt,
Und treuer werden euch, als ihnen
Die flücht'gen Liebesgötter dienen.
Sehr leicht gewöhnt man ſich an Häßlichkeit;
Sie lehret Geiſt oft liebgewinnen.

Die Schönheit flieht; durch unſre ganze Lebenszeit
Begleiten uns die Huldgöttinnen;
Sie hüpfen in der Jugend Reih'n,
Und ihres Frühlings Blumen ſtreun
Sie auf den Winter auch des Weiſen.
Der jungen Sapho Lieder preiſen
Die Roſen noch, die der Huldinnen Hand
Dem Teier Greiſ um ſeine Schläfe wand,
Und ihre kleinen ſüßen Lieder
Singt noch entzückt die Nachwelt wieder. —
Die Wunder der Gelehrſamkeit,
Voll Fleiß und tiefen Geiſt, erreichen
Sehr ſelten hohe Ewigkeit;
Sie ſiehet man im Strom der Zeit
Zum Meere der Vergeſſenheit
In trüben Wellen langſam ſchleichen.
Schriftſteller, die nur lehren, trügen
Sich ſelbſt; das Nützliche reizt nicht allein;
Was dauern ſoll, muß auch vergnügen,
Muß ſchön, muß liebenswürdig ſeyn.

Ihr, Klio's hochberühmte Märtyrer,
Die ihr auf Schriften immer mehr
Der Schriften häufftet, die euch Ruh und Schlaf entwandten:
Was iſt das Loos von euren Folianten?

Da liegen ſie im Abgrund grauer Zeit
Die dicken Bände von Geſchichten, Politik,
Kommentatoren und Kritik,
Die, weil ſie beſſeren Geſchmack entweyht,
Sich nun in dunkle Nacht verliehren.
Mit wüthender grauſamer Hand zerbricht
Der Tod Denkmäler, die an Wolken rühren.
Doch das Vergnügen ſtirbet nicht;
Es läßet in des Grabes Frieden
Die Bücher alle, die ermüden:
Doch rettet es die Dichter gern,
Die, der Natur getreu, vom Schimmer fern,
Sich ganz den Huldgöttinnen weyhen,
Und ihre Roſen auch auf dürre Pfade ſtreuen.

Nur ſie, die Charitinnen, heben
Des Körpers Reiz, des Geiſtes Flug:
Talente ſind nur Federn: nicht genug
Iſt ihre Kraft: Sie müſſen Glanz erſt ihnen geben.
Das Sehrohr ſelbſt Uraniens umziehn
Mit Blumen ſie, die nie verblühn.
Hoch glänzt das ſchaffende Genie:
Doch Farben geben ſeinem Pinſel Sie.
Sie öfnen unſre vollen Herzen
Dem Zauber ſüßer Melodie;
Und gießt Melpomene uns Schmerzen

In unſre Bruſt, für Dulder Sympathie:
So wiſſen ſie durch ſüße Zähren
Selbſt ſchöner Augen Reiz zu mehren. —
Unglücklich, wer ein Herz von Stahl und Eiſen
Im Buſen trägt, wer ſie nicht kennt!
Doch Heil dem glücklichen, dem frohen Weiſen,
Der ihren Zauber fühlt, von ihm entbrennt!
Nur er, er kann ſie würdig preiſen.

Doch, holde Töchter der Natur,
Vertraute ſüßer Pierinnen!
O duldet's nicht, daß man auf ihrer Flur
Vor falſchen täuſchenden Göttinnen —
Im Flitter-Schimmer aufgeſtellt,
Auf euren heiligen Altären,
Statt eurer jetzo niederfällt!
Entſchwebet euren lichten Sfären,
Erſcheint den Frechen, dich, ſo dreiſt
Auf eure Milde, ſich nicht ſcheuen,
Durch kalte Nachbildung euch zu entweyhen,
Und unſre Anbetung zu fordern! Reißt
Die Larven ihnen ab. Kommt ſelbſt, und zu beglücken!
Die Welt erkennet eure Gottheit bald
Am Jubel, der durch die Natur erſchallt,
Und an der Liebe ſüßerem Entzücken.

F. v. Zöpken.

IV.

Ueber die Vortheile des Syſtems der Galanterie und Erbfolge bey den Nayren. *)

— Genus huic materna ſuperbum
Nobilitas dabat, incertum de patre ferebat.

Virgil XI, 341.

Aus einer Engliſchen Handſchrift.

Als die Meynungen über die Rechte des Menſchen die ſpekulativen Köpfe in Verwirrung ſetzten, mußte jeder, der frey von Vorurtheil war, mit Vergnügen auf die Stimme eines Frauenzimmers hö-

*) Die Nayren ſind der Adel auf der malabariſchen Küſte, und nach ihrer Behauptung der älteſte Adel in der ganzen Welt; denn ſchon die älteſten Schriftſteller von Indoſtan erwähnen der Freyheit der Nayr-Damen, mehrere Liebhaber zu haben. — In ihren Häuſern, die alle einzeln ſtehen, ſind eben ſo viel Thüren als die Dame Liebhaber hat. Wenn einer von den Liebhabern ſie beſucht, ſo geht er rund um das Haus herum, und ſchlägt, zum Zeichen ſeiner Ankunft, mit ſeinem Säbel auf ſeinen Schild. Hat die Dame noch keinen Geſellſchafter bey ſich, ſo läßt er einen Bedienten

hören, *) welches ganz allein auftrat, mit bescheidenem Muthe die Rechte ihres Geschlechts zu vertheidigen, und die unrühmliche Lage desselben mit aller der einnehmenden Beredsamkeit, deren die Wahrheit fähig ist, zu schildern. Während daß die Baronen zu Runnymeed **) mit ihrem Souverain wegen ihrer verletzten Vorrechte sich entzweyt hatten, nahmen der arbeitsame Landmann und der betriebsame Handwerker die Gelegenheit wahr, den Druck der Sklaverey zu endigen. Jetzt also, jetzt oder nie, ist es Zeit, daß die eine Hälfte des Menschengeschlechts die Ketten zerbreche, welche Gewohnheit oder Tyranney ihr geschmiedet haben, und

ten mit seinen Waffen in einer Art von Vorhofe zurück. An bestimmten Tagen des Jahrs erhält die Dame von allen ihren Liebhabern zugleich Besuch. Nur allein die Mutter hat die Sorge für ihre Kinder; sogar der Samorin und die übrigen Prinzen haben keine andere Erben als die Kinder ihrer Schwestern; und so sind sie, da sie keine Familie haben, immer bereit, einem Feinde entgegen zu gehen. Sind die Neffen in dem Alter, daß sie die Waffen führen können, so folgen sie ihrem Oheim. Der Nahme Vater ist einem Nayr-Kinde unbekannt; es spricht nur von den Liebhabern seiner Mutter, aber nie von seinem Vater.

*) Mistriß Wolstoncraft, Verfasserin des Buchs über die Rechte der Weiber. 1792.

**) Zu Runnymeed mußte der von den Baronen des Reichs überwundene König Johann im J. 1216 die *Magna Charta* unterzeichnen.

daß ſie die Rechte, worauf ſie, der Beſtimmung der Natur zu Folge, Anſpruch machen kann, gültig mache. Das männliche Geſchlecht verfährt nach eben dem Syſteme der Ungerechtigkeit, nach welchem die Großen in ihren Angelegenheiten handeln. Sehen dieſe nämlich, daß ihre Brüder weniger begütert ſind, daß ſie weniger Bildung des Geiſtes erhalten haben als ſie, und durch Armuth herabgeſetzt ſind: ſo verſchwören ſie ſich gegen ſie durch partheyiſche Geſetze und mancherley Mißbräuche, ihr ungünſtiges Schickſal noch elender zu machen. Eben ſo hat ſich das eine Geſchlecht gleichſam zuſammen verſchworen, das Unglück des andern, das wegen der Fortpflanzung den Unbequemlichkeiten und Schmerzen des Gebährens unterworfen iſt, zu vermehren, und nach einer abſcheulichen Politik dieſen nothwendigen Unterſchied zu einem untrüglichen Zeichen der Unterwürfigkeit zu machen.

Man beweiſe, wenn man das Gegentheil behaupten will, warum dieſe Unterwürfigkeit nothwendig ſey, und worinn ſie beſtehe? Ob ſie in Eigenſchaften des Körpers oder des Geiſtes ihren Grund habe? Ob ſie aus den unabänderlichen Rathſchlüſſen der Natur, oder aus der Erziehung, die vom Zufalle abhängt, entſpringe? So lange noch der Bruder und die Schweſter in der Kinderſtube zuſammen leben, ſo lange ſind ſie auch noch an Kenntniſſen einander gleich. Darf man aber erwarten, daß dieſe Gleichheit immer ſo bleiben werde, wenn

man bedenkt, wie verſchieden ſie nachher behandelt werden? Der Knabe, deſſen Eltern von Stande ſind, wird in eine öffentliche Schule geſchickt; er hat Gelegenheit mit einer Menge Kinder von ſeinem Alter Bekanntſchaft zu machen. Er wählt ſich unter dieſen ſeine Freunde aus, und rächt mit eigner Hand jede Beleidigung, die ihm zugefügt wird. Sein Körper wird durch männliche Uebung geſtärkt, und er ſucht bey jeder Gelegenheit Proben ſeines Muthes zu geben. Sein Wetteifer wird durch ausgeſetzte Preiſe gereizt; man lehrt ihn, daß die Achtung, die er ſich unter ſeinen Geſpielen zu verſchaffen wünſcht, nur aus vorzüglicher Geſchicklichkeit entſpringen könne; und ſelbſt die Autorität, welche die höhern Klaſſen über die niedern haben, und die unter den Schülern eingeführte Subordinazion iſt ein großer Sporn zu ſeiner Vervollkommung. Man giebt ihm die ausgeſuchteſten Werke des Alterthums in die Hände, und dadurch wird er in den Stand geſetzt, die ältern und neuern Sitten mit einander zu vergleichen. Man lehrt ihn mit der Vaterlandsliebe eines Brutus ſich zu begeiſtern, und ein unbekanntes Publikum mit einer Rede von Cicero oder Demoſthenes zu unterhalten. In den Ferien iſt es ihm erlaubt, jeden Winkel der Stadt zu durchſtreifen; alles zu ſehen und zu hören, was zu ſehen und zu hören iſt; in jede öffentliche Verſammlung zu gehen; aus dem Senat in eine Marionettenbude, aus dem Gerichtshofe

in einen Aukzionssaal. Er kann einem Wettrennen beywohnen, und hat auch zugleich Gelegenheit die menschliche Natur am Spieltische zu beobachten. Zu allem diesen kömmt nun noch der so wichtige Vortheil des Reisens. Er darf vor jedem gekrönten Haupt erscheinen, und er wird in die Geheimnisse einer jeden Regierungsform eingeweiht. Er macht einer Lieblings-Actrice am Putztische die Kour; er bildet sich durch die Unterhaltung und Gesellschaft mit Damen von Stande und Erziehung, und lernt alle Arten von Menschen an der table-d'hote kennen. Mit jedem Tage erweitern sich seine Kenntnisse, seine unrichtigen Begriffe verschwinden, und seine Vernunft wird durch die Beobachtung der Vorurtheile anderer immer mehr ausgebildet.

Wie sehr ist davon die Erziehung des andern Geschlechts verschieden! In England, wo es keine Klöster giebt, in welchen die weibliche Jugend in katholischen Ländern erzogen wird, bringt man das junge Frauenzimmer von Stande im frühsten Alter in eine Kostschule, wo sie mit eben der Wachsamkeit wie eine Sultanin im Seraglio des türkischen Kaisers verwahrt wird. Zwar wird ihr der Umgang mit andern Mädchen ihres Alters gestattet; aber immer unter der Aufsicht einer Gouvernante, die, vielleicht der Auswurf eines fremden Landes, sich glücklich fühlt, durch Tyranniſiren ihre Autorität über ihre weiblichen Zöglinge

zu

Fünfte Scene.

(Verwandelt ſich in den Pallaſt.)

Der Herzog, Viola, Curio, und andre.

Herzog.

Macht mir ein wenig Muſik; nun guten Morgen, meine Freunde: Wie, mein wakrer Cäſario, in der That, das Stükchen, das alte ehrliche Gaſſen-Liedchen, das wir lezte Nacht hörten, machte mir leichter ums Herz als dieſe flüchtigen Läuffe, dieſe ſtudierten Säze einer rauſchenden und ſchwindlicht ſich im Kreiſe herumdrehenden Symphonie -- Kommt, nur eine Strophe --

Curio.

Gnädigſter Herr, es iſt niemand da, der es ſingen könnte.

Herzog.

Wer ſang es denn geſtern?

Curio.

Feſt, der Pikelhäring, der Narr, mit dem der Gräfin Olivia Vater ſoviel Kurzweil hatte. Er iſt ausgegangen.

Herzog.

Sucht ihn auf, und ſpielt indeſſen die Melodie. Komm hieher, Junge: wenn du jemals erfahren wirſt was Liebe

iſt,

zu zeigen. Muſik und Tanz, die man, wenn ſie bey der Erziehung des Knaben eingeführt werden, doch nur überhaupt als Beſchäftigung einer müßigen Stunde und als Erhohlung von ernſtern Studien anſieht, werden für die unentbehrlichſten Dinge gehalten, wovon die ganze Erziehung des weiblichen Zöglings abhängt; und die verſchiednen Arten von Nadelarbeiten, von denen einige freylich wohl ihren großen Nutzen haben, ſind gewiß nicht im Stande ihren Ideen-Umfang zu erweitern. Die einzigen Perſonen vom andern Geſchlechte, welche ſie ſieht, ſind — der Tanzmeiſter, den ſie für das Muſter aller männlichen Vollkommenheit hält; der Schreibmeiſter, der Gegenſtand ihrer unſchuldigen Scherze; und vielleicht ein alter Bedienter, den ſie für jede unbedeutende Leckerey, wornach ſich ihr jugendlicher Appetit ſehnt, beſtechen muß; denn ſogar ihre Kleider werden unterſucht, wenn ſie von einem Beſuche bey ihren Anverwandten zurückkommt, und jedes Werk, das zu ihrer Bücherſammlung gehört, iſt der ſtrengſten Kritik unterworfen. Jede Bewegung wird ihr als ihrem Stande unanſtändig und für ihre Kleidung ſchädlich vorgeſtellt; hingegen ſpricht man ihr vor, daß ſelbſt eine affektirte Delikateſſe, und jedes Zeichen von Furchtſamkeit ihrer Perſon einen unwiderſtehlichen Reiz geben werde. Zuweilen erhält ſie Erlaubniß friſche Luft zu genießen; aber auch dieſe Gewohnheit, ſo nothwendig ſie ihrer Geſundheit iſt, zerſtreut ſie doch

nur

nur sehr wenig, und hat einen unbedeutenden Wortheil; denn sie muß in Gesellschaft ihrer Gespielinnen gehen, die so regelmäsig neben einander gepaart einhertreten, als wenn der Kasten Noahs das Ziel ihres Spatzierganges wäre.

Nun kömmt zwar endlich die frohe Stunde, da sie vom Schulzwange befreyt wird: allein die Freyheit, wornach sich jedes menschliche Wesen sehnen muß, flieht wie ein Schattenbild vor ihr; denn auch jezt ist sie nicht einmal so frey, als ein Knabe der das zehnte Jahr erreicht hat. Will sie eine Freundinn besuchen, oder etwas kaufen das sie gerade nöthig hat, so darf sie sich nicht umsehen ohne von einem Bedienten begleitet zu werden; und wie oft wird sie nicht aus Mangel an einer Begleiterin in ihrer Hoffnung getäuscht, an einer öffentlichen Lustbarkeit theil zu nehmen? Wird eine Maskerade angekündigt, so muß sie, wenn sie lange genug überlegt hat, welche Maske sich für sie am besten paßt, welches Kleid ihr am besten steht, alle Zwischenzeit dazu anwenden, ihren Putz in Ordnung zu bringen. Der junge Mann hingegen ist mit allen seinen Präparazionen in einer zehn Minuten langen Unterhaltung mit seinem Schneider fertig. Romane und Rittergeschichten sind die einzigen Bücher, die ihr zu ihrer Unterhaltung empfohlen werden; denn an Belehrung wird nicht einmal gedacht. Dem Jünglinge hingegen ist immer jede Leihebibliothek

offen

offen geweſen, und er findet ſchon keinen Geſchmack mehr an dergleichen Kleinigkeiten, ehe er noch die Hälfte ihres Alters erreicht. Kann irgend jemand dies für eine zweckmäßige Erziehung halten? Ja wenn die Frau dem Manne von Verſtand zur Spielpuppe dienen ſoll, dann freylich; aber wahrlich nicht, wenn er eine Freundin und Geſellſchafterin an ihr haben will. Der Mann, der Beherrſcher, hat es beſchloſſen, daß Unwiſſenheit beſtändig das Anſehen behaupten ſoll, das ihm der Zufall über das andere Geſchlecht gab. Die Braminen von Indoſtan befolgen dieſelbe Politik; ſie verurtheilen jede Perſon aus einer niedrigern Kaſte als einen Verbrecher, wenn ſie ſich durch profane Neugier hat verleiten laſſen, den Sanſcrit zu leſen; und der Adel von Rußland drückt ſich, wenn er über Freyheit ſpricht, immer in franzöſiſcher Sprache aus, um von ſeinen Vaſallen nicht verſtanden zu werden.

Da die Erziehung der beyden Geſchlechter unter den höhern Klaſſen am meiſten von einander verſchieden iſt, ſo muß auch eine ſo viel größere Verſchiedenheit der Kräfte ſtatt finden. Geht man aber zu den niedern Ständen, ſo findet man weit mehr Gleichheit unter beyden Geſchlechtern. Und dieſe Gleichheit hat ihren Grund allein darin, daß auf das männliche Geſchlecht eine nicht ſo ausgezeichnete Aufmerkſamkeit verwandt, und das weibliche Geſchlecht keinem ſo großen Zwange unterworfen

worfen iſt. Machte man den Verſuch, zwey Perſonen von beyden Geſchlechtern, die auf dem Lande erzogen wären und niemals das Dorf verlaſſen hätten, mit einander zu vergleichen, ſo würde die Mannsperſon in Eigenſchaften des Geiſtes keinen Vorzug behaupten.

Ob das weibliche Geſchlecht an körperlichen Kräften dem männlichen ſo nahe kommen kann, als an Geiſtesfähigkeiten, iſt freylich noch zu bezweifeln. Allein vielleicht aus eben dem Grunde, warum der Tagelöhner eine ſtärkere Konſtitution hat, als ein anderer, der wegen ſeines Vermögens nie Handarbeiten zu thun genöthiget wurde, warum der Kohlenſchiffer robuſter iſt als ein Mann von Erziehung, und der Hirte des Dorfs abgehärteter als der Gutsherr, — beſitzt das männliche Geſchlecht mehr körperliche Stärke als das weibliche. In Ländern, wo die Weiber gewohnt ſind auf dem Felde zu arbeiten, ſchwere Laſten zu tragen, viele Beſchwerden auszuſtehen, und ſich jeder Veränderung von Hitze und Kälte auszuſetzen, ſind ſie von den Männern weder durch einen ſchwachen Körperbau, noch durch zärtliche Weichlichkeit unterſchieden. Bey einer unſrer letzten Zurüſtungen zum Kriege, als der Schrecken des Preßgangs die Steinkohlenſchiffer zu Hauſe hielt, wurden ihre Barken in einigen Kohlengegenden von ihren Weibern gefahren; und es iſt nichts Ungewöhnliches auf der Themſe,

Weiber

Weiber von jedem Alter mit Stangen und Rudern Schiffe regieren zu sehn, selbst an Orten wo der Strom am reissendsten ist. Welcher Reisende wird nicht durch das männliche Ansehn einer Poissarde zu Kalais überrascht? Und ein Fischweib im Billingsgate würde einen ganzen Haufen von St. James Stutzern in die Flucht jagen.

Kann aber wohl Jemand an der Gleichheit der Geschlechter zweifeln, da wir täglich so viele Beyspiele von weiblicher Geschicklichkeit vor uns sehen? Es haben sich Frauenzimmer durch Anstrengung ihrer Geisteskräfte in der gelehrten Welt zu einer solchen Höhe emporgeschwungen, daß viele Männer stolz seyn würden, mit ihnen an Talenten wetteifern zu können. Frankreich hat Weiber hervorgebracht, deren Nahme allenthalben verehrt wird, wo man ihre fast allgemein studierte Sprache versteht. Auch Teutschland hat Schriftsteller unter dem Geschlechte, das man das schöne und mit Unrecht das schwache nennt, die sich in jedem Zweige der Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben; und ein Verzeichniß von englischen Schriftstellerinnen würde für diese Abhandlung zu weitläuftig werden. Der gröſte Theil der Produkte der vielen Schriftstellerinnen besteht zwar in Romanen und Rittergeschichten: allein dies hat seinen Grund in einer fehlerhaften Erziehung und nicht in dem Mangel an Talenten. Wenn sich das Studium eines Frauenzimmers nicht weiter

als auf Romane und Rittergeschichten erstreckt: so darf man auch nicht warten, daß ihre Feder etwas wichtigers hervorbringen werde als ein Gedicht oder eine Erzählung; und auch die Ausarbeitung solcher Sachen erfordert eben so viel Genie und Geschmack, wenn gleich nicht so viel Tiefsinn, als Werke ernsthafterer Art; und an Genie und Geschmack fehlt es dem weiblichen Geschlechte selten. Fragt man den Politiker, welches europäische Reich mit der größten Kraft und Energie regiert wird, so wird er sagen: Rußland. Ein Geist von gigantischer Stärke war es, der eine Frau auf einen Thron setzte, welchen nur die größte Unerschrockenheit wagen durfte zu besteigen. Eben dieser große Geist setzt sie in den Stand, sich die Zuneigung einer Nazion zu verschaffen, deren Sprache ihr schon so viel Hindernisse in den Weg legte, daß nichts als die entschlossenste Standhaftigkeit sie zu überwinden hoffen durfte; und der es ihr sagte, wann sie die rohen und verschieden denkenden Stämme eines Viertheils der Welt mit der eisernen Hand des Despotismus bändigen, oder durch eine milde sanfte Behandlung zur Folgsamkeit bringen sollte. Und wer daran zweifelt, was weibliche Fähigkeiten vermögen, der weise unter dem männlichen Geschlechte einen vollkommnern Karakter auf, als die Ritterin von Eon. Diese Frau erwarb sich in einer der schwierigsten öffentlichen Stellen, in dem Posten eines Gesandten, die Zufriedenheit ihres Fürsten und den Beyfall

fall ihres Vaterlandes. Sie ertrug alle Beschwerden, die mit einer militärischen Stelle verbunden sind, und gab bey mehrern Gelegenheiten Beweise ihres Muthes und ihrer Seelengröße. Sie führte mit gleichem Glücke die Feder und den Degen, und noch in ihren höheren Jahren setzt sie ein Publikum, das sie bewundert, in Erstaunen, und übertrifft in der Fechtkunst die geübtesten Meister.

Man könnte vielleicht diese Beyspiele für bloße Fänomene und Ausnahmen von einer allgemeinen Regel halten; und man würde Recht haben, wenn ein filosofischer Beobachter eine Menge Mädchen gesammelt, und aus diesen eines, das sich durch viel versprechende Talente auszeichnete, ausgewählt, und, um die Größe weiblicher Fähigkeiten beurtheilen zu können, demselben eine besondere Erziehung gegeben hätte. Da aber, wie bekannt, ein besondres Familienverhältniß die Ursach der männlichen Erziehung des Fräulein von Eon ist: so kann man mit Recht annehmen, daß andre Frauenzimmer, die eine ähnliche Erziehung genossen hätten, zu derselben Höhe von Vollkommenheiten gelangen würden.

Das abgeschmackte Wesen, was man oft an Mannspersonen bemerkt, hat hauptsächlich in der schlechten Erziehung des weiblichen Geschlechts seinen Grund. Der Gelehrte findet Vergnügen in der Gesellschaft des Gelehrten, und der Ungelehrte sucht den Umgang des Layen. Ein Frauenzim-

mer, dessen ganze Aufmerksamkeit bloß auf Putz und Zerstreuung gerichtet ist, kann natürlich an keiner ernsthaften Unterhaltung Geschmack finden; und ein junger Mann, in dessen Alter der Wunsch dem andern Geschlechte zu gefallen am stärksten ist, muß, um den Beyfall desselben zu erlangen, ein Geck werden. Daher werden die kostbarsten Jahre des Lebens oft mit bloßen Tändeleyen hingebracht. Genösse hingegen das Frauenzimmer eine zweckmäßige Erziehung, so würde der Stutzer mit Verachtung übersehn werden, und der Mann von Verstand den Vorzug erhalten, den er verdient.

Da nun unstreitig das weibliche Geschlecht dem männlichen gleich ist, so ist kein Grund mehr da, warum das Weib dem Manne, als warum der Mann dem Weibe gehorchen soll. In den ersten Zeiten der Welt wurde zwar, zufolge der mosaischen Tradizion, das Weib bloß als die Magd ihres Herren und Gebieters betrachtet: aber dies schrieb ein Mann; wäre es von einem Weibe geschrieben worden, so würden wir auch eine andere Erzählung erhalten haben. Und darf man sich noch wundern, daß solche Meinungen bey den Patriarchen Eingang erhielten, und an den Höfen der Könige David und Salomon, wovon der Letztere in seinem Seraglio zu seinem eignen Gebrauche und Vergnügen sieben hundert Weiber und dreyhundert Kebsweiber hatte, mit Beyfall aufgenommen wurden?

Es

Es hat wahrscheinlich Weiber gegeben, und giebt deren auch noch, die mit Größe der Seele sich entschlossen, den Geschlechtstrieb, der doch jedem Geschöpfe so natürlich ist, zu unterdrücken, um der Herabwürdigung eines lästigen Joches zu entfliehen. Einen solchen erhabnen Geist hatte die Königin Elisabeth von England. Gewarnt durch das unglückliche Schicksal ihrer Schwester, welche, statt in ihrem Gemahl einen vernünftigen Gesellschafter zu finden, einen übermüthigen und gebietenden Herrn bekam, lehnte sie großmüthig jedes ihrer Eitelkeit schmeichelnde Anerbieten ab, und unterdrückte den so natürlichen Wunsch, den Thron ihrer Vorfahren auf ihre Nachkommen zu übertragen.

Die Ehe scheint ausschließend zum Vortheil des Mannes eingeführt, da hingegen dabey auf das Weib ganz und gar keine Rücksicht genommen ist. Sie muß allen seinen Schlüssen folgen, ohne im mindesten seinen Befehlen widersprechen zu dürfen. Sie muß seiner Bequemlichkeit wegen ihre Wohnung verändern, und alle Freundschafts-Verbindungen ihrer Jugend aufheben, um nach seinem Willen zu leben. Sie muß geduldig seine Abwesenheit ertragen, wenn es ihm einfällt sie eine Zeitlang zu verlassen. Wenn ein Mann einer Frau ewige Treue geschworen hat, mit welchem Rechte kann er ohne ihre Erlaubniß in Kriegs- oder Seedienste treten? Eben so wenig ist er berechtigt,

eine lange Reise zu unternehmen, und seine Gattin vielleicht in der Blüthe der Jugend zurückzulassen, da ihre Leidenschaften noch am heftigsten sind, und sie gleichsam verwittwet, ohne ihre Lage verändern zu dürfen, ihre Nächte einsam hinbringen muß. Darf man erwarten, daß sie die Rolle der Penelope spielen wird, unterdeß ihr Ulysses seine Schätze an eine orientalische Tänzerin verschwendet, oder den Becher der Circe aus der Hand einer Mulatten-Schönheit empfängt? Ein heutiger Ehemann würde sehr überrascht werden, wenn er bey seiner Rückkehr von einem Morgenspaziergange hörte, daß seine Gattin eine Reise nach Bath unternommen hätte, um an einem Balle Theil zu nehmen: ungeachtet er ganz und gar kein Bedenken tragen würde, ohne ihr das mindeste zu sagen, sie zu verlassen, und einem Pferderennen zu Newmarket beyzuwohnen.

Man möchte vielleicht den Einwurf machen: daß kein Staatskörper, keine gelehrte Gesellschaft oder irgend eine andere Versammlung ohne einen Präsidenten gehörig bestehen, und daß die Ehe nicht fortdauern könnte, wenn nicht einer von den Eheleuten mit der obern Autorität bekleidet wäre. Ist dies wirklich so, so ist die Ehe überhaupt ein ungerechtes Institut, und durch die Aufhebung dieser unpolitischen und drückenden Einrichtung würde die Sklaverey des einen Geschlechts aufgehoben werden, ja sie würde die Freyheit und

Glück-

iſt, ſo denk' in ihren ſüſſen Beklemmungen an mich; ſo wie ich bin, ſind alle Liebhaber: unſtät und launiſch in allen andern Vorſtellungen, als allein in dem Bilde des Geliebten, das immer vor ihren Augen ſchwebt -- wie gefällt dir dieſer Ton?

Viola.

Er giebt ein wahres Echo von dem Siz, wo die Liebe thront.

Herzog.

Du ſprichſt meiſterlich. Ich ſeze mein Leben dran; dein Herz iſt nicht ſo unerfahren als du jung biſt; du haſt geliebt, nicht wahr, Junge?

Viola.

Ein wenig, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Von was für einer Gattung Weibsbilder iſt ſie?

Viola.

Sie ſieht Eu. Gnaden gleich.

Herzog.

So iſt ſie deiner nicht werth. Wie alt, ernſthafter Weiſe?

Viola.

Von euerm Alter, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Glückſeligkeit beyder Geſchlechter vermehren; und weit entfernt der Bevölkerung nachtheilig zu ſeyn, würde dieſelbe nur deſtomehr durch ſie befördert werden.

Es liegt von Natur in der menſchlichen Seele ein ſolcher Widerwille gegen alles was Zwang iſt, daß jedes Vergnügen ſeine Kraft zu erfreuen verliert, wenn es das Anſehn einer Pflicht gewinnt. Schriebe man dem Trunkenbolde den Wein als eine Arzney vor, ſo würde er nicht mehrern Reiz für ihn haben als die bitterſte Medizin; und der junge Mann, der nicht auf die Lehren ſeines Hofmeiſters hört, wird ohne anzuſtehen den Rathgebungen eines uneigennützigen Freundes, der ihm an Alter und Erfahrung gleichet, folgen. Der mindeſte unnöthige Zwang iſt nicht nur eine Verminderung der Freyheit und folglich auch der Glückſeligkeit, ſondern hebt auch den beabſichtigten Vortheil auf. Darf man alſo wohl nicht billig an der Weisheit des Gedankens, Treue erzwingen zu wollen, zweifeln? Keine Beobachtung in der animaliſchen Welt kann denſelben rechtfertigen.

So lange noch die Leidenſchaft dauert, welche zwey Liebende zur Ehe vereinigt, ſo lange hat man auch Hoffnung, daß ihre Ehe nicht unfruchtbar ſeyn werde. Folgt aber Gleichgültigkeit und Abneigung auf die Freuden des Genuſſes: ſo müſſen alle zwangvollen Bande nicht nur zu ei-

ner Quelle von Verdruß für die dabey intereſſirten Theile werden, ſondern der Staat wird auch dadurch zweyer Mitglieder beraubt, weil ſie nun keine neue Verbindung wieder eingehn dürfen, von der man ſich einen beſſern Erfolg verſprechen kann. Dieſe Behauptung wird durch die Bemerkung noch mehr beſtätigt, daß, wenn die erſten Jahre des Zuſammenwohnens von keinem Erfolge begleitet ſind, wenig Wahrſcheinlichkeit da iſt, daß aus dieſer Ehe überhaupt Kinder erfolgen werden. Es giebt mancherley Urſachen, weswegen eine Eheſcheidung verlangt werden kann, welche die Menſchlichkeit mit Freuden bewilligen muß, und die Politik nicht verweigern kann.

Unter allen groſſen Städten von Europa iſt Berlin die einzige, wo die jährliche Bevölkerung zunimmt, und hier wird die Ehe bloß für einen einfachen Kontrakt gehalten, der nach Gefallen der Kontrahenten aufgehoben oder erneuert werden kann. Weil die Liebe ſie bewogen hat, ſich dieſer Zeremonie zu unterwerfen, ſo laſſen ſich, wenn die Urſache derſelben aufhört, weiter keine heilſame Folgen davon erwarten; die Abſicht der Ehe wird eben ſo vereitelt, als dies durch den Tod des einen oder andern Theils geſchehen würde, und beyde ſollten als verwittwet betrachtet werden, und völlige Freyheit haben, wieder neue Verbindungen einzugehn. In dem ganzen Proteſtantiſchen Theile von Teutſchland

land wird ohne viele Schwierigkeit die Ehescheidung bewilligt, wenn eine der Partheyen des Ehebruchs oder einer Ausschweifung, die dem Vermögenszustande der andern Parthey nachtheilig ist, überführt werden kann. Auch wird sie selten einem Paare versagt, das gegenseitig seine Einwilligung zur Trennung giebt. Wie lächerlich ist doch die Freyheit, womit der Britte prahlt, in Vergleich mit diesem unschätzbaren Rechte, welches die Teutschen, die er, durch Vorurtheil und Stolz verleitet, für Sklaven hält, genießen! Würde wohl ein vernünftiger Preuße, wiewohl er in keinem Parlamente repräsentiert wird, und wenn man ihm anklagt, nicht auf die Entscheidung einer Jury dringen kann, seine Lage mit der Lage eines Engländers vertauschen; und für die Freyheit — ungestraft einen lächerlichen Kupferstich oder eine Satyre gegen die vornehmsten Personen im Lande auszubreiten, oder das brittische Lieblings-Nazional-Vergnügen zu genießen, das Strohbild eines beym Volke verhaßten Ministers zu verbrennen — das Recht aufgeben, die Gefährtin seines Lebens zu wählen und zu verändern?

Das verehlichte Paar hat sich zwar auf beyden Seiten eine ewige Beständigkeit gelobt: aber ist der Mensch, auf den man sich in den unwichtigsten Angelegenheiten nicht verlassen kann, der alles was er verlangt hat, sobald als ers besitzt, wieder verwirft, und der nach jedem Genusse,

den er noch nicht gehabt hat, seufzt; der seine Leidenschaften und Meynungen eben so oft verändert, als der Schneider die Form seiner Kleider, ist er fähig etwas beständiges zu versprechen? Soll der, dessen Vernunft durch Gewohnheit erstickt oder durch Vorurtheil irre geführt ist; dessen Karakter so veränderlich ist wie die Atmosfäre die er athmet; der in der Kraft der Gesundheit ganz anders denkt, als in der Stunde der Krankheit, und dessen Kameleons-Laune heute diese, morgen wieder eine andere Farbe annimmt — sollte der die Farbe der Untrüglichkeit annehmen, und gleich dem Donnerer der Alten mit einem unwiderruflichen Winke seine stolzen Beschlüsse bestätigen? Erfahrung ist das Vorrecht des Alters; und kann man nicht hoffen, mit jedem hinzukommenden Tage weiser zu werden? Welches vernünftige Wesen würde uns diesen Vorzug verweigern, und unsinnig seine Augen gegen die Strahlen der Ueberzeugung verschließen? So weise auch Jemand seyn mag, so kann doch jeder Zuwachs seines Verstandes seine Handlungen in ein solches neues Licht setzen, daß er vielleicht nicht länger mit ihrer Ausführung zufrieden ist. Es sollte sich daher Niemand einer ewigen Verpflichtung unterwerfen.

So lange sich noch zwey Liebende um einander bewerben, so lange sucht jedes von ihnen in den Augen des andern liebenswürdig zu scheinen, und es muß für beyde Theile schwer seyn, gegen-

ſeitig den wahren Karakter des andern kennen zu lernen. Kein viehiſcher Wollüſtling oder roher Landjunker wird in Gegenwart ſeiner Schönen eine Straßennymfe oder die Schnelligkeit eines Wettrenners auſſerordentlich loben; kein Spieler wird die Fläche des Spieltiſches oder die burſchikoſen Termen eines Renomiſten in ſeine verliebten Unterhaltungen miſchen; und eben ſo wenig wird ſich die Schöne mit einem Liebhaber, der ein eingezogenes und häusliches Leben wünſcht, ſich von einem brokatnen Rocke unterhalten, oder ihren Hang zu den ausſchweifenden Vergnügungen des Stadtlebens merken laſſen.

Kaum aber iſt der unglückliche Knoten geknüpft, ſo zerſtreut die Sonne der Vernunft die Dünſte der Leidenſchaft, und zeigt die Scenen, welche die ſchönen Erdichtungen einer ſchöpferiſchen Einbildungskraft unrichtig dargeſtellt hatten, in ihren wahren Farben. Iſt die Stunde vorüber, wo die beyden Liebenden ſich nun nicht mehr trennen können: ſo werden ſie vor dem Abgrunde ſchaudern, worein ſie gefallen ſind; aber keine Fruchtbarkeit ihres Genies wird im Stande ſeyn, ſie aus dem dädaliſchen Labyrinthe heraus zu führen. Zu ſpät werden ſie dann von der Unmöglichkeit ihres Gelübdes überzeugt werden. Läßt ſich erwarten, daß eine Liebe von Dauer ſeyn werde, wenn die Gegenſtände derſelben der Achtung unwürdig ſind? Kann ein tugendhafter

Mann

Mann eine unmoraliſche Frau verehren? Oder kann man von einer vernünftigen Frau verlangen, einem Manne, der an Geiſtes-Fähigkeiten weit unter ihr ſteht, zu gehorchen? Glücklich iſt das Herz, das, aus Mangel an Gefühl, ruhig die Unvollkommenheiten eines geliebten Gegenſtandes ertragen kann, wenn die Hand der Zeit die Maſke der Täuſchung weggenommen hat! Denn vielleicht bald wird ſich das gefühlvollſte Weib die viehiſchen Liebkoſungen eines taumelnden Trunkenbolds gefallen laſſen müſſen, und nur das Klopfen an der Hausthür dem Ehemanne die Rückkehr ſeiner theuren Ehehälfte verkündigen. Ein jedes, der Geſellſchaft des andern müde, führt nun ſeine eigne Oekonomie ein; die Jagdbeluſtigungen rufen den Mann aufs Land, und der Aufenthalt in der Stadt verſpricht ſeiner Gattin jede Zerſtreuung, die ſie nur erwarten kann. Der Mann, des Jochs müde, wovon er ſich nicht losmachen kann, und verhindert, eine andere ehrenvolle Verbindung einzugehen, ſucht ſeinen Kummer in den Armen einer niedrigen und ſchlechtdenkenden Weibsperſon zu vergeſſen; und ſeine Gattin trägt kein Bedenken, ſeine Vernachläſſigung zu erwiedern, und ihr einladendes Auge auf irgend einen neuen Liebling zu werfen. Auf dieſe Art werden die Kinder eines Fremden die Erben von ſeinem Vermögen, unterdeß ſeine eignen Kinder das Brod des Elends eſſen, und vielleicht ein ruchloſes Leben durch einen ſchandevollen Tod endigen müſſen.

Wie bedaurungswürdig iſt doch die Lage eines Gatten oder einer Gattinn, die, verblendet durch jugendliche Leidenſchaft, jemanden ſeine Freyheit aufopferte, der weder der Dankbarkeit noch Zärtlichkeit fähig war, und mit dem die Ehe nachher das einzige Hinderniß iſt, das einer Verbindung mit einem andern, der jede Eigenſchaft beſitzt, die zu einem liebenswürdigen Gatten gehöret, im Wege ſteht! Welcher vernünftige Richter würde einer ſolchen Perſon die Trennung dieſer quälenden Verbindung verſagen? Oder wer würde dem einzigen Nachfolger eines alten Hauſes, dem alle ſeine Hoffnungen zu einem Erben durch die Unfruchtbarkeit ſeiner Gemahlin vereitelt werden, verbieten können, ſich von ihr trennen zu dürfen? Eben ſo muß auch jeder Menſchenfreund das Schickſal eines hintergangnen Weibes beklagen, das in der Blüthe der Jugend zu den kalten Umarmungen eines unvermögenden Gatten beſtimmt iſt, und das aus mißverſtandener Delikateſſe nicht beym Richter ihre Klage vorzubringen wagt. Würde auch keiner von beyden Theilen hintergangen, und die Natur hätte das liebenswürdigſte Paar mit allen Gaben des Geiſtes, und mit körperlichen, durch die Kunſt noch erhöheten Reizen beſchenkt: ſo iſt doch das Herz des Menſchen der Veränderung unterworfen, und ſeine Liebe zur Abwechſelung iſt zum allgemeinen Sprichworte geworden. Alle Vorzüge, die auch der eine Theil beſitzt, ſind vielleicht nicht im Stande, in den Augen des andern

den

den Mangel einer ganz unbedeutenden Eigenschaft zu ersetzen. Ein schön getanztes Menuet eines zum erstenmale gesehenen Herrchens kann den Busen einer Gattinn in Flammen setzen; und die melodische Stimme einer ausländischen Schönen ist im Stande, die Burg der Treue des Ehemannes zu bestürmen. Geben dann beyde der Stärke ihrer Neigungen nach: so sind ihre Gelübde nur eine Quelle unnöthigen Kummers: oder wollen sie standhaft ihre Pflichten beobachten, so werden sie sich beyde mit der unnatürlichen Erwartung des Todes des andern nähren müssen, und der erste und wichtigste Endzweck ihrer Verbindung, wird durch ihren Entschluß leiden.

Auch dann, wenn die häuslichen Verhältnisse das dauerhafteste Glück versprechen, und der Gegenstand der Versuchung sich durch keinen besondern Vorzug empfiehlt, wird doch der gesättigte Sterbliche seiner Seligkeit müde werden, und in dem wahren Geiste des Don Quichotismus jeder Dulzinea die der Zufall seinem Blicke darbietet, göttliche Ehre erweisen; und wäre sie auch von einer Einöde umgeben, so würde er doch über die Schranken eines Paradieses hinwegspringen. Man könnte hier einwerfen, es sey die Pflicht des Gesetzgebers, die unordentlichen Begierden des Menschen im Zaume zu halten, und ihnen nicht zu schmeicheln. Zuvor aber überlege man, ob diese Liebe zum Wechsel schädlich ist oder nicht. Man

hat eben so wenig Grund einen Mann zu zwingen, ein Frauenzimmer morgen noch zu lieben weil er sie heute liebt, als von ihm zu verlangen, auf dem nächsten Balle mit einer Dame zu tanzen, mit der er zufällig auf dem letztern getanzt hatte.

Noch ein anderer Beweis, der das Unpolitische der Ehe in Ansehung der Bevölkerung zeigen kann. Offenbar ist es weit leichter, daß ein Frauenzimmer einen Liebhaber, und ein Mann eine Freundinn bekomme, als es für beyde seyn würde, einen Gefährten auf Lebenszeit zu finden. Wie viele arme Mädchen sind nicht wegen der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu einer ewigen Jungfrauschaft verurtheilt, und müssen endlich die Welt verlassen, ohne die Anzahl ihrer Bewohner vermehrt zu haben! Manche Schöne kann schon dreyßig Winter zählen, ehe sie das Glück hat einen Jüngling zu bezaubern. Wäre hingegen ein freyer Umgang beyder Geschlechter erlaubt: so könnte sie vielleicht schon vor diesem Alter Mutter einer zahlreichen Familie seyn. Wenn die Verbindung zwischen den Geschlechtern nach dem Willen der Natur geordnet, und nicht durch menschliche Grundsätze eingeschränkt würde: so müßte ein Frauenzimmer eine wahre Mißgeburt von Häßlichkeit seyn, das nicht irgend eine ledige Mannsperson zu einer Verbindung auf eine Zeitlang bewegen könnte. Sieht man nicht *) tägs

*) In London nehmlich, wohin man sich im Lesen dieses sinnreichen Aufsatzes immer denken muß. N.

täglich Frauenzimmer von den leichtſinnigſten Sitten, ungeachtet ſie nicht die mindeſten Geiſtesvorzüge beſitzen, und zuweilen ſelbſt nicht einmal perſönliche Empfehlung haben, von Schaaren des andern Geſchlechts, ſelbſt von Leuten von Geſchmack und von Stande umgeben? Warum trifft man hingegen ſo oft unter der Klaſſe von Frauenzimmern, die man alte Jungfern nennt, Perſonen, die alle perſönlichen Reize beſaßen, die ſich durch jede nützliche und intereſſante Vollkommenheit, durch Sanftheit des Karakters und Güte des Herzens auszeichneten? Was iſt die Urſache dieſes unnatürlichen Vorzugs? Man würde ſich wundern, wenn ein Jüngling, der zu tanzen wünſchte, eine Mittänzerinn aus der Küche hohlen wollte, wenn er eine aus dem Aſſembleeſaale haben könnte. Müßte aber ein Jüngling am Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn ſich ein Frauenzimmer wählen, die ſein ganzes Leben durch ſeine Mittänzerin ſeyn ſollte: ſo würde der Tanz nicht länger eine Modezerſtreuung bleiben; Spaa und Pyrmont würden öde werden; der junge Landedelmann würde die Kuhmagd zur Kirmeß des benachbarten Dorfes begleiten, während ſeine Schweſter in der hochadlichen Geſellſchaft, einſam wie die Geduld auf einem Monumente, warten müßte, bis die gnädige Mama ihre Whiſtpartie geendigt hätte. Wie, ruft der furchtſame Denker aus, iſt es möglich, daß Jemand wünſchen kann, aus allen nähern Wohnungen H** Häuſern, aus nähern Mütter-

kups

Herzog.

So iſt ſie zu alt; ein Weibsbild ſoll immer einen ältern nehmen als ſie iſt, ſo daurt ſie ihn aus, und iſt ſicher, ihren Plaz in ihres Mannes Herzen immer zu behalten. Denn, glaube mir, Junge, wir mögen uns ſo ſchön machen als wir wollen, ſo ſind doch unſre Zuneigungen immer weit ſchwindlichter, unſteter, ſchwankender, und leichter abgenuzt und verlohren, als der Weiber ihre.

Viola.

Das denk' ich ſelbſt, Gnädigſter Herr.

Herzog.

Wähle dir alſo eine Liebſte die jünger als du biſt, oder deine Liebe wird von keiner Dauer ſeyn: Denn Weiber ſind wie Roſen; in der nemlichen Stunde, da ihre ſchöne Blume ſich völlig entfaltet, fällt ſie ab.

Viola.

Und ſo ſind ſie; wie ſchade, daß ſie ſo ſind! daß ſie in dem Augenblik ſterben, worinn ſie den Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht haben.

Curio und der Narr zu den Vorigen.

Herzog.

O, komm du, guter Freund -- Das Lied von geſtern Nachts -- Gieb Acht darauf, Cäſario, es iſt alt und einfältig; die Spinnerinnen und Strikerinnen, wenn ſie an

der

Kupplerinnen und aus euren Töchtern H** zu machen? Bewohner des Himmels! So ists nicht gemeynt. Unter einer Nazion, wo es keine Patrizier giebt, ist auch der schimpfliche Name Plebejer unbekannt und jedes Individuum heißt Bürger. Eben so würden in einer Societät, wo es keine Ehefrauen giebt, auch keine H** seyn; wo kein Kind gesetzmäßig gebohren werden kann, würde auch keins ein Bastardt genannt werden, sondern alle würden Kinder der Natur und der Liebe heißen.

Hier könnte indeß noch mit Recht die Frage aufgeworfen werden: wenn man den Weibern eine vollkommne Freyheit zugeſtände, würde sich dann nicht jeder Mann darüber beklagen, ein Kind ernähren zu müssen, dessen Urheber er zu seyn nur eine bloße Möglichkeit für sich hätte? Allein sobald die Wörter Ehemann und Ehefrau als aus dem Gebrauch gekommene Wörter nur noch in den Wörterbüchern vorkommen: so kann auch das Wort Vater aus den Gesetzbüchern ausgestrichen werden.

Man lasse die Kinder der Mutter gehören und nur von ihrem Vermögen Erben seyn; man lasse jedes Frauenzimmer ohne alle Aufsicht eines Mannes leben, und ohne allen Zwang die Freyheit genieſſen, welche die Männer bis jetzt genossen haben; man lasse sie Besuch von so vielen Freun-

den annehmen, als sie nur haben will, und von welchem Stande sie seyn mögen. Nach ihrem Tode theile man ihr Vermögen unter ihre Kinder. Das Vermögen, das den Töchtern zufällt, komme auf dieselbe Art wieder auf dieser ihre Nachkommen; und die Erbschaft der Söhne gehöre nach ihrem Tode ihren Schwestern und ihren Schwesterkindern.

Die Kinder können bey ihrer Mutter bleiben, die für ihre Erziehung sorgen müßte. Wären die Töchter zu dem Alter gekommen, in welchem sie mit der Liebe bekannt zu werden anfangen: so müßten sie ihrer Neigung eben so ohne allen Zwang nachhängen dürfen wie ihre Brüder, die sich bey den Töchtern andrer Familien einquartiren dürfen. Dann würde die Liebe nicht länger das zitternde Gespenst seyn, das das Licht des Himmels scheut, in engen Wasser umherschleicht, und die verborgnen Winkel mit höllischen Orgien anfüllt; nein, sie würde wieder jenes reine und edle Feuer werden, welches den vorzüglichsten Reiz des noch unentweyhten Paradieses ausmachte.

Wie fruchtbar ist dieser Plan für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes! In den Becher der Liebe, der bestimmt war den Balsam des Lebens zu enthalten, goß die geschäftige Betriebsamkeit des zu seinem Schaden erfinderischen Menschen ein giftiges Gemisch, das den Genuß unsers Daseyns trübte. Um die Rose, welche

che die Stunden unserer Jugend mit Wohlgerüchen anfüllen sollte, hat der Wahnsinn des Menschen spitzige Dornen gewunden, die nur zu oft bösartige Geschwüre verursachen, und selbst dann, wenn das Toben der Leidenschaft aufgehört hatte, noch nagenden Kummer erzeugen. Jeder wohlthätige Filosof muß die Pflanze erhalten wollen; er mache den Versuch, ob das scharfe Messer die Dornen, welche ihr Wachsthum verhindern, nicht wegschneiden könne, ohne die Pflanze zu verletzen.

Zweifelt noch jemand an dem Elende, das aus dem Zwange entspringt, unter welchem die Liebe seufzt, so betrachte er nur den Zirkel seiner Bekannten: und erinnere sich, wie viele Kinder in seiner eigenen Nachbarschaft enterbt worden,*) wie viele Brüder im Zweykampfe umgekommen, und wie viele Eltern mit gebrochnem Herzen gestorben sind. Gewiß er wird in mancher Privat-Familie eine Clarissa Harlowe finden. Dies ist der interessanteste Gegenstand, den nur ein Dichter zur Beobachtung wählen kann; dieser Gegenstand entlockt dem Auge des Zuschauers im Schauspielhause Thränen, und bietet zu allen Romanen, womit die Schränke der Leihebibliotheken angefüllt sind, überflüssigen Stoff dar.

*) Unsre Leser müssen sich hier, und in dieser ganzen Abhandlung überhaupt, immer in England denken.

Wenn Romane, worin vorzüglich die Schwierigkeiten, die jeder Liebhaber wegen des gegenwärtigen Zustandes der Dinge zu überwinden hat, geschildert werden, wahre Gemählde des menschlichen Lebens sind: wie groß muß dann das Elend seyn, das aus dieser Ursache entspringt! Führte man hingegen dieses neue System ein, so würde wahrscheinlich kein Roman mehr die Aufmerksamkeit irgend eines Lesers interessieren können; denn alsdann würde keine von diesen unverhältnißmäßigen Verbindungen, die ihre Zwecke verfehlen müssen, mehr geschlossen werden. Wie oft ist ein Mädchen aus den Armen eines geliebten Jünglings gerissen, und als ein Opfer des kindlichen Gehorsams lebendig in die Arme eines verliebten Graukopfs begraben worden! Ein liebesiecher Geitzhals würde nun kein junges Weib mehr zu kaufen finden; und die Liebe zu üppiger Bequemlichkeit würde keinen muntern Jüngling mehr verleiten, der Verbindung mit einer reichen Wittwe nachzustreben; auch würde nun nicht mehr der hinfällige und mürrische Podagrist eine hinterlistige Wärterin seiner Schwachheit miethen können. Der Lehrling würde nicht mehr die Wittwe seines Lehrherrn heyrathen, um dessen Kunden zu bekommen; der Squeir würde nicht die Tochter seines Nachbars zur Gattin wählen, um das Gewicht seiner Familie im Parlamente zu verstärken; und ein Gesandter würde sich nicht um irgend eine fremde Prinzessin bewerben, um einen Friedens- oder Handels-Traktat zu schließen. Die

Die Schwäche und der Mangel an Standhaftigkeit, den man bey dem weiblichen Geschlechte bemerkt, entspringt vorzüglich aus der Einschränkung, der es sich, um seinen guten Namen zu erhalten, unterwerfen muß. Gestände man aber dem Frauenzimmer seine natürliche Freyheit zu: so würde dieser Zwang nicht länger nothwendig seyn, und es würde sich der ihm gehörigen Achtung würdig zeigen: vorausgesetzt, daß es eine bessere Erziehung genossen hätte, und daß es ihm erlaubt wäre seinen eigenen Neigungen zu folgen. Würde wohl ein Jüngling, der auf einer öffentlichen Schule alle mögliche Freyheit genoß, sich in jeder Schwierigkeit selbst helfen können, wenn er nie aus den Augen seines Hofmeisters gekommen wäre? Es würde nun nicht mehr nöthig seyn, daß eine Duenna jede geringe Bewegung der Mädchen beobachtete, weil sie, wenn dies neue System eingeführt würde, in allem was die Liebe betrift vollkommne Freyheit genießen dürften, und auch jede Mißheyrath unmöglich seyn würde.

Mancher möchte vielleicht fürchten, daß das weibliche Geschlecht diese Freyheit mißbrauchen, und die Bevölkerung durch die Menge der Liebhaber leiden würde. Eine Nazion, die eben erst die Ketten der Sklaverey zerbrochen hat, ist freylich im Anfange vielleicht unordentlich und tumultuarisch: allein bald nachher wird die Freyheit ein milderes Ansehn gewinnen, sich den Gesetzen der

Vernunft unterwerfen und auf die Stimme der Menschlichkeit hören. Ein freygeborner Mensch wird ein friedlicher Bürger, ein loßgelassener Sklave aber zügellos werden. Daß das weibliche Geschlecht eine eben erst erlangte Freyheit mißbrauchen werde, ist möglich, aber keineswegs gewiß, und selbst nicht einmahl wahrscheinlich. Man lasse das Frauenzimmer von allem menschlichen Zwange frey seyn, so wird es dem Pfad betreten, den die Natur ihm angewiesen hat. „Ich bin der Meynung, sagt der Verfasser über die Ehe, „daß alles was natürlich ist, nicht schändlich seyn kann; ich lasse alles so wachsen, wie die liebe Natur es will, und halte meine Bäume nicht unter der Scheere."

Liederliche Weibspersonen sind selten fruchtbar, und eine geheime Liebe ist meistens ohne Erfolg. *) Vielleicht ist im erstern Falle die Menge Liebhaber die Ursache der Unfruchtbarkeit; allein wäre das Gebähren immer so schandevoll und immer eine Quelle von so vieler Unbequemlichkeit, wie in diesen beyden Fällen: so würde man alsdann auch mit Recht zweifeln können, ob die verheyratheten Matronen die Mütter von so zahlreichen Familien seyn würden, als sie zuweilen sind. Führte man aber das neue System ein, so würde der Kindermord ein unerhörtes Verbrechen

*) Sollte dies letztere bewiesen werden können? Ich glaube eher das Gegentheil. W.

chen seyn. Das Frauenzimmer von Stande würde einen doppelten Grund haben, für seine Nachkommenschaft zu sorgen, weil die Kinder den Nahmen ihrer Familie führen und die Vorrechte ihres Vaters erben würden, da sie hingegen jetzt den Nahmen und die Vorrechte ihres Vater erben, welches ihm bey weitem nicht so sehr am Herzen liegen kann. Es würde aber eben so seinen einzigen Stolz in die Menge seiner Kinder setzen, wie jene berühmte römische Dame, die mit der größten Gleichgültigkeit die Edelsteine und Kostbarkeiten einer ihrer Freundinnen besah, und als sie nun wieder von dieser gebeten wurde, auch ihr theuerstes Kleinod zu zeigen: auf ihre Kinder wies und sagte: dies ist mein kostbarster Schatz. Da die Bevölkerung von allen Politikern für den wichtigsten Gegenstand gehalten wird, worauf der Staat seine Aufmerksamkeit richten muß: so sorge man dafür, daß jedes Frauenzimmer, das sich in dürftigen Umständen befindet, aus dem öffentlichen Schatze nach der Anzahl ihrer Kinder eine festgesetzte Summe erhalten.

Sollte aber auch die Unfruchtbarkeit bey einigen Frauenzimmern in ihren Ausschweifungen ihren Grund haben: so läßt sich doch gewiß nicht vermuthen, daß die Anzahl solcher Frauenzimmer der Menge alter Jungfern gleich seyn werde, womit jede Nazion, jede Stadt, jedes Dorf überhäuft ist. Eine H** kann doch ihrem Vaterlande

de durch Hervorbringung eines Bürgers nützen; eine Nonne aber ganz und gar nicht. Die Königin Elisabeth von England starb als eine kinderlose Jungfer; Kleopatra wurde Mutter. Die Fabel zählt ein ganzes Heldengeschlecht auf, das von der Venus entsprungen ist; und es ist doch zu bedauern, daß auch nicht ein einziger Filosof seine Abkunft von der Minerva ableiten kann.

Ungeachtet die Verbindung eines Mannes mit einer Beyschläferin nur von kurzer Dauer ist: so würde es doch ungerecht seyn, daher zu behaupten, daß jede Verbindung, die nach Gefallen der Partheyen geendigt werden kann, bald aufhören müßte. Eine Neigung zwischen einem Wollüstling und einer gemeinen H** hat bloß Wollust und Habsucht zum Grunde. Die einzige Eigenschaft des Mannes ist sein Geldbeutel, und des Mädchens einzige Empfehlung ihr Geschlecht. Nur zu bald wird Ekel seine Brust erfüllen, oder wenn sein Vermögen nicht mehr hinreicht, ihre Habsucht zu befriedigen oder ihre Ausschweifungen zu unterstützen, wird er von ihr verlassen werden. Darf man wohl erwarten, daß eine Kraft, die größer ist als der Impuls eines Augenblicks, fähig seyn sollte, den taumelnden Wollüstling an ein rohes und verworfenes Weibsbild zu fesseln? Indeß darf man doch daraus nicht schliessen, daß edlere Menschen die Beständigkeit in der Liebe nicht schätzen sollten. Ein Weib kann, auch

ohne

ohne daß ein Ring an seinen vierten Finger der linken Hand gesteckt ist, eben so fruchtbar seyn, wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, (siehe 128. Psalm) und es kann alle Tugenden besitzen, und mit jeder Vollkommenheit geschmückt seyn. Sollte ein Mann von seinem Gefühle ein solches Weib nicht lieben können? Wenn eine freywillige Treue dies Paar nicht belebt; muß nicht eine erzwungene Treue unnatürlich und also auch nachtheilig und unpolitisch seyn? Die spanische Dame hat die unbegränzte Freyheit ihren Cicisbeo zu wählen und zu verändern; und doch gleicht dieses ausserordentliche Band, das an Glückseligkeit die Ehe übertrift, derselben gewöhnlich an Treue, und oft kann das verliebte Paar nur durch den Tod getrennt werden. Auch würde jeder Theil aufmerksamer und gefälliger gegen den andern seyn, wenn beyde sich nach Gefallen von einander trennen könnten. Sieht man hingegen jetzt in Gesellschaft einen Mann und eine Frau, die sich durch mürrisches und gleichgültiges Betragen gegen einander auszeichnen: so kann man sicher daraus schließen, daß es Eheleute sind.

Der junge Mann erhebt seine Geliebte zu einer Gottheit und erweist ihr sogar noch mehr als göttliche Ehre. Jeder Putz ihres Anzugs verräth einen vorzüglichen Geschmack; jeder Zug ihres Gesichts drückt eine gefühlvolle Seele aus; ihr Antlitz ist das Antlitz der Venus; in ihrem Blicke

herrscht die Majestät der Juno, und die Weisheit der Minerva macht ihre Unterhaltung bezaubernd. Der Gedanke an sie füllt den einsamen Spaziergang aus; ihr Lächeln versüßt ihm die mitternächtlichen Träume, und ihre Gegenwart ist ihm Elysium. Kein Hofmann stattet mit einer solchen Pünktlichkeit beym Minister die Morgenvisite ab, als ihr Liebhaber ihr Putzzimmer besucht; kein Fürst erhält halb die Schmeicheley, die sie von ihm als eine Schuldigkeit fordert. Zuletzt bringt der Zauber seine erwünschte Wirkung hervor. Ihre Schwäche wird durch den Weyhrauch besiegt, und ihr weiches Herz fühlt Mitleid mit dem erdichteten Elend ihres Anbeters. Sie läßt sich durch das Band der Ehe fesseln, verwandelt sich aus einer Göttin in eine Sklavin, und wird als eine solche behandelt.

Betrachtet man das Unglück, das durch eine Mißheyrath über eine ganze Familie kommen kann: so wird man gewiß ein System billigen, wodurch die Möglichkeit zu dieser Quelle von Familienzank und Mißvergnügen aufgehoben wird. Der Mann von Stande muß es mit Betrübniß ansehn, wenn einer von seinen Verwandten ein Frauenzimmer von bürgerlicher Herkunft zur Frau nimmt; und der reiche Banquier ist oft in der Bewerbung um die schon verwelkte Hand eines in ihren Hoffnungen getäuschten Fräuleins, trotz den Vorwürfen ihrer Anverwandten, glücklich, so lange noch einige durch Handel beglückte Abentheurer dem

Adel

der Sonne bey ihrer Arbeit ſizen, und die muntern Webers-Mädchen, wenn ſie zetteln, pflegen es zu ſingen; es iſt ein läppiſches, kindiſches Ding, aber es ſympathiſiert mit der Unſchuld der Liebe, wie man vor Alters liebte.

Narr.

Seyd ihr fertig, Herr?

Herzog.

Ja; ſing, ich bitte dich.

Ein Lied. (*)

Herzog.

Hier iſt was für deine Mühe.

Narr.

Keine Mühe, Herr; ſingen iſt ein Vergnügen für mich, Herr.

Herzog.

So will ich dir dein Vergnügen bezahlen.

Narr.

(*) Der Verfaſſer der Beurtheilung des erſten Theils dieſer Ueberſezung, in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hat eine ſo glükliche Probe mit einem Liede des Narren im König Lear gemacht, daß wir ihm auch dieſes Gaſſenhauerchen überlaſſen wollen. Es iſt in der That alles was Orſino davon ſagt, aber es müßte, um nicht alles zu verlieren in der Sprache Sebaſtian Brands oder einer noch ältern, in der nemlichen oder einer ganz ähnlichen Versart, mit der nemlichen Wahrheit der Erfindung, und tändelnden Einfalt des Ausdrukes, überſezt werden, eine Arbeit, welche vielleicht ſchwerer iſt, als das feinſte Sonnet von einem Zauni, in Reime zu überſezen.

Adel an Reichthume gleich ſind, und das Mädchen von geringem Stande mit dem jungen Fräulein an Reizen wetteifert. So lange noch hervorſtechendes Talent und auszeichnende Verdienſt unter den niedrigern Klaſſen zu finden ſeyn werden, ſo lange wird es auch noch immer Mißheyrathen geben. Der Vater wird alle ſeine Autorität anwenden müſſen, um die Wünſche ſeines Kindes zu unterdrücken, und das Kind wird mit Sehnſucht dem Tode ſeines Vaters entgegen ſehn. Selbſt in dem demokratiſchſten Staate, in welchem die ſtrengſte Gleichheit zu herrſchen ſcheint, würde der reiche Bürger ſich der Verheyrathung ſeiner Tochter mit einem Mann von geringerm Vermögen widerſetzen. Wäre aber dies neue Syſtem eingeführt: ſo würde das von Habſucht und Familienſtolze gänzlich freye Herz ſich der Tugend ergeben, oder ſich von der Schönheit oder andern perſönlichen Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes, ſie ſeyen wirklich oder eingebildet, feſſeln laſſen; und eine Verbindung, die aus Liebe entſteht, iſt für die Bevölkerung allemal vortheilhafter, als wenn ſie ſich auf Konvenienz oder Ehrgeiz gründet. Ein bethörter Edelmann könnte alsdann die Geſellſchaft einer ungebildeten Dienſtmagd genießen, ohne ſeine Familie zu entehren, und jene blinde Gottheit, die, wie die Fabel erzählt, den Herkules zwang am Spinnrocken zu arbeiten, oder die Habſucht, auch eine blinde Gottheit, würde nicht einen dürftigen Pair dahin bringen können, bey

einem

einem Sattler in die Lehre zu gehn.*) In einem Staate, in welchem keine erblichen Titel, keine Privilegien oder Immunitäten des Adels, keine heraldische Auszeichnungen gelten, könnten wahrscheinlich auch keine Ehen bestehn. Welcher vernünftige Mensch wird, wenn er sieht, daß Männer durch die Ausschweifung ihrer Weiber, und Weiber durch die Thorheit ihrer Männer unglücklich geworden sind, sich einer Zeremonie unterwerfen, die eine Quelle von beständigem Verdruß und Kummer werden, und woraus nicht ein einziger Vortheil entspringen kann? Der gemeine Mann verheyrathet sich, weil es der Vornehmere thut; und die Großen werden durch die Hoffnung, ihre Vorrechte auf ihre Nachkommen zu übertragen, dazu verleitet; aber würde ihre elterliche Zärtlichkeit,

*) Ein Sattler, Nahmens Dunk, fürchtete, daß seine Tochter, eine Erbin eines unermeßlichen durch sein Gewerbe erworbenen Vermögens, dereinst irgend einem Glücksritter zur Beute werden möchte. Er verordnete daher ausdrücklich in seinem Testamente, daß seine Tochter ihres ganzen Vermögens verlustig gehen sollte, sobald sie einen Mann heyrathete, der nicht von Profession ein Sattler wäre. Da der Graf von Halifax, aus dem berühmten und alten Hause der Montagues, diese reiche Beute zu erhaschen wünschte: so sah er sich genöthigt, auf eine gewisse Zeit das Sattler Handwerk zu erlernen, und sich bey der Gilde als Sattlersgesell einschreiben zu lassen; und mußte ihren Namen dem seinigen beyfügen, um dem Innhalt des Testaments Genüge zu leisten.

keit, oder dieſe natürliche und nützliche Eitelkeit nicht durch einen ſolchen Vortheil geſchmeichelt, warum ſollten ſie ſich denn überhaupt verheyrathen? In England, wo der Familientitel nur von dem Stammhalter der Familie geführt wird, ſieht man oft, daß der, welcher gewohnt war, die unbeſchränkteſte Unabhängigkeit des Celibats zu genießen, ſich den Pflichten der Ehe unterwirft, ſobald er durch das unerwartete Abſterben eines Verwandten die Würden ſeiner Familie bekömmt. Mit welchem Grunde können die Geſetze von Frankreich behaupten, daß alle ſeine Bürger von Geburt gleich ſind, da ſie doch eine Einrichtung dulden, nach welcher ein Kind als geſetzmäßig, und ein anders als ein Baſtard gebohren wird?

Auch paßt dieß Syſtem für eine monarchiſche oder ariſtokratiſche Regierungsform. Verliebte ſich ein Reichspair in ein Fräulein von niederm Adel, ſo könnten die Kinder keinen Anſpruch auf ſenatoriſche Vorrechte machen; ſo würden ſie nur die Vorzüge der Klaſſe des Adels genießen, zu welcher ihre Mutter gehört, deren Namen und Wappen ſie führen müſſen. Ließe ſich ein engliſcher Senator mit einem Frauenzimmer vom geringſten Herkommen in einen Liebeshandel ein: ſo würde die Frucht dieſer Verbindung zu dem Pöbel gehören. Schenkte hingegen auf der andern Seite eine Reichs-Pairin oder eine Dame von Stande ihre Zuneigung einem ganz gemeinen Menſchen: ſo würden ihre Kinder ohne die mindeſte Frage, wer

oder was ihr Vater sey, alle Würden, Privilegien und allen Vorrang ihres mütterlichen Hauses erben.

Würde jemanden die Pairswürde oder ein Adelbrief geschenkt: so könnten dieselben auf die Erben seiner Mutter übertragen werden, so daß sie nach seinem Tode, dem Seniorat nach, an seine Brüder, nach deren Tode an seine Neffen von seiner ältern Schwester, und bey dem Absterben dieser ihrer Nachkommen wieder an die Descendenten der zweyten Schwester, u. s. w. fielen. Die Thronfolge könnte nach eben den Regeln eingerichtet werden; dem verstorbenen Monarchen müßte sein nächster Bruder oder der Sohn seiner Schwester, der ältesten Prinzessin, in der Regierung folgen.

Sowohl der Regent als der Unterthan würden durch diesen Plan gewinnen. Der Fürst könnte in Liebessachen ganz seiner eigenen Neigung folgen. Es würde nicht länger nöthig seyn, aus fremden Ländern Prinzessinnen zu hohlen, die von ausländischen Vorurtheilen angesteckt, und von einer Schaar fremder Höflinge begleitet wären, und vielleicht sehnsuchtsvoll sich in ihr Vaterland zurück wünschten. Eben so wenig würden die Völker, durch die Bündnisse ihrer Fürsten mit den Fürsten anderer Länder, mit einander in Verbindung stehn, in auswärtige Kriege verwikkelt werden, oder Gefahr laufen, an der Ausfüh-

rung

rung einer Veränderung in der Regierungsform durch die Vermittelung fremder Mächte verhindert zu werden.

Der Beſchluß nächſtens.)

V.

Die Cyklopen-Filoſofie

und

das Cyklopen-Recht

in Nuce.

---

aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345.

Polyfemos zu Odyſſeus. *)

Der Reichthum, kleines Wichtgen, iſt der Weiſen Gott:
Das andre all iſt Tand und Wortgepränge.

Was

*) Um dieſe Rede des Cyklopen Polyfemos beſſer zu verſtehen, iſt zu wiſſen, daß ſie die Antwort iſt auf eine Anrede des Odyſſeus, worin dieſer alle ſeine redneriſche Gewandtheit aufbietet, um den Cyklopen, in deſſen Gewalt er ſich und ſeine Geführten ſieht, zur Schonung ihres Lebens zu bewegen. Gleich anfangs macht er die vielen Tempel gelten, welche die Griechen ſeinem Vater Poſeidon (Neptun) geweihet hätten; hierauf ſucht er ſein Mitleiden mit ihren Schickſalen, ſeine Billigkeit,

Was frag ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An eurer Meere steilen Ufern thront?
Umsonst berufst du dich auf sie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt du wissen,
Mich selbst vor Zeus und seinen Blitzen nicht.
Ich kenne keinen größern Gott als mich,
Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst du warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten:
So hab' ich hier in dieser Felsenhöhle
Ein festes regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg', und, während Er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause, oder ein Stück Wild;
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zeusen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraziens Bergen Schnee
Herunter schüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein,
Und zünde Feuer an, und scheere mich
Nicht so viel um den Winter. Auch die Erde muß,

Gern

ligkeit, seine Großmuth zu ihrem Besten rege zu machen, und schließt endlich mit der Ermahnung, daß er den Trieb seiner Gefräßigkeit den Pflichten der Religion aufopfern und bedenken möchte, daß es mit den Bösen öfters auch ein böses Ende nähme. Hierauf erklärt sich nun der Cyklops wie man hören wird.

Gern oder ungern, Gras, um meine Schaafe fett
Zu machen, wachsen laſſen, die ich wem wohl ſonſt
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und dieſem
Bauch,
Dem größten aller Götter opfre. Kurz,
Sich Eſſen und Trinken alle Tage ſchmecken
Und keinen Gram zu Kopfe ſteigen laſſen,
Das iſt geſcheider Leute Jupiter!
Die Konſtituzionen-Macher aber, die
Durch kunterbunte Geſetze des Menſchen Leben
Verkünſtelt haben, mag der Henker hohlen! *)
Ich werde ihrentwegen meiner Seele nicht
Um einen Tüttel minder gütlich thun, und, traun!
Dich nur mit drſto größern Appetit verzehren.
Indeß, damit du mir nichts vorzurücken habeſt,
Sollſt du zum Gaſtgeſchenk ein tüchtig Feuer
Und

*) Dies klingt wie etwas, wozu alle Freunde der Menſchheit Amen ſagen könnten, und ſcheint daher für den Cyklopen faſt zu gut zu ſeyn. Aber man muß ſeine Worte nur in ſeinem Sinne nehmen, ſo wird man bald merken, daß der wahre Grund, warum er den Geſetzgebern oder Konſtituzion-Machern ſo gram iſt, nicht in ſeinem Unwillen über ihre Ungeſchicklichkeit oder ihren böſen Willen, ſondern darin liegt, daß ihm alles was Geſetz und Pflicht heißt, d. i. alle Beſchränkung ſeiner willkührlichen Gewalt, überhaupt zuwider iſt. Und dies macht einen großen Unterſchied.

Und jenen Keſſel dort empfangen, der hübſch warm
Dich halten und dein wohlgenährtes Fleiſch ...
Gar treflich kochen ſoll. *) — Nun, kriecht hinein,
Und macht euch fertig, mir zum Feſt des Gottes, der
Hier wohnt, ein ſtattlich Opfermahl zu geben!

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß der Cyklops des Euripides in dieſer merkwürdigen Rede als Repräſentant aller Gewaltigen ſeines Gelichters ſpricht. Denn ſie enthält, in möglichſter Kürze und Klarheit, eine ſehr vollſtändige kategoriſche Erklärung der Geſinnungen und Grundſätze aller ein- und zweyäugigen Cyklopen, die von Anbeginn der Welt cyklopiſiert haben, und bis ans Ende der Tage cyklopiſieren werden. Wenn auch (wie ich nicht in Abrede bin) die Cyklopen unſrer aufgeklärten und höchſt verfeinerten Zeiten zum Theil nicht immer ſo frank und frey, wie Polyfemos, von der Leber weg ſprechen, und —, aus einer Klugheit oder Heucheley, welche ſie ſich bey dem groſſen Hauffen der kleinen Wichtgen, die vor ihrem Weberbaum, wie billig, Reſpekt tragen, ſehr füglich erſparen könnten — wohl gar bey Gelegenheit ganz entgegengeſetzte Maximen und Geſinnungen hören laſſen: ſo zeigt doch der Augenſchein, daß ihre Handlungen ächt cyklopiſch, und (wenn anders Konſequenz in ihrer innern Verfaſſung iſt) nur aus der alten Cyklopen-Filoſofie und dem höchſt einfachen

*) Ein prächtiger Cyklopen-Zug! Der Unglücklichen, die man willkührlich mißhandelt, noch dadurch zu ſpotten, daß man von der Mißhandlung als einer Sache ſpricht, wofür ſie uns noch Dank ſchuldig ſind.

fachen und bequemen Cyklopen-Recht erklärbar sind, welche des Euripides Polyfemos ehrlich genug ist, ohne alle Bemäntelung und Verkleisterung, in ihrer ganzen, wiewohl uns kleinen Wichtgen ein wenig anstößigen, Naktheit darzustellen. Was noch weiter über diese reichhaltige Materie zu sagen wäre, überlassen wir dem denkenden Leser zu eignem Nachdenken, und setzen nichts weiter hinzu, als: Selig sind, die sich nicht an Polyfemos noch über Polyfemos ärgern! W.

VI.

Sinngedichte.

Kypris.

Hier sind Myrten und Quellen, ihr Liebenden! Hier ist der Kypris
Ruhsitz, kommt und genießt, labt und erquicket euch hier:
Aber, eh' ihr euch nahet dem Heiligthum, saget mir sucht ihr
Kypris die Irrdische? Nein, Kypris die himmlische! — Kommt!

An den Abendstern.

Freundlich begrüß' ich dich, du schönster von allen Gestirnen,
Wie du den Himmel zierst, zieret Bellina die Welt.

Bleibender Werth.

Wandeln sah' ich die Sonn' am erhabenen glänzenden Himmel
Und auf einmahl trat finster die Wolke vor sie.

Alſo hüllt das Verdienſt der verfolgende Neid in Dunkel,
Raubt ihm den wärmenden Strahl, doch nicht die innere Glut.

Grabſchrift.

Sieben Frühlinge ſah ich, da ſank ich hinunter zum Aidäs.
Aus der Hülle vom Staub ſchwang ſich der Schmetterling früh.

Die Brücke.

Dieß iſt die Brücke der Wittwe, der Jammernden, Tiefgebeugten,
Sie, die den einzigen Sohn, hier in den Fluthen verlohr.
Andern Müttern zu Lieb', und dem irrenden nächtlichen Wandrer,
Baute ſie dieſe Wehr über den reiſſenden Strom.
Wandelt nun, ſpricht ſie, in Frieden, ihr Jünglinge, Männer und Greiſe;
Die euch die Brücke gebaut, weinet, und weinet allein.

An einen Liebenden.

Jüngling du weinſt, daß du liebſt und liebend nicht wieder geliebt wirſt:
Sahſt du des trüben Tags glänzendes Abendroth nicht?

Gerechtigkeit.

Zürnend verachr' ich dich, falſche Beſcheidenheit! unedle Göttin
Kriechender Seelen, die nur kriechen um ſich zu erhöhn,

Narr.

Das iſt ein anders, Herr; Vergnügen will über kurz oder lange bezahlt ſeyn.

Herzog.

Du kanſt nun wieder gehen, ſo ſchnell du willſt.

Narr.

Nun der melancholiſche Gott der Liebe behüte dich, und der Schneider mache dir ein Wamms von ſchielichtem Taft; denn dein Gemüth iſt ein wahrer Opal. Leute von ſolcher Standhaftigkeit müßte man mir über Meer ſchiken, damit ihr Geſchäfte allenthalben und ihr Ziel nirgends wäre; denn das iſt gerade was man braucht, um von einer langen Reiſe nichts nach Hauſe zu bringen. Lebt wohl.

(Er geht ab.)

Sechste Scene.

Herzog.

Macht uns Plaz ihr andern -- Verſuch es noch zum lezten mal, Cäſario; geh noch einmal zu dieſer ſchönen Unerbittlichen; ſag ihr, meine Liebe lege einer Menge von ausgebreiteten Erdſchollen die man Ländereyen heißt, keinen Werth bey; ſag ihr, die Güter die das Glük ihr zugelegt habe, ſeyen in meinen Augen ſo eitel als das Glük ſelbſt; ihr Gemüth allein, dieſes Wunder, dieſes unvergleichliche Kleinod, das die Natur ſo ſchön gefaßt hat, ziehe meine

Seele

Bist du ein Adler der Sonn', so rühme dich nimmer ein Adler!
Adlern ziemet der Stolz, Jupiters Vogel zu seyn.

Ordnung.

Laßt ihn zur Sonne hinfliegen den stürmenden Adler, o Mücke,
Tanz im goldenen Strahl, fröhlich als wärst du allein.
Eins ist über dem andern; der Adler ist über der Mücke,
Ueber den Adler die Sonn', über der Sonne noch Gott.

Die Rache.

Wenn der Verläumdung Pfeil von Magens Zung dich verwundet,
Weil du nicht klein wie er, oder er groß nicht wie du,
So verzeih ihm: es bellet ja ein Kläffer den Mond an;
Ruhig wandelt der Mond unter den Sternen dahin.

Rath.

Wenn mancher Geck dir nachzischt: das Genie!
Der weder Herz noch Geist von Dir erkannte;
So denke du getrost, daß man noch nie
Den Esel einen Löwen nannte.

B. f. d.

Die zwey Haushälterinnen.

aus dem Französischen.

Ein Bischof, der auf Kirchenzucht
Mit vieler Strenge hielt, besucht

Einſt ſeine Diözös, und traf
Bey einem Pfarrer zwey ſehr hübſche Mädchen. — Brav!
Herr Vater, rief er: in Haushälterinnen
Iſt, ſeh ich, ſein Geſchmack, fürwahr
Nicht übel! Dingerchen, ſo friſch — kaum zwanzig Jahr'
Und zwey gleich auf einmahl! Herr, iſt er auch bey Sinnen,
Und kennt er denn nicht mein Mandat?
Sehr gut, Hochwürd'ger Herr Prälat,
Verſetzt der Pfarrer, ich hab es ja in Händen:
Sie fordern vierzig Jahr'; ich liebe klein Format,
Und nahm ſie bloß — in zweyen Bänden.

J. v. B.

VII.

Ankündigung eines periodiſchen Blattes, worin das Gute und Vortrefliche, was unſere Litteratur hervor bringt, heraus gehoben, und zu einer leichtern Ueberſicht zuſammen geſtellt werden ſoll.

Eine Verbindung mit einigen meiner gelehrten Zeitgenoſſen ſetzt mich in den Stand, dem Publikum ein periodiſches Blatt anzukündigen, welches das erſte in ſeiner Art iſt, ob es gleich ſchon lange für unſere Litteratur Bedürfniß war. Es fehlet uns nemlich bey

der

der überhand nehmenden Menge von Schriften, die von einer Meſſe zur andern erſcheinen, und wo unter dem Schlechten und Mittelmäßigen ſo manches Vortrefliche und Schöne ſich verliert, als nur ausheben- den Anzeige des Vorzüglichſten in jeder Art, möge es auch in dem unbedeutendſten Journale verſteckt, unter dem gemeinſten Titel verborgen, und der Verfaſſer davon ſo unbekannt und nahmenlos ſeyn, wie er wolle. — Es giebt der kritiſchen Blätter genug, welche ſich ſorgfältig bemühen, das Tadelnswerthe allenthalben aufzuſuchen; ein Blatt, welches nur das Lobenswerthe ſich zum Augenmerk nimmt, und das Tadelnswerthe ganz mit Stillſchweigen übergeht, iſt bis jezt noch nicht erſchienen. Da nun aber ſo ſehr viel Schlechtes und Mittelmäßiges erſcheint, ſo kann die Kritik, welche doch mit den Erzeugniſſen unſerer Litteratur von Meſſe zu Meſſe immer gleichen Schritt halten will, faſt nicht zu Athem kommen, um auf dem Schönen und Vortrefflichen mit einiger Muße zu verweilen: ſondern ſie ſinkt mit unſerer Litteratur, welche durch ihre Auswüchſe ſtets ſchwerfälliger und unbehülflicher wird, immer tiefer nieder, ſtatt dieſelbe hinauf zu heben. Es iſt daher gewiß ein Bedürfniß unſerer Zeiten, den ſo erweiterten Geſichtskreis unſerer Litteratur in irgend einem Blatte einmahl wieder zu beſchränken, und die Aufmerkſamkeit auf dasjenige gewiſſermaßen ausſchließend zu heften, was wegen ſeines wirklichen Werths vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient.

Dies

Dies nun, wo wir es finden, herauszuheben, werden wir uns mit vereinten Kräften bemühen. Da wir uns aber schlechterdings alles Tadels enthalten, so versteht freylich der Umfang unsers Blattes darauf, daß wir uns durch Partheylichkeit nicht zu ungerechtem Lobe verleiten lassen. Die Mitarbeiter an diesem Werke werden hierin einer über den andern wachen, und wir setzen unser Lob einer eben so strengen Prüfung, wie andern ihren bittersten Tadel, aus. Sollten wir aber bey der größten Aufmerksamkeit dennoch etwas auszeichnet Gutes oder Vortreffliches irgendwo übersehen, so wird uns jede Nachweisung willkommen seyn.

Moritz.

Druckfehler.

Seite 184. in der letzten Zeile, ist anstatt: aus nähern Mütterkupp. aus euern Müttern Kupplerinnen, zu lesen.

Bey

Georg Joachim Göschen

in Leipzig

sind folgende Bücher in der Ostermesse 1793 erschienen.

Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der Moral und der natürlichen Religion in ihrem ganzen Zusammenhange, in 2 Theilen. Erster Theil. 8.

Dieses Buch wird auch als eine Fortsetzung des Lorentzischen Lesebuchs fur Burgerschulen ausgegeben, von dem es den 4ten Band ausmacht. Die langsame Folge der Bände dieses Lesebuchs hat den Nutzen gehabt, dafs bey der Moral und der natürlichen Religion die Gründsätze der Kantischen praktischen Philosophie benutzt und beyde nach demselben vorgetragen sind. Ein gutes Vorurtheil fur dieses Werk mufs der Umstand erwecken, dafs in dem mit denselben zugleich erschienenen Kantischen Werk über die Religion vieles eben so als hier bestimmt ist. Zwey Stücke sind dem Menschen nothwendig: Beobachtungen seiner Pflichten und Beruhigung. Ersteres lehrt die Moral, letzteres die Religion. Der Mensch mufs wissen, nicht blos was ihm erlaubt, sondern auch wozu er befugt ist, dieses lehrt das Naturrecht. Das Naturrecht auf bürgerliche Verbindung angewandt giebt die Staatswissenschaft. Demnach wird in diesem Buche abgehandelt

1. Die Sittenlehre.
   a. Von den Pflichten gegen sich selbst, gegen andere Menschen, gegen Gott, und dessen Geschöpfe überhaupt.
   b. Von dem sittlichen Karakter.
   c. Von den Tugendubungen.
2. Die Rechtslehre. Naturrecht. Staatswissenschaft, Rechte in dem Staate, Staatsweisheitslehre, Staatsklugheitslehre.
3. Die Religionslehre. Von der Welt, von Gott, von dem Menschen, religiöse Weltbetrachtung.

Diese Gegenstände hat der Verfasser mit der äussersten Faſslichkeit vorgetragen, alle Lehren mit Beyspielen erläutert, und durch gut gewählte Stellen aus den besten Dichtern andringlich gemacht.

„Ich trage diese Lehren wissenschaftlich vor, sagt der Verfasser, weil ich gründliche Aufklärung bewirken will, so wie euch Jünglingen, die ihr nützliche Weltbürger werden wollt, schlechterdings nothwendig ist. Ihr wollet selbst tugendhaft seyn, darum muſst ihr nach selbst gedachten Grundsätzen handeln, eures eignen Glaubens leben, und ohne Gängelband der Unsterblichkeit entgegen gehen lernen. Eine Vernunft, die Gott euch gab und aufhellte, führe euch — das Vertrauen auf den Gerechten sey euer Stab — das Licht der frohen Ewigkeit strahle euch entgegen und Gottes Seegen sey mit euch!“

Übrigens burget für die Brauchbarkeit dieses Lehrbuchs, daſs der Verfasser schon lange seinen Zöglingen lehrte, was er darin niederschrieb, und nicht niederschrieb als was sich ihm durch die Erfahrung, so wohl der Materie als der Form nach, zu diesem Unterricht tauglich bewiesen hatte, und mit dem glücklichsten Erfolg begleitet war.

M. Hube, vollständiger und faſslicher Unterricht in der Naturlehre. In einer Reihe von Briefen an einen jungen Herrn von Stande. 2ter Band. gr. 8. Mit Kupfern.

Der zweyte Band dieses, in Rücksicht seines deutlichen und schönen Vortrags und in Rücksicht seiner Gründlichkeit und Vollständigkeit sowohl als des Reichthums neuer Ideen, mit groſsem Beyfall aufgenommenen Werkes enthält: 1. Die Warme, in 12 Briefen. 2. Die Auflösung und Niederschlagung, in 8 Br. 3. Die Ausdunstung, in 6 Br. 4. Die wäſsrigen Lufterscheinungen und die Winde, in 11 Briefen. 5. Die verschiedenen Luftarten, in 13 Br. 6. Das Licht, in 19 Briefen.

A. F. Heckers allgemeine Geschichte der Natur- und Arzneykunde. Erster Theil. 1, 2, 3. Buch. gr. 8.

Dieses Werk, welches seit zehn Jahren die angenehmste Beschäftigung des Verfassers war, unter-

scheidet sich dem Plan, dem Umfange und Zwecke nach, von allen bisher erschienenen Werken über den nehmlichen Gegenstand. Zeitgenossen und Nachkommen sollten aus demselben den Zustand, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit unserer Naturwissenschaft und unsers theoretischen und praktischen Medizinalwesens, wie es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war, kennen und zugleich einsehen lernen: wie der gegenwärtige Zustand nach und nach herbei geführt wurde, — ob er an Vollkommenheit den vorhergegangenen Umständen entspreche? — an welchen Mängeln und Unvollkommenheiten er noch jetzt leide? — und ob sich in dem Gange der Geschichte vielleicht die Quellen dieser Mängel und die besten Vorkehrungen gegen dieselben entdecken lassen möchten? Inhalt des ersten Bandes: Einleitung. 1s Buch. Allgemeine Schilderung der Lage und des Zustandes, worin sich die theoretische so wohl als praktische Natur- und Arzneywissenschaft am Ende des achtzehnten Jahrhunderts befanden. Erster Abschn. Darstellung des ganzen Vorrathes theoretischer Kenntnisse, in jedem der verschiedenen Zweige der genannten Wissenschaften. Zweyter Abschnitt. Einfluss unserer theoretischen Kenntnisse, zunächst auf Bildung und Verfassung unseres ganzen Medizinalpersonals, auf die übrigen Stände, auf die menschliche Gesellschaft überhaupt und auf das Wohl der einzelnen Völker und Staaten. 2tes Buch, Kritische Angabe der Quellen und der bisherigen Bearbeitung der Geschichte, der Arzneikunde. 3s Buch, Erste Periode: von Anfang der Dinge bis auf Hypokrates Geburtsjahr.

Wie der Herr Verfasser seinen Vorsatz im Ganzen ausgeführt hat, werden die gelehrten Aerzte entscheiden; gewiss ist, dass der Verfasser seinen Gegenstand von der fruchtbarsten Seite für die Menschheit angesehen, mit philosophischen Geist und mit vielem Geschmack behandelt hat.

J. G. Marezolls Bestimmung des Kanzelredners. 8.

Der Titel dieser Schrift giebt den Inhalt genau und deutlich an. Sie soll zeigen, wozu der Prediger als Kanzelredner da ist, worauf er also in seinen Vorträgen an das Volk hinarbeiten, und welcher

Mittel er sich bedienen muſs, wenn er dem Zweck seines Amtes gemäſs handeln will.

Die Hagestolzen, ein Schausp. von Iffland. 8.

Dieses Stuck hat auf allen Bühnen den Zuschauern ausserordentlich gefallen, und wird den Lesern nicht weniger vergnügen und rühren, da dieses, wie die Iffländischen Stucke überhaupt, so reich an feineren Schönheiten und kleinern Zügen von grofser Bedeutung ist, welche bey der Lecture noch mehr als bey der Vorstellung bemerkt werden können.

Komisches Theater, von J. F. Junger. Zweyter Band. 8.

2 Stucke: Er mengt sich in Alles, und die unvermuthete Wendung, machen den Inhalt dieses Bandes aus. Das erste ist ein Erguſs komischer Laune und ein freyes Spiel des Witzes in Intrigue und Handlung, das andere ein Gemählde aus der grofsen und feinen Welt, wie es nur der Mann entwerfen und ausführen kann, der selbst diese Welt kennt und in Sprache und Sitten mit Feinheit nachbilden kann.

Schillers Neue Thalia, 7tes Stück. 8.

Inhalt: 1. Reise auf den Montanvert, zu dem Eismeer und zu der Quelle des Arveiron in den Savoyer Alpen. 2. Die griechische Tonkunst. 3. Mimer und seine Freunde. Dialog. Fortsetzung, siehe 12tes St. der Thalia. 4. Der Abschied des Leonidas. 5. Ariosts rasender Roland, neue Übersetzung. Erster Gesang. 6. 7. Gedichte.

Archiv für Aufklärung über das Soldatenwesen. 1ten Bdes 2s St. Mit dem Bildnifs des General von Seydlitz.

Enthält vornehmlich nebst kleinern Aufsatzen: Über die Veredlung des Soldaten, 2s Fragm. Über den Zwang zum Soldatendienst. Nachricht von der neuen militärischen Einrichtung, welche der Baron von Salis in Neapel zu Stande gebracht hat. Beschluſs des Karakters und der Lebensgeschichte des Generals von Seydlitz.

Neuer Teutſcher Merkur.

7. Stück 1793.

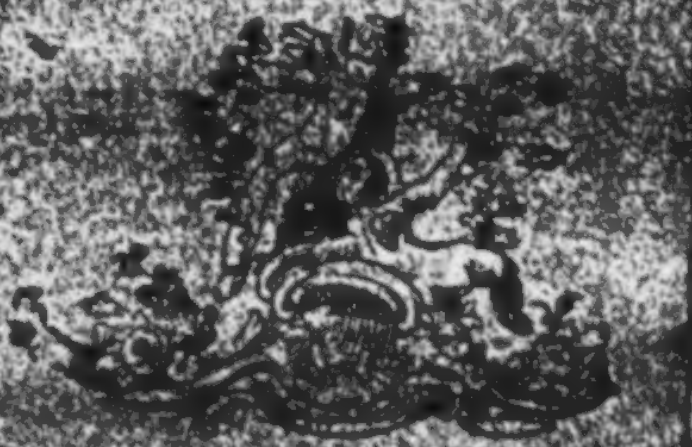

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig

Inhalt.

I. Betrachtungen über die Rede des Bokke und über die Alleinherrschaft, nach Anleitung der Geschichte und Erfahrung. S. 209.

II. Beschluß des vierten Artikels im 4. Stücke des N. T. M. von diesem Jahre. — 242.

III. Vergleichung der alten Leibeigenschaft mit den Ursachen, und Ursachen ihres Unterschieds. — 253.

IV. Nachrichten von Antonio Genovesi, einem Neapolitanischen Filosofen. — 280.

V. Anzeigen. — 304.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man pränumeriren,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang ausmittels, auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche die Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen, behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des N. Teutschen Merkur.

Seele an, und wenn ſie die ganze Welt zum Brautſchaz hätte, ſo würde ſie in meinen Augen nicht reizender ſeyn.

Viola.

Aber wenn ſie euch nun nicht lieben kan, Gn. Herr?

Herzog.

Ich will keine ſolche Antwort haben.

Viola.

Aber wie dann, wenn ihr müßt? Setzet den Fall, es gäbe eine junge Dame, wie es vielleicht eine giebt, die aus Liebe zu euch dieſe nemliche Quaal in ihrem Herzen fühlte, die ihr für Olivia fühlt; und ihr könntet ſie nicht lieben, und ihr ſagtet ihr das; müßte ſie ſich dieſe Antwort nicht gefallen laſſen?

Herzog.

Es giebt kein weibliches Herz das ſtark genug wäre, den Sturm einer ſo heftigen Leidenſchaft auszuhalten, wie die meinige iſt -- es giebt keines, das groß genug wäre, eine ſolche Liebe zu faſſen. Ihre Liebe verdient mehr den Namen eines flüchtigen Geluſts, ſie reizt nur ihren Gaumen, nicht ihre Leber, und endigt ſich bald durch Ueberfüllung in Ekel und Abſcheu; da die meinige hingegen ſo hungrig iſt wie die See, und eben ſo viel verdauen kan. Mache keine Vergleichung zwiſchen der Liebe die ein Weibsbild für mich haben kan, und der meinigen für Olivia.

Viola.

Beſchluß der neuen Werke, welche in der Leipziger Jubilate-Meſſe 1793. in der Schulbuchhandlung zu Braunſchweig erſchienen ſind.

Pitra, Modehetzen für Paris. Nachricht von den erſten Auftritten der franzöſiſchen Staatsumwälzung, von einem mitwirkenden Augenzeugen. Aus einer franzöſiſchen Handſchrift, 8. 8 gr.

Memers Tabellen zur Aufbewahrung der wichtigſten ſtatiſtiſchen Veränderungen in den vornehmſten europäiſchen Staaten. 11te und 12te Tabelle. Fol. 8 gr.

Stuve, über Aufruhr und aufrühriſche Schriften, 8. 8 gr.

Wolframs vollſtändige Sammlung der Landſchaftlichen Privilegien und Verfaſſungen und deren landſchaftlichen Deklarationen, mit erläuternden Anmerkungen. 8. 16 gr.

Ferdinand-Albert, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, von einem ſeiner Diener. 12 gr.

Die Hoffmanniſche Hofbuchhandlung in Weimar verlegt zur bevorſtehenden Michaelis-Meſſe:

Almanach oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker, (von Herr Prof. Göttling) aufs Jahr 1794. kl. 8. mit Kupf.

Hoffmanns, Carl August, Taſchenbuch für Aerzte, Wundärzte und Brunnenfreunde, zur bequemen Ueberſicht der Reſultate, aller in neuern Zeiten genauer unterſuchten Geſundbrunnen Deutſchlands, 8. Schreib-

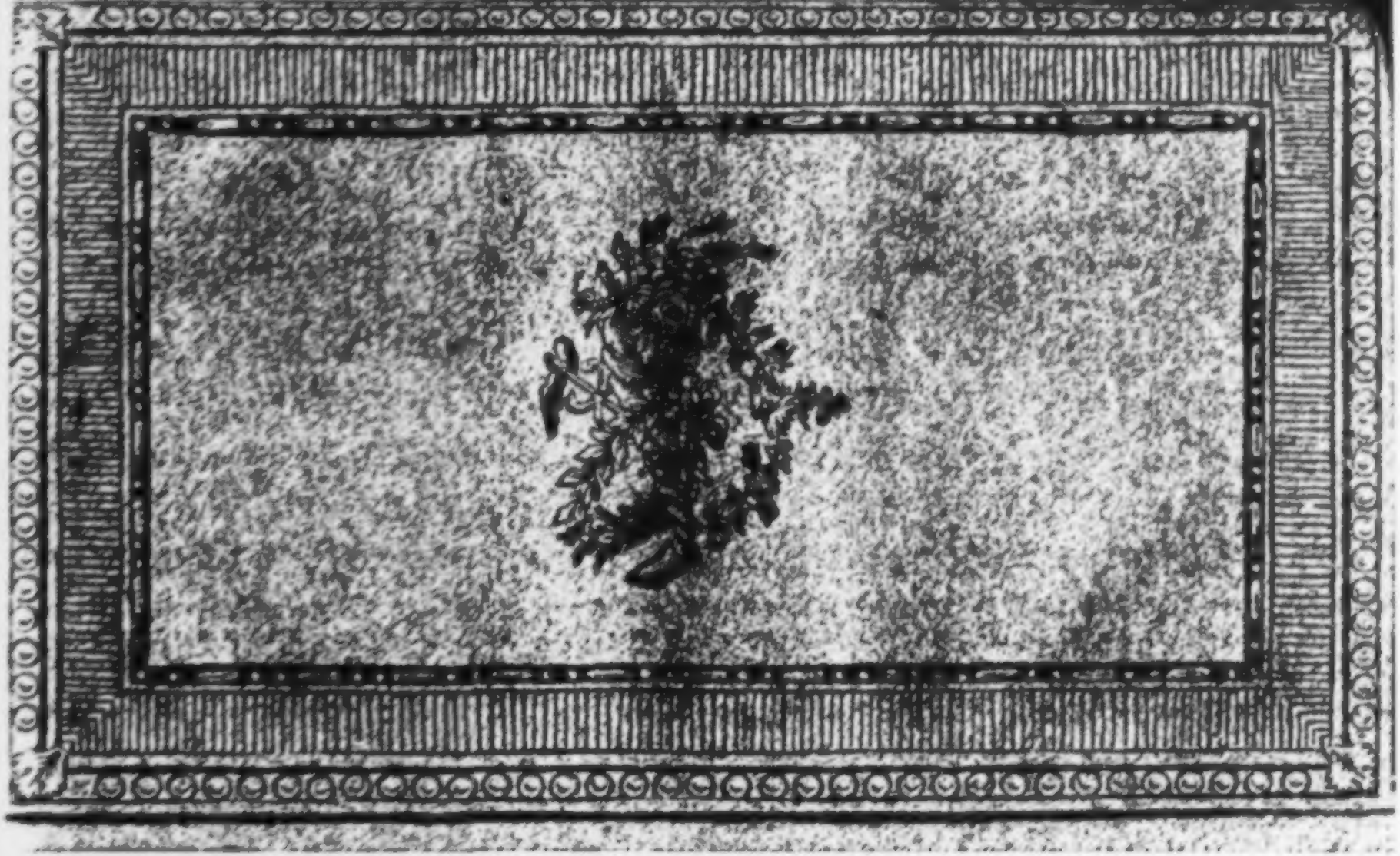

Der neue
Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1793.

I.

Betrachtungen über die Rede des Boetie

(S. Num. 3. u. 4. des N. T. M. dieſes Jahres.)

und

über die Alleinherrſchaft,

nach Anleitung der Geſchichte und Erfahrung.

„Laſſet uns frey ſeyn! es koſtet uns ja nur ein „Wort; wir dürfen ja nur Nein! ſagen, wenn „man uns befehlen will, ſo ſind wir frey.“ —

Dieſe Geſinnung ſucht die Rede des Boetie hervorzubringen, und vielleicht iſt es ihr bey manchem Leſer gelungen; und auch ohne von einem Redner begeiſtert zu ſeyn, wird der große Haufe, der bey jeder Veränderung zu gewinnen hofft, ſehr

leicht in den Ausruf ſtimmen: laſſet uns frey ſeyn! — Aber der weiſe Mann wird fragen: und was wollen wir dann thun, wenn wir frey ſind? Wollen wir wie das Wild in den Wäldern herum ſtreichen, und unſere Freyheit darin ſetzen, ungeſtöhrt von thieriſchen Trieben beherrſcht zu werden, oder wollen wir als vernünftige Menſchen leben? Wollen wir einander fliehen, alle geſellige Neigungen erſticken, und aller wechſelſeitigen Liebesdienſte entbehren: oder wollen wir in Geſellſchaft einander Gutes erzeigen, und unſere Kräfte zum Schönen und Guten vereinigen? Werden wir dies nicht thun müſſen, wenn uns die Freyheit nicht zum Thier herabwürdigen ſoll? Wenn wir aber als freye Menſchen wieder in Geſellſchaft treten müſſen, wofern wir des Nahmens Menſch werth bleiben wollen: iſt es denn nicht vernünftig, ehe wir die geſellſchaftlichen Bande zerreißen, die wir jetzt tragen, zu unterſuchen, „ob wir nicht bereits ſo frey ſind als wir ſeyn können“ und ob wir das wären was wir ſind, wenn ſich nicht die Geſellſchaft, in der wir leben, unſerer angenommen hätte, ehe wir ſie noch darum bitten konnten? Müſſen wir nicht, ehe wir rufen: laſſet uns frey ſeyn! den Ruf hören: laſſet uns Menſchen ſeyn! Laſſet uns dankbar ſeyn gegen diejenigen, die uns zu Menſchen bildeten! Und wollen wir nicht vorher überlegen, ob wir dem Beherrſchtwerden nicht unſere ganze Ausbildung, unſern ganzen Wohlſtand ſchuldig ſind? Dieſe Fra-

gen

gen zu beantworten, wird kein Vernünftiger verweigern können, ehe er in den unbestimmten Ausruf einstimmt: lasset uns frey seyn!

Die Geschichte ist die beste Lehrerin über alles was den Menschen in Gesellschaft betrifft, und von ihr ist der gründlichste Aufschluß über die letzte, und wenn die Freyheit bloß als Glückseligkeit betrachtet wird, die wichtigste dieser Fragen zu erwarten. Von ihr lernen wir aber, daß kein Volk nur einen mäßigen Grad von Kultur erlangte, ehe es unter regelmäßiger Herrschaft stand. Egypten, das unter allen bekannten Ländern am ersten einen höhern Grad der Kultur erhielt, war auch zu den Zeiten seines Flors das größte Reich in der damahligen Welt, und die Könige herrschten in Verbindung mit den Priestern unbedingt. Die Assyrer folgten den Egyptern, und beyde Völker hatten schon einen hohen Grad von Kultur, ehe die in kleine Staaten getheilten Griechen nur eine geringe Ausbildung zu erlangen anfiengen. Und selbst die gerühmten freyen Griechen bildeten sich am ersten unter Königen; ihre frühern Gesetze, die sie zu Bürgern bildeten, ihre zu einem sorgenfreyen Unterhalt nöthigen Künste und Kenntnisse, als Ackerbau, Baukunst, Jagd und Handel, lernten sie durch Könige; und selbst den von ihnen so göttlich geachteten Homer würden sie ohne den Tyrannen Pisistratus schwerlich zu lesen bekommen haben.

Unter den wilden neuentdeckten Völkerschaften fand man immer die am kultiviertesten, die unter einem Herrscher standen, und ein großes Reich ausmachten. Den despotisch regierten Arabern und Sarazenen danken wir auch, daß die Wissenschaften in den barbarischen Jahrhunderten nicht völlig erloschen sind; denn selbst was die Griechen uns aufbewahrten, würde ohne die Rivalität mit den Arabern nicht erhalten worden seyn; und wenn man dies auch nicht zugeben wollte, war denn das morgenländische Kaiserthum nicht auch eine unbeschränkte Monarchie? Die Römer, deren Freyheit in den Zeiten der Republik insgemein als musterhaft angenommen wurde, die wir aber, so wie die der Griechen noch näher betrachten werden, erlangten ihre erste Macht durch Könige. Die Grundlage ihrer Konstituzion, nemlich die Eintheilung in Centurien und Kurien, die kluge Anordnung der Wahl- und Berathschlagungsversammlungen, oder die Komizien, den Senat, die für andere Völker so imposante Formalität in allem was sie unternahmen, die Zählung der Bürger oder der Census, ihre militärische Verfassung und die Taktik, die ihnen das Uebergewicht über ihre Nachbarn gab, und die Verfertigung von Jahrbüchern, wodurch die sich einmahl ereigneten Vorfälle für alle Zeiten unterrichtend wurden, erhielten sie durch ihre Könige. Man braucht nur etwas die Menschen zu beobachten, so siehet man, daß nur unter einer bestimmten,

ten, uneingeſchränkten und feſtſtehenden Oberherrſchaft die Kultur Fortſchritte machen und Ruhe und Sicherheit Statt finden kann. So wahr es iſt, daß jeder Menſch ſeine eigene Meynungen und ſein eignes Intereſſe hat: ſo wahr iſt es, daß ſehr wenige Menſchen einen weitumfaſſenden Geiſt, und ein für Recht und Glück anderer lebhaftes Intereſſe haben. Die meiſten Menſchen lieben das in Ruhe zu beſitzen was ſie haben, und ohne viele Gefahr das zu erlangen, was andere haben. Die meiſten Menſchen wagen ihre Angriffe auf das Eigenthum eines andern nur unter der Vorausſetzung, daß ſie es ihm nehmen könnten, ohne daß ers gewahr würde, oder daß er es ſich würde gutmüthig nehmen laſſen. Mit dieſer Vorausſetzung wagen ſie immer den Verſuch; und erſt wenn ſie ſich in ihr betrogen finden, kämpfen ſie, weil ſie dazu gezwungen ſind, wenn ſie nicht der Rache des andern aufgeopfert werden wollen. Selten iſt ein Mann, der ſich um anderer Leute Beſitzungen in anderer Rückſicht bekümmert, als um ſie zu den ſeinigen zu machen; wenn ſich aber ein ſolcher Mann findet, ſo wird er gewiß von andern immer zu Hülfe gerufen, und dieſe ſtehen ihm dann in der Vertheidigung anderer wieder bey, um durch ſeine Freundſchaft das, was ſie beſitzen, in feſter Sicherheit zu genießen; und dieſer Mann wird ihr Anführer, ihr Richter, ihr König. Nur dann aber erſt, wenn ſich eine allgemeine Wachſamkeit gebildet hat, wenn derjenige,

der die Angriffe anderer auf fremdes Gut nicht hindert, als ihr Mitgehülfe verantwortlich wird, kann der zur Kultur der Menschen ruhige Genuß Statt finden.

Ferner sind Menschen, die etwas Gemeinnützziges, Schönes und Großes, das ihnen Mühe kostet, ohne Rücksicht auf dadurch zu erlangendes Ansehen und auf sichern Genuß der für sie daraus entstehenden Vortheile unternehmen, ungemein selten; ja, ich glaube nicht die Menschheit zu beleidigen, wenn ich sage, dergleichen Menschen finden sich gar nicht, weil dies Verläugnung aller Klugheit erforderte. Ehe also ein Schutz des Besitzes, der dadurch Eigenthum wird, Statt findet; ehe sich ein solcher Mensch geltend machen und bey seinem Ansehen durch irgend eine Macht schützen kann, können Künste und Wissenschaften keine gemeinnützigen Fortschritte machen. Die Ausbildung des Menschen setzt daher eine Macht voraus, die sie achten und der sie sich unterwerfen, und diese Macht muß eine seyn, sonst würde sie diesen Zweck nicht erfüllen können. Die erste Regierung, die die Menschen beglückte, ist daher immer monarchisch gewesen, und die Abänderungen, die nach und nach entstanden sind, bestunden darin, daß man entweder das Oberhaupt gegen andere verantwortlich machte, oder daß mehrere sich in das Ansehn und die Macht des Oberhauptes theilten, oder daß alle einzelne

Anspruch

Anſpruch darauf machten, das Oberhaupt vorſtellen zu können, ſobald die übrigen es zufrieden wären. Man ſiehet daraus deutlich, wie ſich alle Regierungen auf die Monarchie beziehen, und daß Monarchie und Ariſtokratie die einzigen wahren Regierungsformen ſind; denn die ſogenannte Demokratie, wenn man nicht wirklich Pöbelherrſchaft darunter verſtehen will, iſt nichts als eine Monarchie oder Ariſtokratie, wo das Oberhaupt auf eine gewiſſe Anzahl Jahre, unter der Verantwortlichkeit ſeiner Verwaltung, durch Stimmenmehrheit gewählt wird. Alle Fragen über die beſte Regierung beziehen ſich alſo im Grunde auf dieſe: auf welche Art iſt die Alleinherrſchaft einer oder mehrern Perſonen zu übertragen, ohne daß ein Nachtheil daraus entſtehet? Aber ehe dies unterſucht wird, entſtehet hier noch die Frage: kann die Oberherrſchaft immer übertragen werden? Entſtehet ſie nicht nach dem Lauf der Dinge von ſelbſt? Und hätte dann niemand das Recht ſie aufzuheben? Gewiß iſt dies letztere, wenn auch nicht ganz allgemein, doch beynahe immer der Fall. Um dies zu beweiſen, will ich die Entſtehungsart der Oberherrſchaft etwas durchgehen.

Die Vertheidigung des Beſitzes, von der ich ſo eben ſprach, iſt ſicher die urſprünglichſte Entſtehungsart der Oberherrſchaft, weil ohne Eigenthum, das iſt ohne einen Beſitz, worin man ſich behaupten kann, gar keine Kultur Statt findet. Wer

ſich durch den Schutz, den das Eigenthum durch ihn erhielt, auszeichnete, wurde der erſte Kö-nig, und man überließ es ihm die hierzu nöthigen Anſtalten zu machen. Da nun ohne die Beſchüz-zung und Anerkennung des Eigenthums der An-dern eigentlich gar keines Statt findet: ſo iſt wah-res Eigenthum nie früher als ein Oberhaupt, und nur dadurch, daß es von dieſem Oberhaupt anerkannt wird, wird es erſt wahres Eigenthum. Eigenthum kann daher ſeiner bloßen Wirklichkeit nach als Thatſache ſo erklärt werden: es iſt ein Beſitz, in dem ich von einer allgemein anerkann-ten Obergewalt beſchützt werde. Niemand kann daher von dem Oberhaupte ſich trennen, ohne ſein Eigenthum zu verlieren, wenn auch nicht vor dem Gerichtshofe des Gewiſſens, doch vor dem Gerichtshofe der bloßen Thatſachen (forum ex-ternum); denn er beſaß es ja durch das Ober-haupt, vermöge deſſen Anerkennung. Ich zweifle nicht, daß vielen dieſe Behauptung paradox ſchei-nen wird, ob ſie gleich nicht neu iſt. Spinoza ſtellte ſie aber, ſo viel ich weiß, am erſten bündig auf; denn Hobbes zeigte nur die Nothwendigkeit einer Herrſchaft, des Friedens wegen, aber nicht in ſoferne das wirkliche Eigenthumsrecht von ihr abhängt. Ich glaube nicht, daß der Nahme Spi-noza ihr bey einem denkenden Manne ſchaden wird. So viel iſt gewiß, daß es kein Eigenthum geben kann ohne Zeichen deſſelben, wodurch ich beweiſen kann, daß es mein anerkanntes Eigen-

thum

Viola.

Gut, und doch weiß ich --

Herzog.

Was weißt du?

Viola.

Nur zuwohl was für einer Liebe die Weibsbilder zu den Mannsleuten fähig ſind. Aufrichtig zu reden, ſie haben ſo treue Herzen als wir immer. Mein Vater hatte eine Tochter die jemand ſo ſehr liebte, als ich vielleicht, wenn ich ein Weibsbild wäre, Euer Gnaden lieben wurde.

Herzog.

Und was iſt ihre Geſchichte?

Viola.

Ein weiſſes Blatt Papier: Nie entdekte ſie ihre Liebe, ondern ließ ihr Geheimniß, gleich einem Wurm in der Knoſpe, an ihrer Roſenwange nagen: Sie verſchloß ihre Quaal in ihr Herz, und, in blaſſer hinwelkender Schwermuth, ſaß ſie wie die Geduld auf einem Grabmal, und lächelte ihren Kummer an. War das nicht Liebe, wahre Liebe? Wir Männer mögen mehr reden, mehr ſchwören, aber daß wir beſſer lieben, daran läßt ſich zweiffeln, ohne uns Unrecht zu thun; wir zeigen immer mehr als wir fühlen -- und unſre Liebe iſt oft deſto ſchwächer, je ſtärker wir ſie ausdruken.

thum ist; daß es keine Zeichen geben kann, die allgemein gültig sind, wenn keine Gewalt da ist, die ihre Gültigkeit behauptet; daß diese Gewalt nie durch eine Stimmenmehrheit kann gewählt werden, weil die Stimmenmehrheit schon eine Gewalt die andern zu zwingen, voraussetzt, die noch erst erwählt werden soll; daß also diese Gewalt nur einstimmig anerkannt werden kann, und von selbst entstehen muß, weil sie sonst eine Gewalt voraussetzte, einem andern eine Gewalt zu übertragen, die noch erst gebildet werden soll. Die oberste Gewalt bey irgend einem Volke zeiget sich in von der Vorsehung dazu bestimmten Menschen, die in diesem Beruf von den andern nach und nach anerkannt werden, und endlich Königreiche errichten.

Da nun, wie wir gesehen haben, jedes wirkliche Eigenthum von der Obergewalt abhängt, die es anerkennen läßt und dann beschützt: so kann diese Gewalt unmöglich von den Besitzern der Rechte, welche von dieser Gewalt kommen, abhängen (denn sobald diese Gewalt fehlt, so sind auch ihre Rechte nicht mehr gültig) so kann diese Gewalt unmöglich geringer an Rechten seyn, als die Rechte sind, die sie ertheilt, und jedes Recht das sie ertheilen kann, muß sie selbst besitzen. Wenn daher das Recht ein Testament zu machen und ein Eigenthum zu veräußern, von ihr ertheilt wird: so muß sie selbst dies Recht haben; und folglich kann sie

auch alles, was sie besitzt, mithin alles was nothwendig zur Ausübung der Obergewalt war, einem andern überlassen.

Die aus dem Schutze oder vielmehr aus der Einführung des Eigenthums entstandene Obergewalt ist also uneingeschränkt, veräußerlich und erblich; sie kann also nicht genommen und auf einen andern übertragen werden. Da eine solche Gewalt nicht von selbst durch Willkühr entstehet: so kann sie in dieser Rücksicht göttlich heißen, und die Person, die sie ausübt, in so ferne durch sie alle Rechte sankzionirt sind, heilig. Die Obergewalt hat daher keinem Gerichtshofe das Recht sie zu richten (competentiam fori) zuzugestehen. Sie ist einzig dem Moralgesetz unterworfen; und in so fern nach dem Moralgesetz allein (in seiner Reinheit) nur allein Allwissenheit ohne allen Irrthum richten kann, kann man sagen: sie ist niemand Rechenschaft schuldig als Gott. Indessen da, der Fall möglich ist, daß diese Obergewalt offenbar ungerecht scheint: so kann sich vielleicht ein Mensch finden, der sich zum Richter aufwirft und sie straft. Allein da er kein befugter Richter ist, so kann er seine Handlung nie vor der Menschen rechtfertigen; er ist also durch diese Handlung von ihnen ausgestoßen, oder er muß sich in der Obergewalt selbst zu behaupten suchen, und sich dadurch gleichsam als den durch die Vorsehung dazu berufenen darstellen. Dies ist die

Quel-

Quelle der vielen Königsmorde des heroiſchen Zeitalters und der Beſetzung des Thrones durch den Mörder. Dieſes Zeitalter, das man bey jedem Volke antrifft, trägt daher, weil die Gewalten und das Anſehn noch nicht durch Wahl und beurtheiltes Verdienſt beſtimmt wurden, ſondern von dem Muth abhiengen, mit dem ſich jemand darin behauptete, mit Recht den Nahmen des heroiſchen. Da in dieſem Zeitalter die Rechtsmäßigkeit der Handlungen der Menſchen, die ſich Gewalt verſchafften, durch keinen Gerichtshof, ſondern durch ihr Gewiſſen, — ihr Rang durch keine Wahl, ſondern durch ihren Muth, und ihre Schickſale durch keine menſchliche Verfügungen, die ſich auf beſtimmte Vorſchriften gründeten, ſondern durch die Vorſehung, oder (nach der Sprache der alten Welt) durch das Schickſal entſchieden ſcheinet: ſo hat dieſes Zeitalter für unſere Einbildungskraft etwas Großes und Schauerhaftes.

Eine andere Art wie ſich Oberherrſchaften bildeten, war, daß viele ſich der Anführung eines einzigen überließen, um ſich an ihren Feinden zu rächen. Dieſes ſetzte aber ſchon voraus, daß die Menſchen in geſelligem Zuſtand lebten, daß ſie einander bey ihren Rechten ſchützten, daß daher dieſe Rechte für ſankzioniert galten, und alſo ſchon eine Obergewalt ſich gebildet hatte, die aber von kleinem Umfang war, und ſich über eine kleine Anzahl von Perſonen erſtreckte; wo alſo in einem klei-

nen Lande viele Obergewalten waren, die sich nun unter eine einzige vereinigten. Dabey kommt es nur darauf an, ob sie bloß einen Anführer zu dieser bestimmten Absicht wählten und sich die Obergewalt über ihren Staat vorbehielten, wie die Griechen vor Troja? oder ob sie die ganze Obergewalt diesem Einzigen übertrugen. Im ersten Falle wird an der Beschaffenheit der Obergewalt gar nichts geändert; und im andern Falle wird zwar ihr Umfang, aber nicht ihr Wesen geändert, und sie ist als ursprünglich aus der Garantie des Eigenthums entstandene Obergewalt anzusehen, weil ihr die Obergewalt von dieser ursprünglichen übertragen worden. Daher gilt alles von ihr, was wir von jener sagten.

Noch ist der Fall übrig, daß sich ein Mensch durch Erfindungen, die dem Menschen zu einem menschlichen Leben unentbehrlich sind, so verdient machte und in solches Ansehn setzte, daß ihm alles gehorcht und ihm die Obergewalt eingeräumt wird. In diesem Falle hat er außer den Rechten der Obergewalt, die daraus entspringen, daß sie das Eigenthum sankzioniert, noch ein besonders Recht auf das, was aus seiner Erfindung entspringt, und also eher mehr als weniger Rechte als die erste Art der Obergewalt. In jedem Falle also ist die Obergewalt ursprünglich ihrer Natur nach unumschränkt, veräußerlich und erblich. Daß sie aber nur von Einer Person ausgeübt werden müsse, folgt nicht aus diesen Grün-

den,

den, weil diese eben erwähnten Entstehungsarten auch auf zwey oder drey Personen passen. Mehrere können es aber schwerlich seyn, weil die Einheit der ursprünglichen Obergewalt eine völlige Uebereinstimmung bey ihnen voraussetzt, indem sie sonst, da sie keinen Richter haben, ihr Recht nur durch die Uebermacht behaupten können, und dann die Obergewalt den Siegern bleibt. Sie können sie aber Einem übertragen, und müssen es thun, wenn sie einen Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten haben wollen.

Aber, wird man sagen die Obergewalt oder die Herrschaft entsteht auch noch durch die Gewalt und Stärke, und diese kann, weil sie ungerecht ist, doch unmöglich unumschränkt und erblich seyn? Ich antworte: durch Stärke allein kann nie eine Obergewalt entstehen, sondern eine Räuberey; denn nur in der Voraussetzung, daß durch die Obergewalt Eigenthum entstehet, eigneten wir derselben obrigkeitliche Rechte zu; bloße Stärke aber, die sich zueignet was ihr beliebt, hindert das Eigenthum, und ist also gerade der Obergewalt entgegengesetzt. Die Obergewalt muß daher die Räuber ausrotten, wenn sie sich behaupten will. Ich habe also diesen Fall übergehen müssen.

Aber, wird man sagen, wenn die Obergewalt vom Volke übertragen wird — und dieser Fall ist hier auch übergangen worden — so kann doch

doch das Volk ſie wieder zurück fodern. Ehe ich hierauf antworte, frage ich: was macht das Volk zum Volke? Kann man einen jeden Haufen Menſchen ein Volk nennen, oder muß dieſer Haufen unter eine Herrſchaft gehören, um ein Volk zu ſeyn? Muß er nicht Gleichförmigkeit in den Sitten, in der Religion, in der Verfaſſung haben, um zu einem Volke zu gehören? Ohne mich aber auf dieſe nähere Betrachtung des Begriffs Volk hier einzulaſſen, bemerke ich nur, daß nichts übertragen werden kann, was man nicht hat; daß alſo das Volk die Obergewalt haben muß, ehe es ſelbige übertragen kann. Urſprünglich, ehe noch ein Eigenthum eingeführt iſt, giebt es keine Obergewalt; die Obergewalt gehört dem, der das Eigenthum einführt; diejenigen aber, bey denen Eigenthumsrechte durch irgend jemand eingeführt ſind, machen nun erſt ein Volk aus, und konnten alſo die Obergewalt nicht übertragen. Nur dann, wann dieſe Obergewalt ausſtirbt, und von ihr ſelbſt niemanden übertragen wird, fällt ſie an das Volk; und dann kann ſie das Volk übertragen, das dann, weil ihm die Garantie der Rechte der Einzelnen dadurch obliegt, ein ſuveränes Volk wird; es kann aber kein ſuveränes, das iſt, ein Volk werden, welches die Obergewalt durch die Majorität ausübte ehe noch eine Obergewalt war; denn ehe war es auch kein Volk. Die Wahl durch das Volk gehört daher nicht unter die urſprünglichen Entſtehungsarten der Obergewalt.

Die

Die urſprüngliche Obergewalt iſt demnach unumſchränkt, veräußerlich und erblich, nicht ertheilt, ſondern erworben. Die Frage alſo, wie die Obergewalt eingerichtet werden ſoll, hängt urſprünglich von der Obergewalt ſelber ab. Alle Fragen über die Einrichtung der Regierungen treffen daher nur in die Epoche, wo die Obergewalt dem Volke heimgefallen iſt. Dann kann es ſelbige wieder einem oder mehreren auf immer oder auf eine beſtimmte Zeit ertheilen; dann kann es die drey Gewalten, die die Obergewalt ausmachen, die geſetzgebende, richterliche, und vollziehende, trennen oder verreinigen. Auf dieſe Epoche ſind alle politiſchen Unterſuchungen erſt anwendbar, und ſie muß mit der erſtern, oder der Epoche der urſprünglichen Entſtehung der Obergewalt, in Betreff der Rechte derſelben nicht verwechſelt werden.

Aus dieſer Verwechslung entſprangen Spinozens und Hobbeſens Irrthümer, indem ſie als weſentliche Rechte der Obergewalt anſahen, was blos zufällige, aus ihrer urſprünglichen Entſtehungsart entſpringende Rechte derſelben ſind.

Unſere ältere Geſchichte fängt mit der zweyten Epoche erſt an, zuverläßig zu werden; wir können daher, von ihr allein geleitet, wenig über die erſte Epoche der Obergewalten ſagen: ſondern wir finden faſt alle Völker entweder als unterjocht, das iſt, unter einer Obergewalt, die unter einem andern Volk

entstund und die die ihrige vertilgte oder beschränkte, oder als unter einer selbstgewählten Oberherrschaft, oder unter einer zwar noch als ursprünglich anzusehenden, aber durch verschiedene Zufälle herabgewürdigten Oberherrschaft, stehen.

Nun wollen wir an dem Leitfaden der Geschichte untersuchen, ob die Völker, denen die Oberherrschaft heimgefallen war, dadurch, daß sie dieselbe nie mehr jemanden auf beständig übertrugen, so glücklich waren, als sie nach Bodies Rede hätten seyn sollen. Mir ist in der ältern Geschichte kein Volk bekannt, das eine rechtmäßige Oberherrschaft planmäßig abwarf. Denn bey den Römern hatte — wenn auch der Tod der Lukrezia nur als die Veranlassung angesehen wird, daß die Revoluzion eher zu Stande kam — Romulus die gesetzgebende Gewalt dem Senat übertragen; die Könige hatten nur die vollziehende, und diese war nicht erblich. Tarquinius, der sie erblich machen wollte, gieng also über diese Grenzen seiner Herrschaft hinaus.

Unter diesen Völkern, denen die Herrschaft heimgefallen, sind die Athener das vorzüglichste, und nebst den Spartanern ihrer Liebe zur Freyheit wegen am berühmtesten. War aber Athen glücklicher, als die von Königen beherrschten Länder? Ihre ganze Geschichte zeigt das Gegentheil. Ihre glänzendeste Epoche war jederzeit diejenige, wo Einer, der That nach, so viel als König war.

Uns

Unter den Pisistraten fieng die Stadt an, verschönert zu werden; unter ihnen blühten am ersten Künste und Wissenschaften auf, und durch sie wurde die Handlung zu Wasser und zu Lande in Flor gebracht. Sie bauten am ersten gute Wege; sie setzten Meilenzeiger, die dem Wandrer den Weg zeigten, den er gehn mußte, und sie erhielten Athen am ruhigsten. Die weise Einrichtung Solons wurde unter ihnen besser beobachtet, als je mehr geschahe; und selbst der weise Solon sahe endlich ein, daß nur durch eine festistehende Obergewalt die Athener glücklich seyn könnten, und war gegen das Ende seines Lebens kein Gegner des Pisistratus mehr. Kaum waren die Söhne des Pisistratus einer Privatrache aufgeopfert, so änderte Klisthenes die Eintheilung Solons in 4 Sekzionen, und machte zehen, wodurch das Interesse mehr getheilt, der Senat vergrößert, und dadurch die Uneinigkeiten vermehrt wurden. Es blieb aber noch das unterste Volk von dem Rath ausgeschlossen, und konnte zu keiner obrigkeitlichen Stelle gelangen; und doch schlug dieses Volk die Perser, und rettete Griechenland von der Unterjochung, und war einig und dem Gesetze unterthan, bis der gerechte Aristides seinem Herzen den Sieg über den Verstand ließ und das Dekret durchsetzte, daß das niedrigste Volk zu allen Stellen gelangen könnte. Das Unglück des Staates wurde aber vollendet, als es sogar bezahlt wurde, um den Volksversammlungen beyzuwohnen; die Sieger

gegen die Perſer wurden die drückendſten Deſpoten ihrer Bundesgenoſſen, die Sklaven der Reichen welche ſie bezahlten, und die blinden Partheygänger der Schmeichler, die ſie aufhetzen konnten. Die Dekrete wurden außerordentlich häufig, ſo daß ſie nicht mehr zu überſehen waren, und eines dem andern endlich wiederſprach. Der groſe Mann, der den Demagogen im Wege ſtand, mußte verbannt werden; und ſo gieng der Staat ſeinem Untergang unvermerkt entgegen. Viel eher würde aber der Staat ſeinen Untergang gefunden haben; viel eher würden beſſere Bürger es unerträglich gefunden haben, ihr Leben in Kriegen aufzuopfern, (denn jedermann in Athen mußte Soldat ſeyn) welche von Demagogen aus Privatintereſſe angefangen waren, oder welche das tyranniſche Betragen gegen die Bundesgenoſſen nothwendig gemacht hatte, und die Klugheit und Gerechtigkeit würde haben vermeiden können; viel zügelloſer würde der Pöbel gewüthet haben, wenn nicht einige Umſtände die Pöbelherrſchaft eingeſchränkt, und ihre Nachtheile einigermaßen aufgehoben hätten. Den wichtigſten Antheil daran hatte die Religion: durch dieſe konnte noch der Pöbel im Zaum gehalten werden, und ſie konnte noch die Gemüther beſänftigen und Bürgerkrieg verhüten. Das nächſte nach ihr, (das aber ſehr genau mit ihr zuſammenhieng) was den Athenern noch einige Feſtigkeit in ihrer Regierung gab, war die Vaterlandsliebe und der mit ihr verbundene Nationals

Herzog.

Aber ſtarb deine Schweſter an ihrer Liebe, Junge?

Viola.

Ich bin alle Töchter die von meines Vaters übrig ſind, und alle Brüder dazu -- und doch weiß ich nicht -- Gnädigſter Herr, ſoll ich zu dieſer Dame gehen?

Herzog.

Ja, das iſt die Sache. Eile zu ihr; gieb ihr dieſes Kleinod; ſag ihr meine Liebe könne und werde ſich nicht abtreiben laſſen.

[Sie gehen ab.]

Siebende Achte und Neunte Scene.

[Jungfer Maria hatte mit den beyden würdigen Junkern Sir Tobias und Sir Andreas, in der vierten Scene den Plan zu einem kleinen Streich angelegt, den ſie, zu ihrer allerſeitigen Beluſtigung, dem Malvolio, einem einbildiſchen, in ſich ſelbſt verliebten, dummen und dabey ſehr feyrlichen Geſellen, ſpielen wollten. Dieſes Complott wird nun in dieſen dreyen Scenen ausgeführt. Maria ſchreibt in ihrer Gebieterinn Namen einen Brief worinn Olivens Hand ſo gut als möglich nachgeahmt iſt, und legt ihn an einen Ort, wo ihn Malvolio finden muß. Man kan ſich vorſtellen, was für närriſches Zeug ein ſolcher Burſche anzugeben fähig iſt, da er Olivens

eigne

zionalſtolz. Sie wurden dadurch oft zurückgeſchreckt, andern Völkern, die unter einer Oberherrſchaft glücklich waren, ein ſchlimmes Beyſpiel zu geben, wie unglücklich ein Staat ohne Oberherrn ſey. Da die Religion aber für den großen Haufen mehr eine Laſt als eine Wohlthat war, und bloß die Furcht vor Unglück, das der Verachtung derſelben folgen würde, ſie anhänglich an ſie machte: ſo mußten ſie daher auch nicht dulten können, daß ein Mann ſich vom Aberglauben frey zeigte; ſie fürchteten die Strafe der Götter wenn ſie ihn duldeten; und daher gab es in Athen keine allgemeine Denkfreyheit und noch weniger Gewiſſensfreyheit. Wer ſich nicht der herrſchenden Religion dem Aeußern nach unterwarf, der wurde verfolgt; und ſelbſt dieſe Befolgung des Zeremoniels konnte oft den aufgeklärten Mann nicht retten, wenn man ihn dennoch von der knechtiſchen Furcht vor höhern Weſen, die eine Folge des Aberglaubens iſt, frey glaubte. Anaxagoras und Sokrates, Xenophon und Ariſtoteles ſind Beyſpiele davon. Die Reue, die die Athener über den Tod des Sokrates ſollen bezeugt haben, iſt ein frommes Mährchen. Bey den freyen Athenern waren die Menſchenrechte alſo eben ſo wenig in ihrem ganzen Umfange anerkannt, als ſie es in einem deſpotiſchen Staate ſind. Die Athener waren ferner den nemlichen Nachtheilen ausgeſetzt; z. B. dem Kriegsdienſte ohne Luſt dazu, den Acciſen, den Waarenverbothen, ſogar

dem Verbothe, mit gewiſſen Völkern umzugehen, denen Völker unter unbeſchränkten Monarchen ausgeſetzt ſind; ſie waren ſo ungerecht in der Unterdrückung ihrer Bundesgenoſſen, als es Deſpoten gegen ihre Unterthanen ſeyn können; und doch waren ſie die vorzüglichſte freye Republik Griechenlands.

Ich weiß nicht ob ich Sparta unter die freyen Staaten ſetzen ſoll. Sie hatten erbliche Könige, denen die vollziehende Gewalt übertragen war, und die gegen die Eforen verantwortlich waren. Die Freyheit der Spartaner beſtund einzig darin, daß ſie die Magiſtratsperſonen wählten. Geſetze konnte das Volk nicht geben, dieſe waren unabänderlich. Die Erziehung, die Lebensart, die Verheyrathung waren durch den Staat beſtimmt. Der Spartaner war der ſtrengſten Diſciplin unterworfen, und das Leben eines Spartaners war von dem Leben, das Unterthanen unter dem ärgſten Tyrannen haben könnten, in nichts verſchieden, als daß er von Jugend auf zu dieſer Lebensart gewöhnt war. Gewiſſens- und Gedanken-Freyheit war in Sparta eingeſchränkt, und die ſchönen Künſte verbannt. Boetie, der die freyen Spartaner ſo ſehr in Schutz nimmt, und ſie ſo erhaben in Vergleichung mit den Perſern findet, würde gewiß dieſer Freyheit bald überdrüßig geworden ſeyn, wenn er, mit der größten Einſicht in eine Sache, als Jüngling vor jedem Alten hätte verſtummen müſſen; denn der

junge Mann in Sparta hatte an jedem Alten einen Despoten, und nur das von Jugend auf eingepflanzte Point d' honneur, sich dieses gefallen zu lassen, macht diese strenge Subordinazion begreiflich. Die einzige Freyheit der Spartaner bestund darinnen, daß alle diese harten Einrichtungen durch die Gesetze bestimmt waren und nicht von der Willkühr einzelner abhiengen. Kann dies nicht auch in einer Monarchie geschehen? Sind hier nicht auch Gesetze des Vorgängers bey gleichen Umständen Gesetze des Nachfolgers? Noch weniger schimmernd aber wird die Freyheit der Spartaner, wenn man bedenkt, daß sie Sklaven hatten, daß sie die Heloten in der Leibeigenschaft hielten, und daß sie diese arbeitende Klasse von allen bürgerlichen Vorzügen ausschlossen. Vielleicht würde man nicht zu hart von den Spartanern urtheilen, wenn man sagte: sie waren Sklaven ihres Eigensinns, um desto besser Unterdrücker der Schwächern seyn zu können. Die übrigen Republiken Griechenlands zeigen dies nemliche Schauspiel als die zwey vorzüglichsten. Gegründet wurden sie durch Könige; ihre unglücklichste Epoche ist immer die, wo wirklich Volksherrschaft bey ihnen Statt hatte, und ihre glänzendste die, wo einer oder mehrere sich das Ansehn und die Ansprüche auf Dankbarkeit erwarben, so daß eine einfache und bestimmte Obergewalt daraus entsprang. In keiner dieser Republiken finden wir aber Gedanken- und Gewissensfrey-

heit und jede hat Leibeigene oder Sklaven. Ich glaube nicht, daß ich wegen deſſen, was ich bisher ſagte, bey einem Unpartheyiſchen in Verdacht fallen werde, als hätte ich kein Gefühl für die erhabnen Züge, die uns die griechiſche Geſchichte darbietet; denn ich ſprach vom Volke im Ganzen und nicht von einzelnen Männern. Eben dieſer Wechſel von Anarchie und Tyranney, der in einigen Staaten Griechenlands herrſchte, wie in Athen, Mitylene, Korinth und Theben, erweckte den Geiſt der Männer, die zu groß waren, um das eine zu dulden und das andere auszuüben. Auch von ganzen Völkern trifft man erhabne Züge an; aber ſie ſind ſeltener, und meiſtens auf Rechnung weniger, denen der große Hauſe folgte, zu ſetzen, als ihnen überhaupt zuzueignen. In der griechiſchen Geſchichte ſind dieſe Züge vor andern aufbewahrt worden, und wir haben von den Griechen größtentheils nur das, was die Weiſen unter ihnen für groß und muſterhaft hielten. Die Denkart der großen Männer Griechenlands, die wir in ihren Schriften finden, war nicht die Denkart des Volks, und dieſe Männer wurden nur von wenigen Kennern geſchätzt. Wenn man dies überlegt, ſo wird man mir gewiß keinen Mangel an Sinn für das Geiſtreiche, Edle und Schöne, das wir den Griechen danken, beylegen, wenn ich die Griechen im Ganzen nicht beſſer zeichne als ſie waren, und wenn ich, ſo ſehr das, was von den Weiſen der Griechen für muſter-

haft

haft gepriesen wird, jetzt die Handlungsweise des groſsen Haufens übertrifft, doch überzeugt bin, daſs dies auch vormahls in Griechenland der Fall war, und wenn ich daher mit dem Dichter, der aus jeder Stadt Griechenlands verbannt worden wäre, nicht ausrufen kann:

Und wenig Völker, hört,
Sind, die den weyland edlen Griechen gleichen,
Des Menschennahmens werth!*)

Nach den Griechen wurden die Römer als ein freyes Volk, berühmt. Daſs sie diese Grundverfassung Königen verdankten, daſs sie diese Verfassung durch die Vertreibung der Tarquinier fast gar nicht änderten, habe ich schon bemerkt. Nun wollen wir ihre Freyheit näher betrachten. Die Vertreibung des Tarquinius war eine Sache der Patrizier, und sie allein gewannen dabey. Das Volk sahe dies bald ein, und zwang endlich den Patriziern die Tribunen ab. Die Herrschaft des Volks war bis dorthin nur scheinbar; denn da bis dorthin über Staatsangelegenheit nach den Centurien votirt wurde, wo die erste Klasse, worunter fast alle Patrizier sich befanden, 98 Centurien oder Stimmen hatte, und alle übrigen Klassen 95, worunter das ganz arme Volk (die Sanskülotten) nur eine hatte: so war allezeit die Majorität der Stimmen von den Patriziern abhängig. Auf-

*) Aus Eulogius Schneiders Parodie des Rheinweinliedes von Claudius.

ſer dem ſtreckten die Patrizier dem niedern Volke noch Geld vor, und forderten es dann auf die dringendſte Weiſe zurück; und überdieß hatte dann der Patrizier durch die Einrichtung, daß jeder gemeine Römer einen Patron unter den Patriziern haben mußte, das Vermögen des reichen Gemeinen bey Ausſteurungen ſeiner Töchter, Loskaufung ſeiner Söhne aus der Gefangenſchaft und andern dergleichen Ausgaben, zu ſeinen Dienſten; der Patron war dann auch der Erbe, wenn der Klient ohne Kinder ſtarb, und der Klient durfte auch ſeinem Patron in den Komizien nicht entgegen votiren. Unter allen nun bekannten Staaten herrſcht keine ſo drückende Ariſtokratie, als in Rom nach der Befreyung von den Königen herrſchte. Die Rechte, die ſich das Volk nach und nach erzwang, erſchütterten die Grundverfaſſung, und gaben zu vielen Unruhen Anlaß, ohne die Sache zu verbeſſern. Es erhielt das Recht über die wichtigen Angelegenheiten in den Kurien zu entſcheiden, die wichtigſten Stellen nach den Stimmen der Tribus zu ertheilen, in welchen beyden Verſammlungen nicht nach den Centurien, ſondern Kopf für Kopf geſtimmt wurde; es erhielt, daß die Mißheurathen abgeſchaft wurden; daß der Patron die zu große Gewalt über den Klienten verlohr. Durch alle dieſe Rechte konnte aber das Volk nichts an Vermögen gewinnen. Die eroberten Länder wurden von den Patriziern allein theils behalten, theils um den geringſten

Preis

Preis den Besitzern abgedrungen, und das Volk, das sie eroberte, hatte keinen Genuß davon. Alle Rechte die sich das Volk erzwang, hatten endlich den Erfolg, daß die Aristokratie der Patrizier in die Aristokratie der Reichen umgeschaffen wurde, welches den Patriziern im Grunde nicht viel schadete, weil sie im Durchschnitte auch die reichsten waren. Um die armen und gedrückten Bürger los zu werden, mußten immer Kriege unternommen werden, und die Bürger benutzten dann wieder die Kriege, um sich durch die Verweigerung in Dienst zu gehen, einige Rechte zu erzwingen. Als endlich die Sanskülotten völlig durchgesetzt hatten, und zu allen Stellen gelangen konnten: so war es auch den Reichen leicht, Kreaturen zu erheben und sich einen Anhang zu erwerben; und zuletzt verwandelte sich die Republik dadurch in eine unbestimmte und regellose Monarchie. Dann wurde das liederliche Gesindel Herr, und reich und mächtig zu seyn, ohne ihm zum Anführer in seinen Empörungen zu dienen, war ein Verbrechen. Was man nach jetzigem Sprachgebrauch Freyheit nennt, das findet sich in Rom vor dem Syllaischen Kriege am glänzendsten, und Sylla war der erste, der sich dieser Freyheit zu bedienen wußte. Wer die römische Geschichte mit genauer Aufmerksamkeit betrachtet, der wünscht sich gewiß nicht ein freyer Römer zu seyn. Gedanken- und Gewißensfreyheit herrschte in Rom so wenig als in den griechischen Republi-

ken, und das neuere Rom stellte sich der Aufklärung nicht mit mehr Macht entgegen, als das alte. Die Mittel, wodurch sich Rom bey dem Ruf der Freyheit erhielt, und seine Bürger stolz darauf waren Römer zu seyn, waren kurz diese: Religion, Disciplin und Kriegsglück. Die Religion mußte bey den Römern alles sankzionieren; dadurch gewann alles einen gewissen Karakter der Heiligkeit und imponierte dem Volk. Durch die Auguren konnten die Patrizier die Komitien aufheben lassen, wenn Vota wider ihren Willen hätten ausfallen können, ohne daß es das gemeine Volk merkte. Die vielen Freyheiten erhoben den Karakter der Römer, und gaben ihnen bey andern Völkern ein Ansehn, welches sie zu erhalten und durch lobpreisung zu vergrößern suchten. Da sie von Jugend auf zur Disciplin gewöhnt waren, da sie immer für das erste und freye Volk Italiens ausgegeben wurden: so waren sie stolz darauf, ein freyes Volk zu heißen, und lernten alle Mühseligkeiten als Mittel ihrer geglaubten Freyheit ansehen. Das Kriegsglück vermehrte noch diesen Stolz. Dieser stolze Karakter der Römer, die unbedingte Vaterlandsliebe, der beständige Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie, und die Festigkeit in ihren Maximen, von welcher Parthey sie auch waren, geben der römischen Geschichte ein Interesse, das keine Geschichte neuerer Zeiten mehr hat; und wenn man unter Freyheit bloß die größere Unabhän-

hängigkeit von Privatneigungen sowohl eignen als fremden verstehet: so können wirklich die Römer unter allen Völkern am mehrsten Anspruch auf Freyheit machen.

Ueberhaupt aber waren die Begriffe der ältern Welt von der politischen Freyheit nicht die jetzt durch die französische Revoluzion in Umlauf gebrachten. Daß ein Volk frey hieß, dazu wurde erfordert: 1) daß es nicht unter der Herrschaft eines andern Volkes stehe; 2) daß die gesetzgebende Gewalt von dem Volke gewählt und bestätigt, 3) daß die vollziehende verantwortlich, und 4) daß die richterliche vom Volke oder der Gesetzgebenden ernannt sey. Die Gleichheit der Stände, die Wählbarkeit eines jeden zu jeder Stelle und die öffentliche Verhandlung aller Geschäfte des Staats, gehörten nicht zur Freyheit der Alten. Von Gewissens- und Gedankenfreyheit findet man kaum eine Spur. Bisweilen verstiegen sie sich zwar bis in die Regionen der schimärischen Freyheit: aber sie sahen zu bald ein, daß der Verfall des Staats die Folge davon seyn würde. Noch weniger hielten sie alle Völker für verächtlich, die unter Königen lebten, und bedauerten die Völker, die unter Tyrannen gefallen waren, ohne sie zu verachten. Könige hießen bey den Alten, die die Alleinherrschaft mit dem Willen des Volks hatten, und Tyrannen, die sie wider den Willen des Volks hatten. Die despotischen persischen Könige hießen daher nie Tyrannen. Aber selbst bey diesem

gemäs

gemäßigten Begriffen von Freyheit erhielten sich wenige Staaten lange als Demokratien, und Rom mußte sich oft durch eine vorübergehende Alleinherrschaft, durch die Diktatur, retten. Ich könnte meine Betrachtungen durch die Republiken neuerer Zeiten fortsetzen; allein ich glaube nicht, daß es nothig seyn wird, weil die zu kurze Dauer der meisten, die Unbedeutendheit der andern, und die ganz aristokratische Einrichtung der übrigen zu offenbar dafür sprechen, daß die Volksherrschaft bisher eine Quelle des Unglücks war. Ich habe nun gezeigt, daß die erste Ausbildung der Menschen unter der Alleinherrschaft geschahe; daß diese ursprüngliche Alleinherrschaft die Quelle der wirklichen erwerbbaren Rechte, und daher unabänderlich, erblich und unumschränkt war; daß diese Oberherrschaft durch Zufälle ausgehen konnte, und dann nothwendig auf das Volk oder die Nazion zurückfiel; daß sie dann nothwendig vom Volke Einem oder Mehrern unter gewissen Bedingungen übertragen werden mußte; daß aus dieser Uebertragung erst verschiedene Regierungsformen entstanden; daß die Völker, die die Monarchische wählten, um nichts unglücklicher als andere waren; daß die freyen Republiken der Alten unserm jetzigen Zustand nicht vorzusetzen sind, und daß sie sich um so weniger als freye Republiken erhielten, je mehr sie sich der strengen Demokratie näherten. Nun ist also noch übrig, den Fall zu betrachten, daß ein Volk die Oberge-

walt

eigne Hand dafür zu haben glaubt, daß ſie ſterblich in ihn verliebt ſey. Alles was wir aus dieſem Intermezzo der Ueberſezung würdig halten, iſt das Geſpräch des Malvolio das er mit ſich ſelbſt hält, eh und da er den unterſchobnen Brief findet, und aus welchem wir nur die abgeſchmakten Ausruffungen, Schwüre und Parenthesen weglaſſen, welche die beyden Junkers a parte machen.

Die Scene iſt in Olivias Garten.

Maria zu Sir Tobias, Sir Andreas und Fabian.

Maria.

Geht, verbergt euch alle drey in die Laube dort; Malvolio kommt dieſen Gang herauf; er ſtuhnd ſchon dieſe halbe Stunde lang dort in der Sonne, und geſticulirte gegen ſeinem eignen Schatten -- gebt auf ihn acht, ich bitte euch, ihr werdet Spaß davon haben: Denn ich bin ſicher, dieſer Brief wird ihn in die lächerlichſte Betrachtungen verſenken -- Haltet euch ſtill, wenn ihr euch nicht ſelbſt einen Spaß verderben wollt -- lieg du da -- (Sie wirft den Brief hin, und entfernt ſich.)

Malvolio tritt auf; mit ſich ſelbſt redend.

Es kommt alles aufs Glük an, alles aufs Glük! Maria ſagte mir neulich, ſie könne mich überaus wohl leiden, und ich habe ſelbſt gehört, daß ſie ſich herausgelaſſen hat,

walt unmittelbar behalten wollte; und zu bestimmen, welche Einrichtungen der Monarchie bisher die Staaten am festesten gründeten; und dann wollen wir die Alleinherrschaft aus einem reinern filosofischen Gesichtspunkte betrachten und die Frage beantworten: ist die Alleinherrschaft gerecht, und mit der Würde des Menschen verträglich? Und wie muß sie beschaffen seyn, wenn sie beydes seyn soll?

Unter den bisher bekannten Völkern findet sich keines, das die Obergewalt nicht übertragen hätte, wenn man darunter nur die Macht versteht, die Gesetze in Ausübung zu bringen, weil dies schlechterdings nothwendig ist; indem, wenn das Volk Kopf für Kopf die Obergewalt ausüben wollte, eine völlige Anarchie herrschen würde, die endlich in eine von selbst entstandene Herrschaft übergehen müßte. Es kann daher hier nur von der Art der Uebertragung die Rede seyn, bey der man gewissermaßen sagen kann: es hat die Obergewalt selbst behalten; und dieses findet Statt, wenn das Volk die Obergewalt nur auf so lange ertheilt, als es ihm beliebt, ohne eine bestimmte Zeit festzusetzen, und Verbrechen zu bestimmen, welche der Obergewalt verlustig machen, sonderlich wenn sie auf die Erklärung entzogen wird, daß der, der sie ausübt, das Zutrauen der Nazion verlohren habe. So wie die Obergewalt, können in einem solchen Staate dann auch andere

Stel-

Stellen nach bloßer Willkühr entzogen werden. Aber auch in dieser Rücksicht scheint uns nun erst die Geschichte Ein Volk zu liefern, das eine solche Art Republik auszumachen sucht, und die Zeit muß lehren, ob es sich auf diesem Fuß einige Zeit erhalten wird, oder ob es sich bald eine bestimmtere und unabänderliche Einrichtung wird geben müssen und können; oder ob es in eine gänzliche Anarchie versinken wird, aus welcher dann, wie wir oben zeigten, eine ursprüngliche Obergewalt, eine erbliche Monarchie entstehen muß, wenn das Land nicht von andern Staaten erobert wird. Von den ältern Republiken befand sich keine in dieser mißlichen Lage; denn Athen hatte immer seinen Areopag und seine Prytanen, welche einen entschiedenen und der Willkühr des Volks nicht unterworfenen Einfluß hatten; und wenn das Volk durch den Ostrazismus gleich ohne bestimmte Klagen und ohne artikulierte Verhöre verbannen konnte, wen es wollte: so war doch die Anzahl der Stimmen genau bestimmt; seine Verbannung dauerte nur zehen Jahre, und er verlohr dadurch seine bürgerliche Ehre nicht. Diese Art, irgend eine Obergewalt nach bloßer Willkühr dem Verweser zu entziehen, ist die einzige, die in Ausübung gebracht werden kann, ohne den Staat völlig zu ruinieren, weil sie die Gewalt und den Verweser derselben nicht degradiert; da hingegen, wenn der Abgesetzte, den man nicht als Verbrecher bestrafen kann, unter seinen Bürgern wandelt,

delt, die Würde, die er trug, als etwas ſehr vergängliches und geringes erſcheint, weil ſie ſo leicht verlohren werden kann, und ſie ſelbſt dadurch dem Mann von mehrerem Ehrgefühle gleichgültig und bloß der Wunſch eingebildeter Ehrſüchtigen wird. Je häufiger aber ſelbſt in Athen und Rom die Verbannungen wurden, je mehr näherte ſich der Staat der Anarchie, und verfiel endlich unter die unwillkührliche Obergewalt eines Einzigen, ja zuletzt unter fremde Herrſchaft.

Unter den Völkern, die die Oberherrſchaft einem Einzigen oder einer geringen Zahl übertrugen, waren die am glücklichſten, wo die Thronfolge geſetzmäßig beſtimmt, und von dem Oberhaupte freywillig anerkannte Fundamentalgeſetze die Gewalt deſſelben nicht in Willkühr ausarten ließen, ohne ſie mehr einzuſchränken als nöthig war, um dieſes zu verhüten. Dieſe Staaten ſind dann geſetzmäſſige Alleinherrſchaften oder Monarchien. Sie waren die dauerhafteſten und unter ihnen blüheten Wiſſenſchaften und Künſte am meiſten; da hingegen in geſetzloſen Alleinherrſchaften oder Deſpotien die Blüthe des Reichs meiſt von kurzer Dauer war, und Künſte und Wiſſenſchaften erſtarben. Das Türkiſche kann hier nicht wohl zu einem Gegenbeweis der erſten Behauptung gebraucht werden; denn es iſt mehr eine Verbindung vieler Deſpotien, die durch Nothwendigkeit, ſich ſämmtlich gegen die Chriſten zu ſchützen, vereinigt,

einigt werden, als eine einzige. Die Religion hat den größten Antheil an der Einigkeit des türkischen Reichs; und kaum möchte es dem Sultan möglich seyn, anders als unter dem Vorwand eines Religionskrieges eine beträchtliche Armee zusammenzubringen. Staaten, die wie in Europa unter Monarchen stehen, haben fast alle in ihrem Wohlstande nach und nach zugenommen. Staaten, wo das Oberhaupt ganz unumschränkt war, erhielten zwar öfters unter einem vorzüglichen Herrscher, wie z. B. Saladin war, eine schnelle Größe; aber sie waren von keiner Dauer. Staaten, wo das Oberhaupt zu beschränkt war, zerfielen entweder bald in mehrere kleinere, wenn diese Einschränkungen von mächtigen Vasallen herkamen: oder sie wurden Vasallen anderer, weil die Obergewalt lieber von einem andern Volk, das zugleich sie gegen ihr eigenes schützte, als von diesem allein abhängen wollte: oder sie giengen in Republiken oder in unumschränkte Monarchien über, nachdem die Bemühungen des Oberhaupts, sich Suverain zu machen, gelungen oder mißlungen waren.

Nun gehe ich zu dem wichtigsten Theil meiner Abhandlung über, zur Frage: darf Alleinherrschaft seyn? Und wie muß sie seyn? Nachdem ich glaube gezeigt zu haben, daß die Alleinherrschaft der Anfang der bürgerlichen Existenz ist, weil durch sie erst anerkanntes

tes Eigenthum, und durch dieſe Anerkennung erſt ein Volk entſteht; daß die Alleinherrſchaft alſo urſprünglich keine Verträge vorausſetzt, aber dann nur durch Vertrag entſtehen kann, wenn die urſprüngliche ausgeht, und ehe die Untergewalten ihr Anſehen verlohren, das iſt, das Volk die Suveränität behauptet, ein Volk bleibt, wieder ein Oberhaupt erwählt wird; daß, wenn das Volk in Anarchie verſinkt, wieder entweder eine urſprüngliche Alleinherrſchaft entſtehet, oder die Obergewalt eines andern Volks ſich dieſes Volk unterwirft; daß, wenn man bloß die Ruhe und Gemächlichkeit der Einwohner und den Flor des Staats in Betrachtung ziehet, die geſetzmäßige Alleinherrſchaft die beſte Regierungsform iſt: ſo bleibt uns nun, weil wir moraliſche Weſen ſind, die Frage übrig: kann aber die freywillig erwählte Alleinherrſchaft mit den reinen Grundſätzen der Moral beſtehen? Und wenn es ſeyn kann, wie muß ſie dann beſchaffen ſeyn? Dieſer bloß moraliſche Geſichtspunkt, aus dem ich die Sache betrachte, giebt mir die Zuverſicht, daß meine Unterſuchung, wenn ich auch irren ſollte, nie gefährlich werden kann; daß ich weder den Nahmen Rebell fürchte, wenn ich die Pflichten des Herrſchers, noch den Nahmen Sklave ſcheue, wenn ich die Pflichten des Bürgers aufſuche. Ich fühle das Wichtige und Schwere meiner Unterſuchung, aber ich ſcheue nicht das Gefährliche derſelben; denn ich bin mir bewußt, ſie würde

in Paris unter den Drohungen der Tribunen nicht anders ausfallen als in Marokko unter dem Schwerdte eines Despoten. Ob ich sie aber dorten öffentlich bekannt machen würde, wenn meine Pflicht mich nicht darzu verbände, das weiß ich nicht. Der Mensch hat es nicht in seiner Gewalt, Wahrheiten oder was er dafür hält zu offenbaren oder zu verhehlen; eine innere Stimme, von der ich nichts näher zu sagen weiß, sagt ihm oft, sprich! und er spricht, ohne die eigennützige Klugheit zu hören. Teutschland ist aber noch, wie ich glaube, so glücklich, daß die schüchterne Klugheit nicht vor der Verbreitung moralischer Wahrheiten warnet.

II.

Beschluß des vierten Artikels

im VI. Stücke des N. T. M.

von diesem Jahre.

Stolzer Aristokrat, mag auch der Stifter deines Nahmens altbritischen oder römischen Ursprungs gewesen seyn; mag er den siegreichen Panieren der Henaist und Horsa gefolgt seyn, oder sich unter den Normannischen Baronen hervorgethan haben;

haben; mag er das Schild des rothen Kreuzes zu dem heiligen Grabe getragen, die Magna Charta zu Runny-meed unterzeichnet, oder auf dem Schlachtfelde von Creſſey oder Agincourt Lorbeern geſammelt haben: kannſt du in deinen Adern von einem einzigen Tropfen beweiſen, daß er von ſeinem edlen Blute ſey? Kannſt du, von welcher Nazion du auch biſt, du magſt nun ein Kandidat des Maltheſer- oder Teutſchen Ordens, du magſt Douglas oder Rochefaucault oder Montmorenci genannt werden, oder auch in Gegenwart eines Königs mit bedecktem Haupte ſitzen können: kannſt du mit Gewißheit behaupten, daß alle deine Mütter ſo treu, als ihre Männer berühmt waren? Und fehlt auch nur ein Glied in der genealogiſchen Kette, ſo gründet ſich dein ganzer Stolz nur auf Ungewißheit. Du magſt Kaiſer oder König, Prinz oder Pair, Baronet oder Graf, Baron oder Eſquire genannt werden: kannſt du nicht dennoch der Sohn eines Bedienten oder Kutſchers ſeyn? Und kann nicht dein geheimer Urheber auf ſeinem Ermel das Schild getragen haben, das an deinem Wagen glänzt oder deinen Kredenztiſch ziert?

Vergeblich zeigt der hochgebohrne Teutſche ehnen Stammbaum von ſechszehn edeln Vorfahren auf; eine jede von ſeinen acht Großältermüttern kann eine ſchlaue oder unumſchränkte Buhlſchweſter, und jeder von ſeinen acht Großältervätern

ein betrogener oder nachſehender Hahnrey geweſen ſeyn. Gleichgültig hört man vielleicht, daß ein Mann von Stande behauptet, ſeine Familie ſtamme von Karl dem Großen ab; könnte aber Jemand eine Herkunft beweiſen, die er von einer Frau zur andern, von der Schweſter dieſes merkwürdigen Helden an, ableiten kann, nur erſt dann würde man ihn als verwandt mit dem unvergeßlichen Stifter des weſtlichen Reichs anerkennen müſſen.

Kann wohl in einem Lande, wo der Ciciſbeismus allgemein iſt, etwas lächerlicher ſeyn, als Familienſtolz? So gern auch der ſtolze Don ſeine natürliche Freyheit ſeiner Eitelkeit aufopfert, ſo ängſtlich ſorgt er doch dafür, daß ſein Nahme auf die Nachwelt fortgepflanzt werde; er verheyrathet ſich alſo, und überläßt ſeiner Gattin die Sorge einen Erben zu ſeinen Titeln hervorzubringen. In vielen Ländern von Europa herrſcht dieſe Gewohnheit bis zu einem ſolchen Grade, daß niemand mit einiger Wahrſcheinlichkeit für den Sohn desjenigen gehalten werden kann, deſſen Beſitzungen er erbt. Auf dem feſten Lande giebt es Reiche, wo der Geburtsſtolz ſo herrſchend iſt, daß Niemand, der nicht beweiſen kann, daß er ſowohl von väterlicher als mütterlicher Seite von einer gewiſſen Anzahl edler Familien abſtammt, zu den erſten Geſellſchaften zugelaſſen wird. Und doch werden ſelbſt in dieſen Ländern die ehelichen Gelübde ſo wenig gehalten,

daß

daß Damen vom ersten Range von Reisenden beschuldigt werden, daß sie ihre Gunstbezeugungen an Livreebediente verschwendeten.

In England ist ohne Zweifel weibliche Keuschheit weit allgemeiner, als in irgend einem andern europäischen Lande;*) und doch ist zu bezweifeln, ob die Nazion von dieser widersinnigen Achtung, worin dieselbe steht, Vortheil hat. Dies ist die Ursach von der ungeheuern Anzahl feiler Kreaturen, womit die Hauptstadt und andere große Städte angesteckt sind. Unter diesen sind einige Frauenzimmer von Stande und Erziehung, denen man kein Verbrechen nachsagen konnte, welche aber, weil sie nicht im Stande waren den Trieben der Natur zu widerstehen, aus der älterlichen Wohnung verbannt, und, des Schutzes und der süßen Freuden derselben verlustig, in die Nothwendigkeit gesetzt wurden, durch ein elendes erniedrigendes Gewerbe ihren Lebensunterhalt zu suchen. Wegen der Keuschheit, welche verheyrathete und überhaupt alle Frauenzimmer, denen ihr guter Nahme theuer ist, zu erhalten verbunden sind, wird das männliche Geschlecht zu Intriguen und zu Verbindungen mit schlechten Weibspersonen verleitet. Daher entstehen denn die schrecklichen und fast allgemeinen Verwüstungen der venerischen Krankheit, von welcher Mannspersonen aus allen Klassen heimgesucht werden. Wüßte man hin-

*) Ich protestiere im Nahmen der ganzen Teutschen Nazion. W.

gegen von einem jungen Franzoſen von Stande, daß er je dieſe ſchimpfliche Krankheit gehabt hätte: ſo würde ſein Karakter dadurch einen ſolchen Fleck erhalten, daß er nie nachher auf ein freundliches Lächeln von einem anſtändigen Frauenzimmer rechnen, oder auf eine *bonne fortune* ſtolz thun dürfte. Die ſtrenge Formalität, welche bey der Zuſammenkunft von Standesperſonen beyder Geſchlechter beobachtet werden muß, mag vielleicht die Urſache ſeyn, die zu den Trinkgelagen, Fauſtkämpfen und andern unanſtändigen Beſchäftigungen der brittiſchen Jugend Veranlaſſung gegeben hat. Daraus kann man ſich die Pöbelhaftigkeit, den Mangel an Höflichkeit, die Verachtung guter Geſellſchaft, und das kindiſche Weſen, was man in derſelben an ihnen bemerkt, erklären, wodurch bey den Ausländern der Glanz des Engliſchen Nazionalkarakters gar ſehr verdunkelt wird.

Der Ehemann in England verlaſſe ſich nicht zu viel auf die Treue ſeiner Gattin. Der Ehebruch iſt immer nur durch Zufall entdeckt worden; und was durch Zufall entdeckt wird, kann auch durch Zufall verhehlt bleiben. Das weibliche Geſchlecht kann der Wachſamkeit der ſtrengſten Eiferſucht ſpotten, wenn ſie auch wie Danae in einem ehernen Thurme eingeſchloſſen, oder wie eine Sultanin in dem Harem eines Serails verwahrt wird. Eben ſo wenig wird ihr Liebhaber im

Stande

wenn ſie ſich verlieben wollte, ſo müßt' es in einen von meiner Figur ſeyn. Ueberdem begegnet ſie mir immer mit einer gewiſſen Achtung, das ſie ſonſt für keinen von ihren Bedienten thut. Was ſoll ich von der Sache denken -- das wäre mir eins, Graf Malvolio -- Man hat doch dergleichen Exempel -- Die Princeſſin von Thracien heurathete einen Bedienten von der Garderobe -- Wenn ich dann drey Monate mit ihr verheurathet wäre, und ſäſſe da auf meinem Guthe -- und rieſſe meine Officianten um mich herum, in meinem aufgeſchnittnen Samtnen Rok -- nachmittags, vom Ruhbette aufgeſtanden, wo ich Olivia ſchlafend gelaſſen hätte -- und dann nähym ich den Humor an, den mein Stand erforderte; gienge, die Hände kreuzweis auf den Rüken gelegt, ganz ernſthaft auf und ab, ſchaute ſie dann mit einem kalten, überhinfahrenden Blik an, und ſagte ihnen, ich wiſſe wer ich ſey, und wünſchte, ſie möchten auch wiſſen wer ſie ſeyen -- fragte nach meinem Onkel Tobias -- Sechs oder Sieben von meinen Leuten führen dann plözlich auf, und rennten einander nieder vor Eilfertigkeit ihn aufzuſuchen; indeſſen mach ich eine weil' ein finſtres Geſicht, ziehe vielleicht meine Uhr auf, oder tändle mit dem Schaupfenning an der goldnen Kette, die ich um die Schultern hängen habe -- Dann kommt Tobias herbey, macht ſeine Verbeugungen ſobald er mich erblikt -- ich ſtreke meine Hand ſo gegen ihn aus, und löſche mein vertrauliches Lächeln mit einem ſtrengen herriſchen Blik -- ſag ihm, Onkel Tobias · da mein Schikſal mich eurer Nichte zugeworfen hat, ſo hoff ich das Recht zu haben zu reden -- ihr müßt euer ſtarkes Trinken laſſen -- und zudem verderbt ihr

Stande seyn die Gewalt seiner Flammen zu bändigen, wenn auch eine Strafe von funfzehntausend Pfunden ihn ermuntern sollte ihr Auflodern zu ersticken.

Kann man auch die englischen Gesetze nicht der Partheylichkeit gegen das männliche Geschlecht und der Ungerechtigkeit gegen Ehebrecherinnen beschuldigen: so ist doch immer das weibliche Geschlecht zu beklagen. Die Frau darf zwar auch ihren Ehemann der Treulosigkeit überführen; da aber das weibliche Geschlecht sich bey der Liebe bloß leidend verhält: so war wahrscheinlich keine einzige Frau, die sich dieses Rechts bediente, je im Stande in eine zweyte Ehe zu treten. Sie hält es daher für politischer, zufrieden zu seyn, wenn sie auch nur Theil an dem Besitze ihres Gemahls hat, und zieht die wenigen Zärtlichkeitsbezeugungen, die er ihr erzeigt, der Gewißheit einer beständigen Wittwenschaft vor. Der Mann hingegen kann, wenn er sich auch einmahl von einer Frau hat scheiden lassen, sich immer wieder um eine andere bewerben.

Wie unglücklich ist die Lage eines Mannes, dessen Gattin ihren Gelübden untreu wurde! Ist er ökonomisch, so ist er ungewiß, ob er der Vater derer ist, die seine Erben seyn sollen. Hat er seine Vermögensumstände verbessert, wer wird die Früchte davon genießen? Vergeblich würde er die Eichel der Erde anvertrauen; denn vielleicht

wird keiner von ſeinen Nachkommen unter dem Schatten der majeſtätiſchen Eiche ruhen. Iſt er für den Eifer in öffentlichen Geſchäften mit einem Erbtitel belohnt worden, ſo wird das unächte Kind einer Ehebrecherin die Belohnungen ſeiner Thätigkeit erben. Niedergebeugt von dieſem quälenden Gedanken artet die Kraft, die ſonſt ſein Betragen karakteriſierte, in träge Gleichgültigkeit aus, und Melancholie trübt die Stunden, die dem freundſchaftlichen Umgange gewidmet waren. Von ſolchen Gedanken wird er gemartert, bis ſeine Auflöſung herannahet; und ſogar auf dem Sterbebette erblickt er in der aufmerkſamen Pflege deſſen, den er für ſeinen Sohn erkennen muß, nichts als die Verpflegung eines Menſchen, der mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo er ihm die Augen zudrücken kann, um ſeine Koffer zu durchwühlen.

Hat eine Ehefrau mit ihrem Bedienten einen verbotnen Umgang, ſo ſind die Früchte einer ſolchen Verbindung nicht die Kinder ihres Ehemannes; hätte hingegen die Schweſter eines Mannes einen ſolchen Liebhaber, ſo würden ihre Kinder, ungeachtet der niedrigen Herkunft ihres Vaters, alle Anſprüche auf die Gunſt und den Schutz ihres Onkels machen dürfen. Würde dies Syſtem eingeführt, und die Art der Erbfolge verändert: ſo könnte jeder gewiß ſeyn, daß ſein Nahme und Vermögen von denen geerbt wür-

würde, die unſtreitig mit ihm verwandt ſind, wenn auch ſeine Familie bis zum jüngſten Tage fortdauern ſollte. Wer das alte Syſtem dem neuen vorzieht, zieht eine Möglichkeit einer Gewißheit vor, und verwirft eine ausgemachte Wahrheit, um eine bloße Vorausſetzung anzunehmen.

Die verſchiedenen Beſchäftigungen und Pflichten der Geſchlechter verdienen hier einige Aufmerkſamkeit. Ungeachtet beyde Geſchlechter einander gleich ſind: ſo iſt es doch nicht durchaus nothwendig, daß beyde zu einerley Beſchäftigungen beſtimmt ſeyen. Zwey Brüder können zwey verſchiedene Gewerbe treiben, ohne daß eins dem andern untergeordnet wäre. Der Mann iſt zum thätigen und die Frau zum häuslichen Leben beſtimmt. Man laſſe die Männer ihre eigene Herren ſeyn, und ſich den öffentlichen Geſchäften widmen; und eben ſo laſſe man das Frauenzimmer ganz allein von ſich ſelbſt abhangen, und ihre häuslichen Angelegenheiten beſorgen. Es würde der Bevölkerung zum Nachtheil gereichen, wenn eine Armee von Frauenzimmern errichtet würde; denn wenn man die Kriegerinnen während ihrer Schwangerſchaft ins Feld führte, ſo würde eine Kugel allemahl zwey menſchliche Weſen zugleich tödten; und es würde höchſt lächerlich ſeyn, wenn die wichtigſten Nazional-Geſchäfte durch die Niederkunft Ihrer Excellenz der Frau Geheimen-Räthin unterbrochen werden müßten.

Wenn auch das weibliche Geſchlecht nicht fürs Schlachtfeld, für den Senat oder für den Richterſtuhl beſtimmt iſt: ſo laſſe man doch daſſelbe einen ſolchen Unterricht genießen, daß es für die Erziehung des künftigen Generals, Politikers und Geſetzgebers ſorgen kann; denn eben der Grund, der allen Anſpruch des Kindes auf den Nahmen und das Vermögen des Vaters ungültig macht, ſpricht auch den Vater, das Kind zu erziehen und zu ernähren, frey. Die Sorge und Aufſicht des Kindes muß daher gänzlich und ausſchließend der Mutter überlaſſen werden. Ihrer Seele müßten alſo ſolche Grundſätze eingeprägt ſeyn, welche ſie lehren könnten, in jeder ſchwierigen Lage die gehörige Entſchloſſenheit zu zeigen. Sie müßte in allen Umſtänden ihres Lebens unabhängig und ſelbſtthätig ſeyn. Welch eine herrliche Veränderung würde dies Syſtem in den Sitten des weiblichen Geſchlechts hervorbringen! Die Weiber würden nicht mehr jene unbedeutende Geſchöpfe ſeyn, die ihre Zeit mit den unwichtigſten Beſchäftigungen hinbringen, und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Erwerbung der oberflächlichſten Vollkommenheiten richten: ſondern ſie würden einen entſchloßnern, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen männlichern Karakter annehmen.

Kann noch Jemand leugnen, daß die Mutter ganz dazu gemacht iſt, für die Erziehung ihrer Kin-

Kinder zu ſorgen? Niemand würde es vorher gedacht haben, daß unter den amerikaniſchen Bauern eine Verſammlung Geſetzgeber aufſtehen würde, deren tiefdurchdachte politiſche Pläne die Unternehmungen der größten Staatsmänner zu vereiteln, und die Bewunderung der gebildeten Europäer zu erregen vermochten. Ließe man dem weiblichen Geſchlechte ſeine völlige Freyheit, wer könnte beſtimmen, wie weit ihre Fähigkeiten reichen würden? Sagt man nicht von den Gracchen, daß ſie ihren unſterblichen Ruhm und den Vorrang, den ſie unter ihren Mitbürgern genoſſen, ihrer Mutter Cornelia zu verdanken hatten? Sogar ſchon in der Kinderſtube, wenn der Karakter der beyden Geſchlechter anfängt ſich zu entwickeln, fühlt das Mädchen, unterdeß ſich ihr Bruder mit dem Steckenpferde herumtummelt und von dem Schalle einer Trommel belebt wird, eine zärtliche Zuneigung für ihre Puppe, und beſchäftigt ſich mit der Oekonomie ihres Puppenhauſes. Sind nicht in den meiſten neuen Sprachen die beſten Werke über die Erziehung von Frauenzimmern geſchrieben?

Das Frauenzimmer von Stande würde, wenn es ſich der berühmten Helden, die ihr Geſchlecht hervorgebracht hat, erinnert, nicht mehr bey dem herannahenden Kriege zittern, oder ihren Sohn von der bevorſtehenden Gefahr abzuhalten ſuchen: ſondern ſie würde ihm vielmehr die

die Nahmen derjenigen von seinen Onkeln nennen, derer in der Geschichte gedacht wird, und vom Enthusiasmus eines nützlichen Familienstolzes glühend, würde sie ihn zur Nachahmung ihrer Tugenden aufmuntern.

Das Frauenzimmer würde, wie die Damen in den Ritterzeiten, aus deren schönen Hand der siegende Streiter den Lobeerkranz des Sieges erhielt, die vorzüglichste Aufmunterung zu verdienstlichen Thaten und heroischer Tapferkeit seyn. Die Mutter würde bey dem Andenken an einen furchtsamen Sohn erröthen, und der Feige würde einem braven Mädchen kein freundliches Lächeln entlocken; und fände ein Liebhaber oder Sohn auf dem Schlachtfelde seinen Tod: so würde die erste Frage seyn, welche die Geliebte und die Mutter mit spartanischer Entschlossenheit an seine Waffenbrüder thun würde: „Starb er an einer ehrenvollen Wunde?"

Wären der Karakter und die Beschäftigungen des weiblichen Geschlechts von dieser Beschaffenheit: so würde zugleich dem Genie und den Talenten des männlichen Geschlechts ein größeres Feld offen stehen. Der kluge Bacon bemerkt, daß die größten Männer nicht verehlicht gewesen sind. Die drey ersten jetzigen Staatsmänner in England sind unverheyrathet, Lord Thurlow, der berühmte Pitt und sein Gegner Fox. Welch eine große Reihe von Filo-

ſofen, Politikern und Generalen könnte man ſich von einer Nazion verſprechen, wo jeder erhabne Geiſt, frey von der Sorge für ſeine Nachkommen, irgend einen großen Gegenſtand der Betrachtung verfolgen könnte! Dieſe Sorge hat oft den Soldaten vom Schlachtfelde zurückgehalten, hat die Wißbegier des Aſtronomen unterdrückt, und die Stimme des Patrioten erſtickt. Wie oft ſind die Nachtwachen des Filoſofen durch das Schmälen einer Xantippe unterbrochen worden? Wie mancher Hampden würde die Gewaltthätigkeit eines Tyrannen angeklagt, wie mancher Sydney das Schaffot beſtiegen haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, ſeinen hülfloſen Kindern den Haß eines beleidigten Hofs zuzuziehen! Der Botaniker würde, wenn er nicht verheyrathet wäre, alle die entlegenſten Waldungen durchſtreifen; der Mineralog vor Verlangen brennen, jedes fremde Bergwerk zu unterſuchen, und der Naturforſcher würde ſein Vaterland verlaſſen, um die Beſchreibung von einem neuentdeckten Vulkane mitzutheilen. Wie manche Weltumſegler würden darnach ſtreben, den Nahmen des unſterblichen Kook zu erwerben; wie manche Reiſende, gleich einem Bruce, vor Ruhmbegierde brennend, in den Buſen unbekannter und unkultivierter Länder dringen! Wie ſehr würde jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft vervollkommet, mit welchem Tiefſinn jeder Spekulazions-Gegenſtand unterſucht, mit welcher feſten Entſchloſſenheit jeder Staat regiert, und mit welcher

welcher Verzweiflung jede Schlacht gefochten werden!

In dem Jahre 1792, als die öſterreichiſchen und preußiſchen Armeen ſich gegen die Revolution in Frankreich vereinigten, eilte jede patriotiſche unverehlichte Mannsperſon zu der Fahne der neuen Republik, und ganze Dörfer wurden von allen männlichen Einwohnern entvölkert; und nur die blieben zurück, die durch körperliche Schwäche und durch die Sorge für eine Familie verhindert wurden, ihrem Vaterlande beyzuſtehen. Damit die römiſchkatholiſchen Prieſter ihre ganze Aufmerkſamkeit auf das Intereſſe der Kirche richten möchten, verbot ihnen die Politik des vatikaniſchen Hofes zu heyrathen; und es nimmt Niemand gern eine verheyrathete Perſon zum Bedienten oder zur Haushälterin in ſein Haus. Sind Leute beſonders glücklich, ſo ſind ſie es durch die Liebe. Für zwey Leute, die ſich beyde eines in des andern Armen glücklich fühlen, muß das Leben ein wahres Elyſium ſeyn. Warum ſoll ſie aber die Ehe an einen Ort binden, deſſen Reize gleich dem Garten Edens verſchwinden, und ſie als die Leibeignen (glebae adſcriptos) einer Einöde zurücklaſſen können? Liebe ohne Ehe muß eben das Glück gewähren, was Liebe und Ehe vereinigt vermögen; aber Ehe ohne Liebe muß ein gleichgültiger oder kummervoller Zuſtand ſeyn. Der neuvermählte Liebhaber kann mit einem

hungs

hungrigen Füllen verglichen werden, das in einer reichen Weide angebunden ist. Wie zufrieden sind anfangs beyde mit ihrer schwelgenden Lage! Und man könnte mit gleichem Grunde annehmen, daß der Genuß des Thiers aus dem Stricke entspringt, das ihn an dem Fleck bindet, als daß die Glückseligkeit des Liebhabers ihren Grund in seiner Ehe haben müßte. Sollte die Begierde des Thiers gestillt werden oder die Zuneigung des Liebhabers erkalten, so würden beyde das Drückende ihrer beschränkten Lage fühlen.

Ist das menschliche Leben nicht schon genug mit Elend angefüllt? Sind nicht die sehnlichsten Hoffnungen der Sterblichen Täuschungen unterworfen? Wird nicht ihr Daseyn durch den Verlust ihrer Freunde getrübt, und spotten nicht eine Menge Krankheiten der Stärke ihrer Gesundheit? Aber muß der Gesetzgeber ihr Elend vermehren? Nein, er müßte nicht jede Befriedigung der Wünsche mit der Strenge eines egyptischen Zuchtmeisters abmessen, sondern, wenn sie keine nachtheilige Folgen hat, sie billigen. Konnte wohl seine Weisheit ein System dulden, das die Stärke und das Genie des Mannes einschränkt? Oder würde seine Gerechtigkeit eine Einrichtung begünstigen, die das Weib zur Sklavin herabwürdigt?

Wer würde nicht den Rang eines ersten Bürgers in einem Staatskörper von freyen Men-

schen

ſchen einem deſpotiſchen Throne über einem kriechenden und zitternden Haufen von unterjochten Sklaven vorziehen? Und welchem Mann von edlen Empfindungen würde nicht die Liebe der geiſtreichen und gebildeten Eloiſe beſſer gefallen, als der leidende Gehorſam, den Sarah ihrem Herrn und Gebieter Abraham bewies?

Die Verfaſſerin *) der Rechte der Weiber ſchlägt die Stiftung öffentlicher Schulen vor, wo die Jugend beyder Geſchlechter zuſammen erzogen werden könnte. So lange die gegenwärtige Einrichtung, die Ehe und die Begriffe von Keuſchheit dauern, würde dies Projekt unmöglich ſeyn, weil das Frauenzimmer beſtändig der Gefahr ausgeſetzt ſeyn würde verführt zu werden. Führte man aber das anempfohlne Syſtem ein, ſo könnte nichts ſo reich an glücklichen Folgen ſeyn, als eine ſolche Stiftung. Von einer Verbindung zweyer einander fremden Perſonen kann man ſich nicht die Dauer verſprechen, als wenn ſie zwiſchen einem Paar geſchloſſen wird, das vorher jede Gelegenheit hatte, einer des andern Karakter kennen zu lernen. Würde nicht Freundſchaft, Gewohnheit und die ſüße Rückerinnerung jeder Begebenheit, die ihnen in den Tagen der Kindheit und Unſchuld begegnete, dazu beytragen? Sind nicht die Freundſchaften, wovon der Grund ſchon

*) Die Frau Wolſtonkraft.

eure koſtbare Zeit mit einem närriſchen Junker -- einem gewiſſen Sir Andreas -- He? was giebts hier zu thun? -- (Er hebt den Brief auf.) Bey meinem Leben, das iſt der Gnädigen Frau ihre Hand: Das ſind ihre natürlichen C., ihre U., und ihre T., und ſo macht ſie ihre groſſe P. Es iſt ihre Hand, da iſt nicht dawider einzuwenden -- Dem Geliebten Ungenannten dieſes und meine zärtlichſten Wünſche: Das iſt ihre Schreib-Art: Mit Erlaubniß, Wachs. Sachte! Und das Sigel ihre Lucretia, mit der ſie alle ihre Briefe zu ſigeln pflegt: An wen mag das ſeyn? Das ich lieb', iſt euch, ihr Götter, kund; aber wen, verſchweige ſtets, mein Mund -- Das ſoll alſo ein Geheimniß ſeyn? -- Seltſam! was folgt weiter? -- Aber wen, verſchweige ſtets mein Mund -- wie wenn du das wäreſt, Malvolio? -- Sachte, hier haben wir auch Proſa -- „Wenn dieſes in deine Hände kommt, ſo lieſe „ es mehr als ein mal. Mein Geſtirn hat mich über „ dich geſezt, aber fürchte dich nicht vor Gröſſe; einige „ werden groß gebohren, andre arbeiten ſich zur Gröſſe „ empor, andern wird ſie zugeworffen. Dein glükliches „ Schikſal öffnet ſeine Arme gegen dich; habe den Muth „ ihm entgegen zu eilen; und um dich bey Zeiten an das „ zu gewöhnen, was du wahrſcheinlicher Weiſe werden „ wirſt, ſo wirf dein allzu demüthiges Betragen von dir, „ und zeige dich in einem vortheilhaftern Lichte. Begegne „ meinem Vetter zuverſichtlich, und den Bedienten trozig; „ rede von Staats-Sachen; nimm in allen Stüken et„ was ſonderliches an. Das iſt der Rath derjenigen, „ die ſur dich ſeufzet. Erinnre dich, wer dir rieth gelbe

ſchon in der Schule gelegt wird, wegen ihrer beſtändigen Dauer die merkwürdigſten?

Dies ſind die Vortheile, welche das hier unterſuchte Syſtem der Galanterie und Erbfolge vor dem europäiſchen Syſtem der Ehe zum Vorzug hat. O ihr, die ihr euch wohlwollender Empfindungen rühmt, die ihr vom Menſchengefühle belebt den gefangenen Afrikaner befreyen, und auf Sierra Leona die weiße Fahne der Freyheit wollt wehen laſſen, ihr braucht euch nicht ſo weit aus der kultivierten Welt zu entfernen, um Gegenſtände eures Mitleids zu ſuchen. Macht ihr Anſpruch auf den Nahmen Menſchenfreunde, ſo zieht den Schleyer des Vorurtheils und Aberglaubens von euren Augen weg; befreyet eure Schweſtern, entlaßt eure Weiber eines drückenden Jochs, und befördert mit allem euren Einfluſſe ein Syſtem, das den Beyfall der Politiker verdient, weil es für die Bevölkerung vortheilhafter ſeyn würde; das auf die Begünſtigung des Ariſtokraten Anſpruch macht, weil es dem Adel eine zuverläßige und unbezweifelte ächte Geburt ſichern würde, und das die Unterſtützung des Patrioten erwartet, weil es Freyheit und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts verbreiten würde.

III.

Vergleichung
der alten Teutſchen mit den Neuern
und Urſachen ihres Unterſchieds. *)

Vor zwey tauſend Jahren lebte ein treuherziges, a) biedres und tapfres Volk, b) das ſeine Vorzüge nicht in äußerlichen Prunk ſetzte, c) und keinen Luxus kannte. Seine weichlichen Gränznachbaren, die von ihm überwundenen und in Schrecken geſetzten Gallier, belegten dieſe ihre Sieger mit dem Nahmen der Germanen oder Kriegsmänner: d) wir nennen ſie die alten Teutſchen. Dieſe

*) Aus einer zum Drucke fertig liegenden Schrift, die den groſſen Einfluß des weiblichen Geſchlechts auf die erſte und wichtigſte Erziehung der Kinder, und überhaupt auf Menſchenglück zum Gegenſtande hat, und den Titel führt: Auguſte, oder die Würde des weiblichen Geſchlechts.

a) Gens non aſtuta nec callida aperit adhuc ſecreta pectoris. *Tacitus* de moribus Germanorum. Cap. 22.

b) Quae gens ſummam habet juſtitiae et bellicae laudis opinionem. *Caeſar* de bello Gallico VI. 24.

c) Nulla cultus jactatio. *Tacit.* de mor. Germ. Cap. 6.

d) Von dem alten Galliſchen jetzt Franzöſiſchen Worte: guerre, Krieg. Ceterum Germaniae vocabulum recens

et

Dieſe alten Teutſchen begnügten ſich an einfachen und ungekünſtelten Speiſen; e) und bey dieſer Koſt wuchſen auch ihre Kinder heran. Spät entwickelte ſich daher bey ihnen der Geſchlechtstrieb; keine frühzeitigen Ausſchweifungen erſchöpften ihre Jugendkraft; ungeſtöhrt konnte mithin die Natur die völlige Ausbildung des Körpers vollenden. f) Daher gelangten die teutſchen Jünglinge zu dem feſten Gliederbau g) und zu der majeſtätiſchen Größe, h) und die Mädchen zu dem

et nuper additum: quoniam qui primi Rhenum transgreſſi Gallos expulerint, nunc Tungri, nunc Germani vocati ſunt, ita nationis nomen, non gentis evaluiſſe paulatim, ut omnes, *primum a victore ob metum*, mox a ſe ipſis invento nomine, Germani vocarentur. *Tacit.* de mor. Germ. Cap. 2.

e) Cibi ſimplices, agreſtia poma, recens fera, aut lac concretum. Sine apparatu, ſine blandimentis expellunt famem. Tacit. de mor. Germ. 23. Major pars victus eorum lacte et caſeo et carne conſiſtit. *Caeſar.* de bello Gallic. VI. 22.

f) Sera juvenum Venus, eoque inexhauſta pubertas. *Tac.* de mor. Germ. 20.

g) Duriora genti corpora, ſtricti artus. *Tacit.* de mor. Ger. 30. In omni domo nudi ac ſordidi, in hos artus, in hoc corpora quae miramur, excreſcunt. *Tacit.* ibid. 20.

h) Germaniam rerum natura decoravit altiſſimorum hominum exercitibus. *Columella.* III. 8. Immenſis corporibus (Germani.) Tacit. Hiſtor. V. 18. *Caeſar.* de bello Gall. I. 39.

ſchlanken Wuchs und der blendenden Schönheit, die die Römer an ihnen bewunderten. i)

Reich waren ſie nicht, aber zufrieden mit dem was ſie hatten; k) und bey aller ihrer Armuth war ihnen die Pflicht der Gaſtfreundſchaft heilig. Jeder Gaſt, weswegen und woher er auch immer kommen mochte, war ihnen willkommen; jedes Haus ſtand ihm offen, und was das Haus vermochte, war zu ſeinen Dienſten; heilig war ſeine Perſon, niemand durfte ihn beleidigen. l) Ihr gegebenes Wort, ihr Handſchlag war ihnen heiliger als andern Völkern ein Eyd. m) Von Zins und

i) Vid. *Cluverii* Germania.

k) Nuncque in eadem inopia, egeſtate, patientia Germani permanent. Caeſar. de b. G. VI. 24.

l) Quemcunque mortalium arcere tecto nefas habetur. Pro fortuna quisque apparatis epulis excipit. — Notum ignotumque quantum ad jus hoſpitii, nemo diſcernit. *Tacit.* de mor. Germ. 21. Hoſpites violare fas non putant: qui quaque de cauſa ad eos venerunt, ab injuria prohibent ſanctosque habent; iis omnium domus patent, victusque communicatur. *Caeſar*, de bell. Gallic. VI. 23.

m) Dieſe Gewiſſenhaftigkeit erſtreckte ſich ſogar auch auf ihre Hazard-Spiele. Wenn ein Teutſcher ſeine Freyheit verſpielt hatte, ſo ließ er ſich freywillig von dem, der ſie ihm abgewonnen hatte, zum Sklaven machen, und der Jüngere und Stärkere, der ſich leicht in

und Wucher wußten ſie nichts; n) Falſchheit und Ränke waren ihnen unbekannt; Redlichkeit war ihr Hauptzug.

Kein Volk, riefen einſt im Gefühl ihrer Würde die teutſchen Geſandten Verritus und Maloriges im Theater zu Rom aus, kein Volk kömmt an Tapferkeit und Treue über die Germanen! o) Und eben dieſe Treuherzigkeit, eben dieſe Geradheit war es, die ihnen die Achtung der Römer erwarb, eine Achtung, womit dieſes ſtolze, über Könige gebietende Volk nichts weniger als freygebig war. Mit Vergnügen räumten ſie den teutſchen Geſandten den vornehmſten Platz bey ihren Schauſpielen ein; p) nur Teutſche waren die Leibwache, der ſich die römiſchen Imperatoren anvertrauten, denn ſie hatten ihre Treue durch viele Proben unerſchütterlich gefunden. q)

in Freyheit ſetzen konnte, ließ ſich binden und verkaufen. Das nannten ſie Wort halten. (ipſi fidem vocant) *Tacit.* de mor. Germ. 24.

n) Foenus agitare et in uſuras extendere ignotum. Ibid. de mor. G. 26.

o) *Tacit.* Annal. XIII. 54.

p) Claudius Germanorum legatis in Orcheſtra ſedere permiſit, ſimplicitate eorum et fiducia motus. *Suetonius* in Claudio. Cap. 25.

q) Germanorum cohortem, a Caeſaribus olim ad cuſtodiam corporis inſtitutam, multisque experimentis fidelissimam. *Suetonius* in Galba. Cap. 12. et 20.

Die ganze damals bekannte Welt hatten die Römer ihrer Herrschsucht unterworfen; nur Teutschland nicht. — Vor keinem Feinde hatten noch die kriegerischen Römer gezittert; nun zagten Cäsars siegewohnte Legionen im Lager bey Besançon, als Cäsar sie gegen die Teutschen führen wollte. r) Einige Offiziere baten unter allerley Vorwande, daß Cäsar sie entlassen möchte; andere sahen sich zwar Ehren halber genöthiget zu bleiben, um sich nicht dem Verdachte der Feigheit auszusetzen; aber der Kummer saß ihnen auf dem Gesichte; zuweilen konnten sie sich der Thränen nicht enthalten; in ihren Zelten verborgen, beklagten sie entweder ihr Schicksal, oder jammerten mit ihren Verwandten über die gemeinschaftliche Gefahr, und im ganzen Lager wurden Testamente gemacht. f)

Auch

r) Dum (Caesar) paucos dies ad Vesontionem rei frumentariae commeatusque causa moratur — tantus subito timor totum exercitum occupavit, ut non mediocriter omnium mentes animosque perturbaret. *Caesar* de bello Gallico. l. 39.

f) Quorum alius, alia causa illata, quam sibi ad proficiscendum necessarium esse diceret, petebat, ut ejus (Caesaris) voluntate discedere liceret: nonnulli pudore adducti, ut timoris suspicionem vitarent, remanebant. Hi neque vultum fingere, neque interdum lacrimas tenere poterant; abditi in tabernaculis aut suum fatum querebantur, aut cum familiaribus suis communem periculum

Auch empfanden die Römer während der zweyhundert und zehn Jahre, da ſie mit den Teutſchen kämpften, ſchwer genug, daß ſie es mit Germanen zu thun hatten. Fünf große Armeen zur Zeit des Römiſchen Freyſtaats, und drey Legionen, oder dreyßig tauſend Mann unter dem Kaiſer Auguſt, mit ſo manchem tapfern Anführer, waren unter dem Schwerdte der Teutſchen gefallen, t) und ihre glücklichſten Schlachten hatten die Römer allezeit theuer genug erkaufen müſſen. u) Die Römiſche Eitelkeit hielt zwar Triumphe über die Teutſchen, aber ohne ſie überwunden zu haben; v) ja der Gedanke, Ueberwinder der Teutſchen zu ſeyn, war den Römern ſo ſchmeichelhaft, daß der Kaiſer Domizian ſogar Leute erkaufte,

culum miſerabantur: *vulgo utis caſtris teſtamenta obſignabantur.* *Caeſar.* l. c.

t) At Germani, Carbone et Caſſio, et Scauro Aurelio, et Servilio Cepione, M. quoque Mantio fuſis vel captis, quinque ſimul conſulares exercitus Populo Romano, Varum tresque cum eo legiones etiam Caeſari abſtuleſant. *Tacitus* de mor. Germ. 37.

u) Nec impune C. Marius in Italia, divus Julius in Gallia, Druſus ac Nero et Germanicus in ſuis eos ſedibus perculerant. *Tacitus* ibid.

v) Bellumque (in Cheruſcos, Cattos et Angrivarios) quia conficere prohibitum erat, pro confecto accipiebatur. Tacit. Annal. II. 41. *Triumphati magis quam victi ſunt.* *Tacit.* de mor. Germ. 37.

kaufte, die ſich in teutſche Gefangene umkleiden und in ſeinem lächerlichen teutſchen Triumfe zur Schau aufführen laſſen mußten. w) Hätte dieſe einzige unüberwindliche Nazion nicht die Unthätigkeit x) und den Trunk y) zu ſehr geliebt, ſo würde es ſchwer ſeyn, eine Schattenſeite an ihnen zu finden.

Das Vorurtheil, daß einen Krieger die Arbeit ſchände, z) das Spielen und Zechen lernten die teutſchen Jünglinge ohnſtreitig von ihren Vätern; auch mochten ſie in der Schule ihrer Väter lernen, wie ſie die Keule führen, den Wurfſpieß ſchleudern und ein Roß tummeln mußten. Würden ſie aber wohl die Beſchwerden des Kriegs haben ausdauern können, wenn ſie von ihren Müttern verzärtelt worden wären? Wer erzog ſie ſo genügſam, ſo uneigennützig, ſo freygebig, ſo gutmüthig und bieder? Etwa auch ihre Väter, die doch weiter nichts thaten, als daß ſie kriegten, jagten, zechten oder ſchliefen? a) — Es lohnt ſich wohl der Mühe, ihre Mütter näher kennen zu lernen.

Bey

w) *Tacit.* in vita Agricolae Cap. 39.

x) *Tacit.* de mor. Germ. Cap. 4. 14. 15. 17. 24.

y) *Tacit.* ibid 22. 23.

z) Pigrum quin imo et iners videtur, ſudore acquirere, quod poſſis ſanguine parare. *Tacit.* ibid. 14.

a) Quoties bella non incunt, multum venatibus, plus per

Bey der einfachſten Koſt wuchs, wie ihr Bruder, das blauaugigte teutſche Mädchen heran, und ward mit zunehmenden Jahren die Gehülfin ihrer häuslichen Mutter. b) Etliche geringelte Locken in ihrem blonden Haare, c) und ein leinenes rothgeſtreiftes Gewand war ihr ganzer Putz, ihre ganze Eitelkeit. d) Keine Leckerbiſſen erhöhten die Reizbarkeit ihrer Nerven; keine müſſige Schmauſereyen gaben der empfänglichen weiblichen Einbildungskraft Spielraum; keine Schauſpiele voller Liebeshändel fachten den Geſchlechtstrieb zu früh an; e) ſie hörte keine ſchlüpfrige Theater-Moral,

per otium tranſigunt, dediti ſomno ciboque. *Tacit.* de mor. Germ. 15. Totos dies juxta focum atque ignem agunt. *Tacit.* ibid. 17.

b) Delegata domus et agrorum cura feminis. *Tacit.* de mor. G. 15. Cetera domus officia uxor ac liberi exſequuntur. *ibid.* 25.

c) Caerula quis ſtupuit Germani lumina, flavam
Caeſariem madido torquentem cornua cirro?
Nempe quod haec illis natura eſt omnibus una.
Juvenalis Satyra VIII, verſ. 164 — 166. Crinibus in nodum tortis venere Sicambri. *Martialis* ſpectaculorum liber. Epigramma 3.

d) Nec alius feminis quam viris habitus, niſi quod feminae ſaepius lineis amictibus velantur, eosque purpura variant. *Tacit.* de mor. Germ. 17.

e) Ergo ſepta pudicitia agunt, nullis ſpectaculorum illecebris, nullis conviviorum irritationibus corruptae. *Tacit.* de mor. Germ. 19.

die über Laſter ſcherzte, f) oder ſie mit blendenden Farben mahlte, und die Unſchuld lächerlich machte; kein Jüngling ſuchte ſie durch Schmeicheleyen zu verführen; denn wie hätte der ehrliche Teutſche ſchmeicheln können? — Galanterie und Verführungen waren nicht Ton; g) äuſſerſt ſchändlich war es vielmehr dem teutſchen Jünglinge, unter dem zwanzigſten Jahre mit dem weiblichen Geſchlechte Umgang zu haben. h) Ganz in ſeiner ruhigen Unſchuld blühte das teutſche Mädchen auf, wie eine Blume, die kein Wurm ſtach, kein ſchädlicher Thau vergiftete; und ſo hatte Teutſchland die ſchönſten Mädchen, deren majeſtätiſchen Wuchs, deren blendende Weiſſe der Haut, deren blonde feidne Haare Römer und Griechen bewunderten; und dann erſt, wenn es hohe Zeit war, gab man das ſchlanke rüſtige Mädchen dem großen nervigten Manne zur Gattin. i)

Jetzt ward ſie Mutter von Kindern, die, wie ihre Eltern, von Geſundheit ſtrotzten. k)

Kei

f) Nemo illic vitia ridet. *Tacit.* de mor. Germ. 19.

g) Nec corrumpere et corrumpi ſaeculum vocatur. *Tacit.* de mor. Germ. 19.

h) *Caeſar* de bello Gallico. VI. 21.

i) Nec virgines feſtinantur: eadem juventa, ſimilis procritas. *Tacit.* de mor. Germ. 20.

k) Pares validique miſcentur, ac robora parentum liberi referunt. *Tacit.* ibid.

„ Strümpfe zu tragen und sie unter dem Knie zu binden.
„ Ich sag', erinnre dich daran; Geh, geh, du bist ein
„ gemachter Mann, wenn du nur willst: Wo nicht,
„ so bleibe dann dein Lebenlang ein Hausmeister, der
„ Camerad von Bedienten und unwürdig Fortunens
„ Finger zu berühren. Adieu. Sie, die geneigter ist,
„ deine Sclavin zu seyn, als dir zu gebieten, o glükli-
„ cher Sterblicher „ -- Sonnenlicht kan nichts klärer ma-
chen als das ist -- Das heiß' ich klar. Ja, ich will stolz seyn, ich will politische Bücher lesen, ich will Sir Tobie-sen scheeren, ich will mit meinen vorigen Bekannten thun, als kennt' ich sie nicht, kurz, ich will thun, wie mein Herr selbst. Es ist offenbar, daß ich mir nicht zu viel schmeichle, daß es keine bloße Einbildung ist; alles über-zeugt mich, daß die Gnädige Frau verliebt in mich ist. Sie ermahnte mich lezthin gelbe Strümpfe zu tragen, sie lobte meine Beine -- und hier haben wir's wiederum, und auf eine Art, als ob sie es für eine Gefälligkeit aufnehmen wolle, wenn ich mich nach ihrem Geschmak puze. Dank sey meinen Sternen, ich bin glüklich: Ich will so fremde thun, daß man mich nicht mehr kennen soll, gelbe Strümpfe tragen, und sie unter den Knien binden, und das gleich diesen Augenblik. Jupiter und mein Gestirn sey gepriesen! -- Hier ist noch ein Postscript -- Es ist unmöglich daß du nicht errathen solltest wer ich bin -- wenn dir meine Liebe angenehm ist, so zeig es durch dein Lächeln; das Lächeln läßt dir gar zu gut. Lächle also immer in mei-ner Gegenwart, mein Allerliebster, ich bitte dich da-rum -- Jupiter! ich danke dir! Ich will lächeln, ich will alles thun, was du von mir verlangst. (ab.)

Dritter

Keiner leichtfertigen Amme, keiner unachtſamen Wärterin vertraute ſie dieſe Pfänder ihrer Liebe. Sie ſelbſt ſäugte ſie an ihrer Bruſt; ſie ſelbſt war ihre Aufſeherin; ſie ſelbſt war ihre Pflegerin, l) und das wachſame Mutter-Auge verhütete jede Verkrüppelung. Genügſam, wie ſie ſelbſt gewöhnt war, gewöhnte ſie auch ihre Kinder. Da war kein Unterſchied zwiſchen Koſt und Pflege der Kinder des Herrn oder des Knechts. m) In dem Kreiſe und einſt auch mit Hülfe dieſer Kinder, beſorgte die teutſche Frau, während ihr Mann jagte oder am Heerde ſchlummerte, den Ackerbau und die häuslichen Geſchäfte; n) im Kriege aber zog ſie ihm mit ihren Kindern nach. Gieng er ins Treffen, ſo bat ſie ihn mit Thränen, die teutſche Freyheit zu verfechten, und ſah dann aus der Wagenburg ſeiner Tapferkeit zu. o) Waren ſeine Kräfte

1) Sua quemque mater uberibus alit, nec ancillis ac nutricibus delegantur. *Tacit.* ibid.

m) Dominum ac ſervum nullis educationis deliciis dignoſcas. *Tacit* de mor. Germ. 20.

n) Delegata domus et penatium et agrorum cura ſeminis. Idem 15. Cetera domus officia uxor ac liberi exſequuntur. Idem 25.

o) Omnem aciem ſuam (Germani) rhedis et carris circumdederant: — eo mulieres impoſuerant, quae in praelium proficiſcentes milites paſſis manibus flentes implorabant, ne ſe in ſervitutem Romanis traderent, Cae-

te erſchöpft, ſo labte ſie ihn; war ſein Muth geſunken, ſo richtete ſie ihn wieder auf; p) war er verwundet, ſo ſog ſie liebevoll das Blut aus ſeiner Wunde und heilte ſie. q) Ihr Kuß, ihr Lob, ihre zärtliche Pflege war ſeine Belohnung, wenn er als Sieger zurückkam. Der eigentliche Sporn der teutſchen Tapferkeit waren — die teutſchen Weiber. r)

Auch hatten unſere guten Alten die gröſte Achtung für dieſes Geſchlecht; ſie glaubten, daß etwas Heiliges und Vorſichtiges in ihnen wohnen müſſe; ſie fragten ſie um ihr Gutachten, und verachteten ihren Rath nicht. s) Eine natürliche Folge

Caeſar de bello Gallic. I. 51. Unde feminarum ululatus audiri, unde vagitus infantum. Hi cuique ſanctiſſimi teſtes, hi maximi laudatores. *Tacit.* de mor. Germ. 7.

p) Cibos et hortamina pugnantibus geſtant. *Tacit.* ibid. 7.

q) Ad matres ad conjuges vulnera ferunt: nec illae numerare aut exſugere plagas pavent. Ibid.

r) Memoriae proditur, quasdam acies inclinatas jam et labantes a feminis reſtitutas, conſtantia precum et objectu pectorum, et monſtrata cominus captivitate, quam longe impatientius feminarum ſuarum nomine timent. *Tacit.* de mor. G. 8. Hocque praecipuum fortitudinis incitamentum eſt. Idem 7.

s) Ineſſe quin etiam ſanctum aliquid et providum putant:

Folge war es, daß unter ſolchen Gatten die ſtrengſte Keuſchheit herrſchte. Ein Ehebruch war daher eine Seltenheit, zugleich aber auch ein unverzeyhliches Verbrechen. t)

Solchen Müttern konnte es nun wohl nicht fehlen, eine Nazion zu ziehen, die bey der unumſchränkteſten Freyheit u) ſich in Schranken zu halten wußte, und bey welcher die guten Sitten mehr Gewicht hatten, als bey andern Völkern die beſten Geſetze; v) und ſo lange die Teutſchen ſolche Mütter hatten, behauptete ſich die teutſche Redlichkeit.

Noch lange hernach, als die Nahmen der Tenkterer, der Katten, der Brukterer, der Chauzer, der Cheruſker, der Chamaven, und wie die teutſchen Völkerſchaften alle hießen, erloſchen waren,

tant: nec aut conſilia earum aſpernantur, aut reſponſa negligunt. *Tacit.* de mor. Germ. 8.

t) Severa illic matrimonia. Nec ullam morum partem magis laudaveris. *Tacit.* de mor. Germ. 18. Pauciſſima in tam numeroſa gente adulteria — publicatae pudicitiae nulla venia. *Tacit.* ibid. 19.

u) Nec regibus infinita aut libera poteſtas, et duces exemplo potius quam imperio praeſunt. *Tacit.* de mor. G. 7. Rex vel princeps audiuntur auctoritate ſuadendi magis quam jubendi poteſtate. *Tacit.* ibid. 11.

v) Plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. *Tacit.* ibid. 19.

ren, gab der Athener Chalkondyles in seiner Beschreibung der Völker den Teutschen in Ansehung ihrer Sitten ein sehr ehrenvolles Zeugniß. Ich kenne, sagt er von ihnen, kein Volk, dessen Sitten reiner sind, die, wenn sie zusammen hielten, unüberwindlich seyn würden. Auch Machiavelli, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, versichert, daß die Teutschen noch zu seiner Zeit genügsam, mithin glücklich lebten. Um reich zu seyn, erzählt er, leben sie wie Arme; sie bauen nicht, sie machen keinen Prunk, weder in Kleidern, noch in Geräthschaften. Satt Brod, satt Fleisch, und eine Stube, wo sie der Kälte ausweichen können, ist ihnen genug. Hat einer weiter nichts, so begnügt er sich damit und begehrt nichts weiter. In zehn Jahren wenden sie zwey Gulden auf sich; und so lebt jeder verhältnißmäßig nach seinem Stande. Keinen bekümmert das, was ihm fehlt, sondern blos das, was er zur höchsten Noth braucht; und ihrer Bedürfnisse sind ein gut Theil weniger als der unsrigen; und eine Folge dieser ihrer Lebensart ist, daß kein Geld aus ihrem Lande geht; denn sie sind zufrieden mit dem was ihr Land hervorbringt. — Und so werden sie ihres einfachen Lebens und ihrer Freyheit froh.„ w) Genügsamkeit also schützte

w) Perche li Popoli in privato sieno ricchi, la cagione è questa, che vivono come poveri; non edificano, non vestono, e non hanno masserizie in casa. Balta loro lo abbon-

te unſre guten Alten vor drückenden Nahrungsſorgen und allen den Laſtern, die bey minder genügſamen Völkern im Schwange giengen.

Es kam aber eine Zeit, da man an den Bewohnern der Länder zwiſchen dem Rhein, der Donau und der Oder die Nachkommen jener alten Teutſchen nicht mehr erkannte. Denn da, wo ſonſt die alte teutſche Redlichkeit gethronet hatte, war Aufrichtigkeit ſchädlich; da, wo die Reinheit der Sitten heilig geweſen war, war Scheu und Scham lächerlich; da, wo ſonſt ein gegebnes Wort unverbrüchlich geweſen war, waren die heiligſten Zuſagen und eidlich betheuerte Verträge der Stoff zu gerichtlichen Zänkereyen; da, wo ſonſt der alte Teutſche in majeſtätiſcher Größe einhergieng, oder an der Mähne des Roſſes dem Reuter gleich lief, x) deſſen Feuerblick Männer andes

abbondare di pane, di carne, ed havere una ſtufa dove aſſuggire il freddo; e chi non ha dell' altre coſe, ſa ſenza eſſe, e non le cerca. *Spendonſi in doſſo dnoi fiorini in X. anni*, ed ogn' uno vive ſecondo il grado ſuo à queſta proporzione, e niſſuno fa conto di quello li manca, ma di quello che ha di neceſſità, e le loro neceſſitadi ſono aſſai minori che le noſtre. E per queſti loro coſtumi ne riſulta, che non eſcono danari del paeſe loro; ſendo contenti a quello, che il loro paeſe produce. — E così ſi godono queſta loro rozza vita e libertà. *Machiavelli* Ritratti delle coſe della Alamagna. pag. 111.

x) Tanta erat horum exercitatione celeritas, ut jubis equo-

rum

anderer Nazionen nicht aushalten konnten, y) trieben sich Kleinherrchen herum, deren erschlaffte Nerven jede Anstrengung scheuten, die ohne Parasol sich nicht in die Sonne wagten, und die so zärtlich waren, daß sie ein bellender Hund erschrekken konnte; da, wo sonst ein Ehebruch eine Seltenheit war, — doch, wir wollen den Vorhang fallen lassen.

Und wer war Schuld, daß dieses ehrwürdige Volk so tief von seiner moralischen Höhe herabsank, daß es so sehr entnervt wurde? Eben das Geschlecht, dem es einst seine Kraft und Größe zu danken hatte. Die neuern Teutschen hatten die Mütter nicht mehr, die die Alten gehabt hatten; und wir brauchen nicht weit, nur westwärts an Teutschlands Gränzen zu gehen, um die Quellen dieser Veränderung aufzufinden.

An Teutschland gränzt westwärts ein Reich, dessen Bewohner schon zu Cäsars Zeiten in dem Rufe der Weichlichkeit, der Putzliebe und der Galanterie standen; z) und aus den damals schon üppigen

rum sublevati, cursum adaequarent. *Caesar* de bello Gallico. I. 48.

y) Ne vultum quidem atque aciem oculorum ferre potuisse *Caesar*. ibid. I. 39.

z) *Gallis* propinquitas & transmarinarum rerum notitia, multa ad copiam atque usus largitur. *Caesar*. Ibid. VI. 24. Cultus atque humanitas provinciae. *Ibid.* I. I.

pigen Galliern wurden die heutigen noch üppigern Franzoſen. Frankreichs Könige dünkten ſich die erſten Monarchen in der Welt, und nach dem Beyſpiele ſeiner Großen dünkte ſich der geringſte Bürger ein Mann von Gewicht. Alles ſuchte ſich ein Anſehen zu geben; Frankreich war die Heimath der thörichtſten Eitelkeit. a) Dieſes üppige, eitle und unruhige Volk kam, theils durch Intoleranz verjagt, theils durch Eroberungsſucht angeführt, nach Teutſchland. Die aus ihrem Vaterlande vertriebnen Hugonotten brachten zwar ihre Manufakturen über den Rhein; ſie brachten aber auch zugleich den Luxus ihres Vaterlandes mit allem ſeinen Gefolge herüber. Sie ſogen die Länder aus; ſie vertheuerten und vervielfältigten die Bedürfniſſe des Lebens, und lehrten die Teutſchen bey anſcheinendem Wohlſtande ärmer ſeyn. Kaum hatten dieſe ſich, landesherrlicher Vorkehrungen ungeachtet, in Teutſchland eingeniſtet: b) ſo kamen Ludi

a) Se croire un perſonnage eſt fort commun en France:
On y fait l'homme d' importance,
Et l'on n'eſt ſouvent qu'un Bourgeois.
C'eſt proprement le mal François;
La ſotte vanité nous eſt particulière. La *Fontaine.*

b) In einem Kur-Pfälziſchen Reſkripte an alle Obet-Aemter dies und jenſeit des Rheins vom 5ten März 1699. wird „nochmalen anbefohlen, alle eingeſchlichene „franzöſiſche Refugiés ſogleich fort und auſer Landes zu „weiſen,

Ludwigs XIV. Armeen herüber; und dieſe Soldaten, die im Dienſt ihres länderſüchtigen Königs Mordbrenner und Henker waren, waren außer dem Dienſte kriechende Schmeichler bey den teutſchen Mädchen und Weibern.

Was vermag Schmeicheley nicht oft über die geſetzteſten Männer! Was mußte ſie nicht über Mädchen und Weiber vermögen, denen dieſe Sprache ganz neu war! War es Wunder, daß die teutſchen Schönen den Vergötterungen dieſer Schmeichler geneigtes Gehör gaben; daß ſie alle ihrem Vaterlande zugefügten Drangſale darüber vergaßen; daß ſie dieſe Anbeter, wenn ſie ſo vor ihnen hinknieten, in Ohnmacht ſanken, ſterben wollten, artig fanden? Das geſchmeichelte, das vergötterte, das angebetete weibliche Geſchlecht nahm jetzt auf einmal einen neuen Schwung, und der Weyhrauch der Schmeicheley gehörte hinfort unter ſeine Bedürfniſſe. Hinfort fand die teutſche Dame oder Demoiſell (denn Frau und Jungfrau waren verächtliche Nahmen geworden) ihren biedern Landsmann plump und ungeſchliffen, weil er nicht

„weiſen, auch künftig keinem mehr Aufenthalt zu ver„ſtatten, und zwar um da mehr, als die bisherige „Erfahrnuß zur Gnüge erwieſen, daß von dergleichen Leu„ten, welche, wenn ſie die Ländereyen ausgeſogen, „wieder fortziehen, ſehr geringer Nutzen zu ſchöpfen.“ Journal von und für Teutſchland 1790. Stück 6. pag. 534.

nicht wie jene tändelnde Schmetterlinge Weyhrauch ſtreuen konnte, und ohne Ziererey ſagte, wie ihm ums Herz war. Wer alſo dem weiblichen Geſchlechte gefallen wollte, — und wer hat das von jeher nicht gewollt? — mußte ſich nach jenen Schmeichlern bilden.

Schaarenweiſe reiſten daher Teutſchlands edelſte Söhne nach Paris, verſchwendeten dort Geld und Kräfte, und kamen mit zerrütteter Geſundheit und Sittlichkeit wieder zurück. Dafür hatten ſie aber auch artige Zweydeutigkeiten ſagen, artige Ungezogenheiten begehen gelernt; und Geſundheit und Sittlichkeit waren ja bloße Kleinigkeiten gegen dieſen Anſtrich von Artigkeit und Franzöſiſcher aiſance — und Teutſchland ſchickte immer neue Schüler nach Frankreich.

Auch glaubten die teutſchen Damen nicht beſſer für die Erziehung ihrer Töchter ſorgen zu können, als wenn ſie ihnen Franzöſinnen zu Gouvernanten gäben. Auch hier fand ſich Rath; denn eine Menge Franzöſinnen ließen ſich leicht erbitten, nach Teutſchland zu kommen; und hier betäubten ſie bey ihren Zöglingen jedes reine Naturgefühl, und flößten ihnen den Geſchmack des Geſuchten und Gezierten ein, den unglücklichen Geſchmack, in kindiſchen Kleinigkeiten groß zu ſeyn.

An allen teutſchen Höfen, in allen großen Häuſern plauderte und zierte man ſich nun Franzöſiſch.

zösisch. Da gab es keinen warmen teutschen Händedruck mehr; an seine Stelle trat eine kalte französische Umarmung, und statt des herzlichen Willkommens betäubte man sich mit einer Menge Worte, wobey man nichts dachte. Falschheit verkleisterte man mit Freundschaftsversicherungen; man heuchelte schöne Gesinnungen, und handelte schlecht; man versprach heilig, und vergaß in der folgenden Minute, was man versprochen hatte. Ein Meineyd war kein Verbrechen mehr, sondern nur eine Redensart; Tändeley, Unsinn, Spott über Sittlichkeit und Tugend, Ungezogenheiten und Laster mit Leichtsinn begangen, hieß guter Ton, und ein beständiger Wechsel von den zweckloseſten Frisuren, Aufsätzen und Kleidertrachten war Mode. Putz, Nippes, Möbels und tausend andre entbehrliche Dinge wurden schreyendere Bedürfnisse, als die Bedürfnisse des Lebens selbst; ja, in einer gewissen Residenz hatten oft die Bäcker kein Brod; aber Haarpuder war zentnerweise in allen Krämen zu finden.

Teutschland, das allein dem Schwerdte jener Weltbezwinger, dem Schwerdte der Römer getrotzt hatte, das unüberwindliche Teutschland, das nie das Joch eines Siegers trug — schmiegte sich unter das Zepter französischer Putzmacherinnen, und befolgte ängstlich die Gesetze, die sie ihm durch herausgesendete Puppen vorschrieben. Um Pariser Thorheiten nach Teutschland zu verpflanzen, wanderten

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

[Olivia's Garten.]

Ein witziger Wett-Kampf zwiſchen Viola und dem Narren.

Zweyte Scene.

Sir Tobias mit ſeinem Freund, zu den Vorigen: Bald darauf auch Olivia und Maria.

Dritte Scene.

Olivia und Viola allein.

Olivia.

Gebt mir eure Hand, mein Herr.

Viola.

Mit meinen unterthänigſten Dienſten, Gnädige Frau.

Olivia.

Wie iſt euer Name?

derten Millionen teutſchen Geldes durch die Hände der Galanteriekrämer und Modehändler nach Frankreich, und kummervoll ſeufzten Männer und Väter erwachſener Töchter, wenn ſie den Hausfrieden durch unaufhörliche Plünderungen ihrer Kaſſen erkaufen mußten.

Bey ehelichen Verbindungen war wechſelſeitige Neigung gerade das Wenigſte, worauf es ankam. Diejenigen Mädchen wurden nur geſucht, deren Väter glückliche Geitzige geweſen waren; diejenigen Männer nur gewählt, die Prunk und Schulden zu machen verſtanden. Daher entſtanden eine Menge unglücklicher Ehen voller Vorwürfe und Mißhelligkeiten, und mancher rechtſchaffene Mann trug billiges Bedenken, Hausvater zu werden; denn er ſah voraus, daß er das an die Flittermoden einer Frau wenden müßte, wovon er die künftigen Kinder ernähren könnte; und ſo hatte manches zärtliche Herz das Schickſal, ſein Leben ungeliebt zu verhauchen.

Nun kam noch das Schlimmſte: die teutſchen Damen konnten ſich hinfort nicht mehr mit ihren Mutterpflichten befaſſen. Denn die Dame von Ton, die tief in die Nacht hinein beym grand-ſouper und Spieltiſche geſeſſen hatte, konnte ſich erſt gegen Mittag aus ihrem Bette erheben, und die wenigen Vormittagsſtunden raubte die Toilette, der Toiletten-Beſuch galanter Müßiggänger, die kritiſche Auswahl des Putzes und der Anzug.

Kaum blieb ihr vor Tiſche noch ſo viel Zeit übrig, daß ſie in einem Moderoman blättern konnte. Nach der Tafel wurden, wenn die Dame keine Vapeurs hatte, Beſuche gegeben oder angenommen, oder ſonſt eine Luſtparthie gemacht. Jetzt kam die Zeit in die Komödie zu fahren, wo man ſah und ſich ſehen ließ, und aus der Komödie gieng es wieder zum grand- oder petit-ſouper, und dann wieder an den Spieltiſch.

So vertändelte und vertaumelte die Dame von Ton ihre Tage und Jahre, ſo war ſie beſchäftigt, ohne das Mindeſte zu thun. Wie war es nun möglich, daß ſie bey ſo vielen Mode- und Etikettenangelegenheiten ſich ihren Mutterpflichten unterziehen konnte? Und welche hätte nicht nach dem ſchmeichelhaften Namen einer Dame von Ton ringen ſollen? Selbſt diejenigen teutſchen Frauen, die Gefühl für häusliches Glück hatten, wurden mit dem Strom fortgeriſſen, und mußten, um ſich dem Spotte ihrer Schweſtern nicht auszuſetzen, ſich in dieſen ſogenannten guten Ton herabſtimmen; denn äuſſerſt lächerlich würden ſie ſich gemacht haben, wenn ſie, wie ihre Aeltermütter, ihre Kinder ſelbſt hätten ſäugen und pflegen wollen.

Hieraus entſtand ein neues Bedürfniß. Die Mütter, die ihre Kinder um die ihnen ſchuldige Mutterpflege betrügen wollten, mußten Ammen für ſie haben. Die Stelle einer Amme hatte gewiſſe

wiſſe Bequemlichkeiten. Dieſe Bequemlichkeiten reizten die Mädchen niedrer Stände, nicht ſo ſtreng als ſonſt auf ihre Ehre zu halten; ſie ſcheuten ſich nicht mehr ſo ängſtlich, in Unehren Mütter zu werden, weil es ihnen nicht fehlen konnte, bey irgend einem vornehmen Kinde eine Art von Mutter vorzuſtellen. Und ſo verlohr ſich einer Seits die Unſchuld der Sitten ſogar aus den Hütten der Landleute; und andrer Seits ward die erſte und wichtigſte Erziehung derjenigen Menſchen-Klaſſe, die einſt den Ton angab, und der die niedern Stände, ſo gut ſie konnten, nachzuahmen ſuchten, das Geſchäfte geſchändeter Dirnen.

Unfehlbar mußte unter ſolchen Händen dieſe erſte und wichtigſte Erziehung verunglücken; und je mehr es ſolchen unglücklichen Zöglingen unnatürlicher Mütter, wenn ſie heranwuchſen, an innerm Werthe gebrach, deſto mehr ſuchten ſie ihre Würde in äußerlichem Prunke. Der eingebildeten Bedürfniſſe wurden immer mehrere; immerfort wurde Geld gemünzt, und immerfort klagte man über Geldmangel. Um den üppigen Aufwand zu beſtreiten, mußten die höheren Stände die niederen ausſaugen; Bedrückungen, Betrug und Ränke nahmen in Teutſchland immer mehr überhand, und die alte teutſche Redlichkeit verlohr ſich.

IV.

Nachrichten von Antonio Genovèſi,

einem Neapolitaniſchen Filoſofen. *)

Die Menſchen, welche durch Schriften und Lehren ihr Vaterland aufgeklärt, und die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts unter irgend einem Himmelsſtrich beträchtlich vermehrt haben, verdienen allgemein bekannt und verewigt zu werden. Man müßte ſehr klein denken, wenn man nur für die Verehrung ſeiner wohlthätigen Landesleute ein Gefühl hätte; man müßte vor jedem fremden Verdienſte Herz und Sinn verſchloſſen haben; man müßte nicht wiſſen, daß die Aufklärung, deren ſich eine Nazion rühmen kann, aus einer mehr oder weniger fremden Lichtmaſſe beſteht. Die Schriften der Filoſofen ſind das Eigenthum aller Nazionen; denn ſie ſind das einzige Mittel, die Gränzen der Wiſſenſchaften zu erweitern, und die durch Unwiſſenheit und Barbarey getrennten Nazionen einander zu nähern, und zu verbrüdern. Ich würde mir nicht wenig darauf einbilden, wenn ich bey Ermangelung eigener Kräfte, das Wohl der

*) Aus des Herrn Galanti Elogio Storico, Firenze 1789. 8vo.

der Menſchheit durch gemeinnützige Erfindungen zu befördern, mir bewußt wäre, wohlverdiente Männer auf eine würdige Art allgemein bekannt gemacht zu haben. Ich möchte ein Pindarus ſeyn, ſie mit unvergeßlichen Liedern zu beſingen, ein Praxiteles, ſie für die ſpäteſte Nachwelt in unzerſtörbarem Marmor zu bilden!

Unter den Gelehrten die ſich in Italien um die Aufklärung ihres Vaterlandes ein vorzügliches Verdienſt erworben haben, behauptet Anton Genoveſi eine glänzende Stelle. Er kam im Jahr 1712 in einem Städtchen des Salernitaniſchen Gebietes, Nahmens Caſtiglione, von mittelmäßig begüterten Aeltern zur Welt. Weil in Italien kein Stand iſt, worin man leichter zu den erhabenen Stufen des Glücks gelangen kann, als der geiſtliche: ſo beſtimmte ihn ſein Vater von der zarteſten Jugend an zu demſelben, und ließ ihn in der lateiniſchen Sprache und in der peripatetiſchen Filoſofie, welche damals noch in allen Schulen herrſchte, unterrichten. Schon im 16 Jahre ſeines Alters hatte er eine ſolche Fertigkeit im Diſputieren erlangt, daß er die ſpitzfündigſten Dialektiker in den Klöſtern ſeiner Geburtsſtadt in die Enge zu treiben im Stande war, ob er gleich von den Gegenſtänden, wovon er diſputierte, und von den gewöhnlichen Kunſtwörtern, womit er ſeine Gegner feſſelte, ſich eben ſo wenig, als dieſe, einen deutlichen Begriff machen konnte. Sein

Scharfſinn und kühner Muth, an allem, was ihm ſinnlos ſchien, zu zweifeln, erweckte frühzeitig in ihm einen Verdacht wider eine ſogenannte Filoſofie, die ihn in einem finſtern Abgrund herum führte, und eine brennende Sehnſucht nach einem Lichtſtrahl, der ihn auf den Weg überzeugender Wahrheiten leitete. Sein Verdacht wider die zankſüchtige und leere Schulweisheit verwandelte ſich endlich in einen unüberwindlichen Eckel durch die Leſung einiger wohlgeſchriebenen Romane, welche in ihm einen unerſättlichen Durſt nach der Geſchichte, der wahren Lehrerin des menſchlichen Lebens, anfachte. Q. Kurtius war ſein erſtes Geſchichtbuch, oder vielmehr das Mittelding zwiſchen einem Roman und Geſchichtbuche, welches ihn nach der wahren Geſchichte lüſtern machte. Hierauf ſchritt er glücklicher Weiſe zu Plutarchs Lebensbeſchreibungen, welche unter allen Geſchichtbüchern das ſchicklichſte ſind, einen zwiſchen Wahrheit und Irrthum ſchwankenden Jüngling auf den rechten Weg zu führen.

Jedoch würde er es weder in der Geſchichte, noch in andern Wiſſenſchaften ſehr weit gebracht haben, wenn es ſein Vater nicht für nöthig erachtet hätte, ihn plötzlich von ſeinem Geburtsorte zu entfernen, wo ihn eine unzeitige Liebe, die er zu einem ſchönen Bauermädchen trug, von ſeiner Beſtimmung ableiten konnte. Er brachte ihn ſelbſt nach Buccino zu einem Anverwandten, und übergab

gab ihn der Führung und Lehre eines Weltgeiſtlichen, Nahmens Abbamonte, welcher nicht nur eine tief gegründete Kenntniß der Theologie und der Jurisprudenz beſaß, ſondern auch in den klaſſiſchen Schriftſtellern der griechiſchen und lateiniſchen Litteratur trefflich bewandert war. Seine Fortſchritte in dieſen Fächern, beſonders in den geiſtlichen und weltlichen Rechten, und in den ſchönen Wiſſenſchaften, erregten eine allgemeine Bewunderung. Die Liebe zu ſeinem Mädchen, und das Verlangen ſich einſt mit ihr zu verehlichen, ſpornte ihn an, ſeinen Fleiß zu verdoppeln. Er genoß aber keine volle zwey Jahre des Unterrichts ſeines ſchätzbaren Lehrers. Das Schickſal ſchien in ihm alle die Beſchäftigungen und Triebe, welche ihn vom geiſtlichen Stande abhalten konnten, zu verfolgen. In ſeinen Erhohlungsſtunden ſchrieb er Luſtſpiele, und ſpielte ſelbſt einige Rollen auf einem Privat-Theater. Der Erzbiſchof von Conza erfuhr es, und beſtrafte ihn mit dem Kirchenbann. 1) Zu gleicher Zeit vernahm er, daß ſich ſeine Geliebte durch das Betreiben ſeines Vaters verehliget hatte. Dieſer ſchmerzliche Vorfall beſtimmte ihn endlich, ſich unveränderlich dem eheloſen geiſtlichen Stande zu widmen, und ſich zu Sa-

1) Er war durch die ſogenannten *Ordines minores* (*qui non impediunt ſeptem uxores*) zum geiſtlichen Stande eingeweihet, und der Ort ſeines Aufenthaltes liegt im Kirchſprengel von Conza.

Salerno 2) zum Subdiakonat examiniren zu laſſen. In dieſer Prüfung bewies er nicht nur eine gründliche Kenntniß in der Theologie und in den kanoniſchen Rechten, ſondern auch eine ſolche Stärke in der lateiniſchen Beredſamkeit, daß der Erzbiſchof, welcher gegenwärtig war, ganz für ihn eingenommen wurde, und ihn als Lehrer der Rhetorik in ſein Seminarium aufnahm. Er würde ihn auch weiter befördert haben, wäre er ihm nicht allzufrüh durch den Tod entriſſen worden. Doch ſammelte er ſich hier theils durch den Umgang mit dem daſigen Vice-Rektor Carlo Doti, welcher die gelehrten Sprachen in einem hohen Grad der Vollkommenheit beſaß, theils durch unermüdetes Leſen und Meditiren, einen Reichthum von Kenntniſſen, welcher nachher ſehr viel zu ſeinem ausgebreiteten Ruhm beytrug.

Nach dem Tode des Erzbiſchofs von Salerno, ſeines Gönners, welcher ihn im Jahr 1736 zum Prieſter geweihet hatte, verließ er in dem darauf folgenden Jahre das Seminarium zu Salerno, und begab ſich nach Neapel, um die daſelbſt ſehr einträgliche Advokatur zu treiben. Allein ſeine Neigung zum einſamen und ſtillen Meditiren vertrug ſich nicht mit den rauſchenden Geſchäften der Gerichtshöfe. Er faßte den Entſchluß, ſich der Filoſofie zu widmen, weil er hofte, durch Hülfe der

2) Seine Vaterſtadt liegt im Kirchſprengel von Salerno.

der daſigen Bibliotheken und Lehrer der Univerſität ſich einen neuen und ſichern Weg zur Wahrheit zu öffnen. Er fand ſich aber, was die öffentlichen Lehrer betrift, in ſeiner Hoffnung betrogen. Die ſinnloſe Filoſofie, welche ihm in ſeinem Geburtsorte beygebracht wurde, herrſchte auch hier noch in den öffentlichen Schulen. Es fehlte zwar damals in Italien und ſelbſt zu Neapel nicht an Nachfolgern des Galilei, Viviani, Torricelli, Borelli, Manfredi und anderer großen Männer, welche die Filoſofie auf das Studium der Natur gründeten; ſie wurden aber von den Predigern der Unwiſſenheit, des Aberglaubens, und der alten Vorurtheile, die noch immer im Beſitz der Schulen waren, überſchrieen, und bewcinten insgeheim die Uebermacht der alten Irrthümer. Das harte Schickſal des Galilei und des Giannone, welche ſich erkühnt hatten dieſelben öffentlich zu beſtreiten, diente jederman zur Warnung.

So von der Liebe der Wahrheit begeiſterte Männer, welche ihr Vaterland von verderblichen Vorurtheilen befreyen, verdienen als Urheber glücklicher Epochen in der Geſchichte der Menſchheit unſere ganze Hochachtung und Aufmerkſamkeit. Sie ſind ſeltene Geſchenke des Himmels, weil es ſich ſelten ereignet, daß die dazu erforderlichen Gaben ſich in Einem Menſchen vereinen. Genoveſi ſchien hierzu beſtimmt zu ſeyn. Die Natur hatte ihn mit einem unerſchütterlichen Muthe, mit

mit auſſerordentlicher Vaterlandsliebe, mit durchdringendem Scharfſinn, mit unüberwindlichem Triebe zur Wahrheit, mit ſeltener Deutlichkeit und reizender Anmuth im Vortrage, und was zur mündlichen Uebertredung ſehr viel beyträgt, mit einnehmender Geſtalt und anſehnlicher Größe begabt. Nachdem er ſich zwey Jahr zu Neapel durch Meditiren und Leſen der Schriften alter und neuer Filoſofen dazu vorbereitet hatte, erhielt er durch die dringende Empfehlung des Marcello Cuſano, öffentlichen Lehrers der Rechtsgelehrſamkeit und nachmaligen Erzbiſchofs zu Palermo, und des Herrn Galiani, königlichen Oberhofkapellans und Erzbiſchofs zu Taranto, die Stelle eines auſſerordentlichen Profeſſors der Metafyſik. Dieſer letztere war ein in der Mathematik und in der neuen Filoſofie treflich geübter Mann. Als Oberhofkapellan hatte er die Aufſicht über die Univerſität, deren Verbeſſerung ihm ſehr am Herzen lag. Genoveſi hatte einen Plan zu einer ganz neuen Ethik entworfen, durch deſſen Gründlichkeit Galiani von dem großen Talent des Erfinders überzeugt wurde. Er glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher im Stande wäre, die Filoſofie von den Schlacken des Unſinns zu reinigen.

Genoveſi öffnete ſein Kollegium im November des Jahrs 1741. Seine Ueberlegenheit fiel ſogleich jederman in die Augen. Die Deutlichkeit und Anmuth ſeines Vortrags erwarb ihm einen

ganz

Viola.

Cäsario iſt euers Dieners Name, ſchöne Princeſſin.

Olivia.

Meines Dieners, mein Herr? Die Welt hat ihre beſte Anmuth verlohren, ſeitdem man erdichtete Geſinnungen Complimente nennt: Ihr ſeyd des Herzogs Orſino Diener, junger Menſch --

Viola.

Und alſo der eurige, Gnädige Frau. Der Diener euers Dieners, muß nothwendig auch euer Diener ſeyn.

Olivia.

An ihn denk' ich nun gar nicht; ich wollte ſeine Gedanken wären lieber gar leer als mit mir angefüllt.

Viola.

Gnädige Frau, ich komme in der Abſicht, eure ſchönen Gedanken zu ſeinem Vortheil zu wenden.

Olivia.

O, mit eurer Erlaubniß, ich bitte euch -- Ich ſagk' euch ja, ihr möchtet mir nichts mehr von ihm ſagen. Ihr könntet eine andre Sayte rühren, wo ich euch lieber hören wollte als Muſik aus dem Himmel.

Viola.

Gnädige Frau --

ganz ungewöhnlichen Zulauf von Schülern. Er machte mit der Lehre der Ontologie den Anfang, und dictierte ſie in der damals üblichen lateiniſchen Sprache, und nach Wolfs Beyſpiel in geometriſcher Lehrart, ſeinen Schülern bis ins Jahr 1743, da er ſie drucken ließ, in die Feder. Der allgemeine Grundſatz, worauf er ſeine ganze Filoſofie baute, war dieſer: daß alles, was keine Beziehung auf die menſchliche Wohlfahrt hat, und wovon die Vernunft keinen Grund angeben kann, aus allen Fächern der Filoſofie verwieſen werden müſſe. Den größten Theil der peripatetiſchen Ontologie hielt er für unnütze Grübeley. In der Lehre von dem Weſen der Materie und der Ausdehnung, von der Natur des Raums, der Bewegung, der Ewigkeit, und dergleichen, bekannte er aufrichtig ſeine Unwiſſenheit, und behauptete, daß noch kein Filoſof ſie ergründet habe; ſinnloſe Wörter ſeyen in die Stelle der Sachen untergeſchoben worden, welche, wie der große Baco ſich ausdrückt, für die menſchliche Wohlfahrt eben ſo unfruchtbar ſind, als die Nonnen für das geſellige Leben. Eine ſolche Metafyſik, welche die menſchliche Vernunft auf den geraden und einfachen Weg der Wahrheit zurückführte, mußte nothwendiger Weiſe die Sklaven des alten Reichs der Finſterniß, welche Vernunft und Unglauben für eins hielten, wider den Verfaſſer empören. Kaum war der erſte Theil ſeiner Metafyſik ans Licht getreten, als ſie von allen Seiten her auf ihn losſtürmten.

Sie

Sie fanden auf jedem Blatte Spuren und Beweiſe des Skeptiziſmus und Unglaubens. Man legte ihm zur Laſt, daß er in der Filoſofie alles menſchliche Anſehen verwerfe; daß er in Italien der Freyheit zu denken Thür und Thor öffnete; daß er die Schriften des Galilei, des Grotius und Newton empfähle. Der Erzbiſchof und Kardinal Spinelli, ſein ärgſter Feind, ſetzte durch ſeine Emiſſarien Himmel und Hölle in Bewegung wider ihn, und ſuchte das Buch zu unterdrücken, weil der Verfaſſer auſſer den gefährlichen Lehrſätzen, die darin enthalten ſeyn ſollten, die Cenſur eines von ihm beſtellten Ignoranten verachtet, und ſich mit der Approbazion des königlichen Cenſors Orlandi, Profeſſors der Experimentalfyſik, begnügt hatte. Er entgieng dem gefährlichen Ungewitter, welches ſich über ſein Haupt zuſammengezogen hatte, durch die Vermittelung ſeines mächtigen Gönners Galiani, welcher durch ſein Anſehen bey dem königlichen Hofe, und durch die Stärke ſeiner Vorſtellungen den Erzbiſchof Spinelli endlich bewog, ſich zu befriedigen, wenn der Verfaſſer in einem an ihn gerichteten Supplement einige Stellen ſeines Werks erläuterte, und die Einwürfe der Skeptiker, die er nicht aufgelöſt zu haben beſchuldiget wurde, mit ſtärkern Gründen beſtritte.

Indeß daß Genoveſi, wie ein Fels unter ſtürmenden Fluthen, unbeweglich ſeinen Grundſätzen treu verblieb, genoß er das Vergnügen, daß ſein

ſein Werk von allen wahrhaft gelehrten Politikern, beſonders von dem großen Filoſofen und Mathematiker Antonio Conti zu Venedig, bewundert und öffentlich geprieſen wurde, und daß viele wohldenkende Perſonen von hohem Stande ſich um die nähere Bekanntſchaft eines Mannes bewarben, welcher ſich mit unerſchüttertem Muthe über die Verfolgungen ganzer Legionen der gefährlichſten Inſekten hinwegſetzte. Unter dieſen waren der Staatsminiſter Fraggiani, der Fiſkal der königlichen Kammer, Sarno, in deſſen Hauſe die aufgeklärteſten Perſonen der Hauptſtadt ſich wöchentlich zweymahl verſammelten, und der Marcheſe Montalegre, erſter Sekretär des Königs und Staatsrath, durch deſſen Empfehlung er vom Könige den Auftrag erhielt, ſeine Bibliothek, die er nach Spanien ſenden wollte, zu ordnen. Galiani, der Direktor der Neapolitaniſchen Univerſität, freute ſich im innerſten ſeiner Seele, ein ſo großes Licht in ſeinem Vaterland angezündet zu haben, und war auf nichts mehr bedacht, als dem erhabenen Genie des Genoveſi alle mögliche Gelegenheit zu verſchaffen, die Aufklärung ſeiner Nazion zu erweitern. Er bewog den König, ihm die erledigte Stelle eines Lehrers der Ethik zu ertheilen, und eröffnete ihm ein neues Feld, die Unwiſſenheit und Vorurtheile der Schulen zu bekämpfen.

Genoveſi lehrte dieſe Wiſſenſchaft nach einem in den Neapolitaniſchen Schulen ganz unbekann-

ten Plan. Er leitete die Pflichten aus analytiſchen Betrachtungen des Menſchen ab, und ſetzte die Glückſeligkeit deſſelben zum einzigen Ziel der filoſofiſchen Sittenlehre. Was hierher nicht führet, was in der Natur des Menſchen ſeinen Grund nicht hat, verbannte er aus dieſer Wiſſenſchaft. Er unterwebte ſeine Vorleſungen mit der Geſchichte der menſchlichen Leidenſchaften, und beſeelte ſie mit einer ihm ganz eigenen Anmuth und Lebhaftigkeit im Vortrage. Der Zulauf ſeiner Zuhörer wuchs mit jedem Tage. Auch gelehrte Männer und vornehme Standesperſonen, einheimiſche und fremde, beſuchten ſeine Vorleſungen, und ſein Gönner, der Erzbiſchof Galiani, verſäumte ſie ſelten. *)

Man hatte damals in Italien unzählige Schulbücher der Vernunftlehre; aber keins derſelben lehrte die Wiſſenſchaft, über jeden Gegenſtand vernünftig zu denken und zu urtheilen. Alle Dialektiken waren über einerley Leiſten geſchlagen, und mehr dahin gerichtet, der Jugend den zänkiſchen Geiſt der Scholaſtiker einzuflößen, als den Verſtand zur Unterſuchung, Beurtheilung und Anordnung der Wahrheit zu führen. Dieſes letztere wählte Genoveſi zum Hauptgegenſtand ſeiner Vernunftlehre, die er in ſeinen Privatvorleſungen

gen

*) Sie wurden im Jahr 1752 unter dem Titel: *Diſciplinarum Metaphyſicarum pars quarta, ſive de principiis legis naturalis*, zum Druck befördert.

gen dictierte, und im Jahr 1745 unter dem Titel: Elementorum artis Logico-criticae Libri quinque, ans Licht ſtellte. Im erſten Theile unterſucht der Verfaſſer die Quellen der Unwiſſenheit und der Vorurtheile, wodurch die menſchliche Vernunft in der Erkenntniß und Beurtheilung der Wahrheit irregeführt wird. Im zweyten Theil zeiget er die Wege und die Weiſe, wodurch und wie wir die erſten Ideen der Dinge erlangen, erklärt die Natur und die Verſchiedenheit derſelben, entwirft eine allgemeine Ueberſicht der Gegenſtände menſchlicher Kenntniſſe, und handelt endlich von dem Gebrauch und Mißbrauch der Sprache und der Wörter, wodurch ein Menſch dem andern ſeine Gedanken und Urtheile mittheilt. Im dritten Theil unterſuchet er die Merkmale der Wahrheit unſerer Ideen und Urtheile, die verſchiedenen Stufen der Gewißheit und Zuverläßigkeit derſelben, und wie wir uns der äußern Sinne, der menſchlichen Zeugniſſe, und der Hülfe der Bücher zur Vermehrung und Erweiterung unſerer Kenntniſſe bedienen müſſen. In den zwey letzten Theilen werden die Geſetze der Vernunftſchlüſſe und der Anordnung unſerer Gedanken entwickelt.

Eine ſolche Vernunftlehre in einer öffentlichen Schule Italiens war eine ſehr glückliche Erſcheinung. Sie gab der ſtudierenden Jugend den Schlüſſel zur Wahrheit in die Hände, und bereitete dem Verfaſſer den Weg, den zweyten und

dritten Theil seiner Metafysik, worin er von der Seelenlehre und natürlichen Theologie handelt, vortheilhafter ans Licht zu stellen. Dieses geschah in den Jahren 1747 und 1751, ohne daß es seine Feinde wagten, öffentlich wider ihn aufzutreten. Der erste Theil dieses Werks und seine Vernunftslehre hatten bey allen Liebhabern der Wahrheit in ganz Italien, besonders bey Benedict XIV, so großen Beyfall gefunden, daß er von diesem bescheidenen und einsichtsvollen Pabst die Erlaubniß erhielt, den zweyten Theil ihm zu widmen. In beyden Theilen blieb er seinem Plan getreu, alle unnütze Fragen der Scholastiker zu übergehen, und sich nur auf solche einzuschränken, welche auf die Verbesserung und natürliche Wohlfahrt des Menschen eine Beziehung haben, und demselben die Pflichten entwickeln, die ihn zum Ziel seiner Existenz führen. Gleichwie der Mensch, sagt er, von Gott nichts als Thätigkeit und wohlthätige Handlungen erkennt, also muß er sich jederzeit thätig und nutzbar in dem geselligen Leben beweisen. Die Seelenkräfte, und selbst die körperliche Bildung, und die Bedürfnisse desselben beweisen dieses. Hierin setzt der Verfasser das Hauptwesen der Religion. Ihr Menschen, die ihr die wahre Religion suchet, liebt euern Nächsten, seyd wohlthätig und gerecht, und ihr seyd die wahren Gottesverehrer. Alles was sich hiermit und mit den Gesetzen der Natur, welche die Sprache des göttlichen Willens sind, nicht verträgt, ist Betrug

und

und Tyranney. Im Grunde iſt dies der Geiſt, welcher ſeine natürliche Theologie beſeelt; und wo er ſich nicht ausdrücklich zu Tage legt, hüllt er ſich mit vorſichtiger Klugheit in allgemeine Sätze ein.

Der nehmliche Geiſt der Liebe, der Wahrheit, der geſelligen Verträglichkeit und Wohlfahrt herrſchte auch in der chriſtlichen Theologie, welche er unter dem Titel: *Omnigenae Theologiae elementa hiſtorico-critico-dogmatica*, in ſeinen Privat-Collegien lehrte, und in 7 Bücher eintheilte. Das erſte handelte *de Theologiae principiis*, das zweyte *de natura Dei*, das dritte *de univerſitatis rerum creatione*, das vierte *de univerſi regimine*, das fünfte *de religione et ſuperſtitione*, das ſechſte *de mediis quibus religio obtinetur et ſervatur*, das ſiebente *de altera vita et regno Dei*. Dieſe Theologie hatte er zum größten Vortheil der zum geiſtlichen Stande beſtimmten Jugend 10 Jahr ſeinen Schülern diktiert, als im Jahr 1748 bey Erledigung des öffentlichen Lehrſtuhls der Theologie ein unglücklicher Dämon ihm den Gedanken eingab, nach dieſem Lehramte, welches am Ende zur biſchöflichen Würde führt, zu ſtreben. Unter den vielen Konkurrenten war der Abt Molinari, auſſerordentlicher Lehrer der kanoniſchen Rechte auf der Univerſität zu Neapel, welcher ſich damahls zu Rom befand. Genoveſi war allen Mitwerbern ſo weit an Verdienſt und Ruhm überlegen, und der König ſo

ſehr für ihn eingenommen, daß niemand an ſeiner Beförderung zu dieſer einträglichen Stelle zweifelte. Allein Molinari ſetzte zu Rom alles in Bewegung, ſich einen ſo ſtarken Rivalen von der Seite zu ſchaffen. Er legte dem Pabſt vierzehn ketzeriſche Sätze vor, welche er aus der ungedruckten Theologie des Genoveſi gezogen zu haben vorgab. Das Verzeichniß derſelben wurde durch den Kardinal Valenti Gonzaga, päbſtlichen Staatsſekretär, an den König überſendet, und machte einen ſo häßlichen Eindruck auf das Gemüth deſſelben und ſeines Hofes, daß Genoveſi in Gefahr war, in Verhaft genommen zu werden. Die Pfaffen, und ſogar einige der öffentlichen Lehrer der Univerſität, welchen die allzugroße Ueberlegenheit des Genoveſi ein Dorn im Auge war, und ſein Erzfeind, der Erzbiſchof Spinelli, vereinten ihre Kräfte, ins Feuer zu blaſen, und ihn ins äußerſte Verderben zu ſtürzen. Sie ſtreuten nicht nur ſelbſt, ſondern auch durch Legionen von Kopfhängern und Betſchweſtern, in ganz Neapel aus, Genoveſi läugne die Hölle, das Fegfeuer, die Ohrenbeichte, die Wirkſamkeit der Ablaße, und verlache die heiligſten Gebräuche der römiſchkatholiſchen Religion. Man beſchuldigte ihn der Anhänglichkeit an die Lehren des Spinoza und der Proteſtanten, deren Beweisgründe er in ihrer ganzen Stärke vorgetragen habe, ohne ſie kräftig zu widerlegen. Auſſer dem alten Groll, welchen der Kardinal Erzbiſchof Spinelli wider Genoveſi trug,

trug, hatte dieſer tückiſche Seelenhirte noch einen andern Stachel im Herzen, der ihn zum Verderben deſſelben ſpornete. Dieſer Mann, welcher unter dem Scheine der Heiligkeit und des Seelueifers eine ſchrankenloſe Herrſchſucht verbarg, hatte ſich ehedem ſo ſehr beym Könige und bey deſſen einfältigem und abergläubiſchem Staatsſekretär Marcheſe Brancone eingeſchmeichelt, daß er die Gewalt erhielt, das ſchreckliche Inquiſizionsgericht, welches die Neapolitaner zu ihrem unſterblichen Ruhm nie geduldet haben, unter einem andern Nahmen (Tribunale della ſanta fede, welches nach dem zu Neapel gewöhnlichen Rechtsgang verfahren ſollte) einzuführen. Er hatte in ſeinem Pallaſte eine von der Kirchenzucht (della diſciplina) benannte Kongregazion geſtiftet, deren Mitglieder ſich der Ohrenbeichte bedienten, die Ungläubigen und Zweifler, womit ganz Neapel angefüllt ſeyn ſollte, auszuſpähen. Alle Stände, alles Volk geriethen hierdurch in die äuſſerſte Beſtürzung, und waren auf dem Punkte ſich zu empören. Der Marcheſe Fraggiani ſtellte die Ruhe wieder her. Er formierte einen Prozeß in dem königlichen Gericht Santa Chiara wider den Kardinal Erzbiſchof, und bewies dem Könige handgreiflich, daß zwey Perſonen der Religion wegen, nicht nach dem gewöhnlichen Gang der Rechte, ſondern nach den Gebräuchen der römiſchen Inquiſizion, zu dem erzbiſchöflichen Kerker, worin ſie noch ſchmachteten, verurtheilt worden wären. Der König ver-

nichtete augenblicklich das so künstlich verlarvte Inquisizionsgericht, und verabscheute den Erzbischof, von dessen Scheinheiligkeit er sich hatte täuschen lassen. Dieser glaubte nun durch die Verketzerung des Genovesi, eines öffentlichen Lehrers, dem Könige wahrscheinlich zu machen, daß die Hauptstadt seines Königreichs von Ketzern angesteckt wäre, wie er ihm ehedem versichert hatte. Er wurde aber in seiner Erwartung betrogen. Obgleich der König durch die von hoher Hand ihm zugeschickten Beschuldigungen wider den Genovesi sehr aufgebracht war, und niemand es wagen durfte, sich seiner anzunehmen, ohne den Verdacht einiger Anhänglichkeit auf sich zu ziehen: so ließ er sich doch durch das Ansehn der Ankläger nicht so sehr blenden, daß er den Verklagten ohne weitere Untersuchung seine Ungnade empfinden ließ. Er gab einem spanischen Jesuiten, Nahmens Barba, welcher vor kurzem als Lehrer der königlichen Prinzen zu Neapel angelangt, und daher außer Verdacht der Partheilichkeit war, den Auftrag, das Manuscript des Genovesi genau zu prüfen. Von einem Jesuiten, welcher in der neuern Filosofie und in der Kritik unbewandert, und ein eifriger Anhänger der von ihm verachteten Schultheologie war, hatte Genovesi alles zu befürchten, wenn ihm nicht drey besondere Umstände zu statten gekommen wären. Die Jesuiten waren überhaupt die erklärten Feinde des Kardinal-Erzbischofs Spinelli. Der Neapolitanische

Olivia.

Mit Erlaubniß, wenn ich bitten darf: Ich ſchikte euch, nach der lezten zaubriſchen Erſcheinung, die ihr hier machtet, einen Ring nach. Es war ein Schritt, deſſen Bedeutung ihr nicht mißverſtehen konntet, und der mich vielleicht in euern Augen herabgeſezt hat. Was konntet ihr davon denken? Habt ihr deßwegen ſo nachtheilig von meiner Ehre gedacht als ein unempfindliches Herz denken kan? Einem von euerm Verſtand, iſt genug geſagt; ein Eypern, nicht ein Buſen dekt mein armes Herz. Und nun laßt hören, was ihr zu ſagen habt.

Viola.

Ich bedaure euch.

Olivia.

Das iſt eine Stuffe zur Liebe.

Viola.

Nicht allemal; wir bedauren oft ſogar unſre Feinde.

Olivia.

Wie dann, ſo iſt es Zeit wieder zu lächeln. O Welt, wie geneigt die Armen ſind ſtolz zu ſeyn! Wenn man ja zum Raube werden muß, ſo iſt es doch beſſer durch einen Löwen zu fallen als durch einen Wolf. (Die Gloke ſchlägt.) Die Gloke wirft mir vor daß ich die Zeit verderbe. Fürchtet euch nicht, guter junger Menſch, ich mache keine Anſprüche an euch; und doch wenn Verſtand und Jugend

ſche Provinzial der Jeſuiten, P. Coppola, war ein vertrauter Freund des Genoveſi, und er hatte in ſeiner Theologie dem Jeſuitiſchen Syſtem von der Gnade Gottes das Wort geſprochen, weil es ſich mehr mit Gottes Güte und Sanftmuth vertrüge. Hierzu kam noch, daß Genoveſi die von ſeinem Gegner ihm angedichteten Sätze widerlegte, und theils hierdurch, theils durch die Vermittelung des Erzbiſchofs Galiani, den päbſtlichen Hof befriedigte. Galiani würde ihn auch leicht aus der Verlegenheit in Anſehung des Königs gezogen haben, wenn man ihn nicht ſelbſt als einen Anhänger des Genoveſi verdächtig gemacht hätte.

Die Zenſur des P. Barba fiel günſtiger für ihn aus, als er erwartete. Er ſprach ſeine Schriften von allem Verdacht des Unglaubens und der Ketzerey los, und hielt ſie für werth gedruckt zu werden, wenn die darin enthaltenen Widerlegungen ketzeriſcher Meynungen, die ihm allzu ſchwach und kurz vorkämen, verſtärkt und erweitert würden. Demungeachtet wurde ihm von Seiten des Königs durch den Staatsſekretär Brancone befohlen, von der Lehre der Theologie und von dem fernern Anſuchen um das erledigte Lehramt derſelben, welches jedoch keinem ſeiner bisherigen Mitwerber ertheilt werden ſollte, abzuſtehen. Uebrigens verlangte der König, daß ſeine Theologie mit den gewünſchten Verbeſſerungen im Druck erſchiene.

Dieſe unerwartete Entſchließung des Königs war das Werk ſeines wohlmeinenden Freundes, des Erzbiſchofs Galiani, welcher wohl einſah, daß Genoveſi als Lehrer der Theologie in Italien früher oder ſpäter ein Opfer ſeines unerſchütterlichen Eifers für die Wahrheit werden würde. Er würde ſich auch noch viele Verdrießlichkeiten erſpart haben, wenn er das Vorhaben, ſeine Theologie gedruckt zu ſehen, ſogleich aufgegeben hätte. Allein er hielt dieſes für das beſte Mittel ſeine Feinde zu beſchämen. Der Kardinal Erzbiſchof Spinelli, welchen er darum begrüßte, ermunterte ihn dazu, und verſprach ihm alle Willfährigkeit in der Zenſur, freute ſich aber insgeheim, ihn in die Falle zu locken. Genoveſi überreichte ihm ſein Manuſcript, und er übergab es der Zenſur eines unter dem Pöbel ſehr angeſehenen Ignoranten, Nahmens Perrelli, ſeines ärgſten Feindes. Genoveſi ſuchte dieſen tückiſchen Streich zu hintertreiben, konnte aber nichts anders bewirken, als daß die lange Reihe ketzeriſcher und gefährlicher Lehrſätze, welche der feindſelige Zenſor darin entdeckt haben wollte, von einer Verſammlung von acht Theologen, wovon man ihn wider das gegebene Verſprechen ausſchloß, unterſucht würde. Der heuchleriſche Erzbiſchof rühmte ſich noch einer ganz beſondern Schonung gegen ihn, daß er die vielen gefährlichen Lehren ſeines Manuſkripts auf zehen herabgeſetzt hätte. Neapel erſcholl aufs neue von häßlichen Verläumdungen gegen Genoveſi.

veſi. Seine Vertheidigung, die er in theils gedruckten und theils ungedruckten Briefen heraus gab, war zwar kräftig genug ihn zu rechtfertigen, aber bey weitem nicht hinreichend, ihm die vielen bittern Stunden, die ihm dieſer Handel verurſacht hatte, zu verſüßen. Nun erfolgte was ſein Freund Galiani bisher vergeblich gewünſcht hatte. Er entſchloß ſich, nicht nur von dem Druck ſeiner Theologie abzuſtehen, ſondern auch dieſer gefährlichen Wiſſenſchaft auf immer zu entſagen.

Nichts konnte dem Publiko zu größerm Vortheil gereichen, als dieſe Entſchließung. Von dieſer Zeit an, widmete ſich Genoveſi einer ganz verſchiedenen Wiſſenſchaft, die ihn für das geſellige Leben weit brauchbarer machte. Er hatte zur Zeit ſeiner Verfolgungen mit einem ſehr ſchätzbaren Mann, Nahmens Bartolomeo Intieri, einem gebohrnen Florentiner und großen Kenner der Mechanik, der Experimental-Fyſik und aller der Wiſſenſchaften, welche zur Vervollkommnung der Staatswirthſchaft gehören, eine vertraute Freundſchaft geſchloſſen. Alles Dichten und Trachten dieſes Mannes war dahin gerichtet, wie er durch irgend eine Erfindung ſeinem zweyten Vaterlande, *) zu

*) Er war ſeit vielen Jahren Oberaufſeher der Güter, welche das Florentiniſche Haus Corſini, und der Groß-Herzog von Toſkana in Campanien beſaßen. Auch errichtete er zu Neapel auf Rechnung des Florentiniſchen Hauſes

zu deſſen Bereicherung die wohlthätige Natur alles, Kunſt aber und Gewerbfleiß ſehr wenig gethan hatten, nützlich ſeyn könnte. Er erfand eine neue Art Kornbehältniſſe, und eine mit wenigen Koſten begleitete Maſchine, das Getreide zu trocknen und vor allen Inſekten zu verwahren, ohne daß daſſelbe auch das mindeſte von ſeinem Gewicht und Geſchmack verlohr. Er vervollkommte ein von Alters her zu Amalfi gewöhnliches Werkzeug, große Ballen Waaren von hohen Bergen und über tiefe Thäler gegen das Meerufer ohne viele Mühe und in der Geſchwindigkeit herabzubringen, und viele Umwege zu erſparen. Er erſann ein Mittel, die Lottozeddel mit ſo geringen Koſten zu drucken, daß das königliche Aerarium bey jeder Ziehung 4250 Thaler erſparte. Er fand in Genoveſi eine gleiche Denkart, eine gleich ſtarke Vaterlandsliebe. Es wurde ihm nicht ſchwer, ſeinen Freund zu der Art Filoſofie, welche die Staatswirthſchaft, die Quelle aller bürgerlichen Wohlfahrt, zum Gegenſtand hat, zu lenken. In wenigen Jahren las und ergründete Genoveſi alles, was in alten und neuern Zeiten gutes von der Staatsökonomie erſonnen und geſchrieben worden war. Die erſten Früchte ſeiner Nachforſchungen dieſer Art waren einige im Jahr 1753 gedruckte, und ſeinem Herzensfreund Intieri gewidmete

Hauſes Rinuccini, ein Handelskomtoir, hauptſächlich in der Abſicht, geſchickte Handelsleute zu bilden.

mete Abhandlungen über den Ackerbau, mit beygefügten Betrachtungen über das wahre Ziel der Wissenschaften, welches er in die Anwendung derselben zur Wohlfahrt des geselligen Lebens setzt.

Intieri betrachtete und liebte das Königreich Neapel wie sein wahres Vaterland, und wünschte nichts sehnlicher, als daß die wahren Reichthümer, womit die Natur dieses irrdische Paradies begabt hat, durch Industrie und Handel vermehrt würden. Er war daher schon lange mit dem Gedanken umgegangen, einen öffentlichen Lehrstuhl der Staatswirthschaft, deren Grundsätze damahls in diesem Theil Italiens wenig oder gar nicht bekannt waren, auf der Universität zu Neapel zu stiften, sobald er einen hierzu geschickten Lehrer finden würde. Genovesi schien ihm der Mann zu seyn. Er stellte dem Könige sein Verlangen in einer Bittschrift vor, und verpflichtete sich zu einem Fonds von jährlichen 300 Dukati, (350 Thalern) welche zur Besoldung des Lehrers dienen sollten, und zwar mit folgenden Bedingungen: daß ihm verstattet würde, den Abate Genovesi dazu zu ernennen; daß der Lehrer sich der italiänischen Sprache bediente, und daß nach ihm bey der Wahl eines neuen Lehrers nicht auf Stand und Empfehlung, sondern auf die Geschicklichkeit, welche durch eine strenge Prüfung der Koncurrenten erforscht werden sollte, geachtet würde. Der König willigte mit

großem

großem Vergnügen in dieſes ſo gemeinnützige Inſtitut. Genoveſi eröffnete es im Jahr 1754. mit einer Vorleſung, worin er mit männlicher Beredſamkeit bewies, was Ackerbau, Manufakturen, ausgebreiteter Handel und eine wohlgeordnete Verwaltung der Finanzen zur Wohlfahrt und Macht eines Staates vermögen. Noch nie war eine Wiſſenſchaft auf der Univerſität zu Neapel in Italiäniſcher Sprache gelehrt worden; nie hatte man ſich ſo viel wahres und nützliches verſprochen, als von dem allgemein bekannten filoſofiſchen Scharfſinn und Patriotiſmus des Genoveſi. Sein gewöhnlicher Hörſaal war für die Menge der Zuhörer aller Stände zu enge, und ob er gleich einen weit größern wählte, ſo war er doch nicht hinreichend, ſie alle zu faſſen. Sein Hauptziel war, nebſt der Lehre der Staatsökonomie, der Neapolitaniſchen Jugend die geſelligen und bürgerlichen Tugenden, und vor allen Dingen den patriotiſchen Gemeingeiſt, ohne welchen keine Nazion zur Blüthe der ihr angemeſſenen Wohlfahrt gelangen kann, einzupflanzen. Zu dieſem Ende ließ er unter ſeiner Aufſicht des Johann Cary Geſchichte des engliſchen Handels ins Italiäniſche überſetzen, und ſtellte ſie im Jahr 1757 mit vielen nützlichen Anmerkungen zu Neapel ans Licht. Die auffallende Beyſpiele des engliſchen Patriotismus, wodurch der Handel und die Schiffahrt dieſer Nazion auf die höchſte Stufe gelangt ſind, hielt er für ein wirkſames Mittel, die reichen Beſitzer

und

und Kapitaliſten ſeines Vaterlandes, welche ihre Revenüen und ſelbſt ihre Kapitalien in der Hauptſtadt zu verpraſſen gewohnt ſind, zur Nachahmung zu ermuntern.

Man hatte bis dahin in ganz Italien das Vorurtheil, die zur Staatswirthſchaft gehörigen Kenntniſſe ſeyen nichts weniger als der Gegenſtand der Filoſofie. Man ſuchte ſie nur bey erfahrnen Negozianten, und bey ſolchen Perſonen, die in der Staatsverwaltung grau geworden waren. Genoveſi bewies in ſeinen *Lezioni di Commercio e di Economia*, daß dieſe Wiſſenſchaft ſich auf die unumſtößlichen Grundſätze der Filoſofie gründe, und daß für das Wohl einer Nazion nichts gefährlicher ſey, als ein Staatsökonome, der, von alten Vorurtheilen geblendet, ſich um alles in der Welt nicht von dem gewöhnlichen Gange der Dinge entfernen würde. Dieſe wohlthätige Filoſofie nannte er die bürgerliche. In dieſen Vorleſungen erkennt er keine andere Tugend, als die ſich auf das bürgerliche Wohl beziehet; keine des geſelligen Lebens würdige Wiſſenſchaft, als die zur Beförderung deſſelben und zur Verminderung des menſchlichen Elends gerichtet iſt. Er war der Erſte, welcher ſeine Mitbürger lehrte, daß die wahre Größe und Macht eines Staats in der Bevölkerung, und der Reichthum deſſelben im Ackerbau, in Manufakturen und im Handel beſtehe; daß der Preis aller

natür-

natürlichen und künſtlichen Produkte nicht durch Geſetze, ſondern durch das geometriſche Verhältniß des Bedürfniſſes beſtimmt werde; daß die Theurung der Lebensmittel meiſtens die Wirkung der verbothnen Ausfuhr ſey; daß der Zufluß des Silbers und Goldes aus andern Welttheilen unter die Hauptquellen unſers Elends gerechnet werden müße; und andere dergleichen Wahrheiten, welche damahls in ſeinem Vaterlande theils noch als unbekannte, theils als ſeltſame Hirngeſpinſte angeſehen wurden. Es findet ſich zwar manches in dieſem Werke, welches in die Platoniſche Republik verwieſen zu werden verdient; man muß es aber ſeinem patriotiſchen Eifer für das allgemeine Wohl zu gut halten, daß ihm manches leicht auszuführen vorkömmt, was im gemeinen Leben nicht thunlich iſt.

In der Theurung des Jahres 1764. beſtätigten ſich viele wichtigen Wahrheiten der bürgerlichen Filoſofie des Genoveſi durch handgreifliche Erfahrung, und man erkannte die Unentbehrlichkeit derſelben in der Staatsverwaltung. Er ließ auch damahls des Coſimo Trinci von Piſtoja ſchönen Traktat vom Ackerbau in Neapel wieder auflegen, und begleitete ihn mit einer Abhandlung, worin er die Urſachen des Verfalls und der Geringſchätzung des Ackerbaues im Königreich Neapel entwickelte. Eine andere nicht minder wichtige Abhandlung gab er im Jahre

1765.

1765. heraus, worin er die Urſachen unterſucht, warum auch die von Natur fruchtbarſten Länder der Hungersnoth unterworfen ſeyn können. Er behauptet mit unwiderſprechlichen Gründen, daß Hunger und Bettelſtand nie aus Europa zu verbannen ſind, ſo lange die geſetzgebende Macht den ſo tief herabgewürdigten und verwahrloſeten Ackerbau, die erſte Quelle aller politiſchen Wohlfahrt und Tugend, keiner beſondern Aufmerkſamkeit und Achtung würdiget. Wie kann man, ſagt er, von Menſchen, welche mit dem Hunger, mit der Nacktheit und mit unzähligen Plackereyen zu kämpfen haben, fordern, oder auch nur hoffen, daß ſie den Geſetzen und Verträgen treu ſeyen? Wie kann man ſich in einem Ackersmann auch nur den Schatten bürgerlicher Tugend denken, wenn er mehr unter die Laſtthiere als unter die Mitglieder des Staates gerechnet wird, und keinen andern Antheil an dem allgemeinen Wohl hat, als daß er im Schweiß ſeines Angeſichts alle die übrigen Stände ernährt?

Die Fortſetzung künftig.

V.

Anzeigen.

I.

Preisaufgaben der K. T. gelehrten Gesellschaft in Mannheim.

Mannheim den 28. Brachmonat 1793.

Bey der heutigen öffentlichen Sitzung der kurfürstlichen teutschen gelehrten Gesellschaft las der kurfürstliche Rath und Bibliothekär, Herr Wigard, die älteste Geschichte des Theaters in der Pfalz; der beständige Geschäftsverweser, Herr Geh. Rath von Klein, las hierauf das ausführliche Urtheil über die Preisschriften. Die Gesellschaft setzte im verflossenen Jahre einen Preis von 25 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer beliebigen Anzahl teutscher sinnverwandten Wörter (Synonimen). Unter den zwölf eingesandten Preisschriften sind vier, welche dem Zwecke der Gesellschaft am nächsten gekommen sind; sie führen folgende Denksprüche:

1) Honos alit artes, omnesque ad Studia incenduntur gloria.
2) Wer gut spricht, spricht recht; wer falsch spricht, spricht schlecht.
3) L'esprit de justesse et de distinction est la vraie lumière qui éclaire par-tout, et dans le discours le trait qui distingue l'homme délicat de l'homme vulgaire. Girard.

bey euch zur Reiffe gekommen seyn werden, so wird eure Frau, allem Ansehen nach, einen feinen Mann haben: Hier ligt euer Weg, westwärts.

Viola.

So wünsch' ich Euer Gnaden Vergnügen und guten Humor; habt ihr mir nichts an meinen Herrn aufzugeben, Madam?

Olivia.

Warte noch; ich bitte dich, sage mir was du von mir denkst?

Viola.

Ich denke, ihr denkt ihr seyd nicht was ihr seyd.

Olivia.

Wenn ich so denke, so denk ich das nemliche von euch.

Viola.

Und so denkt ihr recht, ich bin nicht was ich bin.

Olivia.

Ich wollt' ihr wäret wie ich euch wünschte?

Viola.

Würd' ich besser seyn, Madam, als wie ich bin? Ich wollt es wäre so, denn izt bin ich euer Narr.

4) Omnia verba ſunt alicubi optima. Quint.

Dieſer lehten Abhandlung hat die Geſellſchaft den Preis zuerkannt. Der Verfaſſer iſt Hr. **Karl Gottlieb Fiſcher**, Pfarrer des königlichen groſſen Hoſpitals zu Königsberg in Preuſſen. Der Verfaſſer der Schrift: L'esprit de juſteſse et de diſtinction etc. hat ſo glänzende Vorzüge, daß die Geſellſchaft, die nur einen Preis zu vergeben hat, ihm zum Beweiſe und zum Andenken ihrer Verehrung nebſt ihren Werken die goldne Denkmünze, die auf das Regierungsjubeljahr ihres Stifters iſt geprägt worden, beſtimmt. Der Verfaſſer iſt Herr **Chriſtian Lüvinus Sander**, Sekretär der königlichen Generalwegekommiſſion in Koppenhagen. Die Schrift: **Wer gut ſpricht, ſpricht recht** ꝛc. verdient ebenfalls Ruhm durch den Beyfall der Geſellſchaft. Sie ertheilt dem Verfaſſer das Acceſſit, und überſendet ihm zum Beweiſe ihrer Achtung die geſellſchaftlichen Werke. Es iſt Hr. **Friedrich Schlüter**, der Arzneygelahrtheit Doktor in Quedlinburg.

Die Geſellſchaft ſetzt für das Jahr 1794 einen Preis von 25 Dukaten auf die beſte Bearbeitung einer **kritiſchen Geſchichte der teutſchen Schauſpieldichtkunſt**. Die Preisſchriften müſſen vor dem 1. April 1794. an den Herrn Geh. Rath von Klein, beſtändigen Geſchäftsverweſer der Geſellſchaft, mit verſchloſſenen Nahmen und einem Denkſpruche eingeſandt ſeyn.

Die Gesellschaft beschloß den 18ten Jahrgang ihrer Versammlungen mit der Herausgabe des 8ten Bandes ihrer Schriften, worin ein Theil der Gedichte ihres Geschäftsverwesers enthalten ist.

2.

Den kaiserl. privil. Reichs-Anzeiger betreffend.

Absicht und Inhalt desselben.

Dieser seit $2\frac{1}{2}$ Jahren von mir herausgegebene, und nunmehr von Sr. Kaiserl. Majestät durch ein Allergnädigstes Privilegium zu einem öffentlich autorisirten teutschen Reichs-Blatt erhobene Anzeiger, soll für die teutsche Nazion das seyn, was ein gutes Intelligenz-Blatt für eine einzelne Stadt oder Provinz seyn würde. Er ist daher vorzüglich zu solchen Aufsätzen und Anzeigen geschickt, deren Wissenschaft entweder dem ganzen teutschen Publikum überhaupt nützlich seyn kann, oder an deren Verbreitung im ganzen Publikum dem Einsender gelegen ist. Unter der Voraussetzung, daß er aller Orten gelesen werde, soll er dienen, aller Orten wissenswürdige Nachrichten bekannt zu machen, oder zu erfragen, und nützliche nur einzelnen Orten oder Personen eigene Kenntnisse, Erfindungen, Fertigkeiten und Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens und der Gewerbe aller Art, allen denen mitzutheilen, welche sie benutzen wollen.

Zur

Zur bequemern Uebersicht werden die dahin gehörigen Gegenstände unter folgende Aufschriften geordnet:

A. Teutsche Reichs-Staatssachen.

Dahin gehört alles, was die Teutsche Reichsverfassung angeht, vorzüglich zur Publizität geeignete Nachrichten von Wien, Regensburg und Wetzlar; auch öffentliche Kreis-Angelegenheiten, politische und statistische Merkwürdigkeiten einzelner teutschen Staaten, genealogische und Regiments-Veränderungen ꝛc.

B. Neue Gesetze und Verordnungen.

C. Justiz- und Polizey-Sachen.

Darunter werden begriffen: Steckbriefe, Warnungen vor verdächtigen Personen, Vorladungen Abwesender zu Erbschaften oder vor Gerichte; Ausrufungen und Nachfragen nach Vermißten und Verschwundenen; Anzeigen von todt gefundenen Personen, von gestohlnen, verlohrnen und gefundenen Sachen, von gestraften Verbrechen und belohnten guten Handlungen ꝛc.

D. Nützliche Anstalten und Vorschläge

— zur Erleichterung, Verschönerung und Veredlung des gesellschaftlichen Lebens.

E. Moralische Gegenstände

— so behandelt, daß nur schlichter Menschenverstand dazu gehört, die Aufsätze zu verstehen.

F. Naturkunde.

Neue Entdeckungen und Beobachtungen, die sich gemeinverständlich vortragen und nützlich anwenden lassen.

G. Gesundheitskunde

— für Menschen und Hausthiere — auch Hausmittel: aber keine Universalmedizin und Wunder-Arzeney.

H.

H. Land- und Hauswirthſchaft

— im ganzen Umfange.

I. Künſte, Manufakturen und Fabriken,

— ſowohl Nachrichten von deren Errichtung und Fortgang, als neue Entdeckungen und Verbeſſerungen der Werkzeuge und des Verfahrens aller Art.

K. Kauf- und Handels-Sachen,

darunter auch Münz- und Wechſelſachen, Waaren-Kunde, geſuchte oder dargebotene Anleihen ꝛc.

L. Gelehrte Sachen

— nur in ſofern ſolche den Kauf- und Verkauf von Büchern betreffen, als Ankündigungen, Auktions-Nachrichten ꝛc.

M. Dienſtgeſuche und Beförderungen.

N. Familien-Nachrichten,

— als Vermählungen, Geburten, Trauerfälle, Orts- und Amtsveränderungen.

O. Berichtigungen und Streitigkeiten,

— vorzüglich Berichtigungen von geographiſchen und ſtatiſtiſchen Angaben.

P. Allerhand,

— was in keines der vorigen Fächer paßt.

Ueber dieſe Gegenſtände finden ſowohl längere, doch nicht über einen gedruckten Bogen ausmachende Abhandlungen, als kurze Nachrichten, Anfragen und Antworten im Reichs-Anzeiger Platz, und jeder teutſche Biedermann, der überhaupt irgend etwas Nützliches noch nicht bekanntes oder genug benutztes durch eigne Erfahrung erprobt hat, iſt gebeten, ſolches durch dieſes Blatt zum gemeinen Beſten bekannt zu machen.

Bedingungen:

1) Alle eingeschickten Aufsätze, welche zur Belehrung des Publikums über nützliche Wahrheiten und Sachen aller Art dienen, auch gefällige Antworten auf die eingerückten Anfragen, werden mit Dank gratis eingerückt und können unfrankirt eingesandt werden: was aber den Vortheil des Einsenders betrift, davon werden, bey längern Artikeln, für jede Zeile sechs Pfennige oder zwey Kreuzer Einrükkungs-Gebühren, und für kurze, nicht über 16 Zeilen betragende Anzeigen, dergleichen die meisten unter litt. C. K. M. N. sind, überhaupt 8 ggr. (36 kr. rhnl.) bezahlt. Diese Gebühren müssen gleich baar mit eingeschickt, oder angezeigt werden, wo und wie sie, ohne Weitläuftigkeiten, zu erheben sind, und die Briefe müssen frankirt seyn.

2) Alles, was irgend wider die bürgerlichen Gesetze, oder wider die Wohlanständigkeit und gute Sitten läuft, findet keinen Platz in diesem Blatte. Auch versteht es sich von selbst, daß jeder Einsender für die historische Wahrheit seines Inserats Bürge, und dafür verantwortlich sey.

3) Bey gemeinnützigen und unverfänglichen Aufsätzen, können die Einsender sicher darauf rechnen, daß ihre Nahmen unbekannt bleiben, wenn sie es verlangen.

4) Wer der Expedizion noch andere Geschäfte, ausser dem Einrücken der Anzeigen, z. B. Korrespondenz, Bestellungen und dergleichen aufträgt, zahlt dafür, nebst den Auslagen, eine billige Vergütung der Zeit und Mühe.

5) Der Preis ist hier für das halbe Jahr 2 Rthlr. sächsische Währung, oder 3 fl. 36 kr. rhnl. und nur an weit entfernten Orten kann er — billiger Weise — von den

den löbl. Postämtern etwas höher angesetzt werden. Man kann nur halbjahrweise antreten, und die Aufkündigungen müssen 2 Monate vor dem Ablauf des halben Jahres geschehen. Geschlossene Jahrgänge und Bände sind bey der Expedizion der teutschen Zeitung und in allen Buchhandlungen zu haben.

Alles, was den Anzeiger betrift, wird unter der einfachen Aufschrift:

Für den Reichs-Anzeiger in Gotha

eingesandt. Sachen, die keine Eile haben, können auch unter meiner eigenen Addresse in Leipzig an die Fleischersche, in Frankfurt am Mayn an die Hermannische Buchhandlung und in Nürnberg an Hrn. Felseckers Söhne abgegeben werden.

Gotha, den 1sten Julius 1793.

A. J. Becker,

Fürstlich Schwarzburgischer Rath, der Churmayntzischen Akademie nützlicher Wissenschaften und der Cellischen und Leipziger ökonomischen Gesellschaften Mitglied.

Neuer Teutſcher Merkur.

8 Stück 1793.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Beſchluß der Nachrichten von Benedikt. S. 313.
II. Ueber Wohlthun und Undankbarkeit. „ 322.
III. Ein Wort zur Beherzigung für die Reformirten Kantone in Frankreich. „ 338.
IV. Fragmente aus Briefen verſchiedener Freunde. „ 360.
V. Verſuch einer Ueberſetzung von Popens Elegie: Heloiſe an Abälard. „ 378.
VI. Gedanken über Gerechtigkeit. „ 401.
VII. Gedichte. „ 417.

Nachricht.

Um der Deutſchen [illegible] bekannter zu machen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche die Buchhandlung Geſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkurs ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutſchen Merkurs.

Die Trennung Ludwigs des Sechszehenden von seiner Familie im Tempel, zufolge des Entschlusses der Konvention in Paris den 29. Sept. 1792.

Mit dieser Unterschrift kam in London ein mit Kunst und Gefühl vortrefflich gearbeitetes Blatt in Regalformat heraus. Haltung im Ganzen, Gruppirung und Ausdruck in den Gesichtern, und Stellung der königlichen Familie ist außerordentlich sprechend, und zeigt von dem geübten Genie des großen Künstlers. Ludwigs des Unglücklichen Stellung zeigt Entschlossenheit, und sein ganzes Gesicht ist als der treueste Spiegel seiner innern hohen Seelenwürde abgebildet. Der Schmerz der Königin und seiner Schwester scheint ganz die bange Vorempfindung eines sie betreffenden schrecklichen Schicksals zu seyn. Fest schlingen sich der Dauphin und seine Schwester an ihre liebevolle Mutter, flehen um Hülfe — allein vergebens — denn sie selbst, diese erhabene Dulderin, bittet — und muß in ihrer Leidensvollen Brust auch Hülfe in ihrer großen Seele suchen. Schmerzend und herzerweichend stellt der Künstler diesen Auftritt vor. Desto unempfindlicher stehen die Deputierten des Nazionalkonvents da, bey einer Szene, die den rohesten Insulaner gewiß zu Thränen rühren würde. Das Räuberische rothe Gewölbe im Hintergrunde und der Rauch von den Windlichtern giebt dem ganzen Blatt ein noch größeres, aber schauervolles Interesse.

Da die Seltenheit, und der hohe Preis dieses Blattes zu 22 fl. die mehrere Verbreitung desselben erschwert: so ist unterzeichnete Kunsthandlung gesonnen, solches in halber Größe Bogen-Format auf Baßler Papier, nebst einem besondern Blatt, worauf die Almeisse der Bildnisse mit Nummern und diesen beygefügter Benennung, auf Subskription zu 1 fl. 12 kr. herauszugeben.

Der Künstler, der schon öfters den ungetheilten Beyfall der Kunstfreunde zu erhalten das Glück hatte, wird von seiner Seite das bestreben, für Akkuratesse des Stichs, Schönheit und Reinlichkeit des Drucks zu sorgen.

Wer von diesen und auswärtigen Herren Liebhabern diese Subskription einzusammeln sich gefällig erzeigt, bekommt das 11. frey an; auch bitten wir, die Zahl der ihnen benöthigten Exemplare bis zum 15. Sept. gefällig einzusenden, um die saubern und besten Abdrücke bis zu Ende des Monats Sept. oder längstens Oktober an die Behörde abliefern zu können. Augsburg, 1. Aug. 1793. Gottl. Friedr. Bardelschen Kunstverlag. Joh. Calmberg, in Augsburg nimmt hierauf Subskription an.

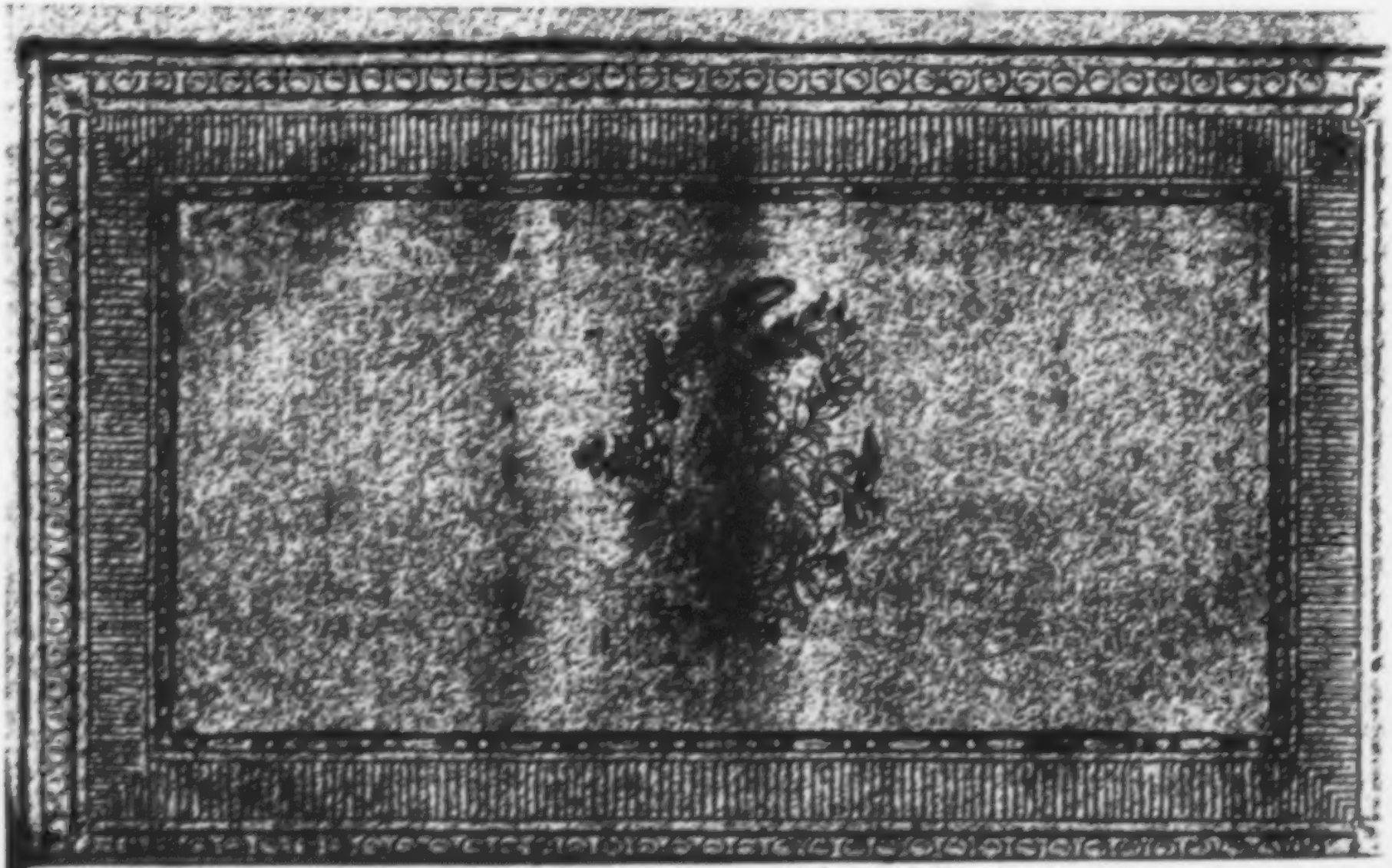

Olivia.

Wie anmuthig ſelbſt Verachtung und Zorn auf ſeinen ſchönen Lippen ſizt. (*) Mördriſche Schuld verräth ſich nicht ſchneller, als Liebe die ſich verbergen will: Die Nacht der Liebe iſt Mittag. Cäſario, bey den Roſen des Frühlings, bey meiner jungfräulichen Ehre und Treue, und bey allem in der Welt, ich liebe dich ſo ſehr, daß, troz allem deinem ſpröden Weſen, weder Wiz noch Vernunft meine Leidenſchaft verbergen kan. Erzwinge dir daher, daß ich dir mein Herz ſelbſt antrage, keinen Grund es zu verſchmähen; denke lieber ſo, (du wirſt ſo richtiger denken) geſuchte Liebe iſt gut; aber ungeſucht geſchenkt, iſt ſie noch beſſer.

Viola.

Ich ſchwöre bey meiner Unſchuld und Jugend, ich habe Ein Herz, Einen Buſen, und Eine Treue, und dieſe hat kein Weibsbild; noch wird jemals Eine Meiſterin davon ſeyn als ich ſelbſt. Und hiemit, adieu, Gnädiges Fräulein; niemals werd' ich mich wieder gebrauchen laſſen, euch meines Herrn Thränen vorzuweinen.

Olivia.

Komm nichts deſto minder wieder; vielleicht mag es dir endlich gelingen, dieſes Herz, das izt ſeine Liebe verabſcheut, zu einer zärtlichern Geſinnung zu bewegen.

(Sie gehen ab.)

Vierte

(*) Von hier an bis zu Ende dieſer Scene, iſt im Original alles in Reimen.

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1793.

I.

Nachrichten von Antonio Genoveſi, einem Neapolitaniſchen Filoſofen.

(Fortſetzung von S. 305.)

Indeß er ſich mit der öffentlichen Lehre der Staatswirthſchaft beſchäftigte, hatte er das Vergnügen, daß ſeine Logik und Metafyſik nicht nur auf verſchiedene Univerſitäten, ſondern auch in die Schulen der Klöſter eingeführt wurden. Dieſes ermunterte ihn, die Fächer der Filoſofie, welche die Aufklärung der Vernunft zum Gegenſtande haben, in ſeinen Nebenſtunden ferner zu bearbeiten. Er ſchrieb *Meditazioni filoſofiche ſulla Religione e ſulla Morale*, worin er ſich vornahm, die natürliche Religion und Moral in ihrem Vereinigungspunkte vorzutragen, und ſtellte dieſes Werk im Jahr 1758 mit allgemeinem Beyfall ans Licht. Nur mißfiel den Neapolitanern

ſein allzu affektierter Toſkaniſcher Styl. Dieſes bewog ihn, ſich in ſeinen übrigen Italiäniſchen Schriften einer leichtern und natürlichern Schreibart zu bedienen. Seine ſcherzhaften Briefe, welche er im Jahr 1759 unter dem Titel *Lettere all' amico provinciale* wider eines gewiſſen Pasquale Magli *Diſſertazioni filoſofiche* ans Licht ſtellte, wurden mit weit größerem Vergnügen geleſen, und kurz nachher einer zweyten Auflage gewürdigt. Er ſtellte die Schwäche der Einwürfe des Antagoniſten, welcher ſeine Metafyſik anfeindete, ſo bloß, daß der Werth dieſes Werks hierdurch mehr einleuchtend und der Abſatz deſſelben weit ſtärker wurde, als zuvor. Genoveſi ſah ſich im Jahr 1764 genöthiget, eine zweyte Auflage deſſelben zu veranſtalten, welche bis auf 5 Oktavbände anwuchs, weil er alles, was er anderswo ſchickliches von der natürlichen Theologie geſchrieben hatte, derſelben einverleibte.

In dem nehmlichen Jahr ſtellte er einen Traktat *de jure et officiis*, welchen er bisher ſeinen Schülern in Privatſtunden diktiert hatte, ans Licht, worin er die Pflichten und Rechte des Menſchen aus der Natur deſſelben und des geſelligen Lebens herleitete. Die beygefügten Abhandlungen verdienen nicht weniger als das Werk ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Filoſofen, beſonders derer, die ſich mit der Geſetzgebung beſchäftigen.

Seine *Lettere accademiche*, worin er die berühmte Frage: ob die Wiſſenſchaften dem menſchlichen Geſchlechte mehr geſchadet als genützt haben, mit vielem Scharfſinn unterſucht, waren ebenfalls eine Frucht des Jahrs 1764. Er wurde durch die Schriften des Herrn Rouſſeau, welche damahls viel Aufſehen machten, und durch die Aufforderung ſeiner gelehrten Freunde dazu veranlaßt. Er hat ſich ſelbſt in dieſem Werke, ohne daran zu denken, nach der Natur geſchildert. Einige Dialogen, die er am Ende beyfüget, ſind eine maſkierte Kritik der Neapolitaniſchen Geſetze.

Die Italiäner hatten bisher noch keine Logik und Metafyſik in ihrer Mutterſprache, wodurch den Unſtudierten der Weg zu dieſen, folglich zu allen übrigen filoſofiſchen Wiſſenſchaften verſchloſſen wurde. Genoveſi war der erſte, welcher ſeiner Nazion dieſe Wohlthat erwies. Er gab ſie beyde im Jahr 1766 heraus. Unter allen ſeinen Werken fanden ſie nicht nur des Inhalts, ſondern auch der Sprache wegen den größten Beyfall. Die ſeiner Logik beygefügten *Conſiderazioni ſulle ſcienze* ſind reich an tiefgegründeten und neuen Ideen. In der Italiäniſchen Metafyſik übergeht er die finſtere Ontologie, und macht mit der Koſmologie den Anfang, welche er nebſt den übrigen Theilen auf anſchauliche Kenntniſſe gründet.

Sein größtes Meiſterſtück war die Italiäniſche Sittenlehre, wovon er im Jahr 1767 den erſten

Theil unter dem Nahmen *Diceoſina* ans Licht ſtellte. Die gänzliche Zerrüttung ſeiner Geſundheit hinderte ihn an der Vollendung dieſes Werkes, deſſen erſten Theil die Menſchenliebe ſelbſt ihm in die Feder diktiert zu haben ſcheint, die Geſetzgebung und Sittenlehre zu verbeſſern.

Genoveſi trug ſchon lange den Keim einer tödtlichen Krankheit im Buſen. Die unabläßige Anſtrengung ſeiner Geiſteskräfte, der Mangel an Leibesbewegungen, ſein vieles Sitzen hatten ihm ſchmerzhafte Krämpfe zugezogen, welche ihn manchesmal zu verlaſſen ſchienen, um jederzeit mit verdoppelter Wuth zurückzukehren. Im Jahr 1768 nahmen ſie dermaßen zu, daß er außer Stand geſetzt wurde, ſeine Vorleſungen fortzuſezzen. Damit er nicht auch mit der Dürftigkeit zu kämpfen hätte, ſo vermehrte der König ſeinen jährlichen Gehalt mit 204 Ducati (238 Thaler). Allein er ſtarb den 22. Sept. 1769 an der Bruſtwaſſerſucht im 57. Jahr ſeines Alters, beweint von allen rechtſchaffenen Menſchen, denen die Aufklärung des Vaterlandes am Herzen lag, beſonders aber von der Neapolitaniſchen Jugend, für deren Unterricht er allen Freuden des geſellſchaftlichen Lebens entſagt, und ſein Leben aufgeopfert hatte.

Da die Thränen der Dankbarkeit und Liebe zu Neapel auf ſein Grab floſſen, da das Vaterland um ihn trauerte, wurde ſein Andenken durch den ver-

vergifteten Geiſer eines Heuchlers, welcher im Reiche der Finſterniß ſeinem Eigennutz fröhnte, gelästert. Der berüchtigte römiſche Athlet, Mamachi, ein Dominikanermönch, brachte damals eine ſeinem Inſtitut ſehr angemeſſene Mißgeburt zur Welt, worin er allen guten Fürſten der Erde, welche vor dem aufgegangenen Lichte der Filoſofie die Augen öffnen, und den Aberglauben aus ihren Ländern zu verbannen ſuchen, Hohn ſprach, und den Abate Genoveſi nebſt allen wahren Filoſofen unter die Feinde der Religion und des Staates zählte. Dies war immer das Schickſal aller der großen Männer, welche es wagten, den Aberglauben und die Lüge zu entlarven. Genoveſi hatte noch kurz vor ſeinem Tode der päbſtlichen Macht im Königreich Neapel einen ſehr empfindlichen Streich verſetzt. Auf ſein Anrathen hatte der König den öffentlichen Lehrſtuhl der päbſtlichen Decretalen abgeſchaft. Er hatte ſie demſelben als das Geſetzbuch der vorgeblichen allgemeinen Monarchie des Römiſchen Hofs geſchildert, wodurch die Einheit der politiſchen Staaten und die Gewalt der weltlichen Fürſten untergraben würde. Er hatte gelehrt, kein Staat, wo das Kirchenregiment der weltlichen Regierung nicht untergeordnet ſey, könne ſich einer dauerhaften Verfaſſung und einer blühenden Wohlfahrt rühmen; alle Beſtrebungen, eine vollkommene Staatswirthſchaft einzuführen, ſeyen vergeblich; nie werden ſich die Gemüther zu einem allgemeinen Endzweck vereinen; nie werde Patriotiſmus Statt finden

können. In einem Königreiche, über welches der päbſtliche Stuhl nicht nur die in allen übrigen römiſchkatholiſchen Staaten übliche Gewalt ausübet, ſondern ſich auch die oberſte Lehensherrſchaft anmaßt, wo die königlichen Rechte mit den päbſtlichen ſehr oft in Kolliſion ſind, waren ſolche Lehren für den Römiſchen Hof ſehr gefährlich, und man weiß auch, was ſie vor einigen Jahren geſruchtet haben. Auch konnte ſich eine Macht, die ſich nur auf Finſterniß gründet, von dem neuen Schulplan, welchen Genoveſi auf Verlangen des Königs nach der Vertilgung des Jeſuitenordens für alle Schulen des Königreichs entworfen hatte, nichts anders als die Beſchleunigung ihres Verfalls verſprechen. Ein ſolcher Mann konnte freylich von einem Pater Mamachi nicht anders als wie ein Feind der päbſtlichen Religion behandelt werden.

Der ſittliche Karakter des Genoveſi war ſo beſchaffen, wie er eines wahren Filoſofen würdig iſt. Er glühete ganz von Liebe zur Wahrheit, und von Begierde das Reich der Wahrheit zu erweitern, und die Menſchheit glücklich zu machen. Er war ein unverſöhnlicher Feind der Ungerechtigkeit und des Betrugs. Seine einſame Lebensart hatte ihn nicht zu einem mürriſchen Stoiker umgeſchaffen. Er war jederzeit und gegen jedermann freundlich. Sein Blick verrieth Fröhlichkeit, Seelenruhe und unerſchütterten Muth. Er war zu ſtolz, ſich zu Schmeicheleyen und Intriguen, welche den Weg

zu

zu einem glänzenden Glück eröffnen, herabzuwürdigen, und begnügte ſich mit einem mittelmäßigen Auskommen. Hätte ihn der König in den letzten Jahren ſeines Lebens, da er außer Stand war, ſeinen geringen Gehalt durch Privat-Vorleſungen zu vermehren, nicht freywillig unterſtützt: ſo würde er in dürftigen Umſtänden geſtorben ſeyn.

Der König erkannte ſeinen Werth, und bediente ſich in einigen wichtigen Angelegenheiten ſeiner Rathſchläge. Da ſich eine Menge römiſcher Münzen von ſchlechtem Gehalt in die Neapolitaniſchen Beſatzungsörter in Toſkana eingeſchlichen hatten, zog ihn der König zu Rath, wie dieſem Uebel ohne Verluſt ſeiner Unterthanen abzuhelfen wäre. — Da im Jahr 1766 von Seiten Frankreichs dem Neapolitaniſchen Hof ein Handelstraktat angebothen wurde, und der gröſte Theil der königlichen Räthe denſelben für nützlich erklärten, entſchloß ſich der König, dem Gutachten des Genoveſi zu folgen. Dieſer war der Meynung, eine Nazion, welche zu ſchwach iſt, eine mächtigere zur Beobachtung vorbehaltener Bedingungen zu zwingen, müſſe ſich nicht einfallen laſſen, Handelsverträge mit derſelben zu ſchließen; ſie binde ſich ſelbſt die Hände, und gebe ſich der mächtigern preis. Das beſte Loos, welches eine ſchwächere Nazion wählen könne, ſey dieſes, daß ſie allen übrigen Völkern freyen Handel in ihrem Staate vergönne. Der Pabſt Benedict XIV. ſchätzte ihn ſehr hoch,

und viele unter den Kardinälen waren seine Freunde. Wäre er den Winken gefolgt, welche ihm von dieser Seite gegeben wurden: so würde ihn das Glück zu einer glänzenden Stufe erhoben haben. Seinem Vaterlande nützlich zu seyn, war seine Bestimmung, der einzige Ruhm und Reichthum, nach welchem er trachtete. Seinen Werth erkannten auch fremde Personen von hohem Stande. Da der regierende Herzog von Braunschweig als Erbprinz auf seiner Reise in Italien sich zu Neapel befand, würdigte er ihn in Gesellschaft des Herzogs von Mecklenburg seines Besuches. Kein fremder Gelehrte kam nach Neapel, der ihn nicht auf seinem Lehrstuhl hören wollte.

Seine Bemühungen, die Vaterlandsliebe und den Geist der Industrie und des Handels der Neapolitanischen Jugend einzupflanzen, sind nichts weniger als unfruchtbar gewesen. Seine Schüler sitzen am Ruder der Regierung und der Staatsverwaltung, deren aufgeklärter Geist und patriotischer Eifer unverkenntlich sind. Der König selbst glühet von Liebe zum Vaterlande. Er hat in den meisten Städten des Königreichs Normal-Schulen errichtet, dem gemeinen Mann nebst dem Schreiben und Lesen nicht nur richtige Begriffe von der Religion und den Pflichten eines guten Bürgers beyzubringen, sondern ihn auch den Ackerbau, die Geometrie und Nautik zu lehren. Er hat eine Militär- und See-Akademie errichtet, welche

welche in ihrer innern Einrichtung und in den Fortſchritten der zum Kriegesſtand und zum Seewesen beſtimmten Jugend ſchwerlich ihres gleichen findet. *) Man bauet Landſtraßen, um zwiſchen allen Theilen des Königreichs die Kommunikazion und den inländiſchen Handel zu erleichtern. Man hat zur Sicherheit des Seehandels die Marine vermehrt. Der König ſelbſt hat eine Kolonie von Manufakturiſten errichtet, welche nach einem von ihm ſelbſt entworfenen Plan lebt, und ihm, wie Kinder ihrem Vater, unmittelbar unterworfen iſt. Er hat erſt neulich einen vortreflichen Mann, Nahmens Galanti, alle Provinzen des Königreichs durchreiſen laſſen, die Quellen der Mißbräuche, wodurch das Volk gedrückt wird, zu unterſuchen, und ſie nicht nur ihm ſelbſt, ſondern auch in ſeiner hiſtoriſchen Geografie öffentlich bekannt zu machen. Der König hat einen großen Theil der unter der ſpaniſchen Regierung veräußerten und erblich verpachteten Zölle und Regalien wieder eingelöſet, ſeine Unterthanen von den Bedrückungen der reichen Blutigel, und die Landesprodukte und Manufakturen von unerträglichen Abgaben zu befreyen. — Wenn die Grundverfaſſung des Königreichs, welche über zwey Drittel dieſes von Natur irdiſchen Paradieſes den verderblichen Le-

*) Man ſehe des Herrn Galanti hiſtoriſche und politiſche Beſchreibung beyder Sicilien, 1. Theil, Leipzig im Verlage des Herrn Cruſius.

henrechten der Reichsbaronen, der Kirchen und todten Händen unterwirft, und durch ſchlechte Geſetze alles Gute erſtickt, nicht im Wege ſtünde: ſo würde die Vaterlandsliebe und der Geiſt der Induſtrie und des Handels, welchen Genoveſi in ſeinen Mitbürgern und in denen, die das Ruder der Staatsverwaltung führen, angefacht hat, noch weit mehr bewirkt haben.

J.

II.

Ueber Wohlthun und Undankbarkeit.

Durch Wohlthaten macht man Undankbare.

Wer wollte leugnen, daß es Undankbare gäbe? Und da ſich Undankbarkeit ohne vorher empfangene Wohlthaten eben ſo wenig denken läßt, als Dankbarkeit: ſo hat man freylich mit der Redensart, durch Wohlthaten macht man (zuweilen) Undankbare! etwas ſehr wahres geſagt: ſo wahres, als etwa mit dieſer Redensart, durch Wein und ähnliche ſtarke Getränke macht man (zuweilen) Betrunkene! Aber viel wäre dann damit eben nicht geſagt. Nun leugne ich nicht, daß mancher wohl mehr dabey gedacht haben mag; und ſo möchte meinetwegen dieſe Redensart unter hundert andern, die noch öfter gebraucht, und

am

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in ein Zimmer in Olivia's Haus.]

Sir Tobias, Sir Andreas und Fabian.

[Sir Tobias und Fabian bemühen ſich den Sir Andreas zur Eiferſucht gegen den Cäſario oder die verkleidete Viola zu reizen, und bereden ihn, Olivia habe dem Cäſario nur darum ſo gut begegnet, um zu ſehen, ob er, Andreas, ſo geduldig dazu ſeyn werde; Sir Tobias ſezt hinzu, ſie habe ohnfehlbar erwartet, daß er irgend einen tapfern Ausfall gegen ſeinen Nebenbuhler wagen wurde, und da dieſes nicht geſchehen, ſo ſey er nun ganz gewiß ſehr tief in ihrer guten Meynung gefallen. Du biſt nun, ſagt er, in den Norden, von meiner Nichte guter Meynung hineingeſegelt, wo du hangen wirſt wie ein Eiszapfe an eines Holländers Bart, wofern du dich nicht durch irgend eine kühne That wieder losmachſt -- Kurz, ſie bereden ihn endlich, daß er ſich ſchlechterdings mit Cäſario ſchlagen müſſe, und Sir Tobias erbietet ſich, dieſem die Ausforderung zu überbringen; welche zu ſchreiben dann Sir Andreas abgeht.

am Ende nicht einmal ſo viel, vielleicht gar baaren Unſinn enthalten, mit hingehen. Wie aber, wenn ſie von manchem als Allgemeinſatz zur Entſchuldigung ſeiner Härte, ſeines Geizes, ſeiner Undienſtfertigkeit angewandt wird? — Weg dann mit der häßlichen Lüge und dem ungerechten Vorwurfe, den man der Menſchheit macht!

Dies über die Redensart. Was nun aber die Klage über Undankbarkeit ſelbſt betrifft: ſo kann ſie bey einigen ſeltenen Menſchen — die aber nicht leicht laut klagen werden! — ſehr edel ſeyn, wenn ſie ſich nicht beklagen, daß andere undankbar gegen ſie, ſondern daß ſie undankbar waren. Undankbarkeit ſchmerzt ſie als Laſter, das von einem ſehr verwahrloſeten Herzen zeugt; es ſchmerzt ſie, den Menſchen verabſcheuungswürdig zu finden. Die Klage iſt bey andern, die zwar zunächſt um ihrer ſelbſt willen klagen, aber auch viele traurige Erfahrungen gemacht haben, ſehr verzeihlich; aber, wahrlich, ſie iſt auch bey vielen höchſt ungerecht!

Ich habe ſie oft mit der Klage, daß der Tugendhafte hienieden ſo viel leiden müſſe, indeß es dem Laſterhaften wohl gehe, in eine Klaſſe geſtellt. Man ſetzt bey dieſer Klage gewöhnlich voraus, daß man ſelbſt unter die Tugendhaften gehöre; ſo wie bey jener, daß man ſich um andere ſehr verdient gemacht — ihnen wirklich Wohlthaten erwieſen habe. Und ſollte dieſe

Vor-

Voraussetzung immer gegründet seyn? Wird die Tugend nicht verdächtig, welche darüber murret, daß Gott gegen andere so gütig ist? — Eben so verdächtig, wie die Wohlthätigkeit, welche über Mangel an Wiedervergeltung in bittere Klagen ausbricht.

Du leidest; aber leidest du als Tugendhafter, und um deiner Tugend willen? Jener ist glücklich; aber ist er es als Lasterhafter und durch seine Laster? — Da handelt jemand minder freundschaftlich, oder gar feindselig gegen dich; aber thut er es, weil du ihm wohl thatest? Oder nicht vielmehr deswegen, weil du ihm für eine vielleicht unbedeutende Wohlthat desto mehr übel thatest, weil du ihn mißhandeltest, ihn zum Sklaven deiner Launen machen wolltest, Dienste von ihm forderteſt, die er als rechtschaffener Mann nicht leisten darf? Es giebt Menschen die sich dem Wohlthäter entziehen, aus Furcht wiedergeben oder Gegendienste leisten zu müssen; oder aus einer zweydeutigen Art von Stolz, der sich dem Wohlthäter gegen über gedemüthiget glaubt. Manche, wenn sie das Geborgte wieder geben, oder gewisse Versprechen erfüllen sollen, fühlen jezt blos das Unangenehme des Wiedergebens, und haben das Angenehme des Empfangens vergessen; ja es giebt so gar Menschen, welche wahre Wohlthaten mit Uebelthaten vergelten; aber dies vielleicht in seltener Ausnahme. — Es giebt Menschen, die durch

Laſter

Laſter Glück machen, und ihr Glück genießen: aber ihr würdet ſehr irren, wenn ihr den Weg des Laſters für den ſicherſten Weg zur Glückſeligkeit halten wolltet, und nicht bloß ſehr irren, ſondern auch ſehr ungerecht urtheilen, wenn ihr die Menſchen in der Regel für undankbar halten wolltet.

Wie manchen haltet ihr für glückſelig, dem geheimer Gram am Herzen nagt? — Und wie mancher ſcheint undankbar zu ſeyn, der es nicht iſt?

Ihr haltet den, dem ihr Wohlthaten erzeigtet, für undankbar, weil er euch gewiſſe Dienſte nicht leiſtete, oder nicht ſo leiſtete, wie ihr es wünſchtet: aber, kannte er eure Wünſche? Konnte er ſie nach ſeinen Einſichten, ſeinen Grundſätzen, ſeinen Kräften erfüllen? Schmerzte es ihn nicht vielleicht, daß er nicht konnte, was er ſo gern wollte?

Wie? wenn ſeine Bemühungen für euch ohne ſeine Schuld fehlſchlugen, und er zu beſcheiden iſt, als daß er mit dem, was er für euch unternahm, prahlen ſollte?

Wie? wenn er ohne Geräuſch dennoch viel für euch that — zur Vertheidigung eurer Ehre, eures guten Namens, zu eurer Empfehlung bey andern?

Er iſt vielleicht nicht Freund von vielen Worten; und ihr hättet Unrecht, wenn ihr wähntet,

daß

daß er auf eure Wohlthaten keinen Werth ſetze, weil er nicht viel Worte darüber macht?

Er nahm vielleicht euer, „bitte, bitte, keinen Dank!“ für Ernſt, und hielt den Ausdruck ſeiner dankbaren Empfindung zurück. Er wußte, daß edlere Menſchen ſich nicht gern laut ins Geſicht danken, ſo wenig als loben laſſen, und zählte euch zu dieſen Edlern.

Er ſchwieg, weil ihr ihn überraſchtet, und ſeine Empfindungen zu lebhaft waren, als daß ſie ſich in Worten ergießen konnten; und ſeinen Händedruck habt ihr nicht verſtanden, den Dank ſeiner Augen nicht bemerkt. Er ſchwieg mit dem Entſchluſſe, euch thätig zu danken.

Er erwähnte des von euch empfangenen Guten ſeltener, als ihr — minder edel — es wünſchtet, um eure Güte nicht zu misbrauchen; um euch nicht zu reizen, noch mehr zu geben, oder euch auch nicht den Verdacht einzuflößen, als wenn er euch dazu reitzen wollte. *)

Möglich wäre es auch, daß er das, was er von euch empfieng, wirklich nicht ſehr hoch anſchlug,

*) In dem: „gratiarum actio eſt ad plus dandum invitatio!“ — wie wir Lateiner uns auszudrücken pflegen — da liegt das Fundament zur Dankbarkeit!“ ſagte unſer Schulmeiſter. Gut, daß wir ehrlichen Jungen das nicht verſtanden.

ſchlug, ohne deswegen undankbar zu ſeyn. Er fühlte, daß er eben das, und mehr noch, für euch thun konnte, und vielleicht gegen andere that, ohne deswegen zu glauben, daß er etwas gethan habe, das großen Dank verdiente — und denkt nun nicht geringer von euch, als von ſich ſelbſt. Mögen dann diejenigen liebenswürdiger ſeyn, welche auf das, was ſie gaben, keinen Werth legen, deſto mehr aber auf das, was ſie von andern empfiengen: aber für unedel werdet ihr doch den nicht halten, der das, was er wirklich Gutes in ſich fühlt, auch bey euch vermuthet, der es für Undank halten würde, wenn er ſchlechter von euch als von ſich ſelbſt dächte? Oder wenn er, vielleicht aus Mangel an beſſerer Einſicht, eure Wohlthaten nicht für Wohlthaten erkennen konnte, ſie nicht zu ſeinem Wohle zu benutzen wußte; wenn er dann, da ihr ſie ihm dennoch aufdrangt, ihm ſchon durch dies Aufdringen weh thatet, euch unmöglich für Freunde halten kann, die es gut mit ihm meynten? — Der Fall iſt häufiger als manche glauben mögen. Wenn z. B. der große unglückliche Kaiſer Joſeph, — der von ſich es ſagen durfte, daß er oft, wo er Dank verdienen wollte und verdiente, mit Undank belohnt wurde — wenn der oft verkannte Joſeph die teutſche Sprache in Ungarn einführen wollte: ſo glaubte er gewiß den Ungarn dadurch wohl zu thun. Das glaubten nun aber die Ungarn nicht. Sie meynten, ſie würden mit ihrer Sprache auch ihren Nazionalkarakter

verlieren, würden dadurch entwürdigt, und was ſie ſo mehr meynten. Laßt ſie nun noch ſo unrecht gehabt haben, ſo hätte doch wahrlich ihr König auch unrecht gehabt, wenn er ſeine ſonſt braven Ungarn deswegen für undankbare, ſchlechte Unterthanen gehalten hätte, weil ſie ſeine Wohlthat nicht für Wohlthat erkennen konnten.

Was beſonders Wohlthaten an Geld und Geldeswerth *) betrift, ſo iſt es in Wahrheit bey Menſchen, welche mehr vom Herzen als vom Magen abhängen, keine leichte Sache, ihnen ſo zu geben, daß es ihnen wirklich wohl thue. Das läßt ſich als Regel annehmen: der Mann der ohne Anhängſel von Titeln und ohne gefüllte Kaſten gelten kann, bey dem es einmal feſter Entſchluß iſt, keinen Fingerbreit vom geraden Wege abzuweichen, um jene Anhängſel und Kaſten zu erhalten, und dem Feinheit mehr als alles Gold der Erde wiegt — der nimmt nicht gern reiche Geſchenke, befindet ſich immer in keiner kleinen Verlegenheit, wenn er ſie durch Noth gezwungen nehmen muß, und kann dann

*) Und zwar bloß Geldeswerth, und um dieſes Werthes willen gegeben! — Mein Freund ſchenkt mir ſein Bild mit einer koſtbaren Einfaſſung; nun da konnte zwar die koſtbare Einfaſſung, mir zu Gefallen, weggeblieben ſeyn: aber ohne Einmiſchung eines unangenehmen Gefühls nehme ich das Bild auch mit der koſtbaren Einfaſſung. Die Einfaſſung iſt für das Bild, das Bild für mich.

dann leicht von dem Geber ſehr verkannt werden, wenn dieſer nicht ſelbſt ſeines Geſchlechts iſt.

„Ich ſah mich einſt genöthiget, — ſo erzählte mir mein Vater — von einem reichen Freunde ein Darlehn an Gelde aufzunehmen, und that es unter der Bedingung gegen landesübliche Intereſſen; was er ſich um ſo eher gefallen laſſen könnte, da ich es für einen andern aufnähme. — Wirklich hatte ich einem noch ärmern Freunde von der erborgten Summe wieder einen Theil geliehen. — Nach zwey Jahren zahlte ich meinem Freunde ſein Geld bis auf einen kleinen Reſt, welcher der Verabredung gemäß erſt im nächſten Jahre abgezahlt werden ſollte. Er nahm es — aber ohne Intereſſen. Die Wahrheit zu ſagen: ich hatte die Intereſſen ſelbſt mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit aufgezählt, die aus dem Bewußtſeyn entſprang, daß ich ſelbſt ein paarmal in dem Falle, andern Geld geliehen zu haben, um alles nicht im Stande geweſen wäre, Intereſſen anzunehmen. Dennoch kränkte es mich tief, daß ich, wollte ich anders meinen Freund nicht beleidigen, die Intereſſen geſchenkt nehmen mußte. Es war, dachte ich, doch hier ein andrer Fall; die Summe war größer, und er wußte ja, oder ſollte doch wiſſen, daß du es für einen dritten geborgt hatteſt. Einen noch trübern Tag machte mir mein ſonſt ſo guter braver Freund, da er unter nichtigem Vorwande von vielen Dienſtleiſtungen, die er von mir erhalten

haben wollte, auf keine Art zu bewegen war, den Rest wieder anzunehmen; und mit dem trüben Tage wars nicht abgethan. Es vergiengen Jahre, ehe ich wieder so unbefangen, wie sonst, seine Gesellschaft genießen konnte. Gewiß war mir mein Freund nicht minder lieb als vorher, aber ich war von nun an minder traulich im Umgange; fühlte jezt erst eine Ungleichheit, die in der Freundschaft nicht seyn sollte; fühlte, was ich vorher nie gefühlt hatte, daß er reich und ich arm sey, daß er nur geben, ich nur empfangen könne, ohne Aussicht ihm je wieder geben zu können; konnte ihn nicht mehr so offenherzig wie sonst tadeln, ihm nicht so herzlich meinen Beyfall geben — zum Tadel schien ich mir das Recht vergeben zu haben, mein Lob schien der Schmeicheley verdächtig. Tausendmal habe ich gewünscht, daß ich ihm, selbst auf die Gefahr ihn zu beleidigen und seine Freundschaft zu verlieren, sein Geld aufgezwungen hätte. Ich habe nachher dies Geld als ein Kapital angesehen, wovon ich blos Verwalter zu gutem Gebrauch für andere wäre, und habe es so angewandt, wie ich glaubte, daß es mein Freund, wenn er es mir zu der Absicht gegeben hätte, billigen würde. — Es scheint mir jezt bey kälterm Blute selbst, als wenn in meinem damaligen Betragen und Empfinden etwas Ueberspanntes und Uebertriebenes gewesen wäre, vielleicht gar etwas unfreundschaftlicher Stolz; aber ich wollte doch nicht, daß du je in Verlegenheit kämst, von

einem

einem reichen Freunde Geld borgen zu müſſen. Lieber von einem Fremden, und im Nothfall lieber von einem Wucherer, dem du das Kapital zwiefach verzinſen mußt. Durch Sparſamkeit und Fleiß kannſt du den hohen Zins wieder einbringen; aber Geſchenke können dich um Güter bringen, die für kein Geld feil ſind.“

„Und wie? Wenn der reiche Mann, der ſich deinen Freund nennt, minder edel wäre, als mein Emmard war; wenn er es bedauerte daß er eben jezt von Geld entblößt wäre? Oder wenn er des niedrigen Mißtrauens fähig wäre, daß du nicht ſeine Freundſchaft, ſondern ſein Geld gemeynt habeſt? Wenn er dich merken ließe, daß er das, was er dir lieh, für ſo gut als verſchenkt hielte? — Glaube mir, es giebt unter den reichſten Leuten viele Krämerſeelen, und im Punkte des Geldes ſind die meiſten zum Mißtrauen geneigt. Ein Mißtrauen, das freylich bey manchem, der mehrere unangenehme Erfahrungen mit Buben oder Leichtfüßen machte, gewiſſermaßen verzeihlich iſt. Aber würde dichs darum minder kränken, daß der Mann, den du für deinen Freund hielteſt, dich mit jenen Menſchengeſchöpfen in eine Klaſſe ſetzte? Nein, lieber von einem ganz Fremden geborgt, als von einem reichen Freunde, deſſen Freundſchaft nicht ſchon längſt erprobt und durchs Feuer geläutert iſt. Denn freylich für Freunde im engſten Sinne des Worts hört dieſe Klugheitsregel auf,

Klugheitsregel zu seyn. Bey einem Freunde, der dir an Vermögen gleich, oder doch nicht viel reicher ist, da braucht es schon weniger Bedenklichkeit; da schmerzt eine abschlägliche Antwort schon minder, weil es wahrscheinlich ist, daß er nicht im Stande war deine Bitte zu erfüllen; und giebt er, so siehst du eine Möglichkeit, ihm einmal gleichen Gegendienst zu erweisen; und andere Gefälligkeiten wird er nicht, nach der Unart mancher reichen Leute, die oft zur Unzeit großmüthig oder so stolz sind, daß sie durchaus niemanden auch nur die kleinste Verbindlichkeit schuldig seyn wollen, mit Gelde aufwiegen."

Ich kann und mag nicht entscheiden, ob mein Vater in dem gegebenen Falle sich ganz so benommen habe, wie es die kalte prüfende Vernunft recht heißen würde; ob nicht, wie es ihm ja selbst schien, ein wenig Stolz und Ueberverfeinerung seine sonst so reine Empfindung getrübt habe? Aber gesetzt, daß so ein Mann als Empfänger sich gegen den Geber nicht ganz nach der Regel benimmt, würdet ihr ihn wohl deswegen einen Undankbaren nennen? Würdet ihr, die ihr euch auf Menschenwerth versteht, und Sinn genug habt, in einem Meisterwerke trotz einiger Fehlzüge doch ein Meisterwerk zu erkennen, euch nicht lieber um einen solchen Mann, als um hundert andere, die sich durchaus nach der Regel benehmen, einiges Verdienst gemacht zu haben wünschen?

So

Fünfte Scene.

[Fabian und Sir Tobias machen ſich zum voraus über die Kurzweile luſtig, die ſie von dieſem Zweykampf erwarten. Sir Tobias geſteht von ſeinem Freund daß er eine Memme ſey; wenn man ihn öfnete, ſagt er, und ihr findet nur ſoviel Blut in ſeiner Leber, daß eine Floh die Füſſe darinn naß machen könnte, ſo will ich den Reſt der Anatomie auseſſen. Indem kommt Maria zu ihnen, und bittet ſie mit ihr zu gehen und zu ſehen, wie ſeltſam ſich Malvolio in ſeinen gelben, unter den Knien gebundnen Strümpfen gebehrde, und wie pünctlich er der Vorſchrift des von ihr unterſchobnen Briefs nachlebe. Er lächelt (ſagt ſie) ſein breites Geſicht in mehr Linien als auf der neuen Land-Carte ſind, die mit den beyden Indien vermehrt iſt; ihr habt euere Tage nichts ſo geſehen; ich bin gewiß mein Fräulein wird ihm eine Ohrfeige geben; wenn ſie's thut, ſo wird er lächeln und es für eine groſſe Gunſtbezeugung aufnemen.]

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in die Straſſe.)

Sebaſtian und Antonio treten auf.

[Sie freuen ſich einander wieder zu finden; Sebaſtian bittet ſeinen Freund mit ihm zu gehen, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen; Antonio antwortet, er

getraue

So wird also gewiß mancher ehrliche Mann für undankbar gehalten, der vielleicht im Grunde ein ungleich dankbareres Herz hat, als mancher andere, der die Miene der Dankbarkeit annimmt, und jede Gelegenheit ergreift seinem Wohlthäter — ein Kompliment zu machen, oder der klug genug ist, euch kleine Gefälligkeiten zu erweisen, um neue größre Wohlthaten zu erhalten.

Der Klagen über Undankbarkeit würden weniger werden, wenn sich die Menschen besser aufs Wohlthun und Freudemachen verstünden, wenn — Doch dies verdient ein eigenes Kapitel. Nicht zwar, als wenn ich eben über diesen Gegenstand was ausgezeichnetes zu sagen wüßte, sondern weil es dem Leser frommen würde, selbst ein wenig über das Thema nachzudenken.

Wie man wohlthun müsse.

Was wohlthun heißt, weiß jederman — Leiden mindern, oder doch mildern, die Menschen froher, glücklicher, oder (was unstreitig die größte unter allen Wohlthaten seyn würde) besser machen. Die Frage aber: wie man nun am sichersten diesen Zweck erreichen könne? wie man es anfangen müsse, um die Menschen geneigt zu machen, das, was wir für sie thun, als Wohlthat anzunehmen, und den besten Gebrauch davon zu machen? — ist eine Frage, deren vollständige Beantwortung

nicht so leicht zu finden ist. Und forderte der Fragende nun gar, daß die Antwort jeden, der den Willen hätte, gute Lehren anzunehmen, in den Stand setzen sollte, sie in allen Lagen, unter allen Umständen seines Lebens glücklich zu befolgen: so forderte er etwas, das selbst der weiseste Lehrer nicht zu leisten vermöchte. Er müßte denn seine Menschenkenntniß nicht blos lehren, sondern sie, und mit ihr seinen geläutersten Sinn für alles Schöne und Gute, auf andere übertragen, das heißt, er müßte etwas thun können, wogegen alles, was euch eure Ammen von Wunderdingen erzählt haben, eine Kleinigkeit wäre.

Hoffentlich erwartet ihr von keinem Menschenkinde Wunder, am wenigsten von dem ehrlichen Pächter Martin; könnt also zum voraus vermuthen, daß er sich nicht auf eine vollständige Beantwortung der Frage, sondern nur auf einen kleinen Beytrag zur Beantwortung einlassen wird.

Dies ist mein Beytrag: man muß vor allen Dingen mit sich einig werden, daß man andern wohlthun wolle.

„Ein wichtiger Beytrag! Als wenn sich das nicht von selbst verstünde, daß man andern wohlthun wolle, wenn man etwas für andere thut!"

Ihr lieben guten Menſchen, bey denen ſich das in der Anwendung immer von ſelbſt verſteht! Für euch bedarf's keiner geſchriebenen und keiner gepredigten Moral; ſo ſchön ſie geſchrieben oder gepredigt wäre, ihr hättet ſie beſſer in euch ſelbſt. Aber, liebe gute Menſchen, es verſteht ſich das nicht bey allen von ſelbſt — ach! nur bey wenigen! Blickt um und neben euch, und ihr werdet finden, daß man ſich oft ſelbſt täuſchte, wenn man glaubte, man habe andern wohlthun wollen. Man wollte ſich ſelbſt, ſich allein, oder doch vorzüglich wohlthun.

Man giebt, um wieder zu empfangen; leiſtet Dienſte um Gegendienſte zu erhalten, um gelobt zu werden, um ſich Freunde zu machen, und aus wer weiß wie vielen andern Bewegungsgründen, die ſich am Ende alle auf das liebe Selbſt beziehen. Und wem hat man nun wohlthun wollen?

Unſere meiſten Wohlthaten, die wir vielleicht zu unſern beſten Thaten zählten, gehören zu den Tugenden, welche der Richter, der nicht nach dem was wir thaten, ſondern nach den Abſichten und Bewegungsgründen, aus welchen wir es thaten, nicht nach dem was wir glücklicher Weiſe wirkten, ſondern nach dem was wir wirken wollten, richtet, einſt — verzeihen wird! Unſere vermeinten Wohlthaten ſind Handel, wenigſtens Tauſchhandel, bey welchem beyde Theile gewinnen wollen.

„Aber wenn ich nun keine Gegendienſte zur Bedingung gemacht habe?“

Nun, ſo war's vielleicht Handel auf Spekulazion. Ich kaufe einen Artikel Waare um erhöhten Preis, weil ich hoffe, daß die Waare ſteigen werde; ſie ſteigt aber nicht, und ich verliehre; habe ich denen, welchen ich abkaufte, eine Wohlthat erwieſen? — Wer andern giebt, um mehr, wenn auch nicht in derſelben Münzſorte, wieder zu empfangen, der kann nicht ſagen, daß er ihnen Wohlthaten erwieſen habe. Wer alſo auf Dank rechnet, der rechnet auf eine Art von Wiedererſtattung, und wer um des Dankes willen giebt, der giebt eigentlich nicht, ſondern verkauft oder leihet. *)

„Dennoch bleiben meine, wenn auch nicht aus reiner Abſicht erwieſene Wohlthaten, dem Empfänger dieſelben Wohlthaten.“

Du willſt ſagen: er hätte denſelben Vortheil und Genuß davon. Aber hätteſt du denſelben Genuß von der Gabe eines andern, er möchte dir ſie geben aus welcher Abſicht und auf welche Art er wollte? Mit oder ohne Schonung deines Herzens, deiner Ehre, oder auch deines vielleicht nicht unedlen Stolzes?

Zuge-

*) Doch kann es Fälle geben, wo Leihen wohlthätiger iſt als Schenken. (Siehe die folgende Nummer.) War aber dies Wohlthätige in deinem Plane?

Zugegeben, daß man zuweilen beyde Zwecke, ſich und andern wohlzuthun, vereinigen und beyde erreichen könne; daß man durch die gute oder doch feine Art, womit man giebt, ſeiner Gabe Werth verſchaffen, und den Empfänger in ſüßem Wahne erhalten könne; aber am ſicherſten wird doch derjenige andern wohlthun, der nicht ſich, ſondern dieſen andern dadurch wohlthun will.

„Aber auf den guten Willen kömmts doch hier nicht allein an. Der kalabriſche Wirth hatte auch wohl den guten Willen, ſeinem Gaſte wohlzuthun; *) doch möchte ich ſein Gaſt nicht

*) Den guten Willen hatte er eigentlich nicht. Hier iſt die Stelle aus Horazens ſechſtem Briefe des erſten Buchs nach Wielands Ueberſetzung:

Du haſt mich ſo nicht reich gemacht, wie mein
Kalabrier den Gaſt von ſeinen Birnen
zu eſſen nöthigt. — „Kang' er zu, Herr Nachbar!“ —
Ich habe ſatt — „So ſteck er immer ein
ſo viel er will“ — Ich danke ſchönſtens. — „O!
ſo nehm er doch! Er kanns ja ſeinen Kleinen
zum Gruß nach Hauſe bringen“ — Sehr verbunden!
Es ſoll ſo ſeyn, als ob ich ſchwer beladen
davon gegangen wäre — „Wies beliebe!
Uns ſpart er nichts, es bleibt nur für die Schweine!“ —
So giebt die plumpe, unverſtändige
Gutherzigkeit mit vollen Händen weg
was keinen Werth in ihren Augen hat;
und dies iſt eine Saat, die immer Undankbare
getragen hat, und ewig tragen wird!

seyn. Der Major Ewald (No. X. Pächter Martin, erster Theil) hatte eben so viel guten Willen, dem verunglückten Kaufmann zu helfen als Hulderich; aber nur Hulderich wußte ihm zu helfen. Und warum konnte der eine Amtmann in W. (No. XIV. S. 115) seinen Bauern nicht so wohlthun als der andere, da es doch beyde gleich gut mit ihnen meynten? — Und so kömmts gewiß auf den guten Willen nicht allein an?"

Sehr wahr. Aber ich habe auch nicht gesagt, daß der Gebrauch meines Hausmittels alle andern entbehrlich mache; ihr könnt vielmehr darauf rechnen, daß niemand eifriger seyn werde, alle zweckmäßigen Mittel kennen zu lernen und anzuwenden, als derjenige, bey dem es einmal mit diesem guten Willen seine Richtigkeit hat. Auch wird ihm alles mit und durch diesen guten Willen erleichtert. Der gute Wille selbst sagt ihm, *) wo nicht immer was er thun, doch wenigstens was er nicht thun müsse — was seinem Zwecke entgegen wäre.

Er läßt euch gewiß den Wohlthäter nicht fühlen; blickt nicht mit der Gönnermiene auf euch herab; macht euch seine Wohlthaten nicht zu Sklavenfesseln; macht keine unedlen Forderungen an euch — mischt nicht in den Labetrank, den er euch dar-

*) Wie der Genius des Sokrates, setzte mein Tutor hinzu.

darreichte, Gift ein. Auch zwingt er euch nicht ſein Steckenpferd zu reiten, weil ihm das Spaß macht; dringt euch ſeine Wohlthaten nicht auf, und entreißt euch nicht gewaltthätig das, was euch jezt unſchuldige Freude macht, um euch zu nöthigen, euch auf ſeine Art zu freuen. Er wollte euch ja wohlthun; wie ſollte er nicht ſo viel nur möglich alles vermeiden, was ſeinem Zwecke entgegen wäre, und wodurch er euch wehe thun könnte?

Wer aber erſt weiß, was man vermeiden müſſe, um etwas nicht ſchlecht zu machen, der iſt auf geradem Wege es gut machen zu lernen, und lernt es da, wo es auf Rechtthun (auf Moralität) ankömmt, gewiß — wenn Kopf und Herz einträchtig bey einander wohnen!

Und ich habe Männer, die eben nicht in dem Rufe waren, große Gelehrte, am allerwenigſten große Redner zu ſeyn, Reden halten hören, die Aller Herzen für ſie einnahmen — weil ſie ſelbſt aus dem Herzen ſprachen. Was von Herzen kömmt, ſagten unſere Alten, geht wieder zu Herzen! Dies gilt gewiß auch hier. Selbſt bey weniger Menſchenkenntniß und ohne andere ſeltene Vorzüge, die von Seiten des Kopfes dazu erfordert werden, um viel Gutes zu thun, wird der Mann mit jenem guten Willen wenigſtens das leicht erreichen, daß andere gern von ihm annehmen, was er gern für ſie thut — und ihr ſeht

leicht,

leicht, wie viel er dadurch für seinen Zweck gewonnen habe.

Auch giebt es Fälle, wo schlechterdings nur der, der mit diesem guten Willen handelt, wohl thun kann.

Würde der edle Mann, mit dem ich euch, so weit ich es durfte, in der zweyten Nummer meines Büchleins bekannt machte, ohne diesen guten Willen der Wohlthäter seines Fürsten und seiner Mitbürger geworden seyn? O wie manches Gute kam blos deswegen nicht zu Stande, weil der Ehrgeizige es allein thun wollte; weil die Welt es wissen sollte, daß er es gethan habe! — Wie manches wurde wohl gar verhindert, weil man andern die Ehre mißgönnte, es vollbracht, oder nur es zuerst in Vorschlag gebracht zu haben! —

„Es ist ein großes Unglück im Reiche der Wahrheit, — so urtheilte der heilige Rath in der Königsprobe *), — daß nur wenige uneigennützig genug sind, Bäume zu pflanzen, welche erst der Nachwelt Früchte bringen. Fast alle bringen ihr Pflänzchen ins Treibhaus, um die ersten Früchte noch selbst zu genießen; nur selten wird aber die verzärtelte und übertriebene Pflanze zum dauerhaften fruchtbaren Baume. Der ächte Freund der Wahrheit und der Menschen weiß Licht und Schatten genau für das Auge seiner Zeitgenossen abzu-

*) Erzählungen von C. Stilke.

abzumeſſen, und überreicht dann dem Schüler, den er ſich nach ſeinem Geiſt und Herzen erzog, den Pinſel und Farbenkaſten, um nach und nach lichtere Farben, deren Zubereitung und Gebrauch er ihn gelehrt hatte, aufzutragen. Freylich fällt dann das prächtige N. N. pinxit unter ſeinem Gemählde hinweg; aber dankbar nennt der Schüler den Nahmen des Meiſters, der die erſten ſchönen und feſten Grundzüge gemacht hatte. Und thäte er das auch nicht, ey nun, ſein Lehrer hatte nicht darauf gerechnet. Er wollte das Bild der Wahrheit, nicht ſich ſelbſt mahlen!"

Gott! recht viele ſolche Menſchen mit dem feſten Entſchluſſe, ſo viel ſie können zum Wohle ihrer Mitmenſchen beyzutragen, und ſo beyzutragen, wie ſie glauben daß es für dieſe Menſchen am wohlthätigſten ſeyn möchte: ſo wird Wahrheit und Tugend unter uns gedeihen und die Erde verſchönern! ſo werden wir, wie Kinder Eines guten Vaters, durch brüderliche Theilnehmung des Lebens Ungemach vermindern, und manche Thräne des Schmerzes in Freudenthränen verwandeln!

Brüder! wer ſchlägt ein: auf Wohlthun ohne Lohnſucht!

Freylich könnte es ſcheinen, als wenn dies — beſonders in den Fällen, wo wir zur vollen Erreichung unſers Zwecks den Wohlthäter nicht nur

nicht

nicht fühlen lassen dürfen, sondern ihn so gar möglichst verbergen müssen — ein wenig zu viel gefordert wäre. Im Grunde aber ist es wirklich nicht mehr gefordert als: daß man die Mittel anwenden müsse, wenn man den Zweck erreichen will! und daß wir, als gute Menschen, gegen andere so handeln müssen, wie wir, wären wir in ihrer Lage, und sie in der unsrigen, wünschen würden, daß sie gegen uns handeln möchten. Denkt, daß Geben seeliger sey als Nehmen, und fühlt euch glücklich, daß ihr geben könnt: so wird euch die sanfteste Schonung gegen den, der eurer Hülfe bedarf, leicht werden, und ihr werdet sie als Glücklichere gegen den Unglücklichern für heilige Pflicht erkennen.

Genau genommen wäre es wohl kein Widerspruch, wenn man behauptete, daß ihr bey dieser Handlungsweise mehr gewinnen als verliehren würdet — wenn ihr etwa zum guten Anfange dieser Ermunterung bedürftet. Undank schmerzt, wenn man auf Dank gerechnet hat! Den Schmerz werdet ihr euch ersparen. Ihr genießt euch selbst, indem ihr eine Pflicht erfüllt; genießt die Seeligkeit eines Gottes, Gutes zu thun im reichen Maaße, so daß ihr gewiß des Danks dabey leicht entbehren könnt. Würde er euch aber dennoch — und warum sollte er euch denn nicht oft werden, da Liebe und Wohlwollen gewiß auch oft erkannt und mit Gegenliebe erwiedert wird; da das, was von Her-

zen

getraue sich, weil er ehedem gegen den Herzog gedient und ihm einen namhaften Schaden gethan habe, nicht, sich so öffentlich sehen zu lassen, er bestellt also den Sebastian auf den Abend ins Wirthshaus zum Elephanten, giebt ihm, auf den Fall, wenn er etwann Lust hätte etwas einzukaufen, seinen Beutel, und verläßt ihn, um ihm das Nacht-Quatier zu bestellen.]

Siebende Scene.

(Verwandelt sich in Olivias Haus.)

Olivia und Maria.

Olivia.

Ich habe nach Cäsario geschikt; er sagt, er will kommen; was soll ich ihm für Ehre anthun? Was soll ich ihm geben? Denn Jugend wird öfters erkauft als erbettelt oder entlehnt -- Ich rede zu laut -- Wo ist Malvolio? Er ist ernsthaft und höflich, er schikt sich gut zu einem Bedienten für eine Person von meinen Umständen; wo ist Malvolio?

Maria.

Er kommt sogleich, Gnädiges Fräulein, aber in einem seltsamen Aufzug. Er ist ganz unfehlbar besessen, Gnädiges Fräulein.

Olivia.

zen kömmt, ſo leicht den Weg zu andern Herzen findet? — nun dann genießt ihr auch dieſen Dank als eine deſto angenehmere Zugabe, je weniger ihr darauf gerechnet hattet.

* * *

Auszug einer Rechnung über 400 Rthl. jährlicher Einnahme, welche die verwittwete Gräfin von * * jährlich zum Wohlthun beſtimmte. Vom Jahre 1760 — 1787.

	Thlr.	gr.
1) Zur Unterſtützung 26 armer ſtudierenden Jünglinge, von denen 18 jeder auf drey Jahre 25 Thlr., 2 auf ein Jahr jeder 30 Thlr., 2 auf ein Jahr jeder 100 Thlr. und 4 auf drey Jahr jeder jährlich 50 Thlr. empfingen. — —	2210	—
2) Armen Handwerkern zum Anfange ihres Gewerbes — — —	600	—
3) Andern, größtentheils Handwerkern, zur beſſern Betreibung ihres Gewerbes geliehen 1960 Thlr., unter der Bedingung, von Monat zu Monat, ſo viel ſie könnten, wieder abzugeben. Sind unbezahlt geblieben nur — — —	20	10
4) Ohne Hofnung auf Wiedergabe geliehen — weil wir glaubten, daß man es nicht gern geradezu geſchenkt nehmen möchte — 1050 Thlr., davon dennoch wieder erhalten 880 Thlr. bleibt --	170	—
5) Zur Errichtung einer Schulbibliothek Beytrag — —	50	—

6) Zur

	Thlr.	gr.
6) Zur Anschaffung einiger mathematischen und fysikalischen Instrumente für dieselbe Schule. — — —	80	—
7) Bücherrechnung für arme Schüler und Landleute ꝛc. — —	420	—
8) An einige verdiente Männer geheime Beyträge zur Ausbesserung der Fehler des Glücks überschickt 1600 Thlr.; bleibt nach Abzug 600 Thlr. ausserordentlicher Beyträge von der Gräfin — —	1000	—
9) Für Hausarme an monatlichen Beyträgen zu 1 — 4 Thlr. — —	2230	—
Anmerk. Wir haben oft die Freude gehabt, daß die Empfänger bey Verbesserung ihrer Umstände sich die sonstigen Beyträge ganz verbaten, oder nur einen Theil davon annahmen.		
10) Für ausserordentliche Unglücksfälle —	800	—
Anmerk. Ausser den ausserordentlichen Beyträgen der Gräfin.		
11) Den Wittwen und Kindern einiger verdienstvollen Männer — —	1150	—
12) Dem Schulmeister N. N. jährlich 25 Thlr. auf 9 Jahre, seinem Nachfolger eben so viel auf 13 Jahre — —	550	—
13) Beytrag zur Errichtung eines Arbeitshauses — — —	50	—
Anmerk. Es wurde Subscripzion errichtet, wo die Gräfin unter ihrem Nahmen zahlte. Die angegebene Summe à 50 Thlr. zahlte ich unter die Num. 2 und 3 genannten Bürger, um sie zur Aufmunterung für andere als eigenen Beytrag zu geben.		

14) Dem

	Thlr.	gr.
14) Dem Antiquar, gegen das Verſprechen gewiſſe unſittliche und dumme Bücher nicht mehr zu verleihen — —	25	—
15) Dem Apotheker, für arme Kranke —	560	8
16) Dem Speiſewirth für arme Kranke —	807	16
Blieb bey Ablegung der Rechnung noch Reſt	65	8

* * *

Wie viel Gutes man mit 400 Thaler jährlich ſchaffen könnte! „Aber wie viele können jährlich 400 Thaler zum Wohlthun beſtimmen?“ Wenige; aber kann man nicht durch Vereinigung leicht thun was einzeln keinem möglich wäre? Und mit der Hälfte könnte man gerade halb ſo viel wirken — was immer noch viel wäre!

„Dazu ſind unſere öffentlichen Allmoſenanſtalten!“

Die ſind an manchen Orten vortrefflich!

In den beſten, die ich kenne, wird jährlich öffentliche Rechnung abgelegt, wer, und wie viel jeder dazu giebt, und wer, und wie viel jeder davon empfängt. — Das iſt recht und nothwendig, wenn ſie als öffentliche Anſtalten beſtehen ſollen. Nun frage ich aber, ihr, die ihr es fühlen könnt, daß Geben ſeeliger ſey als Nehmen, und die ihr jezt dieſe Seeligkeit genießet: wie, wenn ihr durch drückende Armuth einſt gezwungen wür-

det, euch in die offene Liste der Armen, welche Allmosen empfangen, setzen zu lassen?

Seht! für solche Arme konnte in unsern öffentlichen Allmosenanstalten nicht gesorgt werden; für sie würden wohlhabende Menschenfreunde sorgen, wenn sie einem anerkannt ehrlichen Manne Vollmacht gäben, von ihren Beyträgen diesen edlern schamhaften Armen zu geben, oder — wo sie das lieber wollen — zu leihen, ohne selbst dem Geber, geschweige einem andern, den Namen des Empfängers zu nennen.

* * *

Auch Wohlthaten.

Der Zufall hatte den unglücklichen Sp** in den Zirkel einiger frohen Menschen geführt, aber er konnte an ihrer Freude nicht Theil nehmen. Als der Sohn eines angesehenen und reichen Mannes, und als solcher erzogen und verzärtelt, mußte er jezt nach dem Tode seines Vaters und dem Verluste seines Vermögens bey einem Rechtsgelehrten Schreiber-Dienste thun, um das tägliche Brod zu verdienen, und hatte bey aller Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit wenig Aussicht seine Lage zu verbessern, weil die Natur ihm kein gutes Empfehlungsschreiben aufs Gesicht geschrieben hatte, und weil es ihm an Geschmeidigkeit fehlte, sich Freunde und Gönner zu machen. Kein Wunder also, daß er an der lauten Freude der Glücklichen nicht Theil nehmen konnte, und, nach dem gewöhn-

wöhnlichen Weltlaufe, eben ſo wenig Wunder, daß dieſe ſeine Theilnehmung nicht vermißten.

Nur Charlotte G** vermißte ſie, ſuchte und fand Gelegenheit, mit dem von andern vernachläßigten Unglücklichen, den ſie kaum dem Namen nach kannte, ſich zu unterreden und ihn aufzuheitern. Es gelang ihr, und ſie war nun noch einmal ſo froh. —

Alle andere Freundinnen flohen ein unglückliches Mädchen, das ein Verführer um Unſchuld, Glück und Seelenfrieden gebracht hatte. Charlotte, vorher weniger ihre vertraute Freundin als jene andere, die jezt mit Verachtung auf ſie herabblickten, Charlotte allein beſuchte ſie, tröſtete ſie, richtete die Gefallene auf, machte ihr neuen Muth, erhielt ſie in der Tugend. Ohne eine Charlotte hatte die Verführte vielleicht das ſchreckliche Schickſal einer Luiſe. (S. No. XXVII.)

Charlotte ließ die Kinder einer andern verſtorbenen Freundin (drey Töchter) täglich einige Stunden zu ſich kommen, unterrichtete ſie im Nähen, Stricken und andern weiblichen Arbeiten, und lehrte ſie in freundlicher Unterredung die Tugend kennen und lieben. Der Vater dieſer Kinder bat um ihre Hand; ſie ſchlug ſeine Bitte ab, aber ſeinen Kindern blieb ſie Mutter.

D.

III.

Ein Wort zur Verherzigung für die ritterſchaftlichen Kantone in Franken.

Ich glaube — und wer wird's nicht mit mir glauben? — daß es vorzüglich in gegenwärtigen Zeiten die Pflicht jedes Menſchenfreundes iſt, die Wunden, die er am Körper der Menſchheit bemerkt, und die nach und nach, wo nicht für ſich allein, doch wenigſtens mit andern vereinigt, dieſem Körper gefährlich werden können, anſtatt zu verſtecken, vielmehr anzuzeigen, ſo lange ſie noch ohne gefährliche Operazionen geheilt werden können. Auch die kleinſte Wunde kann gefährlich werden, und wir fühlen ſie nur dann erſt, wann ſie einen hohen Grad von Verſchlimmerung erreicht hat, weil ſie nach und nach ſich verſchlimmerte, oder weil ſie dem einen Theil des Körpers vielleicht eine Zeitlang angenehm war. Aber eben ſolche Krankheiten ſind die gefährlichſten. — In dieſer Rückſicht nehme ich keinen Anſtand, Ihnen folgenden Aufſatz zuzuſchicken, um ihn, wenn Sie es für gut finden, in Ihren teutſchen Merkur aufzunehmen. Liebe zu meinem teutſchen Vaterlande,

lande, nicht Haß der Rachſucht, weil ich und viele meiner Mitbrüder durch das Gebrechen, womit dieſer Aufſatz ſich beſchäftigen ſoll, gelitten haben und noch leiden, iſt die Quelle deſſelben. Eben ſo wenig ſoll es auf meine Feder wirken, daß ich von meinem erſten Vaterlande ſchon ſo viele Jahre entfernt in einem Lande lebe, das viele das Land der Freyheit nennen wollen. Die Pflicht, die mir meine Muttererde nicht auflegen durfte noch wollte, feſſelte mich an mein jetziges Erdenfleckchen, wo ich in ſtiller Geſchäftigkeit wirke, und es für unwürdig halte, zu beleidigen, ſo wie für unmenſchlich, beleidigt zu werden, obs gleich beydes bey mir in meiner Lage nicht ſtatt findet. Alſo nicht Anzüglichkeiten — die fruchten nichts! — nicht Perſönlichkeiten — die erbittern; beyde entehren den Redlichen, wenn ſie auch gleich nicht auf mich, noch auf meine Verwandten zurückfallen möchten. Ohne Furcht und meiner guten Abſichten mir bewußt unterſchreibe ich meinen Nahmen. — Nun zur Sache.

Jeder nur etwas mäßige Staat in Teutſchland hat ſeine Konſiſtorien, weltliche und geiſtliche; in jedem ſucht man, mit oft gänzlichem Ausſchluß der Fremden, Landeskinder zu befördern, wenigſtens nur dann erſt Fremde zu Aemtern zuzulaſſen, wann es an Landeskindern fehlt; ſo daß jeder, den Genie, oder politiſche Lage, oder andere Gründe zum Studieren beſtimmen, gewiß ſeyn

kann, den Zweck seines Studierens, nützlich zu seyn, zu erreichen, wenigstens — Brod zu finden.

Aber diese so billige und bey allen sich einschleichenden Mängeln doch gute Ordnung vermißt man gänzlich in den doch nicht unbeträchtlichen Reichsritterschaftlichen Kantonen in Franken. (Ob auch in den Kantonen in Schwaben ꝛc. kann ich nicht bestimmen; aber wahrscheinlich ist mir's aus den nehmlichen Ursachen, warum man sie in den fränkischen vermißt.) Unter diesen fränkischen Kantonen kenne ich einige, deren weltliche und geistliche Aemter durchgängig mit Ausländern besetzt sind. In einem derselben sind die zwey Konsulenten, der Archivar, Kassier ꝛc. viele andere weltliche Beamten und noch mehrere Geistliche, Ausländer — Würtemberger. Oft und viel ward und wird darüber geklagt; aber laut wagte noch niemand es zu thun, am wenigsten die, welche am meisten darunter leiden. Ich wage es, einige der mir bemerkbarsten Ursachen dieses so wenig beobachteten Gebrechens aufzusuchen, und dann durch Aufstellung einiger der auffallendsten Folgen dem Wunsch meiner biedern Landsleute, der bisher im Stillen so wenig gefruchtet hat, vielleicht mehr Eindruck zu verschaffen.

Die erste und eingreifendste Ursache scheint mir immer in der fysischen und politischen Trennung dieser Kantone im Ganzen, so wie im Individuellen, zu liegen, in dem daraus entstehenden

Mans

Mangel an einer gewiſſen Verbindung, an einem gewiſſen Zuſammenhalten zu einem Körper, und in andern eben aus dieſer Trennung entſtehenden politiſchen und moraliſchen Verbindungen mit Nachbarn ꝛc. So lange dieſe engere Verbindung zu einem Zweck, zur Verſorgung und Anſtellung der Landeskinder, nicht ſtatt findet; ſo lange die Vergebung der Stellen in der getrennten, willkührlichen Macht Einzelner beruht und nicht durch gemeinſchaftliche getroffene Konvenzion beſtimmt wird: ſo lange bleibt, wie bisher, theils das Landeskind wegen der geografiſchen und politiſchen Trennung unbekannt, theils der Weg zu den Stellen den Fremden offen. Wie kann der Schwächere die Empfehlung des mächtigern Nachbarn abweiſen, ſo lange nicht eine geſetzliche Einrichtung ihm eine Entſchuldigung darbeut? Wie können allerley andere Mittel fruchtlos ſeyn, ſo lange das dieſer Mittel beraubte oder dieſelben verabſcheuende Landeskind ſich nicht auf Landesſtatuten ſtützen kann? — Oder ſollen wir armen ritterſchaftlichen Beamten-Söhne etwa keines Landes, keiner Fürſorge für unſer Erdenwohl bedürfen? — Beynahe ſcheint es ſo. —

Eine andere Urſache mag in der fehlerhaften Einrichtung der benachbarten Konſiſtorien liegen. So z. B. im Würtembergiſchen iſt wohl für das Landeskind durch ſtrengen Ausſchluß der Fremden geſorgt; aber auf der andern Seite wird dieſe na-

türliche Sorgfalt wieder dadurch geſchwächt, daß man die Zahl der Kandidaten durch Nachſicht zu ſehr anwachſen läßt. Der Ueberſchuß muß dann natürlich in andere Gegenden überſtrömen. Zum Glück für ihn ſind ihm bis jetzt noch die Thüren ſo manchen Nachbars nicht verſperrt. — Dies wird dann auch benutzt, und der gute Nachbar von ſeinem väterlichen Boden verdrängt. Hat nun einmal einer, haben einige da feſten Fuß gefaßt: ſo bleibt die Thür auch mehrern offen; einer hilft dem andern herüber, und der gute Nachbar mag dann ſehen, wie auch er wieder eine Thür findet, die ſich ihm mitleidig öffnet. Daher die Menge Doktoren, Kandidaten der Rechte, der Medicin und der Gottesgelahrtheit, die ihr Vaterland verlaſſen, um Brod zu ſuchen.

Die Urſache liegt nicht und kann nicht liegen im Mangel an Subjekten, an tüchtigen Subjekten in den Kantonen ſelbſt. Es iſt bekannt, wie viele brauchbare Männer im Auslande ihr Glück ſuchen mußten, und oft, aber mit Mühe, fanden, nachdem ſie lange hie und da zu wurzeln geſucht hatten; bekannt, wie mancher vielverſprechende Mann durch langes Suchen nach einem Wirkungsplätzchen ſeine beſten Jahre und Kräfte verſchwenden mußte.

Doch dies gehört unter die in die Augen fallenden Folgen dieſes bisher ſo wenig geachteten Gebrechens. Man kann es leicht denken, wie

Olivia.

Wie, wo fehlt es ihm? Raßt er denn?

Maria.

Nein, Gnädiges Fräulein, er thut nichts als lächeln; Euer Gnaden wird wohlthun, jemand zur Sicherheit bey ſich zu haben; denn, ganz gewiß, der Mann iſt nicht recht richtig unterm Hut.

Olivia.

Geh, ruf ihm. --

Malvolio tritt auf.

-- Ich bin ſo närriſch als er immer, wenn traurige und luſtige Narrheit auf eins hinauslauffen -- Nun, wie gehts, Malvolio?

Malvolio.

Liebſtes Fräulein, ha, ha.
(Er lächelt auf eine abgeſchmakte Art.)

Olivia.

Lächelſt du? Ich ſchikte nach dir, um dich zu einem ernſthaften Geſchäfte zu gebrauchen.

Malvolio.

Ernſthaft? Ich könnte wol ernſthaft ausſehen, dieſes ſtarke Binden unter den Knien macht einige Obſtruction im Geblüt; aber was thut das? Wenn es nur Einer gefällt,

es Aeltern zu Muthe ſeyn muß, wenn ſie bey ihren oft ſauren, undankbaren und geringen Aemtern noch obendrein verlegen und bekümmert ſeyn müſſen, wie ſie ihre oft zahlreiche Familie verſorgen, wo ſie ſolche unterbringen werden, was aus derſelben bey ihrem frühern oder ſpätern Tode werden wird; wenn ſie ſelbſt nicht Vermögen genug haben, wohl gar noch ihr eignes Vermögen in ihren geringen Dienſten zuſetzen müſſen. Wie wenig Bedienſtete haben liegende Güter, die nach ihrem Tode ihre Kinder ernähren könnten! Und iſt nicht das Kind des Beamten meiſtens gezwungen, das Fach ſeines Vaters oder ein anders gelehrtes Fach zu ergreifen? Gewiß, ſo lange noch das Vorurtheil herrſcht, ein Handwerk bringe Schande; (das freylich ſo lange herrſchen wird, als das Zunftmäßige und Verächtliche der Handwerker dauert) ſo lange nicht dem Innern Teutſchlands mehrere offene Wege der Handlung, mehrere Aufmunterungen zu Künſten beſcheert ſind; — oder es müßte denn gerade Hang zum Mechanismus des Soldatenſtandes haben.

Wir armen Kantons-Kinder ſind im eigentlichen Verſtande Weltbürger, denn wenig oder nichts kann und darf uns an unſern väterlichen Boden feſſeln. Zu unſerm Glücke herrſcht noch nicht in ganz Teutſchland, nicht in allen Ländern die Menſchenſperre. Glücklicher Weiſe kann der Mittelbewohner Teutſchlands ſich jedem Klima anpaſ-

ſen; glücklicher Weiſe wird nicht in allen Ländern der arme bloß ſeinen Kopf und ſeine Kräfte mitbringende Menſch als verdorbene Waare angeſehen; — ſonſt wäre es freylich beſſer, jeder Kantons Beamte gelobte beym Antritte ſeines Amtes das Cölibat. Ich kenne ſolche zahlreiche Familien, wo die Kinder beym Tode ihres Vaters als verlaſſene Schaafe entweder ſtützenlos zerſtreut, oder führerlos verwildert, oder brodlos verhungert, oder zucht- und ſittenlos elend geworden ſind — weil ſie kein Vaterland mehr hatten, oder das Vaterland ſich ihrer nicht annahm.

Es iſt ferner bekannt, daß jedes Land, jeder Stand in Teutſchland ſeine beſondere Verfaſſung, Rechte und Geſetze hat. Eben ſo auch die Kantone. Geſetzt nun ein Kantonskind ſtudiere die Rechte; wird es ſich nun Mühe geben, ſich beſonders auf das Studium der Verfaſſung und Rechte ſeines Landes zu legen, ſo lange es nicht gewiß iſt, daß es ſeiner Mühe Früchte und Anwendung in ſeinem Lande finden werde? ſo lange es ſteht, daß Fremde gerade an ſolche Stellen kommen, die genaue Bekanntſchaft mit dieſer beſondern Verfaſſung erfordern, eine Bekanntſchaft, die der Fremde ohnmöglich aus ſeinem anders organiſierten Lande mitbringen kann? ſo lange es ſieht, daß es vielleicht in ſolchen Ländern ſein Glück ſuchen muß, oder vielleicht in ſeinem Lande eine ſolche Stelle noch erhält, wo ihm dieſe Bekanntſchaft

unnütz iſt? — Der Volksvorſteher und Volkslehrer ſollen beyde einige Bekanntſchaft nicht nur mit der Landesverfaſſung, ſondern noch mehr mit den klimatiſchen Gewohnheiten, mit der individuellen Lebensweiſe, den ſo ſehr nuanzierten Sitten, örtlichen Leidenſchaften, Bedürfniſſen, Vorurtheilen des Volks ꝛc. überhaupt mit allem haben, was auf die Denkungs- und Handlungsweiſe ſeines Volks Einfluß hat. Wer kann nun dieſe beſſer haben? — Der Eingebohrne, der unter dieſem ſo ſchattierten Volke aufgewachſen, von Mutter Natur ſchon in dies Körper- und Geiſter-Klima eingeweiht, eingewurzelt iſt? — oder der Fremde, der unter einem andern, ſeys auch noch ſo wenig entfernten Himmel, aufgewachſen iſt? — Zu wem neigt ſich das Volk mehr, zum Einheimiſchen oder zum Fremden?

Wie ſoll endlich der Studierende zum patriotiſchen Aufſammeln ſo mancher Kenntniſſe, zum eifrigen Streben nach ſo mancher nothwendigen, unentbehrlichen, aber mühſamen Sache, zur Ausführung ſo manches in ihm liegenden Naturtriebes und Lieblingsplanes und Lieblingsſtudiums angefeuert werden, wenn ihm der Sporn, die Hoffnung einer gewiſſen Ausſicht zur künftigen Anwendung ſeines geſammelten Schatzes, und zum frohen Genuß ſeines Lebens, fehlt — wenn kein beſtimmter und ſeinen Kräften angemeſſener Wirkungskreis ihn aufmuntern darf — wenn zwar er ſelbſt nach dem

Grund-

Grundſatze handeln möchte, „der Mann ſoll nicht das Amt, ſondern das Amt den Mann ſuchen,“ aber andere nicht darnach handeln — wenn er ſeine Talente vergeſſen, nicht ihrer Natur nach gebraucht ſieht? — Wie ſoll er angefeuert werden, wenn nichts, gar nichts ihn an ſeinen natürlichen Boden, an ſeine mit ihm aufgeſproßten Mitmenſchen, an ſeine Familie — ach! an ſeine Familie und Freunde feſſeln darf, ohne ſein Herz und Gefühl zu verwunden? — wenn er, wie ein Ball umhergetrieben, ſeine beſten Kräfte, ſeine beſten Jahre dahin ſchwinden ſehen muß, ohne den Zweck ſeines Daſeyns, ſeiner in ihm ruhenden Kräfte und Empfindungen, auf eine dem ihm von der Hand der Natur tief eingeprägten Trieb gemäße Art zu erreichen, auf den Fleck, der ihm ſein Daſeyn, ſeine erſten Kräfte und Empfindungen gab, ſie wieder zurückwürken zu ſehen? — wenn mit dem öftern Auswurzeln ſeine beſten Kräfte verlohren gehen ſollen? Wer fühlt ſie nicht, die heilige Vaterlandsliebe, ohne die wenig Großes, wenig Gutes geſchehen kann? Wer heftet ſich nicht gern an ſeinen mütterlichen Boden, an den ihn die Natur gefeſſelt hat? Wer reißt ſich gern los von ſeinem erſten Schauplatze? Wer erinnert ſich nicht ſein ganzes Leben an denſelben, würde nicht gern alles gegen jenen vertauſchen? Wer thäte nicht gern alles — ließe nicht ſogar ſein Leben für das Beſte ſeines Vaterlandes? — Aber zu dieſem erhabenen ſeeligen Gefühl, zu

dieſem

dieſem Natur- und Nazionalgeiſt darf jetzt kein Kantons-Beamter ſeinen Sohn erziehen. — O Vaterlandsliebe! auch ich fühle deine mächtigen Bande! Aber ich mußte ſie zerreißen, weil nicht Acker, nicht Pflug, nicht meine Hand — weil nur mein Kopf und Herz mich an meinen väterlichen Boden feſſeln konnte. Die Hälfte meiner Lebensjahre mußte ich fern von ihm verleben; mußte mich von meiner Muttererde verkannt, verdrängt, durch fremde Pflanzen verdrängt ſehen! Es ſchmerzte mich; aber — ich ſahe es ohne Neid — wahrlich ohne unwürdige Empfindungen! Nur aus Liebe zu den andern mir ähnlichen Pflanzen meines kleinen Vaterlandes möchte ich auf obige Sache aufmerkſam machen, möchte ich die Väter, die Vorſteher deſſelben bitten, dieſem Gebrechen abzuhelfen. Und wie leicht wäre dem abzuhelfen! — Durch einſtimmige Verbindung zu einem ſo wichtigen Zwecke; durch eine feſtgeſtellte Ordnung, die jetzt um ſo vollkommener getroffen werden kann, da das Gute, ſo wie die Mängel ähnlicher Einrichtungen, vor Augen liegt; durch Ausſchließung der Fremden, ſo lange tüchtige Subjekte ſich im Lande ſelbſt finden, welches in dieſem Falle nicht grauſam wäre. Denn ſo lange die Menſchenſperre in einem Lande ſtatt findet, warum ſollte der Nachbar nicht auch ſperren dürfen? Oder dieſe Sperre mußte in ganz Teutſchland aufgehoben werden; alle teutſchen, großen und kleinen Völker müßten ſich als Eine Familie betrach-

betrachten — der Franke nicht den Schwaben, dieſer den Sachſen, der Herzogliche den Fürſtlichen, der Reichsſtädtiſche den Edelmänniſchen — keiner, von dem größten bis auf den kleinſten Staat herab, mehr den andern als fremd anſehen und behandeln. Abzuhelfen wäre durch eine zu treffende Konvenzion, daß, wann ein Kanton kein tüchtiges Subiekt zu einem offenen Amt hätte, aus einem andern Kanton eins auserleſen würde. Aber dabey müßte vorausgeſetzt werden, daß die Kantone auch ihre brauchbaren Leute kennten, woran es bisher gefehlt hat; daß eine Liſte der Studierenden und Studierten gehalten; daß jeder Schleichweg, jedes unbillige und gefühlbeleidigende Mittel geſperrt, und nur das Verdienſt in Anſchlag gebracht würde. Daher müßte ein ſtrenges und unpartheyiſches Examen, ſtrenger als es bisher bey Fremden geſchah, (die ſich examinieren laſſen konnten wo ſie wollten, wohl auch gar nicht examinieren ließen) der etwa zu beſorgenden Nachläſſigkeit des Studierenden vorbauen, wozu ihn die erleichterte Verſorgung verleiten könnte. Wer würde ſich nicht gern ein ſolches Examen gefallen laſſen, der ſich ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeines Eifers, ſeiner Abſichten und ſeiner Kenntniſſe bewußt iſt?

Wie viel eifriger, ruhiger und ſorgenfreyer würde dann der Beamte ſeinem Amte vorſtehen! Wie viel eifriger der Studierende ſich ſeiner Pflicht wieder

wiedmen, da er nun weiß, wie viel er seinem Vaterlande schuldig ist, wieviel er von demselben zu erwarten hat, — daß er ein Vaterland hat! Wie viel redlichere, geschicktere Amtleute und Seelsorger würden sie dann haben, jene Väter jener zerstreuten Herden, die nicht bloß um Brod, noch um Gunst, die aus Liebe zu ihrem Vaterlande ihm dienten; wenn auch sie auf ihrer Seite das Mühevolle und Beschwerliche ihrer Volksvorsteher und Volkslehrer durch die kleine kostenfreye Einrichtung erleichterten, damit sie mit Freuden und nicht mit Seufzen ihr Amt verrichten, mit Freuden und nicht mit Seufzen auf ihre Kinder herabschauen könnten; daß nicht der Vater seinem Sohn von Jugend auf einprägen müßte: die ganze Erde ist dein Vaterland! daß nicht die Mutter ihr Kind mit der Muttermilch auch zugleich von jenen seeligen Banden entwöhnen müßte, die ihr Kind an sie, an seine Familie, an sein Vaterland heften; daß nicht so nach und nach der Nazionalgeist erlöschte, der einst den Teutschen so sehr karakterisierte; daß endlich nicht das Wohl jenes großen Haufens, der nothwendig unter obigem Gebrechen mit leiden muß, in das Interesse einzelner sich verlöhre, und nur mit gewaltsamen Fieberstößen sich wieder in seine gemißbrauchten Rechte setzen könnte.

Doch ich habe meinem Drang Genüge gethan, auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen

chen, und vielleicht einen andern, der mehr Einsicht, mehr Kenntniß des Gegenstandes, mehr Muße hat, aufzumuntern, tiefer in denselben einzudringen. Meiner reinen Absichten mir bewußt, bin ich mir auch bewußt, daß man dieselben nicht verkennen wird. Als ein nicht undankbarer Sohn meines Vaterlandes glaube ich, daß, wenn es gleich mich verkannt hat, es doch die Wahrheit nicht verkennen; daß es statt meiner, der ich es vielleicht nicht mehr sehen werde, diese Zeilen als einen Beweis meiner Liebe und meines Wunsches, ihm zu dienen, annehmen wird.

F. L. Hammer.

IV.

Fragmente aus Briefen vermischten Inhalts.

1.

Wenn Sie, M. Fr. das Schleßwigische Journal — wiewohl es unter unsern lesenswürdigsten Zeitschriften einen der ersten Plätze behauptet — zufälliger Weise noch nicht kennen sollten: so rathe ich Ihnen sich das fünfte Stück des laufenden Jahrgangs zum Durchlesen zu verschaffen, und ich zweifle nicht, es wird hinlänglich seyn, Ihnen

Ihnen Luſt zu machen, einen fleißigen Leſer dieſes Journals abzugeben, wenn Sie auch gleich, ſo wenig als ich, alles darin gut heißen, oder alle Aufſätze darin von gleichem Werthe finden ſollten, welches von Zeitſchriften dieſer Art nie zu erwarten iſt. Sie werden gleich zu Anfang des beſagten Stücks, unter der Rubrik „Rekapitulazion einiger neugemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts" einen kleinen Aufſatz finden, der an Gewicht des Inhalts eine Menge groſſer aufwiegt, und unſern wertheu Volks- und Zeitgenoſſen, von den Gröſten bis zu den Kleinſten, eine Arzuey darreicht, deren heilſame Bitterkeit durch die beygemiſchte Swiftiſche Ironie zwar eher verſtärkt als verſüßt wird, aber den Pazienten, ſofern man ſie nur zum einnehmen bringen könnte, (denn hier liegt freylich die Schwierigkeit!) unfehlbar *) wieder zur verlohrnen Geſundheit ihres Urtheils über die wichtigen Gegenſtände, welche dermahlen die allgemeine Aufmerkſamkeit fixieren, verhelfen müßte. Denn man braucht in der That weiter nichts, als nur nicht gänzlich allen Menſchenverſtand verlohren zu haben, um von der Evidenz der Wahrheit, wenn ſie uns mit ſolcher Stärke in die Augen blitzt, überwältigt zu werden.

Es

*) Wenn anders die Krankheit nicht unheilbar und zum Tode iſt.

Es ſind nur drey gedruckte Blätter; aber ich wünſchte, daß ſie von der Nordſee bis an die Alpen von Niemand, der Gedrucktes leſen und was er lieſt verſtehen kann, ungeleſen und unbeherzigt bleiben, und daß ſie zu dieſem Ende in allen andern Journalen nachgedruckt werden möchten. Ich würde gleich der erſte geweſen ſeyn, der hierin andern Herausgebern mit gutem Beyſpiel vorgeleuchtet hätte, wenn ich nicht mit Recht Bedenken trüge, mir eine ſolche Freyheit ohne Vorwiſſen und Einwilligung des mir unbekannten Verfaſſers herauszunehmen.

Wer es redlich mit den Menſchen meynt, darf nicht müde werden, ſie vor der unſeligen Leichtigkeit zu warnen, womit ſie, und gerade in den wichtigſten Angelegenheiten am leichteſten, von einem Extrem zum andern überzuſpringen gewohnt ſind. Vor vier Jahren und drüber wurden die Wahrheiten, die jeder bürgerlichen Geſellſchaft, unabhängig von der Form ihrer Regierung, zum Grunde liegen, auf einmahl allgemein anerkannt. Wer ſich damahls unterfangen hätte, ſich öffentlich gegen dieſe Grundwahrheiten auflehnen zu wollen, würde nicht nur von der Menge als ein Verräther der gemeinen Sache des Menſchengeſchlechtes mit Verwünſchungen überſchüttet, ſondern von den Großen ſelbſt als ein ſchamloſer Schmeichler mit Verachtung zurückgeſtoßen worden ſeyn. Wie kommt es nun, daß

eben

fällt, ſo geht mir's vollkommen wie es in dem Sonnet heißt: Gefall ich Einer, ſo gefall ich Allen.

Olivia.

Wie, was bedeutet das, Mann? Was fehlt dir?

Malvolio.

Es iſt in meinem Kopf nicht ſo ſchwarz als meine Beine gelb ſind: Es iſt mir richtig zu Handen gekommen, und Befehle ſollen vollzogen werden. Ich denke wir kennen dieſe ſchöne Römiſche Hand.

Olivia.

Willt du nicht zu Bette gehen, Malvolio?

Malvolio (leiſe.)

Zu Bette? Ja, Liebchen, und mit dir.

Olivia.

Gott behüte dich! Warum lächelſt du ſo, und küſſeſt deine Hand ſo oft?

Maria.

Was fehlt euch, Malvolio?

Malvolio.

Habt ihr zu fragen? Wahrhaftig! Nachtigallen antworten gleich Krähen!

Maria.

eben dieſelben Gegenſtände den meiſten jetzt in einem ganz andern Licht erſcheinen? Haben jene Grundwahrheiten etwa im Jahr 1793. aufgehört Grundwahrheiten zu ſeyn? Sollte die Anmaſſung einer willkührlich über alle Geſetze ſich erhebenden und den unläugbarſten Menſchen-Rechten Trotz bietenden Gewalt an einem Einzigen, oder an etlichen Wenigen rechtmäßig werden, weil ſie an einem Konventikel von etlichen Hunderten abſcheulich iſt? Oder iſt der Mißbrauch des Vertrauens einer ganzen Nazion, die ihre Rechte, ihr Glück, ihr Wohl oder Wehe in unſre Hände ſtellt, an Einem zu entſchuldigen, und nur an Vielen ſtrafbar?

Frankreich belehrt uns noch immer durch den ſchrecklichen Anblick der Zerrüttung und des unbeſchreiblichen Elends, welchen ein plötzlicher gewaltſamer Umſturz der ganzen innern Verfaſſung eines groſſen Staats nach ſich zieht, daß es unendlichmahl beſſer iſt, lieber alle unſerm gegenwärtigen Zuſtande anklebende Gebrechen zu dulden und mit einer erträglichen Exiſtenz zufrieden zu ſeyn, als über dem Schnappen nach dem Schatten einer Glückſeligkeit, die wir wahrſcheinlich nie erreichen werden, auch das Gute, ſo wir wirklich beſitzen, zu verlieren. Jederman, oder doch gewiß Neun und Neunzig unter Hundert ſind dermahlen ſo geſinnt; und ich begreife nicht, aus welchem Grund und zu welchem Ende man mehr

von uns verlangen könnte. Aber warum ſollten wir nun über dieſe billige und gemäßigte Denkart noch hinausgehen wollen? Warum, weil wir alle Empörung gegen die eingeführte bürgerliche Ordnung und die geſetzmäßige Obrigkeit, alle Verſuche den Gebrechen, die uns drücken, durch eigenmächtige geſetzwidrige Mittel abzuhelfen, verabſcheuen, — ſollten wir uns darum zu unbegrenztem, blindem, leidendem Gehorſam verbunden halten? Wehe den unklugen Rathgebern der Großen, die ſich nicht ſcheuen, von dieſer unſeligen Diſpoſizion des Erdenvolkes „immer des Guten bald zu viel bald zu wenig zu thun“ einen Gebrauch zu machen, der keinem verſtändigen Manne, deſſen Abſichten rein und rechtſchaffen ſind, jemahls zu Sinne kommen kann! Wozu dieſe ſeit kurzem ſo auffallend über Hand nehmende und bereits nicht mehr geheim gehaltene Verſchwörung gegen die Freyheit der Vernunft und des Gewiſſens? Dieſe immer zunehmende Geringſchätzung der Wiſſenſchaften, der Gelehrten, der Schriftſteller? Wozu dieſe Anſtalten, die Freyheit der Preſſe, die einzige mögliche Schutzwehre gegen die wieder einbrechende Barbarey, mit Feſſeln zu belegen, die ihre gänzliche Vernichtung bewirken würden? Womit könnten ſolche Maßregeln unter ruhigen, die Geſetze reſpektierenden, ihren Fürſten mit Treue, ja ſogar mit leidenſchaftlicher, nicht immer verdienter Anhänglichkeit ergebenen Völkern, gerechtfertigt werden? Kann der unverſtän-

ſtändige und unbeſcheidene Gebrauch, der von dieſem oder jenem, meiſtens unbedeutenden Erdenſohn von dieſer Freyheit etwa gemacht worden iſt, auch nur für einen erträglichen Vorwand gelten? Könnte der Mann, der ſolche Maßregeln anrathen kann, einen augenſcheinlichern Beweis der tiefſten Unwiſſenheit in menſchlichen Dingen, der entſchiedenſten Unfähigkeit die Sache auch nur aus dem Geſichtspunkt des politſchen Intereſſe richtig zu beurtheilen, ablegen? Man kann es nicht oft genug wiederhohlen: unbeſchränkte Aufklärung über alle göttliche und menſchliche Dinge hat der bürgerlichen Geſellſchaft niemahls wahren Schaden gethan, *) und iſt, ſelbſt in Zeitläuften wie die unſrigen, ſo wenig gefährlich, daß ſie vielmehr das einzige unfehlbare Mittel iſt, wodurch die dermahlen noch beſtehende Staaten befeſtiget, und ohne gewaltſame Erſchütterungen und Umwälzungen von den Gebrechen, womit ſie noch behaftet ſind, nach und nach befreyt werden können. Europa befindet ſich bereits auf einem Grade von Kultur, der jede Maxime, die nur in den finſterſten Jahrhunderten ſtatt finden konnte, zweckwidrig macht, — falls man wirklich das Beſte des Staats dadurch befördern wollte. Sollte aber (quod avertant Superi!)

*) Oder, was im Grunde eben daſſelbe iſt, keinen, der nicht gegen das unendlich größere Gute, das ſie bewirkt, ein minimum wäre.

die Abſicht ſolcher Maximen ſeyn, das Privatintereſſe der Gewalthaber von dem allgemeinen Intereſſe der Völker trennen, oder dem letztern gar entgegenſetzen zu wollen: ſo braucht man weder ein groſſer noch kleiner Profet zu ſeyn, um vorausſagen zu können, daß die Folgen einer ſolchen Politik über lang oder kurz endlich auf die Köpfe der Rathgeber ſchwer zurückfallen würden. Die Sache läßt ſich durch wenige Sätze von entſcheidender Evidenz ausmachen. Aufgeklärte, oder welches einerley iſt, über ihre Verhältniſſe, Rechte, Pflichten und wahres Intereſſe richtig denkende Menſchen ſind, eben darum weil ſie aufgeklärt ſind, leicht zu regieren, wofern der Regent und ſeine Gehülfen ſoviel Achtung für die menſchliche Natur und ſo viel Einſicht in ihren eigenen Vortheil haben, wie die Auguſte, Trajane und Mark-Aurele regieren zu wollen. Aber aufgeklärte Menſchen laſſen ſich nicht wie unvernünftige Thiere behandeln. Blinden Gehorſam, unbedingte Unterwerfung unter eine willkührlich gebrauchte und über ihre rechtmäßige Grenzen ausgedehnte Gewalt, kann man eben ſo wenig von ihnen erwarten, als man ſie zu fodern befugt iſt. Auch bedarf ein Trajan oder Mark-Aurel, der nach den ewigen Geſetzen der Vernunft, d. i. der allgemeinen Gerechtigkeit, regiert, keiner ſultaniſchen Zwangsmittel, um ſich Gehorſam zu verſchaffen. Denn ſo ganz von allem Menſchenverſtande verlaſſen iſt kein Volk, daß

daß es nicht wenigstens fühlen (wo nicht deutlich einsehen) ſollte, ob es geſetzmäßig oder willkührlich, wohl oder übel regiert wird. Wozu alſo die Fortſchritte der Vernunft und die Verbreitung der edelſten und zur moraliſchen Beſtimmung des Menſchen unentbehrlichſten Kenntniſſe, d. i. die Ausbildung der Menſchen zur wahren Humanität, hemmen zu wollen, wenn man ſich keiner andern als reiner Abſichten bewußt iſt?

2.

Wenn ich an einigen Schriftſtellern unſrer Zeit den Mangel an Beſcheidenheit und Klugheit beklage, ſo würden Sie mich ſehr unrecht verſtehen, l. K. wenn Sie glaubten, ich verlange, daß Männer, die ſich zu Zeugen und Evangeliſten der Wahrheit berufen fühlen, ſtumme Hunde ſeyn, und aus niedriger Feigherzigkeit die Sache der Menſchheit verrathen ſollten. Ich bin hievon ſo weit entfernt, daß ich ſelbſt von demjenigen, der den Muth hätte für eine ſo gute Sache, wenn es die Noth erfoderte, zum Märtyrer zu werden, weiter nichts ſagen würde, als er habe ſeine Schuldigkeit gethan. Aber daraus folget nicht, denke ich, daß man verpflichtet oder befugt ſey, ohne Noth, ohne Mäßigung, ohne Unterſchied der Zeiten und Umſtände, oder auch ſelbſt ohne Wahrſcheinlichkeit eines guten Erfolgs, aus bloßer (ſelten reiner) Schwärmerey für das, was man für die gute Sache hält,

ſich und andern, die man oft ohne ihre Schuld in ſeine Sache verwickelt, böſe Händel zuzuziehen. Unverſtändige Märtyrer haben einer jeden Sache zu allen Zeiten mehr geſchadet als genützt; wäre es auch nur allein aus dieſem Grunde, daß es in den Augen der Meiſten zweifelhaft war, ob ſie als Zeugen der Wahrheit ſchuldlos litten, oder als Verbrecher gegen die öffentliche Ordnung und Ruhe mit Recht geſtraft würden. Freymüthigkeit kann ſehr wohl mit Beſcheidenheit beſtehen; man kann (in den meiſten Fällen wenigſtens) frey und unbefangen, ja ſogar mit Kühnheit und Energie von den Sachen ſprechen, ohne darum die Perſonen anzutaſten; und es giebt ſchwerlich irgend eine gemeinnützige Wahrheit, (es verſteht ſich, daß die Rede hier nicht von Thatſachen iſt) die man nicht, mit der gehörigen Art, auf den Dächern predigen dürfte; oder, wenn es ja Ausnahmen giebt, ſo finden ſie nur an ſolchen Orten und in ſolchen Zeiten ſtatt, wo man durch Behauptung ſolcher Wahrheiten bloß ſich ſelbſt ſchaden würde, ohne irgend etwas gemeinnütziches Gutes zu ſtiften. Es kommt ſehr viel darauf an, wo, wann, und von Wem etwas geſagt wird.

Was meynen Sie, z. B. wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke aufgenommen würde, wenn ich, oder Sie, oder irgend einer von den Schriftſtellern, die ſeit der franzöſiſchen Revolu-

zion

zion über die vorgehenden Welthändel oder darauf ſich beziehende theoretiſche Lehrſätze, Meynungen und Probleme geſchrieben haben, unſern Zeitgenoſſen ein Kompliment, wie das folgende, machen wollte:

„Wenn ich meine Augen auf dieſe Erdkugel, „oder vielmehr dieſes Erdkügelchen werfe, kann „ich nicht umhin zu denken, unſer Herr Gott habe es irgend einem bösartigen Weſen gänzlich „Preis gegeben. Ich habe noch keine Stadt geſehen, die nicht am Ruin der benachbarten „Stadt Freude haben würde, keine Familie, die „nicht irgend eine andere Familie zu Grunde zu „richten wünſchte. Ueberall fluchen die Schwachen den Großen, in eben dem Augenblicke da „ſie vor ihnen kriechen, alles Unheil an den Hals: „und überall behandeln die Mächtigen die „Schwächern wie Schafe, deren Wolle und „Fleiſch man verkauft. Eine Million in Regimenter vertheilte Mörder, die von einem Ende „Europens zum andern laufen, rauben und morden mit Diſciplin, um ihr Brod zu verdienen, „weil ſie kein ehrlicheres Handwerk haben, u. ſ. w.

Sie werden mir geſtehen, daß dies ſehr grobe Pillen ſind; und doch war es ein allgemein geleſener, bewunderter, beynahe von allen Großen in Europa, und ſelbſt von dem erſten der Könige unſerer und vielleicht aller Zeiten geſchmeichelter und vergötterter Schriftſteller, mit einem Worte,

Voltaire, der den Fürsten, den Aristokraten, den Kriegshelden und Kriegsknechten, und (damit sich keine besondere Klasse über Partheylichkeit beklagen könne) dem ganzen menschlichen Geschlechte in Corpore solche Pillen zu verschlucken gab. Seine Schriften wimmeln davon, und ich hätte ohne Mühe zwanzig noch derbere Stellen finden können, wenn ich nicht die erste beste, die mir aufstieß, für hinlänglich gehalten hätte, meinen Satz zu bestätigen. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, ist man es weit weniger seiner eigenen Erhaltung oder Ruhe, als der guten Sache, d. i. dem Allgemeinen Besten selbst schuldig, vorsichtig in seinen Behauptungen und Urtheilen zu seyn, und sich vor Uebertreibungen und Extremen aller Art um so sorgfältiger zu hüten, je schwerer es ist, nicht von der Fluth der Zeit und den Strömen des Partheygeistes, der beynahe alle Köpfe, wiewohl in sehr verschiedenem Sinne, exaltiert hat, mit fortgerissen zu werden. Zwar gestehe ich Ihnen gerne zu, daß es noch schwerer für einen menschlichen Menschen ist, über gewisse Dinge, die man nicht zu nennen braucht, weil jederman sie sich von selbst nennt, nicht warm zu werden. Aber was könnte es helfen, wenn man von dem, dessen das Herz voll ist, auch immer den Mund überfließen lassen wollte? Man räsonniert nicht mit einem Erdbeben, einem Orkan, einer daherstürzenden Wasserfluth; und die Vernunft selbst weicht der Gewalt, wenn sie

ihr

ihr keine ſtärkere entgegen zu ſetzen hat. Freylich kommt es Menſchen, die ſo weit gekommen ſind, ſich ihres Unterſchieds von den vierfüßigen Erdbewohnern deutlich bewußt zu ſeyn, ſchwer an, ſich die Antwort auf eine vernünftige Frage mit einer Herkules-Keule oder Jakobiner-Pike geben zu laſſen: aber, wofern dies nun einmahl der Fall wäre, was hätte der Vernünftige zu thun, als zu ſchweigen?

Glauben Sie mir indeſſen, l. K. daß die Schwächern (wie Voltair's Martin in der voran geführten Stelle die niedrigern Volksklaſſen nennt) und ihre unbeſtellten dienſtfertigen Wortführer meiſtens Unrecht haben, wenn ſie den Großen faſt immer böſen Willen gegen die Schwachen, entſchiedene Abneigung gegen Wahrheit und Gerechtigkeit, erklärten Haß gegen alle Einſchränkung ihrer Willkührlichkeit, und gänzliche Gleichgültigkeit in Abſicht der Moralität oder wenigſtens der wirklichen Zweckmäßigkeit der Mittel, wodurch ſie ihre Abſichten zu erreichen ſuchen, als Eigenſchaften zuſchreiben, die man eben ſo gewiß bey ihnen vorausſetzen könne, als Dummheit, Liſt, Gefräßigkeit und Blutdurſt bey gewiſſen Arten von Thieren. Wofern die Großen in einzelnen Fällen irgend einen von jenen Vorwürfen wirklich verdienen, — welches freylich von jeher oft genug begegnete — ſo geſchieht es nicht weil ſie Große, ſondern weil ſie Menſchen ſind:

und

und (wenn wir das sehr kleine Häufchen der Weisen und Guten im eigentlichen Verstande ausnehmen, deren es aber verhältnißmäßig unter den Großen immer so viele gegeben hat, als unter den übrigen Menschenklassen) wo ist unter Millionen aus diesen letztern auch nur Einer, der sich, ohne Widerspruch seines Gewissens (er müßte es denn nur gänzlich zum Schweigen gebracht haben) unterstehen dürfte zu sagen, daß er — ich will nicht sagen, an dem Platze jener Großen, sondern gerade an dem, wo er steht, wie niedrig er auch seyn mag — nicht alle Einschränkungen seiner Willkühr, seines Privatvortheils und jeder seiner Lieblingseigenschaften hasse, und (soweit es ihm in seiner Lage nur möglich oder erlaubt seyn kann) nicht jedes Mittel, das ihm die Befriedigung seiner eigennützigen Wünsche zu versichern scheint, willkommen heiße, ohne sich um die innere Moralität zu bekümmern? — Und wenn dies (wie Sie mir schwerlich werden läugnen wollen) bey weitem von den meisten Menschen im Privatstande gilt, denen gleichwohl durch ihre Kleinheit, Schwäche und tausendfache Abhängigkeit von den Höhern und von ihres gleichen, und vornehmlich durch die Furcht vor der lieben Justiz, in deren Gewebe doch fast immer nur die Kleinen hängen bleiben, so enge Schranken gesetzt, und so viele Reizungen, Gelegenheiten und Hülfsmittel zum sündigen benommen sind: wie übel steht es uns an, mit einer so unbescheidenen und unbilligen Strenge

Maria.

Wie unterſteht ihr euch mit einer ſo lächerlichen Kühnheit vor meiner Gnäd. Fräulein zu erſcheinen?

Malvolio.

Fürchte dich nicht vor Gröſſe; -- Das war wol gegeben.

Olivia.

Was meynſt du damit, Malvolio.

Malvolio.

Einige werden groß gebohren --

Olivia.

Ha?

Malvolio.

Andre arbeiten ſich zur Gröſſe empor. --

Olivia.

Was ſagſt du?

Malvolio.

Und andern wird ſie zugeworfen.

Olivia.

Der Himmel helfe dir wieder zurechte!

Malvolio.

Erinnre dich, wer dir befahl gelbe Strümpfe zu tragen --

ge, als ſeit geraumer Zeit Mode wird, Verdammungsurtheile über jene Großen der Erde auszuſprechen, deren größter Fehler am Ende doch nur darin beſteht, daß ſie nicht beſſer ſind als ein jeder Andere an ihrem Platze wäre; ſie, die ſich von allem was ſich ihnen nähern darf, ja von allen, die auch nur von ferne mit dem unausſprechlichen Glücke ſie anzugaffen beſeligt werden, ſo unmäßig geſchmeichelt, bejauchzt, beräuchert und vergöttert ſehen, daß ſie wirklich mehr als Sterbliche ſeyn müßten, wenn ſie nicht zuletzt von der ungeheuren Gewalt, womit ihre Menſchlichkeit beſtürmt wird, überwältigt, ſich wirklich mehr als Menſchen dünken, oder wenigſtens doch alle die unzähligen heuchleriſchen oder ſchwärmeriſchen Demonſtrazionen einer gränzenloſen Liebe und Anhänglichkeit, die man ihnen bey jeder Gelegenheit freywillig aufdringt, wirklich zu verdienen glauben ſollten.

Ich müßte mich ſehr an Ihnen irren, l. K. oder Sie werden, eben ſo ſehr als ich, die heftigen und bittern Ausfälle mißbilligen, die z. B. in der Viſion, welche einem ſehr modernen und ſeine Modernität gar zu wenig verbergenden D. Luther im 5ten Stück des Schleßwig. Journals zugeſchrieben wird, auf die Perſonen und öffentlichen Handlungen einiger Monarchen unſerer Zeit gethan worden ſind, und, wie ich mit Recht beſorge, das viele Gute, das in eben dieſem Aufſatze

vor-

vorkommt, und die gemeinnützige Tendenz des Ganzen unwirksam machen werden. Denn auf wen sollen solche leidenschaftliche Deklamazionen wirken? Gesetzt auch, die Vorwürfe, womit die besagten Monarchen im Tone der Marats, Dantons, Robespierren und ihres gleichen überschüttet werden, seyen nicht übertrieben, unbillig, und auf eine einseitige Vorstellungsart gegründet; gesetzt sie seyen verdient: so ist es gewiß der Ton nicht, worin sie vorgebracht werden; und wofern die Absicht einer so heftigen und schmähligen öffentlichen Züchtigung auf Besserung der Gezüchtigten gieng: wie konnte der Verfasser erwarten, daß eine Art zu tadeln, die kein Privatmann in der Welt leiden würde, auf Könige eine gute Wirkung thun sollte? — Wenn es verdienstlich ist den Großen auch bittre Wahrheiten zu sagen, wofern sie nur heilsam sind: so ist es doch weder verdienstlich noch vernünftig, sie ihnen mit Bitterkeit, auf eine heftige, grobe und beleidigende Art zu sagen. Ist es aber mit dieser ganzen politischen Vision, wie man wohl glauben muß, nur auf das lesende Publikum angesehen: was könnte und müßte wohl, falls diese mit Galle und Sarkasmen angefüllten Deklamazionen ihre natürliche und volle Wirkung thäten, in einem Zeitpunkt, da die Gemüther ohnehin in Gährung und fast alle Köpfe allenthalben weit über den Punkt ihrer gewöhnlichen Höhe und Wärme exaltiert sind, bey den Unterthanen jener Monarchen

die

die Folge davon seyn? Gewiß wünscht der Verfasser der Vision, — wie heiß auch sein Enthusiasmus für die allgemeine Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft und der Menschheit überhaupt kochen mag — so wenig als wir andern, denen sie wahrlich auch nicht gleichgültig ist, daß die teutschen oder die übrigen europäischen Staaten dem Beyspiel der Franzosen nachfolgen. Wer wollte also zu den Dispositionen, welche da oder dort schon dazu vorhanden seyn möchten, nur ein Körnchen zündbaren Stoffes hinzuthun, oder so ohne alle Noth in die glimmenden Funken blasen wollen? Ich höre zwar öfters zur Rechtfertigung solcher — ohne Zweifel wohlgemeynter — Ergießungen einer patriotischen oder filantropischen Galle sagen: da die Wahrheit, gelassen und ohne alle Anwendung oder Richtung auf gewisse Personen oder Handlungen vorgetragen, so gar nichts helfen wolle, so seyen ihre Priester doch wohl genöthigt, zumahl wenn die gemeine Sache gar zu sehr periklitiere, den profetischen Strafton anzustimmen, und die Könige unserer Zeit, eben darum weil sie am Ende doch nur schwache, dem Irrthum und der Sünde unterworfene Menschen seyen, wie wir andern auch, nicht schonender zu behandeln, als weiland die Profeten Jesaias, Jeremias, Ezechiel u. s. w. die Könige von Juda und Israel, Aegypten und Assyrien. — Aber, wenn wir die besagten Priester und Hierofanten der Wahrheit auch über den Punkt ihres Berufs

unans

unangefochten laſſen; wenn wir ihnen ſogar zugeben (was wir, alles genau erwogen, nicht einmahl nöthig haben) daß es Fälle gebe, wo ein ruhiger, oder verſchleyerter, oder wenigſtens nicht geradezu beleidigender Vortrag ſolcher Wahrheiten, wovon die Rede iſt, nichts verfange: ſo bleibt doch, dünkt mich, alles was ich von der Zweckwidrigkeit des von mir getadelten Gebrauchs der profetiſchen Zuchtruthe geſagt habe, in ſeiner vollen Kraft. Nicht nur läßt ſich ganz und gar nicht erwarten, daß die Gezüchtigten die Operazion geduldig aushalten und, als zu ihrem Beſten gemeynt, wohl gar gutherzig und dankbar aufnehmen ſollten; ſondern es iſt im Gegentheil ſehr wahrſcheinlich, daß das Gegentheil erfolgen und ſie vielmehr dadurch gereizt werden könnten, von ſolchen reſpektwidrigen Neckereyen — die ſie vielleicht eine Zeitlang, wie der Swiftiſche Menſchberg, Quimbus-Fleſtrum, die Pfeilchen der Lilliputter, nicht geſpürt oder nicht geachtet — endlich Notiz zu nehmen, und ſich durch eine einzige ſchüttelnde Bewegung ihrer Machtgewalt auf immer Ruhe davor zu verſchaffen. Und geſetzt auch, was vermuthlich hier der Fall iſt, der oder diejenige, die dazu den nächſten Anlaß gegeben, hätten für ihre eigene Perſon nichts zu befürchten: ſo iſt deſto wahrſcheinlicher, daß die gemeine gute Sache deſto ſtärker leiden dürfte. Denn, da es unter denen, die um die Groſſen ſind, nicht an Leuten fehlt, denen zu ihren Abſichten

sichten und Plane daran gelegen ist, der Aufklärung und dem sichersten Beförderungsmittel derselben — der freyen Mittheilung aller Gedanken, Meynungen, Thatsachen, Bemerkungen, Reflexionen, Untersuchungen, Vorschläge u. s. w. wodurch der Zustand der menschlichen Gesellschaft auf irgend eine Weise gebessert werden mag, — die engesten Grenzen zu setzen: so kann man sicher erwarten, daß sie einen so scheinbaren Vorwand nicht unbenutzt lassen werden. — Wenden Sie mir nicht ein: es sey schon zu weit gekommen, als daß ein so tyrannisches Verfahren nicht zweckwidrig seyn sollte, daß es vielmehr gerade die entgegengesetzte Wirkung thun und die Gefahren, wovor man sich fürchte, beschleunigen würde, u. s. w. Alles dies, l. K. sind sehr problematische Behauptungen, gegen welche sich zu viel einwenden läßt, als daß ihre Betrachtung (wenn sie sich auch den Handhabern der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt darstellen sollten) wahrscheinlicher Weise von einigem Gewicht seyn könnte. Maßregeln, deren unmittelbare Uebereinstimmung mit unserm Zwecke stark in die Augen fällt, werden (wie die Erfahrung von jeher gelehrt hat) um entfernter, auch noch so wahrscheinlicher, Nachtheile und Gefahren willen, nicht leicht verworfen; und überdies müssen wir auch, wie billig, bey allen solchen Dingen das minimum Sapientiae, wodurch die Welt regiert wird, in Anschlag bringen. — Auf jeden Fall bleibt

(wie Sie ſehen) meine Behauptung, „daß der indiſkrete Gebrauch des profetiſchen Elenchus gegen die Großen der Welt wenig oder nichts nützen könne, hingegen immer auf die eine oder andere Weiſe, höchſtwahrſcheinlich, der guten Sache ſelbſt Schaden bringen müſſe," unerſchüttert. Denn gerade das, was in den Augen der enthuſiaſtiſchen Sachwalter des letztern (wie es ſcheint) eine vielmehr wünſchenswürdige als beſorgliche Folge des Sturms und Drangs, womit ſie zu Werke gehen, ſeyn mag, iſt in den Augen aller, die mit ruhigem Sinn über die menſchlichen Dinge urtheilen, und ein ungewiſſes künftiges Gut nicht gern mit unendlichem gegenwärtigem Uebel erkaufen möchten, gerade das ärgſte, was geſchehen könnte, und alſo gerade das, wogegen alle wohldenkenden Menſchen mit geſammten Kräften zu arbeiten verbunden ſind. W.

IV.

Verſuch einer Ueberſetzung von Pope's Gedicht:

Heloiſa an Abälard.

Was tobt in meinen Adern? Welche neue Glut
Entflammet meine Bruſt, durchwallt mein raſches Blut?

Was

Was ſtört die Einſamkeit von dieſen Schauerzellen,
Die matte Schimmer nur vom Tageslicht erhellen,
Wo die Betrachtung wohnt, und melancholiſch ſinnt,
Und Gott allein geweiht, die fromme Thräne rinnt?
Ach! Liebe, Liebe iſt's, was meine Bruſt empöret,
Die heiſſe Flamme, die mein Innerſtes verzehret.
O! Abälard, von dir kam dieſer theure Brief,
Der die erloſchne Glut aufs neu ins Leben rief!

Doch laßt den Nahmen nicht, ihr Lippen, euch entfallen;
Im Herzen ſoll er nur verſchwiegen wiederhallen,
Wo ſein geliebtes Bild, von keiner Zeit verwiſcht,
Selbſt neben Gottes Bild, ſtets glühend, nie erliſcht.
Du ſchreibſt den Nahmen ach! mit zärtlichheißem Sehnen,

In theſe deep ſolitudes and awful cells,
Where heav'nly-penſive contemplation dwells,
And ever-muſing melancholy reigns;
What means this tumult in a Veſtal's veins?
Why rove my thoughts beyond this laſt retreat?
Why feels my heart it's long-forgotten heat?
Yet, yet I love! — From Abelard it came,
And Eloiſa yet muſt kiſs the name.

Dear fatal name! reſt ever unreveal'd,
Nor paſs theſe lips in holy ſilence ſeal'd;
Hide it, my heart, within that cloſe diſguiſe,
Where, mix'd with God's, his lov'd Idea lies:
O write it not my hand — the name appears

O allzuraſche Hand! — Verlöſcht ihn, meine Thränen!
Eliſa weint umſonſt, und ſchließt der Lippen Rand;
Ihr Herz dictieret fort, und folgſam ſchreibt die Hand.

Ihr unmitleidigen, einſiedleriſchen Mauern,
Die von bußfertigen und bangen Thränen trauern;
Ihr ſchrofen Felſen, wo der Beter büßend harrt,
Ihr Höhlen, Grotten, die der Dornbuſch wild umſtarrt;
Altäre, wo verweint die Jungfraun Wache halten,
Und mit erſtorbnem Sinn ihr nächtlich Amt verwalten;
Mitleid'ge Heilige, die ihr zu weinen ſcheint
Im Stein, ich ſelbſt bin noch nicht fühllos und verſteint;
Erſtarret zwar, wie ihr, verſtummet und erkaltet,
Doch regt ſich die Natur, die mächtig in mir waltet.

Um-

Already written — waſh it out, my tears!
In vain loſt Eloiſa weeps and prays,
Her heart ſtill dictates, and her hand obeys.

Relentleſs walls! whoſe darkſome round contains
Repentant ſighs, and voluntary pains:
Ye rugged rocks! which holy knees have worn;
Ye grots and caverns ſhagg'd with horrid thorn!
Shrines! where their vigils pale-ey'd virgins keep,
And pitying ſaints, whoſe ſtatues learn to weep!
Tho' cold, like you, unmov'd and ſilent grown,
I have not yet forgot myſelf to ſtone.
All is not Heav'n's while Abelard has part,
Still rebel nature holds out half my heart;

Nor

Umſonſt hab' ich mich ganz dem Himmel eingeweiht;
Mein widerſpänſtig Herz hat es ſchon oft bereut.
Ach! nichts vermag den Streit und Aufruhr in dem Willen,
Nicht Faſten, nicht Gebet, nicht Thränen ihn zu ſtillen.

Sobald, Geliebter! mir dein theurer Nahm' erſcheint,
Erwachet all mein Weh, mein trübes Auge weint.
Ich ſehe dich erbleicht, verwelkt in deiner Blüthe,
Bey heißem Liebesdrang und feurigem Gemüthe,
In jene Todtengruft des Kloſters hingebannt,
Der Welt entriſſen, ach! und von der Welt verkannt;
Dort, wo Religion des Herzens ſüße Triebe
Erſtickt, da ſtarb die beſte Leidenſchaft — die Liebe.

Nor pray'rs nor faſts its ſtubborn pulſe reſtrain,
Nor tears, for ages taught to flow in vain.

Soon as thy letters trembling I unclofe,
That well-known name awakens all my woes.
Oh name for ever ſad! for ever dear!
Still breath'd in ſighs, ſtill ufher'd with a tear.
I tremble too, where'er my own I find,
Some dire misfortune follows cloſe behind.
Line after line my guſhing eyes o'erflow,
Led thro' a ſad variety of woe:
Now warm in love, now with'ring in thy bloom,
Loſt in a convent's ſolitary gloom!
There ſtern Religion quench'd th'unwilling flame,
There dy'd the beſt of paſſions, Love and Fame.

Doch ſchreib mir all dein Weh, damit mein zärtlich Herz,
In Sympathie mit dir, mitfühle deinen Schmerz.
Kein Feind, kein Mißgeſchick kann dieſe Macht uns rauben;
Und ſollt' ich Abälard wohl minder gütig glauben?
Die Thränen ſind ſtets mein, und ſie verſiegen nie;
Nicht Andacht, nicht Gebet, nein, Liebe heiſchet ſie.
Kein glücklicher Geſchäft verfolgen dieſe Augen;
Ach! leſen, weinen iſt's, wozu ſie einzig taugen.

So theile denn mit mir, Geliebter, deinen Schmerz!
O! thu noch mehr, ergieß ihn ganz in dieſes Herz!
Aus Mitleid lehrte uns ein Gott die Kunſt zu ſchreiben,
Getrennter Liebe Gram zu mildern, zu betäuben;
Der Buchſtab lebt und ſpricht, und athmet warm und rein
Was Lieb' ihm eingehaucht, dem fern Geliebten ein;

Hier

Yet write, oh write me all, that I may join
Griefs to thy griefs, and echo ſighs to thine.
Nor foes nor fortune take this pow'r away:
And ſt my Abelard leſs kind than they?
Tears ſtill are mine, and thoſe I need not ſpare,
Love but demands what elſe were ſhed in pray'r;
No happier taſk theſe faded eyes purſue;
To read and weep is all they now can do.

Then ſhare thy pain, allow that ſad relief;
Ah, more than ſhare it, give me all thy grief.
Heav'n firſt taught letters for ſome wretch's aid,
Some baniſh'd lover, or ſome captive maid:
They live, they ſpeak, they breathe what love inſpires,
Warm from the ſoul, and faithful to its fires,

The

Olivia.

Deine gelbe Strümpfe?

Malvolio.

Und wünschte, daß du sie unterm Knie binden möchteſt?

Olivia.

Unterm Knie binden?

Malvolio.

Geh, geh, du biſt ein gemachter Mann, wenn du nur willſt?

Olivia.

Was ſagſt du?

Malvolio.

Wo nicht, ſo bleibe dein Lebenlang ein Bedienter.

Olivia.

Wie, das iſt ja eine wahre Hundstags-Tollheit.

(Ein Bedienter meldet den Cäſario an, Olivia geht ab, nachdem ſie Befehl ertheilt hat, daß man zu Malvolio Sorge trage.)

Hier ſpricht der leiſe Wunſch der Jungfrau ohne Schleyer,
Die Wang' erröthet nicht, das Herz erklärt ſich freyer;
Der Seelen ſanfter Tauſch eilt hier dem Winde gleich,
Und ſelbſt ein Seufzer fliegt vom Pol nach Indus Reich.

Du weißt, wie unſchuldsvoll mein junges Herz entbrannte,
Als mir dein holder Mund ſtatt Liebe Freundſchaft nannte'
Dich ſchuf die Fantaſie in engliſcher Geſtalt,
Als einen Genius, dem Quell des Lichts entwallt,
Kein Uebel ahnend, ſchwamm mein Herz in deinen Blicken,
Und ſog aus ihrem Glanz unſchuldiges Entzücken;
Dein lieblicher Geſang wiegt' es in ſüße Ruh,
Mir war als horchten dir die Engel ſelber zu:
Ja deine Zunge ſchien ſogar den hohen Lehren
Des Himmels neuen Reiz und Stärke zu gewähren:
Du lehrteſt ſie — für mich der ſtärkſte Glaubensgrund!

The virgin's wiſh without her fears impart,
Excuſe the bluſh, and pour out all the heart;
Speed de ſoft intercourſe from ſoul to ſoul,
And waft a ſigh from Indus to the Pole.

Thou know'ſt how guiltleſs firſt I met thy flame,
When Love approach'd me under Friendſhip's name;
My fancy form'd thee of angelick kind,
Some emanation of th' all-beauteous Mind.
Thoſe ſmiling eyes, attemp'ring ev'ry ray,
Shone ſweetly lambent with celeſtial day.
Guiltleſs I gaz'd, heav'n liſten'd while you ſung,

Wozu verführte nicht ein ſolcher Zaubermund?
Wer mag hier widerſteh'n des Herzens ſüßen Trieben?
Du lehrteſt mich zu bald, es ſey nicht Sünde, lieben.
Ich irrte nun zurück durch Pfade ſüßer Luſt;
Der Engel ſchwand, der Menſch erfüllte meine Bruſt.
In trüber Ferne nur ſeh' ich des Himmels Freuden;
Selbſt Heil'ge kann ich nicht, biſt du nur mein, beneiden.

Wie oft hab' ich verwünſcht der Ehe hartes Band,
Das Hymen nur geknüpft, und nicht der Liebe Hand!
Wie Luft, iſt Amor frey; will man ihm Feſſeln ſchlingen,
So flieht er, gleich dem Blitz, auf ſeinen leichten Schwingen.
Ja, Reichthum, Ehre, Ruhm ſey Hymens goldner Preis,
Und folge ſeinem Wink und mächtigen Geheiß;
Die wahre Leidenſchaft erſtickt die eitlen Triebe;

Ruhm,

And truths divine came mended from that tongue.
From lips like thoſe what precepts fail'd to move?
Too ſoon they taught me, 'twas no ſin to love:
Back thro' the paths of pleaſing ſenſe I ran,
Nor wiſh'd an Angel, whom I lov'd a Man.
Dim and remote the joys of ſaints I ſee;
Nor envy them that heav'n I loſe for thee.

How oft, when preſs'd to marriage, have I ſaid,
Curſe on all laws but thoſe which love has made!
Love, free as air, at ſight of human ties,
Spreads his light wings, and in a moment flies.
Let wealth, let honnour, wait the wedded dame,
Auguſt her deed, and ſacred be her fame;

Before

Ruhm, Ehre, Reichthum, was ſeyd ihr der wahren Liebe?
Der eiferſücht'ge Gott, wenn wir ſein Feu'r entweih'n,
Flößt jene Leidenſchaft zu unſrer Quaal uns ein.
Betrogne Sterbliche, die ihr Geſchick verfluchen,
Wenn ſie in Liebe was, als nur die Liebe ſuchen!
Fiel auch der Welten Herr zu meinen Füßen hin,
Ihn ſelbſt und ſeinen Thron hielt ich nicht für Gewinn.
Selbſt Cäſars Kaiſerin begehr ich nicht zu werden;
Mach zur Geliebten mich des Mannes, den auf Erden
Mein Herz alleine liebt; giebt's andre Nahmen, die
Noch freyer, zärtlicher ſind, gieb mir, Theurer, ſie.
O! wonnevoller Stand, wenn Seelen ſich vermählen,
Nach der Natur Gebot, aus freyer Liebe wählen!

Before true paſſion all thoſe views remove,
Fame, wealth, and honour what are you to Love?
The jealous God, when we profane his fires,
Thoſe reſtleſs paſſions in revenge inſpires,
And bids them make miſtaken mortals groan,
Who ſeek in love for aught but love alone.
Should at my feet the world's great maſter fall,
Himſelf, his throne, his world, I'd ſcorn 'em all;
Not Caeſar's empreſs would I deign to prove;
No, make me miſtreſs to the man I love.
If there be yet another name more free,
More fond than miſtreſs, make me that to thee!
Oh! happy ſtate! when ſouls each other draw,
When love is liberty, and nature law:

Dies füllt die Seele aus mit voller, reiner Luſt,
Und läßt kein ſchmachtend Leer in ungeſtillter Bruſt.
Gedanken treffen ſich, eh ſie dem Mund entſchweben,
Und Wünſche, die noch warm in beyder Herzen leben.
O! wahre Seligkeit, wem ſie auf Erden ward,
Und ehemahls das Loos von mir und Abälard!

Ach! wie verwandelt! was für Gräuel ſich erheben!
Dich, Lieber, ſeh' ich nackt, gebunden, blutend beben!
Wo, wo war Eloiß? Es hätte ihre Hand
Und Stimm und Dolch mit Muth den Angriff abgewandt.
Zurück die blut'ge Hand! — Barbar! ſich ſo zu rächen?
Die Strafe ſey gemein! gemein war das Verbrechen.
Ich kann nicht mehr, gepreßt von Scham, erſtickt von Wuth —
Ihr Thränen, ſprecht es aus und bergt der Wangen Gluth!

Ge-

All then is full, poſſeſſing, and poſſeſs'd,
No craving void left aking in the breaſt:
Ev'n thought meets thought, ere from the lips it part,
And each warm wiſh ſprings mutual from the heart.
This ſure is bliſs (if bliſs on earth there be)
And once the lot of Abelard and me.

Alas how chang'd! what ſudden horrors riſe!
A naked Lover bound and bleeding lies!
Where, where was Eloiſe? her voice, her hand,
Her poniard had oppos'd the dire command.
Barbarian, ſtay! that bloody ſtroke reſtrain;
The crime was common, common be the pain.
I can no more, by ſhame, by rage ſuppreſs'd,
Let tears and burning bluſhes ſpeak the reſt.

Canſt

Gedenkeſt du des Tags, als wir mit Angſt und Zagen,
Am Fuße des Altars, geweihte Opfer, lagen?
Des heißen Thränenſtroms, der meinem Aug' entfloß,
Als meiner Jugend ſich die Welt auf ewig ſchloß?
Beym abgedrungnen Kuß des Schleyers, den ich haßte,
Erbebte der Altar, der Lampen Schein erblaßte;
Der Himmel glaubte kaum den Sieg den er gewann,
Und Heil'ge ſtaunetem mein raſch Gelübde an.
Als näher dem Altar mein Fuß mit Beben rückte,
Warſt du es, nicht das Kreuz, wonach mein Auge blickte:
Nicht Gnade, Andacht nicht, nein, Liebe war mein Ruf,
Die mich für dich allein, für dich, mein Alles, ſchuf.
Mit deinen Blicken komm, und lindre meine Leiden,
An ihnen wenigſtens laß ſich mein Auge weiden,
Stets liebeathmend ruh'n an deiner holden Bruſt,

Stets

Canſt thou forget that ſad, that ſolemn day,
When victims at yon altar's foot we lay?
Canſt thou forget what tears that moment fell,
When, warm in youth, I bade the world farewell?
As with cold lips I kiſs'd the ſacred veil,
The ſhrines all trembled and the lamps grew pale:
Heav'n ſcarce believ'd the Conqueſt it ſurvey'd,
And Saints with wonder heard the vows I made.
Yet then, to thoſe dread altars as I drew,
Not on the croſs my eyes were fix'd but you:
Not grace, or zeal, love only was my call,
And if I loſe thy love, I loſe my all.

Come!

Stets trinken ſüßes Gift, und ſaugen Götterluſt
Aus deinem Aug' und Mund, ſtets an dein Herz gedrücket,
Und mit dem edelſten, was Liebe giebt, beglücket.
Doch lieber lehre mich den Werth von höherm Gut,
Entzünde Aug und Herz mit andrer Schönheit Glut;
Ja, laß des Himmels Glanz vor meinen Blicken ſchweben,
Und ſie von Abälard zum höchſten Gut erheben.

Auf deine Heerde nur, die Pflanzen deiner Hand,
Die Kinder des Gebets, ſey ſtets dein Blick gewandt,
Entflohn der falſchen Welt in ihrer frühen Jugend,
Von dir auf rauhem Pfad geführt zur ernſten Tugend.

Auf

Come! with thy looks, thy words, relieve my woe;
Thoſe ſtill at leaſt are left thee to beſtow.
Still on that breaſt enamour'd let me lie,
Still drink delicious poiſon from thy eye,
Pant on thy lip, and to thy heart be preſs'd;
Give all thou canſt — and let me dream the reſt.
Ah no! inſtruct me other joys to prize,
With other beauties charm my partial eyes,
Full in my view ſet all the bright abode,
And make my ſoul quit Abelard for God.

Ah think at leaſt thy flock deſerves thy care.
Plants of thy hand, and children of thy pray'r.
From the falſe world in early youth they fled,
By thee to mountains, wilds, and deſerts led.

You

Auf deinen Wink *) entſtand des Kloſters Heiligthum,
Die Wüſte ſchufeſt du zum Paradieſe um.
Den väterlichen Schoß ſah'n nicht beraubte Waiſen
Hier ſchimmern am Altar, und an dem Boden gleißen;
Nicht Silberheilige, von eines Geizhals Hand,
Beſtachen hier den Zorn des Himmels, ſchon entbrannt:
Der Frömmigkeit geweiht ſah man prachtloſe Hallen,

Die

You rais'd theſe hallow'd walls; the deſert ſmil'd,
And Paradiſe was open'd in the Wild.
No weeping orphan ſaw his father's ſtores
Our ſhrines irradiate or emblaze the floors;
No ſilvers ſaints, by dying miſers giv'n,
Here brib'd the rage of ill-requited heav'n:

But

*) Abälard ſtiftete nämlich das Kloſter Paraklet, nachdem er die Abtey zu St. Denys, wegen Unenigkeit und Streitigkeiten mit ſeinen Mitbrüdern, verlaſſen müſſen, in einer ſehr einſamen und wüſten Gegend von Champagne, in der Diöces von Troyes. Anfangs war es eine bloße Strohhütte, die aber bald durch die Menge von Lehrjüngern, die ihm in dieſe Wüſte nachfolgten, erweitert und vergrößert ward. Abälard nannte es Paraklet — ein griechiſches Wort, welches Tröſter bedeutet — um das Andenken des Troſtes, den er in dieſer Wüſte gefunden, zu erhalten. Aber leider genoß er nicht lange die hier geſuchte Ruhe, ſondern Haß und Verfolgung nöthigten ihn, auch dieſen Ort bald wieder zu verlaſſen. Paraklet blieb eine Zeitlang ledig, bis der Abt zu St. Denys die Nonnen von Argenteuil aus ihrem Kloſter vertrieb, deren Priorin Heloiſa war, die mit Freuden das Anerbieten ihres treuen

Lieb-

Die Tag und Nacht vom Lob des Schöpfers wiederhallen.
Im ſchauervollen Dom, wo kaum der Sonne Licht
Im hohen Mittag ſelbſt durch düſtre Mauern bricht,
Wo Bögen kreuzgewölbt den heitern Tag verſchließen,
Und matte Schimmer nur durch trübe Fenſter fließen,
Verbreitete dein Aug der Liebe milden Strahl,
Und überird'ſcher Glanz erheiterte den Saal.
Doch jetzt trägt kein Geſicht der Seele innern Frieden,
Nur Thränen wohnen hier und Gram von Lebensmüden.

Ach! kalt iſt zum Gebet mein Herz, mein Auge weint.
Drum komm, du mein Gemahl, mein Vater, Bruder, Freund;

Tät

But ſuch plain roofs, as Piety could raiſe,
And only vocal with the Maker's praiſe.
In theſe lone walls (their days eternal bound)
Theſe moſs-grown domes with ſpiry turrets crown'd,
Where awful arches make a noon-day night,
And the dim windows ſhed a ſolemn light;
Thy eyes diffus'd a reconciling ray,
And gleams of glory brighten'd all the day.
But now no face divine contentment wears,
'Tis all blank ſadneſs, or continual tears.
See how the force of others pray'rs I try,
(O pious fraud of am'rous charity!)

But

Liebhabers annahm, der ihr Paraklet überließ. Der Pabſt Innocentius II. beſtätigte dieſe Schenkung im Jahr 1131. und ſo entſtand die Abtey zu Paraklet, deren erſte Aebtiſſin Heloiſa war.

Für alles was du willſt, will ich mich dir bekennen,
Mich Tochter, Schweſter, Magd, ja deine Buhlin nennen.
Die finſtern Tannen, die von jener Felſen Höh'n,
Hohl rauſchen in den Wind, und tief herunter weh'n,
Der Ströme Labyrinth, die zwiſchen Hügeln dringen,
Die Grotten, die dem Fall der Bäche wiederklingen,
Der Sommerluft Geſeufz in Pappeln leiſ' und lind,
Die Teiche und die See'n, ſich kräuſelnd von dem Wind:
Ach! alles dies vermag den Gram nicht zu beſiegen,
Noch meine Fantaſie in Ruhe einzuwiegen.
Die ſchwarze Schwermuth ruht tiefſinnig und allein,
Auf finſtern Höhlen und im nächtlichdüſtern Hain,
In Kloſtergängen, die verödet wiederhallen,

Auf

But why ſhould I on others pray'rs depend?
Come thou, my father, brother, huſband, friend!
Ah let thy handmaid, ſiſter, daughter move,
And all thoſe tender names in one, thy love!
The darkſome pines, that o'er yon rocks reclin'd
Wave high, and murmur to the hollow wind,
The wand'ring ſtreams that ſhine between the hills,
The grots that echo to the tinkling rills,
The dying gales that pant upon the trees,
The lakes that quiver to the curling breeze;
No more theſe ſcenes my meditation aid,
Or lull to reſt the viſionary maid.
But o'er the twilight groves and duſky caves,

Long-

Auf Gräbern, die verſtreut mit hohem Graſe wallen;
Sie breitet Todtenſtill' und Schauer um ſich her,
Und furchtbaröde Ruh, von banger Ahndung ſchwer;
Sie tauchet die Natur in ſtygiſchkalte Schatten,
Verwiſcht der Blumen Schmelz, und macht das Grün ent-
welken,
Vertieft der Fluthen Fall mit toſendem Gebraus,
Und haucht ein ſchwärzres Graun auf dunkle Wälder aus.

Doch ewig muß ich hier mein traurig Loos beweinen;
Verhängniß, ach! von dir mag Niemand mich befreyen.
Der Tod, der Tod allein reißt dieſe Feſſeln los;
Und dann bleibt doch mein Staub in dieſer Erde Schoos,
Wo alle Schwachheit ruht, der Liebe Flammen ſchwinden,
Und es nicht Sünde iſt, mit dir mich zu verbinden.

Elen:

Long-ſounding iſles, and intermingled graves,
Black Melancholy ſits, and round her throws
A death-like ſilence, and a dread repoſe:
Her gloomy preſence ſaddens all the ſcene.
Shades ev'ry flow'r, and darkens ev'ry green,
Deepens the murmur of the falling floods,
And breathes a browner horror on the woods.

Yet here for ever, ever muſt I ſtay;
Sad proof how well a lover can obey!
Death, only death, can break the laſting chain;
And here, ev'n then, ſhall my cold duſt remain;
Here all its frailties, all its flames reſign,
And wait till 'tis no ſin to mix with thine.

Ah

Achte Scene.

[Malvolio, der ſeine Sachen vortrefflich gemacht zu haben glaubt, beſtärkt ſich ſelbſt, in einem kleinen Monologen, in ſeinem angenehmen Wahnwitz, und hält ſich ſeines Glüks ſo gewiß, daß ihm nichts übrig bleibe, als den Göttern davor zu danken.]

Neunte Scene.

Sir Tobias, Fabian und Maria zu Malvolio.

Sir Tobias.

Wo iſt er, wo iſt er, im Namen alles deſſen was gut iſt? Und wenn alle Teufel in der Hölle ſich ins Kleine zuſammengezogen hätten und in ihn gefahren wären, ſo will ich mit ihm reden.

Fabian.

Hier iſt er, hier iſt er. Wie ſteht's um euch, Herr? Wie ſteht's um euch?

Malvolio.

Geht eurer Wege; ich entlaß euch; laßt mich bey mir ſelbſt; geht eures Wege.

Maria.

Seht, wie der böſe Feind aus ihm heraus redt? Sagt

Elende! ach! umſonſt geglaubet Gottes Braut,
Der Liebe Sklavin, und mit einem Mann getraut!
O! Himmel, ſieh mir bey! — woher entſtand dies Flehen?
Sollt' aus Verzweiflung es — aus Frömmigkeit entſtehen?
Selbſt hier, wo Keuſchheit ſtets in ſicherer Freyſtatt war,
Flammt unerlaubtem Feu'r der Liebe ein Altar.
Ich ſollte reuig zwar, was ich gefehlt, betrauren,
Doch kann ich mich nur ſelbſt, nicht mein Vergehn bedauern.
Ich ſehe meine Schuld, entglühe bey dem Blick,
Bereue vor'ge Luſt, und fodre ſie zurück.
Bald blick' ich Himmelwärts, wo ich Vergebung ſuche,
Und bald auf dich, indem ich meiner Unſchuld fluche.

Von

Ah wretch! believ'd the ſpouſe of God in vain,
Confeſs'd within the ſlave of love and man!
Aſſiſt me, heav'n! but whence aroſe that pray'r?
Sprung it from piety, or from deſpair?
Ev'n here, where frozen chaſtity retires,
Love finds an altar for forbidden fires.
I ought to grieve, but cannot what I ought;
I mourn the lover, not lament the fault;
I view my crime, but kindle at the view,
Repent old pleaſures, and ſolicit new;
Now turn'd to heav'n, I weep my paſt offence,
Now think of thee, and curſe my innocence.

Of

Von allem, was die Trübſal Liebenden verleiht,
Iſt wohl die ſchwerſte Kunſt — die der Vergeſſenheit.
Wie ſoll bey gleichem Sinn ich doch die Sünde laſſen,
Den Frevler lieben, noch, und das Verbrechen haſſen?
Wie des Geliebten Bild entfernen von der Schuld,
Und trennen Buß und Reu von ſeiner Lieb' und Huld?
O! allzuſchweres Werk, der Liebe zu entſagen!
Hier ſollte nicht ein Herz, gerührt, durchdrungen, zagen?
Eh Friede wieder Platz in ſolcher Seele faßt,
Wie oft hat ſie geliebt, wie oft hat ſie gehaßt!
Wie oft gehofft, verſchmäht, bald muthlos, bald vermeſſen;
Was alles nicht gethan, allein nur nicht — vergeſſen!
Doch wenn der Himmel ſie ergreift und an ſich zieht;
So fühlt ſie ſich entzückt, begeiſtert und durchglüht.

O!

Of all, affliction taught a lover yet,
'Tis ſure the hardeſt ſcience to forget!
How ſhall I loſe the ſin, yet keep the ſenſe,
And love th' offender, yet deteſt th'offence?
How the dear object from the crime remove,
Or how diſtinguiſh penitence from love?
Unequal taſk, a paſſion to reſign,
For hearts ſo touch'd, ſo pierc'd, ſo loſt as mine!
Ere ſuch a ſoul regains its peaceful ſtate,
How often muſt it love, how often hate!
How often hope, deſpair, reſent, regret,
Conceal, diſdain, — do all things but forget?
But let heav'n ſeize it, all at once 'tis fir'd;
Not touch'd, but ſaze: not waken'd, but inſpir'd!

Oh

O! komm, o! lehre mich, mit Muth Natur zu dämpfen,
Und Leben, Liebe, mich — dich ſelber zu bekämpfen;
Erfüll mein zärtlich Herz mit Gott; denn er allein
Kann dir nachfolgen, kann dein Nebenbuhler ſeyn.

Wie ſeelig iſt dein Loos, Veſtalin, ſchon hienieden!
Vergeſſen von der Welt, und von ihr abgeſchieden;
Mit ew'gem Sonnenſchein die reine Seel' erfüllt,
Erhöret dein Gebet, und jeder Wunſch geſtillt;
Beſchäftigung und Ruh, die ſich abwechſelnd gleichen,
Folgſame Schlummer, die beym Morgenlicht entweichen;
Die Trieb' im Gleichgewicht, Begierden eingewiegt,
Die Seufzer Himmelwärts, die Thräne, die vergnügt.
Die Gnade glänzt um ſie mit ihren heitern Strahlen,

Oh come! oh teach me nature to ſubdue,
Renounce my love, my life, my ſelf — and you,
Fill my fond heart with God alone, for he
Alone can rival, can ſucceed to thee.

How happy is the blameleſs Veſtal's lot?
The world forgetting, by the world forgot:
Eternal ſun-ſhine of the ſpotleſs mind!
Each pray'r accepted, and each wiſh reſign'd;
Labour and reſt, that equal periods keep,
Obedient ſlumbers that can wake and weep,
Deſires compos'd, affections ever ev'n;
Tears that delight, and ſighs that waft to heav'n.
Grace ſhines around her with ſereneſt beams,

Umſchwebt von Engeln, die ihr' goldne Träume mahlen,
Die Roſe blüht für ſie in Edens Purpurglanz;
Ihr winden Seraphim den unverwelkten Kranz.
Der Himmelsbräutigam ſchwebt mit dem Brautring nieder,
Der weißen Jungfrau'n Schaar ſingt ihr die Hochzeitlieder;
Der Himmelsharfen Schall wiegt ſie in Wonne ein,
Sie ſchmilzt in Träumen hin von ew'gem Sonnenſchein.

Ganz andre Träume ſind's, die meinen Geiſt berücken;
Ganz andre Freuden, ach! unheiliges Entzücken!
Wann in einſamer Nacht und todter Finſterniß,
Die Fantaſie mir giebt, was Rache dir entriß,
Schläft das Gewiſſen ein, Natur läßt ſich nicht zwingen,
Die Seele fliegt zu dir auf ſchnellen Liebesſchwingen.

Or

And whiſp'ring Angels prompt her golden dreams,
For her th' unfading roſe of Eden blooms,
And wings of Seraphs ſhed divine perfumes,
For her the ſpouſe prepares the bridal ring,
For her white virgins Hymenals ſing,
To ſounds of heav'nly harps ſhe dies away,
And melts in viſions of eternal day.

Far other dreams my erring ſoul employ,
Far other raptures of unholy joy:
When at the cloſe of each ſad, ſorrowing day,
Fancy reſtores what vengeance ſnatch'd away,
Then conſcience ſleeps, and leaving nature free,
All my looſe ſoul unbounded ſprings to thee,

O curſt

O! ſchrecklichſüßes Graun der allbewußten Nacht,
Wann ſtrafbarkühne Luſt mit neuem Reiz erwacht!
Das Feuer, ſchüren ſelbſt die Geiſter aus der Hölle,
Und regen in mir auf der Wolluſt ſüße Quelle.
Ich höre, ſehe dich, betrachte deinen Reiz,
Und ſauge Wolluſt ein mit immer neuem Geiz.
Ich wache auf — mein Ohr vernimmt, mein Auge ſiehet
Nichts mehr, und das Fantom, wie du, ungütig, fliehet.
Ich rufe laut; der Schall zerfließet in den Wind;
Die Arme ſtreck' ich aus nach ihm, und es zerrinnt.
Zu träumen noch einmal, ſchließ ich die Augenlieder;
Ihr ſüßen Täuſchungen, ihr Bilder, kehret wieder!
Sie kehren nicht zurück — mich dünkt, wir wandern weit
Durch öde Wüſten fort, beweinend unſer Leid,

O curſt, dear horrors of all-conſcious night!
How glowing guilt exalts the keen delight!
Provoking Dæmons all reſtraint remove,
And ſtir within me ev'ry ſource of love.
I hear thee, view thee, gaze o'er all thy charms,
And round thy phantom glue my claſping arms.
I wake: — no more I hear, no more I view,
The phanton flies me, as unkind, as you.
I call aloud; it hears not what I ſay:
I ſtretch my empty arms; it glides away.
To dream once more I cloſe my willing eyes;
Ye ſoft illuſions, dear deceits, ariſe!
Alas, no more! methinks we wand'ring go
Thro' dreary waſtes, and weep each other's woe,

Wo um den morſchen Thurm der blaße Eſeu ranket,
Und über jähe Fluth der Felſen Stirne wanket.
Du klimmeſt plötzlich auf, und winkeſt von den Höh'n;
Die Wolke treibt, die Woge brüllt, und Winde weh'n.
Ich ſchreye, fahre auf, mich ſeh' ich mit Erblaſſen
Erwacht zu allem Weh, das ich zurückgelaſſen.

Ein gütigſtreng Geſchick beſtimmte für dein Her;
Den kalten Ruheſtand, gleich weit von Luſt und Schmerz;
Nicht glühend wallt dein Blut, geſchwellt von Lebensfülle,
Dein Leben ſchleicht dahin in ungeſtöhrter Stille,
So ruhig, wie die See, eh noch ein Zefyr bließ,
Und eh der rege Geiſt die Waſſer fluthen hieß;

Sanft.

Where round ſome mould'ring tow'r pale ivy creeps,
And low-brow'd rocks hang nodding o'er the deeps.
Sudden you mount, you beckon from the ſkies;
Clouds interpoſe, waves roar, and winds ariſe.
I ſhriek, ſtart up, the ſame ſad proſpect find,
And wake to all the griefs, I left behind.

For thee the fates, ſeverely kind, ordain
A cool ſuſpenſe from pleaſure and from pain;
Thy life a long dead calm of fix'd repoſe;
No pulſe that riots, and no blood that glows.
Still as the ſea, ere winds were taught to blow,
Or moving ſpirit bade the waters flow;

Soft

Sanft, wie das Angeſicht des Heiligen im Schlummer,
Mild, wie des Himmels Strahl dem ausgeweinten Kummer.

O! komm, mein Abälard, ja komm mit Zuverſicht!
Für Abgeſtorbne brennt der Venus Fackel nicht.
Religion verwirft des Herzens ſüße Triebe;
Du ſelbſt biſt kalt — doch glüht Eliſa noch von Liebe.
O! Flammen, denen gleich, die einen düſtern Schein
In einer Todtengruft um Aſchenkrüge ſtreun!

Ha! welche Scenen, die vor meinem Blick entſtehen!
Geliebte Bilder, die ſich um mich täuſchend drehen,
Vorm heiligen Altar, und in dem dunkeln Hain
Mein Aug' umgaukeln, und die ganze Seel' entweih'n.

Soft as the ſlumbers of a ſaint forgiv'n,
And mild as op'ning gleams of promis'd heav'n,

Come, Abelard! for what haſt thou to dread?
The torch of Venus burns not for the dead.
Nature ſtands check'd; Religion diſapproves;
Ev'n thou art cold — yet Eloïſa loves.
Ah hopeleſs, laſting flames! like thoſe that burn
To light the dead, and warm th' unfruithful urn.

What ſcenes appear, where'er I turn my view?
The dear Idèas, where I fly, purſue,
Riſe in the grove, before the altar riſe,
Stain all my ſoul, and wanton in my eyes.

Die Morgenlampe ſchmilzt in Seufzern hin für dich,
Und leiſe ſtielt dein Bild ſich zwiſchen Gott und mich:
In jedem Hymnus hör' ich deine Stimme ſchallen,
Bey jedem Ave ſeh' ich eine Thräne fallen.
Wann aus dem Rauchfaß die Weihrauchwolke dringt,
Der Orgelton geſchwellt die Seele aufwärts ſchwingt;
So macht dein Bildniß ſtraks den Feyerprunk zerrinnen,
Und Tempel, Prieſter ſchwimmt vor meinen trüben Sinnen;
In Flammenſeen wähnt die Seele ſich getaucht,
Indeß der Engel bebt, der Altar lodernd raucht.

Wann nun mein Herz gebeugt in tiefer Wehmuth ringet,
Die tugendhafte Thrän' in meine Augen dringet,
Indem ich zitternd bet' und ein aufdämmernd Licht
Der Gnade, die erſcheint, in meine Seele bricht;

Komm,

I waſte the matin lamp in ſighs for thee
Thy image ſteals between my God and me,
Thy voice I ſeem in ev'ry hymn to hear,
With ev'ry bead I drop too ſoft a tear.
When from the cenſer clouds of fragrance roll,
And ſwelling organs lift the riſing ſoul,
One thought of thee puts all the pomp to flight,
Prieſts, tapers, temples, ſwim before my ſight:
In ſeas of flame my plunging ſoul is drown'd,
While Altars blaze, and Ange's tremble round.

While proſtrate here in humble grief I lie,
Kind, virtuous drops juſt gath'ring in my eye,
While praying, trembling, in the duſt I roll,
And dawning grace is op'ning on my ſoul:

Come,

Komm, wenn du darfſt, mein Herz von neuem zu verleiten,
Und es durch deinen Reiz dem Himmel abzuſtreiten;
Ja komm und blick auf mich mit jener Zaubermacht
Der Augen, die den Glanz des Himmels ſchwinden macht;
Die Gnade nimm zurück, die Seufzer und die Thränen,
Und die fruchtloſe Reu, des Herzens banges Sehnen;
Entreiße mich im Flug, zu böſer Geiſter Spott,
Dem Siz der Seligen, ja reiße mich von Gott!

Nein, fliehe, fliehe mich, bis zu des Eismeers Strande!
Laß Alpen trennen uns, und fern geſchied'ne Lande!
Ach! komme — ſchreibe nicht, ja denke nicht an mich,
Und theile nicht den Schmerz, den ich gefühlt für dich.
Dein Bildniß ſey verlöſcht, du deines Eids entlaſſen;

Come, if thou dar'ſt, all charming as thou art!
Oppoſe thyſelf to heav'n, diſpute my heart;
Come, with one glance of thoſe deluding eyes
Blot out each bright idea of the ſkies;
Take back that grace, thoſe ſorrows, and thoſe tears;
Take back my fruitleſs penitence and pray'rs;
Snatch me juſt mounting, from the bleſt abode;
Aſſiſt the fiends, and tear me from my God!

No, fly me, fly me, far as Pole from Pole,
Riſe Alpes between us! and whole oceans roll!
Ah, come not, write not, think nor once of me,
Nor ſhare one pang of all, I felt for thee.
Thy oaths I quit, thy memory reſign;

Du ſollſt vergeſſen mich, verläugnen mich und haſſen.
O holder Blicke Reiz! du ſchönes Augenpaar!
Leb wohl, o Zauberbild, was einſt mein Abgott war!
O Tugend, himmliſchſchön! der Gnade heitrer Morgen!
Vor deſſen hellem Strahl zerrinnen niedre Sorgen!
O Hofnung, Himmelskind, die Troſt dem Kummer leiht,
Und Glaube, Vorgefühl von der Unſterblichkeit!
O Gäſte, freundlichmild, von Herzen ſeyd willkommen!
Empfangt und hüllt mich ein in ew'ge Ruh der Frommen!

Sieh, wie Eliſa hier in öden Mauern ſitzt,
Der Todten Nachbarin, auf einem Grab geſtützt!
In jedem leiſen Wind ſcheint mir ein Geiſt zu wehen,
Und mehr, als Wiederhall ſchallt in gewölbten Höhen.

Hier,

Forget, renounce me, hate whate'er was mine.
Fair eyes, and tempting looks (which yet I view!)
Long lov'd, ador'd ideas, all adieu!
O Grace ſerene! oh virtue heav'nly fair!
Divine oblivion of low-thoughted care!
Freſh blooming Hope, gay daughter of the ſky!
And Faith, our early immortality!
Enter, each mild, each amicable gueſt;
Receive, and wrap me in eternal reſt!

See in her cell ſad Eloiſa ſpread,
Prope on ſome tomb, a neighbour of the dead.
In each low wind methinks a ſpirit calls,
And more than Echoes talk along the walls.

Here,

ich's euch nicht? Sir Tobias, die Gnädige Fräulein bittet euch, Sorge zu ihm zu tragen.

Malvolio.

Ah, ha! Thut sie das?

Sir Tobias.

Geh, geh; still, still, wir müssen säuberlich mit ihm verfahren; laßt mich allein machen. Wie! Mann! Laß den Teufel nicht Meister seyn; bedenke, daß er ein Feind der Menschen ist.

Malvolio (ernsthaft und stolz.)

Wißt ihr auch was ihr sagt?

Maria.

Da seht ihr; wenn ihr was böses vom Teufel sagt, wie er's gleich zu Herzen nimmt -- Gott gebe, daß er nicht besessen seyn möge!

Fabian.

Man muß sein Wasser zu der weisen Frauen tragen.

Maria.

Meiner Treue, das soll auch gleich morgen gethan werden, wenn ich das Leben habe. Mein Gnädiges Fräulein würd' ihn um mehr als ich sagen mag nicht verliehren wollen.

Malvolio.

Nun wie, Jungfer? Maria.

Hier, als ich Wache hielt bey düſtrer Lampen Schein,
Drang leiſ' ein hohler Ton in meine Ohren ein.
„Komm, Schweſter, komm! — ſo ſprach, ſo ſchien er mir zu ſagen —
„Hier iſt der Ruheplatz von allen deinen Plagen.
„Ich weinte, zitterte und betete, wie du,
„Der Liebe Opfer einſt, und nun im Schooß der Ruh:
„Denn Friede wohnet hier in dieſem ew'gen Schlummer;
„Hier weint die Liebe nicht, hier ſchweiget aller Kummer;
„Vom Aberglauben frey, ruht man im ſichern Schooß;
„Denn Gott, und nicht der Menſch, ſpricht hier von Schwachheit los."
Ihr Geiſter! ja ich komm! ſchmückt eure Roſenlauben,
Laßt Himmelspalmen mich und Siegeskränz' umlauben.

Ich

Here, as I watch'd the dying lamps around,
From yonder ſhrine I heard a hollow ſound.
„Come, ſiſter, come! (it ſaid, or ſeem'd to ſay)
„Thy place is here, ſad ſiſter, come away!
„Once like thyſelf, I trembled, wept, and pray'd,
„Love's victim then, tho' now a ſainted maid:
„But all is calm in this eternal ſleep;
„Here grief forgets to groan, and love to weep,
„Ev'n ſuperſtition loſes ev'ry fear:
„For God, not man, abſolves our frailties here."
I come, I come! prepare your roſeate bow'rs,
Celeſtial palms, and ever-blooming flow'rs.

Thither,

Ich geh dahin, wo auch der Sünder ewig ruht,
Und wo der Seraf fühlt der reinen Liebe Glut.
Entrichte, Abálard, die lezte deiner Pflichten,
Und lehre mich, den Weg zum Reich des Lichtes richten:
Sieh, wie mein Auge ſtarrt, die Lippe zitternd bleicht,
Saug meinen Athem auf, wann meine Seel' entweicht.
Ah nein — im Meßgewand magſt du dein Amt verwalten,
Und zitternd in der Hand die heil'ge Kerze halten;
Das Kreuz, des Himmels Pfand, halt meinen Augen für,
Zu ſterben lehre mich, und lern' es ſelbſt von mir.
Dann magſt du noch einmahl auf Eloiſa ſehen;
Dann iſt es kein Vergehn, den Blick nach ihr zu drehen.
Von meinen Wangen ſind die Roſen ſchon verwiſcht;
Sieh, wie der lezte Strahl in meinem Aug' erliſcht!

Bis

Thither, where ſinners may have reſt, I go,
Where flames refin'd in breaſts ſeraphic glow:
Thou, Abelard! the laſt ſad office pay,
And ſmooth my paſſage to the realms of day;
See my lips tremble, and my eye-balls roll,
Suck my laſt breaſt, and catch my flying ſoul!
Ah no — in ſacred veſtments may'ſt thou ſtand,
The hallow'd taper trembling in thy hand,
Preſent the croſs before my lifted eye,
Teach me at once, and learn of me to die.
Ah then, thy once-lov'd Eloiſa ſee!
It will be then no crime to gaze on me.
See from my cheek the tranſient roſes fly!
See the laſt ſparkle languiſh in my eye!

'Till

Bis jede Regung, Puls und Athem leiſe ſchwindet,
Und ſelbſt mein Abälard nicht mehr geliebt ſich findet.

Wann einſt dein holder Leib wird gleiches Schickſal leiden,
— Die Urſach meiner Schuld und aller meiner Freuden —
Dann ende all dein Leid, und wandl' in Wonne ſich!
Dann ſchwebe Lichtgewölk und Engelswach' um dich!
Des offnen Himmels Glanz mag ſtrömend auf dich ſcheinen,
Und Heil'ge dich umfahn mit Liebe, gleich der meinen!
Ja beyder Nahm' umſchließ *) ein dunkles Heiligthum,
Und meine Liebe ſey unſterblich, wie dein Ruhm!
Wann all mein Leiden ruht, in ſpäten künft'gen Tagen,

Wenn

'Till ev'ry motion, pulſe, and breath be o'er;
And ev'n my Abelard be lov'd no more.
Oh Death all-eloquent! you only prove
What duſt we dote on, when 'tis man we love.

Then too, when fate ſhall thy fair frame deſtroy,
(That cauſe of all my guilt, and all my joy)
In trance extatic may thy pangs be drown'd
Bright clouds deſcend, and Angels watch thee round,
From op'ning ſkies may ſtreaming glories ſhine,
And Saints embrace thee with a love like mine.
May one kind grave unite each hapleſs name,
And graft my love immortal on thy fame!
Then, ages hence, when all my woes are o'er,

When

*) Abälard und Heloiſa wurden in eben demſelben Grabe in dem Kloſter Paraklet begraben. Er ſtarb im Jahre 1142. und ſie im J. 1163.

Wann dies aufrührſche Herz nicht mehr wird klopfend ſchlagen,
Verirrt ein liebend Paar ſich je von ungefähr
Zu Paracleto Gemäu'r und Silberquellen her;
So werden ſie gerührt ſich aneinander ſchließen,
Die Thränen trinken auf, die zärtlich ſie vergießen,
Dann ſagen mitleidsvoll, von bangem Schmerz getrübt:
Nie mögen lieben wir, wie dieſe ſich geliebt!
Wann von dem vollen Chor Hoſannas ſich erheben,
Und von der Orgel Schall des Tempels Säulen beben;
Wenn unter dieſem Pomp ein Aug mitleidig blickt
Auf jenen Marmorſtein, der unſre Aſche drückt;
So wird die Andacht ſelbſt zur Erde niederſinken,
Und eine Thräne wird in ihrem Auge blinken.

Und

When this rebellious heart ſhall beat no more;
If ever chance two wand'ring lovers brings
To Paraclete's white walls and ſilver ſprings,
O'er the pale marble ſhall they join their heads,
And drink the falling tears, each other ſheds;
Then ſadly ſay, with mutual pity mov'd,
„Oh may we never love as theſe have lov'd!"
From the full choir, when loud Hoſannas riſe,
And ſwell the pomp of dreadful ſacrifice,
Amid thar ſcene if ſome relenting eye
Glance on the ſtone where our cold relics lie,
Devotion's ſelf ſhall ſteal a thought from heav'n,
One human tear ſhall drop, and be forgiv'n.

And

Und wenn ein gleich Geſchick einſt eines Barden harrt,
Wie mir beſchieden war, ſo kummervoll, ſo hart,
Verurtheilt, Jahre lang in Sehnſucht hinzuſchmachten,
Und ihm entſchwund'nen Reiz im Bilde zu betrachten;
Wenn einſt ein ſolcher lebt, und liebt ſo zärtlichtreu,
Der ſinge unſer Weh', der Liebe ſpäte Reu,
Und jedes weiche Herz rühr' er in treuen Bildern!
Wer ſelbſt die Leiden fühlt, kann ſie am beſten ſchildern.

E. A. Schmid.

And ſure if fate ſome future bard ſhall join
In ſad ſimilitude of griefs to mine,
Condemn'd whole years in abſence to deplore,
And image charms, he muſt behold no more;
Such if there be, who loves ſo long, ſo well;
Let him our ſad, our tender ſtory tell!
The well-ſung woes will ſooth my penſive ghoſt;
He beſt can paint 'em who ſhall feel 'em moſt.

VI.

Gedanken über Gartenkunſt,

veranlaßt

durch einen Aufſatz des Freyherrn von Racknitz

über dieſen Gegenſtand,

im 1ſten Stück der Berliner Monatsſchrift 1793.

Ob eine Sache ſchön ſey, ſchön ſeyn dürfe, hängt von ihrem Zwecke ab. Iſt dieſer Nützlichkeit, und wird derſelbe dadurch erreicht: ſo nennen wir ſie gut; iſt aber innere Vollkommenheit ihr Zweck: ſo nennen wir die Sache, welche demſelben entſpricht, ſchön. Hierbey ſind alſo zweyerley Vollkommenheiten denkbar. Die eine iſt die Uebereinſtimmung des Mittels mit dem Zwecke, und dies iſt die untergeordnete, mittelbare Vollkommenheit — Güte; die andere, wo die Vollkommenheit, d. i. die Einheit des Mannichfaltigen, der Zweck ſelbſt iſt, heißt edlere Vollkommenheit — Schönheit. Bey allen Dingen, deren Zweck außer ihnen ſelbſt liegt, das heißt die bloß nützlich ſeyn ſollen, iſt alſo nur die erſtere Vollkommenheit, die Güte, denkbar.

Ein Gemählde, welches die Unſchuld darſtellen ſoll, hat keinen andern Zweck, als innere Vollkommenheit. Es will, es ſoll nichts außer

ſich

ſich thun, iſt von keiner Zeit, von keinem Urtheile abhängig, ſeiner ſelbſt wegen da, und in ſich ſelbſt vollendet.

Wenn nun das Gemählde wirklich ſo iſt, daß die Unſchuld aus ihm ſpricht; wenn jeder, der Sinn für dieſes moraliſch Schöne hat, ſagt, oder doch ſagen ſollte: ich erkenne in dieſem Gemählde das Ideal; dann iſt auch die zweyte untergeordnete Vollkommenheit, die Uebereinſtimmung des Mittels mit dem Zweck, vorhanden; und in dieſem Falle konnte man ſagen: die Vollkommenheit iſt vollkommen erreicht; hingegen bey einer Sache, deren Grund ihres Daſeyns in der Nützlichkeit, alſo außer ihr ſelbſt liegt, darf ich, wenn dieſe durch ſie befördert wird, nur ſagen: dieſer nützliche Zweck iſt vollkommen erreicht. In ſo fern nun das abgezweckte Nützliche von der Art iſt, daß es ſich mit irgend einer Vollkommenheit, die ihren Grund nicht außer ſich hat, vereinigen läßt: ſo wird der Zweck ein zuſammengeſetzter; und hier lagen im Gebiete der Kunſt plötzlich die Klippen hervor, woran unſere Künſtler ſo oft ſcheitern — nehmlich, ob, wie und wann das Schöne dem Nützlichen voran gehen dürfe? Ob die mechaniſche Kunſt der freyen den Nacken oder die Hand bieten müſſe? Dieſe Fragen werden häufig um ſo unglücklicher entſchieden, je mehr es bey uns Sitte iſt, die Bildung des Schönen, vom Nützlichen begleitet, nur ſol-

chen Händen zu überlaſſen, deren letzter Zweck Brod iſt. Durch das Nützliche zur geraden Linie gewöhnt, fühlt man bey deren Biegung die Schwere der Hand.

Alles was im Gebiete der freyen Künſte einen Platz zu haben wünſchet, muß ſich in Abſicht des Zweckes ſeiner ſelbſt über alles was bloß nützlich iſt, erheben, oder wenigſtens nur in ſo weit auf die Ehre der Sitzung Anſpruch machen, als es ihm gelungen iſt, durch beabſichtigte Vollkommenheit das Nützliche zu veredlen.

Wenn wir alſo von der Gartenkunſt ſprechen, ſo werden diejenigen Gärten mit Recht abgewieſen, deren höchſte Ehre es iſt, das Waarenlager der Köche zu ſeyn. Dieſe waren die urſprünglichen teutſchen Gärten. Der einzige Grad von Vollkommenheit, nach welchem dieſe als ſolche ſtreben können, iſt Ordnung. Dies iſt's, was jeder Menſch beym Anblick eines Gegenſtandes ſucht, mehr oder minder, nachdem ſein eigener Geiſt geordnet iſt. Der Menſch, nur ſucceſſiver Anſchauung fähig, findet da, wo in dem Ganzen, das ſeinen Augen vorſchwebt, nicht Linien das Gleichartige vom Abartigen trennen, keinen Standpunkt, von welchem ſeine Beobachtung mit der Hoffnung, ihn wieder zu finden, ausgehen könnte, keinen Faden, an welchem die einzelnen Gegenſtände ſich anreihen. In einem chaotiſchen Garten alſo, wo die wilde Natur unſerer

Schwä-

Schwäche ſpottet, ergreift uns ein Schmerz; die Seele muß hier das mühſame Geſchäft ſelbſt übernehmen den Gärtner zu erſetzen, und fühlt ſich von der Bemerkung überraſcht, wie ſehr es uns eigen iſt, der Natur da Ordnung aufzuſchwatzen, wo keine oder wenigſtens die unſrige *) nicht iſt. Unter allen Formen, durch welche die Seele zu denken pflegt, iſt ihr wohl keine ſo geläufig, als das reguläre Viereck. Was Wunder, daß der Gärtner den Händedruck verdient, daß er die einzelnen Theile des Gartens in dieſe Formen an einander gereihet, und ſo uns die Ueberſicht deſſelben erleichtert hat,? Aber der Dank gebühret dem Gärtner und nicht dem Garten, er gründete ſich auf einen Dienſt. Anderer Vorzüge einzugeſtehen iſt gerecht, und deshalb auch angenehm; aber es hält den Unwillen nicht auf, der ſchnell in uns dadurch entſtehen mußte, daß ſein Verdienſt nur durch unſere Schwäche möglich war. Zwar hatte er uns die Ueberſicht des Ganzen erleichtert; aber die Erleichterung der Mühe macht gähnen, ſo bald ſie mehr durch Vorarbeiten als durch glückliche Leitung unſerer Selbſtthätigkeit bewirkt worden iſt; und für eine Gelegenheit unſerm Scharfſinn eine Verbeugung zu machen, war nicht geſorgt; kein Kunſtwerk brachte uns in Spannung.

*) Die Ordnung der Natur unterſcheidet ſich von der Ordnung des Menſchen weſentlich darin, daß jene bindet, dieſe aber trennet.

nung. Der denkende Geiſt hat es zwar gern, von der Ordnung einen Wink zu erhalten, wie er ſich orientieren könne; aber ſo ganz ſich bevormundet zu ſehen, ſich geradehin geſtehen zu müſſen, was ich fand das fand ich, iſt traun unſerm Geiſte kein ſüßer Weihrauch.

Der Franzöſiſche Geſchmack in der Gartenkunſt ſcheint dieſes Bedürfniß zuerſt gefühlt zu haben, indem er uns den durch zu einfache Regelmäßigkeit erregten Unwillen dadurch vergeſſen machen wollte, daß er unſere Aufmerkſamkeit auf einzelne angebrachte Schönheiten zu leiten ſuchte. Aber das war abermahl ein Fehlgriff in die Pſychologie. Dieſen Unwillen verſpäten, allenfalls vermindern, ja, das konnte er — und auch das war immer Gewinn: aber daß wir dieſen Mangel an Achtung gegen unſere Beurtheilungskraft ihm je ganz vergeſſen ſollten, nein, das war zu viel verlangt. Und ſelbſt dann, wann ihm dies geglückt wäre, war ein vergeſſener Schmerz immer noch kein Vergnügen; wars immer nicht der Garten der uns vergnügte, ſondern die einzelnen Schönheiten im Garten, die an und für ſich, ihrer innern Vollkommenheit wegen, das angenehme Staunen, das ſie erregen, nirgends verfehlen konnten. Auch in einem bloßen Obſt- oder Kuchen-Garten waren Freuden dieſer Art möglich. Auch hier giebt es organiſierte Körper, deren Vollkommenheit wir mit Wohlgefallen betrachten, ohne

Maria.

O Himmel!

Sir Tobias.

Ich bitte dich, ſchweige; das iſt nicht das rechte Mittel: Siehſt du nicht, daß du ihn nur böſe machſt? Laßt mich allein mit ihm.

Fabian.

Nur keinen andern Weg als Freundlichkeit; nur ſanft, nur ſanft; der böſe Feind iſt gar kurz angebunden, er läßt nicht grob mit ſich umgehen.

Sir Tobias.

Nun, wie, wie ſteht's, mein Truthähnchen? Wie geht's dir, mein Herzchen?

Malvolio.

Sir? --

Sir Tobias.

Ja, ich bitte dich, komm du mit mir. Wie, Mann, es ſchikt ſich nicht für einen ſo weiſen Mann wie du biſt mit dem Teufel den Narren zu treiben. An den Galgen mit dem garſtigen Kohlenbrenner!

Maria.

Laßt ihn ſein Gebet herſagen, lieber Sir Tobias; laßt ihn beten.

ne uns zu dem eigennützigen Vergnügen, das uns die Vorstellung ihrer Nützlichkeit gewährt, herabgewiesen zu sehen. Dies ist aber, wie gesagt, nicht mehr der Garten, sondern die einzelnen Gegenstände im Garten, welchen wir diese Beschäftigung verdanken; und alles, was den Französischen Geschmack über den teutschen erhebt, ist ein höherer Grad von Mannichfaltigkeit.

Grüne Wände, die in geraden Linien, unter rechten Winkeln, ihr Daseyn erzählend und wieder erzählend, fortlaufen, und uns entweder die Uebersicht des Ganzen durchaus versagen, oder aber gleich beym Eintritt in denselben durch ängstliche Regelmäßigkeit einen klaren Begriff vom Ganzen schaffen, der selbst dadurch, daß der Garten hie und da noch einige Wiederhohlungen seiner selbst versteckt, um nichts erweitert wird;

Statüen und Puppen in gedrängter Menge, einem aufgestellten Schachspiele ähnlich, die bey der Frage — wie sie, sonst nur die Grazie der organisierenden Baukunst, es wagen können, sich der Natur da, wo diese selbst schon die letzte Hand angelegt hat, zur Krone anzubieten? — ohnstreitig verstummen müßten, wenn wir ihnen nicht den Triumf bereitet hätten, uns darüber, daß wir es selbst sind, welche die Baukunst mit Linial und Winkelmaas in ein fremdes Gebiet eingeführt haben, erröthen zu sehen;

Pyramiden von Buchsbaum, Truthhähne, die den Zorn nicht auskollern können, daß man ihre Natur so unsinnig eingeschnürt hat;

Alle diese nebeneinander gestellte, wahre oder falsche Schönheiten klagen uns laut, daß man ihr Daseyn durch kein gemeinschaftliches Band verschwistert hat, und daß sie theils verstümmelt, theils aus ihrer Heimath verwiesen, in diesem Waarenlager verkrüppelter Kunst, bey heterogener Gesellschaft ihre Tage einsam vertrauern müssen. Die hier herrschende Mannichfaltigkeit verräth zwar einen reichen künstlichen Schöpfer, aber keinen Künstler. Jener sucht sich und seine Mühe in seinen Werken zu loben: dieser überläßt das Lob seiner Schöpfung. Das Vergnügen also, was in einem solchen Garten auf uns warten kann, liegt blos in genauerer Betrachtung der in demselben angebrachten schönen Einheiten.

Um nun einen Garten zu haben der uns gefallen soll, — das Gefallen braucht deshalb noch nicht sein letzter Zweck zu seyn — müssen wir ihn genau so berechnen, daß er uns weder unsere Ohnmacht fühlen läßt, noch das Gefühl unserer Kraft beleidiget. — Ordnung wäre hier allerdings die erste Bedingung; aber nicht solche die einem entgegen schreyet, sondern die es erlaubt, das man sie findet. Sie muß, wie ein Engländer sich ausdrückt, „unter Blumen fortlaufen," unser Divinazions-Vermögen überraschend belohnen

nen oder ſchalkhaft beſtrafen; und läßt ſie uns endlich einen Standpunkt finden, der uns die Ueberſicht des Ganzen erlaubt; dann ſäumen wir nicht zu geſtehen: der Garten iſt ſchön, wir haben's eingeſehen.

Aber nicht blos die Artigkeit der Gartenkunſt gegen unſeren Geiſt iſt es, was ſie zu den freyen Künſten erhebt. Nicht jedes Ganze, deſſen plötzliche Ueberſicht die Natur oder Kunſt verhindert hat, iſt ein ſchönes Ganze. Auch ihr Zweck iſt innere Vollkommenheit; auch ſie bemühet ſich, durch weiſen Gebrauch der von der Natur ihr angewieſenen Zeichen, uns auf gewiſſe angenehme Ideen oder Empfindungen zu leiten, welche die große Natur ſonſt ſchon einzeln uns zugeführt hatte, und ſo, oft blos durch ſchwache Winke, die Summe derſelben zu vervielfältigen. Der Schöpfungs-Plan dieſer ihre Mühe ſorgfältig verhüllenden Kunſt iſt der verjüngte Maasſtab einer ſchönen Landſchaft. Sie kennt die Natur und folgt ihr, nicht dadurch, daß ſie dieſe kopiert; ſondern daß ſie, vertraut mit ihrem Geiſte, genau ſo verfährt, wie die Natur verfahren haben würde, wenn es in ihren Plan hätte gehören können, bey ihrer Schöpfung das Schöne allein zu beabſichtigen; das heißt: ſie ahmt ihr nach. Und findet ſie es ja dienlich, von einer fremden Kunſt zu borgen: ſo verſteht ſie es gut genug, die Situazion ſo anzulegen, daß dieſes Darlehn

von unſeren eigenen Wünſchen in Schutz genommen wird.

Die Gartenkunſt ſcheinet indeſſen von den übrigen Künſten, welche durch das Geſicht angeſchauet werden, ſich darin zu unterſcheiden, daß man bey ihr von klaren Begriffen der einzelnen Theile zur Anſicht des Ganzen übergeht; dahingegen die Mahlerey, im erſten Augenblick mehr Harmonie, totaler Eindruck, nach und nach die Begriffe in einzelne klare auflöſet, und ſo erſt nach dem ſinnlicheren Genuſſe das Bild des Ganzen zur Deutlichkeit erhebt.

Nach dieſer kurzen Erinnerung deſſen, was die Theorie über dieſen Gegenſtand beſtimmtes anzugeben vermag, glaub ich den alten Streit, ob der engliſche oder franzöſiſche Geſchmack in der Gartenkunſt den Vorzug verdiene? gänzlich denen überlaſſen zu können, welche in einem hinlänglichen Vorrath dunkler Begriffe Waffen genug auffinden werden, um dieſen endloſen Kampf mit Vortheil zu führen. Ein einfaches kunſtloſes Herz iſt längſt darüber entſchieden, welche Scenen der Natur ihm wohl thun oder nicht; und die Schöpfungen unſerer Fantaſie — ſie tragen noch alle die Spur, wie ſehr der Menſch in ſein Machwerk verliebt iſt — werden auch hier, nach wie vor, die Kultur unſerer Gefühle an die Wahrheit verrathen.

C. W. Frölich.

VII.

Gedichte.

Der Kirchhof zu Tegel. *)

Dieſes Dorfes graue Giebelhütten,
Von Holunderſträuchen wild umwachſen,
Seiner Bauersleute biedre Sitten,
Seiner Hähne Kräh'n, der Hühner Gaxen,
Haben oft mich, kam der Storch geflogen,
Aus der Stadt Getümmel hergezogen.

Aber öfter wahrlich deinethalben,
Stiller Wohnort nächtlicher Geſpenſter,
Schlich ich her; denn deine tauſend Schwalben,
Deine langen trüben Kirchenfenſter,
Und dein Pfriemenkraut, dein wilder Wermuth
Sind ſo recht für meiner Seele Schwermuth.

Sey gegrüßt, verfallne Kirchhofsmauer,
Uebergrünt von hohen Maulbeerbäumen!
Läßt ſichs nirgend, als in deinem Schauer,
Doch ſo ſüß vom beſſern Leben träumen!
Ha! des alten Thorwegs ſchiefe Pfoſten
Wie ſie ſinken; Haſp' und Klinke roſten!

*) Ein Dorf nahe bey Berlin.

Aus der Grabgebeine morſchen Theilchen
Sprießt, o Tod, auf deinem Eigenthume
Zwar nur hie und da ein blaues Veilchen
Neben Ehrenpreiß und Gänſeblume;
Bey den ſchwarzen Tafeln halb verwittert,
Duftet Flieder nur, vom Weſt erſchüttert:

Doch am Beinhaus, wo des Mauerpfeffers *)
Blätterſterne ſich am Dache grüne ründen,
Kann ich endlich vor des ſtädt'ſchen Kläffers
Fadem Witz ein Zufluchtsörtchen finden;
Selten hör' ich, ſelbſt im Abenddämmern,
Hier den Küſter an der Thurmuhr hämmern.

Und auch ihr könnt hier in Frieden bleiben
Vor dem Lärm der Welt, ihr Grabesſchläfer;
Unter Kletten, die am Grab bekleiben,
Stöhrt euch nicht der ſtille Todtenkäfer;
Ruhe wehn die Neſſeln, die den gelben
Eingeſunknen Hügel überwölben.

Ohne Furcht vor Sanduhr oder Senſe
Auf des ſel'gen Amtmanns Leichenſteine
Graſen zwar des Pfarrers junge Gänſe
Manchmahl hier im Frühlingsſonnenſcheine;
Zum Geſchrey der Fledermäuſ' und Eulen
Blökt auch hier des Küſters Lamm zuweilen:

Doch

*) Hauswurz, Hauslaub.

Doch was ſchadet's? In dem Todesſchlummer
Seyd ihr doch vor Menſchen nun geborgen,
Und von Menſchen kam doch euer Kummer,
Kamen eure Thränen, eure Sorgen.
Wohl, daß Tugend euch den Fußſteig bahnte
Zu dem Glück, von welchem hier euch ſchmahnte!

Ach! wie ihr in euren ſtillen Särgen
Wünſcht' ich oft, im Innerſten beklommen,
Vor den Menſchen tief mich zu verbergen.
Könnt' ich doch, wenn einſt mein Stündlein kommen,
Nach des Schickſals Schlägen, die mich trafen,
Unter dieſen Maulbeerbäumen ſchlafen!

Die Wildniß.

Endlich bin ich hier in deinen Schauern,
Schöne Wildniß du! Der Tag iſt ſchwül,
Und der Sand ſo tief; doch labendkühl
Wehn die Birken, die am Wege trauern.
Sey nicht furchtſam, bunter Diſtelfink,
Juble du und hüpfe froh und flink,
Unbeſorgt vor allen Vogelbauern.

Nein, wahrhaftig, ſelbſt der kekſte Bube
Stellt für dich hier ſeine Sprenkel kaum.
Sey du ruhig, Kauz, im hohlen Baum,

Und

Und du Hamſter dort in deiner Grube!
Eh' er matt dich in der Hitze ſucht,
Bleibt der Jagdhund lieber in der Bucht,
Und der Förſter in der kühlen Stube.

Kämen Weiber, Morcheln hier zu leſen,
Nicht zuweilen noch vom nächſten Ort;
Karrten nicht aus jenem Dorfe dort
Bauern her, um Birkenreis zu Beſen
Abzuſchneiden; irrte außer mir
Manchmahl nicht der wilde Jäger hier:
Wär't ihr längſt verlaſſen ſchon geweſen.

O ich muß durch dieſe Haſeln tiefer
Mich hineinarbeiten! Immer friſch!
Welch ein wilder Dickicht! Welch Geziſch!
War's von Nattern? Oder rauſcht die Kiefer
Seitwärts hier voll Harz und Rindenſchwamm?
Ha! dich kenn' ich, alter Ulmenſtamm!
Beugt der Sturm doch jedes Jahr dich ſchiefer.

Ungern frevlich ſehn des liebevollen
Rothwilds Augen eines Wandres Kunſt;
Schrecklich zeugen von des Ebers Brunſt
Dieſes Hügels aufgewühlte Schollen:
Doch zu ſtören euch fiel nie mir ein;
Meinetwegen mögt ihr fröhlich ſeyn,
Weidlich rammeln, brunſten, oder rollen.

Ach!

Ach! Freund Reinike trabt wie auf Kohlen,
O der Schelm und Räuber! ängſtlich ſchau'n
Mit der Gans im Rachen nach dem Bau,
Die er drüben von der Trift geſtohlen.
Eil', ich höre rufen, wie mich dünkt,
Daß es heut dem Hutmann nicht gelingt
Mit dem Knittel noch dich einzuhohlen!

Dieſes Eppichs ſchwarze Beerentrauben
Sind doch ſchier für meinen Gaum zu herb,
Sind für euch, die ihr im Eichenherd
Einſam heult, ihr ſchönen Ringeltauben.
Und ſo durſtig meine Zunge lecht
Scheint es minder rathſam mir als recht
Honig hier aus dieſem Spalt zu rauben.

Nasſt du, Zeit, auch hier wie allenthalben?
Ach! vom Köhlerhäuschen, das hier ſtand,
Find' ich nichts als dieſe morſche Wand.
Raupen ſpinnen ruhig auf der falben
Hecke nun, und in des Daches Reſt
Haben Weſpen nur ihr graues Neſt;
Denn zu öde ſchien er ſelbſt den Schwalben.

Schade wär's dies Bäumchen zu verderben
Mit dem ſchlanken Buche, ſonſt ſchnitt ich gleich
Seinen zarten Baſt von Stamm und Zweig

Für mein junges Weib zu Erdbeerkörben.
Doch genug zerknickte ſchon der Sturm,
Und durch mich ſoll kein Marienwurm
Hier, — kein Waſſerſchoß am Baume ſterben.

Schrie der Schuhu dort? Komm nur und mahne
An den Rückgang mich; ſchon dämmert's hier.
Sicher gieng' ich irre, zeigte mir
Nicht den Weg des Kirchthurms Wetterfahne.
Frauchen hat gewiß ſchon aufgetiſcht,
Was ſo ſüß nach heißem Gang erfriſcht:
Gartenerdbeer'n, oder Schafmilchſahne.

F. W. A. Schmidt.

Schreib- und Druckfehler
in dem Aufſatz eines Britten über die Vortheile des Syſtems der Galanterie und Erbfolge bey den Nayren, im 6ten Stück des N. T. Merkur 1793.

S. 165. Lin. 6. ſoll es heißen: wovon der ganze Sukzeß (Succeſs) des weiblichen Zöglings abhängt. (Ich kenne kein teutſches Wort, das dem Engliſchen Succeſs, in der Bedeutung, worin es hier genommen wird, völlig zuſagte.)
S. 178. Lin. 12. leſet Sprache. ſtatt, Farbe.
— 179. Lin. 6. — Flüche, ſtatt, Flüche.
— 182. Lin. 22. — es (nehmlich das Glück) ſtatt, ſie.
— 186. Lin. 18. — Gaſſen, ſtatt, Waſſer.
— 188. Lin 22. — unverdroſſene (Aſſiduous) ſtatt, hinterliſtige Wärterin.
— 191. Lin. 3. leſet „weil die Kinder den Nahmen ſeiner (des Frauenzimmers von Stande) Familie führen, und die Vorrechte ſeines Hauſes oder Standes) erben würden ꝛc. ſtatt, der Vorrechte ihres Vaters. (indem, nach dem Nayren-Syſtem, die Kinder von ihrem Vater, den ſie nicht kennen, nichts zu erben haben.

Ins

Malvolio.

Beten, du Affen-Gesicht?

Maria.

Da, hört ihr's, er will von nichts gutem reden hören.

Malvolio.

Scheret euch alle an den Galgen: Ihr seyd ein einfältiges dummes Pak; ich bin nicht euers Gelichters; ihr werdet mich seiner Zeit schon kennen lernen.

(Er geht ab.)

Sir Tobias.

Isl's möglich?

Fabian.

Wenn man das in einer Comödie spielen würde, wer würd' es nicht als eine unwahrscheinliche Erdichtung verurtheilen?

[In dem Rest dieser Scene freuen sich Sir Tobias und seine Consorten, daß ihnen ihre Absicht so wol gelungen sey, und entschliessen sich nicht abzulassen, bis sie den armen Malvolio, zur Züchtigung seines Uebermuths in ein finstres Gemach und an Bande gebracht haben würden.]

Inhalt.

May.

I. Ueber teutſchen Patriotismus. Betrachtungen, Fragen und Zweifel. S. 3.

II. Ueber Schillers Lied an die Freude. Eine Vorleſung im Cirkel einiger Freunde gehalten. — 21.

III. Vorhandene Ausſichten für die Kunſt zu deklamieren. — 37.

IV. Weißagung des Helvetius. — 47.

V. An ein Thal. — 56.

VI. Nochmahlige Proben einer neuen Ueberſetzung des Lukrez. — 60.

VII. Geiſt der Europäiſchen Kriminalgerichte, eine Ode nach Rouſſeauiſchen Grundſätzen. — 72.

VIII. Noch einige Bemerkungen über Gemälde in der Gallerie zu Dreſden. — 79.

IX. Etwas über die neuliche Gemälde-Ausſtellung in Dreßden. — 88.

X. An den Verfaſſer des Gedichts: das Walzen. — 95.

XI. Anzeigen. — 98.

Junius.

I. Die Geſellſchaft der freyen Männer. S. 105.

II. Luitberts Fragmente an ſein Volk. — 144.

III. Verſuch einer Ueberſetzung der Epiſtel des Grafen von Bernis an die Grazien. — 150.

IV. Ueber die Vortheile des Syſtems der Galanterie und Erbfolge bey den Mayren. S. 160.
V. Die Cyklopen-Filoſofie und das Cyklopen-Recht in Nuce. Aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345. — 199.
VI. Sinngedichte. — 203.
VII. Ankündigung eines periodiſchen Blattes. — 205.

Julius.

I. Betrachtungen über die Rede des Boetie und über die Alleinherrſchaft, nach Anleitung der Geſchichte und Erfahrung. S. 209.
II. Beſchluß des vierten Artikels im VI. Stücke. — 242.
III. Vergleichung der alten Teutſchen mit den Neuern, und Urſachen ihres Unterſchieds. — 258.
IV. Nachrichten von Antonio Genoveſi, einem Neapolitaniſchen Filoſofen. — 280.
V. Anzeigen. — 306.

Auguſt.

I. Beſchluß der Nachrichten von Genoveſi. S. 313.
II. Ueber Wohlthun und Undankbarkeit. 322.
III. Ein Wort zur Beherzigung für die ritterſchaftlichen Kantone in Franken. 348.
IV. Fragmente aus Briefen vermiſchten Inhalts. 360.
V. Verſuch einer Ueberſetzung von Pope's Gedicht: Heloiſe an Abälard. 378.
VI. Gedanken über die Gartenkunſt ꝛc. 408.
VII. Gedichte. 417.

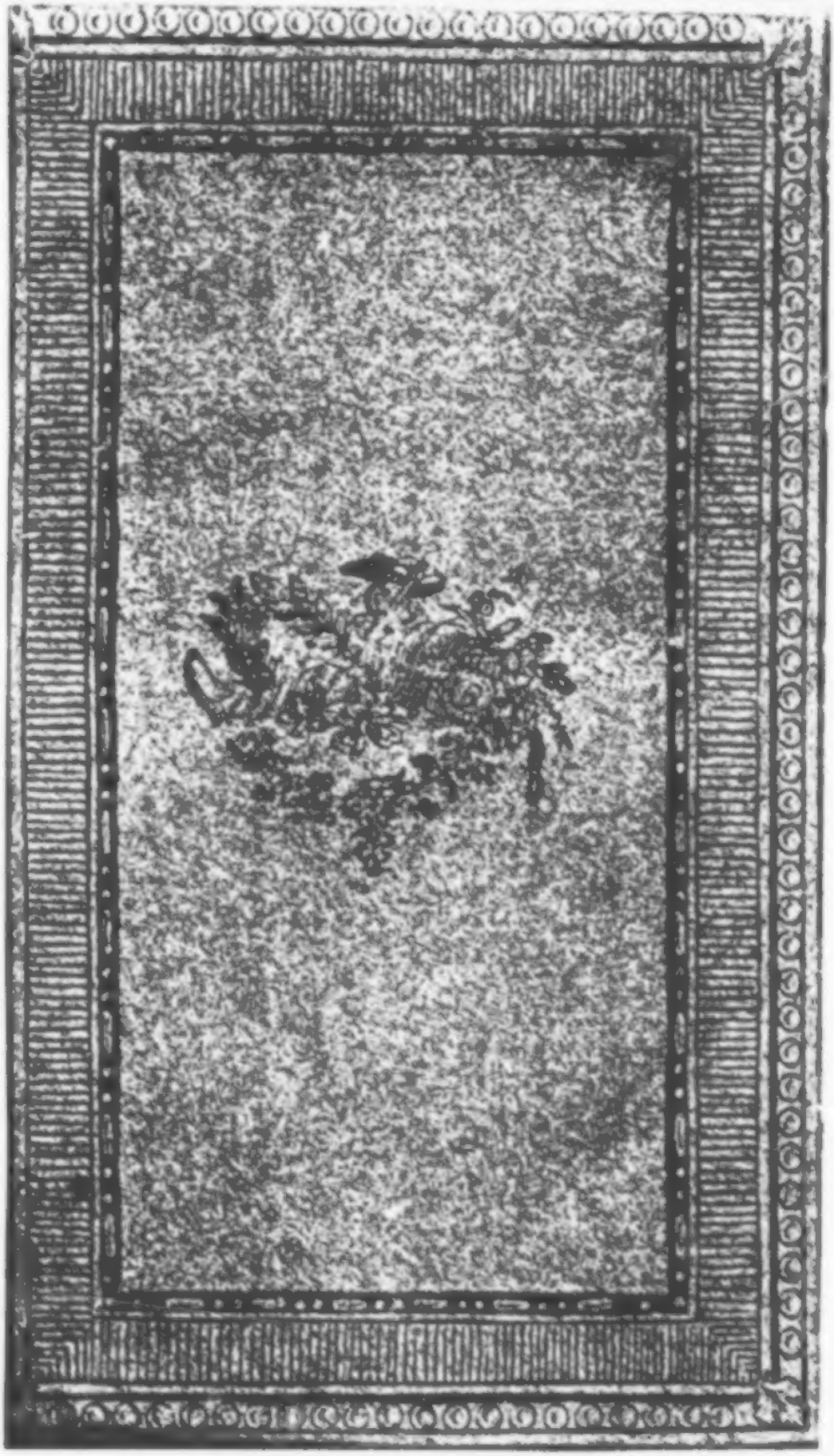

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1793.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1793.

Der neue
Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1793.

I.

Geſchichte meines unglücklichen Lebens.

Geſchrieben im Kerker.

Es giebt viel Leiden unter'm Monde, und die Klage iſt ſo wahr als alt: des Menſchen Leben iſt Elend von der Wiege bis zur Baare! Sey es, daß hier und da ein Glücklicher eine ſeltene Ausnahme macht; wir wollen ihm ſein Glück nicht mißgönnen; nur fordre er auch nicht, daß wir im Gefühl unſrer eigenen Leiden, und beym Anblick tauſend anderer, die um und neben uns weinen, oder, noch unglücklicher, weinen möchten und nicht können — in ſein Jubellied einſtimmen ſollen.

„Aber, ſagt ihr, auch des Unglücklichſten Leben iſt nicht ganz freudenleer; auch er zählte, wo nicht Jahre, doch gewiß Tage und Wochen, in welchen ihm wohl war, wo er ſein Daſeyn

ſegnete, wo er ſich glücklich fühlte.“ Nun ja; wer wollte und könnte auch ſonſt das Leben aushalten? Wie aber, wenn der Labetrank, der uns ſtärkte, uns nur zur Ertragung neuer und größerer Leiden ſtärkte? Wenn das Glück uns durch ſein Lächeln täuſchte, und dann des Getäuſchten bitter ſpottete? Wenn es uns mit der einen Hand gab, um mit der andern deſto mehr zu nehmen? Wenn es uns den Becher der Freude durch irgend eine herbe Beymiſchung ungenießbar machte, oder uns hier und da einige Blumen auf den Weg ſtreute, um uns über dieſe Blumen unter Dornen zu treiben?

Dies war mein Schickſal. Ich habe wenig heitre Tage gehabt. Schien mir einmahl die Sonne, ſo folgte gewiß bald ein Ungewitter; mein ſcheinbares Glück löſte ſich immer in größeres Unglück auf. Hört meine traurige Geſchichte, und weint dem Unglücklichen eine Thräne des Mitleids! Doch nein; ich mag eure Thränen und euer Mitleid nicht — ſpart das für euch ſelbſt und eure Freunde! Ich erzähle, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Indeſſen, wer weiß, ob euch meine Geſchichte nicht lehrreich, wohl gar troſtvoll iſt? Man ſagt ja, es wäre Troſt für Unglückliche noch Unglücklichere neben ſich zu ſehen. Dieſen elenden Troſt kann ich euch geben.

* * *

Drey Jahre waren meine Eltern schon verheyrathet, und noch war ihr sehnlichster Wunsch nach Vaters und Mutterfreuden nicht erfüllt. Man kann denken, daß ich, ihr Erstgebohrner, desto freudiger bewillkommt wurde. Die Natur hatte mir ein ziemlich gutes Empfehlungsschreiben mitgegeben, und mein Vater konnte einst diesem Empfehlungsschreiben durch das große Gewicht, wonach auf unsrer besten Welt alles abgewogen wird, Nachdruck geben — er war einer der reichsten Männer meiner Vaterstadt. Welche schöne Aussicht in eine glückliche Zukunft! Aber früh genug wurde mir diese Aussicht getrübt; früh genug wurde ich in Trauergewand gekleidet, in die Farbe die mein künftiges Leben bezeichnen sollte. Kaum konnte der Knabe Vater lallen, so wurde ihm dieser Vater schon durch den Tod entrissen!

Meine Mutter umfaßte nun mit ihrer ganzen ungetheilten Liebe ihr einziges Kind. Alle auch noch so vortheilhaften Anträge zu einer zweyten Heyrath schlug sie aus, um ganz für mich zu leben — und lebte acht Jahre für mich; da mußte auch sie, die mir täglich und stündlich Beweise ihrer zärtlichsten Mutterliebe gegeben hatte, von mir scheiden; da ward ich Vaters und Mutters lose Waise!

Der Bruder dieser guten Mutter nahm sich als Vormund des verlassenen Waisen an; ein dies

drey Mann; allein wie konnte er mir meine Aeltern, wie ihre Liebe, wie besonders die Liebe der sanftesten, zärtlichsten Mutter ersetzen? Er sorgte für meine Erziehung, unterrichtete mich selbst — er war Prediger und, wie man sagte, ein sehr gelehrter Mann! — und ließ mich durch andere unterrichten: doch dies alles mehr aus kalter Pflicht als aus Liebe. Ich wollte, weil es meine Mutter gewollt hatte, studieren; und nun trieb mich mein Vormund ungestüm zum Fleiße an, um einst ein recht geschickter, und, wenns der Himmel wollte, wohl gar gelehrter Mann zu werden. So mußte ich den größten Theil meiner unwiederbringlichen Jugend, wo ich mich des Lebens noch hätte freuen können, hinter Büchern schwitzen.

Endlich erschien mir die längst herbey gewünschte Zeit des freyern akademischen Lebens, und ich fieng wirklich an im Cirkel meiner Freunde mein Leben zu genießen. Doch kaum war ein Jahr verflossen, so war auch meine schöne Zeit schon zu Ende. Mein Vormund schrieb mir, daß mein ganzes Erbgut von väterlicher Seite, welches in einem angesehenen Handelshause stand, mit dem Falle dieses Hauses verlohren gegangen sey. Er rieth mir zugleich, da mein mütterliches Erbtheil äußerst unbedeutend wäre, mich nicht nur in Ansehung meines Aufwands möglichst einzuschränken, sondern auch mein Vorhaben, ein

Rechts-

Zehnte Scene.

[Sir Andreas kommt mit der Ausforderung, die er indeſſen aufgeſezt hat, zu den Vorigen, und lieſt ihnen das abgeſchmakteſte Zeug vor, das man ſich träumen laſſen kan. Alle geben ihm ihren Beyfall, und muntern ihn auf, ſich wohl zu halten. Sir Tobias nimmt auf ſich, die Ausforderung dem Cäſario einzuhändigen und ſchikt den Sir Andreas in den Garten, wo er ſeinem Gegner, der ſich würlich bey Frälein Olivia befindet, aufpaſſen ſoll. Allein ſobald er weggegangen iſt, entdekt Tobias dem Fabian daß er weit entfernt ſey, einem ſo feinen jungen Edelmann als Cäſario zu ſeyn ſcheine, ein ſo vollgültiges Document der verächtlichen Schwäche ſeines Gegners zu geben; denn ſo würde der Spaß gleich ein Ende haben: er finde alſo beſſer, ſeine Comiſſion mündlich abzulegen, und den jungen Cäſario einen ganz entſezlichen Begriff von Sir Andreaſſen Tapferkeit, und unbezwingbarer Wuth beyzubringen; auf dieſe Art, ſezt er hinzu, werden beyde in eine ſolche Furcht geſezt werden, daß ſie einander nur durch Blike tödten werden, wie die Baſilisken.]

Rechtsgelehrter zu werden, aufzugeben, und lies ber Theologie zu wählen, wobey der ärmere Kandidat doch immer mehr Aussicht zur künftigen Versorgung hätte. Ich mußte ja wohl, so wenig Lust ich auch zum theologischen Studio hatte — wie es damahls getrieben wurde — den guten Rath befolgen, der Gesellschaft meiner Freunde entsagen, und mich wieder unter meine Bücher begraben.

Bey meiner Rückkehr ins Vaterland trat ich in ein Trauerhaus — fand meinen Vormund auf der Baare.

Der zeitherige Kollaborator an der Kirche meines Vormunds bekam das Amt des Verstorbenen, und mir ward die Hoffnung Kollaborator zu werden; eine Hoffnung, auf die ich desto sichrer bauen konnte, da ich nur Einen äußerst unwissenden und nach dem allgemeinen Urtheile ganz unwürdigen Menschen zum Kompetenten hatte. Aber dieser unwissende Mensch war der Sohn des Herrn Superintendenten, und der Superintendent war mein Examinator. Noch jetzt siedet mir das Blut in meinen Adern, wenn ich an den schrecklichen Tag, an die Ungerechtigkeit, an die Mißhandlung, wenn ich an den Mann zurückdenke, dem ich fluchen möchte!

Er fing sein Examen damit an, daß er mich nach dem Geburts- und Sterbejahre berüchtigter

Ketzer fragte; und konnte ſich, da ich ihm keine dieſer Fragen zu beantworten im Stande war, nicht genug über meine Unwiſſenheit in der Kirchengeſchichte wundern. Mit einiger Heftigkeit ſagte ich ihm, daß ich dies nicht für Kirchengeſchichte, wenigſtens nicht für das Weſentlichſte derſelben, ſondern für unbedeutende Nebenſache, für Kleinigkeit hielte. „Um ſo mehr, erwiderte er mit hämiſchen Lächeln, ſollte man doch bey einem dreyjährigen Studioſo theologiae vorausſetzen, daß er ſolche unbedeutende Kleinigkeiten deſto fertiger beantworten könnte. Wie? wenn ich nach des großen Reformatoris Luthers Geburts-Jahr und Tage fragte?“

Zuverläßig hätte ich dies bey ruhigerm Blute gewußt; jezt wußte ich es nicht. In die Seele drang mir nun der Spott des Examinators, der die beyſitzenden Konſiſtorialen verſicherte, daß ihm noch am vorigen Sonntage bey der Katechiſation dieſe Frage von einem zehnjährigen Knaben richtig wäre beantwortet worden. Er gieng zum Hebräiſchen über, und fragte mich nach den Nahmen und dem Gebrauche der Akzente und andern Grammatikalien, welche ich als Schüler wußte, und wieder vergeſſen hatte. Unwillig ſchlug er ſeine hebräiſche Bibel zu, mit hoher Betheurung, daß ihm ſo etwas (ſollte heißen: ſolche abſcheuliche Unwiſſenheit) noch nicht vorgekommen wäre. — Er erreichte ſeinen Zweck.

Ich

Ich verlohr alle Faſſung, alle Beſinnungskraft, und konnte nun auch die leichteſten Fragen nicht beantworten. So wurde ein Jüngling, der ſich durch Fleiß und Gelehrigkeit den Beyfall aller ſeiner Lehrer erworben, und ich darf hinzu ſetzen verdient hatte, auf die ſchimpflichſte Art zurückgewieſen. — Noch einmahl, es war ein ſchrecklicher Tag! Alle meine Hoffnungen mit einem Streich vereitelt; mein ganzes Glück untergraben — zertrümmert; meine Ehre auf die empfindlichſte Art gekränkt; ſo in den Staub getreten! — Ohne die innigſte Theilnehmung, den Troſt, die Unterſtützung eines Herzensfreundes, meines G**, würde ich vielleicht den ſchrecklichen Tag nicht überlebt haben. Und — deſto beſſer! — Allein ich ſollte ja in Zukunft noch mehr, noch tauſendmahl mehr leiden.

Auf den Rath meines G** ſammelte ich den kleinen Ueberreſt meines Vermögens, gieng auf die Univerſität zurück, verließ die Theologie, deren Prieſter mich verlaſſen — verworfen hatten, und ſtudierte die Rechte. Etwas über zwey Jahre hatte ich wieder mit unermüdetem Fleiße gearbeitet, als mich zum zweiten Mahle die Hoffnung in meine Vaterſtadt rief, um mich zum zweyten Mahle zu täuſchen. Ein armſeliger Schreiberdienſt war es, warum ich mich bewarb, der mir von mehrern Vätern meiner Vaterſtadt mit Hand und Mund verſprochen, und, wie es zur Wahl kam,

dennoch einem andern gegeben wurde. „Sollte mein Vetter die Stelle nicht wenigstens mit eben so viel Ehre bekleiden als der neue Candidatus juris, den die Theologen nicht brauchen konnten?“ sagte einer von den wählenden Herren, und seine Kollegen gaben ihm Beyfall.

Jezt hatte ich in meinem Vaterlande nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu erwarten; es hatte mich ausgestoßen. Sollte ich im Auslande mehr erwarten? Es war Krieg. Eben war eine mörderische Schlacht vorgefallen; viele Tausende waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Rasch war mein Entschluß gefaßt: ich werde Soldat! und eben so rasch schritt ich zur Ausführung. Ich verkaufte meine Bücher, um Reisegeld zu bekommen, und war nun reisefertig. Wäre ichs nur um Einen Tag früher gewesen! Noch am lezten Abend vor der bestimmten Abreise werde ich in die Post gerufen: „ein Fremder wünsche mich zu sprechen.“ Es war der Graf D**, den ich in meinem letzten akademischen Jahre bey unserm gemeinschaftlichen braven Lehrer W** kennen gelernt hatte. Er bat mich, ihn als Hofmeister oder auch bloß als Freund, wie ich am liebsten wollte, nach Italien und England zu begleiten, und versprach mir im Nahmen seines Vaters, dem mich W** empfohlen hatte, nach unserer Rückkehr auf meine fernere Versorgung zu denken. Welch ein unverhofftes Glück! Ich glaube ich weinte vor

Freu-

Freude — wozu, aufrichtig geſtänden, die liebe Eitelkeit nicht wenig betrug. In einer Art von Triumf im gräflichen Wagen konnte ich aus der Stadt fahren, wo, wie ich mir ſchmeichelte, nun jeder einſehen würde, daß man mich verkannt hätte. Dies war ſo ein Stückchen Weg, das mir das Schickſal mit Blumen beſtreute, um mich über Blumen unter Dornen zu treiben.

Der Anfang unſeer Reiſe war erwünſcht, war über meine Wünſche. D** vergaß den Grafen und gab ſich mir ganz zum Freunde. Sein Nahme und ſeine vollgültigen Empfehlungen, womit er verſehen war, eröffneten uns Häuſer, die vielen andern Reiſenden verſchloſſen bleiben, und dies machte uns unſern Aufenthalt in Italien eben ſo angenehm als lehrreich. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht völlig Ein Jahr. Ein Weib in Neapel verdarb den Grafen, brachte mich um ſeine Freundſchaft, und ihn um ſein Geld, um ſeine Ehre, um ſeine ganze moraliſche Güte. Vergebens waren meine Bitten und Vorſtellungen; vergebens vereinigte ein Freund des alten Grafen, der Freiherr von M**, der ſich eben damals in Neapel aufhielt, ſeine Bemühungen mit den meinigen, um den verblendeten Jüngling aus einer Verbindung herauszureißen, welche in mehr als einer Rückſicht für ihn ſo gefahrvoll war: er trug die Bande ſeiner Donna nach wie vorher, vermied die Geſellſchaft des Barons, und ließ mich meine Abhängigkeit fühlen.

Mitten im Rausche seiner unedlen Vergnügungen überraschte ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Ich benutzte diese Gelegenheit so gut ich konnte. Er schien gerührt, und versprach mir zu folgen — „nur müsse er noch so lange in Neapel bleiben, bis er seine beträchtlichen Schulden bezahlt hätte.“ Er gab mir deshalb die nöthigen Aufträge, mit welchen ich nach Teutschland abreiste, zugleich mit der schriftlichen Versicherung, daß ich nach dem Tode seines Gerichtshalters dessen Stelle erhalten, und, so lange der alte Mann noch lebte, ihn für thätige Dankbarkeit des Grafen in seinem Amte unterstützen solle.

Der alte Gerichtshalter empfing den ungebetenen Gehülfen eben nicht freundlich, desto freundlicher empfing ihn seine Tochter — ein Mädchen — ich muß noch jezt gestehen, daß ich nie ein schöneres, reizenderes Mädchen gesehen habe. Sie war erst vier Wochen vor mir nach dem Tode ihrer Mutter aufs Land gekommen. Eine Tante hatte sie in der Stadt erzogen, und ihrer äussern Schönheit durch die vortheilhafteste Geistesbildung hohern Reiz gegeben. So viel Reiz und mir so nahe — wie hätte ich ihm widerstehen können? Und warum hätte ich ihm widerstehen sollen? War nicht alles meinen Wünschen günstig? Schien es nicht, mit den Romanschreibern zu reden, als hätte sie mir das Schicksal selbst zugeführt, da ich sie so unverhofft, zu so schicklicher Zeit, unter so einlas-

dens

denden Umſtänden finden muſte? Nun ja! Das Schickſal hatte ſie mir mütterlich, wie es immer für mich ſorgte, zugeführt! Ich liebte und wurde geliebt; der Vater, wie es ſich unter den Umſtänden leicht denken läſt, billigte unſere Liebe, legte den Murrſinn, womit er dem Fremden, der ſich in ſein Amt eindrängen wollte, begegnet hatte, ab, überließ gern dem künftigen Schwiegerſohne ſeine Arbeit, und wir erwarteten nur die Ankunft des Grafen, um ſo glücklich zu werden, als es Sterbliche ſeyn können.

Es verging indeſſen ein volles Jahr. Noch ſchwelgte der Graf in Italien, und nahm ein Darlehn nach dem andern auf ſeine Güter. Vielleicht, dachte ich, wirkt ein gut geſchriebener Brief mehr als mündliche Rede; ich ſchrieb ſo gut, ſo durchdacht und zugleich ſo herzlich als ich konnte, und bekam früh genug eine entſcheidende Antwort, die aber nicht unmittelbar an mich, ſondern an den Vater meiner Geliebten! meiner Braut! gerichtet war:

„der naſeweiſe junge Menſch, der es gewagt „hätte, einen ſo reſpektwidrigen Brief an ſeis„nen Herrn zu ſchreiben, ſollte je eher je lie„ber die hochgräflichen Güter verlaſſen. — „Ueberbringer dieſes ſollte in ſeine Stelle ein„rücken ꝛc.“

„Es thut mir leid, ſagte der Vater meiner Braut; allein wer kann's ändern. Da ich Ihnen

nem

nen aber meine Tochter nur sub conditione verſprochen habe: ſo werden Sie von ſelbſt einſehen, daß bey ſo bewandten Umſtänden — aus der Heyrath nichts werden kann.“

Meine Braut vergoß Ströme von Thränen — und ließ ſich nach vier Wochen mit dem neuen Herrn Gerichtshalter ganz im Stillen trauen. „Wahrſcheinlich doch von ihrem Vater dazu gezwungen?“ Es hatte des Zwangs nicht bedurft. Der junge Mann, der in alle meine Rechte trat, war, wie ich bald nachher erfahren habe, ſchon vor Jahren ihr guter Bekannter geweſen. Am Abend ihres Hochzeittages hatte ſie herzlich über den Spaß, wie es ihr Bräutigam nannte, gelacht, „daß ich nun mit meinen Einwendungen poſt feſtum kommen würde.“

Es fiel mir nicht ein, meine Rechte gegen den Grafen geltend zu machen — wozu es mir freylich auch an Geld und Gönnern fehlte: wie hätte es mir einfallen ſollen, Einwendungen gegen den neuen Ehehandel eines feilen Weibes zu machen? Ich konnte ſie verachten; dies war der einzige armſelige Troſt, welcher dem Unglücklichen übrig blieb, den man nun wieder mit verwundetem Herzen aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen hatte.

Millionen Menſchen prieſen damahls die Milde ihrer Beherrſcher, daß ſie dem Morden und

den

den Verheerungen des Krieges ein Ziel geſetzt hatten, und ſangen ein feſtliches Te Deum laudamus. Ich konnte nicht mitſingen. Mit den verkrüppelten und verabſchiedeten Soldaten pries ich das Glück der Erſchlagenen, und wünſchte nur noch eine Schlacht, in der Hoffnung — dann auch Friede zu erhalten. Der Wunſch war nun vergeblich; und ſo mußte ich denn wohl am Pilger Stabe fortſchleichen, und bey erloſchenem Triebe zum Leben dennoch Lebensunterhalt ſuchen, ungewiß, ob ich ihn finden, oder auf der reichen Erde, wo aber jedes Stückchen ſeinen eigenen Herrn hat, verhungern würde. Betteln, ſchmeicheln, kriechen konnte ich nicht; ein nützliches Handwerk hatte ich nicht gelernt, und ſelbſt mein Kopf ſchien mir ſeine Dienſte verſagen zu wollen. Guter F**! was würde ohne deinen Rath aus mir geworden ſeyn!

Kaum eine Tagereiſe weit von D**hagen, wo man mich vertrieb, wohnte dieſer F**, einer meiner beſten Univerſitäts-Freunde. Er war Prediger auf einem kleinen Dorfe, welches ſein Vorgänger im Amte verlaſſen hatte — um dem Hungertode zu entgehen. Nur zweymahl hatte ihn der Verliebte während ſeines Aufenthalts in D**hagen beſucht; jetzt nahm der Unglückliche, der Vertriebene zu ihm ſeine Zuflucht, daß er ihm rathe, daß er für ihn denke; und wurde von dem biedern Manne brüderlich aufgenommen.

Er

Er war mir hier, was mir mein G*** in meiner Vaterstadt gewesen war, und gewissermaßen noch mehr, weil er mir in seiner Schwester eine Freundin gab, deren sanfterer Trost dem Unglücklichen näher ans Herz drang. Im schimmernden Glanze meiner ersten Liebe hatte ich zeither ein Mädchen ganz übersehen, dessen ungeschminkte Herzensgüte mir jetzt so wohl that — nur allzuwohl that. Gute Lotte, hätte ich dich immer übersehen! Keine unglückliche Liebe würde dich dann in mein trauriges Verhängniß gezogen haben. — Wie sehr verdientest du ein besseres Loos!

Ich schreibe keinen Roman, und es ist nicht meine Schuld, wenn die leider! nur allzuwahre Geschichte meines Lebens in einigen Zügen einem Romane ähnlicht. Besser für mich, wenn sie diese Aehnlichkeit nicht hätte! Wer indeß seinen Agathon *) so gelesen hat wie man einen Agathon lesen muß, oder die lebendige Sprache der Natur, aus welcher der Verfasser des Agathons uns so manche getreue Uebersetzung lieferte, selbst ein wenig versteht: der wird es sehr begreiflich finden, daß meine sanfte, theilnehmende, tröstende Freundin mir in kurzer Zeit mehr als Freundin werden, und daß ein Herz, das so unglücklich geliebt

*) Hieher gehört vorzüglich die Stelle im 5ten Kapitel des 2ten Theils, S. 49 — 51, „Schwermuth und Traurigkeit — eines neuen Romans zu verwandeln."

Eilfte Scene.

Olivia und Viola treten auf.

Olivia.

Zu einem Herzen von Stein hab' ich zuviel gesagt, und meine Ehre zu wohlfeil ausgelegt. Es ist etwas in mir, das mir meinen Fehler vorrükt; aber es ist ein so eigensinniger hartnäkiger Fehler, daß ihm Vorwürfe nichts abgewinnen können.

Viola.

Der Herzog, mein Herr befindet sich in dem nemlichen Falle.

Olivia.

Hier, tragt dieses Kleinod zu meinem Andenken; es enthält mein Bild; schlagt es nicht aus, es hat keine Zunge euch zu plagen; und ich bitte euch kommt morgen wieder. Was könntet ihr von mir begehren, das mit Ehren gegeben werden kan, und ich euch abschlagen würde?

Viola.

Ich bitte um nichts als eure Liebe für meinen Herrn.

Olivia.

Wie kan ich ihm mit Ehren geben, was ich euch schon gegeben habe?

Viola.

Ich will euch dessen quitt halten.

Oli-

liebt hatte, ſich zum zweyten Mahle ſo leicht, ſo ſchnell der Liebe öffnen konnte.

Meine neue Liebe gab mir neuen Muth zu leben. Bey der wieder auflebenden Ueberzeugung, daß es mir nicht an Kenntniſſen und Kräften fehle der Geſellſchaft zu nützen, und bey dem feſten Entſchluſſe ihr redlich nützen zu wollen, hoffte ich jetzt mehr als jemahls eine Stelle zu finden, wo ich nützen könnte — und dies beſonders am **er Hofe. Hier war der Baron M** erſter Rath des Fürſten, eben der, deſſen Bekanntſchaft ich in Neapel gemacht, und der mich mehr als einmahl verſichert hatte: es werde ihm Freude machen, wenn er mir künftig dienen, und zu meiner beſſern Beförderung beytragen könne. Zum Ueberfluß hatte ich noch eine Empfehlung von meinem Lehrer W** an einen andern Vielvermögenden an dieſem Hofe.

Geſtärkt durch Liebe und Hoffnung trat ich alſo meine Reiſe an, und dies, weil ich meinem Glück entgegen zu eilen wähnte, ſo raſch, daß der geübteſte Fußgänger Mühe gehabt haben würde, mir in den erſten drey Tagen gleichen Schritt zu halten. Dafür mußte ich aber vierzehn Tage gelähmt auf einem Dorfe weilen, weil ich — freylich meinem Glücke! — gar zu eilfertig entgegen gelaufen war. Beynahe hätte ich auch dieſes an ſich ſo unangenehme Hinderniß auf meiner Reiſe für das Werk meines guten Genius halten

ſollen. Der dortige Amtmann, ein Mann von ſeltnen Kenntniſſen und noch ſeltnerer Rechtſchaffenheit, nahm ſich des Fremden gaſtfreundſchaftlich an, machte ihm durch ſeine intereſſante Unterhaltung die Tage zu Stunden, und würdigte den Jüngling ſeines Zutrauens, ſeiner Freundſchaft. Dennoch hätte ich eine ſchmerzliche, bittere Empfindung weniger, wenn ich ihn nie hätte kennen lernen. — Verzeihe mir, edler Mann, wenn ſich in das Andenken an deine Freundſchaft dieſe bittere Empfindung einmiſcht, die nicht dir, ſondern meinem ſchwarzen Verhängniſſe gilt, welches mir die Hand, die mich retten konnte und retten wollte, von ferne zeigte, und mich dennoch hinderte dieſe wohlthätige, Hand zu meiner Rettung zu ergreifen!

Ich gieng, ſobald ich in der Reſidenz des Fürſten, dem ich meine Dienſte widmen wollte, angekommen war, zu meinem großen Gönner, dem Baron von M**, wurde, nachdem ich eine ganze Stunde im Vorzimmer hatte warten müſſen, vorgelaſſen, ſehr gnädig angehört, und — „Mein Gott! wie Schade," ſagte der gnädige Herr, „daß Sie nicht um eine Woche früher kamen! Ich habe da zwey Stellen vergeben, die beyde für Sie geweſen wären. Nun, vielleicht findet ſich eine andere Gelegenheit — obgleich jetzt der einheimiſchen Kompetenten um jedes kleine Amt ſo viel ſind, daß man in Wahrheit

nichts

nichts gewiſſes verſprechen kann. — Doch, wie geſagt, wenn es nur immer möglich iſt, werde ich gewiß auf Sie reflektieren! Ich bedaure nur, daß ich jetzt durch dringende Geſchäfte verhindert werde Sie länger zu genieſſen, wie ich es ſo ſehr wünſchte; allein ich rechne darauf, daß Sie mir einmahl in einer freyern Stunde ihren ſchätzbaren Beſuch gönnen."

Mit W**s Empfehlungsſchreiben gieng ich zum Geheimenrath R**. Der Brief wurde durch den Kammerdiener übergeben, und durch den Kammerdiener bekam ich die Antwort: der Herr Geheimerath danke für den überbrachten Brief, und werde nächſtens Gelegenheit nehmen, mich ſelbſt näher kennen zu lernen.

Gut, dachte ich, daß du keine Empfehlung an einen dritten Mäzen haſt; wahrſcheinlich würdeſt du ſonſt an der Hausthür abgewieſen werden!

„Wie mir übrigens dabey zu Muthe war?" — Wie beym Kandidaten-Examen — wie bey der Stadtſchreibers-Wahl!

Auch hier hatte ich alſo nichts mehr zu ſuchen; allein an jedem andern Orte eben ſo wenig, und zu neuen Wanderungen fehlte mirs an Gelde. Die Frage war nun nicht mehr: woher Amt und Ehre? ſondern: woher Arbeit um's

Brod? Nun, die fand ich doch hier, durch die Empfehlung meines — Wirths, als Italieniſcher Sprachmeiſter. Es war im eigentlichſten Verſtande Arbeit um's Brod. Eines Tages, da ich mit den letzten drey Groſchen einen Brief an meine Freundin frey machte, mußte ich faſten. Doch wahrſcheinlich würde ich an dieſem Tage bey voller Tafel gefaſtet haben; denn der Inhalt meines Briefes war: wähle einen Glücklichern!

Erſt dreyßig Jahr alt, hatte ich nun ſchon alles, ſelbſt die Hoffnung, aufgegeben, und ich genoß dabey eine Art von Ruhe; denn ich hatte ja nichts mehr zu verlieren als ein Leben, das mir ſpottwohlfeil war. Warum durfte ich nicht mit dieſer Ruhe, oder doch Gleichgültigkeit, ohne Freude aber auch ohne überwiegenden Schmerz, zum Grabe ſchleichen? Ein neuer ſchöner Weg eröffnete ſich mir, führte zu Amt und Ehre, zu Hymens Altare, und — verlohr ſich im Kerker!

Der Erbprinz ſollte die Italieniſche Sprache lernen; ich erhielt dieſe, und bald nachher, da man merkte, daß ich noch etwas mehr als die italieniſche Grammatik verſtünde, verſchiedene andere Lehrſtunden, und in kurzer Zeit, als unerwartete und in Wahrheit ungeſuchte Zugabe, die Liebe eines Prinzen, welcher ſelbſt, auch ohne Rückſicht auf den Fürſtenſohn, Liebe verdiente. Etwas

über

über zwey Jahre war ich ſein Lehrer und täglicher Geſellſchafter geweſen, und hatte nun, da er auf Reiſen gieng, die Wahl, ob ich ihn, wie er wünſchte, begleiten, oder mit einem, freylich ſehr mäßigen, Gehalte als Unterarchivar angeſtellt werden wollte. Wohl mir, wenn ich das erſtere gewählt hätte! Aber ich hatte ein trautes liebes Mädchen, mit welchem ich mein Glück theilen wollte, und wählte das letztere.

Gute Lotte, ich habe wenig Glück mit dir theilen können!

Kaum fünf Monate war ich mit ihr verheirathet, da mußte ſie die Krankenwärterin ihres Mannes machen, mit der ſchrecklichen, und doch ſo wahrſcheinlichen Beſorgniß, noch vor der Geburt ihres erſten Kindes Wittwe zu werden. Mehr als alle Schmerzen der Krankheit folterte auch mich dieſer Gedanke, um ſo mehr, je deutlicher ich bey dieſer traurigen Gelegenheit den hohen Werth des guten, liebevollen Weibes erkannte, das ich wahrſcheinlich ſo früh und in der bemitleidungswürdigſten Lage verlaſſen ſollte!

Ich genas, und in den acht folgenden Jahren, in welcher Zeit mir mein Weib fünf Kinder gebahr, ſchien das Glück und Unglück ſich nicht weiter um mich zu bekümmern; ſo wenig als die Menſchen, deren Geſellſchaft ich theils aus Aerger vermied, weil weibliche Zierpuppen mein ſo gutes

edles, nur nicht mit dem Firniß der Modekultur ausgepuztes Weib, vernachläßigten, theils aus Armuth vermeiden mußte. Mit Schulden hatte ich mich bey meiner Verheirathung häuslich eingerichtet: durch die Krankheit wurden meine Schulden vermehrt, und es gehörte ein guter Wirth dazu, um von den mäßigen Einkünften eines Unterarchivar's in **en eine Familie zu ernähren, und jährlich etwas für seine Gläubiger zurückzulegen. Die Lage des Hausvaters, der bey unmäßiger Arbeit von Nahrungssorgen gequält wird, ist wahrlich nicht beneidenswerth! Dreymal wurden mir zwar Anträge gethan, durch ein Paar unbedeutende Schurkenstreiche, einmahl nur — durch eine kleine Niederträchtigkeit, meine Lage zu verbessern: ich wies aber mit Verachtung diese Anträge ab; und so ließ man denn den Thoren mit seiner altmodischen Ehrlichkeit arbeiten und hungern.

Meine einzige Erhohlung nach einem arbeitsvollen Tage fand ich am Abend in dem kleinen häuslichen Zirkel meiner Lieben, wo besonders mein Erstgebohrner, mein Liebling, Wilhelm, der bey einem kränklichen Körper — der Folge der Nachtwachen, der Sorgen, der Leiden seiner Mutter — an Geist und Herz ein ausgezeichnetes Kind war. Doch schon in seinem achten Jahre sah ich das liebste, beste meiner Kinder, meinen Trost, meine Freude, zu Grabe tragen!

Das

Das entſcheidende zehnte Jahr meines Eheſtandes, das vierzigſte meines Lebens, begann wie ein ſchöner Sommertag, den der Landmann früh mit frommem Dank begrüßt, ohne zu ahnden, daß am Abend ein Gewitter, die Geburt des ſchönen Tages, ſeine Saaten wegſchwemmen, ſeine Hütte im Feuer zerſtöhren werde. Ich hätte es bey einiger Aufmerkſamkeit auf den zeitherigen Gang meines Lebens, wo immer auf einen heitern Sonnenblick ein Gewitter folgte, wo die Roſe, wenn ich ſie pflücken wollte, unter meiner Hand verblühte, — ich hätte es ahnden ſollen. So verſchwenderiſch hatte die Schutzgöttin der Dummheit und Bosheit ihre Gaben über mich, der ich doch nicht zu ihren lieben Getreuen gehörte, nie ausgeſchüttet als jetzt.

Ich wurde erſter Archivar mit verminderter Arbeit und vermehrten Einkünften. Bald darauf erhielt ich die Nachricht, daß eine Tante meiner Gattin, welche dieſer kaum dem Nahmen nach gekannt hatte, ihr und ihrem Bruder acht tauſend Thaler hinterlaſſen habe, wovon uns die Hälfte richtig überſchickt wurde. In derſelben Woche, in welcher mir die Erbſchaft ausgezahlt wurde, erhielt ich einen Brief von dem Prinzen, gegenwärtig Kaiſerlichem Generale, der mit einer Gnade, die an Freundſchaft gränzte, mich erſuchte, nie ſein Land zu verlaſſen, und beyfolgenden kleinen Beweis ſeines Wohlwollens und ſeiner

Erkenntlichkeit vor der Hand anzunehmen, bis er im Stande wäre mir größere Beweiſe zu geben. Die Beylage betrug 400 Dukaten.

Dem wackern Amtmann, deſſen ich oben erwähnt habe, hatte ich dieſen außerordentlich gütigen Brief zu verdanken. Er, der zum Segen für ſein Land jetzt eine der höchſten Würden im Staate bekleidete, hatte den Prinzen geſprochen und mein Andenken bey ihm erneuert; wahrſcheinlich mit Aeuſſerungen, worauf die Stelle in dem Briefe des Prinzen, ſein Land nicht zu verlaſſen, Bezug hatte.

Man kann denken, mit welchem feurigen Danke ich dem Prinzen antwortete, und wie gern ich ihm gelobte, jede Kraft ihm und ſeinem Lande zu wiedmen. — Der Prinz konnte meine Antwort noch nicht erhalten haben, als ich eben von dem Manne, welchem ich den Brief des Prinzen — zu verdanken, hatte, einen andern Brief mit dem Antrage zu einem ehrenvollen Poſten in ſeinem Lande, erhielt. — Dies war die Hand, die ſich mir zur Rettung von Ferne zeigte, und die ich dennoch, durch ein unzeitiges Verſprechen gebunden, nicht ergreifen durfte. Dies iſt die Urſache, daß ſich gegenwärtig in das Andenken an den edeln Mann, der mich retten wollte, eine ſo bittere Empfindung einmiſcht!

Ich blieb alſo, meinem gegebenen Worte getreu, Archivar, und tröſtete mich über das kleine Opfer, das ich dadurch meinem neuen Vaterlande brachte, leicht mit der Gnade des Prinzen, der nach aller Wahrſcheinlichkeit bald zur Regierung kommen mußte. Indeß genoß ich meine verbeſſerten Glücksumſtände, freute mich nun ein eigenes Haus, und was längſt einer meiner liebſten Wünſche war, einen ſchönen großen Garten zu beſitzen, und, ſah um dieſes Gartens willen dem kommenden Frühling mit Sehnſucht entgegen.

Es war der erſte Frühlingstag, den ich in dieſem Garten zubrachte, voll ſüßer Träume, wie ich ihn verſchönern und mit Weib und Kind ihn genießen wolle, als ich fürchterlich durch die Bothſchaft: mein Haus ſey mit Soldaten beſetzt; meine Zimmer würden verſiegelt! — aus meinem Traum geweckt wurde. Ich eile nach meinem Hauſe; der Sekretär R** kommt mir mit Wache entgegen, kündigt mir Gefangenſchaft an; und ohne mein Haus wieder zu betreten, ohne Abſchied von meiner Frau und meinen Kindern nehmen zu dürfen, werde ich in den Kerker geführt, wo ich nun in die fünfte Woche ſitze, und, Gott weiß! wie lange noch ſitzen werde.

Erſt zweymahl bin ich verhört worden. Die Urſache meiner ſchimpflichen Gefangenſchaft iſt: Der Hof von H** macht Foderungen an den unſ

ſtigen, welche ſich auf ein Dokument, das ich nie zu ſehen bekommen habe, und wovon ich in dem Regiſter, wie es mir von meinem Vorgänger im Amte eingehändigt worden, keine Anzeige finde, beziehen ſollen. Die Beweiſe für die abſcheuliche Anklage ſind: ich allein führe ſeit mehrern Wochen die Schlüſſel zum Archiv; ich habe beträchtliche Summen aus dem Auslande erhalten; ſey dadurch mit einem Mahle, man wiſſe nicht wie, zum reichen Manne geworden; habe verdächtige Korreſpondenz mit einem auswärtigen Miniſter gehabt. — Auf ſolche Beweiſe, die ſich ſelbſt widerlegen, werde ich wie ein ausgemachter Verbrecher behandelt.

Meinem Weibe, meinen Kindern, allen meinen Freunden iſt der Zutritt zu mir verſagt. Erſt geſtern iſt mir der Gebrauch von Feder und Dinte mit abgezählten Bogen Papier verſtattet worden.

Ein Ungenannter hat ein Billet in mein Gefängniß geworfen, in welchem er mir zur ſchleunigen Flucht räth, wozu Freunde, die es gut mit mir meynten, mir behülflich ſeyn würden — „um meine Freyheit ſey es ſonſt auf immer gethan, und ſelbſt mein Leben ſtehe in Gefahr.“ Hätte ich aber auch nicht Urſache, gegen die unbekannten Rathgeber und Freunde mißtrauiſch zu ſeyn, entfliehen würde ich dennoch nicht. Ich weiß, wie viel ich, bey noch ſo laut ſprechender Unſchuld,

von

Olivia.

Gut, komm morgen wieder; lebe wohl -- (Sie geht ab --) Ein Teufel der deine Geſtalt hätte, könnte meine Seele bis in die Hölle loken --

Zwölfte und Dreyzehnte Scene.

[Sir Tobias kündigt den Zorn des furchtbaren Sir Andreas und ſeine Ausforderung dem verkappten Cäſario an, der Mühe genug hat ſeinen wenigen Muth zu einem ſolchen Zweykampf zu verbergen. Tobias verſpricht ihm endlich ſeine guten Dienſte, um wenigſtens die Urſache der grauſamen Ungnade zu erkundigen, welche Cäſario durch nichts verdient zu haben ſich bewußt iſt, und wo möglich den wüthenden Sir Andreas in etwas zu beſänftigen. Tobias ſtellt ſich als ob er zu dieſem Ende abgehe, da indeſſen Fabian fortfährt der armen Viola Schreken einzujagen, und ihren Gegner als den beſten Fechter und den fataleſten Widerpart den man in ganz Illyrien finden könne, abzumahlen. Sie gehen ab, um dem Sir Tobias Plaz zu geben, in der folgenden Scene, ſeinen Freund Andreas in eine eben ſo friedliebende Gemüths-Verfaſſung zu ſezen. Er beſchreibt ihm den Cäſario als einen eingefleiſchten Teufel, der des Sophi Hof-Fechtmeiſter geweſen ſey, und keinen Stoß zu thun pflege, der nicht eine tödtliche Wunde mache. Andreas geräth darüber in ſolche Angſt, daß er verſpricht er wolle ihm ſein beſtes Pferd geben, wenn

von einem Gerichte zu fürchten habe, das ſchon jetzt ſo pflicht- und geſetzwidrig verfährt, und deſſen Präſident mein Feind iſt: aber entfliehen werde ich nicht! Was ſoll mir die Freyheit, was ſoll mir das Leben ohne Ehre? Zwar bin ich Gatte, bin ich Vater — o daß ich es nicht wäre! — doch, Unglückliche, was könnte euch ein entehrter Mann helfen? Ich muß nun gerechtfertigt, nicht begnadigt — nur der Schuldige kann Begnadigung annehmen — ich muß ganz gerechtfertiget ſeyn, wenn mir nicht die weite Welt, bey voller Freyheit, zum ſchmählichſten Kerker werden ſoll!

O warum durfte ich deinem Rufe nicht folgen, der du mich retten, der du mich heraus reißen wollteſt aus einem Lande, wo die Unſchuld im Kerker ſchmachten muß!

Soll der letzte Akt dem Trauerſpiele meines Lebens entſprechen; ſo habe ich bey ſonnenheller Unſchuld dennoch alles zu fürchten — und — o es iſt leicht zu ſterben! — unerträglich iſt es, mit befleckter Ehre zu leben!

* * *

2.

Zusätze und Bemerkungen zu vorstehender Geschichte meines Lebens.

Zehn Jahr später geschrieben.

Vorstehende Skize meiner Lebensgeschichte ist für mich, so oft ich sie wieder gelesen habe, demüthigend, aber sehr lehrreich gewesen. Ich mag sie deßwegen nicht vernichten. Berichtigen will ich sie, und so meinen Freunden, vorzüglich meinen jüngern Freunden, hinterlassen.

Vielleicht haben mehrere unter euch mit mir gleichen Fehler begangen, haben, wie ich, in einer trüben Stunde aller vorher gegangenen heitern Tage ihres Lebens vergessen, eben so bitter über ihr trauriges Schicksal geklagt — und vielleicht nicht mehr, oder nicht einmal so viel scheinbare, gerechte Veranlassung zur Klage gehabt. Ich sage dies nicht zu meiner Rechtfertigung — daß ich als Kranker im Kerker klagte, das kann mir zur Entschuldigung, nicht zur Rechtfertigung gereichen: — aber man ist, glaube ich, oft geneigter den Freund zu hören, der aus Erfahrung räth, der vor Fehlern warnet, die er selbst begangen, aber auch bereut zu haben, offenherzig gesteht, als den fehlerlosen Weisen, der uns sein Beyspiel zum Muster aufstellt. Darauf stützet sich meine Hoffnung, daß meine Geständnisse für manchen eine heilsame Lehre enthalten werden.

Meine

Meine Klagen waren ungerecht und thöricht; handelt ihr gerechter und weiser! Freuet euch eures Daseyns dankbar gegen den Geber aller guten Gaben, der die Erde so schön und des Menschen Herz der Freude so empfänglich schuf; scheucht nicht selbst durch Trübsinn die Freude von euch; vergeßt im Winter nicht, daß nach dem Winter wieder ein Frühling kommen werde — und sucht durch Uebung euch die Fertigkeit zu erwerben, in den Begebenheiten eures eignen Lebens die hellere, schönere Seite aufzufinden! Eine Vorschrift der Lebensweisheit, die man zu seinem Glücke nicht zu früh erlernen und — was die Hauptsache ist — in Ausübung bringen kann!

„Also wäre die Erzählung aus dem Kerker eine Lüge?“

Wahrheit und Lüge gemischt! Ich habe nichts gesagt, was mir nicht damals ausgemachte Wahrheit war. Noch jezt habe ich von dem, was ich als bloße Begebenheit erzählte, nichts zurück zu nehmen: aber das Resultat ist unrichtig, und unrichtig ist also die ganze Erzählung, in wiefern ich sie in Rücksicht auf dieses Resultat erzählt habe. Mein Leben ist das Leben eines Glücklichen, der die stärkste Aufforderung hat, mit Thränen des Danks die Vorsehung zu preisen, welche ihn so weise und liebreich führte, ihm so unaussprechlich viel Gutes zu Theil werden ließ!

Freun-

Freunde, ich hoffe mit froher Zuverſicht ein noch beſſeres Leben jenſeit des Grabes, und möchte mir um alles Glück der Erde dieſe Hoffnung nicht entreißen laſſen: aber würde ſie mir entriſſen, dennoch würde ich mein gegenwärtiges Daſeyn ſegnen; dennoch würde ich es mit Dank erkennen, bis hieher gelebt zu haben.

Haltet dies nicht für vorübereilende frohe Aufwallung, welche am Ende nicht mehr Werth hätte als die vorige Aeuſſerung meines Mißmuths. Zehn Jahre früher, bey dem ſchnellen Uebergange vom Unglück zum Glück, möchte dieſe frohe Aufwallung ſtatt gefunden haben; allein ſeit dieſer Zeit iſt meine äußere Lage dieſelbe geblieben, ohne merklichen Zuwachs an Glück und Freude — daß alſo längſt ſtiller zufriedener Genuß und ruhiges Nachdenken an die Stelle der lebhaftern Empfindung, der überwallenden Freude getreten iſt. Doch wozu die Einladung zum Glauben, wo die Wahrheit für ſich ſelbſt ſpricht?

Mein Leben im Ganzen genommen iſt das Leben eines Glücklichen, dem Nichts fehlte als zuweilen — laßt mich's lieber ſagen als ſehr oft — Weisheit zum Genuß. Die trüben Tage meines Lebens verhielten ſich zu den hellern wie Tage zu Jahren. Meinen wenigen wirklichen Leiden habe ich das beſte, was mir auf dieſer Erde zu Theil werden konnte, einige Veredlung des Geiſtes und Herzens, zu verdanken. Kleinere Uebel

des

bewahrten mich vor gröſsern; manches ſcheinbare Unglück löſete ſich in höheres Glück auf — und nichts war wohl ungerechter als die Klage, daß das Schickſal mir zuweilen Blumen auf den Weg geſtreut hätte, um mich über Blumen in Dornen zu führen; vielmehr führte es mich zuweilen durch einen dornigten Pfad zu einem Ziele, an welchem ich für die kleinen Unannehmlichkeiten des zurückgelegten Weges reichen Erſatz fand.

Dies iſt das wahre Reſultat, welches ſich aus der ganzen Geſchichte meines Lebens ergiebt.

Eine leichte Thräne weinte ich als Kind am Grabe meiner Mutter; des Todes meines Vaters weiß ich mich gar nicht zu erinnern. Hätte ich alſo auch noch ſo viel in ihnen verlohren, ſo war es doch nicht gefühlter Verluſt. Wahrſcheinlich iſt es übrigens nicht, daß meine Eltern, wenn ſie beyde am Leben geblieben wären, ihren einzigen Liebling und den Erben ihres beträchtlichen Vermögens zum guten und brauchbaren Manne würden gebildet haben; gewiß aber wäre ich, nach dem Tode meines Vaters unter der allzuzärtlichen Pflege meiner Mutter, deren Abgott ich war, verwahrloſet worden.

Mit vernünftiger Liebe, die mein wahres Beſte zum Zweck hatte, ſorgte mein wackrer Vormund für meine Erziehung. Und wie ſehr hatte ich, beſonders nach dem Verluſte meines Vermögens,

gens, Urſache ihm zu danken, daß er mich zum Fleiße anhielt, um mir früh Kenntniſſe zu erwerben, durch deren fernern Anbau ich in den Stand geſetzt wurde, Reichthum leichter entbehren zu können!

Ein Unglück wäre es für mich geweſen, wenn ich am Schluſſe meiner akademiſchen Laufbahn die Nachricht von jenem Verluſte erhalten hätte. Ein Glück war es, daß ich dieſe Nachricht früher erhielt, wo ich erſt ein Jahr verſchwendet hatte, und nun zu neuem Fleiße erweckt wurde, das Verſäumte nachzuhohlen, da es noch Zeit war.

Wider Neigung, und gegen den Rath eines erfahrnen Arztes, welcher mich wegen meiner ſchwachen Bruſt wenigſtens zu einem Predigtamte untauglich hielt, hatte ich mich der Theologie gewidmet, und ſollte nun in meiner Vaterſtadt Kollaborator werden, wo ich wöchentlich einmahl in unſrer ungeheuer großen Hauptkirche hätte predigen müſſen. Wahrſcheinlich entriß mich alſo mein Superintendent durch ein, freylich ſehr hartes und ungerechtes, Mittel dem früheru Tode. Es war allerdings ein ſchwerer Tag für mich, der Tag meines Examens! Doch wurde mir das Unangenehme dieſes Vorfalls durch den Troſt eines Freundes, und die Aufmunterung von mehrern wackern Männern, die alle von der Ungerechtigkeit meines Examinators überzeugt waren, ſehr gemindert. — Und konnte ich auf irgend eine

andere Art aus einer Lage, in welche ich schlechterdings nicht paßte, herausgerissen werden?

Glücklicher Weise reichte der Rest meines Vermögens hin, daß ich noch zwey Jahre auf Akademien zubringen konnte. Hier erwarb ich mir die Freundschaft meines edeln Lehrers W**, des Grafen D***, und meines lieben F***s, die alle drey auf mein Schicksal einen wohlthätigen Einfluß hatten.

Die Schreiberstelle, um welche ich mich nach der Rückkehr in meine Vaterstadt bewarb, brachte gerade so viel ein, daß ein mäßiger Mann ohne Familie nothdürftig davon leben konnte. Zu den einträglichern Aemtern, welche die Senatoren bekleideten, mußte man, nach den Statuten meiner Vaterstadt, gegen zweytausend Thaler Werth an unverschuldetem Vermögen besitzen, wozu ich auf keine andere Art als durch ein reiches Weib hätte gelangen können. Nie würde ich mich zu einem solchen Handel verstanden haben; und so hätte ich Zeit Lebens für das tägliche Brod Akten schreiben müssen. Dennoch wäre ich zuverlässig patriotisch genug gewesen den ungleich vortheilhafteren Antrag des Grafen abzuschlagen, wenn ich kaum vorher jene Stelle erhalten hätte. — Und verdiente es nun nicht einen frommen Dank, daß der Graf eben jetzt kam, und mein Retter ward? Kam er nur um einen Tag, nur um einige Stunden später: so würde

ich, durch Ausführung eines zu raschen Entschlus-ses, mich nach aller Wahrscheinlichkeit sehr unglücklich gemacht haben.

Die Absicht des Grafen war anfänglich, nur wenige Zeit in Italien, desto länger aber in England zu verweilen. Mir wäre das lieber, aber, wie es der Erfolg zeigte, nicht zu meinem Glücke gewesen. Ich hatte in Italien Gelegenheit viele nützliche Kenntnisse zu sammeln, und — was mir damahls der kleinste Vortheil schien, und der größte war — mich in der italienischen Sprache, die ich vorher (Dank meinem Vormunde!) grammatisch erlernt hatte, so zu vervollkommen, daß ich nachher mit Ehren als Lehrer dieser Sprache auftreten konnte. Den unangenehmen Stunden, welche mir des Grafen Ausschweifungen machten, hatte ich die nähere Bekanntschaft des Freyherrn von M** zu verdanken, welcher mir durch sein freyherrliches Wort, das er nicht hielt, dennoch viel genützt hat. So sonderbar dies klingen mag, so wahr ist es doch. Ohne ihn, ohne Glauben an sein gegebenes Wort, wäre ich nicht an den Hof gekommen, wo ich mein Glück machte.

Ein frohes, ganz genossenes, durch meine erste Liebe verschönertes Jahr lebte ich nun in D**gen, auf den Gütern des Grafen. „Aber das Erwachen aus dem schönen Traume" — war sehr unangenehm! Doch würdet ihr den schönsten Traum einer langen Sommernacht deswegen ver-

wün-

wünſchen, weil es nur ein Traum war? Und wenn ihr es thut, handelt ihr weiſe? Liebe Menſchen, wie viel eurer Freuden ſind nur ſchöne Träume! — Und was ſchadet es, wenn ihr ohne weſentlichen Verluſt erwacht? Ich habe für eins der ſchönſten Jahre meines Lebens zwey, höchſtens drey Wochen gelitten — ein Leiden, das mir abermahls durch einen ächten Freund ſehr gemildert, und bald durch eine Freundin in Freude verwandelt ward. Hatte ich wohl Urſache gegen das Schickſal zu murren? Und wenn ich bald nachher aus ſichern Nachrichten die ſchöne Schauſpielerin, welche gegen mich die Rolle der reinſten Liebe, der Treue, der Unſchuld ſo meiſterhaft ſpielte, näher kennen lernte, ſo kennen lernte, daß ich ſie um alle Schätze der Welt nicht würde zum Weibe genommen haben: konnte mir denn etwas glücklicheres begegnen, als die Entlaſſung vom Grafen, wodurch ich von einem der größten Uebel — von einem böſen Weibe — erlöſet ward, und für dieſes Uebel ein Gut von unſchätzbarem Werth erhielt? Denn ohne dieſe zuſammen treffenden Umſtände, würde meine Lotte, das Muſter eines guten Weibes — ſo darf ich ſie nach ſiebenzehnjährigem Eheſtande ohne Uebertreibung nennen, — nicht mein Weib geworden ſeyn.

Noch muß ich hinzu ſetzen, daß der Graf ſeine anſehnlichen Güter, bis auf ein einziges kleines Dorf, durchgebracht hat, und daß ich vor

vier Jahren das Glück gehabt habe, seinem Gerichtshalter, der dort mit Weib und Kindern in der grösten Dürftigkeit leben mußte, zu einer bessern Versorgung zu helfen.

Mein edler Lehrer W**, dem ich meine jetzige Verlegenheit meldete, überschickte mir ein Empfehlungsschreiben an den Geheimenrath R** am **er Hofe, und meldete mir zugleich; daß der Baron von M** dort erster und alles vermögender Rath des Fürsten sey; ein Umstand, der mich mit neuem Muthe belebte, und meinen Entschluß bestimmte an diesem Hofe meine Beförderung zu suchen.

Weder der Baron noch der Geheimerath nahm sich meiner an; letzterer wurde sogar mein Feind; allein auch ohne sie erreichte ich meinen Zweck, vollkommner als ich ihn wahrscheinlich an jedem andern Hofe — wo ich ja auch ohne Gönner hätte anfangen müssen — würde erreicht haben; zwar nicht so früh, als es meine Liebe und mein — Ehrgeiz wünschten: doch für das Land, dem ich dienen sollte, und so für mich selbst, desto besser. Und was sage ich: nicht so früh? Wie viele sind derer, die ohne Gönner nach zwey Jahren schon befördert würden, wie ich es ward? — Indessen schützte mich meine italienische Sprachkenntniß gegen drückenden Mangel. Denn daß ich einmahl an einem Tage nicht aß, wo ich keinen Hunger hatte, das verdient doch wohl nicht

er die Sache auf ſich beruhen laſſen wolle. Indeſſen kommt Fabian mit Cäſario zurük, der, ſobald er den Andreas erblikt, ſich allen Heiligen zu empfehlen anfängt, ohne gewahr zu werden, daß Andreas wie eine Memme ſchlottert. Sir Tobias geht von dem einen zum andern, ſagt einem jeden, ſein Gegner wolle ſich durch nichts in der Welt beſänftigen laſſen, und bringt ſie endlich dahin, daß ſie, ungern genug, die Degen zu ziehen anfangen; welches alles auf dem Theater eine äuſſerſt lächerliche Scene machen muß.]

Vierzehnte Scene.

[Indem ſie ziehen, und Viola mit weinerlicher Stimme proteſtiert, daß es wider ihren willen geſchehe, kommt Antonio dazu, der durch die vollkommne Aehnlichkeit zwiſchen ihr und ihrem Bruder und durch ihre Verkleidung betrogen, ſie für ſeinen jungen Freund Sebaſtiano anſieht, ſich ins Mittel ſchlägt, und ſich erklärt, er möge nun der beleidigte Theil oder der Beleidiger ſeyn, ſo mache er ſeine Sache zu ſeiner eignen. Sir Tobias der es übel nimmt, daß ihm ſein Spaß verdorben werden ſoll, erklärt ſich, wenn der Neuangekommne ſich zu Cäſarios Secundanten aufwerfe, ſo wolle er ſein Mann ſeyn; allein kaum haben ſie gezogen, ſo kommt die Wache, bey deren Erblikung Viola den Sir Andreas bittet ſeinen Degen wieder einzuſtekken, welches ſich dieſer nicht zweymal ſagen läßt. Antonio,

nicht als Unglück in Anſchlag gebracht zu werden? Wie hätte es mir aber auch nur im Traume einfallen können, daß ich durch meine italieniſche Sprachkenntniß zu einem Ziele gelangen könnte, zu welchem auf dieſem Wege wohl noch niemand vor mir gekommen iſt! — Ich hatte als Unterarchivar nur mäßige Einkünfte; aber der Ausdruck in meiner Lebensgeſchichte: „man ließ mich arbeiten und hungern,“ war doch ein hyperboliſcher Ausdruck der Unzufriedenheit, des Unmuths. Ich konnte nicht köſtlich leben, aber ich hatte doch immer mehr als zu den eigentlichen nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens erfodert wird. Und der Hausvater, der mit einem lieben und immer zufriedenen Weibe und guten Kindern, die ihm ſein mäßiges Mahl durch Liebe und Freundlichkeit würzen, mehr hat als er zur Nothdurft braucht; der, ohne von ſeinen Gläubigern dazu getrieben zu werden, jährlich noch etwas zur Bezahlung ſeiner Schulden zurücklegen, und ſich in fünf Jahren (wie das der Fall bey mir war) ſchuldenfrey machen kann — iſt nur dann in einer unglücklichen Lage, wenn er ſie ſich ſelbſt durch Unzufriedenheit und unmäßige Wünſche macht.

Ich würde mich und die Meinigen in eigentlich drückende Armuth geſtürzt haben, wenn ich meinem Hange zu geſellſchaftlichen Vergnügungen, (wozu mich, beſonders in dem letzten Jahre vor

meiner Verheyrathung, der tägliche Umgang mit dem Prinzen verleitete) nicht widerſtanden hätte. Und es war nicht meine Weisheit, daß ich ihm widerſtand; ich vermied die meiſten Geſellſchaften, weil man mich durch die Vernachläſſigung meines guten Weibes beleidiget hatte. Und hier ein Geſtändniß, das in dieſer Geſchichte nicht unbedeutend iſt! — Ich ärgerte mich über die Menſchen, die meinem guten Weibe wegen ihrer ländlichen Simplizität mit einer Art von Geringſchätzung begegneten; und dennoch ſchlich ſich unmerklich ein Gefühl in mein Herz, das, wo nicht ſelbſt Geringſchätzung, doch gewiß nicht viel beſſer war. Es ſchien mir, als wenn ich mich einer gar zu kunſt- und ſchmucklosen Frau doch ein wenig zu ſchämen hätte. Durch den Vergleich mit meiner Schauſpielerin, die mit den glänzendſten Talenten des Witzes, einer alles verſchönernden Einbildungskraft, und einer natürlichen Beredſamkeit mich zu halben Tagen auf das angenehmſte zu unterhalten, und oft über Gegenſtände des Geſchmacks und der ſchönen Künſte wirklich zu belehren wußte, wurde jenes Gefühl verſtärkt, und — ich fing ſchon nach dem erſten halben Jahr unſrer Verheirathung an, ein ziemlich kalter Ehemann zu werden. Jezt wurde ich (zum erſtenmal in meinem Leben) krank, ſehr krank. Dieſe Krankheit erweckte wieder den Funken der Liebe, der nahe am Verlöſchen war, und befeſtigte das Gebäude meiner häuslichen Ruhe und meiner ehelichen

Glück-

Glückſeligkeit, das dem Einſturz nahe war. Ich hätte Unmenſch ſeyn müſſen, wenn ich gegen die Beweiſe der zärtlichſten, ſich ganz für mich dahin gebenden Liebe meiner Gattin hätte gefühllos bleiben können. Wie ſie alles um und neben ſich, wie ſie ſich ſelbſt vergaß, um ihren Mann zu pflegen; wie ſie bittend die Hand des Arztes ergriff; wie ſie Nächte an meinem Lager durchwachte; durchaus nicht von mir zu bringen war, und, wo ich ſie dringend zum Schlafe nöthigte, nur zu ſchlafen ſchien, und bey der kleinſten Bewegung, die ich machte, wieder vor meinem Bette ſtand; wie ſie einſt, da ſie mich ſchlafend wähnte, im Nebenzimmer mit heißen Thränen zu Gott betete: laß mich ſterben, wann du willſt; nur mache meinen Mann geſund! — — O, ein gutes liebes Weib iſt die beſte Gabe Gottes, die er dem Manne geben kann! Mein Auge wurde geöffnet; ich lernte die größern Vorzüge der ungeſchminkten Natur, des ſchlichten Menſchenverſtandes, des geraden Sinnes, der reinen Herzensgüte, der treuen Liebe, richtiger ſchätzen, und ward ſtolz dies Weib mit dieſen Vorzügen mein nennen zu können — und bin es noch; mein Weib wurde meine Freundin im höchſten Sinne des Worts, und iſt es noch. Sagt, war meine Krankheit Unglück zu nennen? Und wie viel Leiden müßten den Mann, der in ſeinem Weibe die Freundin ſeines Herzens liebt, zu Boden drücken, um ihn ganz unglücklich zu machen! Ich hatte viele Ar-

heit; aber auch viel Belohnung, viel häusliche Glückseligkeit!

Das liebste meiner Kinder, — nicht ohne Ungerechtigkeit meinen andern Kindern, die, bey gleicher Herzensgüte, langsamer, aber mehr für die Dauer reiften, vorgezogen — mein Wilhelm starb. Er war ein Knabe mit frühreifem Geiste und kränklichem Körper — der vielleicht, und sehr wahrscheinlich bey längerm Leben ein unglücklicher, verstimmter Mensch geworden wäre. Er hatte mir viel Freude gemacht; sollte ich lieber wünschen, ihn nicht gehabt, diese Freude nicht genossen zu haben? Sollte ich murren, daß das Sterbliche nicht unsterblich ward? — Und er ist ja unsterblich!

Als wollte das Schicksal — Schicksal? — nun, stehe der todte Buchstab; wir denken Geist und Leben! — als wollte das Schicksal mit mütterlicher Zärtlichkeit mir ja jeden Schmerz gleich möglichst wieder vergüten: so folgte unmittelbar nach Wilhelms Tode ein angenehmer Vorfall auf den andern. — Ich will die Geschichte dieses glücklichen Jahres hier nicht wiederhohlen, da sie in der ersten Erzählung richtig an sich, obgleich aus einem unrichtigen Gesichtspunkte, dargestellt ist.

Nun aber der Kerker? — Es war der härteste Schlag, der mich in meinem Leben getroffen hat! — Verzeihlich war es, wenn ich über die Ungerechtigkeit, über die Mißhandlung, die ich hier,

hier, einsam, von allen meinen Lieben getrennt, mit geschwächter Gesundheit, und dadurch um so mehr verstimmter Seele, erdulden mußte, mich beklagte: aber wie sehr waren diese Klagen übertrieben, wie ungerecht waren sie!

Vorzüglich erfüllte mich der Gedanke mit bitterm Unmuth, daß ich den ehrenvollen Ruf des Ministers * * nicht angenommen hätte, nicht hätte annehmen können. Es fiel mir nicht ein, daß die Verleumdung mich auch dort verfolgt, und durch meine Entfernung noch mehr Schein für sich gehabt haben würde.

Doch hier brach ich die Geschichte im Kerker ab, die ich nun fortsetzen will.

Der Sturm in meinem Innern tobte in einem hitzigen Fieber aus, und mit wiederkehrender Gesundheit kehrte Ruhe und Friede in meine Seele zurück. Jezt wurde mir mein Kerker zur Schule der Weisheit und Tugend, wo ich nach dem Grade meiner Empfänglichkeit viel gelernt habe. Nach dem Grade meiner Empfänglichkeit! Ich weiß, daß ich noch jezt erst Schüler und Anfänger bin; aber mit heißem Dank gegen die Vorsehung segne ich die Schule, wo ich es geworden bin!

Während meiner Krankheit war der Fürst gestorben. Sein Nachfolger ließ sich gleich nach dem Antritt seiner Regierung meine Sache vorlegen, las selbst meine Vertheidigungsschrift, wurde von

meiner Unſchuld überzeugt, ließ meine Richter ſeinen Unwillen fühlen, und ich ward mit dem fürſtlichen Verſprechen, daß ich volle Genugthuung erhalten ſolle, frey geſprochen.

Der edle Fürſt hielt ſein Wort, und befriedigte alle Forderungen des **s Hofes, da er ſie ſelbſt für gegründet hielt, mit der einzigen Bedingung: daß man ihm den Verräther entdecken möge. Man handelte am **r Hofe nach der bekannten — Maxime: Nütze die Verrätherey und haſſe den Verräther! war noch ſo großmüthig ihm vorher geheime Anzeige zu thun, und entdeckte zwey Tage nach ſeiner Flucht als Verräther — den Geheimenrath R**, den Mann, welcher die Frechheit gehabt hatte, den Richter über einen unſchuldig Angeklagten zu machen, wegen eines Verbrechens, das er ſelbſt begangen hatte. Ich hätte dies ſchon als Patriot für reiche Vergütung der überſtandenen Leiden meiner Gefangenſchaft halten müſſen, da ſie Veranlaſſung wurden, mein zweytes Vaterland von einem Ungeheuer von Bosheit und Ruchloſigkeit zu befreyen; von einem vollendeten Böſewicht, der um ſo viel gefährlicher war, je mehr er, ausgelernt in der Verſtellungskunſt, ſelbſt Menſchenkenner, mit der Miene der Rechtſchaffenheit täuſchte, und je mehr Macht Böſes zu thun er an ſeinem Poſten in Händen hatte. Doch mein Lohn war größer.

„Ich bin Ihnen, ſagte mein gütiger Fürſt, für die unverſchuldeten Leiden Erſatz ſchuldig. Der Miniſter — (der Mann, von dem ich Thor einmahl wähnen konnte, das Schickſal habe ihn mir in den Weg geworfen, um mir meine Leiden deſto fühlbarer zu machen!) und ihr Freund (mein Lehrer) W** haben mir eine zu vortheilhafte Schilderung von Ihnen gemacht, als daß ich Bedenken tragen dürfte meinem Herzen zu folgen. Machen Sie in dem Poſten des R** wieder gut, was er böſe gemacht hat!“

Ich habe es nicht an gutem Willen, nicht an Thätigkeit fehlen laſſen, um die Erwartung meines edlen Fürſten zu erfüllen; und bey nur mäßigen Kräften iſt mir dennoch auch manches Gute gelungen, weil ich es ohne Selbſtſucht that *) — das verdanke ich den drey letzten Wochen meiner Gefangenſchaft.

Als nicht überflüßige Zugabe zu dieſem kleinen Abriß meines glücklichen Lebens muß ich noch ſagen; daß dem Miniſter — der mich in ſeinem Lande anſtellen wollte, wenige Jahre nachher, durch

*) Ich bitte nun die Leſer, N. II. in des Pächter Martins 1ſten Theil noch einmahl zu leſen, um ſich von der Wahrheit dieſer Stelle zu überzeugen, und ſich der nähern Bekanntſchaft eines Mannes zu freuen, der noch jetzt als Greis ein Segen für das Land iſt, das er ſein zweytes Vaterland nennt. P. M.

durch die niedrigſte Kabale ſeiner Feinde, ſein Amt genommen, und ſeine Freunde zurückgeſetzt wurden.

Späterer Zuſatz. Meine Gattin, meine beſte, meine einzige Freundin, die meine und ihre Kinder mit mir erzogen, und ihre Herzensgüte ihnen mitgetheilt hat, Kinder, die jetzt meine Thränen trocknen — die vier und zwanzig Jahr das beſte Glück meines Lebens war — iſt zur Ruhe gegangen. — Mein Tod wird ſanfter ſeyn — er führt mich zu ihr!

K. St.

II.

Fortſetzung der Auszüge aus Briefen vermiſchten Inhalts.

3.

Am 4ten Auguſt 1793.

Sie fragen mich um meine Gedanken von der neuen Konſtituzion, von welcher die Jakobiner in Paris, ſeit dem ſie am 2ten Junii Mittel gefunden, die Nazional-Verſammlung zu unterjochen, binnen wenig Tagen entbunden wurden, und die, ihren Berichten zu Folge, bereits von dem

dem größten Theil der Municipalitäten in Frankreich, ohne weitere Unterſuchung, auf Treu und Glauben, angenommen worden ſeyn ſoll. — Wer ſchreibluſtig genug wäre, und ſeine Zeit ſchlechterdings nicht beſſer anzuwenden wüßte, als — leeres Stroh zu dreſchen, könnte ſehr leicht über, für, oder gegen dieſe neue Konſtituzion einen dicken Folianten ſchreiben. Aber fürchten Sie nichts dergleichen von mir; was ich darüber zu ſagen habe, wird (weil Sie es doch wiſſen wollen) ſehr bald expediert ſeyn. Denn eben darum, weil ich de lana caprina nicht gern viel Worte mache, betrachte ich dieſes Jakobiniſche Machwerk nicht — wie es auf dem Papiere daſteht ſondern ſtelle mir vor, was höchſtwahrſcheinlicher Weiſe in der wirklichen Ausführung daraus werden könne; und da iſt meine demüthige Meynung: „daß das nach dieſem Grundriß aufzuführende demokratiſche und demagogiſche Staatsgebäude, wofern es auch zu Stande kommen ſollte, ſchwerlich ſo lange dauern werde, daß es ſich der Mühe verlohnen könnte, ſich mit einer genauern Prüfung ſeiner Beſtandtheile und ihrer Zuſammenſetzung abzugeben.

Wenn die Franzoſen die Leute wären, denen eine ſolche Konſtituzion dienen könnte, ſo wären ſie auch die Leute dazu, ſich eben ſo gut ohne irgend eine Konſtituzion zu behelfen. Denn das geſtehe ich gern, daß vier und zwan-

zig

zig Millionen Epiktete ſich unter einer ſolchen Staatsverfaſſung, in einem Lande wie Frankreich, ganz erträglich befinden würden. Da dies aber der Fall nicht iſt; da mehrbeſagte Konſtituzion für eben dieſe Franzoſen gemacht iſt, die wir ſeit 1789. gut genug kennen gelernt haben, um genau zu wiſſen, was man ihnen zutrauen darf oder nicht: ſo iſt es mir, mit allem meinem kosmopolitiſchen guten Willen, unmöglich, ſie für etwas anders anzuſehen, als (wofern ich mich der Worte des Herrn Pitt bedienen darf, weil ſie meine mit den ſeinigen hierin völlig einſtimmigen Gedanken am kürzeſten und vollſtändigſten ausdrücken) für einen unſeligen Verſuch, „ein Gemiſch von Tyrannie und Anarchie zu organiſieren," d. i. den verblendeten und verwilderten Sankülotten, aus welchen die große Majorität des franzöſiſchen Volks beſteht, weiß zu machen, ſie hätten eine geſetzmäßige Verfaſſung, weil die beſagte Konſtituzion ihnen gegen die willkührliche Regierung des Jakobiner-Klubs in Paris und ſeiner durch ganz Frankreich verbreiteten Filiale, welcher ſie Kraft derſelben noch ferner unterworfen bleiben, das herrliche remedium der Anarchie, Inſurrekzion und gewaltſamen Selbſthülfe immer offen läßt. Es gehören Franzoſen dazu, um ſich ſo etwas weiß machen zu laſſen; aber ſie müßten auch keine Franzoſen ſeyn, wenn ſie nicht, wenige Wochen oder Monate, nachdem ſie dies neugeſchnitzte Palladium jubilierend in

ihrer

tonio, der ſich, wie man weiß, des Herzogs Ungnade zugezogen hatte, war verrathen worden. Die Wache ſuchte ihn auf; und da ſie, der gemachten Beſchreibung nach, ihren Mann gefunden zu haben glaubt, wird er auf Befehl des Herzogs Orſino in Verhaft genommen.]

Antonio (nachdem er ſich vergeblich hatte verläugnen wollen.)

Ich muß gehorchen. (Zu Cäſario.) Das begegnet mir, weil ich euch allenthalben aufſuchte. Aber dafür iſt nun kein Mittel. Ich werde mich zu verantworten wiſſen. Was wollt ihr thun? Meine eigne Noth zwingt mich, daß ich meinen Beutel wieder abfordern muß. Dieſer Zufall bekümmert mich viel weniger um meiner Sebſt willen, als weil ich euch unnüz werden muß: Ihr ſeyd betroffen, ſeh ich; aber laßt den Muth noch nicht ſinken.

1 Officier.

Kommt, Herr, wir müſſen fort.

Antonio (zu Cäſario.)

Ich bin genöthigt euch um etwas Geld zu bitten.

Viola.

Was für Geld, mein Herr? -- Um eures edeln Benehmens gegen mich willen, und weil ich zum Theil durch den verdrießliche Zufall, der euch hier zugeſtoſſen iſt, aus der gröſten Verlegenheit gezogen worden bin, will ich euch

etwas

ihrer Mitte aufgestellt haben werden, aus ihrem Taumel wieder erwachen, und auf den ersten Blick, den sie aus hellen Augen auf das feigenhölzerne Götzenbild werfen, einsehen sollten, daß man sie betrogen habe.

„Aber (werden Sie mir einwenden) dieser „Betrug ist im Grunde doch nur anscheinend, „indem er sich bloß darauf gründet, daß die dermahligen Franzosen für eine demokratische Verfassung noch nicht gut genug sind. Ich nehme sie bey ihrem eignem Worte: wenn es nur „daran liegt, daß die Franzosen nicht weise und „tugendhaft genug für eine solche Verfassung „sind, so ist noch nicht alle Hoffnung verlohren. „Denn was die Jetztlebenden nicht sind, können „wenigstens ihre Nachkommen werden; und „eben deßwegen ist ja die Instruction publique, „die Umbildung der französischen Nazion zu republikanischen Gesinnungen und Sitten, ein „Hauptgeschäfte der Gesetzgeber, die von der „Nothwendigkeit einer solchen Metamorfose so „überzeugt sind als es irgend jemand seyn kann, „u. s. w." — Gut, m. l. *** Nur bedenken Sie, 1stens, daß die Jakobinische Nazional-Versammlung mit dem Projekt, wie diese so nothwendige neue Nazional-Erziehung eingerichtet werden soll, noch bey weitem nicht fertig ist; 2tens, daß, wenn es auch fertig wäre, noch die Frage ist, wie viel es tauge? 3tens, daß, wenn

es auch ganz unverbeſſerlich wäre, noch immer eine groſse Kluft, zwiſchen der Güte des Projekts in abſtracto, und zwiſchen der bedingten ſyſiſch-moraliſchen Möglichkeit ſeiner Ausführung übrig bliebe; 4tens, daß, wenn auch dieſe Kluft ausgefüllt werden könnte, doch immer wenigſtens der vierte Theil des bevorſtehenden neunzehnten Jahrhunderts drauf gehen muß, bis die neuen Franzoſen, denen dieſe Konſtituzion anpaſſen und wohl bekommen ſoll, gezeugt, gebohren, groß gezogen, gebildet und fertig gemacht ſeyn können — (denn, mit Ihrer Erlaubniß, ſchon bey der Zeugung wird die Grundlage zu einer von allen andern ſo verſchiedenen Menſchen-Raſſe gemacht werden müſſen, oder ich gäbe Ihnen keinen Pappenſtiel darum) — und daß alſo 5tens, Hundert gegen Eins zu wetten iſt, daß unſre eben ſo flatterhaften als induſtriöſen Gallo-Franken bis dahin wenigſtens noch ein oder zwey Dutzend neue Konſtituzionen gemacht haben, und diejenige, über welche ſie in dieſem Augenblick ein ſo frohlockendes Gekakel erheben, eben ſo rein vergeſſen haben werden, als ſie die unendlichen Eidſchwüre vergeſſen haben, wodurch ſie ſich in den Jahren 1790 und 91. ſo oft und ſo feyerlich verpflichteten, der erſten Konſtituzion und dem guten königlichen Märtyrer, Ludwig dem XVIten, getreu zu bleiben.

Sie, lieber * *, ſcheinen mir zwar aus der allgemeinen Bereitwilligkeit und Freude, womit

dieſe

dieſe Jakobiniſche, auf Freyheit und Gleichheit gebaute Konſtituzion bereits von den meiſten Diſtrikten und Munizipalitäten angenommen worden iſt, eine günſtigere Vermuthung für die Dauer derſelben zu ziehen: aber ſollte Ihr gutherziger Wunſch, eine ſchon ſo oft betrogene, ſchon ſo lange und ſo übel von Freunden und Feinden mißhandelte Nazion endlich einmahl (auf welche Weiſe es auch ſey) wieder beruhigt und nach ihrer eignen Vorſtellungsart glücklich zu ſehen, Ihrem Kopfe nicht einen kleinen Streich geſpielt haben? Die Jakobiner — die überhaupt während der ganzen Revoluzion die einzigen waren, die immer konſequent gehandelt, ihren ganzen Plan auf ſehr richtige Begriffe von dem, was das Volk allenthalben und beſonders was es in Frankreich iſt, gegründet, und dieſen Plan nie aus den Augen verlohren haben — die Jakobiner, ſage ich, kalkulierten freylich ſehr richtig, da ſie ihrer ſo eilfertig zur Welt gebrachten Konſtituzion die beſte Aufnahme verſprachen. Sie wußten, wie unbeſchreiblich die Sehnſucht der Nazion nach einer Verfaſſung iſt, die den immer unerträglicher werdenden Uebeln der bisherigen Anarchie ein Ende mache; ſie wußten recht gut, daß eine jede Konſtituzion — gleichviel was für eine — wenn ſie nur die Worte Freyheit und Gleichheit mit recht großen Buchſtaben an der Stirne führe, ihrer Abſicht genug thun, die Unternehmungen der Girondiſten und Royaliſten vereiteln, und (wes-

nigſtens wieder eine Zeit lang) die willkührliche Vormundſchaft über einen Vier- und Zwanzig-Millionenköpfigen Souverän, in ihren Händen erhalten werde. Sie eilten alſo über Hals über Kopf dieſes eben ſo einzige als zuverläßige Mittel, wodurch ſie zugleich ſich ſelbſt retten und ihre Feinde vernichten konnten, fertig zu machen; und binnen wenig Tagen war es fertig, approbiert, dekretiert, gedruckt und in ganz Frankreich zur Sankzion des Volks, ihres Souveräns und Herrn, Gottes, verbreitet. Ueberall wurde dieſe neue Konſtituzion von den Sankülotten mit Entzücken aufgenommen, ja in vielen Munizipalitäten noch, ehe man wußte was ihr Inhalt war. Warum das? Eben darum, weil ſie dieſe Aufnahme — nicht ihrer innern Güte und Vortreflichkeit (worüber doch wahrhaftig die Sankülotten keine kompetenten Richter ſind) zu danken hatte; ſondern weil das Ding, was man dem Volke brachte, eine Konſtituzion hieß; d. i. weil das Volk, ſeines derzmahligen elenden Zuſtandes herzlich müde, mit dem Worte Konſtituzion die Vorſtellungen von wiederkehrender Ordnung, Ruhe und Sicherheit und (was die Sankülotten und Bettler, als Majorität der Nazion, beſonders betrift) die lachenden Bilder aller der Vortheile, womit die Wörter Freyheit und Gleichheit ihrer Einbildung ſchmeicheln, zu verbinden gewohnt iſt. Was Wunder alſo, daß die Nazional-Verſammlung von allen Orten und Enden nichts als Dank-

ſagun-

ſagungen für die unausſprechliche Wohlthat, wo-
mit ſie das Franzöſiſche Volk beſeliget habe, em-
pfängt? Wie ſollte es anders ſeyn? Diejenigen,
die im Stande wären das Ding mit Kenntniß der
Sache zu prüfen und zu beurtheilen, machen eine
unendlich kleine Minorität aus, und wiſſen nur
zu wohl, wie es ihnen ergehen würde, wenn
ſie, rari nantes in gurgite vaſto, ſich dem reiſ-
ſenden Volksſtrohm entgegenſtemmen wollten. In
allen Munizipalitäten giebt es Jakobiner, die
über die Gemüther der Sankülotten herrſchen,
und im Nahmen der Republik auch über ihre
Fäuſte diſponieren können. Sechzehn Millionen
Sankülotten (denn ſo ſtark kann man ſie, Weiber
und Kinder mit eingeſchloſſen, aufs wenigſte ſicher
rechnen) geben den Jakobinern ein furchtbares
Uebergewicht. Vergebens werden Briſſot und
Barbaroux, Roland und Petion, Guadet
und Genſonné, mit allem ihren Anhang ſich ei-
ner ſolchen Uebermacht entgegenthürmen. Ihr
Schickſal iſt leicht vorauszuſehen. Da ſie von
der herrſchenden Parthey mit den La Fayette
und Rochefaucault, mit den Barnave und
Vaublan und Dümas, (die doch um ſo viel
beſſer waren als ſie) in Eine Rubrik geworfen
werden, ſo werden ſie auch gleichen Ausgang mit
jenen haben. Es iſt Natur der Sache. Was ſie
ausrichten wollen, müßten ſie durch Sankülot-
ten ausrichten; aber auf dieſe kann Niemand,
der ſeinen Arm gegen die Jakobiner aufhebt, auch

nur einen Tag ſicher rechnen; und es iſt daher unbegreiflich, wie Felix Wimpfen, der ſich neuerlich zum Schampion der Anti-Jakobiner zu Caen aufgeworfen hat, hoffen konnte, daß es ihm beſſer ergehen werde, als dem einſt angebeteten la Fayette, oder dem auf ſich ſelbſt und ſeine Livientruppen ſo zuverſichtlich trotzenden Dümourier? — Neue Erfahrungen werden bald genug beſtätigen, was ältere Erfahrungen uns ſchon gelehrt haben ſollten. Ich wiederhohle es: es iſt ſo, weil es nicht anders ſeyn kann. Jakobiner und Sankülotten ſind Correlata, deren keines des andern entbehren kann: ohne dieſe würden jene nicht willkührlich tyranniſieren, dieſe ohne Jene nicht das ſuveräne Volk ſeyn. Es läßt ſich kein ſtärkeres Band denken als das Band, das die 400 000 Jakobiner in Frankreich mit den 16000 000 Sankülotten vereiniget, und ich bin ſo gewiß als man es von einer zufälligen künftigen Sache ſeyn kann, daß beyde nur unter den Ruinen ihres Vaterlandes aufhören werden zu ſeyn was ſie ſind. Die Nazional-Verſammlung ſcheint hievon noch gewiſſer zu ſeyn als ich; und daraus allein erkläre ich mir ihre (ſonſt unbegreifliche) trotzige Sicherheit bey den fürchterlichen Ungewittern, die ſich von allen Seiten gegen ſie zuſammen ziehen.

Ich halte alſo (um mich kurz zuſammen zu faſſen) die neue Konſtituzion zwar für ein eſſe-

meri-

meriſches Werk, welches früher oder ſpäter entweder von ſeinen Baumeiſtern wieder eingeriſſen, oder in ſich ſelbſt zuſammen fallen wird: aber deſto dauerhafter ſcheint mir die auf die ſuveräne Sankülotterie gegründete Tyrannie der Jakobiner zu ſeyn; und ich bin weit entfernt den Gerüchten zu glauben, die uns, ſeit dem Tode des wahnſinnigen und ausſätzigen Volksfreundes Marat, die nahe Zerſtöhrung jenes verruchten Ordens ankündigen; wiewohl ich ſolche eben ſo herzlich wünſche, als ich überhaupt allen Deſpotismus, wo, wie und unter welchem Nahmen oder rechtlichem Behelf er über die vernunftfähigen Bewohner des Erdbodens tyranniſieren mag, zu Grabe ſingen helfen möchte.

Fragen Sie mich aber nicht, was aus allem dieſem endlich werden könne oder müſſe? Denn die Antwort geht über meine Fähigkeit. Indeſſen möchte es immer der Mühe werth ſeyn, daß ein Dichter ſeine Imaginazion anſtrengte, um uns die Möglichkeit einer dauerhaft glücklichen Wiederherſtellung Frankreichs aus ſeiner gegenwärtigen Zerrüttung auf eine Art, wobey alles natürlich und begreiflich zugienge, in einem großen Gedichte (gleichviel ob in Proſa oder in Verſen) anſchaulich zu machen. Was mir höchſt wahrſcheinlich vorkömmt, iſt: daß, wofern ſich in irgend einem unbekannten Winkel Frankreichs irgend ein verborgener Dſchengis befände, der

in aller Stille einen jungen Tifan *) aufzöge und bildete, dieſer neue Tifan, wenn er endlich zur rechten Zeit hervorträte, alle Herzen, ſo viele die Revoluzion deren noch übrig gelaſſen hätte, erobern, über Jakobinismus und Sankülotterie triumfieren, und der Stifter einer neuen, beſſern und wieder einige Zeit dauernden Ordnung der Dinge in Frankreich, (vielleicht, durch ſein Beyſpiel, in ganz Europa) werden würde. — „Wie „vieles (ſagt Euripides) richten die Götter aus, „das wir nicht gehofft hatten! Was unſers Beſ„dünkens geſchehen ſollte, erfolgt nicht, und „für das was uns unglaublich ſchien, findet „Gott einen Weg.“ — Möchte ſich doch dieſer fromme Glaube auch durch den Ausgang der gegenwärtigen Welthändel beſtätigen!

* * *

4.

Ich bitte Sie, l. ***, ſprechen Sie mir nichts mehr von neuen Konſtituzionen! Eine alte Konſtituzion, ſie möchte ſo ſchlecht ſeyn als ſie wollte, wenn die Menſchen, denen ſie gegeben worden, oder die ſie ſich ſelbſt gegeben hätten, nur vernünftig und redlich genug wären, jeder ſeine Pflicht zu thun, würde immer gut genug, und eben darum, weil ſie alt wäre, nur deſto beſſer

*) S. den goldnen Spiegel im 3ten Theile.

ser seyn. Glauben Sie mir, in der Verderbniß und der Verkehrtheit der Menschen steckt die Quelle des Uebels, die durch keine Konstituzion verstopft werden wird noch werden kann, wenn gleich alle Konstituzionenmacher, von Hermes Trismegistus und Minos dem ersten an bis auf die Französischen Gesetzgeber, welche für die verunglückte Konstituzion von 1791. mit ihrem Kopfe bezahlen mußten, aus ihren Gräbern hervorgiengen, und mit vereinigten Kräften die vollkommenste aller Konstituzionen, die durch Menschenwitz erdacht werden mag, herausklügeln würden. Sie würde doch immer weder mehr noch weniger als eine utopische Republik seyn, so lange das Arkanum, „die Majorität der Menschen vernünftig und rechtschaffen zu machen," unerfunden bleiben wird.

Sagen Sie mir nicht: eben darum, weil die Menschen das nicht sind, bedürfen sie einer Konstituzion, d. i. einer so künstlich zusammengesetzten politischen Maschinerie, daß die Springfedern, Räder und Gewichte derselben sie, ohne daß die meisten wissen wie es zugeht, nöthigen, ihre Pflichten zu erfüllen, und gern oder ungern das Beste des Ganzen zu befördern, indem sie bloß für ihr Privat-Interesse zu arbeiten glauben. — Das ist bald gesagt, m. Fr. — aber hat nicht die Erfahrung von mehr als 4000 Jahren auf dem ganzen Erdboden gezeigt, daß es mit

allen dieſen politiſchen Maſchinen nichts als Stück- und Flickwerk iſt; daß keine ihrem Endzwecke ein Genüge thut; daß man noch keine geſehen hat, die nicht, aus der obenangeführten Urſache, früher oder ſpäter in Unordnung gerathen, bald zu ſchnell, bald zu langſam gegangen und zuletzt ganz ins ſtocken gekommen wäre? Und wahrlich es braucht keines ſehr tiefſinnigen Nachdenkens, um den Grund, warum es immer ſo ſeyn mußte, herauszubringen. Denn das ganze Geheimniß liegt darin: daß der Menſch ſelbſt keine Maſchine iſt. Ein freyes Weſen kann, ſeiner Natur nach, durch kein Maſchinenwerk, wie fein und künſtlich es auch ausgedacht ſey, zum Zweck ſeines Daſeyns gebracht werden; weil es ewig unmöglich bleiben wird, dieſen Zweck jemahls durch andere Mittel als durch den richtigen Gebrauch ſeiner Vernunft und ſeines freyen Willens zu erhalten.

Sie ſehen wohl, ohne mein Erinnern, ein, daß ich damit nicht behaupten wollen kann, die Menſchen, ſo wie ſie ſind, würden eben ſo gut thun, unter gar keiner bürgerlichen Konſtituzion und Regierung zu leben. Dieſe Abſurdität folgt keineswegs aus meiner obigen Behauptung. Alles was daraus folgt iſt bloß: daß eine auf freywillig angenommenen Grundgeſetzen ruhende Regierungsform bey weitem nicht hinlänglich iſt, einen Staat glücklich zu machen, und daß es

etwas vorstreken; was ich habe ist was weniges, aber ich will doch mit euch theilen was ich habe; nemmt, das ist die Hälfte meines Vermögens.

Antonio.

Und ihr seyd fähig, mich izt zu mißkennen? Ist's möglich daß meine guten Dienste -- o sezt meine Noth nicht auf eine so harte Probe, oder ihr könntet mich zu der Niederträchtigkeit versuchen, euch die Freundschaft, die ich euch bewiesen habe, vorzurüken.

Viola.

Ich weiß von keiner, und kenne euch weder an euren Stimme noch Gestalt. Ich hasse Undankbarkeit mehr an einem Mann als Aufschneiden, einbildisches Wesen, waschhafte Trunkenheit, oder irgend eine andre Untugend, wovon der ansteckende Saame in unserm Blute stekt.

Antonio.

O Himmel! --

Ein Officier.

Kommt, mein Herr, ich bitte euch, geht.

Antonio.

Laßt mich nur noch ein Wort sagen. Diesen jungen Menschen, den ihr hier seht, zog ich aus dem Rachen des Todes; ich that alles was der zärtlichste Bruder thun könnte, ihn wieder herzustellen; ich liebte ihn, und ließ mich von seiner Gestalt, die mir die besten Eigenschaften anzukündigen

alſo ein groſſer Irrthum iſt, ſich einzubilden, man hätte Alles, oder auch nur das Wichtigſte gethan, wenn man einem Volke, das ſich bey ſeiner dermahligen Staatsverfaſſung übel befindet, eine andere, beſſere, oder vielmehr, beſſer ſcheinende, geben könnte. Der hiebey vorwaltende Irrthum iſt zweyfach: denn man irret ſich, wenn man die dermahlige Verfaſſung für die Urſache hält, warum ſich das Volk übel befindet; und man irrt ſich nicht weniger, wenn man glaubt, es bedürfe nur einer andern, ſeinen Wünſchen angemeſſneren, um ſich künftig wohl zu befinden.

Nehmen wir den Fall an: eine Nazion gerathe (wie zum Beyſpiel die Franzöſiſche in unſern Tagen) unter einer monarchiſchen Verfaſſung ſtufenweiſe in ſo elende Umſtände, daß ſie ſich nicht anders als durch ein verzweifeltes Mittel retten zu können glaube. Vermöge einer dem rohern Theile der Menſchen ſehr natürlichen Art zu ſchließen, kann ſie leicht auf den Gedanken gerathen: da ſie ſich unter einem uneingeſchränkten Könige ſo übel befunden habe, ſo werde ihr durch eine Verfaſſung, die ſich ſoweit als möglich von der monarchiſchen entfernt, deſto gewiſſer und vollſtändiger geholfen werden. Geſetzt nun, ſie gebe ſich in dieſer Hoffnung eine demokratiſche Konſtituzion, was gewänne ſie dadurch? Beym erſten Anblick freylich ſehr viel; denn ſie

ſähe ſich nun auf einmahl von allen Arten monarchiſcher und ariſtokratiſcher Bedrückung befreyt. Aber ehe ſie noch Zeit gehabt hätte, die Früchte dieſer Freyheit einzuärndten, würde ſie durch eine traurige Erfahrung belehrt werden, daß ſie bey der Veränderung nichts gewonnen habe, was ſie nicht mit dem Verluſt eines Vortheils bezahlen müſſe, deſſen Werth ſie nun erſt durch die Entbehrung gehörig ſchätzen lernen würde; und daß (alles aufs billigſte berechnet) die Gebrechen und Uebel einer populäeen Regierung in einem ſehr großen Staate das ärgſte, was ein Volk in unſern Tagen von einem unweiſen oder nach Cyklopiſchen Grundſätzen regierenden Alleinherrſcher zu leiden haben kann, ſo auffallend überwiegen, daß nur herrſch- und raubſüchtige Demagogen auf der einen Seite, und der roheſte, dürftigſte, ſittenloſeſte — kurz der in jeder Betrachtung ſchlechteſte Theil der unterſten Volksklaſſen, auf der andern, die Fortdauer einer ſolchen Verfaſſung wünſchen können, worin der beſſere Theil der Bürger ſeines Eigenthums, ſeiner Freyheit und ſeines Lebens ſelbſt nur ſo lange als es jenen Demagogen und dieſen Sankülotten gefällt, d. i. keinen Augenblick, ſicher iſt.

Wenn man nicht die ſtärkſten Gründe hätte, die Urheber der Revoluzion vom 10ten Auguſt 1792. für Böſewichter zu halten, ſo würde ich

ſagen:

ſagen: es war lächerlich und kindiſch, die Monarchie für die Urſache alles Uebels in Frankreich zu erklären. Sie war es nicht mehr als es die Demokratie dermahlen iſt: denn es läßt ſich eben ſo gut eine Monarchie, in welcher der Staat blühend und das Volk glücklich iſt, denken, als man ſich eine Demokratie denken kann, die dieſe Bedingung erfüllt; oder, mit andern Worten, wenn Monarchie und Demokratie das wirklich ſind, was ſie ſeyn ſollen, ſo kann ein Volk, inſofern es zur Glückſeligkeit geeigenſchaftet iſt, unter beyden Verfaſſungen glücklich ſeyn. Aber dieſes in ſo fern iſt der Punkt, worauf es ankommt. Nicht die Monarchie, ſondern die Laſter und die tiefe ſittliche Verdorbenheit aller Stände und Klaſſen waren das, was Frankreich von Stufe zu Stufe ſo weit herunterbrachte, daß der Hof ſelbſt ſich gezwungen ſah, die Nazion zur Rettung des Staats aufzufodern: und eben dieſe Laſter, eben dieſe tiefe moraliſche Verdorbenheit, die ſie in die neue Staatsverfaſſung mitbringen, macht die Hoffnung, durch die Demokratie glücklich zu werden, zur Schimäre, zur lächerlichſten aller Schimären. Denn um dies durch die Demokratie zu werden, müßte die Franzöſiſche Nazion nicht bloß moraliſch beſſer, ſie müßte gänzlich umgeſchaffen werden. Dieſer unbeſchreibliche Leichtſinn, dieſe unbändige Hitze, dieſe Unbeſtändigkeit, Hoffart und Eitelkeit, mit einem Wort, dieſer in den bekannten Horaziſchen Verſen ſo treffend gezeichs

zeichnete Jünglings-Karakter, *) der die franzöſiſche Nazion vor allen andern auszeichnet — und aus welchem neulich ein feiner Welt- und Menſchenkenner (im 3ten B. der Girtannerſcher Annalen S. 208 — 219.) die Art und Weiſe wie ſie ſich beſonders ſeit fünf Jahren den Augen des ganzen Europa Preis gegeben, ſehr ſcharfſinnig erklärt hat — dieſes National-Temperament, (wenn ich es ſo nennen kann) iſt mit der Demokratie ganz unverträglich. Eine gute monarchiſche Regierung kann es zur Noth in Schranken halten, ja ſo gar, durch eine weiſe Leitung **) zum Vortheil des Staats benutzen. Aber wie ſollte ein Volk mit einem ſolchen brauſenden Jünglings-Karakter jemals ſich ſelbſt regieren, ſein eigener Geſetzgeber und Unterthan zugleich ſeyn können?

Da

*) Er nimmt wie Wachs des Böſen Eindruck an,
Weiſt guten Rath und Warnung trotzig ab,
Denkt immer an das Nützliche zuletzt,
Verſtreut ſein Geld wie Sand, iſt ſtolz und raſch
In ſeinen Leidenſchaften, aber läßt
Was er mit Hitze kaum geliebt gleich ſchnell
Für etwas neues, das ihn anlockt, fahren.
Horaz. Epiſtel an die Piſonen.

**) Freylich viel von einer Regierung gefodert, welche Franzoſen an ihrer Spitze hat! — Und doch hatte dieſe Nazion nicht einſt einen Sully, einen Dü Pleſſis Mornay, einen Colbert, u. ſ. w.?

„und moraliſch beſſer werden.“ Mit dieſer Bedingung werden ſie ſich unter jeder Staatsverfaſſung und Regierungsform, die nicht ganz ſo barbariſch, als die Japaniſche iſt, beſſer befinden, als ohne ſie unter der vollkommenſten, die irgend ein Plato oder Ariſtoteles auszudenken vermöchte. Und was das Wichtigſte iſt, dieſe Bedingungen der Glückſeligkeit ſind in unſerer Macht: dahingegen der Erfolg einer gewaltſamen Revolution nicht in unſrer Macht ſteht, wie gut und rein auch Anfangs die Abſichten derjenigen geweſen ſeyn möchten, die ſich durch die ſchwärmeriſche Hoffnung der herrlichen Folgen einer neuen Ordnung der Dinge zum Umſturz der alten Ordnung verleiten ließen.

Ich ſagte oben, „eine alte Konſtituzion ſey eben darum weil ſie alt iſt, deſto beſſer,“ — als eine neue nehmlich, die auf den Trümmern der alten errichtet würde: und indem ich es hinſchrieb, fühlte ich, daß Sie über eine ſo paradoxe Behauptung ſtutzen würden. — Sie trauen mir hoffentlich zu, daß ich weder dieſen Satz, noch den allgemeinern, worauf er ſich gründet, ohne alle Einſchränkung und genauere Beſtimmung angenommen wiſſen wolle: dafür aber wird Ihnen auch, was daran wahr iſt, und in wie fern es wahr iſt, bey näherer Erwägung leicht in die Augen fallen. Ueberhaupt, denke ich, würde eine politiſche Verfaſſung nie alt geworden ſeyn, würde

es

es gar nicht haben werden können, wenn ſie dem Temperament und Karakter, der Lage und den Umſtänden des Volkes, bey welchem ſie alt wurde, nicht beſonders und mehr als irgend eine andere, angemeſſen geweſen wäre. Und dann iſt es eine, durch die ganze Geſchichte der Menſchheit beſtätigte Erfahrungswahrheit, daß die Menſchen, ſo wie ſie ſich nach und nach an jedes Klima, an jede Art ſich zu nähren und zu kleiden, u. ſ. w. eben ſo auch an jede Art von bürgerlicher Verfaſſung und Regierungsform gewöhnen; in jeder bald das, was ſie vortheilhaftes für ſie hat, zu benutzen wiſſen, das nachtheilige hingegen, und ſowohl die von ihr unzertrennlichen, als die aus zufälligen Mißbräuchen entſpringenden Uebel durch die Gewohnheit erträglich, ja zum Theil ganz unmerklich finden. — „Deſto ſchlimmer!“ (höre ich Sie mit Unwillen ausrufen) „eben dies iſt das ſtärkſte was gegen die Verfaſſungen, denen ſie, wie es ſcheint, das Wort reden wollen, geſagt werden kann.“ — Nicht ſo voreilig, l. Freund! Ihre Einwendung könnte mich nur dann treffen, wenn ich aus den beyden, ſo eben angeführten Erfahrungsſätzen die Folge ziehen wollte, „daß die Gebrechen und Mißbräuche einer Staatsverfaſſung, die ſchon lange gedauert hat, und gerade deswegen mancher Ausbeſſerung benöthigt ſeyn muß, eben ſo heilig ſeyn müßten als die Grundgeſetze dieſer Verfaſſung ſelbſt.“ Natürlicher Weiſe werde ich mich einer ſo widerſinnigen Behauptung nie ſchuldig

dig machen: ſie folgt aber auch keinesweges aus den Sätzen, worauf ich meine Meynung, daß eine alte Konſtituzion (nicht zu vergeſſen, unter der beygefügten ausdrücklichen Bedingung!) beſſer als eine neue ſey, gegründet habe. Unläugbar war jede alte Verfaſſung, urſprünglich, der Lage des Volkes, das ſich ihr unterwarf, angemeſſen; und je mehr ſie dies war, deſto leichter gewöhnte ſich das Volk an ſie. Beydes giebt überwiegende Gründe gegen jeden Verſuch, ſie gewaltſamer Weiſe mit einer neuen zu vertauſchen, als welche nicht nur alle, die mit der alten zufrieden waren, gegen ſich haben, ſondern auch dem Karakter, den Sitten, der Vorſtellungsart, und einer Menge zur andern Natur gewordenen Gewohnheiten des Volkes überhaupt um ſo weniger angemeſſen ſeyn wird, je weiter ſie ſich von der alten entfernt. Aber, giebt es denn keine andern Mittel und Wege, den Mängeln, Gebrechen und Mißbräuchen einer alten Verfaſſung abzuhelfen als einen gewaltſamen Umſturz? — Allerdings iſt es Natur der Sache, daß auch die beſte Konſtituzion, deren ein Volk unter gegebenen Umſtänden fähig war, mit der Länge der Zeit und unter veränderten Umſtänden, der Ausbeſſerung benöthigt ſeyn muß: aber eine Verfaſſung müßte nur gar nichts taugen, wenn ſie nicht ſchon in ſich ſelbſt Kräfte und Mittel hätte, ihrer Verderbniß zu widerſtehen und ſich ſelbſt auszubeſſern: und ein Volk, unter welchen

nicht

nicht so viel Vernunft und Rechtschaffenheit ist, als dazu gehört, den Gebrechen der Staatsverwaltung oder der Konstituzion selbst durch gelindere und zweckmäßigere Mittel als Aufstand, Empörung und gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, zu Hülfe zu kommen, ein solches Volk ist einer bessern Verfassung noch gar nicht fähig. Denn eben dadurch, daß es durch fysische Gewalt auf einmahl erzwingen will, was die Vernunft allein durch die sanfte, langsam wirkende, aber endlich unwiderstehliche Macht der Ueberzeugung zu Stande bringen kann und wird, beweiset es, wie tief es noch unter der Stufe von Aufklärung und Humanisierung stehe, auf welcher ein Volk sich befinden muß, um sein wahres Interesse zu verstehen, und sich selbst gründlich helfen zu können.

Sie sehen, l. ***, wohin ich ziele — Es ist der ewige Refrein aller meiner politischen Träume, und das Resultat alles dessen, was mich die große Regenten- und Völker-Schule, *) die französische Staatszerrüttung, seit fünf Jahren gelehrt hat. — Kurz, wir befinden uns wieder auf dem nehmlichen Punkte, von dem ich ausgieng. — Wenn es jemahls besser um die Menschheit stehen soll,

*) In der That, wenn beyde in dieser Schule nicht Weisheit, oder wenigstens Klugheit lernen, so verdienen sie, wie die Irygier, zu spät klug zu werden.

ſol, als dermahlen, ſo muß die Reformazion nicht bey Regierungsformen und Konſtituzionen, ſondern bey den einzelnen Menſchen anfangen. So wie dieſe durch alle Klaſſen und Stände vernünftig genug ſeyn werden ihr wahres Intereſſe zu kennen, ſo werden ſie auch beſſer, und ſo wie ſie beſſer ſind, werden ſie auch glücklicher ſeyn. Denn die reichſte Quelle alles menſchlichen Elends iſt nicht auſſer uns, ſondern lediglich in dem Mangel eines richtigen Begriffs von unſerer Natur und Beſtimmung, in der falſchen Schätzung des Werths der Dinge in und auſſer uns, in dem Uebergewicht des thieriſchen Theils über den Vernünftigen, in der Verdorbenheit der Sitten, in der täglich zunehmenden Weichlichkeit, Verzärtelung, Trägheit, Ueppigkeit, moraliſchen Fühlloſigkeit und Egoiſterey, die ſich von den höhern Klaſſen immer mehr bis auf die niedrigſten ergießen. Wer kein tiefes Gefühl von ſeinen Pflichten hat, kann keinen richtigen Begriff von ſeinen Rechten haben; wer fähig iſt, zu thun was mit der Würde der menſchlichen Natur ſtreitet, der iſt auch fähig zu leiden was kein Menſch leiden ſoll, und — verdient es zu leiden; denn der Sklave ſeiner eigenen Leidenſchaften hat keinen gegründeten Anſpruch an eine Freyheit zu machen, die er nur zu ſeinem eigenen und andrer Schaden anwenden würde.

Iſt alles dies unläugbar, o! ſo freuen Sie Sich mit mir, m. Fr., daß die unnachläßlichen Bedin-

kündigen ſchien, ſo ſehr einnehmen, daß ich ihn faſt abgöttiſch verehrte.

1. Officier.

Was geht das uns an? Die Zeit verſtreicht indeſſen; fort!

Antonio.

Aber, oh, was für ein häßlicher Göze iſt aus dieſem Gotte worden. O Sebaſtiano, du machſt der Schönheit Unehre. Wahrhaftig, man ſollte niemand häßlich nennen, als Leute die kein gutes Herz haben. Tugend iſt Schönheit; böſe Leute, welche ſchön ausſehen, ſind hohle Klöze die der Teufel angeſtrichen hat.

1. Officier.

Der Mann fangt an zu raſen: weg mit ihm. Kommt, kommt, Herr.

Antonio.

Führt mich wohin ihr wollt.

(Sie gehen ab.)

Viola.

Mich däucht es iſt eine ſo wahre Leidenſchaft in ſeinen Reden, daß er würklich glaubt was er ſagt. Und doch iſt gewiß daß ich ihn nicht kenne. O daß die Einbildung ſich wahr befinden möge, o, daß es wahr ſey, daß man, liebſter Bruder, izt für dich mich angeſehen habe -- Er nannte mich Sebaſtian; Ich ſehe meinen Bruder noch lebend ſo oft ich in den Spiegel ſehe; er ſah vollkommen ſo

aus,

dingungen der besondern und allgemeinen Glückseligkeit so ganz in unsrer Gewalt sind! Denn moralisch gut zu seyn, hängt lediglich davon ab, daß wir es mit Ernst seyn wollen; und das was dazu erfordert wird, um richtig zu denken, um von den schädlichsten Irrthümern befreyt zu werden, und zur Erkenntniß der nöthigsten und nützlichsten Wahrheiten zu gelangen, ist in unsern Tagen immer leichter zu erlangen, und wird durch die Bemühungen vortreflicher, ächt sokratischer Volkslehrer aller Arten immer allgemeiner verbreitet. Wie langsam auch, vermittelst dieser Fortschritte der gesunden Vernunft, die Verbesserung und Veredlung der Menschen zu Stande kommen mag, genug sie ist im Werke; und wo wäre wohl der Feind des Menschengeschlechts, der sich ihrem Fortgang entgegensetzen wollte?

Ich kenne, wenn die Rede von der ungeheuren Menge von Uebeln ist, welche das Menschengeschlecht drücken, — und worin ein Anhänger der Epikurischen und Diderottischen Filosofie ein unauflösliches Argument gegen das Daseyn Gottes zu finden glaubt, — keine bessere Antwort als diese: il y a des maux horribles, mes amis; *bè bien, n'en augmentons pas le nombre!* *) Lassen Sie uns diesen Zuruf auch auf die Uebel

*) Worte des ehrwürdigen Freind in Voltäirs Histoire de Jenni. (Oeuvres completes, Vol. 45, p. 319.)

anwenden, welche den politiſchen Schwärmern unſerer Zeit zum Vorwand eines Anti-Monarchismus dienen, der (wie wir ſehen) binnen vier Jahren größere Uebel auf Frankreich zuſammengehäuft hat, als alle ſeine Könige, von Klovis I. bis auf Ludwig XVI., binnen dreyzehn Jahrhunderten. Der Ungerechtigkeiten, der Thorheiten, der Mißbräuche aller Art ſind nur allzuviele in allen Staaten unter der Sonne; nun dann, mein Freund, ſo wollen wir wenigſtens uns hüten, ihre Anzahl zu vermehren!

W.

III.

Scharlotte Korday.*)

Die edle Mörderin Marats, — eines der verderblichſten Ungeheuer, die aus dem Pfuhl des Jako-

*) Da ich in dieſem kleinen Aufſatz unverkennbare Merkmahle eines nicht affektierten Gefühls für das Schöne und Große, und warme Ausdrücke patriotiſcher Geſinnungen zu finden glaubte: ſo habe ich dem Verlangen des mir unbekannten Verfaſſers, denſelben durch meine Vermittelung Publizität zu geben, um ſo weniger entſtehen wollen, weil ich ſelbſt der Meynung bin, daß die auſſerordentliche That der Charlotte Corday, und

Jakobinismus, zum Verderben Frankreichs, hervorgegangen ſind — erließ (wie unſern Leſern aus den Hamburgiſchen und andern Zeitblättern

und die Briefe, welche ſie vor ihrem Tode an ihren Vater und an den Deputierten Barbaroux geſchrieben, die öffentliche Aufmerkſamkeit länger als nur ein paar flüchtige Augenblicke zu beſchäftigen würdig ſeyen. — Wie ſeltſam übrigens auch die Bitte, die der V. in der Inbrunſt ſeines Herzens an den abgeſchiednen Geiſt der neuen franzöſiſchen Jael richtet, kaltblütigen politiſchen Leſern klingen wird, und wie unwahrſcheinlich ſie finden werden, daß der Wunſch, „ſeiner Rede Flügel geben zu können, um das Ohr der Könige zu erreichen," ein beſſeres Schickſal haben werde, als ſo viele andere wohlgemeinte Wünſche, die uns andern unbedeutenden Weltbürgern im Augenblicke unfreywilliger Herzensergießungen zuweilen entfahren — ſo geſtehe ich doch, daß gerade dieſe Anrufung und dieſer vergebliche Wunſch mich bewogen haben, dem Aufſatz des Ungenannten einen Platz einzuräumen: denn durch beydes wird er (wenigſtens in meinen Augen) nicht nur zu einer merkwürdigen pſychologiſchen Erſcheinung, ſondern ſetzt auch die Unſchuld und Reinheit der Abſicht des V. auf die anſchaulichſte Weiſe auſſer allen Zweifel. Nur in einer ſehr unſchuldigen und biederherzigen teutſchen Seele konnte der gröſte Enthuſiasmus für Scharlotte Korday mit der wärmſten Verehrung und Liebe der Fürſten unſerer Nazion auf eine ſo ſonderbare Weiſe zuſammenfließen.

ſchon bekannt ſeyn wird) kurz vor ihrer Hinrichtung zwey Briefe, den einen an Barbaroux, (eines der thätigſten Mitglieder der Fakzion der ſogenannten Girondiſten im dermahligen Nazionals Konvent) den andern an ihren Vater; Briefe, welche gewiß jedem, der nur etwas weiter zu denken gewohnt iſt, als gewöhnlich eines Mannes Naſe reicht, zu den intereſſanteſten Bemerkungen Stoff gegeben haben, und die mir daher zu verdienen ſcheinen, in einer treffendern Dollmetſchung, als uns Zeitungsblätter gewöhnlich liefern, bekannt gemacht zu werden. Denn, auch ohne in den dermahligen politiſchen Angelegenheiten unſrer Nachbarn Parthey zu nehmen, iſt es für den aufmerkſamen Beobachter der Begebenheiten um uns her, und beſonders für den denkenden Forſcher und Thatenſammler der Welt- und Menſchengeſchichte, kein unerhebliches Schauſpiel, zu ſehen, „wie eine Nazion, die vor allen übrigen Europens durch Flatterhaftigkeit und tändelnden Sinn, durch die Gabe mit ſüßer Grazie alles hinweg zu liſpeln, was den Stempel des Ernſthaften trägt, und ſelbſt Gegenſtände zu bewitzeln und zu bonmotiſieren, von welchen nur irgend geſetzte Leute, ordentlicher Weiſe, nicht anders als ernſthaft ſprechen, — ſich von jeher ſo ſehr auszeichnete, und von der ſelbſt wir gelehrige Teutſche die brodloſe und in den meiſten Fällen ſo verderbliche Kunſt des Kleinmeiſterns gelernt haben, — daß, ſage ich, dieſe Nazion, die in

erſchlaffter Ruhe ihres, durch vielfältige politiſche Leiden und Drangſale knechtiſch danieder gedrückten Geiſtes alle Schwungkraft und jedes kühnere Gefühl für alles Große und Edle verlohren zu haben ſchien, — durch eine eben ſo gewaltſame als ſchnelle, wenn gleich längſt vorbereitete Kriſe ihren Karakter ſo gänzlich ausziehen, und, zum frappanteſten Abſtich mit ſich ſelbſt, ſich — wozu nach dem ordentlichen Laufe der Dinge die langſame Reiſe einer langen Reihe von Jahren gehört — im reißendſten Tempo zu einer Höhe von männlicher Tapferkeit und patriotiſchem Enthuſiasmus erheben konnte, den wir nur aus den Annalen der griechiſchen und römiſchen freyen Republiken kennen, und der ſelbſt ihre erbitterſten Feinde zur Verwunderung hinzureißen geſchickt iſt. *) Schade nur, und

*) Ich beſorge ſehr, der Ungenannte, indem er von der männlichen Tapferkeit und dem patriotiſchen Enthuſiasmus der heutigen franzöſiſchen Nazion in ſo ſtarken Ausdrücken ſpricht, habe ſich von ſeiner erhitzten Einbildung weit über die Gränzen der Wahrheit wegführen laſſen. Etliche wenige einzelne Beyſpiele beweiſen hier eben ſo wenig für ſeinen Satz, als die Proben von Tapferkeit und Verachtung des Todes, welche die franzöſiſchen Kriegsheere und ſelbſt die bloßen zufälligen Attrouppemens des gemeinen Volks bey ſo vielen Gelegenheiten in den letztverwichnen vier Jahren bewieſen haben. Ungeſtüme Hitze und brauſende Aufwallungen

ewige unauslöschliche Schande, daß der größte Theil ihrer Repräsentanten, die einen aus gemächlicher Blindheit, die andern aus bethörter, und noch andere — wir können es wohl sagen — aus niedrig bestochner Leidenschaft, das in sie gesetzte ehrwürdige Vertrauen der nach Hülfe rufenden Menschheit dermaßen mißbrauchen, und

lungen von Leidenschaft, — die bey jedem Widerstande (zumahl wenn die Wirkung der Kontagion des Beyspiels, der Nacheiferung und der gereizten Ruhmsucht durch die Menge der Theilnehmenden verstärkt wird) in kurzem bis zu einer blinden Wuth steigen können, welche sehr oft die nehmlichen Wirkungen, wie kaltblütige persönliche Tapferkeit, hervorbringt, — haben von jeher dieses feurige, eitle, leichtsinnige und ehrgeizige Volk karakterisiert; und man wird in ihrer ganzen Geschichte bis auf die Zeit, wo der glänzende Despotismus Ludwigs XIV. und die seit der Regentschaft Philipp von Orleans immer zunehmende Sittenverderbniß den alten Nazional-Karakter dämpfte, schwerlich eine Epoke von fünfzig Jahren finden, wo sich das französische Volk nicht eben so geneigt zum Aufstande und zur Empörung, eben so ungestüm hitzig, eben so scheinbar tapfer, edelmüthig und großherzig, in der That aber eben so ungroßmüthig, wild, rasend, grausam und kannibalisch bewiesen hätte, als es sich seit dem 6ten Oktober 1789. bey so vielen ähnlichen Gelegenheiten, und überhaupt in ihrem ganzen äußerst ungerechten und unmenschlichen Betragen gegen die Aristokraten und gegen den besten ihrer Könige bewiesen hat. W.

dem gutherzigen Kosmopoliten beym Anblick ſo vieler unter ihren Augen verübten Greuelthaten, welche der Nachwelt zu erzählen die Geſchichtsmuſe ſchaudert, — die Thräne für ſeine leidende Brüder wieder ins Auge zurückdrängt, die er ſo gern abzutrocknen ſchon im Begriffe war.

Es dient nicht zu meinem Zwecke, dieſe Betrachtungen hier weiter zu verfolgen. Das einzige will ich zu meinem gegenwärtigen Behufe noch anmerken, daß Willensäußerungen von Perſonen, die im Leben irgend eine ausgezeichnete Rolle ſpielten, wenn ſie jetzt an dem ſind, vom Schauplatz abzutreten, für uns immer etwas Süblimes haben, vielleicht, weil wir zu glauben geneigt ſind, daß ihrem von der Hülle irdiſcher Vorurtheile ſchon halb entkleideten Blick geiſtige Gegenſtände ſich im reinern Lichte zeigen. — Das letzte Vermächtniß der ſterbenden Korday an ihr Volk, das jetzt unter den Wettern ſeiner Feinde *) auf den brauſenden Wogen der Anarchie

*) Der V. hat doch nicht vergeſſen, daß dieſes Volk (das ſich ſeiner uſurpierten, wiewohl in einer bloßen elenden Täuſchung beſtehenden Souveränität ſo übel bedient) keine andere Feinde hat, als die es haben wollte, denen es, gegen alle Vernunft und Politik, ſelbſt den Krieg ankündigte, und die es, durch das famoſe Dekret vom 15. Dezember 1792. in die Nothwendigkeit ſetzte, als Feinde gegen ein Volk aufzuſtehen, das durch ſeine

ſein leckes Schiff zwiſchen Klippen und Sandbänken, jeden Augenblick in Gefahr an denſelben zu ſcheitern, vor unſern Augen herumtreibt, — hat mir in dieſem Betracht vorzüglich werth geſchienen, in gegenwärtigem, zum gemeinnützigen Gebrauche beſtimmtem Blatte einen Platz zu behaupten. Die Briefe ſelbſt lauten nach der vor mir liegenden franzöſiſchen Urkunde wie folget.

Korday an ihren Vater.

„Vergeben Sie mir, daß ich, ohne Ihr Gutachten einzuhohlen, über mein Leben diſponirte; daß

ſeine Repräſentanten öffentlich erklärt hatte, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis es alle europäiſchen Staaten ſeinen neuerſonnenen ſinnloſen Geſetzen unterworfen haben würde. Jedermann weiß, oder könnte es doch leicht wiſſen, daß die Franzoſen bloß ihre am 12ten September 1791. ſo feyerlich promulgierte und vom Volke mit den lebhafteſten Freudensbezeugungen angenommene Konſtituzion unverletzt beyzubehalten, und ſich in die Ordnung, welche darin feſtgeſetzt iſt, zu fügen brauchten, um Friede zu haben, und dem größten Theile von Europa einen verderblichen Krieg zu erſparen, den, weltkundiger maßen, bloß die Jakobiniſche Fakzion, von welcher ſie ſich ſeit zwey Jahren ſo jämmerlich bethören und ins Verderben ziehen laſſen, angezündet hat, und bis auf dieſen Tag durch immer neue und immer abſcheulichere Beleidigungen zu unterhalten befliſſen iſt. W.

daß ich Ihren Fürwitz betrog, und unter dem Vorwande nach London zu reiſen, den ruchloſen Marat ermordete. Dieſer Böſewicht war der Urheber aller bürgerlichen Unruhen und Gräuel, unter denen mein Volk blutet; und ich wünſche mir Glück, daß durch mich mein Vaterland endlich von dieſem Ungeheuer erlöſt iſt. Sie denken übrigens zu geläutert, um nicht zu wiſſen, daß nicht das Schaffot, ſondern allein das Verbrechen entehrt. — Erbärmliche Republikaner! Mußte ein Weib euch die Bahn zu Großthaten zeigen? — Ich danke Ihnen für alle mir im Leben erwieſene zärtliche Liebe. Freuen Sie ſich, daß Sie eine Tochter die Ihrige nennen können, die ſie zu fühlen vermag dieſe Wonne, die der Tod demj giebt, der ihn ſtirbt für des Vaterlandes Heil."

Korday an den Konvents-Deputierten Barbaroux.

„Ich bin verurtheilt — Wohl mir! Nur eine kleine Stunde noch, und ich wandle im Kreiſe der edelſten Seelen meiner Art. Aber ich habe das Herz zu hoffen, daß unter fünf und zwanzig Millionen Menſchen ſich noch einige finden werden, die mir gleichen an Muthe. Arme, betrogene Nazion! — Doch, um Republikaner zu ſeyn, dürft ihr nur meinem Beyſpiele folgen, und alle die Unholde mit einem Mahle von der Erde ausrotten, die euren freygebohrnen Sinn noch unter dem

dem ſchimpflichen Joche der Knechtſchaft gefangen halten. Ha! Barbaroux, blick her! Sieh die reinſte der Freuden, wie ſie in dieſem Augenblick meinen Buſen ſchwellt! Sieh das unausſprechliche Entzücken der triumfierenden Freyheit, errungen von mir durch den Tod der Guillotine, der mich mit Brutus vereint!"

* * *

Welch ein Weib, Leſer! Ich bedaure dich, wenn du von dieſen Starkzügen ächten Seelenadels deinen Buſen nicht gehoben fühleſt, und ich verachte dich, wofern du ein Mann biſt.

Geiſt der verewigten Korday, ſchwebe hernieder aus deinen lichten Regionen auf dein armes verwaiſtes Volk! Hauch in Preußens und Oeſterreichs mächtige Fürſtenherzen den großen Muth deiner von dem lauterſten Feuer des Patriotismus geläuterten Tugend! Beſeele Ihren erhabnen Zwillingsgenius mit dem rühmlichſten Eifer, die unterdrückte Sache der Unſchuld ſiegreich zu behaupten, damit da, wo jetzt Menſchen ſich würgen, und Liebende und Geliebte, gewaltſam aus ihren Umarmungen gerißen, in verödeten Fluren einſam trauern, Eintracht und Ruhe wiederkehren, Friede und Freude von neuem ſich ſchweſterlich gatten, und Herrſcher und Beherrſchte, durch wechſelſeitige Achtung und Liebe zum trauten Bunde vereint, bald wieder auf einem Wege ſich grüßen!

Seyd

aus, und gieng auch eben so gekleidet, von solcher Farbe, und so ausstaffiert wie ich; denn ihn copiere ich in dieser Verkleidung -- O, wenn es so ist, so werd' ich den Sturm und die Wellen liebreich statt grausam nennen.

[Sie geht ab.]

Sir Tobias.

Ein recht schlechter armseliger Bube, und eine feigere Memme als eine Hindin; seine Schlechtigkeit zeigte sich in seiner Aufführung gegen seinen Freund, den er in der Noth verläugnete; und von seiner Feigheit kan euch Fabian erzählen.

Fabian.

Eine Memme ist er, eine recht fromme, friedfertige feige Memme.

Sir Andreas.

Mein Seel! Ich will ihm nach und ihn prügeln.

Sir Tobias.

Thut das, gebt ihm Maulschellen, bis er genug hat, nur den Degen zieht nicht gegen ihn.

Sir Andreas.

Wenn ich's nicht thue --

(Er läuft fort.)

Fabian.

Kommt, wir müssen doch sehen, wie er das machen wird.

Sir Tobias.

Ich wollte wetten was man will, es wird doch nichts daraus werden.

(Sie gehen ab.)

Seyd ſtolz dann auf euer Werk! Du, in der Reihe der Gewaltigen dieſer Erde der Erſte, und Du, durch Ruhm deiner Ahnen und Vorahnen und Ehrgeitz ihnen nachzueifern, nicht in derſelben der Zweyte! Seyd ſtolz auf das in euren Willen und eure Kräfte geſetzte Vertrauen aller Völker Europens; auf die geſpannten Blicke, die ſie auf euch heften, und die frohen Erwartungen aller Guten die eure Wege geleiten! Seyd ſtolz zulezt auf euern Rang und das Bewußtſeyn aller Vorzüge, durch die ihr über Millionen eurer Mitmenſchen emporragt! Aber — o! könnt' ich meinen Worten Zauber, und meiner Rede Flügel geben, euer Ohr zu erreichen! — vergeßt nicht, daß nur der würdige Gebrauch derſelben euch vor der übrigen Menge adelt; daß ſie nur in ſo fern ein vollgültiges und von der Milde des Himmels euch geliehenes Pfund ſind, das der öffentliche Glaube reſpektiert, wenn ihr nach Pflicht und Gewiſſen damit wuchert; daß nur die erworbne Achtung eurer Unterthanen der ſicherſte Schemmel eurer Füße — das gebaute Glück der eurem Scepter Anvertrauten, das erſte und letzte Ziel, aber zugleich auch der ſüſſeſte Lohn eurer mühvollen Arbeiten — und — der durch väterliches Wohlthun erpreßte Beſitz ihrer Herzen der glänzendſte Stein eures Fürſtlichen Diadems, ſo wie der glorreichſte eurer königlichen Triumfe iſt; ein Triumf, der alle eure noch ſo tapfer geſchlagene Schlachten und noch ſo künſtlich erfochtne

Siege,

Siege, der eure glänzendſten Eroberungen neuer Länder und Erdſtrecken, erkämpft mit dem Mordſchwerdt eurer Vaſallen, und gedüngt mit dem Blute eurer Getreuen, — auf der Richtwage der unbeſtochenen Vernunft zu Boden ſchleudert.

Ihr alle endlich, die ihr Glieder ſeyd der Monarchenkette, geſchlungen Europens Ruhe und ſeiner Nazionen Wohl zu ſichern, und die ihr auf ein größeres oder kleineres Volk, deſſen Willen zu lenken euch zu Theil wurde, herabſchaut; o vergeßt nie eures erhabnen Berufs! Seyd Götter der Erde im göttlichſten Sinne des Wortes! Leuchtet ſelbſt vor mit dem Muſter jeglicher Tugend, die ihr euern Untergebenen gebietet! Ahmt ihr nach in ihren Werken, dieſer über euch und uns gebietenden Allmacht, deren ſichtbares Ebenbild und Bevollmächtigte ihr zu ſeyn hienieden beſtimmt ſeyd! Seyd Pflanzer und Pfleger alles deſſen, was den Erdkreis und ſeine Bewohner verſchönert, und hinterlaſſet geſegnete Spuren eures vergänglichen, aber vielvermögenden Daſeyns! Vor allem errichtet euch Monumente in den Herzen derer, die eurer Herrſcherweisheit empfohlen ſind, und ihr könnt keck der Ungerechtigkeit der Menſchen Trotz bieten. Denn, ſeyd verſichert, mit Suada's Griffel wird zur Kunde aller Zeiten und Geſchlechter der urtheilſprechende Genius des Verdienſtes eure Nahmen im Thatenbuche der Unvergänglichkeit eingraben: indeß Jahrtauſende bis

dieſen

dieſen Augenblick undankbar der weiland Hochmuth prahlende Koloß, die Mumien Aegyptiſcher Faraonen in träger Schwere drückt. Alle ſeine Mühe wird verlohren ſeyn, und ſollt' er ausharren bis zum letzten Poſaunenton, der euch und uns zugleich aus Einem Grabe auferſtehen heißt, zu empfangen nach Einem Maaße — wie wir gelebt haben.

— ß.

Ein Paar Anmerkungen des Herausgebers über Scharlotte Korday.

Die Frage, ob dieſe junge Dame berechtigt geweſen ſey, ihr Vaterland von dem halbwahnſinnigen Volksfreunde **Marat** durch einen Meuchelmord zu befreyen? muß (wie jedermann ſieht) eigentlich ſo geſtellt werden: Gehört der Fall, worin ſich dieſe franzöſiſche **Jael** oder **Judith** befand, unter die Fälle, die von der allgemeinen Vernunft als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erkannt werden? Niemand zweifelt, daß Sch. Korday ſich ſelbſt gegen einen gewaltſamen Angriff ihres Lebens oder ihrer Ehre, von Seiten Marats, im äußerſten Nothfall, auf Koſten des Lebens des Angreiffers hätte vertheidigen dürfen. Dies iſt, unter den beſagten Bedingungen, einem Jeden gegen einen Jeden erlaubt. Aber gilt dies auch von dem Falle, da ein Bürger den andern eigenmächtig des Lebens beraubt, weil er

ihn

ihn für einen ruchlosen Bösewicht und Urheber des öffentlichen Elends seines Vaterlandes hält? So wie bey jener Frage, die bejahende Antwort sogleich auf Jedermanns Lippen schwebt: so wird hingegen bey dieser Jedermann stutzen, und sich zwischen Ja und Nein in Zweifel befangen fühlen. Denn auf der einen Seite ist es Pflicht, das Vaterland mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten; auf der andern, was würde aus der persönlichen Sicherheit der Bürger eines Staates werden, wenn eines jeden Leben bloß von der (vielleicht irrigen) Meynung, die irgend ein anderer von dem Grade seiner (vielleicht nur eingebildeten) Gemeinschädlichkeit gefaßt hätte, abhienge? Wer weiß nicht, wie sehr eine exaltierte Einbildungskraft, und der Fanatismus überspannter Leidenschaften die Urtheilskraft eines Menschen, zumahl eines Weibes, irre führen können? — Ich zweifle sehr, daß die That der Korday, in dieser Rücksicht, dadurch gerechtfertiget sey, wenn man sagt: ihr Vaterland befinde sich gegenwärtig in einem schwankenden Mittelzustand zwischen Anarchie und Unterdrückung, indem es seit Abschaffung der gesetzmäßigen königlichen Autorität der Willkühr einer tyrannischen Rotte Preis gegeben sey, die dem Willen so vieler Millionen für frey und gleich erklärter Menschen die schmählichsten Fesseln anlegt, und, mit einer wahrhaft Jakobinischen (Dominikanischen) Intoleranz, jeden freyen Gebrauch der Vernunft, der mit ihren Meynungen

gen

gen und Absichten nicht zusammenstimmt, zu einem Kapitalverbrechen macht. Denn, gesetzt auch, daß sich Frankreich wirklich in einem Zustande von gänzlicher Anarchie oder Auflösung aller politischen Bande und positiven Gesetze befinde (welches sich doch wohl so schlechterdings nicht behaupten läßt) — so würde doch eine Gewaltthat, welche jedem exaltierten Kopfe das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, durch das Moralgesetz allein, dessen allgemeine Verbindlichkeit von positiven Gesetzen ganz unabhängig ist, für unerlaubt erklärt.

„Woher kommt es denn also, daß, ausser den geschwornen Freunden und Brüdern Marats, schwerlich jemand die Geschichte der Scharlotte Kordan gehört oder gelesen hat, ohne eine unfreywillige Regung in sich zu fühlen, die ihn zu gleicher Zeit zum Mitleiden, und zur Bewunderung für dieses ausserordentliche Mädchen nöthigte?“

Diese zweyte Frage wird, dünkt mich, leicht zu beantworten seyn, wenn wir die mancherley verschiedenen Empfindungen, die hier unvermerkt in Einem Gefühl zusammenfließen, gehörig von einander scheiden. Marat war schon lange (seine Parthey ausgenommen) ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man betrachtete dies

ſen fanatiſchen Volksfreund, bey dem die tolleſte Wuth gegen alles was ſich mit ſeinem demokratiſchen Lieblingsſyſtem nicht vertrug, ſeit mehrern Jahren zum habituellen Zuſtand und zur andern Natur geworden war, als eine Art von Ungeheuer, deſſen Reden und Handlungen auch den unbefangenſten Zuſchauer zweifelhaft ließen, ob man ihn für einen Wahnſinnigen oder einen Böſewicht, für einen Menſchen oder einen Teufel halten ſollte. Am Ende fand ſichs denn doch, daß er nur ein Menſch, wiewohl ein höchſt verkehrter, verſchrobener, und (was vielleicht nicht wenig beytrug, ihn ſo giftig, blutdürſtig und wüthend zu machen) ein von Skorbut und Verole zerfreſſener elender Ruin von einem Menſchen war. Da er, während der Revoluzion, als Verfaſſer des *Ami du peuple*, und beſonders ſeit der Sitzung des gegenwärtigen Nazional Konvents, als Deputierter, eine ſehr abſcheuliche Rolle geſpielt hatte: da man ihn mit Recht für einen der thätigſten Urheber der Zerrüttung ſeines Vaterlandes anſah, und ſein Tod längſt ſchon der Wunſch aller, die es mit Frankreich wohl meynten, geweſen war: ſo war auch, bey der erſten Nachricht von ſeiner Ermordung, eine unfreywillige Anwandlung von Vergnügen über die Gerechtigkeit, welche die göttliche Nemeſis durch die Hand eines Weibes (wer ſie auch ſeyn möchte) an ihm ausgeübt zu haben ſchien — bey mir wenigſtens, ich geſtehe es — das erſte, was ich

zwar

zwar unfreywillig in mir fühlte, aber was meine Vernunft selbst nicht mißbilligte; und natürlicher Weise konnte dies Gefühl derjenigen, die dem Schicksal ihren Arm geliehen hatte, nicht anders als günstig seyn. Indessen gesellte sich beynahe in dem gleichen Augenblicke die Reflexion dazu: er war ein Mensch — ein elender kranker Mensch — zwar schädlich und übelthätig, aber doch nicht mit dem Willen es zu seyn, sondern im Gegentheil mit der völligsten Ueberzeugung, daß er auf dem Wege, den er gieng, sich um sein Volk und um die ganze Menschheit unendlich verdient mache. Natürlich erregte diese Reflexion das mitleidige Gefühl, dessen sich beym Anblick des gewaltsamen Todes eines Menschen, wäre es auch der größte Verbrecher, kein andrer Mensch, am allerwenigsten einer, der sich mit Leichtigkeit an den Platz eines jeden zu setzen gewohnt ist, erwehren kann. Zu diesem Gefühl gesellte sich eben so schnell der nicht weniger natürliche und gerechte Abscheu vor jedem Meuchelmorde, als dessen Vorstellung an sich selbst etwas zugleich verhaßtes und verächtliches hat. Beyde Regungen konnten nicht anders als der Mörderin ungünstig seyn. Wäre nun Sch. Korday, nach vollbrachter That, glücklich entwischt und der Strafe entgangen, die jedem Meuchelmorde gebührt: so wäre es bey jenem dreyfachen Gefühl geblieben; ich hätte die Gerechtigkeit der göttlichen Nemesis angebetet, den Elenden bedauert, den

die Natur zu meinem Bruder *) gemacht hatte, ſo wenig ehrenvoll mir auch die Verwandtſchaft war, und der Enthuſiaſtin zwar das Glück, der Guillotine entgangen zu ſeyn, herzlich gegönnt, aber ohne damit die Handlung, womit ſie ſolche verdient hatte, gut zu heißen. Allein die Mörderin entkam nicht, hatte auch nicht die geringſte Anſtalt dazu gemacht; es zeigt ſich vielmehr, daß ſie, zu eben der Zeit, da ſie den Marat als einen dem Vaterlande höchſt verderblichen Böſewicht zu tödten beſchloß, ſich auch freywillig entſchloſſen hatte, es auf Koſten ihres eignen Lebens zu thun. Weit entfernt, ſich die That, bey welcher ſie ergriffen wurde, reuen zu laſſen, die Schuld von ſich auf andere abwälzen zu wollen, oder (wie man ihr zumuthete) Mitſchuldige anzugeben, beharrete ſie dabey, das, was ſie gethan, aus eignem Antrieb und aus dem reinſten Beweggrunde gethan zu haben; ſie war ſtolz darauf, in einem Alter von 25 Jahren mit freywilliger Aufopferung ihres eignen Lebens ihrem Volke eine der größten

*) Hoffentlich bedarf es bey Niemand — als etwa bey denen, die vor vielen Jahren, ich weiß nicht welchem Romanſchreiber auf ſein Wort glaubten, daß ich einen ältern Bruder hätte, der eine gewiſſe kleine Chronik, ich weiß nicht von welchen Königen geſchrieben habe, — der Verſicherung, daß Marat nicht in der engern Bedeutung des Wortes, ſondern nur in derjenigen, worin alle Adamskinder Brüder ſind, auch der Meinige war.

gröſsten Wohlthaten erwiesen zu haben; sie gieng dem Tode mit der ruhigsten Herzhaftigkeit entgegen, und erhielt sich in dieser Fassung, ohne die geringste Schwäche zu zeigen, bis zum letzten Augenblick. Alles dies schien eine ungewöhnlich groſse Seele zu beweisen, und erregte zugleich Bewunderung, Liebe und Bedauren. Das, was an ihrer That unrecht war, verschwand, so wie man sich versichert hielt, daſs sie in ihrem Gewissen überzeugt war, recht und edel gehandelt zu haben. Und wie hätte man nicht hievon versichert seyn sollen, da sie weder durch Rachsucht, (denn Marat hatte sie ja nicht persönlich beleidiget) noch durch irgend einen eigennützigen Beweggrund, (denn sie wuſste ja, daſs sein Tod unfehlbar auch der ihrige seyn würde) also — bloſs durch die reinste Vaterlandsliebe, und durch das Verlangen, ihren Mitbürgern ein groſses Beyspiel zu geben, dazu angetrieben worden sey?

Allein, war nicht dieser letzte Schluſs vielleicht doch wohl zu voreilig? Gab es nicht noch einen andern, nicht so reinen Antrieb, dessen Reiz einer Person von ungewöhnlich lebhafter Einbildung, an welcher ohnehin nichts als ihr Geschlecht weiblich schien, und die vielleicht mehr als Eine geheime Ursache des Lebens überdrüssig zu seyn, haben mochte — den Tod gleichgültig, ja sogar wünschenswerth machen konnte? Konnte es nicht der Ehrgeiz seyn, durch eine so auſser-

ordentliche That, — als es dieſe war, den vom Pariſervolk beynahe angebeteten Volksfreund auf Koſten ihres eigenen Lebens mitten in Paris, mitten unter dem Volke, deſſen Abgott er war, zu tödten, ſich über ihr ganzes Geſchlecht zu erheben, und einen Nachruhm zu erwerben, der ſo lange dauern würde, als die Franzöſiſche Nazion und die Annalen des Menſchengeſchlechts? Ich müßte mich ſehr irren, oder der Ton und die Sprache der beyden Briefe ſelbſt, die unſern Ungenannten ſo mächtig begeiſtert haben, verräth dieſen Beweggrund ziemlich deutlich; und warum ſollte denn auch die bloße franzöſiſche Eitelkeit, die ſchon ſo viel Wunder gethan hat, in der Seele einer romantiſchen ci-devant Demoiſelle nicht auf einen ſo hohen Grad haben ſteigen können, daß ſie dem Gedanken, „durch die Guillotine mit Brutus „vereinigt zu werden" und „im Kreiſe der edelſten Seelen ihrer Art zu wandeln," eben ſo wenig widerſtehen konnte, als ein zärter organiſiertes, ſchwächeres Mädchen einem Liebhaber, der ſie in den Kreis aller Götter vor Paſos und Cythete zu verſetzen verſpricht? — Doch, ohne mich bey dieſer Möglichkeit aufzuhalten, auch Patriotiſmus, wenn er zu einer fanatiſchen Leidenſchaft wird, hört auf eine verdienſtliche Tugend zu ſeyn, und verliert ſeine Anſprüche an unſere Hochachtung. Brutus ſelbſt wird wegen ſeiner Theilnahme an der Ermordung Cäſars nur von einſeitigen Enthuſiaſten bewundert, die es

für

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

[Die Straſſe.]

[Hans Wurſt, der von Olivia geſchikt worden, den Cäſario zu ihr zu ruffen, triſt den Sebaſtiano an, und richtet ſeinen Auftrag bey ihm aus, weil er ihn für den Cäſario anſieht; Sebaſtiano, der hier ganz fremd iſt, und von der Verkleidung ſeiner Schweſter, die er ſogar für todt hält, nichts wiſſen kan, ſtellt ſich zu dieſem qui pro quo ſo befremdet an, als man ſich vorſtellen kan, und will ſchlechterdings derjenige nicht ſeyn, wofür ihn Hans Wurſt anſieht: Indem ſie nun mit einander ſtreiten, kommen Sir Andreas und Sir Tobias dazu, von denen der Erſte durch den nemlichen Optiſchen Betrug ſeinen Mann gefunden zu haben glaubt, und dem vermeynten Cäſario eine Ohrfeige appliciert, welche Sebaſtiano mit einer Tracht Schläge erwiedert. Sir Andreas hatte ſich das nicht vermuthet, und appelliert an die Juſtiz; denn, ſagt er, wenn ich ihm gleich den erſten Schlag gegeben habe, ſo iſt es doch keine Manier, daß er mir ſoviele dagegen giebt. Indem nun Sir Tobias Friede machen will, wird er ſelbſt mit Sebaſtiano handgemein; von der dazwiſchen kommenden Olivia aber in der

Zweyten

für Nichts rechnen, daß dieſe That vielmehr ein Unglück als eine Wohlthat für die Republik war, indem es mit ihr dahin gekommen war, daß ſie ohne ein Oberhaupt nicht länger beſtehen konnte, und unter allen Römern keiner beſſer dazu taugte als Cäſar. — Von dieſem auf Marat iſt nun freylich ein ungeheurer Abſtand! Da ihn aber gleichwohl die Imaginazion unſerer Heldin übersſprungen hat, und da ſie in ihren eignen Augen die Vergleichung mit Brutus aushält: ſo frage ich: was für große Vortheile konnte ſie ihrem Vaterlande von der Ermordung eines Marat verſprechen? Welche Wahrſcheinlichkeit hatte ſie, daß ihrem Volke dadurch geholfen ſey? Oder konnte ſie etwa, wie Brutus, auf das, was ſie ſelbſt dazu beytragen würde, rechnen? Was half es dem gemeinen Weſen, von Einem Böſewicht befreyt zu ſeyn, der zu wahnſinnig war um auf andre Weiſe Schaden zu thun, als in ſo fern er von viel größeren und ſchlauern Böſewichtern als bloßes Werkzeug gebraucht wurde? Wie konnte ſie glauben, daß dieſer einzelne Kopf der Jakobiniſchen Hyder nicht ſogleich durch zehn andere erſetzt werden würde? Warum überließ ſie den ausſätzigen Marat nicht dem weit ſchrecklichern Schickſal, das ihm bevorſtund, und ſtieß ihren Dolch nicht lieber einem Robespierre, oder Danton, oder Schabot, oder Barrere ins Herz, deren jeder eben ſo viel Schuld an dem Verderben ihres Vaterlandes hatte als Marat, und von deren Leben es

noch ungleich mehr Böſes zu erwarten hat, als ihm das bereits halbvermoderte Gerippenſt noch zufügen konnte? Sollte man nicht beynahe glauben, daß auch ſie nur ein verblendetes Werkzeug des perſönlichen Haſſes geweſen ſey, den die Püzot und Barbaroux dem über ſie triumfierenden Volksfreunde geſchworen hatten?

Das Reſultat aller dieſer Betrachtungen dürfte vielleicht das Horaziſche Nil admirari ſcheinen, welches auf die anomaliſchen Handlungen ungewöhnlicher Menſchen wohl am richtigſten anzuwenden iſt. Doch ſo weit wollen wir dieſe Gleichmüthigkeit nicht treiben, daß wir ſogar der heroiſchen, ſich ſelbſt aufopfernden Tugend unſre Bewunderung verſagen ſollten! Nur muß uns erlaubt ſeyn, uns erſt gewiß zu machen, ob es auch wirklich Tugend, oder vielleicht nur ein ſchimmerndes Meteor, wo nicht etwa gar (wie Sankt Auguſtin von den Tugenden der Heiden behauptete) ein glänzendes Laſter ſey, was man uns für heroiſche Tugend giebt. Verdient Scharlotte Kordan wirklich die Bewunderung der Nachwelt, ſo wird mir ihr Schatten gern verzeihen, wenn ich wünſche, daß wir durch genauere und zuverläßigere Nachrichten von ihren Umſtänden, ihrer Erziehung, ihrem vorigen Leben, der Geſchichte ihres Geiſtes und Herzens, ihrem Karakter, ihren Verbindungen und Ausſichten, in den Stand geſetzt werden möchten, über ſie und ihre That

ſo

so richtig und unbefangen zu urtheilen, daß unser Beyfall einer großen Seele, die nichts mehr von uns zu hoffen noch zu fürchten hat, angenehm seyn könne.

Eben, da dies geschrieben war, erhielt ich den Moniteur vom 29. 30. und 31sten Jul. *) worin sowohl der ganze Proceß der Korday, als die beyden Briefe, so sie am Tage vor ihrem Tode an Barbaroux und an Hrn. d'Armans, ihren Vater, schrieb, in extenso mitgetheilt werden. Ich ersehe daraus, daß Scharlotte Korday entweder zweyerley Briefe, sowohl an Barbaroux als an ihren Vater geschrieben haben müßte, oder daß die zwey kleinen Briefe, die man bereits in andern Zeitblättern gelesen und wovon unser Ungenannter uns mit einer neuen, der Energie der Originale gemäßern Uebersetzung hat beschenken wollen, unächt und untergeschoben sind — welches, allen Umständen nach, das wahrscheinlichste ist. Der Brief an Barbaroux, den der Moniteur mittheilt, ist Dienstag den 16ten Jul. abends um 8 Uhr datiert, und nimmt in besagtem Blatte zwey große Kolumnen ein. Er fängt mit den Worten an: „Ihr

*) Der durch das bekannte Dekret vom 1sten August, welches den Posten alle Gemeinschaft mit dem teutschen Reich untersagt, bisher aufgehalten worden war.

habt Verlangen getragen, Bürger, daß ich euch von meiner Reiſe einen umſtändlichen Bericht erſtatte; ich werde euch alſo nicht die geringſte Anekdote erlaſſen." Und nun folgt eine Erzählung alles deſſen, was ihr auf ihrer Reiſe und zu Paris bis auf den Augenblik begegnet, da ſie die That vollbrachte, worüber ſie ganz kurz iſt, weil Barbaroux den Detail davon in den Journalen zu leſen bekommen würde. Nur was ſie von Marats lezten Worten ſagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt ſich bey dieſer Gelegenheit ſo aus, daß man beynahe denken ſollte, ſie ſey, als ſie zu Marat kam, noch nicht völlig entſchloſſen geweſen. „Hier, ſagt ſie, *) ſind die lezten Worte, die er zu mir ſprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputierten) und der Adminiſtratoren von Kalvados Nahmen von mir erfragt hatte. Er ſagte mir, um mich zu tröſten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotinieren laſſen. Dieſe lezten Worten entſchieden ſein Schickſal." — „Ich geſtehe (ſezt ſie gleich darauf hinzu) daß das, was mich völlig zum Entſchluß gebracht hat, der Muth iſt, womit ſich unſre Freywilligen" (aus dem Departement von

*) Voici les dernieres paroles, qu'il m'a dites après avoir reçu vos noms à tous et ceux des Administrateurs de Calvados. Il me dit, pour me consoler, que dans peu de jours il vous feroit guillotiner à Paris. Ces derniers mots decidèrent de son sort.

von Kalvados) „am letzten Sonntag den 7. Jul.' anwerben lieſſen *). Sie erinnern ſich, wie groß meine Freude darüber war. Ich verſprach mir ſelbſt, ich wollte wohl machen, daß Petion ſich den Argwohn, den er wegen meiner Geſinnungen zeigte, gereuen laſſen ſollte. Wär' es Ihnen denn leid, wenn ſie nicht marſchierten? ſagte er. — Kurz, ich bedachte, **) es wäre Schade, wenn ſo viel brave Leute nach Paris kämen um den Kopf eines einzigen Menſchen zu hohlen, den ſie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verluſt vieler braver Bürger nach ſich gezogen hätte; er wäre (dacht ich) ſo vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu ſchon hinreichend." — Einige Zeilen darauf ***) kömmt

*) Allem Anſchein nach, zu einem Zuge nach Paris, um dem Marat den Garaus zu machen.

**) Enfin j'ai conſideré que tant de braves gens venant a Paris pour chercher la tête d'un ſeul homme, qu'ils auroient peut-être, manqué, ou qui auroit entrainé dans ſa perte beaucoup de bons citoyens; il ne meritoit pas tant d'honneur; cela ſuffiſoit de la main d'une femme.

***) Den folgenden Zug hätte ich ſchier übergangen, wiewohl er in der That zu karakteriſtiſch iſt, um nicht bemerkt zu werden. „Als ich von Caen abgieng (ſagt ſie) war ich Willens, ihn (den Marat) auf dem Gipfel des Berges des Nazional-Konvents zu opfern; aber er gieng nicht mehr hin."

kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. — „Zu Paris (ſagt ſie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, deſſen längſtes Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, um ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, als daß ich auf der Stelle getödtet werden würde. Einige herzhafte und in der That über alles Lob erhabne Männer ſchützten mich gegen die ſehr verzeihliche Wuth derjenigen, die ich (durch Marats Tod) unglücklich gemacht hatte. Weil ich bey kaltem Blute blieb, ſo war mir das von einigen Weibern gegen mich erhobene Geſchrey empfindlich; aber wer ſein Vaterland rettet, achtet nicht was es ihn koſten mag. Möchte doch der Friede ſobald, als ich es wünſche, hergeſtellt ſeyn! Ein großer Böſewicht iſt nun weniger; ohne dies hätten wir ihn nie erhalten können. In mir iſt es ſchon ſeit zwey Tagen Friede; das Glück meines Vaterlandes iſt das meinige.“ — Sie erwähnt hierauf ihres Vaters mit einiger Beſorgniß, daß er ihrentwegen beunruhiget werden möchte, und bittet den Barbaroux und ſeine Kollegen, ſich ſolchen Falls der ihrigen anzunehmen. Und nun fährt ſie fort: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Weſen gehaßt, und ich habe meinen Karakter gezeigt. Diejenigen, die mich betrauren, ſollen ſich freuen, mich in den Elyſeiſchen Feldern bey Brutus und einigen Alten zu ſehen; denn die Neuern

ſentieren mich nicht; es ſind ſo ſchlechte Leute! Es giebt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu ſterben wiſſen; ſie ſind faſt alle Egoiſten. — „Man hat mir, ſetzt ſie hinzu, zwey Gendarmes zugegeben, damit ich keine lange Weile habe; bey Tage hab' ich dies ſehr gut gefunden, aber nicht bey Nacht; ich habe mich über dieſe Unanſtändigkeit beklagt, aber die Comité hat nicht für gut gefunden ſich darum zu bekümmern. Ich denke es war ein Einfall von Chabot; nur ein Kapuziner kann ſolche Ideen haben . . .“

Sie ſpricht nun von ihrem Verhör — von ihrem fehlgeſchlagnen Verhaben, dem Departement von Kalvados ihr Porträt zu ſchicken — von der Wahl ihres gerichtlichen Vertheidigers — wie ſie über ihr übriges Geld zu diſponieren gedenke — verwundert ſich, daß das Volk ſie ſo ruhig nach der Conciergerie habe bringen laſſen, und will, daß Barbaroux „den guten „Einwohnern von Kaen, die ſich zuweilen kleine In„ſurrekzionen erlaubten ꝛc. dieſe neue Probe der Mäßi„gung des Pariſervolks zum Muſter vorhalte. Mor„gen um 8 Uhr (ſetzt ſie nun unmittelbar hinzu) rich„tet man mich; wahrſcheinlich um Mittag werd' ich „gelebt haben, um die Römerſprache zu reden. „Man wird nun doch wohl an den Muth der Einwoh„ner des Kalvados glauben, da ſogar die Weiber die„ſes Landes Feſtigkeit zu beweiſen fähig ſind. Uebri„gens weiß ich nicht, wie die letzten Augenblicke meines

„Lebens

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20633 / 402

„Lebens vorbeygehen werden, und nur das Ende krönt „das Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlich„keit über mein Schicksal zu affektieren; denn bis itzt „spüre ich nicht die geringste Furcht vor dem Tode; „ich habe das Leben nie anders als nach dem Nutzen, „den es haben konnte, geschätzt."

Mit dieser Kaltblütigkeit, in diesem simpeln, gelassenen, prunklosen Ton ist der ganze Brief geschrieben. Die Unzierlichkeit und Nachläßigkeit der Sprache macht es mir wahrscheinlich, daß auch die wenige Ordnung, die darin auffallend ist, nicht sowohl von dem Zustande ihres Gemüthes, als von ihrer in diesem Stücke vernachläßigten Erziehung und von wenig Uebung im Schreiben zeuge. Uebrigens scheint mir gerade diese Kaltblütigkeit und Ruhe, und diese alltägliche Prose, die sie in ihrem Briefe spricht, ihrem Karakter mehr Ehre zu machen, als die begeisterte, auf Kothurnen daher schreitende, komödiantische Sprache des kleinen Briefes, den sie an Barbaroux geschrieben haben soll, und vermuthlich nicht geschrieben hat. Mir ist ganz wahrscheinlich, daß irgend ein enthusiastischer Bewundrer unsrer Heldin durch diese verschönerte Einkleidung ihrer in dem echten Brief an B. nur in schlichter Prosa ausgedruckten Gesinnungen sich um ihre Manen verdient zu machen geglaubt hat.

Auch der Brief an ihren Vater, den der Moniteur mittheilt, und der ebenfalls am 16ten geschrieben ist,

ist, lautet anders als derjenige, den mein Ungenannter (aus dem Journal de Paris vermuthlich) geliefert hat. Da er kurz ist, so will ich ihn ganz hersetzen, damit der Leser, den dies etwa interessieren mag, selbst urtheilen könne. „Verzeihen Sie mir, lieber Papa, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben disponiert habe. Ich habe viel unschuldige Schlachtopfer gerächt; bin vielem Unheil zuvorgekommen: das Volk, wenn ihm die Augen einst aufgehen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreyt worden zu seyn. Daß ich Sie zu bereden gesucht habe ich gehe nach England, kam daher, weil ich damahls hoffte, *incognito* bleiben zu können;*) aber ich habe die Unmöglichkeit bald eingesehen. Ich hoffe, man werde Sie ganz und gar nicht beunruhigen; allenfalls werden Sie Vertheidiger in Caen finden. Adieu, mein lieber Papa; ich bitte Sie mich zu vergessen, oder vielmehr sich über mein Schicksal zu erfreuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelhafter Beweggrund hätte sie nicht leiten können. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie alle meine Verwandte. Vergessen Sie den Vers des Corneille nicht:

Le crime fait la honte et non pas l'Echafaud.
Das Laster schändet bloß, nicht das Schaffot.

Morgen um 8 Uhr, wird man mich richten."

Ich

*) Nehmlich, den Marat zu expedieren, ohne entdeckt zu werden.

Zweyten Scene.

so gleich wieder geschieden, welche ihren ungesitteten Oheim unter den bittersten Vorwürfen aus ihren Augen gehen heißt, den vermeynten Cäsario aber aufs zärtlichste zu besänftigen sucht, und zu sich in ihr Haus nöthiget. Sebastiano weiß nun vollends nicht mehr, in was für einer Welt er ist. Was bedeutet alles diß, ruft er aus, entweder hab ich den Verstand verlohren, oder das alles ist ein Traum. O wenn es ein Traum ist, so laßt die Phantasie meine Sinnen immer in Lethe tauchen, so laßt mich nie von diesem Traum erwachen. Nun, sagt Olivia, komm, ich bitte dich; ich wollte du ließest dich von mir regieren; von Herzen gerne, antwortet Sebastian, und so gehen sie in bester Eintracht mit einander ab.]

Dritte Scene.

(Ein Zimmer in Olivia's Haus.)

Maria und Hans Wurst.

Maria.

Ich bitte dich, mache hurtig, zieh diesen Priesterrok an, und binde dir diesen Bart um; wir wollen ihn bereden du seyest Sir Topas der Pfarrer; beschleunige dich; ich will indeß den Sir Tobias ruffen.

(Sie geht ab.)

Hans

Ich gestehe, daß ich den schlichten Styl dieses Briefes dem pomposen und aufgeschraubten in der Uebersetzung des Ungenannten weit vorziehe.

Da ich mich schon so lange bey dieser normannischen Heldin aufgehalten habe, so wird es den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, auch die kurze, aber meisterhafte **Vertheidigung** (weil sie die **einzig mögliche** war, die allenfalls noch etwas zu ihren Gunsten hätte wirken können) zu sehen, welche der ihr vom Gericht gesetzte Defensor *Chauveau* für sie ablegte.

„Die Beklagte gesteht kaltblütig die entsetzliche That so sie begangen hat; sie gesteht kaltblütig, lange damit in Gedanken umgegangen zu seyn; sie gesteht die abscheulichsten Umstände derselben; mit Einem Worte, sie gesteht **Alles**, und sucht sich nur nicht einmahl zu rechtfertigen. Dies, Bürger Geschworne, ist ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verläugnung ihrer selbst, ohne einiges Zeichen einer Gewissensrüge, und dies, so zu sagen, im Angesicht des Todes, — diese Ruhe und diese Selbstverläugnung, wie sublim sie auch in gewissem Sinne seyn mögen, **sind nicht in der Natur**; sie lassen sich nicht anders erklären, als aus der **Exaltazion des politischen Fanatismus**, der ihr den Dolch in die Hand gegeben. Euch, Bürger, kommt es nun zu, zu urtheilen, wie viel Gewicht diese

diese moralische Betrachtung in der Wagschale der Gerechtigkeit haben soll: ich überlasse dies Eurer Klugheit.“

Die Beklagte war mit dieser Vertheidigung so wohl zufrieden, daß sie, nachdem das Tribunal ihr Todesurtheil (als worauf alle Geschworne gestimmt hatten) ausgesprochen, sich gegen Chauveau wandte, und sagte: „Sie haben mich auf eine zarte und edelmü„thige Art vertheidiget; dies war die einzige, die sich „für mich schicken konnte; ich danke Ihnen dafür; „sie hat mir eine Hochachtung für Sie eingeflößt, wo„von ich Ihnen einen Beweis geben will. Diese Her„ren sagen mir so eben, daß mein Vermögen konfis„ziert sey; ich bin etwas im Gefängniß schuldig; ich „trage Ihnen auf diese Schuld zu bezahlen.„ — Ich denke, dieser Zug, und dies ganze Impromptu, unmittelbar nach empfangnem Todesurtheil, ist viel werth.

Als sie hierauf nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, bot ihr ein Beichtiger seine Dienste an. Danken Sie, sagte sie zu ihm, in meinem Nahmen den Personen, welche sie überschickt haben; aber ich bedarf ihres Amtes nicht. (je n'ai pas besoin de votre ministere.)

Als (eine Stunde darauf) der Nachrichter kam, sie zum Tode zu führen, schrieb sie eben an folgendem Billjet, welches sie ihn endigen und siegeln zu dürfen ersuchte.

An *Doulcet Pontecoulant.* *)

„Dulcet-Pontecoulant iſt eine Memme, (un Lache) daß er ſich geweigert hat, mich zu vertheidigen, da dies doch eine ſo leichte Sache war. Der, der es gethan hat, hat ſich mit aller möglichen Dignität benommen; ich werde ihm bis zum letzten Augenblick dankbar dafür ſeyn.“

Marie Korday.

Indem ſie zum Schaffot gieng, (ſagt der Moniteur) hörte ſie unterweges nichts als Applaudiſſemens und Bravo's. Ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch ſie ihre Empfindungen ausdrückte. Auf dem Schaffot ſelbſt behielt ihr Geſicht noch die friſche Farbe einer vergnügten Frauensperſon. (la fraicheur et le coloris d'une femme ſatisfaite.)

Ich denke, nach allen dieſen datis bedürfen wir keiner weitern Nachrichten, um unſer Urtheil von Marie Anne Scharlotte Korday zu berichtigen, wenn wir es nicht lieber bloß bey dem, was uns das Gefühl für ſie ſagt, bewenden laſſen wollen.

W.

---

*) So hieß der Vertheidiger den ſie ſelbſt erbeten hatte, und der es abſchlug.

IV.

Apologie der teutſchen Lettern,

mit

einer Antwort des Herausgebers.

Man hat den unglücklichen *) Einfall gehabt die teutſchen Lettern verbannen zu wollen; ich möchte ſie uns zu erhalten verſuchen.

Es ſey Mönchsſchrift, ſagt man; alle Nazionen haben ſie verlaſſen, wir müßten ſie auch abſchaffen.

Ob ſie Mönchsſchrift iſt oder nicht, das thut zur Sache nichts, wenn ſie ſonſt etwas Gutes hat. Unſre gewöhnlichen Ziffern ſind ja arabiſchen

*) Warum unglücklichen? Dies ſieht ja beynahe wie ein kleiner ſachwalteriſcher Kunſtariff aus, den lateiniſchen Lettern ſchon zum Voraus einen böſen Nahmen zu machen, ehe dem Leſer noch Gründe für oder wider ſie vorgelegt ſind? Ob der Einfall unglücklich geweſen ſey oder nicht, iſt ja eben der Punkt, der erſt ausgemacht werden ſoll; und er muß alſo nicht als etwas ſchon ausgemachtes vorausgeſetzt werden. Wir wollen die Einwürfe des Hrn. M. ruhig anhören und prüfen, wie viel oder wenig ſie gegen die lateiniſchen Lettern entſcheiden. Das Publikum mag dann, wenn beyde Theile abgehört ſind, den Ausſpruch thun.

schen Ursprungs, und wir ziehn sie doch den römischen vor. Freylich haben die Europäischen Nazionen unsere Schrift verlassen, aber zu einer Zeit, da sie noch ganz anders aussah als jetzt. Sie hätten sie wohl nicht verlassen, wenn sie die Schrift in der Vollkommenheit gekannt hätten wie wir. Sie wechselten mit der Schrift zu einer Zeit, wo ihre Sprache noch nicht die völlige Ausbildung hatte, und wo es also noch Zeit war, daß sich die Sprache der Schrift und die Schrift der Sprache anschmiegen konnte. Dieses ist jezt bey uns zu spät. Wir haben sogar Schriftzeichen, die sich in den beliebten lateinischen Lettern gar nicht, oder höchst unangenehm geben lassen. Mit den Diftongen hilft man sich noch zur Noth; aber, wie ein Freund von mir bemerkte, das ß läßt sich in der lateinischen Schrift, ausser dem Kursiv, gar nicht geben, ohne einen neuen Karakter dazu zu erfinden, der dann wohl schwerlich mit den übrigen Karaktern harmonieren würde; denn das sz ist nicht nur gar nicht der Buchstabe den wir haben wollen, drückt das gar nicht aus was unser ß bedeutet, sondern sieht denn auch häßlich aus; das ls wird auch gewiß Niemand für unser ß gelten lassen wollen.

Aber, die Hauptursache, weswegen ich für die Beybehaltung der teutschen Schrift bin, ist diese: sie ist den Augen angenehmer als die lateinische. Man verstehe mich nicht Unrecht; nicht dem Auge als

als Beurtheiler der Schönheit, sondern den Augen als Organ. Jedermann, der ein etwas schwaches Gesicht hat, (und derer sind ja unter den lesenden und schreibenden Menschen sehr viele) fühlt die Augen mehr angegriffen vom Lesen lateinischer Schrift, als vom Lesen der teutschen, von gleicher Größe, gleicher Schwärze, auf gleichem Papier. Mehrere haben dieses schon bemerkt, und ich bin gewiß, sehr viele werden es gegründet finden, wenn sie darauf achten.

Was sollte die Ursach seyn, warum die teutsche Schrift den Augen leidlicher wäre als die lateinische? — Wenn man nur erst von der Thatsache überzeugt ist, so wird man das warum bald finden. Einige Fingerzeige glaube ich indessen schon dazu geben zu können.

Ich fand einst, vor langer Zeit, bey einem Freunde die schöne Pariser Quart-Ausgabe der Italiänischen Dichter. Wer sie kennt wird mit mir übereinkommen, daß sie wohl das schönste bisher bekannte Werk der Buchdruckerkunst sey; die typografische Pracht ist daran verschwendet. Das schöne Papier hat nirgends den kleinsten Fehler, die Zeilen sind weit von einander, und die Buchstaben sind von einer Reinheit, Schärfe und Form, daß sie weder die gewöhnliche Didotsche, noch die, wie mir däucht, schönere Baskervilsche, erreicht. Ich las einige Seiten in diesem Buche, und schon in der kurzen Zeit spürte ich, ohne eben ein schwa-

ches Geſicht zu haben, daß mir das Leſen eine unangenehme Empfindung in den Augen verurſachte. Indem ich daher das Buch aus der Hand legte, ſagte ich meinem Freunde: ſo ſchön es iſt, ſo möchte ichs doch nicht durchleſen. Ich ſagte ihm aber nichts neues, denn er antwortete mir: es fatiguirt die Augen. Ich dachte damals nicht weiter über die Urſach nach.

Seitdem hat man angefangen viele teutſche Bücher mit lateiniſcher Schrift zu drucken. Seitdem hörte ich engländiſche Gelehrte über unſre teutſche Schrift klagen, und mich verſichern, teutſche Bücher und teutſche Gelehrſamkeit werde unter ihnen weit angenehmer werden, wenn man nur anfangen wolle die gothiſche Schrift abzuſchaffen, und das teutſche dadurch lesbarer machen. Seitdem iſt man in Teutſchland von dem Extrem des ſchlechteſten Papiers, der ſtumpfſten Lettern, zu dem des prächtigſten Papiers und der ſaubern Didotiſchen lateiniſchen Schrift, ſelbſt für wahre eſemeriſche Produkte unſrer Litteratur, übergegangen.

Der Strom riß mich mit fort, und zumahl bewog mich das, was man mir in England ſagte, als ich vor einiger Zeit eine kleine Schrift herauszugeben hatte, zu dem Entſchluße, ſie zwar nicht auf geglätteten Papier und mit Didotſcher Schrift, aber doch mit guten lateiniſchen Lettern, auf gutes Papier drucken zu laſſen. Ich erhielt die Probe vom Titel und vom erſten Bogen. Es iſt wohl

Eigen-

Eigenliebe, daß man bey eigenen Arbeiten empfindlich iſt auf das, wovon man glaubt es verunſtalte ſie; genug die Proben mißfielen mir. Der aus lauter Kapital-Buchſtaben beſtehende Titel, die vielen Z. K. daſz u. ſ. w. im Texte ſelbſt, machten mir die ſonſt recht gute lateiniſche Schrift ſo unangenehm, daß ich augenblicklich meinen Verleger bat teutſche Schriften zu nehmen. Dieſer Umſtand veranlaßte mich indeſſen über die Vorzüge der einen und der andern Schrift für uns Teutſche einige Betrachtungen anzuſtellen.

Wir haben eine unſrer Sprache durch langen Gebrauch angepaßte Schrift; man will ſie umtauſchen; was werden wir gewinnen? Für Ausländer thun wir damit ſehr wenig: denn wer eine fremde Sprache lernen will, der thut auch wohl ſo viel mehr und lernt das Alfabet.

Für uns ſelbſt entſtehen daraus mancherley Beſchwerden. Würde es mit Ende dieſes Jahrhunderts allgemein, daß wir lateiniſche Schrift brauchten: ſo werden alle teutſchgedruckten Schriften dieſes Sekulums in 50 Jahren ziemlich unbrauchbar ſeyn; und unſre Landleute müſſen entweder zweyerley Schrift leſen lernen, oder man muß ihnen alle Bibeln, Geſang- und Erbauungs-Bücher u. ſ. w. nachgerade auch lateiniſch drucken, und beydes wird ihnen ſchwerlich gefallen.

Aber die Haupturſache bleibt immer dieſes: das Leſen der lateiniſchen Schrift greift die Augen

mehr an als das Leſen der teutſchen, wenn ſich alles gleich iſt. Das was bey jener Ausgabe der italieniſchen Dichter im höchſten Grade war, und deswegen ſo ſchnell wirkt, mag denn in aller lateiniſchen Schrift in einigem Maaße ſeyn. Die allzu große Schärfe und Reinheit, die ſeltenen Buchſtaben auf dem glänzend weißen Papier, kann wohl die Wirkung verſtärkt haben. Aber die Hauptſache ſcheint mir in der allzu großen Einförmigkeit der lateiniſchen Karaktere und in ihrer Zirkelförmigkeit zu liegen. Faſt alles iſt in der lateiniſchen Schrift entweder geradlinigt oder neigt ſich der Zirkelform, bey den Kapital-Buchſtaben noch mehr wie bey den kleinen. Das o, das c und das große Q. C. ſind ganz zirkelförmig; am g, d, b, p, klein q, nähert ſich was nicht gerade iſt wieder dem Zirkel; ſelbſt das kleine s hat in ſeinen beyden Biegungen etwas Zirkelförmiges; die l, w, v, k, t, x, y, z beſtehen ganz aus geraden Linien, und bey dem m, n, r, ſ. f, h, werden die geraden Linien nur durch Biegungen unterbrochen, die meiſt Segmente eines Zirkel ſind. Blos allein der untre Theil des a weicht von der zirkelförmigen Biegung ab. Sehr wenig eckiges iſt in der lateiniſchen Schrift. Mir ſcheint daher die wahre Urſach, warum die lateiniſche Schrift die Augen mehr angreift als die teutſche, ihre zu große Einförmigkeit, und zumahl ihre Neigung zum Zirkelrunden, welches beym langen Anſchauen eben ſowohl unangenehm für die Augen wird

als

als das Schmahlgeſtreifte. Bey kleiner Schrift fällt dieſes Runde beſonders auf, und daher der Ausdruck der Perlſchrift.

Eben weil die teutſche Schrift gar nichts zirkelrundes hat, welches auch auſſer ihrem Karakter wäre, ſondern überall länglichrund und mehr Ecken hat: ſo iſt, ſonderlich wegen des Gebrauchs der vielen Kapital-Buchſtaben, und weil die geraden Linien oben und unten Verdickungen haben, mehr Mannichfaltigkeit darin, und darum erträgt ihren Anblick das Auge länger. Denn, daß ſchwache Augen länger den Anblick des Teutſchen als des Lateiniſchen aushalten, nehme ich hier als eine Erfahrungs-Sache an, die man bald erwieſen finden wird; und es folgt daraus, daß auch geſunde Augen auf die Dauer mehr vom Leſen lateiniſcher Schrift, als teutſcher leiden werden.

Dann wären ja aber die Engländer zu bedauren, ſagte man mir, ſonderlich bey ihren vielen Zeitungen. Ich kann hierauf weiter nichts antworten als, daß man zuverläßig in England mehr Brillen gebrauchen ſieht als bey uns. Und wahrlich, wenn man einige Stunden in engliſchen Zeitungen geleſen hat, ſo fühlt man doch auch wohl eine Zufriedenheit die Augen ruhen zu laſſen, ſelbſt bey ſehr guten Augen. Was ſie aber noch erträglich macht iſt, daß die Lettern nicht ſehr ſcharf, ſondern etwas ſtumpf ſind. Alles

Hans Wurſt.

Gut, ich will's thun, ich will mich verkleiden, und ich wollte wünſchen, ich wäre der erſte der ſich in einen ſolchen Rok verkleidete. Ich bin nicht lang genug, um eine anſehnliche Perſon in dieſem Habit vorzuſtellen, noch mager genug, um die Meynung von mir zu erweken, daß ich zuviel ſtudiere; allein, ein ehrlicher Mann und ein guter Haushälter ſeyn, klingt immer ſo gut als ein hübſcher Mann und ein groſſer Gelehrter ſeyn.

Sir Tobias und Maria.

Sir Tobias.

Die Götter ſeyen mit dir, Herr Pfarrer.

Hans Wurſt.

Bonos Dies, Sir Tobias; denn wie der alte Einſiedler von Prag, der in ſeinem Leben weder Feder noch Dinte geſehen hatte, ſehr ſinnreich zu König Gorboduks Nichte ſagte, daß nemlich alles was iſt, iſt: Alſo, da ich der Herr Pfarrer bin, bin ich der Herr Pfarrer; denn was iſt was anders als was? Und iſt anders als iſt?

Sir Tobias.

Zu euerm Patienten, Herr Pfarrer.

Hans Wurſt.

Wie, holla, ſag ich -- Stille da, in dieſem Kerker!

mahl, je schärfer die lateinischen Karaktere sind, desto beschwerlicher sind sie für die Augen; dahingegen die Schärfe der teutschen Schrift den Augen nicht nachtheilig ist, wegen ihrer geringern Einförmigkeit.

Mir scheint immer, daß teutsche Schrift ein frischeres Ansehen habe als die lateinische von gleicher Größe, und als ob man das Teutsche noch in einer Entfernung erkenne, wo das lateinische schon undeutlich wird. Ein schön gedrucktes teutsches Buch, wie etwa Zimmermans Einsamkeit, die große Ausgabe, fällt auch gewiß gut ins Auge, und die teutschen Schriften sind wohl noch Verschönerungen fähig, ohne ihr Eigenthümliches zu verliehren.

M.

Antwort des Herausgebers.

Bekanntermaßen hat schon der große Leibnitz den Gedanken gehabt, daß es wohl gethan seyn dürfte, die aus allmählicher Verschönerung der alten lateinischen Mönchsschrift entstandnen sogenannten teutschen Lettern, mit den lateinischen zu vertauschen, deren sich Spanier, Italiäner, Franzosen, Engländer und andre Europäische Völker schon längst als Schrift- und Druck-Zeichen ihrer Sprachen bedienen. Kleist, Bodmer und Gleim waren schon vor mehr als vierzig Jahren die ersten,

ſten, ſo viel ich weiß, die den Verſuch machten, was das Anſehen eines der größten Männer unſrer Nazion, nebſt der in die Augen fallenden vorzüglichern Schönheit der runden Lettern, über eine althergebrachte Gewohnheit vielleicht erhalten möchte; und binnen dieſer Zeit, in welcher unſre Sprache und Litteratur überhaupt raſche und große Fortſchritte zur Vollkommenheit gemacht hat, iſt es auch durch allerley Abwechslungen endlich mit dem Gebrauch der lateiniſchen Lettern dahin gedieſhen, daß dieſe letztern zwar die ſogenannten teutſchen nicht gänzlich verdrungen, aber doch ſo viel über ſie gewonnen haben, daß ſie dermahlen, faſt ausſchließlich, zum Druck ſolcher Schriften und Werke, die man eines ſchönen Drucks vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigſtens durch eine zierliche Auſſenſeite eine gefälligere Aufnahme zu verſchaffen hofft, um ſo mehr gebraucht werden, da durch Baskerville's, Didots, und andrer Bemühungen die verſchiedenen Arten der lateiniſchen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben.

Der Apologiſt der teutſchen Lettern (deſſen Nahmen ich, ſeinem Willen gemäß, und um ſo lieber verſchweige, da ſein Anſehen nicht wenig zum Gewicht ſeiner Gründe hinzuthun könnte) iſt zu wahrheitliebend, um den lateiniſchen Lettern den Vorzug der Schönheit ſtreitig zu machen, den ſie vor den teutſchen, oder vielmehr vor der gothi-

gothiſchen Mönchsſchrift, wie ſehr man auch an ihrer Verſchönerung gearbeitet hat, ſo augenſcheinlich behaupten. Auch begehrt er nicht in Abrede zu ſeyn, daß durch die Verbannung der teutſchen Lettern, wenigſtens aus derjenigen Werken unſrer Litteratur, mit welchen die Ausländer, es ſey nun des Inhalts oder der Sprache wegen, vorzüglich Bekanntſchaft zu machen wünſchen, ein nicht ganz unbeträchtliches Hinderniß, das, wo nicht alle, doch den gröſsern Theil dieſer letztern entweder abſchreckt, oder ihnen wenigſtens unangenehm und anſtöſsig iſt, aus dem Wege geräumt würde.

Der Apologiſt geſteht alſo den Liebhabern des lateiniſchen Drucks teutſcher Schriften die zwey weſentlichſten Beweggründe ein, welche ſie zum Behuf derſelben geltend machen; und welche in der That völlig hinreichend ſind, ihren Vorzug vor den gothiſchen zu behaupten, in ſo fern nicht etwa ein neues, bisher noch von niemand bemerktes Argument den Sieg auf die Seite der letztern lenken ſollte.

Ein ſolches Argument glaubt nun unſer edler Antagoniſt in einer Bemerkung gefunden zu haben, worauf ſeine eigene Erfahrung ihn gebracht hat, nehmlich „daß lateiniſche Druckſchriften die Augen in die Länge weit mehr angreiffen und ermüden als teutſche. Auch hier wird er uns gern geſtehen, daß, ſonderlich bey den Engliſchen und Franzöſiſchen groſsen Tagblättern, wo dieſe Augenbeſchwerde ſehr

aufs

auffallend iſt, die Haupturſache an dem grauen Papier, den allzukleinen Lettern, der ſchlechten Farbe, oder dem allzueilfertigen Druck liegen könne: aber dagegen iſt nicht mehr als billig, daß wir eben ſo ehrlich gegen ihn verfahren, und ihm einräumen, daß auch, wenn alles übrige gleich iſt, ein mit Baskervilliſchen oder Didotſchen Lettern aufs prächtigſte gedrucktes italieniſches Buch die Augen mehr angreift, als ein mit ſchönen teutſchen Schriften gedrucktes. Die Erfahrung ſcheint ihre Richtigkeit zu haben; nur die Urſache, aus welcher er ſich dieſe Erfahrung erklärt, iſt, däucht mich, nicht ſo einleuchtend, daß der wahre Grund, worauf ſie beruhet, nicht vielmehr in einem ganz andern Umſtand liegen könnte, als in der wenigern Einförmigkeit der teutſchen, mit ſo vielen kleinen Ecken und Spitzen verſehenen Buchſtaben. Denn es dürfte, im Gegentheil, noch die Frage ſeyn, ob nicht eben dieſe vielen Spitzen einem ſchwachen Auge weher thun, als die abgerundeten Formen oder die geradern und gleichern Striche der lateiniſchen.

Mit einem Worte, der wahre Grund der Erfahrung, worauf ſich Herr M. beruft, dürfte wohl in derjenigen allzu großen, und allerdings, in die Länge, auch die beſten Augen ermüdenden Einförmigkeit des Franzöſiſchen und Italieniſchen Drucks zu ſuchen ſeyn, welche aus der Gewohnheit entſteht, beynahe alle Subſtantiva mit kleinen Anfangsbuchſtaben zu drucken; als wo-

her

her es öfters kommt, daß auf einer ganzen Oktav- oder Quart-Seite unter 14 bis 1500 Lettern kaum acht bis zwölf Kapital- oder Unzial-Buchstaben zu finden sind; wie ich z. B. in den Oeuvres de Voltaire häufig bemerkt habe. *) Neuere eigene Erfahrungen, die ich hierüber angestellt, und besonders die Bemerkung — daß auch ein mit teutschen Schriftformen gedrucktes Buch, wenn die Substantiva darin, nach der französischen Mode, mit kleinen Anfangsbuchstaben gedruckt werden, die Augen mehr ermüdet, als wenn es bey der löblichen Gewohnheit unsrer Alten (die auch hierin von einem richtigen Sinne geleitet wurden) belassen wird, — haben mich in dieser Meynung gänzlich bestätiget. Ich glaube also, in sofern 1) in den mit lateinischen Lettern gedruckten teutschen Werken die großen Anfangsbuchstaben, die zur Mannichfaltigkeit und Abwechslung der Formen so viel beytragen, nicht nur beybehalten, sondern eher auf eine schickliche Art vervielfältigt als vermindert werden; 2) das geglättete Papier nicht einen die Augen blendenden Glanz hat; 3) die Farbe so fein und schwarz ist als möglich, 4) die Buchstaben rein und scharf

*) In Marchetti's zu London bey Mackintosch gedruckten Uebersetzung des Lukrez ist oft auf 6, 8 bis 10 Seiten hintereinander, kein anderer Unzial-Buchstaben zu sehen, als die womit jeder Vers anfängt; und es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich dies das Lesen dieses übrigens prächtig gedruckten Buches macht.

ſcharf ausgedruckt, *) und 5) nicht an ſich ſelbſt zu dünn ſind, ſondern die gehörige Dicke haben: ſo werde der okuliſtiſche Vorwurf, den Hr. M. den lateiniſchen Lettern macht, ziemlich gehoben ſeyn, und gegen die übrigen eingeſtandenen Vorzüge und Vortheile der letztern in keine Betrachtung kommen.

Uebrigens iſt ja keine Noth vorhanden, daß man vor der Hand alles, oder auch nur das Meiſte, was unſre Preſſen in ganz Teutſchland beſchäftiget, mit lateiniſchen Lettern drucke. Die Vertauſchung derſelben kann entweder nach und nach, auf eine Art, die den Buchdruckern am wenigſten läſtig iſt, bewerkſtelligt werden: oder die lateiniſchen Lettern können auch eine Uniform bleiben, wodurch ſich Werke des Genius und Geſchmacks, Bücher von vorzüglichem wiſſenſchaftlichem Werth, welche hauptſächlich für die Bibliotheken der Liebhaber und für die öffentlichen Büchersäle beſtimmt ſind, von dem übrigen großen Haufen der Druckſachen unterſcheiden.

Was Hr. M. von noch möglichen Verſchönerungen der teutſchen Lettern erwähnt, erinnert mich an die neueſten, mühſamen und koſtſpieligen Bemühungen des Herrn Unger in Berlin, wofür dem patriotiſchen und unverdroſſenen Eifer dieſes verdienten Mannes alle Ehre gebührt; wiewohl ich gänzlich gegen mein Gefühl ſprechen müßte,

*) Denn daß ſtumpfe Lettern den Augen wohlthätig ſeyen, kann Hr. M. doch kaum im Ernſt gemeynt haben.

müßte, wenn ich nicht gestünde, daß mich eben diese Versuche in der Meynung bestätigt haben, daß Herr Breitkopf dem teutschen Buchstaben bereits alle die Schönheit, dessen er seiner gothischen Natur und Art nach fähig ist, gegeben habe, und daß jeder neue Versuch, denselben durch Abstumpfung seiner Ecken den edeln und zierlichen Formen des lateinischen näher zu bringen und ihm gleichwohl noch so viel davon zu lassen, daß er wesentlich von dem lateinischen verschieden bleibe, nothwendig verunglücken müsse. Meine einzelne Stimme in dieser Sache kann der Majorität, wenn sie für die neuerfundnen Lettern entscheiden sollte, keinen Abbruch thun, und ich werde, wenn der Augenschein mich eines andern belehren sollte, der Wahrheit mit Vergnügen huldigen: aber, so viel ich nach den Proben, die mir dermahlen vor Augen liegen, urtheilen kann, müßte ein Buch von einiger Größe mit diesen neuen teutschen Lettern gedruckt, theils wegen der Unbestimmtheit mancher Buchstaben und der häuffigen stumpfen Ecken, theils wegen der zu großen Feinheit der kleinen Züge, die gegen jene desto auffallender abstechen, schwachen Augen ungleich beschwerlicher seyn, als irgend ein italiänisches oder französisches; eine Sache, worüber ich mir getraue unsern unbefangenen Apologisten der teutschen Lettern selbst entscheiden zu lassen.

W.

Historischer Calender

für das Jahr 1794

welcher die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts enthält,

bey Georg Joachim Göschen, Buchhändler in Leipzig.

Das Jahrhundert, welches sich jetzt seinem Ende entgegen neigt, gehört unter die merkwurdigsten Perioden des menschlichen Geschlechts; ein Rückblick über seine nun bald geschlossene Laufbahn, und eine Geschichte der grofsen Ereignisse in demselben mufs für jeden Zeitgenossen äufserst interessant seyn. Dem zu Folge hoffe ich, dafs ein mit Verstand und Leben ausgeführtes Gemählde dieses Zeitraums in der Fortsetzung des historischen Calenders eben den Beyfall erhalten werde, womit das Publikum die Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges, die Geschichte der Königin Elisabeth, und die historischen Aufsätze von Wieland in den vorhergehenden Jahrgängen aufgenommen hat.

Nach dem genommenen Plane soll in einer Reihe von Jahrgängen die Geschichte der wichtigsten Begebenheiten und der grofsen Männer, welche auf den Geist des Jahrhunderts gewirkt, und was sie gewirkt haben, erzählt werden. Der Calender für das Jahr 1794 enthält aus der politischen Geschichte den Nordischen Krieg und den Spanischen Successionskrieg, und aus der Geschichte der Wissenschaften die Charakteristik der gröfsten Weltweisen: Leibnitz, Locke, Newton, Hume und Kant.

Die zwölf Monatskupfer sind von Herrn Chodowiecky, das Titelblatt von Herrn Ramberg gezeichnet, von Herrn Penzel gestochen, und werden unter Aufsicht dieses Künstlers abgedruckt. Die Porträts von Peter dem Grofsen und Carl dem XII. sind von Herrn Bolt, das Porträt von Leibnitz und Locke von den Herrn Lips und Geyser, nach trefflichen Originalen sehr schön gestochen. Uberhaupt habe ich in Rücksicht des Aufsern nichts vernachlässiget, was dem Calender zur Zierde dienen kann. Die zwölf Monatskupfer enthalten:

1) Carl II. König von Spanien übergiebt in der Gruft des Eskurials sein Testament.
2) Prinz Eugen bey der Einnahme von Cremona.
3) Marlborough in der Schlacht bey Hochstädt.
4) Peterborough rettet die Herzogin Popoli bey der Einnahme von Barcelona.
5) Vendome führt nach dem Siege bey Villa Viciosa den König Philipp und seine Gemahlin in Madrit ein.
6) Die Königin Anna von England, die Herzogin von Marlborough und Lady Masham.
7) Villars und Eugen unterzeichnen den Frieden in Rastadt.
8) Carl XII. wünscht Stanislaus zur Pohlnischen Krone Gluck.
9) Carl XII. und König August in Guttersdorf.
10) Carl XII. Poniatowsky und Manzeppa nach der Schlacht bey Pultawa.
11) Peter der Grofse in der Schmiede zu Istia.
12) Peter der Grofse wird durch seine Gemahlin Catharina in der Moldau gerettet.

Der Calender wird in der Michaelismesse ausgegeben, und kostet im gewöhnlichen Bande 1 Rthlr. 8 Gr. in Seide gebunden 1 Rthlr. 16 Gr.

Ferner erscheinen in dieser Michaelismesse in meinem Verlage:

Antons Geschichte der Teutschen Nazion, 1ter Theil. Geschichte der Germanen. 8.

(Schon vor 15 Jahren hat das Publikum Proben dieses Werkes im Teutschen Museum gelesen.)

Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der natürlichen Religion u. Moral. 2ter u. letzter Theil. 8.

Der Pächter Martin und sein Vater. 2ter Theil. 8.

Schillers neue Thalia 1793. 3tes Stuck. 8.

Johanns Reise. Mit einem Titelkupfer nach Ramberg. Auf Hollandisches Papier. 8.

Gute rettet, ein Schauspiel von dem Verfasser des heimlichen Gerichts, nach Holcroft. 8.

Neuer Teutſcher Merkur.

10. Stück 1793.

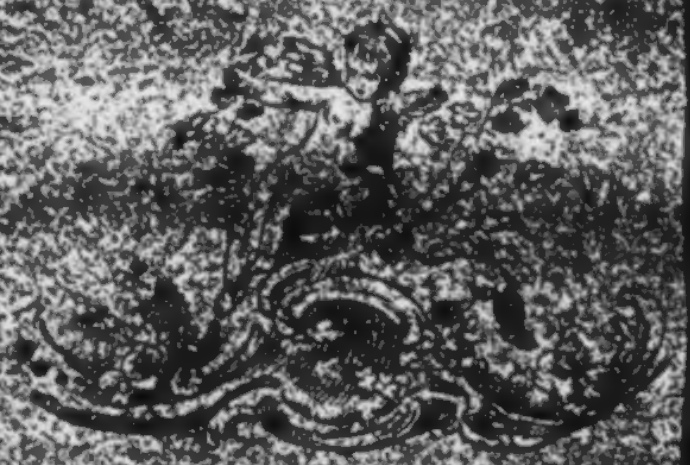

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig

Malvolio (hinter der Bühne.)

Wer ruft hier?

Hans Wurſt.

Sir Topas der Pfarrer, welcher Malvolio den Mondſüchtigen beſuchen will.

Malvolio.

Sir Topas, Sir Topas, guter Sir Topas, geht zur Gnädigen Fräulein --

Hans Wurſt.

Fahre aus, du Hyperbolicaliſcher Teufel, warum quälſt du dieſen armen Menſchen ſo? Redſt du von nichts als von Fräulein?

Sir Tobias.

Wohl gegeben, Herr Pfarrer!

Malvolio.

Sir Topas, niemalen iſt einem Menſchen ſo übel mitgeſpielt worden als mir; lieber Sir Topas, bildet euch nicht ein daß ich raſend ſey; ſie haben mich hier in eine gräßliche Finſterniß gelegt.

Hans Wurſt.

Fy, du unartiger Satan; ich bediene mich der gelindeſten Ausdrüke gegen dich; denn ich bin einer von dieſen manier-

Inhalt.

I. Neuer merkwürdiger Beweis des Daseyns und der gefährlichen Thätigkeit einer französisch-teutschen Aufwiegler-Propaganda. S. 113.

II. Auszug einer Lebensbeschreibung Pauls Sarpi, aus dem Servitenorden. — 152.

III. Ist es eine so gleichgültige Sache, dem großen Haufen Freyheit zu predigen? Ein kleiner Beytrag zum Für und Wider die Freyheit. — 185.

IV. An dem Prinzen von Koburg, General en chef der Kayserlichen Armeen. — 190.

V. An das gallische Volk, Im Jul. 1793. — 206.

VI. Vertheidigung meiner Landsleute gegen einen Aufsatz im Teutschen Merkur, No. III. Stück 7. 1793. — 212.

VII. An die Kunstliebhaber. — 216.

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren, auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Ankündigung.

Unter den Vorlesungen des seligen D. Morus, die man jetzt mit seltenem Wetteifer dem Publikum in die Hände giebt, waren vielleicht keine der öffentlichen Bekanntmachung mehr werth, als die über Ernesti's hermeneutische Institution. Schon längst glaubte sich das Publikum durch die Schriften des seligen Morus, welche auch in Hinsicht der Auslegungskunde für Humanisten und Theologen gleich belehrend sind, zu dem Wunsche berechtiget, daß der scharfsinnige Lieblingsschüler Ernesti's sich zu einer Umarbeitung des Interpres entschließen möchte. Je häufiger der selige Morus die Grundsätze dieses Lehrbuchs in öffentlichen Vorlesungen zu entwickeln und zu ergänzen bemüht war, desto dringender muß man es mit dem Herrn Professor Beck zu Leipzig in seiner Recitation auf den Verstorbenen bedauern, daß auch dieser Wunsch unerfüllt blieb. Man hofft daher bey dem jetzt vervollkommneten Vortrag der Hermeneutik auf Universitäten die Zustimmung des Publikums, wenn man einen Abdruck jener Vorlesungen, mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit verfertiget, in einem mäßigen Oktavband ankündiget. In den beygefügten Anmerkungen, werden mit Hinsicht auf die neuesten Bearbeitungen der Hermeneutik, bey jedem Abschnitt die Hauptschriften zur weitern Belehrung nachgewiesen werden.

Der Herausgeber.

Dem Verlag von obigem Werk, dessen Herausgeber ein Mann ist, der eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen besitzt, und welcher dem Publikum gewiß mehr leisten wird, als er versprochen hat, hat sich Endesunterzeichneter auf Anrathen einiger, von der Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks überzeugten Männer unterzogen.

Leipzig, im September 1793.

Karl Franz Köhler.

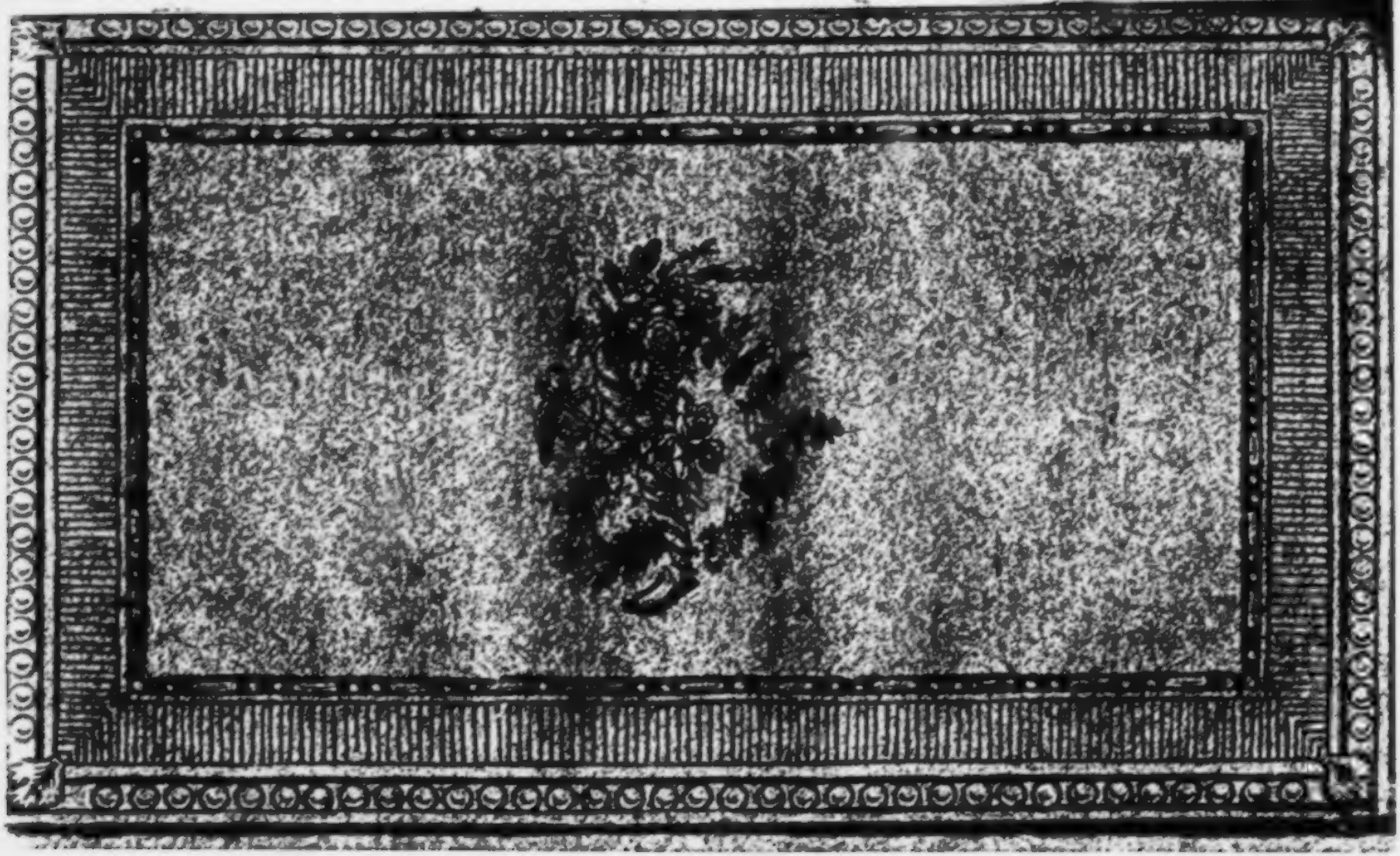

Der neue

Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1793.

I.

Neuer merkwürdiger Beweis des Daſeyns und der gefährlichen Thätigkeit einer franzöſiſch-teutſchen Aufrührer-Propaganda.*

Meine Eingezogenheit, meine Entfernung von allen politiſchen Händeln, Staatsbedienungen und bürgerlichen Geſchäften, iſt mein höchſtes Gut. Ich

*) Ein Ungenannter, den ich auch (wiewohl er mir nicht ganz unbekannt zu ſeyn verſichert), nachdem ich mich in meiner erſten Vermuthung getäuſcht ſah, nicht zu errathen weiß, ſchickte mir vor kurzem dieſen Aufſatz, mit folgender Anrede: „Mein Wunſch baldigſter öf„fentlicher Bekanntmachung des in beygehendem Auf„ſatz erzählten äuſſerſt merkwürdigen Vorgangs, fließt „bloß aus reiner Vaterlands- und Menſchenliebe. Daß „auch Sie dieſe beſitzen, davon überzeugen mich Ihre „Schriften, und in den jetzigen Revoluzions-Ange„legenheiten beſonders der Merkur. Ich darf Ihnen „alſo

Ich gehe meinen eignen ſtillen Weg, laſſe Meynungen Meynungen ſeyn, begnüge mich mit dem ſanften Umgang der Muſen, und ſehe aus meiner glücklichen Verborgenheit auf alles übrige nur mit dem unbefangnen Blick des — darf ich auch nicht ſagen — Weiſen! doch wenigſtens des Menſchenfreundes. Um alles willen mag ich dieſe, zwar glanz- und reichthumloſe, aber doch glückliche und ruhige Lage nicht vertauſchen.

Ich erzähle in folgendem einen ganz unerwarteten, ſonderbaren Sturm auf ſelbige, den ich aber

„alſo beygehenden Aufſatz zur Aufnahme in leztern „empfehlen.“ ꝛc. ꝛc. Sowohl die darin enthaltne Erzählung, welche (ihre hiſtoriſche Wahrheit vorausgeſetzt) in der That höchſt merkwürdig iſt, als die Grundſätze und Geſinnungen eines rechtſchaffnen und guten teutſchen Bürgers, die der Verfaſſer darin gegen ſeinen Verſucher mit rühmlicher Standhaftigkeit behauptet und erprobt, haben mich zur Einrückung deſſelben bewogen; und ich glaube bey keinem Leſer dieſes Journals Entſchuldigung deßwegen nöthig zu haben. Wundern ſollte michs nicht, wenn ſich bey manchem, wie bey mir ſelbſt, einige unfreywillige Zweifel darüber erheben ſollten, ob der Verfaſſer dieſes Abenteuer mit einem franzöſiſch-teutſchen Propagandiſten wirklich gehabt, oder es nur zum Behuf der geſunden Lehre, die er gegen dieſe politiſchen Ketzer prediget, und um den Vortrag derſelben durch dieſe Einkleidung intereſſanter

aber glücklich und kalt abſchlug — ein wahres politiſches Fänomen! — Es kann Nutzen bringen, wenn ich davon meinen lieben teutſchen Mitbrüdern etwas erzähle. Es möchte mich aber aus meiner glücklichen Verborgenheit herausſchleudern, und durch ſteife, inquiſitoriſche, landesherrliche, oder neugierige Freundes-Nachforſchungen, oder gar durch eine hämiſche Meinung, als wollt' ich mich dadurch der Welt produziren und wichtig machen, mir unangenehm fallen, wenn ich mein kleines Ich, dem Propagandiſten, (den ich nun ohnedies freylich nicht weiter als vom Aeußern kennen lernte) meinen Wohnort und den Ort

ſanter zu machen, erdichtet habe. Das leztere kommt mir zwar, aus verſchiedenen Urſachen, nicht wahrſcheinlich vor: indeſſen kann ich doch, da ſich der Grad der Zuverläſſigkeit eines völlig Unbekannten nicht beurtheilen läßt, mich für die Wahrheit des Vorgangs nicht verbürgen, wie ſehr auch die meiſten Leſer wünſchen mögen, über dieſen Punkt völlige Gewißheit zu erhalten. Denn es iſt allerdings nichts weniger als gleichgültig, ob es wirklich eine geheime Geſellſchaft gebe, die den gewaltſamen Umſturz aller bürgerlichen Ordnung und aller dermahlen beſtehenden Regierungsformen in Europa zum lezten Zweck hat, und ob der gegenwärtige Aufſatz für einen gültigen Beweis ihrer Exiſtenz anzuſehen ſey oder nicht. Ohne Zweifel könnte uns der V. des Aufſatzes ſelbſt über dieſen Punkt am beſten ins Klare ſezen.

W.

der Szene, bekannt machte. Daher bleiben diese im strengsten Inkognito. Blos Menschen- und Vaterlandsliebe, Wichtigkeit des Faktums, und was aus dessen Erzählung für Gutes resultieren kann, bestimmen mich zu nachstehender Bekanntmachung.

Am — dieses 1793sten Jahrs bekam ich einen Brief durch den Weg der P-st. Sein in Oblate abgedrucktes Siegel schien mir einen Erdball, von einer Strahlensonne erleuchtet, vorstellen zu sollen. Zwey daneben stehende Buchstaben sahen einem E und L am ähnlichsten. Allerley sonderbare Einfälle und Wahlen bey Signeten gewohnt, mir auch allenfals das Siegel einer neuen F. M. L. denkend, hatte ich dabey wenig Arges. Ich dachte weiter nichts als: nun, wieder ein neuer Korrespondent! und da ich gewohnt bin durch mancherley Fragen, Aufträge und Empfehlungen heimgesucht zu werden, so legte ich diesen Brief so lange beyseite, bis ich die übrigen mit der Post eingelaufenen Briefe von bekannten Freunden, in interessanten wissenschaftlichen Angelegenheiten, ruhig durchgelesen hatte. Nun kam dieser an die Reihe. Bey seiner Erbrechung sah ich nun erst, daß kein Ort und Tag bemerkt war, und las:

Mein Herr!

Ihre entschiedenen wissenschaftlichen Verdienste, und Ihre, diesen so wenig entsprechenden uns

vers

verdienten Schicksale, haben Ihnen schon lange mein Herz und meine Achtung eigen gemacht. Nur aber konnte ich bis jezt noch nicht meinen Wunsch erfüllen, Ihnen dieses persönlich zu versichern, und mir das Glück zu verschaffen, durch persönliche Annäherung, ein festes Freundschaftsband mit Ihnen zu schliessen — bis so eben mich äußerst wichtige Geschäfte in Ihre Nähe ziehen. Leider aber läßt die Eilfertigkeit dieser Reise, und ihr unabänderlicher Plan, mich nicht einmal einen halben Tag entübrigen, um diesen zum Besuch bey Ihnen anzuwenden; und doch verlangen wichtige Aufträge, Ihr künftiges eignes, mir so sehr als das meinige angelegnes Wohl, und meine grenzenlose Freundschaft für Sie, durchaus, daß wir uns persönlich sprechen. Ich werde den — um 10 Uhr des Morgens zu — seyn, einige Stunden daselbst verweilen; und ach! wie soll es mich freuen, wenn ich Sie da umarmen, einen nähern Freundschaftsbund mit Ihnen schliessen, und Sie dann mit einer bessern Lage, die Ihrer wartet, mit so vielen allgemeinen, und für Sie interessanten Angelegenheiten bekannt machen kann. Versäumen Sie also nicht zur bestimmten Stunde zu eilen in die Arme

Auf meiner Reise
von P. nach H..

Ihres Freundes
Menschenlieb.

Die Hand war mir unbekannt, die Buchſtaben römiſch, und die Orthografie an einigen Stellen etwas — nach franzöſiſcher Art — vernachläßiget. Fünf Tage nachher erſchien der zur Zuſammenkunft benannte Tag. Der Ort derſelben war ein einzelnes, von meinem Wohnhaus einige Stunden entlegenes Haus. Mit ruhiger Erwartung, was für ein Mann, oder für eine Angelegenheit ſich mir dort enträthſeln würde, gieng ich dahin, und war zur beſtimmten Zeit in deſſen Nähe.

Ehe ich den Ort erreichte, ſah ich in einiger Entfernung von ſelbigem einen Menſchen, zwey Reitpferde am Zaum haltend, etwas auſſer dem Wege. Mir entgegen bewegte ſich eine männliche Figur mit ſehr langſamen, bedächtlichen Schritten. Wir trafen bald auf einander, und maßen uns mit tiefen, begegnenden Blicken. Ich ſah einen etwa 45jährigen langen Mann, in einer für dies Alter etwas bunten, wenig harmoniſchen, doch koſtbaren, nur etwas ſchmutzigen und alten, in meiner Gegend nicht ganz gewöhnlichen Kleidertracht. Sein Geſicht hatte eine fremde, Mißtrauen erregende Fyſiognomie. Sein Blick hatte etwas feierliches, das mir tiefe Plane, und eine gewiſſe Aengſtlichkeit verrieth. Hiernächſt ſchien es durch Wohlleben von ſeiner unſprünglichen Simplizität verlohren zu haben. Ich leugne nicht, daß es bey mir einen ſonderbaren, raſchen Eindruck

machte. Er zog langsam seinen Huth, und frug in einem, nicht ganz rein teutschem, wenigstens nicht sächsischem Dialekt, etwas ängstlich: Kommen Sie von — her?

So leitete er folgendes Gespräch ein, wo ich ihn nur mit P. und mich mit J. bezeichnen werde.

J. Ja!

P. Kennen Sie da den Herrn * *? (mich nennend)

J. (Nach einer kleinen Pause, sehr kalt oder verlegen, und selbst nicht wissend wie ich auf die sonderbare Antwort verfiel) — Nun ja, so hin!

P. (Bestürzt, und seinen Rock aus einander schlagend, vielleicht um mich zwey Terzerole im Gürtel und ein Seitengewehr bemerken zu lassen, auch mit einem bedeutenden Blick auf den Mann neben den zwey Pferden.) Sie äussern sich sehr räthselhaft und zweydeutig über diesen Mann, den ich doch glaube schätzen zu können. Kennen Sie ihn wirklich nicht?

J. Ja! wenn Selbstkenntniß nicht die schwereste Kunst wäre.

P. (Nachdenkend, und dann heiter ausbrechend.) Ach! so sind sie es selbst.

manierlichen Leuten, die dem Teufel ſelbſt nicht anders als höflich begegnen wollten: Sagſt du, dieſes Haus ſey finſter.

Malvolio.

Wie die Hölle, Sir Topas.

Hans Wurſt.

Wie, es hat Bogen-Fenſter die ſo durchſichtig ſind wie Gitter, und die inwendigen Steine gegen die Sud-Seite ſind ſo glänzend wie Eben-Holz; und du klagſt über Dunkelheit?

Malvolio.

Ich bin nicht toll, Sir Topas; ich ſag euch, es iſt finſter im Hauſe.

Hans Wurſt.

Tollhäusler, du betrügſt dich; ich ſage dir, es giebt keine andre Finſterniß als Unwiſſenheit; und in dieſer ſteckſt du tiefer als die Egypter in ihrem Schlamme.

Malvolio.

Und ich ſage, dieſes Haus iſt ſo finſter als Unwiſſenheit, wenn gleich Unwiſſenheit ſo finſter als die Hölle wäre; und ich ſage, niemalen iſt einem ehrlichen Manne ſo übel mitgeſpielt worden; ich bin nicht mehr raſend als ihr ſelbſt; macht die Probe mit mir, fragt mich etwas geſcheidtes was ihr wollt, und ſeht ob ich euch nicht antworten werde, wie ſich's gehört.

J. Und Sie der Herr Menſchenlieb? Nun denn paßt ſich ja alles ſo ſchön, und Sie kommen mir gar zuvor und entgegen!

P. Ach! Sie machen ſich mir in dieſem Augenblick durch Ihre Beſcheidenheit noch um vieles werther, und eröffnen durch ein ſo herrliches Thema den Eingang zu unſrer nähern Freundſchaft. Aber laſſen Sie uns — das Wetter iſt ſo heiter, die Ausſicht hier ſo ſchön, das Haus dagegen voll Unruhe und Schmutz — unterm blauen Himmel unſre nähere Freundſchaft ſtiften. (Er führte mich nun etwas abſeite, und wir ſetzten uns auf den grünen Raſen.) O Natur, Natur! mit welcher Wonne überſtrömſt du deine Lieben? Wenn werden wir uns endlich wieder ganz in deinen Schooß zurück werfen? (Er rief den Mann, der die beyden Reitpferde hielt. Er kam auf uns zu, und eröffnete ſeine Jagdtaſche, welches ihm der Propagandiſt in franzöſiſcher Sprache befahl.) Wir wollen hier frühſtücken. — Dieſer nahm eine Flaſche, einige Erfriſchungen, und zwey kleine ſilberne Becher heraus, und der Mann, den ich für den Bedienten hielt, entfernte ſich wieder mit den Pferden, die er während des Geſpräches langſam eins ums andere mit Stückgen Brod fütterte. Nicht aus Mißtrauen, ſondern aus Grundſätzen der Diät, ſchlug ich dieſe Kollazion aus; denn ich hatte ſchon gefrühſtückt, und ſtarke Getränke ſind des Morgens meine Sache nicht. Er

aß dagegen unter einiger Zerſtreuung, und ich nahm endlich, um nicht indiſkret zu handeln, auch etwas.

Der Propagandiſt, an dem ich eine Gewandtheit und Dreiſtigkeit bemerkte, die nur durch viele Geſchäfte, Welt- und Menſchenkunde erlangt werden kann, wußte während deſſen, auf eine geſchickte, herzerhebende Weiſe, den Ton, in den das Geſpräch gefallen war, wieder anzuſtimmen. Wir ſprachen, oder vielmehr er ſprach, mit einer hinreißenden Suade über Natur, Menſchen- und Selbſtkenntniß, Tugend u. ſ. w. Freylich merkte ich hier viele Lücken; aber ich bin nun einmahl gegen Meinungen, als Meinungen, tolerant, und ſchrieb manches einem gewiſſen Feuer, einer gewiſſen Stimmung zu, wovon ich ſogar ſtolz genug war zu glauben, daß ihn meine Gegenwart darein verſetzt hätte. Nun aber, was ſoll das alles? Will er mir nichts weiteres ſagen? Wo bleibt das Wichtige meiner Einladung? dachte ich denn doch zuweilen. Bald aber merkte ich, daß ſein ganzes Räſonnement nur Einleitung und Vorbereitung zu etwas Anderm, das ich nur noch nicht ganz deutlich ſah, ſeyn ſollte. Es gieng von Stufe zu Stufe, und vermiſchte ſich endlich mit jetzigen politiſchen Angelegenheiten und Meinungen, wovon er anfänglich in einem ſehr gemäßigten, von mir approbierten Tone ſprach. Er ſprach von Nazionenglück, Nazionendruck, Freyheit,

Freyheitskriegen, von den anfänglich zu grob und offen angelegten Bemühungen der Franzosen zu einem allgemeinen, aber mißlungenen Völkeraufstande u. s. w. Auf einmahl sprang er auf:

P. O mir wird warm! Mein ganzes Ich empört sich! Hier stehe ich vor einem Mann, der, und dessen Familie, auch ein Opfer der schrecklichsten Dispotentyranney und der schwärzesten Hofkabale ist! — dessen und seines würdigen Vaters Verdienst, Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, Treue, Offenheit, Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn, nur ihr Unglück machten — die einer Kabale von Meuchelmördern unterlagen —

J. (Unterbrechend) Setzen Sie sich ruhig hin, theilnehmender Menschenlieb! berühren Sie diese Saite nicht, ziehen Sie solche nicht wieder straff an! Sie ist durch Zeit und Filosofie zurückgestimmt. Meine Ruhe heischt, sie nicht wieder so von neuem zu spannen. Es wird ja so manche heißere Thräne unterm Monde geweint, jetzt vorzüglich geweint, und meine ist ja nun schon ziemlich vertrocknet! —

P. (Mich heftig unterbrechend) Nein, es ist nicht möglich, daß Ihr Gefühl für Ehre und Gerechtigkeit so ganz abgespannt seyn könnte! Sie sind es sich, Ihrer Familie, Ihrer Ehre, Ihrer jetzt so kümmerlichen Lage, ja dem ganzen Menschengeschlecht schuldig, Gerechtigkeit zu nehmen!

men! Ich ſage: nehmen! Das Menſchengeſchlecht, das Recht der Unterdrückten, giebt ſie Ihnen jetzt durch mich in die Hand!

J. (Sehr ruhig) Nein! ich bitte, erhitzen Sie mich nicht. Laſſen ſie unſere freundſchaftliche Lage durch Wiederaufleben vergangener, nicht mehr ungeſchehen zu machender Dinge, nicht trübe werden. —

Der Propagandiſt ließ mich nicht ausreden; er ſuchte mich vielmehr durch ſeine Hitze, die ich nun eben nicht affektiert fand, in gleiches Feuer zu verſetzen. Er ſchilderte mit den grellesten Farben den von — — an meinem Vater begangenen, freylich unerhörten, unchriſtlichen, nur in orientaliſch-barbariſchen Staaten herkommlichen, ihm ein ewiger Schandfleck bleibenden Juſtizmord, Ungerechtigkeit und Raub und Vergewaltigung — ſchilderte die Werkzeuge und Urſachen derſelbigen — und fuhr fort:

P. Sie, Erbe der Talente, der Verdienſte, der Tugenden, des um Rache und Gerechtigkeit ſchreienden Rechts eines der rechtſchaffenſten Männer, könnten Sie ſeine Aſche durch eine ſo ſklaviſche Ruhe und Gleichgültigkeit entehren? Und das — zu einer Zeit, wo Ihnen allgemeines Völkerbedürfniß, allgemeine Stimmung, Wiederaufleben der gekränkten, unterdrückten Menſchenrechte, das Schwerdt der Gerechtigkeit durch mich in

die Hände giebt? — Werfen Sie alles Mistrauen, alle Zurückhaltung gegen mich weg. Die an Ihrem Vater von seinem kleinen Tyrannen begangene, so äusserst ungerechte Vergewaltigung, hat allgemeines Erstaunen, allgemeinen Abscheu erregt, so klein auch der Regent ist, der sie begieng. Um desto mehr erregte es Sensazion, daß es so durchgieng, da einem Moser, einem Hofmann, von weit wichtigern Fürsten weit glimpflicher gemisshandelt, doch Recht und Wiedereinsetzung wiederfuhr! Diese ungescheute Behandlung liegt in der Abscheulichkeit unsrer jetzigen allgemeinen Verfassung; in der orientalischen Despotie und dem Esprit du corps aller großen und kleinen Tyrannen und Regenten; in der Willkühr unsrer Rechtsverfassung; in dem Verderbniß aller Höfe und Höfchens, die den Monarchen spielen wollen, wo alle Laster bis zur höchsten Stufe gebildet werden; wo Billigkeit und Menschenliebe ungalante Dinge sind; wo nur unwissende, ehr- und geldgierige, der Wahrheit, dem Recht, der Tugend, der Unschuld, dem wahren Verdienst feindselige, verruchte Bösewichter und Schmeichler, das Herz und Ohr der blos ihrem Vergnügen lebenden, ihr Land und seine Bewohner nicht kennenden, nicht liebenden, die Menschen und ihr Glück als Sklaveneigenthum betrachtenden Fürsten in Händen haben! Diese müssen gestürzt, gestraft, abosliert werden, wie die ehemahligen, nur weniger glänzenden Raubgrafen-Vesten und Befehdungs-

Burge.

Burge. Auch — (ich übergehe hier die heftigen Invektivbenennungen, deren er ſich bediente) der Volksheuchler, der ſich unterſtehen konnte, einen ſeiner älteſten, treueſten, rechtſchaffenſten Diener den bübiſchen Verläumdungen und Kabalen elender, kriechender, in Ehr- Herrſch- und Geldſucht unerſättlicher Buben aufzuopfern; der unter angenommener unerhörter Form einer aus der Hölle heraufgehohlten Juſtiz, durch Räuber, ſeine Knechte, einen ſich nichts böſes bewußten, kranken Mann, in ſeinem Hauſe überfallen, berauben, ihm alle Gegenwehr und ſein Eigenthum nehmen ließ; der ohne vorhergegangene Anklage, ohne noch jetzt zu wiſſen, was und warum ers that, (blos weil es ſeinen Höllenhunden von Lieblingen, die ihn wie ein Kind im Gängelbande führten, ſo gefiel,) Exekuzion, grauſame, nur landflüchtigen Mördern und Dieben zukommende Exekuzion, ohne Prozeß, anſtellte; der ohne Verhör, ohne Anklage, ohne Unterſuchung und Verantwortung, ihm Ehre, Güter, Bedienung, und mit ihnen Leben und Exiſtenz, raubte; der, ob er gleich nunmehr von ſeiner ſchwarzen That überzeugt iſt, dennoch nicht ſo viel Edelmuth, Tugend und Religion beſitzt, der entehrten, um Glück, Vermögen, Geſundheit und Vaterland gebrachten, im Stillen ſeufzenden und blutenden Familie des Unſchuldigen, auch nur auf eine entfernte Weiſe, einiges von dem erlittenen ganz unerſetzlichen Schaden zu vergüten; der, um das verruchte Syſtem

ſtem der Infallibilität, Unverantwortlichkeit und Willkühr der Tyrannen zu ſutenieren, vielmehr noch fortfährt, die unterdrückte Unſchuld, mit kaltem Blut, vor ſich im Staube, in Schmach, Elend und Kummer kriechen zu ſehen; der auch nicht den kleinſten Schritt thut, einiges wieder gut zu machen; der als Wächter der Geſetze, die ſchrecklichſte Nullität und Geſetzſchändung begieng; der vielmehr —

J. Ich bitte Sie, ſchonen Sie meiner! Schonen Sie eines getäuſchten Mannes, dem ich ſeinen Fehler verziehen habe! — der, dieſes Fehlers ungeachtet, meine Achtung beſitzt, der (wie ſelbſt der große Friedrich) aus übereiltem Juſtizeifer ſich irrete — der nur ein Menſch iſt — der daher mehr Mitleid als Haß verdient, und den ich ſchon deswegen bedaure, weil er ein großer Herr iſt, von denen jetzt ſo viel erwartet, ſo viel gefodert wird, die immer eine große Rolle ſpielen ſollen. — Und hiezu wird doch eine ausgeſuchte, angemeſſene Erziehung, ein vorzüglich gutes Herz und Kopf erfodert. Wie wenigen ward aber nur eins, geſchweige alles von dieſem zu Theil! Statt ihm zu ſchaden, wenn ichs auch leicht und ungeſtört könnte, werde ich ihm vielmehr mit eigner Aufopferung, wenn ich nur Gelegenheit dazu haben kann, dienen.

Meine gelaſſenen Grundſätze wirkten aber auf den Propagandiſten nur das Gegentheil. Sie verſetzten ihn in ein noch heftigeres Feuer der Declamas

Mamazlou, womit er glaubte, meine ruhige Stimmung überwältigen zu können. Er entwarf von dem Privatleben und den Regierungsfehlern aller Höfe, besonders gedachter kleiner Regenten, ein mit den schwärzesten Farben koloriertes Gemählde, — das ich hier um so weniger aufstellen mag, weil es großentheils nur zu wahr, zu richtig und zu kenntlich entworfen war. Dazwischen rief er oft heftig aus: und Sie hätten kein Gefühl mehr, für Ihre eigene geschändete Würde, für Genugthuung, für allgemeines Menschen- und Völkerrecht, für Wiederherstellung natürlicher Freyheit und Gleichheit?

Ich war nicht im Stande den Strom seiner Worte durch irgend eine Einwendung aufzuhalten, und er fuhr daher, im gleichen Ton, ohngefähr also fort:

P. Wissen Sie! das Schwerdt ist geschliffen, es blinket, es hängt über den Köpfen der Tyrannen, es wird bald fallen. Der so lange gepreßte, nun Wuthschäumende Gallier hat das Signal gegeben. Wissen Sie! von Norden bis Süden ist alles vorbereitet. Große Köpfe, große Reichthümer, und die ganze wahre ungekannte Stärke aller Staaten und Völker, sind schon in Geheim in den Händen der über den ganzen Erdboden verbreiteten Befreundungsgesellschaft. (So nannte er einige Mahle die Rotte der Propagande.) Auch in den kleinsten Staaten, die wir bis

aufs

aufs geheimſte Detail kennen, haben wir Männer, *) die nur auf den erſten Wink lauren, um die Thronen der Fürſten zu zertrümmern; welche letztere jetzt nur durch eine gleisneriſche, ſchmeichelhafte Regierung und Herablaſſung, und durch lauter Spielwerk, das ſie dem großen Haufen hinwerfen, ihre Völker einzuſchläfern ſuchen, und indeß neue, vergoldete, aber deſto feſtere Ketten für ſie ſchmieden. Das Gewitter hängt ſchon am Horizont. In dem Neid, dem Mißtrauen, der Uneinigkeit und Raubſucht der Großen unter ſich, liegen ſeine elektriſchen Schläge, wie in einer Verſtärkungsmaſchine, verborgen. Nur noch einige unvermeidliche Windſtöße, ſo iſt es da. Unſre klugen und mächtigen Leiter lauren nur noch auf Reife, auf eine Gelegenheit zum Schlage. Auch dieſe entwickelt ſich langſam und ſicher durch ſich ſelbſt. Die ganze Volkskraft iſt unſer, und mehr als eine Million Handwerksburſche in Teutſch-

*) Dieſes (gewiß grundloſe) Vorgeben des Propagandiſten halte ich für einen der ſchändlichſten Kunſtgriffe dieſer geheimen Geſellſchaft, um durch das Mißtrauen, das dadurch (wie ſie hofft) in den Gemüthern der Regenten und überhaupt aller, die man ſeit 4 Jahren unter dem Nahmen der Ariſtokraten zu begreiffen pflegt, erregt werden ſoll, und durch die mancherley ſchlimmen Folgen, die es, natürlicher Weiſe, nach ſich ziehen muß, die Ruhe ſolcher Staaten zu erſchüttern, und die Kataſtroſe, an welcher ſie arbeiten, dadurch zu beſchleunigen. W.

Teutſchland, ſo wie verſchiedne andre Korps, die Schützengeſellſchaften, u. ſ. w. deren Stimmung wir kennen, die nur einen Stoß brauchen, werden das erſte unwiderſtehliche Werkzeug ſeyn. Sie ſind zu dem Manne auserſehen, der in ſeinem Standpunkt den Blitzſtrahl leiten ſoll. Wiederhergeſtellte Ehre, Rache, Gerechtigkeit, Glück, Reichthum, und eine große Rolle, wird Sie gegen alle vorige und jetzige Demüthigung und Verluſt entſchädigen. Vernehmen Sie nun von mir den Plan, den unwiderſtehlichen Plan, Grundſätze, Willen und Inſtrukzion der erhabenen Befreyer-Geſellſchaft; ſchwören Sie Treue und Verſchwiegenheit, ſchlagen Sie ein, und ſichern Sie ſich dadurch ſelbſt, u. ſ. w.

Hier ließen mich meine Grundſätze, mein Erſtaunen, mein Widerwille, nicht länger bey ruhiger Faſſung. Ich unterbrach ihn heftig:

J. Sie finden in mir ganz und gar nicht den Mann den Sie ſuchen. Meine Grundſätze, meine Ruhe, meine Bedürfniſſe, meine Vaterlandsliebe, meine Erfahrung, ſind Antipoden Ihres Antrages, den ich durchaus, auch im entfernteſten Falle, misbillige. Ihr fürchterlicher Antrag iſt ganz meinem politiſchen, feſtgegründeten, gemäßigſten Glaubensbekenntniß entgegen. Sie beleidigen und verkennen mich, wenn Sie von Feigheit, Erſchlaffung oder Kälte gegen meine und meiner Familie Ehre reden, um mir Wärme und Theil-

Hans Wurſt.

Was ſtatuierte Pythagoras in Betreff des wilden Geflügels?

Malvolio.

Daß es leichtlich begegnen könne, daß die Seele unſrer Großmutter in einem Schnepfen wohne.

Hans Wurſt.

Was hältſt du von dieſer Meynung?

Malvolio.

Ich denke edler von der Seele, und billige dieſe Meynung keineswegs.

Hans Wurſt.

Gehab du dich wohl: Bleib immer in der Finſterniß; du muſt die Meynung des Pythagoras halten, wenn ich dir zugeſtehen ſoll daß du deine fünf Sinne habeſt, und dich ſcheuen einen Schnepfen zu ſchieſſen, aus Beſorgniß du möchteſt die Seele deiner Großmutter aus ihrer Wohnung vertreiben. Leb wohl.

Malvolio.

Sir Topas, Sir Topas --

Sir Tobiak.

Der allerliebſte Sir Topas!

nehmung an Planen beyzubringen, die ich verabscheue, — verabscheue, als stiller, einzelner, wiewohl gekränkter Staatsbürger, ja selbst als Kosmopolit. Wenn auch Rache Gerechtigkeit wäre, so werde ich sie doch nicht ergreifen. Es ist nicht Feigheit, nicht Gleißnerey, nicht Heucheley, oder lasche Stimmung. Daß ich diese nicht besitze, wissen meine Freunde, die mich kennen; sie wissen, daß ich bey diesen, wenn ich sie nur einigermaßen zeigte, besser fahren würde. Noch jetzt schmeichle ich jener Despotentragödie nicht; vielmehr klage ich noch laut und frey darüber, wenn mir eine bittre Veranlassung dazu gegeben wird, mich dazu zwingt; wenn elende, kriechende, dumme Hofdiener, oder übel berichtete Leute, jener unerhörten, grausamen, an meiner Familie begangenen Behandlung das Wort reden. Vielleicht bin ich Ihnen, oder Ihren Spähern, die Ihr Orden freilich allenthalben haben mag, durch einen oder den andern Fall, den Sie hiervon gehört haben, bekannt geworden, und Sie beurtheilen mich nun darnach. Nein, ich hasse nur die Ungerechtigkeit, nicht die Ungerechten: ich werde auch zu seiner Zeit, doch auf die glimpflichste und schonendste Weise, der Welt den ganzen Vorgang, mit allen seinen Triebfedern, Beweisen und Erläuterungen, durch eine Dedukzion vorlegen. Alles ist dazu fertig. Ich sagte zu seiner Zeit; diese ist jezt nicht. Ich mag auch nicht den geringsten Stoff zu Unruhen, auch durch die gemäßigste Darstellung meiner Klagen, hergeben.

Und

Und dann ſoll es nicht Rache, nicht Gerechtigkeitsfoderung ſeyn; nein, nur blos Widerlegung angethanen Unrechts, und der Unſchuld gebührende Enthüllung. Mein langes Zaudern zeigt ſchon meine Mäßigung. Auch hätte ich wirklich längſt auf einem gerechten Wege Gerechtigkeit ſuchen können; aber auch dieſen zu gehen, hinderte mich Großmuth; ob ich gleich auch nicht leugnen kann, daß meinen in der Ruhe ſein höchſtes Glück ſuchenden Geiſt der Gedanke abſchreckte, daß ich dann vielleicht manchen, den meinigen überlegenen, Kräften hätte entgegen arbeiten, und vielleicht neues, noch größeres Unrecht erleiden müſſen. Ich begnüge mich bis jezt damit, das kompetente Urtheil des unbefangenen Publikums auf meiner Seite zu haben. Ich weiß ſo gut wie Sie, was das Recht in den Händen der Reichen und Großen iſt, wenn ein Kleiner dem allgemeinen eſprit du corps aufgeopfert werden ſoll. Aber dieſer iſt derſelbe und wird es bleiben, die Großen mögen Deſpoten, Ariſtokraten oder Demokraten heißen. Daß in den Händen der letztern der Fall tauſendfach ſchlimmer ſey, zeigt wohl die jetzige Verwirrung. Würde ich nicht mein Maaß von Widerwärtigkeiten, mit zu ſchwachen, fruchtloſen Bemühungen, Recht gegen einen Mächtigen zu ertrotzen oder zu erkriechen, noch gehäuft haben? — Nein! die Welt, der unbefangne edle Theil derſelben, weiß, verabſcheuet jenen Auswuchs einer ſchändlichen Hofkabale. Dies iſt mir Ehrenerklärung genug, und

man schätzt meinen Vater und mich um so höher, da wir in dieser Lage genau so verfuhren, wie Belisar gegen den guten, getäuschten Justinian *) verfuhr. Ich ehre selbst in dem, der meinen Vater und meine Familie unglücklich machte, und freylich nunmehr beym Bewußtseyn, daß er abscheulich handelte, doch noch immer der Welt glauben machen möchte, daß er recht gethan, einen liebenswürdigen, in mancher Hinsicht nur schwachen, daher allzu guten, durch fremde Ohren hörenden, und durch fremde Augen sehenden, mehr dem Vergnügen und ausser der Sfäre seiner Regentenpflichten liegenden, heterogenen Geschäften lebenden Regenten; einen Mann, der sich wenigstens durch selten bey Großen anzutreffende Privat- und häußliche Tugenden auszeichnet; der mir daher immer im allgemeinen schätzbar bleibt, und dessen Freundschaft ich, wenn er ein Privatmann wäre, vor allen andern und mit der größten Aufopferung suchen würde. Können Sie diese meine Gründe, dieses

*) Den guten Justinian? — Ich weiß wohl, daß dies einem in Teutschland noch ziemlich allgemeinen Vorurtheil für diesen Abgott des großen Juristischen Haufens, gemäß gesprochen ist: aber es ist mir unmöglich, gegen diesen Mißbrauch des Wortes gut nicht mit Faust und Fersen zu protestieren. Wenn Justinian gut war, so ist nie kein übelthätiger, schwachsinniger, heuchlerischer Tyrann in der Welt böse gewesen.

dieſes mein gemäßigtes Verfahren, nun wohl noch mit ſo unwürdigen Nahmen belegen? Sie verlangen ferner: ich ſollte, um mein kleines unbedeutendes Ich in einer privaten, faſt vergeſſenen und überwachſenen Sache wieder zu heben, Mitverräther am allgemeinen Wohl und an der Ruhe des glücklichen teutſchen Staats werden; ich ſollte das Syſtem allgemeiner Glückſeligkeit meinen Privatvortheilen aufopfern; ja ſogar Hand anlegen, ein graues, felſenfeſtes, obgleich gothiſches, und freylich manchem Spötter und Unkenner von auſſen die Schnörkel und Karrikaturen eines alten Baugeſchmaks zeigendes Gebäude, in deſſen Innern ſichs aber doch, — ſo manche Wendeltreppe, dunkle Winkel und kleine Fenſter es auch hat, ſo lange ſchon ſicher und glücklich wohnen ließ — mit einzureiſſen, und dafür, im neufranzöſiſchen Revoluzions- und Narrenſtyl, ein buntes Kartenhäuschen mit aufbauen helfen, das von ſich ſelbſt bey jedem leichten Lüftchen wieder einfällt, oder dem die vielen unwiſſenden Bauleute das Schickſal des Babyloniſchen Thurms zuziehen würden?

Hier unterbrach er mich heftig.

P. Sie nennen die groſe Wiederherſtellung der natürlichen Freyheit und Gleichheit in Frankreich, das erhabne Gebäude ihrer Staatsregierung, ein Kartenhäuschen?

J. Auch dieſer Ausdruck iſt noch bey weitem zu edel und glimpflich. Unſre Sprache iſt glücklicher Weiſe zu arm, und zu gut, um ein Wort zu haben, womit ſie die ſchauderhafte Unform der jetzigen franzöſiſchen Staatsverwirrung benennen könnte. Dieſe iſt eine auf ungeſtümen Elementen herumgauckelnde Arche ohne Ruder und ohne einen Noah, die mit dem ſchrecklichſten Quodlibet der ſcheuslichſten, gegen ſich ſelbſt, aus Hunger, Herrſch- und Mordſucht wüthenden Thiere, angefüllt iſt.

Mit vielem Feuer von beyden Seiten wurde nun für und wider die Franzöſiſche Revoluzion, ſo wie überhaupt über Regierungsformen, geſprochen. Nichts nahm der Propagandiſt bitterer auf, als wie ich ihn einigemal zur Lektür unſrer beſten teutſchen Schriftſteller über dieſen Gegenſtand verwies. Ich würde nur aufwärmen, wenn ich das, was Vernunft, Erfahrung, Berichtigung, und ſo mancher brave Teutſche darüber nun endlich entſcheidend geſprochen hat, und worauf ich den Propagandiſten verwies, hier wiederhohlen wollte.

J. Es iſt wenigſtens längſt entſchieden, daß der wahre Grund Ihrer Revoluzion weniger in dem freylich armen, übervölkerten und verwirrten Zuſtande des Staats und ſeiner Kaſſen, ſo wie in dem Druck der Großen und ihren lettres de cachet, als in dem beſondern egoiſtiſchen Privathaß und in den Privatvortheilen einiger ehrgeizigen und grundverdorbenen, zurückgeſetzten Böſewichter liege.

liege. Jene Gebrechen ſind nicht abzuleugnen, gehen über alle Vorſtellung, und waren äuſſerſt drückend: allein ſie konnten noch immer durch eine weiſe und gemäßigte Reformazion, glücklich gehoben werden, und bedurften keiner Revoluzion, keiner das oberſte zu unterſt kehrenden Umwälzung. Jeder Unbefangene ſegnete den Anfang der franzöſiſchen Neuerungen, da man auf eine nicht ganz unbeſcheidne Weiſe anfieng, der Gewalt des Königs Schranken zu ſetzen: aber man warf nun bald das Kind mit dem Bade weg; man ſprang von einem ſchrecklichen Extrem auf ein noch ſchrecklicheres; man wählte von zweyen Uebeln das bey weitem ärgſte. Statt geile Auswüchſe der alten Verfaſſung zu beſchneiden, hieb man den ganzen Baum um, verbrannte ihn ſogar aus Muthwillen, und pflanzte an deſſen Statt einen dürren, Blätter- Zweig- und Wurzelloſen Stock. Gottlob! der Schwindel, der Freyheitsparoxyſmus, der Teutſchland beym erſten gemäßigten Anfang der Revoluzion ergriff, hat ſich abgekühlt. — Sie kommen zu ſpät, mein Herr! Der unglückliche Rückzug der Preußen aus Champagne, den die Vorſicht auf eine ſo wohlthätige Weiſe durch die Elemente verurſachte, bleibt für die Welt die glücklichſte Begebenheit, die ſie je erlebte. Nun bekamen die frivolen, zur Exzentrizität geneigten, nie der glücklichen Mittelſtraße fähigen, brauſenden Franzoſen, Luft und Spielraum. Sie konnten nun die Grundſätze, die Greuel, die Folgen ihrer Revoluzion, oder beſſer,

die Raub- Herrsch- und Mordsucht ihres groſsen und kleinen Pöbels, ungehindert und frever in ihren eigenen und fremden Eingeweiden wüthen lassen; sie konnten nun, wie tatarische Räuberhorden, in fremde Länder einfallen, und unsern biedern, kalten Teutschen ihre Freyheit und Gleichheit im Plündern und Zerstören alles dessen, was sonst jedem gemäſsigten Krieger heilig ist, fühlen lassen. Das gutmüthige Teutschland trug so lange das Joch der Laster, Moden, Sitten, Sprache, Hofmeister und Hofmeisterinnen, (die, mehrentheils abgelebte, verdorbene Pariser Frisörs und Stadtnymfen waren) des irreligiösen Witzes, ja selbst der Krankheiten, womit uns Frankreich seit Jahrhunderten, wie mit einem Spinngewebe, übersponnen hatte. Aber nun sind ihm die Augen aufgegangen. Der kalte, gutherzige Teutsche, (seine Krieger zeigen es, so verdächtig und wankend man auch ihre Treue machen wollte) will seine nicht glänzende, aber gründliche, von Frankreich ihm noch übrig gelassene Selbständigkeit, Freyheit, Originalität, seine stille häusliche Ruhe und Glückseligkeit, seine, obgleich altförmische und bunte, doch wohlthätige Regierungsgestalt, seine Rechtsverfassung, (wenn sie auch gleich, wie bey meinem Vater, bisweilen durch lettres de cachet geschändet wird) sein Sattessen und Satttrinken, sein klingendes Geld, seine weislich modifizierte, wirkliche Freyheit und Gleichheit, nicht gegen französischen Dunst, gegen französischen Hunger, gegen

franzöſiſches Papiergeld, — Treue und Sicherheit des Eigenthums, der Ehre und des Lebens nicht gegen die Soſiſtereyen franzöſiſcher Afterfiloſofen ohne Menſchenkenntniß, Erfahrung und Aufklärung, vertauſchen. Vom gemeinſten Mann bis zum beſten, ſcharfſinnigſten Schriftſteller in Teutſchland, herrſcht jezt Einerley Sinn für Beybehaltung der Ruhe und der alten gewohnten Einrichtung unſrer General- und Spezial-Verfaſſungen, die ſich von ſelbſt, nach und nach, bey zunehmender wahrer Aufklärung, und nach den Zeitbedürfniſſen, zur feinern, beſſern Geſtalt abſchleifen werden. Selbſt die anfänglich ſo feurigen Freunde der franzöſiſchen und aller Revoluzionen, unſre ärgſten Brauſeköpfe, ſehen jezt mit Abſcheu und Misbilligung auf das unglückliche Frankreich hin, das in ſo wenigen Jahren, unter ſeinen unzähligen, ſich ſelbſt wie die Inſekten unter einander aufreibenden Tyrannen, ſolch ein Schauplaz von Mord, Hunger, Entvölkerung und Bürgerkriegen wurde, wie noch nie die Geſchichte einen zeigte. Der große Haufen ſelbſt küſſet jezt ſeinen gewohnten eiſernen Szepter, der ihn gegen ſo viele ſchüzet. Er ſieht an Frankreichs Beyſpiel, daß man nicht idealiſche Menſchen zu regieren habe, die die Tugend als Tugend lieben, ſondern daß Furcht und Strenge oft in die Stelle urſprünglicher Moralität treten, das Uebel zurückhalten und das Gute erwecken müſſen. Unter dieſem eiſernen Szepter kann er ſich ſatt eſſen, ſatt trinken, ſchla-

sen, vergnügen, frey denken und reden, sein Eigenthum sicher besitzen, ꝛc. Er gestattet, oder gewährt ihm überhaupt das kleine Maas von Glück, das ihm nur, im Drange, im Gleichgewicht so vieler tausend Verhältnisse, Pflichten, Rechte, irgend eine andere Verfassung, am wenigsten der Naturstand, und die daraus, allenfalls im entferntesten Falle, resultierende ursprüngliche Freyheit und Gleichheit, verschaffen könnte. Er sieht es ein, daß er nicht zum Regieren geschaffen und erzogen sey, sondern zum arbeiten, zu stillen häuslichen Freuden, zur stillen, glanzlosen, nicht aufblühenden Palliativglückseligkeit. *) Er sieht ein, daß der Zweck aller Regierungsformen blos ist: Glückseligkeit der Individuen! — Sieht er, daß diese unter einem zu milden Szepter, bey zu sanften oder gar keinen Gesetzen, bey zu großer Freyheit, wegen der Leidenschaften der Menschen nicht erreicht werden kann, so ehrt und folgt er auch gern der nothwendig strengen gesetzlichen Verfassung. Er sieht es täglich, daß unterm Monde nichts vollkommnes sey. Jedes Land, jede Verfassung in der Vor- und jetzigen Zeit, zeigt ihm eigen-

*) Wer hier etwa den Mund verzieht, ist noch nicht so weit gekommen, zu wissen, daß es — ausser der innern Eudämonie, die der Mensch sich allein selbst verschaffen kann, und die also nicht hieher gehört — gar keine andere Glückseligkeit unter dem Monde giebt, noch je gegeben hat, noch geben kann, als diejenige, die unser Ungenannter Palliativ-Glückseligkeit nennt.

eigenthümliche Fehler. Er will lieber die bekannten und gewohnten Laſten tragen, als ſich durch Abwerfung derſelben unvermeidlich neue und größere zuziehen. Er wünſcht und ſieht eine ſanfte, langſam und ruhiggehende Reformazion, nicht Revoluzion, ſo wie in den Verhältniſſen zwiſchen Groß und Klein die Annäherung der verſchiedenen Stände, durch echte Aufklärung ſich täglich mehr entwickeln; er findet dieſe Reformazion nothwendig, möglich, und von jeher exiſtierend. Er findet, daß jeder Stand ſein Maaß und ſeine Schranken von Aufklärung und Glück habe; daß es beſſer ſey, Einer gebiethe, wenns nur irgend nach erträglichen Grundſätzen geſchiehet, als daß Tauſende herrſchen wollen, die weder Kenntniſſe, noch gutes Herz, noch guten Willen dazu haben, die daher als efemeriſches Geſchmeiß in dem Augenblick ihres politiſchen Herrſcher-Daſeyns, nur alles um ſich her verzehren und verdürren.

Unſer wohlbeleibter Bauer, unſer wohlgekleideter, bequem wohnender und wohlgenährter Bürger (wenn er nur thätig und wirthſchaftlich iſt) — wie weit ſteht er über den Sankülotten! mit welchem Ekel und Abſcheu ſieht er auf dieſe Elenden herab! Er iſt nicht in dem Fall des hungerkranken, itzt nun vollends an der Auszehrung hinſiechenden franzöſiſchen Bauers und Bürgers. Seine Originalität, ſein Fleiß, ſeine gemäßigte Regierung, ſichern ihn dafür. Er ſchüttelt ſeinen Kopf über die lächerliche, immer, wie es der Zufall

Hans Wurſt.

Gelt, ich ſchike mich zu allen Rollen?

Maria.

Du hätteſt das alles ohne Bart und Prieſterrok thun können; er ſieht dich ja nicht.

[Hierauf erklärt ſich Sir Tobias, daß er dieſes Spiels nach gerade überdrüſſig ſey, und demſelben nun ſo mehr ein anſtändiges Ende gemacht wünſche, da er mit ſeiner Nichte zerfallen ſey. Er geht alſo mit Maria ab, um ſich darüber auf ſeinem Zimmer mit ihr zu berathen, und läßt Hans Wurſten bey Malvolio zurük, der hierauf in der Vierten Scene ſeine eigne Perſon wieder annimmt, und nach dem er eine Weile den Narren mit ihm getrieben, ſich endlich erbitten läßt ihm Papier, Feder, Dinte und ein Licht zu bringen.]

Fünfte Scene.

[Ein andres Zimmer in Olivia's Haus.]

Sebaſtian allein.

Diß iſt die Luft, diß iſt die ſtrahlende Sonne; dieſe Perle gab ſie mir, ich fühle ſie und ſehe ſie, und obgleich alles um mich her lauter Wunder iſt, ſo iſt es doch nicht Wahnwiz. Wo iſt denn Antonio? Ich konnt' ihn im Elephanten nicht finden; alles was ich erfahren konnte war daß er da geweſen und wieder ausgegangen ſey, mich überall in der

fall giebt, unbedingte, und daher höchſt unnatürliche, ſogenannte natürliche Freyheit und Gleichheit. Er iſt zu aufgeklärt dazu, um ſich ſo etwas überreden zu laſſen, zu aufgeklärt, im Gegenſatz des Franzoſen, (dem man ſo unwürdig und unpaſſend den altteutſchen Nahmen Franke giebt) um nicht einzuſehen, daß ſchon der bloße Begriff vom Staate, oder einer ſich durch Eigenthum, Verhältniſſe, Bedürfniſſe u. ſ. w. dicht auf einander drängenden, geordneten Menſchenmaſſe, nicht bey Freyheit und Gleichheit, am wenigſten ſolch einer wilden, wie ſie Frankreich jetzt zeigt, beſtehen könne. Unbedingte Freyheit und Gleichheit iſt für den großen Haufen, nach ſeinen Begriffen, ein ſchlechtes, buntes Meſſer in den Händen eines Säuglings, wie die Erfahrung leider tauſendfältig zeigt. Leſen ſie nur Swinton über die theils traurigen, theils lächerlichen Reſultate des Verſuchs, dem großen, wilden, barbariſchen Haufen in Rußland, der nun vollends dazu noch nicht reif und veredelt genug war, ſeine ihm nothwendige Sklaverey zu erlaſſen. Selbſt eine gemäßigte Freyheit und Gleichheit denkt er ſich nur in ein Ideen-Land, wenigſtens nur in ein rohes, unkultiviertes Steppenland, wo auf tauſend Quadratmeilen etwa hundert iſolierte Hirtenfamilien genugſamen Raum haben, um ſich nicht berühren zu dürfen. Aber auch da fällt ihm der Gedanke ein: es ſind doch Männer, Weiber, Väter, Kinder, Knechte, Mägde darunter, und

die

die ſtehen nach Kräften, Alter, Verſtande und Bedürfniſſen natürlich gegen einander in ungleichen Verhältniſſen. Dieſe begründen es ſchon, daß einige gebiethen, andere gehorchen müſſen, wenns nicht ſo konfus hergehen ſoll, daß endlich, wie in Frankreich, Söhne ihre Aeltern ſchlachten dürfen, um dafür ſchandbare Ehren-Denkmäler zu bekommen. Einer muß alsdenn doch auch fürs Ganze ſorgen; und die beſſere Methode iſts, wenn dies nur ein einziges Individuum nach gemäßigten, auf Zeit und Umſtände ſich gründenden Grundſätzen thut, als wenn viele ſich zudrängende Köpfe mit viel Sinnen, ihren (wie es die Erfahrung in allen Demokratien gelehrt hat) oft ſo unreifen Senf dazu geben wollen. Selbſt die reine, rohe Natur, zeigt ihm ſo viele Fälle der Ungleichheit und Einſchränkung. Die Züge der Vögel und Thiere beruhen auf untergeordneten Maaßregeln; ſie haben ihren monarchiſchen (freylich nicht deſpotiſchen) Anführer. Sein Kalender, die Betrachtung des Himmels, zeigt ihm untergeordnete, weiſe Verhältniſſe im großen Weltall, nach dem verſchiedenen Kräften und Größen. Das Kleinere findet Glück und Exiſtenz darin, dem Größern untergeordnet zu ſeyn. Dem Monde würde es übel bekommen, wenn er ſich in die Stelle der Sonne ſetzen wollte. *) Witterung, Tages-

*) Ich geſtehe, daß ich dieſe von Sonne und Mond, Vögeln und Fiſchen, u. ſ. w. entlehnte Argumente nicht liebe.

Tageslänge, Kälte, Wärme, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, in ihren so unendlichen, sich abwechselnden, fürs Ganze so nothwendigen Modifikazionen, oder wenn man will, Unvollkommenheiten, zeigen ihm das schimärische des Gleichseyns. Er findet in Teutschland die Ungleichheit, die Freyheitsbeschränkung kaum merklich, da hier die Extreme nicht so auffallend sind, als im ehemahligen Frankreich, wo nur ganz Groß und ganz Klein war; da hingegen hier der Mittelstand der stärkste, und im Ganzen der wohlhabendste, aufgeklärteste Stand ist.

Findet der teutsche Bürger oder Bauer auch hart, wenn seine mit viel Sorgen und Aufwand aufgezogene wackere Jungen, Stützen des Hauswesens und Alters, auch oft in Privatsachen der Fürsten, nun hin ins Feld der Schlachten und des Hungers müssen; sieht er auch, daß seine schlanken, züchtigen Töchter sich von einem jeden Thorvisitator im Nahmen des Fürsten, unter dem Vorwande des allgemeinen Besten, schändlich besführ-

liche. Wozu hätten wir ihrer auch nöthig? Braucht ein Mensch wohl mehr als was ihn der gemeine Menschenverstand in dem Hause oder der Hütte, worin er gebohren ist, lehren kann, um sich zu überzeugen, daß absolute Gleichheit und Freyheit auch in der kleinsten Familie, geschweige denn in einem kleinen oder großen Staate, Schimäre oder kindisches Spiel mit Worten ohne Sinn, ist?

IV.

fühlen laſſen und ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit der Gewalt öffentlich Preis geben müſſen — ſo indigniert ihn das freylich wohl; er denkt ſich aber doch dabey, daß nichts vollkommnes in der Welt ſey, noch ſeyn könne; daß Paradieſe nur Träume und Romane ſind.. Seine Hausbibel zeigt ihm, daß nie in der Welt Vollkommenheit geweſen; daß immer Mängel, Kriege, Leidenſchaften, und böſe zwiſchen guten Fürſten, gewüthet haben, und daß, wenn man den Hydern der Unvollkommenheit die Köpfe auch alle abhauen könnte, ſtatt eines alten doch immer wieder zehn neue hervorwachſen würden. Sein ruhiges, kaltes, gemäßigtes Syſtem iſt das: es bleibe lieber beym Alten, das wir gewohnt ſind, und das aus mehrern Uebeln doch wohl eines der leichteſten iſt. Er liebt ſeine Fürſten; er weiß, daß ſie auch Menſchen ſind, und daß ſie das ſeyn müſſen, weil ſie Menſchen regieren ſollen. Die Erfahrung zeigt ihm, daß ihre gar zu große Milde mehr ſchädlich als nützlich iſt; er ſieht unter zehn derſelben, doch gewiß neun gute, wenigſtens erträgliche, als böſe. Er ſieht auch wohl, daß dieſe letztern zuweilen beſſer werden, und erwartet mit Geduld, daß ſich die von Friedrich dem Einzigen ausgegangene Fürſtenaufklärung auch über den ſeinigen, ohne Schwerdt und Mord, verbreiten werde. Er fühlt, daß Religion, ſie ſey auch immer mit einigem Schwulſt und Dunſt verbunden, doch immer heilſam, beruhi-

rubigend und nothwendig iſt. Er weiß, daß nichts ohne Formalität, nichts ohne Gewand, oder Einkleidung ſeyn kann; daß dadurch oft das Weſentliche angenehmer, liebenswürdiger und eindrücklicher gemacht wird. Er bekommt ſeine untern Geiſtlichen aus ſeinem eigenen Stande; er verlangt in ſolchen keine Götter, und weiß ſich allenfalls gegen ihre herrſch- und geldſüchtigen Operazionen ſehr gut zu ſichern. Er ſieht unter ſeinem Adel, wie unter ſeiner eignen Klaſſe, Verdienſtvolle und Verdienſtloſe; er verachtet die letztern, ſchlägt ſie aber nicht todt oder beraubt ſie, um ihr altes Beſitzrecht unter dem Nahmen Ariſtokratengut an ſich zu bringen, und es wieder zu verſchleudern. Er findet es nothwendig und natürlich, daß auch Reiche in einem Staate ſeyn müſſen, ohne welche Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe nicht zu denken ſind. Er ſchaudert vor dem franzöſiſchen Grundſatz der Gleichheit zurück, die nun ſchon) bis auf einige Tauſend vom Raube reichgewordener Jakobiner, Nazionalkonventiſten und Generals) das Volk zu einer Horde von gleichen Bettlern herabgeſetzt, und es bereits um den vierten Theil ſeiner Individuen *) gebracht

*) Dieß iſt doch wohl zu viel geſagt! Aber die Franzoſen ſind wenigſtens auf gutem Wege, und brauchen nur noch zwey oder drey Jahre ſo fortzufahren wie zeither, ſo wird ſichs mit der allzugroßen Menge der Verzehrer ſowohl als der Hervorbringer, ſchon geben.

gebracht hat. Er findet in der Kirchen- und Profangeschichte die Ungleichheit und Nothwendigkeit der verschiedenen Stände, daß darin schon an sich selbst der Begriff eines Staats liege, und daß sie sich dennoch wieder erzeuge, wenn auch Gewalt oder Zufall sie auf eine kurze Zeit abgeschafft habe. Er sieht, daß aus dieser uralten, sich immer wieder herstellenden, in der Natur der Menschheit gegründeten Ungleichheit der Stände und Güter, auch eine beschränkte, nicht aber allgemeine und unbedingte Freyheit, und aus dieser wieder Glückseligkeit entsprieße. Die Masse von Freyheit und Glück, die ihm die Gesetze, das Herkommen und die übrigen Verhältnisse geben, ist ihm genügend. Diese geben ihm Ruhe und sichern sein Leben und Eigenthum; statt daß eine so lächerliche Konstituzion wie die Parisische, nur eine unbedingte, grenzenlose, ungezähmte Freyheit, nur Mörder, Räuber, Müßiggänger und Bettler, und im Ganzen nichts als Unglück und Zerrüttung hervorgebracht hat.

P. Ists möglich, daß Sie bey Ihren Schicksalen, bey Ihren Kenntnissen, bey Ihrer Erfahrung und Filosofie, so irrig denken können? Ich weiß es, Sie haben die ganze Welt gegen sich, und denken nur allein so.

J. Nein, so denke ich nicht allein. Dieß sind nicht bloß meine Worte, meine Grundsätze; sondern alles was ich Ihnen eben gesagt habe, ist

bloß wörtliche Wiederzählung eines Geſprächs, das ich vor kurzem mit Vergnügen anhörte, und das ganz der allgemeinen Stimmung analog iſt. Neulich nöthigte mich unangenehme Witterung auf einen halben Tag Zuflucht in eine Dorfſchenke zu nehmen. Einigen Bürgern giengs nicht beſſer. Dieſe vermiſchten ſich bald mit mehrern redlichen, frohen Dorfbewohnern, die mit gutem Appetit ihre Kanne Bier tranken. Ein Stück Zeitung, welches neue Greuel aus der alten Mördergrube Europens, Paris, erzählte, lag auf dem Tiſch. Dies leitete dieſe ehrwürdige Geſellſchaft auf das vorſtehende Thema, worüber ſie ſo richtig räſonierten, daß ich wünſchen möchte, der Pariſer Konvent beſtünde aus lauter ſo geſundvernünftigen Bauern und Bürgern, als ich in dieſer Dorfſchenke zuſammen fand. Kurz, ſo denkt, ſo ſpricht jetzt der beſſere und größere Theil unſrer beyden Hauptſtände. Mein Herr Menſchenlieb! ich verſichere es Ihnen nochmahls, Sie und Ihr ganzes Befreyungsheer kommen zu ſpät. Sie finden keinen Boden mehr, worauf Sie ihre Grundſätze verpflanzen, worauf dieſe bis zur Reife und Erndte gedeihen könnten. In Teutſchland herrſcht, ſo mancher Windbeuteley und Sittenloſigkeit ungeachtet, doch noch viel wahre Aufklärung und Rechtſchaffenheit, mehr als ſie ſich vorzuſtellen ſcheinen. Die wenigen Brauſeköpfe, die wenigen verſchwelgten, ſittenloſen Auswüchſe der Geſellſchaft, die in jeder Veränderung

rung die Vortheile ſuchen, die ſie ſich durch Arbeit, Fleiß, Genügſamkeit, Tugend und Gebrauch ihrer Kräfte hätten ſchaffen können, aber nicht Luſt haben ſie auf dieſem Wege zu erwerben, werden auf der Waage, wie ein Aß gegen einen Zentner, in die Höhe geſchnellt werden. Wenn Sie von dieſen Ihre Kenntniß der Stimmung des wahren, eigentlichen Publikums hernehmen wollen, ſo bedaure ich Ihre Täuſchung. Verlaſſen Sie ſich ja nicht auf dergleichen Schwindelköpfe! Ihre Million von Handwerksburſchen *) wird fünf Millionen wahrer Staatseingeſeſſenen und Bürger, und über eine halbe Million braver Soldaten gegen ſich haben. Der Barbariſmus, der Gemeingeiſt dieſer ſo rohen Volksklaſſe würde allenfalls eine heftige, aber nur kurze Exploſion verurſachen können. Das wilde, ungeſtüme, ungeordnete Feuer dieſer noch im höchſten Grade der Unkultur und Unſittlichkeit vergrabenen, einer Reform und vernünf-

 tigen

*) Und auch dieſe Million wird — wenn man alle, die eine Heimath und in dieſer nur einiges Eigenthum oder einige Ausſicht auf künftiges Unterkommen haben, abrechnet — auf eine viel kleinere Zahl herabſchmelzen. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſcheint mir in gar zu übertriebenen und allgemeinen Ausdrücken über dieſe Klaſſe der Handwerksburſche, aus welchen doch nach und nach alle Handwerksmeiſter gezogen werden, abzuſprechen, und ihnen mehr Böſes zuzutrauen als billig iſt. W.

tigen Organiſierung bedürftigen, bis jezt aus Verachtung zu ſehr vernachläßigten Thiermenſchen nicht Staatsbürger-Klaſſe, würde durch ihre eigne Ohnmacht, Unordnung, Wildheit, durch Broddedürfniſſe, durch wohlgeordnete, kurze Gegengewalt gar bald wieder — wie neue partikuläre Beyſpiele gezeigt haben — in ihr Nichts zurückgedrückt werden. Selbſt ihre geheimen Direktoren würden nicht im Stande ſeyn, die Unbändigkeit dieſer Halbmenſchen, dieſer rohen Schwärmer, auf einen feſten Punkt zu leiten. Sie würden rauben, morden, ſengen können; aber keineswegs würde dieſe zerſtreuete, leider noch ſo wenig durch gute Geſetze, Erziehung und Sitten geordnete, obgleich durch fanatiſchen Gemeinſinn verbundene Landſtreichermaſſe, da ſie weder Ort noch Eigenthum, noch Vaterlands- noch Bürgerliebe und Bürgerverhältniſſe und Grundſätze hat, zu heilſamen, gemäßigten Staatsrevoluzionen als ſolides Werkzeug zu gebrauchen ſeyn. Man würde von der von Mitleid und Verachtung bisher in einzelnen Fällen ausgegangenen Glimpflichkeit und Nachſicht gegen ſie abgehn müſſen; Man würde ſie todtſchlagen, ſie auseinander jagen, und ihren Handwerksbarbareyen, ihrem tollen Freyheits- und Gemeinſinn, ihrem Staat, den ſie im Staat ſich arrogieren, *) endlich ein Ende

*) Es däucht mich nicht ganz billig, dem löblichen Handwerksburſchen-Stand einen Vorwurf und beynahe ein Ver-

Ende machen. Die übrigen bürgerlichen Korps, die sich, Ihrer Aeusserung nach, jezt durch die geheimen Maaßregeln und Leitungen ihres Befreyungs- oder besser Rebellions-Gesellschaft, ohne daß sie selbst Zweck und Ursach wissen sollen, noch mehr formieren lassen; so wie die Glieder der Schützengesellschaften, die sich unter einander durch geheime Statuten, Uniformen, gleich den akademischen Orden, immer mehr verbinden bewehrt und fürchterlich machen lassen sollten, — werden ihren Zwecken mehr schädlich als nützlich seyn. Dies sind Bürger, Eingesessene, Eigenthümer, die, sobald sie sehen, zu welchen, ihnen selbst verderblichen Absichten sie gemißbraucht werden sollen, gewiß nicht das Schwerdt gegen den Staat, mithin gegen sich selbst, als Theile desselben, zie-

Verbrechen daraus zu machen, daß sie auf Gerechtsamen bestehen, die theils auf uralte Handwerksverfassungen, theils auf altes Herkommen und Gewohnheit gegründet sind. Es ist nicht ihre, sondern dieser alten Gesetze und Gebräuche Schuld, wenn sie, wie die Mönchsorden, gewissermaßen nach ihren eigenen Gesetzen regierte kleine Staaten im Staat ausmachen; und wenn das Edikt von 1731 und andere in dieser Sache ergangene Kaiserliche Verordnungen in einem großen Theile Teutschlandes ohne Wirkung geblieben sind, an wem liegt es, als an denen, deren Amt es ist, die Gesetze zu vollziehen, und an dem nöthigen Einverständniß aller Reichsstände zu diesem Zweck?

Stadt aufzusuchen. Sein Rath könnte mir izt den grössesten Dienst thun -- Denn wenn gleich meine Vernunft gegen meine Sinnen behauptet, daß diß alles irgend ein Irrthum seyn könne, ohne daß es Einbildungen oder Tollheit seyn müsse; so geht doch dieser Zufall und ein so ausserordentliches Glük so weit über alles, was man sich vorstellen kan, oder was jemals erhört worden ist; daß ich bereit bin, ein Mißtrauen in meine eigne Augen zu sezen, und mit meiner Vernunft zu streiten, wenn sie mich bereden will, irgend etwas anders zu glauben, als daß ich toll sey oder daß es diese junge Dame sey; und doch, wenn das leztere wäre, würde sie ihr Haus regieren, ihren Bedienten Befehle geben, Geschäfte annehmen und auftragen, und das alles mit einer so guten Art, mit einem so sanften, vernünftigen, gesezten Wesen, wie ich sehe, daß sie thut? In der That, es ist etwas unbegreifliches in dieser Sache. Aber da kam't sie ja selbst.

Olivia mit einem Priester.

Olivia.

Tadelt nicht, daß ich zu hastig sey; wenn eure Absicht ehrlich ist, so kommt mit mir und diesem heiligen Mann in die Capelle, und unter ihrer geweyhten Umwölbung schwöret mir da, vor ihm, das Gelübd eurer Treue zu, damit meine noch immer mißträuische, noch immer zweifelnde Seele beruhigt werde. Er soll es geheim halten, bis es euch selbst gefallen wird, die Zeit zu einer öffentlichen Feyer, die meiner Geburt gemäß sey, zu bestimmen. Was sagt ihr hiezu?

Seba-

hen werden. In ihnen wird im Gegentheil, weil ſie dabey zu viel zu verliehren haben, die ſicherſte Schutzwehr gegen alle Revoluzionen, da hiezu kein Grund wie in Frankreich iſt, liegen. Sie allein werden alle die Aufſtands-Bemühungen, die eine oder die andre Geſellſchaft, durch ihre übrigen Werkzeuge, aus leicht einzuſehenden Privatabſichten ſich geben möchte, zertrümmern, und Teutſchland wird das alte, im Ganzen ruhige Teutſchland bleiben.

Der Propagandiſt, ziemlich abgekühlt durch meine kalten, feſten, ſeinen hitzigen Grundſätzen entgegenſtehenden Gründe, rief endlich: Pierre, venez ici! Mit ſehr kalter, affektiert gelaſſener Miene, ſagte er nur noch:

P. Ich ehre ſelbſt im Irrthum an Ihnen noch den gutmüthigen braven Mann. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ich will Sie nicht übereilen. Bedenken Sie Ihre Lage, meine edlen Grundſätze und Vorträge, und vielleicht — ich hoffe es, und werde es erfahren — denken Sie nach 4 Wochen, bey ruhiger Ueberlegung, gleich mit mir.

Er zog eine ſchwere Goldbörſe hervor, und ſagte:

Nehmen Sie theurer, verkannter, mir immer ſchätzbar bleibender Mann, dieſe Kleinigkeit, die Ihnen in jedem Fall von meinen unermeßlich reichen, erhabenen Obern, als einem, der ein Opfer

fer der Despotie geworden, bestimmt ist; und diese Karte (die er aus einer Brieftasche zog) wird Ihnen auf jede Zukunft eine sichere Schutzwehre, wird Ihnen alles seyn, was sie wünschen können.

J. Wollen sie mir denn auch noch den Rest der Achtung, die ich selbst bey Ihrer Verschiedenheit der Grundsätze noch für Sie habe, durch Bestechung rauben? Tugend, weises Mistrauen, Genügsamkeit und allgemeine Menschenliebe, werden mir bey meiner Zurückgezogenheit Ihr Geld und Ihre Karte, auch künftig entbehrlich machen!

Indeß ich etwas heftig noch manches gegen dieses unwürdige Anbieten sprach, und der Pr. solches unter affektierten Gähnen anhörte, kam der Bediente mit beyden Pferden an. Der Pr. sagte nur noch:

„Ehren und fürchten sie übrigens nur wenigstens das Geheimniß!" Er machte mir noch eine kurze ernste Verbeugung, und frug zulezt: „haben Sie meinen Brief bey sich? Und da ich ihn sogleich aus der Tasche zog, und ihm auf sein Verlangen zurück gab, schwang er sich aufs Pferd und verschwand bald aus meinen Augen.

Ich eilte nach Hause, und schrieb dieses, mir noch ganz in frischem Andenken ruhende, fast zwey Stunden lange Gespräch, zur Warnung für Fürsten sowohl, als leichtsinnige, dem Betrug ausgesezte Mitbürger, auf.

II.

Auszug
einer Lebensbeschreibung
Pauls Sarpi,
aus dem Servitenorden.

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts waren die von Gregor VII. wider die Rechte der Fürsten geschmiedete Waffen noch so scharf und schneidend, daß sie dem besten und tapfersten unter den Königen von Frankreich den Weg zum Thron versperrten, bis er sich ihnen unterwarf; daß die weise Königin Elisabeth Gefahr lief, Kraft derselben ihrer angeerbten Königreiche von den Spaniern beraubt zu werden; daß Venedig das äusserste wagen mußte, ihrer Gewalt nicht zu unterliegen. Die Stifter der protestantischen Religion hatten zwar schon die Hauptgründe von der Nichtigkeit der päbstlichen Anmaßungen der Welt vor Augen gelegt; allein der römische Hof und das Geschwader der Mönche, besonders die Jesuiten, machten dieselben so verdächtig und verhaßt, daß sie in römischkatholischen Ländern nichts wirkten. Sie vermengten die geistlichen und vorgegebenen weltlichen Rechte der Päbste dermaßen unter einander, daß, wer ihre Ansprüche auf die weltliche Monarchie bezweifelte, nicht weniger als ein offenbarer

Ketzer

Ketzer verfolgt wurde. Wer es im Schooß der katholiſchen Kirche wagen wollte ſie öffentlich zu beſtreiten, mußte mit einem dreyfachen ehernen Panzer um ſeine Bruſt bewaffnet ſeyn.

Der auſſerordentliche Mann, der dies wagte, war Paul Sarpi, ein Servitenmönch, welcher an Muth und Patriotismus mit Luthern, an Mäßigung und Klugheit mit Erasmus und Melanchton, an Wiſſenſchaft und Scharfſinnigkeit mit den erhabenſten Geiſtern alter und neuer Zeiten verglichen werden kann. Man hat verſchiedene Lebensbeſchreibungen von ihm, aber keine iſt ſo voll Wahrheit und Kritik, als die des Herrn Griſelini, Sekretärs der Akademie der Wiſſenſchaften zu Meiland, unter dem Titel: Memorie aneddote ſpettanti alla vita ed agli ſtudi del ſommo filoſofo e Giureconſulto F. Paolo Sarpi, Servita, zu Lauſanne im J. 1760. in 8. gedruckt, von 296 Seiten. Ich will aus dieſem ſchätzbaren Werke einen kurzen Auszug liefern, um das Andenken eines um die Wohlfahrt der bürgerlichen Geſellſchaft ſowohl verdienten Mannes zu erneuern, und einen überzeugenden Beweis aufzuſtellen, was die Aufklärung zur Befeſtigung der Ruhe der Völker und der Rechte der Fürſten bewirken kann.

Paul Sarpi kam den 14. Auguſt des Jahres 1552. zu Venedig zur Welt. Er war noch ein Kind, als ihm ſein Vater, ein durch Prozeſ-

se verdorbener Kaufmann, welcher des Handels wegen aus dem Friaul nach Venedig gezogen war, durch den Tod entrissen wurde. Seine Mutter, eine gebohrne Venezianerin aus dem alten bürgerlichen Geschlechte Morelli, war in allzukümmerlichen Umständen, als daß sie ihm eine seinen Talenten angemessene Erziehung geben konnte. Dieses Geschäft übernahm ihr Bruder Ambrosius Morelli, ein Weltgeistlicher, welcher damahls der venezianischen Jugend mit vielem Ruhm öffentlichen Unterricht ertheilte. Sein ausserordentlicher Scharfsinn, sein stiller Ernst und unermüdeter Fleiß, führten ihn mit schnellen Schritten zu den höhern Wissenschaften. Schon im dreyzehnten Jahre seines Alters widmete er sich der Filosofie und Mathematik, unter der Anleitung seines Freundes Johann Maria Capella von Kremona, aus dem Servitenorden, welcher ihn auch in der hebräischen und griechischen Sprache unterrichtete.

Die Liebe zur klösterlichen Einsamkeit, in deren Schooß er die zum Studieren erfoderliche Seelenruhe zu erlangen hoffte, bestimmte ihn in den Servitenorden zu treten, obgleich seine Mutter und sein Onkel alles mögliche thaten, ihn davon abzuhalten. Er hatte das dreyzehnte Jahr seines Alters noch nicht vollendet, als er den 24. Nov. 1565. im Servitenkloster Santa Maria zu Venedig eingekleidet wurde, und seinen Taufnah-

men

men Peter mit dem Klosternahmen Paul vers wechselte. Am Tage seiner Einkleidung opponier= te er in einer öffentlichen filosofischen Disputazion, welche in der Kirche seines Klosters gehalten wurde, und erregte durch seinen Scharfsinn die allgemeine Verwunderung. Nach einem Ver= lauf von zwey Jahren hatte er schon den Ruhm des Gelehrtesten unter der studierenden Jugend seines Ordens errungen. Daher gebührte ihm die Ehre, in den Generalkapiteln seines Ordens, welche sich in den Jahren 1567. und 1570. zu Mantua versammelten, öffentlich zu disputieren. Das letztemahl vertheidigte er 309 Sätze aus dem ganzen Umfange der Theologie und der Ka= nonischen Rechte, und gab einem jeden Anwesen= den die Freyheit zu opponieren. Der Herzog Wilhelm Gonzaga, ein großer Gönner der Gelehr= ten, welcher die Disputazion mit seiner Gegen= wart beehrte, ernannte ihn (einen Jüngling von achtzehn Jahren) zu seinem Theologen, und zum öffentlichen Lehrer der Theologie und der Kano= nischen Rechte zu Mantua.

Die Würde, die er bey Hof bekleidete, und das öffentliche Lehramt setzten ihn in die Noth= wendigkeit, sich in der Geschichte und in dem Kir= chenrecht tiefer zu gründen als ihm sonst seine Hauptneigung zu abstrakten Wissenschaften er= laubt haben würde. Aus eben der Ursache legs te er sich hier mehr als je auf die griechische und

hebräis

hebräiſche Sprache, und erlangte in derſelben eine vorzügliche Fertigkeit. Man wünſchte damahls allgemein eine Geſchichte der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung. Kamillo Oliva, welcher mit dem Kardinal Herkules Gonzaga, als päbſtlichem Legaten, in der Eigenſchaft eines Sekretärs der Kirchenverſammlung beygewohnt hatte, fand in Paul Sarpi alle zu dieſem wichtigen Werke erforderliche Gaben, und ermunterte ihn nicht nur zu demſelben, ſondern unterſtützte ihn auch mit allen den Nachrichten und Dokumenten, die in ſeiner Gewalt waren. Daher legte Sarpi zu Mantua die erſte Hand an dieſe Geſchichte, als den letzten Theil einer von ihm bearbeiteten allgemeinen Geſchichte der Kirchenverſammlungen. Was Rapin in ſeinen Betrachtungen über die Wiſſenſchaften erzählt, Sarpi habe aus Rachſucht wider den römiſchen Hof, der ihm mit dem Kardinalshuth nicht entgegen eilte, dieſe Geſchichte unternommen, verliert hierdurch allen Schein der Wahrheit. Paul Sarpi war dieſer unzeitigen Anſprüche damahls nicht fähig, und nie hat Ehrſucht ſeine Handlungen belebt. Sein Hang nach der Einſamkeit machte ihm allen äuſſern Prunk verhaßt, und vertrieb ihn ſogar von Mantua, wo er ſowohl bey Hofe als in den erſten Häuſern der Stadt faſt angebethet wurde. Er verließ Mantua im Jahr 1574. und kehrte in ſein Kloſter nach Venedig zurück, nachdem er ſich einige Zeit zu Meiland bey dem Erzbiſchof und

Kar-

Kardinal Borromeo, der ſich zur Verbeſſerung ſeines Kirchſprengels ſchon ſeit einigen Jahren ſeiner Rathſchläge bediente, aufgehalten hatte. Viele Urkunden ſeines Kloſters zu Venedig bezeugen, daß er daſelbſt in den Jahren 1575, 1576, 1577. die Filoſofie lehrte.

Nicht nur die ſtudierende Jugend ſeines Ordens, ſondern auch eine Menge weltlicher Perſonen beſuchten ſeine Vorleſungen. Fern von allem peripatetiſchen Tand, gründete er ſeine Lehrſätze auf natürliche Erfahrungen. Je mehr er bisher gezwungen war das Studium der Natur auf ſeine Nebenſtunden einzuſchränken, deſto größer war der Fleiß, den er jetzt darauf verwendete. Es finden ſich in der Bibliothek ſeines Kloſters zu Venedig eine Menge Aufſätze und Anmerkungen von ſeiner Hand, welche beweiſen, welche wunderbare Fortſchritte er in der Fyſik und höhern Mathematik vom Jahr 1575 bis 1578 gethan hatte. Auf jedem Pfade, den er betrat, die Geheimniſſe der Natur zu erforſchen, machte ſein ſcharfſichtiger Beobachtungsgeiſt neue Entdeckungen. Er fieng frühe an, dem innern Bau der thieriſchen Körper durch die Zergliederung nachzuſpähen. Noch vor dem ſechs und zwanzigſten Jahre ſeines Lebens entdeckte er in den Adern gewiſſe Klöppchen, wodurch das Blut in die Pulsadern und von dieſen in die Blutadern übergehet, und ſchloß hieraus auf den Umlauf des

Blu-

Plutes, welcher von andern groſsen Anatomikern bisher nur vermuthet worden war, und deſſen Mechanismus nachher von Wilhelm Harvey mehr entwickelt wurde. Sein Freund Acquapendente machte die ſo wichtige Entdeckung in einem Buche de Oſtiolis ſanguinis, der Welt bekannt, und verſchiedene andere gleichzeitige Schriftſteller bezeugen dieſelbe. Auch hatte er ſchon vor dem Jahre 1577. wie Acquapendente in ſeinem Buch de Oculo et Viſus organo verſichert, die Erweiterung und Zuſammenziehung des dritten Augenhäutchens entdeckt.

Im Jahr 1578 erhielt er den 15. May zu Padua die Doktorwürde in der Theologie, und im folgenden Jahre fiel die Wahl eines Provinzials ſeines Ordens auf ihn. Seit dieſer Epoche konnte er ſich nur in Nebenſtunden mit den höhern Wiſſenſchaften beſchäftigen. Im Generalkapitel ſeines Ordens, welches im J. 1579 zu Parma gehalten wurde, gab man ihm den Auftrag, die Konſtituzionen ſeines Ordens, beſonders den Theil, welcher von dem Gang der klöſterlichen Strafgerichte handelt, zu verbeſſern; worin er eine ſo tiefe Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft bewies, daß die geübteſten Rechtsgelehrten ſich darüber verwunderten. Neben den Ordensgeſchäften, welche ihn als Provinzial oblagen, lehrte er nun auch die Theologie unter ſeinen Ordensbrüdern bis ins Jahr 1585, da er als Generalprokurator nach Rom berufen wurde.

Da

Da dieſes Amt drey Jahr dauert, und die Verrichtungen deſſelben einen vielfältigen Umgang mit Perſonen von hohem Stande, und mit den geübteſten Kurialiſten und Staatsmännern veranlaſſen: ſo fand hier P. S. ein bequemes und reiches Feld, ſich mit den Geheimniſſen der römiſchen Staatsklugheit bekannt zu machen, und ächten Stoff zu ſeiner Geſchichte der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung einzuärndten; beſonders vom Kardinal Caſtagna, welcher bey der Abfaſſung der Dekrete Präſident in derſelben geweſen war, und nachher unter dem Nahmen Urban VII. auf den päbſtlichen Thron erhoben wurde. Von Rom führte ihn eine Gelegenheit nach Neapel; wo er den berühmten Naturforſcher Johann Baptiſt della Porta, mit welchem er ſchon zu Venedig einen vertrauten Umgang gepflogen hatte, öfters beſuchte. Unter den neuerworbenen Kenntniſſen, welche dieſer an ihm bewunderte, war auch die von der Natur und den Eigenſchaften des Magnets. In der Vorrede zu ſeiner natürlichen Magie bekennt er: er habe damals manches in dieſem Fache von ihm gelernt; er rechne ſich dieſes zum Ruhme, weil er keinen Mann in der Welt kenne, der an Gelehrſamkeit und Scharfſinn ihm gleich komme. In einem von ſeiner Hand geſchriebenen Buch, welches in der Bibliothek ſeines Kloſters zu Venedig aufbewahrt wird, findet ſich eine ſolche Menge Verſuche und Erfahrungen von

Sebaſtiano.

Ich will dieſem heiligen Manne folgen und euch begleiten; und die Treue, die ich euch ſchwören werde, will ich ewig halten.

Olivia.

So geht dann voran, ehrwürdiger Vater, und der Himmel ſchaue mit Beyfall auf mein Vorhaben herab!

(Sie gehen ab.)

den magnetiſchen Eigenſchaften und Wirkungen, daß ſie hinreichend ſind ein vollſtändiges Lehrbuch daraus zu bilden. Der Herr Griſelini verſichert, er habe ſie mit Wilhelm Gilberts fyſiologiſchen Traktat vom Magnet, gedruckt im Jahr 1600, einem klaſſiſchen Werke ſeiner Art, verglichen, und in dieſem nichts gefunden, was von Sarpi nicht verſucht und entdeckt worden ſey, ſelbſt die Abweichungen der Magnetnadel in verſchiedenen Gegenden, und nach verſchiedenen Richtungen auf unſerer Halbkugel nicht ausgenommen.

Im Jahr 1588. kehrte er nach Venedig zurück, mit der Hochachtung Sixtus V. bereichert, und vom Neid Einiger ſeiner Ordensbrüder gequält, welche glaubten, der Pabſt habe ihn zu einer erhabenen Kirchenwürde beſtimmt. Dieſer leidige Dämon wurde noch mehr erbittert, da er ſah, daß ihn nicht nur die erſten Häupter der Republik, z. B. Leonardo, Donato, Kontarini, nachmahliger Doge, Mocenigo, Triviſiano, Moroſini, ihres vertrauten Umgangs, ſondern auch fremde Perſonen von hohem Range und von berühmter Gelehrſamkeit, ihres Beſuches oder Briefwechſels würdigten. Man ſuchte ſeine Orthodoxie in Verdacht zu ziehen, weil er mit den ſogenannten Ketzern in Frankreich, England, Teutſchland und Holland korreſpondierte. Die Gewalt, welche damahls die Päbſte gegen die Fürſten in Frankreich, England und Italien ausübten,

ten, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie schleuderten den Bannstrahl auf das Haupt großer Monarchen und entsetzten sie ihrer Königreiche. Die Republik Genua mußte vor ihren Befehlen kriechen; dem Hause Esthe entrissen sie das Herzogthum Ferrara; sie verbanden sich mit den Spaniern, welche damahls einen großen Theil von Italien besaßen, und beunruhigten die Republik Venedig durch allerley ungerechte und lästige Foderungen. Diese Umstände reizten ihn, die Gründe, worauf die Päbste ihre Anmaßungen, besonders in Kirchensachen, baueten, und die Rechte der Fürsten in ihren ersten Quellen zu untersuchen. Hierauf zielte auch zum Theil sein Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten.

Indeß er sich zu einem für sein Vaterland unentbehrlichen Staatsmann bildete, unterließ er nicht, den höhern Wissenschaften obzuliegen. Einer seiner Freunde hatte ihm die im Jahr 1591. gedruckten Werke des Vieta, von der Algebra speciosa zugeschickt. Diese neuerfundene Buchstabenrechnung war damahls noch so unvollkommen und dunkel, daß sie, wie Dechales sagt, *) in Vergessenheit gerathen seyn würde, wenn sie nicht einigen scharfsichtigen Köpfen, vor denen nichts dunkel ist, in die Hände gefallen wäre.

Paul

*) Mundus Mathematicus T. I. de progressu Matheseos pag. 34.

Paul Sarpi entzifferte nicht nur die algebraischen Geheimnisse, sondern verbesserte auch manchen Fehler des Erfinders, bestätigte die Lehrsätze mit stärkern Beweisgründen, löste verschiedene Aufgaben, welche von Franz Vieta nach der alten Methode entwickelt waren, mit analytischer Kürze auf, und bewies einen weit schärfern Blick in diesem Fache als der Erfinder selbst. Hiervon zeugen die vielen Anmerkungen und Verbesserungen, welche er mit eigener Hand, auf allen Seiten des erwähnten Exemplars, am Rande und zwischen den Linien beygefügt hat, und eine Menge einzelner Blätter, welche noch insgesammt in der Bibliothek seines Klosters zu Venedig aufbewahrt werden.

In diesem für sein Lieblingsstudium so glücklichen Zeitraum durchforschte er die Werke des Plato, des Aristoteles und der neuern Filosofen, und verfertigte einen seiner tiefen Einsicht angemessenen Auszug ihrer Lehren. Hierdurch wurde er veranlaßt, der filosofischen Moral tiefer nachzudenken, als er bis dahin gethan hatte, und seine Kenntnisse zur sittlichen Verbesserung seiner selbst anzuwenden. Dies beweiset ein in der osterwähnten Bibliothek noch vorhandenes Werkchen, worin er seine sittlichen Mängel angemerkt, und die Mittel dagegen, theils aus eigener Erfahrung, theils aus den Schriften der Alten, beygefügt hat. Daher rührte auch sein Buch von dem Widerspruch

zwi-

zwiſchen der menſchlichen Natur und dem Atheiſmus, und ein Traktat in Plutarchs Manier, Medicina dell' Animo betitelt, worin er die Mittel, die wahre Seelenruhe zu erhalten, vorſchrieb, welche beyde leider verlohren gegangen ſind. Dieſem Schickſal iſt jedoch ein anderes goldnes Werkchen entgangen, mit der Aufſchrift: Circa il naſcere delle opinioni, e del ceſſare che fanno in noi (wie eine Meynung in uns entſtehe und wieder aufhöre,) welches vielmehr den Titel einer Vernunftlehre verdiente. Nach dem Auszuge, welchen Marco Foſcarini im dritten Buche ſeiner Geſchichte der venezianiſchen Litteratur geliefert hat, enthält es mit geometriſcher Kürze und Bündigkeit alles vorzügliche, welches Locke von der Entſtehung der Ideen, von den ſinnlichen Empfindungen, von den Irrthümern die daher entſtehen, und wie ſie vermieden werden können, von den Vorurtheilen und Leidenſchaften, welche uns zu Irrthümern verleiten, und von dem wörtlichen Ausdruck vorgetragen hat; nur ſcheinet es nicht vollendet zu ſeyn.

Vom Jahr 1597. bis 1600. wurde Paul Sarpi durch verſchiedene unangenehme Geſchäfte von ſeinen Lieblingswiſſenſchaften abgehalten. Es waren große Streitigkeiten unter den Häuptern ſeines Ordens entſtanden, zu deren Vermittelung er eine Reiſe nach Rom unternehmen mußte. Auch wurde er in den langen und unnützen

Zwiſt von der Wirkſamkeit der göttlichen Gnade, welcher zwiſchen den Dominikanern und Jeſuiten obwaltete, und zu deſſen Entſcheidung eine eigene Kongregazion de Auxiliis zu Rom errichtet worden war, als Rathgeber und Gehülfe des Biſchofs Maſſarini, ſeines Ordens, verwickelt. Hier zog er ſich, als Vertheidiger der Lehre des heil. Auguſtins, die Feindſchaft der Moliniſten oder Jeſuiten mehr als jemahls zu. Eine der verdrüßlichſten Folgen derſelben war folgende. Im Jahr 1601. wurde das Bißthum Nona in Dalmazien, arm an Einkünften, erlediget. Sarpi bewarb ſich um daſſelbe, weil es eine Stelle war, die ihm alle nur erwünſchliche Muße und Ruhe zum Studieren verſchafte. Der Senat zu Venedig empfahl ihn dem Pabſt Klemens VIII. auf das kräftigſte. Es wurde ihm aber rund abgeſchlagen, und zwar unter dem Vorwand ſeines verdächtigen Briefwechſels mit ſogenannten Ketzern. Dies war indeſſen ein wahres Glück für ſein Vaterland. Als Biſchof würde er außer Stand geweſen ſeyn, in dem ſich herannahenden großen Kampfe zwiſchen der Republik und dem Pabſt Paul V. die gerechte Sache derſelben zu vertheidigen.

Schon unter Pabſt Klemens VIII. hatten ſich verſchiedene Streitigkeiten der Jurisdikzion wegen entſponnen, welche jedesmahl friedlich beygelegt wurden. Da aber der Kardinal Borgheſe von Siena unter dem Nahmen Paul V. den

päbſtlichen Stuhl beſtieg, war von Seiten des Römiſchen Hofes kein freundliches Auskommen mehr zu hoffen. Auf allen Seiten ſuchte dieſer Pabſt die Gerichtsbarkeit der Kleriſey zu erweitern. Daher die Streitigkeiten mit dem Malteſerorden, mit den Herzogen von Savoyen und Parma, mit den Republiken Genua, Lukka und Venedig. Selbſt gegen die venezianiſchen Bothſchafter, welche ihm zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen nach Rom geſandt wurden, konnte er ſeinen Groll nicht verbergen. Er warf ihnen vor, daß der Senat die Geiſtlichkeit zu den allgemeinen Abgaben nöthigte, daß er die Kaufleute der neu eroberten Stadt Ferrara mit einem Wechſelverbot drückte, u. dergl. und gab allen Gegenvorſtellungen der Bothſchafter kein Gehör.

Aus dieſem feindlichgeſinnten Betragen des neuen Pabſtes konnte ſich die Republik nicht viel gutes verſprechen. Deſſen ungeachtet trug der Senat im Jahr 1605. kein Bedenken, zwey Geſetze zu erneuern, die er ſchon in den Jahren 1333, 1535 und 1602. hatte ergehen laſſen, und den Römiſchen Hof an ſeiner empfindlichſten Seite anzugreifen. Im erſten Geſetz wurde allen Unterthanen der Republik geboten, keine liegende Güter an die Geiſtlichkeit auf irgend eine Weiſe zu veräußern; im zweyten wurde verbothen, irgendswo neue Kirchen, Kapellen, Spitäler, Klöſter, Brüderſchaften oder geiſtliche Orden, ohne aus-

drückliche Erlaubniß der weltlichen Obrigkeit zu errichten. Der Pabst verlangte schlechterdings vom Senat, nicht nur diese Gesetze sogleich zu widerrufen, sondern auch zwey geistliche Verbrecher, die im Staatsgefängniß saßen, an das geistliche Gericht auszuliefern. Es half keine Vorstellung des venezianischen Gesandten Nani. Der Pabst sandte ein Breve an den Senat, worin er denselben mit dem Kirchenbann und die ganze Republik mit dem Interdikt bedrohete, wofern nicht sogleich seine Foderung erfüllt würde. Der Senat zog Paul Sarpi zu Rathe, und äusserte, da er wahrnahm, daß er zum Vortheil der Republik gestimmt war, gegen ihn sein Verlangen, daß er das päbstliche Breve beantworten sollte. Sarpi sah wohl ein, daß er die Ruhe seines Lebens, ja sein Leben selbst aufs Spiel setze, und weigerte sich, den Auftrag anzunehmen, bis ihn der Senat in allen Fällen seines mächtigen Schuzzes versicherte. Dieses geschah durch ein Dekret vom 28. Jänner 1606. worin er zum geistlichen Rath der Republik (consultore teologo) mit einer jährlichen Besoldung von 200 Dukati, bestellt wurde. In dieser Beantwortung sagte P. Sarpi dem heiligen Vater gerades Weges ins Gesicht, daß seine Foderungen die Schranken der päbstlichen Gewalt überschritten; folglich wäre die Drohung der Kirchenstrafen eitel und kraftlos. Es folgte sogleich ein zweytes Breve vom Pabst, worin die nehmlichen Drohungen wiederholt wurden;

den; und kurz darauf (den 17. April) schleuderte der Pabst in der Versammlung der Kardinäle den Bannstrahl wider die Republik, ohne weitere Friedensvorschläge und den dazu bestimmten außerordentlichen Bothschafter zu erwarten. Der Römische Hof hatte darauf gerechnet, alle Häupter der Geistlichkeit würden sogleich dem Interdikt gehorchen, und die Aufhebung des öffentlichen Gottesdienstes würde das Volk wider die weltliche Obrigkeit empören. Allein der Senat vernichtete die sonst gewöhnliche Kraft des vatikanischen Bannstrahls durch ein von Paul Sarpi aufgesetztes und in allen bewohnten Oertern öffentlich angeschlagenes Edikt, worin die Nullität desselben bewiesen, und wer dem Päbstlichen Breve gehorchen würde, mit der Landesverweisung bedroht wurde. Es fand sich kein weltlicher Unterthan, der sich des Interdikts wegen von der schuldigen Treue gegen die Obrigkeit im geringsten entfernte. Sogar alle Ordensgeistlichen, welche sonst in dergleichen Fällen Himmel und Hölle in Bewegung setzten, gaben ein rühmliches Beyspiel des bürgerlichen Gehorsams; nur die Kapuziner, Franziskaner, Theatiner und ihre Aufwiegler, die Jesuiten ausgenommen, welche ihre Kirchen und Klöster verschlossen, und von den Flüchen des Volks begleitet, davon zogen. Die Jesuiten, welche ihr möglichstes thaten Aufruhr zu erregen, wurden auf immer aus dem Staate verbannt. In dem Verbannungsdekrete werden sie nicht nur

der Aufwiegelung, sondern auch des Kirchenraubes beschuldiget, weil sie bey ihrem Abzuge den besten Theil des Kirchenornats, welcher von der Wohlthätigkeit frommer Unterthanen herrührte, heimlich aus dem Staate weggeschafft hatten.

Paul Sarpi erhielt den Befehl, das Betragen der Republik durch Schriften zu rechtfertigen. Ein gewisses Werk mit dem Titel Droits des Souverains defendus contre les excomunications et les interdits des Papes, welches im J. 1721. im Haag ans Licht gekommen, wird allgemein für eine Uebersetzung der in diesem Zeitpunkt von P. Sarpi verfertigten Vertheidigungsschrift, deren Original nie im Druck erschienen ist, gehalten. Allein die vielen redneriſchen Figuren, womit dieses Werk prangt, die weitschweifige Schreibart, die überhäuften Citazionen, und die, wider des Sarpi Grundsätze, von der Schenkung Alexanders III. hergeleitete Herrschaft der Republik über das Adriatische Meer, beweisen handgreiflich, daß das erwähnte Werk nichts weniger als ein Produkt des P. Sarpi ist. Ausserdem ist unter allen seinen Schriften dieser Art, wovon der Ritter Lando auf Befehl des Senats ein Verzeichniß verfertiget hat, keine vorhanden, die das Original der französischen Uebersetzung seyn könnte. Was er damahls schrieb, war eine nicht zum Druck, sondern zur Aufklärung und Beruhigung des Senats bestimmte Dedukzion, worin

er

er das Betragen des Pabſtes und der Republik gegeneinander hält, und das letztere mit unumſtößlichen Gründen rechtfertiget. Eine andere in gleicher Abſicht damahls aufgeſetzte Schrift iſt noch ungedruckt vorhanden, worin er, wider die Beſchwerden des Römiſchen Hofs, die Rechte der Fürſten, „im Nothfall auch die Geiſtlichkeit mit Abgaben zu belegen," dem Senat vor Augen legt, und nichts vorbringt, was er nicht aus der heiligen Schrift und der Kirchengeſchichte ſeit dem Anfang des Chriſtenthums unwiderſprechlich beweiſt. Hingegen kam von Römiſcher Seite, von einem gewiſſen Scipio Gobeluzzi eine Vertheidigungsſchrift des päbſtlichen Bannfluches öffentlich im Druck heraus, und aus einer ſpaniſchen Fabrik zu Meiland wurde eine ſchändliche Schrift im venezianiſchen Staate ausgeſtreuet, voll ruchloſer und aufrühriſcher Grundſätze, das Volk wider die weltliche Obrigkeit zu empören. Hierauf erſchien dies- und jenſeits der Alpen ein ſo ungeheurer Schwarm von Schriften für die eine oder die andere Parthey, daß nur allein die Titel derſelben einen beträchtlichen Band ausmachen würden.*)

*) Man findet dieſe Werke in drey Katalogen, deren einer unter dem Titel: Acta et ſcripta varia Controverſiae inter Paulum V. et Venetos, im Jahr 1607. zu Vicenza in 8. der andere unter dem Titel: Raccolta degli ſcritti usciti fuora in ſtampa, e ſcritti a mano nella cauſa di Paulo V. e della Republica di Venezia in 4to et-

Fünfter Aufzug.

Dieser ganze lezte Aufzug enthält nichts mehr als eine Entwiklung, welche leicht vorauszusehen ist. Man weiß schon, daß die Anlegung des Plans und die Entwiklung des Knotens diejenigen Theile nicht sind, worinn unser Autor vortrefflich ist. Hier scheint er, wie es ihm mehrmal in den fünften Aufzügen begegnet, begieriger gewesen zu seyn, sein Stük fertig zu machen, als von den Situationen, worein er seine Personen gesezt hat, Vortheil zu ziehen. Wir werden uns daher begnügen, den bloßen Inhalt jeder Scene auszuziehen.

Erste Scene.

[Die Strasse.]

[Der Herzog kommt, mit Viola, Curio und seinem Gefolge, um in eigner Person den lezten Versuch auf das Herz seiner Unerbittlichen zu machen, und da er nicht gleich vorkommen kan, so unterhält er sich unterdessen mit Hans Wyrst, den er vor der Porte antrift.]

Bisher war P. Sarpi noch nicht öffentlich auf dem Kampfplatz erschienen. Er hatte nur den Stoff zu einigen gedrukten Werken geliefert, z. B. zu den zwey Abhandlungen, welche Johann Baptist Leoni, damahliger Agent des Herzogs von Urbino, unter dem Titel: Due Discorli di *Gian-Simone Sardi* zu Venedig 1606. herausgab,*) und zu einem andern Buche Sopra l'Interdetto della Santità di Paolo V. welches nebst sechs andern Nahmen auch den seinigen trägt. Diesem Werke, welches die Richtigkeit des päbstlichen Bannes auf das deutlichste bewies, mehr Gewicht beyzulegen, gab er in lateinischer und italiänischer Sprache ein Werkchen des berühmten Johann Gerson über die Kraft des päbstlichen Bannes heraus, worin dieser grose Mann, welcher der Kirchenversammlung zu Konstanz mit so vielem Ruhm beywohnte, die nehmlichen Grundsätze äußerte. Mehr brauchte es nicht, den geschehenen Mißbrauch des Kirchenbannes in seiner ganzen Blöße der Welt vor Augen zu legen.

Nun trat auf Befehl des Pabstes der große Ketzerbekämpfer, der Kardinal Bellarmin, auf den Kampfplatz, mit Paul Sarpi eine Lanze zu bre-

erschienen, und der dritte im Anfang des dritten Bandes der Lettres et Ambassades de Philippe Canaye du Fresne, befindlich ist.

*) Sie erschienen nachher zu Venedig in lateinischer Sprache, und endlich auch mit Anmerkungen und des Sarpi Nahmen, zu Frankfurt am Mayn.

brechen. Er gab zwey Werke kurz nach einander heraus, worin er nicht nur den Traktat sopra l'interdetto muthig bestritt, sondern auch die Orthodoxie des um die Kirche so wohl verdienten Gerson verdächtig zu machen suchte. *) Paul Sarpi widerlegte ihn mit vieler Bescheidenheit und weit überlegener Stärke in einer Vertheidigungsschrift, **) welche in dem Fache von dem päbstlichen Bannfluche ein klassisches Werk ist. Die Widerlegung, welche der Kardinal herausgab, ***) diente zu nichts, als die Schwäche der päbstlichen Anmaßungen in ihrer ganzen Blöße darzustellen, und den Sieg der Wahrheit mehr zu verherrlichen. Paul Sarpi verweilte nicht, seine neuen Einwürfe mit unwiderlegbaren Gründen zu vernichten. ****) Seitdem

*) Risposta del Cardinal Bellarmino al Trattato di sette Teologhi sopra l'Interdetto, Roma per il Facciotto 1606. Risposta del Card. Bellarmino al Trattato e Resoluzione sopra la validità delle scommuniche. Roma e Firenze per Volemar Timan 1606.

**) Apologia per le Opposizioni fatte dall' Illustrissimo e Reverendissimo Sig. Card. Bellarmino ai Trattati ed alle Resoluzioni di Giov. Gersone sopra la validità delle Scomuniche. Venezia 1606.

***) Risposta alle Opposizioni di F. Paolo Servita contra la scrittura fatta dal Card. Bellarmino sopra l'Opuscolo di Gersone. Roma 1606.

****) Considerazioni sopra le Censure di Paolo V. Venezia 1606.

dem wagte es der Kardinal nicht mehr, öffentlich zu erſcheinen. Er verbarg ſich hinter dem Vorhang eines falſchen Rahmens, und endigte das ihm aufgelegte Geſchäft als ächter Jeſuit mit einer verächtlichen Schmähſchrift. *) Seit dieſem Kampf iſt der vatikaniſche Donnerſtrahl, welcher ehedem die Thronen und Häupter mächtiger Fürſten zerſchmetterte, dermaßen erkaltet, daß er kaum noch das dürre Holz ohnmächtiger und hülfloſer Hütten anzündet.

Ganz Europa ertönte von den Lobeserhebungen des Paul Sarpi. Man pries ihn als einen von Gott erweckten Mann, die Welt aufzuklären. Die Speichellecker des Römiſchen Hofes und die Anhänger deſſelben verſchrieen ihn als einen zweyten Kalvin, der nichts Geringeres im Sinne hätte, als Venedig in ein zweytes Genf zu verwandeln. Der Pabſt verbot ſeine Schriften auf das ſtrengſte, und ließ überall ſeine Werke aufkaufen, um ſie zu verbrennen. Je mehr man ſie aber zu vertilgen ſuchte, je geheimer und werther wurden ſie gehalten. Sarpi und Fulgenzius Mikanzio, ſein Ordensbruder und treuer Freund, welcher eine treffliche Vertheidigungsſchrift wider die Gegner

*) Avviſo alli ſudditi del dominio Veneto di Matteo Torei, ſacerdote e Teologo di Pavia. Roma e Ferrara nella ſtamperia camerale 1607.

ner des Sarpi ans Licht ſtellte, *) die ihm einen jährlichen Gehalt von hundert Dukati von dem Senat bewirkte, wurden vor das Inquiſizionsgericht nach Rom zitiert, und, da ſie nicht erſchienen, in den Kirchenbann gethan, obgleich Sarpi eine geſetzmäßige Entſchuldigung eingeſchickt hatte. Dieſen Verdruß ſuchte ihm die Republik vermittelſt eines Dekrets vom 28. September 1606, worin ſie ihm öffentlich dankte und ſeine Beſoldung verdoppelte, einigermaßen zu verſüßen.

Der Römiſche Hof und die Republik waren ſo ſehr wider einander erbittert, daß ſie ſich zu einem offenbaren Kriege rüſteten. Der Graf von Fuentes, Spaniſcher Statthalter zu Meiland, warb Truppen in der Lombardie, und ſchnitt den Venezianern den Weg ab, nach alten Verträgen ein gleiches in der Schweiz zu thun. Die Zurüſtungen der Republik zu Waſſer und zu Lande beſchreibt Moroſini im 17ten Buche ſeiner Geſchichte. Jakob I. König von England bot ihr durch den Geſandten Wotton ſeinen Beyſtand an. Der König von Frankreich und der Herzog von Savoyen eiferten um die Ehre der Vermittelung. Sogar der ſpaniſche Hof, deſſen Statthalter in Italien mit dem Pabſte unter einer Decke ſpielten, ſandte, aus Eiferſucht gegen Frankreich, Franz de Kaſtro

*) La Conferma delle conſiderazioni ſopra la Cenſura di Paolo V. Venezia 1607.

Kastro als außerordentlichen Bothschafter nach Venedig, seine Vermittelung anzubiethen. Jeder dieser Höfe machte Friedensvorschläge. Der König von Frankreich bewirkte endlich im J. 1607. den Frieden durch den Kardinal Joyeuse. Die Bedingungen waren: daß die Republik sollte, ohne den geringsten Nachtheil ihrer vertheidigten Rechte, die überall öffentlich angeschlagene Protestazion zurücknehmen, die zwey eingekerkerten Geistlichen in die Gewalt des Königs von Frankreich überliefern, die Jesuiten aber sollten von diesem Frieden ausgeschlossen werden. Dagegen sollte der Pabst die Kirchencensuren widerrufen. Dies geschah denn auch durch den Kardinal Joyeuse in der vollen Versammlung des Senats. Was Burnet in Bedells Leben erzählt: der Doge und die Senatoren hätten sich geweigert, die Lossprechung vom Kirchenbann anzunehmen; daher hätte sich der päbstliche Nunzius in den Senat eingeschlichen, und die Formel der Absoluzion über das Kissen des Doge ausgesprochen — ist eine lächerliche Fabel.

Die Klugheit und Seelengröße des Sarpi äußerte sich besonders in dieser Fehde durch die Mäßigung gegen seine Antagonisten, welche ihn in ihren Schriften und Reden nicht nur als einen Erzketzer, sondern wie einen eingefleischten Teufel schilderten. Er wich in seinen Schriften nie von der Sache selbst ab, äußerte nie einige Leidenschaft, vertheidigte sich nie wider Verleumdungen.

Er

Er machte jederzeit einen Unterſchied zwiſchen der wahren und angemaßten Gewalt des Pabſtes, und griff nie den weſentlichen Theil der Römiſch-Katholiſchen Religion an.

Boſſuet giebt ihm ſchuld, er ſey ein verkappter Kalviniſt geweſen, und habe den Senat verleiten wollen, Kalvins Lehre zu Venedig einzuführen. *) Ein gleiches erzählen Kourayer, **) Bayle ***) und andere, die aus einer und der nehmlichen unächten Quelle geſchöpft haben. Gilbert Burnet hat ſie insgeſammt, in ſeiner Lebensbeſchreibung des irrländiſchen Biſchofs Bedell, engliſchen Geſandtſchaftspredigers zu Venedig, hintergangen. Er erzählt, Bedell habe bey ſeinem Aufenthalte zu Venedig eine vertraute Freundſchaft mit Paul Sarpi geſchloſſen. Dieſer habe ihn die Italiäniſche Sprache gelehrt, er dagegen für ihn eine engliſche Sprachlehre geſchrieben. Sarpi habe ihm anvertraut, er übergehe in der Meſſe die Gebete, welche an die Heiligen gerichtet ſind, und im Brevier überſchlage

*) Defenſio Declarationis Cleri Gallicani T. I. p. 2. lib. 8. c. 12. — Hiſtorie des Variations, etc. lib. 7.

**) In des Sarpi Lebensbeſchreibung, welche ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung der Geſchichte der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung beygefügt iſt.

***) Diction. critique, art. *Bedell.*

ſchlage er alles, was ſeinem Gewiſſen widerſpreche; er bediene ſich der Ohrenbeichte, um ſeinen Beichtigern die Mißbräuche der Römiſchen Kirche zu entſchleyern; er wünſche nichts mehr, als eine Reiſe nach England zu thun. Bedell habe die Liturgie der Engliſchen Kirche ins Italiäniſche überſetzt, welche bey den Theologen der Republik ſo viel Beyfall gefunden, daß ſie entſchloſſen geweſen wären, dieſelbe zu Venedig einzuführen, wenn der obwaltende Zwiſt ihren Wünſchen gemäß ausfiele. Burnet erzählt ferner, dieſe Theologen, und nahmentlich Paul Sarpi, hätten den Geſandtſchaftsprediger dringend erſucht, den engliſchen Geſandten Wotton zu bewegen, daß er, den Abſichten ſeines Königs gemäß, welche auf eine Religionsveränderung zu Venedig zielten, die ihm überſchickte Warnung des Königs an die Fürſten der Chriſtenheit, dem Senat ſchleunig überreichen ſollte; dieſer hätte aber ſo lange damit gezögert, bis ſich die Republik mit dem Römiſchen Hof wieder verſöhnt und die erwähnte Königliche Warnung ihr Ziel verfehlt habe.

Entweder Burnet, oder der Geſandtſchaftsprediger muß dieſe Fabel erdichtet haben. Die Warnung, welche König Jakob I. nach der ſogenannten Pulververſchwörung an die chriſtlichen Höfe ſandte, war durch die zwey Sendſchreiben des Pabſtes Paul V. an die Katholiken in England, worin er ſie ermahnt, der vom König ihnen vorgeſchrie-

geſchriebenen Eidesformel ſich nicht zu unterwerfen, veranlaßt worden. Das erſte dieſer Sendſchreiben war den 1ſten Oktober 1606, und das zweyte den 16ten September 1607. zu Rom ausgefertiget worden, folglich ſechs Monat nach der Verſöhnung der Republik mit dem päbſtlichen Hofe. Wie konnte der Geſandte Wotton die Warnung ſeines Königs in einer Zeit überreichen, da ſie noch nicht exiſtierte? Was die Geſinnung des P. Sarpi anbelangt, welcher eine Veränderung der Religion vermittelſt der Warnung des Königs von England im Schilde geführt haben ſoll, ſo erklärt er ſich ſelbſt hierüber ſehr deutlich in einem Briefe vom 23. Jänner 1610. an ſeinen Freund Leſcaſſerius, einen berühmten Rechtsgelehrten in Frankreich, in folgenden Worten: Vtinam Rex regia tantum tractaſſet, et a theologicis abſtinuiſſet! Prudenter illum feciſſe arbitror, quia forte ita rebus ſuis conducebat, et cum ſuis ſubaitis ita tractandum erat. Verum pro rebus noſtris aliter agendum eſt. Coelum terrae miſcere nolumus, nec humana divinis. Sacramenta et religioſa omnia ſuis locis manere volumus; Principibus tantum poteſtatem ſuam aſſerere per divinas ſcripturas et Patrum doctrinas licet. Dieſe Stelle beziehet ſich auf des Königs Warnung, welche erſt kurz vorher vom Geſandten Wotton dem Senat überreicht, und von dieſem ungeöffnet im Staatsarchiv niedergelegt wurde. — P. Sarpi hat ſich auch

nie mit dem Beichthören abgegeben; und wer iſt in den Geſetzen der Republik ſo unerfahren, daß er nicht wiſſe, daß es ſeit dem Jahr 1542 unter der Strafe des Hochverraths allen Patriziern, Staatsſekretären, und Räthen verbothen iſt, mit fremden Miniſtern, und mit allen denen, die in ihren Dienſten ſtehen, unter welchem Vorwand es auch ſey, die geringſte Gemeinſchaft oder Umgang zu haben? Alſo iſt der vorgegebene vertraute Umgang des Engliſchen Geſandtſchaftspredigers mit P. Sarpi, beſonders in einer Zeit, wo aller Augen auf ihn gerichtet waren, erdichtet.

Von dem nehmlichen Schlage ſind die übrigen Mährchen, z. B. er habe eine geheime Geſellſchaft von ſeinen Schülern im Serviten-Kloſter geſtiftet, welche das heilige Abendmahl unter beyden Geſtalten an die zu Venedig ſich aufhaltenden Proteſtanten austheilten, und andere falſche Gerüchte, welche von Courayer, Johann Diodati, Ancilon und andern in fremden Ländern verbreitet worden ſind. In Italien wurden ſie zu des Sarpi Verleumdung erdichtet, von auswärtigen Proteſtanten begierig aufgefangen, und ohne Bedenken als Wahrheiten ihm zu Ehren ausposaunt. Damals waren die Mißbräuche der päbſtlichen Gewalt noch dermaßen in das Weſen der Römiſch-Katholiſchen Religion verwebt, daß, wer ihnen den Krieg ankündigte, nothwendiger Weiſe bey den Katholiken unter die Ketzer gezählt, bey den Proteſtanten aber

aber als Vertheidiger der Wahrheit und der Religion gepriesen werden mußte.

Nachdem der Senat zu Venedig die allgemein bekannt gemachte Protestazion wider das Interdikt zurückgenommen hatte, verlangte der Römische Hof, daß er auch alle die Schriften, welche während der Streitigkeit wider denselben im Venezianischen Staate ans Licht gekommen, zu größerer Befestigung der hergestellten Freundschaft unterdrücken möchte. Der Senat, welcher die Folgen dieser verführerischen Anmuthung nicht einsah, und dazu geneigt zu seyn schien, fragte P. Sarpi, ob es sich nicht thun ließe, diese Gefälligkeit Seiner Päbstlichen Heiligkeit zu erweisen. Vielleicht würde ihm der Römische Hof die tiefen Wunden, die er ihm geschlagen hatte, verziehen haben, wenn er dem Senat gerathen hätte, alle die Waffen, welche nicht nur damals, sondern auch für die Zukunft, die Uebermacht des Pabstes vernichteten, auf einmal zu zerbrechen und aus der Welt zu schaffen. Allein P. Sarpi widersetzte sich diesem heuchlerischen Ansinnen des Römischen Hofes mit aller Macht seiner Beredsamkeit. „Nein, sagte er; wenn ihr die Schriften, welche des Pabstes angemaßte Rechte über die Republik von Grund aus zerstören, durch euere Gewalt vernichtet, indeß daß die zu Gunsten des Pabstes ans Licht getretene Werke freyen Lauf in der Christenheit behalten: so wird dieses in gegenwärtigen und künftigen

Zweyte Scene.

(Antonio wird von dem Gerichts-Beamten, der ſich ſeiner bemächtiget hatte, herbeygeführt, und dem Herzog als jener berüchtigte See-Räuber vorgeſtellt, gegen welchen er ſo viele Urſache habe erbittert zu ſeyn. Viola, die, wie wir wiſſen, eine gutherzige Art von Mädchen iſt, rühmt ſogleich den guten Dienſt, den er ihr gethan, fügt aber hinzu, daß er zulezt aus einem ſo ſeltſamen Ton zu ihr geſprochen habe, daß ſie nichts anders vermuthen könne, als er müſſe im Kopf nicht gar zu richtig ſeyn. Antonio vertheidigt ſich hierauf gegen den Vorwurf der Seeräuberey, und da er Viola für ihren Bruder anſieht, ſo erzählt er auf ihre Rechnung alles was wir bereits von ſeinen Verdienſten um Sebaſtian wiſſen, und beklagt ſich bitterlich über ihre Undankbarkeit. Indem nun der Herzog der Zeit nachfrägt, und durch den Umſtand, daß Cäſario die verfloſſenen drey Monate an ſeinem Hofe zugebracht, den Antonio der Unwahrheit überwieſen zu haben glaubt, kommt in der

Dritten Scene.

Olivia dazu, und befremdet ſich ſehr ihren Cäſario gegen ſein gegebnes Wort, wieder an des Herzogs Seite zu ſehen. Da nun Viola nicht begreiffen kan, was Olivia ſagen will, ſo beginnt ſich ein Wortwechſel unter

Zeiten zum Beweis dienen, daß es euch gereue, mit solchen Waffen euere Rechte vertheidiget zu haben; ihr werdet dem Römischen Hof gewonnene Sache geben, und zu eurem und aller Fürsten größten Schaden die alten Ansprüche verewigen.“ Dem Senat einen auffallenden Beweis von den damals noch herrschenden ruchlosen Grundsätzen von der päbstlichen Gewalt zu geben, fügte er seinem schriftlichen Gutachten eine Sammlung derselben bey, die er aus den Streitschriften des Kard. Bellarmins, und andern in diesem Federkrieg erschienenen Werken, gezogen hatte. Ich will nur einen Theil derselben anführen, um zu beweisen, daß damals das Gregorianische System der allgemeinen Monarchie mehr als je, so wohl in den Schulen, als am Römischen Hofe herrschte, und wieviel die Fürsten der seitdem erfolgten Aufklärung zu verdanken haben.

„Der Pabst stellet Gott unmittelbar auf Er„den vor; seine Ausspräche sind Gottes Urtheile; „von ihm hängen die zeitlichen und ewigen Güter „der Menschen ab; an seiner oder an Gottes Ge„walt zweifeln ist einerley. Der Pabst hat nicht „nur eine geistliche, sondern auch eine weltliche „Gewalt über alle Fürsten und Länder der Erde. „Jede weltliche Gewalt kömmt von Gott vermit„telst des Pabstes, welcher sie bestätigen oder ums„stürzen kann. Er hat die Gewalt, allen Fürsten „Gesetze vorzuschreiben, und die ihrigen zu ent„kräften

„kräften, weltliche Streithändel der Fürſten zu „ſchlichten, und im Nothfall ſie mit Waffen zu „Paaren zu treiben; bey erledigtem Throne derſel„ben die Gerichtsbarkeit in ihren Ländern eigen„mächtig zu handhaben, ihnen zu befehlen, daß ſie „die gegen ihn ſich empörende Regenten bekriegen, „ſie vor Gericht zu fordern und zu ſtrafen, wenn „ſie die Privilegien ihrer Unterthanen verletzen. „Dem Pabſt kömmt das Recht zu, alle zweifelhaf„te Rechtsfälle zu entſcheiden, und jedem Chriſten „gebühret es, ſich ohne Widerrede ſeiner Ent„ſcheidung zu unterwerfen. Zu ihm können alle „Unterthanen der Fürſten ihre Zuflucht nehmen, „wenn ihre Freyheit gekränkt wird, und es ſteht „in ſeiner Macht, ſie mit dem Bannſtrahl vor „der Unterdrückung der Tyrannen zu ſchützen. „Der Pabſt kann in allen Ländern ohne Erlaub„niß der Fürſten predigen laſſen, Klöſter und „Kirchen bauen, und die Unterthanen zwingen, „ihre liegenden Güter gegen baare Bezahlung dazu „einzuräumen. — Ein Interdikt bringt es mit „ſich, daß die Unterthanen ſich gegen ihre welt„liche Obrigkeit empören können. Die Geiſtlich„keit iſt in keinem Falle den Geſetzen der Fürſten „unterworfen, und kann von ihnen nicht einmal „des Hochverraths wegen zur Strafe gezogen wer„den. Die Vergrößerung der Geiſtlichkeit zu hin„dern iſt das ſchwerſte Verbrechen; ihren Er„werbungen können keine Schranken geſetzt wer„den. — Ein Fürſt, welcher Truppen in Sold

„nimmt, die des Pabſtes Gewalt nicht anerkennen,
„machet ſich eines ſchweren Verbrechens ſchuldig;
„eben ſo wenig iſt es ihm erlaubt, ſich mit einem
„proteſtantiſchen Fürſten zu verbinden ꝛc.“

Er legte dem Senat endlich noch vor Augen, wie ſehr ſich der Römiſche Hof jederzeit habe angelegen ſeyn laſſen, die Werke, welche den erwähnten Grundſätzen widerſprechen, entweder zu verſtümmeln, oder zu vertilgen. Erſt vor kurzem habe man eine neue Auflage von des Ferrarius Practica papienſis veranſtaltet, worin zwölf Stellen, welche den Rechten der Fürſten das Wort ſprechen, weggelaſſen, und ſeit dem Jahr 1600. habe man, auf Ballarmins Anrathen, in allen neuen Brevieren und Meßbüchern in dem von Leo IV. gegen das Jahr 850. verfertigten Gebete: Deus qui collatis clavibus regni coeleſtis *animas* ligandi atque ſolvendi pontificium tradidiſti, das Wort *Animas* ausgeſtrichen, damit es nicht ſcheine, als ſey die päbſtliche Gewalt zu binden und zu löſen nur auf geiſtliche Dinge eingeſchränkt.

Da der Römiſche Hof ſeinen gelegten Fallſtrick durch Paul Sarpi vereitelt, und außerdem noch den Kern ſeiner wider alle Rechte der Fürſten und Völker ſtreitenden Grundſätze von ihm entlarvt ſah, entſchloß er ſich, dieſe unerſchütterte Stütze ſeines Vaterlandes meuchelmörderiſch niederzuwerfen. Sein Freund Trajano Bokkalini, der

ſich

ſich zu Rom aufhielt, warnte ihn, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Auch Kaſpar Schoppius ſoll ihn mit der päbſtlichen Rache bedroht haben, nachdem er es vergeblich verſucht hatte, ihn zu bereden, daß er in päbſtliche Dienſte übergienge. *) Wie wenig er den Tod fürchtete, läßt ſich aus einem Briefe an ſeinen Freund Leſkaſſerius vom 12. May 1609. erſehen, wo er ſchreibt: nemo bene vivit, qui de retinenda vita anxius eſt nimium; tandem moriendum; quo die, loco, aut modo, parum refert. Scio cuncta fore bona, quae Deo placita. Die Antwort, welche er auf die Drohungen des Schoppius gegeben haben ſoll, **) und wodurch Bayle veranlaßt wird ihn unter die Stoiker zu zählen, ***) iſt nicht zuverläſſig.

Der 5te Oktbr. 1607. war der fatale Tag, an welchem der Vertheidiger der Wahrheit und

*) Dieſes ſoll nach einiger Meynung die Urſache ſeyn, warum er zwey Tage zu Venedig eingekerkert und des Landes verwieſen wurde.

**) Er wiſſe wohl was Leben und Tod ſey, und ob ein Mann, der beyde kennt, dieſen fürchten und jenes über die Gebühr wünſchen könne; ſollte er aber das Unglück haben, gefangen nach Rom geführt zu werden, ſo würde die ganze Macht des Pabſtes nicht hinreichen, zu hindern, daß er nicht vor allen andern ſelbſt Herr über ſein Leben ſey.

***) Diction. critique Art. *Saint Cyran.*

der Rechte der Fürsten unter den Dolchen bestellter Mörder fallen sollte. Da er gegen Abend in Begleitung seines Layenbruders Marino und eines vom Alter gekrümmten Patriziers Alexander Malipiero, vom Rathhause in sein Kloster zurückkehrte, wurde er nicht weit vom Kloster von fünf Meuchelmördern, Nahmens Rudolfo Poma, Michael Riti, einem Weltpriester von Bergamo, Alexander Parosio von Ankona, Giovanni von Florenz, Pasquale von Bitonto, plötzlich von allen Seiten her umringt, nachdem sie durch Losbrennung eines Schießgewehrs seine Begleiter und die vorübergehenden verscheucht hatten. Sie durchbohrten ihm die Achseln und beyde Wangen mit Dolchen, eben als wenn sie es verabredet hätten, durch die Organe der Sprache, womit er die Lüge bekämpfte, sich den Weg in die Brust zu öffnen. Paul Sarpi sank ohnmächtig zur Erde nieder. Die Mörder, welche ihn für todt hielten, flohen eiligst davon, und derjenige, welcher ihm von dem obern Theil der linken Wange bis an die rechte Kinnlade das Gesicht durchstoßen hatte, ließ den gekrümmten Dolch in der Wunde stecken. Die Dunkelheit der einfallenden Nacht begünstigte ihre Flucht in den Römischen Staat, wo sie den Preis ihrer verübten Grausamkeit zu erhalten hofften. Sie wurden aber, weil sie ihrer Ungeschicklichkeit wegen den Mord nicht vollbracht hatten, mit Verachtung abgewiesen.

Der Senat, welcher wegen wichtiger Staatsangelegenheiten in dieſer unglücklichen Stunde noch verſammelt war, trennte ſich augenblicklich bey der Nachricht dieſer Begebenheit, wie wenn das Rathhaus plötzlich durch einen Blitzſtrahl in volle Flammen geſetzt wäre. Die Senatoren eileten in das Servitenkloſter, ihrem verwundeten Freunde Hülfe und Tröſtung zu bringen. Der Rath der Zehen verſammelte ſich, und ſchickte den Mördern Ausſpäher und Häſcher nach, die ſich aber ſchon den Gränzen genähert hatten. Unterdeſſen wurde dem Verwundeten auf Koſten der Republik aller mögliche Beyſtand geleiſtet. Er duldete ſeine ſchmerzhaften Wunden mit der gröſsten Gelaſſenheit, ohne die geringſte Klage oder Bitterkeit über die Mörder und Anſtifter derſelben. Da ſein Arzt und Freund Acquapendente über die ſo unſchickliche als ſchmerzhafte Art, ihm das Geſicht zu durchbohren, ſeinen Unwillen äußerte, ſagte P. S. ſcherzend: il mondo vuole che ſia fatta *Stylo Romanae curiae*, ſie ſoll dem Römiſchen Kanzeleyſtyl angemeſſen ſeyn. Er wurde zur allgemeinen Freude wieder hergeſtellt. Acquapendente erhielt für ſeinen treuen Beyſtand den Ritterorden des heiligen Markus. Sarpi hieng den aus der gefährlichſten und ſchmerzhafteſten ſeiner Wunden herausgezogenen Dolch unter ein Krucifix in der Kirche ſeines Kloſters, mit der Unterſchrift: Dei filio liberatori. Ihn von fernern Angriffen zu verwahren, lieſs der Senat ein Dekret

kret ergehen, worin einem jeden, Fremden oder Unterthan, welcher fernerhin einige Nachstellung oder einen Anschlag auf das Leben dieses um den Staat so sehr verdienten Mannes entdeckte und anzeigte, eine reiche Belohnung versprochen wurde. Außerdem verdoppelte ihm der Senat aufs neue seine Besoldung, und wies ihm zur größern Sicherheit eine Wohnung nahe beym Rathhause an, wo sein Freund und Gehülfe Micantius, und wen er sonst noch zu seiner Gesellschaft und Bedienung wählen würde, bey ihm wohnen könnte. Allein er war nicht zu bewegen sein Kloster zu verlassen.

Er war kaum wieder hergestellt, als er im Jahr 1608 zu einem neuen Kampf wider die Anmaßungen des Römischen Hofs aufgefodert wurde. Die Venezianer haben von alten Zeiten her das Recht, ihren Patriarchen ohne alles Zuthun des Pabstes zu wählen und einzuführen. Pabst Klemens VIII. verlangte, daß derselbe nach geschehener Wahl sich dem päbstlichen Examen zu Rom unterwärfe. Der Senat hatte sich mit diesem Pabst dahin verglichen, daß der neu erwählte Patriarch zwar von seiner päbstlichen Heiligkeit zu Rom eingeweihet, aber nicht examinieret würde. Paul V. foderte beydes. P. Sarpi stellete dem Senat vor, wie gefährlich es wäre, von den alten Rechten abzuweichen, und wie das Patronat der Republik sich in einen bloßen Schein verwandeln würde, wenn das verlangte Examen des

Patri-

Patriarchen Statt fände. Dieſesmal war Paul V. gelehriger. Es wurde nicht nur der mit Klemens VIII. geſchloſſene Vergleich beſtätiget, ſondern auch verſtattet, daß der damals erwählte Patriarch Vendramino der letzte ſeyn ſollte, der ſich zu Rom einweihen ließe.

Im nehmlichen Jahr wurde ihm vom Senat die Frage vorgelegt: ob ein Geiſtlicher, der ſich ſchwerer Verbrechen ſchuldig gemacht, vom Rath der Zehen, im Beyſeyn des Vikarius des Patriarchen, oder von jenem allein geurtheilt werden müßte? P. Sarpi bewies mit unumſtößlichen Gründen, daß ſeit den älteſten Zeiten der Kirche die Geiſtlichkeit in Kriminalfällen den weltlichen Gerichten unterworfen geweſen, ohne daß die Biſchofe Theil daran gehabt hätten. Er geſtehet zwar, daß in der Folge der Zeiten viele Fürſten das Richteramt über die Geiſtlichen den Biſchöfen übertragen hätten; behauptet aber, hierdurch könne nichts weniger als die Veräußerung der fürſtlichen Gerichtsbarkeit bewieſen werden. Daher habe der Rath der Zehen, welcher in Kriminalfällen die oberſte Gewalt der Republik vorſtellt, ein vollkommenes Recht, auch ohne Beyſitz des biſchöflichen Vikarius, die ſchwerern Verbrechen der Geiſtlichkeit zu richten. Wenn, den einmal angenommenen päbſtlichen Breven gemäß, in den untergeordneten Gerichten der Beytritt des geiſtlichen Oberhaupts in minder ſchweren Fällen verſtattet werde:

werde, ſo enthalte dieſes nichts, was der oberſten Gewalt des Staates widerſpreche. — In einem andern Conſulto bewies er, daß die Erlaubniß Bücher zu drucken einzig und allein von dem Fürſten abhänge.

(Die Fortſetzung künftig.)

III.

Iſt es eine ſo gleichgültige Sache, dem großen Haufen Freyheit zu predigen?

Ein kleiner Beytrag

zum

Für und Wider die Freyheit.

Es iſt dem aufmerkſamen Menſchenbeobachter eben nichts neues, wenn er die Menſchen verkehrt und widerſprechend handeln ſieht. Er bemerkt es nur zu oft, daß ſie gerade am meiſten gegen ſolche Wahrheiten handeln, deren Wichtigkeit von jedermann eingeſehen wird, oder doch eingeſehen werden ſollte und könnte.

Die ſo triviale als allgemein geglaubte Wahrheit: daß das menſchliche Leben kurz, ſeine Dauer ſo ſehr ungewiß, und es daher wohl der Mühe werth

ſey,

ſey, daſſelbe möglichſt gut, weiſe und vergnügt zu genieſſen, ſo wie es nach Möglichkeit ordentlich zu gebrauchen: dieſe Wahrheit, welche von Filoſofen und Religionslehrern, von Profeſſoren und Schulmeiſtern, von Bürgern und Bauern, gepredigt, empfohlen, geglaubt wird, wie ſehr giebt nicht auch ſie einen Beweis von der Richtigkeit obiger Bemerkung? Auch ſie befeſtiget die gemeine Erfahrung: daß, je richtiger, je bekannter und einleuchtender Gemeinplätze nebſt den darinn enthaltenen Grundſätzen ſind, deſto geringer die Wirkung ſey, die ſie hervorbringen. Denn welche Träume träumt nicht der Menſch, die ihn ſo oft in ein endloſes Labyrinth von Unglück und Unzufriedenheit bringen? Wie viel Plane verfolgt er mit der größten Hitze, wodurch er um kein Haarsbreit weiter zu ſeiner Glückſeligkeit geführt wird? Wie manchen Wunſch hegt und nähret er, deſſen Erfüllung er durchaus für möglich hält, ſo unmöglich ſie auch, der Natur der Sache nach, ſeyn mag? Diejenigen Erdenſöhne, welche ſich dazu berufen fühlen, oder wenigſtens glauben, ihren Brüdern neue Plane zur Verbeſſerung ihrer ſublunariſchen Exiſtenz entwerfen zu können, und dieſe Plane alsdann mit Hitze und brennendem Eifer empfehlen zu müſſen ſich verpflichtet halten, ſollten alſo um deſto vorſichtiger handeln. Sie, die auf das Wollen und Wünſchen des großen Haufens Einfluß zu haben verlangen, ſeine Leiter und Führer zu ſeyn wünſchen, ſollten dabey immer

mit

ihnen, der aber sogleich durch die Händel worein diese Dame mit dem Herzog geräth, unterbrochen wird. Sie sagt ihm rund heraus daß ihr seine Standhaftigkeit unerträglich, und seine Liebes-Klagen so angenehm seyen als Heulen nach Musik. Der Herzog wird dadurch so aufgebracht, daß er schwört, die Unerbittlichkeit seiner marmorherzigen Tyrannin an ihrem jungen Liebling, an Cäsario zu rächen -- Ich will ihn, sagt er, aus diesem grausamen Augen reissen, wo er siegreich und gekrönt dasizt und seines Herrn spottet; ich will das Lamm das ich liebe, opfern, um ein Raben-Herz in der Brust einer Daube zu durchboren. Mit diesen Worten, will er fortgehen und befiehlt dem Cäsario ihm zu folgen. Viola erklärt sich bereit tausend Tode zu sterben, wenn seine Zufriedenheit dadurch befördert werde, und will ihm folgen -- Wohin wollt ihr, Cäsario, ruft Olivia -- Dem folgen, antwortet Viola, den ich, der Himmel sey mein Zeuge, mehr als alle Weiber der ganzen Welt, mehr als meine Augen und mein Leben liebe. Izt fängt Olivia auch an aus dem tragischen Ton zu sprechen, und da ihr vermeynter Bräutigam so unverschämt ist, von allem was zwischen ihnen vorgegangen seyn soll, nichts wissen zu wollen, und der Herzog über den Namen eines Gemahls den sie der Viola giebt, wüthend wird, so sieht sie sich endlich genöthiget den Priester, der sie mit Sebastian getraut hat, herausrufen zu lassen, auf dessen vollgültiges Zeugniß hin der Herzog sich überzeugt hält, daß er von Cäsario betrogen worden, und unter bittern Vorwürfen über seine

Falschheit

mit der gröſsten Klugheit zu Werke gehen. Ihnen dürfte der weise und sorgfältige Arzt ein Muster seyn, der seine Mittel, wodurch er Besserung schaffen will, stets mit gehöriger Sorgfalt prüfet, eingedenk der sichern Erfahrung: daß mehrere Pazienten, wenn sie auch an einen und demselben Uebel kranken, doch nicht ein und dasselbe Heilmittel vertragen können. Jene Rathgeber und Sachwalter also sollten eben so wenig gleich jeden Einfall, jeden Rathschlag, für ihre hülfsbedürftigen Klienten für gleich ersprieſslich halten.

Seitdem man in einem Lande Europens frey seyn und heiſsen will, ohne theils überhaupt zu wissen, theils mit sich selbst darüber eins zu seyn, worin die Freyheit bestehen solle, könne, und müsse, seitdem redet man auch unter uns mehr von Freyheit und frey seyn. Ja, die Freyheit gehört gegenwärtig unter diejenigen Dinge, welche man vorzüglich der untern, weniger nachdenkenden, zum eigentlichen Denken fast gar nicht angeführten, daher dazu gar nicht fähigen Klasse empfiehlt. Doch man empfiehlt sie nicht bloſs, man spricht nicht nur über sie mit einem ruhigen Geiste, sondern man predigt sie oft mit Enthusiasmus, man sucht die Liebe für sie zwischen durch mit Sturm gleichsam aufzudringen. „Die Menschen sollen, ja sie müssen frey seyn!“ Das ist der Inhalt so mancher Deklamazionen, welche man seit einigen Jahren lesen muſste. „Es ist Zeit, daß das menschliche

che Geſchlecht von den Sklavenfeſſeln ſich loswindet und freyere Hände bekommt!" Das iſt der ſchönklingende, zauberiſche Ton, den man ſo oft angeſtimmt hat. Ich glaube aber, daß es wohl nicht ſo gleichviel ſeyn könne, wie man und was man über Freyheit lehre. Ich halte es für dienlich auf die Menſchen wohl Rückſicht zu nehmen, denen ſie angeprieſen und empfohlen wird. Je neuer und auffallender eine Sache dem gemeinen Mann iſt, deſto reizender iſt ſie für ihn, deſto williger greift er nach ihr. Dieſes Zugreifen geſchiehet von ihm ohne Ueberlegung und Beurtheilung; er hält gleich alles für gültige Münze, und ſo ſchnell er zugreift, ſo übereilt geht er auch weiter, ohne darauf zu ſehen, ob ſeine Fortſchritte vernunftmäßig oder billig ſind.

Ich verkenne den groſſen Werth der Freyheit nicht; nein, ich fühle ihren mächtigen Einfluß auf die Glückſeligkeit, ſo wie überhaupt auf den Wohlſtand der Menſchen. Ich haſſe Deſpotismus in jeder Regierungsform. Ich mag, und will es den feurigen Vertheidigern der Freyheit nicht abſprechen, daß ſich jedes denkende Geſchöpf nach dem Glück der Freyheit ſehne. Nein, das mag, darf und kann ich nicht, weil ich zu viele Hochachtung für den Menſchen und ſeine Fähigkeiten habe. Ich ſo wenig wie jeder andere, der dieſe Hochachtung fühlt, kann daher behaupten, daß ich und der gröſte Theil meiner Brüder für

Sklas

Sklaverey, für Despoten-Willkühr und Eigensinn gebohren seyn sollten. Auch nach meiner Ueberzeugung ist der Panegyrist des Despotismus ein Lobredner der Dummheit, ein Vertheidiger der Rohheit, ein absichtlicher Unterdrücker der edelsten Kräfte und Fähigkeiten des Menschen, der nicht wünscht, daß die Menschheit sich höher empor schwinge, sondern daß sie zurückbleibe, ja von der etwa schon errungenen Stufe der Vollkommenheit wieder herabsinke. Nach meiner Meynung wünscht ein solcher, daß Rechtschaffenheit, wahre Tugend, Edelmuth und ächte Geistesgröße von der Erde verschwinden, Niederträchtigkeit und Feigheit hingegen allgemein seyn sollen.

Aber, bedarf der Genuß eines uns zukommenden Gutes nicht oft gewisse Einschränkungen? Sind diese Einschränkungen meistentheils nicht eben so nöthig und heilsam, als das Gute und der Genuß desselben selbst? Der seiner Genesung immer näher kommende Pazient, erhält zwar von seinem Arzte die Erlaubniß, sich nach und nach der Fleischbrühen oder anderer stärkenden Nahrungsmittel zu bedienen; aber er darf nicht gleich so viel genießen als er wünscht und verlangt; er hat immer noch die Aufsicht eines klugen Wärters oder den Rath eines wohlmeynenden Freundes nöthig, der ihm Mäßigkeit empfiehlt, um nicht mehr zu genießen als ihm dient. — Das Volk, oder soll ich, um bestimmter zu reden, der große

Hause

Hauſe ſagen, ſollte er wohl ſo viel Kultur haben, ſollten wohl ſo viel gute feſte Grundſätze allgemein unter ihm herrſchen, daß er Freyheit im allerhöchſten und weiteſten Sinne des Worts vertragen könnte, oder kränkelt er nicht noch vielmehr an den entgegengeſetzten Schwachheiten? Kann man den letzten Theil dieſer Frage nicht ableugnen, ſondern muß man ihn, wie ich glaube, mit Ja beantworten: dann möchte man wohl jene Menſchenklaſſe über das, was ihre Freyheit ſeyn ſollte, auch immer mit Vorſichtigkeit belehren; dann dürfte man ihr wohl nicht immer ſtarke Speiſe, ſondern meiſtentheils Milch vorſetzen müſſen; dann ſollte man die Rathſchläge, welche man ihr giebt, die Grundſätze, die man ihr einimpfen will, ſorgſamer prüfen, damit ſie nicht, wie es gemeiniglich der Fall iſt, von zehn derſelben neune falſch verſtehe, auslege und anwende. Es fehlt dieſer Klaſſe an richtiger Beurtheilung der Dinge; daher ſind ihren Gliedern, ſobald ſie zu ſehr in die Freyheits-Extaſe geſetzt werden, Regenten und Obrigkeiten überall ein Greuel; darum wollen ſie alsdann von dieſen ſo wenig wie von ihren Veranſtaltungen etwas wiſſen, und das eben deshalb, weil ſie freye Menſchen ſind, (was nach ihrer Meynung ſo viel heißet, als: thun können was ſie wollen, ſey es erlaubt oder unerlaubt, billig oder unbillig) kurz, weil ſie Freyheit mit Ungebundenheit verwechſeln, ſo wollen ſie auch nicht zu Abgaben ver-

pflichtet seyn, sondern diese sind ihnen ein Aergerniß, mögen es direkte oder indirekte seyn, mögen sie von den Hauptbedürfnissen ihres Lebens, oder von ihrem Eigenthum, u. dergl. gegeben werden, mögen sie auf die Erhaltung des Staates mehr oder weniger nothwendigen Einfluß haben; — und weil Freyheit auch Gleichheit in sich fassen soll, weil (wie sie gehöret haben) kein Unterschied statt finden darf, sondern alle Menschen gleiche Rechte haben müssen, so ist ihnen Verdienst, persönliches Verdienst, durchaus eine Thorheit.

Wer die untern Klassen der Menschen kennt, wird, wenn ich mich nicht irre, mir gestehen müssen, daß sie, ich will lieber nicht überhaupt, sondern nur meistentheils sagen, wohl nicht anders als durch den Imperativ regiert werden können. Spricht für diese Behauptung die Erfahrung, kann diese Erfahrung tagtäglich gemacht werden, so laßt uns jene Klassen vor der Sucht zu herrschen bewahren; so gebe man ihnen die Anweisung zum Tadeln und Kritisieren der Regenten, Regierungen und Obrigkeiten doch ja mit Vorsichtigkeit und Weisheit! Sie glauben gewöhnlich das am wenigsten nöthig zu haben, was ihnen das höchste Bedürfniß ist. So trauen sie sich zu, auch der Imperative nicht zu bedürfen, sondern verlangen eine Sprache, welche von hoffen, erwarten, wünschen, und dergl. spricht. Endlich aber gehen sie soweit, daß sie etwas

weder

weder thun, wenn es von den Obern gehofft, erwartet, gewünscht, noch wenn es befohlen und mit Recht gefodert wird. Sie stellen sich das Amt eines Regenten gar nicht von der würdigsten und zugleich mühevollsten Seite vor, sondern denken sich dasselbe blos nach der schimmernden Aussenseite. Die Folge ist Neid, ein häßlicher, hämischer Neid, der sie gewöhnlich beherrscht oder doch leicht ergreift. Dieser verstimmt ihre Seele zum Verdrusse und zum Aerger über die, nach ihrer Meynung zu großen Güter ihrer Regenten. Natürlich ist dann dadurch schon ein fest gegründeter Haß bewirkt, der um so leichter Gelegenheit zum Tadel aufzufinden weiß. Jedes Individuum, stehe es in welchem Verhältnisse des Staates es wolle, glaubt, im strengsten Verstande genommen, ein Gegenstand der speziellsten Aufsicht des Regenten seyn zu können und seyn zu müssen. Es fällt ihm nicht ein, daß, billig gedacht, nur das Ganze der erste und nächste Gegenstand jener speziellen Aufsicht seyn könne. Es vergißt die unläugbare Wahrheit, daß die einzelnen Theile dieses Ganzen, jeder für sich, das Seinige zur Beförderung des allgemeinen Besten beytragen müsse. Man schreibt die Noth, welche Einzelne drückt, mit Voreiligkeit auf die Rechnung des Regenten, oder der fehlerhaften Einrichtung des Ganzen. Ueberhaupt ist der gemeine Mann in seinen Wünschen zu ausschweifend. Er hat deren eine nicht geringe Anzahl, und erwartet die Erfüllung

derſelben unbedingt, ohne zu bedenken, daß ſein Regent ſo wenig wie er allmächtig ſey.

Ich halte es ſo wenig für rathſam als vortheilhaft, wenn man einen zu großen Nimbus von Vollkommenheit um die Regenten zu verbreiten ſucht. Warum ſollte man nicht die, welche man damit zu täuſchen ſucht, lieber belehren, daß ihre Regenten ſo gut Adams Söhne ſind wie andere Menſchen, und alſo auch eben ſo nothwendig fehlen müſſen? Dieſe Vorſtellung, glaube ich, würde natürlicher Weiſe die Foderungen, welche man an die Regenten thut, mäßigen, und das Volk in ſeinen Urtheilen über ihre Handlungen toleranter und billiger machen.

Und das Fehlſchlagen ſo mancher Hoffnung, der weniger glückliche Erfolg dieſer oder jener Veranſtaltung, dürfen dieſe Dinge denn immer auf die Rechnung des Regenten geſchrieben werden? Liegt nicht in ſo vielen Fällen die Schuld bloß an ſeinen Dienern und Rathgebern, deren doch auch der weiſeſte und thätigſte Regent nicht entbehren kann? Dieſe ſind es eben, durch deren Vorſchläge und Einrichtungen ſo manche ſchwere Laſt auf die Schultern des laſttragenden Unterthans gewälzet werden. Der Wunſch wäre daher eben ſo ungerecht nicht, wenn die untern Volksklaſſen mehr dazu aufgemuntert würden, einen ſolchen, unter der Firma ſeines Herrn quälenden

den Dämon bey jeder Veranlaſſung in ſeiner wahren Geſtalt darzuſtellen, und ihm die Larve wegreißen zu dürfen. Dann würde es öfter möglich ſeyn, manchem Unheile abzuhelfen, wofür nichts weiter geſchieht, als daß man darüber ſpricht und klagt, und im Verborgenen dem Regenten unbillige Vorwürfe darüber macht. — Man weiß oft nicht, ob man Lachen oder Weinen ſoll, wenn man die gernklugen Demonſtrazionen mancher Leute über Staats-Einrichtungen und Staats-Verwaltungen hört. — Gewöhnlich leuchtet daraus der große Hang hervor, auch ein Wort zur Handhabung des Regiments ſagen zu dürfen. Aber eben ſo gewöhnlich tragen ihre Vorſchläge das Gepräge des Eigennutzes, dieſer Haupttriebfeder der meiſten menſchlichen Handlungen, und ſchränken ſich nur immer auf das liebe Ich ein, wie und bey welchen Einrichtungen es ſich am beſten befinden würde. Daher fehlt es denn auch ihren Meynungen, Urtheilen und Wünſchen an Feſtigkeit und Standhaftigkeit; daher blickt überall die Liebe zur Veränderlichkeit, der Leichtſinn, der ſich immer an das Neueſte und Sonderbarſte hängt, hervor. So lebhaft aber auch der Beyfall iſt, den ſie einer neuen Einrichtung zujauchzen, von welcher ſie ſich in ihrem Enthuſiasmus immer zu viel verſprechen, ſo ſchnell läßt dieſer doch wieder nach, wenn die erwarteten Vortheile nicht ſogleich erfolgen, oder ihnen ſtark genug in die Augen ſpringen; die Fieberhitze ver-

schwindet, kommt aber vielleicht schon morgen wieder, wenn ein neuer Vorschlag ausgeheckt ist, der aber in kurzem das nehmliche Schicksal hat wie seine Vorgänger. Und solchen Menschen, die das Gepräge der Veränderlichkeit so sichtbar an sich tragen, wollten wir ohne Maaß und Einschränkung Freyheit wünschen? Solche Menschen wollten wir nicht vorsichtig behandeln, wenn wir sie über das, was ihnen Freyheit seyn soll, zu belehren Willens sind? Müssen wir also wohl nicht erst der Welt Menschen wünschen, und, wenn wir können, solche erziehen und bilden, deren Denkart nicht so schief und selbstsüchtig ist; Menschen, welche mehr Standhaftigkeit des Karakters und des Geistes besitzen, welche im Stande sind an großen und wichtigen Sachen festzuhalten, und bey der Ausführung derselben immerfort mit gehöriger Ordnung zu beharren? Ja, solchen Menschen müssen und wollen wir Freyheit im weitesten Sinne des Wortes wünschen, und sie ihnen, wenn wir können, zu verschaffen suchen. So lange aber die Menschen noch so wenig reif dazu sind, und daher so manches, was man für jenes uns aussprechlich große Gut thun will, mißlingt, so lange laßt uns desto ernstlicher darüber nachdenken, was jener Reife noch im Wege stehe und sie aufhalte. Wenn dann auch nur dies durch die in unsern Zeiten gemachten Auffoderungen zur Freyheit bewirkt worden wäre, so könnte ja dies schon ein großer Gewinn genannt werden,

der

der uns den noch gröſsern Vortheilen immer näher brächte. Denn mißlungene, oder nicht auf die beſte Art fortgehende Plane, dürfen ja darum den guten und thätigen Menſchen nicht gleich abſchrecken, ein groſses und wünſchenswürdiges Ziel entweder auf einem andern Wege, oder durch zweckmäßigere Mittel, mit mehr Klugheit und Vorſicht, oder unter günſtigern Umſtänden, nur deſto ſtandhafter zu verfolgen.

S.

IV.

An den

Prinzen von Koburg,

General en chef der Kayſerlichen Armeen.

Des erhabenſten Ruhmes Tempel
Oeffnet ſich Dir, edler Held,
Der du muthig der Sklaverey Ketten,
Deinem Vaterland drohend, zerbrichſt;
Sie zurück ſchleuderſt dem unterjochenden Volke,
Den ſtolzen Nacken demüthigſt,

Falſchheit das Verbannungs-Urtheil über beyde ausſpricht. Indem nun Cäſario ſich vergeblich auf ſeine Unſchuld beruft, und Olivia, welche glaubt, daß es nur aus Furcht vor dem Herzog geſchehe, ihm Muth einſpricht, kommt in der

Vierten Scene.

Sir Andreas mit zerbrochnem Kopf heraus, und erhebt ein jämmerliches Geſchrey über einen gewiſſen Kammer-Junker des Herzogs, Cäſario, der ihn und Sir Tobieſen jämmerlich abgeprügelt habe; wir hielten ihn anfangs für eine Memme, ſagt er weinend, aber er iſt der leibhafte Teufel ſelbſt. Mein Kammer-Junker Cäſario, fragt der Herzog? Ja, Sapperment, (ruft Sir Andreas) hier iſt er ja in Perſon: Ihr habt mir umſonſt und um nichts ein Loch in den Kopf geſchlagen; und wenn ich euch was gethan habe, ſo that ich's nur auf Anſtiften des Sir Tobieſen -- Viola, welche von dieſer neuen Anklage eben ſo wenig als von einer Vermählung mit Olivia weiß, hat das Mißvergnügen ſich von Sir Tobias und vom Hans Wurſt überwieſen zu ſehen; die Verwirrung nimmt zu, und ſteigt endlich auf den höchſten Grad, da in der

Fünften Scene.

Sebaſtian ſelbſt erſcheint und der erſtaunten Verſammlung den Cäſario gedoppelt ſehen läßt. Dieſer nemliche

Augenblik

Der trotzig sein schwindelndes Haupt
Ueber alle Nazionen emporhub;
Der schlummernden Jahrhunderte Früchte,
Durch die wir dem Ziel der Veredlung
Immer näher und näher uns glaubten,
Frohlockend, wie Wilde, vernichtend;
Alles, was heilig dem Menschen war,
Ruchlos entweihend, um auf
Den Trümmern, durch Raub und durch Mord,
Ein furchtbares Reich zu errichten.

Schon drohten sie auch uns Ueberschwemmung,
Zerstörung, wie diese; nicht zum Weisen
Gesselleten sie sich, wo sie kamen;
Der ihnen gleichende Pöbel nur war ihr Freund.

Zwar süßtönend sind
Freyheit und Bruderliebe: aber
Schellengeklingel ist diese Sprache
Der Franken, mit der sie die Völker bethören.

Wie du dein Slavisches Joch zerbrachst,
Der Welt dich zeigtest, als Vorbild,
Weise, gerecht und mäßig zu seyn;
Da schlug dir Liebe jedes fühlende Herz,
Ach! das jetzt mit Thränen bedauret
Den Untergang eines Reichs, den erlöschenden Ruhm,

Schon

Schon im Entſtehen ſo glänzend; denn ach!
Schnell folgte der Barbarey ſchwarzeſte Nacht.

Groſer, edelſter Theil der Nazion,
Ach! du ſeufzeſt unter den ſchwereſten Bürden;
Viele wollten retten das ſinkende Vaterland —
Umſonſt — ſie fielen ermordet.
Deine Teufel in Menſchengeſtalt
Riſſen die Zügel des Reichs an ſich,
Alle verdrängend, in denen ein Herz
Noch ſchlug von Menſchengefühl.

Trauriges Loos, alles Glück, allen Seegen
Vernünftiger Freyheit mit Füßen zu treten!
Ihr Edlen des Volks! ſtill duldend, tief leidend,
Euch nennt nicht mein Lied, euch weih ich Thränen des Mitleids.

Euch ſtraft es, elende Franken, unwürdig des Nahmens!
Niederträchtig Geſindel iſt euer ſiebenhundert-
Köpfiger Regent, der jedes ſanfte Band
Des Menſchengeſchlechts, Religion
Und Geſetz, mit gleichem Frevel zerreißt,
Und nicht genug, ſich ſelbſt zu entehren,
Auch andern Völkern mit dem Schwerdt
Sie aufdrang, die furchtbare Freyheit.
Wo Tauſende in Kerkern ſchmachten,
Wo Eigenthum Raub iſt des Stärkern, des Schurken;

Wo menſchlich zu denken, zu handeln,
Ein ruhiger Bürger, mehr noch ein reicher zu ſeyn, —
Genug iſt, unmenſchlich geſchlachtet zu werden;
Dies Wonne dem Volk iſt, das ſich
Im Bürgerblut badet, und ohn' Urtheil
Tauſende hinführt zur Schlachtbank;
Das ſelbſt ſeinen König ermordet, der ſterbend
Für ſeine Mörder noch betet — laut zeugt' es von
Seiner Güte des Herzens: aber unmenſchlich ſchontet ihr nicht;
Sein Blut, ſein Blut kann euch nur verſöhnen —
Da, wo Geſchrey von Morden und Plündern und Brennen
Nur die Straßen erfüllt, wo Greuel wüthet
Der verworfenſten Sekte, von Teufeln geführt; —
Da, da wohnt doch wohl nicht die ſelige Freyheit!

Schand und Verachtung euch Franken,
Die ihr in dieſem erleuchteten Jahrhundert
Mit ſolcher Kanibalen-Wuth hauſtet,
Wofür das kälteſte Herz noch erbebt!
Ihr ſeyd kein Volk die Welt zu veredlen,
Aufklärung zu bringen; die ſegnet die Hütten
Des ruhigen Landmanns, und die Thronen
Der Fürſten, die Väter des Volks ſind.
Verachtung fühlt für dich und Bedauren
Die lebende Welt und die Nachwelt!

Verworfen ſey auch dein Modegeſetz;
Den freyen Teutſchen entehr' es, dir folgen!

Krieg iſt's, furchtbares Wort! Auf Teutſchland
Drang der ausgetretene Strom, unaufhaltbar;
Schwindelgeiſt focht, und ſchlug die Armen,
Ihm muthvoll entgegen ſich ſtellend.
Dies machte ſo ſtolz jene Herrſcher,
Wie kein Deſpot noch geſchwindelt.
Allen Völkern Europens kündigen Krieg ſie,
Ohne Vernunft, wie ſchon lange ſie handeln.
Unter dem Vorwand, Befreyung,
Gabt ihr den Brüderkuß ehrlichen Völkern,
Um ſicherer alles was heilig, zerſtöhren zu können;
Belgien träumte, ach! und erwachte gefeſſelt.
Da bebten auch wir vor den furchtbaren Feinden,
Die ſchon unſere Gränzen verheerten,
So laut Hohn ſprachen den Teutſchen,
Vor denen ſonſt ſie immer flohen.
Doch es ſetzte die Vorſehung eurem Wüthen
Ein Ziel, wie wenig ihr ſie auch glaubt;
Teutſchlands Heldengeiſt und ächter Patriotismus erwachte;
Seine tapferen Krieger, von edlen Helden geführt,
Drangen den Siegenden
Muthig entgegen, wo ſie auch ſtanden,
Verſchanzt, mit donnernden Waffen umgeben;

Sie warfen zahlloſe Schaaren zurück.
Die Welt ſah ſtaunend die Thaten an,
Und glaubte ſie kaum; faſt jeder Tag war ein Sieg.
Mit männlichen Schritten verfolgte
Der Teutſche den Feind, den er ſchonte,
Weil Menſchenblut immer ein trauriger Anblick ihm iſt,
Froh jauchzten Belgiens Völker: Heil euch,
Erretter und Freunde! ihr habt uns von den
Aergſten Feſſeln, unter dem Nahmen Freyheit, erlöſt!

Jubel erfüllt nun Teutſchland's
Ruhige Fluren; freyer athmet wieder
Der Edle, er ſieht geſichert
Seine wahre, nicht idealiſche Freyheit.
Aber ach! viele von denen, die ſie uns erſtritten,
Sanken hin in den Staub für's Vaterland,
Aechte, biedre Teutſche, von ihren Müttern,
Weibern und Brüdern troſtlos beweint.
Baut Altäre den Manen der Edlen,
Ihr Brüder! Sie fielen für uns!
Doch beſſer ehret ihr ſie, trocknend
Die Thränen der Witwen und Waiſen.

Aber wer führte ſo ſchnell ſie,
So weiſe hinan die Bahn des Sieges?
War ſelbſt der tapferſte Held?
Beſeelte mit Muth ſeine Heere?

Nenn

Nenn ehrfurchtsvoll vor allen
Borußiens Helden, Germaniens Fürſten,
Die ſelbſt ihr Vaterland ſchützten,
Koburgs Namen, o Muſe!
Er erfocht zuerſt den teutſchen Heldenruhm wieder;
Gallien zittert, wagt's nie uns wieder zu höhnen.
Herrmann vertilgte die Legionen Räuber der Freyheit,
Und in uns fließt noch das Blut unſrer Ahnen.
Des erhabenſten Ruhmes Tempel
Oeffnet ſich Dir, groſſer Held!
Jetzt wieder Dein Vaterland ſchützend,
Von ärgeren Feinden als damals bedroht.
Der Eroberer iſt Dir, Edler, zu klein;
Aber Menſchenglück fördern, Elend zu tilgen,
Das hältſt Du werth, dein Blut zu opfern dem Vaterlande,
Dem Tod' unerſchrocken entgegen zu gehn.
So handelt der weiſe, der edle Held, den die
Nachwelt noch ſegnet, die dem Eroberer flucht:
Geweihter des erhabenſten Ruhms!
Dich wird Marmor, Geſchichte, und Lied
Den kommenden Jahrhunderten nennen,
Mit ewig unwelkendem Lorbeer gekrönt.
O nimm freundlich den Dank auch an,
Den ich zu ſchwach Dir jetzt ſinge!
Aber er ſtrömt aus der lauterſten Quelle.
Verfolge jetzt noch die glänzende Laufbahn:

Gieb dem verwirreten Reiche den Frieden;
Und dann ruh auf immer Dein furchtbarer Degen.
Sanft verfließe Dein Leben Dir dann! Ach!
Kein Menſchenblut mehr, ſondern duftende Blumen
Der ſeligſten Freude finde Du auf dem Pfade,
Den noch lange die Vorſicht hier zeichne!
Dein ſey das ruhigſte Alter,
Belohnt durch Bewußtſeyn des Glücks Deiner Brüder,
Durch Dich geſichert; und kommt einſt Dein Abend,
Leiſe raube der Tod Dich mit bebender Hand!

e. U.

V.

An das galliſche Volk.

Im Julius 1793.

Unſelig Volk, wie keines noch betrogen,
Noch träumeſt du? — Haſt noch das Feſſelband,
Woran dich gängeln deine Demagogen,
Nicht abgeſchnallt mit ungeſtümer Hand?

Noch nimmſt du aus den Händen der Betrüger
Den Taumelkelch, dem jener Gift entfließt,
Der — Nektar auf der Lippe junger Tiger —
Blutdürſt'ge Wuth in deine Adern gießt?

Und

Und trunken an des Flammenabgrunds Rande
Weilt noch dein Fuß? — Noch täuscht die Despotie
Dich in der Freyheit blendendem Gewande,
Und wälzt auf dich den Fluch der Anarchie?

Noch nennest du sie jauchzend deine Väter,
Die Tallien und Chabot? dein Idol
Sind sie noch stets, die schwarzen Hochverräther
An deinem und der ganzen Menschheit Wohl?

Ha! wenn wird endlich dieser Wahnsinn enden?
Wann endlich fühlst du, lang genug getäuscht,
Daß dein Vertraun, entweiht von Frevlerhänden,
Zum Wuthgeist wird, der ach! dich selbst zerfleischt? —

O welche Greuel, Werkzeug fremder Schande!
Hat diese Rotte nicht durch dich vollbracht!
Wie von des Rhones bis zu Ganges Strande
Zum Scheusal vor den Völkern dich gemacht! —

Berauscht, o Volk! von jenem süßen Gifte,
Sprachst wüthend du dem sanften Mitleid Hohn,
Und fülltest lachend ungeheure Klüfte
Mit Leichen auf im schönen Avignon.

Wie Nero sinnreich, schufst du Höllenqualen
Am Tage, da dein Schutzgeist dein vergaß;

Da wähltest du, entmenscht, wie Kannibalen,
Zum Trank Blut, und Herzen dir zum Fraß.

Der Schwerdter Zischen, der gewürgten Schaaren
Gewinsel war dir süße Harmonie;
Du sahst das Spiel unmündiger Barbaren
Mit Menschenschädeln — ach! und priesest sie!

Noch nicht gekühlt ist deine heiße Rache!
Entzündet von Robespierres Wuth,
Vollendest du den Mord der großen Sache,
Und heischest deines besten Königs Blut.

Du feyerst mit des Jubels Donnerschalle
Die Stunde, da sein Haupt vom Rumpfe fällt,
Und ahndest nicht beym fürchterlichen Falle
Dein tiefes Weh — die Fehde mit der Welt!

Du wähnst, es wach' im Tempel der Gesetze
Die Sorge guter Väter für dein Heil,
Und Frevler bieten deine Ruh und Schätze,
Dein Leben selbst, an deine Hasser feil.

Ach! während unter tausend herben Plagen
Der Mühe Schweiß dir von der Stirne rollt,
Prunkt Sylla-Danton stolz in goldnem Wagen,
Und schwelgt sich satt vom Raube — deinem Gold!

So grauſam ſpielte kaum mit deinem Blute
Dein Mörder Karl,*) als dieſer mit ihm ſpielt,
Und ſchwerer haſt du nie die Wüthrichsruthe
Von Ludwigs**) Hand, als Thüriots, gefühlt.

Sprich, führten nur gekrönte Ungeheuer***)
Dich treulos auf des Krieges Schreckenpfad?
Ha! nicht auch ſie — des Vaterlands Befreyer
Von dir genannt — die Mörder im Senat?

Wer hat, als ſie berauſcht von ſtolzem Wahne,
Dich mit den Starken Auſtriens entzweyt?
Wer mit den Herrſchern auf dem Ozeane?
Den Donnerern im fluthumrauſchten Streit?

Wer dich, als ſie, der furchtbaren Hyäne,
Dem Hunger, Preis gegeben? — Ach! ſchon drohte
Ihr offner Schlund, das Fletſchen ihrer Zähne,
Unglücklich Volk! dir nahen Marterrod.

Vergebens ſtarrt' am kühngezückten Stahle
Der ſchönen Scävola des Wüthrichs Blut!

Lieſ

*) Der IXte.

**) Der XIVte.

***) Ich werde kaum bemerken dürfen, daß ich hier nur diejenigen unter den franzöſiſchen Königen, welche die Geſchichte ſelbſt als Wüthriche darſtellt, verſtehe.

Augenblik der äuſſerſten Verwirrung bey Orſino und Olivia zieht Antonio und Viola aus der ihrigen. Jener erkennt in Sebaſtian ſeinen jungen Freund und dieſe ihren Bruder; das Geheimniß entdekt ſich, Olivia findet ſich dem Schikſal mehr verbunden als ſie gewußt hatte; Sebaſtian begreift, was er kurz vorher für einen Traum oder für Bezauberung halten mußte, und der Herzog ergiebt ſich den auſſerordentlichen Proben die ihm Viola von ihrer Zärtlichkeit gegeben und erklärt ſie zur Königin ſeines Herzens. Damit alles ſich entwikle und niemand unglüklich bleibe, ſo entdekt ſich in der

Sechsten und Siebenten Scene.

durch den Brief des Malvolio, welchen Hans Wurſt überbringt, auch der unglükliche Irrthum dieſes Bedienten, und der Betrug der ihm geſpielt worden; welches dem Hans Wurſt Gelegenheit, ſich über ihn luſtig zu machen, jenem aber, nach einer kleinen Demüthigung ſeiner Einbildung, die Freyheit verſchaft.

Ende des Siebenten Theils.

Ließ Marat nicht zurück im Tribunale
Den Blutdurſt und der Bentabole Wuth? —

Die Grauſamen! Auch deinen ſchönen Glauben
An deine Redlichen vergiften ſie,
Um ungeſtört zu würgen und zu rauben
Im Wogenſturme deiner Anarchie.

Vergeblich zürnt der Weiſe dem Empörer,
Umſonſt erhebt dein großer Vergniaud
Die Donnerſtimme gegen Ruheſtöhrer,
Wie gegen Katilina Cicero!

Schon hat den Edeln und des Edeln Brüder
Von dir der Dämon Herrſchgier weggebannt;
Und im Senat reißt wild das Laſter nieder
Die Meiſterwerke von der Tugend Hand!

Indeß du, dich vom Sklavenjoch zu retten,
Gleich Spartern, ſtürzeſt in die heiße Schlacht,
Verräth er dich und ſchmiedet neue Ketten —
Der Rottengeiſt, der deiner Thorheit lacht! —

Ach! windeſt du nicht bald den Volkstyrannen
Mit Rieſenkraft den Zepter aus der Hand:
So zürnt' umſonſt dein Mirabeau! So rannen
Die Ströme Bluts umſonſt fürs Vaterland!

Tief wird dein Fall, zu aller Völker Schrecken,
Wie Roma's seyn, und endlos deine Schmach!
Der Freyheit, deren Trümmer dich bedecken,
Tönt dann umsonst dein lautes Heulen nach.

Gotthold Friedrich Stäudlin. *)

---

*) Verfasser einer Sammlung von gröſtentheils lyriſchen Gedichten, wovon 1788. der erſte Band, und 1791. der zweyte, auf Koſten des Verfaſſers gedruckt, auf Subſkripzion herauskam, aber, wie es ſcheint, kein Buchhändler-Artikel geworden, ſondern bloß in den Händen der Subſkribenten geblieben iſt. Dieſer Umſtand kann indeſſen dem Herrn St. eher günſtig als nachtheilig ſeyn, wenn er ihn dazu benützt, ſeinen Gedichten, nach einer vielleicht noch ſtrengern Auswahl, die letzte Feile und Politur zu geben, und ſie dadurch eben ſo gewiß zu einem ſchätzbaren Geſchenk für die Liebhaber der Dichtkunſt zu machen, als er ſich ſelbſt einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern des letzten Viertels unſers Jahrhunderts dadurch erwerben wird.

VI.

Vertheidigung meiner Landsleute

gegen

einen Aufſatz im Teutſchen Merkur,

No. III. Stück 7. 1793.

Mit vieler Bitterkeit und mit Ausdrücken, wie ſie niemand von ſeinem eignen Volke, von ſeinen Landsleuten gebrauchen ſollte, hat der Verfaſſer dieſes Aufſatzes eine Vergleichung zwiſchen den alten und neuern Teutſchen angeſtellt, die ganz zum Vortheil unſerer Vorfahren ausgefallen iſt. Zwar iſt es immer ſehr rühmlich für ein Volk, ſeiner Vorfahren Vorzüge an das Licht zu ziehen, ihre Tugenden zu rühmen, in der Schilderung von ihnen bloß ihr Gutes anzuführen, ihre Fehler hingegen, entweder ganz mit Stillſchweigen zu übergehen oder doch wenigſtens, in Vergleichung mit ihren größern Vorzügen, nur als ganz geringe Fehler anzugeben. Aber warum ſollen denn die Vorfahren immer bloß auf Koſten ihrer Nachkommen gelobt werden? wie jezt mehrere Teutſche thun, die ſich ausſchließlich damit beſchäftigen, die alten Teutſchen zu loben, die neuern hingegen zu tadeln und zu verdammen? Auch der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſcheint einer von dieſen zu ſeyn, und er ſchränkt dabey ſein Lob der alten

Teut-

Teutſchen nicht bloß auf unſre Vorfahren, wie ſie uns Tazitus beſchreibt, ein, ſondern er will ſogar den Bewohnern Teutſchlands im 16ten Jahrhundert den Vorzug vor den jetzigen einräumen. Das iſt doch warlich eine ſtarke Behauptung! Denn geſetzt auch, daß die Teutſchen des Tazitus in Anſehung ihrer Biederkeit, ihrer ungekünſtelten Art zu leben, ihrer wenigen Bedürfniſſe, und in Anſehung mehrerer andern Punkte uns vorzuziehen wären, ſo kann doch das nicht auf ihre Nachkommen in jenem barbariſchen Jahrhundert angewandt werden. Innere Uneinigkeiten, von Fanatismus und Religionshaß erzeugt, wütheten damals faſt ſtärker, als jetzt in Frankreich, mit allen ihren unglücklichen Folgen in Teutſchland, hetzten den Sohn gegen den Vater, den Bruder gegen den Bruder auf, machten das ganze Land zur traurigſten Einöde, hinderten die Bildung des Geiſtes, verſchlimmerten den Karakter des Volks dadurch auf alle nur mögliche Weiſe, und rotteten die Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften ſo ſehr aus, daß es noch immer das größte Erſtaunen verdient, wie die Teutſchen in ſo kurzer Zeit das geworden ſind, was ſie ſind, eins der erſten, wo nicht das erſte Volk in Europa.

Aber wie ſehr waren nicht auch in jenen, von dem Verfaſſer ſo ſehr gerühmten, Zeiten des Tazitus dieſe ſo hoch geprieſenen Sitten der alten

Teutschen ihrem Lande schädlich? Ihre ausschweifende Leidenschaft für Trunck und Spiel — unter allen Leidenschaften, die den Menschen beherrschen können, gewiß die schädlichsten — verbunden mit ihrer gänzlichen Verachtung jeder andern Beschäftigung als Krieg und Jagd, verhinderten sie am Anbau ihres Landes und an jeder Geistes-Kultur. Bloß die Stärke ihres Arms, im Grunde ein sehr armseliger Vorzug, gab ihnen das Uebergewicht über ihre Nachbaren und statt vernünftig eingerichteter Gesetze galt bey ihnen bloß das Recht des Stärkern.

So sehr der Verfasser das Lob der alten Teutschen übertreibt, so sehr und noch mehr übertreibt er auch den Tadel der jetzigen. Denn noch sind die Teutschen, im wahren Verstande des Worts, Männer, sind noch nicht bis zum unseligen Mittelding zwischen Mann und Weib herabgesunken, und stehen noch, wenn das Vaterland sie ruft, wie Männer in der Schlacht. Noch stehet der Teutsche als scharfsinniger Künstler und als tiefdenkender Gelehrte, mit allen andern Völkern wenigstens auf gleicher Stufe; noch ist er immer mit Recht stolz auf den Namen Teutscher; noch können nicht alle teutschen Frauen zu einer so verächtlichen Klasse von Geschöpfen gezählt werden, wie der Verfasser thut. In einigen Gegenden Teutschlands vielleicht, wo große Residenzen sind, wo sich die ausschweifende

de Lebensart einiger Höfe auch auf die mittlere und niedre Volksklasse verbreitet hat, vielleicht in dem Vaterlande des Verfassers, mag seine Schilderung halb wahr seyn; aber nicht so in meinem glücklichen Vaterlande, in Westfalen. Noch schämt sich keine Mutter in ganz Westfalen des süssen Mutternamens, weiß nichts von grand, oder petits soupers, denkt nicht einmal den geringsten Gedanken der Verletzung der ehelichen Treue, und lebt bloß für ihre eigentliche Bestimmung als Hausfrau. Der Begriff von Moderoman ist jedem Weibe, jedem Mädchen Westfalens fremd, und sie liest nur solche Schriften, die ihren Geist aufklären, sie mit nützlichen Kenntnissen bereichern, und mit ihren Pflichten als Gattin und Mutter bekannt machen können. In unserm guten, vielleicht von dem größten Theile des übrigen Teutschlands verachteten Westfalen, giebt es keine Frau, die nicht Gefühl für häusliches Glück hätte, und bloß nach diesem, als ihrem größten Glücke strebte. Zu braven Teutschen, zu biedern Westfalen, wie sie selbst sind, erziehen hier die Aeltern ihre Kinder, und alte teutsche Redlichkeit hat sich bey uns noch nicht verlohren.

Gr.

VII.

VII.

An die Kunstliebhaber.

Unter den teutschen Künstlern in Rom verdient, meiner Meynung nach, vorzüglich Herr Gmelin unsern Landsleuten bekannter zu werden, um sie mit den paradiesischen Gefilden Italiens bekannter zu machen. Sowohl der Gegenstände Wahl als die Zeichnung und der Stich seiner Kupfer machen seinem Talent Ehre. Es gelang, als ich in Rom war, meiner Freundschaft, von seiner Bescheidenheit die Erlaubniß zu erhalten, nach meiner Rückkehr in Teutschland seine Werke anzumelden. Ein neulich von ihm erhaltenes Schreiben setzet mich in Stand, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, indem ich folgende Ankündigung den Freunden der Natur und Kunst mittheile. Lutin, den 11. Sept. 1793.

F. L. Graf zu Stolberg.

Ich habe dem Herrn Joh. Friedrich Frauenholz, Kunstverleger zu Nürnberg, den Verlag der von mir gezeichneten und gestochenen Blätter überlassen, und zwar so, daß das Blatt, welches bey mir 1 Skudo, bey ihm 3 Gulden Reichscur. kostet. Jedes Blatt der Kaskatellen von Tivoli kostet daher bey ihm 4 Gulden, und Salamon Geßners Monument 3 Gulden. Die Kunsthandlungen, die sich meiner gestochenen Blätter wegen an Herrn Frauenholz wenden, erhalten von ihm den gewöhnlichen Rabatt. Die Grotte des Neptuns zu Tivoli, nebst andern gestochenen Blättern, erscheinen noch vor Ende dieses Jahres. Rom, 1793.

W. F. Gmelin.

Neuer Deutscher Merkur.

11. Stück 1793.

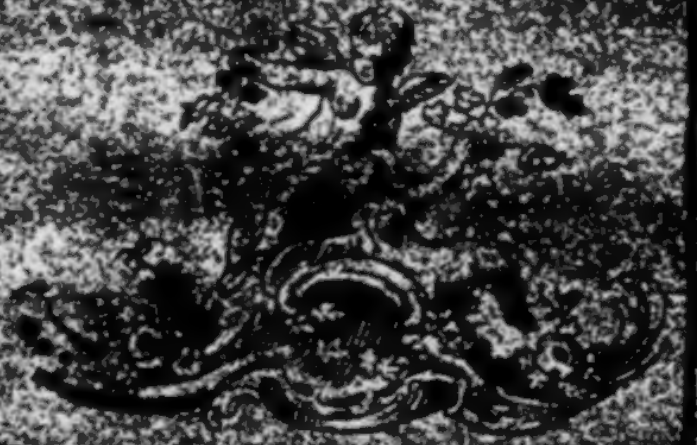

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

[illegible] und Leipzig.

I. [illegible] — S. 217
II. Nachricht des Auszugs aus den Lebensbeschreibungen [illegible] — 219
III. Etwas über den Roman [illegible] — 240
IV. [illegible] — 260
V. Lucius und Lessing. — 275
VI. Nachtrag der Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dresden. — 284
VII. Etwas über das Buch Tobi — 294
[illegible] — 300

Nachricht.

Bei dem N. Teutschen Merkur sind [illegible]

[illegible] Postämter Deutschlands mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnirt, und [illegible] Buchhandlungen zu haben. Für [illegible] Buchhandl. Besitzer zu Leipzig ist Hr. [illegible] Kommission und Versendung besorgt.

Für Niedersachsen besorgt das Kayserl. priv. Adress- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg die dasige Auflage.

Alle Buchhandlungen, welche Lust haben, [illegible] Merkurs sich an irgend eine dieser Adressen, oder [illegible] wenden.

Die Expedition des N. Teutschen Merkur.

Zur Nachricht.

Im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar ist zur Michaelis-Messe 1791. erschienen.

Acten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte, 3n Bandes, 16 28 Stück, 8. 6 gr.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker aufs Jahr 1792. kl. 8. 12 gr.

Hoffmanns, Carl Aug. tabellarische Bestimmung der Bestandtheile der Neutral- und Mittelsalze in 100 Theilen, nach Bergmann, Kirwan, Wiegleb, Wenzel und andern Scheidekünstlern, nebst Bezeichnung ihrer Auflösbarkeit, sowohl im Wasser als Weingeist ꝛc. für Physiker, Aerzte und Apotheker, 2 Blätter royal. Fol. 8 gr.

Geologischer Versuch über die Bildung der Thäler durch Ströme, 8. 12 gr.

Voigt, Joh. C. With. Mineralogische und bergmännische Abhandlungen, 3r Band, 8. 16 gr.

Bischof, C. F. christliche Unterthanen im Verhältniß gegen ihre Obrigkeit, gr. 8. 3 gr.

Boettigeri, C. A. Scholarum in Vicinitate Academiae constitutarum Vindiciae. Oratio in Memoriam Director. illustr. Gymnasii Vimariensis capessendo. 8. maj. 3 gr.

Leben und Thaten Josephs Balsamo, des sogenannten Grafen Cagliostro, a. d. Ital. von C. J. J. 2 Theile, 8. 9 gr.

Das rothe Käppchen, eine komische Operette in 2 Akten von Hrn. Ditter von Dittersdorf. Fürs Weimarische Hoftheater neu bearbeitet, 8. 6 gr.

Schulz, Friedrich, kleine prosaische Schriften, 3tes Bändchen, 8. 12 gr.

— — Moritz, ein kleiner Roman, 3te verb. Ausgabe, m. Kupf. 8. Schreibpap. erscheint zur nächsten Oster-Messe.

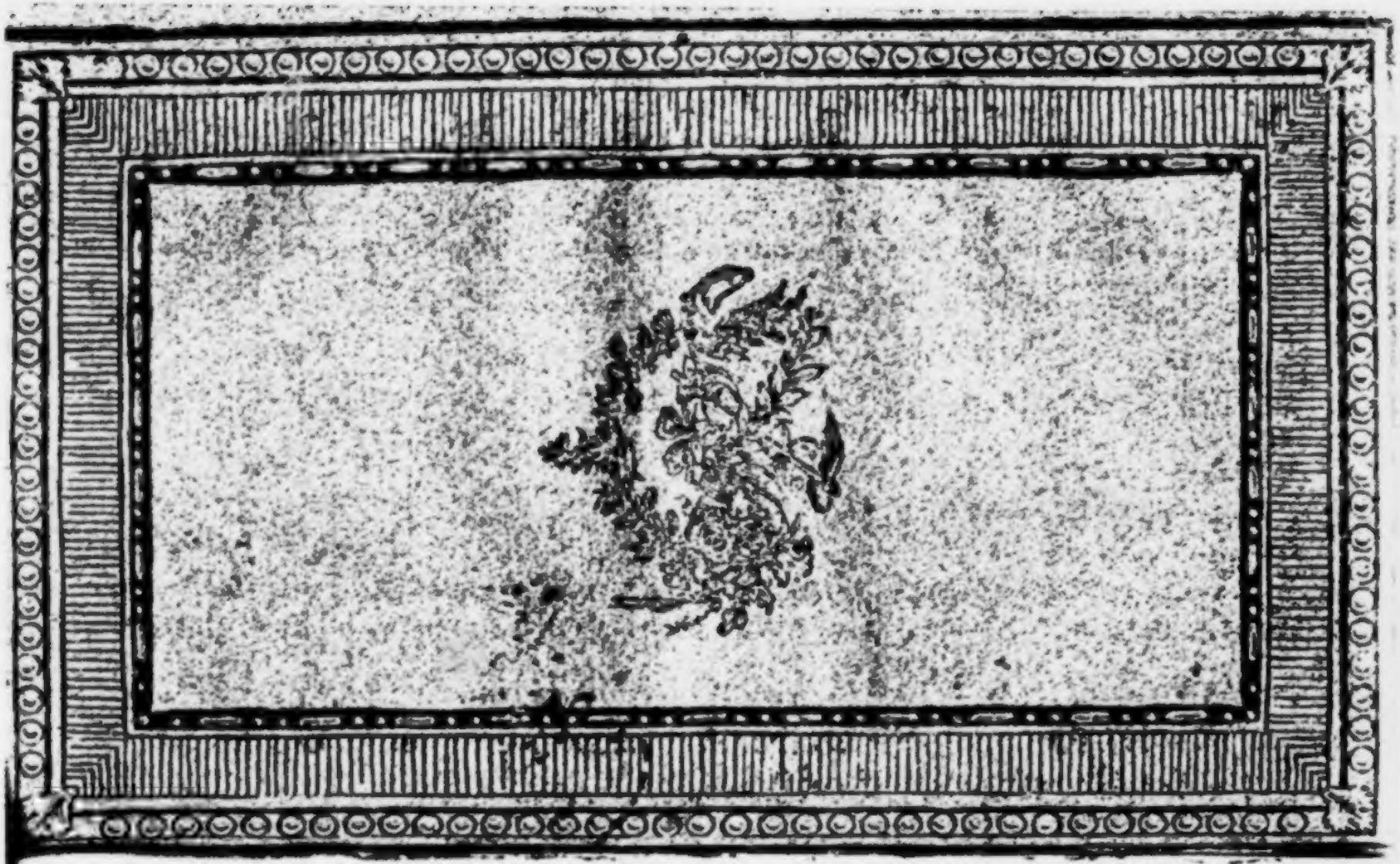

Der neue
Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1793.

I.

Waſhington,
Neu-Rom in Amerika.

„Selbſt die Seele eines Nero, wenn ſie mit allen ihren moraliſchen Geſchwüren und Eiterbeulen noch einmal verkörpert würde, fände in den neueſten Begebenheiten unſerer Tage einen reichen Stoff zur boshafteſten Schadenfreude.“ So beginnt ein neuer engliſcher Deklamator ſeine Philippika gegen die franzöſiſche Revoluzion. Leider iſt dieſe ſeltſame Tirade der Sache nach nicht ganz unwahr. Brennt gleich kein Rom, ſo lodert doch manches kleinere Luſtfeuer der Art an den Gränzen und in dem Herzen Frankreichs. Als wir vor kurzem die Nachricht in öffentlichen Blättern laſen: Altbreiſach ſey durch das Bombardement der Franzoſen bis auf die Pfarrkirche und einige wenige Häuſer ein Raub der Flammen geworden: da berechnete ſchon

eilig geübter Korrespondent des politischen Journals, daß dies nun seit sechs Wochen der sechszehnte Ort an den Gränzen Teutschlands sey, den in diesem mit beyspielloser Erbitterung geführten Kriege feindliche Kugeln in einen Schutthaufen verwandelt hätten. Ich erinnere hier nur noch zum Ueberfluß an das traurige, für Teutschland, und ins besondere für Sachsen so empfindliche Schicksal des stolzen, durch Natur und Kunst so schön geschmückten Lyon. Es brannte dort, nach den Berichten seiner patriotischen Mordbrenner an den Nazional-Konvent, mehrere Tage; und wer weiß, ob das fürchterliche Schauspiel, das Anarchie, Raubsucht und Parteiwuth jetzt in der zweiten Stadt des Reichs aufführen, nicht bald auch in der ersten gegeben wird, welche wirklich mit unglaublich schnellen Schritten einer solchen Katastrophe entgegeneilt.

Und wo ist nun der Herz- und Gefühllose unter uns, und wenn seine Brust, wie der alte Lyriker sagt, am kalten Feuer langsam aus Eisen geschmiedet wäre, der bey der Betrachtung solcher Schreckbilder und Jammerszenen gern lange verweilen möchte? Wer sucht nicht diese, jedem Menschlichgesinnten so schmerzhafte Vorstellungen, so bald als möglich, loß zu werden, und seinen Blick auf irgend einen andern Gegenstand, auf irgend ein friedliches, ruhiges Plätzchen zu heften, wo er sich, wo nicht in der Wirklichkeit, doch in einer poetischen Exkorporazion, erhol-

erhohlen, und wohl seyn lassen könnte? So machte es ja schon der alte Zevs in seinem Wolkensitze am Ida:

Als die Troer die Schiffe der Griechen näher bestürmten,
Ließ sie Vater Kronion in unablässigem Kampfe
Müh erdulden und Noth: er wandte die stralenden Augen
Fernhin auf das Land der rossenährenden Thräker,
Fern zu den Mysiern hin, und edeln Hippomolgen;
Aermere Völker, von Milch genährt, die gerechtesten Menschen.
Gegen Troja wandt' er nicht mehr die stralenden Augen.
Iliade, XIII, 1-7.

Und sollten wir es nicht auch so machen? Oder giebt es nicht auch noch Länder, in deren Betrachtung wir unsern trüben Blick aufheitern, und unsern Glauben an die Fortschritte der Menschheit, wenn er durch die uns nähern Auftritte wankend geworden seyn sollte, aufs neue stärken und befestigen können? Wie, wenn an die Stelle jener friedlichen Pferdemelker! und Milchesser, auf denen der Homerische Zevs seine Augen von der Anstrengung ausruhen läßt, die ihm der unverwandte Blick auf die blutgierigen Troer und Achiver gekostet hatte, bey uns die glücklichen Einwohner der Nordamerikanischen Freystaaten träten? Man hat zwar seit einiger Zeit häufig die große franzöſische Staatsumwälzung mit jener früheren Amerikanischen verglichen, und also seinen Blick auch von diesen uns näher liegenden Szenen in

jene fernen Weltgegenden gewendet. Aber so interessant auch im Ganzen die Resultate seyn mögen, die der Kenner aus dieser Vergleichung zu ziehn weiß *); so fallen sie doch gewöhnlich in Beziehung auf das uns näher liegende Interesse so wenig tröstlich und beruhigend aus, daß wir oft wünschen möchten diese so oft verunglückte Parallele lieber gar nicht gezogen zu haben. Besser also, wir enthalten uns aller Vergleichung, freuen uns aber um so herzlicher der schönen Früchte, die dort unter unverdorbenern Menschen durch den milden Einfluß einer gesetzmäßigen Freyheit in so wenig Jahren gereift sind, und, nach der Blüthe schöner Aussichten zu urtheilen, in noch weit größerer Fülle bald reifen werden.

Dahin

*) Aber auch nur der Kenner. Man hat in dieser fast zum Ueberdruß wiederhohlten Vergleichung nur immer auf allgemeine Aehnlichkeiten gesehn, in der ja alle Insurrekzionen und gewaltsamen Staatsveränderungen einander gleich seyn müssen. Der Himmelweite Unterschied, der in der geografischen Lage beider Staaten, in der Religion, früheren Regierungsform und der mehr oder weniger entnervenden Verfeinerung der Einwohner jedem Unbefangnen sogleich in die Augen fallen muß, ist noch viel zu wenig entwickelt, oder meist ganz übersehn worden. Diese Lücke wird der Herr Hofrath Zimmermann in Braunschweig durch ein eigenes in künftiger Ostermesse erscheinendes Werk ausfüllen, worinnen die geografischen und politischen Prämissen beyder Revoluzionen aufs genaueste untereinander verglichen werden sollen

Dahin rechne ich vorzüglich den weit aussehenden, im wahren republikaniſchen Geiſt gedachten, und zum Theil auch ſchon ausgeführten Plan der neuen Stadt Waſhington, die durch die vereinte Kraft der verbundnen Nordamerikaniſchen Staaten bis zum Ablauf dieſes Jahrhunderts vollendet, und gleichſam der Vereinigungspunkt aller Republikaniſchen Vollkommenheit werden ſoll. In der That ein ungeheurer, rieſenmäßiger Plan, ganz eines Landes würdig, von dem noch neuerlich einer unſerer größten Statiſtiker verſicherte,*) es habe ſchon wieder ſeit 1790 ſo große Veränderungen erlitten, daß unſere bisherigen Nachrichten darüber Antiquitäten geworden wären. Da außer den ſehr oberflächlichen Nachrichten in einigen engliſchen Blättern und den daraus entlehnten Anzeigen in unſern Zeitungen, meines Wiſſens noch keine vollſtändigere Nachricht unter uns davon bekannt geworden iſt: ſo glaube ich, daß es manchem kosmopolitiſchen Leſer dieſer Zeitſchrift nicht unangenehm ſeyn wird, von dieſem höchſtmerkwürdigen Unternehmen eine etwas weitläuftigere Beſchreibung zu erhalten **), und ſich durch die herzerhebende Aus-

 ſicht

*) Herr Profeſſor Sprengel im erſten Theil ſeines Grundriſſes der Staatenkunde der vornehmſten europäiſchen Reiche (Halle 1793) in der Vorrede.

**) Zum Theil aus dem Juliusſtück des dießjährigen Univerſal Magazine S. 41, wo dieſe Nachricht aus dem Boſton Chronicle abgedruckt, und mit einem ſehr zierlichen

ſicht auf eine am Potomak jugendlich ſchön hervorſteigende Reſidenzſtadt republikaniſcher Bundesgenoſſen, vor den unangenehmen Gefühlen zu entſchädigen, die ihm die rauchenden Schutthaufen einſt blühender, jetzt durch den Freyheitsſchwindel ihrer Einwohner geſtürzter Städte am Zuſammenfluß der Saone und Rhone, am Ufern der Sambre und des Rheins, von Poſttag zu Poſttag zubereiten mögen.

Die neue Stadt Waſhington, denn ſo heißt ſie zum immerwährenden Andenken des Helden, den die auf ihn geprägte Ehrenmedaille ſo ſchön mit der Rechten das Schwerdt, mit der Linken den Pflugſchaar halten läßt, liegt auf einer Erdzunge, die den Zuſammenfluß des Potomak, oder richtiger Patowmack und des Eaſtern Branch bildet, in dem theils von Virginien, theils von Maryland beſonders dazu abgetretenen Diſtrikt Kolumbia, 38 Grad, 53 Minuten nördlicher Breite, und 77 Gr. 15 Min. weſtlicher Länge, wenn der erſte Mittagskreis durch Greenwich gezogen wird. Man muß ſie auf den ältern Charten, (z. B. auf der von Jefferſon in 4 Blätten von Maryland und Virginien, London 1775.) 8 Meilen über Belhaven oder Alexandria, ohngefähr dem Four Miles Creek in Virginien gegenüber aufſuchen. Sie wird, dem Riſſe nach zu urtheilen, eine ziemlich regel-

chen Kupferſtich, der den Grundriß der neuern Stadt darſtellt, begleitet iſt; zum Theil aber auch aus einer andern handſchriftlichen Nachricht aus Hamburg.

regelmäßige Rhomboide, oder ein geſchobenes Quadrat bilden, und von der Spitze der Erdzunge längs den Ufern des Eaſtern Branch 4 (Engl.) Meilen, längs dem Ufer des Patowmack aber 6 Meilen ſich erſtrecken und auf einem Boden erbauet werden, der trocken, geſund und durch ſanfte Abdachungen und Erhöhungen maleriſch ſchön und abwechſelnd iſt. Im Bezirke der Stadt ſpringen zwanzig nie verſiegende Quellen, und in einer mäßigen Tiefe läßt ſich überall das ſchönſte Brunnenwaſſer aufgraben. Die zwey Ströme, welche die Stadt auf zwey Seiten einfaſſen, befriedigen noch überdies jedes auch noch ſo künſtliches Waſſerbedürfniß. Der Eaſtern Branch iſt hier bey ſeinem Ausfluſſe einer der bequemſten und ſicherſten Ankerplätze in ganz Amerika, und ſo weit ſich die Stadt an ſeine Ufer anſchließt, zur Aufnahme der größten Schiffe geſchickt, da er am Ausfluſſe ſelbſt 35 Fuß, 4 Meilen weiter oben aber, wo die Stadt aufhört, noch immer 20 Fuß Tiefe hat. Auf der andern Seite iſt der Patowmack einer der waſſerreichſten und in der größten Tiefe Landeinwärts ſchiffbarer Ströme. Starke, mit allerley Landesproducten beladene Kähne kommen auf 180 Meilen weit bis an den großen Fall, der 14 Meilen oberhalb der neuen Stadt auf einmal den Lauf des Stromes unterbricht. Aber die zur Umſchiffung des Falles gegrabenen Kanäle und Schleuſen ſind ſchon ſo weit fertig, daß den nächſten Sommer die Schifffarth von der See bis zu den Oefnungen aller

Ströme von Bedeutung, die ſich in den Patowmack ergieſſen, völlig frey, und alſo in Verbindung mit folgenden Hauptflüſſen, dem Schannandoah, dem South-Branch, dem Opecan, Cape-Capon, Pattersons-Creek, Connoochegue und Monocaſy, welche der Potowmack alle nach und nach in ſich aufnimmt, geſetzt ſeyn wird. So umfaßt allein die inländiſche Schiffarth des Patowmacks oberhalb Waſhington eine Reihe von Ufern von mehr als 200 Meilen in der reizendſten und fruchtbarſten Gegend von Amerika, wo ein unbeſchreiblicher Ueberfluß von dem beſten Tabak, Hanf, Indianiſchen Korn, Weizen und andren Europäiſche Getreidearten, nebſt den edelſten Früchten der alten und neuen Welt ſchon jetzt angetroffen wird, und in der Folge bey mehrerer Bevölkerung und Kultur ſich noch ins unendliche vermehren kann. Da die Gegend zunächſt um Waſhington herum in einem Umkreis von 60 Meilen trocken und hoch iſt: ſo liefern die hier gelegenen, ſehr beträchtlichen Waldungen einen unerſchöpflichen Vorrath des feſteſten und brauchbarſten Bauholzes. In einer geringen Entfernung unterhalb der Stadt findet ſich der rothe und weiße Portlandſtein in ſolcher Güte und Menge, daß es nie an Bruchſteinen fehlen kann, von welchen ſchon jetzt die öffentlichen Gebäude in der neuen Stadt aufgeführt werden. Oberhalb der Stadt aber an beyden Seiten des Patowmacks finden ſich ſo mächtige Steinkohlenflöze, Kalkſtein- und Marmorbrüche, daß auch

hier-

hiedurch die Natur für die Bedürfnisse vieler Generazionen nach einander hinlänglich gesorgt hat. Gewiß, die Wahl dieses mit allen Gaben der Natur vor allen andern so reichlich ausgestatteten Platzes zum Mittelpunkt des mächtigsten Freystaats in der neuen Welt wird noch in folgenden Jahrhunderten bewundert, und dem Präsidenten des Kongresses, der von allen 14 Provinzen ausdrücklich bevollmächtigt wurde, den schicklichsten Ort zur Kongreßstadt auszusuchen, als eines seiner größten Verdienste angerechnet werden!

Den Plan zu dieser in ihrer Art einzigen Stadt hat nach Washingtons Angaben der in Diensten der Staaten befindliche, und durch die wichtigsten Ausmessungen streitiger Ländereyen schon bekannte Major L'Enfant entworfen, der auch die oberste Direkzion beym ganzen Bau übernommen hat. Nach diesem Plane ist die Stadt durch 4 Hauptstraßen, die von den vier Weltgegenden ihre Benennungen haben, in vier Hauptquadrate zerschnitten. Zum Mittelpunkt, auf welchem sich diese Hauptstraßen durchkreuzen sollten, ist die beträchtlichste Anhöhe der ganzen Gegend gewählt, von woaus man nicht nur die ganze Stadt und die zwey schiffbaren Ströme, sondern auch noch die umliegenden Gegenden in weiter Ferne übersehen kann. Auf der geebneten Fläche dieser Anhöhe wird der Versammlungspalast der Deputierten aller vereinigten Staaten in geschmackvoller Simplizität

emporsteigen. Berg und Palast erhalten den Nas men Kapitolium. Einer von den kleinern Flüssen, die mitten durch die Stadt geleitet sind, wird hins ter dem Kapitolium in einem großen Reservoir aufs gefangen, von wo aus das Wasser durch Röhren in der ganzen Stadt vertheilt, und zu den Sichers heits- und Feueranstalten gebracht werden kann. Das übriggebliebene Wasser geht aus diesem Res servoir durch den mitten in der Stadt geleges nen großen Park, bildet hier eine Menge Kas skaden und erfrischender Bäche, und ergießt sich endlich in den großen Kanal. Dieser zu so mans cherley Bedürfnissen und Verschönerungen benutzte Fluß heißt die Tyber. Der eben angeführte Park macht eigentlich eine der vier Hauptstraßen, oder die West-Allee aus, und läuft vom Kapis tolium in einer Linie bis zu dem zweyten Haupts vereinigungspunkt der ganzen Stadt, dem Palaste des Präsidenten. Auch dieser steht auf einer Anhöhe nahe an den Ufern des Patowmaks. Er hat von mehrern Seiten einen entzückenden Wasserpros spekt, und auf der einen die Aussicht des einige Meilen davon sich stolz emporhebenden Kapitoliums. Hier fängt auch der große, 80 Fuß weite und 8 Fuß tiefe Kanal an, zieht sich dann längs den Alleen des Parks weiter fort, macht auf dem großen Platze vor dem Kapitolium eine angenehme Krümmung, und läuft nun in zwey Arme getheilt gerade an der Spitze der Erdzunge, wo die zwey schiffbaren Ströme sich vereinigen, wieder

aus-

aus. An eben diesem Kanal liegen auf zwey entgegengesetzten Seiten zwey Plätze von ausserordentlichem Umfang. Der eine ist für die große Börse und die dazu gehörigen Spaziergänge und Portikos bestimmt; der andere ganz am Strom gelegene zu einem befestigten Arsenal, zu Schiffswerften und Magazinen.

Die nach den Weltgegenden benannten Hauptstraßen werden in verschiedenen Richtungen durch Hauptdiagonalstraßen durchschnitten, die aber zum Theil auch vom Hauptplatze des Kapitoliums unmittelbar auslaufen; und diese führen den Nahmen von den vereinigten Provinzen, und theilen zugleich den Bezirk an, der jede Provinz von dem Raume dieser Hauptstadt zu bebauen erhält. Hierdurch wird fürs erste die allzugroße und ermüdende Einförmigkeit vermieden, die bey lauter geradlinigten Straßen unvermeidlich wäre. Dann wird auch durch das Kreutzen dieser Straßen eine Menge ganz neuer und überraschender Gesichtspunkte auf Land und Wasser geöffnet, und, was das Vorzüglichste ist, zu einer weit grössern Zahl von freyen Plätzen der nöthige Raum erspart. Jede Provinz hat ihren eigenen, gleichfalls nach ihrem Nahmen benannten, z. B. Massachusets Square, Virginia Square u. s. w. großen Markt und Geschäftsplatz, der unter andern auch dazu bestimmt seyn soll, daß die einzeln Provinzialstaaten zum Andenken merkwürdiger Begebenheiten und großer,

verdienter Männer ihrer Provinz Ehrenbogen, Obelisken, Statüen, Inskripzionen u. s. w. daselbst errichten und diesen Platz als das Pantheon ihrer Provinz betrachten können. Auf einer Anhöhe in geradsüdlicher Richtung vom Hause des Präsidenten, und in geradwestlicher gegen das Kapitolium wird der Kongreß dem Vater der Stadt, dem großen Washington selbst eine der Würde des Ganzen angemessene Bildsäule zu Pferde errichten lassen. Man sprach anfänglich von einer Ehrensäule in Form und Größe der Trajanischen; aber den Kongreß fühlte sehr bald das Unschickliche dieses Vorschlags, und Washington selbst verbat sich diese allzuhervorragende Distinkzion. Man hat indeß die Idee zu einer solchen Säule noch nicht aufgegeben. Nur wird eine symbolische Statue darauf zu stehen kommen.

Die kleinern Seitenstraßen, deren ich auf dem Grundriß in der Breite 60, und in der Länge 58 zähle, numerieren von der Hauptstraße fort, und werden auch nach dieser Nummer benannt. Man muß aber, um dies ganz deutlich einsehen zu können, den Grundriß selbst vor Augen haben. Dies verdient indessen auch hier noch bemerkt zu werden, daß jede der großen Hauptstrassen 160 Fuß, die übrigen aber 110 Fuß breit seyn werden. In den ersten läuft in der Mitte eine 30 Fuß breite Promenade von gestampftem Kieß, die auf beyden Seiten mit einer Allee von Tulpenbäumen oder

andern

andern Amerikaniſchen Prachtſtämmen eingefaßt ſind. Die Trottoirs an den Seiten der Häuſer nehmen 10 Fuß weg, und ſo bleiben noch 80 Fuß Steinpflaſter für Kutſchen und Wagen. Da in der ganzen Stadt alle Häuſer in rechten Winkeln zur Straſſe zu ſtehn kommen ſollen, und dies wegen der Diagonalſtraßen unmöglich geweſen ſeyn würde: ſo iſt die Verfügung getroffen, daß alle ſpitzen Winkel der Straßen auf 40 Fuß weit abgeſchnitten ſeyn ſollen, und ſo wird in der ganzen Stadt kein ſpitzwinklichtes Haus in der Fronte zu ſtehn kommen. Alle Häuſer müſſen maſſiv, und die an den Hauptſtraßen wenigſtens 38 Fuß hoch gebaut ſeyn.

Als die Stadt ausgemeſſen und jeder der 15 Provinzen ihr Bezirk zugetheilt war, wußte es der Präſident des Kongreſſes durch ſeine Vorſtellungen dahin zu bringen, daß von jedem Bezirk eine beſtimmte Zahl von Bauſtätten (lots) zum freyen Verkauf an den Präſidenten abgetreten wurden. Die Summen von dem Verkauf derſelben ſollen zu öffentlichen Gebäuden, und zur Beſtreitung von allerley Polizeyanſtalten, die ſonſt die Hauseigner durch beſondere Beyträge unterhalten müßten, als Waſſerleitungen, Kanäle und Röhren, Straßenbeleuchtung u. ſ. w. angewandt werden. 15000 Bauſtätte ſind auf dieſe Weiſe in die Hände des Präſidenten gegeben worden, und man kann ſchon hieraus einen Schluß auf die Zahl aller Häuſer

ser und den Umfang der Stadt machen. Bis jetzt brauchte man noch nicht einmal zu diesem Verkauf zu schreiten, da die von Virginien und Maryland zu öffentlichen Gebäuden geschenkten Summen vollkommen zureichten. Doch war auf dem 17ten September die erste Versteigerung solcher Bauplätze angesetzt und durch alle Nordamerikanischen Zeitungsblätter bekannt gemacht.

Im Januar dieses Jahres wurden die lezten Straßenmessungen vollendet. Die Kanäle sind größtentheils schon gegraben, und die Baumaterialien für die öffentlichen Gebäude meist herbeygeschaft. Da diese von lauter behauenen Quadern aufgeführt werden, so arbeiten täglich nur allein für diesen Behuf an 800 Steinhauer. Zu vielen Privathäusern ist auch schon der Grund gelegt. Man betreibt das Werk mit unglaublichem Eifer. Mit dem J. 1800 muß dieser Kolossalische Plan ganz ausgeführt seyn, und die Stadt in ihrer Jugendschönheit vollendet da stehn. Mit diesem Jahr ist Washington also die Residenz der Amerikanischen Freystaaten, und vielleicht nach wenigen Jahrzehenden das, wofür sie der prophetische Grundriß durch seine Aufschrift erklärt, die Metropole von Amerika.

Hundert Betrachtungen, Parallelen, und Nichtparallelen müssen sich jedem, der dies alles noch einmal überdenken will, aufdrängen. Die ungeheuern Städte der Asiatischen Vorwelt wurden durch

fröh-

fröhnende Nationen faſt eben ſo ſchnell und auf einmal gebaut wie jezt Waſhington. Und doch welch' eine ungeheure Kluft zwiſchen dieſen beyden Extremen! — Das Kapitolium und die Tyber werden in einem ganz andern Sinn, als es einſt, von den kindiſch nachäffenden Römiſchen Kolonieen geſchah, in fremde Gegenden, in einen andern Welttheil verpflanzt. So wirkt die Roma aeterna, nach einer ſchönern Wiedergeburt, in einer neuen Welt fort, wenn in der alten längſt kein infulirter Pontifex mehr das Kapitolium beſteigt und von dem Balkon der Peterskirche keinen Transtiberiniſchen Pöbel mehr einſeegnet. Doch wer darf, wer mag dem Verſtändigen in ſolchen Betrachtungen vorgreifen! Daß nur nicht etwa gar jemand den ſonderbaren Einfall hat, die Stelle aus ſeinem Horaz hier zu zitiren:

— Secunda
Ratem occupare quid moramur alite?
Nos manet Oceanus circum vagus arua: beata
Petamus arva, diuites et inſulas.

Böttiger.

II.

Beſchluß

des Auszugs aus der Lebensbeſchreibung des P. Paul Sarpi.

Schmerzlich und unheilbar waren die Streiche, die er durch dieſe Rathſchläge und die daher erfolgten

ten Verordnungen des Senats dem Römiſchen Hof verſetzte; aber unerträglich war ihm die im Jahr 1609 auf Befehl des Senats geſchriebene Geſchichte der Streitigkeiten zwiſchen der Republick und Paul V. in den Jahren 1605, 1606, 1607, welche noch ungedruckt in aller Händen war.*) Sie hatte ihm beynahe noch einmal die mörderiſchen Stiche (Styli humanae curiae) zugezogen. Dieſesmal glaubte man die ſicherſten Maaßregeln getroffen zu haben, ihn aus der Welt zu ſchaffen. Man gewann ſelbſt in ſeinem Kloſter einige Mithelfer. Man drückte den Schlüſſel ſeiner Zelle in Wachs ab, und ließ ihn nachmachen. Man wollte ihn des Nachts im Schlaf ermorden. Keine menſchliche Hülfe konnte ihn retten. Der Himmel fügte es, daß aus verlohrnen Briefen einiger Mitverſchwornen das ſchwarze Vorhaben noch zu guter Zeit entdeckt und vereitelt wurde. Weiter weiß man nichts von dieſer Verſchwörung. Die ganze Sache wurde verheimlicht, um dem Volke kein Aergerniß zu geben. Paul Sarpi wurde von dem Senat gewarnet, mit Niemanden als mit ſeinen vertrauteſten Freunden umzugehen. Einem jeden andern war ſeitdem ſeine Zelle unzugänglich. Kein Fremder, deren viele ſeinetwegen nach Venedig reiſeten, konnte ihn ſehen oder ſprechen als im Rathhauſe. Uns

*) Iſtoria particolare delle coſe paſſate tra il Sommo Pontefico Paolo V. e la Sereniſſima Republica di Venezia gli anni 1605. 1606. 1607. Miraudola (Venezia) 1624.

Wenn ihn ein Geſchäft wohin rief, war er wie ein Gefangener in einer bedeckten Gondel eingeſchloſſen.

Deßenungeachtet fuhr er unerſchüttert fort, ſeinem Vaterlande nützliche Dienſte zu erweiſen. Unter den Anmaßungen des römiſchen Hofes, welche bey Gelegenheit des großen Kampfs auf das Tapet kamen, war auch dieſe, daß es dem Pabſte und den Biſchöfen allein zukäme, die Kirchenpfründen zu verleihen. Obgleich damals von Seiten der Republik widerſprochen wurde, ſo trug doch der Pabſt im Jahr 1609 kein Bedenken, die erledigte Abtey Vangadizza, welche auf den Ferrariſchen Grenzen liegt, und 12000 Dukati einträgt, dem Kardinal Borgheſe, ſeinem Neffen, zu verleihen, ohne den Senat darum zu begrüſſen. Ein ganzes Jahr wurde um dieſe Abtey geſtritten. Der Sache ein Ende zu machen, verſtattete der Senat dem erwähnten Kardinal eine jährliche Penſion von 5000 Dukati, und verlieh die übrigen Revenüen der Abtey einem andern, den er dazu ernannt hatte. Durch dieſen Fall wurde P. Sarpi bewogen, den goldenen Traktat delle materie beneficiarie *), welcher mit dem Titel: de Beneficiis eccleſiaſticis von Karl Caſſa ins Lateiniſche überſetzt wurde **), zu ſchreiben. Niemand vor ihm hat dieſes Fach mit ſo großer Einſicht und Gründlichkeit bearbeitet, als es

*) Gedruckt zu Mirandola (Venedig) 1676. in 12.

**) Gedruckt zu Jena 1681 in 12. und zu Nürnberg 1688.

es in diesem klassischen Werke geschiehet. Einige Schriftsteller, durch ein verfälschtes Manuskript, welches Thevenot nach Frankreich brachte, getäuscht, schreiben es seinem Gehülfen und Freunde Micanzio zu, weil in demselben vom Pabst Urban VIII., welcher erst sechs Monat nach dem Tode des P. Sarpi den päbstlichen Stuhl bestieg, Meldung geschiehet, und noch einige andere Dinge enthalten sind, welche zu den Lebzeiten des Sarpi nicht passen. Allein das im Staatsarchiv befindliche Original beweiset, daß die anstößigen Stellen von Kopisten und Buchdruckern in den Text eingeschoben worden sind, wie auch Anzilot in seiner französischen Uebersetzung angemerkt hat.

Die Freystätte und das Inquisizionsgericht sind noch zwey Gegenstände, womit die Päbste damals in die Gewalt der Fürsten Eingriff thaten, und in einigen blinden Ländern noch wirklich thun. Wider die Freystätte schrieb Sarpi ein treffliches Werk, welches in Italiänischer Sprache sehr selten ist, und von Aurelius Frichelburg im Jahr 1622 bey Elzivier zu Leiden in einer treuen lateinischen Uebersetzung unter dem Titel: de jure asylorum, ans Licht gestellt wurde. Magnus liber wird es von Hugo Grotius genannt *). Der Verfasser beweiset aus der heiligen Schrift und der Geschichte, daß

*) De jure belli et pacis, lib. 2, cap. 21, §. 5. n. 3.

daß die Freyſtätte nur zur Sicherheit der verfolgten Unſchuld beſtimmt ſind, und daß die wirklichen Verbrecher, welche ihre Zuflucht dahin nehmen, wegen der Entheiligung derſelben neue Strafe verdienen. Von dem Inquiſizionsgericht ſchrieb er einen Traktat *), welcher ſich nur auf den Venezianiſchen Staat einſchränkt, und beweiſet, daß dieſes Ketzergericht zu Venedig von Rom unabhängig, und der weltlichen Obrigkeit gänzlich unterworfen ſey.

Indeß daß P. Sarpi dieſe Waffen zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes ſchmiedete, unterließ er in ſeiner Einſamkeit nicht, die geſchäftloſen Stunden den höhern Wiſſenſchaften zu widmen. Da im Jahr 1610 des Galilei aſtronomiſche Entdeckungen unter ſeinen Kollegen zu Padua viele Gegner fanden, war er nicht nur zu Venedig ſein eifriger Vertheidiger, ſondern verbreitete auch den Ruhm und die Verdienſte dieſes großen Mannes, welcher die alte Schulfiloſofie ſo rühmlich bekämpfte, in fremden Ländern durch ſeinen Briefwechſel. Es finden ſich in der Bibliothek des Servitenkloſters zu Venedig drey Entwürfe zu einer Selenografie von ſeiner Hand, worin die Flecken des Mondes, welche Hevelius 37 Jahr ſpäter auf einer Tafel entwarf, und mit den Nahmen Pontus

 euxinus,

*) *Trattato o Diſcorſo intorno all'origine, forma, leggi ed uſi dell' inquiſizione nella città e dominio di Venezia.*

Theatralische Werke.

Aus dem Englischen übersetzt.

von

Herrn Wieland.

VIIIter Band.

Mit Königl. Pohln. Churfürstl. Sächsischen Privileg.

Zürich, bey Orell, Gessner, und Comp. 1766.

euxinus, Mare mediterraneum, Colchis etc. belegte, in ihren gehörigen Stellen angezeigt sind. Er setzte seine Beobachtungen über die Magnetnadel fleissig fort, und führte hierüber einen Briefwechsel mit den Naturforschern entfernter Länder. Johann Franz Sagredo, damals Venezianischer Konsul zu Aleppo, welchem Galilei die Ehre erwies, ihn als einen der Sprecher in seinem Dialog über die Weltsysteme aufzuführen, ertheilte ihm in diesem Jahre (1610) die Nachricht, daß die Abweichung der Magnetnadel zu Aleppo gegen Westen geschiehet, nicht gegen Osten wie in Italien. Auch gab er um diese Zeit einem Griechen, welcher von Venedig in seine Vaterstadt Neapoli zurückkehrte, den Auftrag, daselbst die Abweichung der Magnetnadel zu beobachten. Er war der Meynung, daß die Magnetnadel dahin abweiche, wo die Erde sich mehr erhöhet, weil sich hier mehr Eisen oder Magnet, womit die ganze Erdkugel durchmenget sey, befinden müsse. *)

Man hat Spuren, daß Santorius die ersten Ideen seines Systems von der Bewegung der flüssigen Theile im thierischen Körper, und von dem Einfluß der Luft in dieselbe von P. Sarpi erhalten habe. Sein ungenannter Lebensbeschreiber und Zeitgenoße schreibt ihm auch einen Traktat von der Bewegung des Wassers zu, welcher verlohren gegangen ist.

Im

*) In einem Briefe an Leokasserius vom 7ten Febr. 1610.

Im Jahr 1611 erneuerte der herrschsüchtige Pabst Paul V die unter Klemens VIII schon erregte und bis dahin noch nicht entschiedene Streitigkeit über die Grafschaft Ceneda, deren Oberherrschaft sich der dasige Bischof anmaßte, ob sie gleich ein von der Republik diesen Bischöfen verliehenes Lehn war. Paul Sarpi erhielt vom Senat den Befehl, die Rechte der Republik ausführlich darzustellen. Dieses that er in einer Dedukzion, welche den Römischen Ansprüchen auch nicht den mindesten Schein der Wahrheit übrig ließ. Wie sehr der Römische Hof hierüber ergrimmt war, läßt sich aus dem dritten Anschlag wider des Verfassers Leben beurtheilen. Diesmal entdeckte der Venezianische Gesandte den zu Rom angezettelten Plan einer neuen Verschwörung. Der Senat warnete ihn sehr ernsthaft, mehr als je auf seiner Huth zu seyn, und vereitelte durch wachsame Vorsicht das schwarze Vorhaben.

Damahls war Alphons della Cueva, Marquis von Bedmar, spanischer Gesandter zu Venedig. Nie hatte die Republik einen so gefährlichen Feind, als er war. Er war die Seele einer Verschwörung, welche dieselbe an den Rand ihres Umsturzes brachte. Die Welt zu dem großen Schauspiel vorzubereiten, stellete er im Jahr 1612 mit dem erdichteten Druckort Mirandola ein Werkchen mit dem Titel: Squittinio della liberta Veneta ans licht, worin er zu behaupten suchte, die

Freyheit der Venezianer sey ein von Bernardo Justiniano erfundenes Hirngespinnst, welchem die ältere Kronik des Dandolo offenbar widerspreche. Weil dieses schale Product der Neuheit wegen in aller Händen war, so hielt es P. Sarpi der Mühe werth es zu widerlegen. Der Senat aber erlaubte es nicht, seine Vertheidigungsschrift durch den Druck bekannt zu machen, *) weil es besser wäre, dergleichen Broschüren mit Verachtung zu strafen. Sie wurde von dem Holländer, Theodor Graß-Winckd in einem Buche, welches Majestas Reipublicae Venetae betitelt ist, widerlegt. Was Giannone schreibt **), dieser Holländer habe den Auftrag hierzu von dem Senat erhalten, ist eben so wenig gegründet, als was Bayle ***) erzählt, Sarpi habe sich gegen den Senat erboten, mit seiner Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung Rom selbst, woher diese Pfeile kämen, anzugreifen, und dem Beyspiele des Szipio zu folgen, welcher Karthago selbst bekriegte, um Hannibal aus Italien zu vertreiben. Es wird sich bald zeigen, daß diese Geschichte erst im Jahr 1619, und ohne alle Beziehung auf die Republik ans Licht kam.

Als im Jahr 1612 die Republik Venedig mit dem Erzherzog von Oestereich den Frieden schloß, worin

*) Sie findet sich noch ungedruckt im Staatsarchiv.

**) Storia civile di Napoli lib. 35, c. 4. Tom. 4.

***) Nouvelles de la Republique des Lettres 1684. May art. 6.

worin derſelbe ſich verpflichtete, die bisher von ihm begünſtigten Uſkocken mit vereinten Waffen aus den Beſitzungen der Republik zu vertreiben, wofern ſie ſich nicht freywillig zurück zögen, erhielt Sarpi den Auftrag, die von Minucci, Biſchof von Zara, bis ins Jahr 1602 geſchriebene Geſchichte der Uſkocken fortzuſetzen. Dieſes Werk und das Supplement mit der dazu gehörigen Dedukzion, welche er im Jahr 1616 herausgab, da der Erzherzog von Oeſtereich in dem ſogenannten Kriege von Gradiſka die räuberiſchen Uſkocken aufs neue in Schutz nahm, gehören unter ſeine beſten Schriften. Wer die Neckereyen, womit damals das Haus Oeſtereich, die Spanier, und der päbſtliche Hof die Republik Venedig beunruhigten; wer die wider die Venezianiſchen Unterthanen verübten Grauſamkeiten der von den erwähnten Höfen begünſtigten Uſkocken zu wiſſen verlanget, findet ſie hier mit den ächten Farben der Wahrheit geſchildert. Vergleichet man dieſe Werke mit einer Abhandlung, welche ſich unter dem Titel: Dominio del mare adriatico e ſue ragioni pel gius belli della ſereniſſima Repubblica di Venezia, deſcritte da F. Paolo Sarpi ſuo Conſultore, in der Sammlung ſeiner gedruckten Werke findet: ſo zeiget ſich ein ſo auffallender Unterſchied in der Schreibart, in den Grundſätzen, in der Ordnung ſie vorzutragen, und in der Bündigkeit, daß man ſich wundern muß, wie ſie unter die gedruckten Werke des Sarpi habe aufgenommen werden können.

Kaum war durch die Vermittelung des Kardinals Richelieu der Friede mit dem Hauſe Oeſtereich zu Madrit geſchloſſen worden, als im Jahr 1618 die gefährlichſte aller Verſchwörungen wider die Republik an den Tag kam. Der oberwähnte ſpaniſche Geſandte Marquis von Bedmar, von den Neapolitaniſchen und Meiländiſchen Statthaltern Oſſuna und Toledo unterſtützt, hatte alles ſo angeordnet, daß der Sitz der Republik auf Mariä Himmelfahrt umgeſtürzt werden ſollte. Seine Wohnung war mit Waffen angefüllt, und in allen Gegenden der Stadt waren Rotten verkleideter Soldaten zerſtreut. Dieſe ſollten in dem Augenblick, da der Doge ſammt den Senatoren in dem Bucentoro zurückkehrte, ſich vereinen, die Häupter des Staates und das bey dieſem Feſt verſammelte Volk im erſten Schrecken niederzumachen, und ſich des Arſenals zu bemächtigen. Wie dieſe Verſchwörung angezettelt, wie ſie von den Rädelsführern beynahe bis zur Ausführung gebracht, und wie ſie faſt durch ein Wunder entdeckt wurde, beſchrieb P. Sarpi in einer Geſchichte, welche, auf Anrathen des Verfaſſers ſelbſt, nicht ans Licht geſtellt wurde, um nicht wegen der Bosheit dreyer ruchloſer Staatsminiſter eine ganze Nazion mit Schande zu bedecken. Sie wird ſorgfältig im Staatsarchiv aufbewahrt. Die Republik trieb ihre Mäßigung, der päbſtliche Hof aber ſeine Unverſchämtheit aufs höchſte. Sie begnügte ſich das Ungeheuer, welches ihr das Mordmeſſer an die Kehle geſetzt hatte, von Vene-

dig abrufen zu laſſen; der Pabſt aber ſchmückte ſein ſchändliches Haupt mit dem Kardinalshuthe. Hieraus erhellet, daß die Geſchichte dieſer Verſchwörung, welche unter dem Titel Storia della Congiura del Marcheſe di Bedmar della Cueva ſcritta da F. Paolo Servita, erſchien, nichts weniger als ſein Werk iſt. Sie iſt eine Ueberſezzung der bekannten franzöſiſchen Geſchichte, welche der Abbe S. Real in romantiſchem Styl geſchrieben hat.

Die Republik, durch die Erfahrung belehrt, wie wenig ſie ſich auf die mit den benachbarten Fürſten geſchloſſenen Friedenstraktate verlaſſen könnte, ſchloß im Jahr 1619 das erſte Bündniß mit ihrer jüngſten Schweſter, der Republik Holland, um ſich im Nothfall wechſelsweiſe zu vertheidigen. Die Gemüther wegen der verſchiedenen Religion der Holländer zu beruhigen, verlangte der Senat vorher das ſchriftliche Gutachten des P. Sarpi, welches ſo beſchaffen war, daß man nicht das geringſte Bedenken mehr trug, das Bündniß zu unterzeichnen.

Nun führt uns endlich die Zeitordnung zu der berühmten Geſchichte der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung, welche vor allen andern Werken des Sarpi Nahmen verewiget hat. Er fieng dieſes wichtige Werk ſchon in ſeiner blühenden Jugend an, da er ſich zu Mantua aufhielt, und erſt jezt, im Jahr 1619, erſchien es zu London, unter dem Nah-

men Pietro Soave Polano, bey Johann Billio im Druck. Sie iſt mit einem in der Sammlung des venezianiſchen Patriziers Zacharias Sagredo erſt in unſeru Zeiten entdeckten Kodex, welcher von der Hand des Servitenmönchs Marcus Fanzano, Kopiſten des Sarpi, geſchrieben, und vom Verfaſſer ſelbſt am Rande der Blätter und zwiſchen den Linien mit Verbeſſerungen und Zuſätzen verſehen iſt, völlig gleichlautend, den Titel des Buchs ausgenommen, welcher für den Römiſchen Hof beleidigend iſt *) und dem Herausgeber Marcantonio de Dominis zugeſchrieben wird. Dieſer ehemalige Biſchof von Spalatro, welcher ſich zu London aufhielt, widmete die Ausgabe dieſer Geſchichte dem König Jakob I, welcher ſie ſo gnädig aufnahm, daß er ihm 300 Jakobinen (1900 Thaler) ſchenkte. In der Zueignungsſchrift an den König ſagt er, er habe eine Abſchrift dieſes Werks mit ſich aus Italien gebracht, und wiſſe nicht, ob der Verfaſſer den Druck deſſelben gut heiſſen werde; deſſenungeachtet glaube er, ſich um das Publikum verdient zu machen, weil es ſonſt unfehlbar nie ans Tages

*) Hiſtoria del Concilio Tridentino, nella quale ſi ſcoprono gli artifizj della Corte di Roma per impedire, che nè la verità de' dogmi ſi paleſaſſe, nè la riforma del papato e della chieſa ſi trattaſſe. di Pietro Soave Polano. Londra appreſſo Giovan Billio, reggio Stampatore 1619. in klein Fol.

Tageslicht gekommen und verloren gegangen seyn würde. Herr Griselini will nicht zugeben, daß der Herausgeber das Manuskript vom Verfasser selbst erhalten habe; gleich als wenn alles das, was er in der Zueignungsschrift sagt, um zu zeigen daß er das Manuskript ohne Mitwissen des Verfassers zum Druck befördert habe, keine verabredete Sache seyn könnte. — Das Original des Werks konnte damals nicht ohne Gefahr in einem römischkatholischen Lande, und nirgends sicherer als in England unter dem Schuz des Königs Jakob I. (des größten und wärmsten Gönners des Sarpi, der ihm sogar einen Zufluchtsort an seinem Hofe anbiethen ließ) und nirgends korrekter und besser als unter den Augen des De Dominis, im Druck erscheinen. Und sollte wohl Paul Sarpi eine Arbeit so vieler Jahre, wozu er die Materialien mit so vieler Mühe aus entfernten und nahen Quellen und größtentheils von Männern, die der Tridentinischen Kirchenversammlung beygewohnt, gesammelt hatte, bloß deswegen vollendet haben, damit sie nach seinem Tode in die Hände seiner Ordensbrüder fiele, die sie endlich als ein Opfer ihrer Ergebenheit dem Römischen Hof überliefert oder selbst verbrannt haben würden? Es ist allerdings wahrscheinlicher, daß P. Sarpi eine Abschrift seiner Geschichte durch sichere Hände an den ehemaligen Bischof von Spalatro, welchen er persönlich kannte, zum Druck nach London überschickt habe. Dieser

ſer Meynung ſind Boccalini *), Bayle **), Popes Blount, ***) u. a. m. Der Werth dieſer Geſchichte iſt allgemein bekannt. Der Römiſche Hof hat ſich jederzeit angelegen ſeyn laſſen, ſie durch ſeine Anhänger, beſonders durch die Jeſuiten, in böſen Ruf zu bringen, weil es unmöglich iſt, ſie gründlich zu widerlegen.

Er arbeitete im Jahr 1622 an einem mühſamen Verzeichniß und Auszuge aller im geheimen Staatsarchive zu ſeiner Zeit niedergelegten Urkunden, als er am Sonnabend in der Charwoche daſelbſt von einem Katharrfieber überfallen wurde. Er achtete es nicht, und es verwandelte ſich in ein abzehrendes Fieber. Die täglich zunehmende Verminderung ſeiner Kräfte hielt ihn nicht im geringſten von den gewöhnlichen Staatsgeſchäften ab; die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien vielmehr ſich zu verjüngen, beſonders wenn er ſich in Nebenſtunden, wie gewöhnlich, mit den höhern Wiſſenſchaften beſchäftigte. Am 6. Jänner 1623 beſuchte er zum letztenmal das Rathhaus, von welchem er ganz von Kräften erſchöpft zurückkehrte. Doch kämpfte er noch einige Tage mit dem Uebel, das ihn verzehrte, las jeden Morgen nach Gewohnheit ſeine Meſſe in der Kirche, und ſpeiſte mit

ſeis

*) Bilancia polit.

**) Nouvelles de la Repub. des Lettres Fevrier 1687.

***) Cenſurae celebrium Scriptorum verbo *Paulus Sarpi*.

seinen Ordensbrüdern im Refektorio, bis ihn eine starke Ohnmacht auf das Todesbette hinstreckte. Er beichtete, und empfieng das heil. Abendmahl nach katholischer Weise, ließ sich das Leiden Christi aus dem Evangelio Johannis vorlesen, und versicherte die Umstehenden, er setze seine ganze Hofnung auf das Blut des Erlösers. Einige Stunden vor seiner Auflösung erschien ein Mitglied des Senats, um einige Fragen, die sich auf eine wichtige Staatsangelegenheit bezogen, an ihn zu thun; er beantwortete alles mit so vieler Gegenwart des Geistes, als wenn ihm nichts fehlte. Als er endlich des Nachts den Tod mit schnellen Schritten sich ihm nähern sah, sprach er zu seinem Freund und Gefährten seines mühseligen Lebens, Micanzio, er solle sich zur Ruh begeben, er wolle ein gleiches thun, und zu Gott zurückkehren, woher er gekommen sey. Dieser entfernte sich nur einige Augenblicke, um seine Hinscheidung durch die Gegenwart aller seiner Ordensbrüder feyerlicher zu machen. Da er zurückkam, fand er ihn sprachlos. Unter dem Gebete der Mönche erhub er seine Stimme und sprach die berühmte Worte: Esto perpetua! sie (die Republik) soll ewig dauern! So starb P. Sarpi den 14. Jänner 1623 im 71 Jahre seines Alters; so war noch der lezte Hauch seines Lebens der Wohlfahrt seines Vaterlandes geweihet.

Der Senat gab sogleich allen europäischen Fürsten Nachricht von seinem Tode, und beehrte ihn

auf

Bibl.
Acad.
Lund.

auf öffentliche Koſten mit einem prächtigen Leichenbegängniſſe. Er beſchloß, daß ſein Bildniß in einer marmornen Büſte, von Jakob Campagna, des Sanſovino Schüler, bearbeitet, in einer Niſche der Servitenkirche aufgeſtellt werden ſollte. Weil aber das Bild des Sarpi in einer Kirche dem römiſchen Hof und ſeinen Anbetern ein vielleicht noch ſchmerzlicherer Dorn im Auge geweſen ſeyn würde, als es ſeine Schriften ſind, ſo unterblieb es *).

P. Sarpi war von mittelmäßiger Statur, und ſehr hager. Sein Kopf zeichnete ſich durch eine breite und ſchön gewölbte Stirn, und durch eine übermäßige Größe aus. Seine Augen waren groß, ſchwarz und ſehr lebhaft, ſeine Naſe kurz und dick, ſeine Geſichtsfarbe weiß, mit Roth untermiſcht, ſein Bart dünne. Am rechten Backen trug er die Narbe des mörderiſchen Dolchs vom Jahr 1607.

Oft war er den heftigſten Kopfſchmerzen, anhaltenden Fiebern, und faſt immer ſchmerzhaften Hämorrhoidal-Beſchwerden unterworfen, welche ihm den Vorfall des Maſtdarms, und in ſeinem hohen Alter die Harnverſtopfung zuzogen. Dieſe Uebel bekämpfte er mit einer ſtrengen Diät. Baums

und

*) Courayer in der Vorrede ſeiner ins Franzöſiſche überſezten Geſchichte der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung ſagt, dieſes Monument ſey ihm wirklich errichtet worden.

und Gartenfrüchte, gebröstetes Brod und Wasser waren seine gewöhnliche Kost.

Bey dieser Pythagorischen Lebensart setzte er sich über seine Gebrechlichkeiten und die schmerzhaften Folgen derselben dermaßen hinweg, daß er sich selten oder nie in den Verrichtungen seines Berufs und in seinem Studieren dadurch stöhren ließ. Die Menge seiner Schriften würde Erstaunen erregen, wenn sie auch einen gesunden und stark gebildeten Mann zum Verfasser hätten. Nur allein die im geheimen Staatsarchiv befindlichen, und meistens ungedruckten Schriften, welche er zum Dienst der Republik verfertigt hat, belaufen sich über siebenhundert. In der Bibliothek des Servitten Klosters zu Venedig finden sich viele Bände ungedruckter Schriften von seiner Hand, welche von der höhern Mathematik, Astronomie, und allen Theilen der Filosofie, besonders von Gegenständen der Naturlehre handeln. Wenn man nun noch seine gedruckten Werke *), deren Manuskripte nicht mehr vorhanden sind, und seine verlohrenen Schriften, worunter sich eine Geschichte der allgemeinen Kirchenversammlungen, ein Auszug der Lehren der alten Filosofen, ein Traktat von der Bewegung des Wassers ꝛc. ꝛc. befinden, und seinen ausgebreiteten

Briefs

*) Seine bekannten Werke sind sowohl einzeln in verschiedenen Orten, als in einer Sammlung von 6 Bänden in 12. zu Venedig (Genf) im Jahr 1687 bey Robert Mejetti gedruckt.

Briefwechsel *) hinzu rechnet, so erhält man einen auffallenden Beweis, was ein starker Geist mit einem schwachen Körper vermag, wenn Wißbegierde und Liebe zur Wahrheit jenen zur Arbeit anspornen, und diesem eine regelmäßige Lebensart zu Hülfe kömmt.

Mit seiner großen Gelehrsamkeit vereinte sich eine seltene Bescheidenheit. Gegen jedermann war er freundlich und liebreich, gegen seine Freunde treu, aufrichtig und dienstfertig. Hohe Ehrenstellen und Reichthum hatten keinen Reiz für ihn. Seine reichliche Besoldung überließ er ganz dem Kloster, welches ihn wie seine andern Ordensbrüder ernährte und kleidete, und nach seinem Tode hinterließ er nichts, als seine Kutte, einige Hemden, viele Papiere und Bücher. Ob ihn gleich sein öffentliches Amt von den klösterlichen Verrichtungen dispensierte, so unterließ er doch keine derselben, trotz der Unpäßlichkeiten, denen er oft unterworfen war. Keine persönliche Beleidigung konnte ihn zur Rache bewegen, ob er gleich Mittel dazu in Händen hatte. Daß die wider ihn Verschworenen nicht

*) Von seinen Briefen sind nur noch 21 an Jakob Gillot, 57 an Jacob Leskasserius, und 9 an Filipp Mornäus, insgesammt in lateinischer Sprache, ungedruckt vorhanden. Die Italiänische Sammlung seiner Briefe an Groslot, welche im Jahr 1637 zu Verona (Genf) in 12 gedruckt, und voll französischer Redensarten sind, scheinen verfälscht oder wohl gar untergeschoben zu seyn.

nicht aufs äußerste verfolgt wurden, und zum Theil auch unbekannt blieben, war sein eigenes Werk. Seine wissenschaftlichen Entdeckungen und Beobachtungen theilte er seinen Freunden mit, ohne die geringste Aeußerung einiger Begierde für den Erfinder angesehen zu werden. Ohne seine übergebliebenen Papiere, ohne das Zeugniß seiner Bekannten, würden wir nicht wissen, daß er der größte Filosof und Mathematiker seines Zeitalters war. Newtons Ruhm würde ihm nicht entgangen seyn, wenn er nicht von der Bahn, die ihm die Natur angewiesen hatte, durch die Erfüllung der bürgerlichen Pflicht, die Rechte seines Vaterlandes zu vertheidigen, abgeleitet worden wäre. Die Krone der Unsterblichkeit, welche er auf dieser Bahn errungen hat, ist desto glänzender, je gefährlicher und mächtiger der Feind war, den er dermaßen besiegte, daß er seitdem das Haupt nicht mehr erheben kann. J.

III.

Etwas über den Nekrolog.

Aus einem Briefe des Herausgebers desselben an einen Freund in Weimar.

— — Allerdings haben Sie mir, hochgeschätzter Freund, durch die Nachricht, daß die Fortsetzung des Nekrologs den Beyfall der achtungswerthen

und berufenen Richter in Ihrer Stadt nicht ganz verfehlt hat, ein macte! zugerufen, das meinen Muth in Verfolgung meines Wegs um vieles erhöht. Da ich ohne Affektazion fest überzeugt bin, daß die gute Aufnahme dieses Versuchs mehr dem zum Grunde liegenden, unverkennbar wahren und nützlichen Gedanken zugeschrieben werden muß, als dem wenigen, was wirklich schon geleistet ist, und als der Form und Einkleidung, die, bey darauf gewendeter längerer Zeit und bey Mitwirkung mehrerer Freunde des Unternehmens, nothwendig viel vollendeter seyn müßte: so darf ich wohl nicht fürchten, daß Sie mich einer Eitelkeit verdächtig halten werden, wenn ich, gegen die Gesetze der guten Lebensart, noch einiges mit Ihnen von meinen Angelegenheiten plaudere, und Ihnen meine Gedanken und Einfälle darüber vorlege.

Sie werden bemerkt haben, daß in der Fortsetzung kein Ausländer mehr vorkömmt, da ich doch in den ersten Band Franklin und Howard aufgenommen hatte, die offenbar meinem Gottesacker zur Ehre gereichen, und deren Denksteine denjenigen, der diese Stätte besucht, zu mancher lehrreichen Betrachtung auffodern. Es hat in dem darauf folgenden Jahre nicht an berühmten Ausländern gefehlt, durch die ich den Nekrolog, eben so wie durch jene, mit einigen höchst interessanten und merkwürdigen Männern hätte bereichern können; auch war weder Mangel an Hülfsmitteln dazu, noch an Aufs-

merk

merkſamkeit auf dieſe Nahmen, Schuld daran, daß es nicht wirklich geſchehen iſt. Allein ich fand, daß bey dem hinlänglichen Vorrathe teutſcher hieher gehöriger Nahmen es möglich ſeyn würde, die Unternehmung dem zu nähern, wozu ich ſie machen zu können gleich vom Anfang wünſchte, wiewohl ich dieſen Wunſch nur für zu gewagt hielt; nehmlich zu einem ganz eigentlich teutſchen Nazional-Inſtitute, das dazu beytrüge, dieſe große und achtungswerthe Nazion, die (wie Wieland im hiſtoriſchen Kalender ſo einleuchtend gezeigt hat) durch politiſche Bande nur ſchwach, am mehrſten aber durch ihre Sprache und Litteratur verbunden iſt, durch gegenſeitige Schätzung verdienſtvoller und merkwürdiger Männer ihrer verſchiedenen Kreiſe und Reichsländer, enger und nützlicher zu vereinigen. Der verdienſtvolle Oeſterreicher und Preuße, der Sachſe und der Reichsſtädter, der Katholik und Proteſtant finden hier ihren Platz, und die Bekanntſchaft, die wir da mit dem Individuum eingehen, und die Achtung, die wir ihm zollen, trägt ſich gelegentlich und unvermerkt auch auf das Reichsland über, aus dem er ſtammte. Wir freuen uns, daß er ein Teutſcher war, und nähren ſo unſern teutſchen Patriotismus. — Jede Nazion könnte und ſollte jährlich einen ſolchen Nekrolog aufſtellen, und in keiner Nazion würde er ſeine gute Wirkung verfehlen; aber in keiner kann er, von dieſer Seite betrachtet, nothwendiger ſeyn, als in Teutſchland.

Voll von dem Gedanken, daß dies biografiſche Inſtitut unſerer Nazion angehöre, und ihr auf mancherley Weiſe erſprießlich werden könne, habe ich mich ſeither oft mit Planen beſchäftigt, wie ich ihm, in Verbindung mit einigen Freunden, immer mehr hiſtoriſche Würde und zugleich eine ſolche Feſtigkeit geben könnte, daß weder Krankheit noch Tod des jetzigen Herausgebers und Verlegers eine Stokkung in der regelmäßigen Erſcheinung der Fortſetzung machen könne; beſonders auch in der Abſicht, damit das biografiſche Archiv, das natürlich bey dem Herausgeber entſteht, und aus welchem, nach Moral und Klugheit, nicht immer ſogleich in den nächſten Jahren nach dem Tode eines Mannes alles, was an Notizen über ihn vorhanden iſt, dem Publikum vorgelegt werden darf, nicht etwa an unüberlegende, raſche, oder gar übelgeſinnte Beſitzer übergehen, ſondern das Brauchbare daraus einſt zu gehöriger Zeit und mit der gehörigen Rückſicht genutzt werden möge. Ihnen vorzulegen, was mir zur Realiſierung dieſer Dinge für Möglichkeiten vorſchweben, ſey einer künftigen Unterhaltung aufgeſpart.

Die gröſte Schwierigkeit des Unternehmens beſteht jetzt, meiner Erfahrung nach, darin, die Perſonen aufzufinden, an die ſich der Herausgeber eines ſolchen teutſchen Plutarchs, um Nachrichten über die Männer, die er aufſtellen will, zu wenden hat. Ich hätte ſehr Unrecht, mich hierbey

bey über Unwillfährigkeit zu beklagen; ich habe im Gegentheil, so wie mehrere mir bekannte Herausgeber von Journalen, die ganz Teutschland angehn, die aufmunterndsten Beweise in den Händen, daß die Theilnahme an solchen Unternehmungen, und die Bereitwilligkeit, sie durch eigne Verwendung und Beyträge zu unterstützen, nichts weniger als erloschen ist. Indeß hat es seither bey den Verstorbenen, über die wegen ihrer litterärischen oder bürgerlichen Wichtigkeit nicht schon ein oder mehrere gedruckte Beyträge erschienen waren, und über die also erst handschriftliche Materialien zusammengebracht werden mußten, doch mehrentheils von einem glücklichen Ohngefähr abgehangen, ob ich mich mit meiner Anfrage gerade an den Mann gewendet hatte, der hierauf befriedigend zu antworten wußte. Nur selten hat mir ein vertrauter Bekannter eines Verstorbenen unabgefoderte Beyträge mitgetheilt; vielleicht, weil dies Unternehmen bis jetzt seine Aufmerksamkeit noch nicht auf sich gezogen hatte; vielleicht, weil er nicht daran dachte, daß sein Freund hier einen Platz erhalten würde; vielleicht, weil er glaubte, der Herausgeber müsse wohl schon anderwärts Notizen bekommen haben, da er sich nicht an ihn wende; vielleicht auch, weil er nur einen kleinen Theil von dem Leben des Verstorbenen kannte, nur einzelne Züge von ihm zu liefern wußte. Gleichwohl kann der Nekrolog, wenn dies nicht geschieht, niemahls das Eine, was in seinem Plane liegt, mit einer gewissen Auswahl und Vorzüglichkeit leisten,

nehmlich auch ſolche Männer aufzuſtellen, die ſich durch ſtille, lokale, aber muſterhafte und preiswürdige Thätigkeit ausgezeichnet haben; theils auch nicht eine hohe Zuverläßigkeit in Angabe der Geſchichtsdaten und in Karakteriſierung der aufgeſtellten Verſtorbenen erreichen, dieſe Zuverläßigkeit, die allein ihm ſeine wahre Würde giebt, und auf die ſein erſtes Beſtreben gerichtet ſeyn muß. Es iſt ſo leicht, die Foderung dem Biografen zu machen, daß er nicht bey allgemeinen Schilderungen, allgemeinem und trivialem Lob oder Tadel ſtehen bleiben ſolle; aber wie kann er dies vermeiden, wenn ihm bloß die allgemeine Stimme über einen Mann, die das Reſultat vieler einzelnen Erfahrungen iſt, zu Ohren kömmt, und wenn man ihm nicht auch einige dieſer vorzüglichſten einzelnen Erfahrungen, auf die ſie gebaut iſt, mittheilt?

Wenn alſo ein teutſcher Nekrolog das werden ſoll, was er ſeiner Natur nach werden kann, ſo muß ſein Herausgeber hoffen dürfen, daß hie und da unaufgefodert der Bekannte eines Verſtorbenen einen Beytrag zur Geſchichte oder Karakteriſierung deſſelben einſende, ſey es auch nur eine kurze Anzeige, wie er, dieſer Einzelne, den Mann befunden hat. Eine Handlung, ein Zug, ein Ausſpruch, ein Brief des Verſtorbenen, der dem Freunde bekannt oder in ſeinen Händen iſt, vermehrt die Wahrheit und Treue, mit welcher der Verſtorbene ſeinem Biografen erſcheinen muß, um von dieſem

wieder

wieder so dem Publikum geschildert zu werden. Ist der Mann berühmt und von einer vielseitigen Thätigkeit gewesen: so kann nur aus einer solchen Sammlung mehrerer Stimmen für und wider ein unpartheyisches, der Wahrheit gemäßes Urtheil hervorgehen. Ist er hingegen ein dem gröſsern Publikum unbekannt gebliebener Mann, aber werth, daß das Andenken seiner Vorzüge und Eigenschaften nicht mit ihm begraben werde: so kann ebenfalls nur auf diese Art der biografische Sammler ihn kennen lernen, um den Nachrichten über ihn, nach Maaßgabe der Reichhaltigkeit des Stoffs und der Umstände, einen Platz entweder unter den gröſsern Biografien, oder unter den kürzern Nachrichten anzuweisen. Ich kann sicher voraussetzen, daß viele Leser es dem Nekrolog zum Vorwurf machen, daß er manchen sehr merkwürdigen Todten aus den Jahren, die er umfaßt, übergangen, und manchen im Vergleich unwichtigern aufgestellt; ferner, daß er oft zu allgemein gelobt und getadelt habe. Diese Mängel, die ich gar wohl anerkenne, zu vermeiden, würde viel leichter werden, wenn der erwähnte Wunsch in Erfüllung gienge: obgleich die auch zu Berichtigungen bestimmten Nachträge hier für meine gute Absicht sprechen können, wenn man sich ihrer nur bedienen wird; eben so wie das Mittheilen einer Biografie vor dem Druck an mehrere Bekannte des Verstorbenen, welches ich in möglichen Fällen bis jetzt noch niemahls unterlassen habe.

Hamlet,
Prinz von Dännemark.

Ein

Trauerſpiel.

Sie werden mir einwenden, daß, ungeachtet aller Auffoderungen, mancher ſchätzbare und gewiſſenhafte Mann doch Bedenken trägt, mir von einem Verſtorbenen einen merkwürdigen, aber etwas kritiſchen Zug zu melden, Briefe deſſelben mitzutheilen u. ſ. w., weil ſolche Nachrichten ſo oft und ſo leicht gemißbraucht, vielleicht von dem Biografen anders geſtellt werden, als es der Einſender, der Wahrheit gemäß, wünſcht; oder auch, weil die Hinterbliebenen dadurch gekränkt werden, ohne daß Andere einen merklichen Vortheil aus der bekanntgemachten Sache ſchöpfen könnten. — Ich weiß, wie wahr es iſt, daß viele Perſonen ſo denken. Es giebt auch, meiner Ueberzeugung nach, keine Antwort hierauf, als die Gegenfrage: ob man durch die bis jetzt erſchienenen Bände dieſer Schrift zur Beſorgniß einer frivoler Mittheilung kritiſcher Nachrichten und Züge veranlaßt ſey? — und als die Verſicherung, daß ich eine lebhafte Ueberzeugung von dem nothwendigen Ernſt und der Würde einer ſolchen National-Biografie habe; daß ich keinen tadelerregenden Zug eines Verſtorbenen mittheile, wenn es nicht wahrſcheinlich iſt, daß Andern dadurch Gerechtigkeit wiederfährt, oder daß Menſchen daraus eine nützliche Lehre nehmen können; (vernünftiger Tadel muß durchaus auf Beſſerung des Getadelten oder unſerer Mitmenſchen abzwecken, ſonſt wird er zur Schmähung und Verläumdung) — und daß ich ſelbſt in dem letztern Falle die Ruhe eines Hinterlaſſenen, der mir die

Er-

Erlaubniß zur Erzählung mancher geheimern Sonderbarkeiten seines verstorbenen Verwandten nicht selbst gegeben hat, viel zu sehr achte, um sie, in Hoffnung auf einen blos wahrscheinlichen Nutzen für Andere, zu kränken. Ich bitte, sich hierbey wieder an das zu erinnern, was ich oben über die Vorsichtigkeit gesagt habe, mit der ich das natürlich entstehende biografische Archiv immer behandelt zu sehen wünsche. — Wer indeß das freye Urtheil der Menschen über seine treu dargestellte und bewiesene Handlungsart allzu sehr fürchtet, und bloß deswegen die öffentliche Erzählung derselben beleidigend und grausam findet, verräth noch keinen lautern Tugendsinn. Lebe so, wie du vor dem Ausspruche deines Gewissens, und, welches damit einerley ist, vor dem Richter der Geister bestehen zu können glaubst, — und du wirst das Urtheil der unbestochenen Mit- und Nachwelt über deine Handlungen nicht zu fürchten haben. Hätte die vergrößerte Aufmerksamkeit der Menschen auf ihre gegenseitigen Handlungen und das Bekanntmachen der letztern weiter keine Folgen, als daß die Furcht vor dieser Publizität, in Ermangelung edlerer Triebfedern, manchen aufmerksamer auf seine Handlungsweise machte, so wüßte ich nicht, was der Menschenfreund dagegen sagen wollte!

Es bleibt also dabey, daß der Wunsch nach unabgeforderten Beyträgen sehr natürlich in dem Herausgeber des Nekrologs entstehen muß, und daß, bey vorausgesetzter Zufriedenheit mit der Art,

wie er ſeither die mitgetheilten Nachrichten verarbeitet hat, auch Hoffnung zur Erhaltung ſolcher Beyträge nicht zu gewagt iſt. Um nun einen Schritt näher zur Ausführung zu thun, müßte es ja wohl zweckmäßig ſeyn, künftighin am Ende jedes Jahres die Nahmen der in demſelben Verſtorbenen, die ich mir als Nekrologsfähig angemerkt habe, in dem Intell. Blatt der A. L. Z. bekannt zu machen. Die Nahmen derer, über die ich ſchon einige Nachricht in Händen hätte, könnten mit einem Sternchen vor den übrigen ausgezeichnet werden; hingegen würde ein Fragezeichen nach einem Nahmen andeuten, daß ich erſt Entſcheidung der nähern Bekannten des Verſtorbenen wünſchte, ob derſelbe auch Stoff genug zu einer nützlichen Erwähnung gäbe; und ſo könnten noch mancherley kleine Anfragen hier zugleich angebracht werden. Dieſe Anzeige nun würde das teutſche Publikum in den Stand ſetzen zu beurtheilen, ob nicht mancher wichtige Mann übergangen und alſo noch beyzufügen ſey; würde Manchen aufmuntern, einen Beytrag zu liefern, oder doch auf die Quellen hin zu weiſen, aus denen hier am lauterſten zu ſchöpfen wäre; und ſo würde der Herausgeber ſein Unternehmen um vieles dem, was es werden kann und ſoll, näher zu bringen im Stande ſeyn. — Ich erwarte, hochgeſchätzter Freund, Ihr Urtheil über dieſen Vorſchlag, und dann ſehen Sie ihn vielleicht ſchon beym bevorſtehenden Ende des jetzigen Jahres ausgeführt.

Die

Die öffentlich und privatim mir bekannt gewordenen Kritiken über den Nekrolog, habe ich alle mit Dank angenommen, und suche sie, so viel möglich, zu nutzen. Dabey gerathe ich nun freylich zuweilen in einige Verlegenheit, indem oft die eine genau das lobt, was die andere tadelt — eine Erscheinung, die bey einem Gedanken, der so vielfacher Modifikazionen fähig ist, als der dem Nekrolog zum Grund liegende, weiter nicht auffallend seyn kann.

Ich schäme mich der Geschwätzigkeit, zu der mich meine eignen Siebensachen verleitet haben:

λαλιστερος μ'εθηκας,
ω βιβλιον, κορωνης.

Mit ausgezeichneter Achtung ꝛc.

F. S.

IV.

Die franzöſiſche Revoluzion, was ſie war, und was ſie geworden iſt.

Eine Threnodie

von

D. Jeniſch,
Prediger in Berlin.

Ludum fortunae gravesque
principum amicitias, et arma
nondum expiatis uncta cruoribus. Horat.

Iſt ſie's, iſt ſie's, o Muſe! jene Harfe,
die du mir jüngſt beſaiteteſt, daß ich
der Menſchheit edelſtes Beginnen ſang? Die Harfe,
die zum erhabenen Jubel mich
begeiſterte? *) Woher, woher der Sohn
des Schmerzes, dieſer bange Trauerton?

Woher

*) Als die franzöſiſche Revoluzion noch die Abſtellung von hundert- und tauſendjährigen Mißbräuchen und Tyrannien der Menſchheit jeder Art, und die Beglückung eines der ſchönſten Reiche der Erde zum Zweck hatte; als jeder, dem Menſchenwohl am Herzen lag, noch für ihren glücklichen Ausgang Wünſche that: da ſchrieb der

Ver

Woher die blut'gen Tropfen, dieſe Thränen,
die jede Saite netzen? Weh!
mir bebt das Herz: ich hör', ich ſeh'
nur Jammer, Mord und Orkusſzenen.

O Gallien! Biſt du das Land des Glückes,
des Edelmuths, das jüngſt Europa laut
als ihre ſchönſte Tochter pries, und werth des Blickes
der Gottheit, wenn ſie niederſchaut?
Biſt du das Land, das hochgefeir'te Land!
Ha! welches, welches ſchwarzen Dämons Hand
hat dich gewandelt? hat zum Leichenanger
dich umgeſchaffen? hat der Nacht
der Hölle Plutons ganze Macht
entwandt, und ſchreckt die Menſchheit banger?

Einſt warſt du herrlich! Jede ſchönſte Blüthe
des ſchönſten Völkerglücks entkeimete
den hehren Lilien *); Allvaters hohe Güte
(ſo ſchien's den Menſchen) pflegete

mit

Verfaſſer als Ausdruck ſolcher Gefühle und Geſinnungen zwey Oden, eine auf den Anfang der Revoluzion, und einen Hymnus auf die erſte große Bundesfeyer.

*) Die Lilien, das bekannte Wapen der franzöſiſchen Könige.

mit milder Sorg den ſelbſtgepflanzten Baum:
ſein Gipfel ſtreifete den Wolkenſaum;
ein Wunder-Vorbild ſeiner weiten Erde, *)
damit ſie, jeder Treiberhand
entrückt, nun bald ein fruchtbar Land,
ein groſſer Garten Gottes werde.

Einſt warſt du herrlich! Denn vertilgt auf immer
ſchien jeder Fluch, der auf der Menſchheit liegt,
aus allen deinen Grenzen; ja zermalmt auf immer
das Joch, das ihren Nacken biegt.
Das Volk (nicht mehr den ſtaubgetretnen Knecht)
beherrſcht der Fürſt, den Fürſten ſelbſt das Recht.
Zertrümmert iſt der diamantne Seſſel
des Despotismus, ſchutvermengt
ſein Felſen-Raubſchloß, **) weggeſprengt
jedwedes Drucks ſchmachvolle Feſſel.

Wie Sonnenglanz am weiten Aether ſtrahlet
auf ganz Europa hin dein neues Glück,
O, ſel'ge Gallia! denn „Friede! Friede!" ſchallet
die Welt von Pol zu Pol zurück.

Ein

*) Ein Ideal von Regierungsverfaſſung.

**) Die bekannte Baſtille.

Ein ganzes großes Volk entſchwört dem Krieg,
zu ſtolz, Eroberer, für deinen Sieg; *)
sein Lorbeer ſoll von keinem Blute triefen;
Aſträa **) hört's, und jauchzt dem Schwur,
und kehrt zurück auf Tellus Flur;
denn Mars liegt in des Orkus Tiefen.'

Zu ſüßer Traum! Der Puls des Träumers hüpfet
kaum einmal ſchneller auf: und ſchon, ach! ſchon
iſt ihm das Luftgebild des ſüßeſten Wahns entſchlüpfet.
Denn er erwacht, und ſieht (o Hohn
der Menſchenfreuden!) ſieht nur Schreckensfalt
und Jammer um ſich her: ihm gießt ſich, kalt
wie Tod, ein Graun durch die erwachten Sinnen.
So ſüß ſein Traum, ſo fürchterlich
iſt ſein Erwachen! Ha! was gleich
den Schatten, die in Todesſchreck zerrinnen!

Nein!

*) Durch die erſte Konſtituzion entſagte Frankreich auf immer jedem Eroberungskrieg, wodurch allerdings einer der wichtigſten Vorſchritte zur allgemeinen und fortdauernden Ruhe von ganz Europa geſchehen ſeyn würde.

**) Aſträa, die durch Krieg und Greuel von der Erde verſcheuchet worden.

Nein! nein! die Menſchheit ſoll noch länger bluten
von jeder Wunde, die ſie ſelber ſich
gegraben, *) und des Schickſals hehre Ruthen
zergeißeln lang noch ſchauerlich
die Gram-beſtimmten Erdenſöhne: lang'
iſt euch noch, Völker! um Erlöſung bang.
Weh! weh! nicht mehr iſt Gallien! Verſunken
ſein Ruhm, verblüht ſein Völkerglück
auf ewig — kehrt nicht mehr zurück:
verglommen jeder Hofnungsfunken!

Altar der Freyheit! was biſt du geworden?
Ein Würgaltar, umſtrömt von Menſchenblut!
Sie weiht durch Eide Prieſter ſich zum Morde;
von Leichenthaue trieft ihr Huth;
Panier des Aufruhrs und der Volkswuth ſchwingt
ſie in der Rechten, Parzenlieder ſingt
ſie ſtatt der Hymnen; ihre Freudenſchreie
ſind Zeter! Mit Erynnenluſt
taucht ſie, ja taucht in Bruderbruſt
die Bruderhand zur Bundesweihe.

Die

*) Der herrlichſte und kühnſte Verſuch, ſich von einem groſſen Theil des ſelbſtverſchuldeten Elendes der Menſchheit zu entlaſten, war, obgleich etwas zu raſch, durch die erſte Konſtituzion Frankreichs gemacht worden.

Die Volkskraft, die ſie furchtbar aufgeregt,
iſt nur Arm ihrer gränzenloſen Wuth;
Gemeingeiſt, den am Würg-Altar ſie lehret,
verſchwört ſich nur zu Raub und Blut.
Dem Bruderſinn, der ihrer Diener Herz
verknüpft, iſt jedes heilge Band ein Scherz:
er achtet nicht des Sohnes heilge Thränen
für ſeinen Vater, achtet nicht
der Unſchuld Recht, der Tugend Pflicht;
taub, ſtumm zu jedes Jammers Stöhnen!

Noch dampft, von Kirchenräuberiſchen Händen
zertrümmert, Gottes Tempel wolkenhoch *).
Sein ew'ges Wort hört er die Frevler ſchänden **),
und wie ihr Mund ihn ſelbſt verlog,
verlog ***), da, wo ſie — o verkehrt Geſchlecht!
Den Völkern lehren wollten Pflicht und Recht — ****)
Ha!

*) Die gänzliche Vernichtung aller poſitiven Religion in Frankreich.

**) Die frechen Spöttereyen über Gott und Religion aus dem Munde ſo mancher Konventsredner, beſonders eine Vertheidigungsrede des Atheismus — wer kennt dies nicht alles aus dem Moniteur?

***) Verlügen, einen verlügen, heißt in Preußen ſo viel als verläumderiſch belügen, — hier befaßt's zugleich den Begriff vom Wegläugnen der Exiſtenz Gottes.

****) Im Nazional-Konvent.

Personen.

Claudius, König in Dännemark.
Fortinbras, Prinz von Norwegen.
Hamlet, Sohn des vorigen, und Neffe des gegenwärtigen Königs.
Polonius, Ober-Kämmerer.
Horatio, Freund von Hamlet.
Laertes, Sohn des Polonius.
Voltimand, Cornelius, Rosenkranz, Güldenstern, } Hofleute.
Obrich, ein Hofnarr.
Marcellus, ein Officier.
Bernardo, Francisco, } zween Soldaten.
Reinoldo, ein Bedienter des Polonius.
Der Geist von Hamlets Vater.
Gertrude, Königin von Dännemark, und Hamlets Mutter.
Ophelia, Tochter des Polonius, von Hamlet geliebt.
Verschiedene Damen, welche der Königin aufwarten.
Comödianten, Todtengräber, Schiffleute, Boten, und andre stumme Personen.

Der Schau-Plaz ist Elsinoor.

Die Geschichte ist aus der Dänischen Historie des Saxo Grammaticus genommen.

Ha! Frevler, hah! er ſieht, er hört im Himmel,
den ihr mit frechem Witze höhnt,
den ihr, „er ſey nicht," träumend wähnt;
Er kömmt! ſchon raſſelt ſein Getümmel! *)

Die Trümmer dort, das Beil, das Blut, o Muſe!
was iſt's? Was deutet's? Sag', mir bebt das Herz,
mir ſtarrt das Blut, wie bey dem Anblick, der Meduſe.
Die Trümmer — ha — ich ſeh's, o Schmerz!
es iſt ein Thron — iſt Frankreichs ſtolzer Thron.
Das Blut ... Ah! Lilien, Szepter, Purpur, Kron,
beſprützet Königsblut; und die Solonen
des neugeſchaffnen Frankenſtaats
im hehren Sitz des Völker-Raths
verſtrömten's mit dem Beil. **) Sie thronen

Auf Themis Altar nun. Sie hießen ſterben,
im Auge ſeines Volkes ſterben, ihn,
den edlen Ludwig; ſeines Reiches Erben
ſind ſie: denn darum würgt man ihn.
O Sonne! Sonne! ſieh! es blinkt, es blinkt
das Mörderbeil herab; es trieft; es ſinkt
das Königshaupt vom Blutgerüſte nieder.

Fleuch,

*) Iupiter tremendo ruens tumultu. Horat.

**) Ludwigs XVI durch ein Konventsdekret beſchloſſene öffentliche Ermordung — von wem iſt ſie nicht verabſcheut worden?

Fleuch, fleuch! verhüll das Blutgericht,
und leuchte dieſem Tage nicht,
ſtrahl dieſer Stadt nie helle wieder!

Schau nicht herab von Deinem beſſern Throne,
Thereſia! *) vom Himmelskranz umlaubt!
Roth von des Eidams Blut ſäh'ſt Du die Krone,
geſtürzt von Deiner Tochter Haupt.
Um den erſchlagnen hohen Gatten weint
ſie mit dem Königsſohn im Kerker; weint,
daß ihre Mörder ihr den Tod nicht geben.
Der junge Lilien-Sprößling **) bebt
von Sturm zu Sturme hin, er bebt
dem Schwerdt, das hochgezückt ſchon ſchwebet.

Alekto raſt; die blauen Nattern ziſchen
ihr um das Haupt, und wilder nur erflammt
die Fackel, trieft der Dolch. Wer kann, wer wird entwiſchen?
Du, Unſchuld, nicht! geſtraft, verdammt
biſt du, eh dich ein Richter-Ohr gehört;

*) Maria Thereſia, die Mutter der jetzigen Königin von Frankreich.

**) Wer weiß es nicht, wie oft der junge Dauphin der Ermordung nahe geweſen, und wie „das hochgezückt-ſchwebende Schwerdt," welches dieſen lezten Lilienſproß vertilgen ſoll, Thatſache iſt?

eh ſelbſt der falſche Zeug ſein Zeugniß ſchwört. *)

Lutetiens Pallaſt-umbaute Straßen
durchſtrömt ein neuer Seine-Fluß
von Menſchenblut: des Wandrers Fuß
flieht, wie vor Mördern, in den Gaſſen.

Wo biſt du hingeflohn, du Gottesfriede,
zu dem einſt ſchwur die hehre Nazion? **)
Europens alle Fürſten ſind es endlich müde,
zu ſehn der Menſchheit Frevelhohn.
Echen zeucht mit Lanzen, Wagen, Roß und Mann
Mars wider Frankreichs Böſewichter an.
Dir, Teutſchland, reichten ſie den Taumelbecher;
Empörung, Aufruhr, Raub und Wuth
ſchäumt er, gefüllt mit Menſchenblut,
und wer ſchon taumelt, trinkt ſich frecher. ***)

Ur-

*) So ſtark dieſer Zug iſt, ſo gewiß iſt es Thatſache, daß bey vielen Beurtheilungen des Revoluzionstribunals die gedungenen falſchen Zeugen nicht einmal angehört worden.

**) Jenes Geſez der erſten Konſtituzion, keinen Eroberungskrieg zu führen. Gottesfriede, paix de Dieu, Ausdruck aus den mittlern Zeiten der Geſchichte.

***) Die Epoche des allgemeinen Freyheitsſchwindels in Europa, und beſonders in Teutſchland, war beſonders furchtbar zur Zeit der glücklichen Eroberungen Dumouriers.

Urplötzlich strömen über Teutschlands Gauen
die Raser-Horden: unter ihrem Fuß
erkuirschen Schaaren edler Krieger, thauen
von Blut die Ebnen, wallt der Fluß.
Wer ihn nicht schwört, den Höllen-Brutuseid,
der ist ihr Feind! den treffe Tod und Leid!
Sie führet einer jener Hochverräther
Der Menschheit *), die im Volkssenat,
wo Pöbelwuth nur Stimme hat,
Drakonisch **) herrschen, Landesväter!

Barnave, Rochefoucault, Bailly, Lamette,
Ha! dachtet ihr des großen Kampfes Sieg
euch also? ***) Sehet! seht! an eurer Stätte
sitzt Marat! Raub und Dolch und Mord
ist seines Zerbermundes jedes Wort

*) Dumourier, der zwar nicht eigentlich Konventsdeputierter, aber doch Kriegsminister, und, als solcher, eine Zeitlang Gesetzgeber des Konvents gewesen war.

**) Sie geben Gesetze, grausam und blutdürstig wie die des Drako.

***) Diesen Gang der Revoluzion, wer hätte ihn geahndet!

Mit Dolchen blinkt der Pöbel vor den Schranken
ihm Beyfall, und geht vom Altar
der Themis weg, ihm, dem Barbar,
durch der Erwürgten Zahl zu danken. *)

So herrſchen Marats! — unter ihren Füßen
Geſetz und Recht und heilge Menſchenpflicht;
Das Haupt hoch über Königsthronen! Tod beſchließen
Sie jedem Fürſten. „Dinget," ſpricht
ein Redner, "dinget Mörder, von der Erd'
ſie wegzutilgen!" Szepter iſt das Schwerd; **)
So herrſchen ſie! O Frankreich! Frankreich! würgten
die Würger dir denn jeden Mann,
daß keiner nun dich retten kann,
daß alle zagen, alle fürchten?

Ein Weib, ein Weib nur wagt's, ***) (ſey ſtolz, Geſchlechte
der Schwachheit!) wagt es, was kein Mann
in Frankreich wagt: ſie hebt die tapfre Brutusrechte,
und tödtet Marat. Ha! es rann

das

*) Die Maratiſche Epoche, ohne Zweifel die ſchrecklichſte der Revoluzionsgeſchichte.

**) Bekanntermaßen ward im Konvent von einem der Deputierten darauf angetragen, ein Heer von Königsmördern zu unterhalten.

***) Charlotte Korday. — Bis jetzt hat die Geſchichte des Tages gegen die Reinheit des erhabenen Patriotismus dieſer

das Blut von dem Tyrannen, ſtömt' herab
an einer Mädchenhand. Der Heldin Grab
iſt zwar der Anger; doch in beſſern Zeiten
ſteht ſie in Marmor aufgeſtellt:
bewundernd zweifelt ſelbſt der Held
ſich höhern Ruhm einſt zu erſtreiten.

Erhabnes Mädchen! mehr als Brutusthaten
haſt du gethan; denn keine Rache brennt
in deinem Buſen. Nur dem Vaterland zu rathen
wähnſt du; nur dieſe Flamme kennt
dein mehr als Mädchen-Buſen. Ha! warum?
iſt ſie verſchwendt, die Heldenkraft? Warum?
Marat iſt todt! der Maratismus lebet,
und raſt und ruft zu Mord, und krönt
den blut'gen Mörder, und verſöhnt
ihn, den ein Obelisk erhebet. **)

O Land! wo Marats Obelisken haben,
und Helden auf dem Anger faulen, Land!
bald wirſt du dich im eignen Schutt begraben:
ja Schutt wird ſeyn, wo Frankreich ſtand!
und Blut wird flieſſen, wo der Strom einſt floß;
dann birgt die Mörder ihres Mordlands Schooß.

dieſer lakoniſchen Weiberſeele nichts auch nur zweifelhaftes auffinden können.

*) Marat zu Ehren errichtete der Konvent einen Obelisk.

Ha! wüthe fort, und laß die Danton's toben. *)
Küſtinens haarentblößtes Haupt: **),
von Bürgerkronen rings umlaubt,
fällt unter'm Beil, und trieft, erhoben ***).

Und Frankreichs Bürger mordet Frankreichs Bürger
nur raſender; den ſelbſtgeſchliffnen Stahl
taucht in des Landesſohnes Blut der Würger,
und häufet Greuel ohne Zahl.
Stadt kämpft mit Stadt, und in der weiten Stadt
mit Straße Straße: ****) Meineid, Hochverrath
ſind Loſung ihres Kampfs. Wie im Gewiſſen
des Frevlers Sünd' mit Sünde kämpft,
und Laſter nur durch Laſter dämpft:
ſo Frankreich — in ſich ſelbſt zerriſſen.

Wohin,

*) Danton, wie bekannt, einer der raſendſten Demagogen der Küſtiniſchen Epoche.

**) Cüſtine's Kopf hatte ſo wenig Haare, daß der Scharfrichter denſelben beym Ohr anfaßte.

***) Zielt auf die Gewohnheit in Frankreich, daß der Scharfrichter den abgeſchlagenen Kopf in die Höhe hebt, und den Umſtehenden vorzeigt.

****) Bürgerkrieg. In welcher wichtigen Stadt Frankreichs ſind nicht wenigſtens zwey Partheyen?

Wohin, wohin wird noch die Eumenide
die Wuthentflammten reiſſen? Ha! und wann
wirſt du, o Frankreichs hehrer Todesengel, müde,
den Würgedolch zu ſchleifen? Wann?
In Thränen ſchwimmt ein Theil von Frankreichs Welt:
in Blut der andre. Das gepflügte Feld
verheert der Krieg: das ungepflügte träget
nur Treſp' und Haidekraut und Dorn.
Das Land umdonnert rings der Zorn
des Himmels, der die Völker ſchläget.

Wie nach durchbrochnem Damm des Stromes Fluthen
auf uferloſem Wege, Trümmer nur
verbreitend, toben auf der von des Schickſals Ruthen
ringsher geſäuyten weiten Flur:
Wer ſpricht zur tauben Wege: bis hieher!
Wer wälzet ſie zurück vom Sturz in's Meer?
Fern tönt des Stromes Brauſen, fern der Trümmer
geworfne Brocken: und Ruin
bedeckt das Land: die Menſchen fliehn.
Strom ſchwillt durch Strom, und raſtet nimmer:

So ſchlagen nun des Kriegs, des Jammers Wellen
aus Galliens unſel'gem Reich daher,
unaufgehalten über ganz Europa, ſchwellen
mit jedem Tag, und rauſchen, ſchwer

von Trümmern, bis zur Themſe, bis zur Spree,
bis hin zur Donau, hin zum Lokroſee. *)
Mit Zittern ſehn die Völker Blut und Thränen
in jeder Welle, ſchauern auf,
und ſtarren des Verderbers Lauf
mit ſtummen Schrecken nach, und ſtöhnen.

Seit zwanzig Monden ſchläget Heer mit Heere,
und Mavors blutig-grauſer Wechſelwurf
giebt bald dem einen, bald dem andern Heere
nun Sieg, nun Tod. Gleich dem Geſchlurf
des Wogenſtrudels, welcher Schiff und Maſt
jetzt mit allmächt'gem Rucke faßt,
jezt wieder ausſpeit, wie ihn auf und nieder
der Orkan ſprützt **). Kraft gegen Kraft
geſtemmet, ringen unerſchlafft
die Helden: keiner kämpft ſich müder.

Der du vom Thron an ewig feſtem Zügel
die Welten und die Sonnen hältſt; der du
die Stürme feſſelſt, und dem Ozean den Riegel
vorſtemmſt, daß ſeine Woge ruh;

XII.

*) Der Lokroſee liegt an der entfernteſten Gränze von Neapel.

**) In welchem Kriege ſind mehr Schlachten, und mit ſo gegenſeitiger Tapferkeit geliefert worden, als in dieſem unſeligen Kriege gegen Frankreich!

Allherrſcher! wann wirfſt du den Vaterblick
auf unſern Jammer, rufeſt ihn zurück,
den Frieden, der die bange Welt verlaſſen?
Die Seufzer trennen ſchauerlich
die Wolken: „Schone!“ flehn ſie dich,
„laß Menſchen nicht die Menſchen haſſen!“

V.

Kordus und Leſſing.

Leſſings Epigrammen „haben mehrentheils eig'ne „Erfindung, oder eine wirklich dichteriſche, d. h. „auf einer glücklichen Fikzion beruhende Wendung. „Einige wenige ſind aus Marzial, und etwa ein „Dutzend aus der griechiſchen Anthologie nachge„ahmt oder überſetzt.“ So urtheilt Herr Fördens in ſeiner Theorie und Geſchichte des Sinngedichts den Kritikern nach.

Leſſings vielfache und große Verdienſte ſind anerkannt. Fremden Schmuckes bedarf der Unſterbliche nicht. Warum ſollt' ich alſo Bedenken tragen, jene Behauptung zu widerlegen, und aus mehrern ältern Epigrammatikern darzuthun, daß Leſſing, obgleich Witz ſein eigenthümliches Talent war,

Hamlet,

Prinz von Dännemark.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

[Eine Terraſſe vor dem Palaſt.]

Bernardo und Franciſco, zween Schildwachen, treten auf.

Bernardo.

Wer da?

war, doch im Fache des Sinngedichts groſsentheils nur Ueberſetzer iſt. *) Ob er ſeine Quellen gefliſſentlich verſchwieg **), oder etwa ſie bloſs darum nicht nannte, weil er jedem Leſer ſeine Beleſenheit zutraute, mag ein Andrer entſcheiden. Genug, ich beweiſe. — Voran eine Skizze vom Leben Kordus, welchen Leſſing hauptſächlich benutzte, und deſſen Andenken unter uns wieder lebendig zu werden verdient.

Euricius Cordus ward im Jahre 1486 zu Simtshauſen in Heſſen gebohren. ***) Sein eigentlicher Nahme iſt Heinrich Urban, den er aber nach damahliger Manier veränderte. Aus Heinrich, oder Rickes, Ritz, wie ſeine Landsleute dieſen Taufnahmen

*) Vielleicht durchaus. Wer nur alle ältern und neuern Epigrammatiker aller Nazionen geleſen hätte! — Ich zeichnete bloſs auf, was ich aus meiner Lektüre vorfand. Auch Götz, Zenoler, und manche noch lebende Dichter, die Sinngedichte ſchrieben, ſind in gewiſſen Sinn Plagiare.

**) Er ſpricht allein von Nachahmungen aus Marzial, und der griechiſchen Anthologie.

***) Im Amte Wetter unweit der Stadt Frankenberg.

Appellat veteris *Simeſuſios* nomine pagi
Proxima qui circum rura colonus arat.
— Labentes hic eſt *Beſtava* propter aquas.

(Beſtava, die Wettſchaft, ein Bach. Kordus nennt ſich daher zuweilen *Beſtavus*, welches Pantaleon irrig mit *Batavus* für ſynonym hielt.

men abkürzten, ſchuf er Ricius, bis Konrad Muth ihm ſo voranſetzte; *) und weil er unter dreyzehn Kindern, acht Brüdern und fünf Schweſtern, das jüngſte war, mußte ſein Geſchlechtsnahme dem lateiniſchen Cordus (der Späte) weichen. **) Sein Vater war kein Adelicher, ***) wie das Basler Lexikon will, ſondern ein begüterter Ackersmann, †) und verſetzte ihn früh aus der Schule zu Wetter in die zu Frankenberg, wo ſein Freundſchaftsbund mit Eobanus Heſſus, dem Dichter, begann.

Im Jahre 1516 erhielt er auf der Univerſität Erfurt die Magiſterwürde, las 1517 zu Leipzig über ſeine zehen Hirtengedichte und ſeine Epigrammen, ††) kehrte bald nach Erfurt zurück, und gewann durch ſeine poetiſchen und oratoriſchen Kollegien Zulauf und Ehre. Mit abnehmender Blüthe der

*) — Legerat ut *Rici* verſus, *Euricius* eſto,
Ruſus ait; ſtudii eſt ſyllaba prima tui. C.

**) — Conveniens igitur *Cordi* cognomen habebo.
Dii faciant *Cordus* poſt mea fata voces.

***) — *humiles*, fateor, ſed inanes labe parentes.

†) — Plura prehendentem quam *centum jugera* fundum
Foecundos *genitor* ſolus aravit agros.

††) — *Cordus* ipſe
Interpres ſuus hoc parat ſub anno,
Emiſſos Epigrammatum libellos
Non torpente docere lectione.

der Erfurter Akademie (ſein väterliches Erbtheil war ohnehin zugeſetzt, *) und die Spende der Muſen karg) **) entſchloß er ſich zur Arzneiwiſſenſchaft ***). Er reiſte dann mit Georg Sturzius, ſeinem Wohlthäter, einem Erfurter Arzte, in Luthers Geſellſchaft nach Worms, und durfte ſeinen Mäzen nach Italien begleiten †). Beide wohnten den mediziniſchen Vorleſungen des Leoniceni, Kalkagnini und Manardi zu Ferrara bey, erhielten 1522 den Doktorhuth daſelbſt, und kamen im folgenden Jahre nach

*) Forſan ubi, quae, quantaque ſit pars noſtra rogatis,
Nusquam nulla, nec has alea luſit opes,
Nec pleni calices, nec turpia luſtra tulerunt,
Sed *doctae ſtudium* deliciamque *ſcholae*.

**) Poſtquam nulla ſacris ſunt emolumenta poetis,
Et ſterilem ſequitur Muſica turba ſcholam;
Vos mihi conſulti dubiis in rebus amici,
Cauſidicum, Iona! *vir*, Otho! me medicum.

***) Me medicum ſimul et vatem miraris eundem,
Utrumque antiſtes munus Apollo dedit.

†) Exoptata diu tandem te *Mantua* cerno,
Inclyta divini patria Virgilii.
Tu, *Veneta*, auſcultas *Urbanum* gnavus in urbe.
Quam proba tu ſueris, *Florentia!* neſcio; verum
Florentinari turpe malumque ſonat. (verdolmetſcht: Florenzerey)
Italicam noto — — diſcere linguam,
Nam vereor moreſ ne trahat illa ſuos &c.

nach Erfurt zurück. Er folgte bald ſeinem eigenen Rathe: (L. I. Epigr. 24.)

„Fort, ihr Aeskulape! — Laßt euch lehren;
„Erfurts Bürger können euch entbehren;
„Denn ihr Straußenmagen dauert aus.
„Sie vermögen Hof und Haus,
„Feld und Garten aufzuzehren.“

und nahm den Ruf eines Stadtarztes nach Braunſchweig an.

— Mea non parvo res fuit aucta lucro,

ſagt er vom erſten Jahr, aber er bereute bald ſeinen Schritt. Doch Kordus rede ſelbſt:

Infeſtum medico non hic mirabere vulgus;
Diligit aſſiduam, quam vetat ille, gulam.
Hac *procul* eſte, *boni medici*, vos hortor ab urbe,
Et vel apud ſaevos quaerite lucra Getas.

* * *

Ubi mea *contemta* ſic *profeſſio*,
Ut ipſa grata crapula et potatio.

* * *

Alter Democritus ſtultos hic rideo mores,
Quod madidis potius tu lacrymere genis.

Er ſpricht von einem rudi impioque et bruto populo, aſperisque ſaxis, und ihrer Verfolgung, ſobald ſeine Anhänglichkeit an Luthers Lehre kund worden ſey *). Er fragt ſeine bigotten Freunde, die ihn aus ihrem Klubbe verwieſen:

*) — — nebuio malefidus ludas Si
Deſpuor; infeſti foemina virque mihi.

Si tam famoſum reputatur *apoſtata* nomen,
In veſtro cur tot ſunt, mihi ferte, choro?

Nach drey Jahren *) verſuchte der Bettler **) ſein Glück zu Emden. Die ſchwelgeriſche Lebensart der Einwohner misfiel ihm, und er zog mit Freuden nach Marpurg, als ihn der Landgraf Filipp der Großmüthige 1527 zum Lehrer der Arzneikunde daſelbſt ernannte. Aber Feinde dieſes Wahrheitsfreundes, und vielleicht auch Neider, wie ſeine Defenſio contra Thiloninum in 55 Sinngedichten zu beweiſen ſcheint ***), trieben ihn nach ſieben verdrußvollen Jahren wieder von Marpurg weg. Sein Unwille war ſo heftig, daß er den Abſchied an ſeine Wohnung mit dem Wunſche ſchloß:

Sin

Ac omni refugit me plebs cane pejus et angue,
Ut media tutam vix ſinit urbe viam.

*) Non inter Geticos magis Tomitas
Infelix miſerabilisque Naſo,
Quam tres hic ego dego nunc per annos.

**) Quippe aureorum allectus hic ſpe montium,
Praeter meram mendicitatem habeo nihil.

***) So lautet auch der Anfang des XII. Buchs ſeiner Epigrammen:

Totus hic adverſos exercitus exit in hoſtes,
Pro Domini puguans nomine turba ſui.

und der Schluß: vade, ſed objectam te tutans aegida profer,
ne noceant hoſtes, invida turba, mei.

Sin alicui ex noſtris donaberis hoſtibus, opto, ut,
Te infido crepitans conterat igne Deus!

Er kam 1534 als ordentlicher Arzt und Lehrer des Gymnaſiums nach Bremen. Nun verſtummten ſeine Klagen. Er war geehrt, geliebt, zufrieden *); genoß aber, was ihm gleichſam ahndete **), dieſer glücklichen Lage nicht lange; denn er ſtarb ſchon 1538 am 24. Dezember.

Zwey Jahre vor ſeinem Magiſterium ließ er ſich mit einer Kunigunde Rallin von Leipzig trauen. Sie gebahr ihm drey Töchter und fünf Söhne. Sein älteſter, Valerius, ſtand unter den ſtärkſten Botaniſten ſeiner Zeit obenan.

Kordus war einer der erſten Aerzte, die gegen Aberglauben ***), Winkelärzte und Wunderſalben arbeiteten, und den Kräften der Natur vernünftiger nachſpürten. Auch ſchrieb er ein „Regiment, wie man ſich vor der neuen Plage, der Engliſche Schweiß genannt, bewahren ſolle“ ****), und ein

*) — placido cepit me pia *Brema* ſinu.
Quae non vile ſupra mihi pacta ſalaria donum,
Gratuitaeque dedit commoda tecta domus, &c.
— Hoſtis ut hac doleat ſorte crepetque meus.

**) Si moriar, dixi, chari me flete ſodales.
— e patria diſceſſi languidus urbe.

***) Wir haben von ihm eine eigene Schrift über den Mißbrauch der Uroſkopie.

****) Lat. Libellus de ſudore anglico, calculo et peſte.

ein Geſpräch über die Kräuter, und verſifizierte Niskanders Theriaka und Alexifarmaka.

Weit merkwürdiger iſt Kordus als Dichter. Sein Witz iſt fruchtbar, reich an neuen Wendungen, ungeſucht und treffend. Er ſchonte keiner Thorheit, züchtigte das Laſter, und riß vermummten Böſewichtern die Larve herunter. Seine Geiſſel trift vor allen den Pabſt *), die Heiligen, die Mönche **), und Wunderthäter ***), Reliquienkrämer, Schulpedanten, üppige Filoſofen, neidiſche Tadler, Gleißner, Soſiſten, Sterndeuter, Quackſalber, Reimer, Spieler, und betrügende Gewerbtreiber †). Gegen ſeine Feinde und Heuchelfreunde iſt

*) Z. B. L. II. Epigr. XVI. — „Non ſummum agnoſcis perfide pontificem?" ruft Julius II. an der Pforte des Himmels.

Tum Petrus, *huc*, dixit, tibi non ſuccedere fas eſt;
Quod quis vendiderit, non putet eſſe ſuum.

Er legte ſeinem Hunde den Namen Pabſt bey, und ſagt:

De papa catello.

Hic melior papa eſt, Latium quam qui tenet urbem;
Nam ſequitur dominum, quem fugit ille ſuum.

**) Beſonders die Franziskaner.

***) Z. E. Apollonia, Benno ꝛc.

†) Z. B. L. V. De Urſulo *piſtore*. Wenn ich nicht irre, ſo hat's Johannes Grob in ſeiner dichteriſchen Verſuchgabe überſetzt:

Ihr Bürger dieſer Stadt! kommt her, und nehmt in Acht,
Was euer kleines Brod für große Häuſer macht.

iſt er unerbittlich ſtreng *). Er frohlockt nicht ſelten über ſeine Siege:

„Ich war mein Schutz, mein Rächer,
„Schweigt, wenn ich ſchonen ſoll:
„Wo nicht — hier iſt mein Köcher,
„Noch ſchärfrer Pfeile voll.“

und ob er gleich wußte, was ihm allgemeinen Haß zuzog **): ſo fällt ſein Ton dennoch häufig in's übertriebene, niedrigkomiſche, beleidigende, derbe, vorzüglich in ſeinen Ausfällen gegen die Papiſten ***); aber ihn entſchuldigen der Geiſt ſeiner Zeit, und die damals herrſchende Intoleranz. Sonſt war er

comis et humanus, facilique affabilis ore,

bieder, †) offenherzig, ††) ſanft, geduldig und

*) — meam fruſtra reſtinguere coeperis iram,
Bellua dum rabiem non ſinit iſta ſuam.
Vis ſua ne jaculans magis hiſtrix ſpicula mittat?
Sectantes prohibe pone latrare canes.

**) Blandiri neſcis, ac verum corde tacere,
Et mirare tuos displicuiſſe libros.

***) Z. E. Si ſatus hic Chriſtus, pullulat inde Satan, etc.

†) Eſt mihi caſta domus, quam ſimplex ornat honeſtas,
Caraque ſincera cum probitate fides.
— *Quod mihi ſi nolis credere, quaere bonos.*

††) Me chari fore ſincerum docuere parentes
Quem genius quoque nunc admonet eſſe meus.
Si qui adulatur, blanditur et aſſentatur,
Dicitur *Urbanus*, non quod ego nec cupio.

bescheiden *). Manches Buch seiner Epigrammen entstand

plorantes inter pueros extremaque dura.

Seine Dürftigkeit konnt' ihn nicht niederdrücken. Er tröstete sein Weib sogar in Versen, und scherzte zuweilen mit ihr über seinen Geldmangel **). Sein Herz war zur Freundschaft gemacht, und sein Witz in geselligen Zirkeln unerschöpflich. Enthusiastisch war seine Bewunderung und Verehrung weiser und redlicher Männer. Von Luther, Eobanus Hessus, Sturz, Erasmus, Melanchthon, Schalbus, Oekolampadius, u. s. w. ist er der feurigste Lobredner. Kurz, er hielt, was er schrieb:

— Simplicitas integritasque placet.
Dignum laude virum non nostra Thalia lacessit,
Sed quae prava bonis lingua nocere parat.

Seine vorzüglichsten poetischen Arbeiten sind Bucolicorum Eclogae X. und Epigrammatum Libri XIII, und seine kleinern Schriften zählt Strieder in seiner Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte vollständig auf.

Nun zu

Le-

*) Daß er von errungenen Lorbeern spricht, und seine Produkte an die späteste Nachwelt addressiert, ist poetisch erlaubt.

**) Z. E. Ex dira Satanae mea facta est pelle crumena;
Quandoquidem nullam continet illa crucem.

Leſſings Ueberſetzungen oder Nachbildungen griechiſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Epigrammen.

I. Aus der griechiſchen Anthologie.

Cent.	Cap.	No.	
L. I.	II.	21.	53. *) S. Themis über ihr Bild im Hauſe eines Richters. p. 58 **)
—	IV.	39.	6. — Auf den Tod des Mead. p. 50.
—	V.	66.	50. — Auf einen Geitzigen. p. 18.
—	VI.	74.	19. — Der Arme. p. 360.
L. II.	VII.	1.	37. — Auf einen unnützen Bedienten. p. 58.
—	—	3.	42. — An den Paul p. 79.
—	—	9.	74. — An Galathe. p. 53.
—	VIII.	11.	2. — Doppelter Nutzen einer Frau. p. 358.
—	—	12.	4. — Auf eine Schlacht von Hugtenburg. p 30
—	—	13.	15. — Auf eine lange Naſe. p. 19.
—	—	15.	38. — An Einen, p. 53.
—	—	19.	48. — Auf den Maler Klecks. p. 64.

II. Aus Marzial.

L. I. Epigr. 10. S. Auf den Marull. p. 5.
— — 21. — Schuſter Franz, p. 40.

*) Nach Rivinus Ausgabe. Leipzig, 1661.

**) Nach L. poetiſchen Schriften, Reutlingen, 1788. weil dieſer Nachdruck alle Sinngedichte Leſſings enthält.

Franciſco.

Nun, gebt Antwort: Halt, und ſagt wer ihr ſeyd.

Bernardo.

Lang lebe der König!

Franciſco.

Seyd ihr Bernardo?

Bernardo.

Er ſelbſt.

Franciſco.

Ihr kommt recht pünktlich auf eure Stunde.

Bernardo.

Es hat eben zwölfe geſchlagen; geh du zu Bette, Franciſco.

Franciſco.

Ich danke euch recht ſehr, daß ihr mich ſo zeitig ablöſet: Es iſt bitterlich kalt, und mir iſt gar nicht wohl.

Bernardo.

Habt ihr eine ruhige Wache gehabt?

Franciſco.

Es hat ſich keine Maus gerührt.

L. I. Epigr. 29. S. Die Verläumdung, p. 363.
— — 33. — Trux an Sabin. p. 24.
— — 84. — An Dorilis. p. 33.
Lib. II. — 1. Vergl. mit L. VIII. E. 20. — Die Sinngedichte über ſich ſelbſt p. 75
— — 5. — Entſchuldigung wegen unterlaſſenen Beſuchs, p 37.
— — 21. — An Herrn von Dampf. p. 46.
— — 38. — Nutzen eines fernen Garten p. 358.
L. III. — 8. — Auf den Sextus. p. 51.
— — 9. — Auf den Kauz. p. 44.
— — 79. — Auf den Rufinus. p. 32.
— — 83. — An Grillen. p. 21.
— — 84. — Nachahmung. p. 45.
L. IV. — 49. — Die Sinngedichte an den Leſer. p. 3.
L. V. — 54. — Auf das Heldengedicht Hermann. p. 41.
— — 74. vergl. mit L. VII. E. 2. — Geſpräch ꝛc. p. 43.
— — 82. — Hänschen Schlau. p. 32.
L. VII. — 8. — Auf den Veit. p. 65.
— — 10. — Auf den Gargil. p. 17.
— — 97. — Auf den Kodyll. p. 27.
L. VIII. — 20. — Auf den Cytheriſt. p. 64.
— — 69. — An den Nar. p. 63.
— — 74. — Auf den Kliſtill. p. 62.
L. IX. — 83. — Auf den Marius. p. 69.
L. X. — 8. — Auf die Magdalis. p. 55.
— — 43. — Pompils Landgut. p. 9.
— — 54. — Auf den Fabull. p. 63.
L. XI. — 36. — An den Herrn B. p. 60.
— — 65. — Auf den Rufus. p. 12.

III. Aus lateiniſchen Dichtern des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts.

1) Nicolai *Borbonii* Vandoperani. (Bourbon, geb. zu Vandeuve unweit Langres.)

Ah! *foetet nimis!* Huic foveae Manonis avari
Corpus ineſt, et *mens*. Flecte viator iter.

Leſſing, p. 15. Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Geſtank, hier wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, ſie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

2) Iacobi *Paſchaſii*, Lotharingi. (Pasquier.)

Omnia pauperibus moriens dedit Harpalus, haeres
Vt ſe non fictas exprimat in lacrymas.

Leſſing, p. 67. Vergl. Mart. L. VI. E. 63. Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

3) Georgii *Benedicti*, Harlemenſis.

Semper in ore tibi eſt virtus, tamen exulat illa
Pectore. Scin' cauſam? Semper in ore tibi eſt.

Leſſing ſchließt ſein Epigramm auf einen bekannten Dichter, p. 11.

Wenn er die Götter all auf fert'ger Zunge trägt,
Was wundert euch, daß er im Herzen keinen hegt?

4) Petri *Aegidii*, Antwerpiani. (Peter Gille, Syndikus zu Antwerpen.)

Solus emit nuper Cosmus camposque domosque,
Omnibus et cessit mox miser inde foris.
Quaeris tam subitae fuerit quae causa ruinae?
Singula quod largo foenore Cosmus emit.

Lessing, p. 27. Auf den Kodyll. Vergl. Mart. L. VII. E. 97.

Der kindische Kodyll wird keiner Steigrung satt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er sieht, um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

5) Angeli *Politiani*. (Angelo Poliziano.)

Ite alio, fures, non hic opacio lucri,
Nam sida est custos addita pauperies.

Lessing, p. 53. Auf die Hütte des Irus.

Vorbey, verwegner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier hält Armuth treue Wache.

6) Andreae *Dactii*. (Dazzi, ein Florentiner. gest. 1548.)

Oderunt omnes, dixi, te, *Rancide*! — at ille,
Si potes, invenias, quos ego, dixit, amem.

Lessing, p. 31. Auf den Myson.

Ich warf dem Myson vor, daß ihn so viele hassen;
Je nun! wen lieb' ich denn? sprach Myson ganz gelassen.

7) Cael ii

7) Caelii *Calcagnini*. (von Ferrara.)

Lyſippi ſonipes, longos porrectus in aurès,
Se parat, ut curſu conficiat ſtadium,
Atque tuos tantum nutus, qui fraena miniſtras,
Exſpectat. Calcar ſubde! volabit iter.

Leſſing, p. 56. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung ſteh'n,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben:
So ſollt ihr ſehn!

8) Nicolai *Gradii*, Bruxellenſis.

Ne tibi diſpliceas fuſco Theleſina capillo;
Si non flava coma eſt, eſt tibi flava cutis.

Leſſing, p. 50. An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äuſſerſt, Fuska! unzufrieden.
Ward dir nicht ſchönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beſchieden.

2. *In Sertorium.*

Conjugis haud optat mortem Sertorius, optat
Hoc tantum, aeternos vivat ut illa dies.

Leſſing, p. 60. Sertor.

Sagt nicht, daß ſeiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sertor den Tod gewünſcht. Was ſonſt? Die Ewigkeit.

3. *In Battum.*

Unica, Battus ait, toto eſt bona foemina in orbe,
Quam cupiant omnes, nullus habere queat.
Fallitur. Una modo eſt toto mala foemina mundo,
Aſt hanc quisque ſuae vir putat eſſe domi.

Leſſing, p. 23. Das böſe Weib.

Ein einzig böſes Weib lebt höchſtens in der Welt:
Nur ſchlimm, daß jeder ſein's für dieſes einz'ge hält.

4) *In Turannium Criſpum.*

Criſpus adhuc tota Turannius urbe Quirini
Creditus in ſolos incaluiſſe mares,
Diluit infandum ſic dedecus omne: probavit
Germanam pridem ſe f. . . . ſuam.

Leſſing, p. 39. Turan.

Die Knabenliebe log dem redlichen Turan
Der ungerechte Pöbel an:
Die Lügen zu beſtrafen,
Was konnt' er anders thun, als bey der Schweſter ſchlafen?

9) Bernhardi *Bauhuſii.* (ein Jeſuit von Antwerpen. †. 1619.)

1) *In mendacem.*

Non fallit; nil veri iſto ſperamus ab ore:
Fallit, cum veri vel duo verba refert.

Leſſing, An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betrügen:

Ein

Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen;
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

2. *In mendicum.*

Vah, pudeat! ſum pauper, ais; mentire, ſuper-
ſunt
En bini cenſus, dextra, ſiniſtra tibi.

Leſſing, p. 32. Der reiche Freyer.

Ein Bettler gieng auf Freyersfüſſen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie frogt: worauf? „Auf dieſe dürre
Hand:
„Die ſoll uns wohl ernähren müſſen!"
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

10) Jani Douſae a Noortwyck, Batavi. (Van der Does, der ältere. †. 1604.)

Doctior es, juſſos, fateor, me emittere talos,
Quid rides? tanto nequior es, Labeo.

Leſſing, p. 72. Auf V. ſchließt alſo:

— Warum die Liſt
Dem Juden nicht gelungen iſt?
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V. . . war ein größrer Schelm als er.

11) Mi-

11) Michaëlis *Tarchaniſtae* Marulli. (Tarcagnota, von griechiſchen Aeltern gebohren. Die Italiäner nannten ihn Marullo.)

Scribis, agis, recitas ſemper nova, Poſthume! quidni?
Poſthume! crede mihi, quidquid agis, novus es.

Leſſing, p. 47. Auf den Weſt.

Nur Neues liebeſt du? nur Neues willſt du machen?
Du biſt, mein guter Weſt! ſehr neu in allen Sachen.

12) Caroli Deſiderii *Royeri*. (Royer von Nommey, Herr von Barville und Kirchbergen ꝛc. *)

Non Gynaecco malus aër regnat in iſto;
Mortua nam dudum non ibi virgo fuit.

Leſſing, p. 10. Auf das Jungfernſtift zu ....

Denkt, wie geſund die Luft, wie rein
Sie um dies Jungfernſtift muß ſeyn!
Seit Menſchen ſich beſinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

13) *Eu-*

*) Er ſagt: — *Lothario — Gallo — Teutoque*, Zoile, ſum.
Gallia dat leges, verum *Germanica* terra eſt;
Poſſedit *Lotharus* Dux, Lotharusque petit.

und wird Eccleſ. Bipont. poſt reſtitutam religionem catholicam rector primus in einer Vorrede zu ſeinen Epigrammen genannt. Dieſe ſind in ſacra, moralia, politica, encomiaſtica, joco-ſeria und Epitafien abgetheilt, und enthalten manchen ſehr glücklichen Einfall.

13) *Euricii Cordi.*

1) *In Barbaram.*

Non tam turpe poteſt dici tibi, Barbara, nomen,
Ut tua mutatus purpuret ora color.
Nulla verecundum faciunt peccata pudorem.
Phuh! pudeat ſaltem, te puduiſſe nihil.

Leſſing, p. 7. Auf Luzinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Luzinde;
Durch nichts wird ſie mehr roth gemacht.
Zweydeutigkeit und Schmutz, und Schand' und Sünde,
Sprecht, was ihr wollt: Sie winkt euch zu und lacht.
Erröthe wenigſtens, Luzinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht.

2) *De Vigeſia.*

Jam ſcio mentitur Vigeſia. Quì potes illud
Scire abſens? video. Quì? quoniam loquitur.

Leſſing, p. 75. Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley beyſeite dort gezogen!
Was Ley ihm ſagt, das iſt erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht;
Allein ich ſeh doch, daß er ſpricht.

3) *Ad Linum et Arrium.*

Tu, Line, vis monachi, tu vis Cacodaemonis, Arri!
Inventum, cita quae machina ſaxa jacit.

Nil ita diverſi verum puto dicitis ambō;
Impius eſt idem cum Satana monachus.

Leſſing, p. 52. Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böſe Geiſt.

Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heißt.

Kunz. Sey's drum! ſo ward mir doch nichts aufgebunden;
Denn ſieh: Pfaff oder böſer Geiſt
Iſt Maus wie Mutter, wie man's heißt.

4) *De Franciſcanis.*

Vix erumpenti flagrans ſtetit igne lupanar;
Et medium nondum nox faciebat iter.
Altus ubi aegra hominum ſopiret corpora ſomnus
Primam lignipedum turba ferebat opem.
Nulla haec ſedulitas, nulla haec vigilantia, verum
Hic pernoctantes exiliere viri.

Leſſing, p. 261 Auf einen Brand zu. . . .

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand;
Schnell ſprang zum Löſchen oder Retten
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — bey der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

5) *In Hectorem, qui nobilitatem emit.*

Raptor es et potor, ſuperum contemtor et aequi,
Uſuraque tuas congeris, Hector, opes.
Scortaris, dirum maledicis, et omnia juras
Per ſacra, praefractus terribilisque tumes.
Gallica praeterea te vexat pſora; quid ergo eſt
Quod non nobilibus connumerere viris?

Leſſing, p. 20. Auf Stipſen.

Stips iſt, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann,
Zahlt, wie ein Edelmann mit Schlägen,
Verpraſſet ſein und Anderer Vermögen,
Wie ein gebohrner Edelmann;
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit faſſen? —
Will Stips ſich noch erſt adeln laſſen.

6) *De quodam Franciſcano.*

Exuit accitas contemplaturque puellas
Hic quidam cingens ilia ſune pater.
Contemplativae, quam fert ſe ducere, vitae
Magnus, ut hoc fiat, ſuſpicor, urget amor.

Leſſing, p. 21. Auf den Sanktulus.

— Die kleine trübe Neige Leben
Iſt er in ſeinem Gott gemeint
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben:

Zwar

Bernardo.

Wohl; gute Nacht. Wenn ihr den Horatio und Marcellus antreffet, welche die Wache mit mir bezogen haben, ſo ſaget ihnen, daß ſie ſich nicht ſäumen ſollen.

Horatio und Marcellus treten auf.

Franciſco.

Mich däucht, ich höre ſie. Halt! he! Wer da?

Horatio.

Freunde von dieſem Lande.

Marcellus.

Und Vaſallen des Königs der Dähnen.

Franciſco.

Ich wünſche euch eine gute Nacht.

Marcellus.

Ich euch deßgleichen, wakerer Kriegs-Mann; wer hat euch abgelöſt?

Franciſco.

Bernardo hat meinen Plaz; gute Nacht.

[Er geht ab.]

Marcellus.

Holla, Bernardo! --

Zwar ſagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübſches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böſe Welt! wie ungerecht!
Ihm ſo was übel auszulegen!
Auch das geſchieht bloß der Beſchauung wegen.

7) *De medico monacho.*

Medicum frequentes foeminae monachum petunt.
Nil ſuſpicare! Aegros domi viros habent.

Leſſing, p. 15. Auf die Frau Trix.

Frau Trix beſucht ſehr oft den jungen Doktor Klette;
Argwohnet nichts! ihr Mann liegt wirklich krank im Bette.

8) *Ad Reinhardum Carbonem.*

Qui laudata aliis placeat mihi Friſia, quaeris.
Non adeo male, ſi bos vel anas fuerim.

Leſſing, p. 53. Charlotte.

Die jüngſt ließ ihren guten Mann begraben,
Charlotte wünſcht, ſtatt ſeiner mich zu haben.
Gewiß, Charlott' iſt klug.
Wir haben uns vordem ſchon oft geſehen;
Drum glaub' ich wohl, die Sache möchte gehen,
Wär ich nur dumm genug.

9) *De Amantia.*

Nullis uxor Apri terretur Amantia ſpectris,
In ſpeculo, didicit, ferret ut illa ſuo.

Leſ-

Leſſing, p. 57. Auf die feige Mumma.

Wie kommts, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

10) *In Thilonium.*

Tres ais et plures te poſſe orare per horas;
Credimus, ingenii eſt vis memoranda tui:
Quae queat illius reminiſci aetatis et anni,
Quo tua adhuc mater nullius uxor erat.

Leſſing, p. 11. ſchließt ſein Epigramm auf Mnemon.

— Die Zeit iſt ihm noch unvergeſſen,
Als ſeine Mutter Dorilis
Noch nicht nach ſeinem Vater hieß.

IV. Aus franzöſiſchen Dichtern.

Si l'on vous croit, bouche de roſe!
Liſandre parle bien, nul ne peut l'egaler.
Il devrait bien ſavoir parler:
Il ne fait jamais autre choſe. *Gombaud.*

Leſſing, p. 31. Auf den Fabladon.

Fabladons Mund, Utin, iſt dir ein Mund zum Küſſen?
Wie Er ſpricht, ſpricht dir niemand nicht? —
Wie ſollte ſo ein Mann auch nicht zu ſprechen wiſſen?
Er thut ja nichts, als daß er ſpricht.

Un gros ſerpent mordit Aurèle.
Que croyés vous qu'il arriva?
Qu' Aurèle en mourut? — Bagatelle!
Ce fut le ſerpent, qui creva. *La Martinière.*

Leſſing, p. 43. Auf den Fell.

Als Fell, der Eiferer, auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich? — Ey ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

— Ne trouver pour s'ébattre le ſoir
Qu'une matrone honnête, prude et ſage,
En vérité, ce n'eſt maîtreſſe avoir;
C'eſt prendre femme, et vivre en ſon menage.
Rouſſeau.

Leſſing, p. 42. Das Mädchen.

— Du, Freund, magſt deine Zeit
Nur immerhin bey ſchöner Sittſamkeit,
Nicht ohne ſeraſin'ſche Thränen,
Bey Tugend und Verſtand vergähnen.
Solch einen Engel,
Ohn' alle Mängel,
Zum Mädchen haben —
Heißt eingeſegnet ſeyn, und Weis und Hausſtand haben.

Je l'avoue, il eſt vrai, vos charmes
M'ont couté des torrens de larmes;
Mais, Philis, vous le ſavés bien,
Les larmes ne me coutent rien. *Menage.*

Leſſing, p. 62. Auf Muſſein.

Freund Muſſel ſchwört bey Gott und Ehre,
Ich koſt ihn ſchon ſo manche Jahre —

Nun,

Nun, frommer Mann, wenn das auch wäre?
Was koſtet dich denn eine Zähre?

— l'on voit, que ton courage,
Affligé d'un rude combat,
Eſt tantôt pour le mariage,
Et tantôt pour le célibat.
Mais fais-tu ce que tu dois faire,
Pour mettre ton eſprit en paix? —
Réſous toi d'imiter ton père:
Tu ne te marieras jamais. *Malleville.*

Leſſing, p. 49. An den Trill.

Bald willſt du, Trill, und bald willſt du dich nicht beweiben;
Bald dünkt dichs gut, bald nicht, ein Hageſtolz zu bleiben.
Ich ſoll dir rathen? Wohl! thu', was dein Vater that:
Bleib frey! Heurathe nicht! Da haſt du meinen Rath.

Auch die Epigrammen an den Doktor Sp. p. 10. auf eine Liebhaberin des Trauerſpiels, p. 30. auf eine Bildſäule Amors, p. 34. 35. auf Lorchen, p. 55. an zwei liebenswürdige Schweſtern, p. 61. ſind franzöſiſchen Epigrammen nachgebildet.

V. Aus Apoſthegmen der Alten.

Das ſchlimmſte Thier, p. 54. nach Biat.
An einen ſchlechten Mahler, p. 34.
Auf den einäugigen Spitzer Pfaff, p. 69.

VI. Nach Anekdoten.

Welt und Polt, p. 38.
Die blaue Hand, p. 40.
Ihr Wille und sein Wille, p. 68.

Zum Schlusse wag' ich's, einige von mir versuchte Nachahmungen älterer Epigrammen anzuhängen.

Aufschluß.
Nach Kordus.

Statt die Reliquien St. Bennos auszugraben,
Entdeckte man die Beinchen eines Knaben.
„Seht! rief ein Abt von seltnen Gaben:
„Seht! Keiner kommt in's Himmelreich,
„Er werde denn zuvor den Kindern gleich!

An Burro.
Nach Kordus.

Dein Augensälbchen wirkt — auf Ehre! —
So gut, daß keines besser wäre.

An Kamilla.
Nach Grudius.

Du wünschest mir ein Weib, klug, sittsam, jugendlich;
Kamilla, du verwünschest dich.

An Polks Gläubiger.

Nach dem Franzöſiſchen.

Nicht mahnen, Gläubiger! — Ihr wünſchet ſein Verderben.
Um neue Schulden laßt ihn werben;
Denn wird er ſchuldenquitt, ſo muß er Hungers ſterben.

Till.

Nach Kordus.

Was er thut, beginnt, und will,
Nichts gelingt dem jungen Till.
Greiſe! wollt ihr noch nicht ſterben?
Gut! — Erklärt ihn nur zum Erben.

Ueber Atz.

Nach Royer.

Ach! der gute dumme Mann
Hat fürwahr vergeſſen,
Daß er mich nur beiſſen kann,
Aber ich ihn freſſen.

Harpagon über Filibert.

Nach dem Franzöſiſchen.

Ein braver Mann — der Filibert!
Sprach Harpagon — ſo liebenswerth!
Nie hat er was von mir begehrt.

Artemidors Leben.

An Bojar.

Nach Kordus.

Du rühmeſt deinen Wein, Bojar!
Dem keiner ſelbſt in Fürſtenkellern gleiche;
Doch er berauſcht — wie ſonderbar! —
Nur kinderloſe Reiche.

Vertheidigung.

Nach dem Franzöſiſchen.

Mein Buch iſt, wie Zoilus ſagt,
Aus älteren Dichtern genommen.
O Nachwelt! dir ſey es geklagt!
Denn wären ſie nach mir gekommen!
So hätt' ich's vor ihnen geſagt.

An Servin.

Nach Royer.

Du kannſt zu Hauſe mehr befehlen,
Als in erobertem Gebiet,
Die ſtrengſte der Tyrannenſeelen.
Denn zwanzigmal kannſt du befehlen,
Und — nichts geſchieht.

An Amanden.

Nach dem Franzöſiſchen.

Zärtlich ſonder Eiferſucht, Amande!
War dein Guſtav um die Freierszeit.

Ach!

Ach! er iſt ſeit Hymens Roſenbande
Eiferſüchtig ohne Zärtlichkeit.

Sankulus und ich.

Nach Swift.

S. Der überall von mir, ja, mit mir täglich ſpricht,
Mein Schuldner, Rath Lupin, bezahlt mich dennoch nicht.
Wie unverſchämt!
Ich — — — — Gewiß! doch, Frömmling! gieb mir zu:
Lupin behandelt dich, wie deinen Schöpfer du.

Haug.

VI.

Beſchluß

der Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dreßden.

Ueber die Gemählde von Alexander Thiele.

Ehe ich die Landſchaften dieſer Gallerie verlaſſe, will ich noch der angenehmen Gegenden der Elbe

gedenken, welche Alexander Thiele mit so guter Wahl ausſuchte, und ſo intereſſant und originell darſtellte.

Die Thieliſchen Proſpekte enthalten gewöhnlich eine Menge Gegenſtände, welche bey aller ſcheinbaren Verwickelung, die man bey dem erſten Anblicke an ihnen zu finden glaubt, dennoch in ihrer Lage, in der Anordnung und Vertheilung der Gruppen ſowohl, als in der Wahl des Hauptgegenſtandes, in der Beleuchtung und Haltung des Lichts und Schattens, nicht nur ſehr natürlich ſind, ſondern auch den Regeln der Kunſt entſprechen. Gewiſſe Erſcheinungen der Natur, die Wirkung des Sonnenlichts, das Dunſtige und Nebelige in den Fernungen, die in Dämmerung gehüllten Vorgründe, den Wiederſchein im Waſſer, hat er ganz vortreflich ausgedrückt. Und die Streiflichter, welche die Sonne am Horizont auf beblümte Wieſen hinſtreuet, das Funkelnde der Sonne auf den Gipfeln der Bäume, worunter die bläuligen Schatten ſich verbergen, der Nebel, der die Gehölze umzieht, oder ſich in kühle Thäler herabſenket, das Düſtere und Melankoliſche hoher Wälder — wie ſchön! Er mahlte jede Gegend aus dem vortheilhafteſten Standpunkte, in einer ihrem Karakter angemeſſenen Tageszeit, mit dem Ausdrucke, der zu ihrem Inhalte ſtimmt. Fröhlich und reizend erſcheinen hier offene Szenen, wo fruchtbare Ebenen, mit abwechſelnden Baumreihen und buſchigten

ten Anhöhen begrenzt, durch eine Kette von Bergen ſich in weite Fernen verlieren, wo hie und da ein munteres Dorf, oder eine lebhafte Stadt ſich zeigt; dort aber ſteht einſam und prächtig aus nächtlichen, grauen Schatten im hohen Glanze der Morgenſonne ein altes Schloß hervor, umringt von nahen Gebirgen und Felſenmaſſen.

Von dieſer lezten Art findet ſich auch ein ſehr ſchönes Gemählde in dem Fürſtl. Kabinet zu Rudolſtadt, welches die romantiſche Gegend von Schwarzburg vorſtellt, wo in einen engen, grünen Thale, mitten unter hohen Waldungen, und von der rauſchenden Schwarze umſchlungen, das Stammhaus Schwarzburg auf einer pyramidaliſchen Felſenmaſſe empor ſteht. (*)

Thiele mahlte mit ſehr viel Geſchwindigkeit; ſeine Zeichnung iſt daher etwas flüchtig und unbeſtimmt, und ſeine Farben ſind in den Fernungen zu ſehr verſchmolzen, in den Vorgründen aber zu roh und einfärbig. Man bemerket hier nicht die verſchiedenen Erden und Steine, mit Gras und Kräutern bewachſen, womit die Vorgründe in den Gemählden von Wouwermann und Verghem gezieret ſind. Seine Felſen ſind zu braun, roth und gelb, ohne gebrochene Farben gemahlt, und die Wieſen-

*) Ich habe von dieſem Gemählde ein Kupfer heraus gegeben.

Bernardo.

He, wie, iſt das Horatio?

Horatio.

[Indem er ihm die Hand reicht] ein Stük von ihm.

Bernardo.

Willkommen, Horatio; willkommen, wakrer Marcellus.

Marcellus.

Sagt, hat ſich dieſes Ding dieſe Nacht wieder ſehen laſſen?

Bernardo.

Ich ſah nichts.

Marcellus.

Horatio ſagt, es ſey nur eine Einbildung von uns, und will nicht glauben, daß etwas würkliches an dieſem furchtbaren Gerüchte ſey, das wir zweymal geſehen haben; ich habe ihn deßwegen ersucht, diese Nacht mit uns zu wachen, damit er, wenn die Erſcheinung wieder kömmt, unſern Augen ihr Recht widerfahren laſſe, und mit dem Geſpenſte rede, wenn er Luſt dazu hat.

Horatio.

Gut, gut; es wird nicht wiederkommen.

Bernardo.

Setzt euch ein wenig, wir wollen noch einmal einen Angriff auf eure Ohren wagen, welche ſo ſtark gegen unſre

Erzählung

gründe zu grün, ohne den dazwischen hervorsehenden Erdboden, welchen der Mahler zur Abwechselung anbringen muß, wenn es auch nicht immer so in der Natur zu finden ist. In Gemählden, welche von der Morgen- oder Abendsonne beleuchtet sind, ist der Farbenton zu grell und einfärbig roth; in andern, wozu er das blaue Tageslicht genommen hat, sind die Gegenstände zu bunt und nicht harmonisch genug. Die Formen in der Zeichnung hat er nicht im Detail ausgearbeitet. Dieses macht, daß das Auge sich bey der Betrachtung seiner Gemählde nicht an einem Gegenstand allein hält, sondern sich vielmehr an dem reichbesetzten Ganzen belustiget.

Der Amor,

ein Pastellgemählde von Anton Rafael Mengs.

Der muntere Knabe beschäftiget sich mit dem Pfeile, den er auf einem Steine schärfen will. Wie er mit den größen braunen Augen in die Höhe blikket, und den Mund öffnet, als ob er sprechen wollte! wie sein goldenes lockiges Haar auf der Stirn und am Nacken herunter wallet! Sein zartes Fleisch, die rothen Wangen und Lippen, die bunten Flügel an den Achseln, und die niedliche Bewegung seiner kleinen Hände — wie lieblich, wie gefällig ist alles!

Das

Das Schönste an diesem Gemählde ist das Kolorit; so warm und kräftig, als Tizians Pinsel selbst es mahlte, und um so mehr zu bewundern, je weniger man es in dieser trocknen Art von Mahlerey vermuthen sollte. Es hat einen gelblichen Ton, in welchem alle Tinten des Fleisches in Licht und Schatten zusammen schmelzen. Der Schatten ist nicht dunkel oder kalt; man bemerkt ihn kaum, und dennoch thut er seine gute Wirkung. Die braunen Augen und der Zinnoberröthliche Mund dienen dazu, daß die Harmonie des Tons nicht gestöhret wird, welches durch blaue Augen und rosenfarbene Lippen geschehen wäre.

Aber auch die übrigen Farben sind vortheilhaft gewählt und angelegt. Der Grund ist feurigs braun, der Pfeil goldgelb; unter dem linken, aufgelegten Arm sieht etwas rothes Gewand hervor, worauf der Knabe den grünlichen Schleifstein hält. Die Flügel sind weiß, mit hochrothen und dunkelblauen Federn gefleckt, welche Farben mit dem Haupttone übereinstimmen. Unter diesen ist die blaue Farbe die merkwürdigste, indem sie so angebracht ist, daß sie in dem Gemählde Abwechselung hervorbringt, und doch nichts buntes verursachet, sondern sich durch ihre Dunkelheit mit dem Hintergrunde verbindet. Denke man sich hierzu eine geschmackvolle und korrekte Zeichnung, die richtige Lage des Ganzen und der Theile, die täuschende Erhebung in große Formen durch Perspektiv und

Hell-

Helldunkel, den simplen Umriß, die gute Ausführung jedes kleinen Theils in den Flächen, in den Vertiefungen und Erhöhungen, und man wird die Vortrefflichkeit dieses Bildes außer Zweifel setzen.

L. K.

VII.

Etwas über das Buch Thot.

An den Hr. d. T. M.

---

den 20. Oktob. 1793.

P. P.

Seit einigen Tagen habe ich angefangen das Buch Thot zu studieren. Der unbekannte Mann, welcher uns damit beschenkt hat, giebt es für das Orakelbuch der weisen alten Aegyptier, (von deren Weisheit ich mir eben keinen sehr hohen Begriff zu machen pflege) und für das Werk des dreimal-großen Hermes aus.

Ich fürchte indeß, daß ich die Aufschlüsse, welche dieses göttliche Buch über alle Geheimnisse des Lebens ertheilt, schwerlich werde benutzen können. Einestheils fehlt es mir (proh dolor!) an dem nöthigen Glauben und Vertrauen, welches der

Fra-

Fragende zu dem Orakel mitbringen muß, wie der Erklärer des Buches Thot ausdrücklich es verlangt. Ich möchte lieber, durch die Erfahrung belehrt, mit Glauben und Vertrauen vom Orakel weggehen, als mit diesem Apparat zu ihm kommen. Anderntheils ist mir der Prozeß, welchen der Erklärer vorschreibt, um vermittelst desselben zur Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft, so wie der abwesenden Dinge, zu gelangen, ein wenig zu verwickelt, und ich habe die erfoderliche Geduld nicht, mit dem Erklärer zu kalkulieren. Ich brauche die Arithmetik bloß für die Falle des gemeinen Lebens, aber nicht zur Erforschung verborgener Dinge, z. B. dessen, was ehemals geschehen ist, oder mir noch künftig bevorstehet. Allem Anschein nach werde ich mit dem Layen Horaz, trotz der Bekanntmachung des Buches Thot, noch immer fortfahren müssen zu denken:

Prudens *futuri temporis exitum*
Caliginosa *nocte* premit Deus.

obgleich der Ausleger des Buches Thot p. 62. sagt: „daß niemand vor den hundert „und tausend Zufällen, die ihm beständig drohen, „einen Zufluchtsort hat, wenn er nicht im Besitz „dieser Kunst des Vorherwissens sey; daß niemand ohne sie sicher schlafen noch sicher wachen „könne." — — —

Ich erinnere mich einmal eine Predigt gehört zu haben, worin es als eine besondere Weisheit Gottes

Gottes gerühmt wurde, das der Mensch in Ansehung seiner künftigen Begegnisse und Schicksale so unwissend ist. Andere glauben in dieser Einrichtung keine besondere Absicht zu entdecken, am wenigsten aber, daß gerade unser Bestes diese Absicht sey. Sie erklären sich unsere Unwissenheit in Betreff der zukünftigen Dinge aus der gegebenen Natur des Menschen, d. h. aus den engen Schranken seiner Vorstellungs- und Erkenntnißkraft, welche vom Zusammenhange der Dinge, der unsere Schicksale bestimmt, nur den allerkleinsten Theil übersiehet. Unser Verfasser aber hält es für das größte Unglück, die Zukunft nicht zu kennen, und die Kunst sie zu enthüllen, ist ihm die erste und edelste auf Erden.

So wenig auf der einen Seite geläugnet werden kann, daß es — bey der Voraussezzung eines Fatums, oder unvermeidlichen Verhängnisses, welches in der Nothwendigkeit und Unausbleiblichkeit der Erfolge bestehet — manchem Menschen nützlich ist, nicht vorher zu wissen, was ihm über lang oder kurz begegnen wird, weil z. B. die gewisse Erwartung eines künftigen Unglücks ihm schon lange vorher allen Lebensgenuß verbittern, und sein Gemüth mit Kummer und Schwermuth erfüllen würde: so kann auf der andern Seite doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß, wenn die Zufälligkeit und Vermeidlichkeit gewisser Ereignisse angenommen wird, die Kenntniß der

Zukunft

Zukunft den Sterblichen, welche von ſo vielen Gefahren umringt und ſo vielen Uebeln ausgeſetzt ſind, wichtige Vortheile gewähren würde. Wer es vorherſehen könnte, daß an dem Tage, zu der Stunde, von dem Dache des Hauſes, ein ſchwerer Stein herabfallen werde, würde der ſich nicht hüthen zu der gegebenen Zeit an dieſem Hauſe vorbeyzugehen? Würde jemand eine beträchtliche Summe in eine Lotterie einlegen, wenn er mit Gewißheit vorherſehen könnte, daß er nichts gewinnen, und noch dazu den Einſatz verlieren wird?

Da nichts in der Welt für uns ein ſtärkeres Intereſſe hat, uns näher angeht, als unſer eigenes Schickſal: ſo iſt die immer rege Begierde die Zukunft zu kennen dem Menſchen ſehr natürlich, und ſehr zu verzeihen. Nur iſt es Thorheit, dieſer Begierde zu ſehr nachzuhängen, und ſie durch Mittel befriedigen zu wollen, deren Untauglichkeit entweder die Vernunft uns zeigt, oder deren Brauchbarkeit wenigſtens nicht durch ſichere und zweydeutige Erfahrungen auſſer Zweifel geſetzt wird. Anſtatt die Geſchichte (oder den Roman) von der Entſtehung, Entwicklung, Zerſtörung und Wiedergeburt der Welten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu verfolgen, und mit Hülfe gewiſſer Wörter, Zahlen, Figuren, u. d. alle Geheimniſſe der Schöpfung zu entziffern, wollen wir lieber mit Voltair's Kandide in den Garten gehen und Kohl pflanzen.

Es

Es iſt wahr, der Ausleger des Buches Thot beruft ſich p. 53. auf „hundert Beyſpiele aus der Erfahrung,“ welche die Realität ſeiner Kunſt beweiſen ſollen. Aber ſind dieſe Beyſpiele aus der Erfahrung uns, die wir dadurch zum Glauben an die angeblichen ägyptiſchen Orakel bekehrt werden ſollen, ſichtbar und handgreiflich? Hat man ſie je der ſtrengen Prüfung einſichtsvoller und unbefangener Filoſofen unterworfen? Berufen ſich nicht jene fromme Schwärmerinnen, die Bourignons, Maria von Agreda, u. a. ſowie die Swedenborge, und ihresgleichen auf ihre Erfahrung? Und iſt der Fieberkranke während des Paroxismus *), und der Tollhäusler von der Realität ſeiner Erfahrungen, d. h. ſeiner Viſionen, weniger gewiß? — Wer kann dem Träumer beweiſen, er habe den Traum nicht gehabt? Oder kann man ſich bey der unendlichen Menge der möglichen Kombinazionen der Dinge und Umſtände wohl ſo ſehr wundern, wenn einem ſolchen Traume, der in hundert Fällen unerfüllt bleibt, und dann als ohne Bedeutung angeſehen wird, bisweilen ein gewiſſer Erfolg zu entſprechen ſcheint? Kann doch unter hundert Blinden, die nach der Scheibe ſchießen, wohl einmal Einer ins Schwarze treffen? Findet nicht auch eine blinde Henne durch Scharren bisweilen ein Korn im Miſte?

Erlau-

*) Könnte nicht etwa das Leben gewiſſer Menſchen in gewiſſer Rückſicht ein beſtändiger Paroxismus ſeyn? — —

Erlauben Sie mir, Ihnen hier eine Stelle aus Leſſings theologiſchem Nachlaß, p. 229 anzuführen, welche beherzigt zu werden verdient: „Ja, „auch ſodann, wenn die Vorherſagung in Erfüllung gehet, iſt es noch ſehr ungewiß, ob dieſe „Vorherſagung eine ächte Profezeiung geweſen. „Denn was der Schwärmer ohne Ueberlegung „vorherſagte, kann das Ungefähr ohne Abſicht „erfüllen. Folglich gehört zu einer ächten Profezeiung nicht bloß, daß ſie erfüllt, ſondern, „daß ſie in dem nämlichen Sinne und aus den „nämlichen Gründen erfüllt werde, in welchem „und aus welchen ſie geſtellt worden. Wer aber „kann von dieſem Sinne und von dieſen Gründen, bey der ſchwankenden und räthſelhaften „Sprache verſichert ſeyn, deren ſich die Profeten „zu bedienen pflegen?“ —

Noch bemerke ich ſchließlich, daß der Ausleger der Orakel des Buches Thot nach ſeiner Verſicherung weder göttlicher Eingebungen, noch des Beſchwörens der Dämonen bedarf, um Vergangenheit, Zukunft und abweſende Dinge zu enthüllen. Der ehrwürdige Vater Del Rio, dem wir die magiſchen Disquiſitzionen zu danken haben, und die ehrwürdigen Mitglieder der heil. Inquiſizion würden ihn alſo wegen einer etwanigen Verbindung mit dem Satan und ſeiner Legion nicht in Anſpruch nehmen können. Seine Orakel gründen ſich auf tiefere Kenntniß der Natur und des Menſchen. Schon

der Graf von Gabalis ſagt: le Cabaliſte n'agit que par les principes de la Nature, et ſi quelquefois on trouve dans nos livres des *paroles étranges*, des *caractères*, et des *ſuffumigations*, ce n'eſt que pour cacher aux ignorans les principes phyſiques.

Uebrigens wird laut p. 17. (unten) und p. 65. der Auslegung über das Buch Thot erfodert: daß der Fragende, auſſer dem Glauben und Vertrauen zu dem Orakel Ertheiler, auch noch ein gutes Salarium für denſelben mitbringe. „Ich ſage „aber auch, heißt es p. 65. daß das Zutrauen, „welches man zu dem Enthüller der Zukunft hat, „nicht größer ſeyn darf, als das Honorar, wel„ches man ihm gegeben hat.“ — Aus dem letzten: hat — ſcheint die Nothwendigkeit der Pränumeration zu folgen, ſo wie aus den vorhergehenden Worten dieſes: daß das Orakel um ſo viel weniger zuverläßig iſt, je weniger Geld der Orakler dafür empfängt. An den Federn erkennt man den Vogel. Ich meines Ortes halte es für das Beſte, dem Rathe eines der größten Wundermänner und Geiſterſeher unſerer Zeit, des berühmten Swedenborgs, *) zu folgen, welcher, ob er gleich die hermetiſche Filoſofie für wahr hielt, doch niemand rathen wollte ſich mit ihr abzugeben.

Nach-

*) Man ſehe: Les Merveilles du Ciel et de l'Enfer, et des terres planétaires et aſtrales, T. I. p. 78.

Nachschrift.

In der That iſt es doch nicht zu billigen, wenn man die Reſte der alten Weisheit in Aegypten, Chaldäa und Hetrurien, und zwar in der Abſicht mühſam aufſucht, um dieſelbe zu unſerm Gebrauche unter dieſen abendländiſchen Himmel zu verpflanzen, und uns eigen zu machen. Jene Länder waren — wenn man Theſſalien dazu rechnet, wie wir ſchon aus dem goldnen Eſel des Apulejus von Madaura wiſſen — der Hauptſitz und die hohe Schule aller Arten des Aberglaubens. Aus den ägyptiſchen Pyramiden war es, woher Kagliostro die Schätze ſeiner Weisheit gehohlt zu haben vorgab. Man bewundre an den alten Anwohnern des Nils die Größe und Feſtigkeit ihrer Gebäude, ihre Kenntniß der Geometrie und des Himmels, (zu einer Zeit, da die meiſten übrigen Völker noch ganz unwiſſend und unpoliziert waren) ihre Polizey, und die Güte ihrer politiſchen Einrichtungen. Aber man verſchone uns mit ihrer Filoſofie und mit unverſtändlichen Orakeln, welche man von dorther bekommen zu haben, trotz des unläugbaren Unterganges aller ächten ägyptiſchen Urkunden und Denkmäler, und der Unlesbarkeit der auf Obelisken, u. ſ. w. noch übrig gebliebenen Hieroglyfen, ohne Beweis behauptet!

Ich getraue mir übrigens nicht zu beſtimmen, ob und auf welche Art etwa das Buch Thot in der Bibel ſtecken mag, ſo wie viele ſolches von

Erzählung befeſtigt ſind, deren Inhalt wir doch zwo Nächte nach einander mit unſern Augen geſehen haben.

Horatio.

Gut, wir wollen uns ſezen, und hören was uns Bernardo davon ſagen wird.

Bernardo.

In der lezterwichnen Nacht, da jener nemliche Stern, der weſtwärts dem Polar-Stern der nächſte iſt, den nemlichen Theil des Himmels wo er izt ſteht, erleuchtete, ſahen Marcellus und ich -- die Gloke hatte eben eins geſchlagen --

Marcellus.

Stille, brecht ab -- Seht, da kommt es wieder.

Der Geiſt tritt auf.

Bernardo.

In der nemlichen Geſtalt, dem verſtorbnen König ähnlich.

Marcellus.

Du biſt ein Gelehrter, Horatio, rede mit ihm.

Bernardo.

Sieht es nicht dem Könige gleich? Betrachte es recht, Horatio.

dem theuren Buch Chevila, welches zum Theil denen durch den Erfolg widerlegten Ziehenſchen Weiſſagungen zum Grunde lag, geglaubt haben.

v. K.

VIII.

Kleine Gedichte.

Die Schiffende.

Dort ſchifft Amanda: ſeht! die Wellen ſchmiegen
Sich liebetrunkener um ihren Kahn;
Die Weſte gaukeln froh um ſie und wiegen
Sie ſanft auf ihrer Bahn.

In loſen Ringeln kunſtlos hingeflogen
Umirrt ihr Haar die leicht umflorte Bruſt;
Als fühlten ihrer Schönheit Preis die Wogen,
So taumeln ſie voll Luſt.

Es duftet in wollüſtigſüſer Regung
Rundum der friſche Segen der Natur:
Es glänzt vom See in zitternder Bewegung
Die mahleriſche Flur.

Ein neuer Himmel lacht vom Waſſerſpiegel
Herauf, vom grünen Ufer dort begrenzt,
Wo mit der Schönheit königlichem Siegel,
Ihr hohes Bildniß glänzt.

Ihr Lächeln gießt der Liebe milden Frieden
Rings durch den See, rings durch die Fluren hin,
Und ſelbſt der Neid der blaſſen Nereiden
Ehrt ſie als Königin.

Jetzt landet ſie dort unter Erlenbüſchen,
Und ach! die Fluth verwiſcht ſchon ihre Spur:
Die Wellen ſeh ich trüber ſich vermiſchen,
Und trüber wird die Flur.

Conz.

Liebesgefühl im Frühling.

Oft ſah ich dich in deiner Herrlichkeit,
O Lenz, in meinen väterlichen Thalen,
Von Blüthenſchnee die Locken überſchneyt,
Das Haupt umweht von jungen Sonnenſtrahlen:
Du kamſt, und alle Freuden kamen mit,
Und Blumen ſproßten unter deinem Tritt.

Es ſchüttelten die Geiſter der Natur
Mit reger Kraft ihr üppiges Gefieder,
Und würzigſüßer Hauch entquoll der Flur;
Den Kehlen kamen ihre Stimmen wieder;
Durch jede Bruſt, durch jede Nerve goß
Geſundheit ſich, die in den Lüften floß.

Da wurden meiner Harfe Saiten wach,
Da ſucht' ich Opferlieder dir zu bringen,
O Lenz! Begeiſtrung der Natur, dir nach
Hob ſich mein Herz auf jugendlichen Schwingen:
Berauſcht von ihren ſüßen Melodie'n,
Fühlt ich in meiner ihre Seele glüh'n.

Doch nie, o Frühling, ſah ich dich ſo ſchön,
Als da mir Mira deinen Reiz erhöhte;
Nie fühlt' ich linder deine Säuſel wehn,
Als da ihr Athem in den Säuſeln wehte,
Als ihrer holden Flötenſtimme Klang
Mit Liebe mir an alle Pulſe drang.

Der kennt das Leben nicht, wer dich, Natur,
Und deine zarte Seele nicht verſtehet,
Wem nie der Morgenhain, die Abendflur
Entzücken in den warmen Buſen wehet:
Er ſey verdammt zu Gold und niederm Tand,
Zu feiler Ehr' und feilem Ordensband.

Der hat noch ganz nicht die Natur erkannt,
Nie ganz noch ihren hohen Reiz empfunden,
Wer, nie von reiner Liebe Geist entbrannt,
Sein Selbst in andern überrascht gefunden.
Durch Liebe wird uns erst das Auge hell,
Und offen liegt uns ihrer Wunder Quell. *)

Conz.

*) Ich möchte hier den Besitzern des ersten Theils meiner Gedichte und den Freunden meiner Muse überhaupt die Nachricht geben, daß der Abdruck des zweyten Bändchens ehestens angefangen werden soll. Verschiedne Umstände haben denselben bisher verzögert. Ich werde mir nun um so mehr Mühe geben, auch diese Sammlung des Beyfalls, den die erstere da und dort von Kennern und Liebhabern der Kunst erfahren hat, würdig zu machen, und die Winke des vernünftigen Tadels, der mir immer sehr achtungswerth ist, dahin nützen, diesem Bändchen den mir möglichsten Grad von Vollendung zu ertheilen.

Unter diese vernünftigen Tadler kann ich nun freylich meinen Rezensenten im neusten Hefte der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht zählen, der die menschenfreundliche Güte für mich hatte, mich wie den hirn- und geschmacklosesten Sudler zu behandeln. Unter was immer für unreinen Eingebungen er sein Anathema gegen mich niedergeschmäht haben mag, so kann ich einem solchen Menschen, der in diesem Tone, mit dieser dreisten Animosität, mit dieser Seichtigkeit gegen mich oburtheilen konnte, nichts anders antworten, als daß

ich

IX.

Anzeigen.

1.

Der Herausgeber des T. Merkur an das Publikum über eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke.

Auch ohne Rücksicht auf die häufigen Auffoderungen, welche seit mehreren Jahren von meinen Freunden aus allen Gegenden Teutschlands an mich ergangen sind, würde ich es für eine Pflicht, deren ich mich gegen meine Na-

ich ihn — selbst unter meiner Verachtung finde, Leute, wie er, die das Ansehen der Kritik, zu deren Anwalden sie sich mit einem so plumpen Stolze aufdringen, so mißbrauchen — können schimpfen, aber nimmer beschimpfen. Nicht gereizte Eitelkeit, sondern die von der Vernunft uns gebotene Selbstschätzung nöthigt mir dieses Bekenntniß ab.

Noch muß ich melden, daß zu dem neuen Bändchen meiner Gedichte, das unter zwei Titeln: Neue Gedichte, und zweyte Sammlung herauskommen wird, bis Ostern 1794. Subskripzion offen steht. Die Besitzer des erstern sind nicht genöthigt, das zweyte zu nehmen, wenn sie es binnen dieser Zeit bey mir abstellen. Briefe müssen frey an mich eingeschickt werden. Der Subskripzionspreis ist, wie beym erstern 14 Sgr. oder 1 fl. Stuttgart, im August 1793.

Conz.

Nazion noch zu erledigen ſchuldig bin, gehalten haben, meine ſämmtliche Poetiſche und Proſaiſche Werke und Schriften noch einer letzten, mit möglichſter Strenge gegen mich ſelbſt vorgenommenen Auswahl, Verbeſſerung und Ausfeilung, in einer allgemeinen gleichförmigen Ausgabe von der letzten Hand, ſo vollendet als es in meinem Vermögen ſteht, meinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt zu übergeben; da es doch wahrſcheinlich iſt, daß ſie, wie kurz oder lang auch ihre Dauer ſeyn mag, mich wenigſtens eine Zeit lang überleben werden. Dieſe Arbeit beſchäftigt mich ſchon ſeit einigen Jahren, und ich widme ihr noch itzt die heiterſten Tage und Stunden meines Lebens mit deſto größerem Vergnügen, da ich mir innigſt bewußt bin, daß es reine Liebe der Muſenkunſt und des wahren Schönen und Guten überhaupt iſt, was mich dabey leitet, und mich keine Zeit noch Mühe bedauren läßt, die ich anwenden muß, um ſelbſt den kleinſten Flecken, den ich an einem bereits vollendet ſcheinenden Werke noch gewahr werde, wegzubringen. Es iſt ein ſüßer Gedanke, zumal in den letzten Herbſttagen des Lebens, auch nach ſeinem Tode noch unter den Menſchen, die man geliebt hat, fortzuleben, ihnen noch werth und nützlich zu ſeyn, und von den Beſten unter ihnen noch geliebt zu werden! Wofern auch die Hoffnung, daß die Zukunft dieſen Gedanken realiſieren werde, nur Täuſchung wäre: welche Aufopferung, welche Nachtwachen könnten zuviel ſeyn, um ſich noch in ſeinem Leben eine ſo ſüße Täuſchung zu verſchaffen?

schaffen? Niemand kann es stärker fühlen und einsehen als ich selbst, daß meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet, auch die besten Produkte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige dann unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben, und auch bey dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bey Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meiner Aufmerksamkeit entgehen, oder mein Unvermögen, ihnen abzuhelfen, bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln; und so werde ich, was auch der Erfolg seyn mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir bewußt seyn werde, alles was in meinen dermaligen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß, so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen.

Weimar, den 24. Okt. 1793.

C. M. Wieland.

2.

Ankündigung des Archivs für die neue Kirchengeschichte.

Aus der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar erschien seit mehr als funfzig Jahren unter mehrmals ver-

veränderten Titeln; eine periodische Schrift, welche die Aufbewahrung und Erläuterung von Urkunden, Akten und Nachrichten über Merkwürdigkeiten der neuesten Kirchengeschichte zum Zweck hatte. Zuerst vom Jahr 1736 an, war die Aufschrift: *Acta hist. ecclesiastica*; darauf vom J. 1758 an: *Nova Acta* hist. *eccl.* oder Sammlung ꝛc. ferner vom J. 1774. *Acta hist. eccl. nostri temp.* oder ꝛc. und zulezt vom J. 1789 an: Akten, Urkunden und Nachrichten u. s. w. Verschiedene berühmte Gelehrte folgten auf einander in Besorgung dieses Werks, und machten sich (unter den leztern vornehmlich Herr Generalsuperintendent Schneider in Eisenach) um die Ausarbeitung und Fortpflanzung, um die Bewährung und Berichtigung vieler nüzlicher und angenehmer Erkenntnisse, aus diesem wichtigen und interessanten Fache der Geschichtskunde, ausnehmend verdient.

Auf Zureden der Verlagshandlung bin ich jezt entschlossen den Versuch zu machen, nicht blos dies beliebte Journal unter dem Titel: Archiv für die neueste Kirchengeschichte, also fortzusezen, daß die Leser und Besitzer des nun geschlossenen ältern, ein in Betracht seines Zwecks, Inhalts und Formats stellvertretendes und anschliessendes Werk erhalten, sondern auch diesem Werke durch eignen Fleiß, und durch den Beystand deutscher und auswärtiger Gelehrten, die sich zu dieser Absicht mit mir vereinigen werden, die Empfehlungen und Vorzüge eines neuen, den Bedürfnissen, der Denkart, und dem Geschmack unsers Zeitalters angemessenen Kirchenhistorischen Jahrbuchs zu verschaffen. An reichem und mannichfaltigem Stoffe kann es bey der Zusammenkunft so vieler das Religionswesen überhaupt, und den Religionszustand einzelner Reiche und Staaten insbesondere angehender Erscheinungen unserer Tage gewiß nicht fehlen. Den unabsehlichen Erfolgen und Entwikkelungen

kelungen jener furchtbar großen, Religion, Sitten und Wiſſenſchaften eben ſowohl als bürgerliche und politiſche Verfaſſung, wie es wenigſtens ſcheint, gewaltſam zerſtörenden, unvergleichbar denkwürdigen Epoche machenden Umkehrung der Dinge in Frankreich, ſieht jede, nur nicht ganz träge Seele mit geſpannter Aufmerkſamkeit entgegen. Die von Zeit zu Zeit wieder bemerkbar und laut gewordenen Bemerkungen der Unzufriedenheit unter den Diſſentern in England, und die den Katholiſchen in Irrland neuerlich eingeräumten Privilegien, erwecken gleichfalls Erwartungen noch mancher wichtiger Folgen. Das, obwohl mit ungleicher Kraft in allen der katholiſchen Kirche zugethanen Ländern, hier erſt beginnende, dort unglaublich raſch, muthig und glücklich fortfahrende Streben zu höherm Licht und größerer Freyheit — der dabey immer noch unausbleibliche Widerſtand von Seiten der Gewalt der Finſterniß, des Aberglaubens, der Möncherey und geiſtlichen Tyranney — der ohne Zweifel noch lange dauernde Kampf zwiſchen den beyden Hauptpartheyen, in welche die Proteſtanten jezt, nur noch nicht äuſſerlich, getheilt ſind, Naturgläubigen und Wundergläubigen, und der in ſo großen Verſchiedenheiten der Lehrart enthaltene Anſchein wirklicher Trennungen unter ihnen — das nur auf einige Zeit ins Vergeſſen geſtellte Misvernehmen der Katholiſchen Kirche in Deutſchland mit dem römiſchen Stuhle — die unſteten Religionsverhältniſſe der verſchiedenen Kirchenpartheyen in Ungarn — die unfehlbar bevorſtehenden kirchlichen Veränderungen in Polen und Südpreußen — die fortwährenden Wirkungen des Königlich-Preuſſiſchen Religionsedikts — die Spaltung unter den Lutheriſchen in Holland — die aufs neue ſehr vernehmlichen Klagen und Beſchwerden der Pfälziſchen Proteſtanten — dazu noch viele andere in dies Gebiet menſchlicher Angelegenheiten eingreifende Ereigniſſe, bald in dieſer, bald in jener Weltgegend — obrigkeitliche

Ver-

Verfügungen in Religions- Kirchenpolizey- Erziehungssachen — angefangene, vollendete, wirksame, unwirksame, Verbesserungen, Verschlimmerungen des innern oder äußern Zustandes der Gottesverehrung, und der darauf gerichteten gesellschaftlichen Anstalten — Erweiterungen oder Einschränkungen der Denkfreyheit, der Toleranz — wohlthätige oder schädliche Einflüsse der sogenannten Geistlichkeit auf Verstand, Sitten, Industrie, Wohlfahrt des Volks — sind lauter Dinge, über welche nicht bloß der Theolog, und der Kirchengeschichtsforscher, sondern überhaupt jeder nicht gleichgültige Beobachter moralischer Phänomene in seiner Mitwelt, nähere Auskunft und mehr Aufklärung zu erhalten wünschen wird, als Zeitungen und andere fliegende Blätter gewähren.

Vielleicht halten es, außer vielen bereits von mir namentlich um ihre Theilnehmung erbetenen Gelehrten, noch mehrere der Mühe werth, den zur Auswahl und Bearbeitung erforderlichen mannichfaltigen Vorrath von Materialien mit ihren Beyträgen zu vermehren. Diesen verpflichte und erbiete ich mich, für jede ihrer Bemühungen auf die Art und in der Maaße, die ihnen angenehm ist, und die sie selbst vorschreiben mögen, thätig dankbar zu seyn. Was zu dieser Absicht an die Hoffmannische Buchhandlung in Weimar unter meiner Addresse abgegeben oder geschickt wird, werde ich vornehmlich zur Leipziger Oster- und Michaelis-Meßzeit auf dem sichersten und leichtesten Wege erhalten.

Helmstädt, den 20sten Oktober 1793.

D. Heinr. Phil. Conr. Henke.

Horatio.

Vollkommen gleich; ich schauere vor Schrecken und Erstaunung.

Marcellus.

Red' es an, Horatio.

Horatio.

Wer bist du, der du dieser nächtlichen Stunde, zugleich mit dieser schönen Helden-Gestalt, worinn die Majestät des begrabnen Dähnen-Königs einst einhergieng, dich anmassest? Beym Himmel beschwör' ich dich, rede!

Marcellus.

Es ist unwillig.

Bernardo.

Seht! es schreitet hinweg.

Horatio.

Steh; rede; ich beschwöre dich, rede!

[Der Geist geht ab.]

Marcellus.

Es ist weg, und will nicht antworten.

Bernardo.

Was sagt ihr nun, Horatio? Ihr zittert und seht bleich aus. Ist das nicht mehr als Einbildung? Was haltet ihr davon?

Horatio.

Von diesem Archive für die neueste Kirchengeschichte erscheint künftig, und zwar von bevorstehendem Neuenjahr an, vierteljährig ein Stück von acht bis zwölf Bogen auf weißem Druckpapier, sauber gedruckt und in farbiges Papier geheftet. Vier solcher Stücke machen einen Band, und jedes derselben wird 8 bis 12 gr. kosten. Weimar, den 28sten Okt. 1793.

Hoffmannische Buchhandlung.

3.

Pantheon der Deutschen.

Unter diesem Titel glaube ich sowohl dem guten Geschmack als dem Patriotismus durch einen Entwurf zu huldigen, der nach meinem Urtheil sehr einladend im Ganzen und ungemein reich im Detail ist. Der Plan beschäftigt sich ausschließlich mit hervorstechenden Zügen der deutschen Geschichte, so wie mit den großen Männern deutscher Nazion aller Art und jedes Zeitalters und selbst mit einzelnen interessanten deutschen Privathandlungen, die durch zwölf Kupfer, außer dem Titelkupfer, Titelvignette nebst Portraits (sämmtlich von Berger und Bolt in Berlin, Kohl in Wien, Lips und Müller in Weimar, Schule in Leipzig, und von Schubert in Meissen gezeichnet) in jedem Bändchen, und durch skizzirte, mahlerische und zweckmäßige Aufsätze, auf schönes Papier elegant gedruckt und höchst sauber in rothen Saffian, englischen, Franz- und Pergamentband, in Seide und gemahlt gebunden, auf eine angenehme Weise wieder in Erinnerung gebracht werden sollen. Es scheint mir eine solche ehrenvolle Aufzeichnung

und

und das gefeyerte Andenken der Männer, die die Zierde und der Stolz unſers Vaterlandes ſind, des Geiſtes einer ſo hochkultivirten Nation und ihres Ruhms völlig werth, und auf dieſe Weiſe am ausführbarſten zu ſeyn. Hierbey giebt es jedoch einige Rückſichten, die ich in einzelnen Punkten aus einander ſetzen will:

1) Daß ſolche Züge hauptſächlich gewählt werden, ie große Begebenheiten ſchildern, die den Karakter verſchiedener Zeitalter ins Licht ſtellen, unſere Nazionaltugenden beweiſen, oder wichtige Veränderungen in Sitten, Religion und Kultur, oder in der Staatsverfaſſung aufklären.

2) Daß unter den großen Männern hauptſächlich auf ſolche Rückſicht genommen werde, die **Namen** haben, und entweder wegen wichtiger Verdienſte um das Vaterland oder durch große Thaten, oder auch durch große Bewegungen, die ſie verurſacht haben (durch Geiſtesrevoluzionen u. ſ. w.) berühmt ſind.

3) Daß auch intereſſante Szenen aus ihrer Lebensgeſchichte, wenn ſie welche liefert, zu Kupfern gewählt werden können.

4) Daß **unbekannte** große Männer, die durch die Undankbarkeit ihrer Zeitgenoſſen vielleicht im Dunkeln geblieben ſind, nur unter der ſtrengen Bedingung aufgenommen werden, wenn ihre Verdienſte ungemein oder ihr Einfluß auf den Nazionalgeiſt, ſehr groß geweſen ſind.

5) Daß einzelne Privathandlungen bloß durch auffallendes Intereſſe, durch die Größe einer außerordentlichen That, oder durch die Darſtellung einer Nazionaltugend

tugend (z. B. der Treue, der Tapferkeit, der Häuslichkeit) oder durch eine sehr genaue Beziehung auf irgend eine große Begebenheit, der Aufnahme würdig geachtet werden können.

6) Daß auch ausgezeichnete Karaktere und Handlungen deutſcher Frauen unter die obigen Gegenſtände gehören.

Die Anordnung wird im Allgemeinen nach der Regel eingerichtet werden, daß ohne weitere ſtrenge chronologiſche Folge, wo möglich, in jedem Bändchen die ältere und die neuere Geſchichte, und überhaupt die Gegenſtände mit einander abwechſeln. Jedoch wird dabey immer zur Beförderung des Intereſſe auf ſchickliche Gruppen und ungeſuchte Parallelen zu ſehen ſeyn.

Karl Gottlieb Hofmann,
Buchhändler in Chemnitz.

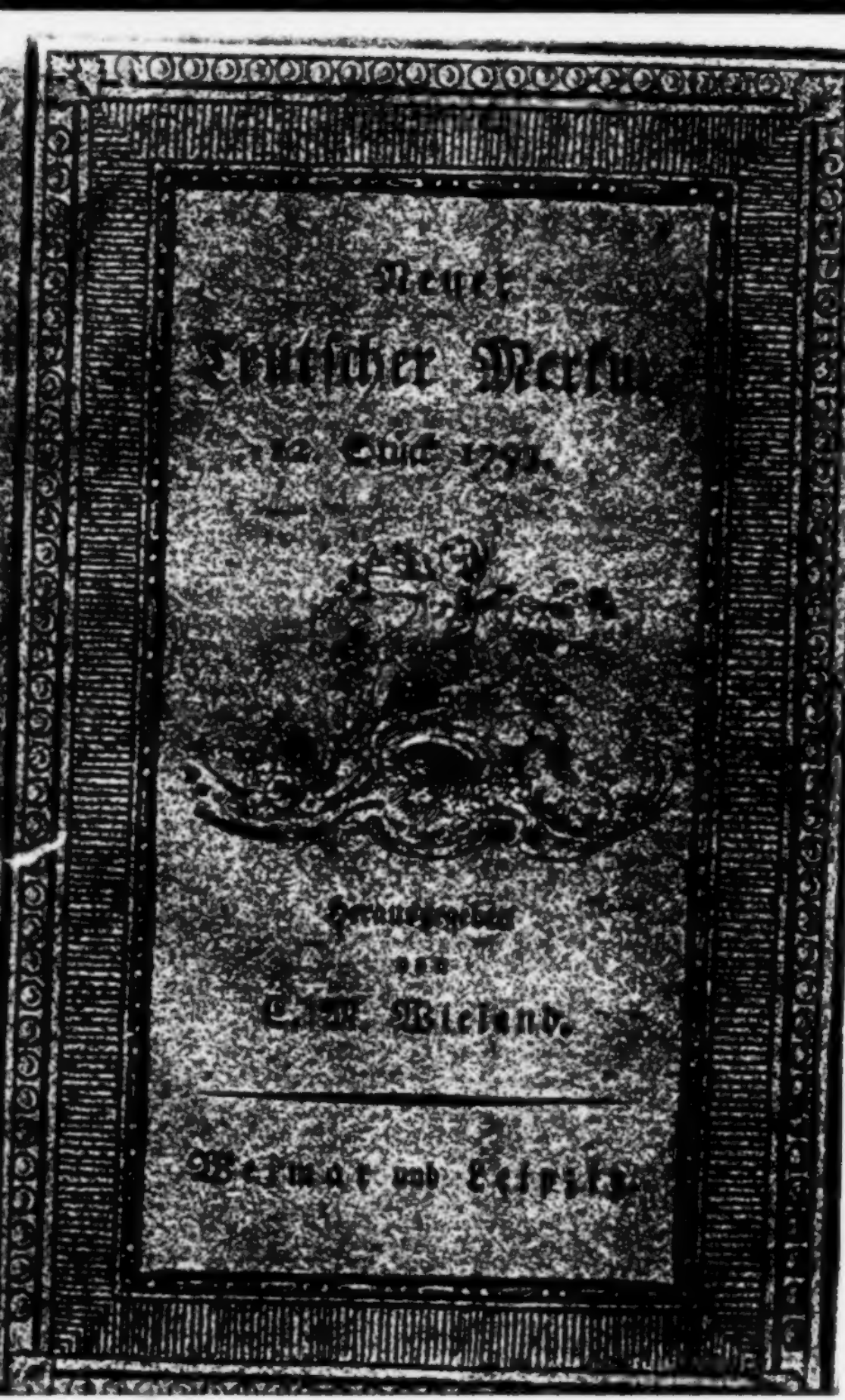
Neuer
Teutſcher Merkur
1792. Erſtes Stück.
Herausgegeben
von
C. M. Wieland.
Weimar und Leipzig

Inhalt.

I. Prüfung der Alleinherrschaft nach merkantilischen Prinzipien. Seite 329

II. Der alte Thomas Part. — 393

III. Edelhold über seine häusliche Glückseligkeit. — 409

IV. Briefe vermischten Inhalts. — 421

V. Einige Fabeln. — 432

VI. Ankündigung der sämmtlichen Werke Wielands. — 435

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich in irgend einer dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des N. Teutschen Merkur.

Bey dem Buchhändler Johann David Schöps in Zittau und in allen guten Buchhandlungen sind folgende neue Bücher zu haben:

Der Oybin, bey Zittau. Raubschloß, Kloster und Naturwunder. Mahlerisch und historisch beschrieben von Dr. C. A. Peschek. Nebst Titelvign. und einem in Arabischer Manier illuminirten Prospekte von Herrn Laurin, gr. 8. 1792. auf Schreibpapier 3 Rthlr. Mit schwarz getuschtem Prospekte, auf Schreibpapier 3 Rthlr. Ohne Prospekt, auf Druckpapier 16 gr.

Dies ist die längst verlangte und erwartete Beschreibung einer der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands, indem sowohl die isolirte Lage des Berges Oybin, in der Mitte zwischen einigen Kreisen hoher Gebirge, als auch dessen Geschichte, als Raubschloß und Kloster, gleich wichtig ist. Freunde der Natur und der Geschichte finden in diesem Buche einen unterhaltenden und belehrenden Zeitvertreib, die, welche den Oybin schon sahen, eine angenehme Rückerinnerung an seine Schönheiten und die, welche ihn noch nicht besuchten, einen Ersatz für ihr Entbehrniß oder ein aufforderndes Verlangen, diese Seltenheit zu sehen. Der Oybin ist vom Verf. mit möglichster Treue sowohl topisch beschrieben, als auch dichterisch geschildert und historisch dargestellt. Der in Aberlischer Manier vom Herrn Laurin in Dresden verfertigte große Prospekt desselben ist getreu und vortreflich von der nordwestlichen Seite aufgenommen, wo sie nur von hier aus möglich ganze Aussicht der alten Klosterruinen, und des lachenden Oybinerthals die Zeichnung mächtig erheben.

Grosse (Carl) physikalische Abhandlungen. Mit einer Titelvign. von Herrn Lips. gr. 8. 1792. auf Druckpapier 16 gr. auf Schreibpapier 20 gr.

Inhalt: Ueber die Menschenracen. Theorie der Erzeugung. Versuch eines Romans aus dem Thierreiche. Ueber die Methode in der Naturforschung, nebst einem neuen Versuche, die Säugthiere zu klassificiren. Anhang: Ueber die Schweinracen; ein Beytrag zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Die erste Abhandlung wird, wenn sie einige Aufmerksamkeit erregt, noch einen zweyten Theil derselben nothwendig machen, den der Verfasser in einiger Zeit zu liefern gedenkt. Die Besitzer des Magazins für die Naturgeschichte des Menschen, so in 3 Bänden von dem nämlichen Verfasser herausgegeben worden, können diese physikalischen Abhandlungen gleichsam als eine Fortsetzung dieses Maga-

Der neue

Teutſche Merkur.

12. Stück. Dezember 1793.

I.

Prüfung der Alleinherrſchaft nach moraliſchen Prinzipien.

Wir haben in Boeties Rede das jugendliche Gefühl der Freyheit, und in dem Ausſpruch der Geſchichte die durch Erfahrung behutſam gewordene Klugheit gehört: nun bleibt uns noch übrig den Ausſpruch der Moral zu erforſchen. In erſter Rückſicht wurde die Frage beantwortet: welche Regierung gefällt uns, wenn wir noch keiner gewohnt ſind? — in zweyter: welche iſt uns nützlich? und in dritter ſoll die Frage: welche gebührt uns? beantwortet werden. Die Antwort auf die erſte Frage war: keine, wo wir beſchränkt ſind; auf die zweyte: die Alleinherrſchaft; und auf die dritte ſoll die Antwort nun erforſcht werden.

Obgleich (wie wir in der vorhergehenden Betrachtung gesehen haben) der Mensch zu seiner Selbsterhaltung gezwungen ist, auf die ungebundene Freyheit zu resignieren, und eine Regierung entstehen zu lassen: so muß ihn doch zugleich ein höherer Grund dazu verbinden, wenn er als moralisches Wesen sich einer Regierung unterwerfen soll.

Der Mensch, als moralisches Wesen, kann nie als bloß leidend angesehen werden, und niemand kann ein Recht haben einen Ausspruch zu machen, was man mit ihm thun soll, sondern allein, was er thun soll. Die erste Frage, die hier entsteht, ist: „darf der Mensch nicht im Naturzustand bleiben? ist dieser Zustand nicht seiner moralischen Natur am würdigsten?“

Um dies auszumachen, müssen wir den juridischen Naturzustand des Menschen näher betrachten. Ich füge hier das Beywort juridisch hinzu, um sogleich zu zeigen, daß es nicht darauf angesehen ist zu erforschen, was der Mensch bloß von der Natur, ohne sein Zuthun, erhält, sondern nur darauf, in welchem Zustand er sich befindet, wenn er ausser der Natur von nichts abhängig ist.

§. 1. Vom Naturzuſtande.

Naturzuſtand in rechtlicher Rückſicht iſt derjenige Zuſtand des Menſchen, in welchem er Richter in ſeinen eigenen Angelegenheiten iſt.

Dieſe Erklärung hat keine von allen den Schwierigkeiten, die in den übrigen gefunden werden. Die Verwechſelung des urſprünglichen Zuſtandes des Menſchen, der dem bürgerlichen vorher gieng, mit dem juridiſchen Naturzuſtande, der ihm entgegen geſetzt iſt, verwirrte gemeiniglich die Begriffe der Schriftſteller über das Naturrecht. Man glaubte theils, man müſſe dem Menſchen ſeine moraliſche Natur, wenigſtens alle Kultur derſelben, nehmen, um ſeinen Naturzuſtand aufzufinden; theils glaubte man ſchon genug gethan zu haben, wenn man ihm nur alle poſitiven politiſchen Geſetze nahm. Allein das erſte giebt den Stand der Natur, in ſo fern er dem Stande der Kultur, nicht in ſo fern er dem bürgerlichen entgegen iſt: und das zweyte zeigt nur, daß der Naturzuſtand nicht der bürgerliche iſt, wodurch aber kein poſitives Merkmahl des Naturzuſtandes angegeben wird.

Aus dieſer Unbeſtimmtheit entſprang die Unbeſtimmtheit der Erklärungen des Naturrechts. Die am erſten ſich anbietende Erklärung war dieſe: Naturrecht iſt dasjenige Recht, welches

Horatio.

So wahr Gott lebt, ich würde es nicht glauben, wenn ich dem fühlbaren Zeugniß meiner eignen Augen nicht glauben müßte.

Marcellus.

Gleicht es nicht dem Könige?

Horatio.

Wie du dir ſelbſt. So war die nemliche Rüſtung die er anhatte, als er den ehrſüchtigen Norweger ſchlug; ſo faltete er die Augbraunen, als er in grimmigem Zweykampf den Prinzen von Pohlen aufs Eis hinſchleuderte. Es iſt ſeltſam --

Marcellus.

So iſt es ſchon zweymal, und in dieſer nemlichen Stunde, mit kriegeriſchem Schritt, bey unſrer Wache vorbey gegangen.

Horatio.

Was ich mir für einen beſtimmten Begriff davon machen ſoll, weiß ich nicht; aber ſo viel ich mir überhaupt einbilde, bedeutet es irgend eine auſſerordentliche Veränderung in unſerm Staat.

Marcellus.

Nun, Freunde, ſezt euch nieder, und ſaget mir, wer von euch beyden es weißt, warum eine ſo ſcharfe nächtliche

Wache

dem Menſchen im Naturzuſtande zukommt. Mit dieſer Erklärung iſt aber wenig geleiſtet, wenn der Naturzuſtand nicht genau beſtimmt iſt, ob ſie gleich die einzige dem Wort Naturrecht angemeſſene iſt. Wollte man auf das Wort keine Rückſicht nehmen, ſo wäre es beſſer ſolches zu verbannen. Sobald aber der Naturzuſtand beſtimmt erklärt iſt, ſo iſt dies nicht nöthig; denn alsdann iſt Naturrecht dasjenige Recht, welches dem Menſchen zukommt, in ſo fern er ſein eigner Richter iſt. Man ſieht leicht, daß von dem Naturrecht alle Rechte ausgeſchloſſen ſind, die nur durch einen eingegangenen Vertrag entſtehen können: indem ich durch jeden Vertrag gleichſam aus dem Naturzuſtand herausgehe, auf das Selbſturtheil in einer gewiſſen Sache Verzicht thue, und mich dadurch — wenn auch nicht einem abſprechenden Richter, (Iudex) doch einem beurtheilenden (Arbiter) unterwerfen muß. Das Naturrecht ſchließt mit dem Halten der Verträge. Die aus Verträgen entſpringende Rechte können wohl darin unterſucht, aber nicht feſtgeſetzt werden: weil, in ſo fern ſie mich angehen, das Halten derſelben das einzige Recht iſt, welches ich fodern kann, ohne jedoch über die Auslegung, die Möglichkeit der Erfüllung und Verbindlichkeit dazu, in einem gegebenen Falle, abſprechen zu können; indem hierüber der Andere eben ſowohl Richter iſt als ich, in ſo fern aber die Verträge von Andern errichtet

tet ſind, ſelbige gar nicht vor meine Entſcheidung gehören. Ferner gehört auch nur das Allgemeine vom Recht in das Naturrecht: weil der Richter im Naturzuſtand (in welcher Qualität jeder Menſch in demſelben zu betrachten iſt) keiner Geſetze, um darnach zu richten — denn er iſt niemand verantwortlich — ſondern nur einer Leitung im unmittelbaren Selbſturtheil über jeden Fall, bedarf. Das eigentliche Naturrecht kann daher nur einen Kanon des Rechts liefern. Das Naturrecht enthält gar nichts konſtitutives, ſondern nur regulatives, und es findet in demſelben kein Ausſpruch darüber ſtatt, was für Recht gilt, ſondern nur darüber, was für Recht kann gehalten werden. Weiter unten wird ſich zeigen, auf welche Art ſich aber eben deswegen der Begriff des Naturrechts noch erweitern läßt, weil es als regulativ entſcheidend für jeden möglichen Fall, gedacht werden kann.

In unſern Kompendien wird gemeiniglich dem Naturrecht ein ſo weiter Umfang gegeben, daß viele, weil ſie ſahen, daß gar keine Rückſicht mehr auf einen Naturzuſtand dabey ſtatt habe, es lieber Vernunftrecht als Naturrecht haben nennen wollen. Dieſe Benennung iſt aber unſchicklich: denn Vernunft an ſich beſtimmt keine Rechte, ſondern nur Pflichten. Ein Recht ſetzt immer eine Foderung eines Triebes voraus, die dadurch recht iſt, daß ſie nicht als pflichtwidrig

widrig erkannt wird. Die Vernunft hat kein eigenes Recht, und kann auch keine Rechte hervorbringen, weil sie nie Ansprüche auf etwas ausser ihr macht: sondern alles, was die Vernunft nach moralischen Prinzipien verstattet, ist recht. Diese Betrachtung ist wichtig; denn wenn etwas als durch Vernunft geboten angesehen wird, (und dies wären die Rechte, wenn sie als zur Vernunft gehörig erkannt würden) so muß es geschehen und darf nicht unterlassen werden; die Rechte müßten daher gefodert werden. Sind die Rechte aber von der Vernunft nur gestattet: so kann man sich derselbigen verzeihen. Wollte man sagen: Vernunftrecht hieße hier nur soviel, daß sie der Vernunft nicht entgegen wären: so würde dadurch keine besondere Art von Rechten bezeichnet, indem dies von allen möglichen Rechten gelten muß. Der Schein, daß wirklich manche Rechte nicht vergeben werden dürfen, kommt daher, daß sie in anderer Beziehung zugleich Pflicht sind. Jedes Recht, dessen Foderung die Bedingung ist, ohne welche ich meinen Pflichten kein Genüge leisten könnte, muß von mir behauptet werden, und wird mir gleichsam zur Pflicht, z. B. das Recht der Selbsterhaltung in verschiedenen Fällen. Weiter unten bey der Erklärung der Menschenrechte werde ich dies etwas ausführlicher zeigen. Ich kann meine bloßen Rechte behaupten oder nachlassen, wie ich will, wenn mich keine andern Rücksich-

ten binden, die in der bürgerlichen Gesellschaft oft in ausdrücklichen Gesetzen bestehen können. Im Naturzustand, wo ich mein eigener Richter bin, fällt aber das Letztere ganz weg, und ich kann alle meine Rechte aufgeben. Hierin liegt der Grund, daß ich auch mein Selbstrichteramt, in so fern es als Recht betrachtet wird, aufgeben, d. i. aus dem Naturzustande heraus treten kann.

§. 2.

Der Naturzustand ist ein Zustand der Ungerechtigkeit, und es ist daher Pflicht, aus ihm heraus zu gehen, wenn es einen mehr moralischen giebt.

Wenn ich den Naturzustand hier einen Zustand der Ungerechtigkeit nenne, so will ich damit nicht sagen, daß es in demselben unmöglich wäre gerecht zu seyn, sondern, daß es unmöglich ist in demselben Gerechtigkeit zu erhalten. Ich kann zwar recht handeln, aber ich bin der Mittel beraubt, andere dahin zu bringen, daß sie es als recht erkennen, und wieder gegen mich recht handeln. Subjektiv kann es in demselben zwar gerechte Menschen geben, aber objektiv giebt es keine Gerechtigkeit. Wir wollen dies näher betrachten.

Im Naturzustand ist jeder sein eigener Richter. Keiner kann daher verlangen, daß der andere seinen Ausspruch gültig finde; und da eben

so wenig ein dritter sich der Entscheidung anmaßen darf: so bleibt, bey getheilten Meinungen über Recht und Unrecht, kein anderes Mittel der Ausgleichung übrig als die Gewalt. Der Naturzustand ist daher ein Zustand des Krieges. Es ist nicht nothwendig Krieg Aller gegen Alle, aber der Zustand des Krieges bleibt immer. Wenn jeder nach dem Rechtskanon mit Billigkeit entschiede, und in Kollisionsfällen zum Nachgeben bereit wäre: so könnte der Ausbruch des wirklichen Krieges vermieden werden. Vor dem Richterstuhl der Moralität wäre aber diese Vermeidung des Krieges doch nur ein kleines Verdienst, wofern es möglich wäre, den Zustand des Krieges selbst aufzuheben; weil dann noch immer eine Tücke des Herzens zu vermuthen wäre, die diesen Zustand nicht aufgehoben wissen wollte, weil man vielleicht doch noch von der Gewalt, anstatt des Rechts, Gebrauch zu machen gedächte. Es entsteht daher die Aufgabe für den Menschen, in den Zustand des Friedens zu treten. Dieser Zustand ist dem des Krieges entgegen gesetzt, und fodert, daß eine allgemeingültige Entscheidung jedem Fall schon vorhergehe, um keine Wahl der Rechtsmeinung übrig zu lassen. Es wäre der Zustand unter Gesetzen.

In dem Naturzustande müssen ferner die Kräfte der Menschen für einander ungenützt bleiben, oder sie müssen Verträge zur wechselseitigen Unterstützung

ſtützung mit einander eingehen. Das erſte iſt nun der Moral zuwider, die uns befiehlt, unſere Kräfte nach ihren Vorſchriften zu gebrauchen; wodurch einzig und allein das Moralgeſetz Kauſalität erhält, und dadurch erſt den Namen eines Geſetzes verdient, da es auſſerdem eine leere hypothetiſche Vorſchrift wäre; das zweyte aber kann (wie wir oben ſchon geſehen haben) nicht wohl geſchehen, ohne aus dem Naturzuſtand heraus zu treten, indem die wechſelſeitige Verbindlichkeit eines Vertrages nur durch einen dritten entſchieden werden kann. Die Entſcheidung durch einen dritten iſt aber auch in jedem Fall, wo die Rechtsmeinungen getheilt ſind, nothwendig: weil das Urtheil jederzeit uneigennützig ſeyn ſoll, und alſo Partheyen, welche Anſprüche gegen einander haben, einander nie richten können. Daraus entſteht eine Verbindlichkeit, ſeine Angelegenheiten dem Ausſpruch eines dritten zu unterwerfen, der nicht Parthey iſt; das iſt, in einen Zuſtand zu treten, wo die Parthey niemahls Richter iſt. Da nun aber im Naturzuſtande ein dritter kein Recht hat entſcheidend abzuſprechen, und, wenn er gleich die hiezu nöthige Einſicht hat, und in der Qualität eines einſichtsvollen Mannes zum Schiedsrichter begehrt wird, dennoch von jeder Parthey als gültiger Richter (Iudex competens) verworfen werden kann, ſo bald ſein Ausſpruch mißfällt: ſo entſtünde aus dieſer Art der Entſcheidung nur ein Zuſtand der Anarchie, d. i. ein Zu-

ſtand, wo zwar über das, was recht ſeyn ſoll, entſchieden wird, aber die Entſcheidung nicht geltend gemacht werden kann — ein moraliſch ſchlimmerer Zuſtand als der gänzliche Naturzuſtand, wenn die rechtmäßige Entſcheidung nicht zugleich zur unwiderruflichen Entſcheidung gemacht würde. Hieraus folgt die Verbindlichkeit, wo möglich, in den Zuſtand einer geſetzlichen Gewalt zu treten, um die allgemeingültige Entſcheidung zur allgemeinzwingenden zu machen.

Endlich iſt es uns zwar erlaubt, und in manchen Fällen ſogar Pflicht, unſere Foderungen, auch wenn ſie rechtmäßig ſind, zu Gunſten anderer einzuſchränken: allein, wenn dieſe Einſchränkung nur aus Eigennutz oder aus einer andern Leidenſchaft geſchieht, ſo verliert ſie nicht allein allen moraliſchen Werth, ſondern kann ſogar, wenn die Einſchränkung boshafte Abſichten hat, oder ohne alle freye Ueberlegung durch eine feige Leidenſchaft bewirkt wird, unmoraliſch werden. Dies verpflichtet uns, wo möglich, uns in einen Zuſtand zu verſetzen, wo bloße Gewalt nie das Urtheil über Recht bey uns unkräftig mache. Dieſe Verpflichtung folgt auch noch unmittelbar aus dem Moralgeſetz, welches, indem es uns verbietet, andere Menſchen als bloße Mittel zu brauchen, auch zugleich verbietet, uns ſelbſt auf dieſe Art brauchen zu laſſen. Ob nun aber gleich unſere Kräfte nicht allezeit hinlänglich ſind, dieſes letztere,

letztere, was die äussern Handlungen betrift, zu verhindern: so bleibt uns doch die Verbindlichkeit, es so weit zu hindern als möglich ist: und wenn es daher einen Zustand giebt, in welchem dies mehr möglich ist als in dem Naturzustande: so sind wir verbunden uns in diesem Zustand zu versetzen. Dies würde aber in dem Zustande geschehen, wo Alle wechselseitig einander ihre Rechte garantierten. Dieser Zustand ist der bürgerliche, und wir sind daher verbunden in den bürgerlichen Zustand zu treten, so bald es möglich ist.

Diese Aufgaben (in so fern sie als noch im Naturzustande hypothetisch auflösbar angenommen werden) leiten auf einen weitern Begriff des Naturrechts; und Naturrecht in weiter Bedeutung kann daher das Urtheil über Recht heissen, welches im Naturzustand gefällt wird. Der Rechtsfall kann aus dem bürgerlichen Rechte seyn: aber die Entscheidung soll nichts voraussetzen, als was der Mensch im Naturstande vernünftig finden muß. Naturrecht ist, in dieser Bedeutung, nicht, was im Naturzustande recht ist, sondern was im Naturzustand, ohne andere Bedingungen als die in den Verhältnissen der Sache liegen, als recht erkannt wird. Dieser Begriff des Naturrechts läßt sich mit dem bisherigen sehr gut vereinigen, und nach ihm besteht das Naturrecht aus drey Theilen: aus dem eigentlichen

Natur-

Naturrecht oder dem Kanon des Rechts, aus der Theorie der hypothetischen Rechte, und aus der Kritik der Staatsverfassungen. Der letzte muß Kritik heissen, weil die Gesetze nur durch Gewalt aufrecht erhalten werden können, diese Gewalt aber zu bilden schon Gewalt voraussetzt, (wie sich in der historischen Betrachtung zeigte,) und daher nicht als durch Filosofie entstanden, sondern nur als vor derselben verantwortlich, angesehen werden kann.

In so fern hierüber bloß geurtheilt wird, was recht, vernünftig und vortheilhaft ist, und die Verfassungen ohne die Mängel, die aus der menschlichen Natur entspringen, gedacht werden, hat die Frage über die Bildung einer Verfassung und den Eintritt in dieselbe keine Schwierigkeit. Aber in so fern entschieden werden soll, wie es moralisch möglich ist, daß der Mensch aus dem Naturzustande heraustrete und sich in einen unvollkommnen bürgerlichen begebe, wo er so gut unrecht leiden kann als im Naturzustande, ohne seine Freyheit, und mit ihr seine Moralität zu verlieren (indem die Moral, die ihn von einer Seite antreibt, wo möglich, den Naturzustand zu verlassen, ihm von der andern, als einem moralischen Wesen, befiehlt, nie auf das Selbsturtheil über Recht und Unrecht Verzicht zu thun, und also gleichsam immer im Naturzustande zu bleiben) zeigt sich ein Widerstreit der Foderungen,

gen, welcher theoretiſch wohl unaufgelöſt bleiben könnte, weil die Sache bereits faktiſch entſchieden iſt, wenn nicht die Auflöſung deſſelben von der Moralität, welche ſich an keiner faktiſchen Entſcheidung genügen läßt, aufgegeben, und dadurch die Löſung nothwendig gemacht würde. Ehe wir aber dieſen Widerſtreit zu heben ſuchen, wollen wir die Schwierigkeiten in ihrer ganzen Stärke darſtellen.

§. 3.

Es iſt unmöglich in eine bürgerliche Verfaſſung durch einen Vertrag zu treten, und moraliſcher Weiſe kann der Uebertritt in eine ſchon vorhandene nicht erzwungen werden.

Wenn die bürgerliche Geſellſchaft durch die bloße Verabredung entſtehen könnte, ſo würde die Sache keine Schwierigkeit haben. Allein, wer könnte den andern hindern wieder zurück zu treten? Wer dürfte es ſich anmaßen, den andern zu zwingen, die Rechte eines dritten zu ſchützen? So lange alſo keine Einrichtung getroffen iſt, die den Rücktritt in den Naturzuſtand verhindert, das iſt, ſo lange keine Verfaſſung gebildet iſt: ſo lange würde der Naturzuſtand als noch immer fortdauernd, oder vielmehr bis zur Anarchie verſchlimmert, anzuſehen ſeyn.

Eine

Wache den Unterthanen dieser ganzen Insel geboten ist? Wozu diese Menge von Geschüz und Kriegs-Bedürfnissen, welche täglich aus fremden Landen anlangen? Wozu diese Gedränge von Schiffs-Bauleuten, deren rastloser Fleiß den Sonntag nicht vom Werk-Tag unterscheidet? Was mag bevorstehen, daß die schwizende Eilfertigkeit die Nacht zum Tage nehmen muß, um bald genug fertig zu werden? Wer kan mir hierüber Auskunft geben?

Horatio.

Das kan ich; wenigstens kan ich dir sagen, was man sich davon in die Ohren flüstert. Unser verstorbner König, dessen Gestalt uns nur eben erschienen ist, wurde, wie ihr wisset, von Fortinbras, dem König der Norwegen, seinem Nebenbuhler um Macht und Ruhm, zum Zweykampf herausgefodert: Unser tapfrer Hamlet (denn dafür hielt ihn dieser Theil der bekannten Welt) erschlug seinen Gegner in diesem Kampf, und dieser verlohr dadurch vermög eines vorher besiegelten und nach Kriegs-Recht förmlich bekräftigten Vertrages, alle seine Länder, als welche nun dem Sieger verfallen waren; eben so wie ein gleichmässiger Theil von den Landen unsers Königs dem Fortinbras und seinen Erben zugefallen seyn würde, wenn der Sieg sich für ihn erklärt hätte. Nunmehro vernimmt man, daß sein Sohn, der junge Fortinbras, in der gährenden Hize eines noch ungebändigten Muthes, hier und da, an den Küsten von Norwegen einen Hauffen heimathloser Wagehälse zusammengebracht, und um Speise und Sold, zur Ausführung irgend eines kühnen Werkes gedungen habe:

Welches

Eine Verabredung müßte in einen unwiederruflichen Vertrag übergehen, wenn eine Verfassung daraus entstehen sollte. Dieser Vertrag setzte voraus 1) Einen als Gesetzgeber anzuerkennen; 2) Einem die Macht, und alle hinlängliche Mittel zu übergeben, um die Gesetze geltend zu machen; 3) alle Rechte wechselseitig anzuerkennen, d. i. alles einem richterlichen Ausspruch zu unterwerfen, und sich nie eine Selbstentscheidung vorzubehalten.

Dieser Vertrag aber könnte moralischer Weise nur geschlossen werden: 1) mit einer objektiven Vernunft, (damit die Gesetze allgemeingültig würden) mit einer bloß durch diese Vernunft geleiteten unwiderstehlichen Macht, und mit einem ohne alles eigene Interesse durch diese Vernunft entscheidenden Richter; denn wenn der Richter selbst ein Interesse hätte, so befände er sich, in Rücksicht auf seine Angelegenheiten, im Stande der Natur, während die andern in einer Verfassung wären, welches widersprechend ist, da er dennoch zur Verfassung gehören soll. Da also das zu diesen Vertrag taugliche Subjekt nicht zu finden ist, so kann auch der Vertrag nie statt finden. Nachsicht gegen das Subjekt, mit welchem der Vertrag geschlossen werden soll, findet schlechterdings nicht statt, weil ich sonst mein Urtheil über Recht und Unrecht der Unwissenheit oder Eigennützigkeit eines andern aufopfern müßte.

Daß

Daß die bürgerliche Verfaſſung moraliſcher Weiſe nicht durch Zwang entſtehen kann, iſt an ſich klar: weil niemand das Recht hat die andern zu zwingen, daß ſie ihn für den alleinigen Richter erkennen. Aus den, daß zufälliger Weiſe bürgerliche Geſellſchaften entſtanden ſind, folgt auch keine Verbindlichkeit darin zu bleiben; denn der Menſch, als freyes moraliſches Weſen, kann niemahls durch unwiderſtehlichen Zwang in der Geſellſchaft zurückbehalten, ſondern muß als freywillig hineingetreten, oder darin verbleibend, angeſehen werden. Von jedem Menſchen, als moraliſchem Weſen, kann man ſagen: er iſt aus dem Naturzuſtande in den geſellſchaftlichen getreten. Die Unterſuchung der Frage: „wie bürgerliche Geſellſchaft entſtehen kann?“ iſt daher in moraliſcher Rückſicht noch eben ſo wichtig, als wenn noch kein Beyſpiel einer ſolchen Geſellſchaft vorhanden wäre.

In der hiſtoriſchen Betrachtung haben wir zwar gezeigt, wie die Obergewalt, die bey zunehmender Kultur und Beſtimmung des Eigenthums die Form der bürgerlichen Geſellſchaft erhält, ohne Vertrag von ſelbſt entſtanden iſt: allein, dieſe Entſtehung, die ſich auf die Trägheit und Eigennützigkeit der Menſchen, und auf die Bewunderung deſſen, der beydes zu überwinden ſchien, gründete, kann als keine gültige Entſtehungsart vor dem Richterſtuhl der Moral angeſehen werden: weil

weil es nicht geſchah, um den Foderungen der Moral Genüge zu leiſten; ſondern theils um die eigennützigen Triebe zu befriedigen, theils weil man den Muth nicht hatte ſich zu widerſetzen. Wir haben auch geſehen, welche harte und für die Menſchen drückende Rechte die ſich ſelbſt bildende Obergewalt dadurch erlangt hat, daß alle Vortheile des geſellſchaftlichen Zuſtandes und des Eigenthums, als allein durch ſie erhalten, angeſehen werden mußten.

Da alſo die bürgerliche Geſellſchaft weder durch einen Vertrag noch durch Gewalt entſtehen, auch ihr wirkliches Entſtandenſeyn dem moraliſchen Menſchen kein Rechtfertigungsgrund ſeyn kann, in ſie zu treten, und überdies der Ausſpruch des moraliſchen Geſetzes, „handle nach eigener Ueberzeugung,“ deutlich und beſtimmt, hingegen die Errichtung einer bürgerlichen Geſellſchaft bloß eine aus den Schwierigkeiten — dieſem Geſetze bey Weſen, deren Vernunft durch Sinnlichkeit beſchränkt iſt, die größtmögliche Wirkſamkeit zu verſchaffen — entſpringende Aufgabe iſt: ſo ſcheint es vermeſſen, den Naturzuſtand zu verlaſſen, ſich nicht mit eigener Gerechtigkeit zu begnügen, und, damit von andern die Gerechtigkeit erzwungen werden könne, ſich der Gefahr auszuſetzen, von der Würde eines ſich ſelbſt richtenden moraliſchen Weſens zu einem durch fremde Willkühr geleiteten gelehrigen Thier herabzuſinken, und von dem mit Freyheit und

Thätig-

Thätigkeit vergesellschafteten Zustand des Krieges, der unserer Würde nichts benimmt, in den Zustand einer von dem Hirten nach Belieben behandelten Schafheerde zu verfallen.

Wenn man dann diese drohende Gefahr durch alle Jahrtausende, deren Geschichte aufgezeichnet ist, wirklich realisieret sieht; wenn uns sogar selbst die Aussicht auf die Zukunft, nach dem Schein der Gegenwart, nichts besseres verspricht; wenn wir den Krieg noch mit weit schrecklicheren Folgen, als er im Naturzustande jemahls haben konnte, vor unsern Augen sehen; wenn wir überall mehr Unterdrückung als gesetzliche Gewalt finden, und wenn sogar unser Gewissen durch despotischen Zwang zu ersticken gesucht wird: so ist es gewiß sehr verzeihlich, wenn der Uebergang in den gesellschaftlichen Zustand nicht bloß als eine unglückselige Verirrung, sondern so gar als eine Versündigung angesehen wird. Nur möge der Leser nicht vergessen, daß hier vom gesellschaftlichen Zustand der sämmtlichen Menschen des Erdbodens die Rede ist, und daß ein kleiner Kreis, der diese Uebel nicht empfindet, die Wahrheit der Schilderung des Ganzen nicht abzuläugnen vermag.

Der Haupteinwurf gegen alle diese Anklagen des bisherigen gesellschaftlichen Zustandes des Menschen ist: daß sich (wie die Erfahrung zeigt,) der Mensch im Naturzustande nie ausgebildet hatte, und daher alle seine Anlagen zur vernünftigen Kultur unentwickelt

wickelt geblieben wären. Diese Behauptung ist durch die allgemeine Menschenkunde so evident, daß sie noch von Niemand geläuguet worden ist. Wer den Naturzustand als den besten für das Menschengeschlecht anpries, fand sich daher genöthiget, auch die Kultur als etwas dem Menschen schädliches und seiner Bestimmung zuwiderlaufendes anzusehen. Diesem ist aber noch beyzufügen, daß selbst die Frage: Wie man aus dem Naturzustand herausgehen könne? — nachdem es entschieden ist, daß man soll, wofern es moralisch, d. i., ohne noch größern Verlust der Moralität möglich ist — und die Untersuchung dieser Möglichkeit, eine Kultur voraussetzt, die nur im gesellschaftlichen Zustand entstehen konnte; und daß also der Mensch alle Vortheile dieses Zustandes genossen haben muß, ehe er die Vortheile des Naturzustandes erkennen, und sie mit den bürgerlichen abwägen kann, und der bürgerliche Zustand deswegen schon Ansprüche auf ihn haben kann, die vielleicht triftig genug sind, um ihn, wenn er sich wieder in den Naturzustand begeben wollte, zu reklamieren.

Der Mensch, im Naturzustande betrachtet, findet daher keine moralische Möglichkeit in den bürgerlichen zu treten, ob ihm gleich die Moralität selbst diese Aufgabe macht; und der Mensch im bürgerlichen Zustande hat eine Verbindlichkeit in diesem Stande zu bleiben, wenn ihn gleich die Moralität, in so fern dieser Zustand der Aufgabe

der

der Moralität im Naturzuſtande kein Genüge leiſtet, (weil er die Foderungen derſelben, als Aufhebung des Zuſtandes des Krieges, fällung uneigennütziger Urtheile, u. ſ. w. in der Erfahrung nicht befriedigt hat, und ihm daher ſeine moraliſche Freyheit zu rauben ſcheint,) antreibt, wieder nach ſeiner natürlichen Freyheit zu ſtreben.

Der Schritt vorwärts aus dem Zuſtande der Natur, und der Schritt rückwärts aus dem bürgerlichen Zuſtande, haben alſo für den Menſchen gleiche Schwierigkeit, und das Beharren in dem einen oder dem andern ſcheint eben ſo ſehr ſeiner Natur, als freyes moraliſches, aber doch von ſinnlichen Bedingungen abhängiges Weſen, zuwider. Wir wollen nun ſehen, ob es möglich iſt einen Leitfaden zu entdecken, der uns aus dieſem Labyrinthe führe.

§. 4.

Der Menſch iſt im Naturzuſtand einer vorauszuſetzenden objektiven Vernunft verantwortlich.

Wenn gleich der Menſch im Naturzuſtande ſein eigener Richter iſt, ſo iſt er doch verbunden nach dem Moralgeſetz zu richten, und muß bereit ſeyn ſeine Handlungen vor demſelben zu rechtfertigen. Alle ſeine Ausſprüche müſſen Allgemeingültigkeit haben können, und in ſo fern er

richtig entscheidet, so haben andere eine Verbindlichkeit diese Entscheidung anzuerkennen; zwar nicht um seinetwillen, aber um ihrer eigenen Moralität willen. Was durch Vernunft entschieden ist, ist allgemeingültig, die Vernunft mag wohnen wo sie will. Der Mensch im Stand der Natur ist daher, wenn er moralisch handelt, nicht als Richter seiner eigenen Sache, sondern als Richter über diese Sache, ohne alle Beziehung, zu betrachten. Die Schwierigkeit liegt daher nicht darin, daß er im Stande der Natur nicht gerecht richten kann, sondern daß er von andern nicht als gerecht erkannt wird. Dieses wechselseitige aber nicht unbillige Mißtrauen des Menschen, macht den Naturzustand zu einem Zustand des Krieges, und hindert die Anerkennung eines gültigen Richters. Wenn auch der Ausspruch eines Menschen für gerecht gehalten wird, so folgt noch nicht daraus, daß er allein aus Gerechtigkeit entsprungen sey, welches doch nothwendig ist, wenn der Mensch als gerechter und gültiger Richter anerkannt werden soll. Die Gerechtigkeit ist daher allein von objektiver Vernunft zu erwarten, und durch diese allein könnte der Naturzustand ohne Verlust der moralischen Freyheit in einen bürgerlichen übergehen.

Diese objektive Vernunft wird nun in der Idee Gottes, als heiligen Gesetzgebers, angetroffen, und der völlig moralische Uebergang aus dem Naturzustand in einen bürgerlichen, wäre der

Ueber-

Uebergang in eine Theokratie. Unter einer solchen Gesetzgebung wäre der moralische Wille völlig frey, das Selbsturtheil über Recht und Unrecht nicht benommen, sondern nur einer Revision unterworfen, welcher die Moralität und die theoretische Vernunft allezeit ihren Beyfall geben müßte. Alle Schwierigkeiten scheinen gelöst, und der Naturzustand wäre in einen ethischen bürgerlichen Zustand umgeschaffen, der nichts anders als der Naturzustand vollkommen moralisch handelnder Wesen wäre. Aber genau betrachtet, bleibt hier noch eine größere Schwierigkeit übrig, als bey jeder andern Art des Ausgangs aus dem Naturzustande; nehmlich, daß nur der moralische Mensch in diesen ethisch-bürgerlichen Staat treten könnte, der unmoralische aber davon ausgeschlossen wäre; weil der Richter nicht bloß die That, sondern auch die Maxime derselben beurtheilen würde, und also jeder noch nicht moralische Mensch ausgeschlossen wäre, zugleich aber auch dadurch seine Besserung unmöglich gemacht würde, weil er immer in der Gemeinschaft schlimmer Menschen bliebe. Setzen wir hinzu, daß der Hang zum Bösen in der menschlichen Natur radikal ist: so würden alle Menschen nie tüchtig seyn Bürger dieses Staats zu werden.

Es bleibt also von dieser Idee nichts übrig, als sich würdig zu machen, ein Bürger eines solchen ethischen Staates zu werden. Dies geschieht

nur dadurch, daß wir uns über alle unsere Handlungen und Urtheile als vor einer objektiven Vernunft verantwortlich betrachten.

§. 5.

Die bürgerliche Gesellschaft ist das einzige Mittel sich diese Verantwortlichkeit immer anschaulich vorzuhalten, und sich zu Bürgern einer Theokratie zu bilden.

Die Schwierigkeiten, die uns bisher im Wege standen, die moralische Möglichkeit des Uebertrittes in bürgerliche Gesellschaft einzusehen, bestanden darin: daß der Mensch, als moralisches Wesen, immer Selbstrichter bleiben muß, wie er es im Naturzustand ist; daß er aber als sinnlich bedingtes Subjekt darüber nothwendig mit andern in Kollision geräth, die sich seinen Ausspruch nicht gefallen lassen müssen, und daß er beständig der Gefahr ausgesetzt ist Unrecht zu thun und Unrecht zu leiden; daß ihm daher die Aufgabe gemacht ist, in einen Zustand zu treten, wo dies nicht geschehen kann, der ihm aber, da die erfoderlichen Bedingungen dieses Zustandes nicht zu erfüllen sind, mit dem Verlust seiner Freyheit, und also auch seiner Moralität droht. Wir haben nun die Bedingungen dieses Zustandes in einer Theokratie angetroffen: aber wie wir bey der ersten Untersuchung diesen Zustand, aus Mangel der Bedingungen, nicht für den Menschen tauglich fanden: so haben wir in dieser Betrachtung den Menschen

nicht

nicht für diesen vollkommnen Zustand tauglich gefunden. Wir haben aber entdeckt, auf welche Art sich der Mensch für denselben bilden kann.

Dies giebt uns nun eine neue Betrachtung an die Hand, nämlich bloß zu untersuchen: ob der sich nun vorfindende bürgerliche Zustand das hinzu geschickte Mittel sey? Wir finden nun, zwischen folgenden Sätzen: „Der Mensch darf nicht im Naturzustande bleiben, denn er mißbraucht seine Freyheit, und leidet wiederum von diesem Mißbrauch bey andern — und der Mensch kann nicht in bürgerliche Gesellschaft treten, denn er muß sich seiner Freyheit gegen solche begeben, welche die ihrige mißbrauchen können" — liegt der Satz in der Mitte: „Der Mensch kann in bürgerliche Gesellschaft treten, um seine Freyheit gebrauchen zu lernen." — Er verzeiht sich seiner Freyheit nicht, sondern entsagt nur dem vorläufigen Gebrauch, bis er hinlänglich dazu gebildet ist. Der Mensch soll im bürgerlichen Zustande lernen im Naturzustande gerecht zu seyn, der dann in eine allgemeine weltbürgerliche Gemeinschaft, wo ein jeder die Rechte der andern schützt, übergehen würde. Der Mensch muß in der bürgerlichen Gesellschaft als in einer Schule, nicht für die Vollendung der Einzelnen, sondern für die Vollendung der Gattung betrachtet werden. Von glücklicher oder unglücklicher seyn, ist daher hier die Frage nicht, sondern vom besser oder schlimmer werden.

Welches dann, wie unſer Hof gar wol einſieht, nichts anders iſt, als die beſagten von ſeinem Vater verwürkten Länder uns durch Gewalt der Waffen wieder abzunehmen: Und dieſes, denke ich, iſt die Urſach unſrer Zurüſtungen, dieſer unſrer Wache, und dieſes haſtigen Gewühls im ganzen Lande.

Bernardo.

Vermuthlich iſt es keine andre; und es mag wol ſeyn, daß eben darum dieſes ſchrekliche Geſpenſt, in Waffen, und in der Geſtalt des Königs, der an dieſen Kriegen Urſach war und iſt, durch unſre Wache geht.

Horatio.

Es iſt ein Zufall, welchem es ſchwer iſt auf den Grund zu ſehen. In dem höchſten und ſiegreicheſten Zeit-Punkt der Römiſchen Republik, kurz zuvor eh der groſſe Julius fiel, thaten die Gräber ſich auf; die eingeſchleyerten Todten ſchrien in gräßlichen ungeheuren Tönen durch die Straſſen von Rom; Sterne zogen Schweiſſe von Feuer nach ſich; es fiel blutiger Thau; der allgemeine Unſtern hüllte die Sonne ein, und der feuchte Stern, unter deſſen Einflüſſen das Reich des Meer-Gottes ſteht, verfinſterte ſich wie zum Tage des Welt-Gerichts. Aehnliche Vorboten ſchrekenvoller Ereigniſſe, Wunder-Zeichen, welche die gewöhnliche Vorredner bevorſtehender trauriger Auftritte ſind, haben an Himmel und Erde ſich vereiniget, dieſes Land in furchtſame Erwartung irgend eines allgemeinen Unglüks zu ſezen.

Der

Auf das Selbſturtheil über Recht und Unrecht kann er nie Verzicht thun; aber er beſcheidet ſich in der Geſellſchaft nicht unfehlbar darin zu ſeyn, und Auflehnung gegen fremde Urtheile in ein bloßes Nichtbeyſtimmen zu verwandeln. Der bürgerliche Zuſtand iſt nicht der Zuſtand der Vollendung des Menſchengeſchlechts, ſondern der Zuſtand der Annäherung zur Vollendung. Die bürgerliche Verfaſſung ſoll dem Menſchen Gelegenheit zur Ausbildung ſeiner Anlagen geben, und die brutale Freyheit in eine geſetzliche verwandeln; er ſoll weiſe werden. Weiſe kann er aber nur in bürgerlicher Geſellſchaft werden; denn da der Menſch alle ſeine Anlagen von ſelbſt entwickeln muß, und dazu ein ſehr kurzes Leben hat: ſo würde er weder für ſich, noch in der Gattung dieſe Beſtimmung erreichen können, wenn nicht die Entwickelung ſeiner Vorfahren auf ihn Einfluß hätte, um ſich in fortſchreitenden Generazionen immer ſchneller zu entwickeln. Dies könnte aber nicht geſchehen, wenn er nicht mit den ältern Menſchen in Gemeinſchaft wäre, und wenn er nicht ſchon ſo viele Einrichtungen, die ihn im Gebrauch ſeiner Freyheit leiten, ohne daß er durch Schaden erſt weiſe zu werden nöthig hat, vor ſich fände, als nöthig ſind, ihm in einem Zeitraum von ohngefähr zwanzig Jahren mit der praktiſchen Weisheit (wenn er anders Luſt und Willen und Talente dazu hat) an welcher ſeine Vorfahren Jahrtauſende geſammelt haben, bekannt zu machen.

Dies

Dies kann also nur in einer Vereinigung des Menschen, und diese nur durch wechselseitige Anerkennung und Bewahrung ihrer Rechte, d. i., in bürgerlicher Gesellschaft geschehen.

In der vorhergehenden Betrachtung haben wir schon gezeigt, daß die Verfassungen von selbst entstehen; nun haben wir gezeigt, daß der Mensch befugt ist in eine bürgerliche Gesellschaft zu treten, in so fern sie die Absicht befördert alle Kräfte und Anlagen des Menschen zu entwickeln. Es ist also nur noch nöthig die Kennzeichen einer bürgerlichen Gesellschaft anzugeben, welche der Absicht angemessen ist, die Menschen zu Bürgern einer Theokratie bilden zu lassen. Die Leitung dieses zu erforschen, ist die Angabe der Eigenschaften eines gerechten Urtheils; denn die bürgerliche Verfassung soll dem Menschen beständig ein Symbol der Gerechtigkeit seyn.

Damit ein Urtheil gerecht sey, muß es allgemeingültig, uneigennützig und wechselseitig verbindend seyn, und wirklich vollzogen werden. Hierin liegt der Grund zur Kritik aller bürgerlichen Verfassungen. Wie wir nehmlich schon in der historischen Untersuchung gesehen haben, entstehet eine Obergewalt immer von selbst, die sich dann zur bürgerlichen Verfassung ausbilden kann; und deswegen findet immer nur eine Kritik der Verfassung Statt. Wenn aber auch dies nicht wäre, so wird man sogleich finden, daß sich keine Verfas-

sung aus diesen und auch aus keinen andern Gründen ableiten läßt, sondern daß sie nur erdacht und dann nach diesen Gründen geprüft werden kann. Aber vorher könnte noch gefragt werden, ob es für die bürgerliche Gesellschaft denn so wichtig sey, welche Art von Verfassung sie habe?

§. 6.

Die bürgerliche Gesellschaft kann moralischer Weise nur durch Eine Art von Verfassung bestehen und ihre Zwecke erreichen.

Bürgerliche Gesellschaft ist eine Gesellschaft, die einander ihre Rechte wechselseitig garantiert. Diese Garantie ist, wenn sie aus moralischen Gründen geschieht, zugleich die höchste Stufe der moralischen Ausbildung des Menschengeschlechts. Die bürgerliche Gesellschaft kann daher faktisch nie als etwas von dem Menschen ganz freywillig errichtetes angesehen werden: weil der Mensch in keiner Zeit seine Vollendung gänzlich erreicht, und immer vorausgesetzt werden muß, daß er ausser der Einsicht seiner moralischen Verbindlichkeit, noch der Furcht und Hoffnung bedarf, um in der bürgerlichen Gesellschaft erhalten zu werden. Diese Leidenschaften würden ihm aber moralischer Weise eben so gefährlich werden können als Freyheit und Eigennutz im Naturzustande, wenn nicht die

bürger-

bürgerliche Gesellschaft zugleich ein Mittel wäre, diese Leidenschaften der Moralität weniger gefährlich zu machen. Daß eine Verfassung seyn muß, haben wir oben schon gesehen; daß die Verfassung, wie sie seyn sollte, materialiter, weil sich die dazu nöthigen Subjekte nicht finden, unmöglich ist, erzeugte die vorhin angedeuteten Schwierigkeiten in bürgerliche Gesellschaft zu treten; und nun, da sich die Schwierigkeit dadurch gelöst hat, daß es zur Erfüllung der Foderung der Moralität hinlänglich sey, daß die Verfassung bloß formaliter so sey, wie sie seyn soll: so ist klar, daß der ganze moralische Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nur durch die formale Güte ihrer Verfassung erreicht werden kann. In moralischer Rücksicht kömmt es daher nicht darauf an, wie viel Gutes durch eine Regierung geschehe, sondern einzig und allein, wie dieses Gute geschehe, damit es dem Bürger ein Vorbild seyn könne, auf welche Art er bey sich selbst über Recht und Unrecht zu entscheiden habe. Die Frage über die beste Verfassung ist daher, in moralischer Rücksicht, am allerwichtigsten: weil in dieser Rücksicht der Zufall die Verfassungen nicht verbessern kann, wie es in bloß politischer Rücksicht öfters dadurch geschehen kann, daß eine schlechte Verfassung durch treffliche Menschen administriert wird.

§. 7.

§. 7.

Es lassen sich so viele Arten der Verfassungen denken, als Vertheilungen der zur Erfüllung eines gültigen Urtheils über Recht und Unrecht nöthigen Vollmachten möglich sind.

Ein gerechtes Urtheil muß allgemeingültig seyn; denn es muß nicht auf Einen Fall allein, sondern auf Alle ähnliche Fälle gültig seyn, und als solches anerkannt werden. Dies ist aber nur möglich, wenn es sich auf ein Gesetz gründet, und setzt also eine gesetzgebende Gewalt voraus. Es muß ferner uneigennützig seyn. Der Richter muß nicht zugleich Parthey seyn; und er muß das Gesetz schon vorfinden, damit nicht das Gesetz als durch die beliebige Entscheidung entstanden erscheine, sondern die Entscheidung nach dem Gesetz geschehe. Es setzt daher eine richterliche Gewalt voraus. Es muß ferner wechselseitig seyn, d. i. jeden verbinden zu dessen Ausführung beyzutragen; es muß jeden angehen, jedem als das Seinige am Herzen liegen. Dies setzt voraus, daß eine organisierende Gewalt da sey, die das Interesse aller Bürger mit einander verknüpft, um zum Zweck der Gesellschaft, der Garantie des Rechts, gemeinschaftlich zu wirken. Es muß endlich vollzogen werden, und erfodert also eine vollziehende Gewalt, die es wirklich ausführen läßt.

Diese

Diese vier Gewalten können nun in Einem Subjekt vereinigt, oder verschiedentlich vertheilt seyn. Alle können entweder durch Einen, durch mehrere, oder durch die Majorität von allen, ausgeübt werden; jede kann monarchisch, aristokratisch, oder demokratisch verwaltet werden.

Nach dieser möglichen Abänderung läßt sich nun die Zahl aller Arten der Verfassungen angeben. Sind alle vier vereinigt, so können sie auf dreyerley Art ausgeübt werden. Sind drey beysammen und immer eine allein, so wird man finden, wenn man die möglichen Kombinazionen durchgeht, daß 32 Arten heraus kommen. Sind je zwey und zwey beysammen, so findet man 24 Arten. Sind zwey verbunden und immer zwey getheilt, so findet man 20, sind sie einzeln, so findet man 47. In allen giebt es also 226 verschiedene Regierungsformen, ohne die unendlichen Kombinazionen, die durch Reservate der einen Gewalt innerhalb der Grenzen einer andern entstehen.

Wenn man diese Menge der möglichen Verfassungen betrachtet, so wird man sich nicht wundern, wenn sich so viele Verfassungen nicht unter die gewöhnlichen Nahmen wollen bringen lassen. Die richterliche, die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt wurden schon längst in der Theorie abgesondert; aber die wählende oder organisierende, welche schicklich Wahlrecht genannt werden kann, wurde immer, als nothwendig mit einer der übri-

gen verbunden betrachtet. Sie kann aber völlig getrennt seyn, und einzelne Beyspiele finden sich davon in den Feudal-Verfassungen, wo sich wirklich ein anderer die Wahl eines Vorgesetzten vorbehalten hat, während daß dann von diesem oder wieder einem andern, oft alle übrigen Gewalten ausgeübt werden. Jede dieser vier Gewalten kann daher abgesondert verwaltet werden, wie die Beyspiele davon auch in der Geschichte aufzufinden sind, und ihre Vertheilung macht den wesentlichsten Unterschied der Regierungsformen aus.

Die Frage: welche Regierungsform die beste sey? ist von der Frage; ob es besser sey, daß einer, oder mehrere, oder das Volk durch die Majorität herrsche? wohl zu unterscheiden; denn ehe man über die letzte entscheiden kann, muß diese vorher gehen: „welche Vertheilung der Gewalten die beste sey?"

§. 8.

Die moralische Form der Verfassungen liegt einzig in der Vertheilung der Gewalten, und nicht in der Menge der Personen, die diese Gewalten ausüben.

Die moralische Form eines Urtheils führt auf vier Gewalten, ohne zu bestimmen, ob sie von Einem oder von Vielen ausgeübt werden sollen. Es ist also zu untersuchen, ob diese Gewalten alle zusam-

zuſammen, oder deren zwey oder drey in Einem Subjekt vereinigt ſeyn können, ohne der Anſchaulichkeit der Form eines gültigen und wirkſamen Urtheils über Recht und Unrecht Abbruch zu thun. Wir haben zwar oben ſchon gezeigt, daß der rein moraliſche Geſichtspunkt der Verfaſſungen keine andere Prüfungsart verſtattet; aber da vielleicht vielen Leſern die Sache zu ſubtil und als bloß künſtlich erdacht, aber in der Wirklichkeit aller Anwendung unfähig vorkommen möchte: ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, hier die Sache noch weiter auszuführen, und den Nutzen dieſer Subtilität für die Moral und Politik zu zeigen.

Ich berufe mich hier auf die vorhergehende Unterſuchung *), wo ich die Alleinherrſchaft bloß in Rückſicht ihrer äuſſern Vortheile und ihrer nothwendigen Entſtehungsart, wenn die Menſchen in der Kultur Fortſchritte machen ſollten, betrachtete. Dieſer Geſichtspunkt muß nie aus den Augen verloren werden, ſobald die Moralität ihn zu faſſen erlaubt. Dies haben wir nun in dieſer Abhandlung bereits gezeigt, und ſind nun dabey, die Anſprüche der Moralität auf den Gegenſtand unſerer Unterſuchung anzuwenden. Wie wichtig es ſey, bey allem, was die Menſchen unternehmen, die Moralität zu befragen, auch wenn es nicht

*) Im 7. Stück des T. M. von dieſem Jahre.

nicht genau mit ihr verbunden zu seyn scheint, zeigt sich vorzüglich wieder in diesem Falle. Zuerst scheint es, als ob man bey der Frage nach der besten Regierungsform oder Verfassung, nur darauf zu sehen hätte, welche dem Menschen am nützlichsten wäre; bald aber trägt die Moral auch ihre Foderung vor, und will nicht nur, daß die gerechteste gewählt werde, sondern sieht die Verfügung, daß die Menschen durch Zwang zu scheinbar guten Handlungen getrieben werden, sogar als eine Schmälerung ihres Einflusses an, indem sie das Gute ohne Furcht und Hoffnung ausgeübt wissen will. Wäre nun dieser Einwurf gegen jede Verfassung gültig, und hätte die Moral nie etwas von ihnen zu erwarten, als daß sie eine Schule der Heucheley wären: so wären Moral und Politik gänzlich getrennt, und der moralische Mensch müßte den politischen ausziehen und in die Wüste gehen. Daß dieses keine unzeitige Furcht sey, hat sich schon in der Erfahrung gezeigt, indem ja wirklich die Meinung, daß sich die bürgerliche Verfassung und die reine moralische Gesinnung (was die Christen die Nachfolge Jesu nennen) nicht mit einander vertrügen, einmal schon herrschend wurde, und den Anachoretismus erzeugte, vom welchem das Klosterleben noch eine gemilderte Nachahmung ist. Da die Moral aber immer den ersten Anspruch an den Menschen hat: so müßte auch, sobald es ausgemacht wäre, daß es eine durch höhere Macht angeordnete

nete moraliſche Verfaſſung (eine ſichtbare Kirche) gäbe, die ſich mit der politiſchen nicht vertrüge, die politiſche dieſer völlig untergeordnet werden; indem die politiſche Verfaſſung nur als eine Zucht angeſehen werden müßte, in welcher die unmoraliſchen Menſchen (die Weltmenſchen) gehalten würden, um den moraliſch vereinigten Menſchen (Kindern Gottes) nicht zu ſchaden. Die Hierarchie muß nothwendig entſtehen, ſo bald die Parthey der Anachoreten die herrſchende wird. Wird die bloß politiſche die herrſchende, ſo entſteht eine Epoche des Unglaubens, die für die Menſchheit noch gefährlicher iſt, aber nie lange dauern kann. Auch dies beſtätigt die Geſchichte. Ferner lehrt uns die Erfahrung und die Kenntniß der ganzen menſchlichen Natur, ſo weit wir darin gekommen ſind, daß die Vollendung des Individuums nicht als Naturzweck des Menſchen angenommen werden kann, ſondern daß einzig die einſtmahlige Vollendung der Gattung denkbar iſt. Es entſteht alſo ſelbſt aus der Moral, die uns die Erreichung des höchſten Guts gebietet, die Aufgabe, auch zu dieſer Vollendung beyzutragen; und da dies nur durch Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft möglich iſt: ſo macht uns die Moral auch den poſitiven Auftrag (nicht bloß den negativen) aus dem Naturzuſtande in bürgerliche Geſellſchaft zu treten. Aber, als Auftrag von ihr, muß er auch nach ihren Vorſchriften ausgeführt werden. Es entſtehet von der einen Seite die Gefahr einer ſehr

Der Geiſt tritt wieder auf.

Aber ſtille, ſeht! Hier kommt es wieder zurük! Ich will ihm in den Weg ſtehen, wenn es mir gleich alle meine Haare koſten ſollte. Steh, Blendwerk! (Er breitet die Arme gegen den Geiſt aus.) Wenn du fähig biſt, einen vernehmlichen Ton von dir zu geben, ſo rede mit mir. Wenn irgend etwas gutes gethan werden kan, das dir Erleichterung und Ruhe, und mir das Verdienſt eines guten Werkes geben mag, ſo rede! Wenn du Wiſſenſchaft von dem Schikſal deines Landes haſt, und es vielleicht, durch deine Vorherſagung noch abgewendet werden könnte, o ſo rede! -- Oder wenn du, in deinem Leben unrechtmäſſig erworbene Schäze in den Mutterleib der Erde aufgehäuft haſt, um derentwillen, wie man glaubt, die Geiſter oft nach dem Tode umgehen müſſen, ſo entdek es. (Ein Hahn kraht.) Steh, und rede -- Halt es auf, Marcellus --

Marcellus.

Soll ich mit meiner Partiſane darnach ſchlagen?

Horatio.

Thu es, wenn es nicht ſtehen will.

Bernardo.

Hier iſt es --

Horatio.

Izt iſts hier --

Mar-

schädlichen Trennung unter den Menschen; und von der andern wird der Moral nicht Genüge geleistet, wenn die bürgerliche Verfassung nicht auf ihre Vorschriften gebauet wird,

Die Vorschriften der Moral können sich aber hier auf nichts weiter erstrecken, als auf die Form; weil dies das Einzige bleibende einer Verfassung ist, während die Subjekte, welche die Verfassung wirklich ausmachen, beständig wechseln. Diese From liegt in der Anschaulichkeit eines gültigen wirksamen Urtheils, und diese wird durch die Vertheilung der Gewalten erhalten; folglich ist dieß das Einzige, was die Moral hier thun kann. Für die Güte der Verwaltung, in so fern das Gute nicht bloß als Erscheinung durch entgegengesetztes Interesse, sondern aus moralischen Triebfedern entstehen soll, bürgen mehrere Personen eben so wenig als Eine, und die Frage: ob es gut sey, daß Einer Person, oder mehreren, oder der Majorität, diese oder jene Gewalt zu übergeben sey, ist daher politisch und nicht mehr moralisch.

§. 9.

Die vier Gewalten müssen getrennt seyn.

Sind die vier Gewalten vereinigt, so ist das Gesetz durch den Richter gegeben, mithin erscheint es als der Wille des Richters; der Richter

ter iſt durch ſich ſelbſt ernannt, er iſt alſo nicht rechtmäßig anerkannt, und iſt Parthey; er vollzieht ſeinen Ausſpruch ſelbſt, und dieſer Ausſpruch erſcheint dadurch als ſein bloßer Wille; der Gehorſam iſt daher kein Gehorſam gegen eine geſetzliche Gewalt, ſondern gegen eine willkührliche. Es wäre möglich, daß der Urtheilsſpruch zwar gerecht wäre, aber man kann nie gewiß werden, daß der Richter gerecht iſt. Dieſe Art von Verfaſſung iſt den Menſchen auch nur dadurch erträglich, daß ſie in einem rohen Zeitalter ſich das Anſehen geben kann, daß ſie durch göttliche Autorität geſchützt ſey. Der Menſch unterwirft ſich ihr um einer höhern moraliſchen Macht willen. Die erſte urſprüngliche Verfaſſung iſt zwar nothwendig von dieſer Art; aber (wie wir in der hiſtoriſchen Betrachtung gezeigt haben) ſie erhält ſich auch nur durch einen Schein von Göttlichkeit. Moraliſcher Weiſe iſt es nun gleich, ob dieſe Gewalten in der Hand eines Einzigen, mehrerer, oder der Majorität vereinigt ſind. Dieſe Regierungsart heißt deſpotiſch, und es giebt daher deſpotiſche Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie. In ſo fern dieſe Verfaſſung als wider Willen der Untergebenen durch bloße Gewalt behauptet, angeſehen wird, heißt ſie tyranniſch. Die abſolute Demokratie, wo Alles durch die Majorität entſchieden wird, iſt daher ſowohl eine tyranniſche Verfaſſung, weil ſie urſprünglich durch bloße Gewalt über die Minorität entſtehen muß, als auch eine deſpotiſche,

weil keine Vertheilung der Gewalten darin Statt findet.

Wenn drey Gewalten vereinigt sind, so ist klar, daß die Verfassung noch keine vollkommene moralische Form hat. Doch ist der Despotismus aufgehoben, so bald die gesetzgebende und vollziehende Gewalt getrennt sind. Denn die Gesetze erscheinen dann, als durch Vernunft gegeben, ohne andere Hoffnung als durch ihre Gerechtigkeit Eingang zu finden. Der oder die Inhaber der vollziehenden Gewalt müssen solche aber freywillig übernommen haben, und nicht als im bloßen Dienste der Gesetzgebenden, noch weniger aber muß diese als im Dienste der Vollziehenden erscheinen. Aus gleichem Grunde muß das Wahlrecht und die richterliche Gewalt gleichfalls von der Gesetzgebenden getrennt seyn; sonst würde die vollziehende durch die richterliche und wählende von ihr abhängen.

Diese Verfassung heißt eine suveräne, die vollziehende Gewalt mag monarchisch, aristokratisch oder demokratisch verwaltet werden. In erster Rücksicht ist sie die absolute Monarchie, die (wie man sieht) mit den moralischen Bedingnissen einer Verfassung nicht, wie der Despotismus, schlechterdings unverträglich ist, sondern (wie wir unten sehen werden) aus politischen Gründen öfters einer andern vorgezogen werden darf. Die despotische Monarchie geht endlich in diese über, in so fern die Entscheidungen des Vorfahrers gewissers

wissermaßen eine gesetzliche Kraft für den Nachfolger bekommen, und die Obergewalt sich selbst nicht widersprechen kann, ohne ihr Ansehen zu verlieren. Die Möglichkeit aber, daß eine Monarchie lange despotisch bleiben könne, beruht auf einer solchen Dummheit der Menschen, daß sie die Urtheile fast gar nicht vergleichen, und auf einem göttlichen Ansehen derselben, wodurch ihre Ansprüche der menschlichen Beurtheilung entzogen werden. Bey zunehmender Aufklärung sieht sich die despotische Monarchie allezeit genöthigt, sich in eine suveräne zu verwandeln, oder sie wird durch eine Revoluzion aufgehoben; welche von selbst erfolgt, als eine zur Naturabsicht der Ausbildung der Menschengattung gehörige Begebenheit, die eben so von selbst und ohne Vertrag entstehet, als sich die Obergewalt von selbst bildet. Alles was nicht durch einen moralischen Entschluß, sondern nach Naturgesetzen entstanden ist, sie mögen nun Gesetze der Bewegung oder der Leidenschaften seyn, hebt sich durch diese Gesetze wieder auf, so bald es zum Naturzweck nicht mehr nothwendig ist. Die bisherige, und, was die zu ihr gehörigen Dokumente betrift, als geschlossen anzusehende Geschichte, bietet uns auch bloß Revoluzionen dar, deren heilsamer Endzweck zur Vervollkommung des Menschengeschlechts und Herbeyführung einer weltbürgerlichen Gesellschaft, sich wohl auffinden, aber deren moralische Rechtmäßigkeit sich nicht beurtheilen läßt, weil diese

einzig aus der Maxime der handelnden Personen, und nicht aus dem heilsamen oder mißlichen Erfolg erkannt werden müßte. Alles was geschehen ist, muß nach Naturgesetzen, und alles was geschehen soll, nach Freyheitsgesetzen beurtheilet werden.

Alles, was wir hier von der Verbindung der Gewalten zu dreyen und einer abgesonderten gesagt haben, gilt auch von der Verbindung derselben zu zweyen. So bald die gesetzgebende und vollziehende verbunden sind, entsteht Despotismus, die übrigen beyden mögen getrennt oder verbunden seyn. Wir haben auch schon gesagt, daß das Wahlrecht und die richterliche Gewalt von der Gesetzgebenden unterschieden seyn müssen, weil ihr sonst die vollziehende nicht beygeordnet, sondern unterworfen, also keine freye Gewalt wäre. Die gesetzgebende Gewalt muß daher von jeder getrennt seyn. Sie kann zwar die richterliche und vollziehende anordnen; aber sie darf keinen weitern Einfluß auf sie haben. Das Wahlrecht nämlich setzt, als Gewalt betrachtet, die Verantwortlichkeit der durch sie gewählten Subjekte voraus: Diese Verantwortlichkeit darf aber nicht von der Gesetzgebenden als für ihr Forum gehörig gefodert werden, indem sie dadurch Richter in ihrer eigenen Sache würde; sie würde Verantwortung über die Ausübung der Gesetze, als ihrer Befehle, fodern; da die Verantwortung doch nur wegen der Befolgung der Gesetze an sich, geschehen soll.

Diese

Diese Verbindungen sind daher nothwendig aufzulassen, und es sind nur die Verbindungen zwischen der vollziehenden und dem übrigen zu prüfen. Die richterliche Gewalt und das Wahlrecht können auch nicht vereinigt seyn, weil der Richter allgemein anerkannt, d. i. nicht durch sich selbst aufgedrungen seyn muß. In diesem liegt auch der Grund, warum eine suveräne Regierung noch keine rein moralische Form hat, weil der Richter in ihr durch sich selbst Richter ist. Dieß kann wohl geduldet werden, so lange kein Grund vorhanden ist, mit der Verwaltung seines Amtes unzufrieden zu seyn: aber so bald diese Unzufriedenheit Statt findet, so steht er unter keinem Schutz und ist einer Revoluzion Preis gegeben. Jede suveräne Verfassung trägt daher den Keim einer Revoluzion so gut in sich wie die despotische: nur mit den Unterschied, daß eine Revoluzion (die man nicht mit einer Konspirazion verwechseln muß) bey der despotischen nothwendig den Umsturz der Verfassung hervorbringt, bey einer suveränen aber oft nur die Veränderung des regierenden Subjekts zum Zweck haben kann.

Es bleiben uns nur noch die Verbindung zwischen der vollziehenden und richterlichen Gewalt, und zwischen der vollziehenden und dem Wahlrecht übrig. Das Wahlrecht kann mit keiner andern Gewalt vereinigt seyn, ohne daß diese Gewalt dadurch als usurpiert erscheint. Die richterliche Ge-

walt kann mit der vollziehenden nicht vereinigt seyn, ohne daß dem Urtheil die freywillige Anerkennung fehlt; und ein Richter, der seinen Ausspruch durch eigene Autorität vollziehen kann, ist ein Despot; denn es ist nicht auszumachen, ob sein Urtheil um des Vortheils aus der Vollziehung willen gefällt wurde, oder die Vollziehung um der Gerechtigkeit des Urtheils willen geschah.

In einer Verfassung die als eine von freyen, moralischen Wesen zu wählende anzusehen ist, müssen daher alle vier Gewalten getheilt seyn. Eine solche Verfassung ist keiner Revoluzion mehr unterworfen, und kann jederzeit durch eine Reformazion verbessert werden, wenn die Subjekte, welche die Gewalten haben, selbige schlecht verwalten. Da das Wahlrecht, oder die organisierende Gewalt von den andern getrennt ist: so kann jede Gewalt provisorisch ersetzt werden, wenn die, die sie in Händen hatten, sollen zur Verantwortung gezogen werden.

Nun sollte die Frage beantwortet werden; ob die Gewalten überhaupt, oder welche unter ihnen Einen, mehreren, oder der Majorität anvertraut werden soll? aber diese Frage ist durch die Moralität allein nicht zu entscheiden, sondern muß aus politischen Gründen entschieden werden.

§. 10.

§. 10.

Die Politik ſuchet die Menſchen unter der Vorausſetzung in geſellſchaftlicher Einigkeit zu erhalten, daß jeder die Maxime befolgt: „ſuche dir Alles eigen zu machen.“

Politik überhaupt iſt die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit in bürgerlicher Geſellſchaft; ſubjektiv lehrt ſie ſelbige erwerben, und objektiv lehrt ſie die Mittel im Allgemeinen, wodurch der Erwerb möglich und geſichert iſt. Der Beytrag, den ein Menſch durch andere zu ſeiner Glückſeligkeit erhalten kann, iſt der Schutz ſeines Eigenthums. Die Freuden des Genuſſes ſich zu ſchaffen und ein Eigenthum zu erwerben, hängt von ihm ab; die Vermehrung ſeines Eigenthums durch Geſchenke, und die Freuden des Umgangs können ihm nicht ohne Unterſchied von jedem verſchafft werden. Was alſo allgemeine Verfügung ſeyn ſoll, kann nie dieſen Endzweck haben. Es kann aber von Niemand Schutz begehrt werden, ohne daß man ſelbigen wieder leiſtet, und der Schutz muß daher wechſelſeitig ſeyn: denn ich werde von dem einen in meinem Eigenthum geſchützt, daß ich das Seinige gegen einen andern vertheidige. Die Moral verbindet uns zu uneigennützigen Handlungen; aber die Politik ſoll dafür ſorgen, daß der Eigennutz nicht die Geſellſchaft zerſtöre. Die eigennützige Sinnesart des Menſchen iſt ein allgemein bekanntes Faktum, und die Politik muß ſich daher einzig auf dieſes Fak-

tum gründen. Sie muß voraus setzen, daß jeder Mensch alles an sich zu reissen suche, um dafür zu sorgen, daß er nicht mehr bekomme als ihm gebührt.

Eben dieser Grundsatz ist aber auch bey Errichtung einer bürgerlichen Verfassung (einer Konstituzion) zu beobachten: es muß angenommen werden, daß die Gewalt gemißbraucht werde, um die Anordnung treffen zu können, daß sie sich durch diesen Mißbrauch selbst schaden müßte. So bald die Moral die Form bestimmt hat, so bald ausgemacht ist, wie Recht und Unrecht entschieden werden soll: so muß die Politik die Mittel aussinnen, daß in dieser Form, bey Voraussetzung eigennütziger Richter, am besten entschieden wird; sie muß suchen den eigenen Vortheil der Besitzer der Gewalten in das Interesse der äussern Gerechtigkeit (die innere des Herzens geht sie nichts an) zu ziehen, und sie durch drohende Gefahren von der Ungerechtigkeit abzuschrecken. Dies geschieht, indem sie jeden als ein Thier behandelt, das sicher seine Freyheit mißbraucht, das aber zugleich diesen Mißbrauch von andern seines gleichen fürchtet und ihn zu hindern sucht. Die Furcht vor dem Mißbrauch der Freyheit von andern macht den Menschen gegen eine gesetzliche Gewalt gehorsam; und die Furcht, daß der Mensch den Mißbrauch der Gewalt rächen werde, sobald er nur kann, macht die gesetzliche Gewalt gerecht.

§. 11.

§. 11.

Die Politik muß die Form einer Konstitu-zion aus der Moral, die Organisazion derselben aus der Menschenkenntniß nehmen.

Dies ist aus dem bisher gesagten so klar, daß es unnöthig ist, es ausführlicher zu erweisen.

§. 12.

Die Politik kann die Freyheit eines jeden Menschen zum Wohl des Ganzen so weit beschränken als es die Menschen-Rechte erlauben.

Wir haben oben gesehen, daß die moralische Aufgabe, eine bürgerliche Verfassung zu errichten, bloß durch die Form derselben gelöset wird, und daß die Verfassungen zu Erreichung des Naturzwecks, der Ausbildung des Menschen in der Gattung, nothwendig sind. Da es nun erlaubt ist zu den Naturzwecken mitzuwirken: so muß es der Politik erlaubt seyn, das Ganze, das Wohl der Gattung, gleichfalls dem Wohl des Individuums vorzuziehen, so weit es moralischer Weise erlaubt ist. Die Freyheit eines jeden kann daher auch so weit beschränkt werden, als nöthig ist, daß er, seiner Lage nach, der gesetzlichen Freyheit anderer nicht gefährlich werden kann. Die Moral macht aber dann Einsprüche in die Verfügungen der Politik, wenn

Marcellus.

Weg iſt's. (Der Geiſt geht ab.) Wir beleidigen die Majeſtätiſche Geſtalt, die es trägt, wenn wir Mine machen, als ob wir Gewalt dagegen brauchen wollen; und da es nichts als Luft iſt, ſo iſt es ja ohnehin unverwundbar, und unſre eiteln Streiche beweiſen ihm nur unſern böſen Willen, ohne ihm würklich etwas anzuhaben.

Bernardo.

Es war im Begriff zu reden, als der Hahn krähete.

Horatio.

Und da zitterte es hinweg, wie einer der ſich eines Verbrechens bewußt iſt, bey einer fürchterlichen Aufforderung. Ich habe ſagen gehört, der Hahn, der die Trompete des Morgens iſt, weke mit ſeiner ſchmetternden, ſcharftönenden Gurgel den Gott des Tages auf, und, auf ſein Warnen, entfliehe in Waſſer oder Feuer, Luft oder Erde, jeder herumwandernde Geiſt in ſein Bezirk zurük: Und daß dieſes wahr ſey, beweiſet was wir eben erfahren haben.

Marcellus.

Er verſchwand ſobald der Hahn krähete. Einige ſagen, allemal um die Zeit, wenn die Geburt unſers Erlöſers gefeyert wird, krähe der Vogel des Morgens die ganze Nacht durch: Und dann, ſagen ſie, gehe kein Geiſt um; die Nächte ſeyen geſund, und die Planeten ohne ſchädliche Influenzen; keine Fee könne einem beykommen, keine Hexe habe Gewalt zu Zauber-Wirkungen; ſo heilig und ſegensvoll ſey dieſe Zeit.

Horatio.

wenn durch dieſe Verfügungen einige Menſchen berechtigt würden, pflichtwidrig, und andre gehindert würden, pflichtmäßig zu handeln. Dies geſchieht, wenn die Menſchenrechte gekränkt werden. Unter Menſchenrechten ſind diejenigen zu verſtehen, durch deren Beleidigung die Menſchheit bey einem Menſchen als unterdrückt erſcheint. Ich ſage, erſcheint: denn da die Menſchheit in der Selbſtthätigkeit des Willens nach moraliſchen Maximen beſteht: ſo müßte durch die Verletzung der Menſchenrechte die Selbſtthätigkeit angegriffen werden, wenn die Menſchheit wirklich unterdrückt werden ſollte. Da dies aber durch keine äuſſere Macht geſchehen kann, wenn der Menſch nicht von ſelbſt nachgiebt, welches ihm die Pflichten gegen ſich ſelbſt verbieten, obgleich die äuſſere Wirkung der Menſchheit kann aufgehoben werden: ſo können die Menſchen-Rechte nicht in dem beſtehen, weſſen Vernichtung die Menſchheit wirklich aufhebt, ſondern in dem, durch deſſen Aufhebung die Aeuſſerungen der Menſchheit in ihrer Erſcheinung gehindert werden. Dies geſchieht nun, wenn in den Handlungen eines Menſchen kein Selbſturtheil über Recht und Unrecht ſichtbar werden kann, wenn er zum bloßen Werkzeug eines andern, was die äuſſern Handlungen betrifft, gemacht wird. Und dies geſchieht vorzüglich, wenn die Freyheit ſeines Gewiſſens, in ſo fern ſie ſich in äuſſern Handlungen zeigt, beſchränkt wird; wenn die Ausbildung ſeines Geiſtes gehemmt wird; wenn ſeine körperliche

liche Freyheit durch bloße Willkühr beſchränkt wird, und wenn er von dem Genuß der Rechte, die andern ertheilt werden, ohne Grund ausgeſchloſſen wird, als z. B. vom Recht ſich ein Eigenthum zu erwerben. Kurz, die Menſchenrechte werden beleidigt, ſo bald jemand der Willkühr eines andern aufgeopfert wird. Die Politik darf daher in ihren Foderungen nie weiter gehen als es der aufgeklärte Mann nothwendig finden muß. Sie kann alle erworbenen Rechte des Menſchen dem Wohl des Ganzen aufopfern, aber ſie darf keines ſeiner Menſchenrechte antaſten. Die Probe, ob ein Recht durch die bürgerliche Verfaſſung kann aufgeopfert, ob jemand in ſeiner Freyheit von ihr darf beſchränkt werden, iſt alſo: ob es durch ſie erworben worden iſt? oder ob es dem Menſchen vor ſich ſchon gebührt? und ob dieſe Einſchränkung dem Ganzen nützlich iſt, ohne der moraliſchen Kultur des Einzelnen zu ſchaden? In ſo fern die Menſchenrechte die Bedingungen enthalten, meine Pflichten zu erfüllen, iſt die Vertheidigung derſelben ſelbſt Pflicht; z. B. wenn die Denkfreyheit ſo weit beſchränkt würde, daß ich lügen müßte. Wo aber die Erfüllung meiner Pflichten dennoch möglich bleibt, kann ich mich derſelben begeben, wenn ein höherer Grund mich dazu verbindet; aber abgedrungen kann mir moraliſcher Weiſe die Verzicht derſelben nie werden. Den Menſchen, der ſeine Menſchenrechte leichtſinnig vergiebt, nennt man eine feile Seele. Die Politik darf ſich daher

auch

auch zu nichts ſolcher feilen Seelen bedienen, wenn ſie nicht wider die Moral handeln will; denn wenn ſie gleich von keinen moraliſchen Grundſätzen ausgehet, ſo darf ſie ihnen doch nicht widerſprechen.

§. 23.

Die politiſche Güte der Verfaſſung beſtehet darinnen, daß kein Theil der Gewalten ſeine Gewalt mißbrauchen kann, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden.

Die Politik geht von der Vorausſetzung aus, daß jeder die Maxime hat: ſuche dir alles eigen zu machen; ſie muß daher die Mittel, um Friede und Einigkeit zu erhalten, aus dieſer Maxime ſelbſt ſchöpfen. Sie muß alſo vor allen eine wechſelſeitige Verantwortlichkeit der Gewalten einführen, und ihren Vortheil einander entgegenſetzen. Die Geſetzgebende muß keine andere Früchte von ihren Geſetzen zu erwarten haben, als jeder andere Bürger, und die, ſo ſie verwalten, müſſen ſelbſt vor der Richterlichen verantwortlich ſeyn. Die Richterliche muß von der Vollziehenden bewacht werden, die ihre Ausſprüche nur dann ausführt, wenn ſie der von der Geſetzgebenden beſtimmten Form gemäß ſind, und die, wenn die Urtheilsſprüche ihrem Gewiſſen zuwider ſind, oder ſie zum blinden Werkzeug erniedrigten, an die wählende Gewalt appelleren kann, die dann aber den Ausſpruch ſelbſt neuen Richtern überlaſſen muß. Die vollzie-

hende

hende muß in ihrem Anſehen ſinken, ſobald ſie die geſetzgebende und die richterliche nicht auf ihre Seite hat, derer Vortheil es wiederum iſt, daß die vollziehende kein unbedingtes Anſehen erlange. Die vollziehende Gewalt darf daher nie bey der Majorität ſeyn, weil ſich dann keine der übrigen gegen ſie im Gleichgewicht erhalten könnte. Eben ſo wenig kann aber auch eine andere Gewalt auſſer dem Wahlrecht durch die Majorität ausgeübt werden, weil dann die vollziehende das Gleichgewicht nicht halten könnte. Das Wahlrecht aber, als eine vorübergehende Funkzion, kann durch die Majorität geſchehen; und in ſo fern jede Gewalt durch die Majorität muß anerkannt ſeyn, wenn ſie wirkſam ſeyn ſoll, muß es (in dieſer Rückſicht) als immer durch die Majorität ausgeübt angeſehen werden. Es muß alles ſo ineinander verkettet ſeyn, daß jede Gewalt in kurzer Zeit ſinkt, wenn die andere ihr Anſehen verliehrt, die übrigen aber ſogleich unterdrückt werden können, wenn ſie Eine zu viel Anſehen gewinnen laſſen; damit die Klugheit die eine vor der Unterdrückung abhält, und die Furcht unterdrückt zu werden die andere bey Zeiten zum Widerſtand auffodert. Die Ausführung dieſer Anordnung der Gewalten iſt eine Sache, die die Erfahrung vieler Jahrhunderte erſt vollenden kann; aber die Aufmerkſamkeit auf dieſe belehrenden Erfahrungen darf nie verſäumet werden. Dieſe Erfahrung muß auch lehren, unter wie viele und unter wie wenige Perſonen jede Gewalt zu vertheilen ſey. Die

bisherige Erfahrung scheint fast dafür zu entscheiden, daß die vollziehende Gewalt in der Hand eines Einzigen seyn soll. Diese Verfassung heißt dann eine konstituzionsmäßige Alleinherrschaft. Das Wahlrecht kann nie bey dem Monarchen stehen, wenn er es konstituzionsmäßig ist; aber die Wahl selbst kann auf verschiedene Art bestimmt werden, und die Monarchie kann erblich seyn, ohne daß die wählende Gewalt darunter leide, so bald diese Erbfolge als eine konstituzionsmäßige Wahl angesehen wird. Der einzige Grundsatz, der aus der moralischen Form der Verfassungen fließt, ist dieser: die vollziehende Gewalt darf nie ausgehen. Ein gewöhnliches Wahlreich, wo der Monarch erst nach dem Tode des andern gewählt wird, ist daher eine sehr schlechte Form, wenn nicht dafür gesorgt ist, daß die vollziehende Gewalt unstrittig während der Wahl von bestimmten Personen ausgeführt wird; weil sonst eine Anarchie eintritt. Diese interimistische vollziehende Gewalt muß aber auch das nöthige Ansehen haben, die Wahl gültig zu machen, damit zwischen verschiedenen Kompetenten kein Bürgerkrieg entstehe.

So bald dieses in Acht genommen wird, so ist die konstituzionsmäßige Alleinherrschaft so gerecht als jede andere Verfassung. In der Folge verstehen wir unter dem Monarchen diejenige Person, die die vollziehende Gewalt konstituzionsmäßig besitzt.

§. 14.

§. 14.

Die Alleinherrschaft ist dann politisch vollkommen, wenn der Monarch kein Interesse hat, den Unterthan, und der Unterthan keines den Monarchen näher einzuschränken. Dies wird durch eine geschickte Vertheilung der Gewalten möglich.

In der politischen Anordnung hat man alles als Unterthan zu betrachten, das ist, als Leute, die nur der Gewalt gehorchen; aber diese Anordnung darf doch dem moralischen Menschen nichts an seiner Würde benehmen; er muß als Bürger unter ihr leben können, d. i., als ein moralisches Wesen das die Rechte anderer wie seine eigenen schützt, und das die hiezu nöthige Gewalt sich durch den Eintritt in bürgerliche Gesellschaft verschaft, hat. Aus dem Naturzustand tritt der Mensch in den bürgerlichen, und aus der Anarchie in den eines Unterthans.

In Rücksicht auf die Gesetze giebt es daher in der bürgerlichen Verfassung nichts als Bürger; in Rücksicht auf die vollziehende Gewalt aber ist jeder Bürger Unterthan, weil er die als Bürger freywillig anerkannten Gesetze nun unter der Macht dieser von ihm zu dem Schutz der Gesetze anerkannten Gewalt befolgen muß. Er ist genöthigt, der vollziehenden Gewalt unterthänig zu seyn, so

bald er dem Geſetze nicht mehr gehorcht. — Dieſe Unterthänigkeit, die dem Selbſtintereſſe von einer Seite läſtig iſt, muß ihm von der andern willkommen ſeyn, in ſo fern er Schutz gegen die Angriffe anderer darinnen findet. So lange alſo der Monarch bloß ſchützend iſt, ohne ſelbſt ſeine Gewalt nach Willkühr zu ſeinem Nutzen zu gebrauchen, ſo iſt er jedem willkommen. Dies kann aber auf zweyerley Art geſchehen, ſo wohl durch freye Güte des Menſchen, als durch Zwang der Konſtituzion. Nur das Letzte iſt politiſch vollkommen. Eben ſo darf aber auch nicht die allzu große Freyheit der Unterthanen der vollziehenden Gewalt in ihrem rechtmäßigen Anſehen gefährlich werden, und ſie an Erhaltung der bürgerlichen Ordnung hindern; und dies darf gleichfalls nicht von der Güte der Unterthanen erwartet ſondern muß durch den Zwang der Konſtituzion bewirkt werden. Dieſe Aufgabe kann aber nur durch eine, der Form nach, moraliſch richtige, und der wirklichen Ausführung nach, politiſch kluge Vertheilung der Gewalten geſchehen. Die Grundſätze, worauf es beſonders ankommt, laſſen ſich leicht aus dem bisher geſagten ableiten, und ſind folgende: 1) Der Monarch muß als ſolcher freywillig anerkannt ſeyn. Jede Thronbeſteigung fängt daher auch mit der Huldigung an. 2) Er muß nicht wegen der Geſetze, die er antrift, oder in Gemeinſchaft aller Bürger anerkennt, verantwortlich ſeyn; er muß frey von allem Schein ſeyn, die ge-

ſetzgebende Gewalt in ſein Intereſſe gezogen zu haben. 3) Er muß bey keinem Urtheilsſpruch intereſſirt erſcheinen; er muß nie Einfluß auf den Richter zu haben ſcheinen. 4) Er muß die Vollziehung des Urtheils nie unterlaſſen, ſo bald er es als gerecht erkennt; aber er muß auch dieſe Anerkennung vorher gehen laſſen: er muß nicht als Werkzeug der richterlichen Gewalt handeln, ſondern aus freyer Beyſtimmung. Die Vollziehung darf ihm von dem Richter nicht geboten ſeyn, ſondern er muß ſie aus innerer Ueberzeugung ausüben, und die hiezu nöthige Unabhängigkeit haben. 5) Er muß ſo wenig als möglich mit den Rechten einer Privatperſon in Kolliſion kommen. In ſeinem Anſehen, in ſeinen Einkünften muß nichts unbeſtimmtes, von ſeiner perſönlichen Thätigkeit abhängiges ſeyn. Dies macht eine gewiſſe Etikette und eine Beſtimmung der zu ſeiner unverantwortlichen Diſpoſizion ihm überlaſſenen Einkünfte nothwendig. Jeder Urtheilsſpruch zwiſchen ihm und einer Privatperſon iſt ſeinem Anſehen nachtheilig: denn iſt er wider ihn, ſo ſcheint er eine ungerechte Prätenſion gemacht zu haben: iſt er für ihn, ſo ſcheint er den Richter durch ſein Anſehen gewonnen zu haben. Dieſer letzte Umſtand iſt für einen Monarchen auſſerordentlich wichtig: denn ſo bald als er mit einem ſeiner Bürger rechtet, ſo bald ſteht ſein Anſehen in Gefahr; rechtet er mit ſeiner Nazion, ſo iſt ſein Anſehen faſt ſchon verloren, und kaum würde der gröſte Mann im Stande ſeyn, dem un-

glücklichen Schickſal des franzöſiſchen Monarchen zu entgehen.

§. 15.

Die Moral und Politik ſind einander nicht entgegen, ſondern die Politik bewirkt die äuſſere Darſtellung deſſen, was die Moral als aus innerer Geſinnung entſprungen fodert.

Da die Politik eine ſolche Anordnung des wechſelſeitigen Intereſſe trift, daß keiner dem andern ſchaden kann, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden: ſo bewirkt ſie dadurch ein Gleichgewicht der Gewalten, das ſie aus moraliſchen Grundſätzen ſelbſt beobachten ſollten, und begünſtigt dadurch, zwar nicht die Moral, die allein in der Denkungsart Statt findet, aber die Gemäßheit der Handlungen mit dieſer Denkungsart, der oft bey aller Güte die Leidenſchaften Hinderniſſe in den Weg legen, und die die Schwäche des menſchlichen Herzens oft unwirkſam macht. Die Politik beſſert daher wenigſtens den empiriſchen Karakter in der Erſcheinung, wenn ſie gleich nichts zur Beſſerung des intelligibeln beytragen kann. Da die bürgerliche Verfaſſung die Bedingung der Kultur des Menſchen iſt, und Feſtigkeit und friedliche Dauer der Verfaſſung von der Güte der politiſchen Anordnung abhängt: ſo trägt auch dadurch die Politik zur Moralität bey, daß ſie die Geiſtesaufklärung befördert, dadurch

durch den Menſchen erweckt über ſeine Pflichten zu denken, und ihn dadurch geſchickt macht, bey gutem Willen weniger irrig zu handeln. Während die Staatsverfaſſungen den großen Naturzweck der Kultur der Gattung befördern, befördern ſie auch die Kultur des Individuums, weil ſie ihm die Erfahrungen ſeiner Vorgänger zur Belehrung aufbewahren. Wenn daher die bürgerliche Geſellſchaft auch noch nicht den Menſchen glücklicher gemacht hätte als er im Naturzuſtand wäre, ſo wäre dies ſeine eigene Schuld: denn ſie gab ihm doch die Mittel, durch ſeine begangenen Fehltritte, die ihm die Geſchichte aufbewahrt, (welche nur in bürgerlicher Geſellſchaft möglich iſt,) fürs künftige klüger zu werden, welches Unterrichts er im Naturzuſtande entbehren müßte. Er ſiehet auch, daß er nun ſich nicht aufreiben, wenigſtens dem Schein der Moralität gemäß handeln muß, und wird dadurch auf die Glückſeligkeit aufmerkſam gemacht, die er ſich auch hier dadurch ſchon bereiten würde, wenn er wirklich moraliſch handelte.

Die politiſchen Gewalten, die ihm als eigennützigen Weſen zwingen, ſind ihm als moraliſche Symbole der Sinnesart, die er in ſich gründen ſoll. Die Moral, die ihm ſeine Freyheit zur Pflicht macht, findet in der Politik, die ihr ihren Grundſatz für die Form verdankt, die Anſchauung der Lehren, wie er ſeine Freyheit brauchen ſoll.

Horatio.

Das hab ich auch gehört, und glaub es auch zum Theil. Aber ſeht, der Morgen, in einen rothen Mantel eingehüllt, wandelt über jenen emporragenden öſtlichen Hügel durch den Thau; wir wollen von unſrer Wache abziehen; und wenn ihr meiner Meynung ſeyd, ſo laßt uns dem jungen Hamlet entdeken, was wir dieſe Nacht geſehen haben. Ich wollte mein Leben dran ſezen, dieſer Geiſt, ſo ſtumm er für uns iſt, wird für ihn eine Sprache bekommen. Seyd ihrs zufrieden, daß wir ihm, aus Antrieb unſrer Liebe und Pflicht gegen ihn, Nachricht davon geben.

Marcellus.

Thut es, ich bitte euch: Wir werden dieſen Morgen ſchon erfahren, wo wir ihn zur gelegenſten Zeit ſprechen können.

[Sie gehen ab.]

Moraliſcher Weiſe kann der Menſch zwar nicht auf das Selbſtrichteramt Verzicht thun — er muß ſelbſt Geſetzgeber, ſelbſt Richter, ſelbſt Vollzieher ſeyn; aber ſie erlaubt ihm in aſketiſcher Rückſicht, ſich dieſes Geſchäft zu verſinnlichen, und ſich durch die Vorſtellung eines Repräſentanten dieſer Gewalten die Ausführung zu erleichtern. In moraliſcher Rückſicht kann daher keine Gewalt auf einen andern übertragen, ſondern nur von einem andern repräſentiert werden.

Dies iſt noch ein moraliſcher Grund mehr, warum weder die geſetzgebende noch die richtende, noch die vollziehende Gewalt bey der Majorität ſeyn ſoll, weil die Uebermacht durch Gewalt ſo entſchieden wäre, daß für die moraliſche Huldigung kein Verdienſt mehr übrig bliebe. Es wird dadurch der Staat in zwey Theile getheilt, in Souveräns und Unterthanen, weil der eine Theil will, und der andere muß. Der wahre Bürger findet keine Stelle, weil keine Gewalt da iſt, die er moraliſcher Weiſe achten kann; es hängt vom Zufall ab, ob er durch ſein Votum Herr oder Knecht iſt. Bey einer weiſen Vertheilung der Gewalten kann aber der Menſch Bürger ſeyn. Der Unterthan gehorcht dann der vollziehenden Gewalt, der Bürger dem Geſetz; der Unterthan beugt ſich vor der Macht des Monarchen, der Bürger ehrt die Macht der Geſetze in ihm; und indem jener von ihm im Zaum gehalten wird, ſo erhält dieſer Sicherheit

und

und Schutz. Ueber den Unterthan wird von dem Richter gerichtet, während das Recht für den Bürger bloß entscheidend ist. Aller Widerspruch, der den Eintritt in bürgerliche Gesellschaft erschwerte, kam nur daher, daß es schien, der Mensch müßte aus dem Naturzustande in den Stand eines Unterthans treten; aber da wir nun gezeigt haben, daß dies nur dann geschieht, wenn er vorher aus dem Naturzustand in den Zustand der Anarchie getreten ist, in dem sich sein Herz gegen den Ausspruch der Moral verhärtete, und daß er als moralisches Wesen Bürger wird, wo die gesetzlichen Gewalten nur Symbole seiner eigenen Moralität sind: so freuet er sich eines Zustandes, der die Ausbildung seiner Humanität befördert, und nur die Vergehungen seines Eigennutzes bestraft. Alle Schwierigkeiten verschwinden nun, und der Mensch, der im Naturzustande nur für sich Gutes stiften konnte, ist im politischen geschickt für seine Nebenbürger, ja so gar für die Nachkommen auf ewige Zeit, Gutes zu bewirken. Er muß freylich immer an seiner Moralität arbeiten, wenn er seiner Bestimmung gemäß leben will, und darf sich nicht begnügen, wenn er durch die Legalität seiner Handlungen nur der politischen Strafe entgehet; aber auch zu diesem Behuf findet er in der bürgerlichen Gesellschaft eine andere Verbindung die sie erzeugt, und die nur durch die Geisteskultur, die sie hervorbringt, gedeyhen kann — er findet Religion.

§. 16.

In der politischen Gesellschaft ist noch eine Verbindung der Menschen nothwendig, die zum Zweck hat, ihre Ausbildung für den Naturzustand zu befördern, das heißt: ihnen eine solche Sinnesart beyzubringen, daß sie, um in Frieden bey einander zu leben, des äussern Zwangs entbehren können. Dies geschieht durch öffentliche Religion, oder eine allgemeine Kirche.

Die Voraussetzung, unter welcher die Politik die Menschen behandelt, würde die Menschen sehr beleidigen und wieder sie aufbringen, wenn sie nicht den Beyfall des moralischen Menschen dadurch hätte, daß sie ihn, ohne seinen moralischen Entschliessungen entgegen zu seyn, vor den unmoralischen anderer schützet. Aber selbst bey diesem Anspruch auf Beyfall würde die Politik doch noch der Moral sehr nachtheilig seyn, weil sie nur Legalität der Handlungen fodert und belohnt, wenn sie nicht noch andere Beweggründe, nicht bloß die äussere Handlung so einzurichten daß man ungestraft bleibe, sondern auch die Sinnesart selbst zu bessern, an die Hand gäbe und begünstigte. Diese Betrachtung wird dadurch noch wichtiger, daß ich kein Recht habe von jemand Moralität zu erwarten, bey dem ich sie nicht voraussetzte, welches

in der Politik geſchieht. Ich dürfte daher keinem Menſchen trauen, und kein Richter könnte jemahls ſicher ſeyn die Wahrheit zu hören, wenn nicht neben der politiſchen Gewalt eine, zwar den Grundſätzen nach entgegen geſetzte, aber, dem Zweck nach die Wahrheit zu erhalten, einſtimmige moraliſche Gewalt Statt fände, unter welcher die Menſchen als moraliſche Weſen betrachtet, und in dieſer Qualität behandelt würden. Dieſe moraliſche Gewalt muß der bloßen Moral noch einige Beweggründe hinzufügen, die ihr eine gröſſere Kraft geben, den ihr entgegen ſtehenden Eigennutz zu überwinden, ohne jedoch den Einfluß der reinen Moral durch äuſſere Beweggründe unlauter zu machen, ſondern die nur dadurch wirken, daß ſie die Stimme des Gewiſſens lebhaft erwecken. Dieſe moraliſche Gewalt kann daher in nichts anders beſtehen, als in der Verantwortlichkeit vor einem allwiſſenden Richter. Der Glaube an einen ſolchen Richter iſt daher politiſch unentbehrlich, weil jedermann ſonſt beſtändig in Gefahr wäre belogen zu werden, ſobald die Lüge nicht anders als durch Zeugen entdeckt werden könnte. Neben dem politiſch-bürgerlichen iſt daher noch ein ethiſch-bürgerlicher Staat nothwendig, in welchem die Menſchen unter zwangsfreyen Tugendgeſetzen, aber doch unter Vorausſetzung einer Verantwortlichkeit leben. Dieſer Staat iſt gleichſam ein Abglanz der obenbeſchriebenen Theokratie, und dient dazu, die Menſchen von Seiten der Kultur der Moral, wie der politi-

ſche Zuſtand von Seiten der Kultur des Verſtandes, zu Bürgern einer Theokratie zu bilden. Dieſer Staat nimmt aber als moraliſch nur auf das Individuum Rückſicht; in ihm darf keiner dem Wohl des Ganzen nachgeſetzt werden, weil er einen moraliſchen und nicht einen Naturzweck zu befördern hat. In dieſem Staat iſt die geſetzgebende Gewalt die Moral, als der Wille eines heiligen Geſetzgebers; die richtende das Gewiſſen, als Verantwortlichkeit vor einem allwiſſenden Richter; die wählende der gute Wille, als freye Huldigung des Moralgeſetzes; und die vollziehende die Achtung, die das moraliſche Geſetz, als heiliger Wille eines allmächtigen und allgütigen Weſens, von uns fodert. Dieſe Gewalten können in moraliſcher Reinheit nicht repräſentiert werden: denn ſie ſollen nicht, wie in politiſcher Rückſicht, dadurch ſich mit der Moral vereinigen, daß ſie Symbole deſſen ſind, was der Menſch bey jedem Urtheilsſpruch in Acht zu nehmen hat; ſondern ſie ſollen die Gerechtigkeit ſelbſt im Menſchen hervorbringen. Es findet hier nur Verwerfung oder Aufnahme zum Bürger dieſes Ethiſchen Staates, aber keine Beſtrafung Statt. Es giebt in ihm keine Unterthanen, ſondern bloß Bürger. Dieſe Gewalten können daher gar nicht repräſentiert werden, iondern die äuſſere Form eines ethiſchen Staates kann nur darin beſtehen, daß die Menſchen Anſtalten treffen, ſich wichtige, moraliſche Wahrheiten immer lebhaft gegenwärtig zu erhalten. Dies geſchieht, wenn ſie ſich zu wechſelſeitiger

ſeitiger Belehrung und Stärkung in Tugendprinzipien vereinigen, d. i. eine Kirche ausmachen. Da dies nun nicht mit dem politiſchen Staat im Widerſpruch ſteht: ſo können die ethiſchen Bürger zugleich politiſche Staatsbürger ſeyn. Der politiſche Staat hat daher nur für Belehrung über die mit Religion verbundene Moral zu ſorgen, um in dieſer Sache alles zu thun, was er thun kann. Der Geſchichte nach iſt die Religion mit den Staatsverfaſſungen gleich alt, und wahrſcheinlich iſt ſie älter, weil ſie ſich urſprünglich aus der Furcht vor unbekannten Kräften entwickelt. Wir haben ſchon an einigen Stellen gezeigt, daß ſie mitwirkte, die erſten rohen Verfaſſungen erträglich zu machen: und nun haben wir bewieſen, daß ihrer auch die beſte nicht entbehren kann. Die Prüfung der Religionen gehört nicht zu unſerm Zweck, eben ſo wenig die Einrichtung einer Kirche. Wir fügen hier nur bey, daß, da die Kirche durch Menſchen verwaltet werden muß, die nicht beſſer als andere ſind, die Politik ſich immer die Oberherrſchaft über die Diener der Kirche vorbehalten, und dieſe ſich allen bürgerlichen Anordnungen unterwerfen müſſen: die Kirche hingegen in allem was Lehrer und Ein- und Austritt betrifft, von der politiſchen Gewalt ganz unabhängig ſeyn muß, weil ſie eine freye Befolgung der Moralgeſetze hervorzubringen ſtrebt. Zu dem Endzweck der Kirche aber, die Menſchen als in einer Theokratie lebend (welches nicht anders möglich iſt als wenn im Na-

turzuſtande jeder gerecht wäre) zu behandeln, iſt es nothwendig, daß es nur Eine Kirche giebt, in welche ſich alle Menſchen endlich vereinigen, weil die Tugendprinzipien allgemein ſind, und kein getheiltes Intereſſe bey Menſchen, die nach ihnen leben, Statt finden kann. Die Erfahrung widerſpricht zwar bisher dieſer Foderung; und da das Weſen einer Kirche allen Zwang, um die Einigkeit dadurch zu erhalten, verbietet: ſo ſcheint die Hoffnung nie erfüllt werden zu können, eine ſolche Vereinigung zu erleben. Die Wahrheit, daß die Vernunft nie uneins mit ſich bleiben könne, hilft aber dieſer Hoffnung auf, und zeigt in dem Satz: jeder Kirchenglaube hat zu ſeinem Ausleger den reinen moraliſchen Glauben — die Möglichkeit einer Vereinigung ohne Zwang. Da wir ſchon die Gefahren gezeigt haben, denen jede Staatsverfaſſung durch die Kirche ausgeſetzt iſt, wenn ſie als zwey verſchiedene weltliche Gewalten angeſehen werden: ſo iſt es klar, wie wichtig es ſey, daß ſie ohne Streit neben einander beſtehen. Dies kann aber nur dann geſchehen, wenn ſich der Staat keinen andern Einfluß in das Kirchenregiment erlaubt, als wenn die Diener derſelben bürgerliche Verbrechen begehen, und keinen in die Lehren der Kirche, als wenn ſie ſich von obiger Maxime entfernen; die Kirche hingegen von allem Antheil an der Staatsverfaſſung ausgeſchloſſen iſt: denn ſie hat einzig für die Belehrung und Verbeſſerung der Individuen zu ſorgen.

Wenn

Wenn Kirche und Staat dieſe Verhältniſſe beobachten, ſo kann die Kultur ſchnelle Fortſchritte machen, die vollziehende Gewalt ſich gutwilligen Gehorſam verſprechen, und wenn ſie in der Hand eines Einzigen iſt, dieſer ſich Liebe von ſeinen Mitbürgern, und Unterwerfung von ſeinen Unterthanen verſchaffen, weil er ſich als Bürger des Ethiſchen Staats ihnen gleichſtellt um geliebt werden zu können, ohne ſeine Achtung als vollziehende Gewalt im Politiſchen zu verliehren.

§. 17.

Der Monarch iſt kein Unterdrücker; der moraliſche Menſch lebt völlig frey unter ihm, und die Kultur des Menſchengeſchlechts wird durch ihn befördert.

Es wird keiner Erinnerung bedürfen, daß hier vom Monarchen als abſtrackter Perſon geſprochen wird. In der Wirklichkeit kann er freylich verſuchen die Aufklärung zu hindern, die Menſchen zu unterdrücken, und den wahrhaften, geraden Mann zu verfolgen: aber bey welcher Anordnung der vollziehenden Gewalt können dieſe Verſuche nicht gemacht werden? So ſehr die Konſtituzion aber bey dieſen das Gelingen hindern kann, ſo ſehr kann ſie es auch bey dem Monarchen. Dies alſo beyſeite geſetzt, was bey jeder Staatsverfaſſung geſchehen kann, daß die Adminiſtrazion unter die Hände ſchlechter Leute fällt, ſo haben wir

gezeigt:

gezeigt: daß bey der konſtituzionsmäßigen Alleinherrſchaft die moraliſche Form der Verfaſſung beobachtet wird; daß den politiſchen Foderungen Genüge geſchehen kann; daß die Religion ihren ganzen wohlthätigen Einfluß behält, und alſo die Kultur des Menſchengeſchlechts ungehinderte Fortſchritte machen kann; und die Folge daraus iſt: daß die Monarchie eine allen Foderungen der Vernunft Genüge leiſtende Verfaſſung iſt. Ob politiſch betrachtet keine vollkommenere möglich ſey, wo die Fehler der vollziehenden Gewalt weniger Einfluß haben und ſchneller verbeſſert werden können, mag die Erfahrung künftighin lehren. Die Filoſofie kann darüber nicht entſcheiden; wenn ſie gezeigt hat, daß etwas der Beſtimmung des Menſchen würdig iſt, ſo hat ſie ihr Geſchäft vollendet.

Wir haben in dieſer Betrachtung weiter ausgeholt, als es die Aufſchrift zu erfodern ſchien; aber die Unpartheylichkeit, die bey einer filoſofiſchen Unterſuchung das Hauptgeſetz iſt, muß es entſchuldigen. Es war nöthig, die Bedingungen der Moral, unter welchen eine Verfaſſung von ihr gebilligt wird, ohne Rückſicht auf eine beſtimmte Aufgabe zu erforſchen, um ihren Ausſpruch nicht durch Rückſichten zu verdrehen. Meine Abſicht war nicht, die Alleinherrſchaft zu vertheidigen, ſondern ſie filoſofiſch zu unterſuchen. Zu dieſem Behuf hielt ich es für nothwendig, zuerſt den Hang zur Ungebundenheit, der jedem kraftvollen jugendlichen Herzen

eigen

eigen iſt, ſprechen zu laſſen. Da ich nicht mehr in dieſer freyen, noch von keinem Schickſal getrübter Lage bin, ſo wählte ich Poetics-Rede dazu. Hierauf wollte ich unterſuchen, ob denn dieſe Ungebundenheit die Menſchen ſo glücklich mache, als ſich eine jugendliche, mit großmüthigen Vorſätzen, dieſe Ungebundenheit wohl zu gebrauchen, angefüllte Fantaſie vorſpiegelt. Dies ließ ich von der Geſchichte und empiriſchen Menſchenkenntniß beantworten. Ich begnügte mich hier, nur die vorzüglichſten und von den Freyheitspredigern am häufigſten angeführten Beyſpiele zu betrachten; und dies war ſchon hinlänglich, um zu zeigen, daß ſich der Menſch ſehr verrechnet, wenn er ſich Glückſeligkeit aus der Ungebundenheit verſpricht; ſondern daß alle Fortſchritte des Menſchen und der Anfang eines ruhigen Lebensgenuſſes unter der Alleinherrſchaft geſchah. Es zeigte ſich auch, wie ſtarke Feſſeln ſich der Menſch dadurch auferlegte, daß er ſeine Ungebundenheit nur durch die Nothwendigkeit ablegte, und welche Verbindlichkeit er gegen den Herrſcher habe, der ihm urſprünglich bey einem Eigenthum ſchützte. Nun war auch zu unterſuchen, was dem Menſchen, in ſo fern er ein moraliſches Weſen iſt, obliege; und dies iſt in der letzten Abtheilung geſchehen.

Mein einziger Wunſch iſt nun, daß die Prüfung meiner Reſultate mit derſelben Unpartheylichkeit, wodurch ich zu ihnen gelangte, geſchehen möchte. So ſehr es dem Menſchen Pflicht iſt, ſo zu leben, daß die

Zweyte Scene.

[Verwandelt sich in den Palaß.]

Claudius, König von Dännemark, Gertrude die Königin, Hamlet, Polonius, Laertes, Voltimand, Cornelius, und andre Herren vom Hofe, nebst Trabanten und Gefolge treten auf.

König.

Ungeachtet, bey dem noch frischen Andenken von Hamlets, unsers theuren Bruders, Tode, sichs geziemen will, daß wir unsre Herzen in Trauer hüllen, und das Antliz unsers ganzen Königreichs in allgemeinen Schmerz zusammengezogen sey: So haben wir doch der Klugheit so viel über die Natur verstattet, daß wir, unter dem gerechten Schmerz über seinen Verlust, nicht gänzlich unsrer selbst vergessen. Wir haben also unsre vormalige Schwester, nunmehr unsre Königin, als die gebietende Mitregentin dieses kriegerischen Reiches, wiewol mit niedergeschlagner Freude, das eine Auge von hochzeitlicher Freude glänzend, das andere von Thränen überfliessend, und mit einer in gleichen Waag-Schalen gegen unsern Schmerz abgewognen Lust, zur Gemahlin erkieſt. Auch haben wir nicht unterlassen, uns hierinn euers guten Raths zu bedienen, und erkennen mit gebührendem Danke, daß ihr uns in diesem ganzen Geschäfte durch eure einsichtsvollen Rathschläge so frey und gutwillig unterstüzt habt. Nun ist noch übrig euch zu eröffnen,

die Wahrheit nicht um ſeinetwillen verfolgt werde: ſo ſehr iſt es ihm Pflicht, daß er ſich nicht ſcheue, um der Wahrheit willen verfolgt zu werden. Moraliſche Freyheit iſt ein unveräuſſerliches Eigenthum des Menſchen, das er mit ſeinem Leben vertheidigen muß, wenn man es ihm entreiſſen will; aber dieſe Freyheit erlangt er nur durch Aufklärung des Geiſtes und Beſſerung ſeines Herzens, welche beyde nur im bürgerlichen geſelligen Zuſtande möglich ſind. Er lerne ſeine Menſchenrechte kennen, um über ſie zu wachen und ſie in andern zu ehren; aber ehe er dieſe Kenntniß hat, hüte er ſich über Verletzung der Menſchenrechte zu klagen. Ehe er andere Menſchen befreyen will, prüfe er ſich, ob er ſelbſt moraliſch frey ſey, oder ob er noch ſelbſt von Eigennutz und Stolz beherrſcht werde. Der Jüngling, in deſſen Buſen der großmüthige Gedanke entſteht — ich wünſchte die Menſchheit von ihren Feſſeln zu befreyen — prüfe, ob er es in der That lieber ſähe, wenn ſie ſchon befreyt wäre. Findet er, daß ihm ſein inneres Bewußtſeyn ganz leiſe ſagt, — nein! ich möchte den Ruhm haben dies zu thun" — ſo kann er überzeugt ſeyn, daß er ſelbſt noch an der Tyranney Gefallen findet, und daß es nur ſeinem Stolz ſchmeichelte ein Tyrann zu ſeyn, der es unmöglich machte, daß es einer mehr nach ihm würde. Wenn wir als redliche Bürger unſer und anderer Menſchen wahres Wohl befördern wollen, ſo müſſen wir vor allem uns ſelbſt zu guten Menſchen zu bilden ſuchen, unſere

moraliſche Freyheit in Ueberwindung der Lockungen der Lüſte und Begierden in unſeren Handlungen zeigen, und dann erſt andern Menſchen den Genuß ihrer Rechte zu verſchaffen ſuchen, wenn wir überzeugt ſind, ſie können aus unſerm Beyſpiel den Gebrauch lernen, den ſie davon machen ſollen. Nur mit dieſer Ueberzeugung ſind wir ſicher nie etwas ſchlimmer zu machen als es war, die Menſchheit, die wir in uns gebildet haben, auch in andern zu bilden, und in allen unſern Unternehmungen mit der Unerſchrockenheit zu handeln, die der Lehrer des Evangelium von uns fordert: „fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib wohl, aber die Seele nicht tödten können.“

D. E.

II.

Der alte Thomas Parr.

Man hat in ältern und neuern Zeiten mit literariſcher Mikrologie weitläuftige Verzeichniſſe von ſolchen Perſonen gemacht, die ein ungewöhnlich langes und bis ans Ende kraftvolles Alter erreicht haben*). Das lange Leben iſt dadurch ein eignes, gewiß

*) Man fand ſchon ſehr früh, daß ſich dieſe Materie zu einer erbaulichen Glückwünſchungsſchrift beym Geburts-

gewiß ſehr unſchuldiges und von jedem Verdachte ehrgeiziger Abſichten weit entferntes Mittel geworden, ſeinem Namen eine gewiſſe Art von Unſterblichkeit zu verſchaffen. Wie viele, die bey ihren Lebzeiten nie außer dem Bezirk ihres kleinen Kirchſprengels genannt, oder höchſtens nur zur demüthigſtolzen Cäremonie des Fußwaſchens in die Hauptſtadt verſchrieben wurden, erhielten auf dieſem Wege nach ihrem Tode eine ganz unvermuthete Zeitungscelebrität. Nur blieb man gewöhnlich in ſolchen Fällen bey der bloßen, trocknen und unfeuchtbaren Nomenklatur ſtehen, und an genaue, dem Fyſiologen und forſchenden Arzt ſo willkommene Nachrichten über die frühere Erziehung und beſondere Lebensweiſe ſolcher lange lebenden Perſonen war nicht zu denken. Nur ſelten traf es durch eine glückliche Vereinigung der Umſtände, daß ſie von ſachkundigen Beobachtern über ihre Lebensumſtände ausgefragt, und als lehrreiche Belege

tage, oder Jubelfeſte eines Gönners vortrefflich qualifizierte. Schon Lucian gratulierte ſeinem erlauchteſten Patron, Quintilius, zum Geburtstage in der noch vorhandenen Schrift, die Makrobii, die der mit dem Geiſte ſeines Schriftſtellers ſo vertraute teutſche Ueberſetzer mit Recht für eine ächte Lucianiſche Geburt hält. S. Lucians ſämmtliche Werke von Wieland, Th. 5. S. 353. In neuern Zeiten hat man durch ähnliche Veranſtaltungen faſt über alle einzelne Kunſtverwandten eine eigne Schrift, als: de medicis *longaevis*, de concionatoribus aulicis *longaevis* u. ſ. w.

Belege zur Kunſt, lange zu leben, gebraucht werden konnten. *) Aber um ſo mehr verdienen nun auch diejenigen Fälle, von welchen genauere Nachrichten bekannt worden ſind, aufbewahrt, und auch dann noch in gutem Andenken erhalten zu werden, wenn Jahrbücher und Sterbelisten längſt von ihnen zu ſprechen aufgehört haben. Der berühmteſte unter allen neuern Makrobiern — denn warum ſollte man ſich nicht des Griechiſchen Kunſtworts bedienen, da uns unſere unbehülflichere Sprache eine ähnliche Zuſammenſetzung verbietet? — iſt ohne Zweifel der Engländer Thomas Parr, der den 15ten November 1635 in ſeinem 152ſten Jahre zu London an einer Indigeſtion verſchied, die er der königlichen Küche zu verdanken hatte. Der gemeine Mann in England ſpricht noch jetzt mit einer Art von Nationalſtolz von dieſem ſeltenen Produkt ſeiner glüklichen Inſel; und ſo wie man ſich vordem in Griechenland das Alter eines Neſtors, und in Spanien die Jahre des Tarteſſiſchen Königs Arganthonius anwünſchte, ſo

*) Siehe Bako in der Schrift: *hiſtoria vitae et mortis* c. 507. ff. in Opp. edit. Fft. Ueberhaupt findet man hier eine ſolche Fülle von Beobachtungen und daraus abgeleiteten, höchſtfruchtbaren Reſultaten, daß alles, was ſeitdem über die Kunſt lange zu leben geſagt worden iſt, kaum für etwas mehr als Beſtätigung des dort angeführten gelten kann. Sie verdient daher vor vielen andern eine neue Ausgabe und Bearbeitung.

galten lange Zeit in England bey Geburtstagswünschen the years of old Parr für die höchste, den menschlichen Wünschen erreichbare Lebenssumme. Ja die Nazion hielt es sogar für billig, ihm neben den neun Königen und Königinnen, die der patriarchalische Altvater alle überlebt hatte, seine Ruhestätte anzuweisen. Er wurde in der Westmünsterabtey begraben, und erhielt so einen Platz neben dem Ausgezeichneten der Nazion. *)

Es sind mir von diesem Wundergreise durch einen Zufall einige Nachrichten in die Hände gekommen, die wohl auch jetzt noch verdienen, durch einen Auszug unter uns aufs neue in Umlauf gebracht zu werden. Sie können zu gleicher Zeit dem, was allgemein von ihm bekannt, und schon längst in unsere Taschenkalender und Lesebücher übergegangen ist, zur Ergänzung dienen.

Thomas Parr, ein Sohn des John Parr, war ein ehrlicher Bauersmann zu Winnington, im Kirchspiele Alderbery, in der Grafschaft Salop, und im Jahr 1489 geboren. Die Geschichte seines Lebens und seiner Lebensweise ist die einförmigste von der Welt.

Im J. 1543, als er 60 Jahr alt war, gieng der Termin seines Pachtes zum erstenmal zu Ende, und er erneu-

*) Parr hat daher auch in Pullers Worthies eine Stelle erhalten. Vergl. *Entick's* new history and survey of London, Westminster, Southwark etc. T. III. p. 64.

erneuerte ihn auf 20 Jahr mit seinem Pachtherrn, Herrn Lewis Porter. Im J. 1563 heurathete er zum erstenmal in seinem 80ten Jahr Johannen, John Taylors Tochter, eine ledige Person, und zeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter, die aber beide sehr jung wieder starben. Zweymal, in den Jahren 1564 und 1585 erneuerte er noch seinen zwanzigjährigen Pachttermin mit dem Sohn und Enkel seines Pachtherrn, und blieb, vom letzten Termin an, ohne weitere Erneuerung noch 50 Jahre bis zu seinem Tode in ungestörtem Besitz seines Pachtguts. Gegen das Ende seines Lebens wünschte er den Termin zu Gunsten seiner zweyten Frau noch einmal auf eine bestimmte Zeit erneuern zu können; und da ihm sein damaliger Pachtherr dies Gesuch aus dem Grunde abschlug, weil er nun endlich doch ganz blind und schwach geworden sey, und nicht lange mehr leben könne, bediente er sich folgender List. Als er einst im Stuhl neben dem Kamin saß, und ihm seine Frau sagte, sie sähe durchs Fenster den Sohn des Pachtherrn, den jungen Eduard Porter, kommen: so befahl er ihr geschwind eine Stecknadel neben seiner rechten Fußzähe auf den Boden zu legen. Der junge, damals doch auch schon 40 Jahr alte Herr Porter trat indessen in die Stube. Nachdem man sich gegenseitig bewillkommt und die Hände gegeben hatte, sagte der alte Mann: Frau, ist dies nicht eine Stecknadel hier neben meinem Fuß? Ey freylich, antwortete jene, und hob die Nadel zu

nicht geringem Erſtaunen des Herrn Porters auf, der nun mit der Ueberzeugung davon gieng, der alte Mann ſey wirklich noch nicht ſo blind und ſchwach, als man von ihm ausgebreitet habe. Der merkwürdigſte Umſtand in ſeinem Leben bleibt indeß gewiß ſein rüſtiges Benehmen gegen das andere Geſchlecht. Er mußte im J. 1588, als er 105 Jahre alt war, in der Kirche zu Alderbery öffentliche Kirchenbuße thun, weil er ſich mit Katharine Milton auſſer der Ehe eingelaſſen, und mit ihr ein Kind gezugt hatte. Seine Frau überlebte dieſe ſträfliche Untreue nur wenige Jahre. Parr blieb 10 Jahre ein Wittwer, fand ſich aber endlich doch zu ſchwach, den Verſuchungen ſeines Fleiſches und Blutes länger zu widerſtehen, und heurathete daher in ſeinem 122ten Jahre eine junge, muntre Wittwe, Antonia Adda, Tochter John Kloyds, aus Gilſells in Montgomeryſhire, mit der er noch 30 Jahre eine ſehr zufriedene und vergnügte Ehe führte. Es hat Ungläubige und Zweifler gegeben, die die Kirchenbuße des 105jährigen Ehebrechers für eine bloße Verläumdung gegen den ehrlichen Parr erklären wollten; allein die hiſtoriſche Kritik hat die Wahrheit dieſes Faktums auſſer allem Zweifel geſetzt. Fr. Peck in ſeinem Leben Kromwells *)

ihes

*) Wir haben zwey verſchiedene Schriften über Kromwells Leben von dieſem Fr. Peck, einem Schwärmer und Puritaner aus der Kromwelliſchen Periode, der ſich damals auch durch einen Kern des Chriſtenthums (Kernel

of

bestätigt es gleichfalls durch folgende Anekdote. Als Parr zum erstenmal vor den König Karl I. gebracht wurde, fragte ihn der König: Parr, du hast länger gelebt als andere Menschen. Was hast du mehr gethan als andere? Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: Als ich hundert Jahr alt war, that ich Kirchenbusse.

Die vollständigste und in ihrer Art unterhaltendste Nachricht von unserm Parr giebt ein eignes auf ihn verfertigtes Gedicht, welches einen Zeitgenossen desselben, den damals so berüchtigten Wasserdichter, Thomas Taylor *) zum Verfasser

of Christianity. Lond. 1646.) bekannt gemacht hat. Die erstere enthält drey Panegyriks auf Kromwell unter dem Titel: Memoirs of the Life and actions of Ol. Cromwell. Lond. 1740. in 4. Die zweyte, von der hier die Rede ist, führt den Titel: Life of Olivir Cromwell, Lord Protector. Lond. 1741. in 8. An dieser letztern befinden sich hinten Desiderata curiosa, wo p. 51. auch die hier angeführte Anekdote erzählt wird.

*) Dieser Thomas Taylor, der bey den Engländern unter dem Namen The Water-poet ohngefähr in eben dem Ansehn steht, wie bey uns aus einer etwas frühern Periode der Schuster Hans Sachse mit seinen Schwänken, hat seinen Namen keinesweges vom Wassertrinken, (wie sehr er das Horazische aquae potoribus omnia dura proposuit Deus beherzigt habe, beweist unter andern ein eigenes Gedicht, worin er die berühmtesten Wirthshäuser

hat, und mit der Aufſchrift: *The life of old Thomas Parr, who lived* 152 *years, in verſe*, zu London gleich nach dem Tode des alten Parrs im Jahr 1635 in Quart herausgekommen iſt. Wir wollen hier nur die Stelle auszeichnen, wo der Dichter die einfache, ungekünſtelte Lebensart ſeines Helden in einer Manier beſchreibt, die für die damaligen Zeiten nicht ohne alles dichteriſche Verdienſt geweſen zu ſeyn ſcheint: *)

„Gute,

häuſer in den 10 zunächſt um London herum gelegenen Grafſchaften der Reihe nach beſungen hat: a Catalogue of memorable taverns within 10 ſhires of England. Lond. 1636. 8.) auch nicht von ſeiner mäßigen Poeſie, ſondern von ſeinem Gewerbe, da er eigentlich ein Waterman, oder Schiffer auf der Themſe geweſen iſt. Er ſchrieb über 80 Gedichte und Pamflets, wovon die meiſten und wichtigſten im Catalogo librorum impreſſorum bibliothecae Bodleianae T. II. p. 196. verzeichnet ſtehn. Sie ſind für die damalige Zeitgeſchichte auſſerordentlich wichtig, und daher auch von dem gelehrten Herausgeber des Butleriſchen Hudibras, Zach. Grey, in den Anmerkungen häufig gebraucht worden.

*) Wir wollen der Seltenheit des Originals wegen die Verſe ſelbſt hier unterſetzen:

Good wholeſome labour was his exerciſe,
Down with the lamb, and with the lark would riſe;
In mire and toiling ſweat he ſpent the day,
And to his team he whiſtled time away.

The

„Gute geſunde Arbeit war ſeine Bewegung. Mit „den Lämmern gieng er zu Bette, mit der Lerche „ſtand er auf. In ſchmuziger Arbeit und ſaurem

 „Schweiß

The cock his night-clock, and till day was done,
His watch and chief ſun-dial was the Sun.
He was of old Pythagoras's opinion
That green cheeſe was moſt wholeſome for an onion;
Coarſe meslin bread, and for his daily ſwig
Milk, butter-milk and water, whey and whig;
Sometimes metheglin, and by fortune happy,
He ſometimes ſipp'd a cup of ale moſt nappy.
Cyder or perry, when he did repair
T'a Whitſon ale, wake, wed'ing or a fair,
Or when in Chriſtmas-time he was a gueſt
At his good landlords houſe amongſt the reſt.
Life he had little leiſure — time to waſte
Or at the ale-houſe huff-cap ale to taſte;
Nor did he ever hunt a tavern fox, —
Ne'er knew a coach tabacco or the p — x.
His phyſic was good butter, which the ſoil
Of Salop yields, more ſweet than Candy-oil;
And garlick he eſteem'd above the rate
Of Venice treacle and mithridate.
He entertain'd no gout, no ache he felt,
The air was good and temperate, where he dwelt;
While mavilles and ſweet-tongued nigthingales
Did chant him roundelays and madrigals.
Thus living within bounds of Nature's laws
Of his long laſting life may be ſome cauſe —
From head to heel, his body had all over
A quick ſet, thick ſet, natural hairy cover.

öffnen, daß der junge Fortinbras, aus einer allzuleichtsinnigen Berechnung unsrer Kräfte, oder weil er sich vielleicht einbildet, daß der Tod unsers abgelebten Bruders unsern Staat verrenkt und aus seiner Fassung gesezt habe, ohne einen andern Beystand als diesen Traum eines eingebildeten Vortheils über uns, sich hat zu Sinne kommen lassen, uns durch eine Abschikung zu behelligen, welche nichts geringers als die Zurükgabe aller der Länder fordert, die sein Vater, nach allen Gesezen des Kriegs-Rechts, an unsern heldenmüthigen Bruder verlohren hatte. So viel von ihm -- Nunmehr zu uns selbst, und dem besondern Zwek der gegenwärtigen Versammlung! -- Wir haben hier an den alten Prinzen von Norwegen, den Oheim des jungen Fortinbras (welcher, unvermögend und bettlägerig wie er ist, nichts von diesem Vorhaben seines Neffen weiß) zu dem Ende geschrieben, damit er dessen weitern Fortgang hintertreiben möge: Es sind alle Umstände, die Anzahl seiner angeworbnen Truppen, die Namen der angesehensten Theilnehmer seines Vorhabens, und seine ganze Stärke hierinn enthalten: Und nunmehr ernennen wir euch, Voltimand, und euch, wakrer Cornelius, dem alten Norwegen diesen unsern Gruß zu überbringen. Die persönliche Vollmacht die wir euch ertheilen, mit diesem Prinzen zu handeln, erstrekt sich nicht weiter, als die besondern Artikel dieser schriftlichen Instruction euch anweisen werden. Gehabt euch also wol, und beweiset uns eure Treue durch eine schleunige Ausrichtung.

Voltimand.

„Schweiß vollendete er ſein Tagewerk; neben der „Deichſel pfiff er ſich die laange Weile weg. Der „Hahn war ſeine Uhr des Nachts, die Sonne „ſelbſt am Tage ſeine Stundenzeiger. Er hielts mit „den Lehren des alten Pythagoras, daß alter Käſe „mit einer Zwiebel die geſundeſte Nahrung ſey. „Strenges Brod aus gemengtem Korn, Milch, „Buttermilch, Waſſer, Molken und Nachbier waren ſeine tägliche Koſt. Nur wenn das Glück „ihm wohl wollte, ſchlürfte er zuweilen Meth, „oder ein Gläschen Doppelbier, oder Aepfel- und „Birnenmoſt dann ein, wenn er zu einem Pflugfeſt, „bier, oder heiligen Abend zu einer Hochzeit, oder „auf einen Jahrmarkt gieng, oder zu Weihnachten mit „den übrigen Gäſten von ſeinem gütigen Pachtherrn bewirthet wurde. Sonſt hatte er wenig „Zeit, im Wirthshauſe hochgiſchtendes Bier zu „trinken. Nie ſpielte er in der Schenke. Kutſchen, Tabak und Galanteriekrankheiten kannte „er nicht. Seine Arzenen war friſche Butter, wie „ſie der vaterländiſche Boden giebt, ſüſſer als „levantiſches Oel. Knoblauch galt ihm mehr als „venezianiſcher Theriak und der beſte Mithridat. „Er beherbergte das Zipperlein nie bey ſich; nichts „that ihm weh; die Luft, die ihn umgab, war „gut und mild; Zippen und ſüßklagende Nachtigallen ſangen ihm ihre Rondos und Madrigale. „So mag wohl ſeine den Geſetzen der Natur „treu bleibende Lebensart eine Urſache ſeines langen Lebens geweſen ſeyn.“ Beſonders merkwürdig

würdig iſt auch noch in der Schilderung ſeiner Perſon die Stelle: „vom Kopf zu den Füßen „mit Haaren, wie mit einem rauchen Fell, be„kleidet.“

Der Dichter ermangelt hierauf nicht ſeinen Helden nach ſeiner treuherzigen Manier auch als einen Hour champion in matrimonial bugs and pastimes abzubilden, wobey er jedoch die eben berührte ärgerliche Kirchenparade in geziemendes Stillſchweigen zu verhüllen weiß, und er erzählt hierauf weitläuftig die Art, wie der alte Bart nach London am Hof gebracht worden ſey. Thomas, Graf von Arundel und Surrey, entdeckte bey einer Reiſe durch Schropſhire dieſe lebendige Antiquität, und wünſchte ſie zur Kurzweil des Hofes und der Hauptſtadt nach London bringen zu können. Er ließ den Alten in ganz kleinen Stazionen in einer Sänfte mit zwey Pferden beſtimmt fortſchaffen. Eine Tochter von ihm, Lucia, mußte zur einen Seite und ein Bedienter zur andern Seite der Sänfte reiten. Ueberall, wo der Zug durchgieng, entſtand ein erſtaunlicher Zuſammenlauf von neugierigem Gaffern. Nirgends aber war das Gedränge und der Lärm größer, als in Coventry, welches damahls in England faſt eben die Reputazion hatte *), die

Abtey

*) Noch bis auf den heutigen Tag erzählt man eine Menge Abentheuerliche von den chriſtlichen Bürgern in Coventry.

Da

Abdera im Alterthum, und mancher kleine Ort auch in unſerm Vaterlande behauptet. In London wurde er ein Hausgenoſſe des Grafen von Arundel, der ihm alle mögliche Bequemlichkeiten verſchaffte, aber ihn auch bald aus einem Uebermaaß von Gnade zu Tode fütterte.

Auf Befehl des Königs mußte ſein Leibarzt, der berühmte Wilhelm Harvey, den alten Parr nach ſeinem Tode öffnen. Aus dem genauen lateiniſchen Sekzionsbericht, der ſich noch in einigen Sammlungen erhalten hat *), erhellet deutlich, daß

Der Mayor of the Garrat, eine der witzigſten Farzen von Foote, gründet ſich auf einige dieſer Tradizionen. Eine der weniger bekannten, aber von glaubwürdigen Schriftſtellern berichteten iſt folgende: Die Königin Eliſabeth kam auf einer ihrer Staatsviſiten (Proceſſes) die ſie aus guter Politik im ganzen Reiche herum bey den Großen zu machen pflegte, auch durch Koventry. Die Deputierten des Orts drückten ihr Entzücken darüber in gebundner Rede aus, wie folgt: We men of Coventry, are very glad to ſee, Your royal Majeſty. Good God, how fair ye be! Die Königin ſoll ſogleich hierauf geantwortet haben: Our royal Majeſty, is very glad to ſee Ye men of Coventry. Good God, what fools ye be!

*) Man ſehe eine ſehr brauchbare Kompilazion über dieſen Gegenſtand, die den Titel führt: Long Livers. Lond. 1722. in 8. und einem gewiſſen Robert Sambers zugeſchrieben

daß alle edlern Theile vollkommen, frisch und gesund waren, und daß er gewiß noch einige Jahre zu leben gehabt hätte, wenn er nicht durch Veränderung des Klimas, und Abweichung von seiner frugalen Lebensordnung seiner Natur noch zuletzt Gewalt angethan hätte. Er hatte, heißt es hier unter andern, eine breite Brust, nicht fungöse, sondern an den Ribben angewachsene Lungen. Sein Herz war groß, dicke, hatte starke Fibern, und war mit Fett bedeckt. Das Blut im Herzen war schwärzlich und flüssig. Die Knorpel an dem Sternum waren eben so wenig verknöchert als an andren Theilen, sondern biegsam und weich. Seine Eingeweide waren stark und ohne alle Erschlaffung, besonders der Magen. Man bemerkte auch an ihm, daß er oft aß, bey Tag und bey Nacht, aber nicht viel auf einmal und immer nur einfache Nahrungsmittel, besonders alten Käse, Milch, schwarzes Brod, Halbier und Molken. Ja, er aß noch um Mitternacht wenig Stunden vor seinem Tode. Seine Nieren waren mit Fett bedeckt, und im Ganzen sehr gesund: nur an der untern Oberfläche befanden sich einige wässerigte Abszesse, wovon der eine beynahe den Umfang eines Hühnereyes hatte, und mit einer gelblichten Masse angefüllt war. Uebrigens zeigte sich weder

im

schrieben wird. Hier findet man S. 77. ff. mehreres über den alten Vater beysammen, und auch den hier angeführten Sektionsbericht.

in der Blaſe, noch in den Nieren der geringſte Anſatz zum Grieß oder Stein. Seine Milz war ſehr klein und kaum ſo dick, als eine Niere. Sein Gehirn war unverſehrt und hatte die gehörige Weichheit; und ob er gleich gegen das Ende ſeines Lebens den Gebrauch des Geſichts und auch viel von der Stärke ſeines Gedächtniſſes verlohren hatte: ſo blieben doch ſein Gehör und ſeine übrigen Sinneswerkzeuge bis zu ſeinem letzten Othemzuge ganz ungeſchwächt, und er konnte bis in ſein 130ſtes Jahr die ſchwerſten Feldarbeiten, ſelbſt das Dreſchen des Korns, mit großer Leichtigkeit und ohne alle Ueberſpannung ſeiner Kräfte verrichten *)."

Rubens

*) Eine Stelle dieſes Berichts, die ſich nicht gut überſetzen läßt, will ich lieber in der Sprache des Originals herſetzen: Genitalibus erat integris, neque retracto pene, neque extenuato, neque ſenio diſſento ramice aqueſo, vt in decrepitis ſolet, teſticulis etiam integris et magnis; adeo vt non abſimile vero fuerit quod de eo vulgo praedicatur, eum nimirum poſt annum aetatis centeſimam, incontinentiae convictum poenas publice dediſſe: quin neque vxor eius, quam anno aetatis ſuae centeſimo et vigeſimo duxerat viduam, ex percunctatione diſſiteri poſſet, eum cum ipſa rem habuiſſe, iuxta atque alii mariti ſolent, et vſque ad duodecim annos retroactos, ſolitum cum ea frequentaſſe congreſſum. Was nach dieſer Ausſage hier der Engliſche Neſtor that, that auch der Griechiſche beym Homer Odyſſee 3, 403. und die

Rubens hielt den ehrwürdigen Greis für einen ſchicklichen Gegenſtand ſeiner Kunſt, und malte ihn, als er 140 Jahr alt war. Das Originalgemälde befindet ſich jetzt in der Sammlung eines Herrn Price zu Foxley ohnweit Hereford. Die Karnazion darauf iſt ſo lebhaft und zart, als bey einer jungen Frau. Es ſind einige Kupferſtiche darnach verfertigt worden. Ganz neuerlich hat ihn Conde' für das European Magazine geſtochen.

Einige Nutzanwendungen von dieſem in ſeiner Art einzigen Beyſpiele eines Makrobiers kann jeder Leſer, auch ohne weitern Fingerzeig auf ſich ſelbſt, leicht machen. Aber auch nur einem Eingeweihten in den Myſterien der Hippokratiſchen Kunſt gebührt es, aus den hier vorliegenden Datis alle die Folgerungen zu ziehn, die ſich daraus wirklich ableiten laſſen. Und von wem könnte man dies mit mehrerem Rechte erwarten, als von dem durch ſchriftliche und mündliche Belehrungen um ſein Zeitalter ſo ſehr verdienten Arzt, der im verfloſſenen Sommer auf einer der zahlreichſten und berühms

die ſpätern Griechen hatten daher ſehr Unrecht, dies dem alten Sänger als einen groben Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit anzurechnen. Die bekannte Anwendung des Virgilianiſchen: animas in vulnere ponunt, auf Greiſe, die junge Weiber heirathen, findet auch ſeine Ausnahmen.

rühmteſten Univerſitäten öffentliche, von mehr als 200 Studirenden mit ausdauernder Lehrbegierde beſuchte Vorleſungen über die Kunſt, lange zu leben, gehalten, und dadurch nicht bloß bey ſeinen jüngern Kunſtverwandten, ſondern noch in einem viel weitern Kreiſe eine reiche Ausſaat der fruchtbarſten Ideen für phyſiſche und moraliſche Geſundheitsregeln ausgeſtreut hat? Möchte es ihm nur bald gefallen, die Reſultate dieſer Vorleſungen auch dem größern Publikum, das ſeiner mündlichen Belehrungen entbehren muß, durch den Druck mitzutheilen!

Böttiger

III.

Edelhold

über

ſeine häusliche Glückſeligkeit.

(Vom Verfaſſer des Pächter Martin.)

Meine Kinder jubeln mir, ſo oft ich nach einer kleinen Abweſenheit in mein glückliches Haus zurückkehre, entgegen. Es iſt Verdienſt meiner Charlotte. Ihr freundliches: der Vater kommt!

gieng

gieng auf meine Kinder über. Die Herren der Erde mögen einen glänzendern Einzug in ihre Städte halten, aber gewiß keinen freudigern als ich in mein Haus, wo Weib und Kinder mich empfangen.

Ihre Befehle an ihr Gesinde klingen wie Bitten, ihre Verweise wie guter Rath; aber ihre Befehle werden desto punktlicher befolgt; ihr sanftes: das habt ihr nicht gut gemacht, denn — wirkt mehr als die derbste Straf- und Schimpfpredigt mancher Korporalsfrau. — Ein Schimpfwort habe ich noch nie von ihr gehört; was man freilich auch nie aus einem weiblichen Munde hören sollte. Bey'm Manne läßt sichs im Nothfalle mit seiner Hitze entschuldigen — mehr auch nicht als entschuldigen: aber ein hitziges, zorniges Weib! — Siehe Jesus Syrach Kap. 25. V. 23 bis 26.

Sanftmuth ist der hervorstechendste Zug im Karakter meines Weibes, wie er das bey jedem Weibe seyn sollte. Nur dreymal *) erinnere ich mich

*) Nur dreymal! — Was die strengen Ehemänner nicht überlesen mögen. Freylich wehe dem Manne, dem ein Weib ohne Sanftmuth — die Hölle schon auf Erden heißt; aber riß nicht auch mancher durch Mißhandlungen seinem Weibe gewaltthätig die köstliche Perle aus dem Kranze ihrer Tugenden? Man muß auch, wie Edelhold ein sanftes Weib zu verdienen, und ihre Tugend wie er zu würdigen wissen.

mich über kleine Fehler des guten Weibes mit aller Jugendhitze aufgebraust zu haben: aber wie schnell entwossnete sie durch eine Thräne, die sie verbarg, durch ihren flehenden Blick, durch ihr Bestreben das Versehene zwiefach gut zu machen, meinen Zorn! Einmal sündigte ich doppelt: daß ich aufbrauste, und daß ich um ein Nichts aufbrauste. Ich erkannte mein Unrecht, und sie erstickte meine Abbitte mit ihren Küssen. Sanftmuth ist die köstlichste Perle im Kranze weiblicher Tugend! Wohl mir! ich habe ein liebes, freundliches sanftes Weib!

Diese Sanftmuth verläßt sie auch in Krankheiten und Leiden nicht. Ich möchte sagen: sie leidet schön. Freund, ich weiß diesen Vorzug um so mehr zu schätzen, jemehr ich ihn bey einer sonst guten Schwester vermißte. Ich liebte sie brüderlich: aber sie hörte auf liebenswürdig zu seyn — wenn ihr der Kopf weh that. Niemand konnte ihr dann was zu Danke machen; das kleinste Versehen reizte sie zum Zorn; kalt stieß sie jede freundschaftliche Hand von sich, und für ihre Krankenwarterinnen mußte ich Geduld kaufen, sonst hätte es keine bey ihr ausgehalten. Ich habe nie nöthig gehabt eine Wärterin meiner Scharlotte durch Versprechungen und Geschenke zu ermuntern; selbst rohe Geschöpfe fühlten sich durch die Güte und den freundlichen Dank der lieben sanften Dulderin belohnt.

Ich

Ich kenne Weiber, die, im Grunde so gesund und vielleicht gesünder, wie meine Scharlotte, dennoch immer kränkeln und klagen, und dadurch sich und ihrem Manne das Leben verbittern. Die Räthin S * * kommandiert augenblicklich eine Krankheit her, so oft es ihrem Manne einfällt ihr etwas abzuschlagen, oder sonst etwas zu thun, was dem armen preßhaften Weibe mißfällt. — Meine Scharlotte weiß kleinere Schmerzen ohne Klagen zu besiegen, so wie größere mit Geduld zu ertragen.

Und dennoch ist sie das theilnehmendste Weib bey fremden Leiden, und die zärtlichste Trösterin und Pflegerin ihrer Lieben in Krankheiten.

Zwar muß ich gestehen, daß eben diese Zärtlichkeit sie zuweilen zu unzeitiger Nachsicht und Schonung gegen ihre Kinder verleitet: aber sie kämpft auch redlich, diese Fehler zu vermeiden. Zum Glück bedarf es der Strenge bey ihren Kindern nur selten. Dem Säugling flößte sie schon ihre Sanftmuth ein, lächelte sie schon ihre Freundlichkeit ins Herz.

Ich rechne es meiner Scharlotte sehr zum Verdienste an, daß sie im ganzen Hause auf Reinlichkeit und Ordnung hält — ohne ängstliche Uebertreibung. Es giebt Häuser, in welchen nichts seinen angewiesenen Ort hat, wo man täglich mit Mühe und Zeitverlust das Verlegte oder Verworfene herbey suchen muß. Ich würde bey

Voltimand.

Hierinn, ſo wie bey allen andern Gelegenheiten, werden wir unſre Schuldigkeit thun.

König.

Wir zweifeln nicht daran; gehabt euch wol. (Voltimand und Cornelius gehen ab.) Und nun, Laertes, was bringt ihr uns neues? Ihr ſagtet uns was von einer Bitte. Was iſt es, Laertes? Ihr könnet nichts billiges von euerm Könige begehren, das euch verſagt werden ſollte. Was kanſt du verlangen, Laertes, das ich dir nicht ſchon bewilligen ſollte, eh du es begehrt haſt? Das Haupt iſt dem Herzen nicht unentbehrlicher, noch dem Mund der Dienſt der Hand, als es dein Vater dem Throne von Dännemark iſt. Was willſt du haben, Laertes?

Laertes.

Mein gebietender Herr, eure gnädige Bewilligung nach Frankreich zurükkehren zu dürfen, von wannen ich zwar aus eigner Bewegung nach Dännemark gekommen bin, um bey Eurer Krönung meine Schuldigkeit zu beweiſen; nun aber, ich geſteh es, da dieſe Pflicht erſtattet iſt, drehen ſich alle meine Gedanken und Wünſche wieder nach Frankreich um, und beugen ſich, um Eurer Majeſtät Gnädigſte Erlaubniß und Vergebung zu erhalten.

König.

Habt ihr euers Vaters Einwilligung? Was ſagt Polonius dazu?

ſo liederlicher Wirthſchaft meines Lebens nicht froh werden; aber gewiß auch eben ſo wenig da, wo die Ordnungsliebe bis zur Aengſtlichkeit übertrieben wird — wo der Mann nach der Uhr wohnt, oder wo die Frau ein finſtres Geſicht macht, wenn der Mann etwas zur Linken ſtellte was zur Rechten ſtehen ſollte. Und eben ſo verhält ſichs mit der Reinlichkeit. Sie iſt eine gar ſchöne Tugend, und ein Weib ohne ſie könnte übrigens noch ſo ſchön und noch ſo gut ſeyn; ihrer Schönheit würde dennoch aller Reiz fehlen, und ihre Güte ſelbſt wäre zwar immer ein koſtbarer Edelſtein, aber — an dem der Roſt nagt.

Ein noch ſo vortreffliches Gericht in einer ſchmutzigen Schüſſel aufgetragen erregt Ekel. Unreinlichkeit trieb manchen Mann aus ſeinem Hauſe, und er wurde in täglichen Geſellſchaften ein liederlicher und Verſchwender. Aber gewiß hat auch manches Weib durch übertriebene Reinlichkeit erſt des Mannes Freunde, und dann ihn ſelbſt zum Hauſe hinaus gekehrt. Meine Freunde dürfen ſich nicht ſcheuen im ſchmutzigſten Regenwetter in meine reinen Zimmer zu treten, und es wird keine Miene verzogen, wenn ſie ein Glas Bier oder Wein verſchütten.

Bey einem meiner Kollegen habe ich den größten Schmutz und die übertriebenſte Reinlichkeit neben einander gefunden. Er bewohnt mit Weib und Kindern das ſchlechteſte Zimmer im ganzen Hauſe,

Hauſe, und das durch die äuſſerſte Vernachläſſigung mehr einem Stalle als einer menſchlichen Wohnung ähnlich geworden iſt. Dafür haben ſie ein ſauberes Beſuchzimmer, einen prächtigen Speiſeſaal und noch für die Frau Gemahlin eine ſchöne Putzſtube. Sie bekommen ſelten Beſuch; nur einmal im Jahre werden Gäſte im Speiſeſaale bewirthet. Noch ſeltener hat die Frau Amtmännin Gelegenheit eine gute Freundin in ihre Putzſtube zu führen: und dennoch wohnen ſie dreyhundert fünf und funfzig Tage im Jahre ſo armſelig wie der geringſte Bauer in ihrem Dorfe, um zehn Tage mit ihren nicht bewohnten Zimmern gegen Freunde und Gäſte zu prunken. Das nenne ich doch für andere leben! Und ſo wie ihre Zimmer, ſo haben ſie auch ihr gutes Hausgeräthe nicht für ſich, ſondern für andere. Die Frau Amtmännin hat das ſchönſte Tafelſervize im gröſten Ueberfluſſe; aber der Herr Gemahl muß aus irrdenen Schüſſeln ſpeiſen und auf ſchmutzigem Tiſchzeuge. — Nein; das heißt die Gaſtfreundſchaft ein wenig zu weit getrieben. Willkommen iſt uns der Gaſt, der freundſchaftlich mit uns genießen will; meine Lotte giebt gern was das Haus vermag: aber ſie vernachläſſigt um des Gaſtes willen ihren Mann nicht; ſie weiß, daß ihr Mann eben ſo gern in einem reinlichen Zimmer wohnt, und aus ſaubern Gefäßen iſt und trinkt, als irgend einer ihrer Gäſte.

Und Reinlichkeit im Anzuge ohne Putzſucht! — Freund, könnte ich einen Eheſtands-

Katechismus für junge Weiber ſchreiben, und ſo ſchreiben, daß er geleſen würde: dies ſollte unter den zehn Geboten nicht das letzte ſeyn. Die Uebertretung dieſes Gebots hat viel unglückliche Ehen gemacht, obgleich die Unglücklichen oft ſelbſt nicht wiſſen, wie ſie um ihre Liebe und häusliche Glückſeligkeit gekommen ſind. Die meiſten halten ſich an die nächſten Urſachen, die aber ſchon Folgen von einem Fehler waren, den ſie für eine unbedeutende Kleinigkeit hielten.

Mir iſt in dieſer Rückſicht das Geſtändniß eines meiner Freunde äuſſerſt intereſſant geweſen, der gegenwärtig mit ſeiner Gattin ein ſehr unzufriedenes, unglückliches Leben führt. Ich war Zeuge ihrer erſten Liebe. Mehr liebte ich meine Scharlotte nicht, mehr ward ich von ihr nicht geliebt, als mein Freund ſein trautes Mädchen, als ſein Mädchen ihn liebte. Beyde waren ſich einander werth. Mein Freund hatte Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, und in guter Eintracht; ſein Mädchen war ſchön und tugendhaft, und nicht ohne Geiſtesbildung. Er hatte, wie er ſein Julchen heirathete, ein Amt, dem er mit Ehren vorſtand, und ſo viel Einkommen, um eine Familie anſtändig verſorgen zu können.

Wer hätte nicht die glücklichſte Ehe vermuthen ſollen? Und ſie ward es nicht.

Julchen hatte bey vieler Güte den kleinen Fehler der Nachläſſigkeit und Unſauberkeit im Anzuge; und der brachte ſie um die Liebe ihres Mannes, um ihr häusliches Glück, und um manche Tugend. Kann man ihn noch für klein halten?

Das erſte Jahr ihrer Ehe gieng noch ſo ziemlich froh hin. Der junge Ehemann bemerkte den Fehler ſeiner jungen Frau, aber — als junger Ehemann. Ihre Vorzüge waren ihm weit überwiegend, und mit der Kleinigkeit, dachte er, würde ſichs ſchon geben. Es gab ſich nicht. Julchen wurde zum erſtenmahle Mutter, und nun wurde übel ärger. Ihr Mann machte ihr ſanfte Vorſtellungen; ſie verſprach was ſie nicht hielt. Ein zweyter Eheſegen folgte etwas ſchnell auf den erſten; jetzt glaubte Julchen für ihren kleinen Fehler, wenn es ja ein Fehler wäre, hinlängliche Entſchuldigung zu haben. Wer kann, ſagte ſie, bey zwey kleinen Kindern immer geputzt gehen?

„Aber liebes Weib, das fodere ich ja gar nicht; nur Reinlichkeit!“

„Ey nu, ſo abſcheulich ſchmutzig gehe ich ja doch auch nicht!“

Der Mann ärgerte ſich; die Frau ſchmollte.

„Du liebſt mich nicht mehr; ſonſt würdeſt du mir eine ſo gerechte Bitte nicht abſchlagen; und es kann dir an meiner Liebe nichts gelegen ſeyn, ſonſt

würdeſt du dich nicht ſo ſehr vernachläſſigen. Du putzeſt dich, wenn du in Geſellſchaft gehen willſt, für andere; für deinen Mann iſt dir alles gut genug!" So machte er ihr täglich Vorwürfe, und ich glaube nicht mit Unrecht.

„Du liebſt mich nicht mehr; ſonſt würdeſt du aus ſolchen Bagatellen nicht ſo viel Aufhebens machen!" entgegnete ſeine Frau. Er warf ihr Unbiegſamkeit, Eigenſinn, Trotz vor; ſie ihm Deſpotismus. Ihre gemeinſchaftlichen Spatziergänge unterblieben; es vergieng ihm die Luſt Stundenlang zu warten, bis ſich ſeine Frau angekleidet hatte, oder es behagte ihr nicht, ſich eines kleinen Spatziergangs wegen anzukleiden. Gewöhnlich eilte er jetzt vom Mittagstiſche aus ihrem Zimmer, wo er ſonſt ſo gern noch ein Stündchen verweilt hatte. Es traf ſich einigemal, daß ihre Freunde ſie mit einem Beſuche überraſchten, und Madame war noch im reitzenden Negligee. Das trieb dem Herrn Gemahl das Blut ins Geſicht, und alle Achtung gegen ſie gieng verlohren. Seine Vorwürfe wurden nun bittrer, und ihre Stirn härter *). Allmählig entſtand — wie das gewöhnlich der Fall iſt — aus einer zunehmenden

*) Ob aber der Herr Gemahl nicht ſelbſt zum Theil an dieſer Verhärtung ſchuld war? Tadelte er nicht vielleicht zu oft, und machte eben dadurch ſeinen Tadel fruchtlos? Tadelte er nicht vielleicht zu bitter?

menden Vernachläſſigung des Aeuſſern auch Vernachläſſigung des Innern; der Sinn für das Schöne und Schickliche wurde immer ſtumpfer; ſie erlaubte ſich in Gegenwart ihres Geſindes, ihrer Kinder, und ſelbſt ihres Mannes eine Sünde gegen Schamhaftigkeit und weibliche Delikateſſe nach der andern: und ihr Mann verachtet ſie jetzt von ganzem Herzen, und ſucht auſſer dem Hauſe für ſein häusliches Ungemach Schadloshaltung.

Meine Scharlotte iſt vom früheſten Morgen an bis zum ſpäteſten Abend ſauber und nett gekleidet. Zu jeder Tagesſtunde mag ſie mit ſeinem Beſuche überraſchen wer will: ſo wie ſie jetzt und täglich gekleidet iſt, in ihrem ſchmuckloſen aber reinen leinenen Anzuge, wird ſie ihrem Gaſte entgegen kommen und ihn bewirthen.

„Aber wie ſteht's dann mit der Hauswirthſchaft? mit der Küche? ꝛc.“

Zu dienen, Madame, recht ſehr gut. In der Küche hängt immer eine reine Schürze, ſteht immer ein Gefäß mit Waſſer — durch dieſe ſimpeln Mittel weiß meine Frau Arbeitſamkeit und Reinlichkeit mit einander zu verbinden.

Sie verſteht ſich gar herrlich auf's Feſtmachen; und, was das Beſte iſt, ohne Aufwand von Zeit. Mühe und Gelde.

Der Vater wird gebeten, den Kaffee, den er ſonſt in ſeiner Studierſtube trinkt, einmal mit Frau

und Kindern gemeinschaftlich zu trinken; wird mit Jubelgeschrey in den Garten geleitet, der Kaffee wird in der Laube aufgetragen — zum Frühlingsfeste!

Unvermuthet findet er im Speisezimmer ein Paar ohne sein Wissen eingeladene Freunde — ein Fest!

Im festlichen Anzuge kommen seine drey ältesten Kinder als Deputierte ihres jüngsten Bruders, ihn solenniter zur Feyer seines Geburtstages einzuladen. Das Mahl ist so einfach wie gewöhnlich, aber das Zimmer mit einigen Lichtern illuminiert — ein Fest!

Wieder das Zimmer erleuchtet. „Und wem gilt das?" Dem Gedächtniß aller guten Menschen. Jedes meiner Kinder erzählt, was es von guten Menschen gehört oder gelesen hat. Der Vater muß dann jedem ein Glas Wein mit Wasser mischen, und allen guten Menschen zu Ehren, von denen heute etwas erzählt wird, mit Mutter und Kindern die Gläser anstoßen, und jeden unter oder über dem Monde hoch leben lassen. — Ein Fest das seines Gleichen sucht! —

Neulich mußte ich, wegen ausserordentlicher Arbeit vierzehn Tage anhaltend in meiner Studierstube zubringen. Kaum Viertelstunden konnte ich täglich von meiner Arbeit abbringen; aber wie beeiferte sich mein gutes Weib mit ihren Kindern mir diese Viertelstunden angenehm zu machen, mich zu zerstreuen und zu erheitern!

Die

Die Arbeit war nun vollbracht; Mittags war ich fertig; und festlich schön war mein Nachmittag im kleinen Kreise meiner Lieben, noch schöner mein Abend. „Heute sollten wir von Rechtswegen einmal in des Vaters Zimmer speisen. Dort wird er sich der vollbrachten Arbeit freuen, und wir freuen uns mit ihm.“

Der Vorschlag fand Beyfall, und siehe, mein Arbeitszimmer war in einen kleinen Tempel der Freude umgewandelt; ringsherum war es mit Immergrün bekränzt, und über dem Schreibepult hieng ein Lorbeerkranz mit der Inschrift:

Dem guten Gatten
und guten Vater
dankbar gewunden
von seinem Weibe
und seinen Kindern,
für welche er so thätig arbeitet.

Gott erhalte ihn uns gesund!!

Welcher Lohn für erfüllte Pflicht, welche Aufmunterung zum Fleiße, zur Arbeitsamkeit für die Zukunft! Wie süß arbeitet sich's nicht für Weib und Kinder!

Für

Für Liebende im Maymonat der entblühenden Liebe hat alles, was des Geliebten Hand oder Fuß berührte, unaussprechlichen Werth. Der süße Zauber schwindet in der Ehe; und was kann ich der geben, die, so bald sie mein Weib ist, auf alles, was ich besitze und erwerbe, gleiche Ansprüche, gleiche Rechte hat? Ich selbst habe mich ihr, sie hat sich mir ganz hingegeben, da ich ihr Mann, sie mein Weib wurde. Aber es läßt sich doch das entgegengesetzte Extrem vermeiden: alles kalt zu thun, weil man muß, nachgerade nicht mehr als man muß, und alles für Schuldigkeit anzunehmen. Kleine, an sich unbedeutende Gaben können Werth erhalten durch die Art und Weise, wie man giebt; und ist es kein Verdienst, wenn meine Gattin thut warum ich sie bat, so ist es doch Verdienst, wenn sie meine Wünsche errieth, wenn sie den kaum errathenen Wunsch, wo möglich, erfüllte, wenn sie mir einen Alltag zum Festtage macht, und meine gleiche Aufmerksamkeit für sie mit so freundlichem Dank belohnt. In eigener hoher Person habe ich noch im vorigen Frühling die ersten Veilchen für meine Lotte gepflückt; und meine Lotte hätte mir für den kostbarsten Schmuck nicht herzlicher danken können, als sie mir für meinen Veilchenstrauß dankte. Man habe nur den guten Willen dem Gatten Freude zu machen, und ein Herz, das sich glücklich fühlt, wenn es glücklich machen kann: so giebt sich das übrige von selbst!

IV.

IV.

Briefe vermiſchten Inhalts.

5.

An Herrn H. B**.

Sie haben wohl auch davon gehört, daß man eine metriſche Ueberſetzung des Ariſtofanes von mir zu erwarten habe, und vermuthlich werden Sie — dem weder meine Ruhe, noch meine, nicht ohne Mühe, per varios casus et discrimina rerum errungene gloriola gleichgültig iſt — über die Verwegenheit einer ſolchen Unternehmung in meinen Jahren erſchrocken ſeyn. Aber beruhigen Sie ſich, mein L. B**. So arg iſt es nicht als man Ihnen geſagt hat. Ich habe meine Kräfte nun endlich lange genug verſucht, um ſo ziemlich genau berechnen zu können, quid valeant humeri, quid ferre recusent; und dies allein wäre ſchon mehr als hinreichend, mich von einer ſo halsbrechenden Arbeit, als in meinen Augen eine metriſche Ueberſetzung des unüberſetzlichſten aller griechiſchen Schriftſteller wäre, abzuſchrecken. In der That käme mir ein ſolches Vorhaben (von mir unternommen, merken Sie wohl! denn ich kenne mehr als einen, dem ichs zutraue, daß er dieſes Abenteuer nur zu wagen brauchte, um es glücklich zu beſtehen) ich käme

mir

Polonius.

Gnädigſter Herr, er hat mir durch unabläſſiges Bitten meine Erlaubniß abgedrungen; und, weil ich nicht anders konnte, ſo drükte ich ſeinem Willen endlich das Siegel meiner Einwilligung auf. Ich bitte euch, ihm auch die eurige zu ertheilen.

König.

Reiſe in einer glüklichen Stunde ab, Laertes, und beſtimme die Zeit deiner Abweſenheit nach deinem Willen, und der Erforderniß deiner lobenswürdigen Abſichten -- Und nun ein Wort mit euch, Vetter Hamlet -- Mein geliebter Sohn --

Hamlet (vor ſich.)

Lieber nicht ſo nah befreundt, und weniger geliebt.

König.

Woher kommt es, daß immer ſolche Wolken über euch hangen?

Hamlet.

Es iſt nicht das, Gnädigſter Herr; ich bin zuviel in der Sonne.

Königin.

Lieber Hamlet, leg einmal dieſe nächtliche Farbe ab, und ſieh aus, wie ein Freund von Dännemark. Geh nicht immer ſo mit geſenkten halbgeſchloſſnen Augen, als ob du deinen

mir, ſage ich, wenn ich mich auch nur gegen mich ſelbſt zu einem ſolchen Wageſtück anheiſchig machen wollte, nicht viel weiſer vor, als der ariſtofaniſche Trygäos, da er ſich einfallen ließ, auf einem Roßkäfer in den Himmel zu reiten. — Sagen Sie nicht, ich hätte mich ja ſchon an Horaz und Lucian verſucht, und der gute Erfolg dieſer in ihrer Art gewiß nicht leichten Unternehmungen dürfte mir wohl Muth machen, auch mit einem jenen beyden in gewiſſem Sinne ſo ähnlichen Schriftſteller fertig werden zu können. Der Unterſchied iſt ſowohl an ſich ſelbſt, als in Rückſicht auf mich, unermeßlich. Es iſt freylich unter den alten, zumal griechiſchen Schriftſtellern von der erſten Klaſſe keiner, der nicht ſeine eigene, oft ſehr große Schwierigkeiten hätte; aber mit dem Ariſtofanes iſt doch, von dieſer Seite, keiner zu vergleichen. Wie viele und vielerley Kenntniſſe, welche Stärke in der Sprache, welche Beleſenheit in den übrigen Schriftſtellern dieſer Nazion, welche Bekanntſchaft mit ihrer Geſchichte, mit ihrer politiſchen Verfaſſung und mit ihrem Privatleben, mit ihren Künſten, Sitten, Gebräuchen, Alterthümern u. ſ. w., und mit allen dieſen und andern Vorkenntniſſen, welch ein beſonderes, unverdroſſenes und langwieriges Studium der Komödien des Ariſtofanes ſelbſt gehört dazu, um ſie nur erſt völlig zu verſtehen und ſo geläufig und von guſto, wie etwa die Komödien des Moliere, Congreve oder Goldoni, leſen zu können. Aber

wer

wer dies auch kann, o wie weit iſt er noch davon entfernt, ſie in die teutſche oder irgend eine andere heutige Sprache, wie reich und ausgebildet ſie auch ſeyn mag, übertragen zu können! Geſetzt aber er könnte auch dies, und könnte es auf eine Art, wodurch er (was gewiß eine ſehr ſchwere Aufgabe iſt) die Filologen von Profeſſion befriedigte: wie viel fehlte da noch, um eine Ueberſetzung gegeben zu haben, die, ohne dem Ariſtofanes etwas zu nehmen, wodurch er in den Augen ſeiner Freunde verlöhre, oder etwas zu leihen, wobey er nach ihrem Urtheil nichts gewönne, ſo beſchaffen wäre, daß ſie auch von dem größern Theil des gebildeten, aber nicht gelehrten Publikums ohne Anſtoß und mit Vergnügen geleſen werden könnte! Dies möchte immer eine ſehr ſchwere, aber doch mögliche Arbeit ſeyn, wenn die Rede von Werken eines Menander wäre: aber die Komödien, oder, (um ihnen ihren rechten Nahmen zu geben) die Poſſenſpiele — freylich Poſſenſpiele eines Mannes von Genie, der in ſeiner Art ſo einzig war als Schakeſpear in der ſeinigen — ſo voller Witz und Laune, als keine andere Produkte des Witzes und der Laune, aber doch Poſſenſpiele — Karikaturen, wie ſie nur eine Meiſterhand, zeichnen konnte, die in jedem Zug den Künſtler ſehen laſſen, dem die wahren Lineamente der menſchlichen Natur bekannt waren — aber doch Karikaturen — kurz die Komödien eines Ariſtofanes, ſo in unſre Sprache zu übertragen,

tragen, daß man es zugleich dem Publikum, den Kennern, und ſich ſelbſt zu Danke gemacht hätte! — Denn das letzte wenigſtens iſt — ſo unmöglich, daß ich für meinen Theil keinen bündigern Beweis, daß Jemand zum Ueberſetzer dieſes von allen Muſen und Grazien begünſtigten Attiſchen Scurra ganz verdorben ſey, verlangen würde, als dieſen, wenn er, auch nachdem er mit unverdroſſenſtem Fleiſſe alle Kräfte ſeines Geiſtes und die Hälfte ſeines Lebens an ihm verſchwendet hätte, mit ſeiner eignen Arbeit zufrieden ſeyn könnte. — Um ſich auch nur in einen Theil der Schwierigkeiten, mit welchen ein Ueberſetzer des Ariſtofanes alle Augenblicke zu kämpfen hat, zu verſetzen, brauchen Sie, mein Freund, ſich nur zu erinnern, wie ſo ſehr verſchieden das Zeitalter, in welchem, und das Volk, für welches er ſeine Komödien dichtete, von der Zeit und von dem Volke war, in welchem und für welches ich Armer ihn — Ihrer Erwartung zufolge — überſetzen ſoll. — Erinnern Sie ſich, wie Himmelweit das, was man damahls Komödien nannte, als:

Eupolis atque Cratinus Ariſtophanesque, poetae,
Atque alii, quorum Comoedia priſca virorum eſt,

für die Beluſtigung des Atheniſchen ſuveränen Pöbels an den Dionyſien, arbeiteten, von unſern heutigen Luſtſpielen, beſonders unſern beliebten Familienſtücken, verſchieden war. Erinnern Sie

ſich,

Sich, wie sehr das Lächerliche sowohl als die Art, wie man es belacht, wie sehr die Begriffe von dem, was in jeder Art von Ergießung einer fröhlichen, schalkhaften, muthwilligen satyrischen Laune anständig oder unanständig ist, und die Grenzen, welche man hierin nicht um eine Linie überschreiten darf, von dem Grade der Kultur, der Sitten, den herrschenden Begriffen und Maximen, und selbst von der politischen, religiösen und ökonomischen Verfassung eines Volks abhängig sind, und was für einen Unterschied 2400 Jahre in allem diesem machen. Erinnern Sie Sich des Karakters des Athenischen Volks, des lebhaftesten, leichtsinnigsten, frivolsten, inkonsequentesten, des zugleich klügsten und albernsten, liebenswürdigsten und unartigsten aller Völker, die jemahls gewesen sind; auch vergessen Sie nicht, daß dieses Volk, in der Epoche des Peloponnesischen Kriegs, worin Aristofanes schrieb, nicht nur souverän, sondern durch die Umstände der Zeit ungewöhnlich überspannt, und dabey in einem hohen Grade sittlich verdorben war. Nehmen Sie noch dazu, daß die Komödienschreiber mehr für die rohern Volksklassen, für die Bewohner des Piräos, Handwerker, Seeleute und Matrosen, als für den aristokratischen, d. i. (selbst nach der Bedeutung dieses Wortes bey den Athenern) für den gebildeten und edlern Theil ihrer kleinen Nazion arbeiteten, und sich eben darum Einfälle, Einkleidungen und Wendungen, Ausdrucke und Darstellungen nicht nur erlauben durften, sondern

erlauben mußten, die ſelbſt dem undelikateſten Theil unſers leſenden Publikums nicht präſentiert werden dürften. Erinnern Sie Sich endlich (da Sie den Ariſtofanes in ſeiner eigenen Sprache kennen) wie voll alle ſeine Stücke, nicht nur von ſolchen ſatyriſchen Zügen uud Scherzen, deren Einkleidung entweder unſerm ſittlichen Gefühl oder unſern Begriffen vom Anſtändigen zuwider ſind, ſondern auch (was eine der größten Martern des Ueberſetzers ausmacht) wie voll ſie auf allen Seiten von Anſpielungen auf damahlige Lokal- und Zeitumſtände, von kleinen Karakterzügen und Anekdoten, die jedermann bekannt und verſtändlich waren, von Parodien und Anſpielungen aus Tragödien, die einem jeden in friſchem Andenken lagen, kurz, von einer Menge kleiner Artigkeiten, Facezien, witziger oder ſchalkhafter Züge und feiner Pinſelſtriche ſind, welche, wo nicht immer für alle, doch für unſre meiſten Leſer verlohren gehen. — Nehmen Sie dies alles zuſammen, und Sie werden mir ſchwerlich unrecht geben können, wenn ich behaupte, daß der Gedanke, den Ariſtofanes zu überſetzen, ein Einfall ſey, der einem Menſchen, den ſeine Ruhe lieb iſt, nur von einem ſehr über ihn erzürnten Dämon müßte eingehaucht worden ſeyn.

Und wie kommen Sie denn dazu, höre ich Sie ſagen, daß ein ſchon überall verbreitetes Gerüchte Ihnen ein Unternehmen, gegen welches Sie ſo ſehr eingenommen ſind, andichtet? Um Ihnen dies begreiflich zu machen, M. Fr. brauche

ich

ich Ihnen nur zu ſagen, daß es mit dieſem Gerüchte wie mit allen andern beſchaffen iſt: es iſt zwar nicht ganz wahr, aber etwas Wahres hat doch die Gelegenheit dazu geben. Ich habe von Jugend auf eine natürliche Anmuthung zu ſchweren litterariſchen Abenteuern gehabt; und ſo iſt mich denn auch vorlängſt der Einfall angewandelt, einige Stücke des Ariſtoſanes zu überſetzen, und zwar (um mir die Arbeit noch ſchwerer zu machen) in Versarten zu überſetzen, die den ſeinigen ſo nahe kämen, als es die Natur unſrer Sprache und die Grenzen meiner verſifikatoriſchen Kunſtfertigkeit nur immer erlauben würden. Weil ich aber immer etwas angelegneres zu thun hatte, und (die Wahrheit zu ſagen) auch weil mein guter Dämon mich immer theils durch Vorhaltung aller der vorbeſagten Schwierigkeiten, theils durch mancherley andere Vorſtellungen von einem ſo gefährlichen Vorhaben abſchreckte: ſo blieb dieſer Einfall immer unausgeführt, und es wurde endlich gar nicht mehr daran gedacht. Indeſſen fügte ſichs doch im letztabgewichnen Winter, daß ich, nachdem ich mit der ziemlich ermüdenden Arbeit, den neuen Amadis in zehnzeilige Stanzen umzugießen, zu Stande gekommen war, mich einige Wochen lang (nebenher mochte auch der Einfluß der damahligen Witterung auf das ſehr zerbrechliche Futteral meiner Seele mit Antheil daran haben) zu allen Beſchäftigungen des Geiſtes ſo verdroſſen und untüchtig fühlte, daß mir dieſer Zuſtand zuletzt unerträglich wurde.

Ich nahm Anfangs meine Zuflucht zu meinem Aesculap, bey welchem ich in ähnlichen Fällen öfters schleunige Hülfe gefunden hatte; da sich aber das Uebel diesmahl durch keine Alexifarmaka beschwören lassen wollte: so brachte mich die Verzweiflung endlich auf den Einfall, die Sache anders anzugreifen, und zu versuchen, was daraus werden würde, wenn ich mir selbst eine Arbeit, wozu eine ausserordentliche Anstrengung aller Seelenkräfte, erfodert würde, auflegte, die aber zugleich so beschaffen wäre, daß keine eigene Erfindungskraft dazu nöthig wäre, und daß ich, ohne den Faden zu verlieren, immer abbrechen könnte wenn ich wollte. Hier fiel mir nun auf einmahl Aristofanes wieder ein; und die Hoffnung, durch ihn von der ungewohnten Schlafsucht meines Geistes geheilt zu werden, wirkte auf der Stelle so lebhaft auf mich, daß ich sogleich Anstalt traf, den Versuch mit den Acharnern desselben zu machen. Ob mir dieser Versuch gelungen oder mißlungen sey, müssen andere entscheiden: aber meinen medicinischen Endzweck erreichte ich, bevor noch der vierte Theil des Stücks fertig war, so gut, daß ich wieder mit Munterkeit und Leichtigkeit arbeiten konnte. Ich verwandte nun alle Zeit, die mir andere nöthigere Beschäftigungen übrig ließen, an die Fortsetzung und Vollendung der Acharner; und was meine Lust zur Sache nicht wenig vermehrte, war die Bemerkung, daß die seit einigen Jahren vor unsern Augen in Frankreich gespielte

ſpielte große Tragi-komiſche Sankulotten-Farce auf dieſes Stück, und noch mehr auf die Ritter (oder, wie der Titel noch richtiger heiſſen könnte, Demagogen) und den Frieden eben dieſes Dichters, ein ganz neues Licht warf, vielen Stellen gleichſam zum Schlüſſel diente, vielen Gemählden und Karakterzügen eine Wahrheit und fraicheur gab, als ob ſie erſt geſtern von dem Pariſer Volk und den Demagogen, von denen ganz Frankreich ſich ſo erbärmlich myſtificieren und mißhandeln läßt, abkopiert worden wären. Mir däuchte, daß dieſe Stücke dadurch ein ganz neues und eigenes Intereſſe für den gegenwärtigen Moment erhielten, ein Intereſſe, das ſie nur vor ſechs Jahren noch nicht gehabt hätten, und das den Ariſtofanes, wenn eine gute Ueberſetzung von ihm in dieſem Zeitpunkt erſcheinen könnte, zu einem der allgemeinſten und angenehmſten Leſebücher machen würde. Natürlicher Weiſe mußte dieſe Betrachtung ein neuer Sporn ſeyn, mich zu Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche meinen Muth nicht ſelten niederſchlugen, anzufriſchen — Kurz, in einigen Monaten wurde mein Verſuch einer metriſchen Ueberſetzung der Acharner fertig; und nun ließ ich mich durch den Beyfall, womit er von einigen meiner Freunde, deren Lob auch den Beſcheidenſten ſtolz machen könnte, aufgenommen wurde, um ſo eher verleiten, auch mit den Rittern, einer faſt unbegreiflich kühnen Perſonal-Satyre auf den Dämahls alles vermögenden Demagogen Kleon, und

auf das ſuveräne Volk von Athen ſelbſt) ein gleiches zu verſuchen, da gerade dieſes Stück mit den treffendſten Anſpielungen auf die ſogenannte franzöſiſche Republik angefüllt iſt, und überhaupt vor den Acharnern in vielen Stücken den Vorzug behaupten kann. Das franzöſiſche Sprüchwort: l'appetit vient en mangeant, findet ſeine Anwendung auch bey Geiſtesgeſchäften dieſer Art. Auſſer dem Vergnügen, groſſe Schwierigkeiten mit einem Fleiſſe, der einen glücklichen Erfolg zu verdienen ſcheint, überwunden zu haben, macht uns auch der Umſtand, daß die Fertigkeit mit der Uebung zunimmt, und die bereits errungenen Vortheile uns für künftige Bürge ſind, immer mehr Muth und Begierde zum fortfahren. Wiewohl es vielleicht bloſſe Täuſchung iſt, wenn wir uns die Schwierigkeiten einer ſchon halb vollbrachten Arbeit immer kleiner vorſtellen, je weiter wir vorwärts kommen: ſo hilft uns doch dieſe Täuſchung ſelbſt unvermerkt durch; und am Ende iſt doch Etwas gethan, wenigſtens die Bahn einem andern gebrochen, dem es nun deſto leichter möglich ſeyn wird, das Ziel zu erreichen, zu welchem wir ſelbſt nicht gelangen konnten.

Dies, lieber V * *, iſt die Geſchichte meines literariſchen Abenteuers mit dem Ariſtofanes. Sie ſehen daraus, wie ich zu dem verwegnen Unternehmen gekommen bin, die Acharner und die Ritter des unüberſetzlichen Ariſtofanes teutſch reden zu lehren.

lehren. Komme ich mit den letztern zu Stande, ſo iſt es vielleicht möglich, daß ich mich auch noch an die Irene wage. Aber dies iſt auch alles, was ich Ihnen vor der Hand verſprechen kann; und an eine Ueberſetzung aller eilf übrigen Stücke, die der heilige Chryſoſtomus von den Werken ſeines Lieblings aus den Klauen der Mönche des vierten Jahrhunderts gerettet haben ſoll, iſt, auf keinen Fall, zu gedenken. Auch dann, wenn ich bey völliger Muße noch zwanzig Jahre Leben vor mir hätte, würde ich mich, aus noch wichtigern Urſachen als die ich Ihnen bereits angeführt habe, zu einer ſolchen Arbeit nicht entſchließen können. Nun aber, da ich es für Pflicht halte, den beſten Theil meines noch übrigen Lebens, ſo weit es noch reichen mag, der ohnlängſt angekündigten neuen Ausgabe meiner ſämmtlichen Werke und Schriften zu widmen, bleibt mir, in einem Alter, welches auch bey dem beſten Willen meinem Fleiß immer engere Grenzen ſetzt, weder Zeit noch Vermögen genug übrig, um weit ausſehende Dinge zu unternehmen; und ich würde mir ſo gar ein Bedenken gemacht haben, auch nur die Stunden, die ich bisher auf den Ariſtofanes verwendet habe, jener pflichtmäßigern Beſchäftigung zu entziehen, wenn es nicht aus mehr als Einer Rückſicht nothwendig wäre, den Geiſt nicht immer auf einerley Art von Arbeit geſpannt zu erhalten, ſondern mit den Gegenſtänden, an welchen wir unſre Seelenkräfte üben und unſre Lebens-

deinen edeln Vater im Staube ſucheſt. Du weiſſeſt ja, es iſt das allgemeine Schikſal; alle, welche leben, müſſen ſterben --

Hamlet.

Ja, Madame, es iſt das allgemeine Schikſal.

Königin.

Wenn es denn ſo iſt, warum ſcheint es dir denn ſo auſſerordentlich?

Hamlet.

Scheint, Madame? Nein, es iſt; bey mir ſcheint nichts. Es iſt nicht bloß dieſer ſchwarze Rok, meine liebe Mutter, nicht das Gepränge einer Gewohnheits-mäſſigen Trauer, noch das windichte Ziſchen erkünſtelter Seufzer, nicht das immer-thränende Auge, noch das niedergeſchlagene Geſicht, noch irgend ein anders äuſſerliches Zeichen der Traurigkeit, was den wahren Zuſtand meines Herzens ſichtbar macht. Dieſe Dinge ſcheinen, in der That; denn es ſind Handlungen, die man durch Kunſt nachmachen kan; aber was ich innerlich fühle, iſt über allen Ausdruk; jenes ſind nur die Kleider und Verzierungen des Schmerzens.

König.

Es iſt ein rühmlicher Beweis eurer guten Gemüths-Art, Hamlet, daß ihr euern abgelebten Vater ſo beweinet: Aber ihr müſſet nicht vergeſſen, daß euer Vater auch einen Vater verlohr, und dieſer Vater den ſeinigen; den überle-

geister aufzehren, abzuwechseln; weil die Erfahrung lehrt, daß schon die bloße Veränderung der Gegenstände unsrer Beinesarbeiten, und der Art und Weise, wie wir uns beschäftigen, eine Art von Erholung und Ruhe ist.

Bey allem dem, lieber Freund, gestehe ich Ihnen sub rosa, daß ich, wofern wir lange genug leben, et si deus nobis haec otia faciet, es nicht verreden möchte, daß die Reihe endlich auch noch an die Vögel und die Frösche, oder an die Wolken kommen könnte. Ich sehe nicht gern gar zu weit in die Zeit hinaus, die noch nicht ist und vielleicht nie seyn wird, und es ist genug, daß jeder Tag sein pensum und seine eigene Plage habe.

W.

V.

Einige Fabeln.

1.

Die Sänger des Waldes.

Unter der Regierung Furchtbars des neun und neunzigsten begann im Thierreiche das philosophisch-ökonomische Zeitalter. Alles rechnete jetzt — „wie man seine Bedürfnisse einschränken, seine Begierden mäßigen, mit wenigem zufrieden leben könne?“ — Nein; das nicht! sondern wie man mehr Mittel erhalten könne, die unmäßigsten Begierden zu befriedigen. Der Maaßstab, nach welchem man jetzt das Gute bestimmte, war das Nützliche, und nützlich war was bereicherte.

stab,

Besonders machte die lukrative Filosofie am Hofe schnelle Fortschritte. Kein Wunder; denn Sultan Furchtbar hatte die besten Köpfe zu Rathgebern, welche nicht ermangelten, ihm pflichtmäßigst einen weisen Rath nach dem andern zu geben, dessen Befolgung, wo nicht immer ihrem Herrn, doch zuverlässig ihnen selbst Nutzen brachte. Niemand verlor aber bey dieser Filosofie mehr als die Sänger des Waldes. Man bewies ihnen: daß sie unnütze Bürger des Staats wären, brachte sie um die Gunst des Fürsten und um die Achtung ihrer Mitbürger, und kränkte sie durch Spott und Demüthigung aller Art so lange, bis sie endlich das Singen unterließen und sich auf etwas Nützlicheres legten.

Aber mit ihrem Gesange verstummte auch die Freude, und alle Thiere wurden rohern Sinnes. Böse Laune und Mißmuth erzeugte bey den minder Mächtigen heimtückische Bosheit, bey den Mächtigern blutgierige Grausamkeit. In kurzem sank die filosofische Thierwelt in die tiefste Barbarey zurück.

2.

Der Fuchs und die Nachtigall.

Es ist wahr, sprach ein Fuchs zur Nachtigall, ihr seyd geistvolle Sänger; nur Schade, daß es euch ganz an Weltkenntniß und Lebensklugheit fehlt. Erst gestern sah ich eine deines Geschlechts recht plump in eine Falle gehen, die ihr der Mensch gestellt hatte. Wer einen Fuchs fangen will, der muß es listiger angreifen.

Natürlich, antwortete die Nachtigall, ihr versteht euch selbst zu gut auf das Fallenstellen. Würden die Nachtigallen erst auch betrügen lernen, so würden sie wahrscheinlich nicht mehr so leicht betrogen werden,

Aber freylich würden sie dann auch aufhören Nachtigallen zu seyn, deren süßester Beruf es ist: andern Freude ins Herz zu singen.

3.

Hylax und sein Vater.

Ey, sagt doch, sprach Hylax, ein ehrlicher Haushund, zu seinem Vater, wie unser Monarch zu dem Beynahmen des Gütigen, des Thierfreundes gekommen ist? Ich bin Augenzeuge gewesen, daß er einen Hirsch, der ihm eben in den Weg kam, auf das grausamste zerfleischt hat. Das war doch, bey meiner Treue! nicht gütig und thierfreundlich.

Er hat das, antwortete der Vater, dem Andenken an seine hohen Vorfahren in der Regierung zu verdanken. Man erkennt es mit Dank, daß er weniger mordet als jene.

4.

Murner und das Windspiel.

Während der Vorlesung, die Murner dem Windspiele Haltan hielt, um ihm zu beweisen, daß es unverzeihlich sey, unschuldige Hasen zu morden, ließ sich ein armes Mäuschen blicken, und husch! hatte es Murner zwischen den Zähnen.

Ey, ey, sprach das Windspiel, Herr Kabinetsprediger, wie reimt sich das zu Ihrer Lehre?

Ja, antwortete Murner, das ist auch nur eine elende Maus!

Der Amtmann B. Es ist unverzeihlich, wie der Fürst von N** mit seinen Unterthanen umgeht ꝛc.

Herr von A Sie haben Recht! — Aber, Herr Amtmann, Ihre Bauern klagen, denke ich, auch nicht mit Unrecht über Ihre Strenge.

Der Amtmann. Ja, das ſind Bauern; gegen dieſe muß man ſtrenge ſeyn.

Herr von A. Aber doch auch Menſchen, wie Sie und ich?

Ein Dritter. Schön geſagt, Herr von A.! Doch — Freymüthigkeit mit Freymüthigkeit belohnt! — Wie konnten Sie geſtern ihren Bedienten um eines ſo kleinen Verſehens willen ſo — gerade heraus geſagt — mißhandeln?

Herr von A. Ja — der Schlingel von Bedienten!

Ihr kleinen Tyrannen, werdet ſelbſt erſt menſchlicher, ehe ihr die großen tadeln wollt!

5.

Das verleumdete Roß.

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedienet hatte. Und der König ſchätzte und liebte ſeinen treuen Diener, wie er es verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgeſindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen ſeinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weiſe antwortete der König der Thiere: es iſt ein ſicherer Beweis von der Güte meines Roſſes, daß es dich Elenden zum Feinde hat!

VI.

Ankündigung.

Wielands ſämmtliche Werke

Leipzig,

bey Georg Joachim Göſchen.

Eine vollſtändige, gleichförmige und ſchöne Ausgabe der Wielandiſchen ſämmtlichen Schriften iſt gewiß der allge-

allgemeine Wunsch des Zeitalters, dem dieser Schriftsteller zu Theil wurde, und ich muß — wenn die Zeitgenossen, wie die Nachwelt, nicht bedauern sollen, daß eine solche Ausgabe meiner Sorgfalt anvertrauet ist — alle meine Kräfte anwenden, die Pflichten zu erfüllen, welche mir in Rücksicht der Schönheit und Korrektheit des Drucks obliegen. Die in allen Städten Deutschlands niedergelegten Proben zeigen, wie ich hoffe, von meinem guten Willen, bey dem rühmlichen Streben nach typografischer Vollkommenheit nicht zurück zu bleiben. Sollten diese Proben gefallen, so darf ich mir den Beyfall nicht selbst zueignen; er gehört den übrigen Männern, deren Talente mich dabey unterstützt haben. Die schönen lateinischen und dem Auge wohlthuenden Lettern sind vom Herrn Prillwitz in Jena geschnitten und gegossen; das Papier zu den Proben und zu dem ganzen Werke hat Herr Johann Christ. de Rud. Imhof in Basel aus seiner vortreflichen Fabrik geliefert; alles Uebrige habe ich Herrn Wilhelm Haas dem Sohne, diesem in allen Zweigen der Typografie großen Künstler, zu verdanken.

Von den Kupferstichen kann ich dem Publikum keine Proben vorlegen; aber die Namen der Künstler, welche sich diesem Werke gewidmet haben, bürgen für ihre Schönheit. Herr Bause, Berger, Geyser, Klauber, Kohl, Lips, Meyer, Penzel, alle diese Männer hat der Gedanke, für Wieland und für die Nachwelt zu arbeiten, zu der freudigsten Theilnahme beseelt; und Herr Ramberg, Historienmahler im Dienst des Königs von England, hat mit Enthusiasmus, mit dem ganzen Reichthum seines Genies und mit einer Uneigennützigkeit, welche schätzbare Zeichnungen, die seiner eigenen strengen Foderung nicht Genüge leisten, zu halben Duzenden aufopfert, schon jezt eine beträchtliche Anzahl reizender Gemälde dazu geliefert.

Mit

Mit Vertrauen zu meinem Vaterlande habe ich dieſes Werk unternommen, und ich bin feſt überzeugt, daß ich dabey nichts gewagt habe. In dieſem Vertrauen wende ich mich nun an jeden Beſchützer und jeden begüterten Freund der deutſchen Litteratur mit der Bitte, die ſchöne Ausgabe durch Pränumeration zu unterſtützen, und mir zu erlauben, Ihre Namen als Denkmahl Ihrer Unterſtützung und als Aufmunterung des deutſchen Kunſtfleißes dieſer Ausgabe vorzudrucken. Der Preis der wohlfeilen Ausgabe iſt in Hoffnung eines beträchtlichen Abſatzes ſo gering angeſetzt, daß mir auch hierzu das Publikum ſeine Unterſtützung nicht verſagen wird.

P l a n.

Der Herr Verfaſſer liefert in dieſer Ausgabe alle ſeine Schriften, ſo wie ſie künftig bleiben ſollen, einige derſelben ganz umgearbeitet, einige beträchtlich vermehrt, alle mit möglichſter Sorgfalt revidirt; die Jugendarbeiten in Supplementen.

Der Verleger übergiebt dieſe Werke dem Publikum in vier Ausgaben und in Lieferungen von 5 Bänden und eben ſo vielen Alfabeten, wovon die erſte Lieferung aller vier Ausgaben, welche den Agathon, den neuen Amadis und den verklagten Amor enthält, in der Leipziger Jubilatemeſſe 1794 erſcheint. In 6 Jahren ſoll das Ganze von 30 bis 40 Alfabeten vollendet ſeyn.

Bey jeder Ausgabe pränumerirt man auf 5 Alfabete, und zahlt bey Empfang einer Lieferung die Pränumeration auf die folgende in Geld, deſſen Werth der alte Louisd'or oder Friedrichsd'or zu 5 Rthlr. der Dukaten zu 2 Rthlr. 20 gr. gerechnet iſt.

Die Kupfer ſind eigentlich eine Wielandiſche Gallerie in dem Format der Quartausgabe, und machen ein für ſich beſtehendes und mit den Werken in Verbindung gebrachtes Ganzes aus. Dieſe Kupfer wür-

den

den durch Kopien im kleinern Format unendlich verlieren; deshalb, und weil ein mittelmäßiges Kupfer ein schön gedrucktes Buch unmöglich zieren kann, erhalten die Liebhaber der Ausgabe in groß Oktav und der Taschenausgabe die schönen Originale der Quartausgabe in Heften, welche hernach besonders gebunden werden können. Zu jedem Bande verspricht der Verleger ein Kupfer; er hofft aber mehr geben zu können, als er verspricht.

Die Pränumeration auf die schöne Ausgabe in groß Quarto auf geglättetem Papier Velin, der fier Sorte, für 5 Alfabet, mit den ersten, besonders markirten Kupfern, ohne Fehler, beträgt 25 Rthlr.

Die Kostbarkeit dieser Ausgabe verbietet dem Verleger viele Exemplare abdrucken zu lassen; sie wird also gewiß bald selten werden, und der Preis derselben eher steigen als fallen, zumal da die Abdrücke der Kupfer mit der größten Sorgfalt dazu ausgesucht werden.

Die Pränumeration auf die Ausgabe in groß Oktav auf geglättetem Papier Velin, zweyter Sorte, für 5 Alfabet, mit den Kupfern der Quartausgabe, beträgt 12 Rthlr. 12 Gr.

Die Pränumeration auf die Ausgabe in Taschenformat auf geglättetem Papier Velin, zweyter Sorte, für 3 Alfabet, mit den Kupfern der Quartausgabe, beträgt 11 Rthlr. 16 Gr.

Auf die wohlfeile Ausgabe ohne Kupfer in gewöhnlichem Oktavformat und auf Druckpapier wird pränumeriert für 5 Alfabet 2 Rthlr.

Die Pränumerantenliste für die erste Lieferung wird zwischen Michael und Februar 1794 geschlossen und hernach öffentlich bekannt gemacht werden. Wenn das Glück mir mehr Pränumeranten zuführt, als ich erwarte, so kann es kommen, daß die wenigen Exemplare

der 3 guten Ausgaben nicht hinreichen, und in diesem Falle werde ich die Pränumeranten, welche sich nach Neujahr melden, entweder gar nicht oder nur nicht befriedigen können. Bestellungen ohne Vorausbezahlung werden weder bey mir noch den übrigen Buchhändlern angenommen.

Das Industrie-Comptoir zu Weimar nimmt hierauf Pränumeration an, und besorgt alle Lieferungen aufs schnellste gegen. Doch verbittet es sich Briefe und Gelder franko. G. J. Göschen.

Inhalt.

September.

I. Geschichte meines unglücklichen Lebens. Seite 1
II. Fortsetzung der Auszüge aus Briefen vermischten Inhalts. — 44
III. Charlotte Kurbay. — 68
IV. Apologie der reinen Lehre, mit einer Antwort des Herausgebers. — 99

October.

I. Neue merkwürdige Beweise der Dankbarkeit der gefühllosen Thierchen einer fremden Welt gegen ihre Lehrer. Fortsetzung. S. 113
II. Auszug einer Lebensbeschreibung Paulo Sarpi, aus dem Lateinischen. — 132
III. Ist es eine so gleichgültige Sache, den großen Haufen Recht zu predigen? Ein kleiner Beytrag zum Für und Wider der Streitfrage. — 164

IV. An den Prinzen von Koburg, General en chef der Kaiſerlichen Armeen. S. 190
V. An das galliſche Volk. Im Jul. 1793. — 206
VI. Vertheidigung meiner Landsleute gegen einen Aufſatz im Teutſchen Merkur, No. III. Stück 7, 1793. — 212
VII. An die Kunſtliebhaber — 216

November.

I. Waſhington, Neu-Rom in Amerika. S. 217
II. Beſchluß des Auszugs aus der Lebensbeſchreibung des P. Paul Sarpi. — 231
III. Etwas über den Nekrolog. Aus einem Briefe des Herausgebers deſſelben an einen Freund in Weimar. — 249
IV. Die franzöſiſche Revolution, was ſie war, und was ſie geworden iſt. Eine Threnodie von D. Jenisch, Prediger in Berlin. — 260
V. Kordus und Leſſing. — 275
VI. Beſchluß der Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dreßden. — 301
VII. Etwas über das Buch Thot. — 308
VIII. Kleine Gedichte. — 316
IX. Anzeigen. — 320

Dezember.

I. Prüfung der Alleinherrſchaft nach moraliſchen Prinzipien. S. 329
II. Der alte Thomas Parr. — 393
III. Edelhold über ſeine häusliche Glückſeligkeit. — 409
IV. Briefe vermiſchten Inhalts. — 421
V. Einige Fabeln. — 432
VI. Ankündigung der ſämmtlichen Werke Wielands. — 435

benden verband die kindliche Pflicht, mit Ziel und Maaß um seinen verstorbnen zu trauern: Aber in hartnäkiger Betrübniß immerfort zu beharren, ist unmännliche Schwachheit oder gottlose Unzufriedenheit mit den Fügungen des Himmels; ein Zeichen eines ungeduldigen, feigen Gemüths, oder eines schwachen und ungebildeten Verstandes. Denn warum sollen wir etwas, wovon wir wissen daß es seyn muß, und daß es so gemein ist als irgend eine von den alltäglichen Sachen die immer vor unsern Sinnen schweben, aus verkehrtem kindischem Eigensinn, zu Herzen nehmen? Fy! Es ist ein Vergehen gegen den Himmel, ein Vergehen gegen den Gestorbnen, ein Vergehen gegen die Natur; höchst ungereimt in den Augen der Vernunft, welche kein gemeineres Thema kennt, als den Tod von Vätern, und von der ersten Leiche bis zu dem der eben izt gestorben ist, uns immer zugeruffen hat, es müsse so seyn. Wir bitten euch also, werfet diese zu nichts dienende Traurigkeit in sein Grab, und sehet künftig uns als euern Vater an; denn die Welt soll es wissen, daß ihr unserm Thron der nächste seyd, und daß die Liebe, die der zärtlichste Vater zu seinem Sohne tragen kan, nicht grösser ist als diejenige, welche wir euch gewiedmet haben. Was euer Vorhaben, nach der Schule zu Wittenberg zurük zu gehen betrift, so stimmt es gar nicht mit unsern Wünschen ein, und wir bitten euch davon abzustehen, und unter unsern liebesvollen Augen hier zu bleiben, unser erster Höfling, unser Neffe, und unser Sohn.

Neuer Teutscher Merkur.

1. Stück 1794.

BIBL
IVT
IP

herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Beſchluß der Addreſſe eines Ungenannten an die Freunde der Wahrheit. S. 11

II. Die Büſten. Ein Dialog. — 1

III. Ueber den Gang des Luxus in Teutſchland. — 1

IV. Beſchreibung der Gemälde in dem groſſen Saale und den angrenzenden Zimmern des Fürſtlichen Schloſſes zu Rudolſtadt. —

V. Empfindungen bey Möſers Tode. —

VI. Fabeln. —

VII. Verzeichniß neuer Verlagsbücher der Steinerischen Buchhandlung in Winterthur. —

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und au Teutſchland mit drey Reichsthalern für ganzen Jahrgang abonniren, auch iſt derſe

2) in allen Buchhandlungen zu finden welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Le zig die Haupt-Kommiſſion- und Verſend beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. pri. Addreß- und Zeitungs-Comptoir Hamburg wie bisher unſere Aufträge

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkurs an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequ ſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merk

Ankündigung.

Von dem Entwurf der hebräiſchen Alterthümer vom Herrn Rektor Wärnekros in Greifswalde, der im Jahr 1782 herausgekommen, wird zukünftige Oſtermeſſe in der Hoffmanniſchen Buchhandlung zu Weimar eine neue Auflage erſcheinen. Da der Herr Verfaſſer dieſem gleich Anfangs mit ſo vielem Beyfall aufgenommenen Buche durch fortgeſetzte Forſchungen und Sammlungen einen hohen Grad von Vollſtändigkeit gegeben, und beſonders aus den neueſten Reiſebeſchreibungen überall beträchtliche Zuſätze gemacht, auch die von Kennern mit Recht bemerkte Lücke, über den Leviſiſchen Gottesdienſt, in vielen neu hinzugekommenen Kapiteln ſehr befriedigend ergänzt hat: ſo glaubt man Kenner und Liebhaber der orientaliſchen Literatur auf dieſe ganz umgearbeitete, und als ein neues Werk zu betrachtende Ausgabe im voraus aufmerkſam machen zu dürfen.

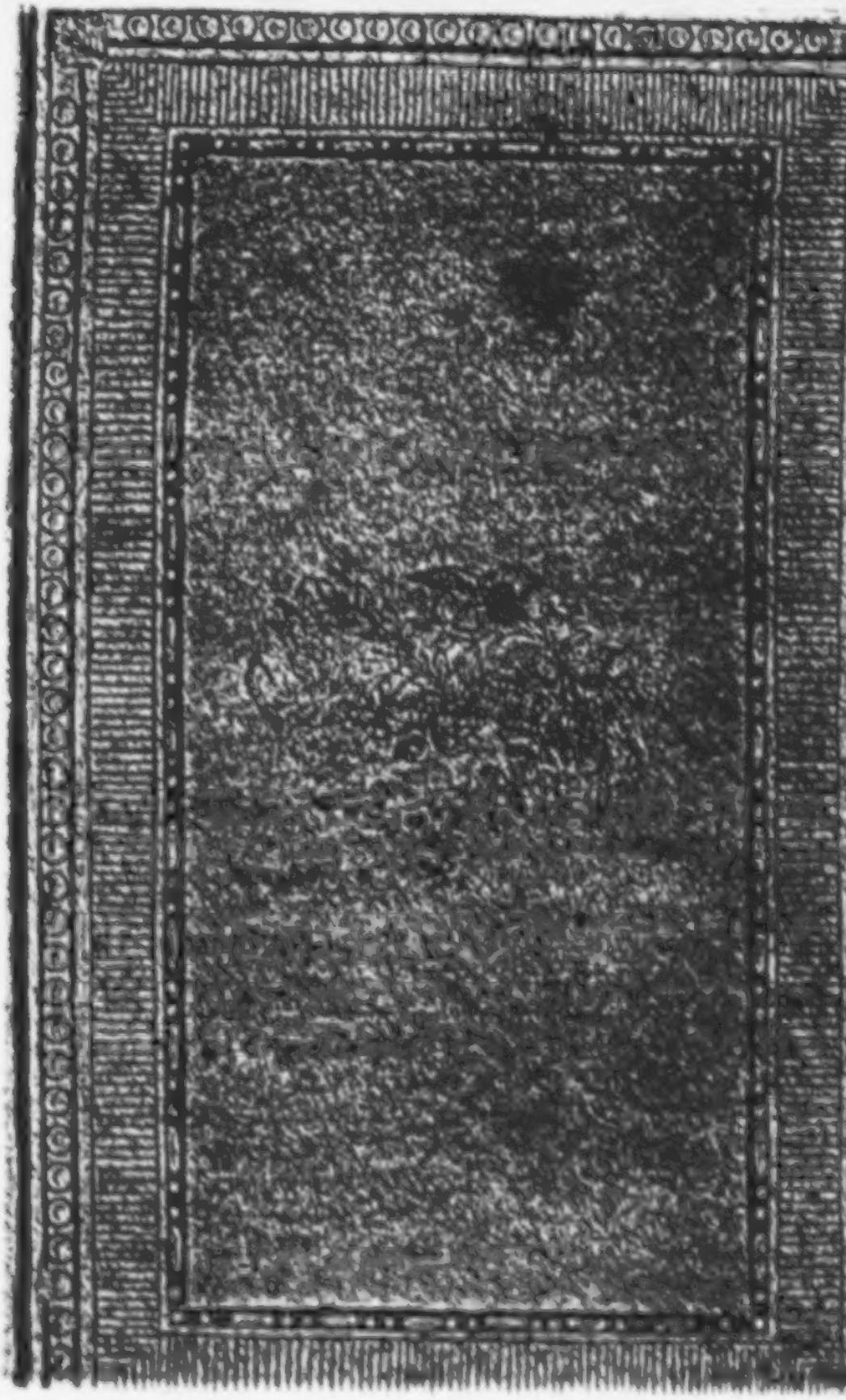

Der Neue Teutſche Merkur vom Jahre 1794.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Erſter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1794.

Der neue
Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1794.

I.

Syſtematiſche Darſtellung aller bisher möglichen Syſteme der Metafyſik.

Vorerinnerung.

Die Gleichgültigkeit und Verachtung gegen alle Metafyſik hat in unſerm teutſchen Vaterlande noch keinesweges ſo weit um ſich gegriffen, und wird in demſelben auch nie ſo weit um ſich greifen, als man freylich dafür zu halten verſucht wird, wenn man die gewöhnlichen Aeuſſerungen unſrer Volkaufklärenden und Volkunterhaltenden Schriftſteller, und insbeſondere die Beſchaffenheit ihrer Schriften vor Augen hat. Die Seichtigkeit im Denken, welche mit der Vielleſerey und Vielſchreiberey unter uns ſo ſehr zugenommen hat, und die eine eben ſo unzertrennliche Gefährtin unſrer Volksfiloſofie als die natürliche Feindin aller Metafyſik iſt, erfolgt zum Theil auch aus der Geſchwindigkeit und Beträchtlichkeit der Fortſchritte unſrer Selbſtdenker, denen

der bey weitem gröſste Theil unſers leſenden und ſchreibenden Publikums nicht nachzukommen vermag. Was die Metafyſik durch Deskartes, Spinoza, Leibnitz, Locke, Berkeley, Hume geworden iſt, wiſſen vielleicht nicht zwanzig Gelehrte in Teutſchland aus den Quellen ſelbſt, und iſt, zumal durch die Berichte, die unſre Popularfiloſofen auf ihren Kathedern und in ihren Schriften darüber abſtatten, ziemlich allgemein in Vergeſſenheit gerathen. Seit dem ſie aber durch die Veränderungen, die der alles zermalmende Kant mit ihrer Materie und Form vorgenommen hat, gerade das Gegentheil von dem geworden iſt, was unſre Pädagogen und Demagogen von ihr wiſſen: darf man ſich wohl nicht wundern, wenn bey dem groſſen Haufen derſelben der Name Metafyſik ungefähr daſſelbe Schickſal hat, das dem Namen Religion in Paris, und dem Namen Filoſofie in Wien zu Theil geworden iſt.

Mehreren Leſern des Merkurs, die mit mir überzeugt ſind, daſs man ohne Metafyſik eben ſo wenig in irgend einem vernünftigen Sinne Filoſof, als ohne Zeichenkunſt Maler ſeyn könne, dürfte der folgende Verſuch, über den Unterſchied und den Zuſammenhang zwiſchen der bisherigen und der künftigen Metafyſik eine kurze aber beſtimmte Auskunft zu geben, nicht unwillkommen ſeyn.

Es ſoll, wenigſtens meiner Abſicht nach, durch denſelben ſichtbar werden:

1) Warum es bisher mehrere Syſteme der Metaſyſik gegeben hat, in Zukunft aber nur ein Einziges möglich ſey.

2) Wie jene verſchiedenen Syſteme — wie viele — und warum nur dieſe und keine andern möglich waren.

3) Was allen bisherigen unter ſich gemein iſt, und wodurch ſich jedes von den übrigen unterſcheidet.

4) Worin die ſchwächſte und die ſtärkſte Seite eines jeden derſelben beſtehe.

5) Wie ſie, damit beides beſtimmt in die Augen falle, hätten gefaßt und dargeſtellt werden ſollen.

6) Daß und warum keines durch die übrigen widerlegbar ſey.

7) Daß ſie Alle gleichwohl durch die künftige Metaſyſik — aber nur in ſo ferne verdrängt werden, als durch dieſe das allen gemeinſchaftliche Misverſtändniß aufgedeckt, und das Wahre, das jedem derſelben eigenthümlich iſt, geltend gemacht wird.

§. 1.

Darſtellung des gemeinſchaftlichen Fundamentes aller bisherigen Metaſyſik.

So wie die künftige Metaſyſik von der durch die Kritik der reinen Vernunft zuerſt ausgemachten Vorausſetzung ausgeht: daß die Merkmale —

Königin.

Laß deine Mutter keine Fehlbitte thun, Hamlet; ich bitte dich, bleibe bey uns, geh nicht nach Wittenberg.

Hamlet.

Ich gehorche euch mit dem besten Willen, Madame.

König.

Nun, das ist eine schöne liebreiche Antwort; seyd wie wir selbst in Dännemark! Kommet, Madame; diese gefällige und ungezwungne Einstimmung Hamlets ist mir so angenehm, daß dieser Tag ein festlicher Tag der Freude seyn soll -- Kommt, folget mir --

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

Hamlet (bleibt allein.)

O daß dieses allzu -- allzu -- feste Fleisch schmelzen und in Thränen aufgelößt zerrinnen möchte! Oder daß Er, der Immerdaurende, seinen Donner nicht gegen den Selbst-Mord gerichtet hätte! O Gott! o Gott! Wie ekelhaft schaal, abgestanden und ungeschmakt kommen mir alle Freuden dieser Welt vor? Fy, so, mir graut davor! Es ist ein ungesäuberter Garten, wo alles in Saamen schießt, und mit Unkraut und Disteln überwachsen ist. Daß es dahin gekommen seyn soll! Nur zween Monate todt! Nein, nicht einmal so viel; nicht so viel -- Ein so vortrefflicher

Absolut, Substanz, Ursache und Gemeinschaft — nicht den Dingen an sich, sondern nur den durch Vernunft und Verstand vorgestellten Dingen, als solchen, zukommen, und daß der Grund von den Vorstellungen dieser Merkmale nicht in den Dingen an sich, sondern lediglich in der Einrichtung der Vernunft und des Verstandes vorhanden seyn könnte: so ist alle bisherige Metafysik von der ohne Untersuchung als ausgemacht angenommenen Voraussetzung ausgegangen, daß die Merkmale Absolut, Substanz, Ursache, Gemeinschaft nur in so ferne Wahrheit enthalten könnten, als sie den Dingen an sich zukämen, und als die Vorstellungen davon in diesen Dingen gegründet wären.

Diese, ohne Beweis als ausgemacht aufgestellte Voraussetzung, karakterisiert den Dogmatismus aller bisherigen Metafysik, welche in die negativ- und positiv-dogmatische zerfällt, je nachdem sie durch die unter jener Voraussetzung angestellte Untersuchung entweder zu dem Resultat gelangt: daß die Merkmale — Absolut, Substanz, Ursache, Gemeinschaft — keine Wahrheit enthielten, und die Vorstellungen derselben grundlos wären — weil sie nicht in den Dingen an sich gegründet seyn könnten — oder: daß jene Merkmale und Vorstellungen wirklich in den Dingen an sich gegründet wären, weil man den Grund derselben in diesen Dingen bereits gefunden hätte, und denselben jederman aufzeigen könnte.

Da

Da die Gegner der kritiſchen Filoſofie nicht aufhören, unſere Proteſtazion gegen allen Dogmatismus als unſtatthaft und ungereimt zu verſchreyen, zu behaupten, daß wir ſelbſt einen Dogmatismus aufſtellen, in welchem das Wahre nicht Neu und das Neue nicht Wahr ſey, und daß wir, durch einen Widerſpruch mit uns ſelbſt, den metafyſiſchen Skepticismus des Dogmatismus beſchuldigen: ſo iſt es wohl nicht überflüſſig, hier noch einmal ausdrücklich anzumerken:

Daß der poſitive ſowohl als der negative Dogmatismus, welche beyde durch den Kriticismus verdrängt werden ſollen, darüber einig ſind: daß zur Vernünftigkeit, Probehältigkeit, Gründlichkeit der Vorſtellungen des Abſoluten, der Subſtanz, der Urſache, und der Gemeinſchaft, das Begründetſeyn derſelben in den Dingen an ſich ſchlechterdings erfodert würde, und daß auſſerdem dieſe Vorſtellungen keineswegs objektiv wahr, ſondern bloſſe Täuſchungen ſeyn würden. Dieſe, als ausgemacht angenommene und aufgeſtellte Foderung macht das Weſen des Dogmatismus, den Karakter der transcendenten, d. h. aller bisherigen Metafyſik, und den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dogmatiſcher und kritiſcher Filoſofie aus.

Die Behauptung: „daß man den Grund der „Vorſtellungen — Abſolut, Subſtanz, Urſache „und Gemeinſchaft — wirklich in den Dingen an „ſich gefunden habe, und durch jene Vorſtellun-

„gen in das Weſen der Dinge eingedrungen ſey,“ giebt dem Dogmatismus den Karakter des Poſitiven, und erwirbt dem Anhänger deſſelben Vorzugsweiſe den Namen des Dogmatikers.

Die Behauptung, „daß ſich für die Vorſtellungen — Abſolut, Subſtanz, Urſache und Gemeinſchaft — durchaus kein vernünftiger und Probehältiger Grund (auſſer etwa in der bloſſen Gewohnheit) angeben laſſe, weil derſelbe in den Dingen an ſich nicht zu finden ſey,“ giebt dem Dogmatismus den Karakter des Negativen. Der Anhänger deſſelben heißt in ſo ferne Skeptiker, als er alle objektive Wahrheit unſrer Vorſtellungen für unerweislich, und alle eigentliche Wiſſenſchaft für unmöglich erklärt.

§. 2.

Das Fundament des poſitiven Dogmatismus, oder der dogmatiſchen Metafyſik.

Alle poſitiven Dogmatiker waren und ſind darüber unter ſich einig: daß ſie den Grund der Vorſtellung des Abſoluten, der Subſtanz, der Urſache, und der Gemeinſchaft, in den von ihnen für erkennbar und für wirklich erkannt gehaltenen Dingen an ſich entdeckt haben. Abſolute Subſtanz und Ding an ſich ſind für ſie gleich bedeutende Ausdrücke, und die Vorſtellung der abſoluten

ten Substanz ist in ihren Augen Vorstellung des Dinges an sich, oder des Dinges, wie dasselbe von unsrer Vorstellungsart unabhängig, von allen in der bloßen Vorstellung gegründeten Prädikaten abgesondert, in dem Bewußtseyn unter keinem anderen Karakter vorkäme, als der ihm auch ausser der Vorstellung, als einem selbstständigen Dinge, an und für sich zukäme. Unter der relativen oder bedingten Substanz verstehen sie das Ding, in wieferne es unter Prädikaten im Bewußtseyn vorkäme, die demselben nur durch die Vorstellung und nicht ausser der Vorstellung zukommen könnten. Da sie die objektive Wahrheit in der Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und Ding an sich, oder in der Identität des vorgestellten Dinges und des Dinges an sich aufsuchen: so halten sie die Vorstellung der relativen Substanz für täuschend, die — der absoluten Substanz aber darum für rein wahr, weil sie Ihnen für die Vorstellung des Dinges an sich gilt. In wieferne nun das Geschäft der Metafysik kein anderes ist und seyn soll, als die absolutnothwendigen und allgemeinenen Prädikate der Objekte, und in denselben die rein wahren Prinzipien aller objektiven Wissenschaft aufzustellen; in so ferne sehen sie die Metafysik für die reine Wissenschaft der Dinge an sich an.

Darüber waren und sind aber die positiven Dogmatiker unter sich uneinig: was eigentlich dasjenige wäre, das an dem Dinge an sich den

Grund unſrer Vorſtellung vom Abſoluten enthielte, und insbeſondere, worin denn die Subſtanzialität des Dinges an ſich beſtünde? Dieſe Uneinigkeit iſt das Fundament der Verſchiedenheit unter den Syſtemen der poſitiven Dogmatiker.

Da ſie bey ihrem Nachforſchen nothwendig von den relativen Subſtanzen, die ſich in der äuſſern Erfahrung als ausgedehnte, in der inneren aber als vorſtellende Subſtanzen ankündigen, ausgehen mußten: ſo konnten ſie das, was ſie ſuchten, den Grund der Vorſtellung der abſoluten Subſtanz entweder nur in demjenigen, was den Vorſtellungen der beyden Arten von relativen Subſtanzen auſſer denſelben gemeinſchaftlich zum Grunde liegt, oder in dem, was das Eigenthümliche derſelben begründet, gefunden zu haben glauben. In dem letztern Falle mußten ſie ſich entweder an das Eigenthümliche beyder Arten relativer Subſtanzen, oder nur an das Eigenthümliche einer einzigen Art, und zwar entweder nur an das Eigenthümliche der ausgedehnten, oder nur an das Eigenthümliche der vorſtellenden Subſtanzen halten.

Daher ſind vier weſentlich verſchiedene dogmatiſch-metafyſiſche Haupt- und Grundſyſteme, aber auch nur ſo viele, möglich und unvermeidlich geweſen, zu denen ſich alle bisherigen und künftigen nur als verſchiedene Modifikationen von vier einzig möglichen Hauptformen verhalten.

Haupt-

Hauptſatz des erſten Syſtems: Der Grund der Vorſtellung von der abſoluten Subſtanz liegt in demjenigen, was in dem Dinge an ſich unſre Vorſtellungen von ausgedehnten und vorſtellenden Subſtanzen gemeinſchaftlich begründet. Die Vorſtellung von der abſoluten Subſtanz hat alſo nur einen einzigen objektiven Grund, nur ein einziges Objekt, und es giebt nur ein Einziges Ding an ſich. Pantheismus.

Hauptſatz des zweyten Syſtems: Der Grund der Vorſtellung von der abſoluten Subſtanz liegt in demjenigen, was in dem Dinge an ſich unſre Vorſtellungen von ausgedehnten und vorſtellenden Dingen, und zwar jede dieſer beyden Arten auf eine eigenthümliche Weiſe begründet; die Eine durch die Subſiſtenz des Dinges an ſich im Raume, die das Weſen der ausgedehnten und körperlichen Dinge an ſich; die Andere durch die Subſiſtenz des Dinges an ſich in der bloſſen Zeit, durch Erzeugen von Veränderungen, die keine Bewegungen ſind, als vorſtellende Kraft, die das Weſen der unausgedehnten und unkörperlichen Dinge an ſich ausmacht. Die Vorſtellung von der abſoluten Subſtanz hat alſo zwey verſchiedene Arten von objektiven Gründen, und es giebt zwey verſchiedene Arten von Dingen an ſich: Körper und Geiſter. Dualismus.

Hauptſatz des dritten Syſtems: Der Grund der Vorſtellung von der abſoluten Subſtanz liegt in demjenigen Karakter des Dinges an ſich, wodurch

wodurch sich dasselbe in unsrem Bewußtseyn als ein von unsrem Denken unabhängiges Wesen darzustellen, und seine Wirklichkeit durch Wirken auf unsre Empfänglichkeit anzukündigen vermag, nämlich in seiner Ausdehnung, wodurch dasselbe allein Empfindbarkeit und Anschaulichkeit, als die Bürgen seiner Realität, für uns haben kann. Die Vorstellung von der absoluten Substanz hat also nur eine einzige Art von objektiven Gründen, und es giebt nur eine einzige Art von Dingen an sich, nämlich ausgedehnte, materielle Substanzen. Materialismus.

Hauptsatz des vierten Systems. Der Grund unsrer Vorstellung von der absoluten Substanz liegt in demjenigen Karakter des Dinges an sich, der allein das Wesen eines subsistierenden Objektes ausmacht, und der nur in der absoluten Kraft eines einfachen Dinges, welches die vorstellende allein seyn kann, bestehen muß. Die Vorstellung von der absoluten Substanz hat also nur eine einzige Art von objektiven Gründen; und es giebt nur eine einzige Art von Dingen an sich, nämlich einfache vorstellende Substanzen. Idealismus.

Der Idealismus begreift den Egoismus, Spiritualismus, und die Monadologie unter sich: je nachdem derselbe entweder nur das Daseyn eines Einzigen vorstellenden Dinges an sich — des Ichs — oder das Daseyn einer einzigen Art vorstellender Dinge an sich — der Geister

— oder

— oder das Daseyn mehrerer Arten vorstellender Dinge an sich — verschiedener Klassen von Monaden für erweislich hält.

Pantheismus.

Der Karakter der relativen oder bedingten Substanz ist die Zufälligkeit — der absoluten oder unbedingten — die Nothwendigkeit.

Die bedingte Subsistenz läßt sich auf vielerley Arten, die unbedingte nur auf eine Einzige denken. Es kann viele relative Substanzen: nur eine Einzige Absolute geben.

Jede der vielen relativen Substanzen läßt sich nur als endlich; die Einzige absolute nur als unendlich denken.

Die relative Substanz kann, in dem sie etwas veränderliches ist, nur den Schein der eigentlichen Substanz haben, welche nichts veränderliches seyn kann.

Accidenzen, deren Veränderlichkeit nicht wahrgenommen wird, erhalten dadurch den Schein der Substanz; die relative Subsistenz kömmt bloßen Accidenzen zu, die in unsern Vorstellungen den Karakter der Substanz annehmen, der ihnen ausser denselben in dem Dinge an sich nicht zukömmt.

Die relativen Substanzen sind also in dem Dinge an sich nichts als Accidenzen der absoluten Substanz.

Die relative Subſtanz, als Ding an ſich gedacht, widerſpricht ſich ſelbſt; denn in dieſem Begriffe müßte das Veränderliche als unveränderlich, das Zufällige als nothwendig, das Bedingte als unbedingt gedacht werden.

Geſetzt aber auch, eine zufällige Subſtanz als Ding an ſich wäre nichts widerſprechendes, und man hätte wirklich einen Begriff von einer ſolchen Subſtanz: woher wüßte man, daß dieſer Begriff ein reelles Objekt habe, und daß es wirklich zufällige Subſtanzen als Dinge an ſich gäbe? Doch wohl: weil es endliche Subſtanzen als Dinge an ſich giebt?

Endliche Subſtanzen müßten diejenigen ſeyn, welche im Raume und in der Zeit Schranken hätten, und die wirkliche Endlichkeit dieſer Subſtanzen müßte ſich durch die Wahrnehmung dieſer Schranken in Raum und Zeit ankündigen.

Dieſe Schranken der Realität als Merkmale der Endlichkeit müßten in Anfang und Ende, in Grad und Figur beſtehen.

Wer hat den Anfang und das Ende einer Subſtanz je wahrgenommen? und wer kann ſie wahrnehmen? Alle Veränderung in Raum und Zeit iſt Bewegung, und ſetzt etwas ſchon vorhandenes bewegliches voraus. Alles Entſtehen und Vergehen beſteht nur in Verbindung und Trennung von etwas ſchon vorhandenem, aus Veränderung in der Kombinazion, Kompoſizion, Struktur und Textur, und betrift folglich nur Accidenzen, bey

deren

deren Wechsel die Subſtanz immer beharrt, und in allem Subſtanziellen weder Vermehrung noch Verminderung, weder Entſtehen noch Vergehen denken läſit.

Grade ſind die Schranken der Qualität, und laſſen ſich nur an demjenigen, was ſich von den Objekten durch Empfindung ankündigen kann, wahrnehmen. Alles was an den Dingen Grade zuläßt, iſt eben darum veränderlich, und kann nur der relativen Subſtanz, nicht der abſoluten, zukommen. Die eigentliche Subſtanzialität hat keine Grade.

Figur iſt Beſchränkung der Ausdehnung, und läßt ſich nur durch dasjenige, was an einem Objekte durch den äuſſeren Sinn, im Raume, anſchaulich iſt, wahrnehmen. Alles im Raume Anſchauliche und Empfindbare iſt, ſo weit ſeine Anſchaulichkeit und Empfindbarkeit reicht, veränderlich, folglich auch die Figur, die nur an dem Anſchaulichen und Empfindbaren ſich denken läßt, und daher nur einer relativen, nicht der abſoluten Subſtanz zukommen kann. Die eigentliche Subſtanzialität hat keine Figur.

Eben ſo können die Merkmale der numariſchen Einheit und Vielheit (der Zahl) nur relativen Subſtanzen, als ſolchen Objekten, die keine eigentliche Subſiſtenz haben, weil ſie durch die veränderlichen Merkmale des Empfindbaren und im Raume Anſchaulichen vorgeſtellt werden, zukommen. Der Körper hat nur ſo lange numeriſche Einheit,

als

König -- gegen dieſen, wie Apollo gegen einen Satyr: Der meine Mutter ſo zärtlich liebte, daß kein rauhes Lüftchen ſie anwehen durfte -- Himmel und Erde! Warum muß mir mein Gedächtniß ſo getreu ſeyn? Wie, hieng ſie nicht an ihm, als ob ſelbſt die Nahrung ihrer Zärtlichkeit ihren Hunger vermehre? -- und doch, binnen einem Monat -- Ich will, ich darf nicht dran denken -- Gebrechlichkeit, dein Nam' iſt Weib! Ein kleiner Monat! Eh noch die Schuhe abgetragen waren, in denen ſie meines armen Vaters Leiche folgte, gleich der Niobe lauter Thränen -- Wie? Sie -- eben ſie -- (o Himmel! ein vernunftloſes Thier würde länger getraurt haben) mit meinem Oheim verheyrathet -- Meines Vaters Bruder; aber meinem Vater gerade ſo gleich als ich dem Hercules. Binnen einem Monat! -- Eh noch das Salz ihrer heuchelnden Thränen ihre rothen Augen zu jüken aufgehört, verheyrathet! -- So eilfertig, und in ein blutſchänderiſches Bette! -- Nein, es iſt nichts Gutes, und kan zu nichts Gutem ausſchlagen. Aber -- o brich du, mein Herz, denn meine Zunge muß ich ſchweigen heiſſen.

als er nicht in Theile aufgelöſet wird, deren numeriſche Vielheit ſich wieder in der Zuſammenſetzung in numeriſche Einheit verlieret. Die Beſtimmbarkeit durch Meſſen und Zählen betrifft nur das Vereinbarliche als ſolches; und die eigentliche Subſtanzialität läßt ſich weder meſſen noch zählen, iſt weder ein numeriſches Eines noch ein Vieles.

Anfang, Ende, Grade, Figur, Zahl, mit einem Worte, alle die Merkmale, durch welche ſich der Karakter der Endlichkeit, Zufälligkeit und Veränderlichkeit ankündiget, betreffen alſo nur dasjenige, was durch Sinnlichkeit wahrgenommen werden kann, nicht was durch reine Vernunft gedacht werden muß, folglich die Subſtanz, wie ſie durch ſinnliche Merkmale erſcheint, nicht wie ſie im Auge der Vernunft als Ding an ſich ſelbſt befunden wird, folglich nur relative Subſtanzen, Subſtanzen in der Vorſtellung, die auſſer der Vorſtellung nur bloſſe Accidenzen der wahren Subſtanz des Dinges an ſich ſind, welche weder Anfang noch Ende, weder Zahl noch Grad, noch Figur zuläßt, ſondern in jeder Rückſicht unendlich, und folglich (ob zwar nicht numeriſch) Einzig iſt.

Unter den relativen Subſtanzen giebt es eine weſentliche Verſchiedenheit, und zwar zwiſchen den körperlichen, deren Weſen in der Ausdehnung, und den vorſtellenden, deren Weſen in der vorſtellenden Kraft beſteht. Wenn man nämlich

lich das, jeder dieser beyden Arten relativer Substanzen, eigenthümliche, substanzielle, bleibende, unveränderliche aufsucht: so findet man in der Einen die Ausdehnung, die den Grund der Möglichkeit aller anderen körperlichen Beschaffenheiten, und in der Andern die vorstellende Kraft, die den Grund aller andern Beschaffenheiten des Gemüths enthält.

Die ausgedehnten relativen Substanzen haben gemeinschaftlich ein und eben dasselbe Wesen, und sind in ihrer Verschiedenheit und Vielheit nur Modifikationen einer unendlichen und absolut einzigen Ausdehnung. Denn die Ausdehnung in dem Einen Körper ist von der Ausdehnung in dem Andern nur durch Zufälligkeiten unterschieden, von denen man abstrahieren muß, wenn vom Wesen die Rede ist.

Die vorstellenden, relativen Substanzen haben gemeinschaftlich Ein und eben dasselbe Wesen, und sind in ihrer Verschiedenheit und Vielheit nur Modifikationen einer unendlichen und absolut-einzigen vorstellenden Kraft. Denn die vorstellende Kraft in der Einen Seele ist von der vorstellenden Kraft in der anderen Seele nur durch Zufälligkeiten unterschieden, von denen man abstrahieren muß, wenn vom Wesen die Rede ist.

Dasjenige, wodurch die vielen und endlichen ausgedehnten und vorstellenden Wesen viele und endliche sind, und was den Grund ihrer Ver-

ſchiedenheit enthält, beſteht aus bloßen Verneinungen, Beſchränkungen ihrer Realität; während das Poſitive, und bloß Reelle an ihnen eben darum die unbeſchränkte und einzige Ausdehnung und vorſtellende Kraft ſeyn muß.

Die unendliche Ausdehnung iſt von der unendlichen vorſtellenden Kraft nur in ſo ferne verſchieden, in wie ferne beyde verſchiedene Prädikate eben deſſelben Subjektes, Eigenſchaften (Attribute) der unendlichen Subſtanz ſind, die zwar an der Ausdehnung eine andere Eigenſchaft als an der Vorſtellung beſitzt, aber nur ein einzig mögliches, abſolutes Seyn zum Weſen hat.

Der Inbegriff aller relativen Subſtanzen der endlichen, ausgedehnten und vorſtellenden Dinge und ihrer Veränderungen, oder die Welt, beſteht alſo aus bloßen Accidenzen, und iſt daher von Gott, oder der unendlichen Subſtanz, keinesweges als die Wirkung von ihrer Urſache, ſondern nur, wie das Accidens von ſeiner Subſtanz verſchieden.

Gott und die Welt haben nur Eine einzige Natur, in wie ferne man unter Natur die Subſtanzialität verſteht, und Gott und die Welt, wie Subſtanz mit dem Inbegriff ihrer Accidenzen, ſind gleich ewig — Die Natura Naturans war nie ohne die Natura Naturata, die eine im ewigen Seyn, die Andere im ewigen Werden begriffen.

(Die Fortſetzung künftig.)

II.

Kurze Darstellung
der innerlichen Verfassung und äusserlichen Lage von Athen in dem Zeitraum,
worin Aristofanes seine noch vorhandenen Komödien auf die Schaubühne brachte.

Um den Aristofanes völlig zu verstehen und das Vergnügen, das der gröſste Theil seiner Mitbürger und Zeitgenossen an seinen Stücken fanden, mit ihnen zu theilen, müſsten wir mehr als zweytausend Jahre, die uns von ihm trennen, überspringen, uns gänzlich in ihre Lage, Verfassung, Polizey, Sitten und Lebensweise, in ihren Karakter, in das, was sie am meisten interessierte, in ihre Wünsche und Entwürfe, Besorgnisse und Hoffnungen, kurz in ihre ganze Art zu seyn, so lebhaft hineindenken können, als sie selbst sich unmittelbar in allem diesem fühlten; wir müſsten, so zu sagen, mit ihren Augen sehen, mit ihren Ohren hören, und überdies von allen in diese Stücke verflochtnen oder darin erwähnten Personen und Sachen, bis auf die kleinsten Geschichtchen des Tages, so genau unterrichtet seyn, wie sie.

Da dies, dem Buchstaben nach, nicht möglich ist, und in solchen Fällen nur ein gewisser Grad

von Annäherung, mehr oder weniger, Statt findet: so dürfte es, ehe ich es wagen kann, meinen vor kurzem angekündigten Versuch einer Uebersetzung der Acharner (welche auch der Privatfriedensschluß, oder der Friede des Dikäopolis betitelt werden könnten,) und der Ritter, oder Demagogen, zur öffentlichen Beschauung auszustellen, vonnöthen seyn, eine in die möglichste Kürze zusammengezogene Darstellung der Verfassung und Lage der Republik Athen vorauszuschicken; um meinen Zweck, eine, so viel mir möglich war, getreue Uebersetzung dieser Stücke des berühmtesten Dichters der alten Komödie unsern der griechischen Sprache unkundigen Lesern verständlicher und brauchbarer zu machen, wenigstens in einigem Grade zu erreichen.

I.

Innerliche Verfassung der Stadt Athen vor Solon.

Die Geschichte von Athen verliert sich, wie jede andere, wenn sie zu weit in den Nebel der Vorwelt zurückdringen will, in den Mythen ihrer Götter- und Heroen-Zeit. Attika zählte von Kekrops, den die Tradizion zum ersten Stifter des nachmahligen Athens macht, bis zu Theseus, ihrem zweyten und eigentlichen Stifter, neun, und von diesem bis zu Kodros (der sich freywillig aufopferte, um seinen Mitbürgern in ihrem ersten Kriege mit den Dorischen Lakedämoniern den Sieg zu verschaffen), sieben Könige, oder erbliche Staats-

Staatsvorsteher, in deren Person die Oberpriesterliche Würde mit dem Oberrichterlichen Amt und der Gewalt des obersten Feldherrn vereiniget war.

Die damahlige Verfassung Athens, so wie aller andern gleichzeitigen Griechischen Völkerschaften, war aus der Monarchischen, Aristokratischen und Demokratischen zusammengesetzt, oder vielmehr durch einen aller ursprünglichen politischen Gesellschaft natürlichen Bildungstrieb auf diese Weise organisiert. Da in diesen Zeiten noch an keine geschriebene Gesetze zu denken war, auf welche die Einrichtung der bürgerlichen Ordnung gegründet gewesen wäre: so mußte in dieser gemischten Verfassung das Uebergewicht jedesmahl auf der Seite der Monarchie seyn, so oft (was damahls noch ziemlich häufig begegnete) Tapferkeit, Klugheit, Beredsamkeit und Popularität sich in der Person des Königs vereinigten, und ihm also, natürlicher Weise, das Vertrauen und die Liebe des Volks erwarben, welches sich immer gern führen läßt, so lang es gut geführt wird. In dieser Verfassung vermochte zwar der König nichts ohne den guten Willen des Volks: hatte er diesen aber einmahl durch seine persönliche Eigenschaften gewonnen, so regierte er gewissermaßen unumschränkt.

Die Würde der Könige war erblich, aber die persönlichen Vorzüge waren es nicht. Kein Wunder also, daß Völker, die ihrer Freyheit und

ihrem Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nie entsagt hatten, sich von der Herrschaft des dunkeln Gefühls, wodurch sie an der Familie ihrer Regenten hiengen, ziemlich leicht loßrissen, sobald diese letztern nicht auch an persönlichen Vorzügen und Tugenden die ersten unter ihrem Volke waren. Vermuthlich waren die Athener der königlichen Regierung schon lange überdrüssig, als sie nach dem Tode des Kodros, die heroische Tugend dieses edelmüthigen Fürsten zum Vorwand nahmen, den Beschluß zu fassen: daß kein Sterblicher verdienen könne, der Nachfolger eines solchen Königs zu seyn, und daß künftig kein andrer als Zeus König von Attika seyn sollte.

Indessen erfolgte — — zur Ehre des gesunden Verstandes der Athener — der Uebergang von ihrer ursprünglichen Verfassung zur Demokratie nicht anders als durch mehrere Stufen, und so, daß die mit jeder Staatsveränderung gewöhnlich verbundenen Erschütterungen, wo nicht gänzlich vermieden wurden, wenigstens nicht so zerstörend waren, als ein plötzlicher Uebergang von einem Aeussersten zum andern, vermöge der Natur der Dinge und der Menschen, seyn muß. Athen wurde nach Abschaffung der königlichen Würde durch Archonten regiert, deren Amt während einem langen sehr dunkeln Zeitraum lebenslänglich und erblich war, aber um die Zeit der siebenten Olympiade auf zehn Jahre eingeschränkt wurde. Doch auch bey dieser Einrichtung blieb es nicht viel über

70 Jahre; denn im 3ten Jahre der 24sten Olympiade wurde das zehnjährige Archontat abgeschafft, und das Ansehen und die Gewalt desselben unter neun Archonten vertheilt, welche alle Jahre wieder eben so viel andern Platz machen mußten. Aber diese Archonten wurden ausschließlich aus dem Adel erwählt, d. i. aus der ansehnlichen Zahl mächtiger Aristokratischen Familien, die zum Theil ihre Stammbäume bis zu den Königen der Heldenzeit hinaufführten, und nach und nach Mittel gefunden hatten, den schönsten und ergiebigsten Theil von Attika zu ihrem Erbeigenthum zu machen. Der größere Theil des Volks wurde bey allen diesen Staatsveränderungen für Nichts gerechnet, und gewann auch nichts dabey. Alle politische, militärische und religiöse Autorität war, nach dem Zeugniß des Aristoteles, in den Händen dieser edeln Ritter, denen ihre Gewohnheit (nach Art des alten Thessalischen Adels) nur zu Pferde zu streiten, eine immer siegreiche Obermacht über das schlecht bewafnete und noch schlechter angeführte Volk gab. *) Die Regierung zu Athen war also in diesen Zeiten eine wahre Aristokratie; und der Adel bediente sich der doppelten Gewalt, die ihm seine Reichthümer und die obrigkeitlichen Würden, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, gaben, mit so wenig Mäßigung, daß das Volk nach und nach in einen noch tiefern Grad von Armuth, Sklaverey

*) *Gillies* History of Greece, Vol. I.

und Elend herabgedruckt wurde, als selbst derjenige war, der in unsern Tagen in Frankreich die schrecklichste aller Revoluzionen hervorgebracht hat.

In einem solchen Zustande konnte es wohl nicht anders seyn, als daß sie sich den Zustand ihrer Vorfahren unter den alten Königen in Vergleichung mit dem ihrigen als glücklich und beneidenswerth vorstellen mußten.

In dem Maaße, wie ihr Haß gegen die unterdrückende Regierung einer übermüthigen, sich alles erlaubenden Aristokratie zunahm, wurde das Verlangen, die alte Demokratie, von welcher die Tradizion den Theseus selbst zum Stifter machte, wieder hergestellt zu sehen, um so lebhafter und ungeduldiger, da die mit Blut geschriebenen Gesetze des Drakon, und die Oligarchie, durch welche er die Aristokratische Verfassung zugleich befestigen und in Schranken halten wollte, das allgemeine Mißvergnügen und die Mißhelligkeit zwischen dem Adel und dem Volke mehr vergrößert als gedämpft hatten. Indessen würde es doch dem letztern beynahe unmöglich gewesen seyn, seine Fesseln abzuschütteln, wenn die unter den Aristokraten selbst immer zunehmende Uneinigkeit und die gewaltsamen Ausbrüche, zu welchen es endlich zwischen den Partheyen des Kylon und des Megakles gekommen war, dem sehr lebhaft daran Theil nehmenden Volke nicht Gelegenheit verschafft hätten, aus seiner langen Unthätigkeit zu erwachen,

und

und durch die Bemühungen der Partheyführer es auf ihre Seite zu ziehen, ſeine eigene Stärke fühlen zu lernen.

2.

Die Demokratie Solons.

Um dieſe Zeit lebte zu Athen ein Mann, der ſich durch ſeine Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit bey allen Partheyen in großes Anſehen geſetzt, und, wiewohl er, als Abkömmling aus einem ehemals königlichen Hauſe, von Ariſtokratiſcher Geburt war, das Zutrauen des Volks in einem ſo hohen Grade erworben hatte, daß bey jeder wichtigen Ereigniß, wo die Wohlfarth des gemeinen Weſens auf dem Spiele lag, alle Augen auf ihn gerichtet waren. Dieſer Mann, der durch Weisheit und Tugend (zwey Eigenſchaften, deren Werth gewöhnlich nur anerkannt wird, wenn ſie das letzte Mittel ſind, das einen zu Grunde gehenden Staat retten kann) dazu beſtimmt ſchien, eine große und heilſame Revoluzion in Athen zu bewirken, — war Solon. Er hatte ſich bereits dadurch ein großes Verdienſt erworben, daß er die Händel zwiſchen den Kyloniern*) und Megakleiern,

 welche

*) Kylon, einer der mächtigſten Edlen von Athen, hatte ſich mit Hülfe einer ſtarken Parthey der Alleinherrſchaft (wie er beſchuldigt wurde) oder vielleicht auch nur des Uebergewichts über die Parthey des Megakles, bemächtigen wollen, und war nebſt vielen ſeiner Verwandten und Anhängern an den Altären, zu welchen ſie ihre Zuflucht genommen hatten, von den Megakleiern ermordet worden. Dieſe Frevelthat, welche, ſo lange

Vierte Scene.

Horatio, Bernardo und Marcellus treten auf.

Horatio.

Heil, Gnädigſter Prinz!

Hamlet.

Ich erfreue mich, euch wohl zu ſehen -- Ihr ſeyd Horatio, oder ich vergeſſe mich ſelbſt.

Horatio.

Ich bin Horatio, Gnädiger Herr, und euer demüthiger Diener auf ewig.

Hamlet.

Sir, mein guter Freund; das ſoll künftig das Verhältniß unter uns ſeyn. Und was führt euch von Wittenberg hieher, Horatio? -- Iſt das nicht Marcellus? --

Marcellus.

Ja, Gnädigſter Herr.

Hamlet.

Ich bin erfreut euch zu ſehen; guten Morgen, Sir (zu Bernardo) -- Aber, im Ernſte, Horatio, was bringt euch von Wittenberg hieher?

welche der ganzen Stadt verderblich werden konnten, durch ſein Anſehen auf einige Zeit wenigſtens beygelegt, und den Megakles, nebſt allen andern, die an der Ermordung der Kylonier unmittelbaren Antheil genommen, dahin gebracht hatte, ſich dem Urtheilsſpruch eines Gerichts von dreyhundert Männern aus den Vornehmſten in Athen zu unterwerfen, und demſelben zu Folge ſich aus Attika verbannen zu laſſen. Da aber die hierdurch bewirkte Ruhe von keiner Dauer war, und die immer zunehmenden Beſchwerden des von den reichen und alles vermögenden Ariſtokraten unterdrückten Volkes bald darauf einen neuen Aufſtand im ganzen Attika verurſacht hatte: wurde Solon im 3ten Jahre der 46ſten Olympiade *) zum Archon, und zugleich, mit Einſtimmung aller Partheyen, zum Geſetzgeber erwählt, und bevollmächtiget die Republik nach ſeinem Gutbefinden einzurichten.

Die Geſchichte hat vielleicht kein anderes Beyſpiel eines ſolchen Vertrauens eines ganzen Volks in die Weisheit und Rechtſchaffenheit eines einzelnen

lange ſie unbeſtraft blieb, nach dem Glauben der Athener, unaufhaltbares Verderben über ſie alle bringen mußte, hatte die Stadt in große Unruhe verſetzt, und endlich den Aufruhr veranlaßt, von welchem hier die Rede iſt.

*) Ungefähr 150 Jahre vor dem Ausbruch des Peloponneſiſchen Krieges.

nen Privatmanns aufzuweiſen. Solon zeigte ſich deſſelben durch eine Geſetzgebung würdig, die von jeher ein Gegenſtand der Bewunderung aller Verſtändigen geweſen, und bis auf dieſen Tag die Grundlage der bürgerlichen Geſetze des ganzen Europa geblieben iſt *).

Ein groſſer Theil der Geſetze Solons dauerte ſo lange als die Republik, welche, von dieſer Zeit an, ſich nur alsdann, wenn ſie in ihrer vollen Kraft wirkten, und nur in ſo fern als ihnen Folge geleiſtet wurde, wohl befand. Aber von der Staatsverfaſſung, die er den Athenern gab, kann man mit gutem Grunde ſagen, daß ſie nie zu wirklicher Konſiſtenz gekommen, ſondern durch entgegenwirkende Urſachen, die er weder voraus ſah, noch, wofern er ſie vorausgeſehen, zu verhindern im Stande war, in ihren weſentlichſten Theilen dergeſtalt verändert worden, daß das, was man von ſeinen Geſetzen beybehielt, den groſſen Zweck, auf welchen das Ganze angelegt war, unmöglich bewirken konnte.

Solon kannte die Athener, und gab ihnen alſo gerade diejenige Verfaſſung, die, ohne an ſich ſelbſt die beſte aller möglichen zu ſeyn, gerade diejenige war, welche ſich am beſten für ihren Karakter, ihre Lage, ihre Bedürfniſſe, und ihren

ganz

*) Die neue, aber noch zu keinem Dauer verſprechenden politiſchen Körper organiſierte franzöſiſche Demokratie ausgenommen.

ganzen damahligen Zuſtand ſchickte. Er wollte ſich in der neuen Ordnung der Dinge ſo wenig als möglich von den Grundmaximen der Gerechtigkeit entfernen, und dachte alſo nicht daran, das Volk zur Rache gegen ſeine bisherigen Unterdrücker zu reitzen, und die Ariſtokraten gänzlich zu berauben und zu vernichten. Er ſah ſehr gut, daß es auf der einen Seite weder billig noch möglich ſey, dem Volke ſeine unläugbaren Rechte länger vorenthalten zu wollen: daß es aber auf der andern thöricht und gefährlich ſeyn würde, die Regierung einer Republik, deren Wohlſtand ſo ſehr von Klugheit und Mäßigung abhieng, einem rohen und dabey ſo leichtſinnigen, raſchen und wankelmüthigen Volke, wie die Athener waren, auf Gerathewohl zu überlaſſen. Alle dieſe Betrachtungen und Rückſichten alſo bewogen ihn, ſeinen Mitbürgern dieſe gemiſchte Verfaſſung zu geben, die bey dem Iſokrates und andern etwas uneigentlich die Demokratie des Solon heißt: eine Verfaſſung, worin der Antheil, den das Volk an der geſetzgebenden und richterlichen Gewalt verlangte, und zu verlangen berechtigt war, durch das Anſehen und den Einfluß eines Senats und eines oberſten Gerichtshofes, von welchen alle Plebejer ausgeſchloſſen waren, eingeſchränkt wurde. Er glaubte für das Volk genug gethan zu haben, indem er daſſelbe von dem Joche einer tyranniſchen Ariſtokratie befreyte, und es gegen alle ungebührlichen Bedrückungen durch die höchſte Gewalt, die er den allgemeinen

den Volksversammlungen wieder zuzugehen, schon selbst: aber er glaubte nicht weniger, daß eine bessere Erziehung und die nähere persönliche Theilnehmung an der Erhaltung und dem Wohlstande des Staats, die mit dem Besitz einer beträchtlichen Landeigenthums nothwendig verbunden ist, dem Adel mehr Tauglichkeit zu den wichtigern Staatsverrichtungen gebe, als man bey den rohen Begriffen von Diäten, oder bey dem Handwerksmann zu Athen, und bey den Schiffzimmerleuten, Schmieden, Matrosen und Fischern im Hafen und an der Seeküste von Attika voraussetzen könne. Dieses Postulat leidet freylich seine Anwendung; und es scheint hart, daß ein Mann, der dem Vaterlande durch Rechtschaffenheit und vorzügliche Naturgaben gute Dienste zu leisten fähig wäre, blos deswegen von den wichtigern Staatsverrichtungen ausgeschlossen seyn soll, weil ihm sein Vater weniger als zwey hundert attische Medimnen jährliches Einkommen hinterlassen hat. Indessen scheint die Erfahrung, daß Solon die Sache richtig gefaßt, und nicht zuviel gethan hatte, um dieser anscheinenden Unbilligkeit willen eine politische Maxime nicht aufzugeben, die sich auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge und auf eine Art von Unvermeidlichkeit gründet, wo von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft angetroffen ist.

In Solons Demokratie hatte die höchste Gewalt des gesetzmäßig versammelten Volks (der

Ekklesie

Ecclesia) durch zwey mächtige Gegengewichte, den Senat der Vierhundert (Boule') und den Areopagus, auf eine Art im Zaume gehalten werden, welche, wenn es bey seiner Einrichtung geblieben wäre, wahrscheinlich die Republik Jahrhunderte lang im nöthigen Gleichgewicht erhalten, und vor allen Uebeln der Demagogie, Anarchie und Tyrannie bewahrt haben würde. Denn der Senat hatte (unter andern ansehnlichen Vorzügen) allein das Recht, die große Volksgemeine zusammen zu berufen; ihm kam es zu, die Materien, die vor selbige gebracht werden sollten, vorher zu untersuchen und vorzubereiten; er hatte es in seiner Gewalt, dem Gang der Geschäfte, je nachdem er es nöthig oder zuträglich fand, eine langsamere oder schnellere Bewegung zu geben; er konnte manches verhindern, und was er nicht gänzlich verhindern konnte, wenigstens aufhalten; überdies hatte er noch das wichtige Vorrecht, Verordnungen machen zu dürfen, welche, ohne die Sanktion des Volkes, als höchsten Gesetzgebers, erhalten zu haben, ein ganzes Jahr lang die völlige Kraft eines Gesetzes hatten. Der Areopagus, in welchem nur die alle Jahre wieder abgehenden Archonten Sitz und Stimme hatten *), war nicht nur das oberste Kriminalgericht, sondern ihm war auch

*) In so fern sie nehmlich nach abgelegter Rechenschaft von ihrer Amtsverwaltung dieser Ehre nicht vom Volk unwürdig erklärt wurden.

auch die Oberaufsicht über Gesetze, Religion und Sitten, ja, in Fällen, wo das Heil des Staats Gefahr lief, sogar eine Art von diktatorischer Gewalt anvertraut. Ueberdies verbreitete noch der gemeine Volksglaube, „es hätten in uralten Zeiten Götter selbst (Poseidon und Ares) sich dem Rechtsspruch dieses ehrwürdigen Gerichtshofes unterworfen," eine gewisse Heiligkeit über denselben, deren Erhaltung in einem populären Staat nichts weniger als gleichgültig war.

Diese beyde höchsten Kollegien konnten, wie gesagt, nach Solons Anordnung nur mit Personen aus den drey ersten Klassen besetzt werden, und machten, in dieser Rücksicht, den Aristokratischen Theil seiner Konstitution aus. Die vierte Klasse, die (im Durchschnitt genommen) aus Menschen ohne Erziehung und Vermögen bestand, war überhaupt von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen, und hatte sich dies auch anfangs ganz gerne gefallen lassen. Sie sahen wohl ein, daß sie dadurch nur einer Last, der sie nicht gewachsen waren, überhoben wurden, und daß Staatsbedienungen, die nicht nur mit keiner Besoldung, sondern zum Theil noch mit beträchtlichen Ausgaben verbunden waren, sich auf keine Weise für Handwerksleute und Taglöhner schickten, die alle ihre Zeit und Kräfte auf Erwerbung des Nothdürftigen für sich und die ihrigen zu verwenden hatten. Begüterte Bürger rechneten sichs zur Pflicht, ihre Muße

Muße dem Vaterlande zu widmen, und Aemter auf ſich zu nehmen, die im eigentlichſten Verſtande bloße Ehrenſtellen waren: denn gemeinen Mann hingegen, der für die Beſuchung der ſogenannten Ekkleſia damahls noch nicht bezahlt wurde, war es nützlich, nur bey wichtigern Gelegenheiten von ſeinen eigenen Geſchäften abgerufen zu werden. Er konnte die Vollziehung der Geſetze, die Polizey, die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staats, und alles andre, was der öffentliche Dienſt erfoderte, um ſo ruhiger in den Händen ſeiner reichern Mitbürger laſſen, da dieſe ihm alle Jahre Rechenſchaft von ihrem Haushalten ablegen mußten, und überhaupt die ganze Soloniſche Demokratie ſo organiſiert war, daß das Volk, ſo fern und ſo lang es ſeine Rechte nicht ſelbſt aufgab, von dem Ehrgeiz ſeiner Edeln wenig zu beſorgen hatte *).

Solon ſcheint bey ſeiner ganzen Einrichtung auf die Fortdauer der Umſtände, worin die Republik ſich damahls befand, und überhaupt mehr auf das gerechnet zu haben, wozu ſie, durch die ſoliſche Beſchaffenheit ihres Bodens, ihre Lage am Meer und ihre natürlichen Verhältniſſe gegen die übri-

*) Da ich in meinem Urtheil über die Soloniſche Republik mich in einigem Widerſpruch mit dem gelehrten und ſcharfſinnigen Verfaſſer der *Recherches Philoſophiques ſur les Grecs* befinde: ſo behalte ich mir eine ausführlichere Darſtellung meiner Gründe auf eine andere Zeit vor.

übrigen griechiſchen Freyſtaaten, beſtimmt zu ſeyn ſchien, als auf das, was ſie unter Vorausſetzungen und Bedingungen, wovon er ſich wenig träumen ließ, zufälliger Weiſe in der Folge werden könnte. Seine Abſicht gieng darauf, Athen in eine Verfaſſung zu ſetzen, worin es vielmehr ſich ſelbſt in einem glücklichen Mittelſtand zu erhalten im Stande wäre, als nach Eroberungen und hohen Dingen zu trachten verſucht würde; mehr darauf, daß es ſeine Unabhängigkeit und den anſehnlichen Rang, den es immer unter den griechiſchen Städten eingenommen hatte, behaupten könnte, als daß es ſich des Primats und einer Hegemonie gelüſten laſſe, die im Grunde nur ein milder Name für eine verhaßte Oberherrſchaft war, zu welcher kein einzelner Staat in Hellas berechtigt ſeyn konnte, und welche in der Folge, als Sparta, Athen und Thebä ſich wechſelsweiſe derſelben anmaßten, jedem einzelnen und endlich allen verderblich wurde.

Da der Boden von Attika gröſtentheils wenig fruchtbar war, und ſelbſt bey der höchſten Kultur nicht hinreichte, ein zahlreiches Volk zu nähren: ſo richtete Solon ſein hauptſächlichſtes Augenmerk darauf, daß er ſeine Mitbürger dahin zu bringen ſuchte, ſich nicht bloß auf die Benutzung ihres Landseigenthums einzuſchränken, ſondern auch von ihrer ſo bequemen Lage zum Seehandel und von ihrer vorzüglichen Fähigkeit zu allen Arten von Künſten und Handarbeiten die möglichſten Vortheile zu zie-

hen. Athen, durch den kleinen Umfang ſeines Gebiets und ſeinen dürren, ſteinichten und ſalzigen Boden zu ewiger Armuth verdammt, konnte nur durch Betriebſamkeit und Kunſtfleiß, durch Manufakturen, Schiffahrt und ausgebreiteten Handel reich, blühend und mächtig werden. Aber eben dies, was er ſich als eine der wohlthätigſten Früchte ſeiner Geſetzgebung verſprach, würde unfehlbar das Volk, in dem Maaße, wie es auf dieſem Wege mit Ueberfluß, Reichthum und Luxus bekannt worden wäre, angereitzt haben, die Schranken, die er ihm geſetzt hatte, zu überſpringen, und, mit bürgerlicher Gleichheit nicht zufrieden, auch dieſe politiſche Gleichheit aller Volksklaſſen zu fodern, welche er der Republik, aus guten Gründen, nicht vor zuträglich hielt. In dieſer Rückſicht kann man alſo ſagen, daß der glückliche Ausgang des berühmten mediſchen (oder perſiſchen) Krieges die auf ihn erfolgten großen Veränderungen in der innern Verfaſſung von Athen nur beſchleunigt habe; weil ſie höchſt wahrſcheinlich auch unter dem Einfluß eines ununterbrochnen Friedens, zwar langſamer, aber eben ſo gewiß erfolgt ſeyn würden. Eine ewig unwandelbare Staatsverfaſſung iſt ein Hirngeſpenſt. Solon that ohne Zweifel das Beſte, was er unter den gegebenen Bedingungen konnte: aber es war nicht ſchwer, voraus zu ſehen, daß eine Demokratie, worin der Adel ſo viel Uebergewicht hatte, ſich bald genug, entweder in Alleinherrſchaft eines Einzigen, oder in eine völlig populare Regierung oder Laokratie umwandeln

deln würde. Das erſte erfolgte noch bey Solons Lebzeiten, indem Piſiſtratos, eines von den Häuptern der drey Fakzionen, welche die Republik noch immer im Schwanken erhielten, der in ſeiner Perſon alle Eigenſchaften und Talente, wodurch man das Vertrauen des Volks gewinnen und ſich zum Meiſter der Herzen machen kann, vereinigte, in dieſer Popularität Mittel gefunden hatte, ſich der Akropolis von Athen, und mit ihr der eigenmächtigen Alleinherrſchaft (Tyrannie) zu bemächtigen, die er nach einer nicht ununterbrochnen, aber überhaupt ſehr klugen, gemäßigten und glücklichen Regierung von 32 Jahren ſeinen Söhnen Hipparchos und Hippias ſo ruhig als ein väterliches Erbgut hinterließ. Jeder rechtmäßige Fürſt, der ſo regierte, wie Piſiſtratos und Hipparchos, würde von ſeinem Volk angebetet werden: aber die Athener — wiewohl ſie ſich von dieſer Zeit an faſt immer von irgend einem einzelnen Demagogen, bald längere, bald kürzere Zeit regieren ließen, wollten von Niemand eigenmächtig und wider ihren Willen regiert ſeyn. Die ſogenannte Tyrannie der Piſiſtratiden, die dem Adel noch verhaßter war, als dem gemeinen Volke, endigte ſich alſo damit, daß Hipparchos von Harmodios und Ariſtogeiton ermordet, und Hippias einige Jahre darauf von Kliſthenes, dem Sohn Alkmäons, aus einem der mächtigſten unter den edeln Geſchlechtern, mit Hülfe der Spartaner aus Attika vertrieben, die Tyrannie abgeſchafft und die vorige Demokratie wieder hergeſtellt wurde.

Horatio.

Ein Anstoß von Landstreicherey, mein Gnädigster Herr.

Hamlet.

Das möchte ich euern Feind nicht sagen hören, auch sollt ihr meinen Ohren die Gewalt nicht anthun, sie zu Zeugen einer solchen Aussage gegen euch selbst zu machen. Ich weiß, ihr seyd kein Müssiggänger. Was ist euer Geschäfte in Elsinoor? Wir müssen euch trinken lehren, eh ihr wieder abreiset.

Horatio.

Gnädigster Herr, ich kam, eures Vaters Leichenbegängniß zu sehen.

Hamlet.

Ich bitte dich, spotte meiner nicht, Schul-Camerade: ich denke, du kamst vielmehr auf meiner Mutter Hochzeit.

Horatio.

Die Wahrheit zu sagen, Gnädigster Herr, sie folgte schnell hinter drein.

Hamlet.

Das war aus lauter Häuslichkeit, mein guter Horatio -- Um die Braten, die von dem Leichenmahl übrig geblieben, bey der Hochzeit kalt auftragen zu können -- O Horatio, lieber wollt' ich meinen ärgsten Feind im Him-

mel

Bey dieſer abermahligen Revolúzion blieb zwar das Weſentlichſte der Soloniſchen Demokratie noch unberührt; jedoch erlitt ſie unter der Staatsverwaltung des Demágogen Kliſthenes einige Abänderungen, deren natúrliche Folgen die Grundfeſte derſelben untergruben, und in Verbindung mit andern zufálligen Urſachen nach und nach eine neue Ordnung der Dinge herbeyführten. Die tyranniſche Regierung des durch die Ermordung ſeines Bruders erbitterten Hippias, und die Unruhen, die auf die Verjagung des Tyrannen und ſeiner Anhánger folgten, und vornehmlich (wie es ſcheint) die Abſicht des Kliſthenes, ſich gegen ſeinen Antagoniſten Iſagoras und die mißvergnúgten Ariſtokraten eine máchtige Parthey zu machen, hatte ihn bewogen, eine ſehr ungleichartige Menge von Fremden und andern, des Atheniſchen Bürgerrechts nach Solons Geſetzen unfáhigen Menſchen zu demſelben zuzulaſſen. Die Bevólkerung von Athen nahm dadurch in kurzem ſo ſehr zu, daß die vier Zúnfte, in welche Solon die Burger eingetheilt hatte, mit ſechs neuen vermehrt werden mußten; und aus eben derſelben Urſache wurde auch der Senat von vierhundert Männern auf fúnfhundert geſetzt, indem jede der zehn Zúnfte das Recht erhielt, jáhrlich 50 Bürger aus ihrem Mittel durchs Loos in den Senat zu erwáhlen, und der Reihe nach vermittelſt dieſer ihrer Repráſentanten 35 Tage lang das Práſidium in demſelben zu führen. Auch der Oſtrakismos, der dem verſammelten Volke das Recht gab, jeden Bürger,

ger, wie groß auch ſein Anſehen und ſeine Verdienſte ſeyn möchten, ohne Angabe oder Erweis eines Verbrechens auf zehen Jahre aus Attika zu verweiſen, war eine Erfindung dieſes Demagogen, der, um das Volk mit ſeinem guten Willen zu beherrſchen, kein Bedenken trug, das Intereſſe der Ariſtokratiſchen Klaſſe, in welcher er gebohren war, und das Beſte der Republik ſelbſt aufzuopfern, und einem Pöbel das Uebergewicht im Staate zu verſchaffen, der zwar vielleicht an Genialität, Witz, Lebhaftigkeit des Geiſtes, und ſelbſt an feinem Gefühl Mäßigung und Edelmüthigkeit nie ſeines gleichen hatte, aber doch in allem, was das Weſen des Pöbels ausmacht, ſo gut Pöbel war als jeder andrer.

Nachdem das gemeine Volk zu Athen, welches um dieſe Zeit vielleicht zur Hälfte aus ehemahligen Ausländern, Baſtarden von fremden Müttern, und freygelaßnen Sklaven beſtand, einmal ſo viel erhalten hatte: ſo war nichts natürlicher, als daß es ſeine Wünſche und Foderungen immer weiter ausdehnte, und auch die noch immer beſtehende Soloniſche Klaſſifikation, und das Geſetz, welches die Theten, d. i. die Bürger von der unterſten Klaſſe, von den höhern Magiſtraturen ausſchloß, immer ungeduldiger ertrug. Indeſſen blieb es demungeachtet noch über dreißig Jahre bey der bisherigen Obſervanz. Als aber die Gefahren des mediſchen Krieges, der die Republik an den Rand des Untergangs gebracht hatte, glücklich überſtanden waren, und

die Siege bey Marathon, Artemiſium, Salamis, Platea und Mykale den Muth und Stolz der unterſten aber zahlreichſten Bürgerklaſſe, durch deren Tapferkeit ſie gewonnen worden waren, noch mehr erhöht hatten *): ſo war es nicht länger möglich, die immer lauter werdenden Foderungen des Volks anders als durch Nachgiebigkeit zum Schweigen zu bringen. Der Adel lief bey einer längern Widerſetzlichkeit Gefahr gänzlich unterdrückt zu werden: und Ariſtides ſelbſt, deſſen Anhänglichkeit an die Soloniſche Verfaſſung der Republik bekannt war, veranlaßte das neue Geſetz, wodurch auf immer feſtgeſetzt wurde, daß keine Klaſſe von Bürgern von der Staatsverwaltung ausgeſchloſſen ſeyn, und die Archonten aus allen Athenern erwählt werden ſollten.

Von dem Tage, da die Athener dieſes Geſetz zur Grundlage ihrer Konſtituzion machten, datiert nun dieſe gänzliche unbeſchränkte Volksregierung, welche Herodot (der ſie entſtehen ſah) und einige Neuere mit ihm als die Quelle aller der glänzenden Vorzüge, wodurch ſich Athen über alle Städte der ältern und neuern Welt erhoben hat, betrachten; dieſe Demokratie, welche allerdings in ihren erſten Jahren, durch den Drang der Zeitumſtände und den Wetteifer eines Themiſtokles, Ariſtides, Kimon und Perikles, eine ungewöhnliche Energie äuſſerte, und durch den glücklichen Zufall, daß ſich um eben dieſe

*) *Gillies* Hiſtory of Greece, Vol. II. pag. 153. der Baſl. Ausgabe.

dieſe Zeit ſo viele Männer von Genie, Talenten und Verdienſten aller Art in Athen beyſammen fanden, die ſchönſte Epoke der Muſenkünſte, der bildenden Kunſt, der Beredſamkeit und der Filoſofie in dem engen Zirkel ihrer eigentlichen Dauer einſchloß; aber wofern man ihr auch zum Verdienſt anrechnen wollte, dieſe goldne Zeit der Humaniſirung, Aufklärung und Verſchönerung des bürgerlichen und geſellſchaftlichen Lebens begünſtiget zu haben, dennoch unſtreitig, indem ſie die von Solon mit großer architektoniſcher Kunſt aufgeführte Staatsverfaſſung aus ihren Angeln hub, den Verluſt der Freyheit und den tiefen Fall der Republik von einer momentanen Höhe, worauf ſie ſich nicht erhalten konnte, beſchleunigte.

Wiewohl man mit Grunde ſagen kann, daß die Macht und der Wohlſtand, oder die Schwäche und der Verfall der Staaten nicht ſowohl von der Form ihrer Regierung als von der Beſchaffenheit der Menſchen, welche regieren, und derer, welche regiert werden, abhange: ſo iſt doch die Demokratie eben darum die ſchlechteſte aller Regierungsarten, weil ſie, um zweckmäßig beſtehen zu können, ſowohl bey denen, welche regieren, als welche regiert werden ſollen, einen ſo hohen Grad von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe und immerwährende Selbſtverläugnung, kurz von Weisheit und Tugend, vorausſetzt, als man (Augenblicke von Enthuſiasmus in

ausserordentlichen Fällen abgerechnet) von den Menschen, wie sie sind, und wahrscheinlich immer seyn werden, nicht erwarten kann. Nicht nur der höchste Grad von politischer, sondern selbst von moralischer Tugend müßte das belebende Prinzip einer Demokratie seyn, wenn sie, ich will nicht sagen, in Gestalt eines blühenden und mächtigen Staats, sondern nur in einem Zustande von Unabhängigkeit und Lebensgenuß sich lange sollte erhalten können. Eine Staatsverfassung, deren Dauer von einer moralisch unmöglichen Voraussetzung abhängt, ist ganz gewiß die schlechteste unter allen; und wenn J. J. Rousseau jemals eine Wahrheit gesagt hat, so war es, da er behauptete, „daß eine Demokratie lauter Götter zu Bürgern haben müßte."

Die Demokratie, wie jeder andere Staat, besteht aus Menschen, welche regieren, und welche regiert werden sollen: aber das eigene in ihr ist, daß die Regierenden zugleich die Regierten, die Regierten hingegen der Suverän selbst sind. Der Regent eines vielköpfigen, übelgezogenen, leichtsinnigen, raschen, seinen Launen, Einfällen und Leidenschaften mit Hitze sich überlassenden Suveräns wird unfehlbar nur sehr kurze Zeit oder sehr schlecht regieren: und ein Suverän, der seinen Regenten alle Augenblicke ostrakisieren oder zum Schierlingsbecher verurtheilen kann, wird gewiß ein schlechter Unterthan seyn. Natürlicher Weise verführt,

betrügt, beſticht und verderbt alſo in einem ſolchen Staate der Regierer immer den Regierten, und der Regierte den Regierer wechſelsweiſe. Das Volk, das ſich ſeiner Suveränität bewußt iſt, will immer geſchmeichelt und gehätſchelt *) ſeyn; wer ihm am beſten nach dem Munde zu reden weiß, ihm immer was angenehmes vorlügt, ſich zum gefälligſten und brauchbarſten Werkzeug ſeiner Leidenſchaften macht, den unbeſchränkteſten Eifer für ſein Beſtes heuchelt, ſeine Fantaſie am lebhafteſten zu unterhalten, ſeine Lieblingsneigungen am geſchickteſten zu erregen, zu lenken, und wo nicht wirklich zu befriedigen, wenigſtens mit ſüßen Höffnungen zu berauſchen weiß, der iſt ſein Mann, ſein Günſtling, ſein Abgott; dem ſchenkt es ſein ganzes Vertrauen, von dem läßt es ſich alles gefallen, der kann ihm alles weiß machen, und es an der Naſe führen, wohin er will; kurz, der iſt (ſo lang es dauert) ſein wahrer Herr und Meiſter, und regiert, wenn er das Genie und die Talente eines Perikles hat, unumſchränkter und ruhiger von der Redekanzel herab als irgend ein mor-

*) Herr Adelung ſagt: dieſes Wort, welches liebkoſend ſtreicheln bedeute, ſey nur im Oberdeutſchen üblich. Wir wollen es alſo, wenn es der Majorität beliebt, auch im Hochteutſchen üblich machen; denn warum ſollen wir unſre reiche Sprache muthwilliger Weiſe arm machen, und mit zwey Worten ſagen, was wir mit einem beſſer ſagen können?

genländiſcher Deſpot auf dem Throne ſeiner Väter. Wie könnte man nun erwarten, daß in einer Demokratie, wo das Volk, als der höchſte Gewalthaber, ſo beſchaffen iſt, die rechtſchaffenſten und edelgeſinnteſten Bürger — d. i. Männer, die zwiſchen dem, was dem Volke wahrhaft nützlich iſt, und dem, was ſeinen Neigungen ſchmeichelt, einen großen Unterſchied machen, und das gemeine Beſte ihrem Privatvortheil vorziehen, ſich lange in der Gunſt dieſes Volks ſollten erhalten können? Wie ſollte es zugehen, daß ein Ariſtides nicht früher oder ſpäter einem Themiſtokles, ein Kimon einem Perikles, ein Nikias einem Alkibiades Platz machen müßte? Was iſt begreiflicher, als daß ein Mann wie Sokrates, wiewohl unläugbar der Weiſeſte und Tugendhafteſte ſeiner Zeit, und alſo gerade der Mann, der am beſten zum Vorſteher einer von ihrem Prinzip wirklich beſeelten Demokratie taugt, gar nicht in derſelben aufkommen kann? Und was kann man hingegen gewiſſer erwarten, als daß endlich — zumahl wenn das Volk noch immer eine Art von Erbadel in ſeiner Mitte hat, dem es keine große Anmuthung zur populären Regierung zutrauen kann — die Staatsverwaltung und die wichtigſten Magiſtraturen, mit Vorbeygehung der Würdigſten, in die Hände ſchlechter Menſchen ohne Erziehung, ohne Kopf, ohne Kenntniſſe und ohne Moralität gerathen müſſen, die ihre Gunſt bey dem Volk bloß jenen zweydeutigen Talenten und niedrigen Kunſtgriffen

zu

zu danken haben, wodurch es oft den verächtlichſten Wichten gelingt, ſich bey einem vielköpfigen Suverän, ſo gut als bey denen, die nur Einen (und oft ziemlich leeren) Kopf haben, wichtig zu machen.

Dies war es denn auch, was in der neuen Demokratie zu Athen erfolgte, nachdem der mediſche Krieg auf eine für die Griechen überhaupt und für Athen insbeſondere ſo glorreiche Art geendigt, und die noch immer anſehnliche und überwiegende Ariſtokratiſche Parthey, theils durch die Verbannung des Themiſtokles und die Oſtrakiſierung Kimons, theils durch die glänzenden Vorzüge und Talente des berühmten Demagogen Perikles, vollends in die Luft geſprengt worden war.

Dieſer letztere, wiewohl ſeiner Geburt und Erziehung ſowohl als ſeines Reichthums wegen unter den Edeln Athens der erſten einer, hatte gar bald eingeſehen, daß er ſich, um alles in der Republik zu vermögen, an die Spitze der demokratiſchen Parthey ſtellen, und die höchſte Gewalt des Volks um ſo eifriger geltend machen müſſe, da er ſicher war, daß er ſie dadurch in ſeine eigene Hände ſpielte. Denn die Republik, welche vor kurzem durch die Klugheit und das einnehmende Betragen ihrer Generale, Ariſtides und Kimon, die Spartaner von der Hegemonie *) der verbündeten griechiſchen

*) So nannten die Griechen den Primat unter den griechiſchen Freyſtaaten, der ungefähr mit eben derſelben

Au-

chischen Republiken auf dem festen Lande und den Inseln verdrängt hatte, und überdies durch ihre große Seemacht, ihren blühenden Handel und täglich wachsenden Reichthum sich zu gleicher Zeit zu den größten Hoffnungen berechtigt, und der ungeduldigsten Eifersucht der Peloponnesier und Böotier ausgesetzt sah — die Republik, sage ich, bedurfte unter diesen Umständen eines Mannes von großem Geist, der mit einem festen Karakter alle Geschicklichkeit, Kenntnisse und Klugheit eines vollkommnen Staatsmannes in sich vereinigte; und wo hätte das Athenische Volk, das dieses Bedürfniß fühlte, nachdem es sich von Perikles zu Verbannung des so sehr um den Staat verdienten Kimon hatte verleiten lassen, einen andern gefunden, der diesem neuen Pisistratos den Vorzug in allen diesen Eigenschaften hätte streitig machen können? Aber um sich in dem Posten eines alles vermögenden obersten Ministers und Feldherrn der Republik lebenslänglich zu erhalten, war es noch nicht genug, sich dem Volke nothwendig gemacht zu haben: er mußte sich demselben auch angenehm machen, und sich um seine Mitbürger eine Art von Verdiensten erwerben, deren Nutzen so viel möglich, jeder einzelne unmittelbar fühlte und genösse. Daher alle die neuen Einrichtungen zu Gunsten des gemeinen Mannes, wodurch Athen von dem, was ehmals

Sitte

Autorität über sie verbunden war, welche Agamemnon in der Ilias über die mit ihm vereinigten Fürsten oder Heerführer der freyen griechischen Völkerschaften ausübt.

Sitte und Herkommens war, ſich immer weiter entfernte. Das alte ächt republikaniſche Geſetz, vermöge deſſen jeder Bürger dem Vaterlande im Krieg und Frieden ehrengeldlich diente, würde durch ein neues abgeſchafft, das den veränderten Zeiten angemeßner ſchien. Nicht nur die in die Dienſte der Republik genommenen fremden Truppen, ſondern auch die Bürger von Athen erhielten einen ordentlichen Sold, es wäre denn daß ſie demſelben freywillig entſagten; daher die Ritter in dem Ariſtofaniſchen Stücke dieſes Namens ſichs zum Verdienſt anrechnen, daß ſie ohne Sold gegen die Peloponneſier gedient hätten, und dafür, halb im Scherz und halb im Ernſt, keine andere Belohnung verlangen, als daß man es ihnen nicht gleich für einen Mangel an Popularität ausdeuten möchte, wenn ſie nach wieder hergeſtelltem Frieden immer ordentlich gewaſchen und gekämmt im Publiko erſcheinen würden. Perikles gieng noch weiter. Er verſchaffte auch den Richtern in den verſchiedenen größern und kleinern Tribunalien eine Art von Tagelohn, der Anfangs nur in einem Obolos für jedes Urtheil beſtand, hernach auf zwey, und endlich von dem Demagogen Kleon auf drey Obolen erhöht wurde; eine Einrichtung, welche natürlicher Weiſe den doppelten Nachtheil zur Folge hatte, daß das Richteramt nach und nach ſein Anſehen verlohr, und daß die Athener von einem Dämon der Prozeßſucht und Schikane beſeſſen wurden, der das häusliche Glück der Familien ſtörte

und

mel gesehen, als diesen Tag erlebt haben -- Mein Vater -- mich däucht, ich sehe meinen Vater --

Horatio (lebhaft.)

Wo, Gnädiger Herr?

Hamlet.

In den Augen meines Gemüths, Horatio.

Horatio.

Ich sah ihn einmal; er war ein stattlicher Fürst.

Hamlet.

Sag', er war ein Mann, in allen Betrachtungen ein Mann, so hast du alles gesagt; seines gleichen werd' ich niemal sehen.

Horatio.

Gnädigster Herr, ich denke ich sah ihn verwichne Nacht.

Hamlet.

Du sahest ihn? Wen?

Horatio.

Den König, euern Vater.

Hamlet.

Den König, meinen Vater?

und nicht wenig beytrug, den ehmals so edeln und liebenswürdigen Karakter dieses Volks zu verderben. Nachdem einmal den Richtern, deren Anzahl, seit Einführung der neuen Demokratie, sich bis auf 6000 vermehrt hatte, eine Entschädigung für ihren Zeitverlust zuerkannt worden war, fand man billig, diese Entschädigung auch auf die grossen Volksversammlungen auszudehnen, welchen, aus verschiedenen Ursachen, ausser den Magistratspersonen und Volksrednern oft nur das gemeinste Volk, um einen Obolos zu gewinnen, beywohnte; denn für die Bürger, die ihre Zeit nützlicher oder angenehmer anwenden konnten, war der Obolos, der, nach unserm Gelde, etwa 10 Pfennige betragen mochte *), keine mächtige Lockspeise einer oft sehr tumultuarischen Versammlung, in welcher der eigentliche Pöbel, als die große Majorität, doch immer den Ausschlag gab, oder vielmehr nach dem Sinne des Demagogen votierte, der am meisten bey ihm galt, oder am lautesten und unverschämtesten schrie, oder auf etwas antrug, das den Launen und Lieblingsträumen des Volks am meisten schmeichelte.

Der Senat, das eine der beyden Bollwerke, welche Solon aufgeführt hatte, um die Demokratie gehörig einzuschränken, war dadurch, daß nunmehr jeder Bürger, wie wenig er auch durch Erziehung,

*) Gleichwohl war ein Obolos gerade soviel, als ein frugaler Mann damals zu seiner Subsistenz täglich brauchte.

ziehung, Einsichten und Verdienste dazu qualificiert seyn mochte, in denselben erwählt werden konnte, seines ehemahligen Ansehens beraubt, und so weit unter das, was er seyn sollte, gesunken, daß es kein Wunder ist, wenn er sein ehemahliges Ansehen nach und nach verlohr, und sich endlich zu einem bloßen Werkzeuge der Demagogen, von welchen das Volk sich regieren ließ, herabgewürdigt fand. Perikles, der ausser dem souveränen Volk, dessen Gewalt die seinige war, von niemand kontroliert seyn wollte, hatte also nur noch die Autorität des Areopagos zu fürchten; und auch diese wußte er durch die Bemühungen des Volksredners Ephialtes (der ihm gänzlich ergeben war, und dessen er sich zu allen, dem Adel und den Reichen verhaßten Maßnehmungen mit gutem Erfolg zu bedienen pflegte) dergestalt zu entkräften, daß dieses ehemahls so ehrwürdige Tribunal mit allen den übrigen nicht nur in die gleiche Linie gestellt, sondern auch der ihm zukommenden Oberaufsicht über die Religion und die Gesetze und die obrigkeitlichen Personen beraubt wurde; als welche er dem populären Gerichtshofe, Heliäa, und dem Kollegio der Nomofylaxe (νομοφυλακες, Gesetzwächter) übertragen ließ, die vom Volk aus seinem Mittel erwählt wurden, und nach Willkühr wieder entlassen werden konnten.

Von dieser Zeit an, da unter der Staatsverwaltung des Perikles alle Ueberbleibsel der Aristokratie

kratie vernichtet, und alle Gewalten des Staats dem Volk gänzlich überlassen waren, liessen sich die Athener bis zu dem unglücklichen Ausgang ihrer Sicilischen Expedizion (in der 92sten Olympiade) von verschiedenen Demagogen regieren, welche, da sie weder die Talente, noch die Mäßigung, noch das Glück des Perikles hatten, binnen den fünf und zwanzig Jahren, die vom Tode des letztern bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges verflossen, Mittel und Wege fanden, die Republik von dem Gipfel der Macht und des Glücks, auf welchen dieser große Mann sie erhoben hatte, so tief herunter zu stürzen, daß sie sich nie wieder völlig erhohlen konnte, und endlich, nach einer Menge abwechselnder Katastrofen, ihre Unabhängigkeit gänzlich verlohr, und eine Macht unter den andern Mächten zu seyn aufhörte.

Unter diesen Demagogen spielte keiner eine größere Rolle als Kleon, ein Mann von geringer Herkunft, aber von der Natur mit den Gaben, womit man in einem popularen Staat bedeutend werden kann, reichlich ausgerüstet, der durch den Lederhandel einiges Vermögen erworben, und um die Zeit, da der Krieg mit den Peloponesern ausbrach, sich des Vortheils, den ihm die Umstände, die Unzufriedenheit des Volks und das gesunkne Ansehen des Perikles über den letztern gab, mit so viel Schlauheit und Geschwindigkeit zu bedienen wußte, daß er in kurzer Zeit ein wichtiger Mann

in der Republik wurde, und indem er sowohl durch die gewöhnlichen demagogischen Künste, als durch den Eifer, womit er sich für das gemeine Wesen zu verwenden schien, die Gunst des Volks eroberte, diese zum Mittel zu machen wußte, seine herrschenden Leidenschaften, Ehrsucht und Geitz einige Jahre lang auf Kosten seiner Mitbürger zu befriedigen.

Dieser Kleon ist unter allen, auf welche Aristofanes seine Pfeile verschießt, derjenige, den er am hartnäckigsten verfolgt, und dessen er, selbst in dem Zeitpunkt, da dieser Demagog sich allen seinen Mitbürgern furchtbar gemacht hatte, so wenig schonte, daß er ihn, unmittelbar nach einer glücklich ausgeführten Expedizion zum Gegenstand eines eigenen gegen ihn geschriebenen Stückes machte, worin die Satyre über das Volk selbst und über seinen Günstling auf einen Grad der Freyheit und Bitterkeit getrieben ist, der allen Glauben übersteigt, und uns einen sonderbaren Begriff von dem Karakter eines suveränen Volkes giebt, welches leichtsinnig genug war, öffentlich über sich selbst zu lachen, und großherzig genug, daß ein so zügelloses politisches Possenspiel weder dem Dichter noch dem mißhandelten Demagogen Nachtheil brachte.

III.

Der Hermansberg *).

Der Hermansberg erhebt ſich unter einer Menge kleinerer mit Wald bedeckter Anhöhen auf der heiligen Gegend, die Teutſchlands Hannibal mit Römerblut gedüngt hat. Nach einer Volksſage, die nicht ohne hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit iſt, hat dieſer namhafte Held der Freyheit hier ſeine feſte Burg gehabt, und in ſpäteren Zeiten ſoll ſeine Statue, die alte berühmte Irmenſäule, hier geſtanden haben. Auf dem Gipfel des Berges breitet ſich eine länglich runde Fläche aus, eingefaſſet durch eine Erderhöhung, unter welcher man in einem Umfang von 1500 Schritten Bruchſtücke einer Ringmauer entdeckt hat. Nur auf der Nordſeite vom Pyrmonterthale her zieht ſich ein Pfad herauf; von allen andern Seiten iſt die Anhöhe ſehr ſteil und faſt unzugänglich. Oben am Eingang zu der Fläche zeigen ſich auf beyden Seiten zwey groſſe mit Erde bedeckte Steinhaufen, die vermuthlich einſt Thürme geweſen ſind. Mitten auf der Fläche öffnet ſich eine Höhle, die einen ehmaligen Keller anzudeuten ſcheint. Rund um das Dickigt herum, welches das Haupt des Berges bekränzt, hat man eine äuſſerſt

*) Verteutſcht aus Labyrinten eller Reiſe giennen Tydſkland, Schweitz og Frankerig, ved Jens Baggeſen, Forſte Deel. Kiobehave 1792.

äuſſerſt romantiſche, an die Vorzeit erinnernde Aus-ſicht. Ein feyerliches Grauen begleitete jeden mei-ner Schritte auf dieſem klaſſiſchen Boden. Das Gewölk zog finſter, und immer finſterer über den dunkeln Wald herauf, und der Donner brüllte rings herum von den entfernteren Bergen her. Von Berg zu Berg und von Wald zu Wald er-ſcholl in meiner mit Schauder erfüllten Fantaſie der Ausruf des troſtloſen Beherrſchers der Welt: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wie-„der!“

Schweſter Kannäs! Winfelds Schlacht!
Ich ſah dich mit wehendem blutigem Haar,
Mit dem Blick des Verderbers, unter den Harfen Wal-hallas ſchweben.

Unter dem ſchmetternden Schalle der Hörner hört' ich den Kriegesgeſang aller Kriegesgeſänge von Berg zu Berg, von Wald zu Wald ertönen:

Ha! ihr Cherusker! ihr Katten! ihr Marſen! ihr Sem-nonen!
Ihr feſtlichen Namen für Kriegesgeſang u. ſ. w. *)

Mein Blick ſenkte ſich ins Thal hinab. Ich ſah die ſinkenden Legionen, und Hermans Cherusker in der gewaltigen Arbeit des Sieges. Ein Echo ant-wortete den Andern: Im Schatten von Wo-dans Schilde, mit Gipfel und Wurzel erho-

 ben. —

*) Klopſtocks Hermansſchlacht, ſechſte Szene. Im Origi-nal iſt der ganze Klopſtockſche Geſang überſetzt.

ben — Wie klang des ſtampfenden Roſſes Huf! u. ſ. w. *).

— — — —

Wodan! Wodan! Blut der Tyrannen!
Blut für die heilige Freyheit, Blut der Tyrannen!
Wodan! Wodan!

Ich erblickte Herman den Bändiger, Trotzer des Despoten der Welt, Roms Schrecken, und Teutſchlands Befreyer. Unwillkührlich beugten ſich meine Kniee, als Thusnelda im bräutlichen Tanze, unter ihren erröthenden Jungfrauen erröthend, dem Sieger entgegen kam. Heilige Freyheit! wie iſt mir jeder deiner Vertheidiger heilig! Und Herman! du fochteſt und ſiegteſt für die nächſten Brüder meiner Cymbrer! Meine Stirne glühte, und mein Herz klopfte ſtärker vor dem Denkmal ihres Triumfs!

„M***!“ rief ich meinem Reiſegefährten, „laß „uns dem Andenken Hermans opfern!“ Wir lagerten uns im Schatten der älteſten Eiche auf der ſchönſten Stelle des Bergrückens. Ich langte meine Flöte hervor und ſpielte einen Marſch von Schulz, begleitet vom Wiederhall. Dies überraſchte M**n, und mein Gefühl war ſo hoch geſtiegen, daß ich ſelbſt durch ſeine Heftigkeit überraſcht wurde. Ich opferte, ich weiß nicht mehr was; aber das liebſte, was ich bey mir hatte.

Herman! edler Herman!
Hier auf dem Gipfel des Bergs der Freyheit!

Im

*) Hermans Schlacht, ſiebente Szene.

Im dunkeln Schatten deiner Eiche!
Sey Zeuge — noch ſchwebeſt du hier — meines heiligen Eides!

Teutſchland! edles Teutſchland!
Deines Hermans, und ſeines Geſchlechtes werth!
Hier der brüderliche Handſchlag einer ſchwächeren Hand!
Von matteren Lippen dein Lob!

Du Herman! du Karl! du Otto! du Friedrich!
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!
Du Luther! du Melanchthon! du Leibnitz! du Wolf!
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!

Du Kepler! du Lambert! du Herſchel! du Kant!
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!
Du Leſſing! du Reimarus! du Garve! du Jerüſalem!
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!

Du Jakobi! du Herder! du Sulzer! du Engel!
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!
Du Klopſtock! du —! du Schiller! du Voß!
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!

Du Stollberg! du Pfeffel! du Claudius! du Gleim!
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!
Du Händel! du Handen! du Gluck! du Bach! du Schulz
Ihr feſtlichen Namen für Jubelgeſang!

Ihr alle! *) wer zählt Germaniens Heer
Von herrlichen Sonnen?
Teutſche! edle Teutſche!
Hier auf dem Gipfel des Hermannsbergs!
Im Schatten von Hermans Eiche!
Sey euch mein Preis! meine Bewunderung! mein ſegnender Dank!

Von Germaniens Wäldern gieng die Freyheit aus;
Gieng aus mit reinerem Glauben, und tieferem Wiſſen,
Mit Fackeln, die Himmel und Erden,
Und die Gottheit im Menſchen beleuchten —
Die Aufklärung Europas —
Umtönt von den lieblichſten Liedern der Muſen,
In neuen Melodieen dem Himmel entwandt!

Der Bruder achte den Bruder im Staate!
Der Staat achte den Nachbarſtaat!

Der,

*) Nicht weil ich fürchtete, der Leſer möchte in einem lyriſchen Ausbruch entweder Vollſtändigkeit in der Zahl, oder Rangordnung nach dem Werthe fodern: ſondern weil man einige der allerbedeutendſten Namen, welche vergeſſen zu haben, die höchſte Trunkenheit der Begeiſterung nicht zu entſchuldigen vermag, hier vermiſſen wird — muß ich noch einmal erinnern, daß meine unbedeutenden Beurtheilungen nicht bloß von lokalen, ſondern auch temporellen Umſtänden abgehangen haben. So z. B. kannte ich damals Reinhold noch nicht. — — — Mehrere andere blieben weg, weil ſie Schweizer ſind; andere, weil mir ihre Wiſſenſchaft oder Kunſt zu fremd

Der Bruder liebe den Bruder im Lande!
Das Land liebe das Nachbarland!

Meine Thränen ſtrömten in dieſem heiligen Gefühle. M** ſtürzte in meine Arme. So umarmen ſich Dänemark und Teutſchland!

Die Wolken zertheilten ſich; ſie ſchwanden über die Berge, und die Sonne trat in ihrem alles erheiternden Glanze hervor. Die Vögel ſangen lieblicher im lichteren Hayne. Alles lächelte, und es war um uns herum, wie im Herzen des Mannes, aus welchem alle kleinlichen Leidenſchaften vor der ſiegenden Liebe der Menſchheit gewichen ſind. Wie iſt es möglich, rief ich aus, daß Menſchen einander fürchten, verachten, haſſen, verfolgen! Menſchen wider Menſchen! Nazionen wider Nazionen! Unbegreiflicher Widerſtreit auf einem Schauplatze, der von einer und derſelben Sonne beſtralt wird!

Teutſche! Franzoſen! Engelländer! Holländer! Dänen! Normänner! Schweden! Preuſſen! Polen! Ungarn! Italiener! Spanier! Portugieſen! ſeyd Ihr denn nicht alle Menſchen, und als Menſchen alle gleich? Ich nehme wohl verſchiedene Geſtalten, verſchiedene Farben, verſchiedene Töne wahr. Aber ſage mir, du Meßkünſtler, welche Figur iſt dir die unentbehrlichſte? das Quadrat, oder der Cirkel? Sage mir, Maler, welche Farbe des Regenbogens iſt dir die liebſte? Sage mir, Tonkünſtler, welcher Ton auf deiner Leier iſt dir der nöthigſte? — Und doch läßt ſich das Verhält-

Hamlet.

Mässiget eure Verwunderung nur so lange, und leihet mir ein aufmerksames Ohr, bis ich, auf das Zeugniß dieser wakern Männer hier, euch das Wunder erzählt haben werde.

Hamlet.

Um des Himmels willen, laß mich's hören.

Horatio.

Zwo Nächte auf einander haben diese beyden Officiers, Marcellus und Bernardo, auf der Wache, in der todten Stille der Mitternacht, diesen Zufall gehabt: Eine Gestalt, die euerm Vater glich, vom Kopf zu Fuß, Stük vor Stük bewaffnet, erscheint vor ihnen, und geht mit feyerlichem Gang, langsam und majestätisch bey ihnen vorbey; dreymal gieng er vor ihren von Furcht starrenden Augen, mit seinem langen Stok in der Hand, hin und her; indeß daß sie, von Schreken beynahe in Gallerte aufgelößt, ganz unbeweglich stuhnden, und den Muth nicht hatten ihn anzureden. Sie entdekten mir diesen Zufall in Geheim, und bewogen mich dadurch in vergangner Nacht mit ihnen auf die Wache zu ziehen; und hier sah ich um die nemliche Zeit, diese nemliche Erscheinung, von Wort zu Wort, wie sie mir selbige beschrieben hatten. Ich erkannte euern Vater: Diese Hände sind einander nicht ähnlicher.

Hamlet.

Und wo geschahe das?

Horatio.

niß und der Einfluß der Figuren, Farben und Töne in den begränzten Sfären ihrer Wirksamkeit berechnen, während sich das Verhältniß und der Einfluß der verschiedenen Völkerschaften in dem grenzenlosen Kreise der Ewigkeit verliert. Wer kennt, was jede einzelne Nazion zu dem großen und letzten Endzweck Aller beyzutragen hat? Welcher Geschichtschreiber hat es dargestellt? und welcher Filosof der Geschichte wagt es, es auf die Waagschale der Vergleichung zu bringen? Für gewisse Zeitpunkte, und bey manchen einzelnen Auftritten des großen Schauspiels mag es wohl angehen, das Mehr oder Weniger des Antheils zu bestimmen, der diesem oder jenem Schauspieler an dem jezveiligen Gang der Begebenheiten zukömmt. Aber um über die Wichtigkeit ihrer Rollen im Ganzen, über den Einfluß von jeder derselben auf die Entwicklung des Hauptknotens, und insbesondere über die verschiedenen Grade ihrer Unentbehrlichkeit ein bestimmtes Urtheil fällen zu können, müßte man die Katastrofe kennen, müßte man das Stück bis zum Ende spielen sehen. Wer bürgt uns dafür, daß nicht dieser oder jener Schauspieler, der in einer gegenwärtigen Szene verschwand, in einer künftigen wieder auftrete? Und käme er auch nie wieder zum Vorschein: kann ich, während das mir unbekannte Stück mitten im Fortspielen begriffen ist, wohl beurtheilen, ob seine kürzere Rolle mehr oder weniger fürs Ganze gewirkt hat, als die längere eines Anderen? Italien, Frankreich, Engel-

land haben auf der Schaubühne der Geſchichte mehr Aufſehen gemacht als Teutſchland, Spanien, Dänemark; ihr Spiel iſt wenigſtens ungleich mehr beklatſcht worden. Aber woher wiſſen jene Zuſchauer, die ſo gerne mit der Maſke der Allwiſſenheit pralen, daß die Rollen der letztern ſchon ausgeſpielt haben? Wie? wenn Teutſchlands langſameres Fortſchreiten eben darum auch am längſten aushielte? Wie? wenn das längere Niedergedrücktſeyn Spaniens die Bedingung eines künftigen deſto gewaltigeren Aufſchwunges ſeyn ſollte? Wie? wenn Dänemark in ſeinem ruhigen Schlummer die Kräfte zu den unverdroſſenſten Arbeiten des längſten Tages geſammelt hätte? *)

Unſtreitig giebt es unnütze, verächtliche Individuen in den Staaten; aber es giebt keinen unnützen und verächtlichen Staat, am allerwenigſten in Europa. Selbſt Rußland mit aller ſeiner ungeheuren Tartarey und Barbarey, dieſer Wallfiſch, deſſen Kopf den Weſten niederdrückt, und deſſen

*) Die Morgenröthe dieſes ſchönen Tages iſt bereits wirklich in meinem Vaterlande angebrochen, und ein heilverkündigender, erhabener Genius breitet ſeine wohlthätigen Flügel über Cimbrien aus. Ernſtliche Beſtrebungen zur Erreichung der wichtigſten Zwecke im Staate zeichnen die letzten Regierungsjahre Chriſtians des VII aus, und Friedrich, ſein Sohn, hat zu Dännemarks Wonne und Europäs Bewunderung, den gewiſſeſten Weg zur ſchönſten Unſterblichkeit betreten.

ſen Schwanz ſich über den Oſten ausbreitet, wird ſicher einſt noch dem Kurzſichtigſten zeigen, daß es weit mehr gethan, als bloß ſeinen Platz in der Welt eingenommen zu haben. Die Nazionen ſind die Buchſtaben im Alfabete des menſchlichen Geſchlechtes, und es befindet ſich unter ihnen kein unnützer Buchſtabe. Ein Rangſtreit zwiſchen A und O, zwiſchen L und N würde nicht lächerlicher ſeyn können, als es die Verachtung der Nazionen gegen einander wirklich iſt.

Nazionalhaß und Nazionalverachtung ſind eigentliche, und zwar unter allen die frechſte, elendeſte, unverzeihlichſte Blasfemie. *) Hat auch dieſe oder jene Nazion eine ſchreckliche oder unanſehnliche Rolle geſpielt: iſt ſie als Nazion ſchuld daran? Wer ein Volk verachtet, iſt nahe dabey, die Menſchheit zu verachten, oder eigentlicher zu ſprechen, wer ein Volk verachtet, betrügt ſich ſelbſt, wenn er die Menſchheit zu achten glaubt. Iſt es möglich, iſt es Menſchen möglich, daß die Worte ſpaniſch, oder franzöſiſch, oder teutſch, oder däniſch, oder holländiſch u. ſ. w. als Schimpfworte über menſchliche Lippen kommen, als Schimpfworte in menſchlichen Ohren tönen ſollen? Nein! es iſt nicht Menſchen möglich. Nur leider iſt es unmenſchlich wirklich. Weh!

*) Die auffallende Wärme, mit welcher der Verfaſſer hier und in der Folge ſpricht, ſcheint lokale Veranlaſſungen gehabt zu haben. Der Ueberſ.

Weh! über den unſinnigen Läſterer, der den Namen Däne zuerſt im Tone des Racha ausgeſprochen, der denſelben zuerſt auf eine gelehrte Schandſäule geheftet hat! Aber auch daſſelbe Wehe! über den unſinnigen Läſterer, welcher der erſte den ſchimpfenden Ton angab, mit welchem der Name Teutſcher *) von gewiſſen Lippen und in gewiſſen Schriften vorgebracht wird! Sie verdienen ſo laut ausgepfiffen zu werden, daß ihre Schande durch entfernte Jahrhunderte wiederhallt. Sie haben ſich zugleich an der höchſten Majeſtät auf Erden, und der Majeſtät aller Majeſtäten im Himmel vergangen.

O über dieſen negativen Patriotismus, dieſes Schattenweſen, das ſich eine Miene von Wichtigkeit erheuchelt, und mit einer Flamme groß thut, von der ſich auch kein Funken mit ſeiner Natur verträgt! Wie ſoll ich dieſe Erſcheinung darſtellen — den Hochverräther unter der Larve eines Kato? Der Patriot liebt ſein Land, achtet ſeine Nazion, arbeitet für ſein Volk; jener, ihn parodierende Karrikaturſchatten haßt, verſpottet, verfolgt

*) Es iſt ſonderbar, daß der Name Teutſcher vor ſiebzehnhundert Jahren, da die Nazionen dieſes Namens noch ſo roh, wild und barbariſch waren, bey den ſelbſtſüchtigen Römern ein Ehrentitel war, den ſelbſt die Kaiſer zu erhalten ſtrebten. Und doch waren die Teutſchen im ſtrengſten Sinne des Wortes Feinde der

folgt das Ausländiſche. Er gleicht dem Ehetyrannen, der ſeiner Gattin dadurch ſeine Liebe beweiſen will, daß er unaufhörlich ihre Schweſter beleidiget. Es iſt unmöglich, ſagt Rouſſeau, ein einzelnes Frauenzimmer zu lieben, wenn man nicht ein gewiſſes liebendes Gefühl für das ganze Geſchlecht im Buſen trägt. Es iſt unmöglich, möchte ich ſagen, ſeine Nazion zu lieben, und die übrigen zu haſſen.

Freylich iſt es unendlich leichter, über eine fremde Nazion zu ſpotten, als etwas für ſeine Eigene zu unternehmen. Der poſitive Patriotismus kömmt unſäglich theurer zu ſtehen, und macht nicht halb ſo viel Lärmen und Aufſehen. Um ſich einerſeits mit Schelten, andererſeits mit Schmeicheln abzufinden, braucht man nicht vielmehr als eine gute Lunge; während die ſtillen Handlungen des ächten Patrioten Herz erfodern.

Keine Nazion würde aus lauter negativen Patrioten beſtehen können, ohne ſich ſelbſt zu zerſtören. Vergebens heißt es im großen franzöſiſchen Wörterbuche: *) „daß man ſich in Frankreich des Wortes

*) On ſe ſert encore du mot *Allemand*, mal à propos ſans doute, pour deſigner, un homme groſſier, brutal, ivrogne. On dit: c'eſt un Allemand. Hierher gehört Voltäres *mot de deſeſpoir*, als Kaiſer Joſeph, ohne ihn und ſeine eingeladene Geſellſchaft eines Blickes zu würdigen, bey Ferney vorbeyfuhr. Voilà! ſagte er, indem er das Fenſter zumachte, *un Allemand*, qui court la

Wortes Deutſcher bediene, um einen groben, brutalen, verſoffenen Kerl zu bezeichnen.“ Ich glaube es nicht. Wenigſtens kann ich es nur von den groben u. ſ. w Kerlen glauben, die durch jenes Man angedeutet werden können. Auch in meinem Vaterlande möchten dergleichen Mans gerne ihre Leſer und Zuhörer glauben machen, daß der Ton, womit ſie den Namen Deutſcher ausſprechen, der Stimme der Nazion angehöre. Allein es ſey ferne von mir, auch nur eine beträchtliche Menge meiner Landesleute dieſes Tons fähig zu halten, den ich nur dem Abſchaume der Nazion zutrauen kann, einem verächtlichen Häuflein, das mit dem Auswurf anderer Nazionen zuſammen genommen eine eigene Nazion ausmacht. Es ſind einzelne Fröſche, die nun einmal quäcken müſſen, und die ſich das Anſehen zu geben wiſſen, als ob ſie ſehr zahlreich wären. Allein es geht hier wie bey den Gotteslängnern, den Windbeuteln auf einem Balle, und den mit Wallnußſchaalen beſchuhten Katzen auf einem Dachboden; genau beſehen iſt es kaum ein Paar, von dem der ganze Lärmen herrührt. — Freylich ſind es nicht wenige aus der wirklich zahlreichen, unter allen Ständen und Orden durch lange Ohren hervorragenden Klaſſe, von denen jenes Schimpfen maſchinenmäſſig nachgeplaudert wird. Allein dieſe Echos verdienen Nachſicht. Sich über ſie zu ärgern, wäre nicht vernünftiger, als das Meer wegen empörter Wellen, und Kinder wegen unrichtiger

Be-

Begriffe züchtigen zu wollen. Der gerechte Unwillen eifert nur gegen die Urheber der Erbitterung; nur sie verabscheut und verfolgt der Freund seines Volks. Aber im unerschütterlichen Vertrauen auf den Edelmuth meiner Nazion, und in fester Ueberzeugung von ihrer Rechtschaffenheit und Billigkeit wiederhole ichs hier: Jener Verbrecher, von denen das Aergerniß ausgegangen ist, und die ich ohne Bedenken mit dem Namen Nazionalgiftmischer brandmarke, sind nicht viele. Es sind ihrer nur wenige, äusserst wenige; und ich hoffe, nein! ich bin völlig überzeugt, bald werden auch diese Wenige nicht mehr seyn. Denn bereits ist die Morgenröthe da; und bald wird ihr die Sonne der Aufklärung folgen, durch deren Stralen jene Feinde des Tages mit ihren Genossen in die Abgründe ihres Nichts und der ewigen Vergessenheit unfehlbar verscheucht werden müssen. Die Zeit ist nahe, in welcher Sprachhaß, Nazionalhaß und alle ähnliche Mißgeburten der Selbstsucht, der Gesinnung der Weltbürger, der durch Gerechtigkeit geleiteten Denkart und der Ueberzeugung weichen werden, daß die Nazionen als Menschen einander unentbehrlich sind, und jede unter ihnen gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit aller übrigen habe; daß alle nach Vermögen geben, wenn auch die eine mehr als die andere zu geben hat, und daß nur Einer, nur der Allwissende, berechnen könne, welche unter allen am brüderlichsten gegeben habe. Dann wird Engelland die Vorzüge

Franks

Frankreichs, und Frankreich die Vorzüge Engellands ohne niedrige Mißgunſt mit beſcheidenem Stolze anerkennen; dann wird Teutſchland das Verdienſt des friedlichen, ſtillen, anſpruchsloſen Geiſtes von Dänemark ſchätzen, und Dänemark geſteht dann mit ſtolzer Beſcheidenheit ein, was die Welt ihrer vornehmſten Pflanzſchule ihrer aufgeklärten Bürger verdankt, jener Nazion, aus deren fruchtbarem Schooße der Geiſt der Freyheit über Europa, die Buchdruckerkunſt, die Aſtronomie und die Reformazion des Chriſtenthums und der Filoſofie hervorgegangen iſt — und fühlt es tief, welcher Achtung und Liebe dieſer edle Nachbar wehrt iſt. Dänemark vergißt dann gerne der vielen Teutſchen, die von Erichs aus Pommerland bis zu Friedrichs des fünften Zeiten ſeinen Küſten ſtromenweiſe zugeführt worden ſind; oder wird es auch daran erinnert, ſo vergißt es nicht mehr, daß ſich ſo manches herrliche Saamenkorn darunter befand, dem itzt die Freyheit unſrer Bauern Seegen zujauchzet, und daß die übrigen ungerufen ſchwerlich gekommen wären. Dann wird man es eben ſo lächerlich finden, gegen die Teutſchen zu eifern, weil einer der Könige Dänemarks kein Däniſch ſprach, als wenn Frankreich die Dänen haſſen und verfolgen wollte, weil in den Adern der letztern Ludwige Däniſches Blut gefloſſen haben ſoll.

So beſchleunige dann, o Sonne! den Anbruch des Tages, den uns die ſchöne Morgenröthe ankündi-

ſtändigt, des hellen Tages der Harmonieen über das geliebte Europa! Welche Wonne, einen Bruder den andern — aber welche Himmelsfreude, eine Nazion die andere umarmen zu ſehen! Wahrheit iſt dann der herrſchende Gedanke, Liebe das herrſchende Gefühl, Menſchlichkeit die herrſchende Handlungsweiſe!

Ich war nun auf einmal mit meiner Reiſe nach Vermont ausgeſöhnt. Ich ſah nun ein, daß ich die köſtlichen Gefühle, die der Anblick der Sonne auf dem Hermannsberg in meinem Herzen geweckt hatte, durch alle die Langeweile, die mich im Thal unten drückte, bey weitem nicht zu theure erkauft habe. Nirgendwo hatt' ich mich bisher freyer gefühlt, ſo ganz als Bürger aus Norden, als Bruder der großen Familie diesſeits der Alpenkette, als hier auf dem Gipfel des alten Cheruskerwaldes; hier, wo die Gewalt des Süden das erſtemal unter der Kraft des Nordens erlag. Ich entdeckte in Hermanns Andenken den Urſprung der Freyheit von Europa. Mit freudetrunkenen Blicken folgt' ich ihr, wie ſie den Gang der Sonne nach Weſten nahm, mit den Angelſachſen nach Albion, mit den Franken nach Gallien zog. Sympathetiſch erwachte ſie endlich hier Holland, dort die Schweiz. Jenſeits des Rheins blieb ſie lange hinter dichten Gewitterwolken verborgen, bis ſie endlich auch dort auf jenem Europa in Beſtürzung ſetzenden Reichstage Frankreichs mit doppeltem Glanze hervorzubrechen ſchien?"

Ich war nun nicht länger Nationalist. Ich war Italiäner, Franke, Deutscher, Holländer, Schweizer, Skandinavier! Mein Herz schlug gleich hoch und stark für den Bruder hier und für den Bruder dort. Nur noch drei Bande, eben so schön als unzerreißlich, hielten mich knüpfen und fesselten an Vaterland — Freundschaft, Sprache und das Andenken an meine Kindheit. Die erste legt meinem Herzen nähere Verbindlichkeiten auf; die andere weiht mir meine natürlichen Empfindungen heilig an, und das letztere hält mich an den Ort meiner ersten Neigung fest.

Wer da, Vater der Nationen! hat mein Herz, daß mein Herz nie wärmer für mein Vaterland schlug, als in dem Augenblick, da es für alle Nationen so heftig zu schlagen anfing.

Wenn der Kosmopolitismus sein höchstes Recht ist, so erlaubt und fördert er den Patriotismus; aber vielmehr: er adelt gute diesen Edelsten und ächten Werth. Der wahre Kosmopolit ist vortrefflicher Patriot; aber der sogenannte Patriot ist nicht immer Kosmopolit. Der schöne Widerstreit dieser beyden Worte macht ihre Erklärung und Unterscheidung schwer. Betrachte das Ende des ächten Menschenfreund Terentius HOMO, *) und das Leben des guten Bürgers: so

*) Das bekannte mit dem Sprichwort — Homo sum, nil humani — gemeinen Menschen — gemeint. Homo sum, nil humani.

Horatio.

Gnädiger Herr, auf der Terraſſe, wo wir die Wache hatten.

Hamlet.

Habt ihr es nicht angeredet?

Horatio.

Ich that es, Gnädiger Herr, aber es gab mir keine Antwort; nur ein einziges mal kam mir's vor, es hebe den Kopf auf, und mache eine Bewegung als ob es reden wolle: Aber in dem nemlichen Augenblik krähte der Hahn, und da zittert' es plözlich weg, und verſchwand aus unſerm Geſicht.

Hamlet.

Das iſt was ſehr Wunderbares!

Horatio.

So wahr ich lebe, Gnädiger Herr, ſo iſt es; und wir hielten es für unſre Schuldigkeit, euch Nachricht davon zu geben.

Hamlet.

In der That, ihr Herren, ich muß es bekennen, ich bin unruhig hierüber. (Zu Marcellus und Bernardo.) Habt ihr die Wache dieſe Nacht?

Beyde.

Ja, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Es war bewaffnet, ſagt ihr?

Beyde.

so sind sie gewiß unzertrennlich. Denn von dem sittlichen Patriotismus, von jenem Instinkte nach der Heimath, der einen Bestandtheil unsers thierischen Wesens, besonders in dem rohesten Zustande desselben, ausmacht, von jenem Hang zum Geburtsort, den wir mit den Vierfüßern, Insekten und Amphibien theilen, und worin wir von ihnen sonst übertroffen werden — ist doch wohl nicht die Rede, wenn man den aufgeklärten Patrioten eines kultivirten Staates karakterisiren will? Eben so wenig wird man hoffentlich von diesem letztern jenen

[illegible] macht mir einen ähnlichen Schauspielfinder verächtlich als alles übrige, was er schreiben hat, so mehr und öfter er auch sprechen mag. Er verdient nach meiner Meinung durch diese einzige Prahlerey allein schon seine Verachtlichkeit. Es scheint mir der einzige Fall unsterblicher Lumperey zu sein, den die alte ehrliche Literatur aufzuweisen hat. Einzigkeit kann ich nicht, bis auch nur auf hundert Stellen (die Hammonia der Nonne kann ihr Gedicht zu Nonnen) kennen oder kann. Auch gesetzen, daß wo Dionysius so heiße ist wie in andern Handschriften (z. B. Ein [illegible] sollen es machen als Lehrer wollen wollen — und noch mehr in dem: ich Thron zu machen bei Cwide) mehr Dionysius gen, als wahrscheinlich der Dichter selbst kann aufbrächte es machen, und wirklich viel mehr als seine Zeitgenossen haben gebracht haben: so ist es doch ein unbegreiflicher Eigensinn, einer Formel gebraucht zu haben, die noch nach Jahrtausenden für ein schlechtes Gedicht und einen geringen Dichter gelten muß und passend ist.

jenen griechischen oder römischen Patriotismus fodern, der nichts weiter als das ausschliessende selbstsüchtige Gefühl eines übermächtigen Nazionalstolzes gewesen ist, welches, wenn es überhaupt verzeihlich ist, heut zu Tage nur dem Europäer, als solchem, verziehen werden kann. Nur der Bürger von Europa steht gegenwärtig zu der übrigen itzt bekannten Welt ungefähr in demselben Verhältnisse, in welchem damals der Bürger von Athen oder Rom zu dem in seiner Zeit bekannten Orbis terrarum gestanden hat. Es würde allerdings lächerlich seyn, wenn ein Teutscher, ein Engländer, ein Franzose, ein Däne, ein Holländer u. s. w. auf die ihn umgebenden Nazionen, wie ein Schulmeister auf seine Knaben, ein Despot auf seine Sklaven, wie Griechenland und Rom auf die Barbaren, herabsehen wollte. In unsern Zeiten, und in Europa, hat also der Patriotismus entweder gar keinen Sinn mehr, oder er besteht in raisonnierter Bürgertugend, in der unmittelbaren Anwendung der kosmopolitischen Gesinnung auf das Vaterland: so wie die Tugend des guten Handvaters in der Anwendung des Patriotismus in seiner Familie, und die Tugend des guten Staatsmannes in der Anwendung derselben auf seinem Posten besteht. Die Menschheit ist doch für alle im Grunde der gemeinschaftliche Gegenstand: Wohl der Menschen ihr gemeinschaftlicher Zweck. *)

*) Und doch ist auch hier nur die Rede von dem Kosmopolitismus in engerem Verstand. Der Kosmopolit.

So wie Kultur, Aufklärung und allgemeine Veredlung der Humanität zunehmen, erweitert sich nach und nach die Heimath, und mit ihr, das süsse Etwas, das ihr Ovid beylegt. Was zuerst bloß die Hütte der Väter war, wird der Geburtsort; was der Geburtsort war, das Vaterland; was das Vaterland war, der kultivierte Welttheil, Europa; was Europa war, wird zuletzt die ganze Erde *) — Heimath, und einst ....

Wer sich als Bürger im Reiche der Vernunft denkt, wer sich unter diesem Karakter denken kann, ohne in seinem kleineren Kreise gestört zu werden — der ahnde seine letzte Heimath! Ich nenne sie nicht. Noch ist die Menschheit so ferne davon, ferner vielleicht als der erste Chaldäische Sternseher von dem Begriffe der Herscheilschen Milchstrasse entfernt war.

[illegible] im weitesten Sinne, der Karakter des Bürgers der Vernunftwelt, umfaßt alle moralische Wesen, und ihr Zweck ist nicht bloß Menschenwohl, sondern Menschenwerth.

*) [illegible]

IV.

Die Revoluzionsdamen im neuen Paris und alten Rom.

Die franzöſiſchen Egaliſeurs haben ſeit einiger Zeit auch mit den Revoluzionsweibern manchen harten Strauß gehabt. Man erinnert ſich aus öffentlichen Blättern der ſchändlichen Auftritte, die um die Zeit der Hinrichtung der ein und zwanzig Deputierten eine Horde dieſer frechen und ſchaamloſen Weiber in Paris veranlaßte. Unter mehrern von der Pariſer Munizipalität ſowohl als dem Konvente ſelbſt bey dieſer Gelegenheit gefaßten Beſchlüſſen *), die zwar beym erſten Anblick recht eigentlich die Aufrechthaltung aller guten Zucht und Ehrbarkeit zu beabſichtigen ſcheinen, aber bey dem, der die geheimen Triebfedern und die politicam zu überſchauen im Stande wäre, doch wohl noch manchem gegründetem Zweifel ausgeſetzt ſeyn dürften, verdient vielleicht folgende Verhandlung dem Schickſal, das ſo viele efemeriſche Dekrete ſchon betroffen hat und noch betreffen wird, einigermaßen entriſſen, und zur Beherzigung unſerer demokratiſchen Landsmänninnen, wenn es deren auch jetzt noch welche geben ſollte, ausgezeichnet zu werden.

*) Das merkwürdigſte findet man im Journal der Moden und des Luxus. Dezember 1793. Nr. 1.

In der Sitzung der Pariser Kommune am 27sten Brümaire (17ten Novembr.) hatten eben einige Sektionen von Paris das schon so oft wiederholte Possenspiel der feyerlichen Abschwörung des Pabstthums noch einmal aufgeführt, als sich durch allerley Schall und Getöne auf einmal eine zahlreiche Deputazion von Weibern ankündigte.

Also tönet am Himmel die Reise der Kraniche, wenn sie
Tod und Untergang bringen dem kleinen Geschlecht der
Pygmäen;
Schwebend in Lüften bieten sie ihnen den tödtenden
Kampf an.

Die Anführerinnen dieser Freyheitathmenden Kohorte trugen sich zwar in Seide, und waren übrigens aufs geschmackvolleste gekleidet; auch fehlte es nicht an der ceinture à la raison, die die Pariser Schönen jetzt der liebenswürdigen Vernunftgöttin, der Schauspielerin Saunier zu Ehren, allgemein tragen; aber um so stärker kontrastierten damit die wollenen rothen Freyheitsklappen, und die natürlichen Jakobinerperücken *), womit diese republikanischen

*) Es ist bekannt, daß sich die eifrigsten Revolutionshelden seit einiger Zeit ganz feine, völlig schwarze Quäkerperücken (wie nennt sie der Engländer) zu größerer Bequemlichkeit zugelegt hatten. Die rothe aufgestülpte Freyheitsklappe mußte sich vortreflich darauf ausnehmen. Aber auch gegen diese Perrücken ist schon ein Dekret ergangen, weil man ausgemittelt hatte, daß mancher Aristokratenkopf sich darunter verstecke. Den letzten

niſchen Amazonînnen koeffiert erſchienen. Bey ihrem Eintritt in den Saal erhob ſich ſogleich von den Tribünen der Zuſchauer herab ein gewaltiges Ziſchen, Murren, Stampfen und Schreyen. A bas les bonnets rouges! kreiſchten funfzig klare und grobe Stimmen auf einmal. Der Präſident ſah ſich genöthigt, zum äuſſerſten Mittel, die unterbrochene Ordnung wieder herzuſtellen, zum Aufſetzen des Hutes, ſeine Zuflucht zu nehmen. Einige Mitglieder des Konſeils, die wahrſcheinlich mit den Freyheitsdamen in genauer Verbindung ſtanden, verlangten, man ſolle die ungezogenen Tribünen zur Ruhe verweiſen. Da erhob der Gemeindeprokurator Chaumette

letzten Gnadenſtoß erhielt ſie durch die Bemerkung, daß die Perücken ein königlicher Schanddeckel wären! In der That ſetzte ſie Ludwig XIII. zuerſt in Kurs, als er ſchon in ſeinem zoſten Jahre ſein ſchönes langes Haupthaar verloren hatte. Il imposait, en plaisantant, cet accident aux longues et fastidieuses harangues, qu'il avait entendues pendant sa jeunesse, mais il chercha secrètement à le reparer. Les perruques lui offrirent leurs services; il les accepta, et cette adroite acheva d'assurer le triomphe des chevelures postiches. Siehe die ſehr unterhaltend geſchriebene Geſchichte der Perücken in der Histoire des modes Françaises (Paris 1773.) in dem Supplément, beſonders p. 254. Auf den hier am Ende beygefügten aktenmäſſigen Dokumenten über das Für und Wider des Perückentragens würden ſich einige ähnliche Aufſätze in dem Journal von und für Deutſchland ſehr gut ergänzen laſſen.

mette seine donnernde Strafpredigerstimme, und ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Ich fodere, daß dieser Aeusserungen des Unwillens, den uns so eben die Tribünen zu erkennen gegeben haben, im Protokoll aufs ehrenvollste gedacht werde. Durch sie huldigten wackere Bürger der Sittsamkeit und Ehrbarkeit. Wie? freche, tiefherabgesunkene Geschöpfe, die es wagen, die Gesetze der Natur zu entheiligen und zu durchbrechen, nähern sich diesem der Obhut der Bürger anvertrautem Heiligthume? Bürger! (sich zur Tribüne kehrend, die am meisten gelärmt hatte) ihr habt heute die Vernunft durch eine schöne That geehrt. Die Stätte, in welcher Volksbeamte ihre Berathschlagungen halten, darf nie der Fuß eines Frevlers entweihen, der die Gesetze der Natur schändet."

Aber, rief ein Mitglied des Konseils, das Gesetz erlaubt doch jedem den Eintritt, und leidet auch hier keine Ausnahme!

„Das Gesetz, erdonnerte Chanmette, befiehlt Zucht und reine Sitten zu ehren, und ihre Verehrung bey andern zu befördern. Hier werden beide mit Füssen getreten. Seit wenn ists den Weibern erlaubt, der Weiblichkeit den Scheidebrief zu schreiben, und sich in Männer zu verlarven? Seit wenn ists Gebrauch worden, daß Weiber die Besorgung ihrer Wirthschaft und die Wiege ihrer Kinder verachten, um auf öffentlicher Stätte, in den Rednerbühnen, an den Schranken des Volkssenate, in den

Glie-

Gliedern unſerer Krieger, ſich zur Erfüllung ſolcher Pflichten zu drängen, die die Natur nur dem Mann auflegte? Wem hat denn die große Mutter des Menſchengeſchlechts jene häuslichen Beſchäftigungen zugetheilt? Uns Männern? Nein." Sie ſprach zum Manne: Sey Mann! Kriegsgetümmel, Feldarbeit, Staatsverwaltung ſey dein Loos! Sie ſprach zum Weibe: Sey Weib! zärtliche Pflege deiner Kinder, pünktliche Anordnung deines Hauswesens ſey dein Kreis!"

„Unbeſonnene Weiber, die ihr gern Männer ſeyn möchtet, ihr ſeyd mit der Ausſtattung, die euch die Natur ertheilte, nicht zufrieden? Ihr beherrſcht alle unſere Sinne. Euer Deſpotismus iſt der einzige, den wir nicht zerſtören können. Ihr herrſcht durch Liebe, und dies iſt das Anrecht der Natur. Bey ihr beſchwöre ich euch, bleibt, was ihr ſeyd!"

Bey dieſen Worten greifen die Weiber mit zerknirſchtem Herzen und demüthiger Geberde nach den verhaßten Jakobinermützen, nehmen ſie vom Kopf, ſtecken ſie ganz ſachte in die Taſche, und erinnern an jenen Polemo in Horazens Satyren,

wie man von jenem ſagt, er habe, von der Rede des nüchternen Xenokrates ergriffen,
den Roſenkranz, womit er trunken ins Gemach getreten, ſich beſchämt vom Kopf geriſſen *).

*) Horazens Satyren II. Th. S. 103. Polemo, ein junger, lebenswürdiger Athenienſer war ein

Chaumette fährt fort: „Ha! nun ſehe ich, daß ihr nichts mit den Elenden gemein haben wollt, die das Erröthen verlernt haben. Ich ehre euer Zartgefühl! Aber noch muß ich euch in den Abgrund blicken laſſen, an den euch ſchon die Verirrung eines einzigen Augenblicks führte. Erinnert euch jener Unverſchämten, die, von fremden Mächten gedungen, uns auch das biſarre Schauſpiel ſeidener Kleider mit wollenen Kappen auf dem Kopf gaben, und, während das Urtheil über die Verräther des Vaterlands geſprochen wurde, auf den Marktplätzen von Paris verderbliche Unruhen anſtifteten. Erinnert euch an die ſtolze Frau eines bethörten Verräthers, Roland, der ſich ſtark genug dünkte, das Staatsruder zu lenken, und ſich ſelbſt den Kopf daran

Scherzchen mit den ſkoſoſiſchen Grauköpfen, und unter andern auch mit dem Akademiker Xenokrates, in deſſen Hörſaal er einmal ganz im Anzuge eines ausgelaſſenen Wüſtlings erſchien. „Anfangs, erzählt die redend eingeführte Akademie, blieb er mit ſeinen Pfeifen und Blumenkränzen in der Thür ſtehen, und jauchzte und lärmte in der Abſicht, mich aus der Faſſung zu bringen. Da ich aber immer fortfuhr, ſing er an zuzuhören, und meine Rede wirkte dermaſen auf ihn, daß er allmählig nüchtern wurde, daß er ſeine Kränze von ſich warf, die Flötenſpielerin ſchmeicheln hieß, ſich ſeiner ärgerlichen Kleidung zu ſchämen anfing, kurz, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, ſich und ſein bisheriges Leben mit Abſcheu anſah.“ Lucians Werke überſ. v. Wieland. Th. VI. S. 208.

daran zerſchmetterte. Erinnert euch an jene Männin, jenes Mannsweib (cette *virago*, cette femme-homme) an die ſchaamloſe Olympia de Gouges, die zuerſt Weiberklubs errichtete, Politik ſprach, und Frevel übte. Doch jene unſittlichen Zwittergeſchöpfe ſind durch den rächenden Stahl des Geſetzes weggetilgt. Und ihr wolltet ſie nachahmen? Nein, ihr wißt, was die Natur will, daß ihr ſeyn ſollt. Wir wollen den Weibern Achtung erzeigt wiſſen. Darum wollen wir, daß ſie ſich ſelbſt achten. Was könnte ein Volksbeamter Weibern erwidern, die Beſchwerden über die Anmuthungen eines jungen Wüſtlings anzubringen hätten, wenn dieſer zu ſeiner Entſchuldigung ſagte: „ich ſah eine Frauin Männertracht, und vergaß die ihrem Geſchlechte ſchuldige Ehrerbietung!“ — Fühlt ſelbſt, wohin uns eine ſolche Sittenumwälzung führen müßte!“

„Und wir, Magiſtratsperſonen und Betraute des Volks, die wir zur großen Freyheitsſchöpfung ſo viel beytrugen, wir wollen die Aufrechthaltung guter Zucht und Ehrbarkeit nie aus den Augen verlieren. Als die Monarchie herrſchte, waren die Weiber alles, weil wir nichts waren. Zum Beweis dient das Mädchen von Orleans, die nur darum etwas vorſtellte, weil Karl VII nur ein halber Mann, und der übrige Haufen weniger als nichts war. Unſer einziges Beſtreben ſey jetzt, die entartete Menſchenrace zum urſprünglichen Adel, den ihr die Sklaverey raubte, zurückzubringen. Laßt uns

Beyde.

Bewaffnet, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Von Fuß zu Kopf?

Beyde.

Ja, Gnädiger Herr.

Hamlet.

So konntet ihr ja sein Gesicht nicht sehen?

Horatio.

O ja, Gnädiger Herr; er trug sein Visier aufgezogen.

Hamlet.

Sagt mir, sah er ungehalten aus?

Horatio.

Seine Gebehrdung schien mehr Traurigkeit als Zorn auszudrüken.

Hamlet.

Bleich oder roth?

Horatio.

Sehr bleich.

Hamlet.

Und sah er euch ins Gesicht?

Hora-

uns die Tugend ſelbſt ehren, aber auch tugendhafte Handlungen unter uns vervielfältigen. So hoch wir eine Hausmutter ſchätzen, die ihr einziges Glück in der Erziehung und Pflege ihrer Kinder, im Spinnen und Weben der Kleidungsſtücke ihres Mannes findet *): ſo tief ſinken in unſern Augen die Zucht- und Schaamvergeſſenen Herumläuferinnen, die ſich einen Mannshabit anſchnallen, und ſich zu dem widerlichen Tauſch ihrer natürlichen Reitze gegen Piken und Hoſen drängen. Doch weg mit dieſer verzerrten Fratze! ſie mahlt das Bild eines Mannsweibs. Ich wollte dieſen Frauen ja nur eine Schaamröthe ins Geſicht bringen, indem ich ihnen die Schaamtheile ihrer Mummereyen vorwies."

„Ich mache den Antrag, daß das Konſeil von nun an nicht eher eine Weibergeſandtſchaft annehme, als bis ſie ihnen durch ein Dekret beſonders zugeſtanden worden iſt, allen übrigen Rechten der Bürgerinnen unbeſchadet."

Wird einmüthig beſchloſſen. —

In einer der ſpätern Sitzungen (den 5ten Frimaire oder 25ſten November) theilte Chaumette dem Konſeil die Nachricht mit, daß auf Quay de la Megiſſerie

*) Sollte man nicht denken, die Herren hätten die Penelopen und Lukrezien und alle die Heroinen, die dort Ulyſſes in der Unterwelt muſterte, von den Todten erweckt? Können ſolche abgenutzte Schulerfratzen auch nur den geringſten Eindruck machen?

giſſerie in dem Zimmer einer der Frauen, qui courent les rues en bonnets rouges et qui s'occupent de matières politiques plutôt que de se livrer aux ſoins de leur menage, Feuer ausgekommen ſey, und daß durch ihre ſträfliche Nachläſſigkeit zwey Kinder ein Raub der Flamme geworden wären. Die Verſammlung bezeigte laut ihren Unwillen.

Chaumette kehrt ſich hierauf zur Tribüne, worauf die meiſten Zuſchauerinnen befindlich ſind, und ruft: „Ihr Weiber, bleibt in eurem häuslichen Zirkel! ſorgt für die Erhaltung eurer Kinder, ſie gehören dem Vaterlande!“

Dies wurde zur allgemeinen Warnung ins Bülletin des Tages geſetzt.

So anſtößig und empörend zum Theil auch dieſe und ſo viele ähnliche Auftritte im neueſten Frankreich ſeyn mögen, ſo wenig dürfen ſie uns doch in einem Lande befremden, in welchem zu einer Zeit, wo Frivolität und Sittenverderbniß die höchſte Stufe erreicht hatten, wo jedermann die Originale zu den Grauſen erregenden liaisons dangereuses zeigen, und die Prieſterinnen in den abſcheulichſten Orgien *) an den Fingern herzählen konnte, dennoch Weis

*) Man kennt die fameuſen deſirantes und poſtulantes auch bey uns aus Storchs Skizzen und Bemerkungen auf einer Reiſe nach Frankreich S. 149. ff. einem Buche welches

Weiber alles beherrſchten *), und dieſe Herrſchaft bis zu den letzten Zeiten der Revoluzion und während der fürchterlichſten Erſchütterungen zu behaupten wußten.

Was war natürlicher, als daß bey dieſer ſo allgemeinen und ſo lang unterhaltenen Stimmung eine Roland an der Stelle ihres Mannes den miniſtre de l'interieur machte, und bey ihren politiſchen Soupers die Rollen und Zirkelbriefe austheilte, die in dem Konvent geſpielt und in den Departemens abgeleſen werden ſollten **); daß ein weiblicher

welches überhaupt viel gut geſammelte Prämiſſen zu den neueſten Konkluſionen enthält.

*) Ich erinnere hier zum Ueberfluß nur an die ſalbungsvolle Profezeihung des ehrlichen Mercier in ſeinem rêve s'il en fut jamais, welchen jetzt niemand ohne Wehmuth mit der ſo fürchterlich verunglückten Wirklichkeit vergleichen kann: Tant que les femmes *dominent* en France, y donneront le ton, jugeront du merite et du genie des hommes, les François n'auront ni cette fermeté d'ame, ni cette ſage économie, ni cette gravité, ni ce mâle caractère, qui doivent convenir à des hommes libres. L'an 2440. ch. XXXVIII. p. 470. ed. pr.

**) Man kennt die Schilderung dieſer gewiß ſehr merkwürdigen Frau aus des wackern Malouets Briefen über die Revoluzion. Nur iſt die gereizte Bitterkeit nicht immer unpartheyiſch. In einer ſo eben in London erſchienenen Galerie der Franzöſiſchen Revoluzions-

licher Schöngeiſt, die Olympia de Gouges ihren bureau d'eſprit in einen Jakobinerklub umbildete, und von da aus den unglücklichen König bey ſeiner Rückkehr von Varennes mit Spott und Schmähungen überhäufte; und daß endlich dieſer Frechheits- und Regierungsdämon aus den Poiſſarden und Damen der Halle, die ſchon ſeit einiger Zeit gewaltig ariſtokratiſch geworden ſind, in die geſelligen Bewohnerinnen und Anwohnerinnen des cidevant Palais Royal und andere bezahlte und unbezahlte Prieſterinnen der Venus Vulgivaga leibhaftig gefahren iſt.

Auch ſind dieſe Szenen bey weitem nicht ſo neu und in der Geſchichte unerhört, als jüngſt ein Neuigkeitsreferent in einem beliebten Journal uns überreden wollte. So wie es überhaupt bey dieſer ganzen nur durch die Zuſammenſetzung einzigen Revoluzion nicht an einzelnen Parallelen fehlen dürfte:

zionshelden heißt es von ihr unter andern: She was perhaps the moſt extraordinary woman, that this or any other age has produced. During the adminiſtration of her husband, ſhe was the author of all theſe papers ſigned by him, which for compoſition, brillancy of language and ſentiments of patriotiſm are unrivalled. She had her regular levees of Statesmen, and was conſulted as though ſhe were the Prime Miniſter of State. To the enthuſiasm of a ſpirited Reformiſt, ſhe added a degree of firmneſs, that gave weight to her deciſions, and made her company ſought after by all the *Moderes* of Paris.

dürfte *): ſo läßt ſich auch hier ſelbſt aus dem Alterthum mehr als ein Haufen ſolcher Revoluzionsweiber aufſtellen.

Ich

*) So würde z. B. die chriſtliche Wuth, mit der unter Theodoſius die heidniſchen Tempel zerſtört, oder in Kirchen umgeformt, und die ſchönſten Bildſäulen und heiligen Gefäße zertrümmert und eingeſchmolzen wurden, imgleichen die verheerenden Dragonaden, durch welche man unter Leo dem Iſaurier und ſeinem Sohne die Heiligenbilder vertilgte, mit den Neufränkiſchen Kirchen- und Prieſterplünderungen verglichen, die auffallendſten Parallelen darbieten. Man ſtelle nur den Entwurf des Edikts gegen heidniſche Tempel und Tempelgenoſſen in der ſo merkwürdigen Rede des Toleranzpredigers Libanius (pro Templis p. 32. edit. Godofr. Genev. 1634.) und den Feuereifer, mit welchem Sulpicius Severus den heiligen Martin gegen die heidniſchen Tempel und Prieſter im alten Gallien toben läßt (de vita b. Martini c. 11—14. p. 316. ſeqq.) neben die Rede, mit welcher die Deputierten von der Kommüne de la Franciade, ci-devant St. Denis, die Schätze dieſer Abtey dem Konvent überbrachten, (S. den Moniteur n. 54. p. 220.) und neben ähnliche Verhandlungen, die das ganze chriſtliche Europa mit Abſcheu erfüllt haben: und man wird unſchlüſſig ſeyn, wem man den Preis der höchſten Intoleranz zuerkennen ſoll. Die alten und neuen Ikonoklaſten, ein ſchönes Thema zu einer hiſtoriſchen Parallele unſerer Tage. Man darf ja nur den Gibbon zur Seite legen, aus welchem unſere neueſten modiſchen Kirchenhiſtoriker ihren dürren Boden ſo reichlich bewäſſern.

Ich will mich hier nicht einmal auf die ſchon aus neuern Vergleichungen bekannten Luſtſpiele, oder politiſchen Farcen des Ariſtofanes berufen, da die in der Lyſiſtrate und den Ekkleſiazuſen aufgeſtellten Revoluzionsweiber wohl noch von Seiten der hiſtoriſchen Wahrheit allerley Einwürfe leiden dürften." Ich erinnere hier nur an jene ungeſtümen Anfoderungen der Römiſchen Frauen, die ſich in eigne Klubs und Geſellſchaften verbanden, und durch kühne Drohungen und öffentliche Zuſammenrottierungen das von den Vätern des Staats zu ertrotzen und zu erſtürmen ſuchten, was ſie weder durch feinere Kunſtgriffe erſchmeicheln, noch durch die Vermittelung einiger in ihr Intereſſe gezogenen Volkstribunen auf dem gewöhnlichen Wege der Volksunterhandlungen erhalten konnten.

Da es nur wenigen bequem und gefällig ſeyn dürfte, dies ſonderbare Seitenſtück zu den franzöſiſchen Revoluzionsdamen in der Galerie, in welcher es urſprünglich aufgeſtellt iſt, ſelbſt nachzuſehen: ſo glaube ich mir bey einigen Leſern oder Leſerinnen Dank zu verdienen, wenn ich dieſe Geſchichte, ſo weit ſie hieher gehört, aus dem römiſchen Geſchichtsſchreiber noch ganz kurz erzähle.

Im Jahr der Erb. R. 569. als die Römer der Univerſalmonarchie ſich ſchon mit großen Schritten zu nähern, und durch Bekanntſchaft mit Griechenland und Kleinaſien die altväteriſchen Pracht- und Zuchtgeſetze immer läſtiger zu finden anfingen, ſchlu-

gen die Volkstribunen Fundanius und Valerius, wie Livius erzählt *), dem Volke vor, das Oppiſche Geſetz abzuſchaffen.

„Es hatte nemlich unter dem Konſulat des Q. Fabius und A. Sempronius (A. V. 541.) mitten in den heftigſten Stürmen des Puniſchen Krieges der Volkstribun L. Oppius folgendes Geſetz gegeben: Die Frauen ſollen nicht über eine halbe Unze Gold an ſich haben, kein buntfarbiges Kleid tragen, und weder in der Alt- noch Neuſtadt Roms, noch ſonſt an einem Orte, der unter tauſend Schritt von Rom entfernt iſt, es ſey denn im öffentlichen Gottesdienſt, in einem Wagen fahren.“ **).

„Der

*) B. XXXIV. Kap. 1. ff.

**) Eine halbe Unze Gold beträgt nach De Lisle ohngefähr 2 Karolinen. Die buntfarbigen Kleider (veſtimentum verſicolor) beziehen ſich, wie auch Duker zu dieſer Stelle bemerkt hat, auf die Koſtbarkeit der ausländiſchen gefärbten Stoffe, beſonders aber auch auf die purpurnen Mäanders und Falbeln (inſitae), womit die Kleider eingefaßt waren. Was ich die Alt- und Neuſtadt überſetzte, heißt im Original *in urbe oppidove*, und iſt von Herrn Groſſe und andern Erklärern ganz mißverſtanden worden. Der älteſte Theil der Stadt um den Kapitoliniſchen und Palatiniſchen Berg, die ſogenannte urbs quadrata, heißt hier oppidum, der neuere hinzugebaute

„Der Aufhebung dieſes Geſetzes widerſetzten ſich einige Volkstribunen und viele Patrizier aufs heftigſte. Die Vorhöfe des Kapitoliums waren voll Beſtreiter und Vertheidiger des Geſetzes. Die Frauen ſelbſt waren ganz unbändig, und ließen ſich durch keine Rückſicht auf Staatsverfaſſung, Ehrbarkeit und Männerregiment zurückſchrecken; hielten alle Straßen und Zugänge zum öffentlichen Geſchäftsplatz beſetzt, und drangen in die zur Verſammlung eilenden Männer, daß man ihnen den alten Schmuck nicht länger vorenthalten möchte. Von Tag zu Tag ward der Zulauf der Weiber größer, da ſie ſich nun auch aus den benachbarten Städten und Klubs! (conciliabulis) zuſammenrottierten. Schon erkühnten ſie ſich, die Konſuln, Prätoren und andere Magiſtratsperſonen zu beſtürmen. Nur an dem ſtrengen M. Porcius Kato fanden ſie einen unerbittlichen Widerſacher. Er ließ ſich über die Abſchaffung dieſes Geſetzes ohngefähr, wie folgt, vernehmen:

„Ihr Römer, hätte ein jeder im einzelnen bey ſeiner Frau die Majeſtätsrechte des Mannes (jus et majeſtatem viri) zu behaupten gewußt:

baute Theil urbs. S. Adlers Beſchreibung der St. Rom, S. 7. Bey den unterſaaten Wagen denkt mancher vielleicht an die durch ſo manche Dekrete berühmten Pferde des Luxus in Paris, mit welchen man die Kavalerie beritten machen wollte.

ſo hätten wir jetzt nicht alle Weiber auf dem Halſe. Allein, da wir uns unſere Freyheit zu Hauſe durch den Uebermuth der Weiber entreiſſen lieſſen: ſo wird ſie nun auch hier in den öffentlichen Verſammlungen mit Füßen getreten. Weil wir ſie einzeln nicht zähmen konnten, ſind ſie uns Alle durch Verbindungen furchtbar geworden. Sonſt hielt ichs für ein Mährchen und eine Dichterſage, daß einſt auf einer Inſel eine Weiberverſchwörung alle Männer mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte. *) Aber Weiber ſowohl als Männer können dem Staat äuſſerſt gefährlich werden, wenn man ihnen Klubs und geheime Zuſammenkünfte geſtattet. **) Uebrigens weiß ich nicht,

*) Dieſe Generalmaſſakre aller Männer auf der Inſel Lemnos iſt aus der Geſchichte der Argonauten und der Heroide der Hypſipyle hinlänglich bekannt. Weniger iſt es vielleicht bekannt, daß der Franzöſiſche Schauſpieler Du Berry ein ſehr drolliges Stück, l'isle des femmes betitelt, auf dieſe Fabel gegründet hat. S. Bibliotheque du Théatre François (Dresd. 1768.) T. III. p. 187.

**) Eine merkwürdige Stelle in Beziehung auf die in unſern Tagen ſo oft unterſuchte Frage über die geſetzliche Duldung geheimer Ordensverbindungen. In allen alten guteingerichteten Staaten waren dergl. Klubs und Verbindungen, worin von Staatsſachen die Rede war, aufs ſtrengſte verboten, und wo ſie den Geſetzen zum Trotz überhand nahmen, giengen die Staaten ſelbſt verloren.

Man

nicht, ob dieſer Weiberlärm mehr euch, den Tribunen, oder uns, den Konſuln? zur Schande gereicht; euch, wenn die Weiber nun ſchon ſelbſt Tribuniziſche Unruhen zu erregen vermögen; uns, wenn wir uns von den Weibern, wie einſt vom Pöbel, durch Zuſammenrottierungen Geſetze vorſchreiben lieſſen. Ich ſelbſt ſchämte mich vorhin, als ich mir, um durch den Schwarm der Weiber zu kommen, Platz machen ließ; und hätte mich nicht die Schonung gegen einzelne unter ihnen abgehalten, ſo wäre gewiß meine Anrede an alle folgende geweſen: „Was iſt das für eine Aufführung, auf „den Straßen herumzurennen, die Wege zu beſetzen, und fremde Männer anzulaufen? Konnte „nicht eine jede von euch ihrem Mann zu Hauſe ihre

Man kennt die συνοδους, συνοδους, ἐκκλησιας ἐπι καταλυσει τῳ δημῳ aus den Griechiſchen Rednern und Hiſtorikern. In civitate coetus et conventus ne sant, war die durch mehrere Geſetze eingeſchärfte Staatsmaxime der Römer, die bey jeder Veranlaſſung die wirkſamſten Maaßregeln dagegen ergriffen, z. B. beym Bacchanalienunweſen. Liv. XXXIX, 14. Vergl. die Interpreten zu Salluſts Catilin. XXX, 2. Wie wahr ſagt daher der würdige Heyne in ſeinem letzten Programm, wo er von den Jakobinerklubs ſpricht: Proiiſum fuerat his turbis peſſimo utique exemplo, in coitionibus, ſodalitiis et hetaeriis, perniciosiſſimo inſtituto, cui in omni civitate diligenter et severe eſt occurrendum: id quod Romani bene perſpectum habuerunt, quibus nihil magis curae fuit, quam videre, in ciuitate coetus et conventus ne fierent.

Horatio.

Sehr ſtarr.

Hamlet.

Ich wollte, daß ich dabey geweſen wäre.

Horatio.

Es würde euch in kein geringes Schreken geſezt haben.

Hamlet.

Sehr vermuthlich; blieb es lange?

Horatio.

So lange man brauchte, um mit mäſſiger Geſchwindigkeit Hundert zu zählen.

Beyde.

Länger, Länger.

Horatio.

Als ich es ſah, nicht.

Hamlet.

War ſein Bart grau? Nein --

Horatio.

Das war er, ſo wie ich ihn in ſeinem Leben geſehen habe, ſilbergrau.

Hamlet.

„Anliegen vortragen? Oder habt ihr vielleicht für „Andere süssere Worte in Bereitschaft, als für „eure Männer? Wiewohl ihr euch nicht einmal „darum zu bekümmern hättet, welche Gesetze hier „gegeben oder abgeschafft werden, sobald ihr euch „in den Schranken weiblicher Sittsamkeit halten „könntet.“ Nicht einmal in Privatsachen liessen unsere Vorfahren den Weibern freye Gewalt. Sie mußten immer von Vätern, Brüdern oder Ehemännern bevormundet werden. Wir lassen sie, so der Himmel will, gar an das Staatsruder greifen, und sich in die Volksversammlungen und Berathschlagungen mischen. Denn was beginnen sie jetzt anders auf den Straßen und Plätzen, als daß sie theils die Anträge der Tribunen unterstützen, theils auf die Abschaffung des Gesetzes dringen? Laßt nur dem ungezügelten Geschöpf, dem unbändigen Thier (impotenti naturae et indomito animali) die Zügel schießen, und hofft dann, daß sie selbst der Ausgelassenheit die Gränzen setzen werden, die ihr nicht zu setzen vermochtet. Doch dies ist noch immer das wenigste, daß Weiber das ihnen von den Gesetzen und dem Herkommen aufgelegte Joch abzuschütteln suchen. Sie verlangen in allem Freyheit, oder warum sollt ichs nicht geradezu sagen? — zügellose Ungebundenheit. Denn was werden sie, haben sie dies erst errungen, unversucht lassen?“

So weit der strenge Kato, von dessen zärtlichem Benehmen gegen seine eigene Hausfrau uns

die

die Geſchichte ſo ſonderbare Anekdoten erzählt *). Und der Erfolg von allem dieſem? Nach mehrern wider und vor das Geſetz gehaltenen Reden, rotteten ſich die Weiber den folgenden Tag in weit gröſſere Haufen zuſammen, und belagerten in geſchloſſenen Reihen die Thüren derjenigen Tribunen, die ſich der Abſchaffung des Geſetzes widerſetzt hatten. Sie ließen auch nicht eher nach, als bis dieſe den Widerſpruch aufgaben; und ſo wurde das den Weibern verhaßte Geſetz wirklich abgeſchafft.

Von einer ganz andern Form und andern Zuſchnitt war mehrere Jahrhunderte darnach der berühmte Damenklub zu Rom, in einem eigenen Konferenzſaal (ſenaculum) auf dem Quirinaliſchen Berge, bey welchem die Mutter des berüchtigten Heliogabalus, Semiamira präſidierte, und ohngefähr eben ſolche Beſchlüſſe publizierte, als eine leichtfertige Sage dem weiland berühmten Mopsorden zugeſchrieben hat **).

*) Er überhäufte z. B. ſeine Frau nur dann mit ehelichen Liebkoſungen, wenn ein Gewitter am Himmel war, und pflegte daher zu ſagen, ſeine Frau ſey erſt alsdann zufrieden, wenn Jupiter donnern laſſe. Plutarch in vita Catonis major. c. 17. T. II. p. 412. ed. Hutt.

**) Siehe die Hauptſtelle beym Lampridius in Heliogab. c. 4. wenn nicht auch dieſe Geſchichte zu den Uebertreibungen gehört, mit welchen der ganze Lebenslauf dieſes

Die Nutzanwendung von allem dieſem ergiebt ſich von ſelbſt. Mir ſey es erlaubt, mit den Worten eines unſerer gefühlvolleſten Dichter zu ſchließen:

Die Weiber waren ſtets,
wenn Männer Männer waren, ihrer werth,
nur weiblicher, und Oel im Eſſigkrug.
O Freunde, laßt uns Männer — Männer ſeyn,
ſo werden unſre Weiber — Weiber ſeyn!
Von Wachs ſind ihre Herzen; bildet ſie
mit leiſer, aber warmer Hand. Wir ſind's,
die ſie mißbilden; unſre Thorheit geußt
in unbefangne Seelen fremdes Gift.
Wir riſſen aus des Hauſes Schatten ſie,
und ſtellten ſie auf luft'ge Höhen hin,
wo Frankreichs Anarchie Verderben haucht;
indeß am ſtillen Heerde, nicht bemerkt,
im dunkeln Schatten der Beſcheidenheit,
die Weibertugend tiefe Wurzel ſchlägt,
und in dem Säuſeln ungeſtörter Ruh
mit ſanftem Wehen jene Hütten kühlt,
wo noch der Väter fromme Einfalt wohnt.

B...r.

Ungeheuers angefüllt iſt. Uebrigens hat dieſe Ueberlieferung dem launigten Erasmus Stoff zu einem ſeiner ſchönſten Dialogen, *Senatulus, ſive γερανομαχία*, gegeben, der in unſern Tagen aufs neue geleſen zu werden verdient.

V.

V.

An die Freunde der Wahrheit *).

C. N. C. P. J.

Sie fragen, welches die Urſache des gegenwärtigen Zuſtandes von Frankreich ſey. Dieſe Frage, ſo geſtellt, ſcheint unendlich vieler Auflöſungen fähig zu ſeyn. Uebermäßiger Luxus, Ausgelaſſenheit der Sitten, Schwäche der ehemaligen Regierung, unvorſichtige oder übereilte Anwendung einiger politiſchen Grundſätze: dies ſind die Antworten, die jederman hört und nachſpricht. Verlangte man aber die Umſtände zu kennen, die den gegenwärtigen Zuſtand von Frankreich herbeygeführt haben: ſo würde die Frage beſtimmter und könnte durch die bloße Erzählung verſchiedener Thatſachen aufgelöſt werden.

Zweyerley Arten von Umſtänden haben zu der Epoke geführt, worin wir uns befinden. Die Einen, welche entfernter ſind, gehen bis zum Jahrhundert

*) Dieſer franzöſiſch geſchriebene Aufſatz, den ich ſo eben, ohne zu wiſſen von wem, zugeſchickt erhalte, ſchien mir, in mehrern Rückſichten, eine Ueberſetzung und einen Platz im T. M. zu verdienen.

hundert Ludwigs XIV zurück, welches bereits der Geschichtskunde angehört: die andern, die uns näher liegen, werden unglücklicherweise zu wenig bemerkt und erwogen; Privatinteresse, Leidenschaften, Vorurtheile stehen im Wege, daß es nicht geschehen kann.

Gleichwohl ist allen Königen und Völkern daran gelegen, die Wahrheit zu wissen; sie allein gebiert Zutrauen, und von dem wechselseitigen Zutrauen der Völker und der Könige hängt das Glück der Menschen, der Ruhm der Fürsten, und der Wohlstand der Staaten ab.

Umstände, welche die dermalige Lage von Frankreich herbeygeführt haben.

Einer dieser Umstände war die Unmöglichkeit, worin sich der König befand, die Auflagen zu vermehren, um einem beträchtlichen Deficit zu helfen. Fehlte es seinen Ministern an Talenten? Waren es die Hofleute, die, durch unaufhörliche Intrigen um das Ministerium zu verändern, es der Regierung unmöglich gemacht haben, ein System festzusetzen, welches zur Wiederherstellung der Finanzen geführt hätte? — Ich lasse mich auf diese Fragen nicht ein: denn ganze Bände würden nicht hinreichen, alle die Fehler auseinander zu setzen, welche die französische Revoluzion, — oder vielmehr Revoluzionen beschleunigt haben.

Seit

Seit den Jahren 1787 — 1792 hat die Ausübung der ſouveränen Gewalt in Frankreich drey Veränderungen erlitten. Dieſe Veränderungen, die ich Revoluzionen nenne, ſind die Haupturſachen des gegenwärtigen Zuſtandes von Frankreich geweſen. Beſondere Umſtände haben zu dieſen drey Revoluzionen beygetragen, und dieſe Umſtände ſind es, auf die ich gegenwärtig wieder aufmerkſam machen will.

Der Haß ſucht Feinde, die Rache Opfer, das Verbrechen Entſchuldigung: aber der Verſtändige ſucht die Wahrheit. Das Schauſpiel, ſo ihm die öffentlichen Begebenheiten darſtellen, ſcheint ihm vielmehr eine Wirkung der Natur, als des Willens der Menſchen zu ſeyn. Er ſetzt die Rollen nicht auf Rechnung der Schauſpieler, und macht es nicht, wie jener Bauer, der, als er zum erſten Mahle im Parterre ſaß, und einen Theaterprinzen ſah, der von ſeinem Vertrauten betrogen wurde, ihm aus vollem Halſe zuſchrie: er betrügt Sie, gnädiger Herr, glauben Sie ihm kein Wort!

Daß Intrigenmacher auf Leben und Tod mit einander kämpfen; daß Ehrſüchtige einander Ehrenſtellen, Gewalt und Reichthümer ſtreitig machen; daß Gewalt an die Stelle des Rechts tritt; daß die Nothwendigkeit großen Verbrechen zum Vorwande oder zur Entſchuldigung dienen muß. — über ſolche Dinge ſich zu verwundern, iſt nur Kin-

dern

dern erlaubt. In dieſem Stücke iſt, was gegenwärtig geſchiehet, nichts weiter, als was ehemahls auch geſchehen iſt: aber daran iſt uns weit mehr gelegen, die Umſtände zu bemerken, die dieſem oder jenem Intrigenmacher zu Statten gekommen ſind, dieſem oder jenem Ehrgeizigen zu der Stelle, nach welcher er ſtrebte, verholfen haben, dieſen oder jenen Böſewicht bewogen haben, ſolche Verbrechen zu begehen. Ein Werk über dieſe Materie wäre alſo von ſehr großem Nutzen. Ob es den jetzt Lebenden erlaubt iſt, ein ſolches Werk zu unternehmen, weiß ich nicht: aber wenn ich mich hinlänglich von Vorurtheilen frey gemacht habe, um dermahleins einige Blätter dazu zu liefern; wenn ich das, was noch ungewiß iſt, mit Stillſchweigen vorbeygehe, und mich bloß an Thatſachen halte, ohne die Lücken in denſelben mit Muthmaßungen auszufüllen: ſo hoffe ich einiges Recht an die Aufmerkſamkeit der Freunde der Wahrheit zu haben.

Erſte Revoluzion.

Im J. 1787 machte der König von Frankreich Geſetze, welche die zwölf Parlemente des Reichs, nach einigen Vorſtellungen, zu protokollieren genöthigt wurden. Aber das Parlement von Paris, wo die Ducs und Pairs ihren Sitz hatten, erklärte: „Es ſey nicht berechtiget, Auflagen zu protokollieren, wozu die Nazion ihre Einwilligung nicht gegeben habe,“ und verlangte die Zuſammenberufung

Berufung der allgemeinen Reichsstände.*) — Dieſer Umſtand brachte eine Revoluzion herbey.

Der damahlige Großkanzler v. Lamoignon machte ein Projekt, wie die Regierung in Zukunft Auflagen anordnen könnte, ohne die Protokolle der Parlementshöfe dazu nöthig zu haben. Er hatte verſchiedene Edikte fertig liegen, ja ſie waren bereits unter der Preſſe, als der Pariſiſche Parlements-Rath D'Espremeuil das Geheimniß des Miniſters verrieth, alle Köpfe in Feuer ſetzte, und die Ducs und Pairs nebſt allen Parlamentern dahin brachte, daß ſie ſich durch einen Eid verbindlich machten, die projektierten Dekrete abzuweiſen. — Dieſer Umſtand führte zu einer Revoluzion.

Einige Zeit darauf kam der Kardinal Lomenie an den Platz eines Premier-Miniſters; er zeigte ein Verlangen, ſich belehren zu laſſen, und lud alle Gelehrten ein, über die Fragen, welche die Regierung in Verlegenheit ſetzten, zu ſchreiben. — Dieſe Einladung, die im Namen des Königs geſchah, war ein Umſtand, der zu einer Revoluzion führte.

Als

*) Bey dieſer Gelegenheit wurde das Pariſer Parlement nach Troyes exiliert. Aber bald darauf ab der Hof dem allgemeinen Wunſche der Nazion nach, und das Parlement kehrte im Triumf zurück, ſich ſeinen Amtsverrichtungen wieder zu unterziehen, und ſeine Widerſetzlichkeiten gegen den Hof von vorn anzufangen.

Als endlich Herr Necker, der durch die Stimme des Volks (opinion publique) zurückberufen worden war, im Namen des Suveräns versprach, die Reichsstände zusammen zu berufen: in diesem Augenblick änderte sich die Regierungsform, welche seit 1614 bestanden hatte, und die erste Revoluzion war vorhanden.

Zweyte Revoluzion.

Herr Necker, um die Form festzusetzen, wie die Reichsstände zusammenberufen werden sollten, versammelte die Notabeln zum zweyten Mahle. Die Notabeln theilten sich in verschiedene Bureaux; eines derselben, dessen Vorsitzer Monsieur, des Königs ältester Bruder, war, war der Meynung: der dritte Stand sollte allein so viele Deputierte haben, als die beyden andern Stände zusammengenommen. — Dieser Umstand führte zu einer zweyten Revoluzion.

Man kann mit gutem Grunde sagen, die Versammlungen der Notabeln *) waren Umstände, die zu Revoluzionen führten.

Als

*) Die Notabeln, so wie sie von den Herren von Calonne und Necker versammelt wurden, bestanden aus allerley Personen, welche willkührlich aus allen Kondizionen erwählt wurden, ohne daß ihnen weder Geburt noch Wür-

Als Herr Necker die Reichsſtände zuſammenberufen, und dem dritten Stand das Recht bewilliget hatte, ſo viele Deputierte zu haben, als die beyden andern zuſammengenommen: ſo war die niedrige Kleriſey (welche zu der bürgerlichen Klaſſe gehörte, wie die hohe Kleriſey zum Adel) leicht dahin zu bringen, daß ſie ſich mit dem dritten Stande vereinigte. Dadurch befanden ſich die hohe Kleriſey und der Adel in Minorität; und dieſer Umſtand brachte eine zweyte Revoluzion herbey.

Der dritte Stand verlangte eine gemeinſchaftliche Verifikazion der Vollmachten; die hohe Kleriſey und der Adel ſetzten ſich dagegen; weil aber dieſe beyden Kammern, vereinigt, nur die Minorität ausmachten, ſo war ihr Widerſtand unkräftig. Dieſer Umſtand führte zu einer zweyten Revoluzion.

Der Hof wollte die Armee gebrauchen, um die Bemühungen der Kleriſey und des Adels zu unterſtützen; aber die Volksparthey ſchien an Macht überlegen zu ſeyn, ſo wie ihre Repräſentanten an Stärke der Gründe, worauf ſie ihre Foderungen ſtützten.

Würden ein Recht gaben, Glieder ſolcher Verſammlungen zu ſeyn. Sie weigerten ſich über das Deficit in den Finanzen eine Meynung auszuſprechen: der Hof ſchickte ſie wieder nach Hauſe, und Herr von Calonne fiel in Ungnade."

Hamlet.

Ich will mit euch auf die Wache, dieſe Nacht; vielleicht geht es wieder.

Horatio.

Ich bin euch gut dafür, das wird es.

Hamlet.

Wenn es meines ehrwürdigen Vaters Geſtalt annimmt, ſo will ich mit ihm reden, wenn gleich die Hölle ſelbſt ihren Schlund aufreiſſen und mich ſchweigen heiſſen würde. Ich bitte euch, wofern ihr dieſe Erſcheinung bisher geheim gehalten habet, ſo laßt es immer ein Geheimniß unter uns bleiben; es mag heute Nacht begegnen was da will, beobachtet es, aber ſchweigt. Ich will erkenntlich für eure Freundſchaft ſeyn: Nun, gehabt euch wol. Zwiſchen eilf und zwölf Uhr, auf der Terraſſe, will ich euch beſuchen.

Alle.

Eure demüthige Knechte, Gnädiger Herr --

(Sie gehen ab.)

Hamlet.

Meine Freunde, wie ich der eurige: Lebet wohl.

(Allein.)

Meines Vaters Geiſt in Waffen! Es iſt nicht alles wie es ſeyn ſoll! Ich beſorge irgend eine verdekte Uebelthat: Wenn nur die Nacht ſchon da wäre! Bisdahin, ſize ſtill, meine

ſtürzten. Dieſer Umſtand führte zu einer zweyten Revoluzion.

S. K. H. der Graf von Artois, der die Perſon des Königs, ſeines Bruders, in Gefahr glaubte, ſchrieb an den Präſidenten des Adels, um dieſe Kammer zu bewegen, ſich mit dem dritten Stand zu vereinigen. Dieſer Umſtand führte zu einer zweyten Revoluzion.

Die Majorität der beyden Kammern, der Kleriſey und des Adels, vereinigten ſich endlich mit der Kammer des dritten Standes und hielten ihre Berathſchlagungen in einer einzigen Kammer, welche die Nazionalverſammlung genennt wurde. Dieſer Umſtand war die Epoke einer zweyten Revoluzion.

Am 14ten September 1791 kam der König in die Nazionalverſammlung und acceptierte die neue Revoluzion; und nun ſchien die zweyte Revoluzion befeſtiget zu ſeyn.

Die dritte Revoluzion.

Am 15ten September 1791 ſankzionierte der König ein Dekret, worin, ſowohl zu Gunſten der Militärperſonen als aller Emigrierten eine Amneſtie publiziert wurde, vermöge deren einem jeden Franzoſen erlaubt war, ungehindert im Innern des Reichs zu reiſen, und ohne Paßport aus dem Reiche zu gehen.

Am

Am 14ten Oktober deſſelben Jahres ließ der König eine Proklamazion ergehen, worin er alle Emigrierte einlud, zurückzukommen. Die Verſammlungen der Edelleute an den Grenzen dauerten inzwiſchen immer fort, und ſie formierten bereits verſchiedene in Regimenter eingetheilte und bewaffnete Korps. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die konſtituirende Nazionalverſammlung hatte dekretiert, daß die Legislatur nur aus Einer Kammer beſtehen ſollte. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die konſtituirende Verſammlung hatte dem König die Gewalt nicht gegeben, an das Volk zu appellieren, um die Deputierten einer Legislatur, welche gegen die Konſtituzion gehandelt hätte, zurückzurufen, und durch andere zu erſetzen. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die konſtituirende Verſammlung hatte verordnet, daß die Legislatur berechtigt ſeyn ſollte, Anklagedekrete gegen alle Miniſter zu geben, und daß ein ſolches Dekret hinreichend ſeyn ſollte, einen Miniſter in das Gefängniß zu werfen. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die konſtituirende Verſammlung hatte verordnet, daß der König das Recht nicht haben ſollte, Geſetze in Vorſchlag zu bringen. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die konſtituirende Verſammlung hatte dekretiert, daß keines ſeiner Mitglieder ſollte Miniſter werden können. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die konſtituirende Verſammlung hatte das Herz nicht, die politiſchen Geſellſchaften, welche eine allen konſtituirten Autoritäten überlegene Macht ausübten, der Konſtituzion zu unterwerfen. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die konſtituirende Verſammlung hatte alle Bande der alten Geſetze zerbrochen; und da ſie mit dem Joche der neuen fertig war, begnügte ſie ſich, es dem Volke zu zeigen, ohne es ihm aufzulegen. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Am 4ten Oktober 1791 machte die Nazionalverſammlung der Legislatur Platz. Dieſe erſte Legislatur beſtand aus lauter neuerwählten Mitgliedern; denn die konſtituirende Verſammlung hatte dekretiert, daß keines ſeiner Mitglieder in der erſten Legislatus ſollte ſitzen können. Dieſer Umſtand führte zu einer dritten Revoluzion.

Nur wenige Beweggründe konnten die Glieder der erſten Legislatur dahin vermögen, die Vollziehung der neuen Geſetze mit dem gehörigen Nachdruck anzufangen. Sie beſorgten ſich dadurch die Ungunſt des Volks, welche ſie von allen Stellen, die das Volk zu beſetzen hatte, entfernt haben würde,

würde, in dem Maaße zuzuziehen, wie sie mit Ernst und Eifer die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung hätten bewirken wollen. Freylich hätten sie sich selbst vergessen, und bloß an dem Glücke ihres Vaterlandes arbeiten sollen; aber so viel Bescheidenheit, so viel Muth und so viel Uneigennützigkeit war nicht in unsern Sitten. Dieser Umstand führte zu einer dritten Revoluzion.

Die Emigrierten verlangten die Wiederherstellung der Regierung von 1787; sie wollten nichts von einem Parlement, wie das Englische, nichts von dem System zweyer Kammern hören; denn in einer obern Kammer hätte man den größten Theil der sieben und vierzig Mitglieder des Adels, die sich am 25ten Jun. 1789 mit dem dritten Stande vereinigten, Platz nehmen lassen müssen. Um dies zu thun, hätte man viel Stolz, viel persönlichen Haß, viel Eifersucht aufopfern und unterdrücken müssen. So viel Bescheidenheit, so viel Herz, so viel Uneigennützigkeit war nicht in unsern Sitten. Dieser Umstand führte zu einer dritten Revoluzion.

Man glaubte in Frankreich, die Emigrierten klagen den auswärtigen Höfen an, ihr eigenes Land mit Krieg zu überziehen; die republikanische Parthey machte sich dem Volke dadurch angenehm, daß sie diesen Argwohn unterhielt; der König wurde gezwungen, in Gemäßheit des sechsten Artikels im zweyten Kapitel der Konstitutionsakte, auf den

Krieg anzufangen. Denn diese Partei mußte sich da der Thron verledigt, wenn er sich von Ludwig entfernen einen bewaffneten Krieg, der sich zum Umsturz der Konstitution vereinigt hätte, und in seinem Nahmen agirte, nicht öffentlich und öffentlich widersetzen würde; die Emigrirten aber waren damahls versammelt, bewaffnet, und an der Grenze; sie wurden von den bewaffneten Staaten gebildet, wiewohl ihre feindseligen Absichten gegen die Konstitution offenbar waren, und sie gaben vor, im Nahmen des Königs zu agiren. Dieser Umstand führte zu einer dritten Revolution.

Im vorn Augst 1792 sah zu Paris ein Theil zwischen den Republikanern und Royalisten vor; diese letztern wurden, weil sie zu schwach waren, überwunden; und dieser Umstand brachte die dritte Revolution zu Stande.

Die Emigrirten machten eine Armee von 20000 Mann aus; sie trennten zwischen mit einem Theile ihrer Macht in Frankreich ein, wurden aber geschlagen, sich weiter zurückzuziehen. Dieser Umstand beschleunigte die dritte Revolution.

Die Republikaner waren damahls an der Spitze der Regierung; sie sie hatten die Gesetzgebende Macht; diese Macht waren getrennt; und dadurch hatten die Emigrirten, wiewohl sie den Anfang machten, nicht viel, den Gesetzgebenden Theil

zu

[illegible]

[illegible]

VI.

Ein Paar Fabeln.

1.

Der Hopfen und die Eiche.

„Wer hilft so Gute Fürst und Ritter, und die weltberühmte Buchdruckerei der Deutschen — ohne Glück und ohne Schimpf? Ich", so der Hopfen zur Eiche sprach, „sorg durch mein Gebeihen nur einen Thaler Zoll zur Ernte ein, und blick mit Verachtung auf mich herab."

Da aber merkt, daß in seiner Verachtung so wenig enthalten sich zu seinem Heil. Er hat Klimmzüge ohne Ende, und nur weiß wie lange so Stützen?

Da mit kluger Berechnung klettert auf die Eiche nun seine hohen Ranken auf eine junge Eiche hinab. Die Eiche wuchs die Ranken wieder, und der Hopfen, seiner Stütze beraubt, sinkt auf die Erde. Jetzt sucht die Eiche kommen, aber auf die Sonne, zum Hopfen Thaten der Natur.

2.

Die Wahl eines neuen Königs.

Die hohe Volksversammlung in Thierville hatte sich nun zur Wahl eingefunden, den Würdigsten zum Thron zu ernennen, und Jeder, der sie hatten sah, sah Adler. Einer der geschätzte Hauptmann, der sie schon führte, meinte sich auch zu sehen, daß in Thierville einen Adler zu Thron als sich verlieren [illegible]

gen, wenigen auf Ehrerbietung — sage mir es ja deiner Schwester! — gilt mehr Liebe zur Vergnüglichkeit und zum Müßiggehen. Denn alle Könige, sagte er, haben ihr Amt mehr für mich arbeiten, und mich von meinen ersten Jugendjahren lieben.

Ey, sprach der Prälat mit halber Verwunderung, Ey wollt Ihr Euch rühmen? wollt Ihr denn nicht, daß der weise Salomon gesagt, wer der Arbeitsame ein Knecht zum Thron haben will?

„Was weiß ich, antwortete der Pfaff, mit dem Seinen wolle ich mich; denn Euer meiner werden Herr: ich ich nicht mit den verschwelten Gesichtern nehmen. Seit mehrere hundert Jahren hab mein Geschlecht Kraften für andere Arbeit."

Die Bäuerin hörte selbe mit solchem innern Eyfer in diese Erklärung aufgenommen wurde.

„O hörest du erbarmen, sprach sie zu ihr, ist schwer so, als ein gemeines Pfaff, zwei schwarzen und ungesalzen gebacken, aber niemand möchte sich wohl zu haben?"

Inzwischen und schnelle Schritte kam, der alle Nacht zu Wasser und Brodkäsen hatt, mit seinem ein so unfreundlich, Gesichtet, gemeiner Thon gewesen ist?" sprach sie weiter.

„Sollen wir einen Dummkopf zum Könige machen, mit der Thore Fug nun?" „Sprach sie bitten."

„Bist mich, daß wir einen Esel, der weiter Gnade Dinge mit seinen Ohren zerschlagen, mit Lust zum unbarmherzigen Gehen Verstand und Lust einsehen?"

„Es hier sah, daß sie sprach einen Esel zu haben? Sie zwey dem Leuten Herren ist so wenig einer mit seinen langsichten Ohrlichen zu ein Pferd gemein sey."

Erhöhet täglich der entsetzliche Gehalt seiner Wörter und der Verlegenheiten.

Ein Wörterbuch für Könige! Das war noch nicht gemacht; aber nach langem ängstigen Lesen sich gewiß noch anmaßenmacht, wer dieser Diktionär sey?

Die Lügen machten endlich die Unterschrift der Bibel vom Chaos zu Ende. Wozu? dachte sie, wozu zu überhaupt einen Schein? Hier machen wir Lügen, alle Lügen! Tod und Verderben dem, der sich's einfallen läßt, König über uns Lügen Wort setzen zu wollen!

„Herrlich, herrlich! schien alle; Tod dem Könige! wir sind frey!"

Plötzlich wurde der Schrift Name: die Lügen stürzten sich in die Königliche Macht, und herrschten über die andern freyen Thaten — die Lügen.

K. Gr.

VII.

Anzeigen.

1.

Chemnitz, bey Stahl 1793.

Es ist nicht der allgemeinste Wunsch, wenn ich sage, daß ich von vielen andern Freunde und Verehrern mit der Bitte mich auf der Reise bei Tag und Nacht in eine Sammlung meiner kleinen Gedichte aufzunehmen. Die wenigsten schätze ich mich über einen Dichter Literatur, daß sie den innern Wunsch nur mit Mannes Ehre mit der Freundschaft des gütigen Publikums befriedigt wünschen zu dürfen schon Ehre an. Vielmehr weiß ich die ungeschminkte Wahrheit nicht an. Ein Lärm war nur, und so einzig nicht eigne Erfindungen sind, nach dem gütigen Beurtheile

sie

für den Verfasser, mit Wohlgefallen lesen, hören und hören, den einander; wie man etwa die Briefe einer geistreichen Freundin, oder die kleinen Geschenke, wären es auch nur Kleinigkeiten, die längst vermißt sind, sammelt und zusammenlegt.

Da ich nun diesen meinen Freunden und Freundinnen ein kleines Andenken eben so gern gebe, als sie es von mir annehmen wollen: so sehe ich mich gar nicht über die Notwendigkeit hinaus, daß ich nicht mehr und nichts Besseres hergeben kann im Stande bin: denn ich weiß ja, wie wenig die Freundschaft überall verlangt, wie genügsam sie ist, und wie willig sie sich Mensch in der Nähe hingiebt. — Ich übergebe also meinen Freunden eine Sammlung meiner Gedichte für sie hiermit an.

Ich bemerke ausdrücklich, und aber alle Zweifel ist die Sammlung für sie veranstaltet. Denn ob wohl ich bei Vergnügen gehabt habe, manches Stück auch für das große Publikum aufzubehalten, so bekenne ich mich doch gern, daß das große Publikum so wenig Worte mich einmal, als mein Herz verlange. Jedenfalls hätte es mich herzlich freuen, wenn ich mir darunter einen Freund erwerben könnte, ohne daß ich es wußte, und den ich hier danke Gelegenheit kennen lernte. —

Die Antipode muß aber jetzt aber nie erscheinen, wenn sie noch für eine Angemessene gehen, und wenn ich nicht selbst eine Verbindlichkeit an die Kinder meiner Freunde verloren hätte, die mir so plötzlich verschwunden wäre nicht vergeben. Man muß heute Abend sagen, und ich jetzt mit Freuden von meinen geistreichen und anregenden geistigen Arbeiten als mein scheiden; und das ist nicht viel! Auf einem freundschaftlichen Wunsche will ich mir Frauen Aufmerksamkeit von den Dichtern geben, wenigstens hat, was mir als das Besten vorkommt, zu sagen. Auch scheint mehr Männlich in der Welt noch mehr hingeschwunden, denn ich bin schon zu lange

meine Seele: Schändliche Thaten müſſen ans Licht kommen, und wenn der ganze Erdboden über ſie hergewälzt wäre.

Fünfte Scene.

[Verwandelt ſich in ein Zimmer in Polonius Hauſe.]

Laertes und Ophelia treten auf.

Laertes.

Mein Geräthe iſt eingepakt, lebet wohl Schweſter, und wenn die Winde meiner Reiſe günſtig ſind, ſo verſchlaft mein Andenken nicht, ſondern laßt mich Nachrichten von euch haben.

Ophelia.

Wie könnt ihr daran zweifeln?

Laertes.

Was den Hamlet und die Tändeley ſeiner Liebe betrift, haltet ſie für einen flüchtigen Geſchmak, und ein Spiel des jugendlichen Blutes; ein Veilchen in den erſten Frühlings-Tagen der Natur, frühzeitig aber nicht dauerhaft; angenehm, aber hinfällig; ein lieblicher Geruch für eine Minute; nicht mehr --

Ophelia.

Nicht mehr als das?

Zeit mit einem poetischen Leben in ein ganz prosaisches übergegangen. Diese Antwort mögen nun meine Freunde vielmehr als ein Denkmal meines Herzens, denn als ein Denkmal meines Geistes entgegen nehmen. —

Das Uebel soll in jeder Rücksicht so klein als möglich bleiben, auch in Rücksicht auf die Form. Die Taschenbüchchen werden nicht mehr als zwey kleine Bändchen im Almanachs-Format ausmachen.

Diese beiden Bändchen, mit schönern Lettern auf Velinpapier gedruckt, mit vielen Kupfern und Musikalien und in einem festigen Umschlage, bleiben auf Vorausbezahlung von einhalb guten Groschen in Conv. M. ꝛc. Die Namen der Subscribenten sollen genau, und ich werde sie oft in meinem Leben wie eine Gallerie durchgehen, worin die Erinnerungen an Freunde aufgehängt sind. Wenn ich bis Weihnacht d. J. so viele Unterschriften haben, daß die Kosten des Druckes herauskommen — denn mehr verlange ich nicht — so erscheint die Sammlung zur Ostermesse 1794 gratis. Mehr Exemplare, als die Weihnacht bestellt sind, werden nicht gedruckt; so daß also die ganze Auflage Einem Thaler der Subscribenten bleibt. Und gute Exemplare gefällt das nicht frey.

Ich setzen Einen Termin beliebet auf, ob meinem Rufe entsprochen; denn ich möchte auch hier jeden Schein von Zudringlichkeit zu vermeiden. — Für die Buchhandlungen will ihre Courtoisie Anfrage halten. —

Karl Neuhard.

2.

Kompendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände.

Der Inhalt der Kompendiösen Bibliothek ist:

1) Alle Kenntnisse zu enthalten, welche der Jüngling als nothwendig und einst jeder Mensch von gutem

eitern Drucke, hellem Kopf und höhere Aufklärung beizubringen.

2) Daß Kenntniß nach ihren Fächern geordnet aufgestellt, so daß jeder Wißbegierde ihre eigne Abtheilung, in eigenen, für sich bestehenden und fortlaufenden Fächern bekannt; und ein jeder nach Belieben entweder die ganze Bibliothek oder mehrere Abtheilungen besitzen, oder auch nur die einzige seiner Lieblingswissenschaft anschaffen könne.

3) Diese Kenntniß von der Hand auf Papier nur von den 1788 erschienenen Schriften aller Art zwar zu suchen, aber sie hauptsächlich nur in Auszügen in die Bibliothek aufzunehmen, welche sich vornämlich durch Kürze, Deutlichkeit, Bündigkeit und Vollständigkeit auszeichnen; wobey aber die Quellen nicht nur allezeit namentlich angeführet, sondern auch die Seitenzahlen der Originale nicht ausgelassen werden.

4) Allen unentbehrlichen Aufwand an Worten, Wörtern hinweg, auch superscribiren, zu sparen; damit alles mit so kurzen Worten als möglich Reichhaltige an Kenntnissen gefunden, die interessirte Aufmerksamkeit nicht ermüdet, und auch der Universalgeschäftige in Stand gesetzt werden könne, wenigstens von allen interessirenden die Abtheilung mitzuhalten. Folglich

5) eine schon einmal excerpirte Materie auf keinen erklärenden Schriften nicht noch einmal auszuziehen, nicht aber Ergänzungen, Berichtigungen u. dergleichen — und, damit Interesse nicht gehindert werde, alle Excerpte nach Nahmen, Kapiteln und Nummern zu setzen, und die einmalige Ordnung nachher durch alle Hülfe leichten Abtheilung sortirender zu lassen.

6) Nur immer die excerpirten Kenntniß in kleine Hefte von 6 Bogen zu setzen, damit durch die abwechselnde Aufgabe der einzelnen Theile der Verkauf der Stücke erleichtert werde. Jedes Heft kostet 6 Gr. Sächs. Geld. Und sich also monatlich ein und

wendet, erhält gegen Pränumeration von 1 Konventionsthaler dafür 8 Hefte.

Die Abtheilungen der Bibliothek sind XXVII.

1) Der Landmann liefert dieß, was zur Oekonomie gehört und somit die eigentliche Bestimmung des Landmanns macht, mit simpels und dem Landmanne völlig verständlichem Vortrage. 2) Der Bürger oder Technologe: Künste, Handwerke und seine eigne Bestimmung. 3) Der Kaufmann: alles, was zum Handel gehört. 4) Der Künstler: schöne Künste. 5) Der Geistliche. In dieses Heft kommt alles, was der Religion und die populäre Theologie angehet, besonders Bibelerklärungen. 6) Der Pädagoge: Erziehung und Unterricht, vorzüglich in praktischer Rücksicht, folglich ein Handbuch für Eltern. 7) Der Arzt: die populäre Heilkunde, nebst Diätetik rc. 8) Der Rechtsgelehrte: alles, was jedem Bürger in den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen zu wissen nöthig ist, z. E. was zur Gültigkeit eines Testaments gehört. 9) Der Geschäftsmann: Cameralia, Finanz-, Polizey-, Hof- und Regierungssachen. 10) Der Gelehrte: alles das Wissen betreffende, in weit es nicht höhere wissenschaftliche Kenntniß voraussetzt. 11) Der Weise: alles, was zur Bestimmung seiner Gelehrsamkeit gehört. 12) Der Mensch: alles, was zu seiner besondern Natur und Körper und Seele gehört. 13) Der Philosoph: alles in verständlichen Verhältnissen der Dinge und Wesen enthaltende. 14) Der Physiker: Mannichfaltigkeit der Dinge. 15) Der Arithmetiker: alles zum Rechnungswesen Gehörige. 16) Der Mathematiker: enthält hier das Geometrische aus der Geometrie, Mechanik und Optik. 17) Der Astronom. 18) Der Naturforscher. 19) Der Mineralog. 20) Der Botaniker: alles die Pflanzen betreffende. 21) Der Zoologe: alles das Thierreich

entstehen. *) 22) Der Geograph: besondere Auszüge aus Reisebeschreibungen. 23) Der Historiker: besonders auch Lebensbeschreibungen. 24) Der schöne Geist: besonders auch Auszüge der besten Gedichte, Auszüge aus Romanen und Schauspielen mit Auszeichnung der besten Stellen. 25) Der Freymaurer: alle gehörne Freymaurer-Angelegenheiten. 26) Der Sprachforscher: Belehrungen über die Muttersprache. 27) Der Lückenbüßer. In dies letzte Heft kommt alles Nützliche oder Interessante, was nicht sogleich an seine bestimmte Stelle kommen kann.

*) In den Nummern 20 und 21 werden mehrere Gelehrte, besonders aber Aerzte und Physiker Beschäftigung finden.

Halle und Halle, im Jul. 1793.

Andre, Herausgeber der A. B.

J. J. Gebauer, Verleger der A. B.

3.

Fortsetzung von Wielands sämmtlichen Werken. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen.

Eine vollständige, gleichförmige und schöne Ausgabe der Wielandischen sämmtlichen Schriften ist gewiß der allgemeine Wunsch der Freunde, dem dieser Schriftsteller so Viel macht, und ich weiß, wenn die Zeitgenossen, wie die Nachwelt, nicht betrogen seyn, daß eine solche Ausgabe unsrer Classik einverleibt ist — also unsre Kritik anwenden, sie pflichten zu erfüllen, welche wir so häufig bey Mängeln und Unrichtigkeit des Druks erfahren. Die in allen Theilen Deutschlands zerstreu-

gelegene

geistigen Perlen gleiche, wie ich hoffe, von meinem ge-
ten Willen, bey dem redlichsten Streben nach vorzüg-
licher Vollkommenheit nicht umhin zu können. Sollten
mein Werk gefallen, so darf ich mir den Beifall nicht
selbst zueignen, er gebührt den übrigen Männern, deren
Talente mich dabey unterstützt haben. Die schönen in-
nerlichen und dem Auge wohlthuenden Lettern sind vom
Herrn Prillwitz in Jena geschnitten und gegossen; das
Papier zu den Proben und zu dem ganzen Werke hat
Johann Christ. de Not. Imhof in Basel auf seiner vor-
züglichen Fabrik gefertiget; allen Arbeiter habe ich Herrn
Wilhelm Haas dem Sohne, nächst an allen Vorigen
der Typographie großen Künstler, zu verdanken.

Von den Kupferstichen kann ich dem Publikum kei-
ne Proben vorlegen; aber die Namen der Künstler, wel-
che sich solches Werkes gewidmet haben, bürgen für ihre
Wahrheit. Herr Daniel, Berger, Geyser, Klauber,
Nahl, Pfeil, Wagner, Zingg, alle diese Männer hat
der Gedanke, für Wieland und für die Nachwelt zu ar-
beiten, zu der freudigsten Thätigkeit belebt; und Herr
Ramberg, Hofkupferstecher am Hofe des Königs von
England, hat mit Enthusiasmus, mit dem ganzen Feu-
er eines hohen Genies und mit einer Uneigennützigkeit,
welche schätzbare Beiträge, die seinen eigenen Ver-
gnügungen nicht Genüge leisten, zu seinen Füßen
hat niederlegen, ihren jetzt eine beträchtliche Anzahl sol-
cher edlen Gemälde dazu geliefert.

Mit Vertrauen zu meinem Vaterlande habe ich dies
ses Werk unternommen, und ich bin fest überzeugt, daß
ich dabey nicht gewagt habe. In diesem Vertrauen
wende ich mich nun an jeden Deutschen und jeden Freund,
unsers Landes der deutschen Literatur mit der Bitte,
das schöne Vorhaben durch Pränumeration zu unterstützen,
und mir zu erleichtern. Ihre Namen als Denkmahl Ih-
rer Theilnehmung und als Aufmunterung der deutschen
Kunstfreyheit dieser Ausgabe vorzudrucken. Den Preis

der wohlfeilen Ausgabe ist in Hoffnung eines beträchtlichen Absatzes so gering angesetzt, daß wir auch hierzu das Publikum seine Unterstützung nicht versagen wird.

Plan.

Der Herr Verfasser liefert in dieser Ausgabe alle seine Schriften, so wie sie künftig bleiben sollen, einige derselben ganz umgearbeitet, einige beträchtlich vermehrt, alle mit möglichster Sorgfalt revidirt, die Jugendarbeiten in Supplementen.

Der Verleger übergiebt diese Werke dem Publikum in vier Ausgaben und in Lieferungen von 3 Bänden und eben so vielen Alphabeten, wovon die erste Lieferung aller vier Ausgaben, welche den Agathon, den neuen Amadis und den verklagten Amor enthält, in der Leipziger Ostermesse 1784 erscheint. In 6 Jahren soll das Ganze von 50 bis 60 Alphabeten vollendet seyn.

Von jeder Ausgabe pränumerirt man auf 3 Alphabete, und zahlt den Empfang einer Lieferung als Pränumeration auf die folgende in Gold, dessen Werth der alte Louisd'or oder Friedrichsd'or zu 5 Rthlr. der Ducaten zu 3 Rthlr. 20 gr. gerechnet ist.

Die Kupfer sind eigentlich eine Miniaturische Galerie in dem Format der Quartausgabe, und haben ein für sich bestehendes und mit den Büchern in Verbindung stehendes Interesse. Die Kupfer werden durch Kupfer im kleinen Format unendlich verlieren; deshalb, und weil ein mittelmäßiges Kupfer ein schön gedrucktes Buch unerträglich machen kann, erhalten die Liebhaber der Ausgabe in groß Octav und der Taschenausgabe die schönen Originale der Quartausgabe in Folio, welche hernach besonders gebunden werden können. Zu jedem Bande verspricht der Verleger ein Kupfer; es hilft aber nicht wohl zu können, als es versprochen.

Das Pränumerationsgeld für die 36 Bände in groß Octavo auf geglättetem Papier Velin, beste Sorte, für

für 5 Alfabet, mit den ersten, besonders markirten Kupfern, ohne Fehler, beträgt 25 Rthlr.

Die Kostbarkeit dieser Ausgabe verbietet dem Verleger viele Exemplare abdrucken zu lassen; sie wird also gewiß bald selten werden, und der Preis derselben eher steigen als fallen, zumal da die Abdrücke der Kupfer mit der größten Sorgfalt dazu ausgesucht werden.

Die Pränumeration auf die Ausgabe in groß Oktav auf geglättetem Papier Velin, zweyter Sorte für 5 Alfabet, mit den Kupfern der Quartausgabe, beträgt 12 Rthlr. 12 Gr.

Die Pränumeration auf die Ausgabe in Taschenformat auf geglättetem Papier Velin, zweyter Sorte für 5 Alfabet, mit den Kupfern der Quartausgabe, beträgt 11 Rthlr. 16 Gr.

Auf die wohlfeile Ausgabe ohne Kupfer in gewöhnlichem Oktavformat und auf Druckpapier wird pränumeriert für 5 Alfabet 2 Rthlr.

Die Pränumerantenliste für die erste Lieferung wird zwischen Michael und Februar 1794 geschlossen und hernach öffentlich bekannt gemacht werden. Wenn das Glück mir mehr Pränumeranten zuführt, als ich erwarte, so kann es kommen, daß die wenigen Exemplare der 3 guten Ausgaben nicht hinreichen, und in diesem Falle würde ich die Pränumeranten, welche sich nach Neujahr meldeten, entweder sehr spät oder gar nicht befriedigen können. Bestellungen ohne Vorausbezahlung werden weder bey mir noch den übrigen Buchhändlern angenommen.

Das Industrie-Comptoir zu Weimar nimmt hierauf Pränumerazionen an, und besorgt alle Lieferungen höchst genau. Doch erbittet es sich Briefe und Gelder franko.

G. J. Göschen.

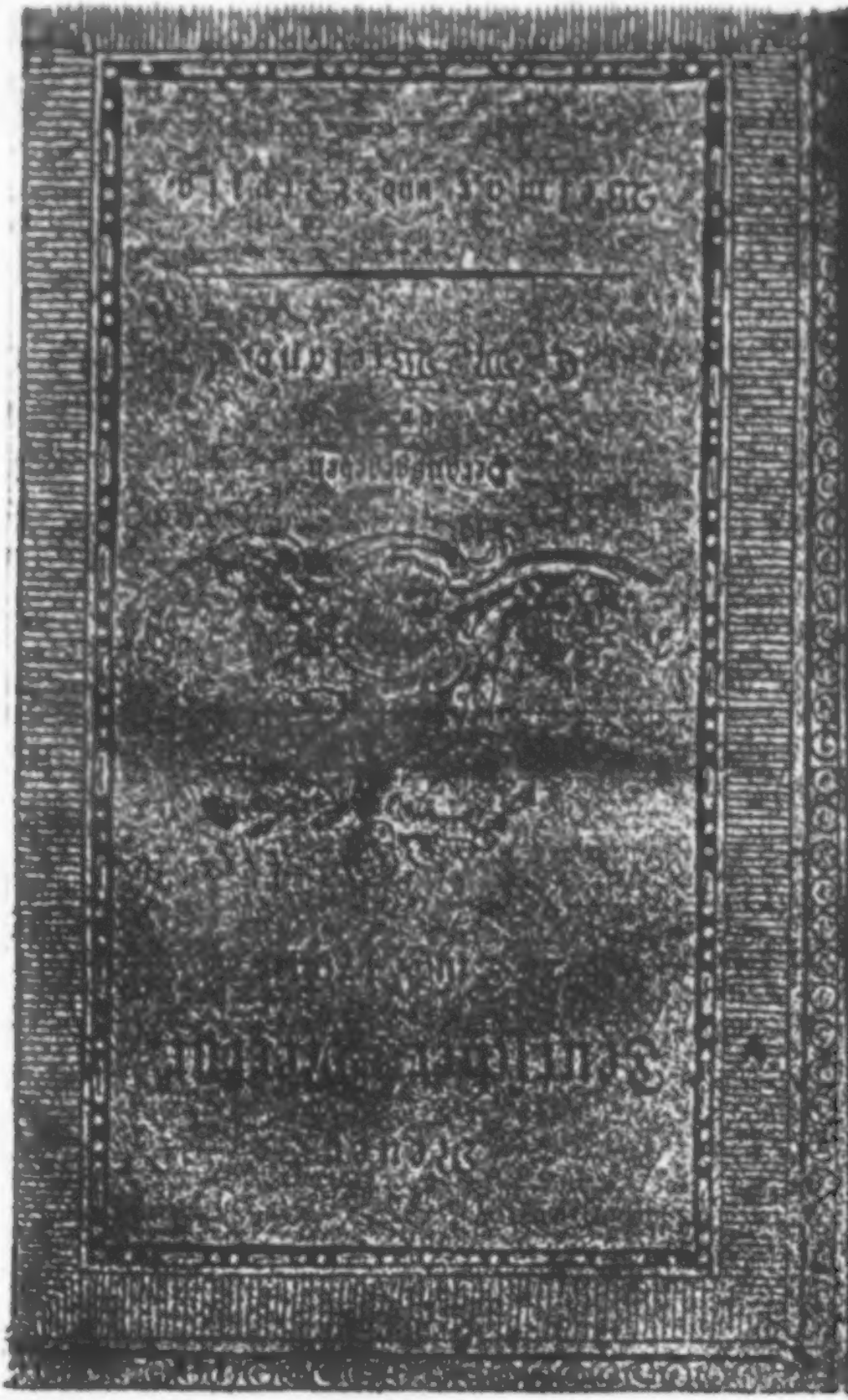

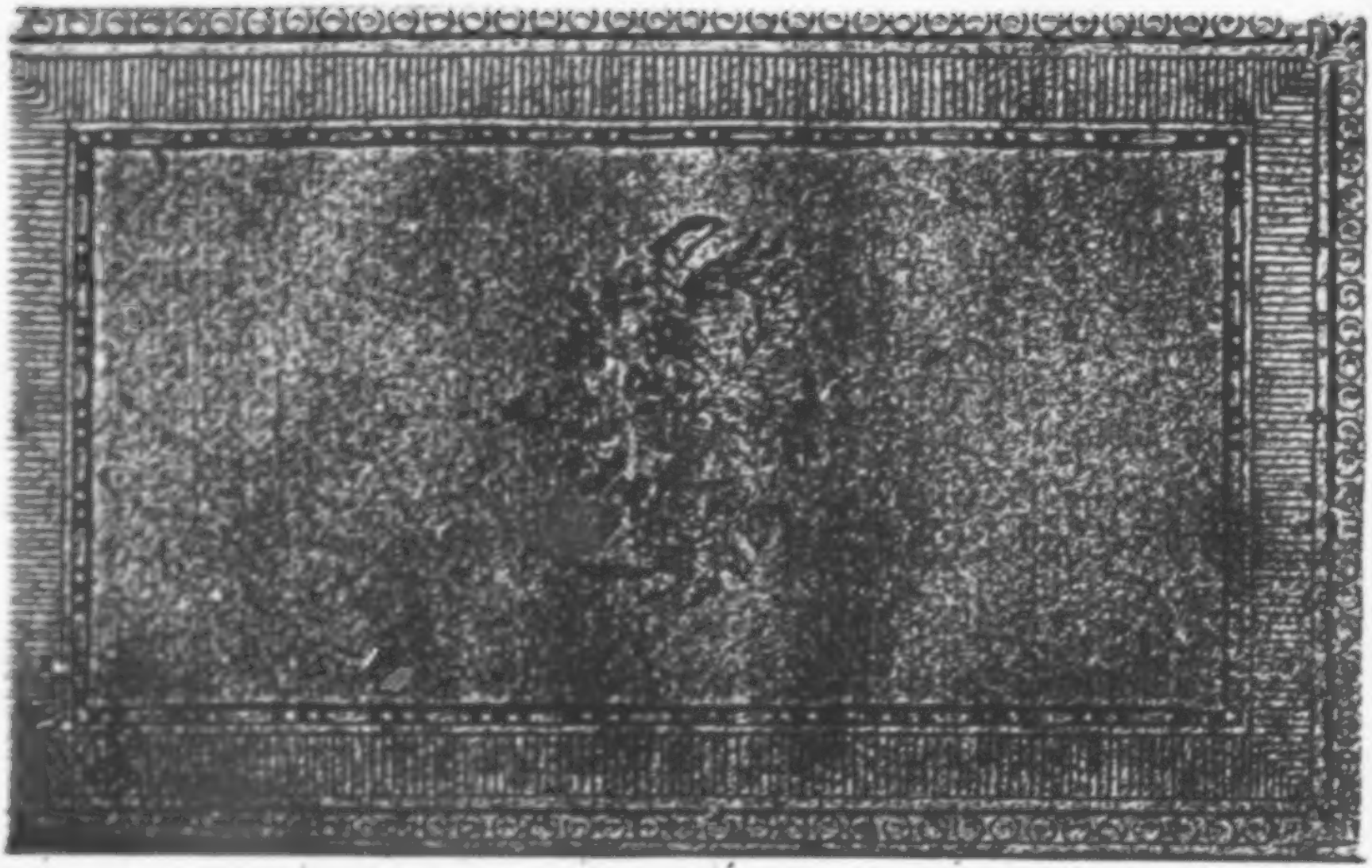

Der neue

Teutſche Merkur

2. Stück. Februar 1794.

I.

Beſchluß der Addreſſe eines Ungenannten an die Freunde der Wahrheit.

(Im erſten Stück dieſes Jahres.)

Die Miniſter, die Ludwig dem XVIten zum Amerikaniſchen Kriege riethen, ſahen nicht, daß ſie der öffentlichen Meynung eine Richtung gaben, die dem Geiſt einer willkührlichen Regierung völlig zuwider war. Sie ſahen nicht, daß ſie eine Revolution unvermeidlich machten und beſchleunigten; ſie hatten weder die Einſicht, ſie vorherzuſehen, noch die Geſchicklichkeit, ſie auf eine dem Könige ruhmvolle und dem Volke nützliche Weiſe zu endigen. Sie thaten, was das leichteſte war: die Autorität wich vor den Volksbewegungen einen Schritt nach dem andern zurück. Die Herren vom Hofadel fuhren fort zu Verſailles unabhängig zu ſeyn, wie ſie es hernach zu Koblenz waren, wie ſie

Laertes.

Glaubt mir, nicht mehr, liebe Schweſter. Wir nehmen in unſrer Jugend nicht nur an Gröſſe und Stärke zu; die Seele wächßt mit, und ihre innerliche Verrichtungen und Pflichten dehnen ſich mit ihrem Tempel aus. Vielleicht liebt er euch izt aufrichtig, mit der reinen Zuneigung eines noch unverdorbnen Herzens: Aber ihr müßt bedenken, daß, ſobald er ſeine Gröſſe in Erwägung ziehen wird, ſeine Neigung nicht mehr in ſeiner Gewalt iſt: Denn er ſelbſt hangt von ſeiner Geburt ab; er darf nicht für ſich ſelbſt wählen, wie gemeine Leute: Die Sicherheit und das Wohl des Staats hängt an ſeiner Wahl, und daher muß ſich ſeine Wahl nach der Stimme und den Wünſchen des Körpers, wovon er das Haupt iſt, beſtimmen. Wenn er alſo ſagt, er liebe euch, ſo kömmt es eurer Klugheit zu, ihm in ſo weit zu glauben, als er nach ſeiner Geburt und künftigen Würde, ſeinen Worten Kraft geben kan; und das iſt nicht mehr, als wozu er die Einwilligung des Königs erhalten kan. Ueberleget alſo wol, was für einen groſſen Verluſt eure Ehre leiden kan, wenn ihr ſeinem lokenden Geſang ein zu leichtgläubiges Ohr verleihet; entweder ihr verliehrt euer Herz, oder ſein Ungeſtüm, den zulezt nichts mehr zurükhalten wird, ſieget gar über eure Keuſchheit. Fürchtet es, Ophelia, fürchtet es, meine theure Schweſter; ſteuret einer noch unſchuldigen Neigung, die ſo gefährlich iſt, und überlaßt euch nicht dem Strom ſchmeichelnder Wünſche. Das gefälligſte Mädchen iſt verſchwenderiſch genug, wenn ſie ihre keuſche Schönheit dem Mond

entſchleyert:

Inhalt.

I. Systematische Darstellung aller bisher möglichen Systeme der Metafysik. . . . S. 5.

II. Kurze Darstellung der innerlichen Verfassung und äusserlichen Lage von Athen in dem Zeitraum, worin Aristofanes seine noch vorhandenen Komödien auf die Schaubühne brachte. — 19.

III. Der Herrmannsberg. . . . — 50.

IV. Die Revoluzionsdamen im neuen Paris und alten Rom. . . . — 69.

V. An die Freunde der Wahrheit. . — 89.

VI. Einige Fabeln. . . . — 102.

VII. Anzeigen. . . — 104.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Anzeigen.

Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats in Beziehung auf seine Mitglieder. 3 Bogen in 8. Leipzig bey der Schmidtischen Buchhandlung. (Preis 4 Gr.)

Der erhabene Verfasser dieser Schrift giebt hier einen kurzen, für Denker und Freunde des allgemeinen Wohls hinlänglichen Wink, ohne seine Absicht um so weniger zu verfehlen, da er sie nicht nach dem Maße seiner Kräfte, sondern nach Menschenkenntniß, dem Maße seiner Leser zu fassen und Materie, Gelegenheit und Stoff dazu zu finden wußte. Jeder, dem es um Menschenwohl und sonach auch um sein eigenes zu thun ist, wird diese Blätter dankbar lesen, und auf welche Resultate des Nachdenkens und der Prüfung lassen sich dann zum Frommen auch unsers teutschen Vaterlandes erwarten!

Philosophie der Ehe von F. M. Wolkmar. 1794. 8. Heller. Verlauf. Preis 16 Gr.

Inhalt dieses in einem schönen, lebhaften und blühenden Stile geschriebenen Büchleins:

1) Ueber gesellschaftliche Verbindungen überhaupt.
2) Was ist die Ehe?
3) Zweck und Pflichten der Ehe.
4) Entwurf einer Geschichte der Ehe in der bürgerlichen Gesellschaft.
5) Verbindlichkeit zur Ehe.
6) Ueber Ursachen des ehelichen Mißvergnügens.
7) Ueber Trennung der Ehe.
8) Ueber das Interesse und die Mittel der Staaten, die Ehen zu befördern.

In der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar ist erschienen:

Archiv für die neueste Kirchengeschichte. Quart. 13 Bogen 8. broch. 1794. 12 Gr. Es enthält:

1) Umständliche Anweisung für die evangel. Lutherischen Prediger in den Preußischen Landen, sich gewissenhaft und zweckmäßig in Führung ihres Amtes zu verhalten. Berlin, den 9ten April 1794.
2) Heimgang und Begräbniß unsers lieben Bruders, Joh. Gottl. Spangenberg.
3) Antwort-Schreiben des Papsts an die teutsche Geistlichkeit für die auswanderte Französische.

es jetzt in Brüssel sind, wie sie es in Paris wieder zu werden hoffen. Sie verlangten Geld, und man gab ihnen. Das Volk wollte keine neuen Taxen bezahlen; man borgte also, und diese vergnügliche Lage würde sehr bequem gewesen seyn, wenn sie hätte dauern können.

Die Fehler, die in jener Epoke begangen wurden, sind bereits vergessen, *) und wir sehen heutiges Tages Männer, von deren politischen Talenten viel Aufhebens gemacht wird, kein Bedenken tragen, laut zu sagen: man müsse alle, die zum gewaltsamen Tode Ludwigs des XVIten gestimmt haben, ausrotten, wenn man sie bezwungen haben werde. Sie haben Ludwig den XVIten getödtet, für den jeder Franzose, der ein Mann von Ehre und ein Freund der Freyheit ist, gern sein Blut und Leben gegeben hätte. Das Verbrechen ist ohne allen Zweifel abscheulich; aber um richtig darüber zu urtheilen, muß man es nicht nach dem Grade seiner Abscheulichkeit richten. Die Menschen, die es begangen haben, sind nichts als verächtliche Meuchelmörder; und eben dieselben Tribunale, die in den Zeiten der Religionsstreitigkeiten

*) Leider! ist das eben das große Unglück der Menschen (und eine Hauptursache, warum sie nicht einmal mit Schaden klug werden) daß sie über den neuen Fehlern, welche sie machen, immer die alten vergessen. W.

keiten über die Mörder der Könige *) richteten, wären auch kompetente Richter für sie: aber diejenigen, welche die sogenannten Mauvou-Parlementer auf eine schmähliche Art vertrieben; diejenigen, die den Amerikanischen Krieg beschlossen; diejenigen, die die *Maison Militaire* des Königs reformierten; — die sind es, welche die Königswürde (Royauté) getödtet haben." — „Aber alle diese Operazionen waren ja gut und nützlich," wird man sagen; — Es kann seyn; eine Aderläße ist auch eine nützliche **) Operazion; aber wenn der Wundarzt, der die Ader geöfnet hat, nicht dafür sorgt, sie wieder zuzuschlieſſen, so ist ein Stoß mit der Lanzette einem Dolchstoß gleich.

Wenn man also in diesem Augenblicke die wahren Staatsverbrecher suchen will, so erinnere man sich, wer die Männer waren, die den Staatsrath des Königs beym Ausbruch des Amerikanischen Krieges ausmachten.

*) Heinrich des Dritten und des Vierten.

**) Dies ist nicht ganz richtig gesprochen. Eine Aderläße, und jede andere Operazion, ist an sich weder nützlich noch schädlich; wiewohl sie das eine und das andere werden kann: sie wird nur dann nützlich, wenn sie zur Gesundheit und Erhaltung des ganzen Körpers nöthig ist. Das nehmliche gilt von allen politischen Operazionen ohne Ausnahme. W.

Alle Miniſter, die ihnen folgten, hatten beſtändig mit der öffentlichen Meynung zu kämpfen; alle Klaſſen, alle Stände waren in Oppoſizion mit der Regierung. Es gieng mit dem Verfall der Monarchie wie mit dem Fall eines Körpers, der aus einer großen Höhe herabfällt. Bey der erſten Erſchütterung konnte ſie mit Anwendung einer kleinen Kraft wieder befeſtiget werden; aber da ſie einmahl im Fallen war, vermehrte jeder Augenblick die Geſchwindigkeit ihres Sturzes, und alles, was im Wege ſtand, wurde zerſchmettert oder mit fortgeriſſen.

Die Annahme der Konſtituzions-Akte gab einige Hofnungen; aber ſie waren von kurzer Dauer. Der Fehler, die man begieng, wurden immer mehr. Die Parthey der Ausgewanderten fröhlockte thörichter Weiſe über Frankreichs Elend; ſie wähnten, das Uebermaaß des Uebels würde das Heilmittel ſeyn. Gottlob, ſagten ſie, wir haben uns mit den Fäuſten der Jakobiner doch die Konſtituzionsmänner vom Halſe geſchafft! (*Vous nous ſommes debarraſſés des Conſtitutionels à coups de Jacobins.*)

Man geht ungern daran, die Verirrungen unglücklicher Menſchen wieder in Erinnerung zu bringen; denn das Unglück hat ein Recht an Reſpekt, und man fürchtet ſich denjenigen von einem großmüthigen Mitleiden etwas zu entziehen, denen ſonſt nichts

nichts mehr übrig geblieben iſt *). Allein es iſt um der Ruhe aller Nazionen willen daran gelegen, daß man mit Unpartheylichkeit darauf merke, welches die natürlichen Folgen der Auswanderung des franzöſiſchen Adels geweſen ſind.

Dieſe Auswanderung war anfänglich weder die Bedingung irgend eines Plans, noch das Reſultat irgend eines Syſtems. Ein Prinz und etliche Höflinge verlieſſen Frankreich zu Anfang der Revoluzion; und dies war damahls von ihrer Seite nichts als eine Handlung der Klugheit, wiewohl ſie fel-

*) Schön und menſchlich! *Res eſt ſacra miſer!* Das heißt (wenn ich die Sache anders recht faſſe) man ſoll in unglücklichen Menſchen die Menſchheit ehren; und dies mag wohl, mit beſtem Fuge, ſelbſt von manchem gelten, der als Opfer der Juſtiz auf dem Hochgerichte fiel, und, nach dem Geſetze, nur was ſeine Thaten werth waren, empfieng. Aber es kann nicht von ſolchen Unglücklichen gelten, die nur durch den unmenſchlichſten Uebermuth, durch die ſchamloſeſte Verachtung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, nur durch ein Leben, wovon beynahe jeder Augenblick die Rache der unerbittlichen Nemeſis herausforderte, ins Elend gerathen ſind, ohne daß ſie die geringſte haltbare Entſchuldigung anzuführen hätten, warum ſie zugleich über die Pflichten und über das Loos der Menſchheit erhaben zu ſeyn wähnten. Wenn ſolche Elende *ſacri* ſind, ſo iſt es in einer ganz andern Bedeutung dieſes Wortes.

W.

blige in der Folge in einen Akt von Herzhaftigkeit haben umgestalten wollen. Hätten sie sich auf einen bloß politischen Einfluß eingeschränkt; hätten sie alle Fonds, welche damahls zu ihrer Disposizion waren, mit kluger Wirthschaft gesammelt und zu Rathe gehalten; hätten sie die Ereigniſſe beobachtet, und, während sie sich um den Schutz auswärtiger Mächte bewarben, zugleich eine Parthey im Innern und Freunde an allen Höfen sich zu verschaffen gesucht; hätten sie sich der Eitelkeit, eine Menge Höflinge um sich zu haben, entschlagen, und denen, die sich der Mode zu Gefallen bey ihnen einfanden, befohlen, entweder zum König oder auf ihre Güther zurückzukehren: ein solches Benehmen würde nothwendig Einfluß auf das Schicksal von Frankreich gehabt haben. Aber, weit entfernt der Auswanderung Einhalt zu thun, begünstigten sie selbige vielmehr, beförderten sie sogar aus aller ihrer Macht; sie thaten noch mehr: sie akkreditierten die Meynung, daß jeder Edelmann, der nicht auswandre, für keinen Mann von Ehre gelten sollte.*) Sobald dies Wort (déshonneur) ausgesprochen war, sahen sich alle Adelichen, alle Landeigenthümer, alle Ehrenmänner (honnêtes-gens) die in Frankreich bleiben wollten, **) in der Alternative, wenn sie

blie-

*) Man sehe die Journale, *Gazette de Paris* und *Ami du Roi*.

**) Wenn jeder Ehrenmann, der in Frankreich wohnt, im Gefolge der Prinzen hätte emigrieren wollen, welches

blieben, entweder der Guillotine der Jakobiner ausgeſetzt zu ſeyn, oder der Proſkripzion der Ehrloſigkeit, wenn die Koblenzer-Parthey nach Frankreich zurückkäme. Kann man ſich noch über die Wahl verwundern, die ſie gethan zu haben ſcheinen? Kann man ſich darüber verwundern, daß ſie ſo wenig Eifer zeigen, die Zurückkunft der Prinzen und die Wiederherſtellung der alten Regierungsart bewirken zu helfen? Kann man ſich noch über den Widerſtand verwundern, welchen Frankreich den vereinigten Kräften des ganzen Europa entgegenſetzt, wenn ganz Europa ſich nur bewaffnet zu haben ſcheint, um die erſten Urheber ſeines Elends zu unterſtützen?

ches Land in Europa hätte ihnen Unterhalt genug verſchaffen können? Anmerk. des Verf.

Ich war Anfangs unſchlüſſig, ob ich das Wort honnêtes-gens nicht in der Ueberſetzung beybehalten ſollte, bis ich mich beſann, daß unſer teutſches Ehrenmann ein eben ſo ſchwankendes und vieldeutiges Wort iſt als jenes, und, in ſeiner gemeinen Bedeutung, weder mehr noch weniger ſagen will, als einen Mann, der ſich für einen Mann von Ehre giebt, und den ein Jeder dafür gelten laſſen muß, der nicht Luſt hat, an die Behauptung des Gegentheils ſein Leben zu ſetzen. Daß es dabey auf innere Moralität gar nicht ankommt, iſt bekannt, wiewohl es nicht deſto beſſer iſt. W.

Man hat die Auswanderungen von 1789, 90 und 91 mit der Auswanderung der Kreuzzüge verglichen: aber es fehlt viel, daß die Kreuzzüge einen so großen Grad von Inkonsequenz gehabt hätten.

Als die alten Kreuzritter auswanderten, zogen sie an der Spitze ihrer Vasallen aus; die neuen Edelleute wanderten allein, ohne Waffen und ohne Geld aus.

Jene machten Kriegsheere von viermal hundert tausend Menschen aus, als sie auszogen: diese waren, als sie auszogen, nicht zwanzig tausend Mann stark, und hatten keinen einzigen Soldaten zu ihrem Befehl.

Die Kreuzritter zogen aus, um einen entfernten Feind aufzusuchen: unsre modernen Edelleute wanderten aus, um sich von ihren Mitbürgern zu entfernen, die ihre Feinde geworden waren, und um in der Folge wieder zu kommen, sie unter dem Befehl und mit Hülfe von Auswärtigen zu bekriegen.

Jene emigrierten mit ihrem König an der Spitze: diese zogen fort, und liessen ihren König mitten unter ihren (und seinen) Feinden.

Jene hatten unter den Türken weder König, noch Weib, noch Kinder, noch Eigenthum; sie liefen keine Gefahr, weder Königsmörder, noch Va-

terlandsfe

entſchleyert: Die Tugend ſelbſt iſt vor den Biſſen der Verläumdung nicht ſicher; nur allzu oft frißt ein verborgner Wurm die Kinder des Frühlings, bevor ihre Knoſpen ſich entwikelt haben; und ſengender Meel-Thau iſt nie mehr zu beſorgen als im Thauvollen Morgen der Jugend. Seyd alſo vorſichtig; hier giebt Furcht die beſte Sicherheit; die Jugend hat einen Feind in ſich ſelbſt, wenn ſie auch keinen von auſſen hat.

Ophelia.

Ich werde dieſe guten Erinnerungen zu immer wachſamen Hütern meines Herzens machen. Aber, mein lieber Bruder, macht es ja nicht, wie manche ungeheiligte Seelen-Hirten, die euch den engen und dornichten Pfad zum Himmel weiſen, indeſſen daß ſie ſelbſt, ihrer eignen Lehren uneingedenk, in ruchloſer Freyheit auf dem breiten Frühlings-Wege der Ueppigkeit dahertraben.

Laertes.

O, davor ſeyd unbekümmert.

gröſten Erſtaunens darüber erwehren, daß die Auswanderung derjenigen, welche gebohren waren auf den Stufen des Throns zu leben oder zu ſterben, nicht als ein gefährliches Beyſpiel angeſehen werden ſollte? Iſt es begreiflich, wie man etwas billigen und begünſtigen könne, *) was allenfalls als eine Schwachheit angeſehen und entſchuldigt werden möchte, aber für die Zukunft als Hochverrath verboten werden ſollte? Aus welchem andern Grunde wäre denn das Blut eines Edelmanns reiner als das Blut eines Bürgerlichen, als weil es zuerſt zur Vertheidigung des Fürſten und zum Heil des Staats fliessen ſoll?

Es

*) Mich dünkt, in Sachen dieſer Art laſſe ſich vom Begünſtigen nicht immer richtig aufs Billigen ſchlieſſen. Die Politik begünſtiget nicht ſelten, was man, wenn es auch möglich wäre, lieber ungeſchehen machen möchte. Der Hochſel. Kaiſer Leopold II. ſcheint die Auswanderung, wovon hier die Rede iſt, nicht gebilliget zu haben: aber da ſie einmahl geſchehen war, und ſo viele und groſſe Vorwürfe ſich nach und nach vereinigten, Europa gegen die franzöſiſche Anarchie, und gegen die aller Völker Ruhe und Wohlſtand bedrohenden Neuerungen der Jakobiner Ernſt zu nehmen, konnte auch Er, — ſo ſehr er den Krieg ſcheute und ſo ernſtlich der allgemeine Friede ſein Plan war, — ſich nicht entſchlieſſen, Maasregeln zu ergreifen, wodurch die Macht der Auswanderer begünſtiget wurde. M.

Es fehlt in Europa nicht an Unterthanen, die ihrem Könige getreu sind; und doch existiert noch kein Monument, daß den Brissacs, den Viomenils, den Rohans, den beyden Montmorins, den Clermonts, den Lessarts, den Dabancourts, Maille's, jenen braven Schweizer-Garden, kurz, allen denen, die am 10ten August 1792. ihr Leben an der Seite ihres Königs und in seiner Vertheidigung liessen, errichtet ist! Und man spricht von Französischen Rittern! von der Französischen Ehre zu Koblenz! Wird der Fürst, der Ludwig dem XVI. folgen wird, diese Ehre an der Eilfertigkeit erkennen, womit ein Theil des Adels sich vom Thron entfernte? Wird er sich wohl sehr versucht fühlen, das Prinzip zu sanktionieren: daß, wenn ein König sich in einer gefahrvollen Lage befindet, derjenige, der ihn zuerst verläßt, um seine eigene Person, so weit er nur kann, in Sicherheit zu bringen, den höchsten Grad der Treue eines loyalen Unterthanen erreicht habe? Und wofern dieser Prinz ein so fatales Beyspiel selbst gegeben hätte, wird er sich dann nicht genöthigt sehen, entweder seiner persönlichen Sicherheit zu entsagen, oder es in der Folge selbst zu verdammen?

Man wird doch nicht etwa sagen wollen: die Gefahr habe den Adel zum Davonlaufen gezwungen! Der Vorwurf wäre gar zu armselig! Wie? Es war Gefahr vorhanden, und Ihr habt euren König, eure Mutter, eure Kinder im Stich gelassen?

Denn

Uebertrieb, wer waret Ihr denn, daß Ihr euch von eurer Nation absonderter, und ihr in ganz Europa das Vorgut machtet? Was Ihr euch sagen mögt, die Majorität eurer Klasse ist nie zu Koblenz gewesen; Eurer waren nur zwanzig Tausend, und Frankreich zählt mehr als achtzig Tausend adeliche Familien, deren Adelsdokumente in die Protokolle der ehemaligen Rechnungs-Kammern eingetragen waren. Freylich war's Provinzial-Adel; und Ihr hattet dafür alle die Leute bey Euch, die eine Stänflinge waren, die an ihren eurer Vasallen und an ihrem Vaterland eurer Vater standes Schuld hatten. Indem Ihr dieses sagtet, habt Ihr Euch von der Majorität eurer Ordens, von der großen Majorität der Landesgenossen, von der unermeßlichen Majorität der ehrlichen Franzosen abgetrennt, welche alle die Emigranten für den Staat verabscheuen, als sie durch sie gelitten haben und noch leiden.

Werdet Ihr etwa sagen: Ihr wäret am besten Hofe angekommen, wenn Ihr Euch zu Paris befunden hättet? Aber wäret Ihr in Frankreich geblieben, so hätte es keinen ersten Napoli, keinen ersten Septembrer, und keinen ersten Januar gegeben. Bekennet, hätten die besseren Royalisten im Januar die Oberhand behalten, so wäret Ihr in den Augen von ganz Europa gewesen — und Ihr in den Augen der Nachwelt seyn werdet. Laßt also die verlogenen Rücken ja an einander stehen,

bey

ben, festzusetzen: daß in den nächsten zehn Jahren kein Emigrierter nach Frankreich zurückkommen sollte, es wäre denn, er wäre von den Eigenthümern, die den Ort seines ehemaligen Aufenthalts bewohnen, zurückgefordert. Laßt die Mächte zugleich festsetzen: daß die Emigrierten während dieser Zeit die Ausübung ihrer Ämter haben, und in alle ihre vorigen Besitzthümer wieder eingesetzt werden sollen; laßt sie festsetzen, daß wenn die Ordnung der Thronfolge an einen der emigrierten Prinzen kommt, er zwar nach Frankreich zurückkommen, aber allein zurückkommen soll — Man nehme diese Maaßregeln, und in wenigen allerhöchs Monaten wird man die Anarchie vernichtet, die Französische Monarchie wieder hergestellt, und Europa beruhiget sehen.

Zusatz vom Herausgeber.

Ich bekenne, daß die letzte Hypothese dieser kleinen Abhandlung für mich ein Räthsel ist. Ich begreife nicht nur nicht recht, wie die Bedingungen, unter welchen der Versuch der Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich für einen leichten Sieg gehalten, eine Mäßigung hervorbringen sollen, die einen der gegenwärtigen Verfassung beygetretenen aller Begünstigungen gefährlichen Mann wäre; ich sehe nicht einmal, wie es die Gesinnungen selbst verschaffen würde. Allein, was davon erra-

then

then kann, iſt: daß er die Emigrierten für das Haupthinderniß hält, wodurch das Volk in Frankreich von der Rückkehr unter die Monarchiſche Regierung abgehalten werde; und daß er dieſes Hinderniß weggeräumt ſehen möchte, ohne daß den Emigrierten ein gar zu ſchreyendes Unrecht geſchähe. Sie ſollen alſo zwar in die Nutznießung ihres ganzen ehemahligen Eigenthums geſetzt werden, aber in den nächſten zehn Jahren nicht nach Frankreich zurückkommen dürfen. Vermuthlich hofft er, binnen dieſer Zeit würden ſich die Leidenſchaften auf beyden Seiten dermaßen abkühlen, daß nach Verfluß der zehn Jahre das Volk ſeinen Abſcheu vor den Herren *ci-devant*, und dieſe ihren Heißhunger nach Rache verlohren haben, und alſo beyde Partheyen ſich zu einer ewigen Amneſtie verſtehen, und alles Uebel, ſo ſie einander zugefügt, vergeben und vergeſſen würden. Man ſollte allerdings vermuthen, der Verfaſſer (welcher ſelbſt ein *ci-devant* zu ſeyn ſcheint) könne von den Geſinnungen ſeiner Nazion beſſer unterrichtet ſeyn, als ein entfernter Ausländer: aber wie groß auch die Diſpoſizion der Majorität der Franzöſiſchen Nazion zur Ordnung zurückzukehren, wie herzlich ihre Sehnſucht nach Ruhe und Sicherheit, wie ungeduldig ihr Verlangen von dem alleszermalmenden Despotismus der herrſchenden Parthey befreyt zu werden, nur immer ſeyn mag, ſo möchte es doch gefährlich ſeyn, mehr daraus zu ſchlieſſen, als nothwendig daraus folgt; und ich weiſe aus guten Gründen.

ob

ob irgend ein unbefangener Zuschauer die Bedingungen des Ungenannten so praktikabel, und die Wiederherstellung der Monarchie auf irgend eine Bedingung, die unter den vorliegenden Umständen von allen bey der Sache interessirten Theilen angenommen werden könnte, — so leicht finden werde als er.

Die Umstände haben sich seit dem fatalen 21. Januar (1793) so gänzlich verändert und so unheilbar *) verschlimmert; die Robespierrische Faktion, die seit dem 31sten May über alle andern die Oberhand erhielt, hat alles auf solche Extremitäten getrieben, und zu Durchsetzung ihres Zwecks sich so ungeheurer Verbrechen schuldig gemacht, kurz, durch alle ihre Maßregeln und Handlungen sich selbst in eine so verzweifelte Lage gesetzt, daß ihr schlechterdings keine andre Wahl übrig ist, als zu unterdrücken, oder unterdrückt zu werden, zu triumfiren oder zu Grunde zu gehen. Wer nicht für sie ist, ist wider sie; und wer wider sie ist, muß vertilgt werden. Die katilinarische Grausamkeit ist daher à l'ordre du jour; die Guillotine

dorf

*) Es versteht sich, daß ich das Wort unheilbar hier in keinem andern Sinne verstanden haben will, als in so fern die Wiederherstellung der Monarchie der letzte Zweck der Partie ist, welche die Lage des französischen Volks-Truppe unternommen haben.

darf keinen Augenblick ruhen, und das Comminé du Salut Public, mit allen seinen durch ganz Frankreich ausgeschickten und in jedem Winkel lauernden Spürhunden, darf keinen Augenblick einschlummern. Denn in der That sind sie auch, über all von unsichtbaren Feinden so dicht umgeben wie sie sind, keinen Augenblick sicher, daß nicht aus irgend einem Winkel ein Komplot gegen ihre Tyrannie ausbreche, von welcher sie ohne Zweifel selbst innigst überzeugt seyn müssen, daß sie eben so verabscheuet werde, als sie ungerecht und unmenschlich ist. Niemand weiß es besser als sie selbst, daß ein großer Theil des Volkes heimlich gegen sie ist, und sich laut genug hierüber erklären würde, sobald es mit Sicherheit und ohne Gefahr sich die Schlingen, womit sie von allen Seiten umgeben werden, selbst um den Hals zu ziehen, geschehen könnte. Aber sogar angenommen, daß diese Mißvergnügten der Zahl nach die Majorität ausmachten, — ein Umstand, der, wofern er sich so befindet, der herrschenden Faktion gewiß nicht unbekannt ist — so ist dies nur ein desto größerer Beweggrund mehr, daß man ihnen keinen Augenblick Zeit läßt zu sich selbst zu kommen, daß man ihnen alle Möglichkeit abschneide, ihre überwiegende Obermacht geltend zu machen. Denn diese Obermacht ist null, so lange die mächtigen Einzelnen, welche vereinigt die Majorität ausmachen würden, sich nicht vereinigen können.

Die

Die eigentlichen Conſtituenten, wirklich die in einer allgemeinen Verſammlung der ganzen Nation (wenn eine ſolche Verſammlung möglich wäre) vermuthlich die kleinere Zahl ausmachen würden, ſind daher unſichtbar, dem Effekt nach, die wirkliche Majeſtät, und werden es um ſo gewiſſer und länger bleiben, da ſie alle einerley Intereſſe haben, und da ihre Macht — die ſo lange ſie ſich an ihre Repräſentanten, die Jakobiner, feſt anſchließen, doch ſehr immer unwiderſtehlich geweſen iſt — im Monarchen die Wiederherſtellung einer geſetzmäßigen Ordnung und Ruhe, in der nächſten Nähe verbürgen wird. Kurz, die Conſtituenten ſind, mit den Jakobinern an ihrer Spitze, eben darum allemahl blind und unbezwinglich, weil ſie, die ehemahls Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten, jetzt durch die Wiederherſtellung der Monarchie, Alles zu verlieren und höchſtens Nichts zu gewinnen haben. Welcher, eine feſte Faktion, wenn ſie in einem großen Reich einmahl die Oberhand erhalten und Alles an ſich geriſſen hat, kann nur durch gänzliche Vernichtung, durch gänzliche Ausrottung oder Inkarcerirung, überwältigt werden: und wenn dies iſt, welche politiſche Weisheit darf ſich erkühnen zu ſagen, wie lange ſie noch dauern werde?

Und ſollen wir alle, den tiefen Zuſammenhang der Sache, von unſern Augenmaßen fagen, wo den Mittel-Punkt der Wiederherſtellung der

Ruhe

französischen Monarchie unter Ludwigsburg gewesen wäre, von welcher erst dann die Frage sein kann, wenn sein Infanterie und sein Cavallerie mehr in Frankreich ist? Welche Hoffnung kann man sich machen, diese Zeit zu erleben, da, vermöge der Natur der Sache, die Macht der letztern täglich vermehrt, die Allgewalt der erstern immer mehr befestigt, und die verschiedenen, ehemals, schwache waren sich selbst zusammenschmelzte, und alle Hülfsquellen benachbarter Gegenpartheyen durch den Krieg in der Vendée, die Chouans, und die neu entstandene kompetenzmäßige Macht der Nachbarn durch Konskriptionsgesetze die Mittel zu vermehren, täglich um einige Prozente vermindert wird?

Aber setzen sie diese wohl als wenig in Frage, und angenommen werden, daß die Alliirten nachhaltigen wirklich die Majorität der feindlichen Kräfte entwickeln? — Wenn sie sehr, was wahrscheinlich, so müßten die Armeen Schwarzenberg und Wrede gleich zu Anfang [illegible] als Merlin und Jourdan in den alten Rheinfeldzügen, wenn sie, — die beide ersten Armeen Blücher, als die diese so schwierige Operation gieng, — eine so ungeheure Masse Truppen beisammen vereinigen und behaupten können, daß sich, ohne eine Verwüstung ihres Landes gestatt, mit jeder der eigene Unternehmung, die eine Seite, deren Zweck die Eroberung der Linie gen wäre, sich wie dieser Schritt an die Schlachten [illegible]

[illegible] Ehre [illegible]! Wie [illegible] [illegible] [illegible] Leben, wenn sie die schon oft Monate lang behauptete Ueberzeugung nicht beunruhigte, der Meinung des Volks von der Unentbehrlichkeit ihrer zu Erhaltung der ingesammten Republik gemeinere Maßregeln zu danken hätte, wie wäre es möglich, daß sie binnen vierte kurzen Jahr eine [illegible] Reihe ungleichartiger und unähnlicher, auch dem besten Leibenen innerlich gezwungen, gleichwohl durchgesetzter Verfassungen der willkührlichsten Gewalt über Personen, Eigenthum, Eigenthum und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

Man wird mir doch nicht einwenden wollen, die Unentbehrlichkeit der Regierung habe sich durch die Kunst von der Nationalen Convention [illegible]? Obwohl die Regierende will, ist keine Institution nothwendig. Wenn [illegible] eine [illegible] Constitution, die Volksregierung eine freie Einrichtung, eine gute Regierung so unentbehrlich vorzustellen sucht, so muß vorzüglich der bey weitem größte Theil dieser Regierungsgewalt einen Vorzug haben, ob sie haben, der auch unentbehrlich ist, wie die der Gesetze, Verwaltung, Einzelheit und Verantwortlichkeit, wenn durch [illegible] [illegible] Regierung Verwalt angefacht wird. Und was [illegible] nicht Vorzug [illegible], wenn es nicht die auf eingewurzelte Sitten und [illegible] eine Regierung, wenn es nicht ein durch [illegible] [illegible] Verwalt, welche unumschränkte Verfassung noch einen weiten Umfang [illegible], so wichen [illegible] Volk

Sechste Scene.

Polonius zu den Vorigen.

Ich halte mich zulang auf -- Aber hier kommt mein Vater: Desto beſſer; ich werde ſeinen Abſchieds-Segen gedoppelt erhalten.

Polonius.

Du biſt noch hier, Laertes! Zu Schiffe, zu Schiffe, mein Sohn; der Wind ſchwellt eure Segel ſchon, und man wartet auf euch. Hier, empfange meinen Segen, (Er legt ſeine Hand auf Laertes Haupt) und dieſe wenigen Lebens-Regeln, womit ich ihn begleite, ſchreib in dein Gedächtniß ein. Gieb deinen Gedanken keine Zunge, und wenn du je von unregelmäſſigen überraſcht wirſt, ſo hüte dich wenigſtens, ſie zu Handlungen zu machen: Sey gegen jedermann leutſelig, ohne dich mit jemand gemein zu machen: Haſt du bewährte Freunde gefunden, ſo hefte ſie unzertrennlich an deine Seele; aber gieb deine Freundſchaft nicht jeder neuausgebrüteten, unbefiederten Bekanntſchaft preiß. Hüte dich vor den Gelegenheiten zu Händeln; biſt du aber einmal darinn, ſo führe dich ſo auf, daß dein Gegner nicht hoffen könne, dich ungeſtraft zu beleidigen. Leih' dein Ohr einem jeden, aber wenigen deinen Mund; nimm jedermanns Tadel an, aber dein Urtheil halte zurük. Kleide dich ſo koſtbar als es dein Beutel bezahlen kan, aber nicht phantaſtiſch; reich, nicht comödiantiſch: Denn der Anzug verräth oft den Mann, und in Frankreich pflegen

Leute

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

Leute von Stand und Anſehen ſich gleich dadurch anzukündigen, daß ſie ſich mit Geſchmak und Anſtand kleiden. Sey weder ein Leiher noch ein Borger; denn durch Leihen richtet man oft ſich ſelbſt und ſeinen Freund zu Grunde; und borgen untergräbt das Fundament einer guten Haushaltung. Vor allem, ſey redlich gegen dich ſelbſt, denn daraus folget ſo nothwendig als das Licht dem Tage, daß du es auch gegen iedermann ſeyn wirſt. Lebe wohl, mein Sohn; mein Segen befruchte dieſe Erinnerungen in deinem Gemüthe!

Laertes.

Ich beurlaube mich demüthigſt von euch, Gnädiger Herr Vater.

Polonius.

Du haſt hohe Zeit; geh, deine Bediente warten --

Laertes.

Lebet wohl, Ophelia, und erinnert euch deſſen was ich geſagt habe.

Ophelia.

Es iſt in mein Gedächtniß verſchloſſen, und ihr ſollt den Schlüſſel dazu mit euch nehmen.

Laertes.

Lebet wohl.

[Er geht ab.]

a) „Die Eigenschaften durch Abwechslung und wahre Liebliche Zusammenstimmung so lange gleichsam zu suchen, bis man sie mit Freude und Ruhe der Eigenschaften genießen kann.“

b) „Alles und Jedwedes zu bewirken, daß sie der Gemeinschaft, als Kind- und Mitbürgerin, als Freund und Gesellschafterin und den öffentlichen Orten unentbehrlich in der Höhe der Empfindungen gehen; und wirklich

c) „als wahrhaften Adern der freundlichen Seelen sein einzudringen, wenn sie ihm in Freude und aufgeblühten Hoffnungen und in seine entfliehen, und freiwillig den Krieg durch den Kuß und den Kuß durch den Krieg zu wählen, — das ist, mit einem Worte, die Empfindungen in Harmonie zu setzen, und diese Wirkung in den Zustand der besten vereinigten Seelen und Personen, in den zarten Krieg der Freundschaft Verlangsamkeit genießen.“

Und so bewirken, daß man den Platz und Zweck der verschiedenen Farben in Frankreich so, wenn dem Weiße die Treue als Zeichnung und Grund, das Grün und die Hoffnung als Begleitungsfarben, als Farben der Freundschaft einen starken Sinn gibt, und man die Farben so setzen zu können meint, als Empfindungen sind, die sich in einem Herzen, Leben und Gesinnung harmonisch

ſelbſt aus den von ihm angeführten und weiſſe kannten Thatſachen zieht, theils ſeinen Leſern zu ziehen überläßt, mit Verzicht auf alle Vortheile der Rhetorik, durch bloße ruhige Beleuchtung derſelben anzufechten wage. Es iſt beynahe unmöglich, dieß zu bemerkſtelligen, ohne in den Augen flüchtiger oder voraus eingenommener Leſer den verhaßten Schein zu erhalten, als ob man eine Schutzrede für das Pariſiſche Pandämonion und die menſchlichen Teufel, die an ſeiner Spitze ſtehen, unternehme. Aber da ich mir über dieſen Punkt ganz lauterer Geſinnungen bewußt bin; da ich (wie jedermann ſchon lange wiſſen kann) in dem Sinne, worin Herr M. das Wort Royaliſt nimmt, ſo gut ein Royaliſt bin als Er, wiewohl ich weder das geringſte für das Recht, es zu ſeyn, aufgeopfert und gelitten, noch irgend etwas (wahrſcheinlich nicht einmahl die Guillotine) dabey zu gewinnen habe; da ich das göttliche Recht der Obrigkeit *) und die Unrechtmäßigkeit jeder gewaltſamen Widerſetzung des gegen ſie, und jeder Empörung gegen die geſetzmäßig beſtehende Verfaſſung eines Staats ſeitdem Jahre 1789. (auf die Gefahr von den ſchwärmeriſchen Anhängern der Neuerungen

Com-

*) Allerdings bleibt bey der Pflicht keine Widerſetzung einer Gewalt übrig, in welchem Sinn irrige Begriffe das Recht zu nehmen ſey, welches die einzige ſchwache Grundlage alles Widerſtandes in der bürgerlichen Geſellſchaft iſt.

Contrat Social entweder für einen Gänsekopf oder für einen Feind des menschlichen Geschlechts erklärt zu werden) öffentlich behauptet habe: so glaube ich, ohne weitere Vorrede, und ohne Befremden irgend einem verständigen Leser Rechenschaft zu geben, meine Meinung über Herrn Mallets Behauptungen öffentlich sagen zu können. Findet sich die Wahrheit, oder auch nur die größere Wahrscheinlichkeit, auf meiner Seite ist, so spricht die Sache für sich selbst: irre ich, so wird mein Irrthum an der Gelegenheit seyn, die Wahrheit in ein desto hellers Licht zu setzen.

Gleich Anfangs also bin ich mit Herrn M. der ein einstimmig, daß die Brissots, Marats, Dantons, Robespierres, für ihre Personen, alles Böse was er von ihnen sagt, überflüssig verdient haben. Unstreitig sind die Schelme, von welchen das souveräne Volk von Frankreich jetzo beherrschet wird, einer höchst verruchten Art Menschen, wenn sie auch gleich keine wirkliche Ungeheuer sind, — was sie doch seyn müßten, wenn sie alles das mögliche Böse blos deswegen thäten, um die ganze Menschheit besudeln zu wollen, weil es Böse ist, und weil es von einmahl ihre Natur wäre, Böses, und nichts als Böses zu thun. Immerhin mag H. R. Robespierre (von ich hier Gott erspare sie den andern französischen nennen will) alle seine grausamstrupen Thaten des Tiberius und des Kaisers und eines Nerons, Cäsar, Caligula, Nero,

Kommodus, und zwanzig anderer Ungeheuer dieser Art in sich vereinigen: aber den allgemeinen Menschenverstand wenigstens werden wir ihm nicht absprechen können. — Brissot schrieb (wie Herr Mallet sagt) vor einem Jahr an einen seiner Helfershelfer: „Man muß Europa an allen vier Ecken „anzünden; wir können uns nicht anders retten.“ Dies ist die Note eines einzelnen Meuchelmörders und eines Verzweifelten. Er stand damals vor der Stirne einer mächtigen Jakobiner-Partey und deklarierte sich immer für Majorität im Nazionals-Konvent: aber es ist seitdem ein ärgerer und stärkerer über ihn gekommen, Brissot ist nicht mehr, und Robespierre, der über ihn gesiegt hat, schreibt eben so sehr an faktiösigem Verstand und Verstoß der Dinge, als an Heftigkeit und Energie des Ausdrucks diesseits zu sein.

„Die sonstige Dekrete vom 15ten und 16ten November sc. betreffen (sagt Herr M.) auf den einen sehr Punkten“ — Gut! Diese nähmlichen Dekrete selbst, nach der höchst unpolitischen Wendung der Girondisten, die damahls noch den Ton im Nazional-Konvent angaben, eine große Neigung auf die Völker der Erde zum Umsturz der neuen grausamen französischen Republik thun: aber sie wurden (wie natürlich) gerade das Gegentheil; sie erregten allgemeinen Unwillen und Ekel gegen die neue Republik in großen Schaaren, so daß man sich in kurzem genöthigt sah, so gewisse Mittel

Mittel

Masken wieder zurück zu nehmen; und schon lange ist die Rede gar nicht mehr davon.

Auf alle Insinuationen, welche Hr. M. aus diesen und ähnlichen Thatsachen (z. B. aus dem brutalen und pöbelhaften Vermächtniß: Ton, worin sie zwey Jahren sowohl Redner im Nazional-Konvent und im Jakobinerklub, als Journalisten und Theaterrecensenten zu Paris von den Höhen Cato gegen ihre zu reden pflegen) herleitet, könnte ich vorerst mit seinen eigenen Worten sagen: *La candidité des reviewers précède encore le Génie à tout homme judicieux*: aber, da Hr. M. sein Vertrauen getroffen hat, von diesem sich selbst gegen diesen Verdacht sich auch sogleich wieder selbst zu vertheidigen, so wäre es unverantwortlich, es gegen ihn alle auch zu machen. Indessen, wenn auch schon die Verwerflichkeit der Verfahrungsart einen vernünftigen Mann eben nicht stumm zu machen braucht: so hätte sie ihn doch wenigstens einmal zur Selbstprüfung machen, wenn er sich versucht fühlt, aus dem weit dürftigern oder jetzt in einem prosaischen Kommentar und neuen gewissen Umständen ungleich ärmern, geschriebenen oder gethan hat, Schlüsse auf Sitt zu ziehen, und einen dürftig oder nichts zu einem Zweck und neuen andern Umständen schon machen. Man sieht sich oft gedrungen wie man ist, so wie man oft weder Lehrer, als worauf man so bestehen gewollt, noch von dem Lehrer, der mich lehren gar nichts gegeben, wenigstens einmal zu erhalten.

Mich dünkt es ist eine von den Wahrnehmungen, die auch dem flüchtigsten Beobachter kann entgehen können, daß die Republikanische Partey in Frankreich, wiewohl sie sich durch ihre Reden und Handlungen gar früh den Namen der Mäßigen (Ecrevgis) zuzuziehen, doch, von Anfang an, einen festen Zweck und einen auf die unfehlbarsten Mittel eingerichteten Plan gehabt habe, den sie bey aller ihrer absichtlich angenommenen Tollheit, unter unter den Stürmen der Revolution so und manche öfters den unbändigsten Fortschritten, welche der gährende Geist in seinem Chaotischen Zustande von Zeit zu Zeit angenommen schien, nie aus den Augen verlohr. Dieser Zweck war — der unwahrscheinlichste aber kostbarste Zweck, denn er war nichts geringers als die gänzliche und wesentliche gewaltsame Verwandlung einer der klügsten und mächtigsten Monarchien der Erdkugel in eine populäre Staat; — ein Zweck, der unter den angenommenen Bedingungen, d. i. in Ansehung der eingeführten Umstände, der Konstitution der Nation selbst, mit welcher und gegen welche man es dahin zu thun hatte, der eingebohrnen Mittelmäßigkeit, auf die man rechnen, und der gewaltigen Kraft von Vorurtheilen und Halbwahrheiten, die man zu seinem Vortheile anfachen mußte, und durch die sich selbst unvermeidlich, eine unfehlbarere Mittel möglich zu machen war, — nehmlich, durch die von den Jakobinern als die allgemeinen Regel ihres Verfahrens befolgte Maxime: sich

alle

alle Mittel zu erlauben, die seiner Macht und Selbstständigkeit zu schaden, und vor seinem noch so gerechten Unternehmen zurückschrecken, so bald die letzte Entzweck, die Herstellung einer Demokratischen Republik, dadurch befördert und beschleunigt werden könnte.

Vermittelst dieser einzigen Voraussetzung, — so wichtig die Thaten und die Verfassungsweise dieser furchtbaren Epoche, von Anfang der Revolution bis auf diesen Tag, auch war per se wohl bewährt, — scheint sich mir alles, was die Welt mit Erstaunen und Entsetzen noch nach und nach erfüllen soll, gerichtlich vorher bestimmt zu haben.

Um die Republik zu Stande zu bringen, mußte der Thron gänzlich umgestürzt werden. Die Republikanischgesinnten wollten gleich Anfangs nichts von einer auf den Fuß der Englischen Konstitution eingerichteten Monarchie hören; sie wollten gar keine Monarchie; und da sie wohl sahen, daß Volk könne zum Aufstand bald so weit gebracht werden, daß Frankreich ohne einen König bestehen zu können, in ihren Augen schien, daß sie eine Demokratisch-Republikanische Konstitution auf einen so unbeständigen Grund, auf so übrigen gemeinschaftlichen Interessen, und mit einer so auf diesen Prinzipien der Stärke und Schwäche so ungleichförmig getheilten Macht, gleicher Anspruch machen konnte, daß das ewige Mißvergnügen

nothwendig in weniger als einem Jahr schon und alle seine Fonds gesammelt seyn, und vom ersten Heumonat Steuer gesammelt werden müsse.

Um die Monarchie zu verwalten, müsse erst alles noch neu eingerichtet werden, und die auf ungewiß eine Art zur Stütze dienen. Der alten wollte also der Adel nicht nur seine Vorrechte vorenthalten, es wollte ganz vernichtet werden. Das Volk, das zu Anfang des Jahres 1789. mit lauter Achtung alles Adeligen und dem Stand schuldigen Ehrerbietung gefüllet gewesen wäre, wollte jetzt durch die Gährungen der Freyheit, wenn man es einlud, bewaffnet werden, ob man ihm seine vorgebliche Tyrannin in den Kopf legen könne. Da gelüstete auch solche gewisse Schaar man, so glaubte die konstituirende Versammlung doch wenigstens genug zu verfügen, wenn sie nur die Pforten zu Paris, so in den Sitz unmittelbar Berathschlagenden werden kann, mit starker Hand verwahren. Aber die Republikaner, die sich darauf verstehen, daß der gemeine Mann vom einfachen menschlichen Witze seiner Vogelfrey sey, wußten es gar bald dahin zu bringen, daß die Gemeinschaft angerufen für sie den Pöbel zu Hülfe gekommenden Bürgern genommen wurde; und die Wuth war es, daß in Furcht über so Vieles gekommengekommen, und seinen Willen in Wuth mit Thaten und Drohungen kund machende Haufe der Aberhaften der Gemeinde Hülfe, und

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Polonius.

Was ſagte er denn zu euch, Ophelia?

Ophelia.

Mit Eu. Gnaden Erlaubniß, etwas, das den Prinzen Hamlet angieng.

Polonius.

Wahrhaftig, ein guter Gedanke! Ich habe mir ſagen laſſen, daß er euch ſeit einiger Zeit ziemlich oft allein geſprochen habe, und daß ihr ihm einen ſehr freyen Zutritt verſtattet, und geneigtes Gehör gegeben habt. Wenn es ſo iſt, (wie es mir dann von ſichrer Hand zukömmt) ſo muß ich euch ſagen, daß ihr euch ſelbſt nicht ſo gut verſteht, als es meiner Tochter und eurer Ehre geziemt. Was iſt denn zwiſchen euch? Sagt mir die reine Wahrheit.

Ophelia.

Gnädiger Herr Vater, er hat mir zeither verſchiedene Erklärungen von ſeiner Zuneigung gemacht.

Polonius.

Von ſeiner Zuneigung? He! Ihr ſprecht wie ein junges Ding, das noch keine Erfahrung von dergleichen gefährlichen Dingen hat. Glaubt ihr denn ſeine Erklärungen, wie ihr es nennt?

Ophelia.

Ich weiß nicht was ich denken ſoll, Herr Vater.

konnte unmöglich eine zweckmäßigere Maßregel genommen werden.

Es wäre unnöthig seyn, da der Gang der Revolution noch so sehr in frischem Andenken liegt, die weibliche Operazion, die nun auch mit der Kirche, als der zweyten Hauptstütze des Throns, vorgenommen wurde, Schritt vor Schritt zu verfolgen. Auch hier gieng alles stufenweise; die konstituirende Versammlung wurde wider ihren Willen von den rasenden immer weiter als sie gehen wollte, fortgerissen; die republikanische Parthey gewann, durch unaufhörlichen Kämpfen, einen Punkt nach dem andern; und da gerade auf dieser Seite der Widerstand am hartnäckigsten war, so blieb ihr auch, endlich ihr eigenes Seyn oder Nichtseyn auf der Spitze stand, kein andres Mittel ihre Zwecke durchzusetzen übrig, als das Priesterthum und die Christliche Religion selbst, eben so — nicht weniger und nicht strenger — zu behandeln, wie vor 1500 Jahren ehmahls im Römischen Reiche herrschend gewesene heidnische Religion mit ihren Priestern, Tempeln, Gütern und heiligen Dingen, von den Christlichen dem Großen und seinen Nachfolgern behandelt worden war.

Es ist nun zu zweifeln, daß es zu allen den Dingen, mit so vielem Feuer und Eifer alle die Gegenstände Eroberungen nie gekommen wäre, wie sie hernach kommen, wenn die Königliche und Fürsten

Ariſtokratiſche Parthey entweder gleich von Anfang weiſern Maßregeln gefolgt wäre, oder (da ſie deſſen unfähig war) ſich mit Geduld in ihr Schickſal ergeben hätte, was freylich von ihresgleichen nicht zu erwarten war. Aber es iſt eben ſo wenig zu läugnen, daß die Republikaner ſchon im erſten Jahr der Revoluzion eben darum mit ſo wenig Mäßigung verfuhren, und bey jeder, nur zu oft ſelbſt gemachten Gelegenheit, den Pöbel (den ſie immer in ihren Händen hatten) in ſo wilde Bewegungen ſetzten und zu ſo vielen Abſcheulichkeiten aufhetzten, damit die Ariſtokraten aufs äuſſerſte getrieben und gewiſſermaßen zu jenen Schritten gezwungen werden möchten, die den Republikanern nicht nur zum Vorwand ihrer gewaltſamen Maßnehmungen dienten, ſondern wodurch ſie ſo gar in die Nothwendigkeit geſetzt wurden, entweder ihren ganzen Plan aufzugeben und ihre eigene Sicherheit in die Schanze zu ſchlagen, oder gar nichts mehr zu ſchonen, ſondern der Republik, als einem Zweck, mit welchem nun ihre Selbſterhaltung unzertrennlich verbunden war, Alles aufzuopfern. Ein Bewohner eines andern Planeten, der allem dieſem, aus einem bequemen Standpunkt, als ein bloßer kalter Beobachter zugeſehen hätte, würde daher (dünkt mich) die Faktion, von welcher die Rede iſt, ſeit dem 10ten Auguſt 1792. als Menſchen betrachtet haben, die, auf einem leken und in unminderbare Gefahr des Untergangs ſchwebenden Schiffe das äuſſerſte zu ihrer Rettung zu verſuchen genöthigt,

ohne Bedenken die kostbarsten Waaren, ja selbst diejenigen aus ihrem eignen Mittel über Bord werfen, die den Arbeitenden nur hinderlich sind und das Schiff bloß belästigen helfen.

Der bisherige Gang der Sachen macht es höchst wahrscheinlich, daß diese Art zu verfahren, — unter den Umständen, worin sich die mehrbesagte Faktion in Frankreich von innen und aussen befand, das einzige Mittel war, wodurch sie, unter dem so vielfachen und so hartnäckigen Widerstand einer zur Verzweiflung getriebenen Gegenpartey sich selbst erhalten konnte. Die Republik oder Tod und Verderben! war und ist das Losungswort der Jakobiner und Sansculotten; die Monarchie, wie sie ehmahls war, oder Tod und Verderben! war und ist das Losungswort der französischen Royalisten und Aristokraten. *To be or not to be*, that is the question!

Wenn der überwiegende Theil einer mächtigen und kriegerischen Nation, die sich in einem Zustand von Revolution und allgemeinem Kampf auf Tod und Leben mit innerlichen und auswärtigen Feinden befindet, einmahl zu dieser Extremität gebracht ist, so muß man, so lange sie noch Widerstand findet, und bis sie ihren Zweck erreicht hat, von ihr Mäßigung, kein Verschonen, keinen Anblick von Furcht, Ehrgefühl und selbst einigen Menschensinn, keine Gerechtigkeit, Religion noch Menschlichkeit von ihr erwarten. Die ehrne Nothwendigkeit

digkeit rechtfertigt Handlungen in ihren Augen, welche sie selbst unter andern Umständen für die strafbarsten Verbrechen erkennen würde. Aber mit welchem Grunde, mit welcher Wahrscheinlichkeit oder Billigkeit kann man die Welt bereden wollen, daß die Maximen, nach welchen die dermahligen Demagogen des Französischen Volks sich betragen, um ihre Existenz von einem Augenblick zum andern gegen die unerschöpflichen Machinationen und Angriffe ihrer innern und auswärtigen Feinde zu vertheidigen, das politische Regime ausmachen, nach welchem sie so lange zu verfahren entschlossen seyen, bis sie eine allgemeine Desorganisation oder bestehenden Staaten bewirkt, und ganz Europa in einen Zustand von Empörung, Anarchie und Zerstörung gesetzt haben würden, wie derjenige ist, in welchen ihr eigenes Vaterland unter den wüthenden Kämpfen zweyer Partheyen, die einander den Tod geschworen haben, gesammen sinkt? — Wer kann sich einbilden, daß Menschen, die den Gebrauch der Vernunft nicht auf immer verloren haben, wahnsinnig genug seyn könnten, einen solchen Zweck planmäßig zu verfolgen? Einen Zweck, der, wofern es auch möglich wäre ihn jemahls zu erreichen, ihr eigenes Vaterland nothwendig unter dem allgemeinen Ruin von Europa mitbegraben würde? — Ja wer sich den Gelüsten der Leidenschaft, oder in einem Grade von Verzweiflung, zu welchem man nur durch die gänzliche Unmöglichkeit seiner eigenen Rettung

[illegible] gebraucht werden kann, mag wohl ein [illegible] sich selbst getreuer Mensch einer Art von Trost haben können, so viele andere, als ihm nur immer möglich ist, in ihr eigenes Verderben hineinzugehen. Aber daß Menschen, die durch die Konsequenz ihrer ganzen Verfahrungsweise mehr als zu viel bewiesen haben, daß sie bey völligem Verbrauch ihrer Vernunft sind, von ferne Städten sich einen Plan machen dürfen haben sollten, der einer allgemeinen Verfassung der gesellschaftlichen Subsistenz in Europa zum Zweck hätte, und daß eben so handlose als unmenschliche Plan, dessen Ausführung einer die gänzliche Vernichtung ihrer eigenen Nation die wenigstens Stelle von der Welt wäre, es habe mag es werden, entgegenstehen sollten [illegible] — dies läßt sich wahrlich auch wenigst denken, als daß Projekt einer mathematischen Konstruktion, gewisse Theilnehmende Linien auf einander zu ziehen, um von ihrer Spitze bis Himmel zu erbauen. Auf welche Seite man in welchen Punkt man auch ein solches Projekt betrachten will, so wird man immer finden, daß es nur auf einen Zeitbruch kommen könne, und alle unmöglich, das Projekt der Thürme jemals kann, die sich bis endlich an die Spitze des Himmelsgewölbes stellt sollen, und mit jedem Tage neue Hindernisse entgegen, daß sie weit davon entfernt sind, selbst in den nächsten und bequemsten Tagen den Kopf zu verlieren. Ein anderes wäre, wenn das Land, daß sie sich vorgenommen haben sollten, so [illegible]

Oekonomie bis auf den letzten Mann gegen die ganze Welt zu vertheidigen und bindet mit dem Willen, sich seinen andern als einen gegnerischen Angriffen zu widersetzen, so soll gelassene Verfügungen, daß sie — ohne Wechselwirksamkeit auch — eine den Wirthschaftlichen Interessen-Plan, d. i. das Wünschliche, auf welchen ihre eigenen Existenz, und zu welchem Zweck durchzuführen versuchen, als den Republik (die aus einmahl die Zustimmen Volks- zum höchsten politischen Zweck-Einheitlichkeit zu erkennen Willkür ist) verfügen, und sich gegen eine andere Einrichtung eines Regierungsplanes, wenn aufzwingen, auch (wie sie M. zu sagen scheint) entschlossenen lassen werden.

Die welchen Wechselwirksamkeit (gemäß der den verschiedenen Zwecken der Staaten, welche sich, wie schon den *modalität des existences*, die dem gute Eigenheit [?] [?] wechselt verbinden hat) zu erwarten sey, daß an gewissen Theil der konstitutiven Zwecke der ganzen besten Willen zu zum beschränkten Zwecken einzig zu beschränken zum Komm: (die Erfüllungen Grenzen haben wenn? eben so wahrscheinlich es auf den andern Seite sey, daß die Verfolgung des Einzelnen Absichten der eigentlichen Zweck — der Verwirklichung [?] Staates, der Wirksamkeit der wesentlichen Regierung in Frage stehe, und der Verwirklichung der wesentlichen Ideen, welche die Würde [?] Plan und den Schutz der gegen die bürgerliche Verfassung setzen gegen

Wirkung

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]. Ach! ich wäre eine Thörin zu heißen! [illegible]

[illegible]. Und dies ist [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible].

[illegible]. [illegible] [illegible] =

[illegible]. [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible]. [illegible] =

[illegible]. [illegible] [illegible]

[illegible]. [illegible]!

[illegible]. [illegible], [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

[illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Krankheit [illegible]?

[illegible]. Ja, [illegible]!

[illegible]. [illegible] ist [illegible], so verliebt ist [illegible], daß sie [illegible] Gesundheit und [illegible] setzen.

[illegible]. [illegible]?

[illegible]. Du [illegible] Gott [illegible] Herrn, [illegible] mich [illegible]. Ob es [illegible], daß Hannah noch [illegible] gegen [illegible] [illegible] Herrn — [illegible]?

[illegible]. Ja [illegible], [illegible], ich [illegible] [illegible], ob [illegible].

[illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] ob [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] —

[illegible]. [illegible] ob [illegible]? [illegible] Herr, ob ob?

[illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

Polonius.

Potz hundert! Das will ich dich lehren; denk du ſeyſt ein Kindskopf, daß du ſeine Erklärungen für baar Geld genommen haſt, da ſie doch falſche Münze ſind. Du muſt beſſere Sorge zu dir ſelbſt haben, oder ich werde wenig Freude an dir erleben --

Ophelia.

Gnädiger Herr Vater, er bezeugt zwar eine heftige Liebe zu mir, aber in Ehren --

Polonius.

Ja, in Thorheit ſollteſt du ſagen; geh, geh --

Ophelia.

Und hat ſeine Worte durch die feyrlichſten und heiligſten Schwüre bekräftiget.

Polonius.

Ja, Schlingen, um Schnepfen zu fangen. Ich weiß wie verſchwendriſch das Herz in Schwüre ausſprudelt, wenn das Blut in Flammen iſt. Mein gutes Kind, du muſt dieſe Aufwallungen nicht für wahres Feuer halten; ſie ſind wie das Wetterleuchten an einem kühlen Sommer-Abend, ſie leuchten ohne Hize, und verloſchen ſo ſchnell als ſie auffahren. Von dieſer Stunde an ſeyd etwas ſparſamer mit dem Zutritt zu eurer Perſon; ſezt eure Converſationen auf einen höhern Preiß als einen Befehl, daß man euch ſprechen wolle. Was den Prinzen Hamlet be-

leben, von jedem bekannten Verhältniß sie zu den Sternen, Rechenschaft ohne Scheu zu verlangen.

Alfred. Vergiß du, daß kein Mensch Flügel hat? Kannst du einer ängstigen Einbildungskraft die Wahrheit von Jahrtausenden entgegnen?

Arthur. Jahrtausende haben gelehrt, daß die Menschen in Furcht vor Irrthum sind; daß nur lange, unendliche Reihen von Jahren sie mit der Erfahrung entfernen, die für uns endlich, nach so mancher Täuschung, nach so manchem Irrweg zu der ewigen Wahrheit führt, daß uns Vernunft und Gesetz so bewegen muß, wenn es so scheinen soll.

Alfred. Und muß es — daß die Scheinen soll —

Arthur. O, mein Vater, sage den Unglücklichen nicht, daß in den bekannten Verhältnissen und Schicksalen sich bewegen, daß sie dessen Lauf unter dem Zwang von Jahren stehn, die es nicht abgewandt werden — sag ihr, was es Liebe und Leid; ob es nicht den Augenblick segnen würde, wo ihm erlaubt, seine Verzweiflung zu klagen, und die Form von allgemeinen Gesetzen zu zerreißen!

Alfred. Ich und mit Thränen, nicht mit Worten trösten. Wer kennt so allgemeine Gesetze?

Arthur. Die Vernunft hat ihrenlichen Lichte sie uns bewiesen, blind hat Vorgott uns

Blind

Stiftung der Ehe durch gesetzmäßige Verbindung, durch Beiwohnung und Pflichtung; die Kinder und Eltern, beyderseits durch so viel wechselseitige Pflichten als Glieder der bürgerlichen Gesellschaft sind.

Wilhelm. Es ist gut. Und wer ist die Frau?

Barbara. Die bestimmte Weise, wie dieses Verhältniß zustande kommt.

Wilhelm. Du nennst also die Frau die Weise der Ehe?

Barbara. Natürlich.

Wilhelm. Und was möchtest du darunter begreifen?

Barbara. Daß der Mann das einzige Geschöpf heraussuchen kann, das zu seiner Vollendung gehört; daß der Mann durch diese Verbindung eine Existenz und Stätigkeit, eine Sammlung und Vereinigung der Kräfte erhalten wollte; daß der Frau anvertrauet, abhängig sey —

Wilhelm. Nicht mehr, daß sie Gehülfin, daß der Einrichtung so wichtig, so große Aufopferungen fähig sey? Du erwähnst der Kinder nicht, durch welche Ehe und Familie so Stätigkeit und Fortdauer in Zeit und Sammlung des Besitzes natürlich gewinnt? Daß Verhältnisse der Dienstbarkeit von Zeit entfernt, so wichtige und unentbehrliche Pflichten führen kann?

Arthur. Nicht so ganz, mein Vater. Ich war unschlüssig wegen der Verwahrung des Leichnams, wie Hamlet, und, wenn sie unverletzt, so kann dann auch eigentlich der Entzweck.

Alfred. Du nennst die Form die Mutter, auf welche der allgemeine Trieb beruhig wirken soll. Was war denn dein Trieb bestimmt?

Arthur. Ehe ich dir Rechenschaft der Verfassung.

Alfred. Die Verfassung, in welchen die Bürgerschaft der Staatsverbindung gebildet, zeugen — und erhalten sie wollen, und als sie die Ehe [illegible] — als die Mutter, der Ehre nur eigen gewesen — am Verschwinden [illegible] der natürlichen Endlust auf Erreichung der großen Endzwecke [illegible] —

Arthur. Nicht immer, mein Vater.

Alfred. Und die [illegible] Ehe —

Arthur. Im Stande der Tugend, der Zeit.

Alfred. Ich wollte sie, mein Arthur, und du weißt es selbst, daß [illegible] ist, so ist [illegible], so ist [illegible]. Ist nicht [illegible]?

Arthur. Gewiß, und [illegible] —

Alfred. [illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

triſt, ſo glaubt ſo viel von ihm, daß er jung iſt; und daß er ſich mehr Freyheit herausnehmen darf, als der Wolſtand euch zuläßt. Mit einem Wort, Ophelia, trauet ſeinen Schwüren nicht; deſto weniger, je feyrlicher ſie ſind; ſie hüllen ſich, gleich den Gelübden, die oft dem Himmel dargebracht werden, in Religion ein, um deſto ſichrer zu betrügen. Einmal für allemal: Ich möchte nicht gern, deutlich zu reden, daß du nur einen einzigen deiner Augenblike in den Verdacht ſezteſt, als wißteſt du ihn nicht beſſer anzuwenden, als mit dem Prinzen Hamlet Worte zu wechſeln. Merk dir das, ich ſag dir's; und geh in dein Zimmer.

Ophelia.

Ich will gehorſam ſeyn, Gnädiger Herr Vater.

[Sie gehen ab.]

Siebende Scene.

[Verwandelt ſich in die Terraſſe vor dem Palaſt.]

Hamlet, Horatio und Marcellus treten auf.

Hamlet.

Die Luft ſchneidt entſezlich; es iſt grimmig kalt.

Horatio.

Es iſt eine beiſſende, ſcharfe Luft.

Hamlet.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

III.

[illegible]

[illegible]

Hamlet.

Wie viel iſt die Gloke?

Horatio.

Ich denke, es iſt bald zwölfe.

Marcellus.

Nein, es hat ſchon geſchlagen.

Horatio.

Ich hörte es nicht: Es iſt alſo nah um die Zeit, da der Geiſt zu gehen pflegt. (Man hört eine kriegriſche Muſik hinter der Scene.) Was hat das zu bedeuten, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Der König hält Tafel, und verlängert den Schmaus, wie es ſcheint, in die tiefe Nacht, und ſo oft er den vollen Becher mit Rhein-Wein auf einen Zug ausleert, verkündigen Trompeten und Keſſel-Pauken den Sieg, den Seine Majeſtät davon getragen hat.

Horatio.

Iſt das ſo der Gebrauch?

Hamlet.

Ja, zum Henker, das iſt es; aber nach meiner Meynung, ob ich gleich ein Dähne und zu dieſem Gebrauch gebohren bin, ein Gebrauch der mit größrer Ehre gebro-

[illegible]

chen als gehalten wird. Diese taumelnden Trink-Gelage machen uns in Osten und Westen verächtlich, und werden uns von den übrigen Völkern als ein National-Laster vorgeworffen: Sie nennen uns Säuffer, und sezen schweinische Beywörter dazu, die uns wenig Ehre machen; und in der That, der Ruf worinn wir deßwegen stehen, nimmt unsern Thaten, so groß und rühmlich sie sonst sind, ihren schönsten Glanz. In diesem Stüke geht es oft ganzen Völkern wie einzelnen Leuten, welche um irgend eines Natur-Fehlers willen, als etwann wegen der angebohrnen Obermacht eines gewissen Temperaments (woran sie doch keine Schuld haben, da sich niemand seine ursprüngliche Anlage selber auswählen kan,) welches sie manchmal durch den Zaun der Vernunft durchbrechen macht; oder wegen irgend einer angewöhnten Manier, einer Grimasse oder so etwas, welches mit dem eingeführten Wohlstand einen allzugrossen Absaz macht -- ich sage, daß solche Leute um eines einzigen solchen Fehlers willen, es mag nun seyn, daß die Natur oder ein Zufall Schuld daran habe, sich's gefallen lassen müssen, ihre guten Eigenschaften, so groß und zahlreich sie immer seyn mögen, in dem Urtheil der Welt abgewürdiget zu sehen.

Der Geist tritt auf.

Horatio.

Hier, Gnädiger Herr; seht, es kommt.

Hamlet.

Hamlet.

Ihr Engel und himmliſchen Mächte alle, ſchüzet uns! Du magſt nun ein guter Geiſt oder ein verdammter Kobolt ſeyn, du magſt himmliſche Lüfte oder hölliſche Dämpfe mit dir bringen, und in wohlthätiger oder ſchädlicher Abſicht gekommen ſeyn; die Geſtalt die du angenommen haſt, iſt ſo ehrwürdig, daß ich mit dir reden will. Ich will dich Hamlet, ich will dich meinen König, meinen Vater nennen: O, antworte mir; laß mich nicht in einer Unwiſſenheit, die mir das Leben koſten würde: Sage, warum haben deine geheiligten Gebeine ihr Behältniß durchbrochen? Warum hat das Grab, worein wir dich zu deiner Ruhe bringen ſahen, ſeinen ſchweren marmornen Rachen aufgethan, um dich wieder auszuwerfen? Was mag das bedeuten, daß du, ein todter Leichnam, in vollſtändiger Rüſtung den Mondſchein wieder beſuchſt, um die Nacht mit Schreckniſſen zu erfüllen, und unſer Weſen auf eine ſo entſezliche Art mit Gedanken zu erſchüttern, die über die Schranken unſrer Natur gehen.

(Der Geiſt winkt dem Hamlet.)

Horatio.

Es winkt euch, mit ihm zu gehen, als ob es euch etwas allein zu ſagen habe.

Marcellus.

Seht, wie freundlich es euch an einen entferntern Ort winkt: Aber geht ja nicht mit ihm.

Horatio.

[redacted]

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20634 / 403

Wenn aus den Ruinen der Paläste
Heil'ge Schauder ihn entgegenwehn,
Und mit diesem Schauder die Katone,
Brutus Manen und der Scipione
Majestätisch vor ihm auferstehn;

Wenn das Bild von ihren Götterthaten
Seine ganze Fassungskraft erfüllt,
Dann verilingt aus seiner Brust der bange
Feige Kummer, der mit Feuerdrange
Zur Bewundrung plötzlich überschwillt:

So erhebt Bewundrung Aller Herzen
Ueber Schmerz und Thränen hoch empor,
Wenn wir unsern Blick vom Sarge lenken,
Und die Thaten des Entschwebten denken,
Welchen jetzt das Vaterland verlor.

O der Lust, wenn strebend unsre Seele
Seines Geistes Wunderkraft ermißt,
Die mit Adlerflügeln ihn erhöhte,
Daß er fern und sicher überspähte
Was vom Wissen wissenswürdig ist!

Dieses Geistes, dem Apollons Gnade
Reichen Dichtergenius verlieh,
Was er überspähte darzustellen,
Und es klar und lieblich aufzuhellen
Durch das Rosenlicht der Fantasie;

Der des Franken Witz, des Britten Laune
In die Werke teutſcher Weisheit trug,
Durch Gefühl den Fühlenden entzückte,
Allbezaubernd jedes Herz erquickte,
Das in ſeines Herzens Nähe ſchlug;

Dieſes Geiſtes, der mit ſeiner Fackel
Kühn hinaufdrang zu der Vorwelt Höhn,
Daß wir, da die Nebel niederſchwanden,
Wo die Forſcher ſonſt Ruinen fanden,
Einen hehren alten Tempel ſehn!

Ha! wer hat die große Kunſt der Herrſcher,
Menſchen zu beglücken, ſo gekannt?
Jeder Zeit und jedes Staats Geſetze?
Wer hat dieſer Kenntniß goldne Schätze
Weiſer und getreuer je verwandt?

Woher kommts, daß wir mit ſolchem frohen
Kindlichen Gerechtigkeitsvertraun
Jetzt, da ganz Europa, tiefererſchüttert,
Da ſelbſt England vor Gedanken zittert,
Auf die Lenker unſrer Wohlfarth ſchaun?

War nicht Er's — ? Doch horch! verlorne Stimmen
Klagen durch die nächtlich-öde Luft!
Welch ein Zug! Ein Volk von Grabgefährten
Folgt der heil'gen Aſche des Verklärten,
Schwarzverhüllet, langſam zu der Gruft.

Welche Strafgerichte droht der Himmel
Fragt ein Fremder haſtig und erbleicht;
Iſt es, Krieg — iſt's, Hunger abzubitten,
Das mit matten, ungewiſſen Schritten
Dieſe Schaar zum Tempel trauernd zeucht?

Fragt's, und mehr denn hundert Finger deuten
Auf die Bahre. „Fremdling unſer Freund,
Unſer Vater iſt der Erd' entnommen!"
Ruft der Bürger, aber angſtbeklommen
Seufzt der Landmann himmelauf und weint.

Waiſen, jetzt zum zweyten Mal verwaiſet,
Wanken händeringend an das Grab;
Wittwen — ach! ihr Schutzgott iſt erblichen —
Starren ſprachlos auf den fürchterlichen
Erſten dumpfen Schaufelwurf herab.

Aller Augen ſtrömen, Aller Kniee
Beben — Strömt, ihr Thränen, ungeſtört!
Preis und Dank, auch von den goldnen Zungen
Unerreichter Meiſter Ihm geſungen,
Ehrt den Todten nicht, wie ihr ihn ehrt!

Osnabrück im Jänner.

T. W. Broxtermann.

VI.

VI.

Fabeln.

Der Tieger.

Im Reich der Thiere fiel die Krone
Einſt einem alten Tieger zu.
Er lehnt die Ehre ab. Vom Throne
Entfernt, ſprach er, leb' ich in Ruh.
Mein graues Haupt und Königs-Sorgen
Vertragen ſich fürwahr! nicht gut.
Wer würde einem Greis gehorchen,
Dem Kraft gebricht zum Heldenmuth?
O! rief das Volk, gieb dich zufrieden;
Davon iſt nicht die Rede mehr;
Der Scepter, den wir dir beſchieden,
Beläſtigt dich gewiß nicht ſehr.
Ein weiſer Staatsrath macht die Pflichten
Des künftigen Regenten leicht;
Der Weg, wohin der Gang zu richten,
Wird ihm bey jedem Schritt gezeigt.
Wohl! ſagt der Tieger, König heißen
Und König ſeyn, iſt zweyerley.
Ich laſſe mich zurechte weiſen,
Und trete eurer Meynung bey.
Doch Eins erlaubt mir zu bedingen;
Es iſt nur eine Kleinigkeit;

Gewährt ſie mir vor allen Dingen;
Es wird euch frommen mit der Zeit.
Setzt meine Haut, bin ich verſchieden,
Einſt ausgeſtopft auf meinen Thron;
Denkt euch, mein Geiſt ſey noch hienieden,
Ich ſey Regent der Nazion.
Erſparen könnt ihr dann die Koſten
Der Wahl und Krönung ſicherlich,
Und, ich verbürg' es, meinen Poſten
Verſieht mein Fell ſo gut als ich.
Fi! ziſcht das Volk, der alte Krieger
Iſt uns zu klug — und ſchlich davon.
O! dächt' ein Jeder wie der Tieger,
Wo wär' ein Haupt für manchen Thron?

Die Otter, der Reiher und die Rohrdommel.

Es war ein altes ſchlaues Thier
Von einer Otter, die bald hier,
Bald dort uneingeladen ſchmauſte,
Und ſonderlich mit frecher Gier
In Reiher Veits Gewäſſern hauſte.
Erzürnt darob in ſeinem Sinn,
Zog er nach ihrer Wohnung hin
Und hob aus ihren vollen Garnen,
Bloß um die Räuberin zu warnen,
Sich nur ein kleines Frühſtück aus.

Ha!

Horatio. (Den Hamlet zurükhaltend.)

Nein, um alles in der Welt nicht.

Hamlet.

Weil es nicht reden will, ſo will ich ihm folgen.

Horatio.

Das thut nicht, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Und warum nicht? Wofür ſollt' ich mir fürchten? Mein Leben iſt mir um eine Stek-Nadel feil, und was kan es meiner Seele thun, die ein unſterbliches Weſen iſt wie es ſelbſt? -- Es winkt mir wieder weg -- ich will ihm folgen --

Horatio.

Und wie dann, Gnädiger Herr, wenn es euch an die Spize des Felſens führte, der ſich dort über die See hinaus bükt, und dann eine noch fürchterlichere Geſtalt annähme, welche euern Verſtand verwirren und in ſinnloſer Betäubung euch in die Tiefe hinunter ſtürzen könnte. Denket an diß! Der Ort allein, ohne daß noch andere Urſachen dazu kommen dürfen, könnte einem, der ſo viele Faden tief in die See hinab ſchaute, und ſie von unten herauf ſo gräßlich heulen hörte, einen Anſtoß von Schwindel geben.

Hamlet.

Es winkt mir noch immer: Geh nur voran, ich will dir folgen.

Mar-

Ha! ſchrie die Otter, Kameraden!
Ein Spolium in meinem Haus!
Und ſchickte ihren Advokaten
Zum Richter. Jener, in der Kunſt
Geübt der Tribunale Gunſt
Zu fangen, wußt' in grellen Bildern
Die Sache fürchterlich zu ſchildern.
Alsbald erfolgte der Beſcheid:

„Bey Pön zwölf Mark ſoll Reiher Veit
„Das Spolium reſtituieren,
„Und künftig nichts mehr attentieren.“

Frohlockend ließ die Otter-Brut
Fortan ſich das geraubte Gut
Noch beſſer als zuvor behagen.
Doch hört! ihr Stündlein hat geſchlagen.
Die Nachbarin Rohrdommel fand
Es endlich wider ihren Stand,
Daß oft die beſten Leckerbiſſen
Die kühnen Frevler ihr entriſſen.
Sie jagt das Diebespack davon,
Und nimmt von ſieben vollen Tonnen,
Die es durch Liſt und Trug gewonnen,
Aus eigner Macht Poſſeſſion.
Zwar klagte auch am andern Tag
Die Otter beym Areopag;
Allein, ſein, ſchreckliches Gebrülle
Von ſeines alten Rechtes Fülle

Erhob der klugs Gegenpart.
Die Richter hörten etwas laut;
Die Klägerin ward überschrien
Und mußte leer von dannen ziehen.
Ach! seufzt sie, scheidend vom Gericht,
Wie wahr ist's was der Weise spricht:
Duo cum faciunt idem,
Non est idem.

Der Schmetterling.

Von Ungefähr geleitet
Kommt in das Schauspielhaus
Ein Schmetterling. Er breitet
Die bunten Flügel aus,
Und buhlt um manche Schöne,
Indeß der Vorhang steigt,
Und die Theater-Scene
Den schönsten Garten zeigt.
O! hätt' ich, rief der Schwärmer,
Hätt' eher ich gekannt
Dies Tempe! Wie viel ärmer
Sind draußen Flur und Land!
Wie hier die Blüthen glänzen,
Wie jene Laub' entzückt,
Die jetzt mit Blumenkränzen
Der junge Gärtner schmückt.
Und welche prächt'ge Rosen!
Was für ein glühend Roth!
Er eilt sie liebzukosen,
Und findet — seinen Tod.

So reizt oft falſches Schimmern
Den Jüngling, blendet ihn;
Und, ach! ihm welkt auf immer
Der Ruhe Glück dahin.

Die Reiter.

Ein Biedermann ritt über Land
Auf einem alten Pferde,
Das ſtieß an einen Stein im Sand,
Und ſtrauchelnd fiel's zur Erde.
Das arme Thier hat keine Schuld —
Sagt bey ſich ſelbſt der Reiter —
Man muß ſich faſſen in Geduld —
Und ſo ging's langſam weiter.
Da ſauſte hinter ihnen her
Ein jugendlicher Ritter;
Er flog vorbey in Karriere,
Wie Sturm und Ungewitter.
Die ordentliche Straße wies
Zum Ritt ihm nicht gelegen;
Fort über Deck und Graben hin
Jagt er auf ſondern Wegen.
Doch plötzlich ſtürzen Roß und Mann
Und brechen Bein und Arme.
Da lagen ſie — wer helfen kann,
Ach! daß ſich der erbarme!
Indeſſen zog der Biedermann
Bedächtlich ſeine Straße,
Und kam an Ort und Stelle an
Mit heiler Haut und Naſe.

Wenn Tugend und Vernunft den Fleiß
Nicht lenken, ſind Talente
Von ſchlechtem Werth. Es wird der Preis
Dem Alltagskopf am Ende.

Die Religion.

In ungekünſteltem Gewande
Erſchien der Vorwelt die Religion.
Der Menſch, der ihren Werth erkannte,
Baut' ihr im Herzen einen Thron.
Die folgenden Geſchlechter ſannen,
Der Göttin äußern Glanz zu leih'n;
Sie ſchufen Tempel und begannen'
Altar und Opfer ihr zu weih'n.
Mit köſtlich prangendem Geſchmeide
Umwanden ſie ihr lockig Haar,
Und hüllten ſie in Gold und Seide
Und einen purpurnen Talar.
Viel wußt' an dieſem Schmuck zu meiſtern
Die ſpätre Generazion.
Weg! hieß es, Andacht zu begeiſtern,
Bedarf's nicht ſolcher Dekorazion.
Allmählich ward die Göttin ganz entkleidet,
Der letzte Schleyer fiel — das Stralenlicht,
Das nun die himmliſche Geſtalt verbreitet,
Erträgt ein ſterblich Auge nicht.
Zu ſpät bereute ſein Beginnen
Der blöde Erdenſohn.
Umſonſt! ſie ſchwand — ſie ſchwand von hinnen,
Die göttliche Religion.

* * *

Die Hand aufs Herz, Reformatoren!
Eh' euer Muth euch weiter reißt,
Fragt erſt: was wird gewonnen? was verloren?
Seht, was die neuſte Weltgeſchichte weiſt!

P.

VII.

Verzeichniß neuer Verlagsbücher der Steinerischen Buchhandlung in Winterthur.

Annalen der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten, für das Jahr 1790 von D. J. J. Römer. 8. 10 gr.

Bekenntniße merkwürdiger Männer von ihnen selbst; herausgegeben von J. G. Müller. 2tes Bändchen. 8. 21 gr.

Dieser zweyte Band enthält die Bekenntniße Augustins, Franz Junius, Comenius, Holbergs, Uriel Acostas, Leibnitzens, und ist von mannichfaltigem Interesse.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. 17ter Heft. gr. 8. 13 gr.

Der Werth dieser Schrift, die noch immer großen Beyfall erhält, ist entschieden und bedarf keiner Empfehlung.

Dalrymple (John) Geschichte von Großbritanien und Irrland unter der Regierung Jakobs II. a. d. Engl. mit Anmerkungen, und Zusätzen von J. G. Müller. 2r. Band, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Ein Werk, das einen der wichtigsten Zeitpunkte der englischen Geschichte und eine der merkwürdigsten Revoluzionen beschreibt, und das sicher, zumal in unsern Zeiten, alle Aufmerksamkeit verdient. Die Uebersetzung ist mit dem größten Fleiß und Treue bearbeitet.

Erdbeschreibung (die vergleichende) oder System der alten und neuen Erdbeschreibung, mit analyt. Tafeln und Landkarten. a. d. Franz. des Hrn. Meutelle. 7ter Band. Alt-Spanien. gr 8. 1 thlr. 12 gr.

Durch die vorhergehenden Theile ist dieses Werk schon bekannt. Der gegenwärtige Band hat durch die Anmerkungen und Zusätze des Uebersetzers wichtige Vorzüge vor dem Original.

Girtanners (J. J.) logarithmische Tabellen, zum Gebrauch für Kaufleute. gr. 4.

Es war ein glücklicher Gedanke des Hrn G. den Gebrauch der Logarithmen auch bey kaufmännischen Rechnungen einzuführen, und sein Werk gewährt jedem, dessen Geschäfte weitläuftige Berechnungen erfordern, die größten Vortheile, da auch die schwierigsten Aufgaben nur durch

eine

eine ſimple Addizion oder Subtrakzion gelöſet werden können. Einige Beyſpiele dieſer Art findet man in einer ausführlichern Nachricht, die in Hamburg bey Hrn. Bohn, in Leipzig bey Hrn. Hertel, und in den bekanntesten Buchhandlungen gratis zu bekommen iſt. Das Werk erſcheint zu Ende des laufenden Jahres, und wird ſicher der Erwartung eines jeden Liebhabers entſprechen. Wer bis dahin noch bey obigen Handlungen Beſtellung darauf giebt, erhält beträchtlichen Vortheil.

Livre (le) de Famille, ou journal des enfans, contenant des hiſtoriettes morales et amuſantes, mêlées d'entretiens inſtructifs ſur tous les objets, qui les frappent journellement dans la nature et dans la Société, par Mr. Berthin. 2 Part. 12. 793. 18 gr.

Iſt eine Fortſetzung des beliebten Ami des enfans von dem nehmlichen Verfaſſer und wird ſicher mit eben dem Beyfall aufgenommen werden wie dieſer.

Marmontels (Hrn.) neue moraliſche Erzählungen. a. d. Fr. überſetzt. 2tes Bändchen, m. Kupf. 8. 18. gr.

Müllers (Joh. Georg) Unterhaltungen mit Sercha. 1tes Bändchen 8. 1 thlr. 4 gr.

Dieſes Werkchen des Verfaſſers der Bekenntniſſe merkwürdiger Männer iſt für Frauenzimmer beſtimmt. Der Inhalt beſtehet aus hiſtoriſchen, philoſophiſchen, politiſchen und religiöſen Aufſätzen, die der Verf. an verſchiedene Perſonen ſchrieb, und die manche noch erfreuen werden, die eine ernſthaftere Lectüre den Romanen und andern Büchern dieſer Art vorziehen und nach Belehrung und Unterricht ſtreben.

Pſalme, dem Könige David und andern heiligen Sängern nachgeſungen. In vier Büchern. gr. 8. Auf ſchönem Schreibpapier 1 thlr. 12 gr. auf Druckpapir. 18 gr.

Eine neue Ueberſetzung der Pſalmen dürfte manchem bey den vielen, die wir ſchon haben, überflüſſig ſcheinen; indeſſen glauben wir, daß ſich die gegenwärtige wohl neben jeder andern werde zeigen und keine Vergleichung ſcheuen dürfen.

Vues pittoresques de la Jamaique, avec une déscription detaillée de ſes productions, ſurtout des cannes à ſucre, des travaux, du traitement et des moeurs des Negres. Traduite de l'Anglois de Mr. Beckford. 2. T. 12. 793. 1 Thlr. 4 gr.

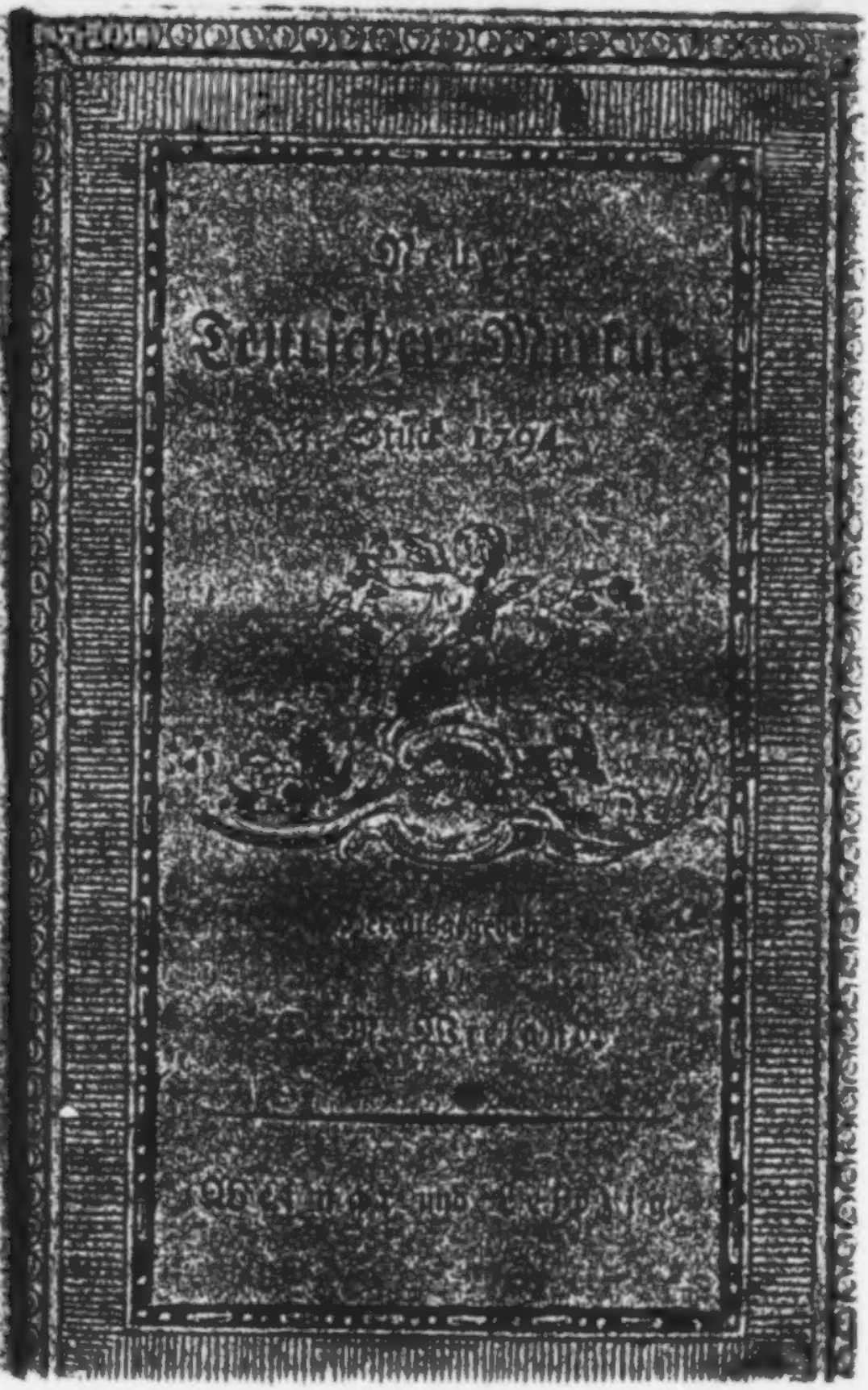

Inhalt.

I. Das veredelte Menschengeschlecht. Seite 213
II. Fortsetzung und Beschluß der systematischen Darstellung aller bisher möglichen Systeme der Metafysik 235
III. Ueber den Verfasser der elf ersten im vierten Buche der Tibullischen Elegien befindlichen Gedichte, nebst einer Probe von einer metrischen Uebersetzung derselben. 257
IV. Etwas zur Beruhigung der patriotischen Bürger in * * * 274
V. Auszug eines Briefs aus Sicilien. 297
VI. Mythologische Briefe von Joh. Heinrich Voß. 305
VII. Briefe vermischten Inhalts. 313
VIII. Gedichte. 325

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann noch bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit 9 Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieret, auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs.

In unserm Verlage hat so eben die Presse verlassen:

Berichtigung der antiphlogist. Chemie auf Versuche gegründet, von Joh. Fr. Aug. Göttling, Prof. zu Jena. 8. 14 gr.

In dieser Schrift wird die Unzulänglichkeit der bisherigen phlogistischen und antiphlogistischen Erklärungen erwiesen, und aufs neue dargethan, daß man, um die Erscheinungen der Chemie zu erklären, kein Erkennbares (Phlogiston) nöthig habe. Zugleich wird hier das Leuchten von dem Verbrennen gehörig unterschieden, und mehr Licht über die bisherige phlogistisirte oder Stickluft gegeben.

Weimar, den 6ten April 1794.

Hoffmannische Buchhandlung.

* * *

Zur Ostermesse erscheint in meinem Verlage: Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien, von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg in 4 Bänden gr. 8. nebst einem Band Kupfer gr. 4. von einigen der vornehmsten Ruinen und manchen der schönsten noch nie radierten Gegenden von Italien und Sizilien. Ich kündige dieses Buch abermahl auf Subscripzion noch Pränumeraziön, sondern weil ich glaube nicht früh genug dem Publiko von einem so wichtigen Werk Nachricht geben zu können, und weil es vielen angenehm seyn wird, durch frühe Bestellungen die besten Abdrucke der Kupfer sich zu sichern.

Friedrich Nicolovius.
Buchhändler in Königsberg.

* * *

In meinem Verlage ist so eben fertig geworden: Woldemar, von Fr. Heinr. Jacobi. In 2 Bänden. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Ich freue mich dem Publiko dieses Buch von dem ein Fragment schon lange als ein Meisterwerk der teutschen Literatur bekannt ist, hier nun als umgearbeitet und vollendet anzeigen zu können.

Friedrich Nicolovius.

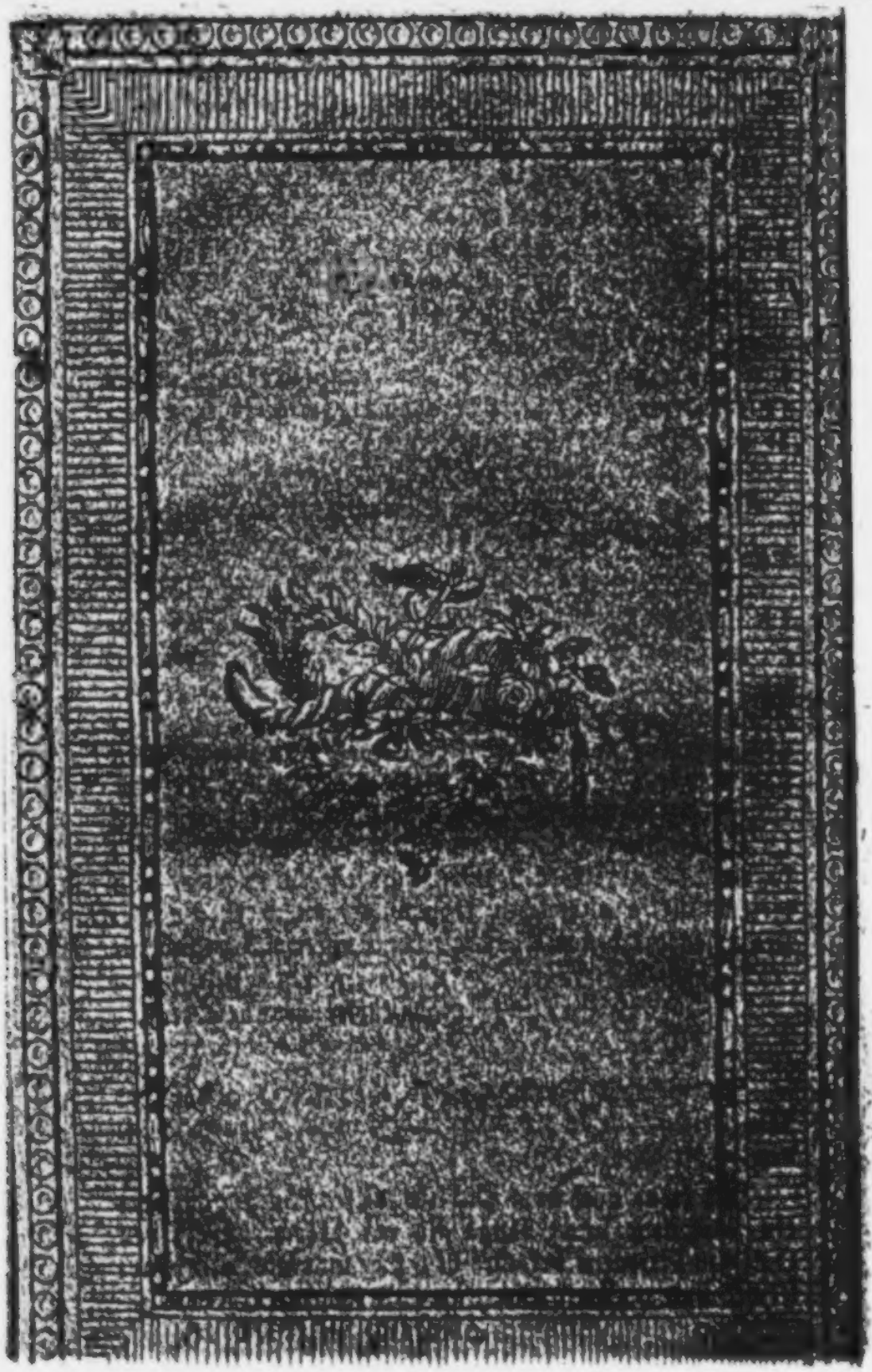

Marcellus.

Wir laſſen euch nicht gehen, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Zurük mit euern Händen!

Marcellus.

Laßt euch rathen, ihr ſollt nicht gehen.

Hamlet.

Mein Verhängniß ruft; ſeine Stimme macht jede kleine Ader in dieſem Körper ſo ſtark, als den Nerven des Nemeiſchen Löwens: Er ruft mir noch immer: Laßt eure Hände von mir ab, ihr Herren -- (Er reißt ſich von ihnen los.) Beym Himmel, ich will ein Geſpenſt aus dem machen, der mich halten will -- Weg, ſag ich -- Geht -- Ich will mit dir gehen --

(Hamlet und der Geiſt gehen ab.)

Horatio.

Seine Einbildung iſt ſo erhizt, daß er nicht weiß was er thut.

Marcellus.

Wir wollen ihm folgen; bey einer ſolchen Gelegenheit wär' es wider unſre Pflicht, gehorſam zu ſeyn.

Horatio.

Das wollen wir -- Was wird noch endlich daraus werden?

Mar-

Der neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1794.

I.

Das veredelte Menſchengeſchlecht.

Fragment aus dem IX. Geſang der Voruſſias.

Ein profetiſches Geſicht des verklärten Kleiſt.

Aber noch hat er nicht gnug die himmliſche Lethe getrunken,
Noch der Sorgen der Erd' und ſeiner leidenden Brüder
Ganz nicht vergeſſen: ihm ſchweift die wiederkehrende Seele
Erdwärts herab, und alſo beginnt er zum himmliſchen Führer:
„Zürne, himmliſcher Freund, nicht ob den erneuerten Fragen,
Wenn ich vom Throne der Gottheit, zu dem du hinauf mich geſungen,
Wieder zur Erde dich ruf'! — Ach! auf dem himmliſchen Fittig

Klebt mir noch mancher Mutterſtaub der heimiſchen Ufer. *)

Wird er erliegen, der Held, deß Nahme von tauſend tauſend

Stimmen täglich am ſtrahlenden Thron des Erhabnen genannt wird?

Wird er erliegen im ſchrecklichen Kampf, der Friedrich der Brennen?

Oder entreiſſet er ſelbſt, der Allmächtige (Er nur vermag es)

Ihn den ringsumſtrömenden Feinden? Sage! (denn deinem

Blick hat der Ewige nichts als nur ſich ſelber verhüllet)

Sage! wenn endet der blutige Streit? Wenn enden die Leiden

Meines gebeugten Vaterlandes? Wenn endet der Jammer? —

Freundlichlächelnd erwiedert ihm alſo der himmliſche Lehrer:

„Friedrich ſiegt, und ſein Ruhm erfüllt die ſtaunende Erde.

„Aber

*) In dem ganzen Geſange ſpricht der verklärte Weiſe und Dichter (Kleiſt) mit einem der Geiſter aus den höhern Sfären, der ihm in dieſem Abſchnitte insbeſondere Belehrungen über die zukünftigen Begebenheiten des menſchlichen Geſchlechts ertheilt.

„Aber noch zweymal zwey blutige Jahre prüfen den Helden.
„Tief von dem Norden herauf, wo nun sein bitterster Feind herrscht,
„Kömmt ihm die Hülf'! Ein Grab begräbt Teutoniens Jammer,
„Und den Jammer des unbesieglich-kämpfenden Helden;
„Und Europa beseligt ein allerquickender Friede.
„Allgefürchtet, allgerecht, das Wunder der Völker,
„Herrschet dann Friedrich; er sitzt im Rath der Fürsten, ein Richter;
„Er versöhnt sie, bedroht den Stolzen, beschützet den Schwachen;
„In gefürchteter Hand hält er die Waagschal Europens.
„Aber sein eigenes Volk nennt ihn den Besten der Väter,
„Und der Nahme der Preußen, verklärt von dem göttlichen Friedrich,
„Ueberstrahlet weithin die Völker der staunenden Erde.
„Schau! ein muthiger Nebenbuhler der Tugend des Helden
„Steigt ihm zur Seite herauf, ein eifersüchtiger Nachbar,
„Und es fodert der Jüngling den Greis zum Kampfe; doch weichet
„Bald der Jüngling, und Friedrich strahlt mit erneuertem Ruhme.

„Aber die Sonne, die glorreich lange den Himmel beglänzet,
„Läſſet den Himmel dem milderen Mond — Dem gewaltigen Friedrich
„Folgt der freundliche Friedrich Wilhelm — Du kennſt ihn, den Edlen!'
„Kann ſein fühlendes Herz wohl anders als Menſchen beglücken?
„Daß kein Schmeichler dem Throne ſich nahe! kein Heuchler ihn täuſche!
„Ihm, Ihm flicht Teutoniens Muſe, die er beſchützet,
„Amaranthene Blätter in ſeinen ſtrahlenden Lorbeer.
„Ihm, Ihm windet die ſtille Bürgertugend der Aehren
„Kranz, den würdigen Nebenbuhler mavortiſchen Lorbeers.
„Alle Huldgöttinnen umſtreuen den Thron ihm mit Veilchen.

„Wie an dem himmelanſproſſenden Weinſtock blühende Trauben,
„Alſo glänzen dem zärtlichen Vater zur Seite die Kinder,
„Alle Seelen voll edeln Muths und fürſtlichen Hochſinns;
„Alle die Hoffnung des Volks und des himmelerhobenen Friedrichs.

„Er, der Erbe des herrlichen Throns, der gleichnahmige Friedrich,
„Tritt in die Bahn des bewunderten Helden mit Schritten des Rieſen,

„Und

„Und vollbringt mit der Kraft des himmelerhobenen Ahnherrn
„Alle Wünsche des groß- und edelfühlenden Vaters.

„Aber Ludwig theilet mit ihm die unsterbliche Krone,
„Welche das glückliche Volk darbeut dem Schöpfer des Glückes."

Froh erstaunet dem herrlichen Ziel des schrecklichen Krieges
Und dem Glücke des gottgeschützten Vaterlandes,
Ruft der Verklärte mit seiner neuen melodischen Stimme:

„Halleluja! das thut Gott! die Könige herrschen
„Ueber die Völker: die Herzen der Könige lenket Jehovah —
„Hallelujah dem allvollendenden Vater der Menschen!

Aber andere Profetien verkündet der Geist ihm:
„Siehe! (spricht er) andere Scenen kommender Tage:
„Kühn entschüttelt den hartgepreßten Rücken dem Joche
„Ein unermeßliches Land Kolombonen's *), welches die stolzen
„Britten beherrschen. Es lehrt die fesselbeladene Menschheit
„Fühlen die Fesseln und kühn sie dem Treiber zu Füßen zu werfen.

 „Eine

*) Die Amerikänischen Freystaaten.

„Eine neue Semiramis thront in Norden und ſtrahlet,
„Wie der verwandte Arktur am Pol — am Himmel Europens.
„Freundlich beut ihr die Hand der ſtrahlende Herrſcher des Mittags;
„Muthig entſtürzt er die Prieſterſchaft dem Throne der Lügen,
„Und giebt Gotte zurück, was ſeine Prieſter ihm raubten.
„Ach! er endet zu früh die rühmlich begonnene Laufbahn!
„Denn ihn ſtürzet der Tod ins Grab. — Ha! Sveziens König
„Sinkt in der Mitte der Seinen, durchbort von mörderiſchen Händen,
„Und läßt waiſe ſein biedres Volk. — Ein ſchrecklicheres Drama
„Spielet in Weſten. Ein weichliches Volk, die Verführer Europens,
„Schreckten die Skorpionenhiebe deſpotiſcher Geißel
„Endlich wach aus dem ehernen Schlaf. Mit gräßlichen Augen
„Sieht es den Abgrund, an dem es geſchlummert; — wüthenden Hochſinns
„Reißt es den Treibern aus fürſtlicher Hand die blutige Geißel;
„Furchtbar rüttelt's die Säulen des Throns, die Pfeiler des Altars;
„Setzet ſich ſelbſt in der ringszerſchmetterten Heiligthümer

„Raus

„Rauchende Trümmer, und wüthet
„Aber alles lenket der Herrſcher des Himmels zum Beſten,
„Und ſie werden nicht fehlen, die beſſern Zeiten der Menſchheit!“

Alſo der Geiſt: und bangegeſchreckt durch der kommenden Tage
Schauergeſicht', und wieder erheitert durch die Verheißung
Seliger Zeiten, erwiedert dem Geiſt der verherrlichte Weiſe:

Mannichfaltige Scenen des Himmels, der Hölle, der Zukunft
Haſt du, himmliſcher Freund! dem Auge vorüber geführet,
Und mich unſterblichen Lebens erhabnere Weisheit in einer
Stunde gelehret, als nie im ganzen Leben der Erde
Alle Platonen und Newton's des grübelnden Menſchengeſchlechtes:
Bis in die Ewigkeit flammt dir mein Dank für die hohe Belehrung.

Aber noch Einen Blick nur diesſeits des Himmels verzeih mir!
Einen Blick auf die duldenden, jammer-umfangenen Menſchen,
O! verzeih' ihn dem Kühnſten der Fodrer! Siehe! mein Herz ſchlägt

Noch zu menſchlich, und ſelbſt die unſterblichen Freuden des Himmels,

Sie vermögen nicht ganz die Erinn'rung des Brüdergeſchlechtes

Mir aus der Seele hinwegzuſtrahlen. Noch mitten im Himmel,

Noch in der Sfäre des Lichts, wird oft ein menſchlicher Blick voll

Sanfter Erinn'rungen mir auf die Mutterwohnung entgleiten.

Sage, du weißt es, wie lang wird noch mit eigenen Händen

Sich den Buſen die Menſchheit zerfleiſchen? eigene Qualen

Sich bereiten, und über den ſelbſtbereiteten jammern?

Jeder Täuſchung des Irrthums und jeder Tücke des Laſters

Einiger Wenigen preisgegeben die Tauſendmal tauſend?

Ach! wie oft zerfloß mir das Herz vor ſchluchzender Wehmuth,

Wenn ich die Leiden der vielgeplagten Menſchheit erblickte! *)

Statt

*) Das gleich folgende Gemählde von der Lage der Menſchheit iſt, wie es auch nachher in der Anrede des Engels angedeutet wird, mit ſchwarzen Farben, und beſonders nach der Staatsverfaſſung Frankreichs unter dem ſchlaffen Ludwig

Statt der Völker beglückenden Fürsten: Weisheit und Tugend,
Sitzt hohnprahlende Thorheit und rechtvergessener Leichtsinn,
Sitzet löwenklauige Herrschsucht am Ruder der Menschheit.
Schmeichler trinken das Blut der Waisen, und buhlende Dirnen
Werden gemästet vom Marke des Volks. Die Tugend verdarbet.
Millionen Redlicher Schweiß verspenden Tyrannen,
Millionen Unschuldiger Blut auf die Erde zu strömen;
Heere kämpfen mit Heeren, für einer Buhlerin Ehre,
Und mit Länderverwüstungen spielt der frevelnde Leichtsinn;
Staaten leben mit Staaten in Bund, wie Räuber mit Räubern:
Sie entzweyt der zu theilende Raub, sie versöhnt der getheilte.
Jetzo verheeren sie sich einander mit Klauen des Löwen;
Jetzo berücken sie sich mit trüg'rischen Ränken des Fuchses.
Staatskunst heissen sie jegliche List, die heilige Menschheit
Um ihr Recht zu betrügen, und dann der Betrognen zu spotten.
Allgewalt ist der Arm des Tyrannen, sein Auge die Staatskunst.

Ludwig XV. gezeichnet, als auf welche gewisse Züge wörtlich passen. Anm. d. V.

Selbſt die Geſetze verſtricken das Recht nur in feinere Schlingen,
Feinergeſchmiedete Feſſeln der feſſelbeladenen Menſchheit!
Gleichwie dem Grabzuwelkenden Greis die Säfte des Lebens,
So entſchwindet der ſelbſt ſich verderbenden Menſchheit die Tugend;
Blühende Staaten malmen in ſchrecklich-ſteigenden Stufen
Sich durch Laſter in Staub, und ſtürzen jählings in Abgrund.
Alſo verſinken in eignem Verderben die irrenden Menſchen.
Sage, himmliſcher Geiſt! wenn endet der Jammer der Menſchheit?
Und, hellſtrafenden Ernſt in der Miene, verſetzt der Erhabene:,
„Siehe! wie dir das Auge die Erdennebel umflattern!
„Und noch manche Stufe der Läuterung mußt du erſteigen,
„Eh' du gereiniget biſt zum Anſchau'n der Herrlichkeit Gottes.
„Aber blicke dorthin!"
Und wie die blühende Flur eines Gottgeſegneten Eilands
Endlich dem halbverſchmachteten Volk der Schiffenden lächelt,

Wenn

Marcellus.

Es muß ein verborgnes Uebel im Staat von Dänne-mark liegen.

Horatio.

Der Himmel wird alles leiten.

Marcellus.

Fort, wir wollen ihm nachgehen.

[Sie gehen ab.]

Achte Scene.

(Verwandelt sich in einen entferntern Theil der Terrasse.)

Der Geist und Hamlet treten wieder auf.

Hamlet.

Wohin willt du mich führen? Rede; ich gehe nicht weiter.

Geist.

Höre mich an.

Hamlet.

Das will ich.

Geist.

Die Stunde rükt nah herbey, da ich in peinigende Schwefel-Flammen zurükkehren muß.

Hamlet.

Wenn nun die Sonne von Oſten herauf die Nebel des Meeres
Und das drohende Wettergewölke des Himmels zertheilet:
Alſo ſieht wie mit neugeſchärftem Auge der Weiſe
Ein veredeltes Menſchengeſchlecht, eine beſſere Erde.

Kinder eines vielzweigigen Mutterſtammes, umlagern
Rings die Völker den allernährenden Buſen der Erde,
Die, durch die Hand der mildern Natur und der beſſeren Menſchen
Bis zu der alten paradieſiſchen Schönheit erneuert,
Jede labendſte Frucht in den Mund der Wünſchenden darreicht.
Kein vergoſſenes Blut, nur milder Regen des Himmels
Träuft in die Scholle der Flur; nicht Leichnahme blutig Erſchlagner,
Volle Garben nur liegen rings verſtreut auf dem Felde;
Nur zu Freudengeſang und Feſten und Tänzen der Ernte
Ruft der Hall der Drommet', und nicht ins mavortiſche Schlachtfeld.
„Friede" tönt's in dem Thale, und „Friede" ſchallt's in den Hainen;
„Friede" blöcken die hüpfenden Lämmchen des Angers, und „Friede"
Singen, von Greiſen geführt, die Reihen der Knaben und Mädchen.

Frohe

Frohe Emſigkeit wühlt auf menſchenwimmelnden Straſſen,
Schallt aus den Hütten, und ruft auf dem Markt, und winkt in den Läden.
Kammer und Keller iſt voll; draus nimmt ſie am feſtlichen Tage,
Was ſie Beſtes ſich aufgeſpart, zum fröhlichen Gaſtmahl,
Und verſchränket die hartbeſchwielten Hände zum Tanze.
Kein eisherziger Zöllner und Folterknecht des Tyrannen
Fodert ihr ab den verdienten Erwerb: ſie ſchlummert im Schatten
Ihres Baumes und ißt die ſelbſtgepflanzeten Früchte.
Hier verdränget die Kunſt die Natur nicht; blinkende Lüge
Ueberſcheint nicht die heilige, ungeſchmückete Wahrheit;
Träumende Fantaſie nagt nicht an des ſchönen Genuſſes
Feineſter Blüthe. Die unverzärtelten, nicht unterdrückten,
Unverzogenen Seelen empfangen, bewahren, wie treue
Unbehauchete Spiegel, die reinen Bilder der Dinge,
Jeden Eindruck und jedes Gefühl und jeglichen Kraftſchwung,
Welche die Hand der Natur, die nicht irrt, dem Menſchen verliehen.

Aber die herzgewinnenden Künſte der göttlichen Muſen
Bilden den unerſchlafften Geiſt zu feinen Gefühlen;
Siehe! ſie feſſeln die kühnen Begierden der edleren Freyheit
Mit den goldenen Blumenfeſſeln der reitzenden Anmuth,
Spannen

Spannen die Rinder vom Wagen des immer geſchäfftigen Fleißes,
Und verlocken den Ernſt in die Luſtgefilde der Schönheit.
Selbſt der Weisheit entrunzeln die Huldgöttinnen die Stirne;
Sie erweitern das Herz der müden Söhne des Fleißes,
Daß ſie, wie Helden, denken, und fühlen die Leiden der Menſchheit,
Welche die thränenvolle Geſchichte der ſchlimmeren Vorzeit
Ihnen mit flammenden Zügen der Wahrheit ins ſchauernde Herz mahlt.
Alſo ſegnet der Friede die Fluchentlaſtete Erde.
Ihm, dem Geliebteſten unter den menſchenliebenden Göttern,
Strahlet im himmliſchen Glanz, auf der ſeligen Erde, ein Tempel,
Ueber Bellonens zertrümmerten Mordgeräthen erhöhet.
Allda wallten des Rechts die Amfiktionen der Menſchheit:
Heilig, unantaſtbar, unverletzlich wie Götter
Jeder ein lebend Geſetz, ein Donner der ſtrafenden Rache.
Sie entſcheiden dem Zank der Völker, die Zwiſte der Fürſten.
Wie im Getriebe der Uhr, von der Hand des Meiſters geordnet,
Eines das andere dreht, und von andern wieder gedreht wird:
Alſo der Staaten mannichfaltigwirkende Kräfte
Auf der verherrlichten Erd; denn freundlich ſchützen einander

Sie

Sie sich im Guten, und hindern einander feindlich im Bösen.
Alle beherrschet ein König, ihn selbst, den König, beherrschet
Ewiges Recht. Das Wohl des Gemeinen giebt die Gesetze.
Kein verjährter Gebrauch und kein fanatischer Priester,
Keines Gewalt, und Keines Tücke zwinget die Menschheit,
Elend zu seyn: denn frey ist endlich die hohe Gesangne!
Kühnerer Stirn, und flammenden Blicks, und donnernder Stimme
Spricht hier die Wahrheit am Thron; und der angesprochene Fürst bebt
Oft vor der tönenden Stimme der Patriotin der Menschheit.
Aber die Diener des Staats, die hohen Räthe des Landes,
Fürchten das zürnende Volk, das keinen frevelnden Dränger
Duldet; denn jeder Seufzer, aus seinem Busen gestöhnet,
Hauchet in furchtbare Glut der Donner einen der Rache,
Welche den schrecklichen Thron der Ausiktionen umschlummern.
Nicht in des kärglichsparenden Fürsten plutonische Kammer,
Nicht in die Hände der Dirnen der Lust, der Schmeichler des Hofes,
Rollt der gemeinsame Zins des selbst sich schätzenden Volkes.

Siehe!

Siehe! der Zins iſt ein heiliger Gottespfennig des Elends,
Welches die leidengeweihete Menſchheit nimmer verläſſet.
Arzt des Kranken, und Fuß des Lahmen, und Auge des Blinden
Biſt du, patriotiſcher Staat. Kein Seufzer der Dulder
Unter dem Volk ſtöhnt ungehört; es verrinnet auf keiner
Wange die Thrän' unaufgetrocknet. Des Waſſers, der Flamme
Gottverhängte Verwüſtungen, ſiehſt du mit Augen der Milde
(Die nicht nur ſieht) und reichſt von dem aufgeſpeicherten Vorrath
Speiſe dem Hungrigen, Kleid dem Nackten, Pflege dem Kranken.
Aber ins offene Pflegehaus des Elends, der Schwachheit
Setzet der zitternde Greis den Stab, und entſchlummert in Frieden,
Vaterland und Fürſten ſegnend, Der ſterbende Vater
Läſſet dem beſten Freunde, dem Staat, die verwaiſeten Kinder.

Siehe! das Schickſal wüthet umſonſt mit mancherley Plage:
Denn die gemeinſame Lieb' und Tugend der beſſeren Menſchen
Trotzet ihm kühn, und ſchafft noch Glück, wo jenes verwüſtet.

Jedes

Jedes ſelbſtbereiteten Jammers entlaſtet, und jeder
Milde des gütigen Schöpfers nun unverkümmert
genieſſend,
Freuen ſich ihres Daſeyns die endlich glücklichen Menſchen,
Scheuen und wünſchen den Tod nicht, der, wie gereifte
Früchte,
Sanft ſie der Erd' entpflückt und in den Himmel
verpflanzet.

Himmliſch entzückt durch das Wonnegeſicht der
veredelten Menſchheit,
Wo die Weisheit ſo vieler verrollten Jahrhunderte
That iſt,
Wo auf der Erde ſchon die Tugend göttlich beglücket,
Wo die Menſchen der Gottheit ſich freun, und die
Gottheit der Menſchen,
Strömt der verherrlichte Dichter alſo in himmliſche Töne:

Wohin, wohin reißt mich der Andacht Glut?
Seht! ich entweich' auf kühnen Flügeln
Dem niedern Hochmuth und der Erde finſtern
Hügeln,
Und trinke froh ſchon andrer Sonnen Glut.

Schon reizet mich die falſche Hoheit nicht!
Die Welt, die ich voll Qual befunden,
Verſchwindet unter mir — iſt unter mir verſchwunden,
Und mich entzückt bereits ein himmliſch Licht.

Unend

Unendlicher! — Doch Schaaren Seraſim,
Entzückt im fröhlichen Gewimmel,
Sind ganz Geſang, und ſtrömen durch die Himmel;
O Wonne! bald ſing' ich mit ihnen ihm. *)

Alſo ſingt er, und fährt mit ſeinem himmliſchen Führer Zwiſchen Sonnen und Welten hindurch zum Lande des Lichtes.

*) Siehe Kleiſts Gedichte.

Schlußanmerkung.

So wie der dramatiſche und der epiſche Dichter, der Tugend und dem Laſter, dem Böſewicht und dem rechtſchaffenen Menſchen, mit gleicher Energie nachempfinden, und jene, ſo wie dieſe Empfindungen, darſtellen muß; ſo wie z. B. Milton einen Satan mit eben ſo ſtarken Zügen in ſeiner karakteriſtiſchen Art, als einen Gott-Vater in der ſeinigen ſchildert: eben ſo bringt's auch die dichteriſche Situazion eines Karakters oft mit ſich, die Wahrheit entweder nur halb, oder auch im entſtellenden Licht zu ſchildern. Man wende dies auf das in dieſem Fragment entworfene Gemählde von der politiſchen Lage der Menſchheit an. Der Weiſe und Dichter (Kleiſt), der hier ſpricht, war in einem Kriege gefallen, der von der Seite einiger darin verwickelten Partheyen eines der auffallendſten Beyſpiele von Kabalen, Ränken, falſcher und tückiſcher Politik darbietet. In dem lebendigen Bewußtſeyn davon und gleichſam noch friſchverwundet von den Leiden der Menſchheit, führet der Dichter hier den Verklärten redend ein.

Ueberdies faſſet die aufgeregte und beſonders durch ſtarke Leidenſchaft gereizte Einbildungskraft ihren Gegenſtand immer nur in groſſen und allgemeinen Umriſſen, und überſieht die einzelnen Theile und feinen Nüanzen. Daher würde es lächerlich ſeyn, wenn der Verfaſſer hier dem Verklärten die mannichfaltigen und groſſen Einſchränkungen, Modifikazionen und Ausnahmen, die in Rückſicht der politiſchen Lage der Menſchheit zu allen Zeiten, und in unſern Tagen der gemäßigten Monarchien gewiß vor andern ſtatt finden, in den Mund gelegt hätte. Ueberdies redet ja Kleiſt nachdrücklich von Tyrannen und grauſamen Volksbeherrſchern. Oder war die Herrſchaft Friedrichs, ſeine Staatskunſt und ſeine Geſetzgebung — das, was hier der Verklärte mit ſo ſchwarzen Farben ſchildert? Der geiſtliche Redner kann, in einer Proſopopöie eines atheiſtiſchen Selbſtmörders dieſem Blasfemien gegen den Allmächtigen in den Mund legen. Die Bibel ſelbſt führt bisweilen den Satan als Gott läſternd und ſpottend ein.

Nach allem dieſem ſollte der Verfaſſer des Werks, aus welchem das vorliegende Fragment entlehnt iſt, und in welchem er es ſich, als einen wichtigen Nebenzweck vorgezeichnet hat, das Glück und den Ruhm eines von einem gerechten und groſſen Monarchen beherrſchten Staates zu ſchildern, nicht glauben, wegen dieſer oder einiger andern Gemählde der Boruſſias ſich rechtfertigen, oder entſchuldigen, oder dem Argwohn auch nur durch Berichtigungen zuvorkommen zu müſſen.

Der Verf.

II.

Fortsetzung und Beschluß der Systematischen Darstellung aller bisher möglichen Systeme der Metafysik.

(S. das erste Stück d. J. Seite 18.)

Dualismus.

Das absolut Subsistierende, schlechterdings Bleibende und Unveränderliche der Dinge an sich ist das Wesen derselben, das heißt, dasjenige Merkmal, was an ihnen den Grund der Wirklichkeit und Möglichkeit aller übrigen Merkmale enthält

Es giebt zwey verschiedene Wesen, die sich einander ausschließen, und keinesweges Theile (wesentliche Stücke) eines einzigen Wesens ausmachen können. Es giebt daher auch zwey Arten subsstanzieller Dinge an sich.

Das Wesen des Körpers besteht in der Ausdehnung an sich selbst, und in der Kraft der Trägheit (*vis inertiae*) d. h. der Kraft, den Zustand der Ruhe sowohl als der Bewegung so lange zu erhalten, als die Substanz nicht durch eine andere aus demselben vertrieben wird.

Das Wesen der Seele, besteht in der vorstellenden Kraft eines an sich selbst unausgedehnten Dinges.

Die Thatsachen des Vorstellens, Denkens, Wollens u. s. w. lassen sich eben so wenig aus den mechanischen-Gesetzen, als die Thatsachen, die durch Bewegung und Ruhe geschehen, aus den Gesetzen des Vorstellens, Denkens, Wollens u. s. w. begreifen.

Die mechanischen Gesetze setzen zur Möglichkeit der Veränderungen, die denselben gemäß geschehen sollen, in den Dingen, in welchen diese Veränderungen vorgehen, Ausdehnung voraus.

Die Gesetze des Vorstellens, Denkens und Wollens aber Einfachheit.

Die vorstellende Substanz kann nicht ausgedehnt, und die ausgedehnte nicht vorstellend seyn; beyde sind also von wesentlich verschiedener Art; der Grund unserer Vorstellung von absoluter Substanz ist in zwey verschiedenen Arten von Dingen an sich enthalten, und diese Vorstellung hat keineswegs nur ein Einziges Objekt, auch nicht bloß Eine Art, sondern schlechterdings zwey Arten von Objekten.

Die materielle Substanz kann nicht durch sich selbst wirken, vermag sich keineswegs selbst zur Veränderung ihres Zustandes zu bestimmen; und wenn sie von außenher in Bewegung gesetzt und in Wirksamkeit begriffen ist, wirkt sie nicht auf sich selbst, sondern nur außer sich auf eine

von

Hamlet.

Du daurſt mich, armer Geiſt!

Geiſt.

Bedaure mich nicht, ſondern höre aufmerkſam an, was ich dir entdeken werde.

Hamlet.

Rede, ich bin ſchuldig, zu hören --

Geiſt.

Und zu rächen, was du hören wirſt.

Hamlet.

Was?

Geiſt.

Ich bin der Geiſt deines Vaters, verurtheilt eine beſtimmte Zeit bey Nacht herum zu irren, und den Tag über eng eingeſchloſſen in Flammen zu ſchmachten, bis die Sünden meines irdiſchen Lebens durchs Feuer ausgebrannt und weggefeget ſind. Wäre mirs nicht verboten, die Geheimniſſe meines Gefängniſſes zu entdeken, ich könnte eine Erzählung machen, wovon das leichteſte Wort deine Seele zermalmen, dein Blut erſtarren, deine zwey Augen, wie Sterne, aus ihren Kreiſen taumeln, deine krauſe dichtgedrängte Loken trennen, und jedes einzelne Haar wie die Stacheln des ergrimmten Igels emporſtehen machen würde: Aber dieſe Scenen der Ewigkeit ſind nicht für Ohren von

Fleiſch

von ihr ſelbſt verſchiedene Subſtanz, die wie ſie ſelbſt, ausgedehnt ſeyn muß.

Die vorſtellende Subſtanz wirkt durch ſich ſelbſt, aber nichts als Vorſtellungen, Gedanken, Entſchlüſſe u. ſ. w. lauter Veränderungen, die nur in, nicht außer derjenigen Subſtanz vorgehen, welche als die vorſtellende nur in ſich, nur auf ſich, nicht außer ſich, und auf eine von ihr verſchiedene Subſtanz, ihre Thätigkeit äußert.

Die materiellen Subſtanzen können alſo keineswegs auf die vorſtellenden und dieſe keineswegs auf jene wirken.

Die Gemeinſchaft zwiſchen Seele und Körper iſt alſo nicht etwa bloß unbegreiflich, ſondern natürlicherweiſe, d. h. durch vorausgeſetzte Wechſelwirkung ſchlechterdings unmöglich.

Die harmonierenden Veränderungen in Körper und Seele, welche eine ſolche Gemeinſchaft anzukündigen ſcheinen, z. B. die willkührlichen Bewegungen der Glieder, die auf Entſchließungen der Seele, und die Empfindungen in der Seele, die auf Eindrücke in dem Leibe erfolgen, ſind alſo keineswegs als wirkende, ſondern nur als gelegenheitliche, das heißt, als ſolche Urſachen anzuſehen, welche für eine übernatürliche Urſache — die Gottheit — Veranlaſſung ſind, der vorſtellenden Subſtanz die Veränderungen außer ihr

zu offenbaren, und die Entschlüsse jener Substanz durch die Organisazion ausführen zu lassen.

Materialismus.

Das Subsistierende eines Dinges an sich ist dasjenige, was einen bestimmten Theil des Raumes fortwährend erfüllt (oder die Masse der Materie mit ihren ursprünglichen Kräften, zusammengenommen.)

Die absoluten Substanzen sind die unveränderlichen mit ursprünglichen Kräften versehenen materiellen Elemente; die relativen Substanzen die Körper, die aus jenen Elementen zusammengesetzt, und eben darum auflösbar und veränderlich sind.

Die Realität eines Elements und überhaupt eines substanziellen Dinges hängt davon ab, daß dasselbe einen Theil des Raumes erfülle, d. h. ausgedehnt sey. Denn wäre es unausgedehnt, so müßte es ein mathematischer Punkt, folglich die Gränze von der Gränze einer Gränze des Raums — etwas bloß negatives im Raume seyn.

Die Ausdehnung der Körper ist das Volumen, und ist, als etwas den bloß relativen Substanzen angehöriges, veränderlich; die Ausdehnung der Elemente ist die Masse, und ist, als zum

Wesen

Wesen der absoluten Substanz gehörig, unveränderlich.

Bey allem Wechsel der Accidenzen, bey allen nur möglichen künstlichen Zergliederungen, chemischen Auflösungen u. s. w. beharrt das Substanzielle, in wiefern die Masse weder einer Vermehrung noch Verminderung, durch alle Verbindungen und Trennungen (welche keine Masse hervorbringen, sondern dieselbe als schon vorhanden voraussetzen) fähig ist.

Diesem Substanziellen kömmt weder ein Entstehen noch ein Vergehen zu; es ist das Nichtentstandene, woraus alles Entstandene entstanden ist.

Daß wir zum Bewußtseyn vom Daseyn und der Natur dieser Substanzen nur durch Vernunftschlüsse, nicht durch sinnliche Vorstellung und anschauende Erkenntniß gelangen können, ist daraus begreiflich, weil wir durch unsre sinnlichen Werkzeuge, welche selbst Körper sind, nur Körper, das heißt, nur immer Zusammensetzungen aus den Ursubstanzen und Urkräften, folglich durchaus nie die Ursubstanzen und Urkräfte selbst wahrzunehmen vermögen.

Dieses ist auch die Ursache, warum wir bisher nicht begreifen konnten, und vielleicht nie begreifen werden, wie die organische und die vor-

ſtellende Kraft in den Urſubſtanzen gegründet ſind; indem ſich die Aeußerungen jener Kräfte freylich nicht aus der bloßen mechaniſchen Kraft ableiten laſſen, unter welcher man die Bewegung, ſo ferne ſie durch die bloße Figur der Elemente und der Körper modificiert iſt, verſteht.

Allein ſo wenig man die chemiſchen Erſcheinungen, darum weil ſie ſich nicht mechaniſch erklären laſſen, der Materie abſpricht: ſo wenig kann man aus eben demſelben Grunde läugnen, daß die Erſcheinungen der Organiſazion und der vorſtellenden Kraft, in dem Urweſen der Materie, das wir nur durch ſeine zuſammengeſetzten und abgeleiteten Wirkungen kennen, gegründet ſind.

Alle Subſtanzen, die wir durch äußere Erfahrung kennen, ſind materiell; wir würden daher, wenn wir bloß auf dieſe Erfahrung eingeſchränkt wären, keinen Augenblick anſtehen können, das Weſen einer Subſtanz überhaupt in der Materialität beſtehen zu laſſen.

Allein die vorſtellenden Subſtanzen ſind, als ſolche, durchaus keine Gegenſtände äußerer Erfahrung; unſere urſprünglichen Begriffe von Vorſtellen ſind lediglich aus der inneren Erfahrung geſchöpft, und das Urbild einer vorſtellenden Subſtanz iſt für uns allein im Selbſtbewußtſeyn vorhanden.

Nun ist jeder konkrete Begriff von der Masse, welche die vorstellende Substanz ausmacht, unmöglich: nicht, weil diese Substanz keine Masse hat und haben kann; sondern weil die vorstellende Substanz sich selbst — so wenig als das Auge — anzuschauen vermag. Die Masse und ihre Einrichtung wird zur Möglichkeit jeder Vorstellung im Subjekte vorausgesetzt: sie kann also immer nur Ursache des Vorstellens seyn; folglich nie etwas durch Vorstellung Erkanntes, das in so ferne Wirkung des Vorstellens seyn müßte, werden.

Von der Substanzialität der Seele ist also lediglich nur ein abstrakter und allgemeiner, kein konkreter, auf Anschauung sich beziehender Begriff möglich.

Eben darum ist auch keine sinnliche, auf Eindruck gegründete, sondern nur eine räsonnierte, durch Schlüsse hervorgebrachte Vorstellung von dieser Substanz möglich. Durch sinnliche Vorstellung würde sie als eine relative, aus absoluten zusammengesetzte Substanz, folglich als Körper vorgestellt werden müßen.

Daß die Einheit, die der Substanz der Seele im Selbstbewußtseyn zukömmt, nicht relativ, nicht die Einheit eines Körpers, der aus mehreren Substanzen zusammengesetzt ist, sondern absolut, die Einheit einer aus keinen andern Substan-

zen zusammengesetzten Substanz seyn müße, wird, mit Recht oder Unrecht, daraus geschlossen, daß das Bewußtseyn in einem und eben demselben Ich vorhanden sey; daß alle Empfindungen, Anschauungen und Gedanken in uns ein einziges Subjekt haben, und daß das Denken nur als ein Verbinden mehrerer vorgestellten Merkmale in einem nicht zusammengesetzten Dinge denkbar sey. Aber daraus würde sich nichts weiter ergeben, als daß die Substanz der Seele nicht körperlich, keineswegs aber, daß sie nicht materiell — daß sie nicht aus mehreren Substanzen zusammengesetzt, keineswegs daß sie nicht ausgedehnt — daß sie keine relative Substanz, keineswegs, daß sie als absolute Substanz, nicht etwas einen bestimmten Theil des Raumes unveränderlich erfüllendes, keine Masse, das heißt, nicht dasjenige sey, worin eben der Karakter einer absoluten Substanz besteht.

Wenn zum Bewußtseyn, Denken, Räsonnieren u. s. w. Einheit der absoluten Substanz erfodert wird, so wird in derselben zu eben diesen Zuständen nicht weniger Ausdehnung vorausgesetzt; indem sich bey demjenigen Vergleichen mehrerer Eindrücke, Gedanken u. s. w. untereinander, worin das Bewußtseyn besteht, diese Eindrücke u. s. w. im Subjekte zugleich, folglich außer einander, neben einander, folglich im Subjekte, in wie fern es einen bestimmten Theil des Raumes erfüllt, d. h. ausgedehnt ist, befinden müssen.

Idea-

Idealismus.

Identität des Subjektes bey allem Wechsel seiner Accidenzen, und Selbstthätigkeit sind die Karaktere der Selbstständigkeit eines Dinges an sich; durch beyde kündigt sich nur allein das vorstellende Subjekt im Selbstbewußtseyn, als absolute Substanz an.

Die Identität des Subjektes und die Selbstthätigkeit werden an den nicht vorstellenden und ausgedehnten Substanzen vermißt, die auch in ihren dauerhaftesten Erscheinungen veränderlich, und auch zu ihren scheinbarsten Kraftäußerungen nur von außenher bestimmbar sind; und daher, so weit sie in unserm Bewußtseyn vorkommen, nur den Grund der Vorstellung von relativer Substanz enthalten können.

Der Grund der Vorstellung von absoluter Substanz kann also einzig in dem vorstellenden Dinge an sich enthalten seyn; das eigentliche Objekt dieser Vorstellung ist das Ding an sich, als ein vorstellendes Ding, und die absolute Substanz läßt sich nur als ein vorstellendes Subjekt denken.

Die Idealistische Behauptung, daß das Wesen der absoluten Substanz, so weit dasselbe erkennbar ist, in der vorstellenden Kraft bestehe, verbunden mit der Behauptung: daß das Daseyn

anderer

anderer abſoluten Subſtanzen auſſer dem Subjekte des Selbſtbewußtſeyns unerweislich ſey, macht den idealiſtiſchen Skepticismus oder metafyſiſchen Egoismus aus, während die Behauptung, welche das Daſeyn vieler abſoluter Subſtanzen annimmt, aber dieſen Karakter den Körpern abſpricht, und nur den vorſtellenden Subjekten einräumt, zum Weſen des idealiſtiſchen Dogmatismus gehört.

Idealiſtiſcher Skepticismus
oder
metafyſiſcher Egoismus.

Da der Grund der Vorſtellung von einem ſelbſtſtändigen, das heißt, ſelbſtthätigen, und beym Wechſel ſeiner Accidenzen identiſchen Subjekte nur in dem Selbſtbewußtſeyn allein liegt und liegen kann: ſo iſt die Vorſtellung von eigentlicher Subſtanz grundlos, ſo bald ſie auf ein anderes Subjekt, das nicht das Subjekt des Selbſtbewußtſeyns iſt, angewendet wird.

Alle übrigen Subſtanzen, welche außer dem Subjekte des Selbſtbewußtſeyns in unſern Vorſtellungen vorkommen, ſind, in ſo ferne ſie nicht das Subjekt, ſondern nur Objekte des Bewußtſeyns ſind, nur relative Subſtanzen, von denen es ſich nicht ausmachen läßt, ob ihnen außer den Vor-

Vorſtellungen (in denen ſie vorkommen müſſen, ſo weit wir ſie zu kennen vermögen) etwas von dem vorſtellenden Subjekte verſchiedenes, als abſolutes Subjekt, zum Grunde liege oder nicht.

Der idealiſtiſche Skeptiker läugnet alſo keineswegs das Daſeyn, ſondern nur die Erweislichkeit aller andern Subſtanzen auſſer dem Ich; und auch dieſes nur für die filoſofierende Vernunft, nicht für den gemeinen Verſtand; und er führt den Namen des metafyſiſchen Egoiſten nur in ſo ferne, als er den für ihn ausgemachten Karakter eines abſoluten Subjektes, und zwar eines Dinges an ſich, auf ſein eigenes Ich einſchränkt.

Idealiſtiſcher Dogmatismus.

In dem Subjekte des Selbſtbewußtſeyns liegt zwar der nächſte aber, keineswegs der einzige und letzte Grund der Vorſtellung von abſoluter Subſtanz. Dieſer kann nur in der vorſtellenden Kraft in ſo ferne enthalten ſeyn, in wiefern dieſelbe die Natur des Dinges an ſich überhaupt, folglich keineswegs des Ichs allein ausmacht.

Dinge an ſich überhaupt laſſen ſich nur als Selbſtſtändige, folglich auch nur als ſolche denken, die den Grund des Wirkens, wodurch ſie ihre Wirklichkeit äußern, in ſich ſelbſt enthalten, d. h.

Kräfte

Kräfte ſind. Das Weſen einer Subſtanz beſteht in ihrer Kraft.

Nun laſſen ſich nur zweyerley Arten von Veränderungen denken: ſolche, die in der Zeit und im Raume zugleich vorgehen, d. h. Bewegungen, und ſolche, die ſich nicht im Raume (folglich nicht als Bewegung) ſondern in der bloßen Zeit, und daher nicht außer den Subjekten ſelbſt, denken laſſen, und dieſe ſind die Vorſtellungen.

Bewegung iſt nur Veränderung des Ortes, den die Subſtanzen einnehmen; folglich iſt keine Veränderung in der Subſtanz ſelbſt, ſondern nur in den äußern Verhältniſſen, oder in der Ordnung, wie die Subſtanz mit und neben andern zugleich exiſtiert; ſie iſt alſo weder ein Leiden noch ein Wirken der Subſtanz, worunter nur innerliche, in den Beſchaffenheiten der Subſtanz ſelbſt vorgehende Veränderungen verſtanden werden können.

Die Bewegung iſt alſo eine ſolche Veränderung, deren Grund jederzeit außerhalb des bewegten Dinges liegt, und die daher durchaus keine Kraftäußerung eines Dinges an ſich ſeyn kann.

Es iſt alſo nur eine einzige Kraftäußerung des Dinges an ſich, nämlich die Vorſtellung, als eine im Subjekte ſelbſt vorgehende, innere Verän-

derung

Fleisch und Blut -- Horch, horch, o horch auf! Wenn du jemals Liebe zu deinem liebenden Vater getragen hast --

Hamlet.

O Himmel!

Geist.

So räche seine schändliche, höchst unnatürliche Ermordung.

Hamlet.

Ermordung?

Geist.

Jeder Mord ist höchst schändlich; aber dieser ist mehr als schändlich, unnatürlich, und unglaublich.

Hamlet.

Eile, mir den Thäter zu nennen, damit ich schneller als die Flügel der Betrachtung oder die Gedanken der Liebe, zu meiner Rache fliege.

Geist.

So bist du, wie ich dich haben will; auch müßtest du gefühlloser seyn, als das fette Unkraut, das seine Wurzeln ungestört an Lethe's Werft verbreitet, wenn du nicht in diese Bewegung kämest. Nun, Hamlet, höre. Es ist vorgegeben worden, eine Schlange habe mich gestochen, da ich in meinem Garten geschlaffen hätte. Mit dieser erdichteten Ursach meines Todes ist ganz Dännemark hintergangen worden: Aber wisse, edelmüthiger Jüngling, die Schlange, die deinen Vater zu tode stach, trägt izt seine Krone.

Hamlet.

derung denkbar, zu welcher der Grund in dem Subjekte selbst liegt; und jedes Ding an sich überhaupt ist nur als eine vorstellende Kraft möglich.

Schon daraus, daß die Bewegung nicht in einer Substanz selbst, sondern nur in dem äußeren Verhältniß zwischen mehreren Substanzen vorgehen kann, und daß der Raum nichts anders als jenes äußere Verhältniß ist, ergiebt es sich, daß eine Substanz, an und für sich betrachtet, keineswegs als den Raum erfüllend gedacht werden, und daß also keiner das Prädikat der Ausdehnung zukommen könne.

In wieferne also unter Körpern ausgedehnte Substanzen verstanden werden; in so ferne kann es keine Körper geben, und die in unsrem Bewußtseyn vorkommenden Körper können, als solche, nichts weiter als der Schein von realen Substanzen seyn.

Die sämmtlichen körperlichen Erscheinungen haben daher entweder gar keine in endlichen Wesen vorhandenen objektiven Gründe, oder diese sind in endlichen aber unkörperlichen Dingen an sich vorhanden. Im ersten Falle wird die Sinnenwelt unmittelbar durch das unendliche vorstellende Wesen in den Vorstellungen der Endlichen (durchaus nicht außer denselben) hervorgebracht; und nur die Geisterwelt, als solche, hat eine außer der

bloßen

bloßen Vorſtellung beſtehende reelle Exiſtenz oder Subſiſtenz — Lehre des Spiritualismus — Im zweyten Falle giebt es außer dem unendlichen und den endlichen Geiſtern auch noch andere einfache und vorſtellende Subſtanzen — Lehre der Monadologie.

Allgemeiner Spiritualismus. *)

Aus dem Vorhandenſeyn ſolcher Vorſtellungen, die in unſerm Bewußtſeyn vorkommen, aber von unſren Eigenen weſentlich verſchieden ſind, und die wir als die uns mitgetheilten Vorſtellungen anderer vorſtellenden Subſtanzen unſerer Art anerkennen, ergiebt ſich das Daſeyn mehrerer mit Vernunft und Willen begabter endlicher, einfacher und vorſtellender Weſen, das heißt, endlicher Geiſter.

Dieſe Geiſter können durch ihre endlichen vorſtellenden Kräfte nur Vorſtellungen (und auch dieſe nur) erzeugen, d. h. keineswegs aus nichts, ſondern nur aus einem ihnen gegebenen Stoffe hervorbringen.

Aus dem Daſeyn des in den Vorſtellungen der Geiſter enthaltenen Stoffes ergiebt ſich das Daſeyn eines vorſtellenden Weſens, das jenen Stoff durch ſeine Kraft hervorbringt, und eben darum ein unendlicher Geiſt iſt.

Das

*) Der beſondere Spiritualismus macht einen Theil des Dualiſtiſchen Syſtems aus.

Das Daseyn außer den Vorstellungen vorhandener, von den Geistern und ihren Vorstellungen verschiedener endlicher realer Objekte oder substanzieller Dinge an sich, wird mit Unrecht aus unsern Vorstellungen von der Sinnenwelt, und den in denselben vorhandenen uns gegebenen Stoffe derselben geschlossen.

Dieser Schluß würde nur in soferne gelten können, in wieferne jener Stoff nur als die Wirkung solcher endlichen Dinge an sich gedacht werden müßte. Allein derselbe läßt sich nur als unmittelbare Wirkung eines unendlichen Wesens denken, das allein Stoff hervorbringen, d. h. erschaffen kann.

Die Objekte der Sonnenwelt sind also, als Dinge an sich gedacht, nichts als ein bloßer Schein, der vermittelst eines durch Fantasie irregeleiteten Räsonnements erzeugt wird; aber als vorgestellte Dinge, in welcher Eigenschaft sie auch allein in unserm Bewußtseyn wirklich vorkommen, sind sie einerseits Wirkungen unserer vorstellenden Kraft, die aus dem gegebenen Stoffe die Vorstellungen jener Dinge erzeugt, andererseits Wirkungen der Gottheit, die jenen Stoff in der Empfänglichkeit der Geister hervorbringt.

Da die Objekte der Sinnenwelt im Bewußtseyn der endlichen Geister nur als vorgestellte Dinge vorkommen können, so konnten sie als Din-

ge an sich zu unserm Bewußtseyn kein anderes Verhältniß haben, als daß sie uns den Stoff zu den in uns vorgehenden Erscheinungen lieferten. Sie würden also als endliche Wesen zu einem Zweck erschaffen seyn, den der Schöpfer derselben durch unmittelbare Erschaffung jenes Stoffes eben so gut erreichen, und den Er, als ein vernünftiges Wesen, durch kein entbehrliches Mittel bewirken kann.

Monadologie.

Eine endliche vorstellende Kraft läßt sich nicht ohne außer ihr selbst befindliche endliche Objekte ihrer Vorstellungen, und in wieferne der Inbegriff solcher Objekte Welt heißt, nicht ohne eine Welt denken.

Die Realität dieser Welt ist daher eben so gewiß, als die Realität eines vorstellenden endlichen Dinges, die sich uns durch unser Selbstbewußtseyn ankündigt.

Das Reale der Welt besteht aus den endlichen Dingen an sich und dem Zusammenhang derselben.

Jede endliche vorstellende Kraft hat Schranken, eine mit Negazion verbundene Realität, positives Vermögen mit Unvermögen gepaart.

Das Reale der Welt oder die Dinge wie sie an sich sind, sind nur so weit vorstellbar als das

Po-

Positive des Vermögens der vorstellenden Kraft reicht.

Das Positive des Vorstellungsvermögens heißt die intellektuelle Kraft, das Negative in seinem Einfluß auf das Positive — die Sinnlichkeit.

Durch intellektuelle Kraft werden die Dinge deutlich, durch Sinnlichkeit undeutlich vorgestellt; die letztere hält ihrem Subjekte nur den Schein der Dinge, die Erstere als Verstand, die Dinge an sich einzeln, als Vernunft aber, im Zusammenhange vor.

Die Körper als Körper, folglich als ausgedehnte Substanzen vorgestellt, sind nur durch sinnliche, das heißt, undeutliche Vorstellungen vorgestellt.

Durch deutliche, das heißt intellektuelle Vorstellungen vorgestellt, werden sie als Aggregate unausgedehnter Substanzen befunden. Denn das Substanzielle an den Körpern kann nicht in der Zusammensetzung, sondern nur in demjenigen Zusammensetzenden liegen, das von allem Zusammengesetzten verschieden, folglich einfaches Element ist.

Der Körper als Körper ist als nur für die sinnliche Vorstellung, nicht außer derselben, vorhanden, ist nur eine relative, keine absolute Substanz. Außer der sinnlichen, in der intellektuellen Vor-

ſtellung und folglich auch in den Dingen an ſich, giebt es keine andere als unkörperliche und vorſtellende Subſtanzen.

Da die Bewegung nur Veränderung in den Verhältniſſen, nicht aber in den Beſchaffenheiten der einfachen Subſtanzen iſt: ſo geht dieſelbe nur in Aggregaten einfacher Subſtanzen, nur in den Körpern, vor, und iſt nur Aeußerung relativer Subſtanzen.

Die abſoluten Subſtanzen, welche die Elemente der Körper ausmachen, haben keine andere als eine vorſtellende Kraft, und führen in Rückſicht auf ihre Einfachheit und Kraft, die ihnen mit jeder andern Subſtanz gemein iſt, den Namen der Monaden.

Eine Monade, die mit einem organiſchen Körper verbunden, die Welt ſich nach der Lage und Beſchaffenheit deſſelben vorſtellt, heißt man Seele.

Durch die Beziehung auf die Lage und Beſchaffenheit der Organiſazion werden die Schranken der endlichen Monade in ſo ferne erweitert, als die endliche vorſtellende Kraft derſelben auf einen gewiſſen Standpunkt der Beſchauung des Weltganzen, auf gewiſſe Gegenſtände und gewiſſe Beſchaffenheiten derſelben eingeſchränkt und dadurch in Stand geſetzt wird, ſich etwas von der Welt beſtimmt und klar vorzuſtellen; da ſie auſſerdem

ihre

ihrer urſprünglichen Beſchränkung wegen von dem für ſie unermeßlichen Weltganzen nichts beſtimmt und klar vorzuſtellen vermöchte.

Aus Mangel eines ſolchen ihre Beſchränkung beſchränkenden Mediums verliert ſich die endliche Wirkſamkeit einer Monade, zum Beyſpiel eines Elements der Körper, in der Vorſtellbarkeit des Univerſums, wie ein Tropfen im Ozean, und iſt keiner beſtimmten und klaren Vorſtellung fähig. Die Elemente der Körper ſind daher immer in einem Zuſtande des dunkeln Bewußtſeyns, ſchlafende Monaden (Monades nudae, ſopitae.)

Die Seelen der unvernünftigen Thiere, ſind durch ihre Beſchränkung auf die Organiſazion, klarer d. h. ſolcher Vorſtellungen fähig, durch welche ſie gewiſſe Gegenſtände zu unterſcheiden vermögen; aber, als unvernünftig, ſind ſie deutlicher, d. h. ſolcher Vorſtellungen, durch welche der Zuſammenhang der Dinge an ſich vorgeſtellt wird, unfähig.

Das Vermögen der deutlichen Vorſtellung und zwar des Zuſammenhanges der Dinge überhaupt, iſt nicht, wie das Vermögen der klaren Vorſtellung einer gewiſſen Menge und gewiſſer Beſchaffenheiten von Objekten, aus der Beſchränkung der Seele auf die Lage des organiſchen Körpers, folglich nur aus der eigenthümlichen höhern Kraft der vorſtellenden vernünftigen Subſtanz begreiflich, die daher als Geiſt von den Thierſeelen ſowohl

als von den Elementen der Materie wesentlich verschieden ist.

Das Daseyn aller endlichen Monaden ist nur als die Wirkung einer unendlichen Monas begreiflich, die alles Mögliche mit absoluter Klarheit und Deutlichkeit vorstellt, und unter allen möglichen Welten, d. h. unter allen möglichen Inbegriffen möglicher endlicher Monaden, der Besten dadurch das Daseyn giebt, daß sie dieselbe für die Beste erkennt.

Der Karakter der besten Welt besteht in der durchgängigen Gemeinschaft der endlichen Substanzen, ihren zusammenstimmenden Wirkungen, mit einem Worte, in der absoluten Gesetzmäßigkeit, welche die Harmonie des Ganzen ausmacht.

Da keine absolute Substanz, weil ihr Wesen in der vorstellenden Kraft besteht, außer sich zu wirken vermag, so läßt sich die Harmonie ihrer Veränderungen mit den Veränderungen anderer keineswegs aus einem fysischen Einflusse derselben in einander (aus einer materiellen Wechselwirkung) sondern nur dadurch begreifen, daß allein diejenigen Substanzen zur Wirklichkeit gelangt und zugleich vorhanden sind, welche durch ihre eigene Kraft in sich selbst diejenigen Wirkungen hervorbringen, die mit den auf eben dieselbe Weise in andern entstehenden Wirkungen übereinstimmen.

Durch

Durch dieſe vorherbeſtimmte Harmonie, welche der Geſetzmäßigkeit in der Einrichtung und im Gange des Weltganzen zum Grunde liegt, läßt ſich allein auch die Gemeinſchaft zwiſchen Seele und Körper begreifen; da die Seele als eine abſolute Subſtanz keineswegs auſſer ſich, und der Körper als eine relative Subſtanz nur auf andere relative Subſtanzen zu wirken vermag (Bewegung nur unter Aggregaten einfacher Dinge vorgehen kann.)

Das Fundament des negativen Dogmatismus oder des metaſyſiſchen Skeptizismus.

Der Grund der Vorſtellung des Abſoluten, von unſerer Vorſtellungsart ſchlechterdings Unabhängigen, der Subſtanz, Urſache, Gemeinſchaft, müßte, wenn dieſe Vorſtellung objektive Wahrheit, eine nicht blos eingebildete Realität, Probehältigkeit von der Vernunft, haben ſollte, in den Dingen an ſich vorhanden und folglich müßten die abſoluten Subſtanzen u. ſ. w. vorgeſtellte Dinge an ſich ſeyn.

Wir kennen jedes Objekt, das wir von unſern Vorſtellungen unterſcheiden, nur unter dem Karakter des Vorgeſtellten, und vermögen daher keineswegs daſſelbe, als Vorgeſtelltes, mit ſich ſelbſt als einem nicht Vorgeſtellten zu vergleichen, um

uns der Einstimmung zwischen dem Dinge im Bewußtseyn und dem Dinge ausser dem Bewußtseyn zu versichern. Diese Einstimmung wird daher ohne Grund vorausgesetzt.

Die vorgestellte, Substanz u. s. w. ist als vorgestellte, die Substanz u. s. w. in wiefern sie von unserer Vorstellung abhängt, folglich nur eine relative, keineswegs absolute Substanz u. s. w. Die absolute müßte also die schlechterdings nicht vorgestellte seyn, aus der als einem völlig unbekannten Etwas sich auch nichts begreifen läßt.

Da jede bekannte und vorstellbare Substanz nur relativ seyn kann: so kann die Vorstellung der absoluten keinen probehältigen, vernünftigen Grund haben.

Die Nothwendigkeit und Allgemeinheit, durch die wir das Absolute in unsren Vorstellungen von Substanz u. s. w. von dem Relativen unterscheiden, ist eine durch oft wiederholte ähnliche Eindrücke, folglich durch Gewohnheit begreifliche Täuschung.

In wieferne das Absolute, Nothwendige und Allgemeine den Karakter der wissenschaftlichen Gewißheit und des filosofischen Wissens ausmacht, in sofern ist auch diese Gewißheit und dieses Wissen bloße Täuschung.

Reinhold.

Hamlet.

O, meine weiſſagende Seele! Mein Oheim?

Geiſt.

Ja, dieſer ehrloſe blutſchändriſche Unmenſch verführte durch die Zauberey ſeines Wizes, und durch verräthriſche Geſchenke (o! verflucht ſey der Wiz und die Geſchenke, welche die Macht haben, ſo zu verführen,) das Herz meiner ſo tugendhaft ſcheinenden Königin. O Hamlet, was für ein Abfall war das! Von mir, deſſen Liebe, in unbefleckter Würde Hand in Hand mit dem Ehe-Gelübde gieng, ſo ich ihr gethan hatte -- zu einem Elenden abzufallen, deſſen natürliche Gaben gegen die meinigen nicht einmal in Vergleichung kamen! Allein, ſo wie die Tugend ſich niemals verführen laſſen wird, wenn das Laſter gleich in himmliſcher Geſtalt käme, ſie zu verſuchen; ſo würde die Unzucht, und wenn ſie an einen ſtralenden Engel angeſchloſſen wäre, ſich nicht enthalten können, ſelbſt in einem himmliſchen Bette ihre heißhungrige Luſt an Luder-Fleiſch zu buſſen. Doch ſachte! Mich däucht, ich wittre die Morgen-Luft -- Ich muß kurz ſeyn. Ich lag, wie es nachmittags immer meine Gewohnheit war, unter einer Sommer-Laube in meinem Garten, und ſchlief unbeſorgt, als dem Oheim ſich ingeheim mit einer Phiole voll Gift herbeyſchlich, welches eine ſo gewaltſame Wirkung thut, daß es ſchnell wie Queckſilber alle Adern durchdringt, und das ſonſt flüſſige und geſunde Blut gerinnen macht, wie Milch wenn etwas Saures darein gegoſſen wird; dieſes Gift ſchüt-

III.

Ueber den Verfaſſer der eilf erſten im vierten Buche der Tibulliſchen Elegien befindlichen kleinen Gedichte, nebſt einer Probe von einer metriſchen Ueberſetzung derſelben.

So einſtimmig die Herausgeber und Erklärer Tibulls über den Werth dieſer kleinen Gedichte ſind, ſo ſehr weichen ſie in ihren Muthmaßungen über den Verfaſſer derſelben von einander ab. Einige von ihnen halten Tibullen ſelbſt dafür; andere ſchreiben ſie entweder der Sulpicia, einer Tochter des Servius Sulpicius, oder einem andern, uns unbekannt gebliebenen Dichter zu, der ſie bey Gelegenheit einer Liebſchaft jener Römerin zum Gebrauche für ſie verfertigt haben ſoll.

Die Abſicht bey gegenwärtigem Aufſatze iſt gar nicht, ein entſcheidendes Urtheil in dieſer Sache zu fällen, um den wahren Verfaſſer zuverläßig zu beſtimmen; denn dies iſt, unſerer Ueberzeugung nach, unmöglich. Wir werden uns bloß bemühen zu zeigen, daß das, was man bisher angeführt

hat, um dieſe Stücke Tibullen ſtreitig zu machen, noch lange nicht beweiſe, was man dadurch bewieſen zu haben glaubt; und dann unſere Gedanken über den Plan und die Abſicht, die der Dichter dabey haben mochte, der Beurtheilung der Leſer vorlegen.

Vorzüglich hat Hr. Hofr. Heyne in ſeiner trefflichen Ausgabe der Tibulliſchen Elegien die leztere der obigen Meynungen wahrſcheinlich zu machen geſucht; allein wir glauben, der Achtung unbeſchadet, die wir einem ſolchen Manne ſchuldig ſind, ſagen zu dürfen, daß die Gründe, die er dafür anführt — wiewohl es vielleicht noch die einzigen ſind, die ſich dafür anführen laſſen, uns eben ſo wenig befriedigend zu ſeyn ſcheinen, als die ſeiner Vorgänger.

Er führt für's erſte die Verſchiedenheit an, die ſich in Hinſicht auf Gedankenfülle und Politur des Ausdrucks zwiſchen dieſen und den übrigen Gedichten Tibulls vorfindet. Ayrmann hatte nehmlich behauptet daß Diktion und Numerus in beyden auf einen und denſelben Verfaſſer hinweiſe, daß man aber dagegen in dieſen kleinen Stücken einen gewiſſen Reichthum an Gedanken bemerke, der uns zu dem Schluſſe berechtige, Tibull habe ſie ſchon in ſeiner frühern Jugend verfertigt. Herr Hayne widerſpricht dieſen Behauptungen mit Recht, und ſucht das Gegentheil darzuthun. Er

zeigt,

zeigt, daß mit einem ſehr geringen Grade von Gedankenfülle, der vorzüglich aus der Sorgfalt hervorleuchtet, womit der Dichter jeden auch noch ſo geringfügigen Umſtand von allen Seiten darſtellt und bis auf kleine Nüanzen ausmahlt, eine gewiſſe Nachläſſigkeit und ein ſichtbarer Mangel an Feile verbunden ſey, wodurch indeſſen dem Eindrucke des Ganzen nichts benommen werde; indem der Dichter nie die gehörigen Schranken übertrete, ſondern immer noch einen ſehr feinen Sinn für Schönheit und Eleganz verrathe.

Von der Wahrheit dieſer Bemerkungen kann ſich ein jeder überzeugen, der dieſe kleinen Reſte der römiſchen Muſe mit einiger Aufmerkſamkeit durchlieſt. Aber folgt aus ihnen das, was Herr Heyne daraus folgern will, daß Tibull der Verfaſſer derſelben nicht ſeyn könne? — Wir zweifeln. Denn eben jener Mangel an Gedankenfülle und jene Nachläßigkeit des Ausdrucks — beydes ſcheint uns nur noch mehr auf die Zeit hinzuweiſen, in welcher Tibull nach Ayrmans Vermuthung dieſe Arbeiten verfertigt haben dürfte; beydes ſcheint uns ſehr deutlich zu verrathen, daß ſie mit unter die Erſtlinge ſeiner Muſe gehören, worin er einige kleine Proben ſeines aufkeimenden und noch nicht ganz gebildeten Dichtertalentes ablegte. Noch mehr aber beſtimmen uns zu dieſer Meynung folgende Betrachtungen.

Was erſtlich den Mangel an Fülle der Gedanken und Empfindungen betrifft, wodurch ſich dieſe Stücke von Tibulls übrigen Gedichten ganz vorzüglich unterſcheiden, ſo darf uns dieſer, wenn wir auch von der ſchon vorher angeführten Urſache auf einen Augenblick wegſehen, um ſo weniger auffallen, da es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß jene Gedichte nichts weiter als bloſſe Spiele der Einbildungskraft waren, die durch irgend einen Vorfall jener Zeiten veranlaßt wurden, vielleicht aber auch ganz ihr Daſeyn der Fantaſie des Dichters verdanken *). Wie kann man nun da erwarten, daß der Verfaſſer derſelben — geſetzt auch, er habe ſich noch ſo gut in die erdichtete Lage zu verſetzen gewußt — eben den Drang von Empfindungen äuſſern ſolle, den man ſonſt bey ihm wahrnimmt, wenn ſein Herz in ſeiner eigenen Sache ſpricht, wenn er die Stärke ſeiner eigenen Leidenſchaft darſtellt und in Klagen über die Hinderniſſe derſelben ausbricht?

Sollte man aber, zweytens, die Nachläßigkeit des Ausdrucks, die in Tibulls übrigen Arbeiten ſeltener bemerkt wird, ſich durch die Zeit, in der er dieſe Stücke wahrſcheinlich verfertigte, noch nicht hinlänglich erklären zu können glauben: ſo bedenke man, daß jener Mangel der Feile im Grunde doch

*) Unſere Gedanken über dieſen Punkt werden weiter unten folgen.

doch nur mehr scheinbar ist, und, wenn man die Feinheit des Geschmacks, die immer noch durch denselben hervorblickt, in Erwägung zieht, sogar absichtlich zu seyn scheint. Man weiß ja, wie viel bey kleinen Gedichten der spielenden Gattung, worunter unstreitig auch diese gehören, darauf ankomme, daß in ihnen alle Kunst in Hinsicht auf Gedanken sowohl als Ausdruck, so viel als möglich versteckt werde; man weiß, daß selbst der geringe Schein des geflissentlich gesuchten und gezwungenen den Eindruck des ganzen Gedichts zu schwächen im Stande sey, und daß die Wirkung desselben immer um so größer seyn werde, je mehr das Ganze ein Werk des Augenblicks zu seyn und sich dem Impromtü zu nähern scheint. Alles das war Tibullen gewiß auch nicht unbekannt. Und wie, wenn er es hier in Erfüllung zu bringen und diesen kleinen Arbeiten das Gepräge einer anscheinenden Nachläßigkeit, das sie haben mußten, wenn sie anders gefallen sollten, wirklich aufzudrücken suchte?

So fände sich denn in dem, wodurch Herr Hofr. Heyne seine Meynung vorzüglich zu begründen gedenkt, nichts, das uns bestimmen könnte, diese poetischen Spiele Tibullen abzusprechen. Dagegen glauben wir desto mehr in ihnen zu bemerken, was uns für ihn zu zeugen scheint, besonders wenn wir seine größern Stücke dagegen halten. In beyden herrscht durchaus dieselbe sanfte ruhige Stimmung,

mung, verbunden mit demselben Hange zum romantischen in der Liebe, der durch Nichtbefriedigung dieser Leidenschaft erzeugt und von einer glühenden Fantasie genährt wird; derselbe schwermüthige, klagende Ton, der in jede Empfindung verwebt ist, und sie gewissermaßen zu einer Tibullischen stempelt; dieselben hohen Erwartungen von ungestörtem Liebesgenusse; derselbe schnelle Uebergang zu den entgegengesetztesten Empfindungen, je nachdem die Fantasie in ihrem Fluge auf Gegenstände geräth, die jenen Erwartungen entsprechen oder nicht; kurz, in beyden athmet (einige wenige Modifikazionen abgerechnet, welche die Verschiedenheit des Gegenstandes hervorbringt) ganz derselbe Geist, der uns kaum noch daran zweifeln läßt, daß beyde von Einem Verfasser herrühren.

Aber, sagt man — und dies ist zugleich ein zweyter Grund, den unsre Gegner für ihre Meynung anführen — rühren diese Stücke wirklich von Tibull her, so muß man auch annehmen, daß unter dem Cerinth, der eine Hauptperson darin ist, kein anderer als er selbst zu verstehen sey; und dann geräth man ja auf Ungereimtheiten, wie man sie sich nicht ärger denken kann; dann hat Tibull zu sich selbst gesagt (IV, 4, 15.): Pone metum, Cerinthe, deus non laedit amantes; und (IV, 6, 8): sed juveni, quaeso, mutua vincla para; dann hat er die ganze zweyte Elegie des zweyten Buchs an sich selbst gerichtet; nichts davon zu

sagen,

ſagen, daß man gar nicht weiß, wie er zu der Liebſchaft mit der Sulpicia kommt, deren er ja ſonſt nirgends erwähnt hat.

Die Wahrheit zu geſtehen, wiſſen wir eigentlich nicht, was wir zu dieſem Einwurfe ſagen ſollen; nicht als ob es uns an Mitteln ihn zu beantworten fehlte, ſondern vielmehr aus Verwunderung darüber, daß man ihn nur machen konnte. Indeſſen verdient er wohl etwas genauer erwogen zu werden, beſonders, da er ſich von einem Manne herſchreibt, für den unſere Hochachtung in jeder Hinſicht zu groß iſt, als daß wir ihm gerne in irgend einem Umſtande widerſprechen ſollten.

Er beruht, wie man ſieht, ganz auf der Vorausſetzung, daß die Dichter der Griechen und Römer zu ihren Gedichten ſtets wirklicher Vorgänge als einer Veranlaſſung bedurften, und in dieſer Rückſicht ihrer ſonſt ſo fruchtbaren Fantaſie nie freyen Spielraum geſtatteten; gleich als ob es ihnen unmöglich geweſen wäre, ſich auch einmahl in eine erdichtete Lage hineinzudenken. Dieſe Vorausſetzung aber kann, wie uns dünkt, nur in den älteſten Zeiten der Poeſie Statt finden, wo die Kunſt noch ſo wenigen Antheil an poetiſchen Werken hatte und die Natur alles that. Sobald ſie aber auf die Arbeiten ſpäterer Dichter angewandt wird, muß ſie durchaus zu irrigen Meynungen verleiten. Am wenigſten ſcheint ſie uns auf die

Gedichte

Gedichte der Römer zu paſſen, da dieſe ſich ganz die ſchon gebildeten Griechen zu Muſtern nahmen.

Die Richtigkeit dieſer Behauptung fällt — um uns mit einem Beyſpiele zu begnügen — wohl nirgends mehr in die Augen, als wenn man die Kommentatoren der Virgiliſchen Eklogen, ſo frey von vorgefaßten Meynungen als möglich, durchläuft. Faſt jeder Nahme, der nicht gerade aus der Mythologie oder der ältern Geſchichte entlehnt iſt, muß da entweder der Nahme dieſes oder jenes ſchon anderweit bekannten, damals lebenden Römers ſeyn, oder doch auf denſelben hindeuten. Und kann man dann ſeine Divinazionsgabe nicht mehr an den Namen üben: ſo glaubt man doch da wirkliche Vorfälle jener Zeit, welche die Veranlaſſung zu dem Gedichte hergaben, errathen zu haben. — Warum ſoll denn nun aber gerade in dieſem Stükke alle Analogie zwiſchen den Dichtern älterer und neuerer Zeiten wegfallen? Was würde man das zu ſagen, wenn jemand es ſich einfallen ließe, zu behaupten, daß jedes Idyll von Gesnern ſich auf eine Begebenheit aus dem eigenen Leben dieſes Dichters beziehe, und unter dem Nahmen des einen von den aufgeführten Schäfern immer, entweder er ſelbſt oder einer ſeiner Zeitgenoſſen zu verſtehen ſey? Konnte nun aber Gesner, ja, kann jeder noch ſo ärmliche Romanſchreiber unſerer Zeiten ſich in bloß eingebildete Lagen und Verhältniſſe verſetzen und ſeine Dichtungen dieſen gemäß

mäß einrichten: ſo dürfte man ſich wohl nicht ohne die größte Ungerechtigkeit weigern, dies Talent auch den Dichtern der Griechen und Römer zuzugeſtehen.

Wendet man nun das bisher geſagte *) auf unſern Fall an, ſo ergiebt ſich, daß man durchaus gar keinen Grund hat, die eben benannten, im vierten Buche der Elegien Tibulls befindlichen kleinen Stücke dieſem Dichter darum abzuſprechen, weil er ſelbſt ſonſt unter der Perſon des Cerinth gemeynt ſeyn müßte, und auf dieſe Art in einigen Stellen Ungereimtheiten entſtehen würden. Denn was nöthigt uns zu einem ſolchen Schluße? Wäre es nicht natürlicher, dieſe Stücke Tibullen zu laſſen, und anzunehmen, daß ſowohl die in ihnen zum Grunde liegende Geſchichte, als die darin vorkommenden Perſonen ihre Entſtehung ganz ſeiner eigenen Fantaſie zu verdanken haben? Sollten wir aber auch wirklich einräumen müſſen, daß die

*) Doch müſſen wir den Leſer bitten, unſere Behauptung nicht wieder auf der andern Seite zu weit auszudehnen und in ein zweytes Extrem zu verfallen. Es heißt auch hier: eſt modus in rebus etc. Zuverläßige, nicht bloß von Scholiaſten entlehnte Nachrichten, verbunden mit einem feinen gebildeten Gefühl, werden in dergleichen Sachen wohl immer die ſicherſten Führer ſeyn.

die in ihnen genannte Sulpicia die Tochter des Servius Sulpicius sey, und daß diese irgend einmahl mit einem gewissen Cerinth in einem solchen Liebesverständnisse gestanden habe: so würden wir doch eher glauben, daß dieser Vorfall für Tibullen mehr ein bloßer Anlaß zu jenen Gedichten gewesen sey, und seine Fantasie nur auf diesen Gegenstand hingelenkt, als daß er wirklich vorgefallene Begebenheiten aus seinem Leben, oder aus dem Leben anderer darin besungen habe.

Vielleicht tragen folgende Ideen über die Absicht und den Plan, den der Dichter — er sey nun Tibull oder ein anderer gewesen — bey Verfertigung derselben vor Augen gehabt zu haben scheint, etwas zu mehrerer Verdeutlichung unserer so eben vorgetragenen Aeußerungen bey.

Wenn wir nemlich ein jedes dieser Stücke vom zweyten an bis zum zwölften einzeln durchgehen, so glauben wir nicht bloß einen sehr genauen Zusammenhang derselben unter einander, sondern sogar eine absichtliche Zusammenstimmung zu einem planmäßigen Ganzen in ihnen wahrzunehmen. Dieses wird freylich hier und da unterbrochen; aber nicht sowohl, wie uns dünkt, durch Schuld des Dichters, als vielmehr durch die Ungeschicklichkeit oder Unbedachtsamkeit derer, welche die, durch irgend einen Zufall vielleicht zerstreuten Stücke wieder sammelten und in Ordnung brachten. Dadurch

lete er mir in die Ohren, und es wirkte so gut, daß es mir eine plözliche Schwindesechte verursachte, die meinen ganzen Leib mit einem ekelhaften Aussaz überzog, und in einem Augenblik in ein gräßliches Scheusal verwandelte. Solchergestalt wurde ich dann schlafend, durch die Hand eines Bruders, auf einmal des Lebens, der Krone und meiner Königin beraubt; mitten in meinen Sünden weggerissen, ohne Vorbereitung, ohne Sacrament, ohne Fürbitte; eh ich meine Rechnung gemacht, mit allen meinen Vergehungen beladen, zur Rechenschaft fortgeschikt. O, es ist entsezlich, entsezlich, höchst entsezlich! Wenn du einen Bluts-Tropfen von mir in deinen Adern hast, so duld' es nicht; laß das Königliche Bette von Dännemark nicht zu einem Tummel-Plaz der Ueppigkeit und blutschändrischer Unzucht gemacht werden. Doch, so strenge du auch immer diese Greuel-That rächen magst, so besleke deine Seele nicht mit einem blutigen Gedanken gegen deine Mutter; überlaß sie dem Himmel und dem nagenden Wurm, der in ihrem Busen wühlet. Lebe wohl! Der Feuer-Wurm kündigt den herannahenden Morgen an, und beginnt sein unwesentliches Feuer auszustralen. Adieu, adieu, adieu -- Gedenke meiner, Sohn!

[Er verschwindet.]

Hamlet.

O du ganzes Heer des Himmels! O Erde! Und was noch mehr? -- Soll ich auch noch die Hölle aufruffen? -- O Fy, halte dich, mein Herz! Und ihr, meine Nerven, werdet nicht plözlich alt, sondern traget mich aufrecht --

Deiner

ſcheinen einige von ihnen ganz verloren gegangen zu ſeyn, andere eine Stelle erhalten zu haben, in die ſie gar nicht gehören. Was die verlornen anbelangt, ſo läßt ſich darüber nicht mehr gehörig urtheilen; wir müſſen uns vielmehr mit dem begnügen, was uns noch übrig iſt, und daraus den Plan des Dichters ſo gut als möglich zu errathen ſuchen. Daß aber wirklich einige fehlen, dürfte man ſchon deshalb nicht ohne Grund vermuthen, weil das zweyte Gedicht des zweyten Buchs, das ganz offenbar in dieſe Sammlung mitgehört, aus derſelben völlig herausgeriſſen und unter Tibulls übrige Arbeiten gemiſcht iſt. Was aber die gegenwärtige Ordnung dieſer Gedichte betrifft, ſo wird ſie wohl nicht leicht jemand für die urſprüngliche halten, wenn er das vierte und eilfte Stück, in welchen beyden von einer Krankheit der Sulpicia die Rede iſt, ſo weit von einander getrennt, und das ſiebente, das den Schluß des Ganzen zu machen ſcheint, beynahe in die Mitte verſetzt ſieht. *)

Ordnen wir nun dieſe noch übrigen zwölf Stücke ſo gut als möglich, ſo ſcheint ſich aus ihnen fol-

*) Alles dieſes erhält einen noch höhern Grad der Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß alle Abſchriften und Ausgaben, die wir von unſerm Dichter haben, urſprünglich aus Einem Kodex gefloſſen ſind, der noch dazu ſehr verſtümmelt und ſelbſt in Hinſicht auf ſein Alter von geringem Werthe iſt.

gender Zweck des Dichters zu ergeben. Er wollte die Empfindungen zweyer Liebenden, die bey aller Heftigkeit ihrer Liebe an dem vollen Genusse derselben durch mehrere Umstände verhindert werden, in einer Reihe von einzelnen kleinen Gedichten ausdrücken, indem er sie bald redend einführte, bald nur den Referenten machte, je nachdem die Umstände einen höhern oder niedrigern Grad der Stärke der Empfindungen nöthig machten. Nun kann es seyn, daß diesem Sujet ein wirklicher Vorgang jener Zeiten, der sich mit der Sulpicia ereignete, zum Grunde liegt; ja, selbst einzelne hier beschriebene oder angedeutete Begebenheiten können wirklich dabey vorgefallen seyn. Aber die Gedichte selbst, die wir hier lesen, wurden von einem Verfasser bloß zu seinem Vergnügen und in der so eben angegebenen Absicht verfertigt; und man kommt nun nicht erst in die Verlegenheit, annehmen zu müssen, daß einige von ihnen noch von einer dritten Person, außer der Sulpicia und dem Cerinth, auf die Außenseite der überbrachten Briefe oder Gedichte geschrieben worden. *)

Seinem Zwecke gemäß sucht also der Dichter den Leser zuvörderst mit den Personen seiner Dichtung — die man, wenn man will, allenfalls auch einen kleinen Roman nennen kann — bekannt zu machen.

*) Man sehe in der Heyniſchen Ausgabe die Anmerkung zu dem neunten und eilften Gedichte.

machen. Daher in dem ersten Stücke (Carm II.) *) die treffliche Schilderung der Sulpicia, wie sie am Feste der Matronalen in ihrem völligen Schmucke dasteht. Vielleicht hatte der Dichter auch Cerinthen auf ähnliche Art in einem eigenen Gemälde dargestellt; allein das Stück, worin dies geschehen seyn mag, ist verloren gegangen. Um nun aber die Liebenden auch von Seiten ihrer Leidenschaft dem Leser zu zeigen, führt er erst die Sulpicia selbst an dem Geburtsfeste Cerinths um die Begünstigung ihrer Liebe flehend auf (Carm. V.) und läßt sie an ihrem eigenen Geburtstage das nehmliche thun. (Carm. VI.) Dann nimmt er bey diesem aber auch Anlaß, uns von Cerinths Neigung zu unterrichten. (L. II. Carm. II)

Nun erst schildert er die Empfindungen der Liebenden bey den mannichfaltigen Hindernissen, die sich der Befriedigung ihrer Liebe entgegenstellen. Diese sind eine Jagd, an der Cerinth Theil genommen hat; (Carm. III) eine Krankheit, in welche Sulpicia verfällt, (Carm. XI.) wozu der Dichter (Carm. IV.) gewissermaßen eine Einleitung vorausschickt; ein Argwohn, in den Cerinth bey der Sulpicia durch sein räthselhaftes Betragen geräth, das

*) Dadurch, daß wir die Nummer, unter welcher ein jedes Stück in den bisherigen Ausgaben Tibulls steht, angeben, kann man zugleich die Ordnung ersehen, worin es nach unserer Meynung stehen müßte.

er in einer Nacht gegen ſie angenommen haben mochte (Carm. X.) und weshalb er ſie nachher um Vergebung bittet; (Carm. XII.) *) und zuletzt eine Reiſe aufs Land, welche Sulpicia, wie es ſcheint, gerade an dem Tage machen ſoll, der vielleicht zur endlichen Befriedigung ihrer, durch die bisher eingetretenen Hinderniſſe nur noch mehr erhitzten Leidenſchaft beſtimmt war, um den Feyerlichkeiten beyzuwohnen, die Meſſala, Cerinths Nebenbuhler, an ſeinem Geburtstage anſtellt. (Carm. VIII.) Dieſes letzte Hinderniß wird indeß durch irgend einen uns unbekannt gebliebenen Umſtand glücklich aus dem Wege geräumt (Carm. IX.) **) und die beiden Liebenden erreichen den ſo lange erſehnten Zweck ihres beyderſeitigen Strebens. (Carm. VII.)

In

*) Dieſes Gedicht ſcheint eines von denen zu ſeyn, die vielleicht Cerinth an ſeine Geliebte richtete, alle aber bis auf dies einzige verloren gegangen ſeyn müſſen.

**) Wir glauben, daß unter dem Geburtstage, von dem in dieſem und dem nächſt vorhergehenden Gedichte die Rede iſt, der Geburtstag des Meſſala zu verſtehen ſey. Den Anfang des IXten Gedichts leſen wir daher ſo:

Scis (*l. ſic*) iter ex animo ſublatum triſte puellae
Natali Romae nos *finis* eſſe ſuo.

und konſtruieren: Scis (*ſic*) triſte puellae iter ſublatum ex animo (d. h. wie du und ſie es wünſchte) nos natali ſuo (ſc. Meſſalae) Romae eſſe finit.

In dieser Ordnung*) müßten, unsrer Meynung nach, diese einzelnen kleinen poetischen Gemälde aufgestellt werden. Uebrigens geben wir gerne zu, daß man sie vielleicht eben so gut und, unbeschadet unsrer oben geäußerten Meynung über den wahrscheinlichen Zweck und Plan des Dichters, noch auf mehrere andere Arten zusammenreihen könnte. Ueberhaupt aber bitten wir den Leser, die in diesem ganzen Aufsatze vorgetragene Behauptungen für nichts weiter aufzunehmen, als für das, wofür wir sie gleich Anfangs ausgaben, d. h. für Meynungen eines einzelnen Freundes der Tibullischen Muse, der sich gerne bescheidet eines bessern belehrt zu werden.

Zum Schlusse theilen wir denjenigen Lesern, die jene Stücke nicht im Originale lesen können, eine Probe von einer Uebersetzung derselben mit, bey der wir uns wenigstens bemüht haben, die Leichtigkeit, Anmuth und Korrektheit, die ihnen der römische Dichter zu geben wußte, so viel als möglich in unsere Muttersprache überzutragen. Wir wählen zu dieser Absicht gleich das erste Stück — in den bisherigen Ausgaben Tibulls das zweyte des vierten Buchs — worin der Dichter uns mit seiner Sulpicia näher bekannt macht.

*) Sie wäre also folgende: Carm. II. V. VI. (L. II. C. II.) III. IV. XI. X. XII. VIII. IX. VII.

Mars, Sulpicia hat ſich geſchmückt an deinen Kalenden!
Schau, es reuet dich nicht, ſelber vom Himmel herab!
Venus wird es verzeihn! Nur hüte dich, mächtiger Kriegsgott,
Daß vor Verwunderung nicht ſchimpflich der Schild dir entfällt!
Will Cytherens Sohn die Götter entflammen, ſo zünder
Er an ihrem Aug' immer die Fackel ſich an.
Was ſie auch thu' und wohin ihr Fuß ſie führe, da zieret
Anſtand ſie und folgt ihr mit verſtohlenem Reiz.
Nimmt ſie dem Haare die Feſſel, ſo ziert ſie fliegendes Haupthaar;
Ordnet ſie's aber, ſo ſteht's wieder geordnet ihr ſchön.
Reizend iſt ſie, ſie mag in Tyriſchen Purpur ſich kleiden;
Reizend, es mag ein Gewand, weiß wie der Schnee, ſie umwehn;
So wie im ew'gen Olymp dem hochbeglückten Verſummus
Tauſendfältiger Schmuck immer doch Anmuth verleiht'
Unter den Mädchen verdient ſie allein, daß Tyros ihr ſende

Weiches

Weiches köſtliches Zeug, zweymal in Purpur genezt;
Daß ſie beſitze, was je der reiche Pfleger des Weihrauchs
Auf der duftenden Flur ſeines Arabiens mähk,
Und die Perlen, die dort der ſchwarze Indier ſammelt
Von dem rothen Geſtad hart an dem äußerſten Oſt!
Singt ſie am feſtlichen Tag der Kalenden: o Pierinnen!
Stolzer Apoll, und du ſtimme die Leyer mit ein!
Jährlich werd' ihr Feſt noch forthin lange gefeyert!
Denn kein Mädchen iſt *) würdiger eures Geſangs!

Anmerkungen.

vſ. 1. Am erſten Mäi; feyerte das weibliche Geſchlecht in Rom dem Mars zu Ehren ein Feſt, das unter dem Namen der Matronalen bekannt iſt. Männer und Frauen pflegten ſich an demſelben wechſelſeitig Geſchenke zuzuſchicken und die leztern ihren Sklavinnen einen feſtlichen Schmaus zu geben.

vſ. 3. Venus war bekanntlich die Geliebte des Mars.

vſ. 13. 14. Man weiß nicht genau, was die alten Römer ſich eigentlich unter dem Vertumnus gedacht haben mögen. Vielleicht wußten ſie ſelbſt es eben ſo wenig. Hier iſt mit dieſem Worte höchſt wahrſcheinlich das Sinnbild der abwech-

*) Iſt, das hier als eine lange Sylbe gebraucht wird, könnte für lang gelten, wenn ein Daktylus unmittelbar vorgienge: aber in dieſem Verſe macht „Mädchen iſt" für jedes teutſche Ohr einen Daktylus. W.

wechſelnden Jahrszeiten gemeint. — Das mille habet ornatus, mille decenter habet des Originals war uns treu auszudrücken unmöglich, ſo viel auch die Ueberſetzung dadurch nothwendiger Weiſe verlieren muſte.

vſ. 19. 20. Die Erklärer Tibulls ſind darüber uneins, ob man den Ausdruck ſchwarzer Indier im eigentlichen Sinne zu nehmen, oder von den Bewohnern Aethiopiens zu verſtehen habe. Der Leſer wähle das, was ihm das wahrſcheinlichſte zu ſeyn ſcheint; denn eins hat ſoviel für und wider ſich als das andere.

vſ. 22. Im Originale ſteht eigentlich: du, auf deine Lever ſtolzer Apoll. Allein der Vers hinderte uns, den Sinn ganz auszudrücken.

Leipzig. Wund.

IV.

Etwas zur Beruhigung der Patriotiſchen Bürger in ***.

Wenn in einer großen und mächtigen, aber durch die Folgen einer Reihe heilloſer Regierungen zu Grunde gerichteten Monarchie, das Volk, von dem Regenten ſelbſt gewiſſermaßen dazu aufgefodert, wie Ein einzelner Mann aufſteht, um ſich ſelbſt zu helfen; wenn es nun, bey Ueberzählung aller Gebrechen des Staats, aller Mißbräuche der Verfaſſung, aller Bedrückungen, unter deren Laſt es zu erliegen anfängt, — an der Möglichkeit einer Aus-

Ausbesserung des alten morschen und überall unhaltbaren Staatsgebäudes auf einmahl verzweifelnd — das ganze Gothische Ungeheuer mit allen [illegible] modernen Anhängseln und Verzierungen niederreißt, Alles alte abschafft, Alles von Grund aus neu und besser haben will, und, nach verschiednen mißlungenen Versuchen, endlich — in der sanguinischen Hoffnung, durch allgemeine Gleichheit und Freyheit glücklicher zu werden, — die alte Despotisch-Aristokratische Monarchie, das Werk von vierzehn Jahrhunderten, binnen Jahr und Tag in eine Demokratische Republik umschaffen will, und, trotz des unermüdlichen Widerstandes einer zahlreichen und mächtig unterstützten Gegenparthey, mit solcher Energie, Gewalt und Beharrlichkeit dabey zu Werke geht, daß es, nach seinen Anstalten zu urtheilen, fest entschlossen scheint, entweder seinen Willen durchzusetzen oder (wie einst Simson sich selbst mit den Filistern seinen Feinden unter dem Dagonstempel begrub) unter den rauchenden Ruinen des ganzen, in den Wirbel seiner Schicksale hineingezogenen Europa seine Feinde und sich selbst zu begraben — Wenn, sage ich, der erstaunten und bestürzten Welt ein solches Schauspiel gegeben wird: so ist wohl sehr natürlich und gewiß eine der unausbleiblichsten Folgen einer so ausserordentlichen politischen und moralischen Welterschütterung, daß auch in den benachbarten Ländern das Volk aus seiner gewohnten trägen, duldsamen Dumpfheit — wie ehemals die heiligen Sieben

Schläfer aus ihrem 155 jährigen Zauberschlaf — aufgerüttelt wird, sich die Augen zu reiben beginnt und um sich herschaut, sich überall befühlt und betastet, ob ihm nichts wehe thue und wo es ihm wehe thue, und dann, (wie es freylich nicht fehlen kann) bey Beherzigung seines eigenen Zustandes und Vergleichung desselben mit demjenigen, aus welchem und in welchen jenes benachbarte Volk sich selbst theils schon versetzt hat, theils noch zu versetzen Willens ist, auf allerley Gedanken kommt, die ihm ohne eine solche Veranlassung so leicht nicht zu Kopfe gestiegen wären. Kein Wunder, daß es dann, indem es sich selbst fragt — was möchtest du dir wohl wünschen? — die Entdeckung macht, daß es gar viele Dinge gern anders und besser haben möchte; kein Wunder, daß es nun den Druck der auf seinen Schultern liegenden Bürde weit schwerer findet als sonst, daß es manche Einrichtung, welcher es sich sonst mit blindem Respekt und Gehorsam unterwarf, nun als Mißbrauch anzusehen, und manchen Mißbrauch, bey dem es sonst nur die Achsel zuckte, unleidlich zu finden anfängt; und da es, bey solchen Gelegenheiten an Aufhetzern, Sachwaltern der Menschheit und unruhigen Wichten, die auch gern eine Rolle in der Welt spielen möchten, auch wohl an bösen Buben, die aus bloßem Muthwillen Oehl ins Feuer gießen, nicht zu fehlen pflegt: so darf man sich um so weniger befremden lassen, wenn man unter den mittlern und niedrigern Volksklassen unvermerkt eine gewisse Abgeneigtheit länger viel zu

dulden

Deiner gedenken? Ja, du armer unglüklicher Geiſt, ſo lange das Gedächtniß in dieſem betäubten Rund ei ſchlägt an ſeinen Kopf) ſeinen Siz behalten wird! -- Deiner gedenken? Ja, ja, ich will ſie alle von der Tafel meines Gedächtniſſes wegwiſchen, alle dieſe alltägliche läppiſche Erinnerungen, alles was ich in Büchern geleſen habe, alle andern Ideen und Eindrüke, welche Jugend und Beobachtung darinn eingezeichnet haben; ich will ſie auslöſchen, und dein Befehl allein, unvermiſcht mit geringerer Materie, ſoll den ganzen Raum meines Gehirns ausfüllen. Ja, beym Himmel! -- O! abſcheuliches Weib! O Böſewicht, Böſewicht, lächelnder verdammter Böſewicht! -- Meine Schreib-Tafel -- ich will es niederſchreiben -- daß einer lächeln und immer lächeln, und doch ein Böſewicht ſeyn kan -- wenigſtens weiß ich nun, daß es in Dännemark ſo ſeyn kan -- (Er ſchreibt.) So, Oheim, da ſteht ihr; izt zu meinem Wortzeichen; es iſt: Adieu, adieu, gedenke meiner: Ich hab' es beſchworen --

Neunte Scene.

Horatio und Marcellus treten auf.

Horatio.

Gnädiger Herr, Gnädiger Herr --

Marcellus.

Prinz Hamlet --

dulden, immer lautere Klagen über harte Bedrückungen, immer mehr Gefühl für die unläugbaren Vorrechte der Menschheit vor den vierfüßigen Staatsbewohnern, immer klärere Begriffe von dem, was in den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft recht und unrecht ist, kurz, eine Disposizion zu Veränderung und Reformazion wahrnimmt, welche, nach Gestalt der Sachen und der zufälligen Umstände, leichter und schneller als man glaubt in einen Revoluzionsgeist übergehen könnte; ein Dämon, der, wenn er einmahl zum Durchbruch gekommen und alle seine Schwingfedern ausgespannt hat, schwer aufzuhalten, noch schwerer zu lenken ist, und dessen Unbändigkeit und brutale Manieren unsre durch ihn aus allen ihren sieben Sinnen hinausgescheuchten Nachbarn uns zu gut kennen gelehrt haben, als daß nicht jeder wahre Patriot sich verpflichtet erkennen sollte, alles mögliche dazu beyzutragen, um bey uns einen so gefährlichen Ausbruch verhindern zu helfen.

Dies ist vielleicht in keinem Europäischen Lande nöthiger als im Teutschen Reiche, wo Staatsverfassung und Volkskarakter so beschaffen sind, daß ein allgemeiner Aufstand zwar beynahe nicht denkbar, und also weniger als in andern Ländern zu befürchten ist, — aber, wofern es jemahls durch Ursachen und Umstände, welche wenigstens nicht unmöglich sind, dennoch dazu käme, ungleich

übels

übelthätiger, zweckloſer und verderblicher ausfallen würde als in Frankreich. In dieſem letztern iſt (auch bloß nach den neueſten Anſcheinungen zu urtheilen) noch immer Hoffnung, daß wenigſtens die nächſte Generazion die Früchte einer ſo unermeßlich theuer erkauften Freyheit ärndten werde. Wahrſcheinlich wird der Zeitpunkt kommen, wo dieſer ſelbſt in ſeiner höchſten Zerrüttung ſo feſt zuſammenhaltende Staat, ſich unter den Einflüſſen des Friedens innerlich beruhigt und zu einer dauerhaften Verfaſſung unter der Regierung guter Geſetze organiſiert haben wird; und ohne Zweifel wird dieſer heilbringende Zeitpunkt alsdann auch unſerm teutſchen Vaterlande wohlthätig ſeyn, und die Fortſchritte zum Beſſern befördern und beſchleunigen, auf welche die allgemeinen Wünſche nicht ohne Ungeduld gerichtet ſind. Aber eine gewaltſame Revoluzion würde in Teutſchland das Gute nicht bewirken, was ſie in Frankreich noch immer bewirken kann und hoffentlich *) bewirken wird.

Sie

*) Niemand ärgere ſich an dieſem hoffentlich! Das Böſe, das dieſe Revoluzion über ſo viele Hundert Tauſend Menſchen gebracht hat, iſt nun einmahl geſchehen, und was geſchehen iſt, (wenn es auch noch zehnmahl ärger wäre) iſt nicht ungeſchehen zu machen. Was könnte alſo nun zu wünſchen und zu hoffen übrig ſeyn, als daß ſo viel Böſes nicht ganz vergeblich geſchehen ſeyn möge? daß es wenigſtens einigermaßen durch das möglichſte Gute, und ſobald als immer möglich, kompenſiert werde?

Sie würde bey uns das Glück der Bewohner einer Menge gröſſerer und kleinerer Staaten, die ſich entweder itzt ſchon ganz wohl befinden, oder doch, ſo bald ihre Obern mit gehörigem Ernſte wollen, in kurzem beſſer befinden werden, auf ewig zerſtören. Was ſollte unſern groſſen Völker und Staaten-Verein noch zuſammenhalten, wenn das gewohnte alte Band, das nur enger und feſter zuſammengezogen zu werden braucht, einmahl zerriſſen wäre? Frankreichs Bewohner wurden durch die Aufhebung der bisherigen Abtheilung in Provinzen und Gouvernemens nur deſto ſtärker in eine weniger ungleichartige Maſſe zuſammengedrängt; wir würden, durch eine Revoluzion, wie die ihrige unwiederbringlich zerſplittert, nur die Beute einiger groſſen Mächte werden, und mit dem Verluſt unſrer Verfaſſung ſogar unſern Nahmen aus dem Regiſter der europäiſchen Nazionen verſchwinden ſehen.

In dieſer Ueberzeugung hat der Herausgeber des T. M. in den gegenwärtigen trübſeligen Zeitläufen bey mehreren Anläſſen die wohlgemeynte Treuherzigkeit gehabt, den Patriotismus und guten Muth ſeiner biedern teutſchen Mitbürger, unter andern dienſamen Vorſtellungen, auch durch dieſe zu ſtärken: daß man alle Urſache habe das gute Vertrauen in unſre Regenten zu ſetzen, daß ſie darauf bedacht ſeyn würden, in ihrer Weisheit die zweckmäſſigſten Mittel und Wege einzuſchlagen, um den allgemeinen und beſondern Gebrechen, worüber immer lauter geklagt wird, ſo weit billig und recht ſey, und

(was

(was nicht zu vergessen ist) soviel in ihren Mächten steht, abhelfliche Maß zu geben. Dieses, wie gesagt, bloß auf Beruhigung des Bluts und gelinde Herzstärkung der Pazienten abgezweckte unschuldige Hausmittel that, nach Beschaffenheit der Subjekte, sehr ungleiche und sonderbare Wirkungen. Die Jakobinischgesinnten Gleichheits- und Freyheits-Apostel, — die es schlechterdings nicht leiden können, wenn von den bisherigen Gesetzmäßigen und anerkannten Machthabern mit der Ehrerbietung und dem Vertrauen, die das Verhältniß zwischen Vater und Kindern pflichtmäßig macht, gesprochen wird — erklärten es für schändliche Schmeicheley, und behandelten den Austheiler des Kordials, in ihrer gewohnten Marattischen Manier, als einen böslichen Verlasser und Verräther der guten Sache der Menschheit, der durch Laternenpfahl und Guillotine für seinen angeblichen Royalismus, Moderantismus, Brissotismus, und wie die neugestempelten Verbrechen weiter heissen, nicht zu hart bestraft würde. Andere nicht so intolerante, sondern nach altteutscher Art biederherzige Patrioten hingegen, schienen jene und ähnliche Aeusserungen so aufgenommen zu haben, als ob wir dadurch, im Nahmen und in die Seele der Regenten, Erwartungen erregt hätten, für deren Erfüllung wir nun gewissermaßen verantwortlich gemacht werden könnten; und da es mit den versprochnen Remeduren und Reformen nicht so schnell gehen will, als diejenigen natürlicher Weise wünschen, die am nächsten dabey betroffen

sind,

ſind: ſo werden wir ſeit einiger Zeit mit allerley Petizionen beſtürmt, worin uns die Drangſale dieſer und jener Reichslande ſo dringend und beweglich ans Herz gelegt werden, als ob es nur von uns abhienge den Beſchwerden, worüber mit mehr oder weniger Recht gejammert wird, abzuhelfen; oder wenigſtens, als ob derjenige, der in gegenwärtigem kritiſchen Zeitpunkt (wo überall von ſo vielen theils unvorſichtigen theils muthwilligen Händen brennbare Materien aller Art zubereitet und in allen Ecken und Enden Teutſchlands angelegt werden) aus Wohlmeynung mit ſeinem Vaterlande die Unterthanen *) zu beruhigen und ihnen

*) Dies Wort fängt unvermerkt an unter die übelklingenden und unanſtändigen gerechnet zu werden, und unſre Maratiſten gebehrden ſich dabey wie der Teufel, wenn er mit Weyhwaſſer begoſſen wird. Indeſſen iſt es doch ihre eigene Schuld, wenn ſie gegen allen Sprachgebrauch mit dem Wort Unterthan den Begriff eines Sklaven verbinden. Vermöge der Natur der bürgerlichen Geſellſchaft iſt in jedem Staat, jedermann (der Regent wie der gemeine Mann) dem Geſetz unterthan; und die ſämmtlichen Bewohner eines Staats ſind nur darum Unterthanen ihrer Obrigkeit, weil dieſer die Pflicht, die Geſetze zu vollziehen, obliegt, und ſie, zu dieſem Ende, mit der dazu erfoderlichen Machtgewalt verſehen iſt. Dies gilt von der Demokratie ſo gut wie von der Monarchie. Wer kein Unterthan ſeyn will, muß ein Straßenräuber werden, oder ſich unter die Indianer in Nordamerika aufnehmen laſſen.

ihnen Zutrauen zu ihren Regenten und Obern einzuflößen sucht, nun auch verbunden sey, die letztern nicht nur zu Erfüllung ihrer großen Pflichten aufzurufen, sondern auch dazu anzuhalten; — eine Zumuthung, die noch um vieles ungereimter ist, als jene ungeduldige Anfoderung der schönen Rahel an Vater Jakob, ihren Gemahl: Schaffe mir Kinder oder ich sterbe! — und worauf ein armer Schriftsteller, dessen schwere Artillerie bloß in Syllogismen und Redefiguren besteht, mit bestem Fug antworten kann: „bin ich denn Gott, daß ich die Herzen der Könige lenken könnte wie Wasserbäche? Kann ich Mauren und Wälle mit Posaunen und Zinken umwerfen? Mit einem Eselskinnbacken Tausend Filister erschlagen? oder mit fünf Broden Fünf Tausend Mann sättigen?" — Wenn wir das könnten, traun! alle Fehde und alles Elend in der Welt sollte bald ein Ende haben!

Doch so zudringlich sind die ungenannten Patriotischen Bürger zu *** nicht, deren Zuschrift uns zu gegenwärtiger Antwort um so mehr bewogen hat, da Sie die Beschwerden, welche Sie (wie es scheint) mehr über fremde als eigene Leiden führen, weniger aus der (wiewohl sehr billigen) Rücksicht, tua res agitur paries cum proximus ardet, als in einem Patriotischen Lichte und mit Rücksicht auf das Gemeine Beste des teutschen Vaterlandes zu Herzen zu nehmen scheinen.

Sie

Sie verlangen nur Troſt und Rath; und da dies in der That nicht nur alles iſt, was ein patriotiſcher Schriftſteller ſeinen Mitbürgern geben kann, ſondern auch gerade das, was er ihnen, als ſolcher, ſchuldig iſt: ſo nehmen wir keinen Anſtand, Ihnen in beyderley Abſicht das Reſultat unſrer ernſtlichen Reflexionen über den Hauptgegenſtand Ihrer Zuſchrift mitzutheilen.

Was alſo, vor allen Dingen, die von Ihnen erwähnten beſondern Beſchwerden und Bedrückungen betrifft: ſo werden Sie wohl ſelbſt ermeſſen, daß hier kein ſchicklicher Ort wäre, darüber ins Detail zu gehen. Die eine ſcheint unter diejenigen zu gehören, von welchen der höchſte Landesregent ſelbſt nichts weiß, die er, ſobald ſie ihm nur zu Ohren kämen, ſogleich ernſtlich abgeſtellt wiſſen wollte, denen aber gleichwohl kaum zu helfen iſt, wenn diejenigen, welchen er genöthigt iſt einen Theil ſeiner Macht anzuvertrauen, ihre Schuldigkeit nicht thun wollen. Geduld iſt in ſolchen Fällen nur ein leidiger Troſt — denn wenn der Leidende dem Tröſter antwortet: hier iſt Geduld unmöglich; denn es iſt ſchlechterdings unerträglich, daß in einem polizierten Lande die weſentlichſten Rechte des Menſchen und Bürgers der Vermehrung und reichlichern Atzung etlicher Gattungen von vierfüßigen Waldbewohnern aufgeopfert werden ſollten; es iſt unerträglich, daß der Landmann die Hoffnung ſeiner mühſeligen Arbeit, die Felder, die ihn und die

seinigen nothdürftig nähren sollen, und von deren Ertrag er so viele schwere Abgaben zu entrichten hat, von Hirschen und wilden Schweinen abfressen und verwüsten lasse u. s. w. — so möchte ich wohl wissen, was der Tröster dem Pazienten vernünftiges und erträgliches replicieren könnte? — Ich weiß also über diesen Punkt keinen andern und bessern Rath, als es zu machen, wie die Wittwe im Evangelio mit dem Richter, der sich nicht vor Gott fürchtete und vor keinem Menschen scheuete. Die Wittwe kam zu ihm und sprach: „rette mich von meinem Widersacher (in casu subktrato, von den Hirschen, Hasen, Schweinen, Fasanen, Auerhahnen u. s. w.). Der Richter wollte lange nicht; aber die Wittwe kam immer wieder mit ihrem rette mich, und ließ nicht von ihm ab. Endlich dachte er bey sich selbst: ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue, dieweil aber diese Wittwe mir so viele Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht komme und übertäube mich." (Luc. XVIII.) Ich kann kaum zweifeln, daß dies Mittel nicht anschlagen sollte; zumahl, da derjenige, an dessen Thür man klopfen müßte, im Ruf steht, gerade das Gegentheil von dem ungerechten Richter, und ein sehr einsichtsvoller und wohldenkender Staatsmann zu seyn, der auch schon aus bloß politischen und Staatswirthschaftlichen Gründen überzeugt ist: daß ein Land voll Menschen, die sich im Schweiß ihres Angesichts

geſichts (ſollt' es auch auf Unkoſten des Wildes ſeyn) wohl nähren, ſeinem Herrn nützlicher und einträglicher iſt, als ein Land voll wohlgepflegter Waldthiere. — Und ſo viel über das erſte Gravamen. Was aber das zweyte betrifft, muß ich leider! bekennen, daß ich weder Rath noch Troſt zu geben weiß. Die Betrachtungen, wozu es führt, ſind von einer ſo traurigen Art, daß es beſſer iſt gar nichts davon zu ſagen. Denn bitten und gailen möchte hier wohl ſo wenig helfen als Vorſtellungen und Proteſtazionen. Das Uebel hängt an einem noch größern, welches — wofern nicht noch in Zeiten das einzige mögliche Mittel dagegen verſucht wird — unſrer Verfaſſung, die in ſo vielen Rückſichten der Teutſchen Nazion die angemeſſenſte iſt, und unter gewiſſen Bedingungen die beſte aller möglichen wäre, einen unvermeidlichen Umſturz droht. — Und worin (werden Sie mich fragen) beſteht dieſes größere Uebel, das uns ſo gefährlich werden kann, und das einzig mögliche Mittel dagegen? Wir könnten Ihnen den Aufſchluß über dieſes Räthſel mit wenigen Worten geben; aber um recht und ganz verſtanden zu werden, und die Sache in das volle Licht zu ſetzen, das zur Ueberzeugung aller Unbefangenen nöthig iſt, bedarf es einer ausführlichen Darſtellung, die wir uns auf eine andere Gelegenheit vorbehalten müſſen.

Uebrigens ſcheinen die mehr beſagten Patr. Bürger ſelbſt, dieſe und andere Beſchwerden — deren allen Bitten, Vorſtellungen und Proteſtazionen

nen Trotz bietende Fordauer unser oben erwähntes Kordial oder Lenitiv leider! in ihren Gegenden so ganz unkräftig macht — bloß als Thatsachen anzuführen, worauf sich, unter andern, die Besorgnisse gründen, von welchen sie geängstiget werden, wenn sie sich jene harten und bloß durch das sogenannte Recht des Stärkern geschützten Bedrückungen mit den möglichen Folgen der hie und da sich äussernden Gährung der Gemüther zusammen denken. „Ueberhaupt (sagen sie in ihrem Schreiben) spürt „man in unsern Gegenden die Französische Freyheitssucht stark, und hört Bürger und Bauren „laut über die politischen Händel und Verordnungen urtheilen, wie man vor zehn Jahren sich „gegen den innigsten Freund nicht getraut hätte. „Bey dieser fast allgemeinen Stimmung ist zu „befürchten, daß bey zugleich fortdaurender willkührlicher Gewalt und Ausdehnung der Macht in „den benachbarten Landen unverhofft unglückliche „Ausbrüche des Mißvergnügens hierüber entstehen möchten; und wer kann die traurigen Folgen „alsdann voraussehen? In dieser kritischen Lage „ist uns und vielen andern friedliebenden Bürgern vor der Zukunft bange, und wir wissen nicht, „wie diesem drohenden Sturm auszuweichen; „denn das Französische Reich giebt ein schreckliches Beyspiel, wohin es kommen kann, wenn „ein Volk erwacht und der Pöbel die Oberhand bekommt." — *) Und hier ist es eigentlich, worüber

*) Zwischen diesen beyden Redensarten ist ein grosser Un-

terschie

Horatio.

Der Himmel ſchüze ihn!

Marcellus.

Amen!

Horatio.

Holla, ho! ho! Gnädiger Herr --

Hamlet.

Hillo, ho, ho; Junge; komm, Vogel, komm --

Marcellus. Horatio.

Wie geht es, Gnädiger Herr? Was habt ihr Neues gehört?

Hamlet.

O, Wunderdinge!

Horatio.

Entdekt ſie uns, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Nein, ihr würdet es ausbringen.

Horatio.

Ich nicht, Gnädiger Herr, beym Himmel!

Marcellus.

Ich auch nicht, Gnädiger Herr.

worüber dieſe wackern Bürger Troſt und guten Rath verlangen, „wie etwa dieſer Gefahr bey „Zeiten noch vorzubeugen wäre, und wie man die „Machthaber etwa hievon benachrichtigen könnte, „damit ſie aufmerkſam darauf werden, und durch „weiſes Nachgeben vielleicht am beſten den beſorg„lichen Uebeln abhelfen könnten. Wenn doch (ſetzen ſie im Drang ihres Gefühls hinzu) „die Miniſters „jetzt mehr Rückſicht auf die unveräußerlichen Rech„te der Menſchheit nähmen!" (Amen! Amen! ſtimmen wir von ganzem Herzen in dieſen hoffentlich nicht vergeblichen Wunſch ein!) „Die Unterthanen lernen „ſolche kennen, und wollen ſich dieſelben nicht fer„ner gutwillig entziehen laſſen. Gewiß gereicht „es auch jedem, der am Ruder ſitzt, zur unſterb„lichen Ehre, die Rechte der Unterthanen zu be-

terſchied zu machen. Ein Volk erwacht, wenn es ſeinen wahren Vortheil und ſeine wahren Rechte kennen lernt; beydes ſetzt voraus, daß es auch die höchſte ſeiner Menſchenpflichten kenne, die in gewiſſenhafter Erfüllung alles deſſen beſteht, was Gerechtigkeit, Billigkeit und Menſchlichkeit von jedem Menſchen fodern. Ein ſolchergeſtalt erwachendes Volk wird ſeine Rechte nie anders als auf eine Vernunft und Pflicht gemäße Art geltend machen. Wo hingegen der Pöbel, der ſich bloß dem blinden Trieb des Gefühls der Leidenſchaft und der Bewegung, die ihm von andern mitgetheilt wird, überläßt, die Oberhand gewinnt, da iſt natürlicher Weiſe nichts als Unheil zu erwarten.

„schützen, so wie im Gegentheil ewiger Fluch „diejenigen treffen wird, die ihnen solche ferner „zu rauben suchen.“

Damit Niemand, durch einen auf meiner Seite ganz unverschuldeten Mißverstand, Aergerniß nehme, ersuche ich sowohl die P. B. als alle, die diesen Aufsatz lesen, sich, in einer Stunde, da sie nichts nöthigeres und besseres zu thun haben, die Mühe zu nehmen, und mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen, was ich im ersten Stück des T. M. 1792. S. 88 u. f. auf die Zuschrift eines mit C. M. unterzeichneten mir unbekannten Korrespondenten geantwortet habe: denn in dieser Antwort ist bereits das Wesentlichste enthalten, was ich den P. B. über die vorangezogene Stelle der ihrigen zu sagen habe. Um ihnen aber gleichwohl wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, setze ich noch folgende Sätze zu beliebiger Prüfung und Beherzigung hinzu, in welchen sowohl aller Rath als aller Trost enthalten ist, den ich meinen teutschen Mitbürgern in den gegenwärtigen kritischen Momenten unsers allgemeinen Vaterlandes geben kann.

I. Die Greuel, die in Frankreich seit dem Ausbruch der ersten Revoluzion und besonders seit der Abschaffung der Königswürde und dem Sturz der Brissottischen Parthey, Statt gefunden haben, hätten nie erfolgen können, wenn nicht eine Handvoll ehrsüchtiger, verwegner und zu Allem fähiger

higer Böſewichter (unter der vermuthlichen Leitung irgend eines unſichtbaren Rathgebers) ſich des eigentlichen Pöbels, d. i. des roheſten und zugleich ärmſten Theils der Einwohner Frankreichs — gänzlich zu bemächtigen gewußt hätten, und dieſe Mitſeldinge von Menſchheit und Thierheit als allezeit fertige Werkzeuge zu jeder Gewaltthat, die ſie für ihre Zwecke nöthig fanden, gebrauchen zu können.

II. Wahrſcheinlich kann und wird es in keiner Gegend des Teutſchen Reichs jemahls dazu kommen, daß der Pöbel (der ſich überall gleich iſt) die Oberhand bekomme, ſo lange alle guten Bürger, und überhaupt alle, die nicht ſelbſt zu dieſem Pöbel gehören noch unter ihn gerechnet ſeyn möchten, ſich immer feſt an die Obrigkeit anſchließen, und, ihrer Pflicht gemäß, immer bereit ſind, für die Erhaltung der beſtehenden geſetzmäßigen Ordnung, und für die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums aller und jeder Mitbürger gegen jede unrechtmäßige Gewalt, Gut und Blut zu wagen. Hiebey aber ſind vornehmlich drey Dinge zu empfehlen, die als gleich nothwendige Bedingungen zur Verhütung möglicher Ausbrüche einer noch verſchloſſen brauſenden Gährung, anzuſehen ſind:

1) Daß die Obrigkeit ſichs Ernſt ſeyn laſſe, die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen zu erhalten oder zu gewinnen; welches immer

sehr leicht, und am allerleichtesten dadurch geschehen kann, wenn man den Willen hat beydes zu verdienen.

2) Daß die Patriotischen Bürger aller Orten ihre, an sich höchst löbliche friedliebende Sinnesart nicht gar zu weit treiben, sondern festen Willens seyn müssen, im Nothfall, (wenn es ja, instigante Diabolo, da oder dort zum Ausbruch käme und die Obrigkeit zu Stillung der Unruhen ihres Beystandes benöthigt wäre) ihre und ihrer Mitbürger Eigenthum, Haus und Hof, Weiber und Kinder ꝛc. wenigstens mit eben so viel Muth zu vertheidigen, als aufrührische Sankülotten (die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben) zu beweisen pflegen, wenn es um rauben, plündern und verwüsten zu thun ist.

3) Daß man immer ein aufmerksames Auge auf alle unruhige, nach neuen Dingen begierige, herrsch- und gewinnsüchtige Subjekte habe, besonders unter der Klasse, die in Frankreich seit fünf Jahren die thätigste gewesen ist, und zum Umsturz des Staats am meisten beygetragen hat. Wiewohl diejenige, welche eine in gewissem Sinne neue Ordnung der Dinge, nehmlich eine gründliche Ausbesserung unsrer derselben augenscheinlich höchstbedürftigen Reichsverfassung, aus reinem Vaterlands

landssinn und mit völligster Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit wünschen und anbringen, ohne die höchste Unbilligkeit nicht mit jenen Neuerungssüchtigen zu vermengen sind, die das Wasser nur trüb zu machen suchen, um darin zu fischen: so ist es eben darum um so nöthiger, ächte Patrioten, d. i. solche, die unsre Konstituzion reparieret zu sehen wünschen, weil sie Freunde derselben sind, von den unächten wohl zu unterscheiden, die entweder vom sankülottischen Dämon der Marat, Kloots und ähnlicher fanatischer Gleichheitsprediger, entweder wirklich besessen sind, oder sich nur in die Maske derselben stecken, um, wo möglich, die bestehende Ordnung umzustürzen, weil sie Feinde aller Ordnung sind.

III. Der gegenwärtige allgemein verhaßte Krieg kann für das ganze teutsche Reich die Gelegenheit zu etwas Guten werden, das mit Recht als eine reichliche Vergütung alles parzialen Elends, welches er über einige unglückliche Gegenden gebracht hat, anzusehen wäre; und höchstwahrscheinlich wird diese Gelegenheit nicht unbenutzt bleiben, oder unsre ganze Nazion müßte nur (in der Sprache der alten Proseten zu reden) in das schreckliche Gericht der Verstockung hingegeben seyn. Die gemeine Gefahr des Vaterlandes von aussen und von innen wird alle wackern Bürger und Unterthanen,

nen, durch das was sie seit fünf Jahren von den Greueln, wovon Frankreich diese Zeit über der Schauplatz war, gehört und gelesen haben, mit einem unauslöschlichen Abscheu vor Aufruhr und Empörung gegen göttliche und menschliche Ordnung erfüllen, als wovon (wie sie an den unglücklichen Franzosen sehen) wenigstens für ein ganzes Menschenalter nichts als Unsicherheit des Eigenthums und Lebens, einander aufreibende Faktionen, Kerker, Laternenpfähle und Guillotinen, wüthende Bürgerkriege, Verwüstung und Zerstörung der blühendsten Länder und Städte, Vernichtung des Wohlstandes vieler Tausend Familien, mit Einem Wort allgemeines Elend und Verderben, die Früchte sind. Man wird sich dadurch überzeugen, daß jeder auch nur erträgliche Zustand unter einer Verfassung und Regierung, die uns Sicherheit gewährt, ohne Vergleichung besser ist, als ein Revoluzionszustand, der den gesitteten, ehrlich und nützlich beschäftigten, und darum friedliebenden Theil der Bürger in die Gewalt des rohesten, unbändigsten und ruchlosesten Gesindels giebt; welches, sobald die Schranken, die ihm bisher Maß und Ziel setzten, eingerissen sind, unter Anführung kühner und verschmitzter Böswichter den Meister spielt, und nur bey allgemeiner Zerrüttung seinen Vortheil findet. Alle verständigen, patriotischgesinnten, und zugleich ihr eigenes Bestes bedenkenden Bürger werden einsehen, daß ein Zeitpunkt wie der gegenwärtige sich

gerade

gerade am wenigsten dazu schickt, ungewöhnliche Foderungen an die Obrigkeit zu thun, oder auch nur auf Abstellung unläugbarer Mißbräuche in einem Tone, der als Trotz und Drohung ausgedeutet werden kann, zu dringen, und dadurch ein Mißtrauen zu erregen, wodurch manche Gewalthaber, anstatt sich schrecken zu lassen, viel eher erbittert, und aus Besorgniß der schlimmen Folgen einer furchtsam scheinenden Nachgiebigkeit, zu Maßregeln verleitet werden dürften, die am Ende, statt des von Seiten der Unterthanen gehofften Zwecks, gerade das Gegentheil bewirken, und die Extremitäten, vor welchen alle guten Bürger zittern, beschleunigen könnten. Sie werden sich vielmehr auf alle mögliche Weise bestreben, ihre Obrigkeit und die höhern Stände überhaupt zu überzeugen, daß sie gegen dieselbe gut gesinnt sind, und daß man sich in allen Fällen auf ihre Treue und ihren Eifer für die Erhaltung des gemeinsamen Vaterlandes verlassen könne.

Bey einem solchen Betragen können sie sicher darauf rechnen, daß auch die Obern ihrer Obliegenheiten (deren sie von allen Seiten nachdrücklich genug erinnert werden) eingedenk seyn, dem Genius der Zeit und der öffentlichen Meynung immer mehr Achtung beweisen, sich des Zutrauens der Untergebenen immer würdiger zeigen, sich mit der Sorge für das Beste derselben (womit ihr eigenes unzertrennlich verbunden ist) immer angelegner beschäftigen, und zu allen billigen Bedingungen,

gen, unter welchen ſie ſich allgemeine Liebe erwerben können, immer williger finden laſſen werden. Welcher Regent ſollte, in einer Zeit wie die gegenwärtige, nicht mehr als jemahls fühlen, daß gerade dieſe Zeit — wo vaterländiſches Gefühl in allen Herzen erwacht, wo die nothwendige Verknüpfung der eigenen Erhaltung mit der Erhaltung des Ganzen, des eigenen Intereſſe mit dem Allgemeinen, jedem einzelnen Mitglied des Staats ſtärker als jemahls einleuchtet — der Moment iſt, wo es gänzlich von ihm abhängt, die Herzen ſeiner Untergebenen an ſich zu feſſeln, alle ihre Kräfte zu gemeinnütziger Verwendung zu concentrieren, und durch die edelſte Art von Thätigkeit ſich ſelbſt einen unendlich höhern Genuß ſeiner Macht und ſeiner Rechte zu verſchaffen, als in Zeiten allgemeiner Erſchlaffung und träger Selbſtſüchtigkeit? — Und welcher Miniſter und Rath ſollte nicht, in einer ſolchen Zeit — wo niemand mehr ſich mit Unwiſſenheit entſchuldigen kann, wenn er von Rechten und Pflichten nicht die richtigſten Begriffe hegt, — nicht überzeugt iſt, daß das Intereſſe des Landesherrn nur durch die möglichſte Beförderung für das Intereſſe der Unterthanen befördert werden kann — ſichs mehr als jemahls zur höchſten Pflicht rechnen, ſeinen Herrn, der überhaupt den Willen hat alles in ſeiner Macht ſtehende Gute zu thun, auf jede Gelegenheit ſeine Regentenpflicht zu erfüllen, einen Mißbrauch abzuſtellen, einer gerechten Beſchwerde abzuhelfen, etwas Gemeinnütziges zu unternehmen

oder aufzumuntern, u. ſ. w. aufmerkſam zu machen? Ihm immer die wahre Beſchaffenheit der Sachen vorzulegen, und nichts zu verſchweigen (wie unangenehm es auch wäre) was der Regent wiſſen muß, um thun zu können, was er ſoll? Welcher Miniſter, Rath oder Beamte ſollte in einer ſolchen Zeit nicht die hohe Verbindlichkeit fühlen, eben ſo ſehr der Sachwalter der Unterthanen, der Vertreter ihrer Rechte, der Vormund aller Unmündigen, der Beſchützer aller Unterdrückten, mit Einem Worte, eben ſo ſehr der Mann des Volks als ein getreuer Diener ſeines Herrn zu ſeyn? — Zumahl da er gegen dieſen keine größere Untreue, keine ſtrafbarere Felonie begehen kann, als wenn er (es ſey nun vorſetzlich und wiſſentlich, oder aus Nachläßigkeit) Schuld daran wird, daß der Regent — der immer recht zu handeln wünſcht — eine unerkannte Ungerechtigkeit begeht, ſeine Rechte über die Gebühr ausdehnt, oder unwiſſender Weiſe die Gelegenheit verſäumt, Gutes zu thun und Böſes zu verhindern.

Ich wiederhohle es: werden unſere patriotiſchen Mitbürger in allen Theilen des teutſchen Reiches meinen ihnen wohlmeynend gegebenen Rath treulich befolgen: ſo können ſie mit beſtem Grunde auch der tröſtlichen Hoffnung leben, daß die Regenten und ihre Diener immer mehr fühlen, erkennen und in Ausübung bringen werden, was ſie ihrer Seits zu leiſten haben, wenn ſie auch weiter nichts thun wollten, als was Klugheit und wohl-

verſtandene Rückſicht auf ihr eigenes Intereſſe von ihnen fodern.

Zeit und Raum nöthigen mich, noch einige zur vorliegenden Materie gehörige Betrachtungen, die ſich auf das Ganze der teutſchen Reichsverfaſſung beziehen, auf eine andere Gelegenheit zu verſparen. Für dieſesmahl kann ich von meinen unbekannten Korreſpondenten mit keinen beſſern Wünſchen ſcheiden, als die vor zehn Jahren, bey einer dem Volke, unter welchem ich lebe, höchſt erfreulichen Begebenheit, ein innig theilnehmendes Gefühl in meinem Herzen aufwallen machte, und welche die Muſe des Geſangs in folgende Worte faßte:

Falle vom Himmel nieder,
Du allerverbindend Feuer,
Du beſter aller Triebe,
Durchglüh uns, heilge Liebe
Zum väterlichen Land! —
Erfülle Haupt und Glieder,
Und mach in ſel'gem Wechſel
Den Fürſten ſeinem Volke,
Sein Volk dem Fürſten theuer,
Und Lieb und Gegenliebe
Schling ewig immer feſter
Das unauflösliche Band!

W.

V.

Hamlet.

Nun, ſagt mir denn einmal, könnte ſich ein Menſch zu Sinne kommen laſſen -- Aber wollt ihr ſchweigen?

Beyde.

Ja, beym Himmel, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Es wohnt nirgends im ganzen Dännemark kein Böſewicht, der nicht ein ausgemachter Schurke iſt.

Horatio.

Es braucht keinen Geiſt, Gnädiger Herr, der aus ſeinem Grabe aufſtehe, uns das zu ſagen.

Hamlet.

Richtig, ſo iſt's; ihr habt recht; und alſo ohne weitere Umſtände, hielt ich für rathſam, daß wir einander die Hände geben und ſcheiden; ihr, wohin euch eure Geſchäfte und Abſichten weiſen, (denn jedermann hat ſeine Geſchäfte und Abſichten, wie es geht) und was mich ſelbſt betrift, ich will beten gehen.

Horatio.

Gnädiger Herr, das ſind nichts als wunderliche und ſchnarrende Reden.

Hamlet.

Es iſt mir leid, daß ſie euch beleidigen, herzlich leid; in der That, herzlich.

V.

Auszug eines Briefes aus Sicilien *).

Palermo, den 3ten Juny 1792.

Am Nachmittag des 1ſten Jun. (1792) ritten wir auf hohen Wegen des Vorgebürges Caraba, welches, wiewohl ſteil, weit hinauf mit Reben, unten mit Saaten angebauet iſt. Seine Spitze iſt ein ſchroffer

*) Allen Natur- und Kunſtliebhabern, beſonders denen, die das ſchöne Italien entweder ſelbſt geſehen haben, oder, weil ihnen dieſes Glück nicht gegönnt war, es gern durch geiſt- und gefühlvolle fremde Augen ſehen mögen, glaube ich eine ſehr angenehme Nachricht zu geben, indem ich ihnen melde, daß Herr Graf Friedrich Leopold zu Stollberg die Früchte ſeines volljährigen Aufenthalts in Italien und Sicilien, in einer Reihe von Briefen, unter dem Titel: Reiſe in Teutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien, auf nächſte Oſtermeſſe, der Welt mitzutheilen geſonnen iſt. So wenig an Büchern von ähnlichem Titel und Zweck Mangel iſt, ſo gewiß iſt es auch, daß der Stoff, den ſowohl unſer eigenes Vaterland und die Schweiz, als der klaſſiſche Boden von Heſperia und Trinakria reiſenden Beobachtern von Genie, Geſchmack und Bekanntſchaft mit den Alten darbietet, ſo mannigfaltig und reichhaltig iſt, daß man ihn mit gutem Grund als unerſchöpflich anſehen kann; zumahl, da jeder ſeine eigene Art zu ſehen hat, die aufgefaßten Bilder durch ein anderes Medium in uns reflektieren läßt, und nicht

schrofer Fels, an dem sich tosende Wogen brechen. Rauhe Pfade führten uns an eine Reihe Felsen, auf deren obersiem Gipfel ein Thurm gebauet ist.

Die

nur eben dieselben Gegenstände von diesem mit einem schärfern Kennerauge, von jenem mit mehr Liebhaberwärme, von einem dritten aus einem andern Gesichtspunkt, oder von einer neuen Seite, von einem vierten in einem andern Lichte, u. s. w. betrachtet und dargestellt wird, sondern auch nicht selten ein jeder manches bemerkenswürdige wahrnimmt, was andern entweder nicht zu Gesichte gekommen oder von ihnen übersehen worden. Aber auch ohne alle diese Rücksichten würde das angekündigte Werk von einem Liebling der Musen, wie Graf Leopold Stolberg, weniger durch das, was er gesehen, als dadurch, wie er's gesehen und durch die ihm eigene Art der Darstellung für alle, welchen Empfänglichkeit für die Reitze der Natur und der schönen Künste gegeben ist, ein vorzügliches Interesse haben, und auch bekannten Dingen den Zauber der Neuheit geben. Man erwartet also mit Recht, daß sich diese Reise vor den meisten ihres gleichen durch einen eigenen Karakter auszeichnen werde, und man wird sich hierin um so weniger getäuscht finden, da (mit den eignen Worten des Hrn. V. zu reden) „Elysische Schönheit der Natur — Milde und Erqie„bigkeit des Klima — Karakter des Volks — Blicke auf die „Geschichte der Länder und Städte, besonders in Groß„griechenland und Sicilien, Vergegenwärtigung „der alten Schriftsteller, vorzüglich der Dichter und „Geschichtschreiber durch Darstellung des Lokalen und

„der

Die Natur hat eine Felſenmauer ins Meer hinein gebaut, welche keinen Pfad über ſich gewährte. Bahn zu öffnen haben Menſchen eine Halle durchs gehauen. Die Stelle heißt Torre di Ciavoli, oder Castello di Liaga. Hier empfing uns bald eins der ſchönſten Thäler von allen die ich je geſehen habe, ich möchte ſagen das ſchönſte. Wir kehrten ein in ein kleines feſtes Schloß, Brolo, welches dem Marcheſe Lungarini gehört. An des Schloſſes

„der Sitten — nebſt den Werken der alten und neuern „Kunſt, — ſofern ein Dilettant, der nur ſeine Em„pfindung reden läßt, davon ſprechen kann — die vor„nehmſten Geſichtspunkte ſind," aus welchen Er ſeinen großen Gegenſtand umfaßt hat.

Dieſes Werk, dem alle Freunde der Stolbergiſchen Muſe gewiß mit Ungeduld entgegenſehen, iſt in Form von Briefen abgefaßt, und der gegenwärtige Auszug eines aus Palermo i. J. 1792 geſchriebenen Briefes (den ich mit Erlaubniß des erlauchten V. mittheile) kann, ſo unzulänglich er auch zu einem Urtheil von einem ſo mannigfaltigen Ganzen wäre, doch immer dazu dienen, uns einigen Vorgeſchmack und einen richtigern Begriff von dem, was wir zu erwarten haben, geben, als das Stückchen Marmor vom Palaſt des Prinzen Eugene in Wien (jezt der F. Lichtenſteiniſche) welches jener Reiſende vorzeigte, um der Geſellſchaft, in welcher die Rede von der Pracht und Schönheit dieſes Gebäudes war, einen anſchaulichen und handgreiflichen Begriff davon zu machen.

Kaſtellan hatte ein Mann aus Pozzo di Gotto, deſſen Namen ich nicht weiß, den keiner von uns geſehen hatte, ohne unſer Vorwiſſen, auf Verlangen unſers Vetturino ein Empfehlungsſchreiben für uns mitgegeben.

Dieſes Schloß ſteht auf einem Felſen, an einem ſanftgekrümmten Buſen des Meers, welcher von zwey Vorgebürgen, dem Capo Caravà und dem weitvorlaufenden Capo d' Orlando gebildet wird. Das Thal umher liegt am Meer, und an vielen Bergen, die in Geſtalt eines halben Mondes es umgeben. Höhere Berge thürmen ſich hinter kleineren. Dieſe ſind mehrentheils gerundet, und oben mit Wäldern gekrönt, unten beſchattet von Fruchtbäumen und Reben. Gekühlt von dieſen Bergen und vom Meer, ſchmückt ſich das Thal mit mannigfaltiger Fruchtbarkeit der Aecker, Gärten, Weingärten und Haine. Hier ſchatteten die größten Pappeln die ich jemals ſah, dort ein Hain von Maulbeerbäumen. Gärten verlieren ſich ſanft in die freyere Natur, die in dieſem Lande mit den ſeltenſten Blumen und Blüthen unſrer Orangerien deſto hinreiſſender entzückt, da ſie hie und da zerſtreut duften, und mit jedem Wechſel mannigfaltiger Schönheit dem Auge ſchmeichelnd wohlthun, wenn es nach dem groſſen Anblick der erhabneren Schönheiten des Meers und der Gebürge dieſer Ruhe bedarf. Denn Der empfindet die groſſe Herrlichkeit der Natur nicht ganz, wer nicht nach dem Staunen des

Ent-

Entzückens Augenblicke der Ruhe ſucht, um mit geſtärktem Blicke das Auge wieder zu erheben. Und auch hier vertritt die Abwechslung der Gegenſtände oft das Labſal der Ruhe.

Der Wein dieſes Thales iſt edel. Auf den Gipfeln der Berge liegen viele kleine Städte. Die Ausſicht auf das Meer wird noch belebt durch die hohen Liparischen Inſeln. Der Blick auf die Gebürge verliert ſich in vieler Thäler dunkelnde Vertiefungen, welche zulezt nächtlich werden durch ihre Ferne und unter den Schatten der Gebürge. Die Flüſſe Naſo und San Angelo ergieſſen ſich zu beyden Seiten des Thales in das Meer. Dieſes liebliche Thal heißt Piano di Brolo. Auſſer ſeinen andern Vorzügen und Reizen, iſt es auch reich an lautern Quellen, welche zugleich mit den Lüften des Meeres, die von Norden wehen, und mit den Bergen, welche den Stral des Mittags abwehren, ewige Frühlingskühle hier erhalten.

Am 2ten Jun. empfing uns auf dem Berge Naſo die Nachtigall, in blühenden Myrten und unter hoher Eichen Umſchattung. Bald lieſſen wir das Vorgebürge des Rolands hinter uns liegen *),

*) Godofredo von Viterbo will, daß dieſes und das Vorgebürge Oliveri nach den beyden berühmten Rittern, Karls des Groſſen Kriegsgenoſſen, Roland und Olivier, ſollen frey benannt worden, als ſie Sicilien zum lezten Schauplaz ihrer übermenſchlichen Thaten gewählt hatten,

und ritten einige Stunden lang zwiſchen dem Meer und Bergen, welche alle denen gleich waren, die wir mit Frolos Thal hinter uns gelaſſen hatten. Oben mit Wäldern beſchattet, trugen ſie auf ihrem Abhang Reben, Fruchtbäume und Saaten. Die ganze ſchmale Ebne war mit blühenden und fruchtenden Gewächſen bedeckt. Das Meer brandet ſchäumend ans Geſtade; viele Klippen ragen hoch empor.

Die Berge gehören zu dem groſſen Gebürge, welches die Griechen Gebürge der Here (der Juno) nannten. Es verbreitet ſich in die Länge, von der Inſel Mitte bis hieher; und dann dehnet es ſich in die Breite, bis es ſich mit dem Peloriſchen Gebürge vereiniget.

Diodor von Sicilien rühmet die Lage dieſes Gebürges, ſeine Kühle, die Menge ſeiner ſüſſen Quellen, ſeine Bäume mannigfaltiger Art.

„Groſſe Eichen,, ſagt er *), „geben Eicheln von „gedoppelter Gröſſe. Viele Früchte wachſen von „ſelbſt,

hatten. Seine lateiniſchen Verſe ſind im Geſchmack der mittleren Zeit, ein Geſchmack, welcher eckelhafte Gleichförmigkeit über die Litteratur verbreitete, von Portugall bis nach Pohlen, von Italien bis in die nordiſchen Reiche.

Mons ibi ſtat magnus qui dicitur eſſe Rolandus,
Alter Oliverius ſimili ratione vocandus;
Haec memoranda truces conſtituere duces.

*) L. IV. vol. I. p. 327. ed. Weſſel.

„ſelbſt, Reben und zahlloſe Aepfel. Dieſe ernähr„ten einſt ein groſſes Heer der Karthager. Hier „iſt ein göttlich ſchönes, den Nymfen geweihetes „Waldthal, in welchem Dafnis, Sohn des Her„mes (Merkurs) und einer Nymfe, geboren ward. „Nach den Lorbeerbäumen hieß er Dafnis. Von „Nymfen erzogen weidete er ſeine Rinderheerde, „die er ſehr liebte, und ward der Rinderhirte „(Βυκολος) genannt. Geboren mit der Gabe des „Geſangs, erfand er das Hirtengedicht, und eine „Weiſe die noch izt in Sicilien geliebt wird. Er „ſoll der Artemis (Diana) ein angenehmer Jagd„gefährte geweſen ſeyn, und ſie mit der Flöte und „Hirtengeſang ergötzet haben.

Man weiß nicht, wo dieſes den Nymfen geweihete Waldthal war; aber welche Gegend konnte mit feinerer Empfindung dazu gewählt werden, als das Thal Piano di Brolo, das von den Quellenreichſten Bergen, vom Meer und von zwey Strömen eingeſchloſſen wird? Welche Gegend konnte der Jagdgöttin angenehmer ſeyn als dieſe waldigten Gebürge? Welche Weide ſo willkommen dem jungen Hirten, wie dieſes kühle, immer mit dem erſten Frühlingsgrün bekleidete, ſchattenreiche, gewäſſerte Thal? Wo vereinigte ſich alles ſo, um den geweiheten Jüngling zu begeiſtern, als in dieſem Piano di Brolo, wo Meer, Inſeln, Felſen, Berge, Haine, Reben, Auen, Quellen und Ströme ſich unter dem mildeſten Himmel vereinigen, um ein Paradies zu

vollenden, welches mir schöner scheinet als irgend ein Ort, von allen die ich jemals sah?

Du siehst, daß Liebe zu diesem Thale mich wieder hineingeführet hat; ich verlasse es, auch im Briefe, nicht gern, wiewohl das ganze Gestade bis zum Berge Fratello, der diesseits Santa Agatha liegt, von bezaubernder Schönheit ist. Auf diesem Gestade liessen wir seitwärts San Marco liegen. Dieser Ort war nach Cluver das alte Agathyrnon, oder Agathyrna; Amico aber setzet diese alte Stadt hin in die Nachbarschaft des Capo Orlando, und meinet, Aluntion, eine gleichfalls sehr alte griechische Stadt, habe hier gestanden. Das Alterthum von Agathyrna ward bis auf einen Sohn des Aeolos, Beherrschers der Winde, hinangeleitet. Man sieht hier ansehnliche Ueberbleibsel einer Wasserleitung.

Nahe vor Santa Agatha ritten wir durch das Bette des Flusses Rosmarino. So heißt er wegen des Rosmarins, der zwischen Oleander und Myrtenstauden an seinen Ufern wächst. Aus einer blühenden Myrte flog dicht vor mir ein Turteltaubenpaar auf, welches vermuthlich nistete.

Wir rasteten einige Stunden in Santa Agatha. Etliche 40 Schiffer sammleten sich um uns, und wir liessen uns mit ihnen in Gespräch ein. Es waren schöne Jünglinge darunter, grichische Bildungen. Ohngefähr zehn stellten sich in einen Kreis,

Kreis, als wolten ſie tanzen. Dann ſuchte immer der andern einer, einen von dieſen aus dem Reigen zu ſtoſſen. Gelang es ihm, ſo verfolgte der ganze Reigen den ausgeſtoſſenen. Dann übten ſie ſich im Springen. Einer ſtand, die andern ſprangen nach der Reihe über ſeine Schultern. Riß einer im Sprung die Mütze des Stehenden ab, ſo mußte er ſtehen. Fiel gar einer, ſo ward er mit loſem Muthwillen gehudelt. Doch auch der Gehudelte blieb guter Laune. —

VI.

Mythologiſche Briefe

von

Johann Heinrich Voß. *)

Des erſten Bandes zwey und zwanzigſter Brief.

Durch die Zauberkraft alſo der goldenen ambroſiſchen Solen werden Homers Götter hoch über Waſſer und Land getragen. Aber wie? Schwe-

 bend

*) Die leider! nur zu kleine Zahl der Liebhaber der ſchönen Litteratur unter uns, werden ohne Zweifel den mythologiſchen Briefen des Hrn. HR. Voß (wovon hier eine kleine Probe mitgetheilt wird) um ſo begieriger mit mir entgegen ſehen, da wir von einem ſo ſcharf-

bend mit geſchloſſenen Füßen, wie unſere Engel und Geſpenſter hingleiten; oder in weit geſchwungenen Schritten wandelnd?

Für das letzte erklären ſich faſt einhellig die alten Ausleger. Denn bey Il. 5, 778, wo von Here und Athene geſagt wird:

Αἱ δὲ βαθὺν, τρηχεῖαι πελειάσιν ἴθμὰ ἐοῖσαι,

Sie nun eilten dahin, gleich ſchüchternen Tauben am Gange,

verſtehn ſie leichte Schwünge der Füße mit leiſer Spur, wie der Tauben, die ohne merklichen Eindruck den Staub berühren. Und bey Il. 13, 71, wo Ajas von Poſeidon ſagt:

Ixvm

ſcharfſinnigen und mit den Alten ſo vertrauten Selbſtforſcher in dieſem Fache, wo noch immer ſo viel Schutt wegzuräumen, ſo viel Dunkles aufzuklären, ſo viel Unrichtiges zu berichtigen, ſo viel Verworrenes zu ſondern und ſo mancher Knoten aufzulöſen iſt, uns ſehr viel zu verſprechen Urſache haben. Noch intereſſanter werden dieſe Briefe dadurch, daß H. V. ſich durch dieſelbe den Weg zu ſeinem Kommentar über Homer bahnet, womit er dem wichtigen Geſchenke, das er unſrer Litteratur durch ſeine vor kurzem (zu Altona bey J. F. Hammerich in vier gr. Oktavbänden) erſchienenen neuen Ueberſetzung der Werke Homers gemacht hat, vollends die Krone aufſetzen wird, und wozu ihm alle, die den Werth einer ſolchen Arbeit zu ſchätzen wiſſen und das Bedürfniß derſelben fühlen, aus vollem Herzen mit mir Geſundheit, Muße und alle mögliche Aufmunterung wünſchen werden.

W.

Horatio.

Die Rede iſt von keiner Beleidigung, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Ja, bey Sanct Patriz! Die Rede iſt hier von einer Beleidigung, Gnädiger Herr, und von einer ſchweren, das glaubt mir. Was dieſe Erſcheinung hier betrift -- Es iſt ein ehrlicher Geiſt, das kan ich euch ſagen: Aber euer Verlangen zu wiſſen was zwiſchen uns vorgegangen iſt, das übermeiſtert ſo gut ihr könnet. Und nun, meine guten Freunde, wenn wir Freunde, Schul- und Spieß-Geſellen ſind, ſo gewährt mir eine einzige arme Bitte.

Horatio.

Was iſt es, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Saget niemanden nichts von dem, was ihr heute Nacht geſehen habt.

Beyde.

Wir verſprechen es Euer Gnaden.

Hamlet.

Das iſt nicht genug, ihr müßt mir's zuſchwören.

Horatio.

Auf meine Treu, Gnädiger Herr, ich will nichts ſagen.

Marcellus.

Ἴχνια γάρ μετόπισθε ποδῶν ἠδὲ κνημάων
Εἰσενόησ' ἀπιόντος· ἀριπρεπέα δὲ θεοὶ περ·

Wohl ja bemerkt' ich von hinten der Füße Gang und der Schenkel,
Als er hinweg sich wandte; denn leicht zu erkennen sind Götter:

lehrt Eustathius aus den Alten: Bloß am Gang wird ein Gott erkannt; entweder weil er schnell weggeht, und mit leichtem Tritte läuft; oder weil er nicht einmahl Spuren in den Boden drückt; oder weil er weit schreitet, daß ein großer Abstand der Spuren ist, und nicht wie beym Gange der Menschen; oder weil er sehr rasch und im Nu Spuren auf Spuren macht.

„Die erste Meinung behauptet der späte Heliodor (Aethiop. 3. p. 148) als eine, die weniger gemein und aus der innersten Theosofie genommen sey. „Der Weise, sagt er, erkennt Götter nicht „nur an den Augen, die stets unverrückt sehen, „ohne je mit der Wimper zu nicken; sondern noch „mehr am Gange, der nicht in Fortsetzung der „Füße oder Umwechselung besteht, wie in frei „schwebendem Zuge und ununterbrochenem „Schwunge, indem sie die umgebende Luft „mehr schneiden als durchwandeln: daher die „egyptischen Götterbildnisse mit geschlossenen und „gleichsam vereinigten Fußen stehn." Beyde Kennzeichen scheinen ihm von Homer mystisch für die Verständigen angedeutet zu seyn: der starrende Blick

Blick Il. 1, 200 durch die fürchterlich ſtralenden Augen der Athene; und der frey ſchwebende Zug in jener Stelle von Poſeidon Il. 13, 71: wo er ῥεῖ' ἀπιόντος verbindet und ῥέοντος ἐν τῇ ποδειᾷ, da er gleichſam hinweggloß, erklären will, mit Beypflichtung einiger Scholiaſten.

Heliodors Meinung gefällt den meiſten Neueren bey Virgils Aeneis 1, 405; 5, 649. Ruäus allein ſchwankt zwiſchen Flug und Schritt, und Herr Heyne, der den Schritt vorzieht*), giebt ihm nur Leichtigkeit, nicht Weite; die alſo Herr Hermann im mythologiſchen Handbuche (1. S. 6) für ſich ſelbſt bemerkt haben möchte. Wenn ſogar Leſſing im Anhange zum Laokoon S. 327 Heliodors gleitenden Zug zu begünſtigen ſcheint: ſo müſſen wir erwägen, daß jenes nur flüchtig hingeworfene Aufgabe zur künftigen Unterſuchung, und nicht vollendete Abhandlung ſey. Im vollendeten Theile des Laokoon (VII. S. 85) weiß der ſcharfſichtige

*) Im Exkurs zu Aen 1, 402. 404, wo Heliodors theoſophiſche Erklärung ausdrücklich verworfen wird. In den Anmerkungen hingegen unter dem Text nimmt der ſelbige Herr Heyne ῥυμὸν τινα ἀφιον καὶ ἀσμὸν ἀπαραδιάτον, den frei ſchwebenden Zug und ununterbrochenen Schwung, mit Heliodors eigenen Worten an: welche Worte er dem Euſtathius beileget. Mehr ſolcher Uebereilungen finden Sie in der Schrift, Ueber Virgils Ton und Auslegung, angemerkt.

tige Mann sehr wohl, daß Il. 18, 148, Thetis zu Fuße die Luft durchschreite.

Kein Zweifel, daß die alten Ausleger Homers richtig sahn. Nicht in gleitendem Zuge streichen die Gottheiten auf ihren Sohlen durch die Lüfte; sondern mit Leichtigkeit und Kraft ansetzend auf festes Land, auf Wasser oder Dunst, fahren sie in Schritten von staunenswürdiger Ausdehnung einher: in Schritten, wie wenn ein Träumender zugleich läuft und fliegt, von jedem Stoße des Fußes weit über den Boden hinweggeschwungen; daß man (verzeihen Sie die Anführung) an die Zaubersiebenmeilenstiefeln der altdeutschen Fabel im Riesenhügel erinnert wird.

— — — — Ja schreit' in magischen Stiefeln,
Vor dir Tag und hinter dir Nacht, neun Meilen auf Einmal!

oder an den Heerzug der Engel in Miltons verl. Paradiese 6, 711

— — — — — Nor obvious hill,
Nor strait'ning vale, nor wood, nor stream divides
Their perfect ranks: for high above the ground
Their march was, and the passive air upbore
Their nimble tread.

— — Kein vorgestreckter Berg,
Kein engend Thal, kein Wald, kein Strom zertrennt
Der Schlachtreihn Ordnung: hoch vom Grund' erhoht
Ging hin ihr Zug, und duldend trug die Luft
Den behenden Tritt.

Wenn

Wenn nicht anderswo Milton, wahrscheinlich durch Heliodor verführt, seinen Engeln den schrittlosen Gespensterflug mitgetheilt hätte, z. B. 8, 301:

And over fields and waters, as in air
Smooth sliding without step, last led me up
A woody mountain.

Und über Feld und Wasser, wie in Luft
Sanft gleitend ohne Schritt, führt' er mich auf
Ein Waldgebirg.

Jene übermenschlichen Schwünge des magisch erhobenen Fußtrittes mahlt Homer an mehreren Stellen so augenscheinlich, daß schwer zu begreifen ist, wie man von dem grillenhaften Heliodor sich einen schrittlos gleitenden Zug hat können aufheften lassen.

Gleich Poseidon, als er Il. 13, 16 von der thrakischen Samos die besiegten Achaier vor Troja fallen sah, ergrimmte vor Unmuth gegen Zeus:

Αυτικα δ' εξ ορεος καταβησατο παιπαλοεντος·
Κραιπνα ποσι περιβας· τρεμε δ' ειρεα μακρα και υλη
Ποσσιν υπ' αθανατοισι Ποσειδαωνος ιοντος.
Τρεις μεν ορεξατ' ιων, το δε τετρατον ικετο τερμα,
Αιγας.

Plötzlich stieg er herab von dem zackigen Felsengebirge,
Wandelnd mit hurtigem Gang; und es bebten die Höhn und die Wälder
Weit den unsterblichen Füßen des wandelnden Poseidaon.
Dreymahl erhob er den Schritt; und als viertemahl stand er am Ziele,
Aegä.

Mit

Mit eben ſo ungeheuren Luftſchritten entſchwingt ſich Here Il. 14, 225 von Olympos, zuerſt auf Pieria, dann zu den thrakiſchen Berghöhen fort, ohne das zwiſchenliegende Land mit den Füßen zu berühren, dann weiter von dem Athos über das Meer hin, wo der lezte Tritt, auf die wallende Fläche gedrückt, ſie nach Lemnos bringt; von dort endlich v. 280, mit dem Schlafe zugleich, wandelt ſie auf den Meerfluten zum Lektos, und Ida's Bergkette hinan, daß unter dem mächtigen Gange die Waldwipfel ſich bewegen. So auch Hermes Odyſſ. 5, 49, von den ambroſiſchen Solen über Gewäſſer und Land getragen, tritt von Olympos ſogleich auf Pieria, dann aus der heitern Höhe auf das Meer ſich ſenkend, wandelt er mit leicht gehobenen Schritten über die unendlichen Wogen hinweg, einem fiſchenden Meervogel gleich, der häufig die Fittige in die Fluten taucht, bis er zulezt an das Geſtade von Ogygia emporſteigt, und zur Grotte der Kalypſo wandelt.

Woher auch wohl das Geraſſel des pfeilvollen Köchers an Apollons Schulter Il. 1, 46, wenn nicht der zürnende vom Olympos über die Meeresfläche heranſchreitend mit furchtbarem Ungeſtüme gedacht wird?

Ἐκλαγξαν δ' ἀρ' ἐπ' αὐτῷ τε παμπαν χωομενοιο,
Αυτου κινηθεντος ὁ δ' ἠιε νυκτι ἐοικως.

Laut erſchollen die Pfeile zugleich an des zürnenden Schulter,
Als er einher ſich bewegt'; er wandelte, düſter wie Nachtgraun.

Wo-

Woher, wenn man einen gleitenden Zug annimmt, Il. 20, 36 des hinkenden Hefästos mühsamer Gang in die Schlacht? Wie konnten Afrodite und Apollon Il. 5, 334 und 432, durch die Last des getragenen Aeneias aufgehalten, von Diomedes eingeholt werden, wofern sie nicht auf dem Boden gingen? Und was anders als Luftschritte sind angedeutet, wenn Thetis Il. 18, 148 zum Olympos Füße tragen, oder wenn sie V. 615 vom Olympos schnell wie ein Habicht herabspringt?

Was anders endlich, wenn Iris an so vielen Stellen die fußschnelle, die windfüßige, die sturmfüßige heißt, und wenn sie Il. 18, 167 und im Hymnus an Apollon V. 107 laufend vom Olympos kommt?

Auch Iris, nemlich die einzige Gottheit Homers, der man wegen des Beyworts goldgeflügelt (Il. 8, 398; 11, 185; Hymn. an Demeter V. 314.) einen Flug auf goldschimmernden Flügeln zutrauen könnte, auch sie wandelt mit wechselnden Fußtritten; und nur bildlich, die geflügelte Eilfertigkeit ihres Ganges auf den goldenen Schwungsolen zu bezeichnen, wird sie die goldgeflügelte genannt. Das beweist schon, was in dem Hymnus gleich auf das Beywort der Iris folgt, V. 316

Ἴρις ὀφθ' ἅμα δὲ πνοιὴν ἐκέλευσε Κρονίων
Πνεῖσαι, καὶ μετὰ πᾶσιν ἐπέσσυτο κοῖλον ἔπεσθαι

Jener

Jener sprachs; sie gehorchte dem schwarzumwölkten Kronion
Willig, und rasch durchlief sie den Mittelraum mit den Füßen.

Ihnen, mein Freund, war sicher der Weg auffallend, den der geschäftige Bestieller des Zeus vom Berge Olympos nach Kalypsos Insel Ogygia wählt. Ogygia dachte sich Homer in der fabelhaft erweiterten Syrtenbucht, so weit westwärts, daß Odysseus von dort nach Scheria steurend das Bärengestirn noch zur Linken behielt. Der gradeste Weg also gieng südwestlich über Griechenland. Wozu denn der Umweg über Pieria und das ägäische Meer? Weil etwa die Einsamkeit der Meerwüste zu Götterwanderungen am bequemsten schien? Aber Luftschritte, in weiten Abständen auf Bergsgipfel gesetzt, sind wohl so einsam; und zudem konnte ja ein Gott unsichtbar oder in verwandelter Gestalt reisen. Die wahre Ursache enthält unser Sprichwort: Een god Weg ümme is keene Krümme.

Wenn der ruhige Gang auf der weitumwanderten Erde, den gleichwohl der Gott wie der Mensch am liebsten gieng, nicht vergönnt war: so schien das gemächlichste, über das weniger feste Element des Wassers durch die Kraft erleichternder Schwungsolen zu wandeln. Ungern, und nur durch Noth oder Leidenschaft getrieben, unterzog sich der Gott der mühsamen Anstrengung, entwe-

der auf der dicken Dunſtluft innerhalb des Wolkenbezirks zu ſchreiten, oder ſogar von einer in den entwölkten Aether emporreichenden Berghöhe zur andern hinwegzuſpringen. Mit Steigerung alſo ſagt Homer von den Solen, daß ſie nicht allein über Waſſer, ſondern ſelbſt über das unendliche Land, nemlich auf der Dunſtluft, tragen; und von den Roſſen des Aides im Hymnus an Demeter V. 380.

Ῥηϊδια δε μακρα κιχανεν δημητηρ· ουδε θαλασσα,
Ουδ' υδωρ ποταμιον, ουτ' αγχιη πουληνται,
Ἱππειοι αθανατοιο, συν' ακρης, εσχεθον ὀρμην,
Αλλ' ὑπερ κυματων βαθυν ηερα τεμνον ιοντες.

Raſch unermeßliche Wege vollbrachten ſie: ſelber das Meer nicht,
Noch der Ströme Gewog', auch nicht Thalkrümmen voll Graſes,
Hemmten den Sturm, noch felſige Höhn, der unſterblichen Roſſe,
Nein, auch über die Höhn durchſchnitten ſie rennend die Dunſtluft.

Wir finden daher, daß zwar auf dem Waſſer zu gehen auch Sterblichen, z. B. dem Orion (Heſiod. ap. Eratoſth. catal. 32), dem Euſemos (Apollon. 1, 179,) und den Roſſen des Erichthonios (Il. 20, 226), des Peleus (Quint. 3, 758), des Pelops (Philoſtr. icon. 1, 17) verliehn war; aber zu Luftfahrten bedurfte Abaris zuerſt einen goldenen Pfeil Apollons, Medea des Helios Geſpann.

VII.

Briefe vermiſchten Inhalts.

6.

An Herrn R. B. J. G.

Apologie für die neuerlich von mir angenommenen Veränderungen in der teutſchen Orthografie.

Eine in ziemlich emfatiſchen Ausdrücken abgefaßte Erinnerung in Num. 32. des Kaiſerl. Privileg. Reichs-Anzeigers von dieſem Jahre erlaubt mir nicht, die Rechtfertigung der Abweichung von der gewöhnlichen Art einige teutſche Buchſtaben zu ſchreiben, wodurch ich mir den Unwillen einiger altgläubigen Orthografen zugezogen, länger aufzuſchieben. Die Erinnerung lautet folgendermaßen:

„Hr. Hofr. Wieland fängt ſeit einiger Zeit in ſeinem deutſchen Merkur an, ſeine bisherige muſterhafte (?) Orthographie in einigen Stücken abzuändern, und z. B. Filoſofie zu ſchreiben ſtatt des gebräuchlichen Philoſophie. Mehreren ſeiner Verehrer iſt es bange, er möchte dieſe ungelehrte und deutſchen Augen widerliche Recht- oder vielmehr Unrechtſchreibung auch in ſeinen bald zu druckenden ſämmtlichen Werken befolgen, und wünſchen daher eifrigſt es beym Alten bleiben zu laſſen.“

Ich habe den ungenannten und unbekannten Verehrern, die mir ihre Wünſche in einem ſo freundlichen und höflichen Tone öffentlich zu erkennen geben, weiter nichts zu ſagen, als daß ich nicht recht begreife, was die Vertauſchung des lateiniſchen Ph gegen das teutſche F mit der Gelehrſamkeit zu thun habe, oder warum das teutſche F an einem aus der Griechiſchen Sprache in die unſrige aufgenommenen Worte deutſchen Augen (die doch wohl nicht anders als unteutſche Augen organiſiert ſind?) widerlicher ſeyn ſoll als an einem urſprünglich teutſchen. Ueber das was gelehrt oder ungelehrt iſt, wage ich es zwar nicht, etwas entſcheiden zu wollen, da ich nur in einem ſehr uneigentlichen Verſtande des Worts unter die Gelehrten gerechnet werden kann: aber meine Augen ſind unſtreitig ſo gut teutſch oder deutſch als irgend ein Paar Augen in Germanien, und ich ſchwöre bey dieſen meinen Augen, daß ich ſelbſt, als ich Filoſofie ſtatt Philoſophie zu ſchreiben anfieng, zwar einige Zeit nöthig hatte, bis ſie ſich daran gewöhnen wollten; aber daß das F in dieſem Wort jemahls eine widerliche oder das ph eine angenehme Senſazion auf meine Sehnerven gemacht hätte, davon habe ich nie das geringſte verſpüren können.

Ich wende mich mit meiner Rechtfertigung lieber an Sie, m. Fr. und mit Ihnen an das teutſche Publikum, welches mir (wie ich mir ſchmeichle) zutraut, daß ich die mir zum Vorwurf gemachte Aenderung in

der

Marcellus.

Ich auch nicht, Gnädiger Herr, bey meiner Treue.

Hamlet.

Schwört auf mein Schwerdt.

Marcellus.

Wir haben ja ſchon geſchworen, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Auf mein Schwerdt ſollt ihr ſchwören, in der That.

Der Geiſt ruft hinter der Bühne:

Schwört.

Hamlet.

Ha, ha, Junge, ſagſt du das? Biſt du noch da? -- Kommt, kommt, ihr hört ja was der Burſche dahinten ſagt -- Schwört!

Horatio.

Was ſollen wir dann beſchwören, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Daß ihr niemals von dem was ihr geſehen habet, reden wollt. Schwört bey meinem Schwerdt. (*)

(*) Eine Anſpielung auf die Gewohnheit der alten Dänen, auf ihr Schwerdt zu ſchwören, wenn ſie den feyrlichſten Eid thun wollten. Sehet den Barthelinus, de Causis contemp. mort. apud Dan. Warburton.

der Orthografie nicht ohne Ueberlegung und nicht ohne solche Gründe, die wenigstens für mich überzeugend sind, gewagt haben werde, und welchem ich, über kurz oder lange, von diesen Gründen Rechenschaft zu geben, mir gleich Anfangs vorgesetzt hatte.

Die Veränderungen, wovon die Rede ist, bestehen hauptsächlich darin, daß ich das Ph als einen barockischen Buchstaben, der in unser Alfabeth gar nicht gehört, gänzlich aus demselben ausschließe; daß ich das C nie für etwas anders als ein C, niemahls für ein C oder Z gelten lasse; und also, — anstatt des bisher zwar gewöhnlichen Gebrauchs, die aus dem Lateinischen in unsre Sprache aufgenommenen Wörter, in welchen ti wie ci ausgesprochen wird, auf lateinische Art, z. B. Natio, Nation, zu schreiben, — diese Wörter so, wie es die Aussprache erfodert, also „Nazion, nicht Nation„ schreibe; und endlich daß ich den Buchstaben C, wiewohl er uns sehr entbehrlich ist, zwar aus Ursachen, die ich hernach anführen werde, nicht ganz zu verbannen, gewagt habe, aber ihn niemahls für ein K gebrauche, und also z. B. Karthago, nicht Carthago, Kanzler, nicht Canzler, u. s. f. schreibe.

Ueber jede dieser Veränderungen sey mir erlaubt, mich etwas umständlicher zu erklären.

Was also erstens das Ph betrift, so bemerke ich vor allen Dingen, daß es nicht ein Buchstabe, sondern zwey Buchstaben, p und h sind, die einen ganz verschiedenen Laut, und wenn man sie ihrer Natur gemäß zusammen

als Einen Laut artikulieren will, nichts weniger als den Laut, den das F bezeichnet, sondern ein bloßes P mit einem Hauch hervorbringen. Da wir nun den Buchstaben F haben, der den nehmlichen Laut bezeichnet, welchen eine zwar alte, aber darum nicht weniger unschickliche Gewohnheit mit Ph andeutet: so schien mir das Ph in unsrer Sprache schon aus diesem einzigen Grunde der gänzlichen Verbannung werth zu seyn, weil es nicht nur völlig unnöthig ist, sondern weil es noch überdies ungereimt scheint, ein überzähliges Schriftzeichen, welches, sobald es nicht willkührlich, sondern seiner eignen Natur gemäß ausgesprochen wird, einen ganz andern Laut als F hören läßt, der Bedeutung nach zu einem zweyten F zu stempeln.

Es wird nicht überflüssig seyn, hier anzuführen, wie sich Hr. Adelung in seinem Wörterbuche über diesen Punkt erklärt.

„Das Ph (sagt er) ist der mit dem starken Blase„laut (P) ausgesprochne Hauch (ʰ), ein Laut, welcher „dem Laute des F gleich kommt *), aber unter diesem „Zeichen der deutschen Sprache fremd ist. Wir haben „ihn nur in einigen aus dem Griechischen herstam„menden Wörtern, wo man das φ der Griechen, nach dem „Vorgange der Lateiner, durch denselben auszudrücken „pflegt. In vielen Wörtern, welche bereits eine Art „von

*) Dies ist nicht ganz richtig gesagt; denn der Unterschied zwischen dem Laut f und dem p mit einem Hauch, ist sehr merklich.

„von Bürgerrecht erhalten haben, kann man ihn füg-
„lich ein deutſches F unterſchieben, daher auch die eh-
„maligen Phantaſie, Phantaſt, Phaſan und Pha-
„ſeole in dieſem Wörterbuche mit einen F geſchrieben
„werden. Viele*) haben dieſes auch auf Philoſophie,
„Phantom, und andere ausdehnen wollen: ſie haben
„aber bisher noch immer den gröſten Theil des
„Publici wider ſich gehabt. In einigen eigenthüm-
„lichen Nahmen, als Zütphen, Adolph, Rudolph, Weſt-
„phalen, hat es auch den langen Gebrauch vor ſich, un-
„geachtet dieſe Wörter keinesweges aus dem Griechiſchen
„herkommen. Eben ſo verhält es ſich mit Epheu."

Ich erſuche hiebey zu bemerken:

1) Daß der Vorgang der Lateiner, die das Grie-
chiſche f (φ) durch ph bezeichneten, für das was in unſe-
rer Sprache ſchicklich oder unſchicklich iſt, nichts präju-
dizieren kann. Der Hauptgrund, warum ſie ſich des
Zeichens ph für das griechiſche φ bedienten, war wohl
der damahls noch ſehr auffallende Unterſchied zwiſchen
der Ausſprache des φ (welches Quintilian nebſt dem ζ
jucundiſſimas literas, quibus nullae apud Graecos
dulcius ſpirant, nennt) und des lateiniſchen f, von
welchem eben derſelbe ſagt, es müſſe mit einer kaum
menſchlichen Stimme, oder vielmehr mit gar keiner
Stimme zwiſchen den Zähnen hervorgeblaſen werden.

*) Hr. A. ſchrieb dieß im Jahr 1777. kaum zuvor, ehe ich auf die Entſchließung kam, auch einer von dieſen Vielen zu ſeyn.

Da wir aber in der Aussprache nicht den geringsten Unterschied zwischen F und Ph hören lassen, so fällt dieser Grund bey uns gänzlich weg.

2) Die Wörter Philosophie, Physik, Phönix, Philipp, haben schon längst eben so gut eine Art von teutschem Bürgerrecht erlangt als Phantasie und Phasan; wenn also dieses Bürgerrecht vel quasi ein gültiger Grund ist, Fantasie und Fasan zu schreiben, (Nymphen und Sylphen werden schon lange von den meisten Neuern Nymfen, Sylfen geschrieben) so wird er billig auch auf Filosofie, Fysik und Filipp, ausgedehnt.

3) Es ist freylich unläugbar, daß Hr. Filipp von Zesen (zu seiner Zeit eines der thätigsten Glieder der weiland fruchtbringenden Gesellschaft und des Pegnitzischen Blumen-Ordens) wiewohl seine Reformazion der teutschen Orthografie viele Anhänger fand, doch damit (eben so wenig als Hr. HR. Schlözer mit der seinigen) durchdringen konnte, vermuthlich weil er gar zu viel auf einmahl reformieren wollte. Allein, da die Erfahrung gezeigt hat, daß schon manche Veränderung und Verbesserung, wenn sie gleich eine Zeitlang den größten Theil des Publikums wider sich hatte, zulezt doch unvermerkt die Oberhand behielt: so ist zu hoffen, daß es auch mit dem Ph so ergehen werde, da es doch so augenscheinlich bloßer Mißbrauch ist, es zu Bezeichnung eines Blaselautes zu gebrauchen, der in unsrer Sprache sein eigenes Zeichen hat; und

alſo auf dem alten Mißbrauch zu beſtehen um ſo mehr bloßer Eigenſinn iſt, da der Anfang, das Ph in vielen Wörtern, wo es ſonſt gebraucht wurde, abzuſchaffen, bereits nach Hrn. Adelungs Beyſpiel mit gutem Erfolg gemacht worden.

4) Es iſt ferner nicht zu läugnen, daß auch der Buchſtabe V, weil wir zwiſchen ihm und dem F und Ph in der Ausſprache keinen merklichen Unterſchied hören, um ſo mehr abzuſchaffen wäre, da er, um die Zeit, da die Teutſchen ihre Sprache (welche bekannter maßen nie eigene Buchſtaben gehabt hat) mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben anfiengen, durch einen bloßen Mißbrauch ſeiner ächten Ausſprache (vermöge deren er bey den Lateinern die Stelle unſers W vertritt) beraubt und wie F ausgeſprochen wurde: daher es denn auch kam, daß F und V eine geraume Zeit lang im Schreiben willkührlich verwechſelt, und z. B. Fater und Vater, Folk und Volk, geſchrieben wurde. So gern ich nun auch hierin den durch die Länge der Zeit zum Gebrauch gewordenen Mißbrauch abgeſchaft wiſſen möchte: ſo habe ich es doch, weil dieſes leidige V gar zu häufig vorkommt, und die Subſtituirung des F an deſſen Stelle, eben darum weil ſie eine gar zu auffallende Wirkung auf ungewohnte Augen thun würde, nicht wagen wollen.

Was nun zweytens den Gebrauch des Z ſtatt des T in den Fällen, wo Ti wie Zi ausgeſprochen wird (als Nation, Proportion, Sanction, Petition) betrift, ſo fällt, dünkt mich, die Ungereimtheit des alten Miß-

brauchs ſo ſtark in die Augen, daß es um ſo überflüſſiger wäre, mehr darüber zu ſagen, da ich ohnehin in dieſem Stücke ſchon viele Vorgänger und Nachfolger gehabt habe.

Endlich, drittens, den Buchſtaben C anlangend, ſtatt deſſen ich in allen Fällen, wo wir ihn wie K ausſprechen, auch ein K ſchreibe: ſo hat es mit dieſem Schriftzeichen eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem V. Die Römer, von welchen wir alle unſre Schriftzeichen haben, ſprachen ihr C vor allen Selbſtlautern wie das griechiſche K, alſo wie unſer K aus. Von ihnen kam es mit ihren übrigen Buchſtaben zu den Teutſchen, und wurde (wie Hr. Adelung in ſeinen Anmerkungen über dieſen Buchſtaben bemerkt) von ihnen lange Zeit auf die römiſche Art gebraucht; indem das Schriftzeichen K oder K viel ſpäter von den Griechen erſt zu den Nördlichen Teutſchen und von dieſen nach und nach zu den übrigen übergieng. Wie es aber zugegangen, daß es auch zum unnöthigen Stellvertreter des Z gemacht worden, möchte wohl eben ſo ſchwer zu zeigen ſeyn als es hier überflüßig wäre. Genug, daß C, ſowohl wenn es wie Z als wenn es wie K ausgeſprochen wird, ein ſehr entbehrliches Schriftzeichen iſt, da wir für jeden dieſer Laute ein eigenes beſitzen. Weil ich aber, der Maxime *Ne quid nimis* immer eingedenk, es nicht mit Hrn. Filipp von Zeſen wagen wollte, Zizero, Zäſar, Zölius u. ſ. w. zu ſchreiben, und gleichwohl der Willkührlichkeit des Gebrauchs dieſes Buchſtabens und ſeiner

der Verwechslung mit dem K, so viel ohne eine gar zu auffallende Abweichung von dem alten Gebrauch möglich, abgeholfen wünschte: so schien mir am Ende das Beste zu seyn, wenn ich mir zur Regel machte, dem C in allen Wörtern, wo es wie K ausgesprochen wird, ohne Rücksicht auf ihre Abstammung, das K unterzuschieben, und also eben so wohl Kamillus, Kompliment, Kontur, Kommerz, als Korinth, Konon, Kritik, u. s. w. zu schreiben, — und hoffte dadurch um so weniger anstößig zu seyn und desto eher Nachfolger zu bekommen, da nicht nur die fremden Wörter, welche längst das teutsche Bürgerrecht erhalten haben, z. B. Kreuz, Körper, Kanzel, Kloster, u. s. w. auch schon lange von den Meisten nicht mehr mit einem C geschrieben werden, sondern dies auch bereits vor mir von vielen Gelehrten auf eine Menge anderer, aus der lateinischen und andern fremden Sprachen entlehnten Wörter ausgedehnt worden ist. Den Doppelbuchstaben ck (worin c die Stelle eines k vertritt) habe ich bloß darum beybehalten, weil jenes Schriftzeichen (ck) eine dem Auge angenehmere Form hat als ein doppeltes kk.

Hr. Adelung, dessen Wörterbuch ich in billigen Ehren halte, wiewohl es eben nicht (wie mir in den vortreflichen Grammatischen Gesprächen nachgesagt wird) auf meinen Pult genagelt ist, nimmt mit Recht als eine Regel an: „ein Vernünftiger entferne sich ohne „Noth nie von einer unschädlichen und unschuldigen Ge-

„wohnheit in der Sprache, wo die Verletzung des Kon„venzionellen selbst in der Orthographe sowohl die Ein„heit als möglichste Klarheit störe.“ Aber auch diese Regel leidet Ausnahmen und soll nicht über die Gebühr ausgedehnt werden; wie Hr. A. durch sein eigenes Beyspiel in manchen Abweichungen von der gewöhnlichen Orthografie gezeigt hat.

Ich möchte also nicht so schlechterdings, mit Ihm, hinzusetzen: „Neuerungen dieser Art haben, mit dem „Quintilian zu reden, keinen andern Grund als in„solentiam quandam et frivolam in parvis jactan„tiam;“ wenigstens denke ich nicht, daß dies von den wenigen Veränderungen (Neuerungen sind es nicht einmahl) die ich gewagt habe, gelten könne. Mißbräuche sollen und müssen, mit so wenig Anstoß als möglich, also nach und nach, abgestellt werden; und auf einer alten Unform beharren, bloß weil sie alt ist, und eben nicht des H. Röm. Reichs Wohlfarth betrift, ist doch wohl keine Maxime der gesunden Vernunft? W.

VIII.
Gedichte.

Der Sipunt beym Dorfe Fahrland *).

An *.

Folge mir, Verehrer du der nackten
Ländlichen Natur, — ich geh' voran —
In ein Märkisch Thal; denn Kataraften,
Feuerberg, Kaskad' und Seevulkan,
Pomeranzenwald und Felsenstirnen,
Die mit Trotz dem Blitz entgegen zürnen,
Sind nicht immer dein Gemälde; im Geist
Folge denn, wohin dein Freund dich weis't.

Denke dir, wir sind in Fahrland mitten
Unter Kindern noch, die froh mit Ball
Oder Drachen spielen vor den Hütten.
Eben wimmert Vier der Klocke Schall,
Munter kräht der Hahn mit gelber Tolle,
Denn der Tag ist schön, und Wolkenwolle
Birgt der Sommersonne Flammenstrahl.
Doch wir eilen nun zum wüsten Thal.

Hinter'm Dorf' auf dieser morschen Brücke
Stehn wir billig erst ein Weilchen still.
Hier schon finden deine heitern Blicke
Vorspiel dessen, was noch kommen will:
Uferried und Rohr und Wasservögel,
Kleiner Fischerkähne weiße Segel,
Auf der Hägewiese Zieg' und Kuh.
Aber weiter, Freund, dem Sipunt zu! —

Wir sind da! — Faßt dich ein süßes Schrecken
Zwischen diesen Bergen hier von Kalk,
Wo der Blutfink baut in Kreuzdornhecken,
In der Eiche Kranz der Lerchenfalk?
Wuchert irgendwo die Heidenessel
Ueppiger, als hier in diesem Kessel?
Ueppiger der gelbe Reitzker **) am
Aufgeborstnen dicken Kieferstamm?

Wie

*) Der Sipunt ist ein wüstes, romantisches Thal beim Dorfe Fahrland, ohnweit Potsdam.

**) Ein Waldschwamm.

Witterſt du der wilden Erdbeer'n Würze,
Und des wilden Wermuths bittern Duft?
Mahnt dich an des Herbſtes Regenſtürze
Des zerriſnen Vorhangs tiefe Schluft,
Wo des Windekrautes Ranken klettern?
Schwirrt' es je von Zitterpappelblättern
So romantiſch in dein horchend Ohr?
Sang dir je ein ſolches Vögelchor?

Siehſt du rechts die wilde Katze grinſen
In der Grube hinter Kriechgerank?
Hörſt du links die Sieblee in den Binſen
Traurig unken ihren Klageſang?
Sprich, entzückt dich dieſer wilde Quendel*)?
Dieſer Schmetterlinge Luſtgetändel?
Dieſer Schwarzdorn, den Geſpinnſt' umziehn?
Dieſer Krötenmünze ſchwärzlich Grün?

Hier in dieſer Hecke niſten Ottern.
Horch! wie ſchauria dieſe Tanne rauſcht! —
Nach der Vogelneſter Eierdottern
Schlüpft hier oft, vom Jäger nie belauſcht,
Schlau der Iltis aus des Rüſters**) Bauche.
Druben ſtreiften jüngſt im Schlehenſtrauche,
Als der Lenz den letzten Schnee zerthaut,
Heideſchlangen ihre bunte Haut ***).

Der verfallne Zaun an jenem Hügel,
Den der Holzwurm ungeſtört zernagt,
Iſt ein Schlupfort für den feigen Igel,
Wenn ſein grimmer Feind, der Fuchs, ihn jagt.
Dieſes Sumpfrohr — ſahſt du je es größer? —
Birgt die ſchwarze Ente vor dem Stößer;
Und die Eider ruſchelt mit dem Molch
Zwiſchen Steinen dort und hohem Tolch †). —

Und nun wollten wieder heim wir kehren?
Ueberfallen itzt dich Furcht und Grau?
Nein! erſt pflücke dieſe Heidelbeeren!
Fandeſt nirgends ſie ſo groß und blau!

So,

*) Feldthymel.

**) Ulme.

***) Die hieſigen Schlangen häuten ſich zur Zeit des Frühlings-Aequinoctiums.

†) Krepſe.

Geiſt.

Schwört!

Hamlet.

Hier und überall? So wollen wir uns einen andern Plaz ſuchen. Kommt hieher, ihr Herren, leget eure Hände nochmals auf mein Schwerdt, und ſchwört, daß ihr gegen niemand ſagen wollt, was ihr gehört habt. Schwört bey meinem Schwerdt.

Geiſt.

Schwört bey ſeinem Schwerdt.

Hamlet.

Wolgeſprochen, alter Maulwurf, kanſt du ſo ſchnell in den Boden arbeiten? Das heiß' ich einen geſchikten Schanz-Gräber! -- Noch ein wenig weiter weg, gute Freunde.

Horatio.

O Tag und Nacht, aber das iſt auſſerordentlich ſeltſam.

Hamlet.

Eben darum, weil es euch ſo fremd vorkommt, ſo heißt es als einen Fremdling willkommen. Mein guter Horatio, es giebt Sachen im Himmel und auf Erden, wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen läßt. Aber kommt; ſchwört mir, wie zuvor, daß ihr niemals (ſo wahr euch Gott gnädig ſey!) So ſeltſam und widerſinniſch ich mich

auch

So, mein Freund! und nun die Wendelſtiegen
Dieſes Berges hinan! die Zweige biegen
Wir im Klettern ja ſo leicht zurück,
Und die Ausſicht lohnt den trunknen Blick.

Muthig weiter, Freund! der wilde Tauber
Freut mit Girren unſrer Ankunft ſich.
Und nun ſtaune! dieſer Gegend Zauber,
Dieſe Scenen überraſchen dich.
Komm! auf jenem Raſenſitz voll Eckern *)
Ruh'n wir aus. Indeß die Froſche quäckern,
Weide ſich dem Auge froh und frey
Nieben mir an dieſer Schilderey.

O! betrachte dieſe Labyrinthe
Von Rothbüchen, Kien- und Birkgehölz,
Schauriggſtill, wenn nicht des Förſters Flinte
Drinnen birſcht auf eines Eichhorns Pelz;
Dieſen ſchilfigten Kaninchenherder,
Dieſe Tannen, wo der Taubenmörder
Aus dem hohen Neſte gierig lauſcht,
Wenn des Amtmanns Flucht vorüber rauſcht;

Dieſes dichten Weidichts **) gelbe Ruthen,
Dieſen Acker, roth von Heidekorn,
Dieſe eingehägten Pferdehuten,
Dieſen Glimmer auf dem Wieſenborn,
Der durch Eichen funkelt, o! und dieſe
Grüne Burſte der gemähten Wieſe,
Und die Havel, die ihr Ufer wäſcht,
Wo der Spießer ***) oft den Durſt ſich löſcht;

Jene Eichen dort voll Rindenriſſe,
Jenes Flachsland mit dem Häckewiſch;
Vorn im ſtillen See der Waſſernüſſe
Stachelhülſen, zwiſchen Erlgebüſch;
Jene Fichten, wo, trotz härnen Schleifen,
Unbeſorgt die Sommerdroſſeln pfeifen;
Die Wachholderſträuche rings zerſtreut,
Wo der Sonne Glut die Beeren bläu't;

Drüben

*) Eicheln.

**) Ein mit Weiden beſetzter Platz.

***) Ein junger Hirſch, der ſein erſtes Gehörn noch trägt, welches aus zwey Spießen ohne Enden beſteht.

Drüben Fahrlands Thurm, aus deſſen Luke
Hörbar kaum die Abendklocke ſingt;
Dort die Hirtenfrau, die Napf und Kruke
Ihrem Mann nach jener Hutung bringt;
Fern des Buchenwaldes Nebelſchwärze,
O! und hier des Abendſternes Kerze,
Die ſo hell, ſo hell in Weſten blinkt,
Da der Feuerball der Sonne ſinkt!

Sprich, ob dich nicht alles, trotz den Mängeln,
Die des welſchen Malers Kunſt erblickt,
Ob nicht alles rings bis zu den Stengeln
Dieſer wilden Nelken dich entzückt? —
O wohlan! ſo ſoll's uns ferner ziemen
Deine Reitze, Vaterland! zu rühmen,
Wenn ein Undankbarer, dir nicht hold,
Nur dem Ausland Lobgeſänge zollt.

Schadloshaltung.

An meinen Freund Schulze in Döbritz.

Sonnett.

Wenn Geſchwätz vom Franzmann oder Türken
Meine Ohren plagt am Gallatiſch:
Schweift mein Geiſt in deines Dorfs Bezirken,
Dich zu ſehn, durch Heid' und Waldgebüſch.

Findet dich im Thal voll Kleegemiſch,
Haſenaras und weißer Hangelbirken,
Auf des Raſens dunkelgrünem Plüſch,
Den ſo weich des Frühlings Hände wirken;

Findet neben dir, wie vor'ges Jahr,
Deine ſchöne, junge Frau, umſäuſelt
Von der Birke Laub, das gelbe Haar

Unter'm Halmenhut vom Weſt gekräuſelt,
Und den Blick voll Dankes himmelan —
O! um ſolche Gegend, ſolchen Mann!

Berlin.

F. W. A. Schmidt.

Neuer Teutſcher Merkur.

4. Stück. 1794.

herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar, und Leipzig.

I. Noch ein Fragment, aus J. Baggesens Reisen. Aus dem Dänischen übersetzt. S. 229
II. Nachrichten von der Angorischen Ziege. — 249
III. W. Hayley's Versuch über die historische Kunst, aus dem Englischen übersetzt, 1. Gesang. — 261
IV. Ueber gesellschaftliches Vergnügen. — 269
V. Die Gemälde in dem Fürstl. Kabinet zu Rudolstadt. — 287
VI. Der Wanderer in Lyon. — 304
VII. Kleine Gedichte. — 307
VIII. An ihren Lehrer Reinhold bey seiner Abreise nach Kiel, seine Schüler. 319

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern, in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren, auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs.

Anzeige.

Im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar iſt ſeit Michaelis vorigen Jahres erſchienen:

Almanach oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker, fürs Jahr 1794. 12 Gr.

Goettling, J. Fr. A. Berichtigung der Antiphlogiſtiſchen Chemie, auf Verſuche gegründet. 8. Schreibpap. 14 Gr.

Henke, Dr. H. Ph. C. Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte. 1ſter Jahrg. 1. und 2. Quartbroch. 8. 1 Rthr.

Hoffmann, C. A. Taſchenbuch für Aerzte, Phyſiker und Brunnenfreunde, zur bequemen Ueberſicht der Reſultate aller genau unterſuchten Geſundbrunnen und Bäder Teutſchlands. 8. Schreibpap. 16 Gr.

Schulz, Fr. Aufſätze zur Kunde ungebildeter Völker, 2te Auflage, 8. 12 Gr.

Warnekros, H. C. Entwurf der hebräiſchen Alterthümer, 2te umgearbeitete und vermehrte Ausgabe, nebſt dem Portrait des Verfaſſers, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1794.

I.
Noch ein Fragment
aus
J. Baggeſens Reiſen.
(aus dem Däniſchen überſetzt)

Manheim.

Liegt es an meinen Augen, oder an der ſchweren, ich möchte faſt glauben, ungeſunden Luft, oder an meiner Unkunde in der Baukunſt, daß ich bey weitem nicht die prächtige, ſchöne, angenehme Stadt finde, die ſie nach dem einſtimmigen Urtheil ſeyn ſoll? Ich habe nun ins Kreutz und in die Quere, von einem Ende bis zum andern, alle ſich auszeichnenden Gebäude, von dem weitläuftigen Schloſſe (nach) meiner Meynung dem allerſchlechteſten darunter) bis zu den prächtigen Thoren beſehen; aber ob ich gleich meine Sehnerven anſpannte, als wenn ich nie eine Stadt geſehen hätte, wollte mir doch nichts ſonderlich

derlich Schönes in die Augen fallen. Richtig genug sind die Gassen nach der Schnur angelegt, die Häuser stehen in ordentlichen Reihen und Gliedern, und man hat die verwünschteste Mühe von der Welt ein Quartier vom andern zu unterscheiden. Aber gerade Linien und rechte Winkel allein dürften kaum den Geschmack befriedigen. Beym ersten Anblick findet das Auge an der Symetrie freylich immer Wohlbehagen: aber beym zweyten sucht es nach etwas mehrerem und geräth in doppelte Verlegenheit, wenn seine Erwartung getäuscht wird. Leeres Gewäsch ist in Versen weit ärgerlicher als in Prose.

Schnurgerade Gassen und abgezirkelte Quartiere in einer Stadt kommen mir fast wie gemalte Linien oder Reime in einem Buche vor. Sie erregen die Erwartung einer größeren Schönheit, eine Erwartung, die anfänglich angenehm ist. Wird dieselbe befriedigt, so ist das Vergnügen wirklich vollständiger; wird sie aber nicht befriediget, so ist das Mißvergnügen um so größer, da es, mit einem Rückblick auf das prahlerische Versprechen, in Aerger übergeht. Eine Stadt in ungebundener Rede verspricht nicht mehr' als sie halten kann; ihre Konversazion gleicht der täglichen Sprache, gesunder Verstand und bisweilen ein guter Einfall, ist alles was man von ihr verlangt: eine Stadt in gebundenem Style dagegen setzt sich zurecht, räuspert sich und beginnt

zu

zu deklamieren — weh ihr wo sie nicht alle Forderungen in arte poetica erfüllt! —

Götter, Menschen und Recensenten haben es zu keiner Zeit übel aufgenommen, — zum großen Glück für diese meine im Zickzack laufende Reise — daß man in Prosa mit alltäglichen Bemerkungen auftritt, mit Gedanken, wie jedermann sie haben kann, mit simpelm Menschenverstand, ohne das geringste seraſiſche oder sataniſche Genie; aber Götter, Menschen und Recensenten haben zu allen Zeiten auch den kleinsten Anstrich von Mittelmäßigkeit in Versen ernstlich verboten. Jedem Poeten liegt es, bey Strafe an Ehre, Leib und Gut, ob, zu sehen was kein anderer sieht, zu denken was kein anderer denkt, und von Anfang bis zu Ende nicht wie gemeine Leute zu gehen, sondern einher zu treten wie eine Braut aus ihrer Kammer, wie ein Held zur Siegesschlacht, wie die Sonne von Osten nach Westen, immer strahlend, immer der erhabene, der herrliche, derselbe! Ohne zur Rechten oder zur Linken zu schlendern, noch weniger sich, wie Loths überaus prosaiſches Eheweib, ganz umzuwenden, muß er festen Schritts einhertreten, als wenn er im Trott gienge — nach den Umständen auch wohl traben, gallopieren, ja selbst fliegen — nur immer gerade aus wie das ausreißende Pferd, wie ein Lichtstrahl, wie der Blitz, wie der Sturm, wie der Adler und wie seine ganze übrige Familie. Immer

ſey er Engel oder Teufel — nur nicht bloßer Menſch!

Daſſelbe gilt nach meiner Meynung von Städten. In ungebundenen Gaſſen und ungereimten Quartieren nehme ich mit Häuſern vorlieb — in den gebundenen und gereimten dagegen verlange ich lauter Palläſte. Denn warum gab man ſich ſonſt die Mühe, ſie zu binden oder in Reime zu bringen?

Aber — es fragt ſich, ob man überhaupt irgend etwas, ſey es nun Gedanken, Bäume, Gebäude oder Menſchen, binden oder reimen ſollte, in dieſer übrigens an ſich ſehr natürlichen Welt, auf dieſem kleinen, alltäglichen, nichts weniger als zirkelrunden, gar nicht in gleichen Linien laufenden, ſo proſaiſchen Erdball? Es fragt ſich, ob nicht die Sonne und alle die andern ächt poetiſchen Himmelsglieder, die, wie es Dichtern geziemet, mit ihrem eigenen Lichte glänzen, mit Recht unſere ganze vierfache Dichtkunſt belachen? Es fragt ſich, ob nicht alle Fixſterne, oder wenigſtens derjenige, der uns ohne Brillen ſehen kann, unſer täglicher Zuſchauer und Recenſent, bey jeder zum Vorſchein kommenden Epopee, holländiſchem Garten, nach der Schnur angelegten Stadt und aufgeſtellten Kriegsheeren ausruft: Was will Saul unter den Proſeten? oder mit andern Worten: was will ein Planet unter den Sonnen? was will der Proſaiſt unter den Poeten?

So

auch immer anſtellen und betragen mag (wie ich, vielleicht, künftig vor gut befinden könnte, zu thun) daß ihr, wenn ihr mich alsdann ſehen werdet, niemals durch eine ſolche Stellung der Arme, oder ein ſolches Kopfſchütteln, oder durch irgend eine geheimnißvolle abgebrochne Redensart, als gut -- wir wiſſen was wir wiſſen -- oder, wir könnten, wenn wir wollten -- oder, wenn wir reden möchten -- oder, es könnte wol vielleicht -- oder andere ſolche zweydeutige Andeutungen zu erkennen geben wollet, daß ihr mehr von mir wiſſet als andre; das ſchwört mir, als euch der Himmel in eurer höchſten Noth helfen wolle! Schwört!

Geiſt.

Schwört! (Sie ſchwören.)

Hamlet.

Gieb dich zur Ruh, gieb dich zur Ruh, unglüklicher Geiſt. So, ihr Herren; ich empfehle und überlaſſe auch euch wie ein Freund ſeinen Freunden, und was ein ſo armer Mann als Hamlet iſt, thun kan, euch ſeine Liebe und Freundſchaft auszudrüken, das ſoll, ob Gott will, nicht fehlen. Wir wollen gehen, aber immer eure Finger auf dem Mund, ich bitte euch: Die Zeit iſt aus ihren Fugen gekommen; o! unſeliger Zufall! daß ich gebohren werden mußte, ſie wieder zurecht zu ſezen! Nun, kommt, wir wollen mit einander gehen.

(Sie gehen ab.)

So metaparadox und hyperheterodox auch vermuthlich dieſer Angriff auf das Verſifikazionsweſen allen Symmetriſten ſcheinen mag, und ſo lächerlich ſie es auch finden mögen, ſich über die Reflexionen der Sonne und die Einrichtungen auf unſerer Erdkugel zu bekümmern, ſo kann ich doch bey dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, zufolge meiner labyrinthiſchen Kreutz- und Quernatur, über dieſe intereſſante Materie ein wenig von ihrem geraden Wege abzubeugen. Mein Gehirn iſt nun einmal nicht à la Manheim angelegt; meine Gedanken ſind leider keine ſtehenden Truppen. Meine Meinungen gehen nicht nach dem Reim, und in meinem Herzen ſchlagen die Gefühle frey, unbeſchnitten, uneingeflochten wie die Bäume im Walde und die Blumen auf dem Felde. Ich gehe wie ich kann, und ſchlendere eher als daß ich feſten Fußes durch mein Labyrinth gehe. Alſo von meinem Wege ab, und zu meiner Sache!

Die Frage, ob es überhaupt die Mühe lohne, etwas auf dieſer engen Erde, in dieſem kurzen Leben, zu binden oder zu reimen, iſt nicht ſo ganz in den Wind gethan, als es beym erſten Anblick ſcheinen mag. Ja? oder Nein? Es iſt billig, in einer Sache, die ſo unmittelbar alle Menſchen als Gedanken, Bäume, Gebäude und Leute intereſſiert, an die ganze Menſchheit zu appellieren. Aber gewiß beſteht dieſe — ſonſt möchte ſie kaum beſtehen — mehr aus Proſaiſten als aus Poeten.

Was sage ich? Eine nur geringe Aufmerksamkeit und Erfahrung lehrt, daß es gegen tausend von jener, kaum Einen von dieser Klasse giebt; und rechnet man, wie sich gebührt, die mittelmäßigen aus der lezten Klasse für null, so kann man mit gutem Gewissen die Majorität der Prosaisten gegen die Minorität der Poeten wie 100000 zu 1 annehmen. Nimm auf einen Augenblick die mächtige auf Mißbrauch gegründete Gewohnheit und die auf Gewohnheit gegründeten Vorurtheile hinweg und appelliere an die Menschen! Ja? oder Nein? Nein! stürmt, brauſt, donnert es so laut und kräftig von allen Ecken, daß ich — ungeachtet ich es nur in mente höre — die Feder fallen lassen muß, um die Finger in die Ohren zu stecken.

„Prosa! Prosa!" rufen die Leser,
„Keine Kunstgärten!" rufen die Spazierengehenden,
„Ungleiche Gassen!" ja noch lieber
„Gar keine Gassen!" rufen Reisende und Einwohner. Vor allem
„Keine Armeen!" rufen die Nazionen —

O Leser! Wanderer! Einwohner! Nazionen! möchte Euer Geschrey bald gehört werden! Ich kann demselben meinen Beyfall nicht versagen.

„Aber (wendet man ein) die Appellazion ist unrichtig! Man muß nicht an die Menschen als Pros

Prosaisten und Poeten, sondern an die Menschen als Dilettanten in der Kunst appellieren! Sonst könnte man auf eben die Weise die Filosofie und selbst die Moral von der Erde hinweg appellieren!"

Was die erste angeht — eingeräumt! Die Moral — ist von allem, was hier abgehandelt wird, so unendlich verschieden, daß sie nicht in Betrachtung kommen kann.

Also die Dilettanten; aber doch — nicht wahr? freye Dilettanten? Sklaven haben keine Stimme. O, unter 1000 finden sich kaum 10, die lieber Verse als Prose lesen; und selbst diese 10 werden von der Mode oder einem der Vorurtheile, gegen die ich mich ausdrücklich verwahrt habe, bestimmt. Heimlich lesen sie Prose. Sie verehren die Kunst öffentlich und insgeheim beten sie die Natur an. Nicht zu gedenken, daß die meisten bloß das prosaische in den Versen bewundern. Und darin haben sie Recht. Man nehme das prosaische — die Worte — aus einem Verse hinweg! Was bleibt übrig? Nur in sehr wenigen

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑
— ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ —
— ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ —

Und dafür sollte man, so artig es ist, sich nicht henken lassen. Die Leute sind im Allgemeinen klüger als man im Besondern glaubt. Die französische Literatur hat ihre große Ausbreitung

unter andern auch dem Umstande zu danken, daß sie meist aus Prosaikern besteht. Man bewundert Milton und Klopstock; aber man liest Tom Jones, Agathon und die Abderiten. Jede einzelne Person lieset 100 Bücher in Prose gegen eins in Versen. Die sogenannte eigentliche Poesie gehört nicht zu unserm Hausgeräthe, sondern zu unserm Spielzeug; und ich bin überzeugt, daß die Erde, wenn sie zu verständigen Jahren kömmt, sie mit den ausgetretenen Kinderschuhen wegwerfen wird.

Ich weiß nicht, ob mich ein Schein betrügt; aber ich glaube, in unserer jetzigen Natur und Kunst, verglichen mit der Alten ihrer, hinlängliche Winke zu der Vermuthung zu finden, daß es die Bestimmung der Kultur in ästhetischer Hinsicht war, von dem Angenehmen durch das Schöne zum Guten zu gehen.

Für bloße Schönheit, für das eigentliche Kunstideal der Griechen, existiert jetzt sehr wenig Interesse. Schon gut, wenn auch nur das, was hie und da so selten zum Vorschein kömmt, nicht erlogen oder erträumt ist. Ich schreibe es nicht bloß unsern politischen Verfassungen zu, daß die Künste überall im eigentlichsten Verstande in Verfall sind. Bey allen unsern Ausschweifungen sind wir weniger sinnlich als unsere geschmackvollen Vorfahren in Griechenland.

Die ganze Natur um uns her ist, so zu sagen, weniger sinnlich geworden, so wie sie mehr verständs

ſtändlich ward. Wir ſtudieren ſie mehr und fühlen ſie minder. Die Sonne hat mit ihrer Bewegung von ihrem Feuer für uns verlohren, und Kopernikus ſtürzte den König, indem er den Thron befeſtigte. Der Donner iſt, ſeit der Entſtehung der Elektrizität, bey weitem nicht ſo majeſtätiſch mehr, und Franklins unnachahmliche Grabſchrift iſt buchſtäblich wahr:

eripuit coelo fulmen, ſceptrumque Tyrannis.

So geht es mit allen andern Fänomenen — was ſie in der Mathematik gewonnen, haben ſie in der Dynamik verloren. Sie haben ſich vom Herzen ſo weit entfernt, als ſie ſich dem Verſtande genähert haben.

Unſere Sprachen ſind weniger kraftvoll geworden, ſeitdem ſie reicher wurden. Die Wiſſenſchaften haben ſich erweitert, aber nicht verſchönert. Was ſind alle lebenden Sprachen Europas an Gewicht und Klang, an Stärke und Weichheit gegen die todte Griechiſche? Hundegeheul, Froſchgequäck, Katzengeſchrey — gegen den Donner des Himmels, das Rieſeln der Quelle und den Lerchengeſang! Unſere Sprachen ſind nicht mehr Bilder- ſondern Zeichen-Sprachen, und ihre Stimme hat mehrere Laute aber weniger Töne.

Wir ſelbſt ſind — ſo wollte es der Erzieher der Menſchheit — weniger poetiſch und mehr ſiloſofiſch geworden. Nicht, daß wir es eben ergriffen

hätten; aber wir greifen darnach! — So erbärmlich es übrigens mit unſerer eigentlichen Filoſofie ausſehen mag, ſo weit wir auch vielleicht von ihrem eigentlichen Ziel und Wege abkommen, ſo gewiß iſt es doch wohl, daß wir, verglichen mit den Menſchen der Vorzeit, mehr denken — und deswegen weniger empfinden. Nicht, als wenn Gedanke und Gefühl einander widerſtritten oder aufhöben — ſie ſind die Verlobten unſers Weſens, und einſtens werden ſie einander angetraut! O ſelige Vereinigung, einſtens! — Aber dieſes allgemeine Hochzeitfeſt der Menſchheit iſt noch nicht da, iſt vielleicht ſehr fern! Unterdeſſen iſt es gut, daß auch der Bräutigam ſich zu zeigen anfängt! Jenſeits der gefährlichen Brücke werden ſie ſich finden und umarmen!

Aber wohin gerathe ich? Bin ich nicht gar zu weit von der ſchnurgeraden Gaſſe zwiſchen dem Rhein- und Neckerthor abgekommen? Wahrhaftig! wenn ich noch vor Abend in die Stadt hinein will, iſt es Zeit umzukehren. Laßt uns den erſten den beſten Fußſteig wählen!

Ob die Künſte überhaupt etwas von dem der Menſchheit zu allen Zeiten weſentlichen ſind? Ob ſie nicht bloße Blüten am Baume ſind? Ob ſie zu den Früchten gehören? Dieſer Weg führt gar zu weit, auf dem komme ich gewiß nicht in Eil zurück! —

Verdient wohl die Poeſie, von der ich hier geredet habe, und mit der ich Manheims Stein- Henriade, die Preuſſiſchen Menſchenalleen und die holländiſchen Baumglieder verglichen habe, mit einem Worte, die eigentliche Versmacherey, die in Abmeſſung und Zuſammenpaſſung der Sylben beſtehet, unter die Künſte gerechnet zu werden? Giebt es wirklich eine andere Wörterkunſt als die Beredſamkeit? Exiſtiert eine andere wirkliche Poeſie als Yoriks empfindſame Reiſe, Don Quixotte, Tom Jones, Geßners Idyllen, Zadig, Agathon, Shakespears und Hollbergs Schauſpiele, Heloiſe, der Landprieſter von Wakefield, und andere dergleichen Kopf und Herz ohne Metrum und Reim hinreiſſende und entzückende Werke? Iſt das Sylbenmaß mehr als das Gängelband der eigentlichen Wortkunſt? Darf, ſoll oder kann dieſe nie ſo weit kommen, allein zu gehen? — Auch dieſer Weg ſcheint ein gar zu weitläuftiger Umweg zu ſeyn.

Hier iſt unſer Fußſteig!

Geſezt wir hätten uns auf die beyden eben genannten Wege begeben und gefunden, daß die Künſte überhaupt zu dem bleibenden in unſerer Welt gehören, und daß der gebundene Styl wirklich zu den Künſten gerechnet werden muß — ſo folgt doch daraus kaum, daß man berechtigt iſt, Städte mit ſchnurgeraden Straſſen in ordentlich abgemeſſenen Quartieren anzulegen. Eine

ganze

ganze Stadt kann ſchwerlich ein Gegenſtand für die Kunſt ſeyn. Die Einheit, die man in die Mannigfaltigkeit ihrer Gebäude bringt, kann unmöglich die der Schönheit ſeyn, und es iſt lächerlich es darauf anzulegen; denn eine Stadt läßt ſich nicht in einem Augenblick verfaſſen. In einem einzelnen Gebäude, in einer Sammlung derſelben (die kaum vier überſchreiten kann) gehört ſie zu Hauſe. Und ſelbſt in dem letzten Fall darf es kaum ſo weit getrieben werden, wie auf unſerer Amalienburg, deren ſchöner Platz — bey weitem der ſchönſte, den ich noch geſehen habe — gewiß noch viel ſchöner ſeyn würde, wenn die vier Palläſte nicht in allem ſich ſo gänzlich glichen.

Die Symetrie iſt die oberſte Bedingung für Gegenſtände, die nur im Raume aufgefaßt werden; Abwechſelung das höchſte Geſetz für diejenigen, die nur in der Zeit zuſammengefaßt werden. Die ſchönſte Stadt wäre alſo die, welche aus lauter verſchiedentlich ſymetriſchen Gebäuden in beſtändig abwechſelnden Gaſſen oder vielen Plätzen beſtände; denn Gaſſen ſetzen eine in einander laufende Reihe von Häuſern voraus, welches nach meinem Bedünken unmöglich ſchön ſeyn kann. In wie weit die geometriſche Regelmäßigkeit in der Kunſt ſich anwenden läßt, ſcheint die Natur ſelbſt ſo deutlich gezeigt zu haben, daß man ſich nicht wenig wundern muß, wie es möglich war, dieſe Anwendung zu verfehlen. Sie darf ſich nie in

eine

eine gewiſſe Ferne erſtrecken, oder in einem gewiſſen Umfang angebracht werden; denn in einer gewiſſen Entfernung und in einen gewiſſen Umfang hört ſie auf ſichtbar zu ſeyn, und wird von den Augen nicht länger wie ſie iſt, ſondern ganz anders aufgefaßt. Vielleicht ward unſere Erde rund, um den Geſchmack des Mondes, aber gewiß nicht um den unſrigen zu befriedigen. Dem Monde iſt ſie ein Haus, für uns eine Stadt.

Eine ſchöne Stadt will nichts anders ſagen, als eine Sammlung von ſchönen Gebäuden, Plätzen und, ſo man will, Gaſſen. Eine ſchöne Stadt (als Stadt, als einzelner Gegenſtand, als ein Ganzes betrachtet) läßt ſich gar nicht anders als im Proſpekt von außen vorſtellen; und hier gelten ganz andere Regeln als die der Symetrie. Allerdings iſt noch eine Art, ihre Theile in ein Ganzes zu ſammlen, möglich, nemlich von der Spitze eines hohen Thurms, der in der Mitte ſteht, von oben herab — und hier fällt das geometriſche ſehr gut ins Auge; aber auch nur als bloße Geometrie, als ein abacus pythagoricus. Manheim erſcheint unter dieſem Geſichtspunkt als ein abgezirkeltes Dambrett. So urtheilt das Auge; aber nun der Verſtand! Was der bloße Geſchmack häßlich, ermüdend und im höchſten Grade langweilig fand, findet hier das ganze obere Urtheilsvermögen ungereimt, zweckwidrig, unleidlich.

Schon

Schon eine Stadt, besonders eine große Stadt, misfällt dem Blicke des Verstandes. Wenigstens betrachte ich, eine solche ungefähr so, als ein freys fliegender Schmetterling einen Bienenstock betrachten mag. „Aber was misfällt denn daran?" Das Verhältniß! Ich finde nemlich diesen Bienenstock zu klein. — „Aber ich sollte ihn als Biene und nicht als Schmetterling betrachten." Als Biene fände ich, daß der Bienenstock ein Reich und nicht eine Stadt sey; und dagegen habe ich fürs erste nichts einzuwenden. „Fürs erste —" Ja, gerade heraus gesagt, um aus meinem Herzen keine Räubergrube, oder einen zugeschlossenen Bienenstock zu machen: ich glaube, daß die ganze Erde eigentlich der Menschheit Bienenstock seyn sollte, und daß sie wirklich einstens, wenn die verschiedenen Bienenstädte mit einander Frieden geschloßen haben — es seyn wird. Hier heißt der Spruch: es soll ein Hirte und eine Heerde seyn — es soll eine Königin und ein Stock seyn!

„Der Bienenstock muß alle Bienen fassen können; man weiß, daß es drey Klassen giebt!" Aber, lieber Städter, — faßt eine Stadt alle Stände? O, der meiste Honig wird ausser ihr bereitet! Man bedenke noch, daß sich ein Mensch von einer Biene durch mehr als körperliche Größe unterscheidet! Wären diese beyden Geschöpfe übrigens sich vollkommen gleich, so würde ich gar nichts gegen unsere Städte einzuwenden haben; denn es haben ungefähr

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

[Ein Zimmer in Polonius Hauſe.]

Polonius und Reinoldo treten auf.

Polonius.

Uebergieb ihm dieſes Geld und dieſe Papiere.

Reinoldo.

Ich werde nicht ermangeln, Gnädiger Herr.

Polonius.

Es würde überaus klug von euch gehandelt ſeyn, ehrlicher Reinold, wenn ihr euch vorher, eh ihr zu ihm geht, nach ſeiner Aufführung erkundigen würdet.

Reinoldo.

Das war auch mein Vorſatz, Gnädiger Herr.

Polonius.

Meiner Treu, das war ein guter Gedanke; ein ſehr guter Gedanke. Seht ihr, Herr, zuerſt erkundiget euch, was für Dähnen in Paris ſeyen, und wie, und wer, und wie bemittelt, und wo ſie ſich aufhalten, und was ſie für

Geſell-

fähr eben so viel Menschen Platz in einer Stadt, als Bienen in ihrem Stocke. Aber das allein stößt mich, daß man Menschen wie Vieh behandelt hat.

Hier flog ein Gedanke zurück nach Dänemark — nach Trollenburgs versetzten Bauerhöfen. O, möchten mehrere und immer mehrere Geister, als Reventlows, den Nebel der Dörfer zertheilen! Unstreitig wird ein Land dadurch heller; denn die Schatten werden nun nicht länger in so großen Massen geworfen. Es geht den Bewohnern wie den Wohnungen: zu nahe auf einander gehäuft, werden sie beschattet, benebelt, beräuchert und verderbt! Wie freute ich mich über die versetzten Bauerhöfe! Meine Einbildungskraft versetzte die ganze Erde — Manheim sprang plötzlich in 1000 Stücken — und die ganze Menschheit bewegte sich im Licht und in der Luft, als ein Vogel, der aus seinem Bauer durch das offene Fenster entwischt. Ich sah den Instinkt der Vernunft den Kommandostab überlassen, er ward in der Hand der Königin ein Talisman — und der Wurm flog auf, wie ein Schmetterling! Es war ein seliger Anblick! Die Braut und der Bräutigam umarmten sich jenseits der Brücke — und im Hintergrunde sah ich die Rechtschaffenheit und den Frieden sich küssen.

Wohl uns, daß wir die Erde nicht bloß, wie sie war und wie sie ist, sehen, sondern auch bisweilen,

len, wie sie seyn soll! Wohl uns, daß wir nicht bloß unter unsern Vätern und Brüdern, sondern auch bisweilen unter unsern Enkeln im fünften bis sechsten Gliede, wandern können! — Und Wohl mir, (wie wünschte ich auch meinen Lesern) daß ich nicht bloß in dem zusammengesetzten, sondern auch in dem ausgestückelten Manheim bin! Denn ich wiederhole es, das erste ist unleidlich langweilig in der Breite und in der Länge; wo man darin stehen mag, so steht man Schach.

Beleidigt überhaupt eine Stadt den Blick des Verstandes, so thut es besonders eine Stadt wie diese. Sie ist nicht bloß zusammen gepaart und gepreßt, sondern zugeschnitten und zugespitzt. Ich weiß nicht, ob der Umstand auch heimlich etwas zu meinem Abscheu gegen ihre rechte Linien, Quadrate und Würfel beyträgt, daß nichts in der menschlichen Gestalt winkelrecht oder viereckigt ist. Man fürchtet, daß sich die Einwohner einer solchen Stadt jeden Augenblick stoßen. Es ist merkwürdig, daß der Geschmack noch keine vierseitige Trinkgläser eingeführt hat. Ich glaube auch, daß man nichts als Apothekertropfen und höchstens Brantewein, unmöglich Wein und Quellwasser daraus trinken könnte. Eis dagegen kann ich mir recht gut in einem viereckigen Glase denken, und dies geht so weit, daß mitten im Sommer das Wasser mir in einem solchen gefroren vorkömmt. Auch friert mich gewissermaßen in

Man-

heim; ich werde steif. Unmöglich könnte ich hier mit einer gewissen Schnelligkeit laufen. Unmöglich — ich fühle es tief — könnte ich, wenigstens nicht auf den Gassen, mich hier verlieben, welches doch in etwas runden Städten angeht. Alle Wärme, alle Bewegung, alle Liebe ist rund, oder doch wenigstens oval, spiral, oder auf die eine oder die andere Weise gebogen. Nur das kalte, das unbewegliche, das gleichgültige, und selbst das haßvolle, ist schnurgerade und eckig. Ständen z. B. die Menschen im Felde in Gruppen, in runden Kreisen, anstatt in Reihen und Gliedern, so würden sie tanzen, anstatt sich zu schlagen. Deswegen beruht auch die ganze Taktik auf Winkeln. Wann sah man eine eckige Flamme, wenn ich den tödtenden Blitz ausnehme, der auch wohl nur so schien? einen schnurgeraden Bach? eine steife Umarmung? Wie lieblich biegt sich die Flamme! wie schön wallet und schlängelt sich die rieselnde Quelle! und wie gebogen, wie angeschmiegt, wie rund ist alles in der Gruppe Amor und Psyche! Was sich am meisten am Menschen gleicht, sind die kalten, unbeweglichen, beissenden Zähne; und doch hat die schöne Natur sie in einen Halbzirkel gestellt. Das Leben ist rund und der Tod eckig. Rund und gebogen kommen wir zur Welt und scheiden steif und eckig. Die neuesten Wiegen sind oval — eine schöne Erfindung! denn das wachsende Leben bewegt sich darinn; dagegen sind unsere Särge viereckig.

Eine Stadt à la Manheim paßt für Todte, oder — höchſtens für diejenigen die tödten. Ihre Gebäude ſollten Mauſoleen oder Baracken ſeyn. In jenem Falle müßte eine ſolche Todtenſtadt unter — in dieſem eine ſolche Mörderſtadt fern von der Erde ſeyn.

Ich habe bis zuletzt den Geſichtspunkt aufgehoben, aus dem eine geometriſch gereimte (à propos! der Buchſtabe tödtet den Geiſt und der Reim den Buchſtaben) ſteife, eckige, kalte, unbewegliche, liebloſe und ſterbliche Stadt, noch auf einmal lächerlicher und abſcheulicher erſcheint, als aus allen andern. Man fühlt ſich gereitzt, alle ihre Einwohner (denn Einbauer kann man ſie nicht nennen, wenn man den Einen ausnimmt, deſſen Haus über die Häuſer aller anderen hervorragt, den einzigen Ein- Aus- und Unbauer) als Sklaven zu denken. Die eine Gaſſe iſt wie die andere, das eine Quartier wie das andere, und alle Häuſer ſind ſich gleich. Wie wäre es möglich, vollſtändige Menſchen — je vollſtändiger, deſto freyer, und je freyer, deſto vollſtändiger, und je freyer und vollſtändiger, deſto verſchiedener — auch nur in dieſem Punkt, unter Eine Benennung, in Eine Form, ſo zu ſagen, unter Einen Hut zu bringen? Der Annehmlichkeit wegen? Aber es iſt bey weitem nicht angenehm, ſo zuſammengeſtubt und zugeſtutzt zu werden. Der Schönheit wegen? Aber es iſt nicht ſchön, wenigſtens kann die Schönheit weder

weder von innen noch von aussen, noch von oben herab gefaßt werden. Also vielleicht der Bequemlichkeit und des Nutzens wegen? Aber kann etwas unbequemer und unnützer seyn, als in gleichen Gassen zu gehen, in gleichen Häusern zu wohnen, und große Mühe zu haben eins von dem andern zu unterscheiden? Konnte man Bequemlichkeit und Nutzen nicht weit besser mit mehrern als mit wenigern Mitteln erreichen? Zwang ist es! Ohne ihn werden die Menschen weder in gleicher Reihe gehen, noch stehen, sitzen, liegen, noch auch wohnen! Eins oder das andere muß ihnen Gewalt anthun, ehe man sie in gerade Linien kriegt, es sey nun in Kriegsheeren oder in Hospitälern (wo sie reihenweis liegen) oder in Städten. Es ist eine Frage, ob sie ohne Gewalt überhaupt da wohnen wollten? viel weniger so gebunden wohnen? Die Natur sagt nein! und die Vernunft sagt nein! Nur das, was zwischen beyden liegt, sagt gehorsam, ja! Es gibt nur Einen Hut, unter dem die Menschen nach der Natur und Vernunft vereinigt werden können: das allgemeine, in ihrem Herzen mit größern oder kleinern, deutlichern oder undeutlichern Buchstaben geschriebene Gesetz. Aber das ist im eigentlichsten Verstande der Hut der Freyheit! der ist rund. Jeder andere ist zu klein, und kneipt ihnen die Köpfe, wo er sie nicht gar zerdrückt! Jeder andere ist dreyeckig mit viereckigem Grund.

Die Ideen von vier und zwanzig tausend Menschen haben sich nach der eines einzigen

bis ins zweyte, dritte und vierte Glied richten müssen. Diese Vorstellung ist unleidlich. Man sieht die Befehle des Despotismus im Lapidarstyl. Man sieht angesessene Bürger wie Buxbaum, Soldaten, und dergleichen Sachen behandeln, und ärgert sich, wenn man die geringste Achtung für Gottes Ebenbild hat. Mannheim fehlt zur vollkommenen äussern, in die Augen fallenden Sklaverey nichts anders als eine Nazionaltracht.

Ich fühle, daß mein Gemüth in der kurzen Zeit, in der ich mich hier aufgehalten habe, seiner geschmeidigen Natur entgegen, angefangen hat, eckig zu werden? So wird das Wasser in ein paar recht kalten Winternächten zu Eis. Wie mag es den Gemüthern gehen, die hier immer sind und bleiben? Mich schaudert beym bloßen Gedanken daran. Meine Hoffnung, mein einziger Trost ist, daß sie wenigstens ihre halbe Zeit auf dem Lande zubringen, dessen ausserordentliche, wirklich paradisische Rundheit es wieder gut macht, und, was in der Stadt geraun, wieder schmilzt.

Sonst sieht man aus Mannheims weitläuftigen Festungswerken, daß man darauf gerechnet hat, die Stadt würde schon selbst ihre Bürger disciplinieren; denn um sie gehörig zu vertheidigen, werden, ausser der ordentlichen Besatzung, ungefähr eben so viele Soldaten erfodert, als sie unter ihren Einwohnern Mannspersonen zählt.

II.

Nachrichten von der Angoriſchen Ziege.

Von der Angoriſchen Ziege, deren geſponnenes Haar und die daraus gewebten koſtbaren Zeuge der Gegenſtand eines weit ausgebreiteten Handels ſind, haben uns die Reiſebeſchreiber ſehr unvollſtändige Nachrichten mitgetheilt. Was die Beſchaffenheit des Landes anbelangt, wo dieſes ſchätzbare Thier gedeihet, und auſſer deſſen engen Grenzen es ausartet, wo und von welchen Händen das Haar deſſelben geſponnen wird, welchen Geſetzen dieſe Spinnerey und die daraus verfertigten Manufakturen unterworfen ſind, und andere Dinge, welche theils den Naturkenner, theils den Kaufmann intereſſieren, haben ſie faſt gänzlich auſſer Acht geſetzt. Der Herr Abate Seſtini *)

*) Ein gebohrner Florentiner, welcher vom Jahr 1778 bis 1792 die Europäiſche und Aſiatiſche Türkey bereiſet hat. Seine Briefe aus Sicilien und der Türkey, im Jahr 1784 in 6 Bändchen zu Livorno gedruckt, enthalten nur einen Brief von der Aſiatiſchen Türkey, im letzten Band, und zehen von der Europäiſchen; die übrigen handeln von Sicilien. Von dieſen Briefen habe ich im zweyten, dritten, vierten und achten Band des Magazins der italieniſchen Literatur Auszüge geliefert, und ſie ſind auch

durch deſſen Reiſebeſchreibungen die Länderkunde viel gewinnt, hat dieſe Lücke durch die Nachrichten, die er im Jahr 1787 in einem zu Angora geſchriebenen Briefe ſeinem Freunde Coltellini zu Cortona mittheilt, ziemlich ausgefüllt. Ich habe dieſen Brief im zweyten Jahrgange 1788 der Gazzetta di Weimar in italieniſcher Sprache bekannt gemacht, und will hier zum gemeinen Beſten einen Auszug davon liefern.

Das Vaterland der Angoriſchen Ziege iſt in Natolien die alte Provinz Galazien, deren Hauptſtadt vor Alters Ancyra war, und es unter dem veränderten Nahmen Angora, oder Enguiri, noch iſt. Dieſe Provinz beſteht in den ſieben Ajalet oder Diſtrikten, Ajas, Jaban-Ova, Muttad-Ova, Schibuk-Ovaſi, Schorba-Bazar, Jokari-Kaſſaba, Aſſchia-Kaſſaba, *) welche

auch, wenn ich mich nicht irre, ins Teutſche überſezt worden. Im Jahr 1785 kamen zu Livorno noch zwey andre Bändchen Briefe von ihm heraus, unter dem Titel Lettere Odeporiche oſſia Viaggio per la penisola di Cizico, per Bruſsa e Nices, fatto l'anno 1779. Seine übrigen Briefe aus der Aſiatiſchen Türkey, welche meiſtens von alten Münzen handeln, ſind einzeln in den Novelle letterarie di Firenze in den Jahren 1786 bis 1792 gedruckt worden. Unter dieſen iſt auch gegenwärtiger Brief von der Angoriſchen Ziege.

*) Dieſe politiſche Abtheilung iſt ein neuer Beytrag zur Geografie von Natolien.

welche unter eben so vielen Kadi stehen, die zum Theil vom Pascha von Angora, und zum Theil unmittelbar von der Pforte bestellt werden. Das Land ist, ausser wenigen Flächen, mit kahlen Bergen und Hügeln bedeckt, welche nichts anders als erloschene Vulkane, oder Auswürfe derselben sind. Nur ein unbeträchtlicher Theil dieser Berge, und zwar im Distrikt Jaban-Ova, hat Waldungen. Die Flüsse, welche diese Provinz bewässern, sind der Kitzil-Irmak (vor Alters Halys) der Zakari oder Zakaria Sangarius) *) welche die zwey Hauptflusse sind, Istanos, Planui, Kirmir und Angora. Der Boden bestehet in dieser Provinz aus vulkanischen Auswürfen, und ist reich an treflicher Viehweide. Zwischen den Flussen Kitzil-Irmak und Zakaria können die Kräuterkenner eine reiche Beute machen. Der Verfasser hielt hier eine beträchtliche Erndte. Der Winter zeichnet sich in dieser Provinz durch Wind und Schnee, und trockene Witterung aus. Im Sommer herrschet der Nordwind. Heftige Platzregen sind hier eben so selten als der Südwind, und richten hier weit weniger Schaden an als anderswo.

Die Angorische Ziege gedeihet nur in Galazien, und zwar in einer Strecke von funfzig Stunden von Osten gegen Westen, und zehn Stunden von Nor-

*) Büsching nennt ihn auch Ava oder Ayala.

den gegen Süden bis an den Fluß Halys. Jenseit dieses Flusses, welcher nicht über neun Stunden von der Hauptstadt Angora entfernt ist, verliert das Haar an Weiße und Feinheit. In der Gegend der Stadt Zangria *) (vor Alters Gangra) achtzehn Stunden von Angora, und jenseit des Flusses Zakaria, schlägt die Ziege ganz aus der Art, wenn die Böcke nicht alle drey Jahr erneuert werden.

Von alten Zeiten her herrscht hier der Wahn, die glänzende Weiße des Haars dieses Thiers sey dem Wasser des Flusses Halys zuzuschreiben. Diese Volksmeynung hat sich durch Reisebeschreiber nach Europa verbreitet, vielleicht weil sie, durch die alten Schriftsteller getäuscht, die Sache für wahrscheinlich hielten. Plinius giebt ohne Bedenken einigen Flüssen die Wunderkraft, das Haar der Thiere, welche daraus trinken, umzufärben. In Falisco, sagt er, *) omnis aqua pota candidos boves facit, in Boeotia amnis Melas oves nigras, Cephissus ex eodem lacu profluens albas, rursus nigras Penius, rufasque juxta Ilium Xanthus, unde et nomen amni. Man muß diesen Irrthum auf die Rechnung der seichten Naturlehre der Alten schreiben. Der Halys ist nichts weniger als die allgemeine Tränke der Angorischen Ziegenheerden. In der angezeigten Strecke,

*) Büsching nennt sie Changreh.

**) Lib. 2. c. 103.

Geſellſchaft ſehen, und was ſie für einen Aufwand machen; und findet ihr aus ihren Antworten auf dieſe Präliminar-Fragen, daß ſie meinen Sohn kennen, ſo kommt ein wenig näher; ſtellt euch, als ob ihr ihn ſo von weitem her kenntet -- zum Exempel, ſo -- Ich kenne ſeinen Vater und ſeine Freunde, und zum Theil, ihn ſelbſt -- Merkt ihr was ich damit will, Reinoldo!

Reinoldo.

Ja, ſehr wohl, Gnädiger Herr.

Polonius.

Und zum Theil ihn ſelbſt -- Doch könnt ihr hinzu ſezen -- nicht ſehr genau; aber wenn es der iſt, den ich meyne, ſo iſt er ein ziemlich wilder junger Menſch -- Solchen und ſolchen Ausſchweiffungen ergeben -- Und da könnt ihr über ihn ſagen, was ihr wollt; doch nichts was ſeiner Ehre nachtheilig ſeyn könnte; auf das müßt ihr wol Acht geben; aber wol ſolche gewöhnliche Exceſſe von Muthwillen und Wildheit, welche gemeiniglich Gefährten der Jugend und Freyheit zu ſeyn pflegen --

Reinoldo.

Als wie Spielen, Gnädiger Herr --

Polonius.

Ja, oder trinken, fluchen, Händel machen, den Weibsbildern nachlauffen -- So weit dürft ihr ſchon gehen.

Reinoldo.

Strecke, wo ſie gedeihen, giebt es noch andere Flüſſe und Bäche, an deren Waſſer ſie ſich laben. Man muß alſo die glänzende Silberfarbe des Haars aus andern Lokalumſtänden, beſonders von einer beſſern Weide herleiten.

Jenſeit der Flüſſe Halys und Zakaria und in der Nachbarſchaft der Stadt Zangria finden die Heerden auf den niedrigen und ſumpfigen Flächen ſchlechte Weide. Hingegen iſt in dem glücklichern Bezirk das aus vulkaniſchen Auswürfen beſtehende Erdreich der Berge und Hügel trocken und reich an geſunder Weide. Das Regenwaſſer ſtrömt ſchnell herab in die Bäche und Flüſſe, und der Boden wird faſt eben ſobald trocken, als er bewäſſert worden iſt. Die Heerden bleiben hier auch im ſtrengſten Winter unter freyem Himmel, und je kälter der Winter, je dichter und länger wird ihr Haar. Die gütige Natur beweiſet auch hier, daß ſie es keinem lebenden Geſchöpfe an den zur Erhaltung nothwendigen Mitteln ermangeln läßt. Herr Daubenton hat in Anſehung der Schafe, welche im Winter unter freyem Himmel bleiben, ein gleiches erfahren, und der Akademie zu Paris in zwey Memoires in den Jahren 1768 und 1769 bewieſen, daß den wiederkäuenden Thieren die freye Luft im Winter weit zuträglicher ſey, als die eingeſchloſſene in Ställen.

Die Luft iſt zu Angora ſo trocken, daß ſich nicht einmal beym Südweſtwind in den Häuſern einige

Feuchtigkeit äuſſert. Alle eingelegten Tiſchlerarbeiten von den ſchönſten Amerikaniſchen Holzarten, welche die Engliſchen Kaufleute aus ihrer Inſel hieher kommen laſſen, ſpannen ſich gleich im erſten Jahre, und ſpringen ab. Auch koſtbare Tabaksdoſen ſind hievon nicht ausgenommen.

Daher läßt ſich erklären, warum die Angoriſchen Ziegen und Böcke, welche man nach Europa verſetzt hat, z. B. diejenigen, welche der Florentiniſche Marquis Rinori kommen ließ *), in kurzer Zeit ausgeartet ſind. Vielleicht ließe ſich in Amerika ein der Natur dieſer Thiere angemeſſenes Klima finden. In Europa, wo im Winter und Herbſt die Witterung naß, und die Hitze des Sommers ſchwühl iſt, ſind alle Verſuche vergeblich.

Das Klima von Angora hat auch auf andere Thiergeſchlechter einen wohlthätigen Einfluß. Die von Wan dahin gebrachte Katze iſt hier nicht nur nicht ausgeartet, ſondern hat ſich in der Feinheit ihres Haars ſo vervollkommnet, daß ſie ihre Benennung nun nicht mehr von ihrem urſprünglichen Vaterlande, ſondern von Angora hat. Auch dieſes ſchöne Thier ſchlägt in Europa aus der Art.

Die Angoriſchen Jagdhunde werden ihres ſchönen Fells und ihrer feinen Naſe wegen häufig an

*) Jedermann weiß, daß man einen gleich vergeblichen Verſuch in Schweden angeſtellt hat.

an den Hof nach Konſtantinopel geſchickt. Sogar die fremden Hunde erhalten hier eine feinere Naſe und ein ſanfteres Haar. Es giebt hier Schafhunde mit ſo feinem und Dochtähnlichem langen Haar, daß man ſie von ferne für angoriſche Ziegen anſiehet. Auch die kleinſten Schooßhündchen zeichnen ſich durch ein langes und ungemein weiches Haar aus.

Daß auch hier die Schafwolle weit beſſer ſey als in den benachbarten Provinzen, bedarf keiner beſondern Erwähnung. Die Angoriſchen Haſenbälge ſind wegen der Feinheit und Länge des Haars in Europa beliebt. *) In der Gegend von Elmas Dagl werden Luchſe gefangen, deren ſchönes Fell oft mit 40 Piaſter bezahlt wird. Bey den Menſchen äuſſert ſich hier keine beſonders vortheilhafte Wirkung des Klima. Sie ſind ſo dumm und unwiſſend als das Vieh, die Armenier jedoch mehr als die Türken.

Der Ueberfluß und wohlfeile Preis des Salzes, welches in den Morgenländern nicht zu den ſogenannten Regalien der Fürſten gehöret, trägt hier ſehr viel zum Gedeihen der Ziegen und Schafe bey.

Man

*) Vielleicht iſt hier die Rede von den Seidenhaſen. Wir haben es hier zu Weimar der patriotiſchen Betriebſamkeit des Herrn von Hendrich zu verdanken, daß die Seidenhaſen ſich hier beträchtlich vermehrt haben, und verſchiedene ſchöne Manufakturen aus ihrem feinen und langen Haare verfertiget werden.

Man giebt ihnen täglich einmal Salz zu lecken, und nichts iſt ihnen angenehmer als dieſes. Wie geſund es dieſen Thiergeſchlechtern ſey, hat in verſchiedenen Europäiſchen Provinzen der häufigere Genuß deſſelben bey herrſchenden Seuchen bewieſen. Das Salz befördert in ihnen die Verdauung und vermehrt die Milch. Man leſe hierüber Haſſfers Schwediſchen Unterricht von der Schafzucht, ein klaſſiſches Werk, welches im J. 1756 zu Paris und Dijon in franzöſiſcher Sprache erſchienen iſt.

Die Angoriſche Ziege wird einmal im Jahr, und zwar im Monat April geſchoren. Auch in der Streke, wo ſie wohl gedeihet, macht man einen Unterſchied in der Feinheit und Weiße ihres Haars. Das von Junik in der Gegend von Haiman, das von der Nachbarſchaft des Flußes Zakaria, das vom Angoriſchen Diſtrikt und von Bay-Bazar, hat den Vorzug. Das Haar der einjährigen Ziegen oder Bocke, welche zum erſtenmal geſchoren werden, iſt uberhaupt das feinſte und ſanfteſte. Es giebt auch ſchwarze, rothe und aſchfarbige Ziegen; doch ſind die weißen weit zahlreicher.

Der Einkauf des Kämelhaares *) geſchiehet durch die Weiber gleich nach der Schur. Auch iſt die

*) Das Wort Kämel heißt in Arabiſcher Sprache Ziege; folglich kann man das Haar dieſer morgenländiſchen Ziege mit gutem Grund Kämelhaar nennen. Daß man aber auch die Angoriſche Ziege Kämelziege in teutſcher Sprache nennen will, iſt lächerlich.

die Zubereitung deſſelben, das Kämmen und Spinnen, ein Geſchäft des weiblichen Geſchlechts. Das gröbſte Garn wird in den Dörfern, das feinere aber, wovon die Oke *) 30 bis 60 Piaſter **) gilt, in der Stadt Angora geſponnen. Die gröbſte Sorte koſtet 1 ½ bis 5 Piaſter. Nur in dem Armeniſchen Dorf Iſtanos, welches ſechs Stunden oder franzöſiſche Meilen von Angora liegt, wird auch feines Garn, zu 30 Piaſter die Oke, geſponnen. In dieſem Dorfe und in der türkiſchen Stadt Ajas ſpinnen auch die Männer.

Alles Kämelgarn, welches verkauft werden ſoll, muß nach Angora auf den dazu beſtimmten Marktplatz, oder Beſeſtein gebracht werden, wo es von gerichtlich dazu beſtellten Perſonen (Miſangi) gewogen wird.

Das feine Garn wird in dochtähnlichen kleinen Strennen, von 40 Drachmen an Gewicht, verkauft. Eine Spinnerin kann wöchentlich nicht über eine Strenne Garn von mittler Feinheit, bis zu 30 Piaſter, und von der feinſten Sorte, zwiſchen 40 und 60 Piaſter die Oke, nur 20 Drachmen liefern, und erhält für dieſe ſowohl als für jene 3 Piaſter Spinnlohn.

Das weibliche Geſchlecht beſchäftiget ſich von Jugend auf mit dieſer Spinnerey. Was die Mädchen

*) Die Oke wäget 3 Pfund und 2 Unzen von Marſeille.

**) Ein Piaſter gilt in dieſer Gegend der Türkey 4 ½ franzöſiſche Livres, ungefähr 21 ggr.

chen wohlhabender Eltern damit gewinnen, wird zu ihrer künftigen Aussteuer zurückgelegt. Sie verwechseln das Geld in Goldstücke, und bilden damit goldene Ketten, womit sie sich schmücken. Je mehr sie sich ihrer Hochzeit nähern, je fleißiger sind sie im Spinnen.

Den Webern die Arbeit nicht zu erschweren, müssen die Faden einer Strenne nur ein Ende haben, welches sie Bir Kat nennen; sonst wird die Strenne zur Strafe auf öffentlichem Markt zerschnitten.

Ausser dem Gerichte, welches zu Angora über das Gewicht des Garns gesetzt ist, findet sich das selbst noch ein Zollamt, Damgagi genannt, wo das Kämelgarn, welches aus dem Lande gehet, verzollt wird.

Die Ausfuhr der Garnsorten, deren Preis 10 Piaster die Oke übersteiget, ist verboten. Auch hält es sehr schwer, hundert Oken Garn von einer durchaus gleichen Sorte zu erhalten; es wäre denn, daß man zwey oder drey Tausend Oken zugleich nähme, worunter ungefähr 100 Oken von gleicher Sorte begriffen seyn könnten. Der Verfasser lernte dieses aus der Erfahrung, da er von Toskana aus den Auftrag hatte, einen Ballen von 50 Oken einzukaufen. In meinem Vaterlande, setzt er hinzu, werden jetzt durch die weise Veranstaltung des Großherzogs Leopold Kämelotte nach Englischer Manier mit einigem Vortheil fabriziert.

Das

Das feine Kämelgarn wird im Lande selbst, und zwar zu Angora und Istanos, zu leichten und schweren Kämelotten, welche in der Landessprache Sihali und Soff heissen, verarbeitet.

In vorigen Zeiten, da die Kämelotte noch sehr Mode waren, wurden jährlich gegen 4000 Ballen Kämelgarn nach Europa versendet; seitdem sich aber dieser Geschmack geändert hat, beträgt diese Ausfuhr kaum die Hälfte, wovon der größte Theil von den niedrigsten Sorten nach Frankreich, ein Theil von den bessern Sorten nach Holland und England, und eine geringe Quantität nach Italien und Teutschland gehet.

Die Kämelotte, welche hier fabriziert werden, sind zwey- drey- bis zwölfdrähtig, und bestehen in Stücken (Top) welche 25 Fuß lang und 1 $\frac{1}{8}$ Fuß breit sind, deren Preis, wenn sie von ordinärer Sorte sind, sich auf 20 bis 30, sind sie aber fein und vierdrähtig, auf 50 bis 80 Piaster beläuft. Die sechs- bis zwölfdrähtigen feinen Kämelotte werden das Stück zu 100 bis 200 Piaster verkauft, und ohne besondere Bestellung nicht gewebet. Hiezu wird auch die ausdrückliche Erlaubniß des Zollamtes Damgagi erfodert, wofür 10 bis 15 Piaster entrichtet werden müssen. Der Weber erhält dagegen den dazu erfoderlichen Webers kamm, welcher von den gewöhnlichen in der Breite unterschieden ist. Wenn der Weber mit einem Stück

Kamelot

Kämelot fertig ist, muß er es im Zollamte stämpeln lassen, und einen Piaster dafür erlegen.

Der ungefärbte Kämelot wird hier gewässert, und zu gewissen Ceremonien-Kleidern im Serail und bey Hofe zu Konstantinopel gebraucht. Mit dem schwarzgefärbten und gewässerten kleidet sich die höhere Geistlichkeit der Griechen und Armenier.

Man rechnet, daß jährlich gegen 40000 Stück für die Türken fabriziert werden. Wenn man diesen Zweig des Handels besser zu benutzen wüßte, so müßte er der Stadt Angora einige Millionen jährlich mehr fruchten als er jezt thut. Aber alles ist hier in Verfall gerathen. Das Land ist reich, und die Bewohner sind arm.

Der Verfasser hielt sich nicht so lange in Angora auf, und ein dreytägiges Fieber, welches ihn daselbst überfiel, ließ ihm nicht so viel Zeit, den Bau der Weberstühle genau zu untersuchen. Doch schien er ihm viel eigenes zu haben. In einem Raum, welcher 8 Ellen breit und 24 Ellen lang war, sah er 24 Weberstühle, 12 auf jeder Seite, welche durchaus gleich gebauet waren.

Obgleich die Ausfuhr der weißen Felle der Angorischen Ziegen streng verboten ist, so wurden sie doch vor kurzem häufig nach Europa geführt, um sie zu Muffen zu brauchen, welche daselbst sehr Mode waren. Eben des Verbots wegen wurde manches Fell mit 50 Piaster bezahlt. Weil

man das Fell zweymal theuerer verkaufen konnte, als das Thier selbst, so würde in kurzer Zeit dieses so schätzbare Thiergeschlecht vertilget worden seyn, wenn die Ausfuhr der Felle so fortgedauert hätte, wie sie im Jahr 1785 war, besonders da im folgenden Jahr eine große Menge durch eine tödtliche Seuche verloren gieng.

Die Ausfuhr der farbigen Kämelfelle ist nicht verboten. Ihr Preis steiget nicht über 15 Piaster.

J.

III.

Versuch über die historische Kunst;

von

William Hayley.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Erste Epistel.

Inhalt.

Einleitung. — Verwandtschaft zwischen Geschichte und Dichtkunst — Abnahme der letztern — Gegenstand des gegenwärtigen Gedichts von den Alten leicht berührt — Dionysius — Lucian. — Wichtigkeit und Vortheil der Geschichte — ihr Ursprung — folgt nach der Dichtkunst — in ihrer Kindheit durch Pfaffentrug

und Aberglaube verſtellt — aus Aegypten nach Griechenland gebracht — Mangel groſſer Geſchichtſchreiber — Vollkommene Kompoſizion nicht zu erwarten — Anrede an die Geſchichte, und Karaktere vieler alten Geſchichtſchreiber — Herodotus — Thucydides — Xenofon — Polybius — Salluſtius — Livius — Tacitus — Biografie — Plutarch — Schädlicher Einfluß der deſpotiſchen Macht — Ammianus Marcellinus — Anna Komnena.

Die Welt der Wiſſenſchaft und Kunſt beherrſcht,
Wie Jupiter, die Meynung auf dem Thron.
Zur Seiten ſtehen ihrer Herrſchaft Zeichen,
Des Ruhms und Tadels unverſiegte Urnen,
Woraus auf jedes kühnen Autors Haupt
Vermiſchte Ströme ihre Diener gieſſen.

O! Gibbon, deſſen ewigdauernd Werk
Die Majeſtät von Rom in ſeinen Trümmern
Lebendig malt, bethörter Prieſter Wahn,
Und falſcher Eifer hat die ſchwärzſte Galle
Auf dich gegoſſen: gerne möcht' ein Barde
Vertilgen dieſe Schmach der Wiſſenſchaft,
Mit Strömen Ruhmes aus der goldnen Urne.
Jedoch er fühlt, daß dieſes edle Werk
Das Feuer heiſcht, ſo deinen Geiſt durchglüht. —
Nur ein Virgil mag ohne Tadel wagen,
Den Ruhm des Livius in gleichem Vers

Reinoldo.

Aber das würde ja ſeiner Ehre nachtheilig ſeyn.

Polonius.

Das nicht, wenn ihr euch in den Ausdrüken ein wenig vorſehet: Ihr müßt eben nicht ſo weit gehen, und ihn beſchuldigen, daß er ein öffentlicher Huren-Jäger ſey, das iſt nicht meine Meynung; ihr müßt ſo von ſeinen Fehlern reden, daß ſie für Fehler der Freyheit, Ausbrüche eines feurigen Blutes, einer noch ungebändigten Jugend-Hize, die allen jungen Leuten gemein ſind, angeſehen werden können.

Reinoldo.

Aber, warum, Gnädiger Herr --

Polonius.

Warum ihr das thun ſollt?

Reinoldo.

Ja, Gnädiger Herr, das wollt' ich fragen.

Polonius.

Gut, Herr, das will ich euch ſagen; es iſt ein Kunſtgriff, Herr, und, beym Element, ich denke einer von den feinen. Seht ihr, wenn ihr meinem Sohn dergleichen kleinen Fehler beyleget, daß man denken kan, es ſey ein junger Burſche, der ein wenig im Machen mißgerathen ſey -- verſteht ihr mich, ſo wird derjenige, mit dem

ihr

Zu ſingen: doch, indeß im wilden Bund
Vereint, Polemiker dein fühlend Herz
Mit Zwietracht quälen, der Religion
Vertheidigung verwegen ſchänden durch
Verleumdung und verdrehten Sinn; ſo mag
Vielleicht dein wundes Ohr den ſanften Ton
Der minder kühnen Muſe nicht verſchmähn.

Die liebenswürdige Wiſſenſchaft, die du
Durch deinen Geiſt mit neuem Reiz geſchmückt,
Iſt nah verwandt mit jener Zauberkunſt,
Die mächtig jedes Dichters Bruſt beherrſcht.
Zwar Schweſtern ſind ſie, aber deine Göttin glänzt,
Gekleidet im Gewand der friſchern Jugend,
Gleich Pallas, die aus Zevs Gehirn entſprang,
Auf deren Antlitz Kraft mit Schönheit ſtritt;
Indeß die ältre Dichtkunſt, die zuerſt
In jedem Himmelsſtriche blüht, beraubt
Des jugendlichen Glanzes ihrer Wangen,
Des Filoſofen Auge minder reizt.
Jedoch, wiewohl das allgewaltige Feuer
Der Fantaſie nicht mehr die hohen Wunder
In unſre Seele zaubert: wünſcht ſie doch
Beſcheiden; durch moraliſche Zierlichkeit,
Und Leichtigkeit und Anmuth zu gefallen.
Gleich andern Spröden, giebt der Schönheit Ruhm
Sie auf, und ſtrebet durch Verſtand und Herz
Zu zaubern. Nicht von Neid und Stolz gequält,

Bewundert ſie die Nebenbuhlerin,
Die ihrer Reize Glanz verdunkelte;
Geſtützt auf deine Gunſt, gelüſtet ſie
Durchs weite Reich, beherrſcht von jener Schweſter,
Zu irren, die mit Recht Begünſtigten
Der Muſe der Geſchichte zu beſingen,
Und ihre reineſten Geſetze, nebſt
Dem edlen, hohen Ziele zu bezeichnen.

Mit Freude ſpäht mein Auge dieſes Feld,
Von keinem Barden Griechenlands und Roms
Betreten. Jene mächtigen Gebieter
Des Reichs der Wiſſenſchaft beleuchteten
Mit ſchwachem Blick dies ungebahnte Land.
Er ſelber, deſſen kühner, vaſter Geiſt
Der Dichtkunſt ewige Geſetze gab,
Der Hohepriester der Gelehrſamkeit,
Hat nicht die Gränzen und Geſetze der
Hiſtoriſchen Kunſt beſonders feſtgeſetzt.
Jedoch in ſpätern Tagen trat ein Grieche auf,
Der Lehrer von der Sprache Harmonie,
Der mit Geduld die Faden all entwirrt,
Die in dem myſtiſchen, verworrenen Tanz
Der Tonkunſt ſich verſchlingen, Dionyſius,
Ein ſtrenger Richter, ſicheren Geſchmacks,
Der einige der Pflichten der Geſchichte
Mit Richtigkeit gezeichnet, und die Lehre
Die er uns vorgeſchrieben, ausgeübt.

Und Lucian! der Laune Lieblingskind,
Du haſt auch dieſen Gegenſtand voll Reiz,
Mit Witz und mit lebhafter Kunſt berührt.
Als in der Römerwelt, verderbt und eitel,
Hiſtoriſche Wuth verrückte jedes Hirn;
Als jeder Griech' ein zweyter Xenofon
Zu ſeyn, in ſeinem eiteln Traume wähnte:
So züchtigte den feilen ſklaviſchen Skribler
Dein Genius, und lehrte richtig ſchreiben.
O! Meiſter in der Kunſt, mit Scherz und Witz
Der Weisheit ernſte Stirne aufzuheitern!
O! hauche Geiſt und muntre Grazie
Dem kühnen Streben meiner Muſe ein,
Wenn eine friſche Blume ſie verpflanzt,
Die unvergänglichlieblichen Geruch
Auf deine Attiſchſchöne Proſe ſtreut.

Aegypten hatte einſt ein furchtbar Tribunal,
Der Weisheit Stiftung für's gemeine Wohl.
Vor dieſem Sitz der heiligen Gerechtigkeit
Erſchien im feyerlichen Pomp die Schaar
Der mächtigen Todten; denn verſchloſſen waren
Des Grabes heilige Pforten ihnen, bis
Der Richter Ausſpruch ihre Rechte vorgelegt.
Der Wahrheit heilig Sinnbild trugen ſie;
Der Tugend Rechte ſprach ihr reiner Mund,
Und den geehrten Gaſt empfing das offne Grab.
So bringt die unpartheyiſche Geſchichte,

Sie, deren Macht der Erde Kreis begränzt,
Gekleidet im ehrwürdigen Gewand
Des Richters, vor den ſtrengen Richterſtuhl,
Staat männer, Held·n, Könige im Pomp,
Und die, ſo über glänzende Geburt
Erhaben, die Bewunderung der Welt
Geworden, die ihr heller Geiſt erleuchtet.
Sie ſtreift dem falſchen Pomp die ſtolze Hülle ab,
Die Täuſchung ins erſtaunte Auge blitzt,
Giebt dem Verdienſt des Ruhms gewünſchten Lohn,
Der Tugend ihren Strahlenreichen Kranz.
O! heller Spiegel der Natur! des Lebens
Lehrreicher Führer! Ohne Lehrerſtolz
Ertheilſt du deine Weisheit unvergällt.
Das Alter bildet ſelbſt nach deinen Lehren
Sein weiſeſtes Beſtreben, und die Jugend
Voll Eiferſucht erhebt zum Ruhme ſich.

So ausgeſchmückt mit edeln Kräften, und
Beſtimmt zu reizen, beſſern und erhöhen
Das menſchliche Geſchlecht, entſprang ſie doch
Aus dunkeln Zeiten demuthsvoll, und wuchs
Gemach zu größrer Stärk' und Schönheit auf;
Wie Ströme, rauſchend mit vereinter Macht,
Aus einer fernen Quelle ſchwach entſpringen.
Das brennende Verlangen, zu entrinnen
Dem namenloſen Haufen, den die Fluth
Der ewigen Vergeſſenheit verſchlingt,

Vom

Vom flüchtigen Leben eine kleine Spur
Zu laſſen, nach dem Tode fortzuleben,
Bewog die erſten Helden, kund zu thun
Die Ritterthaten ihres tapfern Arms,
Im ſchlichten Sinnbild auf dem rohen Stein.
Und ehe noch der Menſch das wundervolle
Geheimniß fand, die Stimme ſelbſt zu malen,
Des Schalles ſchnelle Flucht zu hemmen, ſtand
Die Muſe auf, in ihrer Kindheit ſchon
Der Heldentugend junge Heroldin.
Die Ueberlieferung in Liedern trägt
Des Vaters Thaten zu dem Sohne fort;
Begeiſtert trinkt entbrannte Eiferſucht
Mit offnem Ohr des Liedes Zauberſchall;
Und das Gedächtniß treu, durch Leidenſchaft
Geſtärkt, verbreitet weit den reichen Strom
Des kriegeriſchen Lieds. Zuletzt entſtehn
Buchſtaben; aber den Erfinder birgt
Vor unſern Blicken neidiſchdunkle Nacht.
Ihr Segen ſtrömte über alle Welt;
Es wuchs der Wiſſenſchaften Saame ſchnell
Empor; die Kronick ohne Kunſt und Form
Entſtand daher, die Zeit ihr höchſter Ruhm!
Ihr Ziel die Kürze! Eine Tempelmauer
Erhielt die ſchlichte Jahreszahl, und des
Monarchen Schickſal in einfachſter Form.

Jedoch im Mittelpunkt der ungeheuren
Gebäude, deren allgewaltige Maſſe
Aegypten drückt, wo rieſenhafte Größe,
Siegprangend über unbekannte Jahre,
Mit Spott und mit Verachtung auf die arme
Pygmäenarbeit des modernen Stolzes,
Von ihrem Pyramidenthrone blickt;
In dichter Hülle jener finſtern Zellen,
Wo ihre ſeilen Zaubereyen die
Magie ſchon früh entſponnen, webete
Vereinter Prieſter Liſt, aus mancher Sage
Uralter Zeit, zu ihrem heiligen Gebrauch,
Den Schleyer der Religion; ein wunderbar
Gewebe, reich, geſchmeidig, mannichfach,
Zu blenden Thorheit, und zu ſchützen Trug!
Der Aberglaube trug als Zaubergürtel ihn,
Und ſah die Welt anbeten ſeine Macht:
Denn in dem myſtiſchen Gewebe war
Verborgen jede Zauberkraft, den feigen
Zu locken, und den kühnen zu entwaffnen;
Von der Leichtglaubigkeit abzugewinnen
Die blinde Achtung, und in feſten Traum
Die Andacht einzuwiegen. Allenthalben
Zu gründen ſeine Herrſchaft, kleidete
Der Zauberer in dieſes täuſchende
Gewand die junge Form der unbekredten
Geſchichte ein, die, ſeiner Vorſchrift nach,

Die bunten Fabeln kindiſch wiederholte,
Die er gewirkt auf ſeinem Mantel trug;
Bis aus Aegyptens düſtern Zellen heim
Den Fündling Attiſchkühne Freyheit brachte,
Den drückendſchweren Schleyer nach und nach
Beyſeite zog, die ſchöne Nymfe wies
Im Stolze der Natur, und reden lehrte
Mit jugendlichem Feuer der Weisheit Worte,
Im Ton der Wahrheit; lehrt' im Flug haſchen
Des öffentlichen Lebens flüchtig Spiel,
Und malen Griechenlands Unſterblichkeit.

K. A. Schmid.

IV.

Ueber Geſellſchaftliches Vergnügen.

(Ein Brief aus der Reichsſtadt ** nebſt Beylage.) *)

Sie glauben, lieber Freund, es müſſe eine gewaltige Metamorfoſe in meiner Denkungsart vorgegangen ſeyn, weil ich Ihnen vor zwey Jahren geklagt hätte, daß ich durch Verhältniſſe gezwungen würde, wöchentlich einige Stunden in der armſeligen Societe in L* zu vegetieren, und

*) Ein kleiner Beytrag zum 6ten Stücke des Merkurs 1793. S. Die Geſellſchaft freyer Männer.

jezt mit Salbung den Lobredner von einer ähnlichen Gesellschaft, und noch dazu in einer mittelmäßigen Reichsstadt, mache. Hören Sie dann in einem Briefe, dessen Länge vielleicht Ihre Geduld auf eine harte Probe stellen möchte, was diese scheinbare Metamorfose in meiner Denkungsart veranlaßt hat.

Die Societe in L* bestand aus nicht weniger als hundert und zwanzig Personen von unendlich verschiedenen Karakteren, die sich zum Theil nur dem Nahmen nach kannten, zum Theil sich einander nicht ausstehen konnten, und die doch alle, in der gemeinen Sprache zu reden, unter einen Hut gebracht, alle freundschaftlich geeinigt werden, alle an gleichen gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil nehmen sollten. Es wurden Vorlesungen angeordnet, in der Absicht, daß dies Stoff zu bessern Unterredungen geben, und manche nüzliche Wahrheit mehr in Umlauf bringen sollte: aber leider wurde die gute Absicht verfehlt, und mit ihr der ganze gutgemeynte, aber vielleicht ohne hinlängliche Menschenkenntniß, oder doch ohne genaue Rücksicht auf das lokale abgefaßte Plan vereitelt. Die Societe wurde unter dem eisernen Scepter des steifen Zeremoniels zur sprachlosen Bildergallerie, wo höchstens nur immer zwey und drey Personen sich ins Ohr redeten, und das geheime Gespräch mit einer gewissen Aengstlichkeit, als hätte man Mysterien

abzu

abzuhandeln, abbrachen, wenn ein dritter oder vierter ſich nähern wollte. Um dieſen Fehler gegen Rambachs Sittenbüchlein, und mit ihm den traurigen Zwang von ſpaniſcher Hofetiquette zu verdrängen, wurden geſellſchaftliche Spiele in Vorſchlag gebracht, und vorzüglich, damit mehrere Theil nehmen könnten, Pfänderſpiele. Aber denken Sie Sich mein Erſtaunen, als zur Einlöſung der Pfänder Aufgaben in Vorſchlag gebracht, und ohne Bedenken angenommen wurden, die eben ſo unſittlich als geſchmacklos waren. Es wurden nach allen Regeln der Aeſthetik Ketten geſchloſſen, auf polniſch Betteln gegangen, oder um Mittheilung eines Kuſſes auf eine Art gebeten, die für ein ehrbares Dorfmädchen beleidigend ſeyn mußte. Hier, Freund, dachte ich an Rouſſeau, der ſeine Heloiſe warnet, um Gottes willen kein Pfänderſpiel zu ſpielen; obgleich der gute Rouſſeau nicht ſolche Pfänderſpiele, wie ſie hier geſpielt wurden, gemeinet haben konnte, da Heloiſe nicht ſeine Heloiſe hätte ſeyn können, wenn er eine Warnung vor ſolchem Faunenvergnügen bey ihr nöthig gehabt hätte. Sie wiſſen, daß ich die Geſetze des Schönen im geſellſchaftlichen Umgange gewiß nicht überſpanne, und nicht fodere, daß man jedes Wort auf der Goldwage abwäge; daß ich Witz zu ſchätzen, und Spaß zu dulden weiß; daß ich ſogar dem Dichter vollen Beyfall gebe: es ſey gut, zuweilen laut zu jubeln, zu ſcherzen, zu lachen und mehr auf das

zu denken, was froh macht, als, auf das was schön klingt; aber solche plumpe Zweydeutigkeiten, solche Plattitüden hätte ich wenigstens in einer Gesellschaft von Personen beyderley Geschlechts, die sich zu den gebildeten Ständen rechneten, die auf höhere Aufklärung und Kultur Anspruch machten, nicht erwartet. Und zwar in einer ganz nüchternen Gesellschaft; denn wer verzeiht nicht beym Gläserklange, was ohne diese Musik unverzeihlich ist? So also wurde jede Grazie verscheucht, und an ihrer Stelle führten wilde Bachantinnen den Zug an. Wollen Sie noch eine Ursache, warum es mir in der Societe in L* nicht gefallen habe? —

Nun aber lassen Sie Sich auch eine kleine Schilderung von unserer Gesellschaft in ** geben. Sie besteht gegenwärtig aus vierzig Personen, von Menschen, die sich kennen und Zutrauen zu einander haben. Wir haben wenige Gesetze, aber die desto genauer befolgt werden; und es gilt von uns was Tacitus von den alten Teutschen rühmt: „Bey ihnen gelten gute Sitten und Gewohnheiten mehr, als bey andern gute Gesetze!" Wir haben wöchentlich Versammlungen in drey Zimmern, wovon das eine zum Spiele, das zweyte zur Musik, und das dritte zur eigentlichen Konversazion in Unterredung bestimmt ist, so daß also für mehr als eine Art von gesellschaftlicher Unterhaltung gesorgt ist. In der Konversazionsstube

ihr in Converſation ſeyd, und den ihr gern ausholen möchtet, wenn er den jungen Menſchen, von dem die Rede iſt, gelegenheitlich etwann einer oder der andern von vorbeſagten Ausſchweiffungen ſich ſchuldig machen, geſehen hat, ſo zählt darauf, daß er ſich folgender maſſen gegen euch herauslaſſen wird: Mein werther Herr, oder Herr ſchlechtweg, oder mein Freund, oder wie er dann ſagen mag --

Reinoldo.

Sehr wohl, Gnädiger Herr --

Polonius.

Und dann, Herr, thut er das -- thut er -- was wollt ich ſagen -- Ich wollte da was ſagen -- wo blieb ich?

Reinoldo.

Bey dem, wie er ſich gegen mich herauslaſſen würde --

Polonius.

Wie er ſich herauslaſſen würde -- Ja, meiner Sir -- er würde ſich ſo herauslaſſen -- Ich kenne den jungen Herrn, ich ſah ihn geſtern oder vorgeſtern, oder einen andern Tag mit dem und dem; und wie ihr ſagt, da ſpielte er, da gerieth er in Hize, da fieng er beym Ballſpiel Händel an; oder vielleicht, ich ſah ihn in diß oder jenes verdächtige Haus gehen, Videlicet in ein Bordell, oder dergleichen -- Seht ihr nun, daß auf dieſe Weiſe der Angel eurer Lüge dieſen Karpen der Wahrheit fangen könnt -- Das ſind die Wege, wie wir andern Gelehrten

ſtube wird die Verſammlung jedesmal mit einer Vorleſung eröffnet; doch ſo, daß man nicht durch lange Abhandlungen ermüdet, ſondern das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden weiß. Zu dem Ende werden von Verſammlung zu Verſammlung ein paar Themata, in Fragen eingekleidet, zur Beantwortung aufgegeben. Und da es jedes Mitglied, auch ohne Geſetz, für Pflicht hält, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, zur Geſellſchaftlichen Unterhaltung beyzutragen, nicht bloß genießen, ſondern auch geben zu wollen; da auch, wie ſchon geſagt, keine ausführlichen Abhandlungen, ſondern nur kleine Aufſätze erfodert werden: ſo darf man immer auf ſechs bis acht Beantwortungen ſichre Rechnung machen. Dieſe Beantwortungen werden von dem Sekretär der Geſellſchaft vorgeleſen, und der Vorleſer iſt auf Ehre verpflichtet, den Namen der Verfaſſer keinem andern bekannt zu machen. So in der Regel, mit wenigen Ausnahmen, dergleichen Sie eine als Beylage erhalten. Hierauf ſetzen ſich Frauenzimmer und Chapeaux, oder (da Ihnen doch dieſe Benennung mißfällt, weil ſie auch im Grunde eben ſo entwürdigend iſt, als wenn man eine Dame eine Haube nennen wollte) lieber, Frauenzimmer ſowohl als Mannsperſonen, wer Luſt hat, an einen größern Tiſch, und es wird zunächſt über die vorgeleſenen Beantwortungen der aufgegebenen Fragen geſprochen, wo jeder ſeine gemachten Bemerkungen, oder etwanigen

Tadel,

Tadel, freymüthig vorbringt, ohne zu besorgen, daß er dadurch den ungenannten Verfasser beleidigen möchte. Der Vorleser übernimmt die Rolle des Vertheidigers, und dies deswegen, damit der wirkliche Verfasser nicht so leicht entdeckt, und doch die Unterhaltung allgemeiner gemacht werde. Hierauf wird Blumenlese, gehalten. Freylich ein etwas mystischer Ausdruck; aber der doch im gegenwärtigen Falle eine wirkliche gute Sache bezeichnet. Wir verstehen nemlich unter Blumenlese, daß einige Mitglieder von dem, was sie Gutes gelesen, gehört oder gedacht haben, Etwas zum Besten geben, und wäre es auch nur ein Räthsel, oder eine Strofe aus einem Gedichte, ein hübscher Reim, eine Anekdote, ein Bonmot, oder nur ein gefälliger Ausdruck, vorgelesen oder erzählt, Ernst oder Scherz, nur keine anstößige Aequivoque. Uebrigens sind wir äußerst tolerant, hören ein verunglücktes Bonmot, oder ein schon dreymal gehörtes Anekdötchen zum viertenmale, ertragen den Schwachen, und nehmen den guten Willen für die That an. Es ist uns zunächst mehr um frohe Unterhaltung, als um Erweiterung unsrer Kenntnisse zu thun. Und doch glaube ich, daß auch hier das Nützliche mit dem Angenehmen Hand in Hand geht; wenigstens wird Witz, Sinn fürs Schöne und guter Geschmack durch unsre Blumenlese ganz unläugbar bey manchem mehr ausgebildet. Sey es denn, daß bey unsrer Blumenlese nicht lauter Rosen, sondern mitunter

unter auch Blümchen von geringerm Werthe ausgestreut werden: eben diese Mannigfaltigkeit thut hier gute Wirkung. Wir denken mit dem braven Luther: (oder sagte es ein anderer? Ey nun, gleich viel, es war wenigstens wahr und gut gesagt!) „Bloßes Wasser zu trinken, das ist nicht schön: aber immer Wein zu trinken, ist auch nicht schön! Zuweilen Wein, zuweilen Wasser, das ist schön!“

Auch füllen wir manchmal eine Lücke der Unterhaltung durch Spiel aus, spielen Sprichwörter und sogar Pfänderspiele, die aber alle so sind, daß der Filosof sowohl als der Dichter, der ernste Mann sowohl als das schuldloseste Mädchen daran Theil nehmen dürfen, weil Sittlichkeit, Wohlanständigkeit und guter Geschmack die Grazien sind, die bey unsern Spielen präsidieren, und weil wir in diesem Punkte eher zu strenge als zu nachgiebig sind. Deshalb ernennen wir jedesmal zwey Damen und einen Mann zu Richtern, ohne deren Genehmigung keine Aufgabe angenommen wird.

Ich habe mich bey der Sache über nichts mehr gewundert, als daß die Blumenlese, so wie ich sie Ihnen kürzlich beschrieben habe, in Gang gekommen ist. Bey näherer Erkundigung habe ich erfahren, daß man es einzig und allein dem in vieler Rücksicht hochachtungswürdigen, und als Gesellschafter, unschätzbaren K** zu verdanken habe, dem Manne, der bey seinem hohen Alter

noch

noch immer jugendlichen Frohsinn hat. Er wußte die Spötter in Schranken zu halten, dem Furchtsamen Muth einzuflößen, und die ganze Sache so leicht und lustig zu machen, daß schon in der zweyten Versammlung einige Frauenzimmer an der Unterhaltung Theil nahmen, und daß die Schwätzchern, denen er vielleicht selbst vorher einen guten Einfall ins Ohr geraunt hatte, in kurzer Zeit nachfolgten. —

Ich lege Ihnen hier eine kleine Vorlesung von unserm guten Hofrathe bey, aus welcher Sie den Mann besser als aus langer Schilderung kennen lernen und lieben werden. Zugleich werden Sie daraus ersehen, daß unter der Leitung eines verständigen weisen Mannes, in dieser Gesellschaft auch das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, und manches Gute dadurch gestiftet werden könne. —

Freund, es bleibt mir bey dieser Gesellschaft kein Wunsch übrig, als daß ich ihre Freude zugleich mit Ihnen genießen möchte.

Ihr St.

Beytrag zur Beantwortung der Frage:

Haben wir in Ansehung des gesellschaftlichen guten Tones merkliche Fortschritte gemacht? Oder ist die Klage einiger Unzufrie-

denen

denen gegründet: daß unsere Gesellschaften noch zu wenig Unterhaltung und Erhohlung gewährten?

„Der alte R** will im Zirkel von jungen Damen und Herren eine Vorlesung halten — wieder ein Beweis: daß Alter nicht vor Thorheit schützt."

Der Satz ist richtig; aber ob ich eben dadurch, daß ich hier eine kleine Vorlesung halten will, einen neuen Beweis dafür gebe, das ist eine andre Frage. Alt bin ich freylich; aber ich hoffe, daß Sie das nur vom Hörensagen wissen. Denn einige Gesichtsfurchen, die manche ganz junge Männer aus der großen Welt eben so gut haben, abgerechnet, habe ich, wie Sie wissen, noch so viel frohen Sinn als manche junge Männer nicht haben, und wenn mich mein Gesicht nicht täuscht, so habe ich an Geisteskraft auch nicht gealtert.

„Pfuy, das klingt ruhmredig!"

Wenn's denn auch so klingt, so folgte daraus weiter nichts, als daß ich mich auf die neueste Mode verstehe — denn, unter uns gesagt, an Bescheidenheit mag die junge Welt nicht viel Vorzug vor der alten haben. Einige behaupten gar, daß sie ihr in dem Punkte weit nachstehe. Aber es klingt auch nur wie ruhmredig, ists im Grunde nicht; denn ich wollte damit nichts sagen,

als daß ich die vielleicht winzigkleine Porzion von Geisteskraft, die mir die liebe Natur gab, nicht vergeudet hätte, und wollte das Vorrecht des Alters nutzen, dem jungen Völkchen die gute Lehre desto nachdrücklicher einzuschärfen: daß man in der Jugend nicht zu viel auf einmal leben müsse, wenn man — halt! bald wäre mir ein Zug vom Alter entwischt.

„Die Geschwätzigkeit?"

Nein; die hat sie mit unserer lieben Jugend gemein, sondern — das moralisieren. Also gleich eingelenkt!

Ich glaubte diesmal guten Grund zu einer Vorlesung zu haben, weil ich Ihnen über die aufgegebene Frage einen kleinen Beytrag zur Beantwortung, aus eigner Erfahrung geschöpft, liefern kann, da ich so ein 64 Jahr in die Welt, freylich nur in die kleine Welt meiner Vaterstadt, hinein gesehen, und wenigstens dreyßig Jahr darinnen gelebt habe.

Hier also haben Sie, ohne längere Vorrede, meine Bemerkungen über den Gang des gesellschaftlichen Lebens in unsrer Vaterstadt.

Ists wahr, daß der Ton des Umgangs und des geselligen Lebens ganz oder doch größtentheils von der schönern Hälfte des Menschengeschlechts

angegeben wird: ſo ſcheint es zur Beantwortung der vorgelegten Frage nothwendig, einige Decennien zurückzugehen und, ſo gut man kann, über den Karakter, die Sitten und den Grad der jesdesmaligen Kultur des ſanfteren Geſchlechts eine kleine Unterſuchung anzuſtellen. Und da glaube ich denn ſechs verſchiedene Perioden annehmen zu können, die ich Ihnen zur leichtern Ueberſicht der Reihe nach angeben will.

1) Das Zeitalter der ungeſchminkten, und freylich auch etwas rohen Natur,
2) der geſchmackloſen Künſteley,
3) der franzöſiſchen Artigkeit,
4) das Siegwartiſche,
5) das Amazonenalter,
6) das aufgeklärte.

Wobey ſichs aber von ſelbſt verſteht, daß jedes Zeitalter ſeine guten und ſchlechten Ausnahmen von der Regel hatte.

1) Meine erſte Jugend fiel in das Ende der Periode, von welcher unſere Väter und Großväter gar gewaltig viel Redens und Rühmens machten. Biederherzig, brav, arbeitſam, mit einem Worte, ächt teutſch, waren unſere Jünglinge, ächt teutſch waren unſere Jungfrauen. Noch kannten letztere kein anderes Buch als die Bibel und

das Gesangbuch, lernten aber desto aufmerksamer von ihren Vätern und Müttern, was manche aus 1000 Büchern nicht gelernt haben: wie man schuldlos und fleißig und dabey froh und wohlgemuth leben müsse. Unschuld und Schamhaftigkeit waren ihr Schmuck, und die Mütter hatten nicht nöthig ihre Tugend zu bewachen, weil es ächte Tugend war, die, ausser ihrer Schamhaftigkeit, ihres reinen Gefühls für Unschuld und ihrer Liebe für Zucht und Ehrbarkeit, keiner Wache bedurfte. Unbesorgt ließen die guten Mutter ihre guten Töchter den Jüngling zum raschen Tanze begleiten, und da giengs so lustig, daß es schien, als wenn man sich fürs ganze Jahr auf einmal freuen wollte; und dennoch verließ man das frohe Gelag ohne bittre Nachwehen der Reue, gieng muthig wieder an die Arbeit, und freute sich zum voraus des nächsten Festtages. Man sah, wie sich die Gesundheit, gepaart mit einem guten Gewissen, freut.

2) Da kamen aber einige junge Herrn, die ihr Geld auf der Weltberühmten Universität ** verzehrt hatten, klagten über die Barbarey der Sitten ihrer Vaterstadt, spotteten der altvätterischen schmucklosen Kleidung, sprachen viel von Bouton, Delikatesse und Lektüre, machten sich Anhang, fingen an gar gräßlich zu reformieren, empfahlen den Schönen die Asiatische Banise, und ähnliche fein geschriebene Bücher, zur Bildung

ihres

ihres Geschmacks, und erwarben sich wirklich das Verdienst, die ungeschminkte Natur zu verdrängen. Doch gelang es ihnen nicht ihr Werk ganz zu vollenden, weil die ungeschlachten Alten mit Blitz, Donner und Hagel — wie der Verfasser der asiatischen Banise sein herrliches Buch gar entsetzlich rührend anfängt — sich der Reform entgegen stämmten, und mit unverzeihlichem Mißtrauen ihren Töchtern allen Umgang mit ihnen untersagten. Die guten Mädchen, sich selbst überlassen, arbeiteten zwar in Geheim redlich an ihrer Bildung fort, konnten aber, des Beystands ihrer Lehrer beraubt, es nicht weiter als zur geschmacklosen Künsteley bringen, und mußten, zum Lohne für ihre Arbeit, unter dem Drucke harter Väter und Mütter einsam wie Nonnen leben. Von bloß freundschaftlichem Umgang zwischen ledigen Personen beyderley Geschlechts hatte man bald gar keinen Begriff mehr. Nur an Fest- und Gallatagen machte die Dame im Reifrock und in babylonischer Thurmfrisur ihren Knix mit zurückgebogenem Halse, und mußte dann in ihre Einsamkeit zurück kehren. Nach glaubwürdigen Sagen gab es aber desto mehr Intrigen und geheime Avantüren, je mehr der öffentliche Umgang erschwert wurde. In männlichen Zirkeln präsidierte das allgewaltige Kelchglas. So wie wir gegenwärtig fragen: wie viel Unterhaltung man in dieser oder jener Gesellschaft gefunden habe? fragte man damals: wie viel Bouteillen sind geleert

leert worden? und das Bouteillenmaß war also der Maßstab ihrer Freude.

3) Im siebenjährigen Kriege aber, als einige von Frankreichs Helden von ihrer mühevollen Laufbahn in ** wieder ausruhten, wurde der gesellschaftliche Ton mit einmal französiert, und also verfeinert. Es gab nun in der verfeinerten weiblichen Welt keine Weiber und Mädchen mehr, sondern lauter Grazien, Engel und Göttinnen; aber mit diesen vergötterten Wesen wurde getändelt, wie mit Spielpuppen. Der würde für den größten Sünder wider Ton und Lebensart ausgeschrieen worden seyn, wer es gewagt hätte mit einer Dame sich in eine ernste Unterredung einzulassen, und irgend einer Sache, welche Nachdenken erfoderte, oder wohl gar auf Bestimmung und Würde des Menschen Bezug hatte, in Gesellschaft von Damen, auch nur mit einem Worte, zu erwähnen.

4) Bald aber fühlten unsere edlern Bürgerinnen, daß man sie, bey aller Vergötterung der Schmeicheley, dennoch im Grunde zu Kindern herabwürdige, und fingen an die ihnen gebührende Achtung auf Vorzüge des Geistes zu gründen. Durch Lektüre wollten sie sich diese Vorzüge erwerben. Ein guter Gedanke! nur Schade, daß sie ihn nicht durch zweckmäßige Wahl ihrer Bücher auch gut ausführen konnten!

und Staatiſten, durch Winden und Sondiren, per indirectum, hinter die wahre Beſchaffenheit der Sachen zu kommen pflegen: Ich mache euch kein Geheimniß aus dieſer Frucht meiner ehmaligen Lectur und Erfahrung, damit ihr ſie nun bey meinem Sohn applicieren könnt -- Ihr habt mich doch begriffen; habt ihr nicht?

Reinoldo.

Ja wohl, Gnädiger Herr.

Polonius.

So behüt euch Gott; lebt wohl.

Reinoldo.

Mein Gnädiger Herr --

Polonius.

Ihr müßt trachten, daß ihr durch euch ſelbſt hinter ſeine Neigungen kommt.

Reinoldo.

Das will ich, Gnädiger Herr.

Polonius.

Und macht, daß er ſeine Muſik fleiſſig exerciert.

Reinoldo.

Wohl, Gnädiger Herr.

[Reinold geht ab.]

Zweyte

Vor allen Büchern machte damals der Siegwart viel Glück. Das Buch wurde verſchlungen. Nun brach daß Siegwartsfieber aus, und griff wie die Peſt um ſich, ſo daß nur wenige Städte Teutſchlands davon verſchont blieben. Jezt wurde in der Einſamkeit und in Geſellſchaft geſeufzt und geliebäugelt. Indeß kann ich doch zum Ruhme unſerer Vaterſtadt ſagen, daß dieſe Krankheit hier nicht ſo tief als an vielen andern Orten einwurzelte, theils weil unſere Landsmänninnen zu viel geſunde Säfte hatten, theils weil einige erfahrne Aerzte die wirkſamſten Gegenmittel verordneten.

5) Ein neues Uebel aber entſtand daraus, daß einige Pazienten die verordnete Arzney in zu ſtarker Doſis nahmen, und dadurch in eine antiſiegwartiſche Krankheit verfielen.

Der arme Siegwart wurde ſo bitter verfolgt, daß man nicht nur über ihn, ſondern auch über alles, was ſeine Hand berührt hatte, das Verdammungsurtheil ſprach. Nun ſcheute man ſich zu ſagen: daß man den Mond ſchön finde, weil Siegwart ein Minnelied an den heiligen keuſchen Mond geſungen hatte; man vermied von Freuden der Natur, Glück der Freundſchaft und Wiederſehn ſeiner Lieben zu ſprechen, weil Siegwart darüber geſchwärmt hatte. Es wurde Modeton über Liebe im Gewande reiner Freundſchaft zu ſpötteln, und man gewöhnte ſich die Verzuckungen des leidenden

Thieres kalt und gefühllos anzusehen, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, daß man empfindele.

6) Auch diese Antisiegwartische Krankheit, durch welche jedes edlere, schönere Menschengefühl erstickt wurde; wo wir zur Ehre der Vernunft — wahrlich einer sehr misverstandnen Vernunft! — zu herzlosen Geschöpfen ungewandelt werden sollten; wo man der saunenmäßigen Liebe das Wort redete, schamlos grobe Zweydeutigkeiten anhörte, und frech beantwortete; wo man die gröbsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit Galanterie und feine Lebensart nannte — auch dies abscheuliche Uebel ist nun in unsern Tagen verdrängt worden.

Verehrteste! ich bin zu sehr ehrlicher Mann, als daß ich unserer zeitigen Aufklärung unbedingtes Lob ertheilen sollte, da uns so manches für Aufklärung verkauft wird, was wahre Verdunkelung ist; da mancher Schwachkopf Irreligiosität, und mancher Bube Sittenlosigkeit für Aufklärung ausgiebt. Aber daß wäre doch auch die größte Ungerechtigkeit, wenn man die an sich gute Sache um des Misbrauchs willen, der von einigen, die sich ihrer fälschlich rühmen, damit getrieben wird, verdächtig machen wollte. — Doch wozu das hier?

So viel scheint mir ausgemacht, daß der, obgleich vielleicht noch ziemlich unbeträchtliche, Grad unserer Aufklärung auf die Veredelung unsers gesellsch

ſellſchaftlichen Umgangs einen ſehr wohlthätigen Einfluß habe, und wahrſcheinlich in Zukunft immer mehr und mehr haben werde. Und als ein Produkt wahrer Aufklärung auch in unſrer Vaterſtadt ſehe ich die Stiftung und Einrichtung gegenwärtiger Geſellſchaft an.

Schön iſt es, daß Sie ihre Geſellſchaft auf das Geſetz kluger Sparſamkeit gegründet, und zugleich dadurch einen Beweis gegeben haben: daß man geſellig ſeyn könne ohne die Sorge für den Magen zur Hauptſache machen zu müſſen! Schön iſt die weiſe Mäßigung, daß ſie wöchentlich nur Einen Abend zur Verſammlung feſtgeſetzt haben! Schön iſts, daß unſere Frauenzimmer in dieſer Geſellſchaft zwar mit Geſchmack gekleidet, aber nicht geputzt erſcheinen! Schön iſt, daß Sie keine anſtößige Zweydeutigkeit, auch wenn ſie noch ſo witzig wäre, dulden wollen! Schön iſt endlich die Einrichtung mit ihren Fragen und der Blumenleſe! Und nach allem dem läßt ſich mit Zuverſicht erwarten, daß, wenn anders jeder an ſeinem Theile zur Aufrechthaltung guter Ordnung und Befolgung der Geſetze das ſeine redlich beytragen wird, unſere Geſellſchaft uns gewiß die anſtändigſte Erhohlung nach vollbrachter Arbeit, und die froheſte Unterhaltung gewähren werde.

Daß aber bis jezt nicht jeder in unſrer Geſellſchaft befriedigt wird, davon glaube ich iſt der natürlichſte Grund der: weil die Foderungen der

einzelnen Mitglieder so mannigfaltig und so verschieden sind, daß eine allgemeine Befriedigung kaum möglich ist. Der eine fodert stärkere, der andere weichere Speise; dieser will laut lachen, ein andrer will lieber sokratisch lächeln. Vielleicht daß mancher sich zu Hause mit seinem Herzen überwarf, mit verschrobenem Sinne zu uns kam, und nun die Gesellschaft anklagt, wo doch der einzige Schuldige er selbst ist. Hier und da könnte vielleicht auch ein und der andere aus verwöhntem Geschmack zum ungerechten Richter werden: denn freylich wird der nicht mit Hausmannskost vorlieb nehmen, welcher eine Zeitlang nach Hautgout gespeist hat; aber wahr bleibt es doch: daß gute Alltagskost gesünder ist als köstliche Leckereyen! Und solche gute gesunde Kost können wir ihm auftischen.

Ich läugne nicht, daß in Städten, wo mehr Zufluß von Fremden ist, die Unterhaltung in Gesellschaft dadurch mannigfaltiger und interessanter werde; aber ich bin auch überzeugt, daß wir durch gute Lektüre diesen Mangel, wenigstens größtentheils, ersetzen könnten.

Nur freylich müßte unsere Lektüre nicht Vielleserey, sondern gewähltes und durchdachtes Lesen seyn! —

Unverkennbar ist es, daß jezt das Bedürfniß, Verstand und Herz auszubilden, allgemeiner als jemals von Mann und Weib, Jüngling und Mädchen gefühlt wird. Lassen Sie uns gemeinschaftlich arbei-

arbeiten, dieſes edle Geiſtesbedürfniß immer mehr und mehr auf die beſte und zweckmäßigſte Art zu befriedigen! und bald wird die Klage, die wohl jezt noch zum Theil gerecht ſeyn möchte — ganz ungerecht werden. Aber Pflicht ſey es auch dem, der in dieſer Ausbildung einige Schritte weiter fortgerückt iſt, oder es auch wohl nur zu ſeyn glaubt, den Anfänger nicht durch höhniſche Seitenblicke oder Spott muthlos zu machen! Mancher, der jezt nur mit Ja und Nein antwortet, würde gewiß ſprechen, und oft gut ſprechen, wenn er nicht beſorgte, daß ihm jedes verfehlte Wort aufgefangen und lieblos recenſiert würde. Es giebt eine geſellſchaftliche Intoleranz ſowohl als eine religiöſe, und wer ſich dieſer unter uns ſchuldig macht, den „wollen wir „ſogleich aus der Geſellſchaft ausſchlieſſen!“ Nein; da würden wir ſelbſt intolerant handeln; aber fünfmal, und wenn das nicht hilft, zehnmal wollen wir es ihm ſagen, daß er ungerecht und unanſtändig handle, in der guten Hoffnung, ihn vielleicht zu beſſern!

K. St.

V.

Die Gemälde

in dem Fürſtl. Kabinet zu Rudolſtadt.

Der Werth einer Gemäldeſammlung iſt wohl nicht nach der Menge der Stücke, ſondern nach

der

der Güte derſelben zu ſchätzen. Eine kleine Sammlung von guten Kunſtwerken iſt beſſer, als eine groſſe Anzahl unbeträchtlicher Sachen. Ich habe in Privatkabinetten die ſchönſten und auserleſenſten Gemälde gefunden, deren ſich groſſe Gallerien nicht rühmen können. Einige ſeltene Originalgemälde in gegenwärtiger Sammlung, die ich ſo oft mit Vergnügen betrachtet habe, veranlaſſen mich auch jezt, meine Gedanken darüber aufzuſetzen. Ueberdies habe ich die Abſicht, nicht ſowohl Kunſtwerke, als die Kunſt ſelbſt bekannt zu machen. Und wie viel läßt ſich nicht über ein einziges Gemälde ſagen, wenn man es nach allen ſeinen Theilen genau unterſucht; wenn man nicht allein die Schönheiten, ſondern auch die Mängel bemerket, welche man durch die Vergleichung mit andern Gemälden und der Natur ſelbſt daran findet! In dieſer Rückſicht können auch ſogar Beurtheilungen über geringe und mittelmäßige Produkte der Kunſt von gutem Nutzen ſeyn. Dieſes wünſche ich bey folgenden Bemerkungen eben ſo gewiß erreichen zu können, als ich von der Vortreflichkeit der vor mir aufgeſtellten Gemälde verſichert bin.

Die Gemälde von Alexander Thiele.

Von dieſem Künſtler iſt eine beträchtliche Anzahl von Gemälden hier vorhanden. Es ſind einige ſchöne Vorſtellungen von Gegenden, auch verſchiedene ſeiner eigenen Erfindung, und einige kleine, leichte Skizzen, woraus man das Karakteriſtiſ

teriſtiſche ſeiner Kunſt recht beurtheilen kann. Thiele war in allen Theilen der Malerey erfahren; er hatte aber dabey ſehr viel Manier angenommen. Perſpektiv und Farbenton ſind Haupteigenſchaften, wodurch er das Auge gewinnt. Seine Landſchaften ſind ſchön gefärbt; die Erde, das Waſſer und die Bäume glänzen im Wiederſchein des leuchtenden Himmels; die Ferninngen verſchwinden in dúftenden Lúften. Die Luftperſpektiv iſt das Schwerſte bey der Nachahmung ſeiner Gemälde; dahin drängt ſich alle ſeine Kunſt zuſammen. Sein flúchtiger Pinſel, ſeine kecke Manier, wie er die Farben aufgetragen hat, das Zuſammenflieſſen verſchiedener Tinten, laſſen die tăuſchende Kunſt bey genauerer Unterſuchung nicht leicht ergrúnden.

Das vorzúglichſte Gemălde von ihm iſt die Gegend von Schwarzburg, bey deren Vorſtellung er viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Ein enges Thal, in deſſen Mitte das Schloß Schwarzburg auf einem Felſen ſteht, welchen die Schwarze umſchlinget, deren äuſſerſtes Ufer ſich zu hohen Bergen mit Waldungen erhebt, die rund herum das Thal umgeben — dieſe Gegend betrachtet man aus einem ſehr hohen Standpunkte, und bewundert, wie der Kúnſtler durch die Beleuchtung alles auf einer Fläche ſo natúrlich vorgeſtellt hat, daß man in die Tiefe hinunter zu ſehen glaubt. Dabey iſt das Karakteriſtiſche der Gegend, welche ein romantiſches Anſehn hat, ſehr vortreflich ausgedruckt.

Eine

Eine andere ſchöne Schilderung iſt die Gegend von Rudolſtadt, deren Fluren, durch welche ſich die ſanftflieſſende Saale ſchlängelt, vom Glanze der Morgenſonne vergüldet, aus nächtlichen Schatten ſich erheben. Dieſes Gemälde iſt auch durch die Beleuchtung und Luftperſpektiv merkwürdig.

Das Porträt von Alexander Thiele, von Fiedler gemalt. Der Künſtler iſt ſtehend vorgeſtellt, wie er mit dem Pinſel auf der Palette die Farben miſchet, und im Begriff iſt zu malen. Die dunkle Palette, von unten anzuſehn, welche er mit den übrigen Pinſeln ſchreg nach dem Leibe zu hält, wirft auf den linken Arm einen ſtarken Schlagſchatten, der ſehr hübſch angebracht iſt, und die Hände, davon die rechte ſehr gut in Verkürzung geſetzt iſt, ſind mit jenen Stücken ſo bequem und natürlich gruppiert, daß ſie die ſchöne Form eines Dreyecks machen. Sehr geſchickt hat auch der Maler das unter dem Rocke an den Armen und an dem Leibe vorſchende Manſchettenhemde an drey Orten angebracht, ſo, daß es gegen die dunkle Palette kontraſtieret, und ſie hervorhebt. Eine andere Schönheit iſt dieſe, daß die dunklen Pinſel über die eine Manſchette hingehn, und das Weiße unterbrechen. Das Geſicht hat viel individuelles, und ſcheinet gut getroffen zu ſeyn. Die Perücke iſt ſehr leicht und maleriſch.

Drey Gemälde von Roſa di Tivoli, welche felſigte Landſchaften mit Vieh vorſtellen, davon zwey

zwey ganz flüchtig skizziert sind, zeigen die große Manier der italienischen Zeichnung und zugleich die Vertheilung des Lichts im Ganzen. Unterhaltung im Detail der Gegenstände ist hier nicht zu finden. Die Landschaft ist mit einem dunklen Braun angelegt; die Formen der Felsen sind mit matten, die Figuren aber mit hellen, stark dockierten Lichtern herausgehoben. Das dritte Stück ist etwas fleißig gearbeitet, und man sieht in der Zeichnung der Landschaft und der Figuren, besonders aber an dem nackenden Rücken des sitzenden Hirten, und an dem Brustbilde der hinter ihm befindlichen Hirtin, daß der Künstler die Formen sehr gut verstanden hat. Dieses Gemälde ist auch in der Farbe sehr natürlich und lebhaft.

Zwey gut ausgearbeitete Gemälde von Querfurth sind ebenfalls durch die Einheit des Lichts frappant, und zeigen, wie man in einem Gemälde auf eine leichte Art Effekt hervorbringen kann. Auf beyden Stücken ist eine Gruppe von drey Reutern vorgestellt, und in jeder Gruppe vorn ein Schimmel angebracht, der sie belebt, und gegen die andern Figuren, welche mit dunklen, abwechselnden Farben gemalt sind, sehr gute Wirkung thut.

Vier Landschaften von Rauscher, einem neuern Maler, welche gebürgigte Gegenden vorstellen, sind rein und niedlich fürs Auge gemalt. Zwey davon haben ebene Vorgründe, mit Bäumen besetzt, die gut gruppiert sind, und deren

Stämme,

Stämme, Aeste und Zweige schön geworfen und vertheilt sind. Sie haben aber etwas Fabrikenartiges in der Bearbeitung der Lüfte, welche alle zugleich von einer Palette gemalt zu seyn scheinen.

Ein Geflügelstück von Melchior de Hondekoter, worauf ein welscher Hahn, mit seiner Henne und zwey Gänsen, welche die Ratze von ihren Eyern verscheuchen, in Lebensgröße vorgestellt sind, ist eines der besten Originalgemälde dieses Künstlers. Die Figuren sind auf einem dunklen Hintergrund mit hellen Farben erhoben. Die Behandlung des Ganzen ist leicht, nicht frappant fürs Auge, aber sehr natürlich. Man muß das Eigenthümliche dieser Thiere in ihren Bewegungen und Stellungen in der Zeichnung und Farbe bemerken, um die treue Nachahmung zu erkennen.

Ein Porträit, von Heinsius gemalt, zeiget eine, durch Uebung erlangte, große Fertigkeit des Pinsels, und eine sichere, gute Farbenmischung. Ungeachtet des Zusammenflusses verschiedener Tinten bemerket man doch jede einzelne Tinte des Fleisches, und wie sie über einander aufgetragen sind, sehr deutlich. Nach einer Grundlage von dem gelblichen Hauptton des Gesichts in Licht und Schatten, wodurch der Kopf im ganzen geformt worden ist, sind die Gesichtstheile bestimmter mit verschiedenen ihnen eigenthümlichen Farben ausgemalt, und zuletzt die bläulichen und röthlichen Tinten ganz leicht aufgetragen, so daß sie auf der

Ober-

Zweyte Scene.

Ophelia tritt auf.

Polonius.

Lebt wohl -- Ha, was giebts, Ophelia? Was wollt ihr?

Ophelia.

Ach, Gnädiger Herr Vater, ich bin ſo erſchrekt worden!

Polonius.

Womit, womit, ums Himmel willen?

Ophelia.

Gnädiger Herr Vater, weil ich in meinem Zimmer ſaß und nähte, da kam der Prinz Hamlet, ſein Wammes von oben an bis unten ungeknöpft, keinen Hut auf dem Kopf, ſeine Strümpfe nicht aufgezogen, ohne Kniebänder, bis auf die Zehen herunter gerollt; ſo bleich wie ſein Hemde, zitternd, daß ſeine Kniee an einander anſchlugen, und mit einem Blik von ſo erbärmlicher Bedeutung, als ob er aus der Hölle herausgelaſſen worden wäre, damit er von ihren Schrekniſſen reden ſollte; in dieſer Geſtalt ſtellte er ſich vor mich hin.

Polonius.

Er wird doch nicht aus Liebe zu dir toll worden ſeyn?

Oberfläche der Haut zu ſchweben ſcheinen, und die Feuchtigkeiten der zarten Gefäße und das wallende Blut auf den Wangen ſehr natürlich ausdrücken. Die Mannigfaltigkeit der Halbſchatten giebt dem Kolorit ein ſchmeichelndes Anſehen. Eine ſolche Behandlung der Farben findet man auch in den Köpfen von Vandyk, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer die Farbenton des Fleiſches nicht ſo graulich, ſondern mehr ins gelbliche und die Halbtinten ins grünliche gehalten hat.

Ein weiblicher Kopf von Guido Reni. Er ſieht in die Höhe, in ſtarker Verkürtzung des Geſichts, welche den Hals ſehr aufſchwellet. Andacht, Hoffnung und Vertrauen ſchweben im blitzenden Auge und auf dem geöffneten Munde; die Wangen ſcheinen ſich zu ſenken, indem die volle Bruſt ſich ſtark erhebt.

Zwey Pferde, von Jean George Hamilton, ſind ſehr fleißig und glänzend gemalt; ſie zeigen aber mehr das Studium der Anatomie, als eine feine Kenntniß der Verhältniſſe und Formen des Körpers und ſeiner eigenthümlichen Schönheit. Die Umriſſe und die höchſten Lichter ſind hart. Das Skelet der Knochen ſcheinet zu ſcharf durch die Haut vor; die Adern ſind zu ſehr ausgedrückt, und haben neben ſich zu ſtarke Vertiefungen. In dieſen Stücken bemerkt man viel Kenntniß der Natur, weniger aber in den Muskeln, welche doch einen vorzüglichen Theil der

Schönheit des Körpers ausmachen. Hamilton ist, wie M. Angelo bey der Zeichnung des menschlichen Körpers, zu weit gegangen, und hat sich auf Grübeleyen eingelassen, welche in der Kunst nicht nöthig und dem guten Geschmack eben so sehr zuwider sind, als sie die Grenzen der Kunst überschreiten.

Zwey Mannsköpfe auf Holz, von unbekannten Meistern, sind mit einem leichten, flüssigen Pinsel, in einem warmen temperierten Kolorit fleissig verfertiget.

Jupiter, und Juno, ein italienisches Gemälde in Lebensgröße von einem unbekannten Meister. Diese beyden Figuren sind bis auf den halben Leib vorgestellt, und heben sich aus einem dunklen Hintergrunde durch große breite Formen und durch helles, stark impostiertes Licht, welches auf die volle Brust der Juno und auf den Arm Jupiters am stärksten fällt, prallend heraus.

Lieblicher ist ein Gemälde von Pellegrini, welches ein Mädchen mit einem Kinde vorstellt, das auf ihrem Schooße sich befindet. Die sanfte und frohe Manier in dem Kolorit, ist der Zartheit des Nackenden angemessener, und die geminderten Lichter, wodurch dennoch die Erhebung der Formen nicht leidet, geben dem Ganzen mehr Haltung und Ruhe.

Eine Landschaft von Filipp Wouwermann. Sie stellet ein Lager im Herbst vor, wo nach einem

Re-

Regenwetter die Luft sich wieder aufkläret. Ein Offizier mit seiner Dame ist im Begriff abzureisen. Die Dame sitzt schon zu Pferde, und der Offizier, der ihr beym Aufsteigen geholfen zu haben scheint, greift nach dem seinigen. Auf der Seite schiebt der Marketenter den Futterkasten weg, und scheint seiner Frau, die, mit einem Kinde in den Armen, hinter dem Pferde des Offiziers geht und sich umsieht, den Befehl gegeben zu haben, das Geld von der Dame, welche in der Hand die Münze zeigt, zu empfangen. Diese Handlung ist überaus natürlich und ausdrucksvoll dargestellt, und läßt sich aus den Stellungen und Bewegungen der Figuren auf eine leichte und angenehme Art errathen. Das Pferd des Offiziers scheint den Wink seines Herrn zu verstehen, und mit bewegenden Schenkeln sich gegen ihn hinzuwenden. Der Mann am Futterkasten ist sehr beschäftiget, Raum zu machen; und seine Frau, welche im gehen das Gesicht nach ihm zurück wendet, rafft sich, mit dem Kinde, in der Eil zusammen. Diese Figuren machen vereinigt die Hauptgruppe aus. Hinter ihr ist an einem alten, halbdürren Baum, der hoch in die Luft hinauf steht, ein braunes Tuch über angebundene Stangen befestigt, das in der Form eines Zeltes herabhängt, und mit dem dahinter stehenden Gebüsch einen sehr malerischen, dunklen Hintergrund bildet, gegen welchen die zwey weißgelben Pferde, die Dame in einem blauen Oberkleide und Karmelitten Unterkleide und einem weißen Halstuche, und

der Offizier, als Hauptfigur, in einem gelben Kollet, einem Harnisch mit blauer Scherpe und einem weißen Federbusch, in ungemein frappantem Helldunkel sich hervor heben.

An der rechten Seite sitzt ein Soldat in gelber Montierung mit blauen Hosen an einem Fasse, vor welchem ein gelb und weiß gefleckter Hund liegt; eine Weibsperson in einem rothen Mieder, welches das weiße Hemde an der Brust und an den Armen erhöht, bringt ihm ein Glas und eine Flasche. Der Soldat, in der Beschäftigung seine Tabackspfeife zu stopfen, ist ungehalten gegen den Bettelknaben, der zur Seite steht, und um eine Gabe bittet. Der Knabe hat ein violettes Kamisol und blaue Beinkleider, beyde zerrissen, und durch die angeflickten Lappen und das vorsehende Hemde vermannichfaltiget; seine Stellung giebt zu erkennen, daß er die harten Reden des Soldaten gleichgültig mit Bitten erwiedert. Diese Gruppe kettet sich an die Hauptgruppe, und hilft mit ihr, im hellen Lichte ihrer Farben, das Gemälde verschönern.

Zur linken Seite, näher im Vorgrunde, sitzt ein alter Bettler rückwärts neben einem Bündel im Schatten; er streckt den Arm hinter sich aus nach einem seitwärts bey ihm stehenden Knaben, und scheint etwas von ihm zu verlangen; der Knabe sieht gerade aus in die ferne Landschaft, ohne es zu bemerken. — Diese Bewegung des Alten führt uns auf den Gedanken, daß der Künstler

einen

einen Blinden darunter vorſtellen wollte; und wirklich iſt es in der Natur der Bewegungen gegründet, daß dieſer Ausdruck darin liegen muß.

Aus der Wahl dieſer vorgeſtellten Scene der gemeinen Natur, und aus den Stellungen und Bewegungen der Figuren kann man den Künſtler von gutem Geſchmack und Beobachtungsgeiſt kennen lernen, der hier im kleinen, ſo viel es die Kunſt erlaubt, mit gleicher Stärke, wie Rafael, ſich ausgedrückt hat. Man ſieht nicht nur das Augenblickliche der Handlungen, ſondern man denkt ſich auch dasjenige hinzu, was vorhergegangen iſt, und noch folgen wird, wie die obige Beſchreibung lehret, und bemerkt durch feine und etwas entfernte Zeichen im Ausdrucke der Perſonen Eigenſchaften, welche man nicht ſieht. So die Blindheit des alten Bettlers durch ſeine Bewegung, das Sprechen des Mannes, der rückwärts an dem Futterkaſten ſteht, mit ſeiner Frau, welches durch die Verbindung dieſer zwey Perſonen ſich errathen läßt. Hier zeigt ſich die bildende Kunſt in ihrem eigentlichen Gebiete. Nur Handlungen, die ſich auf ſolche Art, in ſolchen Stellungen und Bewegungen äuſſern, ſind für ihre Nachahmung ſchicklich. Auch bey Vorſtellungen von wichtigen Ereigniſſen und Begebenheiten muß der Künſtler allezeit darauf ſehen, daß er nur diejenigen wähle, welche ſeiner Kunſt am angemeſſenſten ſind, und nicht glauben, daß alles, was nur in einer Geſchichte auffallend

ist, auch in die Abbildung könne übergetragen werden, wie es die mehresten Künstler heut zu Tage zu machen pflegen. Wie sehr verlieren manche wichtig scheinende Werke in Vergleichung des gegenwärtigen Gemäldes von Wouvermann!

An der linken Seite der Hauptgruppe steht ein Zelt, vor welchem einige Figuren sind. Bis dahin zieht sich der Hauptgrund, welchen eine kleine Anhöhe in der Landschaft macht, die sich zu einer Ebene absenket, auf welcher in der Ferne verschiedene Zelte und Figuren an einem Wasser, und einige am Ufer angeländete Schiffe vorgestellt sind. Den Horizont begrenzt ein schmaler Strich Berge, mit einem hervorragenden Thurm, in der entlegensten Entfernung. Die ganze Landschaft ist vom Regen stark angefeuchtet; die Erde ist dunkel, in verschiedener Abwechselung der Farben; die Luft hängt in einer trüben Masse über derselben; ein Sonnenblick fällt durch das oben sich zertheilende Gewölke auf die vor den Zelten befindlichen Hauptfiguren. In dem Gewölke sieht man die sich absondernden Dünste, in verschiedenen graulichen und bräunlichen Kulören, und das Umwälzen derselben durch den sich erhebenden Wind, welcher auch die dünnbelaubten Zweige des alten Baums im Vorgrunde zu bewegen scheint.

Ein Architekturstück auf Kupfer, von einem unbekannten Meister, täuschet das Auge durch die Wahrheit der Perspective und der Farben an den

den verſchiedenen Steinarten, und durch die Glätte des Auftrags derſelben ſo, daß man die Natur im Kleinen zu ſehen glaubt.

Ein ganz vortrefliches Bataillenſtück von M. Schellinks. Es ſtellet ein wüthendes Gefecht bey einer in Flammen loderndem Feſtung vor. Das Hauptintereſſe dieſes Gemäldes iſt eine Gruppe von drey Reutern im Vorgrunde, die in gewaltſamen Bewegungen mit einander kämpfen. Der eine Reiter hat eine gelbe Fahne in der Hand, welche gegen die graue, mit Wolken von Dampf überzogene Luft, ſehr gut abſticht.

Ein Viehſtück von Heinrich Roos. Im Vorgrunde ſteht ein gelb- und graulicher Ochſe, mit weißen Flecken auf der Stirn und auf dem Rücken, im Sonnenlicht. Hinter ihm ſitzt an einem Baum, vor einem Gemäuer mit Säulen, der Hirt und die Hirtin mit einem Kinde. Der Hintergrund iſt ſehr felſigt. Dieſe Erfindung iſt ganz poetiſch, wie alle Erfindungen dieſes Künſtlers, aber die Ausführung iſt nicht maleriſch. Es fehlt dem Gemälde zwar nicht an Kompoſizion und Beleuchtung, auch nicht an guten Stellungen und Lagen der Figuren: aber die mannichfaltigen Formen und Farben, die Zergliederung der Theile, die Halbſchatten, wodurch ein Gemälde ſeine Annehmlichkeit erhalten muß, ſind nicht darin anzutreffen. Daß Heinrich Roos ſeine Landſchaften im italieniſchen Geſchmack komponiert hat, macht ihn noch nicht zum großen

Künstler, wofür man ihn hält. Seine Gemälde haben zu viel Leeres in der Zeichnung und zu wenig Reiz der Farben.

Zwey Köpfe von Dieterich, auf Holz gemalt, ein alter Mann und eine Frau, sind sehr kräftig, und in der Manier so wahr, daß die Pinselstriche die runzliche Haut ausdrücken. Die hellbeleuchteten Gesichter thun gegen die dunkle Kleidung und gegen den dunklen Hintergrund sehr gute Wirkung.

Zwey Bataillenstücke, von einem unbekannten Meister, sind sehr frisch auf einmal in einem bräunlichen Tone gemalt.

Ein Stilleben ist eines der besten Werke der Kunst. Das irdene Geschirr, eine zinnerne Kanne, die durchsichtigen Gläser, ein Teller in Perspektiv gezeichnet, worauf ein Papier mit Taback liegt, sind ganz Natur.

Ein niederländisches Gesellschaftsstück ist von gleichem Werthe.

Zwey Gemälde von Reinthaler, auf Leinwand, dessen Grund wie weiches, glattgehobeltes Holz gemalt ist, woran in jedem Stücke ein todter Hase mit einigen Vögeln hängt, und ein drittes, mit einer Gruppe todter Vögel, welche an einer Kalkwand hängen, sind sehr pünktlich ausgeführt.

Ein Fruchtstück mit todten Geflügel, im Geschmack des Franz Snyders gemalt.

Ein

Ein Wald im Geschmack des Waterloo. Ein ebener Vorgrund, der sich in verschiedenen kleinen Abtheilungen in die Tiefe des Waldes verliert, ein grasichter Hügel zur Seite in heller Ferne; alles mit leichtem, saftigem Pinsel, im Schmelz der Farben hingezaubert.

Ein kleines Gemälde von D. Wott auf Holz, worauf ein Jude mit einem Kästchen, und neben ihm ein Knabe mit einer Mäusefalle vorgestellt sind, welche in die Stube eines Alten kommen, der sich mit einigen Kindern vor einem Tische befindet, worauf ein aufgeschlagenes Buch liegt, ist in Rücksicht der Kunst und des Künstlers ein seltenes Stück.

Zwey Bauernstücke von Oastde, im kleinen auf Holz. Diese Gemälde sind, ungeachtet sie niedrige Naturscenen vorstellen (denn die Bauern sind betrunken) doch in Rücksicht der Kunst sehr interessant, und einer anhaltenden Betrachtung werth. Das Kolorit ist glühend und saftig, und mit sehr frappanten Lichtern im angenehmsten Helldunkel erhöht.

Zwey Köpfe, auf Holz gemalt, zwey niederländische Gemälde, wovon das eine ein Seestück mit Schiffen, das andere verschiedene Personen, die sich am Ufer eines Wassers befinden, und theils beschäftiget sind, vorstellt; ein anderes Gemälde von niederländischer Hand, worauf ein

Mann vorgestellt ist, welcher im grünen schattigen Gebüsch am Wasser angelt; ein kleiner Kopf, von einem alten Mann, drey Mannsköpfe und ein weiblicher in Lebensgröße; zwey niederländische Gemälde, davon das eine eine Magd, welche kniend vor einem Mönch beichtet, vorstellt, und ein Gesellschaftsstück, wo eine Weibsperson auf der Laute spielt, sind ächte Werke der Kunst.

Zwey Zigeunerstücke von Herrlein, einem neuern Künstler, verdienen noch besonders bemerkt zu werden. Sie sind beyde im Mondschein vorgestellt. Die Scene ist ein Wald mit Felsen. Das eine, auf welchem eine Gesellschaft durch den Wald reiset, wird von der Fackel, welche ein Mann trägt, beleuchtet. Der Mann geht neben einem Schimmel, auf welchem eine Weibsperson, mit einem Kinde in den Armen, reitet. Diese Figuren könnten, für sich allein betrachtet, die Flucht nach Egypten vorstellen, so eine angenehme Gesichtsbildung hat ihnen der Künstler, besonders aber dem Mädchen, gegeben; aber die andern Personen, welche hinter dem Pferde gehen, und einige, die voraus auf einem Karren einen todten Hirsch und einen Rehbock ziehen, der eine mit einer Flinte bewaffnet, bringen jene angenehmere Figuren mit in die fürchterliche Vorstellung zurück. Im Mittelgrunde befinden sich einige Personen im blassen Mondschimmer. Ungeachtet der zu starken Hellung, welche dem Tageslicht

Ophelia.

Ich weiß es nicht, Gnädiger Herr Vater; aber, auf meine Ehre, ich beſorg es.

Polonius.

Was ſagte er dann?

Ophelia.

Er nahm mich bey der Hand, und hielt mich feſt; hernach trat er um die ganze Länge ſeines Arms zurük, und die andre Hand hielt er ſo über ſeine Stirne, und dann ſah er mir ſo ſcharf ins Geſicht, als ob er es abzeichnen wollte. So ſtuhnd er eine gute Weile; zulezt ſchüttelte er mir den Arm ein wenig, wankte dreymal ſo mit dem Kopf auf und nieder, und holte dann einen ſo tiefen und erbärmlichen Seufzer, daß ich nicht anders dachte, als er würde den Geiſt aufgeben. Drauf ließ er mich gehen, drehte ſeinen Kopf über die Schulter, und ſchien ſeinen Rükweg ohne Augen zu finden; denn, er kam ohne ihre Hülfe zur Thür hinaus, und heftete ſie zulezt noch mit einem traurigen Blik auf mich.

Polonius.

Komm mit mir, ich will den König aufſuchen. Das iſt nichts anders, als die Wirkung einer übermäſſigen und auſſer ſich ſelbſt gebrachten Liebe; denn die Gewalt der Liebe iſt ſo heftig, daß ſie den Menſchen zu ſo verzweifelten Handlungen treiben kan, als irgend eine andre Leidenſchaft, womit

licht gleichet, und der zu blaulichgrünen Landschaft, ergetzt man sich doch ungemein an dem so niedlich gezeichneten, so rein gemalten, und mit so vielem Fleiß ausgeführten Figuren.

Das andere Stück ist wahrer in Ansehung der Beleuchtung; die Luft und die ganze Gegend ist dunkler. Die Gesellschaft sitzt am Feuer um zu kochen, und wird von einem eingeschränktern Lichte erhellet, als die Figuren in dem ersten Stücke. Die alten Personen, eine Frau, welche eine Gans rupft, und ein alter Mann, der sitzend an einen Baum gelehnt, eine Pfeife Taback raucht, sind vortreflich. Eine Frau, welche seitwärts bey dem Feuer kniet und stark in Schatten gesetzt ist, macht einen angenehmen Kontrast gegen die andern beleuchteten Figuren. Ein Schimmel, der im Hintergrunde an der Krippe steht, ist schöner, als von Querfurth, gemalt. Die Karaktere der alten und jungen Personen sind übrigens natürlich; ihre Stellungen sind so gut verstanden, so abwechselnd, die Farben so wahr, und mit so feinen und ausdrucksvollen Tuschen aufgetragen, als man nur in Gemälden dieser Art erwarten kann.

F. Kämmerer.

VI.

Der Wanderer in Lyon.

Ueberſtreut von banger Ahndung Schauer!
Nah' ich der geliebten Gegend mich,
Der verſchwendriſch jeden Reiz zu ſpenden
Die Natur ſich mit der Kunſt verglich;
Wo ſich ſonſt das Roſenroth des Abends
Ueber tauſend Villen mild ergoß,
Und in ihres Wiederſcheines Schmucke
Jugendlich die ſtolze Rhone floß.

Rings von jenen Bergen hallten Glocken
Stiller Klöſter in des Wandrers Ohr;
Zwiſchen drein in ihre Feyer tönte
Am Geſtad ein fröhlich Schifferchor:
Hüpfend glitt auf blauer Waſſerfläche
Muntre Welt in leichten Nachen hin;
Unter tauſend Lebensbildern nahte
Man ſich ſonſt der Städte Königin.

Jezt umgiebt in rauchenden Ruinen
Ueberall Zerſtörung meine Bahn:
Blutig ſchlägt der düſtern Rhone Welle
Blutig ans verwaiſte Ufer an.
Schrecklich! ſchrecklich! aus der Tiefe windet
Allgemach ein Leichnam ſich empor:
Mitten unter Todesbildern wanke
Ich beklommen nach dem innern Thor.

Sey gegrüßt, Erinn'rung froher Stunden,
Die ich ſonſt in dieſen Mauern fand!
Seyd gegrüßt, in deren Freundeskreiſe
Mir der Scherz die ſchönſten Roſen wand!
Nein, in dieſes Heiligthum des Friedens
Drangen jene Schrecken noch nicht ein:
Ringsumher wird die Natur verwüſtet,
Doch die Freundſchaft wird gerettet ſeyn!

Eitler Traum! auch hier verbrannte Trümmer,
Schwarzer Staub die alte Herrlichkeit!
Weggeſchwunden jene Königsſäulen, *)
Wie die Mährchen aus der Fabelzeit!

Eit-

*) Zwey Bildſäulen Ludwigs XIV.

Eitler Traum! in jeden meiner Schritte
Zeichnete Verwüſtung ihre Bahn,
Und der ernſte Todesengel klopfte
An die Thore der Paläſte an.

„Zu gemein für Patriotenrache,
Zu verſchonend iſt des Schwertes Schlag!
Unter des Geſchützes Donnern falle
Was noch nicht dem Opferbeil erlag!
Ausgeſtoſſen von der Muttererde
Sey, wer dieſe Mutter hinterging,
Und ſich weg aus ihren ſanften Armen
An den Arm der Königsfreunde hing!“

So erſchallt's aus ſtrengem Richtermunde;
Lauter ſchallt der wilden Trommeln Klang,
Und mit ihrem Schreckenton beginnen
Hundert Opfer ihren Todesgang.
Jedem Blick der Wandelnden begegnet
Eine Scene der Vergangenheit,
Und die ſchönſten Lebensgüter ringen
Mit dem Trotze edler Männlichkeit.

Alle Wonne in des Freundes Armen,
Alle Wonne, die die Liebe gab,
Alle Wonne ihrer Vaterherzen
Folgt verjüngt den Zaudernden ans Grab.
Rings umschwebt vom Reiz verflossner Freuden
Und von froher Zukunft Hofnungsplan,
Schmiegt sich fester in der Scheidestunde
An die Sterbenden das Leben an.

Doch umsonst! die Todesopfer fallen,
Und erschütternd schließt das Trauerspiel;
Menschlichfühlend flieh' ich eine Stätte,
Wo der Sinn für Menschenleben fiel.
Lauter klage fern von deinen Grenzen,
Stadt des Schreckens, mein Gesang um dich!
Ungestört sind dort der Wehmuth Rechte,
Hier verfolgt das Schwert der Rache mich!

N. Hommel.

VII.

Kleine Gedichte.

1.

An meine Polemik.

Lehrst du mich Irrthum fliehn, dem Irrenden verzeihn,
Dann bist du, liebes Buch, mir theuer:
Lehrst du mit Bonzensinn mich Menschenfeind zu seyn:
Sey noch so tief gelehrt, — du mußt in's Feuer!

2.

Das schöne Bild.

„Welch schönes Bild! Doch schön für's Aug' allein;
Denn, leider, bist du ohne Geist, Pamele!„ —
Du schmeichelst; denn es ist unmöglich, ohne Seele
Auch nur ein schönes Menschenbild zu seyn!
Sieh dieses Bild! Was macht es wohl so schön?
Man glaubt im Auge Geist zu sehn.

3.

Herr von N** an den Mond.

Du lieber Mond lebst auch vom Borgen
Wie ich, wir wollen Freunde seyn!
Und meine Gläubiger tröst' ich von einem Morgen
Zum andern mit der Hoffnung Sonnenschein.

4.

Der Mörder und Alexander.

Ich habe Einen Mann im Zorn erſchlagen,
Und mehr als hundert tauſend Mann
Haſt du gemordet. Dennoch willſt du's wagen
Mich zu verdammen, du Tyrann? —
Wahr, ſprach der Menſchenmörder auf dem Throne;
Allein ich mordete auf orthodoxe Art,
Wo Recht ſich ſtets mit Stärke paart,
Als Held mit einer Königskrone.

5.

Unter B*ck*rs Bild.

Weilen werd' ich oft an deinem Bilde,
Wo mit ſo viel ſanfter Menſchenmilde
So viel Kraft und Tugend ſich vereint.
„Glaub' an Tugend!" wird dein Bild mich lehren,
Muth mir geben ſie auch dann zu ehren,
Wann die Sonne trüber ſcheint.

6.

Zufriedenheit.

Ja, könnte Stern und Ordensband
Auf meinem Kleide prangen,
Und hätt' ich ſie von Friedrichs Hand,
Des Kenners Hand empfangen:

So würde zwar der Wiederhall
Des Ruhms mir lieblich klingen;
Doch, nur fürs Ohr ein süsser Schall,
Nicht bis zum Herzen dringen.

Beym freundschaftlichen Mahl kann ich,
Ruhm! deiner Sclaven lachen.
So glücklich, wahrlich, würde mich
Der Fürsten Gunst nicht machen,

Als wenn der liebe Sonnenblick
So Aug' als Herz erheitert,
Und ächter Freundschaft seltnes Glück
Mir meine Brust erweitert.

Und wenn mich für vollbrachte Pflicht
Der inn're Richter lohnet,
So tausch ich mit dem Fürsten nicht,
Der in Palläſten thronet.

7.

Die beſſere Zukunft.

Beym Winterheerde trank ich Wein
Und heizte mit Polemik ein,
Und frommer Unſinn brannte lichterloh;
Nie ſchmeckte mir mein Rheinwein ſc.

Es brannten in lodernden Flammen
Verdammungsurtheile zuſammen,
Ich ſah ins Feu'r und dachte, Zukunft, dich,
Und zitternd freut ich mich.

8.

An Manc.

Dem Sohn des Glücks, der Weisheit und Verſtand
Im reichen Kaſten fand,
Allgültiges Verdienſt im Namen
Des Vaters, Weihrauch hinzuſtreun
Am Opfertiſche, wo der Wein
Die Zunge glättet — kommen
Die Sklaven zahllos. Selbſt beym Waſſerkruge frey
Hat ** ſich durch Schmeicheley
Noch nie entwürdigt, und die Knechte
Des Bauches nicht beneidet. Zwar
Verdroß es ihn zuweilen, wenn es gar
Zu tolle gieng, und ihre Rechte
Die Dummheit übertrieb, und Hand in Hand
Mit Bosheit ſich vertraulich einverſtand:
Doch hat er den vergold'ten Thoren
Nie um die Zierde ſeiner Ohren,
Wonach Fortuna liebetrunken ſchielt,
Beneidet. Wenn in ſeiner Hütte
Ein Freund, nach alter teutſcher Sitte,
Mit ihm zufrieden denkt und fühlt:

So weiß er untermiſchte Schmerzen
Zu tragen, Gottes Sonne ſcheint
Ihm helle! — Mann, mit einem Herzen
Voll teutſcher Treue, ſey ſein Freund!

9.

An Charlotte L***

Bey Ueberſendung einer Roſe an ihrem Geburtstage, den 19ten Oktober.

Sieh, der Frühling kömmt aufs neue,
Kömmt geſchmückt mit Himmelsbläue,
Und des Frühlings ſchönſtes Kind
Blüht im ſpäten Herbſt! — Auf Erden wandeln
Menſchen, die wie himmliſch Gute handeln,
Die auf Erden Engel ſind!
Beſſre Menſchen werden beſſre Zeiten,
Werden Seligkeit vom Himmel leiten;
Und der beſſern Zeit Verkünder iſt
Dieſer Tag, wo einſt die Erde
Dich zum erſtenmal begrüßte! — Werde
Jedes deiner Kinder, wie du biſt!

mit unſre Natur behaftet iſt. Es iſt mir Leid dafür; habt ihr ihn etwa kürzlich hart angelaſſen?

Ophelia.

Nein, Gnädiger Herr Vater; alles was ich that, war bloß, daß ich nach euerm Befehl keine Briefe von ihm annahm, und ihn nicht vor mich kommen ließ.

Polonius.

Und darüber iſt er närriſch worden. Es iſt mir leid, daß ich die Natur ſeiner Zuneigung zu dir nicht beſſer beobachtet habe. Ich beſorgte, er kurzweile nur ſo, und ſuche dich zu verführen; aber der Henker hole meine voreilige Beſorgniß; es ſcheint es ſey eine Eigenſchaft des Alters, die Vorſichtigkeit zu weit zu treiben, ſo wie bey jungen Leuten nichts gemeiners iſt als gar keine zu haben. Kommt, wir wollen zum Könige gehen. Er muß Nachricht hievon bekommen; die Entdekung dieſes Geheimniſſes kan uns lange nicht ſo viel Verdruß zuziehen, als wir davon haben könnten, wenn wir länger ſchweigen würden.

(Sie gehen ab.)

10.

Hochzeitliedchen.

An L**.

Weg mit der Weisheit, die Herzen verengt,
Und Freude verscheuchet, und Liebe verdrängt!
Sey unter Gelehrten der König an Kopf,
Doch fehlt dir's am Herzen, so bleibst du ein Tropf.

Das Herz macht den Weisen! Ein fröhlicher Muth
Verschönert das Leben macht menschlich und gut;
Und Liebe — ja, treibt sie zum Tempel hinaus,
So wird aus dem Tempel ein klägliches Haus!

„Die Sprachen und alle Gelahrtheit vergeht;"
So schreibet Sankt Paulus, „doch Liebe besteht!"
Es lebe Sankt Paulus! es lebe der Mann,
Der wonniglich lieben und freuen sich kann!

Drum Heil Dir, o Lieber! Dir schläget ein Herz
Für Freundschaft und Liebe, und Freude und Scherz
Verstehst Du mit Weisheit zu einigen. Heil!
Drum ward Dir die Krone der Mädchen zu Theil.

Zu lieben, wie Du, und geliebt so zu seyn,
Schließt einen Himmel voll Seligkeit ein.

Und deckte den Himmel ägyptiſche Nacht:
Laß Nacht ſeyn am Himmel, wenn Dorchen nur lacht!

Und, horch! was flötet ſo ſanft und ſo fein,
Als lullte ein Engel ein Engelein ein?
„Ja ſchlumm're, du Kleiner, mit heiterem Muth,
Und werde wie Vater und Mutter — ſo gut!“

II.

An Ch. L** und ſeine Braut.

Am Abend ihres Hochzeittages.

Es war geknüpft das Band der ſchönſten Liebe;
Und (war gleich manches Morgenwölkchen trübe)
An Eurem Mittag glänzt' auf Euch herab
Der hellſte Strahl, den je die Sonne gab.

Und blau blieb Euer Himmel, unter Fächeln
Von Zefyrn; ſanft und milde, wie das Lächeln
Der reinſten Seele, war der lezte Blick
Der Abendſonne. — Eures Lebens Glück

Im Bilde dieſes Tages! Lichte Sonne
Mahlt Euren Mittag, Liebe, gieſſet Wonne
Auf Euren Tag, und noch beym Untergehn
Der letzten Sonn' iſt Euer Abend ſchön!

12.

An Lina.

Abgemähet war ſchon jede Blume
Von des Winters kalter Hand,
Sieh, da fand ich noch ein Roſenknöſpchen
Und frohlockte, da ichs fand.

Denn ich dachte — ſeliger Gedanke,
Der die ganze Seele füllt! —
Dachte, Lina, Dich, ſah in der Blumen
Königin Dein holdes Bild!

Zärtlich ſchützt ich nun mein Roſenknöſpchen
Gegen Kälte, pflegte ſein,
Tränkte es, und, wenn zur Mittagsſtunde
Sich ein mildrer Sonnenſchein

Auf die ſtarre Erd' ergoß, ſo labte
An dem Lebensſtrahle ſich
Meine liebe kleine Pflegetochter,
Und entblühte wonniglich.

Und ſchon freut' ich mich des ſchönen Tages,
Wo in voller Blüte Pracht
Sie, ein Opfer reiner Liebe, ſollte
Ihrem Urbild dargebracht,

Und vielleicht von ihm gewürdigt werden,
Nah dem Herzen zu verblühn,
Wo für Unſchuld, wo für ſtille Tugend
Heilige Gefühle glühn.

Aber, ach! bey meiner ſanften Pflege
Konnte doch mein Röschen nicht
Des Verderbers kalter Hand entgehen;
Und mit trübem Auge bricht

Nun Dein Karl die Sterbende. Verſuche,
Ob vielleicht in Deiner Hand
Neue Lebenskraft zurück ihr kehret!
Wo ich neues Leben fand,

Kann auch wohl mein Blümchen Leben finden. —
Auch der Roſe Pracht verweht
Sturm des Winters. Wohl mir! denn ich liebe
Schönheit, welche nie vergeht.

13.

Zuruf an Jünglinge.

Jüngling, du gerade, dem die Liebe
Aus beſeeltem Auge ſpricht,
Flieh den Zauber dieſer ſanften Triebe,
Jüngling, liebe nicht!

Jezt noch wohnet Ruh in deiner Seele,
Siehe, hell und milde ſcheint
Dir noch Gottes Sonne, wähle
Dir den treuſten Freund

Statt der trauten Freundin! Freuden,
Wie ſie kaum die Liebe giebt,
Giebt die Freundſchaft, nicht durch Leiden
Bitt'rer Reu getrübt.

Lieber Jüngling, fliehe die Sirene!
Wie des Himmels Harmonie
Locken ihre Zaubertöne,
Aber fliehe ſie!

Glaube dem Erfahrnen, der mit Schmerzen
Die Erfahrung ſich erwarb:
Liebe lebte auf in ſeinem Herzen,
Ruh und Friede ſtarb!

14.

Widerruf.

Nein, Jüngling, nein! in einer böſen Stunde
Beging ich die bereute That,
Und rieth Dir nicht zu lieben; nein, befolge
Ihn nicht, der böſen Laune Rath!

An meiner guten, lieben Freundin Seite
Fühl' ich zum ernſten Widerruf
Mich jetzt verpflichtet. Süß're rein're, Freuden,
Als dieſe, die mir Liebe ſchuf,

Hab ich in meinem ganzen Erdenleben —
Und doch hatt' ich der Freuden viel! —
Noch nie gehabt! Zwar weiß jezt meine Liebe
Von Werthers Seelendranggefühl

So wenig als von Siegwarts Thränenfreuden
Und bitterſüſſem Wonnerguß;

Doch ſie gewähret mir der ächten Freundſchaft
Beneidenswürdigen Genuß.

Denn meine Lina theilet Leid und Freude,
Und denkt mit mir. Beglückter Mann,
Beglückter Mann, der eine treue Freundin
In ſeinem Weibe lieben kann!

K. St.

Erinnerung.

1793.

Kein Roſenſchimmer leuchtet dem Tag zur Ruh';
Der Abendnebel ſchwillt am Geſtad' empor,
Wo durch verdorrte Felſengräſer
Sterbender Lüfte Geſäuſel wandelt.

Nicht ſchwermuthsvoller bebte des Herbſtes Wehn
Durch's todte Gras, am ſinkenden Raſenmal,
Wo meines Jugendlieblings Aſche
Unter der trauernden Weide ſchlummert.

Ihm Thränen opfern werd' ich beym Blätterfall,
Ihm, wann das Mailaub wieder den Hain umrauſcht,
Bis mir vom ſchönern Stern die Erde
Freundlich im Reigen der Welten ſchimmert.

Matthiſſon.

VIII.

An

Ihren unvergeßlichen Lehrer

Reinhold

bey ſeiner Abreiſe nach Kiel,

Seine Schüler. *)

Jena, den 28. März 1794.

Wie aufgeſchreckt aus ſüſſem Schlummer,
vernahmen wir, von fernen Küſten her,
den Scheideruf; von banger Wehmuth ſchwer,
barg unſre Bruſt den ſtillverhaltnen Kummer.
Doch endlich wird die ſtumme Klage laut.

O,

*) Ich hoffe von gutmüthigen Leſern gern entſchuldiget zu werden, wenn ich durch Einrückung dieſes kleinen Gedichtes, — worin die tiefgefühlte Hochachtung und warme Liebe von mehr als fünfhundert ſtudierenden Jünglingen für einen von ihnen ſcheidenden verdienſtvollen Lehrer mit ſo vieler Herzlichkeit und in einem Seiner ſo würdigen Tone ausgedrückt ſind — den Schmerz der Trennung von dem geliebten Sohne meiner Wahl und meines Herzens einigermaßen zu täuſchen ſuche, da ich hoffen darf, die Zahl derjenigen, die, aus reinem Gefühl des Terenziſchen *homo ſum* etc. ſich an meinen Platz ſetzen, und meine Gefühle zu den ihrigen machen können, mit ſo vielen, als dieſe Verſe leſen werden, vermehrt zu ſehen. — W.

O, Reinhold, Lehrer, Freund und Leiter,
Du ſcheideſt, ach! und warteſt nun nicht weiter
der goldnen Saaten, die Du angebaut.

Vergieb dem Schmerz, der ſich getraut,
ein ſanftes Mitgefühl in Deiner Bruſt zu leſen;
Du wärſt uns noch, was Du uns einſt geweſen —
Jedoch in weitre Kreiſe ſchaut
Dein Forſcherblick. Mit nimmer müdem Streben
eilſt Du zur neuen Bahn, wo Deinem Leben
ein neuer, ſchöner Morgen graut.

Heil Dir, Verehrter! Dich umſchweben
die Grazien, an Pallas Hand,
die ſchweſterlich Dir ſelbſt das holde Band
der Sanftmuth um die freye Stirne weben.
Von Deinen Lippen ſtrömt Beredſamkeit,
ergreift das Ohr mit allgewalt'gem Feuer,
und jeder Geiſt wird ächter Wahrheit treuer,
dem Edelſinn wird jedes Herz geweiht.

O ſelig, wer, auf Deinen Ruf bereit,
kein Hinderniß, kein ſtrenges Opfer ſcheut,
der Weisheit Adel zu erringen!

Die

Die Ruhe weht um ihn mit freyen Schwingen;
ihm ſtralt ein ewig heitrer Tag.
In ſeiner Bruſt kehrt ſtiller Friede
und weiſe Duldung ein. Für neue Tiefen wach,
wird nie ſein Geiſt des Forſchens müde.
Sein kühnes Adlerauge blickt
bis zu der Kette letztem Gliede:
zu hohen Ahnungen wird er emporgerückt;
die leiſe Hoffnung beſſern Lebens
erwacht in ihm; er träumet nicht vergebens
des Daſeyns Traum, der ihn ſo ſanft umſtrickt.

Du zeichneteſt mit ſcharfen Zügen
uns der Erkenntniß Grenzen vor;
gabſt Wahrheit, wo die Sinne lügen.
Vor Dir verſank der ſchwache Thor,
den Täuſchungen zu gern betrügen.
Dir blieb der hohe Ruhm, mit Meiſterhand,
des Geiſtes Räthſel aufzudecken.
Durch welche finſtre Tiefen wand
ſich nicht Dein Muth, bis, ohne Flecken,
der ſchöne Bau vollendet ſtand?

Doch wie vermöchten wir, Dein Lob zu enden?
Zu bitter kränkt gerechter Schmerz,
daß Du nun scheidest, unser wundes Herz;
wir suchten Trost, wo wir erhöhtes Leiden fänden.

O Du, dem es so wundervoll gelang,
der Herzen Huldigung allmächtig zu erschwingen,
vernimm den heissen wehmuthsvollen Dank,
den wir vereinigt Dir zum Opfer bringen.
Du lohntest oft den tiefgefühlten Drang
nach Wahrheit, machtest uns, mit warmem Eifer,
zur Sittlichkeit und zur Vollendung reifer;
bis sich der Geist zur kühnen Höhe schwang,
wo Freyheit, aus der Gottheit Händen,
das heiligste Geschenk ihm scheint,
wo Ueberzeugung und Vollenden
ein Schwesterkuß in Einer That vereint.

Zieh hin, Geschätzter! unser Auge weint
bey Deinem Scheiden fromme Zähren.
Die Aussaat Deiner weisen Lehren
steigt schon in Halmen auf; bald wogt das Aehrenfeld
in weite Fluren hin; Du siehst mit stillem Schauen
die goldne Frucht, die Du bestellt.
Durch Dich beglückte Nazionen bauen
Dir Ehrensäulen auf, und in der Folgezeit
reift Sinn für Freyheit und Unsterblichkeit.

(Hier folgen die Namen von mehr als 500 Studierenden.

Dritte Scene.

[Verwandelt sich in den Palast.]

Der König, die Königin, Rosenkranz, Güldenstern, Edle und andre vom Königlichen Gefolge.

König.

Willkommen, Rosenkranz und Güldenstern. Ausserdem, daß wir ein besonderes Verlangen getragen haben euch zu sehen, hat uns noch die Nothwendigkeit, Gebrauch von euch zu machen, zu dieser eilfertigen Beschikung vermocht. Ihrhabet vermuthlich etwas von Hamlets Verwandlung gehört; so muß ich es nennen, da er weder dem Aeusserlichen noch Innerlichen, noch sich selbst mehr ähnlich ist. Was das seyn mag, was, ausser seines Vaters Tod, ihn zu dieser Entfremdung von sich selbst gebracht hat, kan ich mir nicht träumen lassen. Ich bitte euch also beyde, da ihr von eurer ersten Jugend an mit ihm auferzogen worden, und die Gleichheit des Alters euch zu seiner Vertraulichkeit mehr Recht als andern giebt, so haltet euch nur eine kleine Zeitlang an unserm Hofe auf, um ihm Gesellschaft zu leisten, ihn in allerley Lustbarkeiten zu ziehen, und zu versuchen, ob ihr nicht Gelegenheit findet von ihm heraus zu loken, was die uns unbekannte Ursache seiner ungewöhnlichen Schwermuth ist, und ob sie so beschaffen ist, daß wir derselben abzuhelfen im Stande sind.

Königin.

Inhalt
des Ersten Bandes.

Januar.

I. Systematische Darstellung aller bisher möglichen Systeme der Metasysik. S. 3

II. Kurze Darstellung der innerlichen Verfassung und äusserlichen Lage von Athen in dem Zeitraum, worin Aristofanes seine noch vorhandenen Komödien auf die Schaubühne brachte. — 19

III. Der Herrmannsberg. — 50

IV. Die Revolutionsdamen im neuen Paris und alten Rom. — 69

V. An die Freunde der Wahrheit. — 89

VI. Einige Fabeln. — 102

VII. Anzeigen. — 104

Februar.

I. Beschluß der Addresse eines Ungenannten an die Freunde der Wahrheit. S. 113

II. Die Büsten. Ein Dialog. — 159

III. Ueber den Gang des Luxus in Teutschland. — 176

IV. Beschreibung der Gemälde in dem grosen Saale und den angrenzenden Zimmern des Fürstlichen Schlosses in Rudolstadt. — 186

V. Empfindungen bey Mösers Tode. — 205

VI. Fabeln. — 209

VII. Verzeichniß neuer Verlagsbücher der Steinerischen Buchhandlung in Winterthur. — 215

März.

I. Das veredelte Menſchengeſchlecht. . . Seite 218
II. Fortſetzung und Beſchluß der ſyſtematiſchen Darſtellung aller bisher möglichen Syſteme der Metafyſik. 235
III. Ueber den Verfaſſer der eilf erſten im vierten Buche der Tibulliſchen Elegien befindlichen kleinen Gedichte, nebſt einer Probe von einer metriſchen Ueberſetzung derſelben. . . 257
IV. Etwas zur Beruhigung der patriotiſchen Bürger in * *. . . . 274
V. Auszug eines Briefs aus Sicilien. . . 297
VI. Mythologiſche Briefe von Joh. Heinrich Voß. 305
VII. Briefe vermiſchten Inhalts. . . . 315
VIII. Gedichte. 325

April.

I. Noch ein Fragment aus J. Baggeſens Reiſen. Aus dem Däniſchen überſetzt. S. 229
II. Nachrichten von der Angoriſchen Ziege. — 249
III. W. Hayley's Verſuch über die hiſtoriſche Kunſt, aus dem Engliſchen überſetzt, I. Geſang. . . — 261
IV. Ueber geſellſchaftliches Vergnügen. — 269
V. Die Gemälde in dem Fürſtl. Kabinet zu Rudolſtadt. . . — 287
VI. Der Wanderer in Lyon. . — 304
VII. Kleine Gedichte. . . — 307
VIII. An ihren Lehrer Reinhold bey ſeiner Abreiſe nach Kiel, ſeine Schüler. 319

Neuer Teutscher Merkur.

5. Stück 1794.

BIBL. IVHIVS LPS.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt

I. Drittes Fragment aus J. Caggesens Reise-Tagebuch. S. 3.

II. Fortsetzung des Versuchs über die historische Kunst. — 35.

III. Proben einer neuen Uebersetzung des Orlando Furioso, in reinfreyen jambischen Stanzen. — 43.

IV. Zwei Fragmente eines didaktischen Gedichts: die Gesundquellen. — 72.

V. Anzeige eines merkwürdigen neuen Werkes über die französische Revoluzion — 87.

VI. Ankündigung einer Gallerie der interessantesten Scenen aus der französischen Revoluzion. — 92.

VII. Kriegeslieder. — 101.

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Nachricht.

Von Herrn Abt Henke's Archiv für die neueste Kirchengeschichte, ist vergangene Oster-Messe, im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar, das 2te Quartal erschienen. Der Preis ist 12 gr. Es enthält:

1) Plan einer Kirchenreformation, nebst den Mitteln, wodurch die katholischen Fürsten denselben leicht ausführen können.

2) Circulare an die Mitglieder der sämmtlichen Methodistengesellschaften in England.

3) Ueber Kirchenbuße in dem Herzogthum Bremen und Verden.

4) Aktenstücke im Processe wider den Prediger Schulz in Gielsdorf.

5) Werthschätzung und Benutzung deutscher Schrifterklärung in England vom Hrn. Prof. Bruns.

6) Verordnungen und Reskripte in Religions- und Kirchen-Policey-Sachen.

7) Kurze Lebensbeschreibung Gd. Harwoods, von ihm selbst.

8) Vermischte Nachrichten.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1794.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Weimar 1794.

Königin.

Meine liebe Herren, er hat viel von euch geſprochen, und ich bin gewiß daß niemand in der Welt iſt, auf den er mehr hält als auf euch beyde. Wenn ihr uns ſo viele Gefälligkeit und guten Willen erweiſen, und euch ſo lange hier bey uns aufhalten wollet, als zu Erreichung unſrer Abſicht und Erwartung nöthig ſeyn mag, ſo ſeyd verſichert, daß euer Beſuch einen Dank erhalten ſoll, wie es der Erkenntlichkeit eines Königs anſtändig iſt.

Roſenkranz.

Eure Majeſtäten haben beyderſeits eine ſo unumſchränkte Macht über uns, daß ſie da befehlen können, wo es ihnen beliebt zu bitten.

Güldenſtern.

Wir gehorchen alſo beyde, und geben alles was wir ſind zum Pfand des Eifers, womit wir uns beſtreben werden, unſre Dienſte zu euern Füſſen zu legen.

König.

Ich danke euch, werther Roſenkranz und Güldenſtern.

Königin.

Ich danke euch, werther Güldenſtern und Roſenkranz, und erſuche euch, ſogleich zu gehen, und meinem ganz unkenntlich gewordnen Sohn einen Beſuch zu geben. Geh einer von euch, und führe dieſe Herren zu Hamlet.

Der neue
Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1794.

I.

Drittes Fragment
aus
J. Baggeſens Reiſe-Tagebuch.

Wir fuhren gleich nach Mittag aus Raſtadt, längs den Bergen zur linken Seite, über Bühl, Ottersweier und Saſtbach, wo Türenne fiel, nach Appelweiher. Auf unſerer ganzen Reiſe hatten wir nie einen wärmern Tag; und er endigte ſich mit dem ſchönſten Abend. Dieſe Strecke von den Badenſchen Landen gehöret ohne Zweifel zu den kultivierteſten, fruchtbarſten, bevölkertſten und glückſeligſten Theilen von Teutſchland. Ueberall ſahen wir die unverkennbarſten Spuren von Freyheit, Aufklärung, Wohlſtand und Zufriedenheit. Nirgends ſahen wir ſo viele, ſo muntere und lebhafte, gaſtfreundſchaftliche und geſellige Landleute, als in den großen wohlgebauten Dörfern auf dieſem ganzen Strich Landes. Frohe, ſingende und tanzende Bauerkerle und Mädchens, ſpielende, wohlgebildete Kinder umringten uns überall in einer

beſtändigen Erndteſeyer. Gekrümmte Fruchtbäume, goldene Aecker, prächtige Wälder und unausſprechlich friſche Wieſen wechſelten mit einander ab; das Land und die Einwohner ſchienen zu wetteifern, um uns zu ermuntern und aufzuheitern — und es gelang ihnen. Ich ſegnete aus der Fülle meines Herzens Karl Friedrich, und durch eine der natürlichſten Gedankenverbindung, Ludewig Reventlow. Gott! welch eine Glückſeligkeit kann man verbreiten! — Welche Paradieſe können Fürſten und Güterbeſitzer, wenn ſie wollen, hervorzaubern! — Vor einem Menſchenalter war alles dieſes öde; in einem einzigen Menſchenalter ward die Wüſte in einen Garten umgeſchaffen. Und wodurch? Durch Freyheit, Eigenthum und Unterrichtsanſtalten! In dieſer Dreyeinigkeit liegt das ganze Geheimniß der wahren Staatskunſt, der oberſten, edelſten, wichtigſten von allen Künſten. Aus dieſer dreyfachen Quelle fließen unausbleiblich und unwiderſtehlich Volksveredlung, Volkswohlſtand, und Volksglückſeligkeit Aber dreyeinig, unzertrennlich dreyeinig muß ſie ſeyn. Freyheit ohne Eigenthum iſt nichts, Freyheit und Eigenthum ohne Aufklärung iſt nichts Gutes; vereinigt hingegen machen ſie alles aus.

Um neun Uhr kamen wir im Mondſchein nach dem Dorfe Appelweiher. Es war der ſchönſte, ſanfteſte, faſt möcht' ich ſagen, der glücklichſte Tag in meinem Leben. Die mannigfaltigen Arkadiſchen Gegen-

Gegenſtände auf dem zurückgelegten Wege, die milden Gefühle und frohen Betrachtungen, die ſie natürlicher Weiſe bey der Theilnahme an der Freude ſo mancher Brüder erwecken, der herrliche Untergang der Sonne, das unaufhörliche Lächeln der ganzen Natur, hatten allmählich mein Blut in einen ſo ruhigen Umlauf und meine Nerven in ein ſo leiſe kitzelndes Beben gebracht, daß alles im Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen ſich nur in der ſchönſten Harmonie des ſeligen Daſeyns aufzulöſen ſchien. —

Was gleicht, o Natur, deines Nektars *)
Belebendem Trunke aus deinem Himmel-bekränzten Becher?
Wie kitzelt, wie ſtärkt, wie lindert, wie erquickt
Er das Weſen, das Gefühl für deinen Genuß empfieng
Im Schooße der Fruchtbarkeit,
Wo die Lobgeſänge der Freiheit und des Eigenthums erſchallen;

*) Der Leſer würde auch wohl unerinnert merken, daß dieſe und mehrere in der Folge vorkommende Stellen im däniſchen Original Verſe ſind. Der Ueberſetzer hat mit einer rühmlichen Beſcheidenheit ſich weniger an der hohen Schönheit und Anmuth, welche **Baggeſens** Verſe karakteriſieren, zu verſündigen geglaubt, wenn er ſie Zeile vor Zeile in ungebundener Rede überſetzte, als wenn er ſie, zumahl in einer Sprache, die nicht ſeine Mutterſprache iſt, zu verſificiren und zu reimen hätte wagen wollen.

Umrieſelt vom Bache, umſäuſelt vom Hain,
Umſchimmert vom Monde im träumenden Schlummer,
Goſſeſt du deine berauſchende Wolluſt über mich aus!
Ich träumte mich in Aether aufgelöſt, mein Geiſt
Ward von den ſchweren, drückenden Banden befreyt;
Ich duftete mit der Blume; ich ſchwebte wie der Mond;
Ich flatterte im Winde, und — ſeliges Dahinſinken!
Mein Leben floß, als im Oel des Himmels gebadet,
In einem ſtill rieſelnden Tode dahin!

Welch eine ſonderbare, behagliche, hinſchmelzende Mattheit! Kann ein ſeliger Tod viel anders ſeyn? Ein ſeliger Tod? — Ich kann mir keinen andern denken. Unmöglich kann der Verluſt des Staubes ſchmerzhaft ſeyn — oder der Menſch iſt nichts anders als Staub. Ich glaube, daß alle Menſchen ſelig ſterben; ich weiß es nicht, aber ich glaube es. Ich kann es mir nicht anders denken, als daß ſelbſt der laſterhafteſte genug im Leben dieſſeits gelitten hat, und (wenn er dort da anfängt, wo er hier aufhörte) im Leben jenſeits genug leiden wird, ohne daß es nöthig iſt, ihm den Uebergang unerträglich zu machen. Alles, was naturnothwendig, für alle gemein, gleichſam die erſten Grundlinien in der Schöpfung iſt, — iſt gewiß insgeſammt ſehr gut. Wenigſtens iſt es in meinen Augen Gotteslästerung, den unvermeidlichen Tod für etwas Böſes zu halten.

Nichts

Nichts kann ich in dieſer Welt weniger begreifen, als die Angſt vor dem Tod, die ſo allgemein ſeyn ſoll. Es ſey dahin geſtellt, ob uns jenſeits etwas beſſeres oder etwas ſchlechteres erwartet; gewiß erwartet uns dort etwas anderes. Wie geht es zu, daß die dem Menſchen natürliche Neugierde ſich in dieſem Punkt nicht länger äuſſert? Ich glaube, daß wenn ich der Hölle noch ſo gewiß wäre, mich doch zuletzt nach dieſer Veränderung verlangen würde, wenn es auch bloß wäre, um dahinter zu kommen, was die Hölle eigentlich iſt? Ewig hier auf Erden zu leben, unaufhörlich das Leben, das wir hier kennen, fortzuſetzen, ſelbſt das glücklichſte, würde für mich die ſchrecklichſte Verdammniß ſeyn.

Unausſprechlich gern — ſagte ich — will ich auf deinem Strome, willkommener Tod! hingleiten; unausſprechlich gern will ich den gröbern Staub mit einem feinern umtauſchen. Freylich kenne ich deinen Ausfluß nicht, weiß nicht, ob deine Mündung ins Kaſpiſche oder Mittelländiſche Meer, oder in den Ocean auf jener Seite fällt; — aber wohin ſie auch fällt, ſo fällt mein Weſen nie aus der ewig ausgebreiteten, milde beſchirmenden Vaterhand, in der jedes Meer ein Waſſertropfen iſt.

Indeß — fuhr ich fort, indem die Schweiz mir einfiel — iſt es möglich, freundſchaftlicher Engel! ſo löſche deine umgewandte Fackel erſt auf einer Alpſpitze ganz aus! Es ſchien mir, als

wenn der Flußgott Ja! lächelte, und ich erhob mich von meinem einſamen Sitze am Rande des vom Monde erleuchteten Gewäſſers, wo ich mich in die Arme der ländlichen Natur hingeworfen hatte, und gieng hin zu meinen Reiſegefährten in dem nahe gelegenen Hauſe, wo wir Pferde wechſelten. Einige Schnitter hatten ſich hier verſammelt, um zu tanzen. Sie luden uns ein an ihrem Feſte Theil zu nehmen; wir ſpeiſten mit ihnen, und fuhren, begleitet von ihren herzlichſten Glückwünſchen, davon.

Gleich auſſen vor Appelweiher, eine Meile von Kehl, ſahen wir in dem ſtillen, klaren, herrlichen Mondſchein ſchon den hohen Münſterthurm. Um Mitternacht fuhren wir in die Stadt Kehl hinein. Wir fanden eine Wache vor dem Poſthauſe, aber keinen Platz. Der Kutſcher wußte keine Gelegenheit, um uns, ſich und ſeine Pferde unterzubringen. Während dieſe Verlegenheit uns aufhielt, unterhielt ich mich mit den wachhabenden Soldaten über die Unruhen in Straßburg und die hieſige Buchdrukkerey des Hrn. Beaumarchais. Von acht und zwanzig Preſſen, die vierhundert Hände mit der dreyfachen Ausgabe der Voltäriſchen Werke beſchäftigten, iſt gegenwärtig nur eine in Gang. Die ganze glänzende Spekulazion iſt geſcheitert. —

Wir mußten auf gut Glück den ganzen langen Weg nach dem goldenen Adler zurück wandeln,

wo-

woſelbſt wir uns, nachdem wir ein und zwanzig Stunden geſtiegen, gegangen, herum gefahren und gekeucht hatten, ſo ganz erſtorben, als man es in dieſer Welt nur ſeyn kann, alle drey in ein Bett begruben, da keine mehr zu haben waren.

Straßburg.

Sey gegrüßt, Erwins hohe Pyramide,
Du Schwindel erregendes Denkmahl Gothiſcher Kraft!
Von deren undurchdringlicher Seite
Des zürnenden Himmels Flammenpfeile abgleiten,
So wie die Bombe die man einſtens auf dich warf!
Deren Spitze, die höchſte unter den Tannen der Kunſt,
Indeß die Erde rund herum erbebt,
Im Kampfgewimmel der Himmelsorkane
Keck allen Strafen des Donners trotzt!
Sey gegrüßt, Stadt, die du dich um den Fuß
Dieſes die Wolken zerſplitternden Koloſſes ſchlingſt!
Du verwahrſt in deinem Alter, wo nicht den Keim, doch die Wurzel
Des Erkenntnißbaumes, der uns ſegnet.
Sey gegrüßt, Frankreich, Du, das dort jenſeits des Rheins erwacht,
Unterdrückter, groſer Haufen! Meine Bruſt,
Indeß alle Sklaven und Tyrannen erſchrecken,

Indeß noch deiner Freyheit Morgenhimmel bedeckt iſt,
Hat Muth Deine Luſt zu theilen!
Lebe wohl Germania! Deine Schweſter winkt
Mit neuer mit wunderbarer Magie,
Sieh! die Strahlen blinken in dem offenen Auge!
O Lächeln! o Hoffnung! o Zauberey

So ſingend tanzte ich über die Rheinbrücke nach Straßburg am Morgen des vierten Auguſts. Mit dem erſten Schritt auf der franzöſiſchen Gränze befand ich mich in einer ganz neuen Welt. Der Thurm, die Buchdruckerkunſt und die Revoluzion bemächtigten ſich meiner ganzen Fantaſie. Ich ſah nach Teutſchland zurück, ſo wie der Auferſtandene nach ſeinem verlaſſenen Grabe, ſo wie der gen Himmel fahrende auf den unter ihm hinſinkenden Erdball herab ſieht. So wie mein Weſen den vorigen Abend in einem beſtändigen angenehmen Hinſinken war, ſo war es dagegen in dieſer Morgenſtunde in einem unaufhörlichen enthuſiaſtiſchen Steigen. Der majeſtätiſche Thurm beherrſchte alle Gegenſtände; ich ſah beſtändig nichts als ihn, und je mehr ich ſah, je näher ich kam, deſto höher ward er. Wie unendlich übertraf ſeine Höhe auch ſchon in dieſer Entfernung meine Einbildung!

Ein Haufe von Bewaffneten nach dem andern marſchierte uns vorbey; die unzähligen Plakarde an den Häuſern und die ungeheuren Friſuren

ſuren und Schleifen an den Halstüchern, ſagten uns deutlich, daß wir in Frankreich wären.

Wir giengen gerade auf nach dem Münſter (wie dieſe alte Domkirche Vorzugsweiſe heißt) ohne in unſerm andächtigen Laufe von den lockenden Plakarden, Wirthshäuſer-, Kaffehäuſer- und Buchhandlungs-Schildern aufgehalten zu werden, bis wir uns gerade vor, oder was daſſelbe iſt, gerade unter der ungeheuren Thurm-Façade befanden, wo wir auf einmal ſtille ſtanden, oder richtiger, in die Knie ſanken, gleichſam von dem überfallenden Kunſtfelſen zermalmt.

Die Kathedralkirche in Straßburg.

Mirabile opus, caput inter nubila condit. *)

Die Auſſenſeite.

Welche Maſſe! welche Höhe! welche ungeheure Epopöe von Steinen! Kann die Erde dieſen künſtlichen Felſen tragen? verſinkt ſie nicht unter dem Fuße dieſes fürchterlichen Koloſſen?

Man zittert, man erliegt beym erſten Blick; das Auge fährt erſchrocken zurück, als wenn der helle Himmel auf einmal plötzlich verfinſtert wird — vergebens mattet es ſich ab, um den ungeheuren Umkreis zu faſſen; es hüpft von einer Seite zur andern, von einer Spitze zur andern, findet keine Ruhe,

*) Pius VI.

Ruhe, und fällt von der obersten Höhe, wie die vom Hagel getroffene Lerche, zur Erde!

Welches Werk im Ganzen! welcher Fleiß in dessen kleinsten Theilen! Diese zahllosen Pfeiler und Bogen und Pyramiden in unzähligen gewagsten, abenteuerlichen, unbegreiflichen Verbindungen — dieses Gewühl von grotesken, burlesken, fantastischen in Stein ausgehauenen Figuren — dieses Gewimmel von Zieraten — welch eine Arbeit! Es nur anzusehn ist schon lästige Mühe!

Ist es ein behaglicher oder ein unbehaglicher Anblick? Das kann ich unmöglich ausmachen; aber interessant ists im höchsten Grade! Dies Befremden, dies Schaudern, dies Schrecken, das er erregt, fesselt das Gemüth, indeß es verwundet. Es ist eine Tragödie von Shakespear, ein König Lear — aufgeführt in Steinen.

Hinweg mit allen Foderungen von Schönheit! Es ist nichts eigentlich schönes, kein leicht faßliches Verhältniß, kein einziger Zug von lebender Bewegung in diesem Wunderwerk! Der Geschmack wird bey dem ersten Anschaun in die Flucht gejagt — und man steht da allein — mit seinem Gefühl, zurückgewirbelt in die Todesfinsterniß des Mittelalters. Ein Grieche aus dem Zeitalter des Perikles, der nie außer Athen gewesen wäre, würde an meiner Stelle fortlaufen; aber — mein Auge ist nicht von Südens Idealen verzogen; es ist im Anschaun

Güldenſtern.

Gebe der Himmel, daß ihm unſre Gegenwart und unſre Verwendungen angenehm und heilſam ſey!

[Roſenkranz und Güldenſtern gehen ab.]

Königin.

Amen!

Polonius zu den Vorigen.

Polonius.

Gnädigſter Herr; die Abgeſandten nach Norwegen ſind glüklich wieder angelangt.

König.

Du biſt immer der Vater guter Zeitungen geweſen.

Polonius.

Bin ich, Gnädigſter Herr? Seyd verſichert, mein Gebieter, ich halte auf meine Pflicht wie auf meine Seele, beydes gegen meinen Gott und gegen meinen huldreicheſten König; und ich denke, (oder mein Kopf müßte alle die Mühe, die ich in meinem Leben auf die politiſche Wahrſager-Kunſt gewandt, vergebens gehabt haben,) ich denke, ich habe die wahre Urſache von Hamlets Wahnwiz ausfündig gemacht.

König.

O, ſo redet von dem, was mich am meiſten verlangt zu hören.

Polo-

der Karrikaturen des Nordens abgehärtet; ich habe nicht bloß Homer und Virgil geleſen, ſondern auch Klopſtock, Milton und Sterne; ich habe ein Paar kleine Stücke von Rafael geſehen, aber viel mehr große von Rubens — ich bleibe ſtehen!

Das Karakteriſtiſche daran iſt nicht einmal die Größe. Es iſt zu ungeheuer, zu unendlich, zu unbegreiflich, um groß zu ſeyn! Das Ganze iſt für dieſen Karakter zu weitläuftig, und die Theile zu klein. Was für Einen Blick zu groß iſt, iſt nicht länger groß; ich habe große Gebäude geſehen, die viel kleiner waren.

Es iſt erhaben! ich dürfte faſt ſagen, im höchſten Grad erhaben — erhaben, wie die Meſſiade, wie der Rohlfs des Ewalds, wie Miltons Satan! wie das Meer im Sturm bey Hellebek, wie Brutus indem er Cäſar ermordet, oder wie Kato, indem er ſich ſelbſt entleibt! Es ermüdet, es verwundet: es erdrückt; aber, es iſt doch herrlich!

Es iſt indeſſen die Erhabenheit des Todes und nicht des Lebens, der Hölle und nicht des Himmels, denn es iſt gothiſch.

Aber was bedeutet dieſes Gebäude? Wozu iſt es eingerichtet? Es iſt eine Kirche! Man kann nicht darüber zweifeln, denn es kann nichts anders ſeyn. So unendlich, ſo erhaben darf nur das Haus des Ueberirdiſchen ſeyn. Aber iſt es für Oromasdes oder Ariman? Eher für den leztern

als für den erſtern. Es iſt der Tempel dieſes fürchterlichen, zürnenden, grauſamen, beſtändig donnernden Jehovas — nicht des Vaters der Menſchen! Zitternd betet man darin an. Man ſieht ſchon deutlich aus ihrem Aeuſſern, daß die reine Flamme der Religion nicht auf ihrem Altar brennt, und daß mehr Judenthum als Chriſtenthum im Oehl ſeyn muß. Die ganze Fyſionomie iſt Katholiciſmus. Der Aberglaube zeigt ſich in jeder Auszierung. Das Pabſtthum mit allen Emblemen des Mönchrechts iſt auf deſſen Mauern abgebildet. Es iſt aus dieſem Geſichtspunkte eine Hierarchie von Steinen und Eiſen, die das Auge mit tauſend verſchiedenen Spielwerken blendet.

Hier iſt — Gott der Vater auf der Spitze eines Triangels über dem Haupteingang, darunter die Jungfrau Maria mit ihrem Sohne, und endlich König Salomon, umgeben von zwölf glotzenden Löwen — Hier auf der einen Seite, über dem hohen Thor Chriſtus, als Richter, auf einem Regenbogen, und auf der andern die Reinigung Mariä, mit der Vorſtellung im Tempel, die heiligen drey Könige u. ſ. w. — Dort die Hohenpriester und Schriftgelehrten, die Chriſtus verdammen — hier alle Mirakel — die ganze Leidensgeſchichte — ich glaube daß es kaum eine bibliſche Erzählung oder Figur giebt, die nicht hier oder dort angebracht iſt, ohne die unzähligen mit zu rechnen, die aus den Legenden genommen ſind.

ſind. Mariagruppen, ganze und halbe Engel — Apoſtel, Evangeliſten, Päbſte, Heilige, und Kreutzritter zu Fuß und zu Pferde — kopfloſe Märtyrer und bloße Märtyrerköpfe, Mönche, Nonnen, Affen, Hunde, Katzen, Störche ohne Zahl, ragen und ſpringen hervor, lauern, wimmeln, wühlen, wohin man das matte Auge hinwendet. Das kleinſte von den vier Thoren allein, an dem Sabina, die Tochter Erwins, ſelbſt einen Theil ausgehauen haben ſoll, iſt eine Welt von dergleichen Figuren, Schnörkeln und Schnurpfeifereyen. Denkt man ſich die Arbeit die bloß Ein Pfeiler gekoſtet hat; denkt man ſich dieſelbe in jeder Parthie vermehrt und die ungeheure Menge ſolcher ausgearbeiteten Parthien, ſo wundert man ſich, daß das Ganze in einem Weltalter hat fertig werden können.

Die eigentliche Kirche iſt ein in dieſem Schnörkelgeſchmack fantaſtiſch ausgeziertes maſſives, von feſten koloſſaliſchen Pfeilern und kühnen Bögen unterſtütztes Gebäude mit vielen kleinen Thürmen, Spitzen und ſteinernen Kreutzen. Mit demſelben verbindet ſich das Untertheil des Thurms, ein länglichtes Viereck, welches das ganze Vorgebäude mit dem Portal ausmacht, und das große Sonnenfenſter, das von vier ungeheuern Pfeilern zuſammengehalten und bis hoch über das Kirchendach in einem dritten Abſatz fortgeſetzt wird, der das Glockenhaus ausmacht.

Hier

Hier endigt der untere Thurm und hier beginnt Erwins Sohns und Nachfolgers Wunderwerk, die obere Thurmpyramide. Es iſt eigentlich ein vollſtändiger Spitzthurm für ſich ſelbſt, oben auf dem andern und, — unendliche Kühnheit! — eben ſo hoch *). Bis zu ſeiner Mitte oder dem oberſten Abſatz, bildet er ein perpendikuläres, hohles, durchbrochenes und durchſichtiges Sprinkel-Oktogon zwiſchen vier gleichfalls offenen Pfeilern, in welchen man die innern Windeltreppen ſich zu eben ſo vielen Altanen aufwickeln ſieht. Auf dieſer ſchon ſchwindlichen Höhe hebt ſich nun ein kleineres Oktogon, mit acht zuſammenlaufenden Windeltreppen, die ſich zu einer offenen Ründung ſpitzen, oder zu dem ſogenannten Leuchter, deſſen ſechs Pfeiler den oberſten Altan tragen, in welchem ſechs andere Pfeiler eine Krone heben, auf der ein Kreuz oder ein Stern dem Firmament anzugehören ſcheint.

Welches Denkmahl für die menſchliche Stärke, Verwegenheit und Unverdroſſenheit! Welche Kühnheit im Gedanken! welche Kunde im Plan und welche Kraft in der Ausführung deſſelben!

Das offene durchſichtige im obern Thurm, zwiſchen deſſen ſchmahlen Pfeilern die Luft unaufhörlich

*) Der untere Thurm hat bis zur Oberfläche 250 Fuß in die Höhe, und dieſer eben ſo viele von da bis zur Spitze. Die ganze Pyramide hat 500 Strasburger Fuß vom Fuße bis zur Spitze.

hörlich saußt, hat etwas besonders erhabenes und wunderbares. Hier scheint er nicht mehr von Menschenhänden gebaut — er scheint auf sich selbst zu ruhen, und diese Luftigkeit erhöht die Pyramide ungemein. Man zählt die Tritte auf Jakobs Himmelsleiter, und die Einbildungskraft besetzt sie mit auf und nieder steigenden Engeln.*)

Die Kirche.

Man schaudert beym Hineingehn in dieselbe, und dieser Schauder hört erst beym Ausgang wieder auf. Achtzehn Säulen, auf jeder Seite 9, von zusammen gemauerten Steinpfeilern, von denen die dickesten 30 Schritt im Umfang haben, tragen das hohe Gewölbe. Alle Fenster sind ausgemalt, besonders thut die ausserordentlich große Glasrose wenn die Sonne ihre vielen Farben anzündet, eine sonderbare Wirkung in der überall herschenden Dämmerung. Man steigt einige Treppen herauf durch das schöne eiserne Gitterwerk, das das Chor von dem übrigen Theil der Kirche trennt, zu dem hohen

*) Ich sah ihn nachher bey Sternenlicht und Mondenschein — er war noch erhabener. Der Mond schien binnen in der mittelsten Thurmwölbung eingeschlossen, und die Sterne spielten Verstecken mit einander auf den luftigen Windeltreppen. Erst zwischen den Schweizer Alpen sah ich den Himmel der Erde, und die Erde dem Himmel näher.

hen, koſtbaren, prächtigen Hochaltar. Die Kanzel, ein Denkmahl der alten Gothiſchen Bildhauerkunſt, entſpricht dem übrigen an Pracht. Die Orgel hängt ſo hoch, daß man ſie kaum ſehen kann. Die Stille des Todes herrſchte in dieſem alten Gefängniß der Geiſter; wir hörten bloß unſere im Echo wiederhallende Schritte; wir öfneten den Mund — es war Sturm; wir redeten laut — es war Donner.

In der Kirche ſind 3 Kapellen, 6 Sakriſteien und 12 Altäre. Die Wände an beyden Seiten waren mit prächtigen Tapeten behangen. Unter den Fenſter-Gemälden aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert bemerkte ich eins, das Chriſtus in ſeiner Herrlichkeit im neuen Jeruſalem, umgeben von den Heiligen, vorſtellte. Er ſelbſt war in Lumpen gehüllt, aber die Heiligen waren recht prächtig ausſtaffirt.

Zwiſchen dieſen Kirchenwänden war und blieb ich in der Barbarey des Mittelalters. Nichts als mein Kleid erinnerte mich an mein Jahrhundert.

Bis 1764 ſah die Gemeinde hier an der äuſſerſt prächtigen Kanzel zwiſchen Chriſtus am Kreuze, Maria und Johannes, den 12 Apoſteln, einigen Engeln und einem Haufen Märtyrern, die alle mit erſtaunlichem Fleiße in Alabaſter ausgehauen ſind, einen Mönch, der in der unanſtändigſten Stellung einer Nonne ihr Strumpfband löſte. Der Herzog von Lothringen ließ endlich dies ärgerliche

liche Bild, das den Prieſtern, Gott weiß wie viele Jahrhunderte, Stoff zu ihren Predigten gegeben hatte, wegnehmen.

Nicht weniger barbariſch war ein anderes altes Monument in Steinen, der Kanzel gerade gegen über; welches der teutſche Rabelais, Fiſchart umſtändlich beſchrieben und in einem Holzſchnitt abgebildet hat. Es ſtellte eine Proceſſion mit der Hoſtie vor. Voran gieng ein Bär mit dem Weihwaſſer, auf ihn folgte ein Wolf, der das Kreutz, und ein Haſe, der nichts trug. Nach dieſen kam ein Eber und ein Widder mit einem todten Fuchs. Zwiſchen den Beinen des Widders ſah man eine Hündin, die den Eber in den Schwanz biß. Auf der andern Seite war ein Altar mit dem Kelche, vor dem ein zackiger Hirſch Meſſe hielt, während hinter ihm ein langohriger Eſel das Evangelium aus einem Buche ſang, das eine Katze auf den Hinterbeinen aufgeſchlagen hielt. Die Katholiken behaupten, daß Luther die Zeichnungen zu dieſen Skulpturen gegeben, und daß ſeine Anhänger ſie ausgeführt haben. Dieſe Beſchuldigung iſt eben ſo ungereimt als ungegründet. Eher hat Erasmus die Idee auf ſeinem Gewiſſen. Aber ſchwerlich ſind andere als — Mönche im Stand geweſen ſie auszuführen.

Doch laßt uns aus dieſem unheiligen Heiligthume forteilen! Auf der Spitze des Berges wollen

wir unſern Blick reinigen und eine reinere Luft einathmen!

Zur Spitze des Thurms! zur Spitze!

Der Thurm.

Noch am Ausgange ſtiegen wir einige Stufen herauf und kamen in ein kleines Zimmer, wo wir die Schlüſſel und einen Wegweiſer erhielten. Wir ruhten hier ein wenig, um zu dem nachherigen Steigen Kräfte zu ſammeln. Die Frau, eine recht artige Frankin, deren Mann Kirchenverwalter, Buchhändler und Buchbinder war, rieth es uns ſehr ab, höher als auf die Platte-Forme zu ſteigen. Man könnte da ganz oben ſo leicht den Hals brechen, ſagte ſie, und ſähe doch nicht mehr — „aber tiefer" ſagte ich. Ganz herauf gehen nur Schweizer, (fuhr ſie fort) Bleydecker, Mauerleute und junge Engländer. „Sie können zu dieſer Liſte nachher die Dänen hinzufügen, endigte ich, trank ein Glas Wein, und empfahl mich, feſt entſchloſſen ſo hoch als möglich zu ſteigen, ſollte ich auch zehnmal den Hals brechen. Kann ich auch nicht überall fortkommen, wo ein Bleydecker ſich hinwagt, ſo kann ich doch wohl eben ſo weit als ein junger Engländer gehen. — Sag das nicht, antwortete Adams — die Engländer wagen, was kein anderer wagt — „Und der Däniſche Matroſe?... der vom Ver-

deck

deck ſpringt, und ſich mit einem halbgefangenen Hayfiſch ins Gefecht einläßt, aus Mitleiden mit ſeinem Kapitän, der ſo lange gefiſcht hatte und der — „Der Donner ꝛc. doch nicht ganz umſonſt gefiſcht haben ſollte!“ — der von dem großen Marß-Ra herunter fällt, das eine Bein bricht, und auf dem andern aufſpringt: „Der Donner ꝛc. Herr Kapitän, der Sprung hätte einem jeden andern den Hals koſten können!“ — der beſoffen in die See fällt, in eine Schmiede auf dem Holm gebracht wird, erwacht: „Das dachte ich, der Donner ꝛc. wohl, daß ich in die Hölle käme“ und ſich darin findet; — der von der Bramſtange auf den Proviantſchreiber fällt, und im Fall, der dieſen todt drückt, und dabey ihn errettet, ausruft: „Da haſt du, der Donner ꝛc. „deinen Lohn, du Butterdieb!“ — der, als ihm der Prediger an ſeinem Sterbebette die Quaalen in dem ewigen Pful und die Pein der Hölle ausmalt, endlich ausbricht: „Das hält man wohl auch aus!“ — der, da er in der Hitze der Seeſchlacht, zwiſchen rund herum ſauſenden Bomben und Kugeln, 19 verwundete Kameraden von dem einen Ende des Schiffes zum andern gebracht hatte, von dem zwanzigſten angerufen wird, mit ihm fort ſchreitet, (unterdeſſen nimmt unverſehens eine Kugel dem Kerl den Kopf weg) ihn hinſchleudert: „Da iſt, der Teufel hohl! noch einer Herr Doktor! Was ſoll ich mit dem? Er hat ja keinen Kopf!

Das iſt, der Donner ꝛc. wieder einer von ſeinen alten Streichen! Er ſagte, der Teufel hohl! zu mir, daß er nur verwundet ſey!" — Du haſt Recht! rief Adams; aber biſt du ein Matroſe? — „Ich habe wenigſtens den Wimpel vom Großmaſt genommen — quer über das Eſelshaupt im Sturm die Flöte geblaſen — und auf dem Kiel einer umgefallenen Schaluppe geſungen: „König Chriſtian ſtand am hohen Maſt!" Auf die Spitze!

Da wir ungefähr 100 Stufen geſtiegen waren, befanden wir uns bey der erſten Gallerie unter der Roſe, wovon man die 3 großen Statuen zu Pferde, Chlodowig, den erſten Stifter der Kirche, Dagobert und Rudolf von Habsburg, jeden in einen einzigen Stein ausgehauen, fanden. Hier fängt der mittlere Thurm an, der ſich über das mittelſte Portal bis zur Platteforme erſtreckt, und in dem die Glocken hängen. Ueber den beyden andern Portalen hätten, nach Erwins Plan, 2 gleiche Spitzthürme ſich in eine Höhe von 600 Fuß erheben ſollen; aber dieſe ungeheure Idee ward nur halb ausgeführt. Nur der nördliche Thurm ward, bis auf 100 Fuß, ganz fertig; der ſüdliche ward nur einige Ellen über die Platteforme aufgeführet. Hier erſtiegen wir wieder 100 Stufen bis zum Eiſen-Gitter, welches mit dem Dache der Kirche parallel iſt, wo wir etwas höher die Silberglocke und die andern großen Glocken beſahen.

Polonius.

Gebet vorher den Abgeſandten Audienz; meine Neuigkeit ſoll der Nachtiſch von dieſem groſſen Schmauſe ſeyn.

König.

So erweiſet ihnen die Ehre, und führet ſie ſelbſt ein. (Polonius geht ab.) Er ſagt mir, meine liebſte Königin, er habe die wahre Quelle von unſers Sohnes Krankheit ausfündig gemacht.

Königin.

Ich beſorge, es iſt im Grunde keine andre, als ſeines Vaters Tod und unſre übereilte Vermählung.

Vierte Scene.

Polonius kommt mit Voltimand und Cornelius zurük.

König.

Gut, wir wollen ihm die Würmer ſchon aus der Naſe ziehen -- Willkommen, meine guten Freunde! Redet, Voltimand, was bringt ihr uns von unſerm Bruder Norwegen.

Voltimand.

Die verbindlichſte Erwiederung euers Gruſſes mit allen freundſchaftlichen Erbietungen. Auf unſre erſte Anzeige ſchikte er aus, die Werbungen ſeines Neffen abzuſtellen,

hen. Bisher war uns das Steigen auf den ziemlich bequemen Windeltreppen nicht sehr beschwerlich gefallen; aber jetzt beim dritten Hundert fiengen wir an zu ermatten. Endlich erreichten wir die Platteforme oder die Dachfläche des Glockenthurms. Aber wie ward uns, als wir nach der Thurmspitze herauf sahen, wohin es von hier noch eben so weit schien, als unten von der Straße!

Welche Aussicht! welche Aussicht! welche Uebersicht war hier! Ach! es ist der schönste Sahl auf Erden! Wir badeten uns in dem vollen reinen Luftstrom auf dieser über alle andern Thürme in Strasburg sich erhebenden Fläche — und spürten nicht die geringste Müdigkeit. Wir sprangen und tanzten auf diesem Himmelsboden längs dem Brustwerk herum, von welchem herab die Leute auf den Straßen zwischen den Dächern, oder vielmehr ihren Hütten, wie Fliegen aussahen. Wir begriffen fast die Ausgelassenheit jener Wagehälse, die 200 Jahre nach einander auf dem Rande dieser schwindlichten Balustrade in die Wette herumliefen. Symforien Pollio, Prediger an der St. Stefans-Kirche, war der erste, der im 16ten Jahrhundert diese Dumdreistigkeit begieng. Er spazierte die 90 Schritt in die Runde, herabsehend auf die Fliegen, die unten ihn bewunderten und beklatschten — und kam wohl davon. Ein unbekannter Fremder (vermuthlich ein Engländer) wollte im Anfang unsers Jahrhunderts — es ihm nicht allein nach-

machen, ſondern noch beſſer machen. Er wettete, dreymal um die Baluſtrade herum zu gehen, ohne herunter zu ſteigen. Zwey Umgänge gelangen ihm; aber am Ende des dritten glitt ſein Fuß aus, und er ſtürzte über Hals und Kopf auf das Kirchenpflaſter herab, mit ſeinem Hund, der ihm nachſprang. Vor 16 Jahr ereignete ſich hier eine ähnliche, aber ungleich kläglichere Begebenheit. Ein hübſches 18jähriges Mädchen, die Tochter eines reichen Kaufmanns in Straßburg *), gieng mit einer Geſellſchaft von Reiſenden, die die Herrlichkeiten des Münſters beſehen wollten, herauf, und blieb, während die andern die Hälfte des Thurms erklommen, aus Furcht allein auf der Platteforme zurück. Sie ſetzte ſich auf die ziemlich breite Baluſtrade, mit den Füſſen auf einen von den Steinbänken, die in den auſſenſtehenden Balkons angebracht ſind, und begann mit ihrem Muffe zu ſpielen. Er fiel ihr aus den Händen, ſie wollte ihn erhaſchen, verlor das Gleichgewicht, und — —

Gerne hätte ich in dem Augenblicke unten gerade vor dem Portal geſtanden — lieber wenigſtens als einige Schritte davon! Wer wollte ſich nicht lieber von einem vom Himmel gefallenen Engel zermalmen laſſen, als ihn zerſchmettert ſehen?

Am Aufgange zu dieſem Luftſahl gegen Süden, iſt eine bedeckte Wohnung für die Thurmwächter, die

*) Herr Weier.

die einigermaßen den unvollendeten Thurm bedeckt. Dieſe Wächter ſtoßen jede Nacht um 12 Uhr in ein groſſes Krumhorn zur ewigen Schande der armen Juden, die, der Sage nach, an der ſchrecklichen Peſt ſchuld waren, die in der Mitte des 14ten Jahrhunderts faſt in der ganzen damals bekannten Welt wüthete, und zu Straßburg allein in einem Sommer 16000 Menſchen wegnahm. Es hieß, ſie hätten die Brunnen vergiftet, und den 14. Febr. 1349 wurden 2000 von dieſen vermuthlich Unſchuldigen lebendig in dieſelben geworfen. Da ſie faſt zur ſelbigen Zeit die Stadt durch ein Horn hatten verrathen wollen, ſo wird nun jede Nacht zum Andenken alles deſſen — Straßburgs eigene Schande ausgeblaſen. Nahe bey der Wache iſt ein groſſes Baſſin von Steinen, das mit Waſſer angefüllt iſt, und gerade gegenüber ſieht man 2 Bildſäulen, von denen eine den Meiſter Erwin vorſtellen ſoll, die andere den Kopf in die Höhe hebt, gleichſam um die Höhe des Thurms zu betrachten. Hier ſieht man auch Mars, oder Herkules, auf den Ruinen von deſſen Tempel die Kirche gebaut iſt, die Thurmuhr, deren Schlag man in der ganzen Stadt hört, und unzählige Inſchriften und Namen zum Andenken derer, die hier oben ſchwindelten.

Aber der alles beherrſchende Gegenſtand iſt der obere Thurm, zu deſſen Spitze es von hier noch eben ſo hoch als es bis an die Erde tief iſt. Auf einer ſchwarzen Marmorplatte unter der Uhr, gegen

die Platteforme hin, lieſt man mit Zittern folgende Inſchrift:

TERRAE MOTUS
QUO DIE III MENSIS AUGUSTI MDCCXXVIII
SUMMUM TEMPLUM,
CUM CIVITATE NEC NON
VICINIS LONGE LATEQUE PROVINCIIS,
CONCUSSUM FUIT,
MAXIMA VI
STUPENDUM AD MODUM
AQUAS IN DIMIDIAM VIRI STATURAM EVECTAS
EX HOC RECEPTACULO
IN SUBJECTAM AREAM OCTODECIM USQUE PEDES
EJECIT.

Es ſchien mir, da ich es las, als ob der Thurm ſich bewegte. Er ſoll in dieſem ſchrecklichen Erdbeben einen Fuß fortgerückt ſeyn, und der ganze Koloß ſchwankte von einer Seite zur andern, wie der Maſt in einem geſcheiterten Schiffe.

Da wir alle dieſe Sehenswürdigkeiten lange genug betrachtet hatten, fiengen wir unſer Steigen an. Auf einer faſt unendlich offenen Windeltreppe, in einem von den 4 hohlen durchbrochenen Pfeilern, arbeiteten wir uns gleichſam durch die Luft herauf bis an den Fuß des obern Thurms, wo wir von einem Altan auf die beträchtlich tiefer geſunkene Stadt herabſchauten. Ohne Zweifel ſind

dieſe

dieſe 4 freyſtehende, offene Altane die höchſten auf Erden. Die Häuſer da unten erſchienen hier wie Kartenhäuſer, und die Menſchen wie Ameiſen. Dieſer Standpunkt iſt gemeiniglich das non plus ultra derer die den Thurm beſteigen. Etwas weiter oben iſt eine prächtige Gallerie rund um den Fuß des obern Thurms.

Aber jezt ward das Steigen ſehr beſchwerlich, und zum Theil wegen der beſtändigen Oeffnungen ziemlich gefährlich. Die Windeltreppen wurden allmählig immer enger und enger, zulezt ſo enge, daß wir uns bisweilen der Oeffnungen zwiſchen den dünnen Pfeilern und dem Eiſenwerk für den einen Theil des Körpers bedienen mußten, während der übrige hinausfuhr. Am Ende dieſer ſehr ſchmalen Himmelsleiter, des paſſendſten Bildes auf den engen Weg zum Himmelreich — konnte Adams, ſeines Enthuſiasmus und ſeiner gewaltigen Anſtrengungen ungeachtet, nicht mehr. Er blieb, ſo zu ſagen, nicht weit von der Spitze, in Steinen, Eiſen und Bewunderung hängen; aber die Ausſicht, Ueberſicht und Unterſicht von hier war ſchon ſo weit, weitläuftig und tief, daß einige Fuß mehr unmöglich die Wirkung merklich heben konnten. Ich ſelbſt war in einer nicht viel ſtärkern Verfaſſung, glühend heiß, entkräftet, athemlos, mit einem Herzen, das ſo ſtark klopfte, als wenn der letzte Seufzer nicht mehr fern wäre. Bey allem dem vereinigten ſich alle guten und böſen

Be-

Besonderheiten in meinem Individuum, um mir das an Kraft zu geben, was mir an Stärke abgieng. Ich war schon über dem obersten Kranz, hoch über der Leuchte — es war keine Treppe mehr, sondern bloße Stangen; ich mußte mich im eigentlichsten Verstande in freyer Luft um die Thurmspitze schlingen — ein einziger Fehltritt meines kletternden Fußes, ein plötzliches Nachlassen meiner Hand, mit der ich die Stange hielt, — und ich fiel herab in die Luft, dreymal todt, ehe ich die Erde erreichte. Erst da ich von unten herauf sah, in welcher Gefahr ich aussen am Horn des Steinbocks hieng, schauderte mich — jezt schaudert mich, wenn ich daran zurück denke, denn damals hatte ich keine Zeit zu zittern. Meine Bewegung war zu gewaltsam konvulsivisch um mir Schauder einzuflößen; ich war des Schreckens zu voll, um zu bangen.

Ich gestehe, es war mehr böse als gut, mehr Thorheit als Weisheit, oder soll ich eher sagen, mehr Schwachheit als Stärke in meinen letzten Anstrengungen, um die Spitze, das heißt, den obersten Kranz unter dem Kreuze von Steinen zu erreichen. Indessen ist es mir unmöglich, mir diese Verwegenheit vorzuwerfen.*) Daß ich in dem Augenblick, da ich mich triumfierend auf die letzte Stufe schwang, mich heimlich freute, der einzige auf der Spitze zu seyn, war eine ungleich größere Sün-

*) Melioribus illis ex vitiis unum — *Hor.*

Sünde, eine ſehr verächtliche Schwachheit; ewig werde ich ſie mir vorwerfen.

Ich war unterdeſſen kaum heraufgekommen, als es mich verdroß. „O, daß mein Adams auch „hier wäre!" rief ich — und der Verſucher ſtürzte herab von der zitternden Höhe. —

Die Spitze des Thurms — Triumf! Hier ſtehe ich auf der höchſten Spitze dieſes Thurms. Welch ein unaufhörliches Steigen! Welche Mühe, Anſtrengung, Ermattung, Gefahr! Meine Knie zitterten, der warme Schweiß ward kalt, ich konnte faſt nicht mehr, es ward mir vor meinen Augen ſchwarz, unterdeſſen die ganze lebende Welt unter meinen Füſſen fort glitt — aber ich ſtrengte mit konvulſiviſchem Eifer die letzten erſterbenden Kräfte an — und nun — welcher Sieg, welcher Himmel, in dem ich ſchwindele! —

Ganz Straßburg mit allen ſeinen Gebäuden, (ein zertretenes Ameiſenneſt) mit all ſeinem Gewimmel und Lärmen von wühlenden Arbeitern, Pflaſtertretern und marſchierenden Truppen — umgeben von zahlloſen kleinern Hügeln, Dörfern, Wäldern, Luſtörtern — die ganze unabſehliche Fläche, durch die der Rhein ſich ſchlingt, Elſaß, Baden und Breisgau, umgeben von den Bergen Lothringens und Schwarzwalds — liegen wie eine Karte tief unter meinem herabſchauenden Blicke ausgebreitet! Triumf! ſo mühſam und gefährlich iſt der

Weg

Weg zur Selbſtzufriedenheit; aber ſo glimmernd iſt die Ueberſicht von ihrer lichten Spitze! —

Aetheriſche Sauſewinde ſtrömen durch dieſes Gezelt von Steinen, über dem der höchſte gehauene Stein auf Erden ruht. *) Wie nahe ſchein ich dem kleinen Gewölk am blauen Himmel über meinem Scheitel zu ſeyn! Wie tief ſchaue ich auf das hohe Hauptgebäude herab, deſſen Dach doch das Auge von der Gaſſe kaum erreicht! Wie der Körper vom Maſte des Schiffes, ſo erſcheint die Stadt von dieſer Thurmſpitze herab.

Welch ein fürchterlicher Lärm von den unten rollenden Wagen, den geſchlagenen Trommeln und dem wachſenden Klang der betäubenden Glokken! Erhebt ſich der Thurm, oder die Krone, in der ich ſtehe, von dem aufſteigenden Donner? bringt mich der Schall wirklich dem Zenith näher? Wird mein lebender Fuß nicht von der Spitze der Höhe, die er berührt, gehoben? Reißt mich nicht die beflügelte Wolke mit ſich fort, die ſich meinem Standpunkt pfeilſchnell nähert? Ich Feder, ich Staub — auf der Spitze dieſes ſchwindlichthohen Koloſſes! Woran ſoll ich mich feſt halten? An dem glatten Stein? an dem abgeſchliffenen Eiſen? an der ſtrömenden Luft? Womit ſoll

*) Dieſer Thurm iſt der höchſte eigentliche Bau auf Erden. Nur die größte von den Pyramiden in Aegypten iſt 15 Fuß höher.

ſoll ich mich feſt anſchließen? Mit dem bebenden Fuße? mit der zitternden Hand? O, da iſt ſie! da iſt ſie! die wirbelnde Wolke! ſie ſchließt mich in ihre weite Umarmung! ich werde in die Höhe gehoben — ſie ſauſt mich von dem ſchwindenden Standpunkt in die Wüſte des Himmels fort....

Wunderbares, ſchreckenvolles, himmelſteigendes Gefühl! Nein! nie vernahm ich das Erhabene ſo mächtig! Empfinde ich noch? Ich ſehe nichts! ich höre nichts! ich vernehme nichts! ich berühre nichts! Alles um mich her iſt leer — alles iſt unendlicher Raum, unbegreifliche Oede..... .... Gott!..... Gott!..... Gott! — Ja hier würde ſelbſt der Spötter andächtig ausrufen: Gott! — Dein Nahme ertönt am lauteſten in der Stille! Deine Allmacht iſt am gewaltigſten in der Leere! und wo nichts iſt, Erhabener! biſt du! — —

Hier ſteh ich, ein Stäubchen, ein Punkt,
Halb Etwas, halb Nichts, ein Seufzer —
Ein kaum beginnender Gedanke —
Verloren auf einem Atom in dem Raume
Den Deiner Ewigkeit Allmacht ausfüllt!
Wann ward ich? Wo bin ich? Und was?
Wohin werde ich gewirbelt? O! vergehe ich? —
Ach! Funke, unter zahlloſen Funken,
Die aus dem Feuerſteine der Leere

Bey dem ſchaffenden Schlag Deiner Allmacht hervor-
ſprangen, der kleinſte;
O erliſcheſt du? erlöſch ich ſchon? —
Nein, ſchwinde nur ganz, o Erde!
Falle hin, o weitgeſtreckter Himmel!
Vergehe mein weggewehter Staub —
Der kaum beginnende Gedanke,
Der Funke, der aus nichts hervor ſprang,
Mein keimendes Ich wird doch wachſen,
Sich ausbreiten, ewig ſich heben —
O Gott! in Deiner bleibenden Hand! —

* * *

Iſt es Luſt oder Schmerz, was ich in dieſem ſchwindlichten Zuſtande fühle? Bin ich auf dieſer ſtaubloſen Spitze dem Leben oder dem Tode näher? Ich werde und vergehe, bin erſchaffen und vernichtet — triumfiere und erliege in einer und derſelben Empfindung!

Qual der Sinne, die den Geiſt erfreut!
Schrecken, das mir Muth einflößt!
Gefahr, die mich beſchützt!
Kann ein Drath, den nur der Zufall zwirnt,
Den das blinde Schickſal zuſammenſpinnt,
Kann ein Weſen, das in Staub verſchwindet,
Dich fühlen?
Nein, wo die Sinne Aufhören ahnden,

welche er für eine Zurüſtung gegen Pohlen gehalten hatte; wie er aber beſſer zur Sache ſah, befand ſich's, daß es in der That gegen Eu. Majeſtät abgeſehen war: Bey dieſer Entdekung führte er groſſe Klagen, daß ſeine Alters-Schwachheit und Unvermögenheit ſo mißbraucht werde, und ließ den Fortinbras ſogleich in Verhaft nehmen; dieſer (damit wir unſre Erzählung kurz zuſammen faſſen) unterwarf ſich, nahm von ſeinem Oheim einen ſcharfen Verweiß ein, und gelobete demſelben zulezt in die Hand, daß er die Waffen niemals gegen Eu. Majeſtät ergreiffen wolle. Hierüber hatte der alte Norwegen eine ſo groſſe Freude, daß er ihm auf der Stelle ein jährliches Gehalt von dreytauſend Kronen ausmachte, mit dem Auftrag, die bereits angeworbnen Truppen gegen den König in Pohlen zu gebrauchen; zu welchem Ende er dann Eu. Majeſtät in gegenwärtigem Schreiben erſucht, daß es ihr gefallen möchte, ſelbigen den ruhigen Durchzug durch ihre Staaten zu dieſer Unternehmung zu geſtatten, unter denjenigen Bedingnuſſen und Sicherheits-Clauſuln, welche in bemeldtem Schreiben enthalten ſind.

König.

Wir ſind es ganz wol zufrieden, und werden, bey gelegnerer Zeit dieſes Schreiben leſen, überdenken und beantworten. Inzwiſchen danken wir euch für eure glüklich angewandte Bemühung. Gehet izt und ruhet aus; auf die Nacht wollen wir uns mit einander luſtig machen. Seyd nochmals freundlich willkommen!

(Die Geſandten gehen ab.)

Polo-

Wo die Schöpfung der Natur im Sarge liegt,
Hier, an der Gränze des Lebens und des Todes,
Bloßer Staub! erhaben über dich,
Fühl' ich mich ſicher im Schwindel des Schreckens,
Träum' ich mich ein in ewigen Himmel —
Denn ich bin unſterblich!

* * *

Ich vergaß zuletzt auf dieſer himmliſchen Spitze die ganze Erde. Meine Fantaſie ſchwärmte ſo leicht, ſo frey, ſo unbefangen, trotz meines unbequemen und gefährlichen Standpunktes, als wenn ich die Flügel des Adlers gehabt, oder in Selinens Armen geſchlummert hätte. Es fiel mir nicht ein, an Fußgleiten, Verkältung, oder wie ich wieder hinunter kommen ſollte, zu denken; — denn es fiel mir gar nicht ein zu denken. Ich war bloß geiſtiges Gefühl, Andacht und Anbetung. Meine Seele ſchien ſich um ihren Mittelpunkt in ewiger Unendlichkeit — in dem Wirbel der Allmacht — in Gott zu drehen —

Fuhr der Blick auf zu Dir, Unendlicher:
Wie klein war ich da!
Ich ſuchte mich ſelbſt — aber groß, aber ohne Gleichen,
Aber erhaben, voll von Dir, Unnennbarer!
War mein Halleluja!

* * *

Der Staub foderte ſein Recht, er foderte mich zurück. Ich fieng an zu frieren und empfand, daß ich noch einen Körper hatte. Noch ein Herabblick, noch ein Ueberblick von dieſer einzigen Pyramide!

Sind die Ameiſen, die dort unten kriechen, die Herren der Erde, die Günſtlinge der Natur, die Schöpfer der Kunſt, die Brüder der Engel, und die künftigen Bürger der Ewigkeit? War Cyrus, war Alexander, war Cäſar nicht größer von dieſer Höhe? Würde ein Sokrates, ein Brutus, ein Luther, ein Franklin, ſich ſo vor dem von dieſem Standpunkt Betrachteten im Staube verlieren? War Erwin ein ſolches Geſchöpf? — haben ſolche Ameiſen dieſen Koloſſus aufgethürmt? — Ich muß wieder hinunter, um mich zu überzeugen, daß es Menſchen ſind.

Leb wohl, weitſtrahlender Himmel! leb wohl, Zenith! leb wohl, ätheriſche Wohnung! — Lebt wohl, ihr Alpen, die ihr euch dort in ungeheurer Ferne zwiſchen den Vogeſiſchen und Schwarzwalds ſchon längſt zu Hügeln herabgeſunkenen Bergen erhebt, um den Abſchied des Himmels zu theilen! Ich komme, ich komme! — ich gehe hinunter, um wieder zu ſteigen, um unendlich höher zu ſteigen!

Dieſer Gedanke tröſtete, ſtärkte mich. Ich begann meinen Niedergang; er war ungleich beſchwerlicher als der Aufgang, und, hätte ich nicht

nicht bey jedem Tritt gedacht, daß ich wieder steigen würde, wäre er mir unleidlich geworden. Die Gegenstände unter mir wuchsen immer mehr und mehr; aber ich sank und ward immer kleiner, so wie sie größer wurden. Endlich war ich wieder, als vom Himmel gefallen, auf der Erde.

Es war ein heller Tag — die Glocke war 2 Uhr Nachmittag; wir hatten 5 Stunden dort oben zugebracht — aber der große Platz um die Kirche schien mir finster. Das Pflaster und die umliegenden Häuser verwundeten mein Auge; es suchte den Horizont und fand keinen; es suchte einen Abgrund, da war keiner; — und doch hielt ich mich fest an Adams, aus Furcht das Gleichgewicht zu verlieren. So wie man noch auf dem Lande seekrank ist, so war ich nun erst auf der Gasse luftkrank. Ich sah hinauf nach der Thurmspitze, und sah mich noch daselbst. So taumelte ich nach dem Gasthause.

II.

Fortsetzung
des
Versuchs über die historische Kunst.

(S. das vorige Stück S. 261.)

Bezauberndes Athen! so oft als uns Gelehrsamkeit zu deinen Mauern ruft,

So forſchen mit entzückter Freude wir
Die Wunder deiner Pracht und Herrlichkeit,
Und beten deinen Reiz abgöttiſch an.
In deinem Schooß ergriff die wärmſte Glut
Erhabner Denkart den Hiſtoriker.
Jedoch, indeſſen deine Siege ihm
Die größten Scenen vor die Augen legen,
Die er vermag zu ſchildern; deine Sprache,
Von jeder Muſe ausgeſchmückt und reich,
Den Glanz der Farben leiht, die ſeine Hand
Gebrauchen kann: wie klein iſt ihre Zahl,
Die in den ſchönen Tagen deines Ruhms
Den ſtolzen Gipfel der hiſtoriſchen Kunſt
Erreichten! Doch ſo iſt's mit jeder Kunſt
In jedem Alter, vom Mechaniker
Bis zum moraliſchen Weiſen: ſelten ſind
Erhabene Verdienſte von Natur.
Es ringen Tauſende nach Kronen, die
Zu tragen keiner doch vermögend iſt.
Mit karger Hand ertheilt die ſpröde Wiſſenſchaft
In ihrem weiten Reich den Ehrenkranz;
Sie hat, wie Karls des Großen Heer, Vaſallen
Unzählbar, aber Paladine wenig.
Ein tadelloſes Werk zu ſehen, gleich
Dem reinen Golde, wünſchen Sterbliche;
Doch nie wird ihnen dieſer Wunſch gewährt.
Genie mag ſtets nach dieſem Ziele ſtreben,
Und dieſen Stein der Weiſen ſuchen, die

Vollkommenheit; indeß im langen Forſchen
Die Seele die verborgenen Kräfte übt,
Erheben neue Wunder ſich, zum Lohne
Für ihren Fleiß, die nur geringer ſind
Als jener Preis, den emſig ſie geſucht.

Doch eitler Stolz ſieht keine ſchwere Müh,
Und hält Geſchichte für ein leichtes Werk.
Betrachtet mit des Urtheils feſtem Blick,
Wie wenig, die des Ruhmes Stempel ſchmückt!
Sind gleich der Bände mehr, als grimme Wuth
Des tollen Omar in die Flammen warf,
Wo die Gelehrſamkeit mit Lächeln ſah
In wildem Feuer lodern ihre Frucht.

Geſchichte! unerſchöpflich reiche Mine,
Die neue Schätze ſtets der Dichtkunſt leiht,
Den Edelſtein des epiſchen Gedichts,
Und die von dunklern Farben, deren Glanz
Die tragiſche Muſe minder blendend ſchmückt!
Wenn das Bewußtſeyn deiner Macht mich treibt
Dein hohes Lob zu ſingen aller Welt:
So ſchließe meinem Blick den Tempel auf,
Wo deine erſten Söhne, eingeweiht
Dem Ruhm, in lebenden Geſtalten vor
Dem Aug der Fantaſie erſcheinen, und
Mit ſüßen Freyheitsliedern füllen das
Entzückte Ohr! Der Tempel öffnet ſich —

Ich ſehe hier den Vater der Geſchichte;
Joniens Roſen ſchmücken ſein Gewand;
Kühn iſt ſein Blick, doch anmuthsvoll die Miene.
Dem ſanften Strome gleich, der ungetrübt
Und ſpiegelhell ſich zwiſchen Blumen windet,
Fließt ſeine reiche und Homeriſche Sprache;
Denn alle Muſen ſtimmen ſeine Proſe;
Wiewohl verleitete Leichtglaubigkeit
Ihn irre führt durch dunkle Nebel ihrer
Aegyptiſchen Auen. Doch wenn er zurück
Gekehrt, und glühend von der Leidenſchaft
Fürs Vaterland, der Perſer wilden Sturm
In ſeinem Laufe mahlt, und im Gefild
Der Wahrheit ein Trofee errichtet, das
Des Schwerdtes der Spartaner würdig iſt:
So dränget Griechenland begierig ſich
In Piſa's Thale, um mit ſtolzer Freude
Zu hören ſeine kriegeriſche Geſchichte.
Seht, wie die Tapferkeit, auf ihrem Speer
Gelehnt, mit ſchweigendem Entzücken trinkt
Den ſüßen Schall, und dann mit jauchzendem
Geſchrey gerührter Dankbarkeit begrüßt
Den Herold von dem Ruhme ſeines Landes! —
Doch ſeht den Jüngling dort verſenkt in ſtummes
Ergetzen! ſehet, wie die ſtolze Thräne
Der Eiferſucht aus ſeinen Augen bricht!
O! treues Zeichen einer großen Seele!
Erhört iſt dein Gebet! — Du wirſt das Ziel
Erreichen.

Erreichen! Glücklicher Olorus! ſieh,
Gewonnen iſt die Palme! Weisheit und
Erhabenheit bekränzen deinen Sohn.
Der reiche Preis iſt ſein, wonach ſo früh
Er blickte, Lob, das unvergänglich iſt,
Und ewig wächſt. Von allen Flecken rein
Des Haſſes und der Gunſt, entfaltet er
Mit Kraft und Scharfſinn der Berathung Tiefe,
Erforſcht des Krieges Saamen, zeichnet kühn
Und ſtark die Zwietracht, die aus Ehrgeiz quillt,
Mit allen ihren Demagogen, die
Den Frieden morden, in dem wilden Kampf
Des immer haderſüchtigen Griechenlands.
Beraubt vom Undank der vertrauten Macht,
Erhaben über Neid und Haß und Stolz
Und Rache gegen ein undankbar Land,
Geduldig in Verweiſung, heiter ſtets
Im Unglück, ſtolz zu rühmen, nach dem Wink
Der Wahrheit, jeden Helden, dem er ſelbſt
Bewundrung zollt — verkündiget er laut,
In weiſer Einſamkeit des rauhen Thraziens,
Den hohen Ruhm von ihrer tapfern Thaten.
Doch ſcheinet das Verhängniß allzufrüh
Zu ſchließen jene Lippen, die noch zittern
Von unvollkommnen Tönen. Niedrige
Vergeſſenheit ach! drohet zu verſchlingen
Auch dieſen Erſtling der hiſtoriſchen Kraft.
Vollkommner Xenofon! voll Edelmuth

Beſorgt für eines Nebenbuhlers Ruhm!
O! reich an allen Gaben, welche der
Minerva Lieblingsſöhne, in dem Schooß
Von Attika geboren, glänzend ſchmücken!
Des Weiſen Oelzweig, und die Palme des
Hiſtorikers, des Siegers Lorbeer, alle
Umkränzen deinen Namen! Einfachheit
Der Sprache, frey von ſchimmerreicher Kunſt,
Gewinnt mit ſüßer Schmeicheley das Herz.
Rein, wie der Bach, geläutert von Natur,
Ein Spiegel, ſtrahlt ſie deinen Geiſt zurück.
Zwey Leidenſchaften ſtreiten wechſelnd hier,
Die Liebe zu dem kriegeriſchen Ruhm,
Und zur gelehrten Ruhe: dieſe Farben,
Verſchmelzt in ſchönſter Eintracht, ſtellen uns
Das zauberiſche Bildniß deiner Seele dar.
Dein war der Ruhm, zu ſeyn ein glänzend Muſter
Für Cäſars nebenbuhleriſches Schwerdt
Und Fever. Glücklich, wenn ſein Ehrgeiz nicht
Vernichtet hätte ſeinen Anſpruch an
Den milden Glanz von deinem reinern Ruhm!
Du Stolz von Griechenland! in dir erreicht
Es ſeiner Siege Ziel. Es ſteigen Roms
Gebieter im erborgten Pompe auf.
Roms ſtolzer Genius, der unterjochte
Die Griechen, würdigt ihre Sprache doch,
Zuerſt darin zu reden, bis gemach
Es ſeine rohe Sprache lehrt' erzählen

Die Wunder, die ſein Arm vollbracht; und ſein
Hiſtoriſch Heer erblickt mit Neide den
Genoſſen Griechenlands im Vorderreihen.
Du Freund des Scipio! bekannt mit Kriegs-
Geräuſch! geriſſen aus den wunden Armen
Des unterjochten Vaterlands! beſtimmt,
In Römer Buſen einzuflößen deine
Moraliſche Tugend, und die Kriegeskunſt!
Bemüht, in emſiglangen Forſchungen
Die Fibern aufzuſpüren von der Stärke
Der Römer! Du, in jedem edlern Theil
Vollkommen, in des Weiſen Weisheit und
Des Kriegers Kunſt! der Griechen Ruhm und Preis
Gebühret dir zur reichern Hälfte; aber
Die Grazien, die du verſchmäht, verſcheucht
Dein Stil; ermüdet durch manch Labyrinth,
Arbeitet die Aufmerkſamkeit, den Sinn
Von deinem dunkeln Ausdruck zu erreichen.
Doch reich iſt deſſen Lohn, der ſich beſtrebt,
Den Geiſt zu hellen des umwölkten Blattes:
Denn, gleich der Frucht von Indien, enthält
Die rauhe Rinde jenen ſüßen Saft,
Der überflüßig lohnt des Forſchers Müh.

Roms hoher Genius frohlockend zeigt
Auf ſeine Nebenbuhler Griechenlands.
Ihr ſtolz Gefolge führet an Salluſt,
Gedankenreich und klar, wiewohl gedrängt,

Und plan mit Zierlichkeit; die Worte wägend
Mit kluger Sparſamkeit: nicht eins zuviel!
Doch wohl entfaltend in dem engen Raum
Der Wahrheit angeborne Kraft und der
Natur ſo leichte Grazie; geſchickt,
Der Handlung Lauf und den verborgenen Grund,
Und ihre Quell' im Menſchen aufzuſpüren.
Saluſt's lichtheller Kürze läßt die Palme,
Nach Roms Entſcheidung, des Clorus Sohn.

Von mächtigerm Geiſt und majeſtätiſcher
Geſtalt, mit Kräften, angemeſſen ganz
Der Römiſchen Größe, als der Adler Roms
Entfaltete die breiten Schwingen und
Umſchattete die Welt mit dem Gefieder,
Mit einer Uebermacht, die Griechenland
Selbſt anerkennen möchte, heiſcht den Thron
In der Geſchichte der erhabene Livius;
Mit jenem reichen Strom Beredſamkeit,
Die durch ihr goldnes Licht die volle Scene
Vors Auge deutlich bringt; dem Eifer für
Die Wahrheit, den kein Eigennutz vermag
Zu beugen, und dem Feuer, das Freyheit ſtets
Verleihet ihrem Freund. Unſterblicher
Artiſt des hohen Meiſterwerks! Entzückt
Und ſtolz ſah Rom mit hohem Selbſtgefühl
Sein eigen glänzend koloſſaliſch Bild
Von deiner Hand im reinſten Marmor ſich
Erheben.

Polonius.

Dieſes Geſchäfte iſt nun glüklich geendigt. Mein Gnädigſt gebietender Herr, und meine Gnädigſte Frau; weitläufig zu exponieren, was Majeſtät und was Pflicht iſt, warum der Tag, Tag, die Nacht, Nacht, und die Zeit, Zeit iſt, wäre nichts anders als Tag, Nacht und Zeit verderben. Demnach und alldieweilen dann die Kürze die Seele des Wizes, und Weitläufigkeit im Vortrag nur den Leib und die äuſſerliche Auszierung deſſelben ausmacht, ſo will ich mich der Kürze befleiſſen: Euer edler Sohn iſt toll; toll, nenn ich es, denn um von der wahren Tollheit eine Definition zu geben, was iſt ſie anders, als ſonſt nichts zu ſeyn als toll? Doch das wollen wir izo beyſeite ſezen --

Königin.

Mehr Stoff mit weniger Kunſt, wenn es euch beliebig wäre.

Polonius.

Gnädigſte Frau, ich kan drauf ſchwören, daß ich vor dißmal gar keine Kunſt gebrauche. Daß er toll iſt, iſt wahr; daß es wahr iſt, iſt zu bedauren -- eine drollige Figur -- Aber ſie mag reiſen; denn ich will hier gar keine Kunſt gebrauchen. Wir wollen alſo zum Grund legen, daß er toll iſt; nun iſt übrig, daß wir die Urſache von dieſem Effect, oder richtiger zu reden, die Urſache von dieſem Defect ausfindig machen. Das bleibt übrig, und dieſes Reſiduum iſt diß -- Ueberleget die Sache. Ich habe eine Tochter; habe, ſag' ich, ſo lange ſie mein iſt; und dieſe

Erheben. Aber die misgünſtige Zeit
Zerbrach in Stücken dies geheiligt Bild.
In Lethe's Strom verſank der edlere Theil,
Und ließ der Nachwelt nur den ſchönen Rumpf.
Jedoch dem unerreichbaren Torſo gleich,
Dem ſeinen Namen Angelo vermachte,
Wetteifert dieſer glänzende Ruin,
In deſſen Stärke wir voll Glanz und Kraft
Die Seele des Bildhauers finden, im
Entzückten Auge der Bewundrung ſtets
Mit den vollendten Formen neuer Kunſt.

S.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Proben
einer neuen Ueberſetzung des
Orlando Furioso,
in reimfreyen jambiſchen Stanzen. *)

Geſang XXIII.

Stanze 100 — 137.

100.

Orlando kam zu einem hellen Bache,
An deſſen Ufern eine kleine Wieſe,

Von

*) Ungeachtet es nicht an ältern Ueberſetzungen des Orlando Furioso in unſerer Sprache fehlt, ſo ſchien mir doch

Von der Natur geſchmückt, voll Anmuth blühte,
Und ſchöne Bäum' umkränzten ſie mit Schatten.

101

doch durch keine derſelben ein neuer Verſuch, das Original in einer ſo viel möglich getreuen Kopie darzuſtellen, überflüßig gemacht zu ſeyn, und ich geſtehe daher, daß ich ſelbſt den Verfaſſer der gegenwärtigen Proben zu dieſer Unternehmung aufgemuntert habe. Ein Dichter, am allerwenigſten Arioſt, darf nicht in Proſe überſetzt werden. Dies nehme ich hier als ein Geſetz an, das auf Gründen beruhet, die, wie ich glaube, von allen Kennern und Freunden der Dichtkunſt anerkannt werden. Aber ein anderes, nicht weniger aus der Natur der Sache abgeleitetes Geſetz iſt: daß der Ueberſetzer eines Dichters wie Arioſt ſich eine — an ſich ſchon mit groſſen Schwierigkeiten umgebene — Arbeit nicht durch freywillig ſich ſelbſt auferlegte Feſſeln noch ſchwerer, und in gewiſſem Sinne unmöglich mache. Den Orlando Furioſo in eben ſo viel Zeilen und Stanzen mit Reimen getreu zu überſetzen, halte ich für unmöglich; ja ich habe ſogar, nach vielen ſelbſtgemachten Verſuchen, die Hoffnung aufgegeben, daß eine Ueberſetzung, die dem Original ſo nahe käme als ich wünſche, ohne Reime, in achtzeiligen jambiſchen Stanzen, die mit den Arioſtiſchen immer parallel fortgehen, zu bewerkſtelligen ſey, ohne dieſe leztern auf das Bette des Prokruſtes zu legen, und bald zu ſtuzen, bald gewaltſam auszudehnen. Der Verfaſſer dieſes neuen Verſuchs hat alſo zwar die Zahl der Stanzen beybehalten, aber, auf meinen Rath, ſich die Freyheit genommen, einer jeden gerade ſo viel Zeilen zu geben, als herauskamen, indem er ſich bemühete, ſich auch in der Diktion, oder

101.

Willkommen war zur Mittagszeit die Kühlung
Dem nackten Hirten und der Rinderheerde.
Orlando ſelbſt, wiewohl in voller Rüſtung,
Empfand durch Helm und Küraß einen leichten Schauer.
Er ritt hinan, um hier der Ruh zu pflegen;
Doch ſchlecht bekam die Einkehr ihm; ihm war
Ein Tag voll namenloſer Qualen aufgegangen.

102.

oder der poetiſchen Sprache und den Eigenheiten des Arioſtiſchen Stils, ſo nahe an das Original anzudrücken, als es ihm ohne Verletzung der teutſchen Sprache, der Geſetze des ſchönen Versbaues, und anderer Erfoderniſſe, möglich war. In wie fern es ihm nun hierin gelungen, und ob der Verfaſſer der hier mitgetheilten Proben zu Fortſetzung ſeiner Arbeit aufgemuntert zu werden verdiene, wird von dem Geſchmack der Leſer und dem Urtheil billiger Kunſtrichter abhangen. Die Billigkeit, die ich meyne, iſt nicht Nachſicht, ſondern bloß, daß auch die mannichfaltigen und groſſen Schwierigkeiten, die ein Ueberſetzer Arioſts zu bekämpfen hat, in Anſchlag gebracht werden müſſen; ingleichen, daß man mit gutem Grund erwarten kann, daß im Verfolg eines ſo langwierigen Werkes durch die Uebung ſelbſt die Gewandtheit des Geiſtes, beſonders in Rückſicht auf den mechaniſchen Theil der Arbeit, immer zunimmt, und der Ueberſetzer mit dem Karakter ſeines Autors immer vertrauter, alſo auch immer geſchickter wird, ſich des Beſonderen deſſelben zu bemächtigen.

W.

102.

Er ſchaut umher, und wird am ſchattenreichen Bache
An vielen Bäumchen einer Schrift gewahr.
Kaum heftet er auf ſie den Blick, als er
Die Hand von ſeiner Göttin dran erkennet.
Es war ein Ort von den zuvor beſchriebnen,
Wohin die ſchöne Dame, die Katai
Beherrſchte, von des Hirten naher Wohnung
Mit ihrem Liebling oft zu kommen pflegte.

103.

Angelika, Niedor — ſieht er, in hundert
Verſchlingungen vereint, an hundert Orten.
Ein jeder Schriftzug iſt ein Dolch, womit
Die Liebe ihm das Herz zerſticht und ſpaltet.
Er ſinnt umher, und ſucht auf tauſend Wegen
Das nicht zu glauben, was er ſich zu Trotze glaubt;
Er kämpft ſich zu bereden, eine andre
Angelika ſey es, die ihren Namen
In jener Bäumchen Rinde eingegraben.

104.

Dann ſpricht er: „Doch — ich kenne dieſe Züge:
Wie viele ſah und las ich nicht von ihnen?
Niedor — ſie konnte dieſen Mann erdichten;
Vielleicht gab ſie mir ſelber dieſen Namen.“
Mit ſolchen Einbildungen, fern vom Wahren,
Sich ſelber täuſchend, hing, wiewohl mit übel

Zufriednem Sinn, Orlando an der Hoffnung,
Die er noch für ſein Herz zu haſchen wußte.

105.

Doch mächtiger entzündt ſich ſtets der böſe
Verdacht, je mehr er ihn zu löſchen ſtrebet.
So wie der Vogel, der, aus Unvorſicht,
In Schlingen oder Leim ſich locken ließ,
Je mehr er flattert und ſich zu befreien
Bemuht ſich um ſo feſter nur verwickelt.
Orlando kommt zu der kryſtallnen Quelle,
An deren Rand ein Fels ſich bogenförmig wölbet.

106.

Den Eingang dieſer Höhle ſchmückten Efeu
Und irrende Reben in verſchlungnen Kränzen.
Hier pflegten bei des Tages größter Hitze
Die beiden Liebenden in ſeliger Umarmung
Zu weilen. Mehr als an den andern Plätzen
Umher, ſah man des Paares Namen hier
Von allen Seiten, bald mit Gips, mit Kohlen bald
Geſchrieben, bald mit Meſſern eingeritzet.

107.

An dieſer Grotte ſtieg der Graf, voll Kummer,
Vom Pferd, und ſah am Eingang viele Worte,
So friſch als wären ſie erſt jezt geſchrieben.
Sie waren von Medoro's Hand; er hatte,
Im Rauſch der hohen Luſt, die er in dieſer Grotte

Emp-

Empfand, ſich in ein Epigramm ergoßen.
In ſeiner Sprache, glaub' ich, war es beßer
Geſetzt; in unſrer war der Sinn wie folget:

108.

„Ihr frohen Pflanzen, friſchen Raſen, lautern Quellen,
Du traute Grotte, mit der kühlen Dämmrung,
Wo oft die Tochter Galafrons, die ſchöne
Angelika, umſonſt geliebt von Vielen,
Mir nackt im Arme lag! nie kann ich armer
Medor euch die Bequemlichkeit, die ich
An dieſer Stätte fand, mit anderm lohnen,
Als daß ich euch in jeder Stunde preiſe;

109.

„Und alles, was der Liebe huldigt, bitte,
Sey's König, Ritter, junge Dame, jeden,
Sey er daheim, ſey er ein Fremdling, führe
Hieher ihn Zufall, oder eigner Wille,
Daß er der Grott', dem Bach, den Raſen, Schatten,
Und Sträuchen ſage: Hold ſey euch die Sonne,
Der Mond, der Nymfen Chor, daß ihre Sorge
Von euch entfernt die ſchädlichen Heerden halte!"

110.

Arabiſch war das Epigramm; doch dieſes
Verſtand der Graf ſo gut als ſein Latein:
Von all den vielen Sprachen, die er fertig
Verſtand, war es ihm die geläufigſte.

Hiedurch entging er bei den Sarazenen
Mehr als einmahl der Schmach und dem Verderben;
Doch mag er dieſes Vortheils ſich nicht ruhmen:
Denn alles wägt ſein jetziger Schaden auf.

III.

Drei, vier, ſechs Mahle las der arme Graf
Die Schrift, und ſuchte ſtets, mit eitlem Streben,
Das nicht darin zu finden, was ſie ſagte;
Doch immer ward's ihm klärer, und er fühlte
Sich jedes Mahl in der gequälten Bruſt
Sein Herz von kalter Hand gepreßt. Zulezt
Blieb er mit Aug' und Seele auf den Felſen
Geheftet, ſelber einem Felſen ähnlich.

112.

Nur wenig noch, und er kam vom Verſtande;
So ganz ließ er dem Schmerze ſich zur Beute:
Ihr könnt es dem, der es erfahren, glauben:
Dies iſt der größte aller großen Schmerzen!
Zur Bruſt hinab war ihm das Kinn gefallen,
Geſenkt die Stirn und alles Muths beraubt.
Ihm fehlten — ſo zerrüttend war ſein Leiden —
Zu Klagen Laute, Thränen um zu weinen.

113.

Der wilde Schmerz, der, ganz hervorzubrechen,
Zu heftig ſtritt, blieb in der Bruſt zurück.
So zögert im Gefäß von weitem Bauche

Und enger Mündung, wenn es umgewendet,
Das Waſſer; denn im heftigen Drang heraus
Zu ſtrömen, ſtopft ſich's ſo im engen Halſe,
Daß es mit Müh nur nach und nach entröpfelt.

114.

Drauf kommt er wieder etwas zu ſich ſelber,
Und ſinnt von neuem, wie, trotz aller Klarheit
Der Sache, doch ſein Argwohn irren könne.
Er hofft, verlangt und glaubt es wolle jemand
Den Namen ſeiner Dame ſo entehren, oder
Sein Herz mit ſolcher Eiferſucht belaſten,
Daß er dem Druck der Qualen unterliege;
Und — ſey die Schrift von wem ſie woll' — er habe
Genau die Hand Angelika's getroffen.

115.

Durch ſolche Hoffnungen, ſo ſchwach ſie waren,
Weckt und befreit er wieder ſeine Geiſter
Ein wenig, drückt dann Brilgadorens Rücken,
Da Föbus Lunen ſchon den Himmel räumte.
Nach kurzem Wege ſieht er einen Rauch
Sich von den Giebeln naher Dächer heben,
Hört Hunde bell'n und Heerden blöcken, kommt
Zu einem Meierhof und nimmt Quartier.

116.

Matt ſteigt er ab, und überläßt ſein Roß
Der Wartung eines wohl gewandten Knaben;

Ein

Ein andrer nimmt die Waffen ihm, ein andrer
Die goldnen Sporen ab; ein andrer acht die Rüſtung
Zu putzen. Dieſes war dieſelbe Wohnung,
Worin Medor geheilt und hohes Glück gefunden.
Orlando fodert keine Abendſpeiſe:
Allein vom Schmerze ſatt, verlangt er nur ein Lager.

117.

Je mehr er Ruhe ſucht, je größre Qualen
Begegnen ihm: denn rings, wohin ſein Auge
Sich dreht, erblickt er die verhaßte Schrift,
An jedem Fenſter, jeder Wand und Thüre.
Gleich will er danach fragen, gleich verſchließt den Mund
Ihm Furcht, die Sache ſich zu ſehr zu hellen,
Die er in düſtern Nebel zu verhüllen
Sich müht, damit ſie minder ihn verletze.

118.

Wie wenig nützt es ihm, ſich ſelbſt zu täuſchen!
Denn ohne ſein Geſuch erhält er Auskunft.
Der Hirte, der ihn ſo von Traurigkeit
Gebeugt erblickt, und ſie gern heben möchte,
Beginnt geradehin ihm die Geſchichte
Von dem verliebten Paar (die er nicht ſelten
Dem, der ſein Ohr ihm lieh, erzählt', und viele
Mit Wohlbehagen hörten) herzuſagen.

119.

„Wie er den ſchwer verwundeten Medor
Nach ſeinem Hof, auf das Geſuch der ſchönen

Angelika getragen; wie sie seine Wunde
Besorgt und sie in kleiner Frist geheilet;
Doch Amor ihr im Herzen eine größre
Geschlagen, und mit einem Fünkchen sie
In solche heftige Feuersbrunst gesetzet,
Daß sie der Glut nicht wiederstehen konnte;

120.

Und wie sie, ohne Rücksicht, daß sie Tochter
Des größten Königs in dem Morgenlande wäre,
Aus Uebermacht von Liebe sich entschlossen,
Sich einem armen Fußknecht zu vermählen." —
Am Schluße der Erzählung ließ der Hirte
Sich das Geschmeide bringen, das die schöne
Angelika am Abschiedstag, zum Lohne
Der gütlichen Bewirthung, ihm verehret.

121.

Dies letzte war das Beil, das ihm den Kopf
Mit einem Schlage von dem Rumpfe trennte,
Nachdem der Henker Amor endlich sich
An Wunden ohne Zahl gesättigt hatte.
Orlando kämpft, den Schmerz zu bergen; aber
Es glückt ihm schlecht — er ist ihm zu gewaltig;
Er bricht zuletzt durch Thränen und durch Aechzen
Aus Mund und Augen, ihm zu Trotz, hervor.

122.

Und als er dann, allein und ungehindert,
Dem Schmerz den vollen Zügel lassen konnte:

hat, aus ſchuldiger Pflicht und Gehorſam, merket wol, mir dieſes zugeſtellt; nun rathet einmal, oder bildet euch ein was es ſeyn mag.

(Er öffnet einen Brief und lieſt:)

„ An den himmliſchen Abgott meiner Seele, die reiz„ erfülleteſte Ophelia „ -- Das iſt eine ſchlimme Redensart, eine abgeſchmakte Redensart: Reizerfülleteſte iſt eine abgeſchmakte Art zu reden: Aber ihr werdet's erſt noch hören -- „ Dieſe Zeilen auf ihren unvergleichlichen weiſſen Buſen, dirſt --

Königin.

Kommt das von Hamlet an ſie?

Polonius.

Gnädigſte Frau, nur eine kleine Geduld, ich will meine Schuldigkeit thun. (Er lieſt:)

Zweifle an des Feuers Hize,
Zweifle an der Sonne Licht,
Zweifle ob die Wahrheit Lüge,
Schönſte, nur an deinem Siege
Und an meiner Liebe nicht.

O, meine liebſte Ophelia, ich bin böſe über dieſe Verſe; ich verſtehe die Kunſt nicht meine Seufzer an den Fingern abzuzählen, aber daß ich dich ſo vollkommen liebe als du liebenswürdig biſt, das glaube. Adieu. Der deinige ſo lange dieſe Maſchine ſein iſt, Hamlet.

Dieſes

Da goß er über ſeine naßen Wangen
Zur Bruſt hinunter einen Strom von Thränen.
Er ſeufzt und ächzt, und ſchwenkt ſich hundertfältig,
Bald hier, bald dort, im ganzen Bett umher;
Und härter als ein Stein, und ſtechender
Als wär's von Neßeln, ſcheinet ihm das Lager.

123.

In dieſer Marter fällt ihm ein, es müße
Oft zu demſelben Bett die undankbare Schöne
Gekommen ſeyn, darin mit ihrem Buhlen
Sich zu umarmen. Schnell verabſcheut er
Die Federn, und entſpringt mit nicht geringrer Haſt
Denſelben als der Bauer dem Raſenbette,
Worauf er ſich zum Mittagsſchlummer ſtreckte,
Und eine Schlang' hervor ſich winden ſiehet.

124.

Das Bett, das Haus, der Hirt — im Augenblicke
Iſt alles ihm ſo grenzenlos verhaßt,
Daß er nicht Mond, nicht Morgenſchein, den Herold
Des neuen Tags, erwartet, ſondern ſtracks
Die Waffen und ſein Roß ergreift, und fort
Durch Thal und Wald zum tiefſten Dickicht fliehet.
Kaum wähnt er ſich allein, ſo öffnet er
Mit Schrei'n und Heulen ſeinem Schmerz die Thore.

125.

Nie läßt er ab vom Weinen, nie vom Schreien,
Giebt nicht bei Tage noch bei Nacht' ſich Ruhe;

Er liebet Städte, Dörfer, wirft im Walde
Sich unbedeckt auf harten Boden nieder;
Iſt nich ein Wunder daß in ſeinem Kopfe
Ein ſo lebendiger Waſſerquell ſich finde.
Und daß er ſtets ſo häufig ſeufzen könne.
Oft ſpricht er ſo im Jammer zu ſich ſelber:

126.

„Dies ſind nicht Thränen mehr, die aus den Augen
In ſolchen vollen Bächen mir entrinnen.
Nicht Thränen waren, dieſen Schmerz zu ſtillen,
Genug; verdoppelt ward erſt ſeine Wuth.
Der Lebenstaft, vom Feuer aufgetrieben,
Flieht auf dem Weg der zu den Augen führet;
Und dieſer iſt es, der mir entſtrömt; auch wird
Er Schmerz und Leben mir zugleich entreißen.

127.

„Dies was von meiner innern Marter zeuget —
Es ſind nicht Seufzer: ſo ſind keine Seufzer!
Die haben manchmal Raſt; ich fühle nimmer
Daß mindre Qualen meine Bruſt verhauchet.
Wind iſt's, von Amor, der mein Herz verbrennt, geweckt,
Indem er um die Glut die Schwingen ſchläget.
Durch welches Wunder kannſt du es, o Amor!
In Flammen halten und doch nie verzehren?

128.

„Nicht der, nicht der bin ich, der ich noch ſcheine,
Das, was Orlando war, iſt todt, begraben;
Das undankbarſte Weib hat ihn getödtet,
Sie ſtieß durch Untreu ihm den Dolch ins Herz.
Ich bin ſein Geiſt, der, fern von ihm, voll Qualen
Umher in dieſer Hölle irrend wanket,
Um mit dem Schatten, der ihm nur geblieben,
Zum Beiſpiel dem, der Amorn traut, zu dienen.“

129.

Die ganze Nacht durchrann der Graf den Wald,
Bis ſein Geſchick ihn bei der Tagesflamme
Erwachen wieder zu der Quelle führte,
Wo an der Grotte jenes Epigramm
Medor geſchrieben. Itzt ſetzt ihn der Anblick ſeiner
Am Felſen eingegrabnen Schmach in ſolche Glut,
Daß auch kein Theilchen an ihm übrig blieb,
Das nicht von Haß und Wuth und Grimme flammte.
Mit Ungeſtüm reißt er ſein Schwerdt heraus.

130.

Zerhau'n wird Schrift und Fels, und bis zum Himmel
Entſchwirr'n beflügelt die zerſchlagnen Stücke.
Weh jener Grotte, wehe jedem Bäumchen,
Woran Medor Angelika geſchrieben!
Nie werden ſie dem Hirten noch der Heerde
Forthin mehr Schatten und Erfriſchung geben.

Auch jener Bach, bisher ſo lauter — wenig
Verſchonet ſein die Wuth des Ungeſtümen.

131.

Er ſchleudert Aeſte, Klötze, Stämme, Steine
Und Schollen raſtlos in die ſchönen Fluthen,
Bis er ſie ſo von oben bis zum Grunde
Verdorben, daß ſie nie ſich wieder hellen können,
Und müde endlich, endlich naß vom Schweiße,
Jetzt, da der Athem nicht dem Zorne mehr,
Dem wilden Haß, der Flammenwuth genügt,
Stürzt er zum Wieſengrund, und ächzt gen Himmel.

132.

Voll Qual und matt ſtürzt er zum Raſen nieder,
Und heftet ſtumm die Augen auf den Himmel.
So läßt er, ohne Schlaf und ohne Speiſe,
Die Sonne dreimahl auf und nieder gehen.
Die bittre Marter mehrt ſich fort und fort,
Bis ſie zuletzt ihn des Verſtands beraubet.
Am vierten Tage reißt, von Wuth getrieben,
Er Panzerhemd und Harniſch ſich vom Leibe.

133.

Hier bleibt der Helm und dort der Schild, und ferne
Die andre Rüſtung, ferner noch der Küraß;
Kurz, alle ſeine Waffen ruhn zerſtreut
Im Walde. Hierauf zerreißt er ſeine Kleider,
Entblößt den rauhen Leib, die Bruſt, den Rücken;

Und

Und nun beginnt ſein Wahnſinn mit ſo großen Schrecken,
Daß nie ein Menſch von größrem hören möchte.

134.

Er fällt in ſolche Wuth und Raſerei,
Daß ſich ein jeder Sinn in ihm verfinſtert.
Wenn er bedacht, ſein Schwerdt zur Hand zu nehmen,
Er hätte Wunder mit ihm wirken müſſen.
Doch deſſen nicht, noch Beile, Hellebarden,
Bedurfte ſeine grenzenloſe Stärke;
Durch ſie allein verübt er hohe Thaten:
Beim erſten Ruck entreißt er eine hohe Fichte;

135.

Und andre hier, und andre dort, wie wenn
Sie Fenchel, Kittich oder Dille wären.
Mit gleicher Wuth entwurzelt er dann Eichen,
Und Ulmen, Buchen, Birken, Tannen rings umher.
So wie ein Vogler, der, um ſeine Netze
Bequem zu legen, einen Platz ſich ſäubert,
Hinweg die Binſen, Stoppeln, Neſſeln räumet:
So rottet er bejahrte Bäume aus.

136.

Als dieſes Krachen zu der Hirten Ohren
Erſcholl, ſo liefen ſie, der hier, dort jener,
Hinweg von den im Wald zerſtreuten Heerden,
Um des Getöſes Urſach zu erkunden.

Geſang XXIV.

Stanze 5 — 14.

5.

Sie hatten kaum dem Tollen ſich genug genähert,
Um ſeiner Wunderkraft furchtbare Thaten
Zu ſehn, als ſie zur Flucht ſich blindlings wandten,
Wie es bey jäher Furcht geſchieht. Der Tolle
Verfolgt mit toller Haſt die Fliehenden,
Packt einen und verkurzt ihn um den Kopf,
So leicht, als man vom Baum den Apfel, oder
Die Roſe von dem Buſche brechen würde.

6.

Nun faßt er dieſen Rumpf beim Bein, und dreſcht
Damit, ſtatt eines Kolbens, auf die andern.
Schon liegt ein Paar, vom Schlage eingeſchlummert,
Und hofft am jüngſten Tage zu erwachen.
Die andern, ſchnell an gutem Rath und Füßen,
Verlaſſen ungeſäumt die Gegend. Schwerlich hätte
Der Raſende gezaudert, ihnen nachzuſetzen;
Allein er kämpfte ſchon mit ihren Heerden.

7.

Die Ackerleute, klug durch Andrer Beyſpiel, laſſen
Auf ihren Feldern Pflüge, Hacken, Senſen,
Und ſteigen, hier auf Häuſer, dort auf Thürme,
Da ſie nicht Ulmen mehr noch Weiden ſichern.
Von da betrachten ſie, wie ſeine Raſerei

Mit

Mit Schlägen, Stöſſen, Biſſen, Kratzen, Tritten
Die Pferd und Ochſen quetſcht, zerreißt, zermatſcht.
Ein wackrer Renner iſt, wer ihm entfliehet.

8.

Schon hallt von nahen Dörfern wilder Lärm
Von Heulen, Hörnern und Schalmey'n, noch öfter
Der Schall von Glocken; und mit Gabeln, Bogen-
Spießen
Bewaffnet und mit Schleudern, tummeln tauſend
Sich von den Bergen hinab, und tauſend klettern
Vom tiefen Thal hinauf zu andern Höhen,
Mit bauriſcher Wuth den Tollen anzufallen.

9.

So wie die Woge, von dem Süd getrieben,
Zuerſt das ſalzige Ufer ſcherzend ſchläget;
Doch ſtärker rollt die zweite ſchon daher,
Die dritte brauſt mit größerem Ungeſtüme;
Und immer höher thürmen ſich die Fluthen,
Und geißeln immer wilder das Geſtade:
So wächſt der tolle Schwarm, der auf Orlando
Hinab die Höhen rennt und aus den Thälern ſtrömt.

10.

Er würgt ein Dutzend hier, und dort ein Dutzend,
Die ihm entgegen ohne Ordnung rennen;
Und dies bewies nach hellem Augenſcheine,
Daß man weit ſichrer fern ſich von ihm halte.

Aus

Aus ſeinem Körper Blut zu ziehn, iſt keinem
Vergönnt; umſonſt iſt Schlag und Stich. Dem Grafen
Verlieh des Himmels König dieſe Gnade,
Um ihn zu ſeines heiligen Glaubens Wehr zu ſetzen.

11.

Und wär' er nicht vor Tod verwahrt geweſen,
So ward ſein Leben hier bedroht. Er konnte
Jetzt ſehn, was es, die Waffen fortzuſtreuen,
Bedeut', und nackt in Kämpfe ſich zu wagen.
Schon weicht der Schwarm zurück, da er erſiehet,
Wie jeder Schlag an ihm verloren iſt.
Orlando macht ſich, da ihn niemand weiter
Erwartet, auf den Weg zu einem Flecken.

12.

Er fand im Flecken weder Klein noch Groß,
Denn jeder war aus Furcht davon geflohen;
Doch fanden ſich daſelbſt geringe Speiſen,
So wie man ſie bei Hirten trift, in Menge.
Orlando ſchied nicht Brod von Eicheln, ſondern
Fiel raſch, vom Faſten und von Gier getrieben,
Mit Händen und mit Zähnen über alles,
Was vor ihm lag, Gekochtes oder Rohes.

13.

Von da durchirrt er dann das ganze Land,
Und macht auf Menſchen Jagd und wilde Thiere,
Fängt bey dem Lauf durch waldige Gebirge

Bald

Bald ſchnelle Reh' und bald behende Gemſen,
Rauft häufig ſich mit Bären und mit Ebern,
Und ſtreckt mit bloßen Händen ſie zu Boden,
Füllt öfter ſich mit wilder Gier den Bauch
Mit ihrem Fleiſche ſammt dem rauhen Felle;

14.

Trabt weiter, hin und her, hinauf, hinunter,
Durchs ganze Frankreich und gelangt an einem Tage
Zu einer Brück'; ein breiter, tiefer Strom
Rauſcht' hier dahin durch hohe, jähe Ufer.
Zur Seite war ein hoher Thurm erbauet,
Von dem man rings zu weiten Fernen blickte.

Geſang XXXIII.

Stanze 10 — 43.

10.

Indeß beklagte Bradamante ſtets
Sich über jener zwanzig Tage Länge,
Nach deren Endigung Rudſchier zurück
Zu ihr und ihrem Glauben kehren wollte:
Dem, der vom Kerker oder Bann erlöſt
Zu werden harrt, ſcheint kaum die Zeit ſo träge,
Die Freiheit, oder den erſehnten Anblick
Des lieben Vaterlandes ihm zu gönnen.

11.

Bei dieſem bittern Harren denkt ſie oft,
Es ſey der Sonnenroſſe eins gelähmet, oder

Ein Rad verletzt: ſo ungewöhnlich langſam
Schien's ihr ſich umzuwälzen: länger noch
Als jener Tag, den Nun's gerechter Sohn
Durch Glaubenskraft am Himmel aufhielt, länger
Als jene Nacht, die Herkuln zeugte, dünkte
Sie eine jede Nacht, ein jeder Tag.

12.

Wie oft fand ſie das Los ſchlaftrunkner Dachſe,
Des Biers, des Murmelthiers beneidenswerth!
Gern hätte ſie die ganze Zwiſchenzeit
Im tiefſten Schlaf verbracht, und gern nicht eher
Erwachen, eher keinen Laut vernehmen mögen,
Bis ſie Rudſchier vom trägen Schlaf erweckte.
Doch nicht nur dies vermag ſie nicht: die Arme
Kann ſelbſt bei Nacht nicht eine Stunde ſchlummern.

13.

Sie wirft ſich in dem läſtigen Bett umher,
Bald hier, bald dort, und findet nirgends Ruhe.
Oft pflegt ſie auch ein Fenſter aufzumachen,
Zu ſehn, ob vor dem Morgenlichte her
Des alten Titons Ehgemahl noch nicht
Die weiße Lilje und die Purpurroſe ſtreue;
Kaum iſt der Tag geboren, ſehnt ſie ſich ſchon wieder
Den Himmel in der Sterne Schmuck zu ſehen.

14.

Als endlich nur vier Tage oder fünf
Noch fehlten, wartet ſie von einer Stunde

Zur

Dieſes hat mir alſo meine Tochter aus pflichtſchuldigem Gehorſam gezeigt, und überdas noch weiters meine Ohren mit allen ſeinen Nachſtellungen, ſo wie ſie nach Zeit, Ort und Umſtänden ſich begeben haben, bekannt gemacht.

König.

Aber wie hat ſie ſeine Liebe aufgenommen?

Polonius.

Was denket ihr von mir?

König.

Daß ihr ein ehrlicher und pflichtvoller Mann ſeyd.

Polonius.

So möchte ich in der Probe gerne beſtehen. Aber was könntet ihr denken? Wie ich dieſe feurige Liebe gewahr wurde, (und ich muß euch geſtehen, daß ich ſie merkte, eh mir meine Tochter was davon ſagte,) was hätten Eu. Königliche Majeſtäten denken können? Wenn ich einen Pult oder eine Schreib-Tafel vorgeſtellt, oder aus weitausſehenden Abſichten den Tauben und Stummen gemacht, oder über dieſe Liebe mit gleichgültigen Augen hingeſehen hätte, was würdet ihr denken? Aber nein, ich gieng fein gerade durch, und beſprach mein junges Frauenzimmer folgender maaſſen: Prinz Hamlet iſt ein Prinz, und alſo über deiner Sphäre; es kan nicht ſeyn; und dann gab ich ihr Regeln, wie ſie ſich vor ihm unſichtbar machen, keine Bottſchaften von ihm vor ſich laſſen, und

Zur andern voller Hoffnung auf den Boten,
Der ihr die Nachricht bring': Es kommt Rudſchier!
Oft ſteiget ſie auf einen hohen Thurm,
Wo ſich dem Auge rings die ſchönen Fluren
Und Wälder öffnen, auch ein Theil des Weges
Von Frankreich her nach Montalban ſich zeiget.

15.

Entdeckt ſie fernhin Waffenſchimmer, oder
Sonſt was, das einem Ritter ähnlich ſiehet:
Glaubt ſie, es ſey Rudſchier, und plötzlich heitern
Sich ihre ſchönen Augen wieder auf.
Kommt einer waffenlos, zu Fuß daher;
Hofft ſie, es ſey ein Bote von Rudſchier.
Und trügt ſie gleich die Hoffnung immer, dennoch giebt
Sie unermüdlich neuer Hoffnung Raum.

16.

Ihm zu begegnen hoffend, ſteigt ſie oft
Bewaffnet von dem Berg zur Ebne nieder;
Und da ſie ihn nicht antrift, hoffet ſie,
Er ſey auf anderm Weg in Montalban
Indeſſen angelangt; und das Verlangen,
Das von der Burg ſie trieb, jagt ſie zurück:
Umſonſt — ſie trift ihn weder hier noch dort.
Indeß verſtreicht das heiß erſehnte Ziel.

17.

Das Ziel verſtreicht; ſchon iſt's ein Tag, ſchon ſind es zwei,
Izt drei, izt ſechs, izt acht, izt zwanzig drüber;

Und

Und noch erblickt ſie ihren Bräutigam nicht!
Hört nichts von ihm! — Da floß ihr Schmerz in Klagen,
Die ſelbſt die ſchlangenhaarigen Furien
Im ſchwarzen Reich zum Mitleid rühren konnten;
Verletzt ward izt das göttlich ſchöne Auge,
Das goldne Lockenhaar, der Schwanenbuſen.

18.

„So iſt's denn wahr — ſo klagte ſie — und iſt's
Mein Los, zu ſuchen den, der von mir fliehet?
So ſoll ich ſchätzen den, der mich verachtet?
Soll bitten den, der nie mir Antwort giebt?
Wie? der mich haſſet, ſoll mein Herz beſitzen?
Er, der ſo übermenſchlich groß ſich achtet,
Daß, um ſein Herz mit Liebe zu entzünden,
Vom Himmel eine Göttin ſteigen müßte?

19.

„Der Stolze weiß, ich lieb' ihn, bet' ihn an,
Und will mich nicht zur Braut, zur Sklavin nicht.
Der Unbarmherzige weiß, ich ſchwinde, ſterbe
Für ihn; und — wenn ich todt bin, will er helfen.
Und daß ich nicht ihm meine Marter ſagen könne,
Die ſeinen Trotz vielleicht erweichte, birgt er ſich
Vor mir, ſo wie die Natter, ihren Gift
Nicht zu verlieren, des Beſchwörers Stimme flieht.

20.

„O Amor, hait ihn an, ihn, der ſo raſch
Der athemlos ihm Folgenden enteilt!

Wo nicht, ſo ſetze mich in jenen Stand zurück,
Worin ich weder dich noch einen andern
Gebieter kannte. Doch, wie eitel iſt die Hoffnung,
Durch Flehen dich zum Mitleid zu bewegen!
Dich, dem ſie Luſt, ja Nahrung, Labſal ſind,
Die Thränenbäche, die du fließen machſt!

21.

„Doch ach! worüber darf ich mich beklagen,
Als über mein verblendetes Verlangen?
Dies ſchwingt mit mir ſo hoch ſich in die Lüfte,
Bis es die Flügel ſich am Feur verſengt.
Dann kann es ſich nicht halten, läßt vom Himmel
Mich fallen. Und hier endet nicht mein Uebel:
Mit friſchen Fittigen fliegt es auf, verſengt ſie wieder;
Drum ſtürz' ich ſtets von neuem in die Tiefe.

22.

„Doch nein! weit mehr muß ich mich ſelbſt verklagen!
Ich öffnet' ihm ſo willig meinen Buſen;
Da hat es die Vernunft vom Thron geworfen,
Und jede Kraft in mir erſtickt. Nun treibt es ſtets
Vom übel mich zum ſchlimmeren; und zügeln
Kann ich es nicht: es hat ja keine Zügel.
Ja, zu dem Abgrund des Verderbens führt
Es mich; Verzug verſchlimmert nur das Uebel.

23.

„Ach! warum will ich auch mich ſelbſt verklagen?
Ich, die ich nie gefehlt, nur Einmahl — dich zu lieben!

Was Wunder iſt's, wenn ſich das leicht gerührte
Und ſchwache Herz des Weibes ſchnell ergab?
Warum ſollt' ich durch Trotz zu hindern ſtreben,
Daß mir die höchſte Schönheit nicht gefiele?
Der hohe Anſtand und die weiſe Rede?
O elend iſt, wer von der Sonne flieht!"

* * *

26.

Der Schmerz bemächtigt ſo ſich Bradamantens,
Das für den Troſt kein Plätzchen ledig bleibt.
Allein dem Schmerz zu Trotz erſcheint die Hoffnung,
Und fodert Aufnahm' in ihr Herz, erfriſcht
Ihr dennoch wieder die Erinnerung deßen,
Was ihr Rudſchier bey ſeinem Abſchied ſagte,
Und nöthigt ſie, wie ſehr die andern Leidenſchaften
Dagegen ſind, ihn ſtündlich zu erwarten.

27.

Und dieſe Hoffnung war's, die nach Verlauf
Der zwanzig Tage ſie noch einen Monat
Genug empor hielt, daß der Schmerz nicht ihre Seele
Mit ungeſchwächter Kraft danieder drückte.
Doch eines Tags vernahm ſie auf dem Wege,
Den ſie, Rudſchiern zu treffen hoffend, oft
Beſuchte, eine Nachricht, die der Hoffnung auch,
Des letzten Guts der Armen, ſie beraubte.

28.

Sie ſtieß auf einen Ritter von Gaskonge,
Der grades Wegs vom Heer der Moren kam,

Wo er vom Tage jener großen Schlacht
Im Auge von Paris Gefangener geweſen.
Um mancherlei befragte ſie den Ritter,
Bis ſie zum vorgeſteckten Ziel gelangte:
Sie fragte nach Rudſchieren, und nun blieb
Sie unverrückt bei dieſem Punkte ſtehen.

29.

Der Ritter konnt' ihr gute Auskunft geben —
Denn Agramantens Hof war ihm ſehr wohl bekannt —
Und er erzählt' ihr: „wie Rudſchier im Zweikampf
Sich mit dem tapfern Mandrikard gemeßen,
Und ihn getödtet, doch an einer Wunde,
Dem Tode nah, ſchon über einen Mond gelegen."
Wenn ſeine Nachricht hier geendigt hätte,
So war Rudſchier mit gutem Grund entſchuldigt.

30.

Allein jetzt fuhr er fort: „Es fände ſich
Im Lager eine Jungfrau, die Narſiſa
Sich nennte, minder heldenmüthig nicht als ſchön,
Noch minder jedes Waffenkampfes kundig;
Es liebte ſie Rudſchier, und ſie Rudſchieren;
Man ſähe ſelten ſie von ihm, und ihn
Von ihr getrennt; im Lager glaubte jeder,
Daß ſie einander ſich verlobet hätten.

31.

Und wann Rudſchier geneſen ſey ſo ſollte
Das Ehebündniß öffentlich verlauten;

Und jeder König, jeder Fürſt der Heiden
Empfände drüber große Luſt und Freude:
Denn da ſie Beider übermenſchliche Tapferkeit
Erſehen, hofften ſie, es werde bald
Aus ihnen ein Geſchlecht von Helden ſproßen,
Das tapferſte, das je auf Erden glänzte."

32.

Nicht ohne Urſach glaubte der Gaskonger
Was er erzählte: denn im Heer der Moren
War dieſer Glauben allgemein; es war
Die öffentliche Sage. Viele Zeichen
Von hoher Gunſt, die dieſes Heldenpaar
Sich oft gegeben, zeugten dies Gerüchte;
Und endlos wächſt der Ruf, gut oder böſe,
Sobald er eines Menſchen Mund entflieget.

33.

Daß ſie mit ihm der Moren Heer zu Hülfe
Gekommen, und an ſeiner Seite ſtets
Geſehen ward — dies hatte dieſen Glauben
Zuerſt gepflanzt; doch ſehr war er gewachſen,
Als ſie, nachdem ſie mit Brunell vom Lager
Sich erſt entfernt, (wie ich erzählte) ohne
Daß jemand ſie zurück gerufen, wieder
Dahin gekehret war, allein, Rudſchiern zu ſehen.

34.

Allein, ihn zu beſuchen, da er an der Wunde
Sehr hart darnieder lag, war ſie ins Lager

Ge-

Bekommen; und, nicht einmahl nur, nein oft
Blieb ſie den Tag bei ihm, und ſchied erſt an dem Abend.
Weit mehr noch gab dem Volk die Huld und Ehrfurcht,
Die ſie Rudſchiern allein bewies, zu reden;
Da es bekannt war, wie voll Uebermuthes
Sie neben ſich die ganze Welt verſchmähte.

35

Da der Gaskonger ihr die Wahrheit dieſer Nachricht
Beſtätigte, ſo ward der Armen Herz
Von ſolchem ungeſtümen Schmerz ergriffen,
Daß ſie mit Müh ſich aufrecht halten konnte.
Schnell, ohn' ein Wort zu ſprechen, wendet ſie
Ihr Roß, von Eiferſucht und Zorn entbrannt,
Und kehrt, da nun in ihr der Hoffnung letztes Fünkchen
Erloſchen, voller Wuth zur Burg zurück.

36.

Und ohne ſich der Waffen zu entledigen,
Streckt ſie der Länge nach ſich auf ihr Bette,
Mit dem Geſichte unten, und verengt,
Um nicht ſo laut zu ſchrei'n, daß ſie Verdacht
Erwecken könnte, ſich den Mund mit Tüchern.
Indem ſie hier des Ritters Nachricht wieder
Durchläuft, verſinkt ſie in ſo großen Schmerz,
Daß ſie, zu ſchwach ihn länger zu erdulden,
Ihm Luft in dieſen Klagen geben mußte:

37.

„Ich Unglückſelige! Wem ſoll ich forthin mehr trauen?
Ja, treulos iſt und grauſam jeder, wenn

Du treulos bist und grausam, o Rudschier!
Den ich so liebreich, so getreu mir wähnte!
O welche Tücke, welche Grausamkeit
Empörte je das Herz in Tanerspielen,
Die minder schrecklich nicht als deine Schuld
Dich dünken muß, wenn nur dein Herz, was ich
Um dich verdient, einmahl erwägen wollte!

38.

„Warum Rudschier, da doch kein Ritter lebet,
Der dich an Muth, an Schönheit überträfe,
Noch sich an Tapferkeit, an edlen Sitten
Und Anmuth dir vergleichen könnte: warum sorgst
Du nicht daß man zu deinen glänzenden,
Göttlichen Tugenden auch Festigkeit,
Auch unverletzte Treue zählen könne,
Der jede andre Tugend huldiget?

39.

„Weißt du denn nicht, daß da, wo diese mangelt,
Man keinen Werth noch Adel suchen dürfe?
So wie kein Ding und sey es noch so schön,
Erscheinen kann, wenn es kein Licht bestrahlt,
Leicht konntest du ein Mädchen hintergehen,
Dem du Gebieter, Abgott — alles wärest,
Das dir es auf dein Wort geglaubet hätte,
Die Sonne wär' ein kalter, dunkler Körper.

40.

„Grausamer! welch Vergehn kann dich noch schmerzen,
Wenn dich's nicht reut, die, so dich liebt, zu tödten?

Wenn dich der Treue Bruch ſo wenig kümmert,
Welch andre Laſt mag je dein Herz beſchweren?
Was ſparſt du für den Feind, wenn du das Mädchen,
Das dich ſo zärtlich liebt, ſo grauſam marterſt?
Ja, aus dem Himmel iſt Gerechtigkeit
Verſchwunden, wenn er zögert mich zu rächen!

41.

„Wenn frechen Undanks Schuld weit mehr den Menſchen
Als jede andre Sünde drückt; und ſeinetwegen
Der ſchönſte von den Engeln aus dem Himmel
Zur Höllennacht hinab gebannet wurde;
Wenn ſchwere Geißel ſchwerer Sünden warten,
So ſchuldige Beßrung nicht die Seele reinigt:
Dann hüte dich, daß dich die rauhe Geißel
Nicht treffe, der du Undank gegen mich
Verübt, und dich ihn zu vergüten weigerſt!

42.

„Des Diebſtahls auch, des ſtrafbarſten der Laſter,
Grauſamer! muß ich bitter dich verklagen;
Nicht, daß du mein Herz mir entwendeſt haſt —
Darüber magſt du losgeſprochen ſeyn! —
Ich meine, daß du dich mir erſt gegeben,
Und dann ſo ungerecht dich mir entnommen.
Gieb dich mir wieder! denn, du weißt ja wohl,
Wer andrer Eigenthum behält, der wird nicht ſelig.

43.

„Du haſt verlaſſen mich, Rudſchier! ich will dich nicht,
Und könnte nicht, wollt' ich dich auch verlaſſen.

Doch, von der Angſt und Qual mich zu befreien,
Kann ich und will ich meine Tage enden.
Nur ſchmerzt es mich, daß ich in deiner Gunſt
Nicht ſterbe. Hätte mir's der Götter Huld vergönnt,
Beglückt von deiner Liebe hinzuſcheiden,
So wäre nie ein Tod ſo ſüß geweſen."

IV.

Zwei Fragmente eines didaktiſchen Gedichts: Die Geſundquellen.

Lob des Eiſens.

Töne, Leier, das Lob des Eiſens im Feiergeſange!
Unter den mächtigen Barden im heiligen Erbe Thuiskons
Pries noch keiner die Frucht der deutſchen Heldengebirge:
Noch kein feierndes Lied erſcholl zum Ruhme des Eiſens
Unter den Eichen des Hains, der ſeine Wurzeln hinabſtreckt
Zu dem ſtillen Geklüft, wo den Samen der Erze zu keimen
Mutter Natur gebot, und im leiſen Wuchſe zu reifen.
Heil dir, edles Geſchenk der vaterländiſchen Berge!
Das der Sterblichen viele verachten, und thöricht des Goldes
Trügenden Glanz, den mehr verehren, und gieriger ſuchen,
Als dich, Eiſen, und deine beſcheidnere Schimmer. Verkennt nicht,
Hermanns Enkel, verkennt nicht das Kleinod eurer Gebirge!
Horcht,

weder Briefchen noch Geſchenke annehmen ſollte -- Das that ſie nun; aber ſehet was die Früchte meines Raths geweſen ſind. Denn, daß ich es kurz mache, wie er abgewieſen wurde, ſo gerieth er in Traurigkeit, hernach verlohr er den Appetit, darauf den Schlaf, dadurch verfiel er in Schwachheit, aus dieſer in ein Delirium, und ſo von Grad zu Grad, endlich in die Tollheit, worinn er nun raſet, und welche wir alle beweinen.

König.

Denkt ihr das?

Königin.

Es kan gar wol möglich ſeyn.

Polonius.

Iſt jemals eine Zeit geweſen, das möcht' ich doch gerne wiſſen, wo ich poſitive geſagt habe, es iſt ſo, und es hat ſich anders befunden?

König.

Meines Wiſſens nicht.

Polonius.

Wenn es anders iſt, will ich meinen Kopf verlohren haben. Wenn ich nur einige Umſtände weiß, ſo will ich allemal finden, wo die Wahrheit verſtekt liegt, und wenn ſie im Mittelpunkt der Erde ſtekte.

König.

Horcht, ich ſinge das Lob des vaterländiſchen Reichthums!
Sage, woher, o Krieg, nimmſt du dein Waffengeſchmeide,
Deine geſchliffene Wehr zum letzten, entſcheidenden Angriff?
Eiſen, gehärtet zu Stahl in der Eſſe, gebändigt vom Amboß,
Und in den Händen des Künſtlers geſchärft, bewaffnet den Feldherrn,
Stählerne Rüſtung umpanzert die thatenſchwangere Bruſt ihm.
Heil dir, edles Geſchenk der vaterländiſchen Berge!
Sei gefeiert im Lied, weil du den Helden zum Rachſchwert
Dienſt im gerechten Krieg, und ihm über den ſtolzen Erobrer
Siegen hilfſt für das Vaterland in der donnernden Feldſchlacht.
Doch iſt im Frieden gröſſer dein Ruhm, und ſchöner dein Segen.
Siehe, du biſt mir werther, und feuriger grüßt mein Geſang dich,
Wann dich die Amboshand zur blanken Waffe des Friedens
Hämmernd bildet, die kein unmenſchlicher Krieger im Herzblut
Schlummernder Säuglinge röthet. Die ſanfteſten ländlichen Freuden
Schwellen mir immer das Herz, und ergießen in heiligen Hymnen
Sich mir über die trunknere Lippe, wann ich dich ſehe
Blinken am friedſamen Pflug in der ſcholligen Furche des Hügels;
Wann ich höre das Senſengeklirr auf blühendem Anger;
Wann das Sichelgeräuſch im Gefilde der ſinkenden Halme
Lieblich ertönt, wo das bräunliche Schnittermädchen mit blauen
Blumen ein Seil durchflicht, um die ſchönſte der Garben zu binden;
Wann in der fröhlichen Leſe der Winzer dich ſchärft auf dem Wetzſtein,
Einzuerndten den Segen des Herbſts auf Traubengebirgen.

Heil dir, nützliches Erz! Der Chor der geſelligen Künſte
Stimmt in meinen Geſang zu deinem würdigen Lob ein.
Kein Praxiteles hätte mit ſilbernem Meißel den Marmor
Je zum athmenden Bilde geſchaffen. Keine Paläſte,
Aus den felſigen Ribben des Bergs korinthiſch erbauet,
Thürmten ſich ohne das Eiſen empor in die ſtaunenden Wolken.
Ohne dich ſchüfe die Kunſt Arachnens keine Gemählde
Auf der blendenden Seide, geſpannt in den weiblichen Rahmen.
Trabt das edele Roß, wann Gold den Huf ihm bekleidet,
Sicherer über das Eis, und hinan den ſchrofen Gebirgspfad?
O, wie fände der kühne Pilot in den Wüſten des Weltmeers
Sicheren Pfad, wann rings am Olymp Sturmwolken wie ſchwarze
Teppiche hangen, und ihm die freundlichen Sterne verhüllen,
Die durch Labyrinthe von Syrten und ſtrudelnden Wirbeln
Sicher am goldenen Faden ihn leiteten, daß er nicht ſcheitre?
Durch die ſchreckliche Nacht biſt du, leichtſchwebende Nadel,
Ihm ein treues Orakel, das unter magiſchem Beben
Ihm weiſſaget, in welcher umwölkten Gegend des Himmels
Sirius ſtrahlt und Arktur, das Siebengeſtirn und Orion.
Lieb biſt du dem Schiffer nicht nur, und dem fleißigen Landmann,
O, wohlthätiges Eiſen! dich liebt und ſegnet der Gott auch,
Der mich früh der Natur Geheimniſſe lehrte, der weiſe
Päon. *) O du, mein Meiſter, vergieb mir, wann ich den Menſchen,
Mei-

*) Päon, eine Benennung Aeskulaps oder Apollons, als einer Gottheit der Arzneikunſt.

Meinen leidenden Brüdern, eröffne die heiligen Lehren
Deiner göttlichen Kunſt, ſie nur in den dämmernden Vorhof
Führe deines großen, geheimnißverhüllenden Tempels.

u. ſ. w.

Anfang des zweiten Geſangs.

Früher entfleuch' ich dem finſtern Gebiet der nächtlichen Schauer,
Als des Erebus Dunkel verdrem der thraziſche Barde;
Sehe mit Wonne den Tag, und das heilige Licht, und des Himmels
Ewigen Azurdom, geſchmückt mit der ſtrahlenden Sonne,
Welche den Saum der Wolkengeſtalten im Abend vergüldet.
Erde, wie biſt du ſo ſchön! ein irdiſcher Himmel, der Wohnſitz
Meiner befreundeten Menſchen. Empfangt mich wieder, empfangt mich,
Theure, verbrüderte Menſchen, in eurem geſelligen Kreiſe!
Euch zu Liebe betrat ich der Nacht pfadloſe Gefilde.
Aus einödiger Tiefe zurück gekehret zum Schauplatz
Einer bekannteren Welt, wo gluhendes Leben ſich reget,
Eil' ich, in eurer Umarmung zu ruhn mit herzlicher Inbrunſt.
War die Göttin mir gleich Begleiterin, dennoch erfüllt mich
Feurig der Drang, an euch mich zu ſchließen, der Menſch an die Menſchen.
Euch viel näher verwandt, ſchmiegt herzlicher, inniger, trauter,
Voll des wärmſten Gefühls, an das eure mein Herz ſich, empfindet

Menſch-

Menſchlicher. Traun! oft hat mein Buſen dieſes empfunden,
Wenn ich ſtand an dem Lager des ächzenden Kranken, und ringsum
Jeglicher Blick in dem meinen zu leſen ſuchte das Urtheil
Ueber Leben und Tod. Doch dann auch, Heil mir! empfand ichs,
Wann ich der Blindheit Nacht wegnahm von dem Auge der Brüder,
Daß ſie wieder den Tag aufglühn ſahn, zitternd ſich freuten
Ob dem erneuerten Wonnanblick der theuren Geliebten.
Rettungsdank, ihn erndten, entzückt mit der Wonne der Götter
Sterbliche; Rettungsdank zu verdienen beginn' ich von neuem
Meinen Geſang zum Preis der Geneſung ſtrömenden Urnen.

Jealicher Heilungsquelle bewundernswürdigen Urſprung
Hab' ich kennen gelernt, und belauſcht ihr kindliches Lallen,
Dort wo die alte Nacht in ſchaurigen Grotten ſie gängelt.
Muſe, mit mir beſuche ſie nun in der Fülle der Jugend,
Wo ſie zuerſt dem Felſen entſtürzt, mit Silbergeſprudel
Freudig die Sonne begrüßt, und in ſchönern Ufern dahin wallt,
Oder ſich tief im Haine verliert, wo gaukelnde Weſte
Sich an der kühlenden Welle die matten Schwingen erfriſchen.
Doch wo beginne, wo end' ich? Es faßt ja die Nahmen der Quellen
Keine Zahl; auch wär' es vergebens jede zu nennen.
Fruchtlos wär' es im Liede die Nymfen alle zu preiſen,
Welche der Vorwelt Barden mit Hymnen ehrten; es ſind ja
Längſt im Strome der Zeit die ſilberſprudelnden Urnen

Jener Najaden verſunken. Kallirrhoë *) ſpielt mit den
Schweſtern
Nicht mehr unter den Palmen am Ufer der Quelle Fiala;
Juda wallet nicht mehr zu der ſalomoniſchen Tadmor **)
Quellen, die jetzo vielleicht im Sande der ſchweigenden
Wildniß
Unter den mooſigen Trümmern verſiegen der alten Palmyra ***).
Selbſt der herrliche Chor von Hellas a) Oceaniden,
Ach! er entfloh ſchon längſt zum Korallenhaine der Mutter,
Dort in ſtiller Trauer zu weinen über Achäa's
Hingeſchwundenen Ruhm. Auſoniens b) liebliche Nymfen
Laden nicht mehr mit Silbergeſang das mächtige Volk ein
Aus hetruskiſchem Stamm. Die heilſamen Quellen zu
Bajä c)
Lispeln mit lyriſchem Ton in Flakkus Liedern allein noch.

*) Kallirrhoë, eine Quelle in Judäa nicht weit vom Jordan, deren ſich Herodes in ſeiner letzten Krankheit bediente. Fiala hieß die Quelle des Jordans.

**) Der ſalomoniſchen Tadmor. Tadmor, von Salomo in der Wüſten erbaut, war ehemals wegen ſeiner Bäder berühmt.

***) Der alten Palmyra. Nach der Vermuthung einiger Geſchichtforſcher ſtand Palmyra auf derſelben Stelle, wo einſtens Tadmor war.

a) Hellas. Griechenland.

b) Auſonien. Italien.

c) Die heilſamen Quellen zu Bajä, welche Antonius Muſa dem Auguſtus verordnete, der in dieſen Bädern die Geſundheit wieder erhielt.

Albion *) lecket mich zwar mit ſeinen beſungenen Hainen
Unter die freundliche Schaar der perlengeſchmückten Najaden,
Ladet mich ein an der ſanften Avonia **) Feengeſtade,
Wo noch oft in der Sommernacht, um die Grotte, die Shakſpear
Einſt als Knaben verſteckt, Melodien der Geiſter ertönen.
Zwar winkt dort mir die Schweſter ***) mit ihren goldenen Zinnen,
Attiſchen Marmorgebäuden, mit ihren Hügeln und Gärten,
Wo ſich die Zwillingsſchweſtern ergehn, Geſundheit und Freude.
Zwar in den Thälern der Alpen a) und Apenninen entrieſelt
Mancher Geneſungsbrunnen der moosbewachſenen Felsklüft,
Und die Schallmeien der Hirten belauſcht oft eine Najade,
Werth des Geſangs und der Kränze, geflochten von euch, ihr Kamönen.

An

*) Albion. England.

**) Avonia. Der Grundquell zu Briſtol, von dem nachbarlichen Fluß Aven ſo benannt, an deſſen Ufer Shakſpear's Geburtsort liegt.

***) Die Schweſter. Die Bäder zu Bath in derſelben Gegend.

a) In den Thälern der Alpen. Unter den Bädern der Schweiz behauptet Baden an der Limmat ſeinen alten Ruhm. Das launige, maleriſche Schreiben des Poggius an ſeinen Freund über die Luſtbarkeiten der Bäder zu Baden, verdient nachgeleſen zu werden. Es ſteht in ſeinen Werken, welche zu Straßburg 1513 in Fol. herausgekommen. Eine Ueberſetzung hat der verſt. Prof. Klögel geliefert. S. Vermiſchte Beyträge zur Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften. Zweiten Bandes erſtes Stück. S. 178.

An der beſegelten Wolga Geſtad und in Tauriens *) Steppen
Nahm, o forſchender Pallas, dich auf heilbringender Nymfen
Felſenbehauſung; dir ſcholl in einſam bewanderter Wildniß
Zarizinens **) Geſang aus ihrer verborgenen Grotte.
Doch ich feire ſie nicht. Mir winkt in Germaniens Wäldern,
Reicht mir die Leier der Barden das Vaterland zum Geſange.
Reich iſt das heilige Land Thuiskens, reich an der Aehre
Mark nicht allein, an Trauben, Gewild, Bergwäldern und Landſeen;
Auch ergiebiger ſind an weitgefeierten Quellen,
Als die beſungendſten Höhn des Auslands, ſeine Gebirge.
Einigen unter der Menge der vaterländiſchen Nymfen
Tönt mein Feiergeſang: nur einige will ich bekränzen
Mit den goldenen Blumen des Hains am hohen Parnaſſus.

Dich vor allen, dich grüſen die Muſen vor allen, in Winfelds
Thal, o heiliger Born ***), du Göttergeſchenck Hygieens!

Wo

*) In Tauriens Steppen. Eine Sauerquelle bei Pogrammz in Taurien, die mit dem Selter-Waſſer viel Aehnlichkeit hat. S. Pallas Reiſe. Th. 3. S. 249.

**) Zarizinens Geſang. Der Brunnen bei Zarizin (zu Sarepta in der ſaratowſchen Statthalterſchaft) iſt gegenwärtig im ruſſiſchen Reiche der berühmteſte. Dieſe Quelle haben zuerſt Falk und Pallas bemerkt. Um die Unterſuchung ihrer Beſtandtheile hat ſich der Doktor der evangeliſchen Brüdergemeine, Hr. Wier, verdient gemacht.

***) O heiliger Born. De heilige Borne, der uralte Nahme von dem Pyrmonter Geſundbrunnen, der kraf-

tig-

Wo der Druiden Orakel vordem ſchon ehrten die Völker.
Seit Jahrtauſenden wallet das Siechthum ſchon zu den Hallen,
Wo dein flüßiges Silber mit lautem Geſprudel emporquillt.
Weichlinge, die ſich im Hain zu Paſos frühe verirrten,
Die den himmliſchen Amor verkannten, den irdiſchen liebten,
Tauchen ſich hier in die Flut, und Kraft kehrt wieder den Nerven.
Dein Heilwaſſer entwinkt die langſam ſterbende Schwermut
Ihrem Cypreſſenhain in der Fröhlichkeit roſenumblühte
Lauben; entwinkt Einöden den melancholiſchen Tiefſinn
Zu den blühenden Gärten und grünen Gehegen der Freude.
Zu dir pilgert das Mädchen, ein zitterndes Opfer verſchmähter
Liebe, der Jüngling zu dir, an dem die Liebe ſich rächte.
Siehe, und Friedrich, dem Helden, verjüngte das Alter weiland
Dein ambroſiſcher Trank! dein Ruhm ſey ewig, wie Friedrichs!

Meld', o Muſe, des Bades Entdeckung am Ufer der Töpla!*)
Unter dem lauten Getön heilgellender Hörner durchſuchten
Jä-

tigſten, wirkſamſten und berühmteſten aller deutſchen Heilquellen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß dies die Gegend war, wo einſt der Cheruskerfürſt Hermann, oder Arminius, die drei römiſchen Legionen ſchlug. Man leſe darüber die kurze Geſchichte von Pyrmont in des verdienſtvollen Marcard Beſchreibung von Pyrmont, 1. B. S. 132.

*) Am Ufer der Töpla. Das berühmte Karlsbad in Böhmen am Töpelfluße. Es wurde im Jahr 1370 vom Kaiſer Karl IV auf der Jagd entdeckt. Ueber dieſes Bad hat

Jäger das waldige Thal, und hinter dem fliehenden Dammhirsch
Scholl der Doggen Gebell, daß rings erwachte der Nachhall.
Plötzlich stürzte das Wild im Entfliehn, und zappelt' am Boden,
Unten am Schenkel gelähmt vom heiß aufsprudelnden Beraquell,
Der dort unter Wachholdergesträuch sich ergoß. Und berühmt ward
Bald das Genesungsbad, und Völker vom Morgen und Abend
Strömten herbei, wie vordem zum Orakel des felsigen Delfi.
Hier quillt Rettung dem Dulder der unaussprechlichen Marter,
Jener Gesellin der Gicht, von einerlei Mutter geboren.
Kalkulosuria *) heißet der Nahme dieser verhaßten
Quälerin; sie zu verjagen vermag oft keiner der Meister;
Selbst nicht dem Koër, **) und käm er zurück aus Elysiums Hainen,
Wäre die höllische Macht des Unthiers bezwingbar.
Aber die Feindin ganz zu zermalmen rüstet geheime Kraft

hat man eine Menge vortreflicher Schriften. Sprengelfeld beschreibt es am umständlichsten. Ein wichtiges Werk ist auch die lehrreiche Schrift unsers verehrungswürdigen Tralles: Das Kaiser-Karlsbad in Böhmen, in einer Ode entworfen, nebst einer Abhandlung von dem Gehalt und den Kräften dieses großen Heilmittels. 1756. Eine Beschreibung des Karlsbades findet man auch in den Briefen einer Kurländerin (der Madame Schwarz) Theil 1. Brief 15.

*) Kalkulosuria. Der Stein, calculus.

**) Dem Koer, Hippokrates, der aus der Insel Kos gebürtig war.

Kraft dies heilſame Bad. Zum Acheron ſieht das Verderben
Wie vom flutenden Nil Aegypten empfängt die Befruchtung,
Dann aus ebbendem Strom wie neugeſchaffen hervorgeht,
Blühet: ſo ſteigt hier ſelber das Alter, gekrönet mit Jugend,
Aus der umfangenden Flut. Hier ſchleudert die Krücken der Krüppel
Weit von ſich weg mit Geſeufzt; hier ſtärkt ſich der Lahme zum Reigen.
Jünglinge, welche den Pfad der ſittlichen Tugend verließen,
Und an Cytherens Altären die Blüthe der Jugend und Unſchuld
Opferten, baden ſich hier, und den Wangen kehret der Frühling;
Aber die Ruhe der Seele, des Herzens edeniſcher Friede
Kehrt ach! nimmer zurück. Denn o! wo quillt ein Nepenthe
Für die Marter der Reue, die Qual des erwachten Gewiſſens?

Wo ietzt Töplitz *) empor ſich hebt mit prangenden Häuſern,
Anmuthvoll von Gärten umringt und Rebengefilden,
Graunvoll wölkte ſich hier die Nacht einſt über die Haide,
Und die verkümmernden Adern der Heilflut rieſelten fruchtlos
Hin in den Waldmoraſt, willkommen den borſtigen Ebern,
Die

*) Wo jetzt Töplitz. Im Jahre 762 ſollen die Töplitzer warmen Mineralquellen von einigen Hirten des böhmiſchen Ritters Koloſtuch entdeckt worden ſein. S. Zükkerts ſyſtematiſche Beſchreibung aller Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlands. S. 190. Die Töplitzer Quellen haben eine meergrüne Farbe, ſind aber übrigens ganz hell und durchſichtig.

König.

Aber wie könnten wir der Sache gewiſſer werden?

Polonius.

Ihr wißt, daß er manchmal vier Stunden hinter einander hier in der Galerie auf- und abgeht.

Königin.

Es iſt ſo.

Polonius.

Um eine ſolche Zeit will ich meine Tochter zu ihm laſſen: Ihr und ich wollen uns hinter eine Tapete verſtekken, und da wollen wir beobachten, was vorgehen wird: Liebt er ſie nicht, und hat ſeine Vernunft nicht darüber verlohren, ſo will ich meine Miniſter-Stelle aufgeben, ein Bauer werden und Miſt auf meine Felder führen.

König.

Wir wollen die Sache näher erkundigen.

Die, von der Heerde verirrt, im qualmenden Pfuhle ſich wälzten.
Doch ihr Schreien verrieth ſie den Hirten am dritten der Tage,
Als ſie den innerſten Forſt durchſuchten. Es hatten indeſſen
Weggewühlet den Schlamm mit dem Rüſſel die grunzenden Eber:
Und es ergoß ſich der Quell ungehindert mit grünender Welle,
Jetzt ein geprieſenes Bad, das Aſyl qualduldender Kranken.

Aber wie rühmt mein Lied, Spanymfe, wie rühmt es dich würdig?
Fünf ſind deiner Geſchwiſter *), und jegliches ſpendet die Fülle
Seiner kryſtallenen Fluten zum Heil der leidenden Menſchheit.
Dein Heilwaſſer entführt den Mutterquellen der Heimat
Ins umliegende Land auf ſchwer hinrollender Are
Jährlich der Handel, entführt auf Schiffen der kühnere Segler
Ueber den Rücken des Meers zu des Indus Reich und den Inſeln.

*) Fünf ſind deiner Geſchwiſter. Limbourg nennt ſechs Brunnen zu Spa. Ihre Nahmen ſind walloniſch und heißen: Geronſter, Pouhont, Sauveniere, Watrotz, Tonnelet und Groisbeck. Der Pouhont hat vor den fünf andern wegen des angenehmen Geſchmacks und flüchtigen Geiſtes den Vorzug, ob er gleich der Geronſterquelle in Anſehung der ſpecifiken Schwere nachſtehen muß. Daher das Waſſer aus jener einzig und allein verſchickt wird. Zückert nennt als den erſten und beſten Beobachter dieſer Mineralquellen den Heinrich von Heers, der im Jahr 1605 ſeine Spadacrene ſchrieb. Eine Schrift zur Unterhaltung für Brunengäſte iſt: Amuſemens des Eaux de Spa, à Paris. 1763. von Limbourg.

Albion kennt dich, es kennt dich Hesperien — ach! und der Franken
Aufgewiegeltes Volk, das jetzt im Blute der späten,
Allzu schrecklichen Rache den meuchelmörderischen Dolch färbt.
Ha! noch schmettern die Kriegsdrommeten, noch hallet der Donner
Dumpf in der Sieger Triumfausruf und der Fallenden Angstschrei;
Blut strömt über das Feld; Europa zittert; der Schutzgeist
Galliens flieht unwillig, und weint in der Oede den Hinsturz
Seines Reiches, wo jetzt die wüthende Furie Rachsucht
Sitte, Gesetz und Recht in die Acht erklärt und dahin würgt. —
Kehr', o Friede, zurück! Mit Sehnsucht harren die Völker;
Komm, und pflanze Minervens lebendig grünenden Oelbaum,
Statt des verdorrenden Freiheitsbaums, in Galliens Eenen.
Kehr', o Friede, zurück, und winde den heiligen Oelzweig
Meinem Vaterland um die Stirn auch! Führe die Streiter
Aus dem blutigen Felde zurück in die Fluren der Heimat,
In den empfangenden Jubelgesang zurufender Städte,
Und zu den sprudelnden Urnen der segenreichen Najaden,
Daß die geschlagene Wunde vernarbe, das zehrende Fieber
Durch die Fäulniß entflammt, den verstümmelten Gliedern entweiche!

u. s. w.

Der Verfasser ist gesonnen, das ganze Gedicht unter dem Titel: Die Gesundquellen, auf Subskrip-

ſkripzion herauszugeben, und leget alſo hiermit den Plan des Ganzen dem Publikum vor.

Inhalt des erſten Geſangs.

Anrufung der Göttin Hygiea und Anzeige des Gegenſtandes. Bitte an die vaterländiſche Nymfe, den Dichter in das Reich der Quellen zu führen. Er nähert ſich ihrer Grotte. Wiederhohlte Anrufung der Nymfe, Beſchreibung ihrer Grotte. Sie erſcheint und gewährt. Eintritt in das Reich der Quellen. Die Nymfe führt. Ankunft in das Gebiet der eiſenhaltigen Quellen. Ihre Entſtehung. Belehrung der Nymfe über den Brunnengeiſt. Lob des Eiſens. Ankunft in die Gegend der Salze. Belehrung der Nymfe über die Verwandtſchaft der Salze. Entſtehung der Salzquellen. Ankunft in das Gebiet der Volkane. Entſtehung der ſchwefelhaltigen und warmen Quellen. Rückkehr zur oberen Welt. Abſchied von der Nymfe.

Inhalt des zweiten Geſangs.

Begrüßung des Tageslichts und der Erde. Verfolgung des Gegenſtandes. Ein Blick auf die berühmten Quellen der Vorzeit, Judäa's, Griechenlands, Italiens, Englands, der Schweiz, Rußlands; Deutſchlands werden allein gefeiert. Verzeichniß der vorzüglichſten Geſundquellen Deutſchlands.

Inhalt des dritten Geſangs.

Anzeige des Gegenſtandes. Beſtimmung der Jahrszeit zur Brunnenkur. Bewillkommungsgeſang der Nymfe an die Brunnengäſte. Auswahl der Wohnung. Beginn der Kur. Regeln dabei. Warnung vor der Liebe. Fortſetzung der Kur. Das Bad. Ein Blick auf die Bäder der Alten. Wahl der Speiſen. Vermiſchung der Heilquelle mit Wein. Beſchäftigungen nach der Mahlzeit. Aretens Geneſung und Heimkehr. Lob der häuslichen Glückſeligkeit.

Inhalt des vierten Geſangs.

Einleitendes Lob der Geſundheit. Nutzen der Bewegung. Verſchiedene Arten. Zu Fuße. Zu Pferde. Zu Wagen. Kahnfahrt. Ergetzungen an regnigten Tagen. Schauſpiele. Warnung vor Kartenſpiele; zumal bey Nacht. Ballſpiel. Fiſchen. Kräuterkunde. Feldarbeiten. Heilſamkeit des Erddunſtes. Jagd. Zuruf an Deutſchlands Töchter. Der Tanz wird empfohlen. Vorſichtsregeln dabei. Theonens warnende Geſchichte. Ihr plötzlicher Tod. Ihre Grabſchrift.

Noch muß ich einige Worte über einen beſondern Zweck ſagen, den ich bey der Herausgabe dieſer Schrift habe. Ich gedenke nemlich den Ueberſchuß von den Druckerkoſten einer Familie zuzuwenden, deren Verſorger, ein würdiger Geiſtlicher, ſeit mehr als dreißig Wochen von einem unglücklichen Wahnſinn befallen war, und nunmehr auf dem

Wege der Beſſerung iſt. Der ſchönſte Lohn für die Arbeit meiner Nebenſtunden wird es mir ſeyn, wenn ich durch die menſchenfreundlichen Geſinnungen meiner Intereſſenten in den Stand geſetzt werde, dem Wiedergeneſenden einen frohen Blick in eine ſorgenfreiere Zukunft zu eröffnen. — Der Preis für ein Exemplar iſt ein Gulden. Die Beförderer der Unterzeichnung erſuche ich ihre Briefe zu frankieren. Sie erhalten dagegen auf zehen Exemplare das eilfte frei. Der Subſkripzionstermin dauert bis zum Oktober. Die unterzeichneten Namen werden vorgedruckt. Die Uneigennützigkeit meiner Abſicht bürgt mir dafür, daß ich unter edlen Menſchenfreunden auf Beförderer meines Unternehmens rechnen darf.

Steinau, den 30ten März 1794.

D. Neubeck.

V.

Anzeige
eines merkwürdigen neuen Werkes
über die Franzöſiſche Revoluzion.

Die meiſten, oder vielleicht richtiger geſprochen, alle bisher über dieſen Gegenſtand erſchienenen Schriften, rühren von Verfaſſern her, welche entweder in die

Französische Revoluzion, es sey nun handelnd oder leidend, oder auf beiderley Art, unmittelbar verflochten waren; oder, selbst als bloße Zuschauer, in der Sache Parthey nahmen und also nothwendig einseitig werden mußten; oder, von solchen, die zwar den Willen hatten, ohne alle Partheylichkeit der Wahrheit allein, also dem, was nach dem Urtheil der gesunden Vernunft die Sache der ganzen Menschheit ist, getreu zu bleiben, aber sich doch nicht immer vor allem geheimen Einfluß des momentanen Gefühls frey erhalten konnten, und daher zuweilen im Strom und Drang der Begebenheiten wider ihren Vorsatz, auf dieser oder auf jener Seite, mehr oder weniger, von der geraden Linie abkamen,

Ultra quam citraque nequit consistere rectum.

Ein Werk über die Französische Revoluzion von einem Manne geschrieben, der mit vorzüglichen Geisteskräften und Talenten, und mit einem hinlänglichen Apparat aller erfoderlichen Sachkenntnisse, zugleich den Willen besäße, den Gang dieser wichtigsten aller Revoluzionen, die seit dem vierten Jahrhunderte sich ereignet haben, aus dem einzig richtigen Gesichtspunkte, nehmlich, in ihrer Beziehung auf die möglichste Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft *) unverrückt zu sehen

*) In so fern sie nehmlich das einzige Mittel zur möglichsten Vervollkommnung der Menschheit im gegenwär-

hen und zu beurtheilen, ohne daß weder sein Mitleiden mit denen, die durch dieſe fürchters

 liche

wärtigen Leben iſt; denn dieſe iſt und bleibt der letzte Zweck, wohin alles Wirken und Streben aller menſchlichen Kräfte von dem, der das Ganze regiert, gelenkt wird und gelenkt werden muß: oder es giebt gar keinen letzten Zweck, gar keinen Plan und keine alles leitende höchſte Weisheit, ſondern es iſt wie der ſo genannte Prediger Salomo, beym Anblick der Regiments- und Juſtizverwaltung unter der Sonne, in ſeinem Herzen von dem Weſen der Menſchen ſprach: „es „geht dem Menſchen wie dem Vieh; wie dies ſtirbt, „ſo ſtirbt er auch, und haben alle einerley Odem, und „der Menſch hat nicht mehr denn das Vieh; denn es iſt alles eitel, u. ſ. w.„ (Pred. Sal. 3 Kap. v. 18.) Dieſe (mit Reſpekt zu ſagen) etwas brutale Vorſtellungsart ſcheint zwar in der That auch bey vielen unter uns aus Veranlaſſung der Franz. Revoluzion über Hand nehmen zu wollen: und freilich, wofern der Menſch nichts mehr hätte und nichts beſſere wäre als das liebe Vieh, ſo wäre auch nicht abzuſehen, wozu man ihm die Vernunft mit aller Gewalt inokulieren laſſen ſollte, und es wäre ganz konſequent gehandelt, den Leuten, die ſich mit einer ſo närriſchen und widernatürlichen Operazion abgeben, das Handwerk zu legen. Da aber diejenigen, die ſo überdemüthig von der menſchlichen Natur denken, bisher noch die kleine Minorität ausmachen, und die übrigen alle ihren wohlhergebrachten Anſpruch an Vernunft und die damit verbundenen Rechte und Gerechtigkeiten ſo leicht aufzugeben noch keine Luſt haben dürfen: ſo wird es wohl vor der Hand bey dem angegebe-

liche Umkehrung der Dinge gelitten haben und noch lange leiden werden, noch durch den innigſten Abſcheu vor den Uebeln, Verbrechen und Greuelthaten, wovon Frankreich und ſelbſt ein Theil unſers teutſchen Vaterlandes, aus Veranlaßung deſſelben, der Schauplatz geweſen iſt, ſein inneres Auge jemahls trübe mache, noch Partheygeiſt, Eigennutz, Menſchenfurcht oder irgend eine andere Unlauterkeit ſein Urtheil verfälſche: ein ſolches Werk von einem ſolchen Manne, gehört (meines Wiſſens) noch unter die guten Dinge die uns fehlen, und iſt um ſo mehr zu wünſchen, da es leider! vielleicht Alles ſeyn wird, was das Menſchengeſchlecht bey einer Revoluzion, die ſo unermeßlich viel Gutes hätte bewirken können, und durch die Verkehrtheit der Menſchen ſo unermeßlich viel Unheil und Jammer angerichtet hat und vermuthlich noch anrichten wird, zu gewinnen haben durfte *).

Daß

gebenen Geſichtspunkt ſein Verbleiben haben, aus welchem alle menſchlichen Dinge, und alſo auch die Revoluzionen in der moraliſchen, wiſſenſchaftlichen, und politiſchen Welt, beurtheilt werden müſſen, wenn wir ſie überall beurtheilen wollen, ſollen und dürfen; ein Recht, das uns doch wohl nur alsdann abgeſprochen werden kann, wenn der Menſch nichts mehr hat denn das Vieh, und wenn Alles eitel iſt.

*) Der, bey welchem dieſes furchtſame, aber auf die Thorheit und Verkehrtheit der Menſchen nur zu wohl gegründete Vielleicht durch die Hoffnung eines beſſeren Er-

Daß die Französische Revoluzion für alle übrige Völker des Erdbodens, und für alle Stände und Klassen seiner Bewohner, vom Könige bis zum Taglöhner, unendlich lehrreich sey, ist etwas, das seit 1789 überall in Europa von jedermann anerkannt wird: nur, was man aus ihr zu lernen habe, das ist die große Frage, über die man so vielerley übel verdautes, einseitiges und widersprechendes räsonnieren und deräsonnieren hört, und welche wahrlich sehr schlecht beantwortet werden wird, so

Erfolgs überwachen wird, gründet seine Hoffnung vermuthlich nicht auf den guten Willen und die Weisheit derjenigen, die am geschäftigsten bey der Sache sind, aber mit aller ihrer eingebildeten Selbständigkeit am Ende doch leiden müssen, daß durch die höhere Hand, die mit im Spiel ist, ein ganz anderer Erfolg herauskommt als der, den sie bezielt haben: sondern auf den festen Glauben, „daß die Welt nicht durch ein blindes Ungefähr (vermöge dessen Alles eitel wäre), sondern durch die vollkommenste Weisheit nach einem festen und unfehlbaren Plan regieret werde" — und auf den Glauben, „daß es mit dem Menschen nicht sey wie mit dem Vieh, sondern daß er als eine Gattung von Wesen, die der Vernunft und durch sie einer endlosen sittlichen Vervollkommnung fähig ist, unter der besagten Regierung Gottes nothwendig von Stufe zu Stufe endlich zum wirklichen Besitz alles dessen gelangen müsse, was nothwendige Bedingung seiner Bestimmung ist; und was könnte dies anders seyn, als der wirkliche vollständige Besitz aller Rechte eines vernünftigen Wesens?

so lange Leidenschaften, Vorurtheile, selbstsüchtige Maximen und hinterlistige Sofisterey sich vereinigen, die Stimme der Vernunft zu überschreyen, die uns eben darum über Dinge von dieser Wichtigkeit allein recht belehren kann, weil sie, frey von allem was die Urtheilskraft verfälsch, den einzig wahren Gesichtspunkt angiebt, in welchem die Sache gesehen und beurtheilt werden muß.

Eines der leidigsten Radikalübel des armen Menschengeschlechts ist die Thorheit, um irgend einem Uebel zu entrinnen, sich geraden Laufs und mit geschlossenen Augen in das gegentheilige zu stürzen. Dies ist der Weg, den wir seit einiger Zeit diejenigen nehmen sehen, die (mit den Worten des Schriftstellers, den ich ankündige, zu reden) in Panischem Schrecken über die Greuel der Verwüstung, (die sich in Frankreich täglich häuffen) alles verwünschen, was auch nur von weitem eine wesentliche Veränderung zu verkündigen scheint, und die (so lange wenigstens jene schauderliche Vorstellungen in ihrem Gehirn vibriren) lieber ihren Nacken unter einem eisernen Joche beugten, als daß sie es wagen sollten sich nach den Mitteln umzusehen, wodurch man den Genuß der Freyheit vor Ausartung sichern könnte. Gleichwohl würde der gemeine Menschenverstand, der auch bey dem großen Hauffen aus dergleichen Betäubungen gar bald wieder zu sich selbst zu kommen pflegt, das öffentliche Urtheil in kurzem wieder in das rechte Geleis leiten: wenn nicht so mancher Sofist zu Behauptung solcher Meynungen, wobey

Fünfte Scene.

Hamlet, in einem Buche lesend, tritt auf.

Königin.

Seht, da kommt der arme Tropf daher, in einem Buch lesend -- wie schwermüthig er aussieht!

Polonius.

Ich bitte euch, entfernt euch beyde. Ich will ihn anreden. (Der König und die Königin gehen ab.) O, mit Erlaubniß -- Wie befindet sich mein Gnädigster Prinz Hamlet?

Hamlet.

Wohl, Gott sey Dank.

Polonius.

Kennt ihr mich, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Sehr wol; ihr seyd ein Fisch-Händler.

Polonius.

Das bin ich nicht, Gnädiger Herr.

Hamlet.

So wollt' ich, ihr wäret so ein ehrlicher Mann.

Polo-

wobey ihm ohnehin favor judicis zu Statten kommt, ſich aller möglichen Kunſtgriffe bediente, um durch ſcheinbare Vorſpiegelungen den Abſcheu, den alle nicht ganz verhärteten Menſchen gegen die Mittel, deren ſich die neuen Gallier zu Behauptung ihrer Freyheit bedienen, auf die Sache der Freyheit ſelbſt zu lenken ſuchte.

Je nöthiger nun bey ſo bewandten Umſtänden eine Schrift iſt, worin die wahre Beſchaffenheit der franz. Revoluzion, oder richtiger zu reden, der vier oder fünf Revoluzionen, welche Frankreich ſeit 1789 erfahren hat, von einem geſchickten und unbefangenen Beobachter dargeſtellt, das bisher geſchehene nach der alleingültigen Regel des Vernunftrechts geprüft, und inſonderheit auf eine gründliche und beſtimmte Art gezeigt werde, „welche von jenen Ereigniſſen als Uebel anzuſehen ſind, die der Kampf „um Freiheit nothwendig mit ſich führt, und welche als Folgen fremdartiger Quellen auf die Rechnung anderer Urſachen kommen: " — um ſo willkommner wird jedem Freunde der Wahrheit, der nicht bereits aus dem Deutſchen Magazin (einem unſrer ſchätzbarſten Journale) davon belehrt iſt, die vorläufige Anzeige ſeyn, die ich, ſo viel an mir iſt, zu verbreiten für Pflicht halte: nehmlich, daß in nächſter Meſſe der erſte Theil eines Werkes, betitelt, Denkwürdigkeiten der Franzöſiſchen Revoluzion in vorzüglicher Rückſicht mit (auf) Staatsrecht und Politik, von dem Herrn Prof. von Eggers in Koppenhagen verfaßt, herauskommen und in al-

len

len guten Buchhandlungen Teutſchlands zu haben ſeyn werde; — ein Werk, welches auch ohne die Präſumzion, die der Nahme des Verfaſſers für daſſelbe erweckt, bloß nach dem ganzen Inhalt und Ton der im V. Artikel des Märzmonats des beſ. D. Magazins 1794 (S. 307 — 324) enthaltnen Nachricht von demſelben, zu urtheilen, mit einer Art von Gewißheit erwarten läßt, daß es dem diesfalſigen Bedürfniß in reichem Maße abhelfen, und uns auf eine gründliche und überzeugende Art zeigen werde, was wir aus dem Zuſammenſturz der franzöſiſchen Monarchie in Anſicht ihrer Urſachen und Folgen, und aus den bisherigen, theils verunglückten, theils einem großen Theil der Nazion Unglück bringenden Verſuchen, einen demokratiſchen Freyſtaat aus den Trümmern zu errichten, zu lernen haben. Um das Publikum auf eine beſtimmtere Art zu unterrichten, was es ſich von dieſem wichtigen Werke zu verſprechen habe, ſey mir erlaubt, die folgende Stelle aus dem angeführten Aufſatz, zum Behuf derjenigen von unſern Leſern, denen er nicht zu Geſichte kommen ſollte, wörtlich hieher zu ſetzen. Der V. ſagte zuvor, daß er vor allen Dingen die Anlage zur Revoluzion entwickeln, und ſodann ſich zur Litteratur derſelben in Frankreich, England und Teutſchland wenden werde, vorzüglich in Rückſicht auf den Einfluß, den ſie auf die Denkungsart der Schriftſteller, und durch dieſe auf Ton und Sitten eines beträchtlichen Theils des Publikums gehabt habe. Hierauf fahrt er fort: „Alsdann folgt die Geſchichte und Kritik der Re-

Revoluzion, von Eröffnung der Verſammlung der Stände an, bis auf die neueſten Zeiten. Jede von den Epochen, welche in einem der Vorbereitungsabſchnitte des erſten Theils angegeben ſind, wird zuförderſt in einem allgemeinen hiſtoriſchen Gemählde dargeſtellt, damit man die vornehmſten der handelnden Perſonen kennen lerne und zugleich den ganzen Zuſammenhang der Begebenheiten überſehe. Nachher werden die erheblichſten Veranſtaltungen in jeder Epoche unter gewiſſen Rubriken näher beſchrieben, z. B. Konſtituzionelle Verfügungen, Kampf gegen die vollſtreckende Gewalt, Emigranten, Finanzen, kirchliche Verfaſſung, bürgerliche Geſetzgebung, peinliche Geſetzgebung, u. ſ. w. Bey jeder inſonderheit bemühe ich mich, theils die rechtlichen Verhältniſſe aus einander zu ſetzen, und zu erörtern, wie weit die einzelnen Maßregeln unter den gegebenen Umſtänden den Foderungen des allgemeinen Staatsrechts entſprechen, theils zu zeigen, (ſo fern ich mir ein Urtheil zu fällen getrauen darf) ob die gefaßten Beſchlüſſe nach den Grundſätzen einer unbefangenen Politik aus der Natur der Sache floſſen, oder ob ſie aus unlautern Quellen entſprangen und durch den vorher zu ſehenden Erfolg die wahre Abſicht der Handlungen verriethen. Nur auf dem Wege einer ſolchen Prüfung kann man dahin gelangen, über das vorliegende Beiſpiel unpartheyiſch zu urtheilen und aus demſelben zugleich im allgemeinen wahrſcheinliche Vermuthungen feſt zu ſetzen, wie weit die Anſprüche auf geſetzmäßige Freyheit in der bürgerlichen Geſellſchaft gehen mögen;

gen; was für Maßregeln einer weisen Regierung zu diesem Zwecke führen, ohne daß irgend eine gewaltsame Erschütterung erfolge; welche Klippen der Leidenschaft und welche Strudel der Bewegung an sich Regierung und Unterthanen, auch wenn schon der Sturm im Innern des Staats tobt, vorzüglich vermeiden sollen, damit die einmahl angefangene Revoluzion nicht so unnennbares Elend als in Frankreich erzeuge. Der Versuch, dieses Resultat aus allen Prämissen zusammen zu fassen, soll den Beschluß des Werks machen; wenn anders meine Kräfte der Anstrengung nicht unterliegen, und wenn das Publikum die auf einander folgenden Bände mit dem Beyfall aufnimmt, ohne welchen der Verfasser es nicht vollenden und der Verleger es nicht heraus geben kann." — Das erste, was Hr. v. E. zu einer Bedingung der Vollendung seines Werkes macht, werden ihm, wie ich glaube, alle guten Kosmopoliten mit mir wünschen, und an dem andern wird das Publikum es höchst wahrscheinlich um so weniger fehlen lassen, da der Gegenstand des Werkes beynahe das Einzige ist, was jetzt interessiert, und da es alle mögliche Ursache hat, sich eine vortrefliche Ausführung dieses Plans zu versprechen.

Ich setze nur noch ein Wort über eine mich selbst betreffende Stelle hinzu. Nach einigen höchst bescheidenen und billigen Vorerklärungen für diejenigen, die in diesem oder jenem Stück verschiedener Meynung mit ihm seyn könnten, setzt Hr. v. E. hins

hinzu: „Selbſt mit Wieland kann ich, nach der „ſorgfältigſten Prüfung, nicht immer übereinſtim„men: ſollte ich deßwegen fürchten, er werde mir „in keinem Stücke Beyfall geben?“ — Der Himmel verhüte, daß ich von irgend einem denkenden Weſen verlange, mit mir übercin zu ſtimmen, wenn er von der Richtigkeit meiner Behauptungen oder Meynungen nicht überzeugt iſt; oder daß ich jemahls fähig werde, jemanden meinen Beyfall deßwegen zu verſagen, weil er nicht meiner Meynung, oder nicht immer meiner Meynung iſt! Mit Vergnügen und Dankbarkeit werde ich mich von Hr. v. E belehren oder berichtigen laſſen; denn gewiß habe ich von ihm weder die Unbeſcheidenheit der Brauſeköpfe, (wenn es anders mehr als Einer war) die im Schleßwigiſchen Journal zu Rittern an mir werden wollten, zu erwarten, noch zu beſorgen, daß er mich ſchief beurtheile, und anſtatt meine verſchiedene flüchtige Aufſätze über die franz. Revoluzion und einzelne Fänomene derſelben, im Zuſammenhang genommen zu beurtheilen, mich nuch einzelnen, vielleicht hier und da zu warmen Ausdrücken oder nicht genug beſtimmten Sätzen richten werde. Denn man kann in einem ſolchen Aufſatz nicht immer alles zugleich ſagen; und ſehr oft habe ich bey meinen Leſern vorausgeſetzt, daß ſie auch das, was ich ſchon in einem andern Stück geſagt hatte, geleſen, oder nicht ſchon vergeſſen haben würden, und daß ich alſo, ohne ängſtliche Furcht vor Mißdeutung, mich zuweilen auch dem Gefühl des Augenblicks überlaſſen, oder einen Gegenſtand auch von andern

Seiten und in einer andern Beleuchtung zeigen könne als von der einzigen Seite und in dem einzigen Lichte, wie es aus dem oben angegebenen einzig richtigen Gesichtspunkt gesehen werden muß. Von meiner frühen Jugend an, habe ich, wiewohl zum Dichter geboren, die Wahrheit über alles geliebt: was könnte ich in meinen jetzigen Jahren, da mir diese Welt — wie meinem alten Einsidler im Oberon — bald Nichts mehr seyn wird, für ein anderes Interesse haben, als die Wahrheit, die das höchste Interesse der Menschheit ist? und wie sollte ich den nicht als meinen Freund lieben, der mir sie suchen und finden hilft?

W.

VI.

Ankündigung
einer
Gallerie der interessantesten Scenen
aus der französischen Revoluzion.

Wir leben jetzt in einer der merkwürdigsten Perioden der Weltgeschichte; wir erfahren täglich die wichtigsten Auftritte und Begebenheiten, die Aller Augen auf sich ziehen, die das allgemeinste Interesse erregen, und deren Geschichte auch für die Nachwelt immer höchst merkwürdig bleiben wird. Wichtig sind daher die Bemühungen unsrer Historiker, die

die Geſchichte dieſer Zeit uns und der Nachwelt aufzubewahren. Aber jenes groſſe Schauſpiel der Franken enthält ſo manchen intereſſanten Auftritt und ſo manche rührende Scene, daß uns die todte Wortſchilderung davon nicht immer allein genügt: das theilnehmende Herz wünſcht da oft lebendige Anſchauung; es möchte die groſſen oder merkwürdigen Menſchen in jenen entſcheidenden Momenten ihres Lebens vor Augen haben, um die Vorſtellungen und Empfindungen, die ihre Schickſale oder Handlungen in uns aufregen, zu erhöhen und daurend zu machen. Nie war daher in dieſer Rückſicht die bildende Kunſt wohl mehr Bedürfniß für Zeitgenoſſen und Nachwelt, als jetzt, und vielleicht nie boten ſich ihr aus der Zeitgeſchichte eine ſolche Menge und Mannigfaltigkeit groſſer und allgemein intereſſierender Scenen zu ihrer Bearbeitung dar, als eben jetzt.

Angenehm iſt daher gewiß einem groſſen Theil des Publikums die Nachricht, daß Herr Heinrich Ramberg, Königl. Hofmaler in Hannover, entſchloſſen iſt, eine Gallerie der intereſſanteſten Scenen aus dem groſſen Schauſpiele, das Frankreich jetzt giebt, uns zu liefern, und daß Endesunterzeichneter ſie in den ausgearbeitetſten Kupferſtichen der beſten Meiſter in die Hände des Publikums bringen wird.

Das erſte Blatt (in Oval 20 ein halb Zoll lang und 16 ein halb Zoll hoch) enthält die Darſtellung des rührenden Auftritts, wo die unglückliche Königinn, Maria Antonia, von ihren Kindern

Abſchied nimmt, um aus dem Tempel in die Conciergerie geführt zu werden.

Herr Volk in Berlin hat die Ausführung des Stichs in Kupfer übernommen.

Wer Rambergs Seelenmalerey kennt, wer es weiß, wie Er, den England und Italien zum Auserwählten der Kunſt bildete, ſo ganz im Geiſt ſeiner Kunſt lebt, mit welcher Fülle des Genies, mit welcher Feinheit und Innigkeit des Gefühls, und mit welcher hohen Darſtellungsgabe voll Geiſt und Kraft er jeder ſeiner Arbeiten Wahrheit und Leben zu geben weiß — und wer zugleich die treffliche, warme, geiſtvolle Manier des Volk'ſchen Stichs kennt, dem darf man dieſe Arbeit wohl nicht erſt empfehlen, wenn man ihm verſichert, daß beide Künſtler alle ihre Kräfte anſtrengen werden, ihr den höchſten Grad der Vollkommenheit zu geben, und daß dieſer Kupferſtich kein efemeres Blatt, ſondern der Aufbewahrung in der auserleſenſten Bildergallerie würdig werden ſoll.

Der Zeitpunkt, wann dieſes erſte Blatt erſcheinen wird, läßt ſich noch nicht genau beſtimmen, da der Geiſt und die Produkzionen der Künſtler nicht beſchränkt werden dürfen; doch wird es hoffentlich noch in dieſem Jahre geliefert.

Der Pränumerazionspreis iſt bis Michaelis 2 Rthlr. 20 Ggr. oder 1 Dukaten; nachher wird der Ladenpreis wenigſtens um ein Drittel erhöhet. Auf neun Exemplare erhält man das zehnte, auf

funfzehn zwey, und auf zwanzig drey Exemplare frey. Briefe und Gelder erbitte mir poſtfrey.

Die erſten und beſten Kupferabdrücke ſind für die Abonnenten beſtimmt.

Hannover, den 7ten März 1794.

Chriſtian Ritſcher, Buchhändler.

Der Hofrath Wieland in Weimar erbietet ſich, Subſkripzion anzunehmen.

VII.

Kriegslieder.

1.

An die Heſſen,

da ſie den Strom der eindringenden Feinde aufhielten.
(Im November 1792.)

Heil euch, ihr Tapfern! Heil und Sieg
Dem Schwert in eurer Hand!
Heil euerm ſchönen, edeln Krieg,
Dem Krieg fürs Vaterland!

Vom Dunkel der Vergangenheit,
Hoch überm Zeitenmeer,
Glänzt euer Ruhm im Heldenſtreit,
Ein heller Stern, daher.

Des Erdballs beyde Hälften ſah'n
Schon fließen euer Blut;
Und Hudſon, Rhein, und Ozean
Bezeugen euern Muth:

Doch herrlicher und edler kann
Der Thaten keine ſeyn,
Nie werden Jüngling, Greis und Mann
Sich höherm Ruhme weih'n,

Als wenn ſie für der Väter Land,
Für Aeltern, Weib und Kind,
Zu Sieg und Tod den Sinn gewandt,
Im Feld verſammelt ſind;

Und wenn an Zahl ſo ſchwach ihr Heer,
So ſtark an Heldenmuth,
Entgegen trotzt — ein Fels im Meer! —
Zahlloſer Feinde Wuth.

Den höchſten Adel trägt der Mann
Der ſteht an ſolcher Statt,
Wie ihn kein König geben kann,
Kein Königsſohn ihn hat.

Des Ruhms ein ſolcher Tag iſt mehr
Denn all ein Leben werth,
Das, an Verdienſt und Namen leer
Der Trägheit Roſt verzehrt.

Vertraut auf Gott und euern Arm,
Zum ſchweren Kampf geübt;
Sieg glänzt dem Volk, das treu und warm
Das Land der Väter liebt.

Und würd' auch euer Vaterland
Von euerm Blute roth,
Und fiele jeder, wo er ſtand,
In unverdienten Tod:

So lebten eure Namen doch
Durch alle künft'ge Zeit,
Nach tauſend Jahren rühmt' Euch noch
Das Lied der Dankbarkeit;

Es wär' ein ewig heil'ger Ort,
Der einſog' euer Blut,
Die ſpätſten Enkel lernten dort
Erhabnen Heldenmuth.

J. Hinsberg.

Polonius.

Ehrlich, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Ja, Herr; ehrlich ſeyn, das iſt, ſo wie die heutige Welt geht, ſo viel als aus Zehntauſenden ausgeſchloſſen ſeyn.

Polonius.

Das iſt wol wahr, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Denn wenn die Sonne Maden in einem todten Hunde zeugt, die doch ein Gott iſt, aber ſobald ſie ein Aaß küßt -- Habt ihr eine Tochter?

Polonius.

Ja, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Laßt ſie nicht in der Sonne gehen; Empfängniß iſt ein Segen, aber wie eure Tochter empfangen könnte, iſt keiner; gebt Acht auf das.

Polonius.

Was wollt ihr damit ſagen? -- (vor ſich.) Immer die gleiche Leyer, von meiner Tochter; und doch kannte er mich anfangs nicht; er hielt mich für einen Fiſch-Händler. Es iſt weit mit ihm gekommen; aber ich

erinnre

2.

An das deutſche Volk am Rhein.

(im April 1794.)

Auf, deutſche Männer um den Rhein!
Seyd eurer Väter werth!
Nicht ſorglos dürft ihr länger ſeyn!
Auf! eure Rettung ruht allein
Auf Gott und eurem Schwert!

Nach fremder Hülfe ſeht euch nicht,
Gleich Weibern, ängſtlich um:
Ein Volk, das nur mit Thränen ficht,
Thut auf der Menſchheit Recht Verzicht,
Auf Ehr' und Eigenthum.

Wenn Weib und Kind um trocken Brod
Mit lauten Thränen flehn,
Wenn, nackt und hungernd, ihrer Noth
Sie keine Rettung als den Tod,
Verzweifelnd vor ſich ſehn;

Und wenn ein zügelloſer Schwarm
Auf Elend Schande häuft,
Und aus dem unbewehrten Arm,
Zu ew'ger Schmach, und ew'gem Harm
Euch Weib und Tochter ſchleift;

Ha, deutſche Männer, ziemts euch dann
Um Rettung nur zu flehn?
Des Lebens unwerth iſt der Mann,
Der nicht dem Tode trotzen kann,
Der Schande zu entgehn!

Sind unſre Seelen denn ſo klein,
Zum blut'gen Kampf ſo weich,
Daß wir beſchimpften unſern Rhein,

Um nicht zu seh'n des Todes Dräun,
Verworfnen Sklaven gleich?

Nein' Brüder, wäre dies Gefühl
Nicht bittrer als der Tod?
Und stirbt man nur im Schlachtgewühl?
Ist jedem nicht gesetzt sein Ziel,
Färbt gleich kein Blut ihn roth?

Der Tod für Gott und Vaterland
Ist ruhmvoll, groß und hehr!
Wen noch des Todes kalte Hand
Für Weib und Kind im Kampfe fand,
Wer stirbt so schön wie er?

Der Enkel spätste Nachwelt streut
Noch Blumen auf sein Grab:
Zum Liede, seinem Ruhm geweiht,
Schwebt aus des Himmels Seligkeit
Dann froh sein Geist herab.

Wer siegend aus der Schlacht zurück
Zu Braut und Gattinn kehrt,
Wem glühend sagt ihr trunkner Blick,
Wir danken unser ganzes Glück,
Geliebter, deinem Schwert;

Wer Kind und Aeltern wieder küßt,
Gerettet, frey durch durch ihn,
Für wen die Wonnethräne fließt,
Wen alles Volk als Retter grüßt,
Wem Siegeskränze blüh'n:

Dem Manne gleicht kein Erdensohn
An hoher Freude mehr;
Und kein Erobrer auf dem Thron,
Vor dessen Blick einst Heere floh'n,
Ist so berühmt wie er.

J. Hinsberg.

Ankündigung

einer

allergnäd. Kön. Preuß. Weſtphäliſchen

Provinzial-Zeitung

von

Kriegs- Staats- und gelehrten Sachen.

Weſel, bei F. J. Röder.

Der Traum der Freiheit wiegt nicht mehr die Vernunft und die edlen Gefühle deutſcher Männer ein. Ihr eingebildeter Werth hat den Anſtrich der Würklichkeit verlohren. Der hohe Preis, um welchen man ſie erkauft, ſteht in keiner Vergleichung mit den Vortheilen, die ſie giebt. Sie hat den Völkern ſolche Wunden geſchlagen, daß Natur und Kunſt ſie in einem halben Jahrhundert nicht zu heilen vermögen. Die Würde der Menſchheit iſt durch ſie mehrere Stufen geſunken, und lange, lange noch, wird das Herz der Edlen über Greuel und Verwüſtungen bluten, die das rauheſte Zeitalter, und die zügelloſeſte Verwilderung aller Gefühle bis jezt nicht erzeugt hatten.

Der Enthuſiasmus iſt abgekühlt, und die Furcht, den Zunder durch allzutreue Schilderungen anzufachen, verſchwindet mit ihm. Der Geſchichtſchreiber, jezt über die Folgen weniger bekümmert, iſt nicht mehr in der traurigen Nothwendigkeit, aus Furcht den Schwindelgeiſt zu befördern, Grundſätze zu unterdrücken, und Thatſachen entweder zu verſchweigen, oder zu

verfälschen. Die edle Würde der Geschichte, für denjenigen der diese mit Würde zu behandlen weiß, kann wieder die Zierde öffentlicher Blätter werden. Je treffender die Schilderungen sind, je auffallender Grundsatz und Wirkung neben einander contrastiren, je einfacher die Darstellung ist, desto leichter wird Abscheu vor jeden Grundsatz erweckt, der die alte Ordnung der Dinge umzuwälzen droht. Wären wir noch durch die Lage der Dinge gezwungen, unserem Wahrheitssinn andere Schranken, als die Schranken der Wahrheit selbst, anzulegen, so hätten wir noch das Privilegium, das wir in Händen haben, unbenuzt gelaßen.

Eine ächte patriotische Zeitung hält es mit keiner Parthei, nur mit der Wahrheit. Sie lobt und tadelt nicht. Sie liefert den Stoff zum Urtheil, sie selbst urtheilt nie. Ihr Ton ist einfach aber edel, warm genug um die Aufmerksamkeit zu fesseln, und Anmuth zu erzeugen; kalt genug um die Vernunft durch den Zauber der Einbildungskraft nicht zu hintergehen. Sie entdeckt mit der äußersten Behutsamkeit die Geheimniße der Kabinette, und wirft sie selten unter das Publikum, ehe sie dazu befugt ist, dagegen hält sie es für eine kindische Vorsicht, Begebenheiten zu bemänteln, zu verfälschen, zu verschweigen, die unter den Augen des Publikums sich ereignen, mehrere tausend Zeugen haben, und einige Tage, einige Wochen später, öfters sogleich, durch andere Zeitungen, andere Journale aufgefangen, allenthalben verbreitet werden. Da sie selbst nur durch den Ruf ihrer Wahrheit, durch die öffentliche Meinung, und durch die Neuigkeit ihrer Nachrichten eine Existenz bekommt, so vergißt sie nicht was sie sich selbst schuldig ist, indem sie die Gerechtsame der Fürsten, die Gerechtsame der Völker und des Publikums nicht aus dem Auge läßt.

Solches Ideal wird dem Verfasser dieser Zeitung zur Richtschnur dienen. Das Publikum möge ihn nach demselben beurtheilen. Er weiß wie schwer es ist jenen strengen Forderungen überall zu entsprechen, er weiß indeß auch, daß Fleiß, Wahrheits-Liebe, Achtung für die Gesetze, wesentliche Bedingungen zu einer guten Zeitung sind, und diese verspricht er zu erfüllen. Hat er zum Vortheil dieser Blätter andere Geschenke von der Natur bekommen, so wird es ihm leicht seyn das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen; fehlet ihm diese Kunst, so rechnet er auf die Gerechtigkeit eines aufgeklärten Publikums, das in diesem Fache das Nützliche von dem Angenehmen zu trennen weiß.

Von dieser Zeitung erscheinet wöchentlich viermahl, nehmlich, Dienstags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends, jedesmahl ein halber Bogen ohne die Beilage. In quart Format. Die Lettern sind neu. Das erste Blatt ist erschienen den 2ten April d. J.

Ist von unbekannten Oertern die Rede, so wird durch eine kurze geographische Note, mit sehr kleinen Lettern gedruckt, dem Leser das Nachschlagen erspart werden; was, unseres Wissens in wenigen Deutschen Zeitung bis jezt üblich ist.

Es sollte kaum zu erinnern nöthig seyn, daß für hinreichende Correspondenz gesorgt ist. Oeffentliche Blätter müssen allerdings benuzt werden; eine Zeitung aber die nur aus dieser Quelle schöpft, wird gewiß nicht viele Leser finden.

Die Beilage ist den gerichtlichen, militairischen, politischen Inseraten bestimmt. Sie stehet dem Gelehrten, dem Künstler, dem Kaufmann offen. Damit das Publikum nicht in die Noth-

wendigkeit gesezt sey, mehrere Zeitungen zu halten, so wird sie, so oft der Raum es gestattet, von andern Blättern, die Anzeigen entlehnen, die ein allgemeines Interesse haben, die Beförderungen im Militair und Civil, die Todesfälle berühmter Männer, wichtige Entdeckungen ꝛc.

Die Zeile die 25 Sylben enthält, kostet 1 Ggr. oder 3 St r. clevisch. Die Inserate werden franco an die Zeitungs-Expedition geschickt.

Der Jahrgang dieser Zeitung kostet in Wesel bei dem Verleger 3 Thaler Berl. Cour. oder einen Ducaten in Golde. Und das hiesige Königliche Grenz-Postamt liefert sie ebenfalls, einem Vergleich gemäß, den übrigen löblichen Postämtern um denselben Preis frei, so daß jeder sich an das nächste Postamt wenden kann.

Die Besorgung einer ausgedehnteren Correspondenz hat den Verleger genöthigt, diese Zeitung erst mit dem Anfang des zweiten Quartals, nemlich mit dem 2ten April herauszugeben; diese Einrichtung wird die Subscribenten nicht zurückschrecken. Ein jeder weiß, daß keiner verbunden ist eine Zeitung länger, als höchstens ein Viertel Jahr zu halten.

Wesel den 14ten April 1794.

Neuer Teutſcher Merkur.

6. Stück 1794.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt

I. Briefe über Gelegenheitsgedichte. S. 105
II. Noch etwas über den Gang der Homerischen Götter. 141
III. Betrachtung der schönen Natur, in Rücksicht auf die Werke der Kunst, zur Bildung des Geschmacks für Künstler und Liebhaber des Schönen. 146
IV. Historische Notiz von Barbara Torelli, einer Dichterin des XV. Jahrhunderts. 158
V. Der Morgen auf dem Lande. 164
VI. Ueber Krieg und Frieden. 181
VII. Fortsetzung des Versuchs über die historische Kunst. 202
VIII. Herzog Marlborough und Herzogin Sarah. 205
IX. Ankündigung einer Erziehungsanstalt. 211

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Verzeichniß von Medic. Chymisch. Pharmaceut. und mineralog. Schriften, welche die Hofmannische Buchhandlung zu Weimar verlegt, und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Apotheker-Taxe, Fürstl. Weimar. und Eisenachische. 4. 6 gr.

Bartlet's, Pharmacopee, oder Apotheke eines Roßarztes, vom B. Rath H. S. Buchholz übersetzt. 8. 16 gr.

Buchholz, D. H. S. chymische Versuche über die neuesten einheimischen antiseptischen Substanzen. 8. 5 gr.

Desselben chym. Untersuchungen über die vorgeblich giftigen Eigenschaften des Witherits, der Schwererde ꝛc. 4 gr.

— Nachricht vom Fleck- und Frieselfieber. 4 gr.

— Beyträge zur gerichtl. Arzneygelahrtheit und zur medicin. Polizey. 4 Theile 8. 2 Rthlr. 2 gr.

Djionysal, chym. Untersuchung und Auflösung des Indigo ꝛc. 6 gr.

Fortis, A. mineralog. Reisen nach Calabrien und Apullen. 8. 8 gr.

Göttling, J. F. A. Almanach oder Taschenbuch für Scheidekunstler und Apotheker vom Jahr 1780. bis 1794. nebst 2 Stücken Register darüber. 8. 7 Rthlr. 2 gr.

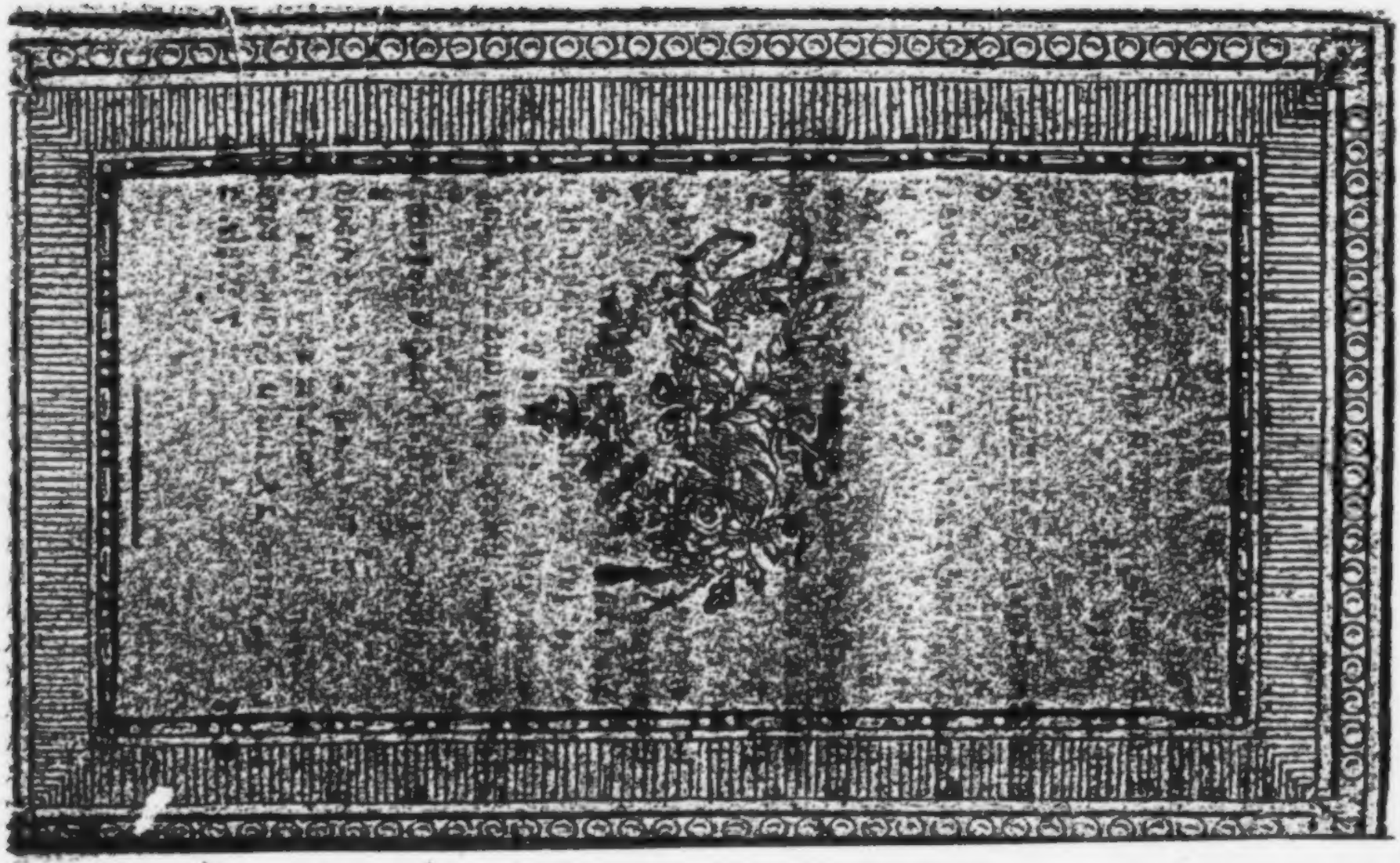

erinnre mich wol, daß ich in meiner Jugend erſchrecklich viel von der Liebe ausgeſtanden habe, es war dieſem ziemlich nahe -- Ich will ihn noch einmal anreden. Was leſet ihr, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Worte, Worte, Worte.

Polonius.

Wovon iſt die Rede, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Zwiſchen wem?

Polonius.

Ich meyne, was der Inhalt deſſen, was ihr leſet, ſey?

Hamlet.

Calumnien, Herr; denn der ſatyriſche Bube da ſagt, alte Männer hätten graue Bärte, und runzlichte Geſichter, ihre Augen trieften Amber und Pflaumen-Baum-Harz, und ſie hätten vollen Mangel an Verſtand mit ſehr ſchwachen Schinken. Welches alles, mein Herr, ich zwar mächtiglich und feſtiglich glaube; aber doch halt' ich es für Unhöflichkeit, daß es ſo niedergeſchrieben worden; denn ihr ſelbſt, Herr, würdet ſo alt als ich ſeyn, wenn ihr wie ein Krebs rükwärts gehen könntet.

Polonius (vor ſich.)

Wenn das Tollheit iſt, wie es dann iſt, ſo iſt doch

Methode

Der neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1794.

I.

Briefe über Gelegenheitsgedichte.

An L. W.

1.

Mit der gröſten Beſcheidenheit gegen Sich und Ihr Geſchlecht, da Sie Sich von allen Anſprüchen auf Kunſt und Kunſtgefühl losſagen, das, wie Sie ſagen, nur uns Männern zu Theil ward, fürchten Sie Sich nicht, beſte Freundin, mir das ſchwerſte Geſchäft aufzulegen, das nur je unter Ihren Foderungen war, über mitgeſchicktes Gelegenheitsgedicht eine Kritik abzufaſſen, und über die nothwendige beſte Einrichtung und Verfaſſung dieſer Gattung von Dichtkunſt einige Regeln zu geben. Mit ſo wenig Selbſtvertrauen und ſo wenig Wahrheit Sie dort zu Werke gehen, da Ihr beygelegtes

Kunſtwerk und die Kunſt ſelbſt, die unter Ihrem Geſchlechte Meiſter fand, Ihnen widerſpricht; gehen Sie mit eben ſo viel Vertrauen hier weit vor der Wahrheit vorbey, da ich zu ſehr fühle, wie wenig hier meine Kräfte ſind, und Sie ſelbſt wiſſen, wie wenig ich mich je auf dieſem Felde des Richtens und Kämpfens geübt habe, und je habe üben wollen. Theoretiker von Handwerk und Profeſſion haben dieſes Kapitel aus ihren Syſtemen gelaſſen, und nur um die eigenlichſte Kunſt, die auf freiwilligem Boden ihre freiwilligen Blüthen treibet, die Grenzen ihrer Theorien gezogen; daß ich alſo nicht weiß, wie ich das nachholen kann, was ſie nicht geſprochen, nicht hinterlaſſen haben. — Ich bin nur Laye, Liebhaber, der ſich in ſeinen liebſten und angenehmſten Empfindungen durch Kritik nicht gerne ſtören möchte. Doch Ihre Foderungen haben eine Strenge, der ich mich durch keine Weigerung, die ich auch nur Ihrem Willen entgegen ſetzen möchte, entziehen kann. Sie haben es alſo auf ſich, wenn meine Bemerkungen, zu denen mich dieſe Ihre Auffoderung veranlaßte, ſo Gelegenheitsgedichtsmäßig ſcheinen ſollten, als manches Gelegenheitsgedicht ſelbſt; — wenigſtens bitte ich Sie, ſie für nichts weiter zu nehmen, als für Urtheile eines Einzelnen, die eben bey Gelegenheit entſtanden, da Sie ihn über Gelegenheitsgedichte um ſeine Meinung fragten. —

Ich weiß — ſo gewöhnlich ſich die Dichteranlage in Gelegenheitsliederchen zu wiegen und die

Auf-

Aufmerkſamkeit des Publikums zu reitzen anfängt — nichts ſchwereres, als den Namen eines Gelegenheitsdichters zu verdienen. Es iſt wahr, daß in ſolchen Veranlaſſungen faſt jeder Dichter, wie Hölty, mit der Grabſchrift auf den Tod eines Hundes, anfängt: aber ich überzeuge mich auch, daß, womit hier angefangen wird, man nur endigen, oder nur der vollendete Dichter darin arbeiten ſollte. Nichts iſt natürlicher, als, daß die erſte Empfindung an einzelnen Umſtänden ſich zu entwickeln, zu beleben, zum Dichtungsgeiſt ſich zu erwärmen beginnet; nichts natürlicher, wenn auch das zum Theil natürlich heißt, was durch konvenzionelle Umſtände verurſacht wird — als daß der Dichter von der andern Seite, ſo bald er nur dem Gängelbande entlaufen iſt, ſich mit freyem Fluge auf eigenen Schwingen fort zu bewegen gedenkt, und daß er es für zu klein, für unrühmlich hält, auf Lohn und Münze unempfundene Dinge zu empfinden und zu ſingen: aber auch gewiß nichts ſicherer, als daß das Geſchäft jener täglichen Reiſlerſänger, jener ſchülerhaften Anfänger auf Münze und Lohn, nur allein das Geſchäft kunſtreicherer Dichter, die mit verborgenen unſichtbaren Fäden Empfindung an Gegenſtand, und Gegenſtand an Empfindung zu knüpfen wiſſen, ſeyn und werden ſollte. Sie ſehen, daß ich eine große Meinung vom Gelegenheitsgedicht und vom Gelegenheitsdichter habe; es iſt alſo nöthig, daß ich hierüber meine Meinung erkläre.

Heißt Gelegenheitsgedicht bald, was durch irgend eine Gelegenheit veranlaßt worden, bald, was durch eine Veranlassung, die nicht in dem Dichter lag, verfertiget wurde: so hat es die dritte nähere filosofische Bedeutung, daß es ein Gedicht ist, welches als Gedicht das Gepräge der Kunst der Dichtung, das Allgemeine an sich trägt, als Gelegenheitsgedicht aber auch — unter jenem Allgemeinen — mit einem besondern Bezuge auf besondere individuelle Umstände verbunden ist. Die erstere engere Bedeutung ist von keiner Bestimmung, und sie ist nur die Münze des gemeinen Lebens, die gilt, wo ächtere nicht zu haben, zu verhandeln sind; das heißt, wo die ächte wahre Bedeutung des Worts und des Sinns weder zu finden noch anzuwenden ist, wie dies meist in allen Gedichten jener gedungenen Meistersänger der Fall ist. Mit der zweyten Bedeutung aber, die nicht das allgemeine wie die erste hat, die auf jedes Gedicht angewandt werden könnte, da auch das Beste des besten Dichters irgend eine Veranlassung zum Entstehungsmoment hat, gewinnet diese Dichtungsart schon mehr Inhalt und zugleich engern Umkreis, indem sie eines Theils den Dichter wegen seines vielleicht mißrathenden oder mißgerathenen Produkts schon zum voraus entschuldiget, daß er nicht aus eignem Drang, aus freyer Empfindung aus sich heraus dichtete, andern Theils diese Dichtungsart von anderer allgemeinerer absondert, und sie näher als Gelegenheit bestimmt, der dritten eigentlichen Bedeutung, die allein als Maßstab des Werths

oder

oder Unwerths des gedichteten, als die wahre Bestimmung dieser Gelegenheitsdenkmale genommen werden muß, näher bringt, daß nämlich Gelegenheitsdichten nichts anders ist, als allgemeine Züge mit individuellen, und individuelle mit allgemeinen so verweben, daß in einem solchen Gedicht die Kunst, die Dichtung, und doch auch zugleich die Person, auf die gedichtet worden, erkannt werde. Sogleich werden Sie Sich von der Nothwendigkeit dieser Bedeutung nicht überzeugen, daß ich es also für nöthig finde, meine Rechtfertigung, Grund und Ursache zu suchen, worauf diese Erklärung gebauet ist, welches schon mit wenigen Worten geschehen kann. Erstlich ist es die Foderung der Kunst, die nur allgemeine, für jeden Empfindenden Angelegenheiten aufstellen; zweytens der Anspruch der Gelegenheit, die in dem Monumente, unter jenem Allgemeinem, ausgedruckt, erkannt seyn will.

Ohne allgemeine Empfindungen, die jedes Menschen Interesse erregen, die in des Einzelnen Herzen so wohl liegen als in Aller, kann Kunst nicht Kunst bleiben, und das Gelegenheitsgedicht, so fern es auf Kunst Anspruch macht, darf sich dieses Bedürfnisses für Alle nicht entäussern; da Kunst sonst zum Porträt wird, nicht allgemeine Anschauung, allgemeine Erkenntniß des gesammten Menschenkarakters und der gesammten menschlichen Empfindung. Zweytens verlanget aber auch Gelegenheitsgedicht diese allgemeine Schilderung nicht allein, sondern daß auch noch die besondere

Beziehung auf Umſtand, Perſon, welche die Dichtung veranlaßte, in jenem Allgemeinem gefunden werde; — daß jenes Allgemeine an die Perſon mit ſichtbarern oder unſichtbarern Fäden ſich anknüpfe, gegenſeitig Veranlaſſung, Umſtand an jenen ſich anſchließe. Ich befürchte nicht, daß Sie fragen werden, was allgemeine Empfindung, allgemeines Intereſſe ſey: was in jedes Menſchen, in jedes Individuums Karakter liege, und was alſo im Gelegenheitsgedichte von der Perſon, von dem Umſtand müſſe gedichtet oder ausgelaſſen werden? Dichteranlage fühlet dieſes am innigſten, weiß beſſer das perſönliche vom Menſchen zu unterſcheiden, glücklicher Amt und Kragen, daß ich mich ſo ausdrücke, von dem, was wir als Menſchen ſind, zu ſondern, als daß ich auf dieſe Frage, die ich mir nur ſelbſt aufwarf, und an die Sie vielleicht nicht einmal dachten, da Ihre Beantwortung ſchon in Ihrer natürlichen Empfindung lieget, antworten ſollte.

Das Schwere ergiebt ſich aber aus dieſer Beſtimmung, aus dem, was ich als das Eigenthümliche jedes Gelegenheitsgedichts angab — daß ich daher auch oben ſagte, der vollendete Dichter mit Verſtand und Empfindung, der ſeine Kunſt ſtudiret hat, ſollte und müßte mit Gelegenheitsgedicht endigen, und nicht der gemeine Sämer damit anfangen — das Schwere aus jener Erklärung, wie das Allgemeine und das Beſondere, in welches zauberiſches Spiel von Wirkung und Gegenwir-

wirkung es verbunden, zuſammen verſchmolzen wer-
den ſolle, daß es Eine Form, — Dichtung und
beſonderes Denkmal zugleich werde: — ſo ſchwer
ſcheint mir dieſes, daß ich auf dieſe Verbindung
den ganzen Werth und Unwerth des Kunſtwerks
ſetze, in wie fern der Künſtler näher oder entfern-
ter, durch ſichtbarere oder unſichtbarere Fäden das
Beſondere in dem Allgemeinen, und das Allgemeine
in dem Beſondern anſchaulich und empfindbar zu
machen gewußt habe. Je ſchicklicher die Form iſt,
daß ſie das Individuelle mit dem Allgemeinbegriffe
vereiniget, daß ſie in der feinſten Art und Geſtalt
dieſes und jenes uns vorzuhalten oder vielmehr
ahnden zu laſſen weiß, daß wir mit unſichtbarer
Vereinigung jenes und dieſes gegen einander ge-
halten ſehen: deſto mehr Kunſt iſt das gedichtete
Denkmal: Kunſt, die nicht für Aug und Hand,
für fühlen und greifen, ſondern fürs geiſtige Auge,
das ohne Linien und Punkte, ohne Trennung ſich
ſpiegeln will, auftreten ſoll; deſto mehr iſt der Gele-
genheitsdichter, Dichter und Künſtler. Deſto weiter
aber iſt das Gelegenheitsgedicht entfernt von dem
Gebiete der Kunſt, je weniger es den gethanen For-
derungen Genüge thut, je mehr es, wider Ton und
gute Lebensart, bey Lob oder Tadel, alles mit Fin-
gern weiſet, alles einzeln herzählt, und durch
ſein gerades aufrichtiges Du uns alle Mühe, die
verſteckte Anwendung, die Feinheit der Wendung
zu fühlen, erſparet. Das Gelegenheitsgedicht
muß uns die Anwendung auf ſein Objekt mehr ahn-
den laſſen, als daß es dieſelbe ſelbſt macht. —

Was es Gutes sagt, gewinnet den Anschein der Wahrheit, wenn wir die Folgen daraus aufs Objekt selbst ziehen; wird aber ungeheuchelte Schmeicheley, wenn es diesen Bezug mit ausdrücklichen Worten uns voraus wegnimmt; — muß mehr bey dem Allgemeinen stehen bleiben, daß es uns in dem Allgemeinen das Individuelle finden lasse, als daß es das Besondere selbst detaillire — doch so bey dem Allgemeinen stehen bleiben, daß es, wie hinter einem Schleyer, das Besondere nur verberge, nicht verdecke, daß sich dieses, wie der Mond gleichsam hinter eine Nebelwolke, hinter jenes zurück ziehe: wo wir dann desto mehr Genuß und Vergnügen finden, je weiter gleichsam unsere Aussicht zu ihm scheint, jemehr sich der Schimmer des Mondes mit dem übrigen des Himmels verschmilzet, mit ihm gleicher wird; unser Vergnügen sogleich aber wegfällt, wenn der Schleyer der Wolke diese Täuschung wegzieht, er uns wieder näher zu kommen, sein Abglanz mit dem übrigen bleichern des Himmels greller, auffallender, und er sich als die Person gleichsam, den jetzt der ganze Abend feyert, ohne Verhüllung, ohne Bescheidenheit vor uns hinzustellen scheint.

Wie im moralischen Satze, so muß es auch hier zugehen: — und ich wünschte, daß ich durch dieses Beyspiel, wenn es durch jenes sinnlichere, auf das ich vielleicht nicht zu meinem Vortheil fiel, geschehen ist, recht deutlich machen könnte, was ich von der Form des Gelegenheitsgedichts, von der

innern

innern Verschmelzung des Besondern mit dem Allgemeinen und dieses gegenseitig mit jenem, meine und verstehe. Lassen Sie mich hierüber eine Anmerkung anführen, von der ich alsdann die Anwendung auf die meinige machen kann.

Der große Leßing sagt in einem Blatte seiner Hamburgischen Dramaturgie*): „Die Moral ist ein „allgemeiner Satz, aus den besondern Umständen „der handelnden Personen gezogen; durch seine „Allgemeinheit wird er gewisser Maßen der Sache „fremd, er wird eine Ausschweifung, deren „Beziehung auf das Gegenwärtige von dem „weniger aufmerksamen, oder weniger scharfsinnigen Zuhörer nicht bemerkt oder nicht begriffen „wird." Ein eben so allgemeiner Satz aus den besondern Umständen der handelnden oder besungenen Person gezogen, sage ich nun, wünschte ich, möchte auch das Gelegenheitsgedicht seyn; es möchte durch seine Allgemeinheit der Sache, der Person eben so fremd werden, eine Ausschweifung seyn, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerksamen oder weniger scharfsinnigen Leser nicht sogleich bemerkt oder nicht sogleich begriffen würde. Besser, daß das Gelegenheitsgedicht wegen seiner versteckten Einkleidung und Anwendung für manchen verloren gienge, wie der moralische Satz, in dem der weniger zart Empfindende sich

*) Analekten für die Litteratur, 3ter Th. Num. IV.

nicht erkennen will oder nicht erkennen kann, als daß es wegen ſeiner allzu ſichtbaren Abſicht, ſeinem groben Geradezu, von dem Gebildeten nicht gutiert und als ſein hier aufgeſtelltes Selbſt nicht mit Vergnügen gefühlt würde!

„Wenn es daher ein Mittel giebt, (fährt „Leſſing in ſeinen Anmerkungen fort,) dieſe Be„ziehung ſinnlich zu machen, das Symboliſche dieſer Moral auf das Anſchauende zurück zu brin„gen, und wenn dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn „können: ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu „machen verabſäumen."

„Man wird mich aus einem Exempel am beſten „verſtehen. Wenn Olint ſich mit der Hoffnung „ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht „verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, „als ihm die Betrüglichkeit unſerer Hoffnungen zu „Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hoffnungen, die betriegen!"

„Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und „in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von „der Zukunft nur das beſte zu verſprechen.

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.„

„Doch indem beſinnt er ſich, daß das Alter zu dem „entgegen geſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt;

„er

Methode drinn -- Wollt ihr nicht ein wenig aus der freyen Luft gehen, Gnädiger Herr?

Hamlet.

In mein Grab.

Polonius.

In der That, das wäre aus der freyen Luft -- (vor ſich.) wie nachdrüklich manchmal ſeine Antworten ſind? Das iſt ein Vortheil der unſinnigen Leute, daß ſie zuweilen Einfälle haben, die einem, der bey ſeinen Sinnen iſt, nicht ſo ſchnell und leicht von ſtatten giengen -- Ich will ihn verlaſſen, und ſogleich Anſtalt zu einer Zuſammenkunft zwiſchen ihm und meiner Tochter machen -- (laut) Gnädigſter Herr, ich nehme meinen unterthänigen Abſchied von euch.

Hamlet.

Mein Leben ausgenommen, könnt ihr mir in der Welt nichts nehmen, deſſen ich ſo leicht entrathen kan.

Polonius.

Lebet wohl, Gnädiger Herr.

Hamlet (vor ſich.)

Die verdrießlichen alten Narren!

„er will den unverzagten Jüngling nicht ganz nie„derſchlagen, und fährt fort:

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft.“

„Dieſe Sentenzen mit einer gleichgültigen Aktion, „mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes „begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz „ohne Aktion herſagen. Die einzige ihnen angemeßene Aktion iſt die, welche ihre Allgemeinheit „wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile:

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.„

„muß in dem Tone, mit dem Ernſt der väterlichen „Warnung an und gegen den Olint geſprochen „werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne „leichtgläubige Jugend bey dem ſorgſamen Alten „dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft“

„erfodert den Ton des Achſelzuckens, mit dem wir „unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, „und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die „Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er „ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte.„ —

Das Symboliſche im Gelegenheitsgedicht, in welchem das Beſondere zu einem allgemeinen Satze, zu einer allgemeinen Ueberſicht und Anſchauung generaliſiert iſt, meine ich nun, könnte und ſollte der Dichter durch eben ſo individualiſierende Zeichen hier auf das Beſondere wieder zu reducieren wiſſen, daß

daß wir die Veranlaſſung oder die Anwendung des Allgemeinen auf den beſondern einzelnen Fall erkennen und finden müßten. Wie der Schauſpieler durch die beſondere an das Objekt gerichtete Rede zu verſtehen giebt, daß ſein moraliſcher Satz auf ihn Anwendung finden ſoll, oder durch ſein Achſelzucken zeiget, daß er ſich ſelbſt in dem allgemeinen Satze fühlet, — daß ſo das Allgemeine mit dem Individuellen und dieſes mit jenem in Eine Form gegoßen wird: eben ſo, glaube ich, ſollte und könnte der Dichter in ſeinem Gelegenheitsdenkmale — wenn hier noch etwas mehr als allgemeiner Satz, allgemeine Empfindung und Anſchauung nöthig ſeyn ſollte — durch, doch nur entfernte, Individualiſierung dem Allgemeinen und dem Beſondern Eine Form geben; daß jeder ſich, wie dort in dem moraliſchen Satze, hier dafür intereſſiert fände, und daß auch der beſondere Bezug, die nächſte Anwendung auf ein beſonderes Subjekt, geſehen würde. Weiß der Dichter dieſes beydes nicht in Eine Form zu bringen, ſo dünkt mich, entſteht dann eben das, was auf dem Theater wird, wenn der Schauſpieler entweder gar keine individualiſierende Geſtus machet, daß ſo der Satz ganz allgemein bleibt, oder wenn er ihn, um ihn recht ſichtbar, ſeine Anwendung ganz unfehlbar zu machen, mit zu ſehr individualiſierenden Geſtus begleitet, daß er z. B. nicht zufrieden bey dem Satze:

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.“

ſeine Rede bedeutend gegen Olint gerichtet zu haben, mit aufgehobenen Händen und wiederholten Achſelſchlägen auf Olint dieſem Satze ſeine ſtärkſte Anwendung gebe. Mag der moraliſche Satz Warnung, wie hier, oder Lob enthalten, ſo ſehen Sie, daß auf beiden Seiten eine ſolche zu eigentliche Individualiſierung zur beſondern Darſtellung beleidigend, zu hart würde, und daß dieſes daher auch in dem Gelegenheitsgedicht der Fall ſeyn muß, wenn das Beſondere, die Anwendung, zu wenig ſich hinter den Schleier des Allgemeinen zurückzieht.

Wenn dieſes — eine ſolche Individualiſierung des Allgemeinen — im Gelegenheitsgedicht nöthig ſeyn ſollte, ſagte ich oben; und dieſes dünkt mich eben hier ſo wenig als im moraliſchen Satze nothwendiges Bedürfniß zu ſeyn, da man doch in beyden das Allgemeine von dem Beſonderen abgezogen erkennet. Ein anders iſt's bey wirklicher Deklamazion und theatraliſcher Aufführung, wo durch deren hinzukommende maleriſche Beſtimmung freylich auch der Satz an dem Individuum mehr verlebendiget werden muß, welches auch dann beym Gelegenheitsgedicht der Fall ſeyn könnte, wenn eine ſolche Verlebendigung durch Deklamazion, Rede, ſeine Beſtimmung wäre. Zu was Ende ſoll auch der Titel des Gedichtes da ſeyn — wenn dieſer nicht ſchon mit ſeiner gewöhnlich vergrößerten Schrift ſagt, daß das, was im Gedicht allgemein geſagt iſt, hier an dieſem Subjekt im beſondern gelte? —

2.

Es war meine Abſicht nicht, liebſte Freundin, was ich zu Ende meines vorigen Briefes ſagte, ſo weit ausgedehnt zu wiſſen, als vielleicht meine Worte dazu Anlaß gaben, und woraus Sie Einwendungen wider meine, von Ihnen ſo genannte Theorie ziehen. Allerdings iſt es nicht genug, oder vielmehr kann dieſe Dienſtleiſtung nicht dem Titel übertragen werden, uns von dem Allgemeinen im Gedichte, von deſſen allgemeiner Empfindung auf die beſondere Anwendung deſſelben, auf das Subjekt, hinzuweiſen: denn ſo würde nur wieder der entgegen geſetzte Fehler von dem gewöhnlichen, der zu viel Partikularität in das Gedicht bringt, die Perſon als Porträt kopiert, entſtehen; daß zu viel allgemeines in das Gedicht käme, um deſſen Anwendung wir erſt den Titel zu Rathe ziehen müßten. Nur ſo viel ſollte und wollte ich durch meine letztern Worte zeigen, daß und wie lächerlich es ſey, etwas dem Gedicht aufzutragen, was allein die Sache des Titels ſeyn ſollte, durch beſtimmte beſondere Partikularität, durch direkte Anwendung die Perſon, der das Gedicht gilt, zu nennen: nicht aber das, was Sie verſtanden haben, daß es ſchon genug wäre, nur in dem Gedichte allgemeine Empfindungen, die in irgend einem entfernten Bezug mit der Perſon ſtehen, zu dichten; da ich mich vielmehr ſchon oben erklärte, wie nöthig ich es finde, das Beſondere mit dem Allgemeinen in Eins zu verſchmelzen.

Sie

Sie fodern nun eine Anwendung, praktiſche Erklärung meiner Sätze, womit Sie im vorigen Schreiben ermüdet wurden; und gewiß, Sie kommen hier mit Ihrem Wunſche meinem Vorſatze zuvor, oder vielmehr nur der Ausführung deſſelben: denn, in der That, ich hatte es ſchon bey meiner erſten allgemeinen Ueberſicht abgerechnet, wie ich zur möglichſt deutlichen Erklärung allgemeine Sätze mit Beyſpielen und Beweiſen wollte abwechſeln laſſen. Meine Arbeit wäre überhaupt zu pedantiſch, für mich zu wenig eine meiner Lieblinge geweſen, hätte ich ſie ohne alle Anwendung, theils auf meine Abſicht, theils auf Ihren Wunſch, unternommen, um durch jene allgemeine Sätze der Anwendung Gewißheit, und dadurch Ihren Foderungen an mich die ſtrengſte Erfüllung zu geben. Mit Recht glauben Sie mich aber nun auch in Verlegenheit, wo ich ein ſolches Denkmal finden möchte, an dem meine obigen Sätze zu prüfen, auf welches ſie anzuwenden wären. — Gewiß, dieſe Verlegenheit iſt ſo groß, daß ich mich unter der ganzen Menge von Gelegenheitsgedichten, deren Lektüre ſich bey mir nicht ins kleine beläuft, nur eines einzigen erinnere, das dieſe Anwendung duldet, eines Gedichts von einem Manne, von dem ich freylich wünſchte, daß er nebſt Andern ſeiner Empfindung zu dieſer zuſammengeſetzten kunſtreichen Dichtform allein Beruf und Zeit fühlen möchte. Ich ſehe die Nothwendigkeit, daß ich dieſes Gedicht nach Abſchnitten, zur Prüfung meiner Sätze, herſetze:

Des Trugs Enthüller, Haſſer des blinden Wahns!
Sprich, warum ſäumt des Lichtes erſehnter Tag?
Muß die Vernunft, der Geiſter Sonne,
Ewig durch nächtliche Wolken ſchimmern?

Hier haben Sie, was ich von der Form, die das Beſondere in dem Allgemeinen, und dieſes in jenem enthalten, beydes unter eine Ausſicht zuſammenſchmelzen ſoll, meine; daß wir nicht, wie von zwey getrennten Gebieten, von dem einen zu dem andern, von dem Allgemeinen zu der Anwendung, mit weitem Schritte hinüber zu ſchreiten brauchen, ſondern daß beyde in einander laufend und Eins ſind. Die Nutzanwendung von der Fabel muß ſchon in ihr liegen, ohne durch beſondern Satz erſt aus ihr herausgezogen zu werden, welches einen übeln Verdacht, ſowohl gegen die Güte der Fabel, als gegen den Verſtand des Leſers, erwecken würde; die Anwendung vom Gelegenheitsgedicht muß eben ſo wohl, ohne beſondere erſt herausgezogene Partikularität, in dem Allgemeinen der Dichtkunſt liegen.

Unſer angeführte Dichter erhebet ſich gleich bey dem Anfange ſeines Geſangs von der Anſchauung des beſondern in dem Individuum zu einem allgemeinen Begriffe, zu einer allgemeinen Empfindung, in der die beſondere Eigenſchaft und Tugend der Perſon enthalten iſt; durch welches Gemeinſchaftliche beydes in Wirkung und Gegenwirkung kommet. Die Anrede, die der Dichter nimmt, zeigt,

daß

daß die allgemeinen Ausdrücke einen besondern Bezug auf ein Individuum haben, und durch die Anrede geradezu an das Subjekt, das er singet, wird es noch mehr klar, daß sie nur von diesem Individuo gelten, daß sie nur in diesen besondern Eigenschaften dieser Person ihre Anwendung finden. Auf diese Art weiß uns denn der Künstler durch diese Anrede: „Des Truns Enthüller, Hasser des blinden Wahns!" — durch diese Form uns von dem Besondern zu dem Allgemeinen und von dem Allgemeinen zu dem Besondern hinzuführen, in diesem Allgemeinen das Individuum so karakteristisch zu zeichnen, daß wir dessen Bekanntschaft haben, es näher kennen als uns Titel und Ueberschrift hätte sagen können, da uns diese höchstens sein Aeusseres, sein Amt nennen konnten, jenes uns hingegen sein Inneres selbst zeiget.

Die Bekanntschaft zugleich, in die uns der Dichter mit seinem Gegenstand setzt, ist von der höchsten Wichtigkeit, von dem allgemeinsten Interesse. Jeder Mensch, wenigstens der denkende, findet hier seinen Antheil; so daß das nun auch hier seine Anwendung hat, was ich oben sagte: daß es nicht allein genug sey, etwas Besonderes in eine gewisse Allgemeinheit einzukleiden, sondern nur das Besondere, die Individualität zu dichten, die durch sich selbst Allgemeinheit hat, d. h. worin jeder Mensch als Wesen dieser höhern Denk- und Empfindart übereinkommt. Daraus entstehet denn das, was man das Dichterische, den Dichtungs-

geiſt nennet; daß das Gedicht Empfindungen enthält, Empfindungen erweckt in einem jedem, der, auch noch ſo fremd mit dem Gegenſtande, das Denkmal anſchauet; dieſes dann ein Spiegel wird, worin nicht allein der Bekannte ſeinen Bekannten findet, daß er dafür intereſſiert wird, ſondern in welchem auch — weil es nicht Porträt, ſondern gleichſam Ideal gewiſſer allgemeinen höhern Menſchenempfindung wie hier iſt — der Fremde durch ſeinen Antheil, den er an Wahrheitsdrang, Wahrheitswunſche nimmt, einen ſeiner Bekannten und Freunde findet, der ihm vorher unbekannt war.

Nachdem uns nun der Künſtler den hat kennen lernen, den ſein Gedicht beſinget, wir geſehen haben, welcher Antheil an dem Individuum den Dichter begeiſtert hat, was das Beſondere iſt, das er hinter einen allgemeinen Satz zur allgemeinen Anſchauung, zu deſto größerer Beſcheidenheit des Gegenſtandes gleichſam, zurück gezogen hat: ſo hat nun der Künſtler kein Verbot, aus dem individuellen Antheil, den er zur Allgemeinheit erweitert, begeiſtertern Flug zu nehmen, und in freyerm Schwunge, in weiterer Entfernung von ſeinem Gegenſtande zu ſingen, bis er ſich endlich ganz nahe zu der erſten Urſache ſeiner Begeiſterung wieder herab läßt. In dieſer Weite, in welcher er von ſeinem Gegenſtande ſingt, giebt er uns zu verſtehen, daß es nur der Gegenſtand war, der ihn zu dieſem feurigen Fluge begeiſterte; daß alles das, was er in dieſer Weite ſingt, in der Nähe

von

von dem Individuum, ſeinem Gegenſtande, gelte; und wir empfinden dann, daß es nur Weisheit des Künſtlers war, dieſen entfernten Flug zu nehmen, um in der Nähe nicht durch zu ſchmeichelnde Töne unſer und das beſungene Ohr zu beleidigen. So paßt denn und ſoll alles, wie z. B.

Ihn ruft umſonſt in grauſiger Mitternacht
Des Weiſen Seufzer; Schwermuth umdüſtert ihn;
Kaum daß der Sterne Harmonien
Ihn aus den Irren des Zweifels retten.

auf ſeinen Gegenſtand paſſen. — Aber mit Vorſatz entwirft er dieſe Bilder unter allgemeinern Umriſſen, entzieht ſie dem Auge hinter entferntere Schatten. Nach jenem oben angeführten Verſe folgt alſo die Dichtung, der weitere Flug der Begeiſterung aus der Anſchauung ſeines Gegenſtandes:

Wer mag ſie denken, daß des Entzückens Schwung
Ihn nicht entreiße, heiliger Liebe Glut
Im andachtvollen Buſen flamme,
Und eine Thräne der Innbrunſt rinne?

Gab ſie zum Leitſtern einſamen Wallern nicht
Der Weltenvater? Sollte des Irrlichts Spiel
Sie nicht verdunkeln, jedes Trugbild
Wandelnder Schatten vom Pfade ſcheuchen?

Mit ſanftem Strahl nicht Ahndung des Ewigen
Im Menſchengeiſte wecken? Der Zukunft Nacht
In Morgen wandeln, und der Seele
Schweifende Kräfte harmoniſch leiten?

Warum verbirgt der Königin Strahlenhaupt
Ein düstrer Schleyer? Wird sie der Erde nie
Im vollen reinen Glanze leuchten,
Wecken den schlummernden Geisterfrühling? —

Ihn ruft umsonst in grausiger Mitternacht
Des Weisen Seufzer; Schwermuth umdüstert ihn;
Kaum daß der Sterne Harmonien
Ihn aus den Irren des Zweifels retten.

Sein Blick durchschweift entschlafne Jahrhunderte;
Er sieht und schaudert; Schaaren von Träumenden
Empören zu Gigantenstürmen
Wider die Sonne des Geists den Erdkreis;

Der Pfeile Schwarm verdunkelt den matten Glanz,
Der durch der Wolke nächtlichen Flor noch bricht;
Nur Wen'ge wagens in den Schatten
Männlich zu fechten, und sinken glorreich.

Von der Erschlagnen strömendem Blute dampft
Die heilge Erde; Aechzen der Sterbenden
Wallt mit der Gott geweihten Priester
Jubelgesängen empor zum Himmel. —

Nach diesen Versen sehen wir nun den Dichter aus seinen weiten Kreisen wieder zu seinem Liebling herab, kommen, und engere Kreise um ihn schließen als die, von denen er ausgieng. Er nimmt die Anrede, womit er sein Gedicht anfieng, wieder auf, um den Faden anzuknüpfen, den Zusammenhang zu zeigen, den dieses individuelle mit jenem allgemein gesungenen hat: er macht durch diese Wiederholung den Nachdruck des ganzen Gedich-

Sechste Scene.

Roſenkranz und Güldenſtern treten auf.

Polonius.

Ihr ſucht vermuthlich den Prinzen Hamlet; hier iſt er.
[Er geht ab.]

Roſenkranz.

Gott erhalte euch, Gnädiger Herr.

Güldenſtern.

Mein theureſter Prinz!

Hamlet.

Ah, meine werthen guten Freunde! Wie lebſt du, Güldenſtern? Ha, Roſenkranz, ihr ehrlichen Jungens, wie geht's euch beyden?

Roſenkranz.

Wie es ſo unbedeuteten Erden-Söhnen zu gehen pflegt.

Güldenſtern.

Eben darinn glüklich, daß wir nicht gar zu glüklich ſind -- Wir ſind eben nicht der Knopf auf Fortunens Kappe.

Hamlet.

Doch nicht die Solen an ihren Schuhen?

Roſenkranz.

Das auch nicht, Gnädiger Herr. Ham-

dichteten deſto ſtärker, bis er endlich, nach den ſanfteſten rührendſten Bildern uns noch die nächſte Gelegenheit zeiget, die ihn zu dieſem ganzen Geſange Anlaß gab.

Des Trugs Enthüller, Haſſer des blinden Wahns!
Dies Bild hat oft den Schlummer dir weggeſcheucht,
Und deine Thrane um die Menſchheit
Sehen der Mitternacht Sterne rinnen.

Doch ſahſt du hier auch tief in der Finſterniß
Des Ew'gen Finger, betreten ſchaudernd an,
Und Hoffnung ſonnenvoller Tage
Scheuchte die Schatten der edlen Schwermuth:

O ſey des Jünglings Führer durchs Labyrinth
Der bunten Täuſchung! Zeig ihm in Wahn und Traum,
In Prieſterwuth und Ketzermorden
Gottheit und Vorſicht! Sein Dank iſt ewig *).

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, durch dieſes Beyſpiel alles ſo deutlich zu machen, was ich deutlich machen wollte: daß nemlich bey einem Gelegenheitsgedicht mehr als bey jedem andern, es darauf ankommt, wie und in welcher Form etwas geſagt wird, — daß der ganze Werth eines ſolchen Gedichts nur darin beſtehe, wie das Beſondere der Gelegenheit in eine allgemeine Ueberſicht und

*) Ein Gedicht vom Herrn Prof. Heidenreich an Herrn Prof. Cäſar beym Antritt des Lehramts der Vernunftlehre.

Anſchauung gebracht, und dieſes Allgemeine der Ueberſicht wieder in dem Beſondern verſchmolzen iſt, ſo daß Dichtung und Gegenſtand in einem gegenſeitig verbundenen Verhältniß ſtehe. Sie haben mir alles mögliche Anſehen gegeben, als Richter zu walten; ich bin alſo nicht auſſer Verſuchung es zu benutzen, und wirklich, was ich dort nicht deutlich machen konnte, an einem zweyten Falle zu verſuchen, an Ihrem Gedichte ſelbſt nach Ihrem Willen die Prämiſſen meines Willens anwendbar zu machen.

Das meiſte, alles, liebſte Freundin, was ich an dieſem Gedichte zu tadeln habe, iſt die innre Einrichtung, die Form. Die Dichterin hat den Satz und die Anwendung von einander getrennt, aus dem Allgemeinen und dem Beſondern zwey Theile gemacht, die in einander verſchmolzen ſeyn ſollten: — Sie haben eine Fabel gemacht, die eine Nutzanwendung hat und haben muß, weil es ihr ſonſt an Verſtändlichkeit fehlen würde; und dies iſt der Fehler, der an der Fabel und auch an Ihrem Gelegenheitsgedicht zu tadeln iſt. Unvermeidliche Fehler haben ſich mit dem Gange, dem Fluge, den Sie genommen, verbunden, unabhängig von der Form, die Sie gewählt haben, Fehler, die auch der beſte Dichter, hätte er Ihrem Gange nachgehen ſollen, nicht hätte vermeiden können — Hinſinken vom Feurigen zum Matten, vom Vollen zum Leeren, eine Aufrichtung des Gebäudes, die von dem breiteſten gewölbteſten Umfange anfängt, und in den kleinſten, engſten Gipfel

ſich

ſich endiget. Der Dichter ſcheint zu ſinken, kein Feuer mehr gehabt zu haben ſich in ſeinem Fluge zu erhalten; und doch liegt es an der Form, daß ihn dieſe zwang zu ſinken, um ſeinem Werke Einheit zu geben; — er führet uns von der vollſten weiteſten Ausſicht zu einem engen kleinen Raume hin, und der Leſer glaubt, weil der Dichter allen Reichthum verſchwendet hatte, eine noch weitere Ausſicht zu malen. Allein auch dies war nicht Armuth, ſondern nur Zwang von Seiten der Form, daß er auf die Anwendung, auf das Einzelne kommen mußte, auf welches ſich jener ganze verbrauchte Reichthum beziehen ſollte. Sie fangen von dem allgemeinſten Satze an, und endigen mit dem partikularſten, d. h. nach der Sprache und Empfindung des Leſers: Sie fangen mit dem feurigſten Fluge an, und ermatten in dem kraftloſeſten Hinſinken. Laſſen Sie mich die Anwendung ſelbſt machen, von dem erſten bis zum letzten Verſe herabſteigen, von dem allgemeinſten Satze anfangen und mit dem partikularſten endigen.

Als einſt vom milden Hauche des Ewigen
Geweckt, der Frühling ſchmeichelnd die junge Welt
Umſäuſelte, und die Geſchaffnen
Hohes Entzücken des Daſeyns fühlten:

Da ſchwebte aus der Himmliſchen Wohnungen
Auf leichten Schwingen ſäuſelnder Zefyre
Die ewig jugendliche Liebe
Lächelnd auf blumige Thäler nieder.

Von ihres Odems lieblichem Wehn ergoß
Begeiſtrung ſich in Seelen der Lebenden,
Jetzt ſtammelten den erſten Dank ſie,
Gott, an dem Buſen des trunknen Gatten —

Nun iſt der allgemeine Satz aus, und der Dichter mußte zu ſeinem einzelnen Gegenſtand hingehen, in dieſer dringenden Nothwendigkeit aber, um nicht einen vollen Sprung zu machen, zu einem Zwiſchenſatz, zu einem mehr partikularen ſeine Zuflucht nehmen:

Noch weht der ſanfte Odem der Liebe uns
Und es zerfließt das Herz in Entzückungen,
Wenn ſie in Paradieſesweiten
Uns an dem Arme des Gatten zaubert.

Jezt iſt auch dieſer partikulare Satz aus, und nun kommt das einzelne, ganz individuelle Objekt, zu welchem Sie uns durch jenen weiten Vorhof und den immer enger ſich zuſammen ziehenden Gang hinführten:

Auch dir, o Schweſter! lächelt die Liebe heut: —
Entzückt ſchau ich den Himmel, der dich umſchließt,
Erblick der Erdenfreuden ſchönſte,
Freuden der Liebe für dich entblühen!

So muß von heute, Liebe als Leiterin
Mit dir die Pfade lächelnd durchs Leben gehn,
Und in Entzückungen dich wiegen,
Weil du am Arme des Gatten wandelſt!

Dann wird des Himmels ſanfteſte Harmonie
Mit jedem Morgen lieblich für dich entglühn,
Auf dich mit jedes Abends Dunkel
Ruhe vom weſtlichen Himmel ſinken.

Dann wird, in deines Gatten Umarmungen
Der Traum des Lebens dir, wie ein Lenz, verblühn,
Und dieſes heutgen Tages Feyer
Dankbar dein ſpäteſter Enkel ſegnen.

Fragen Sie nicht, wie dieſen Fehlern des anſcheinenden Ermattens, Hinſinkens vom hohen Fluge zum niedrigen, abzuhelfen ſey: eben ſo nothwendig, als der Piramide ihre ſich zuſpitzende, ohnmächtig werdende Form, hänget dieſes dem Gange, dem Fortgehen Ihres Gedichts vom Allgemeinen zum Individuellen an. Dieſes iſt es daher beſonders, warum ich die innre Verſchmelzung des Individuellen mit dem Allgemeinen für das nothwendigſte Erfoderniß des Gelegenheitsgedichts halte, daß nicht erſt die Nutzanwendung nach der allgemeinen Expoſizion, nach einem Exordium das Lob des Geliebten, folge.

Und doch iſt die Form, die ich eben tadle, bey Gelegenheitsgedichten die gemeinſte, ſelten eine andere, als dieſes müde Herabſteigen von Höhe zu Tiefe, von Allgemeinheit zu Individualität!

Fühlen wir unſere Künſtlerin bey der Strofe „Noch weht der — —„ matt werden, glauben wir dieſes, weil ſie ihren weiten Flug in engere

Kreiſe zuſammenziehet, bis ſie dieſe endlich bey „Auch dir, o Schweſter — —“ ganz verkleinert: ſo fühlen wir uns eben ſo durch den Abſtand von dem Allgemeinen zum Partikularen, und von dieſem zum Individuellen beleidiget; oder, wenn dieſe Beleidigung durch noch allmähligere, ſtufenweiſere Abnahme verhindert werden ſollte, unſere Kräfte eben ſo allmählig hinſinken, als wenn wir die weiteſten Kreiſelbewegungen abnehmen, und ſich in der kleinſten endigen und ſterben ſehen.

3.

Ihre halbe Ueberzeugung, wie Sie es nennen, womit ſie halb für, halb wider meine Theorie eingenommen ſind, will ich nicht auf Rechnung meiner Bemerkungen bringen: denn von der einen Seite waren ſie gewiß ſchon in Ihrem Geiſt, in Ihren Gedanken, nur kleine Abänderungen ausgenommen, die Ihnen, nebſt der dunkeln Unbeſtimmtheit, in der ich ſie vielleicht vorgetragen habe, von der andern Seite wieder die Ueberzeugung von dem Ganzen der Wahrheit meines Syſtems geraubt haben. Uebrigens belegen und beehren Sie auch etwas mit einem Nahmen, den ich nur nach Ihrer Anleitung mir jetzt zum Gebrauch zugeeignet habe, was ich nicht ſo genannt wiſſen wollte und wollen kann — meine mitgetheilten Bemerkungen mit dem Nahmen eines Syſtems, einer Theorie, welche durch ihre Zerſtreutheit, durch ihre Unzulänglichkeit, und noch mehr durch Ihren wenigen oder halben Glauben ſelbſt, nicht auf dieſes Ver-

dienſt,

dienſt, auf dieſe ſtrenge Gewißheit Anſpruch machen können. Meine Bemerkungen entſtanden nur bey Gelegenheit, da Sie mich über Gelegenheitsgedichte fragten; und ich wüßte nicht, wie ich mir ſchmeicheln könnte, die Feinheit der Kritik gehabt zu haben, die wahre einzige Theorie davon zu treffen, ſo wie jener Dichter in ſeinem äſthetiſchen Kunſtgefühl die Form traf, die mir für Gelegenheitsgedichte die von allen zweckmäßigſte ſcheinet. Eben ſo wenig gebe ich alſo die einzelnen Bemerkungen, die ich noch zu machen gedenke, für etwas mehr und gewiſſers aus, als wofür ich jene gehalten zu werden wünſchte — für einzelne Urtheile, die in der Geſchwindigkeit abgefaßt und entworfen wurden. Zu Ende meines Briefes werde ich auf die Fragen antworten oder zu antworten ſuchen, die Sie von neuem über Möglichkeit einer ſolchen innren Einrichtung der Gelegenheitsgedichte von Seiten der Lage des Verfaſſers, des Dichters, aufwerfen. Sie wiſſen, die Kritiker ſind eigenſinnige Kinder, die ſich nicht gern in der frohen Mittheilung ihrer gemachten Bemerkungen ſtören laſſen. Hören Sie alſo mit fortgeſetzter Geduld, was ich noch über undichteriſches Individualiſieren zu ſagen habe.

Alle perſönliche Benennungen möchten aus Gelegenheitsgedichten bleiben; dieſes iſt meine erſte Bemerkung — Warum? — weil ſie zu ſehr das Individuum, die Perſon, die das zeigen, was im Gedichte nicht geſungen werden ſoll. Nur nach

lan-

langem Weaſeyn des Lebenden gewinnet Nahme den Sinn des Karakters, das Eigenthümliche, womit der Lebende unter uns herum wandelte, wodurch er ſich auszeichnete, was ihn uns lieb und werth machte; nur nach dem Tode wird auch das Materielle des Nahmens verwiſcht, womit wir ſeine Perſon als einzelnes Individuum, — wie von andern zu unterſcheidenden Marken, ohne auf den Werth derſelben zu ſehen — unterſchieden; und nur dann wird er Zeichen, Münze ſeiner Empfindung, ſeines Geiſtes, ſeines Karakters, ſeiner Berühmtheit. Iſt es nun gewiß, daß in dem Gedicht alles Perſönliche wegfallen muß, weil es nichts zur Dichtung fähiges, nichts für jeden, auch den Fremden, anziehendes, intereſſierendes hat: ſo iſt es auſſer Zweifel, daß alle Nahmen, ſelbſt die der berühmteſten, von deren Empfindung und Geiſtesart ſie gleichſam zum Symbol geworden ſind, aus den Gedichten, die nur bey irgend einem Falle ihnen genommen werden, und die unter der Benennung von Gelegenheitsgedichten herumlaufen, wegbleiben müſſen.

Sie erlaſſen mir wohl hievon den Beweis, und fodern ihn nicht wieder, da ich ihn ſchon oben angeführt habe — den Beweis, daß das Gelegenheitsgedicht das allzu Individuelle vermeidet und vermeiden muß, je mehr es Anſpruch auf Dichtung und Dichtungsgeiſt machen will; daß aus einem allgemeinen Denkmale, welches Ideal ſeyn, äſthetiſchen Werth haben ſoll, alles ausgelaſſen werden muß,

was

was es zu ſehr als Porträt zeichnen und dem Porträt ähnlich machen kann. Der Fabel würde es geradezu widerſprechen, wenn die Individuen, von denen ſie zur Allgemeinheit abgezogen worden, genannt, oder ſie geradezu auf dieſe angewandt würde; — einem moraliſchen Satze geradezu entgegen ſeyn, wenn das Allgemeine in demſelben mit dem Nahmen der Perſon ſollte individualiſiert werden: da eben die Abſtrakzion, das zur Allgemeinheit erhobene, jenes und dieſes zur Fabel, zur Moral mächt, als in welchen ſich mehrere erkennen, ſich mehrere dafür intereſſieren ſollen und können. Und eben ſo würde es, nach meinem Glauben über Gelegenheitsgedicht, das das Individuelle mit dem Allgemeinen verbinden, in Eins verſchmelzen, jenes in einer weitern Ausſicht und Entfernung zeigen ſoll, den ganzen Akt der rege gemachten Empfindung unterbrechen, wenn die Perſon mit ihrem leibhaften Körper, mit ihrem Nahmen auf die Bühne käme, da wir jetzt bloß von dem Eigenthümlichen ihres innren Karakters, von dem Antheil, den unſre Empfindung an der ihrigen nimmt, gerührt ſeyn wollen. Eben ſo wohl werden Sie mich aber auch des Beweiſes überheben, — da dieſes der Erfahrung ſelbſt noch näher liegt — wie Nahmen, ſo lange die Exiſtenz der Perſon dauert, nichts mehr und nichts wichtigers bedeuten, als das individuelle materielle Daſeyn und Leben, mit dem ſie unter uns, von eben dem Stoffe, von eben dem Stempel, auftritt; wie viel Abſtrakzion es uns anfänglich koſtet, mit dem

Nah-

Nahmen eines Berühmten, z. B. sein Geistiges, seinen sich gemachten Wirkungskreis zu denken, und wie lange schon dieser Berühmte aus der Zahl der Verbindung einzelner Individuen heraus seyn muß, um sein Körperliches, Menschliches vergessen zu haben, und seinen Nahmen für den ganzen Umfang seines Gewirkten zu nehmen, das länger in unserer Seele bleibet, als die materielle Form seines Körpers in unserm Gedächtniß.

Mag daher der Mann noch so berühmt seyn, der in einem Gelegenheitsgedichte auftritt; so mag ich ihn nicht gerne unter seinem Nahmen, mit seiner körperlichen Person erscheinen sehen; mag es ein Lessing, ein Reiz, ein unvergeßlicher Zollikofer seyn, so mag ich sie nicht gerne in dem letzten Andenken, womit wir, als Denkmal unserer Liebe, sie zum Grabe geleiten, in dem letzten Gelegenheitsgedicht auf sie, in ihrer körperlichen Gestalt, mit ihren menschlichen Gebrechen bezeichnet finden: — denn von allem diesem ist der Nahme das Symbol, mit dem Nahmen lebt die Vorstellung der körperlichen Person in unserm Gedächtniß. Ich weiß wohl, daß in alles Bedeutung gelegt werden kann, daß das Körperliche, Endliche, Sinnbild des Geistigen werden kann: denn alles kommt nur auf die Gewohnheit unserer Seele an, mit diesem oder jenem Worte diesen oder jenen Begriff zu verbinden: allein immer doch gehört auch Zeit darzu; — und es kann nicht geleugnet werden, daß sich durch Abnutzung gleichsam erst das Körperliche

Hamlet.

Ihr hangt alſo an ihrem Gintel -- Gut; was bringt ihr denn neues?

Roſenkranz.

Nichts, Gnädiger Herr, als daß die Welt ehrlich worden iſt.

Hamlet.

So iſt der jüngſte Tag im Anzug; aber eure Zeitung iſt falſch. Verſtattet mir einmal eine vertrauliche Frage: Womit habt ihr euch an der Göttin Fortuna verſündiget, meine guten Freunde, daß ſie euch hieher in den Kerker geſchikt hat?

Güldenſtern.

In den Kerker, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Dännemark iſt ein Kerker.

Roſenkranz.

So iſt die ganze Welt einer.

Hamlet.

Ein recht ſtattlicher, worinn viele Thürme, Gefängniſſe und Löcher ſind, unter denen Dännemark eines der ärgſten iſt.

verwische, um in unserer Seele zum Bild eines Reinern und Geistigern zu werden. Und dies habe ich auch nicht geleugnet; denn ich sagte selbst: nach dem Tode, nach langem Wegseyn des Lebenden, wird der Nahme Zeichen seines Eigenthümlichen, Zeichen der Empfindung, mit der er unter uns gelebt, sich von uns unterschieden hat. Nur aber ist dieses nicht der Fall, geschieht es nicht während der Dauer seines Lebens.

Immer ist es mir daher Anstoß gewesen, mitten in den Empfindungen, die ich nur alle für den Mann haben konnte und womit ich in die Klagen des Trauerliedes einstimmte:

Todt ist er; — todt? — Staunt darum Ihr so schüchtern
Und unmuthsvoll mich an?
Ihr Weib vor Weib, und Mann vor Mann,
Mit nassen, bleichen, bebenden Gesichtern? —
Todt ist er? — Lessing todt! — — —

hier den Nahmen „Lessing todt!" zu lesen; so wenig ich ihn auch kannte, und so wenig sich also das Persönliche mit diesem Zeichen verbinden konnte. Nahmen haben einmal zu sehr das Gepräge erhalten, daß sich gleich die Vorstellung des Körperlichen an sie anschließt, und daß die Fantasie dazu hilft, ihnen eine beliebige Form unterzulegen. Dieses vermieden, wie schön hat daher ein anderer Trauerredner auf den Verlust, den die Bühne durch Lessings Tod erlitten, Hofr. Engel, lebendiger,

diger, dichterischer, als dort unter dem Nahmen selbst, mit Erweckung alles unsers Gefühls über diesen Verlust, das sich so ganz nach Eigennutz, nach dem Vergnügen abmißt, das der Mann uns durch seine Empfindungen gemacht hat, diesen Verstorbenen uns genennet, ihn bezeichnet! —

Den Ihr bewundertet; Er, dessen Meisterhand
Emilien erschuf, der Leidenschaft mit Witze,
Geschmack mit Fantasie, wie keiner noch, verband;
Er, der voran an aller Deutschen Spitze
So ruhmvoll und so einzig stand: —
Er ist nicht mehr! — — —

daß wir sogleich innig den Verlust des Eigenthümlichen des Mannes empfinden, da wir dort nur den Mann in seiner Person, mit seinen körperlichen Umrissen vor uns stehen sehen *).

Ich könnte Ihnen noch mehr Beyspiele, liebste Freundin, von diesem übel wirkenden anführen, wären es nicht Beyspiele aus dem Zirkel meiner Welt, mit der man behutsamer umgehen muß, als mit der todten, die sich in Gelegenheitsgedichten verewiget hat. — Aber wozu das alles? — werden Sie fragen: und nun sollen Sie gleich hören, wie

*) Mit beyden Reden wurde Lessings Verlust öffentlich auf Bühnen gefeyert; mit der ersten auf der Bühne zu Schwedt, mit der zweyten vom Hofr. Engel, auf der Bühne in Berlin. S. Anal. f. d. Litt. 3 Thl.

wie ich auf Ihr Gedicht wieder zurück komme. Auch Benennungen von entfernterer abstrakterer Individualität wollen mir in Gelegenheitsgedichten nicht gefallen, als die Benennungen Lehrer, Bruder u. s. w. oder Schwester in Ihrem Gedichte.

Ich glaube immer, es ist besser, in dem Gedicht Empfindungen zu zeigen, daß der Leser sagen muß: „so kann nur empfunden haben, den die Natur selbst mit dieser Person verband!" als daß der Dichter dieses selbst sage; besser, schwesterliche Liebe zu zeigen, zu dichten, als sich oder die Person Schwester zu nennen. Doch dies immer bey Seite gesetzt, jenes oder dieses mag besser seyn: — jetzt kommt es darauf an, ob nicht ein kritischer Grund da ist, der diese Benennungen verbietet; — und mein Grund ist der: weil sie zu sehr personifiscieren, und individualisieren. Nichts ist mir je unerträglicher gewesen, als in dergleichen Gelegenheitsgedichten „o Lehrer! — theuerster, bester Lehrer!" zu lesen; desto unerträglicher deswegen, weil diese Wörter selbst zu sehr ins gemeine Leben übergegangen sind, als daß die Kunst in ihrer reinern, über das gemeine Leben erhabenen Mundart und Dichtung sie aufnehmen könnte. Nicht viel weniger kann ich es aber auch mit meinen Empfindungen zusammen reimen, Bruder, Schwester, oder wohl gar noch entferntere Grade von Anverwandtschaft, in Gedichten auftreten zu sehen. Es scheint mir immer, daß der Dichter, wenn er nichts mehr zu sagen wußte, oder

wenn er ſich noch einmal zum vollſten Enthuſiasmus, zum vollſten Ausdruck erwärmen wollte, auf dieſe Wörter: „Schweſter, Bruder, o theuerſte Schweſter! o theuerſter Bruder! — fiel; und darnachrechne ich denn auch, daß dieſe Wörter den Froſt, die Kälte verrathen, womit der Dichter dieſe ſeine Liebenden und Geliebten gedichtet hat. Ich überlaſſe es Ihrem Urtheile, Ihrer Entſcheidung, die Sprache zu beſtimmen, die man in der vollen Liebe zu ſeinem Bruder, zu ſeiner Schweſter, redet; ob dann dieſe Benennungen vorkommen, oder ob es mehr Ausdrücke kalter tändelnder Liebkoſung, und ob ſie in dieſem oder jenem Falle von Dichtung zu verbannen oder aufzunehmen ſind? Mir gilt kein anderer Grund mehr, dieſe Ausdrücke zu verwerfen, als das zu perſönliche, das ſie bey ſich führen; — und auch hier kommt es wieder auf Ihre Ueberzeugung an, ob Sie dieſen Grund für wichtig genug halten, einen kleinen Uebelſtand, eine Kleinigkeit, die in Gelegenheitsgedichten ſo oft erſcheint, zu reformieren?

4.

Auch dieſen Brief drohen Sie zu verlängern? — Nicht ermüdet durch meine vorigen, überhäufen Sie mich mit neuen Fragen, und neuen Foderungen ſie zu beantworten, ſo daß ich nicht wenig Eigenliebe beſitzen müßte, Ihrer verdrüßlichen Laune, Ihrer Unzufriedenheit durch neue Dunkelheiten auf meiner Seite noch mehr Nahrung, noch mehr Anlaß zu neuer

Zwei-

Zweifeln zu geben. Sie ſetzen, daß, wenn mich auch die gröſste Eigenliebe für meine Briefe in alle mögliche Verſuchung führen ſollte, ich doch die gerechteſte Urſache habe, und daß ich ihr folgen werde, ſo kurz als möglich Ihnen zu ſagen, was ich auf dieſe Ihre Fragen in Bereitſchaft habe.

Sie fragen erſtlich: „Wie ſoll es der Dichter machen, daß er die Ausdrücke, die zu viel Perſönlichkeit haben, vermeide, — wenn ſich in ſeiner vollen Liebe, in ſeiner vollen Wärme gegen die Perſon, dieſe Ausdrücke von ſelbſt aufdringen?„ — Der Dichter dichte nicht, wenn ihm der Gegenſtand, die Perſon zu nahe iſt, nur in der Entfernung ſinge er. Wie in den andern Künſten, ſo iſt es auch, liebſte Freundin, in der Ihrigen! — Der Maler wird gewiß ſeinen Gegenſtand zu grob auftragen, wenn er demſelben zu nahe ſteht, wenn nicht die Ferne, die Zwiſchenluft, die groben harten Theilchen verwiſcht, und zu einem verſchwolzenen Ganzen macht. Werther ſagt: „Zu keiner Zeit bin ich mehr Maler geweſen als jetzt; und doch könnte ich keinen Pinſelſtrich thun!“ So auch mit dem Dichter! — In der Hitze der Leidenſchaft, in der vollen Glut derſelben, ſuche er ja nicht die Verewigung ſeiner Empfindung: nur wenn ſie halb verloſchen iſt, wenn das Andenken derſelben noch in ſeiner Seele glimmt; — dann ergreife er, wenn er kann, die Feder, und ſinge rückerinnernd die Empfindungen der Liebe, die Empfindungen, die in ſeiner

Seele jetzt aufleben. In der vollen Glut der Sonne nimmt sich keine Landschaft gut aus; nur wenn die Flügel des Abendroths sich ausbreiten, und die Sonne in ihrem vergehenden Strahle ihr letztes Andenken der Erde läßt; dann erhebt sich alles in gleichem zauberischen Lichte, ziehet sich das Harte mit dem Sanften in gleiche Schmelzung. So auch mit dem Dichter! — Ausdrücke, die die Person, das Persönliche zeichnen, kommen gewiß nicht, wenn er nicht zu kalt, aber auch nicht zu heiß dichtet. Und dies auf Ihre erste Frage! —

„Wie ist es möglich, eine Form zu treffen, die in Einem Ganzen das Allgemeine mit dem Individuellen, und das Individuelle mit dem Allgemeinen enthält? — In welchem Zustande muß, kann der Dichter seyn, um diesen zu finden?" — ist Ihre zweyte Frage, oder vielmehr Ihr zweyter Ausruf; — und ich antworte eben so hierauf, als auf die erste: der Künstler stelle sich dem Gegenstande nicht zu nahe, aber auch nicht zu ferne. Zu nahe — fällt ihm von dem Gegenstande nur das Besondere ins Auge: zu ferne — siehet er nur das ganz allgemeine, und nichts besonders bestimmtes. In dem Mittelpunkte von beyden vereinigt sich nur das Partikulare mit dem Allgemeinen und dieses mit jenem, daß es ein sanftes Gemisch von Licht und Dämmerung wird, welches Partikularität und Allgemeinheit zugleich hat. Und so auch der Dichter; — nur daß dort bey dem Maler der Mittelpunkt ausser ihm zu finden ist, bey dem Dichter

in

in ihm, in ſeinem Zuſtande — dort der Mittelpunkt leichter zu treffen und zu zeigen iſt als hier, wo es auf dem Grade des Empfindens beruht. — Der empfindende Dichter, iſt er jetzt in dem Zuſtande, der gleichſam das Mittel von Weite und Nähe zwiſchen dem Gegenſtande iſt, den er jetzt dichtet; — weiß der Dichter, der, nicht durch eigene Empfindung veranlaßt, den Gegenſtand ſingen, Gelegenheitsgedicht machen ſoll, dieſen Zuſtand zu treffen: ſo wird jenem und dieſem ſich gewiß die Form von ſelbſt darbieten, die beydes, Allgemeines und Beſonderes, mit einander verſchmelzt.

Wittenberg. Grohmann

II.

Noch etwas über den Gang der Homeriſchen Götter.

(Man ſehe Hrn. Voß Mythol. Briefe. Merkur d. J. 2tes Stück, S. 305)

Göttererſcheinungen, und Alles was darauf Beziehung hat, gehören zu den Geheimniſſen der Dichter. Sie allein wiſſen, wie es dabey zugeht; wir müſſen ihnen glauben, wenn ſie uns davon erzählen;

len; und wir glauben ihnen gern, ſobald ſie nur gut erzählen.

Aber gar zu genau bey ihnen nachzufragen, mehr von ihnen wiſſen zu wollen, als ſie zu ſagen für gut finden und wir zu wiſſen brauchen, ſcheint mir eine Art von Zudringlichkeit zu ſeyn; und Herr Voß mag ſehen, ob er in dem vorliegenden Falle ſich von dieſem Vergehen gegen den Homer gänzlich frey ſprechen kann. Wenn Lucian zuweilen im Scherz den alten Barden durch ähnliche Fragen in die Enge trieb, ſo hat er, der nichts weniger als ein Feind von Scherz und froher Laune war, es ihm wahrſcheinlich gerne verziehen; aber wenn die Grammatiker und Interpreten ſich eben daſſelbe im Ernſt herausnehmen wollen, ſo weiß ich nicht, ob ſie nicht ſeinen Zorn zu fürchten Urſach haben.

Homer erzählt uns, daß bald dieſer bald jener ſeiner Götter den Olymp verläßt, um zu den Sterblichen herabzuſteigen. Ueber die Art ihrer Reiſe, ob ſie ſie zu Pferde, oder zu Wagen, oder in einem Luftballon machten, war er eigentlich nicht verbunden uns eine genauere Auskunft zu geben: denn dieſes gehörte nicht nothwendig zu dem Zuſammenhange der Erzählung. Weil er aber die Neugier ſeiner Zuhörer kannte, und auch überhaupt mit dem was er wußte, ganz und gar nicht zurückhaltend war: ſo hat er uns auch, in mehr als einer Stelle, Winke darüber gegeben, und das weitere unſerer Fantaſie überlaſſen.

Seine

Seine Götter ſteigen nicht immer auf dieſelbe Weiſe hernieder. Bald ſtürzen ſie ſich von dem Gipfel des Olymps, und ſtehen auch ſogleich an Ort und Stelle; bald gelangen ſie erſt in drey oder vier Anſätzen dahin; (denn das heißt das τρὶς μὲν ἐπέβη Ἰδὼν vom Neptun, nicht gerade in 3 Schritten, wie Hr. V. es überſetzt) bald ſchweben ſie wie Raubvögel, oder auch wie Tauben durch die Luft; bald fahren ſie mit ihrem Geſpann durch die geöffneten Himmelspforten, und weder Ströme noch Gebirge können dem Lauf ihrer Roſſe Schranken ſetzen.

Alle dieſe Bilder ſind nicht allein dichteriſch ſchön, ſondern auch deutlich. Dichteriſch ſchön, weil der Dichter ſeine Götter — als Götter ſchildert, indem er ihnen übermenſchliche Schnelligkeit und Kraft beylegt; deutlich, weil er das, was er ſagt, an Bilder heftet, die unſere Fantaſie leicht auffaſſen kann.

Homer hat uns alſo Alles geſagt, was er uns hierüber zu ſagen brauchte; und weitere Berichte muß man nicht von ihm erpreſſen wollen. Freylich bleibt die Frage noch immer unentſchieden, ob denn nun der Gang der Götter ein eigentlicher Schritt oder eine Art von Schweben geweſen ſey, wobey ſie gleichwohl die Beine bewegten? Aber dies läßt Homer dahin geſtellet ſeyn, weil er es entweder ſelbſt nicht wußte, oder weil er was wichtigers zu ſagen hatte.

Daß der Dichter aber seinen Göttern, im eigentlichen Verstande, (wie Hr. V. will) weite Schritte beylegt, davon finden wir keine Beweise; und wenn Hr. Hermann wirklich diese Entdeckungen zuerst in seiner Mythologie gemacht hat, so werden ihn die Aesthetiker wahrscheinlich nicht sehr darum beneiden. Die oben angeführte Stelle vom Neptun beweiset dies eben so wenig, als daß Here und Athene einen trippelnden Gang gehabt haben, weil der Dichter ihn mit dem Gange der Tauben vergleicht.

Die weiten Schritte haben immer etwas unanständiges und widerliches. Bey den männlichen Gottheiten wären sie indeß vielleicht noch zu ertragen; aber bey den weiblichen? bey der zarten jungfräulichen Iris? Fi donc!

Das einzige Mittel sie erträglich zu machen, wäre, wenn Homer uns seine Götter von so ungeheurer Größe geschildert hätte, daß sie, ohne sich Schaden zu thun, von Land zu Land hätten schreiten können. Aber dafür hat er sich wohl gehütet; es wäre ihm wenig damit gedient gewesen, wenn ihm Mars oder Apollo mit Einem Fußtritte das ganze Heer der Achäer zertreten hätte.

Ob in dem Heynischen Kommentar und Exkursus zu Aen. I. 408. die Zweydeutigkeit liegt, die H. V. darin findet, will ich hier nicht untersuchen. Mich dünkt die Antwort wäre leicht; denn Heyne hat die Erklärung des Eustathius nicht als

die

Rosenkranz.

Wir denken nicht so, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Nicht? Nun so ist es auch nicht so für euch: Es ist nichts so gut oder so schlimm, das nicht durch unsre Meynung dazu gemacht wird: Für mich ist es ein Gefängniß.

Rosenkranz.

Wenn das ist, so macht es euer Ehrgeiz dazu; es ist zu enge für euern Geist.

Hamlet.

O Gott, ich wollte mich in eine Nußschale einsperren lassen, und mir einbilden, daß ich König über einen unendlichen Raum sey; wenn ich nur nicht so schlimme Träume hätte.

Güldenstern.

Welche Träume im Grunde nichts anders als Ehrgeiz sind; denn was ist das ganze Wesen des Ehrsüchtigen, als ein Schatten von einem Traum?

Hamlet.

Ein Traum ist selbst nur ein Schatten.

Rosenkranz.

Allerdings, und ich halte den Ehrgeiz für etwas so leichtes und unwesentliches, daß er nur der Schatten eines Schattens genennt zu werden verdient. Ham-

die ſeinige angeführt. Aber ich wünſchte hier gerade eine Unbeſtimmtheit; denn ſie würde nur ein Beweis von dem richtigen äſthetiſchen Gefühl ſeyn, das dem Erklärer nicht erlaubte, ein Dichterbild weiter zu enthüllen, als der Dichter es ſelber enthüllt haben wollte. Es giebt manche Dinge, die man nicht zu genau betrachten darf, wenn ſie ſchön bleiben ſollen; auch die goldene Afrodite ſelbſt möchte wohl ihre Reize verlieren, wenn man ſie unter das Mikroſkop bringen wollte.

Auf allen Fall ſcheint es mir, daß Euſtathius, Heliodor, und ihres gleichen, bey dieſen Unterſuchungen keine Stimme haben; denn ſobald es auf die Beantwortung äſthetiſcher Fragen ankommt, ſo traue ich mir ſelbſt — und alſo noch viel mehr H. Voß — zu, daß wir des Raths dieſer Leute ſehr leicht entbehren können.

Heeren.

III.

Betrachtung der ſchönen Natur, in Rückſicht auf die Werke der Kunſt, zur Bildung des Geſchmacks für Künſtler und Liebhaber des Schönen.

„Angenehme Empfindungen, welche die Betrachtung „des Schönen begleiten, ſind der Abſicht des Schöpfers „gemäß: und den geſunden Geſchmack, womit die Natur „ordentlicher Weiſe niemand verwahrloſet hat, unter„drücken, verwöhnen und verderben wollen, heißt ein Ge„ſchenk derſelben verſchmähen, und unſerer Beſtimmung „zuwider handeln. Für wen iſt die Natur ſo ſchön ge„ſchmückt? Wem blühen die Künſte?“.

von Hagedorn.

Die Natur iſt in ihren Erſcheinungen ſo mannichfaltig, daß wir immer etwas Neues an ihr entdecken, ſo oft wir ſie betrachten. Ihre Schönheiten ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie, indem ſie uns ergötzen, zugleich auch mit gewiſſen Stimmungen unſers Gemüthes harmonieren. Die Empfindung der Freude, der Ruhe, der Munterkeit, der Fröhlichkeit, der Einſamkeit, der Geſelligkeit und tauſend anderer Annehmlichkeiten, wird deſto mehr gereizt und geſtärkt werden, wenn wir damit den

Ge-

Genuß der ſchönen Natur vereinigen. Die Betrachtung des Schönen iſt unſerm Geiſte ſo angemeſſen, und eine ſo würdige Beſchäftigung für ihn, daß ſie ihn nicht nur auf eine angenehme Art unterhält, ſondern auch die Fantaſie mit reitzenden Bildern bereichert, den Verſtand ſtärkt und das Herz veredelt.

Wie einnehmend ſind nicht die Jahreszeiten, und dabey wie verſchieden! und wie wohlgefällig jede durch ihre Eigenthümlichkeit! Der muntere Frühling in ſeiner verjüngten, zarten Geſtalt, mit lieblichen Farben im hellen ſilbernen Sonnenlichte belebt, oder im graulichen Schleyer des dünnumwölkten Himmels ruhend, flößt uns ſanfte, fröhliche Empfindungen ein. Erhaben iſt der prachtvolle Sommer, wo ſich die Schatten paaren, und die Fluren in vergüldetem Glanze des Lichts ſchimmern. Das Bild der Wohlthätigkeit, der Herbſt, in welchem die Schönheiten der Natur weniger frappant, im gemäßigten Lichte, aber mit unzähligen Veränderungen ſich darſtellen, macht uns zufrieden und fröhlich, indem ſich das Auge an ſeinem vielfarbigen Schmucke ergötzt. Der Winter ladet zur Ruhe und ſtillen Betrachtung ein. Seine veränderte, zauberhafte Geſtalt gefällt nicht minder, wenn die düſtere Luft Schneeflocken, wie Blüthen, auf die ſchwarzen Aeſte der Bäume ſtreut, als wenn auf gläſernen Teichen im reinen Spiegel der rothe Himmel glänzt.

Die Betrachtung des Schönen fängt mit dem Körperlichen an, und geht sodann auf das Geistige über; jenes ist für das Auge, dieses für den Verstand, und beydes gewährt der Empfindung Vergnügen. Die Natur hat in jeden Körper einen gewissen Ausdruck gelegt, der mit seiner Gestalt übereinstimmt. Dieser Ausdruck ist das Geistige, der Karakter, welcher durch die Gestalt kennbar gemacht wird, und gleichsam von dem Innern auf das Aeusserliche wirkt. Er ist an allen leblosen Gegenständen und an den lebenden Geschöpfen, vorzüglich aber an dem Menschen zu bemerken. An jenen, wenn sie beweglich sind, ist die Schönheit des Ausdrucks in der Ruhe und einer sanften Bewegung zu finden, in der sanften Bewegung der Luft, der Bäume und des Wassers; an den unbeweglichen Gegenständen ist er ohne Unterschied für schön zu halten, wenn die Gestalt demselben entspricht; und es wird nur auf die Wahrnehmung derjenigen Theile ankommen, welche mit dem Ausdruck eines Körpers harmonieren, und ihm wesentlich sind, um das reine Bild seiner Schönheit zu empfinden. Bey dem Menschen aber, dessen Karakter mehr von seiner eigenen Bildung abhängt, wird die Schönheit des Körpers in Beziehung auf den Ausdruck seines Geistes zu erkennen seyn, der sich in seiner ganzen Gestalt und in seinen Bewegungen, vorzüglich aber in der Lage seiner Gesichtszüge, äußert.

Die Schönheit der Natur zeigt sich in Erscheinungen, in der Lage, in der Stellung und Bewe-

wegung der Gegenſtände, in der Zeichnung und Farbe, im Lichte und Schatten und in der Beleuchtung.

Die Erſcheinungen, die Lage, die Stellung und Bewegung beſtimmen vorzüglich den Ausdruck; Zeichnung und Farbe beziehen ſich mehr auf die Geſtalt; Licht und Schatten ſind als mitwirkende Schönheiten zu betrachten. In der Landſchaft iſt die Lage der Gegenſtände dasjenige, was zum Ausdruck und dem Eigenthümlichen einer Gegend oder eines Orts am mehrſten beyträgt; und nur die beſondern Erſcheinungen, welche von der Beſchaffenheit der Witterung in den verſchiedenen Jahrszeiten entſtehen, können einige Veränderung darüber verbreiten. Ein enges Thal, von Bergen eingeſchloſſen, bringt in uns das Gefühl für die Einſamkeit hervor; da hingegen weite offene Gegenden, die ſich in weite Fernungen verlieren, fröhliche Empfindungen erwecken.

Die Lage der Gegenſtände, ſo wie ſie ins Auge fallen, iſt doppelter Art: entweder horizontal oder perſpektiviſch. Beyde vereinigt erzeugen die Schönheit des Kontraſtes. Horizontal iſt die Lage, wenn die Gegenſtände, z. B. ein Berg, ein Fluß, oder eine Reihe von Bäumen, meinem Auge gerade gegen über liegen, ſo daß es die ganze Länge derſelben überſehen kann; perſpektiviſch iſt ſie, wenn ſich die Gegenſtände hinter einander entfernen, verkürzen und zuſammen ziehen. Das Horizontale hat mehr Deutlichkeit, das Perſpektiviſche angeneh-

me,

me, täuschende Abwechselung. Bey einzelnen Gegenständen verändert sich die Lage der Flächen oder der verschiedenen Seiten, mehr oder weniger, nach der Lage der andern, und bringt im Ganzen Zusammenhang der Rundung der Formen hervor. Die Schönheit der Lage der Gegenstände in der Landschaft hängt von dem Standpunkte ab, aus welchem man sie betrachtet; die perspektivische Lage ist immer die vorzüglichste.

Bey dem Menschen ist die Lage der Muskeln, welche die Fysiognomie bezeichnen, den Karakter und die Gemüthslage desselben an den Tag legen, Ausdruck der geistigen Schönheit. Die Lage der Gesichtstheile, des Körpers und der Glieder in Verhältniß gegen einander ist für das Auge; Stellung und Bewegung sind folgsame Begleiter dieser Eigenschaften, und äussern ihre Schönheit im Kontrast und in der Leichtigkeit.

Auch die Zeichnung ist dem Menschen im höchsten Grade der Schönheit eigen; sie bildet sich nicht wenig nach seinem Karakter, so wie sie auch, nebst jenen Eigenschaften, zum Ausdruck desselben beyträgt. Elasticität und Festigkeit in den Muskeln, Fläche und Rundung in der sanftesten Vereinigung der Formen, das Ebenmaß derselben zum Ganzen, Symmetrie in den Haupttheilen, Ungleichheit und Abwechselung des Umrisses an den gegen einander überstehenden Seiten der Glieder in allmählig gestreckten, ein- und ausgebogenen

Wellen-

Wellenlinien, zieren den muntern Jüngling und das angehende männliche Alter.

Die Schönheit der Farbe an den Gegenständen der Landschaft liegt in der sanftesten Abwechselung der grünlichen, bräunlichen, gelblichen, röthlichen und gräulichen Farben, im Lichte, Schatten und Halbschatten, in der Mannigfaltigkeit der Lokalfarben, durch Luftperspektiv gemildert, die sich bis zum fernen Horizont immer harmonischer mit der Farbe des Himmels vereinigen. Die zartesten gebrochenen Tinten von Gelb, Roth und Blau karakterisieren die Farbe des Menschen, die sich nach der Beschaffenheit eines jeden Individuums auf verschiedene Art modificiert.

Licht und Schatten erheben die Formen; jenes frappiert das Auge, dieser dient ihm als Ruhestelle. Die Beleuchtung formt und hebt das Ganze durch Hauptmassen, setzt dunkle Gegenstände gegen helle in einen angenehmen Kontrast, und streut durch den Hauptton des Lichts allgemeine Harmonie über das Gemälde.

Diese Eigenschaften der Schönheit sind in der Natur schwerer zu erkennen als in den Werken der Kunst, deren Absicht ist, sie gedrängter, deutlicher und faßlicher vorzustellen. Wir müssen also die Natur studieren; und dieses wird leichter und glücklicher geschehen, wenn wir durch die Kunst dabey geleitet und unterstützt werden. Wir empfinden

pfinden die Schönheiten einer Landschaft mehr wenn wir sie zuvor in Gemälden von Claude Lorrain und anderer Landschaftmaler haben kennen lernen, und Rafaels reitzende Zeichnungen machen die Schönheit der menschlichen Gestalt anziehender. Ich werde bey meinen Betrachtungen der Natur auf die Werke der Kunst Rücksicht nehmen, und nach Erfoderniß auf oben erwähnte Haupteigenschaften der Schönheit zurück kommen, um dieselbe näher zu erklären.

Der Mayabend.

Ich mache den Anfang meiner Beobachtungen der Natur mit einer Scene, die man vielleicht nicht vermuthet, und wobey mancher gleichgültig vorüber gehen wird, ohne sie einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, weil dergleichen Auftritte für ganz unbedeutend gehalten werden. Aber wie viele Menschen, die Geschmack haben wollen, ergetzen sich an Dingen und wichtig scheinenden Veranstaltungen, welche gar nicht interessant sind, und keinesweges in das Gebiet des Schönen gehören! Wie viel Schönheit, wie viel Naivität im Ausdruck zeigt die Natur bey den Spielen und Beschäftigungen der Kinder! Solche Auftritte sind zwar nicht ohne Wahl zu bemerken; aber oft sind sie so zierlich und haben so viel passende und feine Anspielungen auf gewisse Handlungen und Gebräuche der Menschen, daß sie uns mit dem ächtesten Witze der Natur unterhalten.

Hier

Hier am grünen Ufer des Waſſers, wo bey kühler Abenddämmerung nach dem Gewitter die frohen Knaben unter jungen, friſchen Zweigen der Bäume beſchäftigt ſind, die umher ſumſenden Maykäfer zu haſchen, ſtehe ich zur Betrachtung ſtille. Welche ſchöne, harmoniſche Natur! Wie jener Knabe den Huth nach einem Käfer in die Luft ſchwenkt. Seine Bewegungen, bey welchen er ſchwebend am Boden hängt, die ausgeſtreckten Arme in der Form eines Kreutzes — welche maleriſche Figur! Wie der andere dort mit der Mütze nach dem Käfer auf dem Graſe haſcht! Eine leichte, angenehme Bewegung! Welcher Ausdruck in dieſem, der mit geöfnetem Munde nach den Thierchen in die Luft ſieht; und bey jenem, der die Hand zuſammen hält, das Auge darauf heftet, um den gefangenen Käfer zwiſchen den geſperrten Fingern zu faſſen! Und die ruhige Landſchaft, der ſtille Gang des Waſſers, die falbe, dünn umwölkte Luft — wie anmuthig! wie ſchön! Ich mache den Liebhaber des Schönen hier auf die einfache Natur aufmerkſam. Und nun noch ein Wort für den Künſtler, wozu ich eben Veranlaſſung finde.

Die Stellungen und Bewegungen der Menſchen karakteriſieren ihre Handlungen und Verrichtungen, und entſprechen dem in ihnen liegenden Ausdruck. In die Geſtalt des Menſchen iſt ein gewiſſer Mechanismus gelegt, nach welchem ſich die Glieder des Körpers allezeit in einer ungleichen Lage darſtellen. So wie ein Menſch nicht mit

zwey Beinen in gleicher Richtung vorwärts schreiten kann, sondern allemal, indem er das eine vorsetzt, das andere zurück lassen muß, wenn er nicht fallen will: eben so ist die Beschaffenheit der Stellung und Bewegung der Glieder überhaupt; das eine folgt immer dem andern in einer ungleichen Lage. Diese Schönheit ist in der Natur gegründet, und wird der Kontrast genannt. Es geschieht, daß, wenn ein Arm oder ein Glied desselben, sich vorwärts oder auf eine Seite zu richtet, das andere das Gegentheil macht, oder wenigstens in der Lage, worin man es sieht, anders als jenes ins Gesicht fällt; nemlich, wenn das eine horizontal ist, so wird sich das andere mehr verkürzt oder perspektivisch zeigen. Die Form, welche an den Aussenseiten dadurch hervorgebracht wird, ist die schöne Form eines Dreyecks, oder eines Kreutzes, wie wir dort an dem Knaben bemerkt haben.

Wenn aber ein Künstler bey Vorstellung des Menschen nur darauf sieht, daß er seine Stellungen in Kontrast und in ein Dreyeck setze, ohne der Natur im Ausdruck nachzuahmen, deren Wirkungen von der in ihr liegenden Kraft abhängen: so wird er leicht in das Gezwungene und Unnatürliche fallen. Das akademische Studium nach dem Menschen im Leben hat zu diesem Fehler Anlaß gegeben. So sehr es in der Absicht, den menschlichen Körper genau kennen zu lernen, ihn mit den Antiken zu vergleichen und die Gelenksamkeit desselben

Hamlet.

Nach dieſer Art zu urtheilen, ſind unſre Bettler, Körper; und unſre Monarchen und aufgeſpreißten Helden, der Bettler Schatten. Wollen wir nach Hofe? Denn, auf meine Ehre, raiſonnieren iſt meine Sache nicht.

Beyde.

Wir ſind zu Euer Gnaden Aufwartung.

Hamlet.

Keine ſolche Complimente: Ich möchte euch nicht zu meinen übrigen Bedienten rechnen: Denn wenn ichs euch als ein ehrlicher Mann ſagen ſoll, ich habe ein ſehr fürchterliches Gefolge; aber in vollem Vertrauen, was thut ihr hier in Elſinoor?

Roſenkranz.

Wir ſind blos hieher gekommen, euch unſern Beſuch abzuſtatten.

Hamlet.

Ich bin ſo bettelarm, daß ich ſo gar an Dank arm bin; doch dank ich euch; und verſichert euch, meine theuren Freunde, mein Dank iſt zu theuer um einen Halb-Pfenning. Seyd ihr nicht beruffen worden? war es euer eigner Gedanke? Iſt es ein Beſuch aus freyem gutem Willen? Kommt, geht mit der Sprache heraus -- Kommt, kommt; nun ſo ſagt dann --

ben zu beobachten, nützlich ist: so wenig sollte man dergleichen Zeichnungen als Materialien zu Vorstellungen gebrauchen, in welchen der Mensch in Handlung frey und ungezwungen abgebildet werden soll. Die Natur ist die Quelle der Schönheit und das einzige Muster für die Kunst. Selbst die Regeln der Kunst sind aus ihr genommen, und sie werden in ihrer Anwendung ohne Rücksicht auf dieselbe nur zu Abweichungen verleiten.

Die Erndte.

Eine Schilderung von einer Gegend an der Saale.

Jetzt, da die Saale harmonisch in sanften Wellen dahin fließt, die Sonne sich bereits dem Horizonte naht, und noch ihre letzten Blicke auf die Gegend hin sendet, deren reiche Fluren dort den Landmann mit Einsammlung der Früchte beschäftigen, feyert die Natur in voller Pracht einen der angenehmsten ländlichen Auftritte, erhöht durch die glänzendste Dekorazion der Landschaft.

Ein Fluß zur Rechten, am Ufer mit hohen Pappeln bewachsen, hinter welchen die Häuser der angrenzenden Stadt hervor sehn; zur Linken eine Ebene, die mit jenem Ufer durch eine Brücke verbunden ist, durch welche man in die perspektivische Ferne hinblickt, sind die Gegenstände, die mich zur Betrachtung hinziehen. So schön die Natur hier in ihrer Anlage ist, so ist sie jetzt noch ver-

ſchönert durch die Beſchäftigung des Landmanns, und durch den allbelebenden Glanz der Abendſonne. Die Erde hüllt ſich in Schatten; Luft und Waſſer ſchimmern und ſchmelzen in der glühenden Ferne zuſammen; einige Perſonen ſehen ruhig von dem Geländer der Brücke herunter, und langſam ziehen die Ochſen den leeren Wagen, mit beſonnenem Staub umnebelt, der Heimath entgegen. Die Gegenſtände vereinigen ſich in große Licht- und Schattenmaſſen, die ein glühender Farbenton überzieht; alles harmoniert, um erhabene Empfindungen zu erwecken.

Der Standpunkt, aus welchem ich die Gegend betrachte, hat freylich ſehr viel vortheilhaftes für die Lage der Gegenſtände, und für die da einfallende Beleuchtung. Welcher ſchöne Kontraſt an dem ſich perſpektiviſch hinauf ſtreckenden Fluße und der über demſelben horizontal liegenden Brücke, an der hohen Gruppe von Pappeln, die ſich mit der Brücke in eine Schattenmaſſe verbindet, gegen die helle Luft und Ferne!

Die Natur, welche nicht immer in Abſicht der Anordnung eines Gemäldes dem Künſtler vollkommene Genüge leiſtet, hat in dieſer Lage alle Schwierigkeiten bey Seite gerückt; nichts darf er davon, nichts dazu thun. Selbſt die beweglichen Gegenſtände, die Figuren auf der Brücke und das ſich thürmende Gewölke, ſind ganz paſſend gruppiert, und rücken nur langſam aus dem Geſichtspunkt

des

des Zuschauers. So schön der Eindruck ist, welchen das Ganze aufs Auge macht, so unterhaltend ist es auch für dasselbe, wenn es sich nun auf den Hauptgegenstand, die hölzerne Brücke, allein heftet. Man kann sich leicht vorstellen, was für Abwechselung ihr durchbrochner Bau zwischen den Pfeilern und am Geländer mit den dahinter befindlichen Gegenständen macht; wie man hier einen Theil des Ufers, mit Gesträuch bewachsen, dort die hellen und dunklen Stämme der Bäume und das durchschimmernde Licht bemerkt. Aber ganz unbeschreiblich schön und neu ist die Aussicht an der linken Seite der Brücke, wo die Gegenstände in prismatischer Farbenordnung sich nach und nach in die Ferne verlieren, wogegen die Brücke und der darüber gehende Wagen, nebst den andern Figuren, ganz ungemein im Schattenriß sich auszeichnen.

Ernst Kämmerer.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Hiſtoriſche Notiz von Barbara Torelli,

einer Dichterin des XV. Jahrhunderts.

Aus

der Handſchrift eines in Teutſchland reiſenden italieniſchen Gelehrten, des Grafen T..., überſetzt.

Barbara Torelli, entſproſſen aus dem Zweige dieſer Familie, welcher Ferrara vor dem Hauſe Eſte beſaß, war eine Enkelin des Marſiglio II. dritten Grafen von Guaſtalla und Montechiarugulo, und der Paola Secchi d'Arragona *). Mar-

*) Paola, Tochter von Franz Secchi, einem berühmten Generale und Lieblinge Fridrichs I. dritten Marquis von Mantua, hatte zur Mutter Katharina Gonzaga, Tochter Ludwigs, zugenannt der Türk, zweyten Marquis von Mantua. Katharina war die Schweſter von Dorothea, Gattin des Galeazzo Maria Sforce, Herzogs von Mailand, und der Barbara, Gemahlin Eberhards I. Herzogs von Würtemberg.

Siehe: Chronologie hiſtorique des Marquis puis Ducs de Mantoue; par la Congrégation de Saint-Maur. Tom. III.

Anm. des Verf.

Marſiglio iſt in der italieniſchen Geſchichte dadurch bekannt, daß er im Jahre 1478 mit glücklichem Erfolge die Truppen des Herzogs von Mailand anführte gegen Robert San-Severino und die Ligue, wie auch gegen die Schweizer. Ferner weiß man von ihm, daß er i. J. 1483 in Genua ſeinen Schwager, Baptiſtino da Campo Fregoso, Dogen dieſer Republik, der ſeine Gegenpartey verjagt hatte, wieder einſetzte. Auch leiſtete er in der Folge dem Könige Ferdinand I. von Neapel ſehr große Dienſte in dem Kriege gegen die Barone.

Barbara, im funfzehnten Jahrhundert berühmt wegen ihrer Schönheit, war es noch mehr wegen der Reitze ihres Geiſtes. Sie verlor ihre Mutter in der Kindheit, und ihr Vater Marſiglio III. Graf von Coenzo, der einige theologiſche Aufſätze und lateiniſche Oden geſchrieben hatte, blieb in der Schlacht bey Mailand.

Die Erziehung der Barbara verlor nichts durch den Tod ihrer Mutter. Sie zeichnete ſich darum doch ſeit ihrem früheſten Alter aus durch ihre Fähigkeit zu jeder Art von gelehrten Beſchäftigungen und durch ihre Anlagen zur Poeſie. Ihre Schönheit erwarb ihr die Liebe aller glänzenden Ritter an den benachbarten Höfen, ſetzte ſie dem Neide des größten Theils der Weiber aus, verdiente ihr die Lobſprüche der Geſchichtſchreiber, und machte ſie zum Gegenſtande der Lieder aller Dichter ihrer Zeit.

Im Jahre 1491 vermählte ſie ſich an Herkules Bentivoglio, Edeln von Bologna und Ferrara, der auch Dichter war. Ihr Haus wurde bald der Sammelplaz aller Gelehrten und ſchien das Lyceum Italiens zu ſeyn. Da Barbara ſich den Huldigungen ſo vieler Männer ausgeſezt ſah, ſo war es leicht geſchehen, daß einige unter ihnen auf ihr allzu empfindliches Herz Eindruck machen konnten. Als ſie Wittwe geworden war, gieng ſie, im Jahre 1508, eine zweyte Verbindung ein mit Herkules Strozzi *), Edeln von Ferrara, (gleichfalls ein Dich-

*) Herkules Strozzi, aus einer ſehr angeſehenen Familie, war der Sohn von Titus Strozzi, einem andern Dichter, der 1. J. 1502 in ſeinem achtzigſten Jahre ſtarb. Die lateiniſchen Poeſien des Vaters und des Sohnes ſtanden in Achtung, und verdienten ſie. Inzwiſchen ſind ſie mit mehr Anmuth und Korrektheit als Feuer und Genie geſchrieben.

Die Linie dieſes Hauſes, welche ſich in Florenz niedergelaſſen hatte, brachte auch zwey oder drey Dichter und viele groſſe Männer hervor. Unter andern den Filipp Strozzi, welcher ſich in der Abſicht, ſeinem Vaterlande die Freyheit wieder zu geben, an die Spitze der Verſchwörung gegen Alexander von Medicis, erſten Herzog von Florenz, ſtellte, und ihn im J. 1537 ermordete.

Sein Sohn, Peter, der zur Aufhebung der Belagerung von Turin im Jahre 1816 beytrug, zeichnete ſich in

Dichter), welchem ſie vor allen, die ihr den Hof machten, den Vorzug gegeben hatte. Aber dreizehn Tage nach ihrer Vermählung trat ein Nebenbuhler, der auf dieſe glückliche Verbindung eiferſüchtig war, zu dem Herkules in die Kammer, und erſtach ihn mit einem Dolche, als er ſich aus den Armen ſeines Weibes erhob, welches nur durch den Körper des Gatten vor eben dem Stoße geſchützt wurde. Die unglückſelige Barbara ergoß ihren Schmerz in ein rührendes Sonett, welches die Liebhaber der italieniſchen Dichtkunſt hier nicht ungern leſen werden.

§ 5. Spen-

in Italien und in Schottland aus. Er war Marſchall von Frankreich und ſtarb bey der Belagerung von Thionville.

Leo Strozzi, Maltheſerritter und Prior von Kapua, ein treflicher Seemann, blieb vor Scartino in Toscana.

Endlich, Filipp Strozzi, Sohn von Peter, zu Venedig i. J. 1531 geboren, war General der franzöſiſchen Infanterie und Kommandant der Flotte, welche Heinrich III. dem Anton von Portugall zu Hülfe ſandte, um ihn wieder in ſeine Staaten einzuführen. Er blieb in der Schlacht, welche er der ſpaniſchen Flotte bey den azoriſchen Inſeln lieferte, am 26. Julius 1584, durch die Eiferſucht des Marquis Santa-Cruz. Als dieſer ihn gefährlich verwundet ſah, ließ er ihn ins Meer werfen, da er noch am Leben war.

Anm. des Verf.

Spenta è d' Amor la face, il dardo è rotto,
E l'arca, e la faretra, e ogni ſua poſſa,
Poi ch' ha Monte crudel la pianta ſcoſſa,
A la cui ombra cheta io dormia ſotto.
Deh! Perchè non poss'io la breve foſſa
Seco entrar dove hallo il deſtin condotto
Colui, che appena cinque giorni, ed otto
Amor legò pria della gran percoſſa?
Vorrei col foco mio quel freddo ghiaccio
Intepidire, e rimpaſtar col pianto
La polve, e ravvivarla a nova vita,
E vorrei poſcia baldanzoſa, e ardita
Moſtrarlo a lui, che ruppe il caro laccio,
E dirgli: Amor, moſtro crudel! può tanto.*)

Um

*) Hier eine Verteutſchung dieſes treflichen Sonetto in Proſa, in Ermanglung einer metriſchen Uebertragung, auf die ich wohl einen Preis ſetzen möchte.

„Erloſchen iſt die Fackel Amors, zerbrochen ſind Pfeil und Bogen und Köcher und ſeine ganze Macht, ſeitdem der grauſame Tod den Baum entwurzelt hat, in deſſen Schatten ich ruhig ſchlummerte.

Ach! warum kann ich nicht mit ihm hinabſteigen das enge Grab, wohin das Schickſal ihn geführt hat, ihn, den kaum vor dreyzehn Tagen Amor von der tiefen Wunde heilte?

Ich möchte mit meinem Feuer dieſes kalte Eis wärmen, und mit meinen Thränen den Staub von neuem bilden, und ihn wieder erwecken zum neuen Leben.

Dann

Untröſtlich über den Verluſt ihres Gatten, gieng Barbara nach Parma. Ihr Leben war ferner nur Trauer und Sehnſucht; ſie ſtarb mit frommen Geſinnungen zu Bologna, wo ſie ihr Teſtament gemacht hatte, am 7ten November 1533. Ihre einzige Tochter, Julia, aus der zweyten Ehe, Erbin der Schönheit aber nicht des Geiſtes ihrer Mutter, wurde an Albert Zoboli vermählt, einen der reichſten Edelleute in Parma. Man findet, daß Pabſt Leo X. ſie durch ein Breve vom Jahre 1518 dem Magiſtrate vom Reggio beſonders empfohlen hat.

Auſſer verſchiedenen Epiſteln, Liedern, Sonetten und kleineren Stücken, hat Barbara ein Schäfergedicht, Partenia, und viele andere Werke hinterlaſſen, von welchen aber ein Theil verloren gegangen iſt. Man findet inzwiſchen verſchiedene davon wieder in *Rime Scelte di Poëti Ferrareſi*, von Bergalli, gedruckt zu Ferrara l. J. 1713, welche uns den Verluſt der übrigen bedauren laſſen. Man kann über dieſen Gegenſtand nachſehen die *Hiſtoria almi Ferrar. Gymnaſii*, von Borſetti, und die gelehrte Geſchichte der italieniſchen Litteratur von dem Chevalier Tiraboſchi. —

D. Karl Reinhard.

V.

Dann möcht ich ihn kühn und muthig dem zeigen,
der das theure Band zerriß, und ihm ſagen:
Grauſames Ungeheuer! das vermag die Liebe!"

V.

Der

Morgen auf dem Lande.

Eine kleine Erzählung,

dialogiſiert.

Perſonen:

Geheimerrath von Oddelbach.
Frau von Oddelbach, ſeine Gemahlin.
Leonore, zehn Jahr alt,
Chriſtel, acht Jahr,
Fritz, ſechs Jahr,
} ihre Kinder.
Juſt, Oddelbachs Verwalter.
von Holler, Präſident.

Erſte Scene.

Von Oddelbach. (allein, ſinnend und zweifelnd auf und ab gehend; jetzt mit Entſchloſſenheit:)

Nein! — Nein, ich will nicht demüthig bitten! — Was ſoll ich da bitten und betteln, wo ich nichts als Gerechtigkeit fodere? — Und verſagte mir auch dieſe der Fürſt: — die Welt, wenigſtens der kleinere beſſere Theil der Menſchen, wird ſie mir nicht verſagen. Wahre Ehre beſteht in dem Bewußtſeyn der Güte unſrer Geſinnungen und Handlun-

Güldenſtern.

Was ſollen wir ſagen, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Das gilt mir gleich, wenn es nur zur Sache taugt. Man hat euch holen laſſen; ich ſehe eine Art von Geſtändnuß in euern Augen, welches eure Beſcheidenheit nicht Kunſt genug hat zu maskieren. Ich bin gewiß, der gute König und die Königin haben euch holen laſſen.

Roſenkranz.

Zu was Ende, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Daß ihr mich ausforſchen ſollt; aber laßt mich euch bey den Rechten unſrer Cameradſchaft, bey der Uebereinſtimmung unſrer Jugend, bey den Banden unſrer niemals unterbrochnen Liebe, und bey allem was ein beßrer Redner als ich bin, euch noch theurers verhalten könnte, beſchwören, mir aufrichtig und gerade heraus zu ſagen, ob man euch nicht habe holen laſſen?

Roſenkranz (zu Güldenſtern.)

Was ſagt ihr hiezu?

Hamlet.

Nicht ſo, denn ich hab' ein Aug auf euch; wenn ihr mich liebet ſo haltet nicht zurük.

Gülden-

launen; und die besitze ich noch, die kann mir kein Monarch entreißen, — und kein Insekt von höfischen Speichellecker! —

Freylich, es schmerzt, so verkannt, so übel belohnt zu werden! —

Mußt' ich mich darum so oft meinen Lieben und dem Genusse häuslicher Glückseligkeit entziehen? darum die beschwerlichsten Reisen, die muhevollsten Geschäfte übernehmen? —

Die Dienstentlassung an sich — da irret ihr, wenn ihr das für Strafe hieltet! Könnt ihr Oddelbachs so leicht entbehren — Oddelbach bedarf euer wahrlich nicht!

Möchte die Verläumdung offenbar, und meine Unschuld anerkannt werden: wie gern wollte ich dem Hofe und allem seinem Flittergolde entsagen, und mir selbst und den Meinigen leben! —

Du hast Recht, liebes Weib! Alles genau genommen, werde ich ja durch diesen Wechsel an wahrer Glückseligkeit mehr gewinnen als verlieren; denn nun bin ich dir, unsern Kindern und mir selbst wieder gegeben! —

Gutes, liebes Weib! Wie wohl that mir dein Brief! Du hast den Sturm in meiner Seele gestillt. Gestillt? — Nun, doch besänftigt!

Ja! ich werde nun dir und unsern Kindern leben, — und meine Bauern glücklich machen.

Ihr

Ihr guten, treuen Oddelbacher, ihr ſollt am meiſten dabey gewinnen!

Zweyte Scene.

Juſt. (den Kopf zur Thür hinein ſteckend) Ich ſtöre doch Ihro Gnaden nicht? Darf ich hinein kommen?

Oddelbach. (lächelnd) Iſt Er's, Herr Verwalter?

Juſt. Zu dienen, Ihro Gnaden! Störe doch nicht?

Oddelbach. Gar nicht. Nur näher!

Juſt. Ihro Gnaden erlauben in Unterthänigkeit, daß ich Ihnen einen guten Morgen wünſchen darf. Schön guten Morgen! wünſche wohl geruht zu haben!

Oddelbach. Guten Morgen, Herr Juſt! — Nun, noch immer ſo geſund und munter?

Juſt. So lange es dem lieben Gott gefällt, bin ich in meinen alten Tagen noch ſo geſund und munter wie ein Jüngling.

Oddelbach. Das iſt ſchön, das freut mich.

Juſt. Danke gehorſamſt, danke gehorſamſt! — Ja, was ich aber ſagen wollte, Ihro Gnaden, Herr Geheimerrath, und Herr Legazionsrath —.

Oddelbach. Laß' Er's damit gut ſeyn! Ich bin kein Legazionsrath mehr.

Juſt.

Juſt. Ey, ey! So wär's ja doch wohl wahr, was mir Herr Johann unterthänigſt von Ihnen berichtet hat? Ey, ey, ey!

Oddelbach. Nun, was hat ihm denn Johann von mir berichtet?

Juſt. Er hat mir's eigentlich nur ſo ſub Roſe geſagt; aber Ihnen kann ich's ja wohl wieder ſagen.

Oddelbach. Alſo —

Juſt. Herr Johann hat mir geſagt: Sie hätten eben wollen wieder zurück reiſen, mir und dir nichts, und da wäre mit einem Mahle ein Befehl vom Herrn gekommen, daß Sie nicht wieder in die Stadt kommen ſollten. Und da wären Sie denn nun geſtern Abend zu uns nach Oddelbach gekommen, ſagte er, und hätten die gnädige Frau deswegen, die jungen Herren Junker und die Fräulen hergeſchickt, und wollten nun bald ſelbſt nachkommen. So ſagte Herr Johann. Ey, ey, ſollte denn das wahr ſeyn?

Oddelbach. Ja, mein lieber Juſt, Johann hat ihn recht berichtet. Der Fürſt braucht meine Dienſte nicht mehr.

Juſt. Hm! hm! ſo einen braven Herrn, wie Sie, nicht mehr brauchen! Hm! ich habe dem Fürſten Ihro Durchlaucht meine ganze Gewogenheit geſchenkt gehabt: aber das gefällt mir doch nicht von ihm.

Oddel-

Oddelbach. Laß' Er dem Fürſten nur ſeine Gewogenheit! Es iſt das Werk meiner Feinde, elender Verläumder.

Juſt. Dachte ich's doch gleich, daß der Herr wäre aufgehetzt worden. Ey behüte Gott! das müſſen aber böſe Menſchen, abſcheulich böſe Menſchen ſeyn!

Oddelbach Sprechen wir von etwas anderm! — Nur das noch: meine Kinder ſollen davon noch nichts erfahren, bis ihre gute Mutter kommt.

Juſt. Ey, das verſteht ſich. Kein Wort. Das bleibt unter uns.

Oddelbach. Nun, Herr Verwalter, werden wir deſto beſſer mit einander leben. Ich bleibe nun bey ihm und meinen guten Bauern. Er hat mich doch gern bey ſich?

Juſt. Von Herzen gern, von Herzen gern, allerliebſter gnädiger Herr! Herzlich willkommen mir und allen Ihren Unterthanen! Sehen Sie, wir haben das ſchon lange gewünſcht, daß Sie möchten bey uns bleiben, aber wir getrauten's uns nicht, Sie darum zu bitten. Gott Lob und Dank, daß es ſo gekommen iſt! Es ſoll Ihnen gewiß bey uns recht wohl gefallen. Auf den Händen wollen wir Sie tragen.

Oddelbach. Alſo meint Er, daß die andern guten Oddelbacher mich auch ſo liebten wie mein lieber Verwalter? (reicht ihm die Hand)

Juſt.

Juſt. (mit biederm Händedruck) Lieber Herr — ich — ich will von mir nichts ſagen — Sehen Sie, ich kann auch nicht. — Der alte Juſt möchte vor Freuden in ſeinen alten Tagen noch weinen. — Und ſehen Sie, ſo lieben wir Sie alle; — und die gnädige Frau, die lieben wir eben ſo ſehr.

Oddelbach. (innig gerührt) Nun ich will Eure Liebe ganz zu verdienen ſuchen.

Juſt. Verdienen? — Gnädiger Herr, Sie haben ſie ſchon verdient. — Sehen Sie, aufrichtig geſagt, noch vor ein paar Jahren, da war wohl mancher noch mit mancher neuen Einrichtung nicht ſo recht zufrieden; beſonders der neue Schulmeiſter, den Sie uns ſchickten, der's mit den Kindern alles ſo ganz anders machte als wir's ſonſt gewohnt waren — das wollte freylich manchem nicht ſo recht zu Kopfe. Aber da ſage ich immer: man muß den Bauern nur Zeit laſſen, daß ſie's einſehen, daß man's gut mit ihnen meint! Sehen Sie, jetzt gilt der Herr Schulmeiſter alles. Und ſo iſt's auch mit dem andern was Sie zu unſerm Beſten gethan haben. Wir ſehen's nun alle ein, daß Sie's zu unſerm Beſten thaten, und ich glaube, es iſt kein Menſch im Dorfe, alt und jung, der's Ihnen nicht verdankte. —

Lieber Herr, ich muß hin und muß es im ganzen Dorfe ſagen, daß Sie nun bey uns bleiben wollen. Geben Sie Acht, was das für eine Freude ſeyn wird!

Oddelbach. Nun das thu Er, lieber Verwalter, und versichere sie alle meiner Liebe.

Just. Ja, gnädiger Herr. Erst gehe ich zum Schulzen und — Empfehle mich indessen ganz gehorsamst. (ab)

Oddelbach. (allein) Das that wohl! — Ich will eure Liebe verdienen. Vater will ich euch seyn wie meinen Kindern.

Dritte Scene.

Finder. Guten Morgen! lieber Vater, guten Morgen!

Vater. Ihr seyd schon so früh aus gewesen, liebe Kinder?

Lorel. Ja, lieber Vater, wir haben den schönen Morgen genossen.

Christel. O, das war ein herrlicher, herrlicher Morgen, wie ich noch keinen Frühlings- und keinen Sommermorgen erlebt habe!

Lorel. Ja, die gute Mutter hat recht. Auf dem Lande ist die Natur noch einmal so schön als in den großen, geräucherten Städten.

Fritz. Ich hätte mein neues Bilderbuch drum gegeben, wenn die gute Mutter selbst bey uns gewesen wäre und die schöne Morgensonne mit gesehen hätte.

Vater.

Vater. Dein Bilderbuch! Fritz, du greifst dich sehr an.

Fritz. Ja, mein neues Bilderbuch hätte ich drum gegeben.

Vater. Aber an deinen Vater dachtest du nicht?

Fritz. Ich dachte wohl an Sie auch; aber — aber ich dachte auch, die gute Mutter würde sich noch mehr darüber gefreut haben.

Vater. Gut, mein Fritz. Aber was hat euch denn heute so vorzüglich gefallen?

Christel. Ja, das läßt sich nicht gut sagen. Man fühlts wohl, daß es schön ist, aber wenn man's beschreiben soll — da stockts.

Vater. Es kömmt auf einen Versuch an. Du, Lorel, verstehst dich ja ein bischen aufs Malen; du fängst an, und deine Brüder werden dir schon einhelfen.

Lorel. Nun, wir giengen mit Herr Hassen auf den Berg, wo die Leine unten im Thale vorbey fließt.

Christel. Und wo man gegen Morgen den großen Wald vor sich sieht.

Lorel. Da standen wir nun voll Erwartung, ob Ihro Majestät die Sonne bald ihren Einzug halten wolle *).

*) Diese und ähnliche affektiert klingende Stellen in dieser Schilderung des Morgens, werden so vorgetragen, daß man sieht, die Kinder fühlen das Affektierte selbst, und brauchen sie bloß zum Scherz.

Christel. Und das ganze Thal lebte schon von Landleuten, die an ihre Arbeit giengen, und pfiffen und sangen.

Lorel. Die wissen den Morgen besser zu nutzen als die artigen Stadtherrchen und Stadtdämchen.

Fritz. Und unten im Thal weidete eine Heerde Kühe, die hatten Glocken am Halse.

Christel. Und machten Janitscharen Musik.

Lorel. Der ganze östliche Himmel war in Purpur eingekleidet.

Christel. Madam Aurora hatte ihr rosenfarbenes Kleid angezogen.

Lorel. Da sahen wir uns einander an, und freuten uns des Wiederscheins der Morgenröthe; denn wir sahen alle aus wie, wie — nun wie drücke ich mich gleich aus — wie —

Fritz. Wie die Morgenröthe.

Lorel. Aufs Haar getroffen! — wie die Morgenröthe.

Christel. Da rufte nun Herr Hasse: Sie kommt, sie kommt!

Lorel. Und da kam sie, die großmächtigste Königin, auf ihrem Feuerwagen herauf gefahren. Es war als wenn alle Wipfel der Bäume lichterloh brennten, und alle Gipfel der Berge wären vergoldet.

goldet. Da ſtieg die Lerche empor und ſang ihr ſchönſtes Morgenliedchen —

Chriſtel. Sie machte den Kantor und einige Meiſen und Rothkehlchen das Chor aus.

Lorel. Und wir, wir ſtimmten ein, und ſangen mit Geßner:

Willkommen, frühe Morgenſonn',
Willkommen, junger Tag!
Dort auf des Berges dunkeln Wald
Blickt ſchon dein Stral hervor.

Vater. Schön, ſchön! Freut euch oft der Freuden der Natur; ſie ſind die reinſten, die ihr genießen könnt. Durch ihren Genuß werdet ihr den guten Vater, der die Erde ſo ſchön gemacht hat, zwiefach lieben lernen.

Fritz. Den armen kleinen Jungen nicht zu vergeſſen!

Lorel und Chriſtel. (winken ihm zu) St! St!

Vater. Welchen armen kleinen Jungen?

Chriſtel. Ein armer kleiner Knabe ſtand unten im Thal, der ſich wohl nicht ſo ſehr freuen konnte wie wir uns freuten — das dauerte uns. (Sie fahren fort Fritzen mit den Augen Stillſchweigen zu zuwinken.)

Vater. (ernſt) Ihr ſcheint Geheimniſſe vor mir zu haben — das find' ich nicht ſchön.

Lorel. Nein, lieber Vater, kein Geheimniß. Wir wollen es Ihnen ganz ſagen, wenn Sie befehlen.

Vater. Ich erwarte es.

Lorel. Der Morgen war etwas kalt — und da ſtand unten im Thal ein armer kleiner Knabe, faſt ganz unbekleidet, und fror und weinte. Da jämmerte uns ſeiner; wir nahmen ihn, mit Bewilligung unſers lieben Lehrers, mit uns nach Hauſe, und Chriſtel und Fritze ſuchten ihre Kleider zuſammen, und gaben ihm, daß er ſich gegen die Kälte ſchützen konnte.

Chriſtel. Und Lorel öffnete ihre Sparbüchſe, und —

Lorel. Und gab ihm da eine Kleinigkeit.

Chriſtel. Da weinte der arme Knabe vor Freude, und wir freuten uns mit ihm, daß er ſo froh war.

Fritz. Das war auch keine kleine Freude! Nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Wahr, lieber Fritz! und dies iſt mir mehr als die ſchönſte Beſchreibung vom ſchönſten Morgen. Gott ſegne euch, liebe Kinder! (er küßt ſie) Erbarmt euch ferner der Armen, handelt immer gut, und es wird euch wohl gehen.

Chriſtel. Wir thaten ja nur im Kleinen, was nichts als bloße Schuldigkeit war.

Vater.

Güldenſtern.

Man hat uns ruffen laſſen, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Ich will euch ſagen wofür; ſo habt ihr euch doch keine Verrätherey vorzuwerfen, und eure Treue gegen den König und die Königin wird um keine Feder leichter. Ich habe, ſeit einiger Zeit, warum weiß ich ſelbſt nicht, alle meine Munterkeit verlohren, alle meine gewohnten Uebungen aufgegeben; und in der That es iſt mit meiner Schwermuth ſo weit gekommen, daß dieſe anmuthige Erde mir nur ein kahles Vorgebürge; dieſes prächtige Baldachin die Luft, ſeht ihr, dieſes ſtolze über uns hangende Firmament, dieſe majeſtätiſche Deke mit goldnen Sphären eingelegt, mir nicht anders vorkömmt, als wie ein ſtinkender Sammelplaz peſtilenziſcher Ausdünſtungen. Was für ein Meiſterſtük iſt der Menſch! Wie edel durch die Vernunft! Wie unbegrenzt in ſeinen Fähigkeiten! An Geſtalt und Bewegungs-Kraft wie vollendet und bewundernswürdig! Im Würken wie ähnlich einem Engel! Im Denken wie ähnlich einem Gott! Die ſchönſte Zier der Schöpfung! Das vollkommenſte aller ſichtbaren Weſen! Und doch, was iſt in meinen Augen dieſe Quinteſſenz von Staub? Der Menſch gefällt mir nicht, und das Weib eben ſo wenig; ohngeachtet ihr es durch euer Lächeln zu verſtehen zu geben ſcheint.

Roſenkranz.

Gnädiger Herr, ich hatte keinen Gedanken an das.

Vater. Gott wird euch Kraft und Gelegenheit geben, es in Zukunft im Größern zu thun. Aber warum wolltet ihr mir das verbergen, da ihr doch wußtet, daß ich mich mit euch darüber freuen würde?

Lorel. Die gute Mutter sagte uns oft: wenn man einem Armen Gutes thut, so erfüllt man eine Pflicht, die sich durch sich selbst so sehr belohnt, daß wir immer weit mehr empfangen als wir gegeben haben. Dann muß man aber auch hübsch im Stillen handeln. So bald man viel Redens davon macht, so verdirbt man sich seine eigne Freude.

Christel. Und wir thaten ja ohnedies nur so wenig, gaben ihm was wir leicht entbehren konnten.

Vater. Gott segne eure gute Mutter!

Lorel. Gott segne unsere gute Mutter und unsern guten Vater!

Christel. } (zugleich) Gott segne sie!
Fritz. }

Vater. Herrliches Weib, freue dich deines Werks mit Engelfreude! (innig gerührt) Gott! welcher reiche Ersatz für einige trübe Stunden! Kinder, ich werde bald wieder bey euch seyn. Ich schreibe eurer Mutter. Wenn's möglich ist, soll sie noch heute Abend zu uns kommen.

Vierte Scene.

Lorel. Hörſt du, Chriſtel? da müſſen wir bald Anſtalt machen. Der gute Vater! Er glaubt, daß wir von ſeinem geheimen Grame nichts wiſſen, den er aus Liebe zu uns verbergen will.

Chriſtel. Es war ſchwer, ſo froh vom heutigen Morgen zu erzählen. Denn ſo ganz froh war er uns doch nicht.

Lorel. Ja wohl nicht ganz froh! Doch freut mich's, daß, wie der Johann ſagt, die liebe Mutter dabey ſo gelaſſen iſt.

Fritz. Nun was fehlte denn dem Vater? (Der Präſident Holler tritt herein und bleibt unbemerkt im Hintergrunde ſtehen)

Chriſtel. Wir wollen's ihm ſagen, wenn er ſchweigen kann.

Lorel. Ich bin's zufrieden; denn es wäre doch gut, wenn er mit uns reiſen könnte. (mit winkendem Finger) Aber Fritze, ja nichts merken laſſen!

Chriſtel. (die Hand hinreichend) Ein Wort, ein Mann! nichts merken laſſen.

Fritz. (giebt ihm die Hand) Ein Wort, ein Mann. Nun was iſt's denn?

Lorel. Der Fürſt hat unſerm Vater Hof und Stadt verboten.

Fritz.

Fritz. Wenn's sonst nichts ist! Kann doch der Vater dem Fürsten wieder verbieten auf unser Dorf zu kommen.

Christel. (lächelnd) Lieber Fritze, weißt du nicht, daß Fürsten lange Hände haben? Unsers Fürsten Hand reicht weit über unser Landgut hinaus. Er wäre im Stande, uns auch von hier zu vertreiben.

Fritz. (die Hände in die Seite stemmend) Das soll er einmal wagen!

Christel. Armer Zwerg gegen einen Riesen!

Lorel. Still nur, damit wir Verabredung treffen können, ehe der Vater zurück kommt. Sieh, Fritz, ein Bösewicht hat den Fürsten durch falsche Beschuldigung gegen unsern Vater eingenommen. Und nun ist unser Plänchen, daß wir zum Fürsten gehen, ihm zu Fuße fallen und um Gnade für unsern Vater bitten wollen.

Christel. Oder vielmehr um Gerechtigkeit.

Friz. Wie aber hinkommen?

Lorel. Wir bitten den Vater, uns zu erlauben, der Mutter entgegen zu fahren —

Christel. Wir dürfen ihn ja nur bitten, ihr den Brief selbst überbringen zu dürfen.

Lorel. Gut! Es sind nur drey kleine Stunden nach der Stadt; da lassen wir nun recht rasch fahren. —

Präſident v. Holler. Den Weg werde ich Ihnen für heute erſparen.

Lorel. Chriſtel. } (erſchrocken) Herr Präſident!

Holler. Wahrſcheinlich iſt Ihre würdige Mutter in einer Stunde ſchon bey Ihnen.

Lorel. In einer Stunde ſchon?

Chriſtel. So bald ſchon?

Holler. Und dann können Sie, wenn ſie wollen, mit ihr und Ihrem Herrn Vater zu uns zurück kehren. Der Herr Geheimerath ſind doch hier?

Chriſtel. Ich werde ihn gleich rufen. — Ha! da kommt er ſchon.

Fünfte Scene.

Holler. (Oddelbach umarmend) Ich bringe Ihnen Botſchaft, wie ſie der Freund dem Freunde gern bringt — gute Botſchaft vom Fürſten. Ich freue mich, daß er mich jetzt zum Boten gewählt hat.

Oddelbach. Vom Fürſten?

Holler. Er iſt gerecht und edelmüthig genug, Sie durch mich um Verzeihung zu bitten, daß er ſich habe zum Mißtraun gegen den rechtſchaffenſten

Mann verleiten laſſen. Hier ſein eigenhändiges Schreiben.

Oddelbach. (lieſt) Wahr! Gute Botſchaft! Ich danke. Ich bin gerechtfertigt. Das war alles was ich wünſchte. Die übrigen gnädigen Anträge meines Fürſten — ich bin dankbar dafür; — aber Gebrauch kann ich davon nicht machen. Ich muß meinen Bauern Wort halten; ich habe ihnen verſprochen den Reſt meiner Tage bey ihnen zu leben.

Holler. Ein Verſprechen, das durch veränderte Umſtände —

Oddelbach. Nein, Holler, ich halte Wort. Auch will ich nun mehr für mein Weib und meine Kinder leben.

Holler. Die es freylich ſehr verdienen. Sie ſind ein glücklicher Gatte und ein glücklicher Vater.

Oddelbach. Das bin ich, und fühlte es nie lebhafter als jetzt. Erhöht haben Sie mir dieſes Gefühl durch Ihre gute Botſchaft. Und, Freund, ich weiß es, daß Sie bey meiner Sache mehr als guter Bote ſind. Dieſe ſchnelle glückliche Veränderung verdanke ich —

Holler. Zunächſt Ihrer würdigen Gemahlin.

Oddelbach. Ihr? — Was hätte ſie dazu beytragen können?

Holler. Sie überraſchte geſtern gegen Mittag den Fürſten, als ich gerade auch bey ihm war.

Tief

Tief gerührt, aber doch mit Würde, bat ſie um Gnade und Gerechtigkeit. Gnade und Gerechtigkeit, antwortete der Herr, laſſen ſich nicht immer vereinigen. Sie bat, daß Sie ſelbſt möchten gehört werden, oder daß wenigſtens Ihre Sache durch eine unpartheiiſche Kommiſſion, ohne Einwirkung des Grafen Schlangenheim, unterſucht würde. Hierauf erzählte ſie mit dem feierlichſten Tone, den ich nie vergeſſen werde, eine Fabel: „Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König ſchätzte und liebte ſeinen treuen Diener wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgeſindel, alle beneideten ihn und ſuchten ihn zu ſtürzen. Vorzüglich wagte der Fuchs ihn beym Löwen zu verleumden. Der König der Thiere aber, edel und weiſe, ſprach zum Verleumder: Ein ſicherer Beweis von der Güte meines Roſſes, daß es dich Elenden zum Feinde hat!„ Gerechter Fürſt, ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu, mein Mann iſt verleumdet.

Oddelbach. Ich erkenne ſie ganz in dieſer Erzählung.

Holler. Der Fürſt verſprach ihr ſtrengſte Unterſuchung, ließ ſich die Sache ſelbſt vorlegen, arbeitete mit mir und dem Sekretär Müller bis zum Abend; und ihre Unſchuld war entdeckt. Schlangenheim, ihr Verleumder und ungerechter Richter, hat Arreſt.

Lorel. Und in einer Stunde wird die gute Mutter bey uns ſeyn.

Oddel-

Oddelbach. In einer Stunde?

Holler. Vielleicht noch früher. Nur der Befehl meines Fürſten konnte mich beſtimmen ihr die Freude der Ueberraſchung zu vereiteln.

Kinder. Die Mutter! die Mutter! (Frau v. Oddelbach eilt mit offenen Armen ihrem Gemahl entgegen)

Fr. v. Oddelbach. Mein Chriſtel!

Oddelbach. Meine Lotte!

Et.

VI.

Ueber

Krieg und Frieden.

Ajo te, Aeacida, Romanos vincere poſſe.

Wie getheilt auch in dieſem kritiſchen Zeitpunkt, worin alles eine große Kataſtroſe des bisherigen Zuſtandes von Europa zu beſchleunigen ſcheint, die Meynungen über tauſend mehr oder minder wichtige Fragen ſeyn mögen, welche das allgemeine Intereſſe zu Aufgaben für alle nachdenkende Menſchen macht; ſo ſieht und hört man doch allenthalben die große Majorität der verſtändigſten, erfahrenſten

renſten und unbefangenſten Perſonen aller Stände und Klaſſen, ſobald unter vier Augen von den gegenwärtigen Zeitläufen geſprochen wird, in dieſem Einem Punkte zuſammentreffen und wie aus Einem Munde geſtehen: „daß ſie nicht begreiffen können, wann das Ende und welches der Erfolg des allgemein verabſcheuten Krieges ſeyn könne, der ſeit mehr als zwey Jahren die mächtigſten europäiſchen Nazionen ergriffen hat, und, wie man mit Grunde beſorgen muß, — falls nicht eine höhere Macht einen baldigen, itzt noch unerrathenen Ausgang herbeyführt, — das ganze Europa in einen allgemeinen Brand ſetzen wird. Ich, an meinem Theil, geſtehe, daß ich überzeugt bin, der Delfiſche Dämon ſelbſt, wenn ſein Tempel noch ſtünde und ſein Orakel noch befragt würde, wüßte den Fragenden keine klügere Antwort zu geben als jene zweydeutige, die er dem König Pyrrhus ertheilt haben ſoll, da dieſer den Ausgang ſeines berühmten Feldzuges gegen die Römer von ihm erforſchen wollte, und die ich zum Motto des gegenwärtigen Aufſatzes gemacht habe.

Nie iſt ein Krieg an ſich ſelbſt abſcheulicher und in ſeinen Folgen ſchrecklicher geweſen; nie hat ein Krieg ein allgemeineres Intereſſe gehabt; nie iſt ein Krieg ſo ſehr Sache eines Jeden, ſo ſehr allgemeine Sache der Menſchheit geweſen, — als der gegenwärtige. Hierin ſtimmen beyde Hauptpartheyen überein. Jede glaubt, oder giebt vor zu glauben und will die Zweifelnden überreden, daß

daß ſie für die Sache der Menſchheit fechte, daß das Heil der Welt, die Rettung der Völker aus einem über ihren Häuptern hangenden unabſehbaren Elend, ihr letzter Zweck ſey, und die Frucht ihres Triumfes ſeyn werde. Jede ſcheint daher entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, die Oberhand zu erhalten oder zu Grunde zu gehen; jede verabſcheut den Krieg, ſo bald ſie den ungeheuern Schaden, den ſie durch ihn erleidet, überrechnet, und ſich innerlich gedrängt, fühlt einen widrigen Ausgang als eine wenigſtens nicht ſchlechterdings unmögliche Sache zu betrachten; und keine will doch etwas vom Frieden hören, weil ſie glaubt, daß er nur unter Bedingungen zu erhalten ſey, welche ſie noch mehr verabſcheut, und vor deren Folgen ſie ſich ärger fürchtet als vor dem unglücklichſten Ausgang des Krieges. Dieſer iſt wenigſtens ungewiß, und die Möglichkeit zuletzt zu ſiegen, bleibt ſo lange der Krieg dauert; aber einen Frieden, der das gewiſſe Verderben der einen Parthey zur Folge hätte, einzugehen, wäre ein Rath, der nur von Wahnſinnigen gegeben, und nur von Wahſinnigen befolgt werden konnte.

Wenn dies, wie es allerdings einem jeden Unbefangenen ſo ſcheinen muß, wirklich die Vorſtellungsart beyder Hauptpartheyen iſt, ſo wäre wohl keine vergeblichere und undankbarere Bemühung, als Worte des Friedens zu Menſchen zu reden, die den Krieg als die einzig möglliche Bedingung ihrer Selbſterhaltung anſehen. Aber man vergeſſe nicht,

daß

daß zwey Partheyen, deren jede in der andern einen unversöhnlichen Feind, der sein Daseyn allein durch ihren Untergang verlängern kann, zu erblikken glaubt, in einer Gemüthsfassung stehen, wo die Stimme der unbefangenen Vernunft im Tumult der Leidenschaften und im Gedränge einer rastlosen, überspannten und von allen Seiten bestürmten Thätigkeit, nicht immer deutlich genug gehört werden kann, um von den täuschenden Eingebungen selbstsüchtiger Triebe immer unterschieden zu werden, oder, wo ihr Einfluß nicht mächtig genug ist, um dem Ungestüm jener immer aufgereitzten und täglich anwachsenden Leidenschaften immer die Wage zu halten.

Bey allem dem ist gleichwohl nichts leichter zu errathen als der Bescheid, den die allgemeine Menschenvernunft den kämpfenden Partheyen ertheilen würde, wofern irgendwo ein Orakel derselben existierte, bey welchem man sich eben so gut, wie die Völker der alten Welt bey dem Delfischen Apollo, Raths erhohlen könnte. Nur unvermeidliche Nothwendigkeit kann einen Krieg erlaubt machen, der so vielen hundert tausend Menschen Sicherheit, Wohlstand, Hab und Gut, Leib und Leben kostet; und diese Nothwendigkeit ist nur in dem einzigen Falle denkbar, wenn ein billiger Vergleich unmöglich ist; wenn eine der streitenden Partheyen den Frieden, ihrer Schätzung nach, so theuer erkaufen müßte, daß der Krieg mit allen seinen Folgen, und der Tod selbst in ihren Augen den Bedingungen vorzu

Hamlet.

Warum lachtet ihr dann, wie ich sagte, der Mensch gefalle mir nicht?

Rosenkranz.

Ich lachte, weil mir dabey einfiel, was für einen magern Unterhalt, bey solchen Umständen, die Comödianten, bey Euer Gnaden finden werden; wir stiessen unterwegs auf sie, und sie sind im Begriff hieher zu kommen, um euch ihre Dienste anzubieten.

Hamlet.

Derjenige, der den König macht, soll mir willkommen seyn; seine Majestät soll Tribut von mir empfangen; der irrende Ritter soll sein Rappier und seine Tarsche brauchen; der Liebhaber soll nicht gratis seufzen; die lustige Person soll ihre Rolle ruhig bis zu Ende spielen; der Hans Wurst soll alle lachen machen, deren Lunge ohnehin von scharfen Fechtigkeiten gekizelt wird, und die Damen sollen sagen was sie denken, oder die reimlosen Verse sollen es entgelten. Was für Comödianten sind es.

Rosenkranz.

Die nemlichen, welche sonst euern Beyfall hatten, die Schauspieler von der Stadt.

Hamlet.

Wie kommt es, daß sie reisen? Ihre Residenz war [illegible] Ruhm und ihren Beutel vortheilhafter.

Rosen-

zuziehen iſt, unter welchen ihr die andere den Frieden zugeſtehen will.

Die Sache iſt von ſo unſäglich großer Wichtigkeit, daß es einem jeden nicht nur erlaubt, ſondern wirkliche Pflicht iſt, ſie von allen Seiten in Erwägung zu ziehen, um zu ſehen, ob dies letztere denn wirklich der Fall ſey, worin die beyden Partheyen ſich befinden, welche dermahlen um ihre Exiſtenz zu kämpfen vermeinen, und den Krieg deßwegen mit einer Anſtrengung aller Kräfte und mit einer Aufopferung von Menſchen, wovon die Geſchichte kaum ein Beyſpiel aufzuweiſen hat, führen, und bis zu einem entſcheidenden Sieg, oder bis zu beyderſeitiger gänzlicher Erſchöpfung fortzuſetzen entſchloſſen ſcheinen.

Unfehlbar müßte jede dieſer Partheyen geneigt ſeyn, es nicht aufs äuſſerſte ankommen zu laſſen, wenn ſich die Möglichkeit eines Friedens denken ließe, der dem Riſiko dieſes Aeuſſerſten, welches beyde, oder doch unfehlbar eine derſelben, (und welches Orakel kann ſagen welche?) bey Fortſetzung des Krieges wagt, unläugbar vorzuziehen wäre. Sollte ſich eine ſolche Möglichkeit nicht denken laſſen?

Der Krieg an ſich, oder, was eben ſo viel iſt, ein ewiger Krieg Aller gegen Alle, kann nie der Zweck polizierter Völker ſeyn: Friede iſt immer die letzte Abſicht des Krieges, und dieſe Abſicht darf und muß alſo auch bey dem gegenwärtigen auf beyden Theilen vorausgeſetzt werden.

Die Franzoſen — welche hier nicht etwa aus beſonderer Vorliebe oder Ehrenhalber, ſondern bloß als *teterrima belli cauſa* zuerſt genannt werden — ſind unſtreitig von der republikaniſchen Fakzion (von welcher ſie ſich ſeit Abſchaffung der Königswürde mit einer merkwürdigen Geduld tyranniſieren laſſen) gewiſſer maßen in den Krieg betrogen worden, und ſehen ſich als den unſchuldig leidenden Theil an, der in ſeinem weſentlichſten Rechten gekränkt iſt, und gegen unrechtmäßige Gewalt für ſeine politiſche Exiſtenz, und für das was ihn noch lieber als das Leben iſt, für Nazionalehre und Unabhängigkeit zu ſtreiten gezwungen iſt. Ich ſage, ſie ſind gewißer maßen von ihren Demagogen in dieſen Krieg betrogen worden, und ich weiß recht gut, in wie fern und in welchem Sinne dies als Wahrheit angenommen werden kann. Aber laſſen wir uns weder durch unſre eigene angewohnte Vorſtellungsart, noch durch die Vorſpiegelungen eines ſolchen um und um in alte Vorurtheile eingewindelten und überdies noch gedungenen Beleſprit, wie Peltier *) iſt, irre machen! Nennen wir immer (wenn es uns ſo vorkommt) die dermahlige Stimmung des größten Theils des franzöſiſchen Volkes Bethörung, Wahnſinn, oder Bezauberung: nur ſchmeicheln wir uns nicht mit der falſchen

*) Verfaſſer der Actes des Apôtres, der Correſpondance politique und des Dernier Tableau de Paris (à Londres et Bruxelles, Septembre 1793.)

ſchen Hoffnung, daß dieſer demokratiſche Wahnſinn ſo bald und ſo leicht vorübergehen werde, als uns die Peltier und ihres gleichen weiß machen wollen. Blutige Erfahrungen ſollten uns auf Unkoſten ſo vieler Myriaden unglücklicher Opfer der hartnäckigen Entſchloſſenheit und korybantiſchen Wuth, womit die Franzoſen für ihre eingebildete Republik fechten, endlich einmahl überzeugen, daß Gewalt wenig oder nichts gegen dieſen Fanatismus der Freyheit und Gleichheit vermag, von welchem die große Majorität des franzöſiſchen Volks nun einmahl beſeſſen iſt. Dieſe Majorität noch länger läugnen zu wollen, ſich von den redſeligen und witzigen Worthaltern des unterdrückten und unwiederbringlich verlohrnen Theils der Nazion bereden laſſen, daß nur die ſo genannte Canaille, nur der Auswurf des verworfenſten Pöbels wirklich für die Republik ſey, *) und daß der größere

*) Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle in des beſagten Peltiers Dernier Tableau de Paris auszuzeichnen, die ein ſehr auffallendes und beynahe unglaubliches Beyſpiel iſt, wie weit der Unverſtand mancher franzöſiſchen Rojaliſten geht, wenn die Rede vom Volke iſt. Sie ſteht gleich im Eingang des Plans der Republikaniſchen Fakzion zu Abſchaffung der Königswürde in Frankreich, S. 15. u. f. des angeführten Buchs. „Beynahe alle Souveräns von Europa (ſagt Peltier) hatten „mit Ludwig XVI. di efranz. Konſtituzion angenommen: ſie glaubten, oder ſtellten ſich als glaubten ſie, „das Bischen Königswürde (le peu de Royauté) das ſich

in

Theil des Volkes nichts sehnlicher als die Wiederkehr der alten Ordnung, die Wiederherstellung

„In dieser Konstituzion befand, würde hinreichen, die „Demokratie in Schranken zu halten, welche die Grundlage derselben ausmacht; die Tugenden Ludwigs XVI. „und die Lunae des Hrn. Vaublanc würden mehr ausrichten, als die Arme von 500000 Tauben mit „Flinten bewafneter Männer und von zwey Millionen *Brigands*, die bereits mit Spieen versehen waren.„ — Man weiß nicht, soll man über den Witzling lachen oder unwillig werden, der die Schamlosigkeit hat, zwey Millionen seiner ehemaligen Mitbürger, welche (mit Einschluß ihrer Achthundert Tausend mit Flinten versehenen Brüder) mehr als die Hälfte des wohlhabenden Theils der ganzen Nazion ausmachen, *Brigands* zu schelten. Oder will er mit diesem Schimpfnahmen bloß zwey Millionen Menschen ohne Landeigenthum und Vermögen bezeichnen, und damit soviel sagen: solche Menschen, wenn sie auch gleich, mit Weibern und Kindern, zwey volle Drittel der Staatseinwohner ausmachten, kämen, wenn die Rede von der Nazion wäre, in gar keine Betrachtung, und wären vielmehr als bloße Räuber anzusehen, die, unter der Begünstigung einer demokratischen Konstituzion, nichts dringenders zu thun hätten, als über das Eigenthum derer, die etwas haben, herzufallen: deckt er nicht eben dadurch, wider seine Absicht, die scheußliche Seite der vorigen Verfassung Frankreichs auf, durch welche der größte Theil der Nazion in einen höchst verzweifelten Zustand gebracht worden seyn müßte, wenn ihm diese schändliche Benennung mit Recht gegeben werden könnte? Aber man lasse sich nicht irren! Zwey Mil-

lung der Monarchie wünsche, hieße die Augen vorsetzlich vor dem verschließen wollen, was die Blödsichtigsten sehen und die Blinden mit Händen greifen.

Die Rede ist hier nicht, ob der Volksaufstand vom 14. Jul. 1789 rechtmäßig war oder nicht? Ob die Konstituzion von 91 etwas oder nichts taugte? Ob der Jakobiner-Orden die Welt regieren oder desorganisieren will? Ob die neun Glieder des Heilsausschusses zu Paris, mit Robespierren an der Spitze Bruta oder Brutusse sind?

Auch davon ist die Rede nicht, ob die französische Demokratie eine politische Schimäre sey? Ob

Millionen Staatseinwohner sind, wie arm sie auch immer seyn mögen, zwey Millionen Menschen, und haben, in so fern sie arbeiten, ein unverlierbares Recht an menschliche Wohnung, Nahrung und Bekleidung; und wenn die Verfassung ihres Vaterlandes so schlecht ist, daß sie, aus Mangel des Unentbehrlichen, gezwungen sind Brigands zu werden, so haben sie auch ein Recht, Brigands zu seyn. Nur eine höchst elende Verfassung und Staatsverwaltung, die den unterdrückten Armen dem zügellosen Uebermuth der Reichen und Mächtigen unbeschützt Preis giebt, kann ein Volk, das durch die vortheilhafteste Lage und durch den Grad seiner Kultur in einem mit allen Gaben der Natur überschütteten Lande zum glücklichsten in der Welt bestimmt ist, so tief herunter bringen, daß es zwey Millionen Spitzbuben und Strassenräuber in seinem Schoße hegt; und wo dies der Fall ist, kann man freylich nichts besseres, als eine Revoluzion wie die französische, erwarten.

die Nazion ſich bey einer ſolchen Verfaſſung wohl befinden würde? Und wie lange ſie wohl dauern könnte? Die Rede iſt bloß davon: was die Majorität dieſes Volks, aller Wahrſcheinlichkeit nach, will, und ob ihr das was ſie verlangt, billiger Weiſe zugeſtanden werden könnte? — Wenn es uns ſagt: „Ganz Europa ſah der Revoluzion, wo„zu wir uns durch die Geſinnungen und das Be„tragen unſrer Ariſtokraten gezwungen ſahen, ru„hig zu; keine auswärtige Macht hielt ſich berech„tigt, zwiſchen uns und unſern König, ſeinen Adel, „ſeine Kleriſey, ſeine Parlamenter, u. ſ. w. zu „treten, und uns zu fragen, was macht ihr? ge„ſchweige, uns mit Heereskraft zu Beybehaltung „unſrer alten Verfaſſung zu nöthigen: Alle ließen „ſich unſre neue Konſtituzion ausdrücklich oder ſtill„ſchweigend gefallen, und erkannten dadurch an, „daß wir, als eine unabhängige Nazion, berech„tigt waren, nach Auflöſung unſrer alten Regie„rungsform, uns diejenige zu geben, die wir uns „für die zuträglichſte hielten. Hatten wir dieſes „Recht im Jahr 89. 90. und 91. ſo hatten wir „es auch im Jahr 92. da es uns gut dünkte, eine „Konſtituzion, deren Unhaltbarkeit die ganze Welt „anerkennt, wieder einzureiſſen, und auf eine „Grundlage, die nicht feſt genug war den Armſtuhl „eines Gonfalonier von Lukka, geſchweige den „Thron eines Königs zu tragen, ein ſo leichtes und „luſtiges Ding als eine Demokratie von 25 Mil„lionen Menſchen iſt, aufzuführen. Wie leicht „und wie luſtig ſie immer ſey, genug, ſie gefällt

„uns

„uns, wir wollen es mit ihr verſuchen, und wenn „ſie uns nicht zuſchlägt, ſo iſt es unſere Sache. „Womit hätten wir ſeit 1792 unſere Unabhängig„keit verſcherzt? Geſetzt auch, wir hätten uns (wie „man auſſer Frankreich ſagt, und wie vielleicht „unſre Nachkommen in hundert Jahren ſelbſt geſte„hen werden) durch die Ermordung Ludwigs XVI. „einen unauslöſchlichen Schandfleck zugezogen; ge„ſetzt, wir hätten uns, ſeitdem wir im Revoluzions„Zuſtand ſind, unendliche Verbrechen gegen uns „ſelbſt und gegen einen Theil unſrer ehmahligen Mit„bürger begangen: welche Macht auf Erden iſt uns„ſer Richter? Und welche Macht auf Erden, „wenn ſie nicht ſelbſt unmittelbar von uns belei„digt wird, iſt berechtigt uns wegen der Verbre„chen, die innerhalb unſrer eignen Grenzen began„gen werden, zur Strafe zu ziehen?“ — Wenn, ſage ich, das franzöſiſche Volk alles dies ſagt, ſo iſt nicht wohl abzuſehen, was dagegen mit Beſtand eingewendet werden könnte. Auch iſt weltbekannt, daß keine jener Thatſachen die wirkliche Urſache des Kriegs geweſen iſt. Die Franzoſen ſelbſt haben den gegen ſie vereinigten Mächten, ja, in der Trunkenheit ihres tollen Freyheits- und Gleichheits-Eifers, allen Staaten der Welt einen Krieg angekündigt, der nur mit dem gänzlichen Umſturz aller izt beſtehenden Verfaſſungen aufhören ſollte. — Aber dieſe Fieberhitze iſt nun vorbey; die wahren Urheber jener voreiligen Kriegserklärungen ſind entweder unter der Guillotine gefallen, oder, wie Dumouriez, auf immer aus Frankreich verbannt. Der

höchste Wunsch der Franzosen ist nun, die Einheit, Untheilbarkeit und Unabhängigkeit ihrer Republik zu erhalten. Würde ihnen diese zugestanden, so fiele auf ihrer Seite die Hauptursache des Krieges weg: denn (was auch die Mallet du Pan und Peltier sagen mögen) das Vorgeben, die Franzosen würden nicht eher ruhen, bis sie ganz Europa in eben den heillosen Revoluzionszustand gesetzt hätten, dessen Greuel allein mehr als hinlänglich sind, jedem andern Volke die Lust zur Empörung auf immer verleiden zu machen: ich sage, jenes Vorgeben ist in jedem andern Falle ungereimt, als in einem einzigen, der nicht von ihrer Willkühr abhängt: nehmlich, wenn sie zu einem Zustand von Verzweiflung gebracht würden, worin man zu seiner Selbsterhaltung selbst das Unmögliche zu versuchen gezwungen ist. Denn unmöglich wird jene Zerrüttung und Vernichtung aller bürgerlichen Ordnung, womit man uns noch immer schrecken will, seyn und bleiben, so lange die Völker mit ihrer bisherigen Verfassung zufrieden sind, und zufrieden zu seyn Ursache behalten werden. Dies ist bisher in Deutschland und in den meisten übrigen Staaten Europens der Fall gewesen, und wird es überall bleiben, wo eine gerechte, milde, für das allgemeine Beste thätige Regierung die Ergebenheit des Volkes gegen den Regenten und das Zutrauen des Regenten zu seinem Volk immer lebendig erhält.

Aber, höre ich sagen, gesetzt auch die Fakzion, welche dermalen die französische Nazion vorstellt, oder

oder ſie vielmehr mit dem blutigen Scepter eines beyſpielloſen Deſpotismus tyranniſiert, würde ſich, unter der obigen Bedingung, zum Frieden geneigt finden laſſen: wie viele Umſtände und Rückſichten ſind nicht, die es dem andern Theil moraliſch und politiſch unmöglich machen, mit einer Bande von Aufrührern, Räubern, Königsmördern, Atheiſten und erklärten Feinden aller bürgerlichen Ordnung oder wenigſtens jeder andern als der demokratiſchen Regierungsform, ſich in Traktaten einzulaſſen?

Gleichwohl, wie groß auch das Gewicht dieſer Betrachtung ſeyn mag, muß doch endlich einmahl, über lang oder kurz, wieder Friede werden; und ſo ſoll es alſo lediglich auf den ungewiſſen Erfolg ankommen, ob entweder eine Reihe von Siegen den einen Theil der Willkühr des andern ſchlechterdings unterwerfe, oder (was doch wenigſtens keine abſolute Unmöglichkeit iſt) eine gänzliche Erſchöpfung (andrer beſorglichen Folgen eines neuen auch nur ſiebenjährigen Krieges nicht zu gedenken) die Kämpfer endlich nöthige von einander abzulaſſen, und ſich dann zu den Bedingungen, die man jetzt ſo ſehr verabſcheut, dennoch verſtehen zu müſſen? So ſoll auch hier, wo das Leben von hundert Tauſenden, das Wohl oder Weh von Millionen, vielleicht das Heil von ganz Europa auf der Spitze ſteht, nicht die ruhige Vernunft, ſondern der Erfolg, der nicht in unſrer Gewalt iſt und deſſen Zufälle keine menſchliche Klugheit berechnen kann, den Ausſchlag geben? Sollte wohl irgend eine an-

dere Betrachtung das Gewicht dieſer einzigen überwägen können? Der franz. Nazional Konvent (ſagt man) iſt eine Bande von Königsmördern? Leider! iſt er das: aber beſtand das lange Parlament in Engl.nd nicht auch aus Königsmördern? Und wurde die durch eben ſo abſcheuliche Mittel eben ſo tumultuariſch errichtete Engliſche Republik darum weniger von den Mächten Europens anerkannt?

„Wie? ſagt Peltier, der Miniſter Georg des Dritten ſollte verurtheilt werden, mit Robespierre zu unterhandeln?" War der Protektor Cromwell, der von den mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit als das rechtmäßige Oberhaupt der engliſchen Republik behandelt wurde, deſſen Freundſchaft man ſuchte, deſſen Zorn man fürchtete, etwa ein beſſerer Mann als Robespierre? Robespierre und ſeine Geſellen ſind Böſewichter: aber ſobald ſie von der Nazion bevollmächtigt werden, in ihrem Nahmen zu handeln, hören ſie auf in politiſchem Sinne zu ſeyn was ſie an ſich ſelbſt ſind, und ſind nun was ſie vorſtellen.

„Aber iſt es nicht unerträglich, daß ſo ungeheure Verbrechen, als die Jakobiniſche Fakzion auf ſich geladen, und das abſcheuliche Beyſpiel, daß ſie den übrigen Völkern gegeben hat, ungeſtraft bleiben ſollten?" — Nicht unerträglicher, als daß ſo viele andere nicht weniger große Verbrechen, die zu allen Zeiten gegen die Menſchheit, gegen die heiligſten Geſetze der Natur und der Vernunft begans

Roſenkranz.

Ich denke, ihre Abdankung iſt die Folge einiger Veränderungen, welche neuerlich gemacht worden ſind.

Hamlet.

Stehen ſie noch in dem nemlichen Credit wie vormals, als ich in der Stadt war? Haben ſie noch ſo viel Zulauf?

Roſenkranz.

Nein in der That, den haben ſie nicht.

Hamlet.

Wie kommt das, fangen ſie an roſtig zu werden?

Roſenkranz.

Nein, ſie geben ſich noch immer ſo viele Mühe als zuvor; aber es iſt ein Neſt voll Kinder zum Vorſchein gekommen, kleine Kichelchen, die beym Haupt-Wort eines Sazes aus allen Kräften ausgrillen, und auch jämmerlich genug geſchlagen werden, bis ſie es ſo gut gelernt haben; die ſind izt Mode, und überplappern die gemeinen Schauſpieler (ſo nennen ſie's) dermaſſen, daß manche, die einen Degen an der Seite tragen, vor Gänſeſpulen erſchreken, und das Herz nicht haben, ſie zu beſuchen. (*)

(*) Dieſe ganze Stelle bezieht ſich auf einen damaligen theatraliſchen Streit, durch gewiſſe Schauſpiele veranlaßt, welche von den Chor-Knaben von des Königs Jacob I. Capelle aufgeführt wurden.

gangen wurden, ungerochen geblieben ſind, wenn man anders Verbrechen, die ſich ſelbſt durch ihre natürlichen Folgen beſtrafen, ungerochen nennen kann! Aber ſchon ſind ein großer Theil der Mörder des guten Königs Ludwig XVI. von ihren eigenen Mitſchuldigen abgeſchlachtet worden; und die übrigen werden, auch ohne unſer Zuthun, ihrem verdienten Schickſal nicht entgehen. Indeſſen vergeſſe man nicht, daß ein ſehr großer Theil des Volkes ſich dieſes ſchändlichen Königsmordes und ſo vieler andrer Greuel mitſchuldig gemacht hat! Sollte auch das Volk, das ſeine Thorheit und Verblendung ſchon ſo hart gebüßt hat, dieſer Verbrechen wegen noch beſonders beſtraft werden? Iſt der unſelige Zuſtand, in welchen wir dieſe Nazion ſeit fünf Jahren von einer Stufe zur andern herunter ſinken ſahen, nicht mehr als hinlänglich, das böſe Beyſpiel, das ſie andern gegeben hat, gänzlich zu etkräften? Und wenn alle Franzoſen von der Erde vertilgt würden, würde dadurch irgend etwas das geſchehen iſt, ungeſchehen werden? Und worauf wollten wir das angebliche Recht begründen, große Uebel dadurch zu rächen, daß wir ſie mit noch größern häuffen?

„Aber die Jakobiner, ſagt man, haben ſich verſchworen, nicht eher zu ruhen, bis ſie die ganze Welt desorganiſiert haben; ſie haben ſich als unverſöhnliche Feinde jeder andern Regierungsform auſſer der einzigen, die ohne gewaltſame gänzliche Zerſtörung aller itzt beſtehenden bürgerlichen Verfaſſungen nicht möglich iſt, erklärt; ſie ſind

alſo

Die Anerkennung der Unabhängigkeit des franzöſiſchen Volks — oder (was daſſelbe iſt) der franzöſiſchen Republik, in ſo fern die Majorität des Volks ſich keiner andern als dieſer Regierungsform unterwerfen will, — ſcheint alſo, möglicher Weiſe, der einzige Weg zu ſeyn, zum Frieden zu gelangen, wofern es nicht auf die gänzliche Ausrottung des franzöſiſchen Volkes und Nahmens abgeſehen iſt, die, nach den bisherigen Erfolgen zu urtheilen, ſo leicht wohl nicht ſeyn dürfte, als manche emigrierte Brauſeköpfe ſichs vorſtellen. — „Aber, ſagt Peltier, die franzöſiſche Republik kann keine Alliirten haben; keine Macht kann ſie anerkennen.“ Nun, wenn das iſt, ſo iſt freylich auch wahr, was er ſogleich hinzuſetzt; *la guerre perpetuelle* eſt ſon partage; car il en eſt des Corps politiques comme des Individus; là où l'amitié eſt *impoſſible*, *la haine devient un devoir*. Alſo, ein ewiger Krieg wäre alles was die Bewohner Europens von denen, die wie Monſieur Peltier denken, zu hoffen hätte! Dieſer ewige Krieg wars, was Mr. Mallet du Pan vor einiger Zeit zum letzten Zweck der Jakobiner machte, und weßwegen er alle Mächte der Welt gegen ſie auffoderte. Nun ſollen es, nach Mr. Peltier, dieſe letztern ſelbſt ſeyn, die der franzöſiſchen Republik einen ewigen Krieg ankündigen ſollen; denn ein ewiger Krieg, d. i. ein Zuſtand einer nach und nach allgemein werdenden Zerrüttung, Erſchöpfung und Stockung aller Lebenskräfte der politiſchen Körper Europens, — iſt, ſeiner

ſinn-

sinnreichen und staatsklugen Meinung nach, das einzige Mittel, „wodurch" die Suveräns ihre Personen und Prärogativen erhalten, und ihre Völker (zu deren Besten sie doch wohl im Besitz dieser Prärogative sind) die Vortheile ihrer Regierung genießen lassen können!

Doch wozu halten wir uns mit diesem Unsinn eines Mannes auf, der in der Fieberhitze einer durch Leidenschaft exaltierten Einbildung räsonniert, und nicht Besonnenheit genug hat, zu merken, daß er selbst nicht weiß was er sagt. Fahren wir lieber fort, die Einwendungen zu hören, die von kaltblütigern Personen gegen die moralische Möglichkeit des Friedens, quam poscimus omnes, vorgebracht werden. „Die französische Republik, sagt man, kann nicht bestehen, denn sie ist eine Schimäre; sie kann also auch nicht anerkannt werden." — Schon zu einer Zeit, da die neue Konstituzion von 1791 in ganz Europa eine Menge Bewunderer fand, behauptete der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, daß sie wegen dem ungeheuern Uebergewicht, das sie dem Volke über den konstituzionellen Schattenkönig gebe, von keiner Dauer seyn könne; oder mit andern Worten, daß eine demokratische Monarchie eine Schimäre sey. Aber ob diese Benennung auch einer reinen Demokratie zukommen könne, ist eine andere Frage, die wohl schwerlich von jemand, der bloß innerhalb der Theorie stehen bleibt, bejahet werden kann. Indessen, so bald die Anwendung auf

Frank-

Frankreich, auf ſeine Lage, Größe, Verhältniſſe, auf das Temperament und den Nazionalkarakter ſeiner Einwohner, auf ihre alten Gewohnheiten, die Verdorbenheit ihrer Sitten, die Unbeſtändigkeit ihrer Sinnesart, u. ſ. w. gemacht wurde, ſchien die plözliche Verwandlung der franzöſiſchen Monarchie in eine reine Demokratie auch ihm ein Hirngeſpenſt exaltierter Köpfe zu ſeyn. Dies iſt aber gleichwohl nur eine Meinung, die auf bloſen (wiewohl ſehr überwiegenden) Wahrſcheinlichkeiten beruht. Die Erfahrung allein kann uns zeigen, ob Frankreich auf Bedingungen, die unter den gegenwärtigen Umſtänden möglich ſind, eine Republik werden, und wie lange es als Republik beſtehen kann. Uebrigens iſt dies ihre Sache, und man kann ſich darauf verlaſſen, daß ſie ſich ſchon ſelbſt zu helfen wiſſen werden, wenn man ſie nur ihre eignen Angelegenheiten ſelbſt beſorgen läßt.

Die gröſte Schwierigkeit, und vielleicht die einzige, die alle übrigen aufwägt, liegt alſo wohl in der Entſchädigung, an welche die verbundnen Mächte, wegen eines ſo koſtbaren, blutigen und verheerenden Kriegs Anſpruch machen, wozu ſie durch die franzöſiſchen Kriegserklärungen (von ſo vielen vorgehenden Beleidigungen aller Art nichts zu gedenken) herausgefodert wurden. Dies iſt ein Punkt, den man wohl ſchwerlich auf die Entſcheidung des allgemeinen Vernunftrechts ankommen laſſen dürfte. Wem das Glück der Waffen günſtig genug iſt, um durch Eroberungen auf Un-

koſten

koſten des Feindes die Macht des letztern beträchtlich ſchwächen, ſeine eigene hingegen anſehnlich vermehren zu können, dem wird die Frage: ob und wie fern er dazu berechtigt ſey? wenig Skrupel machen. Elſaß, Lothringen und die drey Bisthümer ſind, bekannter Maßen, abgeriſſne Stücke des teutſchen Reichs, deren gelegenheitliche Wiedereroberung dem jedesmahligen Reichsoberhaupt in der Wahlkapitulazion ſogar zur Pflicht gemacht wird. Geſetzt alſo, der gegenwärtig mit ſo gutem Erfolg angefangene Feldzug würde dieſe Provinzen den Kriegsheeren der verbundnen Mächte unterwerfen: ſollte wohl, wofern ſie ſich zu dem Ruhm der Waffen auch noch den höhern Ruhm einer weiſen Mäßigung im Glück erwerben wollten, das franzöſiſche Volk bethört genug ſeyn, die Anerkennung ſeiner Freyheit und des Rechts ſich eine ſelbſtbeliebige Verfaſſung zu geben, nicht mit einer Aufopferung erkaufen zu wollen, wodurch die demokratiſche Republik, deren Begründung ihm ſo ſehr am Herzen liegt, eher gewinnen als verlieren würde? Denn unläugbar iſt Frankreich, nach dem Umfang den es unter der abgeſchaffnen monarchiſchen Verfaſſung hatte, viel zu groß für eine Demokratie, und es würde, auch nach Wiedergabe aller von den Königen Ludwig XIII. und XIV. gemachten Eroberungen, noch immer groß und mächtig genug ſeyn, um als Republik ſeine Unabhänglichkeit und einen hohen Rang unter den europäiſchen Mächten zu behaupten.

Auf alle Fälle iſt zu hoffen, daß Friede — ein Friede auf Bedingungen, zu welchen eine geſunde Politik ſelbſt beyden Theilen die Anleitung giebt — das Ziel ſey, welchem man ſich um ſo mehr zu nähern ſuchen wird, je mehr die Wahrſcheinlichkeit, ſich durch kluge Mäßigung ſolche Bedingungen verſchaffen zu können, zunimmt. Denn einen Feind, der durch ſeinen Muth und Stolz, durch ſeine ungeheure Anzahl, und ſeine kaum erſchöpflichen innerlichen Hulfsquellen, auch wenn er geſchlagen iſt, immer furchtbar bleibt — einen Feind, der das Leben ſo wenig achtet, daß er eine heutige Niederlage nur als eine Verpflichtung, morgen zu ſiegen oder zu ſterben, anſieht, einen ſolchen Feind zur äuſſerſten Verzweiflung zu treiben, kann in keinem Falle der Rath der Klugheit ſeyn.

W.

VII.

Fortſetzung des Verſuchs über die hiſtoriſche Kunſt.

Zunächſt, o Livius! ſo ungleich dir,
Als der geengte Fluß der weiten See,
Folgt Tacitus, ſarkaſtiſch, dunkel, kurz.

Er ſchärft im edlen Zorn die Schneide der
Bemerkung, forſcht mit dem Vergrößerungsglas
Die Seele, den verborgenen Wurm zu finden,
Wovon die Blume welkt. Zum Kaiſerſtolz
Sprach ſeine Römerſtimme für die Freyheit,
In Roms entarteten und niedern Tagen;
Entbrannt von edlem Haß und Eifer, zeigte
Dem Rieſenlaſter er die gräßliche
Geſtalt. Zwar tadeln einige an ihm
Feindſelige Strenge und Spitzfindigkeit,
Die jedes Ungeheuer in dem Bild,
Das er davon entwarf, vergrößerte,
Und tiefre Farben gab dem ſchwärzſten Laſter;
Jedoch ſein Pinſel zeigt das ſanftſte Herz
In einer Skitze biografiſcher Kunſt,
Worin die Tinten, kindlich ſanft verſchmelzt,
Das reine Geiſtesbild des Vaters malen.

Hiſtoriſche Wahrheit, o Biografie!
Gebar der mächtigen Liebe deine Reize,
Und Pflegerin Tugend gab zur Mitgift dir
Der beyden Aeltern Zaubermacht, das Herz
Zu feſſeln und das ſchwankende Gemüth,
Und weiſen Unterricht zu miſchen mit
Ergötzen. Deiner Eingeweihten erſter,
Plutarch, er glänzt allein und unerreicht,
Und ſeinen Ruhm erhöht das Sittlichſchöne.
O Zauberer der Weisheit, deſſen Lehren

Lebendig zeigen, welche Tugendhöhen
Durch Menſchenkräfte zu erreichen ſind!
Zwar ſchweifet deine Feder oft umher
Excentriſch wild, in der Gelehrſamkeit
Vielfachem Labyrinth verirrt; zwar fehlt
Der Glanz der Grazien deinem Style, und
Das Licht der deutlichen, korrekten Zeichnung;
Doch ſchimmert jedes Blatt einförmig hell
Von milder Menſchenliebe ſchönerm Licht.
Von ſanften Sitten und erhabenem Geiſt,
Genoß dein Genius das glänzende
Geſchick, mit ſanfter Weisheit holdem Zwang
Trajans unbändige Ruhmbegier zu lenken.
Doch ach! wie ſelten in der leeren Bruſt
Deſpotiſcher Könige milde Tugend quillt!

Du Gift der freyen Wiſſenſchaft! der Fluch
Von der Natur! des Elends Mutter, und
Die Amme des genährten Laſters! Du,
Die du durch deinen Athem kannſt den Geiſt
Des Genius betäuben und ertödten!
O Deſpotie! die Stimme der Geſchichte
Verſtummet unter deiner giftigen Herrſchaft.

Noch immer wagt in deinem finſtern Reich
Ein Griech' in der verderbten Sprache Roms
Zu reden; milder **Marcellinus**! frey
Von Sklavenfurcht! ein treuer Maler von
Dem Weh, das er geſeh'n: gezwungen durch
Den tiefgeſunknen Geiſt der Zeit, zu geben

Verfälſchte Farben ſeiner richtigen Zeichnung!
Die ſpröde Attiſche Muſe leiht nicht mehr
Den Pinſel, in die reinſten Farben der
Natur getaucht; der Römiſchen Eiferſucht
Entſinket die Palette aus der Hand.

Jedoch indeß mit immer dichtern Schatten
Die Mönchsnacht der Geſchichte wüſtes Reich
Befällt; indeß in Konſtantinens Mauern
Der Römiſchen Größe Form zerſtümmelt ſinkt,
Und, gleich dem Fechter auf dem Sande, mit
Erſtarrter Hand den matten Körper ſtützt;
Indeß die wilden Türken oder Gothen
Mit Künſten kriegen voll Titanenwuth,
Und Wiſſenſchaft ihr ſtrahlend Haupt verbirgt,
Wie Zevs aus Furcht vor den Titanen floh:
Seht! in der Jugend holdem Reize ſchützt
Den Thron der Wahrheit eine zweyte Pallas!
Ihr Attiſches Gewand umwindet, mit
Komnena's königlichem Namen prangend,
Der Schönheit Gürtel! Schöner, heller Stern
Der Weisheit! deſſen überſtrahlend Licht
Das ſtürmiſche Gewölk der dickſten Nacht
Durchbricht; wiewohl erzogen in dem Purpur
Des ſtolzen Elends, brach dein freyer Geiſt
Den jenen drückend ſchweren Banden los;
Vergnügt, die häuslichen und bangen Leiden
Bey öffentlicher Arbeit zu vergeſſen!
Vergnügt, in deinem treuen Blatte, vor

Hamlet.

Kinder, sagt ihr, seyen es? Und wer unterhält sie? Wie werden sie salariert? Werden sie das Handwerk nur so lange treiben, als sie singen können? Und wenn sie sich endlich zu gemeinen Comödianten ausgewachsen haben, (wie sie doch zulezt werden müssen, wenn sie keine Mittel haben,) werden sie sich alsdann nicht beschweren, daß ihre Autoren ihnen vormals so schöne Exclamationen gegen ihre eigne künftige Profession in den Mund gelegt haben?

Rosenkranz.

Bey meiner Ehre, es wurde auf beyden Seiten groſſer Lerm gemacht, und die Nation hält es für keine Sünde, sie noch mehr zum Streit aufzureizen. Es war eine geraume Zeit lang mit dem schönsten Stük von der Welt kein Geld zu verdienen, wenn der Poet und der Schauspieler dieſe wichtige Streitfrage nicht mit hineinbrachten, und ihren Gegnern links und rechts Ohrfeigen austheilten.

Hamlet.

Iſt's möglich?

Güldenstern.

O, ich kan Euer Gnaden versichern, es iſt hizig hergegangen.

Hamlet.

Und tragen die Jungens es davon? (*)

Gül-

(*) Man hat diese Redenart, welche auch im Franzöſiſchen gewöhnlich iſt, (est-ce que les Enfans l'emportent?) um der Antwort willen beybehalten müſſen.

Der Zeit Zerſtörung eines Vaters Tugend
Zu retten! von zu reiner Seele, der
Geſchichte Pflicht im Stolz der Tochter zu
Verletzen oder zu verbergen! Zwar
Verbarg die neidiſche Vergeſſenheit
Das ſchöne Denkmal lang, ſo deine Tugend
Entwarf; doch glänzt es nun, vom Untergang
Gerettet, ein Beweis von Weiberkraft;
Indeß, für deinen Ruhm beſorgt, Geſchichte
Die Reihe ihrer Lieblinge Athens
Mit deinem holden Tochternamen ziert,
Und auf des Ruhmes Schauplatz dich voll Reiz
Der alten Bühne Siege ſchließen ſieht.

L. A. Schmid.

VIII.

Herzog Marlborough und Herzogin Sarah.

Folgende Anekdoten von dem berühmten Herzog von Marlborough und ſeiner nicht weniger berufenen Sarah, tragen ſo ſehr das innere Gepräge der Wahrheit, und erläutern ſo manches in der höchſt merkwürdigen Geſchichte der Welthändel zu Anfang dieſes Jahrhunderts, *) daß ſelbſt diejenigen Leſer, denen ſie ſchon

*) Ihr Andenken iſt unter uns ganz neuerlich durch einen ſehr gut geſchriebenen Abriß des ſpaniſchen Succeſſionskriegs

aus andern Nachrichten bekannt wären, ſie doch eines flüchtigen Ueberblicks auch hier noch einmal würdig finden dürften. Sie ſind zum Theil aus einem der letzten Stücke des European Magazine entlehnt, und mit andern Nachrichten vermiſchen *). Da, wo ſie urſprünglich ſtehn, dürften ſie doch nur in einiger Leſer Hände kommen.

Eines Abends bemerkte Sarah, Herzogin von Marlborough, in einem vertrauten Geſpräch mit ihrer Tochter, der Gräfin von Sunderland, mit vieler Bitterkeit wie oft ſie von falſchen Freunden getäuſcht und verunglimpft worden ſey. Die Gräfin erwiederte, daß nach allem, was man übles von ihr geſprochen, ſie doch nie jemand einer Untreue gegen ihren Gemahl, den Herzog, beſchuldigt habe. Aber, verſetzte die Herzogin, einem ſolchen Mann treu zu bleiben, war auch ein ſehr geringes Verdienſt. Denn er war einer der ſchönſten, artigſten und tapferſten Männer ſeines Zeitalters. Wohl! ſagte die Tochter, und doch hatte er auch ſeine Fehler. „Ey, warum ſollte er nicht? meine Liebe! und niemand kann dieſe beſſer wiſſen als ich. Hier nur eins zum Beweiſe. Als er es gerathen fand, meiner armen verführten Königin ſeine Befehlshaberſtelle zurückzugeben, kam er in ſehr mißmüthiger Stimmung zur Mahlzeit nach Hauſe. Er ſagte mir alles, wie es hergegangen war, und ſetzte endlich hinzu: Mags doch! ich danke wes

kriegs von Hr. D. Hommel im diesjährigen hiſtoriſchen Kalender bey Göſchen, und durch Sörgels Geſchichte der Kriege des 18ten Jahrhunderts, 1 Theil, Altenb. 1793. ein ſeiner ausſpruchsloſen Gründlichkeit und Deutlichkeit wegen ſehr zu empfehlendes Buch, wieder angefriſcht worden.

*) Es kommen in dieſem engliſchen Journal ſeit einiger Zeit unter der ſonderbaren Rubrik: Table — talk ſehr intereſſante Anekdoten vor, die wohl eine eigene Sammlung verdienten, von denen aber auch ſchon Hr. Schubart in ſeinen engliſchen Blättern einigen Gebrauch gemacht hat.

wenigſtens Gott, daß meine Feinde mich weder als ehrſüchtig noch geizig ausſchreyen können; und dies hab' ich der Königin beym Abſchied ſelbſt geſagt."

Nun denke dir, Liebe, wie er mir das ſagen konnte, die ich ihn ſo gut kannte! Aber ich mußte mir auch faſt die Zunge wegbeißen, um nur das Lachen zu verbergen."

Swift, der ſich gerade um dieſe Zeit in England aufhielt, ſchrieb wegen dieſes Umſtandes an ſeine Meiſtris Johnſon folgendes ſtrenge Urtheil: Er, Marlborough, prahlt mit Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit, ob er gleich ſo gierig wie die Hölle, und ſo ehrgeizig wie der Fürſt der Hölle iſt. *)

Die Herzogin ſelbſt nennt Dr. Johnſon irgendwo ein freches, hirnloſes Weib, die aber ihre Vielegenheiten vortreflich abzulauren gewußt habe. Und doch fehlte es ihr an Muth, ſich über eine damals modiſche Ziererey der Frauen von Stand, über die Addiſon ſo oft in ſeinem Zuſchauer ſich luſtig macht, gradezu hinweg zu ſetzen. Eine Dame von Stand hielt es damals für höchſt unanſtändig und pöbelhaft zu ſagen ſie ſey geſund. **) Niemand affektierte dieſe vornehme Schwächlichkeit mit mehr Uebertreibung, als die Herzogin Sarah. So oft ſie von London nach Blenheim gieng, oder

*) Letters written by the late *J. Swift* and ſeveral of his friends from 1703 to 1740, publiſhed from Originals (Lond. 1766. 6 Vol.) Vol. III. p. 48.

) Der als Schauſpieldichter, Schauſpieler und Unternehmer um das engliſche Theater ſo vielfältig verdiente **Colley Cibber hat dieſe Thorheit in dem Schauſpiel *The ſick Lady's Cure* mit vieler Laune behandelt, wie er in ſeiner Apology for his Life, with an hiſtorical View of the Stage during his own time, Lond. 1740 an verſchiedenen Stellen ſelbſt bemerkt. Es iſt dies eins der witzigſten Stücke dieſes fruchtbaren dramatiſchen Dichters, und daher um ſo mehr zu verwundern, daß es in Eſchenburgs dramatiſcher Bibliothek S. 263, wo die übrigen Stücke ſorgfältig angemerkt ſind, ausgelaſſen wurde.

ſonſt in der Provinz herum reiſte, mußten ganze Fuhren mit Stroh vor den Thorwegen und am Eingange der Gaſthöfe abgeladen, und das Pflaſter damit belegt werden damit ja kein Fußtritt oder Hufſchlag die zärtlichen Ohren der Herzogin beleidige. In Städten, wo Garniſonen lagen, beſchickte ſie ſogleich den Kommandanten, damit die Trommeln während ihrer Anweſenheit gedämpft würden.

Die größte Grobheit ſagte ſie einſt dem Miniſter Robert Walpole ins Geſicht, als dieſer ihr geſchmackvolles neues Haus im Park mit vielen Lobſprüchen erwähnte: „Ja nun, das Häuschen wäre ſo weit bequem genug, wenn es nur nicht — hiebey ſah ſie dem Miniſter, der nicht weit davon wohnte, ſtarr in die Augen — eine ſolche verteufelt ſchlechte Nachbarſchaft hätte.“

Aber auch der Herzog von Marlborough ſelbſt hatte viel auſſerordentliche Eigenheiten und Schwächen. Zu den lobenswurdigen, und damals noch weit mehr als jetzt, auf die Gemüther der Soldaten wirkenden Eigenſchaften, gehört ohnſtreitig ſeine Religioſität, die er auch, als das kräftigſte Beförderungsmittel ächter Tapferkeit, bey ſeinem Heere ſorgfältig zu erhalten ſuchte. Den Morgen vor dem Treffen bey Malplaquet ſagte er den Staabsofficieren, daß das Schickſal Englands auf dem Spiele ſtünde und daß er entſchloſſen wäre, es zu gewinnen oder zu ſterben. Er nahm hierauf mit der ganzen Generalität das heilige Abendmahl,*) und da auch die meiſten Subalternen dieſem Beyſpiele folgten, ſo begreift man, wie Prior in einem ſeiner Gedichte dies mit dem berühmten Frühſtück des Leonidas das vor dem letzten Gefecht bey Thermopylä vergleichen konnte.

Geiz

*) Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung that dies Marlborough den Morgen vor dem Treffen bey Höchſtädt. So erzählt es auch nach Cunningham Sörgel in ſeiner Geſchichte der Europ. Kriege 1. Th. S. 443. Vielleicht that dies aber der fromme Feldherr vor jedem entſcheidenden Treffen.

Geiz war nach der Ehrſucht ſeine herrſchende Leidenſchaft. Welches lächerliche Raffinement er in der edeln Sparkunſt beſaß, beweiſen unter andern folgende zwey Anekdoten. Eines Abends, wo im Kriegsrath auf den folgenden Tag ein entſcheidendes Treffen beſchloſſen worden war, errinnerte ſich Prinz Eugen, nachdem er in ſein Zelt gekommen war, eines Umſtandes, den er noch auf der Stelle dem Herzog von Marlborough allein mittheilen zu müſſen glaubte. Er gieng alſo ohne weiter anzufragen, ins Zelt des Herzogs zurück, und fand den großen Mann, der noch wenig Minuten vorher im Kriegsrath die erhabenſte Entſchloſſenheit und Einſicht gezeigt hatte, beſchäftigt, papierne Lichtauspuzer zu machen.

Die 2te Anekdote pflegte oft ein hochbetagter Engliſcher Offizier zu erzählen, der erſt vor kurzem in ſeinem 102ten Jahr geſtorben iſt. Dieſer verſicherte, daß er den Herzog von Marlborough mehrmals an der Spitze ſeines Regiments marſchieren, und ſich ein Paar Pelzmüſſchen ſehr ſorgfältig ausflicken geſehn habe.

Zu welchen Schritten ihn ſein unerſättlicher Ehrgeiz habe verleiten können, beweiſen die Auszüge aus folgenden zwey Briefen, die faſt zu einer Zeit geſchrieben ſind. Als er im Jahre 1710 ſchon faſt alle Hofgunſt verloren und den Verdruß erlebt hatte, daß die meiſten ſeiner Kreaturen am Hof und bey der Arme ihre Stellen verloren, ſchrieb er in der Bitterkeit ſeiner Seele den 20ten Juny einen Brief an den Herzog von Berwick, *) worin er ihm ſeinen Entſchluß, die Ober-

*) Man findet dieſes merkwürdige Aktenſtück in einer der intereſſanteſten Sammlungen, die zur Aufklärung der damaligen Zeitgeſchichte vor kurzem in England erſchienen ſind: *Transactions* during the Reign of Queen Anne from the Union to the death of that Princeſs by Ch. Hamilton (Edinb. 1790) p. 346. Hier erſcheint wirklich der einſt, trotz ſeiner übrigen Leidenſchaften, vom reinſten Patriotiſmus und wahrer Loyaute durchglühte Marlborough wie ein gefallener Engel ein Miltons Pandämonium.

befehlshaberſtelle bey der Armee niederzulegen, meldete, mit dem Zuſatze: daß ihn nur Ein Umſtand bewegen könne, ſie noch ferner beyzubehalten: wenn er nehmlich dadurch die Abſichten des Prätendenten befördern könne. (unleſs he could advance the views of the Pretender.) Er empfiehlt ſich zugleich durch den Marſchall von Berwik dem Hofe zu St. Germain, und erwartet geheime Verhaltungsregeln. Und doch ſchrieb er faſt um eben dieſe Zeit, den 13ten Auguſt d. J. folgendes an den Kurfürſten von Hannover, nachmahligen König Georg I. von England *). „Ich hoffe, die engliſche Nazion wird ſich von Harleys und ſeiner Rotte Liſten nicht hinter gehen laſſen. Ihr Betragen läßt ſehr deutlich die Abſicht durchſchimmern, den vorgeblichen Prinzen von Wallis zum Thron zu erheben! Dieſe verderblichen Anſchläge bringen ſchon izt die ſchlimmſte Folge hervor. Doch hoffe ich in Stand geſetzt zu ſeyn, alle meine Bemühungen, meinen Einfluß und meine Freunde zu Gunſten des Kurhauſes zu verwenden, und die heilloſen Abſichten einer Rotte von Menſchen zu vernichten, deren Grundſäze und Kabalen unmittelbar auf den Umſturz der feſtgeſetzten Proteſtantiſchen Nachfolge, der Freyheit Englands und des Wohls von ganz Europa abzielen.„

B...r.

IX.

Ankündigung einer Erziehungs-Anſtalt.

Der allgemeinen Beyfalls und öfterer Nachahmung gleich würdigen Fürſorge einſichtsvoller Aeltern für das Wohl

*) In der gleichfalls wichtigen Sammlung von James Macpherſon Original papers: containing the ſecret hiſtory of Great Britain from the Reformation to the acceſſion of the Houſe of Hannover (Lond 1775. 4.) Vol. II. p. 146.

Wohl ihres einzigen, damals vierjährigen Sohnes, welcher durch mich eine der Natur und Würde der Menschheit angemessene Erziehung und Bildung bekommen sollte, verdanke ich es, auf einer — wenn ich mich so ausdrücken darf — pädagogischen Reise im Sommer 1785 die in und ausser Teutschland rühmlichst bekannten, nach meiner Einsicht, in jedem Betracht musterhaften Landschulen des um die Verbesserung des Schulwesens so verdienstvollen und in jeder Hinsicht achtungswürdigen Herrn von Rochow zu Reckan, das unter der Direkzion des Herrn Professors Neuendorf damahls noch blühende Dessauische Filanthropin, und die zu der Zeit eben erst aufkeimende Salzmannsche Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, besucht und in einem mehrwöchentlichen Aufenthalte an jedem Orte kennen gelernt zu haben.

In der nachmahligen Anwendung des vielen Guten, welches ich an jeder dieser, durch Einrichtung und Zweck sehr verschiedenen Anstalten gesehen und gehört hatte, genoß ich bey meinem ersten kleinen Zöglinge vier Jahre hindurch, und darauf bey zwey andern schon erwachsenen Knaben, zwey Jahre lang die lohnende Freude meine Bemühungen um sie mit dem herrlichsten Erfolge gesegnet zu sehen.

Erziehung und Bildung der Jugend ward in diesen angenehmen Verbindungen nach und nach meine liebste und einzige Beschäftigung; und um so willkommener war es mir daher, im Herbste 1790 von dem großen Meister der Erziehungs- und Unterweisungskunst, Hrn Professor Salzmann, an seine für eine reiche Ernte in der Nachwelt itzt blühende Erziehungsanstalt als Mitarbeiter gerufen zu werden.

Zwey an derselben eben so glücklich als lehrreich verlebte Jahre gaben mir Gelegenheit, sowohl durch eigene Erfahrung als auch und vorzüglich durch öftere Belehrung von meinem theuern Lehrer und andern sachkundigen Männern an seiner Anstalt, in der Erziehungskunst und Unterrichtsmethode so viel anwendbar Gutes

und Nützliches zuzulernen, daß ich mich itzt, in bescheidenem Vertrauen auf den mir gesammelten Vorrath von pädagogischen Kenntnissen, dem teutschen Publikum als Vorsteher einer kleinen Erziehungsanstalt glaube ankündigen und empfehlen zu dürfen.

In dem, eine kleine Meile von Göttingen und im Kur-Hannöverschen Fürstenthume gleiches Namens, ganz nahe an der Hessischen und Eichsfeldischen Grenze, auch nicht fern vom Fuße des westlichen Harzes liegenden Dorfe Rosdorhausen, besitze ich ein kleines Landgut, dessen Lage und Eigenthümlichkeiten mir für die Gründung und Einrichtung einer kleinen Erziehungsanstalt so wesentliche Vortheile darbieten, daß ich, im Vertrauen auf die Begünstigung der Vorsehung, kein Bedenken tragen darf Knaben und Jünglinge von 6 bis 14 Jahren, welches Standes sie seyn und zu welcher der drey in Teutschland herrschenden Religionsparthenen *) sie sich bekennen mögen, von Ostern dieses Jahres an, in derselben einen Aufenthalt anzubieten, wo sie ihre Gesundheit erhalten und stärken, ihren Körper mit mancherley nützlichen Fertigkeiten ausrüsten, für ihre eigentliche spätere Bestimmung, welcher Art sie seyn möge, selbst die für gelehrte Studien nicht ausgenommen, alle nöthige Vorkenntnisse einsammeln können, und wo sie — was ich in derselben wie allererstes Hauptzweck stets vor Augen behalten und überall auch zu meiner angelegentlichsten Bemühung machen werde, — nach den beglückenden Grundsätzen der Religion Jesu und nach den Wahrheiten der gesunden ungefesselten Vernunft, zu moralisch guten Menschen gebildet werden sollen, die in jeder Lage und in allen Verhält-

*) Auch der katholischen und reformierten Kirche zugethanen Zöglingen, wenn solche mir vielleicht anvertraut werden möchten, kann ich von den Predigern auf einigen kaum 1/2 Meile von meinem Wohnorte entlegenen Dörfern auf dem Eichsfelde und in Niederhessen den erforderlichen Konfirmazionsunterricht ertheilen und sie bey ihnen das Abendmal zu aller Zeit ungehindert feyern lassen.

hältnissen ihrer künftigen Lebenszeit der Tugend, Rechtschaffenheit und Berufstreue unwandelbar ergeben bleiben.

Bösinghausen, der Ort, wo ich mir meinen Wirkungskreis zu schaffen und in demselben der Welt mich nützlich zu machen gedenke, liegt in einer gebirgigen, waldreichen, und ich darf, ohne mich der Vorliebe schuldig zu erklären, wohl sagen, reizenden Gegend; hat gesunde Luft, gutes Wasser und angenehme Spaziergänge in den nahen Waldungen.

Meine Wohnung ist zwar klein, jedoch bequem, und hat bey ihrer gegenwärtigen Einrichtung nur Raum für 6 Zöglinge, soll aber, wenn mein Unternehmen Beyfall und Begünstigung finden wird, dahin bald erweitert werden, daß eine Anzahl von 12, welche ich jedoch nie überschreiten werde, unter wechselseitiger Verpflichtung zu nachstehenden Bedingungen, darin würdig aufgenommen werden könne.

1) Jeder Zögling bezahlt, mit Ausschuß der Auslagen für die ihm nöthigen Bücher, Landkarten, Schreibmaterialien u. d. gl. desgleichen für Schuster- Schneider- und Weißnäherinnen- Arbeit, wie nicht weniger, bey etwa eintretenden Krankheiten, für Arzney und die Bemühungen eines Arztes, welche alle besonders wieder erstattet werden müssen — eine, nach genauester Berechnung, sehr billige jährliche Pension von 200 Rthlr. in guten Pistolen zu 5 Rthlr., oder Dukaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. in halbjährigen Terminen voraus.

2) Für diese Pension hat jeder meiner künftigen Zöglinge bequeme Wohnung, gesunde Beköstigung, nöthige Aufwartung, jedesmahlige Reinigung seiner Wäsche und erfoderliche Ausbesserung derselben, wie auch das nöthige Taschengeld, welches er aber auf irgend eine ihm und mir zugleich nützliche Weise aus meiner Tasche erst verdienen muß.

3) Er genießt dafür von mir und den Männern, mit welchen ich zu Betreibung meines Erziehungs-Geschäfts in Verbindung treten werde, nach Maßgabe seines Alters und der Erfoderniſſe für seine künftige

Beſtimmung, theils ausſchließlich, theils Verbindungs- und Einſchaltungsweiſe, Unterricht in allen Zweigen der Naturgeſchichte, in der Technologie, Arithmetik, Mathematik, leichtern Fyſik, mit unbewaffneten Augen erlernbaren Aſtronomie, mathematiſchen und politiſchen neueſten, mittlern und alten Geografie, in der Geſchichte älteſter, mittler und neueſter Zeiten, in der Alterthumskunde und Mythologie, in der Kalligrafie, Orthografie und Rhetorik, ſo viel, meines Bedünkens, zweckmäßig und gut iſt, auch in der Logik und Metafyſik, wie nicht nur nicht weniger, ſondern hauptſächlich auch — ich wiederhohle aber: nach Maßgabe der Erfoderniſſe für ſeine demnächſtige Beſtimmung, mehr oder weniger, gründlicher oder oberflächlicher — in den faſt jedem gebildeten Menſchen itzt unentbehrlichen neuern, und, wenn er ſich zu irgend einem Fache der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Gelehrſamkeit beſtimmt hat, auch in den als ſtudierendem Jünglinge ihm durchaus nothwendigen alten Sprachen; außer dieſem allem noch, in allen Zweigen der Oekonomie und den damit verbundenen Rechnungsgeſchäften, im Zeichnen und Malen, in der Vokal- und Inſtrumental-Muſik, von welcher letztern ich jedoch die auf Blaſeinſtrumenten, aus leicht zu errathenden, zureichenden Gründen, ausnehme; auf beſonderes Verlangen, und gleichwohl ohne Erhöhung der nahmhaft gemachten Penſion, auch in der Krieges- und Forſt-Wiſſenſchaft und ſelbſt in der Jägerey, unter praktiſcher Anweiſung ſachkundiger Männer, mit welchen ich hier in Verbindung lebe; auſſer in den eigentlichen gymnaſtiſchen Uebungen, wie ſie in Schnepfenthal angeſtellt werden, und von einem der Mitarbeiter an der daſigen Anſtalt, Herrn Gutsmuths, in ſeinem vortreflichen Buche: Gymnaſtik für die Jugend, beſchrieben ſind, endlich auch noch in manchen andern körperlichen Fertigkeiten, die jedem Knaben, Jünglinge und Manne, obgleich nicht unumgänglich nothwendig, doch wenigſtens in mehr als einer Hinſicht empfehlend

und

Güldenſtern.

Das thun ſie, Gnädiger Herr; den Hercules mit ſamt ſeiner Ladung.

Hamlet.

Mich wundert es nicht; denn mein Oheim iſt König in Dännemark, und die Nemlichen, welche bey meines Vaters Leben Frazen-Geſichter gegen ihn geſchnitten hätten, geben izt zwanzig, vierzig, fünfzig, ja hundert Ducaten, um ſein Bildniß in Miniatur zu haben. (*) Es iſt etwas mehr als natürliches hierinn, das wol werth wäre, daß die Philoſophen ſich Mühe gäben, es zu erforſchen.

(Man hört ein Getöſe.)

Güldenſtern.

Da kommen die Comödianten.

Hamlet (zu Güldenſtern und Roſenkranz.)

Meine Herren, ihr ſeyd willkommen in Elſinoor, gebt mir eure Hände; kommt, kommt; wir wollen die Ceremonien bey Seite legen. Das muß unter uns ausgemacht ſeyn, ſonſt würde mein Betragen gegen dieſe Comödianten (gegen welche ich, gewiſſer Urſachen wegen, höflich ſeyn werde,) mehr Verbindliches zu haben ſcheinen, als mein Bezeugen gegen euch. Ihr ſeyd willkommen; aber mein

(*) Ein Witz über den Verfall den die Ober-Knaben bey dem Könige und dem Hofe fanden.

und nützlich seyn können, z. B. im Tanzen, voltigieren u. d. gl.

4) Jeder Zögling bringt in meine Anstalt mit: die Inbetten zu einer auf Eine Person eingerichteten Bettstelle oder das Geld dafür — am liebsten wären mir mit Pferdehaaren capolierte Matratzen, und wollene, oder doch mit Woll ausgefüllte kattunene Decken; — 2 vollständige Alltagskleider, 1 Feyerkleid, 1 bequemen Ueberrock, 1 runden Hut, 1 Dutzend guter Hemden, 1 Dutzend Taschentücher, 12 Paar ordinäre Strümpfe für den alltäglichen Gebrauch, und 6 Paar feinere für den bessern Anzug, 1 Paar bequeme Stiefeln, 2 Paar Schuhe, nebst 2 Paar schwarztuchene Halbkamaschen, 1 Dutzend Servietten, 1 Dutzend Handtücher, ein gutes Tischbesteck mit einem silbernen Löffel — alles mit seinem Namen gezeichnet, damit ihm das daran habende Eigenthumsrecht demnächst beim Abzuge nicht streitig gemacht werden könne, und jede andere sonst leicht mögliche Verwechselung vermieden bleibe.

5) Für den Wechsel des Unterrichts in wissenschaftlichen Dingen, habe ich Ostern und Michaelis bestimmt, und für die einzigen Ferien im ganzen Jahre die ersten 14 Tage nach Johannis ausgesetzt, in welcher Zeit sodann diejenigen Aeltern, welche ihre Kinder bey sich zu sehen wünschen, dieselben zu sich rufen können. Für die zurückbleibenden aber soll diese Ruhezeit auf eine ihnen eben so angenehme als nützliche Weise, entweder mit einer großen oder mehrern kleinern möglichst instruktiven Reisen ausgefüllt werden.

6) Fysische und moralische Erziehung meiner künftigen Zöglinge, Bildung ihres Herzens, Ausbildung ihres Geistes und der darauf abzweckende Unterricht jeder Art, soll in meiner kleinen Erziehungs-Anstalt im Allgemeinen und Wesentlichen nach Salzmannschen Grundsätzen, die das mit der Verbesserung des Erziehungswesens bekannte teutsche Publikum als vortreflich

und allgemeiner Nachahmung würdig, ſchon längſt anerkannt hat und meines Lobes nicht mehr bedürfen, geleiſtet, betrieben und gegeben werden. Aeltern, Pflegeältern und Vormünder, die mir ihre Kinder und Pflegebefohlenen über kurz oder lang zur Erziehung und Bildung anzuvertrauen geneigt ſeyn werden, wiſſen alſo, da ich mich zur Anwendung dieſer ihnen bekannten pädagogiſchen Grundſätze verpflichte, was ſie von mir für ihre Kinder in Hinſicht auf Erziehung und Bildung zu verlangen berechtigt ſind. Und dieſe, die durch ihr Zutrauen mein Vorhaben früher oder ſpäter begünſtigen wollen, erſuche ich nun noch, mich davon wenigſtens 2 Monate lang vor den weiter oben feſtgeſetzten Lekzionswechſelzeiten um Oſtern und Michaelis, welche der beſſern Ordnung wegen zugleich auch allein die Aufnahme und den Abgang der Zöglinge geſtatten, gefälligſt zu benachrichtigen, damit ich jeden neuen Gaſt würdig aufzunehmen im Staude ſeyn möge.

Briefe an mich, welche ich, um Verirrungen derſelben zu verhüten, mit dem Zuſatze: Zu Böſinghauſen bey Göttingen, zu bezeichnen bitten muß, gehen bis Göttingen mit der Poſt, von wo aus ſie mir durch einen Poſtboten ſicher behändigt werden.

Böſinghauſen bey Göttingen,
im Junius 1794.

Georg Philipp Günther,
Erzieher.

Neuer Teutſcher Merkur.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt

I. Kriegslieder des Tyrtäus und andere. — S. 217
II. Orlando, der Raſende. Erſter Geſang. — 229
III. Fortſetzung der Betrachtung der ſchönen Natur, in Rückſicht auf die Werke der Kunſt, zur Bildung des Geſchmacks für Künſtler und Liebhaber des Schönen. — 259
IV. Ueber den praktiſchen Sinn. Eine Rede an Freunde ernſthafter Unterhaltung. — 265
V. Zur Holzſparkunſt der alten Römer. — 283
VI. Politiſche Verſuche. — 306
VII. K. L. Reinhold an ſeine in Jena zurückgelaſſenen Zuhörer. — 315
VIII. Auszug eines Briefs aus Rom neuentdeckte antike Kunſtwerke betreffend. — 324
IX. Preisaustheilung und Preisaufgaben der Kurf. Deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim. — 326

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Verzeichniß

von Medic. Chymisch. Pharmaceut. und Mineralog. Schriften, welche die Hoffmannische Buchhandlung zu Weimar verlegt, und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Göttling, J. F. A. Beyträge zur Berichtigung der antiphlog. Chemie, auf Versuche gegründet, mit 1 Kupf. 8. 14 gr.

— Chym. Versuche über eine verbesserte Methode den Salmiak zu bereiten. 8 gr.

— prakt. Vortheile und Verbesser. pharmaceut. chem. Operationen, 2te vermehrte Aufl. 18 gr.

— Tabelle über die Lehre von Salzen und ihren Mittelsalzart. Verbind. Fol. 3 gr.

Geschichte, merkwürd. zweyer Blatter-Kranken. 2 gr.

Höpfners, J. Abhandlung über die Bereitung des Brechweinsteins, 8. 3 gr.

Hoffmanns, Carl Aug. sämmtliche chem-pharmaceut. Tabellen, enthaltend; Entwurf der pharmaceut. Scheidek. nach ihren Operat. ꝛc. — Bestimmung der Bestandtheile der merkw. Neutral- und Mittelsalze. ꝛc. Uebersicht aller zur pharmaceut. Scheidek. gehöriger Werkzeuge. ꝛc. Tabellar. Verzeichniß über einige 40 Mineralwasser. 20 gr. Einzeln kostet jede Tabelle 4 gr.

— — Taschenbuch für Aerzte, Physiker und Brunnen-Freunde. 10 gr.

Kohlreif, C. sollte die Elektrizität wirkl. Wärme verursachen? ꝛc. 2 gr.

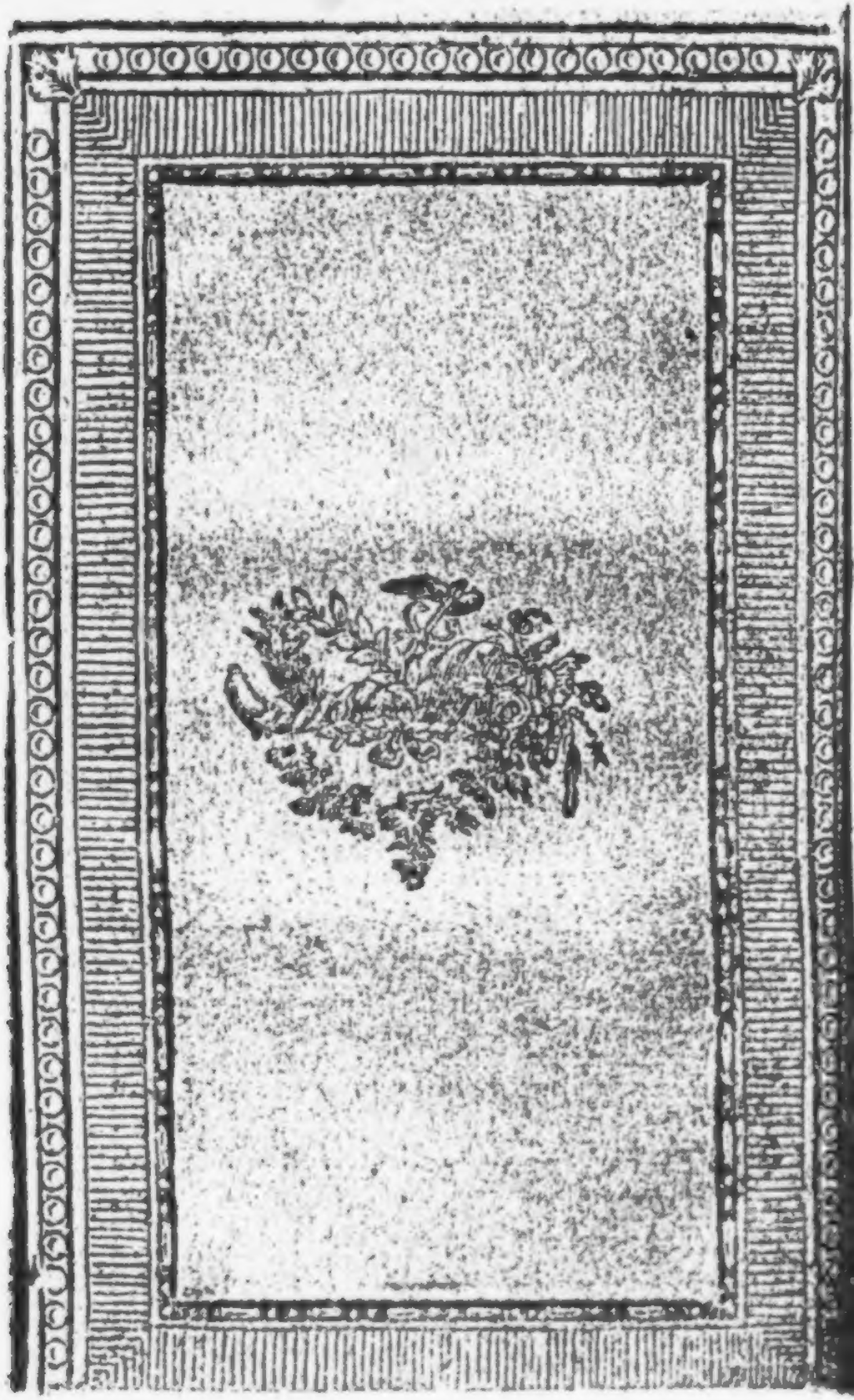

Der neue
Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1794.

I.

Kriegslieder des Tyrtäos,

überſetzt
von
Johann Hinsberg. *)

Keinen wird mein Lied beſingen,
Und von keinem thut mein Mund
Seiner Hände Kraft im ringen,
Seiner Füſſe Schnelle kund;

Wenn er groß und ſtark auch wäre,
Wie Kyklopenſöhne ſind,
Möcht' er in des Wettlaufs Ehre
Eifern auch mit Sturm und Wind:

Wär' er, wie Aurorens Gatte,
An Geſtalt und Antlitz hold,
Hätt' er mehr als Midas hatte,
Oder Kinyras, an Gold;

Wid

*) K. K. Oberamtsrath in der Reichsgrafſchaft Falkenſtein.

Wich an königlicher Größe
Pelops, Tantals Sohn, ihm weit,
Und von ſeinen Lippen flöße
Zaubernde Beredſamkeit;

Krönt' in jedem Ehrenwerke
Ihn des Ruhmes höchſter Sieg;
Wenn er, arm an Heldenſtärke,
Schimpflich zagt in Schlacht und Krieg,

Wenn, den blut'gen Tod zu ſehen,
Seine weiche Seele bebt,
Dicht an Feindesreih'n zu ſtehen,
Nicht mit edelm Feuer ſtrebt.

Dies nur lohnt der Heldenmühe,
Iſt der Tugend höchſter Preis,
Und nur dieſem Ruhme glühe
Jedes Jünglings Seele heiß!

Denn des ganzen Volkes Ehre
Und ſein Kleinod wird er ſeyn,
Weicht er nie, wo Schild und Speere
Fallen in den erſten Reih'n;

Bebt ſein Herz nur vor der Schande,
Feig aus Schlacht und Krieg zu fliehn,
Opfert er dem Vaterlande
Willig ſeine Seele hin.

Rühmlich in den Tod zu ſinken
Wird ſein Nachbar kühn wie er,
Und zur Rechten und zur Linken
Schafft er Helden um ſich her.

Eiſerne Geſchwader wagen
Nicht zu ſtehn vor ſeinem Blick,
Und des Krieges Wogen ſchlagen
Zürnend ſich an ihm zurück.

Haucht im Angeſicht der Heere
Er ſein ſchönes Leben aus,
Schmückt er ſterbend noch mit Ehre
Seine Stadt, ſein Volk, ſein Haus;

Sinkt der Schild zu ſeinen Füßen,
Viel durchbohrt, aus ſeiner Hand,
Und des Blutes Ströme fließen
Durch des Buſens Stahlgewand:

O dann klagt und weint vom Greiſen
Alles bis zum Knaben hin,
Um den Vater trauern Waiſen,
Wie das ganze Volk um ihn.

Sein Geſchlecht wird Ehre krönen,
Bis ins ſpätſte Glied hinab,
Siegeslieder werden tönen
Noch um ſein bemooſtes Grab.

Längſt bedeckt vom Erdenhügel,
Lebt er durch die Ewigkeit;
Auf des hehren Ruhmes Flügel,
Schwebt ſein Nahm' und trotzt der Zeit.

Wen der Gott des Krieges tödtet
Wo er kühn vor andern ſtand,
Weſſen Blut den Boden röthet,
Für ſein Weib, ſein Kind, ſein Land.

Aber wenn ſein ſchönes Leben,
Von der Feldſchlacht unverſehrt,
Mit des Sieges Glanz umgeben,
Aus des Todes Händen kehrt:

Dann verehren Mann und Knabe,
Jüngling, Weib und Mädchen ihn,
Und ſein Leben bis zum Grabe
Fleußt in hoher Wonne hin.

Wird er Greis, dann freut ſich keiner
Gleicher Ehr' in ſeiner Stadt,
Ihn zu kränken wünſcht nicht Einer,
Nicht in Rede noch in That.

Ihm wird ſchnell vom Sitze weichen
Wen ein jüngrer Tag gebar,
Weſſen Haare längſt ſich bleichen,
Und wer mit ihm Knabe war.

Oheim-Vater, und meine Tante-Mutter haben ſich betrogen.

Güldenſtern.

Wie ſo, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Ich bin nur toll bey Nord oder Nord-Weſt; wenn der Wind von Suden bläßt, kan ich einen Falken ſehr wol von einer Hand-Säge unterſcheiden. (*)

Siebende Scene.

Polonius zu den Vorigen.

Polonius.

Ich wünſche euch viel Gutes, meine Herren.

Hamlet.

Hört ihr, Güldenſtern, und ihr auch; diß groſſe Wiegen-Kind, das ihr hier vor euch ſeht, iſt noch nie aus ſinen Windeln gekommen.

Roſenkranz.

Vielleicht iſt er zum andern mal drein gekommen; denn man ſagt, alte Leute zweymal Kinder.

Ham-

(*) Ein damals gewöhnliches Sprüchwort. Eigentlich ſoll es heiſſen, einen Falken von einem Novarer-Reid; allein das gemeine Volk machte aus Novar-Reid, (I know a hawk from a hern-shaw) handſaw eine Hand-Säge, vermuthlich, damit die Redensart poſſierlicher klinge, wie es vielen Sprüchwortern zu gehen pflegt.

Männer, zu der höchſten Stufe
Dieſer Tugend ſtrebt empor!
Solchen Ruhms erhabnem Rufe —
Ihm nur öffnet euer Ohr!

2.

Schön iſt es zu ſterben fürs Vaterland
Im vorderſten Kampfe der Speere,
Und rühmlich entſinken die Waffen der Hand
Des Mannes der Tugend und Ehre.

Kein Loos der Sterblichen iſt ſo ſchwer,
Als, weggetrieben mit Schande
Aus reichlicher Habe, zu irren umher,
Zu betteln in fremdem Lande,

Die hungernden Aeltern mit welkender Hand,
Die wimmernden Kinder zu führen,
Dein junges Weib im Bettlergewand
Zu ſchleppen um Brod vor die Thüren!

Wohin du dich wendeſt in Hunger und Harm,
Mit hohlen Augen und Wangen,
Wird nimmer ſich öffnen des Mitleids Arm,
Wird Eckel und Haß dich empfangen.

Die ſchöne Geſtalt — du trägſt ſie zur Schmach,
Trägſt deinen Namen zur Schande;

Dir folgen Kummer und Elend nach
Durch Städte, Gauen und Lande.

Den ſo die Welt durchirrenden Wicht —
Wer wird, wer kann ihn bedauern?
Wer ehrt den Feigen? wer wünſcht ihn nicht
Fern aus dem Ringe der Mauern?

Drum wollen wir kämpfen im heißen Streit,
Und unſerer Seelen nicht ſchonen,
Für Weib und Kinder zu ſterben bereit,
Und für das Land, wo wir wohnen!

Steht, Jünglinge, feſt in geſchloſſenen Reih'n,
Zu ſiegen oder zu ſterben;
Die erſten zur ſchändlichen Flucht zu ſeyn,
Scheut mehr als Tod und Verderben.

Erhebt im ſchwellenden Buſen den Muth,
Und rüſtet die Seele mit Stärke;
Zu klein iſt, wer zaget mit Leben und Blut,
Des Krieges rühmlichem Werke.

Es ziehen mit Euch auch Greiſe zur Schlacht,
Mit ungelenkigen Knieen,
Die fallen umhüllt von Todesnacht —
Könnt Ihr ſie verlaſſen und fliehen?

Euch wird es ewige Schande ſeyn,
Und euer Name verſchwindet,

Wenn

Wenn vor Euch nur in den vorderſten Reih'n
Ein Greis im Staube ſich windet!

Ein Greis, dem ſilberne Haare ſein Kinn
Und ſeine Scheitel umgeben,
Wenn untergehet ſein Heldenſinn,
Und Schatten des Tods ihn umſchweben.

Im fallen bedeckt er am blutigen Leib,
Mit ſeinen ſterbenden Händen,
Den Ort, auf welchen ſich Mann und Weib
Enthalten die Blicke zu wenden.

Wer ſeinen entkleideten Leichnam ſieht
Glaubt einen Jüngling zu ſehen,
An dem die Blume des Lebens blüht,
Den Locken der Jugend umwehen.

Die Liebe des Frauengeſchlechtes war er,
Die Ehre der Männer im Leben;
Nun fiel er dicht am feindlichen Heer,
Von ſeinen Erſchlagnen umgeben.

Wohlan, und haftet im ſtrömenden Blut
Mit feſtem Fuß an der Erde!
Beißt trotzig die Lippen, und feurigen Muth
Verkünde That und Geberde!

3.

Auf! ſeyd Ihr Herkuls Enkel nicht,
Mit Schlacht und Sieg bekannt?
Seyd kühn! noch hat ſein Angeſicht
Zeus nicht von Euch gewandt.

Fragt nicht nach ihrer größern Zahl,
Meßt ſie mit kaltem Blick;
Voran mit Schild und blankem Stahl!
Voran, und nicht zurück! —

Zürnt! und wem euer Angriff droht,
Entſetze ſich vor Euch;
Schnell treff' aus euern Augen Tod,
Dem Sonnenſtrahle gleich!

Ihr kennt des Krieges Werke ja,
Kennt ſeiner Thaten Lohn;
Auch ſeines Jammers Thränen ſah
Wohl euer Auge ſchon.

Beſtanden habt Ihr manchen Streit,
Und Wohl und Weh verſucht,
Gefühlt des Sieges Herrlichkeit,
Geprüft den Lohn der Flucht.

Wenn feſt in Reih'n gedrängt zum Streit
Ein kühnes Kriegsheer zieht,
Und jeder ſich des Kampfes freut,
Und vorzudringen glüht:

Dann ſinken wenige nur hin,
Und retten Volk und Heer;
Wo aber feige Menſchen flieh'n,
Iſt keine Rettung mehr.

Von Schand' umgeben iſt der Mann
Für jede Tugend todt;
Wo iſt der Mund, der nennen kann
Die Größe ſeiner Noth?

Wie ſchrecklich, wenn des Feindes Speer
Den Fliehenden durchdringt,
Und ihm der Tod von hinten her
Den Lohn der Feigheit bringt!

Den Leichnam, welchen Staub bedeckt
Und Todesnacht umhüllt,
Wie ſchändlich, wenn ihn Blut befleckt
Das aus dem Rücken quillt!

Laßt fließen um Euch her das Blut,
Steht feſt und wanket nicht,
Beißt eure Lippen, glüht von Wuth
In Aug' und Angeſicht!

Der breite Schild in eurer Hand —
Er hülle Hüft' und Bein,
Und Bruſt und Schultern bis zum Rand
Des blanken Helmes ein.

Der Feind ſoll ſchrecklich dräu'n den Speer
In jeder Rechten ſehn;
Ihm ſoll von jedem Helmbuſch her
Der Tod entgegen wehn!

Zu hohen Thaten ſchreite hin,
Wen Schild und Panzer ſchirmt,
Wenn auch von Pfeilen gegen ihn
Ein Hagelwetter ſtürmt!

Bis ſeine Hand mit Schwert und Speer
Des Feindes Haupt erreicht,
Und, wer nicht hinfleucht vor ihm her,
Im Arm des Tods erbleicht.

Nicht weichen ſoll ſein Fuß dem Fuß,
Der ihm entgegen ſteht,
Sein Helmbuſch winke Todesgruß
Dem, der gen über weht;

Und Schild ſey gegen Schild gekehrt,
Bruſt gegen Bruſt gewandt;
Nicht raſten ſollen Speer und Schwert
In ſeiner rechten Hand.

Du aber, leichter Krieger Schaar,
Verlaß das Schlachtvolk nicht,
Das in der vorderſten Gefahr,
Schwer ausgerüſtet, ficht;

Der Wurfſpieß und der Schleuderſtein,
Mit Kraft geſandt von Euch,
Fahr' in der Feinde dichte Reih'n,
Dem Schloſſenſturme gleich!

Ein Schlachtgeſang des Kallinos.

Wie lange zaudert Ihr, wie lange —
Den Unbeherzten gleich?
Ha Männer! lebt denn nichts vom Drange
Des Vaterruhms in Euch?

Schlief das Gefühl von Ehr' und Schande
In euern Herzen ein?
Zu ſchau'n des Krieges Wuth im Lande,
Und doch ſo zahm zu ſeyn!

Auf! ſchärft der blanken Schwerter Klingen,
Und hebt den Schild zur Schlacht,
Entſchloſſ'n, noch den Speer zu ſchwingen
Am Thor der Todesnacht!

Ruhm lohnt des Mannes edelm Triebe,
Der für ſein Vaterland,
Für Kind und Gattin ſeiner Liebe
Den blut'gen Kampf beſtand.

Die Göttinnen des Schickſals lenken
Den Tod und ſein Geſchoß,
Und weſſen ſie zum Fall gedenken,
Den trifft ſein ſchwarzes Loos.

Deß achtet nicht! — Fort ins Gemenge
Der blanken Schwerter ſtürmt,
Und vorwärts, muthig vorwärts dränge
Die Bruſt vom Schild beſchirmt!

Es glückt ja keinem Erdenſohne,
Dem Tode zu entflieh'n,
Und zählt' er Ahnen bis zum Throne
Des Götterkönigs hin.

Stiehlt aus des Schlachtgetümmels Mitte
Sein Leben auch ein Wicht,
So birgt ihn doch ſein Haus dem Schritte
Des Menſchenwürgers nicht;

Das Volk verachtet ihn im Leben,
Verachtet ihn im Grab.
Um die Gefahr des Tapfern beben
Kind, Mann und Greis am Stab;

Sein Leben fließt ihm unter Ehren,
Wie einem Halbgott, hin;
Und ſtirbt er, ach dann rollen Zähren
Von jeder Wang' um ihn!

Denn er ſtund einſt vor Aller Augen;
Ein Thurm fürs Vaterland;
Was Schaaren nicht zu wirken tangen,
Geſchah durch ſeine Hand.

An die Deutſchen.

(Im November 1792)

Auf zum Schutz der Vatererde!
Auf! ſie trank ſchon deutſches Blut!
Auf, und zürnt! am deutſchen Heerde
Schwelgt der Fremden Uebermuth!
Auf an euern hundert Strömen, Brüder!
Ewig graut ſonſt euer Ruhm nicht wieder.

Laßt im Felde ruh'n die Pflüge,
Zäumt das Roß fürs Vaterland!
Doppelt lohnen nach dem Siege
Erd' und Arbeit eurer Hand.
Weg auch Ihr vom Friedensfleiß', ihr Städter!
Beſſer ziemt Euch nun das Schwert der Väter.

Zahllos ſind ſie aufgeſtanden,
Schwellend, wie die See, zum Streit,
Und die Ungerechten fanden
Euch zum Kampfe nicht bereit!
Zu den Waffen! ſchützt der Väter Ehre!
Auf, vom Gotthard bis zum fernen Meere!

Seyd Ihr Enkel jener Krieger,
Die der Tod nie weichend fand?
Die das Schickſal dieſer Sieger
Aller Dinge, kaum beſtand?
Die zu Schlachten, wie zu Feſten, eilten,
Und den Erdball ſich als Beute theilten?

Lag ſeit grauer Vorzeit Jahren
Aller Erdenvölker Loos
Nicht auf deutſcher Streiter Schaaren,
Wenn das Blut der Schlachten floß?
Schmückte nicht noch ſtets der Kriegesehre
Schönſter Kranz des Vaterlandes Heere?

Auf, Germanen! ſeyd der Tage
Roßbachs oder Höchſtedts werth,
Und die oft Beſiegten ſchlage
Euer tadelloſes Schwert!
Eilt, Ihr Brüder, eilt von Schmach und Ketten
Euer nie bezwungenes Land zu retten!

Neigt Ihr Euer Ohr den Lügen
Einer falſchen Freyheit dar?
Darf ein Irrlicht Euch betrügen,
Das der gift'ge Sumpf gebar?
Brüder, folgt ihm nicht! es wird verſchwinden,
Und im Sumpf die Mitternacht Euch finden.

Wißt, der Freyheit Glück iſt nimmer
Waffenſcheuer Menſchen Gut,

Und

Hamlet.

Ich ſeh es ihm an, daß er kommt, mir von den Comödianten zu ſprechen -- Gebt Acht darauf -- Ihr habt recht, mein Herr; lezten Montag früh war es ſo, in der That.

Polonius.

Gnädiger Herr, ich habe euch was neues zu ſagen.

Hamlet.

Gnädiger Herr, ich habe euch was neues zu ſagen; als Roſcius ein Comödiant zu Rom war --

Polonius.

Die Comödianten ſind hier angekommen, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Was?

Polonius.

Auf meine Ehre --

Hamlet.

Jeder Comödiant kam alſo auf ſeinem Eſel --

Polonius.

Die beſten Schauſpieler in der Welt, es ſey nun für Tragödie, Comödie, Hiſtorie, Paſtoral, Tragi-Comödie, Comical-Paſtoral, oder was ihr immer wollt; für

ſie

Und ſie haßt des Thrones Schimmer
Nicht ſo ſehr als feigen Muth:
Nur wo Blut fleußt, nur wo Lorbeern grünen,
Läßt die Huld der Göttin ſich verdienen.

Wird fürs Vaterland zu ſterben
Jede deutſche Seele glühn,
Werden, wie vor dem Verderben,
Eure Feinde vor Euch flieh'n.
Dann wird auch — nur dann in euern Gauen
Sich die Göttin ihren Tempel bauen.

J. Hinsberg.

II.

Orlando der Raſende.

Erſter Geſang.

1.

Von Frauen ſing' ich, Rittern, Liebeshändeln,
Von Kämpfen, Adelſitt' und kühnen Thaten,
Zur Zeit, als über's Meer die Moren kamen
Von Afrika, zu Frankreichs großem Leid,
Von Agramant geführet, ihrem König,
Der ſich, von Zorn und ungeſtümer Wuth
Entflammt, den Tod Trojans an König Karl,
Dem Römſchen Kaiſer, ſchwer zu rächen rühmte.

2.

Zugleich will ich vom Paladin Orlando
Erzählen, was in Verſen nicht noch Proſe
Man je vernahm: wie Lieb' ihn raſend machte
Und ſinnlos, welcher hohen Weisheit Ruhm
Ihn auch zuvor erhoben: ſollte jene,
Die mich beynah ihm gleich gemacht, und ſtets
Am dünnen Witz mir naat, mir noch genug
Vergönnen, um, was ich verſprochen, zu vollenden.

3.

O möchtest Du, des Herkuls edler Sprößling,
Du hoher Glanz und Schmuck von unſern Zeiten,
Hippolito, was ehrfurchtsvoll Dein Knecht
Dir weiht und nur zu weihn vermag, voll Huld
Empfangen! Meine Schuld kann ich mit Worten
Und mit Geſchriebnem Dir zum Theil entrichten.
Und geb' ich wenig — rechne mir's nicht an;
Denn was ich geben kann, ich geb' es Alles.

4.

Du wirſt im Kreis der würdigſten der Helden,
Die ich mit Preis zu nennen mich bereite,
Rudſchiers gedenken hören, dieſes Deines
Und Deiner hohen Ahnen alten Stammes.
Von deſſen hohem Muth und Heldenthaten
Will ich Dir ſingen, gönnſt Du mir Dein Ohr,
Und läßt Dein Geiſt von ſeinem hohen Streben
Ein wenig ſich herab zu meinen Verſen.

5.

Orlando, der, ſeit langem in die ſchöne
Angelika verliebt, um ſie in Indien,
In Medien und der Tatarey Trojäen,
Zahllos und unvergänglich, hinterlaſſen,
War jezt mit ihr zum Abendland gekehret,
Und kam, wo König Karl im Feld am Fuße
Der hohen Pyrenäen, mit dem Volke
Der Franken und der Deutſchen ſich gelagert,

6.

Die Könige Marſil und Agramant
Ihr thörigt Unternehmen bitter noch
Bereu'n zu machen; dieſen, ſo viel Volk
Als Lanz' und Schwert zu tragen nur vermochte,
Von Afrika geführt, und jenen, zum Verderb
Des ſchönen Frankreichs, Spanien angeregt zu haben:
Drum kam Orlando zur erwünſchten Zeit
Dem Heere Karls; doch bald bereut' er ſeine Ankunft.

7.

Denn ſeine Schöne ward ihm hier genommen;
(So täuſcht ſich oft des Menſchen Urtheil!) ſie,
Die er von Weſten bis zum fernen Oſten
Mit ſo viel ſchwerer Müh vertheidigt hatte,
Ward ohne Schwertſtreich, ward bey ſeinen Freunden,
In ſeiner Heimat jezo ihm entriſſen.
Karl nahm ſie ihm, aus weiſem Vorbedacht,
Um eines böſen Streites Brand zu löſchen.

8.

Seit wenig Tagen waren die zwey Vettern,
Orlando und Rinaldo, gegenseitig
Von Eifersucht entbrannt; da Beider Herz
Von mächtiger Begier der Liebe sich
Für jener Schönen seltnen Reiz entflammet.
Und Karl, der nicht sich ihrer Feindschaft freute,
Wodurch ihr Arm so ungewiß ihm ward,
Nahm izt das Fräulein, das den Streit erregt,
Und gab sie in die Hand des Baier-Herzogs;

9.

Zum Preise dem von ihnen sie versprechend,
Der in der großen Schlacht, die ihn bedrohte,
Die größte Zahl von Saracenen tödten
Und ihm den besten Dienst vollführen würde.
Den Wünschen war drauf der Erfolg entgegen;
Denn aus dem Felde floh das Volk der Christen;
Der Baiern Herzog ward mit vielen andern
Gefangen, und sein Zelt des Feindes Beute.

10.

Angelika, die in dem Zelt sich fand,
Von Karl bestimmt zum Preis des Siegers, hatte,
Das Unglück ahndend, das für jenen Tag
Den Christen das Geschick bereiten würde,
Sich vor dem Unfall auf ihr Roß gemacht,
Und noch zu rechter Zeit die Flucht ergriffen.
Sie floh in einen Wald, und sieh! auf engem Wege
Kommt schnell zu Fuß ein Ritter ihr entgegen.

11.

Er iſt verſehn mit Küraß und mit Helm,
Mit Schild am Arm, mit Schwert an ſeiner Seite.
Und ſchneller als der Bauer, halb entblößt,
Zum Ziel des rothen Tuches, eilt ſie durch den Forſt.
Nie wandte ſich vor einer giftigen Schlange
Mit ſolcher Haſt das bange Schäfermädchen,
Als dieſes Fräulein, da ſie jenen Ritter
Zu Fuß erblickt, ſich mit dem Pferde ſchwenkte.

12.

Es war der wackre Paladin, der Sohn
Des Herzog Amons, Herrn von Montalbano,
Von dem zuvor ſein Roß Bajardo ſich
Durch ſeltnen Zufall losgeriſſen hatte.
Kaum richtet' er den Blick auf dieſes Fräulein,
Als er, wie fern er war, die engliſche
Geſtalt erkannt' und jenes ſchöne Antlitz,
Das ihn gefangen hielt in Liebesnetzen.

13.

Das Fräulein lenkt ihr Pferd zurück, und treibt
Es durch den Wald mit vollen Zügeln, kümmert
Im dünnen nicht noch in dem wildverwachſnen,
Sich um die ſicherſten und beſten Pfade;
Erblaßt und zitternd, faſt von Sinnen, läßt
Sie ihren Zelter ſelbſt den Weg ſich wählen.
Hinauf, hinab im wilden Waldgebirge,
Schweift ſie umher, bis ſie zu einem Fluß gelanget.

14.

Am Ufer dieſes Flußes fand, von Schweiß
Durchnäßt und ganz von Staub bedeckt, ſich Ferrau.
Ihn trieb zuvor ein heftiges Verlangen
Zu trinken und zu ruhn vom Schlachtgetümmel;
Dann ſäumt' er dort ſich wider ſeinen Willen,
Indem ſein Helm ihm, bey der Gier und Eil
Zu trinken, in den Fluß vom Haupt gefallen,
Und er bis jetzt umſonſt nach ihm geſuchet.

15.

Von Furcht getrieben, floh das Fräulein her,
Und ſchrie ſo ſehr ſie nur zu ſchrei'n vermochte.
Bei dieſer Stimme ſprang der Saracene
Am Fluß empor, und ſah ihr ins Geſicht:
Und gleich erkannt' er ſie, wiewohl von Angſt
Zerſtört und blaß, und er ſeit längerm nichts
Von ihr vernommen, für Angelika, die Schöne.

16.

Und, hold der Ritterpflicht, vielleicht nicht minder
Der Schönen glühend als die beiden Vettern,
Stand er ihr bey nach allen ſeinen Kräften,
Nicht minder kühn als trüg' er ſeinen Helm.
Er zog ſein Schwert, und rannte drohend auf Rinaldo,
Dem wenig vor ihm bangte; denn ſie hatten
Sich oft zuvor, nicht nur geſehen, ſondern
Im Zweykampf ſchon einander ſich gemeſſen.

17.

Kaum waren ſie zu Fuße, ſo begannen
Sie mit entblößtem Schwert ein wildes Treffen;
Von ihren Hieben wär' ein Amboß ſelber
Zerhau'n, geſchweige dünne Panzerringeln.
Indeß ſie ſo einander abarbeiten,
Spornt, was ſie ſpornen kann, Angelika
Ihr Pferd, und treibt es mit beflügelten Schritten
Dahin durch Wald und Thal und über Felder.

18.

Als lange Zeit umſonſt die beyden Krieger
Einander auf den Grund zu werfen ſich beſtrebt: —
Denn an gewandter Kunſt in Waffenkämpfen
Wich dieſer jenem nicht noch jener dieſem; —
Begann zuerſt der Herr von Montalbano
Den Ritter Ferrau von Spanien anzureden;
Als welchem ſolche Glut im Herzen brannte,
Daß, ganz entflammt, er ſich nicht halten konnte.

19.

Rinaldo ſprach: „Nur mir wirſt du geſchadet
Zu haben meinen, und doch dir nicht minder
Geſchadet haben. Iſt dies, weil auch deine Bruſt
Der neuen Sonne Strahlen dir entzündet:
Was frommt es dir mich länger hier zu halten?
Denn maaſt du mich auch fangen oder tödten:
Deshalb wird Dein die Schöne nimmer werden,
Die, während wir hier zaudern, uns entſchwindet.

20.

„Wie beſſer wär's, wofern auch du ſie liebeſt,
Wenn du dich ſtracks ſie wieder einzuhohlen
Aufmachteſt, eh ſie ferner noch entfliehet!
Und iſt ſie erſt in unſrer Hand: dann möge,
Wer ſie beſitzen ſoll, das Schwert entſcheiden!
Sonſt ſeh ich nicht, was wir nach langem kämpfen
Uns anders als Verluſt verſprechen dürfen."

21.

Dem Heiden war der Vorſchlag nicht zuwider.
So ward der Streit verſchoben, und ſogleich
Entſtand ein ſolcher Frieden unter ihnen,
War aller Haß und Zorn ſo ſehr vergeſſen,
Daß bey dem Scheiden von dem Fluß der Heide
Rinaldo nicht zu Fuße ließ; er lud
Ihn höflich ein, mit ihm ſein Pferd zu theilen,
Und folgte dann mit ihm der Schönen Spuren.

22.

O große Gutheit alter Ritterzeiten!
Rivalen waren ſie und Glaubensfeinde,
Und fühlten noch ſich alle Glieder ſchmerzen
Von ihrer Hiebe Grimm; und dennoch gehn
Sie auf verlornen Pfaden dunkler Wälder,
Entfernt von allem Argwohn, bey einander.
Vierfach geſpornt verfolgt das wackre Roß
Den Weg, bis er ſich rechts und links zertheilet.

23.

Und ungewiß, ob dieſen oder jenen
Der beyden Weg' Angelika genommen,
(Denn beyde waren, ohne die geringſte
Verſchiedenheit, mit friſcher Spur bezeichnet)
Erwählten ſie, nach bloßem Ungefähr,
Den einen Ferrau, Rinald den andern.
Lang irrte jener in dem Wald, und fand
Am Ende dort, woher er kam, ſich wieder.

24.

Er fand ſich wieder an demſelben Ufer,
Wo in die Flut der Helm ihm abgefallen;
Und, hoffnungslos das Fräulein anzutreffen,
Steigt er zum feuchten Rande des Geſtades,
Da wo der Helm ihm in dem Fluß verſchwunden,
Hinunter, um ihn wieder zu bekommen.
Doch wird er wohl ſich viel bemühen müſſen,
Bevor er ihn erhält; denn er ſteckt tief im Sande.

25.

Mit einem ſtarken Aſt von einer Pappel,
Den er zur langen Stange ſich geſäubert,
Durchſucht er bis zum Grund den Fluß, und ſchlägt
Und ſtößt umher — kein Fleckchen bleibt verſchonet.
Indeß zum größten Aerger von der Welt
Er dort ſich länger ſäumet, ſieht er ſchnell
Sich mitten aus den Fluten einen Ritter
Von drohendem Anſehn bis zur Bruſt erheben.

26.

Bewaffnet war ſein ganzer Körper, nur
Sein Kopf entblößt; in ſeiner Rechten hielt
Er einen Helm, denſelben Helm, den lange
Vergeblich Ferrau im Fluß geſucht;
Und wie von Zorn entbrannt, begann er ſtracks
Zu Ferrau: „Ha Treuvergeßner! was verdreußt
Dich's noch, den Helm zu laſſen, den du lange
Mir wieder zuzuſtellen ſchuldig wareſt?

27.

„Erinnre dich, du Heid'! als du den Bruder
Angelika's ermordeteſt, — denn der
Bin ich — verſprachſt du auch nach meinen andern Waffen,
Den Helm in kurzem in den Fluß zu werfen.
Wenn meinen Willen izt das Ungefähr,
Was du zu thun dich weigerteſt, erfüllet:
So ſey drob nicht betroffen, oder ſey's,
Soll es mit Grunde ſeyn, daß du dein Wort gebrochen.

28.

„Doch lüſtet dich nach einem feinen Helm:
Such einen andern, und beſitz' ihn ehrenvoller!
Dergleichen trägt der Paladin Orlando,
Rinaldo auch, vielleicht noch einen beſſern;
Den einen trug Almont, Mambrin den andern.
Durch Tapferkeit erwirb davon dir einen!
Und dieſen, den du mir zu laſſen längſt verſprochen,
Wirſt du mit Fug izt in der That mir laſſen."

ſie iſt Seneca nicht zu ſchwer, und Plautus nicht zu leicht. Wenn Wiz und Freyheit das einzige Geſez ſind, ſo findet man ihres gleichen nicht in der Welt.

Hamlet.

O Jephta, Richter in Iſrael (*), was für einen Schaz haſt du!

Polonius.

Was hatte er für einen Schaz, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Ein' Tochter hatt' er, und nicht mehr,
Ein hübſches Mädchen, das liebt er ſehr.

Polonius (vor ſich.)

Immer ſtekt ihm meine Tochter im Kopf.

Hamlet.

Hab' ich nicht recht, alter Jephta?

Polonius.

Wenn ich der Jephta bin, den ihr meynt, Gnädiger Herr, ſo hab ich eine Tochter, die ich ſehr liebe.

Hamlet.

Nein, das folgt nicht.

Polo-

(*) Dieſes und was Hamlet dem Polonius antwortet, ſcheinen Bruchſtüke aus alten Balladen zu ſeyn.

29.

Bey dieſes Schattens überraſchender
Erſcheinung aus dem Fluß, entfärbte ſich
Der Saracen', es ſtarrt' ihm jedes Haar empor,
Die Stimme blieb ihm in der Kehle ſtecken.
Als dann Argalia (ſo hieß der Ritter,
Den er vordem dort umgebracht) ſo bitter
Der Treue Bruch ihm rügte, ſetzt ihn Schimpf
Und Zorn in Glut von innen und von außen.

30.

Und da ihm Zeit gebrach auf andern Vorwand
Zu denken, und er wohl des Vorwurfs Wahrheit
Empfand, ſo hielt er ſeinen Mund geſchloſſen.
Allein die Scham durchbort' ihm ſo das Herz,
Daß er beym Leben der Lanſuſa ſchwor,
Er wolle nie mit anderm Helm ſich decken
Als mit dem trefflichen, den einſt Orlando
In Aſpramont Almontens Haupt entzogen.

31.

Und beſſer hielt er dieſen Schwur als jenen,
Den er zuvor Argalien geſchworen.
Er ritt hinweg, ſo unzufriednes Sinnes,
Daß er noch viele Tage drauf ſich härmte.
Und, bloß beſtrebt den Paladin zu ſuchen,
Schweift er umher, wo er ihn wähnt zu treffen.
Ein andres Abenteuer fand Rinaldo,
Der, fern von ihm, auf andern Pfaden irrte.

32.

Nicht lange geht er, als vor ſeinen Augen
Sein wildes Streitroß ihm vorüber rennet.
„Halt ein, Bajardo! heh! halt ein mit Laufen!
Zu groß iſt mein Verluſt, wenn du mir fehleſt!„
Bajardo kehrt, dem Rufe taub, nicht wieder
Zu ihm; vielmehr entnimmt er ſtets noch ſchneller.
Rinaldo läuft, von Zorn zerſtört, ihm nach.
Doch folgen wir Angelika auf ihrer Flucht!

33.

Sie floh in finſtern, ſchauerlichen Forſten,
Durch Orte, wild und unbewohnt; vom Rauſchen
Des Laubs der Eichen, Ulmen, Buchen, regte
Ein Wind die Zweig', in jähe Furcht geſetzt,
War ſie auf fremden Pfaden hin und her geirret.
Am Berg, im Thal füllt jeder Schatten ſie
Mit Furcht, Rinaldo ſey ihr in den Rücken.

34.

Wie wenn das junge Reh, das bange Gemschen,
Das im Gebüſch des heimiſchen Gehölzes
Vom Leopard die Mutter bey der Kehle
Gepackt, und ihr die Seit' eröffnen oder
Die Bruſt zerfleiſchen ſah, von Wald zu Wald dem Wütrich
Entflieht, von Furcht erbebend und von Angſt:
Bey jedem Strauch, den es im fliehn berührt,
Glaubt es dem grauſen Thier ſich in dem Rachen.

35.

35.

Den Tag, die Nacht, bis zu den andern Mittag
Irrt sie umher, unwissend wo sie irre.
Am Ende sieht sie sich in einem schönen
Gehölz, das sanft ein kühler West beweget.
Zwey klare Quellen murmeln rings umher,
Mit frischem Trank die Rasen stets verjüngend.
Der linde Fluß, auf Kieseln sanft gebrochen,
Umtönt das Ohr mit süßen Harmonien.

36.

Sich sicher hier und tausend Meilen fern
Von dem Rinaldo wähnend, faßt, vom Weg
Ermattet und vom Brand der Mittagssonne,
Sie den Entschluß ein wenig auszuruhen.
Sie steigt auf einen Blumenteppich ab,
Und läßt, vom Zaum befreyt, den Zelter auf die Weide;
Und dieser irrt dahin am Bord der hellen
Gewäßer, den die Fülle frischer Kräuter schmückte.

37.

Und sieh, nicht fern erblicket sie ein schönes
Gebüsch von Blütendorn und Purpurrosen;
Es spiegelt sich, von hoher Eichen Dach,
Dem Sonnenstrahl verschlossen, in den klaren Fluten,
Und seine leere Mitte beut den kühlsten Platz
Zum weilen in der Nacht verborgner Schatten.
Die Sonne selbst durchdränge das Gewebe
Der dichten Zweige nicht, geschweige schwächre Blicke.

38.

Und zartes Gras bereitet drinn ein Lager,
Das jedem kommenden zu ruhen winket.
Das ſchöne Fräulein geht hinein, legt da
Sich nieder und verſinkt in ſüßen Schlummer.
Doch lange nicht genoß ſie dieſer Ruhe,
Als ein Geräuſch, wie eines Huftritts, ſie erweckt.
Sie hebt ſich leiſ' und ſieht, daß zu dem Bach
Ein Ritter in der Rüſtung angekommen.

39.

Noch ungewiß, ſey Freund er oder Feind,
Schlägt wechſelnd ihr das Herz von Furcht und Hoffnung;
Und im Entſchluß das weitre zu erwarten,
Regt ſie die Luft auch nicht mit Einem Seufzer.
Der Ritter ſteigt zum Rand des Flußes nieder,
Stützt ſeine Wang' auf einen Arm, und ſinkt
Alsbald ſo tief in ſchmerzliche Gedanken,
Daß er in todten Fels verwandelt ſcheinet.

40.

Und über eine Stunde lag er da,
Gedankenvoll mit hingeſenktem Haupt;
Dann fieng er an, mit mattem Trauerton,
So rührend ſich in Klagen zu ergießen,
Daß er von Mitleid einen Fels zerſtückelt,
Grauſame Tieger ſanft gewandelt hätte.
Er ſeufzt' und weinte ſo, daß ſeine Wangen
Gießbäche ſchienen, ſeine Bruſt ein Vulkan.

41.

„Gedanke (sprach er) dem mein Herz gefriert und glüht,
Des Schmerzens Ursach', der es stets zerfrißt,
Was soll ich thun, da mir, dem spät gekommnen,
Ein andrer vorgeeilt die Frucht zu brechen?
Kaum daß ich Wort und Blick von ihr empfangen:
Ein andrer hat die herrliche Beute ganz!
Drum, kann ich weder Frucht noch Blume hessen, —
Was will ich noch um sie mein Herz betrüben?

42.

„Das schöne Mädchen ist der Rose ähnlich,
Der, während sie allein und ungefährdet
Am Mutterbusch im schönen Garten blüht,
Und ihr kein Hirt mit seiner Heerde naht, —
Der sanfte West, die thaubeträufte Frühe,
Das Wasser und die Erde liebend huldigen;
Und schöne Jüngling' und verliebte Mädchen,
Sie schmücken gern mit ihr sich Stirn und Busen.

43.

„Doch nicht sobald ist sie dem grünen Arm
Des Mutterstamms entnommen, so ist alles,
Was Menschen ihr und Himmel gaben, Gunst,
Und Schönheit, Liebreiz — Alles ist dahin.
Das Mädchen, das die Blume, die sie eifriger
Als ihre schönen Augen, ja ihr Leben,
Bewahren sollte, Einen brechen läßt,
Verliert den Werth, den sie zuvor in aller
Der übrigen Liebhaber Herzen hatte.

44.

„Sey ſie verſchmäht von andern, und von Jenem,
Dem ſie ſo ganz ſich gab, allein geliebt!
Grauſames Los! o undankbares Los!
Sieg füllt die andern, ich vergeh in Mangel! —
So könnte ſie mir nicht mehr theuer ſeyn?
So könnt' ich denn mein eignes Leben laſſen?
Ach! eher möge heut mein Leben enden,
Als daß ich weiter, ohne ſie zu lieben, lebe!

45.

„Fragt jemand mich, wer dieſer ſey, der hier
So viele Thränen in den Bach verſchüttet:
So ſag' ich ihm, es ſey Tſchirkaſſiens König,
Der ganz von Lieb' erſchöpfte Sakripant.
Auch ſag ich ihm, die erſte, einzige Urſach
So großer Marter ſey, daß er verliebt,
Und zwar, wie mancher andre noch, in Jene, ſey;
Und wohl war ihr ſein Zuſtand nicht verborgen."

46.

Für ſie entbrannt, war er vom fernen Aufgang
Bis dahin, wo die Sonn' entſinkt, gekommen;
Denn er vernahm, zu ſeinem großen Schmerzen,
In Indien: wie gen Abend ſie Orlando
Gefolgt, und dann in Frankreich: wie der Kaiſer
Sie von den andern Kriegern abgeſondert
Und dem von ihnen ſie zum Lehn verſprochen,
Der jenen Tag zumeiſt den goldnen Lilien hälfe.

47.

Er war im Felde ſelbſt und Augenzeuge
Der Niederlage König Karls geweſen;
Er ſuchte Kundſchaft von Angelika,
Der Schönen; doch umſonſt war ſein Bemühen.
Dies alſo iſt der ſchlimme, traurige Umſtand,
Der ihn von Liebesſchmerzen ſich zerquälen
Und höchlich jammern macht, und Worte reden,
Die ſelbſt die Sonn' aus Mitleid feſſeln könnten.

48.

Indeß ſich Sakripant ſo härmt und martert,
Und ſeine Augen warmen Quellen gleichen,
Und jene Wort' er ſpricht und viele andre,
Die ich unnöthig achte zu erwähnen:
Will es ſein gutes Glück, das ihn die Schöne
Vernimmt. So trifft ſich oft in einer Stunde,
In einem Augenblick, was ſich in tauſend Jahren,
Was nie vielleicht ſich wieder zugetroffen.

49.

Das ſchöne Fräulein merkt mit vieler Sorgfalt
Auf deſſen Worte, Jammer und Geberden,
Der ſie ſo unverdroßen liebt. Auch iſt's
Das erſte Mahl izt nicht, daß ſie ihn höret;
Doch härter als ein Marmorbild und kälter,
Läßt ſie ſich drum zum Mitleid nicht herab;
Sie, die voll Trotz die ganze Welt verſchmäht,
Und wähnt, es ſey nicht Einer ihrer würdig.

50.

Doch ſcheint ihr's räthlich, da ſie ſich in Wäldern
So einſam ſieht, ihn zum Geleiter ſich zu nehmen.
Denn wohl iſt's Trotz, wenn man, bis an die Kehle
Im Waſſer ſteckend, nicht um Hülfe ſchreiet.
Läßt die Gelegenheit ſie ſich entrinnen,
So darf ſie nie ſo ſichern Schirm mehr hoffen.
Denn dieſes Königs Treu vor jedem andern
Liebhaber hatte ſie ſchon lang erprobet.

51.

Allein drum iſt's ihr Wille nicht, der Qual,
Die ihn zerſtört, ihn zu entziehn, und alles
Vergangne Leid durch jene Luſt, der jeder
Wer liebt, am meiſten brennt, ihm zu vergüten.
Sie ſpinnt und zettelt einen liſtigen Trug
In Hoffnung ihn zu halten an; ſo daß
Sie ſeiner ſich in ihrer Noth bediene,
Und dann zum vorigen Uebermuthe kehre.

52.

Und aus des dichtverſchlungnen Buſches Dunkel
Erſcheint ſie unverſehns in ihrer Schöne;
Dianen gleich, indem ſie aus dem Walde,
Cytheren, wann ſie aus der Schattengrotte tritt.
Und beym hervorgehn ſpricht ſie: „Friede ſey mit dir!
Durch dich beſchütze meinen Ruhm der Himmel,
Und dulde nicht, daß gegen alles Recht,
Du ſolche falſche Meinung von mir hegeſt!“

53.

Nie warf mit solcher Lust, mit solchem Staunen
Die Augen eine Mutter auf den Liebling,
Den sie als todt beseufzet und beweinet,
Da sie vernommen, daß er nicht im Heere kehre:
Als mit wie großer Lust, wie großem Staunen
Der Saracene das erhabne Fräulein,
Den Zauberreiz, die wahre englische
Gestalt so unverschus vor sich erblickte.

54.

Erfüllt von süßer Leidenschaft der Liebe,
Läuft er zu seiner Schönen, seiner Göttin;
Und sie umfängt ihn innig mit den Armen,
Was zu Katai sie wohl nicht gethan.
Nach ihrer Heimat, ihrem Vaterreiche
Verlangt sie nun, von Sakripant geschützt,
Und schnell erlebt in ihr die Hoffnung wieder,
Bald ihren Wohnsitz, schön und reich, zu sehen.

55.

Sie legt ihm volle Rechnung von sich ab,
Vom Tage, da zum Serikaner König
Im Orient von ihr er abgesendet,
Um Unterstützung zu begehren; und
Wie Graf Orlando öfters sie bewahrt
Vor Tod, vor Unehr' und vor Ungemach,
Und daß die Blume ihrer Jungfrauschaft
So unverletzt noch sey als sie zur Welt gekommen.

56.

Vielleicht war's ſo: doch drum nicht gar zu glaublich
Für den, der Herr von ſeinen Sinnen wäre;
Doch ihm dünkt nichts ſo möglich; denn er hatte
In ungleich größern Irrthum ſich verloren.
Was ſichtbar iſt macht Liebe uns nicht ſehen,
Und ſehen macht ſie uns das Unſichtbare.
Er glaubte das; denn gerne pfleget ja
Der Unglückſelige was er wünſcht zu glauben.

57.

„Verſtand aus Einfalt ſich der Ritter von Anglant
So übel drauf die gute Zeit zu nutzen,
(Spricht heimlich Sakripant bey ſich) ſo iſt
Der Schaden ſein; denn fürder dürfte ſchwerlich
Das Glück ihm ſolche Gabe bieten. Aber ich
Bin nicht der Mann, der ſeinem Beiſpiel folgte,
Und ſolch ein Gut umſonſt mir bieten ließe,
Um über mich hernach mich ſelbſt zu ärgern.

58.

„Ich will die friſche Morgenroſe brechen,
Die durch Verzug nur ihre Zeit verlöre.
Dem Frauenzimmer kann, das iſt entſchieden,
Nichts ſüßeres, nichts lieberes geſchehen;
Und zeige ſich's darüber gleich voll Zornes,
Und manchmal auch betrübt und kläglich. Traun!
Mich ſoll kein falſcher Zorn, kein Sträuben hindern,
Mein Ziel bey ihr vollkommen zu erreichen.“

Polonius.

Was folgt denn, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Was? Zum Exempel, da trug ſich zu, wie ich ſagen thu -- ihr kennt ja das Liedchen? Aber da kommen die ehrlichen Leute, die mir heraushelfen --

Vier oder fünf Schauſpieler treten auf.

Willkommen, ihr Herren, willkommen allerſeits -- Es freut mich, dich wohl zu ſehen -- Willkommen meine guten Freunde -- Ha! Alter Freund! Du haſt ja einen hübſchen Bart bekommen, ſeit dem wir uns geſehen haben -- wie, meine hübſche Jungfer, ihr ſeyd ja um eine Pantoffel-Höhe gewachſen? Ich will hoffen, daß es eurer ſchönen Stimme nichts geſchadet haben werde -- Ihr Herren, ihr ſeyd alle willkommen; wir wollen nur gleich zur Sache -- eine hübſche Scene, wenn ich bitten darf; kommt, kommt; eine kleine Probe von eurer Kunſt, eine Rede, worinn recht viel Affect iſt --

1. Schauſpieler.

Was für eine Rede, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Ich hörte dich einmal eine declamiren, aber auf die Schaubühne kam ſie nicht; wenigſtens nicht mehr als einmal; denn das Stük, ſo viel ich mich erinnere, gefiel

dem

59.

So ſpricht er heimlich, und indeß er ſich
Zum ſüßen Angriff rüſtet, dröhnt ein Lärm
Vom nahen Walde her ihm in die Ohren,
Und ſtört, zu ſeinem Aerger, ſein Beginnen.
Er deckt ſich mit dem Helme, — denn ſein alter
Gebrauch war, ſtets bewaffnet ſich zu tragen —
Eilt zu dem Roß, bezäumt es ſchnell, ſchwingt ſich
In Sattel dann, und greift nach ſeiner Lanze.

60.

Und ſieh, vom Walde her erſcheint ein Ritter,
Dem Anſehn nach, ein wackrer Mann, voll Trotzes.
Licht, wie von Schnee gewebt, ſcheint ſeine Kleidung;
Ein weißer Helmbuſch wallt ihm von dem Haupte.
Voll hoher Unluſt, durch die ungelegne
Dazwiſchenkunft in ſeiner ſüßen Wonne
Geſtört zu ſeyn, blickt König Sakripant
Auf ihn mit einem Blick voll Hohn und Grimme.

61.

Und als er näher, ruft er ihn zum Kampf,
Nicht zweifelnd aus dem Sattel ihn zu werfen.
Doch dieſer, den ich keinen Gran geringer
Und tüchtig ſich mit ihm zu meſſen achte,
Bricht kurz die ſtolze Drohung ab, ſpornt an
Im ſelben Nu, und legt die Lanze ein.
Mit Ungeſtüm rennt Sakripant zurück;
Sie ſtürzen Stirn an Stirn zum harten Treffen.

62.

So grimmig ſpringen Löwen oder Stiere
Zum Kampfe nicht und Stoßen an einander,
Als dieſe Krieger bei dem wilden Anfall.
Sie borten gleich die Schilde durch; dem Stoß
Erbebten rings die kräuterreichen Thäler
Vom tiefen Grund bis zu den nackten Höhen.
Und wohl bekam ein Harniſch, feſt und trefflich,
Den Streitern: ſonſt wär' ihre Bruſt zerſchmettert.

63.

Im Laufe mieden ſelbſt ſich nicht die Roſſe,
Vielmehr wie Böcke ſtießen ſie zuſammen.
Des Saracenen Pferd verſchied alsbald,
Den guten zugezählt, ſo lang' es lebte.
Auch fiel des andern Pferd; doch es erſtand,
So bald die Sporen ihm die Seiten ſtachen.
Das erſte blieb geſtreckt mit ganzer Schwere
Auf dem Tſchirkaſſer, ſeinem Herren, liegen.

64.

Der unbekannte Held, der, aufrecht bleibend,
Den andern ſammt dem Pferd zu Boden ſah,
Bekümmerte, mit dieſem Kampf zufrieden,
Sich nicht um neues Treffen, ſondern ſprengte
Mit vollen Zügeln grade durch die Waldung,
Und war, bevor der Heide noch vermochte
Sich aus der ſchlimmen Lage zu befrei'n,
Wohl eine Meile ſchon von ihm entfernet.

65.

Dem Pflüger gleich, wenn er betäubt, verduzt,
Nachdem der Blitz vorüber, ſich vom Platz
Erhebt, wo er vom fürchterlichen Krachen
Zu dem erſchlagnen Ochſen hingeſtreckt,
Und ohne Kron', entzweigt die Fichte nun
Erblickt, die er von fern zu ſehen pflegte:
So hebt ſich Sakripant empor vom Boden,
Indem Angelika den harten Fall geſehen.

66.

Er ſeufzt und ächzt; nicht, weil es ihn verdrenßt,
Den Fuß ſich oder Arm verrenkt zu haben oder
Zerbrochen; ſondern bloß aus Scham, die nie
Zuvor noch nachher ihn ſo hoch geröthet.
Noch mehr, da, außer ſeinem Fall, die Schöne
Es war, die ihm hernach die Bürd' entzogen.
Mir däucht, er wäre ſtumm geblieben, hätte dieſe
Nicht Stimm' und Sprache wieder ihm gegeben.

67.

„Ei, ſprach ſie, Herr! laßt euch das nicht verdrießen!
Denn dieſes Unglück kommt nicht euch zu Schulden;
Nur eurem Pferd, für welches Ruh und Futter
Sich beßer ſchickt' als neues Lanzenbrechen.
Und jenes Kriegers Ruhm mag drum nicht wachſen:
Nach eigenem Erweis zog er den kürzern —
Wie mindſtens ich nach meiner Einſicht achte —
Da er der erſte doch das Feld geräumet."

68.

Indeß ſie ſo den Saracenen tröſtet,
Sieh da! mit Horn und Taſch' an ſeiner Seite,
Kommt im Galopp daher auf einem Klepper
Ein Bote, matt und kummervoll von Anſehn.
Da er ſich Sakripant genähert, fragt
Er ihn: Ob er den Wald nicht einen Krieger
Durchreiten ſah, mit einem weißen Schild
Und weißen Federbuſch auf ſeinem Helme?

69.

Wie du hier ſiehſt, antwortet Sakripant,
Schlug er mich nieder, und entwich ſo eben;
Und daß ich wiſſe, wer mich auf die Füße
Geſetzt, ſo laß mich ſeinen Namen hören.
Der Bot' erwiedert: „Deiner Foderung
Will ich ſogleich Genüge leiſten. Wiſſe:
Dich hob die hochberühmte Tapferkeit
Von einem edlen Fräulein aus dem Sattel!

70.

Brav iſt ſie, und viel ſchöner noch; auch berge
Ich dir nicht ihren weitgeprieſnen Namen:
Die allen Ruhm, den du auf dieſer Erden
Dir je erwarbſt, dir nahm, war — Bradamante!"
Er ſprach's, und ſprengte mit dem Pferd hinweg
Von Sakripant, der deß ſich wenig freute;
Von Scham im Antlitz ſchier entzündet, ſtand
Er da; ihm war ſein ganzer Witz verſchwunden.

71.

Und als er dann vergeblich eine Zeitlang
Dem Vorgefallnen nachgedacht, am Ende doch
Von einem Weibe ſich geſchlagen ſieht,
Und ſtets, je mehr er dran gedenkt, je ſtärker
Der Schimpf ihn ſchmerzt: beſteigt er ſtumm das andre Pferd,
Hebt ſeine Schöne, ohn' ein Wort zu ſprechen,
Auf's Kreuz, und ſpart ſie ſich zu froherem
Genuß an einem ungeſtörtern Platze.

72.

Sie waren nicht zwey Meilen fortgeritten,
Als ſie den Wald, der ſie umwindet, plötzlich
Von ſolchem Lärm und Krachen hallen hören,
Daß rings umher der Forſt zu beben ſcheinet.
Mit einmahl zeigt ſich dann ein großes Roß,
Von Gold umblitzt im Schmuck von reichem Zeuge;
Es ſpringt durch Dickicht', über Gräben, ſchmettert
Die Bäum' und was den Paß ihm ſperrt danieder.

73.

Wenn, ſpricht das Fräulein, die verſchlungnen Aeſte
Und dieſe Dämm'rung nicht mein Auge täuſchen:
So iſt's Bajardo, der ſich durch die Waldung
Mit ſolchem Toſen einen Durchgang bricht.
Gewiß, Bajardo iſt's! ich kenn' ihn izt;
Ey, wie er unſre Noth ſo trefflich ahndet!
Ein einziger Klepper paßt für zwey auch ſchlecht;
Drum kommt er her dem Uebel abzuhelfen.

74.

Alsbald ſteigt Sakripant hinab, und naht
Dem Roſſe ſich, um es beim Zaum zu faſſen.
Bajardo giebt ihm mit den Hinterfüßen Antwort;
Denn wie der Blitz hat er ſich umgewendet;
Allein der Hufſchlag langt nicht ganz zum Ziele.
O armer Ritter, wenn er völlig reichte!
Denn dieſer Gaul beraß im Lachen ſolche Kraft,
Er hätte Berge von Metall zerſchmettert.

75.

Drauf geht er zahm, mit demuthsvollem Anſtand
Und menſchlicher Geberde zu dem Fräulein;
So wie der Hund dem Herrn entgegen ſpringt,
Wenn er nach zwey, drey Tagen wiederkehret.
Bajard erinnerte ſich noch des Fräuleins,
Das einſt mit eigner Hand ihn in Albracka
Bedient, zur Zeit, als ſie ſo heiß Rinalden liebte,
Ihn, da ſo grauſam, da ſo undankbar.

76.

Sie nimmt den Zügel mit der Linken, klopft
Und ſtreichelt Hals und Bruſt ihm mit der Rechten,
Bajardo, an Verſtand ein Wunder, iſt,
Gleich einem Lamm, der Schönen unterwürfig.
Indeß nimmt Sakripant den Zeitpunkt wahr,
Beſteigt das Streitroß, ſpornt, und ſtrafft die Zügel.
Angelika verläßt alsbald das Kreutz
Des leichtern Kleppers und ſetzt ſich in Sattel.

77.

77.

Und als ſie drauf von ungefähr ſich umblickt,
Sieht ſie, umklirrt von Waffen, einen mächtigen Ritter
Zu Fuße kommen. Schnell erglüht ſie ganz von Haß
Und Zorn, da ſie des Amons Sohn erkennet.
Mehr als ſein Leben liebt und ſucht ſie dieſer:
Mehr als den Falk der Kranich, haßt und flieht ihn jene.
Mehr als den Tod haßt' er ſie ehedem:
Sie liebt' ihn heiß; jetzt iſt ihr Los gewechſelt.

78.

Zwey Quellen ſind's, die dieſen Wechſel wirkten;
Von ganz verſchiedner Kraft ſind ihre Waſſer.
Sie finden ſich, nicht weit entfernt, in den Ardennen.
Die eine füllt mit heißer Liebe Drang
Das Herz; die andre löſcht die Liebe ſchnell,
Die erſte Flamme ganz in Eis verwandelnd.
Aus jener trank Rinaldo, und ihn zehrt
Der Liebe Glut; Angelika aus dieſer,
Und hoher Haß erfüllet ihren Buſen.

79.

Das Waſſer, welches, mit verborgnem Gift
Vermiſcht, in Haß verliebtes Sehnen kehret,
Macht, daß das Fräulein, da es kaum Rinalden
Erblickt, ſogleich die heitern Augen finſtert,
Und Sakripanten mit bekümmertem
Geſicht und zitternd fleht, und ihn beſchwört,
Den ſtolzen Krieger näher nicht erwartend,
Im Augenblick mit ihr davon zu fliehen.

80.

So bin ich (ſpricht zu ihr der Saracene)
Bey euch denn in ſo wenigem Kredite,
Daß ihr mich unnütz achtet und nicht tüchtig,
Vor jenem euch mit meinem Arm zu ſchützen?
Habt ihr ſo bald die Kämpfe bey Albracka
Vergeſſen? und die Nacht, wo ich allein
Und ohne Waffen gegen Agrikanen
Und jenes ganze Lager euch beſchirmte?

81.

Sie ſchweigt, verlegen was ſie ſagen ſolle;
Da ſchon Rinaldo ſich zu ſehr genähert,
Und fernher Sakripanten dräut, ſo bald
In ſeinem Pferd er den Bajard entdeckt,
Und dieſes engliſche Geſicht erkennt,
Das ihm ins Herz den Liebesbrand geworfen.
Was unter dieſem trotzigen Paar erfolgte,
Sey für den folgenden Geſang geſparet.

III.

Betrachtung der ſchönen Natur in Rückſicht auf die Werke der Kunſt zur Bildung des Geſchmacks für Künſtler und Liebhaber des Schönen.

(Fortſetzung. S. das vorige St. S. 246.)

Der Mondſchein.

Dieſes Schattenſpiel der Natur ſcheint mehr für den Dichter als für den Maler zu ſeyn. Dennoch haben verſchiedene Künſtler ſich es angelegen ſeyn laſſen, das Zauberiſche des Lichts und Schattens in Gemälden nachzuahmen. Der glücklichſte unter ihnen war der Niederländer Arthus van der Neer, deſſen Schilderungen gewöhnlich Ausſichten aufs Waſſer vorſtellen, welche der Mond beglänzet. Sie haben viel Reiz fürs Auge, weil das ſchimmernde Licht des Waſſers und des flachen Ufers, das ſo viel Natur und Kunſt in der Farbenmiſchung zeigt, den Mangel an Erhebung der Formen in der Zeichnung an aufrecht ſtehenden Gegenſtänden hinlänglich erſetzet, und dabey immer etwas abwechſelndes angebracht iſt, das mit dem Ausdruck einer ſolchen nächtlichen Scene übereinſtimmt, und den Anſchauer für die Vorſtellung hinreißt.

Alexan-

Alexander Thiele ahmte diesem Künstler in einigen Gemälden von seiner eignen Erfindung nach, und bediente sich dabey eines doppelten Lichts; er brachte, nächst dem Mondlichte, noch ein Feuer auf dem Vorgrunde seiner Landschaften an, zu welchem er einige Personen gruppierte, die vom Feuer stark beleuchtet sind. Mit diesen zwey Lichtern, von welchen das letzte immer das Hauptlicht ist, vereinigte er ein drittes, das, als Widerschein an einem Baume oder einem Felsen, das Gleichgewicht mit jenen in das Gemälde legt. Diese künstliche Beleuchtung hat ein sehr malerisches Ansehn; nur sollte Thiele die Landschaft bloß als Hintergrund und die Figuren im Vorgrunde historisch in verhältnißmäßiger Größe und fleißiger angelegt und bearbeitet haben. Ein Gemälde von Berghem in der Mannheimer Gallerie ist, meines Erachtens, eines der vortreflichsten Stücke dieser Art. Am Fuße eines Felsen fließt ein Wasser, durch welches Hirten ihr Vieh treiben; einer von ihnen hat eine Fackel in der Hand, um den Weg im Dunkel des Felsen zu erhellen. Der Mond beleuchtet von oben die hohen Gebirge. Der Künstler hat hier, wie in allen seinen Werken die Natur durch die Kunst der Zeichnung und der Farben zum Ideal erhöht, indem er diese nicht so blaß, und jene nicht so flach gehalten als die Natur beym Mondschein ist, sondern etwas merklicher und deutlicher vorgehoben hat. Die Formen der Felsen, ihre verschiedenen Farben, die erhobene Zeichnung und die mannichfaltigen Farben an den

Figu

dem groſſen Hauſſen nicht; es war Stör-Rogen (Caviar) für den Pöbel; aber, wie ich und andre, deren Urtheil ich in ſolchen Sachen traue, es anſahen, war es ein vortreffliches Stük; viel Einfalt und doch viel Kunſt in der Anlage des Plans, und die Scenen wol diſponiert; nichts affectiertes in der Schreibart; kein Salz, (ſagte jemand) in den Worten, um der Mattigkeit der Gedanken nachzuhelfen; keine Redensarten noch Schwünge, worinn man ſtatt der redenden Perſon den ſich ſelbſt gefallenden Autor hört; kurz, ein natürlicher, ungeſchminkter Styl, wie der Kenner ſagte. Ich erinnre mich ſonderheitlich einer Rede, die mir vorzüglich gefiel; es war in einem Dialoge des Aeneas mit der Dido, die Stelle, wo er von Priams Tochter ſprach. Wenn ihr's noch im Gedächtniß habt, ſo fangt bey der Zeile an -- Laßt ſehen, laßt ſehen -- „ Der rauhe Pyrrhus, gleich dem Hyrcaniſchen Tyger „ -- Nein, ſo heißt es nicht -- es fangt mit dem Pyrrhus an -- „ Der rauhe Pyrrhus, deſſen Rüſtung, ſchwarz wie ſein unmenſchliches Herz, jener Nacht glich, da er auf Verderben laurend, im Bauch des fatalen Pferdes verborgen lag, hatte nun die furchtbare Schwärze ſeiner Waffen mit einer noch gräßlichern Farbe beſtekt; nun iſt er von Kopf zu Fuß ganz blutroth; entſezlich beſprizt mit Blut von Vätern, Müttern, Söhnen, Töchtern, in die düſtre Flamme gehüllt, deren verdammter Schein den Weg ſchnöder Mörder beleuchtet -- So von Wuth und Hize lechzend, ſo mit geſioktem Blut überzogen, ſucht mit funkelnden Augen der hölliſche Pyrrhus den alten Anherrn Priam auf.

Polo-

Figuren, alles zieht das Auge zur nähern Betrachtung an ſich. Das Ganze hat einen graulichen Hauptton, welcher mit der Natur harmoniert.

Das Fiſchtreiben*)
oder
über das Angenehme und Lehrreiche bey Erſcheinungen der Natur, welche man zuvor in Gemälden geſehn hat.

Wenn in heißen Sommertagen die Saale ihr grünes Ufer verläßt, und ſich in ihrem Bette ſchmälert, dann ſteigt der Fiſcher in den ſchwankenden Kahn, begleitet von ſeinen Gefährten, mit Reuſen und Netzen, durchſchneidet den Spiegel der Fluth, um einen Ort aufzuſuchen, wo er die Treibſtadt hinbaue, welche das glänzende Heer der ſchüchternen Fiſche ihm zur Beute gefangen nehmen ſoll.

An

*) In dem Rudolſtädter Bezirk iſt der Gebrauch, daß im Sommer bey kleinem Waſſer in der Saale die Fiſche getrieben werden. Der Fiſcher dingt dazu eine Menge Leute, wovon einige mit Stangen durch Stampfen und Schlagen ins Waſſer die Fiſche dem Strom entgegen treiben, die andern aber hinter dieſen ein Netz, welches von dem einen Ufer bis zum andern ausgeſpannt iſt, nachziehen, und von Zeit zu Zeit einſetzen, damit die Fiſche immer weiter getrieben werden, bis ſie endlich in einer gewiſſen Strecke, an einem engen Orte, der mit Brettern und Raſenſchollen durch Pfäle eingeſchloſſen iſt, und die Treibſtadt genennt wird, in ihre Gefangenſchaft gerathen ſind; wo ſie alsdann mit einem Fiſcherhamen in Menge herausgezogen, und zur Verwahrung in Reuſen gebracht, theils auf der Stelle verkauft werden

An einer mit Weidengesträuch bewachsenen kleinen Anhöhe am Ufer der Saale, steht eine alte Kapelle, deren hoher, spitziger Thurm sich in die Luft hinauf streckt; hier ist in der ganzen Gegend die schönste Scene zu dieser Beschäftigung. Eine Reihe von Gärten, welche in perspektivischer Lage wie ein dickes Gebüsch aussehn, woraus einige Gartenhäuser anmuthig vorblicken, zieht sich mit dem Flusse von dem Vorgrunde in die Ferne hin; dort verschwindet das Wasser in einer Krümmung, dessen Verlust die Aussicht auf eine mit Bergen begrenzte Ebene ersetzt. Aus jener Ferne nimmt der Fischzug seinen Anfang, und rückt nach und nach immer näher, bis er sich endlich hier im Vorgrunde am Abend bey sinkender Sonne endigt, wo sich alsdann das prächtigste Schauspiel der Natur darbietet. Das Wasser funkelt im Wiederschein des leuchtenden Gewölks; die Personen theilen sich in verschiedene Gruppen; einige, von der Arbeit ermüdet, lagern sich am grasigen Ufer; andere empfangen den Lohn ihrer Arbeit, welchen der Fischer mit reicher Hand von silbernen Fischen, gleich einer Wagschale, vergleichet.

Die Schönheiten der Natur und ihre Nachahmungen in den Werken der Kunst erhalten durch die Aehnlichkeit so viel Reiz für unser Auge, daß sie immer wechselseitig durch die Erinnerung gefälliger und lehrreicher werden. So wirksam die Aehnlichkeit mit der Natur in einem Gemälde ist, und so sehr sie bey Beurtheilung desselben über

des-

deſſen Werth entſcheidet: ſo angenehm und aufklärend für die Kunſt iſt ſie auch in der Natur ſelbſt an Gegenſtänden, welche man ſchon in der Abbildung irgend eines Künſtlers geſehn hat. Mit Vergnügen erinnere ich mich jetzt einer Landſchaft von van de Velde, da ich das über mir hangende Gewölk betrachte, welches gegenwärtiger Scene zur Verſchönerung dient. Die Lage des Ganzen, die Gruppierung der Theile, die Hauptmaſſen, die Formen und Farben, Licht und Schatten, alles iſt ſo ähnlich, daß es das Muſter zu der Schilderung jenes Künſtlers hätte ſeyn können. Und eben dieſe Erſcheinung macht mir die Natur höchſt intereſſant, indem ich nun ſo unendlich viele andere Schönheiten gewahr werde.

Das Studium der Kunſt und die Betrachtung ihrer Werke macht uns auf die ſchöne Natur aufmerkſam. Ein Gemälde, z. B. eine Landſchaft, ſtellt ein gewiſſes Ganzes vor, oft nur einen einzelnen Gegenſtand, ein einzelnes Stück, welches aus einer Gegend heraus gehoben iſt, welches man in der Natur, wo mehrere Gegenſtände zuſammen hangen, nicht würde beobachtet haben; weil das ungeübte Auge durch die vielen Gegenſtände zerſtreut wird, und daher viel auf einmal, aber ohne gehörige Deutlichkeit, bemerkt. Die Vorſtellung im Kleinen iſt faßlicher, weil ſie leichter kann überſehn werden; die Wirkung derſelben iſt unveränderlich, und kann durch alle Theile mit Uebereinſtimmung des Ganzen recht empfunden werden; da man in

der Natur bey manchen Erſcheinungen, die vorübergehend ſind, ſchnell empfinden muß, und ohne ein wachſames und geübtes Auge vieles überſehn wird. Und endlich wird man bey der Zergliederung der Theile, welche in der Kunſt leichter zu beobachten ſind, geſchickt gemacht, ſich bey einer Sache länger zu verweilen und mehr dabey zu empfinden, als man zuvor empfunden hätte. Die Natur wird uns nach vorausgeſetzter Kenntniß der Kunſt viel mannichfaltiger und einnehmender ſeyn; und wir werden, wie Geßner ſagt, jetzt bey Gegenſtänden ſtehn bleiben, bey welchen wir zuvor unaufmerkſam vorbey gegangen ſind. Wir werden nicht, nach der gewöhnlichen Art, nur dann von Schönheiten der Natur reden, wenn wir unſern Blick auf weite, ausgebreitete Gegenden richten, ſondern auch ein einzelner Gegenſtand, ein einziges Gewölk, ein ſchön geformter Hügel, die Krummung eines Wegs oder eines Waſſers, der ſchlanke Wuchs eines Baums, ein einziger ſchön gewornter Aſt, wird uns Unterhaltung und Vergnügen gewähren.

E. K.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Ueber den praktiſchen Sinn.

Eine Rede an Freunde ernſthafter Unterhaltung.

Virtutis laus omnis in actione conſiſtit.

Cic. de off. L. I. c. 6.

Wenn wir einen Blick auf die heutigen Menſchen der beſſern Stände werfen, ſo finden wir bey der Reihe von Plänen, bey dem Labyrinthe von Entwürfen aller Art, bey dem reißenden Strome des Leſens und Schreibens, der jetzt alle Dämme durchbricht, eine Sache vernachläßigt, die der Adel des Menſchen iſt, und worauf die meiſten Anſtalten doch abzwecken ſollen. Praktiſcher Sinn, Kraft zu handeln, Muth und Anſtrengung zum ausführen: dies iſt es, was jetzt zu empfehlen, immer dringender Noth wird, und worüber ich es wage einige Gedanken Ihrer Prüfung vorzulegen.

Gehen wir an der Hand der Geſchichte ſtufenweiſe hinauf in die Perioden der Vorzeit, und erforſchen den Karakter einer jeglichen: ſo finden wir unverkennbar, daß nie ein geſittetes Volk in ſo allgemeiner Hinſicht einer geſchwätzigen Weichlichkeit und Gemächlichkeit ergeben geweſen iſt, als ein großer Theil der heutigen verfeinerten Europäer;

er; daß kein einziges Zeitalter ſo viel leere Verſprechungen gethan hat als das unſrige. Unbillig wär' es zu leugnen, daß unſer Jahrhundert eine Anzahl trefflicher, die Menſchheit ehrender Einrichtungen aufzuweiſen hat; daß der Styl des dermaligen Menſchenumgangs beſſer und edler iſt. Aber iſt das hinreichend? Iſt eiſerne Beharrlichkeit bey allen dieſen Anordnungen? Erfüllt die Ausführung im Stillen überall, was die lauttönenden Ankündigungen verſprachen? Berechtigt uns nicht das betäubende Geſchrey von Verbeſſerungen, noch mehr zu erwarten, ohne deswegen die Begriffe von den menſchlichen Kräften zu überſpannen? Und der feinere Umgang der jetzigen Europäer! O es wäre zu wünſchen, daß ein gewiſſer Grad von männlicher Rauheit unter uns zurückkehrte, der die auswendig gelernte Worthöflichkeit, die geſetzlichen, Sineſiſchen Förmlichkeiten verdrängte; der die Tugenden wieder erzeugte, die ſonſt mit ihm vergeſellſchaftet waren, Energie und Ausdauer, und der die Inſchrift unſers Zeitalters „mehr Worte als Thaten" wieder wegwiſchte!

Woher aber die einreißende ſyſiſche und moraliſche Weichlichkeit, die Verſchwendung von Worten, Verſprechungen und Vorſchlägen, der Mangel an größerm praktiſchem Sinne? Von der Lebensweiſe der höhern Stände, und hauptſächlich von dem Mißbrauche des Litteraturweſens! Wie entſchlüpfen den meiſten Menſchen aus der verfeinerten Klaſſe ihre

ihre Tage? Verwieſen von der Beſchaffenheit ihres Berufs in die eingeſchränkten Zimmer, treiben ſie entweder gleichgültig die gewohnten Geſchäfte, deren Mechanismus allmählig den Unternehmungsgeiſt einſchläfert; oder ſie verirren ſich in Entwürfen der Ehrſucht und des Eigennutzes, in deren Gefolge unausbleiblich die Selbſtſucht eintritt; oder ihr Loos iſt, ſich willenlos unter die Willkühr ſchwacher Menſchen zu beugen, was vollends den Aufflug der menſchlichen Seelenkraft hindert. Nur von wenigen andern umgeben, oft allein, verlernen ſie auf viele ſich auszudehnen, und verſchloſſen bleibt ihre Bruſt dem Gemeingeiſte. Zu den Nachtheilen, die für die meiſten aus der hergebrachten Lebensweiſe entſtehen, kömmt noch die Rache, mit der die Natur uns verfolgt, wenn wir verſäumen ihr zu huldigen. Der häufige Genuß der freien Atmoſfäre, ein weiter Geſichtskreis erhebt unſern Blick, befeſtigt den Bau unſers Körpers, gießt Lebenskraft in unſre Muskeln, und härtet uns ab gegen unfreundliche Witterung. Dies unterſtützt die Feſtigkeit des Geiſtes; dies facht in unſerm Herzen den Funken der Thätigkeit zur Flamme an. Arme Gefeſſelte, die ihr dieſem reinſten, ſchuldloſeſten aller Genüſſe entſagen müßt! Ahndet ihr nun, warum ihr, mehr oder minder, erſt in körperliche Verzärtelung, dann in Gemächlichkeit, Schüchternheit und Unentſchloſſenheit des Geiſtes verfallet? Noch eine Bemerkung. Die heutige Verwöhnung, die verzärtelte Lebensart legt uns ein Joch von unzähligen Bedürfniſſen

auf, die unſre ganze Aufmerkſamkeit feſſeln; der Wunſch ſie zu befriedigen eilt den Mitteln zu ſeiner Erfüllung weit voraus. Wie manche vortrefliche Anlage zur Uneigennützigkeit, zur thätigen Theilnahme am Wohl und am Weh der Menſchheit iſt hier ſchon vernichtet! wie mancher des Edelmuths fähige hier ſchon geſcheitert! leicht und verführeriſch iſt es, die Schranken zu überſchreiten, die der Sorge für eignen Vortheil ein Ziel ſetzen, und zu werden was wir nicht ſeyn ſollten, ehr- und metallſüchtige Menſchen, deren geſammte Unternehmungen ſich um die Achſe des eignen Vortheils drehen; die bey allem von ihrem eignen Ich ausgehen und alles auf ihr Ich zurückführen. Dieſe Gedanken vor Augen, ſcheint mir das Räthſel gelöſt, warum das häufige Reden und Schreiben von Tugend und Aufklärung, von Theilnahme und Mitgefühle, von Veredlung des Menſchengeſchlechts, ſo ſelten zu Thaten erwärmt. Man ermahnt auf dem geiſtlichen Rednerſtuhle; man predigt Moral auf der Bühne; man füllt die Romane mit idealiſchen Menſchen, um zur Nacheiferung zu reitzen: aber die Ermahnungen erſchüttern nicht; die Wärme eines Island erzeugt nur Wärme auf einige Stunden; die Grandiſone und Bornwalde machen keinen Eindruck. Der Zuhörer, Zuſchauer oder Leſer tritt in das Gleis ſeiner Geſchäfte und Bedürfniſſe zurück. Sehet ihn da, wie er mit unzähligen geiſttödtenden Dingen ſich befaſſen muß; wie er in die Irrgänge vielfacher Konkurrenzen geräth; wie ihn die tauſendſtimmi-

gen

gen Foderungen des Ehrgeizes, des Stolzes, der Habſucht anfallen; wie er, von kindiſchem Wahne geblendet, die Irrlichter des Scheinglücks verfolgt; wie ihn die Menge der Bedürfniſſe in Sorgen verſenkt; wie ihn ſein verwöhnter Gaum um die Erzeugniſſe Indiens in Weſten und Indiens in Oſten mahnt! Sie kerkern ſich, die Raſtloſen, in den Umfang der Mauern; ſie verſagen ſich den Umgang mit der ſtärkenden Natur; nehmen ihre Geſchäftskümmerniſſe mit in den Zirkel der Freunde; ſuchen, in beſtändigem Widerſtreite, einer dem andern zuvor zu kommen. Wie wenige behalten da Zeit und Kraft übrig, ihr Herz auf andere auszudehnen, und den Mittelpunkt zu verlaſſen, in dem ſich gewöhnlich alle Linien der menſchlichen Thätigkeit vereinigen! Jener Elenden brauche ich nicht zu erwähnen, die durch den Strudel der Vergnügungen, in dem ſie wirbeln, Gelegenheit und Kraft verlieren, zum Wohl ihrer Lebensgefährten mit zu wirken. Führt mich auch das Intereſſe für meinen Gegenſtand zu weit? Verleitet es mich zu übertriebnen Behauptungen? Ich verkenne die Vorzüge nicht, die in vielen Hinſichten der Schmuck unſerer Zeitperiode ſind; ich ſtimme, der feurigſten einer, in den Hymnus, der einem Leopold Friedrich Franz, einem Karl Friedrich, einem Peter Friedrich Ludwig, einem Dalberg, Suhm, Howard, und einigen andern Vätern der unerzognen Menſchenfamilie zutönt; ich bejahe mit freudiger Rückerinnerung, daß manche, beſonders deutſche, Stadt, Männer in ſich faßt, die mit uns

verkennbarer Glorie hervorragen; die sich jenem Kerne der Menschheit furchtlos an die Seite stellen dürfen; die sich muthig hinüber arbeiten über die vielfachen Hindernisse, von unsrer Lebensverfassung aufgehäuft, und in anspruchloser Stille, bloß von ihren Mitbürgern gekannt, goldne Saat für künftige Schnitter ausstreuen. Empfangt meine Huldigung, ihr warm Verehrten! die ihr handelt, statt müßiger Entwürfe, die ihr ans Werk geht, statt zu langer, ängstlicher Berathschlagungen! Eine einzige schöne That von Euch wägt hundert Vorschläge der unentschloßnen Theoretiker auf. Aber gegen die Erwartungen, zu denen der einnehmende Ton unsrer Zeitgenossen berechtigt; gegen die Summe filosofischer Kenntnisse, die unter vielen der neuern Europäer umläuft, besonders in Betreff der Würde des Menschen, der, was er burgerlich ist, durch das Spiel der Umstände wurde, — ist die Zahl dieser hohen Edeln bey weitem zu gering; sie leben einzeln und zerstreut; nach langem durchwaten sandiger Niederungen wird erst Ein grünender Hügel erreicht.

Ich komme zu dem zweiten, und, wie es scheint, hauptsächlichsten Hindernisse einer größern moralischen Thätigkeit. Wer mag ihn errathen, den Ausgang der litterarischen Ueppigkeit, die der Karakter des ablaufenden Jahrhunderts ist? Bewegung ist die Seele der kleinsten Theile des Weltgebäudes; Stillstand ein Unding: steigen oder fallen muß die Sucht des Lesens und Schreibens.

Polonius.

Bey Gott, Gnädiger Herr, das war gut declamirt; mit einem guten Accent, und mit einer geſchikten Action.

1. Schauſpieler.

Er findet ihn, von Griechen umringt, die er aber mit zu kurzgeführten Streichen, zurükzutreiben ſucht. Sein altes Schwerd, ungehorſam dem kraftloſen Arm, führt lauter unſchädliche Hiebe und bleibt liegen, wohin es fällt -- welch ein Gegner, die Wuth des daherſtürzenden Pyrrhus aufzuhalten; der Wütrich hohlt zu einem tödtlichen Streich weit aus; aber von dem bloſſen Ziſchen ſeines blutigen Schwerds fällt der nervenloſe Vater zu Boden. Das gefühlloſe Ilion ſelbſt ſchien dieſen Streich zu fühlen, ſeine flammenden Thürme ſtürzten ein, und der entſezliche Ruin macht ſogar den Pyrrhus ſtuzen; denn, ſeht, ſein Schwerd, im Begriff, auf das milchweiſſe Haupt des ehrwürdigen Priams herab zu fallen, blieb, ſo ſchien es, in der Luft ſteken; Pyrrhus ſtuhnd, wie ein gemahlter Tyrann, unthätig, dem Unentſchloßnen gleich, der zwiſchen ſeinem Willen und dem Gegenſtand im Gleichgewicht ſchwebt; aber, ſo, wie wir oft wenn ein Sturm bevorſteht, ein tiefes Schweigen durch die Himmel wahrnehmen, das Rad der Natur ſcheint zu ſtehen, die troztigen Winde ſchweigen, und unter ihnen liegt der Erdkreis in bang.r Todes-Stille; auf einmal ſtürzt der krachende Donner, Verderben auf die Gegend herab: So feurt den unmenſchlichen Pyrrhus, nach dieſer kleinen Pauſe, ein plözlicher Sturm von Rachſucht wieder zur blutigen

Arbeit

bens. — Unſchlüſſig ſchwanke ich zwiſchen der Schwierigkeit des erſtern und der Unwahrſcheinlichkeit des letztern. Je mehr man eine Ehre darin ſucht, alle Vorhöfe des menſchlichen Wiſſens begrüßt zu haben, deſto ſeltner werden tiefgeſchöpfte Kenntniſſe in einzelnen Fächern; je mehr man auf der andern Seite die unbedeutendſten Theilchen einer Wiſſenſchaft zu eignen Abhandlungen ausdehnt, deſto kleinſtädtiſcher wird unſer Geiſt; je mehr man ſich begnügt, Vorſchläge und Entwürfe auf die Bahn zu bringen, deſto mehr wird das Ausführen verſäumt. Wie ſind die meiſten unſrer Bücherpläne? Sie hohlen zum Erſtaunen weit aus; ſie wollen Alles umfaſſen, Alles umgeändert wiſſen: aber keine Hand erheben die Verfaſſer zum Anfang des Gebäudes. Nichts unterdrückt mehr die männliche Selbſtſtändigkeit; nichts verſcheucht gewiſſer die Gegenwart des Geiſtes; nichts erſtickt gewaltſamer den praktiſchen Sinn, als die unſelige, übertriebne Sucht, am Gängelbande der Bücher ſich leiten zu laſſen. Durch Bücher will man Tugenden ins Herz bringen, und vernachläßigt die Benutzung lebender Beyſpiele; durch Bücher hofft man die Klugheitsregeln im Umgange mit andern ſich geläufig zu machen; durch Bücher ſchmeichelt man ſich die Fürſten zu bewegen, beſſere, dem Geiſte der Zeit angemeßnere Verfügungen in bürgerlichen und Religionsſachen zu treffen; in Büchern giebt man ſogar Anweiſung, geſellige Fröhlichkeit zu erzwingen. O meine Zeitgenoſſen! könnte ich euch alle um mich her verſam-

meln, daß ihr vernähmt meinen wohlgemeinten Zuruf! Nur die Worte solltet ihr hören: hinaus aus eurer Schreibe- und Lesewelt, hinaus endlich einmal in die praktische! Etwas Neues zu schreiben ist wenig mehr übrig: aber zu thun, meine Brüder, etwas Neues zu thun, noch unendlich viel.

Wahr dies alles, höre ich Sie sagen; wahr die Ueberreibung des Litteraturwesens; wahr auch der Mangel an genugsamem praktischem Sinne! Aber wie hängt dies als Ursache und Wirkung zusammen? Lassen Sie uns, da die Beantwortung dieser Frage getheilt werden muß, zuerst einen Blick auf die Schriftsteller werfen, die zur Veredlung des Menschengeschlechts Vorschläge thun. Bey weitem der größte Theil ist bloß im Stande, mit seinem Kopfe und seiner Feder zu wirken; große Glücksguter, unmittelbarer Einfluß sind ihm versagt. Doch konnten die Männer unter ihnen, die die Ausführung ihrer Entwürfe ernstlich wünschen, die von warmer Theilnahme an dem Geschicke ihrer Lebensgefährten beseelt sind, sie könnten mehr Aufmerksamkeit erregen und zu Thaten anfeuern, wenn sie allein redeten; wenn sie nicht von einer Schaar Unberufner überschrien würden. Mit Erstaunen und Widerwillen findet man in vielen rüstigen Bücherschreibern bey persönlicher Bekanntschaft verächtliche Menschen, denen am wenigsten die Ueberzeugung von der Vortreflichkeit ihres Gegenstandes die Feder führt: so wie man

mit

mit Erſtaunen und Freude in mehrern Gegenden Deutſchlands würdige, ausgebildete, wohlwollende Männer antrift, die im ſtillen wirken und nicht Schriftſteller ſind. Wenden Sie zweytens einige Aufmerkſamkeit auf die ganze leſende Menge, und zwar zuvörderſt auf die Großen und Mächtigen! Bey den meiſten füllen Vergnügungen und eitle Zerſtreuungen den gröſten Theil ihrer Zeit; ihr Geiſt iſt zu verwöhnt, um bey der Leſung ernſter, anſtrengender Schriften auszudauern; ſie verwenden die wenigen, übrig bleibenden Stunden auf Bücher, die den Müßigen unterhalten. Schmeichelt Euch alſo nicht, würdige Männer, denen die Glückſeligkeit der Mitbrüder am Herzen liegt, ſchmeichelt Euch nicht, daß Eure Schriften in viele Paläſte dringen werden! Tretet lieber ſelbſt hinein; bittet mit Kraft und Furchtloſigkeit, — das Erhabene Eures Gegenſtandes wird ſie Euch einflößen, — und behaltet nach kaltem Empfange und nach Weigerungen, groß wie ein Kolomb, den Muth zu neuen Verſuchen! Auffoderungen, mündlich gethan und mit Nachdruck und Kürze vorgetragen, erſchuttern weit mehr und verſprechen tiefern Eindruck als Entwürfe und Ermahnungen in Büchern. Wenn wir nicht hoffen dürfen, daß bey Hohen und Mächtigen die Aufrufe der Schriftſteller von Wirkſamkeit ſeyn werden, ſo ſind ſie es vielleicht bey der viel größern Anzahl der Menſchen aus den mittlern Ständen. Aber, m. Z. gern wär ich des traurigen Geſtändniſſes überhoben — ſo ſehr die Schriftſteller auf den Geiſt des leſenden Haufens

wirken, ſo gewiß verhindert das jetzige übertriebne Schreiben und Leſen die thätige Theilnahme des Herzens am Wohle des Nachbars; und dies iſt es, was mir noch darzuthun obliegt. Vorausgeſetzt, daß gerade die Bücher, deren Gegenſtand die höhere Sittenlehre iſt, die zur Bildung und Beglückung der Menſchen im Einzelnen und Allgemeinen den Leſer erwärmen ſollen, daß dieſe ſehr im Umlaufe ſind: welche Folgen ſind durch eine Reihe von Erfahrungen erwieſen? Werden die Leſer mit gar zu vielen Zumuthungen und vorgeſchriebnen Pflichten überladen; beſtürmt man ſie von allen Seiten mit Vorſchlägen und Auffoderungen: ſo werden ſie muthlos; ſie halten das Eine für ſo nöthig wie das Andere; alles vermag ihr enger Wirkungskreis nicht zu umfaſſen; ſie ſchwanken; ſie wiſſen nicht wo ſie anfangen ſollen, was am dringendſten ſey; — ſie bleiben in Unthätigkeit. Hierzu kommt die Verwirrung, in die ſie durch den kleinlichen, neidiſchen, ſelbſtſüchtigen Geiſt verſchiedner Schreiber gebracht werden, die alles mit Tadel verfolgen, was nicht aus ihnen hervorgieng; die Mißtrauen gegen den Riß eines Gebäudes erregen, den ſie nicht entwarfen, und manchem Biedern den Stein, den er zum Aufbau hintragen wollte, aus der Hand winden. Viele andere Leſer liegen in Gemächlichkeit eingewiegt; ſie überreden ſich, daß ſelbſt die dringendſten Bitten wohlwollender Schriftſteller, ihre herzlichſten Ermahnungen zur thätigen Menſchenfreundſchaft nicht an ſie gerichtet ſind, ſondern bloß die Mächtigen

tigen und Reichen bewegen ſollen. Trätet Ihr doch, Männer mit Fülle des Herzens und Kraft der Zunge! trätet Ihr doch, ſtatt Bücher zu ſenden, zu einzelnen ſolcher Gemächlichen hin, nennet ſie mit Namen, und rieſet: Erhebt euch von eurem Pflaum! ſchaut umher auf der Heerſtraße; ſeyd hulfreiche Gefährten! da irrt ein verlaßner Jüngling, zeigt ihm den Weg; hier lechzet ein Müder, reicht ihm von eurem Wein; dort wankt ein Greis an einer Grube, eilt und rettet ihn von dem Sturze!

Endlich, werthe Zuhörer, richten Sie einmal im Allgemeinen Ihr Augenmerk auf das geſammte Leſeweſen! Eine zahlloſe Menge Schriften zur Beſchäftigung der Müßigen, vom Drucke der Zeitfülle Beylagten; erdichtete Erzählungen, die, mehr oder weniger im Gewande des Außerordentlichen, das Spiel heftiger Leidenſchaften im verführeriſchen Lichte darſtellen; Schilderungen der Ritterzeit, voll Spuren einer verirrten Einbildungskraft, die den wilden Fehdeführern des rohen Mittelalters Begriffe von Ehre, Feinheit der Empfindungen und eine Sprache leihen, die noch heute im wirklichen Leben ſelten ſind; Schauſpiele, faſt alle von einerley Faden, nur verſchieden in ſeinen Schlingungen; endlich Schwärme von Flugſchriften, die ſchnell einander verdrängen und deren Inhalt größtentheils nur einer müßigen Neugierde fröhnt; die bald die Bühne ſind, auf der hundert Unmündige ihre tadelſüchtigen Bemerkungen über Regierungen, öffentliche Anſtalten, Städte, und Männer

ner von Bedeutung ausschreien; bald der Markt, worauf eine Menge falscher oder halbwahrer Tagsgeschichten verkauft werden; bald der schmutzige Kampfplatz, wo Gelehrte voll niedriger Leidenschaft wie Knaben sich raufen und so sittenlos mit Unrathe bewerfen, daß ehrliebende Zuschauer unwillig davongehn. Diese Schaar efemerischer Schriften, sie fliegt entweder durch weitläufige Lesekreise, oder liegt in öffentlichen Sälen zusammen gedrängt. Was ergreifen wir zuerst? Wo nehmen wir Kraft her das Chaos zu durchwühlen? Trunken von der Eitelkeit, über alles mit sprechen zu wollen, verschlendern viele den Schatz ihrer Zeit, und können doch nichts weiter als hier eine Ueberschrift lesen, dort einige Blätter umschlagen. Urtheilen Sie nun, welche Folgen dies Lesen haben muß. Es zerstreuet und verwirret den Geist; es verwöhnt ihn, so daß ihn ernsthafte, anstrengende Studien anekeln; es erschlafft unser Herz und wirkt auf unsere Kraft und Bereitwilligkeit zum Handeln wie trockene Sonnengluth auf das Gesträuch der Anhöhe; es raubt uns Zeit und Lust zu nützlichern Beschäftigungen. Stimmen Sie mir bey, meine Zuhörer, daß den erregten hohen Erwartungen und der Stufe der Ausbildung nach, auf welcher das dermahlige Europa steht, bey weitem noch nicht großmüthige Thätigkeit genug unter uns Statt findet; glauben Sie mit mir die Quellen des wieder zunehmenden Mangels an praktischem Sinne in unsrer Weise zu leben und dem Mißbrauche des Litteraturwesens gefunden zu

haben: wohl! ſo iſt ſchon vieles gewonnen. Der Mann von warmem Eifer und Mitgefühle bedarf keiner nähern Anweiſung zur Verminderung des Uebels; er wird den Urſachen deſſelben, nach Maßgabe ſeines Wirkungskreiſes und mit weiſer Rückſicht auf ſeine beſondere Lage, entgegen arbeiten. Muthig, meine Brüder, ans Werk! Statt des übertriebnen Leſens und Schreibens laſſen Sie uns im Ausüben Verſuche machen; hier bitten, rathen, befehlen; dort über Meinungen uns hinwegſetzen, aufopfern, durch Beyſpiele wirken! Die edelſte Tugend wird verderblich in der Uebertreibung; auch ſie, die ſchönſte Perle in der Krone erhabener Männer, die Tugend des weiſen Ueberlegens vor der That, verbleicht und erregt Tadel, wenn ſie in zögernde Unentſchloſſenheit ausartet. Ganz anders würde es ſtehn um das jetzige Geſchlecht, wenn mehr Edle, durchdrungen vom hohen Gefühle der Würde des Menſchen, Gelegenheit ſuchten, mit Nachdruck zu wirken; wenn ſie mit treffender Klugheit ihr Vorhaben erſt prüften, dann aber mit Felſenſinne ans Werk giengen, und jeder in ſeiner Lage und nach dem Umfange ſeiner Kräfte, Verbeſſerungen nach den Bedürfniſſen unſers Zeitalters durchſetzte. Wir brauchen nicht gleich und nicht alle etwas Großes zu umfaſſen: im Kleinen zu beginnen iſt auch ſchon Verdienſt, und feuert zur Nachahmung an; denn Auffoderungen in Büchern ſind todt, aber Beyſpiele leben. Wem brauche ich zu wiederhohlen, welche Menge den Staat betreffender Vorſchläge ſeit dreyßig Büchern

reichen

reichen Jahren gethan worden! Sind aber dadurch die gerügten Gebrechen so vieler Regierungen verschwunden? Und die bessern Verfügungen, die die ersten unsrer Fürsten wirklich getroffen haben, waren sie alle Folgen von Bücherentwürfen, oder quollen sie aus der innern Fülle der großen Unternehmer und ihrer erhabnen Rathgeber? Geschrieben, gelesen und gesprochen wird beynah bis zum Ueberdrusse von Mitleid und Menschenfreundschaft: aber gethan, meine Theuren, gethan wird zur Erquickung der Leidenden so wenig! Schöne, der Gottheit uns ähnlich machende Tugend, wo du auf der Zunge zu öffentlich wohnst, da drangst du gewiß nicht in die Brust! Keine vieljährige Erfahrung, kein vorzüglicher Beobachtungsgeist ist nöthig, um bestätigt zu finden, was vielen unsrer Zeitgenossen zugeschrieben wird: Theilnahme und Thätigkeit auf den Lippen, aber Kälte und Trägheit im Herzen. Ich denke mir einen Mann, der sich hiervon überzeugen will. Er ist mit zwölf Mitbürgern versammelt, die in ihren Gesprächen der Wohlthätigkeit fleißig erwähnen. Freunde, so redet er zu ihnen, da sie sich trennen, ich erwarte, daß jeder von euch irgend einen Nothleidenden aufsuche, und ihn, so viel er vermag, unterstütze. Kommt nach Verlauf eines Monats hier wieder zusammen, und berichtet, welche Bedrängte ihr gefunden und wie ihr ihnen geholfen habt! Laute, feurige Versprechungen aller zwölf. Der Monat rollt vorüber, er ladet die Männer zu sich ein: was erfährt er der höchsten Wahrscheinlichkeit nach?

nach? Der erſte hat die Auffoderung aus Nachläſſigkeit und Zerſtreutheit vergeſſen; der zweyte war zu gemächlich; der dritte zu beſchäftigt; der vierte zu ſchüchtern und ängſtlich; der fünfte zu kränklich; der ſechste wagte es nicht ſich über Meinungen hinweg zu ſetzen; und ſo werden gewiß neun bis zehn unthätig geblieben und nur wenige dem Aufrufe nachgekommen ſeyn. Oder ſind der Bedrückten ſo wenig, daß ſie mühvoll müſſen aufgeſucht werden? Ueberwinden Sie, edle Brüder, die vielfachen wirklichen oder eingebildeten Schwierigkeiten, die ihre menſchenfreundliche Thätigkeit aufhielten! Das Bewußtſeyn, heute etwas Gutes gewirkt zu haben, iſt das würdigſte Abendgebet, und — wiſſet es, ungerechte Menſchenfeinde! — es wird täglich in jeder Zone gebetet. Hohes Gefühl für Menſchenwohl in unſerm Buſen zu nähren; uns zu zerſtreun in die unzähligen Krümmungen der menſchlichen Stände, um zu ſpähen, wo geholfen werden kann; zu handeln, anſtatt die Zeit zu tödten mit übermäßigem Schreiben und Leſen und Sprechen; Waiſen die Zukunft zu erhellen; andern mit gutem Beyſpiele in unſrer Berufstreue, Kinderzucht, Behandlung des Geſindes und unſerm Hausweſen voranzuleuchten; Kranke zu pflegen; Eintracht in Familien zurück zu führen; Feinde zu verſöhnen; Irrende behutſam zu belehren; das darbende Verdienſt aus dem Dunkel zu ziehen; dürftige aber fleißige Arbeiter mit Nachdruck zu empfehlen; jammernde Hausväter zu tröſten; für arme Unterdrückte zu

ſpre-

ſprechen; in Gefahr Gerathene zu retten; die Böſen von Vergehungen abzuhalten; Vorkehrungen gegen Unfälle zu treffen; Verzweifelten zu rathen; Verlaſſene zu ſchützen; Verleumdete zu vertheidigen: mit Einem Worte, das Elend in allen Geſtalten aufzuſuchen und nach Kräften zu mindern, dazu, o dazu fodert ein hoher Beruf uns laut auf. Große, ſelige Empfindung, Freude gemacht zu haben! Süßer beglückſt du als tauſend der gewöhnlichen Freuden. Widmen wir uns, meine Brüder, dem würdigen Geſchäfte des Wohlthuns, dann verſchönert und belebt das Bewußtſeyn des verbreiteten Wohls unſre einſamen Stunden; dann ſegnet uns die verborgne Dankbarkeit; man ſtrebt nach Gelegenheit, uns Gegenfreude zu machen; beſchämt kehrt der heimliche Feind um und reicht uns die Hand. Wir veredeln unſer Geſchlecht; wir bilden durch unſer Beyſpiel großmüthige Nachkommen, in denen man einſt ihre Lehrer erkennt. Dann lebt unſer Name auf der Lippe des Enkels, und dankbares Andenken in ſeinem Herzen; dann richten wir uns Denkſäulen auf, und ſchmücken damit unſern Weg in die ſchönere Welt.

Theuerſte Zuhörer, ſchwebten Ihnen meine heutigen Worte im Kreisgange des bürgerlichen Lebens zuweilen vor! Eine einzige ſchöne That, erweckt durch dieſe Rede, welche Freude für den, der ſie mit inniger Theilnehmung ausſprach!

Arbeit an: Gefühlloſer fielen nie die Hämmer der Cyclopen auf die glühende Maſſe herab, woraus ſie des Kriegs-Gottes undurchdringliche Waffen ſchmieden; als nun des Pyrrhus Schwerdt auf den hülfloſen Greiſen fällt -- Hinaus, hinaus, du Meze, Fortuna! O ihr Götter alle, vereiniget euch, ſtehet alle zuſammen, ſie ihrer Gewalt zu berauben: Zerbrechet alle Speichen und Felgen ihres Rades, und rollet die zirkelnde Nabe von dem Hügel des Himmels bis in den Abgrund der Hölle hinab!

Polonius.

Das iſt zu lang.

Hamlet.

Es ſoll mit euerm Bart zum Barbier -- Ich bitte dich, fahre fort; er muß Wortſpiele oder ſchmuzige Mährchen haben, oder er ſchläft ein -- Weiter fort, zur Hecuba --

1. Schauſpieler.

Aber wer, o wer izt die vermummte Königin geſehn hätte --

Hamlet.

Die vermummte Königin?

Polonius.

Das iſt gut, vermummte Königin, iſt gut.

Schau-

Mich empfängt die kühne Reiſe
Durch das weite Schöpfungsall;
Unten, im gemeßnen Gleiſe,
Wirbelt ſchon der Erde Ball.
Weile, weile, Kraftgefieder!
Scheidend blick' ich einmal noch
Auf der Menſchheit Wiege nieder,
Dann zu tauſend Welten hoch.

Wog' ich ſchon im Sternenmeere?
Rauſch' ich über Flammenhöhn?
Hör' ich aus geweihter Sfäre
Leiſen Hauch der Gottheit wehn?
Doppelmuth im Adlerſchwunge!
Ein Gefilde thut ſich auf,
Unerreicht von dieſer Zunge:
Da erſtarrt der Heldenlauf.

Welcher Zauber! Welche Chöre
Säuſeln um des Trunknen Ohr!
Urerſchaffne, die ich höre,
Senden Hochgeſang empor.
Lauſchend athm' ich ihre Töne;
Hoher Weihe richten ſie
An den Kreis der Erdenſöhne
Jetzt die ernſte Melodie.

Erdenbürger, unter Spiele,
Unter ſchlaffer Weichlichkeit
Geudet ihr der Tropfen viele
Aus dem Kelch der Prüfezeit.
Viele eurer Federn rege,
Viele eurer Lippen warm,
Iſt das Herz zu Thaten träge,
Gelten markig euer Arm.

Der verkauft ſich Gaukelkünſten,
Weil er wahren Werth nicht kennt;
Jener haſcht nach Schimmerdünſten,
Die er Schätz' und Ehre nennt.
In der Fluth der Sinnesfreuden,
Die des Menſchen Kraft erſtickt,
Seht ihr nicht der Brüder Leiden,
Die des Lebens Dürre drückt.

Auf vom Sybaritenbette!
Stärke poch' in eurer Hand!
Groß ſey der Verdienſte Kette,
Die des Pilgers Eifer wand!
Palmen der Vergeltung werden
Euch in unſrer Mitte wehn,
Wann Genuß und Größ' auf Erden
Einſt wie Nebelhauch verwehn.

V.

Zur Holzsparkunst der alten Römer.

Aus einer Vorlesung.

Klagen über drückenden Holzmangel sind in unserm Vaterland allerdings weit älter, als man gewöhnlich glaubt. Dieser Mangel wurde schon im vorigen Jahrhundert in vielen Provinzen Deutschlands sehr lebhaft gefühlt, und war zum Theil eine Folge des auch den deutschen Forsten und Waldungen sehr verderblichen dreißigjährigen Krieges. Der durch seine Schriften und Schicksale berüchtigte Arzt, Alchymist und Vielwisser, D. Johann Joachim Becher, giebt in seinem, zur Kenntniß des damahligen Zeitalters noch immer brauchbaren Traktate, Stulta sapientia, oder närrische Weisheit genannt, einen Auszug aus einem Buch, die Holzsparkunst, betitelt, (S. 127.) und bezieht sich zugleich auf eine andere, erst neulich herausgekommene Schrift, die folgenden Titel führt: Die gnädige Vorsorge Gottes im Holzmangel, welche sich vor wenig Jahren in Entdeckung derer Steinkohlen, anjetzo aber in Offenbarung einer neuen und besondern Invention erwiesen, vermittelst welcher die halbe Feuerung beym Stubenheitzen kann erspart werden, so auf erhaltenes gnädiges Privile-

gium der Inventor zu entdecken ſich erbietet. Dieſe Schriften erſchienen in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und beweiſen ſchon durch ihre Ueberſchriften, daß die Holznoth in der Litaney eines ehrlichen deutſchen Hausvaters ſchon damals nicht die letzte Stelle einnahm, und dem Erfindungsgeiſt ſpekulativer Köpfe die in unſern Tagen ſo berühmten Heizmaſchinen und Sparöfen früh genug offenbarte. Späterhin und vom Anfange dieſes Jahrhunderts an ließe ſich vielleicht mit nicht allzu großer Mühe eine fortlaufende Geſchichte und Literatur der edeln Holzſparkunſt verfertigen, der wahrſcheinlich mancher in unſern Tagen als einer ganz neu geprieſenen Erfindung ein weit früheres Datum anweiſen würde *). Ich überlaſſe indeß, wie billig, die Bearbeitung dieſer Geſchichte einem mit den ökonomiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Schriften neuerer Zeiten beſſer bekannten Manne, als ich bin. Die Preisfrage, welche die Churfürſtl. Maynziſche Akademie nützlicher Wiſſenſchaften über die beſten Mittel, dem einreißenden Holzmangel in und um Erfurt herum vorzubeugen, auf das Jahr 1793 aufgegeben hat, wird, wie ich im voraus überzeugt bin,

*) Vieles zu dieſer Litteratur gehöriges findet ſich in einer Abhandlung in den Miſcellaneis Lipſienſibus Tom. X. (Lipſ. 1721) Joh. Gottfried Buchner furnus commodiſſimus mit einer Abbildung dieſes Sparofens. Der Verf. fängt gleich damit an, daß die Klage über den Holzmangel jetzt allgemein ſey.

bin, nicht allein für den engern Kreis, für welchen ſie eigentlich beſtimmt iſt, die nützlichſten Forſchungen und Reſultate hervorbringen, ſondern auch noch in einem weitern Umfang einer Menge techniſcher und literariſcher Beobachtungen über dieſen unſerm Zeitalter höchſt intereſſanten Gegenſtand mehr Umlauf und Gemeinnützlichkeit zu verſchaffen wiſſen; und hierbey wird die Literatur und Geſchichte der Holzſparkunſt in neuern Zeiten auch nicht vergeſſen werden. *)

Ich verſuche es hier, einen kleinen Beytrag zur Geſchichte der Holzſparkunſt aus dem Alterthume zu liefern, das auch über dieſen Gegenſtand noch manche bis jetzt von den Alterthumsforſchern entweder ganz überſehene, oder nur angedeutete Winke enthält **).

*) Beantwortung der Preißfrage: wie iſt dem einreißenden Holzmangel abzuhelfen. Erfurt, Kaiſer 1794.

**) Zu den letztern rechne ich z. B. die ſcharfſinnige Bemerkung des Grafen von Caylus über die Porcellane und emaillierten Amulete der alten Aegyptier in der Hiſtoire de l'Academie des Inſcriptions et des Belles Lettres T. XXXI. p. 49. 50. wo er auf die Feuerarbeiten dieſes ſo Holzarmen Volkes durch eine mit Kunſt verſtärkte Gluth aufmerkſam macht, und mit Recht hinzuſetzt: ſi l'on examine la quantité de bois et de charbon, qu'on emploie en Europe pour *les moindres operations* de la Chymie, on ne verra pas ſans étonnement les Egyptiens produire avec des agens ſi foibles des effets, ſi conſidérables. Hieher rechne ich auch den merkwürdigen

Nicht ganz uninteressant würde vielleicht eine Uebersicht aller der Erfindungen und Hülfsmittel seyn, wodurch schon in den frühesten Zeitaltern die Bewohner jener asiatischen Ebenen, wo noch jetzt das Brenn- und Bauholz zu den größten Seltenheiten gehört, den Holzmangel zu ersetzen gesucht haben. Stroh, Sträuche, Pflanzen und mit Stroh zusammen gekneteter Mistkuchen waren, und sind zum Theil noch, das gewöhnliche Feurungsmaterial des Morgenländers *), und es bleibt daher

Gebrauch, der nach einem Fragment des alten Geschichtschreibers Cl. Quadrigarius vom Alaun gemacht wurde, um dadurch die Unentzündbarkeit des Holzes, ein in unsern Tagen so vielfach versuchtes Kunststück, zu bewirken, welches Herr HR. Beckmann in seinen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen, II. Th. S. 107 durch einen Anstrich von stark gesättigter Vitriollauge zu erklären sucht. Verwandt mit diesem Mittel Holz gegen Feuer zu sichern, ist der Gebrauch des Essigs in der Belagerungskunst (Lipſ. Poliorcet. V. 9, p. 641) und bey den Feuerlöschungsanstalten der römischen Polizey (*Heubach* de Politia Romanorum p. 58.)

*) Es gehörte daher zu den sonderbarsten Verirrungen des bekannten, durch die Zöglinge seiner Schule lange perennierenden Professors Orientalium in Jena, Joh. Andr. Danz, daß er in dem dürren, holzarmen Palästina von David eine ganze Nazion zu Holzsägern anstellen ließ, in einer Dissertazion de mitigata Davidis in Ammonitas crudelitate. In der Stelle 2 Sam. 12, 31 ist offenbar von der barbarischen Todesart der Morgenländer,

daher immer ein unerklärbares Räthsel, wie jene holzarmen Völker so viele nur durch Schmelz- und Brennöfen zu bewirkende Kunstwerke haben hervorbringen können. Aehnliche Schwierigkeiten finden sich bey dem Berg- und Hüttenwesen der Alten, die selbst nach dem, was neuerlich Reitemeyer, Florencourt, und Schneider darüber geschrieben haben, noch manche Aufschlüsse und Erläuterungen erwarten. Ich überlasse es sachkundigern Männern uns hierüber Belehrungen zu ertheilen, und bleibe vor jetzt nur bey einem einzigen Artikel der Holzkonsumzion im alten, unserm Gesichtskreis aber doch schon näher liegenden Rom stehen. In dieser ungeheuren Stadt war das Verbrennen der Todten mehrere Jahrhunderte hindurch allgemeine Volkssitte. Welche unermeßliche Holzvorräthe waren hierzu nöthig! Und lehrte nicht auch hier der immer mehr einreißende Mangel dieses unentbehrlichen Bedürfnisses, allerley Kunstgriffe und Ersparnisse anzuwenden?

Als im Jahr 1785 der Kaiser Joseph, theils aus andern Gründen, theils auch in der Absicht, dem in den Oesterreichischen Staaten hier und da sehr fühlbaren Holzmangel durch Holzersparnisse aller Art abzuhelfen, in allen seinen Erblanden

länder, der Zerfägung, die Rede, womit der Israelitische Könige, der hier nichts vor seinem Zeitalter voraus hat, seine Feinde, die Ammoniter, hinrichtete. Vergl. Michaelis Mos. Recht, §. 64.

den hölzernen Särgen den Krieg ankündigte, bediente man ſich in einigen Traktätchen, in denen man die orthodoxen Särge gegen die heterodoxen Säcke in Schutz nahm, unter andern auch dieſes Arguments: die frühern Chriſten, welche die Sitte des Begrabens in Särgen an die Stelle der heidniſchen Todtenverbrennung geſetzt hätten, wären gewiß auch gute Finanziers geweſen, da ſie ſich ſtatt der zum Verbrennen nöthigen Holzſtöße nur mit einigen Brettchen zu einem Sarge begnügt hätten. Ich bin weit entfernt, mir über dieſe ganze Sache, über die ſo ſchon der Erfolg entſchieden hat, ein Urtheil anmaßen zu wollen. Aber das getraue ich mir zu behaupten, daß man ſich das Verbrennen der Todten bey einer ſo unzählbaren Volksmenge, als das alte Rom in ſeinem blühendſten Zeitalter faßte, mit einem weit beträchtlichern Holzverluſt verbunden denkt, als wirklich der Fall war, und daß vielleicht auch hier zur Geſchichte der Holzſparkunſt ein Beytrag zu erwarten ſey, den man von dieſer Seite am wenigſten vermuthen ſollte.

Man kann nicht läugnen, daß, dem erſten Anſcheine nach zu urtheilen, die Todtenverbrennung in einer Stadt wie Rom war, eine gewaltige Menge des ausgeſuchteſten Brennholzes weggefreſſen haben muß. Rom hatte unter den Kaiſern, nach der genaueſten Berechnung des Nardini (Roma antica III. p. 88. VIII. p. 498. ſeqq.) 48,382 Häuſer. Rechnet man nun, wie Herr von Meſſance in ſeinen Bevölkerungsliſten von

Paris

Paris gethan hat, auf jedes Haus im Durchſchnitt 25 Perſonen: ſo erhalten wir die Summe von 1,200,000 Bewohnern, eine Zahl, die nach allem, was wir aus alten Schriftſtellern über die Bevölkerung dieſer Rieſenſtadt ſchließen können, im geringſten nicht übertrieben iſt *). Wollte man ferner die Todtenliſten der volkreichſten Stadt in Europa, die bills of mortality von London,

*) Unter den Bedlamsſtreichen des unſinnigen Heliogabal erzählt Lampridius (c. 26) auch dieſen, daß er 10,000 Pfund Spinneweben aus den Häuſern Roms zuſammen gebracht hätte, um nach dieſem Maßſtab die Größe der Stadt zu beſtimmen. Man geräth faſt in Verſuchung, an eine heimliche Verwandtſchaft mit jenem Kaiſer bey einigen neuern Gelehrten zu glauben, die ſich in der Bevölkerung Roms zu den lächerlichſten Angaben verſtiegen haben. Der gelehrte Iſaak Voſſius giebt in einer Art von Begeiſterung über die unermeßliche Größe der Weltbeherrſcherin, Rom, dieſer Wunderſtadt 14 Millionen Einwohner, (in Obſervationum Variarum libro, Lond. 1684 p. 34) oder gerade ſo viel, als die beyden Königreiche Portugall und Spanien zuſammen genommen in unſern gewöhnlichen ſtatiſtiſchen Tabellen zugetheilt bekommen. Ich bin in meiner Angabe dem ſcharfſinnigen Verfaſſer der Geſchichte des Verfalls und Untergangs des Römiſchen Reichs gefolgt, (*Gibbons* Hiſtory of the D. a. F. of the R. E. t. V. p. 235 ed. Baſil.) welche mit der genauen Berechnung des Brotier in ſeinen Anmerkungen zum Tacitus (T. II. P. 380) faſt ganz übereinſtimmt.

mit den freylich nur dem Namen nach noch erhaltnen tabulis Libitinae, oder Sterbelisten des alten Roms, muthmaßlich vergleichen: so wissen wir, daß London jährlich, im Durchschnitt genommen, gegen 20,000 Gestorbene zählt, welches, nach der bey den größten Städten angenommenen Proportion von 1 zu 25 auf eine Bevölkerung von 5 bis 600,000 Menschen schließen läßt. Demnach würden im alten Rom, das wenigstens noch einmal so viel Einwohner faßte, gegen 40,000 Menschen gestorben, und, wäre diesen allen auf besondern Holzstößen die letzte Ehre erwiesen worden, auch 40,000 Scheiterhaufen erfoderlich gewesen seyn. Nun scheint es aus Erfahrungen der peinlichen Kriminaljustiz, die, dem milden Genius unsers Jahrhunderts sey es gedankt, immer mehr zu den Seltenheiten zu gehören anfangen, ziemlich erweislich, daß, um einen Menschen nicht etwa nur zu rösten, sondern bis auf die Knochen zu Asche zu verbrennen, welches bey den Leichen der Alten durchaus der Fall war, wenigstens drey Klaftern Holz nöthig sind *). Mithin hätte nach dieser allgemei-

*) So viel rechnete man zu der Zeit, wo die Rathskämmereyen oft in dem Fall waren, diesen Aufwand in ihren Rechnungen aufzuführen, gewöhnlich auf einen Scheiterhaufen einer armen Hexe. Man scheint aber dabey die Reisbündel und andere Feuermaterialien, die noch ausserdem nicht gespart wurden, nicht mit in Anschlag gebracht zu haben. Man sehe die in der Vorrede zum

Schauſpieler.

Wie ſie, in Verzweiflung, mit nakten Füſſen auf- und nieder rannte, und weinte, daß die Flamme von ihren Thränen hätten verlöſchen mögen; ein beſudelter Lumpe auf dieſem Haupt, wo kürzlich noch das Diadem funkelte; und ſtatt des Königlichen Purpurs ein Bettlaken, das erſte was ſie im betäubenden Schreken ergriff, um ihre ſchlappen, von häufigem Gebähren ganz ausgemergelte Lenden hergeworffen; wer das geſehen hätte, würde mit in Gift getauchter Zunge Verwünſchungen gegen das Glük ausgeſtoſſen haben -- Doch, wenn die Götter ſelbſt ſie geſehen hätten, in dem Augenblik ſie geſehen hätten, da Pyrrhus, mit unmenſchlichem Muthwillen, die Glieder ihres Gemahls vor ihren Augen in kleine Stüke zerhakte, das ausberſtende Geſchrey, das ſie da machte, würde ſie, (es wäre dann, daß ſie von ſterblichen Dingen gar nicht gerührt werden,) würde die brennenden Augen des Himmels in Thränen aufgelöſt, und die Götter in Leidenſchaft geſezt haben.

Polonius.

Seht nur, ob er nicht ſeine Farbe verändert, und ob er nicht Thränen in den Augen hat? Ich bitte dich, laß es genug ſeyn.

Hamlet.

Gut, wir wollen den Reſt dieſer Rede auf ein andermal ſparen -- Mein guter Herr, (zu Polonius) wollt

gemeinen Berechnung das alte Rom bloß zum Verbrennen ſeiner Todten 120,000 Klaftern Holz nöthig gehabt. Gewiß eine ganz ungeheure Holzkonſumzion bey einem einzigen für die Bedürfniſſe der Lebenden ſo auſſerweſentlichen Artikel ſelbſt in der größten Stadt der alten Welt! Und doch findet ſich nirgends eine Spur des Holzmangels, oder einer Klage über die zu große Theurung dieſes Artikels für die ſo zahlreiche, ärmere Klaſſe der Einwohner Roms *).

Denn mag auch die Holzzufuhr durch Holzflößen auf der Tiber und durch Holzlieferanten in den Hafen von Oſtia aus allen Provinzen des Reichs noch ſo beträchtlich geweſen ſeyn **): ſo läßt ſich doch

zum Verſuch einer Geſchichte der Hexenproceſſe von Schwager (Berlin 1784) angeführten Schriftſteller.

*) Der Verfaſſer der mit Recht gekrönten Preisſchrift de Politia Romanorum, Hr. Henbach, fand bey ſeinen genauen Unterſuchungen nichts hieher gehöriges in den Römiſchen Schriftſtellern und Geſetzbüchern, und ſagt daher §. 33, p. 41. Lignorum inopiam Romae fuiſſe nusquam legimus, neque unquam ſub imperatoribus, ut alia pleraque ad vitam ſuſtentandam neceſſaria, ligna diſtributa.

**) Es finden ſich von der Holzzufuhr, die Rom nothwendig von allen Seiten erhalten mußte, nur wenige Spuren in den Römiſchen Schriftſtellern. Die meiſten hat Herr HR. Beckmann in ſeinen Beyträgen zur Geſchichte

doch immer nicht begreifen, wie bey einem ſolchen Jahrhunderte fortdauernden Holzverbrauche, wozu in der Folge noch die große Menge von Thermen und Badehäuſern kam, der Holzpreis nicht ſehr beträchtlich geſtiegen, und für die ärmere Klaſſe, die, zu 2 bis 300,000 täglich durch Kornſpenden von den Kaiſern ernährt werden mußte, viel zu theuer geworden ſey.

Ich weiß wohl, daß man gewöhnlich annimmt, es ſey neben dem Verbrennen auch immer noch das Begraben im Gebrauch geweſen, und daß man durch dieſe einzige Bemerkung den Hauptknoten in dieſer Schwierigkeit löſen könne. Aber es ergiebt ſich bey genauerer Prüfung dieſes Vorgebens, daß es meiſt auf falſche Annahmen beruht, und uns alſo damit wenig geholfen ſeyn dürfte *).

Schon

ſchichte der Erfindungen B. III. S. 162 ff. geſammelt, wo doch die Hauptſtelle von den Holzflößen aus Etrurien beym Strabo V. p. 340 A. nicht angeführt iſt. Ohne Zweifel waren die lignarii, die vor der porta trigemina nächſt der Tiber wohnten, (Lin. XXXV. 41) Holzhändler, die mit Floßholz handelten. Der Vater des Kaiſers Pertinax war auch ein ſolcher Holzlieferant, der ſeine Niederlage auf dem Appennin hatte. E. Reimarus zum Dio, p 1227, 17.

*) Nur bey den Kindern, die unter dem ſiebenten Jahre ſtarben (man ſehe auſſer den Stellen beym Kirchmann r. 11 den Servius zu Virgils Aen. III, 22.) und dem vom Bliz erſchlagenen (Fulgurita) ſcheint die Akrokauſtie wirklich

Schon in den frühern Zeiten war die Todtenverbrennung eigentliche Nazionalsitte der Römer, und wenn einige Familien, als die Korneliſche, vor dem Sylla Ausnahme davon machten, ſo wird dies auch als eine beſondere Anomalie und Abweichung von der Regel angeführt. In der Folge, und gerade in den Zeitaltern, von welchen hier die Rede iſt, galten auch dieſe Ausnahmen nicht mehr, und der Vornehmſte wie der Geringſte kannte im Allgemeinen keine andere Art der Leichenbeſtattung *), bis das Chriſtenthum aus ſeinen Begräbnißhöhlen und Katakomben heraus auch hierin ein neues Ritual einführte, und an die Stelle des Genius mit der geſtürzten Leichenfackel die entfleiſchten Gerippe und abgefaulten Todtenköpfe ſeiner geglaubten Märtyrer aufſtellte.

Wenn

wirklich nach leicht zu erklärenden abergläubiſchen Sagungen nicht ſtatt gefunden zu haben. Sonſt war das Verbrennen in den blühenden Perioden Roms durchaus allgemein.

*) Selbſt wenn epidemiſche Faulfieber, oder, wie man ſie damals nannte, Peſtkrankheiten tauſende der Einwohner wegraffen, brannten doch in den Vorſtädten Scheiterhaufen, da man doch durch das Begraben der Leichen der Anſteckung weit ſchneller und leichter hätte entgehn können. Wenn daher Ovid eine Peſt ſchildern will, ſo heißt es: dicitur omine ab isto Roma suburbanis incaluisse focis. Fast. II, 549. Sogar der arme Winzer, der ſein Leben beim Erklettern der hohen Weinſtöcke aufs Spiel ſetzte, bedung ſich *regum et tumulum* Plin. XIV, 1. f. 3.

Wenn nun wirklich in den blühendſten Zeiten Roms alle Todten dieſer einzigen Stadt, die einſt Lukan mit Recht generis humani capacem nannte, (die ihren Nazionalſitten getreue Fremdlinge, und auſſer dieſen etwa noch die eigentlichen Lazzaronis, Bettler und ärmſten Sklaven ausgenommen,) alle verbrannt wurden; und wenn auf der andern Seite dennoch keine Spur von Holzmangel oder Theurung zu entdecken iſt, und Schriftſteller, welche andere Ungebührniſſe und Unkoſten bey den Begräbniſſen nicht ungerügt laſſen, hierüber ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachten *): ſo ſind wir freylich aus

*) In einem Fragment des Varro (reip. vadat. p. 269. edit. Bipont.) wird dem Heraklides Pontikus deswegen ein Lobſpruch ertheilt, weil er das Verbrennen der Leichen empfohlen habe, Demokrit aber darum für einen Thoren erklärt, weil er das Mumiſieren in Honig antrieth. Denn, ſetzt der Satyriker hinzu, hätte der letzte Vorſchlag allgemeinen Beyfall gefunden, wahrlich, wir würden dann das Glas Meth mit 6 Dukaten bezahlen müſſen! (quem ſi vulgus ſequutus eſſet, peream, ſi centum denariis calicem mulſi emere poſſemus.) — Der ältere Plinius, der ſich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen läßt, eine Thorheit ſeines Zeitalters mit einer rhetoriſchen Exklamazion zu züchtigen, moraliſirt zwar verſchiedentlich auch über das Anmahlen der Scheiterhaufen XXXV, 7. f. 31. über das Verbrennen der Ezezereyen mit den Todten XII, 18. f. 41. u. ſ. w. aber nirgends beklagt er ſich über den durch die Todtenverbrennungen veranlaßten Holzaufwand.

aus dieſem fernen Standpunkte nicht vermögend, alle Dunkelheiten jenes antiquariſchen Räthſels zu durchſchauen; aber einiges können wir uns doch mit Hülfe der alten Schriftſteller richtiger erklären, einiges auch wirklich als einen Beytrag zur Holzſparkunſt der Alten anſehen lernen.

Ueberhaupt müſſen wir es nie vergeſſen, daß, wo wir eine Schilderung feyerlicher Leichenverbrennungen bey Römiſchen Schriftſtellern, beſonders den Dichtern Tibull, Properz und Statius, finden, dort immer nur die Rede von Prunk- und Paradeleichen der Vornehmern iſt, wobey auch der Scheiterhaufen, der dann eine Altarförmige Geſtalt (cfr. C. Heyne zu Virgils Aeneide VI, 177.) und oft mehrere Aufſätze erhielt, dem übrigen Pomp durch Gebäude und Holzverſchwendung vollkommen angemeſſen ſeyn mußte; daß man aber dies nicht auf alle Todtenverbrennungen der weniger vermögenden und armen Volksklaſſen übertragen müſſe. Bey dieſen letztern war das Holz weder gehobelt noch gemahlt, und gerade nur ſo viel, als zum Verbrennen ſelbſt unumgänglich nöthig war *); und hier bediente man ſich auch häufig

ande-

*) Den verſtümmelten Körper des an der Aegyptiſchen Küſte ermordeten Pompejus verbrannte ſein freygelaſſener Filippus mit den morſchen Ueberreſten eines alten Fiſcherkahns. Dieſe ναυαγικαι ἁρπαγαι, wie ſie beym Plutarch (in Pompeio p. 661. E.) heißt, nennt Lukan, der dieſe Szene vortreflich ſchildert, *pleheium funus* VIII. 736.

anderer Feuermaterialien, die auſſer dem Vortheil der Wohlfeilheit auch eine leicht auflodernde und ſchnell verzehrende Flamme gaben. Noch heut zu Tage iſt in Italien der Gebrauch von gewiſſen Schilf- und Rohrgattungen ſtatt des Holzes allgemein, und einige Arten davon könnten vielleicht auch in unſern Stadtgräben und an ſumpfigen Orten, wo ſonſt nichts wächſt, mit gutem Vortheil gezogen werden. Im Alterthum machten die Schilfpflanzungen (arundineta) einen eigenen Artikel der Landwirthſchaft aus *), und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß man ſich ihrer auch bey Todtenverbrennungen eben ſo gut zu bedienen gewußt habe als der dürren Rebholzbüſchel, (ſarmenta) die man immer als ein gewöhnliches Feurungsmaterial in jenen Ländern benutzte, und deren Gebrauch zu Scheiterhaufen Plinius bey Gelegenheit einer wunderſamen Anekdote von einem Patricier, deſſen Leiche von der Heftigkeit der Gluth vom Scheiterhaufen herabgeworfen wurde, ausdrücklich erwähnt **).

Es

*) Man vergleiche z. B. die Geoponicos V, 53. p. 422. mit der Anmerkung von Niklas, und Boden a Stapel ad Theophraſt. de Plant. IV, 12. p. 472.

**) Plin. VII, 53. ſ. 54. Cum M. Lepidus flammae vi e rogo ejectus, recondi propter ardorem non potuiſſet, iuxta *ſarmentis altis* nudus crematus eſt. Uebrigens gehört zu dem, was die Lateiner ſarmenta, die Griechen φρυγανα nennen, alles kleine Raff- und Leſeholz. Man vergleiche Schöttgen und Schneider zum Kolumella XII, 19. 3.

und

Es fehlte aber auch nicht an allerley Mitteln, mit möglichſter Holzerſparniß dennoch die Gluth des Feuers zu verſtärken. Schon die Oele und Spezereyen, mit denen man vor und während des Verbrennens der Leichen ſo verſchwenderiſch umgieng, mußten den Flammen neue Nahrung zuführen, und die damit eingeſalbten Körper zunder- und brennbarer machen. Allein dies war doch nur ein Luxus der Reichen, bey denen es auf Holzerſparniß nicht abgeſehen ſeyn könnte. Weit häufiger und wohlfeiler ſcheint der Gebrauch geweſen zu ſeyn, den man von gewiſſen Wollkräutern, als dem Wollgraſe, (eriophorum Linn.) dem Semſen (ſcirpus) und den Binſen (iuncus) auch zu dieſer Abſicht gemacht hat. So wie man noch jetzt an vielen Orten durch Hobelſpäne das Lager des Todten im Sarge zu erhöhen pflegt, ſo ſtopfte man die Matten, (torus) in welchen man die Leiche auf den Scheiterhaufen legte, mit einer Menge von ſolchem Pflanzenzunder aus, den die Alten mit dem allgemeinen Namen Papyrus bezeichneten *).

Hier-

und ſo werden cremis und Carnecora in einem alten martyrologio, patino S. Hilariae betitelt, in Welſers Rebus Auguſtae Vindelicorum p. 479. wo auch vom Verbrennen eines dem Scheiterhaufen ähnlichen Holzſtoßes die Rede iſt, mit einander verwechſelt.

*) Dies iſt die arida papyrus, deren Martial beym Leichenverbrennen gedenket, VIII. 44. X. 96. Reichmann glaubt, es ſey der Papyrus bloß ſtatt des Holzes gebraucht worden; aber in der einen Stelle des Mar-

Hierdurch gieng das Verbrennen des in die Mitte wahrſcheinlich hohl gelegten Leichnams deſto ſchneller von ſtatten; und da von dieſem Pflanzenholze faſt gar keine Aſche übrig bleibt, ſo begreift man nun auch leichter, wie die Aſche des Verſtorbenen, dann wenn der Scheiterhaufen niedergebrannt war, in der Mitte ohne allen Asbeſt oder andere dergleichen Hülfsmittel, die nur in den Köpfen der Antiquas

als heißt es ausdrücklich *torus faretus papyro*, welches auch De Rooy in ſeinen Animaduerſionibus Criticis in Martialem p. 183. richtig gegen Kirchmann bemerkt hat. Uebrigens hat ſchon Saumaiſe in Exercitatt. ad Solinum p. 703 b. bemerkt, daß alle ſchilfigen Wollkräuter mit einer markigen Subſtanz auch außer Aegypten und in Italien Papyrus genannt worden ſind. Wenn daher Plinius XVI, 37. f. 70 von ſcirpus unter andern ſagt: ſcirpi — et funeribus ſeruiunt, ſo iſt dies von eben dieſem Gebrauch des Papyrus und ähnlicher Pflanzen zu verſtehn. Die Römer erhielten ſie zu dieſer Abſicht aus den Etruriſchen Sümpfen. S. Strabo V. p. 346. B. τυφη τε (ſo muß allerdings geleſen werden. Vergl. Boden a Stapel ad Theophraſt. p. 464.) και παπυρος, ἀνθηλη τε πολλη κατακομιζεται ποταμοις εις την Ρωμην. Man vergleiche Juſſieu in Caylus Abhandlung vom Papier der Alten Memoires de l'Académie des Inſcr. et B. L. I. XXVI. p. 296. und was auch über dieſe Homonymie des Worts Papyrus Herr Schow erinnert hat in ſeiner gelehrten Einleitung zur charta papyracea Muſei Borgiani (Rom. 1788. 4) p. VII. ſeq. Praefat. S. auch Bartels Reiſen d. Sicilien III, 64.

tiquarier exiſtieren, ohne Mühe unterſchieden werden konnte. Uebrigens finden wir in der Benutzung dieſer und anderer ähnlicher Pflanzen zu dem angeführten Zweck, wodurch ſie ſolche gleichſam als ein Surrogat des Torfes gebrauchten, den die Alten ſo wenig gekannt zu haben ſcheinen, als die Steinkohlen *), vielleicht einen beherzigenswürdigen und für manche Gegenden nützlichen Wink zur Erleichterung des Holzmangels. Nur wäre ihm dann eine beſſere Aufnahme zu wünſchen, als die bekannten Schäfferſchen Verſuche, durch dieſe Pflanzen einen andern gleichfalls ſehr dringenden und mit jedem neuen Meßkatalog furchtbarern Mangel, dem Papiermangel abzuhelfen, unter uns gefunden haben.

Ohne Zweifel bedienten ſich gemeine und ärmere Leute zur Vermehrung der Glurh auch des Pechs und anderer Harze, die man unter den Gemeins

*) Es ſpricht zwar Plinius XXXVII, 7. von einer anthracitis foſſilis, carbonibus ſimilis, und es kommen im Pſeudo — Ariſtoteles de mirabilibus auscultationibus und beym Antigonus Caryſtius p. 193. 225. 227. edit Beckm. allerdings Foſſilien vor, die man lithanthraces nennen könnte; aber erſtlich ſcheint es noch unerwieſen, ob nicht damit Gagat, oder auch Alaunſchiefer gemeint ſey, und dann findet ſich doch durchaus keine Stelle, woraus wir ſähen, die Alten hätten den ökonomiſchen Gebrauch dieſer Foſſilien ſchon gekannt. Man ſehe Herrn H.R. Beckmanns Bemerkungen zu Ariſtoteles Mirab. p. 84. und 259. und berichtige daraus Schoockius de Tuſis (Groning. 1658.) p. 228.

meinnamen Pech zu verſtehen pflegte*). Eine alte Inſchrift, die Kirchmann (S. 206.) anführt, ſagt ausdrücklich von einer armen Familie: ſie habe nicht mehr verlaſſen, als was gerade zum Ankauf des Holzes und Peches, um die Körper damit zu verbrennen, nöthig geweſen ſey, (quam quod ſufficeret ad emendam pyram et picem, ſtubus corpora cremarentur.) Es ſcheint mir nicht unwahrſcheinlich, daß man auch ſelbſt die Leichen damit beſtrichen und begoſſen habe, und daß vielleicht eben daher der Gebrauch des Peches in den alten martyrologiis beym Lebendigverbrennen der erſten Chriſten abzuleiten ſey.

Aber noch lehrreichere Aufſchlüſſe, als alles vorhergehende, geben uns die Stellen der Alten, woraus wir erſehen, daß die ärmern Volksklaſſen und die Sklaven ihre Todten nicht einzeln, ſondern in

*) Daher ſagt der Aſtrologiſche Dichter Manetho in Apotelesm. IV. 190. wenn er anzeigen will, daß aus der Konjunktur des Merkurs mit dem Saturn Todtengräber und Leichenverbrenner entſtunden, es erzeuge dieß:

Κηδεμονας, εφεστιους τυμβους καιοντας' ἐχοντας.

Πευκοτριβας —

Das erſte Wort bedeutet Leute, die mit Cedernharz oder Pech (πευκεδανον, πευκηλαιον, cedria S. Sammaise in Plinianym. Hyl. Iatric. c. 203. p. 808.) viel umgehn, welches beym Verbrennen der Todten häufig gebraucht wurde. So erklärt es auch D'Orville ad Charit. p. 860. edit. Lips.

ihr dafür sorgen, daß diese Schauspieler wohl besorgt werden? Hört ihr's, laßt ihnen nichts abgehen; es sind Leute, die man in Acht nehmen muß; sie sind lebendige Chroniken ihrer Zeit; es wäre euch besser, eine schlechte Grabschrift nach euerm Tod zu haben, als ihre üble Nachrede, weil ihr lebt.

Polonius.

Gnädiger Herr, ich will ihnen begegnen, wie sie es verdienen.

Hamlet.

Behüt uns Gott, Mann, weit besser! Wenn ihr einem jeden begegnen wolltet, wie er's verdient, wer würde dem Staup-Besen entgehen? Begegnet ihnen, wie es eurer eignen Ehre und Würde gemäß ist. Je weniger sie verdienen, je mehr Verdienst ist in eurer Gütigkeit. Nehmt sie mit euch hinein.

Polonius.

Kommt, ihr Herren.

[Polonius geht ab.]

Hamlet.

Folget ihm, meine guten Freunde: Morgen wollen wir ein Stük hören -- Hörst du mich, alter Freund, kanst du die Ermordung des Gonzago aufführen?

Schauspieler.

Ja, Gnädigster Herr.

Ham-

in groſſer Menge zuſammen auf einem Scheiterhaufen verbrannt haben. Der vornehme Römer kehrte freylich von dieſen ekelhaften Szenen niedriger Armuth ſein Auge ſo ſchnell als möglich weg; und da die Römiſchen Schriftſteller, die wir noch haben, faſt alle zur Klaſſe der Edeln und Vornehmen gehören; ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß wir ſo wenig bey ihnen darüber aufgezeichnet finden. Dies wenige iſt ohngefähr folgendes. Oeffentliche, beſonders dazu beſtimmte Polizeyſklaven, ſchleppten des Nachts die Leichen der Armen und Sklaven in einem ſchmutzigen, elenden Todtenkaſten *) (ſandapila, arca) an beſtimmte Plätze in den äußerſten Vorſtädten, die man, viel-

 leicht

*) Saumaiſe in Exercit. Plin. p. 848. glaubt, dieſer Kaſten, den man nach einem Oberſächſiſchen Provinzialwort eine Käſequetſche nennen könnte, wäre zugleich mit verbrannt worden. Dies kann wohl auch zuweilen der Fall geweſen ſeyn, und daher kommen fabri sandapilarum beym Juvenal VIII, 175. vor. Aber die popularis sandapila beym Sueton in Domit. c. 17. und die sponda Orciniana beym Marzial X, 5. ſcheinen mir auf einen beſtimmten Kaſten hinzudeuten, aus welchem man den Leichnam ſogleich ausſchüttete (arca Quae lacerum corpus liceat effundere in ignes, Lucan. VIII. 738.) und dann einen neuen holte. Wahrſcheinlich bediente man ſich hierzu zuweilen auch einer Korbflechte. S. Heſychius s. v. σορός. T. II. c. 1349. Auf jeden Fall war ſo die Erſparniß noch größer.

leicht zum Spott, Küchen (culinae) nannte *). Hier wurden ſie haufenweiſe verbrannt **), und die abgeſengten Knochen in Todtengruben (puticulae oder puticuli) geworfen, wo die Bettler und Sklaven, die auch dieſen Scheiterhaufen nicht bezahlen konnten, ganz unverbrannt ihre Ruheſtätte erhielten. Ein ſolcher Brand- und Begräbniſsplatz des armen Pöbels war vor dem Esquilinischen Thore, das wahre Tyburn, oder la place de Greve des alten Roms, wo Verbrecher hingerichtet wurden, und die unterſten Diener der Gerechtigkeit mit dem verworfenſten Geſindel und den niedrigſten Proſtituirten der Venus Volgivaga ihre Wohnung hatten ***). Dorthin verlegt auch Horaz

*) Acgenus ad Frontin. p. 60 ed. Goes. *Culinae* sunt in suburbanis loca publica, inopum destinata funeribus. Mehr davon findet man in des Juline Pontedera epiſt. Critt. ep. VIII, p. 103. Wegen des unleidlichen Geſtanks, der dieſe Gegenden verpeſtete, ſoll die Gottheit Stankgöttin, Mephitis, eine Kapelle dort gehabt haben. S. Adlers Beſchreibung von Rom S. 200. und hieraus wäre die Stelle beym Petron c. 2. p. 7. zu erklären: non magis sapere possunt, quam bene olere, qui in *culina* habitant. Das war das Geſindel, das dort hauſte.

**) Mart. VIII, 25. 9. Quatuor *intecipti* (vespillones, νεκροφόροι) portabant vile cadaver Accipit *infelix* qualia *mille* vegat.

***) Neben dieſen öffentlichen Brandplätzen wohnten die ustores, welches auch servi publici geweſen zu ſeyn ſcheinen, die carnifices, denn in der Nachbarſchaft wa-

Horaz die Hexenſcene, wobey die Todtenbeſchwörerin Kanidia präſidierte, und durch einen ſonderbaren Wechſel der Dinge verwandelte Mäcen dieſe verpeſtete Gegend in ein anmuthiges Luſtgefilde, ſucem er

Hier, wohin noch jüngſt die Leichen
Der Sklaven aus der engen Zelle ausgeworfen,
Ein Nebenknecht bey Nacht in einer offnen
Armſel'gen Lade tragen ließ, im allgemeinen
Begräbnißplatz des nackſten Bettelpacks, —
Mit einem Worte, auf dem Esquilin,
Und auf der Höhe, wo das Auge ſonſt
Nichts als den traur'gen Anblick eines öden Feldes
Voll weißer Knochen hatte — *)

ren auch die Exekutionen (Sueton. Claud. 25.) und die armſeligſten und verworfenſten Metzen, *bellariae meretrices*, ἑταῖραι αἱ ἐπὶ καπηλείου στάσεως Artemid. Oneirocr. I, 80. p. 68. die hier zwiſchen den Todtengruben und cullinis ihr Weſen trieben. Hieraus muß auch die Stelle beym Katull ep. 59. erläutert werden, wo, um die verworfenſte coureuſe zu bezeichnen, geſagt wird, ſie ſchnappe nach einer Todtenmahlzeit vom Scheiterhaufen,

cum devolutum ab igne, prosequens panem
ab *semiraso* tunderetur ustore.

Semiraſus ustor, was die Interpreten dort nicht ganz verſtanden haben, iſt was beym Martial VIII, 23, *ustrinae*, ein durch ein Brandmal kenntlich gemachter Polizeyſklave heißt. Um das Brandmal wurde eine halbe Glatze geſchoren.

*) S. Hor. I. Sat. VIII, 8. nach Wielands Ueberſetzung. Man vergleiche deſſelben Anmerkung Th. I. S. 235.

Darum

einen Park, die bekannten hortos Maecenatianos, anlegen ließ. Uebrigens war dies gewiß nicht der einzige Platz, der den Armen zu dieser Absicht eingeräumt war, so wie der Kaiser Mark Antonin, von dessen Gnade es ausdrücklich gerühmt wird, daß er bey einer mörderischen Pest, die in Rom wüthete, die Leichenbestattung der Armen auf öffentliche Unkosten besorgt habe, nicht der einzige, der der dürftigern Volksklasse auf eine wohlfeile Weise zum Scheiterhaufen verhalf.

Man begreift leicht, daß durch diese und die vorher angeführten Mittel der Aufwand und die Holzkonsumzion beym Verbrennen vieler tausend Todten ausserordentlich verringert werden mußte; und wenn man berechnet, wie hoch auch dem ärmsten Mann sein hölzerner Sarg heut zu Tage zu stehen kommt, und welche Menge des besten und ausgesuchtesten Holzes täglich von unsern Schreinern als Wohnung derer, die keine Wohnung mehr bedürfen, zum zwecklosen Verfaulen auf unsern Todtenäckern verarbeitet wird *): so wird man

Darum nennt Horaz in einer andern Stelle diese Gegend Esquilias aegras. II. Sat. 6, 33. Man sehe auch Meiboms Maecenas Cap. 28. p. 174.

*) Aus einer Fichte, die 4 Klaftern Holz giebt, können 3 Mandel Bretter geschnitten werden. 5 Bretter zu 7 Ellen Länge gehören zu einem ganz schlechten und gewöhnlichen Sarg für einen Erwachsenen. Hieraus läßt sich ohngefähr eine Berechnung machen, wie viel jähr-

man die Behauptung nicht ungereimt finden, daß die Todtenverbrennung bey der geringen und zahlreichen Volksklaſſe unter den Römern dem Beutel und den Holzvorräthen der Alten nicht nachtheiliger, vielleicht auch wohl gar noch günſtiger war, als die unſrige, und daß der alte, loyale kaiſerliche General, Potroſch, der ſich laut öffentlichen Blättern noch vor einigen Jahren in einem lacco nominali, wie es auf ſeiner Grabſchrift heißt, dem Schooß der Mutter-Erde einverleiben ließ, ſo viel an ihm war, einen thätigen Beytrag zur Beantwortung der Frage: wie hilft man den immer dringender werdenden Holzbedürfniß ab? geliefert hat.

jährlich in einer Stadt, wo im Durchſchnitt die Sterblichkeit bekannt iſt, Holz für the little houſe, wie es Dinarn nennt, verbaut wird. Auch muß man dabey die kleinen Särge für Kinder, und die ſchönen Breter von Eichbäumen, die gewöhnlich für Reichere zu Särgen genommen werden müſſen, in Anſchlag zu bringen, nicht vergeſſen.

Böttiger.

VI.

Politiſche Verſuche.

1.

Nachtheile der Bevölkerung.

Man hat wohl niemals daran gezweifelt, daß der Reichthum und die Stärke der Staaten auf einer reichlichen Menſchenmaſſe beruhen, indem alle dem Staat nöthigen oder vortheilhaften Anſtalten eine Menge Köpfe und Arme erfodern. Wer hätte aber denken ſollen, daß hieraus gefolgert werden würde, man könne der Menſchen nie genug haben, und in ihrer größten Zahl allein ſey nicht bloß die Möglichkeit, ſondern auch die Wirklichkeit des Nazional-Wohlſtandes in aller Fülle ohne weiteres vorhanden? Gleichwohl iſt dieſe Folgerung ſogar praktiſch ausgeführt worden, und das gieng vielleicht ſo zu. Man war auf die glücklichen Fruchte der begünſtigten Anſiedelung franzöſiſcher Koloniſten aufmerkſam geworden, deren Verluſt ihr Vaterland zu ſpät zu empfinden und zu bereuen ſchien; man fühlte dabey, wie ſehr die Volkemenge durch die Kriege ſeit Jahrhunderten gemindert ward, und fieng nun allenthalben an auf die Vermehrung dieſes lebendigen Kapitals ernſtlichen Bedacht zu nehmen. Es fiel in die Augen, daß Preußen, um wüſte Brüche zu beleben,

leben, übergroße Heere vollzählig zu erhalten, und koſtbaren Fabriken ſchnelle Aufnahme und Ausbreitung zu verſchaffen, den Menſchen-Zuwachs mit aller der Kraft und dem glücklichen Erfolg begünſtigte, die dieſem Staate unter Friedrich dem Einzigen eigen waren: und ſiehe da, der Schlüſſel zu dem Geheimniß der Staatsglückſeligkeit war gefunden! Bevölkerung wurde das große Augenmerk der Regierungen und das Loſungswort der politiſchen Rechenkünſtler. Es gieng an ein Addieren und Multiplizieren der Menſchen, daß es eine Luſt war, und man war nicht minder ſtolz, als weiland König David auf ſeine Volkszählung, wenn die Seelen-Regiſter jährlich einen beträchtlichen jungen Zuwachs anzeigten.

Man ahmte Preußen in der Volksmehrung nach, ohne Preußens Bedürfniſſe zu haben, und ohne ſeine Nahrungsunterſtützung dabey anzuwenden.

Länder, die keine Preußiſchen Heere brauchten, keine menſchenleere Steppen in ihrem engern Bezirke hatten, und zu Aufrichtung von Fabriken entweder nur den guten Willen ohne Kräfte brauchen wollten, oder keine Luſt bezeigten, hinreichenden Aufwand für die erſte Einrichtung ſolcher Nahrungszweige an andern Staats- und Hofausgaben abzuſparen, ſuchten dennoch Fremde an ſich zu ziehen, und wähnten durch die bloß vermehrte Menſchenſchar den Staat ſogleich in voller Blüthe zu ſehen.

Zu läugnen iſt es freylich nicht, daß ſeitdem hie und, da die Betriebſamkeit zunahm, auch der Nazionalreichthum einen ſchnellern Kreislauf machte, und neben dem Zuwachs in den Populazionstabellen, auch ein Plus in den Finanzregiſtern zum Vorſchein kam.

Allein daraus möchte ich doch für unbedingte Populazion keine Schutzrede ableiten, oder den Grund der vermehrten Betriebſamkeit bloß in der größern Menſchenzahl aufſuchen; es müßte ſonſt allenthalben der Ueberfluß an Menſchen mit dem Ueberfluß an Nahrung, Thätigkeit und Wohlſtand gepaart gefunden werden, welches aber gewiß der Fall nicht iſt. Denn ſeitdem Verſchiedenheit des Glaubens nicht mehr kriminell iſt, und der Werth des Menſchenfleißes in der politiſchen Arithmetik zu ungleich höhern Prozenten ſteht: ſeitdem iſt die Landesverweiſung der Induſtrie ganz abgekommen, und man erhält an fremden Koloniſten ſelten etwas anders als Ausſchuß, den ihr Vaterland recht herzlich gern entbehren konnte, weil eben ihre Arbeitsſcheu demſelben zur Laſt fiel.

Wo nicht weiſe Thätigkeit und freygebiger Aufwand der Regierung ſich mit andern günſtigen Umſtänden verbinden konnten, da war der Nutzen der Volksmehrung eine vorübergehende Erſcheinung, welche am Ende den Ausgabe-Kapiteln der Armenkaſſe oder den Hoſpitälern anheim fiel, und von geſcheiterten Fabrik-Unternehmungen dem

Lande

lande bloß das traurige Vermächtniß müßiger Arme und hungriger Mäuler hinterließ, zugleich aber die Summe des moraliſchen Werths der Nazion um ſo viel verringerte, als die Bettlerklaſſe Zuwachs bekam. Einſichtsvolle Beobachter ſind dieſes auch längſt gewahr worden, und Schlözer ſagt ſehr richtig in einem Hefte ſeines Briefswechſels:

„Für Brod und Menſchen muß immer zugleich „geſorgt werden, und zwar von der Regierung. „Brod macht immer Menſchen, aber nicht umgekehrt.“

Man ſcheint dieſes allmählig zu begreifen, und die Populazionsſucht iſt herabgeſtimmt, weil die Erfahrung zu deutlich lehrt, daß die Menſchenzahl mit dem Boden, auf dem ſie leben und weben ſoll, in einem durch ſeine Beſchaffenheit und Begränzten Verhältniß ſtehen muß, und daß man folglich mit Anſiedelung vorſichtig zu ſeyn, oder gar inne zu halten Urſach habe. Das hieße alſo die Sache ihrem vormaligen natürlichen Laufe lediglich wieder überlaſſen, und die Bevölkerung eben nicht weiter begünſtigen zu wollen.

Sollte es aber damit gethan ſeyn? ſollte dadurch dem bereits vorhandenen Uebel und deſſen Folgen abgeholfen werden? Ich glaube kaum.

Wenn es augenſcheinlich iſt, daß an vielen Orten ſchon mehr Verzehrer exiſtieren als die vorhandenen Erwerbswege faſſen können; wenn es ſer-

ner wahr iſt, daß Ausſicht und Hoffnung zu neuen Nahrungszweigen noch unter die verborgenen Dinge gehören, und daß in den geſunkenen Fabrikanten, überzähligen Handwerkern und den Hausgenoſſen auf den Dörfern der Stamm für eine Arbeitſcheue und Schamvergeſſene, mit Gebrechlichkeit und Siechthum beladene Volksklaſſe vorhanden iſt, welche den übrigen den Nahrungsvorrath ſchmälern hilft, und durch Betteln, Stehlen und Müßiggang übeln Ruf und Laſten über den Staat bringt: ſo wird allenfalls nur die Vergrößerung des Unheils durch jenes Mittel aufgehalten; aber das bereits eingeimpfte Uebel bleibt und frißt in der Maße um ſich, wie ſich die Geburtsliſten von Jahr zu Jahr vergrößern. Mir ſcheint es wenigſtens eine unbezweifelte Erfahrung, daß wohl ganze Familien der höhern Klaſſen tief herunter ſinken können; aber nie haben ſich die eigentlichen Hefenklaſſen in einen höhern, dem Staat und ſich ſelbſt nützlichern Rang erheben mögen; und, in der That, ein beobachtender Blick auf den Zuſtand dieſer Menſchenart muß uns leider völlig überzeugen, daß hier der Ruf zu einem würdigern Daſeyn in taube Ohren fällt, und daß jedes moraliſche Gefühl des Menſchenwerths von dem Unkraut aller ungezähmten ſinnlichen Triebe und thieriſchen Affekten ganz erſtickt iſt. Die darbende Armuth ſcheint ſich ſelbſt das Urtheil der moraliſchen Verdammniß zu ſprechen.

Folgt aber nicht hieraus die Schädlichkeit, ja die Gefahr des Daſeyns und des Wachsthums einer

Hamlet.

So wollen wir's Morgen auf die Nacht haben. Ihr könnt doch, im Nothfall eine Rede von einem Duzend oder sechszehn Zeilen studieren, die ich noch aufsezen, und hinein bringen möchte? Könnt ihr nicht?

Schauspieler.

Ja wohl, Gnädigster Herr.

Hamlet.

Das ist mir lieb. Geht diesem Herrn nach, aber nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zum besten habt. (Zu Rosenkranz und Güldenstern.) Meine guten Freunde, ich verlasse euch bis diese Nacht; ihr seyd willkommen in Elsinoor.

Rosenkranz.

Wir empfehlen uns zu Gnaden --

(Sie gehen ab.)

Achte Scene.

Hamlet allein.

Ja, so behüt euch Gott: endlich bin ich allein -- O, was für ein Schurke, für ein nichtswürdiger Sclave bin ich! Ist es nicht was ungeheures, daß dieser Comödiant hier, in einer bloßen Fabel, im bloßen Traum einer Leidenschaft, soviel Gewalt über seine Seele haben soll, daß durch ihre

ner solchen für nützliche Thätigkeit und feines Gefühl ganz verlornen Menschenart für den Staat? einer Menschenart, welche Betteln und Stehlen für ehrliche Nothmittel hält, und jeden begüterten oder fleißigen Staatsbürger beneidet und anfeindet? Gleichwohl sind deren manche, von dem jetzt regen Geist der Ungebundenheit und Eigenmacht getrieben, obendrein inkonsequent genug, mit solchen Ohnehosen gemeine Sache wider die Staatsgewalt zu machen und Reformazionen abtrotzen zu wollen, wobey sie am Ende in der Verwirrung der Dinge die Kosten der Allianz theuer genug an diese Semperfreyen bezahlen möchten.

Eine zahlreiche aber elende und mit allem Mangel kämpfende Existenz kann also keinem Staate Kraft und Wohlstand verleihen, und um einer angemeßnen Zahl von Unterthanen gemächlichern oder doch nothdürftigern Lebensgenuß zu gewähren, wird es immer nöthiger, die Sache von Seiten der Landespolizey ernstlich ins Auge zu fassen.

Ich wage also die Behauptung, daß man sich nicht begnügen müsse, der Bevölkerung hinführo keinen unmittelbaren Vorschub zu thun; sondern daß man einen Schritt weiter und zwar auf ganz entgegen gesetztem Wege thun, daß man auf Entvölkerung denken müsse. Hoffentlich wird Niemand sich an diesem Nahmen stoßen, oder durch die anscheinende Härte des Gedankens auf den Verfasser den Argwohn einer Herzenshärtigkeit werfen.

Ohne

Ohne Mitleid und Menschenliebe abzuschwören, wird auch der fühlende Mensch auf eben diesen Gedanken treffen, wenn er mit Unbefangenheit und Ernst die Wichtigkeit des Gegenstandes erwägt, und aus zweyen Uebeln das kleinste zu wählen sich genöthiget siehet.

Einseitigkeit und rasches Urtheil wird in solchen verwickelten Dingen immer irre führen, und misverstandenes Mitleid darf bey so wichtigen Volksangelegenheiten keine Stimme haben, wenn Kollision der Existenz die Nothwehr des Naturrechts zu Hülfe rufen, und die hier unwirksame Gesetzgebung des Civilrechts gleichsam suspendieren muß.

Jedoch dem Urtheil erfahrner und mit diesen Gegenständen vertrauter Männer gebe ich diese Idee gänzlich dahin, und wünsche, daß man, wenn sie Wahrheithaltig befunden wird, auf die besten und ausführbarsten Mittel, oder im Gegenfall auf etwas besseres denken möge.

2.

Divide et impera!

Dies ist wohl keine Radikalkur, aber immer ein gutes Palliativmittel, und ein Nothbehelf der Politik zu seiner Zeit. Man hat schon viel gewonnen, wenn die Meinungen über das Regiment im Staate getheilt sind, und wenn die demselben zugethane Parthey seine Vertheidigung wider die andere übernimmt.

Aber

Aber in unſern Tagen, wo der Geiſt der Unzufriedenheit ſein böſes Spiel in allen Ständen treibt, gehört ſchon viel dazu, es nur einer Volksklaſſe recht zu machen, und ſich vor allem Anlaß zu gemeinſamen Beſchwerden zu hüten. Es braucht nicht ein und derſelbe Gegenſtand zu ſeyn, der das Gefühl des Unwillens im Volke allgemein erregt; es iſt genug, daß auf jede Klaſſe einzelne und verſchiedene Laſten drücken, um ſie alle oder doch die größere Menge zu dem gemeinſamen ungeſtümen Wunſche der Abſtellung aufzureizen, wobey es an Parteyführern nicht leicht fehlen wird, weil die dazu tauglichen Subjekte gemeiniglich eher als die Parteyen ſelbſt vorhanden und oft deren Urheber ſind.

Wachſamkeit auf dieſe und auf ihre mächtigen Inſtrumente, die niedern und zahlreichern Volksklaſſen, räth eine geſunde Politik jetzt mehr als jemals.

Man verſäume keine Gelegenheit, die Gemüther der begüterten und die ſittlichern Volksklaſſen des Mittelſtandes zu gewinnen, indem man ſie auf die wachſende Unverſchämtheit der Anſprüche und die gewünſchte Oberhand der Ohnehoſen aufmerkſam, und ihnen die Gefahr für ihre Ruhe und ihr Eigenthum einleuchtend macht.

Dieſe Klaſſen ſollten ſich billig vor der Inkonſequenz hüten, dem unſittlichern Theil ein böſes Beyſpiel von Widerſetzlichkeit gegen Obrigkeit

und Geſetze zu geben; ſie zeigen dadurch einem wilden Strome den Lauf, der ſie ſelbſt unaufhaltſam ins Verderben reißen kann.

Ein gemeinſames Intereſſe alles Volks mit Schonung zu behandeln, das Intereſſe aller Stände ſo viel als möglich abzuſondern, ohne jedoch dadurch eine eben ſo ſchädliche als heftige Kolliſion deſſelben zu veranlaſſen, die Aufmerkſamkeit auf wichtige Gegenſtände ſchicklich zu zerſtreuen, — iſt die abſtrackte Aufgabe der Politik, die jeder, der ein Ruder des gemeinen Weſens führt, auf konkrete Fälle einſtudieren, ſich aber zugleich vor der Klippe hüten muß, die Meinungen zu entzweyen, ſtatt ſie bloß zu theilen.

A.

VII.

K. L. Reinhold

an

ſeine in Jena zurückgelaſſenen Zuhörer.

Wenn es irgend eine Belohnung giebt, die ſogar neben dem Bewuſtſeyn ſeine Pflicht gethan zu haben, genannt werden dürfte: ſo iſt es diejenige, welche mir bey meinem Abſchiede aus Jena durch Sie, meine Herren und Freunde, zu Theil geworden iſt, und der Sie durch das Geſchenk und das Schreiben, welches mir bey meiner Durchreiſe in Hamburg eingehändigt wurde, die Krone aufgeſetzt haben. Selten dürfte ein ausgeprägtes Gold den damit Belohnten und den Belohnenden zugleich auf eine unverdächtigere Weiſe geehrt, und noch ſeltner dürfte daſſelbe eine ſo uneigennützige Geſinnung und eine ſo veredelte Denkart des Gebers dargeſtellt und verewiget haben. Politiſche Verdienſte, welche durch Regenten, und litterariſche, welche durch gelehrte Geſellſchaften einer ähnlichen Auszeichnung würdig befunden werden, müſſen ſich gewöhnlich durch eine Gemeinnützigkeit empfehlen, welche nach dem handgreiflichen Maßſtab eines Marktpreiſes beſtimmt werden kann. Das Verdienſt hingegen, welches Sie, meine Herren und Freunde, durch ein auf unſern Univerſitäten gewiß ſeltenes, wo nicht unerhörtes Beyſpiel zu belohnen

lohnen beſchloſſen haben, iſt kein anderes, als der Unterricht in einer Wiſſenſchaft, die, in wie ferne ſie weder zu Verſorgungen noch zu Ehrenſtellen den Weg bahnt, zu den brodloſen gezählt wird, in derjenigen Wiſſenſchaft, die von den Großen und Mächtigen dieſer Welt gemeiniglich gefürchtet und gehaßt, von der Menge aus allen gelehrten Zünften verachtet und vernachläſſiget, und in der Geſtalt, in der ich ſie vortrage, von ihren eigenen Pflegern noch zur Zeit verkannt und verſchrieen wird.

Die Filoſofie, die uns in Jena beſchäftigte, hat durch das, was Sie, meine Herren und Freunde, für Ihren Lehrer gethan haben, ein zuverläßiges und glänzendes Zeugniß erhalten, daß dieſelbe die Herzen keineswegs erkälte, indem ſie die Köpfe aufhellt; und daß ſie, welche die Grundbegriffe des menſchlichen Wiſſens in ihre letzten Elemente auflöſet, darum nicht weniger geſchickt ſey, auch die feinſten und edelſten Gefühle der Humanität aufzuwecken und zu nähren. Mir ſoll dieſes ſchöne Denkmal Ihrer Dankbarkeit ein unzertrennlicher Gefährte durchs Leben ſeyn; ſoll mir, wenn ich es je vergeſſen könnte, ins Gedächtniß zurück rufen, was ich Ihnen zu danken habe, insbeſondere das herzerhebende Schauſpiel einer ſo beträchtlichen Menge junger Männer im muthigen und ſtandhaften Beſtreben Wahrheit auf dem Wege zu ſuchen, von dem ich mir ſelbſt nicht verbergen kann, daß er zur Zeit noch ſehr dornicht und ſteil iſt, wenn ich ihn gleich für den kürzeſten und

ſicher-

ſicherſten erklären muß, — die nachdrückliche Aufmunterung, womit Sie mich durch Ihr Entgegenkommen und Ausharren bey meinem Berufsgeſchäft unterſtützten, und die mannichfaltigen und rührenden Aeuſſerungen Ihrer Ergebenheit, womit Sie meine Liebe erwiederten.

Ich glaube feſtiglich an die Unvergänglichkeit des Denkmals, das ich, wie mich Ihr gütiges Schreiben verſichert, in Ihren Herzen beſitze. In dieſem Glauben werde ich durch die vornehmſten Reſultate unſres gemeinſchaftlichen Filoſofierens beſtärkt, von denen ich gewiß weiß, daß ſie auch noch jenſeits des Grabes Wahrheit ſeyn werden. Erlauben Sie, daß ich hier diejenigen darunter anführe, an welche ich am liebſten mein Andenken in Ihren Geiſtern angeknüpft, und die ich als die letzten Worte Ihres ſcheidenden Freundes am nächſten an Ihre Herzen gelegt wünſche.

Ich bitte Sie daher oft zu bedenken und nie zu vergeſſen:

Daß Eine und eben dieſelbe in dem (von uns entwickelten) Weſen der Vernunft gegründete Funkzion ſowohl jedem richtigen Räſonnement der Denkkraft, als auch jeder guten Handlung des Willens zum Grunde liege: nämlich das Unterordnen des Beſondern unter das Allgemeine, und daß alſo die im Vernunftſchluſſe und in der Sittlichkeit beſchäftigte (die theoretiſche

ſche und die praktiſche) Vernunft an Eine und eben dieſelbe Handlungsweiſe gebunden ſey.

Daß die Sittlichkeit weder, mit den Stoikern, als ein bloßer Akt der durch ſich ſelbſt unwillkührlich handelnden Vernunft, noch, mit den Epikuräern, als eine bloße Aeußerung des durch Räſonnement unwillkührlich geleiteten Strebens nach Vergnügen, ſondern, mit Kant, als das freye Ergreifen der Geſetzmäßigkeit um ihrer ſelbſt willen gegen Luſt oder Unluſt, bey der guten — und als das freye Ergreifen der Luſt oder Unluſt gegen das Geſetz, bey der böſen Handlung gedacht werden müſſe; wie ſie denn auch durch den gemeinen geſunden Verſtand als die freye Befriedigung der Foderung des Gewiſſens gegen die Foderung des Gelüſtens in dem Einen, und als die freye Befriedigung des Gelüſtens gegen die Foderung des Gewiſſens in dem andern Falle gedacht wird,

Daß jedes filoſofiſche Syſtem, durch welches die filoſofierende Vernunft mit dem gemeinen und geſunden Verſtande über die Ueberzeugung von der Freyheit des Willens entzweyt wird, eben ſo falſch als verderblich ſey.

Daß dieſe Freyheit, in wie ferne ſie der ſittlich guten und ſittlich böſen Handlung zum Grunde liegt, unbedingt, im ſtrengſten Sinne des Wortes, Freyheit ſey; daß nur durch ſie das Verdienſt und die Schuld unſrer

Hand-

Handlungen, der Werth und Unwerth unſrer Perſon in unſerer Gewalt ſtehe, und daß wir ohne ſie eben ſo wenig dafür bürgen könnten, ob wir in jedem folgenden Augenblicke rechtſchaffen oder nichtswürdig, als ob wir geſund oder krank, glücklich oder unglücklich ſeyn würden.

Daß ohne dieſe Freyheit, und die nur durch ſie denkbare Zurechnungsfähigkeit unſerer Willenshandlungen eben ſo wenig ein probehältiger Grund der Erwartung eines künftigen Lebens, als ein eigentlicher reeller Unterſchied zwiſchen moraliſcher und fyſiſcher Nothwendigkeit und Möglichkeit, zwiſchen Zwang und Pflicht, zwiſchen können und dürfen, folglich ſchlechterdings keine Moralität auch im gegenwärtigen Leben möglich ſey.

Daß die filoſofierende Vernunft ſo wenig mit dem geſunden Verſtande als mit ſich ſelber einig ſey, ſo lange ſie fortfährt Principien des Dogmatismus und Skepticismus, des Naturalismus und Supernaturalismus aufzuſtellen.

Daß die Geſundheit des Verſtandes ſich durch eine gleich weite Entfernung von anmaßlicher Wiſſerey und von Zweifelſucht, von Unglauben und von Aberglauben ankündige; und daß die mit ſich ſelbſt einige filoſofierende Vernunft im Dogmatismus nichts wahr finden könne

als den Abſcheu vor Zweifelſucht, im Skeptizismus nichts als den Abſcheu vor Aberglauben, und im Supernaturalismus nichts als den Abſcheu vor Unglauben.

Daß die einzig wahre Filoſofie in ſo ferne weder dogmatiſch noch ſkeptiſch ſeyn könne als ſie durch die Kritik der reinen Vernunft eingeleitet; und die einzig wahre Religion in ſo ferne weder naturaliſtiſch noch ſupernaturaliſtiſch als ſie durch Moralität begründet wird.

Daß die einzig wahre Filoſofie allgemeingültig, für alle Menſchen dieſelbe ſey, und alle Sekten und Parteyen in ihrem Gebiete unmöglich mache, in wie ferne ſie in ihren Principien nichts anders iſt und ſeyn kann, als die reine weder durch Mangel noch durch Ueberfluß fehlerhafte Kenntniß der urſprünglichen, allen Menſchen gemeinſchaftlichen, und bey aller Verſchiedenheit der Organiſazionen, Temperamente, Erziehungsarten u. ſ. w. in jedem Menſchen auf dieſelbe Weiſe vorhandenen Geſetze, an welche ſie durch die aller Erfahrung zum Grunde liegenden und in ſo ferne von aller Erfahrung unabhängigen Vermögen des Gemüthes gebunden ſind.

Daß ſich nur von dieſer Filoſofie ohne Beynamen unter den redlich geſinnten Selbſtdenkern diejenige Eintracht erwarten laſſe, ohne welche dieſelben, einander immer entgegen arbeitend, die Ihnen zukommende

Lenkung

Würkung ſein ganzes Geſicht ſich entfärbt, Thränen ſeine Augen füllen, ſeine Stimme bricht, jeder Geſichtszug, iedes Gliedmaß, iede Muskel die Heftigkeit der Leidenſchaft, die doch bloß in ſeinem Hirn iſt, mit ſolcher Wahrheit ausdrükt -- und das alles um nichts? Um Hecuba -- Was iſt Hecuba für ihn, oder er für Hecuba, daß er um ſie weinen ſoll? Was würd er thun, wenn er die Urſache zur Leidenſchaft hätte, die ich habe? Er würde den Schauplaz in Thränen erſäuffen, und mit entſezlichen Reden jedes Ohr durchbohren; die Schuldigen würden von Sinnen kommen, und die Schuldloſen ſelbſt wie Verbrecher erblaſſen -- und ich, träger ſchwermüthiger Tropf, härme mich wie ein mulzſüchtiger Grillenfänger ab, fühle die Gröſſe meiner Sache nicht, und kan nichts ſagen -- nein, nichts, nichts für einen König, der auf eine ſo verruchte Art ſeiner Crone und ſeines Lebens beraubt worden iſt! -- Bin ich vielleicht eine Memme? Wer darf mich einen Schurken nennen, mir ein Loch in den Kopf ſchlagen, mir den Bart ausrauffen, und ins Geſicht werfen? Wer zwikt mich bey der Naſe, oder wirft mir eine Lüge in den Hals, ſo tief bis in die Lunge hinab? Wer thut mir das? Und doch ſollt' ich es leiden -- Denn es kan nicht anders ſeyn, ich bin ein Taubenherziger Menſch, der keine Galle hat, die ihm ſeine Unterdrükung bitter mache; wenn es nicht ſo wäre, hätte ich nicht bereits alle Geyer der Gegend mit dem vorgeworfnen Aas dieſes Sclaven gemäſtet? Der blutige kupplerische Bube! Der gewiſſenloſe, verräthriſche, unzüchtige, unbarmherzige Böſewicht! -- Wie, was für eine niederträchtige

Lenkung der öffentlichen Ueberzeugung (opinion publique) ſich ſelber vereiteln müſſen — und durch welche ein Volk allein zu derjenigen beſtimmten und feſten öffentlichen Ueberzeugung gelangen kann, die den Karakter der mit ſich ſelbſt einſtimmigen gemeinſchaftlichen Vernunft und des allgemeinen Willens hat.

Daß eine ſolche öffentliche Ueberzeugung, ſobald ſie einmal vorhanden ſeyn wird, alle gewaltſamen Revoluzionen unnöthig und unmöglich machen, bey was immer für einer äuſſern Regierungsform den ihr allein gebührenden innern Karakter der geſetzgebenden Macht annehmen, und die Regenten unter was immer für einer Benennung auf die Funkzion der ausübenden Gewalt unter die der allgemeinen geſetzgebenden Vernunft einſchränken müſſe.

Daß, ſo lange die bürgerliche Freyheit, als die äuſſere Möglichkeit zu thun was keinem andern ſchadet, nur von einer durch poſitive Einrichtungen und Geſetze allein zu erhaltenden äuſſern Unmöglichkeit zu thun was andern ſchadet abhängt, zwiſchen bürgerlicher und natürlicher Freyheit ein Widerſpruch ſtatt finde, der nur durch innere Beſchränkung der Zügelloſigkeit, nur durch moraliſche Kultur, durch Veredlung der Perſonen nach und nach verſchwinden kann.

Daß die wahre politiſche Freyheit eben ſo wenig in der monarchiſchen Verfaſſung unmöglich als von der

Republikaniſchen abhängig ſey; daß ſie bis itzt noch nir gendwo und nirgendwann, auch nicht einmal in Rom und Griechenland, dageweſen; daß ſie, ſo lange die Anarchie der über Pflicht und Recht uneinigen Selbſtdenker und die ſowohl wiſſenſchaftliche als ſittliche Unmündigkeit des Lehrſtandes fortdauert, ſchlechterdings unmöglich; und daß man derſelben überhaupt eben ſo unfähig als unwürdig ſey, ſo lange man das Herrſchen nicht eben ſo ſehr als das Beherrſchtwerden verabſcheut.

Daß bey dem gegenwärtigen heftigen Kampf für und gegen die von beyden Parteyen gleich ſehr verkannte äuſſere Freyheit nichts ſo ſehr zu fürchten ſey, als daß die eine Partey über die andere einen entſcheidenden Sieg davon trage, und nichts ſo ſehr zu wünſchen, als daß beyde einander gegenſeitig bis zu dem Grade einſchränken und entkräften, in welchem die kaltblütige geſunde Vernunft, in deren Händen das Intereſſe der Menſchheit allein geborgen iſt, zu ihrer wohlthätigen Wirkſamkeit Raum gewinne.

Daß die eben ſo unmenſchliche als unfiloſofiſche Gleichgültigkeit des Indifferentismus weſentlich von der weltbürgerlichen Unparteylichkeit verſchieden ſey, die, vom Demokratismus und Ariſtokratismus gleich weit entfernt, jede Partey gegen ungerechte Angriffe ihrer Gegnerin in Schutz nimmt, und eben darum das Unrecht auf beyden Seiten aufſucht und aufdeckt.

Daß

Daß nur das unverrückte ins Auge faſſen und ans Herz legen der Maximen der Beſonnenheit und Gerechtigkeit den über die gegenwärtigen öffentlichen Angelegenheiten abhandelnden Schriftſteller gegen die Gefahr ſichern könne, in dem beſeſſenen Geiſt unſers Zeitalters nicht etwa den Satan durch Beelzebub oder dieſen durch jenen zu beſchwören; und daß ſich der Menſchenfreund nur durch das Feſthalten an jenen Maximen vor dem Hin- und Herſchwanken zwiſchen den beyden Extremen verwahren könne, welches auſſerdem eine unvermeidliche Folge der Greuelthaten iſt, die auf beyden Seiten vorgehen, und durch die man ſich bald zu dem einen bald zu dem andern Entgegengeſetzten hingeſtoßen fühlt.

Daß die einzig wahre Religion allein auf reine Moralität gegründet, und in ſo ferne weder eſoteriſch noch exoteriſch, weder bloß für die Filoſofen noch bloß für den Pöbel, weder ein metafyſiſches Syſtem, noch eine politiſche Maſchine, ſeyn könne; ſondern daß ſie die kunſt- und arg-loſe Vorſtellungsart des durch ſittlich guten Willen geleiteten und in ſo ferne geſunden Verſtandes ſey, die ſchon allein darum Chriſtenthum heiſſen müßte, weil Chriſtus ſie der erſte gelehrt, und ihren Geiſt erſchöpfend in dem Satze ausgedrückt hat: **Selig ſind die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.**

Kiel den 30ſten May 1794.

Karl Leonhard Reinhold.

VIII.

Auszug eines Briefes aus Rom neuentdeckte antike Kunſtwerke betreffend.

Rom, den 21ſten Jun. 1794.

Das Antiken-Graben wird zeither ſehr ämſig getrieben, und meiſtens mit gutem Erfolg. Viele vorzügliche Monumente ſind im Verlauf eines Jahres entdeckt worden. Unter andern in Paleſtrina eine Koloſſalſtatue des Antinous, bey weitem die ſchönſte Arbeit, die wir aus den Zeiten Hadrians kennen. Der Prinz Colonna fand alle Fratocchie in der Nähe von Albano eine Diana in langem Gewande und mit dem beſten Kopf, den wir bisher von dieſer Göttin haben. Eine andere Diana entdeckte der Kardinal Braschi bey Gabii, von ganz neuer Stellung und Koſtum: ſie hat eine Krone von Hirſchchen um den Kopf. In der Vigna neben S. Sebaſtiano ward das Grabmahl einer ganzen Familie entdeckt, mit kleinern und größern Statuen, Büſten, Altären, Inſchriften, Sarkofagen, welche zuſammen mit den Kammern ſelbſt ein Enſemble vom höchſten Intereſſe formieren, wiewohl die Arbeit nicht von der beſten Zeit iſt. Es gehörte einer freygelaßnen Familie Ulpia und Aelia zu, alſo aus den Zeiten Trajans und Hadrians. Die größte und neueſte Entdeckung

aber

aber iſt diejenige, welche Prinz Auguſt von England am Meer drey Meilen von Ardea in einem Gute des Duca Ceſarini gemacht hat. Bis jetzt ſind 14 Statuen nebſt einer Menge von Bruchſtücken gefunden worden. Unter jenen zeichnen ſich vorzüglich aus, ein ganz erhaltener Merkur; — der jüngſte Sohn der Niobe, — der nehmliche Grupp, welcher in Spanien unter dem Nahmen Oreſtes und Pylades bekannt iſt, — und eine Venus in der gewöhnlichen ſchamhaften Attitüde wie die Mediceiſche — „Aber auch ſo gut?" — Der vollkommen erhaltne Kopf iſt ohne Vergleichung ſchöner; am Körper fehlen die Finger und ein Bein; aber ſo was fleiſchiges kenne ich in der Kunſt nicht. Ihr Körper iſt größer als die Mediceiſche, aber nicht ſo delikat; in dieſer Rückſicht muß ſie der Florentiniſchen weichen; die Kapitoliniſche hingegen ſieht weit zurück. — Der Ort, wo man noch immer zu graben fortfährt, war wahrſcheinlich (nach Fragmenten von Inſchriften nehmlich) eine Villa des Salluſtius.

IX.

Preisaustheilung und Preisaufgaben der Kurf. Deutschen Gesellschaft zu Mannheim.

Mannheim, den 30ſten Brachmonat 1794.

Die kurfürſtl. deutſche gel. Geſellſchaft hielt heute öffentliche Sitzung. Herr Kirchenrath Knibel las eine Abhandlung über das Erhabene in der Bibel, Herr Kirchenrath Mieg eine Darſtellung der Unterwelt nach den Begriffen des Orients der Griechen und Römer. Hierauf zeigte der beſtändige Geſchäftsverweſer, Herr G.R. von Klein, den Tod des kurf. Geheimen- und Regierungsrathes und erſten Archivars, Herrn Nikoln von Stengel, ordentl. Mitgliedes der Geſellſchaft, an, und las zur Feyer ſeines Andenkens ein Trauerlied.

Im verfloſſenen Jahre ſetzte die Geſellſchaft eine goldene Denkmünze von 25 Dukaten auf die beſte Bearbeitung einer kritiſchen Geſchichte der deutſchen Schauſpieldichtkunſt. Sie erhielt nur eine einzige Schrift über dieſen Gegenſtand — eine Skizze mit dem Motto: „Zeiget mir ein Volk, welches „durch Lehren und kahle Wiederhohlung moraliſcher Gemeinſprüche gebildet wurde ꝛc.“ — Ob ſchon nun dieſe

ſer Schrift durch keine andre der Preis ſtreitig gemacht wurde: ſo iſt ſie doch nicht geeignet, von der Geſellſchaft gekrönt zu werden. Die Geſellſchaft verdoppelt daher für das künftige Jahr den Preis, und ſetzet auf denſelben Gegenſtand, nämlich auf die beſte Bearbeitung einer kritiſchen Geſchichte der deutſchen Schauſpieldichtkunſt, eine goldne Denkmünze von 50 Dukaten. Die Preisſchriften müſſen mit verſchloſſenen Namen, und einem Denkſpruche vor dem erſten Oſtermonats 1795 an den Geſchäftverweſer, Herrn G.R. von Klein, eingeſandt ſeyn. Die Geſellſchaft beſchloß den 19ten Jahrgang ihrer Verſammlungen mit Herausgabe des 9ten und 10ten Bandes der geſellſchaftlichen Werke, welche die vier gekrönten Preisſchriften von deutſchen Synonymen oder ſinnverwandten Wörtern enthalten.

Herr Geh. Rath von Klein ſetzet zur Fortſetzung des Werkes Leben und Bildniſſe groſſer Deutſchen, folgende Preiſe aus: 1) Auf die beſte Biographie des deutſchen Dichters Sal. Geßner, einen Preis von 25 Dukaten 2) Des Marſchalls Moritz von Sachſen, 25 Dukaten. 3) Des Marſchalls von Löwendal, 20 Dukaten. 4) Karl des V, 30 Dukaten. 5) Karl des Großen 30 Dukaten. Die kurf. deutſche Geſellſchaft übernimmt die Beurtheilung der bis den 1. April 1795 eingeſandten Lebensbeſchreibungen, und krönt den Sieger öffentlich.

Den Herren Subscribenten zur 4ten Auflage des Trauerspieles: Kaiser Rudolf von Habsburg, vom Hrn. G.R. von Klein, wird die Nachricht gegeben, daß sie erst zu Anfang des künftigen Jahres erscheinen kann, weil die dazu bestimmten Kupferstiche erst bis dahin fertig werden.

Neuer Teutſcher Merkur.

8. Stück 1794.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen nach Bremen, im Sommer 1789. S. 329

II. Versuch einer metrischen Uebersetzung der Acharner des Aristofanes. — 350

III. Perlen der Morgenländischen Dichtkunst des Mittelalters. — 359

IV. Ueber den Vorschlag unsre bisherigen Demoiselles künftig Fräulein zu betitlen. — 401

V. Fragment eines Briefes von einem in Italien reisenden Freunde des H. — 408

VI. Kunstanzeige. — 415

VII. Auszug eines Briefes aus Neapel, über die Erupzion des Vesuvs in der Nacht vom 15ten Jul. — 420

VIII. Der Frühlingsabend. — 423

IX. Ankündigung einer prächtigen und vollständigen Ausgabe von Blumauers travestirter Aeneis. — 426

X. Literarische Anzeige. — 429

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Deutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

trächtige Geduld hält mich zurük? Ich, der Sohn eines theuren ermordeten Vaters, von Himmel und Hölle zur Rache aufgefodert, ich ſoll wie eine feige Meze, mein Herz durch Worte erleichtern, wie eine wahre Gaſſen-Hure in Schimpf-Worte und Flüche ausbrechen -- und es iſt Hirn in dieſem Schedel! Fy, der Niederträchtigkeit! Es muß anders werden! -- Ich habe gehört, daß Verbrecher unter einem Schauſpiel durch die bloſſe Kunſt des Poeten und des Schauſpielers ſo in die Seele getroffen worden, daß ſie auf der Stelle ihre Uebelthaten bekennt haben. Wenn ein Mord gleich keine Zunge hat, ſo muß doch ehe das lebloſeſte Ding Sprache bekommen, als daß er unentdekt bleiben ſollte. Ich will dieſe Comödianten etwas der Ermordung meines Vaters ähnliches vor meinem Oheim aufführen laſſen. Ich will ſein Geſicht dabey beobachten; ich will ihm die Wike bis aufs Fleiſch in die Wunde bohren; wenn er nur erblaßt, ſo weiß ich was ich zu thun habe. Der Geiſt, den ich geſehen habe, kan der Teufel ſeyn; denn der Teufel hat die Macht eine gefällige Geſtalt anzunehmen; vielleicht mißbraucht er meine Schwermuth und Trübſinnigkeit (Geiſter, durch die er eine beſondere Gewalt hat) mich zu einer verdammlichen That zu verleiten. Ich will einen überzeugendern Grund haben als dieſe Erſcheinung; und im Schauſpiel ſoll die Falle ſeyn, worinn ich das Gewiſſen des Königs fangen will.

Anzeige.

Daß alle interessante Bücher seit geraumer Zeit nachgedruckt werden, ist allgemein bekannt; daß aber von einem Buche auf einmal vier Nachdrücke gemacht worden, ist zu auffallend. Dies ist der Fall mit der zu Petersburg herausgekommenen Schrift: Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. 8. in 5 Büchern. So sehr nun zwar dieser vierfache Nachdruck den allgemeinen Beyfall und Interesse dieser Schrift beweist, so ist es doch für den rechtmäßigen Verleger äußerst nachtheilig, sich so vielfach bestohlen zu sehen, und nöthigt ihn, um jenen diebischen Eingriff zu stören, die ächte Originalausgabe, welche weit korrekter und splendider gedruckt, auch mit einem saubern Titelkupfer, worauf Fausts Bildniß, versehen ist, auf den äußerst geringen Preis von 16 Groschen herabzusetzen.

Diese ächte Originalausgabe ist in der Jacobäerschen Buchhandlung zu Leipzig in Kommission zu haben. Auch findet man eben daselbst die Fortsetzungen dieser Schrift unter dem Titel: Giaffar, Geschichte des Barmeciden a 14 Gr. und Geschichte Raphaels de Aquillas. a 1 Thlr. 8 Gr.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20635 / 404

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1794.

I.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch Weſtfalen nach Bremen, im Sommer 1789.

Die Städte, durch die mich meine Reiſe aus Kleve nach Bremen führte, waren Xanten, Weſel, Dorſten, Lünen, Hamm, Lippſtadt, Bielefeld, Herforden, Riedberg, Minden. Auch dem flüchtigſten Ueberblick muß freylich die wenige Eleganz und das Alterthum ihrer Bauart auffallen; aber nicht ſo bemerklich iſt dem eilenden Reiſenden ihre Induſtrie und ihr Nahrungsſtand. Sie ſind ſämmtlich als Landſtädte zu betrachten, und ihre Bewohner haben mit dem Landmann Feldbau und Viehzucht gemein, ſo wie dieſer dagegen das Linnenfabrizieren ſo emſig treibt, als irgend ein Bürger.

Nur Kleve und Wesel verräth in der Reinlichkeit und Bauart die Nachbarschaft von Holland, und das Westfälische Kostüm fängt sich zwischen Dorsten und Lünen, bey dem Flecken Recklinghausen recht sichtbarlich an. Ungeheure Thore statt der Thüren an den Häusern, vor denselben die Miststätten, in deren Pfützen schmutzige Bübchen und Mädchen froh und emsig herum plätschern. Das Feld umher ist reichlich mit Saubohnen und die Bauerhöfe mit Eichen besetzt. Ob diese Höfe gleich auf den Ruhm der Reinlichkeit und des fröhlichen Ansehns, wie etwa die Dörfer in Franken, oder gar bey den benachbarten Holländern, schwerlich Anspruch machen können: so berichtiget doch der Augenschein die Vorstellung, welche die gemeine Sage und die Einbildungskraft in gar zu häßliche Farben gekleidet hat. Ich will die Städte nicht vertheidigen, die an Schönheit und Zierlichkeit ihren Mitschwestern in andern teutschen Kreisen meist nachstehen werden: aber die Nutzbarkeit und das Zweckmäßige ihrer Bauart, besonders für die Bauerhöfe, ist schon im Westfälischen Magazin gut dargethan. Freylich ist das Vieh auf den großen Hauêdielen in vertraulicher Nachbarschaft mit den menschlichen Bewohnern, und der Rauch, den kein Schornstein entführt, zieht im Hause umher, und räuchert Schinken, Speck und Menschen. Gleichwohl ist der Ruf der Unsauberheit größer als diese selbst; denn nur in den armseligsten Hütten findet man keine, oder sehr unreinliche Stuben, aber nicht selten trift man sie recht gut und mit

blankem

blankem Geſchirr verziert an. Das Landvolk ſelbſt war weder mürriſch noch unhöflich, und in der Gegend um Bielefeld und Herford ſchien es ſich beſonders durch eine gewiſſe Politur und ſtattliche Tracht auszuzeichnen. Gutes und weißes Linnen, ihrer Hände Arbeit, iſt ganz gemein. Die Weiber tragen Röcke, über und über voll enger Falten, Spitzen an Halstuch und Mützen, und gewaltige Bernſteins Korallenſchnüre um den Hals.

Induſtrie und Nahrung belebt gewiß einen großen Theil Weſtfalens. Es erzeugt und veredelt nothwendige Produkte der Natur, und ſcheint dadurch eine glückliche Ausſicht für alle Zukunft vor ſich zu haben, wenn es dieſe ſoliden Reichthümer almae matris wie bisher dankbar ſchätzt und wartet. Der Landmann ſcheint ſeine Viehzucht, außer dem Gewinn davon, durch Verkauf auch für ſich wohl zu benutzen, und ſich mit großen Stücken Speck und dicken Butterrahmen und Brantewein gütlich zu thun; und wenn man auch ſeinen Pumpernickel nicht mit dem Herausgeber des Weſtfäliſchen Magazins für das edelſte Produkt (Fabrikat?) Weſtfalens anſieht, ſo iſt er doch gewiß ſehr ſchmackhaft und dem weit vorzuziehen, was an den Grenzen des Kreiſes, um Kleve und am Niederrhein herum, für ſchwarzes Brod mehr ausgegeben wird als es wirklich iſt. Die von den Windmühlen ſehr wenig zermalmte Frucht wird dort meiſt mit den Füßen zu Teig geknetet, und iſt nur gar zu deutlich noch in ganzen Körnern und der

Spreu ſichtbar, wenn es auf den Tiſch gebracht wird. Der Pumpernickel beſteht in ſehr großen Broden, oft von 70 bis 80 Pfund, und bleibt, nach Verhältniß, halbe und ganze Tage im Backofen.

Die ganze Gegend, die ich durchreiſete, trug den Karakter des Ländlichen, und einer mehr nach ihren Winken benutzten, als künſtlich gepflegten und gezierten Natur. Um Hamm und Bielefeld, Lippſtadt und Minden ſind angenehme Landſchaften, und die großen Weideplätze ſind von allerley Vieh, Pferden, Rindvieh, Schafen und Eſeln belebt, die für den Thiermaler ein artiges Studium vermiſchter Gruppen nach dem Leben darbieten würden; aber es ſcheint, daß ſie hier mehr nach dem Gewinn und Gewicht, als nach der Form in Anſchlag kommen. Der Boden beſteht meiſt aus Sandland, und die beträchtlichen Haiden, die ſich, zur großen Langeweile des Reiſenden, beſonders im Münſteriſchen befinden, brachten mich zu der Frage an den Poſtillion, ob dieſe nicht urbar zu machen wären? worauf die Antwort erfolgte: „Warum nicht, Herr! wenn die im Preußenlande lägen, würde es bald anders ausſehen.“ Es ſcheint mir indeſſen, daß es hier noch an ſattſamer Anzahl geſchäftiger Hände fehle, die das Bedürfniß auffodern könnte, ſich hier Brod zu erbauen. —

In unſerm mit jener Stimmung der Griechen für ſinnliche Schönheit und Denkmäler der Kunſt nicht ſehr vertrauten Zeitalter darf man freylich nicht

nicht erwarten, irgend einen ſolchen Herz und Sinnen erhebenden Gegenſtand, ein Denkmal zum Ruhm einer großen That, und zugleich zum Lob ſeines Meiſters, hie oder da vorzufinden: aber deſto häufiger überraſcht der niederſchlagende Anblick der Schreckmäler des hochnothpeinlichen Gerichts, oft in den blühendſten Auen; traurige Erinnerung an das Sinken der Menſchheit. Auf meiner jetzigen Reiſe fand ich ſolcher unglücklichen Nothmittel zur Sicherung bürgerlicher Ruhe und Ordnung weit mehr in den katholiſchen als den übrigen Bezirken, indem ich, zum Beyſpiel, bey Recklinghauſen neun, und anderswo ſieben Räder beyſammen ſah. Auch ſcheint es bemerkenswerth, daß zu dem Galgen bey der preußiſchen Feſtung Weſel Soldaten, zu denen in katholiſchen Gegenden aber Diebsgeſindel die Subjekte geliefert hatte. Sollte man nicht wünſchen, um des Glaubens an die Würde der Menſchheit willen, auch auf Monumente zu ſtoßen, die uns mit ihr verſöhnen, dem unbekannten Fragenden eine lehrreiche Nachricht geben, und dem Wiſſenden die Erinnerung der ſchönen That immer erneuern und verſinnlichen könnten?

Die Söhne des heutigen Teutſchlands ſcheinen ſich nicht als Brüder zu betrachten, gerade noch wie die des alten, wo ſelbſt Sehgeſt und Arminius verſchiedenes Intereſſe hatten, und teutſche Haufen, im Sold oder Bund der Römer, andere Teutſche bekriegen halfen. Wenn der heutige Provinzial- oder Territorial-Egoismus teutſchen

Gemeingeiſt nicht ganz vergeſſen machte, ſo würde der Genius des gemeinſamen Vaterlands nicht länger trauern dürfen, daß jener Sieg, der ſeine Freyheit retten half, noch ohne Denkmal blieb, das ihnen die frohen Helden gewiß ſelbſt errichtet hätten, wenn ſie mehr verſtanden als rohe Felſenſtücke zu Hügeln aufzuthürmen. So begnügten ſie ſich die That zu thun, und überließen dem gedemüthigten Feind, ſie ihren Urenkeln zu beſchreiben. Nichts iſt wohl natürlicher als das Andenken jener Zeiten, wenn man in dieſen Gegenden reiſet, und wohl eben ſo verzeihlich iſts, ſich an der Hand der Geſchichte in das Alterthum zu verlieren, wenn eine ſolche Erinnerung die Einbildungskraft erweckt, und Nahrung für Empfindung und Nachdenken ſchafft.

Die Menge ſchöner Eichen, die man auf dieſen Wegen antrift, erweckten zuerſt dieſe Ideen in mir. Es ſind ehrwürdige Bäume, gleich den Götterbäumen, die der ergrimmte Apoſtel der Deutſchen, im heiligen Eifer, einſt mit eignen Händen fällte. Sie verrathen durch ihren Umfang und ihre Höhe, daß ſie ſchon ſo manchen Kreislauf der Sonne mehr erlebten als die Menſchen, die ſich jetzt unter ihrem Schatten anbauen und gütlich thun. Sie waren den alten Teutſchen heilig, weil ſie ſich in ihren dunkeln Hainen von der Gottheit umgeben glaubten, und gewiß auch, weil ſie ihnen Nahrung gaben, (mir ſcheint, jedoch ſaluo meliori, das veſcebantur glande keinen andern Sinn zu haben) eine Nahrung, die wir weit klügeren

rern oder leckerern Nachkommen bloß den Thieren überlaſſen, welche jetzt eine vorzügliche Lieblingszucht in Weſtfalen ausmachen, und eine ziemliche Zeit lang durch ihre Verſendungen faſt allein die Auswärtigen an das Daſeyn dieſes Kreiſes erinnerten. Aber wenn auch jetzt noch auswärts mehr Weſtfäliſche Schinken als nützliche Anſtalten und Literärprodukte dieſer Gegenden bekannt ſind, ſo möchte wohl der lüſterne Geſchmack der Ausländer mehr Schuld als der Kopf dieſer Kreisbewohner daran haben, da ſie gewiß nicht ſäumen vorwärts zu kommen, ohne zu vergeſſen, mit heller Thätigkeit Ueberbleibſel der Vorwelt, Offenheit und Treue, hie und da noch ſichtbarlich genug zu verbinden. —

Ich ſchweife noch einmal in das Gebiete der Fantaſie, und ſehe an dieſen Bäumen die Kränze für die Barden hängen, die ſich dieſen Schmuck durch Lieder voll Natur und hohen Muths erwarben; einen Schmuck, den mehrere unſerer heutigen Dichter wohl gern um ein anſehnliches Pränumerantenverzeichniß miſſen würden. Quantum diſtamus!

Unter den Zelten, welche die Natur aus dem Eichenlaube bildete, geſchahen ihre Verſammlungen, ihre Feſte, ihre Berathſchlagungen, in welchen ihre Fürſten und Anführer mehr durch das Anſehen ihres Raths als durch die Macht des Befehls herrſchten, wie der Römiſche Geſchichtſchreiber bedeutend erzählt, der uns allein die

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Der Pallaſt.)

Der König, die Königin, Polonius, Ophelia, Roſenkranz, Güldenſtern, und Herren vom Hofe treten auf.

König.

Ihr habt alſo nicht von ihm herausbringen können, was die Urſache iſt, warum er in den ſchönſten Tagen ſeines Lebens in dieſe ſtürmiſche und Gefahr-drohende Raſerey gefallen?

Roſenkranz.

Er geſteht, daß er ſich in einem auſſerordentlichen Gemüths-Zuſtande fühle; aber was die Urſache davon ſey, darüber will er ſich ſchlechterdings nicht herauslaſſen.

Güldenſtern.

Auch giebt er nirgends keine Gelegenheit, wo man ihn ausholen könnte, und wenn man würklich ganz nahe dabey zu ſeyn glaubt, ihn zum Geſtändniß ſeines wahren Zuſtands zu bringen, ſo hat er, ſeiner vorgeblichen Tollheit ungeachtet,

Hand bietet, um uns in ihr Alterthum hinüber zu träumen. Sie kannten keine Thätigkeit als Jagd und Krieg, keine Einrichtung noch Kultur als Kampfspiele und Bardengesänge, die den wilden Stolz über errungene Siege zu neuen Thaten entflammte. Kein Wunder also, daß uns kein Geschichtschreiber der Nazion die Fackel vorhält, die Dunkelheit ihrer Zeiten aufzuhellen. Die Nazion war ganz das Ebenbild der Natur, die sie u..gab, rauh und streitbar, wie das Wild der Wälder, arm an Bedurfnissen und einfach, karg wie der Boden an Schätzen, aber eben so gastfrey wie die Natur mit dem wenigen, was sie zu geben vermochte. Jenes Sprüchwort: Ein Wort ein Mann! prieß einen Hauptzug ihres Karakters: Treue, offene Wahrheit; und wenn ihn Arminius in seiner Vorstellung gegen den Varus verleugnete, so möchte ich die Ursache lieber vielleicht in seiner nähern Bekanntschaft mit römischen Sitten, als in dem Nothfall und der Klugheit finden. Es ist übrigens schlimm, daß die Revoluzionen und Fortschritte der Nazionen in der Kultur mit dem rauhen Gepräge auch die edlern Züge verwischen, und daß wir mancher guten Sitte, manches Vorzugs nur noch gedenken wie einer Antiquität, die man in Kunstkabinetten kopfschüttelnd beguckt.

Westfalen kann sich außer jener (nach Schmidt und Schrökh) in seinen Grenzen wenigstens vollendeten Niederlage der Römer, auch der neuern Gründung teutscher Freyheit durch den bekannten

Frie-

Friedensschluß rühmen, der Religion und Verfassung bestimmte und in Schutz nahm. Gleichwohl erblickt man auch hiervon kein Denkmal, als etwa die weiten, stillen Versammlungssäle der Friedensgesandten zu Münster und Osnabrück. — Aber es ist wohl hohe Zeit auf meinen Weg zurück zu kommen, und die letzte Bemerkung beyzufügen, ehe ich nach Bremen gehe. Es soll nemlich im Werk seyn, den Gräflichen Antheil des nahrhaften Lippstadt an Preußen abzutreten; man sagt, es wären selbst deshalb schon Preußische Kommissarien da gewesen, und dann solle die Lippe von hier aus schiffbar gemacht werden. Es ist eine sehr gute Idee, wenn sie eben so ausführbar ist, die Produkte des Landes alsdann auf diesem so krumm laufenden, oft übertretenden Flusse nach dem Rheine zu versenden; und auf diese Art wären dann vier Flüsse für die Versendungen ins Ausland noch dienstbarer gemacht, die ohnehin schon zum Theil auf ihren Gewässern dem Fleiße der Westfälinger reichlichen Gewinn dafür zuzuführen scheinen.

Bremen.

Wenn die Stimme der Geistlichkeit auf Karls des Großen Wahl dieser Stadt zu einem Bischofssitz Einfluß gehabt hat: so ist es gewiß wieder ein Beyspiel, wie sehr sie sich von jeher darauf verstand, ihr weltliches Interesse wenigstens eben so gut als das geistliche ihrer Herden zu befördern, welches vielmehr fast immer unter jenem

leiden mußte. Wie dem auch ſey, wenigſtens werden ſich die Biſchöfe ſo übel nicht dabey befunden haben, ihren Sitz in einer Stadt zu haben, deren Ebenen rings umher die nothwendigſten Bedürfniſſe durch Viehzucht und Ackerbau befriedigten, und deren Strom, den ſie beherrſchte, die Produkte des Auslandes, den Vorrath für die Keller mit eingeſchloſſen, leicht herbeyführen konnte; es müßten ihnen denn die Streitigkeiten mit der Stadt (welche vielleicht eine Beſtätigung mehr ſind, daß ſich Handelsgeiſt mit keinerley Einſchränkung, auch der geiſtlichen nicht, gerne verträgt) den Genuß jener Vorzüge verbittert haben, bis ſie endlich gar durch die veränderte Religion verdrängt wurden.

Mir däucht, es würde auch nicht unintereſſant ſeyn zu unterſuchen, welchen Antheil das Lokale an dem guten Fortgang der Reformazion in den meiſten handelnden Reichs- und Hanſe-Städten gehabt habe: ob ein freyerer Sinn, ein durch mehrere Thätigkeit erhellterer Verſtand, oder die Eiferſucht der Ariſtokratie gegen das Anſehn der Geiſtlichkeit u. ſ. w. mitwirkende Urſachen geweſen ſeyn möchten? Doch das liegt zu ſehr außer den Grenzen meines Zwecks, und noch mehr meiner Kräfte. Genug die proteſtantiſchen Handelsſtädte befinden ſich nichts ſchlimmer dabey, aufs gelindeſte geſagt, da manche andere im heiligen Römiſchen Reich, wie bekannt genug iſt, bey ihrem chriſtkatholiſchen Glauben mehr den Flor ihrer Kirchen

und

und Klöster als ihrer Waarenlager und Gewerbe erhalten hat. Der allgemein verbreitete Verschönerungsgeist ist auch in Bremen geschäftig, den Häusern ein gefälligeres Ansehen zu geben, und wenigstens dadurch von außen zu vergüten, was der unbiegsamen widerlichen Form der alten Bauart an Schönheit und Geschmack abgeht; und dadurch haben verschiedene Straßen ein fröhliches Ansehn erhalten. Der Geist der Bauart, wenn ich so sagen darf, ist, in Ansehung der großen und hohen Säle oder Dielen im Vorhause, der nemliche wie in Westfalen, nur mit dem Unterschied, daß es nicht zugleich Räucherkammern für Speck und Schinken sind; vielmehr findet man sie meist sehr sauber, wie Zimmer, wozu sie auch im Sommer mit dienen, verziert, und oft sogar in gemeinen Bürgerhäusern reichlich mit Schildereyen versehen, worunter vielleicht hin und wieder ein gutes Werk der Kunst verborgen hängt. Wenigstens hat ihr geräumiger Umfang, ihre Höhe, die oft die des Hauses selbst, und oben mit einer Gallerie versehen ist, auf meine Empfindung einen angenehmen Eindruck gemacht; ich fühlte mich gar froher und leichter, die Passus mille der Diätetik nach dem Essen in einem solchen Sahle zu wandeln.

Die Börse ist das einzige moderne öffentliche Gebäude; der Schütting oder das Versammlungshaus der Aelterleute der Stadt, besonders aber das Rathhaus, sind von antikerm Ansehn.

Der

Der gemeine Glaube hält die bekannte Rolands-Säule auf dem Markte gleichsam für das Palladium der Stadt, mit deren Sturze die Gerechtsame derselben verknüpft wären; aber schwerlich hat bloß diese Fabel Anlaß gegeben, daß man die groteske Figur, — die nur in stürmischen Vorzeiten das Symbol kaiserl. Markt-Friedens, oder noch andern, der peinlichen Gerichtsbarkeit (die aber Bremen nicht, oder wenigstens nur eingeschränkt hat) war, — wieder so frisch und bunt angemalt und vergoldet hat. Man hat vielleicht bloß die Achtung für die Antiquität dadurch ausdrücken wollen; und dann wäre die Absicht freylich sehr verfehlt.

Die Gartenliebhaberey scheint sehr in Schwung zu seyn, besonders befleißigt man sich auf die Anpflanzung der sogenannten englischen Hölzer und dergleichen ausländischen Gesträuche. Diese Liebhaberey verbreitet sich auch unter die Frauenzimmer, die mit erstaunlicher Geläufigkeit die barbarischen Namen des Linné, Tournefort und anderer Täufer des Pflanzenreichs auszusprechen, und jeden Zögling der Erde bey seinem Nahmen zu nennen wissen. Wenn ich aber nicht irre, so scheint mehr unschuldiger Zeitvertreib und Mode, als jenes filosofische Naturstudium, wie es Rousseau in seiner Botanik für Frauenzimmer andeutet, zum Grunde zu liegen; auch befassen sich damit diejenigen Frauenzimmer nicht, denen der Frühling des Lebens noch Kränze jugendlicher Freuden in den

Zirkeln von Scherzen, Sang und Tänzen winsdet.

Die Einrichtung der Gärten nach englischem Geschmack wird zwar weder von Raum noch Naturanlagen begünstiget; doch trift man einige mit schönen Partien an, und in einem Paar derselben befinden sich die vier Welttheile und die vier Elemente, die, soviel ich davon urtheilen kann, schön genug sind, um den unbekannten Namen des italienischen Meisters gern zu wissen.

Uebrigens, wenn ich es sagen darf, scheint der Geschmack noch etwas unsicher oder ungeläutert, und sich am Spielenden zu sehr zu vergnügen, wozu man aus den verpuzten Gärten mit allerhand Flitterwerk, glänzenden Schnörkeln und dergleichen, aus dem geharnischten Kriegsmann, der man weiß nicht wie dazu kömmt, durch ein rasselndes Aufheben der Streitkolbe beym Eintritt auf der Stufe des Schüttungsahles, die Fremden schreckhaft zu bewillkommen, (welches auch wohl bey Kindern und Frauenzimmern zu großer Freude des Herumführers zu geschehen pflegt) und aus noch einigen dergleichen Wahrzeichen, Beweise hernehmen kann.

Was hingegen Aufklärung im Allgemeinen über das bürgerliche Leben u. s. w. betrift, so scheinen die Strahlen ihres Lichts auch über dieser Stadt sich sehr zu sammeln. Ausserdem, daß der Rath unter seinen Mitgliedern sehr einsichtsvolle, mit

ihrem

ihrem Beruf und ihrer Mitwelt bekannte und mit dem Geiſt der Zeit fortſchreitende Mitglieder zählt, ſo befördert die durch den mit regem Eifer betriebenen Handel mit vielen Nazionen erhaltene Gemeinſchaft, das eigne Reiſen vieler Eingebornen ins Ausland u. ſ. f. eine Theilnehmung an der Menſchheit und ihren Schickſalen überhaupt, und verbreitet eine Menge auf Anſchauen gegründete Kenntniſſe; ja, ich glaube leiſe Spuren jenes kosmopolitiſchen Geiſtes bemerkt zu haben, der in welt gröſſerm Maße, wie ich mir vorſtelle, die groſſen See- und Handelsplätze beleben muß, wo der Zuſammenfluß der Nazionen der Erde iſt, die unter ſo mannichfachen Formen doch unverkennbare Zeichen ihres gemeinſamen Urſprungs verrathen, aber durch ein Intereſſe vereinigt werden, das freylich nicht dasjenige iſt, welches unter Brüdern Einer Familie auf Erden, unter Kindern Eines Vaters im Himmel ſeyn ſollte — wenn es könnte.

Eine heilſame Anſtalt ſcheint mir das fyſikaliſche Inſtitut und deſſen Zweck. Weil die Geſellſchaft eine große Menge Mitglieder aus dem Kaufmannsſtande enthält, ſo lernen dieſe auch hier ihren Geiſt mit gemeinnützigen Kenntniſſen bereichern und ausbilden; da dieſer Stand ſonſt nur gar zu gewohnt war, die Welt als ein groſſes Waarenlager, ſich als die Faktoren der Natur und des Kunſtfleiſſes zu betrachten, und alle Beziehung andrer Menſchen auf ſie, und ihrer auf jene, nach

Ge-

Gewinn und Verluſt, nach Prozenten und Provi-ſionen einzig und allein zu berechnen. Die Verſammlungstage ſind die ganze Woche über; des Montags aber wird gewöhnlich eine Vorleſung über naturhiſtoriſche, ſonkaliſche, aſtronomiſche, und einige andere gemeinnützige Gegenſtände gehalten, zu welchem Behuf auch eine bereits ganz gute Naturalien- Inſtrumenten- und Büchersammlung veranſtaltet worden. Durch die Antritts- und jährlichen Beytragsgelder von zwey Piſtolen für jedes Mitglied, deren an 150 ſind, kömmt ein anſehnliches zuſammen, wovon die Hausmiethe und jene Sammlungskoſten recht gut beſtritten werden. Auch war es im Werke eine hiſtoriſche Geſellſchaft und deren Bibliothek damit zu vereinigen. Der Zweck der Vorleſungen, welche von 6 bis 7 Mitgliedern abwechſelnd gehalten werden, iſt nicht neue Entdeckungen zu machen, ſondern die gemachten und das neueſte und gemeinnützige der genannten Wiſſenſchaften in Umlauf zu bringen.

Von dem Lavaterianismus und Magnetismus kann ich aus mancherley Urſachen nichts weiter gedenken, als daß bey weitem der größere Theil Gegner, Spötter oder Neutrale zu ſeyn ſcheinen. Die ehemalige Anhänglichkeit an ſteifen Zeremonien und Umſtändlichkeiten ſcheint ſich ſehr verloren zu haben. Man iſt geſellſchaftlich, und Natur und Freude ſeufzt nicht mehr unter den Feſſeln der Etikette. In dieſer republikaniſchen Verfaſſung ſind Titulaturen, welche anderwärts die Abſtufungen der

Stände

Stände noch mehr vervielfältigen, und durch unzählige Nüanzen gleichsam so viel Schranken für die Geselligkeit ziehn, sehr wenig und einfach. In den vornehmern Zirkeln hört man nichts als Herr Bürgermeister, Herr Doktor und Herr schlechtweg. Die wenigen adelichen Häuser sind aufgeklärt, oder doch klug genug ihre diplomatischen Vorzüge ganz zu verläugnen, um an den geselligen Vergnügen ungestörten Antheil zu nehmen.

Die Gastmäler sind durch volle Tafeln und vielerley Weine merkwürdig, und die Seehandlung verschafft ihnen alles leicht, was zu diesem Artikel des Luxus gehört: so daß man gern unterschreiben mag, was mir eine Dame darüber ganz selbstzufrieden sagte: „Was wir in Bremen nicht haben, können wir leicht entbehren.“

Der Aufenthalt für einen Fremden wird sehr angenehm, sobald er nur Addressen und Zutritt zu guten Gesellschaften haben kann, wo man mit zuvorkommender, vertraulicher Gefälligkeit behandelt wird.

In Absicht des Handels muß Bremen freylich wohl Hamburg nachstehen; man kann aber bey Mangel an Kenntnissen und Gelegenheit wenig darüber angeben. Der Vorfall mit der gewagten Assekuranz-Spekulazion hat manchen Häusern einen empfindlichen Stoß gegeben, aber andere auch behutsamer gemacht, und nach den neuern Unternehmungen und Versuchen des unmittelbaren Han-

dels auf eignen Schiffen, nach Sina und den Amerikaniſchen Freyſtaaten zu ſchlieſſen, hat ſich die Thätigkeit nicht vermindert. Es iſt ein angenehmes Schauſpiel, an der Schlacht auf und nieder zu gehen, das Ankommen und Abgehen, das Ein- und Ausladen der Schiffe mit anzuſehen; zu ſehen, wie das Intereſſe allmächtig auf Streben und Regſamkeit wirkt, und durch ihre Banden Menſchen vereinigt, welche die Natur durch weite Meere trennt. Auch die Schifffahrt auf der Weſer ſieht luſtig aus, weil man Strom auf- und abwärts ſegelt, und mehr Schiffe als auf dem Rheine hin und her wandeln. Daß Bremen noch einen großen Theil Teutſchlands mit ſeinen Artikeln verſieht, iſt bekannt genug. Nur allein von den 36 bis 40,000 Oxhoft fremder Weine, die jährlich dort eingehen, wird alles, bis auf wenige 1000, weiter verſendet. An Lein werden 12 bis 13,000 Tonnen eingeführt, und unter den ausgehenden Artikeln iſt das feine Linnen einer der beträchtlichſten; auch wird eine große Menge Pferdebohnen und ganz grobes Linnen, für Koſt und Kleidung der Sklaven nach dem Spaniſchen Amerika verſendet.

Der Rathskeller, welcher bekanntlich den ausſchließenden Rheinweinhandel hat, enthält eine anſehnliche Sammlung davon. Ich zählte nur flüchtig etliche 100 Stück Fäſſer zu 5 Oxhoft, an 30 große Fäſſer, jedes zu etliche 30 Oxhoft, und das größte, von 120 Oxhoft. Wenn aber die Mattadorfäſſer des alten Weins durch-

tet, doch Liſt genug, ſich immer wieder aus der Schlinge zu ziehen.

Königin.

Empfieng er euch freundlich?

Roſenkranz.

Mit vieler Höflichkeit.

Güldenſtern.

Doch ſo, daß man die Gewalt die er ſeinem Humor anthun mußte, ſehr deutlich merken konnte.

Roſenkranz.

Mit Fragen war er ſehr frey, aber überaus zurükhaltend, wenn er auf die unſrigen antworten ſollte.

Königin.

Schluget ihr ihm keinen Zeitvertreib vor?

Roſenkranz.

Gnädigſte Frau, es begegnete von ungefehr, daß wir unterwegs auf eine Schauſpieler-Geſellſchaft ſtieſſen; von dieſer ſagten wir ihm, und es ſchien, als ob er eine Art von Freude darüber hätte: Sie befinden ſich würklich bey Hofe, und (wie ich glaube,) haben ſie bereits Befehl, dieſe Nacht vor ihm zu ſpielen.

aus hätten Namen haben müssen, so, dächte ich, wäre es schicklicher gewesen die Namen der 12 Rathsherrn als der 12 Apostel daran zu schreiben, die für Weinkenner weit weniger bekannt gewesen sind. Doch es sey wie es wolle; Judas lieferte uns einen ächten alten Wein, und in dem sogenannten Heiligthum, oder der Rose, kosteten wir den ältesten von 1624, der ganz dunkelbraun, öhlicht und arzneymäßig war. Von diesen alten Weinen bekommen nur Fremde, durch Empfehlung, und Kranke. Von dem schon im Bernoulli und sonst beschriebenen Bleykeller will ich nur gedenken, daß ein neuer Versuch nicht hat gelingen wollen. Eine im Dezember 1788 dahin gebrachte Leiche war schon ganz in Moder und Verwesung übergegangen; vielleicht war aber auch die Konstituzion des Körpers und der harte Frost ein Hinderniß seiner Erhaltung gewesen. Für den Kunstkenner und Liebhaber finden sich in Bremen auch wohl noch artige Sammlungen von geschätzten Malern; unter andern bey dem Herrn Syndikus von Post schöne Stücke von Rubens, Rembrand, und verschiedenen italiänischen Meistern.

Unter den gemeinnützigen Anstalten werden die für die Armen und die Vorsorge für Getraidevorrath gerühmt; auch sieht man sich nirgend von ungestümen Bettlern umringt. Ueberhaupt scheint die Regierung der Stadt wachsam, thätig und aufgeklärt genug, aber nur stiller als anderwärts, ohne viel auszuposaunen; und da man überhaupt

der Publicität (ich weiß nicht genau warum?) nicht sehr günstig scheint, so ist es kein Wunder, daß unsre Zeitschriften und Reisebeschreibungen so wenig von Bremen melden können; ob schon manches lehrreichere dabey zum Vorschein kommen würde, als man mit der Fackel der Publicität in allen kleinen Winkelstädten und Flecken des heiligen Römischen Reichs zu beleuchten bemüht ist.

Was mir vorzüglich mit gefiel, ist das, im Vergleich mit anderen Reichsstädten, sehr gute Vernehmen des Raths und der Bürgerschaft. Wie man mir sagte, ist jetzt nicht Ein Rechtshandel zwischen ihnen bey den Reichsgerichten im Gange, und es mag wahr seyn, was ich von einem einsichtsvollen Rathsgliede, und auch von einem geschickten Vertheidiger der Bürgerrechte hörte, daß gegenseitiges Vertrauen die Basis und das Band ihrer Republik sey. Ein Hauptgrund der Erhaltung oder baldigen Wiederherstellung der Einigkeit mag wohl in dem, der Bürgerschaft zustehenden Rechte, Auflagen zu bewilligen, liegen, durch deren Verweigerung der Rath immer zur Klugheit und Mäßigung, begebenden Falles, zurückgebracht werden könnte; dagegen ist man auch weit entfernt, denselben über gerechte und billige Dinge zu schikanieren.

Die Auflagen, besonders die Accise, sollen mäßig seyn; jene werden nach dem jedesmaligen Bedürfniß von dem sämmtlichen Vermögen entrichtet, wo-

bey ſich jeder nach eigener Willkühr, und ohne daß es ein dritter erfährt, ſelbſt taxiert; und ich hörte von beyden Theilen die feſte Verſicherung, daß man noch nie Urſache gehabt, das dabey zum Grunde liegende Vertrauen zu der Ehrlichkeit der Bürger zu bereuen, oder ſich in dem vorausgeſetzten Kalkul und ungefähren Ueberſchlag geirrt zu ſehen. So lange auch dieſe Ehrliebe und der eſprit public unter ihnen bleibt; welcher einen Mitbürger mit ewiger Verachtung brandmarken würde, der ſich offenbare Unredlichkeiten und Vervortheilungen erlaubt hätte, ſo lange wird man ſich bey dieſer heut zu Tage vielleicht weder rathſamen noch gewöhnlichen Einrichtung in Bremen nicht übel befinden.

Noch bleibt mir zu berühren übrig, daß der Vorwurf der Bigotterie das heutige Bremen nicht ſehr mit Rechte treffen möchte. Gemeiniglich kömmt man erſt auf die Mittelſtraße, nachdem man von einem Extrem zum andern geſchwankt hat. Jetzt ſcheint wenigſtens corona iuuentutis, die, wie an andern Orten, die Zügel an ſich zu reiſſen, und den Ton anzugeben beginnt, eher zu wenig als zu viel auf äußere Religion zu halten; es ſind aber mehrere Prediger da, die durch Vortrag oder Beyſpiel alle Aufmerkſamkeit und Schätzung verdienen.

Manche alte Gebräuche und Herkommen erhalten ſich hier freylich noch länger als in Städten

und

und Ländern, wo nicht so viele Stimmen über eine neue Einrichtung einzusammeln, oder so viel schiefe Urtheile von Nachdruck und Einfluß zu befürchten sind. Dahin rechne ich z. B. das Begraben in und um die Kirchen, und dergl. wo es auf Aufopferungen von Gerechtsamen der Individuen ankömmt. In der Dom-Kirche, der einzigen lutherischen, hat man noch den Exorcismus; auch hörte ich da mit eignen Ohren eine sonderbare, feyerliche Abkündigung von der Entbindung einer christlichen Mitschwester, wobey der Prediger umständlich und, wie es schien, nach einer altherkömmlichen Einkleidung, anmerken mußte, daß es zur Freude der Aeltern und Schwiegeraltern, des Herrn Großvaters väterlicher Seite, und des Herrn Großvaters und der Frau Großmutter mütterlicher Seite, und — endlich der Frau Urgroßmama geschehen sey.

II.

Verſuch einer metriſchen Ueberſetzung der Acharner des Ariſtofanes.

Vorerinnerungen.

I. Unter mehr als ſiebzig Komödien, die dem Ariſtofanes von den Alten zugeſchrieben werden, und wovon nur eilf auf uns gekommen ſind, iſt dieſe die zweyte der Zeitordnung nach, in welcher ſie zu Athen auf den Schauplatz kamen. Sie wurde im 6ten Jahre des Peloponneſiſchen Krieges aufgeführt, und hatte (wie noch einige Stücke dieſes Dichters) zur Hauptabſicht, den ſuveränen Pöbel von Athen auf eine ſeinem Leichtſinn und ſeinem Geſchmack an burlesken Einfällen angemeſſene Art von dieſem Kriege, der ihrer Republik und dem ganzen Griechenlande gleich verderblich war, abzuziehen, und zum Frieden, oder wenigſtens zu einem lange dauernden Waffenſtillſtand mit den Peloponneſiern und ihren Bundesgenoſſen, den Megarern, Böotiern u. ſ. w. geneigt zu machen.

II. Ungeachtet die Verfaſſung von Athen damahls völlig demokratiſch war, ſo hatte ſich doch noch

noch immer eine Parthey, die man ariſtokratiſch nennen kann, erhalten, die ſich, wiewohl mit ungleichem und faſt immer unglücklichem Erfolg, angelegen ſeyn ließ, den Demagogen, welche das Volk immer zu den ausſchweifendſten und ungerechteſten Maßregeln verleiteten, ſo viel möglich das Gegengewicht zu halten. Wer die Komödien des Ariſtofanes mit einiger Aufmerkſamkeit auf ihre politiſche Tendenz geleſen hat, wird ſchwerlich zweifeln können, daß er, es ſey nun aus innerer Ueberzeugung, oder weil er dazu erkauft war, ſich zu dieſen Ariſtokraten gehalten habe, welche, wie ſich mit Grunde annehmen läßt, wenigſtens ſo lange ſie die ſchwächere Parthey im Staat waren, immer die richtigern Begriffe von dem wahren Intereſſe des Staats hatten, und es um ſo viel beſſer, als jene herrſchſüchtigen und raubgierigen Demagogen, mit demſelben meinten, je enger ſie, als anſehnliche Landeigenthümer, ihr eigenes Intereſſe mit der Erhaltung des Ganzen verbunden ſahen; da hingegen jene popularen Volksmänner (größtentheils Leute von ſchlechter Herkunft und Erziehung) ihr Intereſſe dabey fanden, das eitelſte, raſcheſte, verwegenſte und ehrgeizigſte Volk, das vielleicht je geweſen iſt, mit weitausſehenden Planen anzukö dern, und durch überſpannte Einbildungen von ſeiner Uebermacht in Unternehmungen zu verwickeln, wobey ſie ſich ſelbſt demſelben wichtig und nothwendig machen konnten. Sie glichen, ſagt Ariſtofanes, den Fiſchern, die deſto mehr fangen, je trüber ſie das Waſſer gemacht haben.

III. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die aristokratische Parthey (wiewohl sie unter der Demagogie des Perikles sehr gedämpft worden war) eben darum, weil sie die Minorität im Staat ausmachte, sich gleich Anfangs, da es zwischen den Peloponnesiern und Athenern zum Bruch kam, so viel möglich dem Perikles, der zu einem standhaften Betragen gegen die Anmaßungen der Korinthier und Lakedämonier rieth, widersetzt haben werde; wenigstens ist aus mancherley Gründen zu glauben, daß die Bürger aus den ältesten Familien, die reichsten an Landeigenthum, und besonders auch die Klasse, die unter dem Nahmen der Ritter begriffen war, schon lange vor dem Treffen bey Amfipolis friedenslustig waren, und daß Nikias selbst (der nach Perikles Tod der angesehenste und reichste unter den Staatsmännern und Feldherren der Athener war) sich immer auf diese Seite neigte, wiewohl er, seiner Gemüthsart nach, der Gewalt des Strohmes nachgab, und sich nicht eher als nach dem Tode des berüchtigten Demagogen Kleon, (vier Jahre nach der öffentlichen Aufführung der Acharner) seines beständigen und heftigsten Antagonisten, mit Nachdruck für den Frieden erklärte; welcher denn auch bald darauf wirklich geschlossen, aber auch durch die Ränke des Alkibiades so bald wieder vernichtet wurde, daß er, als ein bloßer Waffenstillstand von sehr kurzer Dauer, bey Aufzählung der 27 Jahre, welche der Peloponnesische Krieg dauerte, in keine Betrachtung kam.

IV.

IV. Ohne dieſe Vorausſetzung einer zum Frieden geneigten anſehnlichen Parthey, auf deren Wohlwollen und Schutz Ariſtofanes allenfalls ſicher rechnen durfte, wüßte ich mir die erſtaunliche Dreiſtigkeit nicht zu erklären, mit welcher dieſer komiſche Dichter in dem vorliegenden Stücke ſich gegen einen Krieg erklärt, der wenigſtens von der großen Majorität des Volks beſchloſſen und bereits im ſechſten Jahr, zwar mit immer abwechſelndem Glücke, aber nur deſto leidenſchaftlicher geführt worden war. Schwerlich würde ein Menſch wie Ariſtofanes, (außer ſeinem Talent einer der unbedeutendſten in Athen) ſich gleich im Anfang ſeiner komiſchen Laufbahn eines ſolchen Wageſtücks unterfangen haben, wenn er nicht von den Häuptern der friedfertigen Parthey unter der Hand dazu aufgemuntert worden, und ihres Schutzes um ſo gewiſſer verſichert geweſen wäre, je mehr ihnen daran gelegen war, ſich ſeines Talents als eines vorzüglich geſchickten Werkzeuges auf den großen Haufen zu wirken, auch zu ihren politiſchen Abſichten bedienen zu können. Ich finde mich in dieſer Vermuthung, außer den Gründen die in der Sache ſelbſt liegen, durch eine Stelle des Plutarch im Leben des Nikias beſtärkt, worin er (wiewohl nur überhaupt und ohne des Ariſtofanes ausdrücklich zu erwähnen) ſagt, daß ſich Nikias, um der Popularität des Kleon das Gleichgewicht zu halten, eine vorzügliche Angelegenheit daraus gemacht habe, ſich bey dem Volk durch ſeine Choregien, das iſt, durch die Schauſpiele, die er als Chore-

gus*) auf seine Kosten aufführen ließ, in Gunst zu setzen. Wie sollte er also versäumt haben, sich hiezu vorzüglich desjenigen zu bedienen, der es damahls an Genie, Witz und Geschicklichkeit das Athenische Volk zu belustigen, allen seinen Rivalen in der komischen Kunst zuvor that?

V. Doch, wie dem auch gewesen seyn mag, dies ist gewiß, daß die Komödie, von welcher hier die Rede ist, (so wie viele andere und vielleicht die meisten Stücke des Aristofanes) eine politische Tendenz hatte, und unter dem Schein, den Pöbel bloß durch tolle Erfindungen, possierliche Karrikaturen und skurrile Einfälle aller Arten zu belustigen, im Grunde auf den sehr ernsthaften Zweck abgezielt war, die Athener eines heillosen Krieges überdrüßig zu machen, und nach dem Frieden, an welchem die Aristokratische oder Lakedämonische Parthey (wie sie von ihren Gegnern genennt wurde) in der Stille und gleichsam unter Grund arbeitete, lüstern und ungeduldig zu machen.

VI. Mit wie viel Verstand, Feinheit und Gewandtheit **) alles in vorliegendem Stück im Gan-

*) Dies war der Nahme derjenigen, die dem Volk öffentliche Schauspiele auf ihre eignen Kosten geben mußten, und abwechselnd aus den reichsten Bürgern jeder Zunft erwählt wurden.

**) Nicht Gewandheit, wie dies Wort itzt so häufig selbst von Gelehrten geschrieben wird; als ob es von Gewand, und nicht von dem Beywort gewandt hergeleitet sey, welches (nach Adelung) zwar in der ed-

lern

Ganzen und im Detail auf dieſen Zweck angelegt iſt, wird, auch ohne mein Zuthun, jedem aufmerkſamern Leſer, zumahl bey einer zweyten abſichtlich hierauf gerichteten Durchleſung, augenſcheinlich werden; und ich enthalte mich um ſo mehr dieſes durch eine beſondere Analyſe zu zeigen, weil ich niemanden hierin vorgreiffen und das Vergnügen, das was ſich hierüber ſagen ließe ſelbſt zu entdecken, verkümmern möchte. Nur dies einzige ſey mir erlaubt zu erinnern, daß man dieſes, nach der allgemeinen Form der atheniſchen alten Komödie gebildete Stück, auch was dieſen Punkt betrift, (ſo wenig als in allen andern Rückſichten) nicht nach den Regeln des modernen Luſtſpiels beurtheilen müſſe. Daß der Dichter ſeinen eigentlichen Zweck öfters aus dem Geſicht zu verlieren ſcheint, und ſich ſo viel Epiſodiſche, zu ſeinem Hauptplan nicht gehörige, oder wenigſtens ſeine Abſicht nur nebenher befördernde Scenen erlaubt; die anſcheinende Planloſigkeit und Willkührlichkeit des Zuſammenhangs; der Mangel an künſtlicher Verwicklung und Entwicklung, an Wahrſcheinlichkeit und Anſtändigkeit, — das alles waren in den Augen der Athener nicht nur keine Fehler, ſondern es war, im Gegentheil, was ſie foderten, wenn ihnen ein Stück dieſer Art gefallen ſollte. Mannichfaltigkeit, Ueberraſchung durch unerwartete

aber

lern Schreibart veraltet ſeyn ſoll, aber ſeit geraumer Zeit durch gute Schriftſteller wieder zu Ehren gekommen iſt.

Polonius.

Es iſt nichts gewiſſers, und er erſucht Eure Majeſtäten, Zuſchauer dabey abzugeben.

König.

Von Herzen gern, es erfreut mich ungemein, zu hören, daß er ſo gut disponiert iſt. Erhaltet ihn bey dieſer Laune, meine guten Freunde, und ſeyd darauf bedacht, daß er immer mehr Geſchmak an dergleichen Zeitvertreib finde.

Roſenkranz.

Wir wollen nichts ermangeln laſſen, Gnädigſter Herr.

(Sie gehen ab.)

König.

Liebſte Gertrude, verlaßt ihr uns auch: wir haben heimliche Anſtalten gemacht, daß Hamlet hieher komme, damit er Ophelien, als ob es von ungefehr geſchähe, hier antreffe. Ihr Vater und ich wollen einen ſolchen Plaz nehmen, daß wir, ungeſehn, Zeugen von allem was zwiſchen ihnen vorgehen wird, ſeyn, und alſo durch uns ſelbſt urtheilen können, ob die Liebe die Urſache ſeines Trübſinns iſt oder nicht.

Königin.

Ich gehorche euch; und an meinem Theil, Ophelia, wünſch' ich, daß eure Reizungen die glükliche Urſach von Hamlets Zuſtande ſeyn mögen: Denn das würde mir Hoffnung

aber deſto pikantere Epiſoden, (wie in dieſem Stücke z. B. die Scene mit dem Euripides und die mit den Schweinche,: des Megarers) Neuheit der Erfindung, (je ausſchweifender und poſſierlicher, deſto beſſer!) durch Lebhaftigkeit der Darſtellung unterſtützt, häufige Anſpielungen und Parodien der Tragiker, lächerliche, mit unter auch bittere Spöttereyen und Kritiken über die Gebrechen des Staats, bald geradezu, bald in einen allegoriſchen Schleyer gehüllt, leichtfertig- und doppelſinnige Scherze, Seitenhiebe nach einzelnen mit Nahmen genennten Perſonen, — das waren die Mittel, wodurch ein komiſcher Dichter ſich ihnen empfehlen konnte, worin er mit ſeinen Mitkämpfern um den Efeukranz wetteifern mußte, und worin Ariſtofanes (wie es ſcheint) alle andern alten Komiker ſo weit hinter ſich zurückließ, daß ſich von mehr als Sechzigen, deren Stücke von griechiſchen Schriftſtellern genannt oder angezogen werden, nicht Einer neben ihm hat erhalten können.

VII. Von der Ueberſetzung, die ich hiemit den Liebhabern, (die mir diesmahl noch furchtbarer ſind als die Kenner) nicht ohne Schüchternheit, vorlege, habe ich dem, was bereits in einem andern Stück des Merkurs vorläufig geſagt worden iſt, nur wenig beyzufügen. Ich gebe ſie für einen bloßen Verſuch, und fühle nur zu ſehr, wie wenig eine ſo ſchwere, mühſelige und undankbare Arbeit ſich für meine Jahre, meine Kräfte und meine Sinnesart ſchickt. Indeſſen, da ich den

Ver-

Verſuch nun einmahl machen wollte, habe ich weder Fleiß noch Zeit geſpart, ihn ſo gut als mir möglich war, wenigſtens (wie ich glaube) ſo gut zu machen, daß es einem andern, der ſich zu einem Ueberſetzer des Ariſtofanes berufen fühlen mag, nun um ſo leichter ſeyn wird, meine Arbeit zu übertreffen. Ich zweifle nicht, daß ich ſelbſt mit einem noch hartnäckigern Fleiß und einem noch groſſern Zeitaufwand, vielleicht etwas weniger unvollkommnes (beſonders auch in Rückſicht auf die ſchwerern Versarten) hätte zu Stande bringen können: aber ich geſtehe, daß ich mir zuletzt Vorwürfe über eine ſolche Anwendung des Reſts meiner Lebenskräfte machte, und in dieſen Vorwürfen die Stimme meines guten Genius zu hören glaubte.

VIII. Daß ein Dichter metriſch überſetzt werden müſſe, iſt bey mir etwas ausgemachtes. Etwas gewagtes, aber (meinem Gefühl nach) beynahe unnachläßliches war es, den Ariſtofanes nicht nur in ſeinen gewöhnlichen Jamben, ſondern auch in ſeinen Trochäen, Anapäſten und achtfüßigen jambiſchen Verſen, ſo viel es mir möglich ſeyn wollte, nachzubilden oder — nachzufuſchen. Denn, die Wahrheit zu ſagen, bey den Anapäſten, zu welchen unſere Sprache ganz und gar nicht geeigenſchaftet iſt, verdient mein Verſuch kaum einen beſſern Nahmen. Indeſſen hab' ich doch auch dieſe Versart überall wo ſie Ariſtofanes gebraucht beybehalten, weil ſie mir da, wo er ſie gebraucht, eine eigene Schicklichkeit zu haben ſcheint.

ſcheint. Ich habe, ſo viel möglich, mein — nicht ganz Midasartiges Ohr dabey zu Rathe gezogen, aber mir doch die Freyheit erlauben müſſen, ſo oft es ſich nicht anders thun ließ, den Anapäſt ⏑ ⏑ — mit dem Amfibrachys ⏑ — ⏑ zu vertauſchen; eine Freyheit, ohne die es (meines Erachtens) eben ſo unmöglich iſt, eine etwas lange Folge von teutſchen Anapäſten, als eine Folge von teutſchen Hexametern, ohne häufige Verwechslung des Spondeus mit dem Trochäus, zu fabricieren. Was aber die eigentlich lyriſchen Metra in den Partien des Chors betrift, welche nicht deklamiert, ſondern zugleich mit einer Art von Tanz geſungen wurden, ſo habe ich mir ein freyeres Metrum mit deſto weniger Bedenken erlaubt, da, wenn ich auch dabey Fuß für Fuß in die Teitte des Ariſtofanes hätte ſetzen können, dieſe Stellen von meinen Leſern doch nicht geſungen, geſchweige nach den Ariſtofaniſchen Melodien geſungen würden; und alſo eine unſägliche Arbeit und Zeitverſchwendung ganz zwecklos angewandt worden wäre.

Doch, es iſt Zeit dieſem Prologus ein Ende zu machen und zu hören, was uns der ehrliche Bürger Dikäopolis, als Repräſentant des geſund und billig denkenden Theils der Republik, zu ſagen hat; er, der einen Plan- und Zweckloſen Krieg (wie wir) ſo herzlich verabſcheut, daß er — da es ihm nicht gelingen will ſeine Mitbürger zu Friedensgedanken zu bewegen, lieber einen Separatfrieden für ſich und ſein Haus machen, als ſeine

ſchönen Felder, Weinſtöcke, Obſtbäume und Knoblauchbeete umſonſt und um Nichts den Verheerungen von Feinden, die er mit Einem Worte zu Freunden machen kann, länger Preis gegeben ſehen will.

Die Acharner

oder

Der Friede des Dikäopolis.

Aufgeführt

an einem der Lenäiſchen Feſttage im 3ten Jahre der 88ſten Olympiade und im 6ten des Peloponneſiſchen Krieges.

Perſonen.

Dikäopolis.

Ein Herold, oder Aufrufer in der Volksverſammlung.

Amfitheos.

Ein Prytane (einer von den Fünfzigen, welche, nach einer gewiſſen feſtgeſetzten Ordnung, abwechſelnd den Vorſitz im Senat der Fünfhundert führten.)

Die vom Perſiſchen Hofe zurückgekommenen Abgeſandten.

Pſeu-

Pſeudartabas (ein angeblicher Geſandter des Königs von Perſien) mit ſeinen Kämmerlingen.

Theoros, ein andrer Athenienſiſcher Geſandter, aus Thrazien zurückgekommen.

Die Frau und Tochter des Diſäopolis.

Euripides.

Keſiſofon, ſein Bedienter.

Lamachos, ein Athenienſiſcher Kriegsoberſter.

Ein Megarer.

Zwey junge Töchter des Megarers.

Ein Sykofant.

Ein Böotier.

Nikarchos.

Ein Bedienter des Lamachos.

Ein armer Landmann.

Ein Braudiener.

Zwey Eilboten.

Kämmerlinge des Pſeudartabas, Thrazier, und andere ſtumme Perſonen.

Die Scene liegt im Pnyx, einem nahe an der Akropolis (Burg) gelegenen öffentlichen Platz zu Athen, der mit dem großen Marktplatz zuſammenhing, und wo gewöhnlich die Ekklesien oder Nazionalverſammlungen gehalten wurden, welchen jeder volljährige Bürger von Athen beyzuwohnen und ſeine Stimme dabey zu geben berechtigt war.

Erſter Akt.

Dikäopolis allein.

Wie viele Dinge nagen mir am Herzen!
Wie einzeln ſind hingegen die frohen Augenblicke!
Kaum zähl' ich dieſer viere; jene ſind
Wie Sand am Meer, unzählbar. Laß doch ſehn,
Was iſt von langem her mir aufgeſtoßen
Das einem Ehrenmanne noch allenfalls
Das Herz erfreuen konnte? — Die fünf Talente
Die Kleon 1) wieder von ſich geben mußte —
Ein ſüßer Augenblick! Die wackern Ritter,

Das

1) Kleon, ein berüchtigter atheniſcher Demagog dieſer Zeit, der, beſonders nach dem Tode des groſen Perikles, ohne andere Talente oder Verdienſte als eine ungeheure Stimme, eine grenzenloſe Unverſchämtheit und Dreiſtigkeit, und die Geſchicklichkeit dem atheniſchen Pöbel immer nach dem Munde zu reden, ſich zu einem ſo wichtigen Manne zu machen wuſte, daß er in der erſten Hälfte des Peloponniſchen Krieges eine groſe, wiewohl für Athen, und zuletzt auch für ihn ſelbſt, ſehr unglückliche Rolle ſpielte. Ariſtofanes war ſein erklärter Feind, und bewies es ihm, auſſer vielen Stellen in ſeinen übrigen Komödien, durch die Ritter, die ausdrücklich auf ihn gemünzt waren, mit einer beynahe unbegreiflichen Kühnheit. — Von der Anekdote, worauf hier angeſpielt wird, iſt nichts näheres bekannt.

Das machten ſie gut! Wie lieb' ich ſie darum!
Ganz Hellas iſt in ihrer Schuld dafür.
Allein wie tragiſch muſſt' ich bald darauf
Für dieſe Wolluſt im Theater büßen! ;
Da ſitz' ich euch mit offnem Maul und harre auf
Ein Stück von Aeſchylos; kommt nicht der Herold
Und ruft: Theognis, führe deinen Chor hervor! 2)
Wie, meynt ihr, daß mir das ins Herz gegriffen?
Dafür, geſteh' ich, hat mirs große Luſt gemacht,
Als neulich um den Preis im Wettgeſang, 3)

Der

2) Aerger konnte der arme Dikäopolis nicht in ſeiner Erwartung getäuſcht werden: denn dieſer Theognis (den man nur dem weit ältern Gnomologen dieſes Nahmens nicht verwechſeln muß) war ein ſo froſtiger Tragödiendichter, daß er den Uebernahmen Chion (Schnee) erhielt, der unſerm Dichter weiter unten den Stoff zu einem ſehr beiſſenden Scherz über ihn giebt. Vermuthlich hatte dieſer Theognis es eben der individuellen Beſchaffenheit, die ihn zu einem ſo froſtigen Dichter machte, zu danken, daß er einen Platz unter den dreißig Tyrannen erhielt, die das ſouveräne Volk von Athen 21 Jahre ſpäter für alle thörichten Streiche, die es in ſeinem unbeſchreiblichen Leichtſinn und Uebermuth ſeit 50 Jahren begangen hatte, auf eine ſo grauſame Weiſe züchtigten.

3) Die muſikaliſchen Preiskämpfe in Athen ſind bekannt. Der Preis des Sieges war ein Kalb; daher heißt es im Original: ἐπὶ μόσχῳ.

Dexitheos hervortrat, das Böotier-Lied zur Cither
Zu ſingen 4). Dagegen hätt' ich bald den Tod
Davon gehabt und mir den Hals [illegible]nah verdreht,
Als der engbrüſt'ge Charis jüngſt den Schlachtgeſang
Zu quicken anfieng 5). Aber nie, ſeitdem ich mir

4) Das Böotier-Lied, Βοιωτιον ſc. νομον, eine Art von Geſang, wovon Melodie und Takt etwa auf dieſelbe Art beſtimmt und feſtgeſetzt war, wie in der neuern Muſik z. B. das Menuet, die Chaconne, das Siciliano, und dergl. Die Griechen, die von jeher groſe Liebhaber vom ſingen waren, hatten verſchiedene ſolche Nomen oder Singweiſen, ſowohl zur Cither als zur Flöte. Terpander, von Lesbos, ein berühmter Citharöde und Verbeſſerer der griechiſchen Muſik, der in der 33ſten Olympiade geblüht haben ſoll, wurde auch für denjenigen gehalten, der die citharödiſchen Nomen in eine kunſtmäſigere Ordnung gebracht und durch beſtimmte Nahmen, als der Böotier, der Aeolier, der Trochäiſche, u. ſ. w. von einander unterſchieden. Da hier der Ort nicht iſt, mich in eine Erörterung einzulaſſen, die uns in den Labirinth der griechiſchen Muſik verwickeln würde, ſo begnüge ich mich zu ſagen, daß es mir wahrſcheinlich iſt, der Karakter des Böotiſchen Nomos ſey ländlich und hirtenmäßig geweſen; welches auch noch ein ſubjektiver Grund ſeyn könnte, warum Dikäopolis ſo viel Vergnügen an dem Böotier-Lied des Dexitheos fand.

5) Den Schlachtgeſang, Ομμον — Ein Nomos dergleichen im Homer vorkommt, und eigentlich nur auf der

Die Naſe ſelber putze, haben mir die Augen
Vom Staube ſo geſchmerzt als izt, da ich
Am Morgen einer ſuveränen Volks-
Verſammlung dieſen großen Platz ſo leer
Wie eine Wüſte ſehe. Deſto voller iſt
Der Markt! Da plaudern ſie, und rennen hin und her,
Dem roth getünchten Seile zu entfliehen 6).

Selbſt

der Flöte (Haut-bois) geblaſen wurde, wiewohl in der Folge der Flötenſpieler Polymneſtos, der zugleich ein Liederdichter war, auch eigene Geſänge zu dieſem Orthios machte; in welchem Homer die Zwietracht die Griechen zum Angriff der Trojaner aufrufen läßt, und durch welchen der berühmte Timotheos Alexandern in ſolche Wuth ſetzte, daß er vom Schoße der ſchönen Thais aufſprang und einem Trabanten den Speer aus den Händen reiſſen wollte. Ich habe daher nicht unrecht zu thun geglaubt, wenn ich Orthios hier durch Schlachtgeſang überſetzte, um ſogleich bemerklich zu machen, daß der nemliche Grund, weswegen das Böotierlied dem Dikäopolis ſo willkommen war, vermuthlich auch auf ſein Mißfallen an dem Orthios des Chors Einfluß hatte.

6) Die Athener (auch hierin, wie in ſo vielen andern Stücken, den heutigen Pariſern ähnlich) waren ſo ſammelnd im Gebrauch ihres demokratiſchen Rechts den ſuveränen Volksverſammlungen (κυριαι ἐκκλησιαι) beyzuwohnen, daß zwey Stadtdiener ausdrücklich dazu beſtellt werden mußten, mit einem roth getünchten Seil, das ſie zwiſchen ſich ausgeſpannt hielten, auf dem Markt herum-

Selbſt die Prytanen zögern. Aber wenn ſie endlich
Zu ſpät heran geſchlendert kommen,
Da ſollt ihr ſehn wie ſich die Herren ſputen,
Sich drängen, ſtoßen, über einander purzeln,
Damit ja keiner auf der erſten Bank
Den Platz, der ſeinem Rang gebührt, verfehle.
Daß aber Friede werde, ficht ſie wenig an!
O die Athener! die Athener! — Ich bin immer
Der erſte der zur Volksverſammlung kommt,
Und wie ich angekommen, nehm' ich auch
Gleich meinen Platz; und wenn ich ſo allein
Mich ſehe, ſeufz' ich, gähne, lüfte mich,
Schreib auf den Boden, rupf' an meinem Bart,
Fang an zu rechnen, ſchau ins Feld hinaus,
Und ſeufze nach dem lieben Frieden und verwünſche
Die Stadt und ſehne mich nach meinem guten Dorfe,
Wo mir in meinem Leben das verruchte „kauft,
„Kauft Kohlen, Eſſig, Oehl!" die Ohren nie
Durchſägte 7). — Aber, weil ich denn
Nun einmahl hier bin, will ichs wahrlich auch

herumzulaufen, um die Bürger, die nicht in den Purr wollten, damit zu umſchließen. Wer auf dieſe Weiſe angezeichnet, mußte eine kleine Geldbuße an die dazu beſtellten Lexiarchen bezahlen.

7) D. i. wo man alles, was man zum leben braucht, ſelber hat, ohne es, wie in der Stadt, erſt kaufen zu müſſen.

nung machen, daß eure Tugend ihn, zu euer beyder Ehre, wieder auf den rechten Weg bringen würde.

Ophelia.

Gnädigſte Frau, ich wünſch' es ſo.

[Die Königin geht ab.]

Polonius.

Ophelia, geht ihr hier auf und ab -- Gnädigſter Herr, wenn es beliebig iſt, wollen wir uns hier verbergen -- (Zu Ophelia.) Thut, als ob ihr in dieſem Buche leſet; damit das Anſehn einer geiſtlichen Uebung eure Einſamkeit beſchönige. Es begegnet nur gar zu oft, daß wir mit der andächtigſten Mine und der frömmeſten Gebehrde an dem Teufel ſelbſt ſaugen.

König (vor ſich.)

Das iſt nur gar zu wahr. Was für einen ſcharfen Geiſſel-Streich giebt dieſe Rede meinem Gewiſſen! Die Wangen einer Hure durch Kunſt mit betrügeriſchen Roſen bemahlt, ſind nicht häßlicher unter ihrer Schminke, als meine That unter der ſchönen Larve meiner Worte -- O ſchwere Bürde!

Polonius.

Ich hör' ihn kommen; wir wollen uns entfernen, Gnädigſter Herr.

[Alle, bis auf Ophelia gehen ab.]

Nicht für die lange Weile ſeyn, will lermen, ſchrey'n
Und jeden Redner ſchimpfend unterbrechen,
Der von was anderm als vom Frieden ſpricht.
Doch ſeht, da kommen die Prytanen endlich, nun
Der Tag ſchon halb vorbey iſt. Wie ſie eilen
Den Rang einander abzulaufen! Sagt' ichs nicht?

Das Volk verſammelt ſich, die Prytanen nehmen ihre Plätze ein, und ein Herold tritt hervor.

Herold (zum Volke)

Noch weiter vorwärts! — vorwärts, daß ihr innerhalb
Des eingeweihten Kreiſes kommt —

Amfitheos

(im hereintreten zu einem der Umſtehenden)

Hat jemand ſchon geſprochen?

Herold (zum Volke)

Wer will reden?

Amfitheos.

Ich.

Ein Prytane.

Wer biſt du denn?

Amfitheos.

Amfitheos.[1]

Der Prytane

Kein Menſch demnach? 8)

Am-

1) Ein Spiel mit der Etymologie des Nahmens Amfitheos, der ſoviel als Um und um Gott bedeuten kann.

Amfitheos.

Nein! ein Unſterblicher! — Denn Amfitheos,
Demeters Sohn von Triptolem, erzeugte
Den Keleos, der Fänaretens, meiner Ahnfrau,
Erzeuger war; von ihm entſprang Lykines,
Von dieſem ich, laut dieſer Ahnenprobe
Ein ächter Götterſprößling, wie ihr ſeht.
Drum haben auch die Götter mich allein
Ermächtigt Frieden mit den Spartiaten
Zu ſchließen. Aber, ach! mit aller meiner
Unſterblichkeit, ihr Herren, hab ich nichts
Zu beißen, und wenn ich nicht verhungre, liegt's
An den Prytanen nicht; von ihnen wird
Mir nichts gereicht —

Ein Prytane.

Die Wach' her!

Amfitheos.

O Triptolem! O Keleos! laßt ihr mich im Stich?

Dikäopolis.

Ihr Herr'n Prytanen vergeht euch gröblich gegen
Die Volksverſammlung, daß ihr einen Mann
Vertreiben wollt, der Friede für uns machen will.

Der Prytane.

Setz dich und ſchweig!

Dikäopolis.

Nein, beym Apollo! nein,
Ich ſchweige nicht, wofern ihr nicht den Waffenſtillſtand
Zur Sprache bringt.

Herold.

Die Abgesandten an den König!

Dikäopolis.

An welchen König? Dies Geprahl mit Abgesandten
Und Pfauen, und all das Großthun ist mir in der Seele
Zuwider! 9)

(Die Abgesandten treten herein).

Herold.

Still!

Dikäopolis.

(mit einem possierlichen Ausdruck von Erstaunen)
Ach! was neues von Athatana!

Der erste Abgesandte.

Ihr habt uns unterm Archon Euthymen
Mit einem Taggeld von zwey Drachmen an
Den großen König abgeschickt — 10)

Dikä-

9) Und dies Geprahl mit Abgesandten und Pfauen, und dies Großthun war es eben, was die Athener über alles liebten. — „Aber wie kommen die Pfauen hieher?" — Der Pfau war zu Aristophanes Zeiten noch so selten in Griechenland, daß man ihn (wie Aelian berichtet) alle Neumonde Männer und Weiber um Geld sehen ließ. Er vermehrte sich aber nach und nach so sehr, daß hundert und zwanzig oder dreyßig Jahre später die Pfauen zu Athen, nach dem Ausdruck des Dichters Antisanes, so gemein waren wie die Wachteln.

10) Euthymenes war im 4ten Jahre der 85sten Olympiade Archon, und die Acharner wurden im 3ten der 88sten gegeben: diese Abgesandten hatten also mit ihrer Gesandt-

schaft

Dikäopolis.

Mich dauern nur
Die Drachmen!

Abgesandter.

Ich sage nichts davon, wie uns
Die Reise mitgenommen; wie lange wir,
Nach Landesart in großen Reisewagen,
Auf weiche Polster hingestreckt und ohne
Ein ander Nachtquartier als unsre Zelten,
Längs des Kayſers Ufern irren mußten.
Es war nicht auszuhalten!

Dikäopolis.

Freylich gieng mirs besser,
Der mittlerweil' im Struppich an der Brustwehr
Zu liegen das Vergnügen hatte.

schaft an den großen König nicht weniger als eilf Jahre zugebracht, und der Republik binnen dieser Zeit nicht weniger als 8000 Drachmen an Taggeldern gekostet. Dies war zwar, unsrer Art zu rechnen nach, nicht viel; denn nach Eisenschmidt betrug eine Drachme etwa 4 Groschen; aber da eine Drachme damahls, nach ihrem Verhältniß gegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns, der Berechnung des D. Joh. Gillies zu Folge, wenigstens einem Gulden unsers Geldes an Werthe gleich war: so war dieser Ausgabsartikel, zumahl in Rücksicht auf seine völlige Unnützlichkeit, für die mäßigen Einkünfte der Republik beträchtlich genug.

Abgeſandter.

Und kamen wir an Orte, wo man uns
Als eu're Abgeſandten ehrenvoll
Bewirthen wollte, mußten wir, gern oder nicht,
Den ſüßen Wein — ohn' einen Tropfen Waſſer
Aus großen Gläſern und goldnen Humpen trinken.

Dikäopolis.

Hartköpfiges Volk des Kranaos, 11) merkſt du nicht
Wie deine Geſandten dich zum beſten haben?

Abgeſandter.

Denn unter den Barbaren iſt es nun einmahl
So hergebracht, nur den für einen Mann
Zu halten, der die meiſten Schüſſeln
Und Becher leeren kann.

Dikäopolis.

Wir Griechen denken ſeiner;
Bey uns ſind Hurenjäger und Kinäden
Die großen Männer!

Abgeſandter.

Endlich langten wir
Im vierten Jahre bey dem König an.
Zum Unglück war er eben auf — dem Abtritt;

Das

11) Κρανααν λαον ſcheint ein Wortſpiel zu ſeyn, das auf dem Doppelſinn des Wortes Kranaos beruht, welches, als Nahme einer Perſon, den zweyten König von Attika aus der herpiſchen Zeit, und als Beywort den Begriff hart, ſpröde, felſigt, bezeichnet.

Das heißt, er war mit ſeinem ganzen Hofe
Juſt nach den goldnen Bergen 12) abgegangen
Um dort acht Monden lang — ſich Oeffnung zu verſchaffen. 13)

Dikäopolis.

Wie lange braucht er wohl um wieder zuzumachen?

Abgeſandter.

Nur einen Monat. Nach vollbrachter Kur
Kam ſeine Majeſtät zurück, und nahm uns
Sehr gnädig auf; er hielt uns eine eigne Tafel
Und ſetzt' uns ganze Ochſen, im Ofen gebacken, vor.

Dikäopolis.

Gebackne Ochſen! Ey ſo lüge du!

Abgeſandter.

Einſt kam ſogar ein Vogel auf die Tafel,
Der, ſtraf mich Zevs! wohl dreymahl wenigſtens

So

12) Die Könige von Perſien brachten gewöhnlich einen Theil des Sommers, um ihrer Geſundheit zu pflegen, in einer von ihrer Reſidenz entfernten gebirgigen Gegend zu, wo die reinere Luft jene Abſicht vorzüglich begünſtigte. Die goldnen Berge der Perſer ſcheinen bey den Griechen, die ſich gern von goldnen Bergen träumen ließen, zum Sprichwort geworden zu ſeyn; aber dem Ariſtofanes iſt es (wie einige Ausleger glauben) nur um ein unſäuberliches Wortſpiel mit den Wörtern ορος (Berg) und ορρος (culus) zu thun.

13) Der elegante Ariſtofanes erſpart ſich ſolche euſemiſche Umſchreibungen, und ſagt geradezu, um zu k. k. ꝛc.

So groß war als — der dicke Kleonym;
Man nennt ihn ξενας — 14)

Dikäopolis. (vor ſich)

Und ſo werden wir
Befenapt, und bezahlen noch zwey Drachmen
Des Tags dafür!

Der Geſandte.

Doch, was das beſte iſt,
So bringen wir euch den Pſeudartabas,
Des Königs Auge, 15) mit.

Dikäo-

14) Vielleicht der Pelikan, nach den Albatroſſen der korpulenteſte aller Vögel; vielleicht auch eine bloße Erfindung des Dichters, um ſeine edeln Zuhörer aus den untern Klaſſen durch die Vergleichung mit dem dicken Kleonym zu beluſtigen.

15) Nicht etwa — um die Könige von Perſien vom Gebrauch ihrer eigenen Augen und Ohren zu diſpenſieren, ſondern weil ein König nicht alles durch ſich ſelbſt ſehen und hören kann was er ſehen und hören ſollte, waren gewiſſe Hofoffizialen, unter dem Titel Königs Auge und Königs Ohr beſtimmt, Sr. Majeſtät das Sehen und Hören deſſen was in ihren Staaten vorgieng, zu erleichtern. Sonderbar und beynahe unglaublich iſt übrigens die Verwegenheit unſers Komikers, einen angeblichen Perſiſchen Geſandten aufzuſtellen, der zwar durch den Nahmen Pſeudartabas ſogleich als ein untergeſchobener Artabas angekündigt wird, aber gleichwohl

Dikäopolis.

O hackte doch
Ein wohlbeklauter Rabe dir das deine aus,
Verwünschter Abgesandter!

Herold.

Des Königs Auge!
(Pseudartabas tritt zwischen zwey Kämmerlingen auf)

Dikäopolis. (vor sich)

Herakles steh mir bey! was für ein Auge! 16)

Der Gesandte (zu Pseudartabas)

Wohlan, Pseudartabas, laß dich vernehmen!
Eröffne den Athenern was der König dir
Zu sagen aufgetragen hat.

Pseu-

wohl keinen andern Zweck haben kann, als dem Athenischen Pöbel zu Gemüth zu führen, wie schändlich er von seinen damahligen Leitern durch Verspiegelungen des zu hoffenden Beystandes auswärtiger Mächte zu Fortsetzung des Krieges betrogen werde.

16) Hier fehlen in der Uebersetzung ein paar Verse, die eine mauvaise plaisanterie über die Unschicklichkeit enthalten, womit der Schauspieler, der den Pseudartabas vorstellte, das grose Kiklopen Auge, wodurch Aristofanes sein verbesserates Haupt auf eine possierliche Art bezeichnete, um die Stirne gebunden hatte. Die weggelaßnen

Pſeudartabas.

Jartaman cparx anapiſſonä ſatra 17)

Der Geſandte.

Habt ihr verſtanden was er ſagt?

Dikäopolis.

Nicht ſonderlich.

Der Geſandte.

Er ſagt, der König ſchick euch Gold.
(zum Pſeudart.) Sag es noch einmahl laut und deutlich,
Gold.

Pſeudartabas.

Sollſt haben nichts von Gold, weitſperz'ger Jaonan! 18)

Dikä.

gelaſnen drey Verſe (die ich mit Einem, der dem Ariſtofanes nicht anachört, zu erſetzen die Freyheit genommen habe) ſind ſchwerlich ſo teutſch zu machen, daß ſie dem Leſer ein klares Bild darſtellen.

17) Pſeudartabas ſpricht hier Perſiſch, wie die Türken im Bourgeois Gentilhomme Türkiſch reden.

18) Pſeudartabas ſagt dies im gebrochnem Griechiſch. Jaonaan ſoll, wie es ſcheint, ſoviel als Jonier heiſſen. Die Athener nannten ſich in alten Zeiten, ihrem König Jon zu Ehren, Jonier. Das Beywort χαυνοπρωκτος bedarf, da es leider! überſetzt werden muſte, ſeiner deutlichern Erklärung.

Dikäopolis.

O weh, o weh! Das iſt nur gar zu deutlich!

Ein Prytane.

Was ſagt er?

Dikäopolis.

Was er ſagt? Er ſagt
Die Jaonier müßten groſſe Eſel ſeyn,
Wofern ſie von den Perſern Gold erwarteten.

Ein Geſandter.

Nicht doch! Er ſpricht von Perſer-Scheffeln Goldes.

Dikäopolis.

Das mögen kleine Scheffel ſeyn! Wie du'
Ein groſſer Windſack biſt. Weg! packe dich!
Ich will den Herrn da bald bekennen machen.
Tritt näher Du! und, wenn dein Fell dir lieb iſt,
Antworte deutlich: ſchickt der groſſe König
Uns Gold? —
(Pſeudartabas und ſeine beyden Kämmerlinge ſagen durch Kopfſchütteln, Nein!)
— Die Abgeſandten haben uns demnach
Betrogen? (Pſeudart. und die Kämmerl. nicken, Ja!)
Die Leute nicken mir ſo griechiſch, ſollten ſie
Nicht etwa gar bey uns zu Hauſe ſeyn?
Der eine von den beyden Kämmerlingen iſt
Unſtreitig Kliſthenes, Sibyrtios Sohn;
Hm! Haben wir dich ausgefunden, Burſche? 19)

Dein

19) Eine böſe Art von Pläſanterie, das was die Schauſpieler wirklich waren an die Stelle deſſen was ſie vorſtellten.

Zweyte Scene.

Hamlet tritt auf, mit sich selbst redend.

Seyn oder nicht seyn -- Das ist die Frage -- Ob es einem edeln Geist anständiger ist, sich den Beleidigungen des Glüks geduldig zu unterwerfen, oder seinen Anfällen entgegen zu stehen, und durch einen herzhaften Streich sie auf einmal zu endigen? Was ist sterben? -- Schlafen -- das ist alles -- und durch einen guten Schlaf sich auf immer vom Kopfweh und allen andern Plagen, wovon unser Fleisch Erbe ist, zu erledigen, ist ja eine Glükseligkeit, die man einem andächtiglich zubeten sollte -- Sterben -- Schlafen -- Doch vielleicht ist es was mehr -- wie wenn es träumen wäre? -- Da stekt der Haken -- Was nach dem irdischen Getümmel in diesem langen Schlaf des Todes für Träume folgen können, das ist es, was uns stuzen machen muß. Wenn das nicht wäre, wer würde die Mißhandlungen und Stauben-Schläge der Zeit, die Gewaltthätigkeiten des Unterdrükers, die verächtlichen Kränkungen des Stolzen, die Quaal verschmähter Liebe, die Schicanen der Justiz, den Uebermuth der Grossen, extragen, oder welcher Mann von Verdienst würde sich von einem Elenden, dessen Geburt oder Glük seinen ganzen Werth ausmacht, mit Füssen stossen lassen, wenn ihm freystühnde, mit einem armen kleinen Federmesser sich Ruh zu verschaffen? Welcher Taglöhner würde unter Aechzen und Schwizen ein mühseliges Leben fortschleppen wollen? -- Wenn die Furcht vor etwas nach dem Tode -- wenn dieses

Dein H..k..n iſt zu warm, um zu verläugnen
Wo du zu Hauſe biſt; wie durfteſt du
Es wagen, Affengeſicht, mit einem ſolchen Bart
Dich uns für einen Hämmling aufzuſchwärzen?
Und dieſer da, wer iſt wohl der? Laß ſehn,
Nicht etwa Straton?

Herold.

Schweig und ſetze dich!
Der Rath erſucht des Königs Aug' ins Prytaneion
Sich zu begeben.

Diſäopolis.

Iſt das nicht zum hängen?
Wenn's ſo hier zugeht, was verweil' ich noch?
Um ſolche Burſche zu bewirthen iſt die Thür
Beſtandig offen. Nein! ich halte mich nicht länger;
Ich will und muß was großes unerhörtes wagen!
Wo iſt Amfitheos?

Amfitheos.

Was ſteht zu Dienſte?

Diſäopolis.

Hier ſind acht Drachmen, nimm ſie, geh, und ſchließe mir
Straks einen Waffenſtillſtand mit den Spartiaten!
Nur bloß für mich, mein Weib und meine Kinder.

Ihr

ſtellten, zu ſchieben, — die auch wohl heut zu Tage noch einem Komödienmacher bey dem großen Haufen gelingt, aber darum nicht zu empfehlen iſt.

Ihr andern zieht indeß auf Ambaſſaden
Und ſperrt die Mäuler auf!

(Amfitheos geht ab)

Herold.

Theoros ſoll
Erſcheinen, der vom thraziſchen Stralkes 20)
Zurückgekommen.

Theoros.

Hier!

Diskäopolis.

Ha! wieder ſo ein Prahler!

Theoros.

Wir hätten uns ſo lange nicht in Thrazien
Verweilt —

Diskäopolis.

Wenn nicht der hübſche Taglohn wäre? Das glaub ich ſelbſt.

Theoros.

— Wenn nicht
Juſt um dieſelbe Zeit, da hier Theognis 21)

Tragö-

20) Einem kleinen Thraziſchen Könige, auf deſſen Beyſtand und Freundſchaft ſich die damahls herrſchende Parthey viel zu gut that, wiewohl ſie den Athenern am Ende völlig unnütz war; wie ſie leicht hätten voraus ſehen können, wenn ſie nicht ſo arge Abderiten geweſen wären als die Mitbürger des Demokritus ſelbſt.

21) S. oben die Anmerk. 2.

Tragödien gab, ein ungeheurer Schnee
Das ganze Thrazien eingeſchnien hätte;
So daß wir dieſen ganzen langen Winter durch
Die Zeit mit Trinken beym Sitalkes zuzubringen
Genöthigt waren. Denn das muß ich euch
An dieſem Fürſten rühmen, er iſt ein glühend warmer
Athenerfreund, aufricht'ger kann euch niemand
Ergeben ſeyn als er. Das geht bey ihm ſo weit,
Daß man an allen Wänden ſeines Hauſes
Von ſeiner eignen Hand geſchrieben lieſt:
Das elegantſte Volk der Welt ſind die Athener. 22)
Und vollends erſt der Prinz, ſein Sohn, dem ihr
Das Bürgerrecht verehrtet, o! der brennt
Recht vor Verlangen an den nächſten Apaturien 23).

Brat-

22) Ariſtofanes braucht hiezu nur zwey Worte; das konnte ich auch: aber ich glaubte, daß in allen Fällen dieſer Art die Deutlichkeit der Kürze vorzuziehen ſey.

23) Apaturia war der Nahme eines dreytägigen Feſtes der Athener, deſſen urſprüngliche Veranlaſſung dem moraliſchen Sinn und ſelbſt dem bloßen Ehrgefühl der Athener keine ſonderliche Ehre bringt. Unter der Regierung des attiſchen Königs Thymötes, des letzten Theſeiden, entſtand wegen des Grenzfleckens Oenoe zwiſchen den Athenern und Böotiern eine Fehde, welche zuletzt, vermöge einer lobenswürdigen Uebereinkunft beyder Partheyen, durch einen Zweykampf zwiſchen ihren beyderſeitigen Königen ausgemacht werden ſollte. Thymötes, der ſich zu alt und ſchwach fühlte es mit Xanthos, dem

König

Bratwürſte mit euch zu ſchmauſen; und ihr hättet
Nur hören ſollen, wie beweglich er
Um Hülfe für ſein liebes Vaterland
Beym König anhielt. Auch hat uns Sitalk
Am Opfertiſch geſchworen, ein ſo groſſes Heer
Uns zuzuſchicken, daß die Athener rufen würden:
Ah! welch ein Schwarm Lokuſten zieht heran!

König der Böotier aufzunehmen, ließ bekannt machen, daß er bereit ſey demjenigen, der an ſeiner Statt mit Xanthos kämpfen wollte, die Krone abzutreten, und Melanthos, ein Abkömmling Neſtors und nachmahliger Vater des lezten Attiſchen Königs Kodros) erklärte ſich bereit, es um dieſen Preis mit dem Böotier aufzunehmen. Als nun der Zweykampf eben beginnen ſollte, glaubte oder ſtellte ſich Melanthos als glaube er, einen Jüngling hinter ſeinem Gegenkämpfer zu ſehen, der ſeinen Sekundanten zu machen mitgekommen ſey, und erhob groſſe Klage über dieſen angeblichen Bruch der Uebereinkunft, mit der Erklärung, daß er, für ſeine Perſon, bloß Mann gegen Mann fechten werde. Indem nun Xanthos, im Bewußtſeyn keinen ſolchen Vorwurf zu verdienen, ſich nach dem angeblichen Sekundanten umſah, ſtach ihm Melanthos ſeine Lanze in den Leib, und legte ihn todt zu ſeinen Füßen. Die Athener, die durch dieſe That (denn nach den rohen Begriffen der damahligen Zeit war gegen einen Feind alles erlaubt) zum ruhigen Beſitz des Fleckens Oenoe kamen, ſezten zum ewigen Andenken derſelben dieſes Feſt ein, welches von ſeiner Veranlaſſung den Nahmen Apaturia

Dikäopolis.

Ich will gehangen ſeyn, wenn ich ein Wort
Von allem glaube was du uns da vorſagſt,
Nur die Lokuſten ausgenommen.

Theoros.

Auch hat er euch bereits das ſtreitbarſte
Von allen Völkern Thraziens zugeſandt.

Diko-

(das Betrugsfeſt) erhielt, und an deſſen erſtem Abend die jungen Leute in Athen, die zu der nehmlichen Zunft gehörten, ſich mit Bratwürſten zu regalieren pflegten. Anfangs machten ſich die Athener (wie geſagt) kein Bedenken über die Schändlichkeit eines ſolchen Betrugs; aber in der Folge fanden ſie doch für gut, die Geſchichte zu veredeln, indem ſie den Bacchus und Jupiter ſelbſt ins Spiel zogen, die Sage, als ob es Bacchus geweſen ſey, der ſich dem Melanthos als Sekundant des Böotiers gezeigt habe, durch ein Orakel beſtättigt ließen, und in Gemäßheit deſſelben nicht nur dem Bacchus Melanthides einen eignen Tempel erbauten, ſondern auch dem Zevs Apaturios Opfer an dieſem Feſte brachten. Daß übrigens (nach der Bemerkung des Hrn. Prevoſt) Ariſtofanes, der dem Geſchmack ſeiner Mitbürger für Wortſpiele und doppelſinnige Einfälle ſo fleißig opfert, hier das Betrugsfeſt vor allen andern Feſten ausdrücklich darum gewählt habe, um zu verſtehen zu geben, daß die Thraziſchen Prinzen die eleganten Athener mit allen dieſen Liebesbezeugungen nur zum Beſten hätten, — ſcheint mir richtig bemerkt und ganz im Karakter unſers Dichters zu ſeyn.

Dikäopolis.

Das wird ſich zeigen.

Herold.

Ihr Thrazier, die Theoros mitgebracht, herbey!

(Eine Anzahl Statiſten, in Thraziſche Soldaten poſſierlich verkleidet, kommen auf eine poſſirelhafte Art aufgezogen.)

Dikäopolis.

Zum Henker, was für Wunderthiere!

Theoros.

Das Korps der Odomanten.

Dikäopolis.

Welcher Odomanten?

Sprich! Was ſoll das bedeuten? Wer zum Henker
Hat deine Odomanten ſo verſtutzt? 24)

Theoros.

Gebt dieſen Ehrenmännern, wie ſie ſind,
Zwey Drachmen Sold des Tages, und ſie ſchlagen euch
Mit ihren Schildchen ganz Böotien zuſammen.

Dikäopolis.

Was? zwölf Obolen täglich ſolchen abgeſtreiften?
Wie mußte das nicht unſer braves Schiffsvolk,

24) Eine cyniſche Anſpielung auf gewiſſe Folgen eines unter dem vornehmen und gemeinen Pöbel zu Athen im Schwange gehenden Laſters, welches leider! einer der ergiebigſten Gemeinplätze des Ariſtofaniſchen Witzes iſt.

Das ſchon ſo oft die Stadt gerettet, ſchmerzen!
— O weh! Ich unglückſeliger Mann! ich bin verloren!
Die Odomanten ſind mir über meinen Knoblauch
Gerathen! 25) — Gebt den Knoblauch wieder! wollt ihr nicht?

Theoros.

Unglücklicher, du wirſt doch nicht an Hähne
Dich wagen wollen, die mit Knoblauch
Zum Kampf gefüttert ſind?

Dikäopolis.

O ihr Prytanen,
Könnt ihr ſo ruhig zuſehn, wie ich mitten
In meinem Vaterlande von ſolchen Barbar'n
Geplündert werde? — Aber über'n Sold
Der Thrazier kann heute nichts beſchloſſen werden.
Ich ſag euch an, die Luft hat ſich geändert,
Mir fiel ein Regentropfen auf die Naſe.

Herold.

25) Zwiebeln und Knoblauch waren in Attika von beſonderer Vortrefflichkeit und ein Hauptartikel ihrer Gärtnerey und ihrer Küche. Gemeine Leute aßen, wie es ſcheint, den Knoblauch auch ungekocht, und trugen immer einen Vorrath davon bey ſich, ungefähr wie die Oſtindianer immer Betel käuen. Ariſtofanes ließ vermuthlich die vorgeblichen Thrazier mit einem guten Vorrath dieſer Mundproviſion aufziehen, um ſich Gelegenheit zu machen, den Athenern den Umſtand, daß man im Krieg von Freunden und Feinden beynahe gleich viel zu leiden hat, als eine der unleidlichſten Folgen deſſelben zu Gemüth zu führen.

Herold.

Die Thrazier werden ſich entfernen
Und übermorgen wieder hier erſcheinen;
Denn die Prytanen heben die Verſammlung auf.

(die Volksverſammlung geht aus einander)

Dikäopolis allein.

Ich armer Mann, der auf ſein Mundgerichte
Nun auf ein ganzes Jahr Verzicht thun muß!
Ha! ſeh' ich recht? — Da iſt mein Friedensſtifter ja
Von Lakedämon ſchon zurück. Willkommen,
Amfitheos!

Amfitheos.

O laß mich erſt vor laufen
Zum ſtehen kommen! Denn izt muß ich laufen
Um den Acharnern 26) zu entfliehen.

26) Acharnä war unter den ſogenannten δημοις, Flecken oder wie ſie Heilmann nennt, Stammörtern der Athener (denn man iſt verlegen, in unſrer Sprache ein ſchickliches Wort für dieſe Bedeutung des Worts Demos zu finden) der angeſehenſte und volkreichſte; denn er allein ſtellte 3000 Mann ins Feld, welche den Kern des Atheniſchen Fußvolks ausmachten. Ariſtofanes ſcheint daher wohlbedächtlich ſeinen Chor mit Acharnern beſetzt zu haben, weil es ihm vornehmlich auch darum zu thun war, dieſen Demos zu Friedensgedanken umzuſtimmen; was ſowohl wegen des rauhen Karakters der Acharner als wegen der Verwüſtung ihrer Güter, welche ſie noch zu rächen hatten, keine leichte Arbeit war.

Dikäopolis.

Wie denn das?

Amfitheos.

Indem ich über Hals und Kopf mich spude
Den Friedensschluß mit den Spartanern die
Zu überbringen, spürte mich ein Trupp
Acharnischer Männer aus, handfestes Volk,
Hagbüchne Knasterbärte, derb und knorrig
Wie Ahornklötze, kurz, von jenen alten Kriegern
Bey Marathon; und wie sie mich von fern
Erblickten, schrien sie mir aus Einem Munde zu:
Ah! Schurke, du trägst Traktaten mit den Feinden,
Die unsre Reben zusammen gehauen haben?
Das sollst du uns bezahlen! schrien sie
Und lasen Steine in ihre Mäntel auf.
Ich machte mich aus dem Staub; allein sie folgen
Mit großem Geschrey mir nach.

Dikäopolis.

So laß sie schreien!
Du bringst uns also den Waffenstillstand mit?

Amfitheos.

Gewiß! und dreyerley Proben zum versuchen.
Hier einen von fünf Jahren — kost' einmahl!

Dikäopolis (als ob er ihn wieder ausspucke).

Ah pfuy!

Amfitheos.

Was ist's?

Dikä-

Dikäopolis.

Der ſchmeckt mir nicht; er riecht zu ſtark
Nach Pech, der Schiffsgeruch iſt mir zuwider.

Amfitheos.

So koſte dieſen zehenjähr'gen hier.

Dikäopolis.

Auch der riecht ſchrecklich ſauer nach
Geſandten an die Bundsverwandten Städte,
Um über Zögerung ſich zu beſchweren.

Amfitheos.

Hier haſt du alſo einen dreißigjährigen
Zu Waſſer und zu Land.

Dikäopolis.

O herrlich, herrlich!
Der riecht nach lauter Nektar und Ambroſia!
Da iſt die Rede nicht mehr von Ordern, auf drey Tage
Mit Mundproviſion ſich zu verſehen;
Der ſagt geradezu, geh wo du willſt!
Den nehm' ich an, der iſt nach meinem Gaumen,
Bey dieſem bleibt's; und an die lieben Acharner
Mein Kompliment! Ich bin nun all des Elends quitt,
Kann wieder auf mein Gut ziehn und in Ruhe
Die Dionyſien begehn. 27)

27) Der größere Theil der alten Bürger von Athen war (wie Thukydides ſagt.) bis auf den Peloponneſiſchen Krieg

ſts unbekannte Land, aus dem noch kein Reiſender zurük gekommen iſt, unſern Willen nicht betäubte, und uns riethe, lieber die Uebel zu leiden, die wir kennen, als uns freywillig in andre zu ſtürzen, die uns deſto furchtbarer ſcheinen, weil ſie uns unbekannt ſind. Und ſo macht das Gewiſſen uns alle zu Memmen; ſo entnervet ein bloſſer Gedanke die Stärke des natürlichen Abſcheues vor Schmerz und Elend, und die gröſſeſten Thaten, die wichtigſten Entwürfe werden durch dieſe einzige Betrachtung in ihrem Lauf gehemmt, und von der Ausführung zurükgeſchrekt -- Aber ſachte! -- wie? Die ſchöne Ophelia? -- Nymphe, erinnre dich aller meiner Sünden in deinem Gebete.

Ophelia.

Mein Gnädiger Prinz, wie habt ihr euch dieſe vielen Tage über befunden?

Hamlet.

Ich danke euch demüthigſt; wohl --

Ophelia.

Gnädiger Herr, ich habe verſchiedne Sachen zum Andenken von euch, die ich euch gerne zurükgegeben hätte; ich bitte euer Gnaden, ſie bey dieſer Gelegenheit zurük zu nehmen.

Hamlet.

Ich? ich wiſſte nicht, daß ich euch jemals was gegeben hätte.

Ophe-

Amfitheos.

Und ich — ah! die Acharner!
Die Acharner! Lauf wer laufen kann!

(ſie rennen beyde davon.)

Chor der Acharner.

Hieher alle! — Lauft, verfolgt ihn, fraget jeden, den ihr antreffſt,
Ob kein Flüchtling ihm aufgeſtoßen? Denn es liegt dem ganzen Staat
Viel

Krieg gewohnt auf dem Lande, jeder in dem Stammort ſeiner Familie und auf dem von ſeinen Vorältern angeerbten Landgute zu leben; und auch diejenigen, die eine Wohnung in der Stadt hatten, hielten ſich dort nur ihrer Geſchäfte wegen auf, betrachteten ſie als ein bloßes Abſteigquartier, und kehrten ſobald ſie konnten wieder aufs Land zurück, wo ſie ihren eigentlichen Familienſitz und ihr ordentliches Hausweſen hatten. Als der Krieg mit den Peloponneſiern ausbrach, nöthigte Perikles den größten Theil der Landbewohner, ihrer eignen Sicherheit wegen, in die Stadt zu flüchten, und die Landſchaft den Einfällen und Verheerungen des Feindes Preis zu geben. Sie ſahen die Nothwendigkeit dieſer traurigen Maßregel ein und gehorchten; aber ſie giengen nicht deſto weniger ſchwer daran, und von allen Uebeln des Krieges, wovon ſie gedrückt, war ihnen dieſes das unerträglichſte, daß ſie ſich aus ihren uralten Wohnſitzen, ihrem eigentlichen Vaterland vertrieben, und der gewohnten Freyheit, Ruhe und Freuden ihrer bäuriſchen Lebensweiſe ſo lange beraubt ſehen mußten.

Viel daran ihn einzufangen — He da! kann mir niemand ſagen,
Wo der Kerl ſich hin verſteckt hat, der den Waffenſtillſtand trägt?

Eine Hälfte des Chors
(die ihn auf einer andern Seite geſucht hatte)

Er iſt uns entgangen, entflohen, verſchwunden!

Die andre Hälfte.

Weh mir, daß ich ſo alt bin!
In meiner Jugend
Als ich noch mit einem
Kohlenſack auf der Schulter 28)
Den Fayllos 29) ſelbſt im
Laufen ereilte, hätte mir
Der ſchnöde Traktatenträger,
Wär' er noch ſo ſchnell von Füßen,
Wahrlich! er hätte mir nicht entrinnen ſollen!

Aber nun, da meine Knie, leider! ſteif ſind, und ich ſchwerer

Als

28) Ein groſſer Theil der Acharniſchen Landleute, deren Eigenthum in anſehnlichen Waldungen beſtand, waren Kohlenbrenner, und im Beſitz Athen mit dieſem Bedürfniß zu verſehen.

29) Ein durch ſeine Schnellfüßigkeit und ſein Talent im Springen und Voltigieren berühmter Athlet von Krotona.

Als der alte Lakratides an den kalten Beinen trage,
Iſt er uns entwiſcht.

Die erſte Hälfte.

Und dennoch, friſch ihm nach! So alt wir ſind,
Soll er doch nicht prahlen können den Acharnen entwiſcht zu ſeyn!

Nein, o Vater Zeus
Und ihr Götter alle,
Das ſoll er nicht, der mit dieſen
Feinden ſich verglichen,
Gegen welche mein
Verwüſtetes Land mich
Täglich zu neuer Rache aufruft!
Auch ruh' ich nicht eher
Bis ich ihnen wie ein ſpitzes Pfellholz
Schmerzlich feſt im Leibe ſtecke,
So daß ihnen die Luſt vergehe
Meine Reben zu zertreten.

Auf dann, Brüder! laßt uns ſuchen, und von Ort zu Ort ſo lang'
Unerbittlich ihn verfolgen, bis wir dieſer Laſt von Steinen
Auf des Frevlers Kopf und Rücken uns erleichtert haben werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Perlen

der

Morgenländiſchen Dichtkunſt

des

Mittelalters.

Aus dem Abulfeda *)

In einer Stimmung der Seele, in welcher man etwa einſam auf dem Felde umherſchweift, und, nicht um einen Strauß für den Buſen der Geliebten zu binden, ſondern um gleichſam Rache an der Natur zu nehmen, daß ſie uns jetzt nicht erfreuen will, die ſchönſten Blumen mit dem Stocke in der Hand abköpft und zerſtreut liegen läßt — in einer ſolchen Stimmung und auf dieſe Art luſtwandelte ich jüngſt auf den Gefilden der arabiſchen Dichtkunſt, und die Blumen, die, von meiner Hand abgeriſſen, auf die Erde fielen, ſammelte ein Freund, der mir nachſchlich, und ſie mir nun unter

*) Abulfedae Annales Muslemici. T. I — III. Arabiſch und lateiniſch von Reiske; nach 10 Jahren endlich auf Koſten des Herrn von Suhm (welcher die Güte hatte, mich mit einem Exemplare zu beſchenken) herausgegeben von D. Adler in Kopenhagen. Hafniae. 1789 — 91. 4.

unter dem orientalischen Titel, Perlen, in einem Strauße bringt, zu welchem er einen Geleitsbrief für das Publikum von mir verlangt. Gern erfülle ich seinen Wunsch, oder hab' ihn vielmehr durch diese Erzählung schon erfüllt. Wenn diese kleine Sammlung der orientalischen Litteratur einige Liebhaber und Schätzer mehr, und den Lesern so viel Vergnügen gewährt, als sie dem Mittheiler nach Vorübergang jener mißmüthigen Laune gewähret hat; so ist seine Absicht und der Zweck derselben vollkommen erreicht.

J. D. Gräter.

I.

Aiesch, Abdallah's Tochter.

Königin des glücklichen Arabiens.

Bey der Ermordung ihrer kleinen Prinzen im Jahr 660.

O weh! wer sagt mir, was meinen beyden Söhnchen geschah, die zwey Perlen glichen in der noch frisch gespaltenen Muschel?

O weh! wer sagt mir, was meinen beyden Söhnchen geschah, die mein Herz, meine Ohren und meine Augen waren, durch deren Raub und Zerfleischung mir heute mein Herz auch geraubt und zerfleischt ist?

Wer

Wer zeigt der Mutter den Weg zu ihren beyden Kleinen? der von Sinnen gekommnen, der angedonnerten, der angſtvollen Mutter!

Ich hab' eine Botſchaft erhalten, aber ich will es nicht glauben, was ſie behaupten! nicht glauben die Lüge, die verbrechenvolle Rede!

L.

Raſchids Schwanengeſang.

† 808.

O Fadli! ſchon kommt und drängt die Stunde, die ſich einmal zu ſehen fürchtete — werden auch jetzt noch mich allenthalben die Augen der Menſchen verfolgen!

Ich bin nun würdig geworden des Mitleids derjenigen, deren Neid ich erregte. Doch, wohlan! laß uns geduldig den herben Ausgang der Dinge ertragen!

Aber mit Heulen will ich den feſten Bund der Freundſchaft begehen, der zwiſchen uns war, und nun zerriſſen werden ſoll! und mit ſterbender Stimme noch die entflohnen Tage der Freude rufen!

3.

Mamuh
an seinen treulosen Freund.
† 833.

Ich hatte dich als Kundschafter ausgesandt; du aber, beseligt vom Anschaun, gingst insgeheim hinweg, so daß ich anfange Arges von dir zu denken.

Du hast, als ich abwesend war, heimliche Reden mit derjenigen gepflogen, die ich liebe! und — o daß ich wüßte, wie ich deiner Unterhandlung entbehren könnte!

Ich sehe die offenbare Spur von ihr in deinen Augen! denn deine Augen haben fürwahr von den ihrigen diese Schönheit entlehnt!

4.

Zwey Lieder des Chalifen
Radi Billah Abu-l-Abbas Achmed
† 940.

a.

Gelb wird mein Gesicht vor Erblassen, wo es nur mein Auge betrachtet; seine Wange wird roth vor Scham;

Gleich

Gleich als ob von dem Blute meines Herzens genommen, und auf das Antlitz getragen wäre die Röthe, die man auf seinen Wangen erblickt.

b.

Alle Heiterkeit der Seele und des lachenden Glückes geht endlich in Trübsinn, alle Sorglosigkeit in Aengstlichkeit über.

O du sicherer Mensch, der du so toll in dem weiten Meere der Trägheit und des Stolzes umherschweifst —

Wo ist der, welcher vor uns war? Wo erscheinet sein Leib? Wo seine hinterlassenen Spuren?

O du vortrefliche, du liebenswürdige und göttliche Ermahnerin, graue-Farbe des Haares, die du das Geschlecht der Menschen an sein bevorstehendes Schicksal erinnerst!

3.

Achmet Ibn Joseph.

† 1045.

Auf das Thal Bözäa.

Es hält von uns ab die Hitze des kiesigen, brennenden Bodens ein Thal, welches ein dichtes Haar von Gras und Kräutern vor den Flammen der Sonne schützt.

Wir steigen herab von unsern Thieren, und ruhen bey seinen Bäumen, die uns mit ihren Aesten umfangen, wie säugende Mütter den Säugling.

Es reicht uns, wenn wir dürsten, einen Trank zum schlürfen dar, ein kühles und klares Wasser, lieblicher schmeckend als der Wein dem Zecher.

Die Kiesel des Thals — ein Mädchen schreitet vorüber in ihrem Schmuck, sie glaubt ihr Halsgeschmeide auf dem Boden zu erblicken, bebt, und umfühlt zweifelnd den Nacken.

6.

Der Vezier Abu'l-Walid Achmed.

Abdallahs Sohn.

† 1070.

An seinen untreu gewordenen Freund.

Zwischen mir und dir ist etwas das nicht stärbe, wenn du wolltest; ein Geheimniß das, wenn alle Dinge vergehen, allein nicht verginge.

O du! das du deinen Theil, welchen du von mir besitzest, hinweg giebst; da ich doch meinen Theil, den ich von dir habe, auch um den Preis des Lebens nicht geben würde!

Es mag dir genug ſeyn, daß mein Herz die Laſt, die du ihm auflegteſt, und die kein anderer unter den Menſchen tragen kann, dennoch trägt.

Weiche aus, ich will es dulden! Sey ſtolz, ich will es leiden! Zeige dich hart und gebieteriſch, ich will demüthig und geſchmeidig ſeyn! Aendere dein Geſicht, ich will mich dir nahen! Sprich, ich will hören! Befiehl, ich will gehorchen!

7.

Zwey Lieder

von Schaich Abu-Iſchak Ibrahim.

† 1033.

a.

Treue Freundſchaft.

Ich fragte die Leute, wo iſt ein treuer Freund, der ſeiner Pflicht und meinen Wünſchen entſpricht? Aber ſie gaben mir zur Antwort: du ſucheſt nach etwas, zu dem du nicht kommen kannſt.

Halte nur immer mit den Zähnen die Freundſchaft eines Edlen feſt, wenn du ſie je erlangen ſollteſt; denn der Edlen unter den Menſchen ſind wenige nur!

b.

Ermunterung zur Liebe.

Es kommt der Frühling mit ſeinen ſchönen Roſen! Es iſt hinweg gegangen der Winter mit ſeiner häßlichen Kälte!

Ophelia.

Ihr wißt es gar wohl, Gnädiger Herr, und daß ihr eure Geschenke mit Worten, von so süssem Athem zusammengesezt, begleitet habt, daß sie dadurch einen noch grössern Werth erhielten. Da sich dieser Parfüm verlohren hat, so nehmt sie wieder zurük. Geschenke verliehren für ein edles Gemüth ihren Werth, wenn das Herz des Gebers geändert ist.

Hamlet.

Ha, ha! Seyd ihr tugendhaft?

Ophelia.

Gnädiger Herr --

Hamlet.

Seyd ihr schön?

Ophelia.

Was sollen diese Fragen bedeuten?

Hamlet.

Das will ich euch sagen. Wenn ihr tugendhaft und schön seyd, so soll eure Tugend nicht zugeben, daß man eurer Schönheit Schmeicheleyen vorschwaze.

Ophelia.

Machen Schönheit und Tugend nicht eine gute Gesellschaft mit einander aus, Gnädiger Herr?

Ham-

Trinke dich jetzt, trinke dich satt auf dem Antlitz des Geliebten, und auf seinen Wangen, und auf seinen lieblichen Lippen!

8.

Zwey Lieder von Ali Ibn Abd-el-Gani.

† 1095.

a.

O Nacht des Liebenden! Wann, o wann wird einmal deine Morgenröthe kommen?

Dann wird sie kommen, wann die Stunde des letzten Gerichts erscheint!

b.

Mit geschlossenen Augen tödtest du schon, die dich anschauen?

Was wird dann erst geschehen, wenn sie geöffnet sind?

9.

Muhamed, Ibn Achmed.

† 1113.

Geduld im Unglück.

Zeit und Schicksal zeigen sich fremde gegen mich als ob sie mich nicht kennten! Sie wissen nicht

daß

daß ich durch das Unglück ſelbſt trotziger und muthiger wurde, da hingegen ihre Schrecken mir endlich geringer und milder erſcheinen.

Schon längſt hat mir das Schickſal gezeigt, wie groß ſeine Wuth gegen mich ſey. Aber ich bewies ihm dagegen, wie viel die Geduld, und durch wen ſie es vermöge.

10.

Ibrahim, Ibn Ottmann.

† 1129.

Die Schätzung der Dichtkunſt.

Du flieheſt die Dichtkunſt, die du ſonſt liebteſt? ſagen die Leute zu mir. Es iſt wahr; aber die Noth zwingt mich ſie zu fliehen; denn das Thor der Reize und Anlockungen zur Dichtkunſt iſt geſchloſſen.

Ich durchwandelte den Erdkreis, aber ich fand nirgends einen großmüthigen Mann, der belohnte, nirgends einen Edlen, der geliebt ſeyn wollte.

Aber wunderbar doch, daß die Dichtkunſt, eine ſo froſtige und ſchwerzuerpreſſende Waare, ſo viele Herberger und Diebe hat!

11.

Abu'l-Caſem Machmud.

† 1143.

Auf den Tod ſeines Lehrers Abu Modar.

Es fragte mich ein Weib: Was ſollen dieſe Perlen, die aus deinen Augen ſo ſchnell herabfallen, daß ſie zwey Perlenſchnüren zu gleichen ſcheinen?

Ich gab ihr zur Antwort: die Perlen, mit welchen einſt Abu Modar meine Ohren erfüllte, ſtürzen nun aus meinen Augen herab.

12.

Cadi Raſeh-ed-din.

† 1149.

Die Menſchen.

Als ich die Menſchen erforſchte, um einen Freund zu ſuchen, der mir treu wäre in den Stürmen des Unglücks;

Und hin und her geworfen von wilden und grauſamen Schickſalen unter dem Volke rief: Iſt denn Niemand, der helfen will?

Da ſah ich, wie man ſich freute im Buſen, wenn mich ein Unglück traf; und wie man mich neidete, wenn mir Freude widerfuhr.

Ihr meine zwey Augen füttertet euch mit dieſem Anblick, und führtet mein Herz dadurch zu der bitterſten Tränke. *)

O meine Augen, quälet mein Herz nicht länger! es iſt höchſt ungerecht, wenn zwey ihre Kräfte anwenden, um Einen zu tödten!

13.

Scharif Abu-Gafar Maſuds.

† 1075.

Ach! wie möchte das Gras meines Verlangens verdorren, da mein Antlitz immer benetzt wird vom Regen der Thränen!

Iſt jemand frey in der Liebe? Ich wenigſtens bin ein Sklave in Feſſeln.

Oder wenn auch die ſchönen Geſtalten ihre Bettler haben, denen ſie eine Wohlthat und Gnade ſchuldig ſind **): ſo bin ich der Arme, der von der Schönheit jenes Almoſen erfleht und verdient.

---

*) Eine Anſpielung auf das Füttern und Tränken der Kameele.

**) Eine Anſpielung auf die Religionspflicht eines Muhammedaners, den Bettlern Almoſen zu geben.

14.

Ein Memento Mori.

Längst schon ist es im ewigen Schicksal beschlossen, was geschehen soll. Gott, mein Freund, hat dein Glück und deine Erhaltung im Verborgenen bestimmt.

Er giebt, was er giebt, und hält zurück, was dir nur Sorgen und Kummer gewährte. Du bist gesichert und geschützt gegen alle Fälle des Glücks, wie sie auch kommen.

Siehst du nicht, wie die Welt und ihre Bewohner täglich in Staub zerfallen und vergehen? Bereite dich also vor zu dem Tage, an welchem du, o Mensch, der du nach eitlen Dingen jagst und dich betrügst, endlich die Welt wirst verlassen müssen.

Wisse, daß du nicht ewig seyn kannst, und die Reichthümer, die du aufhäufst, nur für einen andern sammelst.

O Bewohner der Welt, kann ein Geschenk dein Abgott seyn, das der Tod keinen Erdenbürger wird überleben lassen?

Der Tod — das weißt du — wird gewiß und unvermeidlich kommen; und doch bist du so leichtsinnig, daß du es vernachlässigst, öfters an ihn zu denken!

Der Tod läßt sich nicht auf einen andern Tag verweisen, wenn er einmal gekommen ist eine Seele abzufodern, und fragt uns nie, ob er hat kommen dürfen!

IV.

Ueber den Vorſchlag

unſre

bisherigen Demoiſellen künftig Fräulein zu betiteln.

Vor der Revoluzion war *Demoiſelle* (das Diminutivum von *Dame*) der gewöhnliche und Kanzleymäßige Titel der unverheuratheten Töchter des franzöſiſchen Adels. Da nun unſer teutſches Wort **Fräulein** das Diminutivum von **Frau** iſt, ſo iſt klar, daß es, nach dem franzöſiſchen Sprachgebrauch, mit dem Wort Demoiſelle von völlig gleicher Bedeutung iſt, und alſo dieſes letztere, ins Teutſche überſetzt, nicht anders als durch **Fräulein** gegeben werden kann. Wofern demnach nicht etwa **beſondere Urſachen** vorhanden ſind, welche den Vorſchlag, „das Wort **Fräulein** bey allen Gelegenheiten, wo bisher das franzöſiſche Demoiſelle im Teutſchen gebraucht wurde, an deſſen Statt zu ſetzen,“ **unſchicklich** machen: ſo wäre in der Sache ſelbſt nicht nur nicht der mindeſte Grund, warum der Gebrauch des franzöſiſchen Demoiſelle länger beybehalten werden ſollte; ſondern es wäre vielmehr ſehr ungereimt, aus bloßem Eigenſinn auf dem Gebrauch, oder, richtiger zu reden, auf dem Mißbrauch eines fremden Wortes beſtehen zu wollen, für welches wir das völlige Aequivalent in unſrer eigenen Sprache beſitzen.

Die Entſcheidung der ſtreitigen Frage beruhet alſo, wie es ſcheint, lediglich auf Erörterung jenes Präliminarpunkts: ob nehmlich beſondere Urſachen, welche die Vertauſchung des Wortes Demoiſelle (in wie fern es vornehmlich im nördlichen Teutſchland ſeit ungefähr einem halben Jahrhundert zu Qualificierung der Jungfrauen vel quasi aus den höhern Klaſſen des ſogenannten Bürgerſtandes gebraucht wird) gegen das teutſche Fräulein unſchicklich machen, wirklich vorhanden ſind, oder nicht.

Viele Gegner dieſer neuerlich in Vorſchlag gekommenen und ſeit einiger Zeit in verſchiedenen Blättern des R. P. Reichs-Anzeigers theils empfohlenen theils beſtrittenen Vertauſchung glauben, daß dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des teutſchen Adels geſchehen würde; als deſſen unverheurathete Töchter ſich bisher in ruhigem ausſchließlichem Beſitz des Prädikats Fräulein befunden hätten.

Aber dieſer Einſpruch im Nahmen unſrer bisher ſogenannten Fräulein ſcheint aus folgenden Rückſichten ohne hinlänglichen Grund zu ſeyn.

1) Unſere altadelichen oder diplomatiſch geadelten Fräulein können einen ungeſtörten und im ganzen Heil. Röm. Reich Statt findenden ausſchließlichen Beſitz dieſes Prädikats ſo wenig zu Recht erweiſen, daß vielmehr, zum Beweis des Gegentheils, in einigen vordern Reichskreiſen, und vornehmlich in der Kaiſerſtadt

ſerſtadt **Wien**, ſchon lange gewöhnlich iſt, unverheurathete Perſonen **bürgerlichen** Standes, aus den Klaſſen, die man unter der allgemeinen Benennung *Honoratiores* zu begreifen pflegt, im gemeinen Umgang **Fräulein** zu nennen, wiewohl ſie ſich weder durch Stammbaum noch Adelsbrief zu dieſem Ehrentitel legitimieren können. Warum ſollte denn alſo was in **Wien**, und überhaupt in den Oeſterreichiſchen und einigen angrenzenden Landen, ohne den geringſten Widerſpruch des Adelſtandes, Statt findet, nicht auch in andern Städten und Ländern des T. Reichs angehen?

2) Noch viel weniger können diejenigen, in deren Nahmen man ein ausſchlieſſliches Recht an das Prädikat Fräulein in Anſpruch nimmt, einen rechtsbeſtändigen Titel für daſſelbe erweiſen. Denn bekannter Maßen war eine Zeit, wo nur die Töchter der **Könige** und **Fürſten** ausſchließlich **Fräulein**, die Töchter der übrigen Edeln Herren und Ritter hingegen **Junkfrauen** (ſo wie die Söhne derſelben **Junker**) hießen, und dieſe Titulatur findet ſich noch im 16ten Jahrhundert. Wie lange es eigentlich her iſt, und wie es zugegangen, daß die adelichen Jungfrauen zum ausſchließlichen Beſitz des Ehrentitels Fräulein, wenigſtens in einem großen Theil des teutſchen Reichs, gekommen ſind, dürfte wohl ſchwer zu beurkunden ſeyn: ſoviel iſt indeſſen gewiß, daß ſie weder durch ein Reichsgeſetz, noch durch ein Kaiſerliches Privilegium in dieſen Beſitz geſetzt worden ſind; daß alſo ihr angebliches Recht an dieſes Prädikat ſich

auf eine bloße Gewohnheit gründet, deren Urſprung ſich nicht genau beſtimmen läßt, und welche unſern, kraft einer gleichmäßigen Gewohnheit zu **Demoiſellen** geſtempelten und dafür anerkannten bürgerlichen Jungfern an ihrem gerechten Anſpruch an dieſe dem franzöſiſchen Demoiſelle gleichgeltende **teutſche** Titullerung nichts benehmen kann.

3) Man könnte zwar, im Nahmen der adelichen Fräulein einwenden: „es gebühre ſich doch, ſo lange der bisherige Geſetz- und Verfaſſungsmäßige Unterſchied der Stände in Teutſchland noch beſtehe, daß auch im gemeinen Leben ein gehöriger Unterſchied zwiſchen den Adelichen und Nichtadelichen Jungfern gemacht werde.“ Ich, meines Orts, erkenne dies für eine ganz billige Foderung: aber ich ſehe nicht, wie aus derſelben ein ausſchließliches Recht an das Prädikat **Fräulein** gefolgert werden könne. Oder ſind denn etwa die adelichen Jungfern durch das gewöhnliche **von** vor ihrem Geſchlechtsnahmen, und durch das Beywort **gnädig** — welches zwar ehemahls nur den **Fürſtentöchtern** zukam, aber nun, durch einen zum allgemeinen Gebrauch gewordenen höflichen **Mißbrauch**, allen adelichen Jungfern im gemeinen Leben gegeben wird, — ſind ſie durch beydes nicht hinlänglich genug unterſchieden? Wenn alſo die bürgerlichen **Demoiſellen** künftig ſchlechtweg **Fräulein**, die adelichen hingegen ausſchließlich **gnädige Fräulein** geſcholten würden, wo wäre die Unſchicklichkeit? und mit welchem Grunde könnten ſich die Ade-

lichen

lichen beſchweren, daß ſie mit den Bürgerlichen in eine Linie geſtellt würden?

Aus dem bisher geſagten ſcheint ſich alſo zu ergeben: daß auf Seiten des Adelſtandes nicht der mindeſte gültige Grund vorhanden ſey, warum die adelichen Töchter auf einem ausſchließlichen Recht an das Prädikat **Fräulein** beſtehen ſollten. Auch iſt kaum zu zweifeln, daß diejenigen, welche die längſten und glänzendſten Ahnenregiſter vorzuweiſen hätten, gerade die erſten ſeyn würden, die vorgeſchlagne neue Mode mitzumachen, wofern nicht andere Urſachen in Betrachtung kämen, welche (meines Bedünkens) dieſe Neuerung **unſchicklich** und beynahe ganz **unausführbar** machen.

Denn, geſetzt nun, es beliebte einer anſehnlichen Majorität in allen Städten Teutſchlands, das Wort **Fräulein** an die Stelle des zeither üblichen **Demoiſelle** und **Mamſell** zu ſetzen; ſo entſtünde ſogleich (wie auch von andern bereits bemerkt, aber noch von niemand hinlänglich beantwortet worden iſt) die Frage: „Sollen alle, die dermahlen theils in ruhigem **Beſitz** des Mamſellentitels ſind, theils einen mehr oder minder begründeten **Anſpruch** darauf machen, künftig **Fräulein** heiſſen; und im verneinenden Falle, bey welcher Subdiviſion der bürgerlichen Klaſſe (die an Subdiviſionen und Sub-Subdiviſionen ſo ſehr reich iſt) ſoll der **Strich** gemacht werden? Jede dieſer Subdiviſionen ſteht zwar nur um eine kleine Stufe höher als die nächſt angren-

Hamlet.

Nicht die beſte; denn es wird allemal der Schönheit leichter ſeyn, die Tugend in eine Kupplerin zu verwandeln, als der Tugend, die Schönheit ſich ähnlich zu machen. Das war ehmals ein paradoxer Saz, aber in unſern Tagen iſt ſeine Wahrheit unſtreitig -- Es war eine Zeit, da ich euch liebte.

Ophelia.

In der That; Gnädiger Herr, ihr machtet mich's glauben.

Hamlet.

Ihr hättet mir nicht glauben ſollen. Denn Tugend kan ſich unſerm alten Stamme nie ſo gut einpfropfen, daß wir nicht noch immer einen Geſchmak von ihm behalten ſollten. Ich liebte euch nicht.

Ophelia.

Deſto ſchlimmer, daß ich ſo betrogen wurde.

Hamlet.

Geh in ein Nonnenkloſter. Warum wollteſt du eine Mutter von Sündern werden? Ich bin ſelbſt keiner von den Schlimmſten; und doch könnt' ich mich ſolcher Dinge anklagen, daß es beſſer wäre, meine Mutter hätte mich nicht zur Welt gebracht. Ich bin ſehr ſtolz, rachgierig, ehrſüchtig, zu mehr Sünden aufgelegt, als ich Gedanken habe ſie zu nanſen, Einbildungs-Kraft ſie auszubilden, und Zeit

ſie

zende, würde ſich aber dennoch ſelbſt lächerlich finden, wenn ſie ſich etwas über dieſe nächſte an ihr herausnehmen wollte. Schon aus dieſem einzigen Grunde iſt klar, daß das Prädikat Fräulein entweder irgend einer dieſer Subdiviſionen willkührlich und widerrechtlich verweigert, oder am Ende allen gegeben werden müßte. Denn bürgerlich iſt nun einmahl bürgerlich, und es iſt zwiſchen dem höchſten und niedrigſten Bürgerlichen keine ſolche Kluft befeſtiget, wie zwiſchen ihnen und dem Adelichen. Der bürgerliche Geheime Rath iſt, ſo lang er bürgerlich bleibt, weder mehr noch weniger roturier als ſein Schneider, und Mamſell N. N. die der Tochter des Geheimen Raths die Hauben ſteckt, oder Mamſell N. N. die ihre ſeidnen Strümpfe wäſcht, hat ſo viel Recht Fräulein zu heiſſen als jene; und wiewohl es ihr ſelbſt (Anfangs wenigſtens) etwas widerſinniſch vorkommen würde, ſich Fräulein ſchelten zu hören, ſo würde ſie es doch auch ſehr unbillig finden, wenn ſie ſich des Mamſellentitels, den ſie wenigſtens am Sonntag in ihrem Kirchenſtaat von manchem Ehrenmann, der ſie kannte oder nicht kannte, zu hören gewohnt war, nun auf einmahl unverſchuldeter Dinge entſetzt und mit der Jungfer Tochter eines Holzhackers oder Scherenſchleifers in eine Linie geſtellt ſehen ſollte.

Ich müßte mich ſehr irren, oder die natürliche Folge von der Unmöglichkeit die Grenze des Mamſellentitels a parte poſt zu beſtimmen würde ſeyn, daß entweder gewiſſe Klaſſen vor wie nach Mamſellen

blieben, (und alſo die Abſicht, dieſes unteutſche Wort aus unſrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde) oder daß es dem armen Wörtchen **Fräulein** wie dem einſt ſo vornehmen Wort **Frau** ergienge, welches von ſeiner ehemahligen hohen Würde nach und nach (wenigſtens in den Landen wo das Sachſenrecht gilt) ſo tief herunter geſunken iſt, daß es, zum groſſen Aergerniß ſchwäbiſcher Ohren, in jenen Landen nicht nur Waſch-**Frauen**, Scheuer-**Frauen**, Butter-**Frauen**, Milch-**Frauen**, giebt, ſondern ſogar das zerlumpteſte Bettelweib kein Bettelweib, ſondern eine Bettel-**Frau** iſt.

Wenn dieſe Betrachtungen (wie es mich, salvis melioribus, bedünken will) von hinlänglichem Gewichte ſind, die Einführung des Wortes Fräulein in den Bürgerſtand für unſchicklich und unthunlich zu erklären: ſo wäre dann meine unmaßgebliche Meynung:

„Es entweder mit der **Demoiſelle** und **Mamſell**, Einwendens ungeachtet, beym Alten zu laſſen, — (wie wir es ja mit ſo vielen andern, ungleich wichtigern Mißbräuchen, Unformen und Inkonſequenzen im menſchlichen Leben auch beym Alten laſſen müſſen; wenn wir nicht etwa, um der Spinnen, Wanzen und Mäuſe los zu werden, lieber das ganze Haus in Brand ſtecken wollen) oder, dieſe, in der That unſre edle Sprache verunzierenden, fremden und reſpective barbariſchen Wörter ganz und gar abzuſchaffen, und ſtatt der-

ſelben das ehrliche altteutſche Ehrenwort Jungfer wieder in ſeinen ehemahligen Gebrauch einzuſetzen; ohne ſo viel Werth auf Unterſcheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben, und auf Seiten derer, die nach ſolchen kleinfügigen Diſtinkzionen geizen, eine Engbrüſtigkeit und Armſeligkeit des Geiſtes verrathen, bey deren Anblick man ungewiß iſt, ob man ſie belachen oder beweinen ſoll.

W.

V.

Fragment eines Briefes von einem in Italien reiſenden Freunde des H.

Von Trieſt ſchwammen wir in einer Barke bey faſt gänzlicher Windſtille in 30 Stunden den Adriatiſchen Meerbuſen hinüber nach Venedig. Wir blieben alle wohl im Schiffe und keiner hielt für rathſam ſich mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen. Am 23ſten Febr. früh mit dem grauenden Morgen, ſtiegen die Thürme Venedigs vor uns aus den Wellen herauf. Nach einigen Stunden waren wir ſchon in den Lagunen dieſer ſchwimmenden Welt, und um 10 Uhr auf dem Markusplatze, in deſſen Nähe wir uns nach einer halbſtündigen

Kou

Kontumaz debarkierten. Venedigs geſunkene Herrlichkeit duftete uns ſchon, ehe wir den Fuß ans Land ſetzten, entgegen, und mit zugehaltenen Naſen eilten wir über den Fiſchmarkt. Auf dem Markusplatze umfieng uns das Gewimmel von Masken, Müßiggängern, Seiltänzern, Zahnärzten, Bärenhütern, Taſchenſpielern und Gauklern aller Art, womit er von Morgen bis Mitternacht, beſonders in der Karnavals-Zeit, angefüllt iſt. Unwillkührlich ſah ich mitten in dieſem Gedränge mich nach dem Armenier*) um, der mir von allem, was ich von Venedig geleſen, am hellſten vorſchwebte; aber ich ſah ihn nicht. Wir bezogen den Gaſthof zur Königin von Ungarn, hatten noch einige Stunden mit Schiffern, Laſtträgern und Mautbedienten zu zanken, und der erſte Tag gieng größtentheils mit Unterſuchung der Frage hin: ob wir denn wirklich in Venedig ſeyen? Manche Gegenſtände überzeugten uns freylich davon; aber wir fanden doch faſt alles weit unter unſerer Erwartung. Wir hatten die durch tauſend Reiſebeſchreiber geprieſenen Herrlichkeiten Venedigs nach einem etwas zu großen Maßſtabe unſerer Einbildungskraft vorgemalt, und jetzt fanden wir das Gegentheil. Venedig iſt (die Eigenthümlichkeiten, die es zu Venedig machen und vor allen andern Städten der Welt auszeichnen, abgerechnet) die ſtickendſte, ſchmuzigſte, häßlichſte Stadt die ich geſehen habe; es hat die engſten, krummſten Gaſ-

*) In Schillers Geiſterſeher.

Gassen die man sich denken kann; freylich mit Marmorplatten gepflastert; aber dadurch halten sie doch keinen Menschen, der an Licht und Luft gewöhnt ist, für Beraubung der Sonne und des Tageslichts schadlos: denn beyde können das ganze Jahr in die engen Gassen nicht hinabdringen. Freylich sind hier Paläste von Palladio und Sansorino, die wenig ihres gleichen in der Welt haben, und Kirchen, die es werth sind Tempel Gottes für Menschen zu seyn; freylich ist die Aussicht übers Meer, über die Venedig umgebenden, mit schönen Kirchen und Klöstern bebauten Inseln, über die fernen Gebirge Tirols und über die ungeheure Stadt selbst, die man vom Markusthurme hat, einzig in ihrer Art: aber Venedig hat keinen Frühling, keine Spaziergänge, keine Rosenlauben; es ist eine Welt von Steinen, und ein ewiges Einerley herrscht hier beym Wechsel der Jahreszeiten in der übrigen Welt. Keinem Bürger aus dieser — wenn er nicht, von den Wollüsten Italiens berauscht, sich und die Welt vergißt — wird es möglich seyn lange in dieser engbrüstigen, beklemmten Existenz auszuhalten; er wird sich bald wieder nach der Terra ferma, nach ihren grünenden Fluren, duftenden Wiesen und geräuschlosen Hütten zurücksehnen. Dies waren oft die Empfindungen und Reflexionen, die sich mir bey dem Anblicke der aus Wollust und Leiden, aus Reichthum und Elend, aus Nobili und Pöbel, aus Andächtigen und Narren, aus Dürstenden und Satten, aus Genießenden und Verzehrten zusammen gehäuften Menschenmasse aufdrängten, die während

des

des Karnavals in Entzücken und Taumel ſchwimmt, und die übrige Zeit in Druck und Elend ſchmachtet. In dieſen zwey bis drey Monaten des Müſſigganges verlieren Tauſende die Luſt zur Arbeit für die andern 9 bis 10 Monate, und werden Betrüger, Kuppler oder Bettler. Von letztern wimmelt's auf allen Plätzen, auf allen Gaſſen und überall, wo ſo viel Platz übrig bleibt, daß ein Elender liegen und mit ſeinen Wunden und Eiterbeulen von dem vor Abſcheu zurück fahrenden Fremden, der dieſen Anblick, an dem der Venezianer ſchon gewöhnt iſt, nicht ertragen kann, einige Sols erbetteln kann. Auf den Brücken und an den Kirchen findet man ganze Gruppen dieſer Elenden, die ſo kunſtmäßig komponiert und auf den beabſichtigten Effekt berechnet ſind, daß man den Geſchmack und den Erfindungsgeiſt, der ſelbſt Gegenſtände des Elends und Entſetzens äſthetiſch darzuſtellen und ſtatt Abſcheu Wohlgefallen zu erregen ſucht, bewundern muß.

Wir haben alle 7 bis 8 Theater beſucht, eines ausgenommen, wo nur Poſſen für den unterſten Pöbel gegeben werden. Kann je etwas die Sinne berauſchen, das Herz vergiften und die Vernunft auf eine Zeitlang vom Throne ſtoßen, ſo ſind es die Opern und Ballets der Italiener. Letztere beſonders ſind einer reitzbaren, leicht in Schwung zu bringenden Einbildungskraft gefährlich. Einige hundert reitzende Geſchöpfe, von Jugend auf dazu abgerichtet Auge und Ohr durch wollüſtige Stellungen und Töne zu entzücken, üben auf dieſen verſchie-

denen Theatern an jedem Abend ihre Kunſt aus, die gewiß nie ihren Zweck ganz verfehlt. Das ſüße Gift ſchleicht ſich unbewußt auch in das am beſten verwahrte Herz, und bewirkt wenigſtens einen augenblicklichen Rauſch. Man kann nichts blenderers, prächtigeres ſehen als den Glanz und die Pracht des Theaters al Fenice und al S. Caſſano, gegen welche die des W * * r Nazional-Theaters wie der volle Mond vor der Morgenröthe ſchwindet. Schönheit der Tänzer und Tänzerinnen, die herrlichſte Muſik, Schönheit und Reichthum der Dekorazionen und Kleidungen, alles vereinigt ſich, durch den mächtigen Zauber ſo vieler zu Einem Zweck vereinten Künſte, den wollüſtigſten Genuß zu verſchaffen und alle Sinne mit Vergnügen zu berauſchen. Es freut mich, nicht ſowohl des Vergnügens wegen das ich genoß, als vielmehr deswegen, daß ich das höchſte und vortrefflichſte dieſer Künſte, ſo weit ſie ſich bis jetzt ausgebildet haben, zu einer Zeit ſah, wo ich die Bildung meines Geſchmacks und die Empfänglichkeit meines Sinnes für ſchöne Formen erhöhen und befeſtigen will. Jene Abende, wo ich dieſe Feereyen ſah, ſind zu lebhaft in meinem Gedächtniſſe, als daß ich nicht noch lange einen Maßſtab für die Beurtheilung des ſchlechten und vortrefflichen an den, mir aus ihnen vorſchwebenden Bildern haben ſollte.

Venedig beſitzt ſchöne Kirchen, Paläſte und eine Menge von Kunſtſachen, und wir haben von allen

ſo viel geſehen als ein Aufenthalt von acht Tagen erlaubte. Es iſt nicht möglich alles in dieſer Zeit zu ſehen; es iſt auch nicht nützlich: es bildet den Geſchmack mehr, viel als vieles zu ſehen; ſonſt überladet man ſich den Magen des Geiſtes, und hat von den daraus entſtehenden Indigeſtionen keinen Nutzen. Mein Gedächtniß und mein Tagebuch werden mir meinen Aufenthalt in Venedig noch oft zurückrufen, und mich in Stand ſetzen, meine Bemerkungen, die ich nur flüchtig niedergeſchrieben habe, weitläufiger ausführen zu können.

In Verona blieben wir vier Tage. Alle Gegenſtände werden hier ſchon merkwürdiger, intereſſanter, italieniſcher. Die Größe der ehrwürdigen Ueberreſte des Amfitheaters, des beſterhaltenſten in der Welt, ſetzte uns in ſüßes Staunen. So ein Werk, gegen welches unſere neuern Paläſte und Schauſpielhäuſer nur Kartenhäuschen ſind, konnten Menſchenhände aufthürmen! B** war entzückt davon. Hier ſtieß E** zu uns; mit ihm wuchs das Intereſſe unſerer Reiſe um ein großes. In Mantua beſuchten wir bloß den Palaſt del Fe, wo Julio Romano, Rafaels Liebling und Schüler, in ſeiner kühnen Größe glänzt. Sein Rieſenſturz, der im ganzen gewölbten Sahl die Decke ſammt den vier Wänden einnimmt, die zuſammen nur ein großes Gemälde ausmachen, zeigt, daß er es würdig war, der Liebling des erſten Künſtlers der neuern Zeiten zu ſeyn.

Von da fuhren wir in zwey Tagen bis Modena, eine der schönsten Städte, die wir bis dahin gesehen hatten; brachten anderthalb Tage mit Besichtigung der dortigen Kunstwerke und der Stadt zu, und fuhren in einem halben Tag von da nach Bologna hinüber, das nur vier Meilen entfernt ist. Hier haben wir in zwey Tagen mehr schönes gesehen als wir fassen konnten; es wären so viel Monate nöthig gewesen, um nur bey jedem der betrachtungswürdigen Werke einige Zeit in ruhigem Anschauen zu verweilen. Entzückt und über unsere Erwartung befriedigt, verließen wir Bologna und betraten auf der nächsten Stazion den ersten Fuß der Appeninen, über die, wir nach einer zweytägigen Reise glücklich in Florenz, das am diesseitigen Fuße derselben liegt, angekommen sind. Schon haben wir heute die Antiken-Sammlung, die in drey langen Korridoren aufgestellt ist, und das Allerheiligste derselben, den Tempel, worin die mediceische Venus mit vier der schönsten Statuen thront, gesehen. Die acht Tage, die wir in Florenz zubringen, werde ich größtentheils unter diesen Meisterstücken der Kunst verleben; denn man muß sie oft sehen um sie mit Nutzen zu sehen. Bey dem ersten Besuche reißt die Neugierde uns zu sehr von einem Gegenstande zum andern fort; man verschlingt die Schönheiten ohne sie zu verdauen.

VI.

Kunstanzeige.

Lady Hamilton, Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel, ist ein Name, dessen sich gewiß jeder Reisende, dem das Glück zu Theil geworden, in dem gastfreyen Hause dieses in der Welt schon so lange rühmlich bekannten Mannes Eingang zu finden, mit Vergnügen zurück erinnert. Groß und schlank von Gestalt, und mit einem Gesichte, das nahe an das Ideal der Antike grenzt, besitzt diese Frau das seltene Talent der Pantomime in einem nie gesehenen Grade der Vollkommenheit; jede Stellung, jede Nüance des Ausdrucks gelingt ihr bis zur Täuschung. Fern von aller launigen Delikatesse, läßt sie es sich gern gefallen, in dem vertrauten Kreise gebildeter Personen ihre Uebungen vorzunehmen. Ihr Anzug ist dabey ein langes weißes Kleid, unter der Brust mit einem Bande gegürtet, ganz nach Art der weiblichen Tunika bey den Alten. Ueberdies hat sie einen weiten, sehr feinen indischen Schleyer, dessen sie sich, nachdem die Natur der Attitüde es erfodert, sehr gut zu bedienen weiß. Das vortheilhafte dieser Kleidung, welche die schlanke Gestalt nur leicht verhüllt; ihre langen Kastanienbraunen Haare, die in einem Nu nach jeder Art von Stellung sich richten; die Gesichtszüge, welche jeden Ausdruck bestimmt zeichnen; die Mannichfaltigkeit der

ſie zu vollbringen. Wozu ſollen ſolche Burſche, wie ich bin, zwiſchen Himmel und Erde herumkriechen? Wir ſind alle ausgemachte Taugenichts; traue keinem von uns -- Geh in ein Nonnen-Kloſter -- Wo iſt euer Vater?

Ophelia.

Zu Hauſe, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Laß die Thür hinter ihm zuſchlieſſen, damit er den Narren nirgends als in ſeinem eignen Hauſe ſpielen könne -- Adieu.

Ophelia.

O hilf ihm, Gütiger Himmel!

Hamlet.

Wenn du einen Mann nimmſt, ſo will ich dir dieſen Fluch zur Mitgift geben -- Sey ſo keuſch wie Eis, ſo rein wie Schnee, du wirſt doch der Verläumdung nicht entgehen -- Geh in ein Nonnen-Kloſter -- Adieu -- Oder wenn du es ja nicht vermeiden kanſt, ſo nimm einen Narren; denn geſcheidte Leute wiſſen gar zu wohl, was für Ungeheuer ihr aus ihnen macht. -- In ein Nonnen-Kloſter, ſag ich -- und das nur bald: Adieu.

Ophelia.

Ihr himmliſchen Mächte, ſtellet ihn wieder her!

Hamlet.

Stellungen und Bewegungen endlich, formieren ein in seiner Art eigenes Schauspiel.

Lange hatten Kunstfreunde gewünscht, eine Reihe dieser pantomimischen Stellungen von einem geschickten Künstler gezeichnet und gestochen zu sehen. Herr Friedrich Rehberg aus Hanover, Maler in den Diensten des Königs von Preussen, der sich seit vielen Jahren in Rom aufhält, hat nun zum Theil diesen Wunsch erfüllt, indem er eine Reihe von Attitüden nach dieser in ihrer Art einzigen Frau zeichnete. Er traf davon eine Auswahl von zwölf der interessantesten, und ließ von einem geschickten Manne die Umrisse davon in Kupfer stechen.

Jede Figur ist ungefähr eine Spanne hoch. Die Titelvignette macht das Porträt der Lady selbst, mit der Zueignungsschrift des Zeichners an Ritter Hamilton. Der Künstler gab sich Mühe, bey jeder Figur, so verschieden auch Wendung und Ausdruck sind, die Aehnlichkeit der Gesichtszüge des Originals beyzubehalten. Die ganze Folge wird bey dem Kupferstecher Pirolli in Rom um fünf Skudi verkauft.

Die zwölf Attitüden sind folgende:

Erste Figur. Sie sitzt quer auf einem Stuhle, den rechten Ellenbogen gegen die Lehne, um das Haupt zu stützen. Ein Theil des Schleyers ist, gleich einem Turban, um das Haupt gewickelt, und fließt auf der Seite bis zur Erde hinab. Der linke Arm senkt sich nachläßig über

den

den Schoß, eine halb geöffnete Rolle Papier in der Hand haltend. Das Gesicht, ganz en face, und die in die Höhe gerichteten Augen, bezeichnen eine Seherin, die hohe Dinge der Vergangenheit an die Zukunft knüpft. Man nennt diese Attitüde die Sybille.

Zweyte Figur. Sie schreitet über einige Stufen herab, Kopf und Blick gegen die Erde geneigt, den nachlässig hängenden Schleyer über das Haupt gezogen, unter ihm die langen vollen Haare zu beyden Seiten vorwärts herabwallend; die Vorderarme unter der Brust leicht über einander gelegt. Das Stilltragische, ausgedrückt im Profil, so wie im ganzen Gang der Figur, die sich von einem geliebten Gegenstand auf immer, — aber resigniert — zu trennen scheint, hat ihr den Namen einer **Maria Magdalena** beylegen machen, welche an der Grabstätte des Heylandes trauernd sich jetzt entfernt.

Dritte Figur. Sie sitzt auf einem Stuhle, das rechte Bein auf einen Schemmel erhöht, ihr Körper vorwärts gewandt, mit der einen Hand das Haupt leicht stützend. — Ihre ganz nachlässige Attitüde, die Wendung des Gesichts, und die leicht über den Rücken herabwallenden Haare, geben ihr das Ansehen einer **verliebten einsamen Träumerin.**

Vierte Figur. Sie hat die Stellung einer Sofonisbe, stehend, in der Rechten die Giftschale ausgestreckt haltend, ihr Körper seitwärts gelehnt, und das Haupt — die Augen gen Himmel — auf die linke Hand gegen eine

Säule stützend. Alles drückt das Ringen mit dem Entschluß des Todes aus.

Fünfte Figur. Sie ruht auf der Erde ausgestreckt, aber plötzlich durch ein Geräusch gestört, richtet sie sich mit dem obern Körper auf, und ergreift im nehmlichen Moment einen neben ihr stehenden Wasserkrug. Man könnte sie eine vom Satyr aufgeschreckte Amymone nennen.

Sechste Figur. Tanzend; das linke Bein in der Luft, und nur mit der Zehe des rechten die Erde leicht streifend; mit den Händen — die eine auf die andere abwärts — den Schleyer schwingend. Leicht hängt ein Kranz von Rosen in ihren zerstreuten Haaren. Es ist nicht der Tanz einer berauschten Bacchantin, noch das Hüpfen einer aufgeschürzten Flora — es ist vielmehr das leichte Schwingen der Muse der Tanzkunst selbst.

Siebente Figur. Sitzend, die Beine über einander geschlagen, mit beyden Händen sich über dem Knie anhaltend, den Schleyer über dem Kopf, die Augen voll heißer Sehnsucht gegen den Himmel gerichtet. So sehnte sich nach dem süßen Vaterlande und den Ihrigen die nach Tauris versetzte Isigenia.

Achte Figur. Eine auf den Zehen leicht schwebende Nymfe, mit wallenden Haaren, bloß in eine Tunika gekleidet, mit beyden Händen eine Tamburine in die Höhe haltend. — Sie blickt abwärts gegen ein kleines Mädchen, welches mit aufwärts geregten Händchen das

Trom-

Trommelinſtrument von der ältern Schweſter verlangt. Ein Grupp voll Naivität!

Neunte Figur. Eine aufrecht ſtehende Prieſterin, mit das Haupt den Schleyer, der von beyden Seiten zur Erde herabfließt; in der Linken die Patera, und in der Rechten das Ferkulum zum Opfer bereit haltend. Ihr Blick ſcheint zur Gottheit um eine günſtige Aufnahme deſſelben zu flehen.

Zehnte Figur. Auf dem rechten Bein kniend, den linken Arm auf den linken Schenkel ſtützend; den rechten Arm mit dem Schleyer ausgeſtreckt, und mit empor gerichtetem Geſichte flehend — So kniend flehte Kleopatra vor Octavianus Cäſar.

Eilfte Figur. Gerade ſtehend, um's Haupt, den Schleyer, worin auch die ganze Figur gewickelt iſt; unter demſelben die aufgehobenen Hände über der Bruſt haltend. Ein Kranz von Roſen umgiebt den Schleyer des Hauptes — ihr Blick gen Himmel gerichtet. Man nennt dieſe Stellung das Bild der heiligen Roſa.

Zwölfte Figur. Mit Eile über einige Stufen herabſchreitend, verzweiflungsvoll die rechte Hand vor Stirn und Augen haltend, und ein todtſtarres Mädchen mit hängendem Kopf, Händen und Beinen unter ihrem linken Arme ſchleppend. — So irrte die von betäubendem Schmerz getriebene Niobe mit dem letzterſtarrten ihrer Kinder.

Der Fleiß, welchen der Künstler auf eine richtige Zeichnung verwendete, macht die Sammlung dieser zwölf Akte für jeden, der Kunst liebt, äußerst interessant; und es wäre zu wünschen, daß er aufgemuntert würde, die Folge der übrigen Attitüden auf gleiche Weise dem Publikum mitzutheilen.

Rom, 1794. H. de

VII.

Auszug eines Briefes aus Neapel, über die Erupzion des Vesuvs in der Nacht vom 15ten Jul.

Seit verschiedenen Monaten bemerkte man weder Rauch noch Flammen an dem Vesuv. Am 12ten in der Nacht um 11 Uhr, 15 Minut. wurde die Stadt und ein Theil des Landes, Terra di Lavoro genannt, von starken wellenartigen Erdstößen erschüttert, die den 13ten Mittags um 1 Uhr wiederhohlt wurden.

Am 15ten um 10 Uhr in der Nacht, erneuerten sich diese Erdstöße heftiger, und die Erschütterung dauerte ½ Minuten. In diesem Augenblick that sich der Vesuv an einer Seite in vier wenig von einander entfernten Oeffnungen auf. Die ununterbrochenen Explosionen von Felsstücken und Lava stiegen sehr hoch. Der dicke mit glühender Asche vermischte Dampf verfinsterte den ganz

zur Horizont. Das Getöse, verbunden mit ununterbrochener Erschütterung der Häuser und Klirren der Fenster, setzte alle Einwohner in Angst und Schrecken.

Die Erupzion bildete zwey Lava-Ströme; der eine nahm seinen Lauf in das Thal Ottajano; der andere, 20 Ellen hoch und beynahe eine halbe italienische Meile breit, floß auf Torre del Greco. Dieser letztere ergoß sich mit solcher Schnellsgkeit, daß er den 16ten Morgens um 3 Uhr 30 Minut. nach 8 u. ½ ital. Meile Weges, bis an den obern Theil der Stadt kam. Hier theilte er sich in 3 Zweige; der eine, nachdem er in der Gegend des Thors alle Wohnungen verheert, stürzte sich in einen breiten Graben an der Seite des Franziskaner-Klosters, verbreitete sich gegen 100 Schritt innerhalb der Stadt, und stürzte an den Seestrand hinab, dicht an der Seite eines Felsens vorbey, worauf das Landhaus von Brancaccio erbaut ist, welches unbeschädiget stehn blieb. Der zweyte, welcher sich weit mehr ausbreitete, zerstörte das ganze sogenannte Viertel der Stadt, die Pfarrey mit ihrem Marktplatz, bedeckte die Straßen und floß ins Meer, wo er gegen 40 Schritt vordrang. Der dritte endlich überströmte den andern Theil der Häuser in dem obern Theil der Stadt, floß unter dem Kloster der Karmeliter vorbey, und zerstörte den untern Theil des Viertels am Meerstrand.

Die am 16ten des Morgens ununterbrochene Erupzion des Berges verursachte immerwährende Erdstöße.

Den 16ten und 17ten wurde die Eruption zuweilen unterbrochen; der Aschenregen aber dauerte fort, und der entzündete Luftkreis blitzte beständig.

Den 18ten waren die Erdstöße fürchterlich. Der dicke Rauch und der Aschenregen verhinderten den Anblick des Vesuvs. Er erschien endlich den 19ten wieder, und seine Höhe war gegen 200 Schritt vermindert; seine alte kegelförmige Gestalt war verschwunden, und der Gipfel sah einer abhängigen, halb zirkelförmigen Fläche ähnlich. Noch an zwey verschiedenen Orten öffnete sich der Berg, und zwey neue Lava-Ströme flossen hervor.

An vielen Orten liegt die Asche gegen 4 Ellen hoch. Ein Theil der Einwohner rettete sich nach Torre dell' Annunciata, ein anderer nach Castell' a mare, und noch andere nach Neapel. Man zählt bis jezt 30 Verunglückte. Auf der Seite von St. Giorgio fiel ein heftiger Aschenregen, mit siedendem Wasser und kleinen Steinen (Lapillen, Bimsstein) vermischt, (rejection boueuse) der grosen Schaden verursachte. Es ist bekannt, daß es eine solche rejection boueuse war, welche Herkulanum bedeckte. Auf ein Landhaus zu St. Giorgio, welches eine englische Dame ganz neu möbliert hatte, fiel eine feurige Masse, in Gestalt einer Kugel, welche alles Brennbare im Hause verzehrte.

Somma und Ottajano sind beynahe gänzlich von dem Erdbeben und den Blitzschlägen vernichtet. Die Bewohner dieser Gegend haben alles, was von ihrem

Eigen-

Eigenthum noch übrig war; verlassen; die Felder sind beynahe ganz verheert; Schrecken und Entsetzen malt sich auf jedem Gesicht. Man berechnet bis jezt den Schaden über drey Millionen Ducati (über 4 Millionen Thaler) Diese unglücklichen Einwohner empfehlen sich dem göttlichen Schutz. Man stellt überall bußfertige Prozessionen an, und die häufigen Almosen werden zu Wachskerzen verwendet, die den heiligen Beschützern als Opfer dargebracht werden.

Der König und die Königin äußern ihre Liebe zum Volk durch reiche Gaben an Geld und Sorge für Nahrung und Unterkommen dieser der Verzweiflung nahen Unglücklichen.

VIII.

Der Frühlingsabend.

Gefeiert, wie von edler Thaten Schatten
Ein Weiser ruht, neigt sich der holde Tag;
Der Abend streut ihm Rosen nach,
Und Opferrauch schwillt auf beblümten Matten.
Froh weht die Trauerweide dort am Ried
In ihrer Schäferin und Lerche Lied.

Doch mir singt nicht, umschwebt von Blütenflocken,
Der fromme Vogel hier im Apfelbaum;
Mir blühet duftend nicht des Quelles Saum,
Die Weste säuseln nicht um meine Locken.
Fern irrt mein Geist. Horch! weint am Uferrohr
Nicht dort der Rhein zu Nänien hervor?

Dir rinnen, junger Lenz, des Greises Thränen;
Entweihend weckt dich der Drommete Hall;
Die Helden harren dein aus Feld und Wall,
Mit neuen Opfern ihrem Gott zu fröhnen;
Dem Wüthenden, dem kaum aus starrer Hand
Der Nord des Winters Schild und Eisen wand.

O lächle, Himmlischer! wie in den Auen
Des schönen Paſos einſt Dionens Chor;
Dein Enna zaubre dort verklärt hervor,
Und locke Götter, Hütten ſich zu bauen!
Dein Stolz ſinkt hin, wie zu der Mörderbank,
Der Lilje Sprößling viel beweinet ſank.

Schon fliegt des Kriegs Geſpann daher im Rauche;
Der Himmel birgt ſich, ſchüchtern bebt der Grund;
Wo Enna blühete, flammt Aetnas Schlund;
Er aber jauchzet, wie Silen am Schlauche,
Und läßt nicht, bis der Diener Hochgeſang
Im Abendgruß des Geyers dumpf verklang.

Weh dann der nahen Veſte! Mütter wimmern
Umſonſt, wie des Lajiden fromme Schaar
Mit Säuglingen und Greiſen am Altar.
Die Bombe kracht, der Tempel ſinkt zu Trümmern;
Die Pappel weht, um Schutt und Blut gepflanzt,
Um die der Sieger Schaar bachantiſch tanzt. —

Was ſcheuchte dich durch dieſe Wieſengründe,
Du junges Roß? Noch irrſt du bandenfrey.
Fliehſt du des Hirten friedliche Schalmey?
Ha fliehe nur! Bald hallen Feuerſchlünde;
Mit Helden folgſt du der Drommete Ruf,
Und färbſt mit theurem Blute dir den Huf.

O träume süß am grauen Buchenstamme
Der Jüngling dort im Arm der Schäferin
Zum Traualtar und Ehrenmahle hin,
Und scherze sorgenfrey, gleich ihrem Lamme:
Des armen Lammes harrt sein Beil; und acht
Auch ihn ereilt vielleicht ein früher Tag.

Ich seh' den Federbusch auf seinem Haupte,
Das Mordgewehr in ungewohnter Hand,
Die besser wohl des Waizens Garben band,
Und Sumpf' und Haiden goldne Früchte raubte.
Eh' noch sein alter Vater Aehren senkt,
Hat er sein Schwert auf ferner Au getränkt.

Noch mag die Nachtigall ihr Liebe girren —
Ich höre schon in tiefer Mitternacht,
Wann ihre Sorge für den Trauten wacht,
Des Unglücks Vogel um ihr Fenster schwirren.
Im Küssen birgt so schüchtern sich die Braut —
Hat sie vielleicht des Trauten Geist geschaut?

Fiel er entfernt von seines Kirchhofs Eiben?
Wer hält ihm den Sermon? Wer ehrt sein Grab
Mit Psalm und Kränzen dort? Ihr Weidenstab
Kann nicht die Lämmer um den Hügel treiben.
O Wonne! nur ein Traum hat sie bethört —
Des Friedens Oehlzweig weht; der Krieger kehrt.

Der Brenne weinte schon um seinen Weisen;
So grüßt auch sie den braunen Helden dann.
O holde Wandlung! Schwingt der Ackersmann
Nicht statt des Schwerts dort schon der Sichel Eisen?
Hört ihr den Wiederhall im Haine wach?
Der Jäger zeucht für Menschen Ebern nach.

Hamlet.

Ich habe auch von eurer Mahler-Kunſt gehört; eine feine Kunſt! Gott hat euch ein Geſicht gegeben, und ihr macht euch ein anders. Ihr verhunzt unſerm Herrn Gott ſein Geſchöpf durch eure tändelhafte Manieren, durch eure Ziererey, euer affektiertes Stottern, euern tanzenden Gang, eure kindiſche Launen; und ſeyd unwiſſend genug euch auf dieſe Armſeligkeiten noch wer weiß wie viel einzubilden. Geh, geh, ich will nichts mehr davon, es hat mich toll gemacht. Ich meyne, keine Heyrathen mehr! Diejenigen die nun einmal verheyrathet ſind, alle bis an einen, mögen leben; die übrigen ſollen bleiben wie ſie ſind. In ein Nonnen-Kloſter, geh.

[Hamlet geht ab.]

Ophelia.

O was für ein edles Gemüth iſt hier zu Grunde gerichtet! Das Aug eines Hofmanns, die Zunge eines Gelehrten, der Degen eines Helden! Die Erwartung, die blühende Hoffnung des Staats! Der Spiegel, worinn ſich jeder beſah, der gefallen wollte; das Modell von allem was groß, ſchön und liebenswürdig iſt, gänzlich, gänzlich zernichtet! Ich unglükſelige! Die einſt den Honig ſeiner Schmeicheleyen, die Muſik ſeiner Gelübde ſo begierig in mich ſog; und izt ſehen muß, wie der ſchönſte Geiſt, gleich einem verſtimmten Glokenſpiel, lauter falſche, mißklingende Töne von ſich giebt, und dieſe unvergleichliche Tugend-Blühte in finſterer Schwermuth hinwelkt! O! wehe mir! daß ich leben mußte, um zu ſehen, was ich geſehen habe.

Der Franke ſchlafe, matt von Karmagnolen,
Im Pappelnſchatten wohl! Harmodius
Verleih' er träumend ſeinen Bruderkuß,
Und opfre früh den heiligen Idolen!
In guter Fürſten Diadem und Stern
Reiht auch die Freyheit ihre Perlen gern.

Mir ſingt ſo hold, umſchwebt von Blütenflocken,
Der fromme Vogel hier im Apfelbaum;
So duftend blühet mir des Quelles Saum,
Die Weſte wehn ſo ſanft um meine Locken.
Lag alſo Flakkus an Blanduſia,
Als er dein Eiland, heil'ger Friede, ſah?

W. N. Freudentheil.

IX.

Ankündigung

einer prächtigen und vollſtändigen Ausgabe meiner traveſtirten Aeneis.

Ich bin Willens meine traveſtirte Aeneis zu vollenden, und von derſelben zugleich eine ſplendide, mit Kupfern und Vignetten gezierte Ausgabe zu veranſtalten.

In der Vorausſetzung demnach, daſs ſich unter den zwölf tauſend Abnehmern, welche meine Aeneis bis itzt zu erhalten das Glück hatte, wenigſtens *fünf hundert* Liebhaber finden, die dieſs Buch in einer *vorzüglich ſchönen* Geſtalt zu beſitzen wünſchen, wage ich es, dem Publikum hiemit eine Auflage anzukünden, die nachſtehende Vorzüge in ſich vereinigen, und dadurch eines

der ſchönſten typographiſchen Produkte Deutſchlands werden ſoll:

1. Soll dieſe vollſtändige Ausgabe meiner Aeneis in zwey Bänden in groſs 8. beyläufig 2 Alphabete ſtark, durchaus auf geglättetem Velinpapier, mit ganz neuen von Herrn Mansfeld verbeſſerten Lettern, bey Herrn Alberti mit aller möglichen Korrektheit und Sorgfalt abgedruckt, die ganze Auflage Bogen für Bogen revidirt, und jeder ſchad- oder fehlerhafte Bogen kaſſirt, und mit einem neuen erſetzt werden. Das Muſterblatt dieſer Auflage iſt bey mir und in allen Buchhandlungen Deutſchlands anzuſehen.

2. Sollen alle vorzüglich komiſchen Situationen meiner Aeneis, die einer mahleriſchen Darſtellung fähig ſind, und wo der Dichter mit Worten oft nur ſkizziren konnte, und die Vollendung dem Griffel des Künſtlers überlaſſen muſte, in Kupfern von der Hand eines *Chodowiecki* (des *einzigen* Mannes nach meinem Gefühle für dieſe Art Gegenſtände) dargeſtellt und gröſstentheils von dieſem groſsen Künſtler auch geſtochen werden, worüber ich deſſen ſchriftliche Zuſage bereits in Händen habe.

3. Soll noch eine groſse Menge analoger Vignetten und Culs-de-Lampe, nach meinen Angaben, von den vorzüglichſten Künſtlern Deutſchlands geſtochen, dieſe Ausgabe verſchönern.

Bey einer ſo koſtſpieligen Unternehmung glaube ich auf die Unterſtützung des Publikums rechnen zu dürfen; ich ſchlage daher folgende Bedingungen vor:

1. Man pränumerirt auf den erſten Band dieſer Auflage mit zwey Kaiſer-Dukaten oder 6 Thalern ſächſiſch, in meiner Buchhandlung am Schulhofe, und in allen ſoliden Buchhandlungen der deutſchen und öſterreichiſchen Staaten. Der Pränumerationstermin bleibt bis zum neuen Jahre 1795 offen: der erſte Band erſcheint ſodann zur Leipziger Oſtermeſſe 1795, bey deſſen Ablieferung auf den zweyten und letzten abermal mit 2 Dukaten pränumerirt wird. Die *erſten* Pränumeranten erhalten auch die *erſten* Kupferabdrücke.

2. Mit dem zweyten und letzten Bande der ſchönen Ausgabe wird zugleich eine *wohlfeile Auflage* der ganzen Aeneis in *einem* Bande auf ordinärem Druckpapier erſcheinen. Dieſe wohlfeile Auflage erhalten die Pränumeranten der ſchönen Ausgabe bey Ablieferung des zweyten Bandes als eine Zugabe gratis. Die Namen der Pränumeranten werden dem zweyten Theile vorgedruckt.

3. Für die Beſitzer der bisher erſchienenen 3 Theile wird bey Vollendung der ſchönen Ausgabe zugleich der vierte und letzte in einem den erſten Theilen ähnlichen Formate erſcheinen.

4. Auf beſonderes Verlangen einiger Liebhaber bin ich Willens 50 Exemplare der ſchönen Ausgabe in kleinem Folio-Format auf gewähltem geglätteten Schweizerpapier abdrucken zu laſſen, und hiezu die allererſten Abdrücke der ſämtlichen Kupfertafeln (*vor der Schrift*) zu liefern. Die Pränumeration auf ein ſolches Exemplar in kleinem Folio iſt für jeden Band,

4 Kaiſer-Dukaten oder 12 Thaler ſächſisch. Von dieſer Ausgabe, die ihrer Natur nach nicht mehr als die bestimmte Zahl von 50 Exemplaren leidet, ſind gegenwärtig bereits 12 Exemplare beſtellt, folglich nur noch 38 Exemplare zu vergeben.

5. Jeder Freund der Litteratur, der die freundſchaftliche Mühe auf ſich nehmen will, Pränumeranten für mich zu ſammeln, erhält nebſt meinem Danke das zwölfte Exemplar gratis.

Wien den 20. Junius 1794.

A. Blumauer.

Der Hofrath **Wieland** zu Weimar erbietet ſich Subſkripzion auf dieſes Werk anzunehmen.

X.

Literariſche Anzeige.

Da ich geſonnen bin, eine ausführliche und gründliche Beſchreibung von **Surinam**, wo ich viele Jahre Directeur war, in Druck zu geben: ſo kündige ich hiemit einem hochgeehrten Publikum ein Werk an, welches ſeinem Inhalte nach für mehr als eine Claſſe von Leſern unterhaltend und nützlich ſeyn wird, beſonders für junge Leute, die früh oder ſpät einmal dahin von ihrem Schickſale, eben wie ich, geführt werden könnten. Es unterrichtet den Leſer (ohne die Anzeige weitläufig auszudehnen)

von allem, was seine Neugierde von jenem Lande und von Westindien zu wissen verlangt. Um nun dieses Werk gemeinnützig zu machen, wünschte ich, daß dasselbe durch Pränumeration zum Druck befördert würde. Ich ersuche daher ein hochgeehrtes Publikum, mich in dieser Unternehmung geneigt zu unterstützen. Für den ersten Band, der ohngefahr 26, wo nicht mehr Bogen, in Median 8. sauber gedruckt, stark werden dürfte, ist der Pränumerations-Preis 1 Thlr. sächsisch. Courant. Zu dem Ende ersuche ich alle Buchhandlungen, Postämter, Zeitungs-Expeditionen, oder wer sonst sich des Sammelns zu unterziehen geneigt wäre, um die Gefälligkeit, Pränumeration darauf anzunehmen. Wer auf 10 Exemplare Bestellung macht, erhält das 11te frey. Briefe und Gelder bitte ich mir Postfrey einzuschicken. Uebrigens wird nur bis Weyhnachten d. J. Pränumeration angenommen; der nachherige Ladenpreis ist 1 Thlr. und 6 gr. — Auch sollen die Namen der Pränumeranten vorangedruckt werden. Vorzüglich beliebe man sich an die Hoffmannische Hofbuchhandlung und Herrn Heydenreich in Weimar deshalb zu wenden. Wird meine Absicht erreicht, so soll auf künftige Ostern der erste Theil die Presse verlassen, und ich verspreche in kurzer Zeit, nach vorhergegangener Bekanntmachung, den zweyten Theil nachfolgen zu lassen.

Kunisch.

Inhalt des zweyten Bandes.

May.

I. Drittes Fragment aus J. Baggesens Reise-Tagebuch. S.
II. Fortsetzung des Versuchs über die historische Kunst. — 3
III. Proben einer neuen Uebersetzung des Orlando Furioso, in reimfreyen jambischen Stanzen. — 43
IV. Zwey Fragmente eines didaktischen Gedichts: die Gesundquellen. — 72
V. Anzeige eines merkwürdigen neuen Werkes über die französische Revoluzion. — 87
VI. Ankündigung einer Galerie der interessantesten Scenen aus der französischen Revoluzion — 92
VII. Kriegslieder. — 101

Junius.

I. Briefe über Gelegenheitsgedichte. S. 105
II. Noch etwas über den Gang der Homerischen Götter. — 141
III. Betrachtung der schönen Natur, in Rücksicht auf die Werke der Kunst, zur Bildung des Geschmacks für Künstler und Liebhaber des Schönen. — 146
IV. Historische Notiz von Barbara Torelli, einer Dichterin des XV. Jahrhunderts. — 158
V. Der Morgen auf dem Lande. — 164
VI. Ueber Krieg und Frieden. — 181
VII. Fortsetzung des Versuchs über die historische Kunst. — 202
VIII. Herzog Marlborough und Herzogin Sarah. — 205
IX. Ankündigung einer Erziehungsanstalt. — 211

Julius.

I. Kriegslieder des Tyrtäus und andere. S. 217
II. Orlando der Raſende. Erſter Geſang. — 229
III. Fortſetzung der Betrachtung der ſchönen Natur, in Rückſicht auf die Werke der Kunſt ꝛc. — 259
IV. Ueber den praktiſchen Sinn. Eine Rede an Freunde ernſthafter Unterhaltung. — 265
V. Zur Holzſporkunſt der alten Römer. — 283
VI. Politiſche Verſuche. — 306
VII. K. L. Reinhold an ſeine in Jena zurückgelaſſenen Zuhörer. — 315
VIII. Auszug eines Briefes aus Rom, neuentdeckte antike Kunſtwerke betreffend. — 324
IX. Preisaustheilung und Preisaufgaben der Kurf. Deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim. — 326

August.

I. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Weſtfalen nach Bremen, im Sommer 1789. S. 329
II. Verſuch einer metriſchen Ueberſetzung der Acharner des Ariſtofanes. — 350
III. Perlen der Morgenländiſchen Dichtkunſt des Mittelalters. — 389
IV. Ueber den Vorſchlag unſre bisherigen Demoiſellen künftig Fraulein zu betiteln. — 401
V. Fragment eines Briefes von einem in Italien reiſenden Freunde des H. — 408
VI. Kunſtanzeige. — 415
VII. Auszug eines Briefes aus Neapel, über die Erupzion des Veſuvs in der Nacht vom 15ten Jul. — 420
VIII. Der Frühlingsabend. — 423
IX. Ankündigung einer prächtigen und vollſtändigen Ausg. von Blumauers traveſtirter Aeneis. — 426
X. Literariſche Anzeige. — 429

Neuer

Teutſcher Merkur.

9. Stück 1794.

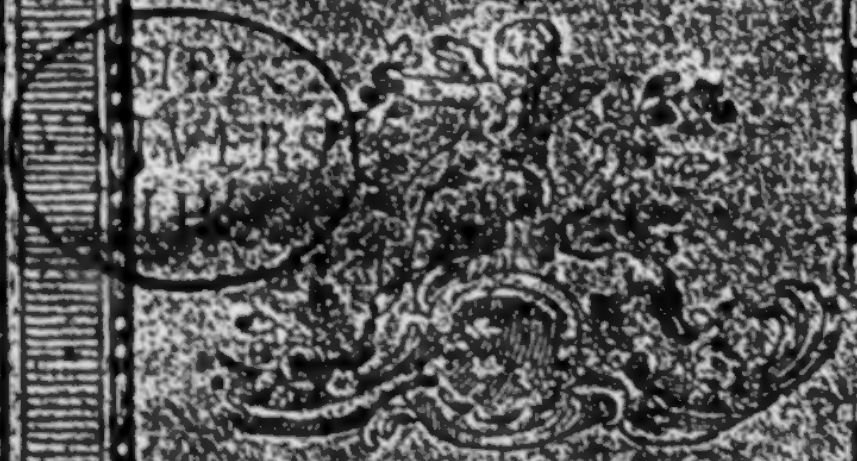

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar, und Leipzig.

Dritte Scene.

Der König und Polonius treten auf.

König.

Liebe, sagt ihr? Nein, sein Gemüth ist von ganz andern Dingen eingenommen, und was er sagte, ob es gleich ein wenig seltsam klang, war auch nicht Wahnwiz. Es liegt ihm etwas im Gemüth, worüber seine Melancholie brütend sizt, und ich besorge es möchte gefährlich seyn, es zeitig werden zu lassen. Es ist mir in der Geschwindigkeit ein Mittel beygefallen, wie diesem Uebel vorgebogen werden kan. Ich will ihn ohne Aufschub nach England schiken, um den Tribut zu fodern, der uns zurükgehalten wird: Vielleicht, daß die See-Luft, ein anders Land und andre Gegenstände, diese böse Materie zerstreuen mögen, die sich in seinem Herzen gesezt, und sein Gehirn mit schwarzen Vorstellungen angefüllt hat, denen er nachhängt, und darüber in diesen seltsamen Humor verfallen ist. Was denkt ihr davon?

Polonius.

Es wird eine gute Wirkung thun. Und doch glaub ich noch immer, daß verachtete Liebe die erste Quelle und Ursach dieser Schwermuth gewesen -- Wie steht's, Ophelia? Ihr habt nicht nöthig uns zu erzählen, was Prinz Hamlet sagte; wir haben alles gehört -- (Ophelia geht ab.) Gnädigster Herr, handelt nach euerm Gefallen; wenn es euch aber nicht entgegen ist, so laßt die Königin

Inhalt.

I. Die Acharner, oder der Urlaub des Dikäopolis, von Aristophanes. Fortsetzung. Seite 3

II. Chorografische Beschreibung der Passe, wodurch die Franzosen in Piemont eingedrungen sind. 45

III. Ueber die Rechte der Wahnsinnigen. 65

IV. Gedanken über die sogenannten Vestalinnen unter den alten Kunstwerken. 86

V. Gedichte. 97

VI. Anzeige. 111

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern fürs ganze Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkurs sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs.

Nachricht.

Von dem so beliebten Gesundheits-Katechismus zum Gebrauche in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte, von D. Faust. Mit 4 Holzschnitten. 8. ist in meinem Verlage eine zweyte verbesserte Auflage fertig geworden und in allen Buchhandlungen um die bisherigen Preise 30 Stücke 1 Rthlr. 1 Stück 1 gr. und in Pappe gebunden 20 Stücke 1 Rthlr. 1 Stück 1 gr. zu bekommen.

Paul Gotthelf Kummer.

In der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar ist erschienen:

Hensler, D. H. P. T. Archiv für die neueste Kirchengeschichte 36 Quart. 13 Bogen. 8. broch. 1794. 12 Gr.

(Fortsetzung.)

5) Liturg. Verbesserung in den Kirchen des Herzogth. Oldenburg.

6) Hirtenbrief des Bischofs zu Bamberg und Würzb. vom Jahr 1793.

7) Hirtenbrief des Bischofs zu Lüttich v. Jahr 1793.

8) Fastenord. des Kardin. Erzbischofs von Mecheln vom Jahr 1794.

9) Verm. Bemerk. über den Religions-Zustand im Bückeburg.

10) Nachricht von einem Protestant. im Hochst. Hildesheim.

11) Ausgang einer Untersuchung über angebl. Jakobiner zu Kalbe an der Saale.

12) Einführung eines neuen luther. Landes-Catechis. in den Preußischen Staaten.

13) K. Preuß. Cabinetsordre wegen der Ordination der Candidaten in Berlin.

14) Publikation der Anweisung für die Prediger in den Preuß. Landen.

15) K. Preuß. Rescript die Pred. am Himmelfahrtsfest betreffend.

16) K. Preuß. Rescript wegen der 1792 gehalt. Visitat. Predigten.

17) Ein paar Apostasien zum Judenthum ohne Beyfall.

18) Beschreib. der 400 jähr. Jubelfeyer der Universität in Erfurt.

19) Vermischte Nachrichten. Todesfälle. Blitzableiter.

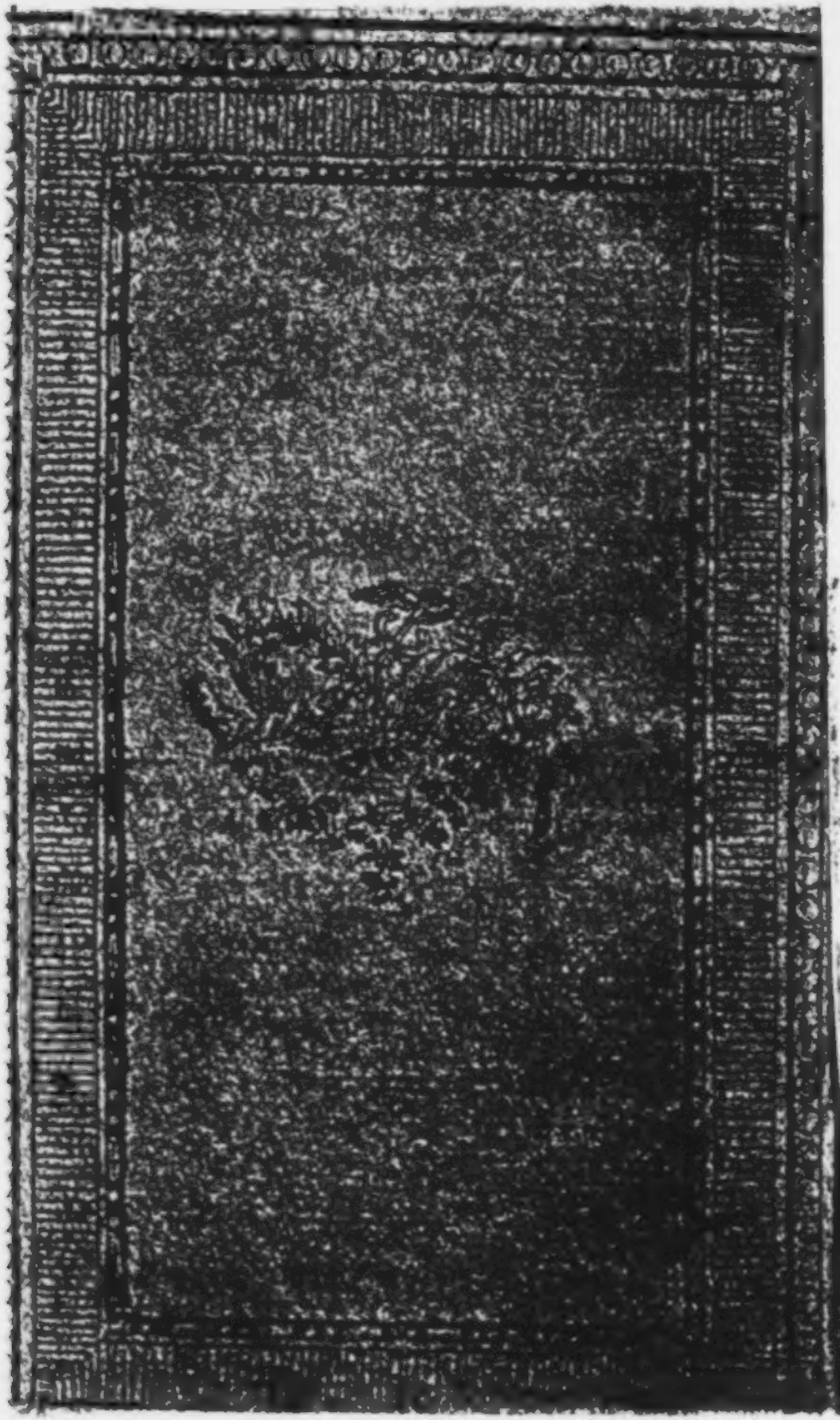

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1794.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weimar 1794.

Der neue
Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1794.

I.
Die Acharner
oder
der Friede des Dikäopolis
von Ariſtofanes.

Zweyter Akt.

Die Scene verwandelt ſich, und zeigt auf der einen Seite die ländliche Wohnung des Dikäopolis, ihr gegen über das Haus des Feldherrn Lamachos, und in einiger Entfernung die Wohnung des Euripides.

Dikäopolis iſt im Begriff, mit ſeiner Frau und Tochter und ſeinen Hausgenoſſen, aus dem offnen Vorhauſe heraus zu treten, um dem Bacchus, deſſen Feſt er begehen will, ein Opfer zu bringen.

Dikäopolis (hervortretend)

Daß uns kein unziemlich Wort in dem heil'gen Werke ſtöre! 1)

Stille!

Der

1) So glaubte ich, um verſtändlich zu ſeyn, die Formel Εὐφημεῖτε, *favete linguis*, überſetzen zu müſſen, womit

Der Chor.

Hörtet ihr, ihr Männer, was er rief? Der iſt's gerade den wir
Suchen — Tretet alle hieher, daß er uns nicht gleich erblicke;
Denn er ſcheint zu einem Opfer im Begriff hervorzugehen.

Dikäopolis.

Daß kein unziemlich Wort im heil'gen Werk uns ſtöre!
Die Körbchenträgerin mache ſich hervor,
Und Xanthias ſtelle hier den Fallos auf!

Die Frau (die noch im Hauſe iſt)

Seh deinen Korb hier nieder, Kind; wir wollen nun
Den Anfang machen.

Die Tochter (noch im Hauſe)

Reiche mir den Löffel, Mutter,
Daß ich den Brey auf dieſen Kuchen gieße.

Dikäopolis.

So recht, ſo recht! — O König Dionyſos,
Dem ich im Kreiſe meiner Hausgenoſſen

Zum

alle Opfer-Ceremonien angefangen wurden. Die Griechen waren (wie bekannt) zum Erſtaunen abergläubiſch über Worte von böſer Vorbedeutung; ein einziges ſolches Wörtchen hätte das Opfer unkräftig gemacht und die ganze Freude des Feſts geſtört.

Zum Dank dies feyerliche Opfer bringe,
Verleihe mir, befreyt von Kriegesdienſten, glücklich
Die ländlichen Dionyſien zu begehn, und laß
Mir meinen dreißigjähr'gen Frieden wohl bekommen!

Die Frau (zur Tochter)

Gieb Acht, mein Kind, den heil'gen Korb mit Anſtand,
Wie's einem hübſchen Mädchen ziemt, zu tragen!
Sieh vor dich hin, als ob du Pfefferkraut
Gegeſſen hätteſt — (indem ſie ihr nachſieht) Wie glück-
lich wird der Mann einſt ſeyn
Der dich zur Frau macht! — Geh nun! Aber ſieh mir ja
Dich im Gedränge vor, daß dir nicht etwa
Von deinem Schmucke was gemauſet wird!

(die Proceſſion geht an)

Diſäopolis.

Den Fallos fein gerade, Xanthias! — (zu ſeinen übri-
gen Hausgenoſſen) Ihr geht
Gleich nach der Körbchenträgerin; Ich folge
Und ſinge das Falloslied. Du, Frau, bleibſt oben
Und ſiehſt vom Dach' uns nach. — Wohlan! beginnt
den Zug!

(Er ſingt)

Fales, treuer Gefährte des Bacchus,
Fröhlicher Trinkgeſell, Mitternachtsſchwärmer,
Weiberverführer und Knabenverderber,
Endlich iſt es ſo gut mir geworden

Nach sechs langen Jahren dich wieder
Anzurufen, und, Dank dem Frieden
Den ich für mich und die meinen geschlossen,
Frey und ledig von allen Geschäften,
Frey von blutigen Kämpfen und allen
Lamachussen, mein väterlich Stammgut
Fröhlichen Muthes wieder zu sehen!

Denn wahrlich es ist doch zehnmahl lust'ger, o Fales,
Fales!
Des Strymodoros derbe thrazische Sklavin,
Beym freveln im Holz auf frischer That ertappt,
Rund um den Leib zu packen, empor zu heben,
Ins Gras zu werfen und — zu pfänden, o Fales, Fales!
Wofern du, wiewohl vom gestrigen Rausche noch schwer,
Heut mit uns trink'st, sollst du dafür auch morgen früh
Den Friedenswein aus der Opferschale schlürfen,
Indeß wir unsern Schild an den Rauchfang hängen.

Der Chorführer (der inzwischen von fern um den Dikäopolis herumgeschlichen ist und ihm allmählich näher kommt, zum Chor)

Ja, er ists! Er ist es wirklich!
Werfet alle, werfet, werfet!
Schonet ihn nicht den Verruchten!
Nun so werft doch, werft doch, sag' ich!

Dikäopolis.

Zum Herkules! was soll das? Ihr werdet mir
Den Topf zerschellen!

Chor.

Chorführer.

Den Kopf, Verräther, dir zerſchellen wollen wir.

Dikäopolis.

Warum denn, o ihr der Acharner älteſte?

Chorführer.

Fragſt du noch, du Unverſchämter?
Wie? Verräther des Vaterlandes,
Ohne uns verträgſt du dich mit
Unſern Feinden, und erfrechſt dich
Noch die Augen aufzuſchlagen!

Dikäopolis.

Ihr wißt nicht was mich dazu bewog: ſo hört denn an!

Chorführer.

Dich hören? ſterben, ſterben mußt du;
Mit Steinen wollen wir dich überſchütten.

Dikäopolis.

Mit nichten! Erſt müßt ihr mich hören. So haltet doch ein, ihr Leute!

Chorführer.

Ich will mich aber nicht halten!
Verliere kein Wort mehr! Du biſt mir
Verhaßter ſogar als Kleon,

ſeine Frau Mutter nach der Comödie in einer geheimen Unterredung einen Verſuch machen, die Urſache ſeines Grams von ihm zu erfahren; laßt ſie mit der Sprache gerad gegen ihn herausgehen; und ich will mich, wenn ihr's für gut anſeht, an einen Ort ſtellen, wo ich alles was ſie mit einander reden, hören kan. Will er ſich nicht erklären, ſo ſchikt ihn nach England, oder verwahrt ihn ſonſt irgendwo; was eure Klugheit das rathſamſte finden wird.

König.

Wir wollen es ſo machen -- Wahnwiz iſt an den Groſſen allemal was verdächtiges das man nicht unbewacht laſſen ſoll.

[Sie gehen ab.]

Hamlet mit zween oder dreyen Schauſpielern tritt auf.

Hamlet.

Sprecht eure Rede, ich bitte euch, ſo wie ich ſie euch vorgeſagt habe, mit dem natürlichen Ton und Accent, wie man im gemeinen Leben ſpricht. Denn wenn ihr das Maul ſo voll nehmen wolltet, wie manche von unſern Schauſpielern zu thun pflegen, ſo wäre mir eben ſo lieb, wenn der Ausruffer meine Verſe herſagte. Und ſägt auch die Luft nicht ſo mit eurer Hand, ſondern macht es manierlich; denn ſelbſt in dem heftigſten Strom, Sturm und Wirbelwind einer Leidenſchaft müßt ihr eure Bewegungen ſo gut in eurer Gewalt haben, daß ſie etwas edels und anſtändiges behalten. O, es iſt mir in der Seele zuwider, wenn ich

 einen

Aus deſſen Leder 2) ich einſt noch
Derbe Sohlen für die Ritter
Schneiden werde.

Nein! ich höre nichts mehr an; kein Geſchwätze kann dich retten!
Du verglichſt dich mit den Spartern, und ich ſtrafe dich dafür.

Dikäopolis.

Liebe Herren, laßt, ich bitt' euch, izt die Sparter aus dem Spiel;
Höret lieber, ob ich nicht wohl gethan, mich zu vergleichen.

Chorführer.

Was? noch wohl gethan, mit Leuten
Dich beſonders zu vergleichen,
Denen noch Altar, noch Eidſchwur,
Treu noch Glauben heilig iſt?

Dikäopolis.

Gleichwohl weiß ich, daß die Sparter, denen wir ſo überſchwänglich
Uebel wollen nicht an allem unſerm Unglück Urſach ſind.

Chor:

a) Eine boshafte doppelſinnige Anſpielung auf den ehmahligen Stand des Cleagoras Kleon, der ein Gerber und Lederhändler geweſen war.

Chorführer.

Nicht an allem? Bube? So was darfſt du dich erfre-
chen, uns
Ins Geſicht zu ſagen, und ich ſollte deiner länger ſchonen?

Dikäopolis.

Nicht an allem! Nicht an allem! Denn ich, wie ihr
hier mich ſeht,
Könnt' euch manches Unrecht nennen, das wir ihnen
angethan.

Chorführer.

Solche Läſtrung anzuhören ſetzt mir all mein Blut in
Wallung!
Wie? Du wagſt es unſern Feinden gegen uns das Wort
zu reden?

Dikäopolis.

So gewiß ich Wahrheit ſagen und die Menge überzeugen
werde, will ich mit dem Kopf über einem Hackblock
reden.

Chorführer.

Und wir ſchonen noch der Steine? Liebe Nachbarn,
ſagt, was hält uns
Dieſen Menſchen ſtraks mit ſeinem eignen Blute zu
bepurpern?

Dikäopolis.

Wie ihr aufbrennt! Wie ihr sprudelt! Also wollt ihr mich nicht hören?
Hilft kein Bitten? Wollt ihr schlechterdings nicht hören was ich sage?

Chorführer.

Nein, gewiß! Ich will nichts hören.

Dikäopolis.

Gleichwohl hätt' ich wicht'ge Dinge
Vorzubringen.

Chorführer.

Wenn ich höre, will ich gleich des Todes seyn!

Dikäopolis.

Nicht doch! nicht doch!

Chorführer.

Sterben mußt du!

Dikäopolis.

Wohl! So schon' ich eurer auch nicht!
Eurer Lieben liebste sollen erst von meinen Händen sterben!
Denn, zum Glücke, hab' ich Geisel, die mir für euch bürgen sollen:
Rührt ihr euch, so stoß' ich ihnen dieses Eisen in den Leib.

Chorführer.

Was iſt das, ihr Nachbarn? Welch ein Unglück drohet den Acharnern
Dieſe Rede? Sollt' er etwan eines unſrer Kinder hier
Eingeſchloſſen halten? Oder woher kommt ihm dieſer Trotz?

Dikäopolis.

Werft doch zu, wofern's euch lüſtet! Der da ſoll dafür bezahlen!

(Er krieat einen in ſeinem Vorhofe ſtehenden Kohlenkorb zu packen)

Laßt doch ſehn, ob eu'rer Kohlen Schickſal euch ſo wenig rührt!

Chor.

O! wir ſind verlohren! Dieſer Kohlenkorb iſt unſer Landsmann.
O halt ein! halt ein! Ich bitte!

Dikäopolis.

Heult nur! Seht, ich ſtoße zu!
Heult ſo viel ihr wollt, ich habe keine Ohren.

Chorführer.

Könnteſt du
Wohl ſo hart ſeyn, meinen alten Kameraden Kohlenfreund
Umzubringen?

Dikäopolis.

Habt ihr doch vorhin mich auch nicht hören wollen!

Chorführer.

Nun, so rede dann meinethalben von den Spartern selbst
Was dein Herz dir eingiebt: denn mein liebes
Kohlenkörbchen verrathen kann ich nicht!

Dikäopolis.

Gut, so laßt vor allem eu're Steine auf den Boden fallen!

Chorführer.

Sieh, da liegen sie! Nun leg' auch du dein Schwerdt dagegen ab!

Dikäopolis.

Schüttelt mir zuvor die Falten eu'rer Oberröcke aus.

Chorführer.

Auch das ist geschehn! Siehst du nicht wie ich schüttle?
Keine Ausflucht weiter, weg mit dem Mordgewehr!
Du siehst ja, wie jeder, zugleich mit der Wendung
Des Tanzes, sich schüttelt.

Dikäopolis.

Ihr hättet alle zugleich mit einem Schrey
Die Mäntel fallen lassen sollen! Wie wenig fehlte
Daß diese guten Kohlen vom Parnesberg

Durch ihrer eignen Landsleute Unverſtand
Ums Leben gekommen wären! Seht einmahl
Wie der arme Kohlenkorb vor Todesangſt
Mich über und über, wie ein Dintenfiſch,
Mit ſeinem Staube bekackt hat! Es iſt erſchrecklich
Wenn Leute ſo herber Laune ſind und ſchreyen und
Mit Steinen um ſich werfen, ehe ſie unſer einen,
Selbſt auf die billigſten Bedingungen, hören wollen,
Wiewohl er, mit dem Hals auf einem Hackblock,
Zu reden ſich erboten; wie ich noch
Bereit bin, Alles, was ich über die Lakonen
Auf meinem Herzen habe, vorzutragen;
Und gleichwohl iſt auch mir mein Leben lieb!

Chorführer.

Nun, wenn du denn ſo was gewaltiges
Zu ſagen haſt, was zögerſt du
Den Fleiſcherblock herauszuholen?
Ich bin doch ſehr begierig
Zu hören wie es lauten wird.
Auf die Gefahr der Strafe alſo, die du ſelbſt
Dir ſetzteſt, ſtell den Block hier auf, und rede!

(Dikäopolis läßt den Hackblock heraustragen)

Dikäopolis.

Hier wäre denn der Hackblock, wie ihr ſeht,
Und der, der mit dem Kopf auf ihm zu ſprechen ſich
Erkühnt, der Mann iſt meine Wenigkeit.

Seyd unbesorgt, ich werde mich, beym Zeus!
Mit keinem Schilde decken, und darum
Nicht minder von den Spartern sagen was ich denke.
Und gleichwohl hab' ich viel zu fürchten: denn ich kenne
Die Weise unsers Landvolks nur zu gut;
Ich weiß wie gern sie von den großen Prahlern 3)
Sich und der Stadt Lobreden halten lassen,
Gleich viel mit welchem Grund, und ohne
Zu merken daß sie verrathen und verkauft sind.
Auch unsre Alten Herren 4) kenn' ich, weiß recht gut
Wie wenig, wenn sie nur die Freude haben
Den Leuten ihre Steinchen an den Kopf
Zu werfen, alles übrige sie ansicht. 5)
Ich sag es aus Erfahrung. Denn noch hab' ich nicht
Vergessen, wie mir, der vorjährigen
Komödie wegen, Kleon mitgespielt hat. 6)

Ed.

3) Den Demagogen, wie Kleon und seines gleichen.

4) Die ältern Bürger, aus welchen die Heliasten und andre Richter der verschiedenen Civil- und Kriminal-Gerichte in Athen erwählt wurden.

5) Anspielung auf die schwarzen und weißen Steine, die den Richtern ausgetheilt wurden, um heimlich ihre Stimmen über die Frage, schuldig oder nicht schuldig? zu geben.

6) Aristofanes hatte im 5ten Jahre des Peloponnesischen Krieges seine erste Komödie Δαιταλεις genannt, gegeben, worin er, wie es scheint, starke Ausfälle auf den Kleon gethan hatte. Aristofanes verwechselt hier seine eigene Person mit dem Dikäopolis, um dem Kleon, der nun einmahl seine Idee war, wieder Eins zu versetzen.

Er ſchleppte mich vor Rath, und dreſchle dergeſtalt
Mit ſeiner Zunge auf mich los, ergoß
Gleich einem Waldſtrom einen ſolchen Wuſt
Verläumderiſcher Lügen über mich
Herab, daß wenig fehlt', er hätte mich
Mit ſeinen ſchmuz'gen Rabuliſtenkniffen
Zu Grunde gerichtet. Erlaubt mir alſo, daß ich mich,
Eh ich zu reden beginn', in ein Koſtum, das ſich
Zu meiner jämmerlichen Lage ſchickt, verſetze.

Chorführer.

Wozu dieſe Wendungen? Dieſe Künſte? Dieſe Aufzüge?
Meinethalben borge dem Jeronymos
Irgend einen dunkelzottichtdickbehaarten 7)
Helm des Höllengottes
Und ſelbſt dem Siſyfos ſeine Ränke ab;
Zu dieſem Kampfe wird dirs wenig frommen!

(Der Chor macht ſich auf die Seite)

Dikäopolis (vor ſich)

Nun iſt es Zeit ein rechtes Herz zu faſſen!
Vor allem muß ich zum Euripides.
Hollah! Bedienter!

Keſiſofon.

Was giebts da?

Dikä-

7) Anſpielung auf einen Vers eines freſtiaen Tragödiendichters, der, wie es ſcheint, vermittelſt ſolcher halbellenlanger Beywörter Senſazion zu machen ſuchte.

Dikäopolis.

Iſt Euripides zu Hauſe?

Reſiſofon.

Zu Haus und nicht zu Haus, nachdem du's nimmſt.

Dikäopolis.

Wie kann er drin ſeyn, wenn er's nicht iſt?

Reſiſofon.

O, das iſt
Sehr möglich, alter Herr. Sein Geiſt iſt auf
Die Verſejagd gegangen; er hingegen
Liegt in der Schwebe drin, und macht
Ein Trauerſpiel.

Dikäopolis.

O dreymahl glücklicher Euripides,
Von dem ſogar der Sklave ſolche witzige
Antworten giebt! — Ruf ihn einmahl heraus.

Reſiſofon.

Das geht nicht an.

Dikäopolis.

Es muß wohl! Eh ich mich
Abweiſen laſſe, klopf ich ihn heraus. (er klopft)
Euripides'? He! liebes Euripidchen, wenn

Du jemahls einen Menſchen hörteſt, höre mich!
Ich, Dikäopolis von Choliis 8), rufe dir.

Euripides (von innen heraus rufend)

Ich habe keine Zeit.

Dikäopolis.

So laß dich wenigſtens
Nur vorwärts drehen. 9)

Euripides.

Auch das kann nicht ſeyn.

Dikäopolis.

Doch, doch!

Euripides.

Nun! vordrehn will ich mich wohl laſſen,
Nur zum herunterkommen hab' ich keine Zeit.

(Die Scene wird umgedreht und zeigt den Euripides im Innern ſeines Hauſes, in einer Maſchine, die in der Luft ſchwebt, ſitzend)

Dikäo-

8) So hieß der Demos, oder Stammort, aus welchem Dikäopolis gebürtig war.

9) Dies iſt eine Art von bürlesker Vermiſchung der wirklichen Scene mit dem was ſie vorſtellen ſoll, die unſerm Autor ſehr gewöhnlich iſt, und zum Beweiſe dienen hilft, wie wenig er und vermuthlich alle ſeine damahs

einen breitſchultrichten Lümmel in einer groſſen Perüke vor mir ſehe, der eine Leidenſchaft zu Fezen zerreißt, und um pathetiſch zu ſeyn, ſich nicht anderſt gebehrdet, als wie ein toller Menſch; aber gemeiniglich ſind ſolche Geſellen auch nichts anders fähig als Lerm und ſeltſame unnatürliche Geſticulationen zu machen. Ich könnte einen ſolchen Burſchen prügeln laſſen, wenn er die Rolle eines Helden kriegt, und einen Dragoner in der Schenke daraus macht; Herodes ſelbſt iſt nur ein Kind dagegen. Ich bitte euch, nehmt euch davor in Acht.

Schauſpieler.

Dafür ſtehe ich Euer Gnaden.

Hamlet.

Indeſſen müßt ihr auch nicht gar zu zahm ſeyn; in dieſem Stüke muß eure Beurtheilungs-Kraft euer Lehrmeiſter ſeyn. Laßt die Action zu den Worten, und die Worte zur Action paſſen, mit der einzigen Vorſicht, daß ihr nie über die Grenzen des Natürlichen hinausgehet — Denn alles Uebertriebne iſt gegen den Endzwek der Schauſpieler-Kunſt, der zu allen Zeiten, von Anfang und izt, nichts anders war und iſt, als der Natur gleichſam einen Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigne wahre Geſtalt und Proportion zu zeigen, und die Sitten der Zeit, bis auf ihre kleinſten Züge und Schattierungen nach dem Leben gemahlt darzuſtellen. Wird hierinn etwas übertrieben, oder auch zu matt und unter dem wahren Leben gemacht, ſo kan es zwar die Unverſtändigen zum Lachen reizen; aber

Vernünf-

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

Was iſts?

Dikäopolis.

Wie kommt es, daß du
Zur Arbeit dich ſo hoch hinauf ſchwingſt, da es doch
Wohl auch da unten gienge? Nun begreif ich erſt
Warum du ſo viel lahme Helden machſt.
Und warum haſt du ſolche jämmerliche
Tragödien-Lumpen um die Schultern hangen?
Du magſt wohl, ſeh ich, gute Gründe haben
Warum du deine Helden ſo gern zu Bettlern 10) machſt.
Doch, dem ſey wie ihm will, auf meinen Knien,
Euripides, bitt' ich dich, leih mir aus einem

Von

lige Kunſtverwandte Bedenken trugen, ihre Zuſchauer in der Illuſion zu ſtören, oder vielmehr, wie wenig das, was man heut zu Tage ſo nennt, bey ihnen Zweck war.

10) Nehmlich, weil du ſelber einer biſt. Dieſe ganze Scene hat augenſcheinlich keinen andern Zweck, als ſich zugleich über die Armuth der Erfindungskraft und über die häusliche Armuth des Euripides mit einem Muthwillen luſtig zu machen, der nur deſto unbarmherziger wird, weil er mit ſo vieler Feinheit, Urbanität und anſcheinender Argloſigkeit zu Werke geht.

Von deinen alten Stücken einen Bettlerkittel!
Ich brauch' ihn, weil ich eine lange Rede an
Den Chor zu halten habe, die, wofern
Ich ſchlecht beſtehe, mir das Leben koſten wird.

Euripides.

Von Herzen gern. Willt du die alten Lumpen
Worin der alte unglückliche Oeneus kämpfte?

Dikäopolis.

Von dem nicht, der iſt noch nicht jämmerlich
Genug.

Euripides.

Vom blinden Fönix etwan?

Dikäopolis.

Auch von dem nicht;
Es war ein andrer weit armſel'gerer.

Euripides.

Du biſt nicht leicht zu befriedigen, wie ich ſehe.
Stehn dir vielleicht die Haderlumpen an
Worin ich Filokteren betteln laſſe?

Dikäopolis.

Nein!
Von einem, der noch viel bettelhafter iſt.

Euripides.

So wird dir hoffentlich der Kittel meines
Bellerofons doch ſchmutzig gnug ſeyn?

Dikäopolis.

Auch nicht
Bellerofon! Der, den ich meine, iſt zugleich
Ein Bettler, lahm, geſchwätzig, und ein großer Redner.

Euripides.

Nun bin ich auf der Fährte, — Teleſos
Aus Argos?

Dikäopolis.

Der iſt's! von dem gieb mir die Lumpen!

Euripides.

He, Junge! hohle ihm den Bettelrock
Vom Teleſos herab! Er liegt da oben, zwiſchen
Thyeſt's und Ino's Hadern mitten in.

Refiſofon (zu Dikäopolis)

Hier!

Dikäopolis.

(indem er die Lumpen um ſich wirft)

O Zeus, der alles durch- und überſchaut,
Laß dies Kostüm des bittern Elends mir
Gedeihn! — Und du, Euripides, da du bereits

So,

So viel für mich gethan haſt, gieb mir auch
Das einzige noch, was mir, um ein
Vollſtändiger Teleſos zu ſeyn, noch fehlt,
Die myſiſche Kappe um den Kopf —
„Denn heute muß ich wie ein Bettler ausſehn,
„Und was ich bin zwar bleiben doch nicht ſcheinen.“ 11)
Die Zuſchauer mögen immer wiſſen wer ich bin;
Nur die Choriſten ſollen wie die Pinſel daſtehn,
Und hören, wie ich ihnen in gar ſchmucken Wörtchen
Den Eſel bohre.

Euripides.

Sollſt die Kappe haben!
Du biſt ein Spitzkopf, wie ich merke,
Und brüteſt über irgend einem feinen Stückchen.

Dikäopolis.

„Wohl mög' es Dir ergehn und deinem Teleſos!
(Wie ich es meyne)“ Ha! wie mir, ſeitdem
Ich dieſe Lumpen trage, die Formeln in den Leib
Gefahren ſind! Und gleichwohl fehlt mir noch
Ein Knotenſtock.

Euripides (giebt ihm einen)

Nimm hier und packe dich!

11) Parodie zweyer Verſe des Euripides aus ſeinem Teleſos, welcher noch mehrere folgen.

Dikäopolis.

(vor sich) O Herz, du siehst wie man die Thür mir weiset,
Wiewohl mir noch zur ganzen Ausstaffierung viel
Gebricht. Nun mache diesem Aufzug Ehre, bettle,
Sey dringend, hänge dich wie eine Klette an! —
(im bettelnden Ton) Euripides, nur noch ein Körbchen gieb mir, nur
Dies von der Lampe durchgebrannte da!

Euripides.

Was könnte dir der Bettel helfen, armer Schelm?

Dikäopolis.

Nun, helfen könnt es mir nicht viel, doch hätt' ich's gern.

Euripides.

Du wirst beschwerlich; weg von meinem Hause!

Dikäopolis.

Ach! — Möchtest du dafür so glücklich werden
Wie deine Mutter einst!

Euripides (indem er ihm das Körbchen giebt)

Da! geh nun, sag' ich.

Dikäopolis.

Noch nicht! Eines gieb mir noch, das Becherchen
Mit dem zerbrochnen Rande dort —

Euripides.

So nimm's,
Und sey mir länger nicht in meinem Hause lästig!

Dikäopolis.

(vor sich) Daß doch der Mann nicht weiß wie lästig er uns ist!
(zum Euripid.) O allersüßester Euripides,
Nur dieses einzige noch, das Töpfchen dort
Woraus der Schwamm hervorguckt —

Euripides.

Mensch, du leerest mir
Mein ganzes Magazin! So nimm dann hin,
Und packe dich!

Dikäopolis.

Ich geh' — Und doch, was hilft es mir?
Mir fehlt noch eins, und wenn ichs nicht bekommen kann,
Bin ich verlohren. Hör mich, süßester Euripides!
Gieb mir nur das noch, und ich geh und komme dir
Nicht wieder — nur ein Paar welke Blätter Kohl
In meinen Korb.

Euripides.

Du mordeſt mich! — Da, haſt du!
Mein ganzer tragiſcher Vorrath geht dahin!

Dikäopolis.

Nichts mehr! Ich gehe. Unſer eins ſoll freylich nie
Vergeſſen, daß uns große Herren nicht
Gut leiden können!

(Er thut als ob er gehe, kommt aber bald mit roſſierlichen Ausdrücken von Verzweiflung zurück)

O weh mir! weh
Mir unglückſel'gen Mann! Ich bin verlohren!
Gerade das vergeſſen woran mir alles liegt!
O liebſtes, allerliebſtes Euripidchen,
Mich ſoll der Donner und das Wetter, wenn ich dich
In meinem Leben wieder mit einer Bitte
Behellige, auſſer dieſer einen ganz allein!
Nur eine Handvoll Bocksbart, deſſen du
Von deiner Mutter in Menge haben mußt! 12)

Euri-

12) Die Mutter des Euripides ſoll eine Kräuterhändlerin geweſen ſeyn, und Ariſtofanes findet ein eignes boßhaftes Vergnügen daran, ihn ſo oft er kann in ſeinen Stücken daran zu erinnern. Der ſpöttiſche Einfall mit dem Bocksbart bezieht ſich, nach dem Scholiaſten, darauf, daß die Mutter des Euripides im Ruf war ihre grüne Waaren zu verfälſchen, und z. B. die Peterſilien mit einem ihnen ähnlichen Unkraut, Tragopogon oder Beckebart genannt, zu vermiſchen.

Euripides.

Der Mann wird grob — (zu ſeinem Diener) Geh!
ſchlag die Thüre zu.
(Die Scene dreht ſich wieder)

Dikäopolis.

Freund Dikäopolis, wir werden ohne Bocksbart
Uns ſtreichen müſſen. — Indeſſen weißt du, welchen
Kampf
Wir nun zu kämpfen haben, da wir über
Die Männer von Lakedämon reden ſollen.
So nimm dich dann zuſammen, Dikäopolis!
Hier ſind die Schranken! — Graut dir? Haſt du
nicht
Den ganzen Euripides im Leibe? — Magſt
Bey allem dem nicht unrecht haben! Aber
Da es nun nicht anders iſt, mein armer Freund,
So geh und trage deinen Kopf getroſt
Zum Hackblock hin, um auch dafür einmahl
Aus freyer Bruſt zu ſagen was du denkſt.
So geh doch! Vorwärts! Friſch ans Werk, mein
Herz!

Der Chor.

Was wirſt du beginnen? Was ſagen können?
Fühlſt du nun welch ein unverſchämter
Eiſenköpfiger Menſch du biſt?

Der bloß, um Mutterſeelallein der ganzen Stadt
Zu widerſprechen, ſeinen Hals aufs Spiel ſetzt!

Eine Hälfte des Chors.

Unerſchrocken ſcheint der Mann ans
Werk zu gehn. Wohlan dann, rede
Weils dein eigner Willen iſt —

Dikäopolis (mit dem Kopf auf dem Hackblock)

Ihr Herren Zuſchauer, legt mirs nicht zum Argen aus,
Daß ich, wiewohl ich nur ein armer lumpichter
Komödienmacher bin, zu Athenern über Sachen
Gemeiner Stadt zu ſprechen mich erdreiſte.
Auch die Komödie kennt was wahr und recht iſt.
Ich werd' euch harte Dinge ſagen, aber wahre,
Auch wird mich Kleon diesmahl nicht beſchuld'gen können,
Ich rede böſes von der Republik vor Fremden.
Hier ſind wir unter uns, wie am Lenäenfeſte
Gewöhnlich; noch ſind keine Fremden da;
Denn weder die Kriegsſteuer von den Schutzverwandten, noch
Die Kontingente von den Bundsgenoſſen kommen; 13)
Kurz, wir, ſo viele unſrer hier zugegen ſind,
Sind

13) Ein feiner Zug im Vorbeygehn auf die Unzuverläſſigkeit der Hülfsquellen, womit die Demagogen das Volk immer bey Muth zu erhalten ſuchten.

Sind lauter ächte ausgereiterte
Athener, ganz von fremden Spreuern rein.
Auch ich bin den Spartanern herzlich gram,
Und meinetwegen möchte der Gott auf Tänaros
Poseidon ihnen mit einem tücht'gen Erdstoß allen
Die Häuser auf die Köpfe werfen — denn
Auch meinen Weinstock haben sie verbrannt.
Inzwischen, und weil ich hier vor lauter Freunden rede,
So sag' ich: warum klagen wir die Sparter
Deswegen an? In eu'rer Mitte, ihr Herr'n —
(Ich meyne nicht die Stadt, das merkt euch wohl,
Die Rede ist nicht von der Stadt) — ich sage,
Es gab in eurer Mitte Männerchen
Von schlechtem Schrot und Korn, verdienstlos, übel
Berufen, deren Stand sogar im Zweifel war, 14)
Die ihr Geschäft draus machten, sich über die gestutzten
Kappette der Megarer aufzuhalten,
Und wo sie einen Kürbis sahen, oder
Ein Häschen, ein Ferkel, einen Knoblauch, ein
Par Körnchen Salz, das alles mußte gleich
Megarisch seyn, und wurde eingezogen,
Und selben Tags verkauft. Doch dies sind Kleinigkeiten;

Die

14) d. i. von denen es zweifelhaft war, ob sie wirklich Bürger von Athen seyen; ein Fall, der damahls häufig vorkam und eine der zehentausend Quellen von den ewigen Processen war, womit die streitsüchtigen Athener sich die Zeit vertrieben, und das zahllose Heer ihrer Advokaten, Sykofanten und Richter fütterten.

Vernünftigen wird es deſto anſtöſſiger ſeyn; und das Urtheil von dieſen ſoll in euern Augen allemal ein ganzes Theater voll von jenen überwiegen. Ich kenne Schauſpieler, und ſie wurden von gewiſſen Leuten gelobt (ſo ſehr man loben kan,) die ihre Rollen ſo abſcheulich heulten, ſich ſo ungebehrdig dazu ſpreißten, daß ich dachte, irgend einer von der Natur ihren Tagwerks-Jungen habe Menſchen machen wollen, und ſie ſeyen ihm nicht gerathen; ſo abſcheulich-grotesk ahmten ſie die menſchliche Natur nach.

Schauſpieler.

Ich hoffe, wir haben dieſen Unform ſo ziemlich bey uns abgeſchaft.

Hamlet.

O, ſchaft ihn durchaus ab. Und denen, die eure luſtigen Bauren machen ſollen, ſchärfet ein, daß ſie nicht mehr ſagen ſollen, als in ihrer Rolle ſteht; denn es giebt einige unter ihnen, die ſich ſelbſt einen Spaß damit machen wollen, daß ſie eine Anzahl alberner Zuſchauer zum Lachen bringen können, wenn gleich in dem nemlichen Augenblik die Aufmerkſamkeit auf eine wichtige Stelle des Stüks geheftet ſeyn ſollte: Das iſt was infames, und zeigt eine erbärmliche Art von Ambition an dem Narren, der es ſo macht. Geht, macht euch fertig.

[Die Schauſpieler gehen ab.]

Die Landesart bringt's mit ſich — Etwas wichtigers!
Ein Par milchbärt'ge Schwärmer waren nach Megara
Gegangen, und hatten trunknes Muthes dort die Hure
Simätha weggeſtohlen. Die Megarer, in
Der Wuth des erſten Schmerzes, hohlten ſich dafür
Zwey andre Huren aus Aſpaſiens Hauſe.
Das war der Anfang eines Kriegs, in welchen
Nun alle Griechen ſich verwickelt ſehn —
Um dreyer Metzen willen. 15) Daher der Zorn,
Worin, gleich einem neuen Zeus Olympios,
Perikles, auf ganz Griechenland herunter
Blitzend und donnernd, alles durch einander miſchte,
Und das Edikt im Ton der Skolien
Timokreons, 16) worin er die Megarer

Von

15) Wer mit der Griechiſchen Geſchichte dieſer Zeit etwas bekannt iſt, weiß freylich beſſer was die wahre Urſache des Peloponneſiſchen Krieges war; nehmlich der herſchſüchtige Uebermuth, womit die Athener ſich ihres Glücks bedienten auf der einen, und die neidiſche Eiferſucht der Spartaner, Korinther und Thebaner auf der andern Seite. Dies konnte auch unſerm Dichter nicht verborgen ſeyn. Allein zu ſeinem Zweck hatte er einer lächerlichen und verächtlichen Veranlaſſung des Krieges nöthig; und ſo benutzte er eine damahls herumgehende Sage, die er in ſeiner genialiſchen Manier gut genug aufzuſtutzen weiß, daß ſie in einem Poſſenſpiel für die Urſache des Krieges gelten konnte.

16) Anſpielung auf ein gewiſſes damahls allgemein bekanntes Trinklied des Dichters Timokreon, wovon etliche

Verſe

Von Land und Meer und Markt und Häfen ausſchloß.
Was Wunder, daß ſie, wie der Hunger ſie allmählig
Zu nagen anfieng, ſich an Sparta wandten,
Und auszumitteln baten, daß der Volksſchluß auf-
Gehoben würde, den die beſagten Huren
Veranlaßt hatten? Allein, wir ließen uns immer
Vergebens bitten, und ſo mußt es denn ja wohl
Zuletzt zum Kriege kommen. Sagt mir jemand:
Das hätte nicht ſeyn ſollen! ſo frag ich ihn:
Was hätte denn ſollen ſeyn? Geſetzt, ein Mann
Aus Lakedämon hätt' in üppigem Muthe
Die Reiſe nach Seriſus 17) ſich nicht dauern laſſen,
Um den Seriſiern einen kleinen Hund zu mauſen:
Sagt, hättet ihr zu Hauſe ſtill geſeſſen?
Da fehlt wohl viel! Sogleich dreyhundert Schiffe aus-
Gerüſtet! — wär' euer erſtes Wort geweſen.
Auf Einmahl wäre die ganze Stadt von Waffenklang,
Geſchrey der Schiffſoldaten, Lerm der Hauptmanns-
wahlen,

Von

Verſe einige Aehnlichkeit mit einer Stelle des Edikts gegen die Megarer hatten. Das pikante aller im Ariſtofanes ſo häufig vorkommenden Plaiſanterien dieſer Art geht, zu großem Nachtheil des Dichters, der Leſer und des Ueberſetzers für uns ganz verlohren.

17) Eine kleine unbedeutende Inſel die unter der Bothmäßigkeit der Athener ſtand.

Von Soldauszahlen, Vergolden der Pallasbilder 18)
Gedräng ums Magazin, Getreidenetzen, Schläuchen
Und Ruderriemen, Fässerkäufern, Knoblauch,
Oliven, Zwiebeln in Netzen, Blumenkränzen,
Flötenspielerinnen, und blauen Augen,
So wie das Werft vom Lerm der Zimmerleute
Und Schmidte, von hobeln, bohren, hammern, pfeifsen,
Trallern und Heyda rufen, voll gewesen.
So hättet Ihr's gemacht: und „Telesos sollte nicht
Deßgleichen thun?" — Wo hattet ihr euern Sinn,
Da ihr so etwas denken konntet?

Eine Hälfte des Chors.

Und dies, du abgefeimter Schurke, nennst du wahr?
So unterwindet sich ein Lumpenkerl, wie du
Mit uns zu reden? Uns ins Angesicht zu lästern?
Ein Sykofant, wenn jemahls einer war!

Die andre Hälfte.

O, beym Poseidon! was er da gesagt
Ist alles, wie ers sagt, die reine Wahrheit.

Erste Hälfte.

Und wär's auch wahr, geziemt sich's, es zu sagen?
Doch, seine Kühnheit soll ihm wenig Freude bringen!
(Einer will auf den Dikäopolis losgehen)

Andre

18) Womit sie die Vordertheile der Schiffe auszuzieren pflegten.

Andre Hälfte.

He! Du da, willſt du bleiben? — Gieb ihm einen Schlag
Wenn du die Peitſche ſelber koſten willſt!

Erſte Hälfte.

O mein Lamachos, blitzeblickender Lamachos, 19)
Zu Hülfe! du mit dem Gorgoniſchen Helmbuſch,
Erſchein, o Lamachos, Freund, Stammgenoß,
Und wo noch ein Schiffhauptmann oder Feldherr
Oder ſonſt ein Mauerſtürmer in der Näh' iſt,
Zu Hülfe, zu Hülfe! Mir geſchieht Gewalt!

(Lamachos kommt in Hauskleidung, aber mit ſeinem Streithelm auf dem Kopfe, aus ſeinem Hauſe heraus)

Lamas

19) Der Feldherr Lamachos war keiner von den geringſten, die ſich in dieſem Kriege hervorthaten; es fehlte ihm nicht an Muth; er ſcheint ſich aber durch eine gewiſſe Affektazion, in ſeiner Art ſich zu bewaffnen, ausgezeichnet und unſerm Autor, der keine Blöße unbenutzt läßt, dadurch zu den leichtfertigen Spöttereyen, womit er ihn ſo reichlich begießt, Anlaß gegeben zu haben. Uebrigens iſt die nähere Urſache warum ihn Ariſtofanes in dieſem Stück dem Gelächter des Pöbels Preis gab, nicht bekannt. Vermuthlich war er ein Freund Kleons und ein hitziger Partiſan der Parthey, die den Krieg fortgeſetzt wiſſen wollte.

Lamachos (pathetiſch)

Woher die Stimme, die zum Kampf mich ruft?
Wo braucht man meiner Hülfe? Wer hat meine
Gorgone aus ihrem Futteral geweckt?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, der Federbüſche und Kohorten —

Erſte Hälfte des Chors.

O Lamachos, macht dieſer Menſch nicht längſt ſein
Werk
Daraus, das ſchnödeſte von unſrer ganzen Stadt
Zu ſagen?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, verzeihe, wenn
Ein armer Mann, wie ich, ein Wort zu viel
Geſprochen haben ſollte!

Lamachos.

Und was ſprachſt du dann?

Dikäopolis.

Ich weiß es ſelbſt nicht mehr, ſo ſchwindlicht iſt
Aus Furcht vor deinem Helm der Kopf mir worden.
Ich bitte flehentlich, ſchaff doch das Ungethüm
Mir aus den Augen!

Lama-

Lamachos.

Sey's darum!

Dikäopolis.

Und, darf ich bitten,
So leg' ihn umgekehrt.

Lamachos.

Auch das!

Dikäopolis.

Und zieh
Mir eine Feder aus dem Busch heraus.

Lamachos.

Da hast du eine.

Dikäopolis.

Halte mir den Kopf,
Mein Magen kehrt sich um, sobald
Ich einen Helmbusch sehe.
(er kitzelt sich mit der Feder im Halse)

Lamachos.

Du, was machst
Du da? Du wirst doch mit der Feder nicht
Dich zum erbrechen reizen wollen?

Dikäopolis.

Sagt mir
Von wem ist die Feder?

Lamachos.

Wen einem Vogel.

Dikäopolis.

Vom Rauschekniſterling 20) vermuthlich?

Lamachos.

Armer Wicht!

Du biſt ein todter Mann!

Dikäopolis.

Nicht doch! So weit
Reicht deine Macht nicht, Lamachos. Doch, wenn
Du denn ſo ſtark biſt, warum fällſt du mir
Nicht in den Rücken? Rüſtig ſcheinſt du g'nug dazu. 21)

Lamachos.

Wie? darf ein Bettler ſo mit einem Feldherrn ſprechen?

Dikäopolis.

Ich wär' ein Bettler? ich?

Lamachos

20) Das Aequivalent, ſo gut ſichs machen laſſen wollte, für den Κορυδαλλοδοε des Ariſtofanes, den man eben ſo vergeblich im Aldrovandi, Briſſon, Willoughby, Klein oder Buffon ſuchen würde als jenen.

21) Ich erinnere ungern, daß dieß im Original eine ſehr unziemliche Zote iſt.

Lamachos.

Was bist du denn?

Dikäopolis.

Wer ich bin? — Ein guter Bürger, den der Kitzel
Der Herrschsucht nie in seinem Leben stach,
Und seit dem Krieg ein ehrlicher Soldat;
Zum Feldherrn machte die Gewinnsucht dich.

Lamachos.

Das Volk erwählte mich —

Dikäopolis.

Drey dumme Gimpel! 22)
Das ist es eben, was mich vor Verdruß dazu
Gebracht hat, Frieden zu schließen; daß ich sehen mußte
Wie mancher brave Graukopf an die Schlachtbank
Geführt wird, während deinesgleichen, junge Burſche,
Sich aus dem Staube machen, für drey Drachmen
Als Kommissare in der Welt herumzuziehn,
Nach Thrazien die, zum Chares jene, andre nach
Chaonien, Kamarina, Gela und Katagela. 23)

22) Eigentlich, drey Kuckucke. Vielleicht irgend eine Anspielung auf einen uns unbekannten Umstand seiner Erwählung zum Feldherrn.

23) Die Uebersetzung ist in den drey letzten Versen nicht genau und konnte es nicht seyn, wie ich denjenigen, die das Original lesen können, nicht zu sagen brauche.

Lamachos.

Weil ſie dazu erwählt ſind.

Dikäopolis.

Doch, die Urſach?
Warum nur ihr von allen Seiten Lohn empfangt
Und jene nichts? — Zum Beyſpiel — Du, Marſ
ſiades, 24)
Du biſt ſchon eisgrau; ſage, ob du jemahls
In deinem Leben auf Geſandſchaft warſt?
Er ſchüttelt Nein — und gleichwohl iſts ein braves
Und fleiſſiger Mann! — Hier ſind Euforides,
Thraſyllos, Prmides — Kennt einer unter euch
Chaonien oder Ekbatana? Nein, ſagen ſie.
Dafür ſind Köſyras und Lamachos
Schon beſſer dort bekannt, ſie, denen
Noch kürzlich, weil ſie ihre Ehrenſchulden nicht
Bezahlten, von ihren Freunden ſelbſt im Tone
Womit man ſchmuz'ges Waſſer abends aus der Thüe
Zu ſchütten pflegt, „bleib draussen" zugerufen wurde.

Lamachos.

O ſuveränes Volk, iſt das erträglich?

Dikäo-

24) Die Männer, welche Dikäopolis hier, ſcherzweiſe, aufruft, waren, wie es ſcheint, Leute aus dem Chor, die er bey ihren eignen Nahmen nennt, um dem Volk dadurch ein Lachen zuzubereiten.

Dikäopolis.

Nein,
Wenn Lamachos nicht bar dafür bezahlet würde.

Lamachos.

Nun, so gelob' ich allen Peloponnesiern
Sie ewig zu befehden und nach allen Kräften
Zu ängstigen, überall, zu Wasser und zu Land!
(geht ab)

Dikäopolis.

Ich aber lade hiemit den ganzen Peloponnes
Mit allen Megarern und Böotiern zum freyen
Verkauf und Einkauf ein auf meinem Markt,
Den Lamachos ausdrücklich ausgeschlossen!
(geht ab)

Der Chorführer.

Der Mann hat obgesiegt und das Volk, was den Waf-
fenstillstand betrift,
Ganz herum gebracht Also die Mäntel abgelegt, und
die Anapästen angefangen! 25)

(Der Chor steigt in die Thymele herab und wen-
det sich an die Zuschauer.)

25) Es war ein eigenes Privilegium, das die komischen Dichter hatten, am Schluß eines Akts, während die Hand-

Vierte Scene.

Polonius, Roſenkranz und Güldenſtern treten auf.

Hamlet.

Wie iſts, mein Herr? Will der König dieſes Stük hören?

Polonius.

Und die Königin dazu, und das ſogleich.

Hamlet.

So ſeht, daß die Schauſpieler hurtig machen. (Polonius geht ab.) Wollt ihr beyde nicht auch gehen, und ihnen helfen, daß ſie fertig werden?

Beyde.

Wir wollen, Gnädiger Herr.

[Sie gehen ab.]

Hamlet.

He, holla, Horatio --

Horatio zu Hamlet.

Horatio.

Hier, liebſter Prinz, was habt ihr zu befehlen.

Hamlet.

Horatio, du biſt durchaus ſo ein ehrlicher Mann, als ich jemals in meinem Leben einen gefunden habe.

Hora-

Der Chorführer.

Seitdem als unſer Meiſter die Scene mit komiſchen
Chören beſtiegen,
Sah man ihn nie hervorgehn, dem Volke von ſeinen
Verdienſten zu ſprechen;
Da ihm aber von ſeinen Feinden bey den raſch entſchloſſe-
nen Athenern
Schuld gegeben wird, er bringe den Staat auf die
Bühne und inſultiere
Das regierende Volk: ſo liegt ihm ob, ſich bey den be-
ſonnenern Athenern
Zu vertheidigen. Unſer Dichter alſo behauptet, er ſey
zu vielerley Gutem
Euch verhülflich geweſen, indem er euch abgehalten, von
fremden Rednern
Euch nicht gar zu arg hintergehn zu laſſen, nicht ſo gar
viel Freude an allen
Die euch ſtreicheln zu haben, und nicht ſo ſchamiſch in
euerm Bürgerkarakter
Zu ſeyn. Wenn ehmals fremde Geſandten eine Naſe
euch drehen wollten, ſo nannten
Sie

Handlung hinter der Scene fortzuſchreiten präſumiert wird, den Chor, oder vielmehr den Chorführer an der Spitze deſſelben dies oder jenes, was der Dichter auf dem Herzen hatte, dem Volke ſtatt ſeiner in Anapäſten vortragen zu laſſen. Hier folgt das erſte Beyſpiel dieſer ſonderbaren Eigenheit des komiſchen Drama's zu Athen.

Sie euch Jöstefanus, 26) und wie das Wort heraus war, lauschtet ihr auf und konntet
Der Veilchenkränze wegen kaum auf dem Rande des Hinterns sitzen bleiben.
Wer euch aber vollends ein liparas Athenai 27) an die Nase strich, der hatte
Des liparas wegen, womit er euch so schlüpfrig wie Meergründel öhlte,
Was er wollte von euch. Indem nun der Dichter vor solchen Kniffen euch wärnte, und zeigte
Wie ihrs anstellen müßtet, um eure Demokratie auch den übrigen Städten
Beliebt zu machen, ist er, wie gesagt, euch zu vielen Gutem behülflich geworden. 28)

26) Veilchenbekränzt. Die Athener waren eben so große Liebhaber von Veilchen, wie die Römer von Rosen, und hörten sich gern mit diesem Pindarischen Beyworte belegen.

27) Glänzendes Athen. Das Attische Salz dieser Stelle ist für uns verduftet. Indessen bezeichnet sie doch auf eine sehr anschauliche Weise einen Hauptzug des Karakters der Athener, deren lebhafte Fantasie durch ein einziges Wort, vermöge der Menge angenehmer Bilder, die es in ihr erregte, in Entzücken gesetzt werden konnte.

28) Wenn es wahr ist, daß die Daitalier die erste, und die Acharner die zweyte Komödie unsers Dichters war, so müßte er sich alle die Verdienste um den Staat, die er in dieser sehr naiven Anrede so hoch anschlägt, schon in den Daitaliern gemacht haben, so wie er auch in denselben seinen ersten Angriff auf Kleon that.

Auch ſeht ihr wie ungeduldig die Männer ſind, die den
Tribut der Städte euch bringen,
Den wackern Dichter zu ſehn, der auf ſeine Gefahr es
wagte den Athenern
Gerechtigkeit zu pred'gen; ein Wageſtück, das ihm
ſelbſt in den ferneſten Landen
So vielen Ruhm gebracht, daß, als der große König
die Geſandten
Von Sparta zum Verhör zuließ, nach der Frage, „ob
wir oder ſie die größere Seemacht
Wären?“ 29) gleich die zweite war, „welchen von euch
beiden unſer Dichter
Die bitterſten Pillen zu verſchlucken gebe?“ — Denn,
ſagt' er, die könnten gewiß ſeyn
Zu ſiegen und Meiſter von Hellas zu werden, die dieſen
Mann zum Rathgeber hätten.
Das iſts auch warum die Lakonen ſo ſehr auf den Frie-
den dringen, und bloß auf Aeginens
Abtretung beſtehn; nicht als läg' ihnen ſo viel an dieſem
Inſelchen, ſondern
Um unſern Dichter euch wegzufiſchen. 30) Beſorget alſo
nie, daß er jemahls
Die gute Sache beſpotten werde. Vielmehr verſpricht
er, euch heilſame Winke

Zu

29) Eine Frage, welche den Athenern ungefähr eben ſo lächerlich vorkommen mußte als den Holländern, wenn der König von Spanien ihren Geſandten fragte, ob Amſterdam oder Lüttich die gröſſere Handelsſtadt ſey.
30) Welcher ein Landgut auf dieſer Inſel beſaß.

Zu geben, wie ihr höchſt glücklich werden könnet.
Freylich, euch zu hätſcheln,
Mit Tagegeſchern zu kirren, mit Lob zu beträufeln und
mit Gaukelkünſten zu täuſchen
Iſt ſeines Thuns nicht: aber dafür wird er euch immer
ehrlich zum Beſten rathen.

Und nun mag Kleon meinetwegen
Alle ſeine Ränke und Kniffe gegen mich
Spielen laſſen. Mir wird Rechtſchaffenheit und
Wahrheit zur Seite kämpfen, und nimmer
Soll die Stadt ſo übel mit mir fahren
Wie mit jenen haſenherzigen Knäben!

Eine Hälfte des Chors.

Herbey, o du mit der brennenden Feuerkraft,
Derbe Acharniſche Muſe!
Wie aus unſern ſteineichnen Kohlen,
Vom ziehenden Winde gereizt,
Der Funk' emporſteigt,
Wenn die Bratfiſche beygeſetzt werden ſollen,
Und, indeß die Einen die Thaſiſche Tunke rühren,
Andre den Teig zu den Kuchen kneten:
So eil' o Muſe, den rauhen
Kräftigen, bäuriſchen Landgeſang
Deinem Gemeindsmann zuzutragen!

Der Chor.

Billig sind wir alten Greise ungehalten auf die Stadt,
Denn zu schlecht wird uns vergolten was wir einst um sie verdient.
Stätt uns, die im schweren Seedienst ihre Jugendkraft verzehrten,
Nun im Alter dafür zu pflegen, wird uns übel mitgespielt.
Ist's nicht häßlich, alte Männer unsers gleichen in Prozesse
Zu verstricken? sie dem losen Hohngelächter junger Schwätzer
Preis zu geben? Abgelebte Greise, deren schwache Brust,
Ausgenützten Flöten ähnlich, keinen Ton mehr halten kann!
Deren schützender Poseidon leider! nun die Krücke ist.
Knurrend stehn wir am Altare, wo wir was wir nicht verstehen
Schwören müssen, und sehn von allem nur das Dunkel der Justiz.
Während unser junger Gegner, der auf eine schöne Rede
Sich mit Fleiß gefaßt gemacht hat, straks mit jedem Schlage trifft,
Uns mit runden Perioden erst umwickelt, dann hervorlicht

Und

Und mit seinen spitzigen Fragen, in versteckte Fallen treibt,
Sich nicht schämend einen alten Titon so herum zu zerren,
Zu verwirren, zu betäuben, einen Graukopf, der seist Urtheil
Mit verzognen Lippen anhört, dann, mit einer Schuld beladen,
Schluchzend sich nach Hause schleicht, seinen Freunden mit Thränen sagend:
Was ich zu meinem Sarg ersparte, nimmt die liebe Justiz mir ab!

Die Hälfte des Chors.

Kann das billig seyn, einen alten grauen Mann
So nach der Wasseruhr zu Grunde zu richten,
Der einst viel fürs Vaterland
Ausgestanden, viel warmen männlichen
Schweiß von der heißen Stirne sich gewischt,
Und bey Marathon als ein braver Bürger sich gezeigt hat?
Als wir zu Marathon standen, jagten wir den Feind,
Izt werden wir von bösen Buben gehetzt
Und oben drein um Geld gebüßt!
Was kann Marysias 30) selbst hierauf zu sagen haben?

30) Ohnezweifel ein bekannter Rabulist der damahligen Zeit, so wie der bald darauf angekochene Evathlos.

Oder, wer kann billig finden, wenn ein krummgebeugter Greis
Wie Thukydides bloß darum, weil ein rabyliſtiſcher Schwätzer,
Ein Keſiſodem, ihm Händel machte, mitten in Athen
So verlohren iſt als mitten in den Steppen Skythiens?
Wahrlich mich erbarmt es, und ich muſte mir die Augen wiſchen,
Wenn ein Amtknecht ſich erfrechte Hand an einen alten Vater
Wie Thukydides zu legen, der ſo was zu ſeiner Zeit
Bey Demetern! von der Göttin ſelber nicht geduldet hätte;
Eher zehen ſolche Kämpfer wie Evathlos hingeworfen,
Mit dem bloßen Donner ſeiner Stimme dreymahl Tauſend
Bogenſchützen niedergeſchrien, und des Häſchers ganze Sippſchaft
Mit den Seitenlinien allen eh' zuſammengeſchoſſen hätte.
Wenn ihr aber ja uns Alten auch den Schlaf nicht gönnen wollt,
Nun ſo macht doch wenigſtens ein Geſetz, daß unſern Händeln
Ihren eignen Gang erlaube, ſo, daß gegen einen Alten

Nur ein andrer gleich betagter, gleich zahnloser Advokat
Klagen dürfe; so wie gegen junge nur ein andrer junger
Loser weitgebohrter Schwätzer, wie der Sohn des Klei-
nias. 31)
Strafen müssen immer bleiben; nur erkenne dem Be-
klagten,
Ist er alt, die Buß' ein Alter, ist er jung, ein junger,
zu!

(Die Fortsetzung nächstens.)

31) Alkibiades.

W.

II.

Chorografische Beschreibung der Pässe,

wodurch die Franzosen in Piemont eingedrungen sind.

Die Nachrichten, welche wir von den Fortschritten der Neufranken in Piemont durch die Zeitungen erhalten, werden uns sehr kärglich und mager zugemessen, und wenn je eine etwas umständlicher ist, so trägt sie selten durchaus das Gepräge der Wahrheit. Man sollte fast glauben, man habe auf den Schweitzer- und Tiroler-Alpen einen Kordon geschlossen, um keine Nachricht anders als verhunzt und beschnitten durchschlüpfen zu laßen. Daß die

dreist

dreiſten wilden Republikaner durch ſieben verſchiedene Päſſe der weſtlichen und ſüdlichen Alpen in Piemont eingedrungen ſind, darin ſtimmen alle Nachrichten zuſammen; wie weit ſie aber von jeder Seite hervorgerückt, und ihre wahre Stärke bleibt uns ungewiß und unbeſtimmt. Nach der zu Turin vereitelten Verſchwörung zogen ſie ſich, den Zeitungen gemäß, eilends aus den Piemonteſiſchen Provinzen zurück; eben als nutzte ihnen nun nichts mehr der ſchwer errungene Beſitz der Päſſe von Mont Cenis, von Mirabouc, vom Ormea und Col di Tenda. Daß dieſes aber, wie die Lokal-Umſtände zum voraus zeigten, eine voreilige Nachricht war, wird jetzt ſeit der vereitelten Verſchwörung wenigſtens in der Provinz Mondovi offenbar, da die Zeitungen uns erzählen, daß die daſelbſt in Maſſe aufgeſtandenen Bauern den Feind aus ihren Poſten Montaldo, Pamperato, Roburent, Scagnello, Battifollo, vertrieben haben. Weil dieſe Oerter in der Nachbarſchaft und auf der Seite von Ceva liegen, ſo ſind die Franzoſen vielmehr vorgerückt, und hatten nichts weniger als die Provinz Mondovi verlaſſen. Folglich beſitzen ſie noch wenigſtens das Thal Tanaro, ſammt Ormea, und Gareſſio, wo die Landſtraßen von Oneglia her und aus dem Gennesat zuſammentreffen, und ihnen alle mögliche Hülfsmittel ungehindert und ohne Gefahr zugeführt werden. Eben ſo wird es ſich zeigen, daß ſie ſich nur ins Thal von Limone, nicht bis ins Thal von Tenda zurückgezogen, um

den

den so wichtigen Paß über Col di Tenda den Piemontesern nicht Preis zu geben. Dieses Beyspiel beweiset, wie viel daran gelegen sey, das Lokale des Kriegsschauplatzes zu kennen, um die Wahrscheinlichkeit der Zeitungsnachrichten zu beurtheilen. Die gewöhnlichen Erdbeschreibungen und Landkarten, z. B. die Homannischen, sind hierzu nicht hinreichend. Bald fehlen die Oerter, deren Lage man zu wissen verlangt, bald sind diese sehr fehlerhaft geschrieben. Wenn man die Geografie des Galanti, welche doch, was die Staaten des Königs von Sardinien anbelangt, von einem geschickten Mann aus Turin, Nahmens Peloglio, herrühret, und alle bewohnte Oerter jeder Provinz anzeiget, dagegen hält, sollte man fast glauben, ein anderes Land vor Augen zu haben. Jedoch muß ich der Homannischen Karte, welche Savoyen, Piemont und Monferrat vorstellt, dieses zum Ruhm nachsagen, daß sie die Landstraßen und Päße durch die Alpen ziemlich genau und richtig anzeiget, welches ein sehr wesentlicher Vorzug ist. Denen zu Liebe, welche sich in diesen bedenklichen Kriegeszeiten nach Wahrheit sehnen, will ich mich bemühen, eine so viel mir möglich genaue Beschreibung der Lage und Beschaffenheit der Päße, wodurch die Franzosen in Piemont eingedrungen sind, und der Oerter und Festungen, deren sie sich entweder schon bemächtigt, oder die ihnen zunächst noch im Wege stehen, aus zuverläßigen Quellen *), zu entwerfen, und sowohl die phisischen

*) Die Hauptquellen, woraus ich geschöpft habe, sind, Galanti Nuova Geografia d'Italia, die Uebersetzung die

Horatio.

O, mein Gnädigſter Herr --

Hamlet.

Nein, bilde dir nicht ein, ich ſchmeichle; denn was für Intereſſe könnt' ich von dir hoffen, deſſen ganzer Reichthum darinn beſteht, daß du Verſtand genug haſt, dir Nahrung und Kleider zu verſchaffen? Die Zunge der Schmeicheley lekt nur um die Füſſe der Groſſen, und beugt ihre kupplerische Kniee nur, wo ſie Belohnung hofft. Hörſt du? Seitdem meine Seele fähig iſt zu wählen, und Menſchen von Menſchen zu unterſcheiden, hat ſie dich aus allen für ſich ſelbſt auserkohren. Denn ich habe dich als einen Mann kennen gelernt, der gutes und böſes Glük mit gleicher Mäſſigung annahm, und wenn alle Widerwärtigkeiten ſich gegen ihn vereinigten, ſo gutes Muthes war, als ob er nichts zu leiden hätte. Und glüklich ſind diejenigen, deren Blut und Gemüths-Art ſo wol gemiſcht iſt, daß ſie keine Pfeiffe für Fortunens Finger ſind, und tönen müſſen, wie ſie greift. Zeigt mir den Mann, der kein Sclave der Leidenſchaft iſt, ich will ihn im Kern meines Herzens tragen; ja, in meines Herzens Herzen, wie ich dich trage -- Genug, und ein wenig mehr als genug hievon! -- Es ſoll dieſe Nacht ein Schauſpiel vor dem König aufgeführt werden, worinn eine Scene demjenigen ſehr nahe kommt, was ich dir von den beſondern Umſtänden von meines Vaters Tod erzählt habe. Ich bitte dich, wenn dieſe Scene kommt, ſo beobachte meinen Oheim mit dem äuſſerſten

lischen als natürlichen Umstände anzumerken, welche in den Provinzen, die auf den Grenzen liegen, ihre Fortschritte hindern oder befördern können.

Die Päſſe, durch welche die Franzoſen von der weſtlichen Seite her über die Alpen ſich den Weg nach Piemont geöffnet haben, ſind der kleine Bernhardsberg, der Berg Cenis, Mont Genevre, und der Paß bey Mirabouc. Der kleine Bernhardsberg (lat. Penninus) liegt in der Savoyſchen Herrſchaft Tarantaiſe, und ſcheidet dieſelbe von der Piemonteſiſchen Provinz Aoſta. Auf der Seite von Savoyen liegt am Fuß deſſelben das Städtchen S. Maurice, mit dem Titel eines Marquiſats, von ungefähr 2000 Bewohnern, welches vom Fluß Iſero bewäſſert wird, in der Nachbarſchaft des an treflichem Steinſalz und Steinkohlen reichen Berges Arbon. Auf der Piemonteſiſchen Seite endiget ſich der ſteilere Theil ſeines Abhangs bey dem Flecken la Tuille, welcher an der Dora liegt, nicht ferne von

des Theils, welcher die Staaten des Königs von Sardinien enthält, wird erſt in folgender Jubilatemeſſe in des Herrn Cruſius Verlage erſcheinen) Notizie Corografiche ed Iſtoriche degli ſtati del Re di Sardegna, raccolte ed ordinate da Onorato Derossi, von welchem intereſſanten Werke auch nun bald der fünfte Band erſcheinen wird; und J. G. Sulzers Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern Europas in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reiſe und Rückreiſe.

von dem nordweſtlichen See Nuto, woraus der erwähnte Fluß entſpringet. *) Dieſes Alpengebirge iſt auf der öſtlichen Seite mit verſchiedenen feſten Thürmen und Schanzen beſetzt, worunter Goulette und Pont Serrent die nahmhafteſten ſind. Der Berg iſt die Scheidewand zwiſchen den griechiſchen (Alpes grajae) und den penniniſchen Alpen (Alpes penninae), zu welchen er gerechnet wird. Dieſer Uebergang iſt um einen guten Theil kürzer als der von Mont Cenis, aber weit beſchwerlicher, weil man ihn gefliſſentlich mehr als jenen ſeinem natürlichen Zuſtand überlaſſen hat. Kein fremder Reiſender richtet hier ſeinen Weg hin. Die Anhöhen ſind hier ſteiler; der Weg geht im Zickzack, und ſtößt oft an ſchwindelnden Abgründen und Klüften, vor deren Abſturz Menſchen und Maulthiere nicht ſo gut geſichert ſind, wie auf dem Mont Cenis. Der Volksſage gemäß, welche ſchon zu des Livius Zeiten

*) Dieſer Fluß darf nicht mit der Dora baltea verwechſelt werden, welche weiter nordwärts aus einem See, Nahmens Combal, entſpringt, und dieſe kleinere Dora bey Didier, Morgex gegenüber, aufnimmt. Auch iſt er von der Dora riparia unterſchieden, welche am ſüdlichen Fuß des Berges Genevro entſtehet, durch das Thal von Oulx gegen Suſa läuft, und nicht weit von Turin in den Po fällt.

Zeiten in Italien allgemein war, *) iſt dies der Paß, wo Hannibal mit ſeinem Kriegsheer in Italien eindrang. Obgleich der römiſche Geſchichtſchreiber ſelbſt verſchiedene wichtige Gründe dagegen vorbringt, welche dem Mont Cenis dieſen Vorzug einzuräumen ſcheinen, ſo iſt doch dieſe uralte Sage, trotz der Gegenbeweiſe des Herrn Groſley und anderer fremden Reiſebeſchreiber, bis auf den heutigen Tag in Italien noch allgemein. Sie läßt ſich nicht behaupten, als wenn man annimmt, daß entweder der Tauriner Land, wohin der Penninus unmittelbar führte, ſich zu Hannibals Zeiten weiter gegen Norden erſtreckte, oder daß in ältern Schriften, deren ſich Livius bediente, die Strecke der Alpen vom Penninus bis in der Taurinер Gebiete für ein und daſſelbe Gebirge gehalten wurde.

Die Klüften und der öſtliche Abhang des Kleinen Bernhard führen unmittelbar in das von der Dora Baltea bewäſſerte Thal von Aoſta (Valle d'Aoſta) welches ſich ſammt dieſem Fluß bey der Stadt Aoſta plötzlich gegen Süden wendet, und ſich bey dem Fort Donas, dem ſüdlichen Eingang deſſelben, ſammt den Gebirgen endiget. Sowohl auf der weſtlichen als auf der öſtlichen Seite des Fluſſes iſt das Land abhängig, weſtwärts die penniniſchen und griechiſchen Alpen, und oſtwärts die Gebirge von Ober-Novara hinan, und

*) Lib. 21. Cap. 38.

und von beyden Seiten her stoßen Bergströme und Thäler auf die Dora Baltea. Solche Thäler sind Vallesa, Challant, Dobbia, Tournant, S. Bartolommeo, Clavalita, Cogne, Ferriere, Gresanche, Issima, Ova oder Dova, Rema, Tornanche u. a. m. Alle diese Thäler sind enge, außer dem Hauptthale, welches von der Dora Baltea bewässert wird. Doch schränkt auch sich dieses hier und da bis auf eine welsche Meile ein, und bey Bardo und Donas läßt es kaum so viel Raum, daß man mit Maulthieren durchkommen kann. Die ganze Länge dieser Provinz von Norden gegen Süden, das ist von S. Remo bis Bardo und Donas, beträgt 28, und die Breite von Westen gegen Osten 58 italienische Meilen.

Von der Hauptstraße, welche in das flache Land von Piemont führt, läuft bey der Stadt Aosta ein Weg längs dem Fluß Banteggio gegen Norden zum großen Bernhardsberg und ins Walliserland hinauf. Wenn es wahr ist, daß die Bewohner des Walliserlandes die Franzosen aus ihren Grenzen vertrieben, so müssen sie im Begriff gewesen seyn, auch von Norden her in Piemont einzudringen.

Es ist überhaupt zu bemerken, daß in Piemont wenig Flecken und Städtchen, besonders auf Landstraßen und Pässen, ohne befestigte Schlösser sind,

welche aber gröſtentheils vor Alterthum verfallen ſind. Wo man ſich dieſer im Nothfall nicht bedienen kann, da ſind in gefährlichen Poſten Redouten angelegt worden. Dergleichen Vertheidigungsanſtalten finden ſich auf den Anhöhen des kleinen Bernhard, bey la Tuille am Fuß deſſelben, bey S. Didier, Morgex, und auf den Anhöhen der Stadt Aoſta. *) Sollte es ihnen auch gelingen, weiter fortzuſchreiten, ſo haben ſie auf der Grenze von Ivrea, ehe ſie in das flache Land von Piemont eindringen, noch zwey harte, und faſt unüberwindliche Päſſe zu überwältigen, Bardo und Donas.

Bardo oder Bard iſt ein kleines Städtchen am ſüdlichen Fuß eines ſchroffen und hohen Felſenberges, welcher einer gegenüber ſtehenden Felſenwand ſo nahe kommt, daß die Dora Baltea ſich mit der gröſten Gewalt durchdrängen muß. Hier geht die Landſtraße durch ein in den Fels eingehauenes Thor, und über drey Zugbrücken, worunter der eingeſchränkte Fluß mit ſchrecklichem Geräuſche wegs

*) Dieſe Stadt ſelbſt iſt nicht befeſtiget. Sie liegt am Zuſammenfluß der Dora Baltea, und des Banteggio, welcher von S. Remo unter dem großen Bernhardsberg herabſtrömt. Sie iſt eine kleine Stadt von 5150 wohlhabenden Einwohnern. Den Zeitungen nach hatten die Franzoſen ſchon auf dieſer Seite einige Fortſchritte gemacht, ſind aber bis an den Fuß des Alpengebirges zurück getrieben worden.

wegſtrömt. Auf dem weſtlichen Felſen liegt über dem Städtchen ein uraltes Schloß, welches durch Kunſt und Natur ſo ſtark befeſtiget iſt, daß es mit einer geringen Beſatzung einem mächtigen Kriegsheer Trotz bieten kann. Doch kann man ihm von der nördlichen Seite her mit ſchwerem Geſchütz beykommen, welches von der Seite der Provinz Ivrea unmöglich iſt. Hannibal ſoll ſich hier und bey Donas den Weg durch den Fels eröffnet haben. Strabo hält dieſen Durchgang für ein Werk des Kayſers Auguſtus, welcher die Salaſſier, die dieſe Thäler bewohnten, überwältigte, und der Stifter von Aoſta (Auguſta praetoria) war. In der Münzſammlung des Goltius findet ſich eine mit der Inſchrift, S. P. Q. R. Imper. Caeſ. quod viae munitae ſunt, welche ſich auf die Verbeſſerung der Wege in den hieſigen Alpen bezieht; ob er aber den Paß zuerſt durchbrach, wird hiedurch nicht bewieſen.

Von Bardo bis Donas, (ein Flecken von ungefähr 1200 Seelen, reich an Rindvieh, Ziegen und Weinbergen) durch eine Strecke von einer halben Stunde, iſt der Weg längs der Dora in eine ſenkrechte und ſchwarze Felſenwand eingehauen, und auf der Seite des Fluſſes mit einer anderthalb Fuß breiten, mit Piken und Meiſſeln bearbeiteten Bruſtwehr verſehen; und am Ende bey Donas endigt er ſich in eine bogenförmige Oeffnung, welche vor Alters 12 Fuß weit war, jetzt aber nur für Laſt-

thiere gangbar ist. Das ganze Werk erregt Erstaunen. Schade, daß man eigentlich nicht weiß, wem man es zuschreiben soll. Hätte Hannibal, wie die uralte Volkssage will, diesen Felsenweg durchbrechen lassen, so müßte er sich weit länger in diesen Gebirgen aufgehalten haben als die Geschichte erzählt, und seine Eilfertigkeit, den Römern über den Hals zu kommen, zuließ. Kam er vom Penninus herab, so ist es wahrscheinlicher, daß er sich mehr westlich unter den griechischen Alpen hin einen Weg geöffnet habe. Denn wirklich läuft auch noch ein Weg von Aosta durch das Thal Cogne dahin, und vereint sich bey Ceresole, einem wohlhabenden Flecken der Provinz Ivrea, nicht weit von der Quelle des Flusses Orco und am Eingang des Thals Pont, mit einer Landstraße, die aus der Savoyischen Grafschaft Tarantaise von Bonneval durch die Alpen dringt, und durch das Thal Pont längs dem Fluß Orco über Novalesa, Locana, Ponte, Cuorgne, Cunischio (lauter wohlhabende Oerter) nach Chivasso, und von da am Po bis nach Turin fortläuft. Diese war in ältern Zeiten die Landstraße von Turin nach Aosta, und kann wegen des starken Verkehrs, welchen die angezeigten Oerter mit verschiedenen Produkten der hiesigen Bergwerke und mit dem Vieh treiben, nicht anders als gangbar seyn.

Dieses ist der Weg, wodurch die alten Gallier, und vielleicht auch Hannibal, in Italien einorangen.

gen. Cuorgne, Ponte, Cuniſchio, Caſtellamonte ſind hier volkreiche und ſehr nahrhafte Städtchen, wo die Franzoſen viele Lebensmittel und keine Feſtungen, außer alten Schloſſern und Thürmen, antreffen würden. Das Thal Pont iſt ſehr reich an treflichem Marmor, welcher dem Carrareſiſchen nichts nachgiebt, und an Vitriol. Cuorgne hat gegen 7500 Einwohner. Der berühmte Denina war hier öffentlicher Lehrer, als er die Werke Le Vicende della Letteratura, und de Studio theologiae et de Norma fidei ſchrieb. Man muß ſich das Herzogthum Aoſta, ſeiner vielen Gebirge wegen, nicht als eine unfruchtbare, arme Provinz vorſtellen, wo der Feind aus Mangel an Subſiſtenz ſich nicht halten könne. Auf den Abhängen der Berge, welche der Mittagsſonne nicht ausgeſetzt ſind, werden Rocken, Gerſte und Hülſenfrüchte mit vielem Vortheil, und wo die Mittagsſonne hinfällt, köſtlicher Wein, Obſt, Mandeln Oliven in Ueberfluß gebauet. Der flache Theil der Thäler iſt ſehr fruchtbar an Waitzen, welcher hier das ſchönſte und nahrhafteſte Brod von ganz Piemont giebt. An fetten und geſunden Viehweiden an Rindvieh, Schafen und Ziegen iſt Ueberflu Die angrenzenden Provinzen Ivrea und Vercelli ziehen von hieraus den gröſten Theil ihres Schlachtviehes. Die Flüſſe und Bergſtröme ſin reich an Fiſchen, beſonders an vorzüglich gute Forellen, führen Goldkörner mit ſich, und befruchten die Thäler.

Schon zu der Römer Zeiten waren die Berge dieſer Provinz ihrer Gold- Silber- Kupfer- und Eiſengruben wegen berühmt. Noch jetzt werden die Eiſen- und Kupferbergwerke mit vielem Gewinn bearbeitet. Eiſen- und Kupferhütten ſind zu Coane, Cambeja, Cloneä, Valleſa, Pré-Saint Didier, Cormaccaiore, Folla, Fenix, S. Vincenzo, Monaiovet, Iſſogno, und in andern Oertern. Das Eiſen, welches hier gewonnen wird, iſt von der beſten Sorte, wie die engliſchen Arbeiter, durch welche der König von Sardinien im Jahr 1771 zu Turin Verſuche anſtellen ließ, bezeuget haben. Sollten die Franzoſen ſich dieſer Provinz bemächtigen, ſo würde ſie ihnen zur Waffenſchmiede dienen können. Im Thal Clavalita wird Steinſalz in Menge gegraben. Die Berge ſind auf ihren höhern Rücken mit ſchönen Tannen bedeckt, aus welchen viel Harz geriſſen wird. Seit den Zeiten der alten Grafen von Ivrea und Maurienne genoß dieſes Land viele Privilegien, deren es im J. 1773 beraubt und gezwungen wurde, ſich den allgemeinen Geſetzen der Piemonteſer zu unterwerfen. Es enthält, nebſt der Stadt Aoſta, 79 Städtchen, Flecken und Dörfer, und gegen 65000 Bewohner. Gewerb und Fleiß ernährt diejenigen, welche keine Landgüter beſitzen. Der Arme arbeitet im Sommer in den Bergwerken und Schmelzhütten, des Winters ernährt er ſich in den angrenzenden Provinzen mit Hanfhecheln, Holz fällen und

ſchnei-

schneiden, und bringt seinen Gewinn ins Land zurück. Man sieht hieraus, daß diese Provinz eine wichtige Eroberung für die Franzosen seyn würde. Sie würden dadurch den Schlüssel zum flachen Lande von Piemont in Händen haben, und in jedem Nothfalle eine sichere Retirade finden, wo sie theils aus innern Quellen theils aus der Schweitz, sich mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen versehen könnten.

Reisende richten gewöhnlich ihren Weg aus Savoyen über Mont Cenis. Für eine Armee ist hier zwar der steile Uebergang, welcher mehr gebahnt und gegen Abstürze mehr verwahrt ist, nicht so beschwerlich und gefährlich, als auf dem Bernhardsberge; allein er dauert beynahe 3 deutsche Meilen. Sein Rücken war von den Piemontesern mit Redouten gleichsam bespickt, und sein Gipfel ist so breit, daß ein beträchtliches Korps darauf Platz hat. Auf der piemontesischen Seite findet der Feind, wegen der Nähe des Forts La Brunette bey Susa, einen sehr engen Spielraum. Das enge und mit Schneealpen eingeschlossene Thal von Maurienne in Savoyen, führt zu dem ungeheuern Berg Cenis. Laneburg, ein Dorf von 200 Häusern, welches zwey Monate des Jahrs die Sonne nicht siehet, und nur von den Fremden lebt, die sich über den Berg, theils auf Maulthieren, theils auf Sesseln tragen lassen, liegt am Fuß des Berges.

Grade der Aufmerksamkeit, der deiner Seele möglich ist. Wenn bey einer gewissen Rede seine geheime Schuld sich nicht selbst verräth, so ist der Geist den wir gesehen haben, aus der Hölle, und meine Einbildungen auf des Teufels Amboße geschmiedet. Verwende kein Auge von ihm, ich will es auch so machen, und hernach wollen wir unsre Beobachtungen zusammentragen, und ein Urtheil über sein Bezeugen festsezen.

Horatio.

Gut, Gnädiger Herr. Wenn er was stiehlt, während daß die Comödie gespielt wird, und der Entdekung entgeht, will ich den Diebstahl bezahlen.

Fünfte Scene.

Der König, die Königin, Polonius, Ophelia, Rosenkranz, Güldenstern, und andere Herren von Hofe, mit Bedienten, welche Fakeln vortragen. Ein dänischer Marsch, mit Trompeten.

Hamlet.

Da kommen sie zur Comödie -- ich muß hier den Geken machen -- (zu Horatio.) Sieh dich um einen Plaz um.

König.

Wie steht's um unsern Neffen Hamlet?

Hamlet.

Von Laneburg bis Novalese in der Grafschaft Susa, wo sich der östliche steile Abhang endiget, sind 14 ital. Meilen. Die östliche Anhöhe geht so steil wie ein Dach bis Ramasse, und währt eine Stunde. Der Weg hinan geht im Zickzack und berührt bald auf der einen bald auf der andern Seite überaus tiefe Klüfte; jedoch ist er seit der Regierung des Königs Karl Emmanuel III. so bequem als möglich, und ohne Gefahr. Ramasse, ein Haus, liegt am Eingang der obern Fläche des Berges, welche sich 4 ital. Meilen weit erstreckt, und von Bergen, die sich 500 Pariser Ruthen senkrecht erheben, umschlossen ist. In der Mitte dieser Ebene ist zur Bequemlichkeit der Reisenden ein Wirthshaus, etwas weiter ein Posthaus, und nicht weit davon ein Hospital für arme Pilgrimme am Rande eines Forellenreichen Sees, welcher dem Bergstrom Cenischia *) seinen Ursprung giebt. Diese Ebene ist bis in die Mitte des Junius mit Schnee, und sodann mit schönem Grase bedeckt, welches zahlreichen Heerden zu einer gesunden und fetten Weide dient. Das Vieh bleibt hier unter freyem Himmel bis in die Mitte des Herbstmonats, und die Hirten

*) Die Reisebeschreiber, und selbst die Piemonteser, geben diesem Strom bey seiner Quelle, und wo er an der Anhöhe des Berges eine Cascade bildet, den Nahmen Dora; er ist aber wirklich der Fluß Cenischia, Cenisio, oder Cenisella, der sich bey Susa mit der Dora riparia vereint, welche durch das Thal von Oulx herkommt.

Hirten bereiten in diesem Zeitraum einen guten Vorrath von Käse. Am östlichen Ende der Fläche findet sich noch ein Wirthshaus, Gran Croce (das große Kreutz) genannt, wo der Weg neben dem erwähnten Strom steil hinabläuft, bis er nach einer welschen Meile auf einen flachen Absatz, Nahmens San Niccola, trift, welcher von dem senkrecht herabgestürzten Strom bewässert wird, und die Gränzscheidung zwischen Savoyen und Piemont ausmacht. Auf diesem ebenen Striche gehet eine Brücke über denselben. Hierauf gelangt man, steil herabsteigend, in ein kleines Dorf Nahmens Ferrere, in einer schauervollen Lage zwischen hohen Felsen und Abgründen. Der steile Abhang endigt sich bey Novalese, am östlichen Fuß des Berges, einem Flecken von ungefähr 2000 Seelen.

Hier hat das Gebirge noch kein Ende. Der Weg, welcher von Novalese nach Susa geht, läuft noch immer durch ein sehr abhängiges und steinigtes Thal bis nach Susa. Hier stößt es auf ein anderes Thal, welches von der Stadt Oulx seine Benennung hat, und südwärts gegen das kottische Alpengebirge Vincvro gerichtet ist. *). Es wird von der Dora riparia bewässert. Kaiser Augustus bauete hier eine Heerstraße, welche über das erwähnte Gebirg in Gallien, und zwar in die jetzige Provinz Dauphiné nach Briançon führet.

Nach

*) Suetonius nennt es Mons Cebenna.

Nach einem ungenannten alten Kronikenschreiber von Novalesa, soll Karl der Große sein Kriegsheer wider den Longobardischen König Desiderius durch diesen Weg nach Italien geführt haben. Weil jedoch die übrigen Geschichtschreiber darin zusammenstimmen, dieser Zug sey über Mont Cenis geschehen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Franken damals sich beider Wege bedienten; gleichwie dieses jetzt die Neu-Franken gethan haben; denn von dieser Seite her sind sie zu gleicher Zeit nach Oulx vorgedrungen, und haben sich dieses wohlhabenden Städtchens bemächtiget. Sie haben aber von beyden Seiten her harte Nüsse zu beissen, ehe sie über Susa in die Ebene von Piemont eindringen können. Denn wo die zwey Thäler oder Straßen sich vereinen, liegt auf einem nicht hohen Felsen die Festung La Brunette, welche beide Thäler beschießen kann. Sie besteht in 8 Bastionen, welche sammt ihren innern Befestigungswerken in Felsen eingehauen sind. Die Wege, wodurch dieselben mit einander in Verbindung stehen, sind so breit, daß man Kanonen und andere Kriegsbedürfnisse ganz bequem hin und her fahren kann. In ihrem Mittelpunkte hat sie einen unerschöpflichen Brunnen von Quellwasser. Von aussen ist von der Festung nichts als einige Schildwachen sichtbar. Kanonen vermögen nichts wider diesen Felsen, und Mienen finden hier nicht Statt. Eine Besatzung von 2000 Mann kann einem ganzen Kriegsheer Trotz bieten. Die nahe

Stadt

Stadt Susa selbst, eine kleine Stadt von 3688 Seelen, ist nur mit einer Ringmauer umgeben, hat aber auf der nordwestlichen Seite ein Bergschloß, Santa Maria genannt, welches den Zugang beherrscht, und durch einen unterirdischen in Felsen eingehauenen Gang mit der Festung La Brunette verbunden ist. Außerdem hat die Stadt jederzeit eine starke Besatzung.

Nicht geringer sind die Hindernisse, welche den Neufranken auf dem Wege vom Berge Ginevro her im Thal Oulx im Wege stehen, um durch den Paß von Susa in die Ebene von Piemont vorzurücken. Sie haben sich zwar der Stadt Oulx, welche von 4000 Seelen bewohnt wird, und mit einer starken Garnison besetzt war, bemächtigt; allein Colle d'Assietta, und Exilles sind jedes allein hinreichend, ihre Fortschritte aufzuhalten. Jenes ist ein felsigter Berg, so stark und vortheilhaft verschanzt, daß im Jahr 1747 ein kleines Korps Piemonteser hier im Stande war, die vom Ritter Bellisle kommandierte französische Armee, welche durch diesen Weg in das Innere von Italien einzudringen versuchte, mit dem Verlust ihres Generals zurückzuschlagen. Zwey welschen Meilen davon und 5 Meilen von Susa liegt an der Dora ripäria die Bergfestung Exilles, welche für unüberwindlich gehalten wird. Der Fels, worauf sie liegt, ist 598 Ruthen hoch; ein kleiner Flecken, welcher am Fuß desselben liegt, giebt ihr den Nahmen. Der Ritter Bertola hat unter dem vorigen König

Karl

Karl Emmanuel, nicht weniger hier als in den Festungen La Brunette, Fenestrelle, und Alessandria, bewiesen, was er in der Kriegsbaukunst vermochte.

Vom Fuß des Bergs Ginevro läuft eine andere Straße durch die Thäler der Waldenser. Weislich haben die Neufranken dieselbe vermieden, weil ihnen hier im Thal Pragelas die unüberwindliche Festung Fenestrelle den Weg abschneidet. Sie bestehet eigentlich aus fünf über einander stehenden Festungen, welche dergestalt in Felsen eingebauen sind, daß ihre Werke durch Gewölbe vor Bomben gedeckt werden. Eine gewölbte und bequeme Treppe führt zum obersten Fort, und man braucht eine halbe Stunde hinanzukommen. Jedes niedere Fort wird von einem jeden der obern vertheidigt. Also kann der Paß von Susa durch diesen Weg nicht umgangen werden.

Leichter ist es ihnen, unter Colle della Croce und bey Monte Viso, wo Karl Emmanuel II. im vorigen Jahrhundert die Straße durch einen Felsen brechen ließ, aus Dauphiné ins Thal Lucerna, und über Pignerolo gegen Turin vorzudringen. Schon haben sie sich hier des Forts Mirabouc, welches den Eingang des Thals verwahrt, bemächtiget. Es besteht in einem Thurmförmigen Schloß, welches auf einem Felsen liegt, den man nur durch einen engen und krummen Weg besteigen kann. Da

sie

ſie dieſes Fort in Händen haben, ſo können ſie zwar noch mit beſchwerlichen Wegen, beſonders in den Gebirgen von Angrogne und mit ſchwachen Verſchanzungen zu kämpfen haben; allein im Ganzen iſt Piemont auf dieſer Seite ſchlecht verwahrt. Pignerolo war ſonſt hier die Vormauer von Piemont; allein im Jahr 1629 bemächtigten ſich ihrer die Franzoſen unter der Regierung des Kardinals Richelieu, vernichteten die Feſtungswerke, und gaben die Stadt nachher dem Herzoge v. Savoyen zurück, mit der Bedingung, daß ſie nie wieder befeſtiget würde. Seit dem iſt ſie eine offene Stadt. Es wird hier viel darauf ankommen, ob die Waldenſer, deren Anzahl ſich auf 19650 beläuft, die harten Verfolgungen und Bedrückungen, die ſie der Religion wegen gelitten, und zum Theil noch leiden, ſo ganz vergeſſen haben, daß ſie den Durchzug der Franzoſen auf keine Weiſe begünſtigen.

Endlich ſind die Neufranken auf der weſtlichen Seite noch über den Fluß Varo in die Grafſchaft Nizza eingedrungen, und haben ſich der Hauptſtadt mit allen haltbaren Oertern bemächtigt. Die hiedurch errungenen Vortheile ſind von äußerſter Wichtigkeit. Die Grafſchaft Nizza iſt zwar wegen der Gebirge, womit ſie ganz bedeckt iſt, arm an Getreide; dieſes kann aber vor der Hand ſowohl zu Lande, als zur See aus Frankreich erſetzt werden,

und

und wird durch den Ueberfluß an Olivenöhl, *) an Wein, Zitronen und Pomeranzen, **) durch die Fiſcherey, ***) durch die Handlung, durch das Aus- und Durchführen der Waaren, und durch den Gewinn von Fremden, †) die ſich hier aufhalten, und durch den Seidenbau, ††) durch einige Manufakturen, z. B. ſchönes Papier, Fiſchnetze, grobes Tuch und Seife, reichlich vergütet. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo kann die Grafſchaft Nizza in den Händen der Franzoſen als ein von allen Seiten geſicherter Waffenplatz betrachtet werden, aus welchem ſie ungehindert ihre in Piemont vorgerückten Truppen vermehren, und mit allen Kriegsbedürfniſſen unterſtützen können.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

*) Nach Sulzers Tagebuch beträgt es ungefähr eine Million Lire an Werth.

**) 300,000 Lir.

***) Der Tonfiſchfang allein bringt 60000 Lir. jährlichen Pacht.

†) Wird auf 300,000 Lir. geſchätzt.

††) Ungefähr für 150,000 Lir. rohe Seide wird jährlich von Nizza ausgeführt.

65

III.

Ueber die

Rechte der Wahnsinnigen.

Die persönlichen Rechte des Menschen sind verschieden, nach dem Alter, nach den Verhältnissen, Naturanlagen, Erbrechten und bürgerlichen positiven Gesetzen. Jene persönliche Rechte fodern die nothwendigste Bestimmung, welche aus den natürlichen Verhältnissen fließt; weil darin die Menschen nichts abändern können, und sich alsdann an das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit binden müssen.

Hieher gehören hauptsächlich die Wahnsinnigen, welche aus so manchen Gründen den gerechtesten Anspruch darauf haben, daß ihr Stand und Eigenthum durch Gesetze für den gegenwärtigen Zustand beschüzt und bewahrt werde.

Kein traurigeres Loos als das Geschick des Menschen, der seinen Verstand verloren hat!

Da irrt der Unglückliche umher; — seine Miene ist ohne Ausdruck, sein Blick matt und unstät; um seinen Mund zerrt sich ein Lächeln ohne Bedeutung; furchtsam lauschend schleicht er, oder wankt empfindungslos dahin. Seine Gattin umarmt ihn — ihr antwortet ein Lachen ohne

Seele; seine Kinder schmiegen sich an ihn — er wird selbst zum Kinde und spielt mit ihnen. Der Freund seiner Jugend tritt ins Zimmer — er flieht wie ein aufgescheuchtes Reh, oder starrt unbeweglich die Erscheinung an. Er fühlt nicht die brennenden Thränen, aus den Augen der Aeltern über ihn geweint, und entwindet sich tändelnd der Umarmung der Geschwister.

Oder hier faßt ihn düstre Schwermuth, und drückt ihn einsam in Winkel. Bald furcht dumpfer Schmerz seine Stirne; bald zerfließt er klagend in Thränen; bald schlägt er nur stumm das nasse Aug' zum Himmel auf. — Dort jagt ihn tobende Freude von Stelle zu Stelle; wild lachend springt er über Trümmer, und zerschmettert was er sieht. — Hier wandelt er mit der Geberde des Stolzes, dort schleicht er den Schritt der Demuth; hier glüht sein Auge vor Verlangen, dort keucht er ängstlich Gebete. — Eine Idee, und nur diese allein, verfolgt den Unglücklichen gleich einem Vampyr; umsonst flieht er und denkt sich zu retten. — Das Gespenst hängt an seinem Nacken und saugt sein Blut.

Oder er hat endlich die höchste Stufe des Jammers erreicht Die Augen rollen funkelnd — der Mund schäumt — die Lippen beben — die Zähne knirschen — krampfhaft zucken Züge und Nerven — jede Kraft empört sich wild. — Er brüllt, er wüthet

wüthet und beißt tobend in die Ketten, die um ihn rasseln.

So tief sinkt der Mensch, der edelsten Kräfte beraubt! Ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, ohne Thätigkeit, ohne Erkenntniß, ohne Liebe und Freundschaft, träumt, schmachtet oder raset der Unglückliche ohne Verstand sein Daseyn hin.

Er sinkt noch tiefer. Schauderhafte Greuel schließen sich an diese Erscheinungen an. Der Mensch mit Vernunft — handelt als ein Ungeheuer gegen seinen unglücklichen Bruder.

Der Sohn mordet das moralische Daseyn des Vaters, um zu seinem Vermögen zu gelangen; Aeltern vergessen der natürlichsten Triebe, um das Kind aus der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft in die Wohnung des Wahnsinns zu stoßen. Die Liebe verstummt, und der Gatte zernichtet den Gatten. Die grauen Locken des Wohlthäters schützen ihn nicht vor dem unerbittlichen Erben, der die Schwachheit des Alters zum Wahnsinn umschafft. Der Eigennutz wiegt mit Gold die Verlängerung des Elends auf. Er heuchelt den Wunsch nach Rettung des Leidenden, indessen er meuchlings die Quelle der Hülfe vergiftet.

Wahrlich also kein traurigers Loos als das Geschick des Menschen, der seinen Verstand verloren

Hamlet.

Unvergleichlich, in der That, nach Cameleons Art; ich eſſe Luſt, mit Verſprechungen gefüllt; eure Capunen werden nicht fett dabey werden.

König.

Ich weiß nichts mit dieſer Antwort zu machen, Hamlet --

Hamlet.

Ich auch nicht -- (zu Polonius.) Nun, mein Herr; ihr ſpieltet ja ehmals auch Comödien auf der Univerſität, ſagtet ihr?

Polonius.

Das that ich, Gnädiger Herr, und man hielt mich für einen guten Schauſpieler.

Hamlet.

Und was machtet ihr für Rollen?

Polonius.

Ich machte den Julius Cäſar, ich wurde im Capitol umgebracht; Brutus brachte mich um.

Hamlet.

Das war brutal von ihm gehandelt, ein ſolches Capital-Kalb da umzubringen -- Sind die Comödianten fertig?

hat! Selbſt dann noch unſäglich traurig, wenn die Hand der Freundſchaft und Treue ihn leitet, Sorgfalt ſeiner pflegt, und die Thränen des hülfreichen Mitleids ihm fließen. Wie vielmehr dann, wenn er in den Abgrund des Elends hinab geſtürzt wird, deſſen Gemälde ſchon Schaudern erregt, und aus dem ſo ſelten Rettung zu denken, noch weniger zu hoffen iſt! Wie ſehr iſt es alſo die Pflicht des Staates, dieſer Menſchen ſich anzunehmen; wie ſehr die Pflicht der Menſchlichkeit, den Staat dazu aufzufodern!

Der Staat muß ſie ſchützen, ihnen Hülfe, und wo oder ſo lange ſie unmöglich bleibt, Erleichterung verſchaffen. Der Staat iſt dieſes dem Menſchen ſchuldig, der ſeine Kräfte dem Staatsverbande einverleibte, um von der Summe der Staatskräfte dann Beiſtand zu erhalten, wann ſeine eigenen nicht zureichen oder aufhören würden.

Die Geſetzgeber haben dieſe Verbindlichkeit gefühlt. Faſt allenthalben geſchah etwas zu ihrer Erfüllung; doch waren die Anſtalten oft nicht erſchöpfend und die Ausführung wurde vernachläßigt.

Das römiſche Geſetz beſchränkt ſeine Verordnungen über dieſen Gegenſtand größtentheils auf die bürgerlichen Rechtswirkungen: auf Gültigkeit geſchloſſener Verträge, auf Errichtung letzter Willensmeinungen, auf Tauglichkeit zur Zeugenſchaft,

auf

auf peinliche Zurechnung. Es beraubt den Menschen in dieser Lage aller bürgerlichen Rechte; alles, was es für seine Person thut, besteht in Aufstellung eines Vormundes und dem Vorbehalte, daß die Wirklichkeit des Wahnsinnes von dem erwiesen werden müsse, der ihn gegen den andern anführt.

Ihm folgt der teutsche Gerichtsgebrauch. Unser neuestes teutsches Partikular-Gesetz, das Preußische Gesetzbuch, unterscheidet Rasende und Wahnsinnige von Blödsinnigen; erkennt beiden Klassen, gleich den Minderjährigen, ein Recht auf die besondere Aufsicht und Obsorge des Staates zu, welche sich in der Aufstellung eines Vormundes äußert, und giebt, in Ansehung der von dem Unterschiede des Alters abhängenden Rechten, den Rasenden und Wahnsinnigen gleiche Rechte mit den Kindern, den Blödsinnigen mit den Unmündigen. *)

Das englische Gesetz, so sehr durch Sorgfalt für Erhaltung der persönlichen Rechte ausgezeichnet, verfügt mit gleicher Anhänglichkeit an seine Grundsätze über diesen Gegenstand. Es setzt vorzüglich den höchst wichtigen Unterschied zwischen der Tutel und Kuratel wahnsinniger Menschen fest. **)

*) I. Th. 1. Tit.

**) Blackstone, 1. Buch, 17. Kap. n. 1.

Noch keine Gesetzgebung aber scheint bis jetzt alle Gesichtspunkte in ihre Verfügungen aufgenommen und diesen Stoff ganz nach Bedürfniß entwickelt zu haben. Erfüllung dieses noch unbefriedigten und doch so wichtigen Bedürfnisses für die Menschheit, ist Beförderung des Guten; und diesen seyen folgende Ideen gewidmet.

Der Wahnsinnige ist Mensch und Bürger. Als Mensch hat er persönliche Rechte, als Bürger Eigenthum und Eigenthums-Rechte.

Das erste seiner persönlichen Rechte ist Freiheit seiner Person, freier Gebrauch seiner Kräfte, Anerkennung beyder. Von der Wirklichkeit dieses Rechtes hängt seine ganze übrige Existenz als Mensch und Bürger ab.

Anerkannter Verlust des Verstandes zieht den Verlust dieses Rechtes nach sich, und ist also von den wichtigsten Folgen. Diese Anerkennung ist daher der erste, vorzüglichste Punkt, von dem alles abhängt; der daher die wachsamste Vorsicht, die genaueste Prüfung, die unbestechlichste Rechtschaffenheit erfodert.

Daher kann und darf solche nur legal geschehen. Der Richter muß darüber erkennen, nachdem er pünktlich und rein alle Thatsachen gesammelt, erwogen und gewürdigt hat; nachdem der Arzt

und

und der Menschenkenner — die einzigen Sachkundigen, welche möglicher Weise hier anzunehmen sind — untersucht und ihr Gutachten erstattet haben; nachdem das vorhergegangene Leben geprüft und in richtige Resultate gebracht ist; nachdem endlich der Untersuchte selbst vor unpartheyischen, unverdächtigen Menschen über seine eigene gegenwärtige Lage abgesprochen hat.

Zu bedauern ist, daß bei uns das Genossen-Gericht, (Judicium parium) welches im ältesten und ältern Teutschland Schöppengericht hieß, und in England noch Jury heißt, gänzlich abgekommen, und nur noch eine einzige Spur desselben bey dem Mannengerichte in Lehnsachen, und bey dem Kriminalgerichte in Militärsachen übrig ist: sonst würde man auch hier ein solches Gericht anrathen. Sollte man aber dieses nicht für thunlich erachten, so müßte wenigstens der gewöhnliche bürgerliche Richter über diesen Gegenstand eine bestimmte und ausführliche Instruktion erhalten, die er in jedem solchen Falle aufs pünktlichste und genaueste zu befolgen hätte. Einstweilen sey erlaubt, den bestmöglichsten Vorschlag in jener Art, wenigstens als frommen Wunsch, darzulegen.

Die Selbstprüfung des angeblichen Wahnsinnigen geschähe durch ein solches Genossen-Gericht von sechs, acht, zehn oder zwölf Personen, die unter obrigkeitlichem Vorsitze durch das Loos aus sol-

nen Menschen erwählt würden, welche in keiner Verbindung mit dem Untersuchten oder mit sonst einem in der Sache Betheiligten stünden, und von dem Ausgange derselben durchaus weder Vortheil noch Nachtheil zu erwarten hätten.

Diese erwählte Schöppen legten sodann Gelöbniß ab, und säßen sogleich nach ihrer Wahl unter obrigkeitlichem Vorsitze zu Gerichte.

Jeder derselben schriebe einige Fragen nieder, welche redlich und zweckmäßig abgefaßt und der Lage, den Verhältnissen und der, vernünftiger Weise voraus zu setzenden Erkenntniß und Urtheilskraft des zu befragenden angemessen seyn müß.en. Aus diesen Fragen würde eine zu bestimmende Anzahl auch durch das Loos ausgezogen, und auf der Stelle, ohne daß Vorbereitung oder Kunstgriffe möglich wären, dem zu untersuchenden vorgelegt.

Seine Antworten gäben den Stoff, in dessen Gemäßheit das Mannengericht alsbald sein Gutachten über die Beschaffenheit seines Verstandes entwerfen, und durch dasselbe eines der wichtigsten Stücke zu den Untersuchungsakten dieser Art liefern würde.

Ein zweites bestände in dem Gutachten des in öffentlichen Pflichten stehenden Arztes, welchem bey der

der ersten legalen Anzeige des angeblichen Wahnsinnes der obrigkeitliche Auftrag geschähe, den Angezeigten zu beobachten, Thatsachen zu sammeln und darauf sein Amtsgutachten zu begründen.

Ferner würde von einem redlichen, unverdächtigen Manne, der nebst einer untadelhaften Sittlichkeit gründliche Menschenkenntniß besäße, ein der Pflicht der Rechtschaffenheit entsprechendes, und auf hinlänglicher Beobachtung von Thatsachen beruhendes Gutachten über die Echtheit des angeblichen Wahnsinnes eingeholt.

Endlich würde, auf legale und beweiskräftige Art, aus dem Munde verdachtloser Zeugen und aus dem Inhalte sicherer Urkunden, das vorher geführte Leben des in Untersuchung befangenen, aufgesammelt und zu den Akten gebracht.

Wenn auf diese Weise alles erschöpft und vorbereitet wäre, so folgte der Spruch des Richters, welcher vorzüglich auf Prüfung der Thatsachen, auf Enthüllung aller Ränke und unlautern Einstreuungen, auf reiner Wahrheit urkundlich beruhen müste.

Gestattung einer Vertheidigung nach geschlossener Untersuchung und vor dem Erkenntnisse, scheint hier gar nicht außer ihrem Platze. Sie wird nach unsern Rechten dem größten Verbrecher

nicht versagt, und auch der kleinere genießt ihrer. Daher scheint sie sehr passend, wenn es darauf ankömmt einen Menschen aus der Reihe vernünftiger Wesen auszustreichen, und wenn die Möglichkeit vorhanden ist ihm ein Unrecht zuzufügen, gegen welches keine vollkommene Wiederherstellung möglich wird.

Bey dem ganzen Verfahren herrsche die größte Publicität. Wo die Anwendung des Gesetzes sich verschleiert, da erhebt Ungerechtigkeit ihr Haupt, und Gesetz und seine Vollstreckung sind vor dem Richterstuhl der unpartheyischen Vernunft gebrandmarkt. Der Denunciant werde genannt und haste für die Anzeige.

Erscheint diese ungegründet, so wird der Urheber der Anzeige aufs strengste bestraft. Er hat ein Verbrechen begangen, das in der Wirkung dem Morde wenig nachgiebt, und in der Zurechnung ihm weit vorgeht. Denn es gehört ein ungleich größerer Grad von Bosheit dazu, einem Menschen das lebenslängliche Gefühl der moralischen Vernichtung aufzuladen, als durch eine augenblickliche rasche oder selbst überlegte That sein fysisches Daseyn zu vernichten. Doch wird die Bosheit auch hierin nicht präsumiert, sondern der Vorsatz den Richter zu hintergehen muß erwiesen seyn; indem zumal hierin Irrthum öfters möglich ist, und Krankheit und andere Umstände einen vorüber gehenden

benden Schein von Wahnsinn wirklich veranlassen können.

Weh dem Richter, der hier ungerecht spricht! Er fühle die Schärfe der rächenden Gerechtigkeit in ihrer vollen Kraft!

Nebst der legalen Anerkennung, daß der Verlust des Verstandes wirklich eingetreten sey, enthält das Erkenntniß auch die Bestimmung des Grades, in welchem der Verstand verloren worden.

Dieser Grade sind drey: Blödsinn, Wahnsinn, Wuth.

Sobald der Verlust des Verstandes und die Art desselben legal festgesetzt ist, tritt der Mensch, welcher diesen Verlust erlitten hat, unter den ausdrücklichen Schutz der Staatsgewalt.

Diese ist ihm nebst dem Schutze auch Hülfe und Erleichterung schuldig.

Zu Bewirkung des Schutzes in Rücksicht seiner Person dient die obrigkeitliche Aufstellung einer Tutel unter obrigkeitlicher Aufsicht.

Die Tutel hat, nach dem rechtlichen Begriffe, bloß auf die persönliche Lage, auf die persönlichen Bedürfnisse und Verhältnisse des Schutzbefohlenen

zu

zu sehen. Jede Einmischung in die Sachenrechte desselben ist und bleibt dem Tutor untersagt.

Ihm kömmt es daher zu, seinen Schutzbefohlnen vor jeder Beleidigung oder Mißhandlung zu schützen; ihn von jeder Gelegenheit entfernt zu halten, wo er sich selbst schaden könnte, und überhaupt alles zu thun, was die Gesundheit, die Gliedmaßen und die Sinnen desselben erhalten kann.

Ihm kömmt es ferner zu, zur Hülfe und Erleichterung mit der Obrigkeit beyzuwirken.

Beide erfodern ruhige Lage des Leidenden, Beförderung seiner Zufriedenheit, Zerstreuung, Schwächung und Entfernung der fixen Idee, die ihn peinigt, kluge Auswahl der ihn Umgebenden, ununterbrochene Aufmerksamkeit und Beobachtung, medizinische Hülfe.

Hieraus folgt, daß zu zweckmäßiger Bewirkung der Erleichterung und Hülfe alles auf den Aufenthaltsort, auf passende und zweckmäßige Behandlung des Arztes, und auf die Sorgfalt und Einsicht des Tutors ankömmt.

Der Staat im allgemeinen ist schuldig dafür zu sorgen, daß großen Uebeln vorgebeugt werde. Die Heilkunde der Wahnsinnigen ist noch sehr vernachläßigt.

läßigt. Alsdann erſt würde der Staat hierin alles mögliche Gute bewirkt haben, wenn er die Aerzte dazu aufmunterte, die ſo ſehr verſchiedenen Urſachen des Wahnſinnes und deſſen äußerſt verſchiedene Kurarten wiſſenſchaftlich zu beſtimmen welches bey weitem noch nicht geſchehen iſt.

Eben ſo folgt aus dem vorhergehenden, daß unſere gewöhnliche Irrenhäuſer dem Endzwecke keineswegs entſprechen. Der Raſende iſt eingeſperrt; nur von Zeit zu Zeit, oft obenhin, meiſtens nachläßig, mit Ueberdruß oder mit Leidenſchaft beobachtet, gewaltſamer Behandlung ausgeſetzt, oder ſeinem Tobſinne einſam überlaſſen. Die Wahnſinnigen ſind in eine Gemeinſchaft gebracht, welche allen ſchädlich, dem Aufſeher läſtig, und dem Endzwecke der Erleichterung und Hülfe geradezu entgegengeſetzt iſt. Sie müſſen in größerer Abſonderung aufbewahrt werden, weil ſonſt einer den andern noch wahnſinniger macht, und dieſe oft äuſſerſt verſchiedene Gemüthskrankheiten nicht zweckmäßig behandelt werden können, wenn die Tollhäuſer, wie bisher, den Schwermüthigen, den Tobenden, den Kopfkranken, den Schwärmer, den übermüthigen Thoren in dem nehmlichen Raume zuſammen drängen: — eine Geſellſchaft, in welcher wirklich der vernünftigſte Menſch Gefahr laufen würde ſeinen Verſtand zu verlieren.

Sanfte Sorgfalt, rührende Theilnehmung und Pflege, welche den Geiſt herabſtimmen, das Herz

dem

Rosenkranz.

Ja, Gnädiger Herr, sie warten auf euern Befehl.

Königin.

Komm hieher, mein liebster Hamlet; seze dich zu mir.

Hamlet.

Um Vergebung, Frau Mutter, hier ist ein Magnet der stärker zieht.

Polonius (zur Königin.)

O, ho, habt ihr das bemerkt?

Hamlet.

Fräulein, wollt ihr mich in euerm Schooß ligen lassen?

[Er sezt sich zu ihren Füssen auf den Boden hin.]

Ophelia.

Nein, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Ich meyne, meinen Kopf auf euerm Schooß?

Ophelia.

Ja, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Denkt ihr, ich habe was anders gemeynt?

dem Zutrauen und Gefühle öffnen, und auf diese Weise durch moralische Rückwirkung auf die körperliche Krankheit den heilsamsten Einfluß haben, fallen in einem solchen Verhältnisse ganz hinweg. Daher erfolgt die Wiederherstellung so selten, und die Zunahme des Wahnsinnes so gewöhnlich. Daher werden Erleichterung und Hülfe — die beiden großen Gesichtspunkte bei Errichtung solcher Anstalten — nicht erreicht, und ihre ganze Anwendung besteht leider darin, daß die Unglücklichen einen Aufenthaltsort finden, der ihnen oft genug zur Hölle wird.

Ist einmal die Anstalt der gehörigen Absonderung getroffen, so tritt alsdann der Fall ein, die Rechte derjenigen Wahnsinnigen auf das genaueste zu bestimmen, welche durch die anzuwendenden Mittel nicht sogleich oder gar nicht gerettet werden können. Allemal aber liegt dem Staate die Pflicht ob, hier, wie in andern Dingen, die Ursache des Uebels zu heben.

Hülfe und Erleichterung lassen sich am besten auf zwey Wegen denken, die also beide von unserm gewöhnlichen abweichen.

Ist der Tutor selbst in der Lage, daß er die eben entwickelten Bedürfnisse des Leidenden zweckmäßig erfüllen kann, so geschieht wohl gut daran, wenn er seinen Schutzbefohlnen zu sich nimmt, und

in

in dem ruhigen häuslichen Verhältniſſe auch ihn der Ruhe und Heiterkeit wieder zu geben ſucht.

Dieſes Verhältniß kann zweitens auch in gröſſerer Ausdehnung benutzt und zum Grunde gelegt werden.

Ein Arzt, welcher Rechtſchaffenheit und Menſchenkunde mit allen nöthigen Berufskenntniſſen verbindet, und in ſeinem Hauſe eine Freiſtätte für ſolche Unglückliche eröffnet, kann unendlich viel durch dieſe edle Selbſtaufopferung für das Wohl ſeiner Mitmenſchen wirken, und wo nicht immer ihre gänzliche Herſtellung, doch gewiß immer ihre Erleichterung und die Linderung ihres Leidens zu Wege bringen. Wir haben die edelſten Beiſpiele dieſer Art an unſerem vortreflichen Landsmann Hahnemann, welchen ſo manche Thräne, ſo manche wieder glücklich gewordene Menſchen im ſtillen ſegnen; und an dem würdigen Britten Willis, der ſich den ewigen Dank ſeines ganzen Vaterlandes erworben hat.

Nur ſolche Anſtalten ſollten als Mittel zu dieſem Entzwecke gelten und auf alle Weiſe aufgemuntert werden. Man ſollte nicht nur die Unternehmer derſelben thätigſt unterſtützen, ſondern Preiſe auf die Wiederherſtellung der Kranken und auf die möglichſt vollkommenſte Erreichung des vorgeſteckten Zieles ſetzen.

Aufsicht auf zweckmäßige Fortsetzung des Unternehmens, Ausschließung der Gewinnsucht, Verhütung der Ausdehnung über die Zahl der Kranken, welche der Arzt zu übersehen und zu versorgen vermag, gehören auf der andern Seite eben so sehr zu den Pflichten des Staates, der den Mißbrauch und die Ausartung verhindern muß, so wie er die Entstehung, Errichtung und Anwendung solcher gemeinnützigen Anstalten befördert. Der geprüfte Unternehmer eines solchen geprüften Hauses könnte alsdann sehr füglich zugleich die Tutel über die ihm anvertrauten Kranken übernehmen, weil er eigentlich die Obliegenheiten dieses Amtes erfüllt, und sie wohl nicht jederzeit so gut erfüllen könnte, wenn noch ein anderer außer ihm den bedeutenden Einfluß auf das persönliche Verhältniß des Schutzbefohlnen hätte, welchen jenes Amt gewähren muß.

Die fortwährende Aufsicht des Staates müßte den Leidenden in diese Häuser folgen. Die Kenntniß ihrer jedesmaligen Lage ist Pflicht für ihn und Bedürfniß für sie. Sie wird erreicht durch die Berichte des Vorstehers, durch persönliche Untersuchung, durch das Benehmen der Kranken und Genesenden selbst.

Die Bewerkstelligung beider letzten Punkte, so wie die genaue Berichtigung des ersten, würde durch die vierteljährige Wiederholung des oben geschilderten Mannengerichtes erreicht. Die bestimmte

ſtimmte Frage für dieſes Gericht würde ſo lauten: Iſt der Wahnſinnige dergeſtalt hergeſtellt, daß man ſeiner Perſon Freiheit, und ſeinem Eigenthumsrechte die Selbſtverwaltung wieder zuwenden kann? Die Antwort des Mannengerichts dürfte bloß in dem einſylbigen Ja oder Nein beſtehen; nachdem vorher die Selbſtprüfung vermittelſt der durch das Loos beſtimmten Fragen wiederhohlt geſchehen wäre.

Dieſe Kenntniß des jedesmaligen Zuſtandes des Kranken iſt um ſo wichtiger, da von ihrer richtigen Beſtimmung und Fortſetzung die Erreichung des Hauptentzweckes, nemlich die Wiederherſtellung des geneſenden Wahnſinnigen in ſeine Würde und Rechte als Menſch und Mitglied des Staates, weſentlich abhängt.

Dieſe Wiederherſtellung muß ihm zu Theile werden, ſobald die Wiederherſtellung ſeiner Verſtandeskräfte außer Zweifel geſetzt iſt. Dies geſchieht durch die treue Befolgung aller bisher entwikkelten ſtufenweiſen Vorſchriften, durch die unentbehrliche unausgeſetzte Beobachtung, durch Bericht und Zeugniß des Arztes und Tutors, durch perſönliche Beſichtigung, durch Thatſachen, Wiederhohlung der Selbſtprüfung, durch das Gutachten des Mannengerichts.

Dann folgt der richterliche Ausſpruch der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand. Der Geneſene

tritt in den vollen Genuß aller Rechte wieder ein.

Das lächerliche, ungerechte und grausame Vorurtheil, welches mit dem unwillkührlichen Zustande des Wahnsinns eine Art von Schande verbinden und den Menschen, der so vieles litt und entbehrte, bey seiner Rückkehr zur Vernunft beflecken will, würde durch das Gesetz gebrandmarkt. So wenig eine Ohnmacht, eine lange und heftige Krankheit entehren, so wenig kann ein Zustand dieser Art an und für sich etwas Entehrendes mit sich führen. Vergehungen gegen dieses gesetzliche Verbot werden, auch ohne Klage des Beleidigten, auf dem fiskalischen Wege angezeigt, untersucht und geahndet. Eben dies gilt von demjenigen, der des Wahnsinnes bezüchtigt, aber durch richterliches Erkenntniß von der Beschuldigung befreyt würde.

So lange der Zustand des Wahnsinnes dauert, sorgt zwar die Tutel für den leidenden Menschen; für den entkräfteten Bürger hingegen sorgt die Kuratel.

Ihr Gegenstand ist also das Eigenthum des Leidenden, dessen Erhaltung und Besorgung. Tutel und Kuratel bleiben streng abgesondert und immer zwey verschiedenen Personen anvertraut. Die Kuratel darf sich so wenig um das Persönliche des Pflegbefohlnen bekümmern als die Tutel um sein

Eigen-

Eigenthum. Wechſelſeitige Eingriffe werden geahndet.

Dieſe Abſonderung iſt ſehr wichtig um den Zweck zu erreichen, Laſter und Verbrechen zu verhüten und jener höchſten Vollkommenheit der Geſetzgebung ſich zu nahen, welche lieber Vergehungen verhütet als beſtraft, und ſich berufen glaubt das Böſe durch Beförderung des Guten zu hindern. Die Vereinigung der Tutel und Kuratel in einer Perſon hat oft das Elend des Leidenden auf ſeine ganze Lebenszeit ausgedehnet, und den Wahnſinn, der einer ſchnellen Heilung fähig war, zur unheilbaren Wuth geſpannt. Sie hat oft die Lüge des Wahnſinns erfunden, um dem Eigennutze zu frohnen. — Sie darf nicht Statt haben, wenn in Rückſicht dieſes Gegenſtandes nützlich und dauerhaft gut gewirkt werden ſoll.

Bey Beſetzung der Kuratel iſt ſtrenge Vorſorge nöthig. Die Auswahl der Perſon muß behutſam geſchehen, zumal in den Verhältniſſen der Verwandtſchaft oder künftiger Erbanſprüche oder Hoffnungen.

Uebrigens treten in Anſehung dieſer Kuratel die rechtlichen Verhältniſſe der Kuratel überhaupt ein.

Sie hört, gleich der Tutel, bey der Wiederherſtellung auf.

Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß bei Blödsinnigen von Geburt und bey offenbar Rasenden die Untersuchung nicht sehr weitläuftig würde. Dessen ungeachtet darf sie nicht übergangen, sondern die Sache muß legal erörtert und festgesetzt werden. Aufrechthaltung der Form Rechtens, — in ihrer zweckmäßigen Gestalt und nicht von Ränken entstellt — verbürgt Aufrechthaltung der Sicherheit und der Gesetze.

Heilig sey insbesondere dem Gesetzgeber die moralische Existenz des Menschen! Sie ist sein höchstes Gut und unersetzlich. Man kann nicht lebhaft genug dazu auffodern, es nicht oft genug wiederholen. Die Lücke unserer Gesetze in Rücksicht der Wahnsinnigen ist sehr wichtig; ihre praktische Ausfüllung würde ein großes Verdienst um die Menschheit und gute Sache seyn.

Dann wird so manche Thräne des Verlassenen nicht mehr fließen; so manches Wimmern des Verzweiflenden, so manche Verwünschung des Elends verstummen. Die frevelnde Hand des Eigennutzes erhält die Fesseln, die er vorher mit der heuchelnden Miene des Mitleids gab. Dankbar segnet der gerettete, sich selbst wiedergegebene oder beschützte Mensch, Retter und Rettung, und seinen Dank begleiten die Segnungen der Seinigen. Wenn auch nicht dankbar, doch glücklicher und ruhiger, duldet der noch Leidende, selbst der Unheilbare, und

und belohnt durch dieſes frohe Bewußtſeyn den Urheber der Linderung für den Bruder, ohne Bewußtſeyn. Geſetze auf ſolchen Bedürfniſſen gegründet, von Menſchenliebe und Klugheit ausgeführt, ſind unwandelbar und den Geſetzen der Gottheit gleich, ein Erbtheil aller Folgewelt.

Väter des teutſchen Vaterlandes, ſchüchtern und beſcheiden legt der Verfaſſer euern tiefen Einſichten dieſe frommen Wünſche vor. Es iſt die Frage, einen bedauernswürdigen Theil der Menſchheit zu retten und zu beſchützen. Wie mancher vortrefliche Kopf konnte für ſein Vaterland und für ſeine Familie erhalten werden, wenn hierin Hülfe und Geſetze wirkſamer waren! Gerade die fähigſten, edelſten Menſchen ſind häufig am reizbarſten, der Gefahr heftiger Leidenſchaften und des davon oft ſo unzertrennlichen Wahnſinns am nächſten. Väter des teutſchen Vaterlandes! erwäget ob dieſer Gegenſtand einer beſtimmtern Geſetzgebung würdig ſey. Und euch, wohlwollende Leſer, erſuche ich dieſes Scherflein des aufrichtigen und theilnehmenden Wohlwollens gut aufzunehmen. *)

Ch. v. Benzel.

*) Den vollſtändigſten Beifall und den wärmſten Dank für dieſe vortrefliche Abhandlung zollet dem Hrn. Verfaſſer — dem würdigen Sohn eines verdienſtvollen, mir und allen Redlichen, die ihn kannten, unvergeßlichen Vaters

der Herausgeber

IV.

Gedanken über die sogenannten Vestalinnen unter den alten Kunstwerken.

Die drey schönen weiblichen Figuren im Antikenkabinet zu Dresden, die Erstlinge der Herkulanischen Schätze, lang bekleidet, mit eingehüllten Händen, und die größte und schönste derselben auch mit verhülltem Kopfe, nebst vielen andern ähnlichen in verschiedenen Sammlungen, sollen, wie uns die neuern Antiquare berichten, von ihren Vorgängern mit Unrecht Vestalinnen genannt worden seyn. Das über den Kopf heraufgezogene Gewand bezeichnet eher eine jede Opfernde als eine Vestalin, und Winkelmann vermißt an allen die karakteristische Insula dieser Priesterinnen, das breite Band um den Kopf, welches von demselben auf die Achsel herunterfiel, *) oder den länglichviereckigen Schleyer, (Suffibulum) den sie beym Opfer trugen. **) Seit einiger Zeit nennt man sie Pudicizien, weil die Pudicizia, das unerreichte Ideal der Römischen Kaiserinnen, auf einer grossen Anzahl von Münzen mit verhülltem Kopf und Händen, oder in der Attitüde erscheint, als wenn sie

*) S. dessen Anmerkungen zur Gesch. d. K. S. 72.

**) Man findet die Notiz beym Festus.

ſie ſich gänzlich einmummen wollte. *) Es leidet wohl keinen Zweifel, daß auch unter den verhüllten Statuen mehrere ſind, die die Pudicizia, oder eine Auguſta in Geſtalt dieſer Göttin, vorſtellen ſollen. Ob aber alle, und insbeſondere die drey Dresdner Statuen? — Dieſe leztern ſind von der ſchönſten griechiſchen Arbeit, die Draperie von einer ganz bewundernswürdigen Manier, und der Kopf der größten das ſchönſte Ideal. Auch in den beyden andern hat man bisher, ſo viel mir bekannt iſt, noch keine beſtimmten Porträte entdeckt, und die Geſichter ſind ſchon genug, um für bloſſe Ideale gelten zu können. — So wären es alſo Idealfiguren der Pudicizia? — Allein die Arbeit könnte eher vermuthen laſſen, daß ſie in der Zeit des ſchönen Styls der griechiſchen Kunſt, als erſt in den Zeiten verfertigt ſeyen, wo jene Göttin ein ſo häufiger Gegenſtand der Künſtler wurde.

Aus der Abbildung der Pudicizia iſt ohne Widerrede ſo viel abzunehmen, daß eingewickelte Hände, oder vielmehr die Handlung, wenn man rechts und links den Saum des Mantels von innen her mit den Händen faßt und zum Munde hinaufzieht, in der Bilderſprache der Antiken die Schamhaftigkeit bezeichnet. Der Geſt braucht nicht komplet zu ſeyn — Pudicizia verhüllt ſich öfters nur mit einer Hand; ſo wie auch die Richtung der Arme nicht überall dieſelbe, und das Gewand, ſelbſt

*) S. das Lexicon rei nummariae von Raſche, Tom. IV. P. I.

Ophelia.

Ich denke nichts, Gnädiger Herr.

Hamlet. (etwas leiſe.)

Das iſt ein hübſcher Gedanke, zwiſchen eines Mädchens Beinen zu ligen --

Ophelia.

Was iſt's, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Nichts.

Ophelia.

Ihr ſeyd aufgeräumt, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Wer, ich?

Ophelia.

Ja.

Hamlet.

O Gott! ein Spaßmacher, wie ihr keinen mehr ſehen werdet? Was ſollte einer thun, als aufgeräumt ſeyn? Denn, ſeht ihr, was meine Mutter für ein vergnügtes Geſicht macht, und es iſt doch kaum zwo Stunden, daß mein Vater todt iſt.

Ophelia.

Um Vergebung, es ſind zweymal zween Monate, Gnädiger Herr.

wenn ſie es mit beyden Händen faßt, nicht immer auf gleiche Weiſe gehalten iſt.

Wenn wir die Statuenfolgen von den Muſen, und beſonders die Reliefs durchſehen, worauf alle neun mit ihren Attributen abgebildet ſind: ſo finden wir unter ihnen gewöhnlich auch eine ſolche verhüllte Figur. *) Die Muſen ſind zwar alle pudicae, doch iſt eine Muſe der Schamhaftigkeit nicht denkbar. Schamhaftigkeit — Beſcheidenheit — Zurückhaltung — Stillſchweigen, ſind verwandte Begriffe oder aus einander herfließende Eigenſchaften; und eine ſchweigende Muſe giebt es — die, welcher das Stillſchweigen, ihrem Nahmen nach, ſo wenig eigen zu ſeyn ſcheint — Polyhymnia oder Polymnia. Sie iſt die Muſe der Tanzkunſt (ορχησις), beſonders der pantomimiſchen Tanzkunſt (ορχησις παντομιμος), unter welchem Nahmen dieſe Kunſt zuerſt zu Rom, unter dem Auguſtus,

*) S. Muſ. Capit. IV. 26. Muſ. Pio-Clementin. IV. 14. Montfauc. antiquit. expl. T. I. P. I. Pl. LIX. (aus der Raccolta des Maffei) Pl. LX. Nr. 2. (aus der Galleria Giuſtiniana.) Hier iſt es die erſte Figur von der Linken zur Rechten neben dem Apollo. Auf Nr. 1. iſt von der ſechſten Figur nur der Kopf zu ſehen; denn ſie ſteht hinter den andern. Sollte dabey vielleicht dieſelbe Idee zum Grunde liegen? — Auch auf der Apotheoſe des Homer hat die neunte Figur nach dem Homer eingewickelte Hände, worüber jedoch Kuper nichts anmerkt.

guſtus, von den griechiſchen Tänzern Pylades und Bathyll exkoliert wurde; ungeachtet ſie ſchon in den ſchönſten Zeiten Griechenlands, nur mehr als wirklicher Tanz, nicht theatraliſche Vorſtellung was ſie zu Rom wurde, vorhanden, und der Tanz der Griechen eigentlich meiſtens Pantomime, wenigſtens mimiſch, war. Der bekannte Vers des Auſonius: Signat cuncta manu, loquitur Polyhymnia geſtu; eine Stelle des Nonnus, *) und was Lucian in ſeiner Apologie der Pantomime ſagt: „daß die Tanzkunſt ſich die Mnemoſyne und ihre Tochter Polyhymnia gewogen zu machen ſuche," **) reicht hin, dieſes Vorſteheramt unſerer Muſe zu erweiſen. In der Muſenfolge auf den Herkulaniſchen Gemälden erſcheint ſie mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf, in einem grünen Unterkleid und blauen Mantel, und das Geſimſe, worauf ſie ſteht, hat die Aufſchrift: ΠΟΛΥΜΝΙΑ ΜΥΘΟΥC, ***) weil die Sujets der Pantomimen bekanntlich alle mythologiſch waren. Die Mythen konnten ihr auch, wie hier geſchehen, mit Recht ausſchließlich zugeſchrieben werden, da, nach Lucians Behauptung, ****) in den Pantomimen

*) Dionyſ. V. 104.

**) De ſaltat. Cap. 36. Man kann noch hinzufügen: Kaſſiodor Variar. IV. 51. „His ſunt additae orcheſtarum loquaciſſimae manus, linguoſi digiti, ſilentium clamoſum, expoſitio tacita, quam Muſa Polymnia reperiſſe narratur."

***) S. Pitture d'Ercol. Tom. II. Tab. 7.

****) In der angef. Schr. Kap. 31.

mehr mythologische Kenntnisse zu sammeln waren als in den Tragödien; weil nemlich die Aktors in kürzerer Zeit mehrere Sujets, ich meyne, mehrere Scenen aus der Geschichte Eines Gottes oder Helden, aufführen konnten und zur Unterhaltung der Zuschauer aufführen mußten; weil sie viele Fabeln auf ihre Bühne brachten, die auf die tragische nie gekommen waren, und weil sie, auf eine eigentlich gelehrte Weise, die Sujets nicht, wie die Tragiker, nach Willkühr abänderten und ausbildeten, sondern die schon ausgebildeten und bekannten Sujets pantomimisch darstellten. — Ferner hält Polyhymnia auf dem angeführten Gemälde den Zeigefinger der rechten Hand auf dem Mund — der symbolische Gest des Stillschweigens, den wir auch am Harpokrates und der Römischen Göttin des Stillschweigens und der damit verwandten Verschwiegenheit, Angerona oder Angeronia *), finden — und zeigt, wie man leichtlich einsieht, hiedurch an, daß sie sich schweigend durch Geberden verständlich mache.

Indessen erhielt sie das angezeigte Amt, allem Anschein nach, erst in spätern Zeiten; so wie überhaupt die Aemter der Musen, vorzüglich der vier: Polyhymnia, Euterpe, Erato und Terpsichore, höchst unbestimmt und nach den verschiedenen Zeiten verschieden waren. Vermuthlich bezeichnete sie ihr Nahme in den frühern Zeiten als die Muse des Hym-

*) Makrobius Saturnal. III. 9.

Hymnus, des Götter- und Siegshymnus,*) und es gab ſpäterhin die Verunſtaltung und falſche Auslegung dieſes Nahmens Anlaß zu ihrer Vorſteherſchaft über die Pantomimen. Man ſprach Polymnia (Πολυύμνια) und zuſammengezogen Polymnia (Πολυμνια), und hieraus wurde durch Produkzion der vorletzten Sylbe Polymnia (Πολυμνεια)**), welches Plutarch von μνημη oder μνεια πολλων (memoria oder commemoratio multorum) ableitet ***). So war ſie alſo diejenige Muſe, die der Gedächtnißkunſt vorſteht, oder in anderer Hinſicht, deren Kunſt am meiſten Gedächtniß erfodert; und als eine ſolche Kunſt ſah man die Pantomime an. Von Lucian wird dieſ ſo geſchriebene Πολυμνεια, in der angezogenen Stelle, als diejenige angegeben, die, nebſt ihrer Mutter Mnemoſyne, der Göttin des Gedächtniſſes, der Pantomimentänzer zum vorzüglichen Beyſtand haben müſſe; denn er müſſe ſuchen Alles, was zu ſeiner Rolle gehöre, oder überhaupt in ſein Fach einſchlage, im Gedächtniß zu behalten; müſſe, wie Kalchas beym Homer, alles wiſſen „was iſt und was ſeyn wird und vormals geweſen"; müſſe ſo

*) Diodor IV. 7. leitet ihren Nahmen davon her, daß ſie Männer berühmt mache διὰ πολλῶν ὑμνήσεως.

**) Ein kleiner Beytrag für die Ausſprache des Griechiſchen, wenigſtens in dieſem Zeitalter.

***) Sympoſ. IX. 13. So ſagt auch Fulgenzius Myth. I. 14. Πολυμνειαν quaſi Πολυμενημην, i. e. multam memoriam, dicimus.

auf nichts besinnen dürfen, sondern mit Allem sogleich bey der Hand seyn. Vielleicht wurde auch Polyhymnia erst aus einer andern Ursache — entweder aus einer zufälligen, oder etwa deßwegen, weil sie in den Pantomimen die Götter und Heroen verherrlicht (ὑμνει τους θεους και τους ἡρωας) welchen beyden zunächst die Hymnen zukamen, oder von deren Preise man ursprünglich die Worte Hymnos und Hymnein (ὑμνειν) gebrauchte — die Muse des Pantomimischen Tanzes, und ihr Nahme erst später auf die angezeigte Weise verändert und etymologisiert, weil man sich einen Grund von diesem ihrem Amte angeben wollte. Vielleicht war sie auch durch ihr Vorsteheramt über die Hymnen in so fern schon lange zu diesem neuen Amte qualificiert, als das Absingen der Hymnen an den Festen der Götter mit Tanz und Gestikulazion verbunden war; und sie konnte in dieser Rücksicht — ungeachtet eigentlich Terpsichoren, nach der Etymologie dieses Nahmens, dieses Amt gebürte — längst hin und wieder als die Muse der Orchisis überhaupt betrachtet worden seyn. Daß ihr aber, selbst nach der Erfindung der Pantomimen, zuweilen andere Aemter und Erfindungen als diese beygelegt werden, darf uns so wenig befremden, als wenn ein lyrischer Dichter die Kalliope und Melpomene anruft, da bekanntlich jeder Musennahme oft für Muse überhaupt gilt, und sie zu verwechseln oder ihnen dieses oder jenes Amt nach Willkühr beyzulegen, keine Handlung war, die mit einem

einem Auto ; da ; Fe bestraft wurde. Auch der Scholiast des Apollonius, dem die Anrufung der Erato im Anfang des dritten Gesangs seines Autors so viel zu schaffen macht, und der sich nur mit dem Vers des Rhianus: „Hast du den Nahmen von Einer genannt, so hören dich Alle", trösten zu können scheint, ist dessen ungeachtet in der Angabe der Aemter der Musen äusserst heterodox, indem er z. B. der Thalia die Erfindung des Ackerbaus, der Euterpe die Mathematik (ob ihr Nahme den Grund enthält?) der Melpomene den Gesang u. s. w. beylegt. Unsere Polyhymnia ist nach ihm die Erfinderin der Leyer. Zu einer gewissen Zeit wurde es Mode, diese als die Muse der mimischen Tänze zu betrachten; und da — so viel mir bekannt ist — keine Notiz aus den Schriftstellern uns berechtigt dieser Mode ein höheres Alter zuzuschreiben: so müssen wir annehmen, daß sie das Augusteische Zeitalter nicht übersteigt.*) Man dachte sich hinfort bey

*) Die vom Plutarch im Numa S. 65. B. der Frankfurter Ausg. angeführte Musa Tacita, die Numa den Römern zu vorzüglicher Verehrung empfohlen haben sollte, war wohl nicht Polyhymnia, die Muse der Pantomimen, wie Haverkamp meynt im Thesaur. Morell. Tom. I. p. 348. Plutarch sagt: Μιαν Μουσαν οιδως κα, διαφερουτως εδιδαξε σεβεσθαι τους Ρωμαιους, Τακιτιαν προσαγορευσας, οιτα σιωπηλην, η νεαν' ὑτερ εινας δοκει τυς Πυθαγορειαν απτεμνημονευοντος εχεμυθιαν και τιμωντος (nach der bekannten geschichtwidrigen Sage). Wahrscheinlich

bey ihrem Nahmen die Muſe, deren Erfindung, aus der angezeigten Urſache, am meiſten Gedächtniß erfodert, und bildete ſie, wie auf dem Herkulaniſchen Gemälde, als die ſtumme Muſe, die nur durch Geberden ſpricht.

So ſtellten alſo die verhüllten Muſen nicht die Polyhymnia vor? — Ich möchte die Abbildung dieſer Muſe auf dem Herkulaniſchen Gemälde nur für eine Abweichung von ihrer gewöhnlichen Vorſtellung halten, und bitte in dieſer Rückſicht diejenigen, welche ſich mit den Künſten des Alterthums beſchäftigen, gelegenheitlich Acht zu haben, ob ſich nicht treffendere Beweiſe als ich liefern kann, für meine Aufklärung von den verhüllten Muſen auf Reliefs und von den Statuen der Veſtalinnen beybringen laſſen? Ich halte dieſe — nicht alle, aber doch zum Theil, für einerley mit den verhüllten Muſen, für Polyhymnien, die etwa dazu beſtimmt waren ein Theater zu zieren, und wovon einige gerade zu der Zeit verfertigt ſind, wo die Kunſt dieſer Muſe mit ſolchem Enthuſiasmus ausgeübt und unterſtützt wurde, und in welche vermuthlich noch mehr

ſcheinlich, wenn das Ganze ſeine Richtigkeit hat, eine Muſe (Göttin) des weiſen und ſtillen Nachdenkens. Man könnte aber vielleicht in den Worten Lucians von der Tanzkunſt Kap. 10 am Ende, in Vergleichung mit dieſer Stelle, eine Spur entdecken wollen, daß die Muſe Tacita des Numa in ſpäterer Zeit auf die Polyhymnia gedeutet worden.

mehrere der schönsten griechischen Werke, die sich erhalten haben, zu setzen sind, nehmlich in die Zeit der Regierung von Oktavian-August; wenn nicht etwa erweislich seyn sollte, daß der Polyhymnia schon früher die Erfindung der Orchisis beygelegt worden.

Es ist in der That weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß man die Polyhymnia auf verschiedene Art vorstellte, und ihre zuverlässige und nahmentlich bezeichnete Abbildung, wie ich vermuthe, eine bloße Abweichung ist. Die Abbildung der Musen war eben so verschieden und so wenig Glaubenssache — wie überhaupt vom Glauben im Alterthum nur in der weitesten Bedeutung gesprochen werden kann — als ihre Aemter, und als im Grunde die Abbildung jeder andern Gottheit, ganz besondere Fälle ausgenommen, — verschieden war nach den verschiedenen Orten, nach den verschiedenen Zeiten, und nach dem verschiedenen Geschmack der Künstler, und wobey diesen nichts weiter als die Autorität eines großen Vorgängers, wie eines Fidias und Praxiteles, die Hände band. Verhüllte oder sich einhüllende Figuren finden wir unter den Musen; und welche von diesen könnte eine solche Figur eher vorstellen als die verschämteste von allen, die, wo sie sprechen sollte, mädchenhaft erröthend, nur durch Blikke und Geberden ihre Empfindungen und Gedanken äussert? — In concreto mochten wohl diese

Prä-

Prädikate nicht passend seyn; oder, mit andern Worten, es mag immerhin weder die Ursache der groſsen Aufnahme der pantomimischen Vorstellungen, noch mögen die Vorstellungen selbst, noch die Folgen derselben, der Polyhymnia das Lob der Schamhaftigkeit verdienen können; *) aber Polyhymnia, die stumme Rednerin, die Muse der Geberdensprache, konnte doch, als solche, oder in abstracto, ohne Inkonsequenz für die schamhafteste, oder eigentlich — ein Wort das hier passender scheint — für die verschämteste der Musen gelten; da — wenn ich mich nicht sehr betrüge — das Schweigen oder Verstummen im antiken, und selbst im antikſten Sinn, so gut ein Zeichen der Verschämtheit ist als es überhaupt, unter gehörigen Umständen, dafür genommen werden kann; und sie konnte, in dieser Hinsicht, durch Nichts besser karakterisiert werden, als durch die symbolische Attitüde, womit man, vielleicht erst später, die Schamhaftigkeit selbst, die Pudicizia, bezeichnete — durch das Einhüllen in ihr Gewand.

An einigen dieser Figuren ist das Gewand auch über den Kopf heraufgezogen, an andern nicht, und von den drey Dresdner Statuen nur an der gröſsten. Die Pudicizia auf Münzen hat nicht weniger den Kopf verschleyert, oder ist im Begriff ihn zu verschleyern, und es gehört also diese gänzliche Ver-

*) S. die Wielandische Uebersetzung des Lucian Th. 6. S. 373 u. 433.

Verhüllung mit zu der symbolischen Darstellung der Schamhaftigkeit, und konnte folglich, wenn der Künstler wollte, auch bey der Abbildung der Polyhymnia angebracht werden. Denn daß der Umstand im Grunde gleichgültig gewesen, ergiebt sich daraus, daß an mehreren Figuren mit eingewickelten Händen, und insbesondere an den zwey kleinern zu Dresden, der Kopf unbedeckt ist.

J. F. von Meyer.

V.

Gedichte.

1.

An den Monat Julius.

Unzählig oft hat man vom Mai geleiert,
Den Geistern von Geschmack zum Ueberdruß;
Doch deinen Ruhm, du schöner Julius!
Hat keiner noch, so viel ich weiß, gefeiert.
So wag' ich's denn, und singe laut dein Lob,
Und zürnte gleich der Stutzer Mai darob.

Sein Veilchenbeet, gerühmt von allen Barden,
Ha! wer erhebt's, verkannter Julius,
Wohl über Liljen und Konvölvulus
Und span'sche Wick' und Nelk' und Spikanarden,
Wohl über Kaiserkron' und Rosenstrauch,
Die später blühn an deinem warmen Hauch?

Hamlet.

Schon ſo lange? O, wenn das iſt, ſo mag der Teufel ſchwarz gehen, ich will meinen Hermelin-Pelz wieder umwerfen. O Himmel! ſchon zween Monat todt, und noch nicht vergeſſen! So kan man doch hoffen, daß eines groſſen Mannes Andenken ſein Leben ein halbes Jahr überleben werde: Aber, bey unſrer Frauen! in dieſem Fall muß einer wenigſtens eine Kirche gebaut haben; ſonſt mag er leiden, daß man nicht mehr an ihn denkt, wie das Steken-Pferd; deſſen Grabſchrift iſt:

Au weh! das iſt beklagens werth,
Man denkt nicht mehr ans Steken-Pferd. [*]

[*] Ein ſatyriſcher Stich auf die damaligen Puritaner, welche man in den Gaſſen-Liedern, die über ſie gemacht und geſungen wurden, ihren bekannten ſcheinheiligen Eifer gegen alle Spiele bis gegen das Steken-Pferd treiben ließ, auf welchem doch ſie, und ihres gleichen, bis auf den heutigen Tag, ſo wendlich herumtraben.

Sechste

Zwar bläht der Mai sich mit dem Blüthenbaume,
Der kurze Lust doch nur dem Auge schafft:
O Julius! durch deines Athems Kraft
Reift für den Gaumen Kirsche, Birn' und Pflaume!
In Wald und Garten rings, auf Berg und Au
Schenkst du den Kindern Beeren roth und blau.

Was kann der Schwächling Mai zum Mahl bescheren?
Radieschen und Spinat! ein dürft'ger Schmaus!
O! mehr als dies, leerst du dein Füllhorn aus,
Gilt ein Gericht von Zuckerschot' und Möhren;
Du spendest Himbeer'n und Melonenfrucht,
Die man umsonst im Frühlingsgarten sucht.

Oft wandelt noch der Mai die Schmeichelweise
In rauhen Wind; oft ist sein Abend kalt,
Daß Kirschenblüth' und Wein verschrumpft, und bald
Das Vögelchen erfriert im offnen Neste:
Bist du erst da, du, immer mild und warm,
Sinkt, was da liebt, sich froher in den Arm.

Ha! wie erquicken deine Abendlüfte,
Wenn Käfer ziehn mit schnurrendem Gesumm!
Wie haucht so süß dein Kaprifolium!
Wie laben deiner Linden Blüthendüfte!
Und o! wie gern schlüpft mancher Kranke dann
In's Quellenbad, was er im Mai nicht kann!

Wagt's wo ein Feind dir manches aufzurücken?
Verläumdung ist's! Vor deiner Sonne Glut
Birgt sich das schöne Weib im Halmenhut;
Wer schmählt im Ernst auf deine muntern Mücken?
Ja, deine Fliegen selbst thun wenig Tort:
Die schaffen Fliegenklapp' und Rothbart fort.

Singt

Singt denn so lang' ihr wollt in Meisterliedern,
Ihr Herrn, von Lenzgefühl und Maigenuß!
Ich rühme dich, mein Liebling Julius!
Du bleibst mir werth vor allen deinen Brüdern.
Ein Milchbart ist der Mai; du bist voll Mark
Und reifer Kraft, ein Mann, gesund und stark.

F. W. A. Schmidt.

2.

Bertulf und Bertha.

Romanze.

„Ob einer schweren Sündenschuld
Wall' ich zum heilgen Lande,
Will büßen ab, um Gottes Huld,
Im harten Pilgerstande;
Gehab dich wohl, mein trautes Kind!"
Spricht Bertulf wehmuthsvoll, und sinnt
Der bittern Abschiedszähren
Mit Müh' sich zu erwehren.

„Bewahr, bewahr, o Gott! was treibt
Dich fort von hinnen? Schone,
O schone meiner! ach! wo bleibt
Die Lieb' zu deinem Sohne?
Kaum daß zu Glück und Wonne band
Zusammen uns des Priesters Hand,
Läßt du Weib, Kind und Güter,
Und kehrst wohl nimmer wieder."

„Sey sonder Harm, ich kehre ja
Nach einem Jahre wieder;

Gott iſt und ſchützt mich dort wie da,
Sey du nur treu und bieder!"
Er ſeufzt, ſie aber weint und bringt
Den Knaben, und der Knab' umſchlingt
Ihn, Wang' an Wang' zu reiben,
Als fleht' er ihn zu bleiben.

Nun zieht er über Berg und Thal,
Durch Fluß und Meer, und findet
Stets Herberg und ein ſattes Mahl,
Und Angſt und Noth verſchwindet.
Schon naht er ſich dem heilgen Grab,
Wirft ſchon die Laſt der Sünden ab,
Als Räuber, ach! herjagen,
Den Pilger niederſchlagen;

Und ihn mit über Stock und Stein
Zu ihrem Sherif bringen;
Da muß er unter harter Pein
Im Sklavendienſte ringen.
„Hinein zum Stall den Chriſtenhund,
Befahl der Türk, von dieſer Stund'!"
Kein Flehen und kein Stöhnen
Vermocht' ihn zu verſöhnen.

Dieweil ſaß traurig und allein
Frau Bertha, ſah hernieder
Von ihrer Burg, Jahr aus Jahr ein,
Umſonſt er kommt nicht wieder;
Und ach! ihr Karl, des Vaters Bild,
Mit blauen Augen ſanft und mild,
Mit goldnem Lockenhaare,
Stirbt ihr im dritten Jahre.

Schon wählet ſie das Trauerkleid,
Verzweifelnd ſeines Lebens;

Es werben Freier weit und breit
Um ihre Gunſt vergebens:
Da pochts bey Nacht und Nebelduft,
Ein Pilger „Bertulf grüßt euch!“ ruft;
„Er iſt annoch am Leben;
Den Brief ſchickt er daneben.“

Schnell ſpringt ſie auf, fragt heftiglich —
Er ſpricht: „in fernen Landen
Hielt feſt der Sultan ihn und mich
In Ketten und in Banden;
Ich kauft' von Sklavendienſt und Hohn
Mich los um ſchwere Ranzion;
Mit Ablaß von der Sünde
Eil' ich zu Weib' und Kinde.

Drauf las ſie: „Ach, mein liebes Weib!
Mich hält der Heid' gefangen;
Der Arbeit ſchwer erliegt mein Leib,
Harm furchet Stirn und Wangen.
O komm', erweich' des Heiden Sinn,
Wirf dich zu ſeinen Füßen hin;
Durch ein paar Perlenthränen
Läßt ſich ſein Grimm verſöhnen!“

Raſch war gefaßt der Männin Schluß;
Doch ruft ſie ihren Räthen:
„Soll ich wohl an des Sultans Fuß
Mir meinen Herrn erbethen?
Groß iſt die Lieb' zu meinem Herrn,
Stürb' ich für ihn, ich ſtürbe gern.“
Doch keinem unter allen
Will dieſer Spruch gefallen.

„Ihr reizet nur des Sultans Bruſt
Durch eure ſchönen Zähren;

Ja! übt er Schmach und ſchnöde Luſt,
So mag's ihm niemand wehren."
Sie fühlt's, doch ſchlau durch Frauenliſt,
Beſchließt ſie nun als Lauteniſt,
Trotz Fährlichkeit und Mühen
Ganz heimlich fort zu ziehen.

Mit Schminke und Bart und unterm Arm
Mit einer Laut', beginnet
Sie ihren Lauf ganz ſonder Harm;
Und Koſt und Mahl gewinnet
Gar leicht ihr holdes Saitenſpiel:
Wie einſt durch Eſther Haman fiel,
Und Judiths Heldenthaten,
Dem Feind zu Schimpf und Schaden.

Zuletzt langt ſie am Hofe an,
Doch nicht zu Troſt und Freude:
Denn Jammer decket ihren Mann
Im Sklaven-Lumpenkleide;
Er zieht am Pflug den ganzen Tag,
Ach! unter ſchwerem Peitſchenſchlag,
Bedeckt mit Schmutz und Schweiße,
Mit Hundebrod zur Speiſe.

Sie kennt am blauen Augenpaar,
Am goldnen Haar ihn wieder,
So trüb und feucht das Auge war,
So matt die ſchlanken Glieder:
Das gieng ihr durch die Seele durch;
Sie eilt ſchnell zu des Sultans Burg,
Mit lieblich ſüßen Weiſen
Den Barbar hinzureißen.

„Es iſt ein ſchönes Blümelein,
Verpflanzt vom Paradeiſe,

Heißt Liebe; wer es pfleget fein
Gewinnt zur Pilgerreiſe
Hienieden einen Talisman,
Daß Unbild ihn nicht treffen kann;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr das Blümlein Liebe."

„Wenn's Aug in's Aug des Liebchens blickt,
Entzückt's zum Paradeiſe;
Wenn Lipp' auf Lipp' ſich brünſtig drückt,
Da labt's wie Mannaſpeiſe;
Raubt Unglück weit das Liebchen fort,
Bringt's flugs an den geliebten Ort;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr das Blümlein Liebe."

„Hold iſt das Blümlein, hold und fein;
Es brachte's vom Paradeiſe
Ein Engel, ſchön wie Morgenſchein,
Für uns im Lebensſchweiße,
Zur kühlen Labung für das Herz,
Zur Panacee in Harm und Schmerz;
Drum ich vor Wurm und Diebe
Bewahr das Blümlein Liebe."

So ſang ſie und die Saite tönt
Mit Einklang zu der Stimme:
Der Sultan ſtaunt und Freude krönt
Die Stirn ſtatt Trotz und Grimme.
Er ſprach: „Du ſeyſt mein Lauteniſt,
Seyſt gleich ein Franke, ſeyſt ein Chriſt;
Schön iſt und ohne Zagen
Und edel dein Betragen."

„Ihr habt ja Macht durch Werk und That
Mir andre Huld zu zeigen;

Ich darf nicht weilen; find' ich Gnad',
So will ich's nicht verſchweigen:
Weit iſt und wild durch Wüſt' und Sand
Mein Pilgerweg ins Vaterland;
Von eurem Troß und Leuten
Möcht einer mich geleiten."

„Führt, ſprach er, mir die Sklaven vor!
Du magſt dir einen kieſen."
„Der, ſprach ſie, raget hoch hervor,
Scheint ſtramm an Händ' und Füßen;
Den gebt mir mit dem blonden Haar!"
Er gab ihr ihren Liebling dar;
Drauf führt mit Herzensfreude
Sie mit ſich fort die Beute.

„Wie iſt mir? Iſt es Wahn und Traum?"
Dacht Bertulf, frey von Ketten;
„Ich trau ja meinen Sinnen kaum,
Ein Engel muß mich retten.
Ach! würdig iſt mein Auge nicht
Zu ſchauen ihm ins Angeſicht:
Drum kehrt von meinem Blicke
Er ſich wohl ſo zurücke."

So ziehen ſie zur Heimat fort:
„Siehſt dort in ferner Weite,
Sprach itzt ſie, deine Thürme dort?
Hier endet mein Geleite."
Er kannt, fort iſt der Lauteniſt;
Nun lobt er an, zu jeder Friſt
Durch Allmoſ' und Kaſteyen
Gott ſeinen Dank zu weihen.

Er kommt zur Burg, im Luſtgefühl
Und Wehmuth tief verlohren;

Doch

Doch wartet sein des Jammers viel;
Er scheint zu Schmerz erkohren.
Fort ist Frau Bertha, todt sein Kind —
Kein Trost und keine Thräne rinnt;
Starrsuchend ohne Seele
Irrt er durch alle Säle.

Auf einmal kommt der Lauteniſt,
Will mildern seine Leiden:
„Harm ist das Los zu dieser Frist,
Dort oben nur giebts Freuden!“
Er horchet, tief gebeugt das Haupt,
Wie Wald und Busch vom Sturm entlaubt;
Jetzt blickt er einmal heiter
Zum Retter und Begleiter.

Und sieh, da steht Frau Bertha da!
Fort ist Bart, Schmink und Leyer.
„Ach! wärst du Bertha? — Ja, bist's ja!
O Gott! du mein Begleiter!
Mein Engel! o komm her zu mir!
O, nichts als Lieb' hab' ich dafur!
O Weib, in Freud und Leide!
Nichts trennet mehr uns beide!“ *)

*) Bloß um alle genommene poetiſche Aergerniß bey andern anfangenden Dichtern zu verhüten, erinnere ich: daß ich an dieſer Romanze nichts erheblicheres auszuſetzen habe, als die vielen unreinen Reime, z. B. Güter und wieder, Schluß und Fuß, Thaten und Schaden, Schweiſſe und Speiſe, Weiſen und Reiſſen, durch und Burg, Freude und Beute, und dergl. Lieber gar nicht, als ſo gereimt!

3.

An die Schamhaftigkeit.

O Scham, die mit der Reinheit
Den edle Stolz gezeugt,
Du von der beſten Mutter
Zur Grazie geſäugt!
Du ſchönes Bild der Blume,
Die nur vom Weſt geküßt,
Der Neugier raſchem Finger
Die zarte Bruſt verſchließt!

Ach! würdig dich beſingen,
Geliebte der Natur!
Kann nur der Fleckenreine,
Des Himmels Seraf nur!
Drum zürne nicht dem Liede,
Das ſchwach vor dir erklingt,
Und ſich zu deinen Höhn
Vom Staub empor nicht ſchwingt!

Als vor der Weſen Mutter
Im roſigen Gewand,
Kaum ihrer Hand entſchwebet,
Die junge Schönheit ſtand;
Da ſprach zu dir vom Throne
Die ſchaffende Natur:
„Mein Meiſterwerk vollenden
Kann deine Zartheit nur!“

Jetzt küßteſt du, als Schweſter,
Gehorſam dem Gebot,
Ihr auf die Lilienwange
Ein ſanftes Abendroth.
Da ſtand ſie nun die Göttin
In herrlicher Geſtalt —

Im

Im Purpurlicht vollendet,
Das ihre Wang' umſtralt.

Mit ihr und mit der Tugend
In ſüßer Harmonie,
Durchwallſt du nun die Erde,
Unſterblich, ſo wie ſie!
Die Wunder, ſo du thateſt
Mit deinem Schweſterpar,
Verkünden hohe Lieder
Der edlen Bardenſchar.

Auf deiner Stirne thronet
Der Würde Zauberkraft;
Scheu bebt vor dir zurücke
Die wilde Leidenſchaft.
Es raſten ihre Stürme
Im Frühlingsſonnenlicht,
Das ſanft und ruhverbreitend
Aus deinem Auge bricht.

Du blickeſt gleich beſcheiden,
Gleich froh umher und mild,
Ob offen ſtralt dein Antlitz,
Ob es dein Flor umhüllt;
Es lieſt aus deinem Blicke,
Wer deinen Schleyer lüpft,
Daß an die ganze Schöpfung
Dich Gottes Friede knüpft.

Ernſt ſchaueſt du den Frevler,
Den Edeln ſegnend an;
Du lächelſt wie die Güte,
Und zürneſt wie ein Mann;
Dir wohnt in Einem Buſen
Der kühne Heldenmuth
Der Brutus und Katone,
Und ſanfte Liebesglut.

Sechste Scene.

Muſik von Hautbois. Die Pantomime tritt auf.

Ein Herzog und eine Herzogin mit Cronen auf den Häuptern, treten ſehr liebreich mit einander auf; die Herzogin umarmt ihn, und er ſie; ſie kniet nieder, er hebt ſie auf, und neigt ſeinen Kopf auf ihren Hals; er legt ſich auf einen Blumenbank hin; ſie ſieht daß er eingeſchlafen iſt, und verläßt ihn. Darauf kommt ein Kerl hervor, nimmt ſeine Crone weg, küßt ſie, ſchüttet dem Herzog Gift ins Ohr, und geht ab. Die Herzogin kommt zurük, und da ſie den Herzog todt findet, gebehrdet ſie ſich gar kläglich. Der Vergifter kommt mit zween oder drey Stummen wieder, und ſtellt ſich, als ob er mit ihr jammere. Der Leichnam wird weggetragen. Der Vergifter buhlt hierauf um die Herzogin, und bietet ihr Geſchenke an; ſie ſcheint eine Zeit lang unwillig, und unſchlüſſig; doch zulezt nimmt ſie ſeine Liebe an.

[Die Pantomime geht ab.]

Ophelia.

Was ſoll das bedeuten?

Hamlet.

Pox Stern, Fräulein, es bedeutet Unheil.

Ophelia.

Du leihſt des Mädchens Arme,
Mit denen ein Fievier ringt,
Oft Ajax Heldenſtärke,
Die ſeine Wut bezwingt.
Du ſtähltest einſt die Rechte
Der Gattin Kollatins,
Als ſie ihr Dolch entriſſen
Den Schändungen Tarquins.

Du wachſt, wenn um die Tochter,
Die unter Blumen ruht,
Sich die Verführung windet,
Der Hölle Viperbrut;
Du lenkſt den giftigen Stachel
Von ihrem Herzen ab,
Und ſtreckſt mit Herkulesſtärke
Die Mörderin in's Grab.

Du hältſt ſelbſt dem Tyrannen,
Der Tod der Unſchuld ſchwor,
Den Spiegel ſeiner Reinheit
In trunknen Stunden vor,
Daß er vor ſeines Bildes
Entmenſchung ſich erſchrickt,
Und thieriſches Verlangen
In ſeiner Bruſt erſtickt.

O nie iſt rührend ſchöner,
Nie himmliſcher dem Bild,
Als wenn um die Gefall'ne
Der Zährenthau entquillt;
Nie holder dem Errötheln,
Als wenn die Edelthat,
Von dir vollbracht im Stillen,
Der Dank entſchleiert hat.

Du wandelſt gern durch Auen,
Wo Frühlingsſchöne blüht,
Wo vor des Grabes Stille
Schamloſe Frechheit flieht;

Nie

Nie weileſt du im Saale,
Voll bunter Mummerei'n,
Wo zügelloſe Freuden
Dich, Göttliche, entweihn;

Wo raſch, gleich Wirbelwinden,
Gleich ſiegend, gleich beſiegt,
Der Jüngling mit dem Mädchen
In Taumelkreiſen fliegt;
Wo Bruſt an Bruſt, und Wange
An Wange pocht und glüht,
Und jedes Auge Funken
Der Lüſternheit verſprüht.

O wehe, weh der Liebe,
Die jemals von dir ſchied!
Ach! bald wird ſie zur Thörin,
Von roher Brunſt durchglüht,
Zur raſenden Mänade;
Die nur der Zote lauſcht,
Und ſich mit wilden Scythen
Im Wollufgift berauſcht.

Mit dir allein im Bunde
Schafft Liebe magiſch um
Den Sterblichen die Erde
In ein Elyſium.
Dein zarter Sinn veraeiſtigt
Durch Platons Hochgefühl,
Durch Ehrfurcht vor dem Menſchen
Cytherens Sinnenſpiel.

O wohl der Erdentochter,
Der holden Charitin,
Die, Göttin! du erleſen
Zu deiner Lieblingin!
Ihr huldigen die Herzen,
Wenn mit der Majeſtät

Der Tugend sie im Kreise
Bescheid'ner Männer sieht!

O mehr als wohl dem Jüngling,
Den sie vor allen liebt,
Dem sie ein Bild hienieden
Vom Glück der Engel giebt!
O himmlischschöne Scene,
Wenn sie durch Treu' erweicht,
Ihr Ohr nun sanft erröthend
Zu seinem Flehen neigt!

Wenn sie kaum durch ein Lächeln,
Das ihren Reitz erhöht,
Durch halbe, scheue Blicke
Den innern Drang verräth;
Und, ähnlich dem Gesäusel
Des Westes im Blumenbeet,
Ihr Lispel endlich leise
Die Liebe ganz gesteht!

Wo ihre Schwüre tönen,
Ist keines Lauschers Spur;
Auf ihre Freuden blicken
Des Himmels Sterne nur.
Es saugt mit ihren Küssen,
Gleich ihrem Herzen rein,
Nur Durst nach Edelthaten
Der Hochbeglückte ein.

Sie kämpft, die junge Heldin,
Den Kampf der Leidenschaft,
Bis sie ermattet wanket
Am Ziel der Menschenkraft;
Dort bringt sie, überwunden
Von dir, o Liebe! nur,
Und unter heißen Thränen
Ihr Opfer der — Natur.

G. F. Stäudlin.

VI.

VI.

Anzeige.

Bey G. J. Göschen in Leipzig sind herausgekommen:

1) Kurze deutlicher und vollständiger Unterricht in der Naturlehre, in Briefen an einen jungen Herrn vom Stande. 3r und letzter Band, mit Kupfern.

Alle kritische Blätter von Bedeutung stimmen darin überein, daß dieses vortrefliche Werk mit Klarheit und Deutlichkeit geschrieben und die Kenntnisse der Werke und Kräfte der Natur mit Benutzung der neuesten Entdeckungen vollständig und grundlich darin vorgetragen sind.

2) Auszüge aus den besten Schriftstellern der Franzosen, für die Jugend unter Aufsicht des Herrn de Resewitz herausgegeben von C. H Schmidt, 3r Th.

Die drey Bände dieser Auszüge sind eigentlich eine kleine Handbibliothek der französischen Sprache für die Jugend, welche wegen des Plans und der sorgfältigen Auswahl sowohl in Rücksicht der Moralität als auch des guten Geschmacks, allen Eltern und Lehrern empfohlen werden kann. Die Jugend wird darin vom Leichtern zum Schwerern geleitet, nicht bloß in der Sprache durch die treflichsten Muster aus allen Gattungen des Styls geübt, sondern auch angenehm unterhalten und an Kopf und Herz gebildet. Der erste Theil enthält Briefe und Aufsätze aus der Geschichte, der zweyte ist der Philosophie des Lebens und den moralischen Wahrheiten, der dritte den Meisterstücken der verschiedenen Gattungen der Dichtkunst gewidmet.

In einigen Wochen werden erscheinen:

1) Wielands sämmtliche Werke in 4to, gr. 8. Taschenformat und wohlfeile Ausgabe, 1ste Lieferung in 5 Bänden.

Der

Der Druck ist gänzlich beendigt, das letzte Blatt der Kupfer und der Blätte werden in kurzer Zeit vollendet.

2) Thümmels Reisen in die südlichen Provinzen von Frankreich, 3r 4r und 5r Theil, mit Kupfern, 8.

Um die Erwartung der Leser, welche der Herr Verfasser durch die schalkhafte Bearbeitung der im 3. und 4. Bde. enthaltenen Gegenstände aufs höchste gespannt hat, nicht unbefriedigt zu lassen, werden diese erst mit dem 5. Thle. zugleich ausgegeben.

3) Hufelands gemeinnützige Aufsätze zur Beförderung der Gesundheit, des Wohlseyns und der medizinischen Aufklärung.

Eine Sammlung nicht bloß für Aerzte bestimmt, sondern für Jedermann dem seine Gesundheit nicht gleichgültig ist.

4) Practische Anleitung für Liebhaber und Gärtner bey Anlegung englischer Gärten, mit Rücksicht auf Ersparniß der Kosten. Nebst 2 illuminirten Kupfertafeln. 4. 10 Bogen.

Inhalt: 1) Grundsätze zur Anlegung eines englischen Gartens. 2) Zeichnung zur Anlegung. 3) Ausführung der Zeichnung. 4) Eintheilung der Pflanzen auf den Schrubs. 5) Beschreibung eines englischen Gartens auf einem freyen Platze. 6) Pflanzung und Pflegung der Bäume. 7) Unterhaltung der Pflanzen, des Rasens und der Gänge. 8) Anlegung der Baumschule. Der Herr Verfasser dieser Anleitung verbindet mit der vollkommensten Kenntniß des Gartenwesens und mit langer Erfahrung, den feinsten Geschmack und das Studium aller schönen Künste.

5) Die Freyheit des menschlichen Willens.

6) Jüngers Geschwister vom Lande.

7) Maske für Maske.

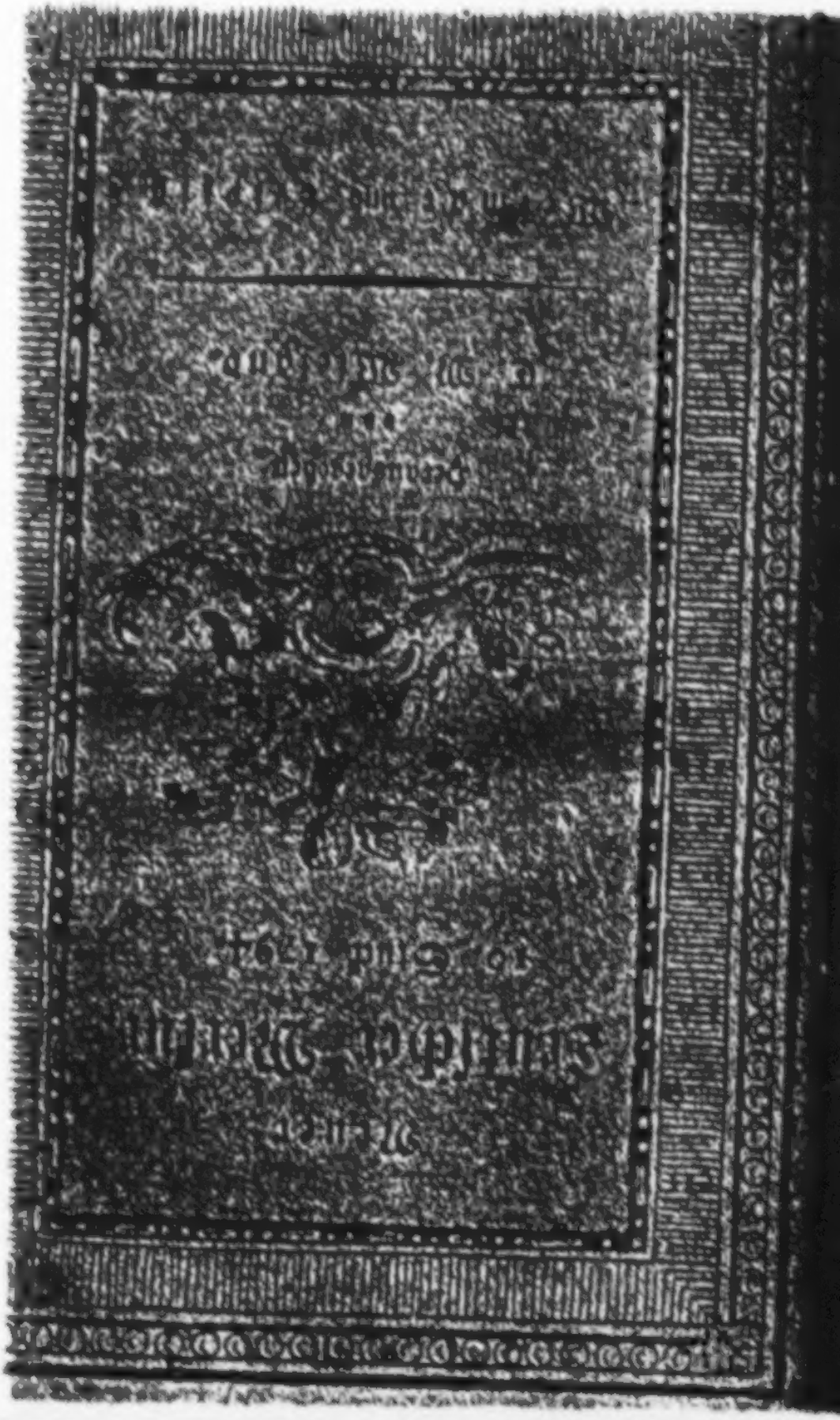

Inhalt.

I. Die Acharner oder der Friede des Dikäopolis von Ariſtofanes. Fortſetzung und Beſchluß. Seite 113

II. Fortſetzung der Betrachtung der ſchönen Natur in Rückſicht auf die Werke der Kunſt zur Bildung des Geſchmacks für Künſtler und Liebhaber des Schönen. 172

III. Chorografiſche Beſchreibung der Päſſe, wodurch die Franzoſen in Piement eingedrungen ſind. Beſchluß. 179

IV. Politiſche Zirkel. 203

V. Gedichte. 213

VI. Anzeige. 216

Nachricht.

Auf den T. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Nachricht.

Im Hoffmannischen Verlage zu Weimar ist das 4te Quart. von Henke's Archiv der neuesten Kirchengeschichte erschienen und enthält:

1) Kirchlich-politische Bewegungen in England, auf Anlaß der französischen Revolution.

2) Römischer Katechismus ins Arabische übersetzt.

3) D. Balthasar Münters Leben und Charaktere. Von seinem Sohn D. Friedrich Münter.

4) Drey Mittelmärkischer Gemeinen Absagung vom Lutherthum.

5) Verordnung, die Hauptschule zu Bückeburg betreffend.

6) Ueber den Zustand des Kirchen- und Schulwesens im Canton Bern.

Der Haupttitel nebst Vorrede und einem Portrait werden ehestens nachgeliefert.

Der neue Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1794.

I.

Beſchluß der Acharner des Ariſtofanes.

Vierter Akt.

(Ein groſer Platz vor der Wohnung des Dikäopolis)

Hier alſo ſind die Grenzen meines Marktes!
Hier ſteht den Peloponneſiern und Megarern und
Böotiern frey zu handeln, mit der einzigen
Bedingung, daß ſie alles mit verkaufen,
Und nichts dem Lamachos. Um gute Zucht
Zu halten, ſtell ich hier drey Marktaufſeher,
Aus einer derben Ochſenhaut geſchnitten, an.

Ophelia.

Vermuthlich wird es den Inhalt des Stüks vorſtellen ſollen?

Der Vorredner tritt auf.

Hamlet.

Das werden wir von dieſem Burſchen hören: Die Comödianten können nichts Geheimes bey ſich behalten; ſie werden alles ſagen.

Ophelia.

Wird er uns ſagen, was das ſtumme Schauſpiel bedeutet?

Hamlet.

Ja, oder irgend ein Schauſpiel das ihr ihm zu ſchauen gebt. Schämt euch nicht, es ihn ſehen zu laſſen, ſo wird er ſich nicht ſchämen, euch zu ſagen was es bedeutet.

Ophelia.

Ihr ſeyd unartig, ſehr unartig; ich will auf die Comödie Acht geben.

Vorredner.

Der Prologus tritt hier hervor
Und bittet eure Huld
Um ein nicht allzu-critiſch Ohr
Und ziemlich viel Geduld.

[Sie gehen ab.]

Hamlet.

Kein Sykofant noch anderer Fasan 1)
Von diesem Schlage lasse sich gelüsten
Den Fuß in diesen meinen Kreis zu setzen!
Nun will ich auch die Säule holen lassen
Auf die mein Friedensbündniß eingegraben ist,
Um hier an offnem Markt sie aufzustellen. (er geht ab.)

(Ein Megarer tritt mit zwey jungen Mädchen, seinen Töchtern, auf.)

Der Megarer.

Willkommen du uns Megarern so lieber Markt
Zu Athen! Mich hat, beym Zeus! nach dir
Verlangt, wie nach der Mutter! — Hey da, Mädchen,
Ihr armen Kinder eines hochbedrängten Vaters,
So Gott will, wird's hier endlich was für euch
Zu essen geben! Aber hört mich erst und überlegt
Es wohl — was wollt ihr lieber — euch
Verkaufen lassen, oder länger hungern? 2)

Die

1) Φασιανος αυτε.

2) Der größte Theil des attischen Salzes dieser Scene ist für die meisten Leser unsrer Zeit entweder ganz verdünstet, oder dumm geworden. Dem atheniſchen Volke mußte sie großes Vergnügen machen, theils, weil ihr mit viel Verachtung vermischter Haß gegen die kleine Republik Megara (welche sie immer als eine impertinente Nebenbuhlerin behandelt hatten) durch die leichtfertige Art,

Die Mädchen.

Verkaufen laſſen! Verkaufen laſſen!

Der Megarer.

Das ſag' ich auch Allein, wer wäre wohl ſo albern,
So eine freſſende Waare mir abzukaufen?
Ich werde ſchon mit einem Megariſchen Pfiffchen
Mir heifen müſſen. Kommt, ich will wie Schweinchen
Euch ausſtaffieren, und ſagen
Ich habe Ferkel zu verkaufen.
Da, legt euch dieſe Ferkelsklauen an, und machts
Recht zierlich, daß man euch für ächte Kinder
Von einer braven Schweinſau halten könne.
Denn das, beym Hermes! ſag' ich euch, zu Hauſe habt
Ihr nichts zu hoffen als den bittern Hunger.

Art, wie Ariſtofanes ſeinen Megarer karakteriſiert, eine gar angenehme Nahrung bekam, theils wegen der Hanswurſt-Späße, die er ihnen durch das Spiel mit dem Doppelſinn des Worts χοιρος (Schweinchen) zum beſten gab. Mit allem dem iſt eine genialiſche Laune in dieſer Scene, die den Verſuch, ſo viel als möglich davon in der Ueberſetzung zu erhaſchen, vielleicht entſchuldigen kann. Noch etwas beluſtigendes, das für uns verlohren geht, iſt der grobe bäuriſche Dialekt der Megarer, der ſich gegen den attiſchen gerade ſo verhielt, wie der Bayerſche oder Oeſterreichiſche gegen en Meiſniſchen, und zur Vollſtändigkeit der Darſtellung des Megarers unentbehrlich iſt.

Hier, bindet dieſen Rüſſel um den Kopf —
Und nun, friſch in den Sack hinein geſtiegen!
Und grunzt mir ja recht artig, koi, koi, koi!
Fein zart, wie Opferſchweinchen. — Gut! Nun hur-
tig
Zum Dikäopolis! — He da! Wo iſt
Herr Dikäopolis? — Beliebts dem Herrn
Mir junge Schweinchen abzukaufen?

Dikäopolis.

Wer ruft mir? Ein Megarer wie es ſcheint! 3)

Megarer.

Wir kommen euern Markt zu beſuchen.

Dikäopolis.

Wie ſtehts um euch?

Megarer.

Wir ſitzen am Herd und hungern.

Dikäopolis.

So fehlt euch nur ein Pfeifer noch zum Tanz.
Im Ernſt, was macht ihr zu Megara?

Mega-

3) Dikäopolis erkennt den Mann ſogleich für einen Megarer an ſeinem armſeligen Aufzug, an ſeinem Dialekt und an der Waare, die er zu verkaufen hatte.

Megarer.

Was
Wir machen? Wie ich von Megara abgieng, war
Ein edler Rath in voller Arbeit, Weg und Mittel
Zu treffen, uns, so bald und arg als möglich, vollends
Zu Grunde zu richten.

Dikäopolis.

Auch nicht übel!
So seyd ihr eurer Noth auf einmal los.

Megarer.

Das wohl!

Dikäopolis.

Wie gehts denn sonst bey euch?
Was kostet das Getreide?

Megarer.

O das ist
Bey uns in gleichem Werthe wie die Götter;
Ist über allen Preis.

Dikäopolis.

Du bringst uns Salz vielleicht?

Megarer.

Das habt ihr uns ja schon genommen.

Dikäopolis.

Oder Knoblauch?

Megarer.

Wo kämen wir zu dem, da ihr, so oft ihr bey
Uns furaschiert, so reine Arbeit wie
Die Mäuse macht, und uns die Knoblauchbollen
Sogar mit Pflocken aus der Erde stochert?

Dikäopolis.

Was bringst du denn?

Megarer.

Ich bringe Opferschweinchen.

Dikäopolis.

Das laß ich gelten! Weis einmahl!

Megarer.

Extra schöne Waare!
Betaste sie wenn du willst, wie fett und schön!

Dikäopolis (indem er in den Sack greift)
Was Henkers ist denn das?

Megarer.

Das fühlt sich doch!
Ein Schweinchen.

Dikäo-

Dikäopolis.

Das ein Schweinchen? Und woher?

Megarer.

Doch aus Megara! — Oder iſt das nicht ein Schweinchen?

Dikäopolis.

Mir daucht es nicht.

Megarer.

Nun, ſeh' mir einer doch
Den Unglauben an! Das ſoll kein Schweinchen ſeyn!
Was willſt du wetten, wenn's nicht auf gut griechiſch
Ein Schweinchen iſt?

Dikäopolis.

Nun ja, ein menſchliches.

Megarer.

Und, beym Diokles! meines eigenen
Gewächſes? Ha, ha, ha! Wem meynteſt du denn, daß
Es ſonſt ſeyn könne? Willſt du's grunzen hören?

Dikäopolis.

Sehr gerne!

Megarer.

Hurtig Schweinchen, laß dich hören! —
(in den Sack hinein) Jetzt iſt's nicht Schweigens Zeit,
vertrackte Kröte!
Ich trage dich, beym Hermes! wieder heim!

Das Mädchen.

Koi! koi!

Megarer.

Was ſagt der Herr? Iſt das kein Schweinchen?

Dikäopolis.

Nun ſcheint es freylich ſo, doch in fünf Jahren
Und gut gefüttert, wird —

Megarer.

— es ſeiner Mutter gleichen,
Verlaß dich drauf!

Dikäopolis.

Indeſſen taugt es doch
Zum opfern nicht.

Megarer.

Wie ſo? Warum
Zum opfern nicht?

Dikäopolis.

Es hat ja keinen Schwänz!

Megarer.

Es ist noch jung; das wird sich mit der Zeit
Schon geben! — Wenn du's aufziehn willst
So ist hier noch ein schönes.

Dikäopolis.

Was die Dingerchen
Einander ähnlich sind!

Megarer.

Das macht sie sind von Einer Mutter und
Von Einem Vater. Und was
Das Opfern anbetrift, so laß sie nur
Noch größer werden und mehr Wolle kriegen,
So ists das schönste Schwein zum Opfer für Cytheren.

Dikäopolis.

Man opfert ja Cytheren keine Schweine?

Megarer.

Warum nicht gar? Just ihr vor allen andern Göttern.
Auch giebt das Fleisch von solchen Schweinchen, an den
Spies
Gesteckt, ein köstliches Gerichte.

Dikäopolis.

Wird's auch wohl ohne seine Mutter fressen?

Megarer.

O beym Poseidon, auch ohne seinen Vater.

Dikäopolis.

Was ißt es denn am liebsten?

Megarer.

Alles was
Man ihm giebt. Frag es nur selber.

Dikäopolis.

Schweinchen, Schweinchen!

Erstes Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Friß'st du gern Kichern? 4)

Erstes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäo-

4) Χοιρίδιον. Weil dies Wort auch noch etwas anders bedeutet, ſo geht hier abermahl (Dank ſey unſrer Sprache und unſern Sitten!) ein unartiger Spaß verlohren.

Dikäopolis.

Im Ernſt? — Auch trockne Feigen?

Erſtes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis (zum andern Mädchen)
Und du vermuthlich auch?

Zweytes Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Wie ſchnell ſie nach den Feigen krähten! — He!
Hohl' Einer Feigen für die Schweinchen her!
Ob ſie wohl freſſen werden? — Ach! wie gierig
Sie drüber her ſind! Wie ſie ſchmatzen, groſſer Her;
kules!
Die ſind gewiß in Freßdorf 5) jung geworden!
Indeſſen, däucht mich, haben ſie die Feigen
Nicht alle aufgegeſſen.

Mega-

5) Τραγασαῖ. Ein Wortſpiel, das ſich auf den ähnlichen Laut des Worts tragein (τραγειν) freſſen, mit dem Nahmen einer Gegend in Epirus, welche Tragaſae hieß, gründet, und ſich zufälliger Weiſe im Teutſchen nachmachen ließ, da ſich, laut dem Topografiſchen Lexikon, zwey oder drey Dörfer finden die den Nahmen Freßdorf führen.

Hamlet.

Iſt das ein Prologus, oder Poeſie auf einen Ring?

Ophelia.

Es war ziemlich kurz.

Hamlet.

Wie Weiber-Treue.

Der Herzog und die Herzogin des Schauſpiels treten auf.

Herzog.

(*) Dreiſſig male ſchon hat Phöbus ſeinen glänzenden Lauf durch den Himmel vollbracht, und zweymal dreiſſigmal der Mond ſeinen Silber-Wagen um den Erdkreis getrieben, ſeit Amor unſre Herzen und Hymen unſre Hände durch das Band geheiligter Liebe vereinigt hat.

Herzogin.

Und eben ſo viele Reiſen möge Sonne und Mond uns noch zählen laſſen, eh das unerbittliche Geſchik dieſes theure Band zertrennen dürfe. Aber ach! weh mir! ihr befindet euch Zeit her ſo übel, und eure Geſundheit hat einen ſo ſtarken Abfall erlidten, daß ich nicht anders als zittern kan: Doch laſſet euch meine zärtliche Beſorgniſſe nicht erſchreken, liebſter Gemahl: Weiber fürchten allezeit wie ſie lieben,

in

(*) Dieſe ganze Rede Schauſpiel iſt im Original in Reimen von unbeträchtlicher Schönheit abgefaßt.

Megarer.

Eine einzige
Hab' ich mir zugeeignet.

Dikäopolis.

Nun, beym Zeus! die Thierchen
Sind drolligt gnug. Was geb ich dir dafür?

Megarer.

Das eine sollst du um ein Büschel Knoblauch haben,
Das andre, wenn du willst, um einen Metzen Salz.

Dikäopolis.

Ich kaufe sie — wart' einen Augenblick.
(Er geht in sein Haus)

Megarer (allein)

Das geht ja gut! O Handelsschützer Hermes,
Möcht ich mein Weib und meine Mutter selbst
So gut verkaufen können!

Ein Sykofant.

(auf den Megarer zugehend)

Kerl, wo bist du her?

Megarer.

Schweinhändler von Megara.

Syko-

Sykofant.

So werd' ich deine Schweinchen hier
Und dich, als Feinde, bey der Polizey
Denunciieren.

Megarer.

O weh! Da ſind wir wieder in
Der alten Klemme!

Sykofant.

Dein megarenzen ſoll
Dir ſchlecht bekommen! — Willt du den Sack
Nicht fahren laſſen?

Megarer.

O Dikäopolis! zu Hülfe!
Da iſt ich weiß nicht wer, der vor die Polizey
Mich führen will!

Dikäopolis.

Wer unterſteht ſich deſſen? Holla! he!
Ihr Marktaufſeher! Warum jagt ihr mir
Den Sykofanten nicht zum Thor hinaus?
Und du da, was zum Henker ficht dich an,
Bey hellem Tage hier herum zu leuchten?

Sykofant.

Ich ſoll die Feinde nicht beleuchten dürfen?

Dikäopolis.

Es soll dir schlecht bekommen, wenn du dich nicht streichst
Und anderswo den Sykofanten spielst.
(Der Sykofant zieht sich zurück)

Megarer.

Ein großes Uebel in der Stadt Athen!

Dikäopolis.

Sey gutes Muths, Megarer! — Hier der Kaufpreis
Für deine Ferkelchen, um den wir eins
Geworden sind. Da, nimm dein Salz und deinen Knoblauch
Und fahre wohl!

Megarer.

Das ist in meinem Lande nicht Gebräuchlich. 6)

Dikä-

6) Die Athener pflegten mit dem Wort χαιρε (freue dich, oder, ich wünsche dir Freude) Abschied zu nehmen. In Megara war, wie es scheint, eine andere Formel gebräuchlich, und der Megarer machte sich ein lächerliches Bedenken daraus, daß er nicht nach der Weise seines Landes beurlaubt würde. Vielleicht liegt auch etwas scherzhaftes darin, daß der Megarer durch diese Protestazion anzudeuten scheint, daß Freude in Megara gar nicht zu Hause sey.

Dikäopolis.

Närrſcher Menſch! Wenn's dir nicht anſteht,
So falle auf meinen eignen Kopf zurück!

Megarer.

Nun, liebe Schweinchen, ſeht nun ſelber, wie
Ihr ohne euern Vater bey geſalznem Brey
Zu recht kommt, wenn's euch ja ſo gut noch wird.
(geht ab.)

Der Chor. (zu den Zuſchauern)

Ein glücklicher Mann, der Dikäopolis!
Merkt ihr nun, was für Vortheil ihm ſein Friede
Bringen wird? Ruhig wird er auf ſeinem Markte ſitzen,
Und den Gewinn einſtreichen; und
Kommt ein Kteſias oder ein anderer Sykofant,
Kriegt er eins über's Ohr und kann ſich trollen.
Dir thut kein Konkurrent in deinem Handel
Schaden, kein Prepis wiſcht den weiten St...an dir,
Kein Kleonymos packt dich hinterrücks an;
Frank und frey ſpazierſt du in deinem
Neugewalkten Rock umher,
Unbeſorgt daß dir ein Hyperbolos 7)

Mit

7) Ein wegen ſeines bösartigen Karakters, ſeiner Schikanen und ſeiner ſchlechten Sitten verſchrieener Sykofant dieß

Mit einem Sack von Processen
Ueber'n Hals komme, oder der Weichling Kratinos
Mit seiner geckenhaften Frisur auf dem Markte
Daher schlendernd, noch der bitterböse Aristomon
Mit seiner Musikpfuscherey
Und seinem Bock unter den Achseln
Ueberlästig dir werde;
Unbesorgt daß der Lotterbube Pauson auf dem Markte
Dich bespotte, oder Lisistratos, der Cholarger Schandfleck,
Der von Kopf zu Fuße lauter
Mackel ist, und jeden Monat
Mehr als dreißig Tage nichts zu
Beißen noch zu schlucken hat.

Ein

dieser Zeit, der in der Athenischen Geschichte dadurch merkwürdig geworden ist, daß er der letzte athenische Bürger war, der durch den Ostrakismos verbannt wurde. Man fand, daß diese Art von Verweisung aus der Stadt aufgehört habe ehrlich zu seyn (was sie sonst gewesen war), nachdem das Volk sich hatte verleiten lassen, einen so schändlichen Menschen wie Hyperbolos auf eine Art zu verweisen, die sich nur für die Themistokles, Aristides, Cimon und ihres gleichen schickte.

Ein Böotier, mit einem groſen Sack auf der Schulter, nebſt ſeinem Knechte und einer Bande Thebaniſcher Pfeiffer treten auf.

Der Böotier (ſich die Schulter befühlend)

Das weiß Herakles, wie mich dieſe Schwiele ſchmerzt!
Hier, leg den Poley ſachte hin, Ismenias!
Und ihr Thebaniſchen Pfeiffer da, ſo viel
Als euer ſind, blaſt einem Hund ins — 8)

Dikäopolis (aus ſeinem Hauſe herauskommend)

So macht, zum Geier! ein Ende! — Werd' ich mir
Die Wespen nicht vom Halſe ſchaffen können?
Wer führt mir die ganze Pfeifferſchaft des Chärides 9)
Da vor die Thür? Daß ſie der Henker hole!

Böotier.

Beym Jolaos, guter Freund, da ſtimm ich ein!
Denn, auf den ganzen Weg hieher von Theben, ſind

Die

8) Die Thebaner und Böotier überhaupt waren ein ſehr muſikaliſches Volk, und beſonders groſe Pfeiffer. Es ſcheint, daß gewöhnlich kleine Banden ſolcher böotiſcher Pfeiffer von Ort zu Ort im Lande herumzogen, um die Märkte zu beſuchen, ungefähr wie in Teutſchland die ſogenannten Prager.

9) Deſſen er ſchon in der erſten Scene als eines ſchlechten Flötenſpielers in Unehren gedacht hat.

Die Kerle hinter mir her und blasen mir
Die Blüthen meiner Poley auf die Erde.
Beliebts dir etwa von meinem mitgebrachten
Geflügel etwas einzukaufen?

Dikäopolis.

Ah! willkommen,
Böoterchen! Was bringst uns aus
Dem Butterweckenlande? 10)

Böotier.

Alles, was
Böotien gutes aufbringt, Wohlgemuth und Poley,
Matratzen, Dochte, Dohlen, Enten, Haselhühner,
Zaunschlüpfer, Bläſſen, Taucher —

Dikäopolis.

Da kommſt du ja,
Als wie ein Wirbelwind, den ganzen Markt
Mit Vögeln mir zu überſtreuen.

Böo-

10) Athenäus recenſiert (im 1. Buche ſeines gelehrten Gaſtmahls) eine große Menge verſchiedener Arten von kleinen Broten und brotähnlichem Backwerk, die bey den Griechen üblich waren: ich zweifle aber ſehr, ob auch der gelehrteſte Artolog für die meiſten dieſer Produkte der alten Beckerkunſt einen gleichbedeutenden modernen Nahmen finden möchte. Kollix war eine Art von kleinen

ran

Böotier.

Auch bring' ich dir noch Gänſe, Haſen, Füchſe,
Maulwürfe, Igel, Katzen, Waſſerratten,
Kopaiſche Quappen —

Dikäopolis (entzückt)

O du, der was den Sterblichen
Das liebſte unter allem Fiſchwerk iſt
Uns zuführſt, ſey ſo gut und ſtelle mich ihnen vor!

Böotier (indem er die größte ſeiner Aalruppen aus dem Zuber heraus langt)

Du älteſte der funfzig Kopaiden,
Hervor, und ſey dem Fremden hier zu Willen!

Dikäopolis.

O holde, liebſte, lange ſchon ſo ſehnlich
Verlangte, ſeh' ich dich endlich wieder!
Erwünſcht kommſt du den komiſchen Chören, erwünſcht
Dem Leckermaul des Näſchers Morychos.
Hey da! Bediente! Bringt mir Roſt und Blaſebalg
Heraus — Seht, Kinderchen, die prächtige
Aalruppe, die uns, nachdem wir ſchon ſechs Jahre
Nach ihr geſchmachtet, unverhofft zu Hauſe kommt!

runden Brötgen, die, wie es ſcheint, bey den Thebanern vorzüglich zu Hauſe waren, daher ſie Ariſtofanes hier κολλικοφαγους, Kollix-Eſſer nennt.

Kommt, Kinder, unterhaltet euch mit ihr;
Ich will indeß der ſchönen Fremden zu Gefallen
Für Kohlen ſorgen. — Auf! tragt ſie hinein!
Denn auch geſtorben möcht ich nicht von dir,
Wenn du in Mangoldblätter eingewickelt biſt,
Geſchieden ſeyn.

Böotier.

Ganz gut! Allein wer wird ſie mir
Bezahlen?

Dikäopolis.

Dieſe giebſt du mir als Marktzoll;
Wofern dir aber ſonſt noch etwas feil iſt, Freund,
So rede.

Böotier.

Alles was ich mitgebracht.

Dikäopolis.

Gieb her! Was willſt du für das alles? Oder
Gedenkſt du etwan andre Waaren von uns
Dafür zurück zu nehmen?

Böotier.

Was Athen
Hervorbringt, das wir nicht ſchon ſelber haben.

Dikäo-

Dikäopolis.

So wirſt du Töpfe laden müſſen, oder
Faleriſche Sardellen.

Böotier.

Sardellen oder Töpfe?
Daran gebrichts uns nicht; ich meyne, was
Bey uns ſich gar nicht, hier hingegen
In Menge findet.

Dikäopolis.

Ah! Nun weiß ich was du brauchſt!
Laß einen Sykofanten, einem Topfe gleich,
Mit Baſt umwinden, und nimm ihn mit.

Böotier.

O bey den Dioskuren! Es müßte ſich ſchon was
Gewinnen laſſen, einen ſolchen Schalk
Mit ſeinen Schelmereyen wie einen Affen
Um Geld zu zeigen.

Dikäopolis.

Ha! Da läuft uns gleich
Zu gutem Glück Ulkarchos in die Hände.

Böotier.

Das iſt ein kleiner Knirps!

in beydem mit Uebermaaß. Wie weit meine Liebe geht, hat euch die Erfahrung gelehrt; und so wie meine Liebe, iſt meine Furcht. Wo die Liebe groß iſt, werden die kleinſten Zweifel zu ängſtlichen Beſorgniſſen --

Herzog.

Deine Beſorgniſſe täuſchen dich nicht, meine Liebe; ich werde dich verlaſſen müſſen, und das bald: Ich fühle es, daß meine Lebens-Kräfte ihren Verrichtungen nicht mehr gewachſen ſind; ich werde dich verlaſſen, und den Troſt haben dich in dieſer ſchönen Welt geehrt und geliebt zurük zu laſſen; und vielleicht wirſt du bald in den Armen eines eben ſo zärtlichen Ehegatten --

Herzogin.

-- O haltet ein, liebſter Gemahl, vollendet den entſezlichen Gedanken nicht! Dieſe auf ewig eurer Liebe geheiligte Bruſt, iſt keiner Verrätherey fähig. Der Fluch falle auf den Tag, der mich in die Arme eines andern Mannes legen wird! Nur diejenige heyrathet den zweyten Mann, die den erſten ermordet hat --

Hamlet.

Wurmſaamen, Wurmſaamen!

Herzogin.

Die Betrachtungen, wodurch man ſich zur zweyten Ehe bewegen läßt, ſind niederträchtiges Intereſſe, niemals

Liebe.

Dikäopolis.

Allein dafür
Bis an den Deckel mit Schalkheit angefüllt.

Nikarchos.

Wem sind die Waaren hier?

Böotier.

Mein sind sie, mein,
Von Theben, straf mich Gott!

Nikarchos.

So geh' ich unverzüglich
Als feindlich Gut sie anzugeben.

Böotier.

Plagt dich der Henker, Krieg den Vögeln anzukünden?

Nikarchos.

Sey ruhig! Ich werde dich darüber nicht vergessen.

Böotier.

Was hab' ich denn verschuldet?

Nikarchos (auf den Chor weisend)

Den Herren hier
Zu Liebe will ich dirs wohl sagen —
Du führest Dochte von den Feinden ein.

Dikäo-

Dikäopolis.

Und was gedenkſt du mit den Dochten zu beweiſen?

Nikarchos.

Es braucht nur Einen, um unſer ganzes Werft
In Brand zu ſtecken.

Dikäopolis.

Das Werft mit einem Dochte?

Nikarchos.

Gewiß!

Dikäopolis.

Wie ſoll das zugehn?

Nikarchos.

Ein Böoter brauchd
Ja nur den Docht an eine Motte anzubinden,
Und, wenn er einen friſchen Nordwind abgepaßt,
Ihn in die Docke durch den Maurkanal
Zu werfen — Hat das Feuer nur einmal Ein Schiff
Ergriffen, ſo wird gar bald das ganze Werft
In voller Flamme ſtehn.

Dikäopolis.

In voller Flamme ſtehn
Durch eine Motte und einen Docht? Daß dich die Peſt!

Nikarchos.

Ich bin dir Mann dafür.

Dikäopolis.

Stopft ihm das Maul zu! Gebt
Mir Bast, ich will den Kerl wie einen Kochtopf rings
Umwinden, daß ihn der Böotier unbeschädigt
Nach Hause bringen kann.

Chor.

Thu' das, mein Bester!
Und bind' es tüchtig ein, das saubre Stück,
Damit der Mann es unterwegs im tragen nicht
Zerbreche. 11)

Dikäopolis.

Es wird's wohl brauchen; 12) denn es tönt so schnarrend
Und widerlich, als ob es einen Sprung
Im Feuer bekommen hätte.

Chor.

11) Weil das Verfahren des Dikäopolis mit dem Sykophanten doch ein wenig gewaltthätig war, so mußte es wenigstens von dem Chor, der hier gleichsam das ganze Volk repräsentiert, unterstützt werden.

12) Ich habe das ἐμοὶ μελήσει ταῦτ' — um den Zusammenhang mit dem folgenden anschaulicher zu machen,

gegen

Chor.

Was kann's ihm alſo nützen?

Dikäopolis.

O zu gar mancherley Gebrauch — Als Topf,
Zu jedem Unrath — als Mörſel, Schikanen zu rei-
ben —
Als Leuchter, Scheine auszufinden — als Bokal,
Das hundertſte ins tauſendſte darin
Zu miſchen —

Chor.

Aber wer wird ein Gefäß
Gebrauchen wollen, das mit ſeinem ſchnarrenden
Getöne ſtets das ganze Haus erfüllt?

Dikäopolis.

Es iſt dafür ſo ſtark, mein Beſter, daß
Es niemahls brechen wird, wofern man's nur
Den Kopf zu unterſt an den Füßen aufhängt.

(Die Sklaven des Dikäopolis haben ſich inzwiſchen des Sykofanten bemächtigt, und ihn wie einen Kochtopf in Baſt eingebunden)

Chor.

So! Nun iſt's wohl verwahrt.

gegen dieſe Redensart vertauſcht, die den Grund von jener ausdrückt.

Böotier.

Ich denk' izt aufzupacken.

Chor.

So packe, lieber Fremder auf
Und nimm den Sykofanten mit;
Mach' was du willst mit ihm, er ist
Ein Taugenichts — zu allem.

Dikäopolis.

Trotz seinem Sträuben ist der Schurke
Nun tüchtig eingebunden — Da, Böotier, hast
Du deinen Topf!

Böotier.

Komm, pack ihn sachte auf,
Jomeniaschen! Und trage Sorge, daß
Du ihn fein ganz nach Hause bringst!

Dikäopolis.

Viel Gutes kriegst du nicht mit ihm; indeß
Gewinnst du wenigstens an dieser bösen Waare
So viel, daß du der Sykofanten halben
Ein wonnevolles Leben führen kannst.

(Der Böotier geht ab.)

Ein Bedienter des Lamachos.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was iſts? Was ſchreyeſt du mir nach?

Bedienter.

Weil Lamachos dich bitten läßt, du möchteſt ihm
Für dieſe Drachme ein par Kraummetsvögel,
Und für drey Drachmen einen Kopaidſchen Aal
Zum Feſt der Kannen ſchicken.

Dikäopolis.

Wer iſt der Lamachos
Den ſo nach Aelen lüſtert?

Bedienter.

Und wer könnt es ſeyn
Als jener groſſe Streitheld, der auf ſeinem Schilde
Die Gorgo ſchwingt und drey nachtſchwarze Federbü-
ſche
Auf ſeinem Helme ſchüttelt?

Dikäopolis.

Der?
Bey Gott, der ſoll nichts von mir kriegen,
Und wenn er ſeinen Schild für meinen Aal
Mir geben wollte. Laß ihn ſeinen Helmbuſch

Auf

Auf Fiſchmarktswaare ſchütteln! Und kreiſcht er mir
Die Ohren voll, ſo ruf ich meine Marktaufſeher.

(der Bediente geht wieder ab.)

Indeſſen will ich meine eingekauften Sachen
Zuſammenpacken und mich auf den Fittichen
Den Krammetsvögel und der Amſeln im Triumf
Hinein erheben.

(Er läßt ſeinen ganzen Kram zuſammenpacken und begiebt ſich damit in ſeine Wohnung.)

Der Chor (zu den Zuſchauern gekehrt)

Siehſt du nun, ſiehſt du nun,
O ganze Stadt, den klugen, dreymahl klugen Mann,
Wie er ſich durch ſeinen Vergleich den vollſten Ueberfluß
An allen Arten von Marktgut zu verſchaffen gewußt hat,
Was entweder zum Haushalt dienlich, oder in der Küche und
Auf der Tafel willkommen iſt? Auch lob' ich den hohen Muth,
Womit er die Zeugen ſeines Wohllebens, dieſe Federn,
Vor die Thür wirft. Von ſich ſelber laufen ihm alle
Guten Dinge in die Hände. Nein, in meinem Leben laß
Ich den Krieg nicht wieder in mein Haus, noch ſoll er jemahls

An

An meinem Tiſche wieder den Harmodius ſingen! 13)
Denn er iſt ein Trunkenbold, der in ſeiner Tollheit
Auf den Hals uns kam und all unſer Glück in lauter
Elend verkehrte; unſre Felder zertrat, uns die Fäſſer
Leerte, und uns obendrein noch Schläge gab, wie freund-
lich
Wir ihn auch bitten mochten: Komm, und ſetze dich zu
uns
Und trink aus dem Freundſchaftsbecher mit uns! Je
mehr
Wir ihm gute Worte gaben, je hitziger wurd' er, unſre
Rebenpfähle zu verbrennen, und mit verwüſtender Hand
Schon im Stocke den künftigen Wein uns zu verſchüt-
ten.

Dikäopolis.

O du der ſchönen Kypris und ihrer lieben Charitinnen
Geſpielin, holde Eintracht,
Wie konnteſt du mir mit einem ſo ſchönen Angeſicht ſo
lange
Ver-

13) Der Harmodius war eines der beliebteſten Skolien (Tiſchgeſänge) der Athener, welches zum Andenken der beyden Freunde, Harmodius und Ariſtogiton geſungen zu werden pflegte, die ſich großmüthig aufgeopfert hatten, um Athen von der Alleinherrſchaft der Piſiſtratiden zu befreyen.

Verborgen seyn? O daß irgend ein Amor, wie jener gemahlte 14)

Mit dem Blumenkranz, dich und mich zusammenknüpfte!
Oder solltest du etwa mich schon zu alt für dich ansehn?
Gleichwohl, wenn ich dich nur einmahl habe, denk ich von meiner

Vermögenheit noch drey tapfere Proben abzulegen:
Erstens, eine lange Furche für Rebensechser zu ziehen,
Dann, neben ihr Feigenschößlinge, und drittens, meinem Alter

Zu Trotze, junge Weinstöck' und überall rings um mein Hofgut
Oelbäumchen zu pflanzen, damit wir zu den Neumondsopfern,
Ich und du, mein Schatz, uns festlich halten können. 15)

(geht ab)

(Ein

14) Dies, sagt der Scholiast, bezieht sich auf einen wunderschönen Amor von Zeuxis, der im Tempel der Aphrodite zu Athen zu sehen war.

15) Wiewohl ich in dieser ganzen Anrede an die personificierte Eintracht keine Anspielungen an die συνουσιαν mit dem Scholiasten sehen mag, so ist doch klar genug, daß

(Ein Herold erſcheint, das Volk mit der Trompete zuſammen rufend.)

Herold.

Hört, Bürger, die Trompete, die nach Väterbrauch
Zum Kannenfeſt euch anruft! Wer die ſeinige
Zuerſt geleert, ſoll einen Schlauch voll Wein,
So groß wie Kreſiſons Wanſt, zum Dank empfangen!

(geht ab)

Dikäopolis.

(In ſeinem Hauſe, welches offen iſt und in die Küche ſehen läßt.)

Ihr Burſche, ihr Mädchen, habt ihr nicht gehört?
Was lauft ihr? Hörtet ihr den Herold nicht?
Friſch an die Arbeit! Siedet, bratet, dreht den Spies!

Die

daß Ariſtofanes ihr die Wendung einer Liebeserklärung giebt, die ein ſchon bejahrter Mann einer jungen Schönen macht. Der Sinn der acht letzten Verſe iſt: er halte ſich ſo wenig für zu alt, um noch die Früchte ſeines geſchloßnen Friedens genieſſen zu können, daß er, im Gegentheil, noch Muth genug habe, auf ſeinem durch den Krieg verwüſteten Gute neue Anpflanzungen zu machen, und lange genug zu leben hoffe, um den Wein ſeiner neugelegten Rebenſechſer zu trinken, und ſich mit Oehl von ſeinen neugepflanzten Oelbäumen zu ſalben.

Liebe. Mir würde es ſeyn, ich ſtöſſe allemal den Dolch in meines erſten Mannes Herz, ſo oft mich der zweyte küßte.

Herzog.

Ich zweifle nicht, daß alles was ihr izt ſagt, euer wahrer Ernſt iſt: Aber wie oft brechen wir was wir uns ſelbſt verſprochen haben! Unſre Vorſäze ſind den zu frühzeitigen Früchten gleich, die zwar eine Zeit lang feſt am Baume ſteken, aber zulezt faulen, und dann ungeſchüttelt fallen. Wir vergeſſen nichts leichter zu bezahlen, als was wir uns ſelbſt ſchuldig ſind; und es iſt natürlich, daß Vorſäze, die wir aus Leidenſchaft faſſen, zugleich mit ihrer Urſache aufhören. Uebermaaß in Vergnügen und Schmerz reibt ſich allezeit ſelber auf; und es iſt billig, daß in einer Welt, die nicht für immer gemacht iſt, Schmerz und Luſt ihr Ziel haben. Es iſt gar nichts befremdliches darinn, wenn unſre Liebe mit unſern Umſtänden ſich ändert, und es iſt noch immer eine unausgemachte Frage, ob die Liebe das Glük, oder das Glük die Liebe leite. Ihr ſeht, wenn ein Groſſer fällt, ſo fliehen ſeine Günſtlinge, und der Arme, der emporkommt, macht ſeine Feinde zu Freunden; wie hingegen derjenige, der in der Noth einen hohlen Freund auf die Probe ſezen will, ſich geradezu einen Feind macht. Um alſo zum Schluß deſſen was ich angefangen habe zu kommen, ſo däucht mich, unſre Wünſche und unſre Umſtände durchkreuzen einander ſo oft, daß unſre Vorſäze ſelten in unſrer Gewalt bleiben; unſre Gedanken ſind unſer, aber nicht ihre Ausführung. Denke alſo immer, meine Liebe, daß du

keinen

Die Hasen vom Feuer! Die Kränze aufgehängt!
Bringt Spiesgen her, die Drosseln dran zu stecken!

Chor.

Ich neide deine Klugheit,
Doch noch beneidenswerther
Find' ich, o Mann, dein Mahl!

Dikäopolis (zum Chor)

Wie wenn ihr erst die Drosseln
Gebraten sehen werdet!

Chor.

Auch das ist wohl gesprochen!

Dikäopolis (in die Küche)

Das Feuer aufgestochert!

Chor.

Hört ihr, wie kunstverständig
Er, trotz dem besten Kochе,
Sein Mahl zu fördern weiß?

(Ein Ackermann tritt heulend und wehklagend auf.)

Ackermann.

O weh mir armen Manne!

Dikäopolis (in der Küchenthür)

Zum Wetter, wer iſt der?

Ackermann.

Ein unglückſel'ger Mann.

Dikäopolis.

Hab's an dir ſelbſt!

Ackermann.

O Lieber, da du mit den Feinden dich allein
Geſetzt haſt, biſt ſo gut und miß mir auch
Ein wenig Friede zu, wär's auch nur auf fünf Jähr-
chen!

Dikäopolis. (herauskommend)

Was iſt dir Leids geſchehn?

Ackermann. (wehmüthig)

Zu Grunde gerichtet!
Ein Joch Ochſen verlohren!

Dikäopolis.

Und wie gieng das zu?

Ackermann.

Aus Fyla haben die Böotier ſie mir
Gehohlt.

Dikäopolis.

Du armer, armer Mann du! Und du gehst noch weiß

Nach einem solchen Unglück?

Ackermann.

Ach! die guten Ochsen!

Die mich, weiß Gott! mit ihrem bloßen Dünger

So reichlich nährten!

Dikäopolis.

Was brauchst du also weiter?

Ackermann.

Ich hab' um meine armen Ochsen mir die Augen

Ganz wund geweint — O! wenn du etwas Mitleid

Mit dem Pylasier Derketes hast,

So schmiere mir ein wenig Frieden auf die Augen!

Dikäopolis.

Mein guter Mann, ich bin kein Stadtarzt.

Ackermann.

Doch!

Ich bitte flehentlich! Wer weiß ich finde

Vielleicht dann meine Ochsen wieder.

Dikäopolis.

Es kann nicht seyn;
Heul deine Noth den Pittalussen vor! 16)

Ackermann.

Ach! Nur ein einzig Tröpfchen Friede träufle mir
In dieses Röhrchen!

Dikäopolis.

Nicht ein Sonnenstäubchen! 17) Geh
Zum Henker!

Ackermann.

Ich armer Mann! O meine Ackerchsen! 18)

(geht ab. Dikäopolis kehrt in seine Küche zurück.)

16) Im Texte: den Schülern des Pittalus, der, wie es scheint, damahls ein angesehener Wundarzt zu Athen war; daher auch der schwer verwundete Lamachos, zu Ende dieses Stücks, seine Zuflucht zu ihm nimmt.

17) „Nicht ein Stribilikin" sagt Aristofanes mit einem ausdrücklich dazu erfundnen Worte.

18) Ein heutiger Komödienmacher hätte es unmöglich über sein empfindsames Herz bringen können, den armen Ackermann so unmenschlich abweisen zu lassen: Dikäopolis hätte wenigstens zur Hälfte mit ihm theilen müssen.

Chor.

Der Mann hat etwas süsses in seinem
Vergleich gefunden, das er mit niemand
Zu theilen Lust zu haben scheint.

Dikäopolis (zu einem Küchenmädchen)

Gieß etwas Honig dem Gekröse zu,
Und laß die Bleien langsam schmoren!

Chor.

Hört ihr wie er kommandiert?

Dikäopolis.

Legt die Aele in die Pfanne!

Chor.

Du wirst uns und die Nachbarschaft
Mit deiner Küche Dampf und deinem
Geschrey noch Hungers sterben machen!

Dikäo-

Aber Aristofanes war kein Thor, sich den Effekt dieser Scene (zumahl in Beziehung auf den Hauptzweck des ganzen Stücks) durch eine unzeitige poetische Gutherzigkeit zu verderben; nicht zu gedenken, daß Dikäopolis in seiner Küche zu angenehm beschäftigt war, um nicht über eine so ungelegen kommende Störung ungehalten zu werden.

Dikäopolis.

Seht zu, daß dies Gebratne eine ſchöne
Braungelbe Farbe kriege!

(Ein Hochzeitdiener tritt auf.)

Hochzeitdiener.

Dikäopolis!

Dikäopolis (herauskommend)

Was giebts?

Hochzeitdiener.

Ein Bräutigam ſchickt dir dieſe Braten
Von ſeinem Hochzeitmahl —

Dikäopolis.

Das iſt von ihm
Sehr artig, ſey er wer er will.

Hochzeitdiener.

— und bittet dich,
Auch ihm dagegen nur ein Quärtchen Friede
In dieſe Flaſche zu gieſſen, damit er, von den Werbern
Unangefochten, ſich mit ſeiner jungen Frau
Ergötzen könne.

Dikäopolis.

Wenn es dieſe Meynung hat,
So nimm nur deine Braten gleich zurück;
Denn auch um tauſend Drachmen werd' ich ihm
Nicht einen Tropfen geben — Aber wer iſt die?

Hochzeitdiener.

Die Hochzeitdienerin, die dir im Nahmen
Der Braut ein Wort allein zu ſagen hat.

Dikäopolis.

So komm, laß hören!
(Sie ſagt ihm was ins Ohr) Eine luſtige Bitte
Von einer Braut, beym Himmel! 19) — Nun dann!
Seys!
Bringt die Traktaten heraus! — Sie ſoll
Von meinem Frieden haben! Denn es iſt
Nicht billig, daß ein junges Weib, das an dem Krieg
Doch keine Schuld hat, ſeinetwegen darbe.
Komm, reich' die Salbenbüchſe her —

(Er

19) Im Original iſt Dikäopolis ungezogen genug, das, warum ihn die Braut heimlich bitten ließ, auf der Stelle (und mit einer cyniſchen Naivität des Ausdrucks, woran die Hochzeitdienerin gewiß unſchuldig war) zu verrathen: eine Indiskrezion, die um ſo unverzeihlicher iſt, da die ſcharfſinnigen Athener das Geheimniß unfehlbar auch ohne eine ſolche Nachhülfe ausfindig gemacht haben würden.

(Er thut als ob er aus dem Friedensinſtrumente etwas hineingieße)

— Und weißt du, was
Damit zu thun iſt? Sag' der Braut, ſobald
Die Werbung wieder angeht, möchte ſie mit dieſem
Dem Bräutigam bey Nacht — ſie weiß ſchon was —
beſtreichen.

(Hochzeitdiener und Dienerin gehen ab)

(Zu einem Bedienten) Trag die Traktaten wieder weg! —
(zu einem andern) Du, reiche mir
Die Kelle her, damit ich die Kannen füllen könne!

Chor.

Wer kommt denn da ſo haſtig, mit einer Mine
Die keine gute Botſchaft bringt, herangelaufen?

Ein Bote.

Ach! Nichts als Noth und Krieg und Lamachoſſe!

Lamachos (aus ſeinem Hauſe)

Wer macht um eines Feldherrn Wohnung dieſen Lerm?

Bote.

Die Oberkriegsherr'n, Lamachos, befehlen dir,
Sogleich mit ſo viel Reuterey und Fußvolk
Als aufzubringen iſt, des Schneiens ungeachtet,
Die Päſſe zu beſetzen: denn ſie ſind

Berichtet, daß Böotiſche Räuber mit
Des Kannenfeſtes Anfang eine Streiferey
Ins platte Land gethan.

Lamachos.

O! über alle dieſe Oberkriegsherrn! —

Dikäopolis.

(indem er den Ton und die Gebärden des Lamachos ſpottend nachmacht)

— Iſt
Es nicht entſetzlich, mich nicht einmal an einem Feſt'
In Ruhe zu laſſen! Das iſt ja ordentlich
Nur gegen Lamachos zu Felde ziehn!

Lamachos.

Wie? Du beſpotteſt mich noch oben drein?

Dikäopolis.

Willſt du mit einem Geryon dich meſſen, der
Vier Flügel hat? 20)

Lama-

20) Was Dikäopolis mit ſeinem τρίφυλλον πτερόφυτλλον wolle, iſt ſchwerlich zu errathen. Daß er ſich ſelber damit meyne und daß die vier Flügel einen Bezug auf die drey großen Rauſchekniſterlingsfedern auf dem Helm des Lamachos haben, ſcheint klar genug zu ſeyn. Aber wie kommt Dikäopolis zu den vier Flügeln? Der Scholiaſt

Lamachos (vor ſich)

O der verwünſchten Botſchaft, die
Der Herold mir gebracht hat!

Dikäopolis.

(indem er den zweyten Boten kommen ſieht)

Au! was wird
Mir der für eine bringen?

Der zweyte Bote.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was giebts?

Zweyter Bote.

Nimm unverzüglich deinen Speiſekorb

liaft meynt, er habe, indem er dem Lamachos dieſe Antiſe geſagt, ihm zugleich eine Heuſchrecke vorgewieſen; aber ich möchte eben ſo lieb glauben, er habe von den Federn, die er beym abrupfen ſeines gekauften Geflügels vor die Thür werfen ließ, etwa vier der größten vom Boden aufgeleſen, und ſie ſchüttelnd über ſeinem Kopfe gehalten, um ſich (wie er alle Augenblicke thut) über den prahleriſchen Helmbuſch des Lamachos luſtig zu machen — Doch, ſchon mehr als zuviel über einen platten Spaß.

keinen zweyten Gemahl nehmen wolleſt, aber laß dieſe Gedanken ſterben, ſobald dein erſter Mann geſtorben iſt.

Herzogin.

O! dann gebe mir weder die Erde Nahrung, noch der Himmel Licht! Dann komme bey Tag und bey Nacht weder Freude in mein Herz noch Ruhe auf meine Augliedder! Elender ſey mein Leben als das Leben des büſſenden Einſiedlers, ein fortdaurender Tod; jeder meiner Wünſche begegne dem was ihm am meiſten entgegen iſt, und ewige Qual verfolge mich hier und dort, wenn ich aus einer Wittwe, jemals wieder eine Vermählte werde.

Hamlet.

Wenn ſie dieſe Schwüre bricht --

Herzog.

Das ſind groſſe Schwüre! Meine Geliebteſte, verlaß mich izt eine Weile; meine Geiſter werden matt; ich will verſuchen, ob ich ſchlafen kan --

[Er entſchläft.]

Herzogin.

Ruhe ſanft, und niemals, niemals komme Unglük zwiſchen uns beyde!

[Sie geht ab.]

Hamlet (zur Königin.)

Gnädige Frau, wie gefällt euch dieſes Stük?

Köni-

Und deine Kanne, und komm zum Mahl! Der Priester
Des Dionysos läßt dich rufen. Eile!
Die Gäste warten lange schon auf dich;
Denn sonst ist alles fertig und bereit, 21)
Die Tische, Polster, Küssen, Decken, Kränze,
Salben, Naschwerk, Mädchen, Kuchen aller Arten,
Und, was sie mehr am meisten liebt,
Reizvolle Tänzerinnen — Eile was du kannst!

Lamachos.

Ich unglückseel'ger Mann!

Dikäopolis.

Das hast du bloß
Der großen Gorgo auf deinem Schild zu danken.
(Zu seinen Leuten) Ihr schließt die Thüren, und einer rüste hier
Die Schüsseln auf.

Lamachos (zu seinem Diener)

He! Bursche, hurtig meinen Proviantkorb her!

Dikäo-

21) Das Gastmahl, wozu Dikäopolis hier gerufen wird, war eine gemeinsame Festmahlzeit der Fratria deren Mitglied er war, und wozu jeder Genosse seine Symbole mitbrachte. Daher die großen Anstalten die er in seiner Küche machen ließ.

Dikäopolis (auf der andern Seite der Scene)

He! Burſche, hurtig meinen Speiſekorb!

Lamachos.

Pack Zwiebeln ein und Salz mit Thymian abgerieben!

Dikäopolis.

Mir guten Salzfiſch; Zwiebeln lieb ich nicht.

Lamachos.

Auch ein Stück Pöckelfleiſch, das erſte beſte! 22)

Dikäo-

22) Lamachos verlangt im Original θριον ταριχους καπνειον iſt der Nahme eines beſondern griechiſchen Leckerbiſſens, der aus feinem Semmelmehl mit Schwein- Rinds- oder Ziegenfett und Milch zubereitet und, in Feigenblätter (deren eigentlicher Nahme Thrion iſt) eingewickelt, gebacken wurde, und, nach der Verſicherung des Didymos (auf den ſich der Scholiaſt beruft) ein ἡδιστον βρωμα, ein deliziöſes Eſſen für einen attiſchen Magen war. Was aber thrion tarichä ſey, da tarichos ein allgemeiner Nahme für alle Arten von Pöckelfleiſch und eingeſalznen Fiſchen iſt, wovon die Athener ſo große Liebhaber waren, weiß ich nicht zu ſagen. Denn daß unter Thrion hier ein Feigenblatt gemeynt ſey, wie der franzöſiſche Ueberſetzer annimmt, iſt kaum zu glauben. Ich habe mir alſo (wie es zuweilen die Noth erfodert) ein quid pro quo erlaubt, und aus dem unſrer Küche unbekannten

Dikäopolis.

Mir auch ein Stück! Ich will es dort schon kochen lassen.

Lamachos.

Bring auch die Feder meines Helms heraus!

Dikäopolis.

Und mir die Tauben und die Krammetsvögel!

Lamachos.

Wie schön und weiß die Straussenfeder ist!

Dikäopolis.

Wie schön und gelb die Tauben gebraten sind!

Lama-

kaunten thrion tarichu ein Stück Pökelfleisch schlechtweg gemacht, das sich besser in den frugalen Proviantkorb eines Kriegsobersten, der große Eile hat, zu schikken scheint, als das delizióse Brema des Didymos. — Uebrigens spricht der Scholiast in der Note zum 954. Verse der Ritter unsers Dichters noch von einem andern Thrion, das, nach dem umständlichen Recept, so er dazu giebt, eine Art von Polenta scheinen könnte; ja er giebt noch eine dritte Gattung an, wozu, statt des Schwein- oder Rindsfettes, Hirn genommen wurde. Aber dieses alles scheint zu mehrerer Aufklärung der vorliegenden Stelle nichts beyzutragen.

Lamachos (zum Dikäopolis)

Du, laß das Spötteln über meine Rüſtung!

Dikäopolis (zum Lamachos)

Und du, loß mir das Schielen nach meinen Droſſeln!

Lamachos (zu ſeinem Diener)

Die Kapſel der drey Federbüſche!

Dikäopolis (zu dem ſeinigen)

Die Schüſſel mit dem Haſenragout!

Lamachos (ſeinen Helmbuſch betrachtend)

Die Büſche ſind ja von den Motten ganz zerfreſſen!

Dikäopolis (den Haſenpfeffer betrachtend)

Ich hätte große Luſt, noch vor der Mahlzeit
Mich über dieſen Haſenpfeffer herzumachen.

Lamachos (ungeduldig zum Dikäopolis)

Menſch, willt du mich unangefochten laſſen?

Dikäo-

Dikäopolis.

Wer spricht mit dir? Ich und mein Kerl hier streiten uns
Schon eine gute Weil', ob Krammetsvögel oder
Heuschrecken besser schmecken? — (zu seinem Diener)
Willst du wetten?
Lamachos soll den Ausspruch thun.

Lamachos.

Du wirst zu grob!

Dikäopolis.

Er zieht die Heuschrecken vor. 23)

Lama-

23) Wahrscheinlich ist in diesem Einfall wieder ein Stich auf den Lamachos, den dieser besser gefühlt haben mag als wir. Der Scholiast meynt, Dikäopolis wolle zu verstehen geben, Lamachos sey, entweder aus Geiz oder Armuth, gewohnt gewesen, Heuschrecken zu essen. Mich dünkt, es sey unnöthig, ihm eine so kränkende Absicht anzudichten. Heuschrecken wurden zwar gewöhnlich zu Athen nur von den ärmsten Leuten gegessen; aber im Felde, zumal in einem ausfuraschierten Lande, konnte auch wohl ein General wie Lamachos in den Fall kommen, Heuschrecken aus Noth zu essen; und dies allein, scheint mir, wollte Dikäopolis sagen, der in dieser ganzen Scene seine Freude daran hat, das Wohlleben, das ihm sein Friede verschafft, mit dem Ungemach des Kriegs kontrastieren zu lassen, und den Lamachos durch die ans-

schau-

Lamachos (in sein Haus hineinrufend)

Wo bleibst du, Bursche?
Mach hurtig und bring mir meinen Spieß heraus!

Dikäopolis.

Mach hurtig, Bursche, und bring die Hirnwurst 24)
mir heraus!

Lamachos (zum Bedienten)

Gieb her! ich will ihn aus der Scheide ziehn;
Halt feste, Kerl!

Dikäopolis (zum seinigen)

Und du, Kerl, halt den Bratspieß fest! 25)
Ich will die Vögel herunterziehn.

Lama-

schaulichste Darstellung dieses Kontrastes zu wagen. Das Gefühl seines eigenen glücklichen Zustandes nach einem sechsjährigen Elend macht ihn in seiner Fröhlichkeit übermüthig und in so fern beleidigend: aber überhaupt ist durchaus mehr Muthwillen als Bosheit oder Bitterkeit in seinen Spöttereyen über den Halbgott Lamachos.

24) Ich muß schon wieder wegen der Verwandlung der Chordé des Originals in eine Hirnwurst um Verzeihung bitten.

25) Ich folge in dieser Umschreibung dem Scholiasten. Der Text sagt blos: τοῦδ' ἀπτέχου. Brunk meynt, das

könnte

Lamachos.

Mein Schildgeſtell! 26)

Dikäopolis.

Die Tafelbrodte aus dem Ofen, Junge!

Lamachos.

Nun auch den runden Heerſchild mit dem Gorgon'srücken! 27)

Dikäopolis.

Den runden Kuchen mit dem Käſerücken!

Lama-

könnte auch wohl — was anders heiſſen, und ich fürchte er hat recht.

26) Killibantes hieſſen zwey dreyfüßige Geſtelle, auf welche ein Krieger, wenn er in einem Treffen ein wenig ausruhen wollte, ſeinen Schild zu ſetzen pflegte.

27) Es iſt unmöglich den emfatiſchen Bombaſt, womit der Dichter den Lamachos dieſe Ordre geben läßt, in unſre Sprache überzutragen. Ich habe mir, wie man ſieht, mit dem Worte Heerſchild ein wenig zu helfen geſucht. Der folgenden Parodie wegen, mußte das Beywort gorgonotos ebenfalls durch ein einziges Wort ausgedruckt werden, wiewohl es in ein Subſtantivum, das hier zum erſten mahl in deutſcher Zunge gehört wird, verwandelt werden mußte.

Lamachos (mit erzwungenem Lachen und verächtlich)

Wer muß nicht über ſolche Albernheiten lachen?

Dikäopolis.

Wer muß nicht einen ſolchen Kuchen köſtlich finden?

Lamachos (zu ſeinem Diener)

Gieß Oel auf meinen Schild! — Da ſeh' ich einen Alten,
Dem ſeine Feigheit den Beutel tüchtig fegen wird.

Dikäopolis (zu dem ſeinigen)

Gieß Honig auf den Kuchen! — Auch ich ſehe
Ganz deutlich einen Alten, der den Lamachos
Sammt ſeiner Gorgo an den Galgen ſchickt.

Lamachos.

Nun, Burſche, hol' auch meinen oftgeprüften Harniſch.

Dikäopolis.

Und mir den meinen, Burſche, — meine Kanne.

Lamachos.

Mit dieſem werd' ich gegen die Feinde mich bewaffnen.

Dikäopolis (die Kanne emporhaltend)

Ich mich mit dieser gegen meine Freunde.

Lamachos.

Izt, Bursche, binde die Decken um den Schild —
Den Proviantkorb will ich selber tragen.

Dikäopolis.

Izt, Bursche, mach die Schüsseln im Korbe fest,
Und ich will meinen Mantel überthun und gehn.

Lamachos.

Nun, aufgepackt, mein Sohn, und marsch! — Es schneit!
Der Henker hole! Das sieht wintrig aus!
(sie gehen ab)

Dikäopolis.

Und du, pack auf den Korb, und frisch zum Schmaus!
(geht ab)

Der Chor.

So geht denn beyde fröhlich ans Werk!
Aber, wie ungleich der Weg, den ihr geht!

Jener,

Jener, zum Schmause mit Rosen bekränzt,
Du, zum frieren und wachen ins Feld:
Jener, mit hübschen Mädchen zu schäkern,
Du, vor Langweil — was anders zu thun!

Die Hälfte des Chors.

Dem Antimachos, des Psekas Sohn,
Dem Historienschreiber und Liederdichter,
Möge — daß ich's rund heraus sage —
Zeus es ihm übel bekommen lassen,
Daß er mich armen, da er Chor-
Führer an den Lenäen war,
Ungegessen nach Hause gehn ließ!
Möcht ich ihn einst nach einem Bleie
Lüstern sehen, und frisch aus der Pfanne
Läge sie schon, beym Salzfaß knisternd
Auf dem Tisch, und wie er die Hand ausstreckte, käm ein Hund,
Schnappt' ihm den Fisch vor der Nase weg
Und rennte mit ihm davon!

Die andre Hälfte des Chors.

Doch an dieser Rache genügt mir nicht;
Auch ein nächtlicher Unfall soll ihn treffen!
Mög er, mit einem derben Fieber
Von der Reitbahn wiederkehrend,

Königin.

Mich däucht, die Dame verſpricht zu viel.

Hamlet.

O, wir werden ſehen, wie ſie ihr Wort halten wird.

König.

Kennt ihr den Inhalt des Stüks? Iſt nichts anſtöſſiges darinn?

Hamlet.

Nein, gar nichts; es iſt alles nur Spaß; ſie vergiften nicht im Ernſt; auf der Welt nichts anſtöſſiges.

König.

Wie nennt ſich das Stük?

Hamlet.

Die Maus-Falle; -- In der That, in einem figürlichen Verſtande, vermuthlich -- Das Stük iſt die Vorſtellung eines Mords der in Wien begegnet iſt; Gonzago iſt des Herzogs Name, ſeine Gemahlin heißt Baptiſta; ihr werdet gleich ſehen, daß es ein ſchelmiſches Stük Arbeit iſt; aber was thut das uns? Eure Majeſtät und andre, die ein gutes Gewiſſen haben, geht es nichts an; der mag ſich krazen, den es jukt; wir haben eine glatte Haut.

Lucianus tritt auf.

Das iſt einer, Namens Lucianus, ein Neffe des Herzogs.

Irgendd auf einen rasenden Ajax 28).
Stoßen, der in trunknem Muth ein Loch
In den Kopf ihm schlage; und wenn er dann
Einen Stein nach ihm
Werfen will, ergreif er im Finstern
Einen frischgesetzten — Kegel, 29)
Und indem er den vermeynten Stein
Weitaushohlend schleudert,
Fehl' er seinen Mann, und
Treffe — den Kratinos!

Fünf-

28) Im Griechischen steht Orestes. Weil Ajax (oder Aias) aufs wenigste eben so rasend war als Orest, so habe ich mir die unbedeutende Verwechslung meinem Metro zu Gefallen, um so eher erlaubt, da die Raserey des Ajax von einer komischern Art war als des Orests, und auch Aristofanes vielleicht den Orestes nur seinem Metro zu Gefallen, wählte.

29) Va stronzo fresco, sagt der getreue alte italiänische Uebersetzer eben so derbhaft heraus als Aristofanes selbst.

Fünfter Akt.

(Die Scene bleibt wie vor.)

(Der Bediente des Camachos kommt eilfertig herangelaufen, klopft haſtig an ſeiner Thür an und bringt das ganze Haus in Bewegung.)

Bedienter.

Ihr Diener alle im Hauſe Camachos,
Auf! Izt iſt keine Zeit zum müßig ſtehn!
Macht eilends Waſſer warm, bringt Leinewand,
Wachspflaſter, friſchgeſchohrne Wolle, und Bandaſchen
Zum Verbinden! Ach! Der arme Herr!
Indem er über einen Graben ſetzte, ſtieß
Er wider einen Pfahl und ſtürzte; und da hat
Er ſich den Knöchel durch den Stoß verſtaucht,
Und (was das ärgſte iſt) an einem ſcharfen Kieſel
Im Fall den Schädel und ſeine Gorgo obendrein
Zerſchellt. Und als die ungeheure Feder
Des Kauſchekniſtorlings ſich an dem Stein
Zerknickte, ließ er dieſe Trauertöne hören:
O Auge der Welt, ſo ſeh ich dich zum letztenmahl!
Das Licht entſchwindet mir! Ich bin nicht mehr!
So ſprach er in den Graben ſtürzend, raffte
Doch aber bald ſich wieder auf,
Begegnet einem Trupp von Flüchtlingen,
Ruft ſie zuſammen, bringt mit vorgehaltnem Speer

Rasch in die Räuber ein und jagt sie aus einander. 30)
Doch, seht, da kommt er selbst! Die Thüren auf!

Lamachos.

Attapattata!
Welche höllische Schmerzen! Welcher Frost!
Unglücklicher, es ist aus mit dir!
Und ach! Was noch das klaglichste ist,
Was ärger als die feindliche Lanze schmerzt,
Wenn Dikäopolis mich in diesem Jammer sieht,
Was für ein großes Maul der Schäker ziehen wird!

Dikäopolis.

(Zwischen zwey Hetären berauscht vom Gastmahl kommend.)

Attalattata!
Die hübschen runden Dinger! Wie sie strotzen!
Wie quittenhaft sie anzufühlen sind!
Kommt, schnäbelt mich recht üppig, ihr Goldpuppen ihr!
Und laßt den Druck der vollen Lippen immer!
Mit raschen Zungenstößen wechseln! denn ich bin's,
Der seine Kanne der erste ausgetrunken hat.

Lama-

30) Man sieht, daß unser Dichter, so leichtfertig er auch in diesem ganzen Stücke mit dem Lamachos zu Werke geht, doch der bekannten Tapferkeit dieses Feldherrn die höchste Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nur die Affektazion im heroischen Kostüm der Heiden Homers bewaffnet zu seyn, den hohen dreyfachen Helmbusch und die Gorgone auf dem Schild, kann er ihm nicht verzeihen.

Lamachos.

O daß mich solch ein Schicksal treffen mußte!
O Weh! o Weh!
Welche peinvollen Wunden!

Dikäopolis.

Hi! Hi!
Viel Freude, edles Lamachosgen!

Lamachos.

Ich unglückseliger Mann!

Dikäopolis.

(Indem er eine leichtfertige Bewegung gegen Lamachos macht)

Ich hochgeplagter Mann!

Lamachos.

Was schwänzelst du mich so?

Dikäopolis.

Was schnappest du nach mir?

Lamachos.

Welch eine harte Zeche hab' ich armer Mann
Für diesen Gang bezahlen müssen!

Dikäopolis.

(sich stellend als ob er ihn nicht verstanden hätte)

Das wäre arg! Am Kannenfeste dir
Die Zeche abzufodern!

Lamachos.

O Weh! — O Päan! Päan!

Dikäopolis.

So viel ich weiß ist heut nicht Päansfest.

Lamachos.

O haltet, haltet mir das Bein! — O weh!
Noch fester, lieben Freunde!

Dikäopolis.

Und ihr, Freundinnen,
Schlingt eure Arme fest um meinen Gürtel!

Lamachos.

Mir ist's noch schwarz vorm Auge von dem Stoß
Am Kopf, und alles drehet sich mit mir herum.

Dikäopolis.

Mir ist, als ob vor lauter Wohlbehagen
Mir alle Adern bersten möchten!

Lamachos.

Tragt auf den Händen mich so sanft ihr könnt
Zum Pittalos!

Dikäopolis.

Mich führet zu den Richtern!
Wo ist der König? Mir gebührt der Schlauch!

Lamachos.

Mir wüthet Lanzenstichen gleich der Schmerz in meinen Knochen. (er wird weggetragen)

Dikäopolis (seine Kanne umgekehrt haltend)

Seht her, wie leer die Kanne ist! — Tönt, Saiten, Heil dem Sieger!

Der Chor.

Tönt, Saiten, stimm' ich ein mit dir, o Alter, Heil dem Sieger!

Dikäopolis.

Ich goß noch puren Wein dazu und sog's auf einen Zug aus!

Chor.

Tönt, Saiten! dann dem braven Manne! Hier! nimm den Schlauch zum Lohne!

Dikäopolis.

So folgt mir alle nach, und singt: Tönt, Saiten! Heil dem Sieger!

Chor.

Wir folgen dir, mit frohem Muth.
Tönt, Saiten, Heil dem Sieger! dir
Lobſingend, und dem Schlauche!

W.

Nachtrag zu den Anmerkungen.

Das Kannenfeſt, wovon im vierten und fünften Akt die Rede iſt, wurde am zwölften Tage des Monats Anthesterion, während der Lenäen, oder des Städtiſchen Bachusfeſtes gefeyert, welches mit den Dionyſien, oder Bachanalien der Landsleute nicht vermengt werden muß, wiewohl Ariſtofanes ſeinen Dikäopolis die Dionyſien (die er des Kriegs wegen etlichemal nicht hatte feyern können) jetzt, da er einen Separatfrieden mit den Feinden geſchloſſen hat, durch einen komiſchen Einfall auf die Zeit der Lenäen verſetzen läßt, auf welchen das Stück geſpielt wurde. Dies giebt ihm alſo die Gelegenheit auch von dem Kannenfeſte Gebrauch zu machen, und ſein Stück mit dem kontraſtirenden Gemählde des ſchwer verwundet aus einem Treffen zurückkommenden Feldherrn Lamachos und des von Wein und Wolluſt trunknen Dikäopolis, der als Sieger vom Kannenfeſte zurückkam, zu ſchließen. Das Weſentliche dieſes Feſtes beſtand in einem großen Schlauſe in geſchloſſnen Geſellſchaften, zu welchem zwar jeder, der zur Geſellſchaft gehörte, ſein Eſſen und eine große Kanne Weins, die eine χοῦς (ein Maas für flüſſige Dinge, von neun Pfunden am Gewicht) mitbrachte, aber, zum Andenken einer alten Begebenheit aus der Heldenzeit, ſeine Gerichte apart

ver-

verzehren, und seine Kanne allein austrinken mußte. Wer nun mit der seinigen zuerst fertig war, wurde zum Sieger ausgerufen und im Triumf nach Hause begleitet.

Die Begebenheit, die zu Einsetzung dieses sonderbaren festlichen Schmauses Anlaß gegeben, soll diese gewesen seyn. Als Orestes, nach Ermordung seiner Mutter, sich nach Athen zu dem Könige Pandion seinem Verwandten flüchtete, traf sichs, daß eben damals die Lenäen gefeyert wurden, und der König eben ein großes Festmahl gab. Nun wollte der König sich auf der einen Seite nicht der Inhumanität schuldig machen, dem Orestes das Gastrecht zu versagen; auf der andern ging es schlechterdings nicht an, einen Menschen, der seine Hände mit einem Muttermorde befleckt hatte und noch nicht feyerlich purificirt und entsündiget war, unter die andern Gäste, die durch ihn verunreinigt worden wären, zu setzen. Pandion half sich also aus dieser Schwierigkeit dadurch, daß er jedem Gaste seine Porzion Essen und Trinken auf einem besondern Tische aufsetzen ließ; wodurch denn alle sonst stattfindende Gemeinschaft unter den Gästen aufgehoben wurde, ohne daß Orestes, dem es wie allen andern erging, sich beleidigt finden konnte. — (Diese Anmerkung muß im 4. Akt da, wo des Kannenfestes zuerst erwähnt wird, eingeschaltet werden) Auch ist noch zu erinnern, daß der dritte Akt (wenn man anders die Komödien des Aristofanes in Akte zerschneiden will) sich mit der Rede des Chors, nach Entfernung des Dikäopolis und des Megarers schließt, und der vierte mit dem Auftritt des Böoters anfängt; welches in der Uebersetzung durch die Ueberschrift Vierter Akt zu bezeichnen, aus Versehen vergessen worden ist. W.

II.

Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst zur Bildung des Geschmacks für Künstler und Liebhaber des Schönen.

(Fortsetzung. S. 7. St. N. III.)

Der Rand.

Nicht allein durch viele Gegenstände ergetzt die Natur; auch einzelne Geschöpfe, das Blümchen auf der Wiese oder am Rande, hat seine Schönheiten. Oft, wenn bey schwüler Witterung im Sommer der Schmuck der Erde, von fruchtbarem Regen getränkt, am Morgen in voller Pracht erscheint; wenn der Himmel mit elektrischem Gewölke umzogen ist, das die mannichfaltigsten Formen und Farben erzeugt, worin die Strahlen der Sonne sich brechen; und die Gegend im matten Wiederschein beleuchten — dann schwebt eine feyerliche Stille über den Fluren; die weiße Heerde lagert sich am grasigen Rande unter fetten Blumen, die jetzt in vollem Flor, erhöht durch muntere Farben, aus säftigem Grün empor stehn. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf diese zarten Geschöpfe richten, so werden sie uns ihre Reitze entdecken,

und

und auch selbst als Lehrerinnen der Kunst sich zeigen.

Das weiche, spitzige Gras ist mit runden und zackigten Blättern der Kräuter durchwachsen, welche Parthien von kleinen Wäldern bilden. Ein Gemisch von gelben, röthen und blauen Blumen unterbricht das sanftabwechselnde Grün des Grases und der Kräuter. Hier stehen Gruppen von der weißen Johannisblume und der gelben strahlenden Blume, wie Sterne am nächtlichen Himmel; mitten unter ihnen gaukelt die hellviolette Scabiose, und seltner steigen im hohen, schlanken Wuchse die Schafgarben und der levkojenartige Wegsenf hervor. Der Hauptstiel des letztern ist mit bläulich-grünen Blättern bekränzt, und theilt sich oben in einige kleine Stiele, an welchen die weißen Blätter der Blume aus gelblichgrünen Saamenbehältnissen, wie Federbüsche vorspritzen, und den Künstler zur Nachahmung reitzen. Die ganze Gestalt dieser Blume ist malerisch: die kleinen Stiele sind ungleich mit einander in Dreyecke gruppiert; ihre Stellung ist leicht und schwankend. Die Natur hat sie unter den andern hervor gehoben, da jene unter ihr mit ihren kräftigen Farben prangen.

Wenn ein Landschaftsgemälde seine Annehmlichkeiten in der Ferne und in den Mittelgründen durch die Perspektive der Zeichnung und der Farben

erhält,

Ophelia.

Man kan den Chor mit euch' erſparen, Gnädiger Herr.

Hamlet.

-- (*) Nun, fang einmal an, Mörder. Hör auf, deine verteufelte Geſichter zu ſchneiden, und fang an. Komm, der krächzende Rabe ſchreyt um Rache.

Lucianus.

Schwarze Gedanken; willige Hände; ſchnellwürkendes Gift, und gelegne Zeit - Alles ſtimmt zuſammen, und kein Menſch iſt da, der mich ſehen könnte. Ergieſſe, du fatale Virtur, aus mitternächtlichen Kräutern gezogen, und dreyfach mit Hecatus Zauber-Fluch geſchwängert, ergieſſe deine verderbliche Natur und magiſche Eigenſchaft, und mach' einem mir verhaßten Leben ein plözliches Ende!

[Er gießt dem ſchlafenden Herzog das Gift in die Ohren.]

Hamlet (zum Könige.)

Er vergiftet ihn in ſeinem Garten, um Herr von ſeinem Vermögen zu werden; ſein Nam' iſt Gonzago; die Hiſtorie davon iſt im Druk, ſie iſt im beſten Toſcaniſchen geſchrieben. Sogleich werdet ihr ſehen, wie der Mörder auch die Liebe von Gonzago's Gemahlin gewinnt --

Ophelia.

(*) Hier hat man zwey Scherz-Reden Hamlets weglaſſen müſſen, wovon die erſte dem Ueberſezer unverſtändlich, und die andre eine zweydeutige Zote iſt.

erhält, so wird hingegen der Vorgrund durch die Deutlichkeit dieser Stücke schön; und hierbey kann ein Landschaftsmaler viel durch die Kenntniß der Kräuter bewirken. Viele Künstler haben in ihren Vorstellungen darauf keine besondere Rücksicht genommen, sondern sich der Kräuter nur zur Ausfüllung der Vorgründe bedient, ohne auf die genaue Aehnlichkeit der Natur zu sehen. Man betrachtet sie deswegen auch nur in Ansehung der Wirkung fürs Ganze. Aber wie sehr unterhaltend sind die Vorgründe in den Landschaften von Berghem, Wouvermann, Both und Dieterich, auf welchen auch die einzelnen Kräuter nach der Natur ausgeführet sind! Dieterichs Pinsel verzierte die Landschaften oft mit der vielblätterigen Johannisblume und mit den gekrönten Schafgarben, die er zwischen die Schafe im Grase anbrachte; und seine Vorgründe sind so annehmlich wie hier die Natur.

Das Gewitter.

Der empor strebende Geist des Künstlers, welcher nur an das auffallende Starke gewöhnt ist, und der stillen, aber nicht weniger mächtigen Eindrücke unempfänglich bleibt, ist bey erhöhnen Erscheinungen der Natur, ungeachtet seiner eingeschränkten Kraft, oft so sehr geneigt unvermögende Dinge in der Kunst hervor zu bringen, es gleichsam der Natur nachzuthun, und mit gleicher Kraft zu wirken. Er wählet zu seinen Vorstellungen

gen Gegenstände der Natur, die weit über die Gränzen der Kunst erhaben sind, und sucht bey ihren Erscheinungen diejenigen Wirkungen nachzuahmen, welche ganz außer dem Gebiete der Kunst liegen; die entweder einen zu hohen Grad von Größe haben, oder nicht durch die Zeichen und Materialien der Kunst ausgedrückt werden können. So wurde Vernet durch die Pracht der aus dem Meer sich erhebenden Sonne, wenn sie ihre feurigen Strahlen am Horizont verbreitet, zur Nachahmung gereizt. Allein wie wenig Eindruck macht dieser unnachahmliche Gegenstand in seinen Gemälden? und wie glücklich würde der Künstler gewesen seyn, wenn er, statt der Sonne selbst, ihren Glanz auf dem Meere gemalt hätte, wie ihn Both und Potter empfunden und nachgeahmt haben, indem er sich auf bethaute Fluren ergießt! Eben so wenig Wirkung machen Gemälde von ihm, wo er das tobende Meer und die brausenden Wellen, vom Sturme bewegt, vorgestellet hat.

Die Kunst hat ihre Grenzen, und der denkende Künstler wird sich nicht über dieselben erheben. Wenn ein Maler ein Gewitter durch den Blitz in den Wolken, und durch die vom Sturme stark bewegten Bäume ausdrücken wollte, so würde er der Absicht der schönen Kunst zuwider handeln. Ich habe ein Gemälde dieser Art von einem berühmten neuern Künstler gesehen, welches wegen dieser, für die Kunst unerreichbaren Zeichen im Ausdruck

keine gute Wirkung auf mich machte. Der gelbe Blitz in der Luft verhinderte bey der Betrachtung das Täuschende. Um das Erhabne dieser Erscheinung zu schildern, wähle man solche Merkmale, in welchen die Natur still und mit innerer Kraft sich äußert: wie Wouwermann die Entstehung eines Gewitters in der Heuerndte mit allem dem Ausdruck malte, welcher sich dabey in der leblosen Natur und an den lebenden Geschöpfen wahrnehmen läßt. Die schwülen Gewitterwolken, die brennende Wiese, das stille Wasser im Vorgrunde, ein Reiter, welcher in matter Stellung sein Pferd tränkt, ein Hund, der am Wasser säuft; alles nimmt für die Vorstellung ein, und die Empfindung darüber wird durch keinen unbedeutenden Gegenstand unterbrochen.

Der Nebel.

Eine sehr angenehme und malerische Erscheinung ist der Nebel, wenn er sich im Herbst dicht auf die Erde herab senkt, und wie ein großes Gewölke die ganze Gegend umhüllet: so daß man, von ihm umgeben, nur auf einige Schritte weit die Gegenstände deutlich erkennen kann. Das Reitzende, welches das Auge an hellen Tagen bey dünnem Nebel, der die fernen Berge umschleiert, empfindet; die Luftperspektiv in vielerley Brechung der Farben, und das flimmernde, in den Nebel eindringende Sonnenlicht, ist zwar hier nicht

zu

zu bemerken; dagegen ſtellen ſich andere, ganz neue und ungewöhnliche Schönheiten dar, bey deren Betrachtung man nicht minder mit Vergnügen unterhalten wird. Man ſieht überall nur ſo weit von ſeinem Standpunkte aus, daß ſich bloß der nächſte Gegenſtand deutlich zeigt, die andern hingegen in Nebel verlieren. Der erſte Mittelgrund, welcher mit dem Vorgrunde zuſammenhängt, wird von dem Nebel ſo umzogen, daß er ganz blaß ausſieht, und ſich einige Stunden weit zu entfernen ſcheint, ob er gleich nur einige Schritte von dem Vorgrunde abliegt. Die Natur bildet jezt ein einfaches Ganzes, worauf das Auge wie auf ein Gemälde zuſammen gehalten wird; Vorgrund und Ferne ſind in große Maſſen getheilt. Der Vorgrund, als Hauptgegenſtand, gewährt ihm Ruhe zur Betrachtung, und in der Ferne wird die Fantaſie ſo beſchäftigt, daß ſie durch den Nebel dringt, und in der umhüllten Gegend allerhand Ausſichten bildet, wozu die ſich bewegenden Dünſte Anlaß geben, indem ſie hier und da einen Stein wie eine ferne Felſenmaſſe, oder einen Buſch wie eine Gruppe von Blumen malt. So oft man ſeinen Standort um einige Schritte verändert, ſo oft verändert ſich die Scene, und ein neues Gemälde tritt hervor. Man befindet ſich gleichſam in einer Gallerie von Landſchaften niederländiſcher Künſtler. Der Nebel macht die Farben harmoniſcher, und formt die Gegenden zu den ſchönſten Ebenen jenes Landes. Ein ſchmales Waſſer wird in einen See ver-

wandelt, der mit dem Himmel verschwindet; alle Gegenstände sind so malerisch, als es nur für die Kunst zu wünschen ist.

Das vor mir liegende Ufer der Saale, welches in einigen Tiefen und Höhen, welche kleine Hügel bilden, allmählig zu einem Beete jenseits fließenden Wassers abfällt, ist mir bey so vielen andern umher liegenden Gegenständen, welche sich in dieser Gegend bey heiterm Wetter auf einmal zeigen, noch nicht so anzüglich vorgekommen als jetzt, da sich der Blick, in einem engen Bezirk eingeschränkt, allein darauf heftet. Welche malerische Landschaft! Die vor mir stehende Gruppe von Bäumen macht, mit dem Vorgrunde verbunden, die Hauptmasse; der Vorgrund erhebt sich hier und zieht sich oben auf der Fläche perspektivisch hin; seine allmähligen Tiefen und Höhen bilden so verschiedene Formen durch die sanfte Schattierung, welche mit dem Ganzen zusammen hängen. Die Haupttheile sind wieder durch kleinere Theile geziert — hier durch die klumpige Erde, dort durch rollenden Sand, oder durch Parthien kleiner Steine. Der Rücken ist mit Rasen bewachsen, der in verschiedenen Abtheilungen, bald in großen Massen, bald in kleinen abgesetzten Parthien, die Erde wie mit Sammet bedeckt. Hie und da sind Flächen, wie Terrassen, der Ruhe gewidmet; dort ist die Natur wild und anlockend für das Auge. Und die angenehme Perspektiv über das Wasser, dessen Grenze sich so

ganz

ganz verlieret! Die jetzt hier auftretenden Perſonen machen die Landſchaft noch ſchöner; ſie wird dadurch belebt; jetzt treten ſie näher und verbinden ſich mit dem Hauptgegenſtande. Die Farben an ihren Kleidern ſind kräftiger und dunkler als die Farben der Landſchaft; die Perſonen heben ſich dadurch hervor, und verſtärken die Perſpektiv des Ganzen. Ein paar andere Figuren, welche ſich dort etwas entfernt am Wege zeigen, ſind völlig umnebelt, wie matte Schattenriſſe; ſie ſcheinen weit in der Ferne zu ſeyn, weil der Nebel ſie mit ſeiner duftigen Farbe malet. Alles iſt wie ein Gemälde, groß und faßlich; die kleinen Theile verbergen ſich unter der Hülle eines grauen, harmoniſchen Farbentones.

E. R.

II.

Chorografiſche Beſchreibung der Päſſe,

wodurch die Franzoſen in Piemont eingedrungen ſind.

(Fortſetzung. S. das vor. St. No. II.)

Die Grafſchaft Nizza iſt nordwärts durch die mittäglichen Alpengebürge Argentera und Cornia von Piemont getrennt. Dieſe Alpen zu erſteigen,

haben die Franzoſen den Weg über Col di Tenda gewählt, welcher zwar die gewöhnliche Landſtraße von Turin nach Nizza iſt, aber nur mit Laſtthieren benutzt werden kann. Man trift hier nichts als kahle und felſigte Berge und enge Thäler an, wo meiſtentheils der Weg ſich an tiefen Schlünden, die von ſchrecklich rauſchenden Flüſſen durchſtrömt ſind, dicht vorbey drängt. Von Scarena (einige Meilen von Nizza) bis nach Giandola, (eine Tagereiſe) muß man über nicht nur hohe, ſondern auch ganz ſteile Berge. Der erſte heißt Colle di Breglio, welcher einem ſteilen Dach gleicht, an dem der Weg wohl zwanzigmal hin und her geht. Eine wunderbare Annehmlichkeit, ſagt Sulzer, bekommt die Ausſicht auf dieſem Berge, ehe man ihn beſteigt, dadurch, daß man auf allen hin und her gehenden Wegen deſſelben von weitem eine Menge Maulthiere mit ihren Treibern ſieht, wovon, wegen der öftern Wendungen, einige Trupps nach der rechten, andere nach der linken Hand gehen, und immer ein Trupp höher, folglich Menſchen und Thiere kleiner, als der andere, ſo daß es beynahe läßt, als wenn ſie einander über die Köpfe wegſchritten. Dieſes ſonderbare Schauſpiel ſchien mir (ſagt er) einigermaßen einem großen Ballet zu gleichen, wozu die unzähligen Schellen, womit die Maulthiere behangen ſind, die Muſik machten. — Sobald man den Berg völlig herunter iſt, (im herabſteigen iſt er noch ſteiler) kömmt man nach Coſpello. Der zweite Berg dieſer Tagereiſe

iſt

ist Colle di Breglio. Der Weg geht auch hier im Zickzack, wie über den vorher beschriebenen, und eben so auf der nördlichen Seite herunter, wo er mit vielen losliegenden Steinen angefüllt ist. Am nördlichen Fuß desselben liegt das kleine elende Städtchen Breglio, (mit ungefähr 3000 Einwohnern und einem befestigten Bergschloß, dessen sich die Franzosen ohne vielen Widerstand bemächtigt haben) am Fluß Roja, zwischen vier oder fünf hier zusammenstoßenden hohen Bergen, wie in einem Sodbrunnen versenkt. Man glaubt hier in dieser Wüste am Ende der Welt, oder wenigstens der belebten Natur zu seyn. Von Breglio nach Giandola, einem wüst liegenden Gasthof, führt ein sehr schmales Thal, welches rechter Hand mit einer senkrechten Felsenwand eingeschlossen ist, und vom Fluß Roja durchströmt wird.

Die zweite Tagereise von Giandola nach Limone hat für ein Kriegsheer fast unüberwindliche Beschwerlichkeiten. Von Giandola bis an das Städtchen Tenda geht der Weg fünftehalb Stunden lang durch ein sehr enges Thal, das oft nur eine Kluft ist, fast gerade von Süden nach Norden. Die Roja, ein sehr rauschendes Wasser, hat sich dieses Thal allmählig ausgehöhlt. Die Berge, zwischen denen dieser Strom durchläuft, stehen so nahe an einander, daß man mit einer Pistole von den Gipfeln der zur Rechten

auf die Gipfel der zur Linken liegenden herüber schießen könnte. Durch diese Kluft geht der Weg dicht an dem Ufer der gewaltig rauschenden Roja. Da, wo die Berge aus festem Steine sind, daß nichts davon herabstürzen könnte, verwandelt sich dieses enge Thal in eine noch weit engere Felsenkluft, durch welche der Weg an dem Felsen eingehauen ist. Das wenige Tageslicht, das gewaltige Rauschen des Stroms, und die über dem Kopf des Reisenden hangenden und fast überall gespaltenen Felsen, die den Einsturz drohen, machen ihn sehr melancholisch, ob er gleich sonst gut gebahnt ist. An den Orten, wo die Berge nicht so senkrecht stehen, ist der Weg gefährlicher, weil die Berge aus weniger Felsen bestehen, wovon sich bisweilen große Stücke losmachen und herunterstürzen.

Auf der Hälfte dieses traurigen Thals kommt man, immer aufwärts steigend, an eine ganz oben auf und an dem Berge liegende Burg, Saorgio, die von unten herauf einen ganz sonderbaren Anblick giebt. Man glaubt, daß die Häuser an den steilen Felsen angehangen sind; auch begreift man nicht, wie die dem Ansehen nach senkrecht über den Weg emporsteigende Seite des Berges von unten bis oben mit Olivenbäumen besetzt seyn könne. Man kann sich nicht enthalten, indem man unten an diesem Orte wegreitet, einige Besorgniß zu fühlen, diese Bäume und die darüber hangenden Häuser möchten herunter stürzen und die vorbeygehen-

den

den zerquetschen. Der Ort hat den Nahmen von dem wohl befestigten Fort San Giorgio, welches mit weniger Mannschaft diesen engen Paß gegen ein ganzes Heer vertheidigen kann; und es ist sehr wahrscheinlich, daß es durch Verrätherey an die Franzosen übergegangen sey. Außer dem ist hier noch auf einem überaus steilen Felsen ein anderes altes Schloß, Malamorte genannt, welches die Piemonteser im Nothfall zu ihrer Vertheidigung benutzen koynten.

Gleich hinter Saorgio wird die Kluft zwischen den Felsen wieder sehr eng und dunkel. Mitten in dieser Kluft ist an dem jenseit des Stroms liegenden Felsen eine große marmorne Tafel eingemauert, auf welcher eine Inschrift von der Eröfnung dieses Weges, die der König Victor Amadeus hat machen lassen, Nachricht giebt. — Wenn man aus dieser engen Kluft nicht weit von Saorgio herausgekommen, befindet man sich am Eingange eines zwar auch noch engen aber sehr angenehmen Thals, in welchem man bald durch das Dorf Fontana kommt. Dieses Thal ist ein paar Stunden lang, und man hat noch immer den oft erwähnten Strom zur rechten Hand des Weges. — Eine halbe Stunde vor Tenda wird es etwas weiter, und man trift da schon artige Wiesen und Anger an, auf denen man Vieh weiden sieht.

Mitten in diesem Thal liegt am Fluß Rioja das offene Städtchen Tenda von ungefähr 3300

Ophelia.

Der König ſteht auf.

Hamlet.

Wie, von einem blinden Lermen erſchrekt?

Königin.

Was fehlt meinem Gemahl?

Polonius.

Hört auf zu ſpielen!

König.

Gebt mir Licht. Weg! weg!

Alle.

Lichter, Lichter, Lichter!

[Sie gehen in Verwirrung ab.]

Einwohnern, meistens Handelsleuten und Maulesels treibern, welche wohlhabend und als verschmitzte und grobe Leute bekannt sind. Zur Vertheidigung dieses Passes ist hier ein stark befestigtes Schloß mit einer guten Besatzung, welches ebenfalls in den Händen der Franzosen ist. In diesem Thal ist ein für die Piemonteser unglückliches Treffen vorgefallen.

Von Tenda aus geht der Weg noch eine gute Stunde weit durch ein sehr angenehmes, allmählig in die Höhe gehendes Bergthal, das schöne Wiesen hat, durch welche ein krystallener Bach herunterfließt. Auf dem Wege durch dieses Thal siehet man die ersten in schönen Kaskaden von den Bergen herunter strömenden Bäche, die auf den Alpen so gewöhnlich sind. Ueberhaupt bekommt hier das Land eine ziemliche Aehnlichkeit mit andern Alpen. Ueberall herum sind die Gipfel der Berge, und hie und da die Tiefen, wo die Sonne nicht hinkommt, mit Schnee bedeckt.

Wie gesagt, nach einer guten Stunde von Tenda aus gelangt man zum Fuß des seiner steilen Höhe wegen berüchtigten Passes Col di Tenda, welcher auch Colle Cornio genannt wird. *) Man pflegt es im Frühjahre insgemein so

*) Auf der Homannischen Karte erscheinen Col di Tenda und Colle Cornio als zwey verschiedene Berge.

so einzurichten, daß man in der Nacht, oder doch ganz früh am Morgen, ehe noch die Sonne den Schnee erweicht, herüberkomme; weil alsdann der Schnee gefroren ist und überträgt, und man um diese Zeit die Schneelauinen nicht zu fürchten hat. Außer dieser Gefahr hat man sowohl des Nachts als am hellen Tage bey dem Paß über diesen Berg auch einen Sturmwind, den sie hier la Tormenta nennen, zu besorgen, welchem weder Menschen noch Vieh widerstehen können. Diesen aber sollen die Einwohner von Tenda mit ziemlicher Gewißheit voraussehen können, um die Fremden in Zeiten abzuhalten, sich über den Berg zu wagen. Man übersteigt den Berg gewöhnlich auf Maulthieren, oder auf Tragesesseln mit sechs Trägern, deren jeder drey Lire bekommt. Der Berg ist äußerst steil, fast wie das Dach eines Kirchthurms. Durch das beständige Hin- und Herwenden aber ist der Weg, welcher beständig im Zickzack geht, noch erträglich gemacht, außer wenn im Frühjahr beym Sonnenschein der Schnee schmilzt. Am mittäglichen Fuß desselben steht ein großes Gebäude, welches Caa, das ist Casa, genannt wird, wo auch in Friedenszeiten eine kleine Besatzung liegt, sowohl zur Sicherheit des Weges, als zur Verhinderung der Kontrebande. So wie man den obersten Gipfel des Berges erreicht hat, fängt man auf den ersten Schritt schon an herunter zu steigen, so daß der Berg oben eben so keilförmig zugespitzt ist als ein Dach. Die nördliche Seite des Bergs ist

weniger steil als die südliche; aber auch mit tiefem Schnee bedeckt. Schon im Jahr 1782 arbeitete man an einem Durchschnitt dieses höchst beschwerlichen Berges durch eine Strecke von 485 französischen Ruthen, und die Kosten wurden auf 1,200,000 piemontesische Lire berechnet. Man zweifelte aber schon damals an der Möglichkeit der Ausführung, und ich weiß nicht, wie weit man mit der Arbeit gekommen ist.

Am nördlichen Fuß des Berges liegt das Städtchen Limone, von ungefähr 3000 Einwohnern, welche größtentheils vom Gewerbe und vom Durchgang der Reisenden leben. Es lag sonst hier zu allen Zeiten ein piemontesisches Detaschement Soldaten, welche alle sechs Wochen abwechselten. Es ist der erste Grenzort der piemontesischen Provinz Coni, welcher nun ebenfalls in den Händen der Franzosen ist.

Hier fängt ein enges und noch ziemlich hohes Bergthal an, welches sich zwischen den Bergen schlängelt und sich allmählich herabsenkt. Die zu beiden Seiten liegenden Berge werden allmählig niedriger, und endlich zu bloßen Hügeln, welche mit Kastanienbäumen besetzt sind, und die Natur gewinnt hier eine ganz andere Gestalt. Alles ist grün und verkündigt Fruchtbarkeit. Dieses Thal endiget sich bey Borgo S. Dalmazzo, (wo die herrliche Ebene von Piemont sich eröfnet) ein schönes Städtchen am Fluß Gesso, von 4000 Einwoh-

wohnern, vier welsche Meilen von Coni, welches nicht in den Händen der Franzosen zu seyn scheint. Jedoch haben sie verschiedene benachbarte Oerter, z. B. Vernante, Roaschia, Roccaviene, und Boves in ihrer Gewalt. *)

Man sollte nicht glauben, daß ein Kriegsheer es wagen könnte, seinen Weg durch so enge und so viele Schlupfwinkel, bey deren Ausgängen es von jeder kleinen Macht aufgerieben werden kann, zu wählen, der unendlichen Schwierigkeiten, die Kriegsgeräthschaften fortzubringen, nicht zu gedenken. Dennoch ist es den Neufranken gelungen, alle Hindernisse, die ihnen die Natur und Kriegskunst entgegensetzten, zu überwinden, und bis in die Ebene der Provinz Coni vorzudringen. Jedoch haben sie sich der Stadt Coni oder Cuneo noch nicht bemächtiget. Sie ist eine der stärksten Festungen von Piemont. Sie gleicht einem zwischen den Flüssen Stura und Gesso eingeschlossenen Keil (Cuneo), und kann, wegen der sehr breiten, steilen und hohen Ufer der zwey Flüsse, nur auf der südwestlichen Seite angegriffen werden, wo sie nach der Belagerung vom Jahr 1744 mehr als je befestigt worden ist. Sie ist in den Jahren 1542, 1557, 1691 von den Franzosen, und zuletzt im Jahr 1744, von den vereinten Franzosen und Spaniern vergeblich belagert worden. Doch kann sie sich nicht, wie einige Geografen wollen, rühmen, noch

*) Nach den neuesten Nachrichten haben sie sich freywillig bis unter Colle di Tenda zurück gezogen.

noch Jungfer zu ſeyn; denn im Jahr 1536 bemächtigte ſich ihrer der Markgraf Theodor von Monferrat mit Hülfe der Franzoſen, unter der Anführung des Markgrafen von Saluzzo. Die Stadt ſelbſt hat gegen 10,000 Einwohner, mit einem zahlreichen Adel und vielen reichen Kaufleuten. Alle Waaren, welche von Nizza nach Piemont und ins Meiländiſche gehen, werden hierdurch geführt. An der Nordſeite der Stadt haben die erwähnten, hier in viele Arme vertheilten Flüſſe eine beträchtliche Strecke Landes dergeſtalt vertieft, daß die Feſtung von dieſer Seite einen 50 bis 60 Fuß tiefen und einige 1000 Fuß breiten Graben vor ſich hat.

Der ordentliche Weg der Franzoſen in die Provinz Coni geht aus Dauphiné über das Alpengebirg Argentera. Schon zu der Römer Zeiten wagten es die fremden Volker, durch dieſes Gebirg in Italien einzudringen. Kaiſer Gratian tödtete hier mit einem kleinen Kriegsheer über 30000 Alemannen. Die Armee, welche im Jahr 1542 unter dem König Franz I. Coni belagerte, war durch dieſen Paß gekommen. Am öſtlichen Fuß dieſes Berges liegt der Flecken Argentera oder Argentiera, von ungefähr 2000 Einwohnern, der erſte Ort der Provinz Coni von dieſer Seite her, *) nicht

*) Die Romaniſche Karte, welche Savoyen, Piemont und Montferrat vorſtellt, ſetzt Argentiera und das obere

nicht weit vom See, woraus der Fluß Stura entspringt. Es scheint nicht, daß bisher auch durch diesen Paß eine Kolonne Franzosen in die Provinz Coni eingedrungen sey. Es steht ihnen hier in der Mitte des Thals Stura die sehr starke Festung Demonte im Wege, ein vom Herzog Karl Emmanuel I. befestigtes Bergschloß, dessen Festungswerke vom Ritter Bertola unter dem vorigen Könige vermehrt worden sind. Schon im Jahr 1588 wurde es, da es noch ganz neu war, von den Franzosen vergeblich belagert. Bey dem Bergschloß liegt auf einem Hügel das nahrhafte Städtchen Demonte, (zwey teutsche Meilen von Coni) der Hauptort des Thals Stura, von 50.0 Einwohnern, dessen altes Schloß im Jahr 1559 vom Marquis Pescara geschleift wurde.

Endlich sind die Neufranken von der südlichen Seite her noch durch einen andern Weg ins Piemontesische eingebrochen. Aus der Provinz Sospello haben sie sich über Dolceacqua, einem volkreichen Flecken, welcher mit einem festen Bergschlosse versehen ist, und durch einen Theil des genuesischen Gebiets, den Weg in das Fürstenthum Oneglia geöffnet. Diese Provinz, welche im J. 1566

obere Thal Stura unrichtig in die Grafschaft Nizza. Auch gehört weder Demonte noch Dronero zur Provinz Saluzzo, wie Büschings Geographie lehrt, sondern zur Provinz Coni.

1566 vom Hause Doria durch Kauf an die Herzoge von Savoyen kam, ist vom genuesischen Stadt auf allen Seiten umzingelt. Sie erstreckt sich 12 ital. Meilen von Westen gegen Osten, und 10 Meilen von Süden gegen Norden, und enthält im Ganzen nicht über 75 Quadratmeilen. Sie ist sehr wohl angebaut, und überaus reich an Citronen und Pomeranzen, Feigen, Mandeln, besonders aber an köstlichem Olivenöhl, womit die Bewohner einen sehr einträglichen Handel führen. Sie enthält außer der Hauptstadt Oneglia 50 Flecken und Dörfer, und 28,704 fleißige Einwohner. Oneglia, wo der Fluß Impero in das Meer fällt, ist die Hauptstadt, von ungefähr 5000 Menschen bewohnt, welche zwar an sich selbst nur mit einer starken Mauer umringt ist, jedoch ein festes Schloß hat, welches sie von der Landseite her beschützt. Sie zieht vielen Gewinn von dem Transito-Handel, welcher von der Seite des Meers nach Piemont, und von hieraus dahin geführt wird. Dieser Stadt und Provinz haben sich die Franzosen bemächtigt, und sich der bequemen Landstraße, welche von Oneglia nach Piemont führt, bedient, in das von allen Seiten berennte Land, und zwar in die Provinz Mondovi durch eine kleine Strecke des genuesischen Gebietes, welche das Fürstenthum Oneglia von Piemont scheidet, einzudringen.

Die piemontesische Provinz Mondovi hat in seinem nördlichen Theil schöne und an Getraide

sehr

ſehr fruchtbare Flächen; auf der ſüdlichen Seite aber, wo ſie an das Genueſiſche grenzt, iſt ſie ganz mit Bergen bedeckt, welche zur apenniniſchen Kette gehören, fruchtbar an fetten Weiden und Kaſtanien, welche für die beſten von ganz Piemont gehalten werden, reich an Vieh aller Art, an Milch und köſtlichen Käſen, an Wollen- und Baumwollenmanufakturen, an Papier- und Lederfabriken, an Eiſengruben und Marmorbrüchen. Der Eingang zu dieſer Provinz, von Oneglia her, iſt das vom Fluß Tanaro bewäſſerte und von ihm benannte Thal, deſſen Oefnung von einem ſtark befeſtigten Schloſſe, welches auf der Seite der Stadt Ormea liegt, beſtrichen wird. Dieſe Stadt enthält gegen 500 Einwohner, und eine berühmte Tuchfabrik, wo jährlich 3000 Stück feines Tuch verfertigt werden. Auf Ormea folgen in dieſem Thale das offene Städtchen Gareſſio, am Fluß Tanaro, (fünf teutſche Meilen von Mondovi) von ungefähr 7000 Einwohnern, welches vom Tranſitohandel, von verſchiedenen Manufakturen, und von den benachbarten Marmorbrüchen, wo ſehr ſchöner pfirſichfarbiger Marmor gebrochen wird, vielen Gewinn ziehet, — und die Stadt Ceva, (wo der Tanaro ſich mit der Cevetta vereint) von ungefähr 6000 Einwohnern, die ſich vom Gewerbe und dem Tranſitohandel (denn hier vereinen ſich alle Landſtraßen, die von Oneglia, Albenga, Loano, Finale und Savona nach Turin gehen) reichlich ernähren. Die Stadt ſelbſt iſt nur von einer Mauer eingeſchloſſen,

hat

hat aber am Bergſtrom Cevetta ein ſtark befeſtigtes Kaſtell auf einem ſteilen Berge, welches die ganze Gegend beſchießen kann. Das Gebiet dieſer Stadt liefert einen wahren Reichthum von Kaſtanien, Vieh, treflichem Wein und Käſe, welcher ſchon zu der Römer Zeiten in gutem Ruf war — Mondovi, die Hauptſtadt dieſer Provinz, welche ſchon im flächern Theil dieſer Provinz und auf der nemlichen Landſtraße nach Turin am Fluß Ellero liegt, iſt zwar ſeinem höhern Theil nach mit Bollwerken, und auf ſeinem Gipfel mit einer Cittadelle verſehen; beyde ſind aber nach Art der mittlern Zeiten gebaut, geſchickter die Einwohner der Stadt im Zügel zu halten, als einer förmlichen Belagerung zu widerſtehen. Sie iſt ſehr nahrhaft, und enthält 17614 Einwohner. Unter den übrigen Oertern dieſer Landſtraße bis nach Turin ſind keine haltbare Feſtungen mehr.

Die Zeitungsnachrichten von den Fortſchritten der Franzoſen ſind von dieſer Seite eben ſo ſchwankend und ungewiß als von allen Seiten her. Vor kurzem hieß es, ſie ſeyen nicht nur aus der Provinz Coni über Tenda, ſondern auch aus dieſer Provinz über Ormea zurück getrieben worden. Jetzt aber finden wir ſie, laut Nachrichten vom 5. Julius aus Turin, in der Nachbarſchaft von Ceva, wo man ſie von den eroberten Poſten Montaldo, Pamparato, Roburent, Scagnello und Battifollo kürzlich vertrieben haben ſoll. Folglich beſitzen

ſitzen ſie nicht nur Ormea, Gareſſio und das ganze Thal des Tanaro, ſondern es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie auch Ceva in ihrer Gewalt haben. *) Sie haben auf dieſer Seite zu viel Zufluß von Lebensmitteln, Kriegsmunizionen und Truppen, welche ihnen auf den hier zuſammentreffenden vielfältigen Landſtraßen von Oneglia, Loano und aus dem Genueſat ohne alle Gefahr zugeführt werden. Und was thun die Genueſer nicht ums Geld, beſonders da ſie unter einer Decke mit ihnen ſpielen? Auch iſt ſehr wahrſcheinlich, was gleich von Anfang in Zeitungen gemeldet wurde, daß ſie eine Gewehrfabrik bey dem hieſigen Eiſengruben angelegt haben.

Alſo haben die Neufranken das Herzogthum Piemont von ſieben Seiten her angegriffen, und jeder Paß, deſſen ſie ſich bemächtigt, iſt ſo beſchaffen, daß ſie überall den Rücken frey haben; daß ſie ſich nach Nothdurft mit Lebensmitteln, Truppen und Kriegsmunizionen verſehen können; daß jede enge Schlucht, jeder beſteigbare Fels und Berg, jede Felſenburg, deren ſie ſich einmal bemeiſtert haben, ihnen zur Vertheidigung und zum Hinterhalt dienen kann. Ihre Geſchicklichkeit und unglaubliche Thätigkeit in der Befeſtigungskunſt und im Gebrauch der Artillerie, ihre Dreiſtigkeit und Verachtung aller Mühſeligkeiten und Gefahren, und ihre große Ueberlegenheit an Truppen, ſobald ſie nur

*) Jetzt ſollen ſie ſich von hier zurück gezogen haben.

Siebende Scene.

Hamlet und Horatio bleiben.

Hamlet.

Laßt weinen den verwundten Hirsch,
Der unverletzte scherzt:
Denn billig wacht die Missethat
Indem die Unschuld schläft.

Würde das, Herr, (wenn alles andre fehlschlüge) und ein Wald von Federn auf dem Hut, und ein paar ungeheure Rosen auf meinen gestreiften Schuhen, mir nicht einen Platz unter einen Kuppel von Comödianten verschaffen?

Horatio.

Ich mache mit, wenn's dazu kommt.

Hamlet.

O mein guter Horatio, ich wollte des Geists Wort für zehntausend Thaler annehmen. Hast du's gesehen?

Horatio.

Nur gar zu wohl, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Wie die Rede vom Vergiften war?

Horatio.

Ich hab' es sehr wol beobachtet.

Rosen-

nur wollen, machen es sehr wahrscheinlich, daß Piemont Savoyens Schicksal endlich unterliegen werde. Schon, besonders unter König Franz I, unter der Regierung des Kardinals Richelieu, und unter Ludwig XIV. haben die Franzosen ihre Ueberlegenheit bewiesen. Gewinnen sie Zeit, ihre Truppen von allen Seiten her zu vermehren, so wird kein über sie erfochtener Sieg, wie ehedem der bey Pavia, bey S. Quintino, oder bey Turin, hinreichend seyn, dem immer mehr aufschwellenden, immer wiederkommenden Strom ihrer Truppen Einhalt zu thun.

Die ordentliche Kriegsmacht des Herzogs von Piemont bestehet in Friedenszeiten in 30056 Mann Infanterie, worunter 15 Battallions, oder 9,252 Landmilizen begriffen sind, welche nur 14 Tage des Jahrs in Waffen geübt werden; und in 3,500 Mann Kavallerie, die 4 Kompagnien Leibgarde mit einbegriffen, folglich in allem in 33,556 Mann. In Kriegszeiten, wie z. B. im Jahr 1741 belief sie sich, sammt der Landmiliz, auf 40,000 Mann. Wenn diese Macht (sollte sie sich auch jetzt auf 50000 Mann erstrecken) nicht nur in die vielen Festungen und Schlösser, woran Piemont einen Ueberfluß hat, sondern auch wider die sieben ins Herzogthum eingedrungene feindliche Kolonnen vertheilt wird, so bleibt keine beträchtliche Macht dem Feinde auf der Seite, wo er mit weit überlegner Macht vordringt, entgegen zu setzen übrig. Das östereichi-

reichiſche Kriegsheer kann ſich nicht wohl von den Grenzen der öſtereichiſchen Lombardie entfernen. Den neueſten Nachrichten aus Meiland vom 5. Jul. gemäß, ſollen ſich die Piemonteſer in den 22. Provinzen Mann für Mann in Maſſe erhoben haben. Da die ganze Bevölkerung von Piemont ſich auf 2,353,773 Menſchen beläuft, ſo müßte, wenn es wahr wäre, daß ſtatt Mann für Mann (wie ſich der Zeitungsſchreiber ausdrückt) auch nur von 20 Perſonen Ein Mann zu den Waffen griffe, ohne die ſardiniſchen regulären Truppen zu rechnen, nur allein aus dieſen eine Armee von 117,688 Mann entſtehen. *) So ſehr dieſes und noch mehr für die Sicherheit Italiens zu wünſchen wäre, ſo unausführbar und gefährlich würde es in dieſem Lande, und überhaupt in Italien ſeyn. Da der Bauer in Italien nur das Eigenthum des Adels und der reichern Stadtbewohner bearbeitet, und von den Produkten kaum ſo viel erhält, als er zu ſeinem und ſeiner Familie Unterhalt nöthig hat: ſo würde er nicht nur nicht für ſeinen eignen Heerd ſtreiten und nichts weniger als ſein Leben in Gefahr ſetzen, ſondern auch in dem Augenblick als er von dem Gut ſeines Herrn ſich entfernt, theils aus Dürftigkeit, theils durch das Beyſpiel der dürftigſten

*) Unter einem neuern Dato heißt es, beſtehet die Maſſe des Aufſtandes in 40,000 Mann, und zwar nur aus den Provinzen Alba, Acqui und Mondovi, welches alle Schranken der Wahrheit überſchreitet, beſonders zur Zeit der Erndte.

und minder gewiſſenhaften zum Rauben und Plündern verleitet werden. Die Regierung des Königs von Sardinien zeigt ſelbſt, wie wenig ſie ſich auf ihre Unterthanen verlaſſen könnte, wenn ſie bewaffnet wären; denn auch in Friedenszeiten iſt allen und jeden, ſogar den Officieren, außer auf ihren Lehngütern, wenn ſie ſolche beſitzen, unter den härteſten Strafen verboten, Schießgewehr zu tragen. Und wer kann Bürge dafür ſeyn, daß ſie die einmal ergriffenen Waffen nicht endlich wider ihre eigne Herrn richten? Da es oft geſchieht, daß regulierte Truppen durch Beſtechung und Verführung den Feind begünſtigen, oder wohl gar zu demſelben übergehen: ſo iſt dieſes weit mehr von rohen, undisciplinierten Haufen des, ſowohl von ihren adelichen Herrn, als von 198000 Zollbedienten des Königs gedrückten Landvolks zu befürchten; beſonders im jetzigen Kriege mit den Franzoſen, welche darauf ausgehen, durch viel verſprechende Maximen von Freyheit den Pöbel und Landmann zu bethören.

Man kann nicht läugnen, daß die Abgaben in Piemont vielfältig und drückend ſind. Die Grundſtücke zahlen den zwanzigſten Theil ihres Ertrags. Jede Perſon entrichtet 20 Soldi oder eine Lira Kopfgeld, *) ein Joch Ochſen 50 Soldi, ein Joch Kühe 25 Soldi. Jede Perſon, welche über 5 Jahr alt iſt, muß jährlich 8 Pfund Salz, jedes Pfund

*) 7. Gr. 9. Pf.

Pfund zu 4 Soldi, kaufen, ohne das Salz, welches jährlich auf ein Pferd, Schaf, Esel, Küh und Ochsen gerechnet wird. Wer ein Schwein zu eigner Konsumpzion schlachtet, ist zu $6\frac{1}{2}$ Pfund Salz verbunden. Jeder aufgesetzte Kontrakt, welcher über 80 Lir. beträgt, ist einer Abgabe von 30 Soldi oder $1\frac{1}{2}$ Lir. unterworfen. Ich übergehe andre Zölle und Abgaben, z. B. für Stempelpapier, Leder, Talglichter, Mahl- und Fleischaccise, u. dgl. Kurz, der König zieht jährlich 22,500,000 piemontesische oder 27,000,000 französische Livr. von seinen Unterthanen. Außerdem sind sie noch mit 10,000,000 Lir. Papiergeld, welche in den piemontesischen Staaten auf dem festen Lande zirkulieren, und im jetzigen Kriege stark vermehrt worden sind, nicht wenig gedrückt; besonders da bey der großen Last der Kronschulden, welche schon vor diesem Kriege 38 Millionen betrugen, wenig oder gar keine Hofnung ist, daß das häufige Papiergeld je realisiert werde.

Außer diesen Beschwerden, wodurch das Volk eben nicht sehr zu einem allgemeinen Aufstand für den König ermuntert wird, steckt noch ein Hauptmangel in der Landeskonstituzion, welcher einen sehr beträchtlichen Theil der Unterthanen gegen dieselbe aufbringen und mit Sehnsucht nach einer allgemeinen Staatsrevoluzion erfüllen kann. Die Adelssucht ist nirgends größer als in Piemont. Unzählig sind die Schlösser, Dörfer, Flecken und

Landgüter, auf welchen der Titel einer Herrschaft, Baronie, Grafschaft, oder eines Marquisat haftet. Wer ein solches Lehen durch Kauf an sich bringt, wird ein Edelmann, Baron, Marquis, oder Graf. Der König verkauft dergleichen erledigte Lehen, die oft nicht über 5000 Lir. kosten. Hingegen erhält der König für das Wappenschild und den Adelsbrief eines solchen neuen Edelmanns 15 bis 20,000 Lir. Auf diese Weise hat sich der Adel in Piemont mehr als irgendwo in Italien vermehrt, und nimt zum größten Verdruß des alten Adels von Tag zu Tag zu. Zum Glück für die übrigen Unterthanen sind die Güter des Adels nicht steuerfrey. Hingegen haftet das Recht der Erstgeburt auf denselben. Die jüngern Brüder, wenn ihrer weniger als vier sind, erhalten vom ältern den vierten Theil der Revenüen des adlichen Gutes; sind ihrer aber mehr, so müssen sie sich insgesammt mit dem dritten Theil behelfen. Die adlichen Häuser in Piemont sind fast durchaus von eingeschränkten Einkünften. Derer, die volle 80,000 Lir. (25,000 Thaler) haben, sind nur 12 in Turin. Die Anzahl derer, welche nur einige tausend Thaler Revenüen haben, ist bey weitem die größte. Nun denke man sich die Armuth der Kadetten solcher Häuser. Diese steckt man entweder in die Klöster, oder verschafft ihnen Kirchenpfründen, oder macht sie zu Soldaten. Viele, deren Willkür es überlassen ist, sich einen Stand zu wählen, führen ein müssiges Leben, und ergeben sich dem Spiel und andern Lastern. Diese

Unglücklichen, welche sich als Opfer einer verkehrten Gesetzgebung betrachten, und sich größtentheils von zarter Jugend an dem Cölibat und geistlichen Stande gewidmet sehen, wozu sie keinen Beruf fühlen, sind nichts weniger als Freunde der politischen und hierarchischen Verfassung ihres Vaterlandes. Von dieser zahlreichen Klasse hat sich nicht nur Piemont, sondern auch ganz Italien bey gegenwärtigen Umständen, wo es auf den gänzlichen Umsturz geistlicher und weltlicher Regierung angesehen ist, nicht viel Gutes zu versprechen. Schwerlich wird irgendwo in Italien eine Verschwörung oder Verrätherey angezettelt werden, woran diese mißvergnügte Klasse von Menschen nicht den größten Antheil habe.

Von diesem Sauerteig ist ganz Italien angesteckt. Er ist eine der Hauptquellen des allgemeinen Verderbnisses der Sitten, welches Italien schon seit Jahrhunderten zu einer feilen Dirne, und zur Beute jeder ersten erobernden Nazion gemacht hat.

Es wird dem Könige von Sardinien und den damit verbundnen Fürsten äußerst schwer werden, nach mörderischen Schlachten, wenn sie auch siegten, ihren Verlust an Mannschaft wieder herzustellen, um nicht den immer erneuerten Anfällen des Feindes endlich unterzuliegen. Die Rekrutierung ist in Italien überaus schwer. Der Italiener verabscheut überhaupt den Soldatenstand; er liebt all-

zusehr die Bequemlichkeit und die ungestörten Vergnügungen, welche ihm das sanfte Klima und die Fruchtbarkeit des Landes mit voller Hand darbietet. Keines wohlhabenden Bürgers Sohn fällt auf den Gedanken Soldat zu werden; eher würde er sich durch die geistliche Tonsur, durch den Mönchs- oder Eremitenhabit der weltlichen Gerichtsbarkeit entziehen oder wohl gar auswandern. Die brauchbarste Jugend steckt in den bischöflichen Seminarien, in Klöstern, in den Sakristeyen, und Chören der Domkirchen und Stifter. Das schwarze Kleid und die geistliche Tonsur entzieht eine unzählige Menge Menschen der weltlichen Macht und dem Dienste des Staats. In Städten und Flecken wimmelt es von Bedienten aller Art, von welchen ein starkes Kriegsheer gebildet werden könnte. Nicht nur der häufige Adel, der in großen und kleinen Städten wohnt, sondern auch jeder wohlhabende Bürger hält seine Livreebediente. Es giebt außer dem eine Menge Lohnbedienten in volkreichen Städten, welche die durchreisenden Fremden bedienen, ja sogar solche, welche von einigen minder wohlhabenden Familien insgesammt gelohnt werden, den Frauen in verschiednen Stunden das Gebetbuch an Festtagen in die Messe, und auf den Spaziergängen die Schleppe nachzutragen. Man denke sich 43 grose Städte und 1911 Städtchen und Flekken in Piemont, von zahlreichem alten und neuen Adel und von vielen bürgerlichen Familien, die dem Adel in der Anzahl der Livreebedienten nacheifern,

eifern, bewohnt; man wird sich wundern, wie der König von Sardinien noch im Stande sey, eine Armee von 40,000 Mann aufzutreiben. Die Klage, daß es wegen der überschwenglichen Menge Bauersöhne, welche in den Städtchen Livree tragen, dem Ackerbau an Arbeitern fehlt, ist in dem städtereichen Italien allgemein. Wenn nun schon die Landmiliz von allen Provinzen zur Arme gezogen ist, woher will man die neuen Rekruten nehmen? Zwingen läßt sich der Italiäner nicht mit Gewalt die Waffen zu tragen, er sey von welcher Klasse Menschen er wolle; man würde nichts als Rache und Untreue zu gewarten haben.

Bey einer teutschen Armee wird durch die Entfernung von Teutschland die Kompletierung der Truppen, wenn sie durch blutige Schlachten und noch mehr durch Krankheiten geschwächt worden, sehr schwer und kostbar gemacht. Eine teutsche Armee hat in Italien nicht nur mit dem Feinde, sondern auch mit so schwer drückenden und gefährlichen Ungemächlichkeiten, welche von der Lage und dem Klima abhängen, zu kämpfen, daß diese allein hinreichend sind, den größten Theil derselben aufzureiben. Der gemeine Mann weiß sich selten ins Klima zu schicken. Die Hitze des Tags ist sowohl in den Thälern als auf den Ebenen überaus groß. In den Gebirgen wechselt sie des Abends mit empfindlicher Kälte schnell ab, und auf den Ebenen der Lombardie fällt beym Eingang der

Nacht ein naſſer Thau, welcher dem von Hitze auf gelöſeten Körper gefährliche Krankheiten zuzieht. Die vielen Reisfelder daſelbſt hauchen eine tödliche Luft, einen unerträglichen Geſtank aus. Das Waſſer iſt in den meiſten Gegenden ſehr ſchlecht; an Bier fehlet es gänzlich, und gemeiner Brantewein, welcher hier ſelten iſt, würde tödtlich ſeyn. Guten Wein, der nicht verfälſcht ſey, kann der Officier nur bey ſich führen, und die ordinären und ſchlechten Weinſorten kommen im Felde entweder nicht an den gemeinen Mann, oder ihr unbehutſamer oder unmäßiger Genuß in der brennenden Sonnenhitze ſchadet der Geſundheit. Die Bauerhäuſer, wo in andern Ländern der Soldat Ruhe und Erquickung findet, ſind hier über alle Vorſtellung ſchlecht und elend. Daher iſt Italien von jeher der Kirchhof fremder Völker geweſen. (Italia barbarorum ſepultura) Mit etwas ausgelaſſenem Scherz, doch ſehr naiv, drückt Teofilo Folengo, unter dem Nahmen Limerno Pitocco in ſeinem Orlandino dieſes traurige Sprichwort in folgenden zwey Stanzen aus:

— — — — in quell' orribil giorno
Che in Gioſafatto ſonerà la tromba,
Facendoſi ſentire al mondo intorno,
E i morti ſalteran fuor d'ogni tomba,
Non ſarà pozzo, cacatojo, o forno,
Che mentre il *tararan* del ciel rimbomba

Non

Non getti fuora Svizzeri, Franceſi,
Tedeſchi, Ispani, e d'altri aſſai paeſi.
E vederaſſi una mirabil guerra,
Fra lor combattendo gli oſſi ſuoi:
Chi un braccio, chi una man, chi un piede afferra;
Ma vien chi dice: queſti non ſon tuoi,
Anzi ſon miei; non ſono: e ſulla terra
Molti di loro avran gambe di buoi,
Teſte di muli, e d'aſini le ſchiene,
Siccome all' opre di ciaſcun conviene.

Cap. 6. Stanz. 56. 57.

J...

IV.

Politiſche Zirkel.

Zwey Gegenſtücke.

Beatus qui procul —

I.

Geſellſchaft beym Kanzler von Freuen.

Geheimerrath von Buſchwitz. Präſidentin von Renzdorf. Hofräthin von Ring und Kammerjunker von Waldungen kommen dazu.

Geheimerrath. Ihre Partie einmal geendigt, meine Gnädige?

Hofr.

Roſenkranz und Güldenſtern treten auf.

Hamlet.

He! holla! kommt, ſpielt uns eins auf: Kommt, wo ſind die Flöten? Wenn die Comödie dem König nicht gefällt, nun, ſo gefällt ſie ihm eben nicht, und er muß wiſſen warum. Kommt, ſpielt auf, ſag ich.

Güldenſtern.

Mein Gnädiger Prinz, erlaubet mir ein Wort mit euch zu reden --

Hamlet.

Eine ganze Hiſtorie, Herr.

Güldenſtern.

Der König, mein Herr --

Hamlet.

So, mein Herr, was giebt's von ihm?

Güldenſtern.

Hat ſich in ſein Cabinet verſchloſſen, und befindet ſich auſſerordentlich übel --

Hamlet.

Vielleicht von zu vielem Wein?

Güldenſtern.

Nein, Gnädiger Herr, von Galle --

Hofräthin. Ich habe viel Guignon gehabt. Der Herr Kammerjunker meynt es nicht gut mit den Damen.

Kammerj. Ce n'eſt pas ma faute, Madame, es iſt der Fehler des Glücks.

Präſ. Wir ſprechen eben von Ihrem Frankreich, Herr Kammerjunker, was man in Ihrem geliebten Paris für dumme Streiche macht.

Kammerj. Ah! das iſt auch nicht mehr das alte Paris! Ja, der Prinz Lambeſc hat mir ſo oft geſagt: Vous verrez de belles choſes, Vous verrez de belles choſes! aber ſo etwas hätte ich mir doch nicht vermuthet.

Geheimer. Es konnte nicht anders kommen. Wo die Leute aus der populace ſich der Regierung bemächtigen, Leute ohne Kenntniß von Geſchäften und Erziehung —

Kammerj. Wie ſollten ſolche Menſchen zum Reſpekt vor dem König oder dem Hofe kommen?

Präſ. Und was ſie die Königin maltraitiert haben! Ich habe heute noch die Bonboniere mit ihrem Portrait in Händen gehabt, die mir der engliſche Geſandte geſchenkt hat: es iſt doch ein erſtaunend kluges Geſicht!

Geheimer. Den armen Emigranten hat man erſt mitgeſpielt!

Hofr.

Hofr. Die Königin war weit intereſſanter als die Prinzeſſin Eliſabeth, das iſt gewiß; aber mich dauert doch die Prinzeſſin Eliſabeth am meiſten. Der Graf Belgioſo hat mir von Turin aus einen Ring von ihren Haaren verſprochen.

Geheimer. Der gröſste Fehler war, daß der König die drey Stände zuſammenberief; dann folgte eins aus dem andern. Und ſeine Nachgiebigkeit bey allem! Hätte er nur noch auf dem Schafott ſich als König gezeigt —

Kammerj. Der ganze Adel wäre für ihn aufgeſtanden.

Geheimer. Jetzt iſt Frankreich verloren, wenn ſie nicht je eher je lieber einen König ausrufen, die Nazionalgarde abdanken, die Militärchargen in die Hände des Adels geben —

Präſ. Und die Geiſtlichkeit wieder herſtellen. Mein Gott! den Abbé Maury vergeſſe ich nicht; was war das für ein angenehmer Mann! Toujours le mot pour rire.

Geheimer. Mit der Geiſtlichkeit wird ſich's ſchon finden, wenn nur erſt der Adel wieder hergeſtellt iſt.

Hofr. Der Abbé Maury war, glaub' ich, der Gegner von Mirabeau? Apropos! haben Sie

den

den Grafen Mirabeau gekannt, Herr Kammerjunker?

Kammerj. Mein Gott, wie mich selbst. Ich habe einigemal mit ihm bey dem Prince de Conty gespeist, wiewohl er sonst beym Adel verachtet war. Es war doch Schade! Er war ein guter Kopf.

Geheimer. Aber überspannt, überspannt, der die Welt mit allgemeinen Prinzipien regieren wollte, mit solchen Narrenspossen der Herren vom Katheder. Ueberhaupt, was die Schriftstellerey für Schaden in Frankreich gestiftet hat, davon haben Sie gar keine Idee.

Kammerj. O gewiß, man sollte solche Müssiggänger gar nicht dulden, man sollte gar nicht erlauben, daß jetzt neue Bücher geschrieben würden.

Hofr. Und was für Bücher? Wo ist in allen ein Körnchen von Voltär's Witz?

Geheimer. Eben der Voltäre hat aber grossen Antheil an der französischen Revoluzion.

Präs. Darum degutieren mich auch seine Schriften. Ich lese jetzt überhaupt bloß Engländer — Yorik und Youngs Nachtgedanken.

Kammerj. Mais Vous êtes trop belle pour passer la nuit avec des penſées.

Geheimer.

Geheimer. (zur Hofr.) Der Spitzbube! Seit er Kammerjunker ist, ist er unerschöpflich in Equivoquen!

2.

Weinhaus.

Advokat Graßmann. Schneidermeister Friedrich. Zimmermeister Branike. Hernach Maler Prinzer.

Zimmerm. Also sind es meist Advokaten, die im Konvent sitzen?

Adv. Meist Advokaten. Ja, aus einem Juristen kann alles werden, wo man Talente lohnt; aber hier zu Lande —

Schneiderm. Ich denke nur, nach der neuen Einrichtung fragt man nicht viel mehr nach den Juristen in Frankreich?

Adv. Juristen sind überall nöthig, wo es Streitigkeiten giebt, und Streitigkeiten wird es geben und muß es geben bis an das Ende der Welt. Nun denken Sie, Herr Friedrich, wenn Sie Ihren Sohn studieren lassen, so kann er in den Konvent kommen, so kann er es so weit bringen, wie hier zu Lande ein Premierminister.

Schneiderm.

Schneiderm. Es braucht des Studierens nicht. Jeder Bürger und Bauersmann kann im Konvente sitzen.

Adv. Nein, studiert muß er haben; was will er sonst von Gesetzen verstehen? Studiert muß er haben.

Zimmerm. Das beste bey der französischen Revoluzion sind doch die verminderten Abgaben. Seh' mir einer hier zu Lande die Abgaben an! Alles ist belegt; kein Glas Wein kann man trinken ohne die verdammte Weinsteuer. Kellner, noch eine halbe!

Schneiderm. Man belege den Bauer mehr und die Vornehmen, und lasse den ehrlichen Bürgersmann sein Gläschen in Ruhe. Es gilt, Ihr Herren!

Adv. und Zimmerm. Es gilt! (stossen an.)

Maler Prinzer (tritt ein.) — Bon jour, meine Herren! Wißt Ihr, daß David freygesprochen ist? Herr Wirth, eine Flasche 79ger! David und alle übrigen!

Zimmerm. Nun der hätte allenfalls abkommen können.

Maler.

Maler. Abkommen? Mit Euch Kerls ohne Gefühl sollte man sich gar nicht einlassen. Abkommen, der durch seine Gemälde mehr für die Revoluzion gethan hat als zehn Mirabeau's! David abkommen!

Schneiderin. Ihr Herren von der Kunst taugt doch nichts in einem Staate, Ihr verderbt die Sitten!

Maler. Sitten? Was fragt man in einem freyen Staate viel nach Sitten! Der ungenierte Lebensgenuß ist ja das eigentliche von der Freyheit. Wo's recht ins wilde Leben hineingeht, da ist der Künstler in seiner Sfäre! Wenn der Konvent die Freudenmädchen verböte, ich hätte den Henker von ihrer Republik!

Adv. Ganz kann man die Strafgesetze darüber doch nicht aufheben.

Maler. Alles muß frey seyn. Was nach Privilegien schmeckt, muß weg! Warum sind wir nicht privilegiert? Wer am besten malt, der hat das beste Privilegium.

Adv. Nur in den Wissenschaften nicht. Wenn jeder mir nichts dir nichts in die Praxis hineinpfu-

ſchen dürfte, in was für Hände würden da die armen Leute gerathen?

Schneiderm. Und hernach die Innungen! Wenn jeder, dem's beliebt, Kleider machen dürfte, ſo müßten wir alle verhungern.

Mal. Wer ein Schneidergenie hat, muß ſchneidern dürfen — das gehört zur Freyheit.

Zimmerm. So? Und gar keine Zunftgeſetze? Sollten uns von Geſellen und Jungen herumhudeln laſſen wie ſie nur wollten?

Mal. Macht die Bedingungen ſelber, oder ſeyd Euch ſelbſt genug, wie wir Künſtler!

Adv. Nein, nein! Der Herr hat Recht. Innungen ſind ein großes Uebel im Staate; ſie hemmen die Induſtrie —

Mal. So? Innungen ſollen nicht ſeyn, aber Diſputazionen? Schulfüchſerey wie Schulfuchſerey! Eins wie das Andre.

Adv. Der Patron thut ordentlich als wenn er's verſtünde. Aber die Herren vergeſſen immer, wen ſie vor ſich haben.

Mal. Und wenn Sie das leibhafte Corpus juris wären.

Adv. Ich bin Iuris utriusque Baccalaureus, Herr! und zahle zehn Thaler Kopfgeld, und kann alle Tage Doktor werden. Vor Ihnen weicht kein Stadtschüler.

Schneiderm. Es ist wahr, immer haben die Herren Künstler die Nase über unser einen; als ob ein ehrlicher Bürger gar nichts wäre, der seit zwölf Jahren das Meisterrecht hat und beym Almosenamte angestellt ist —

Zimmerm. Und alle Tage in den Rath kommen kann, wenn das Glück gut ist. Das muß Er wohl bleiben lassen!

Wirth. Stille, meine Herren! keine Zänkereyen in meinem Hause! Da habe ich heute eine Probe Johannisberger bekommen; versuchen Sie ihn zusammen. Auf gute Freundschaft!

Adv. Das ist das wahre Medium. Stoßt an, Ihr Zankgeister! Gute Freundschaft und unser Motto: Es lebe die Freyheit, es lebe die Gleichheit!

Alle. Es lebe die Freyheit! Es lebe die Gleichheit!

X. H.

V.

Gedichte.

1.

Gefühle auf einem Kirchhof.

Welch' tiefe Stille herrschet um mich her!
Der Mond blickt blaß herab; es flimmert hoch
Im unermeßbar'n Raum der Sterne Heer.
Ach, durch des Kirchhofs Leichensteine, die
Des Mondes bleicher Glanz bescheinet, irr' ich einsam,
Die Seele mit des Todes Bild erfüllt.
Ein schaurig Lüftgen nur bewegt das Moos,
Das um die Gräber traurig duftend schleicht.

Hier steht ein Leichenstein! Die Grabschrift fehlt,
Und doch bedeckst du eines Edlen Staub
Vielleicht, der unbekannt, von keinem Auge
Wohl je beweint, dem großen Tage hier
In sanfter Ruh' entgegen schlummert! — Dort,
Hoch pranget dort ein stolzes Monument,
Und scheinet selbst der allgewaltigen
Zerstörerin, der Zeit, zu trotzen. Sieh'
Es flimmert eine goldne Innschrift drauf —
Sie sagt dem Wanderer erhabene,
Des ew'gen Nachruhms werthe Thaten, die
Der, den sie preist, vielleicht wohl nie gethan. —
Hier könnt ihr täuschen; doch Den täuscht ihr nicht,

Der durch des Herzens tiefſte Falten ſieht;
Ihn, der der armen Menſchheit Thränen ſieht,
Ihn, der die Unſchuld rächt, und Bosheit ſtraft.

Verkannt, vergeſſen werden, iſt faſt ſtets
Das Loos des Edlen! — Doch nur hier, nicht dort,
Wo reine Tugend, Menſchenliebe und
Verdienſt den einz'gen wahren Vorrang giebt. —
Dort glänzen eure ſchöne, nur zu oft
Verkannte und verlachte Thaten. — Ja!
Sie glänzen herrlicher und dauernder,
Als jene ſtolzen Monumente, die,
Auch ſelbſt im Grabe noch, die Eitelkeit
Und niedrer, feiler Seelen Eigennutz
Dem reichen Böſewicht, der Menſchheit ſelbſt
Zur Schande, baut! — O gönnet ihnen den
Vergold'ten Marmor: er iſt doch nur Stein!
Ihr ſchlummert ruhiger im kühlen Schoos
Der Mutter Erde. — — O ihr Glücklichen!
Ihr irrt nicht mehr im Labyrinth der Welt,
Wo mancher Thor im goldnen Wagen lacht,
Mit ſtolzem Blicke auf den Edlen ſchaut,
Der in der niedern Hütte darbt und weint;
Wo Dummheit hoch mit Stern und Orden prangt
Wo man dem Laſter Weihrauch ſtreut, Verdienſt
Hingegen darben läßt, der Tugend lacht
Und ſie verhöhnt; wo Krieg und Peſtilenz

Hamlet.

Eure gewöhnliche Weisheit hat euch nicht wohl gerathen, mein Herr, da ſie euch zu mir gewieſen hat; zum Doctor hattet ihr gehen ſollen; ich kan hier nichts; denn wenn ich ihm auch ein Purgier-Mittel eingeben wollte, ſo mocht' es ihm leicht noch mehr Galle machen.

Guldenſtern.

Gnädiger Herr, höret mich an, anſtatt durch ſolche ſeltſame Abſprunge meinem Vortrag auszuweichen.

Hamlet.

Ich will ſtehen bleiben, Herr -- Sprecht!

Güldenſtern.

Die Königin, eure Frau Mutter, ſchikt mich in gröſſeſter Betrübniß ihres Herzens zu euch.

Hamlet.

Ihr ſeyd willkommen.

Güldenſtern.

Nein, Gnädiger Herr, dieſes Compliment iſt hier auſſer ſeinem Platz. Wenn es euch beliebig iſt, mir eine geſunde Antwort zu geben, ſo will ich mich des Auftrags entledigen, den mir eure Mutter aufgegeben hat; wo nicht, ſo werdet ihr mir verzeihen, wenn ich gehe, und mein Geſchäft für geendigt halte.

Hamlet.

Der Menſchheit Jammer mehrt. — Schon wandelt euer Geiſt
In jenen ſeligen Gefilden, wo
Des Kummers bange Thräne nicht mehr fließt,
Wo jede Klage ſchweigt, und jeder Schmerz
Entflieht; wo Glück und Tugend Gott in der
Untrügbar'n Wage wägt und lohnet. Schon
Genießt ihr eurer Tugend ſüßen Lohn,
Genießt der Ruh', die keine Klage ſtört,
Und die euch ſonſt hienieden floh.

Euch will ich nachzuahmen ſtreben, wenn
Auch ſchon mit giftigem Geſchoſſe mich
Die ſchändliche Verläumdung oft verfolgt,
Und tauſendfaches Unglück mich bedroht:
Dem Frommen fehlt doch niemals wahres Glück! —

J. C. Semler.

2.

An die Gallier.

Freiheit, welche der Thor und der Unedele
Blind verkennend entweiht, Freiheit, nur würdig iſt
Deines Namens, wem Tugend
Mild das freudige Herz durchglüht.

Was erdreiſtet ſich der, welchem noch Eigennuz
Oder Rache das Herz feſſelt, dem Heiligthum,
Wo du wohneſt, zu nahen
Mit des prahlenden Stolzes Schritt?

Nicht vom Heldenmuth nur flammt er, es lächelt auch
Stille Freude dein Blik, Freude der Menſchlichkeit;
Du gebieteſt auch Siege
Ueber herriſche Leidenſchaft.

„Heil uns, nun ſind wir frey!“ Träumt ihr von ſtolzem Glük?
Thoren, ziehet erſt aus jene gefürchteten
Feſſeln, welche die Habgier
Oder Wolluſt euch ſchmiedete.

Wer, ein Weiſer, den Werth kennet, in Namen-Klang
Nicht die Seele berauſcht, glücklich wird der euch nie
Preiſen; lachen des Schwindels,
Oder fluchen der Schändlichkeit.

VI.

Anzeigen.

Bey G. J. Göſchen in Leipzig ſind herausgekommen:

1. Hube, deutlicher und vollſtändiger Unterricht in der Naturlehre, in Briefen an einen jungen Herrn von Stande, 3r und letzter Band, mit Kupfern, 1 Thlr. 20 Gr.

Alle kritiſche Blätter von Bedeutung ſtimmen darin überein, daß dieſes vortrefliche Werk mit Klugheit und Deutlichkeit geſchrieben, und die Kenntniſſe der Werke und Kräfte der Natur mit Benutzung der neueſten Entdeckungen vollſtändig und gründlich darin vorgetragen ſind.

2. Auszüge aus den beſten Schriftſtellern der Franzoſen für die Jugend, unter Aufſicht des Herrn Abt Reſewitz, herausgegeben von C. H. Schmidt, 3r Theil, 16 Gr.

Die drey Bände dieſer Ausgabe ſind eigentlich eine kleine Hausbibliothek der franzöſiſchen Sprache für die Jugend, welche wegen des Plans und der ſorgfältigen Auswahl, ſowohl in Rückſicht der Moralität als auch des guten Geſchmacks, allen Eltern und Lehrern empfohlen werden kann. Die Jugend wird darin vom Leichtern zum Schwerern geleitet; nicht bloß in der Sprache durch die treflichſten Muſter aus allen Gattungen des Styls geübt, ſondern auch angenehm unterhalten, und an Kopf und Herz gebildet. Der erſte Theil enthält Briefe und Aufſätze aus der Geſchichte, der zweyte iſt der Philoſophie des Lebens, und den moraliſchen Wahrheiten, der dritte den Meiſterſtücken der verſchiedenen Gattungen der Dichtkunſt gewidmet.

Inhalt.

I. Der Abend am Rheinufer. Seite 111
II. Zwey Erzählungen, als Proben einer Ueberſetzung der Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe Siecle. 136
III. Ueber den Gebrauch der Fiktionen in der Poeſie. 166
IV. Betrachtungen über Aufklärung und ſüdgallische Unruhen. 179
V. Woher haben die Griechen ihre erſten aſtronomiſchen Begriffe? 197
VI. Ovids zehnte Heroide. 211
VII. An den Verfaſſer der Reflexionen des mittäglichen Provinzien von Frankreich. 227
VIII. Anzeige. 245

Nachricht.

Auf den 7. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit Drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Adreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur, ſich irgend eine dieſer Adreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutſchen Merkur.

Nachricht

Fortsetzung des Verzeichnisses von medicinisch-chemisch-pharmaceutisch-mineralog. Verlagsbüchern der [illegible] mannischen Buchhandlung in Weimar.

Specifische Mittel gegen den Krebs. 6 Gr.

Schall, C. F. W., Anleit. zur Kenntniß der besten Bücher in die Mineralogie und physicalische Erdbeschreib. 2te verbesserte Auflage. 20 Gr.

Schröters, J. S., Journal für Liebhaber des Sternreichs. 6 Bände. 5 Rthlr.

— für die Litteratur und Kenntniß der Naturgeschichte besonders der Conchylien und Steine. 2 Bände mit Kupfern. 2 Rthlr. 4 Gr.

Strack, vom Milchschorf der Kinder, eine Preisschr. 3 Gr.

Trommsdorf, J. B., sämmtliche Tabellen, über alle bis jetzt bekannte Luftarten, über einfache und zusammengesetzte Salze ꝛc. 16 Gr.

Geologisch. Versuch über Bildung der Thäler durch Ströme. 12 Gr.

Vogel, C. A., Lehrsätze der Chymie, mit Anmerkungen von Wiegleb. 2te verbesserte Auflage, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Voigt, J. K. W., drey Briefe über die Gebirgslehre für Anfänger und Unkundige. 6 Gr.

— dessen mineralogische Bergmännische Abhandlungen. 2te Band. 16 Gr.

— mineralogische Reisen durchs Herzogthum Weimar, Eisenach und den angrenzenden Gegenden. 2r Th. 12 Gr.

Wiegleb's, J. C., histor. kritische Untersuchung der Alchymie. 2te Auflage. 16 Gr.

Wittling's, Almanach oder Taschenbuch für Schriftsteller und Apotheker fürs Jahr 1795, kl. 8. 12 Gr.

Der neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1794.

I.

Der Abend am Rheinufer.

An ***.

Die ſchönſte Frühlingsſcene umgab mich, wie ich durch die weite Ebne an dem königlichen Strom hinabfuhr. Die Strahlen der ſinkenden Sonne glänzten von der Spiegelfläche zurück; die Gegend feierte die Schönheit der Natur und den aufblühenden Segen des Jahres. Rings um mich war das ſtille Frohlocken der Ruhe, des Wohlſtandes. Ich mahle dir das Bild nicht aus; denn du kennſt die Reize unſeres Vaterlandes. Ein Gefühl durchdrang mich ſanft, das zu innig für jeden Verſuch des Ausdrucks war. Ich lehnte mich zurück, in Genuß und ſüßes Bewußtſeyn des Genuſſes verſunken.

Meine Ideen ordneten sich, und dem Eindrucke von aussen folgte die Rückwirkung des Nachdenkens.

Glückliches Land! wie du feierlich und heiter vor mir liegst! Du hast Reichthum, Gewerbfleiß, Millionen von Einwohnern, alle Gaben der Natur, Gesetze und Verfassung. — Das alles hast du, teutsches Vaterland! Du ruhst auf geselligem Eigenthum, auf Kultur und Sicherheit des Eigenthums. Soll der Sturm das alles zerstöhren, was du so glücklich dein nennst? Und doch droht dir dieser Sturm; doch scheinen Unschlüssigkeit dich selbst zu schützen, Furcht deine Kraft für den Erwerb dieser Kraft aufzubieten, Untreue, Verrath, Irrthum und Schwachheit deiner eignen Kinder dem Werke der Zerstöhrung Hülfe leisten zu wollen!

Der Uebergang von dem frohen Anblick, der mich umgab, zu diesen Gedanken war leider! so natürlich. Sie beschäftigten mich bis unter das gastfreundliche Dach, welches mich aufnahm.

Die Unruhe für das Heil des Vaterlandes, die Besorgnisse über die Klagen des Schwindelgeistes, welcher so manche Köpfe des Zeitalters erhitzt, minderten sich im Gespräche mit unserm ehrwürdigen Freunde. Wir brachten die halbe Nacht am Gestade des alten Vater Rheins im ruhigen Tausch unserer Ideen zu. Du kennst den Reiz dieses freundschaftlichen Gedankenwechsels. Wir sprachen, bis

wir

wir ſchieden, von der gemeinwichtigen Angelegenheit. Hier haſt du das Weſentliche unſeres Geſprächs.

Zweckmäßigkeit iſt das Gepräge der Wahrheit, die immer, in jedem Verhältniſſe, von dem Geſetze der Nothwendigkeit abhängt. Laß uns alſo nach geiſtvoller Benutzung der vorhandenen Verfaſſung ſtreben, weil jene zum Zwecke führt, indeſſen dieſe nur Mittel iſt. Würdeſt du nicht den Thoren belachen, der das Geſchäft des Ackerbaues damit begönne, daß er den Pflug zerbräche?

Dieſer Geiſt der nützlichſten Anwendung harmoniert mit jeder Verfaſſung. Er fodert, um wirkſam zu ſeyn, jene Bedingniſſe, ohne welche ſelbſt der heißeſte Lobredner der Revoluzionen dieſe als ein Unding anerkennen muß, und die in jeder beſtehenden Verfaſſung ſo möglich ſind, daß es des Wageſtücks einer Zerſtöhrung gewiß nicht bedarf.

Er fodert gute Stimmung der Regierenden. Das öffentliche Wohl muß die Seele der Staatsverwaltung, Erkenntniß ſeiner Bedürfniſſe und der Mittel zu ihrer Erfüllung der Geiſt derſelben ſeyn. Kunde der vorhandenen Geſetze muß die Form zu Verarbeitung dieſes Stoffes hergeben. Er fodert aber auch Zutrauen, Folgſamkeit, Vaterlandsliebe der Regierten. Sie müſſen die Verfaſſung kennen und ihr ergeben ſeyn, weil ſie ſich

Hamlet.

Herr, das kan ich nicht --

Güldenſtern.

Was, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Euch eine geſunde Antwort geben; mein Wiz iſt gar nicht wohl auf. Aber, Herr, ſo gut als ich eine Antwort geben kan, ſteht ſie euch zu Dienſten; oder vielmehr wie ihr ſagt, meiner Mutter - alſo nur ohne fernern Umſchweif zur Sache! -- Meine Mutter, ſagt ihr --

Roſenkranz.

Nun dann, das ſagt ſie; euer Betragen hat ſie in das äuſſerſte Befremden und Erſtaunen geſezt.

Hamlet.

O erſtaunlicher Sohn, der ſeine Mutter ſo in Erſtaunen ſezen kan! Aber ſtolpert nicht etwann eine Folge hinter dieſer Erſtaunung her?

Roſenkranz.

Sie wünſcht, eh ihr zu Bette geht, in ihrem Cabinet mit euch zu ſprechen.

Hamlet.

Wir werden gehorchen, und wenn ſie zehnmal unſre Mutter wäre. Habt ihr noch weiter was mit uns zu handeln?

wohl dabei befinden. Dieſes wechſelſeitige Verhältniß verbürgt die Blüthe des Staates, wenn es ganz ſo erreicht wird, wie es erreicht werden ſoll. Dazu gehört von beyden Seiten reine Abſicht und feſter Wille. Ohne jene bleibt die Form ein Hirngeſpinnſt, mit welchem jede Nebenabſicht, jede Leidenſchaft und Schwachheit nach Willkühr ſpielt; ohne dieſen iſt keine Wirkſamkeit denkbar, die dauerhaft Gutes hervorbringt, dem Endzweck der Geſetze raſtlos nachfolgt, und, unabhängig von den Ereigniſſen des Augenblicks, einen Theil des Plans nach dem andern ausführt, bis das Ganze vollendet iſt.

Dieſer ächte Geiſt der Anwendung fodert ferner Fortſchritt mit dem Gange der Zeit und langſame Umbildung der Mißbräuche.

Es liegt einmal im Geiſte des Menſchen fortzuſchreiten — eben nicht immer zum Beſſern, doch zum Neuern. Der Kreislauf der Zeiten ſchaltet über die Benennung des Neuen; denn ganz neue Erſcheinungen giebt es nicht. Daher brüſten ſich die Enkel wieder mit dem, was die Urväter wegwarfen, weil ſie es müde waren. Jedes Zeitalter hat ſeine Lieblingsbegriffe, ſeine Lieblingsmeinungen, ſeine Lieblingsvorurtheile; dieſe muß die Staatsverwaltung kennen, beobachten, leiten, nützen und beſſern.

In der physischen wie in der moralischen Welt setzt sich Staub und Gewohnheit an; Mängel und Mißbräuche sind von Verfassungen unzertrennlich. Die Ursache liegt in dem natürlichen Streite der Individualität mit der Abstrakzion. Jene will ihre Kraft nach Willkühr äussern: diese schreibt der Kraftäusserung Regeln vor. Jede Verfassung ist Abstrakzion: die Individuen sträuben sich, umgehn die Regel, folgen der Richtung ihrer eignen Begriffe und Neigungen. Daher entstehn Mißbräuche. Allein, wer wird die Maschine zerstöhren, um sie vom Rost zu reinigen? Wer das Gebäude den Flammen Pr.[illegible] geben, um es zu verbessern? Folge lieber dem Gange der Natur, die langsam und sicher wirkt; sie heilt stufenweise, und führt aus dem Guten das Bessere wohlthätig hervor. Wenn man sich an den Geist der Geschäfte hängt, so wird man sie durch jede Form, über alle Hindernisse weg, so gut zur Vollendung führen als es menschlichen Kräften unter diesen Umständen möglich war. Und immer werden die Umstände auf ihre Aeusserung Einfluß haben, trotz der Thorheit, die sich über sie zu erheben glaubt, wenn sie die positiven Verhältnisse ändert, die jedesmal der Nothwendigkeit zinsbar bleiben.

Werden diese Bedingnisse erfüllt, — werden gute Stimmung der Regierenden und Regierten — Konsequenz und Einsicht der ersten, Zutrauen und Folgsamkeit der letzten, Reinheit der Absichten, [illegible]

stigkeit des Willens, Fortschritt mit dem Gange der Zeit und langsame Umbildung der Mißbräuche erreicht und mit einander verbunden: so ist ächte Regierungskunst und ächter Verbesserungsgeist vorhanden und thätig.

Alles übrige ist Irrthum und Fehler. Denn es ist unzweckmäßig, weil es der Absicht des Staats zuwider läuft; es gefährdet das öffentliche Wohl, weil die Gesetze kraftlos gemacht oder unrecht angewendet werden; es ist untreu und unredlich, weil es gegen die Pflichten streitet, welche man mit sich selbst, mit dem Vaterlande und seiner Verfassung, und vor dem Angesichte des Himmels, seines Fürsten und seiner Mitbürger eingieng; es entwickelt und nährt Privatabsichten, weil es Schlupfwinkel ohne Zahl eröffnet, und den Schleichweg der Ausnahmen und Ränke in Aufnahme bringt.

Unter diesen Irrthümern und Fehlern nimmt die erste Stelle die mißverstandene Reformazionssucht ein. Ihre Wesenheit besteht darin, daß sie einem unbedingten Hange zu Neuerungen folgt, alles Alte verwirft, weil es alt ist, so wie sie das Neue liebt, bloß um deswillen, weil es ihr neu scheint; daß sie keine feste Grundsätze besitzt noch anerkennt, und ihrer Natur nach derselben auch nicht empfänglich ist; daß sie die Menschen und Geschäftskenntniß nie, desto häufiger aber ihre

Fans

Fantaſie und ihre Laune zu Rathe zieht, und die Eingebungen beider blindlings in Ausübung bringt. Sie verbindet mit dieſen Eigenſchaften unbegränztes Selbſtvertrauen, Eigenſinn, Leidenſchaftlichkeit, Unduldſamkeit gegen alles, was gegen ſie oder von ihr verſchieden iſt. Es iſt ihr nicht um die Sache, ſondern um ſich ſelbſt zu thun. Manche ihrer Anhänger handeln ohne deutliches Bewußtſeyn dieſer Triebfeder; die meiſten aber kennen dieſelbe recht gut, und ſpielen entweder die Rolle des Enthuſiaſten oder des Heuchlers. Im erſten Falle iſt es ihnen gelungen, ihr beſſeres Bewußtſeyn unter das Joch der Schwärmerey zu beugen; ſie glauben ſich nun mit ſich ſelbſt abgefunden zu haben, und nichts mehr von innern geheimen Vorwürfen fürchten zu müſſen. Sie verfolgen daher ihren Weg im Sturme der Leidenſchaft bis zum Ende. Im andern Falle ſchmücken ſie ſich mit dem Pathos der Beredſamkeit, mit der Terminologie des Patrioten und mit dem ganzen Theaterprunke ihres gleichen, und mißhandeln die öffentliche Sache, indem ſie ſich ihrem Dienſte zu weihen vorgeben. Wenn du das vorhergegangene Leben der meiſten Revolutionsprediger durchgehſt, oder ihren Handlungen nach dem glücklichen Erfolge ihres Plans aufmerkſam nachfolgſt, ſo wirſt du leider dieſe Bemerkungen nur allzuſehr beſtättigt finden. Aus ihrem Munde, durch ihren Umgang, durch ihre Lehren pflanzt ſich das falſche Syſtem im Kopf und Geiſte ſo vieler Jünglinge fort, die ihm nach dem Verhältniſſe ihrer

rer Leidenschaften und ihrer Sinnlichkeit nachhängen. Auf diese Weise gehen viele brauchbare Talente verlohren; die Reue eines verlohrnen Lebens wird zur Furie mancher Menschen, die zu spät einsehen, was sie thun sollten, und was sie wirklich gethan haben. Die Ruhe und Sicherheit der Staaten wird untergraben, die Spannkraft der Gesetze nach und nach aufgelöst, und das Wohl so vieler Tausende auf das Spiel gesetzt. Es entstehn Folgen, die sich ihrem ganzen Zusammenhange nach nicht voraus berechnen, noch in dem ganzen Gemälde ihrer Schrecklichkeit darstellen lassen. Erst jetzt, da ein großes Reich, da Scharen von einzelnen Menschen darüber vor unseren Augen zu Grunde gegangen sind, fassen wir beides zusammen, und der Anblick durchdringt uns mit Entsetzen und Abscheu.

Das ist das Werk der Neuerungssucht, die epidemisch um sich greift, unmerklich vergiftet und fürchterlich wirkt.

Der ächte Geist der Staatsverwaltung muß daher die bestehende Verfassung gegen diese Feindin in Schutz nehmen. Er muß sich dabey nicht bloß leidend, sondern kraftvoll und thätig verhalten, und das Ungeheuer zermalmen, das so viel und mehr Köpfe hat als die Lernäische Schlange.

Er nimmt sie durch jene nützliche, möglichst beste Anwendung, welche vorhin geschildert wurde, in

Schutz,

Schutz, weil er durch dieselbe den öffentlichen Wohlstand, also auch die öffentliche Zufriedenheit befördert, und den Anlaß zu Unruhen entfernt, indem die Menschen im Allgemeinen sich nicht aus dem Zustande hinwegsehnen, in welchem sie sich wohl befinden, und das gewisse Gute immer vorziehen, wenn sie es nur erst als gut fühlen und anerkennen.

Er schützt sie ferner durch stete Aufmerksamkeit auf die Bekanntmachung der Gesetze, in welchen ihre verbindende Kraft beruht, und sodann auf ihre Vollziehung. Vorzüglich muß er hierbey den nur zu gewöhnlichen Fehler vermeiden, so viele Gesetze und Verordnungen ohne Noth mit dem Staatsansehen zu nähren und dadurch letzteres zu schwächen. Eine Revision der fast allenthalben in großer Menge vorhandenen Verordnungen ist daher jetzt ein wahres Hauptbedürfniß. Man lasse die überflüssigen und entbehrlichen in Stillschweigen vergraben, hebe aber die übrigen kurz, faßlich und im Zusammenhange heraus, sorge dafür, daß sie bekannt werden, und halte streng auf ihre Befolgung.

Vor allem sey der Staat unerbittlich über Strafgesetze. Er gebe sie sparsam, aber verbiete zugleich alle Ausnahmen. Nichts entnervt mehr die Kraft der Gesetze, als die nur zu sehr einreissende Weichheit in ihrer Vollstreckung. Wer die Bösen schont, schadet den Guten.

Endlich muß der Staat, um die beſtehende Verfaſſung gegen Neuerungsſucht, Bosheit und Argliſt zu ſchützen, durchaus nicht dulden, daß dieſelbe auf irgend eine Weiſe angetaſtet werde, und jeden Verſuch dieſer Art unnachſichtlich und ſcharf ahnden. Die Geſtalt dieſer oft weit getriebenen Verſuche iſt unendlich verſchieden, und bey dem Mangel feſter Grundſätze könnte man leicht Gefahr laufen, dem Guten nachtheilig zu werden, indem man ſich bemüht das Böſe zu verhindern. Sind hingegen ſichere Grundſätze beſtimmt angenommen, ſo wird man den Frevler ausfindig machen, ohne der bürgerlichen Freyheit zu nahe zu treten; des Volksverführers habhaft werden, ohne den Unſchuldigen zu kränken; den gefährlichen Menſchen, welcher unter der ehrwürdigen Geſtalt des Lehrers den Keim des Verbrechens und des Elends in die zarte Empfänglichkeit der jungen Staatsbürger ſenkt, außer Stand ſetzen zu ſchaden, ohne der vernünftigen Denk- und Lehrfreyheit unzweckmäßige Schranken zu ſetzen; die Frechheit aufwiegelnder oder verführeriſcher Schriftſteller bezügeln, ohne die ächte Preßfreyheit zu mindern oder zu vernichten. Man wird alsdann den glücklichen Mittelweg treffen, welcher in allen Geſchäften ſo ſehr zu empfehlen iſt, die von der Einwirkung auf andere Menſchen und vorzüglich auf die Maſſe der Nation abhängen, und in ihrem Erfolge auf die Stimmung und die Moralität derſelben, auf ihren Fortſchritt zum Guten und auf den Nazionalgeiſt Einfluß haben.

ben. Es ſcheint keinem Zweifel unterworfen, daß es meiſtens an der Art dieſer Behandlung liegen wird, ob das Volk ſeiner Verfaſſung mehr oder minder zugethan ſeyn, ob der Geiſt der Unruhe und Verhetzung mehr oder minder Glück machen ſoll. Wenn es gewiß gegründet iſt, daß der praktiſche Werth aller Staatsverhandlungen auf dem allgemeinen Zutrauen beruhet, ſo iſt auch dieſes Hauptmittel daſſelbe zu gewinnen, ſorgfältig in Betrachtung zu ziehen.

Der Schutz, welchen der Staat der beſtehenden Verfaſſung gegen alle Angriffe, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, gewähren muß, iſt nicht nur, wie die Zeichen der Zeit beweiſen, der Klugheit, ſondern auch, wie aus den erörterten Gründen folgt, der Wahrheit, Nothwendigkeit und Redlichkeit gemäß. Der abgeſchloſſene Verfaſſungsvertrag wird dadurch vollzogen, und die ſchönſte Uebereinſtimmung zwiſchen dem Intereſſe des Staats und den Foderungen der Tugend erzielt. Die ächte Staatskunſt muß ohnehin jederzeit Hand in Hand mit dieſer gehen. Wie glücklich iſt alſo das Loos eines Staates, wo die Adminiſtrazion dieſe in den Annalen der Politik leider nur zu ſeltne Harmonie zur Schutzwehr der wichtigſten öffentlichen Angelegenheit, zur Bürgſchaft der allgemeinen Sicherheit und zur Quelle des allgemeinen Wohls macht!

Wir haben Staaten, wo dieſes Beharren auf der vorhandenen Verfaſſung, dieſe eiſerne Feſtigkeit in ihrer Vollziehung, Wunder wirken. Unaufhaltſam geht die große Maſchine fort; die Urtriebfeder, welche das Ganze in Bewegung ſetzt, giebt nicht in ihrer Spannkraft nach, und alle Räder, ſo viel ihrer ſind, drehen ſich gleichförmig und ruhig um. Wohl überzeugt, daß eine an ſich unbedeutend ſcheinende Abweichung im Großen eine wichtige Divergenz hervorbringen würde, geſtattet daſelbſt die Staatsverwaltung jene auch nicht im mindeſten Grade.

Nur auf dieſe Art kann ein Staat zu einer dauerhaften Verfaſſung gelangen, und ſich in dem Beſitze derſelben und aller ihrer guten Folgen erhalten.

Aus dieſem Syſteme folgt übrigens weder Tirranney noch Verfinſterungsſucht, wie man leicht ſieht; obgleich die Gegner deſſelben und die Freunde der Neuerungsluſt dieſes behaupten, und daraus einen der Haupteinwürfe wider jene Grundſätze hernehmen, die ihnen äußerſt unangenehm ſeyn müſſen. Sie ſind auch oft glücklich genug, hiedurch zu blenden und der guten Sache zu ſchaden. So wie ſie nemlich auf der einen Seite ihren Eigennutz, ihre Herrſch- und Habſucht, ihren Partheygeiſt, kurz, ihr Privatintereſſe, welches ſie nach Veränderungen lüſtern macht, unter einer Geſtalt

ſtalt zu verbergen ſuchen, die durch ihren gemeinintereſſanten Schein anlockt und täuſcht: ſo ſuchen ſie auf der andern der guten Sache den Schein des Privatintereſſe zu leihen, ſie dadurch gleichgültig oder verhaßt zu machen, und davon abzuziehen.

Jeder Demagog, jeder Revolutzioniſt iſt nemlich, ihnen zu Folge, ein anſpruchloſer Patriot, der ſich ganz für das öffentliche Wohl hingiebt, ohne an ſich zu denken, und alles aufopfert, um die mangelhafte Verfaſſung durch eine beſſere zu erſetzen; jeder Regent hingegen, jeder Miniſter, jeder öffentliche Staatsdiener iſt, wie ſie behaupten, bloß Nebenabſichten gewidmet, ſchützt das allgemeine Beſte nur vor, und eifert für die alte Verfaſſung aus keinem andern Grunde als in Rückſicht auf ſich ſelbſt. Da er die Gewalt beſitzt, ſo wendet er ſie, ihnen zu Folge, zu Unterſtützung derſelben an, und drückt die anders geſinnten. Durch dieſe Wendung ſtellen ſich argliſtige Volksverführer als Opfer ihrer angeblichen reinen Abſichten dar, verſchreyen die Adminiſtrazion, nennen Ernſt und Ausübung der Geſetze Tiranney, und Einſchränkung des Unſinn redenden oder Unglück ſtiftenden Frevelgeiſtes Haß gegen Aufklärung, Verfinſterungsſucht.

Es iſt ſehr weſentlich, die Täuſchung zu zerſtören, welche ſie auf dieſe Art zu bewirken trachten, und ſie in ihrer ganzen Blöße aus dem Rinnbus hervorzuziehen, in den ſie ſich einhüllen.

Rosenkranz.

Gnädiger Herr, ich liebte euch einst --

Hamlet.

Das thu ich noch --

Rosenkranz.

Nun, dann, liebster Prinz, um unsrer alten Freundschaft willen, was ist die Ursache dieses euers seltsamen Humor's? Seyd versichert, ihr sezt eure eigne Freyheit in Gefahr, wenn ihr euch länger weigert, eure Beschwerden einem Freunde zu vertrauen.

Hamlet.

Mein Herr, ich möchte gern Beförderung.

Rosenkranz.

Wie kan das seyn, da ihr das Königliche Wort für eure Thronfolge in Dännemark habt?

Hamlet.

Schon gut, aber, weil das Gras wächst -- Das Sprüchwort ist ein wenig schmuzig.

Einer mit einer Flöte tritt auf.

O, die Flöten; laßt mich eine sehen -- Wir gehen mit einander, mein Herr -- Wie, warum geht ihr so um mich herum, mir den Wind abzugewinnen, als ob ihr mich in ein Garn treiben wolltet?

Gülden-

Im Gegentheil befördert das ächte System der nützlichsten und treuen Anwendung der bestehenden Formen die wahre Freyheit und Aufklärung des Geistes am meisten. Es gehören nur unbefangene Augen dazu, um dieses wahrzunehmen, und reine Liebe zur Wahrheit, um sich davon zu überzeugen. Beydes gebricht aber dem Partheygeiste, der die Sache entweder nicht sehen kann, oder sie nicht so sehen will, wie sie wirklich ist.

Denn die wahre Aufklärung erhält statt zu verheeren, und verbannt mit der Unbestimmtheit der Begriffe, mit der Dunkelheit des Geistes die Gefahr der Veränderungen und den Wunsch nach denselben; weil der aufgeklärte Geist einsieht, daß alle Formen nur Aeusserungsarten, nur Behelfe, für unsere innere Wirksamkeit seyn sollen und können; daß es folglich auf diese allein ankommt, und es bare Thorheit ist, die Schuhe und nicht die Füsse beym Gehen für die Hauptsache zu halten. So sieht der Mann mit einem mitleidigen Blick das aus Drang zur Neuheit zerbrochne Spielzeug seiner Jugend an, indem er jetzt besser die reine Quelle der Unterhaltung kennt.

Wahre Aufklärung bewirkt ganz unfehlbar die Ueberzeugung vom Besitze des Guten, oder die Verbesserung des wenigen Guten und des Schlimmen durch zweckmäßige Anwendung der vorhandenen Formen, eben weil sie allen Werth auf den Geist legt, und das Kleid nimmt wie sie es findet. Man sage nicht, daß

doch Ein Kleid beſſer ſey als das andere. Sokrates ſagte in Feſſeln weit mehr Weiſes und Gutes, wirkte wohlthätiger und lehrreicher auf ſeine Zöglinge und Zuhörer als tauſend Menſchen, die von der Wiege bis zum Grabe der vollkommenſten Freyheit genoſſen. Morus lehrte auf dem Blutgerüſte durch ſeinen heitern Muth, und Lauzün zog ſich in der gröſten Abgeſchiedenheit von Welt und Menſchen eine Freundin in einer Spinne. Dieſe Beyſpiele beweiſen, daß Geiſt und Herz und Wille des Menſchen von ſeinen äußern Verhältniſſen ganz unabhängig ſind. Sie müſſen es ſeyn, um den Stempel der Aechtheit und Vollendung zu erhalten; und die Grade der Vollkommenheit werden nur nach dieſem Maßſtabe richtig abgeſtuft und zugetheilt.

Daraus folgt aber auch, daß es keineswegs Vertheidigung der guten Sache zu nennen iſt, wenn Eigenwille den Beſitz der Gewalt dazu anwendet, ſeine Begriffe oder vorgefaßte Meynungen durchzuſetzen. Die beſte Benutzung der vorhandenen Formen zu Bewirkung des Guten erfodert vielmehr die gröſte Unbefangenheit, den reinſten Sinn. Man muß ſich vergeſſen und bloß der Sache leben; man muß die Sache ohne Vorurtheil anſehen, und die nöthigen Maßregeln eben ſo erwägen, auswählen und ergreifen. Man darf die Behauptung der Verfaſſung in keinem andern Sinne nehmen als in dem natürlichen, und der Eigenliebe

nicht

nicht den mindesten Einfluß bey einem so wichtigen Geschäfte gestatten. Der redliche, feste Mann sogar ist einem ähnlichen Irrthume ausgesetzt, wenn er seine Ueberzeugung nicht aufs strengste prüft; und um so mehr, weil er sodann, im Vertrauen auf diese Ueberzeugung von Vorwürfen seines innern Bewußtseyns frey, aus dem Gefühle seiner Pflicht am unrechten Orte unbiegsam wird, und mit dem besten Willen Uebel stiftet. Mit Einem Worte, nie kann die Wahrheit oft genug wiederholt, nie warm genug ans Herz gelegt werden, daß in Geschäften der Staatsverwaltung alles Persönliche durchaus beseitiget werden muß.

Nur dieses System — fuhr unser Freund fort — dieses System von richtiger Einsicht, von uneigennützigem und festem Willen, von Konsequenz und Beharrlichkeit allein, kann das Heil der Staaten und der Völker wirken. Von ihm beseelt, wird die Administrazion Wohlthäterin der ihr anvertrauten Menschen seyn, und von der Nachwelt gesegnet werden, daß sie zur Zeit der Krise weise und fest handelte. Von ihm geschützt, gesichert und beglückt, werden alle Klassen der Landeseinwohner sich mit Zutrauen in die Arme des Staats werfen, und mit Dankbarkeit und Treue ihm anhangen. Von ihm geschreckt und gestraft, werden die Aufwiegler, die Verbrecher, die Feinde der bürgerlichen Verfassung und des bürgerlichen Wohlstandes sich verbannen, sich mindern. Von ihm

geleitet,

geleitet; werden Wiſſenſchaften und Aufklärung ihre Stelle als wohlthätige Gaben der Vorſehung ausfüllen, und an Ausbreitung, ſo wie an weſentlichem Nutzen, gewinnen.

Es wird früh oder ſpät eine Zeit kommen, wo der Taumel ſich verlieren, wo die Vernunft ihre Rechte über die Verblendung wieder gewinnen und der Getäuſchte aus dem Traume erwachen wird, in welchen ihn die falſchen Apoſtel der Zeit eingewiegt haben. Auch ohne gewaltſame Zerſtöhrungen wird dieſe Zeit gewiß kommen, weil jede Täuſchung am Ende zerfällt. Wohl dann jenen Staaten, welche es nicht auf die Gefahr ankommen ließen, durch den Zufall gerettet zu werden, und der Ungewißheit einer räthſelhaften Zukunft durch die Maßregeln der Klugheit und Geſetzlichkeit abgeholfen haben!

Dieſes Syſtem zu verbreiten, zu ſeiner Befolgung dringend und raſtlos aufzufodern, iſt jetzt die ſchönſte Beſtimmung des Schriftſtellers, der ſein Vaterland und die gute Sache liebt, und gemeinnützig wirken will, zu einer Zeit, wo ſo viele ihre Fahnen verlaſſen, ſich feigherzig verbergen oder treulos übergehen. Sich ihm wirklich zu weihen, es praktiſch zu befolgen, iſt jetzt die heiligſte Pflicht, das ſchönſte Loos des Geſchäftsmannes. Könnte ich doch vorzüglich der aufblühenden Generazion von Geſchäftsleuten dieſe Wahrheit einhauchen, ihre Ueberzeugung recht lebendig

machen, und dem Vaterlande so viele gute Köpfe, so viele ausgezeichnete Menschen erhalten! — jetzt, da der Schwindelgeist unter unserer Jugend haust, und so manche hoffnungsvolle Blüthe muthwillig zu Grunde gerichtet wird; da der Hang zum sinnlichen Genusse und zur Ungebundenheit dazu dienen muß, den Geist zu seinem eignen Untergange zu bestechen, und ihm über eine Zukunft die Augen zu schließen, der er nun gedankenlos entgegen taumelt! Könnte ich ihnen allen mit lebhaften Farben die Greuel der Verwüstung auf der einen, und die hohen Scenen des allgemeinen Besten auf der andern Seite malen! Wie mancher steht auf dem Scheidewege und wankt! — Das Herz blutet mir bey diesem wahren Gedanken — Wanke nicht Jüngling! Sey edel, mache dein Vaterland glücklich und dich in ihm!

Laß uns dem Himmel danken, — so schloß er, und eine Thräne der Rührung stand in seinem Auge — daß es noch Männer hat, unser Vaterland, welche diesem Ideale entsprechen! Noch haben wir edle, patriotische Staatsmänner, eine wackere, ihrer Verfassung treue Nazion, Anhänglichkeit an Gesetze, Ergebenheit für das was gut und recht ist. Laß uns denken, hoffen, und alles wirken was wir vermögen! Thun wir das alle — wahrlich, dann muß die Wirkung groß, herrlich und hinreichend seyn; dann dürfen wir nicht fürchten, daß jemals die Klagworte auf uns anwendbar seyn werden,

welche

welche jetzt in unſerm unglücklichen Nachbarlande aus dem Munde eines Patrioten erſchallen:

„Wie glücklich wäre ich, wenn ich meine Mit„bürger überzeugen könnte, daß jeder Verfaſſungs„umſturz die lebende Generazion ins Elend ſtürzt, „ohne der kommenden einen gewiſſen Vortheil zu „verbürgen; daß die Geſetze eine wohlthätige Auf„gide für die Völker ſind; daß nichts ſo gefährlich „iſt als ſich der Verführung der Neuerungsſucht „Preis zu geben; daß die Apoſtel der neuen Staats„religion ſie zwar durch Worte und blendenden Schein „täuſchen können, aber daß der Zuſtand des Jam„mers, in welchem ſich Frankreich befindet, nur „allzuſehr ihren Betrug beurkundet!“ *).

Wir ſanken uns in die Arme, gelobten von neuem, dem Bund der Freundſchaft und der Beſtimmung gemeinnütziger Thätigkeit unerſchütterlich treu zu ſeyn. Ruhig rauſchte der Rhein, ruhig richteten wir uns auf. Der Mond verſilberte den Pfad des Rückwegs.

*) Préface de l'Editeur du vieux Cordelier, Paris 1794. 8.

Ch. v. Benzel.

II.

Zwey Erzählungen,

als

Proben einer Ueberſetzung der Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe ſiecle. *)

I.

Narciſſus.

Wer bey ſeinem Thun und Laſſen die Vernunft nicht zu Rathe ziehen mag, darf ſich auch nicht wundern, wenn's ihm übel geht. Es giebt in allen Dingen eine Regel, wovon man ſich nicht entfer-

*) Dies Werk des Herrn Le Grand d'Auſſy erſchien 1779 zu Paris unter dem Titel: *Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe ſiecle*, traduits ou extraits d'après divers Manuſcrits du tems; avec des Notes hiſtoriques et critiques etc. in drey Bänden in gr. 8. Zwey Jahre ſpäter kam noch ein vierter Band hinzu: *Contes devots, Fables et Romans anciens*, pour ſervir de ſuite aux Fabliaux. — Der Verfaſſer dieſer Proben kündigt eine vollſtändige Ueberſetzung dieſes an Beluſtigung und Belehrung gleich reichhaltigen Werkes, unter dem Titel: Erzählungen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen, in 4 oder 5 Theilen an, und hofft, daß

fernen muß. Der Steuermann ſieht nach den Winden, eh' er die Anker lichtet; wenn ſie ihm günſtig ſind, dann nur ſticht er in See. Wer lieben will muß es eben ſo halten. Lauft nicht blindlings auf dies ſtürmiſche Meer aus! Bald würdet ihr euch, wohin ihr nicht wolltet, fortgeriſſen finden. Aber ſeyd auch gegen ein Herz, das euch liebt, nicht zu ſtreng. Die Liebe pflegt ſich zu rächen; man hat davon manch ſchreckliches Beyſpiel. Ich will euch nur eins erzählen. Narciſſus verſchmähte die Liebe; die Liebe ſtrafte ihn; ſie wurde ſogar ſein Tod.

In Theben lebte vor Zeiten ein berühmter Proſet, deſſen Orakel ſtets eingetroffen waren. Eines Tages fragte ihn eine Mutter über das Schickſal ihres einzigen Kindes, eines Sohnes, um Rath. „Eine lange Lebenszeit, hieß es, ward ihm zwar beſtimmt; aber er wird ſie um vieles verkürzen, wenn er einmal ſich ſelbſt ſehen ſollte.“ Der Mutter ſchien dieſer Ausſpruch ſo lächerlich, daß ſie aufhörte an die Göttlichkeit des Orakels zu glauben. Sie verlachte die Vorherſagung, und, dem Anſchein

daß dieſe Proben einen hinreichenden Beweis von der Methode geben werden, wonach er ſowohl die Erzählungen, — wobey eine ängſtliche Ueberſetzung des Textes des Herrn le Grand und eine Freyheit auf Unkoſten ihres Karakteriſtiſchen gleich unſtatthaft wären, — als auch die Noten, — die manche kleine Veränderungen, Auslaſſungen und Zuſätze erfodern, — bearbeitet. Der erſte Theil iſt bereits unter der Preſſe und erſcheint bey J. G. Ruff in Halle.

nach, eine Zeitlang nicht ohne Grund. Wir werden sehen ob sie Recht hatte.

Das Kind wuchs heran und ward ein Wunder von Schönheit. Die Natur hätte an seiner Bildung ihre ganze Kunst verschwendet. Amor selbst staunte bey seinem Anblick; und um auch von seiner Seite zur Vervollkommung so vieler Reitze beyzutragen, gab er seinen blauen Augen einen so zärtlichen Blick, seinen rosigen Lippen ein so entzückendes Lächeln, daß er für jedes Herz unwiderstehlich ward.

Schon war Narcissus zwanzig Jahr alt; aber die süße Sorge einer Schönen zu gefallen war nicht nur sein geringster Kummer: er floh vielmehr alle Schönen, und kannte keine andere Lust als in Wäldern zu jagen, und mit Pfeil und Bogen Bären, Eber und andere wilde Thiere zu befehden.

Als er eines Tages von dieser Jagd zurück kam und sein Pferd muthwillig mit ihm herumsprang, vernahm Dane, die Tochter des Königs und die Krone aller Schönheiten von Theben, das Geräusch, eilt' ans Fenster und sah hinaus. Sie erblickt den jungen Jäger, in den beseelten Farben, mit dem edeln und stolzen Anstande und dem Ausdruck von Muth, wodurch die Macht der Schönheit so kräftig erhöht wird. — Je mehr sie ihn betrachtet, je mehr fesselt sie sein Anblick; ihre Au-

gen

gen können ihn nicht verlassen — sie erschrickt über die Lust, die sie dabey empfindet. Amor sieht in diesem Augenblick auf sie vom Himmel herab; ein Pfeil entfliegt seinem Bogen; sie fühlt sich verwundet, legt ihre Hand aufs Herz — ach! die Wunde ist tief im innern.

Traurig und gedankenvoll tritt sie zurück um zu seufzen. Ein Schauer durchläuft ihren Körper; sie fühlt sich entzündet — o, welche Qualen! In wenig Stunden ist ihr Gesicht schon erbleicht. Die Nacht kommt — keine Linderung; sie denkt nur an Narcissus. In der Hoffnung der Schlaf werde sein Bild verlöschen, legt sie sich nieder; aber Amor gönnt ihr keinen Augenblick Ruhe. Sie wirft sich hin und her — ihr Uebel wird nur schmerzlicher, der Aufruhr ihres Blutes größer.

„Wer stört so meine Ruhe?“ ruft sie aus. „Woher diese Aufwallungen, dieses unwillkührliche „Pochen? Eine innere Glut verzehrt mich; meine „Vernunft verwirrt sich; ich kenne mich nicht mehr. „Warum mich rastlos mit einem Menschen beschäftigen, der meine Qual verursacht? Ach! was „gilt seine Schönheit, wenn Güte ihm fremd ist! „Kann er bey so vielen Reitzen nicht trügerisch, „nicht treulos seyn? — Aber nein! Mit zu vielem Wohlgefallen bildete ihn die Natur — sie „hat ihm alle Tugenden gegeben. — Dane, was „hast du gesagt? — So lange achtungswerth — willt

Güldenſtern.

O mein Gnädiger Prinz, wenn mich meine Pflicht zu kühn macht, ſo zwingt mich meine Liebe ſo gar unhöflich zu ſeyn.

Hamlet.

Das verſteh' ich nicht allzuwol. Wollt ihr auf dieſer Flöte ſpielen?

Güldenſtern.

Ich kan nicht, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Ich bitte euch.

Güldenſtern.

Glaubt mir, auf mein Wort, ich kan nicht.

Hamlet.

Ich bitte recht ſehr.

Güldenſtern.

Ich kenne keinen Griff, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Es iſt eine ſo leichte Sache als Lügen; regiert die Windlöcher mit euern Fingern und dem Daumen, blaſt mit euerm Mund darein, und es wird die beredteſte Muſik

„du nun verächtlich werden? Wie? ein Unbekann„ter gefällt dir? — Ja, er gefällt mir, gefällt „mir mehr als alles was auf der Welt mir lieb „ist. Und — großer Gott! wem könnte er nicht „gefallen? Seine Schönheit, sein Liebreitz haben „mich entzuckt; unmöglich ist mir's ohne ihn zu „leben. — Aber, ach! — kann er mein werden? „Wird es mein Vater bewilligen? — Ach! es ist „geschehen; ich bin zum Unglück geboren; ich muß „sterben."

So verbrachte sie die Nacht, unter seufzen, weinen und klagen, bis der Morgen anbrach. Die frischen Lüfte linderten ihren angstvollen Schmerz ein wenig. Abgemattet von Qual schlummerte sie ein. Aber bald erwachte sie, unruhiger noch als zuvor. Schon sandte die Sonne ihre Stralen daher. Außer sich selbst lehnt Dane sich ans Fenster; ihr ist als werde sie den schönen Jäger wiedersehen. Wirklich war dies die Stunde, wo er sich in den Wald zu machen pflegte. Sie erblickt ihn von fern; ihr entfährt ein lauter Schrey. Je mehr er sich nähert, je mehr löst sich ihr Herz in Entzücken auf. Kaum kann sie noch athmen; ihre gierigen Blicke scheinen ihn mit beflügelten Schritten zum Thurm zu ziehen. Jetzt ist er ihr gegenüber; er däucht ihr noch tausendmal schöner als am vorigen Abend. Aber er fängt an, sich zu entfernen; sie bebt, ihre Knie wanken, sie fällt nieder ohne Bewußtseyn. Endlich erhebt sie sich;

aber sie verwünscht nur ihren Rang, überläßt sich nur der Verzweiflung. ...

„Man sagte mir, die Liebe sey so süß — Ach! „welch ein schrecklicher Zustand! Ich kann's nicht „mehr ertragen. Dieser junge Thebaner, er soll „wissen, welch süßes Verlangen sein Anblick mir „eingeflößt; oder — ja, er soll selber kommen, daß „ich's ihm selber sage. Wer anders als ich, ihr „Götter! vermöchte ihm das zu malen was ich „empfinde! — Aber — wenn er das Opfer meis „nes Herzens verschmähte; wenn Gleichgültigkeit, „Trotz — Nein doch! — Ich will gehn, will „gehn in den Wald, will ihn aufsuchen, mich ihm „zu Füßen werfen, sie mit meinen Thränen benezs „zen, ihm malen die Schmerzen, die er mich leiden „macht; und hat er kein ehernes Herz, so wird er „doch Mitleid haben."

Am andern Morgen, beym ersten Schimmer der Morgenröthe, verläßt sie ihr Bett, öffnet leise ihr Zimmer und entflieht durch ein verstohlnes Pförtchen, nur mit ihrem Hemde und einem einfachen Mantel bekleidet.

So ist die Liebe! Seht, wohin sie ein verständiges und furchtsames Mädchen bringen kann! Vernunft, Klugheit, Achtung ihres Standes, Achtung ihrer selbst — alles ist vergessen; nur noch ein Mädchen, außer sich vor Liebe, hingerissen von blinder Leidenschaft!

Zitternd und ohne Geleite kommt sie zum Walde. Sie setzt sich nieder am Fuß einer Eiche, die Ankunft des Jägers erwartend, die Götter flehend, ihr Worte zu geben, die ihn erweichen möchten.

Schon ist er auf dem Wege. Dane hört die Hunde bellen. Bald gewahrt sie seine Begleiter, jetzt ihn selber, einen Pfeil in der Hand und den Köcher auf der Schulter. Sie fliegt ihm entgegen. Narcissus, betroffen vom Anblick solcher Schönheit in dieser entlegnen Gegend, glaubt eine Göttin zu sehen, springt vom Pferde und grüßt sie mit Ehrfurcht. Dane weiß nicht mehr was sie ihm zu sagen dachte, kann nicht sprechen, kann nur die Arme öffnen und ihn errötheud an ihr Herz drücken. — Er stößt sie zurück und fragt wer sie sey? — „Eine Unglückselige, von Liebe zu dir geführt, seit „deinem ersten Anblick ihr Daseyn verwünschend. „Groß genug ist mein Uebel, dein Mitleid zu verdienen. Diese Hoffnung hielt mich noch auf. „Gieb mir Leben und Glück! — Aber warum die „Augen abwenden? Sieh mich an! Ich bin Dane, „die Tochter deines Königs. Mehr als Ein Prinz „begehrte mein Herz, betheuernd ich sey schön. „Schöner Jüngling, nimm es ganz; laß mich dich „lieben, und gieb mir das deine! — Ach! du „kennst die Wonne zu lieben nicht!"

Der Unmensch blieb unempfindlich bey einem so rührenden Schmerz. — „Macht Liebe auch leiden, jagt

sagt sie fort! Ich kenne sie nicht, und verursacht sie solche Qualen, so mag ich sie nimmer kennen." — Mit diesen Worten entfernt er sich. Dane läuft ihm nach, wirft sich zu seinen Füßen und beschwört ihn mit ausgestreckten Händen, sie noch Einen Augenblick zu hören, eh er sie tödte. — Indeß sie spricht entfällt ihr Mantel. Reize, die einen Gott entzückt hätten, — nichts rührt den Narciß; nicht der Zauber unschuldiger Schönheit, nicht die Thränen zarter Augen, selbst nicht das Blut, das von Dane's verwundeten Füßen rinnt. Ein Barbar, ein Tiger wäre erweicht worden: Narcissus nicht; er schwingt sich auf sein Pferd und verschwindet.

„Nun nicht mehr hoffen!" ruft Dane; „nicht „mehr hoffen! ich muß sterben! Ach! was hab' „ich gethan, daß ich ihm mißfalle? — Aber, „mag er mich fliehen, ich kann ihn nicht vergessen. „Wie große Marter er mir verursacht, ich vergeb „ihm, lieb ihn, immer, ihm zu Trotz. — Bald, „vielleicht — mag seine Grausamkeit ihm leid seyn, „mag er zu meinen Füßen liegen und das Herz „erflehen, was er jezt verschmäht. — Nein! — „ich will ihm zuvorkommen. — Wird er „noch meinen Bitten, meinen Thränen widerstehen können? — Mindstens wird er meinem Ungestüm nachgeben. — Ach, Dane, Dane! weiche Thorheit! — Du willst ein Herz ohne Mitleid erweichen? willst nicht sehen, daß er

„dich

„dich haßt? — Götter des Meers, der Erd' und „des Himmels, wenn ihr geliebt habt, du, Venus, „du, ihr Sohn, der mich verrathen, lindert mein „Elend, rächt mich an dem Undankbaren, deſſen „Gefühlloſigkeit mich todtet! — Lern' auch Er „kennen was Liebe ſey; wein' und ſeufz' auch Er, „und find' er nicht Troſt, nicht Mitleid!"

Hiemit läuft Dane fort, um zu ſuchen was ſie verwünſcht. Aber die gerechten Götter erhörten ihre Bitte, ach! zu ihrem Unglück. — Amor ſelbſt ſchwor erzürnt ihr Rache, noch vor Untergang der Sonne.

Narciß verfolgte indeß einen Hirſch. Um Mittag trennt er ſich, ermattet von Hitze und von brennendem Durſt verzehrt, von ſeinen Begleitern, um einen Quell zu ſuchen. Er findet einen, hell wie Kryſtal, zwiſchen Ufern mit weichen Raſen bekleidet, über blitzenden Kiesſand rieſelnd. Eine marmorne Treppe führt zum Waſſer. Er ſteigt hinab; aber — o rächende Götter! Tod erwartet ihn hier. Indem er ſich neigt, erblickt er ſein Bild in dem Waſſer; er glaubt die Nymfe des Quells zu ſehen —

(Das Folgende dieſer Begebenheit iſt wenig von Ovids Erzählung verſchieden. Zerrüttet von Liebe zu ſeinem Schatten, erſchöpft ſich Narciß in Thränen und unſinnigem Flehen. Endlich erliegt

er

er der Gewalt der Leidenschaft, und sinkt sterbend am Ufer nieder.)

In diesem Augenblick kommt Dane. Amor führte sie zu dem Quell; sie sollte Zeuge von der Strafe des Undankbaren seyn. Narcissus erkennt sie, will zu ihr reden, aber die Stimme gebricht ihm. Er reicht ihr die Hand, die Augen gen Himmel hebend. Dane stürzt nieder an seiner Seite, legt seinen Kopf an ihre Brust, bedeckt ihn mit tausend glühenden Küssen und badet ihn in Thränen. Aber es ist geschehen; es ist zu spät; in ihren Armen verhaucht er sein Leben. In lautes Jammergeschrei bricht ihre Verzweiflung aus. Noch sucht sie ihn durch die zärtlichsten Liebkosungen, durch die süßesten Namen der Liebe ins Leben zurück zu rufen. Endlich wirft sie sich sinnlos auf seinem entseelten Körper, drückt ihren Mund auf seinen Mund, seufzt auf und stirbt.

Möge der Himmel, setzt der alte Dichter hinzu, diejenigen, welche wie Dane lieben, vor gleichem Schicksale bewahren! Aber nehmt euch diese Geschichte zur Lehre, ihr insonderheit, die ihr einen verliebt gemacht habt!

Dann so er drum zu grabe gêt,
Euch kömt's zu haus frü oder spet.

Anmerkung des teutschen Uebersetzers.

Wiewohl diese Erzählung eine freie Nachahmung der bekannten Fabel des Ovid (Metamorph. lib. III.) ist, so darf man doch ihren vorzüglichsten Werth auf Rechnung des alten Dichters setzen. So fein und witzig auch Ovids Dichtung ist: das Interesse, was seine Nymfe erweckt, kömmt doch keineswegs demjenigen bey, welches wir bei der Dane empfinden. Der französische Herausgeber hat für gut befunden, uns die Stelle nicht mitzutheilen, welche die Gefühle des für sein eigenes Bild entbrannten Narciß enthält; und wir haben dabei um so weniger verloren, wenn sie eine treue Nachahmung des Ovidischen ist. Ovid's Spiel mit den ausgesuchtesten Antithesen läßt das Herz gänzlich kalt. Ein solcher Witz würde uns (zumal in Prose) nach den einfältigen Klagen der Dane um so unangenehmer seyn, je mehr diese unser Herz gewannen.

Uebrigens ist es den Fabliers gewöhnlich, ihre Erzählungen mit einer, nicht selten sehr lustigen, Vorrede anzuheben. Sie suchten dadurch die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu reizen, traten darin zuweilen als Kritiker auf, bedienten sich aber derselben am häufigsten um ihre eigne Talente und Produkte herauszustreichen. — Eben so gewöhnlich unterbrechen sie den Lauf ihrer Erzählung hin und wieder mit allgemeinen oder an ihre

Zuhörer

Zuhörer beſonders gerichteten Anmerkungen. — Da dieſe Einleitungen und Bemerkungen, beſonders ihres naiven Tones wegen, mit zum Karakteriſtiſchen dieſer Denkmäler aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert gehören, ſo hält ſich der Ueberſetzer verbunden ſie beizubehalten.

Die beiden Verſe am Ende ſind eine Nachahmung folgender zwei Verſe des Originaltextes:

Quar ſi vous le leſſez mourir,
Dieu le vous ſaura bien merir.

2.

Ariſtoteles.

Wer ein angenehmes Hiſtörchen weiß, der thut unrecht, wenn er es für ſich behält. Andere hören es mit Vergnügen; und wie der Erzähler dadurch beliebt, ſo kann der Hörer dadurch beſſer werden. Das folgende Mährchen gefiel mir vom erſten Augenblick, und ich machte mich unverzüglich dran, es in Reime zu bringen; denn es iſt anmuthig und nicht unſäuberlich. Unſaubere Sachen dürfen vor hohen und ehrbaren Ohren nicht erzählt werden. Ich habe bisher nie dergleichen gemacht, werd es auch nie thun mein Lebelang. — Wohlan, meine

ne Herren! hört mein Histörchen. Es ist, wie gesagt, anmuthig und lehrreich.

Ihr habt ohne Zweifel schon von dem großmächtigen König aus Griechenland gehört, dem Alexander, der so viel Reiche zerstörte und so viel Prinzen in Leid setzte. Dieser Alexander hatte sich Indien unterworfen und drohte auch den Rest der Erde zu verschlingen. Aber plötzlich stockte dieser ungestüme Strom. Fragt ihr warum? Ich weiß es und will es euch sagen. Die Liebe, die alle Welt beherrscht, die Liebe, die alles fängt und bindet, hatte ihn bezähmt und verstrickt. Ihm war ein indisches Fräulein vorgekommen, ein junges und reizendes Mädchen. Von diesem Augenblick an — gute Nacht Eroberungen! Alexander konnte sich nur noch mit ihr beschäfftigen. — Wie gewaltig und furchtbar ist doch die Liebe! So die Herren der Welt zu demüthigen; so sie aller Sorge für ihren Ruhm unfähig zu machen! — Doch, schelten wir sie deshalb nicht! Sie sind Menschen wie unser einer, und der Liebe so gut unterthan als der geringste ihrer Knechte.

Da Alexander außer seinem Liebchen Alles vergaß, fingen seine Ritter und Barone 1), unwillig auf eine so schimpfliche Unthätigkeit, an, über ihn zu murren; jedoch hatte keiner das Herz ihm deshalb zu Rede zu setzen. Aristoteles fand sich dazu willig. Achtung und Gewohnheit hatten ihm

eine

eine gewiſſe Autorität über Alexandern verſchafft. Voll Selbſtvertrauen entſchloß er ſich daher den ſchlafenden Löwen aufzuwecken. Er ging zu ihm und ſtellte ihm, in dem Ton eines Hofmeiſters, deſſen er ſich noch nicht hatte entſchlagen können, nicht ſehr gelinde, ſowohl das Schimpfliche ſeiner Aufführung an ſich, als auch den Unwillen ſeiner Ritterſchaft vor. Alexander hörte ſeine Predigt geduldig bis zu Ende, und rief dann, ſtatt aller Antwort, ſeufzend aus: Ach, ich ſehe wohl, ſie haben nicht geliebt!

Ariſtoteles hatte indeß nicht in den Wind geſprochen. Der Monarch, ſo ſauer es ihm auch ankam, entzog ſich ſeiner Schönen. Das Fräulein, das ihn aufs zärtlichſte liebte, und befürchtete ſein Herz verloren zu haben, verfiel in die tiefſte Betrübniß. Sie weinte, ſie ſeufzte. Unfähig endlich der quälenden Unruhe länger zu widerſtehen, ſchlich ſie ſich eines Abends, unter Vergünſtigung der Dunkelheit, zu dem Fürſten, warf ſich ihm zu Füßen, und fragte ihn mit heißen Thränen, wodurch ſie ſo unglücklich geweſen ſeine Liebe zu verſcherzen? Alexander umarmte ſie tauſendmal, und verſicherte ſie ſeiner ewigen Liebe: nur die ſtrengen Vorſtellungen des Ariſtoteles hätten ihn, ob zwar zu ſeinem größten Leide, auf einige Zeit vermocht ſie zu verabſäumen. Erzürnt ſchwur die Schöne ſich an dem trocknen Pädagogen zu rächen, bat den Fürſten, ſich am folgenden Morgen an einem Fen-

von der Welt von sich geben. Seht ihr, hier sind die Griff-Löcher.

Güldenstern.

Aber das ist eben der Fehler, daß ich sie nicht zu greifen weiß, damit eine Harmonie heraus komme; ich verstehe die Kunst nicht.

Hamlet.

So? seht ihr nun, was für ein armseliges Ding ihr aus mir machen wollt; ihr möchtet gern auf mir spielen; ihr möchtet dafür angesehen seyn, als ob ihr meine Griffe kennet; ihr möchtet mir gern mein Geheimniß aus dem Herzen herausziehen; ihr wollt daß ich euch von der untersten Note an bis zur höchsten angeben soll; das wollt ihr; und es ist so viel Musik, ein so reizender Gesang in diesem kleinen Stuke Holz, und doch könnt ihr sie nicht herausbringen? Wie, bildet ihr euch ein, daß ich leichter zu spielen bin als eine Pfeiffe? Nennt mich welches Instrument ihr wollt, aber wenn ihr schon auf mir herumpfuschen könnt, so könnt ihr doch nicht auf mir spielen -- Gruß euch Gott, mein Herr --

Polonius (zu den Vorigen.)

Polonius.

Gnädiger Herr, die Königin möchte gern mit euch sprechen, und das sogleich.

Hamlet.

ſter ihres Thurmes einzufinden, und verſprach, ihn den Filoſofen in einem ſolchen Aufzuge ſehen zu laſſen, daß er ſeiner Seits einer Lekzion benöthigt ſeyn ſolle.

Das Verlangen ſich zu rächen ließ ſie nicht ruhen. Kaum gieng die Sonne auf, ſo ſtieg ſie in den Garten. Frey ſpielte ihr langes blondes Haar um ihre Schultern. Kein Schleier bedeckte ihr Haupt, verhüllte ihr Geſicht; über dem Hemde nur ein leichter Mantel, halb geöffnet an der Bruſt, wie um freyer zu athmen. In dieſem Anzuge ging ſie am Fenſter des Filoſofen auf und nieder, indem ſie dies Liedchen ſang:

Wer noch ein kleines Mädelein,
Laßt in die Schule gehen,
Kommt nichts darin verſtehen,
Lernt nur ein Wörtchen von Minne ſein,
Sag's ſtets mir vor, Tag aus Tag ein,
Seit ich mir den Lieben erſehen. 2)

Ariſtoteles geräth in Bewegung; er beſeitigt ſein Bücher um zu horchen. Bald verlangt ihn zu ſehen, wer da ſo reizend ſinge; er ſteht leiſe auf und geht ans Fenſter. Verborgen im Schatten kann er nach Gefallen die Schöne betrachten. Er ſieht und ſieht, und — ſchon beneidet ein geheimes Gefühl das Loos des geliebten Eroberers. Sie wußte wohl, die Schlaue, was nöthig war, ihn vollends zu fangen. Sie wollte ihn mit Einem Pfeil

ſicher

ſicher und unheilbar verwunden. — Sie brach ſich einen Myrtenzweig ab, pflückte Blumen und band ſie darum zu einem Kranze. 3) Hiebey kam ſie nach und nach, wie von ungefähr, zum Fenſter, bückt' und erhob ſich wechſelnd, um mit größerm Vortheil ihre zauberiſchen Reize zu zeigen, und ſang zugleich dies andere Liedchen:

Hier halten mich Amuretten;
O wär' er doch da!
Hier halten mich Amuretten;
Wie pocht es mir da! 4)

Ariſtoteles war außer ſich. Seine entflammten Augen folgten der Schönen in allen ihren Bewegungen. Gierig drangen ſie unter den Mantel, wenn ihn leiſe der Zufall öffnete. Voll Furcht entdeckt zu werden und ſie zu verjagen, wagt er kaum Odem zu ſchöpfen. Hundertmahl räth ihm Vernunft zu ſeinen Büchern zu kehren; hundertmahl zeigt ſie ihm ſeine Runzeln, ſein kahles Haupt, ſeinen knöchernen Leib, geſchickt die Hoffnung zu verjagen und die Liebe zu erſchrecken. Umſonſt ſpricht Vernunft; er gebeut ihr zu ſchweigen. —

Indeß hatte die Schöne den Kranz vollendet, ſchmückte damit ihr Haar, und ſang mit zärtlichem Ton dies dritte Liedchen:

Die Wang' auf ihre Hand geſtützt,
Die Tochter eines Königs ſitzt
An einer friſchen Quelle,
Und ſeufzt und weint,
Ruft ihrem Freund:
O ſüßer Freund, von dir entzündet,
Mir Lächeln, Luſt und Leben ſchwindet. 5)

Unbefangen nahte ſie am Ende dem Fenſter. Der Filoſof, der ſie unverwandt anſtaunte, faßte ſie beym Mantel. „Wer hält mich?" rief ſie, indem ſie ſich erſchrocken umwandte. — „O ſüßes Mädchen, derjenige, ſo ohne dich nicht leben kann, und dir zu Liebe mit Freuden Seel' und Leben, Leib und Ehre preisgäbe!" — Sie ſtellt ſich betroffen über eine Liebe, wovon ſie bis jezt nichts geahndet, doch aber nicht unempfindlich, — und beklagt ſich mit anſcheinender Bitterkeit über die Kälte Alexanders, der, wie alle Liebhaber, durch zuviel Gefälligkeit undankbar geworden. — Bezaubert durch dies Geſtändniß, weil er ſich verſprach, der Verdruß werde die Schöne ihm in die Hände ſpielen, betheuerte ihr Ariſtoteles, ſein ganzes Anſehen aufzubieten, um den Treuloſen ihr wieder zu Füßen zu werfen. Aber er begehrte einen Lohn: er bat die Schöne ohne Umſtände in ſein Zimmer zu kommen. Sie ſchien ſein Verlangen erfüllen zu wollen, foderte aber, bevor ſie eine Thorheit begienge, von ihm eine Gegengefälligkeit. Seit längerm nemlich beunruhige ſie ein ſeltſamer Einfall: ſie

ſters

ſterbe vor Verlangen einmal auf ihm einen Spaziertritt zu machen; und ſeine Liebe für ſie laſſe ſie keinen Augenblick zweifeln, daß er ihr dies Vergnügen vergönnen werde. —. Verblendet durch ſeine Leidenſchaft willigt der Filoſof ein, kommt in den Garten, krümmt ſich zur Erden und beut ihr ſeinen Rücken. Glücklicher Weiſe war ein Sattel bey der Hand; er wird ihm aufgelegt, man bezäumt ihn, die Schöne ſteigt triumfirend auf, und reitet alſo über den Raſen, indem ſie mit lauter Stimme ſingt:

So wandelt der, den Liebe reitet. 6)

Alexander fand ſich, der Verabredung gemäß, am Fenſter. Kaum nahm dieſe Scene ihren Anfang, ſo brach er in ein überlautes Gelächter aus. Ariſtoteles erhob beſtürzt ſein Haupt, ſah den Monarchen, und geſtand, nicht wenig beſchämt über ſeine Thorheit und den wunderlichen Aufzug, des müthig, der junge Held verdiene Entſchuldigung, daß er der Gewalt der Liebe nicht widerſtanden habe.

Dies Beyſpiel mag euch lehren, weder die Liebchen noch ihre Liebhaber zu ſchmähen; denn —

Die Lieb beſiegt all Ding der welt,
Als lang ſie nit zu hauſſe fellt. 7)

(Dieſe Erzählung gehört wahrſcheinlich zu denen welche die Fabliers aus dem Arabiſchen genommen haben Sie findet ſich in den Mèlanges de litter. orient. t. I. unter dem Titel: *le Viſir ſellé et bridé.* Nur ſind hier die Perſonen ein Sultan, ſein Miniſter und eine Odaliske. Da Herr von Cardonne nur einen Auszug davon gegeben hat, ſo läßt ſich nicht ſagen, ob auch die Details in beiden ſich gleichen.

Was den alten Dichter bewogen habe, den Weſſier mit dem Ariſtoteles zu vertauſchen, iſt nicht wohl abzuſehen. Zwar ging die Sage, dieſer Filoſof ſey in die Nichte (nach andern die Tochter oder Enkelin) des Hermias, ſeines Freundes, die er geheirathet, ſo ausſchweifend verliebt worden, daß er ihr ſogar habe Opfer bringen wollen. Vielleicht war unſerm Dichter dieſe ärgerliche Anekdote bekannt, und es ſchien ihm nicht zu viel, einem Manne, der einer ſolchen Thorheit beſchuldigt war, eine andere weniger ernſthafte beyzumeſſen. Vielleicht wählte er aber den Ariſtoteles nur deſhalb, weil er zu ſeiner Zeit der Abgott der europäiſchen Schulen und Univerſitäten war. Uebrigens beweiſen die Erzählungen überall, daß Geſchichte und Kritik nicht Sache ihrer Verfaſſer waren. Oft wählten ſie einen berühmten Namen, bloß um ihm die Ausſchweifungen ihrer Einbildungskraft anzuheften.

Die

Die Erzählung von Ariſtoteles hat einiges Glück gemacht. Aeneas Sylvius Piccolomini (nachmaliger Pabſt unter dem Namen Pius II.) führt ſie, in ſeiner Liebesgeſchichte des Eurialus und der Lukrezia, als ein Beyſpiel von der Gewalt der Liebe an. — Sie findet ſich in der Bibliothèque amuſante et inſtructive, t. 2. — und in den Hiſtoriettes ou Nouvelles en vers, par M. Imbert.

Spranger, Hofmaler Kaiſer Rudolfs II, hat im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Gemälde davon gemacht, welches von Sadeler geſtochen iſt. Der verliebte Alte zeigt ſich hier auf allen vieren einherſchreitend, das Gebiß im Munde und die Schöne auf dem Rücken, die in der einen Hand den Zaum, in der andern eine Peitſche hält. Aber ſie iſt ganz nackend. Man hat verſchiedene Kopien davon. Die Verkäufer haben ihnen den Namen der Filoſof gegeben. Einer von ihnen (in Paris) verſicherte mit einem gelehrten Air, es ſey die Geſchichte des Sokrates und der Xantippe, ſeiner Ehefrau. Ein Dilettant behauptet in Paris einen marmornen Grupp geſehen zu haben, der daſſelbe Sujet vorſtellte. In dem Oeuvre de Fr. van Boſſuit (ſtarb 1692) findet man eine Nachahmung davon. Venus reitet auf dem Gott Pan, den Amor an einer Halfter zieht.

Noch hat man (von 1777) ein Luſtſpiel ähnliches Inhalts, unter dem Titel: Le Tribunal Domeſtique. Ein Venezianer, der Intrigen und der Koketterie ſeiner Frau überdrüßig, will ein altes röm. Geſetz wieder gelten machen, welches den Männern die Jurisdikzion über ihre Weiber geſtattete. Zu dieſem Behuf verſammelt er die Familie der Angeklagten. Aber eine Zofe ſtört, im Einverſtändniß mit ihrer Gebieterin, dieſes Vorhaben. Der Venezianer iſt heftig in ſie verliebt und verlangt ihr Favori zu werden. Dies Wort erinnert die Zofe an einen Hund gleiches Namens, den ſie verloren zu haben vorgiebt. Sie verlangt von dem Herrn, ſeine Stelle zu vertreten, bindet ihm ein roſenfarbnes Band um den Hals, läßt ihn ſpringen, kläffen ꝛc. Die Entwickelung erräth ſich von ſelbſt. — Wer kennt endlich nicht die Nachahmung des Marmontel: Le Philoſophe ſoidiſant? (Cont. Mor. t. 2. à Londres 1780.)

Anmerkungen.

1) Beobachtung des Koſtum darf von den Fabliers und Romanciers nicht gefodert werden. Mutterwitz und Einbildungskraft, in welchem Maße ihnen dieſe eigen waren, leuchtet aus ihren Produkten durchgängig hervor. Uebrigens waren ſie meiſtentheils vollkommen unwiſſend. Daher finden wir aber auch in allen ihren

Dichtun-

Dichtungen, in welche Zeit der Welt, in welchen Winkel der Erde die Scene verlegt seyn mag, ihr Zeitalter mit allen seinen Sitten und Gebräuchen und allen äußern Zufälligkeiten karakterisiert. So hat hier Alexander Ritter und Barone u. s. w., die Indianerin ist blond u. s. w. Oft sind die alten Romane dadurch sehr belustigend.

In dem Mémoire sur les Fabliaux des Grafen von Caylüs (Mémoir. de Litt. t. XXXIV.) verlangt (in dem daselbst gelieferten Auszuge dieser Erzählung) die Schöne, Alexander solle sich, in einen Abbé verkleidet, am Fenster einfinden. Le Grand sagt, er habe den Grund zu dieser Maskerade weder in der Handschrift, wonach Graf Caylüs den Auszug gegeben, noch in zwey davon etwas abweichenden Uebersetzungen finden können. Man sollte meynen, der Verfasser der Memoire habe vielleicht sich der Freiheit des alten Dichters in Absicht des Kostum bedienen wollen, um einen lustigen Zug einzustreuen; wiewohl der Zusatz fast zu ernstlich scheint: „Die Wahl dieser Verkleidung ist wunderlich; ich sehe nicht wohl die Ursach davon; aber die Geliebte verlangt es, und Alexander gehorcht."

Der d. Uebersetzer.

2) An die Stelle des Liedchens im Original ist hier ein anderes aus den handschriftlichen Poesien des Eu-

ſtache Deschamps, mit einigen kleinen Veränderungen geſetzt:

Enfant j'eſtais et jeunette
Quand à l'escole on me mit:
Mais je n'y ai rien appris
Fors qu'un ſeul mot d'amourette;
Et jour et nuit le repete,
Depuis qu'ai un bel ami.

3) *Capiel de fleurs* heißt es im Original. Capiel, capel, chapel (gleiches Urſprungs mit dem teutſchen, Kappe, von caput) nannte man das, was entweder zur Bedeckung oder zur Zierde auf den Kopf geſetzt wurde. Für Ritter und groſſe titulierte Herren (Seigneurs titrés — waren diejenigen die Länder beſaſſen, mit deren Beſitz der Titel eines Herzogs, Grafen u. ſ. w. verbunden war) war es ein goldner mit Edelſteinen beſetzter Zirkel. Hierin liegt der Urſprung der Kränze, womit die Wappen bekrönt werden. Joinville ſagt, daß der König von Navarra, bei dem glänzenden Hofe von Saumür mit einem Chapel von feinem Golde auf dem Kopfe ſpeiſte. Unter der Nachgelaſſenſchaft Karls V. fanden ſich unter den Kleinodien zehn Chapels, und es wird ausdrücklich angegeben, aus wie vielen Steinen ſie zuſammengeſetzt waren. Die Frauen trugen ſilberne zum Schmuck. König Johann gab, bey einem

einem Feſte, dem König der Menetriers (des muſikali-ſchen Völkchens) einen dieſer Art. Man machte Blumenkränze für Bräute an ihrem Hochzeittage, und für die Brüderſchaften bey großen kirchlichen Ceremonien. Dieſer letzte Gebrauch fand noch in unſern Tagen Statt. Als Karl VIII. ſeinen Einzug in Neapel hielt, ſetzten ihm die Damen dieſer Stadt einen Violenkranz auf. Oft trug man Kränze bey Gaſtmählern, nach Gewohnheit der Alten; ja, man ſchmückte damit zuweilen, gleichfalls nach ihrem Beyſpiele, Flaſchen und Gläſer. Eins der Rechte des Konnetable beſtand darin, den König bey Tiſche, mit einem Blumenkranz auf dem Kopf und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu bedienen. Kurz, dieſe Kränze waren ſo allgemein gebräuchlich, daß ihre Verfertigung und ihr Verkauf in Paris ein eignes Gewerbe ausmachte. Daher auch der Name Chapeliers für die Verhändler der Koeffüren von Filz. Da Roſenkränze am häufigſten getragen wurden, ſo war es ein Privilegium Roſenſtöcke zu ziehen; woraus beyläufig erhellt, warum ſich unter den alten herrſchaftlichen Rechten ſo oft Abgaben von Roſen finden. Die Verhändlerinnen künſtlicher Blumen werden noch in ihren Statuten von 1736 Chapelieres en Fleurs geeigenſchaftet.

4) Ci me tiennent amoretes,
Douce trop vous aim,
Ci me tiennent amoretes,
Où je tieng ma maie,

5)

Hamlet.

Seht ihr dort jene Wolke, die beynahe wie ein Camel ausſieht?

Polonius.

Bey Sct. Veit, in der That, vollkommen wie ein Camel.

Hamlet.

Mich däucht, ſie gleicht eher einer Amſel.

Polonius.

Sie iſt ſchwarz wie eine Amſel.

Hamlet.

Oder einem Wallfiſch?

Polonius.

Sie hat viele Aehnlichkeit mit einem Wallfiſch, das iſt wahr.

Hamlet.

Nun, ſo will ich gleich zu meiner Mutter kommen -- (vor ſich.) -- Die Kerls werden mich noch toll machen -- Ich will kommen, augenbliklich.

Polonius.

Ich will es ſo ſagen.

Hamlet.

Augenbliklich iſt bald geſagt. Laßt mich allein, gute Freunde.

(Sie gehen ab.)

5) Nach folgenden Verſen bey Barbaſan, wo die beyden letzten Verſe die Abtheilung zu erfodern ſcheinen, die hier gewählt iſt:

Lez (*près*) un vergier lez une fontenelle
Siet fille à Roi ſa main à ſa maiſelle,
En ſoupirant ſon douz ami apele:
Ahi,
Quens (*Comte*) Guis,
La voſtre amor me tot ſolas et ris.

6) Ainſi va qui amors maine.

7) Amors vainc tot et tot vaincra,
Tant com cis ſiecles durera.

Ohne Kenntniß der Vorurtheile jenes Zeitalters über die Liebe würde es auffallend ſeyn, den Dichter, nachdem er ſeine Erzählung als ehrbar und geſchickt beſſer und weiſer zu machen angekündigt, mit dieſer erotiſchen Moral hervor treten, und von einem Gegenſtande, welcher Furcht vor einer ſo gefährlichen Leidenſchaft einflößen ſollte, gerade die entgegen geſetzten Lehren herleiten zu ſehen. Aber man muß bey dieſen Erzählungen nie vergeſſen, daß damals Liebe nicht nur als keine Schwachheit, ſondern vielmehr als eine Tugend, als eine nothwendige Eigenſchaft betrachtet ward, weil ſie es war, die zu großen Dingen anſpornte. In den Romanen der Zeit hat jeder Held eine Geliebte, und junge Ritter ſeufzen, noch keine That gethan zu haben, die ſie würdigte

digte zu lieben und geliebt zu werden. (Roun. de Cleriadus) Die Gunst oder die Liebe einer Schönen sind oft die Belohnung und fast immer der Beweggrund einer glänzenden Handlung. In einer Erzählung macht man einer Frau den Vorwurf, daß sie einen häßlichen Ritter begünstige. „Er ist so brav, erwiedert sie, daß ich sein Gesicht nicht betrachtet habe.“ (Dieselbe Antwort, welche Ludwig XIV. der Herzogin von Bourgogne gab, da sie sich über die Häßlichkeit eines Officiers lustig machte: „Madame, er ist in meinen Augen einer der schönsten Männer meines Reichs; denn er ist einer der bravsten.)

Sans aimer nul ne peut à grant honneur venir;
Si doist estre atnoureux qui grant veult devenir.

Ohn liebe keins gelangt zu großen ehr'n auf erden;
Drum muß verliebet seyn wer groß verlangt zu werden.

Dies ist die Lehre der Dichter; und man wird gestehen, daß, in dieser Hinsicht, eine Leidenschaft, welche Helden gebar, wenn sie auch oft durch menschliche Schwäche in Ausgelassenheit ausartete, doch in ihren Quellen unendlich schätzenswerth war. Unglaublicher möcht' es manchem scheinen, daß sie sich auf eine besondere Art mit der damaligen Religion verschwistert hatte. Pflichten gegen Gott, Pflichten gegen die Frauen — darauf

läuft

läuft im Grunde der ganze Katechismus hinaus, den man dem damaligen Adel beybrachte. „Er liebte die Ehre über alles (Vie de Louis III, Duc de Bourbon) beobachtete auch die guten Sitten, und war ein sehr liebevoller Ritter, erstlich gegen Gott, hernach gegen alle Frauen und Fräulein; und so hielt er's sein Lebes lang. (Il aimait l'honneur sur-tout; bien regardait aussi les bonnes moeurs — et fut un Chevalier fort amoureux, prémièrement envers Dieu, après envers toutes Dames et Demoiselles; et ce a usé tout son tems.)

Einen Schatz der interessantesten Bemerkungen und Anekdoten über Religion und Galanterie der Ritterzeit findet man in den Mémoires sur l'ancienne Chevalerie, par M. de la Curne de Sainte-Palaye, S. Mémoir. de Litt. Vol. XXXIV, XXXV.

III.

Ueber den Gebrauch der Fikzionen in der Filosofie.

Der neueste Einfall in der filosofischen Welt, die Filosofie (aus sehr begreiflichen Gründen) nicht mehr

mehr als mögliche Wissenschaft, sondern bloß als Idee seiner Wissenschaft überhaupt zu behandeln, ist, hätte er auch keine höhere Prätension als die, welche man seinesgleichen in der Filosofie gern zugesteht, wenigstens bey ihrem gegenwärtigen Zustande immer merkwürdig und wichtig genug, um eine Untersuchung und Prüfung zu verdienen.

Das Neue, Freye und sogar Genialische, welches er in die Methode zu filosofieren bringt, — die Aufhebung aller mühsamen Untersuchungen über die letzte Quelle unserer Erkenntnisse, und der nach jener möglichen Bestimmung der Bedingungen ihres Umfangs sowohl als der Gültigkeit ihres Gebrauchs — sind in der That so empfehlende und glänzende Anerbiethungen, daß es, wofern Filosofie nur selbst dabey übrig bliebe, nicht wenig Selbstverläugnung kosten würde, seine Annahme zu verweigern.

In wie fern aber nach diesem Geschmacke im Filosofieren, die Filosofie nicht als eine durch Entdeckung und Aufstellung eines Systems ihrer Principien darstellbare, sondern bloß als die Form einer Wissenschaft überhaupt, oder als die logische Vollkommenheit unserer Erkenntnisse bearbeitet und gesucht wird, — dieses aber, aller Vermuthung nach, nur als Zweck einer schon (in Ansehung eines Systems ihrer Principien) vollende-

ten

ten Wissenschaft angesehen werden kann; (denn in dieser kann allein das Geheimniß der Bedingung der Möglichkeit eines Systems unserer Erkenntnisse enthalten seyn) — in so fern kann man schon zum voraus berechnen, daß dieser sonderbare Einfall kein sonderliches Glück in der Filosofie machen werde.

Denn gesetzt auch, Filosofie müßte schon ihrem Begriffe nach zugleich die Form einer Wissenschaft überhaupt beabsichten, so sind doch ihre Principien und die systematische Verbindung derselben (das was uns überhaupt noch zur Vollendung der Filosofie als Wissenschaft fehlt) eben dasjenige, wodurch jene Beziehung allererst möglich wird. — Wahrhaftig, Filosofie muß erst als Wissenschaft da seyn, bevor auch nur an ein System in unsern Erkenntnissen im Ernste gedacht werden kann. — Denn woher will man es wissen, daß in unseren Erkenntnissen noch kein System sey, wenn die Möglichkeit der Einsicht der Bedingungen desselben nicht wiederum eine (nicht bloß hypothesische, sondern) nothwendige Erkenntniß ist?

Diese kann aber, in so fern sie Gegenstand einer Wissenschaft ist, weil sie die Möglichkeit der Erkenntniß betrift, nur Gegenstand der Filosofie als Wissenschaft seyn. —

Es iſt daher zwar allerdings richtig, daß man keine nothwendige und allgemein gultige Regeln beſtimmt angeben könne, wie ein Ganzes der Erkenntniß, bloß formell betrachtet, hervorzubringen ſey; allein es iſt unrichtig, wenn man daraus auf die Darſtellbarkeit einer Filoſofie als Wiſſenſchaft ſchließt, weil die Beſtimmung der Principien unſerer Erkenntniſſe, als conditio ſine qua non ihres innern Gliederbaues in einem möglichen Syſtem, eben dasjenige iſt, was ſich (in einer wiſſenſchaftlichen Filoſofie) als Mittel auf die logiſche Vollkommenheit unſerer Erkenntniſſe, als auf ihren Zweck, (der doch überhaupt möglich ſeyn ſoll) bezieht. — Nicht die Form des Ganzen der Erkenntniß iſt darſtellbar; wohl aber die Principien der letztern durch ihre ſyſtematiſche Verbindung in einer Wiſſenſchaft. — Eine mögliche Beſtimmung dieſer Wiſſenſchaft ſetzt aber nicht ſelbſt wiederum ſchon eine Wiſſenſchaft, ſondern bloß die Idee einer Wiſſenſchaft zum Behuf der Einheit ihrer Principien, voraus. — Es iſt daher vergebens, von einer Bearbeitung der Filoſofie als Form einer Wiſſenſchaft überhaupt zu ſprechen, weil dieſer Ausdruck (wenigſtens jetzt noch) gar keine Bedeutung hat, die in Anſehung des Intereſſe der Filoſofie brauchbar und fruchtbar wäre.

Zum Beweiſe und zur nähern Einſicht in dieſe Behauptung werde ich daher über die Methode, die ſich eine ſolche Vorſtellungsart von Filoſofie in

den auffallendſten Beweis von der Tauglichkeit der Fikzionen in dieſer Wiſſenſchaft.

Allein ich ſollte glauben, die Syſteme eines Spinoza, eines Locke, eines Plato und Ariſtoteles verbänden nicht weniger in ihren Wiſſenſchaften eine höchſte ſyſtematiſche Form. Sind ſie aber darum Fikzionen? oder, weil ſie keine Fikzionen ſind, ſind ſie darum weniger Syſteme? — Vielmehr dächte ich, z. B. Spinozens Syſtem enthielte, in einem viel höheren Grade als das Leibnitziſche, Einheit und die vollkommenſte Form einer Wiſſenſchaft. In der That, was kann höhere Vollkommenheit eines Syſtems begründen als die Annahme einer einzigen, höchſten und abſoluten Subſtanz, woraus alles Mögliche und Wirkliche, als relativ und bedingt, auf das ſicherſte, vollſtändigſte und gründlichſte deduciert und beſtimmt werden kann? Und was will man aus dieſem Geſichtspunkte mit Grunde dagegen einwenden? Allein da die Einbildungskraft unerſchöpflich iſt, ſo hielt es nicht ſchwer, auch hierin genialiſch zu Werke zu gehen, und von aller ſchon bekannten Methode abzuweichen. Der Weg aber, der zur Sicherheit gegen alle die verhaßten und verwirrenden Einſprüche *quid juris?* gewählt werden muß, iſt folgender:

1) Man ſagt, weil die Unterſuchung der beſondern Quelle unſrer Erkenntniſſe und Vorſtellungen

nach ihren Bedingungen und ihrem Unterschiede einen bestimmten Begriff von den Vermögen und Objekten, worauf diese Untersuchung fallen möchte, voraussetzt, ein solcher aber (weil wir weder unser denkendes Wesen an sich, noch die Objekte ausser uns selbst, so nahe kennen als es hiezu erforderlich wäre) unmöglich ist: so muß hier eine andere Methode gewählt werden als diejenige, welche die Kritik befolgt; und diese geht aus von dem Begriffe des Denkens eines Objektes überhaupt.

Dagegen könnte man nun freylich einwenden, daß die Bestimmung der Quelle unserer Erkenntnisse nicht außer dem Begriff des denkenden Wesens und der Objekte außer uns, als Dinge an sich, beruhe, weil dieser, da er überhaupt nicht möglich und zur Absicht der Untersuchung über die Quelle unserer Vorstellungen gänzlich untauglich ist, erst durch dasjenige bestimmt werden kann, was sich in den in der Erfahrung enthaltenen Elementen unsrer Erkenntniß in Ansehung einer jeden Quelle der letztern eigenthümliches und unterschiedenes entdecken läßt, — und daß mithin der vorgebliche Mangel jener Einsicht nicht auf einer nothwendigen und gegründeten, sondern auf einer unwichtigen und ungegründeten Foderung in Ansehung der Bestimmung der Quelle unserer Erkenntnisse beruhe, weil wenigstens das Nothwendige in unsern Erkenntnissen und der Unterschied ihrer

Bes

Bestandtheile einen Grund zur Verschiedenheit und zur Bestimmung ihres Ursprungs abgiebt.

Allein da diese Bemerkung nach jenem Verfahren in Ansehung der systematischen Einheit unserer Erkenntnisse, worauf dabey alles ankommt, vielleicht nichts entscheidet: so mag man sie hier auch nur bloß für gelegenheitlich und zu andern Absichten brauchbar ansehen. Ferner muß man (nach dem Begriff dieser Methode), zum Behuf dessen, was wegen den unvermeidlichen Schranken unseres Erkenntnißvermögens nicht erklärbar zu seyn scheint, alle in besonderen Erkenntnissen (in der Mathematik und Naturwissenschaft) mit Erfolg gebrauchte Methoden so allgemein als möglich machen, und sie nachher zur Bestimmung neuer besonderer Erkenntnisse gebrauchen. Dadurch nähert sich die besondere Erkenntniß, in Ansehung der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit, immer der allgemeinen, und die sonst unfruchtbare allgemeine Erkenntniß wird zur Bestimmung besonderer Erkenntnisse immer tauglicher gemacht.

Hierauf ist nun, wie ich glaube, zu antworten: daß diese Methode — gesetzt auch, die größten und glücklichsten Erfindungen in der Mathematik und Naturwissenschaft hätten ihr Daseyn dem Gebrauche derselben zu verdanken — entweder jenen Wissenschaften ursprünglich zukomme (wie in der Mathematik) oder abgeleitet sey, und bloß auf der

Es iſt nun Mitternacht, die Zeit wo Zauberer und Unholden hinter dem Vorhang der Finſterniß ihre abſcheulichen Künſte treiben; die Zeit, wo Kirchhöfe ihre Todten auslaſſen, und die Hölle ſelbſt verpeſtete Seuchen in die Oberwelt aufdünſtet. Nun könnt ich heiſſes Blut trinken, Dinge thun, von deren Anblik der beſſere Tag zurükſchauern würde. Stille! Nun zu meiner Mutter -- O mein Herz, verkehre deine Natur nicht! Laß nicht, o! nimmermehr! die Seele des Nero in dieſen entſchloſſenen Buſen fahren; ich will grauſam ſeyn, nicht unnatürlich; ich will Dolche mit ihr reden, aber keinen gebrauchen. Hierinn ſollen meine Zunge und mein Herz nicht zuſammen ſtimmen. So unbarmherzig immer meine Worte mit ihr verfahren werden, ſo fern ſey es doch auf ewig von meiner Seele, ſie ins Werk zu ſezen.

(Er geht ab.)

Achte Scene.

Der König, Roſenkranz und Güldenſtern treten auf.

König.

Er gefällt mir gar nicht, und es würde auch nicht ſicher für uns ſeyn, dieſe Tollheit ſo ungebunden fortſchwärmen zu laſſen. Macht euch alſo reiſefertig; ich will euch unverzüglich eure Inſtruction aufſezen, und er ſoll mit euch nach England. Die Umſtände geſtatten nicht, uns den Gefahren bloß zu ſtellen, welche ſtündlich aus ſeinen Mondſüchtigen Launen entſtehen können.

Gül-

Abhängigkeit ihrer Erkenntnißart und ihrer Principien (wie in der Naturwissenschaft) beruhe; wodurch aber eben darum der Gebrauch dieser Methode und ihre Zulässigkeit bloß auf diese Wissenschaften eingeschränkt wird. So lange also kein befriedigender Grund zur Rechtfertigung ihres Gebrauchs außer diesen Wissenschaften (welcher hier keineswegs in der Gleichartigkeit der Erkenntnißart, oder in der Abhängigkeit gewisser Principien enthalten seyn kann, da dieses wechselseitige Verhältniß zwischen jenen Wissenschaften und der Filosofie gar nicht Statt findet) angegeben werden kann, ist auch dieser Rath vergebens, und es ist keineswegs erlaubt, diese Methode auch in der Filosofie anzuwenden, weil es sonst zu besorgen wäre, dieselbe durch eine widernatürliche Behandlungsart gänzlich einzubüßen.

2) Da die Mathematik ihre Schlüsse an der reinen Anschauung fortführen kann (und in so fern das Subjektive der Gegenstände ihrer Konstrukzion von dem Objektiven genau unterschreidet): so läßt sich ihre Methode auf die mannichfaltigste Art modificieren, und sie kann nach diesem sogar ihren Fikzionen (in wie fern sie Modifikazionen ihrer Methode sind) in der Einbildungskraft Realität geben. — Daß es sich aber in der Filosofie, in Ansehung jener Bedingung, mithin auch in Absicht des Gebrauchs dieser Methode, gerade umgekehrt verhält, — bedarf wohl keiner Bemerkung.

3)

3) Hieraus folgt, daß, — da die Gültigkeit des Gebrauchs einer besondern Methode nach den Gesetzen der einer jeden Wissenschaft eigenthümlichen Erkenntnißart bestimmt ist, — der aus ihr entspringende glückliche Erfolg nicht sofort bey ihrer Anwendung auch in andern Wissenschaften erwartet werden könne; weil nach den Gründen ihrer Erkenntnißart auch die Bedingungen des Gebrauchs ihrer Methode verschieden sind.

4) Die Steigerung und Allgemeinmachung der besondern Methoden steht gar nicht im Verhältnisse der Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit unsrer Erkenntnisse; weil jene, als ein bloß subjektives und logisches Princip, nur die systematische Einheit derselben betrift, und mithin, da ihre Anwendung nur in einer schon vorhandenen Wissenschaft möglich ist, (weil ich außer dem nicht wüßte, ob die zu einem System zu verbindenden Glieder der Erkenntniß schon nach einem äußern Princip zusammenhängen und als solche bestimmt sind oder nicht, — in welchem Falle sie aber zu keinem System taugen würden) — in Ansehung der Realität unserer Erkenntnisse und ihrer objektiven Einheit gar nicht konstitutiv ist. Dann erst, wenn bereits Filosofie als Wissenschaft existiert, kann zum Behuf der Erfindung eines Princips des Mannigfaltigen unserer Erkenntnisse und ihres systematischen Zusammenhanges, eine durch die Gesetze ihrer Erkenntnißart jener ähnliche Methode gebraucht, und die Regel,

welche ſie enthält, der Allgemeinheit immer näher gebracht werden.

Man ſieht alſo ohne weiteres, daß bey dieſer Methode im Filoſofieren das Streben zum Filoſofieren zwar immer eine ganz vorzügliche Rolle ſpielen werde; eine Filoſofie als Wiſſenſchaft aber, mithin auch die Progreſſen dieſes Strebens, dadurch ſelbſt niemals möglich ſeyen.

Die Vernachläßigung dieſer Bemerkung führt nun natürlich genug auf den Einfall und zugleich auf das Bedürfniß, die Filoſofie bloß als Form einer Wiſſenſchaft überhaupt zu behandeln, und das durch die logiſche Vollkommenheit unſerer Erkenntniſſe (ein Problem deſſen Auflöſung ſelbſt unendlich iſt) eher zu Stande zu bringen, als man die Principien der letztern und die Bedingungen ihres Gebrauchs einſieht, und mithin, ehe man überhaupt ihre Möglichkeit unterſucht hat. Die Folgen dieſer Vorſtellungsart aber ſind:

1) Da man unſere übrigen zerſtreuten Erkenntniſſe in ein Syſtem bringen will, ohne ihre Quelle und Principien, wodurch ſie ſelbſt möglich ſind, und ohne die nur durch dieſe Einſicht mögliche Beſtimmung ihrer Gründlichkeit an ſich und ihrer Tauglichkeit zu einem Syſtem genau zu kennen: ſo muß man hier, — weil ſich die Nachfrage nach ihm und der Drang zur Vollendung nicht verlieren, und, was

hiebey

hiebey das schlimmste ist, keine Filosofie als Wissenschaft, wodurch die Richtung dieses Verfahrens bestimmt werden könnte, vorhergeht, — zu dem Gebiet der Einbildungskraft seine Zuflucht nehmen, um ihre Fikzionen zur Absicht der Verknüpfung unserer Erkenntnisse zu gebrauchen; wodurch aber nur ein erdichtetes System ohne Harmonie, ohne Einheit seines innern Gliederbaues, und mithin ohne irgend einen möglichen begreiflichen und zureichenden Grund zu Stande gebracht wird.

2) Was man sich auch von unserem denkenden Wesen, von seinem Streben ins Unendliche, — von der Vermehrung seiner Thätigkeit durch einen objektiven Grund der Erkenntnisse, worauf es bey allen seinen Handlungen sieht, für einen Begriff machen mag, so ist doch alle Realität seiner Erkenntnisse bloß auf Erfahrung eingeschränkt; und es ist vergebens, mit unserem Skeptiker den wirklichen Gebrauch der synthetischen Principien der Erfahrung bey einem Erfahrungsobjekt — z. B. bey einem durch empirische Merkmale bestimmten Verhältnisse von Ursache und Wirkung — darum zu läugnen, weil es, aus Mangel eines bestimmten Kriteriums, auch nach den Gesetzen der reproduktiven Einbildungskraft erklärt werden könnte; da doch die Realität der Erkenntniß dieses Objekts in Beziehung auf alle übrige Objekte der Erfahrung das sicherste Kriterium des wirklichen Gebrauchs des Princips von Ursache und Wirkung a priori ist,

und außer dieſem — da dasjenige, was durch ein nothwendiges Princip erklärt werden muß, durch kein zufälliges erklärt werden darf — Erfahrung als ſolche unmöglich wäre.

Bekennt man ſich nun für dieſes ſkeptiſche Syſtem, ſo hat man keine andere Wahl als entweder alle Realität unſerer Erkenntniß zu läugnen; (weil dieſe in der That bloß auf mögliche Erfahrung eingeſchränkt iſt) oder man muß mit ihm ein Princip erfinden, wodurch alle Realität der Erfahrungserkenntniß und die Beziehung unſerer Verſtandesgeſetze auf die letztere völlig aufgehoben, und bloß auf diejenige Wiſſenſchaft eingeſchränkt wird, worin jenes Princip allein ſeine Anwendung hat. In dieſem Falle aber iſt es (wenn es um ein Syſtem in unſeren Erkenntniſſen zu thun iſt) nothwendig, ſich zu ſeiner Abſicht der Fikzionen zu bedienen, um dasjenige, was gegen die Natur und gegen die urſprüngliche Beziehung unſeres Erkenntnißvermögens in ſeinen Erkenntniſſen verloren geht, — durch Erdichtungen und Einfälle zu erſetzen!

Hieraus folgt aber nicht, daß Fikzionen darum, weil ſie zur Herſtellung einer Filoſofie in konkreto untauglich ſind, überhaupt zu gar keiner Abſicht in der Filoſofie brauchbar ſeyen, und alſo auch nicht unter gewiſſen Einſchränkungen und Bedingungen in ihr eine Funkzion, zwar nicht als konſtitutive, aber doch als regulative Principien, ver-

vertreten könnten. Denn die Vernunft bringt durch die Natur ihrer Handlungsweise Begriffe hervor, die, in wie fern sie nicht in einem ihnen korrespondierenden Erfahrungsobjekt dargestellt werden können, Ideen heißen, und sich auf eine nothwendige Art auf die Einheit unserer Verstandeserkenntnisse beziehen. In wie fern sie nun selbst kein Objekt bestimmen oder in keinem als enthalten gedacht werden können, kann man sie Fikzionen nennen. Es ist aber hier ein Unterschied zwischen Fikzionen — zwischen den letztern, die ich nothwendige Vernunftbegriffe nannte, und den erstern, worauf sich der Einfall bezieht. Ich werde mich daher über beyde näher erklären.

Fikzionen stehen, als regulative Principien unserer Untersuchung, oder (wenn man die von der letztern Art gar nicht regulative nennen will) als Erdichtungen überhaupt, in einem zwiefachen Verhältnisse zu unserem Erkenntnißvermögen. Entweder sie haben einen nothwendigen Grund in der Vernunft, und heißen, — in wie fern sie zwar ursprünglich keine Fikzionen sind, aber als solche doch in Beziehung auf den Verstand gebraucht werden — Ideen, oder sie haben bloß einen Grund in dem Erdichtungsvermögen, und heißen, — in wie fern sie als solche in Ansehung des Verstandes willkührlich sind, — ursprüngliche Fikzionen.

Was nun die Fikzionen in ersterer Bedeutung betrift, so habe ich schon bemerkt, daß sie ursprüng-

lich

lich bloß Vernunftbegriffe und nur in ihrem (theoretischen) Gebrauche Fikzionen genannt werden können, in so fern aber, wenn auch subjektive, doch nothwendige Regeln für den Verstandesgebrauch enthalten.

In wie fern es nun Filosofie mit den Objekten ihrer Erkenntniß zu thun hat, und sie nur selbst durch die Beziehung ihrer Principien auf diese (reale) Objekte Wissenschaft ist, (denn außer dieser Beziehung haben ihre Principien gar keine Realität) in so fern sind jene Ideen als regulative Principien von keinem Einflusse; sie haben aber doch, da sie den Begriff einer Wissenschaft, als eines Ganzen der Erkenntnisse (formaliter) enthalten, in ihr Gültigkeit und Gebrauch.

Ganz anders aber verhält es sich mit denjenigen Fikzionen, welche ich ursprüngliche genannt habe. Denn diese haben gar keinen filosofischen, in der Natur unseres Erkenntnißvermögens gegründeten Ursprung; sie sind vielmehr ganz willkührlich, und ihr Verhältniß zu unserem Erkenntnißvermögen ist bloß hypothetisch.

Nun hat aber die Filosofie vor allen übrigen Wissenschaften die Verbindlichkeit, alle ihre Principien, die sie als Regeln für Methoden geltend machen will, so weit als möglich zu deduciren, und nach dieser Operazion die Bedingungen ihres Gebrauchs

brauchs sowohl als die Gültigkeit ihres Umfanges zu bestimmen. Keines von beyden ist ihr bey dem Gebrauch der Methoden von der letztern Art möglich; weil, was das erste betrift, zu diesen, da sie ihren Ursprung nicht in der Vernunft, sondern im Erdichtungsvermögen haben, neue Fikzionen erforderlich wären, um den Gebrauch derselben zu rechtfertigen; und, in Betracht des anderen, es eben so unmöglich ist, etwas über die Bedingungen ihrer Gültigkeit und den Umfang ihres Gebrauchs a priori zu bestimmen; weil man erst durch ihren Gebrauch erwarten muß, wie und wie weit sie zu gebrauchen sind.

Ferner bemerke ich, daß wir bey dem Gebrauch der Fikzionen als Methoden, — da wir ihre innere Zweckmäßigkeit, d. i. ihren Zusammenhang mit einer Vernunftidee zu einer bestimmten Wissenschaft nicht kennen, und mithin, wie sie mit Erfolg in dieser gebraucht werden können, nicht einsehen — niemals von ihrer Tauglichkeit versichert sind; weil es ungewiß ist, in welcher zufälligen Verbindung sie anderwärts auf eine vortheilhafte Art gebraucht worden sind. — Denn z. B. der Idee einer einzig möglichen Filosofie als Wissenschaft liegt auch nur eine einzig mögliche, durch die Natur ihrer Erkenntnißart bestimmte Methode zum Grunde, wobey mithin der Gebrauch fremder, obgleich in anderen Wissenschaften mit Erfolg gebrauchter Methoden, immer zufällig und blindlings gewagt wäre; weil Filosofie gleichsam selbst eine ursprüngliche und sich

auf

auf alle übrige Wissenschaften, als solche, beziehende Methode ist. Denn in unsern Erkenntnissen ist nur in so fern Methode und Wissenschaft, als Filosofie in ihnen enthalten ist. — Es wäre daher höchst widersinnig, durch den Gebrauch fremder Methoden im Filosofiren eine Filosofie erwarten zu wollen. Hieraus folgt aber, daß jeder Gebrauch einer künstlichen oder fremden Methode in der Filosofie, in Ansehung des Gesetzes ihrer Erkenntnißart, eine Fikzion sey.

Fikzionen (ursprüngliche) können also weder als Principien zu Erklärungsgründen noch als Methoden zur Beförderung des Gebrauchs unseres Erkenntnißvermögens in filosofischen Untersuchungen dienen. Denn was das erste betrift, so ist der Karakter eines Princips in der Filosofie absolute Gültigkeit. Bey den Fikzionen ist es gerade der umgekehrte Fall. Sie dienen aber auch nicht zur Beförderung unseres Verstandesgebrauches überhaupt; weil ihre Beziehung auf seine Handlungsweise nicht nothwendig sondern erdichtet, und mithin willkührlich und zufällig ist, d. h. sie enthalten nicht den nothwendigen Grund der systematischen Einheit unserer Erkenntnisse, sondern bloß ihre zufälligen Bedingungen; oder besser, sie enthalten, — da jene ohne einen nothwendigen Grund nicht denkbar ist, — gar keinen.

IV.

IV.

Betrachtungen über Aufruhr und bürgerliche Unruhen.

— — canta eſt discordia fratrum!

Ovid.

Wenn wir den Schauplatz betreten, wo uns die Geſchichte die lange Reihe der Begebenheiten und Veränderungen unter dem Menſchengeſchlecht von Jahrhunderten zu Jahrhunderten vor Augen ſtellt, ſo ſehen wir unter allen Völkern, nicht ohne Bewegung des Herzens, die ſchrecklichen Scenen innerlicher Zwietracht und wilden Aufruhrs, die Empörung der Unterthanen gegen Obrigkeiten, der Kinder gegen Eltern, Brüder gegen Brüder, Bürger gegen Bürger.

Ordnung und Freyheit, Sicherheit und Ruhe verfallen; die Bande der menſchlichen Geſellſchaft werden zerſprengt, das Gebäude der Glückſeligkeit ſtürzt dahin, und begräbt unter ſeinen Trümmern den Böſewicht und den Guten. Aber noch tröſtet uns hierbey das Bewußtſeyn, daß ſie vorüber ſind, dieſe Auftritte des Grauſens. Sie ſind hinweg gerafft

Güldenſtern.

Wir wollen uns anſchiken; es iſt eine höchſt gerechte und heilige Furcht, für ſo vieler tauſend Perſonen Sicherheit beſorgt zu ſeyn, die in Eu. Majeſtät leben.

Roſenkranz.

Es iſt die Privat-Pflicht eines jeden Menſchen, alle Kräfte ſeines Verſtands dazu anzuſtrengen, ſich ſelbſt vor Schaden zu bewahren: Aber vielmehr iſt es eine Pflicht deßjenigen Geiſts, der die Seele des ganzen Staats-Körpers iſt, und von deſſen Wohl das Leben ſo vieler andern abhängt. Der Tod eines Königs iſt nicht der Tod eines einzigen, ſondern zieht, wie ein Strudel alles was ihm nahe kommt, in ſich. Er iſt wie ein Rad, das von dem Gipfel des hochſten Bergs herunter gewälzt, unter ſeinen ungeheuren Speichen tauſend kleinere Dinge die daran hangen zertrummert. Ein König ſeufzt nie allein; wenn er leidet, leiden alle.

König.

Rüſtet euch, ich bitte euch, aufs eilfertigſte zu dieſer Reiſe; wir muſſen dieſer Gefahr Feſſeln anlegen, die bisher ſo frey herum gegangen iſt.

Beyde.

Wir wollen unſer äuſſerſtes thun.

(Sie gehen ab.)

Polonius

rafft von dem zerstörenden Tod, die unruhigen Empörer, voll Wildsinn und Ehrgeiz und Rache, und schlafen nun friedlich neben den Unglücklichen in dem Schoß der mütterlichen Erde, einst dieser Leidenden Hoffnung, jetzt ihre Freystätte.

Glücklich wären wir Nachkommen, die wir die Vorzeit mit dem Namen des wilden jugendlichen Zeitalters und der Barbarey übermüthig bezeichneten, wenn jene Geschichten schreckende Bilder für uns würden, immer uns gegenwärtig, immer mächtig genug, uns vor diesen Verirrungen zu bewahren; wenn jene Thorheit uns Weisheit und Mäßigung lehrte. Aber Thorheiten der Väter sind für ihre Kinder verloren, und Beyspiele bessern niemand — sagt der große König in seinen unsterblichen Werken.

Mehr als jemals scheint sich zeither ein Geist der Unruhe und Wildheit über das Menschengeschlecht zu verbreiten. In der alten und neuen Welt, in Ländern und Ländchen, sah man, von Zeit zu Zeit, sich wilde Haufen unter die Sturmfahnen des Aufruhrs versammeln, und Schrecken und Jammer verbreiten. Aus dem süßen Traume einer dämmernden Aufklärung wird das Herz des Menschenfreundes durch die laute Stimme der Empörung aufgeschreckt; er sieht vor seinen Augen jene grausende Scenen sich erneuern, sieht Fanatismus und Unbändigkeit ihr flammendes Schwert über Städte und Länder

der ſchwingen, Sitten und Geſetze vernichten, und Freyheit und Tugend von den Schauplätzen der Mordluſt und Zerrüttung entfliehen, wo Zügelloſigkeit und Wahnſinn über den Leichen der Bürger bewaffnet ſchwärmen, und über die Zernichtung des bürgerlichen Glücks, wiſſentlich oder aus Irrthum, triumfieren.

Ich wende mich ab von dieſen traurigen Bildern, um mit ruhigerer Stimmung einige Urſachen dieſer Selbſtvergeſſenheit der Menſchenwürde und Menſchenbeſtimmung zu betrachten.

I.

Eine der allgemeinſten Quellen des Aufruhes iſt Theurung und Hunger; es iſt der fürchterlichſte Feind unſerer Exiſtenz. Kein Wunder, daß es mit ſteigender Noth von Klagen zum Murren, von Murren zur Empörung und Verzweiflung kömmt. Unſre Erhaltung, unſer Selbſtgefühl iſt es alsdann einzig, was uns beſchäftigt, und gewiſſer Maßen die gewaltſamen Ausbrüche und Mittel der aufs äußerſte gebrachten Menſchheit entſchuldiget. Hungersnoth trift diejenigen Volksklaſſen am meiſten, welche bey der Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nichts verlieren, wohl aber viel gewinnen, wenn ſie die gereitzten Begierden, mit aller ihnen eignen Roheit, auf die kürzeſte Art, welche ihnen immer die beſte iſt, befriedigen kön-

nen. Dann schwindet Ansehen und Hoheit, schwindet vor der Ahndung einer natürlichen Gleichheit; und voll Vertrauen auf das erwachte Gefühl sosischer Kräfte, suchen sie den Großen Reichthümer und Wollüste zu entreißen, in deren Schoße diese, oft zu gleichgültig gegen das Schicksal der mit den ersten Bedürfnissen ringenden Menge, schwelgen. Eben um deswillen ist in großen Städten, wo Ueberfluß und Mangel zusammentreffen, wo Gelächter des Uebermuths aus stolzen Palästen und Seufzer aus niedern Hütten zu Einem Himmel emporsteigen, der Ausbruch größer und gewaltsamer, als in den Wohnplätzen der Mittelmäßigkeit, wo alle unter der gemeinschaftlichen Noth zu erliegen scheinen. Allein diese Wirkungen, wenn sie nicht das Werk eines tiefern Planes und arglistiger Urheber sind, welche diese Gelegenheit zu Erreichung ihrer Absichten zu benutzen trachten; oder, wenn nicht mehrere Ursachen des Misvergnügens mit der Regierung vorhanden sind, die nur einer Veranlassung zum Ausbruch bedürfen — diese Wirkungen, sage ich, sind vorübergehend, wie ihre Ursache, und bringen für sich selten eine gänzliche Revoluzion oder Zerrüttung hervor. Sie werden vielleicht aber auch eben deswegen so bald nach ihrem Uebergange von denen vergessen, deren Pflicht es wäre, diesem Uebel für künftige Fälle zu begegnen, und es in seiner Quelle zu dämmen.

2.

2.

Eine andere Urſache von Unruhen ſind die Neuerungen und Verletzungen alter Gewohnheiten und Rechte. Nur gar zu leicht vermiſcht man beyde Ideen, und ſieht in jeder Neuerung eine Verletzung hergebrachter und — eingebildeter Gerechtſame; ſo wie man dagegen von Seiten der Obrigkeit unter mancher wahren Verletzung dieſer Gerechtſame nur einen verjährten Misbrauch durch eine löbliche Neuerung zu verdrängen glaubt. Diejenigen, die für ihr Intereſſe durch irgend eine Einrichtung oder Abänderung etwas befürchten zu müſſen glauben, ſind befliſſen den Verluſt ihrer Privatvortheile als allgemeinen Verluſt zu bewehklagen, und den großen Haufen durch Geſchrey von Unterdrückung und Schaden in Bewegung zu ſetzen; welches auch deſto leichter gelingt, wenn die Veränderung, welche Individuen trift, mittelbare Folgen und Einfluß auf den Nahrungsſtand der Menge zu haben ſcheint. Auch Neuerungen an ſich und ohne Beeinträchtigung der Privilegien und Rechte können ſchlimme, gefährliche Folgen haben; denn nur zu ſehr ſträubt ſich die träge Gewohnheit, eiferſüchtig auf die Erhaltung ihres unfürdenklichen Beſitzſtandes, wider alle Veränderung, die ihre Lieblingsgebräuche angreift, und läßt ſich nicht leicht zu einer Einrichtung bewegen, die in den mit dem Nazionalkarakter, Klima, Verfaſſung u. ſ. w. eng verknüpften und verjährten Sitten und Handlungsweiſen

weisen eine Revoluzion bewirken soll. Nach aller Mühe Peters I. *) tragen noch Neun Eilftel Russen ihre Bärte, deren Verlust ihnen den Sturz der Religion nach sich zu ziehen schien, und die Spanier wollten (wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt) in den Jahren 1760 oder 1770 eher ihre Ruhe und ihr Leben in Gefahr setzen, als ihre Mäntel und runden Hüte ablegen. Mit einem Heldenmuth, als Republikaner kaum bey Verfechtung ihrer Freyheit beweisen, behaupteten einst die römischen Damen ihre Moden und ihren Schmuck gegen das Appische Gesetz, so daß es auch ein Kato nicht aufrecht zu erhalten vermochte; andere Beyspiele zu geschweigen, welche die Geschichte häufig erzählt und die Gegenwart nicht selten vor unsere Augen bringt. Eine zweckmäßige Sammlung der merkwürdigsten Ereignisse dieser Art dürfte daher sehr wünschenswerth und belehrend seyn.

Die Folgen der aus solchen Ursachen entstandenen Bewegungen sind wohl bedenklicher als jener aus Hungersnoth. Eine segenreiche Erndte vertilgt bald alle Spuren des Jammers, und Hofnung und Frohleben kehrt mit der Freygebigkeit der Erde zurück. Aber gelingt es im andern Fall der Regierung ihre Neuerung durchzusetzen, so hat sie sich wenigstens die, welche am meisten leiden, und deren Anhang zu Feinden gemacht, welches in Aristokratien, und wo Zunft- und Fabrikgeist herrscht,

und

*) S. Coxes Reisen durch Rußland.

und viel Privatreichthum vorhanden iſt, eine genaue Beherzigung verdient. Dieſe werden geſchäftig ſeyn, das Mißvergnügen zu unterhalten, die Fehler der Neuerung heraus zu heben, und das Gute derſelben, ſo viel möglich, durch ein verdächtiges Geſchrey zu verhindern. War aber die allgemeine Stimme des Volks ein unüberwindliches Hinderniß für den Fortgang der Sache geweſen, ſo ſchwächt der geſcheiterte Plan das nöthige Anſehen der Obrigkeit; der gekränkte Stolz derſelben erlaubt ſich dagegen vielleicht einige Rache, und ſo entſteht der Keim eines Mißtrauens im Volk, dem jede Maßregel der Obern verdächtig wird, und das jedem ihrer Schritte Hinderniſſe bereitet.

3.

Aber weit ernſthafter wird das Gemüth, wenn es ſich zu den Auftritten wendet, womit Fanatismus, von Schwärmerey und Aberglauben begleitet, und langwierige Deſpotie Länder und Nazionen geängſtiget und Staaten ins Verderben geſtürzt haben. Die Geſchichte ſtellt uns meines Wiſſens nicht viel wichtige Beyſpiele des Fanatismus unter jenen berühmtern Völkern, den Griechen und Römern, auf; vielleicht, weil ihre Religionsgrundſätze mehr in den Schranken des Zeremoniels und der Spekulazion, ohne Einfluß auf das bürgerliche Leben blieben, oder Prieſterthum und Politik in engem Bunde ſtanden. Es ſcheint demnach der Fiek-

ſen ſpäterer Zeiten, eine verkannte edelſte Religion zu misbrauchen, die Freyheit, die ſie lehrte, in Tyranney über Verſtand und Gewiſſen, die göttliche Bruderliebe und Duldung in Haß und Verfolgung zu verwandeln.

Nichts iſt fähiger auf das trotzige und verzagte Ding, das menſchliche Herz, bey dem rohern Haufen zu wirken, als giftiges Ausſtreuen von Ketzerey, von Untergang der Religion u. ſ. f. Leicht und heftig ergrimmt das Volk, das vielleicht oft nur Anlaß und Aufmunterung zum Ausbruch eines innerlich genährten Neides und Haſſes bedarf, — und es verübt, voll Schwärmerey und Unſinn, himmelſchreyende Grauſamkeiten, als geblendetes Werkzeug der Leidenſchaften ihrer heuchleriſchen und tückiſchen Anſtörer. Und dieſe ſind gemeiniglich die Prieſter ſelbſt, die über Herrſchſucht und Eigennutz den Geiſt ihrer Religion vergeſſen, weit von der ſanften Denkart der erſten Kirche entfernt, in deren Schoß z. B. ein Kirchenvater *) lebte, der ſtandhaft die Anmuthung das Volk aufzuwiegeln abſchlug, und ſich keineswegs der angebotenen Truppen des Maximus gegen den Arrianiſchen, die Kirche verfolgenden Kaiſer Valentinian den Jüngern bedienen wollte. Wie oft hat nicht die katholiſche Kleriſey ihre Beichtſtühle und den Zutritt zu den Familien und ihren Gewiſſen, wie oft ſelbſt die proſ-

tituans

*) Ambroſius.

teſtantiſche Geiſtlichkeit ihre Kanzeln, gemißbraucht, die Gemüther mit wilder Erbitterung zu erfüllen! Aber freylich vereinigen ſich in der Verfaſſung des Katholicismus weit mehrere Umſtände und öftere Anläße dieſe Wirkungen zu befördern. Wer mag den Greuel aufdecken, der ſchon die blühendſten Länder im Namen der heiligen Religion mit der Flamme der Rachgier verſenget, und Scharen von redlichen Unterthanen mit Marter, Verbannung und Tod im Namen Gottes verfolgt hat! Und die Hoffnung beſſerer Zeiten ſcheint noch in der Ferne erſchrokken wieder umzukehren, wenn ſie ſieht, daß in den jüngſten Tagen dieſes Menſchenalters ein Biſchof *) an der Spitze rebelliſcher Unterthanen ſteht, und daß die Proteſtantiſchen Gemeinden einer durch ihren Fleiß hauptſächlich mit erhaltenen Reichsſtadt, durch ewige Begebung der durch kaiſerliche Ausſprüche und Beſtätigungen erworbene Rechte, kaum ihrer Verfolgung entgehen. **) Lord Gordon in London und das neue Geſangbuch in Berlin beweiſen, daß ſelbſt in den Oertern, wo Toleranz und Aufklärung längſt ihre Siegesfahnen wehen laſſen, der Sieg ſo entſcheidend noch nicht iſt, ***) ſo lange Schwärmerey und Aberglauben, oder Heucheley noch mächtige Stützen oder unbezwingliche Schlupfwinkel inne haben, aus denen ſie,

*) Mſgr. l'Evêque de Malinet.

**) Die Kölner Unruhen von 1788.

***) au contraire! — —

von Zeit zu Zeit, verstärkte Ausfälle wagen. Aber eben das Volk, das willig die Fesseln für Gewissenszwang und Vernunft erträgt und sogar vertheidigt, empört sich unter den Lasten, die der weltliche Arm ihm auflegt. Ich verstehe hier unter Despotismus den Druck aller Art, vereinigt in den Gebrechen der Staats-Verfassung und Staats-Verwaltung, und in den individuellen Fehlern der Männer, die in den verschiedenen Theilen derselben die Zügel mit zu lenken haben. Unsere Staats-Verfassungen sind nicht das Werk eines tiefdurchdachten Planes; es sind Gebäude aus den entferntesten Zeiten, oft in mehr als gothischem Geschmack, woran Zufall, Eigensinn und Launen, und wer weiß was alles, gekünstelt und gebessert haben; Gebäude, die kein vollständiges Ganzes ausmachen, deren Grund oft sehr untergraben, und deren Fugen lose sind, wenn schon die Außenseite mit neuen Verzierungen prangen sollte. Wie viele Gelegenheiten zur Uneinigkeit kann nicht diese Unbestimmtheit, diese Unvollständigkeit, die fehlerhafte Verbindung der Theile, die alte zu dem veränderten Wesen unpassende Form darbieten? Und dieses sind eben so viele Blößen, deren sich die Obrigkeiten bedienen können, ihrer Willkühr alles zu unterwerfen und — den Umsturz dadurch zu veranlassen. — Despotismus hat ohnehin immer schwankende Grundsätze, die sich mit jeder Veränderung der Launen des Regenten, mit jeder Veränderung des Ministeriums, und selten zum Vortheil, verän-

dern

dern; wo eine Anſtalt die andere aufhebt, das gute durch widerſprechende Befehle gehindert, oder vom Böſen verdrängt wird; immer Ebbe und Fluth von höchſter Anſtrengung und Erſchlaffung der exekutiven Gewalt. Ehrgeiz und Eigennutz, ſo oft die Quelle der Unruhe und der raſchen Schritte zum Verderben bey dem Individuum, vereinigen ſich als wirkende Prinzipien der Staats-Verwaltung mit Wolluſt und Verſchwendung, werden die Quelle der Ungerechtigkeiten und der Ruin des Wohlſtandes der Unterthanen, oder der bürgerlichen Geſellſchaft.

Dieſer Deſpotismus nun kann ſo viel Nahmen bekommen als es Würden und Aemter giebt, die mit einer gewiſſen Gewalt, mit Anſehen und Willkühr verbunden ſind; und oft iſt der Druck der kleinen Deſpoten in ihrem Wirkungskreiſe fühlbarer als der Mächtigern, — wenn gleich minder wichtig in Rückſicht auf das Ganze, — weil ſie dem Unterthan näher ſind, unmittelbarer auf die Individuen zu wirken, und jede Gelegenheit zu Plackereyen en detail zu benutzen im Stande ſind. Es kann alſo kaiſerlicher, königlicher und fürſtlicher, Miniſterial- Jäger- Beamten- Bürgermeiſter- und Schultheißen ꝛc. Deſpotismus, geiſtlicher und weltlicher gedacht werden, und jeder wird in ſeiner Art Unruhen erregen, wofern er das Ziel erreicht, wo Unmuth, Reitzungen und günſtige Umſtände ſich zu ihrem Ausbruch vereinigen.

Polonius tritt auf.

Polonius.

Gnädigſter Herr, er iſt im Begriff, in ſeiner Frau Mutter Cabinet zu gehen; ich will mich hinter die Tapeten verſtekken, um zu hören, wie ſie ihm den Text leſen wird. Denn wie Euer Majeſtät ſagte, (und es war weislich geſagt) es iſt nicht überflüſſig, daß noch jemand andrer als eine Mutter, (die das mütterliche Herz immer partheyiſch zu machen pflegt) mit anhöre, was er zu ſeiner Verantwortung ſagen wird. Lebet wohl, mein Gebieter, ich will euch wieder aufwarten, eh ihr zu Bette geht, und euch erzählen, was ich gehört haben werde.

[Er geht ab.]

König.

Ich danke euch, mein ehrlicher Polonius. -- (allein.) O! Mein Verbrechen iſt ſtinkend; es riecht zum Himmel hinauf; es iſt mit dem älteſten Fluche beladen; ein Bruder-Mord -- Beten kan ich nicht -- wie könnt' ich, da ich, in innerlichem Streit zwiſchen meiner Neigung und meinem Vorſaz demjenigen gleich bin, der zwey Geſchäfte vor ſich liegen hat, und unterm Zweifel, welches er zuerſt thun ſoll, beyde verſäumt. -- Wie, wenn dieſe verbrecheriſche Hand diker als ſie iſt, mit Bruder-Blut überzogen wäre? Hat der allgütige Himmel nicht Regen genug, ſie ſchneeweiß zu waſchen? Wozu dient Barmherzigkeit, als dem Verſchuldeten Gnade zu erweiſen? Hat nicht das Gebet dieſe doppelte Kraft, uns Unterſtüzung zu verſchaffen,

eh

Eine der vorzüglichſten Gelegenheiten ſind neue Auflagen und üble Finanzverwaltung. Leider ſind jene oft wider Wunſch und Willen des gutgeſinnten Regenten nöthig, wenn ſie in den vermehrten Ausgaben, in der hinterlaſſenen Schuldenlaſt ihrer Vorfahren ihren Grund haben, deren Sünden, in dieſem Stücke, die armen Nachkommen oft bis ins hundertſte Glied büßen müſſen. Aber wenn die Monarchie häufiger neue Auflagen erfodert, ſo iſt hier und da der Misbrauch der ſtändigen Einkünfte in Ariſtokratien gewöhnlicher, wenn nicht Neid und Partheyſucht die Regenten trennt, wo es ſchwer zu entſcheiden iſt, ob unter einer ſolchen Einigkeit oder Zwietracht das Volk ſchlimmer daran ſey. Die Erhebung der Finanzen iſt wenigſtens oft im Stande, einen Funken des Mißvergnügens anzuglimmen, wenn man ſieht, wie hart und unklug oft der Finanzbeamte die Abgaben erpreßt, und mit und ohne Unterſtützung ſeines Finanzkollegii die Staatseinkünfte auf allerley Wegen zu erhöhen ſucht; wie er das, was er dem Unterthan nicht nimmt oder nicht zu hoch anrechnet, für ein Geſchenk oder eine Erſparniß für künftige Einnahme, und das Dominium eminens *) des Staates an dem Privatvermögen für ein Condominium veile oder quaſi vſumfructum ſeines Obern anzuſehen ſcheint. Eben ſo ſchlimm ſteht es oft um die Adminiſtras-

*) Welches ohnehin als eine Anomalie die beſchränkteſte Erklärung erfodert.

niſtrazion der Juſtiz, ſie mag de meliori modo oder ſimpliciter angerufen werden; und wenn der Finanzier, ſo gut als ein türkiſcher Paſchah, Bakuſchens gelder einſtreicht, ſo kennt auch mancher Richter die modos acquirendi ſub quouis titulo ſo gut als der Kadi, *) mit dem Unterſchied, daß jenen der längere modus procedendi mehr Gebrauch davon zu machen verſtattet. Deſpotismus wirkt immer gleich; er iſt der höchſte Grad des Egoismus, von eignen und fremden Lüſten in Thätigkeit geſetzt, und kann folglich unter allen Formen und Himmelsſtrichen erſcheinen, ſo lang es überall Menſchen giebt, die ſich als den Mittelpunkt alles Seyns und Lebens betrachten, und die Verbindlichkeiten ihres Amts gegen andere — in verdoppelte Anſprüche auf die unbedingte Dienſtbarkeit anderer verwandeln. In Ariſtokratien iſt freylich Ungerechtigkeit der Regierung am drückendſten und ſchlimmſten; ſie erregt weit mehr Partheyſucht, indem jede mehr Berührungspunkte haben muß, durch das nähere, vielfachere Verhältniß der Regenten unter ſich und gegen das Volk.

In monarchiſchen Verfaſſungeen beeifern ſich dagegen zuweilen die Bewohner der Wälder mit ihren forſtgerechten Aufſehern um die Wette; jene, den Landmann um die Früchte des Fleißes zu bringen, dieſe, die Verderber zu verſchonen; und bloß Furcht und Muthloſigkeit der durch Druck bereits geſunkenen

*) S. Volneys Reiſen.

nen Völker kann gewaltſamen Ausbrüchen im Wege ſtehen, welche dann wenigſtens in ſtillbrütende Rachgier oder Läſſigkeit übergehen, wenn die Klagen nicht bis zum Throne dringen können, oder keine Erhörung finden, weil man ſie künſtlich in ein gehäſſiges Licht zu ſtellen, oder endlich wenn man die Ausübung hülfreicher Befehle zu vereiteln gewußt hat. Denn daß es Fürſten voll gutes Willens gebe, lehren häufige an Juſtiz- Finanz- und Jagddeſpoten erlaſſene Befehle, die die Welt in Schlözer und Konſorten mit Freude lieſet, — und das lehren weit mehr ungedruckte, die der Patriot im ſtillen ehrt und ſeinem Landesvater dankt. Ich weiß aber nicht, ob es heut zu Tage noch Fürſten giebt, die, nicht den Nahmen des Vaters des Volks, wohl aber, wie einſt Franz von Frankreich, des Vaters der Jägerey, mit Recht bekommen könnten? Aber gegeben hat es ihrer gewiß, bey denen es, wie bey Ludwig XI, verzeihlicher war, einen Menſchen als einen Hirſch oder ein wildes Schwein zu tödten, — die mehr auf ein einziges Luſtjagen, als auf eine Schulanſtalt wendeten. Noch in den Jahren 1780 ſoll einem italieniſchen Fürſten die Einrichtung einer Rebhüner-Jagd 28,000 Dukaten gekoſtet haben, wenn wir dem Hamburger politiſchen Journale glauben dürfen. Auch das iſt gewiß, daß Fürſten, welche die Jagd ſo leidenſchaftlich lieben, wie z. B. der genannte König Ludwig, (der auf ſeinem letzten Krankenlager eine Katzen- und Mäuſejagd, in Ermangelung einer beſſern,

fern, auf ſeinem Zimmer hatte *) — öfters den Anfällen übler Laune unterworfen ſind, wenn ihre Jagdluſt nicht nach Wunſche ausgefallen; und wehe dann der Sache, die in ſolchen Augenblicken zur Entſcheidung vorgetragen wird! Nicht zu gedenken, daß die Jägerey Flüche, Waldſtock, Hunde und Gewehr, unter dem Schutz der Lieblingsneigung ihres Herrn und Königs, um ſo kräftiger gegen die Unterthanen gehandhabt hat. —

Die demokratiſche Verfaſſung iſt eigentlich die loſeſte Art von Oligarchie, ein Schwanken zwiſchen Ungebundenheit und Deſpotismus, und eine der reichlichſten Quellen von Unruhe und Zwietracht. Das Loſungswort der Freyheit iſt meiſtens nur ein leerer Schall, womit ſich der bethörte Haufen ſchmeichelt, indem er dem Willen deſſen folgt, der ſeine Schwäche zu packen verſteht. Oft iſt dieſe Freyheit nur der Augenblick, in welchem ſich ihre leichtwechſelnde Gunſt mit raſcher Wahl aus den Feſſeln des einen Deſpoten herausdrängt, um ſich unter das Joch eines andern zu beugen. Ihre Freyheit iſt Brutalität und Eigenſinn, und ſetzt den Staat oft in den höchſt traurigen Zuſtand der Anarchie; und in ſolchen Staaten bedarf es geringer Vorfälle zur Entſtehung gefährlicher Auftritte, weil das immer geſchäftige Spiel der Leidenſchaften einiger Wenigen jeden Anlaß benutzt, ſie durch Verwirrung zu befriedigen.

4.

*) *Ste-Palaye* Mémoires etc. Tom. 3.

4.

Wir hören und lesen endlich eines Theils in unsern Tagen so viel von Freyheit und Despotie, von Kränkungen und Wiederherstellungen der Rechte der Menschheit; wir hören und lesen andern Theils so viel von Revoluzionen und Unruhen um uns herum, wo mitten unter der Zerrüttung noch Deklamazionen von bürgerlicher Glückseligkeit, und mitten unter dem Klaggeschrey der Geängsteten die Losungen, Freyheit und Vaterland, erschallen: wäre es wohl Wunder, das eine für die Ursache des andern anzusehen, weil beides neben einander erscheint, und folglich Aufklärung und Publicität des Hochverraths an der bürgerlichen Wohlfahrt anzuklagen? — Entscheiden darf eine einzelne unbekannte Stimme nicht, aber gerettet wünscht und hofft sie, früher oder später, die Preß- und Schriftstellerfreyheit und Publicität zu sehen; gerechtfertiget von dem nur zu gewöhnlichen Verdacht, welcher zufällig mit einander verbundene Dinge für wesentlich, wie Ursache und Wirkung verbunden hält, und solcher Freyheit diese Uebel einzig und allein auf den Kopf Schuld giebt, um den Unwillen wenigstens etwas zu kühlen — und vielleicht auch zumeilen eine kleine Rache, über persönlich von der Publicität empfundene Unannehmlichkeiten, zugleich mit zu befriedigen. Um eine zwar bekannte, aber ganz hieher gehörige Bemerkung zu wiederholen, so ist ja keine gute Anstalt um des Misbrauchs willen zu verwerfen; sonst müßte z. B. die Reformazion, diese anerkannte

erkannte Wohlthat, trotz der schönen Ehrenrettung im teutschen Merkur, den Bauerntumult und andere durch Irrthum und benutzten Mißverstand daraus entsprungene Uebel noch verantworten.

Die Staaten werden, wie schon gedacht, zu ihren Fall oder ihren Revoluzionen durch ganz andere Dinge, durch Reihen verketteter Fehler und Folgen reif; und das beweist auch die lange Reihe derer, die vor Erfindung der Schreib- und Buchdruckerkunst untergiengen. Diejenige aber, welche ihren Sturz seit der Preßfreyheit annähern sahen, werden, bey einer mäßigen Aufmerksamkeit und Kenntniß ihrer Geschichte und Verfassung, zureichende Gründe lediglich in diesen Dingen selbst finden lassen. Höchstens mißbrauchen Enthusiasten oder Ehrgeitzige diesen zufälligen Umstand ihrer Zeitläufte. In ihrem Munde wird die sanfte Stimme der Freyheit ein verwegenes Geschrey, ein Wortschall von weitem, schwankendem Sinne, nun erst tauglich den großen Haufen zu bethören. — Es ist, beyläufig zu bemerken, wohl sonderbar genug, daß man jetzt eben so emsig bemüht scheint, dem Menschen im politischen Verstande, eine Freyheit ohne Grenzen zu versichern, als man sie ihm im moralischen zu unsern Zeiten so oft und gern mit diktatorischem Witze abgesprochen hat. — Kurz, wenn Publicität und Preßfreyheit zufällige Uebel in ihrem Gefolg haben, so werden diese doch einst lang vergessen seyn, wenn noch die Folgen des überwiegenden

Guten

Guten unſere Nachkommen zu einer dankbaren Erinnerung dieſer Anſtalten, auffodern. Das begleitende Uebel wäre überhaupt ganz im Gange aller wichtigen Begebenheiten auf Erden. Das fürchterliche Gewitter, das den unvorſichtigen Wanderer unter dem Baume tödtet, ſchwängert zugleich nach ſeiner Beſtimmung den Boden rings umher, um einen ſegenreichen Unterhalt für tauſend andere zu bereiten. — Und was ſind die Reſultate unſerer Geſchichtskenntniß und Erfahrung, die kleine Sammlung der Lehren ächter Weisheit und Wahrheit, was ſind ſie anders, als höchſt theure Schätze, die in einer langen Reihe von Jahrhunderten, aus den gewaltſamſten Revoluzionen, auf Unkoſten des Glücks und Lebens ſo vieler Millionen Menſchen, für die ſtufenweiſe und langſam nach dem Ziele ſchreitende Menſchheit mehrentheils geſammelt ſind, und nun zur Wohlthat für uns in der Anwendung aufs praktiſche Leben werden? — Halten wir alſo immer eine Preßfreyheit in Ehren, die uns ſchon die Wiederkehr mancher bürgerlichen Freyheit zu bewirken geholfen! Unterſtützen wir immer eine Publicität, die, wenn ſie auch die drückenden Gebrechen ſo mancher Verfaſſung, die traurigen Verirrungen ſo mancher Großen der Erde von ihrer Pflicht verkündigt, uns doch wieder durch die aufmunternden Nachrichten von mancher heilſamen, menſchenfreundlichen Anſtalt beruhiget, und mit der Menſchheit und der Staatsgewalt verſöhnet, wenn ſie uns Fürſten vor Augen ſtellt, die von dem allgemeinen

Men-

Fürſtenloos, Schwachheit, nur einen kleinſten Antheil zeigen, und durch eine Thätigkeit, durch einen Eifer in ihren Pflichten vergüten, die von den reinſten Quellen zeugen, und ihrem hohen Geiſte und ihrem wohlwollenden Herzen ehrwürdige Denkmäler ſetzen. Wohl einem jedem, der ſich eines ſolchen Fürſten Unterthan nennen darf! Ihn wird nach keiner andern Freyheit lüſten. Doch ich komme vom Ziele ab, und mache eine Pauſe, um alsdann mit friſcherm Athem die Bahn noch etwas weiter zu verfolgen.

V.

Woher haben die Griechen ihre erſten aſtronomiſchen Begriffe?

Ich beſchäftige mich jetzt, auf Anrathen meines verehrungswürdigen Lehrers, des Herrn Hofraths Heyne, mit der Herausgabe der Sternbilder des Eratoſthenes. Ich mußte dabey auf die Frage, woher die Griechen ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe bekommen hätten, ſtoßen. Zu dem Endzweck habe ich die einzelnen Nachrichten und Notizen hierüber geſammelt, ohne auf die Unterſuchungen neuerer Gelehrten dabey Rückſicht zu nehmen. In der Hofnung, daß dieſes manchem, der ſich über dieſen

Gegenstand unterrichten möchte, nicht unangenehm seyn werde, lege ich hier dem Publikum eine kurze Uebersicht davon vor.

Die Griechen sind das erste Volk, das wir vom Stande der Rohheit nach und nach auf den verschiedenen Stufen der Kultur erblicken, von welchem Denkmäler ihrer Ausbildung und Nachrichten vorhanden sind. Von ihnen allein können wir Belehrung über die Fortschritte des menschlichen Geistes erwarten, und bloß mit den Resultaten, die sich aus ihren Erzählungen, aus Vergleichung ihrer Grundsätze und Muthmaßungen ergeben, müssen wir uns bey Untersuchungen über den Ursprung der Künste und Wissenschaften begnügen. Weiter hinauf ist alles dunkel. Von den übrigen Völkern haben wir weder Urkunden noch Nachrichten; und auch hier beruht alles auf der Aussage der Griechen.

Gewöhnlich hält man die Chaldäer für die Schöpfer der Astronomie. Aber schon daraus, daß andere diese Erfindung den Aegyptiern, Fönizieren oder den Griechen selbst zuschreiben, läßt sich vermuthen, daß man hier nichts mit Zuverlässigkeit bestimmen kann.

Auch der geübteste Beobachter wird oft bey sehr entfernten Gegenständen getäuscht. Er denkt sich dieselben nur immer in der Entfernung von sich, ohne

ohne auf ihren Abstand und ihre Verhältnisse unter sich selbst zu sehen. Aehnlichen Irrungen ist man bey Untersuchungen über Gegenstände des Alterthums ausgesetzt. Man hat es oft für hinreichend gehalten, das Zeugniß eines oder mehrerer Alten darüber anzuführen, ohne auf den Werth der Nachrichten zu sehen, und ohne zu fragen, ob ein Schriftsteller bey Ereignissen, die mehrere Jahrhunderte vor ihm geschehen sind, ein gültiger Richter seyn könne.

Alle alten Schriftsteller, auf deren Zeugniß man gewöhnlich die eine oder die andere Behauptung über den Ursprung der Astronomie gründet, sind zu weit von dem Zeitalter entfernt, in welchem diese Wissenschaft entstanden ist. Der älteste von denselben ist Plato. Bekanntlich machten Naturlehre und Astronomie nie das Hauptstudium dieses Filosofen aus, sondern er beschäftigte sich mehr mit Metafysik und praktischer Filosofie. In der Naturlehre selbst folgte er vorzüglich dem Pythagoras. (s. Fotius Leben des Pythagoras). Die Hauptstelle, worauf man sich stützt, scheint im Epinomis (pag. 642. ed. Bas.) zu seyn, wo er sagt, daß der erste, welcher Beobachtungen angestellt habe, ein Ausländer, ein Aegypter oder Syrer gewesen sey. Man habe nemlich in jenen Gegenden heiteren Himmel, und die Sterne ließen sich dort leichter beobachten. Man hat sich wahrscheinlich

eh wir fallen, oder Vergebung, wenn wir gefallen ſind? So will ich dann aufſchauen -- Mein Verbrechen iſt hinweg Aber, o! was für eine Formul von Gebet kan ich gebrauchen? -- „Vergieb mir meinen ſchändlichen Mord!„ -- Das kan nicht ſeyn, da ich noch immer im Beſiz der Vortheile bin, um derentwillen ich dieſen Mord begieng -- meiner Krone, und meiner Königin? Wie kan ein Verbrecher Vergebung hoffen, ſo lang er ſich den Gewinn ſeiner Uebelthat vorbehält. Ja, nach dem verkehrten Lauf dieſer Welt kan es ſeyn, kan des Verbrechens übergüldete Hand das Auge der Gerechtigkeit zuſchlieſſen; hier, wo oft der Lohn der Ungerechtigkeit ſelbſt das Geſez auskauft; aber ſo iſt es nicht dort oben: Dort gelten keine Ausflüchte; dort liegt die That in ihrer natürlichen Bloſſe da, und wir ſind gezwungen, ihr Zeugniß wieder uns, im Angeſicht unſrer Sünden, zu bekräftigen. Wie dann? Was bleibt übrig? -- Verſuchen, was Reue vermag: Was vermag ſie nicht? -- Aber was vermag bloſſe unfruchtbare Reue? -- O unſeliger Zuſtand! O, im Schlamme verſunkene Seele! die du deſto tiefer verſinkſt, je mehr du dich losarbeiten willſt. Helft mir, ihr Engel! helfet! Zur Erde, ihr ungeſchmeidigen Kniee! Und du, Herz mit Fibern von Stahl, enthärte dich, und werde ſo weich wie die Sehnen eines neugebohrnen Kinds! -- Es kan noch alles gut werden.

[Er begiebt ſich in den hinterſten Theil der Scene und kniet nieder.]

dadurch täuschen lassen, daß man glaubte, Plato könne hiervon leichter unterrichtet seyn, weil er jene Länder durchreiste. Wenn man aber Plato's Aeusserung näher ansieht, so scheint dieselbe mehr eine bloße Hypothese zu seyn; und hier hat er keine Autorität.

Auch Aristoteles (de caelo l. II, 12) erwähnt der Aegypter und Babylonier, sagt aber bloß, daß man viele alte Observazionen von diesen Völkern habe.

Ein anderer Schriftsteller, Diodor von Sicilien, schreibt die Erfindung der Astronomie ebenfalls den Aegyptern zu (lib. I, 69). Allein schon sein Zeitalter erklärt ihn hierzu für untüchtig. Er lebte zu entfernt, und es ist ja bekannt, daß er zu viel auf Sagen bauete, von Hypothesen ausgieng, und besonders in der ältern Geschichte nicht immer sorgfältig genug in der Auswahl der Nachrichten war. Ueberdies hatte er seine meisten Nachrichten von den astronomischen Kenntnissen der Aegypter von den Priestern dieses Volkes. Diese Leute suchten ihrer Nazion ein hohes Alter zu geben, Ausländern eine hohe Meynung von sich und ihren Kenntnissen, und besonders den Griechen den Gedanken beyzubringen, daß sie ihre ersten Lehrer gewesen wären. Selbst die Babylonier hielten sie für eine ägyptische Kolonie (Diod. lib. I, 81.) Doch scheint Diodor diese Nachricht selbst für eine unverbürgte Sage zu halten,

en, indem er an andern Orten den Atlas und andere zu Erfindern der Aſtronomie macht. Beſonders bemerkt er, daß ſich die Rhodier dieſe Ehre zuſchrieben, und daß die Aegypter ſelbſt erſt ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe von dieſem Volke bekommen hätten. (Diod. l. V. 57.)

Neuere Schriftſteller können über den Zuſtand der alten Aſtronomie noch weniger entſcheiden. Sie ſind noch entfernter, und ſchöpfen meiſtens aus den eben angeführten Quellen. So hat z. B. Plinius (lib. VII. 56) wahrſcheinlich den Diodor, und Klemens von Alexandrien den Plato vor Augen gehabt. Einige, ſagt jener, ſchreiben dieſe Erfindung dem Atlas, andere den Aegyptern, und noch andere den Aſſyrern zu; und Klemens ſagt nur ganz unbeſtimmt, daß die Aegypter nebſt den Chaldäern die erſten Aſtronomen geweſen ſeyen.

Unter den übrigen neuern Schriftſtellern haben beſonders zwey dieſen Gegenſtand ausführlich behandelt, nehmlich der Verfaſſer des Buches von der Aſtrologie, das gewöhnlich dem Lucian zugeſchrieben wird, und Makrobius. *) Beyde kommen ebenfalls auf die Aegypter zurück, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie jene oben angeführte

*) Pluche Hiſt. du Ciel hat dieſen Schriftſteller vor Augen gehabt und ſeine Ideen weiter ausgeführt.

Quellen benutzt haben; obgleich der erstere behauptet, daß die Griechen diese Wissenschaft vom Orfeus bekommen hätten. Sie unterstützen ihre Behauptungen mit Gründen aus der Mythologie. Nun liegen zwar in manchen Fabeln ohne Zweifel astronomische Begriffe zum Grunde; jene Schriftsteller gehn aber zu sehr von Hypotheſen aus, und erklären manche Fabel aus der Astronomie, die doch wahrscheinlich anders woher ihren Ursprung hat.

Der einzige Diogenes Laertius (Prooem.) endlich behauptet, daß die Griechen ihre ersten Begriffe in dieser Wissenschaft ihren eigenen Landsleuten zu verdanken hätten.

Alle diese Behauptungen stammen also wahrscheinlich von der Aussage der ägyptischen Priester ab. Chaldäer waren zwar auch als Astronomen bekannt, auch führen Diodor und Sextus Empiricus Beyspiele von ihren Kenntnissen an; allein, die unbestimmte Aeußerung des Klemens von Alexandrien abgerechnet, ist, so viel ich habe finden können, Tatian (Orat. ad Graec. pag. 3.) der erste, welcher die Erfindung der Astronomie den Babyloniern vor den Aegyptern zugesteht. Nachrichten von diesem Volke scheinen überhaupt erst mehr durch Alexanders Züge und durch die Astrologie, welche die Griechen und Römer erst späterhin von demselben erhielten, in Umlauf gekommen zu seyn.

Die

Die Nachrichten von den Reisen des Thales, Pythagoras und Eudoxus nach Aegypten scheinen überdies die Sagen der ägyptischen Priester zu bestättigen. Allein, wenn man auch zugiebt, daß Thales vielleicht durch einen Cyklus, den er von den Priestern erhielt, eine Sonnenfinsterniß vorhersagte, (Meiag. ad Laert. I, 23.) und daß sich nach einer Nachricht beym Diodor (lib. I. fin.) Eudoxus dort mit Astronomie beschäftigte: so wäre dadurch doch noch nicht erwiesen, daß die Aegypter ganz allein die Erfinder dieser Wissenschaft sind.

Und wenn auch die Griechen nicht unter einem so günstigen Himmelsstriche wohnten als andere orientalische Völker: so scheint es doch ganz unglaublich, daß sie, besonders in Jonien, bey hellen Nächten nicht auch ihre Blicke auf den Himmel gerichtet haben und auf die Gestirne aufmerksam gewesen seyn sollten. Zu ihren Geschäften war ihnen eine Eintheilung der Zeit unentbehrlich; und wo sollten sie diese anders hernehmen?

Die Astronomie hat überhaupt mit der Filosofie vieles gemein. So bald die Geisteskräfte des Menschen thätig werden, richten sie ihre Aufmerksamkeit auf die sie umgebenden Dinge, und suchen sich die Entstehung derselben und die Fänomene, die dadurch hervorgebracht werden, zu erklären. Vor Plato findet man keine Nachrichten von den Entdeckungen der Aegypter; vielmehr führen die

Tragiker und andere Schriftsteller Griechen als die ersten Astronomen an; und überhaupt muß man die ersten Begriffe im mythologischen Zeitalter suchen. Man vergleiche hierüber was Aeschylus vom Prometheus, Sofokles und Euripides vom Palamedes und Atreus (cf. Achill. Tat. princ. in Petav. Uranol. pag. 37.), Diodor vom Atlas, (lib. IV, 27.) Hyperion (V, 67.) und den Rhodiern (V, 57.) sagt. Selbst Herodot gesteht zwar in seiner Nachricht von Aegypten diesem Volke astronomische Kenntnisse und die Erfindung der zwölf Monate zu, führt sie aber nie als die Schöpfer der ganzen Wissenschaft und die Lehrer Griechenlands hierin an.

Wie unwahrscheinlich es überhaupt ist, daß die Griechen alles Ausländern zu verdanken haben sollten, zeigen, wie auch Skaliger bemerkt, (Proleg. ad Manil.) die allmähligen Fortschritte dieses Volkes in dieser Wissenschaft. Ich will dies mit einigen Beyspielen erläutern.

Der menschliche Geist beobachtet immer das auffallende zuerst. Homer und Hesiod nennen nur immer einige Sterne erster Größe und einige leicht in die Augen fallende Gruppen, den Arktur, Sirius, den großen Bär, Orion. Den Stier kennen beyde noch nicht, aber die Plejaden und Hyaden, die sich in diesem Sternbilde befinden. Ob sich nun gleich nichts mit Gewißheit über ihre Kennt-

Kenntniſſe beſtimmen läßt, und ſie, wie aus dem Eratoſthenes wahrſcheinlich wird, noch einige Sternbilder mehr gekannt haben mögen: ſo bleibt doch immer eine große Unvollkommenheit und Dürftigkeit ſichtbar, und wir finden hier die Wiſſenſchaft in ihrem Entſtehen. Daß übrigens mehrere Menſchen und Nazionen zugleich auch in dieſem Zeitalter einerley Sternbilder beobachtet haben, liegt ſchon in der Natur der Sache ſelbſt, und ſcheint auch daraus zu erhellen, daß Homer den großen Bär immer zugleich den Wagen nennt. Von der Sfäre ſelbſt wußte jenes Zeitalter wahrſcheinlich nichts. Auch von den Planeten hatten ſie noch wenige Kenntniſſe; nur die Venus konnte ihren Beobachtungen, wegen ihres hellen Lichtes und ihrer geſchwinden Bewegung, nicht entgehen. Homer und Heſiod kennen dieſen Planeten; doch denkt ſich der erſtere höchſt wahrſcheinlich unter dem Namen Fosforus und Heſperus zwey ganz verſchiedene Körper.

So bald die Menſchen zur Zeit der Joniſchen Schule anfingen mehr zu abſtrahieren, genauer in Beobachtungen und in Beſtimmung der Begriffe überhaupt zu ſeyn, machten ſie auch bald merkliche Fortſchritte in der Aſtronomie. Man fieng an über die Natur der himmliſchen Körper zu filoſofieren, ſuchte ihre Größe, Beſchaffenheit u. dgl. zu beſtimmen. Da es aber dazu an Hülfsmitteln und Vorkenntniſſen fehlte, ließ ſich weiter nichts

darüber ausmachen, und alles blieb bloß Spekulazion. Demokrits, Pythagoras und anderer Bemühungen hierüber finden wir beym Plutarch, Diogenes Laertius und andern. Um diese Zeit kam der kleine Bär aus der Sfäre der Fönizier in die griechische, entweder durch Thales, (s. die Schriftstelle darüber bey Menag. ad Diog. Laërt. in Thal.) oder, wie ich aus einigen Gründen vermuthe, noch vor ihm.

Auch scheinen um eben diese Zeit, oder bald nachher, die Sterbilder Cefeus, Kassiopeia und Andromeda von den Föniziern zu den Griechen übergegangen zu seyn. Früher nemlich findet man keine Nachricht von diesen Sternbildern bey den Griechen. Auch der Ursprung der Fabeln ist schwer zu finden. Sie scheinen aus dem Orient abzustammen, wie Heyne bemerkt, (ad Apollod. pag. 305.) und sind erst von den Tragikern bearbeitet worden. Die Fabeln der übrigen Sternbilder drücken entweder einen astronomischen Begriff aus, und dann gehören sie gewöhnlich zu den ältesten, oder es sind Erzählungen, die, ohne weitern Endzweck, bloß um einer Aehnlichkeit willen von den Grammatikern aus der Mythologie genommen und auf die von den Astronomen erfundenen Menschen- und Thiergestalten am Himmel übergetragen sind. *)

Beydes

*) So entstanden die verschiedenen Systeme der astronomischen Fabeln, des Eratosthenes, Hermippus, Hegestanax,

Beydes iſt bey den drey eben genannten Sternbildern der Fall nicht. Sie haben das eigne, daß ſie beſtimmt gewiſſe Perſonen bedeuten. Auch fieng man jetzt an, eine Eintheilung der Sfäre zu machen.

Thales bemerkte, nach Plutarch, (de plac. Philoſ. II, 13.) zuerſt die Polarkreiſe, die Wendekreiſe und den Aequator. Ferecydes Syrus war der erſte, der den Gnomon gebrauchte, und alſo zuerſt Sonnenhöhen und Mittagslinien bemerkte. Ob er der Erfinder davon war, iſt unbekannt. Herodot ſagt (lib. II.), daß die Griechen dieſe Erfindung den Babyloniern zu verdanken hätten. (vergl. Salmaſ. Exercit. Pl. pag. 447. ſq.) Die Erfindung des Thierkreiſes und der Ekliptik (dieſe beyden werden beſtändig mit einander verwechſelt) ſchreibt Plutarch (a. a. O.) dem Pythagoras, Diodor (l. 62.) dem Oenopides aus Chios, auf die Autorität

geſianax, Iſter, Parmeniskus u. a., die Hygin unter einander geworfen hat. Alle die eben genannten Schriftſteller erzählen von einem und demſelben Sternbilde bald dieſe bald jene Fabel. Z. B. das Sternbild des Herkules nennt Eratoſthenes zuerſt ſo, verbindet es mit dem naheliegenden Drachen, und erzählt davon die Geſchichte von den Aepfeln der Heſperiden. Aratus kennt noch keinen beſtimmten Nahmen dieſes Sternbildes, ſondern nennt es ὁ γονατων (den auf den Knien liegenden). Hegeſianax verbindet dieſe Gruppe mit der Krone und Leyer, und nennt die Figur Theſeus.

torität der ägyptischen Priester, zu. Plinius aber (II, 8.) sagt, daß Anaximander bloß den Sonnenweg bemerkt, und Kleostratus aus Tenedos, den Widder und Schützen in den Thierkreis gesetzt habe. Auch setzte eben derselbe, nach Hygins Zeugniß, (P. A. II, 13.) die Böckchen an den Himmel. Vom Fuhrmann, zu dessen Gruppe sie gehören, findet man noch keine Nachricht. Andre wollen zwischen dem Thierkreis der Chaldäer und dem der Griechen den Unterschied finden, daß jener nur aus eilf Zeichen, dieser hingegen aus zwölf bestanden habe. Allein Diodor sagt gerade das Gegentheil; und noch zu Eratosthenes Zeit zählten die Griechen bloß eilf Sternbilder des Thierkreises, aber doch zwölf Zeichen, weil der Skorpion in zwey Zeichen ausgedehnt war. Die Wage ist erst nach dieser Zeit hinzugekommen. Die Kenntniß der Planeten endlich und die Ordnung derselben scheinen die Griechen den Pythagoräern zu verdanken.

Pythagoras war, nach Diogenes Laertius (VIII, 14.) und nach Plinius, (II, 8.) der erste, der den Fosforus und Hesperus für Einen Stern erkannte; und das Sonnensystem, wie es Eratosthenes hat, gehört ihm ebenfalls. Eratosthenes folgt bekanntlich dem Aratus, und dieser dem Pythagoräer Eudoxus. Dies bestättigt nicht allein Plato, der beym Plutarch (de placit. philos. l. II, 12.) die Planeten in eben der Ordnung zählt, und, wie eben erinnert worden ist, den Pythago-

thagoräern folgte, sondern auch Fotius im Leben des Pythagoras. Pythagoras setzt nemlich die Erde in die Mitte; auf diese folgt der Mond, dann die Sonne, nach dieser Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn.

Daß übrigens Pythagoras dieses System nicht von den Aegyptern entlehnt habe, sieht man aus dem Achilles Tatius, (Petav. Uranal. pag. 80.), der ausdrücklich sagt, daß die Griechen hierin von den Aegyptern verschieden gedacht hätten, und daß diese auf die Erde den Mond, dann den Merkur und die Venus folgen ließen, und dann erst die Sonne setzten. Das nachher sogenannte Ptolomäische System stammt also von den Aegyptern her.

Von dieser Zeit an verbreiteten sich die Wissenschaften immer mehr; die Griechen kamen mit mehrern Völkern in Verbindung, bereicherten und berichtigten ihre Kenntnisse; und ob wir gleich von ihrer stuffenweisen Vervollkommung in der Astronomie bis auf Aratus fast nichts mehr wissen, so liegen doch besonders in der astronomischen Fabel einige Gründe, woraus sich vermuthen läßt, daß die Griechen manches von Ausländern, aber nicht bloß von den Aegyptern, genommen haben. Zu den Zeiten der Ptolemäer sammelte man alles, was bisher bekannt war, ordnete es, wandte überhaupt

Mathe-

Neunte Scene.

Hamlet tritt auf.

Hamlet.

Izt könnt' ich's am füglichſten thun, izt da er betet, und izt will ich's thun -- ſo fährt er doch gen Himmel -- Und das ſollte meine Rache ſeyn? Das würde ſein lauten! -- Ein Böſewicht ermordet meinen Vater, und davor ſchik ich ſein einziger Sohn, dieſen nemlichen Böſewicht gen Himmel -- O, das wäre Belohnung nicht Rache! Er überfiel meinen Vater unverſehens, bey vollem Magen, mit allen ſeinen in voller Blüthe ſtehenden Sünden -- und wie es nun um ihn ſteht, weiß allein der Himmel -- Unſern Begriffen nach übel genug. Wär ich alſo gerochen, wenn ich ihm in dem Augenblik wegnähme, da ſich ſeine Seele ihrer Schulden entladen hat, da ſie zu dieſem Uebergang geſchikt iſt? -- Hinein, mein Schwerdt; du biſt zu einem ſchreklichern Dienſt beſtimmt! Wenn er betrunken iſt und ſchläft, oder im Ausbruch des Zorns, oder mitten in den blutſchänderiſchen Freuden ſeines Bettes, wenn er ſpielt, flucht, oder ſonſt etwas thut, das keine Hoffnung der Seligkeit übrig läßt, dann gieb ihm einen Stoß, daß er ſeine Beine gen Himmel ſtrekt, indem ſeine ſchwarze Seele zur Hölle fährt -- Meine Mutter wartet auf mich -- eine Arzney, die zu nichts dient, als eine unheilbare Krankheit zu verlängern.

(Er geht ab.)

Der

Mathematik darauf an; und ſo wurde die Aſtronomie erſt in dieſem Zeitalter eine eigentliche Wiſſenſchaft. *)

J. K. Schaubach,

Inſpektor des Herzogl. Lyceums zu Meiningen.

*) Sollte wohl dem Hn. Verf. d. Aufſ. des durch die Franzöſiſche Revoluzion ſo berühmt gewordenen Bailly Geſchichte der Aſtronomie unbekannt ſeyn? W.

VI.

Ovids zehnte Heroide.

Ariadne an Theſeus.

Minder grauſam als dich fand ich die Thiere der Wüſte;
Hätt' ich mich einem vertraut, härter erging' es mir nicht.
Dieſe Zeilen, ſie kommen von jenen Geſtaden, o Theſeus,
Wo verrätheriſch dein Schiff ohne mich eilend entfloh;
Wo mich ein täuſchender Schlaf unglücklich betrogen, und wo du,
O der Schand'! im Schlaf ſelbſt zum Verräther mir wardſt.
Um die Zeit wenn der Morgen mit Thau die Erde beperlet,

Und

Und vom Laube verſteckt klagen die Vögel ihr Lied,
Zwiſchen Wachen und Schlaf erheb' ich im Taumel des Schlummers,
Theſeus, dich zu umfahn, leiſe mich nähernd den Arm.
Niemand war da. Ich zieh' ihn zurück und ſtreck' ihn noch eins aus;
Auf dem Lager umher ſuch' ich ihn: Niemand war da.
Furcht und Angſt verſcheuchten den Schlaf. Ich ſtehe betäubt auf,
Stürze vom Lager empor, wo mich mein Theſeus verließ,
Ringe jammernd die Händ' und ſchlage den ſchallenden Buſen,
Und zerreiſſe das Haar, wild noch vom Schlafe verſtört,
Mondhell wars. Ich ſchau' umher, ob nichts als Geſtade
Zu erblicken hier ſey; nichts als Geſtade war hier.
Hin und her, der Sinne beraubt, bald hiehin bald dorthin
Lauf' ich; den zarten Fuß zögert der weichende Sand.
Unterdeſſen ruf' ich am ganzen Geſtade; mein Theſeus!
Aus der Felſen Geklüft hallte dein Name zurück;
Und ſo oft ich dich rief, ſo oft rief ſchallend die Gegend,

Selbſt die Gegend bewies hülfreich mir Trauernden ſich.
Hier ſtand, ſparſam den Gipfel mit Büſchen bewachſen, ein hoher
Berg; von den Fluten gepeitſcht drohet' ein Felsſtück herab.
Ich hinauf, geſtärkt von der Angſt, und meſſe mit ſtarren Augen das weite Gebiet tobender Wogen um mich.
Da — denn ſelbſt die Winde bewieſen ſich grauſam mir Armen —
Sah ich am ſtürmiſchen Süd ſchwellende Segel entfliehn;
Sah es, oder glaubt es zu ſehen, und bangezitternd, Bleicher und kälter als Eis, ſank ich in Ohnmacht dahin.
Aber der Schmerz entriß mich bald der Betäubung. Ich raffe,
Raffe mich auf und ſchrei, Theſeus, o Theſeus! ſo laut;
Wo fliehſt, Frevler, du hin? Ach, kehre wieder, mein Theſeus!
Wende dein Schiff; ihm fehlt noch die gebührende Laſt!
Rief ich, und was die Stimme zu ſchwach erſetzte das Winſeln;
Jammernd zerſchlug ich die Bruſt unter dem wilden Geſchrei.

Daß

Daß du mich ſäheſt, wenn auch dein Ohr mein Weinen nicht hörte;

Winkt' ich mit raſtloſer Hand weit in die Ferne dir zu;

Hielt empor am Stabe den weißen jungfräulichen Schleier;

Dich zu erinnern, der hier ach! mich vielleicht nun vergaß.

Und nun wurdeſt du ganz den Augen entriſſen — wie weint' ich!

Ach, vor ſtarrem Schmerz ſtockten die Thränen vorhin! Was vermochten anders die Augen, als dich zu beweinen,

Da ſie dein Segel nicht mehr ſahn auf der wogenden Flut?

Gleich der Bacchantin — (ſie tobt vom ogygiſchen Gotte begeiſtert)

Irrt' ich mit flatterndem Haar einſam am Ufer umher;

Saß dann wieder, ins Meer hinſchauend, erſtarrt auf dem Felſen;

Wie der ſteinerne Sitz war ich zum Steine verſteint.

Oft dann eil' ich zum Lager zurück, das empfangen uns beide,

Aber

V. 47. Ogygiſche Gott, Bacchus.

V. 50. Das Original iſt noch geſpitzter:

Quamque lapis ſedes, tam lapis ipſa fui.

Aber treulos zurück, die es empfangen, nicht gab;
Und ſtatt deiner betaſt' ich den Ort, wo mein Trauter gelegen,
Und die Stätte der Ruh, welche von dir noch ſo warm;
Sinke dann hin, und benetze mit ſtrömenden Thränen das Lager —
55. Beide lagen wir hier, ruf' ich, gib beide zurück!
Zween kamen wir hier; — warum gehn wieder von hier nicht
Zween? Treuloſes Bett, wo iſt mein beſſerer Theil?
Was ſoll ich thun? Hier alleine — wohin? Das Eiland ſo wüſte! —
Keines Sterblichen Spur, keines hier pflügenden Stiers!
Rund umher vom Meer umgürtet! — Nirgend ein Seemann! —
Segelfertig kein Schiff über die wogenden Flut! —
Aber geſetzt, man gebe mir Schiffe, Gefährten und Winde:
Wo ſoll ich hin? Mich nimmt ſelbſt nicht mein Vaterland auf!
Flög' ich mit glücklichem Kiel auch durch beſänftigte Wellen;
65. Stillte der Winde Gebraus Aeol — verbannet bin ich!

Nie, nie werd' ich dich wieder mit deinen Städten, o Kreta!
Sehen, wo Jupiter einſt Jahre der Kindheit verlebt;
Denn mein Erzeuger, mein Land, von dem beſten der Väter beherrſchet,
Theure Namen, ihr ſeyd ſchändlich verrathen von mir!
Da ich zum Führer den Faden dir gab, damit in des Irrgangs
Zirkelnden Kreiſen dich nicht würge, den Sieger, der Tod:
Ach! da ſagteſt du mir: Ich ſchwör's bei dieſen Gefahren,
Weil mich ein Odem beſeelt, bleibeſt die Meinige du!
Siehe wir leben! Begraben vom Meineid des treuloſen Gatten,
Bin ich die deine noch nicht, Theſeus, wenn, Trauter, du lebſt!
Hätteſt mit eben der Keule du mich, wie den Bruder, erſchlagen;
Deines Eides entlöſt hätte mein Sterben dich dann.
Nun erfüllt mich die Angſt zukünftiger Leiden, und mehr noch
Jedes Elends Geſtalt, das mich ereilen hier kann.

V. 74. Weil hier nicht für quia, ſondern für dum, quoſ usque, ſo lange; eine Bedeutung, worin es ältere und neuere Dichter, z. B. Luther, Voß und mehrere gebrauchen.

Tausend Arten zu sterben umschweben den Geist, und der Tod scheint
Minder fürchterlich mir, als sein Verzögern mir ist.
Jezt, jezt kommen, so ahndet es mir, bald da her und dort her
Wölfe, mit gierigem Zahn mich zu zerfleischen bereit.
Grausame Löwen hausen vielleicht in diesen Bezirken;
85. Grimmige Tiger, wer weiß, nähret dies Eiland wohl auch!
Robben, sagt man, entsteigen den Fluten, und Ungeheuer!
Und wer wehret dem Schwert, wenn es zu morden hier kommt?
Daß man gefangen nur nicht mit schweren Ketten mich bände,
Wolle zu spinnen nur nicht würde mir täglicher Frohn!
Mir, der Erzeugten von Minos, mir Föbus Tochter Gebornen —
Und — mein größerer Stolz — einst der Verlobten von dir!
Meer und Land und die weiten Gestade, wohin ich nur blicke,
Unglück droht mir das Land, Unglück das grenzlose Meer!

Selbst

91. Ariadne war eine Tochter des Königs Minos von Kreta, und der Paßfae, einer Tochter des Föbus.

Selbſt der Himmel! Ich fürchte der hehren Götter Gebilde!
Sonder Hülf' und Rath werd' ich den Thieren ein Raub!
Würd' auch dies Land von Männern bewohnt: ich traue der keinem;
Schändlich betrogen ſind mir Männer der Fremde verhaßt.
Lebt Androgeos doch! Du hätteſt mit Strömen von deinem
Blute, Kekropiſches Land, traun, nicht den Frevel gebüßt!
Nicht mit der knotigen Keule, mein Theſeus, hätte dein ſtarker
Arm den Minotaur ſeellos zu Boden geſtreckt,
Und ich hätte dir nicht zur Rückkehr den Faden gegeben,
Den ich mit fleißiger Hand ſorgſam dem Rocken entſpann.
Ha! nun wundr' ich mich nicht, daß dir geworden der Sieg iſt,

100. Kekropiſches Land, Athen. Androgeos, Ariadne's älteſter Bruder, wurde von den Athenern ermordet, die nachher, vom Minos beſiegt, jährlich eine gewiſſe Anzahl Jünglinge und Mädchen liefern mußten, die dem Minotaur zur Speiſe vorgeworfen wurden. Theſeus erſchlug dieſes Ungeheuer und befreyete Athen von dieſem ſchändlichen Tribut.

Und der erſchlagene Stier Kretas Gefilde gefärbt!
Dieſes eiſerne Herz war keinem Horne verwundbar;
Sicherer Schutz war dir ohne Bewappnung die Bruſt.
Die iſt dir umſchloſſen mit Stein, umſchloſſen mit Demant;
Was die Bruſt dir umſchleußt, Theſeus, iſt härter als Stein.
Grauſamer Schlaf, der du mich mit deinen Banden umwunden,
Hätteſt mit ewiger Nacht du mich auf einmal beſtrickt!
Ihr auch, grauſame Wind', ihr waret zu ſchnell, zu geſchäftig,
Mir zum Verderben, das ich büße mit Thränen ſo ſchwer!
Grauſame Hand, die mich und meinen Bruder gemordet!
Und du leerer Schall, Schwur, den ich heiſcht', er mir gab!
Wider mich haben ſich Schlaf und Wind' und Schwüre verſchworen;
Ich, ein Mädchen — und drey falſche Verräther um mich!
Ach, ſo ſoll ich ſterbend der Mutter Thränen nicht ſehen;
Keiner, ſink ich erbleicht, drücken die Augen mir zu!

Soll

V. 106. Der Minotaurus, ein Sohn der Paſifae und Bruder der Ariadne, war ein Ungeheuer, halb Menſch und halb Stier.

Soll mein unglücklicher Geiſt in Läſteh der Fremde verfliegen,
Keiner Freundin Hand ſalben mein ſtarres Gebein!
Auf mein unbegrabnes Gerippe der Reiger ſich lagern!
Iſt dies ein würdiges Grab? Hab ich wohl dieſes verdient?
Kekrops Häfen ſegelſt du zu. Mit Jubel empfangen
125. Wann du erhaben da ſtehſt einſt auf der Burg von Athen,
Und mit Stolz vom Tode des Minotaurus erzähleſt,
Und dem Felſengebäu zahllos mit Wegen durchkreuzt:
Dann erzähl' auch von mir auf wüſtem Eiland Verlaßnen;
130. Schweige ja nicht von mir, wenn du der Thaten dich rühmſt!
Nein, nicht dein Vater iſt Aegeus, nicht du der Pittheiſchen Aethra
Sprößling; Felſen und Meer haben dich Frevler gezeugt!
Wollten die Götter, du hätteſt vom hohen Schiff mich geſehen!
Meine Trauergeſtalt hätte vielleicht dich gerührt.
Aber jezt, jezt ſieh mich, mit Augen nicht mehr, in Gedanken,
135. Schwebend über dem Fels raſtlos von Wogen gepeitſcht;
Sieh, wie im Winde mein Haar das traurige Antlitz umflattert,

V. 128. Felſengebäu, das Labyrinth auf Kreta, worin Theſeus den Minotaurus erſchlug.

Der König ſteht auf, und tritt vorwärts.

König.

Meine Worte ſtiegen auf, meine Gedanken bleiben zurük; und Worte ohne Gedanken langen nie im Himmel an.

(Er geht ab.)

Zehnte Scene.

[Verwandelt ſich in das Cabinet der Königin.]

Die Königin und Polonius treten auf.

Polonius.

Er wird ſogleich da ſeyn; ſeht, daß ihr rund mit ihm zu Werke geht; ſagt ihm, die Streiche die er geſpielt habe ſeyen zu grob, zum Ausſtehen; der König ſey ſehr ungehalten darüber, und wenn ihr nicht ſeine Fürſprecherin geweſen wäret, ſo hätte es Folgen haben können -- Ich will mich hier verbergen; ich bitte euch, ſagt ihm die Meynung fein ſcharf.

Hamlet (hinter der Scene.)

Mutter! Mutter! --

Königin.

Seyd deßwegen ohne Sorge; verlaßt euch auf mich -- Entfernt euch, ich hör' ihn kommen.

[Polonius verbirgt ſich hinter die Tapeten.]

Und von Thränen mein Kleid ganz wie von Regen so ſchwer!
Sieh, gleich der Saat vom Nordwind beſtürmt, wie die Glieder mir ſchauern,
Und der Griffel mir wankt unſtät in zitternder Hand!
Nicht bey meinen Verdienſten um dich, (ſie waren mein Unglück)
Fleh' ich dich — mir gebürt keine Belohnung dafür;
Aber Strafe doch nicht. Hab' ich dir nicht das Leben gerettet?
O, ſo verdien' ich doch nicht, daß du zum Mörder mir wirſt!
Dieſe Hände, ſchon müde den traurigen Buſen zu ſchlagen,
Streck' ich Unglückliche hier über die Fluten dir zu;
Zeige dir hier voll Kummer der Locken traurige Reſte,
Flehe mit Thränen, die du, Frevler, zu weinen mich zwingſt:
Wend', o Theſeus, dein Schiff, o! kehre mit ſchwellenden Segeln!
Bin ich ſchon eher erblaßt, ſammle doch du mein Gebein!

C. W. Ahlwardt.

VII.

V. 150. Es verdient bemerkt zu werden, daß Arioſto in ſeinem Orlando, im 10ten Geſang, die Geſchichte Ariadne's unter

VII.

An den Verfaſſer
der Reiſe in die mittäglichen Provinzen
von Frankreich im Jahr 1783 bis 1786.

Mit Vergnügen, mit Entzücken,
Las ich die geweihte *) Zahl
Deiner Bücher; ſie verrücken
Sinn und Kopf mir auf einmal.

Fein gewebet iſt das Märchen,
Voll von ſüßer Fantaſie;
Und das heuchleriſche Kärchen
Raubt mein Herz, und quält es nie.

Zauberiſch von ihr verführet,
Träumt' ich mich in's Paradies,
Und wie froh, daß unberühret
Uns die Wächterin entließ!

unter der Geſchichte] der Olympia nacherzählt. Noch merkwürdiger aber iſt, beſonders bey einem ſo originellen Dichter wie Arioſto, daß er dieſe ganze Heroide faſt wörtlich in dieſer Erzählung überſetzt hat. Um ſich hievon zu überzeugen, bitte ich den 10ten Geſang, Stanze 20 bis 35 nachzuleſen. Daß Burmann und die lateiniſchen Interpreten Ovids dieſe Nachahmung nicht bemerkt, wundert mich nicht; aber daß ſie den Kommentatoren und Ueberſetzern des Arioſto, einem Fornari, Auſecki, und unſerm Meinhard entgangen, iſt mir unbegreiflich.

*) Den dritten, vierten und fünften Theil der Reiſe.

Ihr verſtellten Tugenddrachen
Waret ſtets ein Aerger mir;
Unſchuld treulich zu bewachen,
Lauſcht ein Freund im Herzen — hier!

Sanftes Lächeln eines Engels,
Schüchternheit in Wort und Blick,
Seyd ihr nicht des heil'gen Cyrengels
Sichrer Schutz vor Mißgeſchick:

O, ſo werden tauſend Lanzen,
(Schwächer als vor Sonnenſchein
Florne Fächer euch verſchanzen)
Und Karthaunen fruchtlos ſeyn!

Aber ach, daß in der Kammer
Schwarze Farbe ſich ergeß:
Daß der Stimmung froſt'ger Hammer
Klärchen innerlich verdroß!

Und daß in der ſtillen Feyer
Den Verluſt ihr Geiſt beklagt!
Dies iſt ſchuld, daß meiner Leyer
Jetzt, vor ihr, der Klang verſagt!

Soll ich troſtlos ſie bedauern,
Daß ein Herz den Sieg gewinnt?
Einſam an den Bächen trauern,
Weil ihr Ruhm, wie Eis, zerrinnt?

Nein, Geliebter! laß mich lachen,
(Thränen giebt es ja ſo viel!)
Menſchen ſind in Herzensſachen
Nur des blinden Glückes Spiel!

Flieh', mit tiefgefurchten Runzeln,
Aller Welt verhaßte Schaar!
Siehſt du nicht der Grazien Schmunzeln,
Das noch nie dir günſtig war?

Schmähe nicht den holden Dichter,
Läſtre nicht, wenn Witz und Scherz,
Trotz dem Gift der Splitterrichter,
Labung ſind für Geiſt und Herz!

Und, ihr Mütter, ſchließt die Reiſe
Zu dem eignen Tagbuch' ein;
Jeden Schritt aus dem Geleiſe
Laßt euch kluge Warnung ſeyn!

Sorgt dafür, daß eure Kinder
Nicht nach beyden Büchern ſehn;
Töchter dürften noch geſchwinder
Als die Mütter untergehn!

VIII.

Anzeigen.

Den Zeitgenoſſen.

Keine Bemerkung drängt ſich dem Beobachter öfter auf, als die des wechſelſeitigen Einfluſſes, welchen die Menſchen und ihr Zeitalter auf einander haben. Will jemand behaupten, daß, im ſtrengen Verſtande, die Menſchen ihr Zeitalter machen, und daß, Naturerſchütterungen

gen

gen und Erscheinungen ausgenommen, nur menschlicher Wille die erste Triebfeder aller Begebenheiten sey: so muß er dennoch einräumen, daß kein einzelner Mensch, kein einzelnes Volk, man darf sagen kein einzelner Welttheil, irgend etwas Großes oder Kleines unternehmen und ausführen könne, ohne dabey von den Bedürfnissen ihrer Zeit geleitet, gestimmt und endlich gemeistert zu werden. Wiederum kann die Zeit nichts hervorbringen, vermag selbst die mütterliche Erde nichts zu gebähren oder zu vernichten, dessen Bestimmung und Erfolg nicht den Kräften der Menschen überlassen werden müßte. Mit weiser Bedeutung nennt daher die so oft belehrende deutsche Sprache alle Lebenden: Genossen der Zeit. Aber nicht bloß große Staatsverhältnisse stehen in gegenseitiger Verbindung. Gelehrsamkeit, Handel, Künste des Bedürfnisses und des Geschmacks, Sprache, Unterhaltung, Spiele, kurz alles, bis auf die Kleidertrachten herab, giebt und empfängt, in mannichfachen Tinten und Schattierungen, die herrschende Farbe seiner Zeit. Sogar die höchste Erhabenheit und Verirrung des menschlichen Verstandes, die Prüfung seiner Kräfte, die Annäherung zu solchen Wahrheiten, deren Gewißheit ihm versagt ist, deren Erforschung ihm theuer bleibt, seine Zweifel, seine Ahndungen und seine Hoffnungen, huldigen noch der Zeit in der er lebt, und er beurtheilt die Zukunft nach den Resultaten seiner Erfahrung.

Wem kann es gleichgültig seyn, die Fäden mit welchen die Gegenwart an der Vergangenheit hängt und sich an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, aber dem Beobachter immer merkliche Band, welches Staaten und einzelne Menschen, Begebenheiten und Spekulationen, Nothwendigkeit und Willkühr, Ernst und Tändeley mit einander verbindet, zu verfolgen? Welcher Einzelne kann sich rühmen, er vermöge ein-

voll-

vollkommen genügende Ueberſicht dieſer wichtigen Verkettung aufzuſtellen?

Eine Verbindung mehrerer Perſonen zu dieſem Zwecke, der ihnen allen gleich wichtig und klar wäre, Kenntniſſe verſchiedener Art, Beſchäftigung, Studium und Lebensweiſe, welche jedem derſelben einen andern Wirkungskreis anwieſen, der Vortheil, nicht einer wie der andere in der nämlichen Provinz geboren, und durch die nämliche Erziehung und Verfaſſung zu gleichen Vorurtheilen geſtimmt zu ſeyn, gemeinſchaftliche Prüfung und wechſelſeitige Nachgiebigkeit, dürften ſich vielleicht ſchmeicheln, etwas nützliches zu ſchaffen, wenn ſie die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und Künſte ihrer Zeit und ihres Landes, in wechſelſeitiger Beziehung auf einander darzuſtellen, und ihre Farbe und Verbindung anzugeben verſuchten, ehe die flüchtige Tinte verſchwindet, ehe das leiſe Band ſich tiefer verſteckt. Nur daß Wahrheit und Beſcheidenheit die Feder führe; nur daß die Vermuthung ſich niemals zur Gewißheit aufwerfe, und weder Schwärmerey den Werth einer Kleinigkeit erhöhe, noch untheilnehmende Kälte einen der Menſchheit wichtigen Gegenſtand verachte oder vernachläßige!

Wir ſind Deutſche, wir ſind durch Landsmannſchaft, Studium und Lebensweiſe verſchieden, zu alt ohne Prüfung zu bewundern, zu jung irgend etwas Groſſes ohne Theilnahme zu betrachten. Wahrheit geht uns über alles; unſer Herz blutet, wenn wir Worte der Wahrheit aus dem Munde der Unbeſcheidenheit vernehmen.

Wir hoffen daher, was uns an andern unangenehm iſt, niemals unwillkührlich ſelbſt zu verſchulden, da uns ja das große Hülfsmittel bleibt, einer den andern beobachten zu dürfen.

Uns

Uns allen liegt der obenbemerkte Zweck am Herzen, wir haben uns zu demselben verbunden; aber weit entfernt auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, werden wir uns belohnt genug halten, wenn das Publikum nur unsern einzelnen Beiträgen Interesse, und dem Ganzen die Anerkennung eines würdigen Zwecks zugesteht.

Zum Versuch erscheint mit dem Anfange des künftigen Jahres, monatlich ein Heft von sechs Bogen, in dem Format, auf dem Papier, und mit den Lettern dieser Anzeige, *) unter dem Titel:

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Jedes Stück enthält in stehenden Artikeln:

I. Eine politische Uebersicht der Begebenheiten des vergangenen Monats, oder, bey entfernten Ländern, desjenigen, was von ihnen allererst im vergangenen Monate ruchtbar geworden.

II. Nachrichten von dem Lesenswürdigsten in der neuesten Litteratur.

III. Merkwürdigkeiten des Auslands.

IV. Kunstgeschichte des Tages.

V. Theater.

VI. Musikalien.

VII. Neuigkeiten aus dem Gebiete der Mode, mit nöthigen Abbildungen begleitet.

Unter der eingeschalteten Rubrik: **Eigne Aufsätze**, werden theils ernste, theils unterhaltende Gegenstände den Leser beschäftigen. Oft mag es seyn, daß Nachrichten,

*) Wie bey der deutschen Monatsschrift.

ten, deren die ſtehenden Artikel nur kurz oder beyläufig erwähnen konnten, hier eine nähere genügendere Ausführung, oder wofern es nöthig iſt, Berichtigung finden. Vorzüglich aber iſt dieſer Platz den Beyträgen ſolcher Theilnehmer gewidmet, die, von dem Orte, wo das Journal herauskommt, entfernt, keine beſtändig thätigen Mitarbeiter ſeyn können.

Zu dieſen zählen wir Abhandlungen, Erzählungen und Gedichte, und überhaupt alles was belehrt und unterhält, was die Zeit und den Geſchmack karakteriſiert.

Als Hauptgeſetz ſind bey der ganzen Arbeit Kürze und Faßlichkeit anerkannt. Wir wünſchen, daß unſre Beyträge keinem gebildeten wenn gleich ungelehrten Leſer unverſtändlich, keinem gelehrten und geſchmackvollen Leſer überläſtig und alltäglich ſcheinen mögen. Aber die Annäherung zu dieſem ſchwer erreichten Zwecke hängt nicht einzig von uns ab. Nur Nachſicht mit einem mühſeligen Anfange kann uns ermuntern, und ſoll uns gewiß nicht nachläſſig machen. Daß aber dieſe Nachſicht gerecht ſeyn dürfe, iſt unſre Sorge, und alles, wozu wir uns ohne Prahlerey anheyſchig machen zu können glauben. Von der Erfüllung dieſes Verſprechens wird nothwendig die Erweiterung unſerer bereits anſehnlichen Korreſpondenz abhängen, die freylich unſern Leſern nicht weniger vortheilhaft werden muß als uns, die wir aber nur der Ueberzeugung verdanken wollen, daß wir derſelben nicht unwerth ſind. Unter ſolchen Bedingungen thun unſere Namen nichts zur Sache, weil wir der perſönlichen Begünſtigung unſerer Freunde in Rückſicht auf dieſe Unternehmung entſagen, und dieſelbe bloß durch den Werth ihrer Abſicht und Ausführung ſtehen oder fallen laſſen wollen.

Wem dieſe Abſicht gefällt, wer ſie zu unterſtützen geneigt iſt, der unterzeichnet auf den Jahrgang 4 Thlr.

12 Gr. Nur von der Anzahl der Unterzeichner hängt es ab, ob dieser Plan ausgeführt wird; denn wir möchten nicht gern, daß dieser Plan und seine Realisierung nur für eine kurze Zeit und von der wetterwendischen Laune des Publikums abhängig, sondern von den Kennern und denen, welche mit der Zeit und dem Geschmacke fortzuschreiten streben, unterstützt werde. — Darum werden nur wenige Exemplare über die Zahl der Unterzeichner gedruckt. Herr Friedrich Maurer in Berlin, dessen sorgfältige Thätigkeit dem Publikum rühmlichst bekannt ist, hat den Verlag der neuen Monatsschrift übernommen.

Die Redacteurs.

Bey der nicht kleinen Anzahl bereits vorhandener Journale würde ich es nicht wagen, deren Zahl noch durch ein neues zu vermehren, wenn mir nicht der interessante Plan und die vorzüglichen Talente der achtungswürdigen Herausgeber desselben die Gewißheit gäben, daß dieses Journal auch nicht hinter einem der schon existirenden zurückstehen, und einen so vorzüglichen Werth erhalten werde, der es dem Publikum wichtig und wünschenswerth mache. Von der Zahl der sich entweder unmittelbar oder durch die ihnen zunächst liegenden Postämter und Buchhandlungen an mich oder das hiesige Königl. Hof-Post-Amt wendenden Besteller, soll die Erscheinung und die Ansage dieser Monatsschrift bestimmt werden. Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang ist, wie schon erwähnt, hier in Berlin 4 Rthlr. 12 Gr. — welche spätestens beym Empfang des dritten Stückes bezahlt werden müssen. Alle Briefe und etwanigen für dies Archiv bestimmte Beyträge erwarte ich postfrey. Berlin, am 20sten September 1794.

Friedrich Maurer.

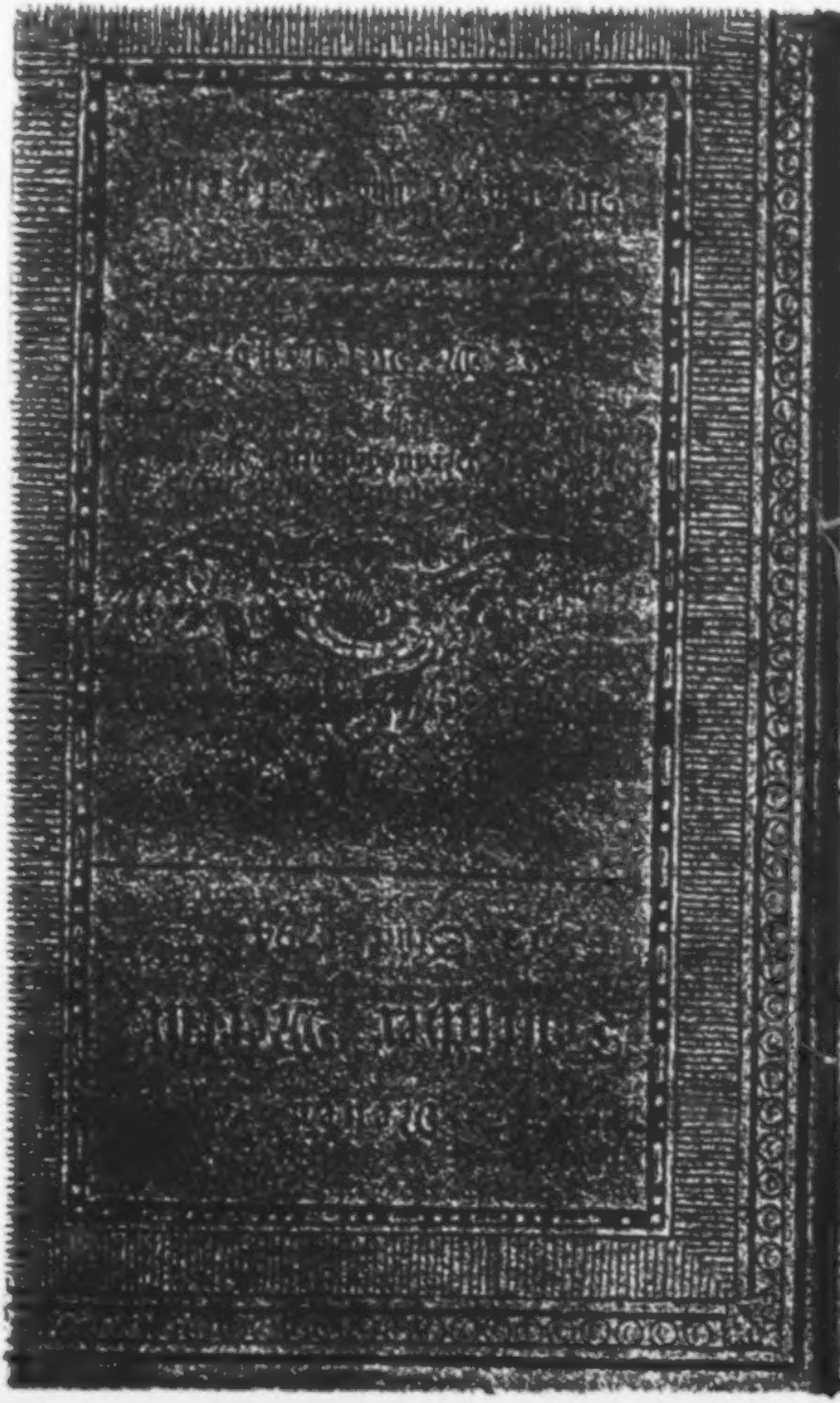

Hamlet tritt auf.

Nun, Mutter, was iſt die Sache?

Königin.

Hamlet, du haſt deinen Vater ſehr beleidiget.

Hamlet.

Mutter, ihr habt meinen Vater ſehr beleidiget.

Königin.

Kommt, kommt, ihr gebt mir eine verkehrte Antwort.

Hamlet.

Sie ſchikt ſich auf eine boshafte Anrede.

Königin.

Wie, was ſoll das ſeyn, Hamlet?

Hamlet.

Was wollt ihr dann?

Königin.

Kennſt du mich nicht mehr?

Hamlet.

Nein, beym Himmel, das nicht; ihr ſeyd die Königin, eures Gemahls Bruders Weib, aber ich wollte, ihr wäret es nicht! -- Ihr ſeyd meine Mutter.

Königin.

Inhalt.

I. Probe einer freyen Ueberſetzung des Orlando furioſo. Seite 129

II. Die Zauberlaterne. — 351

III. Titus Lukrezius Karus, von der Natur der Dinge, drittes Buch. — 370

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Im Verlag der Böhmischen Buchhandlung in Weimar iſt von dem vor kurzem angefangenen Archiv für die neuſte Kirchengeſchichte des Herrn Abt Henke zu Helmſtedt das VIte Quartal für 1794 erſchienen, und koſtet broſch. 12 gr.

Innhalt deſſelben.

I. Kirchenhiſtoriſche Chronik der neueſten Zeiten, vom Friedrichs II Tode an. Seite 1. II. Proteſtation Papſt Pius VI gegen die am 14ten Sept. 1791 von der Nat. V. beſchloſſene Concorporation der Stadt Avignon und der Grafſchaft Venaiſſin mit Frankreich. S. 21. III. Einführung des Hannöveriſchen Katechiſmus in den Evangeliſchen Schulen in Strasburg. S. 39. IV. Religionsverhandlungen über die neueſten Religionsbeſchwerden der Reformirten in Rheinfalz vom 17 Jul. 1793. S. 83. V. Pfarrbeſtellung im Hildesheimiſchen. Aus einem Briefe S. 92. VI. Mercier's Predigt an den Lutheriſchen Klerus. S. 97. VII. Die Taufweiſe der neuen Engliſchen Baptiſten. S. 107. VIII. Karwochenpredigten vor dem Hofe zu Würzburg 1793. S. 123. IX. Zirkelſchreiben der Generalſynode der Quäker zu London vom Jahr 1793. S. 145. X. Büſchings Charakter, gezeichnet von Sr. D. Spalding. S. 151. XI. Vermiſchte Nachrichten. S. 159.

Die Gräffiſche Buchhandlung in Leipzig ſucht eine Sammlung ſehr kurzer jugendlicher Gedichte, welche ich vor etwa zehn Jahren bey der Verlagskaſſe in Deſſau herausgab, mit einem neuen Titelblatte verſehen, wieder an den Mann zu bringen. Ich warne das Publikum vor dieſen unbedeutenden Jugendverſuchen, die bis auf zehn Stücke, welche ich in die Züricher Ausgabe meiner Gedichte habe aufnehmen können, alle ſieben Jahre ſpäter gewiß ungedruckt geblieben wären.

Matthiſſon.

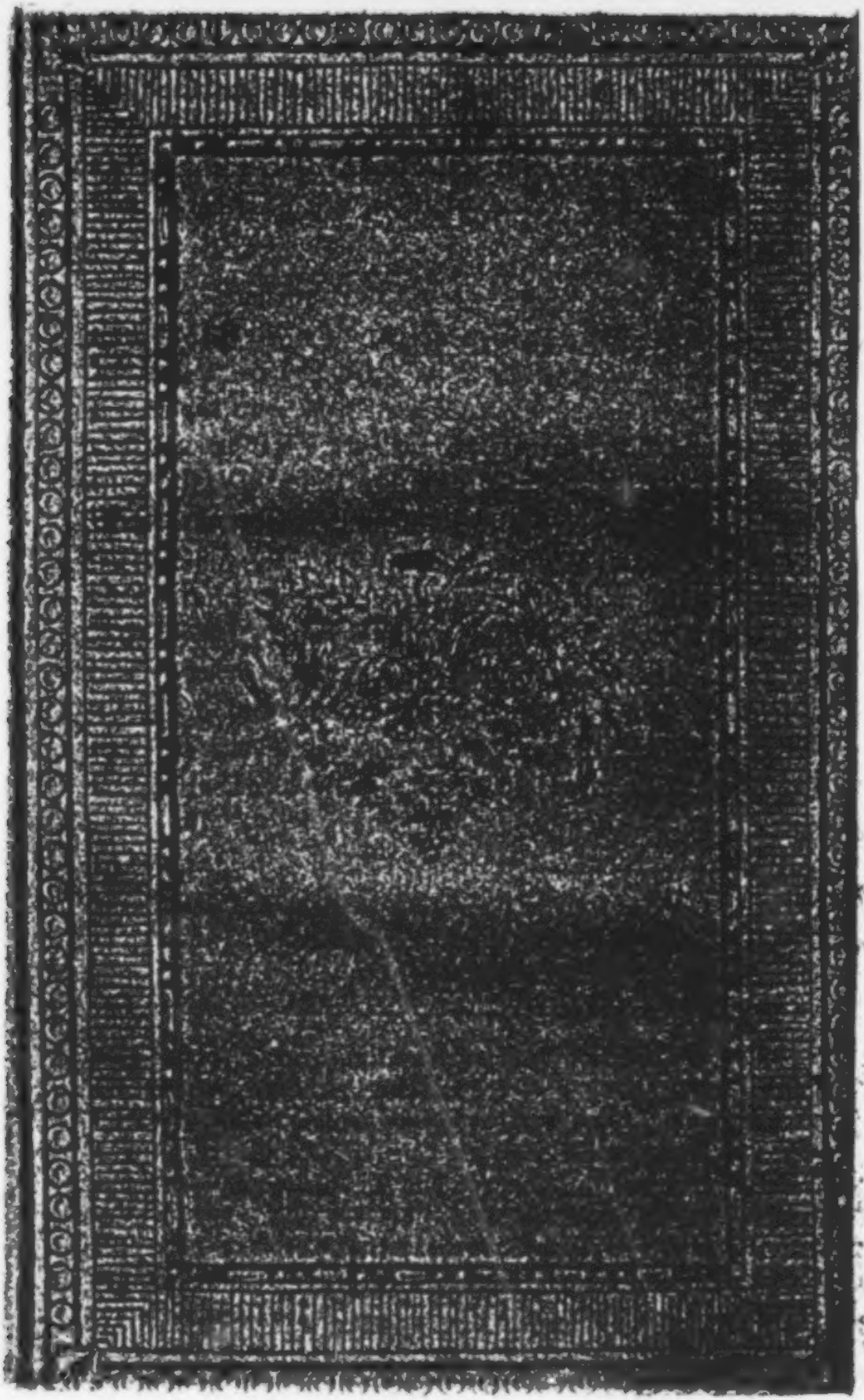

Der neue
Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1794.

I.

Probe
einer freyen Ueberſetzung
des
Orlando furioſo.

Erſter Geſang. Stanze 1 — 59.

Ritter und irrende Schönen, der Liebe Freuden, des Krieges
Blutige Gräu'l, Buhlſchaften und kühne Thaten beſin ich,
Thaten aus jener Zeit, als nach Europa die Mohren
Kamen und weit umher ſo grauſam hauſ'ten in Frankreich;
Denn ſo wollt' es die Wuth, der Tolſinn ihres Beherrſchers
Agramant, der jugendlich keck ſich rühmte, Trojanens
Tod an König Karl, dem römiſchen Kayſer, zu rächen.

Auf demſelbigen Wege gedenk' ich ferner, von Roland
Dinge zu ſagen, die weder in Proſa noch Reimen geſagt
ſind,
Wie die Liebe den Starken bezwang, ihn raſend und
unklug
Machte, wiewohl er ſonſt ein gar verſtändiger Mann
war,
Wenn (dies ding' ich mir aus) wenn anders Jene, die
leider!
In den nämlichen Fall mich ſelbſt beynahe gebracht hat,
Und mein ärmliches Reſtchen Talent von Tage zu Tage
Noch vermindert, die Sinne mir läßt, mein Wort zu
erfüllen.

Roland hatte ſchon lang' Angelikens Reitzen gehul-
digt,
Hatte der Indier Lande mit ihr, der Meder und Tartern
Weite Gebiete durchkreutzt und allenthalben Troſeen
Seiner Geliebten zu Ehren erkämpft Jetzt führt' er
die Schöne
Mit ſich in's Abendland. Schon ſahn ſie Spaniens
Berge
Vor ſich und König Karls weitſchimmernde Zelte. Der
Kayſer
Hatte mit Frankreichs Völkern und Deutſchlands reiſi-
gen Knechten

Hier

Hier sein Lager gespannt; hier wollt' er den Herrschern der Mohren,
Agramant und Marsil die stolzen Plane vereiteln.
Dieser führte sein Volk, so viele nur Degen und Lanze
Tragen konnten, herüber aus Afrika, Spanien wälzte
Jener voran, der Franken gesegnetes Reich zu verheeren.
Aber sie sollten nun bald, so schwur der Kayser, sich selber
Ueber ihr tolles Beginnen in's Antlitz schlagen. Der Graf kam
Wie gerufen; doch freuet' er sich nicht lange der Heimkunft.

Seine Geliebte (so grausam trügt der Menschen Erwartung!)
Seine Geliebte, die er von Ost bis Westen in langem
Stets erneuertem Kriege beschützt, Angelika ward ihm
Jetzt genommen, im Kreise so vieler treflicher Freunde,
Sonder Schwertschlag, mitten im Vaterlande genommen!
Karl, sein Oheim selbst, entfernte sie zeitig dem Ausbruch
Eines entglommenen Brandes, der schrecklich drohte, zu wehren.

Unser Ritter gerieth mit einem seiner Verwandten
Heftig in Fehde; Rinald, sein Vetter, glühte nicht minder

Ungeduldig als er für jene bewunderte Schönheit.
Aber der weise Monarch, der schon seit langem mit Kriegen
Dieser Gattung bekannt und ihnen nicht sonderlich hold
war,
Nahm den Apfel des Zankes und gab ihn dem Herzog
von Bayern.

Dieser sollte ihn Dem zu süßem Danke bewahren,
Welcher am Tage des nahen, des großen Treffens die
meisten
Sarazenen erschlug' und die schönsten Thaten vollbrächte.
Doch ganz anders entschied der Ausgang; denn die Ge-
tauften
Flohen, der Herzog wurde mit vielem Volke gefangen,
Preis gegeben dem Feinde sein Zelt. Die verlassene
Dame
Wäre gewiß die Beute der wilden Sieger geworden;
Aber ihr ahnten die Ränke des Glücks, das heute der
Christen
Fahne rebellisch verließ; denn lange vor der Entschei-
dung
Sprang sie auf's Pferd und wandte, so bald es Noth
war, den Rücken,

Vor ihr breitet' ein Wald sich dahin. Sie lenkte
den Zelter
In das Gebüsch, und siehe! das erste, was in den Ge-
büschen

Ihr

Ihr begegnete, war ein ſtattlicher Ritter zu Fuße,
Welcher im Fluge ſich nahte. Gedrückt von dem laſtenden Panzer,
Auf dem Kopfe den Helm, das Schwert am Gurte, des Schildes
Wucht an dem Arm, — ſo rannt' er daher, wie der hurtigſte Landmann
Halb entkleidet zum Ziele des rothen Gewandes voranſtrebt.
Aber die Hirtin ſpringt, durchbebt von Grauen, ſo ſchnell nicht
Vor der abſcheulichen Natter hinweg, als Jene den Zügel
Rückwärts zuckte, ſo bald ſie des kommenden Kriegers gewahrte.

Rinald war es, der würdige Sohn des tapferen Amon,
Erbe von Montalban, der ſeinen entlaufenen Zelter
Wieder ſuchte. So weit er auch noch von der Schönen entfernt war,
Doch erkannt' er den göttlichen Wuchs, erkannte das Antlitz,
Das ſchon lange ſein Herz mit Liebesnetzen umgarnt hielt.

Armer Ritter, ſie flieht! Mit losgelaſſenem Zügel
Spornt ſie durch's Holz das gewendete Pferd. Sey ſicher und eben

Oder verwachſen der Pfad, bleich, zitternd, ohne Beſinnung
Ueberläßt ſie die Sorge, ſich Bahn zu machen, dem Roſſe.
Auf und nieder im Dunkel der hohen, furchtbaren Waldung
Kreuzte ſie wild umher, bis ein Gewäſſer ſie aufhielt.

Ueber die Fluth gebückt, voll Schweiß, mit Staube bedeckt ſtand
Ferrau, den heiße Begier zu trinken und Sehnſucht
Nach Erholung zuerſt vom Schlachtgefilde getrieben.
Jetzt verweilt' er am Fluſſe mit Widerwillen; denn heftig
Auf das Waſſer erpicht, unachtſam hatt' er den glatten
Helm zu loſe gefaßt, ihn fallen laſſen und ſucht' ihn
Unter der diebiſchen Fluth vergebens wieder zu finden.

Plötzlich hört' er indeſſen der hergeſcheuchten Prinzeſſin
Ueberlautes Gekreiſch. Es hören und auf das Geſtade
Springen war Eins. Er blickt' ihr in's Antlitz. Himmel! ihr Antlitz
War, von Schrecken verwirrt, ein blaſſes Bild der Beſtürzung.
Aber die Bläſſe nicht, und nicht die Monden, in welchen
Keine Kunde von ihr dem Ritter zu Ohren gekommen,

Hinderten ihn, die Schöne beym erſten Blicke zu kennen.

Höflich und kühn, wie er war, (vielleicht auch pocht' ihm nicht leiſer,
Als den entzweyeten Wettern, das Herz) wie konnt' er der Göttin
Was er an Kraft beſaß, zu Schutz und Schirme verſagen?
Ohne den Mangel des Helms ſich irren zu laſſen, entblößt'er
Hurtig ſein Schwert, und eilte mit hochgeſchwungenem Eiſen
Drohend herüber, wo wenig erſchrocken Rinald ihn erharrte.
Zwar erblickten ſich beyde zum erſtenmale; doch durfte
Jeder zur Auskunft nur des Gegners Waffen betrachten.

So begannen ſie denn zu Fuße, wie ſie ſich fanden,
Schwert an Schwert die gewaltige Fehde. Die Schienen der Rüſtung
Flogen zerſplittert umher; kein Amboß hätte den Streichen
Ausgedauert, wie ſollten's der Harniſche ſchwache Gelenke?
Immer erbitterter ward die Mordſchlacht, günſtiger immer

Königin.

Gut, wenn du aus dieſem Ton anfängſt, ſo will ich dir jemand antworten laſſen, der reden kan --

Hamlet.

Kommt, kommt, und ſezt euch nieder; ihr ſollt mir nicht von der Stelle: Ich laß euch nicht gehen, bis ich euch einen Spiegel vorgehalten habe, worinn ihr euch bis auf den Grund eurer Seele ſehen ſollt.

Königin.

Was haſt du im Sinn? Du wirſt mich doch nicht ermorden wollen? Hülfe! ho!

Polonius (hinter der Tapete.)

Wie? He, Hülfe!

Hamlet.

Was giebt's da? Eine Maus? Todt um einen Ducaten, todt.

[Er erſticht den Polonius.]

Polonius.

O, ich bin ein Mann des Todes.

Königin.

Weh mir! Was haſt du gethan?

Hamlet.

In der That, ich weiß es nicht: Iſt es der König?

Für Angelikens Wunsch. Auch ließ sie den Zelter nicht feyern.
Weg vom Platze des Kampfs mit unermüdlichen Sfee ren
Jagte sie ihn durch Wälder und Thäler, indeß die Betrog'nen,
Eifriger stets, einander den trotzigen Nacken zu beugen,
Sich mit knirrschender Wuth und gleichen Kräften zerquälten.
Endlich hielt sich der Franke nicht mehr; ihm wogte des Herzens
Feuer in alle Puls' und stürmte, Luft zu gewinnen.

Halt! so nahm er das Wort, du willst mir schaden, und schadest
Dir nicht minder; denn irrt mein Glaube nicht, haben der neuen
Sonn' entzückende Stralen auch dir den Busen entzündet,
Welchen Gewinn bezweckest du, mich noch länger zu weilen?
Meine Gefangenschaft, mein Tod erobert die stolze
Schöne dir nicht; sieh! während wir schlagen, ist diese schon über
Alle Berge. Wol auf! zu Pferde! Verrenne die Flucht ihr
Eh sie weiter entrinnt. Wenn uns die Dame gewiß ist,

Dann entſcheide, wer ihren Beſitz verdiene, das Eiſen.
Abentheurlich, bey Gott! daß zwey verſtändige Männer
Athem und Zeit verſchwenden, um — Wunden und
Reue zu beuten.

Alſo ſprach er, dem Heyden gefiel der Vorſchlag.
Der Kampf ward
Ausgeſetzt, und plötzlich ein ſolcher Stillſtand errichtet,
So verſiegte der Haß und ſo der Eifer, daß unſer
Braver Sarazene ſich's nicht erlaubte, vom Ufer
Wegzureiten und ſeinen Rival zu Fuße zu laſſen.
Herzlich lud er ihn ein, er bat, er nöthigte, nahm ihn
Hinter ſich auf und ſprengt' im Galoppe den Spuren
der Flucht nach.

O des biederen Sinn's der alten Ritter! Sie waren
Nebenbuhler und Glaubensfeind' und fühlten im ganzen
Körperbaue den Brand der unbarmherzigen Streiche;
Doch durchreiſten ſie ſo die düſtern Fören und Berge
Sonder Verdacht! Fort ſtürmte, von vier bewaffneten
Fersen
Angeſtachelt, das Roß, bis endlich die Straße ſich
theilte.
Hier nun galt es, den Weg der Dame ſchleunig zu ra-
then;

Aber den einen der Pfade bezeichneten ſo wie den andern
Neue Spuren; die Ritter vertrauten ſich lieber dem
Zufall.
Rinald wandte ſich links, der Sarazene zur Rechten
Tiefer in's Holz und tiefer in hundert Krümmen, —
die letzte
Führt' an's Ufer des Fluſſes, den er verlaſſen, zurücke.

Hoffnung und Möglichkeit, Angeliken wieder zu
finden,
War nun alſo dahin. Der Spanier gab ſie verloren,
Aber noch nicht den verſunkenen Helm. Noch einmal
zu ſuchen
Stieg er auf's niedrigſte, naſſe Geſtad' herunter. Auch
das war
Kein ſehr leichtes Geſchäfft; denn dieſer ſteckte natürlich,
Tief im Sande. Der Ritter, mit einem gewaltigen
Aſte,
Den er zum Stocke gemacht, bewaffnet, wühlt' in den
Wellen
Grimmig umher, und prüfte mit Schlägen und Stößen.
Kein Fleckchen
Blieb von dem Bette des Fluſſes verſchont; doch als er
nun endlich
Knirrſchte vor Ungeduld, ſo lang' hier weilen zu müſſen,
Plötzlich hub ſich in Mitte der Fluth — entſetzlicher
Anblick! —

Eine

Eine Menſchengeſtalt bis an die Bruſt aus dem Waſſer.

Kriegeriſch war die Geſtalt, geharniſcht, einzig der Kopf war
Unbedeckt; ſie zeigte den Helm in der Rechten, den lieben
Nämlichen Helm, um welchen der Ritter ſo lange ſich mühte.
Ha Verräther! begann das Geſpenſt, wortbrüchiger Bube!
Warum dünkt es dir jetzt ſo unerträglich, zu miſſen
Was du ſchon lange mir ſchuldig geweſen? Entſinne dich, Heide,
Daß du an dieſem Geſtad' Angelikens Bruder erſchlagen,
(Dieſer Bruder bin ich) daß du geſchworen, ihm Alles,
Waffengeſchmeid' und Helm, hier dieſen! in dieſe Gewäſſer
Nachzuwerfen. Du thateſt es nicht. Wenn jetzo das Schickſal
Dein Verſprechen erfüllt, — gieb dich zufrieden! und mußt du
Ja dich härmen, ſo härme dich über den ſchändlichen Meineid.
Lüſtet dich aber zu ſehr nach ſeinen Helmen, ſo ſuch dir

Einen

Einen andern auf, um ihn mit Ehre zu führen.
Treflich iſt Rolands Helm, Rinalds noch beſſer; den ei-
nen
Hat vor dieſem Almont, Mambrin den andern getra-
gen.
Faſſe den Muth, von ihnen dir einen zu beuten; doch
dieſen,
Meinen alten, du haſt mir ihn ja zu laſſen verſprochen,
Darum laß mir ihn auch; Worthalten iſt immer das
Beſte.

Unſerm Spanier ſtieg mit unausſprechlichem Grauen,
Als er den Schatten erblickte, das Haar; die Farbe der
Wangen
Starb und das Wort im Munde, der eben zu reden
ſich aufthat.
Als Argalja nachher (Argalia hieß der Erſchlagne)
Seine gebrochne Treue ſo bitter rügte, da bebt' er
Bis zum Weinen vor Aerger und glühte von innen und
auſſen.
Ans Entſchuldigen war nicht wohl zu denken; die
Scene
Spielte zu raſch, und leider! verſchloß das böſe Be-
wuſtſeyn
Ihm die Lippen. Der Held ertrug es nicht. Gar zu
empfindlich

Fuhr

Fuhr die Beſchämung dem Edlen durch's Herz. Erſchwur bey dem Leben
Seiner Mutter, ſich nie mit einem Helme zu decken,
Als dem guten, den einſt mit unentrimbaren Händen
Roland in Aſpramont von Almonts Haupte geriſſen.

Daß er treuer den Schwur, als jenen erſten, gehalten,
Werden wir künftig ſehen. Mit ſeinem Aerger, der viele
Tage nachher noch feindlich auf ſeinem Geſichte ſich mahlte,
Trat er zur Stunde die Wanderung an, den Beſitzer von Almonts
Helm zu ſuchen, der nun ſein großes, einziges Ziel war.

Anderes Abentheuer beſtand auf anderer Fährte
Jener von Montalban. Er war nicht lange gelaufen,
Als er Bajarden erblickte, ſein ungebändigtes Kampfroß,
Das den nämlichen Weg heruntertanzte. So ſteh doch!
Steh doch endlich, lieber Bajard! Du kenneſt den Schatz nicht,
Welcher mit dir mir entgeht! — Er rief vergebens.
Der Zelter
Hörte für diesmal nicht und eilte nur ſchneller in's Weite.

Schnaubend vor Wuth, die seine noch übrigen Kräfte verzehrte,
Stürmte der Ritter ihm nach. Ich folgt' ihm gerne; doch laßt uns
Lieber die Dame geleiten, die sonst zu weit sich entfernet.

Wilde Gebürg', Einöden und schwarze, schreckliche Wälder
Waren ihr Weg. Ein Aestchen, ein Blatt, die leis' in den Eichen,
Ulmen und Buchen sich neben ihr regten, erfüllten mit jähem
Schrecken ihr Herz. So war sie, von dieser nach jener, von jener
Seite nach Dieser gescheucht, in unaufhörlicher Irre,
Wie das schüchterne Wild, ein Gemslein, oder ein Hirschkalb,
Wenn es im Schatten des heimischen Busches auf einmal den Tieger
Sieht, der im Sprunge sich naht und seiner Mutter die Kehle
Gierig zusammenknirrscht, und Brust und Seiten ihr aufreißt,
Wie es von Walde zu Walde sich vor dem blutigen Würger

Flüchtet; bey jedem Strauch, an dem es im Laufe vorbeystreift,
Setzt es empor, wildschaudernd, und wähnt sich im Rachen des Mörders:
Also floh sie, und fürchtet' in jedem Schatten, der seitwärts
Unvermuthet erschien, Rinalden. Ohne zu ruhen,
Ohne zu wissen woher und wohin, und immer im Kreise,
Floh sie den Tag und die Nacht und die Hälfte des folgenden Tages.

Endlich umfieng sie ein freundlicher Hain, der schauernd im sanften,
Frischen Hauche der Weste die dunkeln Zweige bewegte.
Zwey kristallene Bäche, die sich im Innern des Haines
Murmelnd ergossen, verjüngten umher der duftenden Kräuter
Zarten Wuchs, und ihr zögernder Lauf, von kleinem Gesteine
Unterbrochen, ergötzte mit süßem Getöne den Hörer.

Jetzo war sie doch wohl auf tausend Meilen aus Rinalds
Augen entfernt und sicher, um endlich einige Stunden
Von der erschöpfenden Reis' und der unerträglichen Schwüle

Sich erholen zu dürfen! Sie, dacht' es und ſtieg von dem Sattel
Nieder auf Blumen, entzügelt' ihr Pferd, und hieß es nach eignem,
Freyem Geluſt die Krümmen der klaren Waſſer umirren,
Wo das friſcheſte Gras vom Ufer lockend emporſchwoll.

Siehe! nicht weit von dannen erſah ſie ein ſchönes Gebüſche,
Blühende Dornen mit Roſen durchwirkt, das, gegen der Sonne
Niederdringende Glut von hohen, ſchattigen Eichen
Ueberwölbet, im Bache ſich ſpiegelte. Mitten geräumig
Bot es ein heimliches Kämmerchen dar, wo Dunkel und Kühle
Nächtlich herrſchten; denn rings verwebten ſich Blätter und Zweige,
Undurchdringlich den Strahlen des Tag's und den ſchärfeſten Augen,
Und der innere Boden, mit weichem Mooſe gepolſtert,
Lud den Waller zur Ruh. Dies Plätzchen wählte die Dame,
Bettete dort ſich hin und entſchlief dort. Aber nicht lange

Schlummerte ſie, da däucht' ihr, als ob ſie näher und näher
Eines Kommenden Tritte vernähme. Sie richtete lauſchend
Leiſe ſich auf, und ſah, daß an dem Ufer ein Wandrer
Eingetroffen, ein Ritter, von Kopf zu Fuße gewaffnet.
War es ein Freund? ein Feind? Sie wußt' es nicht. Wechſelnd durchbebten
Furcht und Hoffnung ihr klopfendes Herz; doch ließ ſie, den Ausgang
Bang' erwartend, dem Herzen nicht Einen Seufzer entſchlüpfen.

Jener indeſſen ſetzt' am andern Ufer ſich langſam
Nieder und ſtützt' auf's Knie den Ellenbogen, die Wangen
Auf die Hand, ſo daß er, in Einen großen Gedanken
Tief und tiefer verſenket, ein unbeweglicher Stein ſchien.
Eine Stund' und länger verweilte mit hängendem Haupte
Dort der trauernde Ritter, und endlich klagt' er, im Tone
Banger inniger Qual, ſo ſüß und ſchmelzend, er hätte
Felſenſtücke geſprengt, blutdürſtende Tieger beſänftigt.
Seufzend klagt' er; es ſchienen, von ſtrömenden Thränen beſluthet,

Königin.

O, was für eine raſche und blutige That iſt das!

Hamlet.

Eine blutige That; beynahe ſo ſchlimm, meine gute Mutter, als einen König ermorden und ſeinen Bruder heyrathen.

Königin.

Einen König ermorden?

Hamlet.

Ja, Gnädige Frau, das war mein Wort. (Zu Polonius.) Du unglüklicher, unbeſonnener, unzeitig-geſchäftiger Thor, fahr du wohl! Ich hielt dich für einen Gröſſern als du biſt; habe nun, was du dir zugezogen haſt; du erfährſt nun, daß es gefährlich iſt, ſich gar zu viel zu thun zu machen -- (Zur Königin.) Macht nicht ſo viel Hände-Ringens, ſtill, ſezt euch nieder, und laßt mich euer Herz in die Preſſe nehmen; denn das will ich thun, wenn es anders von laſterhafter Gewohnheit nicht ſo eiſenhart worden iſt, daß es alles Gefühl verlohren hat.

Königin.

Was hab ich gethan, das dich vermeſſen genug macht, mich ſo rauh anzulaſſen?

Hamlet.

Eine That, welche die keuſche Röthe der Unſchuld ſelbſt verdäch-

Seine Wangen ein Bach, sein Herz ein Aetna. Ge-
danke!
Rief er, der ohne Ruhe mit Frost und Feuer mein Herz
füllt,
Unerschöpfliche Quelle des Grams, der marternd mich
aufreibt!
Was beginn' ich hinfort, da mir ein Andrer den Vorlauf
Abgewonnen, und längst die köstliche Blume gepflückt hat?
Ach! ein Andrer genießt der ganzen, herrlichen Beute;
Mir, mir Armen ist höchstens ein Wort, ein lohnendes
Lächeln,
Ist nicht Blume, noch Frucht zu Theil geworden. Wo-
zu denn
Quält um die Falsche sich länger mein Herz? — Die
reisende Jungfrau
Gleicht der Rose; so lange noch dies' in des heimischen
Gartens
Sicherer Einsamkeit, von keiner Heerde, von keinem
Hirten besucht, sich wieget und duftet, neiget sich Alles
Liebend ihr zu; die schmeichelnde Luft und der thauende
Morgen,
Erd' und Himmel begünstigen sie; sie wählet der
Jüngling
Und das liebende Mädchen, um Schläf' und Busen zu
schmücken;

Aber noch kaum entbrochen dem Mutterzweige verliert ſie
Alles, des Himmels Gnade, der Menſchen Liebe, die Schönheit,
Duft und Blüthe ſind hin! So ſchwinden die Reitze der Jungfrau,
Welche den herrlichſten Schmuck, der Unſchuld Perle, die theurer
Als die ſchönen Augen und ſelbſt das Leben ihr ſeyn ſoll,
Einem opfert, ſo ſchwindet ihr Werth in den Herzen der Andern.
Sey ſie denn auch verächtlich, die Buhlerin, allen verächtlich,
Einzig von Jenem geliebt, dem ſie verſchwendend ſich hingab!
Undankbares Geſchick, wie grauſam! Andere ſchwelgen,
Ich nur welke verdorrend dahin! — So wär' es denn möglich,
Daß erkaltend mein Herz den ſüßen Kummer verlernte,
Sie zu lieben? Ich könnte mein eigenſtes Leben verlaſſen?
Nein! weit eher, ihr Götter, als ohne Liebe zu leben,
Wünſcht' ich heute das Ziel von meinen Tagen zu ſehen.

Wenn mich Einer befragt, wer denn der Fremde geweſen,
Welcher am Bach ſo bitter geweint? vermeld' ich wie folget:

Jener Ritter, mein Herr! war ein Zirkaſſier, König
Sakripant, ein geplagter Sklave der Liebe; die Liebe
Ward dem Armen ein Quell von Leiden, Liebe zu Jener,
Die verborgen ihn hört' und bald den Treuen erkannte.

Vom Geſtade der Meer', aus denen die Sonne ſich hebet,
Hatt' ihn Amor an's Ufer des Niederganges geführet;
Denn mit großem Verdruß erfuhr er dorten: die Schöne
Sey Rolanden nach Weſten gefolgt. Hier aber, in Frankreich,
Hieß es wieder: es habe ſie Karl von ihren Verehrern
Abgeſondert und dem, der für die goldenen Liljen
In dem nächſten Treffen am bravſten föchte, verſprochen.

Sakripant war ſelber im Treffen; er hatte des Kaiſers
Blutige Niederlage geſehn, Angelikens Spuren
Dann verfolget, und jetzt ſie noch nicht wiedergefunden.
Dieſes alſo der Gram, dies alſo die Trauergeſchichte,
Welche die rührenden Seufzer und Thränen und Klagen ihm auspreßt,
Klagen, rührend genug, die Sonn' im Laufe zu halten.

Doch indeſſen er ſich hier härmet, die lauichen Quellen
Seiner Augen erſchöpft, und auſſer obigen Worten

Manches

Manches dem Herzen entſtöhnt, was mir der Leſer vermuthlich
Willig erläßt, indeſſen verfügt' es die Laune des Glückes,
Daß er ſein ganzes Leiden Angelikens Ohren erzählte,
Fügt' es in Einem Moment, ſo wider alles Vermuthen,
Als wohl alle Jahrtauſende nur zwey Dinge ſich treffen.

Aufmerkſam belauſchte die Dame den König, belauſchte
Jede Geberde des Mannes, der trotz der herbeſten Prüfung
Unermüdlich getreu ſie liebte. Der Kummer des Dulders
War ihr lange bekannt, doch kalt und härter als Marmor
Ließ ſie ſich nie zum Erbarmen herab; die zärtlichſte Minne
Rührte ſie nicht, ſie, welche vom Indus bis an die Garonne
Keinen würdig befand, ſich ihrer Gnade zu rühmen.

Aber verirrt, verloren in dieſem unendlichen Walde
Wies ſie doch den Gedanken, den König zum Führer zu nehmen,
Nicht verachtend zurück; denn, wem das Waſſer an's Kinn geht,

Iſt beym Himmel! verſtockt, wenn er nicht Helfer herr
beyruft.
Läßt ſie Dieſen entgehn, wo findet ein ſolcher Geleitsmann
Je ſich wieder? ein Held, den, ſo wie dieſen, die längſte
Probe treuer als alle, die jemals liebten, bewährte? —
Dennoch dachte ſie nicht ihn aufzuhitern, noch minder
Zum Erſatz für alles Vergangene jenes Vergnügen
Ihm zu gewähren, wonach ſich am meiſten die Liebenden
ſehnen;
Nein! ſie ſann und webte mit ihren falſchen Gedanken
Gleich ein ſchlaues Gedicht zuſammen, am Bande der
Hoffnung
Ihn zu gängeln, ſo lange ſie ſein bedürfte, doch länger
Nicht, auch keinen Moment, ihr freches Herz zu ver-
läugnen.

Und mit ſtolzem Schritt aus ihrem nächtlichen
Dunkel
Trat die Göttin auf einmal im vollſten Glanze der
Schönheit,
Wie aus Hainen hervor Diana, oder aus einer
Schattengrotte Cythere auf heller Bühne ſich zeiget.
Friede mit dir! ſo ſprach ſie, durch dich beſchirme der
Himmel
Unſern Kuf; er möge von falſchem Wahne dich heilen!

Keine

Keine Mutter erhebt mit ſolcher bebenden Wonne,
Solchem Staunen das Auge zu ihrem Sohne, dem einzigen,
Den ſie lange beweint; denn lange ſchon waren die Völker
Ohne Kunde von ihm zurückgekehret: mit welcher
Wonne, mit welchem Staunen der Sarazene die Fürſtin,
Ihre Zaubergeberden, ihr wahrhaft engliſches Antlitz
Plötzlich vor ſich erblickte. Beſchwingt von ſüßem Verlangen
Sprang er über den Bach, den Armen ſeiner Geliebten,
Seiner Königin zu, die feſt an den Buſen ihn drückte.
Himmliſchſüßer Empfang! Sie hätte das zu Katai
Schwerlich gethan, wahrſcheinlich auch hier nicht; aber ſein Anblick
Hatte nach ihrem Gebiet', ach! nach dem lieben Geburtsort
Ihr die Seele verzückt und in dem Herzen die Hoffnung
Aufgeregt, in kurzem mit ihm die Schätze der Heimat
Glücklich wiederzuſehn. — Umſtändlich wurde nun Alles
Ihrem Lieben erzählt, ihr Wohl und Wehe ſeit jenem
Tag', an welchem er ſelber im Oriente, Verſtärkung
Auszuwirken, zum König der Serikaner ſie ſandte;
Wie der biedere Graf nachher ſie vor jeder Gefährde,
Jeglicher Ungeſchicht, vor Tod und ſchnöder Entehrung

Mehr als Einmal geſchützt, ſo daß ſie das Blümchen der Unſchuld
Unverletzt erhalten, wie Mutter Natur es ihr mitgab.

Möglich! aber ich glaub', ein Mann mit geſünderen Sinnen
Hätte den Kopf geſchüttelt. Der König fand die Geſchichte
Ganz natürlich; er irrte ſchon lang' in manchem und gröber!
Was ein jeder bemerkt, macht uns die Binde der Liebe
Unſichtbar, und ſichtbar, was keiner ſiehet. Er glaubte,
Weil der Leidende gern des Herzens Wünſche für wahr hält.

War der biedere Graf, ſo ſprach zu ſich in Gedanken
Sakripant, blödſinnig genug, die Zeit zu verſäumen,
Schreib' er ſich ſelber es zu! Von jetzt an ladet das Glück ihn
Nicht zum zweitenmal ein. Doch ich bin wahrlich! der Narr nicht,
Sein Nachahmer zu werden. Es ſollten die Freuden des Himmels
Zu Gebote mir ſtehen und ſo durch ſündliche Thorheit

Meinem

Meinem zögernden Arm entſchlüpfen, damit ich mich ſelber
Haßte mein Leben hindurch! Ich will ſie pflücken, die friſche
Morgenroſe. Verſäumen iſt hier Verlieren. Ich weiß ja
Längſt, das unſer Geſchlecht nichts Liebes dem Weibe zu Liebe
Thut, was ſüßer, erwünſchter die holden Geſchöpfe vergnügte.
Mag ſie ſich immer entrüſtet und traurig und weinerlich zeigen,
Kein jungfräuliches Sträuben und kein erdichteter Abſcheu
Soll den feſten Entſchluß von ſeinem Ziele verdrängen. —

P. W. Brortermann.

II.

Die Zauberlaterne.

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus, et quae
Ipſe ſibi tradit ſpectator.

Hor.

Ein junger Zeichner und Maler, deſſen früher Tod ein ſchwer zu erſetzender Verluſt für die Kunſt war,

hatte den Einfall, die bekannte Zauberlaterne zu einem höhern Grade von Vollkommenheit zu bringen; so daß man vermittelst derselben Figuren in Lebensgröße mit schärfern Umrissen, lebhaftern Farben und stärkern Schatten als gewöhnlich, auf einer dunkeln Fläche darstellen, auch ihre Stellung gegen einander verändern, und so gleichsam lebende Gemälde hervorbringen könnte. — Kenner dieser optischen Maschine werden leicht einsehen, daß sie einer solchen Verbesserung fähig ist.

Für dieses Zauberspiel wollte er eine Reihe von Zeichnungen entwerfen, und darin die Menschen seines Zeitalters — die Menschen wie sie wirklich sind, im Kontrast mit dem was sie seyn könnten und sollten — in wirklichen Handlungen und Auftritten des gesellschaftlichen Lebens darstellen. Er glaubte, mit Hülfe dieser Maschine, wobey die Kunst weder in den begrenzten Raum einer Ebne, noch auf einen Augenblick der Handlung eingeschränkt wäre, sondern wo in demselben Raume mehrere Gegenstände einander ablösen und ihre Stellung verändern könnten, seinen Sittengemälden weit mehr Wahrheit, Leben und Mannigfaltigkeit geben zu können, als es sonst auf der unbeweglichen Leinwand möglich wäre.

Dieser Künstler hatte einen Freund, der sich gern damit beschäftigte, das Thun und Lassen der Menschen zu beobachten, ihre innere Empfindungen

durch

durch den äußern so oft verstellten Ausdruck der Geberden wahrzunehmen, die wahren Triebfedern ihrer Handlungen zu erforschen, ihre Reden in die Sprache der Gedanken zu übersetzen, und dabey zu bemerken, wie weit jede verschiedene Art zu denken, zu empfinden und zu handeln, sich seinem Ideal vom Menschen, wie er seyn sollte und könnte, näherte, oder davon entfernt bliebe. Bey seiner unabhängigen Lage und seinen bürgerlichen Verhältnissen konnte er dieser Lieblingsbeschäftigung so oft und viel er wollte nachgehen, den Stoff dazu unter allen Ständen und Klassen der Menschen aufsuchen, und seinen Aufenthalt nach Gefallen verändern. Mit diesem Freunde hatte der Künstler die Verabredung getroffen, daß er ihm die Gegenstände zu seinen Sittengemälde auswählen, und kurze erklärende Beschreibungen davon aufsetzen sollte, welche bey der Vorstellung derselben abgelesen werden könnten. Auf solche Weise wollten diese beyden Freunde der Kunst und der Sittlichkeit die Zauberlaterne, welche gewöhnlich nur als ein Kinderspiel gebraucht, und durch die schmutzigen Karrikaturen, die man oft in den auf den Kauf gemachten, und meistens auch zu höhern Zwecke untauglichen Maschinen dieser Art findet, veredeln und zu einer geschmackvollen, angenehmen und vielleicht auch nützlichen Unterhaltung machen. Allein der Tod wand dem Künstler den Pinsel aus der Hand, ehe er noch das erste Gemälde vollendet hatte. Sein

Freund

verdächtig macht, und die Tugend eine Heuchlerin nennt; die Roſe von der ſchönen Stirne einer rechtmäßigen Liebe wegreißt und eine Eyter-Beule an ihre Stelle ſezt; eine That, die den Ehgelübden nicht mehr Glauben übrig läßt, als die Schwüre falſcher Würfel-Spieler haben -- O! ſo eine That, die den ehrwürdigſten Verträgen die Seele ausreißt, und die holde Religion in leeren Wörter-Schall verwandelt. Des Himmels Angeſicht ſieht, ſeit dem dieſe That geſchehen iſt, mit trübem Auge auf dieſen Erdball herab; ſo düſter und traurig, wie beym Anbruch des Welt-Gerichts.

Königin.

Weh mir, was für eine That?

Hamlet.

Die ſo laut brüllt, daß ſie bis in die Indien donnert -- Seht hieher, ſeht auf dieſes Gemählde, und auf dieſes, die Abbildungen zweyer Brüder: ſeht, was für eine Würde ſaß auf dieſer Stirne -- Hyperions Loken -- die Stirne des Jupiters ſelbſt -- ein Auge, wie des Kriegs-Gottes, zu ſchrecken oder Befehle zu herrſchen; eine Stellung, wie des Herolds der Götter, der ſich eben auf einen himmelküſſenden Hügel herabgeſchwungen hat; eine Geſtalt, auf welche jeder Gott ſein Siegel geſezt zu haben ſchien um der Welt zu urkunden, daß das ein Mann ſey. Das war euer Gemahl -- Seht nun hieher; hier iſt euer Gemahl, er, der wie der Mühlthau eine geſunde Aehre, ſeinen Bruder vergiftete. Habt ihr Augen? Konntet ihr die gute Weyde

Freund behielt nun die bereits entworfenen Beschreibungen für sich, und setzte sie zum Andenken des Verewigten fort. So oft ihm ein malerischer Auftritt in dem tragikomischen Schauspiel des menschlichen Lebens vorkam, dachte er: wie würde mein Lorenzo diese Engel, Teufel und Menschen gezeichnet und zusammen gruppiert haben? und beschrieb das Bild, das ihm seine Fantasie eingab, mit Worten. Die meisten dieser Aufsätze zerriß er dann wieder im Unwillen, daß es nur Gedanken waren, denen die Hand des Bildners fehlte, sie durch einen angemessnen Körper sichtbar zu machen. Doch entgieng eine Anzahl solcher Skizzen diesem Schicksale, die mir der Freund Lorenzo's, in den letzten Jahren seines Lebens auch mein Freund, zu freiem Gebrauche überlassen hat. Ich gebe hier einige davon — die ersten besten, wie sie der Reihe nach folgen — zur Probe, und mißfallen sie nicht, so sollen die andern nachfolgen.

Uebrigens scheint es mir selbst, als wenn die meisten dieser Gemälde, oder eigentlicher, dieser zu künftigen Gemälden entworfenen Beschreibungen, eine lebhaftere Darstellung und mehr fysiognomische Auszeichnung vertragen könnten — was besonders der Fall bey allen denen Stücken ist, welche der Verfasser entwarf als sein Lorenzo noch lebte; und denjenigen Lesern, welche dies mit mir vermissen, sage ich, was mein Freund mir selbst darüber sagte: „Ich kannte meinen Lorenzo, seinen

Geist

Geiſt und ſeine Kunſt zu gut, als daß ich ihm hätte alle Züge vorzeichnen ſollen. Ich gab ihm nichts, was ſeine Einbildungskraft ihm ungleich ſchöner und beſſer als meine Feder geben konnte. Meine Beſchreibung wollte ich erſt dann vollenden, wenn ich das von ihm ausgemalte Bild vor mir hätte."

Auch iſt es mir unlieb, daß er den Schleier oft zu dichte gewebt, und manches ſogar in das Gewand der Fabel eingekleidet hat. Aber er lebte in einem Zeitalter, wo Wahrheit und Sittlichkeit kaum anders als in Mantel und Maske vor dem Publikum erſcheinen durften. Jetzt iſt das freylich ganz anders in unſern aufgeklärten Zeiten, wo gewiß kein treuer Diener des Staats deswegen in Ungnade fällt, weil er ſeinem Fürſten pflichtmäßig die Wahrheit ſagt und ihn vor Unrecht warnt; wo kein Sultan und Oberbonze die Menſchen zwingt, Augenſchirme zu tragen, wenn ſie bey geſunden Augen des Schirmes nicht bedürfen, oder in armſeeligen Hütten zu wohnen, wenn ſie Luſt und Vermögen haben ſich ein bequemeres und lichteres Haus zu bauen; wo kein Mann, der ſeine eigenen Augen nicht mit Ehren ſehen laſſen darf, goldene Ketten zur Belohnung erhält, weil er die Nothwendigkeit der Augenbinden für geſunde Augen vertheidigte; — zu einer Zeit, wo die Wahrheit in Palläſten wie in Hütten laut reden darf, und gerne gehört wird; kurz, wo man alles darauf anlegt, die Menſchen weiſer und beſſer zu machen: da iſt das freylich

lich ganz anders! Indeſſen hielt ich mich doch nicht für berechtigt, nach dem Geſchmacke neuerer Zeiten abzuändern, was nicht zunächſt für dieſe glücklichern Zeiten geſchrieben war.

I.

Das Zucht- und Beſſerungsinſtitut.

Ein neuer Ankömmling wird ſeinen künftigen Geſellſchaftern vorgeſtellt. — Zwölf Verbrecher gegen den Staat und ſeine Geſetze müſſen, zur wohlverdienten Strafe ihrer Freyheit beraubt, in dieſem Zimmer, oder wenn ihr lieber wollt, in dieſem dumpfen Keller, bey kümmerlicher Koſt und ſaurer Arbeit für ihre Verbrechen büßen. Alle tragen das Gepräge der Verworfenheit auf der Stirn; den einzigen ausgenommen, der ſo traurig ſich zur Erde nieder bückt, indeß die andern frech und mit teufliſchem Lachen den neuen Geſellſchafter begrüßen. Wie dieſer einzige mit menſchlichem Angeſichte unter jene Rotte gekommen ſey, habe ich nicht erfahren können. Der Oberaufſeher des Inſtituts, den ich darum fragte, wußte es nicht, und der Prediger, dem ich dieſelbige Frage vorlegte, antwortete mir: „ich halte mit den Züchtlingen die vorgeſchriebenen Betſtunden, und bekümmere mich weiter nicht um ſie. —“

Der

Der neue Ankömmling iſt ein Knabe von vier-zehn Jahren, ein unehliches Kind, deſſen Mutter vor Gram ſtarb, da ihr Verführer ſie verließ, die Richter ſie beſtraften, die Welt ſie verachtete. Der Knabe wurde bis in ſein vierzehntes Jahr im Waiſenhauſe erzogen, wollte dann ein Handwerk erlernen, wurde aber von keinem Meiſter angenommen, weil er ein unehliches Kind war. Da lehrte ihn die Noth ſtehlen, und brachte ihn ins Zuchthaus.

Armer, armer Knabe! Mit dieſer ſchuldloſen Miene, mit dieſem geiſtvollen Auge, ſo früh in einer Geſellſchaft von Teufeln! — O gewiß, du hätteſt Anlagen ein guter Menſch zu werden! — Und nun — Doch er ſoll nur Ein, höchſtens Zwey Jahre unter jenen Unmenſchen bleiben, und dann, durch Lehre und Beyſpiel gebeſſert, in die menſchliche Geſellſchaft zurückkehren!

2.

Iuſtum et tenacem propoſiti virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus inſtantis Tyranni
Mente quatit ſolida.

Hor.

Der Fürſt, der hier mitten unter ſeinen Räthen ſteht, iſt im Grunde gar kein übler Fürſt; nur Schade,

Schade, daß der Mann, der ihm zur Rechten steht, ein arglistiger Böſewicht, ſich des Fürſten Gunſt und Zutrauen erſchlichen hat! Dieſer Fürſt nun legt ſeinen Räthen einen Plan zur Prüfung vor, der ihm, und ſeinem Lande ſehr vortheilhaft iſt, aber nur nicht ohne Ungerechtigkeit gegen ſeinen Nachbar ausgeführt werden kann. Der Mann da rechter Hand hat den Plan entworfen, und — freylich fein und verſteckt, doch ſichergenug, ſo entworfen, daß er ſelbſt davon den beſten Gewinn hat. Darum blickt er nun ſo unmuthsvoll, ſo grimmig auf den Edeln, der unter allen am geradeſten ſeinem Fürſten gegen über ſteht. Konſtanz iſt ſein Name. Der Edle ſpricht; ſeht ſeine feſte Stellung, ſein offnes Auge, das Seelenvolle in ſeinem Blick! — Er ſpricht gewiß für Wahrheit und Recht? Ja, er ſpricht für Wahrheit und Recht; er beweiſet ſeinem Fürſten; „daß Staaten ſo wenig als einzelne Menſchen ihr Glück auf Ungerechtigkeit gründen dürfen, daß keiner den andern bloß als Mittel behandeln dürfe; daß eine ungerechte That, welche ich in Geſellſchaft von Tauſenden vollbringe, darum nicht minder ungerecht ſey, als hätte ich ſie als einzelner Menſch gethan, ſo wie der Straßenräuber in der Bande nicht weniger ſtrafbar iſt als der einzelne Straßenräuber; daß die bürgerliche Geſellſchaft, die ihre Glückſeligkeit nicht auf Gerechtigkeit ſtützt, die ſich alles erlaubt, was ihr Nutzen bringt, an moraliſchem Werthe vor einer Räuberbande wenig voraus habe; und daß es ſehr

ſchlimm

ſchlimm um die Menſchheit ſtehen würde, wenn das Recht des Stärkern, das Löwen- und Tigerrecht, entſcheiden ſollte.“ „Wir, fährt er fort, unterdrücken unſern ſchwächern Nachbar; wie nun, wenn ein andrer, mächtiger als wir, uns Gleiches mit Gleichem vergilt? — Guter Fürſt, wenn die Klage vor deinen Richterſtuhl käme: deine Unterthanen in irgend einem Dorfe hätten den Wald ihrer Nachbaren verwüſtet, damit dieſe genöthigt würden, das Holz von ihnen zu kaufen; oder hätten ſie gezwungen, ihnen Knechte- und Mägdedienſte zu thun — wie ſtrenge würdeſt du dieſe Ungerechten beſtrafen! Und das von Rechtswegen! Gerechter Fürſt, könnteſt du die That, die du an einem Dorfe beſtrafſt, dann billigen, wenn mehrere Dörfer und Städte ſie vereinigt thun?“

So ſpricht der Edle. Und die Wirkung ſeiner Rede auf die Zuhörer? —

Der mit dem wohlgenährten Angeſichte, beyde Hände auf dem dicken herabhängenden Bauche, neben dem Manne mit der Hölle im Auge, denkt an die Mittagsmahlzeit. Sein Nachbar, ſo wie die beyden, die nach ihm in der Reihe folgen, beobachteten die Miene des Fürſten, ſpähen, wie ihm die Rede gefalle, um danach ihr Urtheil einzurichten. Der fünfte beobachtet in gleicher Abſicht die Miene des erſten Raths, deſſen Geſchöpf er iſt. Der, neben dem braven Redner linker Hand blickt zur

Erde, und ſpielt mit ſeinem Huthe; er fühlt ſeine Kleinheit neben dem großen Manne. Das Mienenſpiel ſeiner beyden Nachbaren ſagt: Der Narr da will ſich zeigen! Der einzige dort am weiteſten vom Fürſten entfernte hört dem Redner mit dem Ausdrucke des innigſten Wohlgefallens zu. Und der Fürſt kämpft mit ſich ſelbſt. Er erkennt Wahrheit; aber dieſe Wahrheit behagt ihm jezt nicht, und er ärgert ſich über den Widerſpruch.

Jezt entläßt er ſeine Räthe. —

Der zweyte Auftritt. Der Fürſt mit ſeinem erſten Rathe allein. Dieſer hat eben dem Fürſten die Rede des Herrn Hofſchulmeiſters, wie er ihn ſpöttiſch nannte, lächerlich gemacht, noch einmal die ſchöne, das heißt die nüzliche Seite des Plans im hellern Lichte gezeigt, ſeinen Herrn auf das große Verdienſt, das er ſich dadurch um ſeinen Staat erwerben, auf die Ehre und die vermehrte Macht und Einkünfte, die er davon haben würde, aufmerkſam gemacht, und, ſo im Vorbeygehn, zur Entſchuldigung des Raths Konſtanz, den kleinen Umſtand angeführt, daß einer ſeiner von ihm vorzüglich geliebten Brüder in fürſtlich Z*en Dienſten ſtehe, deſſen Herr nun freylich die Ausführung dieſes Planes nicht gerne ſehen könne. — Doch wolle er hiemit keinesweges die Treue und den Dienſteifer des Raths Konſtanz verdächtig machen.

Mit dieſer Schlußrede im Munde hat ihn der Künſtler hier aufgeſtellt. Die heilige Miene, die Augen halb geſchloſſen, die gezuckten Schultern, der Kopf geſenkt, beyde Hände an die Bruſt gehoben — wer könnte da die gute Abſicht des Mannes verkennen? Er kann ja nichts dazu, daß dem Fürſten die hingeworfnen Worte ſo auffallen.

Der Plan wird ausgeführt, und jener edle Mann — iſt in Ungnade gefallen.

Seht hier den Edeln noch einmal in ſeinem Zimmer! Er weiß, daß er in Ungnade gefallen und ſeines Amtes entſetzt iſt; aber wer ſieht ihm das an? Er weiß, daß ihm ſeine Ehrenſtelle genommen iſt; aber ſieht er nicht ſo ſtolz als hätte er an Ehre gewonnen? Und hat er es nicht? — Welche Ruhe, und zugleich welche hohe Würde in ſeinem Angeſicht! — Es thut dem Herzen wohl an dieſem Bilde zu weilen; und „er iſt deines Geſchlechts!“ O, wie erhebt das die Seele! — Wer wollte nicht lieber dieſer Edle — und wäre es auch im Kerker, — dennoch lieber dieſer Edle, als ſeines Fürſten erſter Günſtling, und als ſein Fürſt ſelbſt ſeyn?

3.

Hierofantes.

Im Lande der Hierofantiten wurde in älteſten Zeiten die Gottheit unter dem Bilde der Sonne verehrt, und ihre Gottesverehrung war damals äuſſerſt einfach. Früh ein Gebet bey Sonnenaufgang an die Quelle alles Segens, an den Geber aller guten Gaben: „Gieb uns was uns nützlich iſt, laß uns fromm und gut ſeyn, und brüderlich uns unter einander lieben!“ Dies und ein wirklich frommes ſchuldloſes Leben war ihre ganze Gottesverehrung. Da fand man aber für gut, bey den öffentlichen Frühgebeten Vorbeter anzunehmen; und die Vorbeter fanden fur gut, mehr zu thun als man ihnen aufgetragen hatte; beteten nicht bloß, ſondern lehrten auch; und das Volk hörte ſie gern und hielt ſie hoch in Ehren. Aber einige unter ihnen bläht die Ehre auf; die Habſucht verband ſich mit dem Ehrgeitze, aus wohlthätigen Volkslehrern wurden — Prieſter. Zwar erfullten ſie noch zum Theil ihre edlere, wohlthätige und ehrwürdige Beſtimmung, Lehrer des Volks zu ſeyn, aber doch nur zum Theil. Den meiſten war das Lehramt Nebenſache, und Hauptſache das Prieſterthum; die Lehre ſelbſt war nur ſelten Lehre der Weisheit und Tugend. Aus der ſimpeln Gottesverehrung ward eine künſtliche Prieſterreligion; die Sonne ward

zum

zum Sohne der Gottheit; der Oberprieſter zum Sohne der Sonne; und über die Söhne vergaß man des Vaters. An die Stelle der ſimpeln Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit traten prächtige Bilder und prunkvolle Ceremonien, und neben den Sonnentempeln ſtiegen Palläſte für die Sonnenprieſter empor. Es ward zum Glaubensſatze: daß nur die Geweihten der Sonne — dem Sultan und ſeinen erſten Dienern wurde dieſe Weihe von dem Sonnenprieſter mitgetheilt — in tempelähnlichen Palläſten, alle Ungeweihte aber, zur Bezeichnung ihres Abſtandes von der Sonne, in niedrigen dunkeln Hütten wohnen müßten. Dieſer Glaube hatte beyläufig noch das Gute, daß die Ungeweihten, je weniger ſie in ihren Hütten für ſich brauchten, deſto mehr für die Geweihten geben und arbeiten konnten.

Der Oberſonnenprieſter mußte einſt wegen Augenſchwäche einen Schirm tragen. Einige ſeines Ordens, deren kranke Augen, eben ſo wie die des Sonnenſohnes, die Sonnenſtralen nicht vertragen konnten, bedienten ſich, wie er, des Augenſchirmes; andere thäten es nach, weil es der Oberprieſter that, und noch andere, weil es ihnen erwünſcht war, ein Mittel gefunden zu haben, zu verhindern, daß ihnen andere ehrliche Leute nicht ins Auge ſehen könnten. Jetzt hatte der Oberprieſter den Einfall, allen Verehrern der Sonne zum Geſetz zu machen, zum Zeichen ihrer tiefen Verehrung ge-

auf diesem schönen Berge verlassen, um euch in diesem Morast zu wälzen? Ha! habt ihr Augen? Ihr könnt es nicht Liebe heissen; denn, in euerm Alter, ist das Blut zahm, und läßt sich von der Vernunft leiten; und welche Vernunft würde von diesem zu diesem übergehen? Sinnlichkeit habt ihr, das ist gewiß; sonst könntet ihr keine Vorstellung haben; aber diese Sinnen sind vom Schlage getroffen: Wahnwiz könnte sich nicht so sehr verirrt haben; so toll wird niemand, daß ihm nicht noch immer so viel Unterscheidungs-Kraft übrig bleibe, eine solche Verschiedenheit wahrzunehmen -- Was für ein Teufel hat euch denn die Augen verbunden, wie ihr diese Wahl machtet? Augen ohne Gefühl, Gefühl ohne Augen, Ohren ohne Hände oder Augen, oder nur ein kranker Rest eines einzigen unverblendeten Sinn's hätte sich nicht so verfehlen können -- O Schaam! wo ist deine Röthe? Rebellische Hölle, wenn du in den Gebeinen einer Matrone einen solchen Aufruhr machst, so laß immer die Keuschheit der Jugend Wachs seyn, und in ihrem eignen Feuer wegschmelzen. Ruft keine Schande aus, wenn der ungestüme Trieb der Jugend-Hize in Ausschweiffung auflodert, da der Frost selbst eben so ungezähmt brennt, und Vernunft die Kupplerin schnöder Lüste wird.

Königin.

O Hamlet, halte ein! Du drehst meine Augen in meine innerste Seele, und da seh ich so schwarze, so häßliche Flecken, daß sie nimmermehr ihre Farbe verlieren werden.

Hamlet.

gen die Sonne Augenschirme zu tragen; und legte eine heilige, und bey ihrer Heiligkeit überaus einträgliche Fabrik von geweihten und durch die Weihe mit gebeimen wunderbaren Kräften verse-henen Augenschirmen an. Jahrhunderte blieb es so. Die Ungeweihten verkrüppelten in niedrigen Hüt-ten, die Geweihten wohnten in Palläſten; alles Volk, geweiht und ungeweiht, trug Augenschirme, und niemand zweifelte, daß dies zur Frömmigkeit nothwendig wäre, bis ein unbedeutender Zufall eine wichtige Revoluzion veranlaßte. Ein für einen Hierofantiten ungewöhnlich großer Mann bat bey seinen Obern um die Erlaubniß, seine Hütte nur um etwas erhöhen zu dürfen, weil er nicht auf-recht darin stehen könne; und die Bitte wurde ihm abgeschlagen. Dein Vater, sagte man ihm, und dein Großvater waren mit ihrer Wohnung zu-frieden; willt du mehr seyn als sie?

„Aber für sie war die Hütte hoch genug, für mich aber paßt sie nicht mehr. Und ich dächte doch, das Haus wäre um des Bewohners willen da, der Bewohner nicht um des Hauses willen.“

„Nicht räsonniert in Glaubenssachen! Kannst du nicht stehen, so liege!“

Im Zorn über die erhaltene abschlägliche Ant-wort, fieng er an über Dinge, die er sonst ohne

Unter-

Unterſuchung geglaubt hatte, nachzudenken, erſchrak anfänglich ſelbſt über die Reſultate ſeines Nachdenkens, wurde aber von Tage zu Tage damit vertrauter, theilte ſie ſeinem Freunde, bald mehreren andern mit, und in kurzer Zeit baten Tauſende um die Erlaubniß, ſich beſſere Häuſer erbauen, und den Augenſchirm, wenn es ihre Augen vertrügen, ablegen zu dürfen. Auch bat man beyläufig um die Abſchaffung einiger Mißbräuche, wodurch das Volk zu Boden gedrückt würde. Da verſammelten ſich der geiſtliche und weltliche Rath unter dem Vorſitz des Oberſonnenprieſters — Seht hier die hohe Verſammlung! — und rathſchlagten untereinander: wie man dem gefährlichen Unglauben, der der Religion, und dem Staate den Umſturz drohe, am ſicherſten entgegen arbeiten könne?

„Mein Rath, ſpricht dort ein Diener des Sultans von der weltlichen Bank, wäre der: man gäbe nach, ſo viel man mit Ehren nachgeben könnte; man verkürzte vor der Hand die Augenſchirme aus Sorge für die ſchwächern Augen, welche das volle Licht mit einem Mahle nicht vertragen möchten; man ließe jeden ſich ſein Haus bauen ſo gut ers könnte, und ſchafte nicht bloß die Mißbräuche ab die das Volk dafür erkannte, wenn es wirklich Mißbräuche ſind, ſondern auch die andern, um deren Abſtellung es noch nicht gebeten hat.“

Wie ergrimmt der Oberprieſter über den abſcheulichen Rath! — Gewalt ſoll man brauchen; das iſt ſein Vorſchlag, und der wird ausgeführt.

Die Anführer der ſogenannten Aufklärerbande werden zu Landes verwieſen; die andern müſſen Buße thun, und ihre gefährlichen Irrthümer abſchwören; und hier wird ein Mann, der ritterlich gegen die Aufklärerbande gekämpft hat — Schade, daß wir ihm wegen ſeines Schirmes nicht ins Auge ſehen können, um uns vor Leuten mit ſolchen Augen zu hüten! — er iſt halb Prieſter und halb Hofmann! — mit einer goldnen Kette vom Sultan und mit einem dreymal geweihten Augenſchirme vom Oberprieſter beſchenkt.

So glaubte man das Feuer, welches die Tempel der Sonnenprieſter zu verzehren drohte, gelöſcht zu haben. Man irrte ſich. Hier lodert es im eigentlichen Verſtande in lichten Flammen auf — die Hierofantiten verbrennen ihre Augenſchirme! — —

4.

Der Sieg der Thiere über die Menſchen. *)

Weit, weit von hier liegt ein kleines Ländchen, deſſen Beherrſcher es mit ſeinen Unterthanen recht gut meynte; nur war er ein großer Jagdliebhaber.

Das

*) Sollte wohl heißen: der Sieg der Lüge über die Wahrheit; oder auch der getäuſchte Fürſt.

Das hätte er nun seyn mögen — es ist besser Thiere als Menschen zu hetzen: aber daß sein Oberjäger die Hirsche und Schweine in ganzen Scharen hegte, und daß diese dem armen Landmanne die Früchte seiner sauern Arbeit vernichteten, das war nicht recht. Auch mißbilligte es der gute Fürst gar sehr, da es den Bauern, nach manchem vergeblichen Wege, endlich gelang, ihm selbst ihre nur allzu gegründete Klage vorzutragen. „Herr, sprachen sie, deine Thiere fressen uns auf, wenn du uns nicht dagegen schützest, oder uns wenigstens das Recht der Nothwehr erlaubst, was uns Menschen gegen die Thiere jetzt verwehrt ist. Wir wissen es, daß du uns, deine treuen Kinder, mehr als deine Hirsche und Schweine liebst; allein, du weißt gewiß nicht, daß dein Oberjäger ähdeks denkt, daß er ganze Heerden dieser Thiere hegt, die uns unser Brod rauben. Darum bitten wir dich, lieber Vater, schütze deine Kinder gegen deinen Jäger und seine Thiere!"

„Gebt euch zufrieden," antwortete er ihnen liebreich, „gebt euch zufrieden, Kinder! Die Sache soll untersucht und euch geholfen werden. Nein, ich will kein Vergnügen mit den Thränen meiner Unterthanen erkaufen."

So sprach der gute Fürst, und schickte seine Räthe ab, die Sache zu untersuchen. Sie suchten, aber fanden kein Wild, weil sie nicht da suchten, wo es zu finden war, und wohin es der Oberjäger vor ihrer Ankunft hatte treiben lassen. —

Wie ihr hier die Bauern sekt, haben sie eben auf ihre Klage den Bescheid erhalten: „Den unruhigen Köpfen, die sich erfrechten, den Fürsten selbst so schändlich zu belügen, und einen treuen Diener bey ihm zu verleumden, ist nur aus großer Gnade für dieses Mahl die wohlverdiente Strafe erlassen, zugleich aber auch auf den Wiederholungsfall eines so strafbaren Verbrechens, das Zuchthaus gedroht worden.“

Da steht ein Theil wie vom Blitz gelähmt; dort ballt einer grimmig die Faust; einige fluchen, andere heben die Hände zum Himmel empor, weinen und beten — fast scheint es aber, als wäre ihr Gebet nur ein gemildeter Fluch.

IV.

Titus Lukrezius Karus,

von der Natur der Dinge.

Drittes Buch.

Dir, o Zierde der Griechen, der du aus Dunkel und Nacht uns
Licht und Klarheit erweckt, und das Glück des Lebens gezeigt hast,
Dir nur verlang' ich zu folgen! Mein Fuß begehrt in die Pfade

Einzu-

Einzutreten, die du mit deinem Fußtritt bezeichnet.
Nur die Liebe zu dir, der Wunsch dir ähnlich zu werden,
Nicht die Begierde zu ſtreiten mit dir, erregt mich. Was ſollte
Zu dem Liede des Schwans die Stimme zwitſchernder Schwalben?
Was das Böckchen mit wankendem Knie zum Laufe des Rennpferds?
Du biſt Vater, und du Erfinder! Du reichſt uns als Kindern
Jene herrliche Lehren. Aus deinen ruhmvollen Schriften
Saugen wir, gleich den Bienen aus honigduftenden Blüthen,
Ewigdauernde Sprüche, die goldnen Sprüche der Wahrheit.

Als dein erhabener Mund zuerſt aus Gründen erklärte,
Dieſer Dinge Natur ſey nicht durch Götter entſtanden
Da entfloh'n die Fantome des Schreckens. Die Schranken des Weltbaus
Oeffnen ſich mir; ich ſehe durch die unendlichen Räume,
Wie dies alles entſteht und wird. Die Hoheit der Götter
Zeigt ſich von ihrem ruhigen Sitz, den weder die Stürme,

Noch die Wolken belaſten, den nie der Regen beträufelt,
Noch die froſtigen Schauer mit kalten Reifen belegen.
Immer heiter lachet um ſie ein glänzender Aether,
Und verbreitet ſein ſchimmerndes Licht in reichlichen Strömen.
Alles bietet ihnen von ſelbſt die Natur, und es kann nichts
Unterbrechen noch mindern die Dauer der ſeligſten Ruhe.
Aber des Acherons Schlünde erblick' ich nirgend. Es hindert
Selbſt die Erde uns nicht den Blick durch die Tiefe zu ſenden,
Unter unſeren Füßen die Ordnung der Dinge zu ſchauen.

Wann ich dieſes bedenke, wie dein erhabener Geiſt uns
So der Dinge Natur von allen Seiten enthüllt hat;
Dann ergreift mich ein Schauer, und Wonne der Götter umfließt mich.

Und nun da ich gelehrt, wie die Stoffe der Dinge beſchaffen,
Wie verſchieden ſie ſind an Form und Bildung, und wie ſie
Frey ſich im Leeren bewegen, und wechſelſeitig ſich ſtoßen,
Und wie auf dieſe Art zum Daſeyn die Dinge gelangen:
Scheint mir anjetzt die Natur des Geiſts und der Seele die Leuchte

Meines Verſes zu fodern, um vollends die Schrecken des Abgrunds,
Jene averniſche Schrecken hinauszuſtoßen, des Lebens
Plagegeſtalten, die alles mit Todtenfarbe belegen,
Nirgends ein reines Glück noch ſichere Freude geſtatten.

Findeſt du Menſchen, die ſagen, daß Schmerz und Schande noch ärger
Als der Abgrund des Todes zu fürchten ſeyen, und daß ſie
Wohl es wüßten, es wohne das Weſen des Geiſtes im Blute,
Und es bedürfe hiezu nicht unſrer Weisheit noch Lehre:
Merk' auf dieſe, ob ſie aus Ueberzeugung ſo ſprechen,
Oder vielmehr aus Liebe zum Beyfall und eiteler Ruhmſucht.
Eben dieſelben bemerke, wie ſie aus dem eigenen Lande
Ausgetrieben, verbannt vom Anblick der Menſchen, mit jeder
Schmach beladen, gebrandmarkt mit jeder Schande, noch leben;
Wie ſie, wohin nur ihr Elend ſie treibt, mit ängſtlicher Sorge
Todtenfeyer begehn, den unterirrdiſchen Göttern
Schwarzes Opfervieh ſchlachten, zu ihrer Laſter Entſühnung;
Strenger im Unglück nur dem Aberglauben gehorchend.

Wahrlich

Wahrlich, gut iſts deshalb, in Noth den Menſchen zu kennen,
Wie er dann ſich beträgt, und ein widriges Schickſal erduldet!
Alsdann dringt aus dem Buſen hervor die Stimme der Wahrheit;
Wenn die Larve fällt bleibt nur die wahre Geſtalt ſtehn.

Geiz und Ehrſucht, die zwey, die oft den Menſchen verleiten
Ueber die Grenzen des Rechts zu ſpringen, und ſie zu Genoſſen
Schwarzer Verbrechen machen; die ſie mit raſtloſer Mühe
Tag und Nacht treiben nach höherm Beſitz; die Eitel und Qualen
Unſers Menſchengeſchlechts — auch ſie nährt Furcht vor dem Tode.
Denn ein ehrloſer Nahme, Verachtung und bittere Nothdurft
Können ſich nicht mit dem Leben, das jeder ſich wünſchet, vertragen.
Dieſe ſchienen daher ſchon als Vorbothen des Todes
An den Pforten des Orkus auf uns zu warten. Daher auch
Fliehen die Menſchen vor ihnen. Von falſchen Schrekken getrieben,

Wollen ſie lieber durch Blut der Bürger, durch jegliche Greulthat
Sich Vermögen erwerben, und Schätze häufen auf Schätzen.
Grauſamfroh im Herzen beym Leichenzuge des Bruders,
Haſſen und ſcheuen ſie bey Verwandten und Freunden das Gaſtmal.

Auch dieſelbe Furcht erregt das Nagen des Neides,
Und aus ähnlichem Grund. „Der lebt in Anſehn und Glanze,
Und wir müſſen es ſeh'n, wie aller Augen auf ihm ruh'n!
Wie er im Ehrenprunke daherſtralt! Wir Armen, wir mögen
Unterdeſſen uns ſchleppen im Staub, und in Finſterniß ſchmachten!"
Alſo klagen ſie. Stürzet der Wunſch nach Säulen und Nahmen
Manchen nicht in das Grab? Ja, ſelbſt aus Furcht vor dem Tode
Haſſet mancher das Leben; er haßt das glänzende Tagslicht,
Suchet ſich ſelbſt den Tod mit traurigem Herzen, und weiß nicht,
Daß nur die Furcht vor ihm von ſeinem Uebel der Quell ſey.

Dieſe

Hamlet.

Gewiß nicht, ſo lang ihr fähig ſeyd in dem ſtinkenden Schweiß eines blutſchändriſchen Bettes zu leben, der Liebe in einem unflätigen Schwein-Stalle zu pflegen --

Königin.

O höre auf; dieſe Reden dringen wie Dolche in meine Ohren -- Nichts mehr, lieber Hamlet.

Hamlet.

Ein Mörder, und ein ſchlechter Kerl oben drauf! -- Ein Sclave, der nicht der zwanzigſte Theil eines Zehentheils von euerm erſten Herrn iſt, der Pikelhäring unter den Königen, ein feiger Schurke und Gaudieb, der die Krone von einem Küſſen wegſtahl, und ſie in ſeinen Schnarſak ſtekte --

Königin.

Genug, genug --

(Der Geiſt läßt ſich ſehen.)

Hamlet.

Ein zuſammengeflikter Lumpen-König -- Himmel! (Er ſtarrt mit Entſezen auf.) umſchwebet mich mit euern Flügeln, ihr himmliſchen Wächter! -- Was will deine ehrwürdige Erſcheinung?

Königin.

O weh! er iſt wahnſinnig --

Diese Furcht verbannet die Scham, zerreisset der Freundschaft
Heilige Bande, zerstört von Grund aus Tugend und Treue.
Sind nicht am Vaterlande, an Weib und Kindern und Eltern
Menschen Verräther geworden, in Hofnung dem Tod zu entgehen?
Denn wie die Kinder im Finstern vor allem zittern und beben,
Zittern und beben wir auch beym hellen Lichte des Tages,
Minder nicht als die Kinder, vor allem was kommen noch könnte,
Und vor der Fantasie gemalten Schreckengestalten.
Aber die Stralen der Sonne, die leuchtenden Pfeile des Tages
Mögen dies Dunkel nicht, nicht diese Schrecken zerstreuen,
Sondern Naturerkenntniß und wahre Filosofie nur.

Also setz' ich fürs erste fest: daß der Geist, den wir öfters
Auch den Verstand benennen, der in uns das Steuer des Lebens,
Rath und Urtheil führt, daß dieser ein Theil sey des Menschen,
Eben wie Aug' und Ohr, und jedes andere Gliedmaß.

Zwar

Zwar der Weiſen viele behaupten, des Geiſtes Empfindung
[illegible]einen beſtimmten Sitz; was Gefühl uns und Sinn giebt
Sey nur des ganzen Körpers gewiſſe Fertigkeit — ſie heißt Harmonie den Griechen. So pflegt man zu ſagen, der Körper
Sey geſund; da doch die Geſundheit nicht einem beſondern Gliede noch Theile eignet. So ſetzen ſie auch das Gefühl nicht
Oder des Geiſtes Sinn an eine beſondere Stelle.

Aber mir ſcheinen dieſe im Irrthum zu ſchweben; denn leidet
Nicht oft von auſſen der Körper, und dennoch ſind wir im Innern
Wohl und geſund? Und wieder iſt's oft dem Leibe behäglich,
Aber es quält uns geheime Noth. Es leidet der Fuß hier,
Aber oben der Kopf iſt alles Schmerzes entledigt.

Strecken die Glieder ſich aus in ſüßem Schlummer, und lieget
Ohne Empfindung von ſich der ſchwerbelaſtete Leib da,
Regt ſich noch etwas in uns auf mancherley Weiſe, das bald zu

Frohen Gefühlen erweckt, bald ſich zur Schwermuth herabſenkt.

Aber zum fernern Erweis, daß in den Gliedern die Seele
Wirklich einwohnt, und ſollte Zuſammenſtimmung auch fehlen:
Sag', wie kommt es, daß oft bey Verluſt und Zerſtümmlung des Körpers,
Immer ſich noch in den Gliedern das Leben erhält? Doch entweicht es
Alſobald, und entflieht aus den Adern, woferne nur eine
Kleine Anzahl von Theilchen der Luft und der Wärme verhaucht ſind.
Hieraus erweiſt es ſich auch, daß die Theilchen des Körpers nicht alle
Gleicher Wichtigkeit ſind. Es ſcheinet, daß Wärme und Luft die
Beyden ſind, die am meiſten das Leben zu binden vermögen.
Sie ſind's, welche den Körper bewohnen; und die ihn beſeelen,
Und erſt dann ihn verlaſſen, wenn ihn das Leben verläſſet.

Haben wir nun gefunden, daß Geiſt und Seele des Menſchen

Nur ein Theil von ihm ſey; ſo wollen wir künftig den Griechen
Ihre Harmonie, die ſie vom muſikreichen Pindus,
Oder ſonſten woher geholt, um etwas zu nennen,
Dem es am Namen noch fehlte — wir wollen ihnen ſie laſſen.
Neige nur ferner dein Ohr der Wahrheit, die ich entwickle!

Geiſt und Seele des Menſchen ſind feſt mit einander verbunden,
Und ſie machen zuſammen nur Eins aus: doch herrſchet, der Rath und
Urtheil fället, der Geiſt. Er iſt von dem übrigen Ganzen
Gleichſam das Haupt; in der Mitte der Bruſt iſt ſein reglicher Wohnſitz.
Denn in der Bruſt ſchlägt Freude und Furcht; es wohnen in ihr nur
Alle Süſſigkeiten und alle Schmerzen des Lebens.
Hier nun wohnet der Geiſt. Die Seele, ihm untergeordnet,
Iſt durch den Körper zerſtreut; ſie folgt dem Winke des Geiſtes.
Er berâth ſich nur ſelbſt, und iſt vergnügt durch ſich ſelber,
Ohne daß Körper und Seele daran den mindeſten Theil nimmt.

Wie wir Schmerzen im Haupt und im Auge können empfinden,
Ohne deshalb zu leiden am ganzen Körper: so leidet
Selbſt zuweilen der Geiſt, empfängt auch frohe Gefühle,
Während die Seele davon nicht das geringſte berühret,
Weder in Theilen noch Gliedern. Wenn übermäßiger Schrecken
Aber den Geiſt beſtürmt, dann ergreift auch ſolcher die Seele,
Mit ihr die Glieder alle. Dann bricht der Schweiß aus, erblaßt die
Farbe, die Zunge ſtockt, es erſticket der Laut, um die Augen
Schwimmt ein dickes Dunkel, die Ohren gellen, der Leib ſinkt.

Einige ſieht man zuweilen vor Geiſtesſchrecken urplötzlich
Nieder zur Erde ſtürzen. Wär' zwiſchen Seele und Geiſt kein
Inneres Band, wie könnte das ſeyn? Von dieſem ergriffen,
Stößt auf den Körper die Seele, und treibt und wirft ihn zu Boden.

Eben auch dieſes beweiſt, daß das Weſen des Geiſt's und der Seele

Körper

Körperlich müſſe ſeyn: wie konnten ſie ſonſt auf den Körper
Wirken, und ſo ſich äuſſern? vom Schlaf ihn aufraf-
fen? Geſtalt und
Farbe verändern, und jegliches Glied regieren und lenken?
Ohne Berührung mag man von dieſem allem nichts denken;
Aber Berührung, wo findet ſie Statt, als nur bey dem
Körper?
Drum muß Seele und Geiſt auch körperlicher Na-
tur ſeyn.

Ferner bemerken wir noch, daß Geiſt und Körper
in vielen
Stücken zuſammen wirken, und gleiches empfinden und
leiden.
Hat ein tödtlicher Pfeil dir Nerv' und Knochen geſpalten,
Ob er dir gleich das Leben nicht raubt, ſo folgt doch Er-
mattung
Aller Glieder, man ſinket zur Erde; es wirft ſich der
Geiſt ſelbſt
Taumelnd umher auf dem Boden, und ſuchet zuweilen
ſich wieder
Auf und empor zu richten, mit ungewiſſem Beſtreben.
Und ſo iſt körperlich denn die Natur des Geiſtes, weil
beyde
Geiſt und Körper der Stral des Pfeiles verwundet und
ſchmerzet.

Nun soll ferner mein Vers das Wesen des Körpers von dieser
Geist'gen Natur dir zeigen, und ihre ursprüngliche Stoffe.
Daß sie aus dünnem Stoff, aus den feinsten Theilchen gewebt sey,
Das begreifest du leicht: wenn du bedenkest, mit welcher
Eilenden Schnelle der Geist wirkt und sich entschließet, daß schnellers
In der Natur nichts vorhanden, nichts schnellers dem Blicke sich zeiget.
Aber was immer so schnell und beweglich ist, muß auch aus runden
Und den winzigsten Stoffen bestehn, die vom leisesten Anhauch
Alsobald in Bewegung gerathen. So regt sich des Wassers
Kräuselnde Fläche gar leicht, weil klein sind die Stoffe und schlüpfrig.
Aber schon zäher ist die Natur des Honigs; er fließet
Mühsam, und zaudernd hängt er am umgestürzten Gefäße.
Seine Bestandtheile kleben schon dichter zusammen, weil minder
Sie aus runden und glatten ursprünglichen Körpern bestehen.
So zerstreuet ein leichter Wind die Samen des Mohnes,

Die

Die in Haufen geſchüttet, und führet ſie weit aus einander
Haufen von Steinen hingegen und Spießen läſſet er liegen.
Alſo, je kleiner ein Körper, je glatter er iſt, um ſo leichter
Wird er geſetzt in Bewegung; was rauh und maſſig und ſchwer iſt,
Reget ſich nicht ſo leicht, und hänget feſter am Grunde.
Da nun der Geiſt das beweglichſte iſt von allem, ſo muß er
Aus den kleinſten und rund'ſten und glatteſten Stoffen beſtehen.
Dies zu erkennen, mein Lieber, wird deinem forſchenden Geiſte
Vortheil ſchaffen, und ihn aus mancher Verwirrung herauszieh'n.

Noch ein Umſtand beweiſt, wie zarten dünnen Gewebes
Dieſe geiſt'ge Natur, wie gering von Umfang ihr Körper
Würde ſeyn, wofern man in Eins zuſammen ihn preßte.
Nimm den Menſchen, den eben der Tod in die ſicheren Arme
Eingeſchloſſen, den Geiſt und Seele verlaſſen: du findeſt
Nichts an der ganzen Geſtalt, nichts am Gewichte verändert;
Nichts hat der Tod ihm entwandt als Hauch des Lebens und Wärme.

Drum beſteht die Natur des Geiſtes aus winzigen Stoffen,
Eingemiſcht und verwebt durch Adern, Nerven und Knochen.
Denn wenn ſie ganz auch verläßt den ganzen Körper, ſo fehlet
Dieſem am Umriß nichts, noch das allergeringſte an Schwere.
Und ſo entgeht auch dem Weine der Geiſt, ſo verflieget der Salben
Süßer Geruch und zerſtreut ſich in Lüften; ſo ſchwindet der Saft aus
Früchten hinweg; das Auge wird nichts gewahr; man bemerkt nichts,
Weder an äuß'rer Geſtalt, noch am Gewichte der Schwere.
Denn auch Duft und Geruch und der Saft beſtehen aus vielen
Kleinen und flüchtigen Theilen, die leicht verduften und ſchwinden.
Und ſo beſteht, daß ich nochmals es ſage, des Geiſtes Natur auch,
Und der Seele Natur, aus den allerkleineſten Stoffen,
Deren Daſeyn und Flucht am Gewicht nichts nimmt noch hinzufügt.

Hüte dich dennoch für Einfach das Weſen der Seele zu halten!
Siehe, ein leichter Odem verläßt den Sterbenden; Wärme

Iſt ihm vermiſcht, und mit Wärme die Luft. Die beyden ſind immer
Bey einander; denn jener Natur iſt locker, und wenig
Hängen die Theile zuſammen: drum drängt die Luft ſich dazwiſchen.

Dreyfach iſt alſo das Weſen des Geiſtes. Noch läßt ſich hieraus nicht
Ganz die Natur der Empfindung erklären. Wie ſollte von dieſen
Etwas die Regung erwecken, die den Gedanken hervorbringt?
Alſo müſſen wir ihm die vierte Eigenſchaft zuthun,
Die ich zwar zu benennen nicht weiß; doch zeigt ſich's von ſelber,
Daß ſie müſſe beweglicher noch, noch zarter und dünner,
Noch aus kleinern und glattern Urſtoffen beſtehen, die alles,
Sie, die das Ganze ſoll mit Sinn und Empfindung beleben.
Bey ihr nimmt, als der feinſten Natur, die Empfindung den Anfang;
Dann erregt ſich die Wärme, dann der verborgene Odem,
Dann die Luft. So geräth das Ganze in volle Bewegung;
So wird nachher das Blut erſchüttert, ſo dringt die Empfindung

Hamlet.

Kommt ihr nicht, euern trägen Sohn zu beſchelten, der die Zeit in unthätigem Gram verlichrend, das groſſe Werk, das ihr ihm anbefohlen habt, liegen läßt?

Geiſt.

Vergiß es nicht: Dieſer Beſuch hat ſonſt keine Abſicht, als deinen faſt ſtumpfen Vorſaz zu wezen. Aber, ſiehe! Erſtaunen ergreift deine Mutter! O tritt zwiſchen ſie und ihre kämpfende Seele: In den ſchwächſten Körpern wirkt die Einbildung am ſtärkſten. Rede mit ihr, Hamlet.

Hamlet.

Wie ſteht es um euch, Gnädige Frau?

Königin.

O weh! wie ſteht es um dich? daß du deine Augen ſo auf einen Ort ohne Gegenſtand heftest, und mit der unkörperlichen Luft Geſpräche führſt? Deine Geiſter ſchauen wild aus deinen Augen heraus, und gleich ſchläfernden Soldaten bey einem plözlichen Alarm, ſtarren deine Haare, wie beſeelt, empor, und ſtehen unbeweglich auf ihren Enden -- O mein lieber Sohn, ſprize kalte Geduld auf das Feuer deiner Leidenſchaft -- Was ſchaueſt du ſo an?

Hamlet.

Ihn! Ihn ſelbſt! -- Seht ihr den düſtern Schein, den er von ſich giebt? Seine Geſtalt und ſeine Sache zuſammengenommen, könnten Steine in Bewegung und Leidenſchaft

Zu den innern Theilen, zuletzt zu Knochen und Marke,
Sey es nun ein Gefühl der Luſt, ſey's Empfindung des
Schmerzes.

Sollt' ein gewaltſamer Schmerz bis hieher, zum
inneren Sitze
Der Empfindungen dringen, ſo würd' er alles zerſtören;
Ja, er verjagte das Leben aus ſeiner Wohnung; die
Seele
Müßte plötzlich entflieh'n, durch alle Kanäle des Körpers.
Aber gemeiniglich dringen des Körpers Erſchütt'rungen
gleichſam
Nur an die Oberfläche, und ſo erhält ſich das Leben.

Welches geheime Band und welche innere Miſchung
Dieſe vier nun zuſammen zu Leben und Wirkung verbindet,
Möcht' ich dir gern erklären, mein Memmius! Aber die
Armuth
Unſerer Sprache läßt es nicht zu. Wohlan denn, ſo
weit nur
Mein Vermögen reicht, will ich es dennoch berühren.

Dieſe Elemente des Geiſtes ſind unter ſich nemlich
So durch den regeſten Trieb der Bewegung verbunden,
daß nichts ſie
Aus einander reißen noch trennen kann, keines beſonders

Wirken:

Wirken: viel Kräfte gleichsam in Einem Körper beysammen.

So ist, zum Beyspiel, auch in den innern Theilen der Thiere
Wärme, Geruch und Geschmack enthalten, die dennoch zusammen
Eine Substanz nur bilden, zum Bau des Körpers gehörig.
Und so bildet die Mischung von Luft und Wärme, und jenem
Unsichtbarn dünnen Hauch, und jener Kraft, die durch ihre
Aeußerste Reglichkeit den Grund der Bewegungen austheilt,
Und die das Ganze beseelt mit Gefühl und Empfindung, sie bilden
Alle zusammen nur Eine Natur. Denn das Wesen von dieser
Letzteren Kraft ist ganz verborgen; sie steckt in den andern
Eingehüllt und verdeckt, und ist das innigste von uns:
Daß man gleichsam die Seele der Seele sie könnte benennen.
Denn wie des Geistes Kraft und das Wesen der Seele verborgen
In dem Körper steckt, durch kleine dünnere Stoffe:
So ist seine Natur, von der ich den Nahmen zu finden
Nirgends weiß, versteckt durch noch subtilere Theilchen,

Iſt das Triebrad der Seele, und herrſchet über den Körper.
Aehnlicher Weiſe iſts nöthig, daß Luft und Hauch und die Wärme,
Als das Weſen der Seele, gemiſcht ſich im Körper erhalten;
Obgleich, ſo, daß eins vor dem andern ſich reger hervorthut,
Oder auch minder ſich zeigt: damit aus allen ein Einigs Ganzes ſich bilde, und nicht vertheilt, die Kräfte der Wärme
Hier, hier die Kräfte der Luft, und dort des Hauchs, die Empfindung
Tödten oder auflöſen, durch ihre einzelne Trennung.

Wärme herrſcht im Gemüth, wann wilde Flammen des Zornes
Aus den Augen ſprühen. Es herrſcht ein freſtiger Odem,
Und ihn begleitet die Furcht, die Schauder in Gliedern erreget.
Aber die ruhige Herrſchaft der Luft bezeugt ſich im milden Auge, in friedlicher Bruſt und auf der heiteren Stirne.
Iſt ein Gemüth ſehr heftig und leicht zum Zorne gereizet,
So hat's mehr von der Wärme. So bricht mit tiefem Erſeufzen
Aus des Löwen gewaltiger Bruſt der Zorn; er vermag nicht

An ſich zu halten die Fluth des unbezähmbaren Triebes.
Aber des leichten Hauchs herrſcht mehr im Gemüthe der Hirſche;
Schüchtern ſind ſie daher und ſtarrenden Sinnes; ein kalter
Schauer durchläuft die Glieder, und ſetzt ſie in zitternde Regung.
Ruhiger iſt der Sinn des ſtillen Ochſen; es herrſcht in
Seinem Gemüthe der Stoff gefälligrer Lüſte. Des Zornes
Fackel dampfet nur ſelten in ihm, und umhüllet ſein Herz mit
Düſterem Rauch. Er ſtarret auch nicht vom Schrecken betroffen.
So erhält er ſich zwiſchen den beiden, dem Hirſch und dem Löwen.

Und ſo iſt's mit dem Menſchen. Ob Kunſt und Wiſſenſchaft manche
Gleich verfeinert und ähnlicher macht, ſo bleiben die Spuren
Der ihm eignen Natur doch jedem im Herzen zurücke:
Und es iſt nur umſonſt die angebohrenen Uebel
Ganz mit der Wurzel herauszureißen. Zum Zorne geneigter
Findet ſich dieſer, und jener zur Furcht: Ein dritter erträgt oft
Mehr als er ſollte. So ſind Natur und Sinnen verſchieden;

Und so bilden sich auch die Sitten. Verschiedenheit selbst ist

Nöthig. Doch jetzt ist es nicht mein Werk die verborgene Ursach

Hievon dir anzulegen; noch könnt' ich alle die Nahmen
Zu den Stoffen finden und ihren Tigbren, die Grund sind
Dieser Verschiedenheit. Eines nur kann ich kühnlich behaupten,
Und das mit festem Grund; daß die angebohrenen Spuren,
Von der Natur geleget in uns, die nicht durch die Weisung
Rechter Vernunft daraus zu vertreiben wären, so klein sind,
Daß kein Hinderniß bleibt zum götterwürdigen Leben.

Diese geist'ge Natur wird nun vom Körper befestigt,
Und sie erhält ihn wieder, ist Heil und Wohlfarth dem Körper.
Beyde hangen sie fest an Einer Wurzel, und können
Ohne beyder Ruin sich nicht absondern noch trennen.
Wie wer wollte den Duft dem Weihrauch entziehen, zugleich auch
Dessen Natur zerstörte: so würde des Ganzen Natur auch
Der zerstören, der Seele und Geist dem Körper entzöge.
So genau sind im ersten Ursprung die Stoffe von beyden

Schon

Schon verwebt und verflochten, daß eins durchs andre nur lebet.
Auch kann ohne den Geiſt der Körper nicht, ohne den Körper
Nicht der Geiſt was denken noch fühlen. Es müſſen die beyden
Durch gemeinſame Regung das Licht der Empfindung erwecken.

So iſt für ſich allein dem Körper Entſtehung und Wachsthum
Ganz unmöglich, noch kann er ſich auch nach dem Tode erhalten.
Waſſer verliehrt zwar die Wärme, die man ihm beygebracht, ohne
Seinen Beſtand dadurch zu verliehren; doch alſo verhält ſich's
Nicht mit der Trennung des Geiſt's von dem Körper. Zerrüttet iſt ganz der
Zuſtand; der Leib geht über in Fäulniß und Moder. So üben
Schon in dem erſten Keim, ſchon vor der Geburt, noch im Schoße
Von der Mutter, die regen, die feſtvereineten Kräfte
Leib und Seele zuſammen; und was ſie ſtöret und trennet
Zieht Unheil nach ſich und Tod. Drum ſeheſt du beyder

Wohlfarth ſo nah gegründet, ſo nah der beyden Natur auch.

Uebrigens wer dem Körper Gefühl und Empfindungen abſpricht,
Und nur der Seele allein hiezu die Empfänglichkeit einraumt,
Der ſagt etwas, wogegen Gefühl und Sinn ſich empören.
Aber des Körpers Gefühl, wie kann man es anders erweiſen,
Als durch die Sache ſelbſt? durch die klare, volle Empfindung?
„Doch, mit der Seele verliert der Körper jede Empfindung;“
Sagſt du. Ich leugne es nicht; doch was er verlieret, war niemals
Ihm alleine nur eigen. Noch manches andre verliert er
In dem Fortlauf der Jahre, was Zeit und Alter hinwegnimmt.

Ferner, wenn man uns ſagt: „das Auge ſieht nicht, die Seele
Iſt es, die hinter dem Aug', wie hinter der Thüre herſchaut;“
Das iſt Unſinn. Es zeugt's das Gefühl des Auges von ſelber.

Denn

Denn das Geſicht zieht ſelbſt den Gegenſtand an ſich, und treibt ihn
Hin zur Schärfe des Blicks. Dies macht, daß das Auge das Anſchaun
Glänzender Dinge gar oft, geblendet vom häufigen Lichte,
Nicht kann ertragen. Doch ſo wär's nicht mit der Thüre beſchaffen;
Dieſe kann weder Gefühl noch Schmerz vom Gegenſtand leiden.

Und woferne die Augen für Thüren und Oeffnungen gelten,
Wär' es nicht beſſer gethan, ſie wegzuſchaffen? ja gänzlich
Auszubohren die Augen, daß heller ſähe die Seele?

Laß dich hierin nicht täuſchen des weiſen Demokritus Meynung,
Daß die Elemente des Geiſtes, mit denen des Körpers
Einzeln gepaaret, durch Wechſel die Bande des Ganzen befeſt'gen.
Denn die Stoffe des Geiſtes ſind ungleich kleiner als jene
Von dem Körper. Auch ſtehen ſie dieſen an Menge und Zahl nach,
Sparſamer durch die Maſſe vertheilt; ſo, daß du nur dieſes

Kannſt mit Gewißheit behaupten: wo in uns irgend die Regung
Des Gefühles erweckt wird, da ſind auch Stoffe der Seele.

Staub und Kreide bedeckt dir die Haut, doch wirſt du es oftmals
Nicht gewahr. Du geheſt im Nebel, zerreiſſeſt der Spinne
Zartes Luftgeweb; von ſeiner veralteten Seide,
Oder vom Pflaum der Vögel, den leichten Flocken der Blumen,
Sie der Lüfte Spiel, die mühſam ſinken zur Erde,
Fällt dir etwas aufs Haupt, und du fühlſt es nicht. Eben ſo fühlſt du
Nicht die heimlichen Gänge der Mücken und Schnacken, die gleichfalls
Ueber den Leib dir hinwandeln. So wahr iſt's, daß viele der Stoffe
Unſers Körpers zuvor zu wecken ſind, ehe die Stoffe
Unſrer Seele zugleich mit erreget werden; aus ihrer
Weitern Entfernung geſtoßen, zuſammen kommen, ſich gatten,
Und ſich wechſelsweis wieder zurücke ſtoßen und trennen.

Uebrigens herrſchet der Geiſt mit mehrerer Kraft als die Seele

Ueber den Körper, und hält die Bande des Lebens zuſammen.
Ohne denſelben vermöchte kein Theil der Seele Momente
Nur zu verweilen im Körper Auch weicht ſie von ihm nicht; ſie eilet
Alſobald mit ihm davon, und verfliegt in Lüften, und läſſet
Die erſtarrten Glieder in Todeskälte zurücke.
Aber das Leben erhält ſich ſo lange der Geiſt nur zurückbleibt;
Selbſt bey zerriſſenem Körper und abgetrenneten Gliedern.
Rumpf nur, der Glieder beraubt und aller Seele in dieſen,
Lebt er annoch, und ſauget den Hauch ätheriſcher Lüfte;
Iſt nur ein Fünkchen noch der Seele vorhanden, nicht alles
Gänzlich verlöſcht, ſo glimmt und hängt an ihm noch das Leben.

Wie der Apfel des Auges, ſo lang er ſelbſt nicht verletzt wird,
Sich die Sehkraft erhält, ſind gleich die übrigen Theile
Wund und zerriſſen; und iſt er geſchält und getrennet von ihnen,
Iſt nur der innere Kreis nicht zerſtört, ſo mag er ſich ohne
Schaden erhalten, iſt dieſer verletzt, auch nur im geringſten,

denſchaft ſezen -- O ſieh mich nicht an, oder dieſer trauerige Blik verwandelt meinen frömmern Vorſaz in Wuth -- und macht hier Blut für Thränen fieſſen.

Königin.

Mit wem redet ihr?

Hamlet.

Seht ihr denn nichts hier? (Er zeigt mit dem Finger auf den Geiſt.)

Königin.

Nicht das geringſte; und doch ſeh ich alles was iſt.

Hamlet.

Hört ihr auch nichts?

Königin.

Nein, nichts als uns beyde.

Hamlet.

Wie, ſeht nur dorthin! Seht, wie es hinweg gleitet! Mein Vater in ſeiner leibhaften Geſtalt! Seht, eben itz geht es durch die Thüre hinaus.

[Der Geiſt verſchwindt.]

Königin.

Es iſt ein bloſſes Geſpenſt eures Hirns, ein unweſentliches Geſchöpf der ſchwärmenden Phantaſie.

Wenn auch das übrige Auge vollkommen hell und gesund ist,
So verlischt alsbald ihm das Licht, und Finsterniß folget.
So und auf ähnliche, Art sind Geist und Seele verbunden.

Auf, und ich zeige dir nun, daß Geist und Seele, den Wesen
Angebohren, mit ihnen vergehen! Was mühsam erforschend
Lang ich gesucht, das hab ich mit süßer Arbeit bereitet:
Nimm es, o Memmius, auf, wenn deiner würdig mein Vers ist!
Laß dir nur eines hiebey fürs andre gelten, und wenn ich
Sterblich die Seele nenne, so sag' ich gleiches vom Geist auch:
So genau sind beyde verknüpft, sie machen nur Eins aus.

Daß nun die Stoffe der Seele von äußerster Feinheit, das hab' ich
Allbereits dich gelehrt, und daß sie, aus kleinern Atomen
Als die Stoffe des Wassers, des Rauches oder des Nebels,
Deshalb auch reglicher sind als diese. Der leiseste Antrieb
Setzt sie ins Spiel, sogar die Bilder und Nebel des Rauches.
Also sehn wir, versunken im Schlaf, von hohen Altären
Rauch und Dampf aufsteigen: was ohne Zweifel die Bilder
Dieser Dinge sind, die schlafend sich in uns erzeugen.

Siehſt du nun, wie aus zerſtoßenen Scherben das Waſ-
ſer und jede
Feuchtigkeit ausfließt, wie Nebel und Rauch in Lüften
zergehen:
Denke, die Seele zerfließe auch ſo, ja wohl noch ge-
ſchwinder,
Löſe ſich ſchneller auf in die erſten Stoffe, ſobald ſie
Fliehend die Glieder des Körpers verlaſſen. Denn kann
ſie der Körper,
Gleichſam der Seele Gefäß, nicht mehr halten, ſobald er
zerquetſcht wird
Oder durch allzu großen Verluſt des Blutes erſchöpft iſt;
Wie ſollt' die dünnere Luft ſie mehr als der Körper er-
halten?

Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß mit dem Körper
zugleich auch
Geiſt und Seele erzeugt wird, mit ihm heranwächſt
und altert.
Weich und zart iſt der Körper des Kindes; ſo ſind auch
die Kräfte
Seiner Seele. Nun wächſt es heran zur Stärke des
Jünglings,
Und es vermehren ſich auch die Kräfte des Geiſtes, und
feſter
Wird ſein Gemüth. Wird endlich der Bau des Körpers
erſchüttert

Durch den Angriff der Zeit, erſchlaffen Nerven und Glieder,
Dann wird der Geiſt auch ſtumpf; Sprach' und Gedanke verwirrt ſich,
Alles nimmt ſchleichend ab, und verliehrt ſich gänzlich am Ende.
Dieſes beweiſt, daß der Seele Natur gleich dem Rauche, der aufſteigt,
In den Lüften vergehe: weil, wie geſagt, mit dem Körper
Wir ſie entſtehen und wachſen ſeh'n und ermatten vom Alter.

Ferner, wird nicht die Seele von Furcht und Trauer und Sorgen,
Eben ſo wie der Körper von Krankheit und Schmerzen befallen?
Sind ſie beyde daher nicht Genoſſen ähnliches Schickſals?

Manche Krankheit verwirrt den Geiſt des Menſchen zum Wahnſinn;
Er ſpricht alberne Dinge und raſ't. Zuweilen befällt ihn
Schlafſucht. Nun iſt er tief in ewigem Schlummer begraben;
Ihm ſind verſchloſſen die Augen, das Haupt nickt; er hört nicht die Stimme,
Sieht nicht die Freunde, die rufend und klagend bey ihm umherſteh'n,

Ihn

Ihn mit thränendem Aug' zu erwecken ſuchen zum Leben.
Kann denn der Krankheit Gift den Geiſt durchdringen wie ſollte
Er unſichtbar nicht ſeyn? Und Schmerz und Krankheit ſind beyde
Bildner des Todes: wie leider uns vieler Erfahrungen lehren.

Weiter, ſo bald der Geiſt des Weins in die Adern gedrungen,
Und ſie mit ſeinem Feuer erhitzt hat, werden die Glieder Schwerer, der Fuß will nicht fort und ſchwanket, es lallet die Zunge,
Schwimmen die Augen; der Geiſt iſt ſelber trunken man ſchreyet,
Raſet; Zank entſteht und anderer Unfug. Woher das Als weil des Weines Gewalt die Seele ſelber in Unruh Setzt und umher ſie treibt? Was aber durch äuſſere Wirkung
So in Unruh geſetzt und ſo geſtöret kann werden,
Zeigt, daß wenn irgend noch eine mächt'gere Urſach hinzukommt,
Solche ſein Weſen zerſtör', und des künftigen Daſeyns beraube.

Siehe, jenen ergreift die Wuth der fallenden Seuche

Wie vom Donner gerührt stürzt er hin; es schäumen die Lippen,
Tief erseufzet die Brust, der Körper erzittert, der Mensch rast.
Keuchend, von Krämpfen gespannt und gefoltert, wirft er umher sich,
Bis er zuletzt, ermattet, halb tod im Elend dahin sinkt.
Was ist's anders, als daß die Gewalt der Krankheit im Körper
Auch auf die Seele stürmt, und sie auftreibt? wie stürmende Winde
Wogen des Meers auftreiben, daß unter den Stößen die Fluth gischt.
Jenes Stönen erpreßt der Schmerz in den Gliedern; er dränget
Alle Stosse der Stimme zusammen, und stößt aus dem Mund sie,
Als dem gewohnten Ausgang. Sie rasen; der heftige Anfall
Setzet Seele und Geist zugleich in Verwirrung, und treibt sie
Auf einander; und dieses beweist was ich oben gelehret.
Ist die Ursach der Krankheit nun einigermaßen gehoben;
Ist der schwarze verdorbene Schleim aus den Adern geschaffet,
Dann erwacht auch sogleich die Seele wieder, und tappet

Anfangs gleichſam umher, bis nach und nach wieder zu Kräften
Und zum Sinn ſie gelangt. Und du, der die Seele von Uebeln
Solcher Art, noch ſelber im Körper, gequält und gemartert
Siehſt, du glaubeſt, ſie könne in freyen Lüften, mit Winden
Und mit Stürmen im Kampfe beſteh'n, und ihr Das ſeyn erhalten?

Und dieweil wir die Seele durch Heilkraft geneſen, ſie wieder
Durch Arzneyen geſtärkt und erwecket ſehen, vollkommnen
Aehnlich hierin dem Körper: ſo deutet auch dies, daß ſie ſterblich
Müſſe ſeyn. Denn wer irgend von einem Dinge den Zuſtand
Aendern will, ſey es die Seele, ſey's irgend ein anderes, fügt ihm
Theile hinzu, nimmt andre hinweg, verändert die Lage, Ordnung und Stelle. Wie ſollte das Unvergängliche, das, was
Nicht unterworfen dem Tod iſt, Verminderung leiden und Zuwachs?

Weißt du nicht, daß, was einmal verläßt die Grenzen vom eignen
Daseyn, im Augenblick stirbt, und nicht mehr dasselbige Ding ist?
Nie mag also die Seele, die krank seyn oder genesen
Kann, sich frey von dem Merkmal der Sterblichkeit sprechen. Und siehe,
Wie sich auch hier den falschen Schlüssen Erfahrung und Sache
Selbst entgegen setzt, indem sie, um ihnen die Ausflucht
Zu verhindern, den Weg von beyden Seiten umflecket.

Nach und nach stirbt zuweilen der Mensch; die Lebensempfindung
Schwind't, und verläßt ein Glied nach dem andern. Die Nägel und Zehen
Werden anfangs gelblich und blau; dann die Füße, die Schenkel
Dann. Es erscheinen die Spuren des frostigen Todes in andern
Gliedern endlich. Du siehest, daß hier die Seele getrennt wird,
Gleichsam aus einander geschnitten; denn ganz ist sie nicht mehr
Zu derselbigen Zeit. Drum ist sie auch sterblich. Und sagst du:

„Ja,

„Ja, sie zieht sich zurück, und preßt sich enger zusammen,
Dadurch entzieht das Gefühl sie den übrigen Gliedern!“
so müßten
Ort und Theile jedoch, wo also die Seele sich anhäuft,
Merklich empfindlicher werden. Doch zeigt sich hievon
nichts! Drum wird sie
Stückweis aus dem Körper getrieben, und endet mit
ihm auch.
Aber gesetzt, ich räumte es ein; man lasse das falsche
Für das wahre hier gelten: die Seele winde, bey
denen,
Die auf ähnliche Art aus dem Leben gehen, sich
gleichsam
Auf und zusammen in Eins. Gewinnst du für deine
Behauptung,
Daß sie sterblich nicht sey? Was lieget daran, ob sie
zerstreuet
In den Lüften zerstiebt? ob sie im eigenen Körper
Welkend verschrumpft? Das Gefühl erstirbt doch nach
und nach immer
Ganz im Menschen, ein Funken des Seyns verglimmt
nach dem andern.

Da nun die Seele ein Theil des Menschen ist, ihren
bestimmten
Sitz hat, wie Aug' und Ohr, und wie die übrigen
Sinnen,

Die

Die das Leben regieren; wie dieſe, geſondert vom Körper,
Alles Gefühles und Lebens beraubt in kurzem ſich aufzehrt:
So kann ohne den Körper ſie nicht beſtehen, der gleichſam
Das Gefäß iſt von ihr; auch das nicht allein, noch was nähers,
Noch was innigverbundners; ja, Eins ſind beyde zuſammen.

Nur durch dieſe Verbindung beſtehet endlich des Körpers
Und der Seele lebendige Kraft; ſie ſchaffet das Leben.
Lebensregung entbehrt die Seele ohne den Körper;
Ohne die Seele der Körper Gebrauch der Sinnen und Dauer.
So ſieht das aus dem Leibe herausgeriſſene Aug' nichts;
So kann Seele und Geiſt durch ſich allein nichts vermögen.
Nerven, Gefäße und Adern und Knochen müſſen vereinigt
Sie zuſammen im Körper erhalten. In engere Schranken
Werden durch dieſen die Stoffe geſchloſſen; ſie können ſo frey nicht
Aus einander ſich treiben. Zuſammen gehalten befördern
Sie, und nicht anders, die ſinnliche Regung. Umſonſt iſt es alſo,

Daß ſie außer dem Körper im Hauche der Lüfte ſich könnten
So erhalten, befreyt von jeglichem Bande; die Luft ſelbſt
Wär' der beſeelte Körper alsdann, woferne die Seele
Ihre Bewegung in ihr ſo zuſammen faſſen und halten
Könnte, ſo wie ſie ihr Spiel in Gliedern und Nerven zuvor trieb.
Ausgemacht iſt es daher, wenn aller Hülle die Seele
Gänzlich entledigt wird, wenn los vom Körper der Hauch des
Lebens ſich bindet, ſo löſt das Gefühl des Geiſts und der Seele
Alsbald damit ſich auf; denn beyde machen nur Eins aus.

Zweifelſt du noch, daß die Seel' aus des Körpers innerſtem Winkel
Ausgedränget entflieh', und, dem Rauch gleich, im Winde zerſtiebe?
Schau, wie er, von der Seele geſchieden, zum ſtinkenden Aas wird!
Würde der faule Ruin ſo gänzlich modernd zerfallen,
Hätten aus allen Fugen ſich nicht die Stützen der Seele
Vollends heraus gehoben, und ſuchten durch alle Kanäle,
Durch Gelenke und Glieder die Flucht, durch jeglichen Ausgang?

Hamlet.

Was Phantaſie? Mein Puls ſchlägt ſo regelmäſſig als der eurige -- Ich habe nicht in tollem Muth geſprochen; ſezt mich auf die Probe; ich will euch alles von Wort zu Wort wieder herſagen; das kan der Wahnwiz nicht -- Mutter, um des Himmels willen, legt dieſe ſchmeichleriſche Salbe nicht auf eure Seele, als ob nicht euer Verbrechen, ſondern meine Tollheit rede: Das würde nur den eyternden Schaden mit einer Haut überziehen, indeß das fäulende Gift inwendig um ſich fräſſe und das Uebel unheilbar machte. Beichtet eure Sünde dem Himmel; bereuet was geſchehen iſt, und vermeidet, was noch geſchehen kan -- Leget keine Düngung auf Unkraut, um es noch üppiger zu machen. Vergebet mir dieſe meine Tugend; weil doch in dieſer verdorbnen Zeit die Tugend das Laſter um Vergebung bitten, und ſich noch büken und krümmen muß, um Erlaubniß zu erhalten, ihm Gutes zu thun.

Königin.

O Hamlet! Du haſt mir das Herz entzwey gebrochen.

Hamlet.

O werft den ſchadhaften Theil weg, und lebt deſto geſünder mit der andern Hälfte. Gute Nacht; aber geht nicht in meines Oheims Bette: Zwingt euch zur Tugend, wenn ihr ſie nicht in euerm Herzen findet. Die Gewohnheit, dieſes Ungeheuer, welches das Gefühl aller böſen Fertigkeiten wegfrißt, iſt doch darinn ein Engel, daß ſie

auch

So, daß du deutlich erkennst, das Weſen der Seele, bevor ſchon
Eh' ſie dem Körper entſchlüpft, ſey vielfach getheilt und getrennet;
Und ſie ſeye ſchon ſo aus dem Körper gekommen, bevor noch
Sie demſelben entſchwimmt, und den wehenden Lüften ein Spiel wird.

Innerhalb ſelbſt der Schranken des Lebens, wenn irgend ein Zufall
Stark auf die Seele wirkt, erſcheint ſie entkräftet, und gleichſam
Schon von hinnen geſchieden; kein Band hält weiter die Glieder.
Todbleich hängt und welkt das Geſicht, erſchlafft und blutlos
Sinkt der Körper. So iſt's wenn Ohnmacht den Menſchen befallen.
Schon für entwichen hält man den Geiſt; man zittert, man ſeufzet.
Nur an dem letzten Seil' hängt noch die Lebenskraft; alles
Iſt ſo von Grund aus erſchüttert, und Geiſt und Seele ſind alſo
Mit dem Körper geſchwächt, daß wenig es nur noch bedürfte
Alle die Bande von ihnen auf Einmal gänzlich zu löſen.

Und du zweifelst noch nicht, dies ſchwache Seelchen, geſtoßen
Aus dem Behältniß des Körpers, und ohne Hülle, in freyen
Lüften, könne annoch, nicht Ewigkeiten, o nein, nur
Augenblicke beſtehn, und ſo ſein Daſeyn erhalten?

Niemand, däucht mich, hat noch im Sterben bey ſich erfahren,
Daß die Seele ohne Verletzung dem Körper entfahre,
So zu der Kehle hinauf beym Schlund den Ausgang ſich ſuchend;
Sondern daß ſie vielmehr den Sitz verläſſet, der einmal
Ihr beſtimmt iſt, ſobald die übrigen Sinnen verlöſcht ſind,
Jeder an ſeinem Ort. Und wär' unſterblich ihr Loos nun,
Würde ſie ſich noch beklagen, den Körper ſterbend zu laſſen?
Sich nicht vielmehr erfreu'n, zu entwiſchen ſeinem Gefängniß,
Abzuſtreifen das Kleid, wie die Schlange die Haut, wie der Hirſch ſein
Allzu hohes Geweih, mit Freuden verläſſet und abwirft?

Ferner, warum erzeugen die geiſtigen Kräfte des Menſchen

Sich vielmehr in der Bruſt, nicht auch abwechſelnd in andern
Gliedern? im Haupte bald, und bald in Händen und Füßen?
Kommt es nicht daher, weil jedes an angewieſener Stelle
Sich nur erzeugt, in dieſer ſich kann erhalten und dauern?
Daher kommt es, daß ſich, bey mannichfachem Gebrauche,
Nie die Ordnung verkehrt, noch die Lage der Theile. So bündig
Folgert Natur; ſo genau hängt Wirkung und Urſach zuſammen.
Nie wird Feuer aus Waſſer, nach Eis ſich aus Flammen erzeugen.

Iſt demohngeachtet der Seele Weſen unſterblich,
Kann ſie auch abgeſondert vom Körper Empfindung erhalten,
So gebühren ihr auch, wie mich dünkt, fünf Sinnen. Wie ſollte
Anders im Acheron ſie luſtwandelnd einhergehn? Auch haben
Alle die Dichter und Künſtler der Vorzeit ſie alſo gebildet.

Aber

Aber einzeln und abgetrennet kann weder die Seele
Sich der Sinne bedienen, noch dieſe durch ſie em-
pfinden.

Da nun das Lebensgefühl den ganzen Körper be-
wohnet
Und durchaus ihn beſeelet, ſo würde, wann irgend ein
Zufall
Plötzlich ihn ſpaltete, gleichfalls die Seele getrennt und
geſpalten,
Mitten in ſich getheilt, halb da halb dorthin geſchleudert.
Aber was alſo getrennt und getheilt kann werden,
kann dieſes
Irgend Anſpruch noch machen auf ewigdauerndes
Daſeyn?

Man erzählt, daß in Schlachten die ſichelbewaffne-
ten Wagen,
Dampfend vom Blut der Erſchlag'nen, mit ſolcher
Schnelle die Glieder
Von den Streitenden mäh'n, daß das abgeſchnittene
Glied oft
Noch auf der Erde ſich regt, indeß die Empfindung
der Wunde
Kaum noch die Seele erreicht hat; der Kampfbegierige
immer

Fort mit dem Reſte des Körpers ſich reißt, nicht gewahr wird noch achtet,
Daß das verderbliche Rad den Schild ihm unter die Roſſe
Nebſt dem Arme geſchleudert. Auch ſagt man von einem, er habe
Beym Erſteigen der Mauer die abgeſchlagene Hand nicht,
Noch ein andrer den Schenkel gefühlt, der zuckend zur Seite
Ihm auf dem Boden lag. Sieh das vom rauchenden Rumpfe
Abgeriſſene Haupt, es blickt, es ſpringt noch vom Boden,
Ehe von ihm die Reſte der Seele alle entfloh'n ſind.

Schneide den langgeſtreckten Schweif der Schlange in Stücken,
Ob ſie mit ſtralender Zunge gleich droht: bey jeglichem Schritte
Wirſt du aufs neue den Theil ſich krümmen ſehen, mit gelbem
Eiter die Erde beflecken. Es wird der vorderſte Theil ſich
Nach dem hinterſten dreh'n, mit ängſtlichen Biſſen der Wunde
Brennenden Schmerz zu lindern. Und wohnt in jeglichem Stücke
Einzeln die Seele, ſo folgt, daß mehrere Seelen in Einem

Thiere wohnen. Drum iſt ſie getheilt, die vormals nur Eins war
Mit dem Körper; und beyde beweiſen die ſterbliche Herkunft:
Denn was getheilt kann werden iſt ſeiner Natur nach vergänglich.

Iſt denn doch unſterblich die Seele, als ſolche dem Körper
Bey der Geburt ſchon vereint, ſo ſage: wie kommt es, daß keiner
Seiner vorhergegangenen Zeit ſich erinnert? Warum iſt
Nicht Ein Denkbild in ihm der vorigen Thaten geblieben?
Hat ſich ſo ſehr die Seele verändert, daß nichts vom vergang'nen
Ihr mehr übrig geblieben: ſo gilt das ziemlich dem Tod gleich.
Und nun iſt ſie nicht mehr die vorhin ſie geweſen; denn jene
Iſt geſtorben: die Seele von jetzt iſt jetzt auch erſchaffen.

Kommt die lebendige Kraft der Seele erſt dann in den Körper,
Wann ſein Bau vollendet ſchon iſt, wann durch die Geburt wir

Ueber die Schwelle des Lebens eintreten: was hat sie vonnöthen
Mit ihm zu wachsen, in Gliedern, selbst in dem eigenen Blute?
Kann sie nicht für sich allein, wie der Vogel im Käfich, verharren,
Und so den ganzen Körper mit Trieb der Empfindung beseelen?
Wahrlich, auch so ist die Seele nicht frey des irrdischen Ursprungs,
Eben so wenig als frey von den strengen Gesetzen des Todes.

Drängen die Seelen von außen hinein, so würden sie schwerlich
Sich so fest an den Körper schließen und mit ihm verbinden,
Wie die Erfahrung uns lehrt: da Nerven, Adern und Knochen,
Auch die Zähne sogar Empfindung haben; was deutlich
Sich uns beweist, wann wir leiden an ihnen, wann frostiges Wasser
Sie berühret, ein Kiesel im Kauen dazwischen sich findet.
Möcht' auch bey dieser genauen Verknüpfung die Seele so leicht sich
Und so unbeschädigt und heil, dem Gewebe der Nerven,
Aller Gefäße und Knochen des Körpers können entziehen?

Sagt

Sagt man, die Seele durchfließt, nachdem in den Körper von außen
Sie gedrungen, nun alle die Glieder: ſo folget daraus nur,
Daß ſie um deſto eher zugleich mit dem Körper zerflieſſet.
Was zerfließt, das löſet ſich auf, und gehet dann unter:
Denn es vertheilt ſich vorher durch alle Gefäße des Körpers.
So vertheilt ſich die Speiſe durchaus im Körper, bis ganz ſie
Endlich verſchwindet, und ihre Natur ſich in dieſen verwandelt.
Eben ſo löſet die Seele, obgleich urſprünglich dieſelbe,
Sich doch auf, indem ſie zerfließt; die Theilchen verbreiten
Sich durch des Körpers Gefäße; und ſo entſteht denn ein andres,
Eine neue Seele, und herrſcht nun. Sie iſt nur die Folge
Jener Seele, die erſt ſie geweſen, und die nun zerfloſſen.
Drum auch dieſes beweiſt, daß ein Tag der Geburt für die Seelen
Sey, und wieder ein Tag des traurigen Abſchieds und Sterbens.

Bleiben noch Stoffe des Geiſtes zurück im entſeelten Körper,
So iſt die Seele ſo ganz nicht unſterblich. Sie hat ja verloren

Von den Theilchen, und iſt um ſo viel minder geworden.
Iſt ſie ganz und ohne Verluſt dem Körper entwiſchet,
Daß kein Theilchen von ihr zurückgeblieben, ſo fragt ſich's,
Woher beſeelt ſich mit Maden der ſtinkende Leichnam?
Wie gähren
Aus den ſchwellenden Gliedern die bein- und blutloſen
Heere?

Sagſt du auch hier: „Wie anders, es drängen ſich
in die Inſekten
Seelen von außen, und jede in jeden Körper beſonders:"
Sag mir, durch welchen Zufall ſich jetzt unzählbare
Seelen
Da zuſammenfinden, wo ſonſt nur Eine gewohnt hat?
Und dann iſt es noch werth der Unterſuchung, ob einzeln
Sich die Seelen die Stoffe der Würmer erjagt, um
ſich häuslich
Allda nieder zu laſſen und einzurichten? ob dann erſt
Sie ſich zum Körper geſellt, als ſchon vollendet ſein
Bau war?
Nehmen wir jenes an, ſo iſt doch kaum zu errathen,
Wozu alle die Mühe, die ſie ſich machen; da ohne
Körper ſie weder von Krankheit, noch Froſt, noch Hun-
ger geplagt ſind;
Dieſe Uebel allein dem Körper gehören, der ſelbſt mit
Ihnen die Seele anſteckt, und ihr ein leidend Gefühl giebt.

Aber

Aber laſſen wir auch den Gebrauch des Körpers für dieſe
Seelchen! Wie nehmen ſie ſich dabey, ihn zu bauen?
Ich kann es
Keiner Weiſe errathen. Drum iſt's auch ein eiteles
Mährchen!
Seelen bauen ſich nicht und geſellen ſich nicht zu den
Körpern.
Wahrlich es möchte ſchwer ſeyn, das eine ſo fein an
das andre
Anzuknüpfen, und ſchwer, ſie zuſammenwirkend zu
machen!

Endlich, warum ſchnaubt Blutgier und Mord aus
dem Rachen des Löwen,
Eben noch jetzt wie vormals bey ſeinem Ahnherrn?
Vom Vater
Erbte der Fuchs die Liſt, der Hirſch den ſchüchternen
Reitz zur
Flucht. So iſt's noch mit andern Dingen, die mit der
Geburt uns
Anerzeuget und in uns gelegt mit dem früheſten
Keim ſind.
Und woher dies, als weil aus feſt beſtimmeten Samen
Mit dem Körper zugleich die Kräfte des Geiſtes erwachſen?
Wäre der Seele Natur unſterblich, und würde von einem
Körper in andern ſie wandern, ſo müßten wahrlich in
Thieren

auch die Ausübung ſchöner und guter Handlungen erleichtert: Thut euch dieſe Nacht Gewalt an; das wird die folgende Enthaltung ſchon weniger mühſam machen; die nächſtfolgende wird ſchon leichter ſeyn: Denn Uebung im Guten kan ſogar den Stempel der Natur auslöſchen, ja den Teufel ſelbſt überwältigen und austreiben, ſo ſehr er ſich entgegen ſträubt. Noch einmal, gute Nacht! und wenn ihr ſelbſt nach dem himmliſchen Segen begierig ſeyd, denn will ich euch um euern Segen bitten -- Was dieſen ehrlichen Mann betrift, (er zeigt auf die Leiche des Polonius) ſo iſt mir's leid; aber es hat nun dem Himmel ſo gefallen, einen durch den andern zu ſtraffen, und mich zur Geiſel zu machen, um ſie zu züchtigen. Ich will für ihn ſorgen, und für den Tod, den ich ihm gab, ſoll ſein Geiſt Genugthüung von mir haben; hiemit noch einmal gute Nacht! Ich muß grauſam ſeyn, um eine gute Abſicht zu erhalten -- Der Anfang iſt nun gemacht, aber das Schlimmſte ſteht noch bevor.

Königin (in Verlegenheit.)

Was ſoll ich thun?

Hamlet (entrüſtet und ſpöttiſch.)

Ja bey Leibe nichts von allem, warum ich euch gebeten habe -- Euch von euerm ſtrozenden König wieder in ſein Bette loken, in die Baken zwiken, ſein Mäuschen nennen laſſen; um ein paar ſtinkende Küſſe, oder dafur, daß er euch mit ſeinen verdammten Fingern am Halſe herum krabbelt, euch den ganzen Inhalt unſrer Unterredung

abhändeln

Ein und derſelbigen Art verſchiedene Sitten ſich finden.
Hirſche ſetzten in Flucht den hyrkaniſchen Rüden; der
Geyer
Würde ſich zitternd verbergen, ſo bald er die Tauben
erblickte:
Auch der Vernunft entbehrte der Menſch; man fände
beym Thier ſie.

Sagt man dagegen, die Art und der Seele Beſchaf-
fenheit änd're
Je ſich nach Art des Körpers: — iſt was ſich ändert
unſterblich?
Löſt ſich's nicht auf, und vergeht indem es ſich auflöſt?
Die Theile
Werden verſetzt und wandern aus ihrer Ordnung.
So müſſen
Auch die Theile der Seele, auflösbar in einzelnen
Gliedern,
Mit dem Körper zugleich zu Grunde gehen. Und
ſagt man:
Ja, die menſchlichen Seelen gehn wieder in menſch-
liche Körper!
Möcht' ich wohl fragen: wie kömmt's, daß die Seele
des Weiſen zur Närrin
Oftmals wird? Daß das Kind nicht die Klugheit des
Alters beſitzet?

Daß

Daß nicht das Fohlen gewandt wie das abgerichtete Pferd iſt?
Woher anders, als weil aus feſtbeſtimmeten Samen
Mit dem Körper zugleich des Geiſtes Kräfte ſich bilden?
Und bediente man ſich der Ausflucht, daß zarter die Seele
Werde im zartern Körper: ſo iſt entſchieden der Ausſpruch
Daß ſie ſterblich ſeyn müſſe: da mit der Veränd'rung des Baues
So viel am vorigen Sinn und vorigen Weſen ſich ändert.

Und wie könnte die Seele, die mit dem Körper zugleich an
Kräften gewachſen, mit ihm auch die volle Blüthe des Lebens
Je zu erreichen ſich wünſchen, wär' Theilgenoſſin von ihm nicht
Urſprünglich ſie ſchon geweſen? Was treibt, die veralteten Glieder
Zu verlaſſen, ſie ſo? Iſt's Furcht, im faulenden Körper
Eingeſchloſſen zu werden, verſchüttet unter Ruinen
Des zu gebrechlichen Hauſes? Wie kommt denn ſolche Gefahrniß
In die Unſterbliche? Kann was der Unvergänglichen drohen?

Lächerlich ist's, und über die Maßen, zu glauben, die Seelen
Stünden bey der Begattung herum, und spähten zu Haufen,
Die Unsterblichen sie! wie sie in sterbliche Glieder
Einzuschlüpfen vermöchten, und zankten unter sich, stritten,
Welche zuerst den Einlaß gewinnen möchte: wenn anders
Unter ihnen zuvor der Vergleich nicht gemacht ist, um allen
Heftigen Streit zu vermeiden, daß die am ersten hinzu fliegt,
Auch vor allen den andern ein Vorrecht zum Eintritt erhalte.

Bäume in freyer Luft, im Meere die Wolken, die Fische
Auf dem trockenen Sand, und Blut im Holze, in Steinen
Saft, das alles mag nicht an diesen Orten bekleiben.
Der bestimmte Fleck der Entstehung, des Wachsthums ist jedem
Angewiesen. So kann die Natur der Seele nicht ohne
Körper entstehn, noch allein, gesondert von Nerven und Blut seyn.
Könnte sie's, würde vielleicht sie eben so gerne im Haupte

Oder den Schultern wohnen, vielleicht in den untersten Ferſen;
Jedem anderen Glied' einwachſen — ſie bliebe doch immer
In demſelben Gefäß und in demſelbigen Menſchen.
Jetzt da Stelle und Ort, wo eigens Geiſt und die Seele
Wohnen und wachſen können, genau beſtimmt zu ſeyn ſcheinet,
Iſt es überzeugender noch, daß ſie außer dem Körper
Ganz nicht beſtehen kann. Und ſo erweiſt ſich der Grundſatz:
Daß mit dem Körper die Seele, in ihm vertheilet vergehe.

Unſinn iſt es fürwahr, ein ſterbliches Weſen zu paaren
Mit dem Unſterblichen, beyden gemeinſchaftlich Wirkung und Sinn zu:
Schreiben, in ihnen zu denken ein wechſelſeit'ges Bedürfniß!
Was kann verſchiedener ſeyn, was ſeiner Natur nach getrennter?
Und wie könnte das Ew'ge, das Unvergängliche, mit dem Sterblichen in Gemeinſchaft die Stürme des Schickſals ertragen?

Was durch ſeine Natur unſterblich und ewiger Dauer
Iſt, iſt dicht und undurchdringlich, ſo, daß es von außen

Gegen Gewalt geſchützt iſt, von innen vor ſchleichendem Anfall,
Welcher löſen die feſten Theile und trennen ſie könnte.
So ſind alle urſprüngliche Stoffe, wie oben gezeigt ward.
Unzuverletzend der Zeit iſt noch Etwas, wogegen der Angriff
Selbſt Unmöglichkeit wird; und dies iſt das Leere.
Wer kann es
Nur berühren von außen, wer kann es von innen zerſtören?
Noch iſt ſeiner Natur nach ein Unvergängliches, außer,
Welchem kein Raum vorhanden, wohin die Dinge ſich drängen,
Oder zerſtreuen ſich könnten: und das iſt das Ganze des Ganzen.
Ewig durch ſeine Natur, was kann ihm entfliehen?
Was kann mit
Aeuß'rer Gewalt hinſtoßen, und ſeine Theile zerſchellen?

Aber dichter Natur iſt nicht das Weſen des Geiſtes,
Wie ich oben gezeigt: weil immer etwas vom Leeren
Unter die Dinge gemiſcht iſt. Auch gleicht er ſelbſt nicht dem Leeren;
Dinge genug ſind da, in dem weiten Raume der Welten,
Die, vom Zufall geführt, mit Macht ſein zartes Gebäude
Niederſtürzen, ihn ſelbſt mit Untergang könnten bedrohen.

Endlich

Endlich fehlt es auch nicht an unermeßlichem Raume,
Wohin die Seele gejagt, und ihre Theile zerſtreuet,
Sie auf gewaltſame Art zerſtört und vernichtet kann
werden.
So ſind die Thore des Todes auch hier dem Geiſt nicht
verſchloſſen.

Diente noch dies der Seele zu ihrer Unſterblichkeit,
daß ſie
Wohlverwahret ſich ſieht vor allem tödtlichen Angriff;
Daß ſich die ſchädlichen Dinge von ſelbſt ihr nicht nahen,
und ſollten
Sie ſich nahen, ſogleich, durch irgend ein Mittel ver-
triebrn,
Wieder zurücke wichen, noch eh' wir das Uebel em-
pfunden.
Giebt man dies zur Erhaltung der Seele, ſo ſchwebt
man im Irrthum.
Ungerechnet, daß ſie mit dem Körper leidet in Krankheit,
Quält ſie auch noch die Furcht der Zukunft; es martern
ſie Sorgen,
Bange Ahndungen ſie; ja, auch die vergangenen
Sünden
Kehren den Stachel wieder, erneuern wieder die Biſſe.
Nimm noch die Raſerey, die eigene Krankheit der Seele;
Nimm die Vergeſſenheit, nimm die abgrundſinkende
Schlafſucht.

Nichts

Nichts iſt alſo der Tod. Was geht er uns an, da der Geiſt ſelbſt
Stirbt und vergeht mit dem Körper? Wie war dir in vorigen Zeiten
Als der Phönicier kam, und von allen Seiten ſein Heer uns
Ueberſchwemmte? vom lauten, vom ſchrecklichen Kriegsgetumulte
Himmel und Erd' erbebten, und unentſchieden das Schickſal
Beyder Reiche noch lag, wer über Länder und Meere
Leute gebieten? Wem der Erdkreis dienen? — Empfandeſt
Damals du etwas von dieſem? Daſſelbe wirſt du empfinden,
Wenn du nun nicht mehr biſt, wenn Leib und Seele getrennt ſind;
Sie, durch deren Gemeinſchaft wir einzig beſtehen. Nichts wird uns
Dann begegnen, kein Zufall uns ſchrecken können, und ſollten
Meer und Erde und Himmel vermiſcht zum Kampfe ſich rüſten.

Und erhält ſich auch noch die Seele Empfindung, nachdem ſie
Schon vom Körper getrennt iſt: was gehet es uns an? Wir ſind ja

Einzig

Einzig das Werk von beyder Verbindung. Und ſollte die Reſte
Selber von uns die künftige Zeit einſammeln, ſie ordnen
Nach der Lage, wie jetzt ſie ſich finden; und ſollte der Hauch des
Lebens aufs neu ſie beſeelen: ſelbſt dann wär' dieſes ein Andres,
Und nicht das, was wir ſind. Der Faden des Lebens iſt einmal
Abgeriſſen; die Folge iſt unterbrochen: was hat es
Noch für Beziehung auf uns, das, was wir ehmals geweſen?
Eben ſo wenig als jenes, was aus den Reſten die Zeit macht?

Sieh doch zurück auf die Dauer der grenzloſen Zeiten, aus denen
Du hervorgegangen; bedenk' die unendliche Miſchung
Aller lebendigen Stoffe: wie, wäre nicht manches vorher ſchon
Eben ſo da geweſen? die Stoffe in gleicher Verbindung
Wie die deinigen jetzt? Kannſt du von dieſem dir etwas
Weiter erinnern? Warum nicht? Die Stoffe verloren inzwiſchen,

Während

Während der langen Pause des Lebens, den Gang der Empfindung.

Wen ein Unglück soll treffen, wer Angst und Schmerzen soll leiden,
Der muß wahrlich auch da seyn, zur Zeit, da ihm dieses begegnet.
Aber der Tod verhindert es ja, daß der, der ich jetzt bin,
Künftig auch seyn wird, noch daß ich zuvor im Leben schon da war.
Und so ist denn gewiß im Tod nichts zu fürchten. Den trift kein
Uebel, der nicht mehr ist. Kein Deut liegt dran, ob er nie war,
Dem der unsterbliche Tod das sterbliche Leben genommen.

Hören wir nun, wie einer sich selbst bejammert: „wie elend
Ist es doch nach dem Tod in der Erde zu faulen, von Flammen
Aufgezehret, vielleicht von Thieren zerrissen zu werden!“
Merke, ein solcher spricht nicht ganz aufrichtig von Sinnen.
Zwar bekennt er, daß von dem Gefühl nach dem Tode nichts übrig

Bleibe:

Bleibe: doch flicht in geheim ihn die Furcht. Er glaubt sein Bekenntniß
Selbst nicht; und reißt sich nicht ganz mit der Wurzel heraus aus dem Leben;
Läßt, selbst ohn' es zu wissen, von sich noch immer was übrig.

Stellt, bey lebendigem Leib, ein solcher sich vor, wie er künftig
Werde von Vögeln zerhackt, zerfleischet werden von Thieren;
Dann befällt ihn ein Wehleid. Er kann sich nicht los vom Bearisse
Machen, daß Er es sey, der hingeworfene Leichnam;
Immer hängt er an ihm, und steckt ihn mit seinem Gefühl an.
Und nun schilt er aufs Loos der Menschlichkeit, merkt und erwägt nicht,
Daß dies Täuschungen sind, daß nach dem Tod er kein anders
Selbst zurücklässt, das sich zur hingeworfenen Leiche hinstellt, und lebend sie klagt, und Biß und Flammen empfindet.

Ist es demnach ein grausames Uebel, von Zähnen der Thiere

abständeln lassen, und daß ich nicht wirklich, sondern nur verstellter Weise toll bin. Es wäre recht gut, wenn ihr ihn das wissen liesset. Denn warum sollte auch eine so schöne, kluge, tugendsame Königin Sachen von solcher Wichtigkeit vor einer Kröte, vor einer Fledermaus, vor einer Meer-Kaze geheim halten? Wer wollte das thun? Nein, troz der Vernunft und Verschwiegenheit! Zieht den Nagel aus dem Korb auf dem Dach, laßt die Vögel ausfliegen, und kriecht, wie der Affe in der Fabel, dafür in den Korb hinein, und wenn ihr euern eignen Hals darüber brechen solltet.

Königin.

Sey du versichert, wenn Worte aus Athem, und Athem aus Leben gemacht sind, so hab ich kein Leben, um zu athmen was du mir gesagt hast.

Hamlet.

Ich muß nach England, das wißt ihr doch?

Königin.

Ach ja, das hatt' ich vergessen; so ist's beschlossen worden.

Hamlet.

Die Briefe sind schon gesiegelt, und meine zween Schul-Cameraden (denen ich trauen will, wie ich einer Otter in meiner Hand trauen wollte) tragen die Instruction; sie sollen mit mir reisen, und meine Wegweiser in

die

Nach dem Tode zerknirscht und zermalmet zu werden,
so weiß ich
Doch nicht, ob viel gelinder es sey, in Flammen gebraten,
Auf dem Scheiterhaufen zu glühn: sich in Honig ersäufen
Lassen; zu starren von Frost und Kälte, gestrecket
Auf die geglättete Fläche des kalten Marmors, und
endlich
Unter der schweren Last der Erde erdrücket zu werden.

„Aber dein fröhliches Haus empfängt dich nicht mehr,
nicht das liebe
Weib, noch die süßen Kinder; sie laufen dir nicht mehr
entgegen,
Streitend um deine Küsse, und füllen mit Wonne das
Herz dir.
Dir ists nicht mehr vergönnt durch tapfere Thaten dir
selber
Und der deinigen Schutzwehr zu sein. Ach, Armer,
sie alle,
Alle Geschenke des Lebens hat nun Ein Tag dir geraubet!"
Also klagen sie, aber vergessen hinzu noch zu setzen:
„Auch kein Verlangen wird mehr nach allem diesem dich
quälen."
Sähen und bedächten die Menschen dies wohl, sie würden sich wahrlich
Mancher Sorge entladen, von manchem Herzleid befreyen.
„Dich hat der Tod in Schlummer versetzt; nun ruhst du
auf ewig;
Wede

Keder Krankheit noch Schmerz wird künftig weiter dich treffen.

Wir hingegen, wir wollen dich, Aſchegewordenen, um die Schaudererregende Todtengruft unabläßig beweinen

Keder Stunde noch Tag ſoll je den Schmerz uns benehmen!"

Aber was iſt denn ſo herbes im Schickſal des Menſchen der wieder

In die Ruhe ſinkt, zurück zum Schlafe? Wie ſollte Man ſich deshalb verzehren, und ſchmachten in ewiger Trauer?

Oft auch pflegen die Menſchen bey ihren Gelagen wenn Wein im

Becher zirkelt, die Schläfe von Roſen düften, zu ſagen Gleichſam in einem Ausbruch des vollen Herzens: „wir armen

Menſchen! Dies iſt der Genuß des kurzen Lebens. Wie bald iſt

Deſer dahin, und alles! denn nichts kehrt wieder zurücke."

Als ob im Tode vielleicht das gröſeſte Uebel es wäre,

Ausgezehret zu werden von Durſt, in Trockenheit ſchmachten,

Und nicht aller Sorgen, nicht aller Begierde befreyt ſeyn

Niemand iſt ſeinethalben beſorgt, noch bekümmert ums Leben,
Wann Gemüth und Körper in tiefem Schlummer verſenkt liegt.
Sollt' er auch Ewigkeiten fortſchlummern, ihn würde doch nimmer
Sehnſucht nach ſich befallen, noch irgend nach anderen Dingen.
Und doch ſind dann die Stoffe ſo nah der empfindlichen Regung,
Daß der Menſch der erwacht ſich aufrafft, und plötzlich ſich ſammelt.
Und ſo hat denn der Tod weit minder Bezug als der Schlaf auf
Uns; wenn minder das heißt, was ganz und gar nicht Beſtand hat.
Denn es zerſtreuet der Tod die Stoffe gänzlich, und niemand
Stehet wieder erwacht von ihm auf, wenn einmal die kalte
Pauſe des Lebens erfolget, und abgelaufen das Rad iſt.

Wie wenn Natur nun ſelbſt die Stimme ſtrafend erhübe,
Sprechend zu einem von uns in dieſem Tone: „Was iſt dir,
Menſch, weshalb du ſo klagſt, und dich in Trauern ſo abhärmſt?

Du beweinſt und beſeufzeſt den Tod? War das Leben
bisher dir
Doch ein angenehmes Geſchenk. Und iſt dir nicht alles
Wie durch ein hohles Gefäß gefloſſen, und iſt dir von
dieſem
Einiges Gutes geblieben, und haſt du es dankbar ver-
wahret:
Warum ſtehſt du nicht auf, wie ein ſatter Gaſt von der
Mahlzeit,
Und legſt mit zufriednem Gemüth zur Ruhe dich nieder?
Iſt dir hingegen das Leben verhaßt, iſt, was du ge-
noſſen,
An dir umſonſt verſchwendet: was willſt du noch mehrers
hinzuthun?
Neuen Verdruß dir erſchaffen, und neue Reue erwecken?
Mache vielmehr dem Leben ein End', und ſchließe die
Qualen!
Denn in der That ich weiß nicht, was ich zu deinen
Vergnügen
Weiter erſinnen ſoll. Die Dinge gehen im Kreislauf
Alles kommt wieder. Iſt gleich dein Körper noch nicht
vom Alter
Ausgeſogen, noch matt und welk die Glieder, ſo
bleibt's doch
Immer daſſelbe, und könnteſt du auch Jahrhunderte
leben;

Mehr, und am meiſten aber, wenn nie der Tod dich erreichte.“

Sprich, was könnten hierauf wir erwiedern? Sind nicht die Beſchwerden
Wahr und gegründet? Gerecht der Vorwurf, den die Natur macht?
Lebt noch einer im Elend dazu, und klaget er dennoch:
Sollte ſie heftiger nicht auf ihn losfahren und ſchelten:
„Elender, packe dich fort mit deinen Klagen zur Hölle!“
Aber zum Alten, zum Greiſe, der auch noch jammert: „ich habe,
Was nur das Leben ergötzliches hat, dir alles gewähret.
Nun biſt du alt und verzehrt; doch weil du immer nach dem ſtrebſt
Was du nicht haſt, das gegenwärt'ge verſäumſt und verachteſt,
Iſt dir ohne Genuß und unreif das Leben entfallen.
Und jetzt ſtehet der Tod dir an der Seite, da kaum noch
Du es vermutheſt, und noch nicht geſättigt, und noch nicht befriedigt,
Aus dem Leben hinweg mußt. Beſcheide dich nun! Es verbietet
Ohnehin dir das Alter das mehreſte. Laß es den andern
Ohne Verdruß. Wohlauf! Du mußt von hinnen; es hilft nichts!“

Würde

Würde Natur nicht mit Recht ſo handeln, uns ſtrafen und ſchelten?

Muß das veraltete nicht dem neuzuwachſenden weichen? Und ſich eins aus dem andern herſtellen und wieder erneuern?

Nichts verſinket im Abgrund, noch in den Schlünden der Hölle.

Neuer Stoff iſt vonnöthen zu neuen Geſchlechtern, die künftig

Dir auch folgen werden, ſobald ihr Leben verlebt iſt.

So iſt die vorige Welt, ſo wird die künftige fallen;

So muß eins aus dem andern, ſo dieſes aus jenem entſtehen.

Keiner erhält das Leben zum Eigenthum, alle zum Niesbrauch.

Schaue zurück, was iſt die lange Ewigkeit vor uns, Eh' wir gebohren waren? Das ſind die künftigen Zeiten: Eben auch für uns. Natur hat hier ſie im Spiegel gezeiget.

Siehſt du was ſchreckliches drin? Erſcheint ein traurigs Bild dir?

Iſt nicht die lange Zeit dem allerruhigſten Schlaf gleich?

Aber jene Geſchichten, die man vom Acheron herholt? Die ſind alle dahin aus dem Leben gebracht, und ſind unſre.

Dichtung und Fabel iſt's, daß Tantal unter des Felſen
Ungeheurer Laſt erbebt, der ſchwebend in Lüften
Ueber ihm hängt. Es treibt die eitle Furcht vor den
Göttern
Nur die Menſchen, ſie zittern vor jedem kommenden
Zufall.

Auch wird Tityons Bruſt nicht zerhackt vom Geyer.
Was ſollt' er
Ewig da finden? Und iſt ſie gleich allgewaltig, und
ſtreckte
Nicht neun Hufen ſich nur, nein, über die Fläche vom
Erdkreis
Seines Körpers Länge, doch möcht' er die endloſen
Schmerzen
Nicht erdulden, den Leib zur ewigen Aaſung nicht
reichen.
Hier iſt Tityon uns! hier in dem Herzen! Hier
hackt der
Geyer der Liebe; Hier friſſt die rege Sorge; Hier
reißen
Alle die heißen Begierden und wilden Lüſte die Bruſt auf.

Auch geht Siſyfus uns beſtändig vor Augen. Er
iſt es,
Der ſichs feſtgeſetzt hat, vom Volke das Beil und die
Bündel

Zu erhalten, und nie ſie erhält, und trauriger immer
Wieder zurücke kehrt. Denn nach eitler Herrſchaft zu ſtreben,
Und ſie nie zu erhalten, und immer in Arbeit geſpannt ſeyn,
Heißet das nicht zum ſteilen Berg mit gebogenem Kniee
Aufwärts ein Felsſtück ſchieben, das alſobald wieder zurück rollt,
Eh' es den Gipfel erreicht, die Fläche der Ebene ſuchend?

Endlich, ein undankbares Gemüth ernähren, mit Gutem
Immer ſich füllen, und nie ſich erſätt'gen; wie wir am Genuſſe,
Welchen der zirkelnde Kreis der Jahreszeiten uns bietet,
An den Früchten und Reitzen uns nie erſätt'gen, und immer
Den begierigen Wunſch noch weiter ſchicken; was iſt das
Anders, als die Geſchichte von jenen Jungfrau'n, die immer
Und unaufhörlich ſchöpfen in den durchſtoßenen Eymer,
Nie vermögen das flüſſige Naß am Boden zu bringen.

Nie war ein Cerberus, nie gabs Furien, oder des finſtern
Tartarus ſcheußlichen Schlund, der Flammen ausſtößt und Glutbrand.

Dieſe Dinge ſind nie geweſen, und können auch nie ſeyn.
Aber greuliche Furcht ſchwebt ſtets dem Verbrecher vor Augen
Hier im Leben; der Miſſethat Lohn. Ein ärgeres Leben
Heiſcht nachdrücklicher noch die Pein. Zur Büßung der Frevel
Mag der Kerker nun dienen, der Sturz vom Felſen, die Ruthen,
Folter, Galgen und Pech, und glühendes Eiſen, und Fackeln.
Und iſt der Henker nicht da, ſo verſieht das ſchuld'ge Gewiſſen
Unterdeſſen ſein Amt, und peitſcht und foltert ſich ſelber:
Sieht nicht Ende und Ziel von ſeinen Strafen und Qualen,
Sieht noch ſchlimmern entgegen, wann dieſes Leben vorbey iſt.
So iſt das Leben der Thoren das wahre Leben im Orkus.

Unzufriedener, kannſt du nicht ſelbſt zuweilen dir ſagen:
„Siehe, der gute Ankus hat auch die Augen geſchloſſen,
Der viel beſſer doch war als du! So viele Beherrſcher,
So viel Könige ſind in die Nacht des Todes gegangen,
Denen Länder und Reiche der weiten Erde gehorchten.

Er, der ehmals den Pfad ſich über die Meere gebahnet,
Ueber die Tiefen hinweg ſein Heer geführet, und trotzend
Den geſalzenen Fluthen, dem Lauſchen der zürnenden Wage,
Mit der Ferſe ſie höhnte; auch Er iſt erloſchen, auch Er hat
Aus dem blutigen Körper die ſtolze Seele gehauchet.

Du, o Scipio, ſelbſt, du Kriegesdonner, du Schrecken
Von Karthago, du gabſt dein Gebein der Erde, wie jeder
Niedrige Knecht! Wo ſind ſie, der Wiſſenſchaften Erfinder,
Und der Künſte? Wo ſind der helikoniſchen Muſen
Süße Genoſſen? Wo Er, der vor ihnen allen den Scepter
Trägt? Iſt Homer nicht wie ſie im Todesſchlummer entſchlafen?

Als das hohe Alter den weiſen Demokritus mahnte,
Daß nun die rege Kraft von ſeinem Geiſte erſchlafft ſey,
Bracht er freywillig ſich ein Opfer entgegen dem Tode.

Auch Epikurus ſtarb, nachdem die Fackel des Lebens
Ausgebrannt war. Es erhub ſein Genie ihn über die Grenzen

die Grube ſeyn, die mir gegraben iſt: Wir wollen ſehen, was daraus wird -- Denn das iſt eben der Spaß, wenn der Artilleriſt in ſeiner eignen Mine in die Luft geſprengt wird; und es muß hart hergehen, wenn ich nicht eine Ruthe tiefer als ſie grabe und ſie in den Mond hinein blaſe. O es iſt ein Vergnügen, wenn eine Liſt in gerader Linie auf die andre ſtößt! -- Dieſen wakern Mann hier will ich aufpaken -- Er iſt zu ſchwer; ich will den Wanſt in das nächſte Zimmer ſchleppen; gute Nacht, Mutter -- In der That, dieſer geheime Rath, der in ſeinem Leben ein alberner plauderhafter Bube war, iſt nun auf einmal geſezt, gravitätiſch und verſchwiegen worden. Kommt, Sir, wir wollen euch an Ort und Stelle bringen -- Gute Nacht, Mutter.

[Hamlet geht ab, und ſchleppt den Polonius nach.]

Menſchlichen Geiſtes; ſein Glanz verdunkelte alle die andern,
Wie die Sonne, wenn ſie erwacht, die Sterne verdunkelt.

Und du zauderſt und zagſt, und willſt nicht ſterben? Du, deſſen
Leben bereits ein halber Tod iſt; wiewohl du umhergehſt
Und die Augen noch aufthuſt! Du, der die größeſte Hälfte
Seiner Zeit verſchläft, und wachend ſchlummert, nie aufhört
Träume zu ſehen, und ſtets von leeren Schrecken gepeinigt
Sich im Herzen herumträgt; nicht weiß was ihm fehlet; doch immer
Wie ein trunkener Menſch von Sorgen taumelt, und zitternd
An der ſchwankenden Wage des ungewiſſen Gemüths hängt!

Könnten die Menſchen die Laſt, die ſtets im Herzen ſie tragen,
Ihrer Urſache nach ergründen, erkennen das Uebel,
Das ſie im innerſten drückt: ſie würden wahrlich ein anders
Leben führen, als jetzt von den allermeiſten wir ſehen.
Keiner weiß was er will, und ſucht beſtändig nach fremdem;
Sucht und wechſelt von Ort, als bliebe die Bürde zurücke.

Jenem

Jenem iſt ſeine Wohnung zuwider; er ſtürzt durch die Thore
Seines prächtigen Palaſts, und kommt im Augenblick wieder:
Denn er fühlet zu wohl, daß es dort nicht beſſer als hier ſey.

Dieſer ſpannt ſein Geſchirr an, und jagt mit verhängtem Zügel
Auf ſein Land, als ſtünde daſelbſt das Haus ſchon in Flammen.
Kaum iſt er da, ſo ergreift ihn die Langeweile; er gähnet,
Wirft ſich aufs Bett hin, und ſuchet ſich ſo im Schlaf zu vergeſſen;
Oder kehrt augenblicklich zurück, eilt wieder der Stadt zu.

Alſo ſuchet ein jeder ſich ſelbſt zu fliehen: Umſonſt doch;
Keiner entflieht ſich. Sie hangen mit Widerwillen und Noth dann
Endlich an ſich. Ihr krankes Gemüth kann niemals die Urſach
Ihres Elends erforſchen. Erkennten ſie dieſe, ſie würden
Wahrlich dem übrigen allen freywillig und eilend entſagen,
Sich auf die Wiſſenſchaft legen, die uns zu der Dinge Natur führt.
Denn nicht um Augenblicke iſt's hier zu thun; es befragt ſich:
Welcher Zuſtand dem Menſchen auf Ewigkeiten ſoll bleiben?

Was treibt endlich die Menſchen, ſo ſehr nach dem Leben zu gieren?
Seinetwillen bey jeder Gefahr zu erzittern? O wiſſe,
Sterblicher, daß das Ziel von deinem Leben geſteckt iſt!
Unvermeidlich iſt jedem der Tod, und keiner entgeht ihm.

Ueberdies drehen wir uns beſtändig im ſelbigen Kreiſe;
Neues Vergnügen erwächſt nicht aus der Dauer des Lebens.
Nur das was uns gebricht reizt mehr als das übrige alles:
Und iſt dieſes erlangt, ſo geizen wir wieder nach anderm.
Immer ein neues Verlangen erhält die Begierde zum Leben,
Und die Folge des Tages, die ungewiß iſt, was er bringen
Wird; was das Schickſal den Dingen für einen Ausgang bereitet?

Durch die Länge des Lebens entzieh'n wir der Dauer des Todes
Keinen Augenblick; nichts dingt ſich dadurch von der Zeit ab,
Daß wir nicht weniger lang des Todes Beute geweſen.
Magſt du Jahrhunderte noch, und noch Jahrtauſende leben,
Ewig bleibt und unendlich der Tod. Und eben ſo lange
Wird der Tod ſeyn dem heute die Sonne zum letztenmal ſcheinet,
Als der vor Monathen ſchon, und vor Jahren, dem Schickſal gefolgt iſt.

Knebel.

Ende des dritten Buches.

Inhalt.

Inhalt
des dritten Bandes.

September.

I. Die Acharner oder der Friede des Dikäopolis von Ariſtofanes. Fortſetzung. Seite 3
II. Chorografiſche Beſchreibung der Päſſe, wodurch die Franzoſen in Piemont eingetrungen ſind. 41
III. Ueber die Rechte der Wahnſinnigen. 65
IV. Gedanken über die ſogenannten Veſtalinnen unter den alten Kunſtwerken. 86
V. Gedichte. 97
VI. Anzeige. 111

Oktober.

I. Die Acharner oder der Friede des Dikäopolis von Ariſtofanes. Fortſetzung und Beſchluß. Seite 113
II. Fortſetzung der Betrachtung der ſchönen Natur in Rückſicht auf die Werke der Kunſt zur Bildung des Geſchmacks für Künſtler und Liebhaber des Schönen. 127
III. Chorografiſche Beſchreibung der Päſſe, wodurch die Franzoſen in Piemont eingedrungen ſind. Beſchluß. 179
IV. Politiſche Zirkel. 203
V. Gedichte. 212
VI. Anzeige. 216

November.

I. Der Abend am Rheinufer. Seite 217
II. Zwey Erzählungen, als Proben einer Ueberſetzung der Fäbliaux ou Contes du XIIe et XIIIe ſiecle. 236
III. Ueber den Gebrauch der Fikzionen in der Filoſofie. 262
IV. Betrachtungen über Aufruhr und bürgerliche Unruhen. 279
V. Woher haben die Griechen ihre erſten aſtronomiſchen Begriffe? 297
VI Ovids zehnte Heroide. 311
VII. An den Verfaſſer der Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. 321
VIII. Anzeige. 326

December.

I. Probe einer freyen Ueberſetzung des Orlando furioſo. Seite 329.
II. Die Zauberlaterne. 353
III. Titus Lukrezius Karus, von der Natur der Dinge, drittes Buch. 370

Neuer Teutſcher Merkur.

IV Stück. 1795.

BIBL. HERS. P.S.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

Diplomatiſche Beyträge zur Karakteriſtik des vorigen Jahrhunderts. S. 3
Rouſſeau's Inſel, oder St. Peter im Bielerſee. — 12
Probe einer Ueberſetzung der Luſiaden, aus dem Portugiſiſchen des Luis de Camoens. — 33
Verſuch über die hiſtoriſche Kunſt, zweyte Epiſtel. — 49
Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften in Frankreich unter Robespierres Regierung. — 77
Velleda's letztes Lied vor ihrer Gefangenſchaft. — 103
Der Maler. — 108
Anzeigen. — 111

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich anntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Nachricht.

Im Hoffmanniſchen Verlag zu Weimar iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach, oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker, auf das Jahr 1795, vom Hrn. Prof. Göttling in Jena, kl. 8. 12 gr. Enthält: Fortſetzung der kleinen Bemerk. aus der Chemie — Ueberſicht der merkwürd. in der Chemie und Pharmacie gemachten Erfahrungen. — Chemiſche Harmonica, nebſt einer Abbildung derſelben — Auszug aus einer muſterhaften Apothekerordnung. — Vom Apothekerbuch und der Medicinal Taxe. — Ueber die Sprache der deutſchen Chemie. — Ueber die chemiſche Zergliederung der Pflanzen. — Etwas über den Stickſtoff und das Leuchten des Phosphors in der Stickluft. — Hrn. Rückdeſchels Bemerk. über eine Apotheken Viſitation — Fortgeſ. Ueberſicht der vorzüglichſten neueſten chem. pharmaceutiſchen Litteratur — Nachrichten.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

[Das Königliche Zimmer.]

Der König, die Königin, Rosenkranz und Güldenstern treten auf.

Der König (zur Königin.)

Diese Seufzer sind von Inhalt schwer; es ist nöthig, daß wir ihre Bedeutung verstehen. Wo ist euer Sohn?

Königin.

Laßt uns auf einen Augenblik allein. (zu Rosenkranz und Güldenstern welche sich entfernen.)

König.

Was ist's, Gertrude? Was macht Hamlet?

Königin.

Er ist rasender als die See und der Wind, wenn beyde kämpfen, welches das mächtigste sey; in einem solchen Anstoß von unbändiger Wuth hört er etwas hinter den Tapeten sich rühren, zieht den Degen, ruft, eine Maus! und ersticht in dieser Einbildung den ungesehenen guten alten Mann.

König.

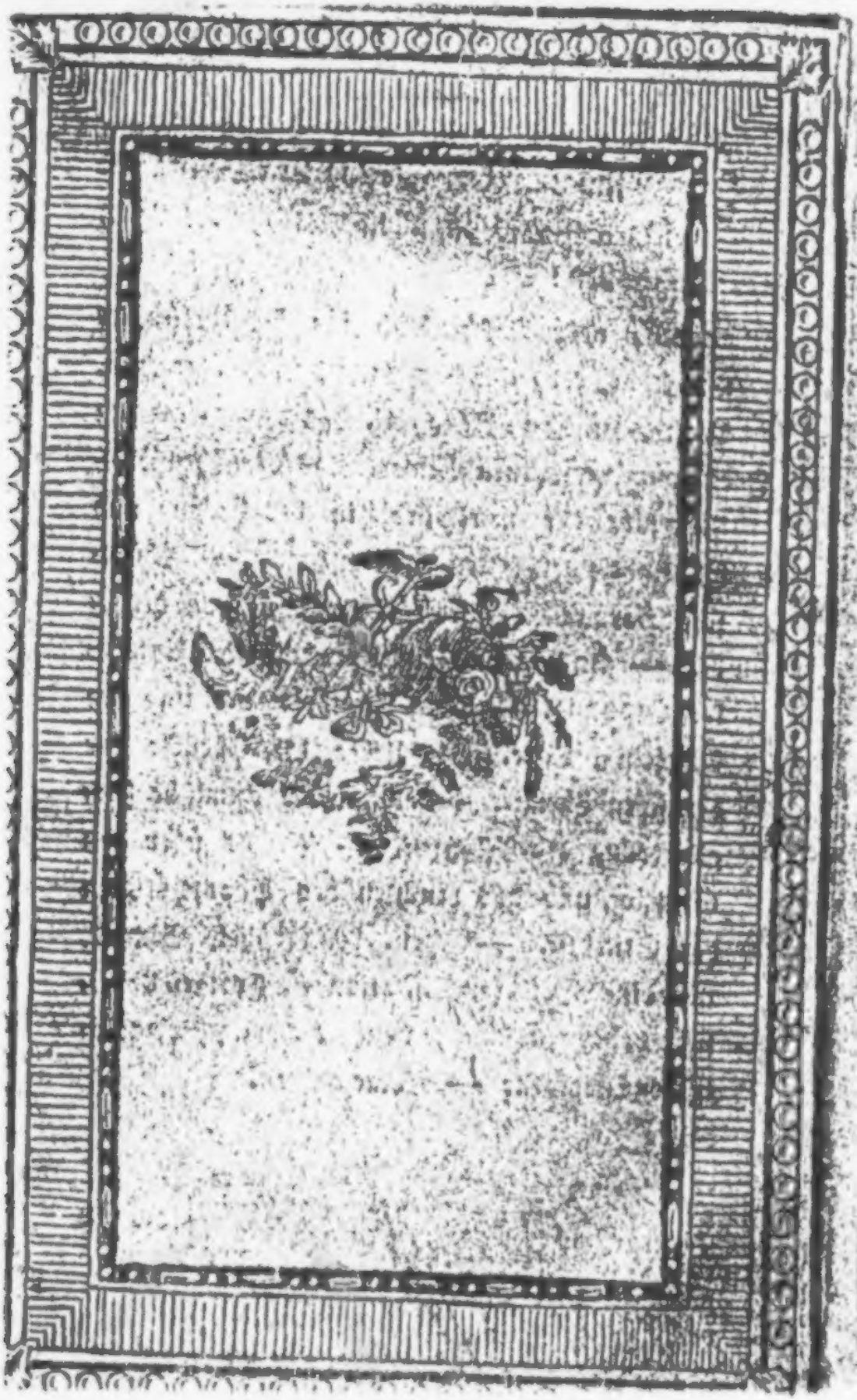

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1795.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erſter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Weimar 1795.

Der neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1795.

I.

Diplomatiſche Beyträge zur Karakteriſtik des vorigen Jahrhunderts.

Bey der Reviſion eines Archivs fanden ſich ganze Kaſten mit halb vermoderten und zerſtreuten Papieren, und darunter nachfolgende Fürſtliche Reſkripte aus dem vorigen Jahrhundert, welche durch ihren Ton und Inhalt Intereſſe genug zu haben ſchienen, um ſie dem Publikum mitzutheilen. Man wird darin den Beytrag zur Karakteriſtik der damaligen Zeit und zum Theil ihrer erlauchten Urheber nicht verkennen.

Das erſte Reſkript iſt ganz dem Karakter eines Fürſten gemäß, der ſich den Beynamen des Frommen erwarb. Aus dem zweyten läßt ſich ein Begriff von der Beſchränktheit des Luxus an manchen damaligen Höfen machen, und der Inhalt der übrigen

zeigt theils eine jetzt schwerlich vorkommende Vermischung der öffentlichen und Privatangelegenheiten, theils einen in Rücksicht des Zeitraums überaus großen Abstand von dem heutigen Kostum im Ton und Gange der Geschäfte.

Schwerlich würde jetzt eine Fürstliche Witwe wegen ihrer Bett- und Wärmpfannen eigenhändig unterzeichnete Reskripte ausfertigen lassen, oder ihrem Waldhirten zur Hochzeit darin gratulieren. Das erste besorgen jetzt Garderobeleute, und von dem andern nimmt man in der Maße keine Notiz mehr. Bemerkungswerth ist auch an diesem diplomatischen Allerley der nun ganz ausser Kurs gesetzte skömmelnde Ton; so wie die damals nähere Beziehung oder das engere Verkehr zwischen Fürsten und subalternen Dienern in Privatereignissen und Geschäften. Dies erhellet auch zum Theil aus der eigenhändigen Unterschrift solcher Reskripte, welche jetzt von den Präsidenten der Kollegien unterzeichnet werden. Dabey wurde aber dessen ungeachtet der Kanzleornat und das Kurialgepränge auch in Privatsachen nicht vergessen, ungefähr so wie man auf alten Holzschnitten die Könige mit der Krone auf dem Kopf im Bette liegen sieht, oder wie ein L * * * Professor noch in unsern Tagen den Stiftsorden über den Schlafrock hängen soll. Die feinere Unterscheidung bey Behandlung der Angelegenheiten ist also gewiß ein Vorzug und Fortschritt unsers Zeitalters.

Hier

Hier ſind die Reſkripte mit aller Treue kopiert.

1.

„Von Gottes Gnaden E...ſt, Herzog. z. S.
„J. El. u. V. ꝛc.
„Lieber Getreuer, Wir erinnern Vns, daß
„deß Pfarrers zu J... Sohn ein Studioſus
„eine Biebel mit Kupferſtücken hat, welche Er
„vor dieſem mit ſich anhero gebracht. Weil
„denn darinnen etliche Figuren begriffen ſeyn, welche wir nicht haben; Als
„begeren wir hiermit gnedig du wolleſt ſolche
„Biebel in Vnſerm Namen von Ihm entlehnen und anhero bey ehiſter Gelegenheit verwahrlich überſenden, damit Wir durch einen
„Maler ſolche vns mangelnde Figuren können
„nachmachen laſſen. An dem geſchicht
„vnſere meinung. Datum J... am 3. February Ao 1654.

„E...ſt HzS...

Die Aufſchrift iſt:

„Vnſerm geſambt. Ambtsverwalter zu J...
„und lieben getreuen, Johann Georg Förſter ꝛc.

An der Seite ſteht:

M. Gleinſ... in Figuren Biebel.

2.

„Von Gottes Gnaden W...m Herzog zu
„Sachsen, J. C. u. B. ꝛc.

„Lieber getreuer, Uns ist bewust, daß du von
„dem hochgebohrnen Fürsten unserm freunds
„lich ... ben Vettern und Brudern Herrn
„Julio Henri ... Herzogen zu Sachsen, Eng
„gern und Weslphalen bey S... jüngsten An
„wesenheit allhier, einen hübschen Degen aus
„gnaden verehret bekommen. Dieweil wir
„dann solchen gerne vor Einem von unsern
„freundlichgeliebten Jüngern Herren Söh
„nen haben möchten, Alß ist hiermit unser
„gnädiges begehren, du wollest uns denselb
„den bey zeigern diesen eigenen Bothen wohl
„eingemacht und verwahrt zukommen laßen,
„auch dabey waß du davor nach billigkeit
„zur zahlung begehrest, unterthänig berichten,
„wollen wir dir darüber einen schriftlichen
„Befehlich dich aus deinem anbefohlenen
„Ambt — unser portion bezahlt zu machen,
„zufertigen l.. ß.. Sonst wirst du den Bo
„then nicht vßhalten das ... s abendts wieder
„alhier sey. An deme geschicht un... Datum
„W... den 25 February 1654.

W...

3.

Das Amt J... stand eine geraume Zeit, nemlich von 1574 bis 1630 als Witthum unter der verwitt

weten

weten Gräfin Sophia, einer gebohrnen Herzogin zu Braunschweig; ihr Wittwensitz war aber zu Bura Breitungen. Unter einer Menge von Quodlibetorestripten wollen wir folgende erwähnen. Unterm 31. März 1617 restribiert sie von der Ohmgeld Quartalrechnung, dann vom Kostgeld vor den Jäger, von gelieferten Seegen und Hauptspaten und mehrern Dingen, sodann folgt:

„Die kupferne Bett- oder Wermpfann, ist „recht, allein das die Nägel und endens gar „scharff darinn sein, zureißen die Ducher und „Beth, wollet uns gleich dieser noch eine „bestellen, daran die Nägel gar glad und „den Duchern und Betten ohne Schaden zu „gebrauchen seyn. Wie das peinliche angestalte „gericht wegen Margareth derer zunahm unges „wiß, abgangen, habt ihr uns zufällig zuberichs „ten, ihre schöne gestalt wird euch zu sehen „wohl nicht vorkommen sein, so wohl zu „endtrathen.

Dann kömmt vom Hospitalbau; wiederum von

„3 ellen Schwarz Duch zu einem Mantel, wors „um Valten Peter im Hospital vns angangen, „und 74 fl. zu machen, soll der Amtschreiber „aber daran sein, daß er (Peter) sich selber das „duch anmache und nicht der Frauen."

Endlich wieder von Umgeld. —

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20636 / 405

In einem Reskript vom nehmlichen Jahr wünscht sie dem Waldhirten, der um eine Haussteuer bittlich angelangt:

„wünschen ihm von Gott, das gemelte Verheis „rathung vor ihn, seine Kinder und unser Vihe „sein möge ꝛc.“

und befiehlt ihm zur Haussteuer 2 Maas Rocken und drey Gulden zuzustellen.

4.

Ein Reskript vom 5ten Juny 1575 an die gesammte Regierung zu M... wegen Steuer- und Bergwerks-Sachen endigt sich folgender Gestalt:

„Wir haben Vns guter beforderung, da Vns „voriges Jahr aus Gottes Verhengnus der „Sattan mit dem großen Brandschaden angest „griffen, dargegen nichtt zu rühmen, dann „Euch selber wissend, wie Ihr Vns den 14 „Juny voriges Jahrs vff Vnser schreiben „trost- und hoffentlichen beantworttet, also „das wir ob deßelben inhaltts wegen, andes „rer Gelegenheit nicht gebrauchtt vndt dar„über in Sathans willen ein gantzes Jahr „wüste und öde, doch ohne Zweifel nach Gots „tes willen der Menschenhertzen gedanken zu„erfahren, gesessen, auch noch sitzen, ꝛc. wir „können vns leider als eine Fl. H... Wittbe „mit wahrheit nicht rühmen noch sagen, das

„vns

König.

Himmel! welch ein Unfall -- So würde es uns gegangen ſeyn, wenn wir an des Alten Plaz geweſen wären: Seine Freyheit drohet allgemeine Gefahr, euch ſelbſt und jedermann. Wehe uns! Wie werden wir dieſe blutige That rechtfertigen können? Sie wird uns zur Laſt gelegt werden, weil wir die Vorſicht hätten haben ſollen, dieſen raſenden jungen Menſchen eingeſperrt zu halten. Aber ſo weit gieng unſre Liebe zu ihm; wir verblendeten uns ſelbſt gegen das was die Klugheit erforderte, und glichen hierinn einem Menſchen, der mit einem böſen Schaden behaftet iſt, und ihn aus Furcht daß er bekannt werden möchte, ſo lange nährt, bis er das Mark ſeines Lebens weggefreſſen hat. Wo iſt er hingegangen?

Königin.

Den Leichnam des Ermordeten wegzuſchaffen, bey dem er ſich ſo gebehrdet, daß man deutlich ſiehet, wie ſein Wille keinen Theil an dem Werk ſeiner Raſerey habe. Er beweint, was er gethan hat.

König.

O Gertrude, kommt mit mir; die Sonne ſoll nicht bälder die Gebirge berühren, als wir ihn von hier zu Schiffe ſenden wollen: Und was dieſe böſe That betrift, ſo werden wir alles unſers Anſehens und unſrer Klugheit nöthig haben, um ihren Folgen vorzubauen -- He! Guldenſtern!

Roſen-

„vns zu vnserm Vihe, wehre ein bundt Stro„he zugeben angeboten worden. Gott weis, „wie Er Vnser liebes Vihe diesen Winter über „nach dem 147 Psalm erhalten hatt, da wir „doch mit demselben nach dem Exempel „Abraham vndt Isaac fliehen müßen, haben „wir Euch Vnserer vndt der Vnsrigen ersor„derten nottdurft noch erinnern vndt nicht „verhalten können, vndt seint Euch zur Gnas„den gewogen. Datum B. B. d. 1. Juny. „Ao. 1675.

5.

Ein dergleichen Reskript der Fürstl. Wittwe vom 28ten Okt. 1615. handelt zuerst von der Amts-Rechnung, vom Bergwerk- und Mühl-Sachen, sodann folgen Hochzeitangelegenheiten, nemlich:

„Wir seind von Vnserm Schafmeister zue „Pörlitz Matthes Roß zu seines Sohnes „Wirthschaft zu erscheinen vnterthänig ersucht „worden, habt ihr ihm, nebet Göttlicher Alls„macht glückwünschung, vnsertwegen Drey „Gulden zu verehren und uns zuverrechnen.

„Mit Göttlicher gnediger zulassung, Seind „wier vnsern Silberknecht Boppen Saahren „mit seiner vertrauten eine kleine Hochzeit zu

„baldten gewildt, ob nun wohl dazue wenig „Persohnen geladen, So werden wier doch „die Zeit euer bedurffen, darnach ihr euch „zuerichten, ob aber gemelte Hochzeit den 20 „oder 27schirst kommenden Monats Novem„bris wird gehalten werden, wollen wier euch „ferner vermelden, nebet euer Hausfrauen, „wollet vns vnsern Tauff Pathen euern Sohn „Boppen auch mit anhero bringen, wollen „sehen, wie er gewachsen, So gibt er den „wenig Jungfern einen Tänzer. Vnd seind „euch mitt gnaden gewogen ꝛc.

Sophia G. u. F. z. H. . . . w
mit eigner Hand
mpp.

6.

Sehr erbaulich fängt sich ein Reskript vom 27 Dec. 1619. mit einem Neujahrwunsch an:.

„Von Gottes Gnaden Sophia ꝛc.

„L. G. das der liebe gnädige barmhertzige „Gott vns mit denen vnsern das abgewichene „Jahr, vor vielen Vnglück bewahret, vnd in „Gesundheit drinnen erhalten hat, dauor ha„ben wier allerseits seiner erzeigte gnade zue „danken. Weil wier dann Gottlob ein neues „Jahr angefangen haben, wüntschen wier

„von

„von seiner Göttlichen gnädigen Allmacht,
„Euch, eurer lieben Hausfrauen, kindern,
„und vnsern gantzen Wittumb Einwohnern,
„daßelbe glückseelig, gesundt, Starck, friedt-
„samb, vndt in allem, Gott wohlgefällig zue
„sein, zue geben, von Hertzen.

worauf der Amtschreiber und Richter Johann Georg Silchmüller also zu erwiedern nicht ermangelt:

„Durchlauchtige vnd hochgebohrne Fürstin.
„E. F. G. sein meine gehorsame vnd schul-
„dige Dienste in Vnderthenigkeit alzeit zuvor,
„gnedige Fürstin und Frau, der gnedige
„glückwuntschung so E. F. G. dero gantzen
„Witthumb Ambt alhie auch mihr vnd den
„meinen in überschickten Neueheischreiben
„wünschen lassen, thue ich mich alß dessen je-
„tzige Zeitvntertheniger Diener vnd vorsteher
„vnderthenig bedanken, Gott der rechte Wit-
„thumbsschützer gebe das E. F. G. wuntsch
„nicht allein seinen effect erreichen, sondern
„auch also zurückprallen und schallen möge,
„daß E. F. G. dieß und folgende von Gott
„bestimbte Jahre, seinen göttlichen segen an
„leib und seele sambt der gantzen Hoshaltung
„reichlich empfinden, auch nach ablegung dies-
„ser sterblichen hütte dessen und aller andern

„erwies

„erwiesenen F. gnade liebe vnd mildigkeit
„ewiglich genießen möge ꝛc.

Nun gehts zu den Geschäften über. Es wird aber Zeit abzubrechen, um die Leser nicht zu ermüden, da diese Proben hinreichend sind, den Unterschied des Geistes der Zeiten bemerklich zu machen, und allerhand Betrachtungen zu veranlassen.

II.

Rousseau's Insel,

oder

St. Peter im Bielersee. *)

Von einer der höchsten Spitzen des Jura über das Thal Fraimvilliers hin, auf dem Birs- und Susa-Wege von Basel nach Biel, übersieht man die Gegend, worin die von einem spiegelhellen See umflossene St. Peters Insel liegt. Die lachende Herrlichkeit, in welcher sich dieses kleine Eiland im vollen Sonnenglanze darstellt, geht

*) Fragment aus Baggesens Reisen, aus dem Dänischen übersetzt.

geht über alle Beſchreibung. Ein Reichthum von Reitzen entfaltet ſich dem erſtaunten Auge, der mit verdoppeltem Zauber den Wanderer überwältigt, wenn er von dem engen, von ſteilen Klippen eingeſchloſſenen Labyrinthe aus dem Münſterthale erſteigt — und plötzlich mit einem Blick ein Amfitheater von ungefähr 80 Meilen im Umfange überſieht. Welche Mannigfaltigkeit! welche Abwechſelung! Fruchtbare, gartenmäßig angebaute Gefilde, von der Aar, Emmen und Ziel durchſtrömt! Solothurn, Nidau, Biel, zahlreiche Dörfer, Meyerhöfe und einzelne Bauerſtellen, hingeſtreut unter finſtere Wälder auf den hellgrünen Wieſen und goldenen Kornfeldern; — des Bielerſees reiner, glimmernder Kryſtal, in dem ſich die mit Reben bekränzten Küſten ſpiegeln; — Berge, die hinter einander immer höher und höher ſich gegen die Füße der Alpen zu aufthürmen; — die Perſpektive in der ganzen weitgeſtreckten Landſchaft, und die wollüſtige Weichheit, welche die alles in einander verſchmelzende Entfernung ihr giebt; — im fernſten Hintergrunde endlich der majeſtätiſche Alpenbogen, von den Schneebergen in Uri und Unterwalden bis zu den Savoyiſchen bey Genf, — und mitten im Buſen dieſer Natur-Schönheit das kleine Pathmos, wo J. J. Rouſſeau in ſtillen himmliſchen Träumen das Weltgetümmel vergaß! — Wehe dem Herzen, das bey einem ſolchen Anblick nicht wenigſtens für Einen Augenblick allen ſeinen Kummer vergißt! Die Wunde, in welche die Natur mit

der

der reizendsten jungfräulichen Hand vergebens Balsam gießt, ist unheilbar.

Ich hatte mein Auge im Anschauen dieser Gegend berauscht, — und befand mich nun mitten in ihr, als wenn ich vom Olymp nach Tempe hinabgeschwebt wäre. So zufrieden ich auch über alles war, was ich neulich überschauet hatte, über alles, was mich da umgab: so brannte mein Verlangen doch ungeduldig nach dem Allerheiligsten, nach der letzten Gunstbezeugung der Natur in Rousseaus winkendem Paradiese.

Es war der schönste Tag, den man sich denken kann. Einzelne hin und her flatternde Wolken spielten Versteckens mit den Bergspitzen, — einzelne Sonnenstrahlen mit den leicht von einem leisen Winde hingetriebenen Wellen; — der Himmel schien unter Weinen und Lachen zu wählen, und die Erde wartete still auf die Entscheidung.

Von Biel ab spazierten wir durch die angenehme neue Allee am westlichen Arm des Susaflusses, ungefähr eine halbe viertel Meile von der Stadt, zu der Brücke, die an einem Weinberge liegt, wo sich die Susa in den See ergießt. — Hier stiegen wir in eine rothe mit weißen Flecken besprengte Gondel. Zwey rasche Schweitzer mit braven Nazionalgesichtern ruderten. O! diese Fahrt übertraf alle Landscenen! Auf dem Odinshügel, bei

Helles

Hellebek, wo sich das Auge in die Kehle der Nordsee verliert, und auf den tobenden Wogen der Ostsee wird man zu Pindars Ausruf gezwungen — hier wird man zu demselben gelockt. Dort ist es das stärkste, gewaltigste, herrlichste Element — hier das zärtlichste, das reizendste, das sanfteste.

Langsam fuhren wir hin, unter dem malerischen Ufer zur rechten Hand, im Schatten seiner mit Tannen bekränzten Höhen — die Insel gerade vor uns. Rund um uns her ein Kranz von abwechselnden in einander laufenden Landschaften. — Viel am Fuße der mit Wald besetzten Klippen des finstern Jura; Nidau mit einzelnen Pappeln hinter uns; gegen Süden fruchtbare Felder, blühende Wiesen, bepflanzte Anhöhen und stille Lauben; gegen Norden die steilen Bergrücken, hinanklettertendes Gesträuch, Eichen und Tannen; im fernsten Hintergrunde ein Horizont von glimmernden Schneefeldern und Wolken unter einander; jede Minute ein neuer Himmel und eine neue Erde! mit jedem Athemzuge eine neue Aussicht! Ein sanfter Regen, der kaum fünf Minuten währte, in dessen Tropfen die Sonne einen Regenbogen bildete, während der ganze übrige Himmel klar war, verschönerte dies alles nur noch mehr.

Der geringe Wind, der da wehte, legte sich allgemach; die Seefläche ward ein wenig von der

der leisen Luft gekräuselt; der letzte Hauch verschwand — es ward ganz stille. Welche paradiesische Ruhe! welches Umfassen! welches Umarmen! Die ganze lächelnde Natur schien im wollüstigen Schlummer mit liebevollen Bildern zu spielen — und kaum vermochten wir es über uns, sie und uns selbst mit den schlagenden Rudern aus dem seeligen Traume zu erwecken.

Wir näherten uns allmählig der herrlichen Insel. Die sanfteste Erinnerung mischte sich in unsern stillen Genuß — die Erinnerung an ihren ehemaligen Bewohner, unsers Jahrhunderts menschlichsten Menschen. Wie oft glitt er in einem kleinen Boote über diesen Smaragdspiegel hin! — Wie viele angenehme Stunden verträumte er hier in süßen Schwärmereyen! O, warum ist er nicht länger hier? Noch ist die Natur eben so schön, noch lächelt sie eben so freundlich! So eben opferte sie ihrem abgerufenen Freunde eine Thräne; aber sein Geist schwebte im Regenbogen. — So ward sein Leben in fortwährenden Widerwärtigkeiten vollbracht; so waren seine hellern Schriften im Nebel seines Zeitalters — ein Wiederschein von der Sonne der Wahrheit im Prisma der edelsten Gefühle.

Ich fragte den ältesten von unsern Ruderern, ob er etwas von einem gewissen Rousseau gehört habe? — „Ja gewiß!“ antworte er, „Jean „Jaques Roulleau, so hieß er; ich habe ihn recht gut „ge-

„bekannt — er wohnte im Hause auf jener Insel; „aber er wollte sich nie recht sehen lassen, und doch „wollte jedermann ihn so gerne sehen. Es war „ein braver Mann — — Ja er hat viele „Bücher gemacht," fuhr er fort, da ich ihm seine Bekenntnisse zeigte, — „das war sein Unglück! Hätte „er es nur seyn lassen; obgleich man doch sagt, „daß viel Verstand darin seyn soll. — Sie wer„den jetzt seine Stube sehen, in der er so manche „Nacht geschlafen hat," u. s. w. Er erzählte uns in seinem gebrochenen französischen Dialekt verschiedene Anekdoten von seinem Aufenthalte hier auf der Insel; aber da ich sie nachher vollständiger und zuverlässiger von dem alten Meier und seiner Frau in Wan hörte, so will ich sie hier übergehen.

Die Gondel näherte sich endlich der östlichen Seite der Insel, die aus einem ziemlich hohen, übermäßig steilen, ganz nackten Felsen besteht, dessen oberster Rand mit Buschwerk bekränzt ist. Wenn man von Biel oder Nidau herkommt und nur diese Außenseite sieht, sollte man sie für eine öde, ganz unbewohnbare Klippe halten. Aber wir drehten uns jetzt nach ihrer südlichen Küste, wo der See eine kleine Bucht bildet, und hier ward die Scene ganz verändert. Etwas einladenders als dieses Vorland kann man sich nicht vorstellen. Der See scheint sich hier zwischen die Fruchtbäume und Weinreben einzuschleichen. Es ist der zu Küssen lockende Mund der Natur.

Wir stiegen ans Land. Meine Knie zitterten. Es war mir zu Muthe wie einem furchtsamen Liebhaber, der zum erstenmahl sich der Geliebten nähert, um ihr seine Leiden zu erklären. Ich stieg ans Land, oder eigentlich ich sank darauf hin; denn am ersten Stein kniete ich unwillkührlich, und küßte die Erde. Ich ward über mich selbst verlegen, und verbarg diese Bewegungen vor den Leuten, die sie nicht verstanden, und selbst vor M**, indem ich etwas zu suchen schien; denn die Vernunft, wenn sie auch gleich die Gefühle des gerührten Herzens billigt, erröthet doch über deren Ausdruck. Wir giengen durch eine kleine natürliche Allee, mit einem Weinberge auf der einen, und einem spiegelhellen Kanal durch die Wiese auf der andern Seite, herauf nach dem Meierhofe, dem einzigen Hause auf der Insel, das auswendig sehr einfach und vollkommen ländlich aussah. Hier trafen wir den Steuereinnehmer oder den Verwalter über dieses Paradies. Wir fragten ihn, ob wir die Nacht auf der Insel zubringen könnten; aber es hieß, es sey unthunlich, ohne Erlaubniß von dem Hospitalvorsteher, Herrn Tribolet zu Bern. Da es nun für uns weitläuftig und unpassend war, nach Bern zu laufen, um diese Erlaubniß zu holen, so versprachen wir ihm, alle Verantwortung auf uns zu nehmen, wenn er uns erlaubte da zu bleiben, und einen Brief an Hrn. Tribolet zu schreiben, der alles gut machen sollte. Der gute Mann gab endlich unsern inständigen Bitten nach. Unsere erste Frage war

Roſenkranz und Güldenſtern kommen zurük.

Meine Freunde, gebt, und nehmet noch einige Leute mit euch; Hamlet hat in einem Anfall von Raſerey den Polonius erſchlagen, und ihn aus ſeiner Mutter Cabinet weggeſchleppt; geht, ſucht ihn auf, redet freundlich mit ihm, und bringt den Leichnam in die Schloß-Capelle. Ich bitte euch, ſäumt euch keinen Augenblik.

[Roſenkranz und Güldenſtern gehen ab.]

Kommt, Gertrude, wir wollen die Klügſte von unſern Freunden zuſammenberuffen laſſen, und ihnen anzeigen, ſowol was wir zu thun vorhaben, als was Hamlet unglüklicher Weiſe gethan hat. Es iſt nur allzu beſorglich, daß das Gerücht dieſe That in kurzem durch die ganze Welt flüſtern, und vielleicht unſern Namen durch heimliche Anſchuldungen vergiften wird -- Kommt, kommt; mein Gemüth iſt voller Unruh und innerlichem Streit --

[Sie gehen ab.]

Zweyte Scene.

Hamlet tritt auf.

Hamlet.

Nun liegt er wo er hin gehört - -

(Hinter der Scene.)

Hamlet! Prinz Hamlet!

Hamlet.

nun nach Rousseau's Zimmer. Er führte uns dazu hinauf. Wir giengen vom Hofe eine ziemlich lange steinerne Treppe hinan, nach einem Gange, von dem wir zuletzt drei Tritte hinab durch eine Küche in Rousseau's Kammer kamen, die kleinste und unansehnlichste in dem ganzen weitläuftigen Hause, die er aber eben ihrer Simplicität und abgesonderten Lage wegen sich gewählt hatte.

Ich weiß nicht, ob sein Schatten mir wirklich entgegen kam, oder ob es mir nur so schien; aber es war mir unmöglich, mit einem Sprung gerade hinein zu laufen. Es kam mir vor, als ob etwas mich fragte: Bist du Mensch? oder strebst du wenigstens ernstlich es zu werden? Ich blieb einige Sekunden auf der Treppe stehen, bis ich endlich mit einer gewaltsamen Anstrengung Muth faßte und hineingieng. Kaum war ich hineingekommen, und sein kleines Gypsbildniß, das auf dem Ofen stand, gewahr geworden, als Thränen mir so gewaltig aus den Augen stürzten, als wenn das Blut von meinem Herzen dahin geströmt wäre. Ich näherte mich ihm; — es war mir nicht länger ein Bildniß, es war er selbst — ich ließ meine Thränen auf seine Füße fallen. „Dein Geist ruhe über meinen Bestrebungen!“ — war ungefähr der Inhalt meines Gebetes, die Summe meiner Gefühle.

Lächle immer über meine Schwärmerey wer kann und mag! — Eine Einzige frey rinnende oder

gehemmte Zähre von einem Freunde oder einer Freundin des Verfassers des Emils vergütet meinem Herzen reichlich diesen Hohn. Ich schäme mich nicht über diesen Erguß eines Gefühls, das unschuldige Herzen mit mir theilen können, — und mein Kopf verachtet eben so sehr die kalte Weisheit, nichts zu bewundern, als die warme Thorheit, alles zu bewundern. —

Der Mann, dem Frankreichs Filosofie ihre erste Moral, dem die französische Sprache ihre am stärksten entwickelte Kraft und ihren das Herz am meisten hinreißenden Zauber, — dessen Emil Europa Erziehung, und dessen Socialkontrakt die Politik ihre allgemeine Revoluzion verdankt; — der Mann, der in seinen Bekenntnissen und in seiner Heloise zum erstenmal der Welt ein vollständiges Gemälde von einem Menschen, wie er ist intus in cute, gegeben, und dadurch allein mehr zu der wichtigsten von allen Wissenschaften beygetragen hat, als hundert andere berühmte Schriftsteller zusammen; — der Mann, der, trotz allen seinen wirklichen und angedichteten Paradoxen in seinen Schriften, Frankreich mehr gesundes und wahres gelehrt hat, als alle seine übrigen Filosofen; — der zuerst versuchte, die Natur, unterdrückt von der Kunst, die Moral, unterdrükt von der Dogmatik, und das Völkerrecht, unterdrückt von der Staatsverwaltung, in ihre alte Rechte einzusetzen; — der Mann endlich, dessen hinreißende Beredsamkeit in allen Herzen ins

nige

nige Liebe zu Freyheit, Tugend und unschuldigem Genusse entflammt, und dessen langsamer Ruhm deswegen schon steigt und unaufhörlich steigen wird — so wie der einst vergötterte Voltaire immer mehr und mehr fällt, — dieser Mann brachte hier im Jahre 1765 — nachdem leidenschaftliche Menschenliebe, beständig mit Haß, Verachtung und Verfolgung vergolten, ihn menschenscheu gemacht hatte — in ruhiger Absonderung von der übrigen Welt, die zwey glückseligsten Monate seines Lebens zu.

Da stand sein Bett, mit denselbigen verbleichten blauen und weißen Gardinen umhängt, die er vorzog, wenn er seinen Kopf zur Ruhe legte — diesen Kopf, der beständig zum Besten der Welt arbeitete — einige Stühle, die er alle gebraucht hatte — ein kleiner Schreibtisch am Fenster, und ein brauner Schrank, in dem seine kleine Garderobe gehangen hatte. — Ich besah dies alles mit der Andacht und dem Entzücken, womit ein guter Katholik die seltensten Reliquien betrachtet. Gewiß, dies war doch mehr werth, als alle Stücke von Jakobs Himmelsleiter und Jesses Stamm zusammen genommen! —

Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde alle diese Heiligthümer beschaut, berührt und umfaßt, und einen Theil der vielen Inschriften mit Bleystift an den Wänden gelesen hatte, worin tausend

verschiedene Reisende, im Verhältniß zu deren tausend Gaben, ihre verschiedene Begeisterungen ausgegossen haben, erbat ich mir Tinte und Feder, um in diesen meinen heiligsten Augenblicken an die mir heiligsten Herzen in meinem Vaterlande zu schreiben. Aber ich empfand zu heftig, um schreiben, und zu viel, um es ausdrücken zu können. Das Fenster, woran ich saß, stand offen, und die Zauber der Bäume, des Sees und der darüber lächelnden Küste zerstreuten mich. Das Auge sinkt von diesem Fenster (dem einzigen in der Stube) über einen Blumengarten durch Fruchtbäume auf den See hinab, um von da sich zu der fernen Horizontsmauer, welche die glimmernden Spitzen der Walliserberge bilden, zu erheben. Ich sah an ihrem Erröthen, daß die Sonne eben untergehen wollte, und eilte hinab, um dies Schauspiel zu genießen. M * * war schon vorausgegangen.

Ich gieng den breiten Gang hinauf nach dem Lusthause, einem Sallon auf der Terrasse über dem westlichen Abhang der Insel, wo sich die Jugend in der Weinlese zum Tanzen versammelt. Die Sonne war schon hinter den oben finster werdenden Klippen. Ich betrachtete und genoß innig das entzückende Schauspiel der plätschernden Jaspiswellen des reitzenden Sees tief unter meinen Füßen, und des von ihnen leise bespülten jenseitigen, mit Dörfern eingefaßten Gestades. Ich wandte

mich

mich um zur linken Hand, und kam zu der Spitze, die dem alten Kloſter St. Inau an der Mündung des Zielfluſſes, mit Erlach und Landeron an jeder Seite, gegenüber liegt, wo die kleinere Inſel, die allmählig von der gröſsern verzehrt wird, — indem man die Erde von jener zum Erſatz des Schadens, den dieſe von den Wellen leidet, braucht, — mir in die Augen fiel, und mich, wie ehemals Rouſſeau, an das Schickſal aller Armen erinnerte. *) Ich wandte mich wieder um, ungewiß welchen von den vielen Standpunkten ich wählen ſollte — und beſchloſs den ganzen folgenden Tag da zu bleiben, um ſie alle zu wählen.

Es war der ſchönſte Abend. Der Himmel badete ſich in dem See, und die Höhen des Jura in den Wolken. Ich zog Rouſſeau's Träumereyen aus der Taſche, und las ſeine hinreiſsende Beſchreibung von dieſem Elyſium und von ſeiner hieſigen Lebensart, mit einer Theilnehmung, die man ſich leicht vorſtellen kann. Ich kam ſo, ohne zu wiſſen wie, wieder dem Rundel vorbey, wo er ſo munter an allen Abendvergnügungen Antheil genommen hatte, und zu einer ſo über den felſigten Rand der Inſel hervorragenden Baumwurzel, daſs man darin wie in

 einem

*) C'eſt ainſi, que la ſubſtance du foible eſt toujours employée au profit du puiſſant. *Rêveries.*

einem Armſtuhl ſenkrecht über dem See am Rande ſitzen konnte. Hier ſaß M**, vertieft in die Natur und ſich ſelbſt, entzückt und ſchwärmend. Mit der Selbſtverleugnung eines Freundes überließ er mir, ſobald er mich ſah, ſeinen Platz; — und von dem Augenblick an traue ich ihm jede freundſchaftliche Aufopferung zu. Ich ſetzte mich, und las mit dem innigſten Genuſſe Briefe aus dem geliebten Dänemark. Mein Weſen zerfloß in zarter Erinnerung und ſanfter Ahndung; ich war nicht froh — ich war nicht traurig; aber ich war unvergeßlich glücklich. Ich hatte auf meinem Spaziergang einige Blumen geſammelt, um doch einige von den Produkten dieſes Edens zu beſitzen. Es fiel mir, auf der Wurzel wo ich ſaß, ein, die Sammlung zu vermehren. Ich bückte mich, ſelbſt mit Gefahr hinab, um eine kleine grüne Pflanze, die aus dem Mooſe hervorſtach, zu pflücken und aufzuheben. Das Blatt derſelben war beſchädigt, und da ich dies merkte, warf ich ſie von mir, um eine friſchere zu nehmen; aber es gereute mich plötzlich — und ſo fein waren die Gefühle meines Herzens in dem Augenblicke, ſo nicht bloß menſchen- ſondern ſelbſt pflanzenfreundlich war meine Seele, daß ich mir dieſe Härte mit innerlichem Verdruß vorwarf. Ich fühlte, daß ſelbſt nicht die geringſte Pflanze in der Schöpfung von mir mit Hohn weggeworfen werden dürfte, — weil ſie ein wenig wurmſtichig, ein wenig krank, ein wenig ausgezehrt ſey. — Wie, wenn

man

man dich wegwerfen wollte, dachte ich, weil du krank, wurmstichig und unansehnlich wie diese Pflanze bist? Nein! — ich muste sie wieder aufsuchen, um sie gleichsam um Verzeihung zu bitten. — Wie vergnügt ward ich, da ich sie wieder fand! O! du bist mein jüngerer Bruder, dachte ich — wir haben denselben Vater. — Der ganze Unterschied besteht darin, daß du deine Bestimmung besser erfüllst! Ich war in diesem Augenblicke bloß Geschöpf; und so wie es für den Greis eine schöne Sache ist, bisweilen Jüngling, für den Jüngling, bisweilen Kind zu seyn — so war es mir angenehm Pflanze zu seyn. Ich war es wirklich und fühlte mich als ihren Bruder — ich erinnerte mich dunkel, daß ich selbst einmal Pflanze gewesen, daß ich, noch in manchen Augenblicken nichts mehr sey, — und die heilige Regel: Handle gegen andre, wie du willst, daß andere gegen dich handeln sollen! befolgte ich hier ohne Zwang, so wie sie von höhern Wesen befolgt wird. Nie habe ich so tief ihre Göttlichkeit gefühlt; meine Seele schwamm in ihrer himmlischreinen Wahrheit. Es ist der Inhalt einer Minute, den ich hier zergliedere; aber die Sekunde verwahrt bisweilen die Kraft und das Entzücken von Jahren. Ich legte indessen die kleine Pflanze an die mir liebste Stelle im Buche, an die Stelle, wo ein schwärmender Liebhaber den Brief seiner Geliebten würde hingelegt haben; — und dies Gefühl, diese Handlung war nicht gesucht oder gekünstelt; nein, keine ist

mir je natürlicher gewesen, keine leichter in meinem von der Natur geöfneten Herzen aus sich selbst gesprungen. Instinkt war es, der zurückgeträumte Instinkt der Natur; es war nicht so sehr meine Handlung als die der Natur.

Dieser Zustand dauerte nur einen Augenblick; aber dieser war einer der seligsten in meinem Leben; ich war unschuldiger in diesem Moment als ein Kind, — unschuldig wie die Pflanze, und das feine, stille, heimliche Gefühl davon war das Gefühl von dem ersten Erwachen zum Daseyn.

Wie müßtest du dich selbst hassen und verachten, rief ich aus, wenn du von diesem Augenblicke an einen Menschen hassen oder verachten könntest? Ist der geringste unter diesen nicht zehn tausendmal mehr werth, als alle Rosen und Lilien der Erde? Welcher Abstand von der herrlichsten Pflanze bis zu dem elendesten Neger; größer als der vom Staubkorne bis zu dem Sternenhimmel! — Ich will diese Pflanze verwahren, um sie anzusehen, wenn einmal ein feindseliges Gefühl gegen meinen ächten Bruder in meinem Herzen aufsteigt, — und mich schämen. — Ich verließ diese heilige Stätte, wo der Heilige der Insel ohne Zweifel oft, durch die Zweige der Steinbuchen, über den stillen See nach den blauen Felsmauern des Jura geblickt hat.

Ich stieg von der Terrasse zur rechten Seite hinab, und kam ans Ufer. Ich folgte demselben,

bis

bis ich auf Weingärten-stieß. Da ich nicht durch sie gehen mochte, und ungern zurück kehren wollte, so mußte ich mit Gefahr und vieler Beschwerlichkeit über die Steine hinhüpfen, die die Insel umgeben; und so kam ich schwitzend und abgemattet an die Stelle, wo wir gelandet hatten, und gieng wieder hinauf nach dem Hause.

Ich hatte auf der ganzen Wanderung beständig Rousseau zur Gesellschaft gehabt; er gieng indeß nicht zu meiner Seite, sondern — vor mir her. Ich war Kind genug, um seine Fußtapfen zu suchen.

Wir speisten zu Abend; das Essen und der Wein waren Produkte der Insel, und ich erinnere mich keiner leckerern Mahlzeit. Der helle, leichte Wein hatte an Geschmack und Geist viele Aehnlichkeit mit dem begeisternden Champagner; nur war er ungleich feiner und milder. M** und ich theilten einander erst jetzt unsere Genüsse mit. Wir fanden beyde, daß dieser einzige Tag alle Beschwerden unserer Reise hinlänglich belohnt habe. Da Rousseau's Bett nicht gut zwey fassen konnte, so wollte keiner von uns beyden darin schlafen. Wir wählten also die beyden nächsten Zimmer.

Nach einem späten, (denn Rousseau's verklärter Geist schwebte vor mir im Finstern bis gegen

die

die Dämmerung) aber ruhigen und süßen Schlummer erwachte ich gegen Morgen vom Gesang der Vögel, stand auf und gieng in das heilige Zimmer, um einige Inschriften zu kopieren. Es war noch nicht hell; der Tag brach mit Mühe durch das kleine Fenster hindurch; alles war stille — ich hörte nichts als meinen eigenen Athemzug. Halb im Wachen, halb im Traume, trieb ich mich in dem einsamen melankolischen Zimmer umher. Meine Fantasie war krank, mein Herz klopfte; oft kam es mir vor, als ob die Statue auf dem Ofen sich bewegte, oft, als ob die Bettgardine zur Seite geschlagen wurde. Die Luft selbst in der Stube ward immer wunderlicher und wunderlicher. Heimlich wünschte ich die Möglichkeit der Offenbarung von abgeschiedenen Seelen, und schauderte, ohne zu wissen warum, als plötzlich, während meine Gedanken in der Welt der Geister schwebten, — sich nicht weit vom Ofen ein Kopf aus dem Boden erhob. Bald wäre ich ohnmächtig geworden, nicht so sehr aus Angst als aus Entzücken; denn ich glaubte wirklich einen Augenblick, daß es J. J. Rousseau sey, der meinen stillen Wunsch erhört habe. Er kam höher und höher, und mein Erstaunen, daß ich so plötzlich gezwungen sey, Geistererscheinungen zu glauben, stieg nachher fast zum Erschrecken, als ich dessen bleiches Gesicht und ein paar Arme gewahr wurde. — „Das ist Rousseau!" rief ich ohne Stimme; denn bey solcher Gelegenheit vergißt man zu artikulieren.

Hamlet.

Was für ein Lerm? Wer ruft Hamlet? Ha, da kommen ſie angeſtochen --

Roſenkranz und Güldenſtern treten auf.

Roſenkranz.

Was habt ihr mit dem todten Körper angefangen, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Ihn dem Staub gegeben, zu dem er ein Anwandter iſt.

Roſenkranz.

Sagt uns, wo er liegt, damit wir ihn abholen und in die Capelle tragen können.

Hamlet.

Das bildet euch nicht ein --

Roſenkranz.

Was einbilden?

Hamlet.

Daß ich euer Geheimniß verſchweigen könnte und mein eignes nicht. Zudem, wenn der Fräger ein Erdſchwamm iſt, was für eine Antwort kan der Sohn eines Königs geben?

Roſenkranz.

Seht ihr mich für einen Schwamm an, Gnädiger Herr?

lieren. Die Gestalt schien bey diesem Laut zurück zu sinken; aber sie erhob sich gleich wieder in völliger Leibesgröße. Jetzt erst schauderte ich im Ernste — die einzige Thür war verschlossen. — Die Gestalt stieg wirklich aus der Erde hervor. „Es ist ein Dieb!" rief ich aus, als ich endlich gewahr wurde, daß die Diele aufgebrochen sey. Ich wollte um Hülfe rufen; aber ehe ich meine Lippen öfnen konnte, war ich aus meinem Traume heraus — „Vous m'avez extrémement effrayé, Monsieur!" sagte der Mann, indem er sich mit einem Bückling mir näherte. — „Et vous, Monsieur, vous n'êtes donc pas Jean Jaques?" — Au contraire, je croyois que vous l'etiez. — antwortete er.

Es war wirklich ein sehr besonderer Zufall, einer von den seltenen Zusammenflüssen von Zufällen, die alle Gespenstergeschichten erklären. Ich habe die ganze Begebenheit weder vergrößert noch verringert; und doch war sie im hohen Grade natürlich.

In dem Boden des kleinen Zimmers, nicht weit von dem grünen Ofen aus Ton, ist eine Fallthür, die man nicht leicht gewahr wird, wenn man es nicht voraus weiß. Desselben bediente sich Rousseau, um plözlich zu verschwinden, wenn er von Menschenschwärmen überfallen wurde. Man springt durch eine Oefnung ziemlich weit auf die oberste Stufe einer Treppe hinab, die nachher aus dem Hause führt. Es gehört nicht wenig Gewandt-

wandtheit dazu, diese Abfahrt zu wagen. Ich verſuchte ſie nachher, und fand dadurch dasjenige, was Rouſſeau von ſeiner Leichtigkeit und Gewandtheit erzählt, beſtätigt. Der Mann, der mich erſchreckt hatte, ein Greis von Rouſſeau's Größe und Anſehn, und, was mich noch mehr täuſchte, in einen Pelz gewickelt, war dieſe verborgene Treppe heraufgeſtiegen, hatte die Thür, die ohne Geräuſch aufgieng, geöfnet, — und nun begreift ſich, wie ich, der ich dieſe Einrichtung gar nicht wußte, beym Anblick eines aus dem Boden ſteigenden Kopfes ſtaunen mußte, da die Helle nicht ſtark genug war, um mir den Theil der Fallthür zu entdecken, den ſein Kopf und ſeine Schultern nicht verbargen. Er hingegen, der keinen in der Kammer erwartete, erſchrak nicht minder, und wäre bald hinab gefallen, als er mich zu ſehen bekam. Wir begriffen nun ganz unſere gegenſeitige Beſtürzung und wünſchten uns Glück, ohne unangenehme Folgen davon gekommen zu ſeyn. Indem wir uns ſo darüber beluſtigten, daß wir unſere Bekanntſchaft als Geſpenſter gemacht hätten, kroch ein Kavalier und eine Dame nach der andern herauf, und im kurzen war die ganze Stube voll von Pariſern und Pariſerinnen. Sie hatten dieſen Aufgang zu Rouſſeau's Wohnung gekannt, und ihn vorgezogen — parce qu' elle leur avoit paru la plus romantique. Sie erſtaunten alle nicht wenig, wie ſie hier einen Menſchen im Morgenanzug mit Pantoffeln fanden. Die vorgefallene Begebenheit

heit machte besonders die ganze Gesellschaft sehr aufgeräumt. Die Damen waren sehr munter und angenehm. Man las und recensierte die Inschriften; man sprach von der Revoluzion, von ihm, der von allen am meisten den Grund dazu gelegt. Auch waren sie um seinen Nahmen anzubeten hieher gekommen. Die Damen bemerkten, daß in dem ganzen Zimmer kein Spiegel sey, und waren traurig, daß der arme Rousseau nicht feinere Betttücher gehabt hätte.

Nachher giengen wir alle in den Garten hinunter, und fanden drey niedliche Mädchen, die Kegel schoben. Wir fiengen an mit ihnen zu spielen. Das älteste von diesen Mädchen war zu Rousseaus Zeit nur vier Jahre alt, erinnerte sich aber recht gut, daß es mit ihm gespielt habe. Ich hatte ihr schon gestern den ersten Theil von l'esprit de Montagne geliehen. Sie erzählte mir, daß er sie sehr unterhalte, und bat mich, ihn bis an den Abend behalten zu dürfen. Mir ward besonders zu Muthe, ein Bauermädchen zu finden, welches die Lektüre des Montagne unterhielt.

Ich brachte den ganzen Tag mit dem Umherwandeln auf diesem Timan zu, das in dem Umfang von einer halben Meile nicht bloß das Auge mit allen möglichen Abwechselungen von Landschaften und

Aus-

Aussichten befriedigt, sondern aus seinem eigenen fruchtbaren Schoße eine Welt en migniature, und jedes zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens erfoderliche hervorbringt. Romantische Haine von allerley Bäumen, selbst von Kastanien, die das milde Klima beweisen; die niedlichsten Weinberge, Blumenwiesen, steile Anhöhen, Buschwerke, Alleen, kleine Lauben, wechseln in einem beständigen Labyrinth von Bezauberungen mit einander ab.

Wie ruhig war mein Herz, wie ganz vergessen jede Sorge! Welche Meeresstille in meiner Seele, als wenn alle Stürme der Leidenschaften sich auf immer gelegt hätten! Wie frisch fühlte ich mich nach der Erquickung dieses milden Tages! Warum können doch nicht alle verwundete Herzen hier den Balsam finden, der mich heilte! O! möchten doch alle in die Märtyrerfreuden der Liebe eingeweihete, mit den Qualen der Liebe vertraute Leidende wenigstens Einen Tag diesen Zufluchtsort finden, und in der Umarmung der zärtlichsten Mutter die Wunden verträumen, die die Kraft des Jünglings so leicht verzehren und den Samen zu mannhaften Thaten erdrücken! In dem ruhigen See, der dieses Paradies umfließt, würden sie alle ihre Sorgen ertränken. — Die finstern Schwermuthswolken, die ihre Seelen einhüllen, würden vor den Strahlen der Abendsonne fliehen, und sie würden so

wie

wie ich diese Insel voll inniger Verachtung der Verzweifelung verlassen!

Mit zarter und stiller Wehmuth verließ ich diese meine schönste Herberge; aber der Geist dessen, der sie einst bewohnte, folgte mir. Dieser Geist ist nicht auf der Petersinsel eingeschlossen; — neulich (1789) stürmte er mächtig vor den erwachenden Helden Galliens einher — dort athmet er mild von den Lippen einer säugenden Mutter — überall hört man stärker oder schwächer das harmonische Rauschen seiner Flügel.

III.

Probe einer Uebersetzung der Lusiaden,

aus dem Portugiesischen des Luis de Camoëns.

I.

Die Krieg' und Helden, die bekrönt mit Ehre
Des Lusus Westgestad' im schwachen Kahne
Verließen, und auf nie beschifftem Ozeane

Sich ferner wageten als Trapobane,
Groß in Gefahren und im Kampf der Heere,
Und kühn wie Götter auf dem wilden Meere,
Die neue Staaten ſchufen, ihrem Lande
Zum hohen Ruhm, am fernen Meeresſtrande;

2.

Und jene Fürſten, Stützen unſrer Krone,
Die, wie ihr Reich, des Glaubens Jünger mehrten,
Und unter Afrika's und Aſiens Zone
Der Heiden Tempel und ihr Reich zerſtörten,
Und jene, die Unſterblichkeit zum Lohne
Für ihre Thaten und mit Recht begehrten, —
Sing' ich der Welt, ſo weit die Lüfte dringen;
O ließ die Muſe mir dies Lied gelingen!

3.

Still von dem ſchlauen Führer Griechſcher Schaaren,
Und des Trojaners Fahrt und blutgen Kriegen!
Vergeſſen Filipps Sohn mit Schlachten und Gefahren,
Und auch Trajan mit allen ſeinen Siegen!
Ich ſinge Luſus Sohn, vor dem ſich alle ſchmiegen,
Dem Mars und ſelbſt Neptun gehorſam waren.
Still und vergeſſen ſey, was alte Barden loben!
Denn größrer Helden Lob wird höher hier erhoben.

4. Dar-

1. Trapobane, die Inſel Ceylon.
3. Der ſchlaue Führer — Ulyſſes.
— Der Trojaner — Aeneas.

4.

Darum, des Tejo Nymfen, meine Lieben,
Die ihr mich jetzt beseelt, mich höher zu erschwingen,
Wenn je im sanften Lied ich eure nimmertrüben
Gewässer sang, von süßer Lust getrieben:
Verleiht mir jetzt, daß sich mit Adlersschwingen
Mein kühner Geist erheb' um feuriger zu singen,
Damit Apollon ihnen, Euch zur Ehre,
So hohen Ruhm als seinem Quell gewähre!

5.

Verleiht mir der Begeistrung hohe Töne,
Und nicht das schwache Rohr, die rauhe Flöte;
Nein, gebet mir des Kriegs lautschmetternde Trompete,
Die hoch mit Thatengier den Busen dehne!
Verleiht, daß mein Gesang den Thaten eurer Söhne
Entspreche, deren Ruhm der Kriegsgott so erhöhte:
Damit ihr Preis sich durch die Welt verbreite,
Wenn ihn zu singen nicht zu schwach die Saite.

6.

Und Du, zum Retter deines Volks geboren,
Der alten Freyheit Hort und Sicherheit;
Du, für die kleine schwache Christenheit

6. Du — Anrede an den jungen König Sebastian, unter dessen Minderjährigkeit Camoens sein Gedicht vollendete.

Zum Schild und Mehrer ſchon von Ewigkeit erkoren,
Du neues Schrecken des feindſeel'gen Mohren,
Fatales Wunder unſrer Zeit,
Der Welt von Gott verliehn, der alles lenket,
Damit ihm werd' ein Theil der Welt von Dir geſchenket;

7.

Du, mächtigſter der Fürſten! deß Gebiet
Zuerſt die Sonn' erblickt, wenn ſie dem Meer entſteiget,
Es ſieht am Mittag, wenn ſie durch die Himmel flieht,
Und wenn ſie ſich zum Wellenbade neiget!
Du, der — wir hoffen es — ins Joch einſt beuget
Den frechen Ismael, und ihn mit Krieg bezieht;
Deß Schwert dem Ottoman gezückt entgegen blinket,
Der noch das Naß des heilgen Stromes trinket;

8. Laß

Ein mehreres von dieſem unglücklichen Könige, von Nuno, Albuquerque und den andern in St. 11. und folgenden genannten Portugieſiſchen Helden kann man nachleſen in Bertuchs Magazin der Spaniſchen und Portug. Litteratur. B. 2. S. 326 — 404.

6. Fatal, vom Schickſal beſtimmt. Ramnler und mehrere gute Dichter gebrauchen es in dieſem Sinn.

6. — — Der Welt — — Das Original iſt noch geſpitzter:

Dado ao mundo por Deos, que todo mande
Parado mundo a Deos dar parte grande,

8.

Laß deine Majestät auf mich herab sich neigen,
Wovon so jung du trägst den hohen Stempel,
Wovon so früh sich solche Proben zeigen,
Als trätest du als Mann schon in des Nachruhms Tempel.
Laß deine Fürstenhuld auf mich hernieder steigen,
Den Sohn des Staubs, und schau ein neu Exempel
Von Liebe für dein Land, für Thaten ächter Treue,
Die in melod'schen Versen ich erneue.

9.

Sieh Vaterlandesliebe, nicht beseelet
Von niedrer Ehrsucht, nein, von hohem ew'gen Lohne;
Denn niedrer Lohn ists nicht, wenn alle Welt erzählet,
Daß Liebe — dich, mein Land, zu preisen — mich bewohne.
Sieh jene Namen hier zum Ruhm erwählet,
Die glücklich sind als Sklaven deiner Krone;
Dann sage, könnt' es seyn, was würdest du erwählen,
Des Erdballs Herrschaft oder solcher Seelen?

10.

Horch auf! Hier lobt die Muse nicht die Deinen
Mit Wunderthaten wilder Fantasey,
Wie sie voll Lug im fremden Lied erscheinen,
Voll Uebertreibung, nie der Wahrheit treu.
Sieh hier im höhern Glanz der Deinen Thaten scheinen,

Unendlich ſchöner als der Märchen Träumerey
Von Rodomont, Ruggier und den Geſchichten
Orlando's, wär' auch wahr, was Fabeln von ihm dichten.

11.

Statt dieſer zeig' ich Nuno Dir, den Schild
Des Reichs und ſeines großen Königs Freude;
Den Egas, einen Juan, deſſen Bild
Zu mahlen ich allein Homeros Leyer neide.
Anſtatt zwölf Pairs ſieh hier zu Deiner Augenweide
Zwölf andre, deren Ruhm die Welt erfüllt;
Sieh hier den Sohn des Ruhms, den kühnen Gama,
Den lauter als Aeneas preiſt die Fama.

12.

Behagt Dir Cäſar nicht und Karl der Franze,
Und heiſcheſt du wie ſie die Führer deiner Heere:
Sieh der Afonſo erſten, deſſen Lanze
Verdunkelt jeden Ruhm und fremde Ehre;
Und jenen, der ſein Leben in die Schanze
Für ſeine Reiche ſchlug, beſiegend Land und Meere;
Hier ſtrahlet Dom Juan, der alle beſiegte Ritter,
Und der Alfonſe vierter, fünfter, dritter.

13. Auch

12. Afonſo — wörtlich nach dem Original:
O quarto e quinto Afonſo, e o terceiro.

Hamlet.

Ja Herr, für einen Schwamm, der des Königs Blike, Winke und Mienen auffangt; aber ſolche Diener thun einem König den beſten Dienſt erſt am Ende; wenn er deſſen bedarf, was ihr eingeſchlukt habt, ſo drukt er euch aus, und ihr werdet wieder der trokne löchrichte Schwamm, der ihr vorher waret.

Roſenkranz.

Ich weiß nicht was ihr damit ſagen wollt, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Das iſt mir lieb; eine ſpizige Rede ſchläft in einem närriſchen Ohr.

Roſenkranz.

Gnädiger Herr, ihr müßt uns ſagen, wo der Leichnam iſt, und mit uns zum Könige gehen.

Hamlet.

Der Leichnam iſt ſchon beym Könige, aber der König nicht bey dem Leichnam. Der König iſt ein Ding --

Güldenſtern.

Ein Ding, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Von -- Nichts: führt mich zu ihm; Verſtek dich Fuchs, und alle hinten drein.

[Sie gehen ab.]

Dritte

13.

Auch die vergißt die Muſe nicht zu loben,
Die dort, wo Indus Ström' ins Meer ſich gießen,
Durch Schlachten und durch Kriege ſich erhoben,
Und Dein Panier nie ohne Palme ließen;
Pacheko, und vor dem die Feinde ſtoben,
Almeidas, denen noch des Tejo Thränen fließen;
Den furchtbarn Albukerk und Kaſtro, nebſt den andern,
Die in des Nachruhms Strahlentempel wandern.

14.

Indeß ich dieſe ſing', und Deine Thaten,
Erhabner König, nicht zu ſingen unterfange,
Ergreif Du ſelbſt die Zügel deiner Staaten;
Dann fehlt es nicht an Stoff zum niegehörten Sange.
Denn ſieh, es fühlen ſchon die Wunderthaten,
(Schon wird davor dem ganzen Erdkreis bange)
Und ſchweren Waffen Deiner tapfern Heere
Die Länder Afrika's und Indus Meere.

15.

Das Aug' auf Dich gewandt, von kaltem Schrecken ſtarr,
Ahndt ſein Verderben ſchon in Dir der Mohr voll Grauen,
Bey Deinem Anblick beugt der heidniſche Barbar
Den Sklavennacken ſchon dem Joche dar;
Für Dich bereitet Thetis ihre blauen

Gewäſſer, um ſie Dir als Herrſcher zu vertrauen;
Entzücket ob der Huld und Schönt Deiner Wangen,
Wünſcht ſie als Schwiegerſohn Dich zu empfangen.

16.

Auf Dich ſehn nieder von des Himmels Thronen
Der beiden Väter ruhmbekränzte Seelen,
Wo goldner Fried' und Wonne ſie belohnen,
Indeß die Völker hier ihr Lob erzählen;
Dich wollen ſie, um bey den Nazionen
Im Glanz der Thaten aufzuleben, wählen;
Und dort bereiten ſie fürs Ende Deiner Zeiten
Den Sitz im Tempel hoher Ewigkeiten.

17.

Allein indeß die Stunden träge gehen,
Bis Du der Völker Herr, die ſehnlich es verlangen;
Begünſtige dies neue Unterfangen,
Daß dieſe Verſe ſtolz mit deinem Namen prangen,
Und ſieh, wie auf geſalzner Fluth ſich blähen
Die Segel Deiner Helden, da ſie ſehen,
Daß Du ſie ſiehſt auf dem ergrimmten Meere;
Und früh gewohn's, daß man als Schutzgott dich verehre!

18. Schon

16. Beide Väter — Johann III. und Kaiſer Karl V.
17. Da ſie ſehen — — das Original iſt nicht erhabner:
— — — — — por que vejam,
Que ſam viſtos de Vés no mar irado.

18.

Schon schifften sie im weiten Ozean,
Und theilten kühn die immerregen Wogen;
Von günstiger Lüfte Wehn geschwellt durchflogen
Die vollen Segel schon der Wellen blaue Bahn;
Von weißem Schaume war das Meer umzogen,
Das silbern an die Vordertheil hinan
Sich goß, da sie Neptunus heilge Fluten
Durchpflügten, wo sonst Protheus Heerden ruhten;

19.

Als sich die Seeligen im Götterstaat
Auf des Olympus Höhn, wo sie der Menschen walten,
Versammelten im stralenden Senat,
Ob Indus künftges Schicksal Rath zu halten.
Auf der krystallnen Flur vereinigt wallten
Sie durch den Sternenpfad zum hohen Rath,
Geladen auf Befehl deß, der im Himmel blitzet,
Von Atlas Enkel, der die Feste stützet.

20.

Entschwebt den Thronen ihrer sieben Himmel,
Deß Herrschaft sie der höchsten Macht verdanken,
Der höchsten Macht, die einzig mit Gedanken

18. Atlas Enkel, Merkur, ein Sohn der Maja. Atlas stützet, oder, nach Homers Ausdruck Od. I. 52., hebt die Säulen auf, welche die Erde und den Himmel sondern.

Die Erd' und Himmel lenkt und ſtillt des Meers Getümmel,
Erſchien im Winke hier der Götter bunt Gewimmel;
Es kamen, die des Nordpols fernſte Schranken
Bewohnen und des Süds, und wo zuerſt Aurora
Erglänzt, und Sol beſucht des Abends Thore.

21.

Erhaben ſaß hier der, von dem die Götter ſproſſen,
Vulkanens Donnerkeil' in ſeiner Rechten,
Auf einen Strahlenthron von Sternen hingegoſſen,
Die hohe Stirn von Ernſt umwölket wie von Nächten;
Von Götterdüften war ſein Angeſicht umfloſſen,
Die zu entmenſchlichen, was ſterblich iſt, vermöchten;
Und ſchöner Kron' und Stab, als wie ſie Dichter mahlen,
Von Steinen, die Demanten überſtrahlen.

22.

Auf goldnen Stühlen, die wie Sterne blitzen,
Mit Perlen eingelegt und mit Rubin,
Sah man am Thron die andern Götter ſitzen,
Dem Range nach, den ihnen Zeus verliehn;

Die

21. Entmenſchlichen — Das Original hat:
Que divino tornára hum corpo humano.
Vielleicht könnte man es beſſer ſo überſetzen:
„Die zu vergöttern, was hier ſterblich iſt, vermöchten."

Die Alten oben an, des Thrones Stützen,
Und unten, denen jüngre Jahre blühn.
Und nun begann der hohe Gott der Götter
Mit ernstem furchtbar'm Ton, als rollten tausend Wetter:

23.

Ihr ewigen Bewohner dieses lichten
Gestirnten Pols und dieser Strahlenhallen,
Wenn euch die Tapferkeit und künftigen Geschichten
Der tapfern Lusiaden nicht entfallen:
Dann ist es wahrlich keinem von euch allen
Verhohlen, wie die strengen Parzen richten,
Daß Lusus Kinder einst die Völker, die so funkeln,
Die Perser, Griechen, Römer selbst verdunkeln.

24.

Schon ward, (ihr sahet es) was Lusus Sproß verhießen,
Erfüllt, daß sie mit schwacher kleiner Macht
Dem krieggeübten Maur das ganze Land entrissen,
Wodurch des Tejo Silberwellen fließen;
Und gegen Spanien hat in mancher harten Schlacht
Des Himmels Vaterhuld sie stets bewacht,
Daß sie mit Ruhm am Ende aller Kriege
Sich schmückten mit den Palmen ihrer Siege.

25.

Gedenken, Götter, will ich nicht der Ehre,
Die Lusus Volk an Rheas Stamm errang,
Als sie mit Viriath der Römer Schild' und Speere
Zerstreuten, und ihr Ruf durch alle Welt erklang;
Gedenken nicht, wie hoch ihr Name sich erschwang,
Als sie zum Führer ihrer tapfern Heere
Den Fremdling wählten, der ersann, daß eine Hinde
Den Rath der seelgen Götter ihm verkünde.

26.

Auch jetzt seht ihr, wie sie auf leichten Nachen
Ins zweifelhafte Meer hinaus sich wagen,
Auf nie besuchtem Pfad der wilden Stürme lachen,
Und höhre Ziele nun der Edlen Muth ansachen.
Schon sahn die Zonen sie, wo längre Sonnen tagen,
Und die nur kurze Frist besuchet Föbus Wagen;
Itzt aber treibt sie gar ihr fester Sinn die Stätte
Zu sehen, wo des jungen Tages Bette.

27. Ver-

25. Rheas Stamm, die Römer. Der Fremdling, Sertorius, hatte, wie es heißt, eine weiße zahme Hirschkuh, wovon er vorgab, sie sey ein Geschenk Diana's, die ihm dadurch den Rath der Götter verkünde, und befehle, was er vornehmen solle.

27.

Verheißen ward es von den ewgen Kären,
(Und unerſchüttert wird ihr hoher Schluß beſtehn)
Jahrhunderte würd' ihre Herrſchaft währen
Auf jenen Fluten, die zuerſt Auroren ſehn.
Ein ganzer Winter jagt ſie ſchon auf wüſten Meeren,
Wo ſie vor Elend und vor Noth vergehn.
Wohlan! vergönnen wir des Lufus Söhnen
Das neue Land zu ſchaun, das ſie ſo lang' erſehnen!

28.

Und weil ſie, wie ihr ſeht, ſo ſchreckende Gefahren
Auf ihrer trüben Fahrt erlitten,
So viele Zonen und der Himmel viel erfahren,
So grimmer Stürme Wuth beſtritten:
So ſollen — ich gebiet's — der Afrikaner Schaaren
An dieſen Ufern ſie mit Freundſchaft überſchütten.
Dann ſoll die müde Flott', an dieſen Küſten
Mit allem wohl verſorgt, zur langen Fahrt ſich rüſten.

29.

So ſprach der, dem das Loos des Himmels Thron ver-
ſchieden,
Nach ihrer Reih' antworteten die Götter,

In

27. Kären, die Parzen.

In ihren Meynungen verschieden;
Mit Gründen stritte der, und jener lacht' als Spötter.
Nur Vater Bacchus war sehr unzufrieden
Mit dem Entschluß des Schleuderers der Wetter:
Er wußte, daß sein Ruhm im Oriente
Von Lusus Volk verdunkelt werden könnte.

30.

Er kennt des Schicksals Spruch: Von Spaniens Gestaden
Wird sich durchs hohe Meer zu segeln unterwinden
Ein tapfres Volk, und siegreich überwinden
Des Indus Länder all, die Doris Fluten baden;
Und gegen diese Schaar, mit Ehr' und Sieg beladen,
Wird jedes andre Lob, selbst Bacchus Preis, verschwinden.
Ihn schmerzt es, von des Ruhmes Höhn zu fallen,
Wovon zu Nyssa noch die Hymnen schallen.

31.

29. — — als Spötter. Mit diesem Verse bin ich nicht zufrieden. Der leidige Reim, der die Jugend immer mit der Tugend, und die liebe Sonne mit der Wonne, und zur Abwechselung mit der Tonne vermählt, hat auch hier mit Hülfe der Götter im 2ten Verse den Spötter herbeygeführt, wovon das Original keine Sylbe sagt. Indeß muß ich aufrichtig bekennen, daß ich die Stanze nicht in bessere Reime zwingen kann. Wer mir in dieser Noth mit Rath und That beystieht: magnus mihi erit Apollo, und er kann darauf rechnen, daß ich ihm in ähnlichen Fällen mit Hand- und Spann-Dienste zu Befehl stehe — wenn ers verlangt.

30. Doris, eine Meernymfe, Tochter des Ozeanus und der Tethys.

31.

Den Inder ſieht er ſchon ins Joch geſunken,
Und ſie, vom Zufall nicht noch vom Geſchick bezwungen,
Als Sieger Indiens in aller Völker Zungen
Gelobt von allen, die Parnaſſus Quelle trunken.
Er ſiehet ſeinen Ruhm, der alle Welt durchdrungen,
Voll Furcht im Geiſte ſchon in jenen Strom verſunken,
Der Ehr' und Lob verſchlingt, wenn dieſe Tiefen
Die kühnen Luſiaden einſt beſchiffen.

32.

Dem Gotte widerſetzte ſich Cythere
Voll Liebe für das Volk der Luſitanen;
Denn ſie erblickt in ihm die Tugenden der Ahnen

Des

30. Nyſſa, eine Stadt in Indien, die Bacchus auf ſeinem Zuge in dies Land ſoll erbauet haben. D'Anville und mehrere Geografen ſetzen ſie in die Gegend von Nagara, dem jetzigen Nagar.

31. Luſiaden — dieſen Namen giebt Camoens häufig den Portugieſen, die er bald Gente Luzitana, Gente de Luſo, bald os Luſiadas, die Luſiaden, nennt, weil ſie der Sage nach vom Luſus oder Lyſus, einem Begleiter des Bacchus, abſtammen. Fehlerhaft iſt daher die gewöhnliche Benennung dieſes Gedichts: „Luſiade.“ Es muß die Luſiaden heißen, ſo wie man ſagt: „die Argonauten des Orfeus“ und nicht die Argonaute; ſonſt muß man den Hudibras, die Hudibrade, und den Noah, die Noahde mit gleichem Rechte nennen. Luſiadiade, oder Luſiadeade, ſo übelklingend der Name auch iſt, wäre immer noch richtiger als Luſiade.

Des ihr so theuren Volks, den Durst nach Ehre,
Die Tapferkeit und Siege seiner Heere,
Wovon noch zeugt das Land der Tingitanen;
Und in der Sprache selbst, verderbt nur und unreiner,
Däucht ihr, sie höre noch die Töne der Lateiner.

33.

Dies all bewog die reizende Dione,
Und mehr als dies der klare Spruch der Kären,
Es würd' ihr Preis durchfliegen jede Zone,
Und mit dem Preis des tapfern Volks sich mehren.
Voll Angst daher ihr würde Schmach zum Lohne,
Und Bacchus bang, dies Volk würd seinen Ruhm zerstöhren,
Ergrimmte beider Zwist, und ward noch mehr erhitzet;
Denn jeder ward von Freunden unterstützet.

34.

Wie Auster oder Boreas erbittert
Des wüsten Forsies dicke Nacht
Durchsauset, und den finstern Wald zersplittert,
Und stürmet wie der Donner einer Schlacht;
Laut brüllt das Echo, das Gebirg erzittert,
Die Aeste brausen und der bange Bergwald kracht:
So wild und wilder tobte das Getümmel
Der hohen Götter in dem seel'gen Himmel.

C. W. Ahlwardt.

IV.

32. Tingitana, Mauretanien, die jetzige Barbarey.

Dritte Scene.

Der König tritt auf.

König.

Ich habe Befehl gegeben, ihn zu mir führen, und den Leichnam aufſuchen zu laſſen; wie gefährlich es iſt, dieſen Menſchen ſo frey herumgehen zu laſſen! Und doch dörfen wir ihn nicht nach der Strenge des Geſezes behandeln; der Pöbel, der ſeine Neigungen nicht nach ſeiner Vernunft, ſondern nach ſeinen Augen abmißt; der Pöbel, der ihn liebt, würde in ſeiner Beſtraffung, nicht ihr Verhältniß gegen ſein Verbrechen, ſondern nur die Härte der Straffe ſehen. Glüklicher Weiſe fügt es ſich, daß dieſer Vorfall zu ſeiner plözlichen Verſchikung einen Vorwand giebt. Gegen verzweifelt gewordene Schäden muß man verzweifelte Mittel gebrauchen oder gar keine.

Roſenkranz tritt auf.

Was giebts? Was iſt vorgefallen?

Roſenkranz.

Gnädigſter Herr, wir können nicht von ihm heraus bringen, wo der Leichnam hingekommen iſt.

König.

Wo iſt dann er?

IV.

Verſuch
über
die hiſtoriſche Kunſt.

Zweyte Epiſtel.

Inhalt.

Mängel der mönchiſchen Geſchichtſchreiber. — Unſere Verbindlichkeiten gegen die beſten derſelben. — Kontraſt zwiſchen zwey der fabelhafteſten und zwey der vernünftigſten — Nachſicht, die den Schriftſtellern der finſtern Zeitalter gebührt — Araber — Abulfeda — Bohaddin — langſamer Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes — Ritterzeit — Froiſſart. Wiederauflebung der alten Gelehrſamkeit unter Leo X. — Geſchichtſchreiber in Italien, Machiavelli, Guicciardini, Davila, Paolo Sarpi — in Portugall Oſorius — in Spanien Mariana — in Holland Grotius — in Frankreich Thuanus — Lob der Toleranz — Voltaire — Anrede an England — Clarendon — Burnet — Hume — Lyttelton — Urſache, warum kein lebender Geſchichtſchreiber beſchrieben wird.

Wie gierige Foſſilienſammler mit
Erhitztem Eifer nach dem flachen Rande
Des kieſelvollen Ufers ſchaun, und hoffen,
Daß eine ſeltne Muſchel oder auch
Konchilie ihr mühſam langes Suchen
Belohnen wird mit dem Vergnügen, die
Verſtreuten Edelſteine der Natur
In zierlichſchöner Ordnung anzulegen:
So, Gibbon, dringt der Geiſt mit Mühe durch
Der dummen Kronik klöſterliche Schatten,
Von jener öden Küſte neue Perlen
Der Kenntniß, hie und da verſtreuet, mit
Gelehrter Sorge aufzulesen; hört
Geduldig zu, indeß die Kloſterdummheit
Erzählt Legenden ihrer düſtern Zellen,
Und in barbariſcher Sprache ſeltſam miſcht
Die ekle Lüge mit der nichtigen Wahrheit:
Wie (jedes Teufels Liſt und Macht beſiegt)
Biſchöfe Leben geben den Erſtorbnen,
Den Stummen Sprache; wie aus heiliger Furcht
Die Könige den keuſchen Reizungen
Des Ehebetts entſagen; Nonnen, die
Aus einer heiligen Quelle ſich berauſcht,
Begeiſtert zu des Himmels Freuden ſich
Erheben; ſchlaue Prieſter ihrem Herrn
Im Tode ſchmeicheln, und, die Seelenruh
Ihm zu gewähren, ſeinen Reichthum nehmen;

Indeß

Indeß er ſie, in ſeinem frommen Willen,
Beſchenkt mit jenen auserleſenen Gaben,
Der Wieſe und der Mühle *), melden ſie
In Kroniken die Rettung ſeiner Seele,
Und geben Tugend ihm zum Lohn für Reichthum.
So ſinkt, erniedriget von Heuchlern, die
Geſchichte, in der rauhen Kloſtertracht,
Herab, und wird zu Mährchen und Legenden;
Wann ihre ſchwachen Söhne die verderbte
Und giftige Luft der Kloſterzellen trinken.

Jedoch der Stolz verachte blindlings nicht
Jedweden frühen Autor dieſer Art!
Nein! laß die Muſe, Freundin jedem, der
An Ruhm und Ehre Anſpruch machen kann,
Gerecht ſeyn gegen das geduldige
Und ſtreng herabgewürdigte Verdienſt,
Und malen des beſcheidnen Mönches Werth!

Ihr reinern Seelen, die mit eigner Kraft
Die blinde Dummheit in dem wilden Lauf
Gehemmt, im dunklen, wüſten Felde der
Geſchichte euren ſchlichten Pfad ſtandhaft
Verfolgt; beglückt ſey eure Arbeit, und
Geſegnet eure Tugenden! Wiewohl

*) Das gewöhnliche Vermächtniß der alten Baronen an ihre mönchiſche Klienten.

Bezahlt mit Schmach, und unterdrücke von
Verhöhnung, lißet ihr die Lampe der
Gelehrſamkeit nicht ganz verlöſchen, ſondern
Errettetet das ſchwache Licht mit Mühe,
Im wilden Sturm und Aufruhr jener Zeit,
Als Aberglaube jedes Laſter nährte;
Als Prieſter, was ſie ſprachen, ſtammelten,
Und, was ſie ſangen, nicht zu leſen wußten;
Als Edelleute ihre wilde Freude
In unbarmherzigem Raub und Blutgier fanden;
Monarchen ihre mächtige Namen ſelbſt
Zu ſchreiben nicht verſtanden. Welche Stärke
Des Geiſtes, der, geprüft durch ſolche Uebel,
Unangeſteckt von der Zeiten Krankheit,
Vermocht zu ſchreiben! Frey von Thorheit und
Betruge, ſich zur ſchlichten Wahrheit und
Zum reinen Sinn erheben konnte! Solche
Gemüther ſtrahlten in der dunkeln Nacht
Der niedern Zeiten blinder Barbarey.

Wenn Erzbiſchof Turpin, im wilden Flug
Der Fantaſie, von Rieſenthaten ſprach,
Die Kaiſer Karl vollbracht; von Lanzen, die
Den Bäumen gleich mit Laub und Blüthen ſich
Geſchmückt; von Rolands Zauberſchwerte, und
Dem elfenbeinern Horne, deſſen Schall,
Auf eines Engels Flügel fortgetragen,

Zu seinem fernen Könige gelangte:
So hat hingegen, voll Bescheidenheit,
Mit dankbarer Bemühung, Eginhart,
In reinern Farben, mit der Miene der
Natur, in seinem hellen Denkmal, deutlich
Und richtiger ein Konterfey gezeichnet
Von diesem mächtigen Herrscher, welcher, seine
Gewaltige Lanze gegen Heiden schleudernd,
Das Schrecken einer Welt voll Barbarey
Erschien. Noch schüttet er auf seinen Herrn
Die Priestergaben einer Wundermacht,
So die Natur versagt; voll Dankbarkeit,
Mit lautrer Wahrheit malet er korrekt
Den Gönner seiner Jugend, dessen Geist
Unwissend, aber thätig, stark und gut;
Der, ob er gleich Gelehrte gern belohnte,
Die Kunst zu schreiben nicht einmal verstand.

Erfüllte Geofrey sein buntscheckig Blatt
Mit Merlins Zaubereyen und mit Uthers
Verliebter Raserey, mit Fabeln von
Dem magischen Gefilde aufgelesen,
Mit Riesen, Drachen und mit Alp und Teufel:
So war, o weiser Mönch von Malmsbury!
Dafür des Lebens großes Schauspiel und
Der Menschen Thaten deiner Feder Vorwurf.
Du rühmest nicht vergebens, doch bescheiden,

Dich deiner Leidenschaft für reines Lob.
Dem war der Ruhm, die Werke deiner Väter
Mit strenger Arbeit von den Flecken der
Erdichtung zu befreyen, deine kühnen
Entwürfe von dem innerlichen Streit,
Mit Augen auf das öffentliche Leben
Gerichtet, anzulegen, und zu preisen
Die reichen Geistesgaben deines Glo'sters
Mit warmer und verfeinter Liebe. Dies
Dein Lob entschädige des Mönches Feder
Für blinden Tadel niedriger Verachtung!

In deinen Werken scheint die Wahrheit zwar
Zu herrschen; aber heimlich lauert drin
Das Wunderbare. Doch kein Tadel darf
Auf deinen Namen fallen wegen Fehler,
Die aus dem Geiste deiner Zeit entsprangen.
O Schande der Kritik, die höhnisch stolz
Verschmäht Schriftsteller, in den dunkeln Zeiten
Geboren, die, unregelmäßig glänzend,
Ermangeln jener gleichen Kenntniß, und
Des steten Lichts, das die Gelehrsamkeit
In ihrem Mittag reich verschwendet hat!

Wo kriegerische Stämme ein Despot
Beherrscht, und bürgerliche Freyheit ist
Ein unbekanntes Gut, da werden Künste

Zufällig nur, beym unterlaßnen Streit,
Ins kurze Leben aufgerufen; nur
Des Fürſten Gunſt gewährt den Lebensſtrahl,
Und Wiſſenſchaft ſcheint ein Inſekt des Tags.
Bemerk die wilden Söhne mancher Horde,
Arabia's fruchtreichen Wildniſſen
Entſtrömt! Betrachte ſie, wie ſie durchirren
Die unterwürfige Erde, bald erſticken
Die Wiſſenſchaft, und bald ſie blühen machen!
In Syriens Hahmah, ſiehe, herrſcht ein Prinz,
Der mit getreuer Hand die Feder der
Geſchichte führt! O Abulfeda! deine
Verdienſte heiſchen mehr als Einen Kranz
Des litterariſchen Ruhms! Die Länder, die
Du ſchilderteſt, verkünden deine Gaben;
Du mehrſt die Zahl der morgenländiſchen Dichter.
Zu Boden trat in andern Ländern *) ein
Arabiſcher Tyrann die ſchöne Kunſt,
Die mit brutalem Abſcheu er verwarf;
Beſudelte ſein Schwert mit deſſen Blut,
Der die Annalen ſeines Reiches wagte
Zu ſchreiben. Doch, wo dieſe wilde That
Geſchah, da erndtete die Wiſſenſchaft
Arabiens auch ihren reichſten Lohn;
Da ſtieg, in Stunden glücklichern Geſchicks,

*) Spanien.

Zur hohen Schule Korduba empor,
Durch Wissenschaft und durch Galanterie
Bekannt, der Künste Zuflucht und der Thron
Der Tapferkeit. Ihr Thürme, Mondbekrönt,
Der Raub der Zeit! ihr schimmerreichen Scenen,
Die von Arabischen Liedern wiederhallten;
Eh die Vergessenheit den Vorhang wirft
Auf eurer morschen Mauern matten Glanz,
Erforsche einer, mit gerechter Hand,
Den Reichthum, der bey euch verborgen liegt;
Er gebe euren Helden, die der Ruhm
Der Wissenschaften schmückt, den Lorbeer wieder;
Er wecke eure Pracht von neuem auf,
Und mahle lebend eure Herrlichkeit.
Der kühne Saracene, zwar beraubt
Der Freyheit Strahlen, glühte von der edlen
Begier nach Preis; mit eines Griechen Feuer
Nach Ruhme strebend, schüttelte er von
Der Arbeit Baume jene goldne Frucht.

Vor allen Helden von Moslems Geschlecht,
Siegreicher Saladin! war es dein Loos,
Bey jeder Scene deines blutigen Kampfes,
Zu haben einen Herold, der die Thaten
Von deinem glanzerfüllten Leben pries.
Mit jenem edlen Eifer, den die Söhne
Der niedern Schmeicheley nicht fühlen, zeichnet

Bohaddin, warm und mit hiſtoriſcher Kunſt,
Dein ſanftes Herz und deinen kühnen Geiſt.
Wiewohl in ſeinem Konterfey die Tinten
Der Wahrheit ſich mit denen miſchen, die
Die Freundſchaft leiht: ſo ſtellet doch das Bild,
Nach keinem ſchmeichleriſchen Plan vollendet,
Den Held und Menſchen unſern Augen dar.
Betrübniß redet, fern von niedrer Abſicht;
Im Autor lieben wir den Diener, der
Voll Zärtlichkeit und überwältiget
Vom Thränenſtrohm, vor ſeiner letzten Pflicht
Für einen theuren Herrn zurücke bebt.
Jedoch, wiewohl gerührt von männlicher
Empfindſamkeit und Traurigkeit, ſein Herz
Die milde Tugend ſeines Helden theilt,
Verräth ſein Blatt den Frömmling Morgenlandes,
Verwünſchungen bezeichnen ihn als Prieſter.
In ſeinen mannichfachen Gängen fühlt
Das menſchliche Gemüth das erſte Streben
Von ſeinen Kräften eingeſchränket, und
Im Felde, wo die Lorbeern der Geſchichte
Aufwachſen, windet es den trägen Gang
Mit zögernden, langſamen Tritten fort.
Wie eine Frucht, zu deren Süßigkeit
Es ſteter Hülfe von des Herbſtes Sonnen
Bedarf, ſo reift auch dieſe Wiſſenſchaft
Nur nach und nach, und bildet langſam ſich
Und ſpät zur anmuthsvollen Leichtigkeit.

In jenen Tagen, wo Europa neu
Belebt, vom langen Druck des Seelenschlafs
Erwachte, als die Provenzalische Leyer
Bekränzt mit Rosen, vom ekstatischen Finger
Der Liebe seelenvoll gerührt, ins Leben
Den Genius des Abendlandes weckte;
Als Ritterschaft, entfaltend ihr Panier,
Mit Heldenfeuer füllete die Welt,
Ihr prangend Reich in stolzer Größe hielt,
Und ihr Gefolge schmückte mit dem Glanz
Von jeder Tugend; als durch Zauberey
Des Handschuhs sie der Ehre Stärke und
Der Liebe Reinigkeit ertheilte; die
Natur nach ihrem edelsten Entwurf
Umbildete, und frische Sehnen gab
Dem Geist des Menschen; als der schwarze Edward,
Das höchste Muster ihrer Bildung, am
Gestade Galliens entfaltete
Den Geist, der aus der Ritterschaft entspringt,
Und selbst der Abgott seines Feindes war;
Zu jener nicht von Kunst und Wissenschaft
Beglückten Zeit, vermochte keine Hand
Geschickt zu malen von des Ruhmes Feld
Die Scenen, die mit Stolz die Menschheit hören,
Bewunderung mit Thränen ehren mußte.

Rosenkranz.

Draussen, Gnädigster Herr, mit einer Wache, euern Befehl erwartend.

König.

Führt ihn herein.

Rosenkranz.

He! Güldenstern, führt den Prinzen herein.

Hamlet und Güldenstern treten auf.

König.

Nun, Hamlet, wo ist Polonius?

Hamlet.

Beym Essen.

König.

Beym Essen? wo dann?

Hamlet.

Nicht wo er ißt, sondern wo er gegessen wird; eine gewisse Versammlung von politischen Würmern ist wirklich an ihm. Wo es aufs Schmausen ankommt, ist in der Welt nichts über einen Wurm. Wir mästen alle Creaturen damit sie uns mästen sollen, und für wen mästen wir uns als für Maden? Euer fetter König, und euer magrer Bettler sind nur verschiedne Gerichte; zwey Schüsseln auf eine Tafel; das ist das Ende vom Liede. Kö-

Doch Artigkeit und edle Tapferkeit,
Die ſchönen Zwillinge der Ritterſchaft,
Erfreuten ſich, im ſchlichten Froiſſart
Zu finden einen treuen Schilderer,
Der reicher war an Ehrlichkeit als Kunſt.
So wie ein Bauersburſche, der, getrieben
Von Neubegier, in einer großen Stadt
Die ſchimmerreiche Pracht der Bühne ſah,
Mit ſtolzer Freude noch zu Hauſe weilt
Beym bunten Glanz des Schauſpiels, und dem plumpen
Und ungeſchliffnen Ausdruck der Erzählung
Den Zauber der Natur ertheilet und
Die Kraft der Wahrheit: alſo, Froiſſart,
Erſcheinet deines Blattes Einfalt dieſem
Erleuchteten Jahrhundert. Dich erkennen
Die Treu und Ehre, ſtolz auf ihren Geiſt,
Den deine Schriften athmen; zwar, getäuſcht
Von jenen trügeriſchen Zeiten, ſcheint
Dein Genius, genähret mit Romanzen,
Den Sänger der Legenden oft zu ſpielen,
Und an der Wahrheit, die er zu bewahren
Gemeynt, zu ſündigen. Doch ſoll dein Name
Mit ewigem Ruhme glänzen in der Reihe
Der kühnen Unternehmer, die Geſchichte
In einer neuern Sprache reden lehrten,
Und ſie befreyten von der Mönche Feſſeln,
Indeß ſie lag in Gothiſche Nacht verſenkt,

Nicht

Nicht dämmern ſah den Attiſchſchönen Tag.
An den beglückten Ufern von der Tiber
Erſchien der erſte Strahl des neuen Lichts;
Da, wo die Wiſſenſchaft verwieſen war,
Vernunft vergeſſen, weckten Päbſte die
Gelehrſamkeit aus ihrem dumpfen Grabe,
Umwanden ihre Stirn mit neuen Lorbeern;
Ihr Zauberruf erweckte alle Künſte,
Und alle blühten auf in Herrlichkeit.

Wie in Arabiens Wüſte, wo das Grauen
Sich lagert, der Tyrann des heißen Sandes,
Die Güte einer königlichen Seele,
Begeiſtert von dem Himmel, und die Freundin
Des menſchlichen Geſchlechts, das herrliche
Gebäude der Erfriſchung heißt entſtehen,
Des Wanderers erloſchnes Auge zu
Erheitern, der entzückt die neuen Quellen
Entſprudeln ſieht, und löſchend ſeinen Durſt,
Wovor er zu verſchmachten glaubte, ſegnet
Die Hand, die allen ſeinen Kummer täuſchte,
Und in der öden Wildniß Eden ſchuf:
Ein ſolches Lob gebühret deinem Namen,
Von allen denen, Leo, welche der
Gelehrſamkeit gebautes Feld betrachten,
Die Quelle von dem Strohm der neuern Kunſt
Aufſpüren in der Großmuth deines Herzens.

Dein Ruhm war nicht allein, die Leinewand
Zum sprechen, und den Stein zum athmen zu
Beseelen, oder Fluthen Golds zu rollen:
Um den Parnassus, in des Dichters Seele
Zu wecken das Genie. Dem Lebensstrahl
Der Sonne gleich, erweckte deine Gunst
Den kühnen Schreiber von Florenz *), der mit
Geschärftem Witz den zweifelhaften Pfeil
Abschoß, ein Freund und Feind der Königslist.
Wiewohl, im Irrgang seiner Politik
Verirrt, sich grose Namen über ihn
Entzweyt, gepriesen hier, als treu der Tugend,
Mit Abscheu dort gesehen, als ein Führer
Des Meuchelmörders; hoch von ferne glänzt
In reinerm Luftkreis Er; es huldigt ihm
Als ihrem Morgensterne die Geschichte.

Nicht minder, Leo! war dein Loos, zu heben
Den groſsen Helden neuerer Geschichte,
Den feyerlichen Guicciardini, dessen
Gestrenge Feder, nicht von Gunst beherrscht,
Und nicht von Furcht gehemmt, mit kühnem Muth,
Am Schlusse seines Lebens, zeichnete
Jedweden niedern Flecken, welcher deine
Buntscheckige Regierung so entstellte;

Der

*) Machiavelli.

Der, gleich Thucydides, von keuſchem Geiſt;
Gemacht zu kriegeriſchen Thaten, ſpürte
Umſtändlich auf das Elend, welches er
Sein blutend Vaterland ertragen ſah,
Und Kriege, die ihn ſelbſt zugleich betrafen.

Mit gleichem Kranz ſey Davila gekrönt,
In Wiſſenſchaft und Waffen gleich berühmt;
Der ſich, durch Misgeſchick von ſeinem Land
Vertrieben, in den bürgerlichen Streit
Des blutbeſpritzten Frankreichs ſtürzte, und
Bey der Partheyen Wuth, ein feſtes Urtheil
Und einen freyen Geiſt behauptete;
Nur nicht, wo ſeiner Väter grimmige
Religion den ſanften Eifer, den
Humanität einflößt, erſtickte; der
So kühn und treu die tragiſche Geſchichte
Von jenem fremden Lande ſchrieb, daß der
Bejahrte Herzog, deſſen ruhiges Alter
Mit Freude der Erzählung horchte, die
Die Scenen ſeiner Jugend neu belebte,
Die Wahrheit des Hiſtorikers bezeugte.

Italien, wiewohl mit Bürgerblut
Befleckt, und in Bigotterie verſenkt,
Die allen Geiſt, als wie in einer Fluth,
Ertränket — der hiſtoriſche Genius,

Genährt in deinen finstern Stürmen brach
Selbst aus des Klosters Dunkelheit hervor.
Venedig strahlt mit ewigem Ruhm und Glanz,
Erstrebt durch seinen unerschrocknen Sohn,
Der kühn den Vorhang vom Konklave zog,
Und jeder Priesterlist die Maske nahm.

O! Sarpi, großer Name! rein von Schwachheit,
Der Wissenschaft so theuer als der Tugend!
Dein Leben, deine Feder gleiches Lobes
Gesichert, beide weislich kühn und beide
Erhaben rein! mein Lied zu weihen deinen
Verdiensten, fodert mich die Freyheit auf,
Sie, die mit ihrem Glanz erhellte deine
Gelehrte Zelle, und für dich das schönste
Geschäft, das einem himmlischen Gemüthe
Die Erde bieten kann, bestimmte: mit
Den Waffen der Vernunft zu schützen die
Gesetze gegen frevelhaften Eingriff,
Der Wahrheit Feder für der Freyheit Sache
Zu führen! Von zu festem Muthe, vor
Gefahr zurück zu beben, weder des
Gewinnstes Sklave, noch von Eitelkeit
Bethört und Ehrgeiz, unveränderlich
Derselbe durch die Länge deiner Tage,
Dein stetes Ziel die Freyheit deines Landes!
Du scheutest darum nicht des Mörders Stahl,
Der mit verruchter That dein Leben stets

Ver-

Verfolgte. Noch im Tode flehend bat
Fürs Vaterland dein brünſtiges Gebet.
Indeß dein Aug' in Todesſchlummer ſank,
Da bebte deine Lippe: ſey unſterblich!

Jedoch nicht vom partheyiſchen Geſchicke
Beſchränkt auf jene lichterhellte Staaten
Italiens, ergoß der Wiſſenſchaft
Und des Geſchmackes heitres Licht ſich über
Europa's gothiſche und öde Wüſte.

An Tajo's Strande, das bewundernd ſah
Den groſſen Gama ſegeln, und voll Muth
Die Flagge der glorreichen Fahrt entfalten,
Um eine neue Welt in Oſten zu
Erkämpfen, ſchilderte Oſorius
In klaſſiſch-reiner Sprache, jene Helden
In den beglückten Tagen Portugalls,
Als es im Ruhme jedem Nebenbuhler
Vorellte. Mild und majeſtätiſch theilt
Sein Blatt den Glanz von dieſer ſchönen Zeit.
Gleich ſchimmernd iſt der Kranz, den auf Befehl
Des Genius Iberiens die Fama
Gerecht der Stirne Mariana's reicht,
Voll Kunſt, die ferne Scene zu beleuchten,
Mit anmuthsvoller Sprache, ſcharfem Geiſt,
Erhellte er, aus Liebe für ſein Land,

Mit

Mit Mühe der Geſchichte finſtres Chaos.
Er ſtrebte, die zerſtreuten Theile erſt
Zu ordnen, und in beſſere Geſtalt
Zu bringen die gewaltige Maſſe; wie
Die zarte Hand der geografiſchen Kunſt
Den weiten Erdenball auf einer Karte
Ins Kleine zeichnet, wo die Wahrheit un-
Verletzt mit fröhlichem Erſtaunen ihre
Geſtalt zwar kleiner, doch vollkommen ſieht.
Erhabner Geiſt! der auch der Völker Recht
In Ländern fühlte, wo die Königsmacht
Die Seelen tritt zu Boden, und vor eines
Tyrannen Throne wagte, unerſchrocken
Zu predigen der Freyheit Heiligkeit.
Doch in den finſtern Regionen der
Deſpotiſchen Gewalt iſt, o Genie!
Von kurzer Dauer deine Stunde. Wie
Mit mattem Kampf der Sonnenſtrahl, wenn Dünſte
Den goldnen Strom auffangen, der gehemmt
Durch die getheilten Wolken bricht, in kurzem
Triumf, an eines Thurmes Spitze ſpielt;
Indeß das Auge mit Bewundrung ſieht
Den Strahl gebrochen ſchimmern, ſchmilzt der bleiche
Und wäſſerige Glanz hinweg: ſo ſpielten
Die Strahlen des gelehrten Glanzes auf
Hiſpaniens umwölktes Reich und ſchwanden;
Indeß das Lieblingskind der Freyheit, Holland,
Dem Drucke trotzte der Böotiſchen Luft,

Die dicke Finsterniß, die es umhüllte,
Durchbrach, und die Bewunderung der Welt,
Der Völker Augen auf sich zog. Zu jener
Beglückten Zeit, die ewiger Ruhm umstrahlt,
Als dessen unbezwingliche Krieger muthig
Zerbrachen ihre spanische Fesseln, und
Ihr blutig Joch abschüttelten, erhöhte
Der feurige Grotius mit Talenten, die
Der Größe seines Vaterlandes glichen,
Demselben eine Säule, glänzend wie
Die Thaten, die er pries; erstickte die
Gerechte Rache, seinen eignen Feind
Mit unverfälschtem Lobspruch zu erheben,
Und ehrte in dem Helden, der den Staat
Errettete, den raschen Unterdrücker,
Der ihn zur Feindschaft und zum Hasse reizte.

Vollkommner Jüngling! dessen frühes Blatt
Entzückte das erstaunte Auge des
Gelehrten Alters, laß Bewundrung deines
Verdienstes solch ein reines Lob einflößen,
Wie einst von deiner Leyer tönte, als
Durch deine dichterische Hand die Zierde *)
Von deinem Vaterland gekrönet ward!
In ihrem glänzenden Gefolge sah

Er-

*) Josef Skäliger, das Wunder der Gelehrsamkeit seiner Zeit.

Gelehrſamkeit nie einen würdigern Sohn
Der zärtlichen Umarmung. Bis zur Grenze
Von ihrem Reich erſtreckte ſich dein Geiſt,
Wo jede Wiſſenſchaft fand feſten Sitz,
Und Ernſt und Munterkeit vereinet glänzten
In ſeltner Harmonie: ein Wunder, dem
Die Größe deines Herzens glich! Hier hatte
Erhellter Glaube alle Tugenden
Voll Eintracht eingeführt. Holdlächelnd ſah
Der Himmel auf ſo glänzendes Verdienſt,
Das er mit ſeinen auserleſenſten
Geſchenken lohnte; gab dir eine treue
Genoſſin deines wechſelnden Geſchicks,
So rein und ſtark als wie dein Genius;
Von gleicher Liebe, gleichem Muthe warm,
Verwandten Geiſtes in der ſanftern Form.
Voll Muth und Liebe theilte deine theure
Maria dein Gefängniß, trotzte der
Beleidigten und rächenden Gewalt,
Und mit der Zärtlichkeit Alceſtens, wagte
Ihr eigen Leben ſie für deine Freyheit.
Die höhern Mächte ſchützten ihre Tage,
Und ihre Liebe ward verewiget
Durch deiner Leyer unvergänglich Lob.
O unvergleichlich Paar! durch Unrecht zwar
Gedrückt, jedoch durch Tugend glücklich und
Durch Einigkeit, von Fama's Lippen ſoll
Gemeinſam fließen euer Lob, ſo lange

Vortreflichkeit noch einen Freund hienieden
Auffinden kann; so lang das keusche Feuer
Der Liebe noch in Menschenbusen wallt,
Und Wahrheit, Freyheit noch die Seel' ergötzt.
Ja, eure Namen, von der weiten Erde
Gepriesen, schmücken noch das Land, das euch
Gebar, wiewohl sein zahmer Genius,
Des Reichthums williger Sklave, bald verlor
Das Geistesfeuer, welches Freyheit gab',
Und dessen strahlenreiche Flamme bald
Erlischt, wo Dünste von dem Geize sich
Erheben; und darum, zwar minder frey,
Doch eifrigstrebend nach der Ehre Ziel,
Ist Frankreich reicher an gelehrtem Ruhm.

Da stieg der freye Geist Thuanus auf,
Voll Würde eines tugendhaften Stolzes,
Versucht durch öffentlichen Dienst und Arbeit,
Der Leiden seines Landes sich bewußt.
Der Erde weite Bühne überblickte
Sein forschend Aug' und faßte lebend auf
Das Schaugepräng, wie es vorüber gieng;
Bemüht mit patriotischem Eifer für
Die Rechte der Natur und Frankreichs Wohl.
So edel seine Sprache, wie sein Geist
Von der Partheywuth rein und von der Furcht
Des Aberglaubens; arbeitsam im Reichthum;
Gelassen unter Unrecht; liebenswürdig

König.

O weh! o weh!

Hamlet.

Ein Menſch, kan mit dem Wurm der einen König gegeſſen hat, einen Fiſch angeln, und den Fiſch eſſen, der dieſen Wurm gegeſſen hat.

König.

Was willſt du damit ſagen?

Hamlet.

Nichts, als daß ich euch zeigen will, wie es mit einem König ſo weit kommen kan, daß er eine Reiſe durch die Gedärme eines Bettlers machen muß.

König.

Wo iſt Polonius?

Hamlet.

Im Himmel, ſchikt nur hin, und laßt nach ihm fragen. Wenn ihn euer Abgeſandter dort nicht findt, ſo ſucht ihn an dem andern Orte ſelbſt. Aber, im Ernſt zu reden, wenn ihr ihn binnen dieſem Monat nicht findet, ſo werdet ihr ihn riechen, wenn ihr die Treppe in die Galerie hinauf geht.

König.

Geht, ſucht ihn dort.

Durch Tugend, groß am Geiſte und Genie!
Zwar, nach der Denkart ſeiner Nazion,
Verehrte er ſein Land, und betete
Den König an; jedoch mit einem Eifer,
Geläutert von der Sklavenfurcht, erſchien er
Das helle Muſter einer Galliſchen Seele.
O! Freund der Wiſſenſchaft, dir ward der Ruhm,
Ein Denkmal ihren Söhnen zu errichten;
Zuerſt auf der Geſchichte hellerm Blatt
Schriftſteller zu verewigen mit Helden.

Doch, reiner Geiſt, welch Schickſal harrte dein!
Wie klagen Wahrheit und Vernunft ob deinem
Erlittnen Unrecht! tadeln deinen König,
Wiewohl gekleidet in der Ehre Glanz,
Der deinen Ruhm den ſchlauen Prieſtern ließ
Zur Beute, ſah gelaſſen deine Werke,
Den Glanz und Ruhm des neubelebten Reichs,
Von ihren finſtern Ränken unterdrücken!

Ob Päbſte gleich verwünſchen, Könige
Verrathen, laſſet eure edle Wärme
Durch dieſes Schickſal nicht erkalten, ihr
Verwandte Heldenſeelen, die noch wagen,
Zu ſchwingen der Vernunft geſchärftes Schwert,
Den Schild der Duldung, wo die Keule der
Verfolgung aufgehoben iſt, zu morden
Das menſchliche Geſchlecht! Denn die Natur

Wird eurer Tugend Werth empfinden, und
Unsterblichkeit wird euren Eifer lohnen.
Zuerst in ihrem Lobe leben ihre
Beherzte Streiter, mit den edelsten
Der Palmen, die die Erde giebt, gekrönt.
In deren Zahl, die ihr zu Hülfe eilen,
Erhaben unter Frankreichs Söhnen der
Geschichte, sah Natur auszeichnend und
Entzückt, des muntern Voltär's Geist und Feuer;
Verlieh ihm zärtlich, mit Anakreon,
Im Alter noch die Leyer froh zu rühren.
Doch jene mannichfache Stimme, die
So lang gefiel, ist stumm; geschlossen ist
Des Dichters Lied und des Historikers
Erzählung. In dem engen Grabe liegt,
Der in dem Felde der Gelehrsamkeit
So weiten Raum erfüllte. Thätiger,
Rastloser Geist! vorüber ist nunmehr
Die Länge deiner Arbeit, und dein Ohr
Kann Lob und Tadel nicht mehr treffen. Laß
Mich deinen Namen mit gerechtem Schmerz
Aussprechen, deine großen Seelenkräfte
Verkünden, und beklagen deine Schwächen!
Dein Ruhm war, auf dem weiten Ocean
Der Wissenschaften, alle Segel aufs
Zuspannen, jede Küste zu befahren.
Wie oft hast du aus dieser reichen Tiefe
Gebracht die reinen Perlen glänzender

Gedanken! Wie frohlocktest du auf dieser
Von dir beherrschten Fluth, bis Eitelkeit
Und Stolz mit wildem Sturm, die starke Barke
Zur bösen Stunde trieb, zu scheitern an
Dem Unglücksfelsen des gottlosen Witzes!
Jedoch dein Grab bedecke deine Fehler,
Und über deiner Asche blühen Lorbeern!

Mit chemischem Proceß zog deine Kunst
Scharfsinnig aus weitläufigen Annalen
Der Welt den reichern Theil; bekleidete
Geschichte mit dem filosofischen
Gewand, und trug des menschlichen Geschlechts
Intresse ihrer Sorge auf; geschickt,
Mit Kränzen ihre ernste Stirn zu schmücken,
Den Dorn zu streifen von der Kenntniß Rose.

In Prosa, Poesie flammt hell und stark
Das reine Feuer deiner glänzenden
Beredsamkeit mit kühnem Geiste; doch
Dem Blitze gleicht zu oft dein blendend Licht,
Und deine Weisheit neiget sich zum Spott.
Satyre deine Freude; deine Stärke
Das Lächerliche! denn der muntre Geist
Des Gallischen Bodens flieht die feyerlichen,
Ernsthaften Werke, und behauptet stets
Durch jede Scene die scherzhafte Miene.
Er herrschet unerreicht im Memoir.

Den ernſten Ton der majeſtätiſchen
Geſchichte zu behaupten, das vermögen
O Frankreich, deine witzigen Köpfe nicht;
Sie gleichen deinen Kriegern, und ermangeln
Der Britten Stärke und Standhaftigkeit.

Heil dir, Brittannia! Heil dir, beglücktes Land!
Wie kindlich froh erreich' ich dein Geſtade!
Du Pflegerin erhabener Seelen, die
Ihr väterliches Land verewigten,
An Dichterſchätzen reich, entſchuldige
Das Opfer einer demuthsvollen Muſe,
Die ſchüchtern, aber angefeuert von Liebe,
Ihr Scherflein Ruhm hinzu zu legen wagt,
Zu deinem unermeßnen Schatz! Es weht
Der Fama glänzendes Panier mit bunten
Und reichen Farben über deinen Söhnen.
Durch angeborne Stärke kühn, geführt
Von Freyheit, war ihr unverrücktes Streben,
Jedweden Pfad der Ehre zu betreten;
Jedoch bey weiſem Rath und kühnem Muth
Sind ihre Thaten ihre letzte Sorge.
Zwar Camden, reich an mannichfaltiger
Gelehrſamkeit, grub in der Mine der
Tradizion der Wahrheit ächtes Gold;
Doch lag Geſchichte öd' und eingehüllt
In Schatten, obgleich Rawleigh's helles Auge
Durchſchaute dieſe Welt, bis Clarenden

Auf-

Aufstand, und zu der Zeit, als Bürgerzwist
Erweckte jede Geisteskraft, voll Eifer,
Dies ferne Ziel des Ruhmes zu erreichen,
Anstrengte alle Stärke seiner Seele.
Zwar Wahrheit nicht, noch die gekränkte Freyheit
Gewähren seiner stolzen Stirne einen
Von allen Flecken reinen Lorbeerkranz;
Doch zum Ersatz für seine kleinern Fehler,
Erhebet ihn der Freundschaft fester Geist.
Der Sprache Prunk, der Perioden Länge,
Und die Verworrenheit von seinem Stil,
Beleidigen nicht mehr, erleuchtet durch
Die Wärme seines Herzens. Was vergiebt
Nicht einem Freunde Falkland der Geschmack?
Auch fließt sein Lob nicht nur aus dieser Quelle:
Ein Feld der Kunst entfaltet seine Stärke.
Die Konterfeys, von ihm gezeichnet, sind
Von starker Aehnlichkeit, und rühmen sich
Der Sanftheit und Präcision Vandycks.
Noch lange werden seine Werke seyn
Die Zierde unsrer Insel, gleich der Pracht
Von einem stolzen Gothischen Gebäude;
Wiewohl erbauet von den Händen eines
Bigotten, weder mit korrektem Plan,
Noch zierlicher Vollendung, herrschet es
Mit feyerlicher, düstrer Majestät
Und finsterm Ernste über das Gemüth,
Und heischt von allen Sekten Ehrerbietung.

Als Freyheit und Geſetz beſiegelt ward
Von Naſſau's großem Namen, in Brittannien
Ein goldnes Alter, rein und ſchuldlos von
Der Unterdrückung Wuth, begann zu glänzen,
Und über Anna's Reich gedrängte Geiſter,
Von Eiferſucht entbrannt, ihr Seelenlicht
Ergoſſen, — ſchien dies ſchlummernde Geſtirn
Des Glanzes der Geſchichte zu ermangeln.
Doch Burnet's Blatt mag dauerhaften Ruhm
Verſprechen ſich, wiewohl von Popens Milzſucht
Verſpottet. Zwar verräth die rauhe Sprache
Zu raſches Feuer; doch ſie athmet auch
Die glühende Rechtſchaffenheit der Seele.

Auch ſoll dir, Rapin, nicht entgehn dein wohl
Verdientes und gerechtes Lob, du weiſer
Polybius der neuern Zeit! Dein Degen
Und deine Feder haben beyde theuer
Gemacht der Nachwelt deinen Namen; jener
Vereinte ſich mit unſern Waffen, dieſe
Erhellte unſere Geſchichte. Du
Erfülleteſt, als ein Fremder, unbeherrſcht
Von Fakzion, gerecht für Freyheit, das
Hiſtoriſche Amt. Mit Recht erkennen wir
Den Anſpruch, den du an gelehrten Ruhm
Durch Fleiß und Lauterkeit des Sinnes machſt.
Doch öffentliche Gunſt, unſicher ſtets,
Verließ dein ſchweres und gedehntes Werk.

Bald drang hervor aus der Sofiſten Schule
Ein Hume, mit raſchem Geiſt, doch kaltem Urtheil,
Mit ſchlauer Kunſt, den Beyfall zu erſchleichen,
Der ſchwächern Sache falſche Kraft zu geben,
Zu malen eine blendendſchöne Scene,
Mit ſeiner Kunſt das Ganze zu erhöhn,
Und jeden Theil mit Firniß anzuſtreichen:
Im Stile anmuthsvoll, in Schlüſſen ſcharf;
Ein Meiſter jeder Liſt im ſpitzen Streit!
So mächtig und geſchickt, zu bilden eine
Einnehmende Erzählung, und Betrug
Zu bergen in dem Schleyer der Mäßigung,
Erſchien er auf der Mode hohem Gipfel,
Ein Abgott des hiſtoriſchen Geſchmacks.
Schon ſchwindet vor der Freyheit hellen Strahlen
Das wächſerne Gebäude ſeines Ruſs. —
Fern ſey es, kühner Geiſt, daß dieſe Hände
Von deinem Grabe jedes Lorbeerblatt
Zu reißen wagen, dieſe Hände, die,
Wenn je ein menſchlich Herz ſo niedrig wäre,
Und die unedle Abſicht hegen könnte,
Dein Grab beſchützen, jede Blume der
Beredſamkeit dort blühen machen würden.
Jedoch die Liebe zum gemeinen Wohl
Befiehlt das ſchwere Werk, die Maſke vom
Vermeinten Weiſen abzuſtreifen, wann
Die falſche Zunge, abgeneigt der Freyheit,
Den Geiſt von ihrem alten Recht entweiht.

Wie Aſiens Opiate unvermerkt
Erſchüttern jeden ſchlaffen Nerv, und die
Geſundheit untergraben: ſo entnérven
Auch deine Schriften, durch den feinen Anſtrich
Von giftigen Zaubereyen, das Gemüth,
Indem das Uebel ſie zu lindern ſcheinen.
Indeß die feine Liſt von deiner Hand
Die niedere Partheyſucht nur vermeint
Zu treffen, fühlen wir die Herzen zwar
Gereinigt von der Fakzionen Unkraut;
Zugleich verwelket aber auch die Blume
Des patriotiſchen Eifers. Wild verirret,
Wie deine ſchwache Metafyſik, ſich
In Skepticiſmus die Geſchichte auch.

Mit reinerm Geiſte, von Partheyſucht frey,
Den Abend ſeines ehrenvollen Lebens
Zu heitern, ſieh den lautern Lyttelton
Der Freyheit Thaten in den ältern Tagen
Zuletzt entfalten! Liebe für ſein Thema,
Und Alter macht, daß er durch manches Blatt
Fortwindet die Geſchichtserzählung; aber
Der patriotiſchen Tugend Strahlen ſchimmern
Darin, und Wahrheit, Freyheit heiligen
Die Zeile; Lorbeern, die der Bürgerweisheit
Gebühren, ſchützen dieſen edlen Neſtor
Des gränzenloſen Feldes der Geſchichte.

Die Namen derer, welche lebend hier
Entfalten ihre Kräfte, ihren Ruhm
Der jetzigen Stunde weihn, verschweige ich
Mit stummer Ehrfurcht, nicht zu fehlen, wenn
Auf einer noch verdächtigen Wage ich
Abwöge ihren Werth. Ich halte stets,
O Nachwelt, für geheiliget dein Recht,
Dem literarischen Golde aufzudrücken
Den Stempel; glücklich, wenn das leichte Erz,
Das zitternd ich für deine höchste Probe
Bereite, deine Sankzion erhält. S.

V.

Zustand der Künste und Wissenschaften in Frankreich unter Robespierres Regierung.

Nichts ist niederschlagender für den, der so gern an Humanität und stufenweise Vervollkommung des Menschengeschlechtes glauben möchte, als die immer wiederkehrenden Rückfälle in Barbarey und die erneuerten Ausbrüche roher Zerstörungssucht, die sich an dem edelsten Archive der Menschheit, an den

Denk-

Denkmälern und Kunſtwerken unſerer Vorfahren vergreift. Ein in dumpfer Selbſtgenügſamkeit hinbrütender Janitſcharenaga, der ſich auf eine köſtliche Frieſe des Didymäiſchen Apollo zu Milet gelagert hat, und den Tabaksdampf aus ſeinem herabhangenden Pfeifenrohr gedankenlos hervorbläſt, *) während ein paar andere Türken einen ſchönen Zoofor zu einem Waſſertrog für ihre Ziegen aushölen, — wie erſchütternd iſt ein ſolcher Anblick für den, der die Geſchichte der Vorzeit mit der Gegenwart vergleichen, und ſich an die lachenden Fluren des Mäanders um drittehalbtauſend Jahre zurückſetzen kann! Man trauert über die Verblendung chriſtlicher Zeloten der frühern Jahrhunderte, die die erhabenen Götterideale griechiſcher Kunſt als Wohnſitze der Dämonen zerſtören, die herrlichſten Bronzen in eine Veſperglocke umſchmelzen, und in einem Kloſterſtall Steine mit Inſchriften und Basreliefs vermauern konnten **), und man zürnt auf die ausgearteten

*) Wer einmal Chandler's Jonian Antiquities durchaeblättert hat, erinnert ſich gewiß des ſchönen Kupferſtichs, auf welchem der ſinnreiche Künſtler durch dieſe Figur eines Tabak ſchmauchenden Türken die Dimenſion der dort abgebildeten Alterthumstrümmer angegeben hat. S. Pl. VII.

**) S. die gelehrte Abhandlung des Abate Fea ſulle rovine di Roma (in ſeiner Ueberſetzung von Winkelmanns Geſchichte der Kunſt T. III. p. 267 — 416) welche wohl auch in Deutſchland einen beſondern Abdruck oder eine berichtigende Ueberſetzung verdiente, und Gibbon's Hiſtory of the Decline and Fall of the Roman Empire T. XII. p. 183 - 206.

Hamlet.

Er wird euch gewiß nicht davon lauffen.

König.

Hamlet, dieſe deine That macht zu deiner eignen Sicherheit (für welche wir eben ſo ſehr beſorgt ſind, als höchlich wir das was du gethan haſt, mißbilligen) nothwendig, daß du in feuriger Eile nach England abgeheſt. Schike dich alſo dazu an; das Schiff liegt fertig, der Wind iſt günſtig, deine Gefährten warten, und alles kehrt ſich ſchon nach England hin.

Hamlet.

Nach England?

König.

Ja, Hamlet.

Hamlet.

Gut.

König.

So iſt es, wenn du unſre Abſichten kenneſt.

Hamlet.

Ich ſehe einen Cherub, der ſie ſieht; aber kommt, nach England! Lebet wohl, liebe Mutter.

König.

Dein liebender Vater, Hamlet.

Hamlet.

gearteten Römer, die noch zu den Zeiten des Aeneas Sylvius ſchöne Marmorſäulen und Bildnereyen, die bis jetzt der Zerſtörung und Plünderung entgangen waren, in die Kalchöfen ſchleppten *). Wie oft haben Voltaire und ſeine Schüler, den jüngſten darunter, den Engländer Gibbon nicht ausgenommen, die volle Schale ihres Spottes und Unmuths über dieſen chriſtlichen Fanatismus ausgegoſſen, der alle dieſe Sünden der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zu verantworten hat! Aber der neueſte politiſche Fanatismus in einem Lande, das den Satzungen und Gebräuchen des Chriſtenthums öffentlich entſagte, hat nicht mindern Frevel verübt, und ſich vom Inquiſitionseifer der religiöſen Schwärmerey und Bosheit in nichts übertreffen laſſen. Folgender Rapport, den der Konventsdeputierte Gregoire, im Namen des Comité d'inſtruction publique, den 28ſten Oktober vor dem Pariſer Nazionals

*) Das Epigramm, welches Aeneas Sylvius, nachmaliger Pabſt Pius II, auf dieſen ſchändlichen Barbarismus der damaligen Römer machte, hat Mabillon in ſeinem Museum Italicum T. I. p. 97 aus einem Mſkt. der Königin Chriſtina, angeführt. Es verdient auch hier eine Stelle, weil die Parodie auf die neueſte Zeitgeſchichte ſo leicht iſt:

Oblectat me, Roma, tuas ſpectare ruinas,
Et cuius lapſu gloria priſca patet.
Sed tuus hic populus muris deſoſſa vetuſtis
Calcis in obſequium marmora dura coquit.
Impia tercentum ſi ſic gens egerit annos
Nullum hinc indicium nobilitatis erit.

zionalkonvent abgeleſen hat, iſt ein zu wichtiges Aktenſtück zum Nekrolog der Künſte und Wiſſenſchaften, als daß er nicht auch außer Frankreich Aufmerkſamkeit und lebhaften Unwillen erregen ſollte. Ich überſetze ihn hier wörtlich und mit möglichſter Treue, aus dem genaueſten Bülletin der Konventsverhandlungen, dem Moniteur *), und erlaube mir nur hier und da eine kurze Erläuterung unterzuſezen.

„Bürger, ihr habt die Denkmäler der Künſte und Wiſſenſchaften unter den Schutz des Geſetzes gegeben. Viele Diſtrikte haben ſich beeifert, die von Euch ergriffenen Maßregeln nach ihren Kräften zu unterſtützen; aber in den andern, mit Schmerz müſſen wir dies anzeigen, dauern die Verwüſtungen noch immer fort **).

„Während die Weisheit eurer Dekrete von der Sorgfalt zeugt, mit welcher die Geſetzgeber ſich beſtreben die Unwiſſenheit zu vertilgen, und die Aufklärung über

*) *Moniteur*. Brumaire, n. 41. L'an 3 de la Repub. p. 180.

**) Man erinnere ſich an die Worte Couthons, als bey Gelegenheit des in der Abtey St. Germain entſtandenen Brandes, wobey die ganze prächtige Bibliothek der Abtey ein Raub der Flammen wurde, auch von dieſem Vandalismus geſprochen wurde: Ces tréſors ainſi amaſſés dans chaque departement reſtent entaſſés comme matieres brutes. Ils deperiſſent, ou ſont exposés aux dilapidations.

über ſie triumfieren zu laſſen; während auf Euer Geheiß Männer von Talent aus den Kerkern hervorgehn, und das Genie ſein gebeugtes Haupt wieder aufrichtet, halten Barbarey und der Haß gegen die Revoluzion den Dolch unaufhörlich gezückt, um die Künſte mit meuchelmörderiſchen Stichen zu tödten. Eine Rotte Böſewichter hofft dadurch die Freiheit verhaßt zu machen, die das franzöſiſche Volk, jenen Verſuchen zum Trotz, doch nicht eher zu lieben aufhören wird, als wenn es aufhört zu leben.

Da uns der von dem Komité des öffentlichen Unterrichts, verbunden mit dem außerordentlichen Ausſchuß für die Künſte *), unterhaltene Briefwechſel Nachrichten über eine Menge neuer Unthaten ertheilt: ſo haben wir es für gut gehalten, ihnen die größte Publizität zu geben; ſowohl um die Schuldigen auszuzeichnen, und unvertilgbare Schandmale auf ihre Stirn zu drücken, als auch um die guten Bürger gegen Irrthümer und Eingebungen der Bosheit zu waffnen.

Zu Uſſel, Saumur und Long-le-Saunier, ſind die ſchönſten Bücher, Gemälde und andere Seltenheiten

*) Bekanntlich wurden dem Komité des öffentlichen Unterrichts zu Anfang des Jahres 94 noch 12 außerordentliche Mitglieder unter dem Namen Commiſſion temporaire des Arts beygeſellt.

Seltenheiten um den niedrigſten Preis verſchleudert worden. Zu Mont-de-Marſan ſind zwey ſchöne Statuen von Mazetti *) verſtümmelt worden, und vielen andern war eben dies Schickſal zugedacht. Zu Reims hat man ein Grabmal von ſchöner Bildhauerarbeit zerſtört, und ein Gemälde des Thaddeo Zuccharo **) 20 Fuß hoch herab geworfen. Der Rahmen war zerbrochen, und die zerriebene Leinewand hat man neuerlich in einem entlegenen Treppenwinkel wieder gefunden. Zu Meſlin iſt eine ſchöne Statue von Marmor zu Grunde gegangen, und zu Fontainebleau, wo auch eines der vortreflichſten Gemälde ein Raub der Flammen geworden iſt, hat man die bronzene Bildſäule eines Flußgottes, die unter Leonard da Vinci's Direkzion

*) Mazetti, durch Adrzion Carpoforo Tenchala genannt, war zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der italieniſchen Schweitz zu Biſſene geboren, und lebte zu Venedig, wo er ſich vorzüglich durch ſeine Stukkaturarbeiten ſehr auszeichnete. Man ſchätzte ſeine Genien denen des Algardi und Fiamango gleich. Starb 1750. S. Geſch. und Abbild. der beſten Maler in der Schweitz, von Füßli, Th. IV. S. 108.

**) Thad. Zuccharo gehört mit ſeinem Bruder Fried. Z. zu den vorzüglichern Malern der ältern römiſchen Schule des 16ten Jahrhunderts. Das berühmteſte Werk von ihm iſt eine Suite von Gemälden im Palaſte Kaprarola, die Thaten des Hauſes Farneſe. Da er ſehr jung ſtarb, ſo ſind ſeine Werke ſelten und ſehr geſchätzt.

zion von einem ſeiner Schüler verfertigt worden war, in Stücke zerſchlagen. Im Muſeum der Pflanzen hat Linné's Büſte den Mishandlungen nicht entgehen können. Zu Bayeux ſind viele Bildſäulen von einem guten Stil, und beynahe ſämmtliche in der Domkirche und in den übrigen Kirchen befindliche Gemälde vernichtet worden. Zum Glück haben ein paar patriotiſchgeſinnte Kommiſſarien die berühmte Stickerey gerettet, die der Mathilde, Wilhelm des Baſtards Gemahlin, zugeſchrieben wird. *) So iſt dies berühmte Denkmal

*) Dieſe Stickerey iſt nicht bloß als ein Kunſtwerk des Mittelalters, ſondern auch als ein hiſtoriſches Aktenſtück ſehr merkwürdig. Sie beſteht aus einem ſchmalen Streifen, 2 Fuß breit und 212 Fuß lang, und wurde ehedem an hohen Feſttagen in der Domkirche von Bayeux ausgehangen. Eine alte Ueberlieferung in jenen Gegenden erzählt, daß ſie die tugendhafte Gemahlin des Königs Wilhelm des Eroberers zum Andenken ſeiner größten That, der Landung und Beſitznehmung von England, habe ſticken laſſen. Die Geſchichte fängt mit Harolds Sendung zum Herzog der Normandie nach Kaenan, und endigt mit dem Tode Harolds im Treffen bey Haſtings 1066. Die Figuren ſind ungefähr einen Fuß hoch, und oben mit Ueberſchriften in lateiniſcher Sprache erklärt. Ein Bruchſtück davon machte zuerſt Lancelot aus Foucaults damals in Frankreich ſehr berühmtem Kunſtkabinette im Jahr 1742, durch eine Vorleſung in der Akademie der Inſchriften bekannt. Man

nun zum zweytenmal ſeiner Vernichtung entgangen. In dem Bürgerkriege im Jahr 1562 war es zum erſtenmal in Gefahr unter zu gehen, *) und nun zum zweyten durch die vandaliſchen Unholde, die jetzt tobten. Zu Douay war anbefohlen worden, alle

ſehe Momoires de l'Acad. des Inſcript. et B. L. T. VI. p. 739 — 755. Noch weitläuftiger erklärte eben dies Fragment Montfaucon Monumens de la Monarchie Françaiſe T. I. auf der 35. bis 49. Kupferplatte p. 371 ff. Aber beyde wuſten noch nicht, wo das Originalſtück zu finden ſey. Indeß erhielt Montfaucon bald durch die Benediktiner zu St. Vigor in Bayeux genauere Nachrichten und Zeichnungen davon, welche er auch im II. Th. der Monumens p. 1 — 29 auf 9 groſſen Kupfertafeln abgebildet hat. Das Stück iſt nicht allein zur Kenntniß des Koſtums und der Sitten des Mittelalters von erheblicher Wichtigkeit, ſondern auch wegen der intereſſanten Ueberſchriften, als ein gleichzeitiges Denkmal in hiſtoriſcher Rückſicht ſehr merkwürdig. Hume, der nur das von Lancelot bekannt gemachte Stück vergleichen konnte (S. History of England T. I. p. 412. ed. Baſil.) hätte für den Verfolg der Geſchichte aus dem Ganzen noch manches berichtigen können. Die Erhaltung dieſes ehrwürdigen Dokuments iſt alſo allerdings ſehr wichtig.

*) Damals zerſtörten die Hugenotten in der Normandie mit eben ſo groſſer Wuth als jetzt die Robespierriſten, die ſchönſten Denkmäler, z. B. das merkwürdige Grabmal Königs Wilhelm des Eroberers zu Caen, S. de Brar Antiquités de Caen, p. 171.

alle Bücher zu verbrennen, die auf das Religionswesen Beziehung hätten. Hierdurch war der Hälfte aller Bibliotheken das Todesurtheil gesprochen. Denn da hier keine genauern Bestimmungen angegeben waren, wo sollten da der Zerstörungswuth Grenzen gesetzt werden?

Zu Etain hat man, zu Folge der alten Inventarien, die Bibliothek der weyland Kapuziner, und der Abtey St. Chatillon ausgeplündert. Zu St. Serge, bey Angers, befanden sich in der Benediktinerkirche mehrere schätzbare Gruppen. Man hat sie zertrümmert. Noch waren zwey schöne Bildsäulen, des Heil. Hieronymus und Heil. Sebastian diesen Bilderstürmern entgangen. Auch diese sind ganz neuerlich noch vernichtet worden, und eine schöne Orangerie daneben hat man aus Mangel an Pflege verdorren lassen. Zu Marly sind wohl einige Bildsäulen glücklich gerettet worden. Aber wer fühlt sich nicht mit Schmerz durchdrungen, wenn er in einem Winkel einen Haufen von Händen und Füßen, die man den treflichsten Meisterwerken abgebrochen hat, aufgethürmt sieht? *) Zu Tou-

*) Es ist bekannt, daß in dem Garten zu Marly die Boskets ihren Namen von antiken Statuen hatten, die dort aufgestellt waren. Im sogenannten Senatorsaale zeigte man die Büsten des Seneka, Brutus, Papirius u. s. w. Unter den neuern Statüen waren eine Venus

louſe bewahrte man die Regiſter der Inquiſizionsurtheile im Originale. Limborch, der die Geſchichte der Inquiſizion geſchrieben hat, verſchaffte ſich nur mit großer Mühe die Lektüre derſelben. *) Jetzt ſind ſie vernichtet.

Zu

aux belles feſſes, und ein paar Knaben, die einer Ziege Weinlaub zu freſſen geben, ſehr berühmt. Die Gemahlin Ludwigs XV, die dieſen Garten oft beſuchte, ließ alle männliche Statuen an einem gewiſſen Orte mit einer Blatte von Stucko bedecken. Alſo auch Statuen in vſum Delphini! — Dieſe Verhüllungen fielen in der Folge nach und nach ab, und die kaſtrirten Statuen machten einen häßlichen Anblick. So gab es doch lange vor den republikaniſchen Bilderverſtümmlern auch royaliſtiſche! Beyde hätten einander wegen ihres Geſchmacks nicht viel vorzuwerfen.

*) Die Sammlung, die Limborch unter dem Titel: liber ſententiarum Inquiſitionis Tholoſanae ſeiner Hiſtoria Inquiſitionis (Amſt. 1692. fol.) hat beydrucken laſſen, gehörte einer Privatperſon, wie ſich aus den Worten der Vorrede am Ende ſchließen läßt: optarim ipſum authenticum Manuſcriptum, quo nunc privatus gaudet poſſeſſor, in bibliotheca quadam publica aſſervari. Es fragt ſich alſo, ob noch ein zweytes Mſkrpt. der Art in Toulouſe ſelbſt, etwa in dem Theile des Kapitols oder Rathhauſes, wo die Annalen der Stadt aufbewahrt wurden, im ſogenannten kleinen Konſiſtorium befindlich geweſen ſind?

Zu Verdün haben die Municipalbeamten, an deren Spitze ein gewiſſer Carache ſtand, die vortreflichſten Bildſäulen und Gemälde verbrennt. Unter den erſtern bedauern alle Kunſtliebhaber beſonders ein Marienbild von Houdon und einen Chriſtus in Lebensgröße. Dies Meiſterſtück der Bildhauerkunſt, das man wegen der Kühnheit ſeines Gedankens ſelbſt dem bewunderten Denkmal von St. Michel vorzog, wurde von allen Fremden aufgeſucht und geprieſen. Als man eben im Begriff war, es zu zertrümmern, verſuchte ein nahmhafter Künſtler die Wuth dieſer Barbaren zu beſänftigen, und bot für eine einzige Hand einen anſehnlichen Preis, um ſie zum Modell im Zeichnen für ſeine Kinder zu gebrauchen: aber er wurde mit Erbitterung zurück geſtoßen, und konnte ſich kaum durch eine ſchnelle Flucht retten.

Zu Verſailles befand ſich eine prächtige Büſte des Jupiters, deſſen Geſchichte ſelbſt hier eine kurze Erwähnung verdient. Er wurde 442 vor der gewöhnlichen Zeitrechnung von dem berühmten Myron verfertigt, und gehörte zu der Koloſſalſtatue des Jupiter im Tempel der Juno zu Samos. *)

*) Der Bürger Gregoire verräth hier wenig Kenntniß der Antike, indem er ſeinem Gewährsmann Montfaucon das alberne Mährchen nachbetet, es ſey dieſer Marmortronk des Jupiter von Myron gearbeitet worden. S. Montfaucon's Supplement au livre de l'Antiqu. expl.

Der Triumvir Antonius ließ ſie nach Rom bringen, und Auguſt wurde ſo von ihrer Schönheit hingeriſſen, daß er einen Tempel für ſie auf dem Kapitol bauen ließ. In neuern Zeiten ſchmückte ſie lange die Villa Medicis; dann kam ſie als ein Geſchenk in den Beſitz des Kardinals Granvella, der ſie bey ſeinem Pallaſt zu Beſançon aufſtellte. In der Folge ſchenkten ſie die Einwohner von Beſançon in die Gärten Ludwigs des XIV, wo ſie noch immer ihre Schönheit behalten hat, ob ſie gleich ſeit länger als 300 Jahren dem Wind und Wetter ausgeſetzt geweſen iſt. Ein Frevler hat ſie zum Zeitvertreib mit Flintenkugeln zerſchoſſen.

Man vergeſſe hierbey nicht, daß, wenn auch einige von den Miſſethaten, die wir in dieſem häßlichen Gemälde aufgeſtellt haben, ſchon etwas früher verſchuldet worden ſind, die meiſten doch erſt ganz neuerlich verübt wurden, wovon wir noch eine Menge Beweiſe anführen können. In dem Diſtrikt von Saarburg befanden ſich in den Sammlungen von Viomenil und Cüſtines ſchöne Gemälde und andere

expl. T. I. Pl. XIII. p. 47 — 52. Myron hat, wie bekannt, nie in Marmor gearbeitet, ſondern war Bildgießer in Bronze. Uebrigens war, dem Ausſpruche der Kenner nach, dieſer Koloſſalkopf des Jupiter allerdings ſeines hohen Ideals wegen die erſte Antike in Frankreich. Dronilly hatte ihn zur Herme ergänzt. Auch in Tomaſin Statues de Verſailles n. 178. befindet ſich eine Abbildung davon.

Hamlet.

Meine Mutter; Vater und Mutter iſt Mann und Weib; Mann und Weib iſt Ein Fleiſch, und alſo ſeyd ihr meine Mutter -- Kommt nach England!

[Er geht ab.]

König.

Folgt ihm auf dem Fuſſe; lokt ihn mit guten Worten an Bord; keinen Aufſchub! Ich will ihn noch in dieſer Nacht fort haben. Hinweg, es iſt alles ſchon fertig und geſigelt, was ſonſt zur Sache gehört; ich bitte euch, macht hurtig --

[Roſenkranz und Güldenſtern gehen ab]

Und, England, wenn du meine Freundſchaft werth hältſt, wie du in Anſehung meiner Macht thun ſollteſt, da die Narben noch ſo rauh und roth ausſehen, die das däniſche Schwerdt dir gegraben hat: So magſt du dich hüten, unſern Auftrag, der nichts geringers als den unfehlbaren Tod Hamlets zum Gegenſtand hat, kaltſinnig auszuführen. Thu es England; Denn er raßt in meinem Blut wie ein zehrendes Fieber, und du muſt mich curieren. Bis ich weiß daß es geſchehen iſt, werde ich, ſo groß mein Glüks-Stand iſt, keines frohen Augenbliks genieſſen.

[Er geht ab.]

andere Seltenheiten. Alles ist um ein Spottgeld verkauft worden. So hat man zu Chantilly die von den Liebhabern so sehr gesuchte Musik des Boccharini unter allem Werth verkauft. Ein Fortepiano der Oesterreicherin, das 6000 Livres gekostet hatte, ist hier in Paris selbst für 100 Thaler abgelassen worden. Endlich sind, kaum vor 14 Tagen, mitten in Paris, in den Affichen Bücherauktzionen aus Sammlungen, die der Nazion zugehören, öffentlich angekündigt worden.

* Zu Thorigny, im Distrikt von Coutances, sind gegen 300 Gemälde unter dem Vorgeben, daß sie royalistische Merkmale hätten, verstümmelt worden. Der Nazionalagent behauptete dabey, daß dieses der Wille des Gesetzes sey. Hätte dieser Mensch die Meisterwerke eines Rubens und Lesueur im Nazionalmuseum in seine Klauen bekommen, sie wären ohne Barmherzigkeit vertilgt worden. Ueberhaupt sind im Distrikte von Coutances viel dergleichen Frevel begangen worden, und der Komité hat sich die Spötter gemerkt, die ihre Verfügung, eines Garten zu schonen, worin sich amerikanische Pflanzen befanden, mit Hohn aufnahmen.

Ein Brief aus Karpentras enthält ausführlichere Nachrichten über die architektonischen Verzierungen der vormaligen Karthause von Villeneuve, im Distrikt Beaucaire, die nun verkauft ist. Hier war eine herrliche Gruppe in Marmor hervorgear-

beitet (en ronde bosse), die Figuren in natürlicher Größe, mit dem lebhaftesten Ausdruck und einer meisterhaften Draperie. Sie ist durch die Schläge des Hammers zermalmet worden. An den Seitenthüren der Domkirche von Karpentras selbst stand ein Petrus und Paulus, zwey schöne Figuren, die nun zu Staub zermalmt sind. Besonders bedauert man aber eine antike Säule, die aus einem Dianentempel, dessen Ruinen noch zu Venasque sichtbar sind, hieher gebracht worden war. *) Eben dieser Brief setzt hinzu, daß die Wuth alles zu zerstören in jenen Gegenden aufs höchste gestiegen sey; und wir haben daher gegründete Besorgnisse, daß alle Denkmäler des Alterthums, die bis jetzt der Stolz der mittäglichen Departementer waren, ein Raub dieser Raserey gewor-

den

*) Man hat ein eignes Werk über Karpentras von Formey, worin alle Alterthümer dieser Stadt in Kupfer gestochen sind. Als ein Pröbchen früherer Barbaren verdient hierbey bemerkt zu werden, daß hier bey der Erbauung des neuen bischöflichen Pallastes der Kardinal Vicchi einen schönen römischen Triumfbogen, der, der gemeinen Sage nach, zum Andenken des Sieges errichtet worden seyn sollte, den Domitius Aenobarbus über die Allobrogen erfocht, zum Eingang der bischöflichen Küche einrichten ließ! S. Volkmanns Reisen durch Frankreich II. 291. und Pownall in seinen scharfsinnigen antiquarischen Bemerkungen, Notices of Antiquities of the Provincia Romana (Lond. 1788. 4.) pag. 31.

den ſeyn mögen. Beſonders fürchten wir für den Triumfbogen des Marius bey Orange. *)

Von einem Briefe, den der Nazionalagent im Diſtrikte von Arles, unter dem 17ten Vendemiaire, an uns geſchrieben hat, müſſen wir einen wörtlichen Auszug geben, da er unſern Unwillen und unſern Schmerz aufs höchſte treibt. „Die Kommune von Arles war, wie bekannt, vorzüglich reich an koſtbaren Antiken, als Bildſäulen, Basreliefs, Vo-

*) Dieſer Triumfbogen, nach dem Ausſpruch der Kenner, der ſchönſte, der in- und außerhalb Italien erhalten worden iſt, gab ſchon dem berühmten Peirese Stoff zu antiquariſchen Unterſuchungen S. Gaſſendi in vita Peireskii libr. I. p. 35. (ed. Hag. Comit. 4.) Seine Papiere benutzte Montfaucon. Später hielt Menard eine eigene Vorleſung darüber in der Akademie der Inſchriften. S. Memoires de l'Acad. d. Inſcript. T. XXV. Hiſtoir. p. 141. In der koſtbaren Voyage pittoreſque de la France ſteht die richtigſte Abbildung davon. Die bey Montfaucon Ant. Expliqu. T. IV. p. 170. iſt elend. Man hat ihn in neuern Zeiten ganz lächerlich ausgeflickt, worüber Berenger in ſeinen Soirées provencales T. I. p. 20. mit Recht ſpottet. Die neueſten Nachrichten darüber findet man in Fiſche's Briefen über die ſüdlichen Provinzen von Frankreich, Br. XXV. S. 596-601. und in Pownall am angeführten Orte S. 27-39. welcher mit vieler Wahrſcheinlichkeit die Veranlaſſung zu dieſem Triumfbogen in den Siegen des Domitius Aenobarbus über die Allobrogen findet.

Votivaltären, Säulen u. ſ. w. Man hatte durch die Bemühungen eines geſchickten Alterthumskenners, der auch die vorzüglichſten Antiken in Kupfer ſtechen ließ, alles in ein eigenes Muſeum zuſammengeſtellt. Alles iſt vernichtet, *) Denkmäler, Kupferplatten und Kupferſtiche. Selbſt der, dem oberſten Weſen geweihete Tempel nebſt allem, was der Nazion zugehörte, iſt zerſtört worden, und bietet den empörendſten Anblick von Ruinen dar. Auch die Bücher ſind zerſtreuet und in die Winkel geworfen, wo ſie von Staub und Ratten gefreſſen werden. Ich bin erſt ſeit einem Monate hier, und habe dies alles ſchon in dieſer Zerrüttung gefunden."

Eine

*) So iſt alſo auch der merkwürdige Rumpf, der mit einer Schlange umwunden war, und von dem gemeinen Haufen für einen Aeskulap, von den Einſichtsvollen aber für einen Jupiter Inferus oder Serapis gehalten wurde (S. Fiſche's Reiſen Br. XVIII. S. 391.), und die Bildſäule der Schauſpielerin, die die Medea vorſtellte, zertrümmert worden. S. Pownal's Antiquities S. 93 ff. wo auch Pl. III. Fig. 5. 6. der Rumpf des Serapis abgebildet iſt. Man bemerke übrigens, daß der Bürger Gregoire den verdienten Antiquar, der die Alterthümer von Arles neuerlich ſo gut ordnete, bloß darum nicht zu nennen wagt, weil er das Unglück hat, ein Kloſtergeiſtlicher zu ſeyn. Er heißt Dümont, und war Minorit im Kloſter Saint Hilaire beym Begräbnißplatz, oder den elyſäiſchen Feldern zu Arles. Man lernt ihn aus Fiſche's ſehr intereſſanten Briefen kennen.

Eine besondere, schonende Aufmerksamkeit verdienen jene ehrwürdigen Denkmäler des Mittelalters, die theils zum Gebrauche der Nazion, theils in Rücksicht auf die Kunst erhalten werden müssen. So z. B. die schöne Kathedralkirche zu Chartres. Es war ganz gut, daß man das Bley wegnahm, womit sie gedeckt war; denn das erste Bedürfniß ist, unsere Feinde zu Boden zu stürzen. Aber statt sie mit Ziegeln oder Bretern zu überdecken, hat man eines der schönsten Gebäude in Frankreich allen Stürmen und Wettern, unter welchen es nun zusammen stürzt, Preis gegeben.

Amiens besteht mit dem lobenswürdigsten Eifer auf die Erhaltung seines Münsters, eines der schönsten Denkmäler der gothischen Baukunst in Europa. Die Pracht, die Kühnheit und die Leichtigkeit seiner Zusammensetzung stellen eine der erhabensten Ideen dar, die je ein menschlicher Geist empfieng. Eben diese Betrachtungen dringen sich auch bey dem Strasburger Münster auf, dessen Thurm die höchste Pyramide in Europa ist. Vielleicht steht die Bemerkung hier nicht am unrechten Orte, daß er an Höhe der höchsten Pyramide in Aegypten nichts nachgiebt, an Kunst aber sie unendlich übertrift: denn er giebt in seinem Durchschnitt einen Triangel, dessen Basis größer ist als seine Höhe. Wenn der Mensch in der Beschauung dieser erhabenen Schöpfungen der Kunst versunken ist, so wagt er es kaum, aufzuathmen; er achtet es hoch, Mensch

zu

zu seyn, weil er überlegt, daß Menschen so etwas ausführen konnten; er freut sich, ein Franzose zu seyn, weil er sieht, daß diese Wunder auf dem Boden seines freien Vaterlandes ruhen. (Es wird Beyfall geklatscht.)

Diese Betrachtungen führen uns zur Kuppel der Invalidenkirche. Aber hier umdüstern aufs neue schwarze Trauerbilder unsere Seele. Der Fremde, der Paris verlassen hätte, ohne diese Kuppel betrachtet zu haben, würde allgemein für einen Menschen ohne Bildung und Geschmack gehalten worden seyn. Ihre Schönheit entsprang vorzüglich aus der entzückenden Harmonie des Ganzen. Schon von weitem erregte sie durch die im Umkreis aufgestellten Kolossalstatuen hohe Erwartungen, wovon keine durch den Karakter der innern Verzierungen getäuscht wurde. Freylich mußten auch hier die verhaßten Zeichen der Sklaverey verbannt werden; *) aber konnte man nicht dabey der Bildsäulen selbst schonen? Jezt bedeckt der größte Theil derselben in Haufen und Trümmern einen von den

*) Hiezu gehört denn auch nach dem jetzigen Stil der Franzosen die marmorne Kolossalstatue des heiligen Ludewigs, von 11 Fuß Höhe, die Girardon modeliert, und der ältere Roujton gearbeitet hatte. Siehe von ihr und den übrigen Verzierungen, von denen hier die Rede seyn kann, Thiery's Guide des amateurs voyageurs à Paris T. II. p. 614. ff.

den vier Höfen. Man wird sich die Befehle zeigen lassen, durch welche diese Zerstörungen angeordnet wurden. —

Die Ursache von allen diesen muthwilligen Zerstörungen kann niemanden verborgen seyn. — Der Geist der Gegenrevoluzion fand seine mächtigsten Stützen in unmoralischer Zügellosigkeit und Unwissenheit. Man hat schon die auffallende Bemerkung gemacht, daß fast an allen Stellen, wo Köpfe nöthig sind, sich Menschen befinden, die nur Arme haben. Wie konnten sich diese einschleichen? Durch Intrigue, Empfehlung, Protekzion, verrufene Worte, die, wie die Sachen, die sie bezeichnen, auf immer aus dem Wörterbuche und der Sittentafel eines freyen Volkes ausgestrichen bleiben müssen. Eine solche Aemterbesetzung müßte uns bald wieder in die Zeiten versetzt haben, wo Magistratspersonen ihre Interdikte auf Gewitterableiter und Paratonnerren schleuderten, und Parlamenter Todesurtheile über die Blatterneinimpfung, Chinarinde und Spießglastinkturen aussprachen. Andere Beamte haben vielleicht wirklich ihre Geschicklichkeit in gewissen Kenntnissen erwiesen, aber in einer ganz andern Gattung, als wozu sie ihr Geschäft jetzt ruft. Hätte ein jeder den seinen Kenntnissen zukommenden Platz erhalten, dann würde man nicht über Misgriffe klagen dürfen, wie derjenige war, als man eine köstliche Schiffsladung Rigaischen Leinsamens, den uns der Genius der

Re-

Republik auf einem feindlichen Schiffe zugeführt hatte, zu Pflastern in einem Hospitale bestimmen sah. Zum Glück hat die Kommission des Ackerbaues und der Künste diese unsinnige Anordnung noch zu rechter Zeit hintertreiben können. Es fehlt nicht an Municipalitäten, die mit Einsichten Thätigkeit und Patriotismus verbinden, und es wird das angenehmste Geschäft für uns seyn, ihr Namensverzeichniß einst dem Konvente vorlegen zu können. Aber es giebt auch Schatten in diesem Gemälde. Schreiben wir um genauere Nachrichten über Kunstsachen; so antworten sie entweder gar nicht, oder ihre Antworten sind mit allen Kennzeichen der tiefsten Unwissenheit gestempelt. Folgende Thatsache können wir Wunders halber nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Kommission der Nationalgüter und des öffentlichen Unterrichts, ließ in alle Distrikte ein Cirkular in Betreff der botanischen Gärten ergehen, und verlangte, daß überall angemerkt würde, welche Orangerien, fremde Gewächse und seltnere Pflanzen in jedem Sprengel zu finden wären. Die meisten Berichte auf diese Anfrage tragen das Gepräge vernünftiger und einsichtsvoller Administratoren. Aber zwey darunter, deren Namen ihr uns jetzt noch zu verschweigen erlauben werdet, haben sich auf eine ganz eigene Weise dabey benommen. Der eine bemerkt, daß in seinem Distrikt alle einheimische und fremde Pflanzen wild (naturellement) wüchsen; der andere hingegen versichert uns, daß in dem seinigen weder

eine

einheimische noch fremde zu finden wären; so daß in diesen zwey Provinzen Frankreichs, in der einen alle Vegetazion der Erdkugel, in der andern die Unfruchtbarkeit der arabischen Sandwüste anzutreffen seyn müßte.

Das Uebel liegt also vor Augen. Laßt uns auf Mittel dagegen denken! Das erste ist — Unterricht. Laßt uns ihn im Ueberfluß und von allen Seiten ertheilen! In dieser Bildsäule, die ein Meisterstück ist, sieht der Unwissende nichts als einen abgemeisselten Stein. Laßt uns ihm begreiflich machen, daß dieser Marmor athmet, daß diese Leinewand lebt, daß dies Buch ein Zeughaus voll Waffen zur Vertheidigung der Menschenrechte enthält. Nur dem Mangel an solchen Einsichten ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß man zu Toulouse aus den Bibliotheken die Bücher und Urkunden auf Pergament ins Laboratorium für die Artillerie schickte. Die Kommission der Künste hat diesem Unwesen ein Ende gemacht; und schon sind ganze Kisten mit alten Pergamenten angekommen, woraus der Genius der Künste, der schon so manche herrliche Erfindung zur Beförderung der Revoluzion bekannt gemacht hat, gewiß Vortheile zu ziehen wissen wird.

Laßt uns die Auffoderungen an alle patriotische Gesellschaften und jeden einzelnen Bürger, der sein Vaterland liebt, verdoppeln, daß sie nicht müde werden, nützliche Kenntnisse um sich herum zu verbreiten.

breiten. Je aufgeklärter ein Volk ist, desto kleiner ist sein Gesetzbuch. Der römische Freystaat hatte in seiner blühendsten Periode nicht mehr als zwölf Gesetztafeln. Als Rom durch Vorurtheile und Despotismus herabgewürdigt war, da erhielt es die Pandekten. Warum mußten doch die Völker zu diesen einfachen Wahrheiten erst durch eine Reihe von Unfällen und über Schutt und Trümmern geführt werden?

Aber eine Hauptursache dieser jetzt angeführten Zerstörungen ist Herrschsucht und Bosheit der Revoluzionsfeinde, die sich ihrer nur als eines Werkzeuges bedienen. Es ist der Kunstgriff aller Ehrsüchtigen und Tyrannen, die Aufklärung zurück zu stoßen, weil sie wissen, daß die Aufklärung sie zurück stößt. Dies sind die Schuldigen, die wir aufsuchen müssen! Laßt uns aber hierbey Irrthum von Verbrechen wohl unterscheiden. So wurde im Kloster Paraklet eine interessante Gruppe zerstört, die einst nach Abelards Angabe verfertigt worden seyn soll. Allein wer könnte der Municipalität deßwegen Vorwürfe machen, wenn sie es aktenmäßig beweist, daß es ihr unmöglich gewesen sey, diesen Muthwillen zu verhindern? Die Municipalität zu Liebau, im Distrikt Troyes, ließ ein Gemälde zusammenrollen, um es der Vernichtung zu entreißen. Sie verdient Lob, wenn gleich das Gemälde selbst durch diese gewaltsame Behandlung verdorben worden ist. Aber zu Issoire hat ein Kriegs-

kom-

Vierte Scene.

[Ein Lager an den Grenzen von Dännemark.]

Fortinbras zieht mit einem Kriegs-Heer auf.

Fortinbras.

Geh Hauptmann, vermelde dem dänischen Könige meinen Gruß; sag ihm, daß, seiner Bewilligung gemäß, Fortinbras um den freyen Durchzug durch sein Reich ansuche; und sag ihm, wofern seine Majestät uns zu sehen verlange, so würden wir ihm persönlich unsre Aufwartung machen.

Hauptmann.

Ich werde es ausrichten, Gnädiger Herr.

Fortinbras.

Marschiert weiter --

(Fortinbras geht mit der Armee wieder ab.)

Hamlet, Rosenkranz und Güldenstern treten auf.

Hamlet.

Mein guter Herr, wessen Völker sind das?

Hauptmann.

Sie sind aus Norwegen, mein Herr.

Hamlet.

Was ist ihr Vorhaben, mein Herr, wenn ich bitten darf?

Haupt-

kommissar alle Bücher weggenommen, unter dem Vorwand, daß man Matratzen brauche. Das ist ein Dieb, der aufgesucht und nachdrücklich bestraft werden muß! Der Komité hat es geschworen, sich an diese Nichtswürdigen anzuklammern, und sie unter das Schwert des Gesetzes zu liefern. Sie gehören nicht zum Volke. Der zu Metz den Vorschlag that, alles was in alten oder fremden Sprachen geschrieben sey, zu vertilgen, ist eben so wenig ein Franzose, als die Räuber in der Vendée, die die Bibliotheken zu Buzay und Painboeuf, den einzigen scientifischen Reichthum in diesem Distrikte, ins Feuer geworfen haben. Der Komité wird mit rastloser Aufmerksamkeit über die Erhaltung aller Kunstwerke wachen, die einen Theil des Nazionalreichthums ausmachen; er wird Euch jeden Monat Rechenschaft von dem Erfolg ihrer Bemühungen geben; er wird die wohlverdienten Administrazionen Euerm Lobe, die nachlässigen und übelwollenden Eurer Ahndung empfehlen. Ohne Zweifel werden von nun an auch die Richter ihre Wachsamkeit verdoppeln. Es sind so viel Verwüstungen im Gebiete der Kunst bekannt worden; und noch kann man kaum ein Einziges Urtheil gegen diese Räuber und Revoluzionshasser anführen. Die Strasloſigkeit der Verbrecher ist Hochverrath am Staat, und Verwundung des Staatskörpers."

Nun folgt ein Dekret, worin in drey Artikeln allen Municipalitäten und Staatsbeamten die

ſtrengſte Sorgfalt und Wachſamkeit zur Erhaltung und Aufbewahrung aller Kunſtwerke, gelehrter Geräthſchaften und Stiftungen anbefohlen wird. Der ganze Vortrag wurde mehrmals durch allgemeines Händeklatſchen und Zurufen unterbrochen, und das Dekret vom Konvent mit großem Enthuſiasmus angenommen. Aber iſt in dem allem auch etwas mehr als Fraſe und Wortgeklingel? Wird man auch zur Ausführung deſſelben Klugheit, Entſchloſſenheit und guten Willen genug haben? *)

Wie viel Betrachtungen drängen ſich bey dieſer Szene der Verwilderung und Barbarey unſerer Seele auf, worin ich aber niemand, der Luſt hat ſie weiter zu verfolgen, vorgreifen möchte. Nur Einem Einwurfe wünſchte ich zu begegnen, da ich ihn wirklich ſchon mehrmals bey Gelegenheiten, wo von dieſer vandaliſchen Zerſtörungswuth der Franzoſen geſprochen wurde, machen hörte. Man ſagte: „für die Kunſt ſey alles dies nur ein geringer Verluſt, da der verkünſtelte Putz- und Flitterſüchtige Geſchmack der Franzoſen ſchon lange kein ordents

*) Dieſen letzten wenigſtens darf man der Nazion in ihrer jetzigen vielverſprechenden Stimmung nicht abſprechen. Gregoires Bericht hat wirklich Senſazion gemacht. In einer öffentlichen Sitzung des Lycée des Arts, den 2ten November, ertheilte Deſoudray dieſem Rapport und dem neuerrichteten Conſervatoire des Arts unter allgemeinem Beyfall die größten Lobſprüche.

denkliches Kunſtwerk mehr hervorzubringen vermögend geweſen ſey, und ihr Geiſt vielleicht nur durch eine ſo gewaltſame Kriſe zum Gefühl des einfach erhabnen, und wahrhaft edeln wiedergeboren werden könne.“ Allein ſo ſchwer auch die Verſündigungen ſeyn mögen, die ſich viele unter ihnen, theils durch ihre bekannte Liebe zu niedlichen Koliſichets, durch ſchöngeprieſene Uebertreibungen in der Manier und der Verzierungen, theils durch ſchnöde Verachtung den wahren Antike und alles deſſen, was ihren Stempel und Abdruck trägt, lange vor der Revoluzion zu Schulden kommen ließen; *) ſo iſt es doch fürs erſte eine lächerliche Ungereimtheit, die man in unſern Tagen nicht mehr erwarten ſollte, wenn man die Schuld einzelner Gecken und Nachäffer einer ganzen gewiß auch von Seiten des Geſchmacks und der feinern Behandlung der

*) Ich erinnere hier nur, um aus Tauſenden ein paar Beyſpiele anzuführen, an den Hof des Louvre, der mit den ſchönſten Modellen der Antiken ausgebeſſert wurde, (S. La Roche Journal einer Reiſe durch Frankreich S. 201.) und an die antike ſogenannte Veſtalin in Verſailles, auf deren marmornen Backen die Herrn aus Paris Schamröthe entdeckten (S. Blainvilles Reiſebeſchreibung Th. V. S. 103.) Man weiß auch, was der berühmte Direkteur der Academie de peinture Vanloo ſeinen nach Rom wallfahrenden Lehrjüngern zurief: N'oubliez pas la manière large et le crayon rouge!

Alterthumskenntniſſe ſehr reſpektabler Nazion zurechnen will. Und dann iſt ja ein großer Theil der Kunſtwerke, von deren muthwilliger Zerſtörung hier die Rede iſt, entweder wirklich anerkannte Antike, wie der vortrefliche Tronk des Jupiter zu Verſailles und die Ueberreſte römiſcher Prachtgebäude im ſüdlichen Frankreich, oder als Denkmal und Dokument irgend einer Begebenheit, Volksſitte und Nazionaldenkart früherer Jahrhunderte, ſelbſt in ſeiner mißgeſtalteten Unförmlichkeit, der Nachwelt äußerſt ſchätzbar. Der als Kunſtkenner und Antikenergänzer bekannte Cavaceppi pflegte oft zu ſagen, daß auch nicht der unbedeutendſte Theil einer Antike, nicht eine verſtümmelte Hand oder ein Fuß einer alten Bildſäule ohne Nutzen und vielfache Anwendung ſey. Eben ſo kann der Geſchichtsforſcher und Alterthumskündiger, dem die Fortſchritte und Rückſchritte der Kultur für ſeine Unterſuchungen gleich wichtig ſind, ohne Bedenken behaupten, daß ein gothiſches Heiligenbild, ein verſchnörkelter Leichenſtein, ein altväteriſches Schnitzwerk u. ſ. w. unter mancherley Geſichtspunkten äußerſt wichtig und intereſſant ſeyn können. Nichts iſt verächtlich, was unſern Scharfſinn üben, nichts ganz unwichtig, was unſern Forſchungsgeiſt noch auf irgend eine Weiſe beſchäftigen kann!

Böttiger.

VI.

Veledas *) letztes Lied vor ihrer Gefangenschaft.

Hemm' staunend, rother Mond, den Lauf,
Heult Stürme, weint ihr Wellen!
Herauf aus Haid' und Moor, herauf
Ihr lustigen Gesellen!

*) Eine Brukterische Jungfrau, (Tac. Hist. IV, 61. 65 V, 22. Germ. 8.) eine Kassandra der alten Teutschen, welche mit jener die Gabe der Weissagung gemein hatte, geneigtere Ohren fand, zuletzt aber ihre profetische Laufbahn fast eben so wie ihre trojanische Schwester endigte. Von ihrem Thurme an der Lippe herab beherrschte sie, in Verbindung mit Civilis, durch den Zauber ihrer Kunst, welche sich vorzüglich durch die Verkündigung eines Sieges über die Römer bewährt hatte, ganze Völkerschaften mit fast göttergleichem Ansehen. Weislich verstärkte sie ihren heiligen Schein durch die Verborgenheit, in welcher sie sich selbst dem Auge der Pilger entzog, und ihre Aussprüche durch den Mund der Verwandten ertheilte. Man wählte sie in den wichtigsten Angelegenheiten des Krieges und Friedens zur Schiedsrichterin, und buhlte um ihre Gunst durch Geschenke. Endlich ward sie von den Römern, welchen eine solche Sibylle allerdings furchtbar seyn mußte, unter Vespasian (Statius sylv. I, 11.) gefangen genommen und im Triumfe aufgeführt.

Die Nachbarin der Lippe flieht;
Am Thurme tönt ihr letztes Lied.
Ihr iſt ihr Tag beſchieden;
Der Adler ſchwirrt aus Süden.

Hört ihr des Fittigs Rauſchen? Fleugt
Von hinnen, traute Schweſtern!
Was wollt ihr, wo die Natter kreucht?
Ihr dient nicht Eulen-Neſtern.
Veleda treffe Freyas *) Schwur;
Ihr zürnt die harte Göttin nur;
Ihr iſt ihr Tag beſchieden!
Der Adler ſchwirrt aus Süden.

Noch einmal naht dem Felsaltar,
Beginnt den letzten Reigen,
Bringt opfernd meine Zauber dar,
Laßt hoch die Flamme ſteigen!
Du nimm, o Hulda, dieſen Stab!
Tief in den Wogen ſey ſein Grab,
Daß nicht auf brauner Haide
Ein Knäblein mit ihm weide.

Entflieht der Mond in Dämmerung?
Er mag entfliehn! Sein Schimmer

Strahlt

*) Die Göttin der Liebe.

Strahlt bald im Abendschatten jung;
Veledas Schmuck kehrt nimmer.
Es sprudelt in der Wellen Schoß,
Aus heis'rer Brust krächzt schlummerlos
Ihr Trauerlied die Krähe.
Horch! horch! es ruft mir Wehe.

So endet Freya, was ihr Mund
Im Zorne mir verkündet:
„Wann auf der Lippe-Muscheingrund
Die letzte Woge schwindet,
Der nackte Kiesel Eichen hegt,
Worauf der Aar des Lammes pflegt,
Giebt auch Alrun *) am Schlunde
Der Höhle wieder Kunde."

Kein Retter naht. Wie lange praßt
Mein Volk auf trägem Vließe?
Eil', daß am Meer der fremde Gast
Dich schaurig nicht begrüße!
Das Schlachtlied tönt. Weh! Wodan taub?
Der Heldenblüthe färbt den Staub;
Feindselig fliehn die Götter,
Der Jungfrau naht kein Retter.

*) Name der weissagenden Weiber.

So sorglos wiehert durch den Hain
Das Paar der heil'gen Rosse.
O Thor *), erbarme du dich sein,
Beflügle die Geschosse!
Ihr schönen Bäume dort am Teich,
Nie soll hinfort an eurem Zweig,
Alrune Sieg verkünden.
Welkt vor den Morgenwinden!

Tief sinkest du! Wie spielt der Nord,
Mein Thurm, mit deinen Trümmern!
Die Hindin stutzt am Lager dort.
Begann der Kauz zu wimmern?
Ah! wie der Uhre Rotte wild
Durch diese Felsengänge brüllt,
Wo sonst Walhalls Verwandte,
Voll hoher Sprüche, brannte!

Schau, durch des Heiligthumes Nacht,
Wo immer Pilger zogen,
Folgt schon ein Held der Eberjagd;
Was säumt sein straffer Bogen?
Er flieht davon. Aus Schutt und Graus
Tönt eines Sängers Lied heraus.

Dem

*) Der Gott des Donners.

Dem seufzt durch Dorn und Nesseln
Ein Geist mit schweren Fesseln:

„Hier strahlte sonst Veledas Höh
Im göttergleichen Lichte.
Dort trug der Sinnenden am See
Ihr Teut Walhallas Früchte.
An dieses Felsens Ranken schwoll
Ihr Busen hoher Kunde voll;
Es horchten Mond und Sterne;
Scheu stand der Pilger ferne.

Sucht sie nicht mehr im Heiligthum.
Saht ihr des Blitzes Funken?
So schien, so schwand der Jungfrau Ruhm,
Tief, tief ist sie gesunken!
Es seufzt im Distelstrauch so dumpf,
Der Unken Klage tönt im Sumpf;
So muß an fernen Mauern
Alrun in Elend trauern.“

Verhall't ihr Klagestimmen! Laßt
Im Winde Disteln schauern,
Des Sumpfes Unke sonder Rast
Die lange Nacht vertrauern.

In Frieden mag der Römer Magd
Hinaus zum Gitter schaun. Ihr tagt
Es aus der Nebelferne,
Schön gleich dem Morgensterne.

Aus Manas Eichen steigt ein Held.
O Tiber, hör die Fessel!
Im Staube liegt der Herr der Welt;
Teuts Sohn gebeut vom Sessel.
Auf, Adler, auf, nimm deinen Raub!
Bald sinkt dein Flug. Du deckst den Staub,
Ein Spott der feigen Krähe,
Du Sohn der Sonnenhöhe!

Freudentheil.

VII.

Der Maler.

(Nach John Gay. Part. I. fable 18.)

Unübertroffen in der Kunst,
Durch seines Pinsels Zaubereyen

Des

Hauptmann.

Gegen einen Theil von Pohlen.

Hamlet.

Wer commandiert ſie, mein Herr?

Hauptmann.

Fortinbras, des alten Norwegen Neffe.

Hamlet.

Gilt es dem ganzen Pohlen, oder iſt die Frage nur von einem Diſtrict an den Grenzen?

Hauptmann.

Wenn ich euch die runde Wahrheit ſagen ſoll, ſo gehen wir um einen kleinen Flek Landes einzunehmen, wovon der Rame das einträglichſte iſt -- wenn er fünf Ducaten einträgt -- Fünf? Ich möcht' es nicht darum in Pacht nehmen, auch würde es weder den Norwegen noch den Pohlen mehr abwerfen, wenn es verſteigert werden ſollte.

Hamlet.

Wenn das iſt, ſo wird ſich der Polak wenig bekümmern, es euch ſtreitig zu machen.

Hauptmann.

Allerdings; er hat es ſchon mit einer ſtarken Mannſchaft beſezt.

Des Lebens Wärme ſelbſt zu konterfeyen,
Verlor ein Maler doch die Gunſt
Des Publikums. In ſolcher Klarheit,
Wie Er ſie ſchilderte, gefiel
Den allerwenigſten die Wahrheit.
Wie? dacht' er, hätt' ich denn das Ziel
So ganz verfehlt? — Zur Rettung ſeiner Ehre
Vollendet er ein Meiſterſtück.
Es war Apollo und Cythere;
Man ſah und ſtaunt' und wünſcht ihm Glück;
Und bald fand eine Prüde
Vom erſten Rang bey ihm ſich ein:
„Mein Herr, in dieſer Attitüde
„Wünſcht' ich gemalt zu ſeyn."
Er thut es; und, noch voll vom Ideale
Der Göttin, leiht er dem Originale,
Das vor ihm ſitzt, das feinſte Kolorit,
Beſeelt das Aug, theilt Mund und Wangen
Das Liebeathmende Verlangen
Der Cypria nach Gegenliebe mit.
„Gut, ſprach die Dame; doch ich meyne,
„Die Kunſt verirrte ſich
„Ein wenig — denn ich ſcheine
„Mir ſelbſt nicht ganz ſo jugendlich.
Der Künſtler wagt es nicht, ihr Recht zu geben,
Und ſi., geneigt die Zweifel ſelbſt zu heben,
Betheuert nun, ihr Spiegel ſey

Nicht halb so treu, wie diese Schilderey.
Mit dreistem Blick und spärlichem Gehirne
Folgt ihr ein Doktorand;
Ihm spendete des Meisters Hand
Apollos Nas' und Stirne.
Jetzt drängt ein Dutzend Herrn und Damen
Sich zu dem Maler ein,
Und alle, wie sie waren, kamen,
Um porträtiert zu seyn;
Und alle, selbst die Schönsten, schieden
Von ihm verschönert und — zufrieden.

Sagt unsere Mängel noch so treulich an,
Ihr Lehrer meiner Zeitgenossen;
Man hört euch nicht — mit euern Glossen.
Doch rühmt dem lebenden Geschlecht
Die Palingenesie der Menschenrechte,
Prahlt mit der aufgeklärten Zunft
Von Riesenschritten der Vernunft,
Vom filosofischen Jahrhundert;
Gewiß, dann werdet ihr bewundert
Und von der Eider bis zum Rhein
Gepriesen und vergöttert seyn. *)

P.

*) Gays Fabeln, oder wenigstens die besten davon, so übersetzt, würden gewiß allen Personen von Geschmack ein sehr schätzbares Geschenk seyn.

W.

VIII.

Anzeige.

In der Buchhandlung des Hrn. Geheimen Kommerzienraths Pauli zu Berlin, iſt der zweyte Band der neuen Berliner Beyträge zur Landwirthſchafts-Wiſſenſchaft, welche, wie bekannt, den Hrn. Paſtor Graßmann, bey Stettin, zum Verfaſſer haben, erſchienen, welcher die 4te, 5te und 6te Abhandlung enthält. In der 4ten über den vortheilhafteſten Anbau der Feld-Pferde- oder auch Sau- und Speckbohnen, macht Herr Graßmann den Anfang, ſich über einzelne Getreidearten beſonders einzulaſſen, und dabey zu zeigen, daß man ſich bey deren Anbau noch mannichfaltige Vortheile verſchaffen könnte, wenn man ein jedes nutzbare Gewächs ſeiner Natur nach zu behandeln bemühet wäre. Die Feldbohnen werden hier, nach ihren verſchiedenen Arten, ihrem Anbau, und ihrer verſchiedenen Benutzung in der Haushaltung, beſchrieben. Die folgende fünfte und ſechſte Abhandlung ſind auch beſonders abgedruckt zu haben, und wir melden hier nur, daß die fünfte Abhandlung eine Unterſuchung enthält, ob die Koppelwirthſchaft in den preußiſchen Staaten anwendbar ſey oder nicht? und die ſechſte ſich über die Anlegung der Hecken und lebendigen Zäune erſtreckt, wobey aber der Verfaſſer ſich nur über diejenigen Arten von Sträuchen und Bäumen umſtändlich eingelaſſen hat, von deren Brauchbarkeit zu Hecken er eigene Kenntniſſe zu erlangen Gelegenheit gehabt hatte. Beſonders hat er auch auf diejenigen Hecken Rückſicht genommen, welche die Stelle trockener Hopfenſtangen vertreten können. Im 12ten Stück dieſes Bandes hat er mit denen ihm zugeſandten ökonomiſchen Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände der Landwirthſchaft, ſie dem Publikum vorzulegen, einen Anfang gemacht. Sie betreffen das Mergeln der leichten Felder, von Hrn. Landes- und General-Landſteuer-Societäts-Direktor von Bonin, in Golz bey Drambura, und des Hrn. Graßmanns Antwort darauf. Dieſer Band ſchließt mit einem ausführlichen Regiſter der in demſelben enthaltenen vornehmſten Materien. Koſtet 2 Rthlr.

Der 21ste Band der Naturgeschichte der Vögel des Grafen von Büffon, welche Herr Professor Otto aus dem Franzöſ. überſetzt, mit Anmerkungen, Zuſätzen und vielen Kupfern vermehrt, im Paulischen Verlage zu Berlin herausgiebt, enthält die Beſchreibung und Abbildung folgender Vögel. Ausländiſche Kukuke, und zwar zuerſt Vögel der alten Welt, die mit dem Kukuk verwandt ſind, deren hier 28 Arten vorkommen, worunter der in dem innern Afrika ſich aufhaltende ſogenannte Honigkukuk, wegen ſeines beſondern Inſtinctes, die Neſter der wilden Bienen anzukündigen, worauf ſich auch das dieſem Theile vorgeſetzte Titelkupfer bezieht, vorzüglich merkwürdig iſt. Hierauf folgen Amerikaniſche Vögel, welche Aehnlichkeit mit dem Kukuk haben. Der Ani, den die Kreolen in Cayenne den kanariſchen Sprudler nennen, weil er den Ton nachmacht. Der Guan oder Marmot in Guyana. Die nahe an einander gränzenden Geſchlechter der Wiedehopfen, Promeropen und Bienenfreſſer. Der Wiedehopf, iſt wegen ſeines ſchönen doppelten Federbuſches auf dem Kopfe ſehr kenntlich. Die Promeropen ſind Wiedehopfe ohne Zopf. Die Bienenfreſſer ſind, wegen ihrer kurzen Füße, dem Wiedehopf ſo wie dem Eisvogel ähnlich, und beſonders dem letztern durch die eigene Stellung der Zehen. Die bey dieſem Theile befindlichen 76 Kupfer, welche ſowohl ſchwarz, wie auch illuminirt zu haben ſind, enthalten, auſſer den Büffoniſchen, auch Abbildungen aus Seligmann, Sonnerat, Gunnen, Briſſon, aus den philoſophical Transactions, aus Sloane, Willughby, aus Pallas neuen nordiſchen Beyträgen, aus dem Muſeum Bartſonianum, aus Browne, Pennant, Latham, Seba, aus dem Novis Commentar. Petropolitanis, aus Pallas Reiſen, Aldrovand, Sonnerat, und White. Auf Druckpapier Prän. Preis 18 Gr. ord. 1 Thlr. 4 Gr. Schreibpap. mit ſchwarzen Kupfern Prän. Preis 1 Thlr. ord. 1 Thlr. 8 Gr. mit illum. Kupf. Prän. Preis 5 Thlr. 10 Gr. ord. 7 Thlr. 10 Gr.

Neuer Teutscher Merkur.

2. Stück 1795.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Die Binde der Themis. S. 113

II. Ueber menschliches Leben, seine sossische Natur, seine Hauptmomente, Organe, Ursach seiner langen Dauer, Einfluß der menschlichen Seele und Vernunft auf die Lebensdauer. — 133

III Horazens ersten Buchs erste Satyre in gereimte Verse übersetzt. — 159

IV. Fortgesetzter Bericht über den Zustand der schönen Künste im neuen Frankreich. — 168

V. Epistel an meine Jugendfreunde von P. — 192

VI. Was thun die Teutschen für die Telegrafie. — 203

VII. Auszug aus einem Briefe. — 213

VIII. Kleine Gedichte — 217

IX. Bücher Aukzions-Anzeige. — 224

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs

Nachricht.

Mit eben dem allgemeinen Beifalle, den die beiden ersten Theile des Versuchs einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften ꝛc. der Residenzstadt Berlin, seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786, fanden, wird, ohne unsere Empfehlung, auch der in der Buchhandlung des Geheim. Kommercien-Raths Pauli, auf 25½ Bogen in gr. 8. erschienene dritte Theil gedachten Werkes aufgenommen werden, welcher die in aller Absicht so merkwürdige Regierungsgeschichte Kurfürst Friedrichs I. nachmaligen ersten Königs von Preußen, von 1688. bis 1713. enthält. Die besten Quellen, aus welchen der Herr Verfasser dieser Geschichte geschöpft hat, und die unmittelbar aus dem Kön. Archiv genutzten Nachrichten, machen dieses Werk der vaterländischen Geschichte, sowohl für Brandenburger als Ausländer unschätzbar, und zu dem ersten und einzigen seiner Art, wie die in gegenwärtigem Bande befindlichen Beylagen beweisen, welche eine Specification der von den hierzu verordneten Hofstaatsmitteln und besoldeten k. Bedienten: ein Verzeichniß dessen was zu des Kurf. Reise auf Relais nach Preußen erfordert wurde; eine Specifikation der Tafel und Hofstaats-Ausgaben; wie auch eine Nachweisung der kön. Gesandten und deren Unterhaltungen v. J. 1712 enthalten. Die zuletzt beygefügten Betrachtungen über den Zustand der bildenden Künste, als: Mahlerey, Bildhauerkunst, Baukunst, Tonkunst; über den Zustand und Fortgang der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften; über Handel, Nahrungsstand, Gewerbe, Manufacturen, Handwerker ꝛc. über die Sitten und Gewohnheiten, und über das Kostum, die Kleider und Moden, unter der Regierung Königs Friedrich I. in dem Zeitraume von 1688 bis 1713, machen dem Scharfsinn und der unpartheischen Beurtheilung des Verfassers Ehre; so wie er auch für das angehängte Register, welches die Uebersicht der vornehmsten Personen und wichtigsten Materien gar sehr erleichtert, Dank verdient. Kostet 1 Thlr.

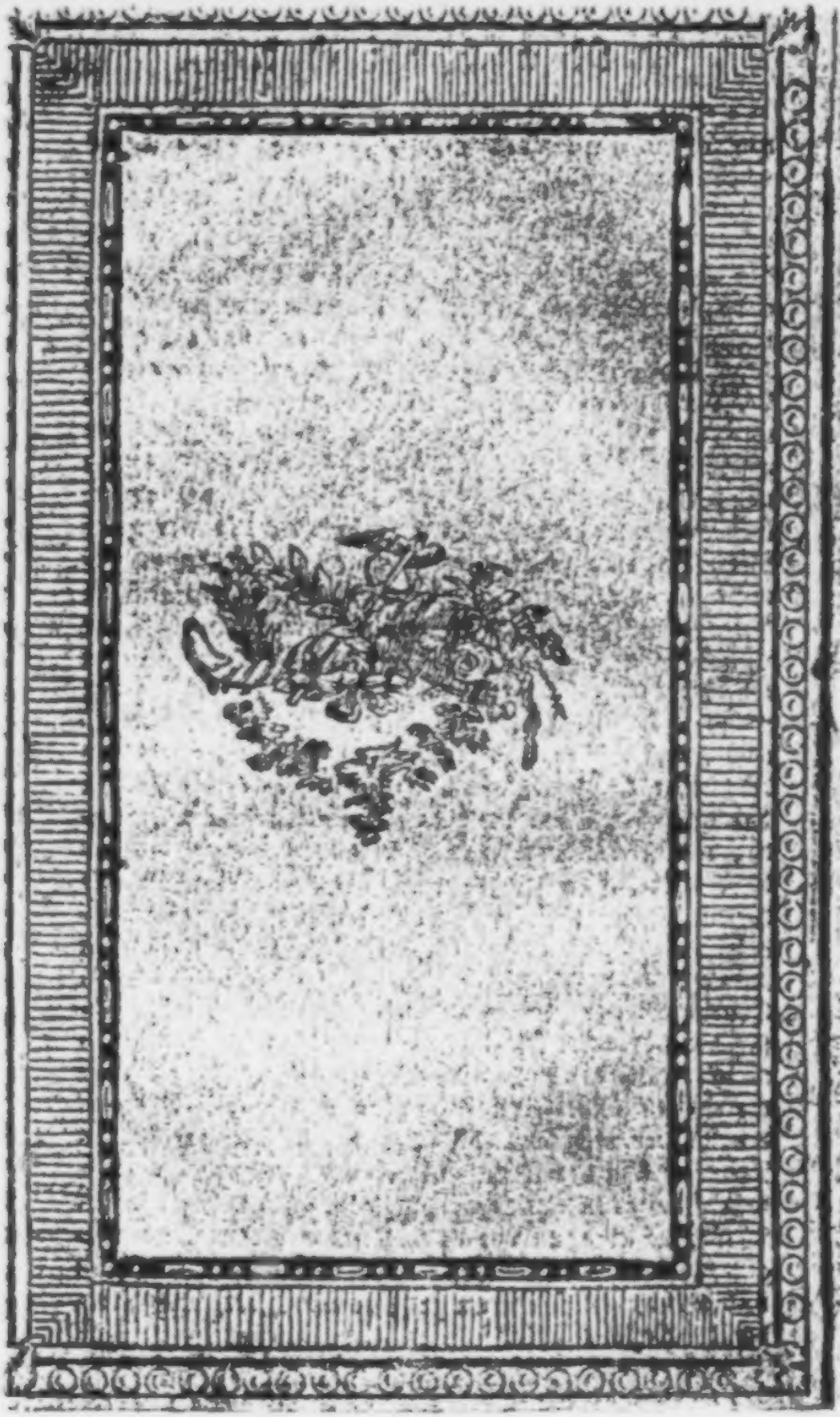

Der neue
Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar. 1795.

I.

Die Binde der Themis.

Gewiß hat das Bild, unter welchem uns die Dichtung die Göttin der Gerechtigkeit mahlt, alle Eigenſchaften einerglücklichen Allegorie. Beſtimmung und Art der Erfüllung, Weſen und Wirkſamkeit der perſonificierten Abſtrakzion, ſind wahr und anſchaulich dargeſtellt.

Themis, die edle Tochter des Himmels und der Erde, die Freundin des Menſchenbildners Prometheus, und die treue Beſchützerin ſeiner Geſchöpfe, der Menſchen, trägt in heiliger unentweihter Hand die Wage des Rechts, indeſſen die Binde der Unpartheilichkeit ſich um ihre Augen windet, welche dennoch in der Zukunft leſen, und den Schluß des Schickſals in weiter Ferne errathen.

Nur Schade, daß täglich die Binde der Unpartheilichkeit lockerer, das Gleichgewicht der geheiligten Wage ſchwankender wird, und Aſträa, weinend über die Schmach der Mutter, ſich verhüllen muß.

Wie unendlich wichtig Gerechtigkeitspflege im reinsten Sinne für Wohl und Bestand des Staates sey, das folgt freywillig aus Begriff und Wesen des Staates. Daß sie daher auch eine seiner heiligsten Pflichten sey, ist ewige Wahrheit.

Ihre Vollziehung muß um so heiliger seyn, muß um so fester und ausdauernder über alle Hindernisse hinweggeführt werden, je weniger der Natur der Sache nach, das Privatbestreben — in manchen andern Fällen so sehr und so unvermeidlich wirksam — hier nachzuhelfen und beyzuwirken vermag. Denn es würde hier zur Selbsthülfe und zu Eingriffen in die Gesetze führen, welches mit der Absicht und dem Geiste der Staatsverbindung unverträglich ist.

Doch wird täglich die Binde lockerer, unbestimter die Wage, und Astråa weint!

Wo liegt die Quelle des Uebels? — Verdient nicht dieses mit fester Hand untersucht zu werden? Ist hier nicht der Fall, da es gilt, mit heiterm Muthe und reiner Absicht sich dem Heiligthum des allgemeinen Besten zu nahen, und Kraft und That dieser Gottheit der Guten im Volke zum Opfer zu bringen?

An zwei großen Mängeln leidet die neuere Gerechtigkeitspflege. Sie heißen: Pedanterei des Civilprocesses, und Nichtvollstreckung der Strafgesetze.

Bei-

Hamlet.

Zweytausend Seelen und zwanzigtausend Ducaten werden nicht zureichend seyn, diesen Streit um einen Stroh-Halm auszumachen. Das ist das Apostem von übermässiger Grösse und Ruhe, das inwendig aufbricht, ohne von aussen eine Ursache zu zeigen, warum der Mann sterben muß. Ich danke euch, mein Herr, für eure Nachrichten.

Hauptmann.

Gott behüte euch, mein Herr.

Rosenkranz.

Gefällt's euch weiter zu gehen, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Ich will gleich wieder bey euch seyn; geht nur ein wenig voraus.

[Sie gehen ab.]

Hamlet (allein.)

Müssen nicht alle Gelegenheiten gegen mich auftreten, und meine edle Saumseligkeit beschämen? Was ist ein Mann, wenn alles was er mit seiner Zeit gewinnt, Essen und Schlaffen ist? Ein Thier, nichts bessers. O gewiß, Er, der uns mit einer Denkungs-Kraft erschuf, die in einem so weiten Umkreis zurük und vor sich sieht, gab uns dieses Vermögen, diese Gott-ähnliche Vernunft nicht, sie ungebraucht rosten zu lassen. Wie dann? Ist es thierische

Unacht-

Beide werden durch den Geist des Zeitalters gepflegt und genährt: durch diesen Geist, der nur zu sehr an den Freuden der Sinnlichkeit und an der Erwerbung ihrer Befriedigungsmittel hängt, und mit der höchsten Selbstsucht die größte Erschlaffung verbindet; der zwar den Dürftigen auf dem Jammerlager ungerührt schmachten läßt, aber nicht ohne Beben hören kann, daß der Missethäter sein Verbrechen durch sein auf dem Rabenstein vergoßnes Blut versühnen soll; der an allen Formen rüttelt, ohne in ihren Geist zu dringen, und die ermattende Fantasie zu Traumbildern einer gestaltlosen Zukunft aufschraubt; die Gesetze und ihre Ausführung mit seiner Entnervung ansteckt, und Unwissenheit, Gutmüthigkeit und aufbrausende Talente mit der Wuth der Neuerungssucht arglistig vergiftet.

Laßt uns die beiden eben genannten Gegner der reinen Gerechtigkeitspflege näher ins Auge fassen!

Pedanterei des Civilprocesses will hier das nicht sagen, was Pedanterei gewöhnlich bezeichnet. Jene Pedanterei, die man unsern guten Vätern vorwirft, erstreckte sich auf ängstliche Beobachtung der Formen, aber sie verband damit eben so ängstliche Abwägung des Rechts und Unrechts; sie hielt fest auf den hergebrachten Stil und Gang, aber sie war von einer gesunden Urtheilskraft, von einem leider jetzt oft vermißten praktischen Verstande begleitet, der in diesen Stil und Gang den besten Geist der Anwendung legte; sie schrieb oft barbarisch, aber sie

ſchrieb, nicht viel, ſie ſchrieb nicht mehr als noth-wendig war.

Man vergleiche alte Akten mit neuern, und beklage die Stöße des jetzt mehr verſchriebenen Papiers; noch mehr die Kräfte deſſen, der ſie bearbeiten, das Beſte der Sache, welche ſich durch dieſe Labyrinthe hindurchwinden muß. Man erwäge die triftigen, bündigen Entſcheidungen der Alten, und das Gewicht, den kurzen, kräftigen Vortrag der Gründe, worauf ſie beruhten, und halte dagegen die unabſehlichen Reihen unſerer Zweifel und Entſcheidungsgründe, den üppigen Aufwand von Litteratur, von dem ſie ſtrotzen, und die ungeheure Laſt von Gelehrſamkeit, welche das Körnlein des praktiſchen Geiſtes niederdruckt. Man überſehe ihren raſchen Gang, ihr feſtes Anhängen an dem Buchſtaben des Geſetzes, und die oft ſo lebendig aus dem hellen Geiſt hervorſprißgende Interpretazion deſſelben: und blicke dann auf unſere, kompilirende Bearbeitung ſtreitiger Rechtsfragen, auf unſere Autoritätenjagd, auf die Sucht alles nicht aus der Sache, ſondern aus Annäherungen herzuleiten, die Gewißheit zu verdrängen, und Ungewißheit an ihre Stelle zu ſetzen, und, ſtatt nach deutlicher Erkenntniß des Geſetzes und feſten Grundſätzen zu verfahren, willkührlicher und immer Geſtalt und Form wechſelnder Auslegung uns Preis zu geben!

Ueber dieſen Gegenſtand, und über ſo manchen andern damit verwandten, über die Unbeſtimmtheit oder die Gebrechen der Proceßordnungen, über die

Häuffung der Instanzen und Rechtsmittel; über die Ausdehnung der Fristen und des Schriftenwechsels, so wie des Umfanges der Schriften selbst, über die Verfassung und die Mißbräuche des Advokatenwesens, über die nicht genug bestimmten Grenzen zwischen mündlichem Verfahren, über die zu häufige Transmissionen, über den Abgang der berichtigten Sporteltaxen, und über mehreres, was dahin einschlägt, ist bereits vieles gesagt, vieles geschehen.

Das Gesagte ist zum Theil so zweckmäßig, und das Beispiel zum Theil so vortrefflich, daß sich die aufrichtigsten Wünsche des Guten gern an die bestehenden Vorschläge und Versuche anschließen.

Hier sey es daher erlaubt, einige Betrachtungen über den andern Punkt, über die Nichtvollziehung der Strafgesetze vorzulegen.

Noch ist er weniger berührt, und doch das Bedürfniß so dringend, täglich dringender, täglich für die Wohlfahrt des Staates wichtiger.

Auf genauer Vollstreckung der Strafgesetze beruht gewiß sehr vieles. Die Erhaltung des Staatsverbandes hängt davon ab, weil außerdem ein Gebäude einstürzen muß, dessen Strebepfeiler untergraben werden. Die Verbrechen werden allgemeiner, sobald die Strafen aufhören, oder die Gerechtigkeit

Schwäche zeigt. Die Unsträflichkeit zerreißt den Zaum, welchen die Gesetze der rohen Sinnlichkeit, den wilden Leidenschaften, und der freien ungebundenen Willkühr des Menschen anlegen. Ihnen hat der in die bürgerliche Gesellschaft getretene Mensch entsagt, und für den, welchen eigene Bildung, reine Moralität und feste Grundsätze nicht zurück halten, ist das Schwert des Gesetzes entblößt.

Aber wenn es nicht trift, wenn es nicht von fester, gerechter und unerbittlicher Hand geführt wird, so wird es lächerlich, und der Rost, der es bedeckt, nagt zulezt sogar an dem Ansehen der Staatsgewalt.

Eine Wahrheit, die sich selbst predigt, die so laut durch die Natur der Sache und die Stimme der Erfahrung bestättigt wird, bedarf keines ausführlichern Beweises. Der Satz an sich ist unbezweifelt.

Wird man die Thatsache bezweifeln? — Man gehe die neuern Register und Protokolle fast aller peinlichen Stellen, aller Schöppenstühle und Urtheilsverfasser durch; man frage auf Reisen und zu Hause, und es wird nicht an der einstimmigen Antwort fehlen: Wir haben Verbrechen und Verbrecher; aber diese werden nur zu selten nach den Gesetzen bestraft, und jene erneuern und vermehren sich.

Der Begriff von Strafloſigkeit besteht nämlich nicht bloß darin, daß ein Verbrechen gar nicht, son-

ſondern daß es nicht verhältniß- und geſetzmäßig geſtraft wird. In dieſem letztern Sinne vorzüglich reißt ſie immer mehr ein, und ſchadet vielleicht mehr als im erſtern.

Was iſt der Grund dieſer Erſcheinung? Giebt es Mittel zur Abhülfe? Welches ſind ſie?

Wirft man einen aufmerkſamen Blick auf die Quellen des Uebels, ſo zeigen ſich deren mehrere.

Bei jedem peinlichen Falle iſt, nebſt der Strafe, die vor derſelben vorausgehende Unterſuchung ein Hauptpunkt.

Die Unterſuchung enthält die Feſtſtellung des Verbrechens, als der Thatſache, und des Verbrechers, als des Thäters.

Ein weſentlicher Gegenſtand der Unterſuchung beruht daher in der Beſtimmung der körperlichen und örtlichen Spuren und Ueberreſte der Thathandlung *) und der damit verbundenen Umſtände. Gewöhnlich kömmt hierauf alles an, weil dieſes der einzige feſte Anfangspunkt wird, an welchen der Faden der Unterſuchung angeknüpft werden kann.

Dieſe Beſtimmung erfodert, nebſt den nothwendigen Eigenſchaften der Beurtheilungskraft und Beobach-

*) Corpus delicti in der rechtlichen Sprache.

obachtungsgabe und den rechtlichen Kenntnissen, raſche Thätigkeit. Bei der erſten Anzeige des Verbrechens muß gleich damit vorgefahren werden, weil unendlich viele, einer Berechnung gar nicht fähige, und oft an ſich äußerſt unwichtige Dinge in jenen zu beſtimmenden Verhältniſſen eine Aenderung hervorbringen können, die nun die ganze künftige Unterſuchung erſchwert, und häufig vereitelt.

Daß dieſes leztere oft geſchieht, wird jedem wohlmeinenden und aufmerkſamen Richter ſeine eigene Erfahrung ſagen. Oft erfolgt die Anzeige zu ſpät; oft vernichten Unwiſſenheit oder Abſichten der Perſonen, welche zunächſt hinzukommen, jene wichtige Spuren, oder verändern ſie doch weſentlich; oft kömmt der Unterrichter, der dieſelben aufnehmen und feſtſetzen ſoll, zu ſpät, oder führt nicht die nöthige Aufſicht. Alle dieſe Umſtände vereinigen ſich, um den hier geſchilderten großen Nachtheil herzubringen.

Eine zweyte Betrachtung, welche mit dieſer erſten in naher Verbindung ſteht, betrift die dem Unterrichter gleichfalls gewöhnlich zuſtehende erſte Unterſuchung.

Wenn alle Spuren aufgeſammelt, und die Gegenſtände des künftigen richterlichen Verfahrens, in ihren Grundzügen vereinigt ſind, ſo muß zu ihrer nähern Entwicklung im Ganzen geſchritten, und die Vorbereitung dazu von demjenigen getroffen werden, welcher jenen erſten Grundſtoff geſammelt hat.

Zu

Zu der zweckmäßigen Anstellung dieser ersten Untersuchung wird daher erfodert, daß nicht nur alle vorhandene Thatsachen in die Akten aufgenommen, sondern daß auch alle in denselben enthaltene Gesichtspunkte aufgefaßt, alle daraus herzuleitende Beziehungen zu künftiger weitern Erörterung gleichsam im Keime hineingelegt, und, um mich so auszudrücken, der Grundriß der einstigen Untersuchung im Kleinen entworfen wurde.

Die Erfahrung mag auch hier entscheiden, wie nahe die Wirklichkeit diesem Ideale komme. Die erste Vernehmlassungen und Aufnahmen sind oft so dürftig, so unerschöpfend und vernachläßigt, daß sie bloß um der Form willen da zu seyn scheinen, aber alles Geistes entbehren, dessen es zu ihrer Nützlichkeit bedürfte.

Diese beiden Umstände sind sehr wichtig bei Erwägung der zunehmenden Strafloſigkeit, und in ihnen liegt eine reiche Quelle derselben.

Eine zweite nicht minder bedeutende Quelle findet sich in dem Laufe der eigentlichen Untersuchung selbst.

Allerdings kann kein Mensch mehr leisten als seine Kräfte vermögen, und seine Ueberzeugung bleibt der sichere Maßstab seiner Würdigung. Aber, daß er denn auch wirklich alles leiste, was er vermag, daß er seine Ueberzeugung aufs gewissenhafteste

berichtige, dies kann und muß von ihm gefodert werden.

Der untersuchende Richter bleibt Mensch, und als solcher von eingeschränkten Kräften. Als Mensch bleibt er ferner der Reizbarkeit des Gefühls, der Wirkung des Eindrucks ausgesetzt. So entsteht während dem Laufe der Untersuchung in seiner Seele ein Bild der That und ihres Zusammenhanges, welches von aller Einwirkung auf die Leitung der Untersuchung zu entfernen seine Pflicht ist, ob es gleich bisweilen, der strengsten Vorsorge ungeachtet, unwillkührlich wirkt.

Jeder Richter, der aufrichtig mit sich selbst zu Werke geht, wird diese Beobachtung mehr als einmal an sich zu machen Gelegenheit gehabt haben.

Nicht genug, daß diese geheime Einwirkung den Richter für den in der Untersuchung Befangenen günstiger oder ungünstiger stimmt; nicht genug, daß sie ihn mit dem geheimen Wunsch erfüllt, den angeblich Schuldigen schuldlos, oder doch weniger schuldig zu finden, oder ihn mit heimlichem Groll gegen den Verbrecher erfüllt, den er schon als solchen sieht, ohne ihn rechtlich als denselben überweisen zu können: — sie stimmt auch überdies den untersuchenden Richter, nach den sich in seinem Innern immer mehr fortsetzenden Begriffen von der Lage der Sache, die wissenschaftlichen rechtlichen Grundsätze zu ordnen und anzuwenden.

Nun

Nun ist die Unbefangenheit dahin, welche die erste Eigenschaft des Untersuchenden seyn muß. Eingenommene Empfindung, bestechende Rührung, hinreissender Unwille, wissenschaftliche Paradoxie und Eigenliebe treten an die Stelle der strengen Besonnenheit, der kalten Prüfung; und so entstehen oft unter der Hand des rechtschaffensten Mannes unrichtige Akten, voll einseitiger Darstellungen, bei schneller Uebersicht des Zusammenhanges oft unmerklicher, aber nichts desto weniger wichtiger Lücken, Akten, die gar nicht dazu geeigenschaftet sind, um zu richtigen Resultaten zu führen, auf welchen ein durchaus gerechter Spruch beruhen könnte.

Daher kommt es denn, daß so oft aus unrichtigen Vordersätzen Urtheile entstehen, welche den Unbefangenen aufs lebhafteste betreffen, und der guten Sache der Gerechtigkeit unendlich nachtheilig werden.

Diese Ursache der zunehmenden Strafloſigkeit wirkt dann doppelt verderblich, wenn übel verstandene Menschlichkeit und Milde der herrschende Ton der Zeiten sind, oder wenn übertriebene Aengstlichkeit den Mann zittern macht, der über das Leben des Verruchten den Stab zu brechen hat, um die Guten zu erhalten, und ein warnendes Beispiel zu geben.

In der immer mehr einreissenden Willkührlichkeit der Strafen liegt eine dritte Ursache der zunehmenden Strafloſigkeit.

Ein

Ein Blick auf Geschichte und Beschaffenheit unserer peinlichen Gesetze zeigt uns den Ursprung dieser Willkührlichkeit. Die Strenge der in einem ganz anders beschaffenen Zeitalter gegebnen Gesetze schien unverträglich mit der Stimmung des unsrigen, und so riß ein an sich lobenswürdiger Hang zur Menschlichkeit den Richter über die Grenzen seines Rechtes.

Denn nie hat der Richter das Recht, das Gesetz zu schärfen oder zu mildern: ihm ist nur seine Anwendung aufgetragen. Man hat ihm die Berichtigung der Thatsachen anvertraut, und das Resultat dieser Prüfung muß ihn auf das Gesetz leiten, welches über den nun von ihm festgestellten Fall entscheidet. Thut er mehr oder weniger, so fehlt er; er verletzt seine Pflicht; er wird dem Staate verantwortlich, dessen Vertrauen er hintergeht, und in dessen Rechte er eingreift; er verdient die Strafe eines untreuen Beamten.

So hat in unserm Zeitalter eine Unbestimmtheit in dem Verhältnisse der peinlichen Gesetze zu ihrer Vollziehung überhand genommen, welche die nachtheiligste Folgen nach sich zog. Sobald einmahl die Form des Gesetzes ihre Wirksamkeit verliert, kann der Richter nur in Ungewißheit umherirren, und er wird ungerecht und Despot, weil er nach eigener Willkühr, nach subjektiver Einsicht mit dem verfährt, was dem in bürgerliche Gesellschaft getretenen Menschen am werthesten ist, und um dessen Erhaltung er in diese Gesellschaft trat — mit Sicherheit, Freiheit und Leben.

Es

Unachtſamkeit, oder ſind es Bedenklichkeiten; iſt es eine zu genaue Erwegung des Ausgangs, (ein Gedanke, der, wenn er geviertheilet wird, nur einen Theil Weisheit und drey Viertel von einer feigen Memme in ſich hat:) was die Urſache iſt daß ich noch lebe, um von dieſen Dingen als von ſolchen zu reden, die erſt noch geſchehen ſollen? Da ich doch Urſache, Willen, Vermögen und Mittel habe, ſie auszuführen -- Was für ein Beyſpiel! Ein ſo zahlreiches Heer, von einem zarten jungen Prinzen angeführt, deſſen Geiſt, von göttlicher Ruhm-Begierde geſchwellt, einem unſichtbaren Ausgang Troz bietet, und alles was ſterblich und ungewiß iſt, allem was Zufall, Gefahr und Tod vermögen, ausſezt, und das um eine Eyer-Schaale -- Das iſt nicht ein groſſes Herz, das nur durch groſſe Gegenſtände in Bewegung geſezt werden kan; auf eine edle Art die Gelegenheit zu Händeln in einem Stroh-Halm finden, wenn es die Ehre fodert -- Das nenn' ich groß. Was ſteh' ich dann, ich, der einen ermordeten Vater, eine entehrte Mutter habe, (Betrachtungen, meine Vernunft und mein Blut zugleich aufzureizen!) was ſteh ich, und laß alles ſchlaffen? Indeß ich, zu meiner Schande, zuſehe, wie der Tod über zwanzigtauſend Männern herabhängt, die um einer Grille, um eines vermeynten Ehren-Punkts willen, ſo ruhig in ihr Grab wie in ihr Bette gehen; für ein Stükchen Boden fechten, das nicht weit genug zu einem Grab für die Erſchlagnen wäre. O meine Seele! So ſeyen dann, von dieſem Augenblik an, deine Gedanken blutig, oder höre auf zu denken!

(Gibt ab.)

Fünfte

Es ist nicht zu läugnen, manche der in unserm peinlichen Gesetzbuche verhängten Strafen tragen das Gepräge der Barbarei, und dem Richter, der sich durch seine Pflicht zu ihrer Erkennung gezwungen findet, muß das Herz bluten. Aber er ist Richter! Er soll die Gesetze vollstrecken, nicht sie, umschaffen. Seine Pflicht fodert ihn auf, und wenn von der Erfüllung dieser die Rede ist, so darf sein eignes Leiden nicht in Betrachtung kommen. Und so ist es auf der andern Seite gewiß, daß er das Gesetz ehren und vollziehen muß, so lange solches nicht durch die oberste Staatsgewalt abgeschafft ist.

Uebrigens bestimmen die Gesetze selbst die Fälle, in welchen der Richter von der gesetzlichen Strafe abgehen darf, und die Art, auf welche es geschehen muß, so wie auch jene Fälle, wo die Bestimmung der Strafe überhaupt seinem Ermessen überlassen bleibt. Es versteht sich also von selbst, daß hier davon die Rede nicht ist; obwohl nichts dringender zu wünschen wäre, als daß die Gesetzgebung, durch die sorgfältigste und genaueste Bestimmung im Einzelnen, diese richterliche Willkühr, wenn sie auch nicht ganz zu verbannen seyn sollte, möglichst einzuschränken suchte.

Als die vierte Quelle der zunehmenden Strafloſigkeit muß die schon öfters erwähnte Weichlichkeit der jetzigen Stimmung angesehen werden, welche mit der Verderbtheit der Sitten Hand in Hand geht.

Es ist nicht die Thräne des reinen Mitleids, der herzlichen Menschenliebe, die in deinem Auge blinkt, Mann mit der trauernden Miene! Wenn du das Geschlecht deiner Brüder liebtest, so würdest du handeln, und nicht unthätig klagen. Du würdest, gestärkt von dem Bewußtseyn deiner guten Absicht, dem Ringenden die Hand reichen, dich schützend über die Unschuld beugen, und bei Vertheidigung der leidenden Tugend dem Untergang mit frohem Muth in den gähnenden Rachen blicken; aber mit eben der Hand, die du dem Unglücklichen hülfreich beutst, würdest du auch das Todesurtheil des Verbrechers schreiben, und fest und unerschütterlich den Nacken der Bosheit zerschmettern. — Jetzt denkst du dich mit dieser Thräne für deine Schwäche abzufinden. Du schonst des Verbrechers, und mordest die öffentliche Wolfahrt. Du schonst dich im Grunde, und fürchtest von deinem Rosenlager aufgescheucht zu werden durch Bilder, welche du zu ertragen zu schwach bist.

Und für dich, Heuchler, werde deine Thräne zum Fluch! Dir tobt der innere Richter im Busen, und du vermagst es nicht, dem Verbrecher das Urtheil des Gesetzes zu erkennen, welches dein geheimes Bewußtseyn über dich selbst spricht. So verhüllst du deine Schändlichkeit unter den heiligen Schleier der Menschlichkeit. Du untergräbst den Glauben ans Gute und die Grundpfeiler der Tugend, während du überdies die Gesetze vernichtest und dem Staate den Untergang bereitest.

Was kann ich dir sagen, redlicher aber von Zweifeln bestürmter Mann! den der Gedanke erschüttert, über Leib und Leben seines Mitmenschen entscheiden zu sollen, und den diese Nothwendigkeit ausser sich selbst bringt? Und dir, voll Rechtschaffenheit und Kenntnissen, aber erliegend unter der Last deiner Gelehrsamkeit! zu ohnmächtig um die streitenden Heere deiner Gedanken zu ordnen; hin und her gerissen von Gründen, und nach einer Entscheidung haschend, welche hinter neue Zweifel von dir flieht!

Ich wende mich von dir ab, Verworfener, den Nachläßigkeit über die Hindernisse leicht hinwegführt, und pflichtvergessen da Unschuld sehen läßt, wo der Anblick des Verbrechens dich zu Arbeit und Anstrengung verbinden würde. Du dürstest nach Vergnügen, und schonst aus Leichtsinn und Sinnlichkeit.

Wie treffend schließt sich an diese Scene die alte nur zu wahre Bemerkung an, daß die Menschen so gern von Extrem zu Extrem gehen, und die Straße des Guten und Rechten in der Mitte überspringen!

Fern von uns sey jener barbarische Sinn, welcher den Diener der öffentlichen Gerechtigkeit in Hinrichtungen seine Triumfe, und in Qualen den Beweis seiner Macht finden ließ; wo es Sitte war, sich am Anblick der Strafe wolgefällig zu weiden, und das Leben des Verbrechers geringer zu schätzen als das Leben eines andern Menschen! Diese Stimmung würdigt das Gefühl herab, und entedelt den

Ka-

Karakter. Der Richter muß fühlen, er muß Mitleiden, Bedauren, Thränen kennen; aber er muß Herr seines Gefühles, Herr seiner selbst seyn, und die Erfüllung der Pflicht jeder persönlichen Rücksicht streng vorziehen.

Verderbniß der Sitten vermindert immer den Sinn für reine Moralität, und schwächt den Abscheu gegen Verbrechen, und den Geist ihrer Würdigung. Man wird gefühlloser gegen dieselbe, sie empören weniger. Die strengern Grundsätze verschwinden, und so wie diese Stimmung ihren wichtigen Einfluß auf die Moralität des Privatlebens äussert, so wird sie auch entscheidend für die Wirksamkeit des Richters. Die gesetzliche Verfügung däucht ihm hart; die richtige Vorschriften der Imputazion verlieren ihre Anwendbarkeit für ihn; sein eigenes Gefühl zeigt ihm entweder die zu untersuchende oder zu bestrafende Thatsache nicht als das Verbrechen, wofür es durch das Gesetz erklärt ist, oder er sieht sich selbst in dem Straffälligen. Und so leidet die Vollziehung der Strafgesetze immer, welcher von beiden Fällen auch eintreten mag.

An Weichheit und Sittenverderbniß schließen sich fünftens sehr eng der Hang des Zeitalters zu Veränderungen, die Neuerungssucht und Reformazionswuth an.

Sie haben besonders in dem peinlichen Rechte viel Uebel gestiftet, weil sie die bestehenden Formen

des

des Gesetzes angreifen, erschüttern, und oft umwerfen, ehe sie durch andere ersetzt sind. Die vorhin erwähnte Erweiterung der richterlichen Willkühr beinah' ins Unendliche hat diesem Streben nach Veränderung zum fruchtbarsten Werkzeuge gedienet. Der Richter dreht und wendet sich so lange, bis er seine Ueberzeugung, oder seine Lieblings-Idee, oder die Geburt seiner Paradoxie, an die Stelle des Gesetzes geschoben hat. Er bearbeitet jene Materialien, welche ihm die Untersuchung gegeben hat, zu Gunsten seines Gesichtspunktes; er stellt und ordnet sie, nicht in der Reihe, in welcher Thatsachen einfach und ohne alle Zurüstung erscheinen müssen, sondern als Beweise zur Unterstützung seiner Absicht; und so wird aus dem ehrwürdigen Vollstrecker der Gesetze, aus dem unbefangnen Diener der Gerechtigkeit, ein schlauer sofistischer Anwald seiner Eigenliebe.

Der Unterschied zwischen dem zu gebenden und dem gegebenen Gesetze ist, nach Maßgabe der Privatüberzeugung, oft groß, besonders in dem peinlichen Rechte. Man hat daher vielfältig den Entschluß ergriffen, bey Entscheidungen, die wichtig und hart schienen, den Grundsätzen zu folgen, nach welchen man das Gesetz geben würde, anstatt das vorhandene Gesetz in Ausübung zu bringen. Dieses Verfahren galt für einen glücklichen Mittelweg, auf welchem man, unter dem Deckmantel der ausserordentlichen Strafe, weder dem Ansehen der Gesetze, noch seiner eignen Ueberzeugung zu nahe trete. Die Veranlassung zur ausserordentlichen Strafe läßt sich bey

guter Kenntniß der peinlichen Gesetze und guten Kopfe leicht in Umständen der Thatsache finden, welche nur dem Gesetze den Schein leihen, als ob es rechtlich nicht auf den gegenwärtigen Fall passe.

Diese rechtliche Taschenspielerei — wenn ich mich in einer so wichtigen Sache des wahren Ausdrucks bedienen soll — ist aber unwürdig, verderblich, höchst strafbar. Sie befleckt den reinen Karakter der Gerechtigkeit und des Richters. Sie öffnet der verkehrten Reformazionssucht Thür und Thor, indem für einen Mann, der hierin gerade nach seiner besten Ueberzeugung zu Werke geht, auch wieder ein leichtsinniger, ein Eingebildeter, ein Eigennütziger das Spiel seiner Leidenschaften unter diesem Vorwande spielt. Sie verdient die Ahndung der höchsten Staatsgewalt, weil dieses der Fall bei jeder eigenmächtigen Uebertretung der von ihr erhaltnen Vollmacht seyn muß.

Ueberdies ist dieses Verfahren ein unedles Mittel, weil es von dem graden Wege abführt, und seiner Wesenheit nach in Schleichwegen besteht. Schon um deswillen ist es ganz zu verwerfen, wäre auch der Endzweck noch so gut, und gar kein andrer Gegengrund vorhanden.

In der Art und dem Gebrauche der Vertheidigung, welche die Gesetze so gerecht und löblich dem Straffälligen gestatten, liegt eine sechste reichhaltige Quelle der zunehmenden Strafloſigkeit.

Dies

Dies ist nicht weniger der Fall bey großen Verbrechen, wo die Vertheidigung vor dem Erkenntnisse vorhergeht, als bey minder großen Vergehungen, wo sie ihm folgt; vorzüglich wird es dann die nämliche Bewandtniß mit beiden haben, wenn bey den ersten die weitere Vertheidigung eintritt.

Gewöhnlich werden solche Vertheidigungen mit einem großen Zeitaufwande geführt. Der Sachwalter stützt sich auf die Wichtigkeit seiner Beschäftigung, um sich gegen alle Uebereilung zu verwahren. Ist ein Urthell bekannt gemacht, so wendet sich der Verurtheilte oft im Wege der Gnade an den Landesherrn; und dann erst, wenn dieses Mittel seiner Erwartung nicht entspricht, greift er zu der rechtlichen Vertheidigung. So wird Unordnung in die rechtlichen Geschäfte gebracht; die Zeit geht verlohren; die Erkenntnisse werden oft sehr spät, oft gar nicht vollzogen, manchmal vergessen, besonders in Fällen, wo der Strafbare nicht zur Haft gebracht war, oder derselben entlassen wurde; und der Eindruck der Strafe ist lange nicht so lebhaft, als wenn er dem Vergehen schnell gefolgt wäre. Oft wird auch die Bitte im Wege der Gnade so oft wiederholt, bis die Strafe ansehnlich gemäßigt wird.

Noch ein Umstand verdient bei dieser Gelegenheit eine ernstliche Erwägung, um so mehr, da man sich durch die praktische Ansicht der Sache nur zu sehr von seiner Richtigkeit und den nachtheiligen Folgen seines Einflusses überzeugen kann.

Vorzüglich bey Leibes- und Gefängnißstrafen tritt oft der Fall ein, daß die häuslichen Umstände des zu bestrafenden sehr darunter leiden. Er ist Hausvater; sein Ackerbau oder sein Gewerbe werden während der Zeit der Strafe stille stehen, und Weib und Kinder darunter leiden; eine Frau hat kleine Kinder, die verlassen sind, wenn sie zur Strafe gezogen wird, u. s. w.

Allerdings ist dies traurig, und den Richter wird und muß es schmerzen, daß er diese drückende Nothwendigkeit nicht abändern kann. Aber er ist ihr selbst unterworfen; er fühlt als Mensch, und muß als Staatsbeamter handeln. Daher ist es unverantwortlich gefehlt, wenn dergleichen Betrachtungen auf seine Entscheidung Einfluß haben, wenn er um ihrentwillen die Strafe eigenmächtig mildert, oder ihre Vollziehung aufschiebt. Auch hier sind Vergessenheit der Vollstreckung und Erschlaffung der Gesetzkraft, Verminderung des Eindrucks der Strafen und Abnahme des obrigkeitlichen Ansehns ganz unvermeidliche Folgen.

Der Beschluß nächstens.*)

*) Ungern breche ich hier diesen treflichen Aufsatz ab, weil auch für einige andere Artikel, die sich nicht länger zurücksetzen lassen wollen, Raum gespart werden muß.

d. H.

II.

Ueber

menſchliches Leben,

ſeine fyſiſche Natur, ſeine Hauptmomente, Organe, Urſach ſeiner langen Dauer, Einfluß der menſchlichen Seele und Vernunft auf die Lebensdauer.

(Eine Vorleſung.*)

Wenn wir die ganze Reihe der Erfahrungen über Lebensdauer und Lebensgehalt durchgegangen ſind,

*) Schon ſeit mehrern Jahren beſchäftigen mich Unterſuchungen über die Dauer des menſchlichen Lebens, und vielleicht erinnern ſich einige Leſer dieſes Journals eines Aufſatzes, den ich als Einleitung dazu vor einigen Jahren hier einrücken ließ.

Meine nachmalige akademiſche Exiſtenz gab mir zu Ausführung dieſer Arbeit noch mehr Gelegenheit, und ich habe nun zwey Sommer nach einander öffentliche Vorleſungen darüber gehalten, die, wenn ich nach der Zahl und der Aeuſerung meiner Herrn Zuhörer urtheilen darf, nicht ohne Nutzen waren. — Mein Hauptzweck bey dieſer Arbeit war, theils genauere Unterſuchungen und Erfahrungen über die Natur und Dauer des menſchl. Lebens mitzutheilen, theils ſie als Vehikel zu nutzen, manche nützliche Wahrheit und Diätregel aufzuſtellen und die

und nun richtige Schlüsse und Anwendungen auf die Verlängerung des menschlichen Lebens daraus ziehen wollen, so müssen durchaus erst folgende Fragen erörtert werden. Worin besteht eigentlich menschliches Leben? Auf welchen Organen, Kräften, und Verrichtungen beruht diese wichtige Operazion und ihre Dauer? Worin unterscheidet es sich wesentlich von dem Leben anderer Geschöpfe und Wesen?

Der Mensch ist unstreitig das oberste Glied, die Krone der sichtbaren Schöpfung, das ausgebildetste, letzte, vollendetste Produkt ihrer wirkenden Kraft, der höchste Grad von Darstellung derselben, den unsre Augen zu sehen, unsre Sinne zu fassen vermögen. — Mit ihm schließt sich unser sublunarischer Gesichtskreis; er ist der äußerste Punkt, mit welchem und in welchem die Sinnenwelt an einer höheren geistigen Welt ängrenzt. Die menschliche Organisazion ist gleichsam ein Zauberband, durch welches zwey Welten von ganz verschiedener Natur mit

eins

die Menschen auf so manches unerkanntes Mittel aufmerksam zu machen, wodurch die Lebensoperazion verlängert oder verkürzt werden kann, — eine Belehrung, die mir besonders für den Zeitpunkt des akademischen Lebens, wo so häufig der Grund zu einem kurzen Leben gelegt wird, sehr wichtig schien. — Ich bin nun gesonnen, das Ganze noch dieses Jahr öffentlich erscheinen zu lassen, und theile hier vorläufig ein Fragment davon mit, wobey ich nur bitte nicht zu vergessen, daß es Fragment ist, und folglich seine völlige Erläuterung erst im Zusammenhange des Ganzen erhält.

Fünfte Scene.

[Verwandelt sich in den Palast.]

Die Königin, Horatio, und ein Hof-Bedienter.

Königin.

Ich will sie nicht sprechen.

Hof-Bedienter.

Sie ist ausser sich, in der That, nicht recht bey sich selbst; ihr Zustand verdient Mitleiden.

Königin.

Was will sie dann?

Hof-Bedienter.

Sie spricht immer von ihrem Vater; sagt, sie höre, es gehe alles bunt über Ek in der Welt; ruft ach und oh, schlägt sich auf die Brust; stößt einen Stroh-Halm unwillig vor sich her; sagt Dinge, die nur einen halben Sinn haben -- die an sich nichts sind, aber dem Hörer Anlaß zu Schlüssen geben, und mit den Winken, dem Kopf-Schütteln und andern Gebehrden, die sie dazu macht, zwar ihre wahre Meynung nicht deutlich machen, aber gerade so viel zu verstehen geben, daß man sie mißverstehen kan.

Horatio.

einander verknüpft und verwebt sind; — ein ewig unbegreifliches Wunder, durch welches der Mensch Bewohner zweyer Welten zugleich, der intellektuellen und der sinnlichen, wird.

Mit Recht kann man den Menschen als den Inbegriff der ganzen Natur ansehen, als ein Meisterstück von Zusammensetzung, in welchem alle in der übrigen Natur zerstreut wirkende Kraft, alle Arten von Organen und Lebensformen zu einem Ganzen vereint sind, vereint wirken, und auf diese Art den Menschen im eigentlichsten Sinn zu der kleinen Welt (dem Abdruck und Inbegriff der größern) machen, wie ihn die ältern Filosofen so oft nannten.

Sein Leben ist das entwickeltste; seine Organisazion die zarteste und ausgebildetste; seine Säfte und Bestandtheile die veredeltsten und organisiertesten; sein intensives Leben, seine Selbstkonsumzion eben deswegen die stärkste. Er hat folglich mehr Berührungspunkte mit der ihn umgebenden Natur, mehr Bedürfnisse; aber auch eben deswegen eine reichere und vollkommnere Restaurazion, als irgend ein anderes Geschöpf. Die todten, mechanischen und chemischen Kräfte der Natur, die organischen oder lebendigen Kräfte, und jener Funke der göttlichen Kraft, die Denkkraft, sind hier auf die wundervolleste Art mit einander vereinigt und verschmolzen, um das große göttliche Fänomen, was wir menschliches Leben nennen, darzustellen.

Und nun einen Blick in das Wesen und den Mechanismus dieser Operazion, so viel uns davon erkennbar ist!

Menschliches Leben, von seiner fysischen Seite betrachtet, ist nichts anders, als ein unaufhörlich fortgesetztes Aufhören und Werden, ein beständiger Wechsel von Destrukzion und Restaurazion, ein fortgesetzter Kampf chemischer zerlegender Kräfte und der alles bindenden und neuschaffenden Lebenskraft. Unaufhörlich werden neue Bestandtheile aus der ganzen uns umgebenden Natur aufgefaßt, aus dem todten Zustand zum Leben hervorgerufen, aus der chemischen in die organische belebte Welt versetzt, und aus diesen ungleichartigen Theilen durch die schöpferische Lebenskraft ein neues gleichförmiges Produkt erzeugt, dem in allen Punkten der Karakter des Lebens ingenericrt ist. Aber eben so unaufhörlich verlassen die gebrauchten, abgenutzten und verdorbenen Bestandtheile diese Verbindung wieder, gehorchen den mechanischen Kräften, die mit den lebenden in beständigem Kampf stehen, treten so wieder aus der organischen in die chemische Welt über, und werden wieder ein Eigenthum der allgemeinen unbelebten Natur, aus der sie auf eine kurze Zeit ausgetreten waren. Dies ununterbrochene Geschäft ist das Werk der immer wirksamen Lebenskraft in uns, folglich mit einer unaufhörlichen Kraftäußerung verbunden; und dies ist ein neuer wichtiger Bestandtheil der Lebensoperazion. So ist das Leben ein beständiges Nehmen, Aneignen und Wiedergeben, ein immer-

merwährendes Gemisch von Tod und neuer Schöpfung.

Das, was wir also im gewöhnlichen Sinne Leben eines Geschöpfs (als Darstellung betrachtet) nennen, ist nichts weiter als eine bloße Erscheinung, die durchaus nichts eignes und selbstständiges hat, als die wirkende geistige Kraft, die ihr zum Grunde liegt, und die alles bindet und ordnet. Alles übrige ist ein bloßes Fänomen, ein großes fortdauerndes Schauspiel, wo das Dargestellte keinen Augenblick dasselbe bleibt, sondern unaufhörlich wechselt; — wo der ganze Gehalt, die Form, die Dauer der Darstellung vorzüglich von den dazu benutzten und beständig wechselnden Stoffen und der Art ihrer Benutzung abhängt, und das ganze Fänomen keinen Augenblick länger dauern kann, als das beständige Zuströmen von aussen dauert, das dem Prozeß Nahrung giebt; — also die allergrößte Analogie mit der Flamme, nur daß diese ein bloß chemischer, das Leben aber ein chemisch-animalischer Prozeß, eine chemisch-animalische Flamme ist.

Das menschliche Leben beruht also, seiner Natur nach, auf folgenden Hauptmomenten.

I. Zugang der Lebensnahrung von außen, und Aufnahme derselben.

Hierzu gehört also nicht bloß das, was wir gewöhnlich Nahrung nennen, Speise und Trank, sondern noch vielmehr das beständige Zuströmen der feinern und geistigern Lebensnahrung aus

der Luft, welche vorzüglich zur Unterhaltung der Lebenskraft zu gehören scheint; da jene gröbern Nahrungsmittel mehr zur Erhaltung und Wiedererzeugung der Materien des Körpers und seiner Organe dienen.

Ferner nicht bloß das, was durch Mund und Nasen eingeht; denn auch unsre Lunge und Haut nimmt eine Menge Lebensnahrung in sich auf, und ist nur die geistigere Lebensnahrung noch weit wichtiger als der Magen.

II. Aneignung, Assimilazion und Animalisazion — Uebertritt aus der chemischen in die organische Welt, durch Einfluß der Lebenskraft.

Alles was in uns eingeht, muß erst den Karakter des Lebens erhalten, wenn es unser heißen soll. Alle Bestandtheile, ja selbst die feinsten Agenzien der Natur, die in uns einströmen, müssen animalisiert werden, d. h. durch den Zutritt der Lebenskraft so modificiert und auf eine ganz neue Art gebunden werden, daß sie nicht ganz mehr nach den Gesetzen der todten und chemischen Natur, sondern nach den ganz eigenthümlichen Gesetzen des organischen Lebens wirken und sich gegen andere verhalten, kurz als Bestandtheile des lebenden Körpers nie einfach, sondern immer als zusammengesetzt (aus ihrer eigentlichen Natur und den Gesetzen der Lebenskraft) gedacht werden können. Genug, alles was in uns ist, selbst chemische und mechanische Kräfte, sind animalisiert. So z. E. die Elektricität, der Wärmestoff; sie sind, sobald sie Bestandtheile des lebendrn Körpers werdrn, komponierter Natur (animalisierte Elektricität,

animaliſierter Wärmeſtoff) und nicht mehr bloß nach den Geſetzen und Verhältniſſen, die ſie in der allgemeinen Natur hatten, zu beurtheilen, ſondern nach den ſpecifiſchen organiſchen Geſetzen beſtimmt und wirkend. Eben ſo der oxigene und die andern neuentdeckten chemiſchen Stoffe. Man hüte ſich ja, ſie ſich ſo in der lebenden Verbindung unſers Körpers zu denken, wie wir ſie im Luftapparat wahrnehmen; auch ſie wirken nach andern und ſpecifiſchen Geſetzen. Ich glaube dieſe Bemerkung kann man jetzt nicht genug empfehlen, und ſie allein kann uns bey der übrigen äußerſt empfehlungswerthen Anwendung der chemiſchen Grundſätzen auf das organiſche Leben richtig leiten. Allerdings haben wir auch jene chemiſche Agenzien und Kräfte in uns, und ihre Kenntniß iſt uns unentbehrlich; aber ihre Wirkungsart in uns iſt anders modificiert, denn ſie befinden ſich in einer ganz andern Welt.

Dieſe wichtige Operazion der Aſſimilazion und Animaliſazion iſt das Geſchäft zuerſt des abſorbierenden und Drüſen-Syſtems, (in ſeinem weitſten Umfange — nicht bloß Milchgefäße, ſondern auch die einſaugenden Gefäße der Haut und der Lunge) das man gleichſam den Vorhof nennen kann, durch welchen alles gehen muß, was uns eigen werden ſoll; und dann des Cirkulazionsſyſtems, durch deſſen Bearbeitung den Beſtandtheilen die organiſche Vollendung mitgetheilt wird.

III. Nutrizion — Figirung der nun animalisierten Bestandtheile — Weitere Veredlung derselben.

Die völlig animalisierten Bestandtheile werden nun verkörpert und in Organe verwandelt, (das Geschäft der plastischen Kraft). — Durch die Bearbeitung noch feinerer und vollkommener Absonderungswerkzeuge werden die organischen Bestandtheile zum höchsten Grad ihrer Veredlung und Vervollkommung gebracht; durch das Gähren zum nervenbelebenden Flüssigen, durch die Generazionsorgane zum Zeugungsstoff, — beydes Verbindungen der verfeinertsten organischen Materie mit einem reichen Antheil Lebenskraft.

IV. Selbstkonsumzion der Organe und Kräfte durch Lebensäußerung.

Das wirkende Leben selbst ist eine unaufhörliche Kraftäußerung und Handlung, folglich mit unaufhörlichem Kraftaufwand und beständiger Konsumzion der Organe verbunden. Alles, wodurch sich die Kraft als handelnd und thätig zeigt, ist Kraftäußerung; denn es geschieht keine, auch nicht die kleinste Lebensäußerung, ohne Reiz und Reakzion der Kraft. Dies ist Gesetz der organischen Natur. Also sowohl die ohne unser Wissen und Willen geschehenden innern Bewegungen der Cirkulazion, Chylifikazion, Assimilazion und Sekrezion, als auch die freywilligen und Seelenwirkungen, sind beständiger Kraftaufwand,

wand, und konsumieren unaufhaltsam Kräfte und Organe.

Dieser Lebenstheil ist besonders wichtig für die Dauer und Beschaffenheit des Lebens. — Je stärker die Lebensäußerung, desto schneller die Aufreibung, desto kürzer die Dauer. Aber ist sie zu schwach, denn ist die Folge ein zu seltner Wechsel der Bestandtheile, folglich eine unvollkommene Restaurazion, und eine schlechte Qualität des Körpers.

V. Abscheidung und neue Zersetzung der Bestandtheile. — Austritt derselben aus der organischen Welt in die chemische, und Wiedervereinigung mit der allgemeinen unbelebten Natur.

Die verbrauchten, in dieser Verbindung nicht mehr haltbaren Bestandtheile treten nun wieder aus ihr heraus. Sie verlieren den Einfluß der Lebenskraft, und fangen an sich wieder nach den bloß chemischen Naturgesetzen zu zersetzen, zu trennen und zu binden. Daher tragen alle unsre Absonderungen die deutlichsten Spuren der Fäulniß an sich, — eines bloß chemischen Prozesses, der, als solcher, nie in dem wirklich belebten Zustand möglich ist. — Das Geschäft sie aus dem Körper zu entfernen, haben die Sekrezions- und Exkrezionsorgane, die dasselbe mit ununterbrochener Thätigkeit betreiben, der Darmkanal, die Nieren, vorzüglich aber die ganze Oberfläche der Haut und die Lungen. Diese Verrichtun-

richtungen sind wahre chemisch-animalische Operazionen; die Wegschaffung selbst geschieht durch die Lebenskräfte, aber die Produkte sind ganz chemisch.

Diese Hauptmomente bilden das Leben im Ganzen, und auch in jedem Augenblick; denn sie sind beständig verbunden, beständig gegenwärtig, und unzertrennlich von der Operazion des Lebens.

Die Organe, die zum Leben gehören, sind schon zum Theil dabey erwähnt worden. Man kann sie in gegenwärtiger Rücksicht am füglichsten in drey große Klassen theilen: die empfangenden und zubereitenden, die ausgebenden, und die, welche diese gegenseitigen Bewegungen, so wie die ganze innre Oekonomie, in Gleichgewicht und Ordnung erhalten. Viele tausende von gröbern und kleinern Organen sind unaufhörlich beschäftigt, die durch die innere Konsumzion abgeriebnen und verdorbnen Theilchen abzusondern und auszustoßen. Außer den eigentlich sogenannten Ausleerungswegen ist die ganze Oberfläche der Haut und der Lungen mit Millionen solcher Absonderungsorgane bedeckt, und in unaufhörlicher Thätigkeit. — Eben so häufig und mannichfaltig sind die Wege der zweyten Klasse, der Restaurazion. Nicht genug, daß der Abgang der gröbern Theile durch Hülfe der Verdauungswerkzeuge aus den Nahrungsmitteln ersetzt wird, so ist auch das Respirazionsorgan, die Lunge, unaufhörlich beschäftigt, aus der Luft geistige Nahrung, — Lebenswärme und Lebenskraft — einzuziehen.

ziehen. — Das Herz und der davon abhängende Umlauf des Bluts dient dazu, dieſe Bewegungen zu regulieren, die aufgenommene Wärme und Nahrung in alle Punkte zu verbreiten, und die abgenutzten Theilchen nach ihren Abſonderungswegen hinzutreiben. — Zu dem allem kommt nun noch der wichtige Einfluß der Seelenkraft und ihrer Organe, die den Menſchen unter allen Geſchöpfen am vollkommenſten erfüllt, und zwar einerſeits die Selbſtkonſumzion, das intenſive Leben, vermehrt, aber zugleich für den Menſchen ein äußerſt wichtiges Reſtaurazionsmittel wird, das unvollkommnern Weſen fehlt.

Von der außerordentlichen Selbſtkonſumzion des menſchlichen Körpers kann man ſich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der Herzſchlag und die damit verbundene Fortbewegung des Bluts, alle Tage 100,000 mal geſchieht, d. h. daß ſich das Herz und alle Pulsadern täglich 100,000 mal mit einer ganz außerordentlichen Kraft zuſammenziehen, die eine Laſt von 50 : 60 Pfund Blut in beſtändiger Fortbewegung zu erhalten vermag. (Welche Uhr, welche Maſchine von dem härteſten Eiſen würde nicht durch einen ſolchen Gebrauch in kurzem abgenutzt ſeyn?) — Rechnen wir hierzu noch die faſt eben ſo unaufhörlichen Muskularbewegungen unſers Körpers, die um ſo mehr aufreiben müſſen, da dieſe Theile mehr aus weichen und gallertartigen Partikeln beſtehen, ſo wird man ſich ungefähr einen Begriff

machen

machen können, mit welchem Verlust von Substanz zum Beyspiel ein Fußweg von 10 Meilen oder ein Kourierritt von 80 Meilen verbunden seyn mag. — Und nicht bloß weiche und flüssige, sondern auch die festesten Theile werden nach und nach durch den Gebrauch abgenutzt. Wir sehen dies am deutlichsten bey den Zähnen, welche offenbar durch langen Gebrauch abgerieben, hingegen beym Nichtgebrauch (in Ermangelung der Antagonisten) oft ausnehmend lang werden. — Es ist erwiesen, daß wir uns auf diese Art sehr bald selbst aufgezehrt haben würden, wenn kein Ersatz da wäre, und es ist sehr wahrscheinlich berechnet, daß wir alle 3 Monate nicht mehr dieselben sind, und aus ganz neuen Partikeln bestehen.

Aber eben so außerordentlich und wunderbar ist der beständige Ersatz des Verlohrnen. Man kann dies schon daraus abnehmen, daß trotz des beständigen Verlustes dennoch unsre Masse dieselbe bleibt. — Am allerschnellsten regenerieren sich die flüssigen Theile wieder, und die Erfahrung hat gelehrt, daß oft der stärkste Blutverlust in 14 Tagen wieder ersetzt war. Die festen Theile reproduzieren sich durch eben die Kräfte und Mechanismen wie bey der ersten Entstehung; das gallertartige nährende Prinzip wird durch die Cirkulazion nach allen Theilen hingeleitet, und organisiert sich überall nach den plastischen Gesetzen des Theils. Selbst die allerfestesten, die Knochen, werden regeneriert, wie man durch die Versuche mit der Färberröthe beweisen kann, bey de-

ren

Horatio.

Es wäre gut, wenn man mit ihr redete, denn ſie könnte in übelgeſinnten Gemüthern ſeltſame Muthmaſſungen erweken. Laßt ſie herein kommen --

Königin (vor ſich.)

Meiner kranken Seele ſcheint jeder Kinder-Tand das Vorſpiel irgend einer tragiſchen Begebenheit -- So iſt die Natur der Sünde; ſo verräth ſie ſich ſelbſt durch ihre immerwährende Furcht verrathen zu werden.

Ophelia tritt auf.

Ophelia.

Wo iſt die ſchöne Majeſtät von Dännemark?

Königin.

Was macht ihr, Ophelia?

Ophelia (ſingend.)

Woran erkenn ich deinen Freund, wenn ich ihn finden thu?
An ſeinem Muſchel-Hut und Stab und ſeinem hölzern Schuh.

Königin.

Ach! das arme Mädchen! was willt du mit dieſem Liede?

Ophelia.

en Genuß in kurzem ganz harte Knochen entſtehen. Eben ſo erzeugen ſich ganze verloren gegangene Knochen von neuem wieder, und mit Bewunderung findet man im Elfenbein (dem härteſten animaliſchen Körper) zuweilen Bleykugeln, die einſt hineingeſchoſſen wurden, in allen Punkten mit feſter Elfenbeinſubſtanz umgeben.

Wie lange kann nun dieſe Operazion von beſtändiger Selbſtkonſumzion und Wiedererzeugung dauren? — Dieſe Frage läßt ſich im allgemeinen ſchon aus den (in den erſtern Vorleſungen) aufgeſtellten Grundſätzen beantworten. Die Dauer des Lebens nehmlich hängt ab, einmal von dem eigenthümlichen und angebornen Fond von Lebenskraft; zweitens von dem mehr oder weniger vollkommenen und brauchbaren Zuſtand der Organe, die dazu nöthig ſind; drittens von der ſtärkern oder ſchwächern Selbſtkonſumzion der Kräfte und Organe, und viertens von der Beſchaffenheit und dem mehr oder weniger ungehinderten Zugang der Lebensnahrung von auſſen (alſo der Reſtaurazion).

Der gewöhnliche Gang, oder die Geſchichte des menſchlichen Lebens, iſt kurz folgende:

Das Herz, (der Grundquell aller Lebensbewegung und Lebensverbreitung, und die Grundkraft ſowohl der abſondernden als der wiederherſtellenden Operazionen) wird im Verhältniß des zunehmenden Alters immer kleiner, ſo daß es zuletzt achtmal

weniger Raum zum Ganzen einnimmt, als im Anfange des Lebens; zugleich wird seine Substanz immer dichter und härter, und in eben dem Verhältniß wird seine Reizbarkeit geringer. Folglich nehmen die wirkenden Kräfte von Jahr zu Jahr mehr ab, die widerstehenden hingegen immer mehr zu. Das nehmliche geschieht auch im ganzen System der Gefäße und aller Bewegungsorgane. Alle Gefäße werden nach und nach immer härter, enger, zusammengeschrumpfter, unbrauchbarer; Arterien werden knöchern, eine Menge der feinsten Gefäße verwachsen ganz.

Die Folgen davon sind unausbleiblich:

1. Durch dieses Verwachsen und Verschrumpfen werden auch die wichtigsten und feinsten Restaurazionsorgane des Lebens, die Wege des Zugangs und der Assimilazion von außen (Lunge, Haut, absorbierende und Milchgefäße) ungangbarer, folglich der Zutritt nährender und belebender Bestandtheile von aussen immer schwächer. Die Nahrung kann weder so mehr aufgenommen, noch so gut bereitet und vertheilt werden, als zuvor.

2. Durch diese zunehmende Härte und Trockenheit der Fasern verlieren sie immer mehr von ihren bewegenden und empfindenden Kräften. Irritabilität und Sensibilität nehmen immer in demselben Verhältniß ab, als jene zunimmt, und so räumen

men die wirkenden und selbstthätigen Kräfte in uns den zerstörenden, mechanischen und chemischen immer mehr Feld ein.

3. Durch diese Abnahme der Bewegungskraft, durch diese Verwachsung unzähliger Gefäßgen leiden nun hauptsächlich die Absonderungen, die unentbehrlichsten Hülfsmittel unsrer beständigen Reinigung und der Fortschaffung des verdorbenen. — Das wichtigste Organ derselben, die Haut, wird mit den Jahren immer fester, undurchdringlicher und unbrauchbarer. Eben so die Nieren, die Ausdünstungsgefäße des Darmkanals und der Lungen. — Die Säfte müssen daher im Alter immer unreiner, schärfer, zäher und erdigter werden. Die Erde, der größte Antagonist aller Lebensbewegung, bekommt dadurch in unserm Körper immer mehr das Uebergewicht, und wir nähern uns dadurch schon bey lebendigem Leibe unmerklich unsrer endlichen Bestimmung: Werde wieder zur Erde, von der du genommen bist!

Auf diese Weise führt unser Leben selbst das Aufhören desselben, den natürlichen Tod herbey, und folgendes ist der Gang desselben:

Zuerst nehmen die dem Willen unterworfnen Kräfte, nachher auch die unwillkührlichen und eigentlichen Lebensbewegungen ab. Das Herz kann nicht mehr das Blut in die entferntesten Theile treiben. Puls und Wärme fliehen von den Händen

und Füßen; doch wird das Blut noch von dem Herzen und den größern Gefäßen in Bewegung erhalten, und so hält sich das Lebensflämmchen, wiewohl schwach, noch einige Zeit. Zuletzt kann das Herz das Blut nicht einmal mehr durch die Lungen pressen, und nun wendet die Natur noch alle Kraft an, um die Respirazion zu verstärken, und dadurch dem Blut noch einigen Durchgang zu verschaffen. Endlich sind auch diese Kräfte erschöpft. Die linke Herzkammer erhält folglich kein Blut mehr, wird nicht mehr gereizt, und ruht; während die rechte noch einiges Blut aus den schon halbabgestorbenen Theilen zugeschickt bekommt. Aber nun erkalten auch diese Theile völlig, die Säfte gerinnen, das Herz erhält gar kein Blut mehr, es hört alle Bewegung auf, und der Tod ist vollkommen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch einige auffallende und räthselhafte Umstände berühren, die sich jedem bey der Untersuchung der Lebensdauer des Menschen aufdringen, und einer besondern Aufmerksamkeit werth sind.

Das erste Räthsel ist: Wie ist es möglich, daß der Mensch, dessen Organisazion die zarteste und komplicirteste, dessen Selbstkonsumzion die rapideste ist, und dessen Lebensdauer also die allerkürzeste seyn sollte, dennoch alle Klassen

der vollkommnern Thiere, die mit ihm gleiche Größe, gleiche Organisazion, gleichen Standpunkt in der Schöpfung haben, so auffallend an Lebensdauer übertrifft?

Bekanntlich sind die unvollkomnern Organisazionen die, welche die meiste Dauer, wenigstens Tenacität des Lebens haben. Der Mensch, als das allervollkommenste Geschöpf, müßte folglich in dieser Rücksicht weit unter ihnen stehen. Ferner erhellt aus den vorigen Untersuchungen, daß die Lebensdauer eines Thiers um so prekärer und kürzer ist, je mehr Bedürfnisse des Lebens es hat. Der Mensch hat deren unstreitig am meisten, — ein neuer Grund einer kürzern Dauer! — Ferner ist vorher gezeigt worden, daß bey den Thieren der höchste Grad der Selbstkonsumzion der Akt der Zeugung ist; und ihre Lebensdauer ganz sichtbarlich abkürzt. Auch hierin hat der Mensch eine ausgezeichnete Vollkommenheit, und bey ihm kommt noch eine neue Art der Zeugung, die geistige oder das Denkgeschäft hinzu, und seine Dauer müßte also dadurch noch mehr leiden.

Es fragt sich also: wodurch hat der Mensch auch in Absicht der Dauer seines Lebens einen solchen Vorzug?

Ich glaube den Grund in folgenden gefunden zu haben.

I. Das ganze Zellgewebe des Menschen, oder die Grundfaser, ist von weit zärterer und weicherer

Textur als bey den Thieren derselben Klassen. Selbst die sogenannte Nervenhaut eines Darms ist bey einem Hunde viel härter, und läßt sich nicht so aufblasen wie beym Menschen. Auch die Adern, die Knochen, selbst das Gehirn, sind bey Thieren weit fester, und haben mehr Erde. — Nun habe ich aber oben gezeigt, daß ein gar zu großer Grad von Härte und Sprödigkeit der Organe der Lebensdauer hinderlich ist, weil sie dadurch früher ihre Nachgiebigkeit und Brauchbarkeit verlieren, und weil die Trockenheit und Steifigkeit, welche das Alter und zuletzt den völligen Stillstand bewirken, dadurch beschleunigt werden. Folglich muß schon aus diesem Grunde der Mensch ein späteres Alter und ein längeres Lebensziel haben.

II. Der Mensch wächst langsamer, wird später mannbar, alle seine Entwicklungen haben längere Perioden; — und ich habe schon gezeigt, daß die Dauer eines Geschöpfs desto länger ist, je langsamer seine Entwicklungen geschehen.

III. Der Schlaf, (das größte Retardazions- und Erhaltungsmittel des Lebens) ist dem Menschen am regelmäßigsten und beständigsten eigen.

IV. Einen Hauptunterschied macht die vollkommene Seelenorganisazion*) und Denkfähigkeit des Menschen — die Vernunft!

Diese

*) Ich bitte, mich hier recht zu verstehen. Nicht etwa daß ich die Seele selbst zu den Theilen oder Produkten, oder Eigen-

Dieſe höhere und göttliche Kraft, die dem Menſchen allein beywohnt, hat den auffallendſten Einfluß, nicht allein auf ſeine Karakteriſtik im Ganzen, ſondern auch auf ſeine Lebensvollkommenheit, und Dauer, und zwar auf folgende Art.

1. Ganz natürlich muß die Summe der wirkenden lebendigen Kräfte in uns durch dieſen Beytritt der reinſten und göttlichſten vermehrt werden.

2. Durch ſeine äußerſt veredelte und verfeinerte Gehirnorganiſazion bekommt der Menſch ein ganz neues ihm allein eigenthümliches Reſtauraziones-

 organ,

Eigenſchaften oder Blüthen des Körpers rechnete. Keineswegs! Die Seele iſt in meinen Augen etwas ganz vom Körper verſchiedenes, ein Weſen aus einer ganz andern, höhern, intellektuellen Welt; aber in dieſer ſublunariſchen Verbindung, und um menſchliche Seele zu ſeyn, muß ſie Organe haben, und zwar nicht bloß zu den Handlungen, ſondern auch zu den Empfindungen, ja ſelbſt zu den höhern Verrichtungen des Denkens und Ideenverbindens. Die erſte Urſach des Denkens iſt alſo geiſtig, aber das Denkgeſchäft ſelbſt (ſo wie es in dieſer menſchl. Maſchine getrieben wird) iſt organiſch. —, So allein wird das ſo auffallend mechaniſche in dieſen Denkgeſetzen, der Einfluß phyſiſcher Urſachen auf Verbeſſerung und Zerrüttung des Denkgeſchäfts erklärbar, und man kann das Geſchäft ſelbſt materiell betrachten und heilen, (ein Fall, den unſer Beruf als Aerzte oft mit ſich bringt) ohne ein Materialiſt zu ſeyn, d. h. ohne die erſte Urſache deſſelben, die Seele, für Materie zu halten, welches mir wenigſtens abſurd zu ſeyn ſcheint.

organ, oder vielmehr seine ganze Lebenskapacität wird dadurch vermehrt. Der Beweis ist folgender:

Je mehr ein Körper Organe zur Aufnahme, Entwicklung und Verarbeitung mannigfaltiger Einflüsse und Kräfte hat, desto reicher und vollkommner ist seine Existenz. Hierin liegt der Hauptbegriff von Lebenskapacität. Nur das existirt für uns, wofür wir Sinne oder Organe haben, es aufzunehmen und zu benutzen; und je mehr wir also derselben haben, desto mehr leben wir. Das Thier, das keine Lungen hat, kann in der reinsten Lebensluft leben, und es wird dennoch keine Wärme, kein Lebensprinzip daraus erhalten, bloß weil es kein Organ dafür hat. — Der Verschnittene genießt eben die Nahrungsmittel, lebt unter eben den Einflüssen, hat das nehmliche Blut, wie der Unverschnittene, — dessen ungeachtet fehlt ihm sowohl die Kraft als Materie der Generazion, sowohl die fysische als moralische Mannskraft — weil er keine Organe zu ihrer Entwicklung hat. — Genug wir können eine Menge Kräfte um uns, ja selbst schlafende Keime derselben in uns haben, die aber, ohne ein angemeßnes Entwicklungsorgan, ganz für uns verlohren sind. — Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir auch die menschliche Gehirnorganisazion betrachten. Sie ist unstreitig der höchste Grad von Verfeinerung der organischen Materie. Es ist durch alle Beobachtungen erwiesen, daß der Mensch unter allen Thieren das zarteste, und,

Im

im Verhältniß zu den Nerven, auch das gröſte Gehirn habe. In diesem Organe werden (wie in dem Alembik des Ganzen) die feinsten und geistigsten Theile der durch Nahrung und Respiraziön uns zugeführten Kräfte gesammlet, sublimiert und zum höchsten Grad veredelt, und von da aus durch die Nerven dem ganzen Körper in allen seinen Punkten mitgetheilt. — Es wird wirklich eine neue Lebensquelle.

3. Durch diese höchstvollkommene Seelenkraft tritt der Mensch in Verbindung mit einer ganz neuen, für die ganze übrige Schöpfung verborgenen Welt — der geistigen. Sie giebt ihm ganz neue Berührungspunkte, ganz neue Einflüsse, ein neues Element. — Könnte man in dieser Rücksicht nicht den Menschen ein Amfibion von einer höheren Art (man verzeihe den Ausdruck) nennen, — denn er ist ein Wesen, das in zwey Welten, der materiellen und der geistigen, zugleich lebt — und das auf ihn anwenden, was ich vorhin aus der Erfahrung von den Thieramfibien gezeigt habe, daß die Existenz in zwei Welten zugleich das Leben verlängert? — Welch ein unermeßliches Meer von Geistesnahrung und Geisteseinflüssen eröfnet uns nicht diese höhere und vollkommnere Organisazion? Eine ganz neue und dem Menschen allein eigne Klasse von Nahrungs- und Erweckungsmitteln der Lebenskraft stellt sich uns hier dar, — die der feinern sinnlichen und der höhern moralischen Gefühle und Berührun-

gen. Ich will hier nur an die Genüsse und Stärkungen erinnern, die in der Musik, der bildenden Kunst, den Reizen der Dichtung und Fantasie liegen; an das Wonnegefühl, das uns die Erforschung der Wahrheit oder eine neue Entdeckung im Reiche derselben gewährt; an die reiche Quelle der Kraft, die in dem Gedanken der Zukunft liegt, und in dem Vermögen sie zu vergegenwärtigen und durch Hoffnung zu leben, wenn uns die Gegenwart verläßt. — Welche Stärkung, welche unerschütterliche Festigkeit kann uns nicht der einzige Gedanke und Glaube an Unsterblichkeit geben! — Genug der Lebensumfang des Menschen erhält hierdurch eine erstaunliche Ausdehnung; er zieht nun wirklich seine Lebenssubsistenz aus zwey Welten zugleich, aus der körperlichen und geistigen, aus der gegenwärtigen und zukünftigen; — seine Lebensdauer muß nothwendig dadurch gewinnen.

4. Endlich trägt die vollkommnere Seelenkraft auch in so fern zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens bey, daß der Mensch dadurch der Vernunft theilhaftig wird, welche alles in ihm regulirt, das bloß thierische in ihm, den Instinkt, die wüthende Leidenschaft, und die damit verbundene schnelle Konsumzion, mäßigt, und ihn auf diese Art in jenem Mittelzustand zu erhalten vermag, der, wie oben gezeigt worden, zum langen Leben so nothwendig ist.

Ophelia.

Sagt ihr das? Nein, ich bitte euch, hört zu.

(singend.)

Er iſt todt, Fräulein, er iſt todt und dahin,
Ein grüner Wasen dekt ſein Haupt, und ſeinen
Leib ein Stein.

Der König tritt auf.

Königin.

Aber meine liebe Ophelia --

Ophelia.

Ich bitte euch, horcht auf --

Weiß iſt dein Hemd, wie friſcher Schnee.

Königin.

O weh! Seht hieher, mein Herr.

Ophelia.

Mit Blumen rings umſtekt;
Sie gehn mit ihm ins Grab, benezt
Mit treuer Liebe Thau.

König.

Wie ſteht's um euch, junges Fräulein.

Kurz der Mensch hat offenbar mehr geistigen Antheil, als ihm bloß für diese Welt nöthig wäre, und dieses Uebermaß von geistiger Kraft hält und trägt gleichsam das Körperliche mit. — Nur der körperliche Antheil führt die Aufreibung und den Tod mit sich. *)

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, wie sichtbar auch hierin der moralische Zweck, die höhere Bestimmung des Menschen mit seiner fysischen Existenz verwebt ist, und wie also das, was ihn eigentlich zum Menschen macht, Vernunft und höheres Denkvermögen, nicht bloß seine moralische sondern auch seine fysische Vollkommenheit erhält; folglich eine gehörige Kultur seiner geistigen Kräfte, besonders die moralische, ihn unleugbar nicht bloß moralisch sondern auch fysisch vollkommener macht, und seine Lebenskapacität und Dauer (wie wir in der Folge ausführlicher sehen werden) vermehrt. — Der bloße Thiermensch sinkt auch in Absicht der Lebensdauer zu den Thieren, mit denen er an Größe und Festigkeit in Parallel steht, ja selbst noch unter sie (wie ich gleich zeigen werde) herab; da hingegen oft der schwächlichste Mensch vorzüglich durch diese geistige Subsistenz sein Leben viel weiter hinausschieben kann, als das stärkste Thier.

Aus eben diesen Prinzipien läßt sich nun auch das zweyte Räthsel auflösen, nehmlich: Wie kommt

*) Nicht ganz unrecht drückte sich daher ein Franzos so aus: La mort est la plus grande bêtise.

kommt es, daß eben in dem Menschengeschlecht, dessen Lebensdauer die des Thiers so weit übertrifft, und, wie uns Beyspiele gezeigt haben, zu einer aufferordentlichen Höhe gelangen kann, dennoch so wenige ihr wahres Ziel erreichen, und die meisten vor der Zeit sterben? oder mit andern Worten, daß da, wo die größte Dauer möglich ist, dennoch die Sterblichkeit am größten ist?

Eben die größre Weichheit und Zartheit der Organe, die den Menschen einer langen Dauer fähig macht, exponiert ihn auch mehrern Gefahren, leichtern Unterbrechungen, Stockungen und Verletzungen.

Ferner die mehrern Berührungspunkte, die er mit der ihn umgebenden Welt hat, machen ihn auch empfänglicher für eine Menge nachtheiliger Einflüsse, die eine gröbere Organisazion nicht fühlt; seine vielfachern Bedürfnisse vervielfältigen die Gefahren durch Entziehung ihrer Befriedigung.

Selbst das geistige Leben hat seine ganz eignen Gifte und Gefahren. Was weiß das Thier von fehlgeschlagner Hofnung, unbefriedigtem Ehrgeiz, verschmähter Liebe, von Kummer, Reue, Verzweiflung? Und wie lebensverzehrend und tödtend sind für den Menschen diese Seelengifte?

Ende

Endlich liegt noch ein Hauptgrund darin, daß der Mensch, ungeachtet er zum vernünftigen Wesen organisirt ist, dennoch Freyheit hat, seine Vernunft zu gebrauchen oder nicht. — Das Thier hat statt der Vernunft Instinkt, und zugleich weit mehr Gefühllosigkeit und Härte für schädliche Eindrücke. Der Instinkt lehrt es, das zu genießen, was ihm gut ist, das zu vermeiden, was ihm schadet; er sagt ihm, wenn es genug hat, wenn es Ruhe bedarf, wenn es krank ist. Der Instinkt sichert es vor Uebermaß und Ausschweifungen, ohne Diätregeln. — Bey dem Menschen hingegen ist alles, auch das Fysische, auf Vernunft berechnet; er hat weder Instinkt jene Mißgriffe zu vermeiden, noch Festigkeit genug sie zu ertragen. Alles dies sollte die Vernunft bey ihm ersetzen. Fehlt ihm also diese, oder versäumt er ihre Stimme zu hören, so verliert er seinen einzigen Wegweiser, sein größtes Erhaltungsmittel, und sinkt auch fysisch nicht allein zum Thier, sondern selbst unter das Thier herab; weil dies von Natur schon für die Vernunft in Betreff seiner Lebenserhaltung entschädigt ist. — Der Mensch hingegen ohne Vernunft ist allen schädlichen Einflüssen Preis gegeben, und das aller vergänglichste und korruptibelste Geschöpf unter der Sonne. Der natürliche Mangel der Vernunft ist für die Dauer und Erhaltung des Lebens weit weniger nachtheilig, als der unterlaßne Gebrauch derselben da, wo sie von Natur ist.

Aber wie Haller so wahr sagt:

Uns

Unselig Mittelding von Engeln und vom Vieh,
Gott gab dir die Vernunft, und du gebrauchst
sie nie.

Hierin liegt der Hauptgrund, wenn der Mensch bey aller Anlage zur höchsten Dauer des Lebens dennoch die größte Mortalität hat.

Man wende nicht ein, diese Behauptung werde dadurch widerlegt, daß doch viele Wahnsinnige ihr Leben hoch bringen. — Hier kommt es nehmlich zuerst auf die Art des Wahnsinnes an. Ist es Wuth und Raserey, so kürzt dies allerdings das Leben gar sehr ab, weil sie den höchsten Grad von Kraftäußerung und Lebenskonsumzion mit sich führt. Eben so der höchste Grad von Melankolie und Seelenangst, weil er die edelsten Organe lähmt, und die Kräfte verzehrt. Aber in dem Mittelzustande, wo die Vernunft nicht ganz fehlt, sondern nur eine unrichtige Idee, eine falsche aber oft höchst behagliche Vorstellungsart sich eingeschlichen hat, da kann der fysische Nutzen der Vernunft immer bleiben, wenn auch der moralische viel verliert. Ja ein solcher Mensch ist oft wie ein angenehm Träumender anzusehen, auf den eine Menge Bedürfnisse, Sorgen, Unannehmlichkeiten und lebenverkürzende Eindrücke (selbst fysische Krankheitsursachen, wie die Erfahrung lehrt) gar nicht wirken; der in seiner selbstgeschaffnen Welt glücklich dahin lebt, und also weit weniger Destrukzion und Lebenskonsumzion hat. — Dazu kommt nun noch endlich, daß, wenn auch

der

der Blödsinnige selbst nicht Vernunft hat, dennoch die Menschen, die ihn umgeben und warten, für ihn denken und ihm ihre Vernunft gleichsam leihen. Er wird also doch durch Vernunft erhalten, es mag nun seine eigne oder eine fremde seyn.

Huseland.

III.

Horazens Ersten Buchs Erste Satyre.

übersetzt vom

Konrektor Harmsen zu Klausthal.

Wie kömmt's, Mäcen, daß keiner in dem Gleise,
Worin das Schicksal ihn versetzt,
Ja, was er selbst gewählt, sich jemals glücklich schätzt,
Und daß er jeden, der auf andre Weise
Das Glück verfolgt, für neidenswürdig hält?
Ist doch wohl keiner auf der Welt
Beglückter als ein Kaufmann! ruft der alte Krieger,
Dem Müh' und Arbeit seine Kraft geraubt;
Der Kaufmann aber, wenn der Sturmwind schnaubt
Und ihm mit Schiffbruch drohet, glaubt

Der

Der Kriegsmann ſey beglückt. Denn, ſpricht er, früher Sieger
Iſt er in einem Stündchen, oder plötzlich todt.

Der Rechtsgelehrte, wenn beym frühen Morgenroth
Ihm ſchon Klienten an der Thüre pochen,
Preiſt nur den Landmann glücklich: aber der,
Wenn ein Termin ihn ungefähr
Zur Stadt ruft, und er unterbrochen
In ſeiner Arbeit wird, erklärt
Den Stadtbewohner für beneidenswerth.

Doch weiter dies durch alle Stände
Zu führen, o, wann käm' ich da zu Ende!
So mannigfach zeigt dieſe Thorheit ſich,
Selbſt Fabius der Schwätzer fände
Sich hier erſchöpft. Um alſo dich
Nicht aufzuhalten, hör', wohin ich eigentlich
Hinaus will. Ließ' ein Gott ſich ſehen
Und ſpräche: Nun, ich bin bereit,
Was ihr euch wünſchet ſoll geſchehen!
Du, Krieger, ſollſt als Kaufmann heut'
Am Tage noch zu Schiffe gehen;
Du, Rechtsgelehrter, ſollſt ein Landmann ſeyn.
Nun auf, und tauſchet eure Rollen!
Was zaudert ihr? — Es würde keiner wollen —
Und alle könnten doch ſich jetzo freun,
Und wie ſie's wünſchten glücklich ſeyn.

Verdienten ſie es nicht, die Thoren,
Daß ihnen Zeus mit grimmigem Geſicht
Andeutete, er werde ferner nicht
Voll Gnade ihnen ſeine Ohren
Zu albernen Gebeten leih'n?

Jedoch um nicht dem Poſſenſpieler,
Der immer lachet, gleich zu ſeyn,
(Wiewohl wenn Lehrer kleine Schüler
Durch Zuckerplätzchen oft erfreun,
Um ſie das a b c zu lehren,
Wer wollte es dem Dichter wehren,
Daß er die Wahrheit lachend ſagt?)
So laß uns jetzt von ernſten Sachen
Auch reden, ohne ſtets zu lachen.

Der Landmann, der, ſo bald es tagt,
Die harte Erde ſchon mit ſeinem Pflug durchſchneidet,
Der hinterliſtge Krämer, der Soldat, er ſagt,
So wie der Schiffer, der auf jedes Meer ſich wagt,
Daß jeder Plage, die er leidet,
Er darum nur ſich unterziehe,
Daß er, nach überſtandner Mühe,
Dereinſt, von Sorg' und Kummer frey,
Vergnügt in ſeinem Alter ſey.
So wie die Ameiſ', ein zwar kleines Thier,
Doch groß am Fleiß, (dies iſt ihr Beyſpiel hier)
Was ſie nur kann, in ihrem Munde

Herbeyſchleppt und zu ihrem Haufen ſcharrt,
Wohl eingedenk der Zeit, die ihrer harrt —

Recht gut! Kömmt aber nun die Stunde,
In der der Waſſermann aus umgeſtürztem Krug
Den Winter ſchüttet, dann hat ſie genug,
Kriecht dann nicht mehr hervor, und iſt ſo klug
Und läßt ſich das Erworbne ſchmecken;
Da dich hingegen weder Sonnenglut
Noch Winterſturm, noch Feuer, noch die Wuth
Des Meers, des Schwertes, je vom Wucher abzuſchrecken
Vermag, und du vor nichts dich ſcheuſt,
Damit du reicher nur als jeder andre ſeyſt.

Was hilft dir doch die große Maſſe
Von Gold und Silber, wenn du furchtſam ſie
Wie ein geraubtes Gut vergräbſt, und nie
Sie anzurühren wagſt? — Ja, ſprichſt du, laſſe
Ich mich drauf ein, ſie anzutaſten,
Und mindre täglich nur um Etwas ſie,
So bleibt am Ende nichts! —

Allein dein voller Kaſten
Was hat er Schönes noch, wofern du nicht Gebrauch
Von ihm zu machen wagſt? Geſetzt du hätteſt auch
Nun hunderttauſend Scheffel Korn auf deinen Tennen
Gedroſchen, würde drum dein Bauch
Mehr als der meine faſſen können?

O nein! So wie vom Sklaventruppe, der
Den Brodtsack trägt, darum nicht mehr
Als andre je bekömmt. Und bildest du dir ein,
Es könne wohl dem Mann, dem das genüget
Was nöthig ist, daran gelegen seyn,
Ob er nun hundert, ob er tausend Morgen pflüget?

Jedoch du sprichst: Es thut so wohl
Vom großen Haufen nehmen können!
Ey nun, das wollen wir dir gönnen;
Hab' immer Korn zu ganzen Böden voll,
Wir einen Kasten nur — er soll
Uns gnügen, wenn von unserm Wen'gen wir,
So viel als du von Vielem, nehmen.
Wie wenn's um einen Becher Wassers dir
Zu thun wär', und du wolltest dich nun schämen,
Aus einem Quellchen ihn zu nehmen,
Und sprächest: Nein! ich schöpfe mir
Aus jenem großen Fluß! — Nun ja, da kann's denn kommen,
Daß einer, dem nur Ueberfluß behagt,
Vom raschen Strome fortgenommen
Zusammt dem morschen Ufer wird. Doch plagt
Dich Habsucht nicht, begehrest du allein
Was unentbehrlich ist, so kannst du sicher seyn,
Nie statt des Wassers Schlamm zu trinken,
Nie selbst im Strome zu versinken.

Ein groſser Haufen aber, durch den Trug
Der Habſucht hingeriſſen, ſpricht: Nichts iſt genug;
Denn was man hat, das gilt man, und nicht mehr!
Was iſt mit dieſen Leuten anzufangen?
Laß ſie ſo elend ſeyn als ſie es ſelbſt verlangen!
Wofern ſie's ſind; denn mancher iſt wohl ſehr
In ſeinem Sinn beglückt, und weiß ſo ſchön,
Als jener reiche Geizhals zu Athen,
Sich über das Geſpött der Stadt hinwegzuſetzen.
Ziſcht mich, ſprach dieſer, auch der Pöbel aus:
Gleichmüthig gehe ich zu Haus
Und klatſche Beyfall mir bey meinen Schätzen.

Von ewgem Durſt wird Tantalus gequält,
Und ſchnappet nach dem Quell, der ſeine Lippen fliehet. —
Und du kannſt lachen? — Wie? erzählt
Die Fabel nicht, was Dir geſchiehet,
Nur unter anderm Namen? — Denn du liegſt
Halbwachend ſtets auf deinen vollen Kaſten,
Und wagſt es nicht ſie anzutaſten,
Schonſt ſie wie Heiligthümer, und vergnügſt
An ihnen dich, als wären's Schildereyen,
Gemacht nur Augen zu erfreuen.
Du kennſt wohl nicht des Geldes Werth,
Und weißt nicht, was damit zu machen?
Man kauft Gemüſ' und Brodt, ein Fläſchgen Wein,
und Sachen
Die die Natur nicht gern entbehrt.

Wie?

Ophelia.

Wohl, Gott ſey bey euch! Die Leute ſagen, die Eule ſey vorher eine Bekers-Tochter geweſen. Herr Gott! wir wiſſen was wir ſind, aber wir wiſſen nicht, was wir werden können. Gott ſegne euch das Mittag-Eſſen!

König.

Traurigkeit über ihren Vater --

Ophelia.

Ich bitte euch, nichts mehr von dieſer Materie; wenn ſie euch fragen, was es bedeuten ſollte, ſo ſagt ihnen das:

Auf Morgen iſt Sant Valentins Tag, und früh vor Sonnenſchein
Ich, Mädchen, komm ans Fenſter zu dir, und will dein Valentin ſeyn.
Da ſtuhnd er auf, und zog ſich an, und ließ ſie in ſein Haus;
Sie gieng als Mädchen ein zu ihm, doch nicht als Mädchen aus.

König.

Holdſelige Ophelia!

Ophelia.

In der That, und ohne einen Eid, das ſoll das lezte ſeyn:

Wie?' oder scheint dir's Glück, vor Angst entseelt zu
wachen,
Und Tag und Nacht vor Dieben dich zu scheun?
Mit Furcht vor Feuersbrunst und Sklaven dich zu quälen,
Daß sie entfliehn und dich bestehlen?
Nun hierin wünsch' ich denn der Aermste stets zu seyn.

„Wie aber, wenn ein Fieber dich,
Wenn sonst ein Zufall dich an's Bette bindet,
So hast du, für dein Geld, doch jemand welcher sich
An's Lager setzt und dich mit warmem Tuch umwindet,
Den Arzt beschwört, er möge doch
Dir ja bald helfen und dich noch
Für deine Kinder und Verwandte
Erhalten." — O, du irrest sehr!
Dein Weib, dein Sohn verlanget dich nicht mehr;
Dich hassen Nachbarn und Bekannte,
Dich Knab und Mädchen — Wunderst du dich noch,
Daß dir, der du das Geld weit über alles liebest,
Niemand die Lieb' erweiset, die du doch
Dir zu verdienen keine Mühe giebest?
Dir, der für einerley es hält,
Verwandte, die dir die Natur verliehen,
Durch Freundschaft näher stets an dich zu ziehen,
Und einen Esel auf das freye Feld
Zu führen, um die Schulen ihn zu lehren.

Kurz, endlich ist es Zeit mit Sammeln aufzuhören.
Je mehr du schon erwarbst, um so viel minder hast

Du dich vor Dürftigkeit zu scheuen.
Und dabey laß es nun; entled'ge dich der Last
Des Scharrens, und fang' an dich deines Guts zu freuen;
Sonst geht es endlich dir, wie dem **Umidius**,
Von dem ich dir die warnende Geschichte
(Denn sie ist kurz) doch noch erzählen muß.
Er war erstaunend reich. Nach dem Gerüchte
Konnt' er sein Geld mit Scheffeln messen;
Dabey war er vom Geize so besessen,
Daß er sich besser nie als wie ein Sklave trug,
Und immer fürchtete, er habe nicht genug
Und werde noch verhungern — bis ihm endlich seine
Getreue Freygelaßne diese Furcht vertrieb,
Und, gleich als wäre sie der Tyndariden Eine,
Den Kopf mit einer Axt ihm von einander hieb.

„Nun gut. Du räthst mir also an
Ein **Maenius**, ein **Nomentan**
Zu werden?" — Ey, wer sagt das? Wer wird wohl
Von einem Aeußersten zum andern springen?
Man soll nicht geizen, aber soll
Man drum sein Hab und Gut als Taugenichts verbringen?
Von des **Visallus** Schwiegervater bis
Zu dem bekannten **Tanais**
Muß, denk' ich, Etwas in der Mitte liegen. —
Ja! Alles hat sein festgesetztes Ziel:

Dem

Dem Guten ſchadet das zu wenig, das zu viel!,
Und Alles muß ſich in gewiſſe Gränzen fügen.

Ich komme jetzt auf meinen Weg zurück.
Wenn, gleich dem Geizhals, jeder nur das Glück
Des Andern lobt, und, mißvergnügt
Mit ſeinem Looſe, wohl vor Neid die Schwindſucht kriegt,
Wenn ſeines Nachbars Ziege vollre Euter
Zu Hauſe trägt als ſeine; wenn er mit der Schaar
Der Aermern ſich nicht mißt, nur immer weiter,
Nur dem und jenem voreilt — er wird immerdar
Noch einen Reichern vor ſich ſehen:
Wie, wenn beym Wettlauf in die Bahn
Das Roß ſich ſtürzt, daß ihm die Mähnen wehen;
Der Renner blickt auf den nur, der voran
Ihm fährt, und ſucht ihn zu erreichen,
Und achtet nicht auf die, ſo hinter ihm noch keuchen —
Wenn's ſo geht, ſag' ich, iſt es dann
Noch zu verwundern, wenn der Mann
So ſelten iſt, der wohl gelebt zu haben
Verſichern, welcher ſagen kann:
Vergnügt mit dem, was mir die Parzen gaben,
Geh' ich vom Leben, wie von einem Schmaus,
Jetzt als ein ſatter Gaſt zu Haus?

Genug hievon. Man möchte von mir denken,
Aus des trieſäugigen Krispinus Schränken
Hab' ich wohl meine Weisheit her;
Und darum jetzt kein Wörtchen mehr!

IV.

Fortgesetzter Bericht über den Zustand der schönen Künste im neuen Frankreich.

(S. das vorige Stück S. 77.)

Daß es dem Komité des öffentlichen Unterrichts zu Paris, welcher dem Konvent einen monatlichen Bericht über den Zustand der dem Staate zugehörigen Kunstwerke, Sammlungen und Bibliotheken abzustatten, und dadurch den fast ganz verglommenen Funken der Kunstliebhaberey und Neigung für gelehrte Anstalten in der Brust der Franzosen wieder anzufachen versprochen hatte, wirklich Ernst mit diesem Versprechen gewesen sey, beweist ein neuerer Bericht in dieser Sache, welchen Gregoire den 24ten Frimaire (13 December 94.) mit eben so vielem Beyfall als den ersten, wo die Verwüstungen der Spiesgesellen des Robespierre mit so grellen Farben geschildert wurden, im Nazionalkonvente vorgelesen hat. Freylich ist auch in diesem neuen Gemälde noch immer weit mehr Schatten als Licht zu finden, und von dem verworrenen Zustand des Reichs dürften leicht noch mehrere eben so dunkle Nachtstücke zu erwarten seyn. Allein die

Masse

Masse der Nazion arbeitet sich doch überall aus diesem Rückfall in fühllose Barbarey und lichtscheue Unwissenheit, in welche politische Gaukler sie zu stürzen suchten, muthig empor. Die Beschlüsse, die man neuerlich über mehrere große Nazionalanstalten, und besonders über die Vergrößerung und Verherrlichung des prächtigen Museums der Naturgeschichte *) gefaßt hat, lassen nicht mehr an dem guten

*) So heißt bekanntlich jetzt der vormalige königliche botanische Garten, in dem der große Büffon, als Priester der Natur, sein Leben beschloß. Jetzt ist der Ankauf von mehreren Plätzen und Gebäuden, die daran gränzten, für 2,500,000 Livr. beschlossen, und der jährliche Aufwand aus dem Nazionalschatze auf diese Anstalt auf 194,889 Livr. festgesetzt worden. Der berühmte Baumeister Molinos, den Paris seine schöne Halle au bis verdankt, hat zu diesen prachtvollen Vergrößerungen einen vortreflichen Plan entworfen. Es kommen 6 verschiedene botanische Gärten, und mehrere Parks für einzelne wilde Thiere, die hier unter Bäumen und Pflanzen ihres Klimas herumwandeln, und auf den amfitheatralischen Terassen von jedem Liebhaber, besonders aber von Zeichnern und Thiermalern, betrachtet werden können, mit überraschender Mannigfaltigkeit darin vor. Ein besonders fürs Museum besoldeter Professor der iconographie d' hiſtoire naturelle giebt täglich Unterricht an junge Blumen- und Thiermaler, deren Gemälde nach der Konkurrenz für die Sammlungen des Museums bezahlt werden. Auch wird ein eigener Professor der Zoologie angestellt; und da bis jetzt die Direktoren und Professoren bey diesem Institute

Willen der obersten Gewalthaber zweifeln, der durch die Schrecken der Revoluzion überall einheimisch gewordenen Verwilderung und Roheit durch Beförderung wissenschaftlicher und artistischer Kultur Mauern und Dämme entgegenzusetzen. Wer sollte sich nicht mit weltbürgerlichem Gemeinsinn auch dieser Aussichten freuen, und aus diesen milden Gesinnungen gern frohe Vorbedeutungen eines baldigen Friedens schöpfen? Denn nur unter dessen Einfluß gedeihen die Künste der ruheliebenden Musen. Gregoire's Bericht, der auch diesmal wohl eine genaue

nur 2,800 Livr. Gehalt hatten, so ist auch dieser auf 5000 Livr. erhöhet worden. Merkwürdig ist es, daß der lebenssatte 80jährige Daubenton über diese Verherrlichung eines Instituts, dem er sein ganzes Leben aufopferte, so hoch erfreuet wurde, daß er jetzt mehr als jemals thätigen Antheil an der neuen Einrichtung nimmt, und der hierzu niedergesetzten Kommission mit seinen vieljährigen Erfahrungen trefflich zu Statten kommt. Auch hat der Konvent ihm ganz neuerlich einen sehr schmeichelhaften Beweis von Aufmerksamkeit gegeben, indem auf Lakanals Vorschlag die neue sehr vermehrte Ausgabe des wichtigen Werks von D'Aubenton's Traité des moutons, (wobey die 25jährigen Erfahrungen zum Grunde liegen, die D'Aub. auf seinen eigenen Schäfereyen zu Monbard zur Veredlung der Race und Wolle anstellte) auf Kosten der Nazion gedruckt, und der Gewinn von dem Verkauf von 2000 Exemplaren dem würdigen Greis ausgezahlt werden soll. S. *Moniteur* l'an 3. n. 107. p. 442.

genauere Ueberſetzung und Bekanntmachung verdient *), liefert eine Menge neuer Beweiſe für dieſen alten Erfahrungsſatz.

„Der Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, ſagt Gregoire, hat monatlich Rechenſchaft vom Zuſtande der Künſte und ihrer Denkmale zu geben verſprochen. Ich komme, um in ſeinem Namen dies Verſprechen zum erſtenmale zu erfüllen.

Unter den Gemälden, die der Eifer der außerordentlichen Kommiſſion der Künſte der Nazion zu erhalten gewußt hat, befindet ſich eins von Frank, das mit profetiſchem Pinſel gemalt zu ſeyn ſcheint. Der Gott Stupor zerbricht allerley Bildhauerarbeiten, während ein Barbar ſeine Fäuſte mit Fackeln bewaffnet, um die Trümmern von Kunſtwerken zu einem Luſtfeuer anzuzünden. Wem unter uns blutet nicht das Herz bey dieſer Vorſtellung und bey dem Gedanken, daß eine Hand voll ſolcher Aſche der Nazion Millionen koſte? Kaum können wir uns jetzt noch vom Entſetzen erholen, das uns bey der Schnelligkeit überfiel, mit welcher die Verſchwornen, im Augenblick unſerer Wiedergeburt, der Nazion jedes Gefühl der Sittlichkeit zu entreiſſen, und uns durch die Barbarey zur Knechtſchaft zu führen ſtrebten. (Les conſpirateurs *demoraliſaient* la nation.) Es war darauf abgeſehn, in Einem Jahre Jahrhunderte der Kultur zu vernichten.

*) Aus dem *Moniteur* n. 84. Primaire 24. p. 332 ff.

ten. Um dies der Nachwelt durch ein Beyspiel zu beweisen, dürfen wir nur den Umstand erwähnen, daß man im Laufe dieses blutigen Jahres, das über ganz Frankreich den Trauerflor zog, die Trauerspiele Brutus und Mahomet proskribierte, weil im ersten die Stelle vorkommt:

Aus Argwohn einen Römer zu verhaften
macht uns dem Wüthrich gleich, den wir bestrafen.*)

Und im zweyten:

Vertilgt, ihr Götter, jeden von der Erde,
der mit Vergnügen Menschenblut vergeußt! **)

Der Geschichte müßte man den Ausspruch eines Dumas über eine Wissenschaft aufbewahren, deren unübersehbare Verdienste sich über so viele Künste, und besonders auch über die Kriegskunst erstrecken. Lavoisier bat nach seinem Verdammungsurtheil nur noch um 14 Tage Aufschub, um noch eines der wichtigsten und dem Staate nützlichsten Experimente vollenden zu können. Wir brauchen keine Chemiker, antwortete ihm das Ungeheuer.

Da

*) Act. IV. Sc. VII.
Arrêter un Romain sur de simples soupçons,
C'est agir en tyran, nous qui les punissons.

**) Exterminez, grands Dieux! de la terre où nous sommes,
Quiconque avec plaisir repand le sang des hommes.

Da die Rotte dieſer Verſchwornen ganz Frankreich nicht in einen Begräbnißplatz verwandeln konnte, ſo machte ſie es doch zu einem groſſen Kerker. Auf die Euch ſchon früher überreichte Liſte von Gelehrten und talentvollen Männern, die eingekerkert worden ſind, können auch noch Florian, Chabert, Millin, Landine, Mole, Larive, Bleſſig, Arnoud, Bonneville, Pattiau, Quatremere, die beyden Gerard, Feiſſier, Barthelemy, Fleurieu, Lafoſſe, Robert, Duſtroue, Belin, Delille de la Salle und Rouget von Lille, der Verfaſſer des unvergeßlichen Marſeillerliedes, das vielleicht allein dem Vaterlande hunderttauſend tapfre Vertheidiger erworben hat, geſetzt werden. *) Tief aus ihren Kerkern hers

*) Die Hingerichteten kommen alſo hierbey gar nicht einmal in Anſchlag. In dem vor kurzem erſchienenen *mémoire d'un detenu* heißt es am Ende S. 59. „Roucher, Chénier, vous fûtes auſſi immolés! Lavoiſier, Dietrick, Dionis de Sejour, Bailly, Barnave, Linguet, noms chers aux ſciences, aux beaux arts et à l'éloquence, je vous ai vu diſparoître, aſſaſſinés pour n'avoir pas cru à Marat.“ Florian, der Liebling der Grazien, ſtarb, wie bekannt, bald nach ſeiner Freylaſſung. Die Schrecken des Gefängniſſes hatten ihm das Herz gebrochen, und die Floriansdoſen, die man mit ſeinem Portrait und mit Szenen aus ſeinem Eſtrelles im Palais der Republik verkauft, können den Gemordeten nicht auferwecken. Millin iſt durch ſeine Mineralogie des Homer, die Hr. Rink überſetzte, auch unſern Filologen bekannt. Die Schauſpieler Mole

und

hervor huldigten dieſe Edeln durch ihre Hymnen der Freiheit, und ſannen auf wohlthätige Erfindungen fürs Vaterland.

Einem Gefangenen verdanken wir die Anzeige eines koſtbaren Tiſchblattes, aus einem einzigen Baume auf den filippiniſchen Inſeln geſchnitten, das ein Breſter Kaper erbeutete, vielleicht des größten Exemplars dieſer Art in der Welt. Denn es hält, ohne die geringſte Verunſtaltung oder Nachhülfe der Kunſt, 9 volle Fuß im Durchmeſſer. *)

Doch

und Larive konnten ihre Talente freylich nicht durch Aufführung theatraliſcher Ungeheuer, wie die meiſten Revoluzionsſtücke ſind, verunzieren. Der wackre Prediger Bleſſig in Straßburg mußte natürlich ſeine Anhänglichkeit an Dietrich büßen. Aber warum ſind Brunk und Oberlin hier ausgelaſſen? Daß der liſtige Sieyes an dem Jeſuitenlarver Bonneville ſein Müthchen kühlte, darf niemand wundern. Aber wie ſtimmt dies mit der Behauptung, die dieſen gutmüthigen Mann unter die Erziakobiner und Illuminaten verſetzt, wie neulich in einem ſchändlichen Pasquill auf Bode: Fragment zu Bode's Lebensgeſchichte, zu verſtehn gegeben wurde? Doch ich mag die Kerkerliſte nicht weiter kommentieren. —

*) Von welchem Baume iſt dieſer Wundertiſch? In der alten Welt iſt er wenigſtens nicht zu finden. Die vormaligen Herrn derſelben, die Römer, hatten bey ihrem auſſerordentlichen Luxus in dieſer Art von Hausgeräthe doch nur Tiſche von 4 Fuß im Durchmeſſer. S. Plinius XIII, 15. f. 29. mit Hardouins Anmerk.

Bey Kilian und Sanct Charitas,
Das garſtige Geſchlecht!
Sie thun's ſobald der Anlaß kommt;
Beym Hahn, es iſt nicht recht.
Sie ſprach: Bevor ihr mich ertappt,
Verſpracht ihr mir die Eh;
Bey jener Sonn', ich hätt's gethan,
Was gabſt du dich umſonſt?

König.

Wie lang iſt ſie ſchon in dieſem Zuſtande?

Ophelia.

Ich hoffe, alles ſoll gut gehen. Wir müſſen Geduld haben; und doch kan ich nicht anders als weinen, wenn ich denke, daß ſie ihn in den kalten Boden hineinlegen ſollen; mein Bruder ſoll es erfahren, und hiemit dank' ich euch für euern guten Rath. Kommt, wo iſt meine Kutſche? -- Gute Nacht, meine Damen; gute Nacht, ſchöne Damen; gute Nacht, gute Nacht.

[Sie geht ab.]

König (zu Horatio.)

Folgt ihr, und laßt genau auf ſie Acht geben, ich bitte euch -- (Horatio geht ab.) Das iſt der Giſt eines tiefen Grams, eine Folge von ihres Vaters Tod. O Gertrude, Gertrude, wenn Unglük kommt, ſo kommt es nicht einzeln, wie Kundſchafter, ſondern Schaaren-weis. Erſt der gewaltſame Tod ihres Vaters -- Dann die Entfernung

euers

Doch wir eilen, Euch von dem Erfolg unserer Auffoderungen und Ermahnungen an die Administrazionen Rechenschaft zu geben. Viele haben sich von dem Verdacht verschuldeter Nachlässigkeiten noch nicht gereinigt. Ich nenne hier nur die von Avignon, Marseille und Aix. In letzterer Stadt hat man seit dem Jahre 1787, wo dort zwey antike, von Liebhabern noch immer bedauerte Thürme zerstört wurden, nicht aufgehört, alte Werke und Kunstdenkmale zu verderben. Andere scheinen noch ganz in der Betäubung der alten Dummheit und des verhaßten Auflösungssystems fortzustarren. Eine davon berichtete, daß sie von Kunstwerken nichts als vier Vasen besäßen, von welchen sie einmal gehört hätten, sie wären aus Porfyr. Eine andere versichert, sie habe keine Monumente; denn bey ihnen gäbe es weder hohe Oefen, noch Fabriken, noch Manufakturen. Eine dritte entschuldigt sich wegen verspäteter Einsendung der Büchervers zeichnisse, weil ihr Kommissair keine Diplomatik verstünde. Wir können nicht umhin, uns dabey an den ehrlichen Pradon *) zu erinnern, der in

seis

*) Jean de Prade schrieb im vorigen Jahrhundert ein Sommaire de l'hiſtoire de France, das zu Paris 1651. 4. zuerſt herausgekommen iſt, und lange Zeit als Handbuch der Franzöſiſchen Geſchichte gedient hat. Es wimmelt aber von Fehlern, wovon hier freylich ein wahres Kabinetsſtück angeführt wird. S. Lengl. du Freſnoy Methodo pour étudier l'hiſtoire T. XII. p. 95. (edit. Dronet. Paris 1772.)

seiner Unschuld eine nahmhafte Stadt in Natolien nach Marokko versetzt hatte, und dies Versehen mit seiner Unwissenheit in der Chronologie entschuldigte. Solche Mißgriffe setzen doch in der That eine ungewöhnliche Unbekanntschaft mit den alltäglichsten Kenntnissen voraus.

Viele Administrazionen, die gar nichts von allem diesem zu besitzen vorgeben, erregen starken Verdacht gegen sich. Unsere ci-devans brachten von ihren Reisen gewöhnlich schöne Modelle, Kupferstiche, Medaillen, Bücher und Gemälde mit, und stellten sie in ihren entlegenen Landsitzen und andern ungesehenen Plätzen auf. Viele Mönche hatten den klassischen Boden von Italien durchwühlt, und brachten schätzbare Ausbeute davon in ihre Klöster zurück. So ist in Verdun eine schöne Auferstehung, die man des Lebrun würdig hält. Wir werden aber dies alles zu seiner Zeit schon aufzufinden wissen.

In Verdun ist es mehr als irgendwo bunt übergegangen. Janvier, ein Mitglied der zeitigen Kommission der Künste, schreibt uns aus diesem Orte unter dem 20ten Frimaire folgendes: Ihr wißt bis jetzt kaum die Hälfte der Schändlichkeiten, die hier an den Werken der Gelehrsamkeit und Kunst verübt worden sind. Der Municipalbeamte Carage hat freylich den größten Antheil daran gehabt, muß aber nun, weil er schon eingescharrt ist, auch die Bübereyen aller seiner Mitschuldigen auf

sich

ſich nehmen. Gemählde, Hautelisſetapeten, Bücher und andere Zierathen der Kathedralkirche wurden auf dem Platz la Roche zuſammen geſchleppt. Die Municipalbeamten mit dem Ehrenzeichen des dreyfarbigen Bandes, mehrere Mitglieder der Diſtrikts- und Departementsverwaltung beehrten dies ſchändliche Geſchäft mit ihrer Gegenwart. Der Generalmarſch wurde geſchlagen. Die Bürger mußten in die Waffen treten, und nun begannen die vandaliſchen Unholde ihre Orgien. Man nöthigte den konſtituzionsmäßigen Biſchof, um den rauchenden Scheiterhaufen eine Karmagnole zu tanzen. Doch die Farben fehlen mir zu dieſem ekelhaften Gemählde. Man ſchreibt uns, daß man auf dieſe Elenden ein wachſames Auge habe; dies iſt zu wenig! Das Schwert des Geſetzes muß ſie verfolgen! Von Nimes ſchreibt man klägliche Berichte. Der Vandiers könig Krokus, heißt es hier unter andern, der unſere Stadt im 5ten Jahrhundert mit Feuer und Schwert verheerte, hat nicht ſo ſchnell Barbarey und Unwiſſenheit über uns ausgegoſſen, als das abſcheuliche Syſtem des grauſamen Robespierre. Zu Bourges hat man die ſchönſten Schildereyen des Mahlers Boucher, der aus dieſer Kommune gebürtig war, in Einem Haufen verkauft. Die prächtigen Fenſtergemählde in der Kirche zu Giſor ſind durch Steinwürfe zertrümmert worden, weil man das eiſerne Gitter, das ſie von auſſen ſchützte, weggeriſſen hatte. Das Archiv zu Albo (in Languedok, wovon die Albigenſer den Namen haben) iſt verbrannt, und die Schätze, die einſt der gelehrte Ver-

ſſer der Geſchichte von Languedok, Dom Voiſſette *), ſo gut zu benutzen wußte, ſind nicht mehr. Zu Richelieu hat zwar die berühmte Tafel nicht gelitten, aber andere ſchöne Bildſäulen und Gemählde ſind völlig vernichtet. Wie man zu Nancy gewüthet, und für mehr als 100,000 Livr. Gemählde verdorben hat, iſt ſchon zu einer andern Zeit angeführt worden. Unter den zerſtörten Merkwürdigkeiten iſt auch das Modell in Relief vom Franzöſiſchen Parnaß, der ſchöne Thermometer der Akademie, und wahrſcheinlich eine Büſte von Houdon begriffen. Im ganzen Ainedepartement iſt, wie uns ein Bürger aus Bourg ſchreibt, faſt kein Kirchthurm ſtehen geblieben. Ihre Zerſtörung erſchwert, wie unſer Korreſpondent ſehr richtig bemerkt, die geografiſchen Meſſungen, und entzieht den Kommunen die Bequemlichkeit, Uhren und Glocken zum Feuerlärm anzubringen. In dem Park von Meudon war eine große Weltkärte in weißem Marmor auf dem Boden angebracht. Man hat ſie zerbrochen, unter dem Vorwand, die kupfernen Leiſten davon zu nehmen, durch welche die Hauptlinien angezeigt wurden. Baudouin Quemedène hat in einer beſondern Denkſchrift ihre Vorzüge vor den übrigen bekannten 7 Gnomonen, dem des Pytheas zu Marſeille, des Kocheoking in Schina, des

Uſug-

*) Die Benediktiner Dom Vic und D. Voiſſette gaben zuſammen das wichtigſte Werk zur Geſchichte von Languedok Hiſtoria Occitanica in 5 Foliobänden heraus, wozu Cochin die Kupfer lieferte.

Ulugbeg in Indien, des Toskanella zu Florenz, des Kassini zu Bologna, des Blanchini in der Karthause zu Rom, und des Monnier zu St. Sulpice in Paris, gezeigt. Im vorigen Jahr liessen es die Beamten dieser Kommune geschehen, daß belas dene Heuwagen fürs Proviantmagazin im benachbarten Hospitale über die Mittagslinie ihre Fahrstraße anlegten, und die eisernen und kupfernen Stäbe, die dem Beobachter die rechte Richtung gaben, ausgerissen wurden. So ist ein Denkmal, das selbst im Auslande bewundert wurde, und dessen Berechnung so viel Mühe gekostet hatte, ganz unbrauchbar gemacht worden. Der Bürger Lalande dringt auf seine Wiederherstellung, wozu sich der Künstler Berouillat freywillig erbietet.

Doch was sind nicht im Departement von Paris und vor unsern Augen selbst für Frevel dieser Art verübt worden! In der Kirche St Etienne du Mont sind die drey schönen Marmorreliefs von Germain Pilon verstümmelt, und die bescheidenen Grabmäler, welche Bewunderung nnd Dankbarkeit der Zeitgenossen dem Dichter J. Racine, dem Botaniker Tournefort und dem französischen Rafael, dem Maler Lesueur errichtet hatten, ohne Schonung zerstört worden. Selbst die Inschriften sind vertilgt. Nur der Grabstein des Blaise Pascal hat sich wieder gefunden.*) In eben diesem Geiste riß man zu

*) Diese hart an der Abtey St. Genevieve gelegene Stefanskirche im vormaligen Quartier St. Benoit wurde eben

Montbard Buffons Sarg aus der Gruft, um ei⸗ nige Pfund Bley zu gewinnen.

So hat man in der vormaligen Ecole Militaire die ſchöne Treppe vom großen Pavillon, ein Denkmal des reinſten Geſchmacks in der Baukunſt, durch das Herab⸗ werfen der oben herum ſtehenden vier Bildſäulen, bei⸗ nahe ganz zerſchmettert und unbrauchbar gemacht. *)

Auch zu Sens hat dieſe Zerſtörungswuth traus rige Spuren hinterlaſſen. Man hatte aus dem Ar⸗ chive der Kathedralkirche alle alte Dokumente und Papiere in Tonnen zuſammen geworfen, und zum Verbrennen nach Paris geſchickt. Zum Glück ließ der Bürger Laire aus rühmlichem Eifer für die Wiſſen⸗ ſchaften dieſe Tonnen öffnen, und rettete dadurch noch Bruchſtücke von der berühmten Kronik von Vezelai, die Dachery benutzt hat, und wovon ſich

eben um der hier angeführten Begräbnißdenkmäler willen faſt von allen Fremden beſucht. Außer den hier angeführ⸗ ten Reliefs befanden ſich auch mehrere Statuen z. B. die der 12 Apoſtel von Pilon im Chore der Kirche. S. Thier Guide de Voyageurs, à Paris T. II. p. 232.

*) Die vier königlichen Bildhauer Pajon, le Comte, Mouchy und D'Huez hatten auf Befehl Ludwigs XV. die Bildſäule des großen Condé, des Marſchal Turenne, von Luxemburg u. von Sachſen zur Auszierung die⸗ ſer Treppe gearbeitet. Dieſe wurden alſo alle vier zur Trep⸗ pe herabgeſtürzt. Deſcendunt ſtatuae, veſtemque ſequuntur. Juvenal X. 58. ff. Die ganze Stelle enthält eine fürchterlich wahre Parallele.

ſich die einzige Handſchrift zu Sens erhalten hatte.*) Eben daſelbſt hat auch die Revoluzionsarmee mit ihrer Rotte das ſchöne Denkmal des Kanzlers Düprat zerſtört.**) Faſt noch mehr aber als dies iſt eine Reihe von Bildſäulen und Reliefs an dem Portale der Kathedralkirche zu bedauern, die eine fortlaufende Geſchichte des großen Prozeſſes der Alchymiſten vorſtellte, wie man ſich ſolche im 13ten und 14ten Jahrhunderte gedacht hat. Man nehme aus der Geſchichte der Menſchheit das Regiſter ihrer Verirrungen, und ſie wird zu einem ſehr kleinen Buche zuſammenſchmelzen. Aber die Geſchichte dieſer Verirrungen, und die Denkmäler, die darauf Beziehung haben, ſind nicht unnütz. Man ſichert ſich durch ihre Betrachtung gegen ähnliche Abſchweifungen, und findet die rechte Straße deſto ſicherer.

Die Berichte aus Strasburg vergleichen den vormaligen Revoluzionsausſchuß dieſer Stadt mit dem

*) Dieſe Kronik befindet ſich in des gelehrten Benediktiners D'Achery Veterum aliquot ſcriptorum, qui in Galliae bibliothecis latuerunt, ſpicilegio (Paris 1655-77. XIII Vol. 4.) im IV ten Theil. S. über dieſes Werk Meuſels bibl. hiſtor. Vol. I. P. I. p. 310.

**) Der Kanzler Düprat, deſſen Mauſoleum, ſo wie das des Kardinals Düperron in der Kathedralkirche zu Sens zu ſehen war (S. Volkmann II. 190.) gründete unter Franz I das ſo verderbliche Finanzſyſtem, was nach Jahrhunderten Frankreichs Ruin hervorbrachte; und ſo möchte die an ſeinem Denkmal genommene Rache wenigſtens einige Entſchuldigung für ſich haben.

zu Nantes. Die dort gegen die Kunst verübten Vandalismen sind ohne Zahl und Grenzen. "In der Thomaskirche hat man Getraide ausgedroschen, und das dort dem Marschal von Sachsen durch Pigal errichtete Denkmal ist von Staub und Schmutz zerfressen. Das Schwert der Türken verschonte den Sofientempel zu Konstantinopel; das antike Haus (la maison quarrée) zu Nimes blieb bey den Ueberschwemmungen der Barbaren unbeschädigt: in Strasburg hat man im 18ten Jahrhundert die Sarracenen und Alanen übertroffen. Das unermeßliche, stolze Munster dieser Stadt ist entstellt. Bildwerke zu Tausenden sind in seinen Hallen ein Opfer der Zerstörungswuth geworden. Die Nazion hat sogar die Buben, die zu diesen Verwüstungen sich brauchen ließen, für die Mühwaltung theuer bezahlen müssen, daß sie ein Prachtgebäude schändeten, dessen Bau 270 Jahre gedauert hat, und das das Alterthum zum achten Wunder der Welt erhoben haben wurde. Wedekind, ein Freund der Künste, hat über diese Unthaten ein Werk in deutscher Sprache abgefaßt, das unsern Enkeln ein grausendes Gemählde überliefern wird. Er giebt den Rath, daß man die wenigen übrig gebliebenen Bruchstücke neben einer Pyramide aufhäufen solle, an welcher folgende Inschrift zu lesen seyn müsse:

Bürger von Strasburg! dieser Haufe zertrümmerter Ruinen sey euch zur heilsamen Warnung, daß das System des Schreckens

unter

unter euch nie wieder Wurzel faſſe. Denkt an den Richterſpruch der Nachwelt!

Während man zu Dijon Lehrer und Aerzte fortjagte und ihre Stellen mit Unwiſſenden beſetzte, kerkerte man die Profeſſoren in Strasburg gar ein, und Monnet an der Spitze der Municipalbeamten verſiegelte die öffentliche Bibliothek, eine der zahlreichſten und beſuchteſten in Frankreich. Unter der Bibliothek legte man ein Strohmagazin an. Ein einziger Funken hätte hier eben das Unheil anrichten können, was die herrliche Bibliothek zu St. Germain des prés betraf. Neben der Bibliothek logierte man Schweine ein, die die Luft um ſich ſo verunreinigt haben, daß die Einbände der Bücher darüber vermoderten. Aller wiederholten Vorſtellungen ungeachtet bewohnten noch vor kurzem 52 Schweine dies Revier. Der Lieferant Alexander trägt dieſe Schuld. Bleibt ſie unbeſtraft, ſo wird es an andern Orten eben ſo gehen, und die von ſolchen Nachbarn vertriebenen Künſte werden an fremden Ufern eine Freyſtätte ſuchen müſſen.

Nach dieſer empörenden Erzählung von Verwüſtungen laßt uns einen Blick auf die Urſachen werfen, durch die ſie hervorgebracht wurden, und auf die Mittel, die wir dagegen anzuwenden haben. Arbeiter zu Coutances zerſtörten eine ſchöne Grotte voll Stalaktiten und Stalagmiten,*) weil ſie ſie

*) Stehen wohl nur um des redneriſchen Wohlklangs willen ſo neben einander. Selbſt Domare in ſeinem Dictionnaire

für kryſtalliſierten Salpeter anſahen. Hieran war die Unwiſſenheit Schuld. Und ſollten wir uns über ihre Misgriffe in den Departementern wundern, da ſie ſelbſt vor unſern Augen, in Paris ſelbſt, ihr Unweſen treibt, und diejenigen, welche im botaniſchen Muſeum die Büſte Linnés verſtümmelten, ihre Wuth an einem Kopf Karls IX auszulaſſen wähnten? Im Park zu Meudon war eine ſchöne antike Kleopatra. Ein Mitglied dieſer Kommune, das darüber Rechenſchaft geben ſollte, wußte gar nicht wovon die Rede war, ſagte aber endlich doch: er wiſſe wohl, daß ſich am Ende des Gartens eine ſteinerne Frau ins Gras gelagert hätte. Gerade dieſe Bildſäule iſt abſcheulich gemishandelt worden.

Eine andre Urſache liegt in der Sorgloſigkeit vieler Municipalitäten und Beamten, die die größten Seltenheiten unter ihrem Beſchluß vermodern und verderben laſſen, die unſre Vorſchriften darüber mit einem ſpöttiſchen Lächeln aufnehmen, und ſich in Kopf ſetzen, daß alles dies nur auf Paris anwendbar ſey.

Gaunerſtreiche und Betrügereien ſind eine dritte Urſache. Es giebt hier und da noch handveſte Spießgeſellen der Revoluzionsausſchüſſe, die in dem doppelten Gewerbe zu ſtehlen und zu verfolgen große Meiſter ſind. Dieſe verunſtalten die ſchönſten Kunſtwerke,

re de Mineralogie, dem gewöhnlichen Orakel der Franzoſen in dieſem Fache, hält ſie für gleichbedeutende Synonymen.

euers Sohns, die er ſich durch jene Mordthat gerechteſt zugezogen -- Das Volk von ungeſunden Muthmaſſungen über den Tod des guten Polonius, die von einem Ohr ins andre geflüſtert werden, aufgebracht und zur Empörung bereit -- Es war unvorſichtig von uns gehandelt, daß wir ihn heimlich beſtatten lieſſen -- Die arme Ophelia ihres ſchönen Verſtandes beraubt -- und was noch das ſchlimmſte iſt, ſo iſt ihr Bruder in geheim aus Frankreich zurükgekommen, hält ſich verborgen, zieht Erkundigung ein, und wird Ohrenbläſer genug finden, die ihn mit giftigen Reden über die Urſache von ſeines Vaters Tod anſteken werden -- O meine liebſte Gertrude, das iſt mehr als nöthig iſt, mich das Schlimmſte beſorgen zu machen. (Man hört ein Getöſe hinter der Scene.)

Königin.

Himmel, was für ein Getöſe iſt das?

Sechste Scene.

Ein Hof-Bedienter zu den Vorigen.

König.

Wo ſind meine Schweizer? Laßt ſie die Thüre bewachen -- Was willſt du?

Hof-Bedienter.

Rettet euch, Gnädigſter Herr. Der über ſeine Ufer ſchwellende Ocean frißt nicht mit reiſſenderm Ungeſtüm die

werke, um ſie dann durch ihre Kreaturen um ein Spottgeld erkaufen zu können.

Und warum ſollt' ich es nicht gerade heraus ſagen, was vielleicht heute noch tadelnswerth ſcheint, aber in einigen Jahren für ſehr vernünftig gehalten werden wird? Unter dem Vorwand des Fanatism Meiſterſtücke zu zerſtören, an denen das Genie alle ſeine Wundergaben verſchwendet hat, iſt ſelbſt Fanatism, der eben ſo lächerlich iſt, als die vor kurzem noch ſo übliche Namenvertauſchung, die die ſonderbarſte Verwirrung in allen Urkunden und Geſchichten anrichten mußte, und die uns vielleicht bald einen Berg aus der Ebene von Beauce gemacht hätte.

Die Nachwelt empört ſich gegen den Kalifen Omar, der die Bibliothek zu Alexandrien wegen der Allgenugſamkeit ſeines Korans verbrennen ließ, gegen einen Chi-Hoangti, der die alten Schriften der Chineſer ins Feuer warf. *) Werden nicht unſere Nachkommen die neuen Barbaren, die gegen Gelehrſam-

 keit

*) Man ſieht, dem Redner iſt es um ſtark auffallende illuſtrantia zu thun. Beide hier angeführten Bücherverbrennungen leiden auch überdies noch manchen hiſtoriſchen Zweifel. Daß Amru die damals als Bibliothek kaum mehr aufzuführende Bücherſammlung zu Alexandrien auf Omars Befehl nicht verbrannt habe, hat neuerlich Reinhard über die jüngſten Schickſale der Alexandriniſchen Bibliothek (Götting. 1792.) ſehr wahrſcheinlich gemacht.

keit und Künſte mit Feuer und Schwert wütheten, gleichfalls mit Schande brandmarken? Der Druidentempel zu Mont-Morillon und der Dianentempel zu Nimes waren doch gewiß nie zur Verehrung der allerheiligſten Vernunft beſtimmt. Welcher Freund der Künſte und Aufklärung wird aber darum nicht die Erhaltung dieſer ſchätzbaren Alterthümer wünſchen? Oder müſſen wir etwa auch gegen die Pyramiden in Aegypten,

die unzerſtörbar feſt der Zeiten Angriff trotzen*),

darum einen Kreuzzug predigen, weil ſie von der Hand des Despotismus zu Werkzeugen des Despotismus errichtet worden ſind? Welcher Reiſende hat nicht über die Ruinen von dem Tempel und den Paläſten von Balbeck, Palmyra und Athen geweint? Wahrlich, der wahre Patriotismus liegt nicht in Worten und Steinen!

Und wie müſſen ſich unſere Feinde dieſer von ihnen ſelbſt hinterliſtig aufgereizten Zerſtörungsſucht freuen? Als man in England durch eine Parlamentsakte die Hamiltoniſche Sammlung Etruriſcher Vaſen gekauft hatte,**) erregte dies ein ſolches Streben

*) Leur maſſe indeſtructible a fatigué le tems!

**) Es iſt bekannt, daß die Nazion vom Ritter W. Hamilton ſein aus 730 Griechiſchen Vaſen (die D' Hancarville in den prächtigen Antiquités Etrusques, Grecques, Romai-

ben und Weben in mehrern Theilen der Brittiſchen Manufakturen und Handelsſpekulazionen, daß ſich nach wenigen Jahren dies kleine hierauf verwandte Kapital für die Vermögensmaſſe der Nazion ſechsfach verzinſet hatte. Bürger, welche Künſte erhalten, und die, welche ſich damit beſchäftigen, ehren und beſchützen, iſt mehr als eine Feldſchlacht gegen die Engländer gewinnen!

Es

maines — dans la Collection d' Hamilton. Vol. I - IV. fol. herausgegeben hat) und vielen andern Antiken, die Hamilton während eines 10 jährigen Aufenthalts in Neapel ſammelte, für 8000 Pf. Sterling abgekauft hat. Sie ſtehen nun in zwey eignen Zimmern im Brittiſchen Muſeum welche die Hamiltoniſchen genannt werden. S. Fr. v. La Roche Tagebuch einer Reiſe durch Holland und England. S. 242. Dieſe Alterthümer wurden bald durch mehrere darüber gedruckte Katalogen und Abzeichnungen durch ganz England bekannt. S. Wendeborns Zuſtand von Großbritanien. Thl II. S. 150. ff. Die Modefabriken erhielten dadurch einen neuen Schwung. Beſonders bekam die Plaſtik in den Fabriken der Herrn Wedgwood und Bentley, Taſſie, Merchant u. ſ. w. treffliche Modelle und Muſter zur Nachahmung dadurch, wie Wedgwood ſelbſt in ſeinem Catalogue de Camées, et deſcription de diverses vaſes (á Etrurie, ſo heißt ſeine Fabrik in Staffordſhire 1788.) S. 75. dankbar eingeſteht: La precieuſe collection de S. w. Hamilton, ſoit dit à la gloire éternelle tant du collecteur que de cette nation, ſe trouve aujourdhui depoſée au Muſee Britannique pour ſervir d' études á nos Artiſtes et au progrés de leurs productions. Der Bürger Gregoire hat alſo hier allerdings ein ſehr treffendes Beyſpiel angeführt.

Es hat jemand einen Verſuch gemacht, die Summe zu berechnen, die nur ſeit 48 Jahren durch Franzöſiſche Künſtler, die ins Ausland berufen wurden, ins Vaterland zurückgebracht worden iſt. Sie beläuft ſich, auch nur nach einer allgemeinen Angabe, auf mehrere Millionen. Und wie ſehr würde dieſe Summe vermehrt werden können, wenn wir alles dazu rechneten, was von Ausländern, welche der Ruhm unſerer Künſtler nach Frankreich lockte, bey uns verzehrt oder zum Ankauf unſerer Kunſtwerke verwandt wurde! Laßt uns alſo zuvörderſt nicht müde werden, dem Volke Hochachtung gegen die koſtbaren Ueberreſte einzuflößen, die bis jetzt der Zahn der Zeit und die Fauſt des Frevlers verſchont hat. Metz, Nizza, Saintes, Frejús, Mont-Morillon, Saint-Remi, Vienne, Autun, Venasque, Orange, Nimes haben noch Alterthümer aufzuweiſen. Aber Arles muß nun leider aus dieſer Liſte ausgeſtrichen werden. Laßt uns das Volk daran erinnern, daß ſich die vormaligen Stände von Languedok durch eine Gedächtnißmünze, die ſie auf die Ausbeſſerung der Brücke über die Gard ſchlagen ließen,*) ſelbſt ehrten, und daß alles, was der Kunſt geweiht iſt, gerade ſoviel Hüter und Schützer haben müſſe, als es gute Bürger giebt. So wird man gewiß bald den Triumfbogen von Orleans ausbeſſern, ohne ihm ſeine antike Form zu nehmen. So wird man die

*) Die Stände von Languedok haben ſich überhaupt, ſo lange bis ſie Necker aufhob, große Verdienſte um die Verſchönerung dieſer Provinz erworben. S. Fiſch Briefe über die ſüdl. Provinzen Frankreichs. S. 354.

die Bäder des Kaisers Julian hier in Paris; die einzige Antike dieser Stadt, von allen sie verdeckenden Nebengebäuden säubern, um den Blicken des Volks dies Denkmahl des Alterthums nicht länger zu entziehen.*)

Vielleicht wäre es auch nicht unnütz, eine im ganzen Reiche herumreisende Kommission (Commission ambulante) zu errichten, die mit der Aufsicht unserer in den Departementern zerstreueten scientifischen Reichthümern zugleich überall Belehrung und Aufklärung verbreitete. Der Komité wird nächstens einen Bericht darüber erstatten, wie diese Schätze am zweckmäßigsten durchs ganze Reich vertheilt werden können, und eine eigne Kommission für die Uebersetzungen aus den Schriften der Ausländer, die uns wichtige Aufschlüsse geben können,**) und zur Prüfung der Manuskripte niedersetzen, um die uns die Ausländer beneiden.***) Diese setzen einen solchen Preis auf unsere Geistesprodukte, daß erst noch

*) Das sogenannte Palais de Thermes, dessen Erbauung gewöhnlich dem Kaiser Julian zugeschrieben wird, (S. de *Saintfoix* Essais historiques sur Paris T. II, p. 106. f.) ums Jahr 357. liegt in der Straße de la Harpe im Mittelpunkte der alten Lutezia auf der Seine-Insel.

**) So ist kürzlich eine Uebersetzung von des großen Bako Werken auf öffentliche Unkosten beschlossen worden.

***) Aber warum zerstörte man die schöne, von dem unglücklichen König 8 Jahre vor seinem Tode gestiftete Societät aus

noch kürzlich mehrere Agenten deutscher Buchhändler hier in Paris gewesen sind, um von unsern guten Schriftstellern das Manuskript von wichtigen Büchern zu erhandeln, die sie dann drucken, und uns aufs theuerste wiederverkaufen.

Laßt uns allen Freunden der Wissenschaften und Freiheit, sie mögen im Auslande oder auf dem Boden der Freiheit gebohren seyn, unsern Schooß öffnen! Laßt uns jedes Talent, jede freie Gesellschaft aufmuntern, die ihre Thore der Mittelmäßigkeit versperren, und nur dem Genie Eintritt gestatten! Statt der erbärmlichen Gypsfiguren und der kostspieligen Spielwerke mögen unsre guten Künstler von nun an sich nur mit Werken von einem grossen Stil, einfach, schön und dauerhaft wie die Natur selbst, beschäftigen! Mögen doch ganze Züge von Reisenden in die Ferne auswandern, um in fernen Gegenden den Namen der Franzosen durch ihre Wißbegierde und Bescheidenheit zu empfehlen, und die dort eingetauschten Kenntnisse zur Förderung der Wissenschaften und des Kunstfleisses in ihre Heimath zurückzubringen! Vielleicht wissen viele unter Euch

aus den gelehrtesten Mitgliedern der Akademie der Inschriften, die besonders dazu salariert wurden, die orientalischen und Griechischen Anekdota der königlichen Bibliothek zu sichten und der Welt mitzutheilen, durch deren Bemühungen auch wirklich 4 Bände aus noch ungedruckten Handschriften kurz vor dem Ausbruche der Revoluzion herausgekommen sind? War auch dies ein Verbrechen des sogenannten Tyrannen?

Euch nicht, daß im Vaterlande der Kaldäer, wo die Sternkunde ihr Daseyn empfieng, zu Bagdad, unsere Nazion eine Sternwarte und die dazu gehörigen Bücher und Instrumente besitzt. Nach vieljährigen, in dieser Gegend zu Tausenden angestellten Beobachtungen, lebt der Bürger Beauchamp in einem unbekannten Dörfchen des Departements der obern Saone in ungekannter Dunkelheit. Er mache sich eilig auf, und kehre zu seiner Sternwarte nach Bagdad zurück, und verstreue unterwegs Euren Aufruf an die Franzosen, der eben jetzt in der Nazionaldruckerey in Arabischer Sprache abgedruckt wird!

Die Empfindung des Guten und Schönen gedeiht so frölich in einem redlichen Gemüthe. Laßt uns also auf einem solchen Boden mit vollen Händen den Saamen ausstreuen, aus welchen Künste und gute Sitten emporkeimen. An Tugenden und Einsichten hat noch kein Volk auf Erden Ueberfluß gehabt. Wir haben jetzt kaum zur Nothdurft, um unsere Blöße zu bedecken."

So weit für diesmal der Bericht des Komité, dem man es freylich ansieht, daß es seinem Verfasser mehr um einen starken Eindruck, als um subtile Untersuchungen zu thun war. Wie viel müssen sich doch diese Söhne der Freyheit in einem öffentlichen Rapport, der durch die Bulletins im ganzen Reiche herumgetheilt wird, als Neuigkeit vorpredigen lassen, was nach der Ministerschaft eines Kolbert und dem Siècle de Louis XIV kein Mensch von einiger

niger Bildung im alten Frankreich ignoriren konnte! Wo blieben die Mahler und Zeichner für die Fabriken in Lyon? Wird mit dem aſtronomiſchen Miſſionair nach Bagdad auch eine regenerirete Künſtlerkolonie in die halbzertrümmerte Academie *royale* *) nach Rom auswandern?

Böttiger.

V.

Epiſtel
an meine Jugendfreunde.

Ihr alle ſeht die Lebensjahre fliehen.
Sie ſind dahin, und keine Zauberkraft,

Und

*) Bekanntlich ſtand dieſe Academie Romaine, ſurnommée St. Luc, in Rom mit der königlichen Academie de peinture im Louvre in der Verbindung, daß die Zöglinge, die in Paris den Preis in der dortigen Akademie erhalten hatten, dann auf Koſten des Königs nach Rom giengen. Eben dieſen Vortheil genoſſen auch die Zöglinge der Ac. d'Architecture, wo der, welcher den erſten Preis erhielt, gleichfalls auf Koſten des Königs in die Academie de France nach Rom gieng. An alles dieß iſt nun nicht mehr zu denken.

Und keines Gottes Wissenschaft
Kann sie zurück aus ihrem Grabe ziehen.
Sie sind dahin, — auch ihre Rosen blühen
Nicht mehr um unsre Stirn.

Die Zeit

Gleicht einem — Augenblick, gleicht einer — Ewigkeit.
Wenn wir hinaus auf ihre Zukunft sehen,
Wenn Unglücksstürme um uns wehen,
Wenn wir auf Dornenklippen stehen,
Und kein Gestirn der Hoffnung vor uns sehen,
Dann scheint die Zeit den Schneckengang zu gehen.
Und wenn sie mit des — Weibes List
Auf immer fortgeschlichen ist,
Wem gleicht sie dann? — Dem raschen Taubenfluge!
Doch keiner kommt bey dem Betruge
Der Zauberin zu kurz, da uns die kluge
Und gütige Natur das Glück,
An das Vergangene zurück
Zu denken gab.

Ihr seht im Kreise muntrer Knaben
Den heitern Geist auf Steckenpferden traben.
Ihn drückt des Alters Bürde nicht,
Und nicht der Armuth harte Plage,
Wenn er von seinem — Hochzeittage,
Und seinem ersten Mädchen spricht.
Noch tönt wie Flötenton in seinen Ohren

Der fromme Gegenschwur der Herzenskönigin,
Als er an Hymens goldnen Thoren,
In einem Meer von Seligkeit verlohren,
Ihr Felsentreue zugeschworen.
Noch sehet ihr des Edlen Wange glühn,
Noch klopft sein Herz mit lautem Schlage,
Wenn er den glücklichsten der Tage
Zurück in seine Seele führt,
Da ihm sein treues Weib das erste Knäblein brachte,
Ihn reicher als den reichsten Krösus machte,
Da um ihn her die ganze Schöpfung lachte,
Und Dorf und Stadt ihm gratulirt. —

Auf seiner Wallfarth zu dem Grabe
Denkt noch das Mütterlein an seinem Dornenstabe
So engelfroh an jene Himmelsnacht,
Als sie auf Selmars Mund die keuschen Lippen drückte,
Und Amor sich durch Cypris Wandermacht
Die schönste aller Blumen pflükte;
Als in dem Garn des schlauen Cypripor
Ihr Weltall sich in einem — Kuß verlohr,
Und sie vom Kelch der heißen Liebe trunken,
In des Geliebten Arm versunken,
Aus dem für sie ein neuer Himmel keimt,
Den schönsten Traum Elisiums geträumt.

Noch denkt so seelenfroh nach langen langen Jahren
Der Krieger sich zu seinen Kriegesscharen

Furten und Sandbänke weg, als der junge Laertes, an der Spize eines aufrührischen Hauffens, eure Wachen zu Boden wirft; das Lumpenvolk nennt ihn Lord, und nicht anders als ob die Welt erst izt anfienge, und Geseze, Gebrauch und alles was die Bande der Gesellschaft befestiget, auf einmal vergessen wären, ruffen sie: Machen wir den Laertes zu unserm König! Karpen, Hände und Zungen geben ihren Beyfall bis in die Wolken; alles schreyt: „Laertes soll unser König seyn, Laertes König.„

Königin.

(Man hört das Getümmel näher.)

Wie sie schreyen! Mit welcher Wuth von Freude! O, das sind nur Rechen-Pfenninge, ihr falschen Dänischen Hunde --

Laertes tritt auf, mit einer Partey vor der Thüre.

König.

Die Thüren sind erbrochen.

Laertes.

Wo ist dieser König? -- Ihr Herren! Bleibt ihr alle draussen stehen.

Alle.

Nein, wir wollen auch hinein.

Laertes.

Ich bitte euch, laßt mich gewähren. Alle.

Zurück aufs laute Siegesfeld,
Als Schutzgott seines Volks, als Sieger und als Held.
Noch hört er dort den Donner der Kanonen;
Noch stürzt er Könige von ihren goldnen Thronen,
Und streift durch eine neue Welt;
Noch höret er, von Mavors Geist durchdrungen,
Der blut'gen Schwerter Eisenklang;
Noch singt er gern den hohen Schlachtgesang,
Den um ihn her sonst tausend tausend Zungen
Dem Pindar Teutschlands nachgesungen,
Und fühlt, wenn er von seinen Lorbeern spricht,
Und seines Königs Siegesfreuden,
Den Mörderzahn des Hungers nicht,
Den ihn sein Großvezier läßt leiden
Für — sein vergoß'nes Blut und seine Heldenpflicht.

Noch seh' ich uns gleich kleinen Zwergen streiten,
Auf Dächern und auf Stangen reiten,
Und unsrer Spiele Kriegesfahne wehn;
Noch seh' ich uns nach schön geträumten Siegen
Durch Wälder und durch Thäler fliegen,
Und uns mit Lorbeerkränzen blähn;
Noch seh' ich uns auf Weidenschaukeln wiegen,
Den Kinderball in hohen Lüften fliegen,
Und fing' ihn gern in schnellem Lauf
Noch heute heute mit euch auf,
Wenn mich so rasch noch meine Schenkel trügen;
Noch seh' ich uns auf Schlitten klein uns groß

Herab von Klugens Hügelschloß
In hochbeschnei'te Thäler fliegen;
Noch seh ich uns auf Blumenauen liegen,
Und für des Dörfchens Huldgöttin,
Für unsre schönste Schäferin
Vergißmeinnicht mit Rosen und Jasmin
In einen Kranz zusammenfügen.

Seht, Freunde, diese Trösterin,
Des Himmels allerbeste Gabe,
Womit wir im Gedankenrabe
Zurück auf das Vergangne sehn,
Und in des Lebens Ungewittern,
Wenn kleine Seelen muthlos zittern,
Dem Felsen gleich in Donnerwolken stehn,
Macht uns so oft das trübe Leben schön,
Und lässet uns nach manchem heißen Tage,
Nach mancher unverdienten Plage
Zuletzt noch froh zu Bette gehn. —

Ja! wenn oft Grabes-Dunkelheit
Des Pilgers rauhen Pfad umhüllet,
Und selbst der Göttin Sonnenkleid —
Der Hoffnung, nicht des Dulders Qualen, stillet;
Wenn unser Aug' in Jammerthränen schwimmt,
Wenn uns der Tod die letzten Freuden nimmt,
Wenn Weib und Kindlein von uns scheiden,
Und Menschentieger sich an unsern Thränen weiden;

Wenn uns der Neid in seine Hölle stürzt,
Mit Gift das Brod, den Wein mit Galle würzt;
Wenn dein Verdienst der Undank niederdrückte,
Und dir für manche edle That,
Für deinen Fleiß und guten Rath
Dein — Tartarchan nur Brod und Wasser schickte;
Und wenn, o Armer! Tag und Nacht
Die Laune dich mit Henkersmacht,
Und tausend Feuerkrallen zwickte, —
Dann, dann ist oft das Zauberbild,
Das wir von dem Vergangenen uns mahlen,
Der Wunderbalsam deiner Qualen,
Und unsres Geistes Rieſenschild;
Damit wir tiefer nicht in ihren Abgrund sinken,
Nicht aus dem Leidenskelch die letzten Hefen trinken,
Und, wenn uns Thoren nicht — verstehn,
Wenn sie auf goldnen Rosen gehn,
Nicht gleich die Welt in ihren Trümmern sehn. —

In tausend Stürmen eures Lebens
Sucht ihr den Seelenarzt vergebens
Bloß auſſer euch. Ihr forscht und sucht und findet nicht
Auf euren langen Thränenwegen,
In Wolkennacht, auf Klippenstegen,
Im Winterſturm und Donnerregen
Des beſſern Tages Morgenlicht.
Verzweiflung naht sich euch, kein Ausweg ist zu finden,
Denn tausend Dornenzweige winden

Sich wie der Hölle Schlangenheer
Mit Hyderzähnen um euch her,
Und keiner — keiner komm: euch Rettung zu verkünden.
Doch jetzt erscheint, gleich Luna's Silberlicht,
Das aus des Himmels Dunkel bricht,
Ein Zaubergott, der also zu euch spricht:

„Der edle Mann wird nimmer unterliegen!
In ihm liegt Wunderkraft zu siegen,
Wenn er den ganzen Werth der Seelengröße fühlt,
Nicht mit dem Gold der Wahrheit — spielt,
Und sie sich nicht durch Luftgespinnste stiehlt. —
Auch wird die Zeit des Dulders Thränen stillen,
Und ihm nach langer Mitternacht,
Die er auf Dornen zugebracht,
Und ihm zur Ewigkeit den Schlag des Pulses macht,
Mit Nektar seine Krüge füllen;
Der Tod wird seinen Feind in Leichentücher hüllen! —
Schuf dir, so fährt der Götterbote fort,
Nicht oft des Freundes süßes Wort,
Des Freundes Mahl, des Freundes Liebe,
Der Mädchen Rundgesang das trübe
Gewölk in lichten Himmel um?
Gab dir der Gattin Kuß der Liebe
Nicht heute ein Elysium? —
Gab er nicht oft ein Kaiserthum
Dem Bettler in der Jammerhöle?
Dem Mysanthropen eine — Seele?
Und Greisen ein Idalium?

Ihr

Ihr wißt es alle, meine Lieben!
Wie arg und weit das Narrenvieh,
Der Dämon der Hypochondrie,
Die Laune mich umhergetrieben;
Wie sehr ich von den Geißelhieben
Der Furie danieder lag,
Und wie im Fieber Nacht und Tag, —
Wie Bull von Frankreichs Blut und Dieben, —
Von meines Lebens Chaos sprach;
Wie ich geweint, gejammert habe,
Daß auf dem Wege zu dem Grabe
Der beste Mensch oft Centnerlasten trägt,
Und hungerkrank sich auf den Strohsack legt,
Wenn sich von ungerechter Habe,
Von seiner Bettler Thränengabe
Der Böſewicht an goldnen Tafeln pflegt,
Und mit des Fürsten — Hirtenstabe
Verdienst und Tugend niederschlägt;
Wie ich geweint, gejammert habe,
Daß jeder bey dem Sonnenschein
Des Glücks, bey Plutos Schmeicheley'n
Sich vor uns bis zur Erde bücket,
Und warm und sanft die Hände drücket;
Ach! aber wenn den theuren Wein
Die feilen Schwelger ausgetrunken,
Wenn unsre Tafeln ferner nicht
Bey hoher Lampen Sonnenlicht
Und hundert neuen Schüsseln prunken,

Dann jeder wie vor Höllenfunken
Vor uns und unsern Kindern flieht,
Und nicht die Leidenszähre sieht,
Die aus dem Auge uns gesunken.

Ihr sähet sie, und eiltet mich
An meines Dämons Vaterstich
Durch eure Logik zu gewöhnen,
Und mich durch ihre Wunderkraft
Mit meinem Schicksal auszusöhnen.
Ha! diese Zauberkunst, so mild wie Rosenduft,
So lieblich wie des Mayen Luft,
So rein wie Gold, so fest wie Stahl und Eisen,
Die köstlichste von allen Arzeney'n,
Der Schöpfung Meisterstück, der ächte Stein der Weisen,
War — Wein und Lieb', und Lieb' und Wein!
Wir wollten zu dem Vater Rhein
Im nächsten Lenz mit schönen Kindern reisen,
Und durch des Greises Arzeney'n
In seiner Trauben Götterhayn
Vygäen neue Tempel weyh'n,
Und ewiglich die gute Göttin preisen,
Für ihre Wunder, ihren Wein.

Und wenn einmal selbst König Bacchus schmollte,
Ob uns die Gabe, froh zu seyn,
Aus seinem Kelch nicht schenken wollte;
So hieß es: Freunde, laßt uns — freyn!

Und in dem Hochzeitkämmerlein
Den kleinsten Gram von uns entfernen;
Laßt dort uns ächten Frohsinn lernen,
Laßt dort uns weise, — das heißt, glücklich seyn!
Dann leben wir in stolzer Ruh,
Und sehen ungestört am Ziele
Des höchsten Glücks dem bunten Narrenspiele
Der großen Welt, und ihrem Lustgewühle,
Wie Sokrates der Weise zu.
Dann küssen dir dein Weib und deine Kinder
Die ganze Welt zu einem Wonnehayn;
Dann ist ein ganzer Himmel dein;
Dann wirst du Armer, Kranker, Blinder,
Aus dem die laute Schwermuth heult,
Der schon zu seinem Grabe eilt,
Von deinem schwarzen Staar geheilt;
Dann siehest du wie neugeboren,
Entfernt von Schurken und von Thoren,
Des Himmels Purpur schöner glühn,
Und schöner alle Fluren blühn,
Und vor dir hin die leichtgeschürzten Horen
Am Arm der Liebeskönigin
Mit ewig grünem Efeu ziehn. —

Nun haben wir dem Gott der Ehen
Gehuldigt, und die Himmel drehen
Im Jubeltanz sich um uns her;

Nun giebt es keinen Orkus mehr
Und keiner Laune Folterqualen,
Und keiner Grillen Bremsenheer;
Nun sonnen wir an Föbus milden Strahlen
Uns in dem Arm der Herzenskönigin,
Und Stunden, Tage, Jahre fließen
Bey deines Weibkreus Feuerküssen
Dir schneller als Minuten hin;
Nun siehest du wie neugeboren,
Getrennt von Schurken und von Thoren,
Des Himmels Purpur schöner glühn,
Und schöner alle Haine blühn;
Nun bist du, stolzer Weltgebieter,
In unsern Augen arm und klein.
Du hast nur — Gold und Edelstein —
Du armer armer Weltgebieter! —
Das Wiesenthal, der Rosenhain,
Des Himmels Blau, des Mondes Silberschein,
Und Weib und Kind sind unsre Himmelsgüter. —
Ja Weib und Kind lacht uns zum Wonnehayn
Das Dornenfeld; sie sind ein Edelstein,
Der uns in trüben Nächten leuchtet;
Und wenn der Gram des Gatten Wange feuchtet,
Wenn ihm ein Donnersturm entgegen brüllt,
Mit Zauberkraft des Edeln Thränen stillt.
Sie sind der Liebe schönstes Ebenbild,
Das unser Herz erwärmt, und unsern Geist erleuchtet;
Sie sind der Tugend Schirm und Schild.

Sie

Sie sind die Götterhand, durch deren Riesenstärke,
Bey deren Fackellicht der edle Mann
Selbst Heldenthaten, Wunderwerke
Beginnen und — vollenden kann! —

C. F. Pockels.

VI.

Was thun die Teutschen für die Telegrafie?

Der Telegraf, sagt Hr. v. Archenholz *), ist eine Maschine, die von den Franzosen benutzt wird, während andere Nazionen untersuchen, ob diese Erfindung neu oder alt ist. Der Verfasser dieser satirischen Definizion zielt damit wohl zunächst auf die bekannte literarische Fehde, die sich, seitdem die Telegrafie ein so wirksames Triebrad in der Französischen Staatsmaschine zu werden anfängt, über das Alter dieser Erfindung vorzüglich in England entsponnen hat. Dort erinnerte man sich sogleich, daß Robert Hooke schon vor mehr als hundert Jahren der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London eine schnelle Mittheilung der Gedanken

*) Minerva, December 94. S. 383.

ken vorgeschlagen hatte, die durch Signale, die an einem Gerüste in der Luft freyschwebend durch Schnüre gezogen würden, bewirkt werden sollte, und eben dadurch viele Aehnlichkeit mit dem neuen Französischen Telegrafen zu haben scheint. Allein man ist auch in England nicht bloß bey dieser leeren Untersuchung stehen geblieben, sondern es sind sogleich von der Admiralität Anstalten getroffen worden, längs den Brittischen Küsten 40 telegrafische Signalhäuser zu errichten; und den neuesten Nachrichten zufolge *) sieht man schon überall an den Küsten solche Signalthürmchen sich erheben, da mit dem ersten Januar d. J. dies Institut völlig im Gange seyn sollte. Bey jedem Signalhause wurden ein Lieutenant, ein Korporal und zwey Matrosen angestellt. **)

Auch in Teutschland haben die Wunder, die seit Quesnoy's Eroberung in Frankreich durch die Errichtung der Telegrafen bewirkt worden seyn sollen, etwas mehr als bloßes Zeitungsgeschwätz und müßige Spekulazionen hervorgebracht. Die durch so manche Erfindungen und thätige Mitwirkung zu gemeinnützlichen Absichten so hochverdiente, ächt patrio-

*) London Chronicle, Decembr. 18. n. 5990.

**) Außerdem hat auch diese Erfindung die 86 in London kursirenden Zeitungsblätter mit dem 87sten vermehrt, indem seit der Wiedereröffnung des Parlaments die Debatten beyder Häuser in einem schnellen Fluablatte, the Telegraph, a morning paper, 2 Stunden früher als in allen übrigen Blättern angezeigt werden.

Alle.

Wir wollen, wir wollen.

(Sie gehen ab.)

Laertes.

Ich danke euch; bewachet die Thüre. O du ſchändlicher König, ſchaffe mir meinen Vater her.

Königin.

Ruhiger, guter Laertes.

Laertes.

Der Tropfe Bluts, der ruhig in mir iſt, ruft mich zum Baſtart aus; nennt meinen Vater einen Hahnrenh; und brennt die Hure hier, hier mitten zwiſchen die keuſche und unbefleckte Augbraunen meiner ehrlichen Mutter.

König.

Was iſt die Urſache, Laertes, daß deine Empörung ſich dieſes Rieſenmäſſige Anſehen giebt? Laßt ihn gehen, Gertrude; beſorget nichts für eure Perſon; es iſt etwas ſo Göttliches um einen König hergezäunt, daß Verrätherey zu dem was ſie gerne wollte, durch die Vergitterung nur hineinguken kan; ohne die Kraft zu haben ihren Willen ins Werk zu ſezen. Sagt mir, Laertes, warum ſeyd ihr ſo aufgebracht? Laßt ihn gehen, Gertrude -- Redet, Mann!

Laertes.

Wo iſt mein Vater?

patriotiſche Hamburgiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, hat in ihrer letzten öffentlichen Verſammlung vom 13ten November 1794 auch eine vorläufige Anfrage bey Ortkundigen beſchloſſen, ob zwiſchen Hamburg und Kuxhaven eine Fernſchreibemaſchine möglich ſey, um, falls deren Gutachten dafür entſcheidet, und die Erfindung ſelbſt beſtimmt genug bekannt worden ſey, eine ſolche Kommunikazion zwiſchen Hamburg und der Mündung der Elbe zum großen Vortheile der Handlung wirklich zu errichten. *) Die in Leipzig auf einem Bogen, und mit Kupfern herausgekommene Beſchreibung und Abbildung der Fernſchreibemaſchine in Paris, die aus einem Berichte eines vorgeblichen Augenzeugen und Freundes des Hn. Chappe in Paris überſetzt iſt, wurde nicht nur ſogleich auf alle Weiſe, ſelbſt durch Nachdruck, über ganz Teutſchland verbreitet, ſondern gab auch zu verſchiedenen öffentlichen Berichtigungen **) und nachgemachten Verſuchen Veranlaſſung. Unter den erſtern fiel beſonders das harte Urtheil des Hn. CR. Bergſträſſers in Hanau, der es faſt für unmöglich hält, ſich dieſer Art von Telegrafen in Lagern und Kantonierungen zu bedienen, allen Sachkundigen ſehr auf. Wahrſcheinlich hat er ſich darüber in einer eigenen Schrift, die eben jetzt in den Zeitungen angekündigt wird, weitläuftiger und befriedigender erklärt,

*) Reichs-Anzeiger 1794, n. 143. S. 1339.

**) Alg. Lit. Z. 1794. n. 393. S. 391.

erklärt *), da wegen seiner frühern, einst mit so großen Erwartungen angekündigten Versuche seiner Synthematografik auf ihn besonders jetzt aller Augen gerichtet seyn müssen.

Unter den telegrafischen Versuchen aber erregte besonders eine Nachricht, die unter dem 8ten December v. J. aus Karlsruhe geschrieben wurde, allgemeine Aufmerksamkeit. Hierdurch erfuhr man, daß folgendes kleines Gedicht bey Gelegenheit des Geburtstages des Markgrafen von Baaden durch den neuen Telegrafen des Hn. Hofraths Böckmann aus einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Karlsruhe signalisiert worden sey:

Groß ist das Fest und schön! Triumf, der Gute lebt,
Um dessen Fürstenthron der Vorsicht Auge schwebt.
Heil ihm! so tön es fern und nah!
O Fürst, sieh hier, was Teutschland noch nicht sah,
Wie dir der Telegraf heut Segenswünsche schicket.

Man fügte dieser Nachricht die Bemerkung hinzu, daß dies vermuthlich die größte Depesche sey, die bis

*) Hrn. Bergsträßers Urtheil stand zuerst in dem Hamburger Korrespondenten. Seine neueste Schrift ist uns aber noch nicht zu Gesichte gekommen. Sie führt den Titel: Versuch über Signale und Zielschreiberey (?) in der Ferne mit neuen Angaben und 13 Kupfertafeln, oder über Synthematografie und Telegrafie in der Vergleichung aufgestellt, zur Ehre der Britten und Deutschen gegen die anmaßliche Erfindung des Herrn Chappe. Frankf. am M. bey Andreä. 1795.

bis jetzt durch eine Fernschreibemaschine befördert worden sey, da sie mehr als 200 Buchstaben enthalte. Sie sey übrigens in weniger als 10 Minuten deutlich und sicher signalisiert worden. Zugleich mit dieser Nachricht erschien auch eine eigene Schrift über diesen Gegenstand, *) worin der Herr Hofrath fürs erste nur die allgemeinen Begriffe über Telegrafie und Telegrafen festzusetzen, ihre Geschichte kurz anzuführen, und ihren einfachsten Gebrauch zu zeigen sich bemüht, die weit kunstreichere und verwickelte Chiffrirkunst aber, oder, wie er diese neue Wissenschaft lieber genannt wissen möchte, die Tachy-Krypto-Telegrafik, in einem größern Werke, wovon diese kleine Schrift nur gleichsam der Vorläufer seyn soll, auszuführen verspricht. Schon der Name eines Mannes, der nicht allein durch seine scharfsinnigen Untersuchungen über die Blitzableiter und über den thierischen Magnetismus den Ruhm eines einsichtsvollen und unermüdeten Naturforschers, sondern auch durch die unerschrockene Freymüthigkeit und Entschlossenheit, mit der er Vorurtheile jeder Art selbst bey jenen Untersuchungen bekämpfte, und das volle Zutrauen aller redlichen Wahrheitsfreunde sich zu erwerben wußte, müßte für diese Schrift und die darin angekündigten und zum Theil auch schon beschriebenen Versuche ein günsti-

*) J. L. Böckmanns Versuch über Telegrafen und Telegrafik, nebst der Beschreibung und Vereinfachung des Französischen Telegrafen und der Anzeige einiger von ihm vorgeschlagenen neuen Methoden. Mit 3 Kupfern. Karlsruhe 1794. 120 S. in 8.

günstiges Vorurtheil erwecken. Und diese Erwartung wird nun auch durch den Inhalt derselben vollkommen bestätigt. Ein jeder, der überhaupt von der Wichtigkeit solcher Erfindungen für die Fortschritte des menschlichen Geistes lebhaft überzeugt ist, wird die hier gegebenen historischen und mathematischen Aufschlüsse mit Dank erkennen, und den versprochenen ausführlichern Resultaten, auf die der Verfasser durch fortgesetzte Versuche und Prüfungen gekommen seyn muß, mit Verlangen entgegen sehen. Durch eine scharfsinnige Kombinazion, die gewiß jeder Urtheilsfähige ein Meisterstück einer historischen Konjektur nennen wird, ist hier die Muthmaßung bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben, daß die ganze hochgepriesene Erfindung des Bürgers Chappe in Paris mit Linguets telegrafischem Projekte völlig einerley sey, indem sie aus dessen Papieren, die bey seiner Verhaftung in die Hände des Sicherheitsausschusses fallen mußten, von einer Kreatur des Diktators Robespierre gestolen, und dem Ingenieur Chappe zur Ausführung mitgetheilt wurde.

Linguet wanderte bekanntermaßen, wegen seiner Angriffe auf die damalige Administrazion, im Jahr 1782 in die Bastille, und erbot sich, wenn man ihm die Freyheit schenken wollte, ein Mittel anzuzeigen, wodurch die geheimsten Nachrichten durchs ganze Königreich und selbst bis Petersburg und Konstantinopel in einerley Zeit, äußerst schnell und sicher fortgeschickt werden könnten. Das Mittel

hier-

hierzu, sey äußerst einfach; es bestehe in einem einzigen Instrument, das stark, ja sogar grob sey; das von jedem gemeinen Handwerker auf jedem Dorfe gemacht werden könne, und so wenig kostspielig sey, daß die Anrichtung desselben von Versailles bis an die fernste Gränzstadt kaum 3000 Livres kosten könne. Die Aufmerksamkeit des Publikums ward damals natürlich durch die Bekanntmachung dieses Anerbietens sehr gespannt. Allein Linguet wußte sich durch andere Kanäle seine Freyheit wieder zu verschaffen. Sein telegrafisches Projekt blieb unausgeführt, und wurde bald, als ein großsprecherisches Blendwerk, wieder vergessen. Linguet kam im Jahr 1793 aufs neue ins Gefängniß; seine Papiere wurden versiegelt, und dem damals allmächtigen Sicherheitsausschusse zugestellt, wo man nun auch dies Projekt fand, dessen Ausführung aber bis zur Hinrichtung des unglücklichen Erfinders im Junius 1794 verschob, worauf sich denn der Bürger Chappe selbst die Ehre der Erfindung anmaßte, und die Sache, deren Vorbereitungen aus guten Gründen so lange verzögert worden waren, nun auf einmal sehr schnell in Gang kam. Der Beweis aber, daß der neue Telegraf wirklich nichts anders als die von Linguet angekündigte Fernschreibemaschine seyn könne, liegt ganz unwidersprechlich darin, daß dieser Telegraf nichts weiter als ein doppelter gewöhnlicher Winkelhaken ist, und daß auf dies Instrument allein alle die räthselhaften Angaben von einem gewöhnlichen und bey den gemeinsten Handwerkern täglich zu sehenden Werkzeuge, womit Linguet

seine telegrafische Erfindung empfahl, vollkommen passen. Uebrigens vergißt Hr. Böckmann hierbey auch nicht zu bemerken, daß es mit dem ungeheuern Kostenaufwand, den die Einrichtung dieser Art von Telegrafen nach dem Bericht des Lakanals an den Nazionalkonvent erfordert haben soll, unmöglich seine Richtigkeit haben könne, welches denn auch bey dem bekanntlich jetzt herrschenden Finanzsystem in Frankreich niemand sehr wunderbar finden wird.

Herrn Böckmanns eigene telegrafische Vorschläge und Versuche scheinen nach dem, was hier nur noch sehr unvollkommen angedeutet wird, zu schließen, an Schnelligkeit, Gewißheit und Anwendbarkeit als Tag- und Nachtsignale die Französischen Telegrafen bey weitem zu übertreffen, und es ist daher recht sehr zu wünschen, daß der Gedanke, den er selbst den Wunsch eines redlichen Teutschen nennt: „möchten doch unsere Fürsten, da sie hierin nicht Ton gaben, oder Ton geben wollten, wie sie konnten, in einer so grosen Sache doch wenigstens bald mittönen!" als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, bey der Behörde Beherzigung und Ausführung finden möge.

In der frohen Begeisterung über die segensreichen Folgen einer durch ganz Teutschland sich erstreckenden Telegrafenpost geht der patriotische Verfasser am Ende der Abhandlung so weit, sich den hohen Fürstenrath zu Regensburg als den ersten zu denken, der von dort aus, wie aus einem Mittels

telpunkt, nach allen Kreisen Teutschlands hin, wohlgewählte Telegrafen ordnen, und dadurch selbst den Gang seiner so wichtigen Berathschlagungen beschleunigen werde. Welcher gut gesinnte Teutsche wollte nicht der reichen Fülle von Patriotismus, die in diesem frommen Wunsche ganz unverkennbar liegt, vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er auch bey der unabsehbaren Reihe von Hindernissen, die vor der Erfullung desselben alle beseitiget werden müßten, seinen Glauben durch manchen Zweifel erschüttert finden sollte?

Weit leichter ließe sich die Ausführbarkeit und Anwendbarkeit dieses Instituts in einer unumschränkten, monarchischen Verfassung, wie Rußland hat, denken; nur daß auch hier der nicht bloß bewundernde, sondern auch kalt prüfende, und in den wohlthätigsten Erfindungen den schändlichsten Mißbrauch ahndende Freund der Menschheit einen kleinen unwillkührlichen Schauer empfindet, den er unter gewissen, leicht zu errathenden Voraussetzungen kaum unterdrücken kann.

Die Einrichtung und Vervollkommung der Telegrafen in Teutschland könnte übrigens auch noch den zufälligen Nutzen haben, daß unsere Glasfabrikanten und Glasschleifer, die schon mehrmals versuchte Nachmachung des Englischen Flint-Glases zu achromatischen Fernröhren aufs neue ihrer ganzen Aufmerksamkeit werth hielten. In Frankreich ist dies jetzt wirklich schon der Fall. Der Komité

der öffentlichen Sicherheit, sagt Fourcroy in einem wichtigen Bericht über die Verbesserung der Künste zum Schutze der Republik *), hat alle zweckdienliche Mittel angewandt, um die zur Beförderung der Telegrafie unentbehrlichen achromatischen Gläser verfertigen zu lassen. Man hat eine Reihe von Versuchen angestellt, um die Verfertigung des Flintglases ganz in seine Gewalt zu bekommen, da bis jetzt diese Glaskompositzion selbst bey den Engländern, die sich ihrer zuerst zu Fernröhren bedient haben, mehr durch ein glückliches Ungefähr, als durch eine bestimmte Manipulazion hervorgebracht wurde. **)"

Noch kann ich hierbey nicht unbemerkt lassen, daß man einen sehr ausführlichen und reif durchdachten Aufsatz über diese Materie im Leipziger Journal für Fabrik, Handlung und Mode. 1794. December. S. 405 - 492. findet. Hr. Buschendorf, der Verf. dieses Aufsatzes, zeigt sich darin als einen scharfsinnigen Mathematiker, und bringt durch äuserst einfache Kombinazionen manche wesentliche Verbesserungen bey dem Französischen Telegrafen an,

*) S. *Moniteur*. l'an 3. n. 109. p. 449.

**) Diese Behauptung streitet gegen das, was neuere Reisebeschreiber und Technologen über diese bey den Engländern selbst noch geheim gehaltenen aber dort sehr genau gekannten Kompositzionen versichern, obgleich die gewöhnliche Angabe, daß man zu 24 Theilen Kies 8 Theile Salpeter und 7 Theile Bleykalk nehme, völlig ohne Grund ist.

an, die in der beigefügten Kupfertafel sehr faßlich vorgestellt sind. Er erbietet sich, unter seinen Augen durch einen geschickten Mechaniker Musterma-schinen in Holz und Messing um die billigsten Preise fertigen zu lassen, und versichert, Liebhabern kleinere Telegrafen, womit sie ihren benachbarten Freunden und Freundinnen sogleich das nöthige zu wissen thun könnten, für 20 bis 30 Thaler zu verschaffen.

B....r.

VII.

Auszug aus einem Briefe.

Hamburg, den 18ten Januar. 1795.

Vorgestern feierte hier ein kleiner, aber auserlesener Zirkel von Männern und Frauen den Geburtstag eines Verstorbenen, so wie sie es bey seinem Lebzeiten zu thun gewohnt gewesen; gewiß ein ganz unzweideutiger Beweis von Hochachtung, die in unsern Tagen, wo die durch Martyrologien und Kalendarien geweihten Heiligenfeste immer mehr verschwinden, nur wahrhaft guten und edeln Menschen zuerkannt werden kann. Und dieser Verstorbene, dessen Geburtstag wir jetzt noch so lieb haben, ist der am 13

ten December 1793 bey Ihnen in Weimar entschlafene Bode, einer der redlichsten Männer unsers Zeitalters, der in der thätigsten und merkwürdigsten Periode seines Lebens unser allgemein geachteter Mitbürger war, und auch nachdem er längst unsere Stadt verlassen hatte, das volle Zutrauen und die treue Liebe aller guten Menschen, die seinen reifen Einsichten so manche Belehrung und seinem nie versiegenden Witz so manche Erheiterung zu verdanken gehabt hatten, ununterbrochen genoß. Sie sehen hieraus, daß wir wenigstens hier in Hamburg keine Sylbe von allem dem für wahr halten, was seit Jahr und Tag ein Haufen Nießwurz bedürftiger und mondsüchtiger Illuminatenriecher in namenlosen Flugschriften und Zeitblättern dem ununterrichteten Publikum vorzuschwatzen sich vergeblich bemüht haben. Es war gegen die Würde eines ehrliebenden Mannes, mit solchen Elenden, die nur dem todten Löwen den Bart zu rupfen sich erdreisten konnten, aber bey jedem seiner Blicke sich hinter die Tonne versteckt hätten, einen sehr ungleichen Kampf zu beginnen. Meines Wissens haben auch die sämmtlichen, gewiß sehr zahlreichen und über Teutschland verbreiteten Freunde des wackern Bode solche Angriffe bis jetzt durchaus keiner Antwort gewürdigt. Seine Rechtfertigung, wenn es bey Männern einer bedürfte, liegt in seinen schätzbaren und sorgfältig aufbewahrten Papieren, die einer der edelsten Fürsten und Wahrheitsfreunde unsers Vaterlandes besonders in der Absicht an sich genommen hat, damit sie, wie in einem Archive, der Wahrheit zum Zeugniß unverfälscht

König.

Todt iſt er.

Königin.

Aber nicht durch ſeine Schuld.

König.

Laßt ihn fragen, bis er genug hat.

Laertes.

Warum iſt er todt? Wie gieng es zu, daß er todt iſt? Ich werde mich nicht durch Ausflüchte abweiſen laſſen! Zur Hölle, Lehens-Pflicht! Zum ſchwärzeſten Teufel, du Eyd, den ich ſchwur! Gewiſſen und Religion ſelbſt in den tiefſten Brunnen! Ich troze der Verdammniß; auf dem Punkt wo ich ſtehe, ſind beyde Welten nichts in meinen Augen; laß kommen was kommt; ich will Rache haben, Rache für meinen Vater, volle überflieſſende Rache!

König.

Wer ſoll euch denn aufhalten?

Laertes.

Nicht die ganze Welt; und was mein Vermögen betrift, ſo will ich ſo damit haushalten, daß ich mit wenigem weit kommen will.

König.

Mein lieber Laertes, wenn ihr von dem Schikſal euers

Vaters

fälscht erhalten würden. Es dürfte daraus nur das Tagebuch, das er an Ort und Stelle über seine gewiß sehr unschuldigen maurerischen Verbindungen in Paris niederschrieb, nur einige seiner in dieser Zeit geschriebenen Briefe bekannt gemacht werden, und die ganze sechsmal wiederholte, und immer aufs neue zusammengeknetete Lüge dieser an Geist und Herzen armen Kolporteurs eines planvollen Obskurantenordens wäre ganz in ihrer schmähligen Blöße dargestellt. Wir bleiben hier dem Andenken unsers teutschen Yorik gewiß hold und getreu' und leben der festen Zuversicht, daß auch bey Ihnen, wo er die letzten vierzehn Jahre seines rastlos thätigen und gemeinnützigen Lebens zubrachte, kein redlicher Mann gegen den Nachruf, mit welchem ein Herder in seinen Briefen über die Humanität einen unverwelklichen Kranz um seinen Leichenstein wand, und gegen die Zuneigung, womit Nikolai ihn noch im Schattenreiche ein Geschenk gemacht, etwas einzuwenden haben werde. Hier ist das Lied, das bey seiner Geburtstagsfeier vorgestern in unsrer Mitte abgesungen wurde. Ist es auch nur ein anspruchsloses Winterblümchen, so streuete es doch ungeschminkte Freundschaft, nicht Eitelkeit und Prahlsucht, auf seinen bescheidenen Grabhügel.

Sammelt euch, der Himmelstochter Wahrheit
Freund' und Schätzer, hier zum Hochgesang!
Und du, Göttin, Leben, Licht und Klarheit
Weihe selber deinem Preisgesang!

Denn heut ward ein Mann der Welt gebohren, —
Der ſchon früh an deinem Schleyer zog,
Treu dem Eide, den er dir geſchworen,
Nacht und Licht in deiner Wage wog.

Weiſer ſtets und beſſer ſtets zu werden,
Strebte früh ſein edler Geiſt ſchon auf;
Und, Glückſeligkeit, dein Reich auf Erden
Feſt zu gründen, war ſein Lebenslauf.

Feyernd nennt und mit der Ehrfurcht Tone
Seinen Nahmen, wer gekannt ihn hat,
Und im Buch der Thaten an dem Throne
Des Vergelters füllt er längſt ſein Blatt.

Freuet euch, daß er uns ward gegeben,
Singt dem Tage, der ihn einſt uns gab;
Denn er brach uns manche Frucht zum Leben
Von dem Baume der Erkenntniß ab.

Gutes that er, war ein Freund für immer;
Schöne Blume der Geſelligkeit,
Sorgſam hegt er, pflegt er dich, trat nimmer
Aus dem Kreiſe der Beſcheidenheit.

Aber, ach! Er iſt von uns geſchieden!
Edler Geiſt, ſag an, wo weileſt du?
Biſt du nah? O ſend' uns dann hienieden
Einen Strahl von deinem Lichte zu.

Sieh, wir ſtehn im Geiſt bey deinem Staube
Hand in Hand geſchlungen! Schweb herbey!
Du warſt Menſch! O lehr uns, daß der Glaube
An die Menſchheit nicht Schimäre ſey.

Zuſatz des Herausgebers.

Mit Freuden ergreiffe ich dieſen Anlaß, wenigſtens einen kleinen Theil der Geſinnungen meines Herzens für einen Mann öffentlich kund werden zu laſſen, den ich ſtolz bin unter meine Freunde in der engeren Bedeutung dieſes Wortes zu zählen, dem ich in der langen Reihe von Jahren, die wir in Weimar mit einander durchlebten, ſo viele frohe und in mancherley Rückſicht intereſſante Stunden vertraulichſter Unterhaltung des Geiſtes und Herzens zu danken hatte, und deſſen Andenken auch mir, ſo lang ich noch zu leben habe, theuer und unvergeßlich bleiben wird. Aus innigſtem Gefühl ſtimme ich in alles ein, was in dem vorſtehenden Auszug eines Briefes aus H. geſagt wird, um die Freunde unſers verewigten Bode darüber zu rechtfertigen, daß ſie es für eben ſo überflüſſig, als Seiner und ihrer unwürdig halten, in eine ausführliche Rechtfertigung Seines Nahmens und Karakters gegen die verächtlichen Verläumdungen, deren in dieſem Briefe erwähnt wird, ſich einzulaſſen. Auch ich habe den Sel. Bode genau genug gekannt, habe in einem Umgang von mehr als 14 Jahren oft und tief genug in Seiner Seele geleſen, und Gelegenheiten genug gehabt, mich von der Rechtſchaffenheit Seines Herzens und von der Geſundheit Seiner Grundſätze zu überzeugen, um moraliſch gewiß zu ſeyn, daß er auch in ſeinen geheimen Ordensverbindungen (an welchen ich zwar bekanntermaßen keinen Theil nehmen konnte, da ich ſelbſt niemahls in einer ſolchen Verbindung geſtanden) mit der ganzen

Energie Seiner feuervollen Seele, immer und allein an Beförderung deſſen, was der lezte Zweck aller edeln und guten Menſchen iſt: arbeitete, und bey allem ſeinem Enthuſiasmus für das allgemeine Beſte der Menſchheit, des bloßen Gedankens unfähig war, daſſelbe jemahls durch unrechtmäßige und auf gewaltſame Umkehrung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge abzielende Mittel befördern zu wollen. — Doch es ſey genug an dieſem Wenigen, was ich dem Drang meines Herzens bey gegenwärtiger zufälliger Gelegenheit nicht verſagen könnte; wiewohl es deſſen um ſo weniger bedurfte, da ganz gewiß die Zeit, die zulezt jedem ſein Recht wiederfahren läßt, und eine (wie ich nicht zweifle) zu hoffende würdige Biografie unſers Bode, auch über dieſen Punkt ein Licht verbreiten wird, das Ihn in den Augen derjenigen, die ihn nicht wie wir gekannt haben, von jedem Schatten eines Verdachtes reinigen wird. — Wohl Ihm, daß die edelſten und beſten ſeiner Zeitgenoſſen unter allen Ständen und Klaſſen ſeine Freunde und nur ſolche Menſchen (ja ſelbſt dieſe erſt nach ſeinem Tode) als ſeine Feinde auftraten, von welchen verläumdet und verfolgt zu werden jeder rechtdenkende Biedermann ſich zur Ehre ſchäzt!

Wieland.

VIII.

Kleine Gedichte.

1.

An Voß.

Daß Bücherrichter und ihr Troß,
Was dir gebürt, dir noch nicht zollen,
Und lautre Weisheit, die, mein Voß,

In Lehr' und Liedern dir entfloß,
Bewundernd nicht bewundern wollen;

Daß, darf den inneren Verdruß
Der Neidling offenbar nicht zeigen,
Er bei der sanften Töne Erguß,
Vom herzerhebenden Genuß
Zurück auch andre schreckt durch Schweigen:

Das mag, wer dich nicht kennet, mag,
Wer dich nicht liebt, wie ich beklagen!
Auch ohne Hahnenschrei wirds Tag,
Und guter Menschen bleibt ein Schlag,
Die dich, mit mir, im Herzen tragen.

Wann aber die gelehrte Welt
Des Prüfers Ausspruch ganz bescheinigt,
Kein abhold Herz dein Ruhm vergällt,
Kein Dümmling schilt, kein Klasser bellt,
Und alle dein Triumf vereinigt;

Wann jeder singt ein Lobgedicht,
Ein Maal dir jeder will erheben,
Und von Homer viel höher nicht
Als deinem Nachgesange spricht:
Den Tag, Gott, laß mich nicht erleben!

2.

Die Freundschaft.

Die Zeit verrinnt in Freud- und Kummertagen,
Veränderlich und unstät ist ihr Sinn;
Sie giebt und nimmt des Lebens Leid und Klagen,
Sie bringt und nimmt des Lebens Wonne hin.
Doch, wenn der Zahn der Zeit auch alles bricht,
Die ächte Freundschaft weicht und wanket nicht.

Sie wanket nicht, ob alle Wetter stürmen
Auf unsers Glückes steuerloses Boot;
Wenn gegen uns sich Wellenberge thürmen,
Und uns der falsche Freund verläßt in Noth.
Auch dann läßt uns die treue Freundschaft nicht:
In Nacht und Sturm glänzt uns ihr Sternenlicht.

Sie leuchtet uns durch alle Lebenszeiten,
Versüßt der Jugend kurzen Wonnetraum;
Sie steht dem reifern Mann zu seiner Seiten,
Verkürzt dem Greis der Wintertage Raum.
Und wenn der Tod selbst unser Herz zerbricht,
Stirbt doch im Grab die treue Freundschaft nicht.

Wenn, über Grab und über Tod erhaben,
Wir ein zu Salems höhern Freuden gehn:
So wird auch dort uns treue Freundschaft laben,
Und Freunde werden froh sich wieder sehn.
Die Zeit raubt uns die ächte Freundschaft nicht:
Dort oben leuchtet noch ihr himmlisch Licht.

Lenz.

3.

Der Winter.

— Ille potens sui
Lætusque vivet, cui licet in diem
Dixisse, vixi: cras vel atra
Nube polum Pater occupato
Vel sole puro. —

Horaz.

Entlaubt und kahl sind nun die vormals grünen Bäume,
Erstorben und verdorrt der bunten Blumen Keime,
Und leer und öde ist die Flur;
Es trauert ringsum die Natur.

Umwölkt und trüb entsteigt dem Meer die blasse Sonne,
Und strahlt nicht mehr, wie sonst, der Erde Lust und Wonne;
Und von dem Himmel fällt der Schnee,
Versilbert Thäler, Feld und Höh'.

Vom trüben Himmel blinkt kein freundlich Sternchen; nieder;
Der Mond verliert sein Licht, die Stürme kehren wieder
Laut heult der Wind durchs todte Thal,
Es schweigt des Hirten Flötenschall.

Ein Panzer drückt den Strom, auf dessen blauen Wogen
Uns oft im leichten Kahn Gebüsch und Bäume flogen.
Die Gegend, wie des Todes Bild,
Liegt tief in Nebel eingehüllt.

Doch bald steigt wiederum die Sonne hoch empor,
Und bringt den Lenz zurück. Dann führt der Nymfen Chor
Die Reihen auf im dunkeln Hain,
Bei sanftem holden Mondenschein.

Dann hauchen wiederum uns nektarsüsse Düfte
Der Blumen Kelche aus; dann wehen reine Lüfte;
Dann rauscht der Bach im grünen Thal;
Dann flötet sanft die Nachtigall.

Zwar kehrt mit neuem Glanz der holde Frühling wieder;
Bald scheint der stille Mond auf Blumenfluren nieder:
Doch wie, wenn uns die Nacht dann deckt,
Aus der kein Gott uns mehr erweckt?

Unsicher sind uns stets der dunklen Zukunft Stunden,
Auf ewig, ewig hin sind die, so uns verschwunden.
Vergebens fleh'n wir vom Geschick
Nur Einen Augenblick zurück:

Noch blüht die Jugend uns, noch flieht uns Harm und Schmerz,
Noch winkt uns Lieb und Wein, noch glüht uns Wang und Herz,
Und unsre sorgenfreie Brust
Sehnt mächtig sich nach süßer Lust.

Was uns der Himmel gab; laßt dankbar uns genießen!
Ja, unbenutzt soll uns kein Augenblick verfließen.
Der Weise wird im Sonnenschein,
So wie im Sturm, stets heiter seyn.

Wenn du gestorben bist, schweig dir der Lerche Sang,
Wann du gestorben bist, tönt dir kein Becherklang;
Dich küßt nicht mehr der süße Mund
Selinens, rosigt, zart und rund.

Du irrst nicht mehr mit ihr in blühenden Gehegen,
Ihr Marmorbusen wallt nicht froh dir mehr entgegen;
Du trinkst nicht mehr aus ihrem Blick
Der Erdenwonne höchstes Glück.

Dir strömt dann auch nicht mehr der Strom in Blumenwiesen;
Nicht schmeichelnd wird dich mehr der sanfte Zefir küssen,
Der noch mit deinen Locken spielt,
Und deine heiße Stirne kühlt.

Sie kommt die Stunde, der kein Sterblicher entgeht,
Sie kommt mit schnellem Flug, sey's frühe oder spät:
Uns alle hüllt mit gleichem Loos
Einst Plutons Reich im finstern Schoß.

J. C. Semler.

IX.

Bücher-Aukzions-Anzeige.

Zu Altenburg in Sachsen wird den 11ten May 1795 und folgende Tage, die aus 12260 Bänden beſtehende Büchersammlung des verſtorbenen Herzl. Sachſen-Gothaiſchen Geheimen-Raths von Einſiedel, gegen baare Bezahlung in groben Konvenzions-Münz-Sorten, öffentlich veraukzionirt werden. Von dem 33 Bogen ſtarken, nach den Materien geordneten Katalog, ſind zu Altenburg bey Herrn Hofadvokat Becker, zu Jena bey Herrn Hofkomiſſair Fiedler, zu Leipzig bey Herrn Sekretair Thiele, und zu Nürnberg bey Herrn Buchhändler und Aukzionator Zehe, noch Exemplare für 2 gr. gut Geld zu kaufen.

Auswärtige Aufträge übernehmen, auſſer den ſchon erwähnten Perſonen, Herr Vicedirektor Lorenz, Herr Hofprediger Meinhard, und Herr Land-Kirchen-Inſpektor Thienemann, welche ſämmtlich zu Altenburg wohnen.

In dem Intelligenzblatte zur allgemeinen Litteratur-Zeitung vom November 179· Numero 124. iſt ein drey Bogen ſtarker, nach dem Katalog mit Bemerkung der Nummern geordneter Auszug der vorzüglichen oder ſeltenen Werke obgedachter Bibliothek, abgedruckt; wohin diejenigen Kenner und Liebhaber, ſo keinen Katalog erhalten, verwieſen werden, um davon Gebrauch zu machen, und Komiſſionen geben zu können.

Vaters gewiſſe Nachricht einziehen wollt, iſt es bey euch beſchloſſen, daß ihr beydes Freund und Feind, ohne Unterſchied, eurer Rache aufopfern wollt?

Laertes.

Niemand als ſeine Feinde.

König.

Wollt ihr wiſſen wer ſie ſind?

Laertes.

Seinen Freunden will ich mit ofnen Armen entgegen eilen, und ſie gleich dem Pelican mit meinem eignen Blut erhalten.

König.

Nun, das heißt wie ein gutes Kind und wie ein Edelmann geſprochen. Daß ich an euers Vaters Tod unſchuldig bin, und daß ich aufs empfindlichſte dadurch betrübt worden, das ſoll euerm Verſtand ſo klar werden, als der Tag euerm Auge iſt. (Man hört hinter der Scene ein Geſchrey: Laßt ſie hinein.)

Laertes.

Nun, was giebt's, was für ein Lerm iſt das?

Neuer Teutſcher Merkur.

3. Stück 1795.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Die Binde der Themis, Beschluß. . . S. 225

II. Die Wasserkufe, oder der Einsiedler und die Seneschallin von Aquilegia. . . — 239

III. Plato und Rousseau. . . . . — 271

IV. Probe einer Uebersetzung der Medea des Euripides. . . . . — 279

V. Ueber den berüchtigten Wahlspruch: Oderint dum metuant. . . . . — 284

VI. Orlando der Rasende. Zweyter Gesang. — 289

VII. Die Athener und Pariser. . . . — 315

VIII. Auszug aus einem Briefe aus Hamburg. — 323

IX. Der Kirchhof zu Edesheim bey Worms. — 330

X. Ankündigung einer neuen, bloß erzählenden politischen Zeitung. . . . . — 331

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Nachricht,
Lessings Denkmal betreffend.

Da ein edler Teutscher Mann, der Herr Reichsgraf von Soden, Königl. Preuß. Minister beym Fränkischen Kreise, es über sich genommen hat, Teutschlands Ehre durch wirkliche Zustandebringung des schon vor Jahren in Vorschlag gebrachten, unserm Lessing zu setzenden Denkmals, zu retten: so habe ich, auf Anweisung desselben, die mir dazu anvertraut gewesenen Beyträge, bestehend in 75 Rthlr. 2 ggr., dem Hrn. Prof. Döll in Gotha, der die Bearbeitung des Denkmals übernommen hat, zugeschickt, und über die geschehene richtige Ablieferung dieser Summe die gehörige Bescheinigung erhalten. Ich habe zwar die Namen der Personen, von denen diese Beyträge herrühren, und die bestimmte Angabe dessen, was ich von Jedem insbesondere erhielt, schon zu seiner Zeit in mehr als Einem öffentlichen Blatte mehr als Einmal bekannt gemacht: allein der guten Ordnung wegen glaube ich, jetzt, da ich mich der übernommenen Verwahrung jener Gelder entledigt habe, das Verzeichniß davon hier noch einmal hersetzen zu müssen:

Hr. Konsist. Sekr. Wolf in Hannover	5 Rthlr.	—
Die Freymaurerloge in Jever	5 —	—
Frau Gräfin von Krockow auf Krockow in Preussen (19 Rthlr. Preuß. Cour.) theils für sich, theils im Namen einiger Freunde,	17 —	20 ggr.
Herr Hofrath Heim in Berlin	5 —	—
Herr Prof. Wolke in Petersburg, nach Abzug der Postfracht	4 —	18 —
Die Freymaurerloge Einigkeit und Toleranz in Hamburg 100 Mk., den Louisd'or zu 13 Mk. 5 fl. gerechnet.	37 —	12 —
Summa	75 Rthlr.	2 gg.

J. H. Campe,
Fürstl. Braunschw. Schulrath.

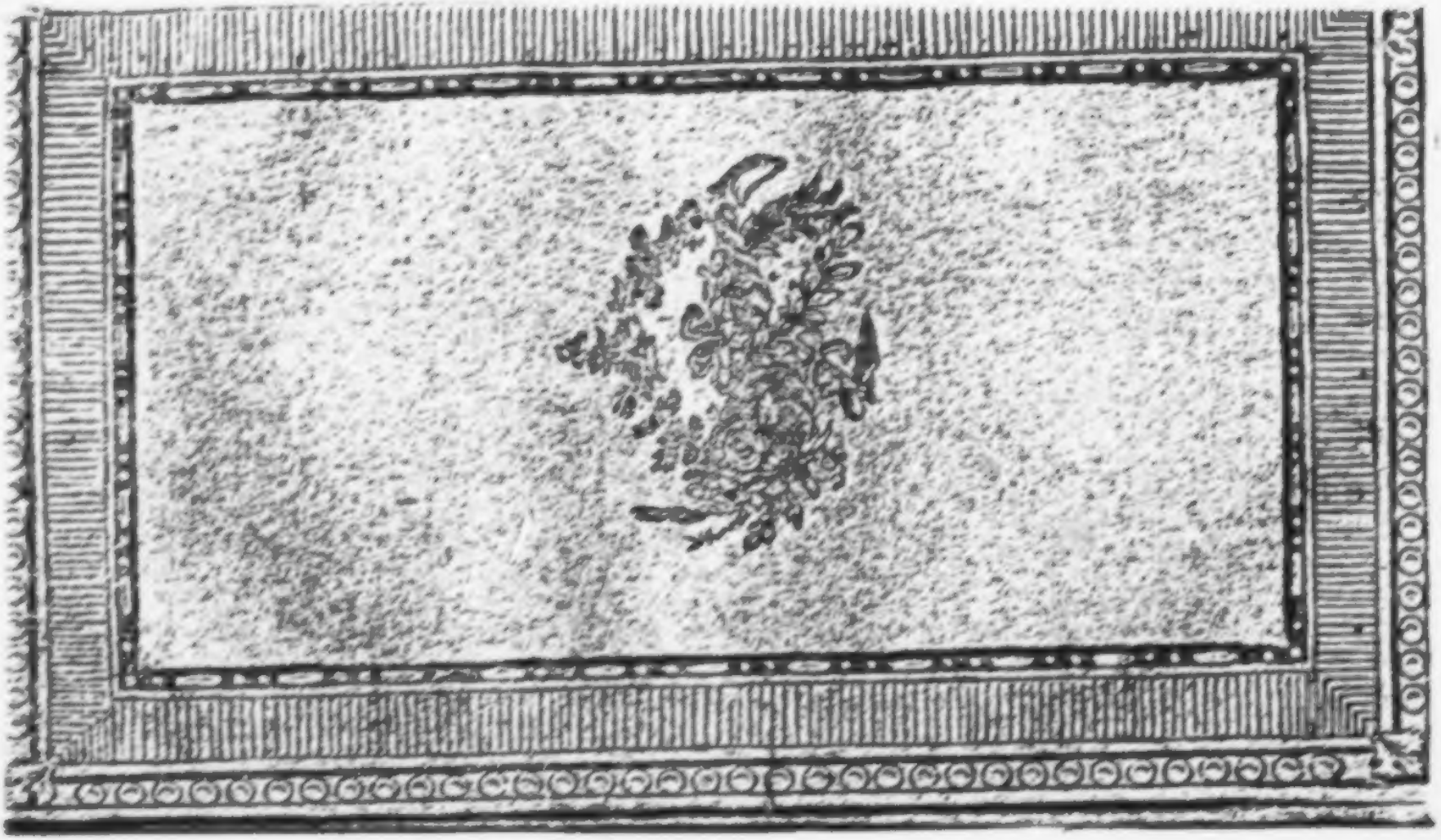

Der neue
Teutſche Merkur.

3. Stück. März. 1795.

I.

Die Binde der Themis.

Beſchluß.

Ich komme nun noch zu einer ſehr wichtigen Betrachtung, welche auf die Zunahme der Strafloſigkeit Bezug hat. Es ſey mir erlaubt, mit derjenigen Freimüthigkeit davon zu ſprechen, welche zum Beſten der Wahrheit Pflicht iſt, und ohne welche man nie von einer gemein-intereſſanten Sache reden ſollte.

Eine bedeutende Quelle der vermehrten Strafloſigkeit liegt in den ſo ſehr vermehrten Verſchickungen der Unterſuchungsakten, und den auswärtigen Erkenntniſſen.

Die urſprüngliche Abſicht dieſer Einrichtung verdient allen Beyfall. Man ſuchte die ſtrengſte Unpartheilichkeit in Sachen, wo es auf Leib und Leben ankam, und die Beruhigung aller dabei betroffenen Theile durch ein Kompromiß auf ganz fremde, auſſer allen Verhältniſſen mit Einem von ihnen befindliche Richter zu erzielen. Uebrigens iſt die Entſtehungsgeſchichte und der Fortgang der Schöppenſtühle und

Fakultäten, ihres Einflusses und ihrer Wirksamkeit, bekannt genug.

So wie es indessen mit vielen an sich guten Dingen ging, so ging es auch hier. Die erste Einrichtung veränderte sich, die Verhältnisse nahmen eine andere Wendung, die Mißbräuche schlichen sich ein. Die Verschickungen der Akten, welche sonst nur in sehr bedenklichen Fällen Statt zu haben pflegten, und deren Gestattung an vielen Orten durch ausdrückliche Landesgesetze auf der bestimmten Landesherrlichen Erlaubniß beruht, sind nach und nach so häufig geworden, daß man, zumal bei Untersuchungs-Sachen, sie als die Regel, und die Erkenntnisse der inländischen Stellen als die Ausnahmen ansehen muß. Fast immer, wenn der Vertheidiger seine Arbeit übergiebt, trägt er auf die Versendung an auswärtige Richter an. Oft sogar versenden die Stellen die Akten selbst, auch wenn es nicht verlangt wird.

Die Nachtheile dieser Gewohnheit sind mannigfaltig, und besonders in Rücksicht der zunehmenden Strafloſigkeit ausgezeichnet.

Man muß fürs erste doch als gewiß annehmen, daß die Absicht und die Wesenheit des Staatsverbandes dahin geht, daß alle Hauptzweige der Staatsverwaltung, wohin die Gerechtigkeitspflege gewiß gehört, im Innern des Staats und durch seine Verfassung besorgt werden sollen. So lange kei-

ne besetzte, förmliche Gerichtsstellen vorhanden waren, konnte dies allerdings nicht ausgeführt werden, und man mußte seine Zuflucht zu den damaligen Spruchkollegien, den Schöppenstühlen, nehmen. Auch als späterhin inländische Gerichtsstellen entstanden, behielt man die Verbindung mit den auswärtigen Spruchkollegien, welche nun die Gestalt der Fakultäten angenommen hatten, und es bildete sich aus der alten Gewohnheit und der neuen Einrichtung gleichsam eine Art von konkurierender Gerichtsbarkeit. Beinahe hört aber das Gleichgewicht auf, und der auswärtige Einfluß wird zu mächtig.

Als gewiß kann man ferner festsetzen, daß dem peinlichen Richter in vielem Betrachte genaue Lokalkenntniß nothwendig ist, wenn er das Beste des Staats, für den er arbeitet, vermöge seiner Bestimmung befördern soll. Er muß die Verhältnisse der Einwohner kennen, um die Grade der Imputazion richtig zu bestimmen; er muß die Lage ihrer Moralität und Aufklärung inne haben, um Bedürfniß und Art des Beispiels zu beurtheilen; er muß die Möglichkeit der Besserung, oder die Weise der Versetzung in den Stand der Unschädlichkeit zu erwägen vermögend seyn. Alles das kann nur der einheimische Richter: der auswärtige vermag es nicht.

Dieser wird die Gesetze kennen, welche in dem teutschen Reiche im Ganzen verbindende Kraft haben; er wird die Materialien aus den Akten, die

ihm vorgelegt werden, schöpfen, die Buchstaben des Gesetzes darauf anwenden, und also in so weit richtig verfahren, aber nie erschöpfend die große Bestimmung des peinlichen Richters erfüllen können. Ihm wird es unmöglich bleiben, unter gegebenen Umständen aufs nützlichste zu wirken, weil ihm diese gegebenen Umstände, die auf Lokalität und dem einzelnsten Detail beruhen, nicht bekannt sind, und nie mit dem lebendigen Geiste bekannt werden können, mit welchem sie dem einheimischen, mitten unter diesen Verhältnissen lebenden und beobachtenden Richter vorschweben.

Hier liegt also schon ein großer Nachtheil auswärtiger peinlicher Erkenntnisse vor. Ein andrer nicht minder beträchtlicher ist der folgende.

Eine gute Gerechtigkeitspflege muß wohl nach einförmigen festen Grundsätzen verwaltet werden. Das Verhältniß der Strafen, welches die Gesetze in Rücksicht der Vergehungen festgesetzt haben, muß auch in der Ausübung eintreten. Dieses Haupterfoderniß möchte aber wahrscheinlich nur dann zu erfüllen seyn, wenn die nämliche Stelle über alle Fälle erkennt, und mit stäter Anhänglichkeit an denselben Grundsätzen jede Thatsache nach ihrem innern Gehalte behandelt und würdigt.

Wenn aber durch Versendungen an auswärtige Richter Ein Fall an diese, der andere an jene, der dritte an die dritte Fakultät kömmt, so ist es schon

an

an sich äußerst wahrscheinlich, daß das nothwendige Verhältniß unter der Verschiedenheit der Grundsätze leiden werde. Zieht man aber vollends die Erfahrungen zu Rathe, so überzeugt man sich, daß diese Wahrscheinlichkeit zur unwidersprechlichen Gewißheit wird. Nichts ist auffallender als der Widerspruch zwischen den Grundsätzen, auf welchen die Fakultäts-Erkenntnisse beruhen; nichts thut dem Freunde der guten Sache weher, als der unersetzliche Schaden, welcher durch diese widersprechende Behandlungsart der Gerechtigkeitspflege, und durch eine weitere unvermeidliche Folge dem Ansehen der Gesetze und der Festigkeit der Verfassungen zugefügt wird.

Alle bisher schon berührte Mängel fließen hier in Einer Wirkung zusammen. Entscheidungen aus der reinsten Theorie hergeleitet aber ohne praktische Anwendbarkeit, Zweifelsucht, Paradoxie, unzeitige Gelindigkeit, schwankende Grundsätze, Hang zur Reformazionskrankheit, alles das vereinigt sich, um dem Verbrecher oft rettende Auswege zu öffnen, und die Strafloſigkeit durch die auffallendsten Beyspiele zu beurkunden. Diese unter dem Namen der einheimischen Stellen bekannt gemachten Erkenntnisse setzen das Ansehen der letzten oft sehr herab, und entziehen ihnen das Vertrauen des größern inländischen Publikums, besonders der ungelehrten Klassen, welches den Zusammenhang nicht kennt. Die Ungleichheit der zuerkannten Strafen, das Schwankende in den Grundsätzen, beides zu sehr in die Augen fallend um übersehn werden zu können, — macht

die Gerechtigkeits-Pflege verdächtig; der Richter theilt dieses nachtheilige Licht mit ihr, und seine Wirksamkeit erleidet Einschränkung und oft unheilbare Schwächung.

Diese Ungleichheit, besonders aber die nachgiebige Gelindigkeit der neuern Fakultäts-Urtheile in peinlichen Fällen kann am sichersten aus den Akten und urkundlichen Erkenntnissen, vorzüglich aus den beygefügten Entscheidungsgründen, abgenommen werden. Wer dieselben in gröſserer Anzahl einzusehen und zu vergleichen Gelegenheit hat, kann nicht umhin, dieser Wahrheit, welche für ein patriotisches Herz höchst drückend ist, volle offenherzige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Besondere Fälle anzuführen, liegt ausser der Sfäre dieses Aufsatzes: aber es wäre ein leichtes, jeden hier angeführten Satz durch aktenmäſsige Belege zu beurkunden.

Von den üblen Eindrücken, welche dieses Verhältniß auf die Stimmung des Publikums macht, könnten eben so leicht urkundliche Beweise geführt werden.

Fern sey es von mir, dem Verdienste zu nahe zu treten, oder das Gute zu verkennen, welches die Fakultäten unseres Vaterlandes in mancher andern Rücksicht, und auch in dem hier in Betrachtung gezogenen Fache, durch vortrefliche Arbeiten geleistet haben und noch leisten. Ich erkenne es, und halte

Siebende Scene.

Ophelia, auf eine phantaſtiſche Art mit Stroh und Blumen geſchmükt, tritt auf.

Laertes.

O Hize, trokne mein Gehirn auf! Thränen, ſiebenmal geſalzen, brennet die Empfindung und Sehens-Kraft meiner Augen aus! Beym Himmel, dieſe Verfinſterung deiner Vernunft ſoll mir ſo vollwichtig bezahlt werden, bis die Wagſchale an den Balken ſtößt -- O Roſe des Mayen! Holdes Mädchen, liebe Schweſter, angenehmſte Ophelia! -- Himmel! iſts möglich daß der Verſtand eines jungen Mädchens ſo ſterblich ſeyn ſoll, als das Leben eines alten Mannes? Die Natur iſt in Liebe verfallen, und ſendet dem geliebten Gegenſtand das Koſtbarſte was ſie hat zum Andenken nach.

Ophelia (ſingend.)

Sie ſenkten ihn in kalten Grund hinab,
Und manche Thräne blieb auf ſeinem Grab.
Fahr wohl, mein Täubchen!

Laertes.

Hättest du deinen Verſtand, und ſtrengteſt ihn an, mich zur Rache zu bereden, er könnte nicht halb ſo viel rühren --

Ophelia.

halte es für Pflicht, diese Gerechtigkeit laut und öffentlich zu vollziehen.

Aber eben so laut und öffentlich ist es Pflicht, die Stimme zu erheben, da, wo es der Wahrheit und dem Interesse des allgemeinen Besten gilt. Keine Nebenbetrachtung darf hier beiden nachtheilig werden; und so bin ich versichert, daß kein redlicher Mann meine Absicht verkennen wird, der selbst das Gute höher schätzt als seine persönlichen Verhältnisse.

Von der Uebersicht der Quellen, aus welchen die Zunahme der Strafloſigkeit vorzüglich entspringt, dürfte der eifrige Wunsch des Patrioten wohl gern zu den Hülfsmitteln übergehn, die gegen dieses Uebels zu Gebote stehn.

Diesem Gesichtspunkte seyen noch einige Ideen gewidmet, die ausser seiner möglichst besten Erreichung keinen Anspruch haben.

Die zweckmäßige Einrichtung der Untersuchung*) möchte es wohl nothwendig machen, daß in angemessenen Bezirken eigne Kriminal-Kommissarien angestellt würden, welche nicht nur die erste Einsicht des sich ereignenden peinlichen Falles neh-

*) Instruktion der Alten.

men und die Untersuchung einleiten, sondern dieselbe auch bis zum Schlusse fortführen.

Ausser dem Vortheile, daß auf diese Weise so wenig Zeit und Sachversäumniß einträte als möglich, würde die fernere Benutzung der Lokalverhältnisse gewonnen, die jetzt oft verloren geht, wenn der Verbrecher mit den instruirten Akten an die obere Kriminalbehörde eingeschickt wird. Man würde zugleich sehr viel Zeit und sehr viele Kosten ersparen. Die Untersuchung würde vom Anfange an in den nämlichen Händen bleiben, und also mit mehr Sach- und Personen-Kenntniß, und mit mehr Konsequenz geführt werden können.

Jedoch würde zweitens, um die Einseitigkeit zu vermeiden, die Specialinquisizion einem andern übertragen. Sobald nämlich die Sache dem Kriminal-Kommissar zu der Specialinquisizion geeignet schiene, so würde derselbe seinen Bericht mit Einsendung der Akten an die Kriminalstelle der Provinz erstatten. Wenn diese auf die Nothwendigkeit derselben erkennt, nimmt einer ihrer, zu dieser Absicht allein angestellter Beisitzer die Specialinquisizion nach den von dem Kriminal-Kommissar geführten Untersuchuchungsakten vor.

So würde man eine Art von Kontrolle nicht bloß in Ansehung der Redlichkeit, sondern auch in Rücksicht der menschlichen Anlage zum Irren, erzie-

len,

len, und der Wahrheit auf eine, wie es scheint, fruchtbare Weise aufhelfen.

Die **Willkührlichkeit der Strafen** ließe sich drittens sehr einschränken, wenn man die Richter streng auf die geltenden peinlichen Gesetze anwiese, und eben so streng alle eigenmächtige Abweichungen von denselben ahndete. Die Pflicht der Menschlichkeit könnte dabey zugleich sehr gut und leicht befriedigt werden. Wenn nämlich ein wichtiges Urtheil zur Landesherrlichen Bestättigung eingesandt, oder von dem Landesherrn, in minder wichtigen Sachen, die Bittschrift des Straffälligen um Milderung der Strafe an die Kriminalstelle zum Bericht geschickt würde, so hätte dieselbe in beiden Fällen alle Gründe, die für die Milderung der Strafe sind, und welche jetzt so oft als Entscheidungsgründe des ausserordentlichen Straferkenntnisses gelten, in dem Berichte anzuführen, und auf die Milderung anzutragen. Auf diese Weise würde die erste Vollziehung der Gesetze im Wege Rechtens nicht gekränkt, und die Linderung, welche Billigkeit und Umstände erfodern, in dem Wege der Gnade bewirkt, wohin sie in so lange gehört, als die peinlichen Gesetze von der gesetzgebenden Gewalt nicht verändert sind. Die Unbestimmtheit der Grundsätze, das Schwankende des rechtlichen Verfahrens, beide mit seinem ächten Begriffe ganz unverträglich, würden entfernt. Ueberdies müßten die Begnadigungen nicht überhäuft, und das wahre Staatsinteresse und das ge-

ſetzliche Anſehen dabei immer von der höchſten Staatsgewalt beherzigt werden.

Durch dieſe Maßregel würde auch viertens der ſchädliche Einfluß der unzeitigen und unzweckmäßigen Weichheit, des Sittenverderbniſſes auf die peinliche Gerechtigkeitspflege gehemmt werden, weil ſich der Richter ſtreng an das beſtehende Geſetz gebunden ſieht, und ſcharfe Ahndung zu erwarten hat, wenn er davon abgeht. Auch auf untreue und unreine Vorlegung der Milderungs-Gründe müßte dieſelbe Ahndung geſetzt ſeyn, und ohne alle Nachſicht vollzogen werden, weil unter allen Verletzungen des öffentlichen Vertrauens keine ſchädlicher und ſchändlicher iſt, als jene, welche der Mann begeht, in deſſen Hände der Staat die Pflege der Gerechtigkeit gelegt hat.

Daß mittelſt der eben erwähnten Einrichtung die Reformazions- und Neuerungsſucht, welche ſo gern die beſtehenden Formen erſchüttert und umſtürzt, gleichfalls von der Einwirkung auf die peinliche Juſtizverwaltung, ſo viel möglich, ausgeſchloſſen würde, folgt von ſelbſt.

Der Gebrauch der rechtlichen Vertheidigung in peinlichen Fällen müßte ſechſtens ſeine eigene beſtimmte Vorſchrift erhalten.

Sobald dieſelbe geſtattet wäre, müßte ſie bey Vermeidung der Unzuläßigkeit binnen einer geſetzlichen

chen Frist eingereicht werden. Nur sehr wichtige Gründe könnten die Bewilligung einer Fristerstreckung bewirken.

Wenn der Straffällige nach ergangenem Erkenntnisse den Gnadenweg erwählte, um Milderung der zuerkannten Strafe zu erwirken, so würde dieses als eine freywillige Entsagung auf weitere rechtliche Vertheidigung angesehen. Daher dürfte ihm diese nicht mehr zu Statten kommen, wenn er nach fruchtlos versuchtem Wege der Gnade wieder zu derselben greifen wollte.

In jedem Falle würde man übrigens dahin bedacht seyn, die erkannte Strafe baldmöglichst und so zu vollziehen, daß sie ganz gewiß zur Kenntniß des großen Publikums käme. Dieses geschieht jetzt selten, und ist doch sehr wichtig und nothwendig. — Die häuslichen Umstände des Straffälligen dürften nie eine Ursache zur Aufschiebung oder Aufhebung seiner Strafe im Wege Rechtens werden, sondern der Richter müßte solche, damit Schuldlose nicht mit leiden, an die Behörden zu polizeymäßiger Verfügung gelangen lassen, und diese Stellen müßten darauf angewiesen seyn, solche Requisizionen schleunigst und zweckmäßig zu beherzigen.

Die Verschickung peinlicher Fälle an Auswärtige möchte siebentens ganz abzustellen seyn. Die Nachtheile sind zu groß, und das Wesen des

Staats

Staats erfodert hierin die Vorkehrung, welche seinem Geiste und dem Geiste jeder guten Verfassung angemessen ist.

Die Kriminalstelle jeder Provinz erkenne über die Akten, welche die Kriminal-Kommissaren in den Aemtern führen, und, wenn sie geschlossen sind, einsenden. Der Ober-Kriminal-Kommissar, welcher zugleich Beysitzer der Stelle ist, besorgt sodann die Specialinquisizion, wenn es deren bedarf. Alsdann werden die Akten einem der Kriminalreferenten zugestellt, welcher das Urtheil entwirft.

Die Provinzialstellen würden sich demnach in zwey Senate theilen, in den Inquisizions- und Relazions-Senat. Die Mitglieder des ersten würden nie an der Abfassung der Erkenntnisse, so wie die Mitglieder des andern nie an der Untersuchung, Theil nehmen. Aber alle von den Kriminal-Kommissaren der Unterstellen eingesandte Akten würden den Mitgliedern des Inquisizionssenats erst zur Einsicht gegeben, ob noch etwas bey der Untersuchung zu erinnern sey; auch wenn keine Specialinquisizion Statt hat. Fänden sie Erinnerungen zu machen, und würden diese von dem vollen Gerichte, nämlich von beyden vereinigten Senaten, gebilligt, so giengen die Akten zur Erschöpfung der Sache an die Unterstelle zurück. Im entgegen gesetzten Falle würden sie von dem Präsidenten zur Relazion ausgestellt.

Auf

Auf diese Weise würde, nebst der doppelten Revision der Untersuchung, auch der, bey den Verschickungen beabsichtigte Vortheil erreicht, daß über die geschlossene Akten von einem andern als dem Untersuchenden, folglich von einem unbefangenen Richter erkannt würde.

Um denselben auch auf die weitere rechtliche Vertheidigung überzutragen, und alles zu erschöpfen, ließe sich ein Kriminal-Revisions-Gericht aufstellen, an welches die weitern Vertheidigungen von allen Provinzial-Kriminal-Gerichten ergiengen. Die Fristen wären bey demselben bestimmt, und keine Verlängerungen derselben gestattet. Die Erkenntnisse müßten äußerst befördert werden. Wenn hingegen das Revisions-Gericht abgesprochen hätte, so wäre die Sache beendigt, und kein weiteres rechtliches Mittel zuzulassen.

Je systematischer die Behandlung einer Staatsangelegenheit betrieben wird, desto nützlicher wird ihr Erfolg für das allgemeine Beste seyn. Je fester die Vorschrift bestimmt und eingehalten wird, desto sicherer läßt sich das Resultat der öffentlichen Kraft berechnen. In der Gerechtigkeitspflege haben diese Grundsätze ganz dieselbe Anwendbarkeit wie in andern Theilen der Staatsverwaltung. Laßt uns also der Wahrheit treu seyn, und das Gute nach Kräften befördern.

Obgleich bisher nur von eigentlich peinlichen Strafen die Rede war, so sey doch noch eine Bemerkung in Ansehung der Polizeygesetze erlaubt.

Viele Gegenstände der Polizey — und unter dieser Zahl sind manche sehr wichtige begriffen — sind wegen ihrem Einflusse auf das Wohl des Staats, und vielleicht nicht minder wegen ihrer häufigen Uebertretung, mittelst erneuerter und geschärfter Strafpatente behandelt worden. Vergehungen gegen dergleichen Gesetze sind also um so mehr zu ahnden, da sie einen höhern Grad von Nachläßigkeit oder Vorsatz voraussetzen. Die Milderung solcher Strafen kann sich nur in dem offenbaren Unvermögen des Straffälligen, wenn es Geldstrafen sind, oder in besondern Umständen gründen, die zu seiner Entschuldigung gereichen.

Im ersten Falle ist anzurathen, daß man denjenigen, welcher unvermögend ist, durch Gefängniß oder andere körperliche Strafen büßen lasse; und im andern, daß man die Entschuldigungsgründe reiflich erwäge, ehe sie zur Milderung der Strafe geltend werden.

Polizey kann so wenig als Justiz gedeihen, ohne einfache, aber feste Grundsätze; ohne gerechte, aber unerschütterliche Vollziehung der bestehenden Verfügungen; ohne genaue Rücksicht auf Lokalität und Verhältniß der Imputazion.

Ch. v. Benzel.

II.

Die Waſſerkufe,

oder

der Einſiedler und die Seneſchallin von Aquileja. *)

„Wer feſt auf ſeinen Füßen ſteht,
Der ſehe zu daß er nicht falle!“
Die Warnung, lieben Brüder, geht
Euch an und mich, und, ohne Ausnahm', alle:
Nur iſt das „ſiehe zu“ zwar leicht geſagt,
Allein, das wie? iſt was die Weiſen plagt.
Wer freylich ſtets in einem hohlen Baume,
Mit einem Klotz an jedem Bein,
Sich aufhält, ſtößt den Fuß gewiß an keinen Stein,
Und kommt nicht leicht zu Fall — es wäre dann im Traume:
Geſorgt iſt für die **Sicherheit**
Dadurch; allein wo bleibt die **Thätigkeit**?
Der Menſch iſt nicht zum ſtehn, er iſt zum wandeln,
Zum laufen, wenn es gilt, zum unternehmen, handeln
Und

*) Nach einer alten Erzählung in *Le Grand's* Contes devots pour ſervir de Suite aux Fabliaux et Contes du XIIIme Siecle, etc.

Und wagen, auf der Welt, und gehn
Ist sein Beruf, trotz allen grosen, kleinen,
Vieleckigten und runden Anstoßsteinen,
Die überall in seinem Wege stehn.
Gebraucht er dann die Augen nicht — zum sehn,
So ist es seine Schuld! — Er gehe fest und munter
(Nicht sorglos) seinen Weg; und stolpert er mit unter,
Ja, fiel' er siebenmahl in einer einz'gen Nacht
Den Kopf zuerst in einen Wasserkübel,
Nun, immerhin, auch das ist nicht so übel!
Er wird dadurch vielleicht behutsamer gemacht,
Und findet, ihn herauszuziehn, am Ende,
Wohl gar, wie **Bruder Lutz**, zwey Alabasterhände.

Ihr nickt schon, wie ich seh' — Ihr wollt (und
das mit Recht)
Der Dichter soll, anstatt euch zu moralisieren,
(Dies könnt ihr selbst, gut oder schlecht)
Euch, wie **Homer**, frisch in die Sache führen.
So hört denn an! — In einer engen Schlucht
Des Pyrnerwalds lebt' einst (wofern es leben
Zu nennen ist) ein Mann, der auf der Flucht
Aus einer Welt, wo alles, vor und neben
Und hinter ihm, zum Bösen ihn versucht,
In diese Wildniß sich begeben,
Um seinen thier'schen Theil durch strenge Klausnerzucht,

Ophelia.

Ihr müßt ſingen -- Hinab, hinab -- Ihr wißt ja das Lied? -- Es war der ungetreue Hausmeiſter, der ſeines Herrn Tochter entführte -- Hier iſt Rosmarin, es iſt zum Angedenken; ich bitte dich, Liebe, denk' an mich; und hier ſind Vergiß nicht mein -- Hier iſt Fenchel für euch, und Agley -- Hier iſt Raute für euch, (Sie theilt im Reden ihre Blumen aus.) und hier iſt welche für mich. Wir könnten ſie Gnaden-Kraut oder Sonntags-Kraut nennen; ihr dürft eure Raute wol mit einigem Unterſchied tragen. Hier iſt eine Maaß-Liebe; ich wollte euch gern einige Veylchen geben, aber ſie verwelkten alle, da mein Vater ſtarb: Sie ſagen, er hab' ein ſchönes Ende genommen:

(ſingend:)

Denn der Hanſerl iſt doch mein einzigs Leben.

Laertes.

Wer könnte bey einem ſolchen Anblik geduldig bleiben!

Ophelia.

Und kommt er dann nicht wieder zurük?
Und kommt er dann nicht wieder zurük?
Nein, nein, er iſt todt, geh in dein Tod-Bett!
Er kommt nicht wieder zurük.
Sein Bart war ſo weiß als Schnee
Ganz Silber-farb ſein Haupt;

Durch faſten und kaſteyn und übern Wolken ſchweben
Zur geiſtigen Natur, wo möglich, zu erheben.
Schneewaſſer war ſein Trank, ſein Brod der Eiche Frucht,
Und Wurzeln ſeine Leckerbiſſen;
Ein glatter Stein lag, wenn er ſchlief, als Küſſen
Ihm unterm Haupt — Kurz, Bruder Lutz,
(So hieß der Biedermann) bringt über dreiſſig Jahre
Bereits, dem Höllenwurm und ſeinem Fleiſch zu Trutz,
In dieſer Felſenkluft als wie in ſeiner Bahre
Ein traurig Leben hin, das (wie er glaubensvoll
Verſichert iſt) ihn einſt zum Halbgott machen ſoll.

Natürlich ſchlummerten in ſeinem öden Winkel
In ſolcher Zeit und bey ſo magerer Diät
Die böſen Lüſte ein; doch deſto ärger bläht
Den guten Mann der leid'ge Eigendünkel,
Der in der Abgeſchiedenheit
Bey Faſten und Kaſteyn gewöhnlich wohl gedeiht.
Schon ſchmeichelt Bruder Lutz ſich ſelbſt, den Sankt Antonen
Und Paulen an Verdienſt beynahe gleich zu ſeyn;
Schon ſieht er einen goldnen Schein
Um ſeine Scheitel ihm für eine Tugend lohnen,
Vor welcher, was die Welt mit dieſem Namen ehrt,
In ſeinem Wahn, wie Rauch im Sonnenglanz zerfährt.

In dieſem ſüßen Trug ſtört, wider ſein Verhoffen,
Ihn einſt ein göttlich Traumgeſicht.

Ihm däucht er seh den Himmel plötzlich offen,
Ihn überschütt' ein Strohm von empyre'schem Licht,
Und, gleich gebrochnen Donnerschlägen,
Schall eine Stimm' ihm diese Wort' entgegen:

„Wer hoch zu stehen wähnt, ist seinem Falle nah!
„Willst du an Tugend dich weit übertroffen sehen,
„So brauchst du nicht sehr weit zu gehen,
„Geh nur zum Seneschall von Aquilegia."

Der arme Bruder Luz erwacht in kaltem Schweiße
Bey diesen Worten. Welch ein Fall!
Mich, spricht er, der mit solchem Ernst und Fleiße
Sein Heil geschafft, mich soll ein Seneschall,
Ein schnödes Kind der Welt an Tugend übertreffen?
Und gleichwohl hör' ich noch im Ohr den Wiederhall
Des Schreckenswortes Seneschall!
Wie könnte mich die Himmelsstimme äffen?

Entschlossen greift er stracks nach seinem Knotenstab,
Und, einem wandernden Gespenste ziemlich ähnlich,
Steigt er aus seinem Felsengrab,
(Nachdem er mit Gebeth und Kreuzen, wie gewöhnlich,
Sich wohl verwahrt) hervor, und wallet ohne Ruh,
Von Wasser bloß und hartem Brodt gelabet,
Dem stolzen Aquileja zu.

Und nah am Stadtthor kommt ein prächt'ger Zug getrabet,
Ein großer schöner Mann, mit Scharlach angethan,
Auf einem reich geschmückten Gaule
In seiner Mitte. Lutz spricht einen Bürger an,
Und hört mit aufgesperrtem Maule,
Bestürzt, als donnert' ihm auf's neu'
Die Himmelsstimm' ins Ohr: der Mann im Scharlachpelze
Und mit der schweren Kettenlast von Schmelze
Wohl sechsfach um den Hals, der stolze Weltling — sey
Der Seneschall von Aquilej.

Nun wohl! wenn Pracht und Hoffart nicht verdammen,
So geht man, denkt er, leicht ins Reich der Himmel ein,
Und Satans Schwefelpfuhl mag schlecht bevölkert seyn!
Indessen rafft er sich zusammen,
Drängt durch die Menge sich an diesen stolzen Mann,
Nennt sich als Bruder Lutz und spricht, um Gotteswillen,
Um Dach und Fach in seinem Hauf' ihn an.

„Mein Bruder, müßt' ich nicht gleich eine Pflicht erfüllen,
Erwiedert ihm mit Ehrerbietigkeit
Der Seneschall, gern nähm' ich mir die Zeit
Dich selber in mein Haus zu führen;
Allein mich rufen Amtsgebühren.
Nimm diesen Fingerreif, trag ihn zu meiner Frau,
Und sag: ich bitte sie, dich just so aufzunehmen
Als wär' ichs selbst. Nimm hin, und trau'
Mir auf mein Wort, sie wird dich nicht beschämen."

Der Ritter reicht aus seinem Scharlachpelz
Den Ring ihm dar, und giebt dann seinem Gaul die Sporen,
Und Lutz sagt kaum sein Gottvergelts!
So hat er schon den Herrn aus dem Gesicht verlohren.

Betroffen, aber nicht von seinem Wahn bekehrt,
Trabt Bruder Lutz nun schnurstracks nach dem Hause
Des Seneschalls. — Was er da sieht, empört
Sein düstres Auge, was er hört,
Sein ungewohntes Ohr; er denkt, „in diesem Hause
Lebt alles ja in Saus und Brause!"
Von Gold und Silber, Elfenbein
Und Marmor schimmern alle Wände,
Das Hausgeräth glänzt wie polierter Stein;
Für einen Erzbischof wär' hier nichts zu gemein,
Auch nimmt der Diener Zahl kein Ende.
„Du lieber Gott! soll das das Haus des Mannes seyn,
Vor dessen Tugend sich die meine
So tief zur Erde bücken muß?
Ich traue kaum dem Augenscheine!
Und gleichwohl hab' ich erst den Fuß
Hereingesetzt — Lutz, Lutz, wie wird das enden?
Das beste wäre wohl gleich wieder umzuwenden."

Indem der Eremit so mit sich selber spricht,
Kommt eine Frau, gar fein von Angesicht,
So weiß wie frischer Schnee, wie Rosen roth von Wangen,

Von

Von hohem Wuchs, von Armen zart und rund,
Die Augen himmelblau, Rubin der kleine Mund,
In ſilbernem Gewand, mit Ringen und mit Spangen
Geſchmückt an Ohr und Hals und Hand,
Aus einer Thür hervor gegangen,
Den Fremden, der im Vorſahl wartend ſtand,
Als Frau des Hauſes zu empfangen.
Bey ihrem Anblick bleibt ihm kaum ſo viel Verſtand,
Den Fingerring ihr zitternd in die Hand
Zu geben, und mit ſtottern herzuſagen
Was ihr Gemahl ihm aufgetragen.

Die Seneſchallin ſpricht: mein Bruder! dein Empfang
In dieſem Hauſe ſoll dich lehren,
Wie wir den Mann, der dich empfohlen, ehren;
Komm nur, der Speiſeſahl erwartet dich ſchon lang.

Und mit dem Wort ergreift ſie ſeine rauhe Tatze,
Und führet ihn in einen ſchönen Sahl,
Wo er die Tafel ſchon mit einem reichen Mahl
Belaſtet ſieht, gerade zu dem Platze
Des Seneſchalls. Hier, ſpricht ſie, ſetze dich
Als Herr vom Hauſe neben mich,
Und wähle dir aus dieſen Speiſen,
Und von den Weinen dort, wie ſie mein Keller giebt,
(Weinkenner pflegen ſie zu preiſen)
Ohn' allen Zwang was dir beliebt.

Bey Sankt Hilarion, denkt Lutz, ich bin betrogen!
Mit einem falschen Traumgesicht
Hat mich der böse Geist belogen.
Wie? Dieser Mann, der so dem Glück im Schoße sitzt,
So üppig Tafel hält, ein solches Haus besitzt
Und solch ein Weib, — er soll nach fünfzig Jahren,
In lauter Wollust Tag und Nacht
So epikurisch zugebracht,
Gerades Wegs gen Himmel fahren?
Da wäre ja kein ärgrer Thor als ich!
Ich, der, um meine arme Seele
Zu retten, dreissig Jahre mich
In einer wahren Bärenhöhle
Mit Fasten und mit Geißeln quäle!

Weil Lutz so mit sich selber spricht,
Sieht ihm die Dame lächelnd ins Gesicht;
Laß, sagt sie, dirs belieben! wähle!
Was ist dir, Freund? Du siehst ja aus
Als wärst du noch nicht recht zu Haus?

Frau, spricht der Klausner, laßt euch weisen,
Daß einen solchen Tisch kein Diener Gottes führt,
Der, seine Seele baß zu speisen,
Sein Fleisch mit Lust mortificiert.
Ich leb in meinem Wald von Mispeln und von Nüssen,
Wie meinem Klausnerstand gebührt,

Und

Und mache wirklich mir schon daraus ein Gewissen,
Daß ich, indem ich Athem zog,
Den Dunst so vieler Leckerbissen
Nicht ohne Wollust in mich sog.

Verzeihe, heil'ger Mann, daß ich zu streng dich findt,
Versetzt die Frau: die Kreatur
Ist doch zu unserm Dienste nur
Geschaffen, und gewiß, nicht alle Lust ist Sünde:
Wohin du blickst, im Umfang der Natur,
Da siehst du ihre Quellen fließen;
Und nichts entheiligt uns was wir mit Zucht genießen.
Indeß, wenn dir geringre Kost behagt,
So iß — von diesem Kohl mit deiner Magd!
Du wirst dich so nur desto besser schicken
Den Lehnstuhl meines Herrn hier neben mir zu drücken.
Wir leben beide, ich und er,
Bloß von Gemüs' und Brodt, seit manchem Jahre her.

Ists möglich? ruft der Waldmann, ich erstaune!
Wie kämet ihr zu einer solchen Laune?

„Ein feyrliches Gelübd, vielleicht zu rasch gethan,
Als, von zwey Kindern wir das eine in der Bahre
Das andre schon dem Tod im Rachen sahn,
Verbindet uns auf sieben Jahre
Zu dieser Lebensart."

Wozu denn alſo (fällt
Der Klausner ein) wozu in aller Welt
Der Unrath da von üppigen Gerichten,
Paſteten, Fiſchen, Wildpret, und ſo fort?
Ihr Anblick, glaubt mir auf mein Wort,
Iſt nicht geſchickt die Eßluſt zu vernichten.

Und wär' es, ſpricht die Frau, ſo übel denn gethan,
Wenn's bloß zu einer kleinen Uebung wäre?
Du weißt, es liegt gar viel daran,
Daß man, was uns die Pflicht verbietet, leicht ent-
behre.

Wie mancher Hungrige, erwiedert Bruder Lutz,
Hätt' aus dem Ueberfluß geſättigt werden mögen!

Auch kommt er jedesmahl den Dürftigen zu Nutz,
Verſetzt die ſchöne Frau. Wir haben viel Vermögen,
Und dies und unſer Stand ſcheint uns die kleine Laſt
Von einer Tafel aufzulegen,
An welcher jeder fremde Gaſt,
Den uns der Zufall ſchickt, ſich wohl bewirthet finde.

Der Klausner fühlt die Stärke ihrer Gründe
Und ſchweigt; indeß von Zeit zu Zeit ſein Blick
Mit Läſternheit in jede Schüſſel tauchet
Die würzhaft ihm entgegen rauchet.
Kaum hält er mit Gewalt der Düfte Reiz zurück,
Die ſo verführeriſch um ſeine Nüſtern weben,

Daß

Daß an der rechten Hand mit einer Art von Krampf
Die Finger vor Begier ſich zu verlängern ſtreben.
Die Dame ſieht den ſchweren Kampf
Des Stolzes mit der Luſt, und kommt dem ſchier beſiegten
Mit einem Blick zu Hülf'. Er ſpiegelt ſich beſchämt
In ihrem heitern ſtillvergnügten
Begierdenfreyen Aug, und zähmt
Zuletzt doch mit Gewalt das Gieren
Der Sinnlichkeit, durch die er nahe war
Auf einmahl dreißig lange Jahr'
Enthaltung und Verdienſt ſo ſchändlich zu verliehren.

Sie ſpeiſen beyde nun ſtillſchweigend ihren Kohl,
Und trinken klares Brunnenwaſſer
Dazu — Ein Trank, der keine Weiberhaſſer
Zu machen pflegt. Auch thut der Klausner wohl,
Der ſchönen Wirthin in die blauen
Lammfrommen Augen nicht zu oft hinein zu ſchauen;
Denn ſchuldlos möchten ſie zuletzt Gelegenheit
Zu Aergerniß der armen Seele geben!
Ein Sinn beginnt bereits allmählich aufzuleben,
Der in der Abgeſchiedenheit
Durch ſtetes Ringen — ſich vom Leibe loszuſtreben,
Durch magre Koſt und ſtrenge Disciplin
Schon gänzlich abgetödtet ſchien.
Zum Glück wars eben Zeit die Tafel aufzuheben.
Lutz ſpricht ein langes Grazias,
Und freundlich giebt ihm beym Entlaß

Die Seneschallin zu verstehen,
Er habe nun bis Abend freyen Paß
Die — heil'gen Leiber zu besehen,
Woran die Patriarchenstadt
(Wie billig) keinen Mangel hat.

Mein Lutz, nachdem er sich in Aquilejens Gassen
Nach allen Kirchen und Kapellen umgeschaut
Und auf dem Grab der heil'gen Hermonassen
Und Chrysogonen*) sich nach Möglichkeit erbaut,
Kommt ziemlich matt von seinen frommen Reisen,
Kurz eh die Dämmerung begann,
Zurück, und sucht in Demuth an
Ihm einen Winkel anzuweisen,
Ein Obdach nur, wo ihm, damit er ruhen kann,
Der Wind nicht um die Ohren sause.
Das schlechtste Kämmerchen in diesem Fürstenhause
Ist, spricht er, schon zu gut für mich.

Ich kenne meine Pflicht, erwiedert
Die edle Frau, indem sie sich
Zu einem Diener kehrt; es heißt, wer sich erniedert
Der wird erhöhet — zeigt dem Herrn sein Schlafgemach.

Der Diener Gottes dankt, von seines Herren wegen,
Der edeln Frau, ertheilt ihr seinen Segen,

*) S. Hermonas und S. Chrysogonus waren unter den ersten Nachfolgern des Heil. Markus, den die Tradizion zum ersten Bischof von Aquileja machte.

Er iſt weg, er iſt weg, und wir ſeufzen umſonſt;
Friede ſey mit ſeiner Seele!
Und mit allen Chriſten-Seelen -- Gott behüte euch.
[Sie geht ab.]

Laertes.

Seht ihr das, ihr Götter?

König.

Laertes, laßt mich euern Schmerz theilen, oder ihr verſagt mir mein Recht: Geht wenn ihr zweifelt, leſet eure verſtändigſten Freunde aus, ſie ſollen Richter zwiſchen mir und euch ſeyn: Finden ſie daß wir auf irgend eine Art, geradezu oder verdekter Weiſe, in dieſe Sache eingeflochten ſind -- ſo ſoll unſer Königreich, unſre Krone, unſer Leben, und alles was wir unſer nennen, euch zur Genugthüung verfallen ſeyn. Iſt es aber nicht, ſo leihet uns eure Geduld, und wir wollen gemeinſchaftlich mit einander arbeiten, eure Rache zu befriedigen.

Laertes.

Laßt es ſo ſeyn. Die Art ſeines Todes, ſeine heimliche Beſtattung, ohne Ehren-Zeichen, ohne einiges Gepränge, das ſeinem Stand gebührt hatte, alle Umſtände ruffen ſo laut, als ob ſie von der Erde bis in Himmel gehört werden wollten, daß ich ſie in Unterſuchung ziehen ſolle.

König.

Das thut: Und wo ihr die Beleidigung findet, dahin laſſet die Straffe fallen. Ich bitte euch, folget mir.
(Sie gehen ab.)

Achte

Und folgt getrost dem Menschendiener nach;
Doch wie bestürzt, bey einer Lampe Schimmer
Auf einmahl in ein prächtig Zimmer
Sich vor ein Bette von Damast
Geführt zu sehn, worin für viere seines gleichen
Raums übrig war einander auszuweichen.
Bis an des Zimmers Decke fast
Mit leichten aufgedunsnen Pfühlen
Und Küssen aufgeschmückt, steht es, gleich einem Thron
Des Hymens, da für einen Königssohn,
Ein schöner Tummelplatz zu süßen Liebesspielen.

Verblüfft als würde ihm die Kehle zugeschnürt,
Spricht Bruder Lutz zu dem, der ihn geführt:
Hier ist gewiß ein Irrthum vorgefallen;
So bettet man nur Seneschallen!
Ich weiß recht gut was mir gebührt.

Der Diener bleibt dabey, er hab' ihn recht geführt
Und schleicht sich weg. Mein Waldmann lehnet
Sich an das Bett' und denkt; was ist zu thun?
Ziemt's einem Mann wie ich in Eiderdon zu ruhn?
Daß Satanas mich hier aufs Eis zu führen wähnet
Ist klar genug. Sey denn auf deiner Huth, Freund
Lutz!
Und doch — Wie, wenn ich nun, dem Höllenwurm
zum Trutz,
Den Kopf zu oberst mich in diese Grube stürzte?
Bey meinem spitzigen Kapuz!

Ich

Ich will es thun. — Und mit dem Wort entschürzte
Der Bruder sein Gewand, zieht Schuh und Strümpfe aus,
Und thut, mit Einem Wort, als wär er hier zu Haus.
„Warum auch machtest du dir ein Gewissen draus?
Dem Teufel seinen Spaß zu rauben,
Darfst du ja nur auf Stein zu liegen glauben!
Der Glaube machte dir schon manche bittre Pein
Zur Lust: sollt es nicht möglich seyn,
Dich, umgekehrt, durch Wollust zu kasteien?

Lutz scheint des Einfalls sich zu freuen,
Und ist schon im Begriff sich vollends auszuziehn,
Als etwas, wie ein knisternd Rauschen, ihn
Auf einmahl stutzen macht. Er sieht was es bedeute,
Und plötzlich öfnet an der Seite
Sich eine Teppichthür, und — täuscht ihn nicht der Schein
Der Lampe? Sollt es gar ein teufflisch Blendwerk seyn?
Die Seneschallin tritt in leichtem Nachtgewande
So zuversichtlich in ihr Schlafgemach herein,
Als wüßte sie gewiß sie sey allein.

Lutz — der beynahe schon im Stande
Der Urnatur sich zeigt — in seinem Werk gestört
Sobald er jemand kommen hört,
Bekreuzigt sich mit beyden Tatzen,
Reißt schnell die Decke auf, und plumpet wie ein Stein
In lauter Flaum bis übers Ohr hinein;
Doch durch die Federkraft der schwellenden Matratzen
Taucht

Taucht er bald wieder auf, und ſteckt den Kopf heraus.
Die Lampe leuchtet hell, es iſt — er kann nicht zwei-
feln —
Es iſt die ſchöne Frau vom Haus,
Allein für ihn (er ſagt ihrs grad heraus)
Der furchtbarſte von allen Teufeln.
Was willſt du, ſchreit er ihr, ſich kreuzend in die Queer
Und in die Läng', im Exorciſten-Ton entgegen,
Was, Satanskind, iſt dein Begehr?
Kommſt du in mir den Reiz der Sünde aufzuregen,
So hebe dich von hier! —

„Ereifre dich
Nicht ohne Noth, verſetzt mit unbefangnem Blicke
Die ſchöne Frau, indem ſie ſich
Am Bett' in einen Armſtuhl ſenkt,
Und, unbekümmert was der Klausner von ihr denkt,
Sich nach und nach von jedem Kleidungsſtücke
Das noch entbehrlich iſt, befreyt.
Was haſt du? fährt ſie fort, was ſetzt dich ſo in
Flammen?
Hier, denk ich, iſt nichts zu verdammen:
Es iſt um Schlafengehens Zeit,
Dies iſt mein Schlafgemach, dies, wo du liegſt, mein
Bette.
Du, dem dein Stand die Lieb' als Pflicht gebeut,
Wie dachteſt du nicht gleich, ich hätte
Nicht, was ich that, gethan, hätt' ich dazu kein Recht?

Verzeihung! spricht mein Lutz in einem sanftern Tone,

Sey billig, edle Frau, und schone
Auch meiner! Alle Schuld trägt ganz allein der Knecht
Der mich in dieses Zimmer führte!
Ich sagt ihm gleich, daß es sich nicht gebührte!

Sich nicht gebührt? — Und was gebührt sich dann
Versetzt die Frau, wenn dies sich nicht gebührt? —
Mein Mann
Hat (wie du sagtest) mir ausdrücklich anbefohlen,
Dir so zu thun als wär' er's selbst an deiner Statt;
Was thu ich nun, als was er mir befohlen hat?
Ich bin in meiner Pflicht; und könnten wir ihn hohlen,
Um Richter zwischen uns zu seyn,
Gewiß, ich würde Recht bekommen!

Allein wo bleibt die Zucht? fällt Bruder Lutz ihr ein.

„Die Zucht? Wie könnte die bey uns gefährdet seyn?
Ich räume dir, als einem biedern, frommen
Und heil'gen Mann, nach deinem Ruf und Schein,
Des Mannes Platz, den alle die ihn kennen
Den bravsten aller Männer nennen,
An meinem Tisch, auf meinem Lager ein,
Und sollte mich in dir betrogen haben können?
Doch, deine Sach' ist das, nicht meine, Bruder Lutz!

Ich

Ich lege mich, wie jede Nacht, an meinen
Gewohnten Platz; — leg du dich ruhig in dem deinen
Zu recht, empfiehl dich in den Schutz
Der heil'gen Engel, Freund, und schlafe sanft bis
morgen!
Von mir hast du nichts zu besorgen!

Gereizt durch dieses Wortes stolzen Sinn,
Gewohnt in seinen kleinen Kriegen
Mit Satanas fast immer obzusiegen,
Und durch zwey Ellen Raum von der Versucherin
Hinlänglich, wie er hofft, geschieden,
Giebt Bruder Lutz sich endlich auch zufrieden,
Legt sich aufs rechte Ohr, und kehrt in stolzer Ruh
Der schönen Frau die blinde Seite zu.
Sie, ihres Orts — ihr Recht Ihr wiederfahren
Zu lassen — liegt (wiewohl ein Weib in besten Jahren)
So still auf ihrem Platz, und athmet euch so leicht,
Ihr Bettgenoß hätt' ihrentwegen
Von einem Fliegenfuß die Tritte hören mögen.
„Wacht oder schlummert sie vielleicht?
„Es ist doch sonderbar auch nicht ein Glied zu regen!"
Lutz, dem der holde Schlaf sich immer noch versagt,
Fühlt sich von Vorwitz stark geplagt
Nach ihrer Seite hin sein linkes Ohr zu spitzen.
Ihr denkt, was kann es ihm verschlagen oder nützen
Zu wissen ob sie wacht? — Er selber denkt vielleicht
Sich nichts dabey; allein in seiner Lage
Ist Vorwitz keine kleine Plage;

Genug, er horcht so lange, bis ihn däucht
Sie rege sich. Zu sehn was es bedeute,
Dreht Lutz so leis' er kann sich auf die linke Seite;
Und hält den Athem — doch die Dame regt sich nicht,
Er irrte sich. — Indeß ist wachen seine Pflicht;
Zumahl, da er, wie still er auch zu liegen
Sich vorsetzt, doch, aus Furcht der schlaue Höllenwicht
Könnt unvermerkt ihn in die Kluppe kriegen,
Noch nicht zum Schlafen kommen kann.

Die Wahrheit ist, dem armen Mann
War wohl noch nie so eng in seinem Felle.
Man denke sich an seine Stelle!
Fünf Spannen nur entfernt von einem solchen Weib
So stille wie im Sarg zu liegen,
Ist wahrlich nur ein schlechter Zeitvertreib,
Und mehr Kasteiung als Vergnügen.
Ihm däucht er lieg' auf lauter Kannenkraut,
Ihm kröchen zwischen Fleisch und Haut
Zehntausend Aemsen, die wie Nadelspitzen stechen;
Er kann zuletzt sich länger nicht entbrechen
Sich hin und her zu wälzen, überlaut
Gleich einem Büßenden zu seufzen und zu stöhnen,
Und Arm und Fuß so lange auszudehnen,
Bis endlich sich der Zwischenraum verliert,
Und sein gebognes Knie die Dame sanft berührt.

Sie thut beym erstenmahl, als ob sie nichts bemerke:
Doch, wie sie fühlt daß ihre Nachsicht ihn

Ver-

Verwegner mach' und seinen Wahn bestärke,
Beginnt sie schnell sich weiter wegzuziehn.

Er fühlt den Wink. Sein Stolz eilt der bedrängten Tugend
Zu Hülf; er ruft in seiner Noth sogar
Die ganze Eremitenschaar
Der Thebaide an. — Von seiner frühen Jugend
Schon dreißig Jahre ward er öfters zwar versucht
Doch nie besiegt, und sollte nun die Frucht
So vieler Büßungen, Nachtwachen, Fasten, Schmerzen,
So kindisch, wie ein unbekleiter Gauch,
In einem Augenblick verscherzen?
Doch freylich hatte Satan auch
Ihm nie den Streich gespielt, und sich zu ihren Kämpfen
So einen Kampfplatz, und — den Muth, der ihn beseelt,
Durch Zartgefühl und Menschlichkeit zu dämpfen —
So eine Maske sich gewählt!
Vergebens raffet er die letzte Kraft zusammen,
Auch die ist nun erschöpft und ganz dahin.
Mag (denkt er) mich wer nie erlag verdammen!
Und wälzt sich wie auf Fegfeur'sflammen
Der schlummernden Versucherin
So nahe, daß sie ihm, zu sehr von seinen bösen
Gedanken überzeugt, den Text dafür zu lesen
Sich länger nicht erwehren kann.

Zwey Ellen Abstand, dächt ich, heil'ger Mann,
Sey (spricht sie) unter uns gleich ausgemacht gewesen?

Beweiſeſt du dich ſo der Ehre werth,
Die, wie es ſcheint, dir über dein Verdienen
In dieſem Hauſe wiederfährt?
Du kommſt mit gleißneriſchen Mienen,
An frommen Worten reich, an ächter Tugend leer,
Gleich einem Sohn von Sankt Anton hieher,
Des beſten Mannes Achtung zu erſchleichen,
Und findeſt nun, zur Schmach von allen deinesgleichen,
Die erſte Probe ſchon zu ſchwer!

Sie ſagte noch viel andres mehr;
Doch dieſe Züchtigung geht ganz an ihm verlohren.
Der Teufel, der ihn plagt, hat keine Ohren,
Hört nicht ihr Bitten, fürchtet nicht ihr Dräun.
Vergebens ſucht ſie ihn mit Macht zurück zu drücken,
Nichts hemmt ſein ſtrafbares Entzücken:
Er will, er muß, betheurt er, glücklich ſeyn.

Ein altes Sprüchwort ſagt: oft glaubt ein Mann zu fiſchen
Und krebſt. Des Wortes Wahrheit fand
Mein Eremit bewährt. — Aus weiſer Vorſicht ſtand
Ein tiefes Marmorbecken zwiſchen
Dem Bette und der Seitenwand,
Mit Waſſer angefüllt bis an den hohlen Rand.
Wie nun mein Lutz die frevelhafte Hand
An ihren Buſen legt, faßt ſie mit ſtarken Armen
Ihn um den Leib, und ſchleudert ohn' Erbarmen
Ihn in den Waſſertrog hinab.

Es war nach Niklastag als dieſes ſich begab.
Vor Schrecken halb entſeelt, aus einem warmen
Und prallen Schwanenbett in dieſes naſſe Grab
So plötzlich ſich geſtürzt zu finden,
Verſucht er, eh ihm noch die Sinne vollends ſchwinden,
Aus der verwünſchten Kufe ſich
Durch eigne Kraft empor zu winden,
Vergebens müht, und quält der Tropf ſich jämmerlich;
Sie iſt zu tief, und er an Armen und an Füßen
Zu ſehr erſtarrt. — Hier magſt du eine Weile büßen,
Ruft ihm die ſchöne Dame zu,
Und legt ſich ruhig hin. — O! (wimmert er) wenn du,
Wie an Geſtalt, ein Engel biſt an Sitten,
So laß dich edle Frau, erbitten
Und reiche mir die Hand! Dir ſchwör' ichs heilig zu'
Von nun an haſt du gute Ruh
Vor mir, ich bin vom Froſt am ganzen Leib betäubet.
Hilf mir heraus! Es iſt die höchſte Zeit.

Wir kennen nun bereits die Frau des Seneſchallen;
An Unſchuld, Unbefangenheit
Und Güte glich ihr weit und breit
Nicht Eine ſchöne Frau von allen.
Thut ſie ihm gleich nicht Alles zu gefallen,
So reicht ſie ihm doch willig ihre Hand,
Hilft freundlich ihm heraus, und treibet
Die Menſchlichkeit ſo weit, daß ſie mit Leinewand
Ihn trocknet, ihm die ſtarren Glieder reibet,
Mit ihrer warmen Hand ihn ſtreichelt, drückt und preßt,

Und thu so nah an sich, als schiklich, liegen läßt.
Der alte Klosterherr, dem wir dies nacherzählen,
Läßt sie (wir wollen es dem Leser nicht verhehlen)
Noch weiter gehn: Sie selber, sagt er schlang,
Sich um den halberfrornen so gedrang
Mit Arm und Beinen her, so wie in brünst'gen Ringen
Verliebte Drachen sich umschlingen,
Wie Venus beym Lukrez sich um den Kriegsgott schmiegt:
Allein ich wette gleich der Klosterbruder lügt.
Die Seneschallin ist gewiß zu klug und bieder,
Zu viel in dem zu thun, was sie aus Pflicht nur thut.
Sobald sie also merkt sein aufgethautes Blut
Erweiche die gewärmten Muskeln wieder,
So schiebt sie ihn zurück, und wünscht ihm gute Nacht.
Allein die Flamme war nun wieder angefacht,
Und eh' sie dreymahl zehn Minuten älter waren,
Zeigt sichs, sie habe viel zu gut von ihm gedacht,
Und durch die Art, wie sie mit ihm verfahren,
Aus übel ärger noch gemacht.
Kurz, Teufel-Amor ist mit seiner ganzen Macht
Dem Klausner in den Leib gefahren;
Kein Schelten treibt ihn mehr zu paaren.
Er stürmt, mit Bitten erst, und endlich gar mit Dräun
Noch heft'ger als zuvor auf ihre Langmuth ein,
Und, will sie nicht des Satyrs Opfer seyn,
So muß sie abermahl ihn um den Gürtel fassen
Und ihn die Kuß ihn springen lassen.

Achte Scene.

Horatio mit einem Bedienten tritt auf.

Horatio.

Wer ſind dieſe Leute, die mit mir ſprechen wollen?

Bedienter.

Matroſen, mein Herr; ſie ſagen, ſie haben Briefe für euch.

Horatio.

Laß ſie hereinkommen -- Ich kan nicht begreiffen, aus welchem Theil der Welt ich Briefe bekommen ſollte, wenn ſie nicht vom Prinzen Hamlet ſind.

Einige Matroſen treten auf.

Matroſen.

Gott helfe euch, Herr.

Horatio.

Dir auch.

Matroſen.

Das wird er auch, wenn er will, Herr -- Hier iſt ein Brief an euch, Herr -- wenn ihr euch Horatio nennt, wie man mir geſagt hat; er kommt von dem Abgeſandten, der nach England geſchikt wurde.

Da liegt der arme Wicht nun wieder winselnd da,
Und alles was bereits geschah
Geschieht von Wort zu Wort nun wieder:
Er steigt an ihrer Hand aus seinem hassen Grab,
Sie trocknet mit Flanell ihn ab,
Wärmt ihn in ihrem Arm, reibt die erstarrten Glieder,
Schiebt ihn sodann an seinen Platz zurück,
Und spricht mit mildem Ton und Blick:
Nun, Bruder, gute Nacht, und komme mir nicht wieder!

Ein solches Uebermaß von Güte und Geduld
Brächt' einen wilden Karaiben,
Denkt Ihr, zurück zum Pflichtgefühl:
Bey unserm Klausner, meine Lieben,
Bewirkte sie das Widerspiel.
Der Böse, der, (zur Warnung aller Frommen)
Seitdem die Seneschallin sich
Zu ihm gelegt, ihn in Besitz genommen,
Treibt nun sein Werk gar meisterlich
In Lutzens Kopf, — wiewohl so einem schwachen
Verblüfften Kopf aus X ein U zu machen,
Kein großes Kunststück ist. — „Lutz, noch verzage nicht,
Spricht er (und Lutz glaubt mit sich selbst zu sprechen,
Indem Asmodi zu ihm spricht)
Was Liebe wagt ist stets ein läßliches Verbrechen.
Wie sollte sie den Frevel nicht verzeihn
Der ihrer Reitze Macht bezeuget,
Und nicht dem Frevler selbst zuletzt gewogen seyn,

Den Sprödigkeit nicht kühlt und Widerstand nicht beuget?
Gewiß, sie sträubt sich nur aus Wohlstand und zum
Schein.
Denkst du sie finde sich nicht innerlich geschmeichelt,
Daß sich ein Mann wie Du so weit bey ihr vergißt?
Verlaß dich drauf, ihr Kaltsinn ist geheuchelt!
Denn, wenn sie dir nicht heimlich günstig ist,
Wofür denn hätte sie so liebreich dich gestreichelt?
An ihrem Busen dich gewärmet und gepflegt?
Wie kalt sie auch zu scheinen trachtet,
(Und jede, die sich selbst ein wenig achtet,
Nimmt diese Larve vor) in diesem Busen schlägt
Ein Herz, das nur nach Anlaß schmachtet,
Für alles, was sie dir zu leiden aufgelegt,
Dich zu entschädigen" — Mit solcherley Gedanken
Setzt ihm der Feind so lange zu,
Bis sein Entschluß, nicht mehr der Seneschallin Ruh
Zu stören, allgemach zu wanken
Begiunt. Daneben stellt er ihm (Ihr wißt
Was für ein Bildner **Teufel: Amor** ist!)
Die Reize, die noch frisch ihm im Gedächtniß liegen,
So warm und wollustathmend dar,
Das wer so nah dem Urbild war,
Um die Versuchung zu besiegen
Ein zweiter Sankt Anton
Und etwas mehr gewesen wäre.
Lutz, weit entfernt von einer solchen Ehre,
War ein alltäglicher gemeiner Menschensohn,
Und ließ zum dritten Mahl sich von Asmodi fangen.

Nur

Nur denkt ertzt, als ein erfahrner Mann,
Die Sache feiner anzufangen.
Er schraubt allmählich sich hinzu, so leis' er kann,
Und schmiegt, kaum fühlbar, sich an ihren weichen Rücken.
Sie merkt ihn nicht — unfehlbar schlummert sie.
Gewiß zu seyn, legt er so leise, wie
Der West ein Veilchen küßt, den Athem bis zum sticken
Verhaltend, anfangs nur drey Finger auf ihr Knie,
Und wagt's, es erst unendlich sanft zu drücken,
Dann stärker nach und nach, und da sie sich nicht regt,
Zuletzt die ganze Hand allmählich fort zu rücken.
„Nur herzhaft, Bruder Lutz! sie wacht mit Fleiß nicht auf,"
Raunt **Amor mit dem Pferdehufe**
Ihm zu. Und dreister wagt, von einer kleinen Stufe
Zur andern, sich die kühne Hand hinauf;
Auf einmahl wacht die Seneschallin auf,
Und Bruder Lutz — liegt in der Kufe.

„Unsinniger und undankbarer Gast,
So ist denn alles ganz an dir verlohren
Was du in dieser Nacht bereits erfahren hast?
Schon zweymahl bist du fast
Für deine Lüsternheit in dieser Kuf' erfroren,
Schon zweymahl hab' ich deiner Reu' getraut,
Dich aus mitleidigem Gemüthe
An meinem Busen aufgethaut,
Und so vergiltst du meine Güte?

Ich warnte dich zum letztenmahl;
Du konnteſt, wie ichs dir empfahl,
Den Reſt der Nacht in Unſchuld dich am Schlafe
Erhohlen; doch, du wollteſt's noch einmahl
Verſuchen; leide nun die Strafe
Der ſchwer verletzten Pflicht des Gaſtrechts und der Zucht,
Der böſen Lüſte bittre Frucht.
Ich ſeh', an dir wird Güte ſchlecht verwendet.
Du haſt mein Haus, haſt deinen Stand geſchändet,
Haſt einen edlen Mann, dem du nicht würdig biſt
Der Schuhe Riemen aufzulöſen,
Gehönt, ſo viel in deinen Kräften iſt;
Denn wär' ich ſtärker nicht geweſen
Als du, wie dürft ich Ihm, der morgen wiederkommt,
Je wieder in die Augen ſchauen?

O, ſchrie der ſtarre Lutz zähnklappernd, all dies frommt
Mir itzt nicht! Rette mich, du beſte aller Frauen,
Erſt aus des kalten Todes Klauen,
Dann ſprich ſoviel du willſt!

Die Seneſchallin ſtand
Ein wenig an, bis ſie in ihrem Herzen fand,
Gerade, weil ſie ihn zu haſſen
Verſucht war, dürfe ſie ihn nicht verderben laſſen.
Sie reicht zum dritten Mahl ihm ihre ſtarke Hand,
Und eingedenk des Worts, das ihr Gemahl geſprochen,
Fängt

Fängt ſie, ſobald der Tropf, wie ein begoßner Hahn,
Aus ſeinem Bad hervor gekrochen,
Ihn, wie ſie zweymahl ſchon gethan,
Zu trocknen und zu reiben an,
Doch ohne daß aus ihrem ſchönen Munde
Ein einzig Wört des Troſts noch Vorwurfs geht.
Es brauchte dieſes Mahl wohl eine halbe Stunde
Bis Lutz, von ihr gerieben und gebäht,
Sogar in ihren weichen Roſenarmen
Vermögend iſt zum Leben zu erwarmen.
Doch endlich als es ihr mit vieler Müh' gelang,
Spricht der erſtaunte Lutz aus vollem Herzensdrang:
Frau, wenn du nicht vielmehr, wie Alles mir zu glauben
Befiehlt, ein heil'ger Engel biſt,
Ich bin, nun ſeh' ichs, nur ein armer ſünd'ger Chriſt,
Kaum ſo zu heißen werth, und ließ durch Satans Liſt
Und meinen ſtolzen Wahn mir meine Krone rauben.
Doch wollteſt du, bevor ich dich von mir
Befreye, mir nur Eine Frag' erlauben? —

So frage, ſpricht die Frau.

„Du biſt ſo gut und mild,
So keuſch und fromm, wie ein lebendig Gnadenbild,
Was konnte dich (verzeihe mir!) bewegen,
So grauſam über mein Vermögen
Mich zu verſuchen? Einen fremden Mann,
Von deſſen Tugend du nicht mehr erwarten ſollteſt
Als man von Fleiſch und Blut mit Recht erwarten kann,

Wenn du ihm so begegnen wolltest,
So traulich in dein Bett' und selbst in deinen Arm
Zu nehmen? — Sehr verzeihlich ist mein Frevel!
Ein Heil'ger würd' an meinem Platze warm
Geworden seyn! Was Wunder wenn sich Schwefel
Entzündet, der zu nah am Feuer steht?
Auf eine Probe, die kein Mann besteht,
Die Tugend eines Mannes stellen,
Und wenn sie, wie natürlich, sich vergeht,
In schwere Strafe sie verfällen,
Das nenn' ich — edle Frau, verzeiht —
Beleidigung der Menschlichkeit."

Und du (erwiedert ihm die Frau) von früher Jugend
Zu Uebungen der reinsten Engelstugend
Gewöhnt, du nennst die Probe, der ich mich
Heut unterwarf, zu schwer nicht nur für dich,
Für jeden, der auf keiner höhern Stufe
Als der des Menschen steht? — Wohlan, so wisse dann,
Die dir mit Recht verhaßte Wasserkufe
Ist sieben Jahre schon bestimmt für einen Mann,
Den, funfzig Meilen weit im Umkreis, wer ihn kennet
(Ich sagte dirs bereits) der Männer bravsten nennet,
Mit Einem Wort, für meinen eignen Mann.
Das nehmliche Gelübd, auf unsers Kindes Bahre
Mit Thränen angelobt, das uns auf sieben Jahre
Enthaltung auferlegt, schließt auch die Klausel ein,
Die dich, mein Bruder, so empöret.

Der

Der Einfall mit der Waſſerkuf iſt Sein,
Und wenn ihm ja was menſchlichs wiederfähret,
So hat er mirs zur Pflicht gemacht,
Daß ich durch eben dieſe Kufe,
Die dreymahl dich zu recht gebracht,
Ihn wieder zur Beſinnung rufe.
Dir that ich pünktlich was er mir befohlen hat;
Ich nahm dich auf als käm' er ſelbſt an deiner Statt,
Wie du, dem Anſchein nach, es werth zu ſeyn ver-
hießeſt:
Und da du dich zu großer Ungebühr
Von Satans Engel reizen ließeſt,
Da wiederfuhr nicht mehr noch minder dir
Als ihm in ſolchem Fall. Auch zeigt' ich mich, wie billig,
Zu dieſen kleinen Dienſten willig,
Die ich dem Seneſchall zu leiſten ſchuldig bin.
In dieſem allem, Freund, ſind ich in meinem Sinn
Nichts das mit Recht zu tadeln wäre:
Aus Weibespflicht und Menſchenpflicht
That ich was ich gethan, und meine Schuld iſts nicht,
Daß du dem Klausnerſtand ſo wenig Ehre
Gemacht. Wer hätte das von dir ſich vorgeſtellt?
Dem heil'gen Mann, der ſich der argen Welt
Schon dreißig Jahr' entzog, um bloß im Geiſt zu leben,
Kann, dacht' ich, ſolch ein Kampf (wenn Kampf auch
nöthig iſt)
Erwünſchten Anlaß nur zu leichtem Siege geben.
Daß du ſo weit zurückgeblieben biſt,
Beweiſet juſt nicht viel fürs abgeſchiedne Leben.

Hier

Hier schweigt die schöne Frau. Bey ihrer Rede hängt
Mein Klausner, von Gedanken, die einander
Verklagen und entschuldigen, gedrängt,
Den Kopf, und ziemlich lange fand er
Die Sprache nicht, so voll und so verengt
War seine Brust. Ihm rollen dicke Zähren
In seinen Bart, er seufzt und blickt empor
Und kann sich länger nicht erwehren
Die Seneschallin zu belehren,
Was für ein Wort, vom Himmel in sein Ohr
Gedonnert, ihn aus seiner lieben
Einsiedeley heraus getrieben:
Was ich erfuhr beweiset nur zu klar,
Setzt er hinzu, daß es ein Wort vom Himmel war.

Mein Bruder, spricht die Frau, wenn dich in deinem Winkel
Beym Drang zur Heiligung ein wenig Eigendünkel
Beschlich, so hat vielleicht ein Stand, worin ein Mann,
Um seine Tugend recht zu schätzen,
Sich selbst nicht auf die Probe setzen,
Sich nicht an Bessern messen kann,
Die Abgeschiedenheit, nicht wenig Schuld daran;
Der Seneschall und ich, wir leben
Auf unserm Posten in der Welt;
Fest überzeugt, wir sind dahin gestellt,
Mit stillem redlichem Bestreben
Nicht mehr noch weniger als unsre Pflicht zu thun:
Und wenn wir uns verbunden schätzten

Zu halten, was ein rasches Wort zur Pflicht
Uns machte, so geschah es nicht
Als ob wir großen Werth in diese Opfer setzten;
Genug ein Biedermann erfüllt was er verspricht,
Wenn's möglich ist. Mit gleich einfält'gem Willen
Sind wir, wie uns Gelegenheit
Gegeben wird, nicht weniger bereit
Gemein're Pflichten zu erfüllen.
Wir, die uns um den Ruf und Schein der Heiligkeit
In unsrer Einfalt nie bewarben,
Wir theilen unsern Ueberfluß
Mit allen gern, die unverschuldet darben;
Und was wir uns für sie entziehn, ist uns Genuß.
Nie sieht man uns den Anlaß meiden
Uns mit den Fröhlichen zu freun,
Und mit den Leidenden zu leiden;
Wer unsre Hülfe braucht, kann ihrer sicher seyn.
Und während wir uns dies und das versagen
Ergötzen wir uns oft an fremden Hochzeittagen.
Denn, unter uns. ich bin die Juno Pronuba
Von manchem wackern Paar in Aquilegia,
Das ohne mich den Weg zum Ehebette
Aus Armuth nie gefunden hätte.
In allem diesem thun wir nichts als unsre Pflicht,
Und spiegeln uns in unsrer Tugend nicht.
An eitelm Ruhm ist wenig uns gelegen.
Auch sind wir nicht für unsre Mängel blind:
Denn alles, Bruder, was wir auch zu thun vermögen,
Ist immer weniger als was wir schuldig sind.

Hier

Hier schweigt sie abermahl. Lutz läßt die Ohren hängen.
Sein hageres Gesicht scheint sich noch zu verlängern,
Allein sein Dünkel schrumpft in sich hinein:
Lutz, denkt er, Lutz! du bist doch nur ein armer Sünder,
Und wahr das Wort: so ihr nicht werdet wie die Kinder,
So geht ihr nicht ins Reich der Himmel ein.

Die Seneschallin kann nunmehr den Rest der Nacht
In tiefer Ruh an seiner Seite liegen,
Und wie's der erste Strahl im Zimmer dämmern macht,
Sieht Lutz sie durch die Teppichwand sich schmiegen.
Er selber kriecht in seinen Pilgerrock,
Wirft einen Blick, mit dem ein kleines Fieber
Ihn schüttelt, auf die Kufe gegen über,
Nimmt eilend seinen Knotenstock,
Läßt bey der gnäd'gen Frau sich melden,
Empfiehlt, demüthiger als einem Tugend-Helden
Geziemt, sich selbst in ihr Geberh,
Und wandert nun, viel weniger gebläht
Als da er kam, mit manchem Wurm in seiner Seele
Und manchem Pfahl im Fleisch, nach seiner Bärenhöhle.

Horatio überlieſt den Brief.

Horatio, wenn du dieſes überleſen haben wirſt, ſo verſchaffe dieſen Leuten Gelegenheit vor den König zu kommen; ſie haben Briefe an ihn. Eh wir noch zween Tage auf dem Meere waren, verfolgte uns ein See-Räuber von ſehr ſtattlichem Anſehen. Da wir uns von ihm überſegelt ſahen, entſchloſſen wir uns zur Gegenwehr, und während dem Handgemeng ſprang ich zu ihnen an Bord -- Augenblicklich lieſſen ſie unſer Schiff fahren, und ſo blieb ich ihr Gefangner. Sie haben mir begegnet, wie Diebe die zu leben wiſſen; das macht, ſie wußten warum, und ſie ſollen mir's nicht umſonſt gethan haben. Mache, daß der König ſeinen Brief überkommt, und ſuche mich dann ſo eilfertig auf, als ob du vor dem Tode lieſſeſt. Ich habe dir Worte ins Ohr zu ſagen, die dich taub machen werden; und doch ſind ſie viel zu leicht für ihren Inhalt. Dieſe guten Burſche werden dich zu mir bringen. Rosenkranz und Guldenſtern ſezen ihren Lauf nach England fort. Ich habe dir viel von ihnen zu erzählen. Lebe wohl.

„Dein Hamlet.“

Kommt, ich will für die Beſtellung eurer Briefe ſorgen; und deſto eilfertiger, damit ihr mich ohne Verzug zu Demjenigen führen könnet, der euch geſchikt hat.

(Sie gehen ab.)

III.

Plato und Rousseau.

Ein Fragment
aus der Schrift:

Caroli Morgenstern de Platonis Republica Commentatio *tertia* *): *Civitatis ex mente Platonis perfectæ Descriptio atque Examen.*

Plato und Rousseau kämpften mächtig gegen herrschende Vorurtheile ihres Zeitalters in moralischer, in theologischer, vorzüglich aber in pädagogischer und in politischer Rücksicht, und schwangen sich vermit

*) In der Ostermesse 1794. kam heraus: De *Platonis Republica* Commentatio I. *De Proposito atque Argumento Operis Disquisitio.* Comm. II. *Doctrina Moralis Platonicae ex eodem potissimum opere Nova Adumbratio.* Hal. Sax., in libraria Hemmerdeana. 156. S. gr. 8. Die Lateinische Schrift, aus welcher das hier gelieferte Fragment vom Verfasser übersetzt ist, wird in kurzem erscheinen; und ich zweifle nicht, daß alle Leser von Geschmack sich mit mir vereinigen werden, den scharfsinnigen und gelehrten V. zu bitten, uns seine ganze Arbeit über Platons Republik (um sie desto gemeinnützlicher zu machen) auch in teutscher Sprache mitzutheilen. W.

mittelst ihrer seltenen Denkkraft und ihrer höchst lebhaften Fantasie aus der wirklichen Welt in eine idealische empor.

Beyde stellten ihre idealischen Entwürfe mit einer siegenden Beredsamkeit dar. Diese gießt einen unbeschreiblichen Reitz über ihre Werke aus. Wie die Sonne durch ihr Licht jede Farbe verschönt und erhöht, ihr Leben und Wärme mittheilt: so jener spiritus divinior in den Schriften beyder Filosofen. Eben diese Beredsamkeit fesselt und entzückt um so mehr den Verehrer des Wahren, Guten und Schönen, weil aus ihr ein hoher Eifer für Wahrheit und Recht, und das innigste Verlangen athmet das Menschengeschlecht glücklich zu machen; und weil zugleich die Muse beyder Weisen von allen Grazien begleitet erscheint, so daß die Griechische Prose nichts Schöneres aufzuweisen hat, als Platons, und die französische nichts Schöneres, als Rousseau's Werke *).

Aber eben diese Beyden gemeinschaftlichen Vorzüge waren auch die Quelle gemeinschaftlicher Verirrungen für Beyde.

I. Gerade das Bestreben nach einer siegenden Beredsamkeit scheint dazu beygetragen zu haben, Bey-

*) Nur finde ich besonders den Unterschied, daß in Platons Werken weniger jenes beständige Kochen und Brausen ist, das man in Rousseau's meisten Schriften antrift. Dieser gleicht an sehr vielen Stellen einem über Klippen hinstürzen-

Beyde nicht selten abseit von der Wahrheit, die so oft in der Mitte liegt, zu führen, und ihren Behauptungen den Stempel der Paradoxie und Einseitigkeit aufzudrücken. Denn um schön und glänzend zu schreiben, um seine Vorstellungen neu und stark zu machen, muß ein Schriftsteller oft sich durch Ausdruck und Wendung von der strengsten Wahrheit entfernen *).

II.

zenden, schäumenden Gießbach: die Prose des Griechen fließt wie ein breiter Strohm mit tiefen Ufern in einer stillen Majestät dahin —.

χεύματι ἀψοφητὶ ῥέων.

Longin. XII.

*) Dies bezeugt, dünkt mich, dem Plato z. B. bey manchen Zügen des Gemäldes, welches er von einem wahren Filosofen im Theatet entwirft (Opp. T. II. p. 115. seqq. Ed. Bip.), und im Fädon bey der sonderbaren, schwärmerisch lautenden Angabe des Zwecks der Filosofie (T. I. p. 145. seqq.) Vergl. über die letztere Tennemanns System der Plat. Filos. I B. S. 215. ff.

Wie Rousseau zuweilen durch den besondern Gebrauch gewisser Ausdrücke parador wird, davon sehe man ein passendes Beyspiel in Hrn. Eberhards Schrift, Ueber Staatsverfassungen und ihre Verbesserung. I. Heft. S. 41. ff. Auch Plato scheint mir von diesem Vorwurf nicht ganz frey. Sokrates redet er z. B. im fünften Buche seiner Republik von Weibergemeinschaft, obgleich das, was er dort aufstellt, doch eigentlich keine Gemeinschaft der Weiber ist, wie auch schon Rousseau bemerkt hat. (Emi-

II. Jene der Stärke ihrer Denkkraft zugesellte höchst lebhafte Fantasie führte Beyde, auf dem Fluge zu ihren Idealen, zuweilen über die Regionen der Wahrheit hinaus in das Reich der Schimären. Jene große Lebhaftigkeit ihres Geistes ist Schuld, daß sie bey den moralischen und politischen Einrichtungen ihres Zeitalters oft nur die Eine Seite des Gegenstandes ins Auge fassen, das Schlechte der Sache, wovon sie reden, übertreiben, und aus Einseitigkeit ganz verwerfen, was sie nur hätten verbessern sollen. Eben daher betrachten sie mit Wohlgefallen bey ihren eigenen Vorschlägen zur Abstellung der Fehler ihres Zeitalters nur das Gute, das jene etwa haben, und übersehen die großen, oft überwiegenden Nachtheile, die daraus entspringen, so wie die Unanwendbarkeit vieler ihrer idealischen Fantasien auf das wirkliche Leben*).

Ich

(Emile. Liv. V. p. 292. Genfer Oktavausgabe 1780. T. III.)

Demohngeachtet scheint mir der Vorwurf eben so hart als unerweislich, welchen Dionysius von Helikarnaß (de admirab. vi dic. in Demosth. p. 1032. Reisk.) und mit ihm Hr. Meiners (Gesch. d. Wiss. II. B. S. 693.) dem Plato macht, daß er einen größern Ruhm darin gesucht habe, schön zu schreiben, als richtig zu denken.

*) Wegen der eben angeführten Punkte der Aehnlichkeit zwischen Plato und Rousseau gehören mehrere Schriften Beyder zu denjenigen Werken des Genies, die gar kein gemäßigtes Urtheil erfahren, die von ihren Verehrern übermäßig erhoben, und von ihren Gegnern um desto tiefer herabgesetzt werden. Dies gilt von Rousseau's Emil und Contrat Social, wie von Platons Republik.

Ich füge dieſem Winke über einige Aehnlichkeiten zwiſchen Platons und Rouſſeau's Geiſt überhaupt einige Gedanken zur Vergleichung der politiſchen Ideen beyder Filoſofen hinzu.

Der berühmte Recenſent der Schriften über die Franzöſiſche Revoluzion in der Allgem. Literaturzeitung hat ſchon bemerkt*), daß Rouſſeau's politiſches Syſtem in manchem mit der metafyſiſchen Politik Platons einige Aehnlichkeit habe, indem beyde darauf angelegt ſind, daß durchgehends die Vernunft herrſche**). Hier billige ich jedoch ſehr die Vorſichtigkeit, mit welcher Hr. Rehberg ſich ausgedrückt hat: in man

 chem,

*) A. L. Z. von 1791. no. 246.

**) Ob Rouſſeau von ſeinen politiſchen Ideen Einiges aus Platons Schriften geſchöpft habe, wag' ich nicht zu beſtimmen. Daß er ſie wenigſtens fleißig geleſen habe, iſt aus den öftern Citazionen derſelben (im Emile, Discours ſur l'Inégalité, Contrat Social ꝛc.) klar genug. Ich überlaſſe auch Andern zu entſcheiden, ob die Aehnlichkeit in gewiſſen pädagogiſchen Ideen zwiſchen Plato und Rouſſeau bloß zufällig ſey. Ich erinnere nur daran, wie z. B. ſchon Plato vor Rouſſeau darauf dringt, die Jugend ſpielend und ohne Zwang zu unterrichten (ſ. Plat. Legg. lib. II. p. 73. lib. VII. p. 383. 384. T. VIII. Ed. Bip. und Rouſſ. Emile Liv. III. p. 21. Genf. Ausg. T. II. ꝛc.); wie ſchon vor dem Genfer Filoſofen der Athener gegen die Aerzte eifert (vergl. Plat. Polit. lib. III. p. 299-309. T. VI. Ed. Bip. und Emile Liv. I. p. 48. ſeqq. Liv. II. p. 122.); wie ſchon vor jenem dieſer gegen die dramatiſchen Dichter deklamiert (vergl. Plat. Polit. lib. III. p. 273-285. T. VI, lib. X. p. 283-301. T. VII. und Lettre à d'Alem-

chem und nur: einige Aehnlichkeit. Denn abgerechnet, daß die Ideen beyder Denker über eine vollkommene Staatsverfassung darin einander ähnlich sind, daß sie ganz idealisch und, in ihrer Strenge genommen, auf den Menschen gar nicht anwendbar sind; abgerechnet ferner jenen allgemeinen Zug der Uebereinstimmung, daß Beyde auf Herrschaft der Vernunft dringen: so ist übrigens der Geist einer Platonischen vollkommenen Staatsverfassung dem Geist einer Rousseauischen ganz entgegen gesetzt.

Denkende, für das Wohl ihrer Mitbürger und ihrer Mitmenschen lebhaft fühlende Männer pflegen bey ihrem Ideengange von dem Bedürfniß ihres Zeitalters auszugehn, und durch dasselbe nicht selten in ihren Ideen selbst bestimmt zu werden. Dies ist bey Plato und Rousseau der Fall. Jener ward durch die ochlokratischen Greuel seines Zeitalters zur Aufstellung seines politischen Ideals veranlaßt, dieser durch monarchische und oligarchische zur Aufstellung des seinigen. Daher hauptsächlich scheinen mir folgende Hauptverschiedenheiten ihrer metafysischen Politik zu erklären.

I. Rousseau im Contrât social geht von gewissen subtilen Spekulazionen aus, die Plato gar nicht berührt hat: von den ursprünglichen Rechten des Menschen, von der allgemeinen ursprünglichen Gleichheit; von der Souveränität des Volks; von der Unveräußerlichkeit dieser Souverä-

Alembert in den Oeuvres de l. l. Rousseau. T. XI. Zweybr. Ausg.

veränität u. ſ. w. Von allem dieſem iſt im Plato gar nichts.

II. Da Rouſſeau's politiſches Syſtem auf dem Axiome beruht: Als vernünftiges Weſen hat der Menſch das Recht ſich ohne alle Einſchränkung zu beherrſchen: ſo giebt er als Zweck des Staats die Sicherung aller nur möglichen Freyheit an, die mit der Freyheit des Andern beſtehen kann. Plato hingegen ſetzt dieſen Zweck in der höchſt möglichen Beförderung der Sittlichkeit, und der dadurch zu erlangenden Glückſeligkeit.

III. Rouſſeau drückt daher das Problem des Staatsrechts ſo aus: Trouver une forme d'aſſociation — par laquelle chacun s'uniſſant à tous n'obéiſſe pourtant qu' à lui même et reſte auſſi libre qu' auparavant *). So würde Plato jenes Problem nicht ausgedrückt haben, ſondern ſeinen Grundſätzen zufolge eher ſo: Die Form einer Verfaſſung zu finden, wo allenthalben die Vernunft herrſcht, und zwar in den Weiſeſten und Magiſtratsperſonen (dies ſind nemlich in Platons Republik zwey unzertrennliche Begriffe) freywillig herrſcht, in den übrigen Bürgern aber durch Nöthigung von Seiten jener **).

IV. Bey Plato alſo ſoll die Vernunft in den Weiſen das Regiment haben, bey Rouſſeau die

*) Contr. Soc. Liv. I. Chap. VI.

**) Hierüber iſt beſonders eine ſchöne Stelle in Plat. Republik im IX. Buche p. 277. 278. T. VII. Ed. Bip.

Vernunft in allen Bürgern des Staats, die Volonté générale, wie er es nennt. Plato ſtellt daher als Muſter einer vollkommenen Staatsverfaſſung in ſeiner Republik *) eine abſolute Ariſtokratie (im edelſten Sinne des Worts, wo οἱ ἄριστοι regieren), Rouſſeau eine abſolute Demokratie auf.

Beyde demnach entwarfen ein Ideal; Beyde entfernten ſich weit von der Wirklichkeit: aber Rouſſeau in gewiſſer Rückſicht noch weiter als Plato. Die Vernunft, ſagt dieſer zwar, ſoll im Staate herrſchen, aber die Vernunft in einer kleinen Anzahl wahrer Weiſen, bey welcher ſie doch eher wirklich herrſchend iſt, als bey dem großen Haufen. **) Nur zu wohl bekannt mit der Unmündigkeit, den Schwachheiten und Leidenſchaften des gröſsern Theils der Menſchen, wagte er es nicht einmal, in ſein Ideal den Zug aufzunehmen: die Vernunft, der vernünftige Wille in allen Bürgern (im Volke) ſoll im Staate herrſchen. Rouſſeau wagte es.

IV.

*) Diejenige Staatsverfaſſung hingegen, die Plato in ſeinen Geſetzen aufſtellt, aber ſelbſt für weniger vollkommen, wenn gleich auf die Menſchen, wie ſie einmal ſind, für anwendbarer erklärt, (ſ. beſonders Pl. de Legg. lib. V. p. 228. ſeqq. T. VIII. Ed. Bip.) iſt eine gewiſſe Miſchung aus Ariſtokratie und Demokratie.

**) Daß der gröſsere Hauſe der wahren Weisheit und folglich auch der Regierung nicht fähig ſey, ſagt Plato öfters; z. B. Polit. lib. VI. p. 89. T. VI. Ed. Bip.

IV.

Probe einer Ueberſetzung der Medea des Euripides.

V. 1021 : 1080.

Zur Verſtändlichkeit der hier überſetzten Stelle wird folgendes hinreichen. Medea, von Jaſon verlaſſen, dem ſie Eltern und Vaterland aufgeopfert hatte, verſtoßen von dieſem Nichtswürdigen welcher Kreons Tochter Kreuſa heirathete, von Kreon aus Korinth verbannt, verrathen und verlaſſen von aller Welt, faßte endlich, nach einem langen Kampf zwiſchen Liebe, mütterlicher Zärtlichkeit und Rache, den ſchrecklichen Entſchluß ihre mit Jaſon erzeugten Kinder zu ermorden, und ſich ſo an ihren treuloſen Gatten zu rächen. Vorher ſandte ſie der Kreuſa einen koſtbaren Anzug zum Geſchenk, der mit einer äuſſerſt brennbaren Materie (vielleicht Nafta) tingiert war, worin dieſe, v. 1169 u. f. ſobald ſie ihn angelegt hatte, unter den gräßlichſten Schmerzen verbrannte.

Medea, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, hat eben die Kinder mit ihrem Führer von ſich geſchickt, und beginnt dieſen Monolog:

O meine Kinder, meine Kinder! ihr,
Ihr habt noch Stadt und Haus, worin getrennt
Von mir Unglücklichen ihr wohnen könnt,

Beraubt auf ewig eurer Mutter! — Aber ich,
Ich gehe nun verbannt in fremdes Land,
Noch ehe mir die Freude wird euch hier
Beglückt zu sehn, noch eh' ich euch bereite
Den eignen Heerd, und euch das Ehbett weihe,
Und froh die Hochzeitsfackel vor euch schwinge.
Unselige, wo bleibet nun dein Stolz?*)
Vergebens hab' ich also euch erzogen?
Vergebens so gesorgt, und unter Kummer
Der Jahre Blüte hingelebt, gefoltert
Von Todesqualen der Gebärerin?
Ja, einst — ich Unglückselige! setzt' ich Hofnung,
Viel Hofnung setzt' ich einst auf euch, ihr würdet
Im Alter **) meiner pflegen, und mich dann,
Beneidet von der Welt, der stillen Gruft
Vertrauen. — Aber nun — für mich auf ewig
Ist der Gedanken süßester verlohren!
Ach! fern von euch wird das verhaßte Leben
In Traurigkeit und Leiden mir verfließen;
Und ihr —

(die Kinder kommen.)

nie werdt ihr eure Mutter ferner

Mit

*) Gotters Medea. Wo sind die stolzen Entwürfe mit denen du kamst? Hab' ich euch darum mit Schmerzen geboren? darum für euch gesorgt, geweint? O daß euch die Sonne nie angelächelt hätte! daß ich in der Angst der Gebärerin verschmachtet wäre!

**) G. M. Ihr werdet mein einsames Alter nicht trösten! meine letzten Thränen nicht trocknen! fern von euch werd' ich sterben!

Neunte Scene.

Der König und Laertes treten auf.

König.

Nunmehr muß dann euer Gewiſſen ſelbſt meine Freyſprechung ſiegeln, und ihr müſſet überzeugt ſeyn, daß ich euer Freund bin, da ihr geſehen habt, daß eben derjenige, von deſſen Hand euer edler Vater fiel, mir ſelbſt nach dem Leben getrachtet hat.

Laertes.

Die Beweiſe reden. Aber erlaubet mir zu fragen, warum ihr gegen Uebelthaten von ſo ungeheurer Beſchaffenheit nicht gerichtlich procedirt habet; da doch eure eigne Sicherheit, Klugheit, und alles in der Welt euch rathen mußte, den Thäter zur Rechenſchaft zu ziehen?

König.

Zwoo beſondre Urſachen haben mich davon abgehalten, die in euren Augen vielleicht weniger Stärke haben als in den meinigen. Die Königin ſeine Mutter lebt, ſo zu ſagen, faſt von ſeinen Blicken, und ich ſelbſt (es mag nun eine Tugend oder eine Schwachheit ſeyn:) liebe ſie ſo zärtlich, daß ich ihren Wünſchen nichts verſagen kan. Der andre Grund iſt die allgemeine Zuneigung, welche das Volk zu ihm trägt, und die ſo weit geht, daß ſie ſeine Fehler ſelbſt übergülden und ſeine Verbrechen zu Tugenden machen würden: ſo daß meine Pfeile, zu ſchwach befiedert für ei-

Mit diesen liebevollen Augen sehn,
In eine andre Laufbahn hingerissen!

(Pause)

Weh, weh mir! Kinder, was seht ihr mich an?
Was lächelt ihr mir zu das letzte Lächeln? —
Ach, ach! — *) Was soll ich thun? — Mir bricht
das Herz!
O dieser ahndungslose heitre Blick
Beraubt mich aller Kraft! —— Fort, fort zur Hölle,
Ihr vorigen Entschlüsse! — Nein! — Ich will
Aus diesem Lande meine Kinder führen. **)
Was hilft es mir, daß ich, um ihren Vater
Zu kränken, diese Unschuldsvollen martre,
Und alles Elend zwiefach auf mich lade?
Nein, wahrlich nein! nicht ich! — Fort, fort Entschlüsse!

(Pause)

Doch — was beginn ich? Will ich mich dem Spott
Der Welt Preis geben? Sollen meine Feinde
So ungestraft nun meinem Zorn entgehn? —
Ha, eine kühne That! — Nein, Feigheit flößt
Dir diese weibischen Gedanken ein!

*) G. M. Große Götter, was soll ich thun! Ich kann nicht! ich kann nicht! ich würde mir zwiefach das Herz durchbohren!

**) G. M. Ich will sie mit mir nehmen! ich will sie bey der Hand führen! Ich will sie auf meinem Rücken tragen, ein Gegenstand des Erbarmens für Götter und Menschen!

(Zu den Kindern und ihrem Führer)

Fort, fort, ins Haus hinein! —

(Sie gehen ab)

Wer nicht ein Zeuge
Seyn darf bey meinem Opfer, der muß sich
Entfernen. — Ich will keine Hand beflecken!
Ach, ach! — nein, nein mein Geist! nein, wahrlich
Das sollst du nicht! — Unglücklichste der Mütter!
Laß sie in Frieden! schone deiner Kinder!
Dort sollen sie bey dir in Ruhe wohnen,
Und noch die Wonne deines Lebens seyn! —

(Pause)

Ha! bey des Orkus fürchterlichen Mächten!*)
Mit nichten, das soll nicht geschehn, daß ich
Die Freude, meine Kinder zu beschimpfen,
Den Feinden gönne! Nein! sie müssen sterben!
Das Schicksal will es so; und müssen sie:
So sey's durch mich, durch mich die sie gebar. —

(Pause)

Der Plan ist schon gemacht, er muß gelingen.
Schon ist, das Haupt geschmückt mit meinem Kranz,
In festlichen Gewand die Königsbraut
Dem Tode nah'. Unfehlbar muß sie's seyn.

(die

*) G. M. Undich ließ' euch unter meinen Feinden zurück? Nein, nein! Ihr sollt nicht Brüder von Kreusa sehn! Ihr müßt sterben! Es ist Liebe — Wohlthat — die einzige Wohlthat eurer Mutter. Sie gab euch das Leben, sie nehm' es euch wieder!

(die Kinder kommen zurück)

Der Weg ist traurig den ich wandeln muß;
Doch trauriger wird jener seyn, den diese *)
Nun gehn. — (bey Seite)
Anreden will ich sie. — (zu den Kindern)
Gebt mir,
Mir eurer Mutter gebt die Rechte her,
Lieblinge meines Herzens, küsset mich!
O welche liebe Hand! welch holder Mund!
Welch edler Anstand! welch ein hoher Blick!
Seyd glücklich — aber — dort; denn ach! hienieden
Hat Jason jedes Glückes euch beraubt! —
O Wonne der Umarmung! Wie so sanft
Die Haut, wie süß der Kinder Athem ist!

(Pause)

Fort, fort! Nein, länger nicht vermag ich euch
Ins Aug zu schaun; — Mein Unstern reißt mich hin!
Ich seh die Größe meiner Frevelthat;
Allein mein Wille wird vom Zorn besiegt,
Der alles Böse zeugt, das Menschen trift.

C. W. Ahlwardt.

V.

*) Ich bin der gewöhnlichen Erklärung gefolgt, die diesen Vers auf Medeas Kinder deutet, welche zurück kommen, und auf welche Medea hinzeigt. Sollte man den Vers nicht mit größerm Recht mit den vorhergehenden Schonrst u. s. w. verbinden, und das τηνδε πεμψω „den Weg, den ich diese senden will" von Kreusa und Kreon erklären müssen?

V.

Ueber

den berüchtigten Wahlspruch:

Oderint dum metuant *).

Man möchte heut zu Tage diesen bekannten Ausspruch jenes römischen Kaisers in gewissem Sinn immer in Schutz nehmen, und vorzüglich auf eine Volksklasse anwenden, welche noch zu roh und unverfeinert ist, als daß sie andern Bewegungsgründen zu einer ruhigen und gesetzmäßigen Aufführung außer der Furcht Gehör geben sollte.

Diese Volksklasse macht gewöhnlich den größern Theil der geringern Staatsbürger, wenigstens der Städte-Bewohner aus, und zu leibiger muß man alle diejenigen zählen, welche entweder durch Zeit, Umstände und durch die eben bestehende Einrichtung der Dinge, oder durch eigne Schuld z. B. durch Trägheit, Ausschweifungen und dergl. außer Stand gesetzt werden, mehr als einen äußerst nothdürftigen Unterhalt, oder auch den nicht einmahl, zu erwerben.

Es ist begreiflich, daß bey einer beklemmten Lebensart, unter dem harten Druck äußerer Umstände keine

*) Wenn sie mich nur fürchten, was kümmert mich ihr Haß!

keine Erweiterung des Ideenkreises, und keine Erhöhung oder Verfeinerung der Gefühle Statt findet. Die Erfahrung lehrt auch, daß, wo eigne Verschuldung einer solchen bedrängten Lage hinzukömmt, die Entwürdigung der Menschheit noch stärker ist, und daß die Triebe und Begriffe solcher Individuen auf einen Umfang weniger, fast bloß fysischer Gegenstände concentriert wird, innerhalb dessen sie auch fast bloß fysisch, aber mit aller Stärke der ungezähmten thierischen Natur, wirken.

Eine solche Menschenart mit einer gewissen Feinheit oder unzeitigen Schonung und Güte behandeln, heißt ein aus der Wildheit eingefangenes Roß an einem seidnen Faden lenken wollen.

Gleichwohl scheint dieser praktische Irrthum überhand zu nehmen, und verdient desto mehr Beherzigung, je gefährlicher es ist in einer Zeit den Zügel nachzulassen, wo der kräftige Einfluß der Beispiele ohnehin zur Ungebundenheit und Widerspenstigkeit aufmuntert. Es ist ein großer Staatsfehler, wenn sich die politische Mechanik von einer gewissen exaltierten Filosofie täuschen läßt, bey der Berechnung ihrer Kräfte auf solche schwache Triebfedern zu vertrauen und unverhältnißmäßige Wirkungen bey der Staats-Maschine von ihnen zu erwarten.

Man will diese Menschen nach einem Maßstabe behandeln, nach welchem sie sich selbst nicht zu messen gewohnt sind, und verfehlt dadurch nicht allein

den

den Zweck, sondern man veranlaßt auch zugleich gefährliche Misverständnisse. Denn daß man in ihnen die Menschheit respektieren will, sehen sie für eine Achtung der Wichtigkeit ihrer Personen an, oder gar für eine furchtsame Schonung ihrer sofischen Kräfte, deren Gewicht sie ohnehin zu fühlen beginnen. Statt also Gefühl oder richtigere Schätzung des Menschenwerths zum Behuf ihrer Veredlung in ihnen zu erwecken, macht man nur Uebermuth und Trotz rege; statt Liebe zu dem sanften Regiment und der Verfassung einzuflößen, stärkt man durch Nachgiebigkeit den Muth zu unbegränzten Anfoderungen.

Feinheit und Gütigkeit in der Behandlung setzt immer voraus, wenn es anders seine Wirkung hervorbringen soll, daß in dem Subjekt Einsichten vorhanden sind, um den edlen Grund der Behandlung zu verstehen, und feines Gefühl, um sie dankbar zu empfinden und zu erwiedern. Wie kann dies aber der Fall bey den bis jetzt freilich und leider sehr verwahrlosten niedern Ständen seyn, in deren Augen die höhern Stände, und Alle, die mit einiger Bemächlichkeit des Lebens froh werden, der ewige Gegenstand des Neides sind? Eines Neides, der mit unvertilgbarem Hasse um so mehr verschwistert ist, da ihnen das Schicksal die Wege zu einem gleichen Glücksstand, zu welchem sie sich doch eben so berechtiget glauben, sichtbar genug mit eisernen Schranken zu versperren scheinet.

Auf den Sandgrund der leichten Volksgunst und der Liebe zum Regiment wird daher ein vernünf-

künftiger Staatsmann keine Ruhe der Verfassung sichern wollen, oder bloß von liebreicher Behandlung des groſsen Haufens eine zuverläßige Ruhe und ungestörten Gang der Dinge erwarten dürfen.

Aber soll hiemit der Härte und dem Despotismus das Wort geredet, und Mäßigung des Regiments getadelt werden? Keineswegs! Es ist schon oben erinnert worden, daß nur von unzeitiger und übelverstandener Nachsicht, von unpassender Feinheit des Benehmens, hier die Rede seyn könne, welche entweder ein voreiliges Produkt enthusiastischer Anhänger der sogenannten Filosofie der Menschenrechte, oder ein Kind schüchterner Politik ist.

Dergleichen Filosofie und Politik haben hie und da einen Schritt weiter geführt, als man gehen wollte oder sollte.

Recht und billig war es, daß man ein Augenmerk auf die niedern, wie gesagt, zu arg vernachläßigten Volksklassen warf, daß man ihnen Ansprüche auf Wohlseyn und Lebensgenuß einzuräumen und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen anfing.

Einer gesunden Politik war es auch gemäß, ihnen allgemach die drückendsten Lasten zu erleichtern und offenbaren Beschwerden, so weit als immer möglich, abzuhelfen. Aber die Art und Weise es zu thun, muß bedachtsamer und dem Volkskarakter angemessener seyn, damit eine Erleichterung von unnöthigen Bürden nicht das Ansehen einer Dispensazion

sazion von allen bürgerlichen Lasten und vom Gesetzeszwang überhaupt, bekommen möge.

Jede unzeitige Nachgiebigkeit, jede Bewilligung trotzig angebrachter Foderungen, jede überfreundliche Behandlung, jede Substituzion von Ermahnungen und umständlichen, gemeiniglich über die Fassungskraft der Menge gehenden Vorstellungen, an der Stelle, wo Ernst gebraucht, oder kurz und deutlich befohlen werden sollte, jede unangemessene Verzeihung eines gesetzwidrigen Frevels der Individuen, jeder fieberähnliche Wechsel von hoher Strenge und indoleuter Nachsicht, entzieht der Staatsgewalt etwas von ihrer Kraft, und giebt, durch das allmählig auf die andere Seite fallende Uebergewicht, das Schicksal und die Fortdauer der Verfassung in die Hände derer, denen es nur an Gelegenheit oder Anlaß fehlt, solche auf eine gewaltsame und fürchterliche Weise zu verändern. Ueberhaupt hüte man sich vor allem bloßen Temporisieren, vor Schwanken und Unbestimmtheit bey der Leitung des gemeinen Wesens. Eine solche Mittelstraßen-Politik, wie man sie nennen könnte, welche es mit Niemand verderben und allen recht machen will, ist ein Irrlicht. Man macht es darüber Keinem recht, und giebt durch unvollständige oder widersprechende Maßregeln Blößen, welche der schlauere Theil zur Beförderung seines Eigennutzes und zur Verwirrung des Ganzen zu benutzen weiß, indessen zugleich bey allen klugen Köpfen das Ansehen und der Kredit der Regierung verscherzt wird.

Die-

Diese Bemerkung dürfte so gleichgültig nicht seyn, sobald man erwägen will, wie leicht Selbstliebe und Kleinherzigkeit diejenigen, welchen jetzt das sorgenvolle Regierungsgewesen auf den Schultern liegt, verleiten kann, zu dieser Mittelmäßen- oder Palliativ-Politik ihre Zuflucht zu nehmen, um den gewohnten Gang der Dinge nur während Ihres Daseyns noch bequem und leidlich hinzuhalten, unbekümmert ob indessen nicht der Schaden heimlich um sich fressen werde, und ihren Nachfolgern alsdann nichts als die traurige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der verspäteten Rettung hinterlassen bleibe.

VI.

Orlando der Rasende.

Zweiter Gesang.

1.

Warum, o ungerechter Amor, machst
Du sich so selten unsre Trieb' entsprechen?
Warum, Verräther, ist's dir so erfreulich,
Im Widerstreit zwey Herzen zu erblicken?
Du lockst mich ab von leichter, heller Fahrt,
Um in den trübsten Abgrund mich zu ziehen,
Machst kalt mich fliehn, wo Liebe mein begehrt,
Und wo mich Haß verschmäht, von Liebe glühen.

2.

Durch Dich ſcheint itzt Angelika Rinalden
So ſchön, da er ihr ſo abſcheulich dünkt;
Und als ſie ſchön ihn fand und feurig liebte,
Verſchmäht' er ſie mit unerhörtem Haſſe.
Vergebens härmt und martert er ſich jetzt.
So wird mit gleichem gleiches ihm vergolten;
Sie haßt ihn jetzt mit einem ſolchen Haſſe,
Daß ſie ſich eh'r dem Tod als ihm ergäbe.

3.

Rinaldo rief voll Uebermuth dem Heiden:
„Herab, du Dieb, von meinem Pferd! Ich pflege
Nur nicht das Meine ſo geduldig nehmen
Zu laſſen, ſondern dem, der es begehrt,
Es etwas theu'r zu machen. Auch des Fräuleins will
Ich dich entladen; denn es wäre wahrlich!
Nicht wohl gethan, es dir zu überlaſſen.
Solch köſtlich Roß, ſolch trefflich Fräulein ſchicken
Sich, mein ich, nicht für einen Straßenräuber."

4.

„Ein Lügner iſt wer ſo mich ſchilt! erwiedert
Nicht minder keck ihm Sakripant. Wer Dich
Mit dieſem Namen grüßen wollte, träfe,
Nach dem Gerücht von dir, die Wahrheit beſſer.
Wer von uns beiden dieſer Schönen und
Des Pferdes würd'ger ſey, wird gleich ſich zeigen;
Wiewohl, was jene trifft, ich deiner Meinung bin,
Daß auf der Welt nichts trefflichers zu finden."

5.

nen so starken Wind, auf mich selbst zurük gefallen, und nicht dahin gekommen wären, wohin ich gezielt hätte.

Laertes.

Und so muß ich einen edlen Vater verlohren haben, und eine Schwester zu Grund gerichtet sehen, deren Vortreflichkeit unser ganzes Zeitalter herausforderte, ihres gleichen zu zeigen -- Aber meine Rache soll nicht ausbleiben.

König.

Laßt euch das nichts von euerm Schlafe nehmen. Ihr müßt mich nicht für einen so phlegmatischen milchlebrichten Mann halten, der sich den Bart mit Gewalt ausrauffen läßt, und es für Kurzweil aufnimmt. Ihr sollt bald mehr hören. Ich liebte euern Vater, und liebe mich selbst, und dieses, hoff' ich, wird euch nicht zweifeln lassen -- Was giebts? Was Neues?

Ein Bote.

Bote.

Briefe, Gnädigster Herr, vom Prinzen Hamlet. Diesen an Eu. Majestät, und diesen, an die Königin.

König.

Von Hamlet? Wer brachte sie?

Bote.

Matrosen, sagt man; ich seh sie nicht; die Briefe wurden mir von Claudio gegeben, der sie von ihnen empfieng.

Königin.

5.

Wie wenn, von Neide oder anderm Groll
Gereizt, ein Paar von biſſigen Hunden, ſich
Die Zähne weiſend, und mit Augen glühender
Als Kohlen ſchielend, ſich einander nähern;
Mit rauhem Knurr'n und wild zerzauſtem Rücken,
Zuletzt ſich wüthend packen und zerbeiſſen:
So greifen jetzt nach lautem Schmähn zum Schwert
Der Ritter von Klermont und der Tſchirkaſſer.

6.

Zu Fuß iſt jener, dieſer iſt zu Pferde.
Glaubt ihr den Saracenen drum in Vortheil?
Auf keine Art; er ſpielt vielmehr ſo ſchlecht,
Und wohl noch ſchlechter als ein ungeübter Burſche.
Denn aus natürlichem Inſtinkte ſträubt
Das Roß ſich gegen ſeinen Herrn zu ſtreiten.
So viel der Heide reißt und ſpornt, er kann
Es nicht zu Einem Schritt nach ſeinem Willen bringen.

7.

Treibt er's zum laufen an, ſo ſteht es ſtill,
Und ſpringt und trabt umher, will er es halten.
Dann fährt es mit dem Kopf zur Bruſt hinunter,
Hüpft hinten auf, und lärkt aus allen Kräften.
Als Sakripant ſich ſattſam überführt,
Wie wenig jetzt das ſtolze Thier zu zähmen,
Stämmt er die Hände auf den Sattelknopf,
Hebt ſich und ſpringt zur Linken auf die Erde.

8.

Kaum hatte der behende Sprung den Heiden
Von dem unbändigen Bajard befreit,
So fing zu Fuß ein Zweikampf an, vollkommen
So eines tapfern Paars von Rittern würdig.
Bald hoch, bald tief, erklingen ihre Schwerter.
So schnellen Taktes schlug Vulkanens Hammer,
Beim Blitze-schmieden für den Jupiter,
Den Amboß nicht in Aetna's russiger Esse.

9.

Gleich Meister in dem Spiele, führen sie
Jetzt lange Hiebe, kurze jetzt und Finten.
Hoch sieht man jetzt sie schreiten, jetzt zusammen
Sich ziehn, bedecken jetzt, und jetzt ein wenig blößen,
Jetzt vorwärts heben, rückwärts jetzt sich ziehen,
Den Hieb parieren, öfters ihm entweichen,
Sich kreisen, und wo einer Raum giebt, flugs
Den andern mit dem Fuße hingestämmt.

10.

Doch endlich schlägt Rinald aus allen Kräften
Mit seinem Schwert auf Sakripanten los,
Der ihm den Schild von Bein entgegen streckt,
In Stahl gefasset, ächt und wohl gehärtet.
Fusberta haut ihn durch, trotz seiner Dicke.
Vom Schlag erseufzt und hallt der weite Forst;
Der Stahl, das Bein zerspringt wie sprödes Eis,
Und schier betäubet wird der Arm des Sarazenen.

11.

Die ſchöne Jungfrau, da ſie Sakripanten
Bey dieſem Hieb ſo übel fahren ſieht,
Wird todtenblaß vor Angſt, dem Sünder gleich,
Der ſich der Richtſtatt nähert; und es ſcheint
Ihr dort nicht länger ſäumens Zeit, ſofern
Sie nicht Rinaldo's Beute werden möchte,
Deſſelben Mannes Beute, welchen ſie
Nicht minder ſterblich haßt als er ſie liebet.

12.

Sie ſchwenkt ihr Pferd, und treibt es durch den Wald,
Auf einem ungebahnten engen Pfade,
Ihr bleiches Angeſicht oft rückwärts wendend, ſtets
In Furcht, Rinaldo ſey ihr in den Nacken.
Nicht weit iſt ſie geflohn, als ihr in einem Thal
Ein Eremit begegnet, dem zur Bruſt
Ein langer Bart hinunter fällt; ein frommer
Und ehrfurchtswürd'ger Mann, nach ſeinem Anſehn.

13.

Gedörrt von Jahren und von Kaſten, wandelt
Er langſam her im Thal auf einem Eſel,
Und ſcheint von ſcheuerm, ängſtlicherm Gewiſſen,
Als je ein Menſch auf dieſer Welt geweſen.
Als ihm der Jungfrau feines Angeſicht
Ins Auge fällt, ſo fühlt er ſich, wie ſchwach
Und unvermögend es mit ihm auch ſtand,
Doch ſchier bewegt von zärtlichen Gefühlen.

14.

Die Schöne fragt den Vater nach dem Wege,
Worauf sie nach Marseille kommen könne;
Denn um Rinaldo's Namen nicht zu hören,
Sey sie entschlossen Frankreich zu verlassen.
Der Eremit, der sich auf schwarze Kunst verstand,
Heißt gutes Muths sie seyn: er werde sie
Vor aller Fahr sogleich zu sichern wissen.
Mit diesen Worten greift er in die Tasche,

15.

Und zieht ein Buch hervor, eröffnet es, und murmelt
Ein Sprüchlein her; und sieh! sogleich erscheint
Ein Geist in der Gestalt von einem Knappen.
Der Zaubrer raunt ihm was ins Ohr. Im Hui
Verschwindt der Geist, nach dem Gebot des Alten,
Zu jenem Ritterpaar, das in dem Walde
Noch immerfort im harten Kampfe schwitzte.
Mit großer Keckheit springt er zwischen beide,

16.

Und spricht; „Mit Gunst, ihr Ritter! Sage mir
Doch einer, was es ihm wohl frommen könne,
Wenn er dem andern auch das Leben nehme?
Was dürft ihr euch am Ende dieses Kampfs
Für einen Lohn der schweren Müh'n versprechen,
Wenn ohne alle Fehde, oder ohne
Ein Ringelchen verletzt zu haben, Graf Orlando
Die Schöne, die zu diesem bösen Streit
Euch angereizt, auf immer euch entführen?

17.

17.

„Ein Meilchen kaum von hier sah ich den Grafen;
Er floh mit der Prinzessin nach Paris,
Von Herzen euch verlachend und verspottend,
Daß ihr so hitzig leeres Stroh hier dröschtet.
Drum wär's für euch vielleicht das klügste, ihm
Zu folgen, während er noch einzuhohlen:
Denn hat der Graf sie einmal in Paris,
So möcht' er sie euch schwerlich wieder zeigen."

18.

Die Nachricht macht das Ritterpaar nicht wenig
Bestürzt. Sie starren schier verdutzt ein Weilchen
Einander an, und schelten dann, betrübt
Und hoch erzürnt, sich blind und unverständig,
Sich des Rivalen Hohn so preiszugeben.
Mit Seufzern, wie vom Feu'r entsprungen, naht
Rinald sich dann, der Gute, seinem Pferde,
Und schwört, von Wuth entflammt, käm' ihm Orlando
Nur in den Weg, das Herz ihm auszureißen.

19.

Er naht Bajarden, der ihn still erwartet,
Schwingt sich hinauf, jagt fort, und sagt dem Ritter,
Der da zu Fuße bleibt, nicht einmahl Gott befohlen!
Geschweige daß er ihn mit aufzusteigen bitte.
Gereizt von den gewohnten Spornen, stürmt
Das muthige Roß dahin, zerschmetternd was den Paß
Ihm sperrt. Nicht Gräben, Flüsse, Felsen, Dornen
Vermögen es von grader Bahn zu bringen.

20.

Es möge, Herr, euch nicht befremden, wenn
Rinaldo jetzt Bajarden ohne Müh
Besteigt, nachdem er eine Zeitlang ihm
Vergeblich nachgerannt und zugesprochen.
Bajard war nicht aus böser Art so weit
Vor seinem Herrn gescheut: verständig wie ein Mensch,
Wollt' er ihn nur zur schönen Jungfrau bringen,
Wonach er ihn so sehr verlangen hörte.

21.

Es hatte sie das gute Pferd vom Zelt
Entfliehn gesehn, und sorgsam ihren Weg gemerkt.
Kaum sah es dra ſſ sich leer und frei, da eben
Rinaldo abgestiegen, sich mit einem
Barone, der nicht minder fürchterlich
Als er mit Speer und Degen war, zu schlagen;
So folgt' es ihrer Spur von weitem nach,
Verlangend sie Rinalden in die Hand zu spielen.

22.

Verlangend ihn zu ihr zu führen, kam
Bajard im großen Walde ihm entgegen,
Wollt' aber ihn nicht in den Sattel lassen,
Um nicht vom rechten Weg gelenkt zu werden.
So fand durch ihn Rinaldo zweimahl schon
Die Schöne; doch das Glück war ihm nicht hold:
Denn, wie bereits gesagt, ward er zuerst
Von Ferragu gestört, dann vom Tschirkasser.

23.

Des Dämons falſcher Kunde von dem Wege
Des Fräuleins glaubte nun Bajard ſo gut
Als wie ſein Herr, und blieb drum ruhig ſtehen,
Dem alten Dienſte gern ſich unterwerfend.
Von Zorn entbrannt und Liebe jagt der Ritter
In vollem Laufe gen Paris; ihn ſticht
Die Ungeduld ſo ſehr, ihm hätte ſelbſt
Der Wind, geſchweig' ein Pferd, langſam geſchienen.

24.

Kaum hemmt die Nacht ein wenig ſeine Haſt,
Sich mit dem Herren von Anglant zu treffen:
So ganz verläßt er auf die Bothſchaft ſich,
Womit der Zauberer ihn hintergangen.
Raſtlos verfolgt er, früh und ſpät, die Straße,
Bis ſeinem Blick die Stadt erſcheint, worein
Sich König Karl, nach ſchlimmer Niederlage,
Mit ſeines Heeres Reſt geworfen hatte.

25.

Und weil ihn Agramant dort mit Belagerung
Bedräut, ſo iſt er ſehr für gutes Volk
Beſorgt und Nahrungsmittel; läßt die Mauern
Ausbeſſern, Gräben machen; kurz, was ihm
Nur zur Vertheid'gung nöthig ſcheint, für Alles
Iſt er ſofort bedacht. Nach England auch
Gedenkt er einen abzuſenden, um
Von dort ihm friſche Völker zuzuführen.

26.

Denn sein Entschluß ist, mit dem Feinde wieder
Das Kriegesglück im Felde zu versuchen.
Drum fertigt er in Eile nach Britanjen
(Das später England hieß) Rinalden ab.
Sehr ungelegen war dem Paladin die Reise;
Nicht daß dies Land ihm so gehässig wäre sondern
Weil Karl ihm auch nicht Einen Tag Verzug
Nach seiner Ankunft in Paris vergönnte.

27.

So ungern hatte nie Rinaldo Karln
Gehorcht als jetzt; denn dadurch ward es ihm
Versagt, das schöne Antlitz aufzusuchen,
Das ihm das Herz aus seiner Brust entwendet.
Nicht desto minder macht er ohne Anstand,
Auf Karls Geheiß, sich auf den Weg, gelangt
In wenig Stunden nach Kalais, und setzt
Daselbst sich noch denselben Tag zu Schiffe.

28.

Voll großer Ungeduld zurück zu kehren,
Sticht er zum Trotze sämmtlicher Matrosen
In See, die schäumend Wog' an Woge warf,
Und mit sehr großem Ungestüme drohte.
Der Wind, erzürnt so übermüthig sich
Verschmäht zu sehen, thürmt mit fürchterlichem Wetter
So wüthend rings die Mereswasser auf,
Daß sie das Schiff bis an den Mastkorb baden.

29.

29.

Die Schiffer ziehn sogleich die gröſsern Segel,
Bedächtlich ein, und mühen sich, die Pinke
Nach jenem Hafen wieder umzulenken,
Von welchem sie zur Unzeit ausgelaufen.
„Nein! spricht der Wind, ihr müſst die Keckheit büſsen,
Die ihr euch gegen mich herausgenommen!“
Und bläst, und heult und droht mit jähem Untergang,
Wenn sie sich seinem Sturm entwinden wollen.

30.

Mit stets vermehrtem Grimme fällt der Wüthrich
Bald auf den Hintertheil, bald auch die Seite.
So schweifen sie, hierhin und dorthin bald,
Mit niedern Segeln auf dem hohen Meere. —
Doch da verschiedne Fäden mein verschiednes
Gewebe fodert, und das Ganze anzuzetteln
Mein Vorsatz ist, so lass' ich Schiff und Ritter
Dem Sturm, und wende mich zur **Bradamante**.

31.

Ich meine jenes hochberühmte Fräulein,
Das Sakripanten aus dem Sattel warf;
Rinaldo's würd'ge Schwester und die Tochter
Des Herzogs **Aymon** und der **Beatrice**.
Es freute Karl, so wie ganz Frankreich, sich,
Nach mehr als Einem glänzenden Erweise,
Nicht minder Ihrer groſsen Kraft und Kühnheit,
Als der belobten Tapferkeit Rinaldo's.

32.

In dieſes Fräulein hatte ſich ein Ritter
Verliebt, der mit dem König Agramant
Von Afrika gekommen war; ein Sohn
Rudſchiero's und der Tochter Agolant's.
Und jene, nicht erzeugt vom Bären oder Löwen,
Verſchmähte nicht die Liebe ſolches Ritters;
Wiewohl das Schickſal ihnen nur Einmahl
Vergönnet ſich zu ſehen und zu ſprechen.

33.

Seitdem nun irrte Bradamante, ihren
Geliebten (der des Vaters Namen führte)
Zu finden, ſtets umher. Ihr folgte niemand
Zur Sicherheit; allein ſie ſelber ſchützte ſich
So gut als tauſend Scharen rüſt'ger Männer.
Als ſie auf dieſer Fahrt den Sakripant
Zur alten Mutter Erde abgeworfen,
Durchritt ſie einen Wald und ein Gebirg,
Und fand am Ende ſich an einem ſchönen Bache.

34.

Von alten Bäumen überſchattet, ſchlängelt
Das Flüßchen ſich durch eine Wieſ', und ladet
Den Wanderer mit lieblichem Gemurmel
Zu friſchem Trank und ſüßem Schlummer ein.
Ein Rebenhügel ſchirmt zur linken Seite
Es vor dem heißen Strahl der Mittagsſonne.
Indem die Jungfrau ihre ſchönen Augen
Daſelbſt umherſchickt, zeigt ſich ihr ein Ritter;

König.

Laertes, ihr ſollt ſie hören -- Verlaßt uns, ihr --
[Der Bote geht ab.]

„ Durchlauchtiger und Großmächtiger! Dieſes ſoll
„ euch benachrichtigen, daß ich nakend in euer Königreich
„ ausgeſetzt worden bin. Auf Morgen werd' ich mir die
„ Erlaubniß ausbitten, eure Königliche Augen zu ſehen; wo
„ ich dann (in Hoffnung Verzeihung deßwegen zu erhal-
„ ten) erzählen werde, was die Gelegenheit zu dieſer ſchleu-
„ nigen Wiederkunft gegeben hat. „

Was ſoll dieſes bedeuten? Sind die andern auch zu-
rückgekommen? Iſt es ein Kunſtgriff -- oder iſt gar nichts
an der Sache?

Laertes.

Kennt ihr die Hand?

König.

Es iſt Hamlets Handſchrift -- Nakend, und hier ſagt
er in einem Poſtſcript, allein -- Könnt ihr mir ſagen, was
ich daron denken ſoll?

Laertes.

Ich begreife nichts davon, Gnädigſter Herr; aber laßt
ihn kommen; mein Herz lebt wieder auf von dem Gedan-
ken, daß ich es erleben werde, ihm in ſeine Zähne zu ſa-
gen, das haſt du --

König.

35.

Ein Ritter, an des fließenden Kryſtalles
Vielfarbnem Rand, im Schatten eines Buſches
Gelagert, einſam, ſtill, verloren in Gedanken.
An eine nahe Buche iſt ſein Schild
Und Helm gehängt, ſein Zelter angebunden.
Das Auge naß, herabgeſenkt das Haupt,
Scheint großes Leid am Herzen ihm zu nagen.

36.

Die Neugier, die, in Aller Herz gepflanzt,
Uns immer treibt, nach dem was andre kümmert
Zu forſchen, reizt das Fräulein, ſich dem Ritter
Zu nahn, und ihn zu fragen, was ihm fehle?
Und er, gerührt, ſowohl von ihrer feinen Rede
Als ihrem hohen Anſehn, (das ihm gleich
Den bravſten Krieger zu verrathen ſchien)
Erzählet ihr ſogleich ſein Abenteuer.

37.

„Herr, hebt er an, ich führte Volk, zu Fuß
Und Pferde, zu der Lagerſtatt, wo Karl
Marſilien erwartend ſtand, um ihm
Den Paß von dem Gebirge abzuſchneiden.
Mir folgt' ein ſchönes Mädchen, welches ich
Mit Inbrunſt lieb'; und nahe bey Rodona
Seh ich auf einem großen Pferd mit Flügeln
Bewaffnet jemand durch die Lüfte reiten.

38.

„Kaum iſt der Jemand — ſey's ein Menſch nun oder
Ein böſer Höllengeiſt — mein ſchönes liebes Mädchen
Gewahr geworden, als er, wie ein Falk
Auf ſeinen Raub, herunter ſchießt, und, ſich
Im ſelben Nu erhebend, ſie, entſeelt
Von Schrecken, mit ſich in die Höhe führet.
Noch hatt' ich ihn nicht nieder ſtürzen ſehen,
Als ſchon die Jungfrau über'm Kopf mir ſchrie.

39.

„So pflegt die dieb'ſche Weih' ein armes Küchlein
Dicht an der Mutterhenne fort zu rauben,
Die dann, voll Reu' ob ihrer ſchlechten Wache,
Vergebens ſchreit, vergebens nach ihm glukt.
Dem Manne, welcher fliegt, kann ich nicht folgen,
Beſonders zwiſchen ſchroſen Felſenbergen.
Ermattet bringt mein Zelter auf den rauhen
Und ſchweren Pfaden kaum mich von der Stelle.

40.

„Doch da ich lieber mir das Herz aus meiner Bruſt
Als dieſes Mädchen hätte nehmen laſſen,
So hieß ich, ohne mich und andern Führer,
Mein Truppenkorps des weitern Weges gehen,
Und nahm, wo mirs am erſten möglich ſchien
Die Felſen zu paſſieren, dann den Weg,
Den mir die Liebe wies, und wo, nach meinem Dünken,
Der Räuber meinen Troſt und Frieden hingetragen.

41.

„Sechs Tage ritt ich früh und ſpät; mich ſchreckte
Kein jäher Fels, kein fürchterlicher Abſturz,
Wo ich nicht Weg noch Steg, nicht Eine Spur
Von Menſchen fand. Am Ende ſah ich mich
In einem öden wilden Thal, umgürtet
Von Klippen und von grauenvollen Höhlen,
In deſſen Mitt' auf einem Felſen ſich
Ein feſtes wunderſchönes Schloß befand.

42.

„Wie Flammen ſtrahlt es einem in die Augen;
So glänzen Ziegel nicht, ja ſelbſt nicht Marmor.
Je näher ich der lichten Feſtung kam,
Je mehr ſetzt' ihre Pracht mich in Erſtaunen.
Nach dieſem hört' ich, daß geſchickte Geiſter,
Durch Zauberſpruch und Räucherei vermocht,
Mit Stahl im ſtyg'ſchen Feu'r und Waſſer wohl gehärtet,
Das ſchöne Schloß ringsum bekleidet hätten.

43.

„Nie mag ein Roſtfleck am polierten Stahle,
Der blitzend Thurm und Mau'r umziehet, haften.
Bey Tag und Nacht beſtreicht der böſe Räuber
Die Gegend rings und birgt ſich dann im Schloſſe.
Nichts könnte das, wonach ihn lüſtet retten:
Man ſchreit und flucht umſonſt ihm nach. Da hält
Er nun mein Liebchen, ach! mein Herz hält er gefangen,
Und nimmer, nimmer darf ich's wieder hoffen.

44.

„Ich Unglückſel'ger! Ach! was iſt mir noch vergönnt
Als zu der Burg, wo mir mein Gut verborgen,
Von weitem hinzuſehn? So wie der Fuchs
Der hoch im Adlerneſt ſein Junges ſchreien hört:
Er läuft umher, und weiß ſich nicht zu rathen,
Da's ihm an Schwingen fehlt, hinauf zu fliegen.
Senkrecht ſteigt Fels und Schloß empor; wer nicht
Ein Vogel iſt muß ewig unten bleiben.

45.

„Indeß ich dort, verzehrt von Sehnſucht, weile,
Nahn, unter Leitung eines Zwerges, ſich
Zwei Ritter mir, und fachen meine Hoffnung
Von neuem an. Doch eitle Sehnſucht! eitle Hoffnung!—
Es waren zwei der größten Ritterhelden;
Gradaß der eine, Serikaner-König,
Rudſchier der andere, ein tapfrer Jüngling,
In hohen Ehr'n, an Agramantens Hofe.

46.

„Sie kommen, ſprach der Zwerg zu mir, am Herrn
Des Schloſſes ihre Kräfte zu verſuchen,
Der — ein nicht ſehr gewöhnlich Känomen! —
Auf einem Vogel mit vier Füßen reitet.
O liebe Herrn! rief ich hier aus, laßt euch
Mein bitter, grauſam Loos zu Herzen gehen,
Und gebt, ſiegt ihr im Treffen ob, wie ich
Es hoffe, mir mein liebes Mädchen wieder!

47.

„Hierauf erzählt' ich, unter vielen Thränen
Und Seufzern, ihnen, wie ſie mir entriſſen.
Sie gaben mir ihr Wort, — der Himmel lohn' es ihnen!
Zu thun was ich begehrt, und ritten dann
Den Berg hinab. Ich blieb, von fern das Treffen
Mit anzuſehn, um ihren Sieg mit Inbrunſt betend.
Am Fuß des Schloſſes war ein ebnes Feld,
Von zweymahl einem Steinwurf in die Länge.

48.

„Sobald ſie es betreten, will ein jeder
Sich gern der erſte mit dem Zaubrer meſſen;
Nach ein'gem Streit erhält indeß Gradaß,
Durch Loſung oder weil Rudſchier ihm nachgab,
Den Vorkampf. Stracks ſezt er ſein Horn an Mund.
Laut wiederhallt der Fels, die hohe Feſtung;
Und ſieh, bewaffnet eilet aus dem Thor
Der Ritter her auf ſeinem Vogelpferde.

49.

„Drauf fängt er an ſich nach und nach zu heben,
Dem reiſenden Kranich gleich, der erſt zu laufen,
Dann aufzuſtreben pflegt und überm Boden
Izt eine, izt zwei Ellen ſtreicht; und, iſt
Nun ſein Gefieder völlig ausgeſpreitet,
Mit ſchnellſtem Flügelſchlag den Wolken naht.
So ſchwingt der Negromant ſich himmelan;
Kaum dringt ſo hoch ein Adler in den Aether.

50.

„Da's endlich Zeit ihm dünkt, ſchwenkt er ſich um;
Mit eingezognen Schwingen ſtürzt ſein Pferd
Senkrecht herab: wie wenn des Weidmanns Falk
Vom Himmel fällt auf Enten oder Tauben.
Mit eingelegter Lanze fährt der Ritter
Mit ſchrecklichem Sauſen durch die Luft hernieder.
Kaum wird Gradaß gewahr, daß ſich der Zaubrer ſenkt,
Als er ſich ſchon von ihm getroffen fühlet.

51.

„Der Zaubrer bricht die Lanze auf Gradaſſo,
Gradaſſo ſticht nur in den Wind. Das Treffen
Hemmt nicht des Fliegers Fittigſchlag; er ſchwingt
Im ſelben Augenblick ſich wieder auf.
Vom harten Stoße beugt Alfana ſich,
Die Wackre, bis zum Grund der grünen Wieſe.
Gradaſſo ritt die ſchönſte beſte Stute
Von allen, die der Sattel jemahls drückte.

52.

„Bis zu den Sternen dringt der Flieger, kehrt
Dann um, fällt ungeſtüm herab, und trift
Rudſchiern, der deß ſich nicht verſehen war,
Indem er auf Gradaß den Blick geheftet.
Rudſchier entwich dem ſchweren Stoß; er warf
Sein Pferd um mehr als Einen Schritt zurück,
Und als er auf den Zauberer ſich wendet,
Sieht er ihn fern ſchon an dem Himmel ſchweben.

53.

„Jezt ſchlägt er den Gradaß, jezt den Rudſchier,
Bald an der Stirn, der Bruſt, bald an dem Rücken,
Und läßt, ſo ſchnell im Nahn und Fliehn, daß man
Ihn kaum erblickt, ſtets ihre Schläge leer.
In weiten Kreiſen fliegt er in den Lüften;
Wann er dem einen droht trift er den andern,
Den einen und den andern ſo verblendend,
Daß ſie, wohin er fällt, nicht ſehen können.

54.

„So ſtreiten die zwey Ritter auf der Erde
Und einer an dem Himmel, bis zur Stunde,
Die, auf die Welt den braunen Schleier werfend,
Das ſchöne Farbenſpiel der Dinge löſcht. —
Was ihr von mir izt hören werdet, iſt
Nicht minder wahr, kein Härchen ſetz' ich zu;
Ich ſah, ich weiß es: dennoch mag ich kaum
Es anderen erzählen; denn es ſieht
In Wahrheit einer Lüge nur zu ähnlich.

55.

„Der Schild des Himmel-Ritters hing, bedeckt
Mit einem Atlastuch, an ſeinem Arme.
Wie er ſo lange ihn in dieſer Hülle
Verborgen halten konnte, kann ich nicht
Begreifen: denn ſobald er ihn entblößt,
Muß, wer ihn anſieht, blind an beyden Augen
Und wie entſeelt, zu Boden fallen und
In die Gewalt des Zauberers gerathen.

56.

„Karfunkeln gleich ſtrahlt dieſer magiſche Schild;
So leuchtend iſt kein ander Licht. Er blitzt;
Die braven Ritter fallen auf die Erde,
Des Augenlichts beraubt und des Bewußtſeyns.
Auch ich, wie fern ich war, gieng meiner Sinne
Verluſtig, und erhohlt' mich erſt nach langer Weile,
Sah nicht die Krieger mehr noch ihren Zwerg,
Den Kampfplatz leer, und Berg und Ebne dunkel.

57.

„Drum dacht ich, daß der Zaubrer beide Streiter
Zugleich genommen, und durch ſeinen Schild
Der Freiheit ſie beraubt, und mich der Hoffnung.
So nahm ich endlich Abſchied von dem Felſen,
Der mir mein Herz verſchließt. — Nun urtheilt ſelbſt,
Ob je ein Liebesſchmerz gelitten worden,
Der mit dem meinen ſich vergleichen laſſe!"

58.

Der Ritter ſchwieg und ſank in ſeine erſte
Betrübniß, deren Quell er aufgedeckt, zurück.
Es war Graf Pinabel, Anſelms von Altaripa,
Des Mainzers Sohn, der einzig nicht in ſeiner
Ruchloſen Sippſchaft gut zu ſeyn begehrte;
Er war vielmehr den anderen an Bosheit
Und an den gröbſten Laſtern nicht nur gleich —
Er war bei weitem Allen überlegen.

59.

Die ſchöne Jungfrau hörte Pinabels
Erzählung ſtill, mit wechſelnder Geberde;
Denn als die Rede auf Rudſchieren kam,
Malt' hohe Freude ſich in ihren Zügen.
Doch als ſie drauf ſein Unglück hörte, ward
Sie ganz zerſtört von liebevollem Mitleid;
Und mehr als ein und zwei Mahl muß der Mainzer,
Umſtändlich ihr die Sache wiederhohlen.

60.

Und als ſie endlich drüber ſich verſtändigt
Zu haben glaubte, hub ſie an: „O Ritter,
Beruh'ge dich! Du haſt dir Glück zu wünſchen,
Daß ich an dieſer Stätte dich getroffen.
Auf! Machen wir uns gleich zu jenem Räuberſitze,
Der unſer theuerſtes verſchloſſen hält!
Die Reiſe ſoll der Mühe ſich verlohnen,
Iſt ſonſt das Glück mir nicht zu widerwärtig.

61.

„So ſoll ich denn, erwiedert ihr der Ritter,
Von neuem über das Gebirg', um dir
Den Weg zu zeigen? — Nun, mir liegt nicht viel daran,
Nach dem Verluſt von Allem, was ich liebes
Beſaß, noch dieſe Mühe zu verlieren.
Doch du gehſt über grauſe Felſenſtürze
Zum Kerker. Sey es dann! Ich bin unſchuldig.
Ich warne dich; allein du willſt nicht hören."

62.

So sprach er, ging zu seinem Pferd, und machte
Sich mit der jungen Heldin auf den Weg,
Die um Rudschiern den Banden jenes Zaubrers
Und selbst dem Tode trotzt. Indeß kommt in den Rücken
Ihr ein Kurier gejagt: Halt ein! halt ein!
Ruft er aus aller Kraft. Es war derselbe Bote,
Von welchem Sakripant vorhin erfuhr,
Wer ihn so unsanft auf den Rasen streckte.

63.

Er bringt dem Fräulein Nachricht, daß Narbonne
Und Montpelier, so wie die ganze Küste
Von Aiguesmories, plötzlich die Banière
Kastiliens aufgesteckt, und daß Marseille,
Bei der Entfernung seiner Guvernantin
In großen Nöthen, Rath und That von ihr
Durch diesen Abgesandten sich erbitte,
Und übrigens zu Gnaden sich empfehle.

64.

Der Kaiser hatte diese Stadt mit einem
Gebiet von vielen Meilen, von dem Var
Begrenzet und der Rhone, bis zum Meer,
Der Tochter Herzog Aymons übergeben.
Denn groß war sein Vertraun zu ihr, nachdem er oft
In Ritterspielen ihre Tapferkeit bewundert.
Es war nun, wie gesagt, der Bote von Marseille,
Um Hülfe zu begehren, angekommen.

König.

Wenn es so ist, Laertes -- ob ich gleich eben so wenig begreiffe daß es ist, als wie es anders seyn kan -- wollt ihr euch von mir weisen lassen?

Laertes.

Ja, nur nicht daß ich ruhig bleiben soll.

König.

Was ich vorhabe, wird dir zu deiner eignen Gemüths-Ruhe verhelfen; Wenn er nun wieder gekommen ist, weil ihm die Reise nicht anständig war, und er nicht gesinnt ist, sie von neuem zu unternehmen; so habe ich so eben etwas ausgedacht, das ihn unfehlbar zu seinem Fall befördern soll, ohne daß sein Tod den mindesten Vorwurf nach sich ziehen, noch seine Mutter selbst den Kunstgriff merken, sondern ihn den bloßen Zufall beymessen soll.

Laertes.

Ich will mich weisen lassen, und desto lieber, wenn ihr es so einrichten könnet, daß ich das Werkzeug bin.

König.

Das ist auch meine Meynung: Es ist seitdem ihr auf Reisen seyd, und zwar in Hamlets Gegenwart, oft von einer gewissen Geschicklichkeit gesprochen worden, worinn ihr ausserordentlich groß seyn sollt: Alle eure übrigen Gaben zusammengenommen, erwekten nicht so viel Eifersucht in ihm als diese einzige, die in meinen Augen die geringste unter allen ist.

Laertes.

65.

Die Jungfrau blieb ein Weilchen zweifelhaft,
Ob sie zur Rückkehr sich entschließen wolle.
Hierhin ruft sie die Ehre und die Pflicht;
Dorthin treibt sie die Leidenschaft der Liebe.
Die letzte siegt: sie will ihr Unternehmen,
Rudschieren zu befreien, erst vollführen,
Und, falls ihr Arm zu diesem Werk zu schwach,
Zum mindesten sein Schicksal mit ihm theilen.

66.

Sie schützt drauf eine Hindrung vor, womit
Der Bote still sich zu bescheiden scheinet,
Und setzt mit Pinabeln die Reise fort,
Der nicht sehr frölich schien, zu einem Fräulein
Aus jenem Hause sich gesellt zu finden,
Das er, geheim und öffentlich, so tödtlich haßt.
Auch denkt er schon, was alles ihn bedräue,
Wenn sie für einen Mainzer ihn erkenne.

67.

Die Häuser von **Klermont** und **Mainz** entzweite
Seit längerm tiefer Groll und bittre Feindschaft.
Schon mehrmals hatten sie sich hart befehdet,
Ihr Blut in vielen Strömen schon vergossen.
Drum sinnt der Graf in seinem bösen Herzen,
Die unwahrsame Jungfrau zu verrathen, oder,
Sobald es ihm bequem, sich fort zu stehlen,
Und ihrem Schicksal sie zu überlassen,

68.

Und angeſtammter Haß und Furcht und Zweifel
Bemächt'gen ſo ſich ſeiner Fantaſie,
Daß er vom Weg ſich unvermerkt verirret,
Bis ihn ein dunkler Förenwald umfängt.
Hier zeigt ein Berg ſich ihm, deß kahles Haupt
Geſpaltne Felſen decken. Sonder Argwohn
Folgt Pinabeln in ſeiner Irre ſtets
Des Herzogs von Dordogne tapfre Tochter.

69.

Kaum ſieht der Mainzer ſich in dieſem Forſt,
Als er, voll Liſt ſich von ihr los zu machen,
Zur Jungfrau ſpricht: „Es wäre wohl das beſte,
Eh es noch dunkler wird, uns ein Quartier zu ſuchen.
In einem Thale hinter dieſem Berge
Liegt, wenn mir recht iſt, ein vortrefflich Schloß.
Ich will danach von ſeinem nackten Gipfel
Mich umſehn; warte du indeß hier unten!

70.

Er ſprachs und ſpornte zu dem hohen Haupt
Des öden Bergs ſein Pferd. Er wollte nur
Nach einem Weg ihr zu entwiſchen ſpähen.
Und ſieh, ihm gähnet eine Höhl' entgegen,
Die über dreißig Ellen in den Felſen
Sich niederſenkt. Mit Meißeln ausgehauen
Und Piken fällt der Fels ſenkrecht hinunter,
Und in dem Grunde zeigt ſich eine Pforte.

71.

Im Grunde zeigt ſich eine groſse Pforte,
Die Thür zu einem ſehr geräum'gen Zimmer,
Woraus ein Lichtſchein dringt, als wenn im Innern
Des Berges Fackeln brennten. Während ſich
Unſchlüſſig der Verräther an der Höhle
Verweilet, überraſcht die Jungfrau ihn,
Die, fürchtend ſeine Spuren zu verlieren,
Von fern ihm zu den obern Felſen folgte.

72.

Da Pinabel ſich ſeinen erſten Plan
Vereitelt ſieht, erſinnt er gleich ein anders
Beſonders Mittel, Bradamanten ſich
Vom Hals zu ſchaffen oder umzubringen.
Er gehet ihr entgegen, führt ſie auf
Zur Oeffnung des Gewölbes, und erzählt
Ihr, daſs er in der Tiefe eine Jungfrau,
Schön von Geſicht und Wuchs, geſehen habe.

73.

Nach ihrem reichen Kleid und ſeinen Weſen
Sey ſie von nicht unedlem Stand; allein,
Von Angſt und Schmerz zerſtört, verriethe ſie,
Daſs ſie Gewalt dort eingeſchloſſen halte.
Um ihre Lage zu erkunden, ſey
Er ſchon ein wenig abgeſtiegen; aber
Es habe jemand, aus der innern Grott'
Erſcheinend, ſie voll Wuth zurück gezogen.

74.

Nicht minder unvorſichtig als beherzt,
Glaubt Bradamante Pinabein, und denkt,
Begierig jene Jungfrau zu erlöſen,
Wie ſie die Höhle niederſteigen könne;
Als ihr ein langer Aſt an einer grünen Ulme,
Indem ſie um ſich ſchaut, ins Auge fällt.
Sie haut ihn ſtracks mit ihrem Degen ab,
Und läßt ihn in die Felſenhöhle nieder;

75.

Giebt Pinabeln am durchgehaunen Ende
Ihn in die Hand, faßt ſich daran, und ſchickt,
Sich völlig an den Händen hängend, dann
Zuvörderſt ihre Füße in die Höhle.
Der Mainzer lächelt, fragt, ob ſie gut ſpringen könne?
Läßt drauf den Zacken los, und ruft: O hiengen doch
Die Deinen Alle mit an dieſem Aſt,
Daß ich dein ganzes Haus vertilgen möchte!

76.

Doch nicht nach Pinabello's Wunſche fiel
Das unverdiente Loos des guten Fräuleins.
Der ſtarke Aſt ſtieß im Herunterſturz
Zuerſt am harten Grund; und ob er zwar
Zerbrach, hielt er ſie doch genugſam auf,
Daß ihr der Fall nicht tödtlich werden konnte.
Betäubt lag Bradamante dort ein Weilchen —
Wie ich im folgenden Geſang erzählen werde.

VII.

Die Athener und Pariſer.

Es iſt eine eckelhaft lächerliche Farce, die in Paris in der Mitte des Pluvioſe oder Februars mit den Ueberreſten und Denkmälern des berüchtigten Marat, des wüthendſten aller Revoluzionshelden, geſpielt worden iſt. Der Götze, vor dem unter dem Schrecken der unwiderſprechlichen Guillotine Paris und ganz Frankreich ſeine Knie beugte, iſt von den Altären, auf welchen ihm ſo manches Revoluzionsopfer blutete, herabgeſtürzt, zertrümmert, mit Füßen getreten worden. Dem Almanach de la Republique vom zweyten Jahr der Freiheit iſt am Ende, zum Behuf derer die ſich wegen der allgemeinen Namenumtauſchung der Städte und Häfen in ihrem eigenen Vaterlande nicht mehr zu finden wußten, eine weitläuftige Debaptiſazionsliſte unter dem Titel: Tableau des changemens de noms de villes angehängt, wo nicht mehr als 86 verſchiedene Städte und Municipalitäten ſich mit dem Namen des neuen Schutzpatrons Marat ausgeſchmückt und verpanzert haben.

In Paris ſelbſt gab es eine Sekzion Marat, einen Fauxbourg Marat, einen Platz Marat. Auf einmal wird ein republikaniſches Anathema unter dem Jubel der ganzen Nazion von eben der Tribüne, auf welcher ſeine Apotheoſe verkündigt wor-

den

den war, ausgesprochen; und in der folgenden Dekade trägt in ganz Frankreich kein Ort, keine Straße diesen geächteten Namen mehr. Seit der Freyheitsenthusiast, der Künstler David, der Fidias der Franzosen, wenn nur der donnernde Robespierre ihr Perikles gewesen wäre, dem Konvent die gepriesenen Märtyrer, Lepelletier und Marat in effigie schenkte, und diese Gemälde auf Unkosten des Nazionalschatzes in Kupfer gestochen worden sind, hätte es fast an Papier zu Kupferabdrücken und an Gyps zu Büsten gefehlt; so groß und epidemisch war die Wuth, diesem Jakobineridole in allen öffentlichen Versammlungsähnlen und in Privathäusern einen geweihten Platz anzuweisen. Im Theater der Straße Feydeau wird zuerst der heiligen Maratsbüste ein Strick um den Hals geworfen. Ganz Paris jubelt Beyfall. Der Sicherheitsausschuß gebietet Ruhe und reizt absichtlich durch Widerspruch. Der Tumult wächst. Nun beschließt der Konvent, seinen Sitzungssahl selbst von diesem und allem übrigen Bilderdienst zu säubern. Tausend Maratsbüsten stürzen, wie auf ein gegebnes Zeichen. Mit der einen hält man auf dem Karoussélplatze eine feierliche Exekuzion, und eben die Stimmen, die vor sechs Monaten, als der heilige Marat in den Tempel der Nazion, ins Pantheon der Würdigen, beygesetzt wurde, die éloges et panegyriques du grand Marat ausriefen und zum Verkauf anboten, krähen jetzt les crimes et forfaits de Jean Paul Marat. Marat wird depantheonisiert. Aber der witzige, neue Worte, wie neue Assignaten, unerschöpflich ausprägende Pariser, fragt

mit

mit bedeutend ſchlauer Miene: wer wird das Pantheon demaratiſieren?

So ſpielt das Schickſal mit Köpfen und Büſten, mit Heiligſprechungen und Bannflüchen im neuen Frankreich. Der ganze Fehler der auch hier etwas raſch verfahrenden Republikaner beſtand am Ende doch nur darin, daß ſie bey ihrer Kanoniſazion keinen Cäremonienmeiſter vom Vatikan gefragt, und denavvocato de diabolo vergeſſen hatten.

Aber die ſinnreiche Medaille, die alle rüſtige Parallelenſchreiber billig, wie die vormals Berliner Bibliothek den Kopf Homers, auf jedes Titelblatt ſtechen laſſen ſollten, die Gedächtnißmünze des Kaiſers Adrian, wo der Imperator im Jupiterskoſtume ſich in einen Kreis geſtellt hat, der ſich über ſeinen Scheitel ſchließt, und zu ewiger Wiederkehr umdrehet, *) — erinnert uns, daß auch dieſe Wechſelſcenen der wetterwendiſchen Volksgunſt in ältern und neuern Freiſtaaten, zwar mit veränderten Namen der Schauſpieler und des Theaters, aber dem Inhalte nach völlig gleich, ſchon ſehr oft da geweſen ſind.

Ich erlaube mir hier nur eine kleine Reminiscenz an die weltberühmten Bürger jener alten Stadt, wo die Nachteulen, die raſchen Entſchlüſſe und die

in

*) Siehe die Abbildung beym Morelli in Liebe Gotha numaria. S. 443.

zu späten Ueberlegungen *) wohnten, an die weiland Athener, die leibhaften Urältervåter und Vorbilder der neueſten Pariſer. Ihre Geſchichte iſt außerordentlich reich an ſolchen Maratsſcenen.

Aber bei weitem das auffallendſte Beyſpiel dieſer Art gab Athen im zweiten Jahre der 118ten Olympiade. Zehn Jahre lang war es durch den weiſen und ſtaatsklugen Demetrius von Falerus, deſſen Rednertalente und Regierungsfähigkeiten uns noch weit mehr durch die Geſchichte ſeiner Zeit, als durch die untergeſchobene Hirngeburt eines ſpåtern Sofiſten, die ſeinen Namen führt, beurkundet werden, mit allgemeiner Zufriedenheit des Atheniſchen Volks aufs ſanfteſte verwaltet und bevormundet worden.

Da kam auf einmahl der große Abentheurer aus Aſien, Demetrius der Städte-Eroberer benannt, und ließ den Athenern durch bepurberte Herolde verkündigen, er ſey gekommen, um den Abkommlingen der Sieger bey Marathon die Freiheit wieder zu geben; ein Geſchenk, das der ſtolze Sohn des Antigonus eben ſo wenig geben, als die damaligen Athener empfangen und feſthalten konnten. Kaum konnte der Falereiſche Demetrius durch Vergünſtigung des Siegers noch ſo viel Zeit gewinnen, ſich dem unbåndigen Pöbel durch eine ſchnelle Flucht nach Theben zu entziehn, während Demetrius Poliorketes ſeinen pomphaften Einzug von Munychia her hielt.

Im

*) Ἀθηναῖοι μεταβουλοι: Ariſtofanes in den Achårnern 632.

Im Taumel begeisterter Dankbarkeit hatten die Municipalität und Sekzionen von Athen ihrem Schützer und Vormund, dem Demetrius Falereus 300 Ehrensäulen und Statuen dekretiert, und alle fremde und einheimische Künstler Monate lang in unablässiger Thätigkeit zur Verherrlichung ihres angebeteten Günstlings erhalten. Nie hatte es vor und nach Alcibiades so viel Hermen in Athen gegeben, als jetzt Demetriussäulen. Und alle diese Bildsäulen stürzen an eben dem Tage, wo Demetrius emigrierte, unter den tollesten Flüchen und Verwünschungen des erboßten Haufens. Man will selbst ihre Trümmer nicht mehr vor Augen sehen. Man versenkt die Steinschriften und unverbrennbaren Ueberreste ins Meer. Man wirft die bronzenen Bildsäulen in Schmelzöfen, und nach wenigen Tagen verkaufen alle Rothgießer und Gefäßhändler im Piräus und Keramikus metallene Nachttöpfe aus Demetriusstatuen. Es gehörte zum guten Ton in Athen, sich beym Symposium von dem Sklaven, der zu diesen Diensten abgerichtet war, in eine Bequemlichkeitsvase dieser Art seinen Ueberfluß abzapfen zu lassen.

Das Erz ihrer Brücken- und Platzheiligen, ihrer Glockenthürme und Altargitter hatten die Pariser unserer Tage schon etwas früher zu marzialischen Bedürfnissen eingeschmolzen. Aber Gyps hatte Lutezia noch immer in Ueberfluß; und die Rotte von Gassenjungen, welche die an Stricken geschleifte Maratsbüste unfern der neuen Genovefakirche, jetzt Pantheon genannt, in eine stinkende Kloake warfen,

und

und dazu ausriefen: *Marat*, voilà ton Panthéon! waren gewiß im Geiſte mit jenen Athenern verwandt. So wie jetzt in Paris überall Marats Name, wie ein Schandfleck, ausgetilgt wird: ſo wurden alle hochtrabende Inſchriften, Pſefismata und Belobungsformeln in Erz und Stein, mit dem die Athener ihrem Demetrius gehuldigt hatten, in und um Athen herum vernichtet, und wir finden in einem Fragment des Filochorus noch jetzt die Ausbrüche der grimmigſten Volkswuth darüber aufgezeichnet.*)

Aber in eben dem Augenblick, wo die Atheniſche Kommüne dies Urtheil an des abgeſetzten Demetrius Bildniſſen und Ehreninſchriften vollzog, überhäufte ſie den ſiegenden Demetrius mit den tolleſten Ehrenbezeugungen. Da, wo der Sieger vom Triumfwagen abgeſtiegen war, und ſein Fuß den Boden der heiligen Stadt Minervens zuerſt berührt hatte, wurde dem Demetrius, unter dem Prädikate des herabſteigenden Jupiters **) ein Altar gebaut, auf welchen jährlich ein feierliches Opfer dargebracht werden ſollte. So trugen die Jakobiner unter lautem Zujauchzen der Pariſer Sekzionsbeamten die Badewanne, worin der ehrwürdige Freiheitsmärtyrer Marat ſein Blut furs Vaterland ver-

*) S. Weſſeling zum Diodor T. II. p. 439. 96.

**) Es iſt nicht möglich, im Teutſchen die Majeſtät des hier aufs tolleſte traveſtierten Ζευς καταβατης fühlbar zu machen. S. P. Burmann im Jupiter Fulgerator c. XII. p. 309 ff.

Laertes.

Was kan das ſeyn, Gnädigſter Herr?

König.

Eine bloſſe Feder auf dem Hute der Jugend, aber doch nöthig; denn die Jugend hat in der leichten und nachläſſigen Livercy die ſie trägt, nicht weniger Anſtand als das geſezte Alter in ſeinen Pelzen und langen Ceremonien-Kleidern -- Es ſind ungefehr zween Monate, daß ein junger Cavalier aus der Normandie hier war; die Normänner werden für gute Reiter gehalten; wie ich ſelbſt geſehen habe, da ich ehmals gegen die Franzoſen diente; aber bey dieſem jungen Menſchen dachte man, daß es nicht natürlich zugehe; er ſchien mit ſeinem Pferd zuſammengewachſen, und wie ein Centaur, halb Menſch und halb Pferd zu ſeyn, ſo bewundernswürdig hatte er ſich zum Meiſter deſſelben gemacht. Er übertraf alles, was man ſich davon einbilden kan.

Laertes.

Es war ein Normann?

König.

Ein Normann.

Laertes.

So ſoll's mein Leben gelten, wenn es nicht Lamond war.

König.

Der war's.

Laer-

verspritzt hatte, triumfierend auf dem Platz, wo der Freund des Volkes die glorreichen Septemberscenen veranstaltete, auf dem Karousselplatz. Dort wurde sie auf einem Altare des Vaterlandes als Weihgeschenk aufgestellt, und le Baignoire de Marat sollte der Mittelpunkt eines jährlichen Volksfestes werden, wobey diese Heiligenreliquie eine vornehme Rolle zu spielen hatte.

Die Dionysischen Feste, rief ein Athenischer Volksredner, sollen fortan Demetrische genannt werden! *) Die letzten Tage unsers wiedergebornen Jahres, erscholl es in einem Jakobinerklub unter dem Schwenken der rothen Mützen, sollten nicht Sanskülottides sondern Maratides heißen!

Die Athener dekretieren in ihrer Freiheitsexaltazion, daß der ihnen vom Himmel zugesandte Demetrius der leibliche Bruder der Ceres und Minerva sey, und beschließen einmüthig, daß er in der Sakristei des Parthenon oder des Minerventempels auf der Akropolis, da wo des Fidias große Pallas thronte, bey seiner Schwester Wohnung machen könne. Demetrius entblödet sich nicht, den ihm angewiesenen Platz geziemend einzunehmen, und unterhält sich mit den schönen Kanefören, den edeln Jungfrauen, die der Minerva den Peplus brachten, auf welchem diesmal die Großthaten des Poliorketes neben der Gigantomachie eingestickt waren,

*) Meursius in Graecia feriata s. v. Δημητρια.

ren, ſo gnädig und herablaſſend, daß dieſe Huld alle Väter und Mütter entzückt, und ſelbſt zu einer neuen zahlreichen Göttergenerazion die gegründetſte Hoffnung giebt. Die neuen Athener an der Seine hatten keine Götter mehr, denen ſie ihren Abgott Marat zugeſellen konnten. Aber ſie hatten einen Voltaire, Rouſſeau, Deskartes im Tempel der Nazion, im Pantheon, apotheoſiert. Dieſen neuen Olympiern wurde jezt der Jüngſte, deſſen patriotiſcher Heiligenſchein ſie alle überſtralte, hinzugefugt, und was der bey lebendigem Leibe in Verweſung übergegangne Todte gegen die à la Marat bebänderten und beſcherpten Pariſerinnen durch Liebkoſungen zu erwiedern nicht mehr im Stande war, vollzogen die Oberprieſter des neuen Gottes, die Hebertiſten und Robespierriſten in reichem Maße im Palais der Republik und auf den Tribunen des Konventſaales.

Endlich trat im alten Athen auch noch ein ausgelernter Schlaukopf auf, der alle Weihrauchwolken, die jezt dem Zwillingsbruder der Minerva dampften, dadurch außer Geruch ſetzte, daß er förmlich auf einen Volksſchluß antrug: man müſſe fortan, wie bisher an den Apollo zu Delfi, ſo an Demetrius um einen Orakelſpruch ſchicken, und überhaupt feſtſetzen: daß alles was Demetrius thäte, vor Göttern und Menſchen für heilig und gerecht gehalten würde *). „Die Ausgaben der Wer-

*) Siehe über alle dieſe Tollheiten Plutarch in vita Demetrii c. 12. 13. T. VI. p. 14. edit. Hutten. und Mannert's

Werke Marats (ſagt eine Volksdeputazion an den Konvent den 29ſten Nivoſe als der Maler David, Präſident war) ſind erſchöpft. Laßt ſie auf Unkoſten des Staats wieder auflegen.' Die Despoten und Pfaffen ließen mit ungeheurem Aufwande Polyglotten Bibeln drucken. Gebt uns die republikaniſche Bibel, die Werke des ami du peuple, Marat!"

Böttiger.

VIII.

Auszug
aus einem Briefe aus Hamburg.

Hamburg den 8ten Febr. 1795.

Drey Theater in Ihrer Vaterſtadt, und in drey Zungen? Das iſt Ihnen eine unerhörte Neuigkeit. Und doch iſts ſo. Kommen Sie zu uns, und Sie können teutſche, engliſche und franzöſiſche Komödien ſehen. Schlimm! hör ich ſie ſagen; dabey wird die Kunſt ſelbſt ſchwerlich auf einen grünen Zweig kommen. — Doch! und nicht nur auf einen grünen, nein ſelbſt auf einen ſolchen, wie ihn einſt die kluge Sibylle dem frommen

nerr's Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders B. 9. S. 216 f.

Aeneas in die Hand spielte, auf einen goldnen. Versteht sich aber, die französische Kunst! Die teutsche und englische mögen sehen wie sie durchkommen. Sollte Ihnen dies räthselhaft scheinen, so ist hier die Auflösung. Der hiesige Adel — ich verstehe darunter die Leute, die viel werth sind — unterstützte die französischen Schauspieler schon in Altona, da sie sich, pour se rendre au desir de Mrs. les Hambourgeois zuerst im Jahre 13 herabließen, vor einem vollen Hause die Polissonerien Pierots u. d. zu producieren, und sie befördern nun auch aus allen Kräften dieses einheimisch gewordene Schauspiel auf Kosten des teutschen. Das englische Stiefkind muß natürlich auch geduldet werden, da man das französische Schoßkind so liebkost. Natürlich ist es im Englischen leer; aber auch das Teutsche ist nur zur Hälfte besetzt. Der ganze erste Rang ist aus dem Tempel der teutschen Thalia emigriert, und hat in dem extemporierten Kapellchen der Franzosen Sitz und Stimme genommen. Eine reiche Subskripzion deckte diese Günstlinge. Nun zieht jeder nach, der gern vornehm thun möchte, und läßt sich seine zwey Mark nicht reuen, wenn er die reiche Ausbeute eines aufgeschnappten est-il possible? oder qu'en dites vous? glücklich mit nach Hause bringt. In welcher andern Lehrstunde würde sich so etwas so schnell und um so wohlfeilen Preis erlernen lassen!

Vergessen sind alle Verdienste, alle Aufopferungen und Anstrengungen Schröders um unsere teutsche Bühne. Umsonst giebt er die ausgesuchtesten Vorstel-

lungen

lungen, umsonst erscheinen er und seine Frau in ihren glänzendsten Rollen. Die prunklose, einfache, reine Natur der teutschen Kunst in ihrem Spiele zieht nur das Häuflein der Kenner und Patrioten an, von welchem doch auch Knigge versicherte, daß es in Hamburg nie aussterben werde. Der größte Theil läuft der fremden, gepuderten, gefirnißten, besinkerten und bestitterten Dirne nach.

Le bel emploi de tems! tout invite aux plaisirs.
Quel malheur qu' on ne puisse *acheter des desirs*!

Und das wäre denn der von den Hamburgern so oft gegen andere teutsche Theater mit stolzem Selbstgefühl gerühmte hiesige Enthusiasmus für teutsche Kunst, die schwärmerische Anhänglichkeit an Schröder, der reine Sinn für die Wahrheit seiner Darstellungen! Wie schön wird sich eine Französisch-Hamburgische Dramaturgie ausnehmen! Doch Neuheit ist ja auch für die Hamburgischen Kinder eine feine Klapper.

Zwar fehlt es nicht zur Beschönigung dieses schnöden Wankelmuths an einer Menge Beschwerden gegen Schröder. Er despotisierte, sagte ein unbärtiger Freyheitsprediger, dem nur die dreyfarbige Kokarde fehlt, er tyrannisirte das Publikum! Er drang uns ganze Wochen hinter einander ein und dasselbe Schauspiel auf. Hier wäre nur ein doppelter Fall möglich. Entweder wiederholte er Schauspiele die ganz durchfielen, oder er tischte auch eine schmackhafte Schüssel bis zum Ueberdruß auf. Allein beides

ist durchaus ungegründet. Nie gab er ein Stück wieder, was durchaus mißfiel, und die gefallenden wiederholte er nur so lange, als sie Zuschauer brachten. So das Mädchen von Marienburg, Edelsinn und Armuth, Benjowsky, die Zauberflöte, die Zauberzitter, die, so oft sie erschienen, einem vollen Hause gefielen. Aber er sorgt doch nicht genug für Abwechslung, lispelt eine Dame im neuesten Kopfputz. Ich untersuche die Schauspielanzeigen vom vorigen Jahre in unsern öffentlichen Blättern, und finde zwar nicht alle acht oder vierzehn Tage ein neues Stück — und was heißt bey unsern Modeprodukten im Theaterfache neu? — aber doch die zweckmäsigste Mischung in den Gattungen des Schauspieles, und in jeder derselben immer das beliebteste und berühmteste. Daß aber übrigens fast jedes neue Stück auch neue Kleider und neue Dekorazionen erhalten habe, das wird freylich übersehen, weil es bey Schröders bekannter Liberalität etwas altes ist. — Aber das müssen Sie doch gestehen, erwiedert ein junger Herr mit dürren Spindelwaden, Schröder sorgt gar zu wenig für neue Sängerinnen. Wir müssen behalten, was wir haben, wir mögen Geschmack daran finden oder nicht. — Und doch, (sollten Sie es glauben?) sah ich diese Sängerinnen nie ohne allgemeinen und gerechten Beyfall auftreten. Er hat beliebte Schauspieler und Schauspielerinnen gehen lassen, brummt endlich der braune Mann dort im Winkel, dem der ächte Geschmacks Mäkler hinter dem Augenglase hervorblinzt.

blinzt, und ihre Stelle, sagt sein Nachbar, wurde nicht ersetzt. Ich kenne diese berühmten Priester und Priesterinnen Thaliens nicht, die ihre Weihrauchpfanne vor fremde Altäre trugen. Allein so viel weiß ich, daß man sie nie vermißte. Denn die sie ersetzenden genießen einen so ungetheilten, rauschenden Beyfall, daß selbst Schröder und seine Frau nichts voraus haben, so auffallend auch ihre Kunst und ihr Talent über jene hervorragt.

Sie sehn diese Beschwerden halten nicht Stich. Aber man schreit auch über besondere Verweigerungen und Bedrückungen, die sich Schröder gegen das französische Theater zu Schulden kommen lasse. Schröder sollte sein Theater mit den Franzosen theilen, und wechselsweise mit ihnen Vorstellungen darauf geben. Da er sich diesem sonderbaren Ansinnen nicht fügte, war dieser Eigensinn das größte Staatsverbrechen in den Augen der Französischgesinnten. „Und man machte ihm doch dabey so glänzende Anerbietungen! Welcher Undank, welche Verblendung!“ — Aber was sagen Sie dazu? Nicht genug daß man ihm, der durch seine gradezu einzigen Talente seiner Bühne einen Glanz ertheilte, dessen sich so kein anderes teutsches Theater rühmen kann; dessen Kunstgeschmack und Enthusiasmus für teutschen Ruhm, dessen Eifer für die Unterhaltung seines Publikums, dessen Anstrengungen und Aufopferungen selbst seine Neider und Gegner nicht abläugnen können; der durch seine Anordnungen und unerbittliche Strenge in der Besol-

gung derſelben allen übrigen Bühnen ein Muſter aufſtellte, Talente aller Art großmüthig pflegte und ermunterte, und eine Menge Fremde nach Hamburg zog, die nie unbefriedigt ſeine Bühne verließen; — nicht genug, daß man dieſem Manne ein fremdes Schauſpiel an die Seite ſetzt, er ſoll es auch noch auf ſeine Koſten unterſtützen helfen! Wahrlich eine Foderung, wie ſie nur der Kuckuk in der Fabel an das Neſt der Grasmücke machen konnte.

Schröder hat ſich bey dieſen Zudringlichkeiten benommen, wie er ſich als Teutſcher und Mann benehmen mußte. Es wäre wahre Herabwürdigung der teutſchen Kunſt geweſen, ſich von der franzöſiſchen unterſtützen zu laſſen, und wohl gar von ihren Broſamen zu leben. Er hätte dieſen wandernden Halbbrüdern wohl eine Einnahme ſchenken, aber nie eine mit ihnen theilen können. Wer das nicht in Schröders Seele empfinden kann, dem habe ich nichts zu ſagen. Wird Schröder aber das Opfer dieſer franzöſiſchen Kabale — und man will ja den Franzmännern wirklich ein neues Haus erbauen — ſo kann er ruhmvoll von dem Schauplatze ſeiner allgemein bekannten Thätigkeit abtreten. Als er das große Werk, die Hamburger Bühne von neuem zu erheben, begann, da gelobte er öffentlich, ihr ſein Leben zu weihen. Aber damals hatte er es mit einem Teutſchen und einem Hamburgiſchen Publikum zu thun.

Wenn es Ihnen einiges Vergnügen machen ſollte, ſo ſetze ich dieſe Betrachtung in meinem nächſten Briefe fort.

fort. Ich hätte schon Lust, über die theatralische Götzen und Götzendiener noch manches zu erzählen. Unter den leztern verstehe ich unsere in süßer Selbstgenügsamkeit sich selbst konstituirenden Tonangeber, unsere Theater-terroristen, die so herrisch über Tod und Leben eines Stücks absprechen, und durch deren Zudringlichkeit das bescheidene Publikum sich schon mehr als einmal genöthigt sahe, die Wiederholung eines Stücks zu entbehren, das es gern wieder gesehen hätte. Warum man gegen diesen Unfug sich wohl nicht en masse erhebt? — Darüber bald eine neue Herzenserleichterung! Fr...d.

Zusatz des Herausgebers.

Es wäre in der That betrübt, wenn eine Stadt wie Hamburg — die (dem Geist der Handelschaft zu Trotz) immer eine Pflegerin der Wissenschaften und Künste war, immer Männer von glänzenden Talenten in ihrem Schoße hegte und zu schätzen wußte, und besonders im ersten Drittel dieses Jahrhunderts durch die Bemühungen einer unter dem Nahmen der Hamburgischen Patrioten berühmten Gesellschaft ihrer auserlesensten Bürger sich um die Reinigung der teutschen Sprache, Verbesserung des Geschmacks und Beförderung einer gesunden Denkart unvergeßliche Verdienste erworben hat; — wenn, sage ich, das Publikum einer solchen Stadt, oder auch nur ein beträchtlicher Theil derjenigen Einwohner, welche durch Geburt, Erziehung und Vermögen in die Klasse gehören, die man ehmahls zu Athen mit dem ehrenvollen Nahmen der Aristen bezeichnete, auf einmahl

in einen ſo großen Abfall von Geſchmack und Patriotis-
mus gerathen ſeyn ſollte, wi die in vorſtehendem Briefe an-
gegebenen Ereigniſſe und Thatſachen zu beweiſen ſcheinen.
Aber allem Anſehen nach hat den patriotiſchen Schreiber
dieſes Briefes ſein Eifer für die gute Sache verleitet,
eine zufällige Laune und bald vorübergehende Eklipſe
des dramatiſchen Geſchmacks eines Theils des Hamb.
Publikums für wichtiger anzuſehen, als ſie einem weni-
ger warmen Beobachter vielleicht vorgekommen wäre.
Ich meines Ortes bin ſehr geneigt, die ganze Sache für
eine der unbedeutendſten unter den unzähligen Folgen
der franzöſiſchen Revoluzion anzuſehen, und zu
glauben, daß die Vorwürfe unſers Briefſtellers weder
den größern noch den beſſern Theil der Hamburger
treffen können noch jemahls treffen werden. Wie dem
aber auch ſey, ſo iſt die Sache wichtig genug, um die
Aufmerkſamkeit aller Freunde des Geſchmacks und des
durch unſern vortrefflichen Schröder ſo berühmt gewor-
denen teutſchen Theaters in H. zu erregen: und ich zweifle
daher nicht, daß dieſe es mit mir unſerm Korreſpondenz-
ten Dank wiſſen werden, wenn er uns, ohne Sarkas-
men und mit der Gleichmüthigkeit eines ruhigen Beo-
bachters und Geſchichtserzählers, nähere und umſtänd-
lichere Nachrichten von der Beſchaffenheit des neuen
franzöſiſchen Schauſpiels in Hamburg und von den au-
genblicklichen Einflüſſen deſſelben auf den Geſchmack des
dortigen Publikums und das Schickſal des einheimiſchen
Schauſpiels, zu geben die Güte haben wollte.

W.

Laertes.

Ich kenne ihn wohl; er iſt in der That der Ausbund und die Zierde der ganzen Nation.

König.

Dieſer erzehlte uns von euch, und legte euch eine ſo bewunderns-würdige Geſchiklichkeit in der Vertheidigungs-Kunſt, beſonders mit dem Rappier, bey, daß er behauptete, es würde ein Wunder ſeyn, wenn ſich jemand finden ſollte, der es mit euch aufnehmen durfte. Er ſchwur, die beſten Fechter ſeiner Nation hätten weder Behendigkeit, Auge noch Kunſt, ſo bald ſie es mit euch zu thun hätten -- Mein Herr, dieſe Erzählung vergiftete den Hamlet mit ſolchem Neid, daß er den ganzen Tag nichts anders that als wünſchen und beten, daß ihr bald zurük kommen möchtet, um mit ihm zu fechten. Nun aus dieſem --

Laertes.

Was wollt ihr aus dieſem machen, Gnädigſter Herr?

König.

Laertes, war euch euer Vater lieb? Oder ſeyd ihr nur ein Gemählde von einem Traurenden, ein Geſicht ohne Herz?

Laertes.

Warum dieſe Fragen?

König.

Nicht als ob ich denke, ihr liebtet euern Vater nicht, ſondern

Hier schlummern alle meine Lebens-Freuden,
Mir lacht nicht mehr der Schöpfung Blüthen-Hain.
Von dem Bewußtseyn meines Grams durchzittert,
Steh ich verwaist — verlassen und allein.

Verklagend fragt mit tiefverschlossnem Grimme
Der innre Schmerz der meine Ruhe stört:
War dieser edle, seelenvolle Jüngling
Nicht eines bessern, sanftern Schicksals werth?

O Gott! getrennt von Allem was auf Erden
Ihm je nur theuer, werth und heilig war,
Fiel Er — als Opfer seines Edelmuthes,
Nach tausendfältig überstandener Gefahr.

Der rauhe Krieger stand bey seinem Scheiden
Erschüttert, und manch Auge wurde naß,
Das lange schon gewohnt der blutgen Scenen,
Den schönsten Zoll des Mitgefühls vergaß.

O daß ich Armer doch auch weinen könnte!
Allein für Thränen ist mein Schmerz zu groß!

Ver-

Er machte die schreckliche Kampagne in der Champagne, die Belagerungen von Longwy, Verdün, Landau Mainz, die Schlachten bey Valmy, Kaisers- und Mohr-Lautern, ꝛc. mit, bis ihn das Schicksal in der Blüthe seines Lebens dahin riß.

Er stammte (zur Forstwissenschaft erzogen) von väterlicher Seite aus dem jetzigen Süd-Preußen, aus einer ehemals geflüchteten Dissidenten Familie. Seine Mutter war eine gebohrne von Falkenhain, ebenfalls aus Süd-Preußen (ehemals Groß Pohlen.) Er brachte sein Alter nicht höher als 28 Jahre. Friede seiner Asche!

Verwünſchung dieſes ſchreckenvollen Krieges,
Und ew'ge Trauer bleibt mir bloß.

Denn ach! ſeitdem der Schatten des Verklärten
Sich läutert in den Wohnungen des Lichts,
Hat jene Zukunft für mich Armen Alles,
Und dieſe freudenloſe Erde Nichts!

S. G.

X.

Ankündigung
einer neuen, bloß erzählenden politiſchen Zeitung.

In einem Zeitpunkte, wo ſich die wichtigſten Begebenheiten vor unſern Augen enthüllen, und einer der blutigſten Kriege mit beiſpielloſer Anſtrengung geführt wird, iſt es wohl nicht zu verwundern, daß Journale und Zeitungen eine Lieblings-Lektüre des Publikums geworden ſind. Ich glaube daher voraus ſetzen zu dürfen, daß man die Ankündigung eines neuen Zeitungsblatts, welches ich, aufgefordert von dem Verleger, hier zu Seelbach unter dem Titel:

Klio, oder neue politiſche Zeitung,

mit dem Anfange des Jahres 1795 herauszugeben gedenke, nicht überflüſſig finden werde: ja ich hoffe ſogar einigen Dank des Publikums mit dieſem Unternehmen zu ver-

verdienen, indem der hiesige so nah an die Schweiz, Frankreich, Schwaben und einen Theil des Kriegsschauplatzes gränzende Druckort in jeder Rücksicht so äußerst vortheilhaft für den Zeitschriftsteller gelegen ist, und ihn in den Stand setzt, die merkwürdigsten Weltbegebenheiten sehr frühe, ja früher als bei weitem die meisten übrigen teutschen Zeitungsschreiber, zu liefern, und in alle Gegenden Teutschlands zu versenden. Da ferner viele Novellisten ihren Blättern nur das Verdienst der Neuheit, nicht aber zugleich das einer reinen und klassischen Sprache zu geben gewohnt sind; so hoffe ich auch von dieser Seite dem Publikum einen kleinen Dienst zu erweisen, indem ich alle meine Kräfte aufbieten werde, die neuesten Weltbegebenheiten in einem rein- und gefällig darstellenden Erzählungstone mitzutheilen. Ich werde auch die Klippe der Partheilichkeit und leidenschaftlichen Einseitigkeit, an welcher der Annalist so gerne scheitert, sorgfältig zu vermeiden suchen; ich werde mir überall die große Pflicht des Geschichtschreibers, leidenschaftlose Wahrheitsliebe, die keinen Theil beleidigen kann, zum heiligsten Gesetze machen; ja ich werde sogar nirgends Urtheile und Bemerkungen in die Erzählung einflechten. Da die Fakta in dem Zeitpunkte, wo sie der Zeitschriftsteller mit der eiligen Post erhält, nur höchstselten schon liquid und klar vor seinen Augen liegen, und ihre wahren Triebfedern und Wirkungen erst später aufgedeckt werden; so dünkt es mir eine Art von Unbescheidenheit, dem Urtheile der Leser und der alles entwikelnden Zeit in einer Zeitung vorzugreifen. Ich halte es deshalb um so mehr für eine Pflicht der meinen Lesern schuldigen Achtung, die Ereignisse bloß in einer würdigen und unterhaltenden Sprache vorzutragen, ohne mich in die Prüfung derselben einzulassen.

Um dem Zeitungsblatt eben so sehr das Interesse der Neuheit, als der Mannigfaltigkeit zu geben, habe ich bereits für Korrespondenten aus den wichtigsten

Städ-

Städten gesorgt. Ungeachtet ich übrigens, um meinem Hauptzwecke getreu zu bleiben, mich größtentheils mit der Erzählung der neuesten politischen Begebenheiten beschäftigen will; so werde ich dennoch auch, von Zeit zu Zeit, in das Gebiete der Literatur ausschweifen, und kurze Beurtheilungen der merkwürdigsten neuesten Werke, besonders aus dem Fache der schönen Wissenschaften, liefern. Auch behalte ich mir vor, merkwürdige Naturbegebenheiten, wichtige Erfindungen, edle Handlungen, die der Menschheit Ehre machen, und zur Nacheifrung im Guten wecken, Schilderungen ausgezeichneter Charaktere, interessante Scenen aus dem bürgerlichen Leben u. s. w. meinen Lesern mitzutheilen; und ich werde jedem Menschenfreunde den wärmsten Dank wissen, der mich mit Beiträgen dieser Art gefälligst unterstützen wird. Da ich überhaupt seit mehrern Jahren so glücklich war, in meinen bißherigen literarischen Unternehmungen von sehr vielen edlen Menschen unterstützt zu werden; so darf ich hoffen, daß meine alten Gönner und Freunde mir ihre gütige Mitwirkung auch zu diesem neuen Unternehmen nicht versagen werden, und ich bitte sie hiermit höflichst darum. Auch zweckmäßige Gedichte, besonders solche, die zur Anflammung des teutschen Gemeingeistes und Patriotismus dienen, werden auch manchmal, jedoch mit derjenigen Sparsamkamt mitgetheilt werden, die der enge Raum eines Zeitungsblattes fordet.

Ich mache mich endlich erbötig, öffentliche Bekanntmachungen aller Art, Anzeigen, Berichtigungen und Anfragen u. d. g. gegen die Inseratgebühr, welche ich auf drei Kreuzer für die gedruckte Zeile festsetze, einzurücken.

Jede Woche werden 3 Stücke von dieser Zeitung, jedes Stück zu 1 halben Bogen in Quart, und zwar am Sonntag, Dienstag und Donnerstag ausgegeben. Die Wichtigkeit und Menge der einlaufenden Neuigkeiten wird

für

für mich ein Beſtimmungsgrund ſeyn, von Zeit zu Zeit auch einen ganzen Quartbogen zu liefern. Auch das äußre Gewand der Zeitung, Papier und Druck, ſollen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie den Leſer gewiß befriedigen werden.

Da Klio keineswegs bloß aus Zeitungen und Briefen wörtlich abſchreiben, ſondern den Stoff, welchen ihr dieſe liefern ſollen, auf eine zuſammengedrängte und den Leſer anziehende Art ſelbſt verarbeiten wird, und zum Behufe dieſes Unternehmens weder Mühe noch Koſten geſpart werden ſollen; ſo dürfte wohl die Forderung gar nicht überſpannt ſeyn, wenn ich den Preis für den Jahrgang dieſer Zeitung auf 3 fl. 15 kr. feſtſetze. Die Herren Liebhaber können bey allen löbl. Poſtämtern ſubſcribieren: wobei ich jedoch bemerken muß, daß das löbl. Poſtamt Offenburg die Hauptexpedition der Zeitung übernommen habe. Die Beyträge mit welchen man mich gütigſt beehren will, bitte ich an mich oder meinen Verleger, Johann Heinrich Geiger nach Seelbach zu adreſſieren. Recht ſehr wünſchte ich, daß ſämtliche Subſcribentenliſten längſtens in der Mitte des Dezembers eingeſendet wären. Jedem der Herren Abonnenten ſteht es frei, nach Verfluß eines jeden Halbjahrs ab- oder einzutreten. Die Poſtexpeditions-Gebühren tragen, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Herren Abonnenten. Briefe und Gelder werden poſtfrey erbeten. Seelbach im Breisgau 1794.

Gotthold Friedrich Ständlin.

Noch ſind von den Liebhabern die Nummern von dem 1ſten Tage des Jahrs an zu haben.

Neuer Teutſcher Merkur.

4. Stück 1795.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber das Wort Maske und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen. S. 337

II. Der Eimer-Raub des Taſſoni, 1r u. 2r Geſang. — 358

III. Ueber den Stil in den bildenden Künſten. — 404

IV. Teutſchlands Weh und Wohl. — 425

V. Sinngedichte. — 436

VI. Ankündigung einer Preisſchrift über die Frage: Wie dem Holzmangel vorzubeugen ſey? — 439

VII. Ueberſicht einiger neuen Verlagswerke des Fürſtl. Sächſ. privil. Induſtrie-Comptoirs zu Weimar. — 441

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Einige neue Verlagsartikel der Andreäiſchen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn.

Bodmann, (Fr Joſ.) hiſt. juriſt. Abhandlung von dem Beſthaupte nach gemeinen deutſchen und beſonderm mainziſchen Rechte und Herkommen, gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. oder 1 Fl. 45 kr.

— — äußeres oder nachbarliches Territorialverhältniß des Abzugs- und Nachſteuerrechts in Deutſchland, 8. 16 gr. oder 1 fl.

Chriſt (J C.) in eigener Erfahrung gegründete Vorſchläge den edlen Feldbau zu verbeſſern, 8. 5 gr. od. 20 kr.

Darſtellung der Amphibolie der Reflexionsbegriffe, nebſt dem Verſuche einer Widerlegung der Hauptmomente der Einwendungen Aeneſidems gegen die Reinholdiſche Elementarphiloſophie, 8. 8 gr. oder 20 kr.

Geſchichte der franzöſ. Eroberungen und Revolution am Rheinſtrome, vorzüglich in Hinſicht auf die Stadt Mainz, mit 16 Beilagen, 1ſter Theil, gr. 8. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

— Peter Clauſens, von Freyherrn von Knigge, 3 Th. 2 weite verb. u. verm. Ausgabe 8. 2 Rthl. oder 3 fl.

Itzſtein. (Franc.) de conductore cystotomo, cum fig. 4. maj. 6 gr. oder 24 kr.

Hofmann, (G. J.) etwas zur Beherzigung für Menſchen, denen ihre Geſundheit lieb iſt, für Leſer aus allen Ständen, gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Klees (J. G.) Bemerkungen über eine neue Geburtszange, mit 1 Kupfer, 8. 4 gr. oder 15 kr.

Manderbachs, (K. G. D.) neuausgearbeitete Entwürfe zu Volkspredigten über die geſammten Pflichten der Religion, 2r Theil, neue verb. Ausgabe, gr. 8 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

— — 9ter Theil, gr. 8. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 fl.

— — neuausgearbeitete Entwürfe zu Predigten über die äuſſerlichen Selbſtpflichten, 1ſter Theil, gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

Müller, (J. B.) und G. J. Hofmanns Anleitung für Nichtärzte und Landchirurgen, wie man ſich vor der gegenwärtigen herrſchenden Ruhr bewahren und dieſelbe in Ermangelung eines Arztes ſicher heilen könne, 8. 3 gr. oder 10 kr.

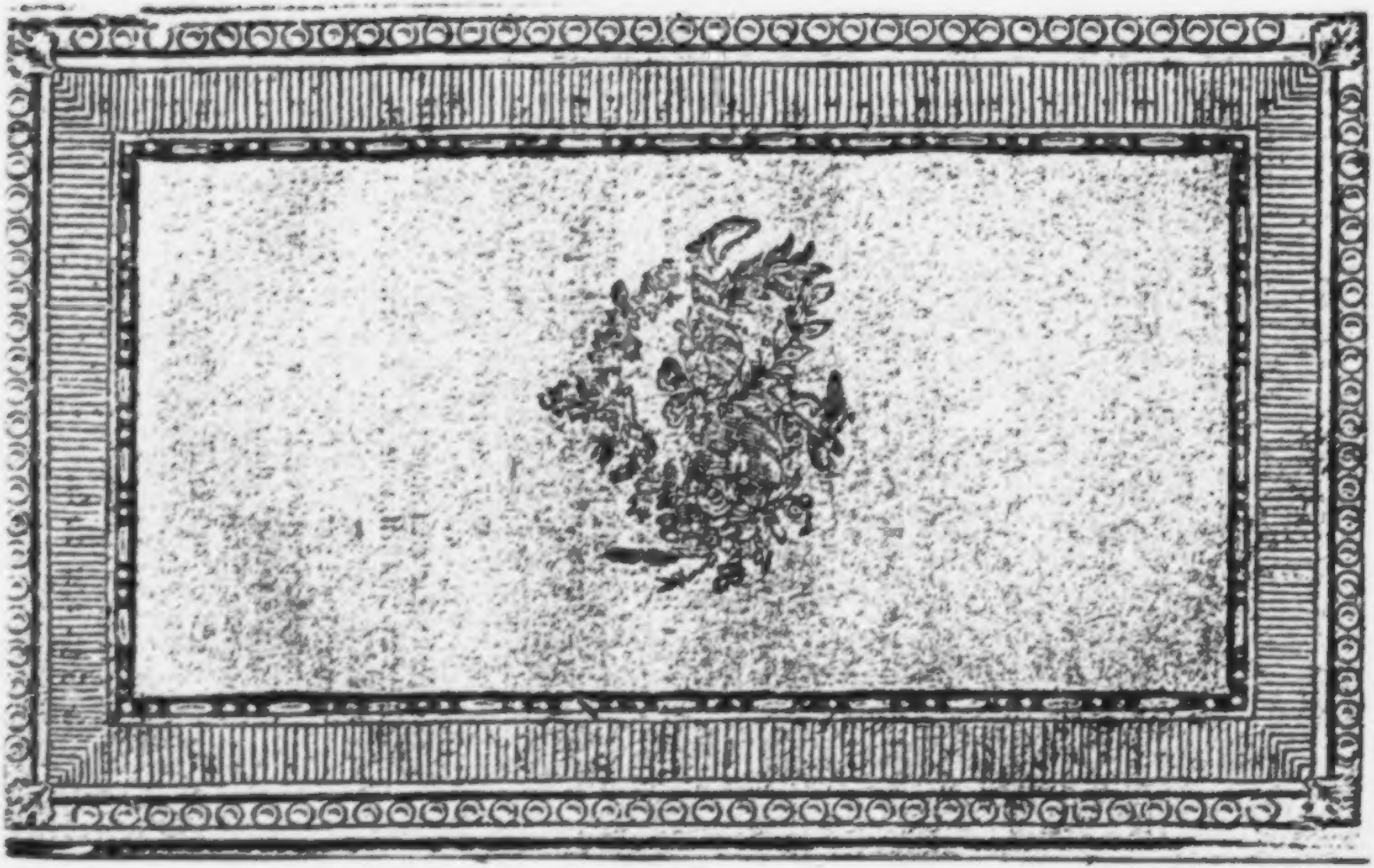

ſondern weil ich weiß, daß die Liebe, wie alles andre, der Gewalt der Zeit unterworfen iſt, daß ſie in ihrer Flamme ſelbſt eine Art von Dacht oder Wike hat, wovon ſie endlich geſchwächt und verdunkelt wird, und kurz, daß ſie, wenn ſie zu ihrer Stärke angewachſen iſt, an ihrer eignen Vollblütigkeit ſterben muß. Was wir thun wollen, ſollten wir ſogleich thun, wann wir es wollen; denn dieſes Wollen iſt veränderlich, und hat ſo viele Abfälle und Hinderniſſe als es Zungen, Hände und Umſtände giebt, welche uns, wenn die Gelegenheit einmal verſäumt iſt, die Ausführung vielleicht ſo ſchwer machen, daß wir auch den Willen verlieren, ſo vielen Schwierigkeiten troz zu bieten. Doch, um das Geſchwür aufzuſtechen -- Hamlet kommt zurük; was wäret ihr fähig zu unternehmen, um mehr durch Thaten als Worte zu zeigen, daß ihr euers Vaters Sohn ſeyd?

Laertes.

Ihm die Gurgel in der Kirche abzuſchneiden.

König.

In der That ſollte kein Plaz einen Mörder ſchüzen, noch der Rache Grenzen ſezen; aber mein guter Laertes, wollt ihr das thun? Schließt euch in euer Zimmer ein. Hamlet ſoll bey ſeiner Wiederkunft hören, daß ihr nach Hauſe gekommen ſeyd: Wir wollen ihm Leute zuſchiken, welche ihm ſo groſſes Lob von eurer Geſchiklichkeit im Fechten machen, und ſo viel und ſo lange davon reden ſollen, biß er es auf eine Wette ankommen laſſen wird. Da er ſelbſt edelmüthig,

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück. April. 1795.

I.

Ueber
das Wort Maske und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen.

Ein Wort, das man in der jetzigen Jahrszeit überall, wo man ſich überhaupt noch an den alten hergebrachten Faſchingsnummereyen erluſtigen, und einmal aufs ganze übrige Jahr recht ſatt lachen und tanzen darf, ſehr fleißig ausſprechen hört, iſt das Wort Maske. Wieviel iſt nicht über die dadurch bezeichnete Sache von jeher gepredigt, gezankt, gelacht und geſpottet worden! Vom Engliſchen Zuſchauer bis auf die Teutſchen Fidibus und Papeten herab hat eine jede moraliſche Wochenſchrift ihre Herzerleichterungen darüber beym Publikum abgegeben und Gloſſen zu einem Text geliefert, der doch nur durch Muſiknoten verſtändlich wird. Da man nun ſchon ſo lange und ſo viel über die Zuläſſigkeit und den Gebrauch der Masken bey Bällen und Faſchings-

schlingslustbarkeiten gesprochen, und sich leider! bey allem dem noch nicht einmal darüber vereinigt hat, ob die Sache eine öffentliche Thorheit, oder eine verlarvte Weißheit zu nennen sey: so kann es wohl auch einem unpartheiischen Zuschauer nicht übel genommen werden, wenn er auf den Einfall geräth, von der streitigen Sache (die er wohlweißlich auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen läßt) einmal aufs Wort überzugehen, und so darf auch ich es wagen, eine kleine antiquarische Untersuchung über den Ursprung und die davon abzuleitende eigentliche Bedeutung des Wortes Maske anzustellen, und sollten sich mir auf dem Wege einige andere Bemerkungen darbieten, auch diese mitzunehmen.

Fern sey es von mir, meinen Lesern die dickbestäubte Rüstkammer aller hieher gehörigen Alterthümer aufzuschließen, und ihnen die undenkbare Mühe anzusinnen, auch nur Einmal zwischen diesem altväterischen Gerumpel auf und nieder zu wandeln. Zwar dürfte es dem, der es mit den frölichen Anhängern des Weisen von Abdera hält, auch hier nicht an reichlichem Stoff zur Aufheiterung fehlen, wenn ich ihm bey Hererzählung der Meinungen über das Alter der Maskeraden die scharfsinnige Muthmaßung des zu Anfang dieses Jahrhunderts weit und breit berühmten Rechtslehrers auf der Universität Wittenberg, des Herrn von Berger anführte, der in einem sehr gelehrten Werke über die Masken

und

und Maskeraden *), die erste aller Maskeraden geradezu in der bekannten Feigenblattschürze unserer ersten Eltern im Paradiese suchet und auch wirklich findet; oder wenn ich den witzigen Einfall eines Italienischen Abate **) berührte, der in dem leuchtenden Angesichte Mosis, als er vom Sinai herabkam, die Spuren der ältesten Maskierung entdeckt, und allen, die zur Herrlichkeit jenes Lebens eingehn, ähnliche Licht- und Stralenmasken verspricht. Allein die meisten möchten doch bey diesen antiquarischen Sie-

*) S. Commentatio de Personis vulgo Larvis seu Mascheris, von der Carnevalslust, critico, historico, morali et iuridico modo diligentius conscripta a Chr. Henr. Nobil. de Berger (Frf. 1723. 4.) c. l. p. 23. Das Werk hat durch die beygefügten 153 Kupfertafeln, welche Vorstellungen aller Scenen der Terenzischen Lustspiele aus dem bekannten Vatikanischen Kodex enthalten, seinen antiquarischen Werth, und ist für manchen juristischen Streitpunkt nicht unwichtig; übrigens aber ist es eine geschmacklose und unverdaute Kompilazion, die wohl schwerlich ohne den Namen ihres berühmten Verfassers so oft mit Lobpreisungen citiert worden wäre.

**) Der Neapolitaner Pacichelli hat in seinem Schediasmate tripartito de Mascheris, capillamentis et chirothecis (Neap. 1693.) p. 19. diese scharfsinnige Hypothese aufgestellt, welche er mit folgenden Beytrag zu den Aussichten in die Ewigkeit schließt: Nec deerunt in coelesti patria huiusmodi metamorphoses ad intensius vel remissius gaudium iuxta merita beatorum: tum proderit hic luisse, velut Caius Caligula, qui vestes assumebat Iovi, Iunoni, Veneri et Dianae accommodatas!!

benſachen herzliche Langeweile empfinden; und was wäre trauriger, als meine Leſer, indem ich alle meine Beleſenheit und meinen Scharfſinn etwa auf eine gähnende, Maulaufſperrende Maske verwendete, die aus dem Alterthume zu uns gekommen iſt, ſelbſt in den Zuſtand des ſympathetiſchen Mitgähnens verſetzt zu ſehen! —

Das Masken und Theaterweſen — denn beides ſteht, wie bekannt, im ganzen Alterthum in der engſten Verbindung — hat ſeinen Urſprung den ländlichen Erndte- und Weinleſefeſten der älteſten Bewohner Griechenlands und Italiens zu danken. Aus dem im Geſichte mit Weinhefen übermalten päuriſchen Poſſenreißer trat nach und nach der künſtlich verlarvte Schauſpieler hervor. Alle Proceſſionen, alle Feierlichkeiten, geheime Einweihungen und Feſte, die dem Bacchus zu Ehren angeſtellt wurden, konnten ohne den Gebrauch der verſchiedenartigſten Masken*) nicht begangen werden. Die Bacchanalien und

*) Man beurtheilt die alten Masken immer nur nach ihrem theatralischen Gebrauche. Sie wurden aber eben so häufig bei Prozessionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Man sieht dies am deutlichsten aus den Gemälden auf den alten griechischen Vasen, die man sonst aus Irthum etruriſche nannte. Es gab, wie Passeri in mehrern seiner Schriften, besonders aber in den Paralipomenis ad Demsterum und in den Picturis Etruscorum in vasculis T. II, p. 22. seqq. sehr wahrscheinlich gemacht hat dre

und Saturnalien des Alterthums haben ſich unter andern Namen und Bezeichnungen auch in den Chriſtianismus eingeſchlichen. Der ſaturnaliſche Muthwille auf der heiligen Straße des alten Roms, wie ihn Lucian ſchildert, und die Karnevalsmummereien auf dem Corſo des neuen Roms, wie ihn uns die Meiſterhand eines Göthe zeichnet, haben eine zu ſtarke Familienähnlichkeit, als daß man ſie nicht beym erſten Anblick für ein paar leibliche Geſchwiſter und Kinder eines jovialiſchen Vaters halten ſollte.

Bey den alten ländlichen Bacchusfeſten fand eine ganz eigene, auf einen ſonderbaren Aberglauben ge-

 grün-

drey Grade in dieſen Einweihungen, den Grad der Satyrn Silenen und des hätigen Bacchus, oder Ebon ſelbſt. Alle drey Grade hatten ihre charakteriſtiſche Masken, die, ſo wie das Koſtum eines jeden Grades, weſentlich von einander unterſchieden waren, und auf den alten Vaſen häufiger, als irgend ein anderer Gegenſtand abgebildet ſind. Man ſehe in der neuen Hamiltoniſchen Sammlung von Tiſchbein Collection of Engravings from ancient Vaſes, die 39te Platte, wo zwey als Satyren oder Ithyfallen verkleidete Jünglinge ihre Masken in der Hand halten, vergl. mit der darauf folgenden 40ten. Schon hieraus würde es begreiflich werden, warum auf alten Gemmen grade eine ſo unverhältnißmäßig große Anzahl von Silenen und Satyrmasken (Siehe z. B. Lipperts Daktylioth. 1 Taus. 388, 399. Gori Muſeum Florentin. T. I. tab. XLV.) ſich erhalten haben. Sie ſtammen zum Theil aus jenen Zeiten, wo ſich alles in Unteritalien in dieſe Bacchusorgien einweihen ließ, und hatten in Ringe gefaßt eine religiöſe Beſtimmung.

gründete Gewohnheit statt, die ich wohl nicht besser als mit den Worten des Römischen Sängers vom Landbau selbst beschreiben kann. Die Italienischen Hirten, sagt Virgil,

Feiern mit rohem Gesang' ihr Fest, und wildem Gelächter,
Und in scheußliche Larven vermummt von gehöhleter Rinde
Rufen sie dich, o Bacchus, durch fröliche Lieder, und hängen
Dir an ragender Fichte herab die schwebenden Bilder. *)

Diese schwebenden Bilder (Oscilla in der Sprache des Landmanns beym Virgil) können nach allem dem, was die Grammatiker und Scholiasten witziges darüber gesagt und gesammelt haben **), nichts anders gewesen seyn, als Masken mit einer Verlängerung, die den Rumpf eines Körpers vorstellte, und an welcher ein Ithyfallus, oder in der neuen Sprache der Völker am Ganges, ein Lingam, entweder als Symbol der Fruchtbarkeit oder als das kräftigste Verwahrungsmittel gegen alle Zaubereyen, angebracht war. Und aus der zuletzt angegebnen Ursache dürfte wahrscheinlich diese abergläubische Sitte noch befriedigender erklärt werden können, als aus der erstern ***). Es wußte nemlich die Rockenstubenfilosofie des

*) Voß Uebersetzung Georg. II, 384-386.

**) S. den Servius zu dieser Stelle, den Makrobius I, 7 und 11. und die alten Glossarien, wo Oscilla durch προσωπεια, Masken, erklärt werden. Vergl. Skaliger zum Ausonius p. 503. ed. Toll.

***) Spence hat in seiner Polymetis die Erklärung von den Oscillen, als Symbolen der Fruchtbarkeit, sehr sinnreich aus-

des Alterthums ganz erſchreckliche Dinge von der Gewalt geheimer Zauberſprüche und Hexereien zu erzählen, womit man den Oel- und Rebenpflanzungen ſeines Nachbars den empfindlichſten Schaden zufügen, oder wohl gar die Früchte und Aehren aus fremden Kornfeldern durch eine magiſche Magnetiſierung auf die ſeinigen herüberzaubern könne; ein Aberglaube, der ſelbſt bey den ernſthaften Römern durch eine ehrwürdige Geſetzesformel in ihren zwölf Tafeln eine öffentliche Sankzion und Beſtätigung erhalten hatte *). Ganz beſonders aber hielt man die Blicke gewiſſer Menſchen, die auf der Netzhaut ihrer Augen von jedem Gegenſtand ein doppeltes Bild empfangen, und daraus einen ganz eigenen alles verſengenden Lichtſtrahl hervorſchießen ſollten, für gefährlich **). Gegen alle dieſe Behexungen und Verzau-

geführt. S. Heyne z. d. Stelle. Merkwürdig iſt übrigens eine Gemme beym Maffei Gem. Antich. T. III. tab. 64. wo wirklich ſolche Oscillen als Masken an einem Baum aufgehangen ſind. Vergl. Gori Muſeum Florent. T. I. tab. 48. 9.

*) Die Formel qui fruges excantaſſit iſt aus dem Plinius XXVIII, 2. ſ. 4. und andern hinlänglich bekannt, und am beſten von Geoffroy zum Codex Theodoſ. T. III. p. 117. ed. Lugd. erläutert. Die Stellen der Alten über dieſen bis auf die neuern Zeiten fortgepflanzten Aberglauben giebt Broekhuys zu Tibulls bekanntem Vers Cantus vicini fruges deducit ab agris I. 8. 19.

**) Die Hauptſtelle über die Faſcinazion — ſo hieß bekanntlich dieſe Art von Zauber — iſt beym Plinius VII, 2. ſ. 2.

Alle

zauberungen verwahrten nun ſorgſame Häusväter ihre Fluren, und altgläubige Mütterchen ihre Kinder auf mehr als Eine Weiſe. Für das wirkſamſte Mittel unter allen wurde allgemein der Fallus gehalten, dieſes große aus dem Oriente auch zu den Griechen, Etruriern und Römern übergegangene Symbol der Fruchtbarkeit und des Gedeihens. Man hing dieſes wirkſame Entzauberungsmittel an die Pforten und Thürpfoſten, an Bäume und Rebengeländer auf; man band es den Kindern bloß oder in einer runden Kapſel (aus welcher dann die bulla der Römiſchen Knaben entſtand) um den Hals; Künſtler hefteten es vor ihre Werkſtätte und der triumfierende Feldherr an ſeinen Wagen; die Veſtalinnen verehrten es mit andächtiger Inbrunſt im Allerheiligſten ihrer Roton-

da

Alle Stellen der Alten findet man ſchon beym La Cerda zu Virgils Eklogen III, 103. Die Sache verdient doch immer noch die Unterſuchung eines filoſofiſchen Augenarztes. Denn irgend etwas muß auch hier zum Grunde gelegen haben. Leonardo Vairo, ein Benediktinerprior zu Benevent im 16ten Jahrhunderte, hat in einer eigenen Schrift in 3 Büchern de Faſcino gehandelt, die zu Venedig 1599 herausgekommen iſt. Hier iſt aller Unſinn geſammelt, den irrige Filoſofie und theologiſcher Herenglaube je darüber ausgebrütet haben. Am Ende S. 362. empfiehlt er als das kräftigſte Gegenmittel einen Agnum Dei circa collum ſuſpenſum. Dies trat alſo in der Katholiſchen Kirche auch hier an die Stelle des Priap!

da*). Die alles ausbildende und verſchönernde Hand der Kunſt gab dieſem heiligen Fallus den Körper eines rüſtigen Jünglings zur Geſellſchaft; und ſo entſtand daraus der ſo oft misverſtandene, aber ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach nichts weniger als obſcöne Priapus, der durch das, was ihn auszeichnete, nicht den Dieben eigentlich, ſondern den böſen Zungen und Augen wehren ſollte**). Eine andere Verfeinerung der Kunſt gab dieſen Helfer gegen allen Zauber (medicum invidiae, nennt ihn Plinius VII 2. S 2) in Gemmen ein, die von frommen Perſonen als Amulete in Ringen getragen, und

*) Die Belege zu allem dieſen beym Plinius XXVIII, 4. C 7. Vergl. Pollux VII, 108. und Caſaubonus in Lection. Theocrit. c. VIII. p. 75. edit. Commelin.

**) S. Plinius XIX, 4. C 19. Aus mehrern Stellen z. B. beym Marzial III, 68, wird es deutlich, daß der Fallus auch zur Verwahrung der Gärten gebraucht wurde. Gewiß iſt es, was auch neuerlich Bartels in ſeinen Briefen über Kalabr. u. Sic. Thl. 1. S. 135 f. wieder erinnert hat, daß die Alten bey der Angewöhnung an das Nackende und der religiöſen Ideenverbindung, die man dabey hatte, kein ſo ſchlüpfriges Bild daran erblickten als wir uns vorſtellen. So war es lächerlich, daß man in dem wiederaufgegrabenen Pompeji ein Haus, vor welchem ein Priap, als Entzauberungsmittel, angebracht war, für ein Bordel erklären wollte. S. Hamilton Accounts of the Diſcoveries at Pompeii, in der Archaeologia Britann. T. IV, 14. p. 169. So iſt der Fallus auf der Vaſe im Pallaſt Chigi ein bloßes Amulet. S. Monatſchrift der Berliner Akademie der Künſte. 1788. Auguſt. p. 92.

erſt ſpäter von der befleckten Einbildungskraft ausgemergelter Wollüſtlinge beflügelt und in unſaubre Spintrien verwandelt wurden *). Hieher gehören dann auch, wenigſtens dem einen Beſtandtheile nach, die ſchwebenden Bilder, die nach dem Zeugniſſe des Virgils die Italiſchen Landleute bey den ländlichen Bacchusfeſten an eine ſchlanke, ihre Fluren überſehende Pigne aufhingen.

Aber eben dies Oscillum beſtand ſeinem obern Theile nach aus einer Larve; und ſo wurde auch die Maske als ein Zauberlöſendes Mittel angeſehn. Die gegen die Bezauberungen aufgehangenen Mittel, ſagt Plutarch in einer merkwürdigen Stelle, wo er alles dieſes phyſiſch zu erklären ſucht **), erhalten dadurch ihre Wirkung, daß ſie durch das auffallende und lächerliche

*) Einen Fallus, der als Amulet an einem Ring befeſtigt iſt, hat Th. Bartholin de puerperio veterum p. 161. abbilden laſſen. Allein man grub dieſe Figur aus abergläubiſchen, nicht unreinen Ideen auch auf Gemmen, wovon man mehrere Beyſpiele in Winkelmanns Deſcriptions de pierres gravées du B. de Stoſch n. 1648. ff. p. 265. findet. Spätere Raffinemens ausgearteter Wollüſtlinge ſ. in Taſſie's Catalogue n. 5314-5328. Offenbar lag urſprünglich auch bey dieſen Vorſtellungen die Idee von der erzeugenden Naturkraft zum Grunde, über welche Court de Gebelin in ſeinem monde primitif zwiſchen den unſtatthafteſten Hypotheſen doch auch viele ſcharfſinnige und gelehrte Vermuthungen vorgebracht hat.

**) In Sympoſ. V, 7. p. 681. f. ed. Pſ.

müthig, zuversichtlich, und von allen Kunstgriffen fern ist, wird er nicht daran denken, die Rappiere genau zu besehen, so daß ihr leicht durch ein bischen Taschenspielerey einen Degen ohne Knopf mit euerm Rappier verwechseln, und durch einen geschikten Stoß euern Vater rächen könnt.

Laertes.

Ich will es thun, und zu diesem Gebrauch meinen Degen mit einem Saft beschmieren, den ich von einem Marktschreyer gekauft habe; der so tödtlich ist, daß wenn man ein Messer nur darein taucht, keine Salbe, und wenn sie aus den heilsamsten Kräutern die unter dem Mond sind, gezogen wäre, denjenigen vom Tod erretten kan, der nur damit geritzt wird; mit diesem Gift will ich die Spize meines Degens nezen, damit auch die leichteste Wunde, die ich ihm beybringe, Tod sey.

König.

Wir wollen diese Sache besser überlegen; Zeit und Umstände müssen abgewogen werden; und auf den Fall, daß uns dieser Anschlag in der Ausführung mißlingen sollte, müssen wir einen andern zum Rükenhalter haben. Sachte -- Laßt sehen -- Es soll eine feyrliche Wette über eure Geschiklichkeit angestellt werden -- Nun hab' ichs -- wenn ihr euch unterm Kampf erhizt habt, und er zu trinken begehrt, will ich einen Becher für ihn bereit halten; wovon er nur schlürfen darf, um unsre Absicht zu erfüllen, wofern er euerm Rappier entgeht.

Zehnte

liche ihrer Gestalt den schädlichen Zauberblick auf sich heften. Grade dies war nun auch der Fall bey den in ein lächerliches Fratzengesicht verzerrten Masken, die wahrscheinlich auch von den Verzerrungen des weit geöffneten Mundes die Benennung Oscilla (Maulsperren) bekommen haben *). Man glaubte durch das Aufhängen oder Aufstellen dieser alles zu verschlingen drohenden Karrikaturmasken jedem gefährlichen Einfluß der Misgunst und Zauberey entgegenwirken zu können. So wußte der Aberglaube aus den häßlichsten Gestalten sich eine Beruhigung zu verschaffen. Die Bildner in Erz, Marmor Wachs und Thon ermangelten nicht, die Nachfrage nach solchen ungestalten Amuleten zu ihrem Vortheile zu benutzen, aber auch mit dem Wachsthume der Kunst diesen alles Gefühl des Schönen beleidigenden Schreckgestalten ihre Häßlichkeit nach und nach auszuziehn, und ihnen nur so viel von ihrer ursprünglichen Form übrig zu lassen, als zur Bezeichnung des Gegenstandes überhaupt unumgänglich nöthig war. So konnte eine Medusenlarve mit borstigem Schlangenhaar, hervorragender Zunge und schrecklichen Todeszuckungen, in welcher der forschende Alterthumskenner eigentlich nichts weiter als ein Amulet der Krieger auf Brustharnisch und Schild

*) Ich kann der Etymologie, die Voß im Etymolog. und Schrader in Lenneps Etymolog. p. 1245. vorgetragen habe, daß Oscillum soviel sey als Obscillum, nicht ganz beypflichten. Ich leite es mit Skaliger zum Festus s. v. Oscillum p. 315. von os und cillere, bewegen, ab, und beziehe es auf die Verzerrungen in der Maske.

Schild entdeckt *), durch ſtufenweiſe Verſchönerung das Ideal einer weiblichen Schönheit, eine Strozziſche Meduſa werden. So veredelten ſich die Grauſen-erregenden Züge in den Schreckarven des frühern Aberglaubens in anmuthige Silenen- und Satyrenmasken, und in die Spiele einer muthwilligen und unerſchöpflichen Künſtlerfantaſie, aus welcher ſich nach und nach die Groteske und Arabeske entwickelte.

Und hier wären wir denn auch auf die wahrſcheinlichſte Ableitung des Wortes Maske gekommen, welches weder von dem Arabiſchen Maskara, ein Poſſenreißer, wie der orientaliſierende Skinner behauptet, noch von der älteſten Theaterſitte, ſich das

*) Im Filopatris Lucian. Opp. T. III. p. 593. c. 8. fragt Trifon, wozu der Meduſenkopf auf dem Schilde der Minerva nütze? und Kritias antwortet: er ſey ein Verwahrungsmittel gegen alle Gefahren, θεαμα ἀποτροπαιον των δεινων. Als ein ſolcher erſcheint er ſchon in jener prächtigen Stelle beym Homer, Ilias 5, 741. woraus ſpäter alle jene Vorſtellungen gefloſſen ſind. Man ſehe Ekhels feine Bemerkung, Choix des pierres gravées du Cab. Imper. p. 62, wo er zeigt, daß man die Meduſenlarve häufig auf den Schilden der Heroen als eine Schreckgeſtalt für die Feinde findet, und hinzuſetzt: c'eſt vraiſemblablement par cette raiſon, qu'on trouve un ſi grand nombre de têtes de Meduſe ſur de pierres de toute eſpéce, deſtinées la plupart à ſervir d' Amulettes. Was alſo bey den Chriſtlichen Rittern in den Kreuzzügen das Kreuz als Talismann auf den Schilden war, das war in dem Heroiſchen Zeitalter der Griechen der Meduſenkopf.

das Geſicht zu ſchwärzen und zu beſchmieren, alſo von Makeln, beſudeln, herkommt, wie Adelung glaubt *): ſondern von einem urſprünglich griechiſchen Worte abgeleitet iſt, das, nach dem Gloſſarium des Heſychius, eine Figur, ein Bild gegen die Zauberey bezeichnet **). Maska, oder auch Talamaska bedeutete in der verdorbenen Latinität des Mittelalters jeden Unhold, jede Hexe und ſcheußliche Geſtalt **) und dieſen Nebenbegriff der Häßlichkeit hat dieß Wort auch jetzt noch ſo gut, wie das zum Theil davon abgeleitete Grimace in der Franzöſiſchen Sprache. Wer kann es daher dem neueſten Sprach- und Wortreiniger Herrn Kampe verdenken, daß er ein Wort mit ſo zweydeutigen Nebenbegriffen nicht länger unter der ehrlichen Sippſchaft teutſcher Mut-

*) Wörterbuch Thl. III. S. 387.

**) Heſychius T. I. c. 701. βασκα μαχελη. (lies δεικελα, ſo wurden die Masken auch genannt; daher die Mimen δεικηλικοι. S. zum Heſychius T. I. c. 903, 3.) βασκανια. βασκανια hießen eben alle die lächerlichen und häßlichen Dinge, wodurch man die Fascination verhindern wollte. Daraus iſt nun nach einer ſehr gewöhnlichen Verwechslung des b in m (S. Saumaiſe Exercit. in Solin. p. 923. a. E.) μασκα, eine Maske, entſtanden. So hat es auch ſchon Saumaiſe erklärt in notis ad Tertull de pall. p. 123. dem ſelbſt Menage Dictionnaire Etymolog. p. 487. beyzupflichten ſcheint.

***) S. Du Cange Gloſſarium Lat. ſ. v. maſca, T. II. p. 525. talamaſca T. III. p. 1166. und Wachter Gloſſar. Germ. ſ. v. Maske p. 1055.

Mutterwörter dulden will*), wenn auch der von ihm ſtatt Maskerade vorgeſchlagene Larventanz uns um nichts beſſern und nur an einen Geiſtertanz in einer Bürgerſchen Ballade erinnern ſollte.

Vielleicht läßt ſich aber aus dieſer Sitte, häßliche Masken als Amulette und zauberlöſende Mittel zu betrachten, noch eine andere antiquariſche Dunkelheit aufhellen, die ohne Rückſicht auf dieſen Umſtand dem denkenden Forſcher wohl immer ein Räthſel bleiben möchte. Sollte ſich nicht hieraus die ganz unverhältnißmäßig große Zahl von Maskenintaglios auf alten Gemmen erklären laſſen? Das vollſtändigſte Werk über die Masken der Alten von Francesco Ficoroni enthält auf 85 Kupferplatten die Abbildungen von mehr als 360 damals noch vorhandenen geſchnittenen Steinen, auf welchen bloße Masken abgebildet ſind**). Nicht mehr als 72 von dieſen

*) Ueber die Reinigung u. Bereicherung der D. Sprache. Dritter Verſuch. S. 227.

**) Ficoronis Werk de larvis scenicis et figuris comicis Rom. 1754. 4. hat eigentlich einen gewiſſen Pietro Contucci zum Verf. S. Winkelmann's Monumens. Ant. ined. p. 59. Es iſt aber alles ohne Plan und Ordnung unter einander geworfen, und man kann daher nur mit vieler Kritik Gebrauch davon machen. Die vorzüglichſten Maskengemmen aus Ficoronis Sammlung ſind in das Muſeum des Baſſerini, Bibliothekars der Barberiniſchen Bibliothek gekommen, wie aus einer Bemerkung des Cocquelini in Praefat. ad Terent. T. I. p. VII. zu erſehen iſt.

ſen hat Raspe in dem mit Recht für ſehr vollſtändig gehaltenen Taſſie'ſchen Gemmen- und Paſtenverzeichniſſe aufgeführt, wo übrigens an 400 andere alte Gemmen mit Masken angezeigt *), aber doch immer noch eine groſse Zahl, die Winkelmann in der Erklärung des Stoſchiſchen Kabinets, Maffei und Gori im Muſeum Florentinum beſchrieben und zum Theil in Kupfer geſtochen geliefert haben, übergangen ſind. Schon nach dieſer Berechnung wird man die Angabe nicht übertrieben finden, daſs ſich gewiſs ein paar tauſend verſchiedene Maskengemmen, die Doubletten und Kopieen nicht gerechnet, aus dem Alterthume erhalten haben. Da ſich nun durchaus kein vernünftiger Grund denken läſst, warum ſich grade von dieſer Gattung mehr Gemmen als von ſo vielen andern erhalten und wiedergefunden haben ſollten: ſo folgt hieraus ganz natürlich, daſs bey den alten Griechen und Römern ſelbſt die geſchickteſten Steinſchneider ſich weit häufiger dieſen Gegenſtand als irgend einen anderen gewählt, und ſo die Zahl dieſer Maskenabbildungen auf Gemmen auſserordentlich vermehrt haben müſſen. Nun richteten ſich dieſe Künſtler zuverläſsig bey der Wahl ihrer Sujets auch nach dem, was am häufigſten geſucht und am theuerſten bezahlt wurde. Warum wählte und kaufte man alſo ſo begierig Steine mit Maskenintaglios zu Siegelringen, da doch das ſchöpferiſche

*) S. Taſſie's Catalogue, Masks n. 3621-4061. p. 243. ff. Es gehören aber auch ſehr viele Gemmen zu dieſer Ordnung, die unter andern Rubriken bloſs als Köpfe angegeben ſind.

sche, alles in Bild und Umriß auffassende Alterthum hundert andere weit lieblichere und einladendere Sujets auf allen Seiten erblickte? Allerdings mag die entschiedene Liebhaberei der Griechen für ihre dramatischen Belustigungen, auch die mit jedem Trauer- Lust- und Satyrnspiel verbundenen Charaktermasken selbst, diese Vorstellungen auf Gemmen sehr vervielfältigt*), so wie die eben berührte Einweihung in die Geheimnisse des Bacchus, wobey der Einzuweihende in einer Maske erschien, manche Abbildung auf geschnittenen Steinen veranlaßt haben; allein dies

*) Daher selbst die Menge von kleinen Bronzen, die maskirte Schauspieler vorstellen, bey Ficoroni und Amaduzzi in Monument. Matteian. T. I. tab. XCIX. Schauspieler, die in einer Rolle sehr gefallen hatten, hatten selbst ein besonderes Wohlgefallen an ihren Masken wie aus einer Anekdote des Schauspielers Osilius Hilarus beym Plinius VII, 53. f. 53. deutlich erhellet. Ihre Freyndinnen wählten für sie die geschmackvollesten Masken. S. Alciphron Epist. II, 4. p. 248. Es gab eigene Künstler für diese Art von Kunstwerken. Plinius nennt den Chalcosthenes und Krateros XXXIV f. 19. 27. XXXV, f. 40. 33. Ja es lassen sich beinahe alle vom Pollux sehr genau beschriebenen Masken für die drey Schauspielarten IV, 133-154. in noch vorhandenen Kunstwerken, besonders in geschnittenen Steinen wieder finden. So zum Beyspiel die Maske des ersten Greises, γεραων Poll. IV. 119. in den Gemmen des Ficoroni tab. 56. 59. und in den Pierres gravées du Cabinet d. Duc d' Orleans T. I. tab. 61. 62. Vergl. Visconti ad Museum Pio-Clementin. T. III. p 37. wo die Maske des ersten Sklaven beym Pollux IV, 149. ganz genau auf einer Statue dargestellt ist.

dieſe Theater- und Bacchanalienmasken machen doch immer bey einer genauen Unterſuchung der Merkmale *), wodurch ſie leicht von den andern zu unterſcheiden ſind, kaum die Hälfte dieſer ſo zahlreichen Klaſſe von vertieft und erhaben geſchnittenen Steinen aus. Mann kann freylich ſagen, es ſey nun dieſes einmal Künſtlerfantaſie und Laune geweſen, die, weil einige Werke der berühmteſten Meiſter gerade in dieſen Karrikaurgeſichtern ſehr berühmt waren, dieſe Art von Darſtellung vielen andern vorgezogen hätten. Allein ſo gern ich auch dieſes bey einigen berühmten und offenbar unbeſchreiblich oft nachgebildeten Silenus- und Satyrmasken **) zugeben will; ſo wenig kann mich dieſer Grund bey ſo vielen andern Vorſtellungen befriedigen, die dem Beſchauer durchaus nichts als häßliche Verzerrungen und widrige unförmliche Meerkatzengeſichter darbieten. Alle dieſe Zweifel ſind gehoben, wenn wir annehmen, daß man dieſe Masken

*) Die tragiſchen Masken laſſen ſich auf den erſten Blick durch den beſondern hiatus am Munde, der ganz von der trichterförmigen Oeffnung der komiſchen Masken verſchieden iſt, und durch die Erhöhung über dem Kopf (ὄγκος. S. Cuper ad Apotheoſ. Homeri p. 82.), die komiſchen durch den ihnen gewöhnlich beygefügten krummen Stab bey Ficoroni tab. 35. 36. und beſonders bemerkenswerth in den Pitture d' Ercolano T. IV. t. XXXVI.) erkennen.

**) S. einige treffliche Ideale in der ehmaligen Sammlung des Herzogs von Orleans. T. I. p. 53. f. und in Gori Muſeum Florentinum T. I. t. XLV. 2. 6.

ken, die der Aberglaube in Erz und Thon ſo häufig als ein Verwahrungsmittel gegen Hexenaugen und Zaubereien anwandte, auch auf Steinen als Amulete in Ringen getragen habe. Magiſche, Zauberlöſende Ringe zu tragen, war, wie wir wiſſen, ſchon bey den älteſten Griechen eine ſehr gewöhnliche Sitte*). Was war natürlicher, als daß man nun auch noch in dieſe Ringe Steine mit Figuren von einer ähnlichen Kraft und Wirkſamkeit ſetzte, und da man im Alterthume hundert Geräthſchaften und Dinge durch

*) Sie hießen Ἰακτυλίοι Ραχμάκιτοι Heſych. T. I. c. 879. und ſchützten vorzüglich auch gegen Bezauberungen; βασκανίας ἀνατρεπτικὰ nennt ſie der Scholiaſt des Ariſtof. Plut. 885. wo Hemſterhuys verglichen zu werden verdient. S. 300 f. Später hießen ſie τετελεσμένοι S. Saumaiſe ad Script. H. A. T. II. p. 457. wonach wahrſcheinlich das Arabiſche Talisman gebildet iſt. Der Aberglaube ſchrieb ihnen unglaubliche Kräfte zu, z. B. beym Lucian in Navig. c. 42. T. III. p. 275. vergl. die weitläuftigen Kollektaneen bey Kirchmann de annulis c. XXI. p. 141–56. Sie waren häufig mit geſchnittenen Steinen verſehen, deren Figuren eine magiſche Kraft haben ſollten. So erwähnt der Griechiſche Arzt Alexander von Tralles X, c. daß ein Ring mit einem Steine, worauf Herkules im Kampf mit dem aufgerichteten Löwen geſchnitten ſey, gegen die Kolick helfe. Hieraus erklärt es ſich, warum gerade dieſe Arbeit des Herkules viel häufiger als andere auf geſchnittenen Steinen (z. B. Winkelmann Cab. d. Stoſch p. 273 und in Taſſie's Catalogue n. 5684–5715. wo auf der merkwürdigen antiken Gemme, die Pl. XL. abgebildet iſt, die unleſerliche Umſchrift magiſch zu ſeyn ſcheint) vorkommt.

durch das Aufdrücken des Pitschierringes verwahrte, die wir jetzt nicht mehr zu versiegeln, sondern zu verschließen pflegen*), zugleich auch diese Dinge durch das auf Siegelwachs abgedrückte Bildniß einer Maske vor allem etwa zu besorgenden Zauberunfug sicher stellte? Jeder, der nur einige etwas beträchtliche Gemmensammlungen gesehen hat, weiß, welche ungeheure Zahl von magischen Gemmen und Amuleten der in den ersten Jahrhunderten der Christlichen Zeitrechnung aus Syrien und Aegypten über das ganze Römische Reich, wie ein giftiger Pesthauch, ausströmende gnostische und astrologische Unsinn hervorgebracht hat.**) Eben der Aberglaube, der später mit den Erzeugnissen des gesunkenen Kunstgeschmacks, den häßlichen

*) Das Alterthum kannte nur große Thorschlüssel oder Hacken. Kleine Vorlegeschlösser und Schlüssel waren ihnen durchaus unbekannt, so wie sie überhaupt vom Schlösserhandwerk nichts wußten. Nachher wurde alles versiegelt. S. die merkwürdige Stelle beym Macrobius VII. 13. und Lipsius zum Tacitus Ann. II. Excurs. B. Daher der vervielfältigte Gebrauch der Siegelringe und die Menge der geschnittenen Steine im Alterthume. Später fieng man an Schlüssel mit Ringen zu verbinden, dergleichen sich noch mehrere in Alterthumssammlungen finden. S. z. B. Smetius in Antiquit. Neomag. p. 25 f.

**) Nur wenige unter diesen magischen Gemmen sind christlichen Ursprungs. Dies haben Beausobre Histoire du Manichéisme T. II. p. 57. ff. und Passeri in einer eignen Abhandlung de gemmis Basilidianis in Gori Gemmis astriferis T. II. p. 221. ff. ziemlich überzeugend dargethan. Man sehe die Geschichte dieser Gemmen bey Mosheim de rebus Christian. ante Const. M. p. 346–350.

chen Abraxas- und Cheufisgemmen ſein Spiel trieb, und ſo manches Kunſtwerk ehrwürdiger Griechiſcher Meiſter mit ſeinem aſtrologiſchen Sternentand *) und ſinnloſen Abrakadabras verunſtaltete, fand in den glücklichen Zeiten der Kunſt in den ſeltſamſten, aber, als Kunſtwerk betrachtet, oft unübertrefflich ſchön gedachten und gearbeiteten Karikaturmasken ſeine Freude und Beruhigung.

Ich zweifle nicht, daß man dieſe Spur noch weiter verfolgen, und, zum Beyſpiel, in den ſo genannten Silenusmasken, in welchen man den leibhaften Sokrates geſucht und vielleicht auch wirklich gefunden hat, **) ein kräftiges Amulet für Dilettanten in der

Fis

*) Mehrere Beyſpiele davon in Gori's Theſauro gemmar. aſtriferar. T. I.

**) Unter den 24 Gemmen, die Chiflet in ſeinem Socrates, ſive iudicium de gemmis eius imagine caelatis. Antv. 1657. 4. anführt, ſind vielleicht kaum die Hälfte alt, und unter dieſen wieder die meiſten gewiß nur wahre Silenusmasken. Auch hier käme es darauf an, das erſte Original zu mehr als 100 Silenusmasken zu finden (S. Lippert's Daktyliothek II. 343 ff. Taſſie's Catalogue n. 10222 ff.) die allerdings ſchon im Alterthum für Sokratesköpfe gegolten haben. Die merkwürdigſte ſcheint mir die bey Chiflet n. 19. vorkommende Gemme, wo Silen mit dem Thyrſus vor dem kleinen Bacchus ſteht. Dieſe ſehr oft wiederholte Gemme ſcheint die Erfindung eines alten großen Meiſters zu ſeyn, der den Sokrates mit dem jungen Alcibiades vorſtellen wollte.

Zehnte Scene.

Die Königin zu den Vorigen.

Was giebt's, meine liebſte Königin?

Königin.

Ein Unglük tritt dem andern auf die Ferſen, ſo ſchnell folgen ſie auf einander: Eure Schweſter iſt ertrunken, Laertes.

Laertes.

Ertrunken? Oh, wo?

Königin.

Es iſt eine gewiſſe Weide, am Abhang eines Wald-Stroms gewachſen, die ihr behaartes Laub in dem gläſernen Strom beſieht. Hieher kam ſie mit phantaſtiſchen Kränzen von Hahnen-Füſſen, Neſſeln, Gänſe-Blümchen und dieſen langen rothen Blumen, denen unſre ehrlichen Schäfer einen natürlichen Namen geben, unſre kalten Mädchens aber nennen ſie Todten-Finger; wie ſie nun an dieſem Baum hinankletterte, um ihre Grasblumen-Kränze an die herabhangende Zweige zu hängen, glitſchte der Boden mit ihr, und ſie fiel mit ihren Kränzen in der Hand ins Waſſer; ihre weitausgebreiteten Kleider hielten ſie eine Zeit lang wie eine Waſſer-Nymphe empor; und ſo lange das währte, ſang ſie abgebrochene Stüke aus alten Balladen, als eine die keine Empfindung ihres Unglüks hatte, oder als ob ſie in dieſem Element gebohren wäre; aber

Filoſofie, und in den ſonderbaren Kompoſizionen auf den bekannten Räthſelgemmen oder Gryllen, wo Maslen mit Thieren, mit Widder- Stier- und Steinbocklöpfen verſchlungen ſind *), ein wirkſames Entzauberungsmittel mit dem Thierzeichen oder Horoſkop, unter welchem der ſchwachköpfige Beſitzer einer ſolchen Gemme geboren ſeyn wollte, zuſammengeſchmolzen entdecken könne. Allein ich beſinne mich grade noch zur rechten Zeit auf den Kennerausſpruch, den einſt der weiſe Fuchs in der Fabel, der doch ohne Zweifel auch kein ſchlechter Kunſtdilettante war, bey Erblickung einer gar ſeltſam aufgeputzten, tragiſchen Maske that:

Das Ding iſt hohl, und hat kein Hirn!

Wie leicht könnte einer ſelbſt über Mangel an dieſem ſehr nöthigen Seelenſenſorium in Anſpruch genommen werden, wenn er in alle dieſe oft ohne beſtimmte Abſicht hingezeichneten Entwürfe eines Fantaſiereichen Künſtlers, wider Willen und Wiſſen ihres Urhebers, tiefen Sinn und Verſtand hineinzuklügeln ſich gelüſten ließe!

Böttiger.

*) Beyſpiele von allen dieſen ſ. in Gori's Muſeum Florentin. T. I. t. XLVIII, 12 / 41.

II.

Der Eimer-Raub*) des Taſſoni.

Erſter Geſang.

Ich beſinge den abentheurlichſten Zorn, der im Buſen Trotziger Menſchen jemals geglüht. Ein elender Eimer, Wel-

*) Secchia rapita wird es im Italieniſchen betitelt; ein ſcherzhaftes Heldengedicht, (das erſte dieſer Art) verfertiget im J. 1611. von Alexander Taſſoni, einem Modeneſiſchen Edelmann, gebohren 1565. und geſtorben 1635. Es wurde im J. 1622 zum erſtenmal zu Paris bey Touſſaint du Bray gedruckt in 12, unter dem Titel: La Secchia, poema eroicomico d' *Androvinci Meliſone*, hernach aber vom Verfaſſer in einigen Stellen verbeſſert, und unter ſeinem Nahmen mit dem Titel *Secchia rapita* in den Jahren 1625, 1630, 1664 zu Venedig in 12, zu Ronciglione 1624 in 12, zu Paris 1678 in zwey 12 Bändchen mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung, 1759 in drey 12 Bändchen, mit der franzöſiſchen Ueberſetzung daneben, und ebendaſelbſt im J. 1766 bey Lorenzo Prault und Pietro Durand in 2 Groſsoktavbänden ſehr niedlich gedruckt mit ſchönen Kupferſtichen und Vignetten geziert, mit Noten verſehen, und mit zierlichen Lettern wieder aufgelegt. Der Scherz iſt ſehr frey, und kann ohne Mäßigung und Verkleidung in keine andere Sprache, beſonders in die Teutſche, überſetzt wer-

Welchen ein Trupp Modeneſer den Petronianern *) geraubet,
Facht' in beyder Gemüthern die ſchreckliche Glut an.
Apollo,
Der du die ſeltſamen Scenen des Krieges im Geiſte mir vormahlſt,
Meiſter Sänger, führ mich am Gängelband, daß ich nicht gleite!

Du, o Enkel des Weltbeherrſchers, und jüngſter der Söhne
Karls des edeln **), der du die Klugheit des Greiſen und hohen

werden. Ich weiß nicht, ob ich mich durch alle die 12 Geſänge, woraus das Gedicht beſtehet, werde durcharbeiten können. Dieſes ſey nur ein Verſuch, welcher wenigſtens den Aufzug des Gewebes enthält.

*) Der Dichter nennet die Bologneſer Petronianer, und die Modeneſer Geminianer, weil jene den heiligen Petronius, und dieſe den heiligen Geminian zum Schutzpatron haben. Das Gedicht gründet ſich auf zwey Fehden, welche in den Jahren 1248 und 1325 zwiſchen dieſen zwey Völkern ſich ereigneten. In einem dieſer Kriege ſollen die Modeneſer als Sieger den Bologneſern die Kette vom Thor, und wie andere wollen, den Eimer vom Stadtbrunnen weggenommen haben. Dieſen Eimer verwahrt man noch zu Modena in der Reliquien-Kammer der Domkirche.

**) Das Gedicht iſt dem Prinz Thomas, jüngſten Sohn Her-

Männersinn unter der Blüthe der Jugend verbirgst, und dich ernsten
Studien weihest, vergönne dem Dichter zu deiner Erholung
Manchmal den günstigen Blick: die Entführung der Helena wird sich
Unter deinem Gesicht in einen Eimerraub wandeln.*).

Schon war das alte Nest des römischen Adlers zerstöhret,
Und seine Kralle gelähmt, das Schreckbild zahlloser Völker,
Vom Arabischen Meer bis zu den Brittannischen Inseln.
Statt dem Verfall sich entgegen zu stämmen, erfreuten Italiens
Völker sich, und ärger als zaumlose Füllen im Freyen
Balgten sie sich mit zwickenden Zähnen und schlagenden Hufen.
Nur die Fürstin von Adria**), fern von der Zwietracht der Schwestern,

Saß

Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, Enkel Filipps III. Königs von Spanien gewidmet.

*) Zachariä hat diesen Gedanken in seinem Schnupftuch glücklich nachgeahmt, wo er sagt:

Mit Recht kann ich den Kranz verlangen,
Mit dem auf hohem Haupt die Heldendichter prangen,
Da durch der Muse Gunst in Wundern unverirrt
Ein zweites Ilium aus einem Schnupftuch wird.

**) Venedig.

Saß in Ruhe, den Blick auf des Orients ſinkende Reiche
Feſt geheftet, und brütete wichtige Dinge, nachdem ſie
Schon ſich des Griechiſchen Inſelmeers bemächtiget
hatte *).
Jener Lieblingsgeſchäft war indeſſen, an feſtlichen Tagen
Unter der Glocken Sturm die benachbarten Schlöſſer
zu ſchleiffen.

Niedriger Eigennutz hatte ſchon längſt Italjen in
Guelfen
Und Gibelinen getrennt. Die hiengen am Reiche der
Teutſchen,
Jene begünſtigten Kirch' und Pabſt, von dem ſie nur
Meſſen
Statt der Belohnung erhielten. Das Feuer des al-
ten Gezänkes
Glimmte noch ſtark in der Bruſt der Bononier und
Modeneſer,
Als zum Erſtaunen der Welt ſich die große Begeben-
heit zutrug,
Werth in der Helikoniſchen Kronika ewig zu glänzen.

Schon war die liebliche Sonn' aus dem Hauſe
des Widders gewichen,
Und ihr glühender Strahl verſcheuchte den Froſt. Die
Gefilde

*) Die Venezianer hatten damals ſchon die Herrſchaft von Sklavonien, von Negroponte, von Kandien, und den Griechiſchen Inſeln des Archipelagus erlangt.

Schienen mit Sternen, der Himmel mit Blumen beſäet.
Die Winde
Ließen ſchlummernd das Meer in Ruh: der liſpelnde
Weſt nur
Kräuſelte Blumen und Gras am Geſtade; die Liebe
beſeelte
Filomeiens Geſang, und das Gigaken des Eſels:
Als, nach Sitte der Grille, die von der Wärme gelocket
Ihrem nächtlichen Winkel entſchlüpft, ſich auf grünem
der Wieſe
Hüpfend zu tummeln, ein arges Geſchwader von Pe-
tronianern,
In zwey Rotten und Führer getheilet, plötzlich heranzog,
Ihrer Gewohnheit gemäß *) des Panaro Geſtade zu
plündern.
Sie durchwaden bey Nacht den Strom: am früheſten
Morgen
Macht der beflügelte Ruf die Verheerung zu Modena
ruchbar.

Modena liegt auf weiter Ebne, gen Weſten und Süden
Vom Apennin umgränzt, deß ſteiler und höckrichter Rücken,
Reich an Felſen und Wald, von Froſt auf dem Gip-
fel erſtarret.

Hier

*) Die Bolognefer, nicht zufrieden mit den Gränzen, welche Kaiſer Friederich der II. im J. 1226 zwiſchen ihnen und den Modenefern ſetzte, verwüſteten in den Jahren 1234, und 1239 nicht nur das Gebiet derſelben, ſondern verbrannten auch die Vorſtadt San Pietro, und tödteten viele Menſchen.

Hier erblickt der Wandrer die Sonne prachtvoll sich tauchen
In das entfernete Meer; auf seiner beeiseten Stirne
Scheint das Gewölbe des Himmels zu ruhn. Ihr Gebiete befruchtet
Ostwärts, Bologna gen über, der helle Panaro; gen Norden
Strömt in der Ferne der Po, von Faetons Sturze verewigt.
Westwärts schlängelt sich ziellos die Secchia durch ihre Fluren,
Aendert ihr Bett nach Gefallen, verschlinget die stärksten Dämme,
Und bedeckt die blühenden Felder mit magerem Sande.
Modena war damals nach dem Fuß der Sparter gemodelt,
Ohne Ringmau'r und Brustwehr, ihr sonst weit tieferer Graben
Also verschüttet, daß aus und eingieng wem es beliebte.

Alles schlief, als auf einmal die dumpfe Sturmglock' ertönte.
Jedermann stürzte vom nächtlichen Lager, und warf sich, vom Schlafe
Taumelnd, in Waffen. Die Treppe sprang mancher hinab in drey Sätzen;
Viele trieb Neugier ans Fenster; der Feige verbarg sich im Abtritt;
Mancher erschien in Pantoffel und Schuh; ein andrer lief barfuß
Aus der Wohnung, und hatte verblüft das Futter des Rockes

Aus

Auswärts gekehrt. Nicht wenige sah'n sich in weiblichen Hemden,
Die sie vor Eile vertauscht. Statt des Schilds griff mancher zur Bratpfann,
Und die Stelle des Helms vertrat eine hölzerne Gelte.
Viele, mit rostigen Panzern und Gartenhippen gerüstet,
Liefen fürchterlich drohend wie Eisenfresser, zum Marktplatz.

Hier stand flatternd das große Panier mit dem Bohrern im Wapen.*)
Lorenz Scotti, der Potta**) und oberste Richter der Bürger,
Ritt mit dem Schwert in der Hand in Pantoffeln und Hosen von Scharlach
Auf dem Marktplatz herum, die Streiter zu Fuß und zu Pferde,
Die der Gemeingeist häufig herbey trieb, in Ordnung zu bringen.

Schon

*) Das Wapen der Stadt Modena hat zwey sich durchkreuzende Bohrer mit der Devise, *avia pervia*.

**) Die Modeneser nannten ihren Stadtvogt *potta* statt *potesta*. Der Dichter giebt seinem Freund Lorenz Scotti, welcher am Hofe des Kaisers Matthias gestorben ist, diese Würde. Das Wort *potta* ist zweydeutig. Es soll wirklich einer der Modenesischen Stadtvögte, so gekleidet, wider die Bologneser einen Ausfall gethan haben, da diese die Bürger auf dem Felde, wo sie Bohnen steckten, überfielen. Daher ist die spöttische Sage entstanden, der Potta von Modena habe ehedem die Bohnen zu Pferde gesäet.

Schon war jedes Stadthor beſetzt; nun hielt er die Muſt'rung,
Und erwählte die beſſere Mannſchaft zum Kerne des Kriegsheers.
Rangons Sohne Gerardo *), vertraut' er die Fahne.
Führe dies Heer, ſprach er, mit unerſchrockenem Muthe,
Und bezwing den verwegenen Stolz des böſen Geſindels:
Aber wage kein Treffen, eh' wir die Kräfte vereinen.
Bey Foſſalta **) bleib ſtehn: verſperre den Paß, und erwarte
Weitern Befehl; eh's ſechs ſchlägt, werd' ich gerüſtet dir folgen.

Kaum war der Kern des Volks mit dem Ritter zu Felde gezogen,
Als wildreitzend ein ſeltſamer Auftritt Erſtaunen erregte.
Hundert geharniſchte Damen, mit Helmen und Lanzen gewafnet,
Stellten ſich dar in weißem und kurzem Gewand, von Gerardo's

Schwe

*) Zur Zeit des Treffens bey Foſſalta lebten verſchiedene aus dem adelichen Geſchlecht Rangone des Nahmens Gherardo. Aber der Dichter beziehet ſich wahrſcheinlich auf einen berühmten Kriegshelden dieſes Nahmens, welcher im XI. Jahrhundert ein Heer ins Gelobte Land führte.

**) Foſſalta ein Dorf, eine Meile von Modena, am Bache Tepido. Hier wurde der Sardiniſche König Enzius in einem Treffen von den Bolognefern gefangen.

Schweſter Renoppja geführt. Sie war ihm an Edelmuth ähnlich,
Tapfer wie er, gleich Bogen und Pfeil zu behandeln geübet.
Denn ihr Lieblingsgeſchäft war die Jagd. An Schönheit und Anmuth
Glich ihr kein Italiſches Mädchen; doch waren die Reihe
Alſo mit männlichem Ernſte gepart, daß Ehrfurcht und Liebe
Jeder ihr zollt'. Ein glänzendes Braun ſchmückt Augen und Locken;
Roſen und Lilien blühten vermiſcht auf den Wangen; die Lippen
Glichen Rubinen, die Zähne Perlen, ihr Buſen dem glatten
Elfenbein; ſelbſt die Engel ſprechen und denken nicht ſchöner *).
Kurz, ſie war das Muſter der ſchönen und edelen Mädchen,
Trotz Makabruno, der ihr das Gehör an einem Ohr abſpricht **)

Hört

*) Der Dichter ſpottet hier der ſüßen Herrn, welche ſich dergleichen übertriebener Ausdrücke in dem Lobe ihrer Schöne bedienen.

**) Makabruno delle Anguille, welcher zu Zeiten des Taſſoni ſehr lange und abgeſchmackte Erläuterungen über gewiſſe Sonnete geſchrieben, wird hier durch die Hechel gezogen. Ich habe die vier Verſe, die ſich hierauf beziehen, ſehr verkürzt, um eine ſchleppende Weitläuftigkeit zu vermeiden.

länger konnte es nicht seyn, als bis ihre Kleider so viel Wasser geschluckt hatten, daß sie durch ihre Schwere die arme Unglükliche von ihrem Schwanen-Gesang in einen nassen Tod hinabzogen.

Laertes.

O Gott! So ist sie ertrunken!

Königin.

Es ist allzuwahr.

Laertes.

-- Lebet wohl, mein Gebieter -- meine weibische Thränen ersticken eine Rede von Feuer, welche eben aufbodern wollte --

(Er geht ab.)

König.

Kommt mit mir, Gertrude -- Wie viel hatte ich zu thun, seine Wuth zu besänftigen! Nun besorg ich, dieser Umstand wird sie von neuem anflammen -- Wir wollen ihm folgen.

[Sie gehen ab.]

Hört mich, gebietende Herrn! so sprach das erhabene Fräulein,
Schwach ist unser Geschlecht; doch laßt euch, ihr Männer, nicht träumen,
Daß es an Kräften uns fehle, die Pässe und Thore zu schützen.
Uns gebricht es so wenig als euch an entschlossenem Muthe,
Jeder Gefahr zu trotzen. Ein Mädchen von adlicher Abkunft
Darf nicht erröthen zur Rettung des Vaterlands sich zu bewaffnen.
Als vom Rothbarth Meiland verheert ward, erstritt sich mein Anherr
Diese gepräfte Waffen. Vergebens verschloß sie mein Bruder;
Wir erbrachen die eisernen Thüren; und wird es sich fügen,
Daß der Arm dem Willen entspricht, und die Feinde dem Stadtthor
Näher kommen, so soll ein greuliches Blutbad beweisen,
Wie sie feste gestählt sind. — Das edle Benehmen des Fräuleins
Warf in jedermanns Herz den beißenden Stachel der Ehre.
Zu den Thoren stürzt unaufhaltsam der brausende Pöbel.

Aber dem würdigen Potta gelang es, mit ernstem Verweise
Sie im Zügel zu halten. Wohin du hirnloser Haufen,
Schrie' er, wohin ohn' Ordnung und Zucht? Vermeinet ihr Lecker

Etwa

Etwa von ſüßem Wein und Torten ein Frühſtück zu haſchen,
Frey zu zechen gewohnt? Seyd ruhig und ſtellt euch in Reihen,
Oder I — So zähmt' er plötzlich des Volks unbändige Triebe,
Stellt' es in Ordnung und theilt' es in Rotten. Der tapfre Gerardo
Hatt' indeſſen die Schritte verdoppelt; es war ihm gelungen
Früh genug den gefährlichen Paß Foſſalta zu decken.

Schon war jetzt der Vortrab der Petronianiſchen Heeres
Vorgedrungen; und nahete ſich dem Fuße des Thurmes:
Aber die tapfre Beſatzung hatte die Brücke verengert,
Und begrüßte den Feind mit Bolzen und Pfeilen aus Fenſtern
Und von den Zinnen des Thurms. Vardochjo, der feindliche Führer,
Ein vierſchrötiger Held, ſchrie den ſtutzigen Kriegern aus voller
Kehle zu; Friſch fort, ihr Memmen! Verſcheucht euch ein Graben?
Oder ſeyd ihr Willens, den Ochſen beym Schwanze zu haſchen?
Aber er ändert den Ton, von Gerardos plötzlicher Ankunft,
Den er an der Spitze der Geminianer erblickte,
Ueberraſcht. Er befahl den Streitern rechtwärts zu lenken,
Wo der Bach ſich erweitert, und längs dem Strande den Angriff
Zu erwarten. Obgleich der nächtliche Marſch ſie ermüdet,

So

So beſtärkt' ihn die Hoffnung, vom Petroniſchen Heere
Welches im Anzug war, bald unterſtützet zu werden.
Gerard benutzte den Zeitpunkt, und ſchrie zu den Seinen:
Ihr Brüder!
Sehet, wie Gott die Schöpſe verwirrt; noch ſind ſie getrennet
Durch den Panaro. Wir wollen die Handvoll ermatteter Fliegen
Ganz vertilgen, eh' ihre Conſorten mit ihnen ſich einen.
Folget mir, Krieger. Mit eiſerner Bruſt und der Schärfe des Schwertes
Will ich euch vorgehn, den Weg zu bahnen. So ſprach er, und ſprengte
Sein geſpanntes Roß in den Bach, wo der Feind ſich erkühnte
Ihnen die Spitze zu bieten. Sein Schwert fuhr ſo ſchnell wie der Blitzſtrahl
Auf den Nacken der Feinde. Nie kämpfte Saracinelli*)
Weder bey Liſſabon noch an der Maas mit ſo tapferem Muthe.
Bertolotto, der feiſte Pfaff, fiel unter den Streichen,
Einſt Prokurator zu Rom, nur geſchäftig den Miſt zu vermehren,

Zue

*) Curzio Saracinelli ein tapferer Hauptmann, aber zugleich ein großer Prahler. Kein Treffen war ſeit Hundert Jahren vorgefallen, wo er nicht Wunder der Tapferkeit gethan haben wollte. S. Memoires de Villaris.

Zur Verdauung spatzieren zu gehn, und mit Weibern
zu schäkern.
Neben ihm fiel der Zahnarzt und prahlende Fuscher Galasso,
Glücklich, wär' er beym Handwerk, bey Pulvern und
Pillen geblieben.
Cäsar Viano, dem Bruder des Vogts von Medicina,
Wurde die Nase verkürzt, dem Sohne des Doktors
Guaina
Mit dem schwirrenden Wurfspieß der Leib von der Fer-
ne durchbohret.
Gleiches Schicksal erfuhr der Barbier von Crespellano,
Links zu fechten geübt, und Konstantin delle Magliette
Einzig in der Kunst, für den Lockkanz die Pfäle zu schnitzen.
Zambeccari, dem drolligten Burschen, gelang es, Gerardo
Mit einem Kiesel den Bauch zu erschüttern, indeß Scadi-
nari
Ihm seitwärts mit der Lanze gefährlich den Hosenlatz
streifte *).
Aber es stürzten sogleich ihre Köpfe vom Rumpfe getrennet
Auf den Sand. Die Ströme von Blut, mit welchen
Achilles
Schwellte die Fluthen des Xantus, womit des Asopus
Gestade

Einst

*) Alle diese Personen lebten zu Zeiten des Tassoni. Viano, ein Doktor hatte durch eine gewisse Krankheit die Nase verloren. Konstantin delle Magliette war ein reicher Edelmann, und Zambeccari und Scadinari waren Feinde des Tassoni. Sie hatten ihn auf einem Karneval, unter Masken versteckt, sehr gemishandelt.

Einſt Hippomedon färbte, ſind ſchwache Bilder des Blutbads
Welches hier im ſanft ſchleichenden Bache der tapfre Gerardo
Angerichtet. Die ſanfte Muſe verabſcheut, die Nahmen
Aller Erſchlagenen herzuzählen. Auf feindlicher Seite
That der Eulenwirth Moſcadello Wunder der Stärke.
Eine Perücke bedeckte den Gaudieb: er fand ſeinen Meiſter
An Sabatino Brunel, dem verdienten Erfinder der Bratwurſt *),
Der den gekräuſelten Kopf mit dem Hakkemeſſer zerſtückte.
Unterdeſſen durchwadet Bardocchio den Strom ſich eröfnend
Mit dem Stahle den Weg. Doch kann der errungene Vortheil
Ihm nicht frommen: das Jauchzen des Thurms verkündet des Potta
Schleunigen Anzug. Er eilet mit ſeinen Genoſſen zurücke,
Aber er ſtürzt mit dem ſtrauchlenden Roſſe mitten im Strohme
Und geräth in die Hände des Feinds. Seine wack're Gefährten
Wurden vom wüthenden Stahl des Gerado in Stücken zerhauen.
Alles ergrif nun auf einmal die Flucht, voll Schrecken und Reue,
Als das befreundete Heer, von tiefeker Fuhrt des Panaro

*) Die Bratwürſte von Modena werden ihrer Delikateſſe wegen geſchätzt. Bellini in ſeiner Bucchereide macht Numa Pompilius zum Erfinder der Bratwürſte. Die Römer kannten ſie ſchon unter dem Nahmen Lucanica.

Wider vermuthen gehemmt, in vollem Laufen zu Hülfe.
Eilte, von Hans de la Grascia dem schelmischen Zöllner
geleitet*)
Dieser ergrimmte beym Anblick der Fliehenden, die ihre
Tritte
Färbten mit rinnendem Blut, und verwies mit beißen-
den Worten
Ihnen die schändliche Flucht und ihr allzu gewagtes
Benehmen.
Rachsucht entflammt ihn; er stürzt mit den Seinen ins
feindliche Kriegsheer,
Mehelt und würget was ihm in den Wurf kömmt.
Die Brücke verwahret
Ganaceti **) von tapferen Kriegern beschirmet; doch
wird er,
Uebermannt von feindlicher Macht. in die Tiefe gesprenget,
Sämmtlich mit Roß und Mann. Ihm eilet Gerardo
zu Hülfe
Durch das Gerassel dahin gelockt. Doch zog sich der
Feind schon
Von der Brücke zurück. Ihn schreckten die Zeichen
der Ankunft
Eines feindlichen Heers. Gerardo begierig, auch diesen
Sieg allein zu erringen, greift muthig den schüchternen
Feind an,
Sprengt

*) Ein sehr verhaßter Finanzmeister der Bologneser.

**) Das adeliche Geschlecht Ganaceti von Modena war berühmt in den Zeiten der Guelfen und Gibellinen, und wußte sich von beyden Partheyen Vortheil zu verschaffen

Sprengt mit dem mächtigen Roß die geſchloſſenen Glieder des Heeres,
Und bedeckt mit Leichen das Feld. Sein Schlachtſchwert zerſplittert,
Schild und Helm zerlöchert, verſagen endlich dem Helden
Ihren gewöhnlichen Dienſt. Jetzt greift er zur eiſernen Kolbe
Die am Sattelknopf hängt, und erſchlägt Fantino Vizano
Proſpero Caſtelli, Luca Preti und Aſtor de l'Armi,
Sammt Aſinelli (o Sünde, ſo viele hochadliche Schädel
Zu zerſplittern!) mit goldenen Schilden, Panzern und Helmen
Alle gerüſtet. Sein Haus mit ſo edeln Trofäen zu ſchmücken,
Ließ' ſie Gerard entkleiden *). Der Potta ſendet indeſſen
Seinen ermüdeten Kriegern die vorderſten Scharen zu Hülfe.
Ihn trägt in vollem Galopp das ärgſte der Mäuler, das um ſich
Beißt, und Kreutzſpringe thut, wie der Springer im Schachſpiel, die ſchwache
Brückenbeſatzung zu ſtärken. Schon war der feindliche Hauptmann
Graſcia voll Wunden dem Schlachtfeld entführt, und Bojens Helden **)

*) Die Homeriſchen Helden thaten ein gleiches.

**) Bononien ſoll von den alten Boiern, einem Galliſchen Volke abſtammen, welche die jetzigen Herzogthümer Parma und Modena bewohnten.

Die ſich beyder Führer beraubt ſahn, hielten für rathſam,
Ihr theueres Leben je früher je lieber zu retten.
Plötzlich und ohne Befehl zu erwarten floh Reuter und Fußknecht
Ueber Stock und Stein. Aber ſchnell wie der leidige Satan
War mit dem bißigen Maul der Stadtvogt ihnen im Rücken.
Gräßlich war das Gemetzel. Aus Mitleid hüllte der Himmel
Seinen Anblick in Wolken: vom rieſelnden Blut der Erſchlagnen
Schwoll der Bach und floß drey Tage lang roth und erwärmet;
Tepido*) ward er ſeitdem genannt. Man verfolgte die armen
Sünder den übrigen Tag und die folgende Nacht. Alle Straßen,
Jedes Geſtade bedeckten die Leichen. Drey hundert Dragoner
Unter Manfredi, des muthigen Jünglings Befehle,
Hiengen den flüchtigen ſtets auf dem Rücken, vom Stache der Rachſucht

Une

*) *Tepida* heißt lau. Mit dieſer grundloſen Ableitung ſpottet der Dichter der Thorheit, die Nahmen der Flüſſe Berge und dergleichen, von groſſen Begebenheiten abzuleiten.

Unaufhaltſam geſpornt. Sie erſtaunten bey Anbruch des Tages
Unter Bononiens Ringmaur ſich unvermuthet zu ſehen.

Man eröfnet in Eile das Thor den flüchtigen Bürgern:
Ihnen folget die feindliche Rotte im blinden Gedränge,
Und verläuft ſich ſo weit in die Stadt, daß man ihnen den Rückzug
Abſchnitt, hätte ſie Manfried nicht zeitig gedeckt, und die dreiſten
Eilend zur Fahne gerufen. Am Thore war inwärts ein Ziehbrunn,
Lockend die lechzenden Sieger zum Trank. Den tannenen Eimer
Ließen ſie fröhlich hinab; es brach die ſchwankende Rolle
Und das ſchnell hinabſtürzende Seil verſchlang ſich; auch tiefer
Als ſie vermutheten, war der Ziehbrunn. Sie weilten zu lange.
Hundert Schwerter klirrten von allen Seiten auf einmal
Andere ſtürzten zahllos aus allen Gaſſen, und ſchrien:
Tödet die Mörder! Aber ſchon hatten die Reiſige haſtig
Sich auf die Roſſe geſchwungen, den Gegnern die Spize zu bieten.
Spinamont, den ſie mit dem Eimer am Mund überraſchten,
Hieb ihn vom Seil, und ſtreckt' ihn dem Feind ſtatt des Schildes entgegen;

Mit der Rechten ergrif er das Schwert; ſeine treue Gefährten
Decken ihn gleich einer Mauer vor dem ſtürmenden Anfall.
Ruchlos Geſindel! ſchrie Campanone, rief Aldrovandi,
Reitet der Teufel euch, daß ihr den Eimer vom Brunnen uns raubet!
Gebt ihn zurück, ſonſt wird man den Wurm der Tollheit euch ſchneiden.
Holet ihn ſelbſt, ſprach Foſcher, und hieb dem Einen den Kiefer
Nett mit verkehrter Hand ab — der Helena Raub und der keuſchen
Ariſtoklea Beſitz hat nicht ſoviel Arbeit gekoſtet,
Als ein Eimer von Holz, der kaum ſechs Pfennige werth war.
Meiſter Cartar, der Bluthund, ein Petronianiſcher Fleiſcher,
Stößt Calatrano den Stahl durch Panzer und Bruſt. Rolandino
Lähmt ein Wurfſpieß die Hand, erhoben dem Gegner den Schädel
Mit dem Schwerte zu ſpalten. Manfred war ſelber verlohren
Ohne dem Beyſtand, welchen Balugola eilends herbeyrief.
Durch das Gekreiſch und den Schmerz einer Wunde fiel dieſem das Zäpflein.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

[Ein Kirch-Hof.]

Zween Todtengräber mit Grabſcheitern und Spaten treten auf.

1. Todtengräber.

Kan ſie denn in ein Chriſtliches Begräbniß gelegt werden, wenn ſie eigenmächtig ihre Salvation geſucht hat?

2. Todtengräber.

Ich ſage dir's ja, ſie kan; mach alſo ihr Grab unverzüglich; die Obrigkeit hat es durch einen Commiſſarius und Geſchworne unterſuchen laſſen, und gefunden, daß ſie die andre Chriſten begraben werden ſoll.

1. Todtengräber.

Das kan nicht ſeyn, ſie müßte ſich denn zu ihrer Selbſtvertheidigung ertränkt haben?

2. Todtengräber.

So hat ſich's eben befunden.

Als die Petronianiſche Wuth gedämpft war, verſammelt
Manfred vor dem Thore ſein Volk, und kehrt mit der Beute
Siegreich über den Reno zurück. Sie tragen den Eimer
Auf der Spitz' einer Lanze, zur Schande der Feinde, von welchen
Sie bey hellem Tag in dem Innern der Stadt ihn errungen.
Manfred begierig das hölzerne Kleinod ſtatt reicher Trofäen
In ſeine Vaterſtadt im Siegesgepränge zu führen
Sandte Kuriere voraus, den herrlichen Fang zu verkünden.

Modena jauchzend erhob ſich, den Brüdern und ihren Trofäen
Feyrlich entgegen zu ziehn. Selbſt Biſchof, Pfaffen und Mönche
Nahmen Theil daran. Ihr geiſtlicher Hirte war damals
Bonadam Boſchet *). Er bewahrte vor ſchädlicher Weide
Seine Schäflein: doch reizt' ihn ein wohlgemäſtetes Zickchen
Oder gebratenes Feldhuhn weit mehr als Bibel und Metten.
Würfeln war ſeine Luſt. Oft ſetzt' er erledigte Pfründen

*) Unter den Biſchöfen von Modena war einer Nahmens Bonadamo Boſcherto welcher im J. 1311. dieſe Kirche regierte.

Auf das Spiel, und vergaß des Breviers. Der würdige Paſtor,
Als er die fröhliche Bothſchaft vernahm von der wichtigen Beute,
Einem ſo trotzigen Volk entriſſen, verſammelt in Eile,
Alle geſchorene Platten, und part ſie in langer Reihe.
Ihnen folget er ſelbſt majeſtätiſch im prächtigſten Chorrock,
Welchen er nur auf Oſtern und Chriſttag zu tragen gewohnt war.
Minder war nicht die Pracht, womit der Potta ſich ſchmückte.
Ihn umhüllt' ein weites Gewand von Scharlach. Die Schläfe
Deckt' ein breitgerändeter Huth von kohlſchwarzen Sammt.
Nach ihm ritten die Häupter der Zünften in feyrlichem Aufzug
Auf den hagern Gerippen verhungerter Eſel. Ein Page
Mit entblößtem Schwert und weißem Schild' in den Händen,
Schritt vor dem Potta her. Ihm giengen zur Rechten und Linken
Zwei, der Aeltern des Volks. Die wehende Fahne der Bürger
Schwang geſchicklich der junge Graf Hektor von Villafranca.
Mars beſeelte ſein Herz! ihm thronet' auf Lippen und Augen
Amors ſiegende Macht. Der Jüngling glänzt' in der Mitte

Zweier

Zweyer Rotten mit Harnisch und Lanze gerüsteter Reuter.
Hundert Schergen verwahren den Aufzug mit knotigen Stecken
Vor dem Pöbel, der stürmisch zum Petersthor hinströmt, begierig
Solch ein unerhörtes Wunder von Eimer zu sehen.
Funfzig rüstige Dirnen erschienen in weißen Gewändern
Schwer belastet mit reinlichen Körben voll allerley Speisen
Und erfrischten Weins, die ermüdeten Reiter zu laben.
Unter Gesprächen von Hänschen und Gretchen und Liebesgeschichten
Und vom seltsamen Eimer gelangen sie nach Fossalta,
Und erwarten die Krieger. Hier lagen die Leichen der Feinde.
Manche kämpfen noch mit dem Tode. Der Priester spricht ihnen
Trost zu, löst sie von ihren Sünden, und warnet sie ernstlich,
Ihre Seele vom Mammon zu trehnen, die goldenen Ringe
Ihrer erstorbenen Finger, sammt aller Baarschaft, im Säckel
Oder sonst wo versteckt, ihm anzuvertrauen, damit sie
Nicht in die gierigen Hände rückkehrender Krieger geriethen.

Unterdessen erschien Manfredi mit paarweis getheilter Rotte. Vor allen, und selbst vor der Fahne, trug Spinamonte
Auf der erhöheten Lanze den Eimer, mit Myrten und Blumen

Rings umkränzet. Ihm lief der Potta mit offenen Armen
Entgegen, und ſprach, ihn umarmend: Willkommen mein Patchen!
Sag mir, wie gieng es zu, daß du ſammt der Handvoll Gefährten
Aus der volkreichen Stadt, die von Zorn und Schande gereizt war,
Lebend und frey mit dem Eimer davon kamſt? Gott weiß ſeine Kinder,
Die ihm trauen, zu ſchirmen (erwiedert der edele Manfred)
Uns, von vier Füßen getragen, wars leicht, zweyfüßigen Feinden
Zu entgehn. Schon hatten die freundlichen Käthen*) die Speiſen
Auf die geblümeten Wieſen getiſcht; jetzt lockten ſie freundlich
Jeden zum Schmaus. Es währte kein Ave Maria, ſo hatten
All den häufigen Vorrath die hungrigen Helden verſchlungen.
Drauf beſtiegen ſie wieder die Roſſe, und ſetzten gepaaret
Ihren Zug nach dem Stadthor fort, der erſchlagnen Genoſſen
Sich mit Wehmuth erinnernd. Unter dem Thor ſtand der Biſchof
Der ſie beſprengte mit heiligem Waſſer, und das Te Deum

Laut

*) Die Bäuerinnen um Modena heißen faſt alle Catalina oder Katharine.

Laut anſtimmte, dem krähn'den Kapaun an Tone nicht ungleich.
Manfred ſtieg haſtig vom Roß, und warf ſich knielings dem frommen
Hirten zu Füßen, den Zipfel des Chorrocks ihm demüthig küſſend.
Drauf verfügten ſie ſich in den Dom, wo der edele Führer
Auf den Hochaltar mit erbaulicher Andacht den Eimer
Stellt, und dem heiligen Geminian mit langem Gebete
Eine ſo herrliche Beute verdankt. Man ließ ihn hier ſtehen
Zur Bewund'rung des Volks, bis des Nachts die Glocke drey Uhr ſchlug.
Dann ward der köſtliche Schatz ringsum in Baumwoll' gehüllet,
Einer hölzernen Kiſte vertraut, und behutſam getragen
In den größern Thurm. Hier verwahrt man noch heute den Eimer,
Von dem heilloſen Zahn der Zeit und der Motten benaget.

Zweiter Geſang.

Dreymal hatte der Mond den Umkreis der Erde gemeſſen,
Als zum Labſal der noch nicht erſättigten Rachſucht der Sieger,
Und den Hunden zum Fraß, die Leichen der Petronianer

Noch auf dem Schlachtfeld lagen. Am vierten Morgen erſchienen
Endlich zu Modena zwei Geſandte, ſich friedlich gebehrdend,
Die ein Bologneſiſcher Pferdefiliſter im Schöpskopf
Ihren Wünſchen gemäß abſetzte. Sie grüßten den Gaſtwirth
Mit der Frage, wie reichlich ſein Keller mit Weinen geſpickt wär?
Da ſie nach Herzensluſt ſich mit köſtlichem Rebſaft gelabet,
Sandten ſie einen Bothen zum Stadtrath, Gehör zu verlangen.
Stracks begann die Glocke zu brummen, und jeder Senator
Lief über Hals und Kopf ins Rathhaus. Die hohen Geſandten
Nach den Rechten der Völker zu ehren, erhub ſich der Rathsherr
Sander Faloppja mit Kaſpar Prato in feyrlicher Kleidung
Sie zu begrüßen, und durch den graveſten Weg in den Rathsſaal,
Wo für die Mäuler des Hofs jetzt der Herzog den Haſer verwahret *),
Einzuführen. Hier winkte man beyden, auf ſammtenen Stühlen
Platz zu nehmen. Der ältere, gleich dem geräucherten Pikling,

Braun:

*) Nachher wurde er in einen Pferdeſtall, und endlich im J. 1713. in ein Theater verwandelt.

Braungelb, und wie der leibliche Hunger zuſammen geſchrumpfet,
Schien nur noch die ſich trennende Seel mit den Zähnen zu halten.
Dreymal hatt' er den Blick rings um den Rathsſaal gerollet,
Als er ſprach: Geehrteſte Stellvertreter der Bürger!
Wiſſet, ich bin Marcel von Bolognino, der beiden
Rechte Doktor, und Pfalzgraf. Mein Mitgeſandter iſt Rudolf
Von Campeggi, Ritter und Graf. Ich laſſe drey grad ſeyn:
Er aber liebt den Krieg. Ich entwickle die Rechte der Menſchheit,
Er beſchützt ſie mit Waffen. Wir ſind von unſrer Regierung
Hierher geſendet, den verübten Frevel der Unſern
Abzubitten. Der Bologneſiſche Pöbel, ihr wißt es,
Iſt eine Satansbrut, hartmäulichen Roſſen verbrüdert*).
Sankt Petroni laß mich erſtummen, wofern ich der Wahrheit
Untreu bin! Ich ſchwör euch, und mein Kollege bezeugt es
Daß der feindliche Zug kein Werk iſt unſrer Regierung, Son-

*) Die Bologneſer haben ſich in den unruhigen Zeiten der Guelfen und Gibelinen ſehr kriegeriſch und tapfer bewieſen. Sogar unter der Herrſchaft der Päbſte haben ſie ſich gewiſſe Freyheiten nicht nehmen laſſen, auf welche ſie noch heut zu Tage ſehr eiferſüchtig ſind.

Sondern des ärgſten Rottirers unter der Sonne. Doch läßt ſich
Nicht verändern, was einmal geſchehn. Der Frevel der Unſern
Schmerzet uns ſehr. Wir kommen die Todten zu löſen, und Frieden
Euch zu bieten. Doch gebt den geraubeten Eimer uns wieder,
Sonſt zerſchlägt ſich das Friedensgeſchäft, und ich ſchwöre bey Themis,
Wir entzweyn uns im Ernſt. Er ſprach's, und plötzlich erhub ſich
Hohes Gelächter im Saal. Da winkte der Potta dem Dachsfuß
Taſſo, welchem damals das Loos den Vorſitz gewährte,
Unter den Rabuliſten. Er zwang ſich vom Lachen zum Ernſte,
Und erwiederte: Solch ein erhabenes Paar, uns geſendet
Reuevoll um Vergebung zu flehn, und wegen des Unheils,
Das wir erlitten, ihr Beyleid zu äußern, gereicht uns zur Ehre.
Unſere Kronik wird euere Nahmen der Nachwelt verkünden.
Wir bedauern auch unſerer Seits das traurige Schickſal
Eurer Erſchlagnen, und wünſchen ihnen die ewige Ruhe.
Bringt ſie nach eurem Belieben, je eher je lieber, zu Grabe.
Was den Eimer betrift, den ihr zur Bedingung des Friedens
Setzet, ſo ſteckt hier ein Häckchen. Was geht der geraubete Eimer

UnſreGemeind'an? Hier iſt keinMangel an ſolchemGeräthe.
Wahrlich, ihr träumet. Vergleicht euch mit denen, die ſelben geraubet.
Als der Held Manfredi des Raubs ſich beſchuldigen hörte,
Warf er vom Haupt die Kapuze, worin er vermummt war, erhub ſich
Haſtig vom Seſſel und ſprach: Ein Lügner, ein Schurke beſchuldigt
Mich des Raubes! Bey hellem Tag und im Innern der Ringmaur
Hab' ich nach Rechten des Kriegs den Eimer erbeutet, und macht ihr
Mir den Kopf warm, ſo komm' ich bey hellem Mittag, und pack' euch
In den Brunnen. Das merkt euch gelahrter Herr Doktor! Ich gäbe
Keinen Bologninо*) für euch! In den Rechten des Krieges
Seyd ihr blutſchlecht bewandert — Bravo, Herr irrender Ritter!
Sprach der Mitgeſandte. Wohlan, ehrwürdiger Vater!
Wenn mich Augen und Ohren nicht täuſchen, ſo kehren wir heute
Unverrichteter Sache nach Hauſ. Aber hört mich, ihr Räthe!
Höret es insgeſammt, ihr Geminianer! ich ſchwör' euch
Bey dem Himmel! es ſoll euch gereun! Der trotzige Manfred
Hörte

*) Bologninо, der Nahme des Geſandten, iſt auch eine Bologneſiſche Münze von geringem Werthe.

Hörte zu ſticheln nicht auf; und kam nicht der Potta dazwiſchen,
So verkehrte der Saal ſich in einen blutigen Kampfplatz. Schweig, ſagt' er in gebietendem Ton und mit zornigen Blicken:
Haſt du Laffe noch nicht gelernet, daß ein Geſandter Seit undenklichen Zeiten das unverletzliche Recht hat, Sonder Verantwortlichkeit zu reden, was ihm beliebet?

Alſo kehrten die zwey Geſandten am nehmlichen Tage Nach Bologna zurück. Die Verweigrung des leidigen Eimers
Setzte die Petronianer in neuen Kummer, und trieb ſie, Baldus, das große Genie*), am dritten Tage zu ſenden, Für den geraubten Eimer das Dorf Grevalcore zu bieten. Baldus, der neue Geſandte, ward höflich empfangen, und herrlich
Auf gemeine Koſten bewirthet. Am folgenden Morgen Sammelte ſich der Senat, und ließ ihn von einigen Räthen Mit gebührendem Prunk in die hohe Verſammlung begleiten.

Er,

*) Camillus Baldus, ein Zeitgenoß und Freund des Dichters, öffentlicher Lehrer der Rechte zu Bologna, welcher ein Landgut zu Grevalcore beſaß. Er hat einen Kommentar geſchrieben über die Fyſiognomik des Ariſtoteles, und ein Buch uber die Frage, wie man die Neigungen eines Menſchen auf den Nägeln ſeiner Hände erkennen kann.

1. Todtengräber.

Es muß se offendendo geſchehen ſeyn, anders iſt's nicht möglich. Denn da ſteht der Knoten: Wenn ich mich ſelbſt wiſſentlich ertränke, ſo zeigt das einen Actum an; ein Actus aber hat drey Zweige: Beginnen, thun und vollbringen; ergo, erſäufte ſie ſich ſelbſt wiſſentlich.

2. Todtengräber.

Nein, hört mich nur an, Gevatter --

1. Todtengräber.

Mit Erlaubniß; ſeht einmal, hier liegt das Waſſer, gut; hier ſteht der Mann, gut: Wenn nun der Mann zu dieſem Waſſer geht und ertränkt ſich, ſo muß er eben, wol' er oder woll' er nicht, dran glauben; gebt wol Acht auf das: Aber wenn das Waſſer zu ihm kommt und ertränkt ihn, ſo ertränkt er ſich nicht ſelbſt; ergo, hat der, der keine Schuld an ſeinem eignen Tode hat, ſich das Leben nicht ſelbſt abgekürzt.

2. Todtengräber.

Aber ſagt das Geſetz das?

1. Todtengräber.

Sapperment, ja wohl, ſagt es: Das müſſen ja die Geſchwornen verſtehen, die es unterſucht haben --

2. Todtengräber.

Willt du wiſſen, wo der Haſe im Pfeffer liegt? Wenn

ſie

Er, ſo ſchlau wie ein alter Fuchs nach dem Strome zu ſchwimmen
Schon gewohnt, ſprach: Ihr Herren, welche die ſpäteſte Nachwelt
Als vollkommene Muſter und Spiegel der Weisheit und Ehre
Wird bewundern! ich hab' es dem Himmel allein zu verdanken,
Daß mir in ſo hoher Verſammlung zu ſitzen vergönnt wird.
Was ich euch vorzutragen befugt bin, iſt unerhöret.
Dreyzehn Meilen von hier liegt eine ſehr alte Gemeinde,
Welche von jeher der Himmel vor andern mit Segen begünſtigt.
Hier ward Panſa beſiegt*); die erhaltene Schlappe gab Anlaß,
Grevalcore den Ort zu heißen. Jahrhunderte waren
Nicht vermögend den Nahmen zu tilgen. Vor Alters bedeckten
Sümpfe das niedrige Thal; jetzt prangt es mit lieblichen Auen
Und befruchteten Aeckern: doch wär der fleißige Landmann
Nicht ſo glücklich, die alten Quellen alle zu trocknen.
Sie ernähren unzählige Chöre ſingender Fiſche.
Dieſe Sumpf-Sirenen, grün, gelb, und bräunlich gefärbet,
Welche die trocknen Wieſen und naſſen Gründe bewohnen,

*) Der Konſul Panſa wurde nach dem Zeugniß des Appianus Alexandrinus in dieſer Gegend von den Truppen des Antonius geſchlagen.

Reizen mit ihrem Gesange die Menschen zum Schlaf, und verkünden
Ewig den lieblichen Lenz. Ostindiens glücklichen Inseln
Gleichet das Thal. Die guten Bewohner der zaubrischen Gegend
Tragen an Sitten und Bau das Gepräge des goldenen Alters*).
Ihren Hauptort bietet mein Vaterland euch, wenn ihr weislich
Uns den Eimer vergönnt, den euere Krieger den Händen
Eines heillosen Mannes der Unsern gewaltsam entrissen,
Als sie neulich mit unserem Volk durch das offene Stadthor
Mit Gewalt eindrangen. Doch wird die Bedingung gefodert,
Daß ihr den Eimer bey hellem Tage dem Brunnen zurückstellt.
Lasset den glücklichen Tausch bey Leibe nicht fahren, und denket,
Daß Fortuna, nicht hastig beym Schopfe gehaschet, den Händen
Sich entziehet! Benutzet ihr nicht den günstigen Zeitpunkt,
Dann wird, ich betheur' es, ein lang nicht zu löschen- des Kriegsfeur
Hoch auflodern. Wir werden uns mit Romagna verbinden.
Solch eine Macht zu bestehn, wär's nicht ein eitles Bestreben?

Bal-

*) Wegen der ungesunden Luft sehen die Bewohner gelb aus.

Baldus ſprachs und ſchwieg. Ein dumpfes Gemurmel erhub ſich
In der Verſammlung; nicht Einer wagt' es Antwort zu geben;
Schwankender Zweifel hatte ſich Aller Sinne bemächtigt.
Unter dem glänzenden Schein des Vortheils vermutheten Alle
Eine verborgene Schlinge. Die Antwort wurde verſchoben
Bis auf den folgenden Tag. Der Geſandte war es zufrieden.
Man bewilligt den Tauſch und die Wiedergabe des Eimers,
Doch mit dem harten Bedinge, daß ſelbſt die Petronianer
Ihn abhohlten, und dieſem Vertrag mit Siegel und Handſchrift
Kraft ertheilten. Die Foderung, ihn nach Bologna zu ſenden,
Wäre mit Schande verknüpft: nur dem Sieger geziemt' es, Geſetze
Vorzuſchreiben. Dies war der Rathsſchluß. Er wurde dem Baldus
Zeitig zu wiſſen gethan. Er aber erwiederte klüglich:
Ihm ſey nicht erlaubt, die erhaltene Vorſchrift zu ändern;
Doch verſprach er ſogleich mit Extrapoſt wieder in ſeine
Vaterſtadt zu kehren, und ihnen den Willen derſelben
Binnen drey Tagen durch einen Expreſſen wiſſen zu laſſen.
Alſo geſchah's. Am dritten Tage, da jedermann eine
Friedliche Bothſchaft vermuthete, kam ein eilender Herold
Trabend geritten auf einer hinkenden Märe vors Stadtthor,
Der an den Stamm einer Pappel (der heilige Geminianus

Pflanzte sie vor Jahrhunderten selbst) einen Fehdebrief heftet,
Und so schnell wie der Blitz mit dem schnaubenden Dreyfuß davon eilt.
Bürger von Modena, sagte das Blatt, ihr werdet befehdet
Von dem Bononischen Volk, wofern ihr in Zeit eines Monats
Ihm den gewaltsam entrissenen Eimer nicht wieder erstattet.

Wie der Fischer erschrickt, wenn er mit gierigen Händen
Eine verborgene Schlang' anstatt des Krebses erhaschet;
Also sanken den Geminianern auf einmal die Flügel.
Doch verbot ihr eiteler Stolz den Unmuth zu äußern;
Ja sie scherzten sogar und spöttelten über die Fehde.
Ihnen fiel's nicht ein, die verfallene Ringmaur zu bessern,
Und den verschütteten Graben zum Schutz der Stadt zu vertiefen,
Eben als hätten sie nichts von Glück und Feind zu besorgen.
Unterdessen rieth ihnen die furchtsame Ahndung der Zukunft,
Friedrich dem Kaiser von dem Vorfall Nachricht zu senden,
Und ihn zeitig um Beystand zu fleh'n, die Bürger und Bauern
Ins geheim zu bewafnen, ein Bündniß mit Parma zu schließen
Und Kremona *). Den feindlich gesinnten Nachbar zu täuschen;
Lebte die Stadt in Saus und Braus bey Nacht und bey Tage.

Fa-

*) Diese Städte waren jederzeit mit einander vereint.

Fama verweilete nicht, mit verdoppeltem Schwingen der Flügel
Solche wichtige Post an Jupiters Hof zu verbreiten.
Als der König der Götter und Menschen das Unheil vernommen,
Welches des höllernen Eimers wegen den Völkern bevorstand.
Wurde sein menschenfreundlich Herz von Mitleid gerühret.
Stracks befahl er im weiten Gebiet es Olympus mit allen Glocken zu läuten, und alle Götter zu Rathe zu rufen.
Augenblicklich eröfnete sich der Marstall des Himmels;
Glänzende Wagen rollten hervor, von wirbelnden Sternen
Statt der Räder gewälzt. Viel klirrende Mäuler erschienen
Mit kristallenen Sänften, und hundert herrliche Rosse
Prächtig gesattelt. Der Troß der Bedienten in Galalivreen
War unzählig. Des Prinzen von Delos hochfürstliche Durchlaucht
Kam vor allen gerennt im Postzug vier spanischer Braunen,
Mit dem goldenen Vließe geschmückt *) in rosigem Kleide.
Neben ihm tanzten behend mit gleich gemessenen Schritten
Vier und zwanzig reizende Mädchen**). Ihm folgete Pallas
Trotzig blickend, auf einem Zelter von Bisognano,
Aufgeschürzet, halb spanisch, halb griechisch gekleidet.
Zur Hälfte

*) Phöbus kam damals aus dem Hause des Widders.

**) Die Horen.

Waren die Locken des Haars verknötelt, zur Hälfte zerſtreuet.
Hochgebieteriſch wehet ein Reigerbuſch ihr auf dem Haupte,
Auf der rechten Seite*) mit eingeflochten. Am Sattel
Hieng das Schwert. Hierauf erſchien die Göttin der Liebe
Mit zwey Wagen. Der erſte mit Purpur und Golde von innen,
Und von außen geſchmückt, trug Sie mit der werthen Geſellſchaft
Ihres Sohns und der holden drey Charitinnen; der and're
Führte die Räthe und Häupter des glänzenden Hofſtaats der Göttin,
Unter welchen Kupido's Präceptor vor andern hervorſtach,
Und der Herr von Schinken, der oberſte Küchenmeiſter.
Langſam folgte Saturn in einer Sänfte, von Flüſſen
Hart geplaget. Er hatte Rhabarbar genommen, und klüglich
Neben ſich den Nachtſtuhl geſtellt. Er fluchte dem Kriegsgott,
Der ihn mit ſeinem ſich tummelnden Roß aus dem Wege verdrängte.
Mars war in rothen Strumpfen mit weißen Zwickeln; ein leichter
Panzer bedeckte die Bruſt; ein Federbuſch ſchwankt' auf dem Helme.

Jung-

*) Weil ſie von der Parthey der Guelfen war, welche auf der rechten Seite des Haupts einen Federbuſch trugen, wie Oſius und Muſſatus bezeugen.

Jungfer Diana blieb aus. Sie hatt' am frührſten Morgen
Sich ins Tuſciſche Seeland begeben*), ihr Linnen zu waſchen.
Sie zu entſchuldigen kam die geſchäftige Mutter Latona
Mit dem Strickzeug in Händen und einſam**). Auch kamen zu Fuße
Hand in Hand die blond gelockte Ceres und Bacchus,
Ein von Meerſchaum noch triefender Delfin, in himmliſchen Wegen
Auch zu ſchwimmen geübt, trug Neptun, den Erderſchüttrer,
Nackend, von Froſt erſtarrt, und bedecket mit Schlamme, worüber
Seine göttliche Mutter ſich grämt, und bittere Klagen
Ueber den Donnergott führt, der ſeinen leiblichen Bruder
Gleich dem roheſten Fiſcher behandelt. Juno Lucina,
Unter dem Vorwand, ihr Haar vom Puder zu ſäubern, erſchien nicht.
Auch die drey Parzen fehlten; Menippus, der Cyniſche Knicker,
Jovens Küchenin ſpektor entſchuldigte ihre Verſäumung,
Weil ſie theils die Händ' im Teig' hätten Kuchen zu backen,
Theils des Spinnens kein End ſey. Der Kellner Silenus erſchien nicht:
Er beſchäftigte ſich für den Troß den Nektar zu taufen***).

*) In dieſem ſumpfigen Lande hat Luna oder Diana einen ſtarken Einfluß auf das Gehirn der Bewohner.

**) Beſchäftigung der abgedankten alten Maitreſſen.

***) In den großen Häuſern zu Rom iſt dieſe Oekonomie ſehr gebräuchlich.

Als die Götter der hohen Burg des Olympus sich nahten,
Klirrten die Riegel des goldnenen Thors, das sich plötzlich eröfnet.
Aus dem Vorhof erhoben sie sich in den himmlischen Reichssaal,
Den kein Blitzstrahl noch je berühret, deß Reichthum an Werthe
Alle Schätze der Erde, so weit sie vom Himmel sich fernet,
Uebertrift. Kaum hatten sie sich auf ringsum erhöhten Staffeln, von Sternen beleuchtet, in ziemender Ordnung gesetzet,
Als der Schall der Trompeten und Pauken den König verkündet
Und das Gefolg des göttlichen Hofstaats, worunter Alcides
Als bestallter Platzmajor sich trefflich hervorthat.
Noch nicht heil von der irdischen Tollheit schwung er die Keule
Fürchterlich um sich her, dem Gedränge des Pöbels zu steuern,
Gleich den berauscht'en Schweitzern zu Rom von der päbstlichen Garde,
Welche beym Eintritt des heiligen Vaters in eine der Kirchen
Jedem, der sich herbey drängt, den Kopf mit der Lanze zerschlagen.
Nach dem König folgte Merkur mit dem Hut und der Brille

Sammt

Sammt dem Beutel, worin er der Sterblichen Memoriale
Sammelt, und in Jovens geheimen Gemächern vertheilet.
Diese besieht der Monarch gewöhnlich zweymal des Tages
Und besiegelt mit sorgsamer Wahl die Wünsche der
Menschen.
Endlich erschien in höchster Person der König im Saale
Mit den Sternen ums Haupt, die nie ein sterbliches Auge
Vor Galileo bemerkt. Ein purpurfärbiger Mantel,
Nur auf festlichen Tagen gewöhnlich, bedeckt' ihn. Von
Golde
Trug er Sohlen und Krummstab, und unter dem Pur-
purgewande
Blinkte von Seid' ein prächtiger Leibrock, von Serikanern
Ihm zum Neuen Jahre verehrt. Ganymedes sein Liebling
Trug ihm die Schleppe. Beym Eintritt des Königs er-
hub sich auf einmal
Alle die zahllose Sammlung unsterblicher Götter, und
neigte
Ehrfurchtsvoll das Haupt, bis er auf dem erhabenen
Thron saß.
Ihm zur Rechten saß' Frau Fortuna, zur Linken das
Schicksal
Auf erhöheten Stühlen. Ihm dienten gefesselt zur Fußbank
Tod und Zeit, sich windend wie einer der die Kolik hat.
Sitzend wandte der Herrscher der Welt das allmächtige
Antlitz
In der Versammlung der Götter herum, und als er sich
räuspert,

Schwin-

Schwinden die Wolken, verstummen die Winde, Erschüttrung des Erdballs
Schrecket Menschen und Vieh. Drauf zählt' er die Schlachten und Kriege
Welche von Anbeginn die Erdebewohner entzweyten.
Er vergaß nicht des blutigen Kriegs der Mäus' und der Frösche,
Und der Geyer- und Ameisen-Ritter im Reiche des Mondes.
Aber, sprach er, das Kriegsfeur, das jetzt in Italien glimmet
Zwischen dem Volke, das Sipa*) spricht, und dem andern, wo Potta
Herrschet, ist weit gefährlicher. Ihre Erbitt'rung ist uralt,
Und wie ihr wißt, die Quelle der blutigsten Kriege gewesen.
Jetzt ist ein hölzerner Eimer der neue Zunder, und wird er
Nicht bey Zeiten gelöscht, so geräth mit Italjen die ganze
Weite Welt in Brand. Nun sagt, was ist hier zu rathen?

Jupiter schwieg, und warf den Blick auf Vater Saturnus.
Als der Greis vom Stuhl sich erhob, entfuhr ihm von hinten**)

Solch

*) Die Bologneser sagen *Sipa* statt *Sia* es sey, darum werden sie il popolo di Sipa genannt. Die Modeneser heißen il popolo del porta, weil vor Alters ihr Stadtvoigt Porta hieß.

**) Die Aegyptier verehrten dies Phänomen unter der Gestalt eines niedergehockten Kindes, das seine Nothdurft verrichtet.

ſie kein Gnädiges Fräulein geweſen wäre, ſie würde gewiß ihre Lebtage in kein Chriſtliches Grab gekommen ſeyn.

1. Todtengräber.

Wie, du magſt mir wol recht haben. Aber deſto ſchlimmer, daß die vornehmen Leute in der Welt mehr Recht haben ſollen, ſich zu hängen oder zu erſäuffen als ihre Reben-Chriſten! Komm, meine Spate, her! es ſind doch keine ältere Edelleute als Gärtner, und Todten-Gräber; ſie haben ihre Profeſſion von Adam her.

2. Todtengräber.

War der ein Edelmann?

1. Todtengräber.

Der erſte, der jemals armirt geweſen iſt.

2. Todtengräber.

Wie ſo, das?

1. Todtengräber.

Wie, biſt du denn ein Heid? Verſtehſt du die Schrift nicht? Die Schrift ſagt, Adam habe gegraben: Hätt' er graben können, wenn er keine Arme gehabt hätte? Ich will dir noch eine Frage vorlegen; wenn du mir die rechte Antwort darauf giebſt, ſo bekenne --

2. Todtengräber.

Was iſt's dann?

Solch ein erſchrecklicher Knall, daß die Fenſter des Saales erbebten.
Mit Erlaubniß, ihr Herrn! ſprach er hämiſch lächelnd, ich dachte
Wunder was vorgieng, die Alpen lägen in Kindsnoth, der Himmel
Drohte den Einſturz. Was kümmert es uns, ob Krieg oder Friede,
Freud' oder Leid in der fernen Kloake der unteren Welt ſey?
Häng't oder viertelt die Menſchen ſämmtlich, ich bin es zufrieden.
Guter Greis, begann Mars, ich ſtimme dir bey; was ſchierts uns,
Ob man da unten lacht oder weint? Wer zum leiden gemacht iſt
Der mag leiden! Wir Götter genießen der Freuden des Himmels.
Wenn es meiner Göttin behaget, ſo richt' ich die Städte
Eine ſo wohl als die andre zu Grund zum gedoppelten Labſal
Meiner Wuth. Ich will Berge von Leichen in jenen Gefilden
Hoch aufthürmen, will volle Seen von Menſchenblut ſammeln!
Ritter, erwiederte Pallas, du giebſt dir vergebliche Mühe,
Deinen tapferen Muth den Göttern vorzupoſaunen:
Auf den Dächern beſingt ihn ſogar der zirpende Sperling.
Haſt du Luſt deinen Arm mit meinem zu meſſen, ſo ſey es;
Doch daß Du die Sache der Geminianer in Schutz nimmſt,
Ich die Petronianer beſchirme. Das ofne Gefilde

Zeige, was Du gegen Mich vermagſt! Das gelehrte Bologna
Hat meine Künſte von jeher betrieben: es wäre mir Schande,
Jetzt bey ihrer Gefahr in den Schoß die Hände zu legen.
Steige mit mir den Olymp hinab, wenn Begierde des Ruhmes
Dich noch ſpornt! Da erhub ſich Apollo mit Eifer und ſagte:
Schönſte der Mädchen, dir folg' ich Bologna zu ſchirmen, wo meine
Und der lieblichen Muſen Geſchäfte jederzeit blüh'ten.

Bacchus, welcher bisher den Blick an der holden Cythere
Weidete, hub ſich voll Zorn und ſprach: So ſeyd ihr denn alle
Eines Sinnes, die Stadt zu verheeren, die mich bey vollen
Bechern, mit Singen, Tanzen, Turnieren ſo herzlich verehret,
Eine Stadt, mit köſtlichem Weine ſo reichlich begabet!
Soll ich ihres Verderbens ein müßiger Zuſchauer werden?
Dies ſey ferne von mir. Du holdeſte Göttin der Schönheit,
Deren zaubriſcher Reitz die tapferſten Helden bezwinget,
Sey du meine Gefährtin! Sie ſollen, ich ſchwör' es beym Orkus,
Alle, ſo viel ihrer ſind, mit langer Naſe davon ziehn!
Venus winket ihm Beyfall zu mit ſolch einem Blicke,
Der ihm mehr als Beyſtand verſprach. Der feurige Kriegsgott,

Wel-

Welcher bisher von der Göttin der Liebe kein Auge verwandte,
Hub sich hastig vom Sitz, und sprach: Ein jeder erwähle
Was ihm gelüstet! Ich folge unzertrennlich den Spuren
Meiner angebeteten Göttin. Von wem sie sich trennet,
Den verlaß' ich; und wen sie beschirmt, dem bin' ich zum Schilde.
Nur für Sie ergreif' ich die Waffen. Bald wird der Panaro
Schwellen von Leichen für sie, und dem Po auf seltsame We se
Menschenblut zollen. Ihm lächelt die unbefangene Pallas.
Aber der Lemnische Schmied Vulkan mit glühenden Augen
Ihn anschielend, schrie: Du ruchloser Bube! so willst du
Wider alle Rechte der Götter und Menschen das Ehbett
Theilen mit mir, und Jupiter selbst erduldet die Schande
Seiner Tochter? Beym Henker! ich weiß nicht, was mich zurückhält,
Daß ich nicht diesen Hammer dem Frevler ins Angesicht werfe.
Also sprechend erhub er den Arm mit dem eisernen Hammer,
Der ihm zur Seite hieng und langte schon aus, ihn zu schleudern,
Als ihm Mars mit dem Wurf des Panzerhandschuhs zuvor kam.
Da, du Krüppel! schrie er, es soll dir noch ärger ergehen,
Wenn du noch ferner mukfest! Da hub der Herrscher der Götter,

Zornig den Krummſtab auf, und ſprach: Seyd ruhig ihr Wichte!
Wo vermein't ihr zu ſeyn? Bei Muhamed ſchwör' ich, ihr ſollt mir
Dieſen verwegenen Streich hart büßen. Reich mir den Blitzſtrahl!
Schnell gehorchte der Adler. Da kroch der Grobſchmid zu Kreuze,
Fiel dem Vater zu Füßen, und fleht' um Schonung, ſein Schickſal
Und des Weibes Untreu beweinend. Indeſſen war Venus,
Die ſich nichts gutes verſah, durch ein heimliches Thürchen entſchlüpfet.
Mars und Bacchus ſchlichen ihr nach, ohn' Urlaub zu nehmen.
Von ſo wackeren Helden begleitet ſtieg Venus auf Erden.
Als das göttliche Dreyblatt nach Kaſtelfranko gelangte,
Raubte die Nacht der Erde das Licht. Sie kehrten im nächſten
Gaſthof ein, und ſchliefen ohne Bedenken in Einer
Kammer mit ſeltener Eintracht. Die keuſche Muſe bedecket
Eine ſo enge Planeten-Vereinung mit züchtigem Schleyer.
Kurz, es wurden in Einer Nacht dem Schmiede des Blitzſtrahl's
Ueber dreyßig Hörner gedreht. Beym Anbruch des Tages
Hüben die Helden vom Lager ſich auf, und verſchlangen ein jeder

Fünfzig Eyer, welche der Wirth aus dem Hühnerhaus holte;
Aber Venus, stets blühend und stark, begnügt sich mit zweyen.
Allem Verdacht zu entgehn, verbarg sie in männlicher Kleidung
Ihr Geschlecht. Das Kleid war von rosigter Seide, mit weißem
Hermeline verbrämt, und eine geschlängelte Krause,
Weißer als reiner Schnee und himmlischen Wohlgeruch düftend
Deckte die weiblichen Reitze der Brust. Ein lilienweißer
Atlas schmiegte sich um die schön gerundeten Schenkel.
Ihre Lenden umzingelt' ein bunter Gürtel, an welchem
Von gediegenem Gold ein Dolch hieng. Ein Federbusch hob sich
Auf dem Hut empor. Daß ein so reitzendes Bürschgen
Bey so lockeren Herrn in Einer Kammer geschlafen,
Dieses konnte der Gastwirth, ein Bologneser von Abkunft,
Scheel an Augen und Herz, ein alter Fuchs, nicht zusammen
Buchstabieren und zeigte gefährliche Tücke des Argwohns.
Aber die Gäste, voll Furcht vor dem heiligen Inquisitor,
Machten eilends sich aus dem Staub ohn' Abschied zu nehmen.

Ihre Reise gieng grade nach Modena, wo sie die Bürger
Festlich geschmückt und mit fröhlichen Spielen beschäftiget fanden.

Zwanzig Klepper, arabischer Abkunft, im Wettlauf begriffen,
Eiferten um den Preis von einem karminrothen Goldstof.
Als die Fremden erschienen, trieb jeden die Neugier zu forschen
Wer und von wannen sie wären. Sie schienen den meisten der Bürger,
Komödianten zu seyn, von ihrer Bande gesendet,
Zum Vergnügen der Stadt die Schaubühne vorzubereiten.
Schon war der Kriegesgott zum Hauptmann Kardone, schon Bacchus
Sammt dem niedlichen Herrchen zur Liebhaberrolle bestimmet.
Also wird oft zufälliger Weise der Knoten getroffen;
Mancher spricht in den Wind, und weissagt. Das menschliche Wissen
Und das trügliche Loos verbirget beide Ein Glückstopf.

Da die Götter das schenßliche Nest der Geminianer*),
Ihre Lage, Gesinnung und Kriegserfahrung erkundet,
Wähleten sie im abgelegensten Winkel ein Wirthshaus,
Reich an köstlichem Wein, und genossen ein herrliches Nachtmahl.

Mitt

*) Modena hat unreinliche Etraßen. Weil jedoch die Fußgänger sich der verdeckten Gänge bedienen, so sagen die Modeneser die unreinen Straßen seyen nur fürs Vieh bestimmt.

Mittlerweile ſie ſich zu Modena wohl ſeyn ließen,
Waren auch Föbus und die blauäugigte Pallas vom Himmel
Auf die Erde geſtiegen, und hetzten die Petronianer,
Sammt den Völkern des reichen Landes Romagna zum Krieg an.
Alle die Städte, die zwiſchen dem Reno und Rubikon blühen,
Diesſeits vom Apennin und jenſeits vom Meere begrenzet,
Schloſſen mit den Bononiern ein Bündniß, den Eimer mit Waffen
Wieder zu erobern. Sobald die verliebte Geſellſchaft
Ihr betriebſames Werben erfuhr, war jeder beeifert
Seine Vaſſallen zu ſammeln und vorzubereiten zum Kriege.

Bacchus rief die teutſchen Baronen zu Hülf', und die Rüſtung
Unter den froſtigen Völkern anzufeuern, beſtieg er
Selber die Alpen, und flog als Kurier von Hofe zu Hofe,
Und von einer Burg zu der andern. Es läßt ſich kaum denken,
Was der Weingott in Teutſchland vermochte. Die Hofnung im ſüßen
Nektar Italiens ſich zu baden that Wunder. Ein jeder
Fußknecht und Ritter grif augenblicklich zun Waffen, ſie ſchrieen:
Vivat Bacchus! Es lebe Martin der heilige Biſchof!

Unterdessen bemühte sich Mars die Truppen von Parma
Und Kremona in Waffen zu üben. Aber die Göttin,
Stolz auf ihrer Reitze Gewalt, vrrsprach einen mächtigen
König, von Liebe gefesselt, ihnen zu Hülfe zu führen.
Eilends den Plan zu vollstrecken, verließ sie ihre Gefährten,
Und begab sich so schnell wie der Eurus zur Mündung des Arno,
Auf der Pisaner Gestade. Die freundlichen Nereiden
Trugen sie sanft auf ihren Schultern zur Insel der Sarden,
Welche durch Lügen und Trug und salzige Käse berühmt sind.

(Die Fortsetzung künftig.) J.

III.

Ueber

den Stil in den bildenden Künsten.

I.

Vom Stile überhaupt.

Das Wort Stil gehört eigentlich der Aesthetik oder, den schönen Künsten ausschließend an; denn nur von ästhetischen Darstellungen, oder von Dem, was an einer Darstellung ästhetisch ist, kann es gebraucht werden.

Dar-

Darſtellung überhaupt iſt die Form, die wir an einem Dinge hervorbringen, damit es angeſchaut werden könne. Jede Darſtellung iſt alſo, in ſo ferne wir ſie hervorbringen, ein Kunſtwerk. Aber nicht jedes Kunſtwerk iſt eine Darſtellung; denn von den Werken der mechaniſchen Künſte ſagen wir nicht, ſie werden dargeſtellt, ſondern, ſie werden gemacht. Machwerk unterſcheidet ſich alſo von Darſtellung, wie mechaniſche Kunſt von ſchöner Kunſt.

Ein Kunſtwerk, das keiner ſchönen Darſtellung fähig iſt, oder deſſen Zweck keine zuläßt, kann darum auch keinen Stil an ſich tragen; denn die Art der Hervorbringung und Darſtellung iſt zugleich durch den Zweck des Werks genau beſtimmt. Das hervorbringende und darſtellende Talent kann ſich dabey alſo nicht in freyer Wirkſamkeit äußern, indem die Art der Form von andern Geſetzen als denen ſeines Geiſtes beſtimmt iſt. Alſo nur bey Darſtellungen, wo ſich die hervorbringende Kraft des Künſtlers in freyer Wirkſamkeit äußern kann, iſt ein Stil möglich.

Nun finden wir, daß dieſe Freyheit nur allein und in möglichſt hohem Grade bey Werken der ſchönen Künſte Statt findet, wo kein Zweck des Kunſtwerks von Außen gegeben iſt, wo es bloß den ſubjektiven Zweck, in der unmittelbaren Anſchauung und Beurtheilung zu gefallen, hat; und hieraus folgt, daß nur allein ſchönen Kunſtwerken ein Stil eigen ſeyn könne.

Das, was man an einem Kunstwerke, es sey welcher Art es wolle, durch das Wort Stil bezeichnet, macht den dargestellten Gegenstand in so ferne zu einem schönen Kunstwerke; und in dieser Rücksicht kann auch ein schriftstellerisches, wissenschaftliches Produkt den Nahmen eines schönen Kunstwerkes in so ferne tragen und verdienen, als es einen Stil hat, z. B. Reinholds Briefe über die kritische Filosofie, Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande ꝛc.

Bey Darstellungen wissenschaftlicher Gegenstände aber ist der Stil zufällig, d. i. eine Eigenschaft, deren Daseyn oder Mangel auf den Werth des wissenschaftlichen Werkes, als eines solchen, keinen Einfluß hat; denn es kann auch ohne ästhetische Darstellung seinen Zweck erreichen. Bey Darstellungen der schönen Künste hingegen, deren Zweck gefallen ist, ist der Stil etwas Wesentliches, also nothwendig; denn er ist gleichsam der Karakter des Kunstwerks, und ein karakterloses Kunstwerk kann eben so wenig gefallen als ein karakterloser Mensch.

Nur in Dem, was an einem Kunstwerke Darstellung überhaupt, also Form ist, kann der Stil gegründet seyn, nicht in dem Materiellen desselben. Darum kann man z. B. von bloßen Koloristen, als solchen, nicht füglich sagen, sie haben einen Stil; obgleich man von einer Schule, deren Vorzug im Kolorit besteht, mit Rechte sagt, sie hat einen Stil; denn hiebey wird nicht sowohl auf das Kolorit allein,

1. Todtengräber.

Wer iſt der, der ſtärker baut als Maurer und Zimmermann?

2. Todtengräber.

Das iſt der Galgen-Macher; denn deſſen ſein Gebäu überlebt tauſend Innhaber.

1. Todtengräber.

Dein Einfall gefällt mir nicht übel, in der That; der Galgen ſchikt ſich wol: Aber wie ſchikt er ſich wol? Er ſchikt ſich wol für diejenigen die Uebels thun; nun thuſt du übel zu ſagen, der Galgen ſey ſtärker gebaut als die Kirche; ergo, mag ſich der Galgen wol für dich ſchiken. Zur Sache, komm.

2. Todtengräber.

Wer ſtärker baue als Maurer und Zimmermann?

1. Todtengräber.

Ja, wenn du mir das ſagen kanſt, ſo will ich dich gelten laſſen.

2. Todtengräber.

Beym Element, nun kan ich dir's ſagen.

1. Todtengräber.

Nun, ſo ſage --

als auf das Verhältniß deſſelben zu den übrigen Theilen der Kunſt, und vorzüglich zu dem oberſten Zwecke derſelben geſehen, in wieferne nemlich die Maxime, das Kolorit zum Hauptzwecke zu erheben und vorzugsweiſe zu kultivieren, Regel für die Schule, alſo eine allgemeine Form für die Verfahrungsart ihrer Künſtler wurde.

Der Stil iſt aber nicht die Form ſelbſt, ſondern nur eine Modifikazion des Formellen überhaupt zu einem gewiſſen, entweder deutlich gedachten, oder nur dunkel durchs Gefühl vorgeſtellten Zwecke. Dieſe Modifikazion des Formellen, wenn ſie zuerſt von einem Künſtler hervorgebracht wird, iſt der Stempel ſeiner Originalität.

Nur diejenigen Künſtler haben Originalität in engſter Bedeutung des Worts, die einen Originalſtil begründen; denn ſie erweitern dadurch die Grenzen der Kunſt, und ſtellen in ihren Werken muſterhafte Regeln und Vorbilder zur Nachfolge für Andere auf. Sie beſtimmen nächſtdem auch, ſoviel an den Künſtlern liegt, die Epochen der Kunſt.

Dieſem zufolge iſt der Stil, in Rückſicht auf den Künſtler, das Gepräge der eigenthümlichen hervorbringenden Geiſteskraft des Künſtlers an ſeinen Werken.

Da aber gewiſſe Arten des Stils im Weſen der Kunſt ſelbſt gegründet ſeyn können, alſo nothwendig

auch von andern Künstlern befolgt werden müssen; so darf nicht jeder Künstler, der einem solchen, bereits von einem Andern erfundenen und aufgestellten Stile nacharbeitet, als Nachahmer, sondern nur als Nachfolger desselben angesehen werden, wenn er im Geiste dieses Stils arbeitet.

Ein Künstler arbeitet entweder im Geiste oder in der Manier eines Andern.

Wer im Geiste des Begründers eines Stils selbst zu erfinden und darzustellen fähig ist, der ist Nachfolger desselben und Künstler von Genie (welchem die Nachahmung gerade entgegengesetzt ist); denn dadurch, daß er im Geiste jenes Stils selbst zu erfinden und darzustellen vermag, zeigt er sein Vermögen, selbst der Begründer eines Stils zu seyn; er besitzt also die zur Originalität wesentlich nothwendige Bedingung.

Wer aber nur in der Manier eines Andern arbeitet, der ist bloßer Nachahmer; denn er war nicht einmahl fähig, eine eigenthümliche Manier, geschweigt einen eigenen Stil zu bilden.

Jeder Künstler von produktiver Einbildungskraft hat, nebst seinem Stile, auch eine gewisse ihm eigenthümliche Art und Weise, sich auszudrücken, die aber vom Stile selbst wesentlich verschieden ist, obgleich sie ihn immer nothwendig begleitet. So können mehrere Künstler in Einem Stile arbeiten, und

doch

doch wird ſich jeder von dem Andern durch eine an ſeinen Werken ſichtbare Individualität unterſcheiden. Dieſe heißt Manier.

Manier iſt die einem Künſtler eigenthümliche Mechanik oder Behandlungsweiſe ſeiner Darſtellungen, die ſich von der Mechanik oder Behandlungsweiſe der Darſtellungen Anderer unterſcheidet, und in ſo ferne heißt ſie ſeine Manier.

Die Manier iſt nur der Körper, der den Stil des Künſtlers uns verſichtbart; der Stil ſelbſt iſt der karakteriſtiſche Geiſt des Kunſtwerks.

Manier unterſcheidet ſich darum von Stil, wie die Handſchrift des Schriftſtellers von ſeiner Art ſich auszudrücken; und die Manier des Einen verhält ſich zur Manier des Andern, wie der Ton der Sprache, die Handſchrift, der Gang eines Menſchen ſich zu dem Ton der Sprache, der Handſchrift und dem Gange eines Andern verhält. Manier iſt der ſinnlich bedingte, Stil der geiſtig bedingte Karakter ſchöner Kunſtwerke; die erſtere kann darum auch nur dem Sinne, der letztere nur dem Geiſte gefallen.

Eine Manier iſt an dem, welchem ſie eigenthümlich iſt, kein Fehler, weil ſie unwillkührlicher Abdruck ſeiner Individualität, alſo ſein nothwendiges Eigenthum iſt, das mit der ihm eigenen Art der ſinnlichen Wahrnehmung und des Ausdrucks ſeiner Wahrnehmungen, auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe, zu

sammen hängt. Aber es ist ein Fehler in einer fremden Manier zu arbeiten, und zugleich Bekenntniß des Mangels an Genie; denn obgleich nur die Manier den Ausdruck des Gedachten oder Empfundenen angeht, so halten wir es doch für unmöglich, daß jemand seine eigenen Gedanken und die innern Anschauungen seiner Fantasie anders als in einer eigenthümlichen Manier auszudrücken oder darzustellen vermöge.

Wie wir von dem Künstler eine ihm eigenthümliche Art des Ausdrucks in der Darstellung seiner Ideen und Gefühle fodern; so fodern wir mit gleichem Rechte, daß er in der Manier des Ausdrucks überhaupt, d. i. durch Formen, Zeichnung, Farben, Töne, Karaktere, Beleuchtung ꝛc. der jedesmahligen natürlichen Beschaffenheit der darzustellenden Gegenstände getreu folge, daß er gleichsam die Manier der Natur, worin sie ihre Werke gebildet zu haben scheint, in aller ihrer Mannigfaltigkeit nachahme, d. i. daß er natürlich sey und so wahr, als der Zweck und die Grenzen seiner Kunst es zulassen.

Folgt er nicht der jedesmahligen natürlichen Beschaffenheit der Gegenstände seiner Darstellungen, sondern einer gewissen, für solche Gegenstände einmahl angenommenen und zur mechanischen Fertigkeit gebrachten, gleichviel ob von ihm selbst erfundenen oder entlehnten Manier, so heißt er ein Manierist, und von seinen Produkten sagen wir, sie sind manieriert, und in dieser Rücksicht, weil ihnen ein wesent-

sentlicher Karakter, nemlich die ästhetische Wahrheit, fehlt, allemahl mehr oder weniger schlecht. So kann z. B. ein Gemählde in Rücksicht auf Formen, oder auf Ausdruck, oder auf Kolorit, oder auf Beleuchtung, oder auf Helldunkel ꝛc. mit Einem Worte, in jedem beliebigen Theile der Kunst, oder in mehreren, oder in allen zugleich manieriert seyn, wenn der Künstler diese Theile nicht nach der Natur, sondern nach einer konvenzionellen Manier behandelt. Der Manierist ist vielmehr ein geschickter Handwerker als ein Künstler; denn er macht die genialischen Theile der Kunst zu mechanischen, und schlägt alle Gegenstände seiner Kunst über Einen Leisten; darum ist Unwahrheit, Geistlosigkeit und Einförmigkeit der Karakter seiner Produkte.

Der Künstler kann und muß eine Manier haben, aber seine Kunstwerke sollen nicht manieriert seyn, d. h. er muß seine Manier der jedesmaligen Beschaffenheit des Naturgegenstandes unterzuordnen, sie nach ihm zu modificieren wissen, so daß wir sie in seinen Werken nicht wahrnehmen, sondern glauben, die mechanische Behandlungsweise seiner Darstellung sey von der Natur des Gegenstandes selbst entlehnt. Je natürlicher ein Kunstwerk scheint, je weniger der Künstler und seine Kunst darin sichtbar sind, je vortrefflicher wird es seyn, und die beste Manier ist die, keine zu haben.

Jeder Künstler muß den Zweck seiner Kunst kennen; dieser giebt ihm die allgemeinen Regeln für

die

die Ausübnng derselben. Die richtige und zweckmäßige Ausübung einer Kunst ist aber nur durch eine richtige Beurtheilung des Verhältnisses der verschiedenen untergeordneten Zwecke zu einander und zum höchsten möglich. Diese giebt ihm die besonderen Regeln für seine Kunst.

Die richtige oder unrichtige Kenntniß des höchsten Kunstzweckes, und die richtige oder unrichtige Beurtheilung jenes Verhältnisses der untergeordneten Zwecke zu einander und zum höchsten, bestimmen den Stil in objektiver Rücksicht, d. i. in Rücksicht auf die Kunst; oder mit andern Worten:

Stil, in wieferne wir ihn an einem Kunstwerke in Rücksicht auf die Kunst betrachten, ist das Verhältniß der dargestellten Theile des schönen Kunstwerks, in wieferne sie dargestellt sind, zum Zwecke des Ganzen.

In subjektiver Rücksicht bestimmt ursprünglich die Gemüthsanlage des Künstlers die Richtung seines Genies und seinen Stil. Je nachdem der Künstler des Gefühls des Erhabenen, oder des Anmuthigen, oder des Bedeutenden ꝛc. vorzüglich fähig ist; je nachdem wird auch sein Stil groß, oder schön, oder anmuthig oder ausdrucksvoll seyn; und in soferne bestätigt dies die obige Erklärung des Stils in subjektiver Rücksicht, nemlich: als des Gepräges der eigenthümlichen hervorbringenden Geisteskraft des Künstlers an seinen dargestellten Kunstwerken,

und

und das Werk trägt Spuren von dem Karakter des Künstlers in psychalogischer Rücksicht.

Objektiv betrachtet aber bestimmt die Ausbildung, die der Künstler durch Uebung seines Talents sich selbst giebt, oder durch fremde Leitung erhält, seinen Stil. Diese Ausbildung hängt aber von der Kenntniß ab, die er von dem Wesen und Zwecke seiner Kunst hat, und von der Beurtheilung und Wahl der Mittel und Wege, um den erkannten Zweck zu erreichen. Je nachdem nun jene Erkenntniß wahr oder falsch, vollkommen oder unvollkommen, gründlich oder seicht ist, und je nachdem er Mittel und Wege mehr oder weniger zweckmäßig wählt: je nachdem wird er den Stil, den er nach den ursprünglichen Anlagen seines Gemüths sich bildet oder zueignet, glücklich oder unglücklich kultivieren; je nachdem wird sein Stil gut oder schlecht seyn; — und in so ferne bestätigt dies die obige Erklärung des Stils in objektiver Rücksicht, nemlich: als des Verhältnisses der dargestellten Theile eines schönen Kunstwerks, in so ferne sie dargestellt sind, zum Zwecke des Ganzen, und das Werk trägt in dieser Rücksicht Spuren von dem ästhetischen Karakter des Künstlers.

Wenn wir nun das Vermögen zur Hervorbringung schöner Kunstwerke Genie nennen; wenn ferner die Kenntniß des Zwecks der Kunst und das Vermögen der Beurtheilung der dargestellten Theile eines Kunstwerks zum Zwecke des Ganzen, Geschmack heißt, in wieferne er durch Kultur entwickelt und

gebildet ist: so entspringt durch die Vereinigung beyder Gesichtspunkte, aus denen der Stil betrachtet werden muß, folgende allgemeine und vollständige Erklärung desselben:

Stil überhaupt ist das einem schönen Kunstwerke aufgedruckte Gepräge von dem Genie und Geschmacke seines Urhebers.

II.

Von den verschiedenen Arten des Stils in den schönen Künsten überhaupt.

Stil und Geschmack verhalten sich zu einander, wie schöne Kunst sich zum Genie verhält, d. i. wie die Wirkung zu ihrer Ursache. Der Künstler mit schlechtem Geschmacke kann keinen guten Stil haben, und der Künstler ohne Genie kann kein schönes Kunstwerk hervorbringen. Je nachdem also der Geschmack des Künstlers gut oder schlecht ist, je nachdem wird auch sein Stil gut oder schlecht seyn.

Von dem Genie hergegen, als dem ersten wesentlichen Erfoderniſſe zur Hervorbringung schöner Kunstwerke, kann man nicht sagen, es sey gut oder schlecht. Genie an und für sich ist weder das Eine noch das Andere. Es ist ein gleichgültiges Vermögen, wie jedes andere angeborne Talent, und wird

nur

nur durch die von des Menschen Freyheit abhangende Anwendung gut oder schlecht. Was in der Kunst gut oder schlecht sey, entscheidet der Geschmack, als oberster Gesetzgeber und Richter in ihrem Gebiethe; also nur in Rücksicht auf diesen kann es einen guten und einen schlechten Stil geben.

Schöne Kunst enthält unter dem allgemeinsten Zwecke noch gewisse besondere; diese bestimmen die verschiedenen Arten der schönen Künste, das Gebieth und die Grenzen einer jeden, und sind wesentlich verschieden; aber ihnen ist der Zweck und Karakter Aller schönen Künste gemeinschaftlich, und dieser ist: durch schöne Darstellungen zu gefallen.

Es giebt aber verschiedene Arten des Wohlgefallens, die theils in der Vernunft, theils in der Empfindung, theils in der bloßen Beurtheilung eines angeschauten Gegenstandes gegründet sind. Wir haben ein Wohlgefallen am Sittlichguten, am Wahren, am Nützlichen, am Erhabenen, am Großen, am Angenehmen, am Schönen ꝛc. Alle diese Arten des Wohlgefallens können durch Kunstwerke erregt werden, und oft, je nachdem ein Kunstwerk mehrere Zwecke mit einander verbindet, kann es mehrere Arten des Wohlgefallens zugleich bewirken.

Schöne Kunst überhaupt kann zu ihrem allgemeinsten und höchsten Zwecke kein anderes Wohlgefallen haben, als das am Schönen; sonst würde sie aufhören schöne Kunst zu seyn.

Jede

Jede Art des Wohlgefallens hat einen eigenthümlichen Karakter, wodurch sie sich von den übrigen Arten desselben unterscheidet. So ist der Karakter des Wohlgefallens am Schönen, durch den es sich von allen andern auszeichnet, daß es von keinem Interesse begleitet ist. Alle andere Arten führen ein Interesse mit sich, entweder als Grund oder als Folge. Das Schöne allein erregt ein uneigennütziges Wohlgefallen, wir nehmen an der Existenz des Gegenstandes kein Interesse.

Schönheit der Form (die einzige Schönheit in engster Bedeutung des Wortes) muß also der oberste Zweck der schönen Künste seyn. Diese können aber, neben der Schönheit, auch noch andere Zwecke, d. i. andere Arten des Wohlgefallens, unter ihren allgemeinen Zweck aufnehmen. Wenn dies geschieht, so darf es nur unter der Bedingung geschehen, daß dieser dadurch keinen Eintrag leide. In so ferne also ein Wohlgefallen anderer Art das Wohlgefallen am Schönen stören oder aufheben würde, ist es aus den verschiedenen Arten der schönen Künste ausgeschlossen.

Das Kriterium für die Zulässigkeit anderer Arten des Wohlgefallens zur Aufnahme in den Zweck einer schönen Kunst, ist der Geschmack. Dieser allein entscheidet mit Befugniß über die Aufnahme und Rangordnung untergeordneter Kunstzwecke, und bestimmt, wie weit die Kultur eines jeden einzelnen Theiles einer Kunst, ohne Nachtheil der ihm über- und untergeordneten Theile, fortschreiten darf. So

2. Todtengräber.

Nein, Sakerlot, ich kan nicht.

Hamlet und Horatio treten in einiger Entfernung von den Todtengräbern auf.

1. Todtengräber.

Gieb's lieber auf, dein Eſel wird doch nicht ſchneller gehen, du magſt ihn ſchlagen wie du willt; und wenn dich einer einmal wieder fragt, ſo ſage, der Todtengräber. Denn die Häuſer, die er macht, dauren bis zum jüngſten Tag: Geh einmal zum rothen Roß, und hol mir ein Glas Brandtwein.

[Der 2te Todtengräber geht ab.]

Der erſte Todtengräber gräbt und ſingt ein Liedchen dazu.

Hamlet.

Hat dieſer Burſche kein Gefühl von ſeinem Geſchäfte, daß er zum Grabmachen ſingen kan?

Horatio.

Die Gewohnheit hat ihn ſo verhärtet, daß er bey einer ſolchen Arbeit gutes Muths ſeyn kan.

Hamlet. (Indem der Todtengräber immer ſingend einen Schedel aufgräbt.)

Dieſer Schedel hatte einſt eine Zunge, und konnte ſin-

z. B. iſt die äſthetiſche Wahrheit eine weſentliche Bedingung der Schönheit; ohne jene würde das Kunſtwerk unſern Verſtand beleidigen. Darum fodern wir von allen Produkten der ſchönen Künſte, die ihr Urbild in der Natur haben, daß ſie wahr und zweckmäßig erſcheinen, d. i. den Schein der Wahrheit und Zweckmäßigkeit des dargeſtellten Naturgegenſtandes an ſich trägen. Wahrheit iſt nur eine Bedingung des Schönen; Schönheit hingegen der höchſte Zweck eines ſchönen Künſtwerks. Ein ſchönes Kunſtwerk ohne Wahrheit mißfällt dem Verſtande, und eine wahre Nachahmung ohne Schönheit iſt kein ſchönes Kunſtwerk. Beyde Eigenſchaften ſind durch einander bedingt und zur Erregung des Wohlgefallens am Schönen nothwendig.

Bey andern Werken der Kunſt kann wiederum die Nützlichkeit oder ein gewiſſer Gebrauch des Gegenſtandes die oberſte Bedingung ſeyn, wie z. B. in der Baukunſt. Hier darf die Nützlichkeit nicht beleidigt werden, wenn das Kunſtwerk dadurch auch unfähig würde, ein ſchönes Kunſtwerk zu ſeyn. Es würde dem Begriffe eines Gebäudes widerſprechen, wenn es nicht dem Zwecke ſeines Gebrauchs angemeſſen gemacht wäre, und es würde ungereimt ſeyn, wenn man die Schönheit der Nützlichkeit vorſetzen, oder dieſe jener aufopfern wollte. Das Gebäude iſt nur in ſo ferne ſchönes Kunſtwerk, als es das Wohlgefallen am Schönen zum Zwecke hat; aber es bleibt auch ohne dieſes nützlich und zweckmäßig. Bey

Werken der Baukunſt ſoll die Schönheit nicht herrſchender, ſondern begleitender Zweck ſeyn.

Dieſer Urſache wegen iſt die Baukunſt keine unbedingt ſchöne Kunſt, wie Mahlerey und Bildnerey, die keinen andern Zweck des Daſeyns haben, als zu gefallen, die ihre Werke bloß zum Vergnügen hervorbringen. Die Schönheit an Werken der Baukunſt iſt durch den, außer dem Gebiethe des Schönen liegenden Zweck der Nützlichkeit bedingt; Mahlerey und Bildnerey, als unbedingt ſchöne Künſte, haben ihren Zweck in ſich ſelbſt. Der Zweck der Baukunſt als einer ſchönen Kunſt iſt durch den wichtigeren Zweck des Nutzens bedingt; in Rückſicht auf dieſen iſt ſie eine nützliche, in Rückſicht auf jenen eine ſchöne Kunſt.

Bey andern Werken der ſchönen Künſte kann das Große und Erhabene, bey andern wiederum das Gute ein vorzüglich beabſichtigter Zweck ſeyn. Die Arten des Wohlgefallens, die dadurch erregt werden, beruhen auf den Begriffen der Freiheit und der Moralität, alſo auf den zwey erhabenſten und weſentlichſten Bedingungen der Menſchheit in uns; ſie führen alſo nothwendig ein großes Intereſſe mit ſich. In Kunſtwerken dieſer Art tritt die Schönheit, aus Achtung für das Erhabene und Gute, dieſen gerne den oberſten Rang ab; ſie fühlt ſich geadelt, wenn ſie durch ſchöne Darſtellung einer moraliſchen Wahrheit, einer erhabenen Vernunftidee, oder eines das Bewußtſeyn der über die Naturſchranken hinauswirken-

ken-

kenden ſelbſtthätigen freyen Kraft in uns erwe-
ckenden Gegenſtandes, der Menſchheit ein ihrer noch
würdigeres Wohlgefallen bereiten kann. Aber die
Schönheit muß frey zurücktreten, nicht zurückgedrängt,
verſchmäht, beleidigt werden; denn auch das Er-
habenſte und Heiligſte, wenn es auf ſchöne Dar-
ſtellung Anſpruch macht, muß ſeine Göttlichkeit ab-
legen, und vor den Richterſtuhl des Geſchmacks
treten. Die ſchönen Künſte dürfen nie gezwungen
werden, dem Guten zu dienen; denn ſie ſind zugleich
auch freye Künſte, und ſchon in ihrem Weſen iſt
die Eigenſchaft, dem Guten frey zu dienen, gegrün-
det. Nur kann man von jedem Künſtler, der zu-
gleich auch Menſch und ſittliches Weſen iſt, in dieſer
Rückſicht fodern, daß er die Schönheit nicht zum
Schmucke des Laſters, daß er ſeine freye Kunſt nicht
zur Sklavin der Schande erniedrige; obgleich da-
durch mehr des Künſtlers Karakter als die Kunſt
ſelbſt geſchändet würde.

Eben ſo iſt es Herabwürdigung der ſchönen Kün-
ſte, das Angenehme zu einem obern Kunſtzwecke zu
erheben und ſie zur bloßen Beluſtigung und Ergötzung
der Sinne zu gebrauchen. Das Angenehme ſteht,
ſeiner richtigen Schätzung gemäß, eben ſo tief unter
dem Schönen, als der Eigennutz unter der Uneigen-
nützigkeit, und jeder Gebrauch der ſchönen Künſte
zu einem Zwecke, der niedriger als der ihrige iſt,
iſt unedel und des Künſtlers unwürdig. Das An-
genehme, der Reitz, kann und darf der Schönheit
dienen, um ſie zu empfehlen und den rohen Sinn

für edlere Genüsse empfänglich zu machen; nie aber das Schöne dem Angenehmen.

Je nachdem ein Künstler eine der besondern Arten des Wohlgefallens, die mit den schönen Künsten vereinbar sind, vorzugsweise beabsichtigt, also einen Theil seiner Kunst, der, vor den übrigen, ein solches Wohlgefallen zu erregen fähig ist, vorzugsweise oder ausschließend kultiviert, — je nachdem modificiert sich der Stil in seinen Werken. Es wird also so viele besondere Arten des Stils geben können, als verschiedene Wege zur Erreichung des allgemeinsten Zwecks der schönen Künste, des Zwecks zu gefallen, möglich sind.

Diese Wege können in dem Gange der Kultur der Künste entweder nothwendig, d. i. durch das Wesen der Künste selbst zur Erreichung jenes Zwecks als unvermeidlich vorgezeichnet, oder sie können willkührlich seyn. Das Letztere sind sie, wenn der Künstler diesen oder jenen Theil seiner Kunst zum Hauptzwecke derselben aus freyer Willkühr erhebt. Wir haben es hier bloß mit denen der ersteren Art zu thun.

Diejenigen Arten des Stils, die in dem Fortgange der Kunstkultur nothwendig liegen, können nicht schlecht, aber wohl unvollkommen, nicht fehlerhaft, sondern nur mangelhaft seyn. So hat der Stil der treuen Nachahmung der Natur in der Mahlerey, in so fern er nothwendig ist, keine Fehler, son-

ſondern Mängel: denn ihm mangeln Freiheit und Idealität; aber er hat Wahrheit, und durch Wahrheit iſt Schönheit, als das Endziel der Künſte in jeder Epoche, erreichbar. In wie fern er aber willkührlich iſt, und den Farbenreitz, oder das angenehme Mahlen zum höchſten Zwecke der Kunſt erhebt, iſt er fehlerhaft; indem in der Wahl des Zwecks gefehlt iſt, der nicht Reitz, ſondern Schönheit ſeyn ſoll.

Aus dem Weſen der ſchönen Künſte überhaupt, oder vielmehr aus den möglichen Verhältniſſen der untergeordneten Zwecke zu ihrem höchſten, muß ſich ſchon vor aller Erfahrung darthun laſſen, wie viele Hauptarten des Stils möglich ſind. Die untergeordneten Zwecke können zu dem oberſten entweder in richtigem oder in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehen. Im erſten Falle wird der Stil gut, im letzteren ſchlecht ſeyn. Aus der Vermiſchung des guten und ſchlechten Stils, wenn nehmlich einige der untergeordneten Zwecke zu dem höchſten in richtigem, andere in unrichtigem Verhältniſſe ſtehen, entſpringt eine dritte Art; dann wird der Stil in gewiſſen Theilen gut, in andern ſchlecht ſeyn. Dieſe Art des Stils kann man den gemiſchten oder den mittelmäßigen nennen. Jede aller möglichen Arten des Stils muß ihrer Beſchaffenheit in Rückſicht auf das Verhältniß ſeiner Theile nach, zu einer von dieſen drey Hauptarten gehören. Wir können alſo dieſe Eintheilung des Stils in den guten, ſchlechten und mittelmäßigen Stil als die allgemeinſte anſehen.

Guter Stil überhaupt heißt derjenige, der das Wohlgefallen am Schönen zum höchsten Zwecke hat, und äſthetiſche Wahrheit als oberſte Bedingung des Schönen in ſeinen Darſtellungen beobachtet, oder der nur unter der Bedingung, daß dieſen weſentlichen Theilen der Kunſt nicht widerſtritten oder geſchadet werde, die Erreichung eines andern Zwecks beabſichtiget.

Schlechter Stil überhaupt heißt derjenige, der Schönheit und Wahrheit vorſetzlich vernachläßigt, verletzt und untergeordneten Zwecken der Kunſt dienſtbar macht, oder aufopfert.

Mittelmäßig endlich heißt ein Stil, wenn er in ſeinen verſchiedenen Merkmahlen Bedingungen des guten und Bedingungen des ſchlechten Stils zugleich enthält.

Nach der obigen Erklärung des Stils, als des, einem ſchönen Kunſtwerke aufgedruckten, Gepräges von dem Genie und Geſchmacke ſeines Urhebers, begreift alſo der Stil in den ſchönen Künſten überhaupt Alles unter ſich, was an einem Kunſtwerke durch Genie und Geſchmack des Künſtlers hervorgebracht und beſtimmt iſt.

Zu jedem ſchönen Kunſtwerke gehören drey nothwendige Hauptbedingungen, nemlich: Erfindung, An-

Anordnung und Ausführung. Erfindung iſt vorzugsweiſe das Werk des Genie's; denn in der Fantaſie des Künſtlers müſſen zuerſt die Bilder ſich darſtellen, ehe er ſie auch für Andere anſchaulich, als ſchöne Kunſtwerke darſtellen kann; über Anordnung und Ausführung muß der Geſchmack walten.

Die Erfindung iſt vorzugsweiſe der dichteriſche, die Anordnung vorzugsweiſe der vom Geſchmack abhangende, und die Ausführung vorzugsweiſe der mechaniſche Theil der bildenden Künſte. Das Genie liefert den Stoff; der Geſchmack beurtheilt und ordnet, der Mechanismus bearbeitet ihn. Ohne Genie iſt keine Erfindung, ohne Geſchmack keine zweckmäßige Anordnung, ohne Mechanismus keine Ausführung möglich. Die erſte läßt ſich gar nicht, die zweyte zum Theil, die dritte ganz auf Regeln bringen.

Aber auch das Genie, als das Vermögen der Erfindung und Hervorbringung ſchöner Kunſtwerke, obgleich es nach keinen beſtimmbaren Regeln zu Werke geht, ſondern ſeine Bildungen auf eine uns unbegreifliche Art in der Fantaſie hervorruft, iſt doch der Kritik des Geſchmacks gleichfalls unterworfen. Dieſer beurtheilt und entſcheidet, ob und in wiefern das Erfundene für die Darſtellung zweckmäßig ſey oder nicht.

Das oberſte Geſetz für die Erfindung giebt die äſthetiſche Zweckmäßigkeit, d. i. daß ſie dem Weſen und Zweck der Kunſt, in welcher ſie darge-

stellt werden soll, angemessen sey. Das oberste Gesetz für die Anordnung giebt die Deutlichkeit, d. i. daß der Gegenstand in seinen Theilen leicht zu übersehen, leicht als ein gefälliges Ganzes aufzufassen, und dem Verstande ohne Anstrengung als ein zusammenhangendes Ganzes erkennbar sey. Das oberste Gesetz für die Ausführung, oder Darstellung für den äußern Sinn, geben Wahrheit und Schönheit, d. i. treue Nachahmung der Natur, verbunden mit schöner Darstellung.

Diese hier einzeln genannten Vermögen, die bey der Darstellung eines schönen Kunstwerks thätig sind, die natürlichen sowohl als die erworbenen, wirken immer vereint. Eins bietet dem Andern die Hand und hilft bis zur Vollendung des Ganzen thätig mit. Das Genie ist eben sowohl zur Anordnung und Ausführung, als zur Erfindung unentbehrlich, und wiederum bedarf das Genie eben sowohl eines gewissen Mechanismus, einer durch Uebung erworbenen Fertigkeit, schöne Gestalten und Bilder in der Fantasie aufsteigen zu lassen, als der Geschmack desselben zur Anordnung bedarf; nur mit dem Unterschiede, daß immer bey jeder der verschiedenen Verrichtungen Ein Vermögen vorzugsweise thätig und herrschend, die andern mehr leitend und behülflich sind. Getrennt dürfen sie nur in der Abstrakzion gedacht werden.

(Die Fortsetzung nächstens.)

S.

IV.

Teutschlands Weh und Wohl.

Teutschlands Weh liegt im Mangel der Energie.

Uns droht ein Riese: den Riesen fürchtet nur, wer sich zum Zwerg erniedrigt. An Kräften gebrichts uns nicht, aber an Kraft. Unsere Kräfte zerrinnen zu nichts, weil der Wille der Anwendung fehlt. Was sind sie ohne diesen? Ein Schwert in lahmer Faust. Wir zittern statt zu wirken, wünschen statt zu handeln, opfern uns der Unthätigkeit, statt uns dem Edelmuth zu opfern. Sind das die Teutschen der Vorzeit, welche Rom zerschmetterten? Die Teutschen des Mittelalters, die sich in gespannter Kraft gegen den Osten und Westen erhoben, und dennoch im Schoße des Vaterlandes Krieg und Kampf unaufhörlich suchten und muthig bestanden? Die Teutschen der letztern Jahrhunderte, die durch Religions-Kriege und dreißigjährige Verwüstung das Wohl des Vaterlandes hindurch rissen?

Zorn und Scham müssen die Seele des Bekenners schwellen; aber es ist Zeit den Schleier zu zerreissen, die Schwäche zu zeigen, und zum Aufgebot des Muthes zu wecken. Hängt an dem Bilde, und wenn sich kein Geist in euch regt, so geht, entsagt den Waffen, die ihr entehrt; geht und werdet Sklaven des Galliers!

Teutschlands Kräfte, wer berechnet sie ihrem ganzen Umfange nach? Wer erschöpft die berechneten so leicht?

Die Mittelzahl seiner Einwohner beträgt acht und zwanzig Millionen, unübertroffen von einem Europäischen Reiche, begriffen im steten Anwachsen *). Die Nazion ist brav, tapfer, anhaltend, männlich gesinnt, zum Krieg gebohren, jeder Anstrengung gewachsen. Das Grundvermögen ist ungeheuer: unsere Natur-Produkte, unser Kunstfleiß, unser Handel bezeugen es laut. Mehr als fünfhundert Millionen baarer Geld-Vorrath **), ohne die todten Schätze, dienen zum Rückhalt. Kann man mehr fodern? Aber kann je eine Berechnung zu besserm Gebrauch auffodern?

Teutschlands Weh liegt im Mangel an Einheit.

Laut ruft der stolze Feind uns zu: „Ihr seyd ein Reich ohne Zentralkraft, ohne Nerv! ***)" Die einzelnen Theile wirbeln chaotisch unter einander; es fehlt an Vereinigung zum Endzweck der Rettung. Was der eine will, verwirft der andere; was dieser vorschlägt, bezweifelt der dritte. Euer Kaiser steht an der Spitze mit seinen blutenden Kriegern: um ihn einige edle, unvergeßliche Fürsten Teutschlands. Sie has

*) Randels Annal. d. Staatskräfte von Europa. 1 Th. S. 5.
**) Ebend. S. 13.
***) Abt Sieyes.

gen -- wie ihn der Schurke in den Boden hinein ſchlägt, als ob es Cains des erſten Mörders Kinnbaken wäre! und doch war der Schedel mit dem dieſer Eſel izt ſo übermütig zu Werke geht, vielleicht der Hirnkaſten eines Staatsmanns, eines von dieſen Herren, die unſerm Herrn Gott ſelbſt einen Rebel vormachen möchten; nicht ſo?

Horatio.

Es iſt möglich, Gnädiger Herr --

Hamlet.

Oder eines Höflings, der ſagen konnte: Guten Morgen, mein liebſter Lord; wie befindet ſich Euer Herrlichkeit? Es kan Milord der und der geweſen ſeyn, der Milord deſſen ſeinem Pferd eine Lobrede halten konnte, wenn er's ihm gerne abgebettelt hätte; nicht ſo?

Horatio.

Ja, Gnädiger Herr.

Hamlet.

Nicht anders; und nun iſt Milady Wurm von allen ihren Anbetern verlaſſen, und muß ſich von eines Todtengräbers Spate aus dem Boden herausſchlagen laſſen. Hier iſt eine hübſche Revolution, wenn wir den Verſtand hätten ſie zu ſehen -- Hier iſt ein andrer: Kan das nicht der Schedel eines Rechtsgelehrten geweſen ſeyn? Wo ſind nun ſeine Quidditäten und Qualitäten? Seine Caſus? Seine Tituls? Seine Ränke? Warum leidet er, daß ihn dieſer

grobe

haben fürs Vaterland gekämpft und geblutet, und ihr dissertiert, statt euch zu entschließen und nachzufolgen. Privatinteresse spaltet, Eifersucht hezt, Konvenienz lockt, Bequemlichkeit flüstert: alle erzeugen den Bastard Unthätigkeit. Soll das lange so fort währen? kann es? Ruinen werden die Berathschlagungen krönen: der Untergang wird der Trägheit zum Lohne; vergeblich windet sich der Gefangene in Ketten: er hat sie selbst geschmiedet aus dem Eisen, das ihn vertheidigen konnte.

Ohne Einheit ringt ihr umsonst nach Energie. Nur ein Punkt, zu dem alle Wirksamkeit sich drängt, von dem sie ausgeht, der Leben und Ordnung verbreitet und erhält, kann die Kraft brauchbar machen, welche ausserdem in wilder Unordnung sich selbst zerstöhrt, oder in dumpfer Unthätigkeit erstirbt.

Deutschlands Weh liegt im langsamen Geschäftsgange.

Wie mag man schleichen, wo es zu fliegen Bedürfniß ist? Der Feind dringt heran — ihr rathschlagt. Der Feind schlägt und siegt — ihr rathschlagt. Der Feind zertrümmert eure Festungen, um euch lodern Flammen, Verwüstung umringt euch — ihr rathschlagt. An den Formen halten, ist heilige Pflicht; an den Formen hangen ohne Geist, ist unverzeihlich in jedem, schrecklich in solchem Augenblick. Ueber Gesetze disseriert man nicht, wo sie auszuüben sind. Verschwendet man Zeit und Kräfte an Nebendinge, so muß die Hauptsache schimpflich zu

Grun-

Grunde geben. Blut und Anstrengung muß euch retten, euch Ruhe und Frieden geben, nicht Dinte. Legt die Federn nieder und greift zu den Waffen!

Wie traurig, wenn der Mangel der Instrukzionen die dringende Entschließung hindert! wenn die Berathschlagungen über die Hülfe die Zeit zur Hülfe verzehren! wenn alte Zwistigkeiten, verjährte publizistische Irrungen, die Zusammensicht, die Eintracht, die gemeinschaftliche Verwendung für die gemeinschaftliche Sache zernichten!

Teutschlands Weh liegt in dem Mangel der ausübenden Gewalt.

Warum schlafen unsere Gesetze? Warum wirkt ihr weiser Inhalt nicht was er könnte und sollte? Ists möglich, seine eigene Kraft zu lähmen? sich selbst in Fesseln zu schlagen? Wollt ihr nur dem Namen nach ein Oberhaupt, ihr Söhne Teutschlands?

Löset die selbst geschaffnen Bande des Mistrauens, der Eifersucht; löset die Bande einer falschen Staatskunst, die euch meuchelmörderisch umarmt. Das allgemeine Beste kann nicht bestehen, wenn jeder einzelne sein Interesse in Schwächung der Gemeinkraft sucht. Frankreichs Politik streute seit dem Westfälischen Frieden den Saamen aus, der ihm nur zu reichlich wuchert. Frankreich erndtet die Früchte seiner Argliſt. Wollt ihr verschlungen seyn? Wo nicht, so gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und gestattet euch selbst Gefühl und Gebrauch einer Gemein-

meinkraft. Eure wahren Rechte gewinnen dabei; eure Selbstständigkeit befestiget sich statt daß sie jetzt schwankt, und des Vaterlandes Rettung ist gesichert.

Deutschlands Wohl liegt in Anspannung seiner Kräfte.

Es gilt nur einen festen Willen, und nie war die Auffoderung zur Festigkeit größer. Unsre Kräfte werden benutzt, wenn wir unsere Heere herstellen wie sie seyn sollen, wenn wir sie gut unterhalten, reichlich belohnen. Wir können es. Sie werden benutzt, wenn wir unser Nazionalaufgebot vollbringen, und aus vierzehn Millionen männlicher Einwohner der dreißigste Mann für das Vaterland zu den Waffen greift. Sie werden benutzt, wenn wir unsre todten Schätze in lebendige Quellen der Unterstützung verwandeln, und die Einkünfte unsers Grundvermögens zum Theil dem dringenden Bedürfnisse der Erhaltung widmen. Wer sich bedenkt, den zehnten Theil jährlich aufzuopfern, verdient nicht den Genuß des Ganzen, und wird weder diesen noch das Eigenthum behalten. Nachläßigkeit und Verrath müssen als unverzeihliche Verbrechen angesehen werden. Wer sich dem Beytrag zur allgemeinen Rettung entzieht, verdient die Strafe des Verräthers. Frankreich ficht mit goldnen Waffen eben so glücklich, als tapfer mit dem Schwerte. Wer diesem rühmlich erliegt, glänze als Held vor den Zeitgenossen, und le

be als Held in dem Andenken und der dankbaren Verehrung der Nachkommen! Wer jenem erliegt, blute auf dem Schaffott!

So wird unser Kriegsgeist seine alte Kraft wieder gewinnen; der Teutsche wird sich fühlen und ehren. So wird der Geist der Korrupzion sich mindern, der Verbrecher beben, sich bessern, oder aus dem Zirkel seiner Schandthaten verschwinden. So werden die Teutschen der neuern Zeit ihrer Väter würdig, und das Beyspiel der Folgezeit seyn.

Teutschlands Wohl liegt in enger Vereinigung.

Eure Verfassung ruft euch dazu auf, euer Gemeininteresse sollte euch dazu begeistern. Könnt ihr beides nicht verkennen, so helft diesen Mängeln ab. Setzt alles bei Seite, was euch getrennt hat, noch trennt, künftig zu trennen vermag. Weiht euch bloß der großen Angelegenheit, worin das Wohl des Ganzen, der Einzelnen Daseyn beruht. Ihr habt Rechte, die man euch bestreitet, Ansprüche, die man nicht erfüllt. Wohlan, beschließt gemeinschaftlich einen Stillstand für die strittigen Verhältnisse und für alle Geschöpfe einer publizistischen Kasuistik; vereinigt euch über ein beruhigendes Interim, und schließt euch eng an einander zu Wehr und That, zu Erhaltung eures Wohls und eurer Ehre, zu Erfüllung eurer heiligsten Pflichten. Vergeßt, daß es eine Zeit gäb, worin Teutsche ihre wichtigste Angelegenheit um Nebendinge

ge vergessen konnten, und schlägt noch einmal die siegreiche Feldschlacht gegen die Unterdrücker eurer Nazionalexistenz. Die Franken besiegten die Gallier, aber nie wurde Teutschland unterjocht.

Teutschlands Wohl liegt im raschen Fortschritt der Geschäfte.

Wenn ihr eure Kräfte sammelt, eure Kraft erweckt, so schreitet muthig zum Ziele. Ach, lange sind jene Zeiten verflossen, da der Teutsche den Redner haßte, der nur um der Rede willen sprach! Er hat sich in die Fesseln der schriftlichen Weitläuftigkeit schlagen lassen; er schreibt nicht um zu wirken, sondern um Akten zu bilden. Weg mit dem unnöthigen Zugehör einer erschlafften Existenz, die sich selbst über ihre Kraftlosigkeit zu täuschen sucht!

Bestimmte, deutliche, schnelle Instrukzionen, welchen guter Wille zum Grunde liegt, welche Vaterlandsliebe diktiert und Eintracht abkürzt kurze, erschöpfende, aufrichtige Berathschlagungen, die auf Wahrheit und Wirkung abzielen, und nur als Mittel zu einem erhabenen Endzweck gelten — Anwendung der gesetzmäßigen Anstalten, welche den Geschäftsgang erleichtern, die Geschäftsleitung unwandelbar bestimmen — das sey unser Bestreben!

Diese gesetzmäßige Mittel sind die Niedersetzung einer ausserordentlichen Reichsdeputazion, die nur aus wenigen, aber gut gewählten Mitgliedern beste-

he, und, von dem Vertrauen des Reichs unterstützt, ungehindert und zweckmäßig wirke; die Ausführung der Reichsexekuzions-Ordnung, die so viel gutes enthält, und so wenig gutes zu Wege bringen konnte, weil sie nur im Buchstaben, nicht in der Vollziehung existierte; die Verbindung zweckmäßig organisierter Kreisdeputazionen mit der ausserordentlichen Reichsdeputazion; die Herstellung der Kreisassociazion, welche von jeher als Vormauer gegen Frankreich anerkannt, von jeher von Frankreich untergraben, zur Zeit der Noth kultiviert, zur Zeit der Ruhe vernachläßiget wurde; die Beförderung jeder Verbindung, welche in diesem Geiste und in Uebereinstimmung mit diesen Anstalten die große Angelegenheit des Vaterlandes zur Absicht und zur Seele ihres Bestrebens macht.

Hier, Teutsche, liegen die Mittel, eure Geschäfte zu dem gewünschten Ziele mit Anspannung eurer Kraft und Festsetzung der Einheit zu führen. So, mag es euch gelingen, euer wahres Bestes aus dem Meere publizistischer Zänkereien und Spitzfindigkeiten zu retten, und, von den Fesseln der Pedanterei befreit, die Kenntnisse dem Zwecke der Thätigkeit, nicht diese einem falschen Schimmer von Gelehrsamkeit unterzuordnen. So werdet ihr euch mit dem Geist eurer Gesetze nähren, statt an ihrer Schale zu hängen, und reiche Erndten da sammeln, wo ein andres Verfahren nur leere, unfruchtbare Hülsen aussäen würde.

Erwache, Genius des Vaterlandes, und leite deine Söhne auf den Weg der Wahrheit und Gemeinnüzzigkeit. Erwache und verjage auf immer den Schlummer, der ihre Kräfte aussaugt, indem sie sie zu stärken wähnen, und ihre Thätigkeit lähmt, da sie ja eben am wirksamsten träumen!

Deutschlands Wohl liegt in der zweck- und gesetzmäßigen Wirksamkeit der ausübenden Gewalt.

Nichts von den großen, unendlichen Aufopferungen und Anstrengungen des Kaisers, nichts von seiner thätig bewiesenen Vaterlandsliebe, von seiner Ergebenheit für die gemeine Sache, von seiner edlen öffentlichen Sprache, von seinen ihr entsprechenden Handlungen. Thatsachen reden von selbst; die hier erwähnten sind bekannt, sie müssen Zuneigung, Dankbarkeit und Vertrauen einflößen. Es bedarf keines Kommentars; ich spreche ohne Partheilichkeit für das allgemeine Wohl, und so genüge die Erwähnung.

Müßtet ihr zu eurem wahren Besten erst mühsam von dem überzeugt werden, was so deutlich vor Augen liegt, dann Wehe dem Vaterlande!

Also auf zur That! Vertraut und folgt eurem Kaiser! Er stehe wirksam an der Spitze der Reichsdeputazion; er erhalte Wirksamkeit zur Vollziehung der Exekuzionsordnung; er sey Haupt und Anführer

der Kreisvereinigung; er werde von allen andern Verbindungen zum Besten der gemeinen Sache benachrichtiget, und erhalte auf sie den Einfluß, welchen die Einheit eines wohl geordneten Ganzen erfordert!

In Zeiten der dringenden Noth hat eine föderative Macht nur die Wahl, entweder auf die ausübende Gewalt nach den legalen Formen zu kompromittieren, oder zu Grunde zu gehen. Das letzte geschieht nicht immer auf einmahl, aber oft um so schlimmer. Teutsche, werft einen Blick auf die wichtigen Länder, die eurem Reiche Jahrhundert vor Jahrhundert entrissen wurden; seht die Gefahr des Verlustes, die jetzt euren schönsten Provinzen droht, und hört dann was Wahrheit und Ehre euch rathen!

Wenn ihr dann nicht dem Mistrauen, dem falschen Bildern unächter Größe, der glänzenden Entkräftung eurer selbst entsagen wollt oder könnt, dann, noch einmahl, wehe dem Vaterlande! Es ist verlohren.

Der Schwache heischt Trost von Thränen und Klagen; der Unentschlossene vom Schall und Schwall der Berathschlagung, der Unthätige vom Gedanken der Möglichkeit; der Thätige, Feste, Starke allein findet Rettung in Kraft und That, und sucht keinen Trost, weil er dessen nicht bedarf, weil er nur

Hülfe

Hülfe oder Untergang kennt, und lieber diesen edel wählt als dem Adel seines Daseins entsagt.

Des Vaterlandes Bedürfniß erheischt dringend Kraft und That; es ist die höchste Zeit, unsre Lage mit hellem unerschrocknen Blick zu umfassen, und mit festem unerschrocknem Muth zur Anwendung der einzigen Mittel zu greiffen.

Der Frühling ist vorhanden: unser Feind hat den Feldzug nicht geschlossen, und wird ihn jetzt mit verdoppelter Kraft fortsetzen, mit der Kraft, die ihm sein Enthusiasm, seine Ueberspannung, seine Einheit, sein siegreiches Bewußtseyn, die Eroberung einer Schatzkammer von neuem Vermögen in Hollands vereinigten Provinzen geben.

So steht er uns gegenüber. Was haben wir den Winter über gethan, um uns seinem Fortschritte entgegen zu setzen? Was haben wir gethan, um unsre verlohrne Provinzen wieder zu erobern, oder die bedrohten zu decken? Was, um unsere erschöpften Heere zu stärken, und neuen Kräften neuen Widerstand entgegen zu setzen? Was, um unserm Kaiser, seinen Bundesgenossen, unsern Ständen, die sich so muthig und tapfer angestrengt haben, beizustehen? Was haben wir gethan, um uns vom Untergange, unsre Ehre vom ewigen Schandfleck zu retten?

Teutsche! was haben wir gethan?

Nur wenig Worte da, wo es der Handlung bedarf — groſser, raſcher, geſpannter Handlung! Träume, klage, ergieſse ſich in Beredſamkeit, wer da will. Es gilt hier nur die Frage: wo iſt die Gefahr, wo das Heil des Vaterlandes?

Ch. v. Benzel.

V.

Sinngedichte.

Geſchichte und Fabel.

Mit Arouet verglich
Der ſtolze Prattler ſich.
So ſprach, wir ſind Kollegen,
Jüngſt ein Rapier zum Degen.

An Selinden.

Nach dem Franzöſiſchen.

Was frommt mir Amors Augenbinde?
Ach! tief verwundet mich der Blinde.
Du führteſt ihm die Hand, Selinde!

An Saffir.

Nie betrogſt du noch, Saffir!
Schon Dein Antlitz — warnt vor dir.

Unter

grobe Geſelle mit ſeiner kothigen Schaufel aus ſeiner Retirade herausklopfen darf, ohne eine Action gegen ihn anzuſtellen? -- (*) Ich muß mit dieſem Burſchen reden. Weſſen Grab iſt das, Burſche?

Todtengräber.

Meines, Herr -- (er fängt wieder an zu ſingen.)

Hamlet.

Ich denk' es iſt dein, denn du lügſt darinn.

Todtengräber.

Und ihr lügt daraus, Herr, und alſo iſt es nicht euers -- [Hier folgen noch etliche elende Reden, wovon das ſinnreiche in dem Wortſpiel mit lie, welches Liegen und Lügen bedeutet, liegt.]

Hamlet.

Ich frage, wie der Mann heißt, für den du das Grab machſt?

Todtengräber.

Ich mach es für keinen Mann, Herr.

Hamlet.

(*) Hamlet ſagt im Original dieſe kühlen Betrachtungen noch lange fort, indem er ſich vorſtellt, daß es der Schädel eines reichen Landſaſſen geweſen ſey; man hat es aber unmöglich erfunden, dieſe Stelle, deren ganzer Nachdruk in etlichen Wortſpielen beſteht, zu überſetzen, und man würde dieſe ganze Scene eben ſogern ausgelaſſen haben, wenn man dem Leſer nicht eine Idee von der berüchtigten Todtengräber-Scene hätte geben wollen.

Unter Th—s Grabſchrift.

So ſtarbſt du Hungers, (wie wir leſen)
Und triebſt Muſik und Poeſie?
Zum Hungertode, du Genie!
Wär' eines ſchon genug geweſen.

Lügner Oll.

„Ihm ſey des Tags ein Räuſchgen Pflicht!"
Schwur Oll in trunkener Extaſe.
Wir glauben ſeinem Munde nicht,
Doch ſeiner Naſe.

An Lirar.

Nach dem Franzöſiſchen.

Du zwingſt durch Lügen Schimpf und Hohn
Mich zum verhaßten Federkrieg.
Undankbarer! Iſt das der Lohn,
Das ich von deinen Schriften ſchwieg?

Ueber Kornigers Kanzleiſtil.

Korniger! nenne dein Weib nicht deine beſitzende Hälfte,
Oder nenne ſie daß deine beſeſſene Frau.

Prozesse.

Prozesse — Ach! bedächten's
Doch alle vor dem Streit:
Es geht die Wege Rechtens,
Nicht der Gerechtigkeit.

Robespierre's Nachruf.

Nach dem Lateinischen. *)

Ihr guten Bürger! dankt ob meinem Schicksal
Gott!
Denn wenn ich lebte, wärt ihr todt.

Ueber — t

Laßt den aufgeblasnen Mann
Elend reimen und erzählen.
Denn wer kann so lange schmälen,
Als er schreiben kann?

Borgia.

Nach dem Lateinischen.

„Nichts oder Cäsar!" rief Borgia.
Und beydes geschah.

J. C. F. Haug.

VI.

*) *Epitaphium Neronis.*

Quisquis es, occisum noli lugere, viator!
Ni foret exanimis, mortuus ipse fores.

VI.

Ankündigung einer Preisschrift

über die Frage:

Wie dem Holzmangel vorzubeugen sey?

Eine von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Mainz gekrönte Preisschrift.

Der Herr Verfasser dieser Preisschrift hat den Gegenstand derselben unter den berühmtesten Lehrern der Oekonomie auf verschiedenen Akademieen studiert; er hat sich mit den besten darüber erschienenen Schriften bekannt gemacht, und seine Kentnisse nachher durch eigene Erfahrungen sowohl als durch den Umgang mit praktischen Landwirthen berichtiget. Auf die Weise entstand dieses Werk, welches nicht nur dem Staatsmann und Forstbeamten, sondern auch jedem Oekonomen, ja sogar jedem verständigen und patriotischen Hausvater wichtig ist. Ich habe mich bey dem Verlag desselben anheischig gemacht, solches zur Ostermesse auf weiß Papier in groß 8. gedruckt fertig zu liefern, und dasselbe möglichst bekannt zu machen. Eine kurze Anzeige des Inhalts wird hinreichend seyn, eine allgemeine Aufmerksamkeit dafür zu erwecken. Wer geneigt ist, sich diese Preisschrift anzuschaffen, und solche gleich nach der Erscheinung zu haben wünscht, wird gebeten, 1 Rthlr. 12 Gr. dafür an mich oder an die nächste Buchhandlung zu übermachen. Die Herren Buchhändler erhalten für ihre Bemühungen gegen baare Bezahlung den gewöhnlichen Rabatt.

Inhalt.

Einleitung. Ursachen des Holzmangels.

Erstes Kapitel in sechs Abschnitten. Von der Holzsaat, und den Holzanpflanzungen. Von

der Erziehung, Wartung und Pflege der Bäume, wobey der Verfasser jeden besondern Gegenstand sehr ausführlich behandelt. Z. B. von dem schicklichen Boden für jede Baumart, Verbesserung der Erdarten, Gewinnung und Verwahrung des Saamens, Schutz gegen die Witterung. Saamenhandel und Saamenzucht. Von den frühesten Holzarten, ihrem Nutzen, Alter, Schlagzeit und Boden. Von den Baumkrankheiten und Mittel dagegen. Von den schädlichen Insekten. Vom Borkenkäfer. Von dem schicklichen Platz, von der besten Nachbarschaft, vom Versetzen, Pfropfen und von der Nahrung der Bäume. Von Baumschulen; Alter und Dauer der Hölzer; von unrechter Benutzung, forstwidrigem Verfahren und von allem, was den Bäumen schädlich ist, und so weiter.

Zweytes Kapitel. Abstellung des so häufig verübten Frevels an den Bäumen.

Drittes Kapitel. Mittel zur Holzersparung, wobey alle Ursachen der Holzverwüstung aufgesucht und vernünftige Gegenmittel vorgeschlagen werden.

Viertes Kapitel. Von der vortheilhaftesten Anlage der Oefen.

Fünftes Kapitel. Verbesserungen durch gute Gesetze.

Sechstes Kapitel. Möglichst aufgesuchte Ursachen der Holzverschwendung in den ältern und neuern Zeiten.

Siebentes Kapitel. Landesprodukte, welche die Stelle des Holzes vertreten.

Achtes Kapitel. Vom Torf, von Erd- und Steinkohlen.

Neuntes Kapitel. Füglichste Einrichtung der Polizey.

Zehntes Kapitel. Einige Vorschläge und Wünsche.

Bey dem Werke ſind folgende große Tabellen befindlich.

Erſte Tabelle. Syſtematiſche Ordnung, wie die verſchiedenen Plätze am beſten zum Holzbau zu benutzen, und welche Hölzer, einheimiſche und fremde, ſich für jeden Boden am beſten ſchicken.

Zweyte Tabelle. Allgemeine Eintheilung der Hölzer und ihre Benutzung.

Dritte Tabelle. Namen der Laub- und Nadelbäume, Zeit der Ausſaat und das Aufgehen des Saamens, Blüheart und Zeit, Saamenreiſe, Frucht, Wurzeln, Schlagezeit, Alter, beſter Stand, beſte Benutzung, Vaterland, Dauer und Feſtigkeit, Schwere im Kubikfuß.

Vierte Tabelle. Ueber die Verſchiedenheit des Bodens, aus welchem junge Bäume zur weitern Verſetzung genommen werden ſollen.

Fünfte Tabelle. Kameraliſtiſche Berechnung alles Laub- und Nadelholzes nach Schlägen vermeſſen, deren jährliche Ausſaat und Verpflanzung, Koſten und Ertrag

Sechste Tabelle. Ueberſicht, wie viel Holz jährlich in eine Stadt kommt.

Leipzig, den 1ſten Febtuar 1795.

Georg Joachim Göſchen.

VII.

Ueberſicht

einiger neuen Verlagswerke des Fürſtl. Sächſ. privil. Induſtrie-Comptoirs zu Weimar.

1. Loders, (Hofrath und Profeſſor zu Jena,) anatomiſche Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menſchlichen Körpers. Zweyte Lieferung.

rung. Syndesmologie, Taf. XIV. — XXV. groß Folio. Die Kupfer auf Schweizerpapier und der Text auf Schreibpapier.

Sämmtliche Kupfertafeln zu diesem Hefte sind ganz neu nach Präparaten gezeichnet und von keinen Aelteren copirt. Der Name des berühmten Hrn Verfassers bürgt für diese sowohl als auch für den dazu gehörigen Text, welchen die Liebhaber lateinisch oder teutsch erhalten können. Dieser Heft kostet 2 Thlr., 12 gr. oder 4 Fl. 30 kr. Rhein. Der vor kurzem erschienene erste Heft, die Osteologie, 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 kr. Wer den Betrag für beyde Hefte unmittelbar an das Verlags-Comptoir franco einsendet, und auf die folgenden subscribirt, der bekömmt anjetzt noch von zurückgelegten Exemplaren mit den ersten Kupferabdrücken. Die übrigen in allen Buchhandlungen zu habenden Exemplare sind jedoch auch mit guten sorgfältig ausgesuchten Kupfern versehen.

2. Der teutsche Obstgärtner, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschlands sämmtlichen Kreisen, verfasset von einigen praktischen Freunden der Obst-Pflege und herausgegeben von J. V. Sickler. Mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern. 1794. Erster Jahrgang. Im Verlag des Industrie-Comptoirs und in allen Buchhandlungen 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 kr.

Die bis jetzt erschienenen Stücke von diesem Werke haben schon allgemeinen Beyfall und eine beträchtliche Anzahl Beförderer gefunden, welche die ununterbrochene Fortsetzung desselben sichern. Wie würklich gemeinnützig und vielumfassend dasselbe sey, wird der folgende Inhalt des vor einigen Wochen fertig gewordenen fünften Stücks zum besten zu erkennen geben. Erste Abtheilung. Naturgeschichte der Bäume und der Obstbäume insbesondere. (Fortsetzung.) II. Birnsorten: No. 9. Die lange Mund-

Mundnetz-Birn. No. 10. die kleine Pfalzgräfin. III. Aepfel-Sorten: No. 4 Der rothe Sommer-Erdbeer-Apfel. (No. 9. 10. und 4. ſind mit ſorgfältig ausgemahlten Kupfern verſehen.) Zweyte Abtheilung. I. Baumſchulenweſen. Von der Veredlung der wilden und Kern-Stämme. (Fortſetzung mit einer ſchwarzen Kupfertafel.) II. Ueber die Nothwendigkeit, die den Obſtbäumen ſo ſchädlichen Inſecten zu vertilgen, und die Art und Weiſe, wie dieß am beſten geſchehen kann. III. Vorſchläge zu Verbeſſerung des Bamberger Baumhandels. IV. Ueber den Froſt, welcher den Obſtbäumen im Frühjahre ſo ſchädlich iſt, und den Sicherungs-Mitteln dafür. V. Ueber die ſogenannte Obſt-Orangerie, oder Erziehung der Obſt-Sorten in Scherben. VI. Pomologiſche Correſpondenz. 1) Auszug eines Briefes aus Heilbron. 2) Schreiben des Hrn. Berg-Rath Voigts zu Ilmenau an den Herausgeber. VII. Anzeiger des teutſchen Obſtgärtners. Das VI. Stück iſt ſo eben fertig worden, und das VII. und VIII. welches den Jahrgang 1794 ſchließt, erſcheint noch vor Oſtern.

5. **Zoologiſche Annalen. Erſter Band. Vom Jahr 1793. Herausgegeben von Dr. F. A. A. Meyer. Mit dem Portrait des Hrn. Präſidents von Schreber und 6 andern ſchwarzen Kupfern. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 Fl. 12 Kr. gr 8.**

Der 14 Seiten weitläufige Inhalt kann hier nicht gut angegeben werden. Er betrift alle bekannt gewordene Entdeckungen in der Zoologie im Jahr 1793. und für jedes nachfolgende Jahr ſoll ebenfalls ein Band herauskommen; welcher dem Naturgeſchichts-Liebhaber immer die vollſtändigſte Ueberſicht des ganzen Feldes der Zoologie vom verfloſſenen Jahre liefert.

4. **Bertuchs Bilderbuch für Kinder, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Tracht**

ten und allerhand andern unterrichtenden Gegenſtänden aus dem Reiche der Natur, der Künſte und Wiſſenſchaften; alle nach den beſten Originalien gewählt und geſtochen, und mit einer kurzen wiſſenſchaftlichen und den Verſtandes-Kräften eines Kindes angemeſſenen Erklärung begleitet.

Der mit dem XX. Hefte vor kurzem geſchloſſene erſte Band von unſerem ſo allgemein beliebten Bertuchiſchen Bilderbuche für Kinder giebt uns die angenehme Veranlaſſung dem Publiko eine kurze Ueberſicht deſſelben mitzutheilen. Dieſer erſte Band enthält 20 Hefte, jeder von 5 quarto Kupfertafeln, und auf allen zuſammen befinden ſich folgende Gegenſtände ſorgfältig nach den beſten Original-Abbildungen koſtbarer Werke oder Zeichnungen geſtochen und ausgemahlt, auch mit ſauber gedruckten teutſchen und franzöſiſchen kurzen Erklärungen begleitet; nehmlich 116 Vierfüßige Thiere; 38 Vögel; 43 Fiſche; 15 Inſekten; 43 Pflanzen; 22 Menſchen und Trachten; 24 Gewürme; 4 Conchylien; 4 Corallen; 12 Amfibien; 9 Mineralien; 6 Figuren, von der Baukunſt; 7 Alterthümer; 26 vermiſchte Gegenſtände, oder 18 fabelhafte Thiere und 8 Schiffe; alſo zuſammen auf 100 Kupfertafeln 409 verſchiedene, ſorgfältig ausgewählte und nicht alltägliche Gegenſtände. Von dem zweyten Bande ſind ebenfalls ſchon zwey Hefte, oder No. XXI. und XXII. heraus; und jedes Heft, ſowohl von dem erſten als von dem zweyten Bande, koſtet bey uns 16 gr. Sächſ. Curant, oder 1 Fl. 12 kr. Rheiniſch. Auch ſind Exemplare mit ſchwarzen Kupfern für die Hälfte dieſes Preiſes zu haben, und den Heft kann man einzeln bekommen.

Der durchgängige Beyfall, den dieſes Bilderbuch bisher erhalten hat, läßt uns wohl behaupten, ohne uns ſelbſt zu ſchmeicheln oder unſere Waare ſelbſt zu loben, daß es für Kinder ein wahrhaft nützliches Werk

ſey,

ſey, und ſo viele Hausväter, Erzieher und öffentliche Lehrer, welche daſſelbe bereits von uns bekommen und zum Unterricht in öffentlichen Schulen eingeführet haben, werden dieß bezeugen können. Ein ausführlicher teutſcher Text, den wir für Eltern und Lehrer, zu Behufe des Unterrichts, von nun an beſonders mit liefern werden, wird deſſen große Gemeinnützigkeit noch ſehr vermehren. Wer die erſteren 22 Hefte bereits beſitzt, dem fällt die Fortſetzung nicht ſchwer, da jährlich höchſtens nur 6 Hefte herauskommen können. Andern aber könnte der jetzige Preis, (nemlich für alle 22 illuminirte Hefte 14 Thlr. 16 gr. ſächſ. oder 26 Fl. 24 kr Rheiniſch) freylich etwas hoch dünken; und um dieſen den Ankauf zu erleichtern, haben wir die älteren Kupferplatten davon, welche gelitten hatten, neu ſtechen laſſen, und werden von allen 20 Heften des erſten Bandes nach und nach eine neue Ausgabe veranſtalten. Im May dieſes Jahres ſoll alſo der erſte Heft davon erſcheinen, und alle 4 bis 6 Wochen wieder einer. Der Preis bleibt wie bey der erſten Edition, welche auch neben dieſer neuen Auflage des erſten Bandes nicht im geringſten leidet und ununterbrochen fortgeſetzt wird.

Hausväter, Erzieher und öffentliche Lehrer und andere Liebhaber dieſes Werks könnten alſo von jezt an, ſogleich mit dem XXI. Hefte oder zweyten Bande in das Werk eintreten, um die neueſten Hefte zu erhalten, als auch die vorigen 20 Hefte auf dieſe Art nach und nach ſich anſchaffen, und nachhohlen, und ihre Beſtellungen auf dieſe neue Ausgabe bey uns machen. Anſerdem aber auch in allen Buch- und Kunſthandlungen, Addreß- und Zeitungs-Comptoiren und Poſtämtern. Beſonders aber bey folgenden Freunden.

In Augsburg bey Hrn. Bachmeyer, öffentl. Lehrer am Gymnaſium zu St. Anna.
In Berlin bey Hrn. Buchh. Vieweg dem Aeltern.
In Bern bey Hrn. Buchh. Hortin.

In

In Bremen bey Hrn. Reichs-Post-Verwalter Schubart.
In Breslau bey Hrn. Buchh. Korn dem Aeltern.
In Brünn bey Hrn. Buchh. Gastl.
In Cassel bey Hrn. Buchh. Cramers Erben.
In Copenhagen bey Hrn. Buchh. Proft, Sohn und Comp.
In Emmendingen bey Hrn. Diaconus Schmidt.
In Frankfurt a. M. bey Hrn. Buchh. Hermann.
In Halberstadt bey Hrn. Buchh. Großens Erben.
In Hamburg bey Hrn. Buchh. Bohn.
In Hannover bey Hrn. Buchh. Gebr. Hahn.
In Kaufbeuren bey Hrn. Kaufmann Walch.
In Kempten bey Hrn. Apotheker Zorn.
In Königsberg bey Hrn. Buchh. Nikolovius.
In Lausanne bey Hrn. Buchh. Durant, Ravanel, und Comp.
In Leipzig bey der Churf. Sächs. Zeitungs-Expedizion, und dem Wohll. Intelligenz-Comptoir; auch Hrn. Buchh. Barth.
In München bey Hrn. Buchh. Lindauer.
In Nürnberg bey den Hrn. Buchh. Felseker.
In Oedenburg in Ungarn bey Hrn. Prof. Raitsch.
In Prag bey Hrn. Buchh. Calve.
In Riga bey Hrn. Buchh. Hartknoch.
In Schafhausen bey Hrn. Pfarrer Hurter.
In Schwerin bey Hrn. Collaborator Bergner.
In Weimar ausser uns auch beym Kaiserl. Reichs-Post-Amt.
In Wien bey Hrn. Buchh. Stahel und Comp.

Wer sich aber mit seiner Bestellung gerade an uns selbst wendet, und den Geldbetrag von wenigstens 5 Exemplaren Franco einsendet, der kann den fünften Theil des Betrags oder 20 pro Cent als Provision abziehen.

Weimar, den 1sten Januar 1795.

F. S. privil. Industrie-Comptoir.

Inhalt.

Hamlet.

Für was für eine Frau dann?

Todtengräber.

Auch für keine Frau?

Hamlet.

Wer soll dann darinn begraben werden?

Todtengräber.

Eine die in ihrem Leben ein Weibsbild war, aber, Gott tröst ihre Seele! nun ist sie todt.

Hamlet.

Was für ein determinierter Schurke das ist! In was für einer Sprache müssen wir mit ihm reden, daß er uns nicht mit Zweydeutigkeiten stumm mache. Bey Gott, Horatio, ich habe diese drey Jahre her beobachtet, daß die Welt so spizfündig worden ist, daß der Bauer seinen plumpen Wiz eben so hoch springen und so seltsame Gambaden machen läßt, als der wizigste von unsern Hofschranzen -- Wie lange bist du schon ein Todtengräber?

Todtengräber.

Unter allen Tagen im Jahr kam ich an dem Tag dazu, da unser verstorbner König Hamlet über den Fortinbras Meister wurde.

Hamlet.

Wie lang ist das?

Todten-

Inhalt
des ersten Bandes.

Januar.

I. Diplomatische Beyträge zur Karakteristik des vorigen Jahrhunderts. . . . S. 5
II. Rousseau's Insel, oder St. Peter im Bielersee. — 12
III. Probe einer Uebersetzung der Lusiade, aus dem Portugisischen des Luis de Camoens. — 33
IV. Versuch über die historische Kunst, zweyte Epistel. . . . — 49
V. Zustand der Künste und Wissenschaften in Frankreich unter Robespierres Regierung — 77
VI. Velleda's letztes Lied vor ihrer Gefangenschaft. — 10[illegible]
VII. Der Maler. . . . . — 10[illegible]
VIII. Anzeigen. . . . . — 111

Februar.

I. Die Binde der Themis. . . . S. 11[illegible]
II. Ueber menschliches Leben, seine fysische Natur, seine Hauptmomente, Organe, Ursach seiner langen Dauer, Einfluß der menschlichen Seele und Vernunft auf die Lebensdauer. . — 13
III. Horazens ersten Buchs erste Satyre in gereimte Verse übersetzt. . . — 15[illegible]
IV. Fortgesetzter Bericht über den Zustand der schönen Künste im neuen Frankreich. . — 16[illegible]
V. Epistel an meine Jugendfreunde, von P. — 19
VI. Was thun die Teutschen für die Telegrafie? — 20
VII. Auszug aus einem Briefe. . . — 21
VIII. Kleine Gedichte. . . . — 21
IX. Bücher Aukzions-Anzeige. . . — 22

März.

I. Die Binde der Themis, Beſchluß. S. 225
II. Die Waſſerkufe, oder der Einſiedler und die Seewſchallin von Aquilegia. — 259
III. Plato und Rouſſeau. — 271
IV. Probe einer Ueberſetzung der Medea des Euripides. — 279
V. Ueber den berüchtigten Wahlſpruch: Oderint dum metuant. — 284
VI. Orlando der Raſende. Zweyter Geſang. — 289
VII. Die Athener und Pariſer. — 315
VIII. Auszug aus einem Briefe aus Hamburg. — 323
IX. Der Kirchhof zu Edesheim bey Worms. — 330
X. Ankündigung einer neuen, bloß erzählenden politiſchen Zeitung. — 333

April.

I. Ueber das Wort Maske und über die Abbildungen der Masken auf alten Gemmen. S. 337
II. Der Eimer-Raub des Taſſoni, 1r u. 2r Geſang. — 358
III. Ueber den Stil in den bildenden Künſten. — 404
IV. Teutſchlands Weh und Wohl. — 425
V. Sinngedichte. — 436
VI. Ankündigung einer Preisſchrift über die Frage: Wie dem Holzmangel vorzubeugen ſey? — 439
VII. Ueberſicht einiger neuen Verlagswerke des Fürſtl. Sächſ. privil. Induſtrie-Comptoirs zu Weimar. — 441

Neuer Teutſcher Merkur.

3. Stück. 1795.

BIBL. NUMIS. LIPS.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

Ueber den Stil in den bildenden Künsten. (Fortsetzung) . . . S. 3
I. Beyträge zur Geschichte der Künstler u. s. w. — 37
II. Politische Arithmetik. . . . — 49
V. Vorläufige Uebersicht einiger Fächer der neuesten Literatur, nach dem allgemeinen Bücherverzeichnisse von der Ostermesse 1795. . . — 59
V. Ueber die Grenzen des Sayonen. . . — 79
VI. Zwey Sonette. . . . — 92
VII. Epilog, Freytags den 27 März am Schluß der Schaubühne gesprochen von Schröder. . — 94
VIII. Auszug aus einem Briefe aus Hamburg, im Beziehung auf No. VIII. im dritten Stück des Merkurs v. dies. Jahr. . . — 96
IX. Briefe über die Vossische Uebersetzung des Homers. . . . — 105
X. Anzeigen. . . . — 113

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Beyträge zur Geſchichte der franzöſiſchen Revoluzion.

Von dieſen Beyträgen erſcheint zu unbeſtimmten Zeiten e Stück von 12 Bogen. Drey Stücke machen einen Ba aus, und erhalten jedesmal einen Haupttitel. Der Pr jedes Stücks iſt 14 gr.

Inhalt des erſten Stücks.

I. Geheime Urſachen der Revoluzion des neunten zum zeh ten Thermidor, von Vilate, geweſenem Geſchwornen be Revoluzionsgerichte zu Paris.

II. Der Nanteſer-Knabe. Romanze von Jauffret.

III. Der öffentliche Ankläger.

IV. Loiſerolles oder der Triumf väterlicher Liebe. Roma von Jauffret.

V. Hiſtoriſche Gemälde der franzöſiſchen Revoluzion. E leitung.

Erſtes Gemälde, Eyd der Nazionalverſammlung im B hauſe zu Verſailles den 20ſten Juny 1789.

Zweytes Gemälde. Das Volk ſetzt die in der Abtey fangen gehaltnen franzöſiſchen Garden in Freyheit.

VI. Ueber die eigentlichen Akteure des 2. Septembers 17 und über mehrere heimliche Tag- und Nachtgeſchäfte ehemaligen Regierungsausſchüſſe, von Niehee d Sohne.

VII. Im Angeſicht von Rom, den 4. May 1793. Ode Reinhard.

Inhalt des zweyten Stücks.

I. Ueber den Mißbrauch der Worte und den Unbeſtand Begriffe in der Revoluzion.

II. Die Krieger, Parodie von Schillers Künſtlern.

III. Denkrede auf Bailly von Hieron. Lalande.

IV. Die unglückliche Lyonerin. Romanze von Jauffret

V. Etwas über den Vandalism in Strasburg im 2. Jah Republik, von G. Wedekind.

VI. Monjourdains Abſchied an ſeine Freundin und an Freunde.

VII. Ueber die eigentliche Akteure des 2. Septembers u. s

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1795.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Weimar 1795.

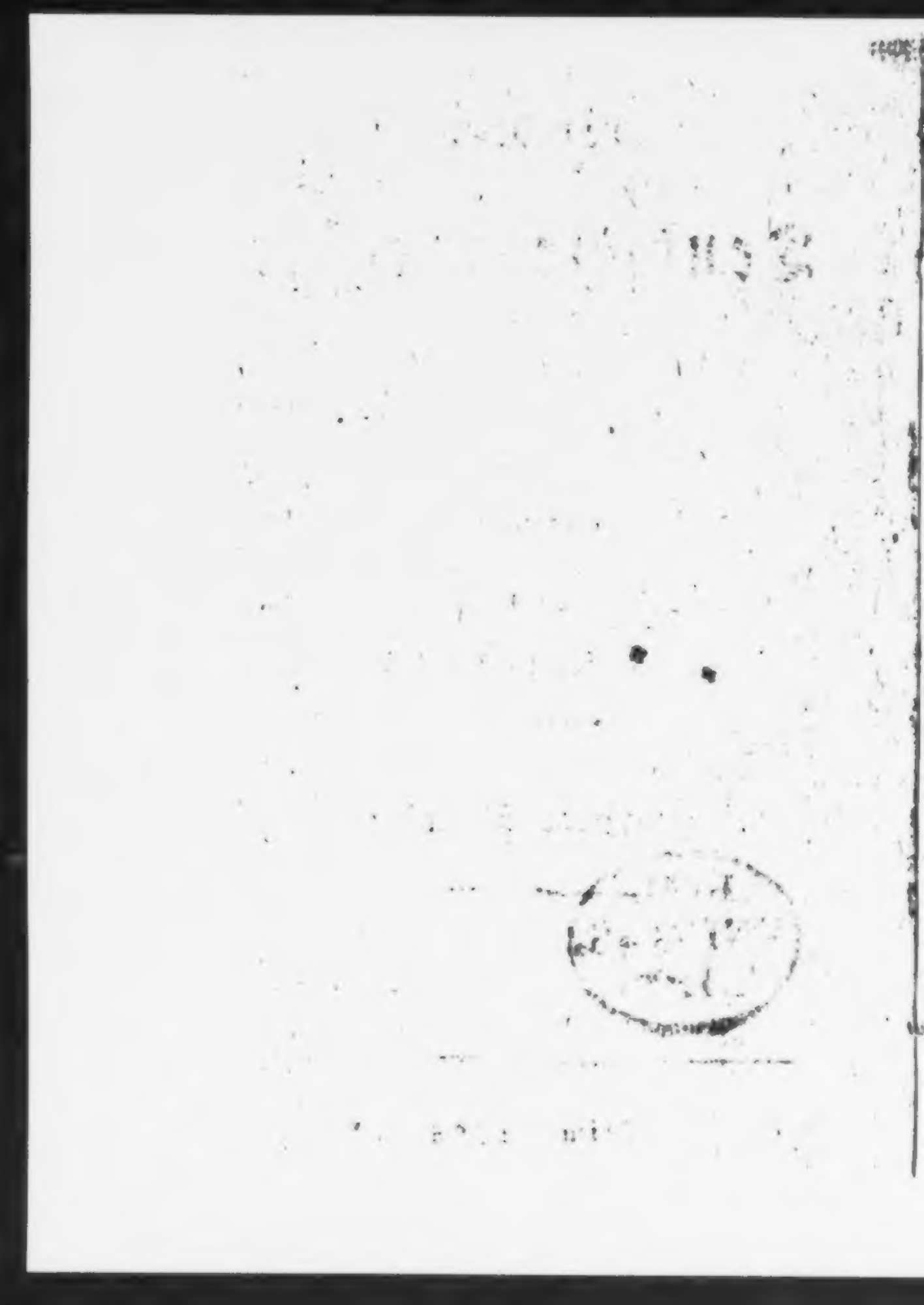

Todtengräber.

Könnt ihr das nicht ſagen? Das kan ein jeder Narr ſagen: Es war auf den nemlichen Tag, da der junge Hamlet auf die Welt kam, der närriſch wurde, und nach England geſchikt worden iſt.

Hamlet.

Was, zum Henker! und warum wurde er nach England geſchikt?

Todtengräber.

Warum? weil er närriſch worden iſt; er ſoll dort ſeine fünf Sinnen wieder kriegen; oder wenn er ſie nicht wieder kriegt, ſo hat es dort nicht viel zu bedeuten.

Hamlet.

Warum das?

Todtengräber.

Man wird es nicht an ihm gewahr werden; denn dort ſind die Leute eben ſo närriſch als er.

Hamlet.

Wie wurde er dann närriſch?

Todtengräber.

Auf eine gar ſeltſame Art, ſagt man.

Hamlet.

Wie ſo, ſeltſam?

Der neue
Teutſche Merkur.

5. Stück. May. 1795.

I.

Ueber

den Stil in den bildenden Künſten.

(Fortſetzung.)

III.

Vom Stile in den bildenden Künſten.

Unter dem Nahmen bildende Künſte ſind, wie bekannt, Mahlerey, Bildnerey und Baukunſt begriffen. Schöne Darſtellung anſchaulicher Gegenſtände im Raume iſt der gemeinſchaftliche Zweck derſelben.

Bildnerey und Baukunſt unterſcheiden ſich von der Mahlerey darin, daß ſie plaſtiſche Künſte ſind, d. h. daß ſie ihre Darſtellungen vermittelſt wirklicher Körper, deren Formen durch den Sinn des Geſichts und durch Betaſtung als wahr erkannt werden, hervorbringen, alſo Künſte der Sinnenwahrheit ſind. Die Mahlerey hergegen ſtellt ihre Geſtalten rund ſcheinend auf einer Fläche dar. Dem Auge erſchei-

nen sie rund, aber dem Sinne des Gefühls nicht; darum ist sie eine Kunst des Sinnenscheins. Dem Auge ist alles, was es wahrnimmt, Erscheinung und Schein. Das Betasten überzeugt uns, ob der Schein wahr oder falsch ist.

Die Baukunst unterscheidet sih wiederum von der Bildnerey und Mahlerey wesentlich dadurch, daß sie Begriffe von Dingen darstellt, die nur durch Kunst möglich sind, und deren Form nicht die Natur, sondern einen willkührlichen Zweck zum Bestimmungsgrunde hat; die letzteren hingegen stellen Begriffe von Dingen dar, so wie sie in der Natur existieren, oder doch existieren könnten. Bey der Baukunst ist ein gewisser Gebrauch des künstlichen Gegenstandes die Hauptsache, auf die der Künstler, als auf eine nothwendige Bedingung seiner Form, eingeschränkt ist. Bey den beyden andern Künsten ist bloß der Ausdruck ästhetischer Ideen der Hauptzweck; ihre Darstellungen haben blos Wohlgefallen am Schönen, keinen Gebrauch zur Absicht. Die Baukunst hat kein Urbild in der Natur, dessen Begriff sie ihren Werken zum Grunde legen könnte, wie die andern bildenden Künste; sondern sie erhält ihre Formen von dem jedesmaligen, zum Grunde liegenden, besonderen Zwecke, von der Bestimmung und dem Gebrauche des Gebäudes. Zur Bildnerey und Mahlerey giebt die Natur, zur Baukunst hingegen die Kunst (oder vielmehr gewisse in der Natur nicht nothwendig gegründete Bedürfniße der Menschen)

das Urbild, oder vielmehr den Begriff zu dem Urbilde ihrer Darſtellungen und Formen.

Bildnerey und Mahlerey ſtellen ihre äſthetiſche Zweckmäßigkeit vornehmlich durch **Formen** — die Baukunſt ſtellt die ihrige vornehmlich durch **Formen und Maſſen** dar.

Mit dem Begriffe eines Körpers verbinden wir nothwendig das Merkmahl der **Ausdehnung** und der **Begränzung im Raume**. Jene beſtimmt ſeinen **Inhalt**, dieſe ſeinen **Umfang**; jene iſt ſein poſitives, dieſe ſein negatives Merkmahl; beyde zuſammen machen ſeine **Limitazion**, d. i. den Grad ſeiner **Größe** aus. Wenn wir nun an ſeiner Limitazion mehr das poſitive Merkmahl wahrnehmen, ſo ſagen wir: der Körper hat **Maſſe**; wenn wir dagegen mehr das negative wahrnehmen, ſo ſagen wir: er hat **Form**; oder mit andern Worten: ein Gegenſtand hat Maſſe, wenn in dem Eindrucke, den er auf den Sinn des Geſichts macht, vornehmlich ſeine Ausdehnung zu unſerm Bewußtſeyn gelangt; er hat Form, wenn wir vorzugsweiſe ſeine Begränzung, ſeinen Umriß wahrnehmen.

Maſſe in der Baukunſt, obgleich ihr ein der Form entgegen geſetztes Merkmahl zum Grunde liegt, kommt doch darin mit der Form in den andern bildenden Künſten überein, daß beyde **Merkmahle der Limita-**

zion körperlicher Gegenstände sind, und daß beyde in den verschiedenen Darstellungen jeder Kunst darin überein kommen, daß sie den Zweck des ästhetischen Wohlgefallens befördern. Noch ist zu merken, daß Gegenstände, die sich uns vorzüglich durch ihre Masse äussallend machen, vorzugsweise für das Gefühl des Großen und Erhabenen, — solche aber, an denen mehr die Form wahrgenommen wird, vorzugsweise für das Gefühl des Schönen angemessen sind.

Man kann die bildenden Künste folgendergestalt definieren.

Bildnerey ist schöne Darstellung der Formen natürlicher Gegenstände im Raume nach allen Dimensionen.

Mahlerey ist schöne Darstellung natürlicher Gegenstände auf einer Fläche durch Formen und Farben.

Baukunst ist schöne Darstellung von Gebäuden, d. i. von solchen Gegenständen, denen kein Begriff in der Natur zum Grunde liegt, die in einem künstlichen Bedürfnisse der Menschen ihren Grund haben, also nur durch Kunst möglich sind, durch Formen und Massen.

Bildnerey und Mahlerey beschäftigen sich mit Nachahmung natürlicher Gegenstände. Diese Nachahmung ist auf zweyerley Weise möglich, nemlich:

die Gegenstände werden nachgeahmt, **wie sie in der Natur sind**, oder sie werden nachgeahmt, **wie sie in der Natur seyn könnten.** Die erstere Art schränkt sich auf das **wirklich Vorhandene** ein; die zweyte erweitert die Gränzen der nachahmenden Kunst und stellt das **Mögliche** dar, das was in der Natur, nach dem was wirklich vorhanden ist, auch wirklich vorhanden seyn könnte. Die erstere bindet sich streng an die **Wahrheit**; die letztere macht nur auf **Wahrscheinlichkeit** Anspruch.

Hieraus ergeben sich hier für beyde Künste zwey Hauptarten des Stils, nemlich der **Naturstil** und der **Idealstil**. Bey der Baukunst kann diese Eintheilung nicht Statt finden, weil sie kein bestimmtes Vorbild (Prototypon) in der Natur hat, also in ihr kein Naturstil möglich ist. Sie darf das für sie Mögliche nicht nach etwas wirklich Vorhandenem, sondern muß es nach einem Begriffe hervorbringen; denn ihre Formen ändern sich nach den verschiedenen Zwecken, welche Gebäuden zum Grunde liegen können.

IV.

Vom Idealstile überhaupt.

Zweck und Wesen des Idealstils in den bildenden Künsten ist die Darstellung des Menschen in höchster sichtbarer Vollkommenheit und Schönheit.

Als fysisches und moralisches Wesen ist der Mensch auch einer fysischen und moralischen Vollkommenheit fähig. Die fysische Vollkommenheit wird in der Darstellung durch eine Sonderung der nothwendigen und allgemeinen Merkmahle des Begriffes der menschlichen Gestalt, von den ihr anhängenden zufälligen und besonderen, möglich.

Nothwendige und allgemeine Merkmahle sind diejenigen, ohne welche der Begriff eines Gegenstandes nicht gedacht werden kann, die also einem Gegenstande, wenn er für uns, nach dem zum Grunde liegenden Begriffe, denkbar seyn soll, **nothwendig** zukommen müssen; ferner diejenigen, die mehrere Individuen zu Gegenständen Einer Gattung machen, die Allen Gegenständen einer Gattung wesentlich und gemeinschaftlich eigen, also **allgemein** sind.

Zufällige und besondere Merkmahle sind solche, die zu dem Begriffe eines Gegenstandes überhaupt nicht wesentlich erfodert werden. Sie stehen also im Gegensatze mit den nothwendigen und allgemeinen; denn sie bestehen in Dem, was die verschiedenen Individuen einer Gattung verschieden macht. So z. B. ist die menschliche Form ein allen Menschen gemeinschaftliches Merkmahl in dem Begriffe Mensch, und sie ist zugleich ein nothwendiges; denn ich kann mir den Begriff Mensch ohne die menschliche Gestalt nicht denken; aber nicht alle Menschen haben einerley Farbe. Darum ist das Merkmahl der Farbe in dem Begriffe Mensch ein zufälliges Merk-

chen

mahl. Ferner hat jeder Mensch nebst der menschlichen Gestalt überhaupt noch seine besondere ihm eigenthümliche Form oder Gestalt, durch die er sich von allen übrigen Individuen seiner Gattung unterscheidet; diese ist sein besonderes Merkmahl. So giebt es besondere Merkmahle der Arten, und besondere Merkmahle der Individuen; die letztern heißen ausschließend individuelle.

Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Form kann sich, ihren Begriffen gemäß, nicht rein und unvermischt mit zufälligen und besonderen Formen, an einem Individuum der Natur finden.

Nothwendigkeit und Allgemeinheit sind Vernunftbegriffe, d. i. Vorstellungen, deren Objekt, so wie es gedacht wird, in der Sinnenwelt nicht existiert, das nur da ist, in wieferne es gedacht wird. So ist z. B. der Begriff der Gattung ein Vernunftbegriff, dem in der Natur kein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand entsprechen kann, obgleich er von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen abgezogen ist. Und so ist nothwendige und allgemeine Menschenform nur mit dem Begriffe der Gattung denkbar.

Aber der Künstler soll diese wesentlichen Formen des Gattungsbegriffes an einem Individuum anschaulich darstellen, das, vermöge seiner Formen, also unter denselben Gattungsbegriff gehören, oder ihn vielmehr selbst bildlich ausdrucken soll, ohne etwas Besonderes und Zufälliges an sich zu haben. Dies

Individuum muß er, da es in der Natur nicht vorhanden iſt, ſelbſt ſchaffen, aus ſich ſelbſt hervorbringen. Was der zergliedernde Verſtand bey dem Geſchäfte der Unterſcheidung, Abtheilung und ſyſtematiſchen Anordnung der Gattungen, Arten und Individuen auf dem theoretiſchen Wege leiſtet, das leiſtet die Einbildungskraft praktiſch. Bey der Hervorbringung desjenigen Bildes, welches von einer großen Menge von Individuen, als ein Gattungsbild abgezogen, der innern Anſchauung der Fantaſie vorſchwebt, und als allgemeines Muſterbild den Schöpfungen des Künſtlers zum Grunde liegt, wirkt die Einbildungskraft nicht ordnend und beſtimmend wie der Verſtand, ſondern bildend; nicht logiſch, ſondern äſthetiſch; nicht mathematiſch, ſondern dynamiſch, auf eine für den Verſtand unbegreifliche Weiſe. Das Vermögen ein ſolches Bild nicht nur in der Fantaſie entſtehen zu laſſen, ſondern auch für den äußeren Sinn anſchaulich darzuſtellen heißt Genie und ein unter dieſen Bedingungen dargeſtelltes Produkt, ein Kunſtideal. Eigentlich iſt ſchon das dem Blicke der Fantaſie vorſchwebende Bild, welches der Künſtler als Urbild ſeiner Darſtellung im Geiſte trägt, das Ideal; die Darſtellung iſt nur die ſichtbare Nachbildung deſſelben, die das Ideal in der Vollkommenheit, wie es in des Künſtlers Seele lebt, nie vollkommen erreichen kann, weil er von dem Stoffe vermittelſt deſſen er darſtellt, zu ſehr gebunden und beſchränkt iſt, und weil der Geiſt des Kunſtwerks allemahl mehr oder weniger durch den Mechanismus der Darſtellung einbüßt.

Ideal heißt ein solches Bild darum, weil es ein Inbegriff, eine Darstellung ästhetischer Ideen ist, d. i. solcher Vorstellungen der Einbildungskraft, denen kein Begriff angemessen seyn kann; die zwar angeschaut werden können, aber durch keine Begriffe sondern nur durch Bilder sich mittheilen lassen, und die, zum Unterschiede von Ideen der Vernunft, ästhetische Ideen heißen, weil sie in den sinnlichen Gemüthsvermögen ihren Ursprung haben.

Die Einbildungskraft wirkt bey der Hervorbringung eines Kunstideals vernunftähnlich, d. i. sie bringt den Stoff ihrer Bildungen unter eine Einheit der Vernunft, oder mit andern Worten: sie schafft durch die Auswahl des Wesentlichen aus Allem, und durch Zusammengattung und Darstellung desselben in einem Bilde.

Kunstwerke, die auf diese Weise hervorgebracht werden, heißen idealische, und der allgemeine Karakter, durch den wir sie von andern unterscheiden, der Idealstil.

Die auffallendste Eigenschaft, wodurch Werke des Idealstils sich von dem Naturstile auszeichnen, ist ihre Einfachheit, Simplicität. Diese ist ein wesentliches und nothwendiges Merkmahl in dem Karakter dieses Stils.

Simplicität findet an jedem Dinge Statt, das nichts als das Wesentliche, zu seinem Zwecke Nothwendige, enthält. Jeder Ueberfluß, der nicht zum Wesen und Zwecke desselben gehört, ist ein Verstoß wider die Simplicität und schadet dem Kunstwerke, indem er die Aufmerksamkeit, die allein auf das Wesentliche gerichtet seyn soll, auch auf das Zufällige zieht, dieselbe also zerstreut und schwächt. Was also an einem Kunstwerke des Idealstils außerwesentlich ist, ist zweckwidrig und fehlerhaft.

Je weniger Zwecke eine Kunst in sich vereint, und je weniger Materialien sie zu ihren Darstellungen bedarf, um so einfacher ist sie, desto größerer Simplicität sind ihre Werke fähig. Darum ist die Bildnerey unter den übrigen bildenden Künsten die einfachste, und ihre Werke können die größte Simplicität haben; denn sie stellt uns nur die reinen Formen der Gegenstände, also das nothwendigste anschauliche Merkmahl ihres Begriffes, schön dar, und bedarf der Materie nur in so ferne, als sie zur Erreichung dieses Zwecks nothwendig ist.

Nächst ihr ist die Baukunst der Simplicität vorzugsweise fähig; denn nebst der Befriedigung des Bedürfnisses, wozu sie ursprünglich erfunden ist, sucht sie durch schöne Darstellung ihrer Formen und Massen zu gefallen, und mit der nützlichen Zweckmäßigkeit die ästhetische zu verbinden.

Todtengräber.

Sapperment, er wurde eben ein Narr, weil er seinen Verstand verlohr.

Hamlet.

Aus was für einem Grund?

Todtengräber.

Wie, hier, in Dännemark. Ich bin hier Todtengräber gewesen, von meinen jungen Jahren an bis izt, diese dreissig Jahre.

Hamlet.

Wie lange kan wol ein Mensch in der Erde liegen, bis er versault?

Todtengräber.

Wenn er nicht schon faul ist, eh er stirbt (wie wir denn heut zu Tag manche Leichen haben, die kaum so lange halten, bis sie unterm Boden sind) so kan er euch acht bis neun Jahre dauren; ein Loh-Gerber dauert euch seine neun Jahre.

Hamlet.

Warum ein Loh-Gerber länger als andre Leute?

Todtengräber.

Warum, Herr? weil seine Haut von seiner Profession so gegerbt ist, daß sie das Wasser länger aushält. Denn

es

Die Mahlerey hat unter ihren verschwisterten Künsten die meisten Zwecke, und bedarf der meisten Materialien. Ihr Zweck ist nicht bloß durch Darstellung schöner Formen, sondern auch durch den Ausdruck der Gemüthsbewegungen handelnder Personen, und durch Wahrheit und Lebendigkeit des Kolorits zu gefallen. Sie stellt uns, nebst dem Anschaulichen der Gegenstände, auch das Empfindbare derselben dar; darum bedarf sie, außer den Formen, auch noch der Farben. Dafür aber ist auch ihr Gebiet weitumfassender, ihre Wirkung mannigfaltiger und inniger, als die der übrigen bildenden Künste; sie berührt die Seele in mehreren Punkten, und gewährt für Sinn und Geist, für Gefühl und Fantasie zugleich Genuß. — Verhältnißmäßig ist auch die Simplicität der Mahlerey nicht geringer als die der übrigen Künste, wenn sie zur möglichst vollkommenen Erreichung ihrer Zwecke den möglichst wenigen Aufwand von Mitteln macht.

Je mehr ein Gegenstand seinem Wesen nach idealisch ist, d. i. je weniger seine Existenz in der wirklichen Welt, je ausschließender sie im menschlichen Geiste ihren Grund hat, je geistiger sein Stoff ist: um so vollkommener, einfacher und reiner müssen die Formen seyn, wodurch ein solcher Gegenstand sinnlich dargestellt wird; um so weniger darf er etwas enthalten, was uns an die Schwächen und Bedürfnisse wirklicher Wesen in der Natur erinnert.

Für

Für die Darstellungen aller Dinge, die außerhalb der Natur nur in der Vernunft Grund und Daseyn haben, ist die menschliche Gestalt als die edelste, der Schönheit, der Hoheit und des Ausdrucks am meisten fähige, von den bildenden Künsten angenommen. Für Wesen geistiger Natur ist es also um so nöthiger, daß sie in der Darstellung die allgemeine und nothwendige Menschenform möglichst rein und unvermischt erhalten.

Je mehr aber die Kunstideale in der wirklichen Welt den Grund ihres Daseyns haben, desto mehr muß der Künstler vom Allgemeinen znm Besonderen herabsteigen; um so weniger vollkommen, einfach und rein-idealisch dürfen die Formen ihrer Darstellungen seyn. So muß der Halbgott dem Gotte, der Held dem Halbgotte, der Ringer dem Helden ꝛc. an Idealität der Form sowohl, als an Hoheit und Adel des Ausdrucks untergeordnet seyn. So kann die Kunst bis zu den niedrigsten Arten hinabsteigen. Nur bis zum Individuum der Natur darf sie nicht gehen, weil sie dadurch die Grenzen des Idealstils übertritt und sich in das Gebiet des Naturstils verirrt.

Die Darstellung der Idee des göttlichen Wesens, als des reinsten, höchsten, vollkommensten Vernunftideals, das wir zu denken vermögen, ist darum auch der höchste Gegenstand für die bildende Kunst. Die Erhabenheit dieser Idee regte schon früh die ganze Kraft der Fantasie auf, um den Gegenstand derselben zu versinnlichen, und ein Bild zu schaffen, das

das

das Unermeßliche deſſelben in einer Darſtellung ſichtbar umfaßte. So lag z. B. das Ideal des höchſten Gottes der Griechen, des Jupiter, in der Seele des Fidias, aber noch ohne ein beſtimmtes Bild der Fantaſie, dunkel und geſtaltlos. Durch einen vom Homer gedichteten ſinnlichen Karakterzug dieſes Gottes, wie er mit dem Winke ſeiner Augenbrauen den Olymp erſchüttert, erhielt plötzlich die todte geſtaltloſe Idee Form und Leben in der Fantaſie des Künſtlers, und ein Werk, wie Griechenland bis dahin noch nicht gehabt hatte, das erhabene Bild des Olympiſchen Jupiters, gieng unter ſeinem Meiſſel hervor, ſo wie es in dem Momente, als die lebendige Schilderung des Dichters ihn begeiſterte, vor ſeiner Fantaſie ſtand. Die Dichtung Homers war der Funken, wodurch die Idee des Künſtlers Leben und anſchauliche Realität erhielt. Die ſinnlich dargeſtellte Macht des größten und mächtigſten der Götter, die den Olymp erſchütternden Augenbrauen, legten plötzlich der Idee ein beſtimmtes Bild unter. So gingen aus der Fantaſie der erſten genialiſchen Künſtler Griechenlands die verſchiedenen Götter- Halbgötter- und Heldenideale hervor. In dieſen war das allgemeine Abſtrakt der vollkommenen menſchlichen Bildung durch die, jenen Weſen von der Volksreligion, Fabel und Geſchichte zugetheilten beſonderen Eigenſchaften und Vollkommenheiten, verſchiedentlich modificiert. Dadurch kam die erſte Mannigfaltigkeit in die idealiſche Menſchenform und Karakter in die Kunſtwerke; denn die Künſtler mußten die den Gottheiten beygelegten verſchiedenen Karaktere durch

Modifikazionen der Form, die Form die jenen Eigenschaften analog waren, auszudrücken suchen; so daß der Karakter jeder Gottheit aus ihrer Form, und ihre Form aus ihrem Karakter sich erklären ließ.

Diese zum Zwecke der Kunst nothwendige Modifikazion des Ideals hatte in den verschiedenen karakteristischen Eigenschaften der Menschen, die man in der Natur wahrnahm, ihren Grund, in so ferne diese Eigenschaften die gesammte Gattung in mehrere natürliche oder künstliche Arten theilen; also in den Verschiedenheiten des Geschlechts, Alters, Klima's, des Standes, der Sitten, Karaktere, Temperamente, Neigungen, Leidenschaften ꝛc. als nemlich diese Unterschiede auf der Oberfläche des Körpers in bleibendem Ausdrucke sich äußern. Man trug diese durch Beobachtung an den Menschen wahrgenommenen Verschiedenheiten in die Dichtung und Bildung der Gottheiten über, aber bis zur Vollkommenheit veredelt, idealisiert. So erhielt jede prosonificierte Dichtung in der Kunst ein eigenes Ideal für ihre Gestalt; so entstanden die verschiedenen aus göttlicher und menschlicher Natur gemischten Wesen und Gestalten, jede nach den ihnen zum Grunde liegenden Begriffen gebildet; so entstanden die Ideale der Helden, Krieger, Ringer, Faustkämpfer ꝛc.

Durch diese Mannigfaltigkeit des Ideals ist es der Kunst möglich geworden, ihren Werken eben die Individualität zu geben, die wir an den Werken der Na-

Natur selbst finden, ohne daß der Künstler zu diesen seine Zuflucht zu nehmen nöthig hätte. Er nimmt zu seinen idealischen Darstellungen die nothwendigen und allgemeinen Merkmale der Gattung überhaupt von dem in seiner Einbildungskraft vorhandenen Urbilde derselben; die besonderen von den verschiedenen Arten, und das Individuum zu ihrer Darstellung giebt ihm seine Fantasie. Von der Gattung nimmt er die Formen der menschlichen Bildung überhaupt; von den Arten nimmt er die zufällige, aber jeder Art, als solcher, nothwendige Modifikazion derselben. Diese besondere Merkmahle geben schon Verschiedenheit des Allgemeinen, d. i. Arten. Diese haben wieder ihre Unterabtheilungen und Unterarten, welche durch ihre Vermischung mit einander wieder neue Arten erzeugen, die die karakteristischen Merkmale zweyer, dreyer und mehrerer Arten in sich vereinigen können; und so wird Mannigfaltigkeit und Individualität möglich, wo mehrere Individuen Einer Art darzustellen sind. So ist das Genie vermögend von den Individuen zur höchsten Allgemeinheit hinauf, und von dieser wiederum durch alle Arten und Unterarten zur Individualität hinabzusteigen, ohne ein Einzelwesen der Natur, so wie es da ist, nachzuahmen; und dies heißt freye Nachahmung der Natur, freye bildende Kunst, und ihre Darstellungen haben idealische Naturwahrheit.

Was hier von der Idealität der Formen für den Idealstil gesagt ist, gilt auch für den Ausdruck oder die Bedeutung. Hat der Künstler eine Person

in irgend einem Affekt, einer Leidenschaft, oder in einem andern bestimmten Gemüthszustande darzustellen, so darf er nur wiederum den allgemeinen Karakter dieses Affekts, dieser Leidenschaft oder dieses Gemüthszustandes an der individuellen Bildung seiner Gestalten ausdrücken. Wir wollen die Merkmahle einer solchen Gemüthsbewegung, wodurch sie sich in jedem Menschen ankündigt, und wodurch sie jedem verständlich wird, dargestellt sehen, damit alle, die vor das Kunstwerk treten, denselben Eindruck erhalten und über den Gemüthszustand der handelnden Person nur einerley Meynung haben können: d. h. der Ausdruck soll allgemein verständlich seyn, nicht dunkel, unbestimmt, vieldeutig. Dies kann bey der größten Individualität der Gestalt Statt finden. Jeder bestimmbare Gemüthszustand, der in der Natur allgemein verständlich ist, muß es durch gewisse ihm entsprechende Veränderungen seyn, die er an der Oberfläche der Gestalt hervorbringt. Diese Zeichensprache muß der Künstler verstehen, ihre karakteristischen Unterschiede zu fassen und an Individuen seiner Fantasie darzustellen fähig seyn. Er soll also in seinen Werken, wenn sie nicht Porträts nach der Natur, sondern schöne Kunstwerke im Idealstile seyn sollen, weder individuelle Formen, noch individuellen Ausdruck eines wirklichen Menschen unmittelbar aus der Natur kopiert darstellen; dennoch aber sollen sowohl seine Gestalten, als der Ausdruck an selbigen, soviel Individualität und Mannigfaltigkeit, als die Natur selbst, aber ohne die Mängel derselben zu haben, zeigen.

Man wird mir hier mit dem Einwurfe begegnen, daß dennoch in den Werken eines der größten Künstler im Idealstile, deßjenigen, der unter allen Mahlern neuerer Zeit wegen seines Talents für den Ausdruck ungezweifelt der größte war — daß selbst in den Werken Rafaels sich oft Porträts aus der wirklichen Natur finden, und daß gerade diese, weit entfernt unser Vergnügen an seinen Werken zu stören, dasselbe vielmehr vergrößern, und seinen Werken eine Wahrheit und Vortrefflichkeit geben, die sie vielleicht ohne dies nicht erhalten hätten. Diese Einwendung kann aber der Gültigkeit und nothwendigen Befugniß jener Foderungen an den Idealstil keinen Eintrag thun. Bey den Köpfen in Rafaels Werken, von welchen wir wissen daß sie Porträts sind, hat er — obgleich er die Formen und den bleibenden Ausdruck der denselben durch ihren Karakter eingegrabenen Züge aus der Natur entlehnte, doch die beweglichen, vorübergehenden Mienen, den Ausdruck, der nur, wenn der erregte Affekt in Thätigkeit, wenn der herrschende Karakter in Handlung gesetzt ist, auf der Oberfläche des Gesichts oder in den Bewegungen des Körpers entsteht und wieder verschwindet, und der eigentlich den dargestellten Moment der Handlung belebt, er hat mit Einem Worte, — den transitorischen Ausdruck aus eigener Fantasie mit so vielem Gefühle, so feinem psychologischem Sinne und genialischem Geiste hinzugethan, daß wir dem Ausdruck dieser Köpfe und der lebendigen Wahrheit seiner handelnden Personen das Zeugniß unserer Bewunderung geben müssen: sie seyen so wahr und

trefflich, als ob dieſe Menſchen, wiewohl er ſie aus der ihn umgebenden Natur nahm, eigens zu dieſer Scene, für dieſen Moment erſchaffen wären; und wir wiſſen nicht, ob wir mehr das Glück bewundern ſollen, das dem Künſtler ſolche Fyſiognomien und Geſtalten aus der Natur zuführte, oder ſeinen Scharfblick, womit er ſie unter dem großen Haufen auszuſpähen wußte. Das, was Rafael aus ſeinem Gefuhle in jene Köpfe und Stellungen legte, gab ihnen, wenn ſie gleich Porträts waren, den Freybrief, in der Geſellſchaft der Ideale zu erſcheinen. Durch den Stempel der Idealität, den er ihnen aufdrückte, durch den unübertrefflichen momentanen Ausdruck den er ihnen zu geben wußte, wurden ſie ſein Eigenthum, und was bey andern Künſtlern Fehler geweſen wäre, ward ſein höchſter Triumf und ein Beweis von der Größe und Schöpferkraft ſeines Genie's. Es iſt allerdings ein weſentlicher Unterſchied in der Art und Weiſe die Natur zu ſtudieren. Ein Anderes iſt es, ſie in Porträts zu kopieren; ein Anderes, ihre vorüberfahrenden Erſcheinungen in intereſſanten Momenten mit ergreifendem Gefühle aufzufaſſen, den lebendigen Totaleindruck von Geſtalt und Ausdruck in die Fantaſie niederzulegen, und in der Freyheit und Kraft, womit er aufgefaßt wurde, wieder darzuſtellen. Niemand hat ſo wie Rafael die Kunſt verſtanden ſich der Natur zu bedienen, und in ihr als ſeinem Eigenthume zu herrſchen. Weiß ein Künſtler mit ſo viel pſychologiſchem Wahrheitsſinne zu wählen, mit ſo innigem Gefühle, mit ſolcher Lebensfülle die feſten

Karakterzüge aus der Natur entlehnter Bildungen durch den Ausdruck des momentanen, für die Handlung erfoderlichen Gemüthszuſtandes zu beſeelen, und Individuen der Natur auf ſolche Weiſe für idealiſche Darſtellung brauchbar zu machen, wie Rafael gethan hat: ſo mögen immerhin alle Köpfe in ſeinen Werken Porträts ſeyn! wir werden nur dabey gewinnen können, und die Regeln, wie man den Ausdruck wahr und individuell darſtellen ſoll, ohne ihn unmittelbar von einem Individuum der Natur zu kopieren, ſind für ihn nicht da. Denn bey ihm ſtehen Genie, Gefühl und Geſchmack in innigſter Harmonie unter einander, und er wandelt, wie durch Inſtinkt geleitet, ſicher auf dem Pfade der Wahrheit und Schönheit.

Der Künſtler im Idealſtile muß alſo auch für ſeine Darſtellungen aus der wirklichen Welt, für Menſchen im gewöhnlichen Leben Ideale bilden, die der wirklichen Natur nahe kommen, ohne ihre Mängel an ſich zu haben; denn der Idealſtil ſchränkt ſich nicht bloß auf Götter, Halbgötter und Helden der Fabel ein. Jede Handlung, die den Menſchen in ſeiner Menſchenwürde, d. i. als freyes und moraliſches Weſen karakteriſiert, hat Anſpruch auf Darſtellung in dieſem Stile; ja ſie kann nur durch ihn allein ihrem Werthe gemäß dargeſtellt werden. Dagegen iſt alles Niedrige, Gemeine, Kleinliche, mit Einem Worte, was den Menſchen als der Natur unterworfen, als thieriſches Weſen, karakteſiert, als des Idealſtils unwürdig mit Recht von

seinen Darstellungen ausgeschlossen; so wie überhaupt Gegenstände dieser Art unter der Sfäre der schönen Künste seyn sollten. Wir wollen nicht nur edle Menschenformen sehen; auch ein edler, menschlicher Geist soll in diesen Formen wirksam seyn.

Der Idealstil erfodert, weil er sich bloß mit Erfindung und Darstellung von Idealen, nicht mit der Nachahmung von Naturgegenständen wie sie sind, sondern wie sie seyn könnten, zu beschäftigen hat, Genie, Geschmack und Gefühl in vorzüglichem Grade, d. i. nicht nur das Talent, die Natur getreu nachzuahmen, welches nur Einbildungskraft und mechanische Geschicklichkeit verräth; oder das Talent, Gegenstände wie sie in der Natur vorhanden sind, auf eine neue, gefällige und sinnreiche Art zusammenzustellen, welches nur Witz und Wissenschaft der Kunstregeln verräth, — sondern das Talent, die wesentlichen Merkmale der Gegenstände von den zufälligen zu unterscheiden, Bilder und Gestalten mit Lebhaftigkeit aus der Fantasie entstehen zu lassen, und diese Gestalten mit Karakter und Empfindung beseelt für andere zur gefälligen Anschauung schön darzustellen; ein Talent welches weder durch Fleiß noch theoretische Kunstkenntnisse zu erwerben ist, sondern von der Natur allein verliehen und durch praktische Uebung ausgebildet werden muß.

es iſt nichts das einem todten Körper eher den Garaus macht als Waſſer. Hier iſt ein Schedel, der nun bereits drey und zwanzig Jahre im Boden liegt?

Hamlet.

Weſſen war er?

Todtengräber.

Es war ein vertrakter Burſche, dem er gehörte; wer denkt ihr daß es war?

Hamlet.

Ich weiß es nicht.

Todtengräber.

Daß die Peſtilenz den Schurken! Er goß mir einmal eine Flaſche mit Rheinwein über den Kopf. Dieſer nemliche Schedel, Herr, war Yoriks Schedel, des Königlichen Hofnarrens.

Hamlet.

Dieſer?

Todtengräber.

Dieſer nemliche.

Hamlet.

Ach der arme Yorik. Ich kannte ihn, Horatio, es war der kurzweiligſte Kerl von der Welt; von einer unvergleichlichen Einbildungs-Kraft: Er hat mich viel hundertmal

Man kann auch den **Karikaturstil** einen Idealstil nennen; aber weil er sich's zum Zwecke setzt, nicht das Schöne, sondern das **Häßliche** in der Natur aufzusuchen und an Individuen der Fantasie wiederum zu einem Ganzen verbunden darzustellen: so ist er als **häßlicher** Stil mit Rechte aus dem Gebiete der schönen Künste verwiesen, und mehr für eine **Ausartung** als für eine Vollkommenheit des Genies und Geschmacks anzusehen. Jede Abweichung von der allgemeinen Menschenform, die so groß ist, daß sie dem Zweck der Theile, an denen sie wahrgenommen wird, widerspricht, also Auge und Verstand beleidigt, heißt Karikatur.

Aus der idealischen Zusammenstellung und Verbindung der Merkmale zweyer oder mehrerer von einander verschiedenen Gattungen lebender Naturwesen zu einem Individuum, entstehen Darstellungen, deren **Urbilder in der Natur nicht existieren**, d. i. **Ungeheuer**. Die Dichtungen der Alten haben veranlaßt, daß solche Wesen, oder vielmehr **Unwesen**, auch in die bildenden Künste aufgenommen sind, welches nur Gewohnheit, Konvenzion und altes, durch die Dichtungen der Mythologie (die Bibel für den bildenden Künstler) geheiligtes Herkommen wider Verstand und Geschmack wohlgefällig machen kann. In der Dichtkunst, die ihre Bilder und Gestalten in der Zeitfolge dem **innern** Sinne anschaulich vorüberführt, mag eine so unnatürliche Zusammengattung erlaubter und weniger anstößig seyn als in den bilden-

den Künſten, die ihre Darſtellungen unmittelbar vor den äußern Sinn bringen, und durch das Bild eines Monſtrums den Verſtand nothwendig beleidigen müſſen. Die naturwidrigen Zuſammengattungen der Griechen haben indeß verzugsweiſe etwas wohlgefälliges, und wiſſen durch Schönheit oder allegoriſche Bedeutung den beleidigten Verſtand, der überdies durch früheres Studium der Fabellehre und durch die ſchönen Dichtungen der Alten gewöhnlich ſchon beſtochen iſt, leicht wieder zu verſöhnen.

Man kann den Idealſtil eintheilen in den groſſen und in den ſchönen Stil und den, der aus der Vereinigung von beyden entſteht und der edle Stil heißt; denn das Große in Vereinigung mit dem Schönen wird das Edle genannt.

Vom großen Stile.

Der Zweck und Karakter dieſes Stils in den bildenden Künſten iſt, ausſchließend vor den andern Arten des Idealſtils das Gefühl des Großen und Erhabenen zu wecken, und eine Haupteigenſchaft, die wir von Kunſtwerken dieſes Stils fodern, iſt Größe; nicht daß ſie groß erſcheinen, ſondern daß ſie den Eindruck der Größe bewirken.

Von jedem Gegenſtande, der ſich über das gewöhnliche Maß erhebt, das wir mit dem Begriffe des Gegenſtandes verbinden, ſagen wir, er hat Größe.

Wenn

Wenn in den bildenden Künſten von Größe die Rede iſt, ſo verſteht man darunter gewöhnlich nicht die Größe der Ausdehnung eines Gegenſtandes, (extenſive Größe, quantitas) ſondern Größe in ſich ſelbſt, (intenſive Größe, Großheit, magnitudo) nicht mathematiſche Größe, ſondern dynamiſche (Größe der Macht). Die erſtere iſt an und für ſich in der Kunſt von keiner Bedeutung, aber ſie dient, den Eindruck der intenſiven Größe zu verſtärken, und nur in ſo ferne wird auf ſie Rückſicht genommen. Die Größe in ſich ſelbſt beruht entweder in der Modifikazion des Verhältniſſes der Theile eines Gegenſtandes unter einander und zum Ganzen, d. i. in der Proporzion, und dann heißt ſie Größe der Formen; oder ſie beruht in dem Ausdruck der Karaktere handelnder Perſonen, durch Mienen, Gebehrden und Anſtand, alſo durch Bewegung überhaupt, in wiefern dieſer Ausdruck eine moraliſche Geſinnung, eine freye, menſchenwürdige, die Kraft ſeines überſinnlichen Weſens ankündigende Thätigkeit, den Kampf der Leidenſchaft mit der Pflicht, u. ſ. w. bezeichnet, und heißt dann Größe der Karaktere. Die Größe der Geſtalt zeugt von Kraft, in ſo fern ſie ſinnlich bedingt iſt; die Größe des Karakters von moraliſcher Kraft. Beyde dienen, uns den Menſchen größer, mächtiger, erhabener darzuſtellen, als wir ihn im gewöhnlichen Leben ſehen, und beyde können zu einem hohen Grade getrieben werden. Beyder Arten der Größe bedient ſich der große Stil zu ſeinen Darſtellungen.

Gröſſe der Formen oder der Proporzion wird hervorgebracht, wenn die unbedeutendern Theile, d. i. diejenigen, an denen wir keinen in die Sinne fallenden Ausdruck von Wirkſamkeit, Kraft und Bedeutung, vielmehr Schwäche und Bedürfniß wahrnehmen, — denen, die vorzugsweiſe jenes Ausdrucks fähig ſind, untergeordnet, und letztere dadurch mehr gehoben werden. In der Baukunſt wird ſowohl durch Verhältniſſe als durch Hinweglaſſung aller unnöthigen Unterbrechungen einer ausgedehnten Fläche, ſoviel der Zweck geſtattet, Gröſſe der Formen und Maſſen zugleich hervorgebracht.

Für den Ausdruck der Gröſſe des Karakters, ſo wie für den Ausdruck überhaupt, laſſen ſich keine Regeln angeben; denn er iſt unmittelbares Werk des Genies, und beruht vorzüglich auf der Energie des Gefühls und des Darſtellungsvermögens. Wer die dazu erfoderlichen Anlagen nicht beſitzt, wird ſchwerlich je durch Fleiß und Mühe den Ausdruck in ſeine Gewalt bekommen. Darum iſt dieſe Anlage zugleich der edelſte, ſchätzbarſte Beſtandttheil des bildenden Genies, und der untrüglichſte Prüfſtein ſeines Berufs zur Malerey. Nur iſt zu bemerken, daß ein Künſtler, um in der Darſtellung groſſer Karaktere Etwas zu leiſten, ſelbſt einer ſolchen Geſinnung fähig ſeyn, daß ſein Karakter ſelbſt einen hohen Grad moraliſcher Gröſſe haben müſſe: denn der Sinn für Gröſſe ſteht gewöhnlich mit Gröſſe der Geſinnung in gleichem Verhältniſſe.

Die

Die Größe ist mit dem Erhabenen nahe verwandt, und beyde sind nur dem Grade nach verschieden. Alles Erhabene muß eine Größe seyn; aber nur das Absolutgroße ist erhaben. Das, was wir groß nennen, ist nur vergleichungsweise groß, und es kann klein werden gegen eine andere Größe; aber das Erhabene ist über alle Vergleichung groß, ist schlechthin groß, und nur mit sich selbst vergleichbar.

Größe kann in schöner Kunst dargestellt werden, das Erhabene nicht; denn jede mathematische Größe ist in ihr auf einen kleinen Raum beschränkt, und ihre Bewegungen sind nur scheinbar. Alles, was die Kunst vermag, ist, die Vorstellungen und Gefühle, die wir beym Anblick oder bey der Vorstellung eines erhabenen Gegenstandes hatten, wieder in die Erinnerung zu rufen; sie kann also nur mittelbar das Gefühl des Erhabenen wecken.

Erhabenheit und Schönheit schließen einander aus. In demselben Momente, wo der Gegenstand erhaben wird, hört er auf schön zu seyn, und er ist nicht mehr erhaben, sobald wir ihn schön finden. Ein Gegenstand aber kann, unter verschiedenen Bedingungen, beyde Gefühle in uns wecken. Der Gegenstand des Dynamisch-erhabenen kann, in gewissen Gesichtspunkten, seine Erhabenheit für uns verliehren und schön werden. Dann ist aber in der Darstellung eines solchen Gegenstandes nicht das Erhabene und das Schöne zugleich dargestellt,

ſondern nur der Gegenſtand, der beyde Gefühle zu erregen fähig war. Was in der Natur erhaben iſt, kann in der Kunſt nur als groß dargeſtellt werden, und dann kann die Darſtellung ſchön ſeyn, wenn nemlich die Form des Gegenſtandes wohlgefällig für die Anſchauung iſt. Das Weſen der Schönheit beruht in der Form; das Weſen des Erhabenen in der Formloſigkeit, in der Unangemeſſenheit eines Gegenſtandes für unſere Sinnlichkeit, wie beym Dynamiſcherhabenen Statt findet, oder in der Ueberſchwänglichkeit deſſelben für die Auffaſſung und Zuſammenfaſſung deſſelben in Eine Anſchauung, wie beym Mathematiſcherhabenen. Schönheit und Erhabenheit heben alſo nothwendig einander auf. Wenn das Erhabene Form annimt, iſt es nicht mehr erhaben; wenn das Schöne formlos wird, iſt es nicht mehr ſchön. Groß und ſchön hingegen ſind mit einander vereinbar; denn das Große iſt noch nicht formlos.

Jedes Ideal der Vernunft, in wiefern es für die Sinnlichkeit überſchwänglich, in wiefern ſeine Realiſierung in der Welt der Erſcheinungen unmöglich iſt, trägt den Karakter des Erhabenen. Die Sinnlichkeit ſchauert zuſammen im Gefühle ihrer Endlichkeit, wenn die Vernunft die erhabenen Ideen Gott, Freyheit, Unſterblichkeit, Ewigkeit, Allgegenwart, Vollkommenheit, Tugend, Pflicht ꝛc. denkt. Aber die dichtende Fantaſie, vertrauend auf das Bewußtſeyn ihrer eigenen Unbeſchränktheit, ringt mit dieſen erhabenen Ideen, und ſucht ſie durch Bilder

und

und Zeichen zu verſinnlichen, welche dieſe Ideen zwar nicht ſelbſt darzuſtellen, aber doch in andern Gemüthern zu erregen fähig ſind. Dieſe bildlichen Darſtellungen überſinnlicher Vernunftweſen können ſich dadurch, daß ſie die der Darſtellung zum Grunde liegenden Ideen in Andern mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit wecken, ſich der Erhabenheit des Ideals in einem gewiſſen Grade nähern. Dies gibt ihnen den Karakter der Größe. Wir tragen den Grund der Rührung, der eigentlich in der erweckten Idee liegt, auf das Mittel über, wodurch ſie geweckt wurde, und nennen das Bild groß oder erhaben, je nachdem unſere Rührung ſchwächer oder ſtärker iſt. Die Fantaſie alſo, indem ſie zugleich vernunftähnlich und doch bildend zu wirken vermag, iſt der Darſtellung von Idealen der Vernunft in gewiſſem Grade fähig; aber nur für den Sinn durch Bilder, nicht durch Begriffe für den Verſtand. Die Idee bleibt dem Verſtande eben ſo unbegreiflich als vorhin. Das Bild iſt nur das Medium, wodurch die Idee, die der Künſtler ausdrücken wollte, in unſerer Fantaſie, oder in unſerer Vernunft zum Bewußtſeyn gelangt, je nachdem ihm eine Idee der Vernunft oder eine äſthetiſche Idee zum Grunde liegt. Das Kunſtwerk iſt hier Symbol des Ueberſinnlichen, das wir kennen, deſſen Bedeutung wir verſtehen müſſen, wenn es auf uns die beabſichtigte Wirkung hervorbringen ſoll. Da aber die Sprache der Kunſt nur ſichtbare, dem Sinne wahrnehmbare Gegenſtände ausdrücken kann, ſo muß dieſer Gebrauch ihrer Sprachzeichen ſparſam und mit Weis-

heit geschehen, sonst wird sie zur bloßen Bilderspra-che herabgesetzt.

Wenn wir etwas Idealisches in einem Kunstwerke wahrnehmen, so nehmen wir die Mitwirkung der, bey der Hervorbringung desselben thätig gewesenen Vernunft, also eines über die Sinnlichkeit erhabenen Vermögens, wahr. Dadurch wird das Gefühl der Größe geweckt, und darum heißt diejenige Art des Idealstils, in deren Darstellungen die Wirksamkeit der Vernunft sichtbar ist, deren Werke den Stempel der Größe tragen, vorzugsweise der **große Stil.**

Weiter als bis zur Größe kann es, aus schon angeführten Gründen, die bildende Kunst nicht bringen; weiter darf sie sich nicht wagen, wenn sie den Bedingungen einer schönen Kunst treu bleiben will.

So verschieden die Zwecke der besondern Arten der bildenden Künste sind, so kommen sie doch in den Mitteln, wodurch Größe bewirkt wird, überein, nemlich: durch Ausschließung alles Zufälligen; durch die Wahl solcher Verhältnisse, worin das Unbedeutende dem Bedeutenden aufgeopfert wird, und durch Einfachheit der Anordnung und Ausführung.

Die Baukunst bewirkt dies, indem sie es sich zum strengen Grundsatze macht, nichts in ihre Darstellungen aufzunehmen, als was die jedesmaligen

Zwecke derſelben nothwendig machen. Sie muß für die Befolgung dieſes Geſetzes um ſo ſtrenger wachen, weil ſie kein Urbild in der Natur hat, an das ſie, wie die andern bildenden Künſte, ſich anſchließen, worauf der Verſtand bey Beurtheilung ihrer Werke als auf einen feſten allgemeingeltenden Grund, zurückgeführt werden kann. Sie muß dieſen Grund in dem allgemeinen Begriff von dem Zwecke der Baukunſt überhaupt aufſuchen. Jeder Bau muß dem allgemeinen Zwecke des Bauens überhaupt, dem Zwecke der Nützlichkeit, untergeordnet ſeyn; dieſer aber enthält wiederum ſo viele untergeordnete Zwecke, als es Bedürfniſſe geben kann, denen durch die Baukunſt abzuhelfen iſt. Jeder beſondere Zweck beſtimmt dann das Nothwendige des Baues, d. i. ſeine Form und Ausdehnung. Der erſte Zweck alles Bauens war, wie wir annehmen können, die Befriedigung eines dringenden Bedürfniſſes der Noth, nemlich des Schutzes vor den Unannehmlichkeiten der Witterung. Unter der Alleinherrſchaft dieſes Bedürfniſſes war die Kunſt zu bauen noch keine ſchöne Kunſt. Mit dem nothwendigen Bedürfniſſe mußten ſich noch andere entbehrlichere gatten, nemlich das Bedürfniß der Bequemlichkeit und des Ueberfluſſes, oder das Bedürfniß Bedürfniſſe zu haben, bloß des Vergnügens wegen, das mit ihrer Befriedigung verbunden iſt (wenn dieſes Bedürfniß zu dem Grade ſteigt, daß es der Befriedigung unentbehrlicher Bedürfniſſe Abbruch thut, ſo heißt es Luxus) um die Baukunſt zu einer ſchönen Kunſt zu erheben. Dieſe Bedürfniſſe müſſen ihre

mannigfaltigen Zwecke bestimmen, und die Schönheit darf hier keine Gesetze vorschreiben, weil der Zweck des Nutzens hier dem Zwecke des Vergnügens vorangeht: sie soll nur allein die Darstellung des zweckmäßig angeordneten Ganzen begleiten. Sobald der Zweck des Vergnügens in dieser Kunst zu einem gesetzgebenden Zwecke erhoben würde, so wäre der Willkühr und Regellosigkeit der Fantasie eben so das Thor geöffnet, als wenn in den andern bildenden Künsten das Gesetz der Naturwahrheit aufgehoben würde; es würde eine Anarchie im Reiche des Geschmacks entstehen, die den Verfall der Künste zur nothwendigen Folge haben müßte.

Nach diesen in der Natur der Baukunst selbst liegenden Gesetzen sind aus ihr alle Verzierungen, alle Verschönerungen, die nicht in den Zwecken eines Gebäudes selbst nothwendig gegründet sind, oder auf dieselben Bezug haben, ausgeschlossen, und sowohl die Form des Ganzen als die Anordnung der Theile, muß sich genau an diesen Zweck binden, und Simplicität, als die erste Bedingung eines großen Stils und reinen Geschmackes, wird davon eine natürliche Folge seyn. Nächst der Größe der Verhältnisse und der Einfachheit der Formen und Massen trägt zum unmittelbaren Eindruck der Größe eines Gebäudes noch der Karakter der Festigkeit, Dauer und Unzerstörbarkeit ein großes bey.

mal auf ſeinem Rüken getragen: Und nun, was für ein grauſenhafter Anblik! Mein Magen kehrt ſich davon um. Hier hiengen dieſe Lippen, die ich wer weiß wie oft küßte. Wo ſind nun deine Scherze? Deine Sprünge? Deine Liedchen? Wo ſind die ſchnakiſchen Einfälle, welche die Tafel mit brüllendem Gelächter zu erſchüttern pflegten? Iſt dir nicht ein einziger übrig geblieben, um über dein eignes Grinſen zu ſpotten? Nun geh mir einer in Mylady's Schlaf-Zimmer, und ſag ihr; und wenn ſie ſich einen Daumen dik übermahle, ſo müß' es doch zulezt dazu mit ihr kommen -- Ich bitte dich, Horatio, antworte mir nur auf Eine Frage --

Horatio.

Was iſt es, Gnädiger Herr?

Hamlet.

Denkſt du, Alexander habe auch ſo im Boden ausgeſehen?

Horatio.

Eben ſo.

Hamlet.

Und ſo gerochen? Fy!

[Er riecht an dem Schedel.]

Horatio.

Ja, Gnädiger Herr.

Jene nothwendige Einschränkung der Kunst auf ihr Wesentliches findet auch bey den Werken des großen Stils in der Bildnerey Statt. Ihr Zweck ist schöne Darstellung der Formen natürlicher Gegenstände überhaupt. Der Idealstil stellt diese Formen dar, wie sie seyn könnten, und wenn dies in Rücksicht auf Größe geschieht, so heißt er der Große Stil. Da Schönheit der Formen der Hauptzweck der Bildnerey ist: so muß sie die Gegenstände so darstellen, daß dieser Zweck nicht nur nicht vernachläßigt, sondern vielmehr in möglicher Vollkommenheit erreicht werde. Erfahrung hat die Künstler bald gelehrt, daß der Zustand der Ruhe, oder einer gemäßigten Bewegung, für die schöne Darstellung der Formen am günstigsten sey, und daß jede heftige Bewegung, Anstrengung und Verdrehung des Körpers die Schönheit der Formen störe. Darum stellt uns die bildende Kunst ihre Werke am liebsten in Ruhe, oder in einer gemäßigten Bewegung dar, oder vielmehr in Ruhe, die durch Bewegung limitiert ist; denn eine völlig bewegungslose Ruhe, die auch nicht einmahl Zeichen vorhergegangener Bewegungen erlaubte, würde die Gestalt todt machen. Damit aber die Einfachheit der Darstellung nicht zur Einförmigkeit werde, stellt sie uns den Gegenstand im Kontraste seiner Theile dar. Dadurch entsteht Mannigfaltigkeit, indem die Symmetrie des Körpers auf eine gefällige Art unterbrochen und in ein leichtes Spiel versetzt wird. Dieser Kon-

kraft darf nicht gesucht erscheinen, nicht als ein vorgesetzter Zweck sich aufdringen, sondern er muß ungezwungen, unabsichtlich entstanden zu seyn scheinen; er muß kunstlos, natürlich seyn. Dadurch kann zugleich Grazie der Bewegung, Anstand hervorgebracht werden — die einzige Grazie, die sich mit dem großen Stile verträgt — aber sie muß edel seyn, muß der Gestalt Würde verleihen; denn das Große gattet sich am liebsten mit Würde und edler Grazie, so wie das Schöne mit dem Liebreitze.

Der Zweck der Mahlerey ist vorzugsweise lebendige Darstellung des Ausdrucks der Seele in schönen Gestalten durch Formen und Farben. So wie für die Bildung Ruhe vorzugsweise günstiger ist, so ist es für die Mahlerey vorzugsweise Bewegung oder Bewegung durch Ruhe limitiert. Das Spiel der Gestalten kann mäßig oder lebhaft, gehalten oder heftig seyn, wie es die Natur der jedesmaligen Situazion, worin sich handelnde Personen befinden, erfodert. Die Bewegung darf so weit gehen, als Wahrheit und Schönheit vereinbar sind.

Für den großen Stil in dieser Kunst fodern wir, daß der Ausdruck wahr, natürlich und würdevoll sey; daß die großen Gestalten auch eine große Seele zeigen, und uns in Handlungen dargestellt werden, die ihrer würdig sind. Wahrheit und Natürlichkeit des Ausdrucks entsteht, wenn die Mienen und Gebehrden handelnder Personen so abgebil-

der

det erſcheinen, wie die Natur ſelbſt in Menſchen, die ſich in ähnlicher Situazion befänden, in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht, Stand und Kultur handeln und ſich gebehrden würde, ohne Affektazion, Grimaſſe und Uebertreibung. Simplicität iſt eine Folge der Natürlichkeit, und entſteht, wenn an den handelnden Geſtalten keine Theile in Bewegung geſetzt werden, die nicht zum Ausdruck des Gemüthszuſtandes derſelben nothwendig erfodert werden. Adel und Würde des Ausdrucks entſteht durch die Wahl großer Geſinnungen und Handlungen für die Darſtellung und durch den wahren Ausdruck derſelben an edlen und großen Geſtalten. Ferner erfodert der große Stil in der Mahlerey vorzugsweiſe Deutlichkeit oder ſolche Anordnung, wodurch das Kunſtwerk leicht verſtändlich wird; wo das Auge leicht die Theile entfaltet und in ein Ganzes zuſammen faßt. Das Gegentheil der Deutlichkeit iſt Verwirrung; ſie entſteht, wenn die Theile unordentlich untereinander geworfen ſind, daß Auge und Verſtand Mühe haben, den Inhalt und Zuſammenhang des Ganzen einzuſehen. Endlich gehört zum Erfoderniſſe dieſes Stils Einfachheit der Darſtellung, d. h. ſowohl der zur Darſtellung erfoderliche Mechanismus, als die dazu erfoderlichen Materialien müſſen ſich alles Ueberflüſſigen und alles Anſpruchs enthalten.

Der Mechanismus muß in Kunſtwerken des groſſen Stils nicht weiter getrieben werden als zur

Deutlichkeit, Wahrheit und Schönheit nöthig ist, damit wir ihn nicht in der Darstellung gewahr werden; damit die Darstellung so viel Geistiges durch so wenig Mechanismus und Materie ausdrücke als möglich ist. Dieses erhält Geist und Feuer des Genies in einem Kunstwerke, die in einer ängstlichen, mühseligen Ausführung entweder erkalten, oder doch durch die Konkurrenz des mechanischen Verdienstes mit dem genialischen nothwendig geschwächt werden müssen. Der große Stil verachtet allen Ueberfluß und allen Schmuck. Ein heiterer, männlicher Ernst muß über seine Werke verbreitet seyn; keine reichen Stoffe, keine gelehrten und witzigen Allegorien, keine prunkenden Beywerke, keine unnöthigen Episoden, keine blendende Licht- und Schattenspielerey dürfen den Eindruck der ruhigen Größe stören. Selbst die Vernachlässigung der nothwendigen aber untergeordneten Theile, die Aufopferung der Nebensachen ist nothwendig und erhöhet den Eindruck des Hauptgegenstandes; denn beym großen Stile soll der Sinn nicht auf Kosten höherer Geisteskräfte genießen dürfen.

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

Beyträge zur Geschichte der Künstler.

Da Rom das allgemeine Ziel der Künstler, die nach Vollkommenheit streben, und vielleicht die einzige Stadt in der Welt ist, wo die Verdienste eines jeden, von welcher Nazion er sey, mit gerechter Wagschale abgewogen, und sowohl von einheimischen als fremden Liebhabern der Kunst belohnt werden: so kann man diese Stadt als die allgemeine Pflanzschule aller Nazionen betrachten. Es muß daher einem jeden, welchem das Wachsthum der bildenden Künste am Herzen liegt, nicht wenig daran gelegen seyn, von den Fortschritten der Künstler, die daselbst sich nach den vollkommensten Meisterstücken alter und neuer Zeiten bilden, und sich vor andern auszeichnen, zuverläßige Nachrichten zu erhalten. Was ich hier aus einigen Bänden eines Römischen Kunst-Journals gesammelt habe, schränket sich auf die Jahre 1786, 1787, 1788 ein, und kann fortgesetzt werden, wenn es Beyfall findet. Meine Hauptabsicht ist, zu irgend einem Künstler-Lexikon, besonders zu dem des Herrn Füßli, Materialien zu neuen Artikeln und Zusätze zu liefern; welches die Ursache ist, warum ich sie in alfabetischer Ordnung abgefaßt habe.

Amastini (Angelus Anton) von Fossombrone, wohnhaft zu Rom, ein Steinschneider, welcher die Antiken nicht nur sehr geschickt nachahmt, sondern auch eigene Erfindungen nach dem Geschmack der Alten so vollkommen bearbeitet, daß es nicht leicht ist, sie von Antiken zu unterscheiden. Dieses bewies er im J. 1788 in einem Onix-ähnlichen Achat von rosen- und fleischfarbigem Grunde, auf welchem er eine nackte Bacchantin mit einer Trinkschale in der rechten und einer Weintraube in der linken Hand, woraus sie den Saft in die Tasse auspreßt, abgebildet hat. Ueber ihr liegt ein halbtrunkener Knabe auf der Erde, an ein Körbchen voll Weintrauben gelehnt, welcher eine Hand gegen sie ausstreckt, und sich nach der Trinkschale zu sehnen scheint. Alles wird in diesem Werke gerühmt, außer dem allzu fleischigten Knaben nach der Manier des Bernini, ob er gleich sonst mit vieler Grazie gebildet ist.

Angelini, ein Bildhauer von Perugia, der seine Geschicklichkeit in der Bildsäule des berühmten Antiquars, Mahlers, Kupferätzers und Baumeisters Joh. Bapt. Piranesi, welche auf seinem Grabe in der Kirche der Prioren von Malta stehet, vorzüglich bewiesen hat.

Angelis (Dominicus de) einer der besten Schüler des berühmten Mahlers Marcus Benefial, Mitglied der römischen Akademie von S. Lukas. Im Jahr 1787 mahlte er eine sitzende Sybille, mit

einem

einem Turban auf dem Haupte, im Geſchmack des Guercino, deſſen Lieblingsgegenſtand die Sybillen waren.

Angeloni (Vincentius) ein Perſpektivmahler aus Rom, welcher die vom Spaniſchen Abbé Requeno erfundene Wachsmahlerey ſo weit vervollkommnet hat, daß ſeine Gemählde durch den zweyten Auftrag der Farben vollendet werden können, und ohne Schaden das Einbrennen aushalten. Er hat ſeine Methode das Wachs und die erfoderlichen Gummi-arten zu behandeln, dem Herrn Tokran, einem römiſchen Figurenmahler, mitgetheilt. Beyde haben ſich vereint, Rafaels Gemählde der vatikaniſchen Logen, jener die Verzierungen, dieſer die Figuren in mittler Größe zu kopieren. Das Kolorit gewinnt durch dieſe Art enkauſtiſcher Mahlerey einen angenehmen Zauber von Glanz, ohne etwas von der Harmonie der Farben zu verlieren; und was noch ſehr empfehlungswürdig iſt, ſo werden die Gemählde dieſer beyden geſchickten Künſtler um einen beſcheidenen Preis verkauft.

Aſprucci (Anton) ein geſchickter römiſcher Baumeiſter und Mitglied der Akademie von S. Lukas, hat ſich durch die Zeichnung eines Tempels, welchen der Fürſt Borgheſe im Garten ſeiner Villa Pinciana im Jahr 1787 errichten ließ, um eine antike Bildſäule des Aeskulap hineinzuſtellen, vielen Ruhm erworben. Dieſer Tempel des Aeskulap empfiehlt ſich vornem-

nemlich durch den einfachen Stil der besten Zeiten der Baukunst, und durch die schönen Proporzionen der vier gestreiften jonischen Säulen, auf welchen die Vorhalle und der Giebel ruhen. Die antike Statue steht im innersten des Tempels auf einem marmornen Fußgestelle unter einem Bogen, welchem zwey Säulen von hellgrauem Granit zur Stütze dienen. An dem Giebel und den innern zwey Seitenwänden unter den Fenstern ist vom Herrn Pacetti die Geschichte des Aeskulap in halb erhabener Arbeit in Marmor abgebildet. Auf dem Giebel stehen drey Statuen, in der Mitte Apollo, und ein Genius auf jeder Seite. Der See, in dessen Mitte der Tempel stehet, ist erst nachher gegraben worden.

Berger (Jakob) von Chambery in Savoyen, ein junger Mahler, bewies zu Rom eine große Geschicklichkeit, heroische Gegenstände zu bearbeiten. Im Jahr 1786 nöthigte ihn die Dürftigkeit, fünf Gemählde im Mediceischen Pallast zum Verkauf auszustellen. Lord Harvey Graf von Bristol kaufte sie nicht nur um einen ansehnlichen Preis, sondern verlieh auch dem so dürftigen als Talentvollen Künstler eine jährliche Pensio:.. Eins dieser Gemählde stellt die sterbende Procris, das zweyte Putifars wollüstiges Weib, das dritte die Geschichte der keuschen Susanna vor. Auf dem vierten ist der über den Tod seiner Gemahlin klagende Orfeus, auf dem fünften Epaminondas, wie er sich den tödtlichen

Pfeil

Pfeil aus der Wunde ſchneiden läßt, abgebildet. Dieſes Gemählde brachte er im nehmlichen Jahre für ſeinen großmüthigen Wohlthäter ins Große mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Im folgenden Jahre 1787 bildete er in Lebensgröße den Hektor, wie er ſeinen Bruder Paris, an deſſen Seite Helena ſtehet, ſeine Feigheit vorwirft, nebſt einem Theil des königlichen Pallaſtes, durch deſſen hohe Säulen die Straßen der Stadt Troja und das Getümmel des beſtürzten Volks in der Ferne erſcheint. In den fünf erſten Gemählden wurde die etwas ins Grau fallende Fleiſchfarbe getadelt. In den zwey letzten war dieſer Fehler verbeſſert.

Banchieri (Angelus) von Genua, verfertigte im Jahr 1786 in Oehlfarben ein Gemählde, welches den Vulkan vorſtellt, wie er auf Verlangen und in Gegenwart der Venus die Waffen für Aeneas ſchmiedet. Die Göttin ſtützt ſich mit einem Arm auf die Schultern des bey der Arbeit niedergebeugten Schmiedegottes, und zwey Liebesgötter ſpielen hinter ihr mit den verfertigten Waffen. Die Figuren werden nur von dem Feuer der Werkſtätte beleuchtet. Dies iſt ſein erſtes Werk, welches er zu Rom öffentlich ausgeſtellt hat. Man rühmt die Richtigkeit der Zeichnung, die Anordnung, den anmuthsvollen Ausdruck, und die Harmonie der Farben.

Barberi (Johann) ein Römiſcher Architekt, und zugleich ein ſehr geſchickter Perſpektivmahler. Er

verfertigte im J. 1786 den Prospekt der neuen Sakriſiey der Peterskirche für ſeine Päbſtliche Heiligkeit mit vielem Beyfalle.

Bazzani (Dominicus) ein Mahler zu Mantua, welcher ſeine Geſchicklichkeit in Freſco-Mahlereyen in verſchiedenen Städten der Lombardie bewieſen hat. Vielleicht iſt er ein Sohn des Mahlers Joſef Bazzani, welcher, dem Künſtler-Lexikon des Füßli gemäß, im Jahr 1770 noch zu Mantua lebte. Dominicus iſt auch ein ſehr geſchickter Meiſter in Oehlmahlereyen, und bewies dieſes im Jahr 1786 zu Rom in dem Gemählde eines Amors, welcher vor einer mit Efeu bewachſenen Grotte bey einer ſchönen Quelle auf dem geblümten Graſe ſchläft. Er beſitzt eine beſondere Geſchicklichkeit, das Nackte ohne ſtarke Maſſen von Schatten zu erheben. Sein Kolorit iſt ſanft, und die Zeichnung durchaus richtig. Er hat ſich auch in der Enkauſtik durch glückliche Verſuche ausgezeichnet.

Blanchard, ein junger franzöſiſcher Mahler von großem Genie und Fleiße. Vielleicht iſt er ein Enkel der berühmten Mahler dieſes Namens, welche im vorigen Jahrhundert zu Paris blühten, von denen der älteſte der franzöſiſche Tizian zugenannt wurde. Er mahlte im Jahr 1787 zu Rom die Vermählung des Herkules mit Hebe in Lebensgröße, über welchen Jupiter auf Wolken getragen erſcheint. Hinter ihnen gießt Ganimedes den Göt-

ter-

Hamlet.

Zu was für einer unedeln Beſtimmung können wir endlich herabſinken, Horatio! Können wir nicht in unſrer Einbildung Alexanders edlem Staube folgen, bis wir ihn an einem Ort finden, wo er ein Spund-Loch ſtoppt?

Horatio.

Eine ſolche Betrachtung wäre gar zu ſpizfündig.

Hamlet.

Nein, gar nicht, im geringſten nicht: Die Betrachtung iſt ganz natürlich: Alexander ſtarb, Alexander wurde begraben, Alexander wurde zu Staub; der Staub iſt Erde; aus der Erde machen wir Laim; und konnte mit dieſem Laim, worein er verwandelt wurde, nicht eine Bier-Tonne geſtoppt werden? Und ſo kan der Welt-Bezwinger Cäſar eine Spalte in einer Mauer gegen den Wind geſtoppt haben. Aber ſachte! Sachte eine Weile -- da kommt der König --

Zweyte Scene.

Der König, die Königin, Laertes, und ein Sarg mit einem Trauer-Gefolge von Hofleuten Prieſtern, u. ſ. w.

-- Königin -- (ein Gefolge von Hofleuten) --

Was iſt das, was ſie begleiten? und warum mit ſo wenig Ceremonien? Das zeigt, daß die Leiche, ſo ſie begleiten

ertrank in eine Schale. Die Kompoſizion und Zeichnung, beſonders in den Falten, ſind in dem Geſchmack des Julius Romanus. Die Färbung iſt kraftvoll und frey, aber noch nicht ſo ſanft und fließend, als ſie wahrſcheinlich durch mehr Uebung geworden iſt.

Boquet, ein junger Landſchaftenmahler aus Frankreich. Ehe er nach Rom kam, hatte er ſich ſchon ziemlich in dieſem ſchönen Zweige der Mahlerkunſt geübt, und konnte ſich eines ſehr lebhaften Kolorits und eines freyen Pinſels rühmen; im Grunde aber hatte er in der Kunſt einen falſchen Weg eingeſchlagen. Seit dem er ſich zu Rom befindet, hat er es durch das Studium der Natur und der Werke des Claude le Lorrain ſo weit gebracht, daß er unter die vorzüglichen Landſchaftenmahler unſerer Zeiten gezählt zu werden verdient. Er hat dieſes in einer großen Landſchaft bewieſen, welche er im Jahre 1786 auf Leinwand verfertigte. Im Vordergrunde ſieht man eine Straße, die linker Hand unter einer Menge ſchöner Bäume fortläuft, und rechter Hand ſich gegen einen Tempel, der an einem Felſen ſteht und mit Ruinen alter Gebäude umringt iſt, hinabſenkt. Eine reitzende Landſchaft, die ſich in der größten Entfernung an einem hohen Gebirge endigt, aus welchem ein Fluß herabſtrömt, dem die vordere Straße zu einem Damm dienet, nimmt den übrigen Theil des Gemähldes ein. Die Wendung des Fluſſes gleicht der Tiber bey Ponte-

molle.

molle. Die Kompoſizion empfielt ſich durch edle Einfalt. Menſchen und Thiere und alles was eine Landſchaft beleben kann, ſind mit Mäßigung und mit kluger Anordnung angebracht. Der Baumſchlag iſt vortreflich. Der warme und dunſtreiche Luftkreis zeiget die zum Untergang der Sonne ſich neigende Tageszeit an. Im ganzen herrſcht eine vollkommene Harmonie. Ein Gegenſtück dieſer Landſchaft mahlte er im Jahre 1788, welches dem vorigen an Schönheit nichts nachgiebt, und in manchen Stücken es übertrift. Man ſieht, daß er ſich den Geſchmack des Claude le Lorrain ganz eigen gemacht hat.

Cades (Joſeph) ein römiſcher Mahler und Mitglied der Akademie von S. Lukas, zeigte im Jahre 1787 ſeine ſchon bekannte Geſchicklichkeit in einem Altarbilde, welches für die Kirche zu Fabriano beſtimmt war, und fünf Heiligen nebſt der Jungfrau Maria und dem Jeſuskinde, in Wolken über ihnen ſchwebend, vorſtellt. Die Hauptfigur und die ſchönſte iſt der heilige Klemens. Einen weit bequemerern Stoff, ſeine Stärke zu zeigen, gab ihm im nemlichen Jahre die Geſchichte des Gualtieri, Grafen von Anguerſa, welche Boccaccio in ſeinen Novellen erzählt. Der Mahler ſtellt den Grafen in faſt natürlicher Größe vor, wie er unerkannt als Bettler zu London vor dem Pallaſt ſeiner reich verheyratheten Tochter Violante um ein Almoſen bittet, und mit der erhaltenen Speiſe ſeinen Hunger ſtillt.

ſtillt. Die Kinder ſeiner Tochter, prächtig gekleidet, ſchmiegen ſich an ihn, und laſſen ſich nicht von ihm trennen, Trotz dem Zureden ihres Hofmeiſters. Gegen über ſtehen Vater und Mutter, und bewundern die ſonderbare Zuthätigkeit der Kinder gegen den Bettler, ihren unerkannten Großvater. Die Gebehrden der Mutter zeigen, wie ſie ihrem Gemahl den Vorſchlag thut, den dürftigen Alten ihrer Kinder wegen unter ihr Geſinde aufzunehmen. Auf der andern Seite reitet ein ſtolzer Herr (der Großvater der Kinder von Vaters Seite) und wirft einen zornigen und verächtlichen Blick auf ſeine Enkel, die kein Bedenken tragen, ſich mit einem Bettler abzugeben. Im Hintergrunde zeigen ſich eine Menge Gebäude von teutſcher Architektur. Dieſes Gemählde iſt in allen Theilen, beſonders in der Zeichnung und im Ausdruck der Köpfe, ſo wohl gerathen, daß es der Fürſt Borgheſe in ſeine Villa Pinciana, wo nur die Werke der beſten Mahler unſrer Zeiten eine Stelle finden, aufgenommen hat.

Campanella (Angelus) ein römiſcher Kupferſtecher, welcher im Jahr 1786 den vom Grafen Ronconi gemahlten Kopf des regierenden Pabſtes ſehr geſchickt in Kupfer geſtochen hat. Er war Mitarbeiter an Gavin Hamiltons Schola italica picturae.

Campoverchio, ein Römiſcher Landſchaftenmahler, welcher es zuerſt verſucht hat, mit enkauſtiſchen

schen Wachsfarben Landschaften zu mahlen, und es darin am weitesten gebracht hat. Er hat seine Geschicklichkeit vorzüglich in den Landschaften bewiesen, die er im Jahre 1788 für das Russisch-Kaiserliche Kabinet enkaustischer Gemählde nach dem Geschmack der vatikanischen Logen, und unter der Direkzion des Herrn Unterberger verfertigte.

Canova (Anton) ein junger Bildhauer von Venedig. Im Jahr 1787 vollendete er das Mausoläum des großen Pabstes Klemens XIV. für die Kirche der XII Apostel zu Rom, — ein Meisterstück der Kunst, welches seit der Wiederaufblühung der Künste wenige seines Gleichen hat. Es besteht hauptsächlich in drey Statuen, welche den hinter seiner Urne auf einem erhabenen Stuhl sitzenden Pabst in feyerlicher Kleidung, und auf den beyden Seiten der Urne die Sanftmuth und die Mäßigkeit vorstellen. Auch der architektische Theil dieses Grabmals ist unverbesserlich. In der Bildung der zwey Tugenden bemerkt man einige Aehnlichkeit mit den schönen Formen der Gruppe der Niobe. Dieser Künstler hat seine Fortschritte, die er zu Rom gemacht hat, der edelmüthigen Unterstützung des Venezianischen Gesandten Zulian zu verdanken.

Caradori (Franz) ein geschickter Florentinischer Bildhauer, welcher vom Großherzog pensioniert ist. Im Jahre 1787 verfertigte er zu Rom die Büste des berühmten Kapellmeisters Sacchini, welche

auf

auf sein Grabmal im Pantheon gestellt wurde. Sie soll ihm sehr gleichen, besonders in seinen letzten Jahren.

Cardelli (Dominicus) ein junger Bildhauer von Rom, verfertigte im Jahre 1786 die Büste des Königs Stanislaus von Polen, die ihm sehr ähnlich seyn soll, ob sie gleich nur nach gemahlten Bildnissen gemacht ist.

Cavallucci (Anton) von Sermoneta, ein junger Mahler und Mitglied der Akademie von S. Lukas, welcher der edelmüthigen Unterstützung des Herzogs von Sermoneta seine glücklichen Fortschritte zu verdanken hat. Im Jahre 1786 bewies er öffentlich seine Geschicklichkeit in einem Altarbilde, welches er für die Kirche der Passions-Brüder zu Anguillara verfertigte. Es stellet Christus am Kreutze vor, mit der Mutter Maria und Johannes zur Seite. Im nemlichen Jahre mahlte er ein anderes Altarbild, welches einen Heiligen des Franciskanerordens, Namens Thomas von Cori in Lebensgröße vorstellt, wie er mit dem Kelch in der Hand, da er in einer Kirche dem Volke das Abendmahl mittheilen will, durch ein Wunderwerk in die Luft erhoben wird. Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen unter dem zuschauenden Volk, und die erhabene Begeisterung des Heiligen, der Kontrast der Gebehrden, die Anordnung, die Gewänder und das lebhafte Kolorit machen dem Künstler viele Ehre.

Cecchi

Cecchi (Franz) von Lucca, gab zu Rom im Jahre 1788 zum erstenmal einen öffentlichen Beweis von seiner Geschicklichkeit in großen Gemählden eigener Erfindung in einem Altarbilde, welches die heilige Anna vorstellt, wie sie dem Kinde Maria das Lesen lehrt. Der alte Joachim stehet hinter ihr auf einen Stuhl gelehnt, ganz in der Manier des Andrea del Sarto gemahlt.

Ceracchi (Joseph) ein Römischer Bildhauer, der sich schon durch manche schöne Werke Ruhm erworben hat. Im Jahre 1788 ließ der Kardinal Riminaldi die Büste des Metastasio von ihm verfertigen, und stellte sie ins Pantheon. Sie ist ganz nach dem Geschmack der Antiken, und soll dem Original sehr gleich sehen.

Conca (Thomas) von Gaeta, des berühmten Mahlers Sebastiano Conca Brudersſohn und Schüler, dessen lebhafter und freyer Pinsel vornemlich durch Fresco-Gemählde in den Zimmern der Villa Borgheſe, und in dem Muſeo Pio-Clementino, und zwar in der ſogenannten Kammer der Muſen, bekannt iſt.

Coraccini (Franz) ein junger römischer Medailleur, welcher nicht wenig Hofnung giebt, daß er die Vollkommenheit der berühmten Hamerani erreichen werde. Dem Abate Seraſſi, Verfaſſer der bekannten Lebensgeſchichte des Torquato Taſſo,

ein

ein öffentliches Zeugniß der Dankbarkeit zu geben, ließ ihm im Jahr 1786 die Stadt Bergamo eine Medaille von Herrn Corazzini verfertigen, auf welcher sich das Bild der Geschichte und die Büste des Tasso, worauf jene mit dem Finger weiset, besonders auszeichnet. J.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Politische Arithmetik.

Man hat in den neuern Zeiten von einer politischen Rechenkunst Gebrauch gemacht, die aus arithmetischen Angaben und Vergleichungen des Umfangs, der Einkünfte und der Volksmenge der Länder allerley Folgen ziehet, und solche als Zeugnisse über die Staatsverwaltungen kühnlich aufstellt.

Der größere Theil der lesenden Welt nimmt diese Folgerungen für so richtig an, als es an und für sich etwa der Kalkul zu seyn scheint, worauf sie sich gründen. Es entstehen hieraus öffentliche Meinungen, welche oft alle Prüfung verdrängen. Gleichwohl sollte eigentlich nichts geprüfter seyn als das, was man zur allgemeinen Meinung übergehen lassen will.

Der politische Rechner vergleicht also die Quadratmeilen der Oberfläche eines Staats mit dessen Bevölkerung und mit der Summe der Staatseinkünfte; er vergleicht auch diese Summe mit der Anzahl der Menschen, welche den Staat bewohnen. Nun vergleicht er ferner die Staaten nach dem Verhältniß dieser Resultate unter einander. Hieraus folgert er auf das Mehr oder Minder in Begünstigung der Menschenvermehrung und der Lebensleichtigkeit, auf die bessere oder schlechtere Verwaltung der Staaten, auf ein Maß oder Uebermaß der öffentlichen Abgaben ꝛc. und das alles legt er mit bedeutender Miene als einen Stoff zu nachdenklichen Betrachtungen vor.

Es wird also vergönnet seyn, eine Betrachtung der Art anzustellen und wahrzunehmen, wohin sie denn eigentlich führen dürfte.

Wir fangen sogleich bey demjenigen Kalkul an, der unsere Geldbeutel betrift. Denn wir lernen durch diese Rechenkunst, daß, wenn die Summe der Staatseinkünfte in die Anzahl der in den Staaten lebenden Menschen vertheilt wird, auf jeden Türken $\frac{1}{2}$ Rthlr., auf den Russen $1\frac{1}{4}$ Rthlr., auf den Oesterreicher $3\frac{1}{2}$ Rthlr., auf den Hessen $4\frac{1}{2}$ Rthlr., auf den Chursachsen $3\frac{1}{2}$ Rthlr., und besonders auf den Thüringer $5\frac{1}{2}$ Rthlr. u. s. w. an jährlichem Beytrag zu den sämmtlichen Staatseinkünften fällt. Daraus geht denn hervor, daß

der

der Türke nur $\frac{1}{17}$, der Ruſſe kaum $\frac{1}{4}$, der Oeſterreicher und Churſachſe ungefähr $\frac{2}{3}$, und der Heſſe noch nicht $\frac{3}{4}$ ſoviel jährlich dem Staate bezahlt, als — der arme Thüringer!

Die runden Zahlen der Bevölkerung, die man hierbey zum Grunde legt, wollen wir auf ſich beruhen laſſen, ob ſich gleich aus den Zählungen, die in einigen Ländern vorgegangen ſind, beträchtliche Unrichtigkeiten der ſchriftſtelleriſchen ſtatiſtiſchen Angaben zeigen ließen. Die Mortalitätstabellen, nach denen man zu rechnen pflegt, ſind oft ſo unzuverläßig als die Proporzionen der Sterblichkeit gegen das Leben.

Ueber die ſchönen runden Summen der Staatseinkünfte kann man auch ſchweigen, ſo unſicher ſolche auch beſtimmt werden mögen. Nur dieſes iſt dabey zu bemerken, daß man in ihre Berechnung nicht nur die eigentlichen Landeseinkünfte an Grund- und andern Steuern, ſondern auch den Ertrag der Landesherrlichen Domänen und Regalien einzuſchließen pflegt.

Wir laſſen alſo die Summen liegen, und halt uns für jetzt bloß an die Beſchaffenheit der ſummierten Dinge. Hier finden wir bey den Staatseinkünften, daß ein großer Theil derſelben von der Volkszahl ganz unabhängig iſt. Denn die Einkünfte, welche die Staats-Rechenmeiſter ſummieren,

sind nicht nur solche, die aus den Real- und Personal-Abgaben der Landesbewohner entspringen, sondern auch solche, welche dem Landesherrn entweder als Grundeigenthümer, oder als Inhaber gewisser ausschließlichen Gerechtsame, die man Regalien nennt, zustehen, und — noch ferner solche Einkünfte, die von den Domänen-Kammern in allerley Gewerbe, wozu sie, eben so wie die Landeseinwohner berechtiget sind, erworben werden. Bey den eigentlichen Real- und Personal-Abgaben sind die Landeseinwohner Producenten, welche von dem Ertrag ihres Grundeigenthums oder von dem Erwerb ihres Kunstfleißes etwas abzollen. Durch die Domänen-Verwaltung, die sich über Ländereyen, Waldungen, Teiche, oder bey den Regalien, über Bergwerke, Salzwerke, Flößen, Jagden, Transito-Zölle zu Wasser und zu Lande ꝛc. oder auch auf eigenes öffentliches Gewerbe erstreckt, bringen die Landesherren selbst den Ertrag durch die Benutzung jener Besitzungen und Befugnisse hervor. Dazu tragen aber die Landeseinwohner aus ihrem Eigenthum oder Erwerb nichts bey. Wer wollte sagen, daß wenn, zum Beyspiel, die Landesherrlichen Salzwerke $\frac{1}{2}$ Million Thaler einbringen, jeder aus der, $\frac{1}{2}$ Million Menschen betragenden Volksmenge dazu einen Thaler beytrüge?

Selbst in Ansehung der wirklichen Personal- und Real-Abgaben, folgt der Schluß nicht, daß

wenn

ten von jemand iſt, der gewaltthätige Hand an ſich ſelbſt gelegt hat -- Es muß eine Perſon von Stande geweſen ſeyn -- wir wollen uns ein wenig entfernt halten und acht geben.

Laertes.

Die übrigen Ceremonien?

Hamlet.

Das iſt Laertes, ein ſehr edler junger Mann: gieb acht --

Laertes.

Die übrigen Ceremonien?

Prieſter.

Ihre Obſequien ſind ſo weit ausgedehnt worden, als wir ermächtiget ſind; ihr Tod war zweifelhaft; und hätte der Königliche Befehl die Ordnung nicht übermocht, ſo ſollte ſie in einem ungeweihten Boden bis zum Schall der lezten Trompete ihr Lager gehabt haben; ſtatt mildherziger Fürbitten ſollten Scherben, und Kieſelſteine auf ſie geworfen worden ſeyn; nun wird ſie mit jungfräulichen Ehrenzeichen, unter Geſang und Gloken-Geläut beſtattet.

Laertes.

Und iſt das alles was gethan werden ſoll?

Prieſter.

Es iſt alles was gethan werden kan; es würde Entheiligung

wenn im Ganzen so viel einkommt, jedes Individuum der Landeseinwohner im Durchschnitt so und so viel dazu beytragen müsse. Denn die Real-Abgaben entrichten auch die außerhalb des Landes wohnhaften Grundbesitzer, und die Personal-Abgaben werden gewöhnlich zu einem nicht geringen Theile von fremden Personen erlegt, z. B. bey den Geleiten, Zöllen, Konsumzions-Auflagen, Gerichtsnutzungen ꝛc.

Aber auch die, nach allen Subtrakzionen, den Landeseinwohnern noch zur Last überbleibende Summe der öffentlichen Einkünfte kann, ohne eine auffallende Inkonsequenz, nicht auf die Köpfe der Volksmenge berechnet oder ausgetheilt werden. Nur die eines Besitzthums oder eines den öffentlichen Abgaben unterworfenen Erwerbs fähigen Köpfe sollten hier in Anschlag kommen. Hier würde fast das ganze weibliche Geschlecht, fast die ganze große Klasse der Kinder und des unbehülflichen Alters wegfallen. Der gewöhnliche Durchschnitts-Kalkul der öffentlichen Abgaben ist daher auch subjektivisch so falsch als er es bey dem Objekte ist.

Wollte man sagen, daß es mit dergleichen Kalkul nur darauf abgesehen sey, ungefähr zu wissen, wieviel jede in einem Lande lebende Person etwa zu den öffentlichen Einkünften beytragen müßte, wenn die Volksmenge im Ganzen wirklich diese Einkünfte aufbrächte: so würde man, bey dieser Stellung der

[redacted], was erwiesen werden soll, schon voraus annehmen; und dann würde auch die ganze Frage sehr müßig seyn, und nicht mehr Nutzen haben, als wenn man etwa fragen wollte: wie viel käme deren wohl im Durchschnitt auf jede Fensterscheibe in einem Lande, wenn man alle öffentliche Einkünfte nach der Zahl der Fensterscheiben entrichten sollte?

Wenn endlich auch, was doch nie zu erwarten ist, dergleichen politischer Kalkul ob- und subjektivisch berichtigt werden könnte, so würde doch eine daraus abzuleitende Konsequenz, für oder wider die Güte der Landesverwaltung, für oder wider das Wohlbefinden der Einwohner, sehr trüglich seyn.

Das zeigt sich noch deutlicher, wenn man auch die zweyte politische Berechnung erwäget, nach welcher die Summe der Einkünfte eines Staats mit den Quadratmeilen seines Flächenraums dividiert, und nun aus dem mehrern oder mindern Betrag der auf die einzelne Quadratmeile kommenden Einkünfte, in Vergleichung gegen andere Länder gleichmäßige Folgerungen gezogen werden. Hier eignet man der Oberfläche auch mehr zu als sie wirklich gewähret. Denn weil die Staatseinkünfte noch andere Quellen haben, die nicht vom Territorium an und für sich abhängig sind, z. E. Gewerbsvortheile, Natural- und Geld-Zinsen, die man aus dem Auslande zieht ꝛc. so können doch diese

nicht

nicht mit auf die Landes-Oberfläche ausgetheilt werden. Man darf aber, wenn man über die Summe der öffentlichen Einkünfte in gewissen Landen oder über ihren Betrag auf eine bestimmte Menschenzahl, vergleichsweise etwas urtheilen will, nicht vergessen, daß eine richtige Vergleichung auch gleiche Verhältnisse voraussetzt; daß aber die Natur nicht allenthalben gleich ergiebig ist; daß es auch die Erwerbsfähigkeit nicht allenthalben seyn kann; daß der Geldumlauf daher sich in einem Lande so sehr anders verhält als in dem andern; daß die öffentlichen Einkünfte nicht allenthalben mit gleicher Einfachheit oder Genauigkeit beygebracht werden können, u. s. w. daß daher auch Quadratmeilen, die hier eine geringe Summe von Abgaben entrichten, doch verhältnißmäßig viel übler verwaltet seyn können als dort, wo sie etwa zehnfach soviel entrichten, und daß mithin diese politische Rechnungen und Vergleichungen eben so gut für als wider, in Beurtheilung der Landesverwaltungen und des Menschenbefindens, zu gebrauchen sind, mithin gar nichts darüber beweisen.

Der dritte politische Kalkul, welcher die auf jeder Quadratmeile eines Landes im Durchschnitt wohnende Menschenzahl, durch Dividierung der Quadratmeilen in die Volksmenge eines Staates, herausbringt, und hiernach die verschiedenen Länder unter einander vergleicht und schätzet, ist für jene Folgerungen fast eben so unsicher und fruchtlos.

Die mehrere oder mindere Bevölkerung der Länder hängt von fysischen oder moralischen Ursachen ab. Die fysischen erleichtern die Erzeugung des Materials für Nahrung und Kunstfleiß. Dahin gehört die Fruchtbarkeit des Bodens und die günstige Beschaffenheit und Lage eines Landes zu Beförderung des Gewerbes. Beyde Vortheile hängen an sich von Menschen nicht ab, wenn sie auch der Verbesserung fähig sind. Moralische Hülfsmittel, durch Handhabung guter Polizey, gute Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Toleranz, Ermunterung des Fleißes ꝛc. helfen den fysischen nach, und erleichtern den Lebensunterhalt, mithin die Zunahme der Bevölkerung.

Zu dieser innern Beschaffenheit und Verfassung eines Landes kommen noch äußere von jenen unabhängige Umstände. Auswärtiges Bedürfniß und Verkehr zur gegenseitigen Aushülfe setzen die nahen und entfernten Länder mit einander in Verbindung, und haben Einfluß auf den Fleiß und die Nahrung innerhalb des gegebenen Landes. Man kann daher oft auf die Ursachen des Emporkommens oder Zurückgehens der Bevölkerung gar nicht durchdringen. Sie wirken so unmerklich und liegen so entfernt, daß sie das schärfste Auge kaum entdecken kann. Es würde leicht seyn, eine Menge Beyspiele hievon anzuführen. Die Mannichfaltigkeit der kleinen Gegenstände des auswärtigen Gewerbes, die den Lebensunterhalt befördern, ist größer als man

glaubt.

glaubt. Man verſuche es nur in einem kleinen Lande die Quellen aufzufinden, welche das faſt für alle Bedürfniſſe, die wir um uns herum ſehen, ausſtrömende Geld wieder beybringen und erſetzen, ſo wird man ſich von der Menge dieſer kleinen Quellen überzeugen können; des größern Gewerbes gar nicht zu gedenken.

Indem man alſo den ungeheuren Zirkel der menſchlichen Bedürfniſſe und Bemühungen überdenkt, empfindet man lebhaft, daß die Urſache der daraus entſtehenden Ab- und Zunahme der Bevölkerung nur mittelſt eines Ueberblicks des Ganzen zu beurtheilen ſey; und welches menſchliche Auge wäre deſſen wohl fähig? Wie ſchwer und faſt unmöglich muß es alſo ſeyn, dieſe Urſachen bey mehrern Ländern mit einander zu vergleichen, und beſtimmen zu wollen, wie ſich die innern und äußern Urſachen der mehrern oder mindern Bevölkerung gegen einander verhalten, und in welcher Proporzion von den moraliſchen Hülfsmitteln Gebrauch gemacht werde, oder gemacht werden könne?

Wenn alſo die politiſchen Rechenmeiſter zu verſtehen geben, ein Land, wo im Durchſchnitt auf jeder Quadratmeile 2330 Menſchen leben, wie in Teutſchland, möge wohl fehlerhafter kultiviert oder regiert werden als ein anderes wo, z. B. 3260 auf der Quadratmeile leben, wie in Italien; oder ein Land, in welchem der Quadratmeile nur 213

Menſchen zugetheilt werden, wie in Dännemark, ſey bedauernswürdiger, als ein Staat, der 789 Menſchen auf die Quadratmeile giebt, wie das osmaniſche Reich: ſo mag man wohl lieber den Rechner als das Land bedauern dürfen. Man kann vielmehr verſichert ſeyn, daß oft bey einer geringen Durchſchnittszahl der Bevölkerung ein Land verhältnißmäßig beſſer genutzt und verwaltet ſeyn könne als bey der weit größern. Denn man muß, in Anſehung der fyſiſchen Beſchaffenheit, auch dieſes noch bemerken, daß bey dem politiſch-arithmetiſchen Durchſchnitt der Quadratmeilen alle und jede unwirthbare und öde Landſtriche mit in Anſatz kommen, denen weder Kultur des Bodens noch Kunſtfleiß aufhelfen kann. Kurz, die beſondern Verhältniſſe der Urſachen der mehrern oder mindern quadratmeiligen Bevölkerung zwiſchen einem gegebenen Staat und andern damit zu vergleichenden Staaten ſind ſo verwickelt, ſo unzählig, ſo unſichtbar, ſo zufällig, daß man mit der größten Beſcheidenheit darüber urtheilen ſollte, ſtatt einſeitige und zweydeutige Folgerungen als arithmetiſche Gewißheit vorzuſtellen, und dadurch falſche Meinungen in Umlauf zu bringen.

IV.

Vorläufige Uebersicht

einiger Fächer der neuesten Literatur, nach dem allgemeinen Bücherverzeichnisse von der Ostermesse 1795.

Das Bücherverzeichniß der diesjährigen Jubilatemesse giebt einen neuen Beweis, daß unsre teutsche Schriftstellerey durch die Bedrängnisse des Krieges und die damit auch für die Literatur verbundnen Unbequemlichkeiten eben so wenig wesentlich gelitten hat, als durch die mannichfaltigen Versuche, die Freyheit des Schreibens zu beschränken. Das Verzeichniß sieht an Umfang seinen vorigen Brüdern nicht nach, und es kann sich gewiß auch in Ansehung des innern Gehalts mit denselben messen. Unter dem Geräusche der Waffen sieht man hier die Künste des Friedens blühen; einer hereinbrechen wollenden Barbarey der Denkungsart wirkt Humanität entgegen; der Insurrekzion der Meinungen und Leidenschaften begegnen feste Grundsätze, und ernste, ruhige und unpartheyische Untersuchung der Wahrheit. Vorurtheile aller Art, vorzüglich die politischen, müssen der Zeit, der Erfahrung und der Vorurtheils freyen Prüfung nach und nach weichen. Der Ton der Untersuchung wird im Ganzen würdiger und anständiger; schriftstellerische Unsittlichkeit

und

und Zügellosigkeit wird der Verachtung immer allgemeiner Preis gegeben.

Ich gebe hier nur eine allgemeine Uebersicht dessen, was in einigen Fächern der Literatur herausgekommen ist, die meinem Ideenkreise gerade am nächsten liegen. Freilich läßt sich aus bloßen Büchertiteln der reine Gewinn dessen, was geschrieben worden ist, nicht bestimmt beurtheilen; aber es kommt auch hier bloß auf eine vorläufige Ansicht dessen an, was sich etwa auf den ersten Blick bemerken läßt. Es lassen sich aber eben sowohl aus den Namen vieler Schriftsteller Folgerungen ziehen, als sich aus den Gegenständen, die sie vorzüglich bearbeitet haben, der Geist des Zeitalters abnehmen läßt. Was im Meßverzeichnisse als wirklich erschienen angegeben wird, muß ich freylich auf Treue und Glauben dafür annehmen; ob es gleich bekannt ist, daß viele Bücher dort unter den fertig gewordenen aufgestellt werden, die niemals zum Vorschein kommen; ein Mißbrauch, auf dessen Abstellung bey den itzt mit dem Meßverzeichnisse getroffnen Abänderungen billig Bedacht genommen werden sollte!

Der filosofischen Schriften ist verhältnißmäßig eine große Anzahl erschienen, und neben den meisten erläuternden findet man doch verschiedne, die an der Erweiterung oder Gränzbestimmung der Wissenschaft arbeiten. Es ist merkwürdig, daß

unter

unter mehr als 60 filoſofiſchen Schriften kaum ein halbes Dutzend vorkommen, die nicht unmittelbar von den Grundſätzen der kritiſchen Filoſofie ausgehen. Der Gegner gegen dieſe ſind nur noch einige wenige. Kant ſelbſt hat dießmal keinen Beytrag geliefert, außer einer vermuthlich unveränderten 4ten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Deſto thätiger hat ſeine Schule zur Verbreitung der Ideen ihres Lehrers durch Auszüge aus ſeinen Schriften und durch Darſtellungen ſeines Syſtems gewirkt. Dahin gehört der Beckſche Auszug der Kantiſchen Schriften, wovon der 2te Theil erſchienen iſt; Stöger, Kants Prolegomena zu einer künftigen Metafyſik im Auszuge; Kiesewetter, Verſuch einer Darſtellung der wichtigſten Wahrheiten der neuen Filoſofie für Uneingeweihte, nebſt einem Anhange, der einen gedrängten Auszug aus Kants Kritik der reinen Vernunft und die Erklärung der wichtigſten darin vorkommenden Ausdrücke der Schule enthält; Mellin, Marginalien und Regiſter zu Kants Kritik des Erkenntnißvermögens; Metz, Darſtellung des Kantiſchen Syſtems; Reeb, über Kants Verdienſte um das Intereſſe der filoſofierenden Vernunft. Einer der ſchätzbarſten Beyträge zur Erläuterung eines Hauptſtücks der Kantiſchen Kritik hat Herr von Gerſtenberg, ein eben ſo filoſofiſcher Kopf als vortreflicher Dichter, in einer kleinen Schrift: die Theorie der Kategorien entwickelt und erläutert, geliefert. Reinhold ſelbſt iſt diesmal nicht aufgetreten; aber

eine

eine Vertheidigung seiner Elementar-Filosofie ist unter dem Titel erschienen: Darstellung der Amfibolie der Reflexionsbegriffe, nebst dem Versuche einer Widerlegung der Hauptmomente der Einwendungen des Aenesidems gegen die Reinholdsche Elementarfilosofie. — Der hauptsächlich durch Reinhold und nachher auch durch Fichte und Beyder Gegner angeregte Geist der Untersuchung über die Elementarfilosofie und den obersten Grundsatz der Filosofie hat auch diesmal mehrere Schriften hervorgebracht, unter welchen Abichts System der Elementarfilosofie der wichtigste zu seyn scheint. Hierher gehören auch Reeb, System der kritischen Filosofie auf den Satz des Bewußtseyns gegründet; Schelling, vom Ich als Prinzip der Filosofie, oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen; Krug, über den Zusammenhang der Wissenschaften unter sich und mit den höchsten Zwecken der Vernunft. Für mehrere Theile der Filosofie sind neue Lehrbücher erschienen. Die gesammte Filosofie umfassen die Fichtischen Lehrbücher: Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, und Grundriß der Wissenschaftlehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen. Lehrbücher der Logik sind herausgegeben worden von Göß und eine neue Ausgabe der Kiesewetterschen. Die Schmidsche Logik, welche auch nächstens fertig wird, steht noch nicht im Meßverzeichnisse. Die Metafysik ist mit der Logik verbunden in Schaumanns Elementen der Logik und Metafysik. Die häufigen Bearbeitungen des Natur- Völker- und Staatsrechts

sind

ligung ſeyn, ihr ein requiem zu ſingen, und ihr die lezte Ehre die nur Seelen die im Frieden abgeſchieden ſind, gebührt, zu erſtatten.

Laertes.

Legt ſie in die Erde; und aus ihrem ſchönen und unbefleckten Fleich mögen Violen hervorkeimen! Ich ſage dir, hartherziger Prieſter, meine Schweſter wird ein Engel des himmliſchen Thrones ſeyn, wenn du heulend im Abgrund liegſt.

Hamlet.

Wie? die ſchöne Ophelia?

Königin.

Das lezte lebe wohl, angenehme Schöne! Ich hoffte, du ſollteſt meines Hamlets Weib werden; ich dachte einſt dein Braut-Bette zu deken, holdes Mädchen, nicht dein Grab mit Blumen zu beſtreuen.

Laertes.

O dreyfaches Weh falle zehnfältig dreymal über das verfluchte Haupt, deſſen gottloſe That dich deiner ſchönen Vernunft beraubte. Haltet noch ein, bis ich ſie noch einmal in meine Arme geſchloſſen haben. (Er ſpringt in das Grab.) Nun werft euern Staub über den Lebenden und Todten, bis ihr aus dieſer Ebne ein Gebürge gemacht habt, das den alten Pelion und den Himmel-berührenden Olimpus übergipfle.

sind wahrscheinlich durch das Bedürfniß des Zeitalters erzeugt worden. Zu den vielen Schriften dieser Gattung aus den letzten Jahren sind jetzt hinzugekommen: Abichts Darstellung des Natur- und Völkerrechts; Heidenreichs Naturrecht, und ebendesselben Grundsätze des natürlichen Staatsrechts; Rüdigers Gesetzgebung, Natur- und Völkerrecht; Schaumanns kritische Abhandlungen zur filosofischen Rechtslehre. Von Schmalzens reinem Naturrecht ist eine neue Auflage erschienen. Hieher gehört noch: Versuch, den Begriff des Rechts zu bestimmen, und — Von dem Staate und den wesentlichen Rechten der höchsten Gewalt. — Die praktische Filosofie überhaupt und insonderheit die Moral ist in folgenden Schriften bearbeitet worden. Bardili, allgemeine praktische Filosofie. Kellner, Anleitung zur Tugendlehre; Lange, Versuche über Gegenstände aus der Moral und der Erfahrungsseelenlehre; eines Ungenannten Vorlesungen über die wichtigsten Gegenstände der Moralpolitik, und — Ueber das Sittengesetz in Beziehung auf den Staat. Von Schmids Moralfilosofie ist die 3te Auflage erschienen. — Die Seelenlehre handelt ab Flemmings Psychologie; auch ist von Jakobs Grundriß der Erfahrungsseelenkunde eine neue Ausgabe erschienen. — Der Aesthetik ist gewidmet Snells Lehrbuch der Kritik des Geschmacks mit Rücksicht auf die Kantische Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. — Ueber Kants Religionslehre und die dahin einschlagenden Untersuchungen sind einige Schriften und

Abhandlungen herausgekommen, als: Einige Bemerkungen über Kants filoſofiſche Religionslehre; Morgengeſpräche über die Rechte der Vernunft in Rückſicht auf Offenbarung; Stattler, wahres Verhältniß der Kantiſchen Filoſofie zur chriſtlichen Religion; Unger, Zweifel und Erinnerungen gegen Kants filoſofiſche Religionslehre; Rechlin, populäre Darſtellung des Einfluſſes der kritiſchen Filoſofie in die Hauptideen der bisherigen Theologie. — In die Myſterien der kritiſchen Filoſofie hat Bouterweck die Ungeweihten in einem eignen Romane: Paulus Septimius, oder die Lehre des Eleuſiniſchen Prieſters, einzuweihen geſucht. — Der Lehre von der Freyheit hat Forberg eine eigne Unterſuchung gewidmet: Ueber die Gründe und Geſetze freyer Handlungen. — Ueber das Beſtreben, die Filoſofie als Wiſſenſchaft ſelbſt zu vervollkommnen, iſt doch auch die Geſchichte der Filoſofie nicht zurückgeſetzt worden, wie folgende Schriften zeigen: Fülleborns Beyträge; Lindemann, die Moral älterer cultivierter und neuerer wilder Völker, und deſſen Geſchichte der Meinungen älterer und neuer Völker über Gott, Religion und Prieſterthum, 7ter Band; Tennemann, Syſtem der Platoniſchen Filoſofie 4r Theil, und Tiedemann, Geiſt der ſpekulativen Filoſofie 4r Band. — Von Locke über den menſchlichen Verſtand hat Tennemann eine neue Ueberſetzung beſorgt. — Die Entſtehung vieler neuen filoſofiſchen Zeitſchriften beweiſt, wie groß die Klaſſe ſowohl der filoſofierenden Köpfe als derer iſt, die an den Ereig-

niſſen

niſſen im Gebiete der Filoſofie Antheil nehmen. Die ſchon beſtandne Abichtſche Zeitſchrift, ſo wie auch Heydenreichs Originalideen, worin die wichtigſten filoſofiſchen Schriften angezeigt werden, werden fortgeſetzt. Schmid ſchlieſst mit dem 4ten Bande ſein Journal, an deſſen Stelle das Niethammerſche, von den angeſehenſten filoſofierenden Köpfen unterſtützt, tritt, welches nach einem mit Schmid verabredeten erweiterten und verbeſſerten Plane bearbeitet werden ſoll. Schmalz Annalen der Rechte des Menſchen, des Bürgers und der Völker, kommen ſeit einem Jahre heraus. In dieſem Jahre haben angefangen: Die Horen, von Schiller herausgegeben, deren erſte Lieferungen ſchon wichtige Beyträge zur Entwickelung filoſofiſcher Begriffe, und inſonderheit zur Weisheit des Lebens enthalten; Die Annalen der Filoſofie von Jakob; Journal für Menſchenkenntniß, Menſchenerziehung und Staatenwohl, von Kirſten und Jacobi. Zu den vermiſchten filoſofiſchen Schriften zähle ich Herders Briefe zur Beförderung der Humanität 5te und 6te Sammlung; Nehr's filoſofiſche Verſuche, und Garve's Verſuche über Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben, 2r Theil.

Für die Pädagogik als Wiſſenſchaft und Theil der Filoſofie iſt diesmal wenig geleiſtet worden; ich finde nur eine beſondre dahin gehörige Schrift von Köring, über den Begriff von der Erziehung.

Ueber Methodik und die Schulenverfassung ist einiges erschienen, vorzüglich Heynatzens Versuch eines Schulstudienplans 4r Abschnitt, und Vierthalers Entwurf der Schulerziehungskunde. Eine Schrift von Justi, Karakter und Werth der vorzüglichsten Erziehungs- und Lehrinstitute unsers Zeitalters, kann wichtig für die pädagogischen Bemühungen und Fortschritte werden, wenn sie mit der nöthigen Sachkenntniß und Unpartheylichkeit geschrieben wird. Die Aufzählung der vielen neuen A B C- Lese- und Bilderbücher für Kinder wird man hoffentlich gern erlassen. Neben einigen guten, ja klassischen Schriften erscheint von Messe zu Messe eine große Anzahl solcher efemerischer Produkte, deren Daseyn so lange dauert, bis sie von den leselustigen Kindern abgenutzt und verbraucht sind, und bis sie von neuen verdrängt werden. Einer Auszeichnung werth ist die Braunschweigische Encyklopädie der teutschen Musterschriften zum Gebrauch der Schulen, deren 1r Theil die kleine Messiade, eine heroische Chrestomathie aus Klopstocks Messias gezogen, und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen, enthält. Hier ist also mit einem teutschen Originalgedicht derselbe Plan für Schulen ausgeführt, der mit den epischen Dichtern der Römer in der lateinischen Encyklopädie in Ausübung gebracht werden soll. Als Zeitschrift für die Erziehungskunde zeichnet sich durch ihre wissenschaftlichen Aufsätze das Archiv der Erziehungskunde aus, neben welchem noch eine pädagogische Bibliothek zur Bestimmung und Berichtigung

gung des Urtheils über die neuesten in Erziehungsangelegenheiten herauskommenden Schriften besteht.

Das Fach der griechischen und römischen Literatur wird noch immer mit Eifer bearbeitet. Die Gefahr kann so groß nicht seyn, das Studium derselben in Verfall kommen zu sehen, da noch immer viele dahin einschlagende Werke erscheinen, und unter ihnen solche, die selbst den großen Humanisten aus jenem Zeitalter, wo Filologie fast ausschließend den Namen der Gelehrsamkeit führte, Ehre gebracht haben würden. Daß aber dieses Fach itzt mit mehr Geist und Geschmack und nach sehr erweiterten Gesichtspunkten getrieben wird, ist Folge unsrer vielseitigern Kultur.

Für die alte Kunst wird aus sehr begreiflichen Ursachen in Teutschland verhältnißmäßig wenig gethan. Zur literarischen Archäologie gehören des Leipziger Martini Vorlesungen über die literarische Archäologie nach Anleitung des Ernestischen Lehrbuchs, welches Martini schon vor einigen Jahren auflegte und mit einem lateinischen Kommentar versah. Die Münzkunde wird einen beträchtlichen Zuwachs durch die Fortsetzung der Eckhelschen Doctrina numorum veterum erhalten haben. Zur Geschichte und Behandlung der Numismatik gehört ferner Pinkerton von der Seltenheit, den Größen und der Nachahmung alter Münzen, aus dem Engl. von Lipsius, nebst einer numismatischen Geografie.

Das vom Kunsthändler Frauenholz unternommene Gemmenwerk geht seinen Gang ununterbrochen fort, und es ist schon von den Abbildungen Aegyptischer, Griechischer und Römischer Gottheiten mit Schlichtegrolls mythologischen und artistischen Erläuterungen die 3te Lieferung erschienen. Von einem ähnlichen Erlangischen Kunstunternehmen, der Mythologie, durch Vorstellungen der schönsten Stücke des Alterthums mit Kupfern erläutert, ist der 6te Heft herausgekommen.

Folgende Schriften verbreiten sich über das Alterthum oder einzelne Theile der alten Literatur, Geschichte ꝛc. Adams Handbuch der Röm. Alterthümer, a. d. Engl. mit Zusätzen von Meyer 2r Th. Breitenbauch, Abbildungen verschiedner Landschaften und Städte des Alterthums; Nitzsch, Handbuch der Vorbereitungswissenschaften zum Studium der alten römischen Klassiker, an dessen Vollendung der Tod den unermüdeten Vf. hinderte. Auch eine einzelne Abhandlung von einem Ungaren Katanchich de columna milliaria Romana ad Eszecum repertum gehört hieher. Daß die alte Erdbeschreibung durch das Hartmannische Werk: Geographia Africae sehr viel gewinnen werde, ist man schon aus der frühern Preisschrift des gelehrten Vf. über diesen Gegenstand zu erwarten berechtigt. Die mythologischen Schriften erhalten sich in ihrem Interesse. Nicht nur die Moritzische Götterlehre, auch der alte Pomey ist wieder neu aufgelegt

legt worden. Höpfner und Nitzsch haben ein Handbuch der griechischen Mythologie herausgegeben, und Hermann hat sich durch die Vossischen Angriffe auf Tod und Leben nicht abhalten lassen, eine Fortsetzung seines Handbuchs der Mythologie zu liefern, worin aber nicht, wie er angekündigt hatte, die Mythen der ältesten Dichter und Geschichtschreiber, und die Mythen der Tragiker enthalten sind, sondern die astronomischen; ein glücklicher Gedanke, durch dessen geschickte Ausführung eine große Lücke in den mehresten mythologischen Büchern ausgefüllt werden dürfte; so wie überhaupt hiedurch und durch die Buhlische Ausgabe des Aratus, die von Schaubach angekündigte Ausgabe der Asterismen des Eratosthenes, und eine noch zu wünschende Bearbeitung des Astronomikon vom Hygin, viel Licht über die dunkeln Gegenden der Sternenfabeln verbreitet werden kann. — Zur Geschichte der griechischen Literatur gehört ein neuer Theil der neuen Ausgabe von der Harlesischen Einleitung. Unter die vermischten historisch-filologischen Schriften ist der historische Abschnitt im 12ten Bande der Abhandlungen der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, und der 4te Theil der Heynischen Opuscula zu rechnen, welcher die Folge der durch die Zeitvorfälle veranlaßten geschichtlichen Erörterungen von Gegenständen der alten Staatskunde enthalten wird. — Die bloß filologischen Zeitschriften haben bisher noch immer keine lange Dauer gehabt. Noch kürzlich ist die Göttin-

gische Bibliothek der alten Literatur eingegangen, und die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche die Gegenstände jener Bibliothek mit in ihren Plan ziehen wollte, hat mit ihrem eignen Fache so viel zu thun, daß sie nur Seitenblicke auf die alte Literatur werfen kann. Von dem Conzischen Museum für griech. und röm. Literatur ist der 2te und 3te Heft erschienen. Das Rupertische und Schlichthorstische Schulmagazin, welches auch unter dem Titel: Commentationes philologicae herauskommt, erhält sich auch bey schwacher Unterstützung des Publikums.

Die Liebhaber der griechischen und römischen Klassiker finden manche Nahrung für sich. In Leipzig ist eine Sammlung der kleinen griechischen Schriftsteller angefangen worden. Zu der Jakobsischen Ausgabe der Anthologie sind nun auch die Register erschienen, welche sehr viel zur bequemern Benutzung dieser Dichtersammlung beytragen werden. Bekanntermaßen hat Jakobs mehrere Dichter, die in den Brunckschen Analekten standen, aus seiner Sammlung weggelassen, auch den Bion und Moschus, von denen er eine eigne Handausgabe besorgt hat. Auch Rambach in Berlin hat eine Chrestomathie oder griechische Anthologie aus den vorzüglichsten Dichtern herausgegeben. Auf die neue Recension der Homerischen Werke von Wolf wird die Erwartung des gelehrten Publikums noch immer eben so hingehalten wie auf die Erscheinung der

zahl-

zahlreich von ihm angekündigten Ausgaben anderer Schriftsteller, als da sind: die Fortsetzung des Reitzischen Herodot; eine Ausgabe vom Plautus, vom Tacitus und von Cicero's filosofischen Werken. Beck, der seine Ausgaben des Pindar und Euripides noch immer nicht vollendet hat, und mit seinen versprochnen Ausgaben des Diodor von Sicilien, des Athenäus, Sofokles, und mit mehreren andern Schriften im Rückstand ist, hat nunmehr wirklich, außer dem 11n Bande seiner angekündigten Ausgabe von Cicero's Werken, eine neue Ausgabe von Apollonius Argonautengedicht geliefert, welche nach dem Titel mit reichem literarischen Vorrath ausgestattet zu seyn scheint. Der französische Bürger (wie er sich auf dem Titel nennt) Schweighäuser hat endlich seine klassische Ausgabe des Polybius mit dem 2n Theile des 3n Bandes geendigt, der das Lexicon Polybianum enthält. Wer wird sich nicht freuen, daß dieses Werk mitten unter den Unruhen der Revoluzion und der Anarchie ununterbrochen fortgesetzt werden konnte! Es ist zu wünschen, daß es dem Herausgeber in der beunruhigenden Lage, in welcher er sich befand, möglich geworden, noch am Ende in Supplementen von den Bemerkungen und Berichtigungen Gebrauch zu machen, die mehrere öffentliche Blätter, vorzüglich aber Schneider in der A. D. Bibliothek, darüber bekannt gemacht haben. — Von der Wachlerschen Handausgabe des Diodor von Sicilien ist der 1te Theil erschienen. Zu beklagen ist es, daß die

angefangene Zweybrücker Ausgabe des Diodor, und noch vielmehr das große Unternehmen der von Buhle besorgten Ausgabe der Aristotelischen Werke, durch den Einfall der Franzosen ins Zweybrückschе in Stocken gerathen ist. Dem Bedürfnisse einer zweckmäßig eingerichteten Handausgabe des Pausanias hat Facius abgeholfen; aber für einen mit Alterthums- und artistischen Kenntnissen reichlich ausgestatteten Gelehrten bleibt die antiquarische und artistische Bearbeitung noch übrig, die als Kommentar dieser kritischen Ausgabe beygefügt werden könnte. Der von Matthiä in Amsterdam versprochnen Bearbeitung der Homerischen Hymnen ist Ilgen mit einer neuen Recension derselben zuvorgekommen. Auch der Geschichte und dem Texte dieser Hymnen steht eine Hauptrevoluzion durch höhere Kritik und durch Handschriften bevor, welche von den Männern, die itzt über dem Homer brüten, vollendet werden dürfte. Es geht nicht leicht eine Messe hin, in der nicht Ausgaben von einer oder der andern Plutarchischen Schrift erscheinen sollten. Diesmal ist, außer der Fortsetzung der Kaltwasserschen Uebersetzung der moralischen Abhandlungen, und einer neuern Uebersetzung und Erläuterung der bis zum Ueberdrusse oft übersetzten und kommentierten Abhandlung über die Erziehung, von Steinert, eine Ausgabe der Leben des Marius, Sulla, Lukull und Sertorius von Leopold, dessen frühere Ausgabe von vier Lebensbeschreibungen des Plutarch sich schon vortheilhaft auszeichnet, erschienen, und

Hut-

Hamlet, (der ſich zu erkennen giebt.)

Wer iſt der, deſſen Schmerz ſich ſo emphatiſch ausdrukt? Deſſen Trauer-Töne die irrenden Sterne beſchwören und ſie zwingen, von Erſtaunen gefeſſelt, ſtille zu ſtehn und zu horchen? Der bin ich, Hamlet, der Dähne. (Er ſpringt in das Grab.)

Laertes.

Der Teufel hole deine Seele! (Er ringt mit ihm.)

Hamlet.

Du beteſt nicht ſchön. Ich bitte dich, deine Finger von meiner Gurgel weg! -- Wenn ich gleich nicht ſplenetiſch und jähzornig bin, ſo hab ich doch etwas gefährliches in mir, wovor du dich hüten magſt, wenn du klug biſt. Deine Hand zurük.

König.

Reißt ſie von einander --

Königin.

Hamlet, Hamlet --

Horatio.

Mein gnädigſter Prinz, halltet euch zurük --
(Die Umſtehenden machen ſie von einander loß)

Hamlet.

Was, ich will über dieſe Materie mit ihm fechten, bis meine Auglider nicht länger niken können.

Königin.

Hutten hat das Leben des Demosthenes und Cicero aus seiner Handausgabe der Plutarchischen Werke besonders herausgegeben und für die Zwecke der jungen Freunde der griechischen Literatur ausgestattet. An die Erscheinung der längst sehnlichst gewünschten Ausgabe des Plutarch von Wyttenbach wird unter den itzigen Umständen gar nicht zu denken seyn. Von der Vorheckschen Uebersetzung der Schriften des Xenofon ist die Fortsetzung, und von der Schrift über die Erziehung des jüngern Cyrus die Uebersetzung eines Ungenannten erschienen. Ueber den Herodot hat Vorheck angefangen einen Apparat herauszugeben, worin er wahrscheinlich den Larcherschen Vorrath benutzt und weiter verarbeitet hat. Auch die Schützische Ausgabe der Trauerspiele des Aeschylus wird in diesen Tagen fertig, wenn gleich das Meßverzeichniß ihrer nicht erwähnt. Wenn der letzte Band, welcher die Bruchstücke, den historischen Vorrath und die Register enthalten soll, (hoffentlich in einem minder langen Zwischenraum!) erscheint, so wird dann endlich einmal mit dieser Ausgabe eine wichtige Lücke in der griechischen dramatischen Literatur ausgefüllt werden. Von Euripides Ifigenia in Aulis hat Höpfner eine neue Ausgabe in der diesem Gelehrten gefälligen Manier ans Licht gestellt, und von Sofokles Filoktet ist von Schmalz in Königsberg eine Uebersetzung erschienen. Einen wichtigen Zuwachs hat die astronomische Literatur der Griechen durch eine Uebersetzung und wissenschaftliche Bearbeitung

von Ptolemäus Beobachtung und Beschreibung der Gestirne und von der Bewegung der himmlischen Sfäre durch Bode erhalten, und ein Camerar hat aus einer Handschrift der vormals königlichen Bibliothek in Paris einen Theil der Conica des Apollonius von Perga zuerst griechisch aus Handschriften herausgegeben: Apollonii de tactionibus quae supersunt, ac maxime lemmata Pappi in hos libros graece etc. Justin des Märtyrers zweyte Apologie ist griechisch und teutsch mit Anmerkungen von Götz in Nürnberg herausgegeben worden.

Auch für die klassische Literatur der Römer hat diese Messe ganz gute Ausbeute gegeben. Außerdem, daß Beck eine kritische Ausgabe der Werke des Cicero zu veranstalten angefangen hat, sind auch mehrere einzelne Schriften des Cicero bearbeitet worden. Ein wahrer Gewinn für den Ciceronischen Text wird der 2te Band der Benediktischen kritischen Ausgabe von Cicero's Briefen ad diversos seyn. Das Buch von den Gesetzen ist besonders von J. F. Wagner herausgegeben und erläutert worden. Von der Borheckschen Bearbeitung der Briefe ad div. und an den Brutus ist die Fortsetzung erschienen; und von Büchling sind die katilinarischen Reden mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben worden. Für die Braunschweiger Schul-Encyklopädie hat der durch seine Ausgaben des Brutus, der Bücher über das Alter, die Freundschaft, der

Para-

Paradoxen und der Briefe ad diversos rühmlich bekannte Nietzel die der Redekunst gewidmete Abtheilung übernommen, und für sie den Cicero vom Redner und den Brutus herausgegeben. Von Schneiders klassischer Ausgabe der Schriftsteller vom Landbau ist der 3te Band, welcher den Palladius enthält, erschienen. Von der Stroth-Döringischen Ausgabe des Livius sind die zwey ersten Bände herausgekommen; auch hat Snell eine Chrestomathie des Livius besorgt. Der 1te Band des Mitscherlichschen Horaz steht zwar nicht im Meßverzeichnisse, wird aber nächstens fertig. Dagegen ist im Verzeichnisse die Londner Ausgabe des Horaz von Combe mit angegeben. Von der neuen Auflage des Horaz vom Gothaer Schmidt ist der 3te Band erschienen. Auch ist noch besonders eine Uebersetzung von 60 Oden des Horaz, von eben dem Verfasser, dem wir eine sehr getreue Uebersetzung des Homers verdanken, herausgekommen. Ovids Briefe der Heldinnen hat Schlüter, die Kunst zu lieben v. Strombeck übersetzt. Ovids Metamorfosen, d. i. Verwandlungen, 2tes Buch, übersetzt von Amalgund Holzbirn, scheint auch eine Travestierung ad modum Blumauери oder gar ad modum Schaberi seyn zu sollen. Von der Schwedlerschen Bearbeitung des Tacitus über Teutschland ist die 2te Hälfte herausgekommen. Der Eutrop ist von Pfschucke, nach einem ganz neuen und vielumfassenden Plane, mit einem gelehrten Kommentar bearbeitet worden, mit aller der

Sorg-

Sorgfalt und Geschicklichkeit, die man an den Arbeiten dieses Mannes schon gewohnt ist. Auch von Aurelius Viktor ist eine erläuternde Ausgabe durch Hildebrand besorgt worden. Endlich darf ich auch nicht übergehen, daß Martini Laguna in Zwickau von seinem Sendschreiben an Heyne, die Geschichte der Ausgaben des Lukan betreffend, eine verbesserte und vermehrte Ausgabe veranstaltet hat, die hoffentlich die Versicherung geben wird, daß der Zeitpunkt der Erscheinung der von ihm längst angekündigten Ausgabe des Lukan nicht mehr sehr fern seyn werde; und daß das von Böttiger in Weimar angekündigte Specimen einer Ausgabe des Terenz, die vorzüglich auf die Nachahmung der Griechen und das Theaterwesen Rücksicht nehmen soll, wirklich erschienen ist.

Der lateinischen Lesebücher für Schulen sind verschiedene von Zimmermann, Sörgel, Klose und Meineke herausgegeben worden. Der betriebsame Büchling hat sogar eine teutsche Uebersetzung von Geßners griechischer Chrestomathie, die schon Bougine zur großen Zufriedenheit bequemer Schüler vor Jahren ins lateinische übersetzte, veranstaltet. Unter den verschiednen grammatischen Schriften zeichne ich nur J. C. Th. Ernesti Wörterbuch der griechischen Rhetorik, und einige Hezelsche Schriften über die griechische Sprache aus, wodurch eine Umwälzung in der Geschichte und der Lehrmethode dieser Sprache begründet werden soll.

Ich

Ich werfe noch zuletzt einen Blick auf die Schriften, welche geheime Gesellschaften betreffen. Das vor einigen Jahren so allgemeine Interesse an denselben scheint sich immer mehr und mehr zu verlieren, und es sind diesmal nur wenige darauf Beziehung habende Schriften, die noch dazu von keinem besondern Belange scheinen, herausgekommen. Sonderbar ist der Titel folgender Schrift: Der heil. Balthasar, ein Bruder Rosenkreuzer, oder geheime Geschichte der Bemühungen der Brüder Rosenkreutzer, der protestantischen Religion den tollsten Mysticismus aufzuopfern. Das Letztere soll vielleicht heißen: die protestantische Religion dem tollsten Mysticismus aufzuopfern. Der allzeit fertige Eckhartshausen hat eine Reisebeschreibung aus den Zeiten der Mysterien, vermuthlich einen Roman, herausgegeben. Eine sehr rechtgläubige und feyerliche Miene nimmt die Schrift an: Merkwürdigkeiten des geheimnißreichen Frei-Mäurerordens und dessen verdienstlichen Arbeiten; dediciert der verehrungswürdigen Gesellschaft der Augsburgischen Kritiker. Auch Frei-Mäurerreden sind erschienen. Die Illuminaten sind noch nicht vergessen; auf die Geschichte derselben bezieht sich ein Auszug eines Briefs, die Illuminaten betreffend; und Fragmente zur Biografie des verstorbenen Geh. Rath Bode, die vermuthlich nicht in dem schmähenden Ton einiger alles verwirrenden Gegner dieses rechtschaffnen Mannes einstimmen werden. Das wichtigste Werk in

diesem Fache scheint Weishaupts geheime Regierungskunst zu seyn. Bey diesem Manne vereinigt sich Theorie und Erfahrung, um etwas Vollendetes über diesen vielseitigen Gegenstand liefern zu können, den er schon in seinem Pythagoras mit Scharfsinn abgehandelt hat.

Die bis hieher aus dem Meßverzeichnisse gelieferte Uebersicht wird schon hinreichen, um an einigen Fächern den Grad teutscher Thätigkeit zu erproben. Hie und da macht freylich auch eine, verschiednen teutschen Schriftstellern eigne Allthuerey und Vielschreiberey widrige Eindrücke, und es erregt im Ganzen gewiß kein sehr günstiges Vorurtheil für den Werth von Schriften, wenn man Männer, wie den Exmarquis Karl Grosse (mit und ohne seinen Namen), auf einmal mit sieben Büchern, und einen Pölitz mit eben so vielen auf dem literarischen Markte auftreten sieht. Ich sage, daß dieß im Ganzen kein günstiges Vorurtheil erweckt; ob ich gleich gestehe, daß Ausnahmen Statt finden können, unter denen ich mit Vergnügen unsern treflichen Familienschriftsteller, August Lafontäne, erwähne, der in einem Zeitraum von ein paar Jahren, von denen er noch dazu einen Theil als Feldprediger am Rhein zubrachte, eine ziemliche Anzahl von Schriften geliefert hat, unter denen einige vortreflich, keine einzige aber schlecht ist. Ich darf nur an die moralischen Erzählungen 2 Bände, an die Gewalt der Liebe 4 Bändchen, an den Rudolf von Werden-

berg

berg und an ſein neueſtes, von großen Männern der Heloiſe an die Seite geſetztes Werk: Clara und Clairant erinnern, um die Wahrheit des Geſagten zu beglaubigen.

Celle. Lenz.

V.

Ueber die Grenzen des Schönen.

Der Verſtand verknüpft das Einzelne und trennt das Ganze nicht willkührlich. Die Grenzen aller Vorſtellungen und Beſtrebungen ſind durch zwey entgegengeſetzte Geſetzgebungen nothwendig beſtimmt. Von Innen die ewigen Richtungen des ſtrebenden Gemüths: von Außen die unwandelbaren Geſetze der Natur. Unſicher ſchwankt die Neigung zwiſchen der Stimme der Freyheit und dem Gebote des Schickſals; mühſam bildet der Verſtand am Einzelnen, verliert ſich vom Ganzen endlich ſo weit, daß es ſcheinen könnte, als ſey dem Menſchen Maßſtab und Wagſchale ſeines Lebens entriſſen. — Jene doppelten zarten Grenzen richtig zu treffen und treu zu bewahren, den Kampf des Schickſals und der Freyheit in volle Eintracht aufzulöſen, iſt der verſchlungenſte Knoten des menſchlichen Lebens.

Iſt das Ungefähr weiſer als die Kunſt? Kann die ſchwerſte Aufgabe nur von ſelbſt erfüllt werden?

Wenn nicht Kunſt, ſondern der Trieb die Bildung lenket, ſo entwickelt ſich gleichmäßig der ganze Menſch. Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit ſind die unterſcheidenden Merkmale der Alten. Alles Einzelne iſt hier in durchgängiger Wechſelwirkung; offen und deutlich liegen in ihrer Geſchichte die großen Umriſſe der Freyheit und des Schickſals vor uns; in den verſchiedenen Stufen ihrer Bildung ſind die reinen urſprünglichen Arten aller möglichen Verhältniſſe zwiſchen Menſch und Natur erſchöpft, in der höchſten Stufe iſt mehr oder weniger die Eintracht erreicht*). Dieſer Zuſammenhang gegen unſere Zerſtückelung, dieſe reinen Maſſen gegen unſere unendlichen Miſchungen, dieſe einfache Beſtimmtheit gegen unſere kleinliche Verworrenheit ſind Urſache, daß die Alten Menſchen im höhern Styl zu ſeyn ſcheinen. Doch dürfen wir ſie nicht als Günſtlinge eines willkührlichen Glücks beneiden. Unſere Mängel ſelbſt ſind unſere Hofnungen: denn ſie entſpringen eben aus der Herrſchaft des Verſtandes, deſſen zwar langſame Vervollkommnung gar keine Schranken kennt. Und wenn er das Geſchäft, dem Menſchen eine beharrliche

*) Je nachdem Vorſtellungen oder Beſtrebungen die erſte Bedingung einer urſprünglichen Aufgabe (wie Schönheit, Tugend u. ſ. w.) des Menſchen ſind.

liche Grundlage zu ſichern, und eine unwandelbare Richtung zu beſtimmen, beendigt hat, ſo wird es nicht mehr zweifelhaft ſeyn, ob die Geſchichte des Menſchen wie ein Zirkel ewig in ſich ſelbſt zurückkehre, oder ins Unendliche zum Beſſern fortſchreite. Eben ſo iſt die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich; beyde entſpringen aus der Herrſchaft des Triebes. Der Verſtand bleibt zurück, verbannt die Mittel, verwechſelt Mittel und Zweck. Der Trieb fängt an mit Natur und endigt in Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menſchen. Selbſt die Griechiſche Kunſt, welche die Vollkommenheit erreichte, endigte in ſich ſelbſt, und beweiſet die Hinfälligkeit der alten Größe. Und eben in der Kunſt iſt auch unſere Verworrenheit und Zerſtückelung am offenbarſten. Eine Kunſt ſchweift in das Gebiet der andern, und Eine Gattung in das Gebiet der andern. Darſtellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anſchauung, Zeichen und Wirklichkeit, Zeit und Raum verwechſeln ihre Beſtimmung. Der Künſtler ſtrebt auf Koſten der Einheit nur nach Natürlichkeit; der Kenner ſchätzt in der Natur nur das Künſtliche; der Schwärmer ſchmeichelt ſich mit einer erträumten Gegenliebe in der Natur; der liebloſe Schwelger erfrecht ſich den freyen Menſchen wie äußere Natur zu genießen. Dieſer lebt nur für das Schöne, jener weiß das Schöne nur zu brauchen. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menſchheit verwirrt; er muß ſie auch noch vereinzeln und ver-

stümmeln. Wer in Musik allein schwelgt, verschwebt in Unbestimmtheit; wer in Marmor ausschweift, erstarrt; wer nur in Poesie lebt, verliert beydes, Kraft und Bestimmtheit, wird endlich zu einem Traume. Selbst Poesie und Wirklichkeit vereinigt, lassen eine große Lücke, welche nur durch die sinnlichen Künste ausgefüllt werden kann, in welchen die Gesetzmäßigkeit bestimmter und lebendiger als in der Dichtkunst, die Wirklichkeit gesetzmäßiger als in der Natur ist. Durch Kunst allein wird der Mensch zu einer leeren Form; durch Natur allein wird er wild und lieblos. — Es ist ein beweinenswerther Anblick, einen Schatz der trefflichsten und seltensten Kunstwerke wie eine gemeine Sammlung von Kostbarkeiten zusammen aufgehäuft zu sehen. Trostlos und ungeheuer steht die Lücke vor uns: der Mensch ist zerrissen, die Kunst und das Leben sind getrennt. — Und dies Gerippe war einst Leben! Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmlische Feuer der Kunst, wie die sanfte Gluth des Lebens beseelte Leiber durchdringt, das All der regen Menschheit durchströmte! —

Nicht weniger unnatürlich wie jener verkünstelte Schwelger sind die Schlachtopfer der Anstrengung, die Sklaven des Nutzens, in denen steter Zwang zuletzt alle Schnellkraft des Triebes vernichtet. Im Denken und Handeln bewegt sich die Maschine wie ein leidlicher Mensch; im Genusse zeigt sich unverhohlen das reine Thier. Diese Unglücklichen

Königin.

O mein Sohn! was für eine Materie?

Hamlet.

Ich liebte Ophelien; vierzigtauſend Brüder könnten mit aller ihrer Liebe zuſammen genommen die Summe der meinigen nicht aufbringen. Was willt du für ſie thun?

König.

O er iſt raſend, Laertes --

Königin.

Um Gottes willen, habt Geduld mit ihm.

Hamlet.

Komm, zeig mir, was du thun willt. Willt du weinen? Willt du fechten? Willt du faſten? Dich ſelbſt zerfezen? Willt du Wein-Eſſig trinken, ein Crocodil verſchlingen? Ich will es thun -- Kamſt du nur hieher, zu weinen? Vor meinen Augen in ihr Grab zu ſpringen? Laß dich lebendig mit ihr begraben; ich will es auch; und wenn du von Bergen ſchwazeſt, ſo laß ſie Millionen Jauchorten auf uns werfen, bis die auf uns liegende Erde, den Oſſa zu einem Maulwurfs-Hauffen macht! Wahrhaftig! Wenn du großſprechen willt, ſo kan ich das Maul ſo voll nehmen wie du?

Königin.

Er ſpricht in tollem Muth, und ſo wird der Paroxiſ-

chen erröthen endlich bey dem Namen der Schönheit. Die leiseste Erinnerung an Kunst, Natur, Liebe erregt ihre Scham und Verlegenheit, wie die ernsthafte Erwähnung eines Gespenstes. Genuß ist nothwendig, er erfrischt und belebt die Kraft zu neuem Kampfe. Stete Anstrengung zerrüttet und zerstöret unvermeidlich, wie steter Genuß erschlafft und auflöst. Es ist widersprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen: denn der Mensch gelangt nur in der Natur zum Daseyn, deren Gesetze den seinigen unendlich widersprechen. Das Leben ist ein ernster Kampf. Die kleinste Unmäßigkeit im Genusse bestraft sich selbst. Nach diesem Gesetz der Natur müssen Menschen, die sich zum Genuß der Liebe verbinden, ihren kurzen Rausch so hart bestrafen. Andre, die sich zu ernster That verknüpfen, und im Genuß nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beständigkeit ihres Genusses belohnt. — Der Genuß hat um so mehr Werth, je selbstthätiger er ist, je mehr er sich dem Schönen nähert, in welchem sich das Gute mit dem Angenehmen vermählt. Er muß frey, darf nicht Mittel zu einem Zwecke seyn. Absichtlicher Genuß wäre Geschäft und nicht Genuß. Das Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber ist heilig. Ihr könnt durch Darstellungen den Verstand, durch Schönheiten die Sitten bilden, die Kunst kann Stoff für den Denker werden: aber der Geschmack gewinnt dabey nichts. Wie jede Kraft sich nur in freyem Spiele umtreibt, so bildet sich auch der

Geschmack *) oder das Vermögen des Schönen, nur im freyen Genusse des Schönen. — Die Grenze des Genusses, wo er anfangen darf und wo er aufhören muß, ist leicht zu bestimmen, aber äusserst zart zu treffen. Eben das gilt auch von den Grenzen der einzelnen Arten des Schönen. Deren giebt es drey, wie drey ursprüngliche Gegenstände des Genusses: die Natur, der Mensch, und die Mischung beyder oder die Darstellung.

Das Vorrecht der Natur ist Fülle und Leben; das Vorrecht der Kunst ist Einheit. Wer das letzte läugnet, wer die Kunst nur für Erinnerung an die schönste Natur hält, der spricht ihr alles selbstständige Daseyn ab. Hätte sie nicht ihre eigene Gesetzmäßigkeit, wäre sie nur Natur, so wäre sie nicht viel mehr als ein dürftiger Befehl des Alters. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz versagte, der würde zur Wahrheit eilen, würde es Greisen überlassen, sich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und Schwachen, in wesenlosen Schatten zu schwelgen. Andre Frevler läugnen die Natur, indem sie sie eine Künstlerin nennen. Als wenn nicht alle Kunst beschränkt und alle Natur unend-

*) Der reine Geschmack ist weder erzeugend noch empfangend. Genie oder das Vermögen der Kunst ist erzeugend: ihm steht eine Empfänglichkeit gegen über, Darstellung und Erscheinung zu fassen.

endlich wäre! Nicht nur das Ganze breitet ſich nach allen Seiten grenzenlos aus; das kleinſte Einzelne iſt doppelt unerſchöpflich. Die durchgängige Beſtimmtheit des Geſtalteten, die durchgängige Regſamkeit des Lebendigen iſt unendlich: denn jeder Punkt des Raumes, jeder Moment der Zeit (deren unendlich viele ſind) iſt erfüllt. Nicht genug, daß die Kunſt alle Mannigfaltigkeit nur von der Natur entlehnt; ſie zerſchneidet auch Geſtalt und Leben, ſie zerreißt die Natur. Die einzige Schauſpielkunſt *) vereinigt ſie zwar, aber auch ſie reißt doch nur gewaltthätig ein beſtimmtes Einzelnes aus der unendlichen Fülle. Nothdürftig gewährt ſie euch zwey Seiten der Natur von vieren. Vergleicht damit einen Blick an dem freundlichen Himmelsbogen, der das Unendliche gleichſam ergreift; einen Augenblick des Frühlings, wo das verſchiedenſte Leben durch alle Sinnen in euer Innerſtes dringt; den Anblick eines furchtbar-ſchönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft in Zerſtörung überſchäumt. In dieſer Anſchauung ſcheint der Menſch die ewige Zeit zu faſſen, die, verſchwiſtert mit der Mannigfaltigkeit des Raumes, aus dem reichen Füll-

*) Der plaſtiſche Theil dieſer plaſtiſchen Muſik iſt ſehr unvollkommen. Die Alten opferten durch ihre idealiſchen Masken der Schönheit und Wahrheit Leben und Täuſchung auf. Die Neuern opfern umgekehrt die Schönheit und Wahrheit dem Leben und der Täuſchung auf.

horn der Natur strömt. „Das Ganze bleibt immer „jung; nur die Vergänglichen wechseln flüch„tig. Völker kommen, Völker gehen; eilig wie „im Wettlauf reichen sie die Fackel des Lebens „weiter.“*) — Entfliehe, scheint sie dem Menschen verführerisch zuzurufen, entfliehe deiner kleinlichen Ordnung, deiner armseligen Kunst; huldige der ehrwürdigen Einfalt der heiligen Verwirrung deiner reichen Mutter, aus deren vollen Brüsten alles ächte Leben quillet! Das furchtbare und doch fruchtlose Verlangen sich ins Unendliche zu verbreiten; der heiße Durst das Einzelne zu durchdringen, überwältigen den Menschen so gewaltsam, daß die Macht der Natur ihm oft alle Freyheit entreißt. Wild verachtet er alles Gesetz; lieblos entweiht er die Würde seiner Natur Kein Volk war größer im Genusse der Natur und in der Ausschweifung in diesem Genusse, kein Volk war kraftvoller und unmäßiger, gesetzloser, grausamer als die Römer, von der Zeit, da ein Brutus durch die ersten Fechterspiele seinen Namen befleckte, bis zum Nero. Kraft und Mittel zum Genusse waren hier so groß, daß die Fülle eines Römischen Lebens die Grenzen unserer Einbildungskraft übersteigt. Die Selbstständigkeit, der große Stil ihrer Laster mischt selbst in unsern Haß und Zorn Ehrfurcht. Aber mit flammender Schrift ist in ihre Jahrbücher die Geschichte der Ausschweifung für alle Zeiten eingegraben.

*) Lucret. II. 75.

ben. Alles, was die Erde gewähren mag, vermochte nicht, an ſich unerſättliche Begierden zu befriedigen; auch Römiſche Kraft konnte der Schwelgerey, die ſelbſt die ſtärkſte Kraft zerſtört, nicht widerſtehen, und endigte mit völliger Erſchlaffung und Auflöſung.

Die Liebe iſt der Genuß des freyen Menſchen, und nur der Menſch iſt ihr Gegenſtand. Denn wie in Einem allein keine Wechſelwirkung ſeyn kann, ſo giebt es keine Liebe ohne Gegenliebe. Zwar iſt es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfaſſen, und Eins mit der Natur zu ſeyn. — Der menſchliche Trieb hat einen Ueberfluß von Güte, Geiſt und Fülle; der menſchliche Verſtand hat eine Lücke jenſeits der Grenzen des Wiſſens. Jener Ueberfluß erfüllt dieſe Lücke, und erzeugt die Vorſtellungen von höhern Weſen, und die Neigung zu Gott. — Nur der Wahn der Gegenliebe iſt verwerflich; nur Abſicht iſt thöricht; nur Schwelgerey iſt ſchädlich. Erkenntniß iſt Anſtrengung; Glauben iſt Genuß. Die Früchte des Glaubens ſeyen der Lohn für die Anſtrengung des Denkers! Unverdient genoſſen werden ſie ſonſt wie jede Unmäßigkeit ſich ſelbſt beſtrafen. Die elende Ausſchweifung, in Allem nur ſeinen Widerſchein zu ſuchen, findet nur in den gemeinen Gemüthern Statt, die viel Empfänglichkeit und wenig Reizbarkeit haben. Bey einer andern Richtung würden ſie Kunſt für Liebe nehmen, da doch Abſicht das Freye entweihet. Die Kunſt einer

Aspasia kann vollkommen, die Natur höchst schön seyn; aber nie kann ihre absichtliche Gunst den Namen der Liebe verdienen. — In rasender Hofnung größern Gewinnes vernichtet ein anderer Liebender sein Selbst in unbedingter Hingebung. Der Unglückliche! Mit der Selbstständigkeit riß er die Wurzel der Liebe aus seiner Brust. Denn die Liebe ist der Wechselgenuß freyer Naturen, und eben darum ist sie allein voll und ganz, und hat ihren unversiegenden Quell in sich selbst. Aller Genuß der Natur ist halb und unbefriedigend. Wie schnell flieht das Schönste und drückt den Stachel der Sehnsucht nur tiefer in die Brust! Und nach einer kurzen Täuschung von Leben erstarrt das Bleibende in eurem Arm zum Gerippe. Vergebens breitest du die sehnsuchtsvollen Arme in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt ewig stumm, dir unbegreiflich und ewig fremd. Der höchste Genuß ist die Liebe, und die höchste Liebe ist die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem starken Triebe, der die Heldenbrust des Römers beseelte. Regulus, welcher den Blick niederwirft, sich den Seinen entreißt, sich von Rom wendet, und auf herrlicher Flucht zu den Feinden eilt; Decius, welcher sein Haupt verwünscht, sich den unterirdischen Gottheiten weiht und in die offenen Arme des Todes stürzt, scheinen euch Halbgötter. Vergleicht sie mit der himmlischen Einfalt des Bulis und Sperthias *); ver-

*) Herod. Erat. cap. 132 — 137.

vergleicht ſie mit der leichten Fröllichkeit des Leonidas! Sie ſind Barbaren: ſie erfüllten das Geſetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bey Thermopylä ſtarben — denn ſie ſtarben für das Geſetz — ſondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im ächten Staate, deſſen Zweck Vollſtändigkeit in der Gemeinſchaft mehrerer freyer Weſen iſt, giebt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechſelgenuß Aller in allen. Das war es, deſſen Verluſt der unglückliche Lacedämonier, den das Geſetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterſchied die Dorier durch milde Großheit von den Römern *); das verbreitet über das Leben des Braſidas den Glanz ſelbſt genugſamer Freudigkeit. — Vielleicht wurde die Vaterlandsliebe in Kreta und zu Thebä Ausſchweifung, und der Genuß Zweck des Staates. Dieſe Völker ſanken endlich ſo tief, daß ſie dem Reitze, der nur Hülle des Schönen ſeyn ſollte, huldigten, und ſich an der Natur vergingen. Ueberhaupt iſt Reitzbarkeit das gefährlichſte wie das ſchönſte Geſchenk der Götter. Setzt in einem Gemüth die Empfänglich-

*) Die Römer nähern ſich hingegen an hoher Selbſtſtändigkeit dem Attiſchen Stil, und ſie übertreffen Dorier und Athener an Kraft nach aufen ſehr weit. Der heftigſte Kampf riß gewaltſam ihr Inneres bis zum Schwulſt heraus. Sie ſind die Athleten der Tugend.

keit ſehr gering, die Reizbarkeit ſo grenzenlos, daß die leiſeſte Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbſtthätigkeit ſey ſo ſtark, daß ſie die Herrlichkeit des Lebens mit der Reizbarkeit theile. Sein Daſeyn würde ein ſtetes Schwanken ſeyn, wie die ſtürmiſche Woge; — eben ſchien ſie noch die ewigen Sterne zu berühren, und ſchon ſtürzte ſie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Dieſem Gemüthe fiel aus der Urne des Lebens das höchſte und das tiefſte Loos der Menſchheit; innigſt vereinigt iſt es dennoch ganz getrennt, und im Ueberfluß von Harmonie unendlich zerriſſen. So denkt auch die Saffo, und alle Widerſprüche in den Nachrichten über dieſe größte aller Griechiſchen Frauen ſind erklärt. Auch wir können ſagen: „Noch lebt die „Gluth der Aeoliſchen Frau; noch athmet die Liebe, „die ſie den Saiten vertraute.“ Einige ihrer Geſänge und mehrere Bruchſtücke gehören unter die köſtlichſten Perlen, die der Strom der Zeit vom Schiffbruch der Vorwelt an das öde Ufer auswarf. Ihre hohe Zärtlichkeit iſt von Schwermuth wie umfloſſen. Zahlloſe Lieder ähnlicher Art, die bewundert, aber gemein und matt ſind, ſind gegen ſie, was trübes irrdiſches Feuer gegen den reinen Strahl der unſterblichen Sonne.

Keine Liebe iſt ſchlechthin arm; alle ihre Fülle iſt eine Gabe der Natur. Keine Natur iſt nichts als Fülle; alle Harmonie iſt ein Geſchenk der Liebe. In der Kunſt vermählen ſich Fülle und Harmonie.

Freund-

Freundlich begegnen sich in ihr beyde Unendlichkeiten, und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freyheit und Schicksal vereinigt; welches nicht zerrüttend in das innere Mark der Seele dringt, sondern wolthätig allen Streit löset. Die Natur giebt dem Geschmack Umfang, die Liebe Kraft, die Kunst Ordnung und Gesetz. Nur vereinigt vollenden sie die Bildung des Geschmacks; einzeln erhöhen sie nur die Empfänglichkeit, die Reitzbarkeit, die Urtheilskraft. — Im Sofokles vereinigen sich die Kraft der Liebe und die Fülle der Natur, und ordnen sich unter das Gesetz der Kunst. Hier vollendet der Mensch sein Daseyn, und ruhet in befriedigter Eintracht.

Also die zartesten Grenzen, das feinste Gleichgewicht, der Sinn jenes bedeutenden Götterwinkes*), Maß ist der Gipfel der Lebenskunst. Nur durch Vollständigkeit kann er erreicht werden. Und diese kann wie alles Göttliche nicht geradezu erreicht werden. Zwar pflegt der Mensch nur gleich nach der Palme zu greifen; aber wir sehen auch, daß dann der ernsteste Wille, die stärkste Kraft, die scharfsinnigste Kunst nur die krampfhaftesten Verzerrungen erregen. Wie könnte auch aus lauter Einzelnen das schlechthin Ganze hervorgehen? Der Mensch, der nach dem Göttlichen strebt, vermag nichts als unverrückt gegen alle Hindernisse zu kämpfen. Eben darum

*) Die Delfische Sinnschrift: Μηδεν αγαν.

darum ist die Rückkehr auch nie unmöglich, wenn auch die Eintracht in einer Brust noch so zerrüttet ist; wenn auch ein verfinstert Volk schon lange Jahrhunderte elend und verworren durch das Leben taumelte. Tritt dann Vollständigkeit plötzlich und unbegreiflich wie ein Fund ins Daseyn, so schwankt der Mensch nach dem ersten Schrecken der Freude, gegen wen er sich seines Dankes entladen solle. Er darf sich nicht zueignen, was seine eifrigsten Bestrebungen nicht wirkten, dessen äußere Veranlassung vielleicht so deutlich scheint; er kann einem fremden Wesen nicht das zueignen, dessen er sich als seines innigsten Eigenthums bewußt ist. Er hat ein neues Stück seines unbekannten Selbst gewonnen; Er danke dem unbekannten Gotte! Die gefundne Eintracht ist nicht sein Verdienst, aber seine That.

Friedrich Schlegel.

VI.

Zwey Sonnette.

Die Zuflucht.

An den Freyherrn von Brabeck, im Winter 1792.

Lieblich wie ein Zauberbild von Schröder,
Oder wie Dich dort Apelles Graf,

Herz

mus eine Weile auf ihn würken; aber auf einmal wird, ſo geduldig als die weibliche Daube, eh ihre goldbehaarten Jungen ausgekrochen ſind, ſein Stillſchweigen brütend ſizen.

Hamlet.

Hört ihr, Herr -- was iſt die Urſache, daß ihr mir ſo begegnet? Ich liebte euch allezeit: Aber es hat nichts zu ſagen. Laßt den Hercules ſelbſt thun was er kan, die Kaze muß mauen und der Hund ſeinen Lauf haben --

[Er geht ab.]

König.

Ich bitte euch, guter Horatio, habet acht auf ihn. (Horatio geht ab.) (zu Laertes.) Stärket eure Geduld durch unſre lezte Abrede. Wir wollen uns nicht länger ſäumen, die Hand an die Ausführung zu legen -- Liebe Gertrude, gebet eurem Sohn einige Hüter zu -- Dieſes Grab ſoll ein würdiges Denkmal bekommen -- Und nun wollen wir unſrer Ruhe eine Stunde ſchenken.

[Sie gehen ab.]

Vierte Scene.

[Verwandelt ſich in eine Halle im Palaſt.]

Hamlet und Horatio treten auf.

[Hamlet erzeht ſeinem Vertrauten auf was Weiſe er den Inhalt der königlichen Commiſſion, womit Roſenkranz und

Herz und Geiſt im groſsen Auge, traf,
Denk' ich Dich in Deiner Schöpfung **Söder.**

Wird hinfort das Glück mir täglich ſpröder,
Schläft mein Kopf, ſonſt feurig, gut und brav,
Einſt des Trübſinns Troglodytenſchlaf,
Wird das Weltgewirr mir immer öder;

O! dann laſs zu Dir hinaus mich fliehn,
Und auf ſelbſt bebautem Gartenflecke
Will ich Kohl und Rüben für mich ziehn! —

Früh vielleicht geweiht für höhre Zwecke,
Grab' ich dann bald meiner Hüll' ein Grab:
Lächelnd ſtreift der freye Geiſt ſie ab! —

Karl W.

Schröder, ein verdienſtvoller Porträtmahler in Braunſchweig.

Graf, in Dresden, mahlte den Freyherrn von Brabeck, und dies Stück iſt eins der beſten Porträte in der koſtbaren Sammlung des letztern.

Söder, ein Guth des Freyherrn von Brabeck, eine Meile von Hildesheim, wo dieſer die oft dürftige Natur in ſeinen Anlagen ſo genialiſch benutzt hat — als wenn Mozart zu einem Text von Schikaneder komponierte, wo ſelbſt die Fehler Schönheiten werden. —

Der Winter.

Im trüben Duft iſt Föbus Glanz erblichen;
Es ſchreyt im nackten Horſt nur Rab' und Aar;

Vom

Vom öden Anger flieht der muntre Star,
Und Progne baut in mildern Himmelsſtrichen.

Der ſtolze Schwan, aus ſeinem Reich entwichen,
Trug längſt zum Neſt die federloſe Schaar;
Denn Novazembla's allgewaltger Zaar
Hat ſchon der Najas Fluthenbett beſchlichen.

O, treuer Minne klarer Spiegelborn!
Noch rauſcht dein Fall durch manche Mirtenſtelle
Mit ſüßerm Laut als Hüons Zauberhorn:

Kein rauher Froſt umpanzre deine Welle!
Sonſt fliegt dein Schwan der Heimath ſeiner Ruh
In Lethe's dunkelm Schattenthale zu. —

Karl W.

VII.

Epilog,

Freitags den 27. März am Schluß der Schaubühne, geſprochen von Schröder.

Heiß für ſein Vaterland, für ſeine Nazion
Voll edlen Stolzes brennen, glühen,
Dem heimiſchen Talent nicht den gerechten Lohn,
Nicht Schutz, Aufmuntrung nicht entziehen,

War

War immer ehrenvoll; und seines Landes Ruhm
Mehr als den Ruhm des Auslands lieben,
Stets edler Völker Eigenthum!
Die ihr der heimischen Thalia treu geblieben,
Der Ruhm ist Eu'r! Ihr liebt das Vaterland;
Ihr schützet teutsche Kunst, daß sie nicht ganz verlassen
Von ihren alten Freunden stand.
Dank für die dargebotne Hand!
Laßt, Teutschgesinnte, sie mich fassen!
Liebt ferner Euer Vaterland,
Laßt ferner Eure Gunst ob unsern Spielen walten!
Vergönnt dem Mann, der so viel' Jahre lang
Euch zu vergnügen, zu gefallen rang,
Dem Drang nach fremder Kunst auch dies Jahr Stand
zu halten —
Er singt ja seinen Schwanensang. *)

VIII.

*) Auf das Dunkle dieses letzten Verses läßt folgender Auszug eines Schreibens aus H. vom 14. April einen, wiewohl für die Freunde der Schauspielkunst traurigen Lichtstrahl fallen. — „Es ist nun leider! entschieden, daß sich unser Schröder nur noch ein Jahr der Direkzion der vaterländischen Schaubühne widmen wird. Den 27. März hat er es selbst in einem Epilog beym Schluß des Theaterjahrs nach der Vorstellung der unglücklichen Ehe durch Delikatesse, dem hierüber äuserst betretenen und einen solchen Verlust aufrichtig betrauernden Publikum angekündigt.

VIII.

Auszug

aus einem Briefe aus Hamburg,

in Beziehung auf Nummer VIII. im dritten Stück des Merkurs v. dies. J.

Hamburg, am 13. April 1795.

Sie haben neulich, wie Sie mir schreiben, von unserm guten F. einen Brief erhalten, der Sie betrübt hat? Ich danke Ihnen für die Mittheilung desselben. Allerdings mußte er Sie bey Ihrer gegründeten Vorliebe für unsre Vaterstadt und für unsre Bühne, und bey der Wärme, womit Sie den guten Geschmack unter unsern Mitbürgern zu verbreiten suchen, betrüben. Aber beruhigen Sie sich: die Sache ist nicht so schlimm, wie F. sie vorstellt. Ich weiß, die Regel, audiatur et altera pars, ist Ihnen immer heilig gewesen, und so wird es Ihnen auch darum schon lieb seyn, einen Sprecher von der andern Seite zu hören.

Es

kündigt. Ich lege eine Abschrift dieses Epilogs bey, da die Hochschätzung, die ein durch Kunst und Herz so einziger Künstler von ganz Teutschland genießt, gewiß auch diesen wenigen Zeilen den Werth eines Aktenstücks ertheilt ꝛc.

Es ist wahr, wir haben jetzt drey Theater in Hamburg; aber ich kann nicht zugeben, daß dies durchaus nachtheilig für die Kunst, durchaus unbillig gegen das teutsche Schauspiel, und durchaus Beweis für den schlechten Geschmack unsers Publikums sey. F. hat Sie in seinem Briefe besonders gegen das französische Schauspiel einzunehmen gesucht: ich werde daher auch nur von diesem reden, und das Englische mit Stillschweigen übergehen. Lassen Sie sich denn nun erzählen, wie es mit der Ankunft und Aufnahme desselben bey uns zusammenhängt.

Zu Anfang des Novembers des vorigen Jahres kam Herr Bürsai, Mitglied des bisherigen Hoftheaters zu Brüssel, mit seiner Frau und seinen beyden Söhnen hieher, und bat unsern Senat um Erlaubniß, mit seiner Gesellschaft, die wegen der damaligen Unruhen ihren Wohnort zu verlassen gezwungen worden, hier Schauspiele und Opern in französischer Sprache aufzuführen. Sein Gesuch ward ihm gewährt, und bald darauf kam der größte Theil der übrigen Mitglieder dieser Gesellschaft, welche theils im Haag, theils zu Münster sich aufgehalten hatten, hierselbst an. Fast ohne alle Bekanntschaft und ohne irgend eine gewisse Aussicht auf Unterstützung wandten sie sich zuerst mit einem Vorschlage zur Vereinigung an Schrödern, in der natürlichen Voraussetzung, diese würde für beyde Theile vortheilhaft seyn. So hieß es schon in dem ersten Gesuch, welches Bürsa dem Rathe übergab:

„Die Gesellschaft, welche die ältern Rechte des Herrn Schauspieldirektors Schröder anerkennt und ehrt, wird, in dem gehofften Falle, daß Ew. die gebetne Erlaubniß hochgeneigt ertheilen, mit demselben solche Verfügungen zu treffen suchen, daß auch Ihm diese französischen Schauspiele eher vortheilhaft als nachtheilig werden. Man erwartet alsdann von der bekannten Billigkeit dieses Mannes annehmliche Vorschläge darüber."

Schröder erklärte sich gleich Anfangs völlig abgeneigt, sich mit den Fremdlingen einzulassen, und war nicht dazu zu bewegen, ihnen auch nur irgend einige Vorschläge zu thun. Darauf sandte ihm Dürfai folgendes Memoire zu, welches ich Ihnen hier ganz mittheile, und für dessen Aechtheit ich bürge.

„Mr. Schroeder doit être bien convaincu des égards, que le Représentant de la société dramatique de la cour de Bruxelles se fait un devoir de conserver pour le nom, le mérite et la personne du premier poëte comique de l'Allemagne.

Notre société s'estimerait heureuse de devoir, dans Hambourg, les moyens de son existence momentanée à la complaisance de Mr. Schroeder. Je la sollicite au nom de mes Camarades, assuré, comme je le suis, qu'ils ratifieront toutes les conven-

ventions que Mr. Schröder aura propoſées ou acceptées.

Loin d'en propoſer, Mr. Schroeder ne m'annonce jusqu'ici qu'un refus décidé; je me trouve donc dans le cas, de mettre moi-même ſous ſes yeux des propoſitions, dont je lui garantis l'acceptation par ma ſociété.

On travaille à faire remplir un plan de ſouſcription, qui peut nous fournir une ſomme plus ou moins conſidérable. Nous offrons à Mr. Schroeder l'abandon du tiers net de cette ſomme.

Nous demandons que Mr. Schroeder conſente, que ſon théatre ſoit occupé alternativement par ſon ſpectacle et par le nôtre; ce qui nous donneroit, comme à lui, trois repréſentations dans une ſemaine et deux dans l'autre. Cette alternative auroit lieu jusques à la clôture du ſpectacle, vers l'approche de la fête de pâques 1795.

Quand Mr. S. donnera ſon ſpectacle, nous n'aurons rien à y prétendre. Quand nous tiendrons ſon théatre, nous lui abandonnerons le tiers net de la recette; et ſur les deux tiers reſtans, nous ſerons tenus de payer et nos frais extraordinaires, et les frais du jour, conformé-

ment à la note, qui nous ſera fournie, approuvée par Mr. Schroeder.

Quand nous obtiendrons la faveur de donner concert, tous les frais ſeront prélevés ſur la recette, et la moitié du reſtant appartiendra à Mr. Schroeder.

Si Mr. Schroeder était ſenſible à l'intérêt, nous regarderions ces propoſitions comme ſuffiſantes pour le déterminer; mais il y a pour cet homme célébre une raiſon plus déciſive: c'eſt l'honneur d'accueillir ſur ſa ſcène les muſes étrangeres.

Si nos eſpérances ſont trompées, ſi Mr. Schroeder demeure invariable dans ſes refus, nous en aurons un vrai regret, parceque, quelques ſacrifices que nous faſſions, nous ne pourrons procurer à nos ſpectateurs, ni une ſalle auſſi commode, ni une ſcène auſſi bien ſervie que la ſienne; mais reduits à cet expedient, nous demanderons à Mr. Schroeder, de nous aider par quelques ſecours qui ſont en ſon pouvoir: nous le prierons de nous vendre ou de nous louer quelques décorations, qui ont ſervi au pantomime Nicolini, et dont nous apprenons que Mr. Schroeder peut diſpoſer.

Je le prie inſtamment de me donner ſur ces objets ce ſoir même du lundi 17 Novembre, après le ſpectacle, une réponſe déciſive, verbale ou écrite. Son refus de me répondre ſeroit pour moi l'équivalent d'un refus réel.

Je ſouhaite que ma démarche, dont l'intérêt de mes camarades m'a fait une néceſſité, ne me prive, dans aucun cas, de l'eſtime de Mr. Schroeder. J'en ſuis auſſi jaloux que je ſuis admirateur de ſes ouvrages.

Burſai.

Konnte man billigere Bedingungen machen? Konnte man ſich verbindlicher ausdrücken? Deſſen ungeachtet blieb Schröder bey ſeinen vorigen Aeußerungen: es ſey ſeiner Denkart zuwider, ein fremdes Schauſpiel auf Koſten des Nazionaltheaters zu unterſtützen. Er beharrte bey ſeiner vorigen abſchlägigen Antwort.

Nun mußte die franzöſiſche Geſellſchaft nothwendig andre Verſuche machen, um ſich ihre Subſiſtenz bey uns zu ſichern; und dieſe glückten beſſer. Es ward eine Subſkripzion auf 36 Vorſtellungen bis Oſtern dieſes Jahres eröfnet, welche 1100 Dukaten betrug. Der Concertſaal ward gemiethet, und ganz bequem für's Schauſpiel eingerichtet. Am 10ten December ward zum erſtenmahl geſpielt, und hernach wöchentlich fünfmal, faſt immer vor einem ſehr vollen Hauſe, und mit ungetheil-

kem Beyfalle. — Die Mitglieder der Gesellschaft sind zum Theil vortreflich, und zeichnen sich auch in ihrem Privatleben als vorzüglich gesittete, häusliche, gebildete, gute Menschen aus.

So liegt die Sache. Dies sind Fakta, die auch F. weder wird leugnen wollen noch können; und doch schildert er die Ankunft und Aufnahme dieser Fremdlinge als eine höchst unbillige Sache, und besonders als eine schreyende Beleidigung gegen Schröder. Aber wenn man erwägt, daß Schröder kein Monopol hat; daß die Menge der Fremden in unsrer Stadt jetzt so sehr groß ist, daß unter diesen Viele aus Unkunde der Sprache das teutsche Theater nicht benutzen können; daß es die Pflicht einer guten Polizey ist, das schuldlose Vergnügen aller Einwohner einer Stadt möglichst zu befördern; und wenn man besonders bedenkt, daß diese Ankömmlinge der Hülfe und des Schutzes bedurften: so liegt in ihrer Aufnahme gewiß keine Ungerechtigkeit, keine Unbilligkeit, kein Mangel an Patriotismus.

Wenn Sie mit dieser Aeußerung die Beschuldigungen vergleichen, welche F. unserm Publikum macht, und die Heftigkeit, womit er sich ausdrückt: so wird sich Ihnen auch die Bemerkung aufdringen, wie sehr sich auch der bessere und billigere Mann vergessen kann, so bald er sich durch Partheygeist verleiten läßt. Wie? wenn zufällig sein Brief einigen Mitgliedern der französischen

Ge-

und Güldenſtern beladen waren, entdekt und vereitelt habe. Da dieſe ganze Scene nur zur Benachrichtigung der Zuhörer dient, ſo wären zwey Worte hinlänglich geweſen, ihnen zu ſagen was ſie ohnehin leicht erraten könnten. Hamlet hatte Urſache ein Mißtrauen in die Abſichten des Königs bey ſeiner Verſendung nach England zu ſezen. Er ſchlich ſich alſo während daß die beyden Geſandten ſchlieſen, in ihre Cajute, fingerte ihr Paket weg, zog ſich damit in ſein eigenes Zimmer zuruk, erbrach das königliche Sigel und fand einen gemeßnen Befehl an den Engliſchen König, vermöge deſſen dem Hamlet ſobald er angelangt ſeyn würde, der Kopf abgeſchlagen werden ſollte -- Er ſtekte dieſes Papier zu ſich, und ſezte ſich hin, eine andre Commiſſion zu ſchreiben, worinn der König auf ernſtlichſte beſchwohren wurde, ſo lieb ihm die Freundſchaft Dännemarks (von welchem England damals abhängig war) ſey, die Ueberbringer dieſes Schreibens unverzüglich aus dem Wege räumen zu laſſen. Zu gutem Glüke hatte er ſeines Vaters Signet in der Taſche; und zu noch gröſſerm Glük war es dem groſſen dähniſchen Sigel vollkommen gleich; er faltete alſo dieſes Schreiben eben ſo wie das erſte, unterſchrieb und ſigelte es, und legte es ſo geſchikt an die Stelle des andern, daß Roſenkranz und Güldenſtern die Verwechslung nicht gewahr wurden, und alſo bey ihrer Ankunft in Englaud wie Bellerophon, ihr eigenes Todesurtheil überlieferten. Horatio findet hieben bedenklich, daß dieſer mißlungene Ausgang des Königlichen Bubenſtüks nicht lange ver-

Gesellschaft in die Hände fällt, muß es sie nicht kränken, ihre Kunst eine fremde, gepuderte, gefirnißte, beflinkerte und beflitterte Dirne, ihre Vorschläge an Schröder ein sonderbares Ansinnen, und sich selbst seine wandernde Halbbrüder nennen zu hören? Oder wollte er sie etwa kränken, diese unglücklichen Fremdlinge, die ihr Vaterland und Alles, was ihnen lieb war, verlassen mußten, und im Vertrauen auf Hamburgs so oft bewährten Edelmuth hieher kamen, und in unsern friedlichen Mauern Schutz suchten und fanden? Nein, das kam nicht aus seinem Herzen.

Uebrigens ist es auch nicht einmal ganz gegründet, daß das teutsche Schauspiel um des französischen willen vernachläßigt werde. Freylich ist ein großer Theil unsers gebildeten Publikums häufig im französischen Theater; man besucht so gern ein Schauspiel wo nicht nur Einzelne ihre Pflicht erfüllen, sondern wo man ein treffliches Ganzes sieht. Aber auch das teutsche Theater ist fast immer besetzt gewesen, theils weil Schröder einige neue gute Stücke gab, theils weil er und seine Frau sehr oft selbst spielten, theils weil wirklich bey der Menge von Fremden in Hamburg jetzt zwey Schauspielhäuser nicht zu viel sind.

Mit sehr vielem Witze zählt K. die Beschwerden auf, die Einzelne gegen Schrödern erheben. Was mich anbetrift, ich glaube nicht, daß sie Schrödern treffen.

Ganz Hamburg ehrt in ihm den großen und wahren Künſtler; aber ich glaube, es kann mit der Achtung gegen ihn gar wohl beſtehen, unter den angeführten Umſtänden auch ein fremdes Schauſpiel zu ſchützen.

Ich muß noch einmal auf einen ſehr harten Ausdruck zurückkommen, den ſich F. in ſeinem Briefe erlaubt.

„Schröder" ſagt er, „hat ſich bey dieſen Zudringlichkeiten benommen, wie er ſich als Teutſcher und als Mann benehmen mußte. Er hätte dieſen wandernden Halbbrüdern wohl eine Einnahme ſchenken, aber nie mit ihnen eine theilen können."

So zu reden, das iſt nicht nur nicht edel, ſondern in der That klein. Schröder war Herr, zu thun was er wollte: aber keiner, der ſein Freund iſt und für ihn ſpricht, darf ſo ſich äußern. Sie ſahen aus den vorhin angegebnen Umſtänden, daß die franzöſiſchen Schauſpieler nicht zudringlich gegen ihn waren: man machte ihm nur Vorſchläge, die Sie nicht unbillig finden werden. Von Geſchenken war nicht die Rede, im Gegentheil wollten ja die Fremden mit ihm theilen. Konnte er als Mann und Teutſcher nicht mehr thun, ſo war es doch ihnen nicht zu verdenken, daß ſie andre Maßregeln ergriffen. Hat er als Mann und als Teutſcher gehandelt, wohl ihm! Aber wohl auch und heißer Dank jedes Guten denen, die der Verlaßnen ſich annahmen, ſie ſchütz-

ten

ſen und ihnen halfen! Sie haben als Menſchen gehandelt und als Hamburger. Wohl ihnen!

Vielleicht ſchreibe ich Ihnen nächſtens Etwas über die einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft.

G.

IX.

Briefe
über die Voſſiſche Ueberſetzung des Homers.

Erſter Brief.

B. den 12. April 1793.

Sie ſcheinen in Ihrem letztern Briefe als etwas ausgemachtes vorauszuſetzen, daß ich die Voſſiſche Ilias geleſen haben müſſe; was werden Sie alſo von mir denken, wenn ich Ihnen ſage, daß ich erſt vor wenigen Tagen zufälliger Weiſe die Entdeckung gemacht, daß ſie ſchon über Jahr und Tag öffentlich erſchienen ſey? Seltſam genug, da Sie wiſſen, daß Fieldings Pfarrer Adams ſelbſt kaum ein mehr ſchwärmeriſcher Liebhaber vom Aeſchylus war, als ichs von Homers Werken bin. Zwar wird mein Aufenthalt in einem der abgelegenſten Win-

kel einer Gegend, worin ich vielleicht der einzige bin, den eine solche Erscheinung interessiert, Ihnen die Sache weniger befremdend machen: aber zur Steuer der Wahrheit muß ich Sie doch versichern, daß mir dieses, ungeachtet meiner gezwungnen Abgeschiedenheit von der Welt, nicht begegnet wäre, wenn in einer von den gelehrten Zeitungen und Monatsschriften, die ich von meinem G[illegible] von Zeit zu Zeit mitgetheilt erhalte, von dem Daseyn der Vossischen Ilias (die doch bey Hammerich schon im Jahre 1793. herausgekommen seyn soll) auch nur mit Einem Wort Erwähnung geschehen wäre. Dies — gestehen Sie es mir, wiewohl Sie selbst ein wenig mehr als mir lieb ist dabey betroffen sind, — ist in der That noch mehr als seltsam, es ist, mit Ihrer Erlaubniß, so — doch das Wort muß nun schon heraus — so schändlich, daß ich mich im Namen unsrer ganzen Nazion einer so unbegreiflichen Gleichgültigkeit schäme. Es ist ein neuer trauriger Beweis, wie weit es bereits mit dem Verfall des Geschmacks unter uns gekommen ist, und mit welchen starken Schritten wir uns, bey allem Anschein einer immer zunehmenden Kultur, der Barbarey wieder nähern bevor wir noch den Gipfel erreicht haben, von welchem es allenfalls natürlich wäre, allmählig wieder herunter zu glitschen. Wahrlich, so war es nicht zu unsrer Zeit! Welch ein Aufsehen, welche Neugier, welch eine lebhafte Theilnehmung, welchen Jubel würde eine Uebersetzung der Homerischen Werke — und nun erst eine solche, wie man von einem Manne wie Voß erwarten

ten muß — vor vierzig Jahren bey allen, die nur ein einigen Grad von Ausbildung und Geſchmack Anſpruch machten, verurſacht haben? Wie würden die gelehrten Tagblätter geeilt haben, einander mit ihrer Anzeige zuvorzukommen? Welch ein Geſchäfte würden ſich die damaligen Kunſtrichter daraus gemacht haben, eine für unſre Sprache und Litteratur ſo wichtige Arbeit zu beurtheilen, ihren Werth zu beſtimmen, ihre Vollkommenheiten und Mängel ins Licht zu ſetzen? Wie? Sind wir etwa ſchon ſo weit — oder beſſer zu ſagen, wie jämmerlich muß es mit uns ſtehen, wenn wir uns einbilden können, ſchon ſo weit gekommen zu ſeyn, daß eine Ueberſetzung Homers etwas unbedeutendes und keiner Notiz würdiges in unſern Augen iſt? Was könnte denn wohl ein Mann von Genie, der mit allgemein anerkannten Talenten zugleich einen ſo ſeltnen Grad Filologiſcher Gelehrſamkeit verbindet, wie unſer Voß, was für ein größeres Geſchenk könnte er ſeiner Nazion machen, als eine meiſterhafte Ueberſetzung Homers? Und wenn wir die Sache auch nur von Seiten der Schwierigkeiten betrachten, womit Eine literariſche Unternehmung vor der andern umgeben iſt, wo fände ſich wohl eine, zu welcher mehr Kühnheit, mehr Imaginazion und Urtheilskraft, mehr Scharfſinn, mehr Gewandtheit des Geiſtes, mehr Unverdroſſenheit, und man möchte faſt ſagen Hartnäckigkeit im arbeiten, und ein größerer Schatz von gelehrten Kenntniſſen aller Arten erfodert würde, als zu einer Ueberſetzung Homers? Und eine ſo ſchwere, ſo große, ſo verdienſtvolle

Gei-

Geiſtesarbeit; die ihrem Unternehmer, ſo fern ſie ihm wirklich gelungen iſt, den öffentlichen Dank der Nazion eben ſo gut und mit noch größerm Recht, als ehemals des Biſchoffs Bürnet Geſchichte der Reformazion in England eine öffentliche Dankſagung von dem Britiſchen Parlament, zuziehen ſollte, wird bey uns im Jahre 1794. nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung in den unzähligen Zeitſchriften, womit Teutſchland überſchwemmt iſt, werth geachtet? Beynahe ſollte ich, wenn es nur irgend möglich wäre, auf den Argwohn gerathen, daß der Voſſiſche Homer der vielleicht zu hoch geſpannten öffentlichen Meinung und Erwartung kein Genüge gethan habe, und daß nicht ſowohl Gleichgültigkeit oder irgend ein geheimes Komplot (in welches doch, wenn man auch annehmen wollte, daß es bey einer gewiſſen Parthey Statt fände, doch nicht alle teutſche Gelehrte eingegangen ſeyn könnten) als vielmehr die Verlegenheit was man ſagen und wie man von einem Werke urtheilen ſolle, welches man weder aus voller Bruſt gut heiſſen noch, ohne Gefahr ungerecht und unbillig zu ſeyn, tadeln kann, Schuld an dieſem unbegreiflichen Stillſchweigen ſey. Aber, wie geſagt, dieſe Vorausſetzung läßt ſich bey der Voſſiſchen Ueberſetzung gar nicht denken. Alles müßte mich täuſchen, oder von allen Ueberſetzern Homers in allen Sprachen, welche deren aufzuweiſen haben, hat gewiß keiner mehr Geſchicklichkeit, mehr Enthuſiasmus und Liebe für den Joniſchen Barden, ein tieferes Gefühl aller Schönheiten und Vorzüge ſeiner unübertref-

treflichen Gesänge, und einen unverdroßnern Fleiß, sich, soviel nur immer möglich, aller derselben zu bemächtigen, zu dieser Unternehmung mitgebracht, keiner so viel von sich selbst gefodert und sich die Arbeit so schwer gemacht als V. Es ist also unmöglich, daß es ihm mißlungen seyn könnte, daß er nicht alle seine Vorgänger übertroffen haben sollte; wenigstens läßt sich gar nicht denken, daß er — der gewiß nicht eher mit seiner Arbeit hervortrat, bis er in einem gewissen Grade selbst mit sich zufrieden war — er, der gewiß so gut als der Mahler in Emilia Galotti genau wußte was er geleistet, und was er nicht geleistet und warum er es nicht leisten konnte — es ist gar nicht denkbar, sage ich, daß er so weit unter einer billigen Erwartung des gelehrten Publikums geblieben seyn könnte, um die Gleichgültigkeit zu verdienen, womit er (wie man sich wenigstens zu schließen gezwungen sieht) von demselben aufgenommen worden ist.

Doch, verzeihen Sie, daß ich mich so lange bey einem so höchst unangenehmen Umstand aufhalte. Was auch die Ursache desselben seyn mag, ich brenne vor Verlangen mit meinen eigenen Augen zu sehen, wie einer meiner Lieblinge unter unsern Dichtern die Ilias, meinen Liebling unter den Dichterwerken, in unsre Sprache übergetragen hat; und ich beschwöre Sie, bey allen Musen, deren Priester Sie sind, mir sobald als möglich, durch einen der Sylfen oder Gnomen, die Ihnen hoffentlich zu Gebote stehen, und wenn es auch durch den

Diable

Diable boiteux ſelber wäre, ein Exemplar der Voſſiſchen Ueberſetzung zu überſenden; in deſſen ungeduldigſter Erwartung ich u. ſ. w.

Zweyter Brief.

Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie Sich über die Gleichgültigkeit ereifern, womit, dem Anſchein nach, Voſſens teutſcher Homer aufgenommen worden iſt. Gewiß haben nicht alle, von welchen zu erwarten war, daß ſie ein ſolches Werk bekannt zu machen eilen würden, und am aller wenigſten die Herausgeber kritiſcher Blätter, eine ſo gültige Entſchuldigung für ihr Stillſchweigen anzuführen als — ich, deſſen Werk die Kunſtrichterſchaft nie geweſen iſt, und der weder genugſame Kenntniſſe noch Luſt hat, ſich einem Amt zu unterziehen, deſſen Pflichten ich mir ſo ſchwer vorſtelle, daß ich mir eher einen Platz unter den Richtern am Styx, als unter den berufnen und unberufnen Richtern über Werke des Geiſtes und Geſchmacks zu behaupten getraute; nichts davon zu ſagen, daß man eine ſolche Arbeit wie die Voſſiſche Ueberſetzung Homers nicht nur geleſen, ſondern ſtudiert haben muß, um ein Urtheil, deſſen man ſich nicht zu ſchämen habe, darüber zu fällen, und daß es mir dazu im verwichnen Jahre ſchlechterdings an Muße fehlte. Eben dieſe Urſachen ſind es, was mich auch entſchuldigen muß, daß ich von einem andern Werke bisher geſchwiegen habe, welches in ſeiner Art eben ſowohl die öffentliche Aufmerkſam-

samkeit verdient, und meines Wissens eben so kaltsinnig als unser teutscher Homer aufgenommen worden ist, ich meine die ungefähr zu gleicher Zeit erschienene Borussias, die nun freylich keine Ilias ist, aber doch wahrlich vor tausend andern Produkten des vergangnen Jahres verdient hätte die Aufmerksamkeit unsrer Kunstrichter zu beschäftigen. Doch darüber mögen sich die verantworten, deren Beruf es ist, die kritische Gerechtigkeit auf unserm Parnaß zu handhaben! — Ich eile, m. F. Ihr Verlangen zu stillen, und würde mir Vorwürfe darüber machen, wenn ich Sie auch nur eine Minute länger von dem Vergnügen abhielte, sich durch ihre Augen zu überzeugen, mit welcher Kraft Ihr Lieblingsdichter diesen Ulyssesbogen zu spannen vermocht hat. Ich enthalte mich absichtlich jedes Urtheils, um das Ihrige desto freyer zu lassen. Lesen Sie, vergleichen Sie was V. geleistet hat mit dem Original selbst, mit den Arbeiten seiner Vorgänger in unsrer und in andern Sprachen, mit dem Ideal, das Sie Sich ohne Zweifel von dem gemacht haben, was eine möglichst vollkommene Uebersetzung Homers in unsrer Sprache seyn müßte: und wenn Sie Muße und Lust haben, so theilen Sie das Resultat Ihrer Untersuchungen mit Ihrem u. s. w.

(Die Fortsetzung dieses Briefwechsels nächstens.)

X.

Anzeigen.

1.

Die Abonnenten auf Wielands ſämmtliche Werke, aller Ausgaben, können in der jetzigen Oſtermeſſe die 2te Lieferung abholen laſſen, und die dritte zu Michaelis gewiß erwarten.

2.

Die zwölf ausgeſuchten Attitüden der Lady Hamilton in Neapel, von denen im Auguſt des Merkurs vorigen Jahrs ausführliche Nachricht gegeben worden, ſind in Weimar im Induſtrie-Komtoir, und in Hannover im Intelligenzkomtoir für 1 Karoline zu haben. Auch wird daſelbſt Subſkripzion auf eine zweyte Sammlung von ebenfalls 12 Blättern angenommen, welche den Subſkribenten für eine halbe Karoline geliefert werden ſollen.

3.

Vor kurzem iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Notice ſur la vie de Sièyes, Memire de la premiere Aſſemblée nationale et de la Convention. Ecrite à Paris en Meſſidor 2e année de l'Ere republicaine (v. St. juin et juillet 1784.) En Suiſſe (Preis 14 Gr.)

Dieſe äuſſerſt merkwürdige Schrift iſt nach der Pariſer Handſchrift abgedruckt, mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen des Herausgebers verſehen, und mit dem von Brea in Paris gezeichneten, und von Lips geſtochenen Bildniſſe Sieyes gëziert.

Eine teutſche Ueberſetzung dieſer Schrift iſt unter der Preſſe, und erſcheint nächſtens.

borgen bleiben könne. Hamlet beruhiget ſich hierüber daß doch die Zwiſchen-Zeit ſein ſey, und nicht mehr als ein Augenblik erfordert werde, dem Leben eines Menſchen ein Ende zu machen. Indeſſen bedaurt er, daß er ſich durch den Affect habe hinreiſſen laſſen, den Laertes zu beleidigen, und nimmt ſich vor, daß er ſich bemühen wolle, ſeine Freundſchaft wieder zu erlangen.] (*)

(*) Man kan hieraus ſchlieſſen, daß Hamlet Abſichten gegen den König gehabt habe; es war aber doch nichts beſtimmtes, kein Entwurf, worbey er ſich ſeiner eignen Sicherheit und eines glüklichen Ausgangs hätte verſichert halten können -- Hamlet ſoll und will ſeinen Vater rächen -- Dieſer Wille beherrſcht ihn vom erſten Actus des Stüks bis zum Ende, ohne daß er jemals ſelbſt weiß, oder nur daran denkt wie er dabey zu Werke gehen wolle -- Allein wir haben längſt geſehen, daß die Anlegung der Fabel, die Verwiklung und die Entwiklung derſelben gerade die Stüke ſind, worinn unſer Poet ſchwerlich jemand unter ſich hat. Indeſſen gefällt doch dem Engliſchen Parterre kein Stük ihres Shakeſpears mehr als dieſes. Man ſollte ſagen, es ſympathiſire mit ihnen. Der Humor des Hamlet (Denn das was ihn in dem ganzen Lauf des Stüks beherrſcht, iſt viel weniger Leidenſchaft als Laune) dieſe kalte, raiſonnirende oder richtiger zu reden, phantaſirende Melancholie, die nur dann und wann in plözliche und eben ſo ſchnell wieder ſterbende Wind-Stöſſe von Leidenſchaft ausbricht, dieſe Oekonomiſtikeit gegen ſein eignes Leben, welche das große Vorhaben der Rache, worein ſeine Seele gerollt iſt, dem ungefehren Zufall überlaßt, und es nicht der Mühe werth hält einen Plan anzulegen oder Praecautionen zu nehmen, um nicht ſelbſt in den Fall ſeines Feindes verwikelt zu werden -- Alles dieſes ſind Züge, worinn Engländer ihr eignes Volk zu ſehr erkennen, um nicht weit ſtärker davon intereſſirt zu werden, als durch die idealiſchen Charakters und und die ſtarken wuterfüllten Leidenſchaften der Helden des Corneille. Shakeſpears Helden, zumal ſeine Lieblings-Helden, ſind alle Humoriſten, und vermuthlich iſt dieſes eine Haupt Urſache, warum ungeachtet Sprache, Sitten und Geſchmak ſich ſeit ſeiner Zeit ſo ſehr verändert haben, dieſer Autor doch für ſeine Landsleute immer neu bleibt, und etwas weit anmaſslichers für ſie hat, als alle die neuern, welche nach franzöſiſchen Modellen gearbeitet haben.

Vierte

Neuer Teutſcher Merkur.

6. Stück. 1795.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Reineke's Beichte und Wallfahrt, nebst einer kurzen Untersuchung über den Ursprung des Romans von Reineke Fuchs. S. 113

II. Alba's Verwaltung der Niederlande, von der Hinrichtung des Grafen Egmont und Horn bis zum Ausbruche der Revolution. — 130

III. Ueber einige neue Kunstwerke des Hrn. Prof. Carstens. — 158

IV. Löw Bär Isak den Niemand kennen will; ein Beytrag zu Bahrdts Leben im Nekrolog und zu mehrern Recensionen über Bahrdten. — 189

V. Fortsetzung der Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst, zur Bildung des Geschmacks für Künstler und Liebhaber des Schönen. — 197

VI. Roschen. Eine Romanze. — 210

VII. Ankündigung. — 223

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen.

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission- und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Die allgemeine deutsche Bibliothek, so weit sie in dem Verlage der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin war, nehmlich vom I. bis CVI. Bande, nebst V. Anhängen, welche 18 Bände ausmachen, kostet im gewöhnlichen Preise 183 Rthlr. 16 gr. Diese Buchhandlung erbietet sich, dieses Werk von jetzt an bis zu Ende der Leipziger Ostermesse 1796 gegen baare Bezahlung für den äußerst wohlfeilen Preis von 75 Rthlr. im Conventionsgelde zu lassen. Einzelne Stücke (so weit der Vorrath reicht) werden bis dahin für 9 gr., und wenn man dreißig und mehr Stücke nimmt für 8 gr. gelassen. Jede Abtheilung eines Anhangs wird für 2 Stücke gerechnet. Die noch vorräthigen Bildnisse berühmter deutscher Gelehrten, welche sonst 4 gr. 6 gr. und 8 gr. kosteten, werden für 1 gr. 6 pf. u. 3 gr. gelassen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die noch vorräthigen Exemplare wieder in dem gewöhnlichen Preise verkauft.

Der neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1795.

I.

Reincke's Beichte und Wallfahrt, *) nebſt einer kurzen Unterſuchung über den Urſprung des Romans von Reincke Fuchs.

„Es lebte vor dieſem ein Fuchs ruhig in ſeinem Schloſſe Maupertuis. — Seit einiger Zeit drückten ihn die Beſchwerden des Alters, ſeine Kräfte nahmen zuſehens ab, und ſchon ahntete er im Geiſt ſein trauriges Ende. — Ach! rief er aus, ich kann nicht mehr Böſes thun! — Was iſt aus jenen Tagen geworden, wo ich, den Fang zwiſchen den Beinen, nichts auf der Welt fürchtete! — Ich

*) S. Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe ſiecle, Tom. I. 383. Der erſte Theil der Ueberſetzung dieſes Werks hat bereits die Preſſe verlaſſen, und der zweyte wird ihm nächſtens nachfolgen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20637 / 406

Ich habe mir viel Raub und Blut vorzuwerfen. Jetzt — ja ich muß mich ändern! Zu lange schon ward ich nur gefürchtet und gehaßt.“ ——.

Indem er weinend sich mit diesem Gedanken beschäftigte, kam ein Bauer daher, sah ihn verwundert an, und fragte ihn was ihm fehle?

„Was mir fehlt? Das fragt sich auch wohl noch! Können meine Thränen nach einem mit Stehlen und Fehlen zugebrachten Leben dich Wunder nehmen? — Aber ich hörte in meiner Jugend predigen, dem wer anklopfe werde aufgethan; und ich hoffe auf die Barmherzigkeit des Himmels.“

Er fragte hierauf den Bauer, ob in der Gegend umher nicht ein heiliger Mann wohne, bey dem er seine Sünden beichten und losgesprochen werden könne? — Der Bauer, der den Schelm wohl kannte, glaubte Anfangs, er hätte deß nur seinen Spott; als Reineke aber in seinem Anliegen beharrte, und ihm zu wiederholten Mahlen die Aechtheit seiner Reue betheuerte, führte der Bauer ihn mit sich durch den Wald, zu der Klause eines frommen Einsiedlers.

Wie sehr auch der Eremit beym Anblick des Räubers sich kreuzte, so rührten ihn doch bald sein zerknirschtes Herz und seine bußfertige Zähern. Er lobte seine Rückkehr zur Tugend, und verlangte das

Be-

Bekenntniß seiner Sünden. Reineke beichtete ehrlich. Aber seine Verbrechen waren so zahlreich und so groß, daß der Klausner ihn nicht zu absolvieren wagte, sondern nach Rom wallfahrten hieß, um seine Lossprechung beym heiligen Vater zu suchen. — „Ey! sprach Reineke für sich, warum soll man denn so weit nach Vergebung der Sünden laufen, die Gott einem eben so gut hier vergeben kann? Also um uns nach Rom zu ziehen, behält sich der Pabst die Gewalt vor, Sünden zu erlassen!“ — Da dem indessen nicht zu helfen war, so gehorcht' er, nahm einen Pilgerstab in die Hand, eine Scherpe um den Hals, und trat seine Wallfahrt an. — Nur war es ihm unangenehm, daß er allein reisen mußte. Zudem sah er sich genöthigt, um seinen Feinden, woran nirgend Mangel war, nicht in die Hände zu fallen, die Landstraßen zu meiden und Schleichwege zu wählen. Aber nicht lange, so führte sein gutes Glück ihm einen Reisegefährten zu.

Bey seinem Wege über ein ebnes Feld, worauf eine Heerde Schafe weidete, fiel ihm Belin, der Widder, in die Augen. Er saß abseit in traurigen Gedanken verlohren. Reineke spricht ihn an: „Warum so tiefsinnig, Freund?“ — „Ach! erwiedert Belin seufzend, ich denke an den Tod. Viele Jahre dient' ich einem Bauer treu und fleißig. Fast alle diese Schafe sind meine Kinder. Zum Lohne so vieler Dienste versprach ich mir wenigstens einen ruhigen Tod. Aber der Undankbare will mich mor-

gen für seine Schnitter braten lassen, und hat schon mein Fell an einen verkauft, der sich daraus Stiefeln zu einer Reise nach Rom machen will."

„Rom hier und Rom da! versetzte Reineke. Geht denn Alles nach Rom? — Doch wenn du so wie ich dahin gingest, so würde man wenigstens keine Stiefeln aus dir machen. Armer Bursche! du dauerst mich. Aber vielleicht gilts nur einen raschen Entschluß, um mit heiler Haut davon zu kommen." — „Und welchen? Umsonst grüble ich nach; mir will nichts beyfallen. Höre, Bester, du hast Kopf; gib mir guten Rath!" — „Der Rath ist leicht — Zieh aus! Aber höre mich! Wie dir bekannt seyn wird, lebt' ich lange als ein Taugenichts; aber alle Sünder finden Erbarmen, und ich habe in der Schrift gelesen, daß die Engel im Himmel sich mehr freuen über einen Uebelthäter, der sich bekehrt, als über einen Gerechten, der beharret. Was ist auch am Ende die Welt mit aller ihrer Lust? Wind und Rauch! Gott befiehlt uns ihr zu entsagen, und zu seiner Ehre Alles zu verlassen, Vater, Mutter, Kinder, Hüner und Kräuter. Ich gehorche, und zweifle nicht, daß ich einmal in der Legende stehen werde. Vor der Hand geh' ich indessen nach Rom, um mir vom Pabste Vergebung der Sünden zu hohlen. Willt du mit? Du hast dabey doppelten Vortheil: einmal wirst du dein Fell nicht verlieren, hernach Absolu-zion bekommen."

Pelin, etwas einfältig von Hause aus, fand den Vorschlag bewundernswürdig weise, fiel seinem Freund in die Arme, benetzte ihn mit Freudenthränen, und machte sich mit ihm auf den Weg.

Nach einer kleinen Strecke Weges erblickten sie Bernard den Erzpriester. Er speiste in einem Graben Disteln. Reineke bot ihm einen guten Tag. Bernard hob sein Haupt empor, sah Meister Reineken in dem Aufzug eines Pilgers, und fragte ihn verwundert, was diese Vermummung zu bedeuten habe? „Mein Bester, erwiederte Reineke, man muß Alles thun um seine Seele zu retten. Ich gehe nach Rom, und es wäre gescheid, wenn du ein gleiches thätest. Denn, statt Holz und Kohlen zu tragen und geprügelt und geschunden zu werden, würdest du dadurch frey von Herrn und Arbeit, und fändest überall gut zu essen und zu trinken.“ — Der letzte Punkt fiel Bernarden vorzüglich auf. „He! sprach er, wie war das? Ueberall gut essen und trinken? Sag mir das noch mal!“ — „Bey meiner Treu, Bernard! Du findest allenthalben zu fressen und zu saufen!“ — Hierauf stieg Bernard der Esel aus dem Graben, und folgte den beyden Pilgern.

Sie mußten durch einen großen Wald. Die Nacht überfiel sie. Reineke, für alles Wetter gemacht, that den Vorschlag, unter einem Baume

Vierte Scene.

[Oſrik des Königs Hofnarr, kommt dem Hamlet zu melden, der König habe eine Wette mit Laertes angeſtellt, daß ihm Hamlet im Fechten überlegen ſey. Dieſe Scene iſt mit der unüberſezlichen Art von Wiz, Wortſpielen und Foppereyen angefüllt, worinn unſer Autor ſeine damaligen Rivalen eben ſo weit als an Genie und an wahren Schönheiten hinter ſich ließ. Nach einem langen Ball-Spiel mit Wiz, unter welchen einige Satyriſche Züge gegen die gezwungene und precieuſe Hof-Sprache der damaligen Zeit mit einlauffen, fertigt Hamlet den Narren mit der Antwort an den König ab, daß er auf der Stelle bereit ſey, den Wett-Kampf mit Laertes zu unternehmen. Bald darauf tritt ein Herr vom Hofe auf, und kündigt an, daß der König die Königin, und der ganze Hof im Begriff ſeyen zu kommen und dem Wett-Kampf beyzuwohnen. Er ſezt hinzu; Die Königin erſuche den Prinzen, vor Anfang des Gefechts ſich eine Weile mit Laertes auf einen freundſchaftlichen Fuß zu unterhalten. Hamlet verſpricht es zu thun, und der Höfling geht ab.]

Horatio.

Ich beſorge ihr verliehret die Wette Gnädiger Herr.

Hamlet.

Ich glaub es nicht; ich bin, ſeit dem er nach Frank-

Nachtquartier zu halten. Belin aber, gewöhnt alle Abende einen guten Stall zu finden, fand diesen Vorschlag nicht sehr annehmlich. Ueberdies war ihm vor Wölfen bang. Bernard unterstützte seine Meinung sehr nachdrücklich, und Reineke sah sich daher genöthigt nachzugeben. „Gut! sprach er; wir kommen auch gleich an eine Herberge meines Freundes und Schwagers Isangrin, wo wir die beste Aufnahme finden werden.“ — Bey dem Wort Isangrin erschraken Belin und Bernard nicht wenig; sie argwöhnten Verrätherey. Reineke aber beschwor ihnen seine Redlichkeit so hoch und theuer, daß sie ihm getrost nachfolgten.

Isangrins Wohnung war leer; Er und Herse, seine Frau, waren auf der Jagd. Die Reisenden fanden aber einen großen Mundvorrath von aller Art, und machten sich unverzüglich darüber her. Speise, Trank und Scherz setzten sie nach und nach in gute Laune und Feuer; die Andacht wurde vergessen; jeder stimmte nach seiner Weise ein lustiges Liedchen an.

Inzwischen kam das Ehepaar mit Beute beladen zurück. Sie hören von weitem das lärmende Bacchanal, und sehen ein Weilchen voll Furcht an sich zu nähern. Endlich meint Frau Herse Reineke's Stimme zu erkennen, schleicht sich zur Thüre, guckt durchs Schlüsselloch, sieht das lustige Banquet, und erzählt ihrem Gemahl die ganze Geschichte.

Wüthend rennt Isangrin hin, schlägt an die Thür, und ruft mit fürchterlicher Stimme, daß er sie alle erwürgen wolle. — Wie dem Belin und Bernard dabey zu Muthe war, läßt sich denken. Reineke aber sprach zu ihnen: „Feige Seelen! kennt ihr mich nicht besser? Ich will in dieser Noth schon Rath wissen. Fürchtet nichts. Du, Bernard, mach die Thür ein klein wenig auf. Isangrin wird sich blind herein werfen. Sobald sein Kopf durch ist, drücke die Thür wieder an und halte fest. Belin wird das übrige besorgen."

Die Kriegslist gelang; Isangrin fiel in die Falle. Sogleich schoß Belin der Widder mit seinen Hörnern auf ihn los, wieder zurück, und wieder auf ihn los — nie ward ein belagertes Thor so heftig berennt — kurz, Belin stieß so tapfer und so lange, bis Isangrins Gehirn auf der Erde lag.

Frau Herse war indeß in den Wald gelaufen, um Hülfe herbey zu rufen. Eben gab Isangrin seinen Geist auf, als zweyhundert seiner Brüder schrecklich heulend zu seinem Beystande anlangten. Belin und Bernard zitterten an allen Gliedern, und bereuten ernstlich, jener, seinen Bauer, dieser, seinen Kohlenbrenner verlassen zu haben. Reineke selber war nicht ohne Sorge. Aber Noth macht erfinderisch. „Freunde, sprach er zu seinen Gesellen, laßt uns aufs Dach klettern und von da auf

einen Baum setzen. Dann mögen unsre Feinde heulen so viel sie wollen." Ohne die Antwort seiner Kamaraden abzuwarten, die, weniger behend als er, vermuthlich andrer Meinung gewesen wären, — lief er sogleich auf das Dach des Wolfshauses, und nahm einen Sprung auf eine Esche. Die armen Thiere sahen sich schon in dem Rachen der Wölfe. Reineke aber sprach: „Lieben Freunde, uns bleibt noch ein Hülfsmittel. Ich will durch meine Stimme die Feinde in Schrecken setzen. Steht mir mit der eurigen bey; und seht ihr sie bestürzt weichen, dann hinterdrein mit euch, um sie zum Teufel zu jagen!" — Reineke schrie sogleich haro haro! und machte den Schall der Hörner und das Bellen der Hunde nach. Die Wölfe glaubten sich von Jägern überfallen, und warfen sich eiligst in die Flucht. Da erhob Bernard der Esel seine schreckliche Stimme, und brachte sie dadurch vollends so in Unordnung, daß sie einer über den andern purzelten Kühn durch ihre Flucht brach nun auch Belin aus seinem Hinterhalte hervor, und versetzte ihnen noch einige Stöße von hinten. Nach einem Augenblick war kein Wolf mehr zu hören noch zu sehen.

Zwar sahn sich Widder und Esel jetzt von aller Gefahr befreyt; doch aber hatte sie die Angst von aller Lust zu wallfahrten geheilt. „Wir gehen wieder nach Hause, sprachen sie zu Reinecken; gehab dich wohl!" — „Ihr thut wohl daran, erwiederte Rei-

Reineke, und ich will eurem Beyspiele folgen. Es giebt so viele Ehrenleute in der Welt, die nicht nach Rom gekommen sind. Ich will wieder nach meinem Maupertuis gehen, will dort arbeiten, den Armen geben, und einen christlichen Wandel führen. Gott wird damit nicht weniger zufrieden seyn, als wenn ich zu seiner Ehre ein Landstreicher würde."

Belin und Bernard schrien ihm Beyfall, und sie kehrten beysammen wieder nach Hause.

Diese Erzählung findet sich in dem Roman du Renard et d'Isangrin, der von drey Reimern nach einander verfaßt und, nach Angabe der Handschrift, im Jahr 1339 geendigt wurde. In diesem sonderbaren Romane sind alle damals bekannte Fabeln und Dichtungen über Reinard den Fuchs zusammengewebt. Isangrin der Wolf beschuldigt ihn vor dem Gerichtshofe des Löwen eines unerlaubten Umgangs mit Hersant seiner Frau. Der Löwe tadelt Isangrin über einen Proceß, wodurch er nur seine Schmach offenbar mache, und weist ihn mit der Ermahnung ab, sich über eine Begebenheit zu trösten, die Königen und Grafen widerfahre, und von Tage zu Tage gewöhnlicher werde — ein satyrischer Zug, der um so kühner ist, da er wahrscheinlich auf die drey Söhne Filipps des Schönen anspielt, deren Gemahlinnen öffentlich des Ehebruchs angeklagt wurden. — Hierauf folgen aller-

ley Streiche des Fuchses, z. B. wie er dem Raben den Käse entlockt; wie er sich aus einem Ziehbrunnen dadurch rettet, daß er den Wolf verführt sich in den andern Eimer zu setzen; seine Wallfahrt nach Rom, u. a. m. Endlich bietet er Isangrin eine Parthie Schach an, und thut, im Vertrauen zu gewinnen, den Vorschlag, das was ihnen beiden das Liebste sey aufs Spiel zu setzen. Reinard verliert und stirbt an den Folgen dieser Thorheit.

Alle diese Allegorien über den Fuchs könnten ursprünglich wohl nur eine Nachahmung jener Allegorie des Bidpai seyn. Bekanntlich sind die sogenannten Fabeln dieses Indischen Filosofen nichts anders als ein Unterricht für den Prinzen, seinen Suverän. Ein Fuchs stürzt darin einen Ochsen, den Großvezier des Löwen, bringt ihn zum Strange, und wird endlich selbst das Opfer seiner Verläumdungen. Diese Geschichte ist, im Geschmack der morgenländischen Poesie, mit Sentenzen, Maximen, Apologen und Erzählungen untermischt, die dem Hauptgegenstande völlig fremd sind, und ihn in jedem Augenblick aus unsern Augen rücken. *) —

Die

*) Dieser Angabe Legrands (in seiner literarischen Note zu dem Fabliau) widerspricht indessen dem Begriffe, den uns ein Auszug der Indischen Fabeln des Bidpai in der Bibliothèque univ. des Romans (Juin, 1788), nach der Uebersetzung des Galland und Kardonne, von diesen Dich-

Die alten französischen Dichter waren mit diesem Werke bekannt, sie haben mehrere Stücke daraus nachgeahmt; und es wäre demnach sehr wohl möglich, daß sie vielmehr hieraus als aus der Geschichte Reginards die Idee zu ihren Dichtungen über Reinard den Fuchs geschöpft hätten.

Die Geschichte gedenkt nemlich eines gewissen Reginard oder Reinard, eines am Ende des 9ten und zu Anfange des 10ten Jahrhunderts wegen seiner Verschlagenheit sehr berufenen Politikers im Austrasischen Reiche. Als ihn König Zwentibold, dessen Rath er war, Landes verwiesen hatte, begab er sich, dessen Befehle zuwider, mit Weib und Kind auf sein festes Schloß Tursos, welches Zwentibold eine Zeitlang vergebens belagerte, und von wo

Dichtungen giebt. Nach der alten persischen und arabischen Uebersetzung nemlich erschienen sie in der Einfassung eines politischen Testaments des Königs Houschenk für den König Dabschelim, worin 14 Maximen aufgestellt werden, wonach sich ein Souverän zu verhalten habe. Jede dieser Maximen wird durch mehrere Fabeln oder Erzählungen erläutert, und macht so ein besonderes Buch aus. — Die Fabel vom Löwen und Fuchse findet sich im 9ten Buche. Der König der Thiere macht den Fuchs, wegen seiner Geschicklichkeit in Staatsangelegenheiten, zu seinem ersten Minister. Seine Feinde suchen ihn zu stürzen; er macht alle ihre Verläumdungen zu Schanden, und erhält sich in der Gunst seines Monarchen.

wo aus er ihm viele verdrießliche Händel erweckte, indem er bald die westfränkischen, bald die teutschen Könige gegen ihn aufhetzte. — Man machte in seinem Zeitalter verschiedene Lieder auf ihn, worin er *Vulpecula* genannt wird, und in den folgenden Jahrhunderten mehrere allegorische und satyrische Gedichte in der Romanischen Sprache, die nachher in andere Sprachen übersetzt wurden. In allen wird er unter dem Bilde des Thieres vorgestellt, dem er im Französischen den Namen (Renard) gegeben hat. Lange waren diese Allegorien ein Lieblingsgegenstand der romanischen Dichter, weil sie ihrer Bößlichkeit einen so freyen Spielraum gaben. Le Grand sah über zwanzig verschiedene Stücke über den Renard. Hier nur die nähere Angabe eines der vorzüglichsten, des *Nouveau Regnard* des Jaquemars Gielée aus Lille, welcher 1289 geendigt wurde.

Der Löwe entbietet alle Thiere an seinen Hof. Der Fuchs spielt ihm eine Menge loser Streiche, und geräth endlich mit ihm in förmlichen Krieg. Der König der Thiere belagert ihn auf seinem Schlosse Maupertuis. Reinard aber bringt es endlich durch seine listige Anschläge dahin, daß der Monarch nach einem großen Verlust an Volk sich zurückziehen muß. Der Löwe läßt ihn durch den Erzpriester Bernard exkommunicieren. Sie versöhnen sich indessen bald wieder. Reinard aber, der jetzt wie vor raubt, Weiber mißbraucht u. s. w. bringt die Geistlichkeit

auf

auf seine Seite, um forthin vor ihnen Frieden zu haben. Die Priester befolgen die heuchlerischen Grundsätze, die er ihnen beybringt, und werden dadurch so reich und mächtig, daß sie sich vor ihm niederwerfen, um ihn anzubeten. — Reinard macht einen seiner Söhne zum Jakobiner, den andern zum Minoriten. Endlich beichtet er einem Klausner, der ihn nach Rom schickt. Dort findet er Fortunen, die ihn bekrönt und oben auf ihr Rad setzt. In der Miniatûre der Handschrift ist er so vorgestellt, auf dem Glücksrade sitzend, zur Rechten den Sire Stolz, zur Linken die Dame Guille (List). S. Les Oeuvres de Feu M. *Claude Fauchet*, feuil. 588. Paris 1510.

Uebrigens beweisen verschiedene Stellen der alten Dichtungen, daß die Erzählung von Reinards Beichte und Wallfahrt bey den Andächtigen jener Zeit sehr beliebt und geehrt war. Man machte Gemählde davon, und ein moralischer Dichter wirft den Priestern vor, daß sich die Abbildung dieses Gegenstandes in ihren Zimmern häufiger finde, als das Konterfey der heil. Jungfrau in ihren Kirchen.

En leur Mouſtier ne font pas fére
Sitoſt l'image Notre-Dame
Com font Iſangrin et la fame,
En leurs chambres, et de Renart.

Vie des Peres, manuſcr.

Als in der Folge Paris Schaugerüste erhielt, und Mysteren darauf vorgestellt wurden, machte man aus verschiedenen Erzählungen von Meister Reinard Possenspiele, die den heiligen Schauspielen zu Entremets dienten. — Bey dem Feste, welches Filipp der Schöne im Jahr 1313, als seine Söhne zu Rittern geschlagen wurden, anstellte, wurde, unter andern Spektakeln, auch eine ganze Lebensgeschichte Reinards vorgestellt. Reinard der Fuchs erscheint darin erst als Arzt und Chirurgus, dann als Priester, die Epistel und das Evangelium singend, hierauf als Bischof, dann als Erzbischof, und endlich als Pabst, — beständig Hüner und Küchlein speisend.

Vielleicht sind diese verschiedene Data hinreichend, die so lange streitige Frage zu beantworten: Ob die Fabel von Reineke Fuchs ursprünglich ein teutsches oder französisches oder niederländisches Produkt sey?

Heinrich von Alkmars Reyneke de Voß erschien zuerst gedruckt zu Lübek im Jahr 1498, also über 200 Jahre später als der Roman des Jaquemars Gielée, dessen Titel *Nouveau* Regnard noch frühere Produkte über Reinard vorauszusetzen scheint. Eccards Meinung wäre demnach (falls die Geschichte Reginards die Quelle der Fabeln von Reinard Fuchs seyn sollte, welches sie wenigstens zum Theile seyn wird) nicht unwahrschein-

ſcheinlich, daß nemlich aus den Volksliedern über Reginard, worin er mit einem Fuchſe verglichen wird, im 13ten Jahrhundert in den Niederlanden die Fabel von Reineke Fuchs in franzöſiſcher Sprache (in der Romane Française) um die Zeit Otto's IV. verfaßt, und um das Jahr 1290 von Jaquemars Gielée in eine neue Form gebracht, unter dem Titel des Neuen Reinard erſchienen ſey. S. *Eccard* in Praefat. ad Collect. Etymol. Leibnitz. — Eine Stelle in einer Sirvente Richards I. Königs von England, gegen den Daufin von Auvergne und den Grafen Gui, beweiſt übrigens, daß Dichtungen von Reinard und Iſangrin ſchon im zwölften Jahrhundert bekannte Sachen waren. „Ihr habt mir, heißt es daſelbſt, Treu und Glauben gelobt, und ſie mir gehalten wie Iſangrin dem Reinard.“ S. des Abbé Millot Hiſtoire litteraire des Troubadours, T. I. p. 63.

Hinrik van Alkmar, Scholemeſter un Tuchtlerer (Hofmeiſter) des Herzogs von Lothringen (Renatus II. ſtarb 1508, ſein Sohn Anton wird daher Alkmars Zögling geweſen ſeyn) wird alſo — nicht, (wie Gottſched in ſeiner Einleitung zum Reineke Fuchs, Leipzig und Amſterdam 1752. Morhofen nachſagt) um ſich mit ſeinem ſatyriſchen Gedichte deſto ſicherer unter dieſem Vorwande zu verſtecken,*) ſondern bona fide in ſeiner Vorrede geſagt

*) S. D. G. Morhofs Unterricht in der teutſchen Sprache und Poeſie, Lübek und Frankf. 1700. S. 333. —

Bey

reich gieng, in beſtändiger Uebung geweſen, ich halte mich des Siegs gewiß. Aber du kanſt dir nicht vorſtellen, wie übel mir allenhalben hier ums Herz iſt -- Allein das hat nichts zu bedeuten.

Horatio.

Ich denke nicht ſo, mein liebſter Prinz.

Hamlet.

Es iſt nichts, bloſſe Kinderey; und doch wär es vielleicht genug, um ein Weibsbild unruhig zu machen.

Horatio.

Wenn euch euer Herz eine geheime Warnung giebt, ſo folgt ihm. Ich will ihnen entgegen gehen, und ſagen, ihr ſeyd izo nicht diſponiert.

Hamlet.

Nein, nein, ich halte nichts auf Ahnungen; die Vorſehung erſtrekt ſich bis über den Fall eines Sperlings. Iſt es izt, ſo iſt es nicht ein andermal; iſt es nicht ein andermal; ſo iſt es izt; und iſt es nicht izt, ſo wird es ein andermal ſeyn -- Alles kommt darauf an, daß man bereit ſey.

geſagt haben: Jck hebbe dyt geghenwerdyge boek uth walſcher (walloniſcher) unde franszöſeſcher ſprake gheſocht un umegeſath in dudeſche ſprake. — Die Worte Alkmars (ſey er nun eine wirkliche Perſon oder nur ein literariſches Geſpenſt, genug die Worte des Verfaſſers des Reyneke von 1498) gheſocht un umegeſath (geſucht und umgeſetzt) verſtändigen uns hinreichend, wie er ſeinen Reyneke Voß verfaßt habe.*) Er iſt nicht bloßer Ueber-

Bey Morhof hat dieſe Meinung nicht ohne Grund. Er kannte den Reineke von 1498 nicht, und hielt einen Nikolaus Bauman (der 1522 zu Roſtok einen Reyneke herausgab) für den Verfaſſer des Gedichts. Nikolaus Bauman verließ, nach ihm, da er durch Hofkabale beym Herzog von Jülich in Ungnade gefallen, ſein Vaterland, ging nach Meklenburg, und wurde Geheimſchreiber beym Herzog Magnus. Hier ſchrieb er den Reineke aus eigner Erfahrung. — Gottſched aber hätte — wenn ihm auch nicht bekannt ſeyn konnte, daß die Materialien zum Reyneke Voß längſt Volksfabeln waren — durch Alkmars Erklärung in ſeiner Vorrede: daß er das Buch auf Verlangen ſeines gnädigen Herren (ume bede wyllen mynes gnedyghen heren) verfertigt, — verhindert werden müſſen, Morhofs Meinung beyzubehalten.

*) Morhof ſagt (Unterricht ꝛc. S. 334): „Wer die niederſächſiſche Sprache verſteht, und davon urtheilen kann, ſieht wohl aus der Fügung der ganzen Rede, daß es (das Gedicht von Reyneke Voß) einheimiſcher

Ueberſetzer, ſondern auch Ordner und Verbeſſerer der Fabel, wie Jaquemars Giele ſchon 200 Jahre vor ihm. Um aber Alkmars Verdienſt genauer zu beſtimmen, müßte man die Originale der frühern Romane und Dichtungen unterſuchen und mit ſeinem Reyneke vergleichen können. — Auch war ſchon 1481 ein engliſcher Reinard, *Regnard the Fox*, zu Weſtminſter bey *W. Caxton*, und 1485 ein holländiſcher, Reynaert de Vos, zu Delft erſchienen. S. Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur, 3 B. S. 28 ff.

L.

ſcher und nicht fremder Abkunft ſey." — Ein gelehrter Kenner der niederſächſiſchen Sprache wird aus der Fügung der Rede im Reyneke ſehen können, daß ſein Verfaſſer gut niederſächſiſch ſchrieb. Ein kritiſcher Kenner der alten teutſchen und franzöſiſchen Literatur hingegen möchte wohl ſehen, daß der Geiſt dieſer Fabeln von Reyneke eben ſo aut franzöſiſch ſey, wie jener im Nouveau Regnard des Gieles, im Roman du Renart et d'Isengrin, in den Farcen von Reinard, den Fabliaux ꝛc.

II.

Alba's

Verwaltung der Niederlande

von der

Einrichtung der Grafen Egmont und Horn bis zum Ausbruche der Revoluzion.

Unter der großen Anzahl merkwürdiger Menschen, welche in der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts glänzen, ragt Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, wie ein Koloß hervor. Die neue Lehre Kalvins und Luthers veranlaßte in jenem Zeitalter bekanntlich allenthalben die heftigsten Bewegungen, und allenhalben war es der Herzog von Alba, der gegen den Geist des Zeitalters in die Schranken trat. Seine Thaten im Felde machen ihn dem Krieger, sein Einfluß in den Kabinettern Karls V. und Filipps II. dem Staatsmann, sein Karakter dem Menschenforscher äusserst merkwürdig. Ich gebe folgendes historisches Bruchstück als Probe einer Biografie, und hoffe, daß es jedem Leser des T. M. auch ohne Einleitung verständlich seyn werde. Welcher Teutsche, der irgend an Geschmack und Bildung Anspruch macht, sollte nicht wenigstens Göthens Egmont gelesen haben, und wem, der ihn gelesen hat, sollte er nicht gegenwärtig geblieben seyn?

Ein

Ein unübersehbares Gewühl von Menschen hatte zu diesem grausamen Schauspiel sich versammelt; die meisten aber wünschten sich wieder weit von dannen, als sie die Verurtheilten wirklich erscheinen sahn. Jeden Fremden, der ununterrichtet jetzt hinzugekommen wäre, würde das innigste Mitleid überwältigt haben; so liebenswürdig war das Aeussere des braven Egmont; seine Landsleute standen in lautloser Beklemmung um das Blutgerüst, als wenn es nicht einem andern, sondern ihnen selbst bereitet wäre. Dennoch war es nicht anders möglich, als daß immer noch in dem Wechsel der Empfindungen, die Aller Herzen unter der Folter hielten, von Zeit zu Zeit ein hoffnungsvoller Zweifel aufstieg. „Egmont hatte doch seine Kräfte, wie sein Vermögen, in dem Dienste der Krone aufgeopfert; von den glorreichen Schlachten bey Saint-Quentin und Gravelingen gebührte ihm der Ruhm der ersten größtentheils, der zweyten ganz; sein einziges Verbrechen hingegen war der gutmüthige Leichtsinn seines Herzens, der es ihm unmöglich gemacht hatte, gegen die religiösen Neuerungen des Zeitalters und einige Ausschweifungen des Pöbels sich einer solchen Strenge zu bedienen, als die Denkungsart der Spanier und vielleicht auch sein öffentlicher Karakter von ihm foderte. Höchstens hatte er mit unglücklicher Gefälligkeit fremden Planen sein Ohr geliehen, — Entwürfen, die er verabscheut haben würde, wenn sie nicht zu weitaussehend gewesen wären, um für etwas mehr als müßige Spiele des Unternehmungsgeistes angesehn werden

zu können. Wenn seine Vergehungen aber auch mit Recht den Namen des Hochverraths verdienten, so konnte er doch als Ritter des goldnen Vließes von Niemanden als dem versammelten Kapitel seines Ordens gerichtet werden." Diese Gedanken drängten sich jetzt lebendig vor die Seele der umstehenden Niederländer, und sowohl die kindliche Liebe, welche seit mehr denn zwanzig Jahren die Herzen des Volks an Egmont gefesselt hatte, als das Mitleid mit seiner zahlreichen Familie, kam der Einbildungskraft zu Hülfe, um seine Verdienste zu Götterwerken, seine Fehltritte zu Verdiensten emporzuheben.

Er selber hatte auf alle Ansprüche an das Leben Verzicht gethan. Beyde Todesgefährten äusserten in jenen schrecklichen Momenten eine Fassung, die, wenn gleich völlig ihrem Karakter angemessen, bey Egmont nicht geringe Bewunderung erregte. Man wußte nemlich, daß er vor kurzem noch, im Vertrauen auf sein Recht und die Gnade des Königs, der Entscheidung seines Schicksals mit harmloser Zuversicht entgegen gesehen hatte. Während er im Gebete mit dem Bischof von Ypern das Schaffott heraufstrat, warf er einen flüchtigen Blick umher, und schien mit einiger Verwunderung den Nachrichter zu vermissen. Bald aber heftete sein Auge sich auf ein silbernes Krucifix, das nach Alba's Anordnung hinter die beyden Küssen hingestellt war, worauf die Verurtheilten niederknien sollten. Egmont that dieses, nachdem er Hut und Mantel abgelegt hatte, mit allen Zeichen der Ehrerbietung gegen

das

das Bildniß des Gekreuzigten. Dann zog er selbst eine Mütze über die Augen, und zu gleicher Zeit sah man den Blutrichter unter dem schwarzausgeschlagenen Gerüst hervorkommen.

In dem Augenblicke, da der Streich geschah, stieß die ganze zahllose Volksmenge einen Angstschrey aus, der durch alle Straßen von Brüssel und in allen Häusern gräßlich wiederholet wurde. Belgiens Wohlfahrt schien mit Egmonts Kopf zu fallen. Der Schmerz der Bürger ward Verzweiflung, und wenn die Spanier, welche auf dem Richtplatz und in den nächsten Gassen unter den Waffen standen, den Ausbruch eines Aufruhrs hinderten, so hielten sie doch nicht die Kühnheit einiger Hochherzigen zurück, die ihre Verehrung für die Enthaupteten öffentlich bewiesen. Verschiedne tauchten ihre Tücher in das Blut, um es wie die Reliquien eines Heiligen zu bewahren. Andre, wiewohl sie wußten, daß dem Herzog nichts verschwiegen blieb, drohten mit Rache und Empörung. Mehrere küßten das bleyerne Gefäß, worin das Leben der Hingerichteten niederrann.

Sie wissen zuverläßig, murrten die Flamänder unter einander, daß Filipp aus eignem Antriebe nie auf diesen himmelschreyenden Justizmord verfallen seyn würde. Nicht die beleidigte Majestät, sondern Alba's Haß und kleinliche Neidsucht gegen Egmont sey es, die das Blut des Helden gefodert

habe. Man erinnerte ſich jetzt, daß Egmont einſt im Würfelſpiel dem Herzog mehrere tauſend Dukaten abgewonnen, und hatte in Alba's Mienen damals die Regungen einer verhaltnen Wuth bemerkt. Bey jedem Wurf habe er mit Augen voll Stolz und Bosheit umhergeſehen, ob die Zuſchauer es nicht unerträglich fänden, daß das Glück dieſen jungen Leichtſinnigen vor ihm, dem zehnfach Würdigern, begünſtige. Jener Neid, meinten Andere, ſey bey einem Scheibeſchießen noch ſichtbarer geworden, wo der Graf die Unbeſonnenheit begangen habe, auf Koſten des Toledaners ſeine Kunſt zu zeigen; und eben bey dieſer Gelegenheit hätten die Belgier überhaupt es für immer verbrochen, weil ſie ihrem Landsmanne ſo lauten Beyfall zugejauchzt, als wenn ſein Sieg ein Sieg der Nazion über die Spanier geweſen wäre. Wieder Andere glaubten, man dürfe den Urſprung von Alba's Widerwillen gegen alles was Niederländer heiße, nirgends als in der natürlichen Antipathie zwiſchen ſeiner und der unbefangnen, frohen Sinnesart des Volkes ſuchen. „Wenn der Herzog, hieß es, in dem Staatsrathe Filipps II. immer der Unmenſchlichkeit das Wort geredet; wenn er beſtändig darauf gedrungen hat, den Provinzen einen Henker zu ſchicken, der ſie mit eiſernen Ruthen züchtigen und jede Bruſt eintreten müſſe, die einen muthigen Gedanken zu athmen wage; wenn wir ihn jetzt ſeine blutdürſtigen Abſichten in Ausübung bringen ſehen: ſo ſind dieſes die nemlichen Geſinnungen, die er ſchon Karl

dem

dem fünften einzuflößen trachtete. Als die Genter rebellierten, fragte ihn dieser große Monarch: welchen Weg er für den besten halte, die Aufrührer zu ihrer Pflicht zurück zu bringen? Ich, erwiederte der Herzog, würde diesen Heerd der Meuterey von Grund aus umkehren. Allein er hatte sich an den unrechten Mann gewandt. Der gute Kaiser schaute ihn finster an, als ob er sagen wollte: Ihr vergesset, daß ich an diesem Heerde groß genährt bin! Dann führte er ihn auf einen hohen Thurm und zeigte seinem raschen Rathgeber die schöne, reiche Stadt, so wie sie unter ihnen ausgebreitet lag. Was denkt Ihr, Herzog? fragte er; wie viel spanische Felle möchten dazu gehören, um einen so großen Handschuh *) zu verfertigen?" — So lebten hundert vergeßne Geschichten wieder auf, und diejenigen, die eine Umwälzung der Dinge wünschten, mochten es wohl nicht an neuen Erfindungen fehlen lassen; denn sicher wußte man damals schon so gut als jetzt, welch eine mächtige Nahrung des Partheygeistes Anekdoten sind; wie entscheidend sie auf die Meinung des Haufens wirken, und wie so schwer es hält, sie dem bösen Willen wieder auszureden.

Im Gegensatze mit diesen Sagen aber findet man auch auf der andern Seite nicht wenig Angaben, von denen einige wohl dazu gemacht wären, den Antheil des Herzogs an Horns und Egmonts

*) Anspielung auf den französischen Namen von Gent.

Tode in den Augen eines Unbefangenen herabzuſetzen. Mehrere Schriftſteller verſichern uns, daß Alba den Ausſpruch des ſogenannten Blutraths lange ſchon beſtätigt aus Madrit zurück erhalten, eh er ſich habe entſchließen können, zur Vollſtreckung deſſelben zu ſchreiten. Er habe von einem Tage zum andern damit gezaudert, bis er endlich von Filippen mit Ermahnungsſchreiben beſtürmt und durch den Anmarſch Oraniens und ſeiner Bundesgenoſſen dazu gezwungen ſey. Jener hingegen, der Monarch, ſey nicht durch Alba, ſondern durch Egmonts eigenes Betragen aufs Aeuſſerſte gebracht, und wenn man ja die Schuld auf einen Dritten wälzen wolle, ſo müſſe man eher den Kardinal Spinoſa in Anſpruch nehmen. Der ungenannte Verfaſſer einer Lebensgeſchichte des Herzogs, die 1669 zu Salamanka gedruckt iſt, will die Briefe des Königs in dem Archive der Familie von Toledo geſehen haben. In einem derſelben ſoll er Alba'n der Wortbrüchigkeit, in einem andern der Feigheit zeihen, in einem dritten drohen, an ſeine Stelle einen Guvernör zu ſchicken, der die Befehle ſeines Herrn getreuer zu befolgen wiſſe. Ueber die Richtigkeit dieſer Behauptungen läßt ſich natürlich nicht gut ſtreiten; ſie könnten indeſſen immer wahr ſeyn, ohne, genau genommen, etwas für Alba's Geſinnungen zu beweiſen. Der Gedanke, die belgiſchen Unruhen durch Hinwegräumung der Anführer zu erſticken, war doch einmal in ſeinem Kopf entſprungen und beſchloſſen; Alba war der Urheber des bar-

barl-

barischen Entwurfs, welchen Filipp mit ganzer Seele festhielt; Alba hatte die Schlachtopfer ausgezeichnet. Verschob er nachher die Hinrichtung, so geschah es wahrscheinlich, weil unerwartete Erscheinungen ihn in Zweifel setzten, ob es nicht gerathner seyn möchte, die Lieblinge der Nazion als Geißeln zu bewahren? Fand er an dem Kardinal Spinosa einen thätigen Gehülfen, so vermindert ja die Zahl der Mitschuldigen das Verbrechen nicht. Aber eben jener Biograf, der allenthalben eine besondre Kenntniß des spanischen Kabinets verräth, hat seiner vorläufigen Entwickelung der niederländischen Begebenheiten mehrere Nachrichten eingewebt, die man geradezu verwerfen muß, wenn man sich nicht überführen lassen will, daß Alba, weit entfernt den Sieger bey Gravelingen zu befeinden, ihn ausserordentlich werth gehalten habe. Stellte man diese Nachrichten mit seiner Langsamkeit in der Ausführung des Todesurtheils zusammen, so ließe es sich doch wenigstens vertheidigen, daß nicht erbärmliche Leidenschaften, sondern die unabdingbaren Foderungen seines Plans es waren, denen der Toledaner jenen liebenswürdigen Unglücklichen zum Opfer brachte. „Der graue Krieger schätzte militärisches Verdienst. Er war zu stolz und seines Ranges, als erster Feldherr des Jahrhunderts, zu gewiß, als daß die Thaten Andrer ihn (wenn der Ausdruck erlaubt ist) aus der Ruhe seines Selbstgefühls zum Neide aufgereitzt haben sollten. Dieses kriechende Laster ist das Erbtheil der Eitelkeit.“

Fünfte Scene.

Der König, die Königin, Laertes und eine Anzahl Herren vom Hofe, Oſrik und einige Bedienten mit Rappieren und Fecht-Handſchuhen. Ein Tiſch und Flaſchen mit Wein darauf.

König.

Kommt, Hamlet, kommt, und nemmt dieſe Hand von mir. (Er giebt ihm des Laertes Hand.)

Hamlet.

Ich bitte um eure Vergebung, mein Herr, ich habe euch beleidiget; aber vergebet mir's und verſichert mich deſſen als ein Edelmann. Alle Gegenwärtigen wiſſen, und ihr müßt es gehört haben, mit was für einer unglüklichen Gemüths-Krankheit ich geſtraft bin. Was ich gethan habe, das in euch Natur, Ehre und Rache gegen mich aufreizen möchte, hat, ich erklär' es hier öffentlich, meine Raſerey gethan; Es war nicht Hamlet der euch beleidigte -- Hamlet war nicht er ſelbſt, da er es that, er verabſcheut die That ſeiner Raſerey; ſie iſt der Beleidiger, er auf der Seite der Beleidigten; ſeine Raſerey iſt des armen Hamlets Feind. Laßt alſo meine feyerliche Erklärung daß ich keinen Vorſaz hatte, übels zu thun, mich ſo fern in euern edelmüthigen Gedanken frey ſprechen, als ob ich meinen Pfeil über ein Haus geſchoſſen, und meinen Bruder verwundet hätte.

Laer-

So könnte man etwa sagen, und zum Ueberflusse noch eine Stelle des Laurent Surius hinzufügen, nach welcher Alba sich über Egmonts Schicksal der Thränen nicht habe enthalten können, — wenn nur nicht grade von Egmont die Rede wäre! Egmonts Karakter war in jedem Betracht so ganz das Widerspiel von dem des Herzogs, und die niederländischen Volkssagen enthalten so viel psychologische Wahrheit, daß das Urtheil der Leser sich immer heimlich auf ihre Seite neigen wird.

Wie es indeß mit allem diesem seyn mag, — die Belgier waren überzeugt, daß der Statthalter allein sie ihres Vaters Egmont, daß Alba und kein Andrer sie des einzigen Mannes beraubt habe, der noch mit aufrichtig gutem Willen zwischen beyden Partheyen in der Mitte stand, und der ganze wüthende Haß, den diese That erregte, wandte sich, ihrer Ueberzeugung nach, auf Alba. Niemand war hiebey gleichgültiger als er. Je widerspenstiger sich die Energie des Volkskarakters gegen seine mörderischen Versuche sträubte, desto entscheidender wurde ja die Probe seines Systems, wenn es dessen ungeachtet ihm gelang, die Niederländer nicht nur dem spanischen Scepter zu erhalten, sondern sie so ganz für Filipps Hand zu einer schuldgerechten Folgsamkeit zu erziehen. Hatte er doch die Kriegsmacht Spaniens zu der ersten Armee der Welt, das heißt zu einer Maschiene umgebildet, in deren äußerstem Gelenke sein Wille, wie in seinem

nem eignen Körper, herrſchte. Jener Hauſe von Abentheurern, reichen Stutzern und zügelloſen Lanzknechten, die im Anfange ſo hoch aufſahen, als ihnen ihre goldnen Equipagen, ihre langen Gefolge von Pferden und Bedienten, ihre Freudenmädchen genommen werden ſollten, war unter ſeiner Zucht zu echtrömiſchen Kriegern geworden, die, ernſt wie er, in Beſchwerden unermüdlich, löwenkühn im Gefechte, kein anders Ziel des Ehrgeizes als den Beyfall ihres Imperators, keine Furcht als vor ſeinem Unwillen, kannten. Alba hatte demnach nicht unrecht, ſeinen Grundſätzen zu vertrauen, und wenn es gleich unendlich ſchwerer hält, den Geiſt einer Nazion, als einer Armee, zu brechen, ſo ſtand ihm da, wo ſeine Kunſt nicht ausreichte, eben dieſe Armee, wie ein neues Hülfsmittel bey einem ſchwierigern Experimente, zu Gebote. Sein Kommandoſtab war der Talisman, auf den er im ſchlimmſten Falle mit Zuverſicht rechnete. Auf dieſen geſtützt blickte er ruhig über die Länder weg, die ſeinem Haß dahingegeben waren, erwartete den Aufruhr, wie der Jäger ſeine Beute, und trieb ſein Werk der Menſchenfeindſchaft mit einem trotzigen Selbſtgefallen, das durch Gegenvorſtellungen nur noch mehr gereizt wurde. — Als die Belgier noch für Horn und Egmont hoffen durften, erhielt er eines Abends ein anonymes Schreiben, welches die rührendſten Bitten für die Gefangnen und eine eben nicht animoſe Darſtellung der Folgen enthielt, die aus der Verurtheilung derſelben für die Ruhe der

Pro-

Provinzen sowohl, als auch für ihn, den Guvernör, für seine persönliche Sicherheit entspringen würden. Seine Antwort auf diese und andre Warnungen bestand in der Exekuzion der neunzehn Edelleute, die er den beyden Grafen vorangehn ließ, um dem Volke zu zeigen, was es für seine Lieblinge zu gewarten habe. Selbst die Autorität des Königs mußte nachstehn, wenn sie seinen Ideen in den Weg trat.

Jene Amnestie nemlich, welche Albá's menschlichere Vorgängerin, Margareta von Parma, vor zwey Jahren schon für ihre damaligen Untergebnen zu erhalten gesucht hatte, wurde nunmehr wirklich von Filippen ausgefertigt und — nicht bekannt gemacht. Der Statthalter legte sie für eine andre Zeit bey Seite. Für jetzt schien ihm noch keine Gefahr vorhanden, wodurch ein erniedrigender Friedensantrag nöthig geworden wäre. Der Antheil, den das Volk an dem Unglück einzelner Menschen nimmt, dauert gewöhnlich nur so lange, bis es, den kraftlosen Ausbrüchen seiner Wuth zum Trotze, den entscheidenden Schwertschlag fallen sieht; denn so lange stellt sich Jeder, seinen Verhältnissen und Rücksichten enthoben, in die Lage des bedrohten Lieblings; dann aber schrickt er in sein eignes Selbst zurück. Wer, indessen er am Fuße des Schaffots den Todeskampf des Verurtheilten mitkämpfte, die künftige Dauer seiner Rachbegier nach der Heftigkeit seiner damaligen Empfindungen abmaß,

maß, findet sich, wie gerettet, in seiner Hütte wieder, und die Empörung seines mishandelten Gefühls verliert sich im geschäftigen Gewühl des Lebens. Es gab Viele, die Alba'n schon in diesem Zeitpunkt weissagten, daß er der spanischen Herrschaft, statt sie fest zu gründen, einen Scheiterhaufen anzünde, der über ganz Belgien in kurzem seine Flammen wälzen werde. Wenn sie dabey voraussetzten, der Herzog werde auf seinem Wege fortgehen, Kränkung auf Kränkung häufen und mit jeder derselben das Andenken aller vorigen erneuern, so urtheilten sie allerdings ganz richtig. Sonst aber ließ sich mit größrer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Belgier ihren Schmerz verwinden, daß sie den Anstrengungen der geflüchteten Großen, die jetzt von aussen mit den Waffen in der Hand heranrückten, unthätig zusehn und ohne Geräusch in die alte Ordnung zurücktreten würden, falls Oraniens Macht sich an Alba's unüberwundnem Falanx brechen sollte. Alba setzte diesen Gang der Dinge als unfehlbar voraus, und um das grausame Spiel, das er mit der Empfindlichkeit des Volkes trieb, so weit als möglich zu verfolgen, ließ er die Köpfe den Hingerichteten einige Stunden lang auf zwey Piken zur Schau stellen. Die Neugier, dachte er, wird ihren Harm zerstreuen, wenn sie das Ungewitter aus ihrem Luftkreise weg sich nach der Gränze wälzen sehen.

Das linke Ufer der Niederems war der Schauplatz, wo er den Belgiern, nach jener schrecklichen

Probe

Probe ſeiner Juſtizverwaltung, den erſten Beweis zu geben dachte, was die ſpaniſche Tapferkeit, von ihm ſelber angeführt, vermöge. Dem Anſehn nach machten die Bemühungen der Ausgewanderten ihm die geringſte Sorge. Einzig mit der Ruhe des Innern beſchäftigt, hatte er bis jetzt Oraniens ungeheure Werbungen in Teutſchland, den Einmarſch ſeines Bruders in die Provinz Gröningen, und ſelbſt den Sieg des Letztern über den Grafen von Aremberg, nicht ſonderlich zu achten geſchienen. In der That aber durfte er keine Zeit verſäumen, wenn er ſich nicht in eine ſehr mißliche Lage verſetzt ſehen wollte. Die Völker der Verbündeten waren, wie wir wiſſen, in zwey Hauptkorps abgetheilt. Das eine, unter Oraniens eigenem Befehle, war noch immer zurück auf teutſchem Boden, und vergrößerte ſich von Tage zu Tage; Ludwig von Naſſau, der Anführer des andern, behauptete ſich in der Gegend, wo Aremberg in jener unglücklichen Schlacht das Leben verlohren hatte; jedes dieſer Korps aber war an Mannszahl der ganzen Macht, die Alba aufbringen konnte, überlegen. Eins derſelben, und zwar das Naſſauiſche, mußte demnach ſo ſchnell wie möglich, nicht nur überfallen, ſondern auch vernichtet werden. Entgieng ihm Naſſau, wich er aus Gröningen zurück und ließ ſein Heer zu dem ſeines Bruders ſtoßen, ſo hatte der Herzog eine Uebermacht vor ſich, die er nicht zu überwältigen hoffen durfte. Blieb hingegen der Graf in ſeiner Stellung und wurde gar nicht oder nicht bald genug beſiegt,

beſiegt, ſo drang Oranien indeſſen von einer andern Seite in das Herz von Flandern, und Alba war gezwungen ſeine ohne dies ſo ſchwache Armee zu theilen; er war wiederum verlohren.

Die Verbündeten ſchienen den zweyten Operazionsplan befolgen zu wollen, und grade dieſes war es, was den Staatthalter nicht verzweifeln ließ; denn um den Sieg war ihm nicht bange, ſobald ihm Ludwig nur in einer Hauptſchlacht Stand hielt, und dazu hofte er ihn zu nöthigen. Er war bereits in aller Eile von Brüſſel nach Antwerpen abgegangen. Immer darauf bedacht, der Treue ſeiner Unterthanen ſich auf ſeine Weiſe zu verſichern, ließ er hier acht Kompagnien teutſcher Truppen unter Serbellons Kommando zur Beſatzung, und befahl aufs dringendſte, die Vollendung der Cittadelle zu beſchleunigen. Von Antwerpen marſchierte er nach Herzogenbuſch, wo Treſſonieres, General der Artillerie, mit achtzehn Kanonen und einem großen Zuge von Kriegsbedürfniſſen bey ihm eintraf.

Seinen ferneren Weg dachte er über Grave, Arnheim und Deventer zu nehmen. An dem letztern Orte ſollten alle noch fehlende Truppen zu ihm ſtoßen. Inzwiſchen hatte er die Iſſel noch nicht im Rücken, als er mit allem ſeinem Feuereifer von einem lächerlichen Intermezzo aufgehalten wurde. Der Vorfall iſt an ſich zu unbedeutend, um einer Erwähnung zu verdienen; aber bey der Revoluzionsgeſchichte

geſchichte eines Volkes, deſſen Flegma einen ſo groſſen Fond von Jovialität verbirgt, daß ſeine Verſchwörungen ſelbſt eine burleske Miene gewinnen, gehört das luſtige zum Kolorit. Einige Kundſchafter alſo, die ausgeſchickt waren, den Zuſtand der Brücken zu unterſuchen, kamen auſſer Athem mit der Nachricht zurückgelaufen, daß der Feind im Anmarſch und nicht weit mehr von dannen ſey. Nichts war unglaublicher als dieſes: allein die Leute beriefen ſich Einer auf den Andern; es blieb dabey, daß man vier Standarten vor einem groſſen Zuge von Soldaten geſehen habe, und in demſelben Augenblicke ließen ſich einige Trommeln hören. Der Herzog war gezwungen Halt zu machen. Er nahm ſeine Maßregeln, ſo gut es nach den Umſtänden möglich war, und ſeine Truppen erwarteten in voller Schlachtordnung den Feind, als wirklich jene Fahnen und ein groſſer Zug von — Bauern zum Vorſchein kamen, die an nichts weniger als den Krieg zu denken ſchienen. Sie tanzten und jauchzten mit der unbeſorgteſten Freude um vier bekränzte Wagen her, auf denen ein neuvermähltes Mädchen mit ihrem Brautſchatz im Triumfe zu dem nächſten Dorfe geführt wurde. Bey dieſer Entwicklung brachen die teutſchen Völker in ein lautes Gelächter aus, und ſelbſt der Ernſt der Spanier hielt ſich nicht dagegen. Von dem Frohſinn des Landvolks angeſteckt, begrüßte das ganze Korps die Königin des Feſtes, weil ſie vorüberrollte, mit einem Freudenſchuß, und noch lange nachher pflegte man in der ſpaniſchen

Armee

Armee die Vorpoſten, wenn ſie unerwartet heimkamen, zu fragen: ob ſie die Braut geſehen hätten? Mit der gröſsten Heftigkeit fuhr dagegen Alba die beſchämten Kundſchafter an. Wo ſeine Soldaten ſich an einem unſchuldigen Schauſpiel zu ergötzen glaubten, ſah er nichts als Zeitverluſt. Er befahl ihnen, ihre Schritte zu verdoppeln So erreichte er mit unglaublich ſchnellen Märſchen den 14ten Julius (1568) die Provinz, und am 15ten die Stadt Groningen, deren Einwohner er durch ſeine ſchnelle Erſcheinung, und bald darauf noch mehr durch die Disciplin ſeiner Truppen in Erſtaunen ſetzte.

Die guten Leute wuſsten ſich vor Beſtürzung kaum zu rathen. Nicht als wenn ſie ſich eines Verbrechens gegen das Intereſſe der Krone bewuſst geweſen wären der damalige Soldat war immer, und beſonders wenn überſtandne Mühſeligkeiten ihn zu gröſsern Anſprüchen berechtigten, ein ſehr unbeſcheidner Gaſt; ihre Begriffe von den Spaniern waren ſchrecklich, und alle Märkte gerade voll von Früchten, Fleiſch und andern Waaren, die den Ankömmlingen ſehr ins Auge leuchten muſsten. Jeder Bürger machte daher eine ſo freundliche Miene als ſich nur machen laſſen wollte, und ſtellte ſich mit einer Flaſche Wein vor ſeine Hausthür. Allein ſie wurden bald von der Unrichtigkeit ihrer Vorſtellungen überzeugt, als die Spanier ihnen jetzt vorbeymarſchierten, ohne etwas von dem Reichthum, wo-

für man so besorgt war, zu berühren. Keiner war, der seine Ordnung verließ, und äusserst wenige, die nach den ihnen dargebotenen Erfrischungen nur die Hand ausstreckten. Sie schienen nicht zu wissen, was man damit wolle.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als der Herzog in Gröningen einzog. Er war nicht gesonnen, den Rest des Tages ungenutzt zu lassen, besonders da er in Erfahrung gebracht hatte, daß Ludwigs Lager nur eine Stunde von der Stadt entfernt sey. Trotz der Erschöpfung seiner Kräfte, welche mehr noch durch die Schmerzen des Zipperleins, seiner gewöhnlichen Krankheit, als die Beschwerden des Marsches aufgezehrt waren, beschloß er, in Begleitung einiger Offiziere die Stellung des Feindes auszuforschen; und ob dieser gleich nicht so nahe war als man glaubte, indem der sorgsame Nassau auf die Nachricht von der Ankunft der Spanier, seine Posizion mit einer andern vertauscht hatte, die eine halbe Meile weiter entlegen war: so ruhte dennoch Alba nicht eher, bis er sich, so gut die Vorsicht es erlaubte, von Allem unterrichtet hatte.

Bey seiner Heimkunft gestattete er den Soldaten, sich zur Ruhe zu begeben, und die Morgenröthe des andern Tages war noch nicht angebrochen, als er schon wieder an ihrer Spitze stand, um sie zu einem entscheidenden Streich hinauszuführen. In Gröningen ließ er eine hinlängliche Besatzung, welcher

cher er den Herzog von Braunschweig zum Kommandanten gab; gegen den Feind aber schickte er Kaspar Robles mit einem auserlesenen Korps von 1200 Mann voraus. Die Bündischen durch diesen Vortrab aus ihrer sehr gut gewählten Stellung verdrängen zu wollen, wäre ein thörigter Gedanke gewesen. Robles sollte sich von zwey Seiten dem Nassauischen Lager nähern, den Feind hervorlocken, und ihn bis zur Ankunft der Hauptarmee, mit welcher Alba in einer nicht großen Entfernung der Avantgarde folgte, beschäftigen. Gelänge dieses nicht, so sollte er durch einen verstellten Angriff genauere Kundschaft von der Stärke des Grafen zu erhalten suchen. Uebrigens warnte ihn der Herzog, sich durch die Hitze des Gefechtes ja nicht zu weit führen zu lassen.

Das Heer des Grafen war, wie wir bereits bemerkt haben, zahlreicher als das königliche; man konnte es auf etwa 12 bis 13000 Fußgänger und 3000 Reiter anschlagen, da hingegen die Infanterie des spanischen Generals nur zwischen 11 und 12000 Mann betrug. Aber ausser dieser Uebermacht hatte Nassau eine genaue Kenntniß des Bodens, also einen Vortheil voraus, der bey einem von Wassern und Sümpfen allenthalben durchschnittnen Kriegsschauplatz, wie Gröningen, von der äussersten Wichtigkeit war. Er war so groß, daß die wichtigen Folgen, welche die Verbündeten daraus ziehen konnten, kaum zu berechnen waren, und wirklich hatte Alba sie nicht genug erwogen. Der Herzog ver-

Laertes.

Ich bin befriedigt, in ſo fern ich Sohn und Bruder bin, Namen, die in dieſem Fall mich am meiſten zur Rache auffordern; Aber als ein Edelmann, kan und will ich keine Verſöhnung eingehen, bis ich von einigen ältern und bewährten Richtern deſſen was die Ehre fodert, die Verſicherung erhalten habe, daß ich es ohne meinen Namen zu entehren thun könne. Inzwiſchen nehme ich, bis dahin, eure angebottne Freundſchaft als Freundſchaft an, und will ſie nicht mißbrauchen.

Hamlet.

Ich bin zufrieden, und auf dieſen Fuß bin ich bereit, dieſen freundſchaftlichen Wett-Kampf zuverſichtlich zu beſtehen. Gebt uns die Rappiere.

Laertes.

Kommt, eins für mich.

Hamlet.

Ich werde eure Folie ſeyn, Laertes; eure Kunſt wird aus meiner Unwiſſenheit deſto feuriger hervorſtralen, wie ein Stern aus der Finſterniß der Nacht; in der That.

Laertes.

Ihr ſcherzet, mein Herr.

Hamlet.

Nein, bey dieſer Hand.

ließ ſich auf einen ganz andern Vorzug. Wenn ſeine Truppen nemlich aus harten Veteranen beſtanden, die gröſtentheils unter ſeiner Zucht zu Krieg und Sieg gewöhnt waren und alle Helden aus ſeiner Schule zu Anführern hatten, ſo war die Armee des Grafen aus teutſchen Abentheurern zuſammengeſetzt, die, durch die Liebe zum Raube und einem zügelloſen Leben angeworben, nur ſo lange treu und tapfer blieben, bis es ihrem Soldherrn fortdauernd an Glück oder Gelde zu mangeln anfing.

In der That war gerade den Tag zuvor wegen rückſtändiger Löhnung ein Aufſtand in Ludwigs Lager ausgebrochen. Zwey teutſche Kompagnien hatten ſein Zelt mit wüthendem Geſchrey belagert. Sie hätten, riefen ſie, in zweymal vier und zwanzig Stunden kein Brod geſehen; und da ſie doch einmal umkommen ſollten, ſo wollten ſie wenigſtens fechtend ſterben, falls er anders Arme, ſie zu ſtrafen, finden könne. Für dasmal hatte er ſie auf den andern Tag vertröſtet. Jetzt aber fingen die Unzufriedenen von neuem an, ſich in verſchiedenen und ſtärkern Truppen um die Rädelsführer zu verſammeln, und der Tumult, den dieſe Meuterey veranlaßte, war eben im ganzen Lager allgemein geworden, als erſt von fern, dann plötzlich in der Nähe, die feindlichen Gewehre ſich hören ließen. Trotz der Warnung des Oberfeldherrn hatten die Spanier ſich durch ihre Kampfluſt und die Schwachheit des Widerſtandes, den ſie antrafen, verleiten laſ-

laſſen, ein ziemlich groſses Waſſer, welches vor der Poſizion der Bündiſchen herlief, zu durchſchwimmen. Sie befanden ſich auf einem ſehr gefährlichen Boden, der es der Uebermacht leicht gemacht haben müßte, ſie alle zu vernichten, ehe der Herzog ihnen mit dem Hauptkorps zu Hülfe kommen konnte. Allein in jener Verwirrung war Niemand, der auf Naſſaus Befehle hörte. Die Verſchanzungen, welche man in der Eile aufgeworfen hatte, wurden im erſten Schrecken von ihren Vertheidigern Preis gegeben. Indeſſen hatten die Aufrührer ſchon das Lager angezündet, und Alles ſtürzte ſonder Ordnung, ſonder Aug' und Ohr durch den Rauch ſich fort. Daß auf einer ſolchen Flucht nicht wenige in den Moräſten und durch das Schwert des Feindes ihren Tod fanden, iſt natürlich. Naſſau konnte es für dasmal ſich zum Glücke rechnen, daß er Alba'n zum Gegner hatte. Der vorſichtige Feldherr ließ ſeine Kavallerie wieder alle Erwartung zurückkommen. Eben jene Sümpfe und Untiefen, worin er hier einen Haufen verirrter Fußknechte, dort ein Pferd mit ſeinem Reiter verſchwinden ſah, ließ ihn für die Seinigen einen ſchrecklichen Ausgang fürchten, wenn es Ludwigen glückte, ſeine Teutſchen an irgend einem ſchicklichen Orte zum ſtehen zu bringen.

Ueberhaupt erweckte dieſer erſte Verſuch, den alle Spaniſchgeſinnte für eine entſcheidende Vorbedeutung anſahn, in Alba's Innern die peinlichſten Beſorgniſſe. Die Eigenheiten des Terräns

erschienen ihm in einem schrecklichen Gegensatze mit der Kürze der Frist, die der Drang der Umstände ihm zur Beendigung seines Gröningschen Zuges vorschrieb. Der Augenschein hatte ihm jezt gezeigt, daß sich den Verbündeten allenthalben Gelegenheiten darboten, entweder jedem Angriff auszubeugen und durch Hin- und Herziehn ihn um seine Zeit, die Truppen um Muth und Kraft zu bringen, oder sie ins Verderben zu locken, oder, wie in dem gegenwärtigen Falle, selbst seine Siege fruchtlos zu machen. Gewiß eine Aussicht, die furchtbar genug war, um selbst einen Alba aus der Fassung zu setzen! Sie verursachte ihm um so grössern Kummer, da er einmahl, wiewohl vom Glücke sehr begünstigt, dem Glück in keinem Fall vertraute, und hernach kein Mittel ausfindig machen konnte, die Kenntnisse, welche ihm fehlten, sich zu verschaffen oder zu ersetzen. Die Landeseingebornen waren, wenn nicht Alle auf der Parthey der Ausgewanderten, doch eben so sehr als diese dem spanischen Namen abgeneigt. Sie hatten dieses in der Behandlung der Arembergischen Truppen, die nach der unglücklichen Schlacht bey Winschoten in die Dörfer geflüchtet waren, bewiesen. Besonders stand das Schicksal eines Bataillons von dem Sardinischen Regiment, das von den Bauern angegeben und auf Nassau's Befehl gehenkt worden war, in frischem Andenken. Jezt zeigten sich die nemlichen Gesinnungen. Aller Drohungen ungeachtet wollte Keiner etwas von dem Marsche der Nassauischen wissen, wiewohl es den Bewohnern der Gegend recht gut bekannt seyn mußte,

mußte, daß Ludwig sich links hinunter nach dem Ausfluß der Ems gezogen hatte.

So geschah es, daß der Herzog sich in entgegengesetzter Richtung um die Spitze der Bourtanger Heide nach Rheden wandte, um sich vorläufig dieses höher an dem Flusse liegenden Ortes zu bemächtigen. Er schnitt dadurch nicht nur den Bündischen die Zufuhr aus Westfalen ab, sondern sicherte sich auch einen Uebergang über die Ems, falls die Feinde es dienlich finden sollten, sich nach Ostfriesland zurückzuziehen. Beyde Maßregeln zeigten sich indeß als überflüßig, da er die Teutschen am 21. Julius bey Gemmingen, zwischen dem Dollart und der Ems, in einer Stellung antraf, von der es sich beym ersten Anblick vermuthen ließ, daß Nassau sie nicht aufgeben, sondern eher zuversichtlich sein Glück in einem Kampf auf Tod und Leben wagen würde.

Dieses in der Kriegsgeschichte der niederländischen Revoluzion so berühmte Lager verdient eine nähere Beschreibung. In dem Rücken desselben, jenseits des Flusses, lag Emden, eine für Nassau'n günstig gesinnte Stadt, woher er, so lang er sich behauptete, Geld und Lebensmittel ziehen konnte. Gegen die Angriffe des Feindes war es rings umher durch einen sumpfigen Boden geschützt, der, mit Untiefen und lebendigen Wassern untermischt, es fast allenthalben unzugangbar machte. Ihm war schwerlich anders beyzukommen als über einen langen Auf-

wurf, der das flache Land vor dem Austritt der Ems schützte, und an dem Flusse hinab in gerader Linie auf Gemmingen und die Fronte des Lagers zulief. Dieser aber war vornhin stark besetzt, und wurde weiter nach dem Dorfe zu durch eine Batterie von zehn Kanonen und zwey Forts vertheidigt. In einem solchen Lager hätte Nassau eine dreyfach stärkere Heeresmacht als die spanische nicht fürchten müssen. Dennoch ahndete ihm nichts gutes; er hatte zwey heillose Begleiter hineingenommen — die Furcht und den Aufruhr.

Alba hingegen, sobald er seines Feindes ansichtig ward, erhielt sein ganzes Selbstvertrauen wieder. Die Befehlshaber, welche mit ihm rekognoscieren ritten, Ferdinand von Toledo (sein Sohn), Noircarmes, und selbst der ungestüme Vitelli, erschraken, als sie aus seinen Bemerkungen wahrnahmen, daß er entschlossen sey, das Lager — und zwar denselben Augenblick — anzugreifen. Mit der Freudigkeit eines Mannes, dem das Erwachen seines Genies für den Ausschlag der Unternehmung bürgt, beantwortete er ihre Gegenvorstellungen. „Macht mich nicht irre, sagte er zu Ferdinanden; ich bin noch nie vor dem Anfang eines Treffens so frohen Sinnes gewesen" — und befehligte d'Avila'n mit dreyhundert Mann, die nächsten Posten des Feindes von dem Damm zu treiben.

Aber seine muntre Gemüthsstimmung allein würde einen Feldherrn, der den größten Theil seiner Lor-

Lorbeern der Kunſt zu zögern verdankte, ſchwerlich zu einem ſo vermeßnen Entſchluß bewogen haben; er mußte ſchlagen. Seine Nachrichten aus Brüſſel meldeten, daß Oraniens Hauptquartier gegenwärtig ſich zu Achen befinde; daß ſeine ohnehin ſchon ſo ſtarke Armee ſich von Tage zu Tage vermehre; daß es bloß an ihm liege, wenn er nicht jetzt ſchon gegen Flandern in Anmarſch ſey. Die Maas war ungedeckt; die Stimmung der Niederländer äuſſerte ſich immer deutlicher; Aller Augen waren auf Oranien gerichtet; er brauchte nur zu kommen um zu erobern. Auſſerdem war jede Stunde Gewinn für Naſſau. Noch wirkte der Geiſt der Meuterey unter ſeinen Truppen für Alba; aber wahrſcheinlich waren von Emden aus die Mittel unterwegs, wodurch allen Unordnungen abgeholfen und der Rebell in den willigſten Krieger ungewandelt werden konnte.

Zu allem dieſem fügte ſich jetzt ein neuer Umſtand, der dem Herzog keine Minute zu verlieren übrig ließ. D'Avila, der auf dem Damme ſich mit den Feinden eingelaſſen hatte, bat um ſchleunige Hülfe, weil dort ein Anſchlag im Werke ſey, der nichts geringeres zur Abſicht habe, als die ganze ſpaniſche Armee zu vernichten. Die Bündiſchen waren im Begriff, den Aufwurf durchzuſtechen. Sogleich beorderte der Herzog Miguelu Caravaralla mit fünfhundert Mann zu Fuß und drey Fähnlein Reuterey, um D'Avila'n, wie und wo dieſer es für nöthig fände, zu unterſtützen. Von der andern Seite ließ Naſſau

vier ſeiner brayſten Regimenter ausrücken. Ein wüthender Kampf entſtand, und ſicher wären die Spanier zurückgeworfen worden, wenn nicht Ferdinand von Toledo ſich von ungefähr in der Nähe befunden hätte. Dieſer ſtellte ſich mit einigen Freywilligen an ihre Spitze, ſprach ihnen durch Worte und Thaten Muth ein, und hielt ſo den andringenden Schwall von Teutſchen auf, bis neue Hülfe nachkam.

Das Gefecht auf dem Damme war aber nur das Vorſpiel eines Wageſtücks, zu welchem Alba's Generale indeſſen wetteifernd ſich erboten. Mehrere von ihnen zeigten ſich willig, queer durch die Moräſte auf das Geſchütz des Feindes und den Mittelpunkt ſeiner Werke loszugehn. Der Herzog maß ſie mit zweifelndem Erſtaunen; allein weil am Ende doch wohl etwas von der Art verſucht werden mußte, ſo erlaubte er endlich dem Don Lopez von Figueroa, ſeinen Kopf daran zu wagen, und nahm zu gleicher Zeit eine Maßregel, wodurch er ihm die Ausführung des beynahe tollkühnen Einfalls zu erleichtern hoffte. Er machte nemlich Miene, als ob er D'Avila'n mit ſeiner ganzen Heersmacht nachdringen und über den Aufwurf hin mit baarer, offener Gewalt ſich einen Weg ins Lager brechen wollte; denn auf dieſe Weiſe konnte es ihm gelingen, die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes nach dem Vordergrunde des Kampfplatzes hinzuziehn.

Während deſſen hielt Figueroa links an dem Ufer des Moores hinter einem Erlengebüſche, das

ihn

ihn und seine Leute unsichtbar machte. Diese zeichneten sich dadurch, daß sie alle mit Feuergewehren bewaffnet waren, noch mehr aber durch den Ruhm ihrer Tapferkeit unter den Truppen des Königs aus. Figueroa erinnerte sie an ihre Thaten, und betete darauf mit lauter Stimme zu der heiligen Jungfrau, seiner Schutzpatronin, bis das Geprassel von der Seite des Dammes her auf einmal doppelt heftiger zu werden anfing, und ihn erinnerte, daß der Augenblick zu handeln gekommen sey. Dann hoben alle die Arme mit den schweren Büchsen in die Höhe und traten muthig vor sich nieder. Ohne sich nach ihren Nebenmännern umzublicken, wer glücklich vorwärts kommen, wer versinken möchte? richteten sie ihre Blicke nach dem Ziele, durchwateten glücklich Sümpfe und Bäche, und waren im Begriffe die Verschanzungen zu ersteigen, ehe der Feind sie wahrgenommen oder ihrer geachtet hatte. Allein so wohlfeil sollten sie den Ruhm des Tages nicht erkaufen. Was von Teutschen in der Nähe war, stürzte wie rasend nach den Kanonen hin. Aus ihnen focht die Verzweiflung; die Spanier hingegen stritten mit jenem stillen Ingrimm, womit sie im voraus sich dem Tode geweihet hatten. Ihr Heldenmuth verdiente den Sieg und erhielt ihn. Nach einem nicht sehr langwierigen aber desto blutigern Gefechte waren die Kanonen erobert, die Forts erstürmt; der Weg ins Lager stand offen.

Die schrecklichen Scenen, welche jetzt erfolgten, waren nicht mehr ein Kampf, sondern ein Gemetzel

zu nennen. Wie die Ems, wenn es Naſſau'n gelungen wäre, ſie in das tiefere Land hinabzuleiten, auf die Spanier herein geſtürzt ſeyn würde, ſo überſchwemmten dieſe jetzt das ganze Lager. Die meiſten Teutſchen warfen, mit geſtreckten Waffen ſich dem Sieger zu Füßen, und erhielten dadurch nichts als einen ſchnellern Tod. Viele kamen in den Sümpfen, worin ſie im Gewühl der Flucht einander ſtürzten, viele durch das Schwert, die meiſten in den Wellen des Fluſſes um. Ungeübt im Schwimmen wurden ſie von der Laſt ihrer Rüſtungen hinabgezogen, und wem es auch glückte, ſich durch die Stärke ſeiner Arme oder auf ſeinem Pferde emporzuhalten, der entging den Kugeln der Spanier nicht, die mit ihren Büchſen am Ufer auf der Lauer ſtanden. Sechszehn ſchwere Stücke, nebſt allem was an Gepäck und Kriegsbedürfniſſen vorhanden war, und die unſchätzbar reiche Bagage der bündiſchen Anführer, wurden ein Lohn der Ueberwinder, und nur diejenigen hatten das Glück zu entrinnen, für welche Alba gern die ganze übrige Beute hingegeben hätte. Hochſtraten war Tags vorher durch Krankheit gezwungen worden das Lager zu verlaſſen. Schauenburg hatte ſich im Anfange des Gefechts hinwegbegeben. Von Naſſau'n gingen verſchiedene Gerüchte, bis man erfuhr, daß er in fremden Kleidern durch die Ems geſchwommen ſey und ſeine Rüſtung zurückgelaſſen habe, um für todt gehalten und nicht weiter geſucht zu werden.

So unbegreiflich der Ausgang dieſer Unternehmung ſelbſt den Siegern ſcheinen mußte, ſo ungewöhnlich war die Art, wie ſich die Nachricht davon verbreitete. Einige Kaufleute, welche an dieſem Tage, und grade zur Zeit der Ebbe, den Dollart beſchifften, ſahen eine große Menge von Hüten aus dem Waſſer treiben, das aus der Ems in jenen Meerbuſen zurückgetreten war. Sie erkannten daraus nicht nur, daß an den Ufern des Fluſſes ein fürchterliches Blutbad vorgefallen, ſondern auch auf welcher Seite der Vortheil geweſen ſey; denn die Hüte waren alle von einer Form, wie ſie die Teutſchen damals ſtatt der Helme trugen. So kam es, daß der Bote, den Alba nach Gröningen abſchickte, die ganze Stadt ſchon von der Neuigkeit unterrichtet fand, womit er den Herzog von Braunſchweig überraſchen ſollte.

Sie ging mit unglaublicher Schnelligkeit von Munde zu Munde durch die Provinzen, und der Eindruck den ſie verurſachte, war für Oraniens Plane faſt ſo nachtheilig als der Unfall ſelbſt. Nur von den Heftigſten ſeiner Anhänger im Innern des Landes durfte er erwarten, daß ein ſolches Unglück ihren Muth nicht ſchwächen, oder mit einer Wirkung, die widrige Begebenheiten nicht ſelten auf trotzige Gemüther machen, ihn noch mehr entflammen werde. Die Königlichgeſinnten ſchrieben das Glück der ſpaniſchen Waffen einem Wunder zu, das durch Figueroa's Frömmigkeit und die Gebete des heiligen Vaters bewirkt [illegible]

Und

König.

Gebt ihnen Rappiere, Oßrik. Hamlet ihr wiſſet, worauf ich gewettet habe?

Hamlet.

Ich weiß es, Gnädigſter Herr; Eure Majeſtät hat ſich in Gefahr geſezt, zu verlieren.

König.

Ich beſorge nichts; ich habe euch beyde fechten geſehen, weil er aber indeſſen ſtärker worden iſt, ſo haben wir das Gewette angeſtellt.

Laertes.

Dieſes Rappier iſt zu ſchwer, laßt mich ein anders ſehen.

Hamlet.

Das meine iſt mir ganz recht; dieſe Rappiere haben alle die rechte Länge.

König.

Füllt mir dieſe Dekel-Gläſer mit Wein! Wenn Hamlet den erſten oder zweyten Stoß beybringt, oder bis zum dritten ſogleich erwiedert, ſo laßt alle Canonen loßfeuren; der König wird auf Hamlets beſſern Athem trinken, und in den Becher ſoll eine Perle geworfen werden, reicher als die koſtbarſte die jemals ein däniſcher König in ſeiner Crone getragen hat. Gebt mir die Becher: Und laßt es die Keſſel-Pauken den Trompeten kundmachen, die Trompeten den

Cano-

Und in Wahrheit durfte Pius V. sich einigen Antheil an dem Siege zueignen. Er hatte — seine Fürbitten ungerechnet — Alba'n mit einer beträchtlichen Summe Geldes unterstützet. Dafür war nun auch das erste Schreiben, welches der Feldherr von dem Schlachtfelde absandte, nach Rom bestimmt, wo es mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde. Drey Tage lang feyerte man die Niederlage der Rebellen unter dem Donner des Geschützes und mit dem ganzen Pomp des römischen Gottesdienstes: drey Nächte hindurch war die Hauptstadt der christlichen Welt erleuchtet. Man überließ sich nicht mit Unrecht der Freude; denn wenn sich gleich damals schon voraus sehen ließ, daß bey weitem noch nicht Alles zu Ende sey, so war doch wenigstens ein Drittel der Ketzerarmee so gut wie weggetilgt. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Ueber einige neue Kunstwerke des Hrn. Prof. Carstens.

Rom, den 2. May 1795.

Wehrtester Freund!

Um Sie für meinen letzten, wenig erfreulichen Brief über den gegenwärtigen Zustand der bildenden Künste

Künste in Rom zu entschädigen, mache ich mir jetzt das Vergnügen, Sie mit einer günstigern Aussicht für ein neues Emporstreben derselben eben so zu überraschen, als mancher ächte Freund der Kunst durch diese, in unserm der Kunstpflege sehr ungünstigen Zeitlaufe am wenigsten gehoffte Erscheinung hier an Ort und Stelle überrascht worden ist.

Herr **Carstens**, Professor der Berliner Kunstakademie, der seit einigen Jahren in Rom lebt, hat uns im verwichenen Monate eine öffentliche Ausstellung seiner hier verfertigten Kunstwerke gegeben, die in mancherley Rücksicht, besonders aber darum merkwürdig ist, weil sie eine neue Epoche der Kunst zu verkündigen scheint. Dieser Künstler hatte bereits, als er nach Rom kam, seinem Talente und Studium die glücklichste Richtung gegeben, und sich einen einfachen, männlichen Stil zu eigen gemacht, der aber nur diesseits der Alpen zur Reife gedeihen kann, und den er hier im Angesichte Rafaels, Michael Angelo's und der Antiken in kurzer Zeit zu einem Grade der Vollkommenheit ausgebildet hat, der jene Vermuthung rechtfertigt. Er hatte den Vortheil, daß er nicht erst wieder verlernen durfte was er mitgebracht hatte, um in die Fußstapfen dieser großen Vorgänger, die er immer schon aus der Ferne im Auge gehabt hat, zu treten. Dies zeigen die Versuche, womit er schon in Berlin seinen Beruf zur Kunst manifestiert und gegründete Erwartungen von sich erregt hat.

Es

Es gehört ein muthiger, ſich ſelbſt vertrauender Geiſt und eine edle Uneigennützigkeit dazu, dem Strome allgemein herrſchender Meinungen zu widerſtehen und ihm entgegen zu arbeiten. Gewöhnlich darf er auf den Beyfall ſeiner Zeitgenoſſen wenig rechnen, ſondern muß es der Nachwelt überlaſſen, ſein Verdienſt zu richten. Aber der reine und edle Geſchmack in den bildenden Künſten, der in Rom ſeinen feſten Wohnſitz hat, und haben wird ſo lange die Kunſtſchätze des Vatikan dauern, iſt, bey der Ausartung und gänzlichen Entfernung der neuern Kunſt von ihrem Ziele, doch nicht ſo tief entſchlummert, daß man nicht dem Künſtler, der eine nähere Geiſtesverwandtſchaft mit jenen Vätern der neuern Kunſt zeigt, Gerechtigkeit wiederfahren ließe; und das ſelbſt von vorgeblichen Kunſtkennern genährte Vorurtheil, daß jener einfache, ſchmuckloſe und männliche Stil der Alten für unſere Zeiten nicht mehr tauge, ſcheint vielmehr darin, daß Niemand in neuerer Zeit dem Publikum Werke in dieſem Stil geliefert hat, alſo in dem verderbten Geſchmacke und dem erſchlafften Geiſte unſerer Künſtler, — als in dem veränderten Geiſte des Zeitalters gegründet zu ſeyn. Dies hat ſich bey der Carſtensſchen Ausſtellung ſehr auffallend beſtätigt. Sie hat, ungeachtet der großen Verſchiedenheit ſeines Stils von dem jetzt herrſchenden, den ungetheilten Beyfall der Künſtler und Kunſtliebhaber erhalten; man hat die Einfachheit, Gründlichkeit und den Ideenreichthum ſeiner Werke bewundert und ſie mit den Werken jener

jener alten Meiſter verglichen; und in der That können ſie auch, wenn man ſie Vergleichungsweiſe beurtheilen will, mit keinen andern verglichen werden, weil ſie mit keinen andern Aehnlichkeit haben.

Man ſollte nie Beſchreibungen von Kunſtwerken machen, wenn ſie nicht zugleich eine gründliche und für die Bildung des Geſchmacks lehrreiche Beurtheilung enthielten; aber ich bin nicht anmaßend genug, dieſes in Rückſicht der Carſtensſchen Kunſtwerke zu unternehmen. Meine Nachricht ſoll bloß dienen, Sie mit dem Geiſte des Künſtlers einigermaßen bekannt zu machen. Ich theile Ihnen darum zuförderſt ſeine eigenhändige Anzeige, womit er das Publikum zur Beurtheilung ſeiner Arbeiten einlud, in teutſcher Sprache mit.

„Nachſtehende Kunſtwerke ſind im Hauſe des verſtorbenen Pompeo Battoni zur öffentlichen Beurtheilung ausgeſtellt.

„1) **Die Ueberfahrt**, eine Mahlerey in Tempera. Megapenthes, ein reicher junger Wollüſtling, (erzählt Lucian in einem Aufſatze von gleicher Ueberſchrift) ſträubte ſich in der Blüthe ſeiner Jahre zu ſterben, und dem allgemeinen Verhängniſſe nachzugeben; aber er mußte mit andern Sterblichen dem Todtenführer Merkur in den Orkus folgen. Als dieſer beym Aeakus ankam und ſeine Todtenliſte übergab, fehlte Megapenthes. Der iſt mit

davon gelaufen, sagte Merkur, — ich eile zurück ihn wieder einzuhohlen. Merkur, der Cyniker Cyniskus und der Schuster Micill hohlten ihn ein, als er eben das Licht der Oberwelt erreichte, banden ihn und brachten ihn zur Barke des Charon zurück. Jetzt versprach er der Parze, Hekatomben zu opfern, wenn sie ihm nur auf kurze Zeit wieder zur Oberwelt zurückzukehren vergönnte. Aber die Schicksalsgöttinnen sind unerbittlich, und der Tod kennt kein Ansehen der Person. Die Parze befahl ihm einzusteigen, und Purpurmantel und Diadem am Ufer zurückzulassen. Man bemächtigte sich seiner, als er nicht gutwillig folgen wollte, mit Gewalt, und der Filosof Cyniskus band ihn an den Mastbaum. Jetzt war die Barke voll, und Charon stieß ab. Der Schuster Micill, der noch am Ufer stand, rief, man solle ihn mitnehmen, indem es unbillig sey, einen schon seit gestern Gestorbenen, der die Welt mit Freuden verlassen habe, so lange am Ufer warten zu lassen. Charon erwiederte, der Kahn sey voll; er müsse warten. So schwimme ich hinüber, versetzte der Schuster, und stürzte sich in den Acheron. Klotho befahl, ihn sogleich einzunehmen, und als Charon sich abermals über Mangel an Platz beschwerte, ließ ihn die Parze sich auf den Nacken des Tyrannen setzen. Die Fahrt geht von Statten, und Klotho überlies't die Todtenliste. Das Uebrige erklärt sich von selbst.

„2) Die Parzen, eine Mahlerey in Tempera. Die furchtbaren Göttinnen, die über Alles gebie-

gebieten, ſind hier gleichſam an den Grenzen der Schöpfung ſitzend und das Schickſal der Sterblichen ſingend, dargeſtellt. Atropos zerreißt den Faden, und hinter ihnen iſt für den bloßen Verſtand nichts als undurchdringliches Dunkel.

„3) Zeit und Raum, eine Mahlerey in Tempera. Eine anſchauliche Darſtellung dieſer abſtrakten Formen der Sinnlichkeit; in ihnen befinden ſich alle Erſcheinungen. Der Raum umfaßt das Weltall; die Zeit iſt ewig jung, nur die Dinge in ihr verändern ſich.

„4) Das Gaſtmahl des Plato, eine Mahlerey in Aquarell. Der Inhalt iſt folgender. Ein junger reicher Athener, Nahmens Agathon, der in den Trauerſpielen den Preis erhalten hatte, lud ſeine Freunde, den Sokrates, den Arzt Eryximachus, den Ariſtofanes u. a. m. zu einem Gaſtmahle. Alcibiades, welchen Agathon, ſeinen Stolz ſcheuend, nicht eingeladen hatte, kam während des Mahls ungebeten. Er war berauſcht und hatte die Stirne mit kühlenden Kränzen umwunden. Die Gäſte rückten aus einander, und er nahm ſeinen Platz an der Seite des Sokrates, den er nach einer vortreflichen Rede bekränzte, worin er unter andern ſagte, daß von allen Sterblichen nur Sokrates dieſes verdiene. Ariſtofanes, der hinter dem Tiſche ſitzt, betrachtet aufmerkſam den Alcibiades.

„5) Der Parnaß, eine Mahlerey in Aquarell. Die neun Musen umtanzen die Grazien nach der Leyer des Apollo.

„6) Die Helden vor Troja, eine Mahlerey in Aquarell. Das Sujet ist aus dem neunten Gesange der Ilias genommen, und stellt die Gesandtschaft der von den Trojanern bedrängten Griechen an den Achill vor. Dieser endet so eben seine Rede voll Unmuth wider den Agamemnon. Ajax ist unwillig über den unbiegsamen Karakter des Achill; der alte Fönix beweint das unvermeidliche Unglück der Griechen; Ulysses sitzt niedergeschlagen und verlegen, weil seine Ueberredungskunst fruchtlos gewesen ist. Auch die Herolde, stehen bekümmert, und Patroklos sieht gedankenvoll auf seinen erzürnten Freund herab.

„7) Die Argonauten, eine Zeichnung nach dem Gedicht gleiches Namens, das dem Orfeus zugeschrieben wird. Als die Argonauten, auf ihrem Zuge nach Kolchis, an der Küste von Magnesia vorbeyführen, schlug Peleus, einer der Helden, seinen Gefährten vor, den hier wohnenden Chiron zu besuchen und seinen kleinen Achill zu sehen. Die Helden landeten und kamen zur Grotte des Chiron, der sie freundlich empfieng und bewirthete. Sie foderten den Chiron und Orfeus zu einem Wettstreit im Gesange auf. Chiron nahm zuerst die Leyer und besang der Centauren herrliche Thaten. Darauf ergriff

griff der Sohn der Kalliope das Saitenspiel, und sang den dunklen, erhabenen Hymnus vom alten Chaos; er sang den Streit der Elemente, das Geschlecht der unsterblichen Götter, die den hohen Olymp, und der machtlosen Menschen, die, in Völkerschaften zerstreut, den Erdkreis bewohnen. Sein Gesang zähmte die wilden Thiere; sie kamen in die Grotte, horchten, und scheuten die Menschen nicht mehr. Chiron, der dieses sieht, zeigt es dem Jason, und stampft vor Freuden mit seinem Hufe den Boden. Man sieht hier die vorzüglichsten Helden des grauen Alterthums beysammen, den Jason, den Herkules mit seinem geliebten Hylas, die beyden Dioskuren, die beyden Söhne des Boreas mit Fittigen hinter den Ohren, den Peleus mit dem jungen Achill, u. a. m.

„8) **Achill und Priam**, eine Zeichnung. Das Sujet ist aus dem letzten Gesange der Ilias genommen und bekannt genug. Nur die Gruppe im Hintergrunde ist nach dem Filostrat hinzugefügt. Es ist Polyxena, die vom Merkur hereingeführt wird. Dieser Autor sagt, daß die Alten die Gewohnheit hatten, sich von ihrem jüngsten Kinde begleiten zu lassen, und daß Achill hier zum erstenmale die Polyxena sah.

„9) **Die Geburt des Lichts**, eine Zeichnung nach dem Sanchoniaton, einem uralten Fönicischen Autor. Ftas (die Urkraft der Dinge) zeugte mit

der Neitha (der Nacht) den Fanes (das Licht) Nachdem das Licht gebohren war, gieng aus dem Athem des Ftas das Welten hervor, worin der Keim zu allen Schöpfungen lag. Es wurde durch die Wärme des Feuers ausgebrütet; Himmel und Erde entstanden, und alle Dinge entwickelten sich. Ftas zeigt hier dem Welten seinen Lauf ins Grenzenlose.

„10) Ganymed, eine Zeichnung. Ein Sinnbild eines in der Blüthe seiner Jahre vom Tode dahin gerafften Jünglings.

„11) Sokrates im Korbe, nach der Komödie des Aristofanes: die Wolken. Er disputiert mit dem Bauer Strepsiades, der in die Schule des Sokrates gekommen war, um vom ihm die Dialektik zu lernen.“ —

Aus dieser bloßen Inhaltsanzeige ersehen Sie, daß der Künstler fast lauter neue und für die bildende Kunst noch wenig oder gar nicht genutzte Gegenstände zu seinen Darstellungen gewählt hat, und seinen Hang für edle und erhabene Sujets, die der Stimmung seines Gefühls mehr als das bloß Liebliche und Reitzende angemessen sind. Bey Werken der bildenden Künste gehört selten der poetische Stoff oder die dichterische Erfindung dem Künstler zu. Er kann und soll seine Gegenstände aus Fabel und Geschichte entlehnen; aber ihm bleibt, dieser Einschräns

ſchränkung ungeachtet, noch Gelegenheit genug, das eigentliche Dichtungs- und Darſtellungsvermögen ſeiner Fantaſie zu zeigen, und ſein eigenſtes Verdienſt beſteht in dem, was er aus dem ihm dargebotenen Gegenſtande gemacht hat, in der Wahl des intereſſanteſten und für die Darſtellung günſtigſten Moments, in der Anordnung und dem lebendigen Ausdruck der handelnden Perſonen. Er ſtellt anſchaulich dar, was der Dichter in Worten nur unvollkommen ausdrückt. Ich kann nicht umhin, Ihnen über die Art, wie der Künſtler ſeine obengenannte Gegenſtände behandelt hat, einige ſpecielle Bemerkungen mitzutheilen, die Ihnen freylich entbehrlich ſeyn würden, wenn Sie Gelegenheit hätten, ſeine Arbeiten ſelbſt zu ſehen. Dieſe haben das, allen ächten Produkten des Genie's und einer reifen Beurtheilung Eigenthümliche, daß man ſie zu wiederhohlten Mahlen ſehen kann, und immer neues Intereſſe daran gewinnt, ohne daß durch dieſe Eigenſchaft, die ſtets eine Begleiterin des Schönen und Wahren iſt, das Vergnügen des erſten Eindrucks, das wir von jedem Kunſtwerke mit Recht fodern, wodurch es uns gleichſam zu längerer Betrachtung anziehen ſoll, geſchmälert würde.

Das Süjet zur **Ueberfahrt** an und für ſich, iſt für mahleriſche Darſtellung vorzüglich vortheilhaft, und zugleich ſo reichhaltig, daß es mehrere intereſſante Momente darbietet. Der Künſtler hat den Moment gewählt, wo Megapenthes bereits vom Merkur zu-

Canonieren drauſſen, die Cononen dem Himmel, die Himmel der Erde, daß der König auf Hamlets Geſundheit trinke -- Komt, fangt an, und ihr Herren Richter, habt gute Acht.

Hamlet.

Kommt dann, mein Herr.

Laertes.

Wohlan, Gnädiger Herr --

(Sie fechten.)

Hamlet.

Einer --

Laertes.

Nein --

Hamlet.

Thut den Ausſpruch --

Oſrik.

Ein Stoß, und das ein ziemlich fühlbarer.

Laertes.

Gut -- Noch einmal --

König.

Haltet ein -- zu trinken! Hamlet, dieſe Perle iſt dein -- Auf deine Geſundheit! -- Gebt ihm den Becher --

(Trompeten und Pauken und mit Salve von Geſchüz.)

Hamlet.

rückgebracht und der Schuster ihm auf dem Nacken gesetzt ist. Der Cyniker ist noch beschäftigt, ihn an den Mast zu binden. Dieser Moment ist unstreitig der interessanteste; denn die Handlung, um welche die ganze Erzählung Lucians sich dreht, erreicht in ihm ihren höchsten Punkt. Nächstdem giebt er dem Künstler Gelegenheit, uns eine große Mannigfaltigkeit nackter Gestalt und Schönheit, jedes Alters und Geschlechts, mit sehr verschiedenem Ausdruck sehen zu lassen. Der Inhalt ist reich, und sowohl in ästhetischer als moralischer Rücksicht fähig, allgemein zu gefallen und zu interessieren, und die Lucianische Laune hat in der Darstellung unsers Künstlers nichts eingebüßt. Wir finden hier Gestalten und Karaktere unter der Menge im Kahne, die an und für sich weder ästhetisch noch moralisch gefallen würden; aber sie beleidigen nicht, sondern dienen vielmehr dem Schönen und dem Edlen zum Relief, und der Künstler hat gezeigt, daß er der Grenzlinie, die der Geschmack zwischen dem Schönen und dem Häßlichen zieht, und innerhalb welcher Letzteres selbst eine Quelle des ästhetischen Wohlgefallens werden kann, sich wohl zu nähern wisse, ohne sie zu überschreiten. Die Handlung hat, was zu jeder mahlerischen Darstellung unentbehrlich ist, Einheit des Moments und einen allgemeinen Beziehungs- und Vereinigungspunkt ihrer Theile in der Person des Megapenthes, als der Hauptfigur des Gemähldes, und die vortrefliche Gruppe, die dieser mit dem Cyniker, dem Merkur und dem ihm auf dem Nacken sitzenden

Micill bildet, zieht sogleich den Blick auf sich. Die Barke ist angefüllt mit Menschen aller Art. Die Handlung fodert, daß sie voll seyn muß, und sie ist es ohne Verwirrung; das Auge findet überall Beschäftigung und Vergnügen, nirgends Mühe. Der Künstler hat hier einige Züge der römischen gemeinen Volkssitte, die aber allgemein verständlich sind, angebracht: verschiedene im Pöbel machen sich durch karakteristische Geberden über den jetzt machtlosen und gedemüthigten Tyrannen lustig. In der meisterhaften Anordnung zeichnet sich vornemlich die vordere Gruppe, welche Kenner des Michael Angelo würdig gefunden haben, durch Wahrheit und Verschiedenheit, sowohl des Naturkarakters in Form und Ausdruck, als des Kolorits und des Fleisches, aus. Keine Form gleicht der andern; kein Kolorit hat den Lokalton des andern. Ein Weib mit ihren Kindern, vor der Hauptgruppe mit dem Rücken nach dem Zuschauer gekehrt sitzend, macht durch ihr weißes und zartes Kolorit mit jener einen gefälligen Kontrast, und die beyden Kinder, die, in der ganzen glücklichen Unbefangenheit ihres Alters, sich an dem Spiele der Wellen mit kindischer Freude ergetzen und mit Fingern in die Fluth hinabzeigen, sind eine der anziehendsten Episoden des Künstlers, und vermehren den reichhaltigen Stoff zu Reflexionen, den der Sinn dieses Bildes gewährt, für den fühlenden Betrachter. Die furchtbar öde Gegend, wo alles Leben der Natur aufzuhören scheint; die nackten, schroffen Felsen, die düstere Luft, und das

im Hintergrunde über den Bergklüften hervorflammende Roth des brennenden Tartarus, bringen eine schauerlich-ernste aber harmonische Wirkung hervor, die den Eindruck des Ganzen verstärkt. Die Zeichnung in diesem Bilde hat diejenige Sicherheit, Rundung und Bestimmtheit, wodurch die letzten Arbeiten des Künstlers sich von seinen frühern auszeichnen; und nach dem einstimmigen Urtheile der Künstler und Kenner, die es gesehen haben, (denn es giebt auch hier Kenner, die urtheilen ohne zu sehen) ist dies Gemählde, sowohl in Rücksicht der mahlerischen Darstellung als der Ausführung, ein Meisterwerk, das Wahrheit und Schönheit in hohem Grade vereinigt, und ein Beweis des glücklichen Fortgangs, womit dieser talentvolle Künstler der Vollkommenheit und seinem künftigen Ruhme entgegen geht.

Die Parzen sind vielleicht nie in einer ihrem Karakter angemeßneren Idealgestalt gebildet worden, als von diesem Meister; in neuerer Zeit gewiß nicht. Es sind Schöpfungen der Fantasie, die dem Künstler selbst angehören; Wesen einer andern Natur, zwar in Menschengestalt, aber ohne das Bedürfniß, welches sterblichen Wesen eigen ist, zu zeigen; furchtbar und unerbittlich von Karakter, aber von hoher Schönheit der Gestalt. Durch die Vereinigung dieser beyden Kontraste, wenn sie glücklich gelingt, entspringt immer ein großes Interesse. Die Griechen haben dieses mit größter Weisheit in ihren Dichtungen und bildlichen Darstellungen benutzt.

nutzt. Wir beben zurück vor den furchtbaren Wesen; aber die Schönheit ihrer Bildung zieht uns wieder an. Wir sehen und fühlen hier die schöne sinnreiche Dichtung der Alten, wo das Furchtbare und Geheimnißvolle sich in liebliche Bilder der Fantasie kleidet, und das Schreckliche selbst durch den Zauber der Kunst ein Gegenstand des Wohlgefallens wird. Atropos hat in diesem Moment ein Leben zerrissen; noch hält sie das zersprungene Garn in den straff geschlossenen Händen. Die drey Göttinnen sind bekleidet, wie Katull in seinem Epithalasnium sie beschreibt, mit weißen Binden um das Haupt, in weißen Gewändern mit purpurnen Vorden. Das Kolorit in diesem Bilde ist etwas hart und sehr warm, beynahe glühend; aber es macht die Gestalten hervorspringend, und giebt dem Gemählde eine mächtige Wirkung. Diese zu starke Abweichung von der Natur, die unter andern Umständen fehlerhaft seyn würde, wird hier gewissermaßen dadurch, daß sie den beabsichtigten Eindruck der Darstellung verstärkt, gerechtfertigt. Der nächtlich dunkle Grund, der jenseits der Felsenkluft die Aussicht schließt, ist bedeutend, und dem erhabenen poetischen Sinne der Darstellung angemessen.

Abstrakte Vernunftideen bildlich darzustellen ist nicht ungewöhnlich; die Künstler aller Zeiten haben es gethan, und vorzüglich diesem Schritte über die Grenze des Sichtbaren und Wirklichen hinaus verdankt die Kunst das Ideal. Indessen haben Kunstrich-

richter neuerer Zeiten die Zulässigkeit dieser Gegenstände für bildliche Darstellung bestritten, und sie in die Schranken der Wirklichkeit, als in ihr eigenthümliches Gebiet, zurückgewiesen, ohne ihr jedoch diese Befugniß absolut und für Alle Fälle abzusprechen. Es scheint also, daß auch hier, wie in so vielen andern Fällen, die Mittelstraße die richtige sey, und daß es nur darauf ankomme, diese richtig und bestimmt zu zeichnen. Die Darstellung übersinnlicher Gegenstände, die immer nur symbolisch geschehen kann, wird, wie ich denke, immer zulässig seyn, wenn eine Dichtung das Symbol dieser Gegenstände bereits bestimmt und verständlich gemacht hat, oder wenn der Künstler im Stande ist, ein verständliches Zeichen für seinen idealischen Gegenstand zu erfinden. Das Symbol aber muß immer von der Beschaffenheit seyn, daß es eine Analogie oder formale Verwandtschaft mit dem Gegenstande seiner Bedeutung hat; sonst wird das Bild Hieroglyfe und ohne wörtliche Auslegung unverständlich. Dessen ungeachtet wagt der Künstler immer etwas, welcher eine solche Darstellung zuerst unternimmt, und nur die glückliche Wahl des bildlichen Zeichens kann sein Wagestück rechtfertigen, das eigentlich mehr der Kunst des Dichters als des Bildners anzustehen scheint. Der Sinn seines Bildes wird nur von denen verstanden werden, die den Grad von Kultur haben, der zur Einsicht der Analogie zwischen dem Bezeichneten und dem Zeichen erfoderlich ist. Die personificierte Darstellung

des

des Raums hat, meines Wissens, bisher noch kein Dichter oder Künstler geliefert, und ich will nicht geradezu entscheiden, ob Herr C. für die Wahl dieses Sujets Beyfall oder Tadel verdiene. Aber meines Bedünkens ist die Darstellung ihrem Gegenstande angemessen, und das Symbol des Raums das passendste und verständlichste was gewählt werden konnte: denn eine Kugel war immer das Bild des Universums. Die Figur des Raums ist ein ernster, rüstiger Alter mit grauem Barte, der eine Kugel von azurner Farbe im Arme hält. Er schwebt Arm in Arm mit der Zeit, die als eine idealische, kraftvolle Jünglingsgestalt, mit den gewöhnlichen Attributen, dem Stundenglase und der Sense, abgebildet ist, durch den Aether hin. Diese Darstellung beyder, als unzertrennlich vereinter Wesen, die, durch eigene Kraft getragen, rast- und endlos wirken und schweben, ist schön und der zum Grunde liegenden Idee angemessen. Dieses Gemählde ist eine der ersten Arbeiten des Künstlers während seines Aufenthalts in Rom, und hat bey einem großen und kräftigen Stile der Zeichnung noch Spuren einiger Härte, wovon er sich in seinen spätern Arbeiten glücklich losgemacht hat.

Das Gastmahl des Plato ist in Rücksicht auf Komposizion, auf harmonische Zusammenstimmung aller Theile zu einem schönen Ganzen, und auf wahren und gefälligen Ausdruck, eine der vorzüglichsten Arbeiten des Künstlers. Er hat hier gezeigt, wie

Reich-

Reichthum und Simplicität zu vereinigen ſind, und das Ganze trägt einen ſeinem Inhalte angemeſſenen Karakter. Hier iſt keine Spur jenes hohen furchtbaren Ernſtes, der den Totaleindruck der Ueberfahrt und der Parzen begleitet; alles athmet die heitere feſtliche Freude eines attiſchen Gaſtmahles. Die ſchöne Geſtalt des von weichen Gewändern umfloſſenen wollüſtigen Alcibiades, voll bachiſcher Weichlichkeit, und ſeine reitzende Stellung machen mit der ruhigen würdevollen Figur des Sokrates, dem er den Kranz aufſetzt, einen gefälligen Kontraſt. Dieſe Gruppe, ſo wie der Ausdruck in den Köpfen — des Agathon, der mit inniger Freude der Handlung des Alcibiades zuſieht, — des Ariſtofanes, der unter den niedergezogenen Augenbrauen einen treffenden Blick auf den letztern wirft, und des Alten neben ihm, dem der Neid ſeitwärts aus dem Auge ſchielt, nebſt der Figur des alten Eryximachus, ſind vorſtechende Theile dieſes Bildes. Die Gruppen der umher beſchäftigten Aufwärter machen das Ganze reich und mannigfaltig, und vorzüglich gefällig iſt die, wo der Eine dem Andern einen Korb vom Kopfe abhebt, durch die Wahrheit in der Handlung und durch die ſchöne Bildung des letztern. Die architektoniſche Anordnung des Saales iſt einfach, aber geſchmackvoll und dem heitern Geiſte des Ganzen angemeſſen. Man ſieht die Nebenwerke mit Wohlgefallen, aber ſie zerſtreuen nicht; ſie drängen ſich der Hauptſache nicht vor. Eine Beſcheidenheit, die ſo vielen Gemählden neuerer Zeit, — die durch den an Nebendingen verſchwen-

schwendeten Glanz und Fleiß den Hauptgegenstand überstrahlen, und wo wir oft den Helden vor seiner reichen und schimmernden Rüstung, die Handlung vor der Pracht des Saales, und das Kunstwerk vor dem Machwerk nicht sehen, — zu wünschen wäre.

Ein liebliches Bild voll Simplicität, Grazie und Schönheit ist der Parnaß. Die Bewegungen der tanzenden Musen sind, wie die naive, und reizende Gruppe der Grazien, um die der Tanz sich dreht, schön und natürlich. In den Bewegungen der Figuren, die leicht und voll Anmuth sind, so wie in der Anordnung der fliegenden Gewänder, einem schweren Theile der Mahlerey, hat der Künstler sein geübtes Talent, die Natur in Momenten aufzufassen, und seinen einfachen edeln Geschmack bewiesen. Ausgezeichnet gefällig und leicht ist Tanz und Gewand an der Terpsichore, die als Muse des Tanzes [illegible] in der That am schönsten tanzt. Die Gestalt des Apollo hingegen ist dem Künstler weniger gelungen, als idealische Bildungen ihm sonst zu gelingen pflegen. Er hat nicht die hohe apollonische Schönheit und Majestät, worunter die Fantasie sich das Bild dieses Gottes vorstellt; und wenn er gleich als Musaget hier in gemilderter Hoheit sich zeigen muß, so könnte er doch schöner und göttlicher erscheinen. Dessen ungeachtet geben die wahrhaft Rafaelische Simplicität, der heitre griechische Geist, der in diesem Musentanze athmet, und die trefflichen Gewänder diesem Bilde einen vorzüglichen Werth.

In

In den Helden vor Troja verdienen nicht nur Kompoſizion und Ausdruck, ſondern auch die kraftvollen, edlen, ächthomeriſchen Heldengeſtalten, die uns der Künſtler hier gezeigt hat, und die ſich von den franzöſierten Theaterhelden der neuern Kunſt eben ſo unterſcheiden, wie eine Tragödie des Aeſchylus von einem Trauerſpiele des Corneille, — den Beyfall jedes Kenners, der für Wahrheit, Größe und Natur in Kunſtwerken Gefühl hat; und dieſe Eigenſchaften, vereint mit der mahleriſchen harmoniſchen Wirkung des Ganzen, die dem Auge ſo wohlgefällig iſt, feſſeln den Betrachter lange an dieſem ſchönen und ausdrucksvollen Bilde. Der Künſtler hat ſeinen Moment gewählt, wo Achill die kräftige und bittre Rede, worin er dem Unmuth und Groll ſeines Herzens wider den Agamemnon Luft gemacht hat, endigt, und die Wirkung derſelben in Mienen und Geberden der an ihn abgeſandten Helden ſich äuſſert; und dieſer iſt gerade der, welcher den intereſſanteſten und beſtimmteſten Ausdruck darbietet. Der Künſtler hat dieſen dem eigenthümlichen Karakter jedes Helden gemäß glücklich und ſprechend modificiert; wir erkennen jeden, ſobald wir die Geſchichte kennen, an ſeiner Bildung und ſeinem Ausdruck. Die Helden ſitzen beym Mahle um einen viereckigen Tiſch; Ulyß und Achill einander gegenüber, in der Mitte hinter dem Tiſche Ajax und der alte Fönix. Patroklos, der vor dem Tiſche ſeinen Sitz hatte, hat, weil er kurz zuvor vom Achill zu ſeinen Leuten mit dem Auftrage, dem alten Fönix ein Lager zu berei-

ten, hinausgesandt wurde, seinen Platz verlassen, und steht neben dem Achill. Hinter dem Ajax stehn die beyden Herolde Hodios und Euribates. Ajax hat ganz die mächtige Gestalt und das feste unbezwingliche Heldenwesen, das ihm der Dichter gegeben hat. Sein Gesicht trägt den Karakter eines Mannes, der, selbst unerbittlich, noch weniger zu bitten gewohnt ist; sein düsterer Blick und seine bewölkte Stirne zeigen den Verdruß, den er im Innern empfindet, und der Trotz, der seine Oberlippe schwellt, läßt ahnden, daß er kein gutes Wort mehr verschwenden werde. Ulyß hingegen sitzt betroffen und zu Boden geschlagen; er scheint sich gleichsam vernichtet zu fühlen durch Achills unbeweglichen Starrsinn, an dem seine Redekunst zu Schanden geworden ist. Der Ausdruck seines Gesichts ist von unübertrefflicher Wahrheit und der Natur abgestohlen. Der rothe Mantel des Ulyß hat einen höchst einfachen aber sehr schönen Faltenwurf, so wie auch das Gewand des Achill. Der Künstler hat sich im Kostume genau an den Homer gehalten, und die häusliche Kleidung, des Patroklos sowohl als des Achill, sticht bezeichnend von der Bekleidung der an ihn gesandten Helden ab. Die beyden Mägde des Achill, die im Hintergrunde neugierig durch den Vorhang lauschen, sind sehr passend angebracht; sie deuten an, daß hier etwas von Wichtigkeit vorgehe, und unterbrechen zugleich die Leere der hintern Wand. Dieses Gemählde hat noch überdies das untergeordnete Verdienst einer sorg-

Hamlet.

Ich will dieſen Gang erſt ausfechten -- Sezt ihn indeſſen hin -- (ſie fechten) -- Wohlan -- wieder einen Stoß -- was ſagt ihr?

Laertes.

Geſtreift, geſtreift, ich geſteh' es.

König.

Unſer Sohn wird gewinnen.

Königin.

Er iſt zu fett und von zu kurzem Athem. Hier Hamlet, nimm mein Schnupftuch und wiſche dir die Stirne -- Die Königin trinkt dirs zu, Hamlet, auf dein gutes Glük! --

(Sie trinkt aus dem Becher, der für Hamlet beſtimmt war.)

Hamlet.

Gütige Mutter --

König.

Gertrude trinkt nicht --

Königin.

Ich will, mein Herr; ich bitte euch um Vergebung.

König (vor ſich.)

Es iſt der vergiftete Becher; nun iſt's zu ſpät --

fältigen Ausführung, und eine gefällige Harmonie der Farben und der Beleuchtung.

Die Argonauten waren die erste Komposizion, die der Künstler nach seiner Ankunft in Rom aufstellte. Er hat sie nach einer bereits in Berlin von demselben Gegenstande entworfenen Zeichnung völlig umgearbeitet, und sie hat durch diese Umschmelzung ausserordentlich gewonnen. Sey es, daß er seinen Gegenstand noch besser durchdacht, oder daß der erste Anblick der hiesigen Kunstwerke so schnell und mächtig auf ihn gewirkt habe; genug, sie ist in Rücksicht auf Idealität und Schönheit der Formen, auf Deutlichkeit der Komposizion und feiner Schattierung des Ausdrucks eine der vorzüglichsten Arbeiten des Künstlers. Wenige haben wohl mit einem solchen Werke ihre Laufbahn in Rom begonnen. Das Ganze ist ein Inbegriff schöner Gruppen und Gestalten, und reich bey großer Ordnung und Deutlichkeit. Das Auge geht mit Wohlgefallen von Einer zur Andern über. Die Hauptgruppe des Bildes machen der Centaur Chiron und Jason der Anführer der Argonauten. Dem letztern hat der Künstler eine Miene voll edlen Ernstes gegeben, wodurch er, bey einer jugendlich schönen kraftvollen Heldengestalt, sich sogleich als das Haupt der Versammlung ankündigt. Die Gruppe des Herkules und Hylas ist eine der schönsten und gefühltesten, die ich von dem Künstler gesehen habe, und die man sehen muß, um sich zu überzeugen, daß sein Gefühl nicht ausschlie-

ſchließend für Gröſſe und Erhabenheit empfänglich iſt, ſondern daß ihm auch die Grazien hold ſind. Nicht minder ſchön und edel von Geſtalt ſind die beyden Dioskuren und die Söhne des Boreas. Bildung und Ausdruck des begeiſterten Hymnenſängers ſind der hohen Idee, die den Namen Orfeus in unſerer Vorſtellung begleitet, würdig. Der Centaur zeigt in dem Ausdruck ſeiner groſſen karakteriſtiſchen, nicht unedlen Bildung die Spur ſeiner halbthieriſchen Natur ſehr glücklich; er ſcheint vor Freude zu wiehern. Für mich iſt dieſer Karton durch die hohe Schönheit der idealiſchen Geſtalten und die meiſterhafte Kompoſizion eins der anziehendſten Kunſtwerke. Das Auge verweilt mit innigem Wohlgefallen bei der Betrachtung des an Schönheit reichen Bildes; und dieſes Wohlgefallen iſt um ſo ungeſtörter, weil kein ſtarker, leidenſchaftlicher Ausdruck das Intereſſe theilt, ſondern die Seele, wie auf Tönen einer harmoniſchen Muſik dahin ſchwebend, ſich dem ruhigen Schönheitsgenuſſe überläßt. Die ſanfte reine Luſt, die der Zauber der Tonkunſt im Bilde in den Seelen der Helden wirkt, ſcheint ſich wiederum durch ein anderes Organ der Seele des Betrachtenden mitzutheilen. Was iſt aller Licht- und Farbenzauber der Mahlerkunſt, wo bloß der Sinn ſich berauſcht, und der Verſtand nichts denken, das Herz kein Intereſſe nehmen kann, gegen das ſanfte aber innige Gefühl der Schönheit, gegen den Ausdruck fühlender und thätiger Seelen!

Die Geſtalt des Achill iſt in No. 8 ſchöner als in den Helden vor Troja, und ſeine Stellung ſehr vortheilhaft, um dem Auge die nackte Schönheit eines jugendlichen Heldenkörpers zu zeigen. Dort wallt noch das ſchöne dunkle Haar ſeinen Nacken hinab; hier ſitzt er mit geſchornem Haupte, auf ſeine linke geſtützt, in der Trauer über ſeinen getödteten Freund, die ihn zugleich nachgiebiger für die Bitte des Priam zu machen ſcheint. Dieſer kniet zu ſeinen Füßen, und küßt, nach dem Homeriſchen Ausdruck, ſeine grauſamen Hände. Hinter dem Achill ſtehn ſeine beyden Freunde Alcimmus und Alcimedon, und ſehen bewegt auf den alten von Gram und Elend gebeugten Vater hinab. Das Ganze giebt eine ſchöne Gruppe voll Wahrheit und rührenden Ausdruck. Die nach dem Filoſtrat hinzugefügte Gruppe der Polyxena und des Merkur iſt ein glücklicher Gedanke des Künſtlers, der das Intereſſe an dieſer Darſtellung durch einen gefälligen Kontraſt erhöhet. Die ſchöne Königstochter in erſter jungfräulicher Blüthe ſcheint ſchüchtern und beſorgt zurückzubeben vor dem Anblick des furchtbaren Helden, der den mächtigen Hektor überwand.

In der Geburt des Lichts erſcheint der Künſtler ganz an ſeiner Stelle; der Gegenſtand trifft mit der Stimmung und dem Karakter ſeines Genie's zuſammen. Schon die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes, und das Vermögen ihn ſo, wie hier geſchehen iſt, für bildliche Darſtellung zu behandeln,

verrathen einen nicht bloß darstellenden, sondern zugleich auch dichterisch schaffenden Geist. Die Ausführung der Idee dieses vielleicht urältesten Mythos der Schöpfung ist eines Michael Angelo würdig; und hätte der Künstler nichts als diesen Karton hervorgebracht, so würden wir durch ihn allein einen entscheidenden Beweis seines großen Kunsttalentes haben. Die Figur des Ftas vornehmlich ist in dem größten Idealstile gezeichnet, den ich, außer an der Figur Gottes in der Sixtinischen Kapelle, noch in keinem so hohen Grade in einer Darstellung der neuern Kunst gesehen habe. Erhabene Würde und ruhig wirkende Kraft ist das Gepräge ihres Karakters. Hier ist keine gewaltsame Anstrengung, die dem Eindruck wahrer Größe so oft schadet, sichtbar; die schwebende Gruppe ist in sich selbst groß und harmonisch, und das Ganze von einer des Gegenstandes würdigen Einfachheit. Ftas hält die Neitha mit dem linken Arme umschlungen, und zeigt mit der Rechten dem Inbegriff der Welten seinen Lauf. Der Karakter der Nacht ist milder heiterer Ernst; sie entschleyert mit der linken ihr ruhiges idealisch schönes Gesicht, und der liebliche Götterknabe in ihrem Arme hält mit wonnigem Blick das neugeborne Licht empor. Die majestätisch im Aether dahin schwebende Gruppe trägt sich, wie es dem Begriffe schaffender Urwesen angemessen ist, durch eigene Kraft; die Gewänder sind idealisch und einfach in wenigen großen Falten. Dies Bild rechtfertigt vorzüglich des Künstlers Muth, in die Fußstap-

ſtapfen ſeines großen Vorgängers und Geiſtesverwandten zu treten, und die gelungene Darſtellung zeigt, daß er bey Anerkennung der Größe und Vortrefflichkeit deſſelben zugleich ſeine Fehler zu vermeiden weiß.

Ein liebliches Gegenbild zu dieſem, voll Schönheit und Jugendreitz, iſt der von dem Adler Jupiters empor getragene Ganymed. Die Bildung des frygiſchen Knaben hat die Schönheit des griechiſchen Stils; er iſt in dem Alter der ſproſſenden Mannbarkeit, wo die männliche Jugend in reitzendſter Fülle blüht. Sein Blick ſenkt ſich voll Sehnſucht zu der geliebten Erde herab, der er ſo plötzlich und ſo früh ſich entriſſen ſieht. Dieſer Ausdruck giebt dem ſchönen Jüngling ein rührendes Intereſſe. Ich habe keine Darſtellung dieſes ſo oft behandelten Gegenſtandes geſehen, worin eine glücklichere Wahl, — die nicht nur der Handlung angemeſſen wäre, ſondern auch zugleich die Schönheit der jugendlichen Geſtalt dem Auge vortheilhaft darböte, — getroffen worden als in dieſer.

Sokrates im Korbe iſt ein kleines karaktervolles Bildchen, welches Rafaeliſche Schönheit und Simplicität mit Ariſtofaniſcher Laune verbindet. Der Ausdruck in den Köpfen iſt mannigfaltig und von großer Wahrheit — Eigenſchaften, die ſich in allen Werken dieſes Künſtlers glücklich vereinigen. Der Kopf des Jünglings, der, in ein einfaches Gewand ge-

gehüllt, über die Achsel sich umsieht, ist eine von den heitern, seelenvollen Bildungen, wie wir sie nur in Rafaels Werken antreffen. Die unbehagliche Lage des über der Erde schwebenden Filosofen scheint sich, während er mit dem drolligen Strepsiades filosofiert, unwillkührlich in seinem Gesichte auszudrücken.

Während der Ausstellung verfertigte der Künstler einen Karton zu einem neuen Bilde, der die Nacht mit ihren Kindern, nach der Dichtung des Hesiodus, zum Gegenstande hat. „Diese Zeichnung bestätigt aufs neue des Künstlers Talent für die Darstellung erhabener Dichtungen der Fantasie. Sie ist in einem großen und einfachen Idealstile, der mit dem in der Geburt des Lichts übereinkommt, und in Rücksicht auf Komposizion ein Meisterwerk. Die Nacht, als Mutter der übrigen Wesen, ist die Hauptfigur des Bildes, und macht für sich, mit den in ihrem Schoße ruhenden Genien des Schlafs und des Todes, die sie mit ihrem Schleyer deckt, eine herrliche Gruppe. Der Künstler hat die Beschreibung des Pausanias von einer ähnlichen Abbildung auf dem sogenannten Kasten des Cypselus, und die feine poetisch schöne Karakterisierung der beyden Genien, indem er sagt: „der Tod schien nur zu schlafen, der Schlaf hingegen schlief wirklich" — sehr glücklich benutzt. Der Genius des Schlafs schläft wirklich, dies sehen wir; er ruht, in sich selbst zusammen gesunken, im Gewande der Mutter; der Tod hin-

hingegen iſt ſtehend, mit der geſenkten Fackel in der Rechten, ſein Haupt auf den Schoß der Mutter lehnend, abgebildet, und ſo der ſcheinbare Schlaf deſſelben ſchön und treffend bezeichnet. Neben ihr zur Linken ſitzt Nemeſis, die ernſte unbeſtechliche Göttin der Wiedervergeltung, die der Künſtler, der Idee des Heſiodus zufolge, der ſie eine Geiſſel der Sterblichen nennt, mit einer Geiſſel in der Rechten abgebildet hat. Sie karakteriſiert ſich demnächſt durch die Handlung der linken Hand, womit ſie das Gewand des Buſens an derſelben Seite emporhält, wie ſchon die Alten dieſe Göttin bezeichneten. Zunächſt hinter beyden ſitzt das geheimnißvolle, ſelbſt den Göttern furchtbare und unvermeidliche Schickſal, ganz in ihr Gewand verhüllt, ſo daß man von der Geſtalt ſelbſt nichts erblickt. Es hält ein aufgeſchlagenes Buch, woraus die Parzen das Schickſal der Sterblichen ſingen. Atropos hält den Knäuel in der einen und die Scheere in der andern Hand, ſtets bereit, den Faden auf den Wink des Schickſals zu zerſchneiden. Geſtalt, Stellung und Karakter der Nemeſis iſt dem Künſtler, meinem Gefühle nach, vorzüglich gelungen, und mir ſcheint ſein Verdienſt an dieſer Figur um ſo größer, weil die Idee der Nemeſis ſehr vieldeutig, folglich ſchwer in einem beſtimmten Bilde zu faſſen, und noch nie in der Mahlerey dargeſtellt worden iſt. Er hat ihr nicht ſowohl den Karakter der wiedervergeltenden als vielmehr der ſtrafenden Göttin gegeben, wodurch der Ausdruck bezeichnender

und

und bestimmter, also verständlicher wird. Ihre Gesichtsbildung ist von hoher idealischer Schönheit, aber voll Ernstes und ohne Liebreiz, der hier sehr unrecht angebracht seyn würde; die Stellung hingegen hat so viel Grazie, als sie dem hohen Karakter der Göttin gemäß haben darf. Sie soll weder furchtbar noch reitzend, sondern erhaben und ernst seyn. Sie sitzt, aber immer bereit, auf den Wink des Schicksals ihr Amt zu verwalten. Die ganz verhüllte Figur des letztern giebt dem Bilde etwas Geheimnißvolles und Feyerliches, und die großen ruhigen Massen von Licht und Schatten, die durch die vortreffliche Anordnung entstanden sind, nebst dem einfachen und großen Wurfe der idealisierten Gewänder, befördern diejenige Erhebung und Ruhe des Gemüths, die der Betrachtung solcher Gegenstände voll erhabenen Sinnes am zuträglichsten ist.

Die Beschränktheit des Raums gestattet mir nicht, Ihnen mehr über diese Kunstwerke zu sagen; auch würde Alles, was ich Ihnen noch darüber sagen könnte, nicht im Stande seyn, Ihnen eine anschauliche Idee davon zu verschaffen. Die bildenden Künste reden eine Sprache, die sich nicht in Worte übersetzen läßt. — Was, meiner Meinung nach, diese Kunstwerke und den Genius ihres Urhebers vorzüglich und zu ihrem Vortheile karakterisiert, ist die überall sichtbare Gewandtheit seiner Fantasie, und das Vermögen die Darstellung jedesmal dem Gegenstande anzupassen. Sein Stil, der überhaupt

der Stil einfacher Größe und Schönheit ist, ist jedesmal, dem Inhalt des Kunstwerkes gemäß, so glücklich modificiert, daß er sich dadurch von jedem Vorwurfe der Manier frey zu erhalten gewußt hat. Dies ist dem Künstler vielleicht erst durch lange und vielfältige Uebung der Fantasie und der Urtheilskraft möglich geworden, und durch strenge Befolgung des Grundsatzes, sich von Allem genaue Rechenschaft zu geben, und Nichts ohne reife und gründliche Beurtheilung auszuführen. Aber diese Disciplin erfodert viel Behutsamkeit und eine feurige, energische Fantasie, die durch den nothwendigen Zwang der Regel nichts von ihrer Freyheit einbüßt. Der Geist des Künstlers muß sich in seinen Fesseln frey zu bewegen wissen, und über die Regeln seiner Kunst sich erheben können, ohne Eine derselben zu verletzen, wenn die Darstellung nicht bloß schulgerecht, sondern frey und schön erscheinen soll. So ist z. B. der Stil in der Ueberfahrt von dem in dem Gastmahl des Plato, der in dem Parnaß von dem in der Geburt des Lichts, und der in den Helden vor Troja von dem in den Parzen, eben so sehr als diese Gegenstände unter sich selbst verschieden; so daß man, wenn man nur Eins dieser Bilder gesehen hätte, denselben Künstler kaum in den Andern wiederkennen würde, wenn er sich nicht durch die sich überall gleichbleibende Uebereinstimmung der Darstellung mit ihrem Gegenstande und der zweckmäßigen Hinwirkung Aller Theile zu dem Totaleindrucke; durch die Einfachheit und Bescheidenheit in der Ausführung, und durch

Geist

Geist und Bestimmtheit des Ausdrucks — Eigenschaften die man in jedem seiner Werke wiederfindet — dem Kenner bald wieder entdeckte. Daher kommt es, daß diese Kunstwerke, die von Seiten des mechanischen Theiles wenig Anspruch machen, nicht nur auf dem ersten Anblick so sehr gefallen, sondern auch eine wiederhohlte Betrachtung und kältere Prüfung aushalten, und bey jedem neuen Anblick neue Schönheiten entdecken lassen; eine Eigenschaft die ein sicheres Merkmal inneren bleibenden Werthes ist. Nächstdem verdient dieser Künstler für die seltene Bescheidenheit, womit er auf das mechanische Verdienst, in so fern es nicht zur Darstellung des Kunstwerks wesentlich erfoderlich ist, Verzicht thut, und die Nebenwerke immer dem Hauptzwecke unterordnet, so wie für die Verschmähung alles dessen, was nur den Sinn ergetzen, und weder für den Verstand noch für das Herz Interesse geben kann, — den Beyfall des wahren Kenners; und zum Lobe der Römer darf ichs sagen, daß sie diese Verdienste nicht gleichgültig übersehen haben. Wir bemerken bey seinen Werken kaum, daß sie gemacht sind; wir sehen die Darstellung und weiter nichts. In der That wird auch, wie ich meines Theils völlig überzeugt bin und zu beweisen mir getraue, die Kunst sich nicht eher wieder zu einer ihrer würdigen Höhe erheben, bis nicht der gegenwärtig in ihr herrschende Mechanismus und Materialismus, — die bisher zum Uebermaße und auf Kosten der wesentlichern Theile kultiviert worden sind und noch kulti-

Hamlet.

Ich darf noch nicht trinken, Gnädige Frau; eine kleine Geduld --

Königin.

Komm, laß mich dein Geſicht abwiſchen.

Laertes.

Dieſesmal will ich ihm gewiß eins anbringen.

König.

Ich glaub es nicht.

Laertes (bey Seite.)

Und doch iſt es faſt gegen mein Gewiſſen.

Hamlet.

Kommt, den dritten Gang, Laertes; ihr tändelt nur; ich bitte euch, gebraucht euch eurer äuſſerſten Stärke; ich ſorge ihr wollt mich nur zu ſicher machen.

Laertes.

Sagt ihr das? Wohlan dann.

[Sie fechten.]

Oſrik.

Es hat noch keiner nichts --

viert werden, — von ihrem Anſehen geſtürzt, und den höheren Zwecken der Kunſt, — durch Schönheit, Größe und intereſſanten Ausdruck Fantaſie und Gefühl zu beſchäftigen und den Geiſt zu erheben, — ſtreng untergeordnet werden; wenn nicht die Kunſt zu ihrer frühern Simplicität, Wahrheit und Würde zurückgeführt wird.

Ich weiß meinen vielleicht ſchon zu langen Brief nicht beſſer zu ſchließen, als mit dem Wunſche, in den Sie gewiß aus vollem Herzen einſtimmen werden, daß es dieſem Manne, — der, durch das von der Natur ihm verliehene große und entſchiedene Kunſttalent ſowohl, als durch ſeinen ſo glücklich ausgebildeten reinen und edlen Geſchmack, in ſeiner Ausſtellung thätig bewieſen hat, daß es ihm weder an Vermögen noch an Muth fehle, die Bahn zu einer beſſern Richtung der Kunſt zu brechen, — gelingen möge, der jetzt herrſchenden, die Kunſt erniedrigenden, und eines in Aufklärung jeder Art ſo rüſtig vorſchreitenden Zeitalters unwürdigen Machwerksepoche ein Ende zu machen, und den einfachen, edlen und männlich-heitern Stil des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts ſeiner Vergeſſenheit zu entziehen und in neue Aufnahme zu bringen. Denn ſo wie jetzt die zu bloßer Pinſeley und Schönfärberey hinabgeſunkene Kunſt getrieben wird, darf ſie gewiß weder auf Bildung des Geiſtes und Geſchmacks, noch auf die Schätzung gebildeter Menſchen gegründeten Anſpruch machen; und meines Bedünkens

giebt

giebt es kein überflüssigeres, weniger nützliches Glied in der Gesellschaft, als einen bildenden Künstler, der seine Kunst zwecklos und als bloßes Handwerk treibt. Ich bin ꝛc.

Fernow.

IV.

Löw Bär Isak

den Niemand kennen will;

ein Beytrag zu Bahrdts Leben im Nekrolog und zu mehrern Recensionen über Bahrdten.

Warschau 1795.

Daß der Nekrolog auch ausser den Gränzen des teutschen Reichs gelesen wird, ist weniger seltsam, als daß sich ein Anonymus einfallen läßt, zweyhundert Meilen von dem Druckorte einen kleinen Umstand zu berichtigen, der mitten in Teutschland viel eher hätte berichtigt werden können, wenn nur Einer von den Zehntausenden, die es konnten, es gewollt hätte. — Aber die Rechtfertigung über kleine Fehler in dem Leben eines Mannes, dem so viele große zur Last gelegt werden, ist vielleicht dieser Mühe nicht werth, und mir, als einem Ausländer,

länder, wird man es um so weniger übel nehmen, wenn ich alle Rücksicht für den Beleidigten auf die Seite setze, und aus ganz andern Ursachen eine Unwahrheit rüge, die der Verfasser von Bahrdts Leben im Nekrolog seinen Vorgängern bona fide nachgeschrieben hat. Dieser Ursachen sind zwey.

Erstlich giebt diese Anzeige Gelegenheit zu heilsamer Erwägung des historischen Glaubens in Biografien, und beut ein frisches Beyspiel, daß etwas Gedrucktes vier oder fünf Jahre lang da stehen kann, ohne daß sich von vielen Menschen, die es lesen und notorisch das Gegentheil wissen, Einer die Mühe giebt, das Publikum zu belehren. Zweytens wird damit die abgeleugnete Existenz eines braven Mannes gerettet, der, wo nicht im Nekrolog, doch in irgend einer Anekdotensammlung, der Welt bekannt zu werden verdient.

Dieser Mann ist der Jude Löw Bär Isak, den, zufolge des Nekrologs 1. B. S. 172, in Frankfurt Niemand kennen will.

Daß diesen Juden, der nur erst etwa vor zehn oder zwölf Jahren gestorben ist; der zu seiner Zeit Hessendarmstädtischer und Hessenhomburgischer Hofagent war; der mit den größten Handelshäusern in Geschäften stand, und dessen Sohn Isak Löw Bär, ein Schwiegersohn des berühmten Boas im Haag, noch itzt mit fünf oder sechs erwachsenen Söhnen zu Frank-

Frankfurt am Mayn wandelt und handelt, — daß, sage ich, diesen Juden dort Niemand kennen will, ist mir fast noch unbegreiflicher als es die gute Handlung, die Bahrdt von ihm erzählt, seinen Recensenten war. Ich habe den Mann sehr wohl gekannt; er war mein Freund, und sein Andenken ist mir schätzbar. Ein paar Züge aus seinem Leben können zum Beweise dienen, daß zwar die gemeine Kritik alles, was ihr schöner als mögliche Thatsache dünkt, nur als ästhetische Wahrheit ansehen mag, daß sich aber die höhere niemals so herabwürdigen sollte, Zweifel gerecht zu finden, die sich nur auf hypothetische Mähren eines Freundes von Münz-Kabinetgen u. d. g. stützen. Ich war nicht Bahrdts Freund, habe ihn niemals gesehen oder Briefe mit ihm gewechselt, verkenne aber weder sein Gutes noch sein Böses, und wünsche nur seiner Asche nach der Unruhe, die ihn auf dieser Welt verfolgte, ein ruhigers Schicksal als jenes, welches Horaz von der Asche eines Vaters vermuthet, dessen Sohn das Dichterfieber hatte, utrum minxerit in patrios cineres?

Löw Bär Isak, dessen Vater, Bär Löw Isak, aus einer jüdischen Familie stammte, die seit undenklichen Jahren in Frankfurt gewohnt hat, war ein Mann von funfzig bis sechs und funfzig Jahren, als ich mich vor zwanzig Jahren in der Gegend um Frankfurt aufhielt, und ihn im Umgang und in mancherley Geschäfften, die ich mit ihm zu verhandeln hatte, allezeit offenherzig, redlich und bisweilen bis

zur

zur Großmuth dienſtfertig fand. Im Jahre 1773 bat mich ein Freund, ihm Kredit bey dieſem Juden zu verſchaffen. Ich begehrte vierhundert Gulden für ihn. L. B. J. fragte mich lächelnd:

„Wie wird mir aber ihr Freund das Geld wieder bezahlen?“

Das weiß ich nicht; aber ich weiß, daß Sie ſchon öfters gelichen haben, wo nichts wieder zu hoffen war.

„Nun gut, ich will nachſehn was zu thun iſt“ — und gleich hohlte der Mann aus einem wohlverſchloſſenen Schranke ein Buch, blätterte, rechnete, zog Bilanze, und ſagte endlich:

„Ihr Freund kann 400 fl. haben, wenn er 243 fl. baar Geld und eine Uhr für 13 Karolinen nehmen will.“

Ey, ey, Herr Hofagent! — So kann ſich doch bey Ihrer Nazion, auch bey der beſten Handlung, immer der Jude nicht verläugnen!

„Freylich nicht! — Aber weil Sie mich von dieſer Seite angreifen, ſo will ich Ihnen etwas erzählen, wovon noch keiner meiner beſten Freunde etwas weiß. Selbſt meine Frau und Kinder kennen dieſes Buch nicht; aber ich will Ihnen ſagen, was es damit für Bewandtniß hat. In dem bayeriſchen Kriege zwiſchen Maria Thereſia und Karl dem ſiebenten bekam mein Vater eine Pferdelieferung für die öſterreichiſche Armee, die er mir mit allem Gewinnſte

ganz

ganz allein überließ, und ich gewann dabey 40000 Gulden. Zudem erwarb ich mir bey diesem Geschäfft auch Weltkenntniß, die mir als einem jungen Manne noch sehr gemangelt hatte. Der Umgang mit Offizieren und Kriegsbeamten polierte mich, und schmeichelte dabey meinem Ehrgeize, ob ich gleich am Ende der Lieferung gewahr wurde, daß er mich beynahe 5000 Gulden kostete, die in Posten von zehen bis hundert Dukaten meistens an Offiziere verborgt ausstanden. Als ich aber meinen Nebenhandel mit Juwelen und andern kleinen Waaren, die ich auch meistens an Offiziere abgesetzt hatte, berechnete, fand ich meinen Verlust ganz unbeträchtlich, wenn ich auch von diesen 5000 fl. gar nichts zurück bekommen sollte; aber es kam nach der Hand auch noch manches davon ein; und da ich nun aus Erfahrung gelernt hatte, daß man sich durch Bereitwilligkeit zu dienen Zuneigung, Achtung und Zutritt bey Höheren erwerben konnte, so fing ich an, das Geschäfft, Gelder in mäßigen Summen aufs Ungewisse auszuleyhen, methodisch zu behandeln, bestimmte dazu ein ordentliches Kapital, und treibe nun diesen seltsamen Handel dreyßig Jahre, ohne daß ich viel dabey verlohren hätte. Vor einigen Jahren hatte ich sogar gewonnen. Sehen Sie hier selbst in mein Buch! Hier z. B. steht ein Herr, der im Jahre 1748 hundert Karolinen von mir borgte, nur sechzig baar bekam, und für vierzig eine Dose annahm, die mich nur zwanzig gekostet hatte. Ich hatte den Mann nur

ein einziges Mahl in Schwabach in guter Gesellschaft gesehen. Er gestand mir selbst, daß er ein Spieler sey, und ich hörte und sah in neun Jahren nichts mehr von ihm. Im Jahr 1757 schrieb er an mich, meldete mir, daß er Obrist-Lieutenant bey einem Freykorps sey, und bat mich noch um funfzig Louisd'or, die ich ihm in Braunschweig anwies. In der Neujahrs-Messe 1758 bekam ich über Leipzig meine Bezahlung in gutem Golde, und funfzig Karolinen Interesse. Freylich ist auch manches ausgeblieben; aber der Beyhandel mit Juwelen hat immer gemacht, daß ich bey dem einen gewann, was ich bey dem andern verlohr. Nun wage ich nicht mehr viel, denn ich werde alt, und will mir bey meinen Erben keinen übeln Nahmen machen; aber doch ist noch immer ein kleines Kapital für solche Dienstleistungen in meiner Kasse bereit."

Freylich darf der gute L. B. J. mit allem dem keinen Anspruch auf christliche Tugend machen, und die höhere Kritik muß das alles noch sehr jüdisch finden; aber es giebt doch der Bahrdtischen Erzählung einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit; und um auch wieder meiner anonymischen Erzählung einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, berufe ich mich auf die Erben des L. B. J., die doch wohl ohne Zweifel das Buch nach seinem Tode gefunden haben. Der Sohn, Herr Isak Löw Bär, wohnt zu Frankfurt am Mayn in der Judengasse, im steinernen Hause, eine Treppe hoch, und wird vielleicht auch

von

von der Anekdote wissen, die ich noch von seinem Vater erzählen will. — Einst saß L. B. J. in seiner engen Schreibstube, und schrieb, kurz vor Abgang der Post, einen dringenden Brief. Ein ihm wohlbekannter Mann, der nicht weit von Frankfurt ein ansehnliches Amt an einem fürstlichen Hofe bekleidete, trat herein, um mit ihm zu sprechen." L. B. J. bat ihn, sich zu setzen und nur so lange zu gedulden, bis der Brief geendigt sey. Unterdessen schlug er unter dem Schreiben einmal von ungefähr den Kopf in die Höhe, und sah in dem Spiegel, der vor ihm hing, daß sich der ganz steif sitzende Herr mit seiner Rechten in einen offnen Sack mit Silbergelde verirrte, der neben seinem Stuhle stand. L. B. J. ließ sich das nicht anfechten, endigte seinen Brief, siegelte und schickte ihn fort, und nun — „Was steht zu Befehl, Gnädiger Herr?"

Ich brauche 500 Gulden auf ein paar Monate.

„Sie stehen zu Diensten."

Was für Interessen verlangen Sie?

„Keine — aber hier in dem Sacke, der neben Ihnen steht, sind 400 Gulden — den Sack müssen Sie ungezählt nehmen."

Was das für eine Keckheit von dem Juden war, und was der andre wohl gedacht haben mag?

Nun wäre ich mit dem Löw Bär Isak fertig. — Weil es aber nur auf ein paar Worte ankommt,

so muß ich auch noch einer andern Wahrheit gedenken, die Bahrdten abgeleugnet wird. Es soll nicht wahr seyn, daß ein Ungarischer Magnat von ihm ein Lehrbuch für die protestantische Jugend in Ungarn hat wollen verfertigen lassen. Nichts ist gewisser. Der Magnat lebt noch zu Atsa, drey Meilen von Pest, heißt Gabriel Freyherr von Pronay, und ist Obergespann des Gömörer Komitats. Sein Sekretär, den er deßwegen an Bahrdten schickte, hieß Christian Gotthelf Hopa, gebürtig von Zerbst. Alles war doch wohl nicht Prahlerey, was Bahrdt von der Art erzählte! —

Aufrichtigkeit ist eine schöne Tugend; wer aber nicht schon bey Lebzeiten im Geruche der Heiligkeit steht, wie X und Y, und nichts als Tugenden von sich zu erzählen weiß, sondern in seinem Leben Gutes und Böses von sich aufrichtig hinschreiben will, der hat zu erwarten, daß das erstere bezwrifelt oder geleugnet, und das Letztere utiliter acceptiert wird.

V.

Betrachtung der ſchönen Natur in Rückſicht auf die Werke der Kunſt,

zur Bildung des Geſchmacks für Künſtler und Liebhaber des Schönen.

(Fortſetzung. Man ſ. 10. St. vom vorig. Jahre, S. 172.)

Die Geſtalt.

Es iſt wohl dem Mangel an Kenntniß der ſchönen Natur zuzuſchreiben, wenn man bey Betrachtung derſelben ſich vorzüglich an der Farbe ergetzt, von der Schönheit ihrer ſo mannigfaltigen Geſtalten hingegen wenig oder gar nicht gerührt wird. Die Geſtalt iſt doch immer das Vorzüglichſte, der Körper, welchem die Farbe nur zur Belebung und zur Verſchönerung dient; ſie theilt den Gegenſtänden den mehrſten Ausdruck mit, und darum kann man auch bey ihr die längſte Unterhaltung genießen. Die Schönheit der Geſtalt iſt ſchwerer zu erkennen als die Schönheit der Farbe, weil jene zugleich den Verſtand beſchäfftigt, und dieſe bloß aufs Auge wirkt. Die

Laertes.

Da habt es dann --

(Laertes verwundet Hamleten; hernach verwechſeln ſie in der Hize des Gefechts die Rappiere, und Hamlet verwundet den Laertes.)

König.

Trennet ſie, ſie gerathen in Hize.

Hamlet.

Nein, noch einmal --

Oſrik.

Seht zu der Königin hier, ho!

Horatio.

Sie bluten beyde -- Wie geht's euch, Gnädigſter Herr?

Oſrik.

Wie ſteht's um euch, Laertes?

Laertes.

Wie eine Schneppe in meiner eignen Schlinge, Oſrik; billig ſterb' ich durch das Werkzeug meiner ſchnöden Verrätherey.

Hamlet.

Was macht die Königin --

König.

Es iſt nur eine Ohnmacht, weil ſie Blut geſehen hat.

Farbe ist an vielen Gegenständen sich gleich, aber die Gestalt ist immer verändert. Viele Menschen haben einerley Farbe des Gesichts, aber keiner besitzt die Bildung eines andern. Jede Art von Bäumen in der Landschaft ist mit einerley Grün gemahlt, das nur hie und da durchs Licht erhöht wird; aber jeder unter ihnen hat eine besondere Richtung des Stammes, der Aeste und der Zweige, obgleich das Eigenthümliche der Art jedem zukommt. Die Farbe läßt sich ohne die Gestalt nicht denken und empfinden, die Gestalt aber kann ohne die Farbe reitzend seyn. In den Werken der Kunst ist eine gut gezeichnete Figur weit über ein schön koloriertes aber schlecht gezeichnetes Bild zu schätzen. Man bewundert die Schönheit der Zeichnung der Italiener mehr als die schmelzende Farbe des niederländischen Pinsels, wenn nicht zugleich eine gute Zeichnung damit verbunden ist. Wem gefallen nicht die reitzenden Gestalten in den Zeichnungen von Rafael vor einer ungestalteten Figur von Rubens, die nur durch die Schminke der Farbe täuscht? Die Bäume in den Landschaften von Ruisdael würden mehr Gefallen erregen, wenn ihre Aeste und Zweige so gut geworfen und gezeichnet wären, als sie in den Gemählden von Both, Berchem und Waterloo erscheinen.

Die Größe, die Verhältnisse und Formen erzeugen die Schönheit der Gestalt. Alle Gegenstände

stände der Natur, und besonders die lebenden Geschöpfe, haben verschiedene Größen, nicht allein in der Art, sondern auch an dem Einzelnen. Der Unterschied ist bey dem Menschen am stärksten zu bemerken. Die Größe ziert den menschlichen Körper, weil er dadurch besser in die Augen fällt; die Theile bekommen ein größeres Maß, wodurch sie an sich und in Verbindung des Ganzen unterhaltender werden; die Formen dehnen sich mehr aus; die verschiedenen Absonderungen der Flächen und Rundungen, die Erhebungen und Vertiefungen erhalten mehr Abwechselung und Deutlichkeit. Der ganze Bau des Körpers, die Glieder, die Muskeln, alles ist ausgebildet. Das Skelett des Körpers ist gestreckter; die Muskeln, die es bekleiden, folgen seinen schönen Windungen; die Formen werden dadurch nicht zusammen gedrängt; Eine Muskel macht der andern Raum; dadurch entstehen deutlichere Erhebungen und Vertiefungen der Formen, welche in sanften Uebergängen, wie anmuthige Thäler und Hügel einer Landschaft, sich vereinigen. Aber die Größe hat auch ihre Grenzen. Eine riesenartige Gestalt wird man wegen des zu großen Abstandes von der allgemeinen Größe des Menschen nicht für schön halten können. Eine gewöhnliche Größe hat immer etwas angenehmes, da hingegen das Ausserordentliche bloß Bewunderung erweckt. Man betrachtet lieber in den Werken der griechischen Kunst einen Apollo oder einen jungen Bacchus, als die kolossalische Statue des Herku-

les. Es findet ſich auch allemal in der Natur, daß ein Menſch, der etwas über die gewöhnliche Größe hat, nicht gut geſtaltet iſt; ſeine Bewegungen ſind auffallend, die Glieder und der ganze Körper haben nicht die gehörige Leichtigkeit.

Das Verhältniß iſt das Maß der Theile gegen das Ganze. Es iſt an allen thieriſchen Körpern und vorzüglich an dem Menſchen zu bemerken, aber auch an Gegenſtänden der Landſchaft. Gründe und Felſen haben keine Verhältniſſe; die Theile der Formen richten ſich zwar nach dem Ganzen, aber ohne beſtimmtes Verhältniß. An Bäumen, Blumen und Kräutern ſind die Aeſte und Stile mit dem Stamm oder Stengel in gewiſſem Verhältniſſe. Die Hauptäſte eines Baumes ſind ſchwächer als der Stamm, und theilen ſich in ſeine Stärke, ſo daß an ſchönen, wohlgewachſenen Bäumen von zwey Hauptäſten beyde zuſammen die Stärke des Stammes haben, bald jeder die Hälfte, bald einer mehr als der andere. In dem nemlichen Verhältniſſe ſtehen die kleinern Aeſte mit den Hauptäſten; und dieſe Unterordnung geht bis auf die äußerſten Stile. Dieſes Verhältniß findet ſich auch an Blumen und Kräutern. Der Menſch hat unter den lebenden Geſchöpfen das ſchönſte Verhältniß ſeines Körpers, welches in der Symmetrie der Hauptheile, der Arme und Schenkel, und in der Größe der Glieder gegen den Körper und eines einzelnen Gliedes gegen das Ganze, der Hand

gegen

gegen den Arm, des Fußes gegen den Schenkel, u. s. w. zu sehen ist.

Die Schönheit der Formen liegt in der Gleichheit der Muskeln an den symmetrischen Theilen der thierischen Körper, in der Gleichheit der Arme, der Schenkel, der Gesichtstheile, der Hände, Füße und der übrigen Theile des Menschen; an einzelnen Gliedern aber in der Ungleichheit und Abwechselung der Muskeln und in der schönen Zusammenfügung derselben. Die Formen der Muskeln an dem Menschen sind weder ganz flach noch ganz rund, sondern sie vereinigen das Flache mit dem Runden in den mannigfaltigsten Aus- und Einbeugungen, den Wölbungen und Vertiefungen, welche ihre Lage durch das darunter befindliche Skelett des Körpers erhalten, das an den Gelenken durchscheint, woran die Muskeln durch Sennen verbunden sind, die sich gestreckt an die Gelenke anfügen, und die Leichtigkeit und Festigkeit des Körpers zeigen. Die Abwechselung der Flächen an den Aussenseiten und in den Erhebungen und Vertiefungen bilden die schönen Formen an den Gegenständen der Landschaft, die sich ins unendliche vervielfältigen.

Die Farbe.

Die Farben reitzen das Auge jedes Menschen. Wer empfindet nicht bey dem ersten Anblick die Schönheit der farbigen Blumen und des feurigen Gewölks des Himmels an einem prächtigen Som-

merabend? Allein bey diesen leichten und mächtigen Eindrücken der Farben bleibt uns doch noch vieles verborgen, das zur vollkommnen Kenntniß ihrer Schönheit erfoderlich ist. Die genauere Betrachtung der Natur mit Rücksicht auf ihre Nachahmungen in Kunstwerken wird diese Geheimnisse entdecken.

Nicht bloß das Auffallende ist schön, und wer einen einsamen Wald für ein einfärbiges grünes Gewölbe, oder einen fernen Berg für eine blaue Wand ansieht, wird der Schönheiten in der sanften Abwechselung des Grüns an den verschiedenen Bäumen im Walde, und in der Mannigfaltigkeit der Erden und Steine in den nahen Gründen und an den fernen Gebirgen und Felsen nicht gewahr werden. Wie schön sind die rosenfarbenen Lippen und die Röthe der Wangen an dem Menschen, wenn sie die gelbliche Haut und die bläulichen durchschimmernden Blutgefäße durch ihre angenehme Vermischung erhöhen! So gefällt die weiße Henne am Rande des Teichs bey der ländlichen Hütte, das zarte Lamm im grünen Grase, wie die spiegelnde Ente, die ihre buntgefleckten Flügel auf dem Teiche schwingt, wenn man die weiße Farbe jener Thiere nicht für einfärbig ansieht, sondern die verschiedenen Abstufungen dieser Farbe, die graulichen, röthlichen und gelblichen Farben an dem Gefieder der Henne und an der Wolle des Lammes bemerkt. Wer wird die Farbe dieses Thiers, oder eines weißen Pferdes für weniger schön halten, als die

Far-

Farben eines buntgefleckten Thieres, wenn er je die Gemälde von Dietrich und Wouvermann mit Aufmerksamkeit betrachtet hat?

Gelb, Roth und Blau sind die Hauptfarben, die, mit dem lichten Weiß und dem finstern Schwarz vermischt und gebrochen, unzählige Veränderungen und Unterarten hervorbringen. Jeder Gegenstand, jedes lebende Geschöpf hat etwas von diesen Farben an sich; manchmal ist die eine mehr als die andere, aber immer sind sie alle drey anihnen wahrzunehmen. Ein rothes Gewölk ist nicht ganz roth; die Röthe ist mit dem sanften Gelb vermischt, und mit graulichen oder bläulichen Schattierungen begleitet. Ein gelber Fels spielt ins röthliche und bläuliche. In solchen allmähligen Vermischungen der Farben vertritt oft eine gebrochene Farbe die Stelle der Hauptfarbe; die bräunliche wird für die rothe oder für die gelbe, die graue für die blaue angesehen. In manchen Farben erscheinen sie alle ganz matt und wenig unterschieden, wie in der Farbe des Menschen; und dennoch sind sie eben so schön, als wenn sie unvermischt in einen starken Kontrast gesetzt sind. Wenn wir immer die starken Farben, wie sie die Natur oder die Kunst als Materialien zur Mahlerey erzeugt, vor uns hätten, so würden unsere Augen nur geblendet werden und vieler Reitze entbehren. Nicht allein der bunte Flor der Nelken, sondern auch die Farbe eines grauen Felsens, oder eines berasten Hügels hat seine Schönheiten.

Der

Der Karakter.

Der Ausdruck des Karakters an einem Gegenstande ist aus der Empfindung zu erkennen, die er in uns erregt. Jeder einzelne Gegenstand in der Landschaft, ein Baum, ein Fels, hat seinen Karakter, der aber durch die Lage und durch die Verbindung mit andern Gegenständen verschiedene Bestimmungen erhält. So wie eine Gegend ihr Karakteristisches vor andern Gegenden zeigt, so haben auch einzelne Körper etwas Individuelles im Ausdruck vor den andern an sich. Jede Art von Bäumen, Gründen und Felsen macht einen andern Eindruck auf uns.

Der Karakter wird an den Gegenständen der Landschaft, außer ihrer Lage, an der Gestalt und Farbe erkannt. Die Formen der Felsen sind bald eckig, bald rund, und jedes wirkt verschieden auf das Auge. Die Größe trägt dazu nicht minder bey; eine große, steile Felsenmasse, wie sie die Schweitz darstellt, macht einen stärkern Eindruck, als ein kleiner mit Gesträuch bewachsener Fels in einer anmuthigen Gegend.

Auch die Thiere sind in ihren Karakteren, so wie in ihrer Gestalt, verschieden. Das Schaf hat etwas ruhiges und schlafendes, das Lamm ist munter; schüchtern und wild ist das flüchtige Reh im Walde, munter und stolz das muthige Roß auf dem Anger. Der Karakter einer Thierart ist aber an jedem Einzelnen dieser Art sehr gleich, man findet

nur

nur wenig Abänderung darin; aber an den mehrsten ist ein gewisser Unterschied wahrzunehmen: das Gesicht eines Hundes zeigt an ob er gut oder falsch ist. Ein denkender Künstler wird bey Vorstellung der Thiere ihre Karaktere, welche sich in ihrer Gestalt und Farbe äußern, mit allen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen wissen, wie man an den Pferden von Wouwermann und an dem Vieh von Potter, Berghem und Dietrich mit Vergnügen bemerkt.

Der Mensch, welcher in allen Stücken über alle Geschöpfe der Erde erhaben ist, ist es auch in Ansehung des Karakters. Jeder Mensch hat seinen eigenen natürlichen oder fysischen Karakter, der durch sein Temperament, durch seine Denkungsart und durch seine Empfindung erzeugt wird; und obgleich diese Eigenschaften, überhaupt betrachtet, bey mehrern Menschen gleich zu seyn scheinen, so hat doch jeder etwas Eigenthümliches in denselben. Es giebt so verschiedene Nüancen in den Karakteren der Menschen, daß man keinen finden wird, der dem andern ganz ähnlich ist; so wie auch kein Mensch in seiner Gestalt dem andern völlig gleicht. Wenn wir die Menschen in ihren mannigfaltigen Gestalten, in ihrer Bildung, in ihren Stellungen und Bewegungen, in der Lage ihrer Gesichtszüge, in den Verhältnissen und Formen ihres Körpers, und selbst in der Farbe beobachten, so werden wir ihre Karaktere kennen lernen, welche durch die Veredlung des

Geis-

Geistes in einem schönen Körper ihren höchsten Reiz erhalten. — Ich werde nach diesen allgemeinen Bemerkungen die Gegenstände der Natur etwas näher betrachten.

Der Baum.

Der Baum ist in der Landschaft der angenehmste Gegenstand; er dient ihr zur Verzierung, indem er so viel Abwechselung hervorbringt. Seine Stellung kontrastiert mit den flachen Gründen; sein hoher Wuchs unterbricht die horizontal liegenden Gebirge in der Ferne, über welche er weit in die Luft hinauf steigt, wenn man ihn aus einem niedrigen Standort betrachtet. Seine Aeste verbreiten sich in eine Masse, welche die Landschaft füllt und mit der Luft in Verbindung bringt. Der Stamm streckt sich aus der Erde hervor, und theilt sich in die Hauptäste, welche seine Gestalt bilden. Bald sind die Aeste von unten nackend, und stellen sich wie ein leichtes Skelett dar, welches oben an den Gipfeln dünnbelaubte Zweige krönen; bald sind sie dick mit Laub bekleidet, und verbergen sich unter dem grünen Gewölbe der Zweige im Schatten, aus welchem sie nur hie und da vorsehen, und in mancherley Gestalt, wie Gabeln, die Schwere ihrer Decke tragen. Diese gabelförmigen Gestalten der Aeste, die auch oft den Hirschgeweihen gleichen, verkleinern sich an dem Ausgange der Aeste, je mehr sie sich vervielfältigen, wo sie sich auf die angenehmste Art durch-

durchkreuzen, ſich durch Parthien von Aesten winden, und ihre kleinen Zweige an dem Umriß des Baumes in ungleiche dreyeckige Formen endigen. Dieſe Ungleichheit der Zweige iſt an ſchönen Bäumen auch bey den Hauptparthien der großen Aeſte, wodurch ſich jeder auszeichnet. Die Aeſte ſind nicht gerad und rund, ſondern gekrümmt und gewunden; die kleinern Aeſte machen mit den Hauptäſten, aus welchen ſie hervorwachſen, einen ſtumpfen Winkel, welcher durch eine rundliche Beugung, oder durch einen Knoten abgeſtumpft iſt. So iſt auch die Verbindung der großen Aeſte mit dem Stamme. Der Stamm ſelbſt iſt nicht zirkelrund noch eckig, wie eine Säule, ſondern er hat gewiſſe Windungen; in ſeiner Form bemerkt man oft Abtheilungen, die wie zwey oder mehrere zuſammen gewachſene Stämme ausſehen. Die Rinde wechſelt mit Farben ab, und iſt mit grünem und grauem zackigen Mooſe bekleidet.

Wenn mehrere Bäume zuſammen ſtehn, ſo machen ſie eine Gruppe. An manchen Baumarten ſind alsdann die Stämme wie Säulen, die ihre gewölbte Decke unterſtützen. Noch ſchöner aber ſind ſie, wenn ſie bald eng neben einander, bald etwas von einander abſtehn, mit ungleichen Zwiſchenräumen. Oft ſteigen ſie wie aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel zuſammen aus der Erde, und beugen ſich oben rechts und links von einander; oft iſt das Gegentheil, da einer an den andern ſich zu lehnen ſcheint, oder von ihm geſtützt wird. Die

Haupt-

Königin.

Nein, nein, der Trank, der Trank -- O mein theurer Hamlet! der Trank, der Trank -- Ich bin vergiftet --

[Die Königin stirbt.]

Hamlet.

O Abscheulichkeit! he! laßt die Thüren verrigelt werden: Verrätherey! wer ist der Thäter --

Laertes.

Hier ist er; Hamlet, du bist des Todes, kein Arzneymittel in der Welt kan dich retten. Du hast für keine halbe Stunde mehr Leben in dir; das verräthrische Werkzeug ist in deiner Hand, ohne Knopf und vergiftet; der schändliche Kunstgriff ist mein eignes Verderben worden. Sieh, hier lieg ich, um nicht mehr aufzustehen; deine Mutter ist vergiftet; ich kan nicht mehr -- Der König, der König hat die Schuld.

Hamlet.

Und diß Rappier auch vergiftet? Nun, Gift, so thu was du kanst --

[Er ersticht den König.]

Alle.

Verrätherey! Verrätherey!

König.

O helft, meine Freunde, vertheidiget mich, ich bin nur verwundet -- Ham-

Hauptäſte umarmen und durchkreutzen ſich dann, wodurch von außen eine angenehme Verwickelung der Zweige entſteht. Einen Baum oder eine Gruppe von Bäumen muß man aus dem rechten Standorte anſehn. Sie verändern ſich ſo ſehr in der Form des Ganzen, wenn man rund um ſie herum geht, wobey man leicht bemerken wird, welcher Platz die ſchönſte Anſicht gewähret.

Wenn zweyerley Arten von Bäumen in Einer Gruppe ſich befinden, ſo machen ſie einen ſchönen Kontraſt in ihrer Geſtalt, in dem Wuchſe der Aeſte, in der Form der Blätter und der Zweige, und in der Farbe. So paart ſich die ſchwarzgrüne Tanne, oder die haarige Fichte, mit der zackigen Eiche, die gelbliche Weide mit der bläulichen Pappel.

Was in der Nähe einzelne Bäume und Baumgruppen in ihrer Geſtalt und Farbe annehmliches haben, das gewinnen in der Ferne ganze Baumreihen und größere Gruppen in ihrer Lage durch die Verbindung mit der Landſchaft und durch die Luftperſpektiv. Die Baumreihen unterbrechen die Wieſen und Felder, und theilen ſie in Beete, die bald lang, bald kurz, bald ſchmal, bald breit in mancherley Geſtalten erſcheinen. Hier bekränzen ſie die Hügel und Ränder mit Lauben, dort eine Kette von Bergen mit ſchwarzen Waldungen. Ihr hohes Grün, womit ſie in dem Vorgrunde prangen, verblaßt nach und nach in den Mittelgründen ins ſchwärzliche, und

weiter

weiter hin in der Ferne ins bläuliche, bis es sich endlich am Horizonte mit der Farbe der Luft ganz vereinigt.

Die Eiche.

Die Eiche ist unter den Baumarten diejenige, welche in Ansehung ihrer Gestalt am besten in die Augen fällt, und daher von den Künstlern am liebsten zur Nachahmung gewählt wird. Ihr Karakter hat den Ausdruck der Wildheit. Wild wächst ihr Stamm aus moosiger Erde mit halb entblößten Wurzeln, und breitet seine stark gekrummten Aeste umher, die sich mannigfaltig durchkreuzen, und in jedem veränderten Standorte eine neue malerische Ansicht darbieten. Hier stehn sie perspektivisch vorwärts in wunderbaren Verkurzungen; dort strecken sie sich seitwärts, wie Arme von dem Körper, in schönen Windungen hinaus. Die Eiche hat wenig Aeste, die aber von einer sonderbaren, auffallenden Bildung sind; ihr Stamm ist rauh, mit verschiednem farbigen Moos bewachsen. Die Zweige an den Hauptästen machen einige große und deutliche Hauptparthien, die das Ganze zu einem malerischen Dreyeck formen, und von zackigen Blättern bekränzt werden; und so gefällt sie in dem einsamen Walde der Natur, wie in den schonen Nachahmungen von Voth und Waterloo.

Die italienische Pappel.

Die schlanke Pappel ziert das freye Ufer der Flüsse, die Wege und Lustgärten, und dient den schönen Gebäuden, hinter welchen sie hervorragt, zum Kontraste. Ihr Ansehn ist groß, anmuthig und heiter. Diesen Ausdruck theilt sie den Landschaftsgemälden von Wouvermann mit, der sie oft in Schilderungen von angenehmen Landsitzen, bey Pallästen und Landsitzen angebracht hat. Groß ist ihre Gestalt, die wie eine Pyramide hoch in die Luft hinauf steigt, und lieblich das bläulich grüne Laub ihrer Zweige, wenn es, vom sanften Westwinde bewegt, im silbernen Sonnenlichte zittert.

E. K.

(Die Fortsetzung folgt)

VI.

Röschen.
Eine Romanze.

Erster Theil.

Wohlversorgt und wohlgerüstet
Und geneigte Wind' erwartend,
Lag ein neugebautes Kriegesschiff

In

In dem Hafen. Helle Sterne
Blinkten zahllos, (denn die Sonne
War noch unter dem Gewäſſer)
Blinkten wie zur Vorbedeutung
Ueber ihm; doch alle Winde
Ruhten, und die Meereswogen
Wälzten aus der duft'gen Ferne
Schläfrig-murmelnd ſich herüber.
Aber ſieh! die duft'ge Ferne
Tagt' indeß. Der heil'ge Morgen
Glüht empor am Himmelsbogen,
Röthet' hoch und plötzlich höher
Die zerſtreuten Wölkchen, röthet'
Ueber's weite Meer die Segel
Und die Wimpel. Günſt'ge Winde
Wehten. Und die Segel ſchwollen
Ungeduldig, und es dehnten
Sich die langgeſtreiften Wimpel
Flatternd nach der Glut hinüber. —
So, der unverdienten Ruhe
Längſt ſchon müde, ſtrebet endlich
Aus des grauen Vaters Arm,
Strebt ein junger Abentheurer
Stolz hervor, der Morgenröthe
Seiner Hoffnungen entgegen.

Stolz und froh mit raſchem Schritte
Kam des Schiffes junge Mannſchaft,

Braves Volk, bestimmt und willig
Zu dem Schutz entfernter Küsten,
Nach den Ufern einer andern
Fremden Erde wegzusegeln.
Einer nur gieng mit gesenktem
Haupte, düster wie die Schwermuth,
Unter ihrem lauten Schwarm.
Edwin war es, er, vor allen
Sonst der muthigste. Der Jüngling
War, ein zartes Herz zu schonen,
Sonder Abschied seines Mädchens
Kleine Thür vorbergegangen. —
Welche Schonung, Edwin! Kanntest
Du die schmerzlichsüße Labung,
Die der Trost gewährt, im letzten
Kuß und Händedruck der Treue
Letzte Pfänder auszuwechseln,
Kanntest du sie nicht? — Er fühlte
Seine Thorheit. Darum gieng er
Jetzt so düster, fürchtend, hoffend,
Daß er Röschen doch noch einmal
Sehen werde. Was er hoffte
Ward erfüllet. Edwin! Edwin!
Rief, als er den Fuß vom Ufer
Zögernd streckte, der Geliebten
Süßer, banger Silberton.
Schaudernd wandt' er seine Blicke
Nach der Stadt, und sah sie kommen.

Eilig kommen, wie ihr Busen
Angstvoll stieg, ihr Knie im langen,
Rükwärtsfliegenden Gewande
Bebend vorsank. Edwin! Edwin!
Seufzte sie, und ließ ein weißes
Päckchen, das sie brachte, fallen,
Um mit freyem Arm den Nacken
Ihres Trauten zu umfassen.
„Liebes, gutes, böses Mädchen!
Also hat dich doch der Donner
Des Signals geweckt? So kommst du
Doch noch ...?“ — Nicht um dich zu strafen,
Falscher Flüchtling! Nein! Ich komme,
Selbst noch bey dem Tritt vom Ufer
Dich zu sehn, o Gott! noch einmal
Fester, inniger beym Scheiden,
Inniger als je, dein süßes
Bild, du Theurer! aufzufassen,
Dieses Bild, in dessen Anschau'n
Meine Seele lechzend langsam
Sich verzehren wird — ich komme,
Dir ein Engelheer von Wünschen
Mitzusenden, und in diesem
Päckchen kleine Kleinigkeiten
Auf die lange Reise — „Leinwand?
Rief der Krieger; ach! ich habe
Ja die Hälfte und Fülle. Sieben
Hemder, weißt du ...“. Sieben? fragte

Röschen lächelnd vor Befremdung; ...
Sieben Hemder nur? So nimm doch
Ja was man dir beut! Das achte
Könnte dir vielleicht schon morgen,
Wenn nicht dir, doch andern, fehlen.
„Und für andre, Mädchen, sollt' ich
Dich berauben?" Mich berauben?
Nein! Wir Mädchen sind an weißer
Kleidung selten arm; du hast ja
Meinen Reichthum oft gelobt;
Und wenn auch mein alter Vorrath
Mit der Zeit zu sichtbar altert,
O! so hat sich schon ein neuer
Angesammelt. Fleiß und Arbeit,
Meine Spindel, meine Nadel
Schaffen reichlich was die Nothdurft
Fodert; aber dein fataler,
Unfruchtbarer Degen — Nimm sie!
Mir zu Liebe! Nimm die Leinwand,
Bester! Nimm auch dieß! — Ein kleiner
Voller Beutel war's. „Bewahre!
Nimmermehr! erwiedert' Edwin;
Soll ich — und wozu die Sünde
Mit mir tragen? Auf dem Wasser
Und, so weit mich Wind und Wasser
Immer bringen, auf dem Lande
Sorgt für mich der große König.
Du hingegen ..." Ich? versetzte

Rasch das Mädchen; o! wenn Röschen
Jemahls darben soll, so müssen
(Gott verhüt es!) viele brave
Menschen sterben. Du hingegen
In der fremden Ferne — Freylich
Wohnt wohl hier und dort ein Guter,
Den der Gute leicht gewinnet —
Oft begegnen, wie vom Himmel
Hergesendet, Engelmenschen
In der Stunde der Bedrängniß
Uns aus unbekannten Hütten;
Aber sichrer, leider! sichrer
Schaffet uns die Macht des Goldes
Freunde, Pflege — Doch! ich Thörin
Schwatz', als hätt' ich wundervieles
Auszuspenden. Dieses kleine
Bischen — du hast Recht — es kann dir
Wenig frommen, ist so wenig,
Acht und scheint mir immer leichter,
Immer weniger des Gebens
Werth, je länger ich es halte!
Hurtig! Weg damit! — Er mußte;
Aber auch durch dieses Opfer
Nicht erleichtert, fand ihr glühend,
Kindlich Herz noch keinen Frieden.
Schau! sie knüpfte' und zog von ihrem
Weißen Half' ein schmales Band,
Und ins diesem Band ein Altes

Theures Pathenſtück, ein ſilbern
Bild, worauf in breiten Strahlen
Die gebenedeyte Jungfrau
Mit dem Chriſtuskinde prangte.
Edwin ſah's, und ſchmerzhaft lächelnd
Schüttelt' er ſein Haupt: „So muß ich
Mit Gewalt denn alles haben?
Alles?" Dürft' ich Alles geben!
Dürft' ich ganz dir hingegeben
In der letzten Noth des Sturmes
Dich umſchlingen auf der ſchwarzen
Wege, ſchützend dich umſchlingen,
Wenn der Feinde gift'ge Lanzen
Todtlich nahe dich ereilen! —
Sieh! ich darf nicht. Unerbittlich
Schlägt das Schickſal meine Wünſche
Nieder. Edwin! Sey du milder
Als das ehrne Schickſal! Stoße
Mich nicht auch in meinen Gaben,
Stoße doch nicht auch den armen
Todten Theil von mir, der einzig
Dich begleiten darf, zurück!
Bitte, Bitte! — Keine Thränen,
Liebes, engelgleiches Mädchen!
Keine Thänen! Sieh! Ich danke.
Sey getroſt! Denn ſicher führet
Dieſes Jahr den goldnen Frieden,
Sicher mit dem goldnen Frieden

Unſre Segel heim. — Sie muſten
Jetzt ſich trennen. Weg vom Ufer
Flog das Schiff im Windeshauche,
Schnell wie dieſer. Die Verlaßne
Folgte ſtumm und ſtarr mit feuchtem
Blicke ſeinem Flug. Noch immer
Ward ihr Herz im Drang des Kummers
Von dem Nachgefühl der Großmuth
Wunderbar emporgehalten.
Doch je weiter jetzt vom Ufer
Ihren Einzigen die Winde
Trugen, ach! je weiter dehnte
Sich das Jahr vor ihres Geiſtes
Augen hin; aus ihrem Buſen
Schwand der mildernden Gefühle
Lebensquell; nur immer wachſend
Blieb die Glut der Angſt zurücke,
Bis am Horizont in einen
Kleinen Punkt das Schiff und endlich
Ganz verſchwand. Da fuhr die Arme
Schaudernd auf, ſie rang mit lautem
Schrey die Arme wild gen Himmel,
Und zerfloß in heiſſen Thränen.

Zweyter Theil.

Aber nicht zum letztenmale
Wandte Röschen heute ihr Auge

Hamlet.

Hier, du blutſchändriſcher, mördriſcher, verdammter Dähne, trink dieſen Becher aus -- iſt die Perle hier? Folge meiner Mutter --

(Der König ſtirbt.)

Laertes.

Er hat empfangen was er verdient hat. Er ſelbſt miſchete das Gift. Laß uns einander verzeihen, edler Hamlet; mein und meines Vaters Tod komme nicht über dich, noch deiner über mich!

[Er ſtirbt.]

Hamlet.

Der Himmel mög' ihn dir nicht zurechnen! Ich bin des Todes, Horatio -- Unglükliche Königin, Adieu! -- Ihr, die ihr mit erblaßten Geſichtern umherſteht, und vor Entſezen über dieſen Vorfall zittert; ihr, die ihr nur die ſtummen Perſonen oder die Zuhörer bey dieſem Trauerſpiel ſeyd -- hätte ich nur Zeit -- aber der Tod liegt zu hart auf mir -- oh, ich könnte euch Dinge ſagen -- laß es ſeyn! -- Horatio, ich ſterbe; du lebſt, dir überlaß ich meine Ehre und meine Rechtfertigung bey den Unberichteten.

Horatio.

Das glaubt nicht, daß ich leben werde -- Ich bin mehr ein alter Römer als ein Dähne -- Hier iſt noch von dem Trank übrig.

Dem entſchwundnen Schiffe nach.
Wie das Kind im grünen Verhof
Seines väterlichen Gartens
Täglich nach den Taubenhäuschen
Aengſtlich aufblickt, nach der Bäume
Breiten Kronen, nach den Dächern,
In den blendend hellen Himmel,
Ob denn nie der kleine Tauber
Wieder ſichtbar werde, nirgend
Sitze, fliege, nie den alten
Wohnort und die gute Pflege
Wiederſuche, das geliebte
Schöne Thierchen, das vor kurzem
Ihm ſo undankbar entflohn.
Alſo ſpähte ſie nicht ſelten
In des Meeres gränzenloſe
Wilde Wüſt' hinaus — und dachte
Nicht, das von des langen Jahres
Langer Mondenfolg' erſt wenig
Tage weggeſchwunden wären!
Ihre Seele war mit Edwin
Immer auf dem Ozean.
Wenn ſie ſtrickt', und ihre frommen
Augen mit geſenkter Wimper
Auf dem Wechſelſpiel der Finger
Hafteten, wie oft verſuchten
Ihre fröhlichen Geſpielen
Schalkheitsvolle Fragen! — Hätten

Sie

Sie noch lauter angefragt,
Röschen war, sie zu verstehen,
Viel zu weit entfernt. Sie schwebte
Dem Geliebten an der Seite
Zwischen Klippen, sah den Jüngling
Bald sich freu'n und in die laute
Wilde Freude der Gefährten
Jauchzen, wenn sich um den Felsen
Die Fregatte künstlich schwenkte;
Bald, wenn heftiger die Winde
Tobten, und zurückgeschmettert
An den Felsen die Fregatte
Krachte' und sank — Von ihrem Stuhle
Sprang sie dann und ließ die Arbeit
Fallen, lächelt' oder eilte
Weg, um nicht durch ihren Kummer
Der Gespielen Lust zu trüben.
Endlich hieß es: Waffenstillstand
Sey geschlossen und der Frieden
Folg' ihm. Unsre Segel, hieß es,
Kehren heim, — sie nah'n, — sie landen
Jetzt im Hafen. Wer doch Röschen,
Wer sie jetzt gesehen hätte!
Wie sie brannt' und eilt' und immer
In der Thüre wiederkehrte,
Sich doch erst ein wenig feiner
Umzukleiden, und der Schrecken
(Auch das Glück hat seine Schrecken)

Und die Freud' ihr keine Ruhe
Ließ, nur Eine Nadel richtig
Anzubeften. — Eh ſie fertig
Wurde, hat ein braver Krieger,
Edwins Bruder, der mit Edwin
Fortgeſchifft, zur Thür hereln.
„Wilhelm du? Willkommen!“ rief ſie —
Wollt' es rufen, doch die Stimme
Starb ihr auf der Zunge — kommſt du
Ganz allein? Wo bleibt er? Lebt er?
Lebt er noch?“ Mein Bruder? fragte
Bruder Wilhelm ziemlich verdeckt;
Der wird eilen mir zu folgen!
Kleinigkeiten, die der Hauptmann
Keinem gern als ihm verhehlt!
Hielten ihn. „So lebt er doch noch!
Und geſund?“ Des Mädchens Fragen
Zwangen Wilhelm, in der Ordnung
Zu erzählen die Gefahren;
Kämpf' und Abentheuer. Gefahren,
Sagt' er, waren nicht gar viele
Zu beſtehn; ein paar Gefechte,
Die das Glück für uns entſchied!
Aber einmal doch begegnet'
Uns ein böſes Abentheuer,
Wo mein Bruder . . „Nun? — ſie blickte
Schreckensbleich umher; und preßte
Wilhelms Miene — nun? — Ich hätte

Wirklich, fuhr der Krieger fort,
Für sein Leben keine Stunde
Von dem meinigen verwettet.
Lange Zeit war Wind und Wetter
Wie für uns gemacht. Die Sonne
Lachte freundlicher, die Sternen
Drangen heller, uns zu leuchten,
Aus der dunkeln Bläue vor;
Aber desto grauenvoller
Kam der erste Sturm, der endlich
Uns ergriff. Drey Tag' und Nächte
Tobt' er, trieb er unaufhörlich
Uns umher auf himmelhohen
Wogen unter Donnerwolken,
Trieb uns endlich zu dem Ufer
Einer waldbewachsnen Insel.
Unserm Hauptmann war das Eiland
Unbekannt, und seine Neugier
Unbezwinglich. Also wagt' er
Sich mit einem kleinen Haufen
Vom Gestade waldeinein.
Aber mich und meinen Bruder
Ließ er mit dem andern Volke
An der öden Küste, — ließ uns
Den gefahrsvollsten Stand.
Denn nicht lange, plötzlich donnert
Ein Tumult verwirrter Stimmen
Aus dem nahen Forst, und wüthend

Stürzt'

Stürzt' ein ganzes Heer von Wilden
Auf uns ein. Wir riefen, winkten
Ihnen Friede zu; vergebens!
Der Verwegenſte von ihnen
Sprang hervor und warf herüber,
Warf nach Edwins Bruſt die Lanze.
Seine Lanze traf, ſie wäre
Bruſt und Herz hindurchgedrungen,
Hätte nicht die Mutter Gottes —
„Mutter Gottes! ſeufzte Röschen
Händefaltend; ach! ich habe
Tag und Nacht zu ihr gebetet!"
Hätte nicht dieß kleine Bildchen,
Dein Geſchenk, den Stoß gebrochen.
Hier das Bildchen, hier das Zeichen!
Röschen ſah's und bebt' im Herzen,
Schauderte vor Wonn' und Grauen.
„Wirklich alſo wäre . . .?" Wirklich!
Fiel ihr Edwin ein, der grade
Zu der Thür' hereingeſprungen
Kam und flog und feuertrunken
Sie mit Küſſen überdeckte;
Wirklich! rief er aus. — Das Mädchen
Lag verzückt in ſeinen Armen.
Aber ſelbſt im himmelfrohen
Erſten Rauſch des Wiederſehens
Konnt' ihr ſchlagend Herz den Wilden
Und die Lanze nicht vergeſſen.

„Ja!

„Ja! nun ſieh, du Wildfang! Wäre
Dieſes Bild doch nicht geweſen!“ —
Wohl! Ja wohl! verſetzte Jener.
O ihr freundlichen Geſchöpfe!
Mit was hellen Liebesaugen
Seht ihr oft und in der fernſten
Ferne was uns frommt und ſchadet!
Wenn wir's euch nur immer glaubten!

T. W. Broxtermann.

VII.

Ankündigung.

Das allgemeine Intereſſe, welches die mimiſche Kunſt der Lady Hamilton in Neapel erregt, hat mich veranlaßt, einige ihrer karakteriſtiſchen Stellungen durch Kupferſtiche bekannt zu machen, um denen, welche Gelegenheit gehabt, dieſes außerordentliche Schauſpiel zu ſehen, eine Erinnerung deſſelben, und andern eine beſtimmte Vorſtellung davon zu verſchaffen.

Es iſt eine Sammlung von zwölf Blättern, nach meinen Zeichnungen von H. Pivoli geſtochen, auf denen Lady Hamilton vorgeſtellt iſt.

1) in der nachdenkenden Stellung einer Sibylle;
2) als Maria Magdalena, die ſich vom Grabe des Heilandes entfernt;

3) als eine einſame verliebte Träumerin;
4) als Sofonisbe die den Giftbecher nimmt;
5) als eine Nymfe die in ihrer Ruhe aufgeſchreckt wird;
6) als Muſe der Tanzkunſt;
7) als Ifigenia in Tauris, voll Sehnſucht nach ihrem Vaterlande;
8) als eine Nymfe mit dem Tamburin: eine kleinere ſchmiegt ſich an ſie, und begehrt das Inſtrument;
9) als Prieſterin;
10) als Kleopatra die vor dem Auguſtus kniet;
11) als Santa Roſa;
12) als Niobe mit dem kleinſten ihrer Kinder, welches ſie todt im Arme hält.

Dieſe Sammlung iſt für eine Karoline zu haben, in Weimar im Induſtrie-Komtoir, in Berlin bey Herrn Berger, in Nürnberg in der Frauenholziſchen Kunſthandlung, in Hannover im Intelligenz-Komtoir.

Da ich eine größere Anzahl ähnlicher Zeichnungen, nach den Attitüden der Lady Hamilton verfertigt, ſo bin ich verſchiedentlich aufgefodert worden, mehrere bekannt zu machen, und werde noch eine Sammlung von zwölf ausgeſuchten Blättern in Kupfer ſtechen laſſen, wofern ſich eine hinlängliche Zahl von Liebhabern finden ſollte, um mich durch ihre Unterzeichnung wegen den Koſten des Stiches ſchadlos zu halten. Sie wird den Subſkribenten für $\frac{1}{2}$ Karoline geliefert werden, und ich erſuche diejenigen, welche ſie zu dieſem Preiſe zu beſitzen wünſchen an einem obbenannter Orte ihre Namen aufzeichnen zu laſſen.

Rom, den 10ten April 1795.

Friedrich Rehberg.

Neuer Teutſcher Merkur.

7. Stück 1795.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Herman der Cherusker an seine von den Römern gefangene Thusnelde, nebst Antwort. S. 225

II. Platons Tod. Ein Fragment. — 237

III. Gedächtnißfeyer des gemeinen Pfennigs. — 251

IV. Ueber den Stil in den bildenden Künsten, Fortsetzung. — 263

V. Fortsetzung der Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst ꝛc. — 291

VI. Bodo an seinen Freund. — 303

VII. Gedichte. — 314

VIII. Ueber das Gesetz der Veredlung in der Dichtkunst. — 320

IX. Horazens ersten Buchs dritte Satyre. — 324

X. Anzeigen. — 335

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. **Postämtern** in und ausser Teutschland mit drey **Reichsthalern** für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen **Buchhandlungen** zu finden, für welche Hr. **Buchhändler Göschen zu Leipzig** die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das **Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg** wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Neueste Verlags-Werke der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar.

Geschichte der Herzogl. Waisen-Anstalt in Weimar, nebst der bey Vertheilung der Waisen in Städten und auf dem Lande üblichen Verfahrungsart, gr. 8., 6 gr.

Henke, H. Ph. C. Archiv für die neueste Kirchengeschichte, 2 Bd. 2s und 3s Stück 8. brochirt 1 Rthlr.

Kabinetsstücke, von Gustav Honig, 18 Bänd. mit einem Kupfer von Chodowiecky, 8. 21 gr.

Dasselbe auf geglättetem Velin-Papier 1 Rthlr. 6 gr.

Lincker, Freyherrn von, Einige wichtige Grundregeln aus der neuern Feldbaukunst, 8. 2 gr.

Schultz, Friedr. Geschichte der Camisarden, bey Gelegenheit der jetzigen Revolution von Neuem erzählt, 2 Th 8. 12 gr.

Dessen kleine Prosaische Schriften, 5s Bändch. 20 gr.

Der Schein betrügt. Ein Lustspiel nach dem Italienischen des Grafen Strasoldo, 8. 8 gr.

Gedicke, Fr. griech. Lesebuch für Anfänger, ins Teutsche übersetzt, 6 gr.

Göttling, J. S. A. Berichtigung der antiphlogist. Chemie, auf Versuche gegründet, mit 1 Kupf., 14 gr.

Dessen Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, für 1795, 12 gr. (Wird fortgesetzt.)

Jacobi, A. F. die Religion aus der Bibel, 2te umgearb. Ausgabe, 21 gr.

Warnekros, H. E. Entwurf der Hebr. Alterthümer, 2te neugearb. und sehr vermehrte Ausgabe, 1 Rthlr. 12 gr.

Das rothe Käppchen, fürs Weimarische Hoftheater bearbeitet, 6 gr.

Hieronymus Knicker, komische Operette ꝛc. 2 gr.

Hamlet.

Wenn du ein Mann bist, so gieb mir den Becher; laß gehen; beym Himmel, ich will ihn haben. O mein redlicher Horatio, was für einen verwundeten Namen, werd' ich bey diesen Umständen hinter mir lassen! Wenn du mich jemals in deinem Herzen getragen hast, so verbanne dich selbst noch eine Weile von der Glükseligkeit, und schleppe dich noch so lange in dieser mühseligen Welt, bis du mein Andenken gerechtfertiget hast. (Man hört einen Marsch und bald darauf ein Salve hinter der Scene.) Was für ein kriegrisches Getöse ist das?

Sechste Scene.

Oßrik tritt auf.

Oßrik.

Der junge Fortinbras, welcher siegreich von Pohlen zurük kommt, beehrt die Abgesandten von England mit diesem kriegerischen Gruß.

Hamlet.

O ich sterbe, Horatio; die Stärke des Gifts überwältigt meinen Geist: Ich kan nicht so lange leben, die Nachrichten aus England zu hören. Aber ich sehe vorher, daß die Wahl auf Fortinbras fallen wird; er hat meine sterbende Stimme: Das sag ihm mit allen den Umständen, die diesen Ausgang -- Es ist vorbey --

[Er stirbt.]

Hora-

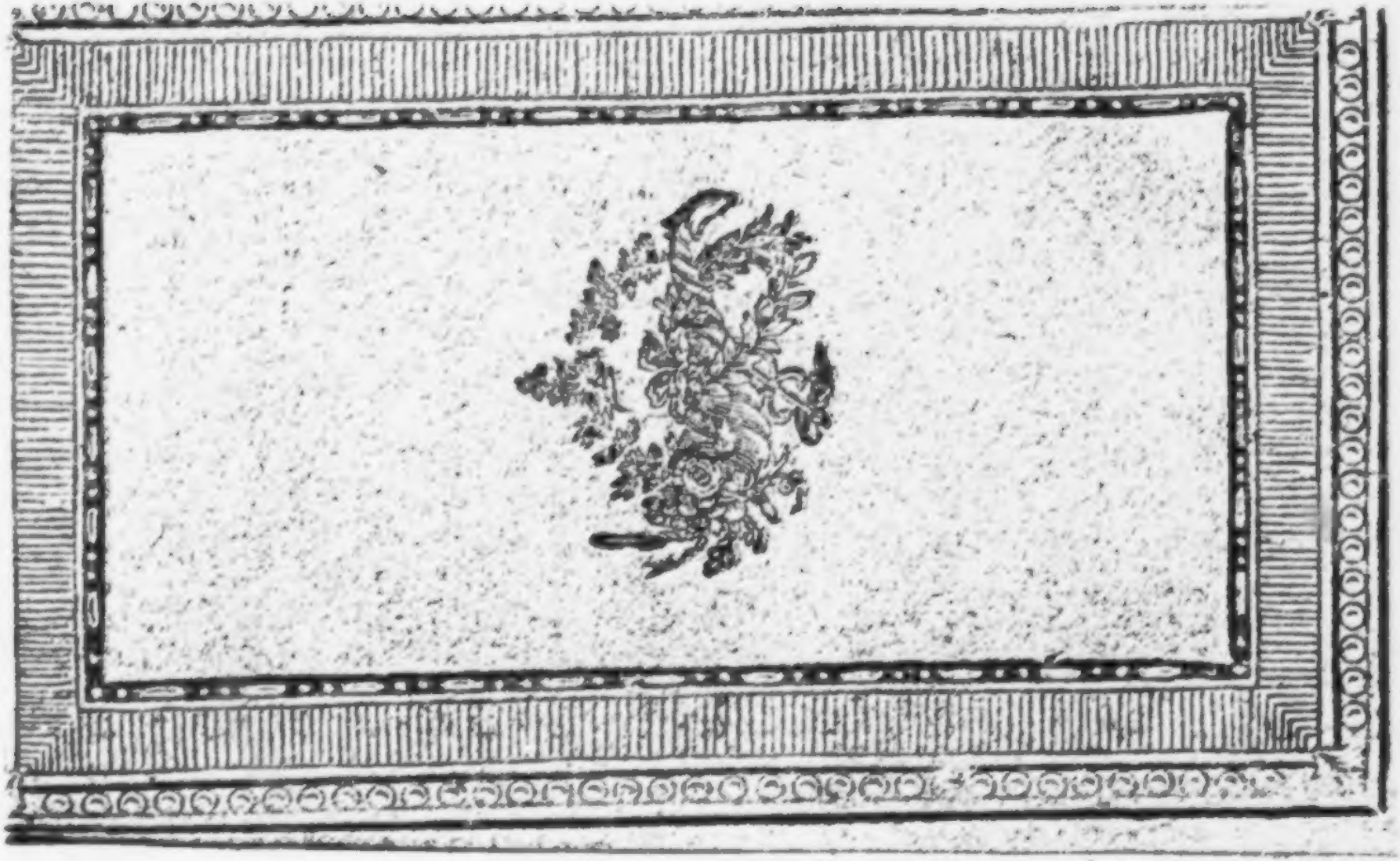

Der neue
Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1795.

I.
Gedichte.

1.
Herman der Cherusker
an ſeine von den Römern gefangne Thusnelde.

Hier, wo ſich die Stirne des Felſen erhebt,
Von moosigen Eichen umhüllt,
Durch rauſchende Blätter das Mondlicht bebt,
Der Waldſtrom ferneher brüllt;

Hier ſteh' ich an der Verzweiflung Rand,
Die Leiden des Todes in mir,
Den troſtloſen Sinn im feindlichen Land,
Den troſtloſen Sinn bey Dir.

Nach ſieben Nächten bedeckte mir
Der erſte Schlummer den Blick:
Da gab mich ein ſchrecklicher Traum von Dir
Den Qualen des Wachens zurück.

Und Alles, Alles war todt um mich her,
Kein Laut berührte mein Ohr;
Mein trauriges Lager ſo einſam und leer;
Ich ſprang vom Lager empor.

Mich ließ nicht raſten die brennende Qual,
Nicht weilen im leeren Gemach;
Zum ſtürmiſchen Hügel, ins rauſchende Thal
Kam Jagdgetöſe mir nach.

Doch nimmer entflieh' ich der brennenden Qual,
Im Buſen begleitet ſie mich;
Im Sturme des Hügels, im rauſchenden Thal
Pocht peinlich das Herz mir um Dich.

Ein Tag war wie die Unſterblichkeit ſchön:
Dich trug dein wieherndes Roß,
Wie Sturmwind, über die Tiefen und Höh'n,
Blut färbte dein furchtbar Geſchoß;

Es klang dein Köcher, dein Haar flog hin,
Du ſchwebteſt als Göttin einher;
Dein Jüngling voll heimlicher Liebe ſchien
Sich ſelbſt kein Sterblicher mehr.

Er kam vom dunkeln Gebirge herab,
Dem Adler des Felſen gleich;
Da bebte die Menge, die Dich umgab,
Und jede Wange war bleich.

Kein Arm erhub ſich zum Widerſtand;
Schwach widerſtrebteſt nur Du.
Als ich mit dem zitternden Mädchen verſchwand,
Da ſahen ſie ſtaunend mir zu.

Ich wähnt', es trennte nun Dich und mich
Die Macht der Erde nicht mehr;
Ich hätt' im Kampfe der Schwerter für Dich
Allein beſtanden ein Heer.

Seitdem war jeder Tropfen der Zeit,
Der ſo verüber uns floß,
Voll hoher inniger Seligkeit,
Wie kaum noch ein Gott ſie genoß.

Der kühnſte Wunſch, den mein Herz gebar,
Seitdem uns Freya verband,
Blieb kleiner als die Erfüllung war,
Die jeder Augenblick fand.

Nun iſt verſchwunden das Götterglück,
Den Träumen des Morgens gleich!
Thusnelde ſo ferne, ſo hohl ihr Blick,
Und ihre Wange ſo bleich!

Nun klirren Feſſel an ihrer Hand,
Ha! ungehindert von mir.
Sie ſchleppen ſie fort ins feindliche Land:
Ich ringe die Hände nach ihr.

Doch leben der Söhne des Haines noch,
Ein Volk zu beſiegen, genug,
Das, ſchändlich entartet, ein ſchmähliches Joch
So lange Jahre ſchon trug.

Dir leuchtet die ſiegende Flamme vielleicht
Vom Kapitole herab;
Der, deſſen Ketten Du trägſt, erbleicht,
Und bebt vor'm offenen Grab;

Und manches Weib mit verächtlichem Sinn,
Das, königlich ausgeſchmückt,
Auf die bedrängte Cheruskerin
Vom hohen Palaſte nun blickt,

Beugt dann vor Dir ſein zitterndes Knie,
Kaum deiner Bemerkung mehr werth;
Verderben und Tod kömmt über ſie,
Wenn zürnend dein Wink es begehrt.

Laut jauchzten ſchon und ſchüttelten mir
Cherusker und Katten den Speer.
Wir kommen, wir ſchreiten zur Rettung Dir
Im Bunde des Todes einher!

Es brachen wohl einzelne Stämme ſchon
Aus unſern Hainen hervor;
Die Heere der Unterdrücker floh'n,
Und Rom ſchloß bebend ſein Thor.

Zwar ſchwingt die Fahne mit ſchnaubender Wuth
Der Zwietracht blutige Hand,
Und ſeiner ſich würgenden Kinder Blut
Tränkt unſer väterlich Land;

Zwar hat der Mann, für den die Natur
Dir heil'ge Verehrung gebeut,
Vertilgt im Herzen der Menſchheit Spur,
Und ihre Geſtalt entweiht;

Zwar hat Dich verrathen zu mehr als Tod,
Der einſt das Leben Dir gab;
Zwar welkt durch ihn Dir in Thränen und Noth
Die Blume des Daſeyns ab:

Doch ſind auch Tugend und Ehre noch nicht
Aus unſern Gauen entflohn;
Das ganze Volk der Germanen ſpricht
Der Aſche der Väter nicht Hohn.

Es rüſten, Geliebte, Dich zu befrei'n,
Des Kamrfs Vertrauteſte ſich,
Und kämpfte der Tod vor den feindlichen Reih'n,
Wir ſtürmten den Tod für Dich.

Geduld — und weiche dem Schickſal nicht,
Bleib' auch in Feſſeln noch frey!
Wenn dieſes Lebens Hülle zerbricht,
Bleibt Hermans Geiſt Dir noch treu.

Nie ſoll im Gewühle der blutigen Schlacht
Mir Odin zur Seite mehr ſtehn,
Mein Auge ſinken in dunkle Nacht,
Und ewig mein Name vergehn,

Schließt je ein Mädchen oder ein Weib
Im Arme der Liebe mich ein,
Und ſollt' ein Wunder an Geiſt und Leib,
Sollt' eine Göttin es ſeyn, —

Bis Dich entfeſſelt und frey von Harm
Dieß Auge wieder erblickt;
Bis Dich umfaßt mein ſiegender Arm,
Bis wieder dein Kuß mich entzückt. —

Dein Blick ſtarrt' auf das Weſen hinab,
Das unter dem Herzen Dir ruht;
Dein Mund war ſtumm, wie das ſchweigende Grab,
Und ſtolz und trotzig dein Muth.

Als deine mit Feſſeln belaſtete Hand
Die erſte Sonne beſchien —
Der Spott auf den Lippen der Sieger ſchwand
In hohe Bewunderung hin.

Als ich die rühmliche Kunde vernahm,
Da wurde mir leichter mein Schmerz,
Des Troſtes lindernder Balſam kam
In mein zerriſſenes Herz.

Thusnelde, bleibe Dir ſelber gleich!
Dein himmelfarbiger Blick,
An hohem Adel der Seele ſo reich,
Schreck immer die Frevler zurück!

Ha, könnteſt Du je beſchimpfen dein Land,
Und mit verräthriſchem Sinn
Zerbrechen unſerer Liebe Band,
Zu meiner Treue Gewinn:

Dann glaubt' ich an keine Tugend mehr,
Hielt Alles auf Erden für Schein;
Dann dünkten Himmel und Erd' um mich her
Nur leidiger Trug mir zu ſeyn;

Dann triebe mich grauſen Verzweiflung Macht
Unwiderſtehlich zu Dir;
Dann ſänk' ich mit Dir in des Todes Nacht, —
Thusnelde, Du ſänkeſt mit mir!

2.

Thusneldens Antwort.

Beruhige, mein Herman, deine Seele,
Und ach! verſchone deiner Gattin Herz!
Selbſt meine Ketten fühl' ich nicht, und quäle
Nur meinen trüben Sinn und deinen Schmerz.

Sey ruhig! Haſt Du Weib und Kind verlohren,
So blieb Dir noch dein liebes Vaterland;
Dem haſt Du Lieb' und Treue zugeſchworen,
Als noch kein Wunſch Dich an Thusnelden band.

Dir blieb dein Ruhm, Dir blieben deine Siege,
Die Hoffnung mich zu rächen noch blieb Dir;
Selbſt für den Gram blieb Dir der Lärm der Kriege;
Mir aber, deinem Weibe — was blieb mir?

Mir? — Doch vergieb mir! — Gegen alle Schmerzen
Blieb mir ein Mittel, blieb mir Troſt genug —
Mir blieb Dein Ebenbild, das unterm Herzen
Dein treues Weib neun lange Monden trug.

Mein Mutterarm iſt ſeine ſanfte Wiege,
Sein ganzer Schmuck iſt ſeiner Haare Gold;
Sing' ich von Dir und preiſe deine Siege,
So lächelt mir ſein blaues Auge hold.

Zwar, deinen Sohn zur Knechtſchaft zu gebären —
Dieß hofft' ich noch vor kurzen Monde nicht:
Doch will ich ihn der Freyheit Rechte lehren,
Ihn lehren, wie man Sklavenketten bricht;

Ich will ſein Herz mit deinem Ruhm erfüllen,
Sein Herz entflammen für ſein Vaterland;
Sein Durſt nach Rache ſoll ſich nimmer ſtillen,
Und nur der Tod entwaffnen ſeine Hand.

Das Glück, Geliebter, deſſen wir genoſſen,
Zu groß für Sterbliche war unſer Glück!
Nun iſts wie ein Gewitterſtrom zerfloſſen,
Und Jammer blieb auf ſeiner Spur zurück.

Geduld! Sind denn allein der Erde Freuden
So leicht zertrümmert und ſo wandelbar?
Iſt nicht ein Ziel geſetzt auch ihren Leiden,
Das keinem je noch unerreichbar war?

Zwar hoffe nicht zu löſen meine Ketten!
Biſt Du gleich Herman, gieb die Hoffnung hin!
Gieb hin die Hoffnung, ſollte, mich zu retten,
Auch jeder Sohn des Haines mit Dir ziehn;

(Obſchon des Haines Söhne zu vereinen,
Kein Sterblicher noch je ein Mittel fand,
Kein Gott, lebt' Odins Mark in ſeinen Beinen,
Weht' Odins Fahne gleich in ſeiner Hand)

Erſchieneſt Du mit einem Heer umgeben
Von Kriegern, wie das Vaterland ſie nährt,
Und hätte jeder mehr als hundert Leben,
Und ſchlüge Hundert jedes teutſche Schwert:

So ſähen doch wohl tauſend Feinde wieder,
Wo hundert fielen, euch ins Angeſicht,
Gerüſtet gegen eure nackten Glieder
Mit ſchwerem Eiſen, das kein Speer durchbricht.

Horatio.

Nun bricht ein edles Herz; gute Nacht, liebſter Prinz, und Engels-Schwingen mögen dich zu deiner Ruhe tragen! -- Wie, die Trummeln kommen näher?

Fortinbras und die Engliſchen Geſandten, mit Trummeln, Fahnen, und Geſolge treten auf.

Fortinbras.

Was für ein Anbik iſt das?

Horatio.

Der kläglichſte und auſſerordentlichſte, den eure Augen kemals ſehen werden.

Fortinbras.

Vier fürſtliche Leichen, todt und in ihrem Blut liegend -- O ſtolzer Tod, was für ein Gaſtmal giebſt du in deiner hölliſchen Grotte, daß du ſo viele Prinzen mit einem Streich geſchlachtet haſt.

Abgeſandten.

Der Anblik iſt entſezlich, und unſre Commiſſion aus England kommt zu ſpäte. Die Ohren ſind fuhlloß, die uns Audienz geben ſollten. Wir ſollten ihm melden, daß ſein Befehl an Roſenkranz und Güldenſtern vollzogen worden: Von wem werden wir nun unſern Dank erhalten?

Horatio.

Nicht von dieſem Munde (des Königs) hätte er noch

Ach, hoffe nicht die Kette zu zerbrechen,
Die deiner treuen Gattin Arm umschlingt!
Nur meinen Tod wirst Du an ihnen rächen,
Wenn einst ihr Heer in eure Haine dringt.

Auch fluche nicht dem armen Jammervollen,
Der deiner Gattin einst das Leben gab!
O fluch' ihm nicht, um den noch Thränen rollen
Heiß von den blassen Wangen hier herab!

Er hat die Tochter, die ihn liebt, verrathen,
Und, was noch schwärzer ist, sein Vaterland; —
O fluch' ihm nicht! Ihn quälen seine Thaten;
So hart als ihn drückt uns nicht Odins Hand.

Sie schleppten mich, in festlichem Gepränge,
Gefesselt an den Siegeswagen hin;
Ein Strom des Volks umgab mich, dem zu enge
Der ganze Raum der sieben Hügel schien.

An Weibern und geschmückten Buhlerinnen
War nicht Pallast- noch Hüttenfenster leer;
Ihr Blick verschlang mich von der Dächer Zinnen,
Verschlang mich von der Tempel Thürmen her.

Da schwoll mein Herz von Stolz, da kam von Freude
Ein heller Stral in meinen trüben Sinn;
Mit Deines Ruhms unsterblichem Geschmeide
Fuhr ich geschmückt einher als Siegerin.

Nun

Nun biſt Du noch mein Stolz, und all mein Leben
Hängt nur an Dir noch und an deinem Sohn;
O hättet Ihr mir keinen Troſt zu geben,
Ich wäre längſt aus dieſer Welt entflieh'n!

Und ich — die Treue ſollt' ich ſchändlich brechen,
Die ich Dir oft in Odins Hainen ſchwur?
Hohn ſollt' ich deiner edeln Liebe ſprechen,
Und leben noch zur Schande der Natur?

O Herman, könnteſt Du ſo etwas wähnen,
Dann drückte mich mein Schickſal doppelt ſchwer;
Dann flöſſen doppelt heiß Thusneldens Thränen,
Und doppelt ſchwarz wär' Alles um mich her.

Sey unbeſorgt! Geheime Kräfte wohnen
In deiner Gattin tugendhaftem Blick;
Vor ihm bebt jeder Wicht, und trüg' er Kronen,
Unwillkührlicher Ehrfurcht voll zurück.

Und bebt' er nicht, ſo ſtünde meinen Händen
Der Dolch, den dieß Gewand birgt, zu Gebot,
Und plötzlich, dieſer Feſſel Schmach zu enden,
Erſchiene mir auf meinen Wink der Tod.

Vielleicht, wenn auf dem abgeſpannten Bogen
Thusneldens einſt dein trübes Auge weilt,
Und, wie in aufgewühlten Meereswogen,
Der Sturm Dir im zerrißnen Herzen heult:

Dann

Dann tritt ein treuer Beth' in deine Halle,
Und ſieh! er reicht ein holdes Kind Dir dar,
Ein Kind, dem ſchnell dein Herz entgegen walle; —
Es iſt dein Sohn, den Dir dein Weib gebar!

Dann iſt der Strom von Thränen längſt verfloſſen,
Der itzt ſo heiß aus dieſem Auge quillt,
Dieß Auge längſt zum langen Schlaf geſchloſſen,
Und dieſer Leib vom dunkeln Grab umhüllt;

Dann harr' ich Dein in Odins ew'gem Saale,
Bis die Walkyre Dich mir wiederbringt,
Bereite Dir den Trank der goldnen Schaale,
Wonach der Helden Herz mit Sehnſucht ringt.

Mit leiſer Ahnung werd' ich Dich umſchweben,
Und um das Lager deiner Ruhe wehn,
Und wär' es Dir von Odins Macht gegeben,
So würde mich dein ſterblich Auge ſehn.

Ich käme dann in mancher Feierſtunde,
Zu lindern Dir der Trennung bittern Schmerz,
Und ſüßen Frieden brächt' aus meinem Munde
Dir manches Wort in dein beklommnes Herz.

J. Hinsberg.

II.

Platons Tod.

Ein Fragment.

Der Mond ſchien zum zweytenmal auf Platons Grab. Es war ein lauer Mayabend, und rund um den Hügel ſo ſtill, wie in ſeinem Schoße. Die nächtlichen Lichter hatten ihren reinen Glanz wieder erhalten, nachdem ſie ſich mehrere Tage lang in Nebel gehüllt und nur einen rothen Schein von ſich gegeben hatten. Sie ſchienen ſich jetzt ihrer Wache bey der Aſche des Weiſen, und des ſtillen Umgangs mit ſeinem verklärten Geiſte zu freuen, wenn er von ſeinem ſeligen Wohnſitz herabſtiege, um ſeine irdiſchen Freunde zu ſehen. Aber das Auge der Lasthenia hatte ſich noch nicht wieder erhellt. Es hatte nur den geborgten Glanz, den ihm die Thränen gaben, indem ſie bey dem Grabe ihres entſchlummerten Freundes und Lehrers, wie der trauernde Genius der Weisheit, ſaß. Sie hatte an dieſer Stelle ſchon die Sonne ſinken geſehen — oder vielmehr nicht geſehen; denn auch jetzt, wenn ſie in den Mondſchein ſah, ſah ſie weniger die leuchtende Scheibe als die Geſtalt des Verewigten. Sie weidete ſich lange, das trunkene Auge eben dahin gerichtet, an dieſem lieblichen Fantome, das ganz allein ihrem Blick durch den Nebel der Schwermuth,

muth, der ihn umzog, wieder einige Heiterkeit zusandte. Plötzlich wurde ihre holde Schwärmerey durch ein nahes Rauschen hinter den Cypressenbäumen unterbrochen, und sie glaubte in der weißen, durch das dunkle Grün wandelnden Gestalt Platons Geist selber zu sehen, sprang auf und streckte die Hände aus. Es trat näher, und war Speusippus, der sich mit über einander geschlagenen Armen und gesenktem Haupte dem Grabhügel näherte. Sein Blick schlich vor ihm hin auf dem Boden, als fürchtete er im Labyrinthe der Gedanken den Weg zum Grabe zu verlieren. So stand er einige Augenblicke beym Hügel, und ward erst alsdann Lasthenien gewahr. Ihre Gegenwart schien ihm erfreulich und zugleich unangenehm zu seyn, so wie auch ihre Empfindungen bey Erblickung ihres geliebten und zugleich gefürchteten Freundes getheilt waren. Indessen entfernte bald der gemeinschaftliche Schmerz jedes Hinderniß, das ihren Seelen in diesem Augenblick die wechselseitige Vereinigung untersagte. Sie vergaßen beyde, was sie seit einiger Zeit gegenseitig in einer gewissen Spannung gehalten hatte, was sie beständig an einander anzog und von einander zurückstieß.

„Hast du ihn gesehen?" fieng Lasthenia mit Heftigkeit an, indem sie ihn bey der Hand faßte. — „Armes Mädchen!" war Speusipps Antwort, mit einem Seufzer gesprochen, an dem die Wehmuth und die Zärtlichkeit gleichen Antheil hatten. Sie

senkte

senkte sich auf seine Schulter hin, und kühlte so ihr heißes Auge in den Abendlüften, die um sie herum zu spielen anfiengen, als wenn sie erst jetzt durch die Theilnehmung aufgeweckt worden wären. — „Sollte wirklich," fuhr Speusipp fort, „meine Betrübniß nur eine Dämmerung gegen die Nacht seyn, die in deiner Seele wohnt? — O, ich erkenne nur zu wohl, Lasthenia, daß du in Allem groß bist! Unsere Freundin Axiothea geht umsonst in Männerkleidern, um sich selbst ihre Weiblichkeit zu verbergen, die ihr ein Anstoß ist. Gegen Dich ist sie nur so männlich groß, als ihr Gewand sie dazu macht. — Lasthenia! — Lasthenia!" —

„Wenn es eine Tugend ist, seinen Schmerz zu bekämpfen", sprach Lasthenia sehr besonnen, „wie kannst du mir, zu Axiotheens Nachtheile, diese Lobrede halten?"

Speusipps Verwirrung vergrößerte sich; aber indem näherten sich einige von seinen Freunden und Mitschülern, die in der Akademie zusammen gekommen waren, und nach der Abendmahlzeit in Unterredung zu dem nahe dabey befindlichen Grabe spazieren giengen. Es waren Aristoteles von Stagira und sein Liebling Theofrast, Xenokrates von Chalcedon, Erast und sein Freund Latmon, und Heraklides, ein vornehmer Jüngling aus Pontus, der erst an demselbigen Tage von der Reise nach Athen zurückgekommen

men

men war, und mit einer Sehnsucht, die bis ins Ungestume gieng, Platons Grab zu sehen verlangte. Er hatte nur sehr kurz den Umgang und Unterricht des letztern genossen. Sein Eifer trieb ihn von Ihm zu den Urquellen seiner Weisheit. Er reiste nach Unter-Italien, um sich, wie Er, in die Filosofie der Pythagoräer einweihen zu lassen, und war fest entschlossen, gleichfalls nach Aegypten zu gehen, und durch Erlangung der geheimen Kenntnisse der dortigen Priester sich zu dem reitzenden Ziele einer übermenschlichen Weisheit zu erheben. Ein besonderer Vorfall führte ihn aus Italien gerade nach Athen zuruck; aber er kam einen Tag zu spät, um seinen Lehrer, sein Ideal von einem Filosofen, nur noch über der Erde zu finden, und die unerwartete Nachricht von dem Tode desselben, die er bey seiner Ankunft erhielt, schlug ihn tief nieder.

„Sey gegrüßt, Sohn des Euthyfrons!" rief ihm Speusippus zu. — Heraklides war nicht im Stande darauf zu achten, weil ihn beym Anblick des Grabhügels ein so heftiger Schauer befiel, als wenn er die Hand des Seligen spürte. Er näherte sich demselben mit ehrfurchtsvoller Geberde und einer Art von Verzückung, hieng einen Kranz von Amaranthen an den Grabstein, schnitt sich eine Haarlocke ab, und legte sie darauf, goß aus einer goldenen Flasche Salböhl darüber, und rief mit großer Rührung: „Dieses Opfer bringe ich Dir, göttlicher Platon! Leicht liege die Erde auf Dir!"

Nach

Nach einer langen Stille fing Speusipp abermals an: „Vergieb, Heraklides, daß ich dich vorhin mit dem Xenokrates allein ließ! Mein Schmerz erfordete einen Augenblick Einsamkeit; ich verließ euch, und wurde unwillkührlich zu dem Grabhügel fortgezogen, den ich dir zeigen sollte.“

Heraklides. Ich hätte dir's nicht verübelt, hättest du nicht die angefangene Erzählung von Platons Tode abgebrochen. Was ich bisher davon hörte, gab mir nur ein dunkles, schauerliches Bild —

Speusipp. Das du selbst zu einem hellen, sanften Gemälde umschaffen konntest, wenn du auf meine vorige Erzählung merktest. Sein Hingang in das Reich der vollendeten Geister war so still und schön, wie das Versinken der Abendsonne. Aber freylich sehen wir mit Schmerz die Sonne untergehen, die uns lange Licht und Wärme geschenkt hat, um so mehr, wenn sie uns auf dieser Erde nie mehr neu aufgehen soll. — Ich glaube in der That, Heraklides, daß ich dir bereits den ganzen Vorgang erzählt habe, und daß du nur wegen seiner Einfachheit ich weiß nicht was daran vermissest. Du weißt, daß der Tag seines Todes sein Geburtstag war. So wurde die Natur an demselben Tage wohlthätig und hart gegen das Menschengeschlecht. Wenn es nicht einer Blasfemie ähnlich sähe, so möchte ich sagen, es scheine als ob sie seine Tage richtiger als die der andern Sterblichen abgezählt

habe, deren Leben zu endigen sie sorglos dem Ungefähr überlasse. Er und ich, und von unsern Freunden, wo ich nicht irre, keiner als Crast, waren beysammen beym Hochzeitsschmause des Pauson. Seine Gegenwart machte, wie die eines Gottes, das Fest feyerlicher, aber nicht ernsthafter; denn seine heitere Stirne, sein liebvolles Auge und sein sanftes Gespräch verbreiteten Freude über alle Anwesenden. Er hatte heute in sich eine Ruhe, eine ruhige Wonne — ich kann sie nicht treffender vergleichen — wie die der Götter im Olymp, und schien, trotz seines Alters, wie sie, von einer unwandelbaren Jugend an Geist und Körper. Er fühlte die Schönheit seines bis dahin verflossenen Lebens, wie sie die Schönheit ihrer vollbrachten Werke; und als er — er schwieg eine lange Weile vorher, und lächelte unwissend, wie in einem entzückenden Traume — als er auf diesem Gipfel der irdischen Glückseligkeit einige Momente gestanden war, schlief er sanft zu jenem schönen Mahle der Götter hinüber, wo ihm nun himmlische Speise gereicht wird. Sein Haupt war, so wie er zu Tische lag, sanft in seine Hand gesunken. Ich glaubte, er meditiere über einen filosofischen Satz. Aber als sein Auge länger geschlossen, und seine freundliche Miene zu lange dieselbe blieb, und man keinen Athemzug mehr bemerkte, so stieß ein Gast bedenklich den andern an; ich und einige standen auf, und — ich glaube, nur der Ton, auf welchen er durch seine Unterredung unsere Seelen gestimmt hatte, und die

Miene,

Miene, die er noch immer behielt, milderten unsern Schrecken, als wir fühlten — daß seine Hand kalt war. —

Hier wurde Speusipp durch Thränen unterbrochen, die sympathetisch die Thränen der Andern fließen machten.

„Die letzte Speise, die er zu sich nahm," fieng Erast an — „denn ich betrachtete ihn nicht weniger genau als Speusipp, weil sein Gesicht mich an dem Tage mehr als jemals anzog, und mit einem gewissen milden Glanze der Göttlichkeit übergossen zu seyn schien — die letzte Speise, die er zu sich nahm, und fast die einzige, von welcher er bey dieser Mahlzeit kostete, war eben die, womit ihn die Götter einmal in seiner Kindheit hatten nähren lassen. Es ist euch wahrscheinlich Allen bekannt, daß, als sein Vater Ariston einst auf dem Hymettus den Musen und Nymfen opferte, Periktione ihr schönes, vollwangiges Kind, das sie auf dem Arme trug, in einem nahen Myrrhengebüsche niederlegte. Es fieng an zu schlummern, und mitten unter dem Opfer schwärmten Bienen um sein Haupt, mit einem Gesumme, das dem Ton einer in der Ferne gespielten Zither glich, und ließen ihm Honig in den Mund triefen. Wenn dieses mehr als Bienen vom Hymettus gewesen wären? — Wenigstens könnte ein Dichter in ihnen die Musen finden, die das Gebeth Aristons erhört und seinen Sohn sich zum Liebs

das Vermögen zu reden: Denn er gab niemals keinen Befehl daß sie sterben sollten. Allein, nachdem es sich nun gefüget hat, daß ihr beyderseits so schiklich, ihr von dem Polnischen Krieg und ihr von England, zu dieser blutigen Scene angekommen seyd; so gebet Befehl, das diese Leichen auf einem erhöhten Gerüste ausgesezt werden, damit ich der Welt, für welche alles noch ein Geheimniß ist, sagen könne, wie diese Dinge sich zugetragen haben. Ihr werdet dann von grausamen, blutigen und unnatürlichen Thaten hören, wie einige durch verrätherische Ränke, andre durch den blossen Zufall, und wie am Ende die mißlungenen Anschläge auf ihrer Erfinder eignen Kopf gefallen sind. Von allem diesem kan ich umständliche und echte Nachricht geben.

Fortinbras.

Mich verlangt es zu hören -- Die Anstalten sollen gemacht, und der Adel zusammen beruffen werden. Was mich betrift so umarme ich mein Glük mit traurigem Herzen; ich habe einiges Recht an dieses Königreich, welches ich durch diese Zufälle nun geltend zu machen veranlaßt bin.

Horatio.

Auch hievon hab ich zu reden, und aus einem Munde, dessen Stimme manche andre nach sich ziehen wird: Aber lasset die Anstalten unverzüglich gemacht werden, izt, da die Gemüther noch bestürzt und unfähig sind Entwürfe zu machen, die zu neuen Verwirrungen Anlaß geben könnten.

ling geweyht hätten. Floß uns doch bis an sein Ende Honig von seinen Lippen!"

„Die Sage ist artig!" sprach Aristoteles lächelnd. Ich kannte sie noch nicht."

Lasthenia, die ihre vorige Stellung wieder angenommen hatte, schlug plötzlich die Augen auf, und rief seitwärts hin mit wehmüthigem Tone: „Lebe wohl, schöner Schwan!" — „Was siehst du, Lasthenia?" fragte Speusipp, indem er sich ihr näherte und ihre Hand ergriff. — „Es war ein Traum!" gab sie zur Antwort — „und doch war es zugleich als ob ich wachte. Denn ich saß hier, wo ich sitze, bey dem Grabhügel. Plötzlich stieg ein Schwan, weiß wie der Schnee, aus ihm hervor, schwang sich in die Luft, und flog mit zärtlichen Tönen über das Meer dem röthlichen Abendhimmel zu. — Aber es war ein Traum! Denn es ist ja Nacht — und da seh' ich auch noch die Blumenkränze an dem Grabstein. Es däuchte mir, er hing sie dankbar lächelnd um seinen Hals, eh er davon flog."

„Gute Schwärmerin!" rief Speusipp weinend. „Unglückliche — und glückliche Lasthenia! — So sahst du also unsern Lehrer in" —

„In der Gestalt," fiel Crast ein, als Speusipp verstummte, „worin Sokrates ihn auch im Traume sah?"

„Das

„Das meynte ich!“ verſetzte Speuſipp, ohne die Augen von Laſthenien abzuwenden.

„Was iſt das für eine Geſchichte?“ fragte Heraklides mit Heftigkeit.

„Als Sokrates den Platon noch nicht kannte,“ ſprach Eraſt, „träumte ihm einmal, er ſitze in dem Garten der Akademie, und von dem daſelbſt ſtehenden Altar des Amor fliege ein junger Schwan auf, und ſinke, weil er ſich mit ſeinem ſchwachen Gefieder noch nicht in der Luft erhalten konnte, in ſeinen Schoß. Hier wuchſen ihm die Flügel, und nun ſchwang er ſich ſingend in die Luft. Sokrates erzählte am folgenden Morgen dieſen Traum ſeinen Freunden, und hatte ihn kaum geendigt, als Ariſton mitten durch dieſe zu ihm hintrat, und ihm ſeinen Sohn zum Unterricht brachte. Meine Freunde, ſprach Sokrates, dies iſt der Schwan, den ich geſehen habe! — O wahrlich! er ſtarb auch ſo freudig wie der Schwan, der erſt dann ſein ſchönſtes Lied hören läßt, wenn er dieſes Leben verlaſſen und zu der Gottheit gehen ſoll, deren Diener er iſt, wie Sokrates im Fädon ſagt. Wie ſchön waren nicht die letzten Harmonien der Weisheit, die er uns hören ließ! Wie kettete er nicht noch ſo feſt durch ſeine letzten Worte — von der Liebe ſprach er — uns an ſich, ſich an uns, und uns alle an das übrige Geiſterreich!“ —

„Platons Schatten vergebe mir,“ sagte Aristoteles, indem er sich zunächst an den Xenokrates wandte, „und es vergebe mir die liebliche Schwärmerey unserer Freunde, wenn ich vermuthe, daß die Stärke seiner Fantasie nicht wenig dazu beygetragen hat, daß sein Tod eben jetzt erfolgt ist!“

Xenokrates. Und wie das, Freund?

Aristoteles. Ungeachtet er uns lehrte, daß ein Weiser seinen Tod immer vor Augen haben und sein ganzes Leben hindurch sterben lernen müsse, und ungeachtet er diesen Grundsatz nicht unausgeübt ließ, so dachte er doch wohl nie ernstlicher an den Tod, als gerade in seinen letzten Tagen. Er war seinem Geburtstage nahe. Dieser Geburtstag erschien. Ein Rückblick auf die Thaten seines Lebens, eine, wenn auch nur halbe Ueberzeugung, daß er sich, so viel ein Mensch auf dieser Erde kann, vollendet habe; das Verlangen nach einer höhern Schule; der Gedanke an seinen verewigten Lehrer Sokrates, dessen Geburtsfest er noch dazu den Tag vor dem seinigen gefeyert hatte, und an den schönen Tod desselben; die kleine Schwärmerey, die Speusipp mir vorhin gleichsam in seiner Seele gelesen zu haben schien, wenigstens die Empfindung daß es schön sey an Einem Tage die Welt zu sehen und zu verlassen; die Zahl des nun vollbrachten ein und achtzigsten Jahres; vielleicht das Hochzeitsfest selbst, dem er beywohnte, vielleicht noch mehrere

kleine

kleine Umſtände, hauptſächlich bey dem letztern, die ſich mehr ahnden als ausdrücken oder auch nur beſtimmt fühlen laſſen — alles dieſes konnte ſich, nachdem es ihm lange vorgeſchwebt war, auf einmal vereinigen, und ihm die, gewiß nicht ſchmerzliche, ſondern höchſt frohe Ueberzeugung beybringen, daß das Ziel ſeines Lebens vorhanden ſey. Er überließ ſich, wenn die Bemerkung unſerer Freunde richtig iſt, einige Augenblicke der erhabenſten und ernſthafteſten aller Schwärmereyen; die Ueberzeugung wurde immer lebhafter, und ſtrickte ganz leiſe die Fäden los, durch die ſeine Seele mit dem Körper zuſammenhing.

Speuſipp. Du ſcheinſt nie aufhören zu wollen, Ariſtoteles, unſern Lehrer wegen einer Eigenſchaft zu tadeln, die im Grunde doch nur zu ſeinem Lobe gereichen kann.

Ariſt. Ganz recht, Speuſipp! Das wird und ſoll ſie auch ewig! Allein erſtlich tadle ich ihn jetzt ganz und gar nicht deßwegen. Wohl dem, dem die Gottheit dieſe Quelle des innern Lebens geſchenkt hat! Und Platon ſcheint mir in der That beneidenswerth, wenn die Flügel ſeiner Einbildungskraft ihn, da er bald ausgelebt hatte, und nach kurzer Zeit vielleicht das todte Greiſesleben hätte leben müſſen, das auch Sokrates ſcheute — wenn, ſage ich, die Flügel ſeiner Einbildungskraft ihn gerade da von dieſer Erde hoben, und froh dem Weſen aller

Wesen zutrugen. Und sodann, Speusipp, wenn unser Freund der Große und Stärke seiner Fantasie wegen merkwürdig und ehrwürdig war, sollte er es nicht vielmehr als Dichter denn als Weltweiser und Forscher in den Geheimnissen der Natur, und als ein solcher gewesen seyn, der die Dinge in ihrer nacktesten, reinsten Gestalt betrachten sollte?

Speus. Recht! Aber wenn er beyde Fähigkeiten vereinigte?

Arist. Und wenn die eine der andern widersprach? die eine der andern ihren Wirkungskreis beengte?

„Laßt ihn ruhen!" fiel Lasthenia ein. „Stört nicht durch Mißtöne den Gesang des Schwans, den ich vorhin so fröhlich, aber auch so wehmüthig, auf uns zurückblicken sah. Warum willst du uns den angenehmen Gedanken rauben, Aristoteles, daß die Gottheit ihn nach dem schönsten, thatenreichsten Leben, bey der blühendsten Gesundheit, deren ein Greis fähig ist, an dem Tage, wo sein Genius ihm gegeben war, und wo er diesen mit Entzücken segnete, und endlich aus dem Schoße der Freude, aus eigener Güte, und ohne daß falsche Einbildungen von seiner Seite mit einwirkten, zu sich genommen habe?" —

Speus. Du läugnest die Vorsehung, Aristoteles!

Arist.

Ariſt. Vielleicht weniger als jemand! Läugneſt du ſie denn, wenn du ſprichſt: Platon iſt geſtorben — anſtatt zu ſagen: die Vorſehung hat ihn ſterben laſſen? Oder läugnet ſie der — fern ſey jede üble Deutung! — welcher ſagt, daß Medon ſich ermordet habe?

Speuſ So rechneſt du alſo den Selbſtmord nicht zu den Handlungen —

Ariſt. Ich wünſche jetzt nichts weiter über dieſen ſagen zu müſſen! Ich wollte nur ſagen, daß unſer Thun und Laſſen mit den Wirkungen der Vorſehung ſo verwebt ſey, daß ein Sterblicher die Fäden dieſes Gewebes unmöglich unterſcheiden könne; oder vielmehr, daß die Vorſehung vielleicht mehr wirke, als wir — im Allgemeinen ſowohl als in beſtimmten Fällen — vermeynen, ob wir gleich nicht behaupten können, daß ſie allein handle.

„Alſo geſtern in der Frühe begrubt ihr ihn?“ fing Heraklid nach einem Augenblick von Stille an.

„Geſtern in der Frühe!“ ſeufzte Laſthenia. „O es war ein ſchauerlich ſchöner Morgen, Heraklides! — Hätteſt du doch geſehen, wie er im cypreſſenen Sarge lag, im weiſſen Kleide, geſalbt, und mit Blumenkränzen auf dem Haupte! — Als wir, in Schwarz gehüllt, den Zug bildeten; als die Trauer-

flöten ertönten, wie die Klagen der Geister aus höhern Regionen, und die Pferde den heiligen Leichnam fortzogen, — da schien es, als ob Aurora die übrigen schneller als gewöhnlich antriebe, um ihn noch einmal sehen zu können, ehe er in's Schattenreich gienge. Er lag noch immer frisch und thauig, wie Homer sagt, als wenn die Göttin der Jugend ihn mit Lebensbalsam begossen hätte — er lag — wie ein Wesen aus der Welt der Ideen, und wird mir, so wie er hier lag, stets ein schauerlich schöner Gedanke bleiben, bis ich in jenem ewigen Wohnsitze der Schönheit seinen verklärten schönen Geist wieder finde; bis ich mit ihm wieder vereinigt bin, und mich, von den Schlacken dieser Erde gereinigt, mit ihm auf den Stufen der Erleuchtung und Sympathie der Gottheit näher schwingen darf!" —

Alle Gegenwärtigen, selbst Aristoteles, wurden zu Thränen gerührt. Das Bild des Entschlafenen stand aufs neue mit den hellsten Farben vor ihnen. Der Mond ließ seinen Thau fühlbarer herabfallen, und schien sich den Weinenden zuzugesellen. — Aber die Plejaden waren schon untergegangen, und ihre Entfernung erinnerte unsere Freunde, daß es Zeit sey, sich zur Ruhe zu begeben.

J. F. von Meyer.

III.

Gedächtnißfeier
des gemeinen Pfennigs.

Unter den zufälligen Wohlthaten, welche das zweideutige Triumfgeschrey der Gleichheit unsrer westlichen Nachbarn für Teutschland hervorgebracht hat, möchte wohl die Verbesserung in unserm Kontribuzions-Syſtem nicht den letzten Rang verdienen. Zwar ist nur noch der erste Schritt gethan, um die von der Theorie beschämte Praxis aus dem Schlummer zu wecken, und eine auf die Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit erbaute Erhebung der für das gemeine Beste erfoderlichen Leistungen, wenigstens bey diesem Reichskriege, wirklich zu versuchen. Allein schon der erste Schritt ist verdienstlich und trostgebend genug bey einer so wichtigen Angelegenheit.

Der Menschenfreund wird in seinem Glauben an den Sieg des Guten bestärkt, das bekümmerte Volk zu neuem Vertrauen an seine Obrigkeit erweckt, und diejenigen Stände, welche mit ihrem Befreiungs-Privilegium der Gefahr des Vaterlands und ihrer eignen ein Opfer brachten, erhielten den schönsten Ersatz in der Belebung des Edelsinns, den der verderbliche Geist des Egoismus zu vernichten drohte;

sie

sie gewannen an moralischem Gehalte der Denkungsart wieder, was sie von der ökonomischen Seite zu verlieren schienen.

Die Benennung freywilliger Beyträge verringert den Werth nicht, welcher in der bewirkten Erleichterung der steuerbaren Volksklassen liegt; sie zeigt höchstens eine Behutsamkeit an, die man ohne Unbilligkeit Niemanden bey solchen Zeitläuften verargen kann, wo gültige und ungültige Ansprüche schwarmweise hervorkommen. Genug, daß die Stimmung nicht abschreckend ist, um getrosten Muths einen Versuch zu wagen, ob die Foderungen der Gerechtigkeit noch mehr Eingang finden mögen. Denn so lobenswürdig die bisherigen Beihülfen der befreyten Stände auch sind, so erreichen sie doch bey weitem nicht das wahre Verhältniß; und daraus erklärt sich zugleich die Unzulänglichkeit der gewünschten Wirkungen.

Bey einer so ernsthaften Angelegenheit wird es aber erlaubt seyn, dem epischen Stile ein Gleichniß abzuborgen.

Wenn der Orkan die Seefahrer mit einem Schiffbruch bedroht, oder wenn der Ausbruch eines Vulkans unter dem schrecklichen Kampfe der Elemente Tod und Verwüstung um sich verbreitet: so hört Rangordnung und Unterschied der Geschäffte auf; es bleibt nur Ein allgemeiner Beruf übrig, die Kräfte

te zur Rettung zu vereinigen. Ja, der Reisende empfängt dann von dem Schiffsvolke, von dessen gesammter Thätigkeit er seine Rettung erwartet, gern Anweisung zur Mithülfe, und die Anstrengung eines Jeden richtet sich nach dem Verhältniß der Größe des Verlustes, womit ihn die Gefahr bedroht.

Sollten Teutschlands Bewohner jetzt nicht in einem ähnlichen Falle seyn? Ich zweifele nicht daran, und finde bloß den Unterschied, daß dort oft nur einzelne davon kommen, hier aber ein jeder mit Zuversicht auf die Freude zählen kann, neben sich die Seinigen, und, was noch mehr ist, die Nazion selbst durch uneigennützige Vereinigung der Kräfte geborgen zu wissen.

In einer solchen Krise ist es nicht Zudringlichkeit, sondern Liebe des gemeinen teutschen Wesens, wenn jeder Gutgesinnte seine Meinung äußert, seine Beobachtungen mittheilt, und der Gerechtigkeit und Wahrheit seine Stimme leiht.

Ich verweile bey einem Hauptumstande, der das Mißverhältniß unsrer Kriegsbeyträge offenbar nicht nur begünstigt, sondern auch schon seit etlichen Jahrhunderten die Beschließung der Reichskriege auf Kosten der Nazion erleichtert hat.

Dieses sind die Römer-Monate. Ihre Entstehung ist so bekannt als ihre ungleiche Vertheilung, welche

Fortinbras giebt Befehl, daß Hamlets Leiche unter kriegeriſcher Muſik, von vier Hauptmännern auf das Gerüſte getragen werde -- (Sie marſchieren ab, und das Stük hört mit einem abermaligen Salve aus dem kleinen Geſchüz auf.)

welche unter den andern Gebrechen der teutschen Staatsverfassung merklich hervorragt. Hierbey ist durch die Bewilligung einzelner Moderazions-Gesuche das Verhältniß, wo möglich, noch unrichtiger geworden, weil, so zu sagen, zu der Kur des einen Pazienten andere Mitkranke die Kosten hergeben.

Zwar hat die Einsicht der ersten Stände des Reichs jede Wahlkapitulazion mit der Bedingung einer Matrikular-Reform versehen; *) allein es scheint sich die Ansetzung des absonderlichen Moderazions-Tages, wie die so oft profezeyte Erscheinung des jüngsten Tages, von einer Zeit zur andern zu verschieben, weil in solchen menschlichen Dingen die Einsicht dem guten Willen immer voraus eilet. Die Ungerechtigkeit und Verwickelung der Sache ist unglücklicher Weise zu groß, um eine baldige und leichte Abstellung hoffen zu lassen.

Gleichwohl muß der Wunsch darnach zu einer Zeit am heftigsten aufwallen, wo der Druck des Mißverhältnisses gerade so vielfach ist, als die steigende Anzahl der Leistungen, welche man entweder dem steuerbaren Volkstheile abnehmen, oder durch neue Schulden bezahlen muß, die gleichsam unsern Nachkommen noch eine Anweisung auf die Mitempfindung unserer steigenden Noth hinterlassen. Jene Ungleichheit des Matrikular-Fußes ist aber eine doppelte Versündigung an den Grundsätzen des allge-

*) M. S. Wahlkapit. Franz II. Art. V. §. 10.

allgemeinen und teutſchen Staatsrechts nicht nur, ſondern ihre Vertheidigung würde auch ein ſtillſchweigendes Geſtändniß des Mangels an Patriotismus oder an Klugheit enthalten. Man erwäge doch, daß das Misverhältniß theils in Anſehung der Reichslande gegen einander, theils ſogar in Anſehung der Bewohner jedes einzelnen Reichslandes unter ſich, Statt hat.

Wenn einige der mächtigern Reichsſtände ihre Lande ſo viel möglich auf Koſten der Mitſtände bey einem geringen Anſatz zu erhalten wußten:*) ſo ahmte ein Theil der Landſtände dieſe Beyſpiele mit noch glücklicherm Erfolge nach, indem er ſich von allen Beyträgen überhaupt frey machte.

Die Römer-Monate werden bekanntlich aus Kaſſen beſtritten, wozu bey weitem nicht alle teutſche und begüterte Männer das ihrige beytragen. Wenn alſo dieſe Kaſſen nicht den Zuſammenfluß aller Staatskräfte enthalten, ſo iſt es wohl ungerecht und unklug zugleich, bloß durch ſie eine den geſammten Staatskräften gleiche Wirkung hervorbringen zu wollen. Mit der Fortdauer muß die Entkräftung der leidenden Theile immer bedenklicher werden, weil der vergrößerte Abſtand zwiſchen den begüterten freyen und den durch Abgaben herunter gekommenen Ständen auf der einen Seite dem Uebermuthe,

*) S. 1. B. Schmidts Geſch. d. D. VIII. p. 57.

muthe, wie auf der andern dem Neide und der Verzweifelung Raum giebt.

Durch eine solche unnatürliche Operazion wird auch des heil. Römischen Reichs Operazionskasse schwerlich in gesegnete Umstände, oder die Kontingents-Stellung zu rechtem Nachdruck gebracht.

Sollte es denn keinen Ausweg für diese Klippen geben?

Mich dünkt das Alterthum der teutschen Staatsverfassung, wo vielleicht so mancher nützliche Gebrauch der biedern Väter in unverdienter Vergessenheit begraben liegt, liefert uns ein Auskunftsmittel, das aller Aufmerksamkeit werth ist, zumal in dieser bösen geschwinden Zeit, wie sich unsre Vorfahren bey Türkenkriegen und Landplagen auszudrücken pflegten. Es ist kein anderes als

der gemeine Pfennig!

Sein Andenken ist seit 1542, wo er zum letztenmal verwilligt wurde, nur noch in der Benennung der Reichspfennigmeister übrig, die freylich seitdem nur Römer-Monate einzunehmen haben. Wenn irgend etwas, so kann der gemeine Pfennig dem teutschen Vaterlande aus der Noth helfen.

Man sollte ihn um seiner Neidversöhnenden Ausgleichungs-Eigenschaft willen für eine Erfindung des goldnen Zeitalters halten, wenn man nur in

selbi-

selbigem leidige Kriege und Kriegssteuern gekannt hätte. Wenigstens verdient seine Erscheinung in das Zeitalter der (vernünftigen) Gleichheit zu fallen; er verdient als der wahre Ablaßpfennig für unsre herkömmlichen Versündigungen an der Besteurungs-Gleichheit in dem kritischen Momente gepriesen zu werden, wo der Genius des Vaterlandes die Gerechtigkeit zu Hülfe rufen muß, um die Rollen und Pflichten zu dessen Rettung selbst zu vertheilen.

Nur durch seine Einführung können alle Beutel und Schatzkammern ohne Ausnahme geöffnet, nur durch seine Leistung die erfoderlichen Summen aufgebracht werden. Er verschont weder Geistlichkeit noch Adel, weder Mittelbare noch Unmittelbare, weder Befreyte noch Unbefreyte, — wodurch er sich freylich in den Zeiten jener Nächstenliebe, wo jeder sich selbst der Nächste war, nicht empfehlen konnte.

Allein der allgemeine Nothstand, der uns jetzt eine reinere Moral gelehrt hat, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß es nur an der Auffrischung seines Andenkens gelegen habe, um die Sache zu Herzen zu nehmen, für welche sich gute Gründe des positiven Rechts und der Vernunft, der Quelle Aller Rechte, darbieten.

Die Umlage der Lasten eines Reichskrieges nach dem gemeinen Pfennig hat ältere Ansprüche des Herkommens für sich, als die nach Römer-Monaten;

sie ist auch durch kein Gesetz nachher verboten oder abgeschafft worden; sie allein kann endlich dem Reichsschlusse vom 22. Dec. 1792. genugthuenden Gehorsam leisten, nach welchem sich bey diesem unglücklichen Reichskriege keiner, er sey Knecht oder Freyer, unter keinerley Vorwande von Mitleistungen ausschließen darf. Schon ein ehrwürdiges altes Reichsgesetz, das den Grund zur innern Ruhe legte und die Organisazion unsers teutschen Kriegswesens schuf, will in Fällen gemeiner Gefahr durchaus keine Privilegien und Freyheiten anerkennen; *) aber leider ist diese Stelle bis jetzt nichts weiter als ein Beleg mehr zu der Behauptung gewesen: daß es dem gemeinen Wesen selten an Gesetzen, zuweilen aber an deren Befolgung ermangele.

Das Oberhaupt des Reichs hat es vordem auf vielen Reichstägen so wenig an Vorschlägen des gemeinen Pfennigs, als die Stände und der Adel an Versagung desselben fehlen lassen.

Seit 1603, wo Kaiser Rudolf sich zum letztenmale die vergebliche Mühe machte, seiner zu gedenken, ist noch keine Landesnoth vermögend gewesen, die Auferstehung des Todten zu bewirken; vielleicht — weil das Schicksal mit diesem politischen Wunder die Tage der Aufklärung beglücken wollte.

Man

*) S. Reichs-Executions-Ordn. vom J. 1555. §. 47.

Man hat aber schon damals das Verdienstliche und Heilsame dieser Auflage anerkannt, wie folgende Meinung der patriotisch gesinnten Stände auf dem genannten Reichstage beweisen kann; sie sagten nemlich:

„Wäre oft angedeutet worden, daß wo man „die Unterthanen mit mehrerer Hülfe werde beles „gen, daß sich wohl an manchem Ort ein Ufstand „und Schwürigkeit bey den Unterthanen, daher „fürnemlichen erfolget, daß bis anhero die Un„terthanen die Last der Bürde der Türkensteuer „einig und allein tragen muſten, und deshalben „desto höher, und über ihr Vermögen angelegt „und zu Bezahlung der Anlage hoch gedrungen „worden, dadurch sie letztlichen gar in Armuth „kommen möchten, wie sichs dann bey etlichen „allbereit zugetragen, welches, wo der gemeine „Pfennig angestellt, und also zwischen Unter„thanen und Herrschafften Gleichheit gehal„ten, verhütet bleibe, und die Unterthanen über „ihr Vermögen nicht würden belegt."

Die gegenseitige Meinung ging freylich durch, aber nicht um der vorgebrachten Gründe willen, welche man sattsam zu widerlegen wuſte, sondern aus andern Ursachen, welche die abstimmenden Stände am besten werden gewuſt haben.

Jetzt lege man nun zu diesen Gründen die Betrachtung der nothwendigen Schonung des erwach-

ten Volkssinnes und der schon überspannten Kräfte bey den lastbaren Bürgerklassen, und die Schale des gemeinen Pfennigs muß sinken, wenn jene mit den Römer-Monaten nicht gewaltsam von Verblendung und Eigensinne niedergezogen wird.

Wozu wollte man verschweigen, was der flüchtigsten Beobachtung nicht entgeht, und was von Einfluß auf unsre Maßregeln ist, — daß nemlich der große Haufen zwischen sich und dem teutschen Reiche, zwischen seiner Gefahr und der Gefahr der obern Klassen unterscheide; daß er hauptsächlich Jener Sache auf seine Kosten zu führen glaube; daß er nicht für freywillige Beyträge danken zu müssen, sondern verhältnißmäßige fodern zu dürfen vermeine; daß ihm dieser Krieg das Unentbehrliche, koste, während ein Theil sich über die Abgabe von seinem Ueberflusse Bedenken macht, — und was er für daß sonst noch mit sich herum tragen mag. Um den endlichen Folgen dieser auch unter die bedeutendern und denkenden Klassen verbreiteten Stimmung vorzubeugen, scheint eine kräftige und thätige Widerlegung solcher Meinungen erfoderlich zu seyn, da Täuschungen mißlingen, und politische Ketzereyen vergeblich mit dem Banne belegt werden. Man kann dies kurz und gut mit dem gemeinen Pfennig versuchen.

Die neuesten Finanz-Raffinements werden diese alte Erfindung des schlichten Menschenverstandes nicht

nicht beschämen, und die Gelehrsamkeit unsrer Tage kann dennoch dabey ihre Vorzüge vor den Zeiten der Unwissenheit, durch die reinere Ausbildung der Erhebungsform dieser Auflage, an das Licht bringen.

Man denke nach und überzeuge sich, daß keine Re- und Korrelazion in den drey Reichsberathungs-Sälen, keine Gutachten der Stände und keine Beredsamkeit des Reichsreferendarius in den Kaiserlichen Aufrufen*) zur Beschützung und Erhaltung des Vaterlandes diese Energie, diese Wirkung hervorbringen könne, als unser Deus ex machina —

— der gemeine Pfennig!

Er allein überzeugt von dem Daseyn eines Gemeinsinnes; Er befestigt die wankenden Gemüther; Er vereinigt die Getrennten zu unwiderstehlicher Kraft.

Kein Herkommen, kein Privilegium kann in einem solchen Nothfalle dawider schützen; und wenn es noch so alt wäre, so ist die Vernunft und Menschlichkeit älter. Es ist auch nicht einmal eine Verletzung der Freyheit einiger Mitglieder des Staats vorhanden; es ist vielmehr eine nöthige Einschränkung ihrer Usurpazionen, wovon wir die auf Wahn gebauten stolzen Denkmäler allenthalben erblicken.

*) M. s. das XXIV. oder XXVte Stück der Salzb. lit. Zeit. von dies. J.

So entscheidet z. B. in Westindien die Farbe der Haut über Sklaverey oder Freyheit, und bey uns soll ein einsylbiges Wörtchen, ein Diplom, eine Insul oder ein Priesterkragen das Recht verleihen, die politische Existenz der Inhaber solcher Amulette mit dem Vermögen, der Gesundheit und dem Leben der Nazion zu beschützen; in Teutschland soll noch am Ende des Jahrhunderts, das wir so gern das Aufgeklärte nennen, das Gespenst des Herkommens die Macht verleihen, nicht Vernunft und Pflicht, sondern Willkühr und Eigennutz, über die Beyhülfe in der gemeinen Noth entscheiden zu lassen!

Doch wir wollen die edlere Denkungsart unsrer Zeitgenossen nicht mit Zweifeln beleidigen; sie werden die Bemühungen und Wünsche unserer menschenfreundlichen Fürsten für Volkserleichterung durch ihren Beytritt willig befördern.

Die erhabnern und glücklichern Söhne des teutschen Vaterlandes kennen die Gefahr und ihre Pflicht, und bedenken gewiß, daß sie geachtet sind durch ihr Ansehn, aber geachteter noch durch ihr Beyspiel.

E. W. Ackermann.

IV.

Ueber

den Stil in den bildenden Künsten.

(Fortsetzung von S. 36 No. 5.)

Das Wesen des großen Stils, welches darin besteht, daß nur die allgemeinen und nothwendigen Merkmale der Gegenstände in seine Darstellungen aufgenommen werden, bestimmt auch dem Theile der Mahlerey, der das Kolorit heißt, Grenze und Maß seiner Anwendung bey Werken desselben.

Die Farbe, als wesentlicher Bestandtheil der Mahlerey, ist den Werken dieser Kunst nothwendig, aber auch nur in so fern die Kunstwerke Gemählde seyn, nicht als sie Gemählde im großen Stile seyn sollen. Sie ist nicht sowohl ein wesentliches Merkmal der Gegenstände die dargestellt werden, (denn dies sind nur ihre Formen) als vielmehr der Kunst, durch welche sie dargestellt werden.

Der große Stil in den zeichnenden Künsten ist von dem, was in der Mahlerey durch Farben bewirkt wird, völlig unabhängig; denn diese vertreten die Stelle der Körper, sie sind die Materie woran die Formen hervorgebracht werden, also muß

auch der Stil, deſſen Weſen nur in der Form, d. i. in der Zeichnung, nicht aber in der Materie liegen kann, von ihnen unabhängig ſeyn, und ſein Werth kann nicht durch ſie beſtimmt oder gar erhöht, im Gegentheil aber wohl vermindert werden, wenn nemlich blendende unnatürliche Färbung den Geiſt des Betrachtenden ſtört und ſich an den Sinn deſſelben wendet. Eine bloße Zeichnung hingegen kann Geiſt und Karakter des großen Stils in eben ſo reichlichem Maße enthalten als eine Mahlerey.

Die Mahlerey, als Kunſt der Darſtellung auf einer Fläche, ſteht, in Rückſicht auf Wahrheit für Auge und Betaſtung, der Bildnerey weit nach. Sie hat nur Wahrſcheinlichkeit für einen Sinn; dieſe hat Wahrheit für zwey Sinne. Ueberdies verſtattet die leztere eine ſo vielfältige Anſicht ihrer Werke, als Geſichtspunkte aus der Periferie eines Zirkels auf das Zentrum möglich ſind; die Mahlerey verſtattet nur Einen.

Jene Armuth an Wahrheit der Formen und dieſe Einſchränkung kann die Mahlerey nur vermittelſt einer andern Wirkung erſetzen, die, wenn auch immer noch nicht Wahrheit, doch hohe Wahrſcheinlichkeit hervorbringt; die, wenn ſie auch den Verſtand nicht überzeugt, doch den Sinn befriedigt, — und dazu dienen ihr Farben.

Dieſe bringen eine Wahrheit anderer Art hervor, nemlich die Wahrheit des Naturkarakters der

Dinge,

Dinge, in wie fern sie sich vermittelst ihrer Farben von andern unterscheiden. Sie erhöhen zugleich das Leben der Gestalten bis zu einem Grade, wo die Bildnerey mit aller Wahrheit ihrer Formen nicht hinanreichen kann, — sind also der Grund einer Vollkommenheit, eines Vorzugs der Mahlerey und eines Wohlgefallens für uns, das wir selbst um die Wahrheit der Formen Jener nicht wieder entbehren würden. Die Farben, als Gegenstände die unmittelbar durch den Sinn empfunden werden, wirken nicht nur weit stärker auf die Sinnlichkeit, sondern auch durch das Leben, das sie den Darstellungen der Mahlerey mittheilen, unmittelbar auf das Prinzip des Lebens in uns. Sie sind Mitursache, daß wir die Mahlerey in Rücksicht auf ihre zusammengesetzte, Sinn, Herz und Geist mehr unterhaltende und ergetzende Wirkung, der Bildnerey, — die mehr durch die Fantasie allein auf die übrigen Kräfte des Gemüths, also mittelbar und darum schwächer auf sie wirkt, — vorziehen. Wenn gleich die letztere mehr reine, einfache, schöne Kunst ist, so ist dafür jene uns interessanter und dem Grade und der Beschaffenheit unserer Kultur angemessener, die mehr auf die vernünftige als auf die sinnliche Ausbildung des Menschen gerichtet ist, also mehr für Herz und Geist, als für Einbildungskraft und Verstand allein, unterhaltender Ergetzungen bedarf. Der Schein selbst macht gemahlte Menschen lebendiger, geistiger und wahrer für die Empfindung, und ist darum für den Ausdruck von Bewegung, Leben

und Geist, kurz für die Darstellung des Menschen, als eines sittlichen, geselligen, in Verbindung mit Andern handelnden Wesens, weit vortheilhafter, als der kalte, todte, widerstrebende Stein, der den Gefühlen von Leben, Thätigkeit und Handlung bey aller Wahrheit der Formen widerspricht, und nur isolierte Gestalten repräsentieren kann; ja der um so mehr Stein für uns wird, je mehr Bewegung und Thätigkeit wir ihm zu geben versuchen. Die Wahrscheinlichkeit ist hier mächtiger als die Wahrheit — ein Beweis von der Uebergewalt des Sinnes über den Verstand in Fällen, wo es auf Empfindung und Genuß abgesehen ist.

So wie Wahrheit des Anschaulichen durch die Bildnerey am vollkommensten dargestellt wird; so wird durch die Mahlerey Wahrheit des Empfindbaren am vollkommensten ausgedrückt; und dies ist der wesentliche Vortheil, den die Farben der Mahlerey leisten. Was die Farbe auszudrücken im Stande ist, das muß und kann nur den Sinn afficieren, und dies läßt sich durch das Wort Leben am besten ausdrücken. Selbst die höhere Wahrheit der dargestellten Gegenstände ist uns mehr unangenehm als angenehm, wenn sie den Gegenständen nicht auch zugleich Leben zu geben vermag. Darum kann uns eine mit Fleischfarbe angestrichene Statue, dergleichen wir heutiges Tages zwar nicht mehr in Stein, aber desto öfter in Gemählden, abgebildet finden, unmöglich gefallen, und eine Gesellschaft

von

von Wachsfiguren in natürlicher Farbe und Kleidung wird uns, eben durch die zu weit getriebene Täuschung, die uns Natur und Kunst nicht mehr durch den bloßen Sinn unterscheiden läßt, und wo wir den Verstand zu Hülfe rufen müssen, eher Grausen als Vergnügen erregen. Wir mögen uns kaum das wirkliche Leben von diesen Figuren getrennt denken, und gerathen, so oft wir uns vergessen, durch die zu weit in die Natürlichkeit getriebene Nachahmung in Furcht, die Gestalten möchten wirklich lebendig seyn. Die bildende Kunst darf es also in ihren Nachahmungen der Natur nicht bis zu Bewirkung jener hohen Täuschung treiben. Plastische Figuren leiden die Farbe nicht. Das Kunstwerk muß Wahrheit haben, aber nie dürfen wir versucht werden zu vergessen, daß wir vor einem Kunstwerke stehen.

In so fern also das Kolorit der Mahlerey dient, um Wahrheit des Empfindbaren zu bewirken, ist es ihren Werken nothwendig.

Aber die Farben sind auch geschickt, ausser der Darstellung des Empfindbaren der Gegenstände, bloß angenehme Eindrücke hervorzubringen; ausser der Wahrheit des empfindbaren Karakters der Dinge auch Reitz zu bewirken. Von einem Gegenstande, der angenehme Eindrücke auf den Sinn hervorbringt, sagen wir er ist reitzend. Reitz ist eine Wirkung der Materie auf den Sinn, und zwar auf die äussern

Organe

Organe desselben. Alles also was in der bloßen Sinnenempfindung einen angenehmen Eindruck auf uns macht, ist reitzend, und gehört in die Klasse angenehmer Gegenstände, die bloß dem Sinne gefallen. Farben sind also Gegenstände des Reitzes.

In so ferne Farben Wahrheit des Empfindbaren bewirken, sind sie mit dem grosen Stile vereinbar. In so fern aber Farben Reitz bewirken, sind sie mit dem groken Stile unverträglich, und zwar aus zweyerley Ursachen. Erstlich ist das Erhabene und Große schon seinem Wesen nach, indem es der Sinnlichkeit widerstreitet, mit dem Reitze unvereinbar; zweytens ist von dem groken Stile alles Zufällige und Ueberflüssige, als seinem Wesen zuwider, ausgeschlossen.

Der Farbenreitz, in so fern er Werken der Mahlerey anhängt, ist ein zufälliger Dienst, den die Farben der Kunst leisten, und von dem diese nach Gefallen zur Zierde oder zur Empfehlung Gebrauch machen kann; oder der nur dann erfodert wird, wenn reitzende Gegenstände darzustellen sind, und nur dann erlaubt ist, wenn keinem Zwecke der Kunst dadurch geschadet wird — der also kein wesentliches Bedürfniß für sie seyn kann.

Farben und Licht und Schatten können nicht idealisiert, d. h. nicht vollkommener dargestellt werden als die Natur sie hervorbringt, ohne in eben dem

dem Grade, als man sie zu idealisieren sucht, an Naturwahrheit einzubüßen. Die größte Vortrefflichkeit und der höchste Ruhm eines Koloristen können nur darin bestehen, wenn sein Kolorit sich der Natur in möglichst hohem Grade nähert; völlig erreichen wird er es nie. Das herrlichste Kolorit Tizians gegen die Natur gehalten, wird doch den großen Abstand des gemahlten Fleisches vom wirklichen, und die Unmöglichkeit der vollkommenen Erreichung der Natur zeigen.

Der Reitz eines angenehmen Kolorits, wenn seine Anwendung überhaupt zuverlässig seyn soll, darf seine Wirkung weder auf Kosten der Schönheit, noch auf Kosten der Wahrheit geltend machen; denn beyde sind wesentliche Bedingungen schöner Kunstwerke, die von keiner zufälligen verdrängt werden dürfen. Die Kunst des Kolorits ist also nur in so fern an einem Gemählde verdienstlich, als sie dasselbe der ästhetischen Wahrheit näher bringt; aber ihr Verdienst wird sehr zweydeutig, wenn sie durch Reitz zu verschönern beflissen ist; denn es ist eine Ungereimtheit, zu wähnen, daß Schönheit durch Reitz verschönert werden könne, und ein Künstler, der, um diesen verführerischen Eindruck hervorzubringen, ihm die übrigen Theile seiner Kunst nachsetzt, der bey seinen Werken nur den angenehmen, die Sinne ergetzenden Effekt des Licht- und Farbenreitzes, das bloße Mahlen zum Ziele hat, — der entehrt die Kunst, die er treibt, gewissermaßen

maßen, indem er sie mit den bloß angenehmen Künsten, z. B. der Koch- und Parfümierkunst, in Eine Klasse setzt.

Mit der Schönheit ist Reitz verträglich, mit Erhabenheit, Größe und Hoheit nie. Das Kolorit ist darum, wie schon vorhin gezeigt ist, mit dem großen Stile nur in so fern vereinbar, als es Wahrheit — und in so fern unvereinbar, als es Reitz bewirkt.

Diese Wahrheit des Kolorits aber, wenn sie auf den Idealstil angewandt wird, darf nicht individuell seyn, sondern muß durch einen Begriff von Kolorit überhaupt, in wie fern es dieser oder jener Art eigenthümlich ist, (Farbe kann bey Naturgegenständen nur Merkmahl der Art seyn; die Form allein ist Merkmal der Gattung) welcher der darzustellende Gegenstand angehört, bestimmt werden; es muß dem Begriff des Kolorits, das den verschiedenen Individuen einer Art eigen ist, angemessen seyn. So verbinden wir mit dem Begriff eines Weibes ein anderes Kolorit als mit dem eines Mannes, mit dem eines Greisen ein anderes als mit dem eines Kindes. Das Kolorit für jede Art kann wiederum große Verschiedenheit an mehreren Individuen zeigen, aber es muß in den Grenzen des Begriffes vom Kolorit, den wir mit jeder Art verbinden, eingeschlossen bleiben. Also auch von dem, beym Idealstile anwendbaren Kolorit gilt die Regel, daß es

nicht

nicht auf Individualität eines wirklich vorhandenen Naturgegenstandes, sondern auf dem Begriffe vom Kolorit der Art sich gründen müsse, wenn es mit den übrigen Merkmalen des großen Stils übereinstimmen soll. Die Individualität ist Zufällen unterworfen; es könnte also auch selbst die treue Nachahmung des Kolorits an einem Individuum unwahr seyn, d. i. dem allgemeinen Begriff des Kolorits unangemessen, und dadurch eine Störung der Harmonie und Natürlichkeit eines Kunstwerkes verursachen. Die allgemeinste Regel für die Beschaffenheit eines jeden Kolorits ist übrigens die, daß es eine gesunde Farbe habe, den Zustand der Gesundheit des Körpers ausdrücke. Dieses aber muß aus der Natur abstrahiert werden, welches freylich jetziger Zeit, wo der Körper jedem Zutritt der Luft entzogen ist, sehr schwer hält; denn gesundes Blut von innen und Luft und Sonne von aussen geben dem Fleische eigentlich diejenige Gesundheit und Derbheit, und dem Kolorit diejenige Wärme, die wir mit dem Begriff eines vollkommenen Kolorits verbinden.

Alle Theile des Ganzen müssen in jedem Kunstwerke so angeordnet und vertheilt seyn, daß sie den Zweck des Werkes befördern helfen; sie müssen also beym großen Stile sämmtlich auf die Größe hinwirken. Dieses Hinwirken Aller Theile auf Einen Zweck

bringt Einheit, Uebereinstimmung, Harmonie hervor. Das Kunstwerk wird dadurch mit sich selbst einverstanden und zusammenstimmend, und erhält die Billigung des Verstandes, dessen Geschäfft es ist, den Ursachen der wahrgenommenen Wirkungen nachzuspüren: denn auch Größe und Schönheit eines Kunstwerkes können uns nur unter der Bedingung wahrhaft, d. i. länger als auf den ersten Anblick gefallen, wenn das Werk unsern Begriffen von den dargestellten Gegenständen, die wir bey der Beurtheilung eines Kunstwerks zum Grunde legen, nicht widerspricht; und darum ist auch ohne richtige Begriffe von der Kunst selbst sowohl, als von den in ihr dargestellten Gegenständen, jede gründliche Beurtheilung unmöglich. Ob ein Kunstwerk ihm durch Größe und Schönheit gefalle, kann auch der Nichtkenner nach seinem Gefühle sagen, und oft richtiger, als ein durch falsche Theorieen irre geleiteter Kenner, der bloß einen räsonnierten Geschmack hat, oder als ein Künstler ohne Gefühl und Geschmack und Räsonnement; aber er kann nicht sagen, warum ihm das Kunstwerk gefällt, also kann er es nicht gründlich beurtheilen.

Das Genie kann nur unter der Bedingung schöne Kunstwerke hervorbringen, wenn es sich den Regeln des Geschmacks unterordnet. Eben so muß sich selbst das Große und Erhabene dem Schönen unterordnen, d. h. es muß soviel von seiner Größe und Erhabenheit ablegen, als die schöne Darstellung fodert,

fodert, oder es muß darauf Verzicht thun. Was groß und erhaben iſt, ohne ſich ſchön darzuſtellen, kann darum, wenn es gleich Werk des Genies ſeyn ſollte, doch kein ſchönes Kunſtwerk in ſtrenger Bedeutung des Wortes ſeyn. So kann man z. B. die gothiſche Baukunſt, wie wir ſie an einigen Münſtern in Teutſchland in ihrer ganzen unvermiſchten Eigenthümlichkeit finden, nicht unter die ſchönen Künſte, und die egyptiſchen Pyramiden nicht unter die ſchönen Werke der Baukunſt zählen, ſo groß und erhaben Beyder Eindruck auch iſt, und ſo ſehr ſie vielleicht in Erweckung des Gefühls des Erhabenen alle andere Künſte und Kunſtwerke übertreffen; denn ihre Werke ſind nicht Werke des Geſchmacks, ſo fern dieſer das Vermögen iſt, dem Genie zur Hervorbringung ſchöner Kunſtwerke die Regel zu geben. Darum ſpricht man mit Recht den alten nordiſchen Völkern, die im Allgemeinen unter dem Namen Gothen begriffen werden, Geſchmack und Sinn für Schönheit ab; denn ſie haben ſich unter ihnen an keinem Werke des Genies offenbart. Dagegen war ihnen, wie den Egyptern, der Sinn für das Erhabene ſo ausſchließend und in ſo hohem Grade eigen, daß alle ihre Werke nur das Gepräge des Großen, Kühnen, Düſtern und Furchtbar-erhabenen an ſich tragen; daß ſie die Seele mit Staunen und Schauer erfüllen. Dieſen Karakter trug ihre Dichtkunſt eben ſowohl als ihre Baukunſt. In den übrigen Künſten haben ſie zu wenig geleiſtet, als daß man den unförmlichen Bildern, die ſie hervorbrachten, einen

Das

Winter-Mährchen.

Ein

Luſtſpiel.

bestimmten Stil, außer etwa den der ersten rohen Kindheit der Kunst, beylegen könnte.

Der Eindruck, den die Größe eines Kunstwerks hervorbringt, ist Bewunderung, d. i. Verwunderung, die beym Verluste der Neuigkeit des Gegenstandes nicht aufhört.

Bewunderung zeugt von einem Wohlgefallen des Verstandes; Verwunderung drückt bloß sinnliches Wohlgefallen aus. Eine Wirkung, deren Ursache unser Verstand bereits entdeckt hat, kann uns nicht mehr in Verwunderung setzen; aber darum darf unsere Bewunderung nicht zugleich mit jener aufhören. Verwunderung erregt Alles, was mit dem Reitze der Neuheit einen Schein von Außerordentlichkeit hat; sie hört aber auf, sobald, bey genauerer Prüfung, jener Reitz und dieser Schein verschwinden. Bewunderung kann nur ein Werk erregen und verdienen, das wirkliche Vortrefflichkeit besitzt, d. i. Vortrefflichkeit, die sich auf ein Urtheil des Verstandes gründet; darum ist sie dauernd Bewunderung ist das Gefühl, welches vorzugsweise das Genie und Kunstwerke, die seinen Stempel tragen, in uns erregen.

Ein Kunstwerk im großen Stile kann, nebst der Bewunderung, noch ein Gefühl anderer Art in uns

bewirken, indem es uns die Ueberlegenheit des menschlichen Geistes über die Kräfte der Natur zum Bewußtseyn bringt; denn wir sehen Formen, Gestalten und Karaktere in einer Größe und Vollkommenheit dargestellt, worin wir sie in der Natur nicht finden. Wir fühlen uns durch diese, die Betrachtung des Werkes begleitende Reflexion stärker gerührt und ergriffen, als bey Kunstwerken, die bloß schön sind und dies Gefühl in uns schlummern lassen. Alles was eine Vollkommenheit des Menschen uns sichtbar macht, hat ein entschiedenes Interesse für uns, und dies Interesse ist nie größer, als wenn wir den menschlichen Geist über die Natur, mit der er unaufhörlich im Streit begriffen ist, einen Sieg erringen sehen. So wird bey Darstellungen großer und erhabener Gegenstände, besonders solcher, die in der Freyheit und moralischen Kraft der Seele Grund und Ursprung haben, das Gefühl eben dieser Kräfte in uns geweckt; unser eigenstes, edelstes Selbst, das freye Vermögen unseres Geistes erwacht bey dem Anblick menschlicher Werke, die die Werke der Natur an Vollkommenheit zu übertreffen scheinen. Dies Bewußtseyn von Ueberlegenheit schmeichelt zugleich unserm Stolze, und hält uns für die vielen Fälle schadlos, wo wir die Ueberlegenheit der Natur über uns, und unsere Schwäche und Abhängigkeit von ihr empfinden müssen. Selbst das Gefühl der Unmöglichkeit, ein Werk diesem gleich hervor zu bringen, und das Bewußtseyn der Ueberlegenheit des menschlichen Geistes, der ein solches Werk hervor-

bringen konnte, über den unsrigen, haben nun nichts Unangenehmes oder Niederschlagendes für den Betrachtenden. Es ist ihm genug, daß der Mensch es mit der Natur aufzunehmen vermag, wenn Er für seine Person sich gleich dazu untüchtig fühlt; genug, daß er zu der Gattung gehört, und darum auch sich einen Theil des Ruhms zueignen kann. Ueberdies weiß er, daß kein Gesetz den Menschen verbinden kann, Genie zu haben, so wie ein Gesetz ihn verpflichtet, rechtschaffen zu handeln, und daß die Hervorbringung und Darstellung auch des herrlichsten Kunstideals, woran selbst die Natur nicht hinanzureichen vermöchte, zwar den Werth des Künstlers, aber nicht den Werth des Menschen bestimmt.

So wie Bewunderung der Tribut ist, den wir einem Kunstwerke des Genie's zollen, so ist unser Gefühl für den Urheber eines Werks, das durch die Größe seines geistigen Gehalts unser edelstes Menschengefühl zu wecken fähig ist, Hochschätzung. Diese gründet sich auf die edle Anwendung, die wir den Künstler von seinem Talente machen sehen, das er zwar aus den Händen der Natur empfing, dessen würdiger Gebrauch aber von seiner Freyheit abhängt. Wir fühlen uns zur Achtung gegen den Geist des Sterblichen verpflichtet, dessen Werke das Gepräge eines Vermögens in uns, — welches Allem was groß, erhaben und heilig ist, zum Grunde liegt, welches die wesentliche Bedingung der Menschheit

heit im Menschen ist — das Gepräge der Vernunft, in so ungewöhnlich hohem Grade an sich tragen. Wir sehen ihn als einen vollkommnern Geist, und seine Darstellungen als Wesen an, die einer höhern Welt angehören; mit Einem Wort, wir bewundern und schätzen nicht allein den großen Künstler — wir achten auch in ihm den großen Menschen.

Die Werke des großen Stils also gefallen und interessieren durch die in der Größe und Vollkommenheit seiner Darstellungen wahrgenommene Ueberlegenheit des menschlichen Geistes über die Kräfte der Natur; und die Rührung, die sie bewirken, indem sie das Bewußtseyn unserer Persönlichkeit, unserer moralischen Kraft und unserer Freyheit über die Schranken der Natur hinaus zugehen, erwecken, ist in so ferne moralisch – eine Wirkung, die die Werke des großen Stils in allen schönen Künsten mit dem Erhabenen in der Natur, nur in schwächerem Grade, gemein haben. — Wenn auch Reflexionen nicht immer bey dem Betrachtenden zum klaren Bewußtseyn gelangen, so erwachen sie bey dem Eindrucke solcher Werke doch in dunkeln Vorstellungen, und begleiten das Gefühl und das hohe Interesse an solchen Werken, das wir während und nach der Betrachtung in uns wahrnehmen; sie sind ein wesentlicher Grund der Rührung, Erhebung und Begeisterung, in die wir uns versetzt fühlen.

Die Baukunst übertrifft die andern Arten der bildenden Künste in der Fähigkeit, unmittelbar das Gefühl und den Schauer des Erhabenen zu erregen, welche noch dadurch, daß sie sich mehr als die andern bildenden Künste des Kolossalischen bedienen kann, oder, wenn gewisse begleitende Nebenumstände, z. B. Einsamkeit, Dunkel, feyerliche Stille, religiöse Zeremonien u. d. gl. hinzukommen, in hohem Grade verstärkt wird; Umstände, die zufällig sind, also bey der Beurtheilung nicht in Betracht kommen dürfen. Ungeachtet des überwiegenden Vortheils der Baukunst, die, weil sie ihre ästhetische Zweckmäßigkeit vorzugsweise durch Massen ankündigt, fähiger zur Erweckung des Gefühls der Größe ist; haben doch Werke des großen Stils in den andern bildenden Künsten mehr Interesse für uns, weil sie durch Menschendarstellung mehr auf unser Herz wirken, und das sympathetische Vermögen des Betrachtenden mit ins Spiel ziehen; denn in der ganzen Natur ist dem Menschen der Mensch das Interessanteste.

Werke des großen Stils in der Bildnerey sind vornehmlich die beyden Kolossen auf Monte Cavallo, die tragische Muse im Museo Pio-Clementino, die Niobe in Florenz, der egyptische Antinous auf dem Kapitol u. a. Mit Vortheil bedient sich der große Stil auch in dieser Kunst des Kolossalischen, um den Eindruck intensiver Größe auch durch die extensive zu verstärken.

In

In der Bildnerey sowohl als in der Mahlerey gebührt unter den Neuern dem Michael Angelo der Ruhm, zuerst wiederum einen großen Stil in die wieder auflebende Kunst eingeführt zu haben; aber er bekam durch die Fehler, die der Originalität dieses großen Mannes anhingen und, statt seiner Vollkommenheiten, von der Florentinischen Schule nachgeahmt wurden, gar bald eine unglückliche Richtung, und artete in Uebertreibung, Unnatur und Manier aus. Man wollte im Stile Michael Angelo's arbeiten, aber man konnte nicht in seinem Geiste denken und fühlen; die großen Gestalten, die in der feurigen Fantasie dieses genialischen Künstlers heraufstiegen, wollte man durch Witz und wilde Gebehrden nachäffen. Daher kommt das Widerliche in den Werken und dem Stile der Florentinischen Schule, das dem Schwulste in Schakespeare's und Klopstocks Nachahmern nicht unähnlich ist. Mit weniger Originalität und eben so wenigem Glücke führten die Carracci's diesen Stil aufs neue in ihre Schule ein; er verlosch aber eben so bald wieder, und die Kunst harrt seitdem vergebens auf seinen glücklichern Wiedererwecker.

Das Vermögen ein Wohlgefallen an Werken des großen Stils zu finden, heißt gewöhnlich der Sinn für Größe, und ist mit dem Gefühl des Erhabenen Einer Natur und Eines Ursprungs. Wem das Eine mangelt, der wird auch des Andern nicht fähig seyn. Hier muß mehr das Gefühl als der Geschmack entscheiden; aber ein Gefühl, das wir,

ſo wie Geſchmack, von jedem kultivierten Menſchen fodern, weil die Anlage dazu in Jedem nothwendig vorhanden iſt. Denn wie das Gefühl des Schönen in dem Verhältniſſe der Sinnlichkeit zum Verſtande gegründet iſt, ſo liegt der Grund des Gefühls für das Erhabene und Große in dem Verhältniſſe der Sinnlichkeit zur Vernunft, und je nachdem die moraliſche Anlage eines Menſchen entwickelt und kultiviert iſt, wird auch ſein Gefuhl für das Erhabene lebendiger, ſein Sinn der Größe empfänglicher ſeyn.

Die Kenntniß und Anwendung der Regeln, die bey der Hervorbringung und Beurtheilung der Werke dieſes Stils erfoderlich ſind, nennt man vorzugsweiſe den großen Geſchmack. Eigentlich wird darunter der Geſchmack überhaupt verſtanden, in wie fern er, mit dem Gefühle verbunden und durch daſſelbe beſtimmt, die Mittel und Bedingniſſe zur Größe kennt und wählt, und für die Beobachtung der Regeln wacht, die bey der Darſtellung und Beurtheilung der Werke des großen Stils angewandt werden müſſen. Dieſer Zügel iſt dem Genie, das im großen Stile arbeitet, vorzüglich nöthig, um zu verhindern, daß es im Feuer und Schwunge der Fantaſie nicht über die Grenzlinie des Wahren, Schönen und Erhabenen hinausſchweife, auf das Abentheuerliche und Unnatürliche verfalle, und ſtatt ſchöner Kunſtwerke Uebertreibungen und Ungeheuer erzeuge.

Vom

Vom schönen Stile.

Wesen und Zweck des schönen Stils in den bildenden Künsten ist die schöne Darstellung idealischer Formen der Menschenbildung. Er sucht diese so schön darzustellen als sie seyn könnten, und die Wirkung, die er beabsichtigt, ist Erweckung des Wohlgefallens am Schönen.

Es liegt außer dem Zwecke dieser Abhandlung, das Wesen des Schönen hier vollständig zu entwikkeln und zu erklären, und es wird hinreichend seyn, wenn die Merkmale angegeben werden, wodurch es sich von andern ihm verwandten Eigenschaften, die die Erscheinungen der Dinge begleiten, unterscheidet, um die Verschiedenheit des schönen Stils von dem großen zu zeigen.

Größe und Schönheit unterscheidet auch der, welcher sich an der bloßen Wahrnehmung der Gegenstände um ihn her begnügt, durchs bloße Gefühl, ohne den Begriff einer jeden dieser Eigenschaften erklären zu können. Wer näher über Schönheit reflektiert, der findet, daß sie bloß an und mit den Formen sichtbarer Gegenstände wahrgenommen werden kann; obgleich der gemeine Sprachgebrauch, der Aehnlichkeit wegen, welche verschiedene Arten des Wohlgefallens in manchen ihrer Merkmale mit einander haben, vieles mit dem Prädikate schön belegt, was eigentlich nicht als schön gefällt. So

nennt man bald das Anmuthige, bald das Angenehme und Reitzende ſchön, weil dieſes nicht nur oft mit dem Schönen verbunden iſt, ſondern auch ein ihm ähnliches Wohlgefallen erregt. In der Sprache der Kunſt, — die keine andere als die Sprache der Filoſofie ſeyn ſollte, wenn man nicht ihrem Weſen nach verſchiedene Begriffe unter einander wirren, und dadurch eine ſchon an ſich ſchwer zu erklärende Materie noch mehr verdunkeln will, — darf und ſoll Schönheit nichts Anders ſeyn, als Schönheit der Form überhaupt, worunter Geſtalt und Bewegung begriffen ſind. Alles andere, was wir außer ihr an Werken der ſchönen Künſte Wohlgefälliges finden, nenne man wie man will, nur nenne man es nicht Schönheit. Die Anmuth ſo wenig als der Reitz, der Ausdruck ſo wenig als das Kolorit, können jemals mit Befugniß ſchön genannt werden, ſo gefällig ſie auch ſeyn mögen: denn obgleich alles Schöne gefällt, ſo iſt darum nicht alles was gefällt ſchön, und Niemand wird, wenn er richtige Kenntniß vom Weſen der Schönheit hat, und ſich dieſem gemäß beſtimmt und richtig ausdrücken will, ſagen, daß z. B. der Ausdruck in Rafaels, der Reitz des Helldunkels und die Grazie in Korreggio's, und das Kolorit in Tizians Werken ſchön ſeyen. Der Ausdruck oder die Bedeutung des Rafael iſt nur wahr, oder edel, oder anmuthig; ſeine Zeichnung, ſeine Stellungen, Bewegungen ſind ſchön. Tizians Kolorit iſt nur wahr und natürlich, zuweilen reitzend; Korreggio's Grazie iſt nur lieblich, anmuthig, ſein Helldunkel nur reitzend,

harmonisch ꝛc. aber alle diese Eigenschaften sind gefällig, und stehen in der Kunst unter der Bedingung des Schönen derjenigen Gestalten und Bewegungen, durch welche sie dargestellt werden, ohne das Schöne selbst zu seyn.

Das Wesen des Schönen kann nicht objektiv erkannt, also auch nicht objektiv erklärt werden. Vom Schönen als Objekt, oder als objektiver Eigenschaft, ist kein Begriff möglich. Wäre dies, so würde es eine Geschmackslehre als Wissenschaft geben können, und Kunstakademien würden von wesentlichem Nutzen seyn; das Schöne würde dann nicht angeschaut, nicht bloß gefühlt, sondern auch begriffen und Andern begreiflich gemacht werden können. Wir müssen uns also mit einer subjektiven Erklärung desselben begnügen.

Die wesentlichen Merkmale des Schönen sind, daß es ohne Interesse gefällt, und daß es allgemein gefällt. Dadurch unterscheidet es sich hinlänglich vom Angenehmen und Guten; denn das Angenehme gefällt durch ein Interesse und nicht allgemein, d. h. unser Urtheil, daß ein Gegenstand, der uns angenehme Empfindungen, Lust erregt, uns gefalle, beruht auf einem Interesse, das wir an der Existenz des Gegenstandes nehmen, und macht auf allgemeine Beystimmung Anderer keinen Anspruch. Das Gute gefällt zwar allgemein, aber es führt ein Interesse mit sich, und das Wohlgefallen gründet sich bey ihm auf einem Begriffe, welches beym Schönen

nicht

nicht der Fall iſt. Das Angenehme gefällt in der Empfindung den Sinnen; das Gute gefällt durch einen zum Grunde liegenden Begriff eines Zwecks dem Verſtande durch Zweckmäßigkeit; das Schöne aber gefällt in der bloßen Anſchauung und Betrachtung, durch Wahrnehmung einer Zweckmäßigkeit, die bloß formal iſt, der kein Begriff von einem Zweck zum Grunde liegt. Dieſe Zweckmäßigkeit iſt ſubjektiv, und hat ihren Grund in dem Bewußtwerden der harmoniſchen Zuſammenſtimmung der beyden Beſtandtheile unſeres Erkenntnißvermögens, der Einbildungskraft und des Verſtandes, in wie fern eine ſolche Zuſammenſtimmung zu Hervorbringung einer Erkenntniß überhaupt, unbeſtimmt welcher, erforderlich iſt. Das Schöne gründet ſich alſo auf keiner objektiven Zweckmäßigkeit für den Verſtand, ſondern auf einer ſubjektiven für die Beurtheilung. Wenn ein Gegenſtand in der bloßen Anſchauung jene beyden zum Erkennen der Dinge überhaupt erforderlichen Vermögen, Einbildungskraft und Verſtand, in ein freyes harmoniſches Spiel ſetzt, ſo daß die Einbildungskraft mit dem Verſtande bey der Auffaſſung der bloßen Form oder Geſtalt des Gegenſtandes frey harmoniert (nicht gezwungen, wie bey dem Geſchäfft der Hervorbringung einer beſtimmten Erkenntniß) ſo nehmen wir eine Zweckmäßigkeit wahr, die bloß ſubjektiv iſt, die in dem Gefühl der zweckmäßigen freyen Harmonie jener beyden Gemüthsvermögen ihren Grund hat, obgleich keine Erkenntniß des Gegenſtandes, alſo kein Begriff von einem Zweck-

le Statt findet. Das Gefühl des harmonischen Spiels jener Kräfte und der dadurch entstehenden Belebung des Gemüths bringt ein Wohlgefallen in uns hervor, das wir auf den Gegenstand, der das Bewußtseyn jener freyen Zusammenstimmung erregt, in der Beurtheilung übertragen, indem wir ihn schön nennen. Eine ähnliche Uebertragung des Subjektiven auf das Objekt findet, wie wir gesehen haben, auch beym Gefühl des Erhabenen Statt. Man könnte also folgende subjektive Erklärung des Schönen geben:

Schön ist was in der bloßen Beurtheilung, ohne Interesse und ohne Begriff von einem Zwecke, durch Wahrnehmung einer subjektiven Zweckmäßigkeit der Form, allgemein und nothwendig gefällt.

Die Bedingungen des schönen Stils sind, eben so wie die des großen, ästhetische Naturwahrheit, Deutlichkeit und Simplicität der Formen, der Anordnung und Darstellung; nur mit dem Unterschiede, daß sich Schönheit leichter mit Grazie und Reitz gattet, als Erhabenheit und Größe; daher auch erstere dem großen Stile weniger eigen, und letzterer völlig von ihm ausgeschlossen ist. Würde, edler Anstand, edle Grazie sind allein mit dem großen Stile vereinbar.

Der

Der schöne Stil unterscheidet sich auch dadurch vom großen, daß er in ruhiger Betrachtung nur das Gefühl des Schönen weckt, ohne jenes Interesse, jene Rührung zu erregen, die wir bey Werken des großen Stils empfinden.

In wie fern nun der höchste Zweck der schönen Künste Wohlgefallen am Schönen ist, muß die Erwerbung eines schönen Stils das wesentlichste, vornehmste und letzte Ziel des bildenden Künstlers seyn. Wir sind nicht befugt, ein Kunstwerk im großen Stile von ihm zu fodern, aber wir fodern mit Recht ein schönes Kunstwerk von ihm.

Jeder Künstler, der einen andern Zweck als den des Schönen zum Ziel seiner Darstellungen macht, setzt sich dadurch außer Stand, seine Kunst zum Gipfel der Vollkommenheit, welcher sie fähig ist, zu erheben, indem er seinem Genie eine falsche Richtung giebt, und den Weg verläßt, der einzig zum wahren Ziele führt. Jedes Bestreben, durch andere Vorzüge das Wohlgefallen am Schönen zu erwecken, oder durch Erregung eines andern Wohlgefallens zu ersetzen, ist Künsteley, und ein unter diesen Bedingungen entstandenes Kunstwerk kann ein sehr künstliches oder gekünsteltes Werk, und doch als schönes Kunstwerk schlecht seyn.

Hievon ist selbst der große Stil nicht ausgenommen, wenn Größe als höchster Zweck der Kunst gesetzt

ſetzt, wenn er nicht zum ſchönen Stile ausgebildet wird. Seine Darſtellungen ſollen, dem Karakter der Größe unbeſchadet, ſchön ſeyn. Der Stil des reinen Ideals, den wir auch den großen nennen, geht dem des ſchönen Ideals, ſo wie die Gattung der Art, in der fortſchreitenden Kunſtkultur nothwendig vorher; denn die Kunſt muß erſt ein Ideal überhaupt aufgeſtellt haben, ehe ſie das Ideal ſchön darſtellen kann. Darum finden wir in den verſchiedenen Hauptepochen der Künſte, wenn ſie ſich bis zum Ideal erhoben, den großen Stil dem ſchönen immer unmittelbar vorangehend. Er iſt alſo eine nothwendige Bedingung des ſchönen Ideals, und die Kultur nimmt denſelben Weg im Einzelnen wie im Ganzen, nemlich von der rohen Nachahmung zur Nachahmung mit Auswahl, von dieſer zum Ideale überhaupt, und endlich zum ſchönen Ideale.

Der Uebergang vom großen Stile zum ſchönen iſt weit leichter, als der vom Naturſtile zum Ideale; denn das Gefühl des Schönen iſt durch das Schöne der Natur früher geweckt, als der Begriff des Ideals ſich bildet; es ſey denn, daß der Sinn für das Große ausſchließend und auf Koſten der Schönheit einer Nazion oder einem Künſtler eigen wäre. Darum haben ſich auch die Egypter und Gothen, deren Werken, ſo roh und ſchönheitsleer ſie ſeyn mögen, man Idealität und Größe nicht abläugnen kann, nie zur Schönheit erhoben, weil der Sinn für Schönheit, oder der Geſchmack, dem Karakter dieſer Nazionen

fremd

fremd war. Kein Volk hingegen hatte diesen Sinn reiner, stärker und ausschließender, als das Griechische, und darum erhob sich der schöne Stil unter ihm zu so hoher Vortrefflichkeit und Vollkommenheit. Wenn die Kunst sich einmal zur Höhe des Ideals emporgeschwungen hat, so gehen Größe und Schönheit bald in ihren Werken vereint. So finden wir es bey den wenigen vortrefflichen Werken des großen Stils, die uns aus dem Zeitalter der Griechen noch übrig sind. Wenn gleich die Darstellung dieser Werke von hoher Schönheit ist, so gehören sie doch in Rücksicht auf die der Darstellung zum Grunde liegende erhabne Idee, in Rücksicht auf Größe, Idealität und Reinheit der Formen, vorzüglich dem großen Stile an.

Eben so leicht und noch leichter wie der schöne Stil sich an den großen schließt, schließt sich Grazie an Schönheit, und der Reitz an beyde. Wenn bey dem schönen Stile zugleich auf Leichtigkeit, gefällige Bewegung und Lieblichkeit des Ausdrucks Rücksicht genommen wird, so erhält die Darstellung Liebreitz, Grazie; und wenn auf die Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit der Farben durch liebliche Töne und Tinten, und durch künstlich geleitetes Spiel der Lichter, Schatten und Reflexe Rücksicht genommen wird, so entsteht Farbenreitz und der Effekt des Helldunkeln; lauter Eigenschaften, die in niederern Sfären der Kunst vielleicht bis zu einem gewissen Grade kultiviert werden können, mit dem ernsten großen Stile aber

sich

ſich nicht vertragen, deſſen Karakter Einfachheit in allen ſeinen Theilen iſt.

Der Stil der Grazie und des Helldunkels, wie z. B. der des Korreggio, iſt freylich nur möglich, wenn der ſchöne Stil bereits gegründet iſt: denn Grazie und Reitz verbinden ſich mit keinem Weſen inniger und lieber als mit dem Schönen; jene iſt der belebende Geiſt, dieſer die äußere Zierde deſſelben. Dennoch wage ich es zu behaupten, daß dieſe Eigenſchaften, wenn ſie einen eigenen Stil bilden, der Kunſt ſchädlich ſind, ſie ihrer Einfachheit, ihrer Größe und ihres Adels berauben, und auf den ſchlüpfrigen Weg des Reitzes führen, auf dem ſie bald von ihrer Höhe hinabgleitet, und in einen ihrer unwürdigen Zuſtand, in Maſchinen- und Schattenſpiel, eitle Schönfärberey und Machwerk verſinkt, wovon die Erfahrung zu unſern Zeiten hinreichend Zeugniß giebt.

Als Werke des ſchönen Stils nenne ich vorzugsweiſe die mediceiſche Venus und den Apollino in Florenz; die ſogenannte Farneſiſche Flora, den Antinous auf dem Kapitol, den aufrecht ſtehenden Diskobolus im Muſeo Pio-Clementino u. a. m. In der Mahlerey und Baukunſt hat der ſchöne Stil, in neueren Zeiten wenigſtens, ſich nicht zu einer ähnlichen Vollkommenheit gehoben, als unter den Griechen in der Bildnerey; und von den erſten und berühmteſten Werken des Alterthums in jenen bey-

den Künsten ist auf unsere Zeit wenig oder nichts, was uns einen richtigen Maßstab für die Schätzung ihrer Vortrefflichkeit in denselben geben könnte, gekommen. Rafaels Stil ist vorzugsweise der Stil der Bedeutung und des Ausdrucks, Korreggio's Stil vorzugsweise der Stil der Grazie und der Harmonie des Helldunkels, Tizian's Stil vorzugsweise der Stil der Naturwahrheit des Kolorits; aber alle drey haben uns, für die Schönheit sowohl als für die Idealität der Formen, noch Viel zu wünschen übrig gelassen. Rafael ist ihr im Einzelnen nahe gekommen; aber bey aller Bestimmtheit, Wahrheit und Mannigfaltigkeit, hat er doch den Grad von Schönheit und Idealität der Formen, dessen die Mahlerey fähig ist, selten oder nie erreicht. Im Allgemeinen steht er unter demselben. Außer diesen dreyen hat kein Mahler neuerer Zeit für Schönheit so viel geleistet, daß er neben jenen großen Männern genannt zu werden verdiente; auch Guido nicht und Albani nicht, obgleich ihnen eine Art des Ausdrucks und der Grazie und eine gefällige Manier, — die in den Köpfen des Erstern zuweilen einen Schein von Größe und Idealität hat, eigen ist, — die man oft mit Schönheit zu verwechseln pflegt, die aber mehr den Liebhaber anzieht, als den Kenner befriedigt. Haben in neuerer Zeit auch Künstler idealischere, korrektere Formen gezeichnet als Rafael und Korreggio, so haben sie doch an andern Theilen der Kunst, vorzüglich an dem wichtigsten, dem wahren, lebendigen Ausdrucke, nächstdem an Kolorit, Simplicität ꝛc.

ſich ſo verſündigt, daß dieſe Fehler durch jene ſchulmäßige Korrektheit nur noch auffallender geworden ſind. Die idealiſchen Geſtalten der Bildnerey, obgleich nur Ein Ideal für beyde Künſte Statt findet, dürfen nicht ſo, wie ſie in ihr dargeſtellt ſind, in die Mahlerey übertragen werden; ſondern die letztere Kunſt fodert eine andere Art den allgemeinen Begriff der idealiſchen Menſchenform auszudrücken: ſonſt erhalten wir, ſtatt Menſchen von Fleiſch und Blut, kolorierte Bildſäulen; eine Verfahrungsart, die neuerer Zeit ſehr beliebt iſt, und die man eine Verbeſſerung der Antike durch die Natur nennen könnte, wenn man eine Ungereimtheit in ein lächerliches Licht ſtellen wollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

F.

V.

Betrachtung der ſchönen Natur in Rückſicht auf die Werke der Kunſt ꝛc.

(Fortſetzung von S. 210 des vorig. Stücks.)

Der Wald.

Wenn wir zu unſern Spaziergängen, auf welchen wir uns von Geſchäfften erholen, und Körper und Geiſt aufs neue beleben wollen, nur immer die na-

hen Wege an der Stadt wählen; wenn wir nur immer durch künstliche Alleen und in Lustgärten einher wandeln, und die unverstellten Scenen der Natur an entlegenern Orten nicht besuchen, wie eingeschränkt ist uns dann der Genuß des Schönen! Die Wälder haben so viel Annehmlichkeiten, daß sie nicht nur unsere Sinne mit Wohlgeruch und angenehmen Melodien füllen, sondern auch insbesondere das Auge vergnügen. Und wenn sich diese Gefühle harmonisch vereinigen, wie viel Ergetzlichkeit strömt uns dann von allen Seiten entgegen! Sobald wir die Anhöhen erstiegen haben, welche die schwere Last der Wälder tragen, und nun in die schattigen Wohnungen eingehen, umschweben uns kühle Lüfte, mit harzigen Gerüchen der Bäume vermischt, mit welchen der Körper neue Kräfte einathmet. Schon hören wir den Nußhäher, den Specht in der Nähe; ihr wildes Geschrey schallt in vielfachem Wiederhalle durch die hohen Stämme der Bäume, und stimmt uns zu den Empfindungen, welche dem Aufenthalte angemessen sind. Jetzt hakken sie an der Rinde der Bäume, fliehen bald abwärts, bald aufwärts, und zeigen ihr schönes, buntes Gefieder. Aber dort erschallen von fern in den entlegenern Hallen liebliche Gesänge der Finken und Heydelerchen, und melankolische Töne der flötenden Amsel. Aus Selbstgefühl locken sie uns zur Empfindung der schönen Natur.

Die Natur hat jedem Gewächse seinen bestimmten Ort, jedem Thiere seinen besondern Aufenthalt

gegeben, welchen wir besuchen müssen, um sie in ihrem eigenthümlichen Wesen recht kennen zu lernen. Die muntere Lerche steigt aus grünen Feldern in die Luft hinauf, und singt ihr Lied den weiten Gefilden; einsam klagt die Nachtigall den Liebenden zur Seite in Hecken und Lauben, indem die Bewohner des Waldes das düstere Gehölz mit sanfter Musik erfüllen. So gefällt die schlanke Fichte und die dunkle Tanne im Walde, wie der kurze gekrümmte Obstbaum auf dem Felde. Und wie einnehmend es auch ist, wenn die jungen Abkömmlinge aus dem Walde die frohen Scenen der Dörfer beym Reihentanz verzieren, die Lustgärten vermannigfaltigen, oder das hölzerne Skelet einer Ehrenpforte in der Stadt bekleiden: so machen sie doch an solchen Orten nicht den Eindruck ihrer erhabnen Schönheit, welchen sie in ihren geheiligten Wohnungen gestatten; trauernd stehen sie da, der nährenden Wurzel beraubt, wie das Lied der eingesperrten Nachtigall im hölzernen Kerker ertönt.

Betrachtet die Schönheit der freyen, lebenden Natur! Hier an den hohen Stämmen der Kienbäume, die wie Säulen eines Tempels ihre gewölbte, grüne Decke unterstützen, durch welche man in die verborgenen Zimmer, wie aus einem großen weiten Saale, hinschaut. Der junge, dicke Anwuchs macht sie schattiger; die stachlichten Wachholdersträuche, mit grünen und blauen Beeren geschmückt, vermeh-

Perſonen.

Leontes, König von Sicilien.
Polixenes, König von Böhmen.
Mamillius, Erbprinz des Leontes.
Florizell, Erbprinz von Böhmen.
Camillo, } Sicilianiſche Herren.
Antigonus, } Sicilianiſche Herren.
Cleomenes, } Sicilianiſche Herren.
Dion, } Sicilianiſche Herren.
Andre Sicilianiſche Herren.
Archidamus, ein böhmiſcher Herr.
Roger, ein Sicilianiſcher Edelmann.
Ein Bedienter des Prinzen Mamillius.
Beyſizer bey dem Hof-Gericht.
Ein alter Schäfer, vermeynter Vater der Perdita.
Hans Wurſt, ſein Sohn.
Ein Schiffmann.
Ein Kerkermeiſter.
Ein Knecht des alten Schäfers.
Autolicus, ein Spizbube.
Die Zeit, ſtatt des Chors.
Hermione, Königin von Sicilien.
Perdita, Tochter des Leontes und der Hermione.
Paulina, Gemahlin des Antigonus.
Emilia, Kammerfrau der Königin.
Zwoo andre Kammer-Frauen.

Mopſa,

ren ihre Dunkelheit auf dem Boden, den sie bedecken, über welchem die braune Zippe, wie die Fledermaus um die nächtlichen Wände der Häuser, herum flattert. Welche angenehme Gefühle bey dieser Betrachtung, wenn man lauschend die Gänge durchschleicht! Was ranschet? Ein flüchtiges Reh kommt dort aus dunkeln Kammern an die offnen Felder, stutzt, und eilt furchtsam wieder zurück; mit leichten Schenkeln hüpft es über das sanfte Moos, das unter den Färten sich senkt und wieder erhebt. Wie schön die mannigfaltigen Farben des Mooses erscheinen in lieblicher Mischung des Dunkel- und Hellgrünen, mit hell violetten Blüthen, von der Sonne glänzend, im mahlerischen Kontrast mit der röthlichen Erde, gleich einem bunten Manschester!

Der Kienbaum.

Wenn auch gleich nicht alle Gegenstände der Natur, einzeln betrachtet, zur Nachahmung des Künstlers geschickt sind, so können sie doch dem Auge angenehm seyn und im Ganzen gute Wirkung thun. Wir sehen nicht ohne Rührung die hohen Stämme der Kienbäume, wie sie sich im tiefen Walde hinter einander gerad empor strecken. Und wenn neben ihnen das Rindvieh weidet, so macht die horizontale Lage ihres Körpers dagegen einen angenehmen Kontrast. Nicht weniger frappant zeigen sich die Stämme und Zweige an den Aussenseiten eines Holzes von ferne, wenn sie die sinkende Sonne ver-

vergoldet. Die jungen Kienbäume sind ganz mahlerisch; ihre vollen Aeste bekleiden von unten den Stamm, und die spitzigen Nadeln der Zweige formen schöne Parthien, die ganz für die Zeichnung geschaffen sind.

Die Fichte.

Wer hat in den Landschaften von Ekerdingen die einsamen Gebirge der Schweitz betrachtet, auf dessen Höhen die wilde Gemse in regnerischer Luft sich zeigt, und wo die haarige Fichte die Felsenklüfte mit ihren hangenden Aesten, wie mit Fittigen, bedeckt, ohne das Eigenthümliche in der Natur dieses Baums zu bemerken? Wild steigt ihr röthlicher Stamm aus bemoosten Steinen in die Höhe, mit abwärts hangenden Aesten, die mit gelblich grünen Zweigen, wie mit Franzen, maskiert sind. Ihr Ansehn ist rauh, wenn die Aeste, von der Last des Schnees gebeugt, und, von vielfarbigem zottigem Moose bekleidet, den rothen Erdboden bedecken.

Die Tanne.

Die erwachsene Tanne hat etwas Großes an sich. Ihr Stamm ist gerad wie eine Kerze; rund herum verbreiten sich die Aeste, wie ein aufgeschlagener Sonnenschirm. Sie unterscheidet sich durch ihre schwarzgrünen Zweige, und durch den gefleckten Stamm, der mit hellem und dunklem Moose an der

weißlichen Rinde abwechselt. Das zackige Moos unterbricht die gerade Linie im Umriß des Stammes in verschiedenen Absätzen. Sie vermannigfaltigt die Wälder, in welchen sie sich einzeln zwischen den andern Bäumen erhebt; aber wenn Tausende ihres gleichen ganze Strecken von Gegenden einnehmen, und Berge und Abgründe mit immer grünem Dunkel erfüllen, — wie erhaben und furchtbar ist dann der Aufenthalt mitten unter ihnen!

Die Birke.

Die frische Birke gefällt unter den andern Bäumen des Waldes, wie die Mayblume im grünen, schattigen Grase. Der weiße Stamm mit kastanienbraunen Ruthen, woran die hellgrünen Blätter hangen, hebt sie hervor und giebt ihr ein heiteres Ansehn. Ihre Wohnung im Walde vertauscht sie oft mit freyen Gegenden; wie sie Alexander Thiele lieblich unter andern Bäumen anzubringen wußte.

Die Buche.

Die schwankende Buche zeigt sich in stiller Größe unter den hohen, stolzen Bäumen des Waldes, oder am schattigen Fuß der Felsen. Ihre Gestalt ist nicht so auffallend wie an der Eiche; ihre Aeste beugen sich sanfter, und sind mit leichtem dünnem Laube verziert. Unter den Künstlern hat sie keiner besser vorgestellt als Johann Both, welcher sie

ganz

ganz in ihrem eigenthümlichen Karakter, mit vieler Schönheit in der Wahl, in der Windung des Stammes, in der Stellung und Gruppierung der Aeste und Zweige, mit Absicht in seinen Landschaften angebracht hat.

An einem Sonntage im August.

Der Regen hatte einige Tage die Luft verfinstert, und rauhe Winde streiften über die gemähten Felder hin, als auf einmal an einem Morgen die Sonne durch die Wolken brach, und einen schönen Sommertag verkündigte. Der Wechsel der Witterung in trüben und heiteren Tagen hat für uns den Vortheil, daß letztere bey ihrer Wiederkunft deslo angenehmer sind. So entfliehen die schönen Jahreszeiten aus unsern Gegenden, um bey ihrer Rückkehr aufs neue zu erfreuen, und nicht bey ihrem beständigen Daseyn durch immerwährende Gleichförmigkeit unsere Betrachtung und unser Gefühl zu ermüden. Wie erfreulich ist es, wenn nach trauriger Witterung die Heiterkeit des Himmels wieder lächelt, und die ganze Gegend belebt! Warum geniessen wir nicht alsdann der schönen Natur?

Am grünen Ufer der Saale zieht sich ein Damm hin, der mit dicken Kastanienbäumen gewölbt ist, aus deren kühlen Schatten man zu einer Brücke kommt, die den Weg über das Wasser trägt, und

mit einer zweyten Brücke durch eine hohe Lindenallee verbunden ist. Auf diesem Wege durch die Allee, welche die kleine Insel zwischen den Armen der Saale durchschneidet, hat man zu beyden Seiten unter den Zweigen der Bäume freye Aussichten. Gegen Abend fließt die Saale bey dem Dorfe Volkstädt von Mittag um eine weit ausgebreitete Wiese hervor. Die Lage der angrenzenden Berge scheint bis hieher ihren Lauf zu lenken, wo sie ihn der Kunst des von dorther angelegten Dammes, der sich nach der Brücke herunter streckt, überläßt, welchem das Wasser in einiger Krümmung folgt. Gegen Morgen, unter den Brücken, fließt das Wasser an einer Reihe Gärten vorbey über eine Ebene hin, wo es sich in weiter Ferne unter blauen Bergen verlieret. Wenn man über die zweyte Brücke ist, so stellt sich auf einmal eine offene Scene des Landlebens dar. Ein Fußweg schlängelt sich über flache Felder und Wiesen hin bis zu einem buschigen Rande, wo er hinauf steigt, sich verbirgt, und hinten an einem Berge wieder zum Vorschein kommt, auf welchem er sich ins Gehölz erhebt. Der Rand scheint von fern in einer genauen Verbindung mit jenem Berge zu stehn; wenn man aber auf der Höhe desselben ist, so erblickt man noch eine Strecke von Feldern, die sich in sanfter Beugung ins Holz hinauf ziehen. Die Felder sind in der Mitte durch einen Fahrweg getheilt, der seitwärts zu einem Dorfe führt; der Fußweg durchkreuzt ihn und führt den Wanderer in einen labyrinthischen Wald, den Landmann aber hin zu

seinen bekannten Wohnungen. Mich führe er seitwärts zu der anmuthigen Höhe hinauf an das Holz, wo man die ganze umliegende Gegend betrachten kann.

Hier auf sammetnem Moose bey harzigen Fichten und Kinnbäumen ist die herrlichste Aussicht; aber nie konnte sie so einnehmend seyn als heute. In dem offenen, besonnten Thale ist alles still; ein einziger Mensch, ein Soldat aus der Stadt, befindet sich dort auf dem Felde, um seine Weitsbohnen zu besehen. Die schwarze Krähe flieht vom Gehölze über die frischen Furchen der Felder hinunter, welche mit einzelnen Aeckern von grünem Herbstfutter und gekräuselten vielfarbigen Küchengewächsen durchzogen sind, wo hier und da der Landmann ein kleines Wäldchen von gestengelten Hopfen hingepflanzet hat. Einige Tauben segeln in weißer Geistergestalt über die entfernten Felder, wo der ganz matte Schall des bellenden Hundes die wollige Heerde entdeckt. Die Saale zeigt sich von weitem, bald wie ein grüner Spiegel unter den Bäumen, bald mit offenen Blicken, wie ein schillernder blauer Taffet; ihre blitzende Lichter vereinigen sich mit den weißen Häusern der angrenzenden Stadt in eine Lichtmasse, worin das heitere Schloß auf dem Berge vor dem dunklen Hayne als Hauptgegenstand pranget. Und wie harmonisch stimmt mit diesen Schönheiten der Natur das Geläute der Glocken zusammen, die jetzt in der Stadt ertönen, deren metallener Klang im silber-

nen Schmelz der Sonne sich verliert, und die ganze Gegend so feyerlich macht!

In manchen Tagen und Stunden sind die Eindrücke der schönen Natur von so ganz besonderer Beschaffenheit und Stärke, daß sie die Empfindung auf einen sehr hohen Grad stimmen, sich ihrer bemächtigen und uns über die Betrachtung des Schönen ganz in Entzückung setzen. Die Fantasie wird erregt, und stellt sich allerhand fremde und abwesende Bilder vor, welche sich der Erinnerung an ähnliche, frohe und glückliche Stunden, wie im angenehmen Wiederscheine, zeigen. Unvermögend Alles zu umfassen, steht man da in Betrachtung; man vergißt über den Gedanken an das Vergangene den Genuß des Gegenwärtigen, und findet endlich bloß in dem Gefühl einer trunkenen Wollust sein Vergnügen.

Die schöne Natur steht mit der Empfindung des Anschauers in einer ähnlichen Verbindung, wie die stumme Sprache zweyer Verliebten. Ihre Gedanken, ihre Regungen zeigen sich wechselseitig in ihren Mienen und Bewegungen, und sind ihnen allein verständlich. Niemand kann über die Neigung und Wollust ihrer Herzen urtheilen, der sie nicht selbst empfindet; keine Sprache ist geschickt sie dem andern auszudrücken. Wer das Angenehme bey der Betrachtung der schönen Natur empfinden will, der muß sich selbst in sie verlieben. Das Mittel dazu ist die Betrachtung selbst, wenn wir uns zuvor

durch

durch ächte Kunstwerke haben unterrichten lassen; wie ein schönes Gedicht, ein Roman den Weg zur Liebe bahnet. Durch diese Mittel werden wir zur Kenntniß des Schönen gelangen. Und dann, wenn wir in die Geheimnisse eingeweiht sind, wird sich unser Auge an jenen reitzenden Gegenständen weiden, und ihren Eindrücken unser Herz sich öffnen. Wir empfinden dann, was ein anderer nicht empfindet, und können es ihm nicht durch Worte beschreiben; und die Natur wird sich jedem nach seinen eigenthümlichen Vorstellungen gefällig machen. In der Natur liegt eine gewisse Eigenschaft die unmittelbar auf den Geist wirkt, und die zwar von unsern Augen gesehen wird, über welche wir uns aber nicht begreiflich machen können. Was macht die ganze Gegend jetzt so heilig, so entzückend? Man sehe hin auf die hohen Bäume im stillen Walde; man schaue in die ferne Ebene und in die Tiefe des Wassers, worin

„ein zweyter Himmel uns aufnimmt."

Wie sehr wird der Werth der Reitze der Natur erhöht, wie sehr werden wir gegen sie empfindsamer und unsers Daseyns würdiger, wenn wir im Gemälde der Schöpfung die hohen Eigenschaften jenes großen Künstlers bewundern!

Der Weg von meinem Standorte, aus welchem ich die Gegend betrachtet habe, führt, seitwärts an

dem

dem Holze hin, gegen Abend dem Dorfe zu, und ist öfters durch einen vorstoßenden Trupp von Kienbäumen unterbrochen, durch welchen er sich zieht und immer verändert, kurze Ansichten darbietet: bald eine Reihe von halberwachsenen oder jungen Kienbäumen, hier und da mit einer Fichte gemischt; bald erhobne Ränder, worauf einzelne Obstbäume vier schwarze Vogelbeerbäume stehen, und an welchen sich die Felder ins Holz hinauf strecken, bis er endlich, nachdem er seine mannigfaltige Lage im Erheben und Senken und in abwechselnden Krümmungen in eine geradere verwandelt, eine freye Hinsicht aufs Dorf zeigt; indem sich das Holz an dem Berge verliert, nur den Rücken desselben bekleidet, und den Feldern, die mit Obstbäumen besetzt sind, Raum macht. Das Ende dieses schönen Spatziergeges gewinnt noch eine Annehmlichkeit hinter den Gärten des Dorfs, bey welchen man nahe am buschigen Zaune unter überhängenden Zweigen der Bäume auf weichem Rasen an den Feldern hin nach der Stadt zu geht, wo man die Berge zur Seite in perspektivischer Aussicht erblickt.

E. K.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Bodo an seinen Freund. *)

Wo ist er denn?

Schon rollt der Wagen längs der Ebne nach den Linden her.

Also gleich hier?

Ich erkannte schon den treuen Johann.

Das war mein Gespräch mit meinem Jäger, der mir deine Ankunft verkündigte. Ich renne der Ankunft des Freundes entgegen.

Da ächzt ein morsches Gerippe von einer Kutsche, mit Israels Enkelschaft bevölkert, vor mir vorüber, dessen Arme sich schon dem Freunde öffnen, dessen Herz schon seiner Umarmung entgegen schlägt.

Ich stehe außer mir eine ganze Zeit lang unbeweglich.

Die Sonne scheint so sanft; ein süßes Frühlingslüftgen kraust die Spitzen des jugendlichen Grases, und stiehlt sich durch die Saat, die schäkernd sich in leise Wellen schmiegt. Wen hätte das nicht zu einer kleinen Wanderschaft gereizt, mit

seit

*) Bruchstück eines Versuchs über den Genuß der Gegenwart.

Moyſa;
Dorias, } Zwoo Schäferinnen.

Satyren zu einem Tanz, Schäfer, Schäferinnen, Trabanten und andere ſtumme Perſonen.

Der Schau-Plaz iſt zuweilen in Sicilien, zuweilen in Böhmen.

Das

seinem Kleist und einem Butterbrode, das eigne Wiesen dem Besitzer würzen, durch das blütenreiche Thal hinzuschlendern?

Für mich schien die Sonne nicht; für mich war das Lüftgen todt. Die untere Lippe vor, die Stirn gefaltet, steig ich über den Hof zurück und suche — was zu zanken.

Zum Unglück war er leer, der Stier am Pflug, die Heerde auf der Weide. So mußten es doch ein paar arme Täubchen auf dem Dache entgelten. Sie fressen die Früchte, verderben die Dächer; fort damit! — Und der Untergang des Taubenschlags war beschlossen.

Zwey oder drey Stufen von der Treppe waren schon hinaufgemurrt, da sah' ich durch die offne Thür den Gärtner hoch auf einem Baume sitzen. O herrlicher Stoff zum Zanken! Flugs in den Garten!

Ach! heiter liegt die ganze Zaubergegend vor mir; links das Gebirg, von Haiderauch, durch welchen die Sonne bricht, wie mit Silberflor umhüllt, der das Dunkelgrün der Wälder zum sanften Blau schattiert, und mir im Spiegel verjüngt die alte Burg zeigt. — Rechts zieht sich im milden Glanz des gebrochenen Sonnenstrahls amfitheatralisch der neu begrünte Eichenhain hin, vor dem weit und hehr der Wiesenplan im Schmelze junger Blumen lacht.

lacht. Und mir gegenüber ſchaut das ſchöne ſtille Dörfchen, mit ſeinem kleinen Kirchthurm und ſeinen Ziegeldächern, beſcheiden und maleriſch aus den Erlenbüſchen hervor, an welchen, kaum ſichtbar, der blaue Rücken ferner Gebirge, das Auge betrügend, ſich hinſchleicht. Die Pappeln liſpeln ſo ſanft um den Garten, und das frohe Koncert der Vögel miſcht ſich in ihr Flüſtern. Aetheriſch ſchwebt mir der Duft der Blüthen entgegen, um den ſich das Bienenvolk mit fröhlichem Sumſen drängt.

Mich, den du kennſt, ſonſt ſo weich, ſo empfänglich für die Reitze der Natur — mich rührt heute das alles nicht. Ich ſehe nur den Gärtner oben auf ſeinem Baume, den ich, ohne auf das zu hören was er zu ſagen hat, endlich herunter ſchreie; und nun — wie ich die Sache beym Lichte betrachten muß, iſt der Kerl ſo keck, noch Recht zu haben.

Er nahm die Blüthen gegen die Raupen in Schutz.

Mit verbiſſenem Grimm eil' ich dem Zimmer zu, das ich nur an deiner Hand wieder zu betreten glaubte; ich werfe mich in meinen Lehnſtuhl — er iſt hart; — aufs Sofa — ich finde es unerträglich weich. Nun gehe ich auf und nieder — Wie bin ich ſo müde, und doch ſoll ich nicht ſitzen können! Ein zweyter Seſſel nimmt mich auf. Jetzt friert

mich. Ich rücke ihn ans Kamin. Und was zu thun? Ich ziehe meinen Freund Horaz aus der Tasche, lese, und verstehe nichts. — Poetisch bin ich wohl heute nicht gestimmt; ich sitze nun gedankenlos da, und glaube zu fantasieren. Die Uhr schlägt. Ich fahre unwillig auf. Auch nicht einmal denken soll ich ungestöhrt? Das ist zu toll! Ich hocke meine Flinte auf, und wandre im Geleit meines treuen Feldmann nach dem Wald hin. Es kömmt kein Hase, kein Huhn zeigt sich, und Feldmann macht heute gar nichts recht. Ich schieß' im Zorn auf eine Schwalbe, die gesund in ihre Heymath fliegt.

Düstrer Unmuth bewölkt die Stirne, die schon finster genug war. So glückt mir also heute nichts, gar nichts? Ich laufe was ich kann, um bald nach Hause zu kommen, und weil ich so entsetzlich eile, strauchle ich auf der Treppe, und strafe meinen armen Feldmann dafür.

Mein Jäger wartet meiner mit dem Essen. Kaum sehe ich ihn, den Urheber alles Unglücks, der sich bey entdecktem Selbstbetrnge sehr weislich weggestohlen, so hat mein Zorn den rechten Raum. Er hört geduldig zu, gesteht, bereut, und hebt mit einem armen Sündergesicht den Deckel von der Suppe, die mir, weil nun das Ungewitter ausgetobt, nicht unbehaglich dampft.

Doch kaum denk' ich dich mir gegenüber — und du wärst es, wäre die Täuschung dieses Morgens Ernst gewesen — so bin ich satt und ärgerlich. Du glaubst mir leicht, daß unter diesen Umständen die Tafel bald zu Ende war.

Allein nun grauſt es mir, bey meiner mürriſchen Laune, vor dem Jahrhundert, das ſich in ewig längen ausgedehnten Viertelſtunden, bis zur Zeit des Schlafengehens, drohend vor mir hinlagert.

Muſik, Bücherſaal, Mahlerey, meines Britten Trott, mein Schreibtiſch, kurz alles, was mir ſonſt ſo ſüß die hagre Hexe Langeweile um meine Zeit betrügen half, mir die Stunden zu frohen Augenblicken umſchmolz, und Geiſt und Körper, ſo feſt im engen Bunde verſchwiſtert, abwechſelnd übte und vergnügte, das alles wurde verſucht, und eckel weggeſtoßen. Der lange lange Abend — ſo fühlte ich noch nie den längſten Winterabend — ſchlich ſich ſo träg und öde hin, wie die Mitternacht für das alte Mütterchen, das vor Geſpenſtern ſich kreuzend unter der Bettdecke zittert.

Endlich kommt die erwünſchte Stunde, die deinen Freund mit ſeinem Unmuth, dem Himmel ſey's gedankt! zu Bette bringt.

Erkennſt du ihn in dieſem Bilde, der ſonſt mit offner Seele und reinem Herzen jeden Augenblick,

der für ihn aus dem Stundenglase der nie alternden Zeit floß, mit heißer Innigkeit und heißem Dankgefühl in sich sog? — O wenn du ihn tadeln mußt — und du mußt es! — so fühle die Schwäche unserer Tugend, die deines Jägers Augentrug so sehr aus ihren Augen zu rücken vermag!

Doch nur rücken! Wenn Liebe des Schönen und Großen in deiner Brust, und Ernst in deinen Entschließungen athmet, und das Gefühl der edlern Stimmung und der edlern Pflicht sich beruhigend auf die Stütze des festen Willens lehnt, so gewinnst du doch den Kampf, und der Gewinn ist so süß belohnend.

Am nächsten Morgen dämmert mir beym Erwachen die trübste Atmosfäre entgegen. Der Frühlingshimmel ist in dichte Regenwolken eingehüllt; die Berge dampfen graue Nebelsäulen, und die weite verschleierte Landschaft scheint traurend zu weinen.

Ich war ruhig, meine Seele ausgesöhnt, und nun schien die Natur mir zu zürnen, daß ich gestern ihre Güte meinen Grillen aufgeopfert. Thor, seufzte ich, — und du sagst gewiß, mit Recht — so war dirs nicht genug, der Wonne, den treuen Freund ans Herz zu drücken, trotz deiner Hoffnung zu entbehren! Du verschmähtest was die Natur dir freundlich reichte, nicht als Ersatz, doch als lieblichen Genuß, und trübtest selbst einen deiner schön-

sten

sten Tage. Nun büße, Thor! Es ist vorüber, unbenutzt, und doch erzwang dein Murren die Gegenwart des Freundes nicht.

Ich höre deine Stimme! Warnend rufst du aus: Ist der nicht ein Thor, — und gewiß straft er sich selbst genug — der die Freude, die ihm wirklich lacht, dem eiteln Wunsch nach möglicher, oder der Sehnsucht nach vergangener aufopfert? Der seinem Plane, entstanden aus der Laune des Schicksals, das seinen Wünschen eigensinnig trotzt, zu Liebe, die Fesseln trüber Täuschung willig mit sich schleppt, und, weil er im verdeckten Becher Ungerwein wähnte, den Rheinwein hämisch ausgießt?

Ich lobe mir den, hör' ich dich weiter sagen, der dankbar und froh Hochheims Rebensaft schlürft, und sich an dem feurigen Tokaier labt. Das thatest du gestern nicht, und dafür bereuest du heute! — Stets sich sehnen ist nicht leben; des Lebens Werth und Kraft stirbt an diesem langsam verzehrenden Gift. Erinnerung des entwichenen Glücks, um das uns verrätherischer Mißmuth belog, drückt unser Gefühl mit Zentnerlast. Von Plan zu Plane schleppt sich elend, wer einmal nur den regen Geist der Sehnsucht Preis gab.

Er sitzt in seinem Büchersaale: da reißt ihn der Gedanke an seinen prächtigen Renner; und eine Viertelstunde später ergreift die Hand, die kaum

mit Vergnügen den beschäumten Zügel des edlen Hengstes um sich wand, mit Begeisterung die Feder, um sie nach zwey Minuten mit dem Pinsel zu vertauschen.

Im Grossen wie im Kleinen. Bald lockt ihn der kriegerische Ruhm des Feldherrn, bald der friedliche Schmuck der Insul, und bald die Krone selbst. Dann will er nichts von Ehrgeitz hören, lebt nur dem Vergnügen, und baut, legt Gärten an, und zerstöhrt sie wieder, sammelt Mahlereyen, Gemmen, alte Münzen, Manuskripte, gelehrte Tändeleyen, bis er, auch dessen satt, seinen Stadtpalast verläßt, Güter, Wiesen und Heerden kauft, düngt, säet, Käse macht, ökonomisiert, auch sein Wörtchen zu Hut und Trift und Stallfütterung mit schwatzt, Stutereyen anlegt, und Bäume pflanzt. — Plötzlich wird der Landmann — er fühlt höhere Kräfte in sich — zum Steuermann des Staates, dirigiert Finanzen, pfuscht ins Gleichgewicht Europens, traktiert, negoziert, und mediiert, der Himmel weiß was alles. Das dauert eine Zeitlang; dann sehnt er sich weiter, bis ihn der Tod zur Ruhe bringt.

Er hat gelebt, und seines Daseyns nicht genossen, weil nie Gegenwart für ihn vorhanden war, und sein Geist stets in ferneren Regionen schwebte. Er leidet wie Kleon, der alles hat, und öd' und freudenlos im Mittelpunkte des Reichthums darbt, weil

weil ihm die Kunst des Genusses fehlt; weil ihm Erfüllung seiner Wünsche mangelt, da er seiner Wünsche keinen reifen läßt.

Die wahre Weisheit des Lebens fährst du fort, ist Genuß der Gegenwart; denn sicher ist diese, und sie allein; wankend alles ausser ihr. Doch muß dein Blick begleitend auf einst und auf künftig gerichtet seyn. Das Beyspiel des Bruders lehrt, und Aussicht auf die Folgen warnt.

Und Lehre und Warnung sind die Bildung der Seele.

Ja, ja! Genuß der Gegenwart! So ruft dir nun Beyfall krähend der Eigenthümer manches dicken Bauches zu, und schlägt sich stolz auf das Zeugniß seiner Weisheit. Das ist mein letztes Wort. Wozu die Grillen? — Ob morgen wieder die Sonne hinter den Bergen hervorkriecht, ob wir morgen Luft zum Athmen finden, was kümmert uns das heute? — Mild und freundlich winken Tafel und Flasche; der Purpur des Burgunders glüht, die Trüffeln kützeln deine lüsterne Nase, und allen Sinnen drängt sich ein freundliches Heer von Genüssen zu. Der Augenblick, der ungenutzt verstreicht, kehrt nicht wieder. Was zauderst du?

Soll ich dir antworten? und ihm? Ach, du verstündest meine Gedanken wohl ohne Worte. Also jezt zu ihm.

Gemach, lieber Bauch! Verstehen wir uns? So wenig an sich selbst ein dicker Bauch zum Prasser dekretiert, so sehr ist doch der Sinn des magischen Wortes Genuß verschieden.

Verschieden? Geh' auf die Sache selbst, und wir sind klar.

Wohl denn! Scheint dir der, der nach Liebe und Freundschaft, den höchsten Gütern dieses Lebens, ringt, und jeden niedern Genuß, das Spielwerk der tändelnden Konvenienz, verschmäht, weil es seinem vollen heißen Herzen nicht genügt; der Wirklichkeit will, nicht nach Schatten hascht, Seele will, nicht um Formen spielt; die Schönheit und Seligkeit des reinen, hohen Sinns vergöttert, nicht den Schleier der Himmlischen muthwillig oder lüstern zerreißt; scheint dir der, der jeden Augenblick ergeizet, um jeden Augenblick mit edler Thätigkeit zu bezeichnen; der sich durch seines Daseyns Ruf zum Arzt des Leidenden, und zu des Unglücklichen Retter, zum Freund des Verlaßnen, zum Bruder aller Menschen bestimmt fühlet; der nur glücklich ist in ihrem Glück, dem ersten, dem einzigen Geschäfft seines Lebens und seines Geistes Werk; der nur darum frühern Tod befürchtet, weil ihm Liebe und Freundschaft verschwänden, und er nicht mehr helfen könnte, und doch so viele noch Hülfe bedürfen: sage mir, scheint dir der Mann, der Gottheit wahres Ebenbild, eins mit dem, für

den

den nur Pracht und schnöde Sinnlichkeit, welche Edelmuth und Menschlichkeit aus unverderbtem Herzen wie Scheidewasser ätzen, reitzend sind? Der, seines Magens Sklave, dem Tod entgegen bebt, weil er ihn von seiner fetten Küche trennt? Der mit halbem Auge fremden Jammer sieht, weil er ihm den Genuß der Pastete stöhrt; ihn übermüthig höhnt, weil er nicht in Seide geht, oder gar seiner Lüste Glut mit Menschenthränen dämpft?

Genuß der Gegenwart — weh, weh dem Mißverstehenden! Und doch legte die Natur in unser Aller Herz den Keim zur Lust der Sinne, zu den Freuden und Leiden der Leidenschaft; begabte uns mit mächtigen Trieben, entzündete in uns die heiße Sehnsucht nach den höhern Freuden des Herzens, des Geistes, belebte den pochenden Busen mit Drang und Gefühl, den flammenden Geist mit Wirksamkeit und Erhebung, und wir —

Und nun zu dir, mein Freund! Des Ganzen Wohl ist die Regel des Einzelnen und beyder Wohl schließt sich friedlich an einander, wie in einem Bett zwey Bäche friedlich ihre Wellen mischen, oder wie zwey Kinder in süßer Eintracht leben, aus den Brüsten Einer Mutter saugend; — wenn Sinnlichkeit und Trieb und Leidenschaft, von dir zum Sklaven im Hause gemacht, sich vor der edlen Liebe, vor der edlen Thätigkeit, vor Freundschaft und Menschenliebe bücken.

Das
Winter-Mährchen.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein Vorzimmer in Leontes Pallaſt.)

[Die Scene eröfnet ſich mit einem höflichen Complimenten-Wechſel zwiſchen Archidamus, einem böhmiſchen Edelmann, (der mit ſeinem Herrn, dem König Polixenes ſich an dem Hofe des Königs von Sicilien auf einen Beſuch aufgehalten, und im Begriff ni denſelben wieder zu verlaſſen) und Camillo, einem Sicilianiſchen Cavalier. Man erfährt dadurch, daß zwiſchen beyden Königen

Befruchtet ist dann jeder Augenblick von reiner Wonne, die nichts dir rauben kann. Mit heiterm Auge verweilst du dann auf Berg und Thal, auf Flur und Strom, trinkst süße Fröhlichkeit aus dem reichen Becher der Natur, welche Liebe, und Liebe um Liebe dir entgegen athmet. Du ruhst am Herzen der Liebe, des Freundes, am Bewußtseyn des Guten, an dem Andenken vergangener, an der Erwartung künftiger seliger Zeiten. Und wahrlich! glühte dir auch zum leztenmale das Abendroth: dies schöne Gefühl geleitet dein Herz in eine Ewigkeit voll Freuden.

Leb wohl, mein Freund! Es steht mir jezt eine Thräne im Auge, die ich dir weihe. Sie ist dieser würdiger Rührung Tochter, nicht das flecho Kind empfindelnder Schwäche.

B.

VII.

Gedichte.

Virgils Grab. An Heyne.

Weht sanft, ihr Winde! Lüftchen, berühre nicht
Den heil'gen Staub, der unter der Sproß' hier ruht,
Der Lorbeersprosse. Last, ihr Stürme,
Lasset die Asche des Edlen schlummern,

Des

Des edlen Maro! — 'Maro, wo weilet jezt
Dein Geiſt? Wo wandelt unter den Göttern Er?
So rief ich, und von ſüßer Ahnung
Sank ich daneder; die Wogen brauſten.

Ich ſchlummerte; da neigte vom Himmel ſich
Ein göttlich Bild auf ſtrahlender Wolke. Sie
Berührte ſanft mein Auge. Warſt Du,
Liebliche, warſt du die Muſe Maro's?

Sie ſchwang ſich aufwärts, deutete ſanft zurück
Zu ihrem Vaterlande. Die goldne Harf'
Ergoß ein Zauberlied; entſchwunden
War ſie dem Blick, und ich ſah', ich ſahe

Elyſium. — Wer ſitzet am Ulmbaum dort
Homer zur Seite? Biſt du, jungfräuliche
Geſtalt, Virgil? Du biſts, o Maro!
Siehe die Helden der hohen Vorwelt!

Achill, Aeneas, Nisus, Euryalus,
Ulyſſes, alle horchen dem wechſelnden
Geſange, der aus deiner Harfe
Strömt und der Harfe des Mäonides.

Auf Blumen ſcherzen unter dem Platanus
Alcäus dort und Saffo, Mimnermus und
Provenz, Anakreon, Tibullus;
Siehe, von ihnen entſchlüpfet leiſe

Mein

Mein Flakkus; liebend ſuchet er in Virgil
Die Hälfte ſeiner Seele. Theokritus,
Heſiodus, — ſie wallen zu ihm,
Grüßen den Jüngling. — O Thal des Friedens,

Der ew'gen Freundſchaft blühende Wohnung! Hier,
Apoll, iſt Tempe! Muſen und Grazien,
Hier iſt Elyſium! O dürft' ich
Eine der Blüthen, der Sproſſen Eine

Mir brechen! — Zitternd nahte ſich meine Hand
(Ein kleiner Lorbeer ſproßte zur Seite mir)
Ich brach — und ſieh verſchwunden waren
Meine Geſtalten; ein kleiner Zweig lag

Dem Auferwachten, Staunenden in der Hand;
Der letzte Zweig vom Baume Virgils. O laßt,
Ihr Muſen! laß, Apollo! dichte
Schattige Hayne dem Grab' entſprießen,

Daß, wenn die Nymfe, jene bezaubernde
Parthenope, den Wanderer zu ſich lockt,
Der Muſen Liebling hier am Grabe
Ihres Geweihten im Hayn entſchlummre.

Weht ſanft, ihr Winde! Lüftchen, berühre nicht
Den heil'gen Staub, der neben der Mauer hier
Ohn' alles Denkmal ſchläft! — Ein Denkmal
Baut' er ſich ſelbſt in der Nachwelt Seelen.

Nimm hin, o Heyne! der Du dem Göttlichen
Ein ew'ges Denkmal ſetzteſt und Dir zugleich,
Nimm hin die letzte Lorbeerſproſſe
Maro's! Es kränzet dich bald Homerus.

Gerning.

2.

Der Königin beyder Sicilien.

Luſt und Freude, verſcheucht von Mord und wüthenden Stürmen,
Waren der Erden entflohn;
Aber am Tage, der Dich vom Himmel, o Königin! brachte,
Kehrten ſie feſtlich zurück.

Von Germaniens blumigen Auen und ſchattigen Haynen
Tönte das frohere Bild
Deines Namens empor; Großgräciens reizende Küſten
Spielten es hallend zu dir.

Heller ſtrahlte die Huld, Du ſelbſt, an Ferdinands Seite
Segen und Wonne um Euch.
Eine liebende Gattin und Mutter, und Mutter der Länder
Sah' ich bewundernd Dich jüngſt.

Glück,

Glückliche Wünſche! ihr lenktet zur Zier des ſchönſten der Throne,
Wehet einſt friedlicher dort! —
Ueber ihm lächeln die Sonnen, um ihn ſind Spiegel die Meere,
Stolze Vulkanen ein Schutz.

Stürme verſchleuderten ihn — er ſteht auf Felſen der Liebe,
Trümmer des Frevels umher!
Sturm und Hagel verſchwanden, und Wolken und Nebel vergehen
Vor des Unendlichen Blick.

Deine Thaten, ſie krönen Dich dann im Tempel des Ruhmes,
Mutter! und fliehen wird nie
Luſt und Freude von Dir und Deinen blühenden Zweigen,
Bis die Unſterblichkeit winkt. —

Gerning.

3.

Kaſtka.

O Kampaniſche Flur! Welche Verwandlungen
Sah dein reizendes Luſtgefild!
Als noch Graciens Geiſt froh Dich beſeelete,
Lachten holde Kamönen hier.

Als

Als noch Römiſche Macht Länder bezwang, da warſt
Du der weicheren Ruhe Sitz.
Rom ſelbſt neidete dich, Kapua! Wo iſt nun
Deine Größe? Sie iſt entfloh'n!
Doch nicht ferne — ſie thront itzt an Parthenopens
Offnem Buſen, da weilt ſie gern.
Ja, mit neuerer Kunſt ſtieg ſie voll Zaubermacht
Aus zerſtörender Barbarey;
Blickte ſtaunend das Bild älterer Zeiten, ſank,
Und dies höhere Werk entſtieg.
Und ihr zaubernder Arm leitet Najaden her,
Und die Berge eröffnen ſich
Bis zum Thal, wo die Kunſt, mit der Natur vereint,
Froh das höhere Ziel erblickt.
Nun entſtürzet der Fall, treibender Kräfte voll,
Bald zum Himmel, bald Erdenwärts,
Bis ein ſpiegelnder Teich ſtiller herab entfließt,
Den der zärtliche Schwan beſchifft.
Lorbeerhaine des Ruhms kränzen Kaſerta's Flur,
Dich, der ewigen Freuden Sitz,
Und des himmliſchen Paars, das ſich im Ebenbild
Seiner ſproſſenden Blüthen ſieht,
Werth des häuslichſten Glücks, werther des ſchönſten
Throns,
Den die Liebe der Völker trägt.

Gerning.

VIII.

Ueber

das Gesetz der Veredlung in der Dichtkunst.

Gedicht ist das Werk des menschlichen Geistes, welches durch die Fantasie nach Willkühr Gedanken und Gefühle erregt. Durch die Fantasie — zum Unterschiede vom sinnlichen Eindruck und vom Gedächtniße, unter deren Pflege sonst allein Gedanke und Gefühl sprossen; nach Willkühr — zum Unterschiede von der Erzählung oder Beschreibung, deren unabweichliche Bahn abgesteckt ist; Gedanken und Gefühle — zum Unterschiede von den Bildern, die in der Dichtkunst oft Mittel, niemals Zweck seyn sollen.

Dichtkunst heißt die Wissenschaft, welche die Art und Natur der hervorzubringenden Gedanken und Gefühle, so wie die dazu nöthigen Mittel und deren Anwendung lehrt. Sie gründet sich in beyden Hinsichten auf die Psychologie, indem sie sich dort mit der freien Thätigkeit der Seele, hier mit dem Mechanismus derselben beschäfftiget. Ausserhalb der Gränzen der Dichtkunst ist das Gedicht nicht mehr Kunstwerk, sondern Spiel und Traumwerk,

der

weil es sodann entweder in der Art und Natur der hervorzubringenden Gedanken und Gefühle, oder in der Wahl und Anwendung der dazu nöthigen Mittel fehlt.

Zwey Partheien teutscher Dichter haben sich neuerlich in der Theorie ihrer Kunst, dem Scheine nach, weit von einander getrennt, und das Gesetz der Veredlung in derselben zum Losungsworte des Angriffs, wie der Vertheidigung gemacht. Der Zwiespalt entweiht die Kunst und hemmt ihre Fortschritte; der Versuch ihn auszugleichen ist verdienstlich, auch als Versuch schon.

Da die Einkleidung des Gedichts, Vers, Sylbenmaß und Klang, nicht zum Wesentlichen desselben gehört, und selbst wo sie ganz mangelt, wie im Werther, Ardinghello, oder in den Bruchstücken des Mahlers Müller, dessen Werthe nichts entzieht: so erwähne ich ihrer nicht, und beschäfftige mich nur mit dem Inhalt desselben, in welchem ich den Maßstab entdecke, theils zu der Anschauungskraft des Dichters — wie empfänglich er für die äussern Eindrücke, wie reich an Beobachtungen, wie glücklich in deren Bewahrung er sey; theils zu seiner Erfindungskraft — wie er in sich diese Beobachtungen und Eindrücke zu einem, von der Verbindung der ihnen zum Grunde liegenden Erscheinungen in der Natur abgesonderten, regelmäßigen Ganzen zu ordnen, und dieses Ganze außer sich lebendig und mächtig darzustellen

verstehe; theils zu seiner Absicht — wie er durch die Anordnung dieses Ganzen und die Darstellung desselben eine Totalwirkung erziele.

Diese Wirkung bedarf keiner nähern Bestimmung, da sie, welche sie auch übrigens sey, den Foderungen der Dichtkunst, als Vollendung eines aus natürlichen, tief aufgenommenen Eindrücken neu zusammengesetzten und mit Energie geordneten Ganzen, hinlänglich Genüge leistet, und einem solchen Geistreswerk das Siegel aufdrückt, welches in seinen einzelnen Bestandtheilen auf die Natur gegründet, und, in der Zusammensetzung derselben das Gesetz der Einheit der Denkkraft befolgend, solche Gedanken und Gefühle erregt, deren Werth und Würde kein fremdes Gebot erkennt, sondern sich selbst gebietet. Denn wie jedes Naturwerk nicht von menschlicher Urtheilskraft die Regel annimmt, nach welcher es von derselben klassificiert und gewürdigt seyn will, sondern ihr vielmehr die Regel giebt, nach welcher sie es klassificieren und würdigen soll: so darf auch das Kunstwerk, welches denn ein Naturwerk des menschlichen Geistes ist, die Regel nicht nehmen, sondern muß sie geben.

Der Dichter, der seinem Werke weder Spuren seiner Anschauungskraft noch seines Genies (Erfindungsvermögens) aufdrückt, oder der nicht die Absicht einer Totalwirkung erreicht, kann selbiges nicht in der Gallerie der Kunst aufstellen; denn im ersten Falle wird es entweder an Wahrheit oder an Ener-

gie,

sie, im zweyten an Werth und Würde darben, und dort Mährchen oder Erzählung, hier Geschwätz werden. *)

Die Parthey der teutschen Dichter, welche die Veredlung der Natur zum Gesetz der Dichtkunst erhob, hat ihren Gegnern Anlaß gegeben, sie einer zu engen Beschränkung der Dichterkraft zu beschuldigen, indem sie die fröhliche und scherzende Gattung der Poesie und das Volksgedicht aus dem Gebiete der eigentlichen Dichtkunst verbanne, und sie dürfte daher wohl ihre Meynung dahin mildern, wohin sie allerdings zu mildern ist. Wie, nehmlich die Natur uns Erscheinungen darbietet, denen unsre Vorstellungskraft mehr oder minder Edles beylegt, ohne daß jedoch Eine darunter, diejenigen abgerechnet die bis zum Ekelhaften herabsinken, den Begriff des Edeln von allen Seiten ausschlösse: so darf auch in der Dichtkunst nicht jeder Gegenstand denselben Grad des Edeln erreichen, und jeder kann, wofern er nicht zum Ekelhaften herabsinkt, Werth und Würde d. h. Ansprüche auf unsre Schätzung als Kunstwerk haben. Ist es also Veredlung der Natur, die das Kunstwerk stempelt, so ist es doch einer solchen

*) Vermuthlich werden mehrere Leser mit mir belehrt zu werden wünschen, warum Mährchen und Erzählungen aus der Gallerie dichterischer Kunstwerke ausgeschlossen seyn sollen? oder warum ein Dichter nicht auch einem Mährchen Spuren seines Genies sollte aufdrücken können?

nigen von ihrer Jugend an die vertrauteſte Freundſchaft obgewaltet, und bisher aufs ſorgfältigſte unterhalten worden; und daß der König in Sicilien geſonnen ſey, ſeinem Freunde auf den nächſten Sommer den Gegen-Beſuch abzuſtatten. In dem Reſt dieſer Scene iſt die Rede von dem Prinzen Mamillius. Ihr ſeyd ſehr glüklich (ſagt Archidamus) einen ſo vortreflichen jungen Prinzen als Mamillius iſt, zu haben; niemals hab ich einen jungen Herrn von ſo groſſer Hoffnung geſehen. Ich bin eurer Meynung (verſezt Camillo) es iſt ein liebenswürdiges Kind: in der That, es iſt ein Vergnügen ihn anzuſchauen, und alte Leute dünken ſich bey ſeinem Anblik wieder jung: Leute, die auf Krüken giengen, eh er gebohren ward, wünſchen izt zu leben, bis er ein Mann ſeyn werde. Würden ſie ſonſt gerne ſterben, wenn das nicht wäre? erwiedert Archidamus. Ja (ſagt Camillo) wenn ſie keinen andern Vorwand hätten. Hätte der König keinen Sohn, (verſezt Archidamus) ſo würden ſie ſo lange auf ihren Krüken leben wollen, bis er einen hätte.

Natur, die ſelbſt verſchiedne Grade des Edeln nach unſrer Vorſtellungsart hat, und nur einen dieſem entſprechenden Grad der Veredlung zuläßt, ſo daß Volksgedichte, Romanzen, Balladen und Trinklieder eben ſowohl Kunſtwerke ſeyn werden, als die Ode und die Epopöe, wofern ſie nur in ihrem Maße und nach ihrer Empfänglichkeit das Geſetz der Veredlung befolgen. Ob und wie viel mehr es verdienſtlich ſey, einen edlern Gegenſtand zu bearbeiten als einen minder edeln? iſt eine Frage, wos für die Stimmen, wenn gewogen, bejahend, wenn gezählt, verneinend ausfallen würden; und die Humanität, die weder das Gewicht der Zahl noch die Zahl dem Gewicht aufopfert, wird beyder Stimmen Echo, und bringt die widerſprechenden Töne in einen ſanften, nur ihr möglichen Einklang.

Friedrich von Oertel.

IX.

Horazens erſten Buchs dritte Satyre.

Bey allen Sängern findet man
Den Fehler, daß man ſie zum Singen
Im Freundekreiſe nie durch Bitten bringen,
Und widerum den Mund nie ihnen ſtopfen kann,
Wenn man ſie nicht mehr hören mag.

Tigell

Tigell der Sarder war ein Mann von dieſem Schlag.
Wenn Cäſar, der ihn doch zu zwingen
Vermocht', ihn ſelbſt bey ſeines Vaters Gunſt,
Bey ſeiner eigenen, beſchworen, izt zu ſingen,
Er hätt' es nicht gethan. Doch wollt' er ſeine Kunſt
Nun grade zeigen, freylich dann
Ließ Jo Bacche! von den Eyern an
Bis zu den Aepfeln, unſer Mann
Durch alle Tön' euch um die Ohren klingen.
Nichts fand ſich an ihm, das ſich ſelber glich;
Bald lief er auf der Gaſſe bis zum keichen,
Als wollt' er einem Feind' entweichen;
Bald ſahe man ihn feierlich
Wie Juno's Körbeträgrin ſchleichen;
Bald hielt er ſich ein ganzes Heer
Von Sklaven; bald hatt' er nicht mehr
Als zehn. Izt hatte er den Mund von hohen Dingen,
Von Königen und Fürſten voll;
Dann hieß es wieder: wie ſo wohl
Befindet man ſich bey geringen
Bedürfniſſen! Ja! immer ſoll
Ein Tiſchchen mit drey Füßen, eine Schale
Mit reinem Salz zu meinem Mahle
Mir gnügen, und ein Rock von grobem Tuch,
Schützt er vor Kälte nur, ſey mir genug!
Nun ihm, der ſo vergnügt zu leben
Mit wenigem ſich rühmte, hätteſt Du
Ihm eine Million gegeben —

Sechs Tage braucht' er nicht dazu,
Und sie war glücklich durchgebracht.
Er schlief bey Tag', allein die Nacht
War er gewohnt hindurch zu wachen,
Und kurz, er war in allen Sachen
Sich äusserst ungleich.

Aber du,
(Ruft mir vielleicht jezt jemand zu,)
Der andre tadelt, bist denn Du dich keiner
Untugenden bewußt? — O ja! nur sind sie kleiner
Vielleicht, und auch von andrer Art.
Als Novius einst hinter seinem Rücken,
Von Mävius brav durchgezogen ward,
Sprach jemand: Meinst du denn, du seyst vor unsern Blicken
Versteckt geblieben, guter Freund?
Wir kennen dich nicht mehr, so wie es scheint
Daß du dich selbst nicht kennst? — Und ohne sich zu schämen
Erwiedert Mävius: So ist es nicht gemeint!
Ich selber pflege nichts vor übel mir zu nehmen.

Ist es nicht thöricht, ist's unbillig nicht
Und ahndungswerth, sich so zu lieben?
Siehst Deine Fehler du mit trüben
Und schwachen Augen nur, warum gebricht
Es dir für Andrer Fehler nie an Licht?
Ja! warum hast du dann ein schärferes Gesicht

Als Falk und Schlange? — Freylich so geschiehet
Es dann, daß wiederum man dir nichts übersiehet.
Was ist's nun mehr, wenn ja auch Einer
Sich über Kleinigkeiten leicht erhitzt?
Und wenn er freylich sich wohl etwas feiner
Benehmen könnte, so wie man es itzt
Gewohnt ist? Oder wenn der Rock ihm übel sitzt?
Wenn er sein Haar nicht nach der Mode trägt?
Der Stiefel ihm zu viele Falten schlägt?
Dafür ist er ein Mann von Ehre — biedrer, besser
Suchst du vergebens ihn; dafür ist er dein Freund,
Und in ihm wohnt ein Geist, der größer
Bey weitem ist, als es von aussen scheint!
Und endlich schütte doch dich selber nur
Einmahl recht aus, um ernsthaft nachzusehen,
Ob keine Fehler auszuspähen,
Die böses Angewöhnen, oder die Natur
Dir etwa eingepflanzt: denn ungebautes Land,
Wird nicht das Unkraut weggebrannt,
Pflegt voller Disteln bald zu stehen.

Laßt uns in diesem Punkt gleich den Verliebten handeln;
Die Fehler der Geliebten sind vor ihm versteckt,
Und wenn er etwa sie entdeckt,
So weiß er sie wohl gar in Schönheit zu verwandeln;
Was andern Ekel macht, ergötzet ihn,
Wie Agna's Polypus den zärtlichen Balbin.

O! möchten wir doch so auch in der Freundschaft fehlen!
Und dieser Irrthum, er verdiente wohl
Ihn zu den Tugenden zu zählen.
Der Fehler unsers Freundes soll
Uns nicht beleidigen: wie seines Sohns Gebrechen
Der Vater nie in ihrer Größe kennt;
Wie er den Schielenden mein Schelmenauge! nennt.
Hört man von seinem Zwerg ihn sprechen,
Und sollt' ein zweyter Sisyfus es seyn,
Er nennt ihn doch nur seinen Kleinen.
Mein Dächschen! spricht er unter Schmeicheleyn
Zu jenem mit den krummen Beinen;
Und ist's ein Klunzfuß selbst, der Vater spricht mit Lächeln:
Er ist ein wenig stark an Knöcheln.

So nenne Du auch deinen Freund,
Wenn er zu kärglich dir zu leben scheint,
Nur einen guten Wirth; und ist's ihm etwa eigen,
Daß er sich wichtig macht und aufdrängt, nun so sprich:
Er thut aus Eifer das, um sich
Gefällig seinem Freund zu zeigen.
Im Gegentheil, ist er ein Polterer,
Und nimmt sich mehr heraus, als er
Wohl sollte — nenn' es Gradheit, Stärke;
Ist er zu hitzig, so bemerke
Du bloß, daß er von Schmeicheley
Entfernt und etwas feurig sey.

Dies denk' ich ist's, wodurch man Freunde findet,
Und die Gefundnen fester stets verbindet.

Doch umgekehrt pflegt es bey uns zu gehn.
Die Tugenden des Freundes sehn
Wir gern im falschen Lichte; wir bemühen
Uns wohl, gleich einem lautern Becher sie
Mit schlechtem Lack zu überziehen.
Guthmüthig heißt uns schwach, und einen der sich nie
Zu übereilen pflegt, nennt man gewöhnlich träge;
Und jenen, dem auf keinem Wege
Sein Feind etwas abhaben kann,
(Er handelt als ein kluger Mann,
Der nie vergißt in welchen Zeiten
Und unter welcher Art von Leuten
Er lebt, und wie Verläumdung, Groll
Und Mißgunst ihm zu schaden trachten)
Nun diesen, er verdient es wohl
Daß wir als Weisen hoch ihn achten;
Ihn nennen wir darum nur falsch und ränkevoll.
Den, der bey seinem Freund, mit offnem frohem Sinn,
Ein wenig grade zu gewohnt ist zu erscheinen, —
Wie ich, Mäcen, vor dir wohl oft erschienen bin, —
Und, unbekümmert ob im Denken er mit seinen
Gesprächen, ob im Lesen er ihn unterbricht,
Das erste was ihm einfällt, spricht, —
Den nennt man lästig; ihm gebricht
Es selbst an Menschensinn! — O! wie beladen

Wir uns, zu unserm eignen Schaden,
Mit einem drückenden Gesetz, durch diese Art
Des Urtheils! Denn wer von uns ward
Wohl ohne Fehl geboren? Den die kleinsten drücken,
Der ist der Beste! Mag ein Feeund
Nun Fehler auch an mir erblicken:
Er wäge gegen sie mein Gutes; dieses scheint
Nicht mehr als billig mir, und sollt' er trotz der Flecken
An mir des Guten mehr entdecken,
So schenk' er darum seine Liebe mir!
Ich werde dann auch nicht vergessen,
Mit gleichem Maße ihn zu messen.
Kurz, willst du, daß ich Deinen Höcker dir
Soll übersehn, so mußt Du mir
Die Warzen auch nicht übel nehmen.
Wer selbst Verzeihung braucht, der muß sich auch bequemen
Den Andern zu verzeihn. Und weil denn nun einmal
Der Zorn und jene große Zahl
Der Albernheiten, die so fest
Den Thoren in dem Herzen sitzen,
Nie gänzlich weg sich schneiden läßt:
Warum will die Vernunft nicht Waag' und Maße nützen,
Und ahndet jegliches Verbrechen nur so schwer
Als es die Sache werth ist, und nicht mehr?
Wenn jemand seinen Sklaven, der

Aus einer Schüſſel, die vom Tiſche
Zu tragen ihm befohlen ward
Die laue Brüh' und halbgegeßnen Fiſche
Verſchlungen hätte, nun ſo hart
Beſtrafen wollte, daß er ihn ans Kreuz zu ſchlagen
Befähle: würde, wer bey Sinnen iſt, nicht ſagen,
Der Menſch ſey raſender als Labeo?
Um wie viel toller iſt's alſo,
Wenn eine Kleinigkeit, die zu ertragen
Du doch verpflichtet biſt, ſoll man von dir nicht ſagen,
Du ſeyſt ein ſtörriſcher, ein unduldſamer Mann, —
Um wie viel toller, ſag' ich, iſt es dann,
Wenn eine ſolche Kleinigkeit
Mit deinem Freunde dich entzweyt;
Wenn du dich darum ihm entzieheſt,
Und, wo du ihn erblickſt, ihn flieheſt;
Wie vor dem Druſo wohl ſein armer Schuldner flieht,
Der Zins und Kapital, wenn die Kalenden kommen,
Seys wo es wolle hergenommen,
Zu zahlen ſich genöthigt ſieht,
Reckt er nicht ſeinen Hals, wie ein Gefangener,
Den traurigen Geſchichten her,
Die dieſer vorlieſt? Wie? wenn einer meiner Freunde,
Im trunknen Muth was Menſchliches begeht;
Wenn er ein Näpfchen, von Evanders Hand gedreht,
Vom Tiſche wirft; wenn er, was grade vor mir ſteht,
Ein Hühnchen hungrig wegholt: ſoll gleich einem Feinde
Ich darum ihm begegnen? Nun,

So

So sage mir, was soll ich thun,
Hätt' er gestohlen, mich belogen,
Mich um das Meinige betrogen?

Denn wer die Gleichheit aller Sünden
Behaupten will, der dürfte wohl,
Wenn es die Wahrheit gelten soll,
Nicht wenig Schwierigkeiten finden.
Gefühl und Sitten sind mit ihm im Streit,
Und selbst das Nützliche, das Billigkeit
Und Recht hervorgebracht. Denn als die Menschenthiere,
Ein stummes ungestaltes Vieh,
Der Erd' entkrochen waren, stritten sie
Mit Faust und Klauen erst um ihre
Gewählte Lagerstatt und Eicheln; dann
Mit Knitteln, dann mit andern Waffen,
Die sie aus Uebung nun sich zu verschaffen
Gelernt, bis Sprach' und Worte man
Erfand, um damit anzugeben,
Was man empfand und wollte. Jezt fieng man auch an
Den Krieg zu meiden und gesellschaftlich zu leben,
Und Städte zu erbau'n, Gesetze nun zu geben,
Wodurch man Diebstahl, Raub und Ehebruch verbot;
Denn lange vor Helenens Zeiten
Schlug man sich schon um — Weiber todt!
Nur fielen unter jenen Leuten
Die Helden unberühmt, die, wie die wilden Thiere,

Das

Das erſte beſte Weib ergriffen, nur um ihre
Begier zu ſtillen; wie die Stiere
In einer Heerde, dann drum kämpften, bis
Der Stärkere den Schwächern niederſtieß.
Schlagt die Geſchichte nach, nehmt von den erſten Tagen
Der Erde die Annalen nur zur Hand!
Ihr werdet ſicher mit mir ſagen,
Daß Furcht vor Unrecht nur das Recht erfand,
Und daß Natur das Recht vom Unrecht ſcheiden,
Und nicht, wie das was zu vermeiden,
Und was dagegen wünſchenswerth,
Und das was böſ' und gut iſt, lehrt.
Und keiner Dialektik wird man je es glauben,
Daß, einen Tempel nächtlich zu berauben,
Und einen Kohlkopf ſtehlen, einerley
An Größe des Verbrechens ſey.
Drum dürfte das Geſetz doch nicht unnöthig ſcheinen,
Das jegliches Verbrechen ſchätzt,
Und nach der Billigkeit gemeßne Strafen ſetzt,
Und nicht verſtattet, daß man einen,
Der Schläge nur verdient, mit Geiſſeln gar zerfetzt.
Denn daß du umgekehrt die größeren Verbrechen
Mit kleinern Strafen nur zu rächen
Geneigt ſeyn ſollteſt, dieſes darf
Man ſich von dir wohl nicht verſprechen,
Der du den Straßenraub und Diebſtahl für Verbrechen

Zweyte Scene.

[Das Königliche Zimmer eröffnet ſich]

Leontes, Hermione, Mamillius, Polyxenes und Gefolge treten auf.

Polixenes.

Es ſind nun neun Monate ſeitdem wir unſern Thron ledig verlaſſen haben: Wir würden eben ſo viele Monate, mein Bruder, mit Dankſagungen ausfüllen, und dennoch als euer ewiger Schuldner von hinnen gehen: Laſſet alſo ein einziges **Wir danken euch**, gleich einer Cypher die an einem vielbedeutenden Plaz ſteht, die Bedeutung von den vielen Tauſenden haben, die wir euch ſchuldig ſind.

Leontes.

Sparet eure Dankſagung noch eine Weile und erſtattet ſie, wenn ihr abreiſet.

Polixenes.

Das wird morgen ſeyn, mein Herr: Ich kan mich nicht entbrechen Zufälle zu beſorgen, welche meine Abweſenheit veranlaſſen könnte -- und wenn auch das nicht wäre, ſo hab' ich mich ſchon lange genug aufgehalten, um Eurer Majeſtät beſchwerlich zu ſeyn.

Leontes.

Von Einer Größe hältst, und dieses wohl so scharf
Als jenes strafest, und mit einer Sichel gern
So Groß als Klein darniederhiebst, wofern
Man dich zum König — haben wollte.
Wiewohl du bist's ja schon! Denn sollte
Der Weise, der doch einzig und allein
Der Reiche, Schöne und — ein guter Schuster ist,
Wie? sollte der nicht auch ein König seyn?
Ich sehe wohl (erwiedert er) du bist
Sehr schlecht mit dem bekannt, was ein
Erhabener Chrysippus spricht:
„Der Weise flickt sich zwar die Stiefeln nicht,
Doch ist ein Schuster er" — Willst Du mich wohl belehren,
Wie dieses zu verstehn? — „Nun, wie Hermogenes,
Wenn wir ihn auch nicht singen hören,
Ein großer Sänger ist, und wie Alfen, da es
Dem Schlaukopf einfiel sein Geräth
Hinwegzuwerfen und die Bude zuzumachen,
Dennoch Barbier war, siehe! so versteht
Man jene Wahrheit, daß in allen Sachen
Der Weise, und nur Er allein,
Der wahre Meister ist. Nun räumst du doch es ein,
Der Weise muß auch König seyn?"

Sehr wohl! Allein, mein großer König,
Die Gassenjungen achten wenig
Auf deine Majestät, und zupfen dich

Beym

Beym Bart sogar, und drängen sich
Um dich herum. Wo du nicht um dich hiebest,
Und mit Gebell und mit dem Prügel sie vertriebest,
Ich glaube sie erdrückten dich.

Nun laß uns enden, Du, o König! geh izt hin,
Laß dich im nächsten Bad' um einen Quadrans
scheuren;
Dir folget niemand als der Plaudermatz Krispin.
Ich will indeß, reißt mich die Thorheit hin,
Auf die Verzeihung meiner theuren
Nachsicht gen Freunde lieber zählen,
Und ihnen gern verzeihn, wofern sie etwa fehlen.
So, denk' ich, bin ich dann, als ein gemeiner Mann,
Weit besser doch als du, o großer König! dran.

Klausthal. J. J. Harmsen.

X.

Anzeigen.

I.

Man benachrichtiget hiemit das Publikum, daß sich ein nicht unbekannter Schriftsteller entschlossen hat, ein Werk unter dem Titel: Gallerie ausgezeichneter Handlungen und Karaktere aus der französischen Revoluzion, mit Kupfern Heftweise herauszugeben. Verschiedene unter der Aufsicht des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht erschienene Sammlungen solcher Züge, der Moniteur, und Berichte von Augenzeugen, sollen die Quellen bey dem Werke seyn, welches man dem Publiko hiemit ankündigt. Es wird in Heften von

6 — 8 Bogen, auf feinem holländiſchem Papier, in gr. 8., mit einem geſchmackvollen Umſchlag erſcheinen, und jedes mit 3 Kupfern von dem allgemein beliebten und ſinnreichen Künſtler Küſner geziert ſeyn. Vier Hefte machen einen Band aus, dem noch ein allegoriſches Titelkupfer beygefügt ſeyn wird.

Um den zahlreichen Liebhabern und Freunden Küſner'ſcher Kupferſtiche gute Abdrücke von dieſen (bey denen er ungleich mehr Fleiß und Kunſt anwenden wird, als es bey den laufenden Kalendern möglich iſt) in die Hände zu liefern, wählt man den Weg der Subſcription. Diejenigen alſo, welche ſich bey dieſem Werke zum voraus unterzeichnen, erhalten nicht nur die beſten Abdrücke, ſondern auch das Heft um den gewiß mäßigen Preis von 1 Thaler 4 gr. Nachher koſtet es 1 Rthlr. 12 gr. Sollte jemand Exemplare des Textes auf Velin-Papier zu haben wünſchen, ſo bittet man ſolches anzuzeigen, es werden aber davon nicht mehr gedruckt als beſtellt ſind. Auch bey dieſen ſoll der Preis, der ſich zum voraus nicht beſtimmen läßt, mäßig ſeyn. Man kann ſich in den angeſehenſten Buch- und Kunſthandlungen, und hier in Nürnberg bey dem Buchhändler Johann Martin Felßecker dem jüngern unterzeichnen. — Das erſte Heft iſt bereits erſchienen.

2.

Es haben ſich in den Sommerſtunden der Frau von Berlepſch (welche in dieſer Oſtermeſſe bey Orell, Geßner, Füßli und Compag. in Zürich erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben ſind) folgende den Sinn ganz verſtellende Fehler eingeſchlichen, die wegen eilfertiger Verſendung zur Meſſe im Buche ſelbſt nicht mehr berichtigt werden konnten.

Seite 177 Zeile 9 muß es ſtatt unreine heißen und reine abgezogene Begriffe —

S. 210 Z. 14 leſe man ſtatt *daß* er nicht blos ꝛc. *da*

Neuer Teutſcher Merkur.

8. Stück 1795.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Ueber die Medicin. Arkesilas an Ekdemus. S. 337
II. Fortsetzung von Alba's Verwaltung der Niederlande. . . . . — 378
III. Beschluß der Abhandlung über den Stil in den bildenden Künsten. . . — 400
IV. Emigranten-Bildnisse. . . — 444

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Neue Bücher bey Paul Gottlelf Kummer, Oſter-Meſſe 1795.

Eckartshauſen, Carl von, Koſti's Reiſen von Morgen ge gen Mittag. Reiſebeſchreibung aus den Zeiten der Myſterien mit wichtigen Bruchſtücken der Wahrheit belegt, und anwendbar für die Gegenwart und die Zukunft. Mit Kupf. v. Gerſtern. 8. 16 gr.

Fauſt, B. C., Verſuch über die Pflichten der Menſchen, jeden Blatterkranken von der Gemeinſchaft der Geſunden abzuſondern ꝛc. 8. 2 gr

Fiſchers, J. G. S., Verſuch das Nachdenken über die Lehre von der göttlichen Vorſehung durch Fragen und Aufgaben zu wecken und zu leiten. 8. 6 gr.

Der Freund guter, aber nicht aufgeklärter Menſchen, oder neue ländliche Philoſophie, von Joubert de la Bourdiniere. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 8. 4 gr.

Der Genius auf der akademiſchen Laufbahn. Ein Leſebuch für Schulen und Univerſitäten. 8. 14 gr.

Gil, Fr., Anweiſung zu einer ſichern Methode, die Völker vor den Blattern zu bewahren, und die gänzliche Ausrottung dieſer Krankheit zu bewürken. Nebſt kritiſchen Betrachtungen, auf Befehl der Regierung zu Quinto in Peru über dieſe Methode, angeſtellt von D. Santa Cruz-Eszejo. Aus d. Ital. von D. B. C. Fauſt. gr. 8. 14 gr.

Kotzebue, Aug. v., die jüngſten Kinder meiner Laune. Drittes Bändchen. 8. 1 Rthlr.

— — Armuth und Edelſinn; ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 8. 12 gr.

— — Mann von vierzig Jahren; ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge, nach dem Franzöſ. des Faven bearbeitet. 8. 4 gr.

Lenz, Fried. Dav., Vaterländiſche Predigten über alle Sonn- und Feſttags-Evangelien durchs ganze Jahr, 2 Theile, zweyte Auflage, gr. 8. Dorpat und Leipzig. 2 Rthlr. 8 gr.

Pörtmanns, J. C. E., Grundſätze des Wechſelrechts. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage, gr. 8. 14 gr.

Rielers, Jerem., Hiſtoriſcher Auszug aus den Büchern des Alten Teſtaments. Erſter und zweyter Theil, 8. Barby und Leipzig. Jeder Theil 9 gr.

Schmidts, *Franz*, Oeſtreichs Allgemeine Baumzucht, oder Abbildungen in- und ausländiſcher Bäume und Sträucher, deren Anpflanzung in Oeſtreich möglich und nützlich iſt, 2ten Bandes 2tes Stück, mit illuminirten Kupfern, fol. 5 Rthlr.

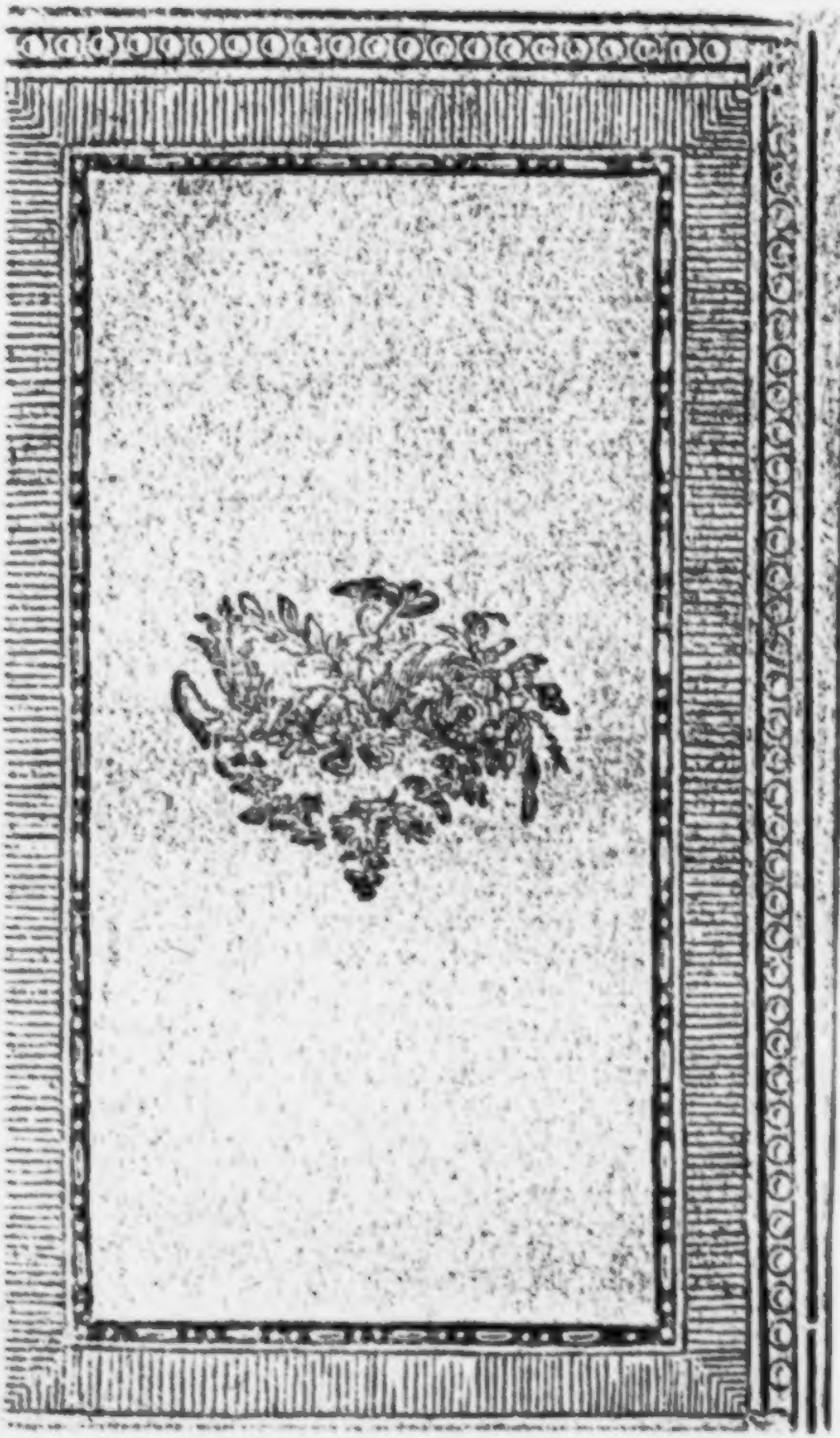

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1795.

I.

Ueber die Medicin *).

Arkeſilas an Ekdemus.

A conſultatione Medicorum conſarreatorum libera nos, Domine!

G. HARVEY.

Lieber Ekdemus, du glaubſt in dem Studium der Medicin Troſt zu finden, nachdem ich dir die Schwächen der Filoſofie gezeigt habe. Sie iſt, glaubſt du, auf Erfahrung gegründet, leiſtet der Menſchheit vielen Nutzen, und gewährt ihrem Beſitzer Ehre und Reichthum. — Von dieſen Vortheilen ſind nur die lezten wirklich, die übrigen ſind in

*) Aus einer noch ungedruckten Schrift: Arkeſilas oder über Wahrheit und Täuſchung.

ihr deiner Einbildung; und wenn ich dir dies werde erwiesen haben, so habe ich zu deinem Herzen das Zutrauen, daß du auch die Ehre, die sich bloß auf Unwissenheit des großen Haufens gründet, nicht mehr schätzen wirst. Es bleibt der Medicin also nichts vor der Filosofie übrig, als daß sie dieser reich macht. Diesen Vortheil haben aber Wucher und Betrug mit ihr gemein. Laß uns doch sehen, worin der Vorzug der Medicin bestehen müßte! Du giebst mir wohl zu, daß der Vorzug einer Wissenschaft gegen eine andere durch drey Gründe bestimmt werde, nehmlich durch ihre Gewißheit, durch ihren Nutzen, und durch das Vergnügen, das ihre Ausübung gewährt? So laß uns denn sehen, ob die Medecin Gewißheit hat?

Die Gewißheit einer Wissenschaft kann sowohl durch Vernunft als durch Erfahrung erkannt werden; durch Vernunft, in so fern in einer Wissenschaft alle Sätze erwiesen, und ihre Begriffe begreiflich vorgelegt sind; durch Erfahrung, in so fern sie leistet was sie verspricht, und ihre Vorhersagungen eintreffen. Laß uns versuchen, ob die Medicin vor einem oder dem andern Richterstuhl bestehen wird.

Kann wohl eine Wissenschaft große Gewißheit versprechen, die nicht einmal einen Begriff ihres Objekts aufzuweisen hat? Das Objekt der Medicin als Wissenschaft ist doch wohl der kranke Mensch? Wie ist aber der Kranke von dem Gesunden verschieden? Daß er nicht gesund ist, das sieht

jeder

jedermann, und er selbst merkt es am besten: aber worin sein innerer Zustand von dem Zustand eines Gesunden verschieden sey, darüber hat man sich entweder gar keine Rechenschaft zu geben gesucht, oder sich mit Hypothesen begnügt. Alle Ausdrücke, deren man sich bedient um eine Krankheit zu beschreiben, bestimmen ein Gefühl, oder etwas das äusserlich in die Sinne fällt, aber keinen innern Zustand des Körpers. Bey solchen Worten, wo es scheint als würde ein Zustand bestimmt, wie z. B. Entzündung, sind die Aerzte nicht einig, wie sie sich diesen Zustand denken sollen. Noch giebt es zwar ein Wort, das wirklich, wenn man seinen Begriff in der Medicin so gut bestimmen könnte als in der Mathematik, vielleicht durch eine genaue Bestimmung der Beschränkungen der durch selbiges angezeigten Aeusserungen, den kranken Zustand zu bezeichnen geschickt wäre, und das ist das Wort Funkzion. Wüßte man einmal was die eigentlichen Funkzionen des Körpers sind, und wäre ihr Unterschied von den Akzionen genau bestimmt: so wäre der kranke Zustand sehr gut durch die Verletzung der Funkzionen erklärt. Gehe aber hin und frage die Aerzte, was sie unter Funkzion im Gegensatz von Akzion verstehen?

Vielleicht liegt aber nur die Schwierigkeit darin, einen allgemeinen Begriff von Krankheit zu geben, und ist man nicht so sehr in Verlegenheit die besondern Krankheiten zu erkennen? Mit nichten!

Leontes.

Wir sind von keiner so schwachen Composition, Herr Bruder, daß ihr uns sobald zu schwer seyn solltet.

Polixenes.

Ich kan mich nicht länger aufhalten.

Leontes.

Nur noch eine Woche.

Polixenes.

In vollem Ernst, es muß morgen seyn.

Leontes.

So wollen wir wenigstens noch einen Tag dazu thun: Ihr sehet, daß ich keinen Vortheil bey dieser Theilung habe.

Polixenes.

Setzet nicht weiter in mich, ich bitte euch: Es ist keine so beredte Zunge in der Welt, nein in der ganzen Welt nicht, die mich so bald gewinnen könnte als die eurige: Und sie würde mich auch izt gewinnen, wenn ihr meiner Gegenwart benöthiget wäret, so nöthig es immer auf meiner Seite seyn möchte, wieder abzureisen. Meine Angelegenheiten ziehen mich nach Hause: Eine längere Abwesenheit würde mir, gegen eure freundschaftliche Absicht, nachtheilig seyn; so wie ein längerer Aufenthalt euch nur zur Beschwerde gereicht -- es wird also beydem abgeholfen, mein Bruder, wenn wir uns von euch beurlauben.

Leontes.

Mache jedem Arzt die Aufgabe, dir den innern Zustand des menschlichen Körpers in einer Krankheit zu sagen: er wird dir alle Erscheinungen (Symptomata) herunennen, die die Krankheit zeigt, vielleicht auch behaupten, daß die Brust oder die Leber angegriffen sey, aber kein Wort von den innern Veränderungen die im Körper vorgehen müssen, um diese Erscheinungen hervor zu bringen. Frage ihn, welche Funkzion im menschlichen Körper fehlerhaft seyn müsse, um die Erscheinungen der Fieber hervor zu bringen? Sollte er so dreist seyn dir etwas vorzusagen, laß dich nicht irren! ich kann dir gleich ein Buch eines berühmten Arztes schikken, worin das Gegentheil steht. Glücklicher würde der Arzt seyn, wenn du nach der Wassersucht fragtest; denn da könnte er wenigstens drey sehr wahrscheinliche Fälle angeben, wie sich der innere Zustand des Körpers bey dieser Krankheit denken lasse: aber verschwunden ist sein Glück, wenn du ferner fragst, welcher nothwendig bey einem gewissen Kranken Statt haben müsse?

Wir wollen aber diese filosofischen Erklärungen der Krankheiten nicht einmal fodern; denn vielleicht sind sie nicht gerade nothwendig, um über die Heilsamkeit der Arzneymittel in verschiedenen Zufällen Erfahrungen anzustellen: wir wollen nur Beschreibungen fodern, welche den Zufall genau bestimmen, und ihn sicher wieder erkennen lassen, so wie man in der Naturgeschichte ein Thier oder eine Pflanze beschreibt. Auch diese Beschreibung können die Aerzte nicht von

den Krankheiten geben. Wir wollen ihnen nicht vorwerfen, daß sie noch keine Beschreibung des Fiebers geben konnten, die auf alle Krankheiten, die sie selbst darunter rechnen, paßt. Die Sache ist zu bekannt, und hat dadurch das Auffallende verlohren. Wir wollen auf gut Glück eine Nosologie aufschlagen, und sehen was wir finden.

Ich habe gerade Cullens Nosologie vor mir, und finde Apoplexia. Die Erklärung heißt: „Motus voluntarii fere omnes imminuti, cum sopore plus minus profundo, superstite motu cordis et arteriarum.“ Wer müßte nach dieser Beschreibung nicht jeden stark berauschten Menschen für vom Schlage gerührt erkennen? Nun die Arten. „Apoplexia sanguinea. Apopl. serosa.“ Kann man beyde wohl für eine besondere Art des Schlags erkennen, wenn sich sonst keine Verschiedenheit findet, als daß den Aerzten bey dem Einen Vollblütigkeit, und bey dem Andern Feuchtigkeit im Kopfe zu seyn scheint? Wenn je das eine oder das andere eine Ursache des Schlages seyn könnte, so würde doch der Schlag selbst so wenig durch sie verschieden werden, als eine Last dadurch geändert wird, ob man sie mit der rechten oder linken Hand in die Wage legt. Ja, aber die Kurart! — Auch dies ist nicht möglich; denn entweder ist der Schlag durch eine Ursache wirklich hervorgebracht, und dann kann er unmöglich mehr durch die Wegschaffung dieser Ursache geheilt werden; denn die Ursa-

che hat gewirkt, und dieſe Wirkung muß aufgehoben werden, wenn die Krankheit geheilt werden ſoll; oder er iſt eine Wirkung, die nur ſo lange anhält als ihre Urſache, das Blut oder das Serum, gegenwärtig iſt, und dann iſt er nicht Krankheit ſondern nur Zufall, Symptom der eigentlichen Krankheit. Die einzige Art wie der Karakter des Schlags als eigenthümliche Krankheit durch Ueberfluß von Blut oder Serum könnte näher beſtimmt werden, wäre, daß man ſich vorſtellte, der Ueberfluß wäre die Urſache warum der Schlag nicht gehoben werden könne; wie z. B. eine Wunde, nicht heilen kann ſo lange ein fremder Körper darin ſteckt, aber auch nicht durch das Herausziehen deſſelben geheilt wird. Dann würde er aber auch nicht als Schlag in der Kur verſchieden werden, ſondern es erfoderte nur eine Vorbereitung, um die Kur deſſelben anfangen zu können. Wer hat aber den Aerzten geſagt, daß der Druck vom Blut oder Serum die Urſache des Schlagfluſſes ſey? — Die Anatomie? Nein! Bey Vieuſſen, Morgagni und Venada (coſtituzione epidemiche di Padua) finden ſich Beyſpiele, die das Gegentheil erweiſen. — „Die Erfahrung, daß der Menſch durch einen Druck auf das Gehirn betäubt wird?“ — Dies würde ja nur die Schlafſucht erklären, aber nicht den Schlag. Oder iſt etwa beydes nur Eine Krankheit? Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, und die Aerzte ſelbſt unterſcheiden ſie. — Wird es noch nöthig ſeyn, die Richtigkeit der Begriffe von Apoplexia atrabiliaria, traumatica, venenata, mentalis,

talis, suffocata, zu zeigen? Fast hätte ich Lust, dir einen Katalog der sonderbaren Ursachen vorzulegen, die die Aerzte für diese Krankheit ersonnen haben, wenn ich nicht befürchten müßte, dir verdrießlicher zu fallen als es nöthig ist um dir die Unwissenheit der Aerzte zu beweisen.

Die Hauptfrage, auf die es ankommt, um nur den Plan einer Nosologie oder genauen Bestimmung der verschiedenen Krankheiten zu entwerfen, wird sogar von Aerzten die Nosologien herausgeben, wie z. B. von Plouquet, gar nicht berührt. Sie ist: giebt es eigene, nicht bloß aus besondern Zufällen zusammengesetzte Krankheiten, die als solche einen bestimmten Karakter haben, der sie zu individuellen Gegenständen, und einen besondern, von der Lehre von den möglichen Störungen der Funkzionen des thierischen Körpers, der Pathologie, abgesonderten Theil der Medicin, die Nosologie, nothwendig macht? — Ließe sich alles auf die Störung der zum Gesundseyn nothwendigen Funkzionen zurückführen, und könnten daraus alle Erscheinungen am kranken Körper abgeleitet werden, ohne daß man bey Krankheiten je einen vom gesunden Körper ganz fremden Zustand beobachten könnte: so würde es nur eine Pathologie, aber keine Nosologie geben. Nur wenn es gewiß ist, daß es Erscheinungen am kranken menschlichen Körper giebt, die sich als bloße Störung seines gesunden Zustandes nicht begreifen lassen, giebt es eine Nosologie, und sie erhielte dadurch ihr von der Pathologie genau unterschiedenes Gebiet. Nun giebt

es zwar sehr wahrscheinlich solche Krankheiten, wie z. B. die Blattern, die Lustseuche; aber es hat noch kein Arzt den Versuch gemacht, sie von den pathologischen Zufällen abzusondern, und eine wahre Nosologie zu liefern. Bloß pathologische Zufälle, wie z. B. Fehler der Organe, allgemeine Schwäche und höchst wahrscheinlich das einfache Fieber, sind noch unter die specifisch verschiedenen Krankheiten gemischt; und da man beyde nach Einer Methode bestimmen wollte, so fehlt es der Medicin an einer genauen Bestimmung ihres Objekts, der Krankheiten.

Vielleicht sind aber die Aerzte in ihrem nächsten Objekt, der Erkenntniß dessen, was die Krankheit besonders in Beziehung auf ihre Heilung bestimmt (Indicans) glücklicher? Ich zweifle daran.

Alle kommen darin überein, daß das Indicans der Inbegriff der Symptomen sey, die das Wesen der Krankheit in so fern ausmachen, als durch ihre Heilung die ganze Krankheit, von der sie Symptomen sind, gehoben wird. Diesem setzen sie das Contraindicans entgegen, das in solchen Affekzionen des kranken Körpers besteht, die dem, was das Indicans zu fodern scheint, widersprechen. Allein so lange sie, wie ich dir oben gezeigt habe, über das Wesentliche der Krankheit nicht einig sind, wird auch die Bestimmung des Indicans ungewiß bleiben, und sich nicht auf den kranken Zustand, sondern nur auf das Uebel, das die Krankheit mit sich führt, beziehen. Und wie

fangen

fangen sie es an, aus dem Indicans die Heilanzeige oder Indikazion herzuleiten? Sie sagen: was man thun muß, um den kranken Zustand aufzuheben, das ist die Indikazion. Wissen sie aber dies? Es heißt, man muß das Fieber mäßigen, den Schleim auflösen, Unreinigkeiten abführen u. s. w. Ist es aber immer ausgemacht, ob dies der kranke Zustand, oder ob es nur der Erfolg davon ist? Haben sie sichre Kriteria um hierin nicht zu irren? Wenn die Indikazion etwas Gewisses angeben soll, so muß sie die Konklusion eines Vernunftschlusses seyn, dessen Obersatz die nicht zu verfehlende Aeusserung der Krankheit, und dessen Untersatz eine sichere Erfahrung ist, was im Körper vorgehen muß, um jene Aeusserungen und mit ihnen die Krankheit aufzuheben. Schon der Obersatz hat aber viele noch nicht gehobene Schwierigkeiten.

Wenn du die Anleitungen Kranke zu examinieren durchgehest, so findest du, daß sich der Arzt nicht damit begnügen soll, zu wissen was dem Kranken fehle: sondern er soll ihm, ganz nach Art eines peinlichen Verhörs, alle seine vorigen Krankheiten und seinen ganzen Lebenswandel abfragen, und daraus soll er die wahre Natur der Krankheit, dann das Indikans, und durch dieses die Indikazion herausbringen; ja es ist dies nicht genug, er hat noch auf Kontraindikans und auf eine daraus folgende Kontraindikazion Acht zu geben. Wenn nun diese von der Indikazion gehörig abgezogen wird,

so findet er erst was er zu thun hat (was einzig den Namen Indikazion verdient). Man sieht leicht ein, daß diese ganze Methode vorzüglich daraus entsteht, daß weder der Kranke noch der Arzt wissen was ihnen eigentlich fehlt: denn könnte jener seinen wirklichen Zustand genau angeben, und dieser ihn erkennen, so bedürften sie des gewesenen Zustandes nicht. Ist der Kranke von den vorhergehenden Krankheiten wirklich geheilt worden, so ist ihre Kenntniß eine bloße Neugierde; ist er dies aber nicht, so gehören sie noch zum gegenwärtigen kranken Zustand, und sind keine vorhergegangene Krankheiten.] — Wir wollen aber gelten lassen, und in vielen Fällen mag es auch völlig richtig seyn, daß die vorhergegangenen Krankheiten und die Lebensart vieles dazu beytragen können, den gegenwärtigen Zustand sowohl dem Arzt als Kranken deutlicher darzustellen: so fehlt doch noch die Bestimmung dieser Fälle; und wenn dies auch geleistet wäre: so ist doch richtig, daß nur die genaue Bekanntschaft des gegenwärtigen Zustandes des Körpers die Kur bestimmen müßte. So lange also die Pathologie noch eine Sammlung von Hypothesen, und der Begriff der Nosologie nicht einmal festgesetzt ist, bleibt, auch bey allen ausgedachten Hülfsmitteln, der wahre Zustand eines Kranken noch immer problematisch. Der Obersatz einer Indikazion ist daher ungewiß; wird der Untersatz gewisser seyn? Nein! man weiß eigentlich gar nichts von ihm, und die Aerzte thun als wenn sie seiner

gar

gar nicht bedürften. [Frage doch einen Arzt, was im Körper vorgehen muß, wenn der Schlag, die Gicht, der Zahnschmerz geheilt werden soll? Wenn du ihm lange genug zugehört haſt, ſo wirſt du finden, daß er dir mit großer Wichtigkeit geſagt hat: der Körper müſſe wieder geſund werden.]

Von der Indikazion geht der methodiſche Arzt zu den Mitteln. (Indicatum). Wie fängt er es nun an, das Indicatum herauszubringen? Darüber ſind die Aerzte nicht ganz einig. Einige, beſonders die ältern, haben die Mittel in verſchiedene Klaſſen getheilt, als z. B. Alterantia, Cathartica, Diuretica, Emetica, Cholagoga, Hydragoga, Sialagoga, Panchymagoga, Sudorifera, Analeptica, Emenagoga, Anapnoica, Roberantia, Diluentia, Purificantia, Narcotica, Incidentia, Solventia, Cordiaca, Cephalica, Antiphlogiſtica, Antiſcorbutica, Antiſeptica, und noch eine große Menge in Anti, Diapnoica, Abſorbentia, Confortantia, Diſcutientia, Aperientia, Attenuantia, u. ſ. w. und wenn ſie dann fanden, die Indikazion ſey, daß man alterieren, purificieren, Schleim abführen, der Fäulniß wehren, auflöſen, u. ſ. w. müſſe: ſo wußten ſie gleich, welches Regiment von Mitteln ſie dürften ausrücken laſſen, um der Krankheit zu wehren. Andere, beſonders die neuern, haben dieſen ſchönen und bequemen Weg verlaſſen, und außer den Abführungen und Ausleerungen, welche Ausdrücke ſie beybehalten, ſogleich die Mittel ſelbſt indiciert ſeyn laſſen; und ſo ſagen ſie, es ſey Opium,

China,

China, Merkurius u. s. w. indiciert. Eine ganz neuere Sekte sieht nur darauf, ob die Lebenskraft hinauf oder herab gesetzt werden müsse. Das letztere sollen sie besonders in ihrer Gewalt haben, wiewohl ich noch zweifle ob sie darin vor den übrigen einen Vorzug besitzen. Bey aller dieser Verschiedenheit der Aerzte treffen sie aber wieder in dem Punkte zusammen, daß sie gleich verlegen sind, um den Grund anzugeben, woher sie (die Ausleerungen und einige wenige iedermann in die Augen fallende Zustände ausgenommen) wissen, daß das Indikatum der Indikazion entsprechen müsse. Sie hatten dazu nur zwey Wege, Schlüsse a priori, oder die Erfahrung. Auf das erste halten sie selbst nicht viel, und wie es mit dem andern stehe, werde ich dir weiter unten zeigen.

Der Begriff des Objekts der Medicin ist (wie du siehst) sehr schwankend. Wird also wohl ihre übrige vorgegebene Kenntniß besser seyn können? Wir wollen annehmen, alle bisherigen Schwierigkeiten entstunden nur aus der Unsicherheit, die wahre Beschaffenheit des Objekts der Medicin in der Erfahrung zu kennen; würde aber das Objekt hypothetisch angenommen, so wären ihre Sätze gewiß. Nach dieser Voraussetzung haben wir nun folgende Frage zu beantworten: hat die Medicin gewisse Sätze aus denen sich erkennen ließe, wie ein gegebener kranker Zustand (der also nicht erst erkannt zu werden braucht) geheilt werden könne? Solche Sätze müßte sie entweder a priori

oder

oder a posteriori haben. Zuerst also laß uns sehen, wie es mit den Schlüssen, dann, wie es mit den Erfahrungen der Aerzte stehn.

[Die Medicin kann ihre Sätze weder aus ihr selbst noch aus andern Wissenschaften beweisen — Nicht aus ihr selbst: denn sie hat keine Erklärungen die das Wesen ihrer Objekte bestimmten, keine Axiome, und noch weniger Postulate —](Ich halte mich hiebey nicht auf, weil die Sache zu offenbar nach dem bisher Gesagten in die Augen fällt; hast du aber noch Zweifel, so gehe hin und lasse dir von dem geschicktesten Arzt ein seiner Wissenschaft eigenthümliches Postulat sagen). —Nicht aus andern Wissenschaften: denn welche kann über den lebenden Körper außer ihr entscheiden? [Die Mathematik nicht: denn diese kann nur angewandt werden, wenn alle Bedingungen ihrer Anwendung bekannt sind; da diese aber in der Medicin nicht a priori bekannt sind, so müßten sie aus der Erfahrung bekannt werden, und daß dies der Fall nicht sey, werde ich dir weiter unten zeigen. Die Fysik auch nicht: denn sie behandelt nur den todten Körper, und kann keine innere Bewegung des lebenden Körpers erklären. Die Chemie auch nicht: durch sie lerne ich einen Körper nur in so fern kennen, als er neue Verbindungen eingeht, und also aufhört zu seyn was er ist. So lang er lebt, und also dadurch das Vergmögen hat sich in seinem eigenthümlichen Zustand zu erhalten, ist er kein Gegenstand der Chemie. Die Chemie lehrt nur

todte

Leontes.

Iſt euch die Zunge gebunden, meine Königin? Redet ihr --

Hermione.

Ich dachte, mein Herr, ich wollte nicht eher reden, bis ihr ihn genöthigt haben würdet zu ſchwören, daß er nicht länger bleiben wolle. Ihr bittet ihn zu kaltſinnig. Sagt ihm, ihr ſeyd verſichert, daß in Böhmen alles wohl ſtehe; ihr hättet erſt geſtern Nachrichten erhalten; ſagt ihm das, ſo habt ihr ihn aus ſeinem beſten Poſten getrieben.

Leontes.

Wol geſprochen, Hermione.

Hermione.

Wenn er ſagte, es verlange ihn ſeinen Sohn wieder zu ſehen, das wäre was geſagt; und ſo bald er das ſagt, ſo laßt ihn gehen; und ſchwört er es ſey ſo, ſo ſoll er nicht länger bleiben; wir wollten ihn eher ſelbſt mit Steken forttreiben -- (zu Polixenes.) Ich will es doch wagen, nur noch eine Woche von Eurer Königlichen Gegenwart zu entlehnen. Wenn ihr dereinſt meinen Herrn in Böhmen aufnehmen werdet, ſo will ich's euch dagegen ſchriftlich geben, daß ihr ihn einen Monat über den beſtimmten Tag der Abreiſe behalten ſollet: Und doch, ſey verſichert, Leontes, daß ich dich nicht weniger lieb habe als irgend eine Frau in der Welt ihren Herrn liebt. Wollt ihr bleiben?

kodte Körper kennen. Die Masse des menschlichen Körpers, nicht seine Funkzionen, sind ein Gegenstand der Chemie. Wenn ich nach Art der Skeptiker verfahren wollte, so könnte ich dir die Widersprüche anführen, die sich unter den mechanischen und chemischen Aerzten, und dann unter jeder Klasse insbesondere finden; ich könnte dir zeigen, welche wichtige Rolle bald das Salz, der Merkur und der Schwefel, bald die Säure, das Eisen und die Erde, bald das Alkali, die Feuchtigkeit und das Flogiston (ein Stoff, den niemand noch mit irgend einem Sinne entdecken, noch mit irgend einem Schlusse beweisen konnte) und noch viele andere Stoffe spielten, bis jetzt der Sauerstoff- und Kohlenstoff nebst dem Stickstoff an die Reihe kommt. Ich könnte dir die Widersprüche anführen, die sich zwischen den theoretischen Behauptungen und den Kurvorschlägen der Aerzte fanden; wie z. B. eine neue Theorie der Schwindsucht, daß sie in einer Ueberladung mit Sauerstoff bestehe, die Kurart erzeugte, den Kranken Stick-Gas in gröserer Quantität, als sich schon in der athmosfärischen Luft findet, athmen zu lassen: da doch nach den Versuchen dieser Herren die Lungen nicht Stickstoff sondern nur Sauerstoff beym Athmen aufnehmen, und sie sich also nichts zu versprechen haben, als daß sich ihre schlechte Luft nicht so oft athmen läßt als eine bessere. Ich könnte dir zeigen, wie andere Aerzte schon die besten Erfolge von dem Einathmen des Sauerstoff-Gas erfahren haben, ehe sie noch wußten

ten daß auf einer Insel das Stick-Gas dies Wunder bewirkt habe. Dies und noch viele hundert solche chemische Meisterstücke der Aerzte konnte ich dir anführen, und alles schön mit Citaten unter dem Text belegen, daß es so gelehrt aussähe als eine neumodische Dissertazion, wenn ich mich der skeptischen Methode bedienen wollte: aber ich will nicht gegen die Aerzte schreiben, sondern nur dich darauf aufmerksam machen, ob du dir bey dem Studium der Medicin mehr Beruhigung und Gewißheit zu versprechen habest, als in der Filosofie.

„Die Medicin ist freylich keine Wissenschaft, a priori, weder durch sich selbst noch durch Hülfe anderer Wissenschaften; aber sie hat doch sichere Erfahrungssätze, die, wenn gleich ihre Anwendung sehr mißlich ist, doch an sich durch die Erfahrung hinlänglich bestättigt sind.“ — Diese letzte Ausflucht, um sich bey der Ehre einer Wissenschaft zu erhalten, will ich nun einer Prüfung unterwerfen.

Erfahrung heißt die genaue Beobachtung, wie, etwas durch etwas anders von Moment zu Moment gewirkt wurde. So lange ich dies nicht beobachtete, kann ich meine Beobachtung noch für keine Erfahrung halten; sie ist nichts als eine Bemerkung, und muß noch erst zur Erfahrung erhoben werden. Um Erfahrung zu haben, ist auch, wie sich aus der Erklärung ergiebt, vorzüglich nöthig, daß das Etwas, von dem ich den Erfolg beobachte, der einzige.

zige Grund der Wirkung seyn könnte; wenn noch andere Ursachen die Wirkung hätten hervorbringen können, so habe ich keine Erfahrung über die Wirkung meines beobachteten Gegenstandes. Vor allem aber muß ich mich hüten, meine Schlüsse nicht für Erfahrung auszugeben. Wir wollen nun sehen, wie es mit den medicinischen Erfahrungen stehe, wenn wir sie nach diesen dreyen unter den Namen Sophisma post hoc vel cum hoc, ergo propter hoc; Fallacia non causae ut causae, und vitium subreptionis längst bekannten Regeln prüfen. Die Ausleerungs- und Betäubungs- und einige wenige andere Mittel dürften allein diese Probe aushalten: denn wenn ich Brechweinstein einnehme, so fühle ich, wie nach und nach der Ekel zunimmt, und der Erfolg bestimmt sich nach der Quantität. Ein gleiches geschieht beym Purgieren, bey Urin treibenden- Speichelfluß- erregenden, Blasen ziehenden und Schlaf machenden Mitteln. Ueber die Wirkung dieser Mittel hat die Medicin Erfahrung; nur Schade aber, daß sie nicht eben so sichere darüber hat, wann ihr Gebrauch heilsam ist.

Der Zweck der Medicin ist Vorhersagung des natürlichen Erfolgs der Krankheit, und, wenn es möglich, Heilung derselben, wo sie entweder gar nicht von der Natur, oder nicht so bald oder so sicher zu erwarten war. Ich will dir nun die Gewißheit der sich auf die erste Absicht beziehenden oder der semiotischen, dann der sich auf die zweyte

bezie-

beziehenden, oder der therapeutiſchen Erfahrungen in der Medicin vorlegen.

Ich könnte hier die vielen Beyſpiele anführen, in welchen von berühmten Aerzten Perſonen das Leben abgeſprochen wurde, welche die Aerzte überlebten; ich könnte dich auf die Verlegenheit aufmerkſam machen, in welcher die Aerzte ſind, wenn ein Laye wiſſen will was den Pazienten eigentlich fehle, wie groß die Gefahr ſey, und wie lange die Krankheit dauern werde; ich könnte dich auf den Wechſel der Mode aufmerkſam machen, dem die Zeichen unterworfen ſind: wie nemlich ſonſt der Urin eine ſehr große, und vor 300 Jahren faſt die einzige Rolle ſpielte, mit welcher Genauigkeit dann wieder der Pulsſchlag beobachtet wurde, wie nun vorzüglich auf den Habitus geſehen wird; wie ſich viele Aerzte nur mit einem flüchtigen Blick begnügen, und dafür mit den Kranken ein peinliches Verhör anſtellen, und wie man durch alle dieſe Scharlatanerien zu Geld und Anſehen gelangte. Ich könnte dich auf die Streitigkeiten berühmter Aerzte verweiſen, wo der eine behauptete, es fehle in der Lunge, der andere, in der Leber, und der dritte, in dem Magen. — Ich könnte dir eine Menge ſolcher Skandalen der Medicin aufführen: aber ich will mich unmittelbar nur an die Wiſſenſchaft ſelbſt halten, und ſehen ob ſie nur einen Weg einſchlägt, auf dem ſie einige Fortſchritte zur Gewißheit machen kann.

Unter den natürlichen Zeichen müſſen zwey Gattungen niemals verwechſelt werden. Die

erſte begreift diejenigen, bey welchen der Kauſalzuſammenhang mit dem Bezeichneten durch die Erfahrung klar erkannt wird; z. B. wenn man von der Richtung einer frey ſchwebenden Nadel auf den Ort eines Magnets ſchlieſſt. Die andere begreift diejenigen, wo bloß ein beſtändiges Zugleichſeyn beobachtet wurde, ohne daß ſich eine Verbindung erkennen läßt; z. B. wenn der Aufgang eines Sternes als Zeichen des bald erfolgenden Aufgangs eines andern angenommen wird. — Beyde Zeichen dürfen nie verwechſelt werden; denn die erſten offenbaren etwas von der Natur der bezeichneten Sache, die andern aber nicht. In der Semiotik iſt aber dieſer Unterſchied noch nie beobachtet worden. Die Zeichen ſind ohne Unterſchied angegeben, ſie mögen nur Beobachtungen ſeyn, daß ein Zufall auf dieſes Zeichen öfters folgte, oder ſie mögen die Einſicht enthalten, daß durch dieſes Zeichen ein beſtimmter Zuſtand des Körpers erkannt werde.

Wie es mit dem eigenthümlichen Kennzeichen der Krankheiten (ſignum pathognomicum) beſchaffen ſey, wirſt du aus dem, was ich dir ſchon über die Beſchreibungen der Krankheiten geſagt habe, ſelbſt einſehen können. So lange die Pathologie und Noſologie in keinem beſſern Zuſtand iſt, kann auch die Semiotik, in ſo fern ſie ſich auf jene gründet, in keinem beſſern Zuſtande ſeyn. Sie könnte aber von allen andern Wiſſenſchaften unabhängige reine Beobachtungen haben, die durch eine groſſe Menge Fälle zu der Induktzion berechtigten, daß auf ein

Zei-

Zeichen etwas gewiß erfolge. Es könnte seyn, ich kenne aber keine solche Fälle; in allen Lehrbüchern sind sie theils mit den Fällen, die man sich erklären will, vermischt; theils haben sie immer die Klausel bey sich: aus einem Zeichen allein kann man aber nicht mit Gewißheit schließen. Die Vorhersagungen des Hippokrates haben diese Klausel nicht, so wie er auch in allen aforistischen Schriften meistens kategorisch spricht; allein man hat hier wieder den Nachtheil, daß man nicht leicht eine Behauptung des Hippokrates anführen kann, welcher nicht eine andere widerspricht. Die gelehrten Aerzte geben zwar dies nicht zu, und vereinigen alle Stellen so schön mit einander, als die Theologen das Geschlechtsregister des Lukas und Mattheus; aber du wirst finden, daß diese Vereinigung dir etwas wider den Mann gehen wird.

Der nächste Zweck der Semiotik ist nicht sowohl Bestimmung der Krankheit, als des Grades, des Ganges, der Dauer und der Gefahr derselben. Die Kenntniß der Art der Krankheit hat man schon in der Pathologie und Nosologie gelernt, (wie man dafür hält) und die Semiotik giebt das Uebrige. Was den Grad der Krankheit betrifft, so ist dies eine so leichte Sache, daß Arzt, Pazient und Wärter sehr gut wissen, ob die Krankheit leicht oder heftig ist; was aber den Gang der Krankheit betrifft, so stoßen die Aerzte auf sehr viele Schwierigkeiten, worüber sie auch in verschiedene Sekten zerfielen. Einige sind noch Anhänger der alten Lehre

von dem bestimmten, nach guten und bösen Tagen vorherzusagenden Gang der Krankheiten, oder den Krisen; andere halten dies für ungegründet, und erklären die Sache für einen Ueberrest des Tagewählens; noch andere glauben, die Krankheiten bänden sich nicht mehr an das alte Herkommen, und suchen die Veränderung zu erklären. Hier auszumachen wer Recht habe, das wirst du um so weniger von mir fodern, da es meine Kräfte übersteigen würde, indem ich noch keine neue Wissenschaft der Medicin besitze, und die Frage aus der bisherigen nicht zu beantworten ist: allein das ist richtig, daß die Lehre von den Krisen, gereinigt vom abergläubischen Tagewählen, für die Semiotik weit wichtiger ist als manche Aerzte glauben. Halten die Krankheiten keinen bestimmten Gang, haben sie nicht ihre Höhe, auf der sie sich entscheiden müssen, so kann es auch keine sichern Zeichen ihres Ausganges geben; der Theil der Semiotik, der die eigentlichen Krankheiten, wo der Pazient sichre Genesung oder den Tod zu hoffen hat, (morbus acutus) zum Gegenstande hat, wird dadurch völlig unmöglich, und es bliebe nur der Theil übrig, der die Heilbarkeit oder Tödtlichkeit und die kurze und längere Dauer langwieriger Uebel (morbus chronicus) beurtheilt. In diesem Theil der Semiotik werden aber die Aerzte so oft von der Erfahrung beschämt, daß es unnöthig ist, über dessen Gebrechlichkeit ausführlicher zu seyn.

Die Dauer der Krankheit vorher zu sagen, dazu gehört die Kenntniß des Ganges der Krankheit; so

lange

lange man also darüber keine Erfahrung hat, wird man auch über die Zeichen der Dauer in Unges wißheit bleiben. Um aber Erfahrungen machen zu können, muß man wissen, was man erfahren will: so lange man keine bestimmten hypothetis schen Fragen hat, kann auch die Erfahrung keine kategorischen Antworten geben. So lange die Aerzte noch nicht über einen bestimmten logisch mögs lichen Begriff von Krisis einig sind, können sie auch nicht einmal Erfahrungen darüber anstellen. Ehe die Semiotik auf Erfahrungen ausgehen kann, muß ihr schon die Pathologie vorgearbeitet und alle Fragen vorgelegt haben, über deren Beantwors tung sie entscheiden soll. Alle Meinungen über die Zeichen aus Urin, Puls, Stuhlgang, Schweiß, Zustand der Sinnenwerkzeuge u s. w. sind nichts als Einfälle, so lange der Zusammenhang der Funks zionen mit diesen Erscheinungen nicht fysiologisch und pathologisch erkannt ist, so lange jedes Zeichen dadurch nicht genau auf das, was es bezeichnen kann, beschränkt wird, und man noch im allgemeis nen sagt: dies ist ein gutes oder schlimmes Zeichen — anstatt daß man sagen sollte: dies Zeichen bestimmt diesen oder jenen Zustand gewisser Funkzionen, die im Ganzen so viel oder so wenig zur Fortdauer des lebenden Körpers beytragen. Diejenigen Erscheis nungen am lebenden kranken Körper, die noch nicht auf diesem Weg als Zeichen konnten gebraucht wers den, müßten genau von den andern getrennt wers den, und dann erst, wenn man wüßte was sie nicht

bedeuten können, ließe sich eine Beobachtung dessen, was sie bedeuten möchten, anstellen.

Wie sehr sich die Aerzte in ihren Urtheilen über die Gefahr einer Krankheit betrügen müssen, ist aus dem bisher gesagten klar, und wird durch die tägliche Erfahrung hinlänglich bestätigt. Die semiotischen Erfahrungen der Aerzte sind also so gut als keine, und zur Begründung einer Wissenschaft bisher noch völlig unbrauchbar. Werden die therapeutischen besser seyn?

Nach dem, was ich dir schon über das Mangelhafte der Kenntniß des kranken Zustandes überhaupt, über den Mangel richtiger Beschreibungen der Krankheiten, und über die Ungewißheit der Vorhersagungen gesagt habe, ist es nicht zu erwarten. Die Streitigkeit der Aerzte darüber, ob es solche Mittel gebe, die ganze Krankheiten heben, ohne einen andern wichtigen Einfluß auf den Körper zu haben, (specifica) oder ob es nur Mittel gebe, die durch gewisse Einflüsse einzelne Zufälle aufheben, (symptomatica) zeigt schon an, daß sie in ihren therapeutischen Erfahrungen so wenig wissen, was sie eigentlich erfahren wollen, als in ihren semiotischen. So lange der Pathologie und Nosologie noch nicht ihr bestimmtes Gebiet angewiesen ist, läßt sich auch über das Daseyn oder den Mangel specifiker Mittel gar nicht entscheiden; und so lange der kranke Zustand nicht besser eingesehen wird als bisher, leh-

ren auch die Erfahrungen im Grunde nichts, als daß man gewiſſe Dinge einnehmen kann, ohne zu ſterben.

Ueber die Wirkung der Ausleerungsmittel hat man zwar ziemlich hinlängliche Erfahrungen; aber die verſchiedenen Methoden berühmter Aerzte, wo der eine z. B. oft überzeugt iſt, ſeinen Pazienten durch ein Brechmittel gerettet zu haben, während der andere im gleichen Falle behauptet, daß ein Brechmittel den Pazienten getödtet haben würde, — beweiſen, wie ſchwankend die Erfahrungen über den Nutzen der Ausleerungen ſelbſt ſind.

Anſtatt mich in einen weitläuftigen Beweis einzulaſſen, wie wenig auf die Erfahrungen der Aerzte zu rechnen iſt, weil ihnen gewöhnlich faſt alles abgehet was zu einer genauen Erfahrung erfodert wird, will ich dir lieber an einigen Beyſpielen zeigen, wie dieſe Erfahrungen beſchaffen ſind, und dazu eine ſo häufige Krankheit wählen, daß man glauben ſollte, ſie hätten Gelegenheit genug gehabt Erfahrungen über ſie zu ſammeln, und ſo oft gebrauchte Mittel, daß man, wenn man die Menge der Fälle, in denen dieſe Mittel gebraucht werden, betrachtet, nothwendig glauben ſollte, ſie hätten darüber ſo viel ſichere Erfahrungen, als die Fyſiker über die Wirkung des Magnets und der Elektricität.

Dieſe Krankheit ſey das kalte Fieber; und ich will dir nur einige der vielen Mittel vorlegen, die

Polixenes.

Nein, Madam.

Hermione.

Ich laſſe mich nicht ſo kurz abweiſen.

Polixenes.

Ich kan nicht, wahrhaftig.

Hermione.

Wahrhaftig? Das iſt ein zu ſanfter Schwur um mich abzuſchreken; aber wenn ihr auch die Sterne aus ihren Kreiſen herunterſchwören wolltet, ſo würd' ich doch ſagen: „Nein, mein Herr, ihr ſollt wahrhaftig nicht gehen;“ einer Dame ihr Wahrhaftig gilt ſo viel als eines Herrn ſeines. Wollt ihr nun dennoch gehen? So zwingt ihr mich, daß ich euch als einen Gefangnen, nicht als einen Gaſt zurükbehalten muß; dann könnt ihr bey eurer Abreiſe euer Koſtgeld bezahlen, und euch eine Dankſagung damit erſparen. Was ſagt ihr dazu? Was wollt ihr lieber ſeyn, mein Gefangner oder mein Gaſt? Bey euerm furchtbaren Wahrhaftig, eines von beyden müßt ihr ſeyn.

Polixenes.

Alſo euer Gaſt, Madam: Euer Gefangner zu ſeyn, würde eine Beleidigung vorausſezen, und dieſe zu begehen würde mir ſchwerer fallen als euch, ſie zu beſtraffen.

Hermione.

alle dieſe Krankheit ſchon geheilt haben, und dann wollen wir wieder die Menge der Krankheiten ſehen, die durch einige dieſer Mittel geheilt werden. Welch Wunder iſt es, daß ſo viele Perſonen das Fieber nicht los werden können, und ſo viele dieſe Mittel brauchen und krank bleiben?

Das Fieber wurde geheilt 1) durch Säuren, vorzüglich durch milde Schwefelſäure (ſpiritus ſulphuris), Zitronenſäure und Eſſig, aber auch 2) durch Alkali und vorzüglich durch Salmiakgeiſt, und 3) durch Neutralſalze, von deren Wirkung ein berühmter Arzt, Sylvius, ſo überzeugt war, daß er das Digeſtivſalz ſal febrifugum nannte. Zu unſern Zeiten fürchten ſich die Fieber wenig mehr davor. 4) Abſorbierende Erden und 5) Vitriol ſollen es auch ſchon geheilt haben; 6) Spießglas in verſchiedener Geſtalt; 7) Arſenik, während es das gerühmteſte Andidotum dagegen, 8) der Schwefel, auch ſchon heilte, und außer 9) Dippels thieriſchem und 10) dem Terpentinöhl, 11) das gelinde Leinöl gleichfalls wirkſam war. 12) Der Alaun. Ich übergehe die einzelne Anführung der Wurzeln, Saamen, Blüthen, Stengel und Blätter der vielen Pflanzen, die 13) das Fieber geheilt haben. Daß ſich 14) die Amulette auch ſehr kräftig bewieſen, und daß 15) die ſympathetiſchen Kuren noch in ſolchem Anſehen ſtehen, daß man Zuflucht zu ihnen nimmt nachdem man von den größten Aerzten iſt verlaſſen worden, iſt ein Beweis der trefflichen Erfahrungen,

mit

mit welchen das Publikum zu Zeiten die Medicin bereichert. Das Eisen 16) hat es auch schon so geheilt, und 17) das Opium eben sowohl; auch war mancher schon so glücklich, es 18) durch kaltes, und ein anderer 19) durch warmes Wasser zu vertrinken. Auch 20) Queckſilbersalze sind wirksam, nicht weniger 21) auch ein Schluck Wein oder 22) Brandtewein. Wenn aber alles nichts hilft, und der Körper, wie einige wollen, von allem Unrath gereinigt ist, — welche Ausleerungen 23) öfters das Fieber schon allein heilten — so ist 24) die China ein Specifikum, und wenn dieses Specifikum nicht hilft, wie öfters geschieht, so wartet der Pazient, bis es von selbst vergeht, welches der am häufigsten vorkommende Fall seyn möchte. — Welche Erfahrungen können dies seyn, welche Mitteln einerley Wirkungen zuschreiben, die sie in andern Fällen als einander entgegengesetzt darstellen?

Nun wollen wir sehen, welche Menge von Krankheiten wieder einige dieser Fiebermittel heilen. — Zuerst die China. Daß sie das Fieber heilt, darüber sind die neuern Aerzte einig, obgleich manche Personen mehr als ein Pfund verzehrten, und es doch behielten; aber wie man sie geben soll, darüber sind sie schon wieder getheilt. Soll man sie kurz vor oder nach dem Paroxysmus geben? in starker oder getheilter Dosis? Darüber widersprechen sich die Meinungen der Aerzte, die sie mit Bescheidenheit für Erfahrungen ausgeben. Ist mit dem Fieber

eine Art Gelbſucht verbunden, ſo verbieten einige die China: andere ſagen, man könne ſie in dieſem Falle nicht geſchwinde genug geben. Einige haben die nachtheiligſten Folgen erfahren, wenn die China gegeben wurde ehe die erſten Wege gereinigt waren: andere klagen ſich an, daß ſie im Anfange ihrer Praxis verſäumten, aus Furcht vor Unreinigkeiten, Entzündungen, Verſtopfungen u. ſ. w. die China ſogleich zu geben. Ihr Nutzen in anhaltenden Fiebern iſt bey Vielen außer Zweifel. In den Blattern thut ſie auch gute Dienſte, wie auch in den Maſern. In den Bruſtkrankheiten iſt ſie ganz vortrefflich, wie einige behaupten, während andere das Gegentheil erfahren. In der Abzehrung (phtiſis) hat ſie nach einigen auch ſchon geholfen, und nach andern geſchadet. Kürze halber will ich nur die Krankheiten herſetzen, worin einige Aerzte ihre heilſame Wirkung erfahren haben, ohne zu berühren daß andere auch das Gegentheil erfahren haben. Im Schleichfieber, (F. hectica) im Keichhuſten, ſogar in der Epilepſie. Flutflüſſe und Blutſpeyen hat ſie ſchon geſtillt. Sie bewahrt vor der Fäulniß, und iſt daher im faulen Fieber, im heiſſen und kalten Brand ſehr heilſam. Sie treibt auch die Würmer ab, und verjagt Gicht und Podagra. In der engliſchen Krankheit iſt ſie ein ſo treffliches Mittel, daß es unbegreiflich iſt wie noch ſo viele tauſend Menſchen daran leiden. Die Skrofeln löſt ſie auf, und die Dyſenterie ſtopft ſie. Wider die Flüſſe (rheumatismus) iſt ſie ganz vortrefflich, und den Krebs,

eine

eine bis jetzt noch unheilbare Krankheit, heilte sie schon vor vielen Jahren. Ueberhaupt stärkt sie; hysterische und hypochondrische Personen finden Trost und Hülfe bey ihr, und die Wassersüchtigen stellen den Ton ihrer Fibern dadurch her.

Du wirst, wenn du nun noch die Kräfte der Salze, des Spießglases, des Opiums aufsuchst, dich verwundern, wie es noch kranke Menschen geben könne. Das Opium leistet nicht allein in allen Krankheiten, die wir bey der China angegeben haben, etwa die Würmer und die Gelbsucht ausgenommen, nach den Erfahrungen einiger Aerzte trefliche Dienste, sondern er stillt auch noch die Schmerzen der Kolik, der Zähne und des Hauptes. Er ist gut in der Melancholie, in der Raserey und in der Wasserscheu. Er lindert die Bleykolik und die Cholera, ist treflich wider die Pest und den Tetanus, heilt die Lustseuche, hebt Augenentzündungen, und erleichtert die Engbrüstigen.

Die Salze sind treflich auflösende Mittel, und es giebt wenig Krankheiten, wo nicht das eine oder das andere von ihnen von der wohlthätigsten Wirkung ist. Die Säuren hindern die Fäulniß und kühlen, stillen Blutungen, lösen auf, und befördern die unmerkliche Ausdünstung. — Das Spießglas in seinen verschiedenen Bereitungen ist auch schon in so vielen Fällen bewährt gefunden worden, hat sonderlich so viele Kraft in den meisten Hautkrankheiten

ten

ten bewieſen, daß, wenn man dies Verzeichniß der Hautkrankheiten noch zu denen ſetzt, die ich dir bey der China und dem Opium gegeben habe, und noch das über alles ſtärkende Eiſen dazu nimmt, du kaum begreifen wirſt, wozu die übrigen Tauſende der Mittel, die die Aerzte in ihre Materia medica aufgenommen haben, noch dienen ſollen; und doch ſind wenige darunter, die nicht zu gewiſſen Zeiten von einigen praktiſchen Aerzten für unentbehrlich wären gehalten worden.

So ſieht es mit den Erfahrungen der Medicin aus. Sie hat alſo weder durch das, was ſie auf den Weg der Schluſſe findet, noch durch das, was ſie auf Erfahrung gründet, einen Anſpruch auf die Ehre eine Wiſſenſchaft zu heiſſen.

Unterſuchen wir ihre Gewißheit in der zweyten oben angegebenen Rückſicht, auf dem Wege der Erfahrung; geben wir Acht, wie die Vorherſagungen der Aerzte eintreffen, wie ſicher ſie die Kranken heilen, denen ſie Hoffnung zur Geneſung machen, und wie nothwendig diejenigen ſterben, denen ſie das Leben abſagen; wie viel geſunder, dauerhafter und ſtärker die Nazionen, wo die Medicin vorzüglich kultiviert wird, gegen andere ſind, die ſie kaum dem Nahmen nach kennen: ſo wird der Ausſpruch für ſie um nichts günſtiger als auf dem Wege der theoretiſchen Unterſuchung ausfallen. Fügen wir noch dazu, wie unnöthig das Publikum oft von den

Gril-

Grillen der Aerzte schikaniert wird; wie man es, wenn es nicht so klug ist an die Erfahrung zu glauben, für nichts und wieder nichts in Angst zu setzen sucht; wie jetzt z. B. mit der Bleyglasur, da doch, wer sehen will, nur die armen Leute betrachten darf, die in dergleichen Geschirr nicht nur kochen sondern auch darauf essen, und also in Einem Jahre mehr solcher Glasur verzehren, als sich in der größten Haushaltung durch bloßes Kochen in hundert Jahren auflöst, und frisch und gesund dabey bleiben; werfen wir einen Blick auf die der Erfahrung widersprechenden Vorschriften, die sie uns für die Erziehung unserer Kinder geben, und auf die nichtigen Bedenklichkeiten, die sie uns unter dem Namen Diätetik so gern einstreiten möchten, um uns desto sicherer zu Sklaven ihres Eigendünkels oder Eigennutzes zu machen; geben wir Acht, wie widersprechend sie bald zu dem Gebrauch einer Sache, bald davon abrathen; wie sie uns die höchste Schädlichkeit von Dingen beweisen, die der Lieblingsgenuß unserer in hohem Alter verstorbenen Vorfahren waren: so wird keine nähere Untersuchung des Nutzens der Medicin auf dem Wege der Erfahrung nöthig seyn; das bisher gesagte wird keinen Zweifel übrig lassen, daß er bis jetzt immer noch negativ war.

Glaubst du aber, daß mit der Ausübung der Medicin mehr Vergnügen verbunden ist als mit andern Fakultäts-Wissenschaften, so betrügst du

dich

dich sehr. Ich will dir nicht die Unannehmlichkeiten der Praxis, daß man in die ekelhaftesten Löcher gehen, sich immer der Gefahr der Ansteckung aussetzen, und den Eigensinn der Pazienten ertragen muß; daß man keine bestimmte Zeit zur Ruhe und Arbeit hat; daß man dem Neid und der Verläumdung ausgesetzt ist, und noch mehrere dergleichen Unannehmlichkeiten, anführen; denn ich weiß, daß dich dies nicht abschrecken würde, und dich auch, wenn du sicher wärest etwas Gutes zu stiften, nicht abschrecken sollte: sondern ich will dich darauf aufmerksam machen, daß du die einzigen Vortheile die die Medicin geben kann, Ehre und Reichthum, nur dadurch erlangen wirst, daß du dich unter die Künste der Scharlatanerie beugst, und daß du in der Medicin, wenn du nicht verfolgt werden und darben willst, eben so wenig von der Freyheit zu denken Gebrauch machen darfst, als in einer andern Wissenschaft.

Ueber nichts ist das Publikum weniger aufgeklärt als über die Medicin. Ohne Kenntniss und Bescheidenheit richtet es dreist über das Verdienst des Arztes. Gesund ist ihm der Arzt ein Gegenstand seines Spottes, und krank wirft es sich mit blindem Vertrauen in seine Arme. Staunend über die Kenntnisse, in deren Besitz es die Aerzte glaubt, verläßt es sie oft, um die Hülfe einer alten Bettel, eines Abdeckers und Henkers anzuflehen. Es braucht was diese ihm rathen, und nimmt mit gleichem

chem Zutrauen das gefährlichſte Mittel und ein unwirkſames Amulet aus ihren Händen an. Das ganze Anſehen, das die Medicin genießt, dankt ſie dem immer noch fortdauernden Wunderglauben; und der Grund, warum die meiſten Pazienten jetzt von dem Arzte Geſundheit erwarten, iſt völlig gleich vernünftig mit dem, aus welchem ſie ſonſt glaubten, daß ihnen der Hirt ihren Hausdieb im Spiegel zeigen werde *).

Die Aerzte ſelbſt ſind aber im Durchſchnitt über das Vertrauen, das ihre Kunſt verdient, nicht viel beſſer aufgeklärt als das Publikum. Mit wichtiger Miene ſehen ſie daß der Pazient unter ihren Händen ſtirbt, und brauchen in ähnlichem Falle wieder die nehmliche Kur, weil ſie gelernt haben, daß dieſe und jene Mittel in dieſer oder jener Krankheit gut ſind. Mit Eifer ſchreien ſie gegen die Afterärzte, unter deren oft unſchädlicher Windbeuteley ſehr viele Kranke geneſen, die ihre gelehrten Hände dem Grabe nahe brachten. Mit unerbittlicher Strenge fodern ſie vom jungen Arzte Kenntniſſe, die nicht in der geringſten Verbindung mit

*) Man zieht daher einen alten Dummkopf jederzeit einem jungen denkenden Mann vor; denn weil jener durch ſeine Fehler und Ungeſchicklichkeiten der Menſchheit lange Zeit hindurch ſchädlich geweſen iſt, ſo ſagt man: der Mann hat Erfahrung.

mit der Kunst Kranke zu heilen stehen. Um sich in ihrem wissenschaftlichen Traume nicht stören zu lassen; um die sogenannten Afterärzte, — die, wenn nur dadurch entschieden werden müßte, von wem sich die meisten Pazienten geheilt glauben und zu wem das Publikum daher das meiste Zutrauen hat, ihnen oft den Rang ablaufen würden, — desto sicherer von der einträglichen Praxis zu verdrängen, und um durch die Masse das zu ersetzen, was der Kraft abgeht, errichteten sie unter sich Komplotte, denen sie den Nahmen Collegia medica erschlichen haben, und in welche sie die besser Denkenden hinein zwingen, um sie desto sicherer mit ihrem geistigen Faulfieber anzustecken. Diejenigen aber, welche sie gegen diese Ansteckung zu sehr präserviert glauben, suchen sie mit Gewalt auszuschließen, und weichen nur dem oberherrlichen Machtspruch, wenn jene unglücklich genug sind, sich, um nicht zu verhungern, in eine solche Menschenart eindrängen zu müssen.

Da du jene kollegialische Klasse von Aerzten in dem zunftreichen N** so wie sie jezt ist, selbst beobachten kannst, so will ich dir aus Gideon Harvey, Königl. Großbrittannischem Leibarzt, das merkwürdigste anführen, wie dieser schon vor hundert Jahren die Kollegia schilderte, und was er über sie urtheilte.

Die Form, wonach sie den geschicktesten Mann, der nicht von ihrer Klique ist, behandeln, ist noch immer

mer dieſelbe; ſie heißt, wenn er ſich bey dem Dekan meldet: Tu ad locum unde veniſti, revertere, et inde membris noſtris ſingulis capite nudo, et vultu demiſſo, libellum ſupplicem exhibiturum te ſiſtas, ut tui in ipſorum collegium admittendi tibi copiam facere ipſis libeat, atque omnium ſuffragia adeptus huc reverteris, et in iſtius tabulae imo te collocabis, capite aperto, geſtuque ſubmiſſo, ad omnia qualiacunque tibi proponenda interrogata reſpondebis. — Wie ſonderbar die Anmaßung der Kollegien iſt, Doktores zu examinieren, hat Harvey ſehr gut eingeſehen. — An non inique in academias agitur, ipſas honore et compenſatione orbando, discipulos donandi privilegio, id ipſum exercendi quod illos docuerint, ut tantum impendii et operis profeſſores ſuſtentandi dederint? Privilegium et copiam medicinae celebrandae concedere, ſi tale quid aſſerere haud valeant, fraudi academiis omnibus eſt vertendum; profecto nulli nisi mentis inopi quicquam ſimile conſonum videri poteſt. — Folgende treffliche Worte, mit welchen er ſchließt, werden noch lange umſonſt geſagt ſeyn: Ut me verbo perſtringam, ubicunque terrarum Collegia medica privilegiis et concessionibus, praeter modum et ſupra omnem rationem datis, vigent, ars medica in fumum et pulverem eſt haud dubie abitura, et in plurimorum patientum perniciem ceſſura; ſi quidem me-

Hermione.

So bin ich denn auch nicht eure Kerkermeiſterin, ſondern eure gute freundliche Wirthin. Kommt, ich muß euch nach meines Herrn Schelmereyen fragen, wie ihr noch Knaben waret: Ich denke, ihr waret ein paar hübſche junge Herrchens damals?

Polixenes.

Schöne Königin, wir waren ein paar Jungens, die ſich nicht einfallen lieſſen weiter hinaus zu denken, als daß morgen wieder ſo ein Tag kommen werde wie heute, und daß wir ewig kleine Jungens bleiben würden.

Hermione.

War nicht mein Herr der gröſſere Springinsfeld unter euch beyden?

Polixenes.

Wir waren wie zwey Zwillings-Lämmer, die in der Sonne herumhüpfen und einander anblöken: Was wir tauſchten, war Unſchuld gegen Unſchuld; wir hatten noch keinen Begriff von der Kunſt Böſes zu thun; und lieſſen uns auch nichts davon träumen, daß ein andrer einen haben könne: Hatten wir ſo fortgelebt, und wären unſre ſchwachen Geiſter von einem feurigern Blut niemals höher getrieben worden, ſo würden wir dem Himmel getroſt haben antworten können, nicht ſchuldig; die Erb-Sünde gleichwol ausgenommen.

dici taliter muniti et tutati ut plurimum indole sint avari, arrogantes, atroces, malevoli, infestantes, mendaces, subdoli, impii; quapropter caute admodum amplissima iura istius modi turbae elargiri magistratus prudentis est.

Wie vor hundert Jahren so ist es noch jetzt. Es giebt zwar unter den Aerzten auch biedere Männer, die an jenen Komplotts keinen Antheil nehmen: es giebt einen Reimarus und einen Herz, und noch viele, deren einzelne Aufführung dir zu nichts dienen würde, und die ich also übergehe; aber welcher Stand ist so verworfen, daß er nicht Einzelne zählt, denen wir unsere Achtung nicht versagen können?

Wahrscheinlich lockte dich der Schein, als wenn man in der Medicin frey denken dürfe, zu ihr hin. Aber kannst du wohl vermuthen, daß in einer Wissenschaft, die ihre Rechte weder gegen Vernunft noch Erfahrung behaupten kann, und die es sich dennoch anmaßt, Meister und Gesellen feyerlich anzuerkennen, Freyheit des Denkens geduldet werden könne? Was kann es nach dem bisher gesagten anders seyn, wenn Aerzte examinieren, als daß sie erfahren wollen, ob man ihren Irrthum, ihre Meinungen und Sachen auswendig wisse, die gar nicht zur Heilkunst gehören? Daß du den Schikanen und den Eigendünkel unwissender Examinatoren in einer unwissenden Kunst ausgesetzt bist, und daß sich diese anmaßen über deine Kenntnisse, die sie nicht fassen,

und

und über deine Geſchicklichkeit, von der ſie nie eine Probe ſahen, abzuſprechen, dies iſt ein Uebel, das man auch in mehrern Fächern ertragen muß, und das ich alſo nicht hoch anrechnen will. Dafür iſt es aber ein wahres Unglück, daß man eigentlich nicht weiß, was der Arzt, um glücklich zu heilen, wiſſen oder nicht wiſſen muß. Manche fodern von Aerzten gar, daß er in allen Fächern der Naturgeſchichte bewandert ſey; viele fodern wenigſtens große Kenntniß der Chemie, Botanik und Fyſik; alle ſind aber darüber einig, daß er Anatomie verſtehen, und die ganze Gerümpelkammer der Materia medica kennen müſſe, und haben eben ſo wenig Grund dazu.

„Ohne Anatomie kann man kein Arzt ſeyn; ſie giebt der Wiſſenſchaft Licht, und leitet uns auf die wahre Spur zur Erkenntniß der Krankheiten. Ein Arzt ohne Anatomie iſt wie ein Uhrmacher ohne Kenntniß des Mechanismus einer Uhr.“ — Dies iſt die Sprache, die die Herren führen. Ich laſſe die Anatomie, als einen Theil der Naturgeſchichte und als die Baſis der Fyſiologie, in ihrem vollen Werth; aber alles was man ſich von ihr für die praktiſche Heilkunde unmittelbar verſpricht, iſt eine grundloſe Täuſchung. Das Gleichniß mit dem Uhrmacher ſinkt nicht bloß, ſondern paßt gar nicht. Er repariert die Uhr dadurch, daß er verdorbene Theile herausnimmt und beſſere dafür einſetzt; dies iſt aber wahrlich die Methode nicht, wonach der Arzt den menſchlichen Körper kuriert. Wollte man

seine Heilung mit der Reparatur einer Maschine vergleichen, so müßte man sagen, er sey eine Maschine, die sich nur dadurch reparieren lasse, daß man die Feder auf eine gewisse Art verstärke oder schwäche, und an gewissen Theilen so lange rüttele und schüttele, bis sich die zerbrochnen oder verdorbnen Theile durch die Bewegung der Maschine selbst wieder herstellen; ein Verfahren, wozu die völlige Kenntniß der einzelnen Theile derselben sehr wenig nützen möchte.

Die Schwierigkeiten, denen die Erkenntniß der Ursachen der Krankheiten durch die Anatomie unterworfen ist, sind schon von vielen Aerzten eingesehen worden, und ich übergehe daher ihre weitere Auseinandersetzung: aber daß selbst die Kenntniß des Sitzes der Krankheit (und mehr leistet die Anatomie nie; denn die Ursache der Krankheit liegt im Lebendigen, und läßt sich vom Messer nicht erreichen) nicht dazu dienen könne, um mehr Gewißheit in die praktische Medicin zu bringen, glauben sehr wenige Aerzte. Unterdessen ist die Sache sehr klar.

Der Schluß, den man machen müßte, um die Kräfte eines Heilmittels zu erfahren, wäre dieser: es zeigten sich im Körper diese oder jene von der Gesundheit abweichende Zufälle; durch dieses oder jenes Mittel wurden sie bemerkbar aufgehoben, und der gesunde Zustand hergestellt: also hebt dieses oder jenes Mittel diese oder jene Zufälle. Hiezu

brauche

brauche ich also den Sitz, und alles was die Anatomie zeigt, nicht; denn wenn ich so schließen wollte: gewisse Zufälle zeigen daß ein gewisser Theil leidet, gewisse Mittel heben diese Zufälle, also heilen sie diese Theile: so würde ich zwar einen Schluß zu Erweiterung der Theorie, aber nicht zu größerer Sicherheit der Praxis machen; denn ich weiß ja nicht, daß diese Mittel diese Theile heilen, als weil sie diese Zufälle heben: der Satz daß diese Zufälle ein Leiden jener Theile bezeichnen, ist also für die bloße Praxis überflüßig. Wollte ich aber so schliessen: es leiden gewisse Theile, gewisse Mittel heilen sie, also heben diese Mittel die Krankheit: so mache ich einen mittelbaren Schluß, der, wie die Streitigkeiten der Aerzte über die Theile, die bey manchen Pazienten leiden sollten, beweisen, sehr unsicher ist, wo ich nur durch den unmittelbaren, aus den Zufällen auf die Mittel, Gewißheit hoffen kann; denn ich weiß ja nur im lebenden Körper aus den Zufällen, daß diese Theile leiden, und kann im lebenden Körper nur erfahren, daß gewisse Mittel gewisse Zufälle heben, aber nicht, daß sie gewisse Theile heilen. — An diesem Beyspiele magst du zugleich sehen, wie wenig die Aerzte noch über die Art zu schließen, die der Medicin, wenn sie Wissenschaft werden soll, eigen werden muß, reflektiert haben.

Wirst du nun noch glauben, daß die Medicin als Wissenschaft vor der Filosofie den Rang verdiene? Wirst du noch wähnen, sie sey auf Erfahrung

gegründet? Wirst du noch schwärmen, daß sie dem menschlichen Geschlechte Nutzen bringe?

Ja! rufen einige mit Begeisterung aus, alle diese Einwürfe gegen die Würde der Medicin treffen sie nur, wenn man sie zur Wissenschaft sofis stisiert; das ist sie aber nicht: sie ist eine göttliche Kunst, die nur vom Genie erlernt, nur vom Genie ausgeübt werden kann. Nicht trügliche Schlüsse, nein! ein sicherer Beobachtungsblick und ein innerer dem wahren Arzt eigener Sinn leiten den Jünger Aeskulaps, der als Wohlthäter der Menschheit seine unschätzbare Kunst ausübt!

Die Medicin sey also eine Kunst! — Wir wollen zuerst untersuchen, von welcher Art der Künste sie seyn müsse, und dann sehen, ob es ihr gelingen kann, sich in diesem Range zu behaupten.

Eine mechanische Kunst ist sie leider nicht! Mit der Gewißheit, womit der Schuster seinen Schuh anmißt und verfertigt, daß er passen muß, mit der Gewißheit wird nie ein Arzt die Medicin ausüben; auch wird man daraus, daß Ein Mensch unter der Hand eines Arztes genesen ist, nie mit der Sicherheit schließen können, daß er andere eben so sicher retten werde, als man daraus, daß jemand Einen guten Schuh macht, schließen kann, daß er deren unzählige machen könne. Sie ist zwar in so fern keine der freyen Künste, als diese den Zunftmäßigen

entgegengesetzt werden: denn diese Ehre hat sie sich zu Wege gebracht; sie müßte es daher in so fern seyn, als sie den mechanischen entgegengesetzt werden. In diesem Sinne soll sie also eine freye Kunst seyn, und alle ihre Vertheidiger sind damit einverstanden.

Eine freye Kunst behauptet nun diesen Rang dadurch, daß sie entweder in ihrer Anwendung, bey jedem besondern Fall, eine eigene, mit Besonnenheit vorgenommene, und durch Uebung der Urtheilskraft allein zu erlangende Ausübung ihrer an sich wissenschaftlichen Regeln erfodert, wie z. B. bey der Ingeniörkunst, der Schiffahrt und dergleichen Künsten der Fall ist; oder daß sie als freyes Spiel muß vorgenommen werden, wenn sie gelingen soll; daß man sich bey ihr nicht zur Arbeit um Lohn zwingen, und doch etwas eben so gutes liefern kann, als wenn man, wie man sagt, dazu aufgelegt ist.

Da erstere Künste vorzüglich Gegenwart des Geistes und Talente, letztere aber Fantasie und Genie in engster Bedeutung erfodern, so kann man jene, Künste des Talentes, und diese, des Genies nennen. — Unter letztere Künste darf sie, wenn sie der Menschheit wahrhaft nützlich seyn soll, nicht wohl gehören; denn niemand wird leicht deswegen krank werden, weil der Arzt gerade aufgelegt ist ihn zu heilen: unter die erstern aber kann sie nicht gehören, weil sie, wie ich dir gezeigt habe,

bis jetzt auf keine reale Wissenschaft gegründet ist. Da es aber möglich seyn könnte, daß sie doch eine Kunst des Genies wäre, so sehr sie auch an ihrer Brauchbarkeit dadurch verliehren würde, so ist es noch zu untersuchen, ob sie eine seyn könne.

Jede Kunst des Genies muß einen Stoff haben, der von ihr eine Form erhält, die dann, in Verbindung mit dem gegebenen Stoff, das Objekt ausmacht, dessen Hervorbringung der Künstler zum Zweck hat. Um dem Stoffe die Form aufzudrücken und das Objekt der Kunst darzustellen, sind sichre zu diesem Geschäfft taugliche Instrumente nöthig. Der Stoff muß gegeben und seine Brauchbarkeit für die Kunst hinlänglich bekannt seyn; die Form stammt aus dem Geist der Künstler, und durch Hülfe der Betrachtung der Tauglichkeit des Stoffs und der Kenntniß des höhern Zwecks, dem das Kunstwerk untergeordnet werden muß, entwirft er das der Absicht entsprechende und seiner Kunst mögliche Objekt derselben, das er durch Fertigkeit in dem Gebrauch des Instruments zu Stande bringt.

Was ist nun der Stoff der Medicin? Sie kann keinen andern dafür annehmen als den kranken Körper. Was ist die Form, die sie ihm geben soll? Die Gesundheit. Was ihr Objekt? Die aus dem kranken Zustand hervorzubringende Gesundheit. Was sind ihre Instrumente? Die Arzneymittel im weitesten Sinne des Worts.

Ich

Ich habe dir nun aber schon gezeigt, daß der kranke Zustand fast noch gänzlich problematisch ist. Stammt etwa die Form des lebenden Körpers, die man Gesundheit nennt, aus dem Geiste des Künstlers? Niemand wird dies behaupten, sondern mit mir einig seyn, daß seine ganze Kenntniß mühsam aus der Erfahrung geschöpft werden müsse. Ist die Art bekannt, wie sich aus dem kranken Zustand der gesunde entwickeln müsse? Ich habe dir oben das Gegentheil gezeigt. Kennt die Medicin die Wirkung und den Gebrauch ihrer Instrumente? Auch darüber wirst du nun einig mit mir seyn, daß dies nicht der Fall ist.

Die Medicin ist also eine Kunst des Genies, die den Stoff, den sie behandeln soll, nicht kennt; die nicht die geringste Freyheit in der Form hat, die sie ihm geben soll; die ihr eigentliches Objekt nicht vorzustellen vermag, und die über die Wirkung ihrer Instrumente in völliger Ungewißheit ist. Die Medicin behauptet also unter den Künsten den nehmlichen Rang als unter den Wissenschaften.

Wirst du also in ihr die Geistesruhe und die Gewißheit zu suchen haben, die du in der Filosofie vermißtest? — Wenn du dich der Chirurgie in engster Bedeutung widmen wolltest, dawider hätte ich weniger einzuwenden; sie ist, wenn sie nicht medicinisiert, eine brauchbare Kunst des Talents; aber dabey brauchtest du nicht der Filosofie zu entfliehn.

Ich habe dir gesagt, was ich glaubte dir sagen zu müssen; prüfe es, behalte das Beste, und wähle aus eigner Einsicht.

II.

Alba's Verwaltung der Niederlande.

(Fortsetzung von S. 158. im 6. Stücke.)

Der Prinz von Oranien erhielt die Schreckenspost von diesem Unfall durch seinen Bruder selbst, der mit Hochstraten und den übrigen Anführern sich zu ihm flüchtete. Sein Erstaunen war mit desto größerm Verdruß verbunden, je zuversichtlicher er auf die Fortschritte seiner Waffen in den nördlichen Provinzen gerechnet hatte. Freylich war der Schlag, auch wenn man bloß den Verlust an Mannschaft betrachtet, hart genug; allein darum hätte er sich doch nicht sonderlich kümmern dürfen: denn diesen Schaden würden seine Freunde in Frankreich und Teutschland zu ersetzen gewußt haben. Von den Hugonotten, die eben zu einem dritten Feldzug gegen die Parthey der Guisen Anstalt machten, war ihm ein bedeutendes Hülfskorps zugesagt. In

Teutsch-

Teutschland aber eilten alle dienstlosen Lanzknechte zu den Fahnen, welche die protestantischen Fürsten und einzelne berühmte Ritter zu Gunsten der Niederländer aufgepflanzt hatten, und dieser Eifer ward gewiß nicht wenig durch die Sorgfalt vermehret, womit Oranien auf Herbeyschaffung klingender Münze bedacht war. Er schrieb nicht nur in den Gegenden, die er besetzt hielt, schwere Kontribuzionen aus, sondern verschmähte auch sonst kein Mittel, sich mit jenem Hauptbedürfnisse zu versehen, wie er denn z. B. auf dem Rheine achtzehn reichbeladene Kauffartheyschiffe in Beschlag nahm.

Der Herzog war von allem diesem unterrichtet; doch glaubte er noch einige Zeit in der wiedereroberten Provinz verweilen zu müssen. Denn wenn er gleich den mehr als übermüthigen Gedanken aufgab, die Ostfriesen dafür zu züchtigen, daß sie sich unterfangen hatten, seinem Feinde Lebensmittel zuzuführen: so hielt er es doch wenigstens für seine Pflicht, die Gränzgegend erst durch tüchtige Vorkehrungen vor allen künftigen Versuchen auswärtiger und einheimischer Revoluzionsfreunde zu sichern.

Was das für Vorkehrungen seyn sollten, darüber war er zweifelhaft. Erstens sollten die Gröninger genöthigt werden, den ihnen lange schon bestimmten Bischof aufzunehmen. Zweytens hatte er ihnen an die Stelle des Grafen von Arenberg einen Spezialgouvernör ausgesucht, der wegen

sei-

Hermione.

Hieraus ist zu schliessen, daß ihr seitdem gestrauchelt habt.

Polixenes.

O meine verehrenswürdigste Freundin, diese gute Zeit konnte nicht immer dauern; es kam eine Zeit der Versuchungen: Denn damals war mein Weib noch ein Mädchen, und eure schönen Augen hatten meinem jungen Spiel-Gesellen ihre Macht noch nicht fühlen lassen.

Hermione.

Gut, gut; wenn wir die ersten sind, mit denen ihr gesündigt habt, und wenn ihr seitdem mit keiner andern gefallen seyd, so wollen wir die Verantwortung auf uns nehmen.

Leontes (der sich eine Weile von ihnen entfernt hatte, um sie zu beobachten, und izt wieder auf sie zugeht, zu Hermione.)

Ist er nun gewonnen?

Hermione.

Er will bleiben, mein Herr.

Leontes.

Von mir wollt' er sich nicht erbitten lassen. Hermione, meine Theureste, du hast niemals besser gesprochen.

Hermione.

Niemals?

Leontes.

seines unverdächtigen Eifers bereits unter Margarethens Administrazion einer gleichen Würde werth befunden worden war. Damit es aber diesen Wächtern des königlichen Interesse, so wie an gutem Willen, auch an Mitteln nicht fehlen möchte, entschloß er sich, trotz seines äusserst mißlichen Mangels an Truppen, ansehnliche Besatzungen in den wichtigern Plätzen zurückzulassen, und endlich erhielt Paciotto, sein berühmter Baumeister, den Befehl, in Gröningen eine Citadelle, nach dem Muster der Antwerpischen, anzulegen. Lauter Maßregeln, von denen der günstige Erfolg höchst unwahrscheinlich, der nachtheilige hingegen ganz gewiß war. Sie regten den ganzen Groll der Belgier wieder aus der Betäubung auf, worin ihn die Niederlage bey Gemmingen versetzt hatte.

Aber noch ehe der Herzog als Sieger wieder in Gröningen einzog, ereignete sich ohne seine Schuld ein Vorfall, der dem Volkshasse zu Verwünschungen Anlaß gab. Er gehört in die Reihe der großen Unglücksfälle, die während Alba's Verwaltung so häufig waren, daß man dadurch endlich auf den Gedanken kam, die Niederländer seyen von ihrem Regenten einem Ungeheuer, von der Vorsehung einem Dämon abgetreten.

Der Statthalter war zwey Tage in der Gegend des Schlachtfeldes geblieben; am dritten brach er auf, um über Damm nach Delfzyl zu marschieren,

und

und diesen Hafen mit Besatzung zu versehen. Da er seinen Zug durch die Gegend von Winschoten nehmen mußte, so weckten hundert Gegenstände in den Gemüthern der Spanier ein trauriges Andenken auf. Hier war der brave Graf von Aremberg, dort der Kern seines Heeres gefallen. In diesem Dorfe hatten die Soldaten der Sardinischen Legion, statt eines sicheren Zufluchtsortes, verrätherische Gastfreunde und einen schmählichen Tod gefunden. Trunken von Glück und Sieg beschlossen die Kameraden dieser Unglücklichen, mit Schwert und Feuer eine Rache zu nehmen, die zu entschuldigen gewesen wäre, wenn es in ihrer Gewalt gestanden hätte, den Flammen Gesetze vorzuschreiben. Allein ein heftiger Windstoß kam ihrer Wuth so über aller Erwartung zu Hülfe, daß die Unmenschlichsten unter ihnen sich entsetzten, als sie die leichten Strohdächer in einer fürchterlichen Höhe gen Himmel lodern und bald den ganzen Horizont in Feuer sahen. Alba war außer aller Fassung, und daß er über die Mordbrenner ein schreckliches Gericht ergehen ließ, daß die Urheber z. B. auf der Stelle gehenkt wurden, läßt sich von ihm erwarten. Wenn er aber gleich in seinem Eifer so weit gieng, daß er selbst den völlig unschuldigen Kommandanten des Regimentes degradierte, so entsündigte er sich doch eben so wenig in den Augen seiner Hasser, als den armen Landleuten dadurch der Schaden ersetzt wurde, den man nachher auf eine Million Gulden anschlug. Wer unsern Widerwillen einmal in so

hohem

hohem Grade empört hat, der darf sich nicht verwundern, wenn die Leidenschaft auch bey Ereignissen, die er selbst verabscheut, eine Verbindung auszumitteln weiß, wodurch sie berechtigt wird, den ganzen Ausfall ihrer Vorwürfe gegen ihn zu richten. Wie hätte sich ein Mann darüber beklagen dürfen, der bey jeder Gelegenheit, bald durch Nothwendigkeit, bald durch Eigenwillen getrieben, der Erbitterung neue Nahrung gab?

Dieses that er in der Provinz Gröningen durch die oben bemerkten Anstalten, und auf seinem Rückwege nach der von Oranien bedrohten Gränze, den er endlich über Amsterdam und Utrecht antrat, versäumte er auch fast an keinem Orte, die Einwohner seine Anwesenheit auf eine gehässige Weise fühlen zu lassen. So ließ er in Amsterdam eine Frau von achtzig Jahren enthaupten, weil sie einen Prediger der neuen Lehre in ihrem Hause verborgen hatte, und ihr sehr beträchtliches Vermögen konfiscieren.

Ich zeichne den letztern Umstand aus, um die Ideen anzuregen, daß nach Alba's Plane die Niederländer selbst die Kosten zu der Operazion hergeben mußten, wodurch ihre alte Verfassung in eine monokratische umgeschaffen werden sollte; daß der Richtplatz seine Münze war; daß die vielen Hinrichtungen zwar auf der einen Seite den Groll des Volkes, auf der andern aber auch die

Mit-

Mittel vermehrten, diesem Groll zu trotzen. Wenn man das im Auge behält und dann hinzudenkt, daß es immer ein Theil der Nazion war, der durch seine Grausamkeiten erbittert wurde, indeß ein andrer ihnen, wo nicht mit Triumf, doch mit gleichgültigen Augen zusah: so wird man, mit dem aufrichtigsten Hasse gegen jede Tyranney, den Statthalter nicht gerade zu für einen so seichten Politiker erklären können, als wozu so viele Schriftsteller ihn machen wollen. Er hatte sich allerdings geirrt, aber nur in Einem Punkte, und nicht in Rücksicht der Niederländer, sondern da, wo man es von dem alten Hofmann am wenigsten hätte erwarten sollen, — in seinem Könige. Alba hatte geglaubt, voraussetzen zu dürfen, daß dieser sich um so bereitwilliger finden lassen werde, ihn mit allen Hülfsmitteln zu unterstützen, je trefflicher die Grundsätze seiner Administrazion sich in der Ausführung bewährten. Allein Filipp, der reichste Monarch des Erdbodens, Filipp, der mit eignen Händen fruchtlose Millionen verschwendete, war argwöhnisch und geitzig, wie ein Krämer, wenn er seine Schätze der Verwendung eines Andern, selbst des erprobtesten seiner Diener, anvertrauen sollte. Er hielt die großen Summen, welche Alba sich durch die Konfiskazionen verschaffte, für noch größer als sie wirklich waren. In dieser Voraussetzung ließ er es seinem Stellvertreter sowohl an Geld als Truppen fehlen, und eine natürliche Folge davon war, daß Alba genöthigt war:

wurde, es auf der einen Seite bey seinem Monarchen zu verderben, und auf der andern endlich zu einem Versuche seine Zuflucht zu nehmen, der die Belgier vollends in Harnisch jagen, und gerade das, was Alba vorzüglich zu verhüten hatte, — eine Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, bewirken mußte. Jenes verderbliche Steuersostem — doch davon zu seiner Zeit! Ich würde dieser Sache hier nicht erwähnen, wenn ich nicht fände, daß der Herzog schon nach seiner Heimkunft von Gröningen in der Versammlung der Stände zu Brüssel einige Winke davon hätte fallen lassen. — Gegen den König verstieß er in diesem Zeitpunkt dadurch, daß er ohne Anfrage in Spanien werben ließ. Wir haben schon bemerkt, daß Alba in seinem Amte nicht immer so unterthänig handelte als er im Kabinette sprach. Die Ausnahmen, welche er sich erlaubte, waren zwar immer zum Vortheil der Krone, aber gewiß nie zu seinem eigenen; denn wenn der König auch eben so gutmüthig gewesen wäre, als er eifersüchtig war, so hätten Spinosa und Bodrigo*) ihre Kunst nicht verstehen müssen, wenn sie bey solchen Gelegenheiten nicht böses Blut zu machen gewußt hätten.

Oranien hingegen benutzte selbst das Unglück zu seinem Vortheil. Die Schlacht bey Gemmingen hätte

*) Minister Filipps, Feinde des Herzogs.

einer dreymonatlichen Besoldung des teutschen Fußvolks anheischig gemacht. Für die niederländische und französische Infanterie versprach ein reicher spanischer Kaufmann in Antwerpen monatlich 3000 Thaler herzuschießen. Den Unterhalt der Kavallerie hatten die Anführer selbst übernommen. Wie ernstlich es aber auch mit diesen Anerbietungen gemeynt seyn mochte, so war Oranien (selbst ein teutscher Fürst) doch gar zu gut unterrichtet wie es mit den Einkünften seiner Kollegen aussah. Weit entfernt also sich dabey zu beruhigen, liess er es seine Hauptsorge seyn, sich von einer so unsichern Unterstützung unabhängig zu machen. Das rathsamste oder vielmehr das einzige, was er in dieser Absicht thun konnte, war, sobald als möglich vorzurücken, und sich einiger der reichsten Städte Brabants zu bemächtigen. Glückte dies, so war ihm geholfen, und daß es ihm nicht fehlschlagen werde, dazu hatte es allen Anschein.

Sein Ansehn, das immer erstaunlich groß gewesen war, hatte seit dem Tode Horns und Egmonts merklich zugenommen. Von da an theilte er den Enthusiasmus des Volkes mit keinem mehr, und das Schicksal seines Sohnes, der ihm von der hohen Schule entführt und nach Spanien gebracht war, machte, daß diejenigen, die den Staatsmann und Helden nicht bewundern konnten, den gebeugten Vater in ihm bedauerten. Was ihm aber die meisten Herzen gewann, war

der Anſtrich von Rechtſchaffenheit (Loyauté) den er allen ſeinen Schritten zu geben bemüht war. Jezt ſchickte er ſeinem Heere ein Manifeſt voraus, worin er die Inſchrift ſeiner Fahne: für das Geſetz, das Volk, und den König, auf eine ſehr beredte Weiſe kommentierte.

Es dürfte ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wie weit Oraniens Entwürfe damals gingen. Wenn er indeſſen ſchon die Abſicht hegte, die Niederlande nicht bloß von dem jetzigen Deſpotismus, ſondern durchaus von der Herrſchaft der Spanier zu befreyen, ſo war es ihm dennoch leicht, ſeine Geſinnungen mit ſehr guter Miene zu verbergen. Die Idee von einer ſolchen Veränderung war in ſo wenigen Köpfen ſeiner Anhänger klar geworden, und auf der andern Seite ahndete man ſie ſo wenig, daß es den Bündiſchen ſogar gelang, den Kaiſer in ihr Intereſſe zu ziehen. Es waren ſchon vor einiger Zeit Geſandte nach Wien geſchickt, theils um die Werbungen im Reiche bey Maximilian II. zu entſchuldigen, theils um ihn zu bitten, daß er doch als Vermittler dazwiſchen treten und die Belgiſchen Provinzen, dieſes einſt ſo blühende, jezt von einem habſüchtigen Tyrannen verwüſtete Mutterland Karls des V., mit ihrem Herrſcher ausſöhnen möge. Dieſe rührende und große Rolle war ganz für das Herz des menſchenfreundlichen Kaiſers gemacht. Er entſchloß ſich, in ſeinem und des Reiches Namen, Filippen die Folgen ſeiner ge-

waltsamen Entschließungen ans Herz legen zu lassen, und übertrug dies Geschäfft dem Erzherzog Karl, seinem Bruder, der gerade im Begriff war, wegen andrer Angelegenheiten nach Madrit zu reisen.

Wenn man erwägt, daß Alba vor kurzem sich das Mißvergnügen seines Herrn zugezogen hatte, so sollte man vermuthen, daß es den Bemühungen dieses erhabenen Gesandten nicht ganz an einem glücklichen Erfolge habe fehlen können. Allein Filipps Maximen: „daß man weder auf Vernunftgründe noch Staatsabsichten Rücksicht zu nehmen habe, wo die Ehre Gottes und die Religion auf dem Spiele stehe: denn dagegen komme doch keine zeitliche Sache, ja die ganze Welt nicht in Betrachtung; — daß man eher ein ganzes Reich als die Gleichförmigkeit des Glaubens aufopfern müsse; — daß zur Erhaltung derselben weder ein Mittelweg, noch irgend eine Nachsicht Statt finde" — diese Hauptgrundsätze seiner Regierung waren zu tief bey ihm eingewurzelt, und Alba war zu sehr der Mann, sie in ihrem ganzen Umfange zu handhaben, als daß jezt schon an eine Zurückberufung des leztern, und wenn auch, an eine Veränderung in dem Verfahren gegen die Belgier zu denken gewesen wäre. Ohnehin halten Menschen von dem Karakter des Spanischen Tiberius gerade dann am hartnäckigsten auf ihren Maßregeln, wenn sich vieles, wie auf genommene Abrede, vereinigt, sie davon abzubringen. Wenn also

die

die Vorſtellungen des Kaiſers nicht nur keine günſtige, ſondern gar eine widrige Wirkung hervorbrachten — denn dieß thaten ſie wirklich — ſo ließ ſich das auch ohne die Dazwiſchenkunft eines andern Umſtandes, der doch hauptſächlich dazu beytrug, erklären. Filipp fand es nemlich äuſſerſt befremdend, daß das Oberhaupt des Reiches ihm in demſelbigen Augenblick einen Friedensherold ſchickte, da man es ungehindert geſchehen ließ, daß ganz Teutſchland ein Werbeplatz für Oranien wurde. Er hielt den Erzherzog mit zweydeutigen Antworten hin, und — ſandte Alba'n indeſſen einen ſehr willkommenen Sukkurs. Der älteſte Sohn des Statthalters, Friedrich, war es, der ihm unvermuthet ein neues Korps Infanterie und eine Summe Geldes zubrachte, die für drey bis vier Monate zur Beſoldung aller ſeiner Truppen hinreichte.

Hiedurch wurde die Lage der Sachen merklich verändert. Zwar dem Herzog war ſeit der Schlacht bey Gemmingen vor Oranien nicht mehr bange geweſen. Auf dem Zuge gegen Ludwig von Naſſau hatte man ihn freylich oft in einer mißmuthigen Laune geſehen; denn da befand er ſich in der Nothwendigkeit den angreifenden Theil zu machen, was nie ſo recht ſeine Sache war; dem Bruder Ludwigs aber rückte er mit Luſt entgegen, weil dieſer Kampf vertheidungsweiſe, d. h. auf eine Art geführet werden mußte, worin Alba ſich als Jüngling ſchon unſterbliche Lorbeern errungen

Leontes.

Ein einzigmal ausgenommen --

Hermione.

Was? Hab ich zweymal was gutes geſagt? Wenn war's das erſte mal? Ich bitte recht ſchön, ſagt mir's; einer guten That gebührt ihr Lob. Das iſt aller Sold, den wir dafür verlangen. Ihr könntet uns mit einem einzigen freundlichen Kuß hundert Meilen lauffen machen, wenn wir durch Spornen nicht hundert Schritte fortzubringen ſind. Aber zur Sache. Wenn war's das erſte mal? Es hatte eine ältere Schweſter, oder ich verſteh euch nicht -- Ich ſagte alſo noch einmal was kluges? Wenn? Nein, ich muß es wiſſen; ich kan es kaum erwarten.

Leontes.

Wie, das war als nach drey langen ſchwermüthigen Monaten, in denen ich dich nicht dazu bringen konnte, deine weyſe Hand zu öffnen und in die meinige einzuſchlagen, du dich endlich erbitten lieſſeſt mir zu ſagen, daß du auf ewig die Meinige ſeyn wolleſt.

Hermione.

Das war wohl geſprochen, in der That. Seht ihr nun? Ich habe zwey mal was gutes geſagt, und habe iedesmal damit gewonnen; das erſte mal einen Gemahl, und das andre mal auf einige Zeit einen Freund.

hatte. Durch die Auswahl der vortheilhafteſten Stellung ſeine Armee vor einem Angriff und eine große Strecke Landes vor Einfällen zu ſichern, oder mit andern Worten, einen noch ſo übermächtigen Feind, der aber die Mittel zu ſeinem Unterhalt erſt ſuchen mußte, ohne Schwertſchlag zu beſiegen, — in dieſer großen Kunſt hatte er ſich bereits in dem Kriege gegen die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen als Meiſter gezeigt. Indeſſen war Oranien doch auch ein ungleich geſchickterer General, als die Häupter jener Konföderazion (den braven Schärtlin ausgenommen, mit dem ſie ſich nicht vertragen konnten), die Linie, welche vertheidigt werden ſollte, war gar zu ausgedehnt, die Macht des Feindes zu groß, und Alba's Hauptarmee hingegen war neuerdings noch um einige ſtarke Abtheilungen verringert. Kaſpar Robles z. B. war mit ſeiner Legion nach Rüremonde vorangeſchickt, und weiter hin nach Limburg hatte der Herzog ein andres Korps beſehligt, um durch die Behauptung dieſes Poſtens den Marſch des Gegners aufzuhalten, und vorzüglich, um alle Lebensmittel in dieſer Gegend von dem platten Lande in die feſtern Plätze ſchaffen zu laſſen. Dieſe Lücken wurden nun durch die friſchen Truppen wieder ausgefüllt, ſo wie er durch den unvermutheten Geldzufluß an intenſiver Stärke beynahe eben ſo viel gewann, als die Bündiſchen an Mannszahl vor ihm voraus hatten. Er hielt ſich mit den 16,000 Mann, woraus ſein Lager ungefähr beſtehen mochte,

für

für mächtig genug, Oranien den Uebergang über die Maas zu wehren; denn diese erste und natürliche Schutzwehr der zu erobernden Länder hatte der Feind noch vor sich.

Hier war also die erste und, wie wir gleich sehen werden, eine sehr glückliche Gelegenheit für Oranien, sich an dem fürchterlichen Manne zu messen, den man bis dahin für unübertrefflich gehalten hatte. Alba that alles, ihm die Probe zu erschweren. Das linke Ufer des Flusses ward mit Wachen besetzt, die Brücken wurden abgebrochen, die seichten Stellen undurchgänglich gemacht. Der Herzog selbst mit dem Hauptkorps verschanzte sich nicht weit von Mastricht in dem sogenannten Cäsarslager. Allein um die Behauptung eines nicht sehr großen Flusses ist es immer eine mißliche Sache, besonders wenn man mit einem Gegner zu thun hat, der die genaueste Kenntniß aller natürlichen Vortheile mit so viel rastloser Thätigkeit, Entschlossenheit und List vereinigt. Nachdem Oranien lange an dem entgegengesetzten Ufer hin- und hergezogen war, und durch seine zweifelhaften Bewegungen die Spanier auf die Gedanken gebracht hatte, daß er nun doch wohl endlich alle Wege rekognosciert und nirgends Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens gefunden habe, — zog er gegen Abend seine Truppen an einer wenig bekannten Furt zusammen. Diese Untiefe befand sich in der Gegend von Stochem, und war deswegen nicht

weniger bequem, weil der Herzog sie übersehen hatte. Oranien nahm die Kunst zu Hülfe. Er stellte seine Kavallerie in einer dichten Linie queer durch den Fluß, und da er den Lauf des Wassers auf diese Weise noch mehr gebrochen hatte, so gelang es ihm, in einer Nacht sein ganzes großes Kriegsheer, mit Gepäck und schwerer Artillerie, wohlbehalten auf die andere Seite zu bringen. Man begreift nicht, wie eine solche Bewegung so eilfertig und zugleich so geräuschlos geschehen konnte, daß die spanischen Posten nicht eher etwas davon gewahr wurden, als bis das mehr als kühne Wagestück glücklich vollbracht war. Alba wenigstens erfuhr es nicht eher. Darum fragte er auch voll Erstaunen, ob denn der Rebellenfeldherr ein Heer von Vögeln kommandiere? und glaubte es dann erst, als er die Bündischen in Schlachtordnung vor seinem Lager erscheinen sah.

Ganz Belgien gerieth durch diese Begebenheit in eine ausserordentliche Bewegung; den Patrioten wuchs der Muth, und der Schrecken, welchen sie unter den Spanischgesinnten verbreitete, war um so größer, da einige andre gleichzeitige Ereignisse die Gemüther auf große und wunderbare Eindrücke vorbereitet hatten. So z. B. hatten die sogenannten Waldgeusen eben angefangen, sich auf die nämliche Weise, wie die Chouans im heutigen Frankreich, hervorzuthun, und seltsame Naturerscheinungen, Erdbeben, Wirbelwinde, Misgeburs

burten u. ſ. w. hatten die Einbildungskraft der Menſchen ſo geſpannt, daß man ſich noch abentheuerlichere Phänomene dichtete, bey hellem Tage kämpfende Armeen in der Luft ſah, bey Nacht das Gewinſel der Sterbenden hörte. Dieſe Wirkung aber war zum Unglück auch der wichtigſte Vortheil, den Oranien durch ſeinen Uebergang über die Maas gewonnen hatte. Durch die Ausfüllung jenes Grabens, wenn ich ſo ſagen darf, hatte das Hauptbollwerk, welches er überwinden mußte, wenig von ſeiner Furchtbarkeit verloren. Dies war die herzogliche Armee, die zwiſchen ihm und ſeinem Ziele wie eine bewegliche Feſtung in der Mitte ſtand.

Oranien hielt es für das beſte, ſogleich den erſten Schrecken zu benutzen, der ihm bis in das Zelt des Toledaners vorangedrungen war; und wenn das irgend möglich gemacht werden konnte, ſo war es aus mancherley Rückſichten, rathſam, und zwar hauptſächlich wegen des Mangels an Lebensmitteln, der ſich jetzt in ſeiner Armee ſchon drückend äuſſerte. Zu einem andern Beweggrunde konnte ihm das große Beyſpiel ſeines Gegners dienen, der in der berühmten Schlacht bey Mühlberg (1547 den 24ſten Apr.) den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen dadurch überwältigte, daß er nach ſeinem Uebergang über die Elbe die Truppen nicht erſt ausruhen ließ, ſondern ſie, von Waſſer triefend, zum Angriff führte. Die Bün-

dischen erschienen daher mit dem Anbruch des Tages vor dem Lager des Herzogs. Allein sie fanden die Spanier in einer solchen Stellung, daß man es bald für eine Unmöglichkeit erkannte, sie aus ihren Verschanzungen hinauszustürmen. Sollte es in dieser Gegend zu einem entscheidenden Gefechte kommen, so mußten sie hervorgelockt, d. h. der Herzog mußte zu einer Thorheit von der ersten Größe verleitet werden; eine Aufgabe, die das fruchtbarste Feldherrngenie in Verlegenheit gesetzt, und an die Oranien sich nicht gewagt haben würde, wenn nicht seine Lage ihn genöthigt hätte, auch das schwerste nicht unversucht zu lassen. Er bot alle Künste der Taktik auf, allein vergebens. Die Teutschen schickten einen Trompeter mit einer förmlichen Ausfoderung ab; der Herzog ließ ihn hängen. Sie giengen so weit, daß sie die Dörfer rings umher in Brand steckten; Alba stand unbeweglich. Nur einzelne Gefechte ließ er zu, um die Feinde in der Meynung seiner Soldaten herabzusetzen, und den Muth der Offiziere, die den Defensivkrieg verwünschten, nicht ganz unbeschäfftigt zu lassen. Am unzufriedensten war der Chef der Kavallerie, Chiarpino Vitelli. Ihm war auf einer Streiferey sein Pferd, eine schöne Stutte, unter dem Leibe todtgeschossen. Da es ihm nun glückte, den folgenden Tag dafür 300 Pferde zu erbeuten, so führte er diese triumfierend dem Herzog vor. Siehe! rief er, so viele Füllen hat mir die Eine Stutte geboren. Alba lächelte, und ver-

trös-

tröſtete ihn auf den erſten December. Wenn Oranien gegen dieſe Zeit nicht ohne Schwertſchlag zur Verzweiflung gebracht ſey, ſo verſprach er ihm, zu ſchlagen.

Drey Tage ſtanden die Verbündeten dem Cäſarslager gegenüber. Am vierten wandte ſich Oranien mit einem äuſſerſt ſchnellen Marſche zuerſt nach Tongern, einem Orte, von deſſen ihm ſehr zugethanen Einwohnern er ſich viel Unterſtützung verſprechen durfte, — von da nach St. Trüien. Hier trieb er Kontribuzionen ein, die freylich groß genug waren, aber die Bündiſchen doch nicht zu der unmäßigen Luſtigkeit berechtigten, womit die teutſchen Anführer ſich ſogleich dem Weine überließen. In die ernſthafteſten Betrachtungen verſenkt nahm Oranien an ihren Gelagen keinen Antheil; denn wenn gleich der Kampf, in den er ſich mit dem Genie des Toledaners eingelaſſen hatte, erſt einige Wochen dauerte, ſo genügten doch ſchon ſeine jetzigen Erfahrungen, ihn von der Ueberlegenheit des grauen Kriegers zu überzeugen. Der Herzog war den Teutſchen auf dem Fuße nachgerückt, und hatte von den häufigen Unordnungen, worin die unbehülfſame Menge auf einem ſo kupierten Terrän gerathen mußte, keine ungenutzt gelaſſen. Bey Tage neckte er ſie unaufhörlich; kampierten aber die beyden Heere zur Nachtzeit, wie gewöhnlich, nicht weit von einander, ſo war er wieder damit beſchäfftigt, Hinterhalte für den folgen-

genden Tag zu legen. So wurde der Nachtrab der Verbündeten immer in Scharmützel verwickelt, von denen eines ihnen auf 700 Mann zu ſtehen kam. Alle Wendungen hingegen, die Oranien nahm, den Herzog zu einem allgemeinen Treffen zu nöthigen, waren eben ſo vergeblich, wie ſeine andern Verſuche, von denen irgend wichtige Folgen abhiengen. Von Tongern z. B. hatte er anſehnliche Zufuhren zu ziehen gehofft, und wirklich erhielt er auch Lebensmittel von dort her; allein der größre Theil des für ihn beſtimmten Vorraths war noch nicht aufgeladen, als ſich auch ſchon eine ſpaniſche Kolonne vor den Thoren zeigte. In der Gegend von St. Truien hatte ſeine Armee ſich etwas erholt. Jetzt konnte er ſich da nicht länger halten. Er mußte vom neuem zweckloſe Märſche machen, um wieder vom Feinde verfolgt zu werden, der immer angriff, und immer, wenn er angegriffen werden ſollte, ſich in einer ſolchen Stellung zeigte, daß er ſein Terrän mehr zu ſchaffen als zu benutzen ſchien.

Unter ſolchen Umſtänden konnte der Aufruhrsgeiſt der Teutſchen unmöglich ſchlummern. Noch beruhigte ihn Oranien durch die Ausſicht auf einige Orte, die er ihnen zur Plünderung Preis zu geben verſprach: als ihm aber auch zu dieſem Ziele der Weg verſperrt wurde, ſo geſchah dann endlich, was der Spanier erwartete. Eine allgemeine Empörung brach mit ſolchem Ungeſtüme

los,

los, daß in dem ersten Augenblick der Entdeckung weder Verheissungen noch Drohungen mehr hinreichten, sie zu dämpfen. Ein Theil der Truppen weigerte sich zu marschieren; ein andrer rottete sich mit gezogenen Schwertern um den Feldherrn zusammen. Schon flogen Kugeln. Ein Hauptmann, der Oranien zur Seite ritt, ward durch das Herz getroffen, und die Mörder hätten ihre Büchsen zum zweytenmal angeschlagen, als zum Glücke die Nachricht eintraf, daß eine Verstärkung von 3500 Franzosen unter dem Kommando des Herrn von Genlis heraneilte. Hiedurch erhielt Oranien ein Mittel, die verführten Soldaten zu beruhigen, und den Rädelsführern, deren, wie gewöhnlich, nicht sehr viele waren, zu imponieren. Genlis befand sich schon im Luxemburgischen, wo er wie ein Mordbrenner hauſete und so gewaltthätig um sich griff, daß die Bündischen, ausser dem Zuwachs an Mannschaft, auch noch Geld und Viktualien von ihm erwarten durften.

Allein Partheygänger von diesem Schlage pflegen nicht zum besten Haus zu halten, und auch das Hülfskorps sollte Oranien erst mit einem äußerst empfindlichen Verlust erkaufen. Auf dem Wege, den er einschlagen mußte um sich mit den Franzosen zu vereinigen, zogen ihm die Spanier zur Seite, oder der Herzog war ihm unvermerkt zuvorgekommen. Er hatte sich mit dem Kern seines Heeres zu Thienen an der Gete gelagert, und einige seiner tüchtig-

tigsten Befehlshaber mit vier spanischen Regimentern und zwey Kompagnien Scharfschützen zurückgeschickt, um den Verbündeten in einer dichten Waldung aufzulauern.

Die letzte Maßregel verfehlte ihren Zweck. Die Spanier stießen an dem unrechten Orte auf eine ungleich stärkere Abtheilung von der Oranischen Armee, und wären wahrscheinlich aufgerieben worden, wenn der Abend nicht zu nahe gewesen wäre. Aus dieser Ursache kam es für diesmal zu keinem Angriff, sondern die beyden Haufen defilierten neben einander fort, bis sie durch eine Anhöhe geschieden wurden, die sich der Länge nach zu dem Ufer der Gete hindehnte. Hier zogen sich die Spanier rechts auf ihre Armee zurück, indeß Oranien dem Ufer näher zu kommen eilte. Er besetzte in der Nacht den Hügel, und der folgende Tag war noch nicht angebrochen, als sein ganzes Heer schon wieder in Bewegung war. Zu gleicher Zeit ordnete der Herzog auf der andern Seite der Anhöhe seine Truppen. Er schloß aus dem Getümmel der Bündischen, daß ihr Vortrab sich schon an dem Ufer oder gar jenseits des Wassers befinden müsse, und Vitelli behauptete mit seiner gewöhnlichen Hitze: wenn jemals etwas entscheidendes geschehen solle, so dürfe man die Verwirrung nicht ungenutzt lassen, welche beym Uebersetzen über einen Fluß unvermeidlich sey. Allein Alba wollte sich, wie er sagte, erst genauer von der Lage der Sachen unterrichten. Darum befahl er seinem Sohne

ne Friedrich, die feindlichen Posten von dem Hügel zu vertreiben. Die Geschwindigkeit, womit der junge Held sich dieses Auftrages entledigte, war bewundernswürdig; doch als er den Gipfel erstürmt hatte und nun von oben alle Wendungen der Verbündeten überschauen konnte, so zeigte sich's daß der größte Theil der Feinde den Fluß bereits überschritten hatte. Nur 2000 Teutsche und 500 Reuter, größtentheils Wallonen, waren unter Lomervalls Kommando zur Deckung des Zuges zurückgeblieben. Die nemliche Entdeckung machte Vitelli, der sich indessen an der Spitze der leichten Truppen um den Fuß des Hügels schwenkte; und jetzt war nichts mehr im Stande, den feurigen Krieger von einem Angriff zurückzuhalten. Er machte diesen mit seinem gewöhnlichen Ungestüm und so vielem Glücke, daß Alba sein Unternehmen billigte, ohne sich jedoch durch das Beyspiel zu einem größern Wagestück reitzen zu lassen. Vergebens foderte ihn Vitelli dazu auf; vergebens ließ er ihm den Schrecken bemerklich machen, den die Oranischen auf dem jenseitigen Ufer durch ihre furchtsamen Bewegungen zu erkennen gaben. Der Herzog begnügte sich, den Kämpfenden von Zeit zu Zeit eine sparsame Hülfe zu senden, und schickte endlich einen Abgeordneten Vitelli's mit der Antwort zurück: daß jeder auf der Stelle des Todes seyn solle, der sich noch einmal unterfangen würde, ihn mit ungebetenem Rathe zu behelligen." Der brave General mußte froh seyn, daß ihm nicht gar durch einen Befehl zum Rückzug

auch

Leontes (für ſich.)

Zu warm, zu warm -- zu warme Freundſchaft iſt mehr als Freundſchaft -- mein Herz tanzt, aber nicht vor Freude -- gewiß nicht -- Man kan freylich einem ſolchen Umgang ein ſchönes Geſicht geben; man kan es die natürliche Freymüthigkeit eines edeln Gemüths, die Würkung eines guten Herzens, und einer lebhaften Empfindung nennen; es mag an ſich ſelbſt ſchön ſeyn, und der Perſon, die ſo handelt, ſehr wohl anſtehen -- ich geb' es zu -- aber da ſtehen, und einander die Hände tätſcheln, und die Finger zwiken, wie ſie's izt machen, und einander ſo bedeutungsvoll anlächeln, wie in einen Spiegel in einander hineinſchauen -- und dann ſeufzen -- Nein, wahrlich, das iſt ein Umgang der weder nach meinem Geſchmak noch für meine Stirne iſt -- Mamillius.

Mamillius.

Hier, Gnädigſter Papa.

Leontes.

Wie, kleiner Vogel, haſt du dir die Naſe beſchmiert? Sie ſagen, es ſey die Copey von der meinigen -- Komm, Hauptmann, wir müſſen reinlich ſeyn -- (er beobachtet immer Polixenes und Hermione) Immer auf ſeiner Hand Clavier-geſpielt -- nun wie? du muthwilliges Kalb! Biſt du mein Kalb?

Mamillius.

Ja, wenn ihr wollt, lieber Papa.

Leontes.

auch die Freyheit genommen wurde, das Vorspiel zu einem allgemeinen Treffen, das er auf seine Gefahr begonnen hatte, zu Ende zu bringen. Dies war inzwischen jetzt nicht so leicht mehr. Der Graf von Hochstraten, der von dem Hauptkorps mit Sukkurs herübergekommen war, hatte den Muth der Bündischen angefeuert. Endlich aber erfochten die Spanier doch den vollkommensten Sieg.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Beschluß der Abhandlung

über den Stil in den bildenden Künsten.

(Fortsetzung von S. 291 im 7. St.)

Vom edlen Stile.

Der Stil, welcher aus der Vereinigung des grossen Stils mit dem schönen entsteht, heißt vorzugsweise der edle Stil; denn das Große heißt edel, wenn es sich mit dem Schönen gattet, sich schön darstellt.

Dem Begriffe des Edlen liegt das Sittliche zum Grunde. Wo in der Erscheinung eine moralische

Ver-

Geſinnung ſich mit Grazie äußert, da iſt der Ausdruck edel. Wir nennen eine Geſtalt edel, wenn ſie Größe und Stärke, mit Schönheit und Anſtand verbunden, ausdrückt; die fyſiſche Stärke wird zum Symbol der moraliſchen. Fyſiognomie und Anſtand heißen edel, wenn ſie das Gepräge eines edeln Karakters tragen. In der Natur iſt der Ausdruck eines edeln Karakters, einer großen Seele nicht immer an große und ſchöne Formen gebunden; aber die Kunſt ſoll ſich ihrer vorzugsweiſe zur Darſtellung edler Karaktere bedienen; denn ihre Sprachzeichen ſind nur Formen, Farben und Bewegung der Geſtalten; ſie kann alſo das Unſichtbare nur durch ſichtbare Merkmale ausdrücken, die mit jenem analog ſind.

Dieſer Stil iſt die letzte, glänzendſte Höhe der Vollkommenheit, die der bildende Kunſtgeiſt erſtiegen kann. Er iſt unter allen Arten des Stils derjenige, deſſen Werke dem Sinne und dem Geiſte zugleich die höchſte Befriedigung gewähren, und den edelſten, menſchenwürdigſten Genuß, den die bildenden Künſte geben können.

In ihm geht das Große mit dem Schönen in inniger Vereinigung, und die edle Grazie iſt ihre Begleiterin. Die Größe bewahrt die Schönheit, daß ſie nicht ſo leicht zum buhleriſchen Reize ſich hinneige, und iſt das Palladium ihrer Reinheit und ihres Adels. Sie verhindert, daß der Genuß des Schö-

nen den Freund der Künste nicht weichlich und wollüstig mache, durch den edlen männlichen Geist, der durch sie in den Formen der Schönheit athmet, und erhebet den Genuß durch die abwechselnde Anziehung des Sinnes und des Geistes. Schönheit, wenn sie sich ihrer Neigung gemäß mit Grazie und Reiz gattet, hat eine erschlaffende Wirkung für die edleren Kräfte des Gemuths.

Vom großen Stile fodern wir, daß der darzustellende Gegenstand den Karakter des Erhabenen, und in der Darstellung den Karakter der Größe trage; vom schönen Stile fodern wir, daß er uns Gegenstände überhaupt schön darstelle, also solche Auswahl für seine Darstellungen treffe, die der Schönheit vorzüglich fähig ist. Der edle Stil vereinigt das Große mit dem Schönen, indem er uns große, interessante, rührende, edle, der Menschheit würdige Gegenstände im Gewande der Schönheit und der edlen Grazie darstellt. In ihm sind Größe der Formen, Adel des Ausdrucks und Schönheit der Darstellung in ein harmonisches Ganzes verbunden. Die den großen Stil oft begleitende gezwolnige Steifheit und Härte der Umrisse ist in ihm zu weichen, sanftgeschwungenen Linien umgewandelt, und er befriedigt sowohl den Sinn für Größe als den für Schönheit, sowohl Gefühl als Geschmack.

Wir finden diesen Stil nur in so wenigen Kunstwerken des Alterthums, daß er auch in den Zeiten

der

der höchſten Kunſtvortrefflichkeit nur eine ſeltene Blüthe des mit dem Ideale der Vollkommenheit und Schönheit erfüllten Genies geweſen zu ſeyn ſcheint. Der Vatikaniſche Apoll, der Torſo in Belvedere, der Farneſiſche Herkules und der Laokoon mögen hier vorzugsweiſe als Beyſpiele der wenigen herrlichen Ueberreſte des edlen Stils der Alten, oder der innigen Vereinigung der Größe der Geſtalt und der Seelengröße mit der Schönheit, und als Beweiſe gelten, zu welcher Höhe die bildende Kunſt und das Genie unter den Griechen ſich hinaufgeſchwungen hatte. Im Apollo finden wir die Hoheit und Majeſtät eines Götterideals in der Fülle der blühenden Jugendkraft; im Torſo Größe des Heldenideals das in den Halbgott übergeht; im Herkules das Ideal der Heldenſtärke eines durch Rieſenthaten gebildeten und abgehärteten Menſchen, der ein Götterſohn war, und im Laokoon das höchſte Leiden menſchlicher Natur mit thätiger Entgegenwirkung eines edlen, über den Schmerz erhabenen Geiſtes, in hoher Wahrheit des, über das ganze Werk verbreiteten, lebendigen Ausdrucks — mit Schönheit der Darſtellung innigſt vereint. Der erſte iſt in Rückſicht auf das Ideal, der zweyte auf Form und Ausführung, der dritte in Rückſicht der Vereinigung der größten Leibesſtärke mit Schönheit, und der letzte in Rückſicht auf den, bis an die Grenzlinie des Schönen getriebenen Ausdruck des Schmerzens, das Vollkommenſte, was die Welt in bildender Kunſt beſitzt.

In der Mahlerey haben wir, — wenn wir in den Begriff des edlen Stils, den wir uns zugleich als den Stil der Vollkommenheit in der Kunst denken, nur das Vortrefflichste, dem selbst unsere Einbildungskraft wenig oder nichts mehr zuzufügen vermag, aufnehmen wollen, — wenig Werke dieses Stils aufzuweisen. Der edle Stil in der Mahlerey soll Adel des Ausdrucks, Größe der Formen, Schönheit der Zeichnung und Wahrheit der Bedeutung und des Kolorits, so harmonisch vereinigen, als diese Theile vereinbar sind. Außer einigen Werken Rafaels, — der für den Ausdruck, für mahlerische Anordnung oder Komposizion, und die Natürlichkeit und Schönheit der Bewegung und Stellung nichts, für die übrigen Theile der Kunst aber noch manches zu wünschen übrig gelassen hat, — möchte man kaum noch andere Werke der Kunst zu diesem Stile rechnen können. Korreggio hat in den untergeordneten Theilen der Kunst zu viel, in den wesentlichern zu wenig geleistet; seine Zeichnung ist zu unbestimmt, zu schwach, sein Ausdruck von keiner so hohen Bedeutung, seine Darstellungen von keinem so hohen Interesse; dagegen die Harmonie seines Helldunkeln für den Sinn zu bezaubernd, als daß man seine Werke zu Produkten im edlen Stile, dessen Karakter hohe Schönheit, Ausdruck moralischer Stärke und ein heiterer männlicher Ernst seyn soll, zählen könnte.

Die Baukunst scheint eines edlen Stils vorzugsweise fähig zu seyn, und wir können annehmen, daß

sie

ſie auch in ihm ihre Höhe errungen und behauptet hat. Das neuere Zeitalter hat kein Werk der Baukunſt hervorgebracht, das ſich im reinen, einfachen Geſchmacke, geſchweige denn in der Vereinigung des großen und ſchönen Stils, mit den Werken der Alten zu meſſen wagen dürfte; ja der wahre Geiſt, der in der Baukunſt der Griechen und Römer waltete, ſcheint zugleich mit ihren Werken von der Erde verſchwunden zu ſeyn.

Die Grenzen dieſer drey Arten des Idealſtils, des Großen, des Schönen und des Edlen, ſind ſo eng in einander verſchlungen, ihre Linien durchlaufen ſich ſo unmerklich, daß man ſie in manchen Werken der Kunſt unmöglich genau bezeichnen kann. Denn das ſchöne Ideal iſt in der Darſtellung ſchön und groß zugleich, das Ideal des Großen iſt in der Darſtellung groß und ſchön zugleich, und das Edle entſpringt aus der innigen Vereinigung beyder. Es kommt überhaupt in der Kunſt auf keine pedantiſch ängſtliche Klaſſificierung, vielmehr darauf an, daß man die Vortrefflichkeiten der vorzüglichſten Werke des Idealſtils in ihrem wahren Werthe fühlen, einſehen und ſchätzen lerne.

Dieſe drey Hauptarten des Idealſtils, und mehrere nicht, ſind in den bildenden Künſten möglich. Nach der Erreichung des edlen Stils hat die Kunſt

keine neue Stufe mehr zu ersteigen; sie kann sich nur auf dieser erhalten, und sich mehr und mehr in ihren Theilen zur höchsten Vortrefflichkeit des Ganzen ausbilden. — Mehrere neue Schriftsteller, vorzüglich Mengs, haben behauptet, daß zur Vollkommenheit der Kunst noch die Grazie zur Schönheit hinzukommen müsse, und daß Korreggio durch seinen Stil dieses wirklich geleistet und die Mahlerey zu ihrer höchsten Stufe erhoben habe. Daß Grazie und Schönheit sich vereinigen müssen ist ungezweifelt gewiß, wenn man unter Grazie die Schönheit der Bewegung versteht; aber wenn man in ihren Begriff auch noch den Reitz, er mag nun durch Farbe oder Licht oder Ausdruck hervorgebracht werden, mit aufnimmt, so läugnet man mit Recht, daß eine solche Grazie die Kunst zu höherer Vortrefflichkeit heben könne. Ohne die Verdienste des Mengs um die Künste zu bestreiten, behaupte ich, was aus seinen Schriften am Tage liegt, daß er als Filosof und Aesthetiker unbedeutend war, daß er zwar manche wahre Bemerkungen, manche brauchbare praktische Regel gegeben hat, aber weder von der Schönheit, noch von der Grazie, und, wie hieraus schon von selbst folgt, vom Wesen und Zwecke der Kunst überhaupt, keine reine und richtige Begriffe hatte.

Mengs gieng auf seiner Künstlerbahn mehr den Weg des Fleißes als den Weg des Genie's. Seine Werke sowohl als seine Schriften beweisen dies. Erstere sind mehr Produkte des Räsonnements, des

Kal-

Kalkuls; als der Fantaſie, welche mehr den Erfahrung als eines eindringenden philoſophiſchen Geiſtes. Er hatte wenig Gefühl für Größe, Schönheit, die ſich auf die Seite des Reizes neigt, war ſeinem Geſchmack und Gefühle angemeſſener, als Schönheit mit Größe vereint. Darum ſcheint er auf der einen Seite für den Geiſt des Michael Angelo, deſſen Große ihn drückte, zu wenig, und für den des Korreggio wiederum zu viel Sinn gehabt zu haben. Die edle Grazie in den Werken Rafaels, die Anmuth ſeines weiblichen Kopfe, die Würde ſeiner Alten, die ſchmuckloſe Einfachheit ſeiner Darſtellung, ſind gewiß mehr der hohen Vortrefflichkeit der Kunſt im Idealſtile gemäß, als die ſüße Lieblichkeit, die oft ans Fade gränzende Unbedeutſamkeit, der Mangel an Ausdruck von Kraft und Thätigkeit der Seele, und die gänzlich nur auf den Effekt eines reizenden, den Sinn bezaubernden Licht- Schatten- und Farbenſpieles angelegte Kompoſizion, die wir überall in Korreggio's Werken finden. In dieſer Rückſicht iſt es gewiß, daß die Kunſt mit Korreggio dadurch, daß er zuerſt ſie auf die verführeriſche Bahn des Reizes hinlenkte, eher einen Schritt nieder- als aufwärts gethan hat, und daß Rafael, nicht aber Korreggio es, war, der die Mahleren auf den Gipfel führte, den ſie in neueren Zeiten erreicht hat.

Idealität und Schönheit und die vollkommene Vereinigung beyder — das und mehr nicht iſt das höchſte Ziel der Kunſt. Alle übrigen Theile ſind nur

als untergeordnet zu betrachten; ſelbſt der Ausdruck muß ſich der Schönheit unterordnen, um ſo mehr Farbe und Beleuchtung. Anmuth oder Liebreitz kann ſo wenig als Kolorit Gegenſtand eines eigenen Etils für ſich ſeyn; erſteré ſollen die Schönheit, ſo wie letzteres die Geſtalt beleben. Sogar auch ein Etil, der ausſchließend Schönheit der Bewegung ſich zum Zwecke ſetzte, würde fehlerhaft ſeyn, und bald in affektiertes, nichtsſagendes Gebehrdenſpiel ausarten. Denn Bewegung iſt das Vehikel des Ausdrucks in der Mahlerey. Aber die bildenden Künſte ſtellen vornehmlich im Raume dar; darum iſt Schönheit der Geſtalt ihr erſtes, Schönheit der Bewegung ihr zweytes Ziel. Die Mahlerey ſoll beyde in möglichſt hohem Grade verbinden; aber die erſte ſoll auf keine Weiſe der zweyten aufgeopfert werden.

Ich merke nur noch an, daß man dem Worte Grazie einen eben ſo unbeſtimmten vieldeutigen Sinn unterlegt, als der Schönheit. Es wäre zu wünſchen, daß man jedes Wort bloß auf einen beſtimmten Begriff einſchränkte, damit man ſowohl ſich ſelbſt als unter einander immer verſtehen möge. Die bloße reine Schönheit der Bewegung, oder den ſchönen Anſtand, um ſie von Schönheit der Geſtalt zu unterſcheiden, könnte man Grazie — dieſe aber, wenn ſie ſich auf die Seite des Edlen hinneigt, Anmuth, und wenn ſie ſich mit dem Reitze vereint zeigt, Liebreitz nennen, da überdies der gemeine Sprachgebrauch ſchon jede dieſer Bedeutung unterſtützt.

Vom

V.

Vom Naturstile überhaupt.

Unter dem Naturstile überhaupt kann man alle Werke der bildenden Künste begreifen, die sich nicht zum Ideale erheben, die also die Gegenstände der Natur darstellen wie sie sind, d. i. in ihrer Individualität mit ihren Schönheiten und Mängeln. Alle Produkte der bildenden Kunst, von ihrem ersten rohen Anfange bis zur treuen Nachahmung der Natur mit Auswahl des Schönen, gehören dem Naturstile an.

An den Produkten dieses Stils haben Fleiß, Uebung des Auges und der Hand, und die reproducierende Einbildungskraft mehr als Genie und Fantasie, — hat mehr das nachahmende als das erfindende Talent Antheil; denn alle Kunst entsteht nur durch, und besteht nur in Nachahmung der Natur. Genie und Geschmack sind während seiner Herrschaft über das Gebiet der Künste noch nicht entwickelt, aber sie entwickeln sich. Die Flügel der Fantasie sind noch gebunden, und kennen den freyen Aufschwung in die höheren Regionen des Idealstils nicht. Der Geist der Künstler klebt noch an dem Besondern und Zufälligen, und das Genie, wo es sich auch wirksam äussert, beschränkt sich auf einzelne untergeordnete Theile der Kunst, ohne

Leontes.

Du ſollteſt die Naſe ſtärker eingedrükt haben, und die Schmarren, die ich dran habe, um mir völlig gleich zu ſehen -- Und doch ſagen ſie, wir gleichen einander wie ein Ey dem andern; Weibsleute ſagen ſo, und die ſagen was man will, aber wären ſie ſo falſch wie Wind und Waſſer, ſo falſch als ſich Einer Würfel wunſchen möchte, der keinen Unterſcheid zwiſchen mein und dein macht; ſo wär' es doch wahr, daß mir dieſer Junge gleich ſieht. Komm, kleiner Junker, ſieh mich mit deinen Himmelblauen Augen an, holdſeliger Spizbube -- Allerliebſt -- Mein Zukermännchen -- Kan deine Mutter -- iſt's möglich -- Imagination! Du bohreſt deinen Dolch bis in den Mittelpunkt des Herzens -- Du machſt die bloſſe Möglichkeit wirklich, Träume zu Wahrheiten, Nichts zu etwas. Wie leicht muß es dir dann ſeyn, aus etwas mehr zu machen als es iſt -- Ich erfahr' es nur zu wol, was du kanſt; ſowol, daß mir der Kopf davon ſchwindelt und die Stirne jukt --

Polixenes (zu Hermione.)

Was fehlt dem Könige?

Hermione.

Er ſieht aus, als ob ihm was im Kopf herum gehe.

Polixenes (zu Leontes.)

Wie ſteht's, mein Herr?

das Ganze zu umfaſſen, oder ſich zur Allgemeinheit zu erheben. Ihm genügt die Befolgung der Geſetze der Natur, wie ſie ihm in ihren einzelnen Produkten ſich ankündigen, ohne daß er es wagte, ſie zum Wettkampfe zu fodern, oder ihr Geſetze vorzuſchreiben. Sie iſt ſeine Leiterin, und wohl ihm, wenn er ihrer Leitung folgt, bis ſein künftiger Führer, der Geſchmack, ſich entwickelt hat.

Dieſer Stil liegt entweder in dem Weſen der Kunſtkultur, alſo nothwendig in ihr gegründet, oder er liegt in der freywilligen Beſchränkung des Künſtlers auf denſelben, indem dieſer entweder dem Vorrechten der Kunſt, über die Vollkommenheit der Naturformen ſich zu erheben, aus freyer Wahl entſagt, oder indem er dieſes Vorrecht überhaupt verkennt, und das Ideal als eine Verwirrung der Kunſtkultur betrachtet. Beyden Fällen liegen Vorurtheile und falſche Begriffe vom Weſen und Zwecke der Kunſt zum Grunde.

Es iſt bereits vorhin erwähnt worden, daß der Naturſtil, in ſo fern er in dem Gange der die Kunſtanlagen im Menſchen entwickelnden Kultur nothwendig gegründet iſt, nur mangelhaft ſeyn kann, aber fehlerhaft, in ſo fern er von einer willkührlichen Beſchränkung auf ihn abhängt. Dies muß unter gewiſſen Bedingungen genauer beſtimmt werden.

Dies

um dieſer oder jener Künſtler hat aus Anlage zu ſeinem Genies, aus der Beſchaffenheit ſeiner Naturanlagen, irgend einen Theil der Kunſt, der eigentlich nur untergeordneter Zweck in ihr iſt, ausſchließend kultiviert, weil er ſich dazu vorzüglich fähig fühlte. Er hat dieſen Theil zu einer Vollkommenheit gebracht, die vor ihm nicht erreicht war, und ſowohl dadurch, als durch erworbenen Ruf, die Kunſtneigung mehrerer Nachfolger für dieſen, durch ſeine Kultur zu einem gewiſſen Glanz und Vorzug vor andern ſelbſt weſentlichern Theilen erhobenen Kunſtzweck, erregt. Dadurch erhält der Gang der Kultur eine falſche Richtung. Nachahmer, ohne Kenntniß vom Zwecke und Weſen der Kunſt, glauben, dieſer Theil enthalte beyde, und die Werke jenes Genies, das ſie zur Nachahmung reizt, werden für ſie zu unbedingten Muſtern, ſtatt daß ihre Vorzüge nur bedingungsweiſe gültig und muſterhaft ſeyn ſollten. Sie vernachläßigen die Natur, und werden nunmehr Manieriſten. Wer trägt hier die Schuld? Gewiß nicht der Vorgänger, der mehr auf Eingebung und Drang ſeines Genies, als aus überlegter Wahl, die ſich auf Kenntniß des eigentlichen wahren Kunſtzwecks gegründet hätte, jenem Zweige der Kunſt ſeine Kräfte ausſchließend widmete. Deſto gewiſſer tragen ſie diejenigen, die ſich bey dem Gefühle ihrer Unfähigkeit zur Orginalität, und bey der anſcheinenden Leichtigkeit, in dieſem Theile Geſchicklichkeit, Brod und Ruhm zu erwerben, verleiten laſſen eine

Bahn

Bahn zu betreten, die von der wahren Straße um so weiter abführt, je weiter sie fortgesetzt wird. Jedes originale Genie leistet, durch die Eröffnung einer neuen Bahn, und durch die Kultur eines gewissen Theiles der Kunst, dieser einen wesentlichen Dienst, bey allen Fehlern, die seiner Originalität etwan anhängen; aber das Heer der Nachahmer, das diesen Pfad bald zu seiner einzigen großen Heerstraße erwählt, darüber die Natur vernachläßigt, und den Weg zum Hauptzwecke darüber verwildern und eingehen läßt, verursacht eigentlich den Schaden, dessen Schuld man in der Folge, wenn der Fehltritt eingesehen wird, unbilliger Weise dem, der die Bahn zuerst brach, zur Last legt. So haben Michael Angelo, Tizian, Paul Veronese, Korreggio, durch die Mängel und Fehler, die den ihrem Genie eigenthümlichen Stil begleiteten, ohne es zu wollen, für eine Zeitlang vielleicht der Kunst eben so viel geschadet als genützt; denn nur ein anderes Genie konnte sie wieder aus dem Verfalle empor heben, zu dem sie, bey der einseitigen Nachahmung des Fehlerhaften jener Männer und bey der Vernachläßigung der Natur, nothwendig zu Manier und Handwerk hinabsinken mußte.

Der Weg, den jene großen Männer einschlugen, der Stil, den sie sich bildeten, ist darum nicht als willkührlich, sondern vielmehr als ein durch die Beschaffenheit ihres Genie's ihnen nothwendig eigener Stil anzusehen. Die Nachahmer trift aller

Vor-

Vorwurf, den der Mißbrauch eines Vorbildes verdient; denn ihnen, die, beym Mangel der Originalität nur das Talent der Nachahmung in sich fühlten, war es willkührlich, welches Muster sie sich wählen und was sie an ihm nachahmen wollten. An ihren unrichtigen Begriffen vom Zwecke der Kunst, an ihrem schlechten Geschmacke oder eigennützigen Willen lag es, daß sie sich kein vollkommenes Vorbild wählten, daß sie nur die Fehler, nicht die Vorzüge desselben sich zu eigen machten. Denn auch der Nachahmer, wenn er nur das Musterhafte seines Vorbildes nachzuahmen strebt, kann dadurch ein nützliches Mitglied in der Künstlerwelt seyn, wenn er gleich das Gebiet der Kunst nicht erweitern hilft: für sie ist es schon Gewinn, nichts zu verlieren.

So lange überdies die Kunst noch unkultivierte Zweige hat, ist es ihr wesentlicher Vortheil, wenn die Kultur dieses oder jenes Theils im Einzelnen fortrückt. Dadurch werden wenigstens die Materialien zusammengetragen, aus welchen spätere Kunstgenien dereinst einen Stil bilden können, der durch eine zweckmäßige Vereinigung jener ihrer Vollkommenheit bereits näher gebrachten Theile die Kunst zu einer Höhe erhebt, die wir bis jetzt nur noch im Ideale kennen, dem die Kunst, wenn sie es auch nie erreichte, sich wenigstens in hohem Grade nähern kann und nähern muß. Denn für sie ist kein Stillstand möglich; sie sinkt, wenn sie

nicht

nicht steigt. — Es ist hier der Ort nicht, die denkbare Möglichkeit einer solchen Vereinigung, die durch einige gescheiterte Versuche darum nicht aufgehoben ist, darzuthun. — Wer hat dem Genie die Grenzlinie gesetzt über die es nicht hinaus kann?

Der Naturstil überhaupt läßt sich eintheilen in den ohne Kenntniß und Auswahl des Schönen in der Natur, und in den mit Kenntniß und Auswahl desselben. Ersteren kann man den rohen, letzteren den schönen Naturstil nennen.

Vom rohen Naturstile.

Die erste Stufe, welche die Kunst im Anfange ihrer Entwickelung betreten muß, ist die der rohen Nachahmung der Natur, ohne Kenntniß und Auswahl des Schönen, ohne Geschmack und ohne einen andern vorgesetzten Zweck, als den der bloßen Nachahmung.

Diese Epoche des rohen Naturstils finden wir in den frühesten Werken der Egypter, Etrusker und Griechen; späterhin in den Werken des gothischen Stils, und in neuern Zeiten in den Werken der ersten Wiederhersteller der Kunst, deß Cimabue, Giotto und ihrer Schüler, desgleichen in der frühern Epoche der Niederländischen und Teutschen Schule, bey jeder Nazion schon in seinem ersten Anfange verschiedentlich modificiert.

Die

Dieſer Stil erreicht in ſeinen Nachahmungen die Natur noch nicht in dem Grade, als ſie erreichbar iſt; er enthält daher nicht nur alle zufälligen Mängel und Unvollkommenheiten, die ſich an den Geſtalten der Natur finden: ſondern zerſtört auch noch durch ſeine Unbehülflichkeit, durch die ängſtliche, ſklaviſche, plumpe und geſchmackloſe Art der Nachahmung, die ihre ganze Aufmerkſamkeit noch auf die Verhältniſſe und Formen der einzelnen Theile richten muß, das Schöne, was ſeine Vorbilder wirklich enthalten. Der mechaniſche Theil der Kunſt beſchäftigt und bindet den Künſtler noch zu ſehr, als daß er über dieſen hinauszugehen im Stande wäre; denn Hand und Auge ſind noch gleich ungeübt und ungetreu. Die Formen ſind geradlinig, mager und ſteif, die Uebergänge eckig und hart, die Bewegungen gezwungen; Leben und Ausdruck fehlt dem ſeelenloſen Bilde.

Die Baukunſt iſt in ihm noch Kunſt des Bedürfniſſes und der Noth, ohne Bequemlichkeit und Geſchmack. Ihre Werke ſind noch ſchlecht und roh. Sie können koloſſaliſch und unzerſtörlich, gleich Felſenbergen aufgethurmt ſeyn: aber Schönheit wird man in ihnen nicht finden. Größe iſt mit einem rohen Volkskarakter leichter vereinbar, als Schönheit, für die der grobe Sinn, der ſtarke Nerve noch unempfindlich ſind.

Die Produkte dieser Epoche sind für den Alterthumsforscher und für die Kunstgeschichte einer Nazion wichtiger als für den Künstler, der von ihnen nichts zu lernen hat; und dieser Stil überhaupt verdient nur in so fern Aufmerksamkeit, als er für die nachfolgenden Kunstepochen nothwendig ist, und als er gewöhnlich die spätere Richtung der Kultur bestimmt; denn manche Völker sind bloß darum nie zu einiger Vortrefflichkeit in der Kunst gelangt, weil ihr erster Anfang unglücklich war. Der rohe Naturstil endet da, wo der schöne anhebt, nemlich mit der treuen Nachahmung der Natur mit Auswahl.

Vom schönen Naturstile.

Schon vollkommener als in jenem, aber noch mangelhaft, sind die Werke dieses Stils, in so fern er Bedürfniß der Kultur ist; denn ihm mangeln Freyheit und Idealität. Aber er enthält schon individuelle Wahrheit und Schönheit, und darum heißt er der schöne Naturstil.

Der Kunstgenie konnte, sobald er einmahl die Stufe der treuen Nachahmung ohne Auswahl des Schönen erreicht hatte, nicht lange auf derselben stehen bleiben; denn die Natur selbst foderte ihn auf, weiter zu gehen. Ihre Individualität mußte das geübtere Auge bald auf die Verschiedenheit ihrer Gestalten in Einer Gattung, auf die

Abweichungen in den zufälligen Merkmalen aufmerksam machen. Der Reiz, welcher Jugend und Schönheit in der lebendigen Natur immer begleitet, erzeugte zuerst sinnliches Wohlgefallen, und weckte allmälig das Wohlgefallen am Schönen, an dem auch der Verstand Theil nimmt. Die natürliche Folge davon war die Neigung, die reitzendere, wohlgefälligere Gestalt der minder reitzenden, minder schönen zur Nachbildung vorzuziehen. So entstand Auswahl schöner Individuen, und die Kunst betrat eine neue Stufe.

Dieser Stil liefert also Porträts wirklich in der Natur existierender Individuen, mit ihrem individuellen Karakter, ihren Schönheiten und Mängeln. Die Erreichung der Wahrheit und Schönheit, so mannigfaltig und so vollkommen wie die Natur sie an einzelnen Gestalten hervorbringt, ist ein weites, großes, unendliches Feld der Uebung, des Studiums und der Erfahrung für den Künstler in dieser Epoche, und seinen Kräften setzen sich Schwierigkeiten entgegen, die er ohne Genie nicht überwinden kann. Nicht bloß Wahrheit und Schönheit der Formen, sondern auch Wahrheit des Ausdrucks der verschiedenen Gestalten, und, was das schwierigste ist, des momentanen, vorübergehenden Ausdrucks an handelnden Personen, sind die Aufgaben, die er lösen muß, ehe er der höhern Stufe des Ideals fähig wird. In dem nachahmenden, beobachtenden Künstler erwacht die höhere

Kraft des Genie's, die das Vorüberschwindende lebendig ergreift, festhält, und mit Wahrheit und Geist in beseelten Gestalten wiedergiebt.

In dieser Epoche wird schon das Hinstreben nach dem höchsten Zwecke, nach Schönheit, sichtbar, so wie in dem rohen Naturstile das Hinstreben nach Wahrheit. Die Auswahl richtet sich schon mehr nach Begriffen, die, durch vielfältiges Beobachten der Natur abstrahiert, sich in der Seele des Künstlers allmählich entwickeln. Der Geschmack leitet die Auswahl, und in dem erwachenden Genie regt sich der Keim des Ideals.

Der schöne Naturstil kann auch der Stil der ästhetischen Wahrheit im eigentlichen Sinne heißen, weil in ihm die Wahrheit des Individuellen für den Sinn, so weit die Schranken der Kunst es gestatten, in der Nachahmung völlig erreicht werden kann, und weil in ihm treue Anhänglichkeit an der Nachahmung individueller Naturschönheiten der höchste erkannte und beabsichtigte Kunstzweck ist. Das Genie, wenn gleich schon wirksam, ist der Natur noch untergeordnet und dienstbar; es kennt den ganzen Umfang seiner Bestimmung und seiner Kraft noch nicht.

Aber die Idee, das einzeln und theilweise in der Natur wahrgenommene Schöne in ein Ganzes zusammen zu tragen, wird jetzt in der Seele des

bildenden Künstlers lebendig. Er hat durch Erfahrung und durch die Uebung, schöne Gestalten der Natur zusammen zu stellen, der erwachenden, ihre Schwingen prüfenden Fantasie bereits vorgearbeitet, den Geschmack gereinigt, und Stoff zu eignen Schöpfungen gesammelt; jene wagt nun, ihrer Fesseln entbunden, frey und kühn den ersten glücklichen Aufflug in die hohern Regionen des Ideals; die bildende Kunst wird eine freye Kunst. Dieser Uebergang vom Naturstile zum Ideale geschieht gewissermaßen durch einen Sprung, durch ein kühnes, schöpferisches Genie, das die Schranken durchbricht und in die höhere Sfäre der Kunst eingeht. So war vielleicht Fidias der erste Schöpfer des Ideals in der älteren, so war es Michael Angelo in der neuern Kunst.

Als Naturnothwendiges Produkt der fortgehenden Kunstkultur betrachtet, stand dieser Stil in der Mahlerey der Neueren zur Zeit des Pietro Perugino auf seiner höchsten Stufe. Dieser Meister beschloß die Epoche desselben, der durch Leonhard da Vinci, Michael Angelo und Rafael ein Ende gemacht wurde. Früher sind schon Fiesole, Masaccio und Ghirlandajo als gute Meister dieses Stils berühmt, so wie in der teutschen Schule Albert Dürer, und später Hans Holbein. letzterer machte in dieser, durch eigenes Genie und erlangte Bekannt-

Leontes (der ſich ſchnell recolligiert.)

Wie iſts? was macht ihr Gutes, mein liebſter Bruder?

Hermione.

Ihr ſeht aus, als ob ihr eure Gedanken ganz anderswo habet? Fehlt euch was, mein lieber Gemahl?

Leontes.

Nein, in vollem Ernſt. Auf was für läppiſche Einfälle die väterliche Zärtlichkeit manchmal bringen kan! Wie gern die Natur ſich ſelbſt hintergeht! Ich betrachtete die Geſichts-Züge meines Jungen hier, und da däuchte mir, ich ſehe mich ſelbſt um drey und zwanzig Jahre jünger, ohne Hoſen, in meinem grünen Sammet-Kittelchen; mit einem kleinen Hirſchfänger an der Seite, der nicht aus der Scheide gieng, damit er ſeinen Herrn nicht beiſſe, und ſo, wie Zierrathen öfters thun, gefährlich werde -- Wie gleich, däuchte mich, war ich damals dieſer kleinen Krabbe hier? -- Guter Freund, ſag mir einmal, wollteſt du dir Eyer-Schaalen für Münze geben laſſen?

Mamillius.

Nein, Papa, ich wollte mich ſchon wehren.

Leontes.

Wollteſt du? -- ein braver Junge! -- Mein Bruder ſeyd ihr auch ſo verliebt in euern jungen Prinzen, wie wir in den unſrigen zu ſeyn ſcheinen?

Polixe-

ſchaft mit Werken Italieniſcher Meiſter, einen Uebergang vom Naturſtile zum Ideale, beſchloß aber zugleich, weil kein fähiger Kopf ihm zu folgen vorhanden war, die kurze Laufbahn der teutſchen Kunſt. In den Werken dieſer Meiſter, iſt bey trefflicher Wahrheit der Karaktere, oft auch Schönheit der Zeichnung, bey vieler Natürlichkeit und Einfachheit, überall Trockenheit, Steifheit und Zwang, kurz, das Bedürfniß der Kunſt, mehr oder weniger ſichtbar; man ſieht in ihnen die Verſuche des Genie's, ſich der Dienſtbarkeit der Nachahmung zu entziehen.

Als Stil der freyen Willkühr aber, wie wir ihn in den Werken der Niederländiſchen und Venezianiſchen Schulen aus ihrer beſten Zeit betrachten müſſen, indem er bey ihnen nicht mehr nothwendiger ſondern frey gewählter Zweck war, haben ihn die beſten Meiſter derſelben zu einer ſolchen Vollkommenheit ausgebildet, als er vielleicht überhaupt fähig iſt. Giorgione, Tizian, Paul Veroneſe, Baſſano ſtehen als ſolche in der Venezianiſchen, Rubens, Rembrand, Van Dyk, und mehrere Andere, in der Niederländiſchen Schule oben an.

Der Stil dieſer Schulen war in ſo fern fehlerhaft, als er die treue Nachahmung der individuellen Natur für den höchſten Kunſtzweck aufſtellte; denn er fehlte in der richtigen Erkenntniß und Wahl deſſelben, und verſchloß dadurch der Kunſt den

Weg zur höhern Vollkommenheit? obgleich sie unter diesen Prinzipien, durch die Kultur einzelner Theile, der Kunst wesentliche Dienste geleistet haben. Sie haben den mechanischen und materiellen Theil derselben vortrefflich kultiviert, Formen, Ausdruck und Sitte der gemeinen Natur vortrefflich nachgeahmt, den Zauber der Beleuchtung, des Reflexes und des Helldunkeln zum höchsten Reize, und, in Vereinigung mit Kolorit und Haltung, zur vollkommensten Harmonie ausgebildet; sie haben erreicht, was der Nachahmung durch Farben und Kunstfleiß erreichbar ist; — sie sind die größten Mahler gewesen, aber nicht die größten Künstler.

In der Wahrheit, Lebhaftigkeit und dem reitzenden Spiele des Lichtes und der Farben ist die Natur für alle Kunst unerreichbar und unübertrefflich. Hier behauptet sie die Herrschaft über dieselbe, die sie in Rücksicht auf die Vollkommenheit und Schönheit der Formen verloren hat. Idealisierung der Farben und des Lichts ist nur auf Kosten der Wahrheit möglich; jede anmaßliche Verschönerung der nachahmenden Kunst in diesen Theilen ist Blendwerk und Lüge. Die Niederländer und Venezianer sahen, obgleich sie diese Theile vorzüglich kultivierten, die Unerreichbarkeit der Natur, und glaubten daher, sie seyen das Höchste und Wichtigste der Kunst überhaupt, weil sie sie für das Schwierigste erkannten. Ihr Auge, von Jugend auf mehr an Farben als an Formen gewöhnt,

verlor zuletzt den Sinn für Form überhäupt, folglich auch für Schönheit, und behielt nur noch den für Wahrheit und für die Reitze des Lichtes und der Farben, die ihnen statt der Schönheit galten; weil ihre Wirkung den unkultivierten Geschmack mehr vergnugt, als die Schonheit und edle Einfachheit des Idealstils. Sie rechneten es zur Thorheit, die Kunst höher als bis zur möglichst treuen Nachahmung der Natur treiben zu wollen. Wahrheit, individuelle Wahrheit war ihr hochstes Ziel, und sie haben es in Verfolgung desselben zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht. Aber diese ist von der Vollkommenheit der Kunst überhaupt eben so weit entfernt, als ihr Kunstzweck von dem höchsten Zwecke der Kunst überhaupt.

Wie weit die Kunst durch mißverstandene Zwecke und falsche Prinzipien sich von ihrem wahren Wege entfernen könne, haben besonders Niederländische Mahler bewiesen. Durch den gänzlichen Mangel eines feinen, edlen, humanen Geschmacks, welcher nicht viel besser ist als gänzliche Geschmacklosigkeit, verleitet, giengen viele derselben noch einen Schritt weiter niederwärts, indem sie das oberste Gesetz für ihre Kunst, die treue Nachahmung der Natur, dahin ausdehnten, daß alle natürliche Gegenstände, eben weil sie natürlich sind, auch Gegenstände der Nachahmung für bildende Kunst seyn müßten, also auch das Niedrige, Häßliche, Ekelhafte. Darum heißt ihr Stil der gemeine, niedrige

drige Stil. Wenn gleich nicht alle ihre Künstler niedrige Gegenstände zu ihren Darstellungen wählten, so wählten sie doch fast immer gemeine, oder behandelten edle Gegenstände auf eine gemeine Art, und selten so edel, als ein gebildeter Geschmack zu fodern berechtigt ist. Formen und Ausdruck sind in ihnen immer gemein, und unsere Verwunderung über die große Wahrheit der Nachahmung gemeiner Natur, über den Zauber ihres Helldunkeln, über die reitzende Wahrheit des Kolorits, über die Nettigkeit und den Fleiß der Behandlung und Ausführung, und über die Harmonie des Ganzen, wird sehr oft durch das Bedauern gestört, daß so viel Talent, so viel Fleiß und Glanz und Farbenpracht, so viel Zeit und Geschicklichkeit, an so unwürdige Gegenstände verschwendet sind.

Edler, sowohl in den Formen als in der Wahl der Gegenstände, ist der Stil der Venezianischen Schule, der sich selten bis zum Gemeinen und Unwürdigen ernidrigt hat. Der einmahl in Italien herrschend gewordene bessere Geschmack bewahrte sie davor, und erhielt den Grundsatz, nur die schöne Natur nachzuahmen, in seiner Achtung. Unter den vorzüglichsten Meistern dieser Schule machen jedoch die Bassano eine Ausnahme, die sich durch die Behandlung niedriger und gemeiner Gegenstände an die Niederländer anschließen. Tizian ist bis jetzt in der Naturwahrheit des Kolorits unnachahmlich geblieben. Er und Paul Veronese

besaßen: unter den nahmhaften Meistern dieser Schule die Wahrheit des Ausdrucks in hohem Grade; des Ausdrucks nemlich, der in der richtigen und treuen Nachbildung karakteristischer Köpfe besteht. Darum ist Tizian zugleich der erste aller Porträtmahler gewesen. Paul war reicher an Erfindung, und als dramatischer Mahler größer. Er besaß Originalität und Kühnheit. Der Geschmack jener Zeit brachte es mit sich, Porträts in historischen Gemählden aufzunehmen. Dies hat besonders Paul Veroneſe in seinen größern Werken häufig gethan, und seinen Bildern dadurch viel Individualität und Wahrheit gegeben. Aber er wußte nicht mit dem Genie, dem feinen Gefühle und Beobachtungsgeiſte Rafaels, durch Bezeichnung des momentanen Ausdrucks die aus der Natur gewählten Fysiognomien zu beseelen, ihnen zweckmäßige Bedeutung zu geben, und sie zu adeln, wie jener; er wußte sie nicht zu seinem Eigenthume zu machen. Sie sind unter seinen Händen Porträts geblieben; Rafael schuf sie zu Idealen um.

Tizian ist der einzige aller Mahler, von dem, als Koloristen, man sagen kann, er habe einen Stil. Gegen ihn sind alle übrigen mehr oder weniger Manieristen. Sein Stil ist der Stil der Natur selbst. Es giebt nur Einen Stil des Kolorits; dieser ist, keine Manier zu haben, sondern immer treu der Natur zu folgen, und durch ein richtiges Gefühl der Materie sich in den Stand zu setzen,

das

das Fleiſch in möglichſter Wahrheit und Geſundheit in ſeinen verſchiedenen Tönen der Natur nachzubilden. Keinem Mahler bis jetzt iſt dies ſo gelungen wie dem Tizian. Unter den Niederländern ſteht ihm Van Dyk am nächſten, ohne ihn jedoch zu erreichen; denn auch Er iſt oft Manieriſt.

Weil der Stil der treuen Nachahmung der Natur in dieſen Schulen nicht nothwendig, ſondern willkührlich war: ſo führen ſeine Werke, ſtatt der Trockenheit, der Steifheit und Dürftigkeit, die ihm ſonſt eigen ſind, vielmehr einen gewiſſen Luxus mit ſich, ein Zeichen des Wohlbefindens und der ſinnlichen Pflege. Daher findet auch in ihrer Geſellſchaft der Sinn gewöhnlich eine befriedigendere Unterhaltung als Herz und Geiſt.

In der Bildnerey kann man den ſterbenden Fechter auf dem Kapitol, den Beckenſchläger und den Schleifer in Florenz, als Werke dieſes Stils anführen, obgleich ſie zu einer Zeit verfertigt ſind, wo der Idealſtil blühte. Die Künſtler jener Zeit verließen auch zuweilen auf Veranlaſſung das Ideal, und lieferten Porträts wirklicher Menſchen, die aber durch den in der Kunſt waltenden Idealgeiſt faſt immer, bey aller Treue, über die gewöhnlichen Produkte des Naturſtils gehoben ſind, und das Verdienſt haben, die individuelle Natur nicht ſklaviſch, und doch ohne Aufopferung des Wahren und Weſentlichen ihrer Individualität, nachzuahmen.

Dazu aber sind nur geübte Künstler, die sich den Idealstil zu eigen gemacht haben, und dabey die Natur genau kennen, fähig; sonst wird das Bild unwahr. Alle Porträtstatuen aus dem Alterthume sind aber darum nicht Nachahmung der wirklichen Natur; denn man verband in Kunstwerken dieser Art gewöhnlich nur die individuelle Gesichtsbildung und den Karakter derselben mit einer idealischen Gestalt, und begnügte sich mit der Aehnlichkeit der ersteren, um zugleich auch in der Porträtstatue ein schönes Kunstwerk zu liefern. Diese Mode herrschte vorzüglich unter den Römern in der bildenden Kunst, wo diese mehr durch Eitelkeit und Prachtliebe, als durch Nazionalinteresse blühte. Diese Kombinazion des Ideals mit der Natur, oder des Allgemeinen mit dem Individuellen, darf aber nie Regel in der Kunst werden: weil dadurch nur zwitterartige Kunstprodukte entstehen würden, die weder ächte Kinder der Natur noch der Fantasie, sondern ein Gemisch von beyden wären, das sowohl der idealischen als der gemeinen Naturwahrheit widersprechen und den Verstand beleidigen würde, der sich lieber mit gemeiner Natur, wenn sie nur Wahrheit hat, begnügt. Denn der Verstand dringt eben so sehr auf Wahrheit, als der Geschmack auf Schönheit.

Zweige der Kunst, denen der schöne Naturstil ausschließend eigen seyn muß, sind diejenigen, die das Ideal in engerer Bedeutung, welches bloß der

Mens

Menſchengeſtalt eigen iſt, nicht zulaſſen; die zwar nicht ſklaviſch nachahmen, aber doch nichts hervorbringen können, was die Natur nicht auch eben ſo vollkommen hervorzubringen im Stande wäre. Sie können weiter nichts thun, als ſchöne Individualitäten aus der Natur zuſammenſtellen, ausgewählte Theile in ein Ganzes verbinden, oder überflüſſige Kleinheiten, die den Eindruck und die Deutlichkeit in der Nachahmung ſtören würden, weglaſſen. Hieher gehört die Porträt- Thier- Landſchafts- und Blumenmahlerey mit ihren Zweigen. In der erſten iſt Wahrheit der Form, des Karakters und des Kolorits die Hauptſache. Es darf nichts hinweggelaſſen, nichts verändert, nichts hinzugethan werden, was die Wahrheit beleidigt. Die Landſchaftsmahlerey hat entweder treue Nachahmung einer Gegend, einer Ausſicht (Proſpektmahlerey), oder willkührliche Zuſammenſetzung einzelner Theile aus der Natur zu einem ſchönen Ganzen zum Zweck. Erſtere iſt treue, letztere freye Nachahmung der Natur.

Man nennt Landſchaften letzterer Art auch idealiſiert; aber die Idealiſierung einer Landſchaft iſt von den Idealen eines hiſtoriſchen Gemähldes weſentlich verſchieden. In der vegetabiliſchen Natur iſt mehr Mannigfaltigkeit, mehr Spiel durch Abwechſelung der Formen ſolcher Gegenſtände, die zu Einer Gattung gehören, als in der animaliſchen. Ein Baum z. B. kann von einem andern derſelben Gattung ſo ſehr verſchieden ſeyn, daß wir, wenn

uns

uns nicht andere Merkmale, als Rinde, Blätter ꝛc. zu Hülfe kämen, ihn kaum für einen Baum ſeiner Gattung erkennen würden. Der Künſtler, wenn er einen Baum, einen Berg oder Felſen aus der Fantaſie hinſtellt, iſt doch nicht im Stande, etwas Vollkommneres in dieſer Art hervorzubringen, als die Natur; weil die Natur ſich bey dieſen Gegenſtänden keine ſo beſtimmte Formen vorgeſetzt zu haben ſcheint, und weil wir ihre Zwecke mit dieſen Gegenſtänden nicht ſo deutlich einſehen, als bey der animaliſchen Natur, vornehmlich unſerer eigenen Gattung. Der Landſchaftsmahler, auch wenn er ſeine Werke erdichtet, bleibt immer in den Schranken der Natur; er verändert nur die Zuſammenſtellungen, nicht die Formen der natürlichen Gegenſtände. Ueberdies hat er es nicht ſowohl mit beſtimmten Formen, als mit den mannigfaltigen Wirkungen des Lichtes und der Farben zu thun, die ſich nur auswählen, nicht idealiſieren laſſen. Er kann die Deutlichkeit einer Landſchaft dadurch erhöhen, daß er die Kleinheiten, die er in der Betrachtung der Natur ſelbſt überſehen, die uns aber in der Nachahmung verwirren, wegläßt. Er kann durch Zuſammenſtellung ſolcher Gegenſtände, die einen beſtimmten Totaleindruck, eine Hauptempfindung erregen, ſeinen Werken einen beſtimmten Karakter oder Stil geben, und dieſen fodern wir vorzüglich an erdichteten Landſchaften. Er kann ferner das, was in der Landſchaft Zeichnung iſt, Formen, Grüppen, Partien ꝛc. willkührlich und nach ſeiner Abſicht zuſam-

ſam-

sammenstellen, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun; er kann den allgemeinen Karakter jedes Gegenstandes getreu auffassen und wiedergeben; aber den Effekt des Lichts und der Farben kann er nicht idealisieren, ohne unwahr zu werden. Die Natur ist in diesen Wirkungen nicht nur unerreichbar, sondern auch mannigfaltiger als je die Kunst seyn kann, weil sie ihre Wirkungen nur durch farbige Körper, nicht durch Lichtstrahlen selbst, wie die Natur, hervorbringt. Diese Mannigfaltigkeit zu beobachten, in der Nachahmung zu erreichen, und mit aller Treue die Natur in das Kunstwerk überzutragen, ist die größte Schwierigkeit in der Landschaftsmahlerey. Daher haben wir in ihr auch so viele Manieristen und so wenig treue Darsteller der Natur. Unsere brillantesten Landschaftsmahler sind gewöhnlich gerade die unwahrsten. Wäre die Kunst der Farbenmischung der höchste Zweck der Mahlerey, so würde der Blumenmahler allen übrigen voranstehen müssen. Aber jezt steht er gerade auf der untersten Stufe, weil er zwar viel Mechanik und Fleiß, aber zugleich den wenigsten Geist zu seinen Arbeiten braucht. Eigentlicher würde man darum Werke dieser Art komponierte, nicht idealisierte, nennen.

VI.

Vom fehlerhaften und schlechten Stile.

Schlecht ist jeder willkührliche Stil in den bildenden Künsten, wenn er sich Zwecke vorsezt, die des

Wahrs

Polixenes.

Wenn ich zu Hauſe bin, mein Herr, ſo macht er alle meine Beſchäftigung und meinen Zeitvertreib aus; iſt izt mein geſchworner Freund, dann wieder mein Feind; mein Hofſchranze, mein Soldat, mein Miniſter, alles; er macht mir einen Sommertag ſo kurz als den kürzeſten December, und vertreibt mir durch ſeine kindiſche Lebhaftigkeit Gedanken, welche mein Blut verdikern würden.

Leontes.

Dieſer kleine Junker hat das nemliche Amt bey mir: Wir beyde wollen einen Spaziergang mit einander machen, und euch, mein Herr, euerm ernſthaftern Zeitvertreib überlaſſen. Hermione, du kanſt uns deine Liebe nicht beſſer als durch Freundſchaft für unſern Bruder beweiſen: Laß was in Sicilien das koſtbarſte iſt, zu ſeiner Bewirthung verſchwendet werden; nach dir und meinem kleinen Schwärmer hier, iſt niemand meinem Herzen näher.

Hermione.

Wenn ihr uns ſuchen wolltet, ſo werdet ihr uns im Garten antreffen; Sollen wir euch dort erwarten?

Leontes.

Diſponiert über euch nach euerm eignen Belieben -- (vor ſich.) Wir wollen euch ſchon finden, ihr werdet doch immer unter dem Himmel bleiben müſſen: Ich angle izt, wenn ihr's ſchon nicht merket -- Geht nur, geht nur -- Wie ſie den Schnabel gegen ihn hinſtrekt! -- (Polixenes, Hermio-

Wahrheit und Schönheit widerſtreiten. Fehlerhaft hingegen heißt er, wenn er entweder in der richtigen Erkenntniß ſeiner Zwecke, oder in der Wahl der Mittel zu ihrer Erreichung fehlt. Ein Stil kann daher fehlerhaft ſeyn, ohne ſchlecht zu ſeyn. So iſt Michael Angelo's Stil allerdings fehlerhaft, indem er in der Wahl der Mittel zur Bewirkung der Größe fehlte, und dadurch der Simplicität und der Würde, welche wahre Größe allemal begleiten, und der Wahrheit des Ausdrucks ſchadete. Aber wer wird darum ſeinen Stil ſchlecht nennen? Der fehlerhafte Stil heißt nur dann ſchlecht, wenn ſeine Fehler ſein Gutes überwiegen, d. i. wenn ſie für Wahrheit und Schönheit nachtheilig ſind. Das Fehlerhafte eines Stils beruhet in dem unrichtigen Verhältniſſe der verſchiedenen Zwecke der Kunſt unter einander und zum Ganzen. So ordnete Michael Angelo die Simplicität der anatomiſchen Richtigkeit, die Schönheit einer wilden Größe unter, und ſchadete dadurch ſeinem Stile und der Wirkung ſeiner Werke. Anatomiſche Richtigkeit iſt nur eine Bedingung, kein Zweck der Kunſt, und es iſt allemal fehlerhaft, Bedingungen zu Zwecken zu erheben. Farben z. B. ſind eine nothwendige Bedingung der Mahlerey; aber es würde fehlerhaft ſeyn, den Effekt, der durch Farben hervorgebracht werden kann, zum höchſten Zwecke zu erheben. Beyde, anatomiſche Richtigkeit der Zeichnung und Farben, ſind nur Bedingungen der Wahrheit; Wahrheit ſelbſt iſt nur eine Bedin-

gung der Schönheit, und nur dieſe allein iſt höchſter Zweck der bildenden Kunſt.

Ein Stil iſt alſo ſchlecht, wenn ihm Wahrheit und Schönheit fehlen; wenn er, ſtatt der erſtern, Manier und Grimaſſe, ſtatt der letztern, unwahren Reitz enthält; ferner wenn er Natur- und Idealſtil unter einander mengt — mit Einem Worte, wenn ſeine Theile unter einander in einem Mißverhältniſſe ſtehen, das den Verſtand und den Geſchmack zugleich beleidigt.

Hieher gehört z. B. in der Bildnerey der Berniniſche Stil, und der zum Theil auf ihn gegründete Kirchenſtil, welche beyde die Schranken ihrer Kunſt übertreten, und Zweck und Weſen derſelben verkennen; welche ſowohl die Wahrheit als die Schönheit beleidigen, und darum dem Geſchmack in der Kunſt ſo verderblich geweſen ſind. Sie wollten in Marmor mahlen, hüllten ihre Figuren in Säcke und flatternde Felſenmaſſen, ſtatt ſie in Gewänder zu kleiden, gaben uns niedrige Natur, gemeine Karaktere für edlen Ausdruck, Anatomien für ſchöne Formen, Plumpheit für Größe, den Kontrapoſto und einen theatraliſchen Anſtand für die Simplicität des kunſtloſen Kontraſtes der Antike, Grimaſſe für Bedeutung, und eine heftige, geſpannte Bewegung ohne Zweck und Urſache für Leben und Handlung, — und der Geſchmack ihrer Zeiten fand ſie ſchön, ſchön in der Nachbarſchaft der Antike!

In der Mahlerey sind vorzüglich die Nachfolger des Peter von Cortona und Lukas Giordano, welche Natur und gesunden Verstand aus ihren Werken verbannt zu haben scheinen, die neuere Venezianische, Mailändische, Französische ꝛc. Schule, und die namenlosen Mitglieder und Zöglinge der vielen berühmten und unberühmten Kunstakademien nicht nur unsers lieben teutschen Vaterlandes, sondern auch des Auslandes (den alten Sitz der Künste selbst nicht ausgenommen) leider im Besitze eines mehr oder weniger schlechten Stils. Ueberall finden wir Maschinerie, Manier und Machwerk; nirgends Wahrheit, Natur, Leben und Geist. Man liebt es, Statuen in Gemählde zu übersetzen, obgleich dies nicht weniger widersinnig ist, als Bernini's Grundsatz, Statuen wie Gemählde zu behandeln. Aber das lieblichste Kolorit, die geleckteste Pinseley, die reitzendste Manier und das tapferste Machwerk, die schönste Kopie eines Apollo oder Antinous auf der Leinwand, können uns für die tödtende Kälte einer kolorierten Bildsäule, und für die aus gemeiner Modell-Natur und Antike zusammen geflickten Menschengestalten, ohne Leben, Ausdruck, Interesse und Zusammenhang, nicht entschädigen. Alle diese Veränderungen sind die Folgen blinder Nachahmung ohne Geschmack und Beurtheilung, oder unrichtigen Räsonnements und eines schiefen Gesichtspunktes, aus dem der Künstler seine Kunst betrachtet, oder der Sucht, auf Kosten der Wahrheit original, und auf Kosten des guten Geschmacks groß und berühmt zu werden. Der Künstler soll den

Kunst-

Kunſtgeſchmack der Nazion und des Zeitalters, worin er lebt, zu bilden und zu beſtimmen ſuchen; er ſoll ihn, wenn er irre geht, durch Produkte eines muſterhaften Geſchmacks wieder zur Wahrheit und Schönheit zurückführen; er ſoll im Namen der Kunſt Geſetzgeber im Reiche des Geſchmackes ſeyn. — Wie kann er dies, wenn er ſelbſt noch auf einer niedrigen oder falſchen Stufe der Kultur ſteht; wenn er ſelbſt von Wahrheit und Schönheit und Kunſt irrige Begriffe, wenn er ſelbſt keinen reinen Geſchmack hat?

VII.

Vom gemiſchten Stile.

Man kann ihn auch den Stil der Mittelmäßigkeit nennen, denn er iſt zu gut um ſchlecht, und zu ſchlecht um gut zu ſeyn. Er hat weder große Schönheiten noch große Fehler. Er iſt inkorrekt, aber ohne eben den Geſchmack zu beleidigen; er iſt nicht ohne Ausdruck, aber dieſer iſt unbeſtimmt, und mehr Produkt des Räſonnements als des Gefühls, und läßt uns kalt. Natur und Wahrheit ſind in ihm eine angenehme konvenzionelle Manier, die wir uns darum, weil ſie konvenzionell iſt und dem Auge ſchmeichelt, gefallen laſſen. Denn das Auge läßt ſich vieles gefallen; aber nicht alles, was dem bloßen Sinn gefällt, iſt ſchön, wenn es nicht auch in der Beurtheilung dem Verſtande angemeſſen befunden wird. Der Genius der Kunſt iſt nicht erſtorben,

aber er ſchlummert. Dieſer Stil iſt die eigentliche Sfäre der Halbgenie'n, die zwiſchen Nachahmung und Erfindung, zwiſchen dem guten Geſchmack und dem Eigennutze ſchwanken, und gewöhnlich für dieſen entſcheiden. Ihre Erfindungen ſind dürftig, mehr Produkte einer durch Uebung erworbenen mechaniſchen Fertigkeit, als des Genies und der reifen Beurtheilung, oder zuſammengetragene Reminiscenzen, aus Studien nach der Natur, der Antike und den Werken großer Meiſter, mit kleinen Veränderungen und einer Tinktur von Geſchmack und Reitz neu aufgeſtutzt, die eben hinreichen die Neugier anzulocken, und die man genug geſehen hat wenn man ſie Einmal ſah. Ihre Kompoſizionen ſind Maſchinenwerk, und mehr witzige Zuſammenſtellungen einer ſchulgerechten auf Regeln gebrachten Kompoſnierkunſt, worin die Pyramidalform, der Kontraſto, nebſt Modell und Gliedermann präſidieren, als aus Gefühl und Fantaſie lebendig hervorgegangene und durch Genie mit Geſchmack, Empfindung Geiſt und dargeſtellte Kunſtwerke; mit Einem Worte: Mittelmäßigkeit in jeder Rückſicht iſt das Element dieſes Stils. Peter von Cortona, Lanfranco, Maratti ꝛc. ſind Meiſter dieſes Stils, und noch bis jetzt hat ſich die Kunſt von der Erſchlaffung, in die ſie durch ihn allmählig verſunken iſt, nicht wieder erhohlen können. Battoni und Mengs, die letzten nahmhaften Künſtler der römiſchen Schule, obgleich der erſtere ein geſchickter Praktiker, und der letztere ein eben ſo berühmter Theoretiker als Praktiker

ker war, besaßen beyde zu wenig eigene Kraft und Originalität, um ihr neue Schwingen zu geben. Indeß ist durch beyde dem faden, seichten und manierierten Stile der Marattischen Schule ein Ende gemacht, aber dafür die Kunst des Effekts durch harmonischen Licht- und Färbenschimmer, nebst der Praktik des Pinsels, in die Werkstätten der neuesten Künstler eingeführt worden, ohne Zurückführung der Kunst auf die Natur und den Weg der besten Mahler, die seit Wiederherstellung der Künste lebten, und durch Einfachheit, Wahrheit und Schönheit groß und unsterblich wurden.

Dem Kunstgenie künftiger Zeiten, wenn keine Kunstakademien und keine Helldunkel mehr seyn werden, ist die Auflösung des schweren Problems, diesen neu erworbenen Luxus der neuern Kunst mit dem edlen Stile der Zeichnung und der einfachen, kunstlos erscheinenden Wahrheit des Ausdrucks und Kolorits, worin Rafael und Tizian einzig und unerreicht dastehen, zu vereinigen vorbehalten — eines Problems, das Mengs aufgelöst hätte, wenn Fleiß, Genie, und Kunst Wissenschaft wären. Aber Wissenschaft weiß viel ohne zu können; Genie kann viel, ohne zu wissen.

Dies sind die verschiedenen Hauptarten des Stils in den bildenden Künsten, die in dem Wesen der

Kunst ihren Grund haben, in so fern sie gut, und in den Verirrungen des menschlichen Geistes, in so fern sie schlecht sind. Die schönen Künste sind die Blüte der sinnlichen Kultur der Nazionen, entstehen also und blühen oft schon am vollsten zu einer Zeit, wo die höheren Kräfte des Geistes, die ihre sichere Leiterinnen seyn und den Weg ihres Fortganges vorzeichnen sollten, noch nicht in ihrem ganzen Vermögen erwacht und ausgebildet, mehr durch Glück und Zufall, als durch richtige Kenntnisse ihres Zwecks zur Vollkommenheit gebracht, und in dieser Rücksicht also mehr Werk der Natur als der Freyheit des Menschen sind. Aber gerade derselbe Zufall der sie begünstigt, führt die ihm überlassenen Künste eben so oft auf Irrwege oder zu ihrem Untergange. Denn weil die glückliche oder unglückliche Richtung ihrer ersten Schritte oft auf ihren ganzen Fortgang Einfluß hat: so gelangen sie, wenn diese unglücklich waren, nie zu einiger Vollkommenheit, sondern verdorren, einer zarten verwahrlosten Pflanze gleich, schon wieder vor ihrer Blüte. Dies zeigt der Kunstgeschmack der Aegypter, der Gothen und Sineser, die früh auf das Abenteuerliche, auf das Ungeheure, oder auf läppische, sinn- und geschmacklose Farbenspielereyen verfielen, die kaum Kinder des lustigen, geschweige verständigen Menschen gefallen kann. So sind viele Völker entstanden und gesunken, ohne eine eigentliche Kunstepoche gehabt zu haben.

Kunst läßt sich nicht wie Wissenschaft von Generazion zu Generazion auf die Nachkommen fortpflanzen. Freylich kommen ihre Meisterwerke als Muster auf die Nachwelt; aber der eigentliche Geist der Kunst, der ihr Leben, Wachsthum und Vollkommenheit giebt, läßt sich nicht mit überliefern, weil er nicht allen Menschen, allen Generazionen und allen Völkern gemein ist. Sie muß es von der Natur abhängen lassen, ob und wann sie ein zu ihrer fernern Kultur vermögendes Genie hervorbringen, und von den äussern Umständen, ob sie die Ausbildung desselben verhindern oder begünstigen werden. In den Zwischenzeiten leidet sie von allen ungünstigen Ereignissen, — unter denen der Schaden, den genie- und geschmacklose Nachahmer, die den Geist der Kunst tödten, die Natur vernachlässigen, und mechanisches Verdienst für Genie geltend zu machen streben, ihr zufügen, gewiß nicht das unbedeutendste ist — oft eben so viel, als die von Zeit zu Zeit entstehenden ächten Künstler, die Genie, Gefühl und Geschmack in sich vereinigen, wieder gut zu machen im Stande sind. Darum sind die Künste mehr als jede andere Blüte der Geisteskultur dem Verfall unterworfen, weil sie so sehr vom Spiele des Zufalls abhangen; weil äußere Umstände so großen Einfluß auf ihr Gedeihen haben.

Diesen Einfluß könnten wir, wenn nicht aufheben, doch wenigstens vermindern und weniger schäd-

lich machen, wenn wir dem Geſchmack in der Kunſt beſtimmtere und feſtere Regeln, als er bisher gehabt hat, unterzulegen ſuchten. Der Kunſtgeſchmack muß nicht nur beſtimmbar, ſondern auch, wenn man nicht mit ſeinen Urtheilen ohne Grund verfahren, wenn man nicht immerhin mit ſeinen Gefühlen und mit der Ausubung der Kunſt im Dunkeln und Ungewiſſen herumtappen will, — wenigſtens auf Einige feſte, allgemein gültige Regeln zu bringen ſeyn. Der Künſtler muß ein gewiſſes, untrügliches Kriterium ſeines Genies und Geſchmacks haben. Dies läßt ſich durch eine gründliche Entwikkelung und Aufſtellung des Begriffs vom Zwecke der Kunſt überhaupt und einer jeden beſonders, erlangen. Alles was im Gebiete der ſchönen Künſte unmittelbares Produkt des Genie's und Gefühles iſt und ſeyn muß, läßt ſich weder erklären noch erlernen, weder begreifen noch andern begreiflich machen; es ſind Operazionen der Seele, die der Verſtand nicht zu enträthſeln vermag, von denen das Genie ſelbſt keine Rechenſchaft geben kann, und die dem, der ſelbſt kein Genie, kein Gefühl hat, ewig ein Räthſel bleiben müſſen. Aber wenn nicht der weſentlichſte Theil der Kunſt ſich auf Regeln bringen läßt, ſo kann man doch denjenigen Theil, den das Genie ſelbſt nur durch Uebung, Geſchmackskultur und mechaniſche Fertigkeit erwerben, ohne den auch das größte Genie nichts Zwekmäßiges und für alle Zeiten Muſterhaftes hervorbringen kann, von dem alſo die glückliche oder unglückliche Anwendung des Genie's

nie's allein abhängt, nach gewiſſen unveränderlichen Regeln beſtimmen, die Verfahrungsweiſe deſſelben erforſchen, und die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit derſelben nach Gründen beurtheilen. Dieſer Theil begreift alles unter ſich, was die Wahrheit des Kunſtwerks angeht, alſo Anordnung und Ausführung; denn beyde ſtehen unter der Gerichtsbarkeit des Geſchmacks und der Beurtheilung des Verſtandes. Der erſtere entſcheidet was ſchön, der letztere was wahr iſt. Dem Genie, als Vermögen der Empfindung ſchöner Kunſtwerke, kann der Geſchmack nur vorſchreiben, was es nicht thun ſoll. Für den genialiſchen Künſtler giebt es kein poſitives Geſetz des Geſchmacks; der Geſchmack kann ihm nichts gebieten, kann nur billigen. Er iſt nur der Prüfſtein, woran er ſeine Erfindungen zu halten, wonach er ſein Verfahren bey ihrer Darſtellung einzurichten hat. Für den Künſtler ſind die Geſetze des Geſchmacks nur negativ, nur verbietend. Der Kunſtkenner hingegen muß ſeine Theorie, oder vielmehr ſeine Kritik von vorhandenen muſterhaften Kunſtwerken mit filoſofiſchem Geiſt abſtrahieren. Um dieſes zu können, muß er vorher richtige Einſicht in das Weſen der Kunſt und des Schönen erworben haben, welche die Filoſofie allein geben kann. Der Künſtler ſchafft, der Kunſtrichter zergliedert. Er folgt der Spur des Genie's, und ſucht die Regeln der Kunſt zu entwikkeln, die das Genie in ſeinen Werken niederlegt. Er muß den Umfang einer jeden Kunſt, ihren beſon-

ne und Gefolge gehen ab; Leontes, Mamillius und Camillo bleiben.) Wie hurtig ſie davongehen -- Zoldik, Knie-tief -- über Kopf und Ohren gehörnt -- Geh, ſpiele, Junge, ſpiele -- Deine Mutter ſpielt, und ich auch; aber eine ſo unglükliche Rolle, daß ihre Entwiklung mich ins Grab ziſchen wird -- Spott und Hohngelächter wird mein Todten-Geläut ſeyn. Geh, ſpiele, Junge, ſpiele -- Es hat doch von jeher, oder ich müßte mich ſehr irren, immer Hahnreyen gegeben; und wie mancher Mann hält, in dieſem Augenblik da ich diß rede, ſein Weib im Arm, der wenig daran denkt, von wem ſie in ſeiner Abweſenheit -- daß ſein nächſter Nachbar in ſeinem Teich gefiſcht hat, Sir Lächler, ſein Nachbar -- Nun, es iſt eine Art von Troſt darinn, daß andre Männer auch Thüren haben, und daß dieſe Thüren, wie die meinige, wider ihren Willen, aufgehen. Wenn alle verzweifeln wollten, denen ihre Weiber ungetreu ſind, ſo müßte ſich der zehnte Theil des männlichen Geſchlechts aufhängen. Das iſt ein Uebel, wofür kein Mittel in der Natur iſt -- Es iſt ein gewiſſer kupplériſcher Planet, deſſen Wirkung nicht zu vermeiden iſt, wo er einmal die Oberhand hat -- Viele tauſende ſind mit dieſem Uebel behaftet, und fühlen's nicht -- He, wie geht's, Junge.

Mamillius.

Ich ſehe euch ſogleich, ſagen ſie --

Leontes.

Nun, das iſt einiger Troſt -- Wie? Iſt Camillo hier?

Camillo.

sondern Zweck, ihre Sprache kennen; muß wissen, was jede leisten soll, leisten kann, und geleistet hat; ihm muß das Vortrefflichste, was in jeder vorhanden ist, bekannt seyn, damit er einen Maßstab für alles Uebrige habe. Die allgemeinen Regeln der Kunstkritik, in so fern sie die schönen Künste überhaupt angehen, lassen sich, ohne Kenntnisse von Kunstwerken, aus der Natur des Gemüths schöpfen; aber ihre Anwendung und die besondern Regeln jeder Kunst fodern Erfahrung und praktisches Studium. Daher giebt auch der Kenner mit richtigen Begriffen und Grundsätzen durch eine unrichtige Anwendung derselben dem, gewöhnlich gegen alles Raisonnement über seine Kunst eingenommenen Künstler oft Blößen, die diesen in seinem Wahne, daß sich über die Kunst eigentlich nichts zuverläßiges denken oder sagen lasse, ausser von Künstlern selbst, noch mehr bestärken. Will der Künstler über seine Kunst räsonnieren, so verirrt er sich alle Augenblicke in Inkonsequenzen, logische Ungereimtheiten und grundlose Behauptungen; eine natürliche Folge seiner Ungeübtheit im richtigen Denken. Will der Kenner, auf seine Theorie gestützt, über den praktischen Theil der Künste urtheilen, so ertappt ihn wiederum der Künstler, der hier ganz zu Hause ist, eben so oft auf Irrwegen, weil jener zwar die Generalkarakter vom Gebiete der Kunst kennt, aber im Lande selbst nicht bewandert ist. Eben so oft mißverstehen beyde Theile einander gänzlich, und legen einander Absurditäten zur

Last,

Last, wo vielleicht Jeder aus seinem Gesichtspunkte Recht, oder wo vielleicht alle beyde Unrecht hatten. Kein Wunder ist es daher, daß beyde Partheyen fast immer in Erbitterung leben, die am Ende nur der Kunst zum Nachtheile gereicht; statt daß sie, einverstanden und mit gebührender gegenseitiger Schätzung, ihr Wissen einander mittheilen, der Künstler sich um bessere theorettische, der Kunstrichter um genauere praktische Einsichten in die Kunst bewerben sollte. Selten ist der Künstler im Denken geübt. Früh, mehrentheils ohne viel Geistesausbildung, tritt er in seine Laufbahn; mechanische Uebung ist die erste Stufe derselben. Er übt Aug' und Hand; aber nicht immer zugleich Verstand und Beurtheilung. Ist ihm Genie versagt, so bleibt er mehrentheils auf dieser Stufe stehen, und schätzt den Werth der Mechanik um so höher, weil er entweder von wahrer Kunst keinen Begriff, oder zu wahrer Kunst keine Fähigkeit hat. Oder fühlt er, bey dem Drange des Genies, Trieb zum Nachdenken über seine Kunst in sich, so weiß er doch nicht, wo er mit seinem zum Denken ungeübten Verstande anfangen soll. Er ist nicht im Stande seine Begriffe gehörig aufzuklären und zu entwikkeln, und fantasiert sich von seinen praktischen Erfahrungskenntnissen, die gewöhnlich sehr beschränkt, von seines Meisters Lehren, die gewöhnlich sehr einseitig, oder aus Kunstbüchern, die gewöhnlich sehr unfilosofisch und für den Räthsbedürftigen sehr trostlos sind, unterstützt, so gut er kann, eine aus

Vorurtheilen und Wahrheiten, aus reinen und falschen Geschmacksregeln, aus Meinungen und alten Herkommen bestehende Kunsttheorie zusammen, die auf seinen Geschmack und auf die Ausbildung seines Talents wesentlichen Einfluß hat, und aus der wir, wenn wir sie wüßten, uns den Irrgang manches genialischen Künstlers erklären könnten. Und doch ist dieser Theil der Künstler noch bey weitem der kleinere und schätzbarere. Die größere Hälfte denkt gar nicht, sondern betet die aufgefangenen in der Künstlerwelt kursierenden Gemeinplätze nach, handwerkt nach dem üblichen Schlendrian fort, und glaubt steif und fest an seines Meisters Wort, oder an den, dessen Manier man sich zum Ideal der Nachahmung auserkohren hat.

Nebst dem mechanischen Zunft- und Handwerksgeiste genieloser Nachahmer hat der Kunst nichts mehr geschadet, als einseitiges, seichtes, unfilosofisches Räsonnement, sowohl von Seiten der Künstler als des Kunstliebenden oder Kunstliebe affektierenden Publikums, welches, mit der Einführung einer oberflächlichen Pansofie, so wie in den Zirkeln der großen Welt gäng und gebe ist, um so stärker überhand genommen hat, je leichter es ist, über die Künste eine Menge Unsinns in schön klingenden Worten zu schwatzen, und je mehr der Schwätzer sich selbst gefällt, wenn er von Dingen spricht, die er nicht versteht. Der unwürdigere Theil des gebildeten Publikums, die leichte fliegende Spreu der Nazionen, dunkelstolze

Thoren,

Thoren, arrogante Tonangeber, ekstatische Schönsgeister, allwissende Höflinge, reiche Müßiggänger, gekreiste Dummköpfe voll im Fluge auswendig gelernter sinnloser Orakelsprüche ciceronisierender Lohnbedienten und Abbaten ꝛc. haben sich dadurch in Sachen des Geschmacks zu Gesetzgebern und Richtern aufgeworfen, und haben sowohl Künstler als Publikum zum Besten. Der Geschmack ist dadurch zur feilen Waare des Luxus und der Mode, der Künstler zum Handwerker, und seine Kunst zu eitel Mechanik und Schönfärberey hinabgesunken, deren Produkte man nur nach dem Maßstabe ihrer Unnatürlichkeit oder ihres mechanischen Verdienstes vortrefflich findet; statt das jetzt, — wo die Kunst weder Sache der Religion, noch des Staats, noch der Volkssitte mehr ist wie ehemals in Griechenland und zum Theile in Rom, sondern entweder von der Eitelkeit, der Laune, und dem oft schiefen Geschmacke reicher Midasse das Allmosen zu ihrer kümmerlichen Erhaltung sammeln muß, oder, wenn's köstlich ist, in den milden Stiftungen unserer Kunstliebenden Großen für die kränkelnden alternden Musen der Künste, den Kunstakademieen, großmüthiglich gepflegt wird, aber in diesen Treibhäusern oder Spitälern des Genie's und Geschmacks, aller angewandten Kosten, aller wohlbesoldeten Professoren ungeachtet, weder Blüten noch Früchte treiben will, — Künstler und Gelehrte des alten Haders vergessen, einmüthig einander die Hände bieten,

und

und durch Verbreitung einer gründlichen, aus dem Wesen des Schönen filosofisch entwickelten und in Anwendung gebrachten Geschmackskritik, wenn diese auch keinen genialischen Kunstsinn bey den Künstlern, und kein allgemeines Interesse bey dem Publikum zu wecken, noch die Kunst zu ihrer ehemaligen Blüte zu verjüngen vermöchte, doch dem reinen und guten Geschmack einen unwankbaren, durch keinen Dämon des Zufalls zu erschütternden Grundpfeiler errichten sollten.

Rom, im December, 1794. Fernow.

IV.

Emigranten-Bildnisse.

Mad. la Marquise de **

Hager und gelblich bleich von Farbe, scharfe Umrisse, schwarze sprechende Augen. Sie hat alle Ansprüche der vornehmen Französin mit nach Teutschland gebracht, und groß in kleinlicher Reizbarkeit, ist sie klein an Empfindung. Des Morgens tändelt sie am Fenster mit kleiner häußlichen Arbeit, und blickt oft leicht darüber hin, um auf einen ihrer Landsleute zu treffen; denn auf Teutsche wirft sie keinen Blick. „Bon jour, Monsieur le Comte, comment vous va?" wird sehr laut gerufen und sehr laut geantwortet. Die Vorübergehenden verstehen

ſtehen es ja nicht! Monſieur le Comte kann nicht ge-
hen, ohne eine kleine Plaiſenterie noch hinaufgerufen zu
haben, als ein Bonmot über den Anzug, oder ihre Ar-
beit, oder ihren heutigen Teint. Um zwölf Uhr, die
Speiſeſtunde des teutſchen Einwohners, geht ſie erſt
aus; vor zwey Uhr zu eſſen iſt ihr unmöglich. Sie geht
im Negligé (weil ſie ſich in der kleinen Stadt nicht zu
putzen braucht) und nicht ſpatzieren — car les prome-
nades de ce pays-ci ſont bien ennuyantes — ſon-
dern zu irgend einer Freundin. Nachmittags iſt Thee
und Spielgeſellſchaft bey Madame la Comteſſe **, und
dies iſt ihr Paris und Verſailles. Hier findet man
ſich doch unter lauter Franzoſen von gutem Tone. Hier
erzählt man Anekdoten von der „pauvre Reine" und
witzige Einfälle am Hofe geſagt; hier ſpricht man das
Wort nobleſſe mit „aſſurance" aus. Man kann den
teutſchen Adel nicht ausſchließen, weil er uns ſo ſehr fe-
tiert, und es ihm Gelegenheit giebt, ſich in der Sprache
zu üben. Die Frau Geheimeräthin rede auch ſo bunt
wie ſie wolle, Madame la Marquiſe iſt ſo artig nie den
Mund zu verziehen. Die gute Frau gefällt ſich ja ſo in
unſerm Cirkel; ſie drängt ſich ſo gern an das Fenſter,
um den Vorübergehenden ihr Franzöſiſch hören zu laſſen:
wie ſollte man ihr die Freude verderben! „Laiſſez donc
ce bon enfant! heißt es, wenn man über ſie ſpöttelt;
wir ſind ja morgen bey ihrem Souper — à l'Alle-
mande!"

Mr. le Duc de

Er hat unter Ludwig 15. und 16. und im siebenjährigen Kriege gedient; er hat die Zeiten der Pompadour und du Barry gesehen, und Choiseul und Aiguillon und alle Minister, nur Necken nicht, gekannt. Der Verfall der Etats-generaux hat ihn [illegible] versetzt; König und Soldat, dies sind die einzigen Grundpfeiler der Macht! Jezt lebt er, mit den Bildern der Vorzeit beschäfftigt, in stolzer Stille. Er kennt, wie er sagt, kein französisches Blatt: wie könnte er die Reden solcher Menschen lesen! Von den Prinzen erhält er zuweilen Nachricht. Artois ist ihm entfernter, weil ihr ungleiches Alter keine Sympathie erlaube, aber Prinz Condé ist sein Held; in diesem ächten Bourbon blüht die Hofnung des Landes. Das himmelblaue Band ist der treue Gefährte seines Kummers; es hebt seinen einfachen Frak wie das zierliche Haar sein alterndes Gesicht, und so geht er festen Schritts und in sich verschlossen über die Straßen. Die Emigranten beugen sich ehrfurchtsvoll, und er dankt ihnen höflich, aber ohne Vertraulichkeit; denn das heilige Bollwerk, das den hohen Adel umschloß, ist auch hier unzerstörbar. Nur mit einigen Bischöfen und einigen Generals lebt er im engern Bündniß, und an ihrer Seite harrt er mit Sehnsucht des tausendjährigen Reiches.

Mr.

Mr. de **, Chevalier de St. Louis.

Einfach aber immer sorgfältig gekleidet, ist er an dem rothen Band im Knopfloch und an der Nazionalphysiognomie kenntlich: ein langes Gesicht, scharfe Umrisse, schwarze blitzende Augen, schneller und fester Gang, Gewandtheit im Ganzen. Im Umgang mit seinen Landsleuten ist er vertrauter als Mr. le Duc. Teutsche redet er nie an, weil es ihm nicht der Mühe zu lohnen scheint; wird er von ihnen angeredet, so ist er höflich und mittheilend. Er hat von Geßner und W. reden hören, und bedauert, daß er zu alt ist um ihre Sprache zu lernen. Er wünscht den Franzosen Glück, hier aufgenommen worden zu seyn, aber nicht ohne ahnden zu lassen, daß auch der Teutsche sich Glück wünschen könne. Die gute Stadt, scheint es ihm, muß sonst doch zu düster seyn, und es giebt doch jezt einen geselligern Ton! Bey dem Uebergang ins politische Gespräch fixiert er erst seinen Mann. Spricht dieser viel vom Kriegsglück der Franzosen und von den Dekreten des Konvents: schnell durchschneidet er den Faden mit einem witzigen Einfall: aber zeigt er Ehrerbietung gegen den Adel, dann springt die Feder, und das immer gepreßte und immer volle Herz löst sich in Trauer. Was der Geschichte noch lange Probleme seyn werden, ist ihm entschieden, und in fünf Minuten hat er die Revoluzionsgeschichte von Frankreich geschrieben. Mirabeau war in Orleans Bande; die Königin, bey manchen Schwächen, ohne Laster; der zehnte August das

ver-

verworfenſte Komplott. Verblendung eines irregeführten Volks ſiegte in der Ebene von Gemappe, Verblendung bey Fleurus, Verblendung auf den Eisſeen Hollands. Cazales war der beſte Kopf der Verſammlung, und Maury verdiente den Purpur. Von der Mäßigung der jetzigen Parthey will er nichts hören: man bereichert die Gelehrten und plündert den Adel, man konfiſciert keine Güter mehr, aber man giebt keine wieder; man mahlt die Emigranten nur ſchwarz, um ſie ſo beſſer treffen zu können. Aber was dürfen ſie klagen! Hat man ſich doch an dem geheiligten Stamm der Bourbons vergriffen, für den jeder Edelmann gern ſein Leben gelaſſen hätte! — Jezt iſt er in der höchſten Erbitterung, und Thränen ſteigen in das bewegte Auge — Auf einmal tritt der Graf von * herein. Ah vous voilà, Monsieur le Comte! ſpringt ihm der Ritter luſtig entgegen, und witzelnd und lachend eilt er mit ihm aus der Thüre.

Mr. ** ci-devant Curé de **

Die ſchlafferen Züge, der vorgeſtrecktere Körper und der trübe unſtäte Blick, laſſen ohne Mühe dieſen Ausgewanderten von den übrigen unterſcheiden. Der Mißmuth des Edelmanns iſt frey, der Geiſtliche hat heimlichen Groll; der Edelmann geht immer in dem Selbſtgefühl ſeiner Ritterſchaft, der Geiſtliche mit der ſchlaffen Unruhe eines, dem es an einer rechten Beſtimmung fehlt.

fehlt. Seine Klagen wechselt er nach den Personen. Er klagt über den Sturz des Altars gegen seine Mitbrüder, über den Verfall des Glaubens gegen den Haufen, über die Anarchie gegen Ketzer. Seine vornehmen Landsleute sucht er noch immer als Hausfreund zu umschweben, und borgt mit seiner Kunst von ihrer Politik ihren Glauben. „Seyd gläubig, ruft er, denn Protestantismus führt zur Demokratie! Also seyd gläubig, denn ihr seyd Aristokraten!“ Man sieht ihn täglich zu wiederholten Malen auf den kalten Steinen der Kirche knieen. Kein Seitenblick fällt über das geweihte Buch, kein Athemzug stört des Mundes fromme Geschäfftigkeit. Am innigsten ist er bey dem Gebet um glückliche Führung des Krieges. Da scheint er alle Engel um Segnung der Waffen, und alle Erzengel um die Rückkehr seiner Pfarrkinder zu beschwören; die ganze Welt ist vor seinen Augen verschwunden, nur das Brevier nicht, das er mit zitternden Händen vor das verklärte Gesicht hält. Teutschland kennt er übrigens noch weniger als sein adlicher Landsmann, und die Teutschen vermeidet er noch bestimmter, weil in seine Gleichgültigkeit gegen sie sich noch die Furcht vor Religionsspott mischt. Nur die Klöster und Pfarreyen der Stadt würdigt er seines wiederholten Besuchs, und an ihrer Tafel vergißt er gefällig das Paradies seiner Heymath.

M. H.

Camillo.

Ja, Gnädigſter Herr.

Leontes.

Geh, Mamillius, mach' dich luſtig -- Du biſt ein ehrlicher Kerl.

[Mamillius geht ab.]

Dritte Scene.

Camillo, dieſer groſſe Matador will noch länger bey uns bleiben.

Camillo.

Ihr hattet viel zu thun, ſeinen Anker halten zu machen; er hatte immer eine Ausrede --

Leontes.

Merkteſt du das?

Camillo.

Er wollte ſich durch euer Bitten nicht bewegen laſſen zu bleiben; ſeine Geſchäfte ſchlugen immer vor.

Leontes.

Haſt du das beobachtet -- (vor ſich.) Es war ein Geliſpel und Gemurmel um mich herum, wie ſie noch hier waren; ich weiß nun was ich bin -- es iſt weit gekommen,

Inhalt.

des zweyten Bandes.

May.

I. Ueber den Stil in den bildenden Künſten. (Fortſetzung.) . . . . S. 1

II. Beyträge zur Geſchichte der Künſtler u. ſ. w. — 37

III. Politiſche Arithmetik. . . . — 49

IV. Vorläufiger Ueberſicht einiger Fächer der neuſten Literatur, nach dem allgemeinen Bücherverzeichniſſe von der Oſtermeſſe 1795 — 59

V. Ueber die Grenzen des Schönen. . — 79

VI. Zwey Sonette. . . . . — 92

VII. Epilog, Freytags den 27. März am Schluß der Schaubühne geſprochen von Schröder. — 94

VIII. Auszug aus einem Briefe aus Hamburg, in Beziehung auf No. VIII. im dritten Stück des Merkur v. dieſ. Jahr. . . . — 96

IX. Briefe über die Voſſiſche Ueberſetzung des Homers. . . . . — 105

X. Anzeige. . . . . — 112

Ju-

Junius.

I. Reineke's Beichte und Wallfahrt, nebst einer kurzen Untersuchung über den Ursprung des Romans von Reineke Fuchs. S. 113

II. Alba's Verwaltung der Niederlande von der Hinrichtung des Grafen Egmont und Horn bis zum Ausbruche der Revoluzion. — 130

III. Ueber einige neue Kunstwerke des Hrn. Prof. Carstens — 153

IV. Löw Bär Isak den Niemand kennen will; ein Beytrag zu Bahrdts Leben im Nekrolog und zu mehrern Recensionen über Bahrdten. — 189

V. Fortsetzung der Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst, zur Bildung des Geschmacks für Künstler und Liebhaber des Schönen. — 197

VI. Röschen Eine Romanze. — 210

VII. Ankündigung. — 223

Julius.

I. Herman der Cherusker an seine von den Römern gefangene Thusnelde, nebst Antwort. S. 225

II. Platons Tod. Ein Fragment. — 237

III Gedächtnißfeyer des gemeinen Pfennigs. — 251

IV. Ueber den Stil in den bildenden Künsten. Fortsetzung. — 263

V. Fortsetzung der Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst ꝛc. — 291

IA. Bodo an seinen Freund. — 303

VII. Gedichte. — 314

VIII. Ueber das Geſetz der Veredlung in der Dichtkunſt. . . . . S. 320
IX. Horazens erſten Buchs dritte Satyre. — 324
X. Anzeigen. . . . . — 334

Auguſt.

I. Ueber die Medicin. Arkeſilas an Ekdemus. — 337
II. Fortſetzung von Alba's Verwaltung der Niederlande. . . . . — 378
III. Beſchluß der Abhandlung über den Stil in den bildenden Künſten. . . — 400
IV. Emigranten-Biloniſſe. . . — 444

Inhalt.

I. Michael Angelo Buonaroti. — 5

II. Die Zauberlaterne. — 34

III. Gedichte. — 59

IV. Ueber germanische Freyheit. Ein Versuch. — 79

V. Die Freunde Platons. — 84

VI. Scenen aus einem noch ungedruckten Werke unter dem Titel: Gemälde aus Griechenland und Rom. — 93

VII. Anzeigen. — 97

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Die verschiedenen tabellarischen Genealogien, welche Teutschlands Büchterkunde aufzuweisen hat, lassen bei allen ihren mannigfaltigen Vorzügen, die sie zum Theil besitzen, doch noch in vielem betrachte, manches zu wünschen übrig. Erfahrungen dieser Art bei meinen Arbeiten haben mich bestimmt, über die weltlichen Kur- und Fürstlichen höchst. Häuser Teutschlands, welche Virilstimmen auf dem Reichstage führen, neue genealogische Tabellen auszuarbeiten, und die Stammtafeln unter kurzer Beschreibung des ersten Ursprunges eines jeden hohen Hauses, mit dem Zeitpunkte anfangen, von welchem an solches eine Rolle zu spielen und wichtig zu werden angefangen hat. Ich glaubte diese, in Noten die wichtigsten Lebensumstände der Hauptpersonen eines jeden Stammregisters, in so wenige Worte gedrängt als möglich ist, bemerken zu müssen. Durch diese Zusätze, vermöge welcher ich, so zu sagen, eine Spezialgeschichte eines jeden Kur- und Fürstlichen Hauses liefere, und wobei ich der Trockenheit bloßer Geschlechtsregister und biographischer Skizzen, durch eingestreute Anekdoten, hie und da Interesse und Leben zu verschaffen versucht habe, wird mein genealogisches Werk vor allen übrigen dreien Art einen individuellen Vorzug haben. Allein, in so fern es jetzt so schwer ist, für Schriften von Gelehrten und hinder nothwendigen Wissenschaften einen Verleger zu erhalten und ich mich außer Stande sehe, auf Gerathewohl und meine eigene Gefahr diese Tabellen der Presse zu übergeben, bleibt mir zu deren Bekanntmachung nur noch der Subscriptions- und resp. Pränumerationsweg übrig. Findet sich eine hinlängliche Anzahl von Subscribenten bis den 15. Sept. dieses Jahres, so soll mit dem Drucke des Werkes sogleich der Anfang gemacht und zu dessen Bestreitung dann erst die Pränumeration eingesammlet werden, so daß der erste Theil, der die Kurfürstlichen Häuser und die Fürstlichen Nebenlinien derselben enthalten wird, zur nächsten Neujahrsmesse zuverläßig ans Licht tritt. Die Noten erscheinen auf eigenen Bogen, von den Stammtafeln abgesondert, und werden hinter jedes Stammregister, zu welchem sie gehören, gebunden. Das ganze Werk in zwei Theile abgetheilt, mag im Ganzen etwa zwei hundert Bogen, jeden Theil zu hundert Bogen, betragen. Da dasselbe auf sehr schönem Schreibpapier erscheinen soll, so müßte der Preis eines jeden Bandes auf fünf Thaler in Louisd'or oder neun Gulden Reichsgeld bestimmt werden. Der Ladenpreis wird ein Drittel höher seyn. Bei Ablieferung des ersten Theils wird auf den folgenden Theil, der künftige Ostern eben so unfehlbar erscheinen wird, vorausbezahlet. Alle Freunde der Geschichtskunde, so wie alle Buchhandlungen Teutschlands, werden von mir ersuchet, mich durch Einsammlung von Subscribenten, und genaue zeitige Einsendung der Listen, in meinem Unternehmen zu unterstützen, und ich erbiethe mich zu dem gewöhnlichen Rabat. Regensburg den 29. Jul. 1795.

Heinrich Wilhelm von Bülow.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1795.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Weimar 1795.

merk, wenn ich der lezte bin der es merkt -- Wie kam es denn, Camillo, daß er blieb?

Camillo.

Auf das Anhalten der guten Königin.

Leontes.

Der Königin, das mag seyn -- gut, ist eine andre Frage -- Gut sollte immer so seyn -- Aber sind noch mehr Leute als du, die das gemerkt haben? Dein Verstand ist von einer feinern Composition als gewöhnliche Köpfe -- du und einer oder zween, welche weiter sehen als andre, können es ausfündig gemacht haben -- Die übrigen werden doch vielleicht nichts von der Sache gewahr worden seyn? Sprich.

Camillo.

Von der Sache, Gnädiger Herr? Ich denke, das kan jedermann gewahr werden, daß der König von Böhmen länger hier bleibt.

Leontes.

Ha?

Camillo.

Länger hier bleibt.

Leontes.

Ja, aber warum?

Camillo.

Der neue

Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1795.

I.

Michael Angelo Buonarroti.

Um den äſthetiſchen Karakter eines Künſtlers und ſeiner Werke richtig zu beurtheilen, und danach ſeinen in der Künſtlerwelt ihm rechtmäßig gebührenden Rang zu beſtimmen, iſt eine genauere anſchauliche Bekanntſchaft mit den vorhandenen vortrefflichſten Kunſtwerken älterer und neuerer Zeiten ſowohl, als mit der Geſchichte der Kunſt in ihren verſchiedenen Epochen, das erſte und weſentlichſte Bedürfniß; denn nur mit der Erfahrung, obgleich nicht aus derſelben, laſſen ſich die unveränderlichen, aller Beurtheilung von Kunſtwerken zum Grunde zu legenden Regeln des Geſchmacks entwickeln. Aber weder die genaue Kenntniß der verſchiedenen Kunſt-Epochen und Schulen, noch der Künſtlergeſchichte, noch eine durch viele Uebung erworbene Kennerſchaft, — welche die beſonderen Manieren und Merkzeichen der Meiſter, wobey oft nicht einmal auf den Geiſt derſelben Rückſicht ge-

nommen iſt, zu unterſcheiden und anzugeben weiß, — ſind, ſo wenig für ſich allein als in Vereinigung, zur gründlichen Beurtheilung auch nur eines einzigen Künſtlers, geſchweige zur richtigen Ueberſicht des ganzen Gebiets der Künſte, hinreichend. Denn auch die weitläuftigſte und reichſte hiſtoriſche Erkenntniß giebt, für ſich allein, nichts mehr als ein zuſammenhangendes Aggregat von Wiſſen und Gelehrſamkeit, das dem Gedächtniſſe deſſen, der es beſitzt, mehr zur Laſt, oder ſeiner Eitelkeit zum Gepränge, als der menſchlichen Geſellſchaft und der Kunſt zum Nutzen gereicht, wenn es nicht mit filoſofiſchem Geiſte in ein Ganzes zweckmäßig vereinigt, — wenn unſere Beurtheilung nicht durch feſte, aller Erfahrung zum Grunde liegende, aus dem Weſen der Kunſt ſelbſt geſchöpfte Principien beſtimmt wird. Nur unter dieſen Bedingungen läßt ſich diejenige Einhelligkeit und allgemeine Zuſammenſtimmung hoffen, die das Geſchmacksurtheil, obgleich es nach dem bloßen Gefühl entſcheidet, unnachläßlich und mit eben ſo vielem Rechte fodert, als der nach Begriffen urtheilende Verſtand; wodurch allein Kunſt und Geſchmack in ihrer weitern Ausbildung zweckmäßig geleitet und vor Ausartung bewahrt werden können; die aber, aus Mangel an gründlicher Einſicht in die Natur des Schönen und Erhabenen, und den auf ſie beruhenden höchſten Kunſtzweck, bisher weder unter Kunſtlern noch Kunſtrichtern Statt gefunden hat. Denn weitgefehlt, daß Jeder mit ſich ſelbſt

einig

einig gewesen wäre, — wie hätten sie es unter einander seyn können?

Alle anschauliche und historische Erkenntniß, mit Einem Worte, Alles was auf dem Wege der Erfahrung zu unserm Bewußtseyn gelangt, in den Wissenschaften sowohl als in den Künsten, kann nichts mehr als Materialien darreichen, welche vermittelst filosofisch zu findender allgemein gültiger Principien zu derjenigen Einheit verbunden werden müssen, die der menschliche Geist für alle Gegenstände seiner Beschäfftigung fodert, und wodurch seine Entdeckungen und Erfindungen erst ein bleibendes Eigenthum der Menschheit werden. Aus einer solchen Erkenntniß allein lassen sich Regeln entwickeln und aufstellen, wonach die weitere Kultur einer Wissenschaft oder Kunst fortzuführen, wonach jeder Gegenstand in denselben gründlich zu beurtheilen und zu ordnen, wodurch endlich für die Künste, wenn gleich kein wissenschaftliches Lehrgebäude, doch eine auf festen Grundsätzen ruhende Kritik des Geschmacks, zu erlangen ist.

Unter allen Künstlern neuerer Zeiten hat vornehmlich Michael Angelo das Schicksal gehabt, oft verkannt und einseitig beurtheilt, oft übertrieben gelobt, und noch öfter übertrieben getadelt zu werden. Man hat ihn angegriffen wo er es nicht verdient, und vertheidigt wo er dessen nicht bedurft hätte; man hat sein vortrefflichstes Werk mit Still-

ſchweigen übergangen, ſein fehlervollſtes hingegen als ſein beſtes angeprieſen, und ſeinen Künſtlerwerth danach entſcheiden wollen: gerade als ob die mathematiſche Größe eines Kunſtwerks, oder der Umſtand, daß es das letzte und weitläuftigſte eines Künſtlers iſt, die Wichtigkeit und Vollkommenheit deſſelben und den Werth des Kunſtlers allein beſtimmen müßte. Wenn wir einen Künſtler richtig beurtheilen wollen, ſo muß es nach dem Vortrefflichſten geſchehen, was von ihm vorhanden iſt, nicht bloß nach dem minder Guten, und zufällige Umſtände dürfen auf unſer Urtheil keinen Einfluß haben. Sein Vortrefflichſtes giebt uns den Grad ſeiner Vollkommenheit zu erkennen, gleichviel übrigens, ob es ſein früheres oder ſein ſpäteres Werk iſt.

Von dem jüngſten Gericht in der Sixtiniſchen Kapelle ſpricht und ſchreibt Jeder, der ſich zum Richter über Kunſtwerke aufzuwerfen für gut findet; von den Deckengemählden an demſelben Ort hingegen ſpricht und ſchreibt faſt Niemand. Und doch erſcheint Michael Angelo hier wie nirgend anderswo in der eigentlichen Sfäre, in der ganzen Größe und Originalität ſeines Genies; und doch iſt hier ſein Stil am reinſten und edelſten. Die dieſer Werke ja erwähnen, thun es ſo obenhin und vorübereilend, daß man nicht weiß, ob die Schuld dieſer leichten Abfertigung der Bequemlichkeit, oder der Flüchtigkeit, oder dem Mangel dieſer Kunſtrich-

ter

ter an Gefühl für Erhabenheit und Größe beyzumessen sey. Keine dieser Ursachen wäre sehr ehrenvoll, und keine derselben kann unberufene Kritiker entschuldigen. Werke von solchem originellen Geiste und Karakter, wie die des Michael Angelo, verdienen von Jedem, der sich mit der Kunst, sey es auch bloß als Liebhaber, beschäftigt, einer genauen und wiederhohlten Betrachtung; und der Kunstrichter, der für das Erhabene und Große keinen Sinn hat, der also den eigenthümlichen genialischen Geist dieses Künstlers (der sich, wie schon gesagt ist, in seinen Deckengemählden jener Kapelle mehr als irgendwo offenbart) nicht zu fassen vermag — er mag ein gescheider Kunstkenner, ein vielwissender Antiquar, ein tüchtiger Gelehrter seyn: nur zum Kritiker des Michael Angelo ist er nicht berufen, weil ihm gerade das Vermögen seine Werke zu beurtheilen mangelt. Der eigentliche Grund der vielen unglücklichen Urtheile über die Werke dieses Künstlers und seinen Stil überhaupt, möchte wohl vornehmlich in den unbestimmten, einseitigen und falschen Begriffen von Kunst, Genie und Geschmack, vom Erhabenen und Schönen liegen, die auch in den Werken der berühmtesten Aesthetiker bisher geherrscht und die Urtheile derer geleitet zu haben scheinen, die während eines oft sehr kurzen Aufenthalts in Rom sich zu kompetenten Kennern und Richtern in Sachen der Kunst zu bilden eilten, also für eigenes Nachdenken über jene Dinge und die daraus zu ziehenden Principien,

ohne deren Kenntniß wohl Gefühl für die Kunst, aber keine gründliche Beurtheilung Statt finden kann, wenig Zeit erübrigen konnten.

Die Werke des Michael Angelo fodern, wie die Werke jedes großen und originellen Kunstgeistes, wie die Werke eines Shakespear, Aeschylus, Pindar und Klopstock, eine genauere Bekanntschaft, die nur durch wiederhohlte Betrachtung und gründliches Studium zu erlangen ist; sie fodern demnächst, daß man einen für erhabene Ideen empfänglichen Geist und eine lebhafte Fantasie hinzubringe; daß man etwas mehr sey als ein weichlicher, bloß wollüstiger Genießer des mit dem Reitz verbundenen Schönen, der auch in den mittelmäßigen Werken der Niederländischen, Venezianischen und Lombardischen Schule mehr Nahrung für seinen Kunstsinn finden wird, als in den für sein Gefühl zu mächtigen Werken des Michael Angelo. Zum Gefühl des Erhabenen und zur Entwickelung desselben gehört eine höhere auf Moralität gegründete Kultur des Gemüths, die man wohl von jedem gebildeten und gesitteten Menschen zu fodern berechtigt wäre, aber nur bey wenigen findet.

Mit Recht sagt Josua Reynolds, daß der Ruhm dieses wahrhaftig großen Mannes beständig so gefallen sey, als die Kunst gefallen ist, und daß mit ihr auch sein Ruhm und Ansehen wiederum steigen werde. Mir ist keine Kritik über die Werke

dieses

dieſes Meiſters bekannt, die ſeine großen Verdienſte zugleich mit ſeinen Fehlern unpartheyiſch beurtheilt, beyde in ihr gehöriges Licht geſtellt, und durch Zurückführung beyder auf unveränderliche Grundſätze der Kunſt und des Geſchmacks, ſein Muſterhaftes ſowohl als ſein Verwerfliches gründlich gezeigt hätte; — eine Kritik, die um ſo lehrreicher ſeyn müßte, weil ſie zugleich die Nothwendigkeit der Disciplin des Genies durch den Geſchmack, folglich einer genauen Bekanntſchaft des Künſtlers mit dem Zwecke und den äſthetiſchen Regeln ſeiner Kunſt, und der Verbindung des großen Stils mit dem ſchönen, wodurch allein die Kunſt ſich auf einer ihrer würdigen Höhe erhalten kann, nicht aber des Schönen mit dem Reitze (außer wo der Gegenſtand dies fodert), wodurch die Kunſt unaufhaltſam ſinkt, gründlich und durch Beyſpiele zu erweiſen Gelegenheit hätte. — Vielleicht hat Michael Angelo es gegenwärtig mehr ſeinem ſeit drittehalb Jahrhunderten bewährten Ruhme und ſeiner wahren, jeden kleinen Geiſt unwillkührlich niederbeugenden Größe, (der ſich dafür oft durch Verläumdung an ihm zu rächen ſucht) als einer wirklichen, auf eigenes Gefühl und Verſtändniß ſeiner Vortrefflichkeiten gegründeten Ueberzeugung zu verdanken, daß ſein Name, ungeachtet der in der Kunſt jezt herrſchende Kleingeiſt ſich ſeiner völlig entfremdet zu haben ſcheint, noch allgemein mit Achtung unter den gröſten Künſtlern aller Zeiten genannt wird, — einer Achtung übrigens, die ſeit der

Carracci Zeiten todt und unfruchtbar iſt, weil die Kunſt auf den verſchiedenen Irrwegen, die ſie ſeit jenen Zeiten und ſchon fruher gewandelt hat, zu tief von ihrer urſprünglichen Einfachheit und Würde hinabgeſunken iſt, als daß jener kraftvolle, männlichedle und ideenreiche Stil des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts mit ihrer jetzigen karakterloſen Unbedeutſamkeit, Armuth und Kleinlichkeit verträglich wäre.

Künſtler geben nur dann einen für ſie ehrenvollen Beweis ihrer Achtung eines großen Vorgängers und ihres wahrhaften Berufs zur Kunſt, wenn ſie, ergriffen von dem lebendigen Gefühl ſeiner Vortrefflichkeit, ihm nachſtreben, wenn der Geiſt ſeiner Werke ſich in den ihrigen zu neuer Unſterblichkeit verjüngt; — nicht durch träges, unfruchtbares Anſtaunen ihrer Grüße. Wenig Künſtler haben die Selbſtverläugnung gehabt, zu geſtehen, daß ſie den Geiſt in den Werken des Michael Angelo oder Rafael nicht zu faſſen vermochten; deſto mehrere aber haben ſtatt deſſen das Dokument ihres oft ſelbſt verſchuldeten Unvermögens in ihre Kunſtprodukte niedergelegt, in welchen keine Spur zu finden iſt, daß ſie dieſer groſen Künſtler Werke auch nur geſehen, geſchweige den Geiſt derſelben ſich zugeeignet hätten. Und doch wird nur dann die geſunkene Kunſt ſich wieder heben, wenn Künſtler die Vortrefflichkeit dieſer beyden Männer nicht nur einſehen, ſondern zugleich ſich überzeugen werden,

daß

daß auf keinen andern Wegen, als auf denen Rafael und Michael Angelo ihre Unſterblichkeit errungen haben, zu wahrer Künſtlergröße und dauerndem Ruhme zu gelangen ſey. Denn wie verſchieden auch die Wege beyder geweſen ſind, ſo laufen ſie, weiter fortgeführt, doch in ein gemeinſchaftliches Ziel zuſammen, wohin nur der vordringen kann, dem es gelingt, Wahrheit, Schönheit und Größe in ſeinen Werken zu vereinigen. Aber dies wird nur der freyen Nachfolge eines durch den Geſchmack gebildeten, jenen gleich originellen Genie's, das die verſchiedenen zur Kunſt erfoderlichen Naturgaben in ſeltener Vereinigung empfangen hat, — nie einer ſklaviſchen Nachahmung oder eklektiſchen Zuſammentragung der Vortrefflichkeiten Mehrerer, wie die Profeſſoren der Kunſt lehren, gelingen können.

Wer über Gegenſtände des Gefühls, nach ſeiner bloß individuellen Empfindung und mit Bewußtſeyn derſelben, urtheilt, der macht auch auf die Beyſtimmung Anderer weiter keinen Anſpruch. Sein Urtheil iſt bloß Ausſage des Eindrucks, den dieſe Dinge auf ihn gemacht haben. Urtheile dieſer Art ſind in Sachen des Geſchmacks ganz unzuläßig, und verdienen, wo ſie gefällt werden, keine Rückſicht. Wer aber ſein Urtheil mit dem Bewußtſeyn fällt, daß Jedermann ſo urtheilen ſollte, obgleich er wohl wiſſen kann, daß nicht Jeder wirklich ſo urtheilt, der macht auch zugleich, und mit Recht, auf allgemeine Beyſtimmung Anſpruch; denn

Camillo.

Um Euer Majeſtät, und unſrer gnädigſten Königin zu willen zu ſeyn.

Leontes.

Um der Königin zu willen zu ſeyn -- zu willen? Mehr brauch ich nicht -- Höre Camillo; ich habe dir immer das Innerſte meines Herzens anvertraut -- Du biſt immer in meinen beſondern Angelegenheiten wie in meinen öffentlichen, mein Beichtiger geweſen; ich habe dich für einen rechtſchaffnen Mann gehalten: Aber nun ſeh ich, daß ich mich betrogen habe, daß mich der Schein betrogen hat.

Camillo.

Das verhüte der Himmel, Gnädiger Herr --

Leontes.

Nein, du biſt kein ehrlicher Mann, oder wenn du ja ehrlich biſt, ſo biſt du eine furchtſame Memme, und das hindert die Ehrlichkeit immer, daß ſie den Weg nicht geht den ſie gehen ſollte: Du biſt alſo entweder ein Verräther, der ſich durch ſträfliche Nachläſſigkeit meines Vertauens unwürdig gemacht hat; oder ein Thor, welcher ruhig zuſieht, wie ich betrogen werde, und alles für bloſſen Spaß hält.

Camillo.

Mein Gnädigſter Oberherr, ich kan nachläſſig, thöricht und furchtſam geweſen ſeyn; das ſind Gebrechen, von deren jedem kein Menſch in der Welt zu allen Zeiten

frey

denn er ist sich bewußt, daß seiner Beurtheilung Principien zum Grunde liegen, die bey allen Menschen dieselben, und zugleich als solche nothwendig in ihnen vorhanden, wenn gleich nicht bey Jedem durch Kultur zum deutlichen Bewußtseyn gefördert sind. Diese Kultur soll bey dem, der über Werke der Kunst öffentlich urtheilen will, filosofisch seyn; denn nur unter dieser Bedingung kann er seine Privaturtheile nach allgemeingültigen Gründen fällen und Andern gründlich mittheilen. Ein solches Urtheil, obgleich es nur in unmittelbarer Anschauung geschöpft werden kann, ist nicht mehr bloß einzelne Stimme, sondern soll Stimme Aller seyn, weil die Gründe seines Urtheils in Aller Gemüth vorhanden sind. Darum muß der Kunstrichter sie kennen und bey andern zu entwickeln wissen. Das ästhetische Urtheil über Gegenstände des Schönen und Erhabenen unterscheidet sich eben durch jene Foderung der allgemeinen Beystimmung Anderer, von dem Urtheil über Objekte des bloßen Sinnengeschmacks, dem es nie einfällt, Einhelligkeit zu verlangen.

Nicht ohne wiederhohlte, ältere Prüfung des Eindrucks, den die Werke des Michael Angelo in Rom, — die ungünstigen Vorurtheile ungeachtet, die ich aus mehreren einseitigen kunstkennerischen Beurtheilungen derselben hinzubrachte, — nicht bloß beym ersten Anblick derselben, sondern bey jeder neuen Betrachtung mit neuer Innigkeit und Macht auf

mich

mich gemacht haben, wage ich den Verſuch, eine Karakteriſtik des Genie's und der Werke dieſes in jeder Rückſicht auſſerordentlichen Kunſtgeiſtes zu entwerfen, ſeine Eigenthümlichkeiten in iedem der verſchiedenen Theile der Kunſt zu bemerken, und die Vortrefflichkeiten ſowohl als die Fehler und Mängel ſeines Stils mit ſtrenger Unpartheilichkeit zu beleuchten, und meine Beurtheilung nicht bloß mit aus ſeinen Werken genommenen Beweiſen zu belegen, ſondern ſie zugleich auf feſtſtehende, aus dem Weſen der Kunſt geſchöpfte Gründe zurückzuführen.

Der Zweck dieſes Verſuchs ſoll nicht bloß dahin gerichtet ſeyn, die Verdienſte dieſes unſterblichen Künſtlers, — die nur von der Menge, nicht aber von denen die ſeinem Geiſte nachzufühlen, oder wie Er zu bilden vermögen, verkannt werden können, — in erneutes Andenken zu bringen; ſondern vielmehr dem durch jene widerſprechenden Urtheile und den gegenwärtig herrſchenden Geſchmack irregeführten und gegen ſein beſſeres Gefühl miſstrauiſch gemachten Künſtler und Kunſtfreund mit einer gründlichen zu Einſicht und Ueberzeugung führenden Beurtheilung an die Hand zu gehen; dem durch Reitz und Machwerksſucht verdrängten einfachen und männlichen Geſchmack neue Freunde und Beförderer zu erwecken, und der zugleich mit der Kunſt, wenn nicht gar entſchlummerten, doch eben ſo oberflächlich, ſeicht und ſchlaff gewordenen Kunſtkritik

zu zeigen, wie mißlich es ohne die Stütze gründlicher und aus dem Wesen der Künste filosofisch geschöpfter Geschmacksregeln um die Kunstrichterey sowohl als um Geschmack und Kunst selbst ausſehe.

Die bildenden Künste, die nach einem tausendjährigen Schlummer im dreyzehnten Jahrhundert durch Nikolaus von Pisa und Cimabue zuerst wieder zu neuem Leben aufgeregt wurden, hatten in einem Zeitraum von zwey Jahrhunderten, durch den Eifer, womit sie betrieben, durch den wachsenden Wohlstand der Republiken und Reiche Italiens, wodurch sie unterstützt wurden, vornehmlich aber durch die Kräfte einiger genievollen Künstler, die während dieses Zeitraums blühten, wiederum die Stufe der treuen Nachahmung der Natur in individueller Wahrheit und Schönheit erstiegen, und sich dadurch zur Erhebung zum Ideale vorbereitet. Die Bildnerey, als die einfachste der verschwisterten Künste, die vornehmlich mit Bildung der Formen sich zu beschäfftigen hat, und deren Ideal noch in den wenigen Trümmern der griechischen Kunst, die allmählig wieder aus dem Schutte des alten Italiens hervorstiegen, für unser Zeitalter gerettet war, machte sich bald von dem gothischen Geschmack des Mittelalters los, und gewann, in Rücksicht auf Zeichnung, Simplicität und Schönheit,

heit, einen Vorſprung vor der Mahlerey, die als eine ſchwerere, mehr zuſammengeſezte Kunſt einer vielſeitigen Kultur bedarf, wie die Werke des Lorenz Ghiberti und des Donatello, verglichen mit den Werken ihrer Zeitgenoſſen in der Mahlerey, beweiſen. Giotto, Maſaccio, Giovanni von Fieſole, Lukas Signorelli, Pietro Perugino und die beyden Beilini, hatten nach und nach Zeichnung, Ausdruck und Kolorit der Natur näher gebracht, und zugleich immer mehr auf das Studium des menſchlichen Körpers und der mechaniſchen Naturgeſetze der Perſpektiv und Optik Rückſicht genommen. Aber der Stil in ihrer Zeichnung und Zuſammenſetzung war noch kleinlich, mager und furchtſam; er war noch an die individuelle Natur gebunden. Leonardo da Vinci gab der Kunſt in ihren wiſſenſchaftlichen und mechaniſchen Theilen beſtimmtere und feſtere Regeln, lehrte die Künſtler mit mehr Einſicht, Beurtheilung und Geſchmack zu Werke gehen, und verband in ſeinen eigenen Kunſtwerken mehr Schönheit, Grazie und Harmonie mit Simplicität und Wahrheit als ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen; ſein Stil hatte weniger Härte, Magerkeit und Trockenheit, und eine beſſere Auswahl der Formen. Da Vinci hatte alle Erfoderniſſe zu einem großen Künſtler; aber er theilte, zum Nachtheil der Kunſt, ſeine Kräfte, und zeigte ſich als ein univerſeller Kopf in mehreren Wiſſenſchaften und Künſten. Er hat der Kunſt mehr durch ſeine Schriften als durch ſeine Gemählde genuzt.

So

So vorbereitet mangelte der Mahlerey noch diejenige Erhebung über die individuelle Natur, wodurch sie erst eine freye Kunst in eigenster Bedeutung wird. Ihre Darstellungen waren mehr Auswahl und Zusammenstellung einzelner Schönheiten, zugleich mit den Mängeln und Bedürfnissen der wirklichen Natur in die Einbildungskraft aufgefaßt, oder wenn auch eigene, doch nur im Stile der Natur gebildete Gestalten, als idealische auf allgemeine Ideen von Gestalt und Schönheit sich gründende Schöpfungen der Fantasie. Die Kunst bedurfte jezt eines Mannes, der das für sie wäre, was ein filosofischer Geist für die Wissenschaft ist; der sie zur Allgemeinheit, zur Freyheit und selbstständigen Größe, aus der Vormundschaft der Natur zur Mündigkeit und Herrschaft über die Letztere, erhöbe. Ein solcher Uebergang der Kunst von der treuen Nachahmung der Natur zur freyen und idealischen, kann nie stufenweise, auch nicht durch Läuterung des Geschmacks und Kunstfleiß allein, bewirkt werden: er ist nur durch den genialischen Aufschwung eines originellen Kunstgeistes möglich, der nicht bloß reproducierende Einbildungskraft und Darstellungsgabe, sondern zugleich eigenes Schöpfungstalent besitzt; der mit dem Gefühl des Erhabenen, dessen er selbst voll ist, die Bilder seiner Fantasie zu beseelen vermag; der die Natur mit einem gleichsam filosofischen Auge überschaut und da Allgemeinheit der Formen sieht, wo der Filosof allgemeine Begriffe entdeckt, und der dessen,

was seine Vorgänger bereits geleistet haben, nur als eines Mittels bedarf, um seine eigenen Kräfte zu entwickeln. — Der Mann, der der neuern Kunst diesen wichtigen Dienst geleistet hat, ist Michael Angelo.

Ausgerüstet von der Natur mit einer feurigen, schnell ergreifenden Einbildungskraft, mit einem ausschließend für das Erhabene gestimmten Gefühle, mit einer der Lebhaftigkeit seiner Fantasie angemessenen Darstellungsgabe, die jeder ihrer Schöpfungen den Stempel seines eigenthümlichen Karakters aufdrückte, und mit einem Muthe, der seinem Vermögen die Wage hielt, und ihn fähig machte jede Schwierigkeit zu überwinden, — ward Michael Angelo der Fidias für die Mahlerey neuerer Zeit; er gab ihr das Ideal des Erhabenen. Er war der erste, der in dieser Kunst selbstständige, von der individuellen Natur unabhängige, über ihre Kleinlichkeiten gehobene, rein idealische Wesen in ihrer würdigen Gestalten darstellte. Aus ihr nahm er nur den Hauptkarakter und die allgemeine Form, die seine Fantasie, nach der Modifikazion seines individuellen Gefühls, zu Geschöpfen einer idealischen Welt umbildete, die, mit dem Geist ihres Urhebers beseelt, nach der ihm eigenen Vorstellungsweise sich gebehrden, handeln und denken. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß Michael Angelo auch ohne seine Vorgänger der originelle, wenn vielleicht auch nicht der große Künstler, geworden

seyn würde, der er war; denn wir finden in seinen Werken keine Spur, daß er sich nach Einem unter ihnen, oder nach dem Stile seiner Zeit überhaupt, gebildet hätte. Alles in seinen Werken ist eigenthümliches Produkt seiner Originalität. Man darf nur die Seitenwände der Sixtinischen Kapelle betrachten, um sich zu überzeugen, wie wenig er mit jenen gemein hat. Dort sind die Arbeiten seiner unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen, des Lukas Signorelli, Kosimo Roselli, Pietro Perugino und anderer. Von diesen blicke man zur Decke hinauf oder an die Wand des jüngsten Gerichts, und sehe die himmelweite Verschiedenheit. Seine schöpferische Fantasie, die er, nachdem er den Stil seiner Zeichnung durch das Studium der Antiken, die seinem Genie die erste Bildung gaben, gegründet hatte, vornehmlich mit der heiligen Geschichte und den Werken des Dante nährte, dessen ästhetischer Karakter dem seinigen so ähnlich war, bedurfte dieser Krücken nicht; wenigstens zeigen seine Arbeiten nirgends eine Spur, daß er ihrer bedurft hätte. Michael Angelo giebt einen unwiderlegbaren, wenn gleich in der ganzen neuern Kunstgeschichte vielleicht einzigen Beweis, daß es dem Genie möglich ist, frey von aller Nachahmung und ohne in die Fußstapfen seiner Vorgänger zu treten, durch sich selbst vortreffliche Kunstwerke in einem eigenen und neuen Stile hervorzubringen, d. i. originell zu seyn, in engster Bedeutung des Worts; und in dieser Rücksicht behaupte ich, daß er das originellste und größte Kunst-

genie

genie neuerer Zeit gewesen ist. Ein Künstler kann Originalität haben in einem oder mehreren Theilen seiner Kunst, d. h. er kann sie in diesen Theilen auf einer von ihm zuerst gebrochenen Bahn zu einer Vollkommenheit erheben, die sie bis dahin nicht gehabt hat. So ist Tizian originell und einzig geworden als Koloriſt; so Rafael in der Kompoſizion, Bedeutung und Wahrheit des Ausdrucks; so Korreggio in der dem Sinne gefälligen Harmonie der Beleuchtung und der Farben; in den übrigen Theilen hingegen finden wir Spuren ihrer Nachahmung oder Nachfolge Anderer. Bey Michael Angelo ist dies nicht der Fall. Er unterscheidet sich in allen Theilen seiner Kunst von seinen Vorgängern. Selbst in dem großen Stile seiner Zeichnung und dem Karakter seiner Ideale, ungeachtet die Grundidee dazu sich in ihm durch die Antiken entwickelte, ist er doch so eigenthümlich und verschieden von diesen, daß er auch darin als originell betrachtet werden muß.

Ob eine so durchgängige Originalität und Eigenheit des Stils gerade Beyfalls und Empfehlungswürdig für ihn und andere Künstler von Genie sey, oder ob nicht vielmehr zu Gunsten des guten Geschmacks ein Theil derselben, sobald er mit diesem nicht vereinbar ist, aufgeopfert werden müsse, das ist eine andere Frage, die in einer Bestimmung des Einflusses, den der Geschmack auf die Bildung des Genie's nothwendig haben muß, wenn es musterhafte Werke für die Nachfolge Anderer hervorbringen soll,

zu beantworten ist. Das hier Gesagte soll bloß die Behauptung rechtfertigen, daß die neuere Zeit kein Kunstgenie von so durchgängiger Originalität aufzuweisen habe, als den Michael Angelo.

Die ihm eigenthümliche, allen seinen Werken unverkennbar aufgedrückte Stimmung seines Gefühls war nicht sowohl für diejenige Art des Erhabenen, die, mit dem Schönen verbunden, einen hohen und ernsten, zugleich aber heitern und gefälligen Karakter trägt, und in den Künsten das Edle heißt, als vielmehr für das Furchtbar-erhabene, das die Seele erschüttert, für das Ausserordentliche, das in Verwunderung und Erstaunen setzt. Groß und mächtig, aber zugleich wild und ungebändigt, wie seine Fantasie, sind die Wesen die er bildete. Der Karakter seiner erhabensten Gestalten, seiner Gottheiten, Profeten ꝛc. ist mehr Kraft als Würde. Würde ist das Siegel der moralischen Größe eines Karakters und erregt Achtung: Kraft hingegen, als ein zweydeutiges Vermögen, das sowohl wohlthätig als verderbend wirken kann, erregt vielmehr Bewunderung oder Furcht. Michael Angelo's Werke erheben immer Fantasie und Geist, oder erregen ein Gefühl das dem für Moralität analog ist, während sie fast eben so oft den Geschmack, welcher Schönheit fodert, unbefriedigt lassen. Dies ist aus seinem Karakter leicht erklärbar, und eben hierin beruhen auch die widersprechenden Urtheile, die über die Werke dieses Künstlers ergehen. Denn je nachdem der Betrach-

trachtende des Gefühls des Erhabenen mehr oder weniger empfänglich ist, wird auch die Stimmung, in die er durch sie versetzt wird, verschieden seyn. Sie werden diesen in Begeisterung, jenen in Unzufriedenheit setzen; sie werden den einen fesseln, während sie den andern zurückstoßen: so wie manchen, die die Schweiz bereisen, die wilde, furchtbar erhabene Natur dieses Landes herrlich und entzückend, andern schreckend, unangenehm und langweilig erscheint.

An der Ausbildung und Leitung des Genies des Michael Angelo hat mehr sein Gefühl und seine eigenthümliche Vorstellungsart, als ein geläuterter Geschmack Antheil gehabt. Zum Theil ist dies den äußern Umständen zuzuschreiben, unter denen er lebte, zum Theil dem ungestümen Feuer seiner Fantasie. Zu seiner Zeit waren dem Künstler jene mannigfaltigen Hülfsquellen noch nicht geöffnet, die späterhin, und noch mehr zu unsern Zeiten, seine Ausbildung erleichtert haben würden. Jeder folgte, wenn er nicht eigenen Ganges zu gehen Trieb und Kraft hatte, der Lehre seines Meisters, ohne sich um die Kenntniß anderer Kunstregeln, als welche die unmittelbare Ausübung seiner Kunst, oder die Werke seines Meisters ihm darboten, zu kümmern. Die Kunst war damals von einer gründlichen Kritik eben so weit als von einem gelehrten, kunstkennerischen und antiquarischen Pedantismus entfernt; und je feuriger das Genie ist, je mehr es seine Selbstständigkeit

frey bleibt -- Ich bitte Eu. Majestät deutlicher mit mir zu reden, und mich meinem Verbrechen ins Gesicht sehen zu lassen; wenn ich es verläugne, so ist es nicht mein.

Leontes.

Hast du nicht gesehen, Camillo, (aber das braucht nur nicht gefragt zu werden, du must es gesehen haben, oder dein Augapfel ist diker als ein Hahnrey's-Horn) oder gehört, (denn bey einer Sache, die so offenbar in die Augen fällt, kan das Gerücht nicht stumm seyn) oder gedacht, (denn wer bey solchen Umständen nichts dächte, mußte gar nichts denken können) daß meine Gemahlin mir ungetreu sey -- Gesteh es wenn du willst -- oder sey unverschämt genug mir abzuläugnen, daß du Augen, Ohren oder Gedanken habest -- Gesteh es, und sage also, mein Weib sey ein Steken-Pferd, verdiene einen garstigern Namen, als irgend ein Flachs-Mensch, die sich beschlaffen läßt, eh sie zu Kirchen und Strassen gegangen ist -- Sag es, und rechtfertige dich.

Camillo.

Wenn ein andrer meine Königliche Gebieterin so lästerte, so würde ich nicht so da stehen, und zuhören, ohne ihn auf der Stelle zur Rechenschaft zu ziehen -- Gütiger Himmel! was für Reden? Sie zu wiederholen wäre eine grossere Sunde als was ihr argwohnet, wenn es sich auch so befände.

und Ueberlegenheit über Andere fühlt, um so schwerer wird es ihm seyn, sich dem Zwange der Regel zu unterwerfen. Dies war auch bey unserm Künstler der Fall. Sein freyer, kühner und unbändiger Geist stieß jeden Zwang und jede Kunstregel, die seine Freyheit einzuschränken schien, von sich; er wollte keine andere annehmen, als die er sich selbst gab. Schon der Zwang, den der Mechanismus der Kunst unumgänglich auflegt, und worin kleinere Geister oft ihren ganzen Stolz setzen, war ihm lästig. Und wo hätte er auch Regeln hernehmen sollen, da die neuere Kunst keine Werke aufzuweisen hatte, die Ihm, der alle seine Vorgänger überflog und der Mahlerey eine neue Bahn aufschloß, zur Bildung eines bessern Geschmacks hätten dienen können? Freylich stand ihm das Studium der Antiken offen, und er benutzte sie zur Entwickelung seines Genies; aber er sah und fühlte nur die Größe in ihnen. Er hätte einen biegsameren Geist, eine weniger wilde und unbändige Fantasie, ein gemäßigteres Gefühl, und vor allem mehr angebornen Schönheitssinn haben müssen, um eine solche seinem ganzen Wesen widerstreitende Disciplin und Selbstkultur an sich auszuüben. Sein psychologischer Karakter war, wenn wir nach der eigenthümlichen, sein ganzes Leben hindurch sich gleichförmig bleibenden Aeußerung desselben schließen dürfen, von der Natur zu bestimmt angelegt; und vielleicht war sogar diese ausschliessende Stimmung für das Erhabene, mit aller der Individualität, wie sie bey ihm Statt fand, nicht

anders

anders als auf Koſten des ſanfteren, ruhigern Gefühls für Schönheit und ſeines Einfluſſes auf die Urtheilskraft, worin eigentlich der Geſchmack beſteht, möglich. Genialiſche Geiſter hangen, als ſolche, mehr als andere Menſchen von der Beſchaffenheit ihres Temperaments ab; denn das äſthetiſche Talent hat ſeinen Grund in der Sinnlichkeit, oder demjenigen Gemüthsvermögen, wodurch wir vornehmlich von der Natur abhangen. Ihre Sfäre iſt ihnen von der Natur vorgezeichnet; nur ihre Ausbildung in derſelben, die Vernachläſſigung oder Vervollkommnung ihres Talents, iſt ihr Wille, ihr Werk und ihr Verdienſt. — Die Unterſuchung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer im völligen Gleichgewicht ſtehenden Temperatur des Gefühlsvermögens in Rückſicht auf das Erhabene und Schöne bey bildenden oder dichtenden Künſtlern, würde zu weit von dem vorgeſetzten Zwecke abführen; wir müſſen uns hier bloß auf die richtige Beſtimmung des äſthetiſchen Karakters unſers Künſtlers einſchränken.

Schon als Jüngling übertraf Michael Angelo ſeinen Lehrer, und als Mann hatte er alle ſeine Vorgänger übertroffen. Die glücklichen Umſtände, die ſeine Ausbildung von früher Jugend an begünſtigten, ſeine erſten mit dem Beyfall eines kunſtliebenden Fürſten belohnten Verſuche, unter deſſen Augen die Keime ſeines Talents ſich entfalteten, gaben ihm zeitig das Bewußtſeyn der in ihm liegen-

den Kräfte, und entflammten in ſeiner muthigen Seele den rühmlichen Ehrgeiz jeden Nebenbuhler zu beſiegen, der immer das Gefühl großer Anlagen begleitet. Obgleich er in früher Jugend ſich zum fertigen Zeichner beſtimmt hatte, und dieſe Uebung, wodurch er ein ſo feſtes Fundament in ſeiner Kunſt legte, mit größtem Eifer forttrieb; ſo hing doch ſeine Neigung vorzugsweiſe an der Bildnerey, als einer Kunſt, die ſeinem Sinne für Wahrheit, Größe und ergreifende Wirklichkeit der Darſtellung mehr Genugthuung geben mußte, und in der er an den Antiken Vorbilder fand, deren höhere Vollkommenheit ſeine Fantaſie hob und zum Wetteifer ſpornte. Aber die Umſtände führten ihn unvermuthet, und gewiſſermaßen wider ſeinen Willen, zur Mahlerey. Hier bekam ſein Genie ein größeres Feld ſich zu entwickeln, als in dem eingeſchränkteren Kreiſe der Bildnerey, und er ward dadurch der Kunſt nützlicher, als ſonſt vielleicht geſchehen wäre. Denn was er auch als Bildner geleiſtet hätte, ſo konnte dieſe Kunſt, die in der Antike ihr Ideal noch beſaß, ſeiner Hülfe entbehren; aber Er war es, der den großen Stil in die Mahlerey einführte und ſie dadurch ihrer Unmündigkeit enthob. Michael Angelo ward mit ſeinem erſten Verſuche in dieſer neuen Sfäre, was er vielleicht ſelbſt nicht geahndet hatte, ein größerer Mahler als Bildhauer, obgleich ihm auch in dieſer Kunſt keiner der neueren Meiſter den Vorrang ſtreitig macht.

Er hatte bereits ein Denkmal für ſeinen neuen Beſchützer, den Pabſt Julius II., der ein kühner, große Unternehmungen liebender Geiſt, und zugleich ein thätiger Beförderer der Künſte war, entworfen, das an Kunſt und Größe Alles, was in dieſer Art vorhanden war, überglänzen, und ſowohl des Künſtlers als ſeines Beſchützers Unſterblichkeit bewahren ſollte: als plötzlich der Pabſt, — wie Vaſari meldet, durch des auf Michael Angelo's ſteigenden Ruhm eiferſüchtigen Bramante Anrathen bewogen — ſeinen Entſchluß änderte, und ihm die Decke der Sixtiniſchen Kapelle zu mahlen auftrug. Dieſer, der nie in Fresko gemahlt hatte und die ihm gelegte Schlinge errieth, wandte Alles an, den erhaltenen Auftrag abzulehnen; aber er mußte dem ungeſtümen Eigenſinn des gegen alle Einwendungen verhärteten Pabſtes nachgeben. Er ließ die beſten jungen Mahler ſeiner Zeit, die zum Theile noch ſeine Mitſchüler geweſen waren, von Florenz nach Rom kommen, um ſich ihrer Hülfe bey dieſem Werke zu bedienen, und entwarf den Plan des Ganzen, die Eintheilung der Decke und die Kartons zu den Gemählden. Kaum hatten jene Künſtler den Anfang gemacht, der aber ſeiner Erwartung nicht entſprach, weil ihr Geſchmack ihm zu kleinlich war, als er ſie ſämmtlich unwillig aus der Kapelle ausſchloß, und ſeinen eigenen Kräften ſich vertraute. Eine feurige Ruhmbegierde, die hier ein Feld für ſeine Unſterblichkeit geöffnet fand, und der ſüße Vorgenuß der Rache, ſeine Neider, die bereits über die Verlegen-

heit, worin ſie ihn verſtrickt zu haben glaubten, heimlich triumfierten, ſiegreich zu Boden geworfen zu ſehen, feuerten ſeinen Muth noch ſtärker an. Er arbeitete mit unglaublicher Emſigkeit und Anſtrengung, und in zwanzig Monaten ſtand dieſes koloſſale Werk, bis auf die Nachhülfe der letzten Hand, die ihm die Ungeduld des Pabſtes nicht mehr daran zu legen vergönnte, zur Bewunderung des hinzuſtrömenden Roms, und zur Beſchauung ſeiner Feinde da. Sein Künſtlerruhm war jetzt über jeden ferneren Angriff erhaben.

Nach dieſen Deckengemählden, die unſer Künſtler, mit dem Aufgebote ſeiner ganzen Energie, in der vollen Kraft ſeines Lebens und in der Blüte ſeines Ruhms verfertigte, und die er in keinem ſpäteren Werke übertroffen hat, ſollte billig die richtende Nachwelt ſeinen Werth entſcheiden; nicht bloß nach ſeinem jüngſten Gericht, einem Werke das er mit Widerwillen, während öfterer Unterbrechungen und im hohen Alter, wo ſeine Kunſt bereits mit ihm gealtert zu haben ſcheint, hervorgebracht hat; worin man überall, bey einer wilden, ungebändigten Fantaſie, den großen und erfahrnen, aber durch lange Praxis zu ſicher gewordenen, durch Vernachläſſigung des für den Künſtler lebenslänglich nothwendigen Studiums der immer neuen und mannigfaltigen Natur, wodurch die Fantaſie ſtets friſchen Stoff erhält, in Manier und Einförmigkeit verſunkenen Veteran in der Kunſt erblickt, der auch bey

ſchon

ſchon ſinkenden Kräften noch in ehrwürdiger, jedem Nebenbuhler furchtbarer Heldenſtärke da ſteht. In ſeinen Deckengemählden hingegen finden wir überall eine heiter ernſte, männlich kräftige, unerſchöpfliche Fantaſie, in der die Natur in ihrer Größe und Mannigfaltigkeit ſich ſpiegelt. Die Geſtalten ſind hier nicht einförmig, die Bewegungen weniger gewaltſam, die Karaktere weniger furchtbar und zurückſtoßend. Dieſe Werke tragen ganz das Gepräge ſeines eigenthümlichen Gefühls, und zeigen ihn in derjenigen Sfäre der Kunſt, für die vorzugsweiſe ſein Genie geſchaffen ſcheint: für die Darſtellung erhabener Ideen, wie die Fantaſie mit der Vernunft im Bunde ſie dichtet und ſchafft, oder ſolcher Menſchen, denen Dichtung oder Geſchichte einen großen und außerordentlichen Karakter beylegt; mit Einem Worte, für Ideale des Erhabenen. Für die Darſtellung einer beſtimmten Handlung aus der Fabel oder Geſchichte, für den Moment einer individuellen Begebenheit, war Michael Angelo weniger gemacht. Gegenſtände dieſer Art ſcheinen nur dann ihm gelungen zu ſeyn, wenn ſie durch Größe und intereſſante Situazionen ſein Gefühl ergriffen, oder ſeine Fantaſie in Schwung ſetzten; wenn ſie einen hohen Karakter trugen, ohne den freyen Flug ſeines Geiſtes zu beſchränken. Eine eigentlich hiſtoriſche Darſtellung einer in allen ihren Theilen und Perſonen genau beſtimmten Scene haben wir nicht von ihm; die Darſtellung von Dichtungen hingegen, die das Gepräge der Geſchichte tragen, zugleich aber ihrer

Natur

Natur nach gröſsere Freyheit geſtatten, ſind ihm ſehr wohl gelungen. Zum Beweiſe führe ich nur ſeine Vertreibung der erſten Menſchen aus dem Paradieſe, und die Erhöhung der Schlange in der Wüſte an; zwey Bilder, die in jeder Rückſicht zu den gelungenſten Darſtellungen unſers Künſtlers gehören, und auch im Ausdruck dem Vortrefflichſten Rafaels an die Seite zu ſtellen ſind. Die Gegenſtände und Karaktere, die er mit Glück und Liebe darſtellen ſollte, durften ihm nicht zu beſtimmt gegeben oder vorgeſchrieben ſeyn. Der Schwung ſeines Geiſtes glich mehr der ihrer freyen Willkühr ſich überlaſſenen Begeiſterung des Hymnendichters, als dem nach einem angelegten Plane zweckmäßig fortwebenden Ideengange des epiſchen und dramatiſchen Dichters. Eine groſse, kühne, außerordentliche Idee, die die Kräfte ſeiner Fantaſie auffoderte, ein Gefühl, das ſeine Seele hob, erzeugte plötzlich Bilder in ihm, die er mit eben der Stärke und ergreifenden Lebendigkeit wieder darſtellte, womit ſie vor dem innern Anſchauungsvermögen ſeines Geiſtes ſtanden. Über ſeine Seele ſcheint dieſe Bilder nie ruhig, ſondern in einer gewiſſen Bewegung und Spannung, die immer das Gefühl des Erhabenen begleitet, empfangen zu haben. Darum machen ſie wieder dieſen mächtig ergreifenden, die Fantaſie ſpannenden Eindruck auf uns. Des Künſtlers innerer Sinn ward mehr durch Bilder als durch Empfindungen afficiert; daher wirken ſeine Werke mehr auf die Einbildungskraft als auf

die

die Empfindung, mehr auf die Fantaſie als auf das Herz des Betrachtenden. Seine Fantaſie war von zu idealiſchem Schwunge, und hatte nicht Biegſamkeit genug, um ſich in jede Individualität, welche die Darſtellung beſtimmter Perſonen und Begebenheiten fodert, wo Geſtalt, Ausdruck und Handlung jeder Perſon genau angemeſſen erſcheinen müſſen, zu ſchmiegen. Es mangelte ihm an Ruhe des Geiſtes, an kalter Ueberlegung und an Geſchmack, um aus mehreren einzelnen Bildern und Gruppen (deren jedes eines beſondern Blicks der Fantaſie bedarf) ein zuſammenhangendes, leicht mit Einem Blick zu umfaſſendes, für Verſtand und Geſchmack wohlgefälliges Ganzes zu ordnen. Wenn das Bild ſeiner Darſtellung nur Eine Gruppe ausmacht, alſo mit Einem Blick der Fantaſie, die nie mehr in einer innern Anſchauung ſehen und umfaſſen kann als der äußere Sinn des Geſichts umfaßt, geſehen werden konnte: ſo ſind ſeine Gruppen faſt immer von bewundernswürdiger Vollkommenheit, Ründung und Schönheit. Beweiſe deſſen ſind ſeine Winkel, welche die Flucht der heiligen Familie nach Egypten, und die Bogen der Fenſter, welche die Geſchlechterfolge von David bis auf Chriſtus in einer Reihe von mehreren Gruppen enthalten. Alles iſt in dieſen Bildern Eigenthum des Künſtlers, alles trägt den Stempel ſeiner Originalität. Die meiſten ſind von ausgezeichneter Einfachheit, Naivetät und Grazie, und über alle herrſcht ſo viel ruhige Größe, eine ſo hohe wahrhaft patriarchaliſche Einfalt und Würde;

den Gestalten ist ein so eigenthümliches Gepräge von Kraft und gedankenvoller Geistesgröße aufgedrückt; die ungekunstelten und doch mannigfaltigen Stellungen; der große idealische Faltenwurf sind so edel, einfach und originell, daß ich diese Darstellungen in ihrer Art nicht bloß für die untadelichsten, sondern zugleich für die vorzüglichsten Werke des Michael Angelo halte, worin die Originalität seines Geistes sich am reinsten spiegelt, und die um so mehr gefallen, je bekannter und vertrauter man mit ihnen wird. Die Mannigfaltigkeit die in diesen Gruppen herrscht, zeugt von dem Ideen- und Bilderreichthume seiner Fantasie, der vorzüglich in Stellungen unerschöpflich war; und die Rundung und Einheit einer jeden beweist, daß sie wahrhafte Schöpfungen der Fantasie sind, die ihre Bilder im Geist und nicht bloß auf der Wand schafft; daß sie nicht durch witzige, regelrechte Zusammenstellung, sondern plötzlich wie durch den Schlag einer Zauberruthe entstanden sind. Mehrere dieser Gruppen sind durch Einfachheit, Naivetät und Grazie der Antike würdig; sie enthalten Vortrefflichkeiten, die wir nicht so originell, und Stellungen, die wir nicht schöner gruppiert, nicht natürlicher beym Rafael finden.

In größeren Kompositionen hingegen, die, auch bey der reichsten Fantasie, ohne richtige auf Kenntniß des eigentlichen Kunstzwecks sich gründende Wahl des Gegenstandes, ohne eine reife durch Geschmack

ſchmack geleitete Beurtheilung, mit Einem Worte, ohne eine gewiſſe Kultur und Bändigung des Genie's durch Kunſtregeln, nicht wohl gelingen können, hat Michael Angelo ſich nicht ſo vortheilhaft gezeigt; er ſteht vielmehr zur Warnung da für jeden jungen Künſtler von feurigem Genie, der, durch das Bewußtſeyn eigener Kräfte verleitet, ſich gern über alle Regel hinwegſetzen, und ſeiner rohen Naturkraft uneingeſchränkte Willkühr einräumen möchte; zum Beweiſe, daß auch das entſchiedenſte Genie, wenn es ſich nicht der Ausbildung und Leitung des Geſchmacks anvertraut, den gröbſten Verirrungen preisgegeben iſt, und daß das größte Kunſttalent den Zweck der Kunſt verkennen kann, wenn es ſeinem Hange, nicht der Regel, folgt. In dieſer Rückſicht iſt das jüngſte Gericht, in der Art der Behandlung dieſes erhabenen Sujets überhaupt, das ungeheuerſte und zugleich unglücklichſte und verwerflichſte Werk unſers Künſtlers, und es läßt ſich, ungeachtet der großen Vortrefflichkeiten, die es im Einzelnen hat, die aber mehr für den Künſtlerverſtand lehrreich, als für das Gefühl und den Geſchmack des Liebhabers genießbar ſind, vor dem Richterſtuhle der Geſchmackskritik auf keine Weiſe vertheidigen, weil es keinen einzigen äſthetiſchen Kunſtzweck erfüllt. Durch die abenteuerliche Art und Weiſe, wie der Künſtler dieſen Gegenſtand behandelt hat, iſt ſeine Darſtellung ein tragikomiſches, gräßlich burleskes Quodlibet, eine unverträgliche Miſchung von Erhabenheit und Niedrigkeit, von

Leontes.

Iſt Flüſtern nichts? Iſt die Baken an einander anlehnen, iſt Naſen-zuſammenſteken -- mitten im Lachen mit einem Seufzer innhälten -- iſt Fuß auf Fuß ſezen -- in Winkel zuſammenkriechen -- wünſchen, daß die Gloke ſchneller, daß Stunden Minuten -- daß der Mittag, Mitternacht, und alle Augen, auſſer den ihrigen, ſtokblind wären -- iſt das nichts? Nun, wenn das nichts iſt, ſo iſt die ganze Welt und alles was drinn iſt nichts; ſo iſt dieſer umwölbende Himmel nichts; der Böhme nichts; mein Weib nichts; ſo iſt kein Unterſcheid zwiſchen nichts und etwas, wenn das nichts iſt.

Camillo.

Mein Gnädigſter Herr, laßt euch in Zeiten von dieſer kranken Einbildung heilen; denn ſie iſt ſehr gefährlich.

Leontes.

Sag, es ſey ſo, denn es iſt ſo.

Camillo.

Nein, nein, Gnädigſter Herr.

Leontes.

Du lügſt, es iſt ſo; du lügſt; ich ſage du lügſt, Camillo, und ich haſſe dich; geſteh, daß du ein plumper Tölpel, ein gedankenloſer Sclave, oder ein wankender Temporiſierer biſt, der nach Zeit und Umſtänden, die nemliche

Sache

Witz und Unsinn, ohne alle Schönheit, Grazie und Würde; und es ist unmöglich, daß das Ganze, welches eigentlich kein Ganzes ist, auf irgend einen Menschen von Bildung, Geschmack und Gefühl einen wohlgefälligen ästhetischen Eindruck machen könne. Die Betrachtung dieses Werks ermüdet und verwirrt Auge und Fantasie; überall, wohin man den Blick wendet, werden Verstand, Geschmack und Gefühl beleidigt; der Eindruck, den es auf uns macht, ist weder interessant, noch angenehm, noch wahrhaft erhaben; ein Staunen, das sich zuletzt in Unzufriedenheit und Widerwillen auflöst, ist die ganze Wirkung, die es auf den bloß ästhetisch anschauenden, seinem Gefühle sich überlassenden Betrachter macht. Man muß überall des Künstlers große Geschicklichkeit und Kenntniß, sein wildes Feuer und eine mit ihrem Ueberflusse schwelgende Fantasie bewundern, zugleich aber die Anwendung dieser Gaben und Fähigkeiten mißbilligen. Ein Kunstwerk, das von keinem Standpunkte aus mit Einem Blick umfaßt, und als ein Ganzes in die Einbildungskraft aufgenommen werden kann, macht dem Betrachtenden Arbeit, nicht Vergnügen; es ist ein Ungeheuer, das durch seine Größe den Zweck seines Daseyns vernichtet. Eine Darstellung, in der unserer Fantasie kein gefälliges Bild unserm Herzen kein interessantes Gefühl dargeboten wird, hat kein Interesse für uns, und das bloß Schauerliche, Furchtbare, Grausen erregende kann in der Kunst nie gefallen, und liegt darum außer den Grenzen

ihres

ihres Gebiets. Diese Fehler, diesen mißfälligen Karakter hat das jüngste Gericht, als schönes Kunstwerk betrachtet. Gehen wir hingegen dies Gemählde in seinen Theilen durch, betrachten wir es bloß als ein Werk des Genie's und des Wissens, woran Schönheit und Geschmack keinen Theil haben; so finden wir, die Sucht schwieriger und kunstlicher Stellungen abgerechnet, überall Veranlassung, die tiefe Kenntniß des Künstlers vom menschlichen Körper, die ihm durch unermüdetes Studium der Anatomie und durch die Praxis eines ganzen Lebens völlig mechanisch geworden war; seine an Stellungen unerschöpfliche Fantasie, und die erstaunliche Leichtigkeit, Sicherheit und Richtigkeit, womit er die menschliche Gestalt in allen möglichen Wendungen, Verkürzungen und Lagen sich vorzustellen und zu zeichnen gewußt hat; so wie den starken, fürchterlichen, oft bis zum Gräßlichen getriebenen Ausdruck von Staunen, Schmerz und Lastern aller Art, von Verzweiflung und Verworfenheit zu bewundern. Ueberall erblicken wir den unumschränkten Meister in der Zeichnung, dem es keine Mühe kostete, Gestalten zu schaffen, zugleich aber auch den alt und grämlich gewordenen Despoten, der die Kunst mit der Ueberlegenheit seines Wissens tyranniſiert, und das Gefühl des Schönen zugleich mit jeder sanften menschlichen Empfindung aus seiner Seele verbannt zu haben scheint, so lange er an diesem Riesenwerke schuf.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Die Zauberlaterne.

(S. Num. 12. des Jahrgangs 1794. S. 353.)

5.

Theodor B**. *)

Theodor B... erfüllte die Pflichten seines Amtes als Landprediger in L... in seinem ganzen Umfange. Er war nicht bloß Prediger auf der Kanzel, sondern auch Lehrer in der Schule, und handelte wie er lehrte; er war Freund, Tröster und Rathgeber Aller die seiner Hülfe, seines Trostes und Rathes bedurften, und dabey ein Biedermann in der vollen Bedeutung des Wortes. Sein Geist zeigte sich ohne Hulle; er sprach wie er dachte, und handelte wie er sprach; um keinen Preis in der Welt hätte er weiß genannt, was er schwarz sah. Auf sein gegebenes Wort konnte man sich verlassen, und wer ihn ganz kannte, der konnte mit Gewißheit voraus sagen, wie B... — nennen wir ihn mit

*) Eine Beylage zu diesem und dem folgenden Stücke über einige zur wirklichen Vorstellung auszumahlende Scenen, schien mir zu dem dermaligen Gebrauche für die Leser des T. Merk. überflüßig.

mit dem Namen den er ſich verdiente, da wir ſeinen Familien-Namen nicht ausſchreiben dürfen — wie Biedermann unter gewiſſen Umſtänden handeln würde. Er war äuſſerſt duldend in Meinungen, die in keiner oder doch nur in einer ſehr entfernten Beziehung auf Sittlichkeit ſtanden. Aber freymüthig griff er ſolche Irrthümer an, welche die Tugend untergraben, wenn ſie auch noch ſo ſehr durch Alter, oder durch Beymiſchung achtungswürdiger Wahrheiten geheiligt waren. Mit Feuereifer ſprach er gegen die andächtige Glaubens-Schwärmerey, welche dem Glauben auf den Trümmern der Tugend einen Thron errichtet; gegen die unchriſtliche Lehre von Zueignung eines fremden Verdienſtes, ohne eigenes Streben nach fortgeſetzter Beſſerung; gegen die Verkehrung wohlthätiger Tugendmittel in Tugend vernichtende Gnadenmittel, und gegen alle Lehren, welche, entweder an ſich, oder doch durch die damals gewöhnliche Erklärungsart, die Religioſität mit der Moralität in Widerſpruch ſetzten. — Lehren, wodurch man die Gottheit herabwürdigte zum ſchwachen nach Leidenſchaft handelnden Menſchen, zum täuſchbaren Großen der Erde, dem man im Nothfall Hofdienſte für Amtstreue, und äußere Ehrenbezeugung für innere Hochachtung giebt, und bey dem freylich der ſchmeichelnde Günſtling oft mehr gilt als der treueſte Diener.

Vierzig Jahre hatte der ehrwürdige Lehrer im Geiſte ſeines großen Meiſters die ihm anvertraute

Gemeine unterrichtet, sah nun den ausgestreuten Saamen zur reichen Erndte reifen, und freute sich des Segens mit frommer Dankbarkeit. Allein mit hämischem Neid und gekränkter Eitelkeit sahen die Besitzer zahlreicher Aecker, auf denen das Unkraut den guten Saamen erstickte, den Segen und die Freude ihres ärmern Nachbars, und beschlossen, die Erndte ihm zu verderben, und seine Freude zu vergällen.

Da hielten der Hohepriester und die Schriftgelehrten einen Rath, und klagten ihn hart an, den Volksverführer und Neuling, wie sie ihn nannten, wegen irriger Lehre und seelenverderblichen Irrthums. Ruhig hörte Biedermann, gehüllt in seine Unschuld, die harte Anklage, hörte gelassen ihre bittern Vorwürfe, und vertheidigte sich mit den Waffen der Wahrheit, so daß er gesiegt haben würde, wenn man ihn mit Gründen hätte widerlegen müssen. Wirklich wurden auch zwey seiner Richter, die mit eigenen Augen sahen, und den Gebrauch ihrer Vernunft nicht verschworen hatten, überzeugt, daß der Angeklagte gerechtere Sache habe als seine Ankläger. Allein das Geschrey, welches die Lehrer der Religion, des Friedens und der Menschenliebe erhoben: die Religion ist in Gefahr! und die Worte des Hohenpriesters: wer solche Gotteslästerungen ungeahndet hingehen lassen könnte, der nähme Theil an diesem Verbrechen! welche er zwar ganz sanft, (denn

mit

mit einem Herzen voll Galle ſpielte er dennoch die Rolle des ſanften, lieben, freundlichen Mannes) doch mit gehörigem Nachdruck auszuſprechen wußte, waren ihnen ſchrecklich. Sie fürchteten, wie weiland Pilatus, den Haß der Prieſter, und unterſchrieben: Widerruf oder Abſetzung!

Das heißt alſo Abſetzung! ſprach Biedermann; denn widerrufen werde ich nicht, kann ich nicht. Ich kann an der Wahrheit nicht zum Verräther werden!

Welche entſetzliche Halsſtarrigkeit! brüllte der Oberprieſter, und ſchlug mit geballter Fauſt auf den Tiſch; ſammelte ſich doch ſchnell wieder, und ſeufzte ſeinem Karakter, das heißt, der Rolle die er im Leben ſpielte, angemeſſener: Gott, erbarme dich doch des alten Mannes! faltete dabey die Hände, bog den Kopf zurück, und verdrehte die Augen. Biedermann blickte ihn mit Verachtung an, — denn er kannte den gravitätiſchen Zwitter von Schwärmerey und Heucheley, — und bat nur, daß man ihm vergönnen möchte, noch eine Abſchiedspredigt zu halten. Seine Bitte wurde abgeſchlagen. Dafür bot man ihm aber die Gnade an, das Abſetzungs-Dekret in bloße bewilligte Dimiſſion zu verwandeln, als hätte man Supplikanten wegen Alters-Schwäche die erbetene Entlaſſung von ſeinem Amte ertheilt; und dies ſchlug Biedermann mit edelem Stolze aus. Sollte ich, ſprach der

Mann, — der, wie einſt Sokrates, ſo vor ſeinen Richtern ſtand, daß ein Fremder dieſe für die Schuldigen und ihn für ihren Richter gehalten, und ſich nicht ganz geirrt haben würde, — ſollte ich, ſprach er, in meinen alten Tagen zu lügen anfangen? Bin ich ſchuldlos, ſo bedarf ich keiner Gnade; bin ich es nicht, ſo werde ich doch hoffentlich nicht ſo tief ſinken, um da um Gnade zu betteln, wo das Recht ſprechen ſoll.

Dieſer Stolz, dieſes edle Gefühl ſeiner Unſchuld und ſeines moraliſchen Werthes hieß dem größern Theile ſeiner Richter Frechheit und ſchändliche Verhärtung, und darum verſtrengten ſie mit heiliger Erbitterung ſein Urtheil: daß der ſechs und ſechzig jährige Greis in Zeit von acht Tagen Wohnung und Dorf verlaſſen ſollte!

Dies geſchah zu derſelbigen Zeit, in demſelbigen Gericht, wo man einen geiſtlichen Hirten, der überwieſen war, daß er durch unmäßigen Gebrauch geiſtiger Getränke ſehr oft mit unreinem Geiſte geſprochen und gehandelt habe, mit väterlichen Warnungen zu ſeiner Heerde, die flehendlich um einen andern Hirten gebeten hatte, zurück ſchickte.

Der Greis, deſſen körperliche Kräfte erſchöpft waren, ſtarb den dritten Tag nach angehörtem Endurtheile an einem Schlagfluſſe.

Wie gute Kinder um einen lieben Vater, ſo weinten ſeine Zuhörer und Schüler, alt und jung, Greiſe und Kinder, um den geliebten Lehrer. Das ganze Dorf verſammelte und berathſchlagte ſich, wie man ſein Gedächtniß ehren und ihn recht feyerlich zur Erde beſtatten wollte. Seine Ruheſtätte ſollte auf dem Gottesacker, dicht vor dem großen Eingang zur Kirche ſeyn, damit künftig jeder, der in die Kirche ginge, des lieben Lehrers, ſeiner Lehren und ſeines Beyſpiels ſich heilſam erinnern möchte; alles was gehen könnte, ſollte ihn zu Grabe begleiten; der Prediger, der die Leichenpredigt hielte, ſollte ſie unter freyem Himmel auf dem Gottesacker halten, und das Grab ſollte mit Blumen und Geſträuchen umpflanzt werden. — Zwar ſchien es nun, als würde ein Theil ihres Planes durch einen unglücklichen Zufall vereitelt werden; denn es traf ſich, daß vier benachbarte Prediger, die man, einen nach dem andern, gebeten hatte die Leichenpredigt zu thun, alle viere mit einem Mahle krank wurden. Man trug hierauf dem Schulmeiſter des Dorfes auf, eine kleine Rede zu halten, und dieſer, welchen Biedermann ſo thätig in ſeinem Amte unterſtützt, und mit vieler Mühe, zwar nicht zum beſſern Menſchen aber doch zum verſtändigern Lehrer gemacht hatte, war, ſo bald ihm jener Antrag geſchah, gleich ſo gerührt, daß er betheuerte, vor Rührung kaum denken geſchweige reden zu können. Man gab alſo die Leichenrede auf, und tröſtete ſich damit, daß die allgemeine Liebe dem geliebten Lehrer die

beſte Lobrede ſey. Doch wie der Leichenzug auf dem Gottesacker ankam, und ſich alle Begleiter in Reihen um das Grab herum ſtellten, da trat der älteſte Mann des Dorfes, ein ehrwürdiger Greis, hervor, trat dicht an den Sarg, ließ ihn öffnen, und hielt eine Rede, in welcher der Mangel an Kunſt durch Wahrheit und Herzlichkeit reichlich erſetzt war. Auch ging ſeine Rede von Herzen zu Herzen, und in der ganzen Verſammlung war kein Auge, in welchem nicht die Thräne wahrer Empfindung glänzte. „Liebe Kinder, ſprach er zuletzt, ich habe nun 78 Jahr gelebt. Seht meine grauen Haare! Ihr werdet mich nun auch bald zum Grabe begleiten. So lange ich aber noch lebe, will ich die guten Lehren befolgen die der Selige uns oft gab: der Menſch muß bis an das Grab an ſeiner Beßrung arbeiten. Der iſt nicht gut, wer nicht ernſtlich ſich bemüht noch beſſer zu werden! Wollt Ihr das auch thun, ſo knieet hier an dem Sarge und Grabe eures Lehrers mit mir nieder, und bittet Gott um Beyſtand und Segen.“ Alles kniete nieder, der Greis betete vor, und gewiß war niemand innerhalb der Mauern dieſes Gottesackers, der jezt nicht herzlich nachbetete. Mit inniger Rührung ergriff, nach vollendetem Gebete, der würdige Aelteſte dieſer veredelten Landgemeine die blaſſe Hand des Verſtorbenen, dankte ihm, und wiederholte ſein Gelübde: „ich will deinem Beyſpiele nachahmen und deine Lehren befolgen!“ Alle näherten ſich dem Sarge mit gleichem Danke und gleichem Gelübde.

In feierlicher Stille übergab man dann die Hülle des Verewigten dem Schoße der Erde, pflanzte — es war zu Ausgang des May's — Rosen auf sein Grab, sang ein von dem Seligen selbst verfertigtes Lied, und fühlte tiefer als jemals des Lieds des trostvollen Innhalt: Wir sind unsterblich!

6.

Karl B**.

Karl, der einzige Sohn dieses edlen Märtyrers der Wahrheit, war des Vaters würdig, wie Er ein Biedermann, obgleich mit wärmerem Blute, und lebhafterer Einbildungskraft. Seine Mutter starb, ehe er noch ihren Namen stammeln konnte, und wie der Tod seinen Vater von den Verfolgungen grausamer Richter der Meynungen befreyte, war er zwanzig Jahre alt, und eben in Jena, um sich zum künftigen Volkslehrer vorzubilden. Allein die Nachricht von der erlittenen Verfolgung und Hinrichtung seines Vaters bestimmte ihn, der Theologie zu entsagen, und an deren Statt zu erlernen was Recht ist, und was man dazu gemacht hat. Froher wandelte er die verschlungenen Wege zum Tempel der Themis; denn er wandelte sie an der Hand seines Herzensfreundes von M..., eines wahrhaft edlen Jünglings, und beyde stärkten sich durch die Hoffnung, daß sie einst andern diese We-

Sache für gut und böse ansehen kan. Wäre meines Weibs Leber so angestekt, wie ihre Sitten, sie hätte keine Stunde mehr zu leben.

Camillo.

Wer ist dann ihr Verführer?

Leontes.

Kanst du fragen? Wer anders als der, der sie wie eine Medaille um seinen Hals hangen hat -- der Böhme, der wenn ich Diener hätte, die mir getreu wären, und eben so wohl auf ihren eigenen Vortheil als auf meine Ehre sähen -- Sie würden sich nicht lange mahnen lassen das zu thun, was mich allein gegen das was er thut, sicher stellen kan -- Du, sein Mund-Schenke, (du den ich aus dem niedrigen Stande hervorgezogen, und zu Würde und Ansehen erhoben habe; du, der so gewiß als der Himmel die Erde und die Erde den Himmel sieht, sehen mußt, wie ich beleidiget werde) du könntest meinem Feind einen Becher zubereiten, der ihn auf ewig einschläfern und für mich eine Herzstärkung seyn würde.

Camillo.

Mein Gnädigster Herr, es ist gewiß, daß ich das könnte, und mit einer Art von langsam-würkendem Gift, welches zu keinem Argwohn Anlaß geben würde -- Aber ich kan nicht, nein, ich kan nicht glauben, daß die Königin zu einer so niederträchtigen Verrätherey herabgesunken seyn könne.

Leontes.

ge ebnen, oder doch den unerfahrnen Wanderer vor Gefahren warnen wollten.

Er hatte das Glück, einem seiner Lehrer näher bekannt zu werden, von welchem er nach Verfluß weise genützter und genossener akademischer Jahre in der Residenzstadt seines Fürsten dem damaligen Vezier empfohlen wurde. Die Empfehlung kam zur guten Stunde, wo der hohe Gönner eben seinen Sekretär mit Amt, Weib und Kind versorgt hatte, und Karl erhielt dessen Stelle, um welche er von vielen beneidet wurde. Der biedere Jüngling fand sie nicht beneidenswerth, da er bald merkte, daß er für den Mann, für den er arbeitete, nicht passe. Noch früher merkte dies der Vezier, aber er merkte auch, daß sein Sekretär, obgleich nicht zu geheimen Geschäfften, doch desto besser zu Arbeiten brauchbar wäre, wozu seine Vertrauten und Günstlinge weniger Lust oder Geschick hatten, die ihm wenigstens niemand so gut für denselben Preis lieferte; und so brauchte er ihn dann, wozu er brauchbar war, ließ ihn für drey Mann arbeiten, und bezahlte ihn mit Lob und Versprechungen. B... der seine, größtentheils interessante Arbeiten als die beste Vorbereitung zu jedem künftigen Amte im Staate ansah, der gegen verdientes Lob nicht gleichgültig war, und Versprechungen, die sich immer an verdientes Lob anschlossen, leicht traute, wurde mit seiner Lage zufriedener. Seine Arbeit wurde ihm immer leichter und angenehmer,

und

und sein Gehalt, so klein er war, reichte doch zu, seine wenigen Bedürfnisse zu befriedigen, bis auf eins, das er freylich auch durch Vezirsgehalt mit allen Accidenzien nicht hätte befriedigen können — das Bedürfniß seines Herzens. Bedürfniß der Freundschaft nannte er es, aber lieb war es ihm doch, daß die Seele, die er mit der seinigen im Einklang fand, eben eine weibliche Seele war. Auch erhielt der Bund, den er mit der schönen Freundin errichtete, bald den rechten Namen, oder doch die verstandene Bedeutung; und nun mochte sein Gönner ihm Arbeit aufbürden, so viel er wollte, — woran es denn auch der kluge Mann nicht fehlen ließ — nur zu der Bürde ein leichter Zusatz von Hoffnung desto früherer Beförderung, und er übernahm und vollbrachte sie mit frohem Muthe. Kam doch nach jedem auch noch so sauern Tage ein Feyerabend, — und welch ein Abend!

Fünf Jahre waren ihm so, unter saurer Arbeit, die ihm in den beyden letzten Jahren durch die Liebe seiner Karoline versüßt ward, verflossen; jetzt glaubte er sich der Erfüllung seines schönsten Wunsches zu nähern, und jetzt drohte das Schicksal ihn auf immer davon zu entfernen.

Ein junger Kaufmann, arm an allem was dem Menschen, als Menschen, Werth giebt, aber reich an dem, was unter unsern Menschen dafür angenommen wird, der Erbe einer Tonne Goldes, ward

warb um Karolinens Hand, und Karoline ſchrieb ihrem Freunde einen Brief voll bittrer Klagen über die Verfolgung ſonſt ſo zärtlicher Aeltern, die den Antrag des reichen Mannes unterſtützten.

Um dieſelbe Zeit war die Stelle eines ... raths erledigt; da ſiegte B... s Liebe über ſeine Klugheit, wozu freylich nicht viel gehörte, und über ſeinen Stolz, was ſchon mehr ſagen wollte. Er beſtürmte ſeinen Gönner mit Bitten um dieſe Stelle, und geſtand ihm ehrlich, nur allzu ehrlich, warum er gegenwärtig ſo ſehnlich Beförderung wünſche. Mit freundlichem Lächeln antwortete dieſer: „Sehen Sie, ob ich nicht etwas Anlage zum Profeten habe! Ich ſah ihren Wunſch vorher, und ſchon geſtern habe ich die Sache eingeleitet, ſo daß ich wenigſtens hoffe, es wird uns nicht fehlſchlagen.“ Er ſagte das letzte mit einem Tone, der die Hoffnung in Gewißheit umwandelte; und die Freude des jungen Mannes ergoß ſich in den feurigſten Dank. Nun, unterbrach ihn der gnädige Gönner, und klopfte ihm dabey traulich auf die Achſel, „danken Sie nicht zu früh! Noch iſt ja unſer Wunſch nicht von höherer Hand unterſchrieben. Doch wenn er nun auch unterſchrieben wird, wie wir es hoffen wollen, ſo könnten Sie mich doch durch zu vielen Dank in Verlegenheit ſetzen, weil ich dann nicht weiß, wie ich Ihnen danken ſoll. Denn glücklicher Weiſe können Sie mir jetzt einen Dienſt leiſten, durch welchen Sie mich ſo zu Ihrem Schuldner

machen werden, daß meine Bemühung für den Herrn Rath nur eine kleine Bezahlung auf Abschlag seyn wird."

„Ich Ihnen einen so wichtigen Dienst leisten? O sagen Sie mir, wie? Es ist so gut als geschehen, wenn es meine Kräfte nicht übersteigt." — „So schwer ist es nicht, doch mir darum nicht minder wichtig. Sie wissen, wie viel ich auf mein Gut in L.. (* und besonders auf meinen dort angelegten Grasegarten halte. Aber es kann nichts Ganzes aus dem Garten werden, wenn ich nicht den sogenannten Pfarrgarten damit vereinige. Dadurch würde der meinige nicht nur mehr gerundet, sondern, was noch wichtiger ist, ich bekäme das Wasser in meinen Garten. Nun wissen Sie aber selbst, wie der Pfarrgarten in den meinigen hineingezwängt, ganz unnatürlich hineingezwängt ist. Offenbar haben beyde Gärten sonst nur Einen ausgemacht, und einer meiner Vorfahren unter den Gutsbesitzern, der vielleicht das Ganze nicht zu benutzen wußte, überließ dem Prediger einen Theil davon zum Gebrauch, allein zuverläßig mit Vorbehalt seines Eigenthumsrechts. Das springt in die Augen, da der Gutsbesitzer Zaun und Mauer am Pfarrgarten unterhält, im durchfließenden Flusse die Fischgerechtigkeit hat, und was dergleichen Umstände mehr sind, die für den unbefangenen

*) Eben in dem Dorfe L.. wo Karls Vater Prediger gewesen war.

genen Menſchenverſtand volle Beweiskraft haben. Nur Schade, daß manche unſerer Richter bloß elende Buchſtabenmenſchen ohne Geiſt, ohne Menſchenverſtand ſind! So ein Tropf iſt der Präſident S... — Sie kennen ja den alten Murrkopf — der zum Unglück in dieſer Sache Richter iſt, den man aber doch gewiſſer Verhältniſſe wegen ſchonen muß. Der Mann hat aber keinen Sinn für Vernunftgründe; er will Schwarz auf Weiß haben; ich ſoll einen ſchriftlichen Vertrag wegen des beſagten Gartens aufzeigen, und leider iſt dies Dokument verlohren gegangen. Doch ſeine Kollegen ſind Männer, mit denen man ſchon eher ein verſtändiges Wort ſprechen kann. Dieſe verlangen nur gültige Zeugen, die das verlohren gegangene Dokument geſehen haben. Und — und — ſo weit haben wir es — Zu Ihres Vaters Zeit iſt der Vertrag, der ganz für mich ſpricht, noch da geweſen; Ihr Vater hat ihn ſelbſt noch gehabt, — und — Sie haben ihn da unſtreitig auch geſehen. Und da iſt mir nun Ihr gutes Zeugniß äuſſerſt wichtig."

„Ja! Sie haben recht!" —

„Nicht wahr? O das iſt herrlich! Und meine Dienſte" — „Sie haben recht. Mein Vater hatte wirklich wegen des Gartens eine Schrift in Händen, die ich ſelbſt geleſen habe, und wovon ich den Inhalt noch ganz genau weiß. Der damalige Beſitzer, der Gutsherr von N..., machte ſich darin für die von der Gemeine und deren Prediger ihm

zugeſtandene Fiſchgerechtigkeit in — *) — verbindlich, auf ſeine Koſten Zaun und Mauer im Pfarrgarten zu unterhalten. Das war der ganze Inhalt, nicht mehr und nicht weniger.!“

„So!“

Gewitterwolken umzogen mit einemmale das kaum noch ſo heitere Angeſicht.

Biedermann, — er machte ſich jetzt des Namens würdig, — trotz des bemerkten Gewitters, das mit jedem Augenblick einzuſchlagen drohte, ſprach mit feſtem Tone: „Fodern Sie von mir, was mir, wäre es auch mit noch ſo viel Anſtrengung, zu thun möglich iſt; ich thu es: allein wider Recht und Billigkeit zu zeugen, das iſt mir unmöglich. Das fodern Sie gewiß auch nicht von mir.“

Ein Blick, der laut fluchte, war die erſte Antwort, auf welche jedoch bald unter Sonnenſtrahlen, die durch die Wolken brachen, und mit gar ſanfter Stimme eine zweyte folgte:

„Glauben Sie doch ja nicht, daß ich etwas Ungerechtes fodere. Gern wollte ich ja den Garten kaufen, nur ſind die Leute zu obſtinat, zu eigenſinnig.“

„Nun, zu billigem Kauf, da dächte ich einwirken zu können.“

„Wir

*) Name des Fluſſes.

„Wir wollen das überlegen.“

Der höfiſche Proteus entließ den Biederm nit gnädiger als je, bedauerte am folgenden Tage s. r ſehr, daß der Fürſt diesmal, aller nachdrücklichen Empfehlung ungeachtet, einen andern zum ...rath ernannt habe, verſprach aber dafür bey nächſter Gelegenheit alles anzuwenden, um ihn für dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung reichlich zu entſchädigen. Noch an demſelben Abend ſchrieb ihm Karoline:

„Bedauern Sie mich! Ich ſehe mich gezwungen einem andern meine Hand zu geben!“

Da ſtand er, der Getäuſchte, betäubt und ſprachlos, bis Zorn und Unwillen über die Betrüger, über die Menſchen, über ſich ſelbſt — den Leichtgläubigen, den Thoren! das Blut ihm wieder herumtrieb, den Mund zu Verwünſchungen öffnete, und ſeiner Seele Fiberkraft ertheilte. Er forderte und erhielt ſeine Entlaſſung, eilte dann zu einem Bekannten, dem er, um ihn aus einer Verlegenheit heraus zu reißen, 100 Rthlr. geliehen, und dazu ſelbſt von Karolinens Vater 30 Rthlr. geborgt hatte, verlangte das ſchon vor einigen Monaten verſprochene Geld, oder doch wenigſtens 30 Rthlr. davon zurück, ging, da der liebe Freund herzlich bedauerte ihm jetzt nichts geben zu können, zu einem Mäckler, verkaufte dieſem ſeine Uhr, Bücher, Kleider und Hausgeräthe, über 300 Rthlr.

an Werthe, für 50 Rthlr. baares Geld, wovon er 35 Rthlr (den Ueberschuß für Zinsen) an Karolinens Vater schickte, und verließ noch an demselben Abend die Stadt, von niemanden als seinem treuen Pudel begleitet.

Es war eine mondhelle Sommernacht. Biedermann ging oder lief vielmehr die ganze Nacht durch, und sank am Morgen erschöpft nieder; sein Pudel neben ihm. Nicht weit davon lag ein Meierhof. Biedermann strengte sich an, das Haus zu erreichen, und bat um Milch und Brod für seinen Begleiter. Gern erfüllte die Meierin seine Bitte, und fragte, schon das Glas in der Hand, so freundlich: ob er nicht selbst die schöne frische Milch versuchen wolle? daß er bey allem Mißtrauen gegen freundliche Gesichter dennoch das Glas annahm, trank, um ein zweytes bat, und nach einer Stunde sich zur Fortsetzung seiner Reise gestärkt fühlte.

Der lieben Wirthin für den unerwarteten Labetrank seinen Dank zu bezeugen, griff er nach seiner Börse, und — die Börse war verlohren. Noch wenige Groschen fand er in der Tasche, die er stillschweigend hinlegte, und seinen Weg fortsetzte. Allein was nun anfangen ohne Geld? So wenig Werth er auch von jeher aufs Geld gesetzt hatte, so fiel ihm doch die Frage jetzt schwer aufs Herz. Er war Willens auf die Universität, wo er studiert hatte, zurück zu kehren, in der

Hoffnung dort die Erlaubniß zu erhalten, als Lehrer auftreten zu dürfen. Diese Reise konnte er unter drey Tagen nicht vollenden; und woher nun Geld zur Reise? Lustig hüpfte indeß sein Pudel vor ihm her, und schien seinen Herrn erheitern zu wollen. Aber sein Herr ward immer finstrer, denn er dachte: armer Pudel, du würdest nicht so froh hüpfen, wenn du wüßtest, daß wir kein Geld haben, und daß man ohne Geld auf der reichen Erde nichts hat! — Halt! rufte ein Mann mit einem Vollmondsgesichte aus seinem Wagen, der eben unserm Wandrer vorüber rollen wollte.

„Herr, Sie haben da einen scharmanten Hund; das Thier gefällt mir. Ist er Ihnen feil?

„Nein!“

„Nun ich bezahle ihn gut, wenn Sie ihn verkaufen wollen.“

„Nein! — — Zwar —

Wehmüthig sah Karl seinen Begleiter an, als wollte er ihn selbst zu Rathe ziehen, was er thun solle? Ich trenne mich ungern von dir! schien er ihm zu sagen. Sieh, wie wehe mir es thut, von dir zu scheiden, du Treuer! Gern wollte ich meinen letzten Bissen mit dir theilen. Aber ich habe ja nichts mehr mit dir zu theilen. Bey mir müßtest du hungern — verhungern! Bey dem hier wird dirs wohl gehen. Sollt' ich dich an deinem Glücke hindern?

„Wollen Sie oder nicht?“ fragte der Mann im Wagen; ich zahle zwey Dukaten, wenn Sie wollen.“

„Nun! ſeufzte Karl, ſo zahlen Sie!“

„Johann, nimm den Pudel! Hier, mein Herr, haben Sie das Geld.

Blaß und mit zitternder Hand nahm Karl die zwey Dukaten, gab aber einen davon zurück mit der Bitte: Halten Sie meinen treuen Freund gut!

Indeſſen hatte der Bediente den Hund erhaſcht, welcher ſich vergebens ſeinen ſtarken Händen wieder zu entwinden ſuchte. Mit Thränen in den Augen blickte ihn ſein alter Herr noch einmal an, und lief dann fort, als wenn er Gefahren zu entlaufen hätte. Laut heulte das treue Thier ihm nach, noch lauter lachte der dicke Herr mit dem Vollmondsgeſichte, und Karl verſchloß ſeine Ohren mit beyden Händen, und ſetzte mit verdoppelter Anſtrengung ſeinen Lauf bis zur nächſten Stadt fort.

Die Stadt war mit . . . ſchen Soldaten beſetzt, und Biedermann mußte ſich der gewöhnlichen Thorprüfung unterwerfen. Er hatte nichts als ſeine akademiſche Inſkripzion aufzuweiſen, welche der Unterofficier, dem, wie er ſagte, ſo ein kauderwelſcher Paß noch nicht vorgekommen war, ſeinem Lieutenant überbrachte, und dieſer Lieutenant war —

Leontes.

Ich liebte dich -- Denke der Sache nach -- Meynſt du, daß ich fähig ſey aus bloſſer Laune und leerem Argwohn mir ſelbſt einen ſo garſtigen Handel zuzuziehen? Die Reinigkeit meines Ehebettes zu beſudeln -- Die Ehre des Prinzen meines Sohnes, zweifelhaft zu machen, den ich für mein halte, und als mein liebe -- Denkſt du daß ich das thun würde, wenn ich nicht die wichtigſten Gründe vor mir hätte? Welcher Mann konnte ſich ſo weit vergehen?

Camillo.

Ich muß mich überwunden geben, mein Königlicher Herr; ich will es thun -- ich will den König von Böhmen aus dem Wege ſchaffen; aber mit dieſer Bedingung, daß wenn er fort iſt, ihr eure Gemahlin wieder in eure Liebe aufnehmen, und wenn es auch nur aus Liebe zu euerm Sohne wäre, eben ſo halten ſollet wie vorher, damit alle Zungen verſiegelt, und keine nachtheilige Gerüchte in auswärtige und befreundete Höfe ausgeſtreut werden mögen.

Leontes.

Du ratheſt mir das nemliche, was ich ſelbſt ſchon bey mir feſtgeſezt hatte; ihre Ehre ſoll keinen Fleken bekommen.

Camillo.

So laſſet nun mich für alles ſorgen, Gnädigſter Herr; und nehmet indeſſen gegen den König und eure Gemahlin ein ſo offnes Betragen an, wie die Freundſchaft bey einem

von M...; der mit ausgebreiteten Armen seinem Freunde entgegen eilte.

Sprachlos lag Biedermann in seines Freundes Armen, starr blickte er ihm ins Auge, zweifelhaft, ob er der Erscheinung glauben solle. Doch wohlthätige Thränen gaben ihm Empfindlichkeit für sein Glück, und öffneten ihm Mund und Herz. Feuriger umarmten sich die Freunde im Gefühl von Seligkeit, und die Krieger standen um sie herum und fühlten menschlicher.

M... hatte nach mancher bitteren Erfahrung den schönen Jünglingstraum, den Weg zum Tempel der Gerechtigkeit zu ebnen und alle Krümmungen zu durchschneiden, aufgegeben, und folgte nun seinem Vater, einem würdigen Officiere, zum Kampf gegen die Feinde des Vaterlands. Er bedurfte keiner Ueberredung, um Biedermannen zu bewegen in dem eben ausgebrochenen Kriege an der Seite seines Freundes zu fechten; um so weniger, da er hörte daß sein Fürst ihr Anführer seyn werde. Er ward — so unglaublich dies auch, nach dem Vorfall mit den Budel, den starken über jede Anwandlung von schwacher Menschlichkeit erhabenen Geistern, vorkommen mag — er ward ein brayer Soldat.

Dem Vater seines Freundes, und durch diesen dem Fürsten selbst empfohlen, wurde er nach Endigung des ersten Feldzuges als Lieutenant angestellt, führte in einem der folgenden Feldzüge ein schweres

Unter-

Unternehmen mit vielem Muth und Klugheit und eben so vielem Glück aus, und erhielt dafür eine Ehrenbelohnung aus der Hand seines Fürsten, der sich bey dieser Gelegenheit mit mehr Freundlichkeit, als dem rauhen Krieger sonst gewöhnlich war, in eine Unterredung mit ihm einließ, und ihm zu dem geschickten Einfall, die Feder mit dem Degen vertauschelt zu haben, Glück wünschte.

Zehn Jahre hatte er nach geendigtem Kriege im stillen Genusse der Freundschaft und der Wissenschaften verlebt, als er durch ein Handschreiben seines Fürsten in sein Vaterland zurückgerufen wurde, um die Erziehung des Erbprinzen, der, wie der Fürst schrieb, jetzt mit lauter Pedanten umgeben sey, zu übernehmen.

Mit Enthusiasmus trat Biedermann in den neuen Wirkungskreis, aus welchem sich, so hoffte er, Segen über sein Vaterland, Segen über die Welt verbreiten sollte. Zwar fing seine Hoffnung an zu sinken, da er den Prinzen näher kennen lernte; da er merkte, daß dessen Empfindungsvermögen zu sehr zum Nachtheil der höhern Geisteskräfte ausgebildet sey; daß sein Herz fast immer dem Kopfe vorlaufe, und seine äusserst lebhafte und reizbare Fantasie ein entschiedenes Uebergewicht über den Verstand erhalten habe. Aber so manche schöne Beweise von der Herzensgüte des Prinzen richteten die sinkende Hoffnung des Lehrers wieder auf. Durch planmäßiges Verfahren glaubte er den Geist des Jünglings empor zu heben, und den nicht unfähi-

gen Kopf deſſelben mit ſeinem guten Herzen in Harmonie zu bringen; und ſo widmete er ſich nun ganz dem großen Geſchäffte mit raſtloſem Eifer und mehr als väterlicher Sorgfalt.

Er arbeitete mit einer Anſtrengung, deren Folgen ihn nöthigten, ehe noch die mit dem Prinzen angefangene Reiſen vollendet waren, das von dem Fürſten ihm geſchenkte Landgut zu beziehen, und jedes öffentliche Amt, das ihm der Prinz, ſobald er die Regierung angetreten hatte, übertragen wollte, auszuſchlagen. Deſto mehr freute er ſich im Stillen der wohlthätigen Reformen, der wirklichen Verbeſſerungen im Staate, mit welchen der junge Fürſt ſeine Regierung begann, und wodurch er ſeine Unterthanen zu großen Erwartungen berechtigte — worin ſie ſich nach drey Jahren getäuſcht ſahen.

Eine Geſellſchaft von Schwärmern, die ſich zum Theil ſchon im Beſitz überirdiſcher Weisheit und unausſprechlicher Geheimniſſe zu ſeyn wähnten, zum Theil nächſtens noch dazu zu gelangen hofften, an ihrer Spitze einige Köpfe, die im Dunkeln arbeiteten, und die Sehnſucht der armen Getäuſchten nach Geheimniſſen und überirdiſcher Weisheit zu ſehr irdiſchen Zwecken zu benutzen wußten, bemächtigte ſich des Fürſten, deſſen warme Einbildungskraft (welche Biedermann vergebens der kalten Vernunft unterzuordnen bemüht geweſen war) begierig die neuen Wunder auffaßte. Ein Weib (die nahe Verwandte eines der erkannten Obern

des

des geheimen Bundes) nahm Beſitz von ſeinem Herzen, und wirkte — wie es ſchien, mehr weil ſie ſelbſt getäuſcht war als aus einem beabſichtigten, wenigſtens nicht deutlich und im ganzen Umfang erkanntem Plane — im Einverſtändniſſe mit den Vertrauten der Geiſterwelt; und ſo wurde der junge Fürſt zum Werkzeuge anderer Werkzeuge in der Hand der Verborgenen, unter deren Druck die Nazion ſeufzte. Vergebens klagten die Unterdrückten; der Landesvater verſchwelgte den größten Theil ſeiner Zeit in ſinnlichen Genüſſen, erlernte in den übrigen Stunden die Sprache der Geiſter, und hatte dann kein Ohr für die Klagen niedriger Erdenbürger. Auch war dafür geſorgt, daß nur ſelten eine Klage, deren Ungrund ihm dann von ſeinen lieben Getreuen augenſcheinlich dargethan wurde, das Ohr des Fürſten erreichte, und die Redlichen, welche Muth und Kraft hatten, Wahrheit und Recht zu vertheidigen, wurden entfernt oder ihm verdächtig gemacht. Dies Loos traf auch Biedermannen, der freylich dadurch, daß er Schwärmerey und Schurkerey zu laut und zu derb bey ihrem wahren Namen nannte, und ſelbſt das Idol des Fürſten mit zu wenig Schonung angriff, ſeinen Feinden den Sieg erleichterte. Noch war indeſſen ſein Muth nicht ganz niedergeſchlagen. Mit mehr Vorſicht und Klugheit, als er vorher bey der erſtern ſtürmiſchen Anklage der Betrüger und Schwärmer bewieſen hatte, verwandte er den Reſt ſeiner Lebenskraft, einen vollſtändigen und mit geſammelten Thatſachen belegten Beweis jener

Anklage auszuarbeiten; eine Arbeit die er mit zitternder Hand auf dem Sterbebette vollendete, von der er aber auch mit Zuversicht hoffte, daß sie die Augen des Verblendeten öffnen müsse — wenn er sie lesen würde. Daß er sie wenigstens in seine eigne Hände bekäme, dafür versprach Biedermanns Bedienter — seit langer Zeit der einzige Mitbewohner seines einsamen Landhauses, ein Mensch, der mit seltner Treue seinem Herrn ergeben war, und Kopf und Muth dazu hatte, auch ein schweres Unternehmen auszuführen — ganz gewiß zu sorgen. Nur die Besorgniß blieb dem Edlen übrig, daß der Fürst auch diese Schrift ungelesen zurück geben möchte, so wie er ihm vor einiger Zeit einen Brief uneröffnet mit der Beyschrift: „ich mag mein Herz nicht durch ungegründetes Mißtrauen gegen geprüfte Freunde beunruhigen lassen!" zurückgeschickt hatte. Diese Besorgniß erschwerte ihm die Leiden der wenigen Tage, welche er nach dem Ausspruch des Arztes noch zu leben hatte. Doch auch diese Bürde wurde seinem Herzen noch ehe es brach abgenommen. Zwey Tage vor seinem Tode kam ein Freund Biedermanns, einer der Redlichen im Lande, der aber mit Taubeneinfalt Schlangenlist paarte, und brachte die Nachricht: „daß die Geheimen den Fürsten so weit gebracht hätten, sich der stillen Prüfung zur Weihe zu unterwerfen, nach welcher er in vierzehn Tagen niemanden, auch seine Freundin nicht, sprechen dürfte, — und daß er zum Prüfungsorte (nachdem sein Führer sich sorgfältig vorher nach Biedermanns

manns Gesundheits-Umständen erkundigt hatte) den hiesigen Lustgarten erwählt, und ihn schon seit fünf Tagen bezogen habe. Auf diese Nachricht, fuhr der Freund fort, können Sie sich verlassen. Ich weiß sogar durch einen guten Beobachter, daß der Fürst sich regelmäßig mit Tagesanbruch, ein Buch in der Hand, in der Laube am Wasserfalle aufzuhalten pflegt. Die Frage ist nun: ist hier nicht vielleicht etwas zu thun?"

„Ja! ja! rief Biedermann mit Enthusiasmus. Dank für diese Nachricht, die mir meinen Tod versüßt! — Ja, so müssen wir es machen! — Durch seine Fantasie müssen wir uns den Weg zu seiner Vernunft bahnen. — Und jetzt gerade, da er etwas ungewöhnliches erwartet, in dieser Stimmung — vortrefflich! — Sie wissen doch, Freund, daß des Fürsten Garten von dem meinigen nur durch eine Mauer getrennt ist? und kennen die Thür, zu welcher ich noch von ältern Zeiten her den Schlüssel habe? — Heinrich! dort im Schranke muß der Schlüssel liegen. — Und länger als zwey, drey Tage habe ich nicht mehr zu leben, das sagt der Arzt, und ich fühle es, und freue mich jetzt, daß er Recht hat. — Lauter günstige Umstände!"

Erschrocken und trauernd sahen Freund und Diener bald den Kranken bald sich selbst unter einander an. Der Kranke verstand und beruhigte sie. Er legte ihnen seinen Plan vor, den sein Freund unter diesen Umständen, nach der Kenntniß,

die er ſelbſt von dem Karakter des Fürſten und beſonders deſſen reizbarer Fantaſie hatte, vollkommen billigte, und dem treuen Diener, der ſich feyerlich verbindlich machte, den Willen des geliebten Herrn pünktlich zu vollziehen, Theilnehmung und Unterſtützung verſprach.

Biedermann hatte ſchon vorher dem treuen Heinrich den gröſsten Theil ſeines Vermögens vermacht, und dies zu mehrerer Sicherheit bey ſeinem älteſten Freunde, dem Hauptmann von N.. niedergelegt. Deſto ungeſtörter konnte er ſich nun in ſeinen beyden letzten Lebenstagen dem Geiſtesgenuſſe ſeiner Tugend überlaſſen. Er fühlte nicht mehr die Schmerzen ſeiner Krankheit, und mit Vorgefühl von Seligkeit entwand ſich am Abend des zweyten Tages die ſchöne Seele der irdiſchen Hülle, und den erblaßten Mund verſchönerte noch ein freundliches Lächeln.

Der treue Diener befolgte, mit Unterſtützung des Freundes ſeines Herrn, den Willen des Verſtorbenen. Um Mitternacht brachten ſie ihn durch die verborgene Thür in den fürſtlichen Garten, legten ihn, gehüllt in weiße Leinewand, auf ein ausgebreitetes ſchwarzes Tuch in die Laube am Waſſerfall, und gaben ihm in die ausgeſtreckte Hand die verſiegelte Schrift, auf welche der Verſtorbene ſelbſt noch auf ſeinem Krankenbette mit gröſsern Buchſtaben geſchrieben hatte: Höre mich, mein Fürſt, damit dich einſt der Richter höre!

Still

Still entfernten ſie ſich von dem geweihten Orte. Heinrich ſchwang ſich auf das bereit ſtehende Pferd, und eilte zu dem Hauptmann von M..., und N..., und kehrte auf Umwege vor Tages Anbruch in die Stadt zurück. Er hatte die Freude noch an demſelben Tage zu erfahren, daß ihr Zweck nicht verfehlt ſey. Am Abend kam der Fürſt zum Schrecken der Verbündeten in die Reſidenz. „Ich habe, ſprach er mit feyerlichem Tone zu ihnen, das Ziel früher erreicht als ihr es glaubtet. Ich habe die Todten ſprechen gehört und Geheimniſſe gelernt, an denen ich für mein ganzes Leben genug habe!“ Er hatte den Körper ſeines Lehrers im Stillen in der Laube begraben laſſen: aber der Geiſt des Verſtorbenen wirkte als wohlthätiger Schutzgeiſt des Fürſten dem Lande zum Segen.

III.

Die Wahl eines Gatten.

An Fräulein ***

O theure Freundin, die ſchon früh
Des Stamms verwandtes Blut, die Freundſchaft unſrer Väter
Mit mir verband, Du, welche ſpäter

Der

Der Musen und der Herzen Sympathie
Am Arm der Freundschaft zu mir führte,
Und die so gern, wenn ich die Harfe rührte,
Ein aufmerksames Ohr mir lieh;
Du, die der Rose gleich erwacht im Thale,
Und still geborgen vor der Sonne heißem Strahle,
Der Schönheit Knospe nun der rauhen Flur entschleußt: —
Und die Du schöner blühst je minder Du es weißt:
Vergönne deinem Freund, den ungewohnten Pfad,
Den Du betrittst, wo Nattern unter Blumen schleichen,
Durch Warnung Dir und treuen Rath
Zu ebnen, und Dir seine Hand zu reichen.

Schau um dich her! Wie schwärmt, den Schmetterlingen gleich,
Um dich der Stutzer Heer! Neu ist die Blum' und reich
An Farb' und Wuchs; die Neugier ziehet
Der Gräber Blick darum zuerst auf Dich.
Sie mustern jeden Reiz, und weiden sich
Selbst an der Röthe, die auf deinen Wangen glühet.
Furchtbar sind diese Purpen nicht.
Ihr kaltes Herz, zu edleren Gefühlen
Schon abgestumpft, ihr schaal Geschwätze spricht
Zu deinem Herzen nicht. Sie spielen,
Im Sonnenschein, um dein Gesicht,
Wie Mücken in den heißen Sommertagen;
Gleich diesen können sie Dich plagen,
Jedoch sie stechen nicht. Sie scheucht
Gleichgültigkeit und Kälte leicht.
Drum, Freundin, wasne gegen diese Rotte
Dich nur mit Gleichmuth und mit kaltem Spotte.

Ich ſage nichts von denen, welche ſich
Mit frohen wollustvollen Augen
In deine jungen Reize ſangen: —
Die Charis holde Schaam, die nie von Unſchuld wich,
Und Pallas Schild beſchützen dich —
Nichts von den Räubern, die, bey jeder Blüthe
Der Schönheit kalt, und ohne Sinn,
Für Grazie und Herzensgüte,
Bloß nach Procenten, nach Gewinn
Den Werth des Mädchens kalkulieren:
Nie können ſie ein Herz, dem deinen gleich, verführen.

Mehr Vorſicht fodern die, die ſchlau durch feinen Scherz
Und leichten Witz Dein Ohr zu ſich zu neigen wiſſen.
Sie unterhalten Dich ſo angenehm; das Herz
Fühlt ſich, man weiß nicht wie, zu ihnen hingeriſſen
Du findeſt Dich in deiner Welt,
Im Kreiſe deiner eignen Ideen;
Es ſpricht mit ihnen ſich ſo leicht, o man gefällt
Sich ſelbſt ſo wohl, kann ſich aufs holde Wort verſtehen! —
Vom Wohlgefallen, Freundin, iſt
Zur Liebe nur Ein Schritt. Hier ſchärfe deine Blicke!
In hundert Masken laurt der Buhler Liſt;
Voll Honig iſt ihr Mund, ihr Herz voll Trug und Tücke.
O! ſprechen iſt ſo leicht, doch handeln oft ſo ſchwer!
Laß niemals dich durch ſchöne Worte trügen,
Und traue des Beſcheidnen Schweigen eh'r
Als eines Schwätzers ſchönen Lügen.

vertraulichen Gaſtmahl zeigt: Ich bin ſein Mund-Schenke; wenn ihm der Trank, den ich ihm miſchen will, wohl bekommt, ſo haltet mich nicht mehr für euern Diener.

Leontes.

Das iſt alles was ich will; thu es, ſo haſt du die Hälfte meines Herzens; thu es nicht, ſo zerſplitterſt du dein eignes.

Camillo.

Ich will es thun, Gnädiger Herr.

Leontes.

Und ich mich freundlich ſtellen, wie du mir gerathen haſt.

[Er geht ab.]

Camillo (allein.)

Unglükliche Dame! Aber in was für einem Falle befind' ich mich ſelbſt? Ich ſoll der Vergifter des rechtſchaffnen Polixenes ſeyn, und was mich dazu bewegen ſoll, iſt der Gehorſam gegen meinen Herrn; der in der Wuth ſeiner Leidenſchaft haben will, daß alle die ihm angehören, von ihr erfüllt ſeyn ſollen. Thu ich's, ſo folgt Beförderung. Aber wenn ich tauſend Exempel von ſolchen, die ihre Hand an geſalbete Könige gelegt hätten, und glüklich dadurch worden wären, finden könnte, ſo wollt' ich's nicht thun -- Nun aber, da weder Erzt, noch Stein, noch Pergament nur eines aufweiſen kan, muß die Ruchloſigkeit ſelbſt eine ſolche That verſchwören! Ich muß nur dem

Hof

Doch dies iſt nicht die ſchlimmſte von den Klippen,
Die Dir auf deines Lebens Meere drohn.
Den Flatterer verräth ſein flücht'ger Ton,
Die ſüßen Herrn der Duft des Weyrauchs ſchon.
Das Feuer, das dem Herzen nicht, das bloß den Lippen
Entlodert, praſſelt nur, hat leeren Scheiñ,
Und keine Glut, und kann Dir nie gefährlich ſeyn.
Doch, wenn der Schlaue Dir Empfindung heuchelt,
Durch ſtille Seufzer Dich beſtrickt,
Durch Thränen wohl dein Mitleid ſich erſchmeichelt:
Dann wird nur gar zu bald ein arglos Herz berückt.
Hier, — Freundin, ſtähle deine Bruſt! Leicht liebt
Ein Herz durch Mitleid weich. Tief präg' in deine Seele
Die Warnung Dir, die Pfeffel ſeiner Föbe giebt:
Den fliehe ſchneller als des Tygers Höle,
Der mit Empfindung ſpielt, von Sympathie,
Von Seelenliebe ſchwazt, ſich deiner Fantaſie
Bemächtigt, und dein Herz durch ihre Schwärmerey
Beſticht! — O ſeine Lieb' iſt nur Empfindeley.

Jedoch es glüh auch dein Adon von treuer,
Geprüfter Liebe reinſtem Feuer:
Iſt dies Verdienſt ſo groß? Wer liebt Dich, Holde, nicht?
Und iſt es darum Dir auch ihn zu lieben Pflicht?
Wie? wenn der ſchöne Mann ein Weichling bloß, ein Held
Im Mädchenkrieg', im Minneſpiel, doch ohne Kräfte
Und Trieb zur Arbeit wär', untauglich für Geſchäfte?
Lebt man denn bloß zu lieben in der Welt?
Der Sinnenrauſch verflieat, wie jeder Rauſch, ſo bald,
Und wenn er auch von Göttermahlen wäre;
Vernunft erwacht, der Geiſt fühlt ſeine Leere.
Umſonſt ſucht er Erſatz, und acht — das Herz wird kalt.

Ich

Ich weiß die Liebe ſchwärmt, glüht oft für Ideale,
Den Abgott ſchmückt mit jedem Reiz die Fantaſie,
Sieht minder auf den Kern als auf die Schale;
Das ſchöne Bild umſchwebt uns ſpät und früh.
Ihm glüht des Mädchens Bruſt, ihm ſchließet ſie, vom Strahle
Der erſten Lieb' erwärmt, ſich auf. Zwar iſt der Keim
So zart, ſproßt in dem jungen Buſen ſo geheim,
So ſchuldlos, daß oft der, der ihr das Herzchen ſtahl,
Es ſelbſt nicht weiß, und ungenährt ſtirbt bald die Liebe.
Gleicht aber dieſem Bild' aus ſchöner Männerzahl
Ein Jüngling einſt: ſchnell feſſelt er des Mädchens Triebe.
Er iſt's — ihm ſtrickt ihr Herz in allen Saiten an,
Er iſt's — ſie fühlt's — der ſie allein beglücken kann! —

Doch ging' es auch wie im Roman,
Daß treu der Jüngling ihr, ihm treu das Mädchen bliebe;
Gott Hymen knüpf' ihr Band! Wirf, Freundin, nun den Blick
Auf dieſer Liebetrunknen häuslich's Glück!
Der Anfang täuſcht, da trinken ſie den vollen Becher
Der Liebe raſch bis auf die Hefen aus.
Doch nur zu ſchnell leert Amor ſeinen Köcher;
Die Liebesgötter fliehn, Pandora flieht ins Haus
Und bringt ihr Ehgeſchenk; und ach! bald füllen
Kaprizen, Mißmuth, Sorgen, Grillen,
Der Ehe Paradies. Zuweilen trägt
Das gute Paar — noch glücklich — es im Stillen.
Doch oft verſteckt es auch, wenn ſich die Galle regt,
Den Unmuth hinter'n Streit der größern Liebe.
Man quält ſich wechſelweiſ. Iſt's Aug' ein wenig trübe,
Einſylbig wohl die Sprach', iſt man zerſtreut, verſtimmt:

Gleich

Gleich hält's das Turteltäubchen-Paar.
Für Undank, Frost, für Hochverrath der Liebe gar,
Wirft Ueberdruß sich vor. Zur Flamm' entglimmt
Der Funken bald. Das, was sonst nichts bedeutet,
Wird jetzt hervorgesucht. Nun ist's im Gang;
Das Herz will Luft; man wird spricht, man streitet,
Wird heftiger, man schmält, die Frau thut krank,
Ein Thränchen quillt; Versöhnung folgt; doch diese lehrt
Darüber oft, wer Schuld am Streit? zu neuem Zank.

Ich mahle, Freundin, Dir nur Eine Scene,
Und, wie Du siehst, die schlimmste nicht.
Ich sage nichts von Eifersucht, ach! der Hyäne,
Die Liebenden das Herz zerfleischt; nichts, wenn die Pflicht
Die Trennung fodert, nichts, wenn Krankheit, Tod
Das süße Band itzt zu zerreissen dröht. —
O glaub' es mir — so hart vielleicht Dir's scheint, — es
störet
Der Gatten übergroße Zärtlichkeit
Ihr ehlich Glück viel öfter, als sie's mehret.
Weh drum dem Mädchen, das von Liebeswahn bethöret,
In Hymens Tempel sich die höchste Seligkeit
Erträumt, nach ihr allein das Glück der Ehe mißt,
Vom Gatten nichts als gleiche Liebe fodert,
Und, wenn sein Herz von ihrer Flamme lodert,
Die andern Pflichten alle gern vergißt!
Das Gleichniß, das einst Lafontaine gab:
„Die Lieb' ist wie der Morgenschatten,
„Mit jedem Augenblicke nimmt er ab:
„Doch Freundschaft, die ihr Band um edle Herzen schlingt,
„Ist eines heitern Abends Schatten;

„Er

„Er wächst, bis unsers Lebens Sonne sinkt!“
Dies Bild ist Lehr' und Warnung allen jungen Gatten!

Du, meine Freundin, die von Grazien geschmückt,
Im Auge Geist, ein Herz im Busen trägt,
Das mit der höchsten Wonne den beglückt,
Dem es dereinst voll Liebe schlägt;
Du hast ein Recht zum schönsten Glück des Lebens.
Sieh, offen steht Dir unter Jünglingen die Wahl!
Bewache hier dein Herz! Hast Du einmal
Gewählt, so ist die Reu hernach vergebens,
Und was erst Glück Dir schien die Ursach langer Qual.
Nie müsse Dich bloß äuß'rer Glanz verführen,
Nicht Jugend, Wuchs, nicht Orden, Uniform, nicht Stand.
Der Reiz, den in der Fern' dein Auge göttlich fand,
Wird im Besitz dein Herz bald minder rühren,
Dann, durch Gewohnheit alt, den Zauber ganz verliehren
Sich bey dem Manne, den Du wählst, allein
Auf Herz und auf Verstand; prüf seine Sitten
Zuvor genau! Sind diese rein,
Ist er in seinem Amt geschätzt, und gern gelitten
Im Kreis der Edlern,' fühlest Du für ihn
Nur Achtung, Freundschaft: o, so warte nicht, bis Triebe,
Die im Roman mit höhern Flammen glühn,
Dein Herz bestimmen. Wohl dem Mädchen, dessen Liebe
In ihrer Ehe Freundschaft wird!
Nur sie allein kann Dauer ihrem Glücke geben.
Mag in Arkadien der Hirt,
Von Küssen satt, bey seiner Heerde leben!
Viel mehr bedürfen wir: wir haben höh're Pflichten
Der Menschheit und dem Staate zu entrichten,
Sie soll die Lieb' erleichtern, nie vernichten.

O Freundin, wenn Dich einſt, umblüht
Vom Myrtenkranz, an Hymens Feſte,
Mein Aug' im Arme des Beglückten ſieht,
Den edle Freundſchaft an Dich knüpft: dann, Beſte,
Sing ich dem ſchönen Tag' ein höh'res Lied;
Nicht von Gott Amors trügeriſchen Scherzen:
Ich ſinge Dir das Bündniß edler Herzen.

Fr. v. Köpken.

Der erſte Kuß.

Ein Fragment
aus dem Amynt des Taſſo
frey überſetzt.

Als ich noch Knabe war, und kaum
Mit meiner kleinen Hand dem jungen Baum,
Von ſeinen hingebognen Aeſten,
Die Früchte' entzücken konnte: da ſchon war
Ich der Vertraute von dem beſten
Dem ſchönſten Mädchen, das nur je ihr goldnes Haar
Dem Spiel der Weſte gab, — von meiner Sylvia,
Dem Preis der Flur, geliebt von jedem der ſie ſah.

Mit ihr lebt' ich in frühern Jahren
So feſt vereint, daß ſich zwey Turteltäubchen nie
So unzertrennliche Gefährten waren,
Und nie ſeyn werden. O, wir ſah'n uns ſpät und früh!
Verbunden waren unſre Hütten, doch
Verbundner unſre Herzen noch.
An Alter waren wir uns gleich; doch fanden
Die Triebe gleicher ſich, die unſre Herzen banden.

Mit ihr ſtellt' ich den Fiſchen Netze, wand mit ihr
Den Vögeln Schlingen, jagt' in Wäldern und auf Höhen
Mit ihr den Gemſen nach und flücht'gen Rehen;
Und das Vermögen und die Beute theilten wir.
Doch während ich mit nie geſättigter Begier
In allen Fluten, Hainen, Flüſſen,
Der Thiere Räuber war, ward mir
Mein eignes Herz, ich weiß nicht wie, entriſſen.

In meiner Bruſt entſproß ist nach und nach,
Gleich einem Kraut das ohne Warnung blühet,
Ich weiß nicht welchem Keim', ein fremder Trieb, der Tag
Und Nacht zu Sylvien mich zog. Von ihm entglühet
Trank ich aus ihrem Aug' itzt Wonne, mir ſo neu,
So ſüß! doch blieb zuletzt mir Bitterkeit zurücke.
Ich ſeufzte, wußte nicht warum? Ach! Amors Tücke
Fühlt' ich, eh' ich verſtand was Liebe ſey.

Ich lernt' es bald. — Einſt ſaß mit Sylvien' Hermine
An einer Buch' im Hain, bey ihnen ich.
Es nahte ſich uns eine Biene,
Die hier nach Honig um die Wieſenblumen ſchlich.

Sie ſetzt ſich 'auf Herminens Wangen,
Die gleich der Roſe blühten, und, vom Schein
Der Blumen-Aehnlichkeit leicht hintergangen,
Drückt ſie zweymal den ſcharfen Stachel drein.

Hermine fuhr erſchrocken auf, und klagte
Laut ihren Schmerz. „Schweig, ſagte
„Berührt ihr Silvia, Geliebte, ſchweig!
„Ich heile deine Wunde dir durch leiſe
„Geſprochne Zauberworte gleich.
„Mich lehrte dies Geheimniß einſt die weiſe
„Areſia, und ich ſchenkt' ihr
„Mein goldgefaßtes Horn von Elfenbein dafür.

Sie ſprachs, und nähert' ihre ſchönen
Und ſüßen Lippen der geſtochnen Wange, hielt
Sie ſanft darauf und lispelte mit leiſen Tönen
Ich weiß nicht welche Verſe. Plötzlich fühlt —
Wer mag des Wunders Urſach finden? —
Hermine gleich die Schmerzen ſchwinden;
Sey's nun, daß Zauberey hier mit regiert,
Sey's, wie ich glaub', ihr Mund, der heilt was er berührt.

Ich, der bis jetzt nichts anders als den Glanz
Der ſchönen Augen ſah, nichts hört' als ihre Stimme, —
Mir lieblicher, als wenn ein Bach in ſanfter Krümme
Durch Steinchen murmelt, oder wenn die Luft im Kranz
Des jungen Laubes ſchwatzt — ich fühlt' in mir
Jetzt flammende Begier,
Auch meinen Mund an ihre ſüßen
Korallen-Lippen anzuſchließen.

Zum Trunc wunder sonst geneigt,
Kam ich, ich weiß nicht wie? — die Liebe
Schärft den Verstand, seht, wie so leicht! —
Auf eine feinre List, des Herzens Triebe
Schlau zu befriedigen. Ich stellte mich
Als hätt' in meine Lippen eine Biene
Auch mich gestochen, that dabey so ängstlich,
Daß, was der Mund nicht hat, doch flehete die Miene.

In süßer Unschuld fühlte Sylvia
In ihrem mitleidsvollen Herzen
Bald meiner vorgegebnen Wunde Schmerzen,
Und aralos trug sie selbst, wie ich vorher es sah,
Mir Beystand an. Jedoch als sie mit ihrem Munde
Die Lippen mir berührte: ha! da schlug
Sie tiefer mir die wirkliche grausame Wunde,
Die von der Lieb' ich schon in meinem Herzen trug.

Von keiner Blum' auf Hyblas Fluren nippen
Die Bienen süßern Honig als ich sog,
Da sie nun ihre frischen Rosenlippen
Zu meinem heißen Munde bog.
Hoch flammte die Begier, in diesen Nektarküssen
Mich zu berauschen, in sie hinzugiessen
Die ganze Seel'. Allein ihr reiner Engelblick,
Und Furcht und Scham hielt schnell den raschen Strom zurück.

Doch während ich in vollen Zügen
Die mit geheimen Gift gemischte Süße trank,
Fühlt' ich so himmlisches Vergnügen,
Daß mir's, da ich des Schmerzes Dauer los, gelang,

Daß ſie den Zauber öfterer erneute.
Doch wachs davon die Flamm' in mir — Sie bricht
Aus meiner Bruſt. Ha! löſcht ſie Gegenliebe nicht,
So bin ich Armer bald der Ruhe Beute.

J. v. Köpken.

IV.

Ueber germaniſche Freyheit.

Ein Verſuch.

Ein köſtlich Ding die Freyheit! — Wer von ihr auch noch ſo wenig hat, glaubt viel zu haben.

Euripides.

Ohne mit um die Prämie ringen zu wollen, welche der Herausgeber der Minerva auf die beſte Erklärung des Worts germaniſche Freyheit zu ſetzen gedenkt, *) treibt den Verfaſſer dieſes Aufſatzes bloß ſein Patriotismus an, ſich der bisher nicht verbotenen Freyheit zu bedienen, über eine Angelegenheit von ſolchem allgemeinen Intereſſe ſein Kontingent zu liefern.

Der

*) M. S. Minerva 1795. 2tes Stück No. 6. p. 389.

Der Unwille über die freylich nicht so recht begreifliche Wegnahme seines Eigenthums, scheint den Herrn von Archenholz auf den traurigen Zweifel an germanischer Freyheit überhaupt gebracht zu haben. Vielleicht kam die Erinnerung an mehrere einzelne Handlungen der Willkühr neuerer Zeit hinzu, und führte im Affekt zu der raschen Vermuthung von einem herrschenden System des germanischen Despotismus. Allein in einer Angelegenheit von solchem Interesse, — wo man durch eine Behauptung der letztern Art den besten Theil der Nazion, das heißt alle denkenden Köpfe, mit der Obrigkeit die Gewalt über sie hat, wegen des unleidlichsten Mißbrauchs dieser Gewalt entzweien, und die zarte Pflanze des teutschen Patriotismus am Herzen verwunden kann, — ist wahrhaftig eine Behutsamkeit nöthig, wie sie nur immer ein Feldherr haben muß, der in ein revoluzionäres Land einrückt, um es mit Hülfe des Schwertes zur Vernunft zu bringen.

Gegen die Existenz germanischer Freyheit zu Felde ziehen, heißt also dem teutschen Herzen seinen Trost rauben wollen, oder, wenn man lieber will, seine Täuschung, die in diesem Falle leicht den Werth der Wahrheit aufwägen dürfte. Lieber bestimme man Preise für jeden gewagten Versuch, der das Daseyn dieser Freyheit nebst der Hoffnung ihrer Fortdauer, zur Beruhigung ihrer Verehrer zu behaupten, und sie zugleich

Hof gute Nacht ſagen -- Gehorſam und Ungehorſam würde mir beydes den Hals brechen -- O, was für ein glüklicher Stern regiert! Hier kommt Polixenes --

Vierte Scene.

[Polixenes bezeugt dem Camillo ſeine Befremdung über die Veränderung die er an dem König von Sicilien wahrnehme; er ſieht nicht anders aus, (ſpricht er) als ob er eine Provinz verlohren hätte, und eine Provinz, die er wie ſich ſelbſt geliebt hätte -- Das trokne, verdrießliche und durch einen ſichtbaren Zwang nur wenig bedekte Betragen ſeines Freundes beunruhigt ihn deſto mehr, da er gewahr worden, daß es ihn angehe, ohne daß er begreiffen kan, warum. Camillo läßt ſich eine Weile bitten, bis er auf des Polixenes dringendes Anhalten, ihm den erhaltnen Auftrag und die Eiferſucht des Königs ohne Umſchweiffe entdekt. Der beſtürzte Polixenes ſchwört eine ganze Reihe poetiſcher Eidsformeln herab, daß er unſchuldig ſey: Aber Camillo verſichert ihn, daß er mit ſo vielen Schwüren als Sterne am Himmel ſeyen, die einmal gefaßte Meynung aus dem Gehirn des raſenden Leontes nicht wegſchwören könnte. Er ſchlägt ihm alſo zu ihrer beyder Rettung vor, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, in der nemlichen Nacht heimlich davon machen wollten. Polixenes läßt es ſich gefallen -- ich habe, (ſagt er zu Camillo) die Beſtätigung deſſen was du mir entdekt

durch eine Darſtellung ihrer Unſchädlichkeit in den Schutz der Götter dieſer Erde zu empfehlen trachtet.

Da hier von keiner gerichtlichen Fehde die Frage iſt, wo man ſich bemüht die Schwächen ſeiner Sache durchaus zu verſtecken, und wo der dafür bezahlte Sachwalter nicht den Sieg der Wahrheit, ſondern ſeiner Partei bezweckt: ſo wird es nützlich ſeyn, offener dabey zu Werke zu gehen. Man darf keine Zweifel gegen die Exiſtenz germaniſcher Freyheit zu unterdrücken, keine Einwürfe ſchwächer vorzuſtellen ſuchen; man muß ihr Gewicht vielmehr verſtärken, um den Werth des erſchwerten Sieges deſto entſchiedener zu machen. Kleine Beyträge, wie der gegenwärtige, mögen einſtweilen als Vorboten des zukünftigen Siegesfeſtes gelten.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die politiſche Freyheit im allgemeinen Sinne, — worunter man ſowohl Theilnehmung an der Souveränität als bürgerliche Freyheit, das heißt Sicherheit vor willkührlicher Behandlung, vor Gewiſſens-Zwang u. ſ. w. begreift, von der doch hier die Rede iſt, — nicht minder abwechſelnde Schickſale erfahren hat, als ihre Schweſter die moraliſche Freyheit, deren Daſeyn erſt in unſern Tagen der Schöpfer der kritiſchen Filoſofie wider die ſcharfſinnigen Angriffe der Skeptiker in einem gewiſſen Sinne zu retten vermocht hat. Als eine geborne Feindin aller Willkühr und Uſurpazion mußte ſie natürlich vor

Als

Alters der Obermacht derſelben weichen, und die Aſyle, wo ſie ſich am liebſten verbarg, waren die Herzen einzelner über den Geiſt der Zeit erhabener Sterblichen, in welchen das Bewußtſeyn eignen Werthes und der Trieb zur Veredlung der Menſchheit nicht von dem Spiele kleiner Leidenſchaften, oder von dem Geitzen nach Glanz und Herrſchſucht erſtickt worden war.

In der Vorzeit hat ſie ſich nie allen Volksklaſſen in Germanien gezeigt; ja ſie durfte ſich weder in niedere Hütten, noch in das von der Kleriſei uſurpierte Gebiet der Gewiſſen wagen; aber doch belebte der Ausfluß ihrer Kraft einen großen Theil teutſcher Männer mit Freymüthigkeit und Würde, und verſchaffte der Wahrheit nicht ſelten Gehör bey den Großen. Nur da ſchien ſie ſich ganz zurückzuziehen, als die franzöſiſche Nachahmungsſucht teutſche Geradheit zu verbannen, und als der zunehmende Glanz der größern und kleinern Höfe die Augen der Unterthanen zu blenden anfing, die nun die Herrlichkeiten des Throns und den Kreis der Höfflinge in einem täuſchenden Götterlichte erblickten und anbeteten. Friedrichs Wink rief ſie endlich aus der Verborgenheit, wohin ſie ſich vor den Machtſprüchen der Willkühr und ihrer Diener, vor den Bannflüchen der Geiſtlichkeit geflüchtet hatte, hervor. Sie erſchien mit neuem Glanz und legte in dem Wirkungskreiſe der Gewiſſen und des Geiſtes den unerſchütterli-

chen Grund ihrer Macht, die zwar durch Anstrengungen des Aberglaubens und des Despotismus eine Zeit lang zurückgehalten, aber nimmer wieder vernichtet werden kann.

Politische Freyheit im besondern Verstande, das heißt, eine Theilnahme an der Souveränität oder an der Ausübung ihrer Rechte, ist nur ein zweydeutiges Geschenk des Schicksals für die derselben ungewohnten Völker, wenn nicht die Herrschaft des Verstandes und guter Sitten sie dazu reif gemacht hat. Es war also eine weise Theilung des großen Königs, wenn er diese zurückhielt, und seinem Volke dafür die bürgerliche oder gesetzliche Freyheit in desto vollerm Maße ertheilte. Die Staatsgewalt war in seinen Händen vor tyrannischem Mißbrauch sicher, weil er sie in dem Geist eines ersten Dieners des Staats handhabte, wofür er sich durch Thaten und Worte erklärte, und weil er sie zur Beförderung nicht zur Unterdrückung der bürgerlichen Freyheit benutzte. Denkkraft und Gewissen wurden von ihm entfesselt, Meinungen und Schriften waren nicht mehr Kontrebande, die hergestellten Rechte der Menschheit hoben ihr Haupt empor, und von hier gingen die Strahlen aus, die ihr wohlthätiges Licht in andere Länder verbreiteten.

In diesem edelsten Kreise ihrer Thätigkeit herrschte die Freyheit mit Wohlgefallen, und nur

die

die Verläumdung des Aberglaubens oder der Unwiſſenheit konnte ihr Schuld geben, daß ſie es ſey, die, nach der Einräumung dieſes Gebietes, ihre Anſprüche auch auf Staatsſachen über die Gebür ausgedehnt, und ihren Antheil an den Rechten der Suveränität mit Gewalt gefodert habe. Viel zu ohnmächtig iſt jede Denk- und Preßfreyheit, um die Sehnſucht nach einer politiſchen Freyheit in dem Herzen einer ganzen Nazion zu entzünden. Hierzu gehört eine Triebfeder von weit allgemeinerer Wirkung, die dieſes Bedürfniß auch dem harmloſen, in dem Kreiſe ſeiner Beſchränktheit zufriedenen Bürger, dergleichen überall nicht wenig ſind, fühlbar macht. War es nun Schuld der Preſſe und der freygegebenen Geiſteskultur, daß faſt jedes Land unter dem Drucke großer Schulden und Mißbräuche ſeufzte, und daß dieſer Druck, als er auf dem höchſten Grad der Spannung geſtiegen, als er über den größten Theil der Nazion verbreitet war, Aufmerkſamkeit erregte, weil er zugleich auf die Beſchränkung der bürgerlichen Freyheit großen Einfluß hatte, deren ungeſtörter Genuß auſſerdem ſelten Wünſche nach dem mit Unruhe verknüpften Beſitz der politiſchen Freyheit übrig läßt? Nein! Die Schuld des ehemals bey ſo vielen Gewaltigen des Erdballs eingeführten Mißbrauchs der Suveränität war es, wenn der Wunſch nach einer Theilnahme an derſelben ſo allgemein erwachte, um ſich auf dieſe Art für die Zukunft zu ſichern. Von der allgemeinen Empfindung der Ueberlaſt bis zu dem

lebhaf-

lebhaften Wunſche ihrer Entledigung, und von dieſem bis zur Handanlegung ſelbſt ſind die Schritte leicht gethan: dazu gehört nur Reizbarkeit und Anſtoß und keine Aufklärung; vielmehr hat man dieſer verlaumten Schutzgöttin guter Fürſten in unſerm teutſchen Vaterlande gewiß die Vereitelung ungeſtümer Ausbrüche mit zu verdanken.

Gleichwohl iſt es nicht verborgen, daß dieſe Verläumdung Gehör fand und beſonders traurige Folgen eines rükkehrenden Zwanges hervorbrachte, als in Frankreich das große Schauſpiel des Kampfes zwiſchen dem Ariſtokratiſmus und der Freyheit, zwiſchen der Anarchie und der Herrſchſucht begann. Dort ſtahl das Laſter das Gewand der Freyheit, um ein aus dem Taumel des Luxus und von der Betäubung des Deſpotiſmus aufgeſchrecktes Volk zu täuſchen; und bey uns ergriff die auf ihre hergebrachte Allmacht hie und da eiferſüchtige Staatsgewalt dieſen Vorwand, um die Freyheit ſelbſt als eine gefährliche Feindin einzuſchränken, wo nicht gar als ein Laſter zu vertilgen. Schon vorher hatte das wechſelnde Geſchick in dem Lande, welches ſonſt das große Beyſpiel der Duldung und der Preßfreyheit gab, dem Aberglauben und der Feigheit neue Macht eingeräumt, welche dieſe zur Kränkung heiliger Rechte des Gewiſſens mißbrauchten, und manchen Edeldenkenden nichts als die ſchwere Wahl zwiſchen Heucheley und Unterdrückung übrig ließen. Eine leichte Kenntniß der Pſychologie

gie und des Laufs der Dinge, ja die Erfahrung ſelbſt, muß uns indeſſen die Beruhigung gewähren, daß für die Sache der Freyheit hiermit mehr gewonnen als verlohren war: weil jeder Widerſtand und Druck die Kraft übt und erhöht; weil Meinungen die zum Märtyrerſtand qualificieren, gerade die feurigſten Anhänger finden, und weil das Gute das ſich verbergen muß, die bekannte Eigenſchaft eines verborgenen Uebels annimmt, im Stillen deſto weiter um ſich zu greifen. Aber ſolchen Wahrheiten geſtattet man ſelten die Audienz vor dem Throne, wenigſtens nicht ohne ein ihre wahre Geſtalt verhüllendes Ceremonien-Kleid.

Es würde alſo boshaft ſeyn, bey dieſen Veranſtaltungen einen beſſern und tiefen Sinn vermuthen zu wollen, das will ſagen, eine heimliche auf jene Gründe gebaute Begünſtigung der Freyheit; ſondern man ſieht ſich gezwungen, die Anklage einer wirklichen Verfolgung der Freyheit in jenem Lande als richtig einzuräumen.

Wenn es dem Ernſte der Sache angemeſſen wäre, Schikanen Raum zu geben, ſo könnte man dagegen einige ſtehende Gebrechen des teutſchen Vaterlandes zu Beweiſen für unſere Behauptung zu verdrehen ſuchen. Man könnte die Freiheit unſerer Sachwalter, ihre Klienten in aller Form Rechtens in Verluſt und Koſten zu bringen; die Freyheit der Reichs-Ritterſchaft, die Geduld ihrer Unterthanen zuweilen ziemlich auf die Probe zu ſtellen;

stellen; die Freyheit der adelichen Pächter und Gerichtshalter, den Lehnsbauern alle Pflichten des Hof- und Herrendienstes einzuschärfen, und tausend ähnliche Freyheiten rühmen, welche durch die Unvollkommenheit unserer Staatsverfassung und der meisten Gerichtshofe aufrecht erhalten werden.

Man könnte endlich die Gutmüthigkeit so weit treiben, Toleranz der Freyheit für Herrschaft derselben zu halten, und jede Nachsicht der Obern gegen freymüthige Aeußerungen für den Beweis einer Vorliebe für sie zu preisen. Allein zu was kann solche Täuschung führen? Lieber legen wir das traurige Geständniß ihrer Verfolgung in manchem teutschen Lande ab, und sagen zum Troste aller Patrioten mit Don Karlos: „Wir geben nichts verlohren als die Todten!“ Freyheit aber ist der Unsterblichen eine, welche diese Erde nie ganz verläßt, welche vielmehr nach periodischem Verschwinden der harrenden Menschheit mit verjüngten Kräften zu Hülfe eilet. Wo sie hat noch auf den heutigen Tag ihre Pflegestätten, die germanische Freyheit! Allenthalben finden wir unverkennbare Spuren ihrer Wirksamkeit, selbst in den Ländern, wo Censur- und Glaubens-Banden das Reich der Finsterniß und der Knechtschaft vorbereiten sollen. Mit patriotischem Gefühle ruhmt der Verfasser dieses Aufsatzes ein Land, wo bürgerliche und gesetzliche Freyheit in Achtung steht; wo kein politisches Inquisizions-Gericht Spione des Glaubens, der Presse, der

Ge-

Gespräche und der Lektüre beseelet; wo freymüthige Meinungen überall in unschädlichem Umlaufe sind, und wo der Erfolg die Weisheit dieser Begünstigung bewähret. Es ist eine in der Natur der Sache gegründete Behauptung daß Zwang in unsern Tagen nur Uebels stifte, und daß Druck der Meinungen ihre Gewalt durch die dadurch veranlaßte Vereinigung nur vermehre; daß die Gleichgültigkeit gegen den freyen Kours des Glaubens und der Meinungen diesen einen großen Theil ihres Nachdrucks benehme, die allmählige Entladung des brennbaren Stoffs befördere, und einer plötzlichen Explosion zuvorkomme.

Die von allen einsichtsvollen Regenten anerkannte Richtigkeit dieser Erfahrung enthält zugleich die Beruhigung für diejenigen, welche eine solche Nachsicht nur für die momentane Maxime der Staatsklugheit halten, und mit einer glücklichen Beendigung des Krieges gegen Frankreich den Anfang der ernstlichen und allgemeinen Verfolgung teutscher Freyheit, oder doch einer listigen Untergrabung derselben, befürchten zu müssen glauben.

Was hat doch die teutsche Freyheit mit französischer Zügellosigkeit gemein, um mit ihr gleiches Schicksal zu verdienen? Und wie könnten unsere Fürsten ihren Vortheil so verkennen, die bisher mit glücklichem Erfolge bewiesene Achtung für Freyheit mit einem ungewissen Kampfe wider dieselbe zu vertauschen? Man rottet Meinungen nicht mehr aus,

aus, wenn die Zahl ihrer Anhänger größer geworden ist als die Macht ihrer Widersacher, und mit aller fysischen Macht hat man noch nie die furchtbaren Waffen des Reichs der Geister zu überwältigen vermocht.

In den Zeiten der Kindheit einer Nazion läßt sich die Möglichkeit begreifen, ihr die Freyheit, das heißt, die Männheit der Seele zu rauben; allein in reifern Jahren, wenn sie den Werth des Kleinods kennt, erwartet man vergeblich, daß sie so thöricht seyn werde, der Herrsucht oder der Bequemlichkeit ein solches Opfer zu bringen. Und wenn man die Geschichte zu Rathe zieht, so findet sich, daß in allen Perioden irgend ein großer Gegenstand die Thätigkeit der Völker belebte und die Sehnsucht der Menschheit auf sich zog. Jetzt scheint die christliche Religion ihre Rolle an die Freyheit abgetreten zu haben, und wenn es erlaubt ist analogisch zu schließen, so würde ihrer Ausbreitung der Widerstand der Obern eben so förderlich werden, als es bey jener die Verfolgungen der Kaiser geworden sind.

Solche Betrachtungen lassen uns die tröstliche Hoffnung für die Zukunft nicht aufgeben, oder man müßte, so beleidigend als unrichtig, bey unsern Regenten die Unfähigkeit voraussetzen, dergleichen Betrachtungen anzustellen. Wie viele verdienen aber nicht durch ihre persönlichen Eigenschaften den

erha-

erhabenen Vorzug den ihnen die Geburt verlieh! Und dieſe werden wetteifernd den Uebrigen ein Beyſpiel der wahren Staatskunſt und der Achtung für die Menſchheit geben. Die Aufklärung wird ihre eigene Sache führen helfen, und die Finanzwiſſenſchaft wird die Vermittelung übernehmen, indem ſie den Großen begreiflich macht, daß teutſche Thätigkeit und Induſtrie nur bey Freyheit gedeihen und dem Staate wuchern könne, weil die Teutſchen keine Sinecuriſchen Automaten ſind, die von der Triebfeder des kaiſerlichen Despotismus in jede beliebige Bewegung geſetzt werden können.

Wenn einmal der Genuß dieſer köſtlichen Frucht ſo allgemein geworden iſt, ſo iſt die Kraft, die ihren Beſitz vertheidigt, der Stärke des Kerns der Nazion gleich, und man darf wenigſtens die Duldung der Freyheit nicht läugnen, ohne den Regierungen zugleich den mäßigſten Antheil an Weisheit abzuſprechen: weil es zu bekannt iſt, daß Nachgiebigkeit bey der Fermentazion junger Meinungen die beſte Maßregel bleibt, und daß bey ihrer nunmehrigen Einwurzelung nichts übrig iſt, als ihr die Aufklärung zur Führerin zu geben, damit ſie nicht in den Händen der, freylich wegen ihrer Verſäumniß noch ſo rohen, niedern Volksklaſſen zum Gift in der Hand eines Kindes werde. O, es wäre ein herrliches Geſchick für Teutſchland, mit Erſcheinung der Freyheit den Anfang der Kultur des großen Haufens zu erleben!

haſt, in ſeinen Augen geſehen -- Seine Eiferſucht hat eine höchſt liebenswürdige Creatur zum Gegenſtand; ſo vortreflich dieſe iſt, ſo groß muß jene ſeyn; da er Macht hat, ſo iſt natürlich, daß er auf Rache bedacht iſt; und da er ſich gerade von dem Mann, der ſich jederzeit für ſeinen beſten Freund ausgegeben hat, beleidigt hält, ſo muß dieſer Umſtand ſeine Rache um ſo viel bittrer machen -- Polixenes macht aus dieſen Prämiſſen den Schluß, daß er alle Urſache habe, ſich in der äuſſerſten Gefahr zu glauben. Er verſpricht dem Camillo, daß er ihn als einen Vater ehren wolle, wenn er ihn lebendig von Palermo wegbringen werde. Zu gutem Glüke liegen die Schiffe des Königs zur Abreiſe bereit, und Camillo hat, ſeines Hof-Amts wegen, über alle Schlüſſel zu diſponieren. Weil ſie nun keine Zeit zu verliehren haben, ſo gehen ſie ab.

An die Ausrottung der Freyheit glauben, heißt also, mit andern Worten, den Regierungen eine Thorheit oder ein böses Gewiſſen beymeſſen. Eine Thorheit; denn um des möglichen Mißbrauchs willen wird kein Weiſer das Gute vertilgen wollen. Solche Vorſchläge gehören in die Zeiten der Finſterniß, wo die heilige Einfalt eines Geiſtlichen dem Stuhle zu Rom die Vertilgung aller Weinberge ſehr ernſtlich vorſchlug, um das Laſter der Trunkenheit bey der Kleriſey auszurotten. Ein böſes Gewiſſen; denn nur dieſes kann die Fortſchritte der Freyheit fürchten und in der Angſt zu ſolchen unzulänglichen Palliativ-Mitteln greifen, die ſeine böſe Sache verſchlimmern.

Der unläugbare Wetteifer ſo vieler teutſcher Regenten und Obrigkeiten, mit dem Zeitalter fortzuſchreiten, ſich mit den Kenntniſſen und Pflichten ihres Berufes vertraut zu machen, und von dieſem Bemühen thätige Proben abzulegen, iſt ein wichtiges Unterpfand unſerer Hoffnungen. Sie werden weit von der kleinen Denkungsart entfernt ſeyn, Wahrheiten, die die Freyheit verbreitet, an ihr, oder dem unſchuldigen Volke das ſie zur Wahrheit leiten ſollen, zu rächen, und groß genug ſich fühlen, Unwahrheiten, die zufälliger Mißbrauch der Freyheit in Umlauf bringt, zu verachten oder mit Handlungen des Gegentheils zu beſchämen.

Nur in einer Anwandlung verzeihlichen Unmuths konnte daher Herr von Archenholz eine Beein-

einträchtigung der Freyheit für den Beweis ihres Nichtdaseyns nehmen, und eine gleiche verdrießliche Stimmung würde zum Grunde liegen, wenn man an ihrer Fortdauer verzweifeln wollte.

Aber was der genauern Beobachtung nicht entgehen kann, ist dieses: daß ihr Daseyn eigentlich nicht auf dem Pfeiler unserer Verfassung beruht, welche noch dieselbige ist, die sie zu den Zeiten der herrschenden Willkühr war, — und daß sie dieses Daseyn freylich bey einem beträchtlichen Theile der Großen nicht der Anerkennung ihres Werthes, sondern der Nachgiebigkeit gegen den überwältigenden Lauf der Dinge verdankt. Eine konstituzionelle Befestigung derselben, wenigstens vorerst der Glaubens- und Preßfreyheit, muß daher der Wunsch jedes Gutgesinnten seyn, weil dieses am sichersten zur Beruhigung der Gemüther führen kann, ohne die bisherige politische Verfassung selbst zu beeinträchtigen.

Rathgeber und Diener der Gewaltigen, von Eurer Rechtschaffenheit hängt oft der Ruhm der Regenten und zugleich das Glück und die Erhaltung des Ganzen selbst ab. Lasset jeden Eigennutz bey dieser großen Angelegenheit verstummen, damit er nicht den guten Willen der Großen durch künstliche Bestechung ihrer Eigenliebe auf Irrwege leite. Zeigt ihnen unverholen die einzig mögliche Wahl zwischen der Bequemlichkeit erschlaffte Ma-

ſchienen zu regieren, und zwiſchen dem Ruhme geiſtvolle und mannhafte Völker zu lenken. Ihr Edelſinn wird dann ohne Bedenken die Bahn des Ruhmes wählen, und hier wird ſie der ſchönſte Lohn, das Herz ihrer Unterthanen und eine Sicherheit erwarten, die kein Regiment des Schreckens gewähren kann; weil die bedrängte Menſchheit bald oder ſpät doch immer ihre heiligen Rechte reklamiert, und bey jeder Regenerazion ihrer unbezwinglichen Kräfte, in dem erſten Aufbrauſen eine öfters nur zu ſchreckliche Rache an ihren Verräthern nimmt.

E. W. Ackermann.

V.

Die Freunde Platons.

Zweytes Kapitel.

(Siehe das 7. Stück d. J. Seite 237.)

Ueber die Karaktere der handelnden Perſonen.

Das Verhältniß zwiſchen Speuſipp und Laſthenia werden wir in der Folge noch genauer kennen lernen. Hier iſt indeſſen der Ort, wo wir, ohne uns ſelbſt und der Zeit vorzugreifen, einen Blick in den Geiſt und das Herz der Helden thun können, die

die wir im vorigen Kapitel haben auftreten ſehen. Laſthenia erſchien hier offenbar als kein gemeines Geſchöpf, und hoffentlich wird uns der Verfolg noch deutlicher zeigen, zu welcher Gattung von Seelen die ihrige gehörte. Die Wärme ihres Herzens, die Stärke ihrer Fantaſie und Empfindung, das helle, oft flammende Licht, das in ihrem Geiſte ſtrahlte, und der geheime und zugleich ſo ſtarke Zug nach dem, was ſie auf dieſer Erde nicht fand, der ſie ſo unzertrennlich mit ihrem Lehrer Platon verbunden hatte und noch immer verband, ſo lange ſein Bild nicht aus ihrem Gedächtniß ſchwinden, und die Sympathie ihrer Seele mit der ſeinigen nicht zerriſſen werden konnte, — machte ſie zum Gegenſtand von Speuſipps innigſter Verehrung. Allein es war eine Zeit, wo ſie, auſſerdem daß ihre Geiſtesanlagen noch lange nicht ſo ausgebildet waren wie jetzt, auch in vielen Stücken gerade das Gegentheil von dem war, was ſie in der gegenwärtigen Periode ihres Lebens iſt, und zwar ein Gegentheil, deſſen Erinnerung ſie jetzt mit Schrekken erfüllt, und oft die reine Freude trübt, die Platon ihr ins Herz gegoſſen hat. Sie hatte dieſem, nächſt dem Schickſal das ſie aus Arkadien nach Athen und hier in ſeine Schule führte, ihre Moralität zu danken, und dankte ſie ihm durch eine Tugend, deren gute und ſchlimme Aeuſſerungen (wenn die Tugend, ſo lange ſie Tugend bleibt, ſich auf eine ſchlimme Weiſe äußern kann) wir in der Geſchichte ſelbſt weiter ſehen werden.

Die erste und hauptsächlichste ihrer guten Folgen lag wie immer, in ihr, in der Tugend selbst. Lasthenia war besser geworden. Ihr Herz gehörte von nun an zu der Zahl der reinen und geläuterten Herzen, die schon hier in einer nähern Verbindung mit dem Schöpfer stehen, und mit dem Ende ihres Erdenlebens sogleich zu höhern Stufen der Erkenntniß und Seligkeit entrückt werden. Speusippus, der Neffe Platons, nehmlich seiner Schwester Sohn, war an Zartheit der Empfindung nicht sehr von ihr verschieden, und übertraf sie durch seine Kenntnisse und das natürlich starke und geübte Auge seines Geistes, mit welchem er den ganzen Umfang der Filosofie zu übersehen im Stande war, und das ihm also keine geringe Ansprüche auf den Lehrstuhl seines Oheims gab. Aber er war so sehr der Sklave seines Gefühls und seiner Leidenschaften, daß die auf ihn vererbten und von ihm völlig durchdachten, gefühlten und sogar durch ihn erweiterten Weisheitslehren des Letzteren nicht jederzeit in seinen Handlungen praktisch werden konnten. Sein Gefühl warf ihn oft mit einer Gewalt nieder, die seine Körperkräfte kaum auszuhalten, und der viel weniger seine Tugend zu widerstehen vermochte, und es äusserte sich überall so häufig, daß es zuweilen sogar bey gleichgültigern Gelegenheiten das Licht seines Geistes unterdrückte; daß er sich im Reden und Handeln tausend Widersprüche zu Schulden kommen ließ, aber auch, wenn es ihn am gehörigen Orte befeuerte, in der Forschung und

deren

deren Mittheilung auſſerordentliche Dinge bey ihm wirkte; ob er dieſe gleich nie ſelbſt erkannte, indem eine der ſtärkſten und unangenehmſten ſeiner Empfindungen, das Gefühl von eigner Schwäche, die Unzufriedenheit mit ſeinem Verſtande und den Früchten deſſelben, und das peinigende Streben war, jeden andern und ſich ſelbſt zu übertreffen. Dieſe Leidenſchaften waren die Laſt, unter welcher ſein Geiſt ſeufzte, wenn er ſie, frey von der ihn ſo oft blendenden Täuſchung, in ihrer wahren Geſtalt erkannt hatte, und ſich nach jenen höhern Orten ſehnte, von denen er allein dauernden Frieden hofſen konnte.

Sanfter als ihm und Laſthenien floſſen Eraſten die Tage ſeiner noch ziemlich frühen Jugend hin. Sein Leben war leidenfrey, wie ein unbewölkter Maytag, geweſen; aber ſeine Seele war auch ſo zart wie eine junge Pflanze, die zu ihrem Gedeihen nur der gelindern Erſchütterungen des Weſtes bedarf. Er ſah auf ſeine verfloſſenen Jahre zurück wie ein Erwachender auf ſeinen ſchönen Traum, den er gern verwirklicht ſehen möchte; mit dem Unterſchiede, daß dieſer die Verwirklichung vielleicht ewig vermißt, und Eraſt ſie in jedem neuen Tage fand. Der Verluſt ſeines Lehrers war der härteſte Schlag, der ihn bisher getroffen hatte; aber ein natürliches Gebot ſeines Herzens, das ihn auf die Erinnerung, auf die Hoffnung des Widerſehens, und wenn es ſonſt noch etwas tröſtliches dieſer

Art giebt, hinwies, ſtillte ſeinen Schmerz, und ſchuf ihn zu dem Zuſtande jener ſchauerlich lieblichen Schwärmerey um, die nur der Antheil ſchöner Seelen iſt, und ſie für manches Opfer entſchädigt, das die Weisheit und Tugend von ihrer andern geringern Hälfte verlangt. Jedoch hatte an dieſer glücklichen Stimmung Craſts ſein Freund Latmon nicht wenig Antheil, der, ungefähr in gleichen Jahren mit ihm, von derſelben ſchönen, vielleicht noch von einer feinern Körperbildung und eben ſo liebenswürdigen innern Eigenſchaften, der Sympathie vollkommen entſprach, die Craſten ſogleich beym erſten Anblick zu ihm hingezogen hatte. Ihre Freundſchaft war noch ziemlich neu, allein man würde ſie beſſer jung als neu nennen; denn ſie hatte alle Stärke, alle Zartheit und Reinigkeit einer unverdorbenen Jugend, und nicht einen Schatten von der Unbekanntheit und dem Mangel an Uebereinſtimmung, die wir überhaupt bey der Neuheit einer Perſon oder einer Sache empfinden. Wenn ein Maler ſie allegoriſch darſtellen wollte, ſo würde er ſie als ein unſchuldiges junges Mädchen bilden, das, bey aller Unſchuld, ſo viel intereſſantes hätte, daß es auch die Achtung der Verſtändigſten verdiente. Latmon iſt das beſte, ſanfteſte Geſchöpf. Craſts Seele iſt ein milder Sonnenſtrahl, aber die ſeines Freundes iſt ein Strahl des Mondes, und ſcheint oftmals ihr Licht nur von jener, als ihrer Sonne, zu borgen, wenn ſie ihr gleich eben ſo oft Glanz und Wärme leiht.

Craſt

Erast hielt es für erlaubt und lobenswerth, sich neben den Forschungen in der Weisheit auch zuweilen den Spielen seiner Einbildungskraft zu überlassen. Er dichtete; aber er war auch hierin, wie in allem, noch mehr Lehrling als Meister, bildete sich jedoch unmerklich an der Seite seines Freundes, der ihm, wenn nicht durch eigene dichterische Arbeiten, wie er nur selten that, doch durch seine Unterhaltungen unwissend, und durch seine Urtheile wissentlich, neue Winke gab; und Erast war überhaupt so lehrbegierig und empfänglich, daß er wissend und unwissend alles auffaßte, was seine Fantasie bereicherte, seine Kunstfertigkeit vermehrte und seinen Geschmack reinigte, und daß auch die leiseste Berührung die innersten Saiten seines Schönheitsgefühles anregte.

Der älteste an Jahren unter unsern Freunden, obgleich noch in dem Alter eines jungen Mannes, war der nachher so berühmt gewordene Aristoteles von Stagira, Platons größter und würdigster Schüler, wenn schon selbst in der Zeit, wo er die Akademie noch besuchte, häufig sein Widersacher in der Filosofie. Bey ihm hatte die kalte Vernunft in den Gegenständen der Spekulazion völlig die Herrschaft über die Sinnlichkeit. Alle seine Verstandeskräfte waren dem Abstrakzionsvermögen und Scharfsinne, alle Operazionen seines Geistes dem systematischen Denken und der Analyse untergeordnet. Sein Verstand war wie durch ein ätherisches

Feuer von allen Schlacken gereinigt. Er war im Stande die dunkelſten Bilder der Imaginazion in Einem Augenblicke gleichſam zu durchblitzen, und in ihre innerſte Beſtandtheile aufzulöſen. Seine Empfindung verlor hiedurch; aber ſein Geiſt erhob ſich ſchon früh ſo hoch, daß Platon ihm nicht mehr Genüge leiſtete; daß er auf ſeine Mitſchüler öfters mit Stolz und Mitleiden herabſah, und ſich ſicher glaubte einſt Platons Lehrſtuhl zu erhalten, den er beſſer als dieſer zu zieren gedachte. Und mit jenen Eigenſchaften ſtimmte auch ſein Aeuſſeres überein. Dürr und zart, war er faſt mehr Geiſt als Körper, und ſein kleines, feuriges Auge ließ, wie in einem hellen Spiegel, das Bild ſeines Innern erkennen. Er hatte dabey wenig andere Leidenſchaften als die Leidenſchaft des Denkens und Studierens, die Leidenſchaft der Ordnung, wenn ich ſie ſo nennen darf, die ſich auch in ſeiner meiſtens ſehr zierlichen Kleidung äuſſerte, den Ehrgeitz und die damit verbundene Eiferſucht, welche letztern wahrſcheinlich die Haupttriebfedern ſeiner Kritiken über Platon und ſeine Mitſchüler waren. Zum wenigſten beleidigte ihn jederzeit der roſenfarbe Nebel, womit Platon ſo oft ſeine Lehrſätze und Unterhaltungen überzog, ich meyne, ſeine poetiſche Darſtellung, und zwar weil Ariſtoteles weniger das Bedürfniß fühlte, ſeiner Einbildungskraft freyes Spiel zu laſſen. Er war in Abſicht dieſer ſo wie der Wärme des Herzens und des Temperaments, gewiſſermaßen das Gegentheil von Platon,

und

und mehr noch von dem glühenden Speusipp, den er aus Menschlichkeit in der That mehr haßte als liebte. Ihre Naturen hatten so wenig Einklang zusammen, und wo sie mit einander übereinstimmten, kam die Selbstsucht so oft dazwischen, daß nur die Weisheit und die bessern Regungen des Herzens ihnen abwehren konnten, daß sie nicht öffentliche Feinde wurden. Wenn Platon lächelte, so war sein Lächeln warm und lieblich; des Aristoteles Witz war dagegen kalt, fein ausgesonnen und hoch. Wenn man den Witz des letztern bestaunte oder untersuchen mußte, so wurde man von dem des erstern bezaubert. Kurz, Platon war mehr Gefühl, und Aristoteles mehr Verstand. Indessen war er ganz und gar nicht gefühllos für die Freundschaft, wo sein Wesen mehr oder weniger durch Aehnlichkeit des Karakters angezogen wurde. Er hatte unter andern einen jungen Freund, den nachher gleichfalls berühmt gewordenen Theofrast von Erissus auf Lesbos, der erst sein Mitschüler, hierauf sein Lehrling, und zuletzt sein Nachfolger in der Schule der Peripatetiker war; der hauptsächlichste Gegenstand seiner Zuneigung, und in so fern seine vorzüglichste Stütze; ihm an Neigungen und Fähigkeiten ähnlich, wenn schon in den letztern lange nicht gleich, und von Seiten des Herzens noch ehrwürdiger, fromm, wohlthätig, human, und warm in der Freundschaft.

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Der Pallaſt.)

Hermione, Mamillius, und einige Kammer-Frauen treten auf.

Hermione.

Nehmt mir den Knaben ab; er macht mir ſo viel Unruhe daß es nicht auszuſtehen iſt.

1. Kammer-Frau.

Kommt, Gnädiger Herr; wollt ihr mich nicht zu eurer Spiel-Geſellin?

Mamillius.

Nein, ich mag nichts mit euch zu thun haben.

1. Dame.

Warum nicht, mein allerliebſter Prinz?

Mamillius.

Ihr würdet mich immer küſſen wollen, und mit mir reden als ob ich noch immer ein Wiegen-Kind wäre -- Euch hab' ich lieber.

Keiner von allen that es jedoch an gutem Herzen dem Xenokrates aus Chalcedon zuvor. Unzugänglich jeder niedrigen, selbstsüchtigen Empfindung, unbestechlich durch Reichthümer, durch Ehrenbezeugungen und durch die Reitze der Sinnlichkeit und Wollust, lebte er in der unveränderlichsten Rechtschaffenheit hin; zwar einsam, denn er verließ selten die Akademie; aber vielleicht nur um seine Liebe zu den Menschen zu behalten, und am glücklichsten, wenn er mit recht großer Aufopferung Andern nützen, Feinde versöhnen, überhaupt Gutes stiften konnte. Er war auch darum, und vornehmlich wegen seiner Anspruchlosigkeit, von Allen eben so geliebt wie er sie liebte. Nur war er von Natur langsam, ernsthaft bis zum finster seyn, und sein Geist ohne Anmuth, so daß Platon ihn häufig ermahnte den Grazien zu opfern, und wenn er ihn und den Aristoteles zusammen verglich, sich des Ausdrucks bediente, daß dieser eines Zaums, und Xenokrates eines Sporns bedürfe. Aber seines Herzens wegen mußte ihm nicht bloß Platons Genius, sondern das ganze Reich der Geister vorzüglich hold seyn.

J. F. v. Meyer.

VI.

Scenen

aus einem noch ungedruckten Werke unter dem Titel:

Gemälde aus Griechenland und Rom.*)

Cajus Marius.

(Zimmer im Hause der Julia Cäsar.)

Julia allein, verschleiert.

Mein Herz pocht gewaltig! — Ach, wir sind doch immer Weiber! — Man kömmt — ich zittre. Warum, Natur, hast du dieses Zagen unserm Geschlecht zum Erbtheil gegeben? Warum vermögen selbst diejenigen von uns, die eines höhern Sinnes sind, sich nicht davon frey zu machen? —

Cajus Marius, eingeführt von Theano (der Julia Cäsar) die sich sogleich wieder entfernt.

Julia, (etwas schüchtern) Vergieb mir, Volkstribun, daß ich dich zu mir her bemühe.

C. Marius. Was verlangst du von mir?

Julia:

*) Wovon der erste Theil auf Ostern 1796 in der Weiß- und Bredeischen Buchhandlung zu Offenbach, mit Didotschen Lettern gedruckt, erscheinen wird.

Julia. Du wirſt, was ich zu ſagen habe, am wenigſten mißdeuten, wenn ich ohne Umſchweife davon rede. Ich hörte deinen Namen zum erſtenmal mit deinen Thaten nennen.

C. Marius. Du verſtehſt dich darauf Männer zu fangen.

Julia. Wer vorſchnell urtheilt, läuft Gefahr unbillig zu urtheilen, und dies ziemt nicht einmal einem kleinen Manne.

C. Marius. Ich werde dich nicht mehr unterbrechen.

Julia. Weiber können nichts thun für ihr Vaterland, als höchſtens einen Verband für die Wunden der Krieger zurecht machen, oder die Aſche der Gebliebenen ſammeln und Blumen ſtreuen über ihre Urnen — Ich habe den Stolz etwas mehr thun zu wollen, und biete dir darum meine Hand an.

C. Marius. Ich wache doch und bin nüchtern?

Julia. Du denkſt, wie alle Männer, gering von meinem Geſchlechte, weil es durch eine ungerechte Sitte zum Sklavendienſte herabgewürdigt ward. Möchte mirs gelingen, dieſes Vorurtheil wenigſtens bey dir zu vernichten! Ich bin Wittwe und reich, mein Vermögen ſey das deinige! Brauche es, um mit mehr Bequemlichkeit fortwandeln zu können auf der Laufbahn die du ſo rühmlich betreten haſt.

C. Marius. Laß mich deinen Namen wiſſen.

Julia. Für jetzt genüge dir die Verſicherung, daß meine Herkunft und mein Lebenswandel ohne Tadel ſind.

C. Ma-

C. Marius. Und dein Geſicht! Willſt du mir dein Geſicht nicht zeigen?

Julia. (lächelnd) Ich weiß nicht, ob Schönheit etwas über dich vermag; aber ich wünſchte, daß ſie in dem gegenwärtigen Falle nichts zu deinem Entſchluſſe beytrüge.

C. Marius. Wahrlich, du biſt kein gemeines Weib.

Julia. Mir genügt eine Römerin zu ſeyn. — Noch eins, ich bin Mutter; mein Gatte muß auch Vater meines Kindes werden.

C. Marius. Gern, wenn er dir an Sinnesart gleicht.

Julia. (leiſe) Du ſchlägſt alſo meine Hand nicht aus?

C. Marius. Wer wird ſein Glück ausſchlagen? Doch vergiß die Bedingungen nicht.

Julia. Sey darüber ohne Furcht.

Sie reicht ihm ihre Rechte und ſchlägt mit der linken den Schleyer zurück.

C. Marius. (betroffen von ihrer Schönheit) Ich wähnte bisher, mein Herz ſey nur für den Ruhm empfindlich, aber jetzt fühl ich, daß es auch für die Liebe ſchlägt.

Julia. Dann iſt mein ſchönſter Wunſch erfüllt. — Harre einen Augenblick!

Sie geht in ein Nebengemach und kommt, ihren zehnjährigen Sohn Granius an der Hand, wieder zurück.

Julia. Dies iſt der Knabe, deſſen Vater du ſeyn ſollſt.

C. Marius. (ſieht auf die Steine küſſend) Sein offenes Geſicht zeugt von einer offenen Seele.

Granius.

Granius. Ich werde dich gern Vater nennen — Lehre mich nur dir gleich werden.

C. Marius. Auf dir ruht der Geist deiner Mutter.

Julia. Eine Kleinigkeit mußt du noch erfahren — meinen Namen.

Numerius (Marius Freund) tritt laut lachend ein.

C. Marius. Dich hätt' ich beynahe vergessen.

Numerius. Glück zu, Freund Marius! Du verbindest dich, ohne den Namen deiner Huldin zu wissen.

C. Marius. Du hast gelauscht und weißt also vermuthlich nun die ganze Sache. Ich werde dirs vergelten.

Numerius. Ich bin es sehr zufrieden, wenn deine Vergeltung so ausfällt (auf Julien deutend.) — Zum Hochzeitgeschenke theile ich dir den Namen deiner Verlobten mit — es ist meine Base Julia Cäsar, die Wittwe des alten Ritters Granius.

C. Marius. Ich bin unter einem sehr glücklichen Gestirn geboren.

Numerius. In der That! So jung und soviel Ruhm und ein so schönes Weib!

Theano. (kommt) Das Abendessen ist bereitet.

C. Marius. Heute lohnt sichs wohl, einige Becher lesbischen Weines auszugießen!

Numerius. Ich halte es für klüger ihn zu trinken.

VII.

Anzeigen.

I.

Die Kurfürstliche deutsche gelehrte Gesellschaft zu Mannheim erhielt keine Preisschrift über den im verflossenen Jahre aufgestellten Gegenstand: **Kritische Geschichte der deutschen Schauspieldichtkunst.** Für das künftige Jahr setzet sie eine goldene Denkmünze von 25 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer beliebigen Anzahl deutscher sinnverwandten Wörter (Synonymen). Es ist schon mehrmals bekannt gemacht worden, daß die Gesellschaft mehr auf die geschmackvolle Erklärung als auf die Zahl der Synonymen in den Preisschriften Rücksicht nimmt. Die Preisschriften werden mit verschlossenem Namen und einem Denkspruche vor dem ersten April 1795 an den Hrn. Geh. Rath von Klein, beständigen Geschäftverweser der Kurfürstl. deutschen Gesellschaft, eingesandt. Damit man nicht die Erklärung derselben Wörter unternehme, die schon in den von der Gesellschaft gekrönten Preisschriften enthalten sind, und den 3ten und 10ten Band der gesellschaftlichen Werke ausmachen, so folgt hier ein Verzeichniß davon.

Kundig, Geübt, Versucht. Verschrien, Berüchtigt. Pralen, Prangen. Zudringlich, Andringlich. Entgelten, Büßen. Beträchtlich, Bedeutend, Erheblich. Gewählt, Gesucht, Geziert. Standhaft, Beständig. Hartnäckig, Halsstarrig, Störrisch. Krumm, Gebogen. Unbehülflich, Schwerfällig, Plump. Verlegen, Betreten, Betroffen, Bestürzt. Schwermuth, Trübsinn. Fahrläßig, Nachläßig. Auseinandersetzen, Erörtern. Biegsam, Geschmeidig, Gewandt. Reichhaltig,

Ergiebig, Fruchtbar. Bedenklich, Mißlich. Sanftmüthig, Weichmüthig. Wundern, Bewundern, Verwundern. Suchen, Forſchen. Aufſuchen, Erforſchen. Geſtimmt, Aufgelegt, Geneigt. Verzagt, Feig, Zaghaft, Feigherzig. Wohlanſtändig, Artig, Gefällig, Verbindlich. Höflichkeit, Lebensart, Welt, Sittenanmuth. Schimmern, Leuchten. Mißgunſt, Eiferſucht, Neid. Empfänglich, Fähig. Argwohn, Mißtrauen. Sprechen, Reden, Sagen. Hoch, Erhaben. Höhe, Hoheit, Erhabenheit. Erhöhen, Erheben. Erniedrigen, Herabſetzen, Herabwürdigen, Demüthigen, Beſchimpfen, Verunehren, entehren. Vergehen, Verſchwinden, ſich verlieren. Schelte, Tadel, Vorwurf, Lüge, Verweis, Zurechtweiſung. Mißbilligen, Tadeln, Verwerfen. Geiſt, Geſchmack, Ton, Manier. Nutzen, Nützen. Wirkungskreis, Geſchäftskreis, Spielraum. Gerecht, Rechtſchaffen, Rechtmäßig, Rechtlich. Unabhängig, Frey. Gutmüthig, Gutherzig. Scherz, Spaß. Preiß, Werth Entdecken, Erfinden. Scham, Scheu. Bewahren, Verwahren. Schnell, Geſchwind, Hurtig. Fehler, Mangel. Geck, Thor, Narr. Kirche, Tempel. Nutzen, Vortheil. Schwierigkeit, Hinderniß, Widerſtand. Alt, Betagt, Bejahrt, Abgelebt. Genug, Hinreichend. Hoffart, Hochmuth, Einbildung, Dünkel, Anmaßung, Aufgeblaſenheit, Eitelkeit, Stolz. Zerſtören, Vernichten. Miene, Geberde. Arm, Dürftig. Kenntniß, Einſicht. Dichtkunſt, Poeſie. Züchtigen, Strafen. Geſtehen, Bekennen, Beichten. Eigenſinn, Eigenwillen. Spott, Hohn. Ruhm, Ehre. Eſſen, Speiſen, Freſſen. Schlucken, Schlingen. Klauben, Nagen. Dumm, Ungeſchickt, Einfältig, Abgeſchmackt; Unvernünftig, Unverſtändig, Blödſinnig, Närriſch, Thörigt, Albern, Aberwitzig. Vergnügen, Freude, Wonne, Entzücken, Seligkeit. Verdruß, Aerger, Kränkung. Mitleidig, Barmherzig, Erbarmend. Groß, Hoch, Erhoben,

Erha-

Erhaben. Klein, Niedrig, Tief, Gering. Schlecht, Uebel, Böſe, Schlimm, Arg.

Von Lebensbeſchreibungen, auf welche der Herr Geh. Rath von Klein für das Werk: **Leben und Bildniſſe großer Deutſchen**, Preiſe ausgeſetzt hat, ſind drey eingeſandt worden. Zwey von **Karl dem Großen** mit den Denkſprüchen:

Denken, handeln und wirken war ſein Fach!

Hiſtoria eſt teſtis temporum, lux veritatis, vitae memoria, magiſter vitae, nuncia vetuſtatis.

Cicero.

Und eine von **Karl dem 9.**: Neque vero ullum perfecti magis et ad omnem virtutem expreſſi principis exemplar noſtra et retro ſeculorum memoria reperiri poſſe arbitror.

Thuanus.

Alle drey ſind ſchon wegen ihrer trocknen und ſteifen Schreibart, ohne Hinſicht auf ihre andern Fehler, nicht geeignet, von einer deutſchen Geſellſchaft gekrönt zu werden. Herr Geh. Rath von Klein fodert die guten Schriftſteller Deutſchlands auf, zu einem Werke, das nicht nur in Anſehung ſeines innern Gehalts, ſondern auch der äußern Schönheit und Pracht ſich auszeichnet, Beyträge zu liefern. Er ſetzet dies Jahr keine beſtimmte Preiſe auf beſtimmte Lebensbeſchreibungen aus, ſondern verſpricht jedem Autor, deſſen Schrift er zu dieſem Werke benutzen kann, eine ſeinen Wünſchen angemeſſene Belohnung. Ein Werk, das die Foderungen zu einer guten Biographie erfüllt, wird in der Verſammlung der Kurfürſtl. deutſchen Geſellſchaft abgeleſen, von derſelben

öffentlich gekrönt, und dem Verfaſſer wird die Belohnung als ein akademiſcher Preis ertheilt.

2.

Am Ende des Jahres kommen bey mir heraus: Des Hrn. Oberamtm. D. Schröder Aphroditographiſche Fragmente zur genauern Kenntniß des Planeten Venus, mit 8 Kupfertafeln in groß 4to, welche viel Neues und Merkwürdiges enthalten, und, gleich den ſelenotopographiſchen Fragmenten, gewiß jeden Liebhaber der Sternkunde, ſo wie überhaupt jeden Naturforſcher durch die weitern neuen Blicke intereſſieren dürften, die ſie über Analogie und Mannichfaltigkeit in der natürlichen Anordnung der großen Schöpfung geben.

Als ein Anhang wird ihnen eine vollſtändige Darſtellung der mechaniſchen Einrichtung des von dem Verfaſſer zu Stande gebrachten großen 27ſüßigen Neutonianiſchen Teleſcops, mit einer großen Kupfertafel und einigen Beobachtungen über die Ausdehnung der Schöpfung, auch verſchiedenen practiſchen Bemerkungen, beygefügt, welche Liebhabern der Sternkunde auch in andrer Rückſicht willkommen ſeyn werden.

Dies Werk wird wie die Selenotopographiſchen Fragmente gedruckt. Der Herr Verfaſſer wählt wieder den Weg der Subſcription oder Pränumeration. Wer ſich bis Ende Novembers darauf bey ihm oder bey mir, ſo wie in jeder ſoliden Buchhandlung, unterzeichnet, erhält das Exemplar mit den erſten Kupferabdrücken zu 3 ⅔ thlr. in Louisdor; der nachherige Ladenpreis möchte alsdann beträchtlich erhöht werden.

Die Herren Aſtronomen und Naturforſcher werden gebeten, ſich für dieſes, die Weltenkunde ebenfalls beträchtlich

lich erweiternde Werk so zu intereſſiren, als es bey den Selenotopographiſchen Fragmenten geſchehen iſt. Denjenigen, welche durch deren gütige Veranlaſſung Subſcriptionen annehmen, wird der gewöhnliche Rabatt zu 10 p. C. verſichert.

Helmſtädt im Jul. 1795. C. G. Fleckeiſen.

3.

Nachricht wegen den Kalendern, in den ſämmtlichen Königlich Preußiſchen Staaten.

Da mir die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften das Privilegium der Kalender auf Sechs Jahre, von 1796 bis 1801 verpachtet hat; ſo mache ich ſolches hiemit bekannt, damit ein jeder ſeine Beſtellungen entweder direkte an mich, oder bey den ſämmtlichen reſp. Poſtämtern, oder auch an die hiezu beſtellten Faktore bey Zeiten machen könne. Nachſtehende Kalender werden zu Michaelis ohnfehlbar für beigeſetzte Preiſe fertig ſeyn.

1) Der **genealogiſche Kalender**, worin, außer den Kalender-Sachen und 12 Kupfern, die Genealogie der jetztlebenden hohen Häupter und andrer Fürſtl. Perſonen, auch die Poſt-Courſe und mehrere Sachen enthalten ſind, gebunden 9 Gr.

2) Derſelbe Kalender zu 7 Gr. ohne Kupfer.

3) Der **hiſtoriſch-genealogiſche Kalender** enthält die Geſchichte Polens, nebſt 7 Bildniſſen von Königen, und andern bekannten Männern dieſes Königreichs. Auch zieren dieſen Kalender noch ſechs hiſtoriſche Vorſtellungen, von Hrn. **Daniel Chodowiecki**, nebſt einem Plan von Warſchau und Prag, und einer Karte von Polen, in der urſprünglichen Geſtalt. Durch ausgezeich-

2. Dame.

Und warum das, Gnädiger Herr?

Mamillius.

Um eurer ſchwarzen Augbraunen willen nicht; und doch ſagen die Leute, ſchwarze Augbraunen laſſen den Weibsbildern am beſten; aber es muß nicht zuviel Haar daran ſeyn, ſondern ſie müſſen einen halben Zirkel machen, oder einen halben Mond, und ſo fein, wie mit der Feder gezogen.

2. Dame.

Wer lehrte euch das?

Mamillius.

Das hab ich aus Weiber-Geſichtern gelernt: Seyd ſo gut, ihr, und ſagt mir, was für eine Farbe haben eure Augbraunen?

1. Dame.

Blau, Gnädiger Herr.

Mamillius.

Ihr wollt euern Spaß mit mir treiben; ich habe wol eine Frau geſehen, die eine blaue Naſe hatte, aber keine mit blauen Augbraunen.

1. Dame.

Hört ihr, die Königin eure Frau Mutter wird bald niederkom-

nete Farben sind die Gränzen bemerkt, die es erhielt, wie es nach und nach unter andere Bothmäßigkeit kam. Der Plan sowohl als die Karte sind vom Herrn Geheimen Kriegssekretär Sozmann gezeichnet. Ausserdem findet man noch in diesem Kalender eine durchaus berichtigte Genealogie, nebst einem vom Königl. General-Postamt ganz neu verfertigten Posicours. Dieser Kalender kostet sauber gebunden 1 Rthlr. Wer denselben in Seide mit gemahltem oder geprägtem Deckel gebunden haben will, bezahlt, 1 Rthlr. 12 bis 16 Gr.

4) **Vorstehender Kalender** in französischer Sprache à 1 Rthlr.

5) Der **genealogische Kalender zur sittlichen und angenehmen Unterhaltung** mit 10 historischen Kupfern und zwey Blättern der neuesten Berliner Moden, von Hrn. Daniel Chodowiecki, sauber gebunden, 1 Rthlr., in Seide mit gemaltem oder geprägtem Deckel, 1 Rthlr. 12 bis 16 Gr.

6) Genealogischer und **Post-Kalender**, mit 12 feinen Kupfern, wozu die Gegenstände aus 2 beliebten Romanen gewählt sind. Ausserdem enthält derselbe auch noch eine Interesse-Berechnung, die Genealogie, und den verbesserten Posicours. Kostet sauber gebunden 16 Gr., in geprägtem Deckel 1 Rthlr. 4 bis 8 Gr.

7) Der **kleine Etuis-Kalender**. mit 12 Kupfern, welche nach und nach die Trachten aller Nationen vorstellen werden, deutsch und französisch, 3 Gr.

8) **Derselbe Kalender** mit sauber illuminirten Kupfern, französisch und deutsch, 8 Gr.

An ordinären Sorten Kalender.

Der **vollständige Haushaltungs-Garten- und Geschichts-Kalender**, nebst einem von J. F. **Unger** in

in Holz geschnittenen Titel, worin größtentheils dasjenige, was im historischen, und Haushaltungs-Kalender enthalten, zusammengebracht, und mit andern nützlichen Gartensachen vermehrt ist; das Dutzend ungebunden 4 Rthlr., das Stück gebunden 9 Gr. Pr. C.

Der **Haushaltungs- und der Historisch-geographische Kalender** in Quarto, von beyden Sorten das Dutzend ungebunden 2 Rthlr. 3 Gr. das Stück gebunden 5 Gr. Pr. C. Diese zwey Kalender sind gleichfalls mit einem passenden, von J. F. **Unger** in Holz geschnittenen Titel versehen, und auf dem folgenden Blatte befindet sich das Brandenburgische Wappen als Stempel.

Zu dem **Haushaltungs-Kalender** hat der durch seine ökonomischen Schriften berühmte Prediger, Herr **Germershausen** zu Schlalach, die mehrsten darin befindlichen nützlichen Aufsätze verfertigt, und wird, seinem Versprechen nach, jährlich mit neuen Aufsätzen für diesen Kalender das Publikum beschenken. Diese Aufsätze sind zu Ende mit einem G. bezeichnet. Außer dem Figuren-Titel findet man noch hierin einen feinen Bogengroßen Holzschnitt, von J. F. **Unger** verfertigt, welcher das sehr ähnliche Bildniß Friedrichs des Großen vorstellt; dies wird hoffentlich den unzähligen Verehrern dieses unvergeßlichen Königs angenehm seyn, besonders den Besitzern der vorjährigen Kalender, worin vieles aus den im Ungerschen Verlage herausgekommenen 19 Heften der Aneldoten und Karakterzüge Friedrichs des Zweyten abgedruckt war.

Der **historisch-Geographische Kalender** enthält, außer der historisch-politischen Uebersicht des vergangenen Jahres, noch andere angenehme historische Erzählungen. Unter andern die **Geschichte der Weiber**

von

von Weitzbeck, nebst einem Vegenarefen Holzschnitt dazu, von Johann Friedrich Unger geschnitten.

Der Kalender für den Bürger und Landmann, mit einem [illegible] Titel und zwey feinen Holzschnitten, von J. F. Unger, die sich auf zwey sehr natürliche und angenehme Erfindungen beziehen. Dieser Kalender tritt an die Stelle des ehemaligen Kalenders ohne Aberglauben, und kostet gleich obigen Haushaltungs- und historisch-geographischen Quart-Kalendern, das Dutzend 2 Rthlr. 2 Gr., das Stück gebunden 5 Gr. Pr. C.

Der verbesserte Kalender in 12mo. das Dutzend ungebunden 1 Rthlr. 2 Gr., das Stück gebunden 2 Gr. 6 Pf.

Die grossen und kleinen Comtoir-Kalender, das Dutzend 11 Gr. einzeln 1 Gr. Bey dem grossen Comtoir-Kalender hat man zum Besten des handelnden Publikums und für Zeitungsleser den französischen Kalender beigesetzt, und man wird ihn bis ins zehnte festhalten, so lange diese französische Zeitrechnung dauert.

Der Schreib-Kalender in 12mo., das Stück ungebunden 4 Gr., gebunden 6 bis 8 Gr. Auf feinem Papier 12 Gr.

Alle obgenannte feine und ordinäre Kalender werden auch in der Michaelis-Messe zu Leipzig dieses Jahres zu haben seyn, und man addressirt sich deshalb an das Haupt-Kalender-Comptoir in der Krummischen Strasse, im Pauliſchen Hause ohnweit dem Krummischen Thore in der Ungerschen Verlagshandlung. Berlin, im Julius 1795.

Johann Friedrich Unger.

Neuer Teutſcher Merkur.

10. Stück 1795.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Mickael Angelo Buonarotti. (Beſchluß.) S. 105
II. Ein Wort über den Angriff der razionellen Medicin im N. T. Merkur, August 1795. — 138
III. Ariſtides. Ein Dialog. — 155
IV. Die Zauberlaterne. (Beſchluß.) — 183
V. Holberg. — 187
VI. Fabeln. — 195
VII. An Teutſchlands Horaz des vorigen Jahrhunderts. — 202
VIII. Die Wiſſenſchaften. Ein Probeſtück aus einem größern Gedichte, betitelt: Die heiligen Gräber. — 205
IX. Antworten an Ungenannte. — 213
X. Anzeige. — 215

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaſen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürich sind zur Leipziger Mich. Messe fertig worden und zu haben:

Fr. Xav. Bronners Leben, von ihm selbst beschrieben. 1r Band mit 1 Kupf. und Vignette von H. Lips. 8. 2 Thlr. (Der 2te Band aufs Neujahr.)

Fr. Brun, geb. Münter, Gedichte, herausgegeben durch Fr. Matthisson. K. à 18 gr.

Von Eggers Archiv für Staatswissenschaft und Gesetzgebung 1r Band. gr. 8. à 2 Thlr.

J. Müllers Geschichte Deutschlands im XVIII. Jahrhundert, 2r Bd. 8. à 1 Thlr.

Souvenirs de mes Voyages en Angleterre. 2 Tom. gr. 12. à 1 Thlr. 8 gr.

Zénobie reine d'Armenie, 8. à 1 Thlr.

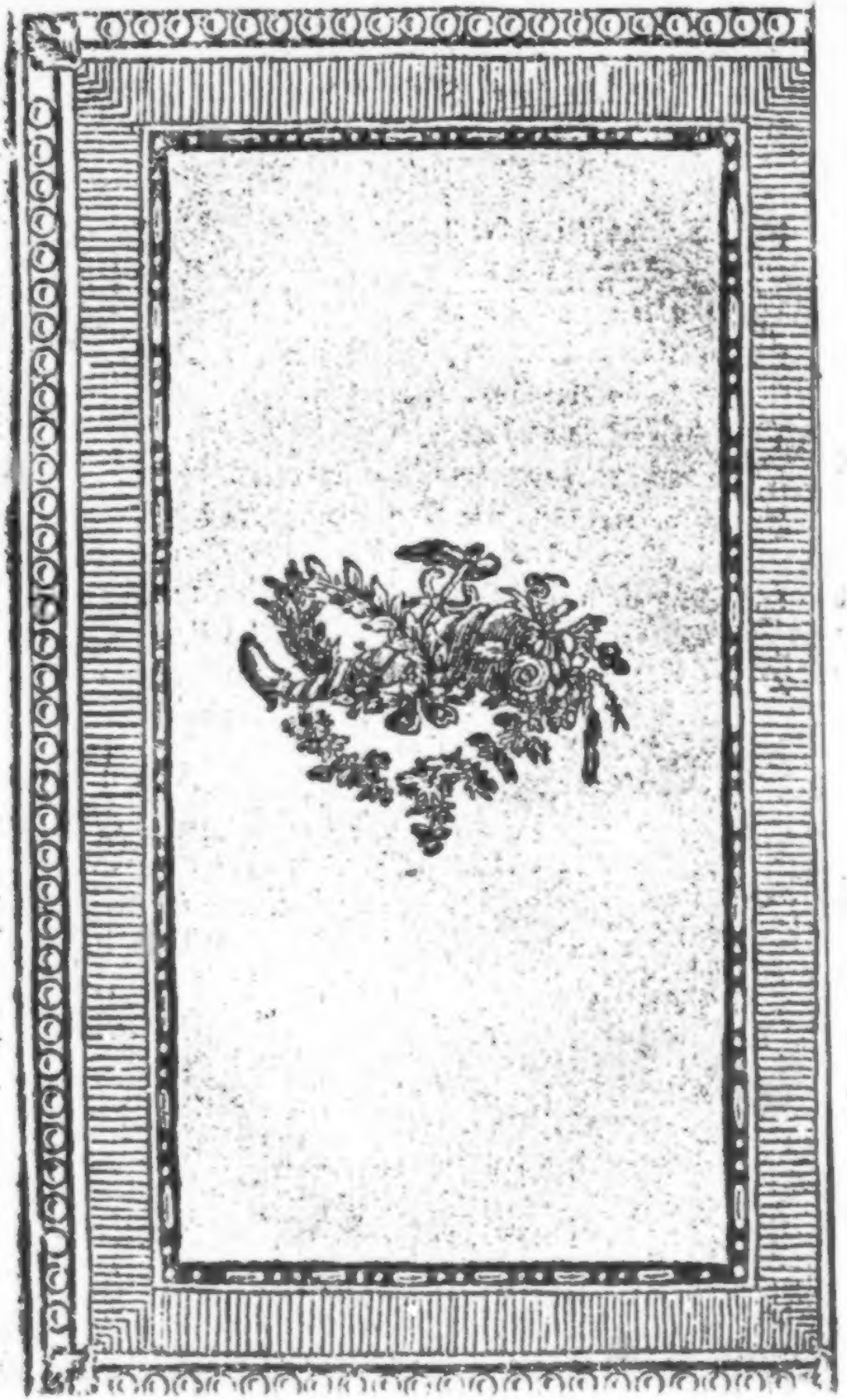

Der neue
Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1795.

I.

Michael Angelo Buonaroti.

(Beſchluß des 1. Artik. im 9. St. d. N. T. M.)

Der Stil in der Zeichnung des Michael Angelo verläugnet den Karakter der Gröſſe nie; aber in den Gemählden der Decke iſt er viel einfacher, nähert ſich dem reinen Ideale mehr, und iſt darum gröſſer und edler als in dem jüngſten Gerichte. In jenen trägt die Zeichnung mehr den Karakter der Allgemeinheit der Formen, worauf der Idealſtil überhaupt und vorzüglich der groſſe Stil ſich gründet; dort iſt ſie feiner und leichter in den Extremitäten und Gelenken, weniger übertrieben in der Andeutung der Muskeln, und von den Kleinlichkeiten und Zufälligkeiten der wirklichen Natur frey, die Michael Angelo in ſeinen frühern Werken vermieden, in ſeinen ſpätern aber zum Nachtheil ſeines Stils wieder aufgenommen hat. Von dem berühmten Karton, den er für den Rathsſaal

in Florenz mit Leonardo da Vinci zur Wette zeichnete, der die Bewunderung und das Studium der größten Künstler damaliger Zeit, eines Rafael, Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto und Anderer war, ist uns nichts übrig geblieben, als ein paar Kupferstiche einiger Fetzen desselben, woraus man sich keinen Begriff von seinem Werthe machen kann: aber gleichzeitige Augenzeugen versichern, daß ihn die spätern Werke des Michael Angelo, selbst die Deckengemählde der Sixtinischen Kapelle, nicht übertroffen haben; woraus erhellen würde, daß unser Künstler zwischen seinem dreyßigsten und vierzigsten Jahre die Höhe seiner Vortrefflichkeit erreicht habe, und daß man ihn aus den Werken dieser Zeit kennen und würdigen müsse. Späterhin hat er sich allmählig verschlimmert, und ist immer mehr in Uebertreibung und Manier gefallen. In den Figuren des jüngsten Gerichts haben die Formen zu wenig Mannigfaltigkeit; sie sind schwerfällig oft bis zur Plumpheit; so wie ihre Stellungen größtentheils gewaltsam und übertrieben, oft wie gesucht, und deswegen, vieler bewundernswürdigen Gruppen ungeachtet, tadelhaft. Die beyden Mahlereyen der Paulinischen Kapelle, die letzten, im höchsten Alter vollendeten Werke dieses Meisters, sind für die Kunst beynahe verloren; sie sind größtentheils schwarz und unscheinbar geworden, und was davon noch sichtbar ist, trägt alle oben bemerkten Fehler der späteren Arbeiten desselben in hohem Grade, und verräth, außer der

sich

ſich immer gleichen Lebhaftigkeit oder vielmehr Heftigkeit der Fantaſie, ſonderbare und fantaſtiſche Stellungen zu bilden, wenig Vortreffliches und nichts Schönes.

Figuren im großen Stile gezeichnet, werden ſchwerfällig, plump und eben dadurch gemein, wenn die Umriſſe übertrieben ausſchweifen, wenn die Muskeln durchgängig zu ſtark und hügelicht angeſchwellt, vornehmlich aber, wenn die Gelenke und Extremitäten zu ſtark und grob gezeichnet ſind, und nicht zu den übrigen Theilen in demjenigen Verhältniſſe ſtehen, wodurch allein ſchon, wenn man auch von der Größe des Ausdrucks abſtrahiert, Größe der Proporzion, intenſive Größe entſteht. Dadurch, daß die Stärke vornehmlich in den Theilen des Körpers, von denen die Kraft ausgeht, zuſammengedrängt wird, erſcheinen die Extremitäten lebender, und die ganze Geſtalt erhält Leichtigkeit, Gewandtheit und Elaſticität bey groſſer Stärke. Das Plumpe und Gemeine iſt in Werken des großen Stils um ſo unausſtehlicher, als es gerade den entgegengeſetzten Eindruck bewirkt, den ſolche Kunſtwerke wirken ſollen. Das Geheimniß der Hervorbringung intenſiver Größe läßt ſich meines Bedünkens an keinen Kunſtwerken beſſer entziffern, als an den Koloſſen auf Monte Kavallo, die zugleich die beſten Muſter eines hohen, einfachen und reinen Stils in der Zeichnung ſind, die wir aus den beſten Zeiten alter Kunſt beſitzen.

bekommen: Dann werden wir unſre Dienſte einem hübſchen neuen Prinzen anbieten; und dann werdet ihr uns noch recht ſchön thun, wenn wir euch nur haben wollen.

2. Dame (zur erſten.)

Sie iſt ſeit kurzem überaus dik worden -- Der Himmel gebe, daß es ihr glüklich gehe!

Hermione.

Was führt ihr hier für weiſe Diſcurſe? Komm, junger Herr, ich bin nun wieder für dich. Komm, ſez dich zu mir her, und erzähl uns was?

Mamillius.

Was wollt ihr haben, was luſtiges oder was trauriges?

Hermione.

So luſtig als du willt.

Mamillius.

Ein trauriges Mährchen ſchikt ſich am beſten in den Winter. Ich weiß eines von Feen und Kobolten.

Hermione.

Gut, das erzähl uns, junger Herr. Komm hieher, ſez dich. Komm und ſieh ob du mich mit deinen Kobolten recht zu fürchten machen kanſt: Du kanſt meiſterlich damit umgehen.

Die Mahlerey verdankt dem Michael Angelo die erſte würdige Darſtellung des höchſten Weſens in idealiſcher Größe und Hoheit. Er hat ſie an dieſer Decke verſchiedene Mahle wiederholt; aber die vollkommenſte iſt die, wo er der Sonne und dem Monde ihren Lauf zeigt. Vor und nach ihm hat kein anderer Künſtler ſie erreicht oder übertroffen. Der Eindruck den Michael Angelo's Schöpfungsgemählde auf Rafaels Vorſtellungsart gemacht haben, iſt in dem erſten Felde ſeiner Logen unverkennbar, wenn man dieſe mit der, in der Glorie des Streits über das Sakrament befindlichen Figur Gottes vergleicht; aber ſie können ſich mit denen in der Sixtiniſchen Kapelle nicht meſſen. Die, welche die Künſtlergröße des Michael Angelo nur auf Koſten Rafaels erweiſen zu können meinten, haben dies mehrmahls als einen Beweis für ihre einſeitige Behauptung angeführt, ohne zu wiſſen, daß der Werth eines Künſtlers nicht durch Vergleichung mit Andern, ſondern nur nach den Regeln und Foderungen der Kunſt ſelbſt, beſtimmbar ſey. Das Ungleichartige läßt ſich nicht vergleichen, und es bedarf weder eines ſcharfſichtigen Bemerkungsgeiſtes noch tiefer Kunſtkenntniſſe, ſondern nur eines unbefangenen Gefühls und geſunder Urtheilskraft, um einzuſehen, daß das Genie des Michael Angelo von dem des Rafael weſentlich verſchieden geweſen, und doch jedes in ſeiner Art bewundernswürdig und muſterhaft ſey. Jene an ſich wahre Behauptung kann eigentlich nichts mehr beweiſen, als

daß

daß Michael Angelo dem Rafael in Darſtellung erhabener Ideen und im großen Stile der Zeichnung überlegen, und daß letzterer beſcheiden genug war, die Vollkommenheiten ſeines großen Nebenbuhlers zu erkennen und ihm in dem, was er Vortreffliches bey ihm fand, nachzuſtreben; eine Tugend die Künſtlern von wenigern Verdienſten aber größerem Dünkel ſelten eigen iſt. Darum aber zugleich ſeinen Vorzug in andern Theilen der Kunſt, oder gar als Künſtler überhaupt, als ausgemacht anzunehmen, würde eben ſo ungereimt ſeyn, als wenn man die Vortrefflichkeiten Rafaels auf Koſten Michael Angelo's erheben wollte. Der wahrhaft große Mann bedarf weder der Verhehlung ſeiner Fehler, noch der Herabſetzung der Vorzüge eines Andern; auch mit ſeinen Fehlern und Mängeln bleibt er ein Gegenſtand unſerer gerechten Bewunderung und der Nachfolge für den, der ihm zu folgen Kraft und Willen hat. Wie man eine Parallele zwiſchen dieſen beyden Künſtlern ziehen könne, wenn doch eine gezogen werden ſoll, wird vielleicht bey einer andern Gelegenheit gezeigt werden.

An der Decke iſt die Figur Adams in der Schöpfung und Beſeelung deſſelben als ein Meiſterſtück der Zeichnung, und als eine der vollkommenſten männlichen Geſtalten der neuern Kunſt anerkannt. Nicht minder vortrefflich ſind der ſchlummernde Adam, und die wie aus ſeiner Seite hervorgehende Eva, die mit aller Schönheit und reitzenden Fülle

des weiblichen Baues zugleich den glücklichsten Ausdruck in der dankvollen Anbetung ihres Schöpfers vereint. Mehrere vortrefflich gezeichnete Figuren finden sich ferner unter den nackten, in mancherley Stellung sitzenden Karyatiden derselben Decke, deren manche an Reinheit und schöner Form dem Stile der Antike gleich kommen. Jedoch verdient der Künstler, sowohl in Rücksicht der Anordnung des ganzen Plafonds überhaupt, — welche geschmacklos, überladen und verwirrend ist, das Ganze in eine Menge unangenehmer Winkel und Ecken zerschneidet, die Mahlereyen mit architektonischen Verzierungen durchkreuzt und dem Auge keine Ruhe vergönnt, — als besonders darum, daß er eine Menge nackter Figuren in künstlichen, arbeitenden Stellungen und Lagen, ohne allen Zweck als den einer überflüssigen Verzierung, angebracht hat, — die zwar als Studien für Künstler lehrreich und nützlich, aber gegen den Zweck der Kunst da sind, — den Tadel der Kritik. Kunstwerke sollen nicht bloß für Künstler, sondern für jeden gebildeten und fühlenden Menschen interessant und wohlgefällig seyn. Was allein der Künstler in einem Kunstwerke schätzen kann, ist selten das worin sein höchstes Verdienst bestehen soll. Jenes kann nur das Wissenschaftliche oder Mechanische seyn; dieses hingegen soll in der Schönheit, im interessanten Ausdrucke und im Geiste desselben bestehen, und Jedem gefallen, der, ohne tiefere Kenntniß der Kunst, Geschmack, Gefühl und Geist hat.

Jene

Jene Sucht ſchwierige Stellungen zu zeigen, mit ſeiner großen Kenntniß der Anatomie Pomp zu machen, und durch Uebertreibung im Ausdruck ſich des Gefühls der Anſchauenden gleichſam gewaltthätig zu bemächtigen, die man dem Michael Angelo vornehmlich in Beurtheilungen des jüngſten Gerichts ſo oft vorgeworfen hat, iſt nicht ungegründet und verdient gerechten Tadel. Er hat durch die anageſtrengten Bewegungen ſeiner Figuren, worin das Spiel der Muskeln freylich in aller Mannigfaltigkeit und Stärke ſichtbar wird, aber auch faſt eben ſo oft die Schönheit verloren geht, nicht allein ſehr oft der Wahrheit des Ausdrucks, ſondern ſelbſt der Größe ſeiner Darſtellungen geſchadet. Jede ſichtbare Anſtrengung ſchwächt den Eindruck wahrer Größe und Würde, der im Gegentheile durch den gemäßigten Ausdruck einer ruhig wirkenden, jedem Widerſtande ohne Mühe überlegenen Kraft erhöhet wird. Zeigte die ſonſt herrliche, majeſtätiſch ſchwebende Figur ſeines Weltſchöpfers, wo dieſer den beyden großen Himmelslichtern ihre Bahnen weiſt, eine etwas gehaltenere Thätigkeit; ſäßen manche ſeiner Proſeten und Sybillen in einer weniger geſpannten Stellung, wodurch ſie eine gewiſſe Anmaßung, die ſich mit wahrer Geiſteswürde nicht wohl vereinigen läßt, und eine Anſtrengung ohne Grund zu zeigen ſcheinen: ſo würde der Eindruck ihrer großen und mächtigen Geſtalten reiner und ungeſtörter ſeyn. Die Beurtheiler des Michael Angelo ſcheinen jedoch die Urſache der gerüg-

ten Fehler, die sie ihm als gesucht, also durch Leitung eines falschen Geschmacks vorsetzlich von ihm angenommen, vorwerfen, nicht richtig eingesehen zu haben. Man könnte, obgleich sie uns gesucht scheinen, vielleicht mit gröſserem Rechte sagen, daß sie seiner Vorstellungsart und seinem Gefühle natürlich waren; und so würde er zu tadeln seyn, daß er sich diese Fehler nicht abgewöhnt, nicht aber, daß er sich dazu gewöhnt habe.

Kein Vorgänger oder Nachfolger hat den Michael Angelo in der Verkürzung und in der dabey zugleich beobachteten Richtigkeit der Zeichnung übertroffen. Korreggio's oft gepriesene Verkürzungen in der Kuppel des Doms zu Parma, so dreist und kühn sie sind, kommen darum den seinigen nicht gleich, weil sie voller Unrichtigkeiten in der Zeichnung sind, die dem selten genugsam mit der Anatomie bekannten Kunstrichter um so weniger auffallen, weil sie eben durch den ungewöhnlichen Augpunkt und die verkürzten Stellungen verdeckt werden. Es wäre auch wunderbar, wenn ein so unsicherer Zeichner als Korreggio war, der selbst gerade gesehene Figuren nicht immer richtig und bestimmt zu zeichnen vermochte, in einem weit schwereren Theile der Zeichnung hätte glücklicher und treuer seyn können. Die vielleicht über ihren Werth erhobene und zu häufig angewandte Kunst zu plafonieren, die, wenn sie der künstlichen Täuschung wegen von Künstlern ohne Nothwendigkeit gesucht wird, das Kunstwerk

werk leicht zu einem Kunststück macht, ist nichts anders als die Kunst Gestalten in derjenigen perspektivischen Ansicht zu zeichnen, worin sie über unserm Haupte schwebend sich zeigen würden. Dazu gehört eine genaue Kenntniß sowohl der Formen des menschlichen Körpers aus allen möglichen Ansichten, als der Perspektiv. Aber der Geschmack, die Decken eines Gebäudes mit Menschengestalten in der Luft schwebend, und wenn es auch Olymps bewohner wären, zu bemahlen, bleibt immer ein übler Geschmack, der sowohl die Schönheit der Formen als die Wahrheit des Ausdrucks einschränkt, und die Kunst unnöthig erschwert. Verkürzungen sind der Mahlerey nothwendig; aber ein nothwendiges Uebel zu einer Vollkommenheit erheben, und das suchen was man vermeiden sollte, ist eine Thorheit, die weder der Kunst Vortheil noch dem Künstler Ehre bringt. Nächstdem ist die Kunst, wohlgefällig und lieblich darzustellen, von richtiger Darstellung eben so wesentlich verschieden, als die Fähigkeit, die Schönheit eines Kunstwerks zu fühlen, von der Fähigkeit dasselbe gründlich zu beurtheilen, — welches Kunstrichter oft zu vergessen scheinen.

Die Gewänder des Michael Angelo in den Deckengemälden sind die vorzüglichsten Muster, die die Malerey für Gewänder im Idealstile aufzuweisen hat; nicht nur weil sie einen sehr einfachen Wurf haben, der bloß das Nothwendige andeutet und

ſich in wenigen groſſen Falten bricht; oder weil ſie bloß den allgemeinen Begriff eines Gewandes geben und zugleich das Nackte gut durchblicken laſſen: ſondern auch weil ſie hier durchgängig, ſo viel der Augenſchein zeigt, idealiſch behandelt, d. i. aus der Fantaſie, nicht nach der wirklichen Natur, gebildet ſind; welches Werken dieſer Art, die gröſtentheils idealiſche oder wenigſtens idealiſcher Freyheit und Gröſſe fähige Darſtellungen menſchlicher Figuren enthalten, am angemeſſenſten iſt. Denn wenn gleich in allen andern Fällen die Zurathziehung der wirklichen Natur den Gewändern eine gewiſſe Wahrheit und Individualität giebt, die keine Einbildungskraft hineinbringen kann: ſo ſcheinen doch dem reinen Idealſtile bloß aus der Fantaſie entworfene Gewänder eben darum angemeſſener zu ſeyn, weil der groſſe Stil ſich möglichſt aller Kleinlichkeit und Individualität enthalten ſoll, wenn dieſe gleich eine Art von Wahrheit und Natürlichkeit geben, die er jedoch für eine höhere Vollkommenheit, nemlich für die Wahrheit des Allgemeinen, entbehren kann und ſoll. Nur muß der Künſtler Verſtändniß genug von den Erfoderniſſen eines guten Gewandes überhaupt haben, und Fantaſie genug, um es idealiſch darzuſtellen. Zu den Erfoderniſſen eines idealiſchen Gewandes gehört auch dies, daß es nicht die Natur eines beſtimmten Stoffes, weder in dem Faltenbruche noch in der Behandlung, ausdrücke, ſondern nur als Gewand überhaupt dargeſtellt werde; daß es ſich breche, nicht

ſowohl

ſowohl wie die Beſchaffenheit eines beſondern Zeuges als vielmehr eines Gewandes überhaupt, und wie das Bedürfniß der Kunſt es fodert, in wenigen großen, durch Stellung und Lage der Figur angegebenen, und mit Geſchmack und Verſtändniß gewählten Falten, die überdem, daß ſie die damit bekleideten Formen des Körpers errathen laſſen, auch für ſich wohlgefällige Formen haben. In dieſem Theile der Kunſt hat Michael Angelo faſt überall einen guten und richtigen Geſchmack gezeigt; ſeine Gewänder ſind weniger ſchön als Rafaels, aber ſie ſind einfacher und größer, wie ſie ſeinem Stile angemeſſen ſind. Die fliegenden Gewänder an den ſchwebenden Figuren des Schöpfers, ſo wie die meiſten der ſitzenden Figuren in den Winkeln und Dreyecken, ſind nicht bloß untadelich, ſondern vortrefflich, und eben ſo fantaſiereich erfunden als die damit bekleideten Geſtalten.

Man kann unſerm Künſtler eine große Stärke im Ausdruck nicht abſprechen; aber ſelten iſt er gemäßigt und dem Gegenſtande angemeſſen, und noch ſeltener gefällig. Alle ſeine Bildungen zeigen Karakter in Geſtalt, Bewegung und Miene; aber nie iſt dieſer fröhlich, heiter oder lieblich. In ſeinen ruhig handelnden oder ruhenden Geſtalten iſt er immer ernſt und oft voll melankoliſchen Tiefſinns; in ſeinen thätigen faſt immer heftig, auffahrend, leidenſchaftlich, wild und in einer höheren Spannung und Stärke als die Handlung

fodert.

fodert. Oft ergreifen uns ſeine Menſchen um uns wieder zurück zu ſtoßen; wir werden ſie bewundern, aber ſchwerlich zu unſern Freunden wählen; wir würden ſie achten oder fürchten, nicht lieben können. In allen ſeinen Werken, ſo viel ſich aus dem entfernten Standpunkte, woraus man ſie ſehen muß, entdecken läßt, findet ſich kein im eigentlichen Sinne ſchönes, anmuthsvolles oder reitzendes, ſelten ein edles Geſicht. Seine Größe iſt immer von Roheit, ſeine Grazie von Melankolie begleitet. Weder die Formen der Geſichtsbildung ſind ſchön, noch die Mienen gefällig; aber oft iſt ihm Grazie und Schönheit in ſeinen Geſtalten und Bewegungen gelungen. Auch ſeine jugendlichen Figuren haben immer eine ernſte, ſtark gezeichnete, oft eine wie durch Kummer oder Leidenſchaften geprägte Fyſiognomie. Sein ſonſt untadelicher Adam hat kein männlich ſchönes oder edles, ſeiner Geſtalt entſprechendes, ſondern gleichſam abgehärmtes Geſicht. Seine Marien in den Dreyecken ſind nie von ſchöner, milder Geſichtsbildung, ſo natürlich, ſo voll Einfalt und Naivität auch oft ihre Stellungen ſind. Das jugendliche Geſicht der Delfiſchen Sybille wird durch die zu ſtier geöffneten Augen, den Mund ohne Grazie, den Ausdruck ohne Intereſſe und durch das zu ſpitzig und kleinlich zulaufende Oval des Geſichts entſtellt. Den letzten Fehler findet man in mehreren ſeiner weiblichen Geſichter wieder. Der Chriſtus in dem jüngſten Gericht iſt von eben ſo gemeiner, plumper Größe,

von

von eben so unedlem Ausdruck, als die welche er zur Hölle hinabflucht, und die Maria zu seiner Seite hat weder Schönheit, noch Grazie, noch Hoheit; sie schmiegt sich, als ob ein Theil des Strafurtheils sie träfe oder der Anblick der Verdammten und Teufel ihr Furcht einjagte, mit den Gebehrden einer Büßenden an ihren Sohn. Hingegen sind seine aus der Seite des schlafenden Adam hervorgehende Eva, seine Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese, das von einem Bruder oder Geliebten am Arm emporgehaltene Mädchen in der Erhöhung der Schlange, mehrere von den Genien und Knaben in den Seitenwinkeln, — worunter ich nur die schöne, hinter dem in tiefe Schwermuth versunken sitzenden Jeremias stehende Gestalt im grünen Gewande, die beyden sich umarmenden Knaben hinter der Kumäischen Sybille, und den lieblichen begeisterten Genius, der dem Jesaias Weissagungen mittheilt, nennen will, — voll Schönheit, Grazie und Natur. Aber im Ganzen sind dieß seltene Erscheinungen in den Werken unsers Künstlers, über den ein hoher melankolischer Ernst ausgegossen ist; wenige helle freundliche Sterne in der schauerlich erhabenen Nacht seines Geistes. Der Karakter seiner Menschen scheint sein eigener, nur in vielerley Modifikazionen, zu seyn; ein sicherer Beweis von der Stärke, Bestimmtheit und Energie des seinigen. Kraft und Ernst, Gedankenfülle und Tiefsinn, Größe und gespannte Thätigkeit herrschen überall. Im jüngsten

Mamillius.

Es war einmal ein Mann --

Hermione.

Nein, du muſt dich erſt ſezen, hernach fang an --

Mamillius.

Der wohnte auf einem Kirchhof -- ich will's euch leiſe erzählen, damit es die Grillen dort nicht hören können.

Hermione.

So komm dann her, und ſag mir's in's Ohr.

Zweyte Scene.

Leontes, Antigonus, und einige Herren vom Hofe treten auf.

Leontes.

Ihr traffet ihn dort an, ſagt ihr? Seine Leute? den Camillo bey ihm?

Ein Hof-Cavalier.

Hinter dem kleinen Fichten-Wald traf ich ſie an; in meinem Leben hab' ich keine Leute ſolche Schritte machen geſehen: Ich folgte ihnen mit den Augen bis in ihre Schiffe.

Leontes.

O! wie vollkommen iſt nun mein Verdacht gerechtfertiget!

sten Gericht erscheinen diese Eigenschaften bis zum Fürchterlichen verstärkt, und seine Verdammten und Teufel haben ein Gepräge von Verworfenheit, das bis zur Karrikatur geht, die durch den sie erfüllenden Ausdruck von Kraft und Bosheit noch gräßlicher wird.

Bis zur Verwegenheit kühn, aber zur Nachahmung nicht zulässig, ist die originelle Idee des Künstlers, die Allgegenwart durch die Wiederholung der Figur des Weltschöpfers in einem und demselben Bilde sinnlich darstellen zu wollen. Der Künstler kann ursprünglich dazu durch die, den ältern Mahlern gewöhnliche Darstellung mehrerer Momente in Einem Bilde, wie man an den Seitenwänden der Kapelle sehen kann, veranlaßt worden seyn; und er selbst hat sich in dem Bilde der Verführung der ersten Aeltern durch die Schlange, welches zugleich die Vertreibung aus dem Paradiese enthält, dieser fehlerhaften Methode bedient, die hier weniger auffällt, weil das Bild durch den Baum gleichsam in zwey Hälften getheilt wird, und wir durch die Schönheit der Komposizion eines jeden Moments für sich, entschädigt werden.

Im Kolorit hat Michgel Angelo weniger als in den bereits erwähnten Theilen seiner Kunst geleistet, und beym großen Stile und den Gegenständen die er bearbeitete, kommt dies auch am letzten in Betracht. Komposizion, Zeichnung und Ausdruck

druck sind hier die vornehmsten Erfoderniſſe; denn dieſer Stil hat es, nächſt der Befriedigung des Geſchmacks, mehr mit den höhern Geiſteskräften zu thun. Deſſen ungeachtet fodert man von dem Kolorit ſtets, daß es wahr ſey, es mag ſich in einem Kunſtwerke des großen oder des ſchönen, des Natur- oder des Idealſtils, finden. Daß Michael Angelo nicht lieblich gemahlt haben werde, läßt ſich aus ſeinem Karakter im Voraus ſchließen; auch würde ſich der Reiz für ſeine Darſtellungen übel geſchickt haben. In ſeinen Deckengemählden iſt das Kolorit eintönig, kalt und ins Graue oder Violette fallend; alle Figuren ſind wie aus Einem Topfe gemacht. Uebrigens hat ſeine Art das Nackte zu behandeln, durch Farbe zu beleben und durch Licht und Schatten zu runden, das Verdienſt, daß ſie den Karakter der Materie, d. i. des Fleiſches, faſt immer glücklich ausdrückt. Er war glücklicher im Ausdruck des Stoffes als im Ton der Farbe. Dieſer iſt beſſer, wenn gleich größtentheils eintonig, in ſeinem jüngſten Gerichte. Denn obgleich hier, wie bereits oben geſagt iſt, zu viele Individualitäten der gemeinen Natur ſich finden, und die Muskeln größtentheils zu aufgetrieben und geſchwellt erſcheinen, nächſtdem durchaus Haltung und Harmonie fehlt, ſo ſind doch beſonders im obern Theile mehrere Figuren und Gruppen vortrefflich gut koloriert. Die ſchmutzig gewordenen Schatten, die jetzt unangenehme Flecke geben, ſind mehr der Zeit und dem Kerzendampfe, der alle Gemälde

mählde der Italieniſchen Kirchen verderbt, als dem Künſtler Schuld zu geben. Wir ſehen deſſen ungeachtet wahres Fleiſch, und was an den Figuren zu tadeln iſt, kommt mehr auf Rechnung der übertriebenen Formen als der Mahlerey.

Man hat dem Michael Angelo oft den Vorwurf gemacht, daß die Figuren ſeines jüngſten Gerichts lauter Anatomien ſeyen; und daß er ſelbſt die Muskulatur, ſo wie ſie an lebendigen Körpern ſich im Spiele zeigt, nicht ganz richtig verſtanden habe. Beyde Beſchuldigungen werden durch die hart und unrichtig nachgezeichneten, oft ſehr übel verſtandenen Kopien, die man von dieſem Werke in Kupferſtichen hat, beſcheinigt, und nach dieſen werden ſie Jedem, der das Original nicht geſehen hat, gegründet dünken; indeſſen verdient beydes Einſchränkung und Berichtigung. Die Muskeln und Junkturen ſind in allen Figuren ſtark angedeutet; deſſen ungeachtet ſind dieſe keine Anatomien, keine geſchundene Körper, wie ſie in den Stichen erſcheinen, ſondern überall fleiſchig und weich. Der Vorwurf eines übeln Verſtändniſſes der Anatomie, oder vielmehr des Muskelnſpiels an lebendigen Körpern, dürfte mehr der unvollkommenen Kenntniß der Natur bey denen die dieſe Urtheile gefällt haben, als dem Künſtler zu Schulden kommen. Sie ſcheinen die Abweichungen, die die Natur bey ihren Individuen, ſelbſt an dem Nothwendigen, oft macht, und die verſchieden ſich zeigende

gende Theilung der Muskeln bey einzelnen Körpern, die Michael Angelo sehr wohl gekannt und nach Willkühr beobachtet hat, nicht bemerkt zu haben; denn die Fälle, daß er mehr Muskeln in Arbeit setzt als die dargestellte Bewegung erfodert hätte, sind selten, und mehr seinem Feuer als seinem Mangel an Kenntnissen zuzuschreiben. Sein Fehler würde vielmehr darin zu setzen seyn, daß er sich zu sehr auf solche Individualitäten und Abweichungen der Natur, die den großen Stil eigentlich nichts angehen, eingelassen hat. Vielleicht wollte er wahr seyn, da er fühlte daß er nicht schön seyn konnte. In Bestimmtheit der Zeichnung, in mäßiger Andeutung und richtiger Vertheilung des Muskelnspiels, und in mannigfaltiger natürlicher Stellung sowohl als in der vollkommenen Rundung und dem wahren Ausdruck des dem Fleische eigenthümlichen Karakters, sind die nackten Karyatiden an der Decke tadellos, und gehören zu den bestgezeichneten Figuren der neuern Mahlerey. Ueberhaupt hat Michael Angelo auch bey der stärksten Uebertreibung in den Formen und Muskeln sich nie des Fehlers einer leblosen, steinartigen Behandlung schuldig gemacht. Seine Menschengestalten sind wahrhaft Fleisch und Bein, so gut wie irgend eines Mahlers, und hätten in dieser Rücksicht das Studium manches brillanten, hochgepriesenen und dennoch unwahren Farbenkünstlers seyn können, dem vielleicht nie die Vermuthung eingefallen ist,

daß auch für ihn in Michael Angelo's Werken etwas zu lernen seyn könnte.

Der Stil unsers Künstlers in seinen Bildwerken kommt mit dem in seinen Mahlereyen überein. Wir finden hier eben die karaktervolle aber manierierte, mit Individualitäten der gemeinen Natur überladene Größe, eben die gewaltsamen Bewegungen, eben den Anstand voll Anmaßung, eben den Ausdruck roher Kraft oder mürrischen Ernstes und denselben Mangel an Schönheitssinn; aber auch eben die Originalität und Großheit der Ideen, eben die kühne, energische Fantasie, eben die genaue Kenntniß des menschlichen Körpers wieder, verbunden mit großer Geschicklichkeit und Dreistigkeit in der Behandlung des Marmors, die kein neuerer Bildhauer in gleichem Grade, ohne von ihr Mißbrauch zu machen, besessen hat. Man sieht in seiner Behandlung überall die große Fertigkeit der Hand, die den Marmor wie Thon zu regieren wußte, aber zugleich auch die Verachtung alles bloß mechanischen Verdienstes, worin Bernini und manche neuere Bildhauer ihren Ruhm gesucht haben. Seine vorzüglichsten Werke in dieser Kunst sind in der Mediceischen Kapelle von S. Lorenzo in Florenz, und die kolossale Statue des Moses in der Kirche S. Pietro in Vinculis in Rom, die zu dem großen Grabmahle des Papstes Julius II bestimmt war, und uns eine Idee von der Größe des ganzen Werks geben kann, das vierzig solche Statuen

enth

enthalten ſollte. Die Statue des Lorenz Medicis in ſitzender Stellung in der Niſche linker Hand, iſt als ein vortreffliches Werk anerkannt, und ſie verdient ihren Ruhm, ſowohl wegen der großen Wahrheit des Ausdrucks in Stellung und Miene, als wegen des edeln Stils worin ſie gearbeitet iſt. Man kann ſie in dieſer Rückſicht den guten Statuen des Alterthums an die Seite ſetzen. Sie iſt vielleicht überhaupt das untadelichſte Werk unſers Künſtlers in der Bildnerey. Die eben daſelbſt auf den beyden Sarkofagen liegenden Figuren der vier Tageszeiten, unausgearbeitet wie ſie zum Theil geblieben ſind, haben einen großen aber auch den dem M. Angelo eigenen wilden Karakter. Die Stellungen ſind übertrieben und in geſuchten Kontraſten; die Formen haben Größe, ſind aber zugleich ſchwerfällig. Sie haben im Ganzen den Ausdruck einer trotzigen, intoleranten Selbſtgenügſamkeit, der ſo wenig in der Kunſt als in der Natur gefallen kann. Dort iſt auch eine Maria mit dem Chriſtuskinde von ihm; aber Michael Angelo war kein glücklicher Bildner weiblicher Geſtalten, wie er überhaupt kein Bildner der Schönheit und Grazie war. Auch iſt keine weibliche Bildſäule, die den Karakter der Weiblichkeit trüge, von ihm vorhanden. Sein Moſes würde ſein vollkommenſtes Werk ſeyn, wenn nicht die gemeine an rohe Thierheit gränzende Phyſiognomie ſeines Kopfs, — der nicht einen von der Gottheit berufenen weiſen und großen Geſetzgeber eines erwählten Volkes, ſondern einen brutalen Ty-

rannen ankündigt, — dem Eindruck von Größe und Macht und den übrigen Vortrefflichkeiten dieſes Kunſtwerks zu ſehr ſchadete. Indeſſen iſt dieſer Moſes, ungeachtet des, durch zwey Faunenhörner und einen ungeheuern Bart noch mehr verſtärkten, Thierkarakters ſeines auch in den Formen häßlichen und gemeinen Geſichts, als ein kühnes und originelles Produkt der Fantaſie zu bewundern, und in Rückſicht auf den ihm aufgeprägten Stempel von Genialität, Kraft und ergreifender Großheit unſtreitig das erſte Werk der neuern Bildnerey. In keinem ſeiner Bildwerke hat ſich Michael Angelo's ungebändigtes Genie und die Individualität ſeiner Vorſtellungskraft, zugleich mit ſeinem Mangel an Kultur und Schönheitsſinn, wahrer und treffender abgeſpiegelt als in dieſem. Man könnte aus ſeinem Moſes allein ſeinen äſthetiſchen Karakter entwickeln.

Leib, Beine und Arme dieſer Figur ſind in Rückſicht auf Wahrheit vortrefflich. Das vorſtehende Bein iſt, obgleich bekleidet, von ſehr großer und edler Form bis auf den Fuß, der zu kurz und zu platt iſt. Die Arme verdienen das Studium jedes Künſtlers, ſo wie die meiſterhafte Behandlung des Marmors. Man kann an dieſen Theilen vorzüglich ſehen, wie das Ideal und die Größe im Stil des Michael Angelo ſich von dem Idealſtil der Antike auszeichnet, und daß ſein Stil, obgleich Größe und ſtrenge Richtigkeit ſeine karakteriſchen Grundzüge

züge ſind, dennoch dem Stil der Antike weit nachſteht, weil ihm die hohe Einfachheit und Schönheit des letztern mangelt. Dieſe Eigenſchaften würde unſer Künſtler auch ſchwerlich, und wenn er ſeine Kräfte ausſchließend der Bildnerey gewidmet hätte, erlangt haben, weil ihm das Gefühl dafür fehlte. Sein zu heftiger, nur durch erhabene Ideen zu rührender Genius war für die ſanftere Regung des Schönen nicht empfänglich. Die Formen ſeiner Statuen enthalten, nebſt dem Allgemeinen, zugleich mehr Kleines und Individuelles als die Einfachheit des großen Stils geſtattet. Adern, Sehnen und Zufälligkeiten die die wirkliche Natur zeigt, ſind mit großer Treue und Wahrheit nachgeahmt. Darum haben ſeine Figuren oft mehr den Karakter der gemeinen nur vergrößerten Natur als der Idealität, und eben hierin, ſo wie in der übertriebenen Bewegung und dem ungefälligen Ausdruck ihrer Mienen, beſteht die rohe, wilde Größe ſeines Stils. Wer den Geiſt des großen Stils in Michael Angelo's Werken ſtudiert, der muß deshalb ſeine tadelhafte Individualität von ſeiner Größe, ſeine Ausſchweifungen von ſeiner Originalität, ſeine Manier von ſeinem Stile zu unterſcheiden wiſſen, — und dieſes können ihn Antike und Rafael lehren.

Der Chriſtus in der Minervenkirche in Rom iſt, in ſeiner Art und in Vergleichung mit dem Gegenſtande den er darſtellen ſoll, ein eben ſo verfehltes

Werk als ſein jüngſtes Gericht. Er iſt gemein und ohne Adel des Ausdrucks, eine gemeine Menſchengeſtalt, kein Gottmenſch; aber er hat, wie die übrigen Werke des Künſtlers, das Verdienſt des vollkommenen Verſtändniſſes des menſchlichen Körpers und einer meiſterhaften mechaniſchen Behandlung. Ein gelungenes Chriſtusideal gehört zu den noch unaufgelöſten Problemen der bildenden Kunſt. Seine ſitzende Maria mit dem todten Chriſtus auf dem Schoße, die er in ſeiner Jugend verfertigt hat, und welche jetzt über einem Altar in der Peterskirche ſteht, ſcheint mehr darum merkwürdig, weil ſie ein Beweis des hohen Grades von Ausbildung des Künſtlers in ſeinem Jünglingsalter iſt, und weil ſein Stil in derſelben, bey großer Richtigkeit der Zeichnung und einer meiſterhaften Behandlung des Marmors, noch Spuren der Magerkeit an ſich trägt, die wir an den Werken ſeines Zeitalters und ſeines Vorgängers Donatello finden, (die er bald nachher abgelegt hat, und wovon in ſeinen Gemählden nichts mehr ſichtbar iſt) — als wegen des äſthetiſchen Werthes dieſer Gruppen. Ueberhaupt kann ein ſolcher Gegenſtand, ſo wie jedes Bild des Leidens, wenn es nicht, wie die Gruppe des Laokoon, Schönheit und Wahrheit des Ausdrucks in gleich hohem Grade vereint, nur der chriſtlichfrommen, mit religiöſen Bildern ſpielenden Fantaſie wohlgefällig ſeyn.

Gröſſer noch als in dieſen beyden Künſten ſind die Vorwürfe, womit die Kritik des Geſchmacks unſern Künſtler belegt, wenn ſie ſeine architektoniſchen Werke beurtheilt. Wie überall, ſo wollte auch Michael Angelo in der Baukunſt ſeinen originellen Gang gehen, und ſich nicht unter die nothwendig und ſtreng zu befolgenden Regeln dieſer Kunſt beugen, von deren eigentlichem Weſen und Zweck, und wie dieſer das Nothwendige mit dem Schönen zu vereinigen ſuche, er überhaupt keine reinen und richtigen Begriffe gehabt zu haben ſcheint. Er opferte ſeinem Hange, den Eindruck der Gröſſe, der Bewunderung und des Staunens zu erregen und etwas Auſſerordentliches hervorzubringen, eben ſo die Erfoderniſſe des architektoniſchen Zwecks und des reinen Geſchmacks auf, (der keine anderen als aus der Natur des jedesmaligen Zwecks entſpringende Verzierungen erlaubt) als er dies mit den Foderungen des Geſchmacks in den andern bildenden Künſten gethan hat. Sein kühnes, feuriges Genie war geſchaffen, überall wo es ſich zeigte, Strahlen von ſich zu werfen und über die Regeln der Kunſt mit eigenſinnigem Despotismus zu herrſchen. Man findet in ſeinen architektoniſchen Werken eben die Gröſſe und Kühnheit, die ihn als Bildner und Mahler karakteriſieren. Seine Erfindungen und Pläne ſind originell und ſinnreich. Er war nächſtdem Meiſter in der Mechanik, ſo ſehr wie ein Baukünſtler ſeiner Zeit. Aber in ſeinen Verzierungen zeigt ſich

tiget! Wie richtig treffen meine Muthmaſſungen zu! Nur gar zu richtig! Wenn ich weniger wißte, würd', ich weniger unglüklich ſeyn -- Es kan eine Spinne in den Becher gefallen ſeyn, und einer trinkt; er ſchlukt ſie unbemerkt mit herunter, und es ſchadet ihm nichts, bloß darum weil er nichts davon weiß; aber wenn einer das ekelhafte Ding im Schluken noch gewahr worden iſt, wenn er weiß, daß er's hinunter geſchlukt hat -- Das erſchüttert ſeine Bruſt und ſeine Seiten mit Grauen und heftigen Erbrechungen -- Ich habe getrunken, und die Spinne geſehen -- Camillo half ihm dazu; es iſt ein Anſchlag gegen mein Leben, und gegen meine Crone auf dem Tapet -- Mein Mißtrauen befindet ſich nur allzuwahr -- Der treuloſe Bube den ich gebrauchte, war ſchon von ihm gedungen: Er hat ihm mein Vorhaben verrathen, und ich bin nun der Narr im Spiele; nun können ſie aus mir machen was ſie wollen: Wie kam es dann, daß ſie die Hinter-Thüren ſo leicht aufkriegen konnten.

Hof-Cavalier.

Das konnte Camillo leicht erhalten, da ſie ihm ſchon öfters aufgemacht werden mußten, wenn er euern Befehl dazu hatte.

Leontes.

Ich weiß es nur zu wol -- Gebt mir den Jungen; (zu Hermione) ich bin froh, daß ihr ihn nicht geſäugt habt: Und doch, wenn er ſchon einige Züge von mir hat, ſo hat er doch zuviel von euerm Blut in ſich --

öfter seine ungeregelte, ausschweifende Fantasie, die das Neue und Ungewöhnliche mehr, als das Einfache und Geschmackvolle liebt; und dieserwegen beschuldigen ihn Baukünstler, die mit reineren Begriffen von ihrer Kunst einen einfachen und edeln Geschmack verbinden, der Einführung des übeln, willkührlichen und ausschweifenden Geschmacks in derselben, den späterhin Borronini und Andere bis zum höchsten Unsinn getrieben haben. Dessen ungeachtet behauptet Michael Angelo, obgleich sein architektonisches Verdienst vergleichungsweise das geringste ist, unter den Baukünstlern seiner und der neuern Zeit überhaupt einen vorzüglichen Rang. Sein Genie gab ihm auch hier wie überall das Uebergewicht über seine Nebenbuhler; und wenn er gleich in Rücksicht der Regelmäßigkeit und des reinen Geschmacks hinter einigen zurückgeblieben ist, so überwand doch sein Muth und die schnelle Gegenwart seines erfinderischen Geistes wiederum größere Schwierigkeiten als sie, und schuf, ohne diese Kunst, die er erst in seinem vierzigsten Jahre zu treiben anfieng, schulmäßig erlernt zu haben, Werke die dem bloßen Verstande und Fleiße ohne die Gabe des Genies unmöglich sind.

Auch in der Dichtkunst hat Michael Angelo Beweise seines Talents gegeben und dadurch gezeigt, daß ein für die Künste gebornes Genie sich mit Glück in mehrere Fächer derselben wagen kann. Indessen sind seine Gedichte mehr Spiel der Fantasie,

taſie, zu Erholung und Zeitvertreib in müßigen Augenblicken, als Dichterwerk, mehr Produkt der Natur als der Kunſt, und er ſelbſt ſchätzte ſie nicht höher. Doch werden ſie als Ergießungen ſeines Gefühls oder ſeiner Laune, und als Bluthen eines in andern Rückſichten auſſerordentlichen Kunſtgeiſtes, die Aufmerkſamkeit deſſen verdienen, der ſich mit dem Studium ſeines Karakters beſchäftigt und nichts unbemerkt läßt, das ihm zu genauerer Bekanntſchaft mit der Geiſtes-Individualität dieſes großen Mannes verhelfen kann.

Ohne mich über den moraliſchen Karakter des Michael Angelo, wie ihn ſeine gleichzeitigen Lebensbeſchreiber uns überliefert haben, weitläuftig zu verbreiten, will ich hier nur einige Züge herausheben um die Uebereinſtimmung deſſelben mit ſeinem äſthetiſchen Karakter zu zeigen. Es ſind dieſelben Vermögen des Gemüths, deren Inbegriff und Verhältniß zu einander den äſthetiſchen und moraliſchen Karakter des Menſchen beſtimmen; nur die Zwecke, zu deren Erreichung ſie in Thätigkeit geſetzt und in ein beſtimmtes Verhältniß gebracht werden ſollen, ſind verſchieden. Es iſt eine und dieſelbe Freyheit, vermöge welcher der Menſch als Künſtler zur Schönbildung, und als ſittliches Weſen zum Rechthandeln fähig iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie im erſtern Falle die Einbildungskraft, im letztern den Willen begleitet, und daß für jene der Geſchmack, ſo wie für dieſe die Vernunft, die

höchste Gesetzgebung hat. Der Einfluß des Gefühls auf die Einbildungskraft bestimmt den ästhetischen, und der Einfluß desselben auf den Willen den moralischen Karakter des Menschen. Das Werk des Künstlers und die That des Menschen zeigen, ob er vorzüglich für reitzende oder für schöne oder für erhabene Eindrücke empfänglich sey; ob seine Neigung oder seine Vernunft seinen Willen bestimme; und so ist es erklärlich, wie der Künstler, der seine Kunstwerke durch sein Gefühl belebt, in ihnen zugleich seinen individuellen Karakter abdruckt und nothwendig abdrucken muß.

Unräsonniertes praktisches Gefühl für Moralität und eine edle über groben Eigennutz erhabene, nur nach wahrer Größe und Vortrefflichkeit in seiner Kunst ringende Ruhmliebe waren die Triebfedern seiner Handlungen. Die Kunst war sein ganzes Leben hindurch der einzige Gegenstand, den er unablässig mit leidenschaftlicher Neigung verfolgte. Er trieb sie nicht aus Gewinnsucht sondern aus Beruf, und behandelte nie andere Gegenstände als solche, die den Geist erheben und ein höheres Interesse gewähren als bloßer Schönheitsgenuß und Sinnenreitz. Sein feuriges Temperament und die rastlose Thätigkeit, an die er sich von frühster Jugend an gewöhnt hatte, ließen ihn auch im hohen Alter, wo die Abnahme der körperlichen Kräfte Ruhe gefodert hätte, nicht ruhen. Arbeit war ihm Bedürfniß geworden, und sie,

verbunden mit einer äuſſerſt einfachen, mäßigen Lebensweiſe, erhielt ſeinen Körper geſund und ſeine Seele heiter. Sein freyer Geiſt beherrſchte jede kleinere unrühmliche Neigung, und verachtete jeden Genuß, der nichts mehr als Genuß iſt. Er kannte das Gefühl der Liebe, aber nur von der edleren, geiſtigen Seite, wie ſie der Stimmung ſeines für das Erhabene empfänglichen Gemüths, über das die Sinnlichkeit keine Gewalt hatte, angemeſſen war. Sein ernſter ſittlicher Karakter adelte jedes zärtlichere Gefühl ſeines Herzens, und gab ihm das erhabene Gepräge einer uneigennützigen auf Gleichheit der Geſinnung und Gefühle gegründeten Freundſchaft. Für die Wolluſt war er ſich ſelbſt zu heilig; die Schönheit der weiblichen Bildung war ihm nichts mehr als Gegenſtand des Kunſtſtudiums. Er ſelbſt bedurfte wenig und war darum karg gegen ſich, aber mild, dienſtwillig und freygebig mit Rath und That gegen Andere. Vaſari erzählt davon mehrere Beyſpiele, die ſeinem Herzen Ehre machen. In ſeiner Seele lebte ein Ideal von Vollkommenheit, das ihn zum ſtrengen Richter ſeiner eigenen Arbeiten machte. Er vernichtete was zu weit hinter ſeiner Idee zurückblieb, und wenn gleich ſein Geſchmack nicht rein und muſterhaft war, ſo zeigte er doch den Willen, ſeinen Werken ſo viel Vollkommenheit zu geben als er ihnen geben konnte; und dieſer Wille iſt verehrungswürdig, auch wenn er ſeinen Zweck nicht völlig erreicht. Die ſtete Gegenwart ſeines

Gei-

Geiſtes, ſein überwiegendes Genie und die Gerad-heit ſeiner Geſinnung, die alle krumme Wege ver-achtete, gaben ihm jene allen wahrhaft großen Menſchen natürliche Superiorität, welche ihm die Herzen der Edeldenkenden zuwandte, die klei-neren Geiſter ihre Unterordnung empfinden ließ, und die Intrigen und Kabalen ſeiner Neider nieder-ſchlug. Er hatte eigennützige und ſchlechte Men-ſchen gegen ſich, ſo lange er dem Bau der Peters-kirche vorſtand, aber ſie erreichten ihren Zweck nie; ſeine Beharrlichkeit ermüdete ihre Liſt, und ſeine Rechtſchaffenheit erwarb ihm das uneingeſchränk-teſte Vertrauen der Päpſte, weil ſie zugleich den Vortheil der Apoſtoliſchen Kammer beſorgte. Die Edelſten und Größten ſeines Zeitalters, ſowohl dem Karakter als dem Stande nach, ehrten ihn und buhlten um ſeinen Beſitz, und manche dreiſte, freymüthige Antwort, die er, wenn er gereitzt wurde, oft denen gab die ſeine Wohlfarth in ih-rer Gewalt hatten, ſo wie die Parthey, die er wäh-rend der Unruhen in Florenz und nach der Vertrei-bung der Mediceer ergriff, — wo er, dem Vortheil der Familie ſeiner Wohlthäter entgegen, die Pflicht der Dankbarkeit der höhern Pflicht der Gerechtig-keit unterordnete, und ſeiner Vaterſtadt durch Befeſtigung und Vertheidigung derſelben wieder die ungerechten Anmaſungen Jener wichtige Dienſte leiſtete, — ſind Beweiſe ſeiner freyen über Furcht und niedere Schmeicheley erhabenen Geſinnung. Für ſeinen Ruhm war er in hohem Grade eiferſüch-

tig,

tig, und er opferte seiner Unsterblichkeit jeden Genuß des Lebens auf, der seinem Fortgange in der Kunst hinderlich werden konnte; ohne daß ihn darum sein Selbstgefühl und die öffentliche Anerkennung seiner seltenen Verdienste stolz gemacht hätten. So hielt seine moralische Vortrefflichkeit seiner ästhetischen das Gleichgewicht, und das Siegel seiner Größe in beyderley Rücksicht ist, daß Rafael lebenslang einen mächtigen Nebenbuhler an ihm hatte; daß er den Genius Rafaels hob, in Schwung erhielt und zur Anstrengung aller Kräfte spornte, und endlich daß beyde, wenn gleich sich gegenseitig auf das schärfste beurtheilten, doch einander aufrichtig schätzten.

Michael Angelo hatte das Unglück, daß er keinen seiner würdigen Schüler zog; daß kein Künstler von großem Genie, der mit einem gereinigtern Geschmack das Fehlerhafte in dem Stil seines Vorgängers vermieden, und die Kunst auf dem von diesem gelegten festen Grunde einer richtigen und großen Zeichnung, der Schönheit und mit ihr dem edlen Stile zugeführt hätte, in seine Fußstapfen trat. Wäre dies geschehen, so würde sie vielleicht, verbunden mit dem was Rafaels schöpferischer, heiterer Genius ihr gab und Michael Angelo ihr nicht geben konnte, sich wiederum der Einfachheit, Würde und Schönheit des griechischen Zeitalters genähert haben. Größe in Zeichnung und Formen blieb zwar immer nach ihm ein Haupt-

karakter der Florentiniſchen Schule, die ſeinen Stil ſich vornehmlich zum Muſter ſetzte, und zahlreicher als jede andere war; aber der Geiſt und Karakter unſers Meiſters gingen immer mehr und mehr verloren, und von Vaſari an finden wir nur noch eine manierierte Größe ohne Gefühl, ohne Wahrheit des Ausdrucks, ohne Schönheit und Anmuth. Ihre Geſtalten haben ihre gehörige Anzahl von Knochen, Muskeln und Gelenken, von Armen und Beinen, die ſich mit Verdrehungen bewegen und mit großem Geräuſche agieren, ohne einen für Fantaſie und Herz intereſſanten Eindruck zu bewirken; ohne Geſchmack und gefällige Anordnung der Kompoſizion, ohne Natürlichkeit und Harmonie des Kolorits. Ich ſpreche von dem Karakter dieſer Schule im Allgemeinen. Sie hat Ausnahmen die dieſer Vorwurf weniger trifft; doch ſind deren wenige.

Wenn man den Stil und die Werke eines Künſtlers in ihren Theilen gegen den Zweck der Kunſt hält; wenn man daraus die Stimmung ſeines Genies und den Grad ſeiner äſthetiſchen Kultur einſehen lernt: ſo wird man in den Stand geſetzt, ſeinen Werth zugleich mit ſeinen Fehlern richtig zu ſchätzen und ihn gründlich zu beurtheilen. Das Kunſtgenie kann nur für dreyerley Arten des äſthetiſchen Wohlgefallens und zur Hervorbringung der Gegenſtände deſſelben von der Natur geſtimmt ſeyn, weil nur drey weſentliche Arten deſſelben Statt finden;

den; nemlich für Wahrheit, für Größe und für Schönheit. Die äſthetiſche Wahrheit eines Gemähldes beſteht in Richtigkeit der Zeichnung, in Ausdruck und Kolorit, wenn dieſe Theile den Urbildern der Darſtellung oder dem Begriffe derſelben angemeſſen ſind. Sie gründet ſich theils auf Erkenntniß oder Wiſſen, theils auf Gefühl. Zur Richtigkeit ſowohl der Zeichnung als der Beleuchtung gehören wiſſenſchaftliche Kenntniſſe; zur Wahrheit des Ausdrucks und der Färbung gehört Gefühl. Die Richtigkeit ſoll jedem Kunſtwerke zu Grunde liegen, weil es ohne ſie den Verſtand beleidigen; Gefühl ſoll jedes Kunſtwerk beleben, weil es ohne dies kein Intereſſe gewähren würde; und die Darſtellung ſoll ſchön ſeyn, damit ſie den letzten Zweck eines ſchönen Kunſtwerks erfülle, den, dem Geſchmacke wohlgefällig zu erſcheinen. Wer eine jener drey Arten des Wohlgefallens durch ſeine Kunſtwerke erregt, der erfüllt einen Kunſtzweck, und wer die Kunſt in einem oder dem andern dieſer Theile der Vollkommenheit näher führt, der leiſtet ihr einen weſentlichen Dienſt. Dies hat Michael Angelo, mehr als irgend ein Künſtler, in Richtigkeit und Größe der Zeichnung gethan, und weil gerade dieſe beyden Stücke das Fundament der bildenden Kunſt, als einer freyen Kunſt, ausmachen: ſo gebührt ihm der Ruhm, in neuerer Zeit der Begründer derſelben geweſen zu ſeyn.

So lange sich Wahrheit und Größe in der Kunst erhalten, bleibt sie vor ihren zwey ärgsten Feinden, vor Manier und Reitz durch die sie unaufhaltsam sinkt, gesichert. Es versteht sich, daß hier Reitz als von Grazie wesentlich verschieden gedacht, und zu ersterm ausschließend was bloß dem Sinne gefällt gerechnet wird. Grazie hingegen nenne ich diejenige Schönheit, die, von den Formen und der Schönheit der Gestalt unabhängig, bloß den Ausdruck begleitet, oder die Schönheit der Bewegung, die, wenn sie sich zum Moralischen neigt, Anmuth, und wenn sie sich zum Reitze neigt, Liebreitz heißt. Grazie soll in jedem Kunstwerke enthalten seyn, und sich modificieren nach dem Stil der für die Darstellung des Gegenstandes überhaupt sich schickt; oder mit andern Worten, die Bewegungen der handelnden Gestalten, wodurch der Ausdruck bezeichnet wird, sollen wohlgefällig erscheinen; die Schönheit der Bewegung ist einem Kunstwerke eben so nothwendig als Schönheit der Gestalten. Bey dem großen Stile kann nur Würde, d. i. der Anstand der den Ausdruck moralischer Größe begleitet, und edle Grazie Statt finden; jeder Reitz ist hier unzulässig. Für den schönen Stil ist auch der Reitz zulässig, sobald der Gegenstand der Darstellung seiner Natur nach ihn fodert.

Schönheit kann ein Kunstwerk nur durch den Schönheitssinn oder den Geschmack seines Urhebers erhal-

erhalten. Dieſer mangelte dem Michael Angelo. Darum kann man dieſen Theil der Kunſt in ſeinen Werken nicht ſtudieren; darum iſt ſelbſt die Gröſſe ſeines Stils ſo ſelten rein; darum iſt er, wenn auch das originellſte Genie, doch nicht der gröſſte Künſtler neuerer Zeit. Aber er hat wiederum ſo hohe Vortrefflichkeiten, daß er unmittelbar neben dem gröſſten ſeinen Platz behauptet, ohne ihm über- oder untergeordnet zu ſeyn, ohne in irgend einer Vergleichung an ſeiner Gröſſe zu verlieren. Wie das Erhabene neben dem Schönen, ſo ſteht Michael Angelo neben Rafael, jeder einzig und unerreicht in ſeiner Gröſſe. Jeder ging eigenes Ganges und ward unſterblich auf ihm, weil bey dieſen außerordentlichen Männern Kraft und Wille im Gleichgewicht ſtanden. Die Nachwelt bewundert beyder Vortrefflichkeit; der Edlere verfolgt, begeiſtert von dem Genius ihrer Werke, das hohe Ziel, dem beyde ſich nahten, und ihre Mängel und Fehler können uns an das allgemeine Loos der menſchlichen Natur erinnern, der noch kein völlig fehlerfreyes unbedingt vollkommenes Werk gelungen iſt.

F.

Hermione.

Was ſoll das ſeyn -- Scherz?

Leontes.

Tragt mir den Jungen weg; er ſoll nicht wieder zu ihr kommen; weg mit ihm, ſie mag ſich die Zeit mit dem vertreiben, mit dem ſie ſchwanger geht; es iſt doch Polixenes, der dir dieſe Geſchwulſt gemacht hat.

Hermione (ruhig.)

Und ich wollte wol ſagen das hat er nicht; und ich wollte drauf ſchwören, ihr würdet mir glauben was ich ſage, ungeachtet ihr das Gegentheil vorgäbet.

Leontes.

Ihr, meine Herren, ſchaut ſie an, faßt ſie wol ins Auge -- Eure Augen werden euch ſagen, daß ſie eine ſchone Frau iſt -- Dieſes Lob muß ihr eingeſtanden werden -- Wie Schade, daß die Gerechtigkeit ſelbſt euch zurük hält, wenn ihr hinzuſezen wollt, ſie ſey ſo tugendhaft als ſie ſchön iſt -- Daß ſie euch ein Hem! und ein Achſel-Zuken abnöthigt, eh ihr die Worte ſie iſt tugendhaft, herausbringen kount -- Ich will euch von dieſem Zwang befreyen; wiſſet, und vernehmet es von demjenigen, der am meiſten dadurch gekränket wird, ſie iſt eine Ehebrecherin.

Hermione.

Würde der ſchändlichſte Bube, der in der Welt iſt,

ſo

II.

Ein Wort

über den Angriff der razionellen Medicin im N. T. Merkur. August 1795.

Melius eſt, unum ſervare civem, quam mille occidere hoſtes (vel etiam ſcribere libros).

Wenn zu den Zeiten der ärgerlichen Aderlaß- und Klyſtiermedicin in Frankreich ein Moliere auftrat, um die Unwiſſenheit und den Schlendrian der Aerzte lächerlich zu machen, ſo war dies löblich, menſchenfreundlich und nothwendig, und die vernünftige Arzneykunde konnte nicht anders als dabey gewinnen.

Wenn aber zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo dieſe Wiſſenſchaft ſo ſehr gereinigt und vervollkommnet iſt, und wo der gröſte Theil der Aerzte, ſeines hohen Berufs ſich bewußt, mit edler Thätigkeit und wahrer praktiſcher Menſchenliebe für das Wohl ſeiner leidenden Brüder ſich aufopfert, ein Menſch auftritt, der mit der Miene eines Kantiſchen Filoſofen die Nichtigkeit und Unvernunft der ganzen Medicin zu beweiſen ſucht, die Aerzte ſelbſt mit den gehäſſigſten Farben ſchildert, der Empi-

pirie das Wort redet, und das ſo eben erſt durch vernünftige Aufklärung erweckte Zutrauen des Publikums zur razionellen Medicin durch allerley Scheingründe irre zu machen ſucht, und das alles nicht im Tone ruhiger Prüfung ſondern der Leidenſchaft: — dann muß wohl jeder Freund der Menſchheit und der Wahrheit indignirt werden, und die wahre Medicin, ſo wie das Beſte der Menſchheit, wird durch einen ſolchen Angriff nicht gewinnen, ſondern verlieren.

Es iſt kein angenehmes Geſchäfft, ſich in literariſche Streitigkeiten einzulaſſen, beſonders wenn man nützlichere Dinge zu thun hat. Aber hier iſt die Rede von Vertheidigung der Wahrheit und der guten Sache, der ich mein Leben geweiht habe, und von den nachtheiligen Folgen, die jener Angriff haben kann, und die jeder Menſchenfreund möglichſt zu verhüten verbunden iſt. — Ich will nur einige Blicke auf das Nachtheilige und Zweckloſe werfen, was dieſer Aufſatz an ſich hat.

Das erſte Tadelnswerthe iſt, daß er im T. Merkur ſteht. Dies war offenbar nicht der Ort, wo er hingehörte. Eine Klage muß bey dem Forum angebracht werden, welches die Kenntniß der Sache hat. In einem mediciniſchen Journal wäre er ganz paſſend geweſen, und hätte durch Erregung der Aufmerkſamkeit der Aerzte auf manche Punkte nützlich werden können. Aber hier, wo er vors große Publi-

kum gebracht wird, das ihn nur lesen aber nicht beurtheilen kann, hier kann er nur schaden (durch Erregung unaufgelöseter Zweifel und irriger Meinungen) aber nicht nützen.

Zweytens ist er schädlich, weil er Empirie predigt, und gerade die nach Gründen handelnde Medicin herabsetzt. Es kommen davon mehrere Stellen vor. — Man weiß, wie viele Mühe sich die Menschenfreunde gegeben haben, diese Pest der Menschheit, die Pfuscherey, zu unterdrücken, und wie wenig noch bis jetzt die Aufklärung selbst der besten Klassen über diesen Punkt Fortschritte gemacht hat. Was kann diesen Menschen erwünschter seyn als ein solcher scheinbarer Sachverständiger und Filosof, der aus Gründen die Methode in der Medicin verwirft und die Empirie erhebt? Werden die Empiriker nicht von neuem ihr Haupt erheben; wird das Publikum nicht von neuem für sie gestimmt werden, und das mannigfaltige Unglück, was dadurch bewirkt wird, wird das nicht zum Theil auf den Verfasser dieses Aufsatzes zurück fallen?

Drittens kann diese Darstellung besonders auf junge Leute und Studierende sehr nachtheilig wirken. Sie haben so schon zu viele Neigung dazu, die Medicin bloß empirisch zu erlernen und zu treiben; denn das methodische Studium ist mühsamer. Ein solcher Aufsatz, mit solchen filosofischen Tiraden geschmückt, wird nicht ermangeln, sie in dem Glauben

ben an die löbliche Empirie zu ſtärken, und das gründliche Studium der Medicin, das rechtſchaffne Lehrer ſo ſehr zu befördern ſtreben, zu hindern.

Und endlich Gnade Gott den Aerzten, die in Städten und halb aufgeklärten Zirkeln prakticiren, wo der T. Merkur geleſen wird! Sie werden nun, wenigſtens eine geraume Zeit lang, doppelte Mühe haben ihre Kranken zu behandeln. Nicht bloß die Krankheit ſondern auch die Zweifel und Einwürfe des Kranken werden ſie zu bekämpfen, ſie werden eine Menge Zeit bloß auf Demonſtrazionen zu verwenden haben, um dem Kranken einigen Glauben an die Kunſt wieder zu geben.

Alle dieſe Rückſichten machen es nothwendig, etwas gegen dieſen Aufſatz zu ſagen. Und nichts iſt leichter. Er trägt ſein Verdammungsurtheil in ſich ſelbſt. Man braucht ihn nur mit einiger Aufmerkſamkeit und Sachkenntniß zu leſen, ſo zeigt ſich,

1. daß der, welcher ihn ſchrieb, ſo ſehr er ſich auch das Anſehen zu geben ſucht, dennoch kein Arzt iſt, und folglich die Sache gar nicht beurtheilen kann;

2. daß er noch überdies nicht aus Liebe zur Wahrheit und ruhigen Prüfung, ſondern mit leidenſchaftlicher Seele und unſtreitig aus gehäſſigen Privatabſichten ſchrieb;

3. daß die Haupteinwürfe völlig grundlos ſind, und zu den ungereimteſten Folgerungen führen.

Für die erſte Behauptung, daß der Vf. gar kein Arzt iſt, nur einige von den Beweiſen, die man faſt auf allen Seiten findet.

S. 354. führt er große Klage, daß man in der Semiotik gar keinen Unterſchied unter den Zeichen, die mit oder ohne Kauſalverbindung erſcheinen, mache, und weiß folglich nicht, was jedem Anfänger in der Medicin bekannt iſt, daß dieſer Unterſchied unter dem Namen *ſigna coexiſtentia* und *conſecutiva* ſchon lange gemacht und angenommen iſt.

S. 355. ſoll der nächſte Zweck der Semiotik ſeyn, nicht ſowohl Beſtimmung der Krankheit als vielmehr des Grades, der Dauer, des Ganges und der Gefahr der Krankheit, da doch bekanntlich Diagnoſtik der Hauptgegenſtand des Semiotikers iſt.

Ebendaſ. „Was den Grad der Krankheit betrifft, ſo iſt das eine ſo leichte Sache, daß Arzt, Pazient und Wärter ſehr leicht wiſſen, ob die Krankheit leicht oder heftig iſt.“ Welche lächerliche Behauptung! Hätte der Vf. nur einen einzigen Kranken von der Klaſſe der täuſchenden Krankheiten geſehen, deren Weſentliches darin beſteht, daß die Symptomen ſehr leicht und der innere Zuſtand

ſehr

ſehr gefährlich iſt, und daß kein Verhältniß zwiſchen den Urſachen und den äußern Erſcheinungen exiſtiert (es ſind die Fälle, wo eben das Empfindende und Reagierende in uns, das Nervenſyſtem, primario afficiert iſt), ſo würde er ſo etwas nie geſagt haben. Jeder anfangende Arzt würde ihn darüber berichtigt haben, wenn er vorher darnach gefragt hätte.

S. 356. „Die Dauer der Krankheit vorher zu ſagen, dazu gehört die Kenntniß des Ganges der Krankheit.“ Nicht der Gang der Krankheit (denn dieſer iſt nur bey ſehr wenigen ſo beſtimmt, daß er die Dauer bezeichnen kann, z. E. Blattern, Maſern und dergl.), ſondern weit mehr das Subjekt und das Verhältniß der Kraft und Gegenwirkung deſſelben zu der Krankheit, beſtimmt die Dauer.

S. 357. „Alle Meynungen über die Zeichen — ſind bloße Einfälle, ſo lange der Zuſammenhang der Erſcheinungen mit den Zufällen nicht fyſiologiſch und pathologiſch dargethan iſt, und man noch im Allgemeinen ſagt: dies iſt ein gutes oder ſchlimmes Zeichen.“ Welche Unwiſſenheit! Hätte der Vf. ein einzigesmal Semiotik gehört (alſo Medicin ſtudiert), ſo würde er wiſſen, daß es das Hauptgeſchäfft des Lehrers in dieſem Kollegium iſt, den Zuſammenhang der Erſcheinungen mit den Urſachen und Zufällen deutlich zu machen.

S. 362. freut ſich der Vf. recht innig, daß er mehrere Mittel anführen kann, von denen die Aerzte

ganz entgegen gesetzte Wirkungen rühmen, z. E. daß sie zugleich Blutflüsse stopfen und auch treiben, zugleich purgiren und auch anhalten, stärken und auflösen u. s. w. und will dadurch die Unrichtigkeit der medicinischen Erfahrung beweisen. Dadurch aber verräth er am allermeisten seine Unwissenheit in den ersten Anfangsgründen der Arzneykunst; denn diese würden ihn gelehrt haben, daß die Wirkung eines jeden Mittels durch den Grad und durch das Subjekt bestimmt wird (folglich nicht absolut sondern relativ ist); daß alle Laxiermittel durch einen Reiz wirken, der in einer gewissen Dosis vermehrte Oscillazion der Darmfasern und folglich vermehrte Fortbewegung, in einer stärkern aber einen zusammenziehenden stehenden Krampf, und folglich Verstopfung erregen kann; daß also bey einem empfindlichen Subjekt die nehmliche entgegen gesetzte Wirkung entstehen kann, die eine zu starke Dosis hat. Sie würden ihn gelehrt haben, daß ein stärkendes Mittel, eben dadurch daß es die Thätigkeit und Reakzion der Kraft erhält, auch auflösen und eröffnen kann. — Eben so absurd ist der Beweis, den er aus dem langen Katalog entgegen gesetzter Mittel führt, die man gegen das Fieber gebraucht hat. Es ist wirklich traurig zu sehen, daß sich ein Mensch unterfängt über Medicin zu urtheilen, der nicht einmal weiß, daß ganz entgegen gesetzte Ursachen oft einerley Wirkungen, folglich Krankheiten hervorbringen, und also die nemlichen Krankheiten durch ganz entgegen gesetzte Mittel, und dem Anscheine

ſcheine nach ganz verſchiedene Krankheiten durch die nemlichen Mittel kuriert werden können. — Freylich ein Empirikus urtheilt ſo; aber darin liegt eben der Unterſchied und Vorzug der razionellen Medicin vor der Empirie.

S. 371. „Die Anatomie iſt für die praktiſche Medizin unnütz; ſie lehrt höchſtens den Sitz der Krankheit aber nicht die Urſache.“ Dieſe Stelle braucht man nur anzuführen, um den Nichtarzt zu karakteriſieren. Denn gar oft lehrt uns Anatomie die Urſachen; und wer kann denn heilen, ohne den Sitz der Krankheit zu wiſſen?

Doch dies iſt mehr als hinreichend um zu beweiſen, daß der Verfaſſer ſchlechterdings kein Arzt ſeyn kann. Und da denn doch wohl Kenntniß des Gegenſtandes die erſte Bedingung iſt, wenn man darüber urtheilen will, ſo iſt es wenigſtens ſehr arrogant und unanſtändig, wenn ein Mann, der ſo wenig weiß was Medicin iſt, ſich erdreiſtet, ſie mit ſo wenig Achtung und einem ſo diktatoriſchen Tone, wie einen armen Schulknaben, abzufertigen.

Der zweyte Punkt, daß der Aufſatz keine Frucht der Wahrheitsliebe und ruhigen Prüfung, ſondern der Animoſität und leidenſchaftlicher Abſichten ſey, erhellt aus folgendem.

Einmal, weil er in den T. Merkur eingerückt wurde. — War die Abſicht ſeiner Mittheilung gut und

wohlwollend, ſo mußte er an einem Ort erſcheinen, wo die gegründeten Zweifel und Einwürfe vor die Augen ſachkundiger Männer zur Beurtheilung und Benutzung kamen, und wo ſie den wenigſten Schaden von Seiten des nichtärztlichen Publikums wirken konnten, alſo in einem mediciniſchen Journale. Beydes wurde dadurch verfehlt, daß er in dieſem Journal erſchien. — Der Verf. überſah alſo ganz den reellen Schaden, den ſolche Ausſtreuungen im groſſen Publikum hervorbringen müſſen, und ſeine Abſicht war offenbar, nicht der Medicin zu nutzen und ſie zu beſſern, ſondern ſie gerade bey dem nichts davon verſtehenden Publikum in Miskredit zu bringen. — Dies iſt nicht die Handlungsweiſe eines Wahrheit liebenden und es gut mit der Sache meynenden Gemüthes.

Zweytens, der Ton, der in dem Aufſatz herrſcht, zeigt durchaus Leidenſchaft; beſonders die anſtößige Stelle, wo die Collegia medica mit dem niedrigen Ausdruck Komplotte belegt werden, und verſichert wird, ſie ſeyen bloß erfunden, um die armen Empiriker, die es gar oft beſſer verſtehen als die Aerzte, von der einträglichen Praxis zu entfernen. — Nun wahrhaftig, ein Mann, der ſich zu ſolchen unanſtändigen Ausdrücken erniedrigt, zeigt ja wohl, daß ſeine Seele krank war als er ſchrieb, und er kanns uns nicht verargen, wenn wir aus allen den obigen Prämiſſen (Mangel an mediciniſcher Kenntniß, Vertheidigung

dignung der Empiriker, Schimpfen auf die Collegia medica) den Schluß ziehen, daß er ſelbſt höchſt wahrſcheinlich ein ſolcher Empiriker iſt, der von irgend einem Collegio medico etwas ſtrenge behandelt wurde.

Dies wäre ſchon genug, um dem ganzen Aufſatz von Seiten ſeines Verfaſſers alle Autorität und Beweiskraft zu nehmen; aber

Drittens, auch die Haupteinwürfe ſelbſt ſind entweder grundlos oder ſo beſchaffen, daß ſie auf jede andre praktiſche Wiſſenſchaft auch paſſen.

Gleich der Zweck der Medicin iſt ganz falſch angegeben. Er iſt nach dem Verf.: „Vorherſagung des natürlichen Erfolgs der Krankheit, und, wenn es möglich iſt, Heilung derſelben.“ Dies wäre wirklich ein ſehr eingeſchränkter Zweck. Nein! Der wahre Zweck der Medicin iſt phyſiſche Vervollkommnung des Menſchen, Erhaltung, Wiederherſtellung und Verbreitung der Geſundheit, ſowohl im Einzelnen als im Ganzen. — Die Medicin iſt folglich eine der erhabenſten, weitumfaſſendſten, menſchlichſten Wiſſenſchaften, eben ſo ewig und von der Menſchheit unzertrennlich als die Moral, an die ſie ſich zunächſt anſchließt. Dieſe hat die ſittliche, jene die phyſiſche Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts zum letzten Zwecke.

Beyde

ſo ſagen, ſo würde er ein deſto ſchändlicherer Bube ſeyn: Aber ihr, mein Herr, ſeyd bloß in einem Irrthum, wenn ihr ſo redet.

Leontes.

Ihr habt euch geirret, Madam, wie ihr den Polixenes für Leontes angeſehen habt. O du, dein rechter Name würde den Mund eines Prinzen zu ſehr beflecken -- Ich habe es geſagt, ſie iſt eine Ehbrecherin; und ich habe geſagt mit wem: Ich ſage noch mehr; ſie iſt eine Verrätherin, und Camillo iſt ihr Mit-Verſchworner -- er weiß um das, was ſie erröthen ſollte, ſich ſelbſt bewußt zu ſeyn -- er weiß daß ſie nichts beſſer iſt als diejenige, denen der Pöbel die unehrbarſten Titel giebt; ja, und daß ſie an ihrer Flucht Antheil hat.

Hermione.

Nein, bey meinem Leben, ich weiß von allem dieſem nichts: Wie wird euch das ſchmerzen, wenn euch dereinſt die Augen aufgehen werden, daß ihr mich öffentlich ſo beſchimpft habt! Mein liebſter Gemahl, ihr werdet mir dann ſchwerlich eine hinlängliche Genugthuung geben können, wenn ihr ſagt, daß ihr euch geirret habet.

Leontes.

Die Umſtände, auf welche mein Urtheil ſich gründet, laſſen keine Möglichkeit, mich geirret zu haben, Raum -- Hinweg mit ihr ins Gefängniß -- Derjenige, der nur ein

Wor-

Beyde wirken nach einem Ziele hin, Vervollkommnung des Menschen, und so gewiß es ist, daß die Medicin zu ihrem Zweck die moralischen Mittel nicht entbehren kann, eben so ausgemacht ist es, daß die moralische Vervollkommnung ohne Verhülfe der Medicin, weder im Einzelnen noch im Ganzen, möglich ist, und daß es sehr nützlich wäre, wenn man anfinge die moralische Bildung etwas mehr aus dem Fysischen herzuleiten und durch fysische Mittel zu unterstützen. —

Die Heilkunst ist ferner nach diesem Gesichtspunkte nicht bloß Retterin des Leidenden, sondern Beglückerin des ganzen Menschengeschlechts, indem sie die Mittel ausforscht und anzeigt, das Heer der Krankheiten zu vermindern, ihre Ursachen zu vermeiden, und so den Menschen nach und nach seiner ursprünglichen fysischen Vollkommenheit wieder näher zu bringen. Wie viel großes und gutes kann sie da durch Verbesserung der fysischen Erziehung, der Lebensart, der Polizey, der Entfernung der Krankheitsgifte, die bloß durch unsre Unachtsamkeit unter uns wüthen, bewirken? Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Hälfte, und nach und nach noch mehr, von allen Krankheiten bloß durch diese Benutzung der Medicin entfernt und ganz vernichtet werden könnten. — Auf diese Weise wird die Medicin ein wesentlicher Theil der Staatsverwaltung, da denn doch wohl die fysische Beglückung und Vervollkommnung

der

der Staatsglieder ein eben ſo wichtiger Zweck des Staats iſt als die moraliſche. Freylich bedarf es dazu noch fortgeſetzte Aufklärung der Unterthanen über ihren fyſiſchen Zuſtand und die Urſachen ihrer fyſiſchen Leiden, und der Obrigkeiten über dieſen wichtigen Theil ihrer Beſtimmung: aber es läßt ſich nicht zweifeln, daß bey dem thätigen Beſtreben der Aerzte dieſe Begriffe zu verbreiten und zu berichtigen, dieſer Grad der Kultur zuletzt erreicht werden wird, wenn es auch erſt künftigen Jahrhunderten vorbehalten ſeyn ſollte, dieſen Triumf der Medicin über das fyſiſche Elend zu feyern.

Der Haupteinwurf betrifft die unzureichende Kenntniß des Weſens der Krankheit, als des Stoffs der Medicin, der Art und Weiſe, wie ſich aus dem kranken Zuſtand der geſunde entwickelt, und der Hülfsmittel, wodurch dies geſchieht. Aber das was in dieſem Einwurfe wahr iſt, kann mit eben dem Rechte von jeder anderen Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſich mit der Natur und ihrer Behandlung beſchäfftigt, geſagt werden. Alles iſt ja bloß Erfahrung, und noch kein Menſch wird ſich rühmen können, ſo wenig in der Medicin als in der Mechanik, Chemie u. ſ. w. das eigentliche Weſen und die Wirkungsart der Dinge erkannt zu haben. — Niemand wird läugnen, daß der Chemiker und Mechaniker die Kräfte und Verhältniſſe der todten Natur nach ihren Abſichten verändern, kombinieren und leiten, und ſo neue und nützliche Reſultate her-

hervorbringen könne, die uns oft in Erſtaunen ſetzen. Aber man frage den Chemiker nach dem Weſen des Sauerſtoffs, Kohlenſtoffs u. ſ. w. den Mechaniker nach dem Weſen der Schwerkraft, der Kohäſionskraft: Sie werden verſtummen. — Man frage ferner nach der Art und Weiſe, wie die Wirkungen eigentlich geſchehen, die ſie täglich hervorbringen, z. E. wie und wodurch ſich dieſe Theile anziehen, jene fliehen; auf welche Weiſe Bindungen, Zerlegungen und Zuſammenſetzungen der Beſtandtheile geſchehen, — und ſie werden abermals verſtummen, oder ganz entgegen geſetzte Hypotheſen vorbringen. — Und dennoch behandeln ſie dieſe Stoffe, die ſie nicht kennen, nach beſtimmten Abſichten und Zwecken; ſie beherrſchen dieſe verborgenen Naturkräfte, und gebrauchen ſie nach ihrem Willen zum größten Nutzen der Menſchheit. — Eben ſo die Medicin. — Sie kennt freylich weder das innige Weſen der Krankheit noch der Mittel, noch der lebenden Kräfte, die ſie behandelt und bearbeitet (und kann ſie auch, nach dem Ausſpruch aller Filoſofen, vermöge unſrer ſublunariſchen Organiſazion nicht erkennen); aber ſie weiß, daß, wenn die oder jene Erſcheinungen am lebenden Körper ſich zeigen, gewiſſe damit verbundene Veränderungen in ſeiner Materie oder Kraft Statt finden, welche Krankheiten heißen und tödtliche Folgen haben können. Sie gründet darauf den Schluß, daß gewiſſe, dieſen entgegen geſetzte Veränderungen durch die Kunſt hervorgebracht werden müſſen, um

jene

jene krankhaften aufzuheben. Nun weiß sie durch Erfahrung, daß gewisse Mittel und Einwirkungen die Kraft besitzen, solche Veränderungen hervorzubringen; sie wendet sie folglich an, und so heilt sie. — Dies ist die ganze Theorie aller Heilung, und ich frage jeden wahren und unparteyischen Filosofen, ob darin etwas ungereimtes liegt, und ob diesen Effekt der Arzt nicht eben so gut erreichen kann, ohne das innere Wesen der Kräfte und Mittel zu kennen, als der Chemiker neue Veränderungen und Wirkungen der chemischen Kräfte und Natur hervorbringt, durch Mittel und Kräfte, deren inneres Wesen ihm eben so wenig bekannt sind?

Der wahre Maßstab zur Bestimmung des Werths einer praktischen Wissenschaft ist der Nutzen, den sie stiftet. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — Und hier kann die Medicin kühn auftreten, und sich mit jeder der kultivierten Wissenschaften, selbst die Filosofie nicht ausgenommen, messen. Welcher Unterschied in der jetzigen Behandlung der Kinder gegen die vor 50 Jahren? Welcher Unterschied in der Behandlung der hitzigen Krankheiten gegen die schweistreibende und erhitzende Methode der Vorfahren? Daß die gesittete Welt Europens keine Pest, keinen Aussatz mehr kennt; daß man jetzt ein Wechselfieber in acht Tagen kuriert, was sonst vielleicht acht Monate dauerte; daß die Faulfieber nicht mehr unheilbar sind, ist Wirkung der Medicin. — Ja sie brauchte weiter nichts gethan zu haben, als durch

die

die Inokulazion die Blatternpest in eine leichte ganz unschädliche Krankheit verwandelt zu haben, und sie verdiente schon den Namen der grosten Wohlthäterin der Menschheit.

Hätte der Verf. ein einzigesmal das mit nichts zu vergleichende Glück genossen, durch diese Medicin einen Menschen vom Tode gerettet, einen Hausvater seiner trostlosen Familie oder das einzige Kind seiner Mutter wieder geschenkt zu haben, er würde anders von dieser Kunst sprechen. — Ich bin selbst Arzt, und habe Wahrheitsliebe genug, nichts zum Besten dieser Kunst zu sagen, wozu mich nicht innige Ueberzeugung und eigne Erfahrung treibt.

Und die Diener dieser Kunst, die bey ihrem mühsamen und gefährlichen Beruf alles, Freude und Genuß, Zeit, Nachtruhe, Selbstgefühl, ja Gesundheit und Leben, der leidenden Menschheit aufopfern; die, was den thätigen und praktischen Theil der Nächstenliebe und Moral, die Selbstverleugnung und das Leben für Andre betrifft, gewiß den obersten Rang unter allen Gliedern der Gesellschaft behaupten, und sichs wahrhaftig sauerer werden lassen manchen armen verachteten Tagelöhner zu retten, als die Herren, die mit aller Bequemlichkeit in der Studierstube die Welt reformieren; — diese Männer sollten doch wohl vor öffentlichen Kränkungen gesichert seyn, und wenigstens auf Schonung und Bil-

Billigkeit von Seiten des Publikums rechnen können, dem sie alles aufopfern, und das so wenig für sie thut.

D. Hufeland.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Als ich das Fragment über die Medicin aus dem noch ungedruckten Werke Arkesilas oder über Wahrheit und Täuschung in das dießjährige 8te St. des T. M. aufnahm, betrachtete ich diesen Arkesilas als ein Seitenstück zu des berühmten Kornelius Agrippa Buche de Vanitate scientiarum, — einer Art von Schriften, dergleichen wohl am Schluß eines jeden Jahrhunderts billig erscheinen dürften, um die Gelehrten aller Gattungen vor der Sünde einer allzu hoffärtigen Selbstzufriedenheit zu verwahren und zu erinnern, wie weit wir noch von der Vollkommenheit entfernt sind, und wie viel, zumahl in den Wissenschaften, die den Menschen zum direkten Gegenstand haben, nach allem was durch die zusammengesetzten Bemühungen der verdientesten Männer bereits geleistet worden, noch zu leisten übrig sey.

Ueber die Gründlichkeit der Vorwürfe, welche Arkesilas der Arzneywissenschaft und den Aerzten macht, konnte ich, ohne Anmaßung, mich nicht zum Richter machen: aber ich kannte den Verfasser als einen sehr scharfsinnigen Denker aus dem vortrefflichen

chen Aufſatz über die Alleinherrſchaft (im Jahrgang 1793. des T. Merkur), und wiewohl mir ſein Ton hier und da mißfiel, ſo ſchienen mir doch manche ſeiner Reflexionen und Vorwürfe Aufmerkſamkeit zu verdienen; und, weit entfernt, dieſes Fragment für ſchädlich zu halten, glaubte ich daß es ſchon dadurch allein, daß es ſachkundige Gelehrte zur Prüfung und Widerlegung reitzen würde, Nutzen genug ſchaffen könne. Daß ich mich in dieſer Erwartung nicht betrogen, davon iſt der vorſtehende Aufſatz der beſte Beweis. Daß aber dem Verfaſſer (und alſo auch dem Herausgeber) die Einrückung dieſes Fragments in den T. Merkur zum Verbrechen gemacht werden könnte, ſah ich keineswegs voraus: denn dieſes Journal hat doch wohl (wenigſtens der ungleich größern Mehrheit nach) keine andere Leſer als Perſonen, welche ſo viel Vernunft haben, nicht eher über Sachen dieſer Art zu urtheilen bis ſie auch den andern Theil gehört haben; und ſollte Arkeſilas auch zufälliger Weiſe auf den einen oder andern nachtheilige Eindrücke machen, ſo ſetzte ich weder in den Verſtand der Leſer noch in die gute Sache der Arzneykunſt ein ſo großes Mißtrauen, daß ich gezweifelt hätte, dergleichen Eindrücke könnten ſehr leicht durch eine gründliche und ohne Leidenſchaft geſchriebene Beantwortung der Einwürfe dieſes neuen Sextus Empirikus ausgelöſcht werden. Ob dies zu meiner Rechtfertigung hinlänglich ſey, entſcheide das unbefangene Publikum. Wenigſtens iſt es alles, was mir meine tiefs

ges

gefühlte Achtung für den berühmten und vortrefflichen Verfaſſer des vorſtehenden Aufſatzes (dem ich ſelbſt als ehemaligem Arzt meines Hauſes große und unvergeßliche Verbindlichkeiten habe) über dieſe Sache zu ſagen erlaubt hat.

W.

III.

Ariſtides.

Ein Dialog.

Arthur. Hieher, mein Freund, wenn es dein Ernſt iſt den Straus zu beſtehen; hieher zu dem Altar des reinen, praktiſchen Edelmuths, zu dem Denkmal des großen Mannes, der Geſchäftsgeiſt und Redlichkeit, Wirkſamkeit und unbefleckte Tugend unnachahmlich zum ſchönen Vorbild aller Zeiten in ſich verband!

Ethelwold. Und wo führſt du mich hin?

Arthur. Du biſt da. Siehſt du dieſen einfachen Roſenaltar? Ihn ſchmückt nichts als ſeine Einfalt, die Feldblume und das Bildniß meines erhabenen Ariſtides.

Ethelwold. Ariſtides?

Arthur. Ja, der Sohn des edlen Liſimachus, den man verbannte, weil er der Gerechte hieß; der dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe eilte, ohne der erlittenen Kränkung zu gedenken; deſſen Ausſpruch ein ganzes Volk von dem Verbrechen zurückhielt; der nur an der guten Sache, nie an Perſönlichkeit hing, aber auch jedes ungerechte Mittel für die gute Sache verabſcheute, weil er nur die reine, fleckenloſe Tugend liebte. Dieſes Mannes Bildniß ſey unſer Zeuge, und obgleich der ſtumme, doch der gerechte Richter unſers Streites.

Ethelwold. Unſere Frage iſt eines ſolchen Richters würdig; ſie iſt wichtig, und darum verdient ſie gewiß tiefes Nachdenken, reife Erörterung von beyden Seiten. Du haſt dich bereits für die eine erklärt; der Wahrheit zu Liebe will ich die andere übernehmen.

Arthur. Sollte noch ein Zweifel übrig ſeyn, daß ſich der rechtſchaffne Staatsmann zu Erreichung auch des beſten Endzweckes keiner unerlaubten Mittel bedienen darf?

Ethelwold. Die ſchrecklichſten Begebenheiten ſcheinen über dieſe Frage ſchon praktiſch entſchieden zu haben; obgleich auch wieder gute Folgen der verdammenden Entſcheidung die Wage zu halten ſcheinen. Wir ſehen in den Jahrbüchern der Geſchichte,

wie

wie Probabiliſten, Fanatiker und Betrüger handelten, je nachdem Einſeitigkeit, Eigennutz oder Ueberſpannung ſie leiteten; wir ſehen, wie ſie Reiche und Weltheile mit Blut netzten, und die heiligſten Bande der Natur und der Geſellſchaft entſchloſſen mit dem Stahl der Kaſuiſtik zerſchnitten. Die Geſchichte führt dieſe Erſcheinungen auf Urſachen zurück, deren anſcheinender Kontraſt dem erſten Blick auffallend, dem zweyten beleidigend wird. Allein zur Entſcheidung wird hier lange, kalte, tiefe Unterſuchung erfodert. Sie, nur ſie allein kann dem beunruhigten Sinn des Menſchen Auflöſung der wichtigen Frage und einen feſten Stab auf einer ſo ſchlüpfrigen Bahn gewähren.

Arthur. Ich bin gerecht gegen deinen Beweggrund, mein Freund, und begierig auf deine Gründe.

Ethelwold. Dann wirſt du mir auch zugeben, daß auf dem Geſichtspunkt, unter dem die Frage gefaßt wird, alles beruht.

Arthur. Giebt es mehr als einen?

Ethelwold. Ich fühle was du ſagen willſt. Du urtheilſt recht, wenn du nur ein Grundgeſetz als möglich annimmſt; aber die Auswahl dieſes Grundgeſetzes bleibt denn doch wieder das Werk der einzelnen Unterſuchung. Jeder findet, was ihm zu

Wort zu ihrem Vortheil spricht, muß eine Ursache dazu haben, die ihn mehr als doppelt schuldig macht.

Hermione.

Es regiert irgend ein böser Planet: Ich muß Geduld haben, bis der Himmel günstigere Aspekten giebt. Meine guten Herren, ich bin nicht so fertig zum Weinen, als es unser Geschlecht gröstentheils ist; der Mangel dieses eitlen Thaues wird vielleicht euer Mitleiden austrocknen; aber der ehrenvolle Schmerz den ich schweigend hier verschliesse, brennt heftiger, als daß ihn Thränen löschen könnten -- Ich bitte euch alle, meine Herren, denket das beste von mir was euer gutes Herz euch eingeben mag; und so geschehe dann des Königs Wille!

Leontes.

Werd ich Gehorsam finden?

Hermione.

Wer soll mit mir gehen? -- Ich bitte Eu. Hoheit, meine Kammer-Frauen bey mir zu lassen; denn, wie ihr sehet, so macht meine Figur ihre Gegenwart nothwendig -- Weint nicht, ihr närrischen Dinger, ihr habt keine Ursache dazu; wenn ihr jemals finden werdet, daß eure Frau diese Begegnung verdient hat, dann weint was ihr weinen könnt; die Widerwärtigkeit, die izt über mich kommt, dient zu meinem Besten. Adieu, mein Gemahl -- es ist mir schmerzlich, daß ich erlebt habe, euch bekümmert zu sehen; -- Kommt, meine Weiber, ihr habt Erlaubniß.

Leontes.

genügen scheint, und so kann in der ersten Norm schon der Widerspruch der Einzelnen liegen, ohne daß ihre Folgen sich widersprechen.

Arthur. Laß uns hören.

Ethelwold. Ich habe auch meinen Beytrag zum Nachdenken über diese erste Grundregel geleistet, und hier hast du die Folge meiner Ideen. Zuerst müssen wir wohl den Begriff des Bösen, des Unerlaubten, des Unmoralischen bestimmen, und das scheint so schwer nicht.

Arthur. Unser moralischer Sinn entscheidet es wenigstens oft deutlich genug, wenn auch der Verstand schweigt oder zweifelt.

Ethelwold. Nennt nicht der Lappländer, im Eis vergraben, den wärmern Hauch des Südwins des gut, indessen der verbrannte Afrikaner dem sengenden als böse flucht? Der Unglückliche, der vor einem Jahre in der Fülle seines damaligen Glücks bey dem bloßen Gedanken des Todes zitterte, sieht nun in ihm, als seinem Tröster, seinen Erretter. So viel kömmt auf die Umstände an, in welchen wir äußere Ereignisse und ihren Eindruck auf uns wahrnehmen, und darüber urtheilen.

Arthur. Und du folgerst?

Ethelwold. Daß es nur das Gefühl unseres Wohls, mit Einem Wort, daß es die Selbstliebe sey,

ſey, welche die Gegenſtände in Rückſicht auf uns ordnet; daß unſere Glückſeligkeit der Probierſtein des Guten und Böſen werde. Du lächelſt —

Arthur. Endige deinen Schluß, und vergiß nicht die Beweiſe.

Ethelwold. Alles was lebt empfindet, iſt dem Eindruck von auſſen offen, und Glückſeligkeit wird die Norm des Urtheils über böſe und gut, bey dem Thiere wie bey dem Menſchen. Böſe iſt was der Glückſeligkeit ſchadet; gut was ſie befördert.

Arthur. Und du erkennſt kein unabhängiges, ſelbſtſtändiges Böſe und Gute?

Ethelwold. Abſolut böſe müßte alles dasjenige ſeyn, was den erſten anerſchaffnen Bedingniſſen der Glückſeligkeit widerſpricht; abſolut gut das was ihnen entſpricht.

Arthur. Wohl, mein Freund; Hier werden wir uns wiederfinden.

Ethelwold. Böſe im Staatenverhältniß empfängt die nemliche Beſtimmung. Hier wird die Glückſeligkeit des Staats die Norm; und ſo kann mir das, was ich dir eben vom abſolut Böſen zugab, nicht ſchaden. Die Verfaſſung des Staates, ſeine Verhältniſſe im Innern und Aeußern, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Naturanlagen, und alles was auf die

Grundbestimmung seines individuellen Wesens Einfluß hat, diese Umstände geben das Interesse des Staates, mithin die Foderungen seiner Glückseligkeit an. Die Umstände können sich verändern, das Interesse verändert sich mit. Es kann mithin zu Einer Zeit etwas für den Staat gut seyn, was zur andern böse war. Die Umstände müssen daher über die Moral der Staatskunst entscheiden, und alles, was du absolut böse nennen magst, verliehrt seine Beziehung da, wo eine bürgerliche Gesellschaft, zu wechselseitigem Kraftaufwand für das allgemeine Wohl vereinigt, dieses Wohl nach der ihr eigenen Lage zu befördern sucht.

Arthur. Der Geist der Geschichte, das Einverständniß aller Menschen nennt doch gewisse Grundsätze, gewisse Handlungen durchaus immer bös?

Ethelwold. Das heißt nichts anders, als daß sie unter allen Umständen der Glückseligkeit im Allgemeinen, der Menschheit im Ganzen schädlich seyn mögen; aber darum können sie doch einem Staat insbesondere nützen, und was der Kosmopolit verwirft, kann der Patriot gut heißen.

Arthur. Du mußt diesem zu Folge z. B. den Undank, dies schwarze Verbrechen gegen den Genius der Menschheit, deinem Patrioten für erlaubt gelten lassen?

Ethel-

Ethelwold. Warum ein ſo auffallendes Beyſpiel? Laß uns keine ſolche Lage wünſchen.

Arthur. Das Beyſpiel iſt nicht auffallend, dein Satz iſt es; und wenn du dieſe Theorie annimmſt, ſo darfſt du dich nicht ſchüchtern von den Folgen hinweg wenden.

Ethelwold. Du zählſt auf meine Verlegenheit, lieber Arthur; aber warum ſollte ſie aus der Wahrheit entſtehn? Laß uns den Fall als möglich, als wirklich annehmen, und dann laß uns geſtehen, daß es ſchwer iſt, an die Pflicht der Dankbarkeit zwiſchen Staaten zu glauben.

Arthur. Ethelwold!

Ethelwold. Warum dieſes Erſtaunen, mein Freund? Mag es immer Dinge in der Politik geben, die hart klingen — der feſte Blick muß ſie doch ruhig faſſen. Das was ich dir hier ſage, iſt doch im Grunde ſehr einfach, nur ungewöhnlich ſcheint es. Warum fährt man bey ganz ähnlichen Dingen nicht auch zurück? Die Geſetze ſtrafen den Todtſchlag mit dem Schwert, und jeder Richter und alle deine Filoſofen ſprechen den Todtſchläger los, der es zu ſeiner Selbſtvertheidigung wurde. Wenn hier etwas böſe und gut ſeyn kann, nach dem die Umſtände verſchieden ſind, warum nicht auch in andern Fällen? Das Schwert, das in Mörders-

hand das Werkzeug des Verbrechens iſt, wird wieder in der Hand des Richters ein erlaubtes Mittel zur Erhaltung der Geſellſchaft. Wenn alſo die Umſtände zeigen, daß die Handlung, welche in andern Verhältniſſen der Geſellſchaft oft ſchaden würde, ihr nun nützen wird, ſo ändert ſich ihre relative Natur; ſie hört eben deswegen auf unerlaubt zu ſeyn. Und dann mag auch der Rechtſchaffene kein Bedenken tragen, ſie zum Beſten ſeiner guten Abſicht zu vollbringen. Der Endzweck, wohin ſie der Böſewicht richtete, gab ihr als Beſtimmungsgrund die Eigenſchaft des Böſen. — Der Endzweck iſt nun umgekehrt, folglich ſind es ihr Beſtimmungsgrund und ihr Weſen auch.

Arthur. Wenn dich mein Ariſtides hörte, er, deſſen goldne Worte: der Vorſchlag des Themiſtokles iſt höchſt vortheilhaft, aber auch höchſt ungerecht, ein ganzes Volk als den Orakelſpruch der reinſten Tugend vernahm und befolgte — wenn er dich hörte, Ethelwold, ſo würdeſt du ihm ſelbſt deine Gedanken abbitten.

Ethelwold. Ich verehre ſeine Ueberzeugung, ohne meiner Einſicht zu entſagen.

Arthur. Kennſt du viele ſolcher Handlungen, welche vorher böſe waren, und nach deiner Meinung gut wurden, weil ſie dem Wohl des Staates nützten?

ten? Solcher Handlungen, wo dieſe groſſe weſentliche Veränderung bloß in den Umſtänden ruht?

Ethelwold. Die Geſchichte beantwortet deine Frage auf jedem Blatte; nur bedarf es bey Erwägung der Umſtände, welche die Handlung zu fodern ſcheinen, einer genauen Prüfung, einer weitausſehenden Ueberlegung der Folgen.

Arthur. Dieſe Bedingniß kömmt aus deinem Herzen. Aber gehört nicht ein ſehr aufgeklärtes Volk dazu, dieſe Prüfung anzuſtellen, und die Nachtheile des übeln Beyſpiels unmöglich zu machen? Sehr ſchwer iſt es, in jedem einzelnen Falle nach deinem Syſtem, ohne andern Grundſatz als jenen des überwiegenden Vortheils, zu entſcheiden was hier böſe, was gut ſey; noch ſchwerer, die ſchrecklichen Folgen übelverſtandener Nachahmung zu verhüten.

Ethelwold. Wer den Vortheil erringen will, muß die Gefahr tragen. Ueberdies giebt es Mittel ſie zu vermindern; ſie liegen zum Theil ſchon in dem, was ich dir geſagt habe.

Arthur. Ich bitte dich, mir ſolche zu entwickeln. Der Nachtheil des übeln Beyſpiels bleibt, wenn ich dir auch alles übrige einräumen wollte, ſo ausgezeichnet groß für die Maſſe der Nazion, daß er allein ſchon verbürgt, wie wenig eine an ſich

böſe

böſe Handlung durch politiſche Rückſicht, und politiſchen Vortheil gut werden könne. Setze den Fall, daß dein Staatsmann aus dieſen Gründen wortbrüchig werde, oder eine Provinz erobern, wozu er kein Recht hat: wird nicht ein ſolches Schauſpiel die Moralität der Staatsbürger im Einzelnen unwiederbringlich vergiften?

Ethelwold. Ich könnte dir zugeben, daß die Staatsverwaltung, eben ihres wahren Beſten wegen, ſolche Handlungen unterlaſſen muß, wenn ſie nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des moraliſchen Nazionalkarakters bleiben können; ich könnte antworten, daß hier das Geheimniß des Kabinets die nachtheilige Wirkung zu hindern vermag, weil alsdann der allgemein ſchädliche Eindruck unterbleibt. Doch mein Satz iſt anders beſtimmt. Ich will, daß der Staat die öffentliche Moralität erhalte; aber ich will zugleich, daß man ihm nicht das ausſchließende Recht ſtreitig mache, Mittel anzuwenden, deren ſich der Privatmann nicht bedienen darf, weil ſie dann eben ſo allgemein ſchädlich würden, als ſie in der Hand der Staatsverwaltung dem Staats-Beſten nützlich werden. Warum darf der Arzt die Giſte brauchen, welche man dem Privatmann verſagt? Warum darf der Staat tödten, da der Einzelne durch die nemliche Handlung zum Verbrecher wird?

Arthur. Das iſt alſo der Grundſatz deines Syſtems? gegen den ich jetzt nur das einwenden will,

will, daß der Schein der Heucheley, der Abwürdigung von ächter Tugend, von reinem Edelſinn davon nicht wohl zu trennen iſt.

Ethelwold. Ich glaube dem Edelmuth, der Reinheit, der Tugend nicht zu nahe zu treten. Denn wer kann ihnen entſagen, ohne ſich mit eigener Hand das Brandmal der Schande auf die Stirne zu drücken? Mein Grundſatz entfernt öffentliche Unmoralität, er ſichert das Wohl des Staates. Hier hört die Glückſeligkeit der Einzelnen auf, die Norm des Handelnden zu ſeyn; denn ſie iſt jetzt in Sicherheit, und darf von ſeiner Handlung nichts befürchten. Nun tritt der Blick auf das große Ganze des Staats ein, und die Würde ſeines Karakters findet in der Beförderung deſſelben ihre Rettung.

Arthur. Und ſcheint dir dieſe Rechtfertigung genügend? Sie kann es ſeyn für die Ehrſucht, für die Habſucht, ſelbſt für den Rechtſchaffenen, den einſeitige Betrachtung hinriß; ſelbſt für den Edelmüthigen, der in der ſchönen Glut des Enthuſiasmus einmal weniger ſorgfältig prüfte, — aber auch für die Foderung der reinen unbefangenen Vernunft, des reinen, ruhigen moraliſchen Sinnes?

Ethelwold. Ich nenne dir Heinrich den Vierten. Der Mann, den jeder Edle verehrt, den ſeine Nazion ihren Titus nennt, und auf den jede andere liebevoll und dankbar ſtolz ſeyn würde — der

der edelmüthige, hochsinnige, große Mann — Wer würde es wagen, niedrig von ihm denken zu wollen? Und doch ist allgemein bekannt, was ihm in jenem Blutbad seiner Religionsverwandten das Leben, und seinem Vaterlande sein Glück erhielt: — eine Nothlüge. Er gesteht es selbst.

Arthur. Wenn auch die Betrachtung, daß Pflicht der Selbsterhaltung sie eingab und dazu berechtigen konnte, nicht hinlänglich entschuldigt, so antworte ich dir auf dein glänzendes Beyspiel nichts anders, als daß jede menschliche Tugend ihre Flecken hat, weil Vollkommenheit ihr Loos nicht ist; daß ich Heinrichen liebe und verehre, aber die Tugend noch mehr als ihn, und daß in Sachen der Moralität die Erfahrungs-Beweise nur als Warnung gelten können.

Ethelwold. Du mußt den ganzen Sinn meines Beyspiels fassen. Heinrich fühlte gewiß seine Kräfte, die ihn zum Beruhiger, Retter und Wohlthäter seines Vaterlands bestimmten; seine Klugheit übersah die damaligen Verhältnisse, und enthüllte seinem Blick die mögliche Zukunft. Er konnte nicht zweifeln, daß Frankreich noch unendlich viel von innern Unruhen leiden werde. Ein schwacher König, ein nicht minder schwacher Thronfolger, eine ehrgeitzige Regentin, verschlagne und lasterhafte Staatsbeamte und Lieblinge, unzufriedene, unruhig aufstrebende und erbitterte Großen, ein durch

Reli-

Religionsspaltung getheiltes und wechselseitig aufgebrachtes Volk, das noch die Waffen vor sich liegen hatte, welche ihm der Glaube in die Hände gegeben; der plötzliche Friedensschluß, die unvermuthete Verwandlung des Hofes gegen die Protestanten, seine eigene Vermählung, seine Kenntniß von dem Hange der Regierung, da, wo Gewalt fehlschlug, ihre Zuflucht zur Tücke zu nehmen, — alles dies ließ ihn ferneres Unglück und nahe Gefahr ahnden. Auf der andern Seite sah er in sich selbst den einzigen letzten Erben des Thrones, die letzte Hoffnung der Nazion. Er war entschlossen alles für sie zu thun, und er vermochte es. Hätte er denn nicht ein wahres Verbrechen begangen, wenn er sein Leben, auf dem alles beruhte, vergeblich der hinterlistigen Rache verrätherischer Feinde Preis gab? Ihm gereicht das zum Ruhme, was man vielleicht einem andern nicht verzeihen würde; denn bey ihm kömmt gewiß noch das Opfer der Selbstverläugnung hinzu. Er setzte seine Unbescholtenheit in den Augen der Welt auf das Spiel, um eine höhere Pflicht zu vollziehen.

Arthur. Auch wenn Heinrich sein Leben nicht für sich selbst erhalten wollte; wenn er, nach deiner Voraussetzung, einer anerkannten höhern Bestimmung sich opferte, auch dann bleibt sein Beyspiel keine Rechtfertigung. Aber er selbst ist immer der reine, edelmüthige Mann, obwohl hingerissen, doch in Rücksicht seines Beweggrundes, seines selbst irre

gefühs

Leontes.

Geht, thut was ihr wollt -- fort.
(Die Königin, mit einer Wache, und ihre Frauen, gehen ab.)

Ein Herr von Hofe.

Ich bitte Euer Hoheit, ruffet die Königin zurük.

Antigonus.

Sehet wohl zu, was ihr thut, Gnädigſter Herr; wenn ihr Unrecht habt, ſo leiden drey Perſonen, und keine geringere als Ihr ſelbſt, eure Königin, und euer Sohn.

Ein andrer Herr vom Hofe.

Ich wollte mein Leben für ſie ſezen können, Gnädigſter Herr -- und ich will es hiemit gethan haben, wenn ihr es annehmen wollt -- daß die Königin in den Augen des Himmels ſelbſt unſchuldig an dem, weſſen ihr ſie beſchuldiget, iſt.

Antigonus.

Findet ſich's, daß ſie es nicht iſt, ſo will ich mich mit Ketten an mein Weib ſchmieden laſſen; ſo will ich ihr nicht weiter trauen als ich ſie ſehe und fühle -- Wenn die Königin untreu iſt, ſo iſt jedes Quintchen Weiber-Fleiſch, jeder weibliche Bluts-Tropfe in der Welt falſch.

Leontes.

Schweigt --

Einige

geführten Tugendsinnes, unsrer Liebe und Ehrfurcht ewig gewiß.

Ethelwold. Indessen nicht genug, daß Fälle wie diesen nur auf Eine Art entschieden werden können: wie selten stoßen sie auf Männer, die dieser Entscheidung gewachsen sind! Hier liegt das Uebel.

Arthur. Und laß uns hinzusetzen, mein Freund: wie oft täuschte sich der beste Wille! Wie oft wollte man ein Uebel durch eine Handlung vermeiden, die noch weit schrecklichere Folgen nach sich zog! Wie oft glaubte man ein Gut durch eine Handlung zu erhalten, welche den Staat dem Verderben nahe brachte, oder ihn selbst in den Abgrund stürzte!

Ethelwold. Um deß willen bedarf es zur Ausführbarkeit meines Systems vor allem eines redlichen und klugen Staatsmannes, der nur aus guter Absicht, aus Ueberzeugung von dem Wohl des Staates, nach reifer Prüfung und Berechnung und Abwägung der Folgen, zu einem solchen Mittel schreitet. Nebst einem entschiednen Hange zum Guten muß er den Blick besitzen, der in die Zukunft zu dringen versteht, und nur darum so selten ist, weil wenige Augen gern auf der belehrenden Vergangenheit ruhen. Verstand und Rechtschaffenheit schließen einander eben so wenig ein, als sie sich ausschließen.

Arthur.

Arthur. Ich habe dir gern zugehört, mein Freund, weil ich in allen blendenden Irrgängen des Systems, welches du in Schutz zu nehmen scheinst, immer deinen edlen Sinn wiederfand, der sich aus Liebe zum Guten mit Sofismen täuscht. Willst du mir nun erlauben dich zu beantworten, indem ich dir ein System entwickele, das ich nicht erfunden, aber aus warmer Ueberzeugung mir eigen gemacht habe; dem ich ewige Treue und Anhänglichkeit schwur, und welchem ich so innig aller Menschen Herz zu gewinnen wünsche?

Ethelwold. Wenn du mich überzeugen kannst, so theile ich gern auch diesen Besitz mit meinem Freunde.

Arthur. Laß dich umarmen, Ethelwold. Ach! die Wahrheit findet sich so schön am Busen der Freundschaft! — Nun zu ihr hin! — Scheint dirs nicht auch, Ethelwold, daß jedes System, das auf die Wirklichkeit angewendet werden soll, von irgend einem festen unwandelbaren Grundsatz ausgehen muß?

Ethelwold. Ganz gewiß; auch hab' ich ihn bey dem meinigen aufgestellt.

Arthur. Du hast einen Grundsatz aufgestellt. Aber ist er wohl ganz fest, ganz unwandelbar? Du verweisest alles an die Umstände; sie allein sollen

entscheiden, und da sie so äußerst wandelbar sind, so kann ihre Entscheidung den Karakter der Festigkeit nicht erhalten, welcher allenthalben, und vorzüglich bey moralischen Gegenständen, unentbehrlich ist, um uns sicher zu leiten. Dein Grundsatz führt den Handelnden auf seine eigene Einsicht zurück; nur sie kann ihn anwendbar machen. Noch mehr: du setzest diesem relatifen Verhältniß den mächtigen Drang des Interesse an die Seite. Wie wenig Menschen werden hier immer deutlich sehen! Wie wenige, selbst in diesem Falle, die Lauterkeit und Selbstständigkeit ihres Willens mit Erfolg vertheidigen!

Ethelwold. Unvollkommenheit der menschlichen Natur!

Arthur. Immerhin. Aber wird nicht eine Vorschrift, die in dem Wesen der reinen Tugend gegründet, zur Erhebung und Veredlung des Menschen geschickt, und in ihrem Innern selbstständig und von schwächenden Ausnahmen ungekränkt ist, dieser Unvollkommenheit gleich einer Schutzgöttin zu Hülfe kommen, anstatt daß jenes System sie noch tiefer herabzieht, und den Kampf für das Gute unendlich erschwert?

Ethelwold. Und diese Regel?

Arthur. Ist die reine Vorschrift des Rechts, die Anschauung des reinen Vernunftgesetzes für die Sitt-

Sittlichkeit, welches unabhängig von äußern Ereignissen, unabhängig von dem Spiel des Zufalls und der Umstände, unwandelbar wie die Gottheit die Quelle und die Richterin der Handlungen, die Mutter und Erzieherin der Tugend wird. Dieses Gesetz verläugnet sich nie, und wird nur mit dem eignen Schaden des Fehlenden verläugnet; es geht auf die größten wie auf die kleinsten Verhältnisse, und umfaßt lohnend und strafend und Leben verbreitend die ganze moralische Natur. Der Einzelne huldigt ihm, und der Staatsmann kann sich ihm nicht entziehen. Seine Herrschaft ist unbegrenzt: denn es vergilt den Ungehorsam mit den Qualen des Gewissens; es zerstöhrt das erheuchelte Glück des Lasterhaften, und zerrüttet die Grundfeste verbrecherischer Größe.

Ethelwold. Und das Wesen dieses Gesetzes?

Arthur. Ruht im Ideal der höchsten Sittlichkeit, und heißt: Thue das Gute, weil es gut ist, ohne Rücksicht auf dich selbst, ohne Rücksicht auf Vortheil und Schaden, auf Belohnung und Strafe.

Ethelwold. Ein schöner Satz! Nur Schade daß er auf wenig Menschen fürs Gute wirken, und die Tugend, wenn er allein ihre Stütze ist, Ideal bleiben wird, ohne in die Anwendung des Lebens überzugehen.

Arthur. Du fürchteſt das, mein Freund?

Ethelwold. Und wie ich glaube mit Recht, ſo ſehr mich auch dieſe Gewißheit ſchmerzt. Denn ich geſtehe dirs gern, daß mich der ſchöne Gedanke, die reine Tugend als Quelle Alles Handelns gelten zu laſſen, oft zum Entzücken hingeriſſen hat. Doch weckte mich immer das traurige Bild der Wirklichkeit aus dem lieblichen Traume. Denn ſiehſt du nicht die große Menge am Joch der niedern Sinnlichkeit ziehen? Wie ſoll eine Tugend Reitz für ſie haben, die zu Opfern auffodert, und der die Trägen mühſam über Klippen und Dornen folgen müßten?

Arthur. Aber ſie beſtreut auch die Wege ihrer Kinder mit unverwelklichen Roſen.

Ethelwold. Wird die große Menge ſie zu finden und zu genießen wiſſen?

Arthur. Laß uns die Wahrheit ſuchen, mein Freund, ohne auf die Menge Rückſicht zu nehmen! Erſt dann, wenn ſie gefunden iſt, bedarf es eines Blicks auf die Mittel ſie dem Menſchen nützlich zu machen.

Ethelwold. Ich ſehe der Entwickelung deiner Ideen gern entgegen.

Arthur. Das moraliſche Geſetz bleibt alſo die Grundnorm des ſittlich Guten, und fodert die reine

reine Thätigkeit für dieſes Gute. Die Verbindlichkeit dieſes Geſetzes liegt in der moraliſchen Natur unſers Weſens, das der Vervollkommnung fähig, zur Annäherung an die Vollkommenheit im ſtufenweiſen Fortſchritt beſtimmt iſt. Von dieſer Beſtimmung, vereinigt mit jener Verbindlichkeit, geht die Vernunft aus, welche dem Menſchen zeigt, was er thun ſoll und warum. Dann ſchließt ſich das moraliſche Gefühl an, oder, wie ich den Drang des Herzens zur Annäherung an verwandte Vollkommenheit lieber nenne, die Liebe, um ihn das wirklich vollziehen zu laſſen, was ihm die Vernunft als nothwendig zeigt. Und ſo entſteht aus Vernunft und Liebe die praktiſche Tugend, die nichts anders iſt als die unverbrüchliche Treue in Befolgung des höchſten reinen Sittengeſetzes.

Ethelwold. Du kömmſt nun ſelbſt in mein Syſtem hinüber, Arthur!

Arthur. Gern, wenn du unter der Glückſeligkeit, die du zur Regel der moraliſchen Thätigkeit annahmſt, jene Wonne verſtehſt, welche aus der Tugend, auf Liebe und Vernunft im ſchweſterlichen Bunde gegründet, entſteht. Dieſe unwillkührliche Wonne belohnt den reinen Rechtſchaffenen um ſo ſchöner, je weniger er es fodert, es erwartet. Die Freuden der Tugend blühen in ſeinem Herzen auf durch die Liebe, die ihn ſanft an ſeine Pflicht bindet; ſie erheben ſich in ſeinem Geiſte im Anſchauen

der Harmonie des Guten. Vereinigt überströmen sie das Wesen des Menschen mit einem Genusse, den man nicht kennen muß, um ihm zu entsagen. Aber diese Glückseligkeit ist nur die Frucht der Tugend, nicht ihr Samen. Sie macht nicht die Selbstliebe zur Quelle der moralischen Thätigkeit; aber sie interessiert sie bey der Erfüllung des reinen Vernunftgesetzes. So wird eine feste Vorschrift für die wichtigste Angelegenheit der Menschheit, für den Tugendsinn erhalten. Die Verbindung der strengen Abstraktion mit dem Bedürfniß des menschlichen Fassungsvermögens wird von der Liebe empfangen und gepflegt, und zugleich der Nachtheil vermieden, der alles für die gute Sache der Moralität zerstöhren würde, der Nachtheil, die nur allzuleicht bestechliche Selbstliebe des Menschen zur Richterin und Parthey zugleich zu bestellen. So findest du ein absolutes moralisches Gute, welches vorhanden seyn muß, wenn wir nicht immerdar in den Schatten einer Ungewißheit umher wandern wollen, aus welchen so mancher gute Mensch als Verbrecher zurück kehrte.

Ethelwold. Aber der Staat?

Arthur. Sobald es ein absolutes Gute giebt; sobald das reine Vernunftgesetz der höchsten Sittlichkeit die Norm des moralisch Guten ist; sobald sich dieses Vernunftgesetz auf unsere Urbestimmung, die Vervollkommnung, bezieht, zu welcher alle unsere

bür-

bürgerliche Anſtalten Mittel ſeyn müſſen, um ſelbſt gut zu werden: ſobald muß auch der Staat ſich dieſem Geſetz unterwerfen, wie der einzelne Menſch. Moral und Politik haben daher ein gemeinſchaftliches, unwandelbares allumfaſſendes Princip. In dieſer kann nie gut werden was in jener ſchlimm iſt; dieſe kann ſich nie von jener entfernen, ohne verwerflich zu ſeyn. Ein Gott, ein Gutes überall und immer! Die Zufälligkeiten der Menſchheit ſind tauſendfach: die Weſenheit ihres Verhältniſſes bleibt unter dieſem tauſendfachen Wechſel die nemliche.

Ethelwold. Meynteſt du dieſes Verhältniß der Glückſeligkeit zum Geſetze des Guten, als du mich auf die anerſchaffnen Bedingniſſe derſelben führteſt?

Arthur. Ja, mein Ethelwold, mein Freund! Das Bild dieſes reitzenden Verhältniſſes ſchwebte mir vor, ſo wie es immer meine Seele erfüllt. Das Urweſen, aus welchem wir alle entſproſſen, gab uns jene moraliſche Tendenz zum reinen Glück, und den Geiſt, der allein die Quelle deſſelben uns zu enthüllen vermag. Es gab uns Liebe und Vernunft, und in ihnen die Aeltern der Tugend. So oft wir gut handeln, fühlen wir uns moraliſch glücklich; unzertrennlich iſt beydes mit einander verbunden. Eben ſo treu folgt moraliſches Leiden dem Böſen. Oder wo iſt der Menſch, deſſen Blut nicht gleich himmliſchem Feuer in ſeinen Adern rollt; deſſen

Herz nicht anschwillt im reichen umfassenden Drang der Liebe zum Guten und seiner innigen Wonne; dessen Seele sich nicht himmelwärts erhoben fühlt, und durchdrungen und hingerissen vom Entzücken der reinen Freude nach einer guten edlen That? Wer empfand nicht die süße frohe Wehmuth des Wohlthätigen, die Seligkeit des Retters, die Wonne des Hingebens fürs Gute, den Himmel des edlen Selbstverläugnens? Und wo ist der Böswicht, den nicht die Flüche des Bewußtseyns, die Gespenster der Hölle in seinem Busen, auch im Schoße der Sinnlichkeit, in der Fülle des Reichthums quälend verfolgen? Dem sie nicht jeden erkünstelten Schleyer der Täuschung vom Auge wegreißen, indem sie dem Sträubenden den Spiegel seiner eigenen Schändlichkeit grinsend vorhalten? — Wenn mich diese Bilder hinreißen, mein Freund, so ist dir das ein Beweis mehr meiner innigen Ueberzeugung.

Ethelwold. Und keiner der schwächsten. Dein Beyspiel bezeugt mir die Möglichkeit deines Systems.

Arthur. Dieses Verhältniß der Glückseligkeit zur Tugend verbeut auch den Egoismus der Staatskunst, und weist die Quelle des reinen Kosmopolitismus nach, der sich brüderlich mit der ächten Vaterlandsliebe verbindet. Wenn man solchen Grundsätzen folgt, so wird es unmöglich anzunehmen, daß eine Handlung für einen besondern Staat erlaubt seyn könne, wenn sie der Menschheit über-

haupt

haupt schädlich ist. Das absolut Gute ist für Alle gut: aber nie kann etwas gut seyn, was ihm widerspricht.

Ethelwold. Hast du jener Beyspiele vergessen, die ich dir anführte?

Arthur. Ich habe sie von dir gehört, um sie jetzt anzuwenden. Wenn du einem Menschen das Leben raubst, indem du gezwungen bist das deinige zu schützen; wenn der Staat Todesstrafen vollziehen läßt, um die bürgerliche Gesellschaft vor heillosen Gliedern in Sicherheit zu setzen, und den Jüngern des Lasters ein abschreckendes Beyspiel zu geben, so wird hier nichts an sich Böses gut. Es ist nicht die Beraubung des Lebens, worauf es hier hauptsächlich ankömmt, sondern das Verhältniß einer That zu der Urbestimmung des Menschen. Und da findet sich denn wohl, daß der Mensch, wenn er sich vervollkommnen soll, auch das Recht haben muß, sich gegen mörderischen Anfall zu schützen; daß dem Staate das Recht zusteht, den muthwilligen, ruchlosen Störer der gesellschaftlichen Ordnung, bey dem alle Hoffnung der Besserung verlohren ist, durch den Tod zu entfernen, und durch seinen Tod ein warnendes Beyspiel zu geben, wenn kein anderes Mittel zu dieser Entfernung und Warnung übrig ist. Aus der reinen Erwägung dieser Wahrheiten läßt sich keine andere Folge ziehen, wenn du anders jedem Reiz der verführerischen Sofismen

Einige Herren.

Gnädigſter Herr --

Antigonus.

Was wir reden iſt zu euerm Beſten, nicht zum unſeligen -- Ihr ſeyd betrogen, und von irgend einem Ohrenbläſer, der dafür zur Hölle fahren wird -- Wollte Gott ich wißte wer der Bube iſt, er ſollte ſein leztes Brodt gefreſſen haben: Wenn Sie ihre Ehre verwirkt hat -- ich habe drey Töchter; die älteſte iſt eilf Jahre alt, die andre neun, und die dritte fünf oder ſechs -- Wenn ſich's ſo befindet, ſo ſollen ſie dafür büſſen. Bey meiner Ehre, ich will ſie alle verſchneiden laſſen; ſie ſollen nicht vierzehn Jahre alt werden, um Mütter von andern Spizbübinnen zu werden; ſie ſind meine einzigen Erben, und ich wollte mich lieber ſelbſt aufhangen, als daß ſie keine ſchöne Nachkommenſchaft zur Welt bringen ſollten.

Leontes.

Hört auf; nichts mehr; ihr habt zu ſtumpfe Sinnen für eine ſolche Sache; ich ſeh und fühle ſie; es iſt hier von keinen Muthmaſſungen die Rede; ich bin gewiß --

Antigonus.

Wenn das iſt, ſo brauchen wir kein Grab, um die Ehrlichkeit darein zu legen; es iſt kein Gran von ihr übrig, nicht ein Gran, um den Geſtank der ganzen in Unrath verſunknen Erde erträglicher zu machen.

Leontes.

entsagst, welches — verzeihe mir, mein Freund! — welches du, wenigstens bey diesem Punkte deines Systems, nicht so ganz gethan zu haben scheinst.

Ethelwold. Denn waren meine Sofismen wenigstens unwillkührlich.

Arthur. Laß mir also den Glauben, mein Ethelwold, daß dein Herz, und daß nicht minder dein Geist den schändlichen Satz verwirft: der Zweck heiligt die Mittel. Nein! Nie vermag der beste Endzweck ein lasterhaftes Mittel zu adeln; nie können edle Früchte auf diesem verdorbenen Stamme wachsen. Wäre auch die Ueberzeugung nicht von dem Daseyn eines höchsten moralischen Gesetzes, wie könntest du diese Lehre gelten lassen, ohne daß ihr schrecklicher Misbrauch alles um sich her mit Verbrechen und Schandthat erfüllte? Du gestehst ein, daß die Beurtheilung der Umstände sehr reif, sehr weise seyn muß; aber vergißt du die Leidenschaften der Menschen, ihren Eigennutz und die Einwirkung so vieler andern Rücksichten auf diese Beurtheilung in Anschlag zu bringen? Wie selten wird ihr Resultat rein seyn und es seyn können!

Ethelwold. Aber die Hülfsmittel, welche ich dir angab —

Arthur. Sind doch nur Behelfe. Du willst Moralität unter den Mitgliedern des Staats, während

rend du der Regierung das ausschließliche Recht der Unmoralität zusprichst. Wie kannst du hoffen, daß Gesetze verehrt und erfüllt werden, welche des Gesetzgebers Betragen selbst Lügen straft? Wie soll der Einzelne das als Verbrechen ansehn, was sich in seinem Angesicht die Summe der Staatskraft — und das ist doch nichts anders als die Summe aller vereinigten einzelnen Kräfte — als etwas Gutes erlaubt? — Soll er die Werke des Teufels einem Engel beylegen?

Ethelwold. Wahre Vaterlandsliebe könnte den Einzelnen dieses Verhältniß deutlich machen, so auffallend es auch scheint.

Arthur. Rechnest du auf eine ganze Nazion von Filosofen? Weniger dürfte eine solche Nazion doch nicht seyn, um ein Beyspiel der Art ruhig ertragen zu können? Und wenn du das Gute aus dem Schoße der Verderbniß hervorzuführen denkst, so wirst du weit eher dich und dein Volk in dem Abgrunde begraben als deinen Endzweck erreichen. — Auf deine Anwendung von Heinrichs Beyspiel glaube ich dir schon geantwortet zu haben.

Ethelwold. Ich fange jetzt an, deine damalige Antwort für erschöpfend zu halten. Die Möglichkeit der Täuschung läßt mich weniger von der Möglichkeit des Nutzens hoffen!

Arthur. Und deswegen, mein Freund, laß uns alle jene Berechnungen von Vortheil und Nachtheil, das ängstliche Abwägen des Gewinnes und Verlustes, als der reinen Moralität unwürdig verwerfen. Laß uns an dem festen Grundsatz der höchsten Sittlichkeit treu und praktisch hangen; laß die Welt zu Grunde gehn, ohne dich durch ein Laster zu beflecken das sie retten könnte! Der Staatsmann, der jene gefährliche Wage handhaben will, wird sich bald im Labyrinth ohne Ausgang verirren, und entweder unterliegen oder sich abwürdigen.

Ethelwold. So wäre denn die Klugheit der Staatskunst mit der Reinheit der Moralität nie zu verbinden?

Arthur. Die edle Klugheit unterscheidet sich von der arglistigen Staatskunst eben so sehr, als die Kunst des erlaubten Gewinns von der schändlichen Berechnung des Wuchers. Laß dem Staatsmann die erste, indem du ihm die andere untersagst. Er kenne die Menschen; er wisse sie zu erforschen, zu leiten, und in Wirksamkeit für das Gute zu setzen! Aber nie entferne er sich von Wahrheit und Recht; nie bestimme sein Endzweck die Moralität seiner Handlungen; nie lerne er mit Vorwand und Täuschung das Spiel des allgemeinen Besten spielen! Edel und vorsichtig, grade und klug, wähle er die Heerstraße der Rechtschaffenheit, wenn andere die Seitenwege des Betrugs, die Irrpfade des Lasters schlei-

ſchleichen! Dabey wird er nie verliehren, und die Zufriedenheit ſeines innern Richters zugleich mit dem Erfolg ſeiner guten Abſichten gewinnen. Dann wird er freylich nicht Millionen unglücklich machen, um einige Quadratmeilen Landes zu erhaſchen. Er wird nicht mit Bundestreue und Zutrauen ſcherzen, um im verwickelten Gewirre politiſcher Verhältniſſe ein Opfer für ſeinen Eigennutz zu ſahen. Er wird nichts von der Staatsheucheley wiſſen, die, eben ſo ſchlimm, wo nicht ſchlimmer noch als die religiöſe, die heiligſte Bande zerreißt, und jede Triebfeder des Guten hämiſch vergiftet. Aber er wird bleibendes Gutes bewirken, dauerhaften Wohlſtand gründen, die Tugend durch ſein Beyſpiel ehrwürdig machen, und den Segen reichlich wieder empfangen den er vertheilte. Er wird ihn empfangen ohne ihn zu ſuchen, und darum wird es doppelter Segen.

Ethelwold. Deine Hand, Arthur!

Arthur. Ich verſtehe den Druck der deinigen, lieber Ethelwold.

Ethelwold. Deine Umarmung!

Arthur. Die deinige!

Ethelwold. Hier! Hier in den Armen, an dem Herzen des Freundes ſchwör' ich der reinen öffentlichen Tugend ewige Treue! Unwandelbar ſey ſie

ſie mein Vorbild; mein Entſchluß, meine Treue unwandelbar wie ſie!

Arthur. Nein! Unwandelbar!

Ethelwold. Täuſche ſich mit den Spitzfindigkeiten einer verderbten und verderbenden Argliſt, wer nicht Muth genug hat an den Buſen der Wahrheit zu ſinken! Laß uns ihr, ihr allein folgen; laß uns wirken fürs Gute, ohne ſelbſt minder gut zu werden! Laß uns in unſern Werken uns veredlen, und gegen die Feinde der Tugend kämpfen, die ſich Geſellen erkaufen möchten, um ihre Verbrechen, ihre Schande und ihre Gewiſſensbiſſe nicht allein zu tragen!

Arthur. O mein Freund! Wie gern theil' ich dein Gelübde!

Ethelwold. Es ſey uns heilig!

Arthur. Ewig heilig! — Ariſtides! Gerechter! Sieh' auf uns Jünglinge herab! Wir geloben, deine Söhne, die Söhne der öffentlichen Tugend zu ſeyn!

Ch. v. Benzel.

IV.

Die Zauberlaterne.

(Beſchluß von S. 59 im vorig. St. d. T. M.)

7.

Der Kerker.

Weiles an dieſem Kerker! Zwar iſt ſein Anblick an ſich ſchrecklich, der Anblick dieſer unterirdiſchen feuchten Höhle, in welcher der Gefangene nicht aufrecht ſtehen kann; aber —

„Und das iſt ein Kerker für Menſchen? Welcher grauſame Tyrann hat ihn erbauen laſſen?“

Freylich war es ein grauſamer Tyrann. Indeſſen gereicht ihm doch das zu einiger Entſchuldigung, daß er ihn nur für einen der abſcheulichſten Verbrecher, für welchen der Tod eine zu gelinde Strafe ſchien, beſtimmte, und daß er in einem barbariſchen Zeitalter lebte. Er glaubte wahrſcheinlich nicht, daß in ſpätern Zeiten auch Vergehungen von geringerer Art ſo unmenſchlich beſtraft werden würden; daß ſogar Angeklagte, die ihrer Verbrechen noch nicht überwieſen wären, ja, daß ſelbſt Unſchuldige, aus bloßem Verdacht, in dieſe Hölle würden hinab ſteigen müſſen.

„Un-

„Unſchuldige! — "

Eben jetzt wird einem Unſchuldigen, der drey volle Jahre hier lebendig begraben lag, der Kerker geöffnet, da ſeine Unſchuld endlich entdeckt iſt.

Da bringen ihn die Gefangenwärter —

Gott welch ein Menſch! — Todtenbläſſe! — Verweſung! —

Noch ſcheint er zu leben. Doch jetzt — jetzt ſinkt er hin. Der Lebensfunke verloſch beym Anwehen der ſo lange entbehrten freyen Luft. Er hat ausgelitten!

8.

Die Geſetze.

(Eine Unterredung zwiſchen zwey Bürgern und dem Stadtrichter in N..)

Bürger. Herr Richter! Wir haben gehört, es ſollten künftig alle neue Landesverordnungen nicht mehr in der Bürgerverſammlung vorgeleſen, ſondern oben über der Glocke an unſerm Kirchthurm angeſchlagen werden; daß wir ſie dann zwar ſehen, aber nicht leſen könnten. Und da wollten wir doch —

Richter. Was? Seyd ihr geſcheid, Leute? Ha! Ha! Ha! — Wenn ihr die Verordnungen nicht leſen könnt, wie ſollt ihr ſie denn befolgen?

Bür-

Bürger. Das dachten wir freylich auch, und wollten nur fragen ob wir denn gleichwohl bestraft würden, wenn —

Richter. Sagt mir nur, ob ihr im Ernst von eurer weisen und gerechten Obrigkeit so etwas befürchten könnt?

Bürger. Herr Richter, der verlohrne Prozeß hat uns furchtsam gemacht.

Richter. Ja das war etwas ganz anders. Eure Sache ist nach Recht und Gesetz entschieden worden.

Bürger. Dürften wir denn wohl den Herrn Stadtrichter bitten, daß er uns die Gesetze, nach welchen wir sind gerichtet worden, einmal zu lesen gebe?

Richter. Ja, ihr lieben Leute, die könnt ihr nicht lesen. Sie sind in lateinischer Sprache geschrieben.

Bürger. Lateinisch? In einer Sprache, die wir nicht verstehen? — Wir sind nach Gesetzen gerichtet worden, die wir nicht lesen können? — Da sind sie ja für uns so gut als oben an den Kirchthurm angeschlagen!

Richter. (in sichtbarer Verlegenheit) Leute! — Ihr Leute! — (mit erzwungener Gravität) Geht, und räsonniert nicht!

* * *

Anmerkung zu vorstehender Nr. 8.

In näherer Beziehung auf die Zauberlaterne hat mein Freund diese freylich an sich eben nicht sehr interessante Scene — wenigstens nicht für unsre Zeit interessant, wo man schon wirklich angefangen hat, einer solchen freylich mit Händen zu greifenden Ungerechtigkeit und Beleidigung des gesunden Menschenverstandes thätig entgegen zu arbeiten — in folgender Beylage abgeändert.

„Unglückliche Sklaven eines orientalischen Despoten starren hier nach dem in die Wolken emporragenden Gipfel jenes Pallastes, wo eine neue Verordnung angeschlagen wird, die niemand lesen kann, die aber deswegen einträglicher für den Gesetzgeber und die sogenannten Richter seyn wird, welche in dieser Rücksicht mit Schadenfreude dem starrenden Pöbel hohnlächeln."

Der Verfasser schließt mit dem Aufrufe:

„Wohl uns, die wir nach bestimmten, in der Landessprache abgefaßten, allgemein verstandenen oder doch für jeden Nachdenkenden leicht ver

verſtändlichen, weiſen und gerechten Geſetzen gerichtet werden!"

Bloß um dieſes für unſere Zeit paſſenden Aufrufs willen erwähnte der Herausgeber der ſonſt überflüſſigen Beilage.

V.

Holberg.

(Aus Suhms ſamlede Skrifter, 4. Th. S. 301.)

Verſchiedene Länder haben größere und angenehmere Schriftſteller und Weltweiſen gehabt als unſer Dännemark in ſeinem Holberg beſaß. Dennoch aber glaube ich nicht, daß irgend eine Nazion einem ihrer Gelehrten und Schriftſteller mehr ſchuldig iſt als wir Holbergen verdanken. Es würde mich zu weit führen, wenn ich ihn allen berühmten Männern gegenüber ſtellen wollte; ich begnüge mich daher bloß, ihn mit Voltäre, ohne Zweifel dem bekannteſten Schriftſteller unſerer Zeit, zu vergleichen.

Und da behaupte ich, daß Dännemark durch Holbergen mehr gewonnen hat als Frankreich durch Voltären.

Leontes.

Wie? hab ich keinen Credit mehr, daß ihr noch zweifelt?

Ein Herr vom Hofe.

In dieſer Sache wünſchte ich daß ihr keinen hättet, Gnädiger Herr; ich wollte lieber, daß ſich ihre Unſchuld als daß ſich euer Argwohn wahr befände, ihr möchtet auch getadelt werden ſo viel man wollte.

Leontes.

Was haben wir nöthig hierüber mit euch zu conferieren? Es war eine Wirkung unſrer natürlichen Leutſeligkeit, daß wir mit euch in einer Sache redeten, wozu ihr keine Stimmen zu geben habt. Wenn ihr alſo ſo dumm ſeyd, oder euch gefliſſentlich ſo ſtellt, und die Wahrheit mit uns nicht ſehen könnt, oder nicht ſehen wollt; ſo behaltet eure Meynung für euch; wir bedürfen keiner weitern Erinnerungen von euch; die Sache, der Gewinn und der Verluſt, und die Diſpoſition darüber, alles geht lediglich uns ſelbſt an.

Antigonus.

Ich wünſchte auch nur, mein Gebietender Herr, daß ihr ſie noch länger bey euch ſelbſt behalten, und nicht ſo öffentlich kund gemacht hättet.

Leontes.

Wie war das möglich? Entweder hat dich das Alter dummer gemacht, oder du biſt zum Narren gebohren worden.

Es ist wahr, der letztere hat im Ganzen der Welt grössere Dienste geleistet und mannigfaltigeres Vergnügen gewährt als der erstere. Voltäre beförderte, mit einem Erfolg wie kein Schriftsteller vor ihm, Verbreitung der Toleranz, indem er der Denkungsart der Katholiken einen neuen und veränderten Schwung gab. Ohne ihn würde Josef nicht mit Sicherheit so viel Grosses haben ausrichten können als in unsern Tagen geschah. Aber dieß konnte auch nur Voltäre und nicht Holberg, der, wenn er gleich eifrigst Duldung predigte, keinen so ausgedehnten Wirkungskreis hatte, da die dänische Sprache leider in so enge Grenzen eingeschlossen, und dagegen die französische so sehr bekannt und so allgemein verbreitet ist. Und auf der andern Seite muß man gestehen, daß Voltäre eben durch die Allgemeinheit seiner Landessprache der Welt geschadet hat. Er verbreitete Verachtung des Christenthums und des geistlichen Standes. Das hat Holberg nie gethan. Wenn er auch nicht durchgängig der strengsten Orthodoxie folgt, so greift er doch nie irgend eine Hauptlehre an, viel weniger sucht er den geistlichen Stand und den christlichen Glauben lächerlich zu machen. Wenigstens werden sich nur einige krittliche, wunderliche Menschen an jedem Ausdruck und an jedem lustigen Einfall stoßen.

In Rücksicht auf die Menge und die Verschiedenheit ihrer Schriften können sie beyde neben einander stehen. Zwar scheint mir in jener Holberg

berg Voltären, und dagegen in dieſer Voltäre Holberg zu übertreffen. Denn der Däne ſchrieb weder ein Heldengedicht noch Trauerſpiele. Beide aber waren Geſchichtſchreiber, Dichter, Komiker, Satyriker, Moraliſten, Filoſofen; beyde filoſofierten leicht, faßlich und für das Volk; beide waren launig und ſcherzend; beide ſchrieben ſchön; Voltäre freylich mit mehr Geſchmack und Feinheit als Holberg: denn jenem ſtand eine gebildete und vervollkommnete und an Meiſterſtücken ſchon lange reiche Sprache zu Gebot, wogegen Holberg eine weniger gebildete Sprache fand, und in den Zeitraum der verderblichen Gewohnheit fiel, ſie ohne Noth mit franzöſiſchen und lateiniſchen Wörtern zu verunſtalten; eine Gewohnheit, die deswegen der große Mann nicht ganz abzulegen vermochte.

Beyde hatten eine ziemlich ausgebreitete Lektüre, viel Lebhaftigkeit des Geiſtes und eine lebendige Einbildungskraft mit nicht geringem Urtheilsvermögen, aber minder großem Tiefſinne, den, nach Leibnitzens Urtheil, launige, lebhafte, ſatyriſche Köpfe gemeiniglich nicht in hohem Grade beſitzen. Der einzige Erasmus macht hiervon eine Ausnahme.

Dieſer Geiſtesſtimmung zufolge waren beyde ehrſüchtig, in unaufhörlicher Bewegung und weniger geſchickt zu langen und anhaltenden Unterſuchungen, wovon ihre hiſtoriſchen Arbeiten den Beweis liefern. Aber für dieſen Mangel werden ihre Leſer

reichlich entschädigt durch die angenehme Schreibart, durch die eingestreuten lebhaften, bisweilen nur zu lebhaft sich erhebenden Betrachtungen, durch die sinnreichen Zusammenstellungen, durch die große Deutlichkeit, durch die treffenden Gleichnisse, durch die kühnen und bittern Wahrheiten, die man durchgängig in ihren historischen so wie in ihren filosofischen Schriften antrifft. Sie wären daher geschickter, bereits gefundene Wahrheiten angenehm zu erzählen als selbst neue zu entdecken, gleich dem Römer Cicero, doch mit dem Unterschiede, daß Voltäre in Hinsicht auf Ausdruck und Bestimmtheit im Vortrage dem Konsul den Vorzug fast streitig macht, und Holberg hier immer weit unter ihm steht.

Dagegen aber gab Holberg dem Geiste seiner Nazion denselben Stoß wie jener große Römer. Er ermunterte sie, in der Sprache des Landes zu schreiben, zu denken und zu filosofieren, in welcher Frankreich lange vor Voltären viele und große Schriftsteller jeder Gattung hatte. Das einzige neue Geschenk, welches der Franzose seiner Nazion gab, ist das Heldengedicht, die vortreffliche Henriade, in seiner Art so vollkommen als es die arme, furchtsame (?) aber dabey elegante, deutliche und korrekte französische Sprache verstattet. In das Trauerspiel muß man gestehen hat Voltäre zuerst unter seinen Landsleuten Filosofie gebracht. Allein in Rücksicht der übrigen Eigenschaften darf man ihn kaum an die Seite Korneille's und Racine's setzen.

Die

Die Sprache selbst hat er, wenn man einige kleine Wendungen ausnimmt, nach meinem Bedünken auf keine Weise verbessert. Dies konnte er auch im Grunde gar nicht, da sie schon vor ihm in Racine, Pascal, Fenelon, Bossuet, ihre Höhe erreicht hatte. Seine neue Orthografie hat gleichfalls kein Glück gemacht. Freylich muß man gestehen, daß eben so wenig unsere Sprache Holbergen viel verdanken kann, wenige Wendungen und gewisse Sprüchwörter, die seine Lustspiele erzeugten, ungerechnet. So waren auch in Hinsicht des Versbaues die vor ihm lebenden Dichter Bording, Kingo und Helt vorzüglicher als er. Aber in der Lebhaftigkeit, Laune und Erfindung übertraf er sie alle, und in die Prose brachte er einen fließenden, zusammenhängenden, obschon zugleich unkorrekten und unreinen Stil; ein Fehler, dem seine Nachkommen Sneedorf, Langebeck, Schönung, Schytte, Bastholm, Guldberg, Jacobi, so wie die auf ihn folgenden großen Dichter Knudsen, Stenersen, Bull, Ewald, Wessel, entgangen sind. Die jetzt Lebenden haben einen merklich verbesserten Versbau, und Holberg sticht hierin gegen sie ungefähr so ab wie Plautus, Terenz und Lucil gegen Virgil, Ovid und Horaz. Indessen die Ehre kann man ihm doch nicht rauben, daß er der erste war der uns Theaterstücke gab, die nicht allein die Sitten seiner Tage mahlen, sondern auch in allen Zeiten unsere Bühne zieren und im Niedrigkomischen den Preis behalten werden; der uns ein

komisches Heldengedicht schenkte, daß in Rücksicht auf Laune, Erfindung und Geist über Boileau's Lutrin und an die Seite von Buttlers Hudibras und Voltäres Pucelle gesetzt zu werden verdient, ob es schon im Geschmack und Versbau weit unter dem letzten und dem ersten steht.

Er war auch der erste der uns Satyren schrieb, die noch keiner nach ihm verdunkelt hat.

Seine historischen Arbeiten sind mannigfaltig. Die Geschichte von Dännemark ist bis jetzt die beste die wir in unserer Sprache haben, theils in Hinsicht der Annehmlichkeit, mit welcher sie sich lesen läßt, theils in Hinsicht ihres weit zurückgehenden Zeitraums bis zu Friedrichs III. Tod. Seine Kirchengeschichte ist ein köstliches Werk, durch den Eifer und das Glück, womit er den Aberglauben bestreitet. Seine Helden und Heldinnen halte ich nebst Mallings großen und guten Handlungen immer noch für die nützlichste und angenehmste Lektüre, die wir im Dänischen fürs allgemeine Publikum haben. Auch seine jüdische Geschichte läßt sich, nachdem Bastholm die seinige herausgegeben hat, noch lesen.

In der Beschreibung von Bergen übergieng er vieles, worüber wir hernach besser belehrt worden sind.

In

In seinen moralischen Werken und Briefen zeigt er eine ausgedehnte Belesenheit und viel Mannigfaltigkeit in den abgehandelten Gegenständen. Möchte er sich nur hier bestimmter ausgedrückt und die Sachen mehr durchdacht haben! Und möchten seine Fabeln nie geschrieben worden seyn!

Im Klim gab er der Welt, in Lucians und Swifts Manier, ein vortreffliches satyrisches Werk in lateinischer Sprache. Der Ausdruck ist gut und eigenthümlich, obgleich nicht klassisch. Ein Holländer nannte ihn dafür den Dänischen Erasmus.

Seine *Historia universalis* ist ein gutes und für die Jugend sehr brauchbares Lehrbuch, das auch ins Englische übersetzt wurde. Seine lateinischen Briefe sind durchaus voller Laune, lassen sich angenehm lesen, und haben unter allen seinen Werken den ächtesten Römischen Ausdruck. Holberg versuchte auch Epigrammen; aber in dieser Dichtungsart hat er den Marzial und Owen nicht erreicht.

Seine Beschreibung von Dännemark und Norwegen ist ein ungemein nützliches und brauchbares Buch, in seiner Art unser erstes und für einen dänischen Staatsmann sehr belehrend.

Da uns nun Holberg so viele und mannigfaltige Werke, einige vortreffliche, viele gute und wenige mittelmäßige und schlechte hinterlassen; da er unserm

Mangel in der Weltgeschichte, in der Geschichte des Vaterlandes, in dem komischen und satyrischen Fache abgeholfen hat; da wir überdies so viele andere nützliche und unterhaltende Bücher für die allgemeine Lektüre von ihm haben; da er ferner der erste ist der uns angereizt hat, vaterländische Geistesprodukte in unserer Sprache zu lesen, indem vor ihm fast alles Gute lateinisch geschrieben wurde; und da er hierdurch die Neigung zum Denken und Schreiben entzündet, ausgebreitet und zugleich die Ausländer veranlaßt hat, unserer Sprache und Literatur ihre Aufmerksamkeit zu schenken, nachdem die meisten seiner Schriften ins Teutsche, Schwedische, Holländische, Englische und Französische übersetzt worden waren; so ist es kein Wunder, daß er dafür der Liebling des dänischen Volks ist und bis in die spätesten Zeiten bleiben muß. Seine Nazion ist es ihm schuldig, sich seines Namens jedesmal dankbar und hochachtungsvoll zu erinnern. Zwar haben wir in unsern Tagen größere Köpfe in einzelnen Fächern nicht nur gehabt, sondern auch zum Theil noch jetzt unter uns. Unsere Literatur hat gelehrtere Männer in Gram und Lyrdorf, scharfsinnigere Denker in Kraft und Rothe, größere Geschichtforscher in Langebeck und Schöning, bessere Dichter und Prosaiker in vielen: nie aber ist unter uns oder irgend einem Volke ein Schriftsteller aufgetreten, der mehr für den großen Haufen gearbeitet und mehr auf sein Vaterland gewirkt hätte.

R.

VI.

VI.

Fabeln.

1.

Das Rothkehlchen.

Ein niedliches Rothkehlchen kehrte,
Wenn ſich der harte Winter näh'rte,
Bey einem frommen Landmann ein.
So bald es an ſein Fenſter pickte,
Kam gleich der gute Mann, und nickte
Ihm freundlich zu und nahm es ein.

Im Lenz verließ es dann ſein Zimmer,
Fing an, ſo froh und frey wie immer,
Sein kleines Neſtchen ſich zu baun,
Und ſang zufrieden ſeine Lieder,
Und ſang: „Man traut uns gerne wieder,
„Wenn wir auch andern gerne traun."

* * *

2.

Fritz und die Turteltaube.

Ich lief mit Luſt im Wald umher,
Um Neſtchen zu ſuchen;
Bald ſahn wir ins Geſträuch hinein,
Und bald auf hohe Buchen.

Zu einem Plätzchen kamen wir,
Wo Bäum' an Bäumchen ſtanden,
Und hier auf dieſen Bäumchen war's,
Wo wir ein Neſtchen fanden.

Das kleine Neſtchen war gebaut
Von harten, kalten Stäben.
„Das arme Thierchen!“ ſeufzten wir,
Und ſtanden ſo daneben.

Drauf ſtreckt' ein Turteltäubchen wohl
Sein Köpfchen friſch und munter
Aus ſeinem Neſtchen, auckt' uns an,
Und ſprach vom Baum herunter:

„Ihr lieben Knaben meinet wohl,
„Daß mir's ſo übel ginge
„In meinem kalten Neſtchen. Nein!
„Ich bin recht guter Dinge.

„Wenn mir auch gleich der liebe Gott
„Ein kaltes Bettchen giebet,
„So gab er mir doch auch dafür
„Ein Weibchen, das mich liebet.

„Er gab uns warmes, warmes Blut,
„Und Herzen frey von Kummer —
„Was er an Betten uns verſagt,
„Erſetzt er uns an Schlummer.“

3.

Die Schule der Eule.

Nach dem Engliſchen des Gay.

Ein alter Kauz mit ernſtem Blicke
Zog einſt ſich aus der Welt zurücke,
Und kündigte darauf den Plan
Zu einem Inſtitute an.

Er wußte klug durch Kraftſentenzen,
Und durch Pedanten-Ernſt zu glänzen.
Das Inſtitut, das er ſich ſchuf,
Kam weit und breit in großen Ruf.

Man ſah die zärtlichſte der Hennen
Von ihrem Lieblingsſohn ſich trennen,
Mit Pomp kam ſelbſt der ſtolze Schwan
Mit einem Schwan-Eleven an.

Um die Mechanik zu ſtudieren
Läßt ſich die Spinne zu ihm führen.
Auch fand ſich bald der Eſel ein,
Muſik ſoll ſein Hauptſtudium ſeyn.

Drauf fing er an, nach Sitt' und Zuchten
Die Zöglinge fein abzurichten
Ihr künft'ger Poſten in der Welt
Ward ganz dem Lehrer heimgeſtellt.

Du Schwan, ſollſt einſt mit Lorbeerkränzen,
Sprach Kauz, im Kriegsgetümmel glänzen.
Der Hahn verſuch' es auf dem Meer,
Und bring' uns Indiens Schätze her.

den. Nachdem Camillo's Entweichung noch zu ihrer vorigen Vertraulichkeit, (welche so in die Augen fallend war, daß zur gänzlichen Evidenz nichts fehlte, als sie in der wirklichen That zu ergreiffen) nachdem, sage ich, Camillo's Entweichung noch dazu gekommen, so war ich gezwungen, auf diese Art zu Werke zu gehen. Indessen und um in einer Sache von solcher Wichtigkeit nichts zu unterlassen, was zu mehrerer Bestätigung der Wahrheit dienen kan, hab' ich bereits mit fliegender Eilfertigkeit Dion und Cleomenes nach dem geheiligten Delphi, in Apollo's Tempel, abgesandt: Ihr wisset, daß es Leute sind, auf die man sich verlassen kan: Und die Antwort, die sie uns von dem Orakel bringen werden, soll mich zurükhalten, oder spornen. Hab ich nicht wol gethan?

Ein Herr vom Hofe.

Sehr wohl, Gnädigster Herr.

Leontes.

Wenn ich gleich für meine eigne Person Proben genug habe, und nicht weiters zu wissen brauche als was ich weiß, so wird das Orakel doch dazu dienen, die Gemüther der übrigen zu beruhigen, deren unwissende Leichtgläubigkeit sie unfähig macht, die Wahrheit durch sich selbst zu entdeken. Inzwischen haben wir für gut angesehen, sie von uns zu entfernen, und in sichre Verwahrung bringen zu lassen; um ihr die Gelegenheit abzuschneiden, das verräthrische Complot der beyden, die sich auf flüchtigen Fuß gesezt haben, auszuführen. Kommt, folgt uns; wir sehen uns

bemüßi-

„Der Hof ſey, Spinne, deine Sfäre,
„Da ärndte Ruhm und Gold und Ehre;
„Und unſers Eſels Zauberton
„Trag' einſtens Mara's Ruhm davon.

Sie thaten nach dem Rath der Eule.
Doch bald ward allen Spott zu Theile.
Da redete ein Bauersmann
Den Pädagogen alſo an:

„Man ſollte wahrlich, ſprach er, ſchwören,
„Daß alle deine Kinder wären,
„Weil ſonſt die Aeltern nur ſo blind
„Bey ihrer Kinder Schwächen ſind.

„Ich hätt' es reiflicher erwogen,
„Und für die See den Schwan erzogen,
„Und hätt' an ſeiner Statt der Hahn
„Nicht Wunderding' im Krieg gethan?

„Die Spinne würde glücklich leben
„Verſtände ſie die Kunſt zu weben,
„Und der da mit dem langen Ohr, —
„Der bleibt ein Dummkopf nach wie vor."

4.

Die Sonne und Zeus.

Bey Vater Zeus beklagte ſich
Die Sonne einſt, und ſprach: „Die Erde,
Die alles mir verdankt, belohnt mit Undank mich;
Gleichgültig läßt ſie mich, ſie die durch meine Strahlen

Licht,

Licht, Leben, Brod und Wein erhält,
Mit Purpur ihre Berge mahlen;
Gleichgültig läßt sie mich aus meinem goldnen Zelt
Tagtäglich meine Lichtbahn gehn,
Und würdigt kaum mich anzusehn.
Nur dann, o Zeus, wann ich verfinstert werde,
Dann schaut die undankbare Erde
Mich gierig an, und guckt und starrt.
„Geduldе dich!“ sprach Zeus; das ist so ihre Art!“

5.

Die Henne, die Küchlein und der Habicht.

Einst führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne.
Voller Freud' und sorgenleer
Liefen alle um sie her,
Und jedes kratzte in den Sand
Voll Freude, wenn's ein Körnlein fand.

Da schrie die gute Mutter:
„O ihr Kindlein! Laßt das Futter!
Eilet, kommt zu mir! Ich seh
Einen Habicht in der Höh!“
Da kamen all' in vollem Lauf,
Und sahen in die Luft hinauf.

O! rief darauf das eine
Zu dem andern: ist das kleine
Pünktchen, das dort oben schwebt,
Das wovor die Mutter bebt?
Was fällt der guten Mutter ein?
Ein Käfer scheint es mir zu seyn!“

Mit rauſchendem Gefieder
Schwang der Habicht ſich hernieder.
Jetzt erſt ſahn ſie die Gefahr
Als er in der Nähe war.
Die Mutter lief bald hie, bald dort;
Umſonſt! Er riß zwey Küchlein fort.

Ihr lieben Mädchen fliehet,
Wenn die Mutter warnt. Sie ſiehet
Sichrer die Gefahr von fern,
Und ihr ſehet ſie nicht gern.
O Kinderchen, es iſt zu ſpät,
Wenn ihr erſt die Klauen ſeht!

6.

Der Schlaf und der Tod.

Der Schlummergott und Tod, zwey fromme Zwillings-Brüder,
Die Hand in Hand das Land durchziehn,
Erhohlten einſtens ſich, im Schatten einer Flieder,
Auf weichem Moos und Rosmarin,

Und ſahen um ſich her von ihrem ſtillen Hügel,
Und horchten einem Grabgeſang;
Der Abendwind trug auf dem leiſen Flügel
Des nahen Dörfleins Glockenklang.

Vor ihren Blicken lag ein Feld mit vollen Aehren;
Es dämmerte im Eichenwald.
Kein Vöglein ließ im dunklen Hain ſich hören;
Des Sterbeglöckleins Laut verhallt.

Da hob der Schlummergott ſich auf, und ſtreute linde
Und lächelnd ſeine Körnlein aus,
Und liſpelnd truncn ſie die ſanften Abendwinde
In jedes müden Landmanns Haus.

Der müde Schnitter ſank in Schlummer,
Des Tages Müh wiegt' ihn in Ruh;
Der Leidende vergaß den Kummer,
Und Aller Augen ſanken zu.

Drauf ſtreckte ſich mit wonnigem Gefühle
Der Schlummergott zu ſeinem Bruder hin.
„Bald ſcheucht die Nacht; dann faßt ein freudiges Gewühle
„Daß ich ein Freund der Menſchen bin!“

Es ſprach der Schlummergott mit ſeligem Entzücken.
Ihn ſah der Engel Tod voll ſtiller Wehmuth an,
Und ſprach: „Ach! daß ich nicht wie du beglücken,
„Wie du des Danks mich freuen kann!

„Schein' ich der Erde nicht ein Unhold, deſſen Rachen
Nach Blut nur lechzt, ein Menſchenfeind?“ —
„Geduld, mein Bruder! ſprach der Schlaf: einſt beym Erwachen
„Erkennet auch in dir der Edle ſeinen Freund!“

VII.

An Teutschlands Horaz
des vorigen Jahrhunderts.*)

Herauf aus deiner finſteren Todtengruft,
Herauf, du Edler! Siehe! die Saaten, die
Auf römſchem Boden deine Muſe
Streuete, (länger als ein Jahrhundert

Barg

*) Kaum wird es der Anmerkung bedürfen, daß hier der vor 150 Jahren ſo berühmte, in unſern Tagen faſt gänzlich vergeßne, und nun auch dem Namen nach wieder allgemein bekannte Urheber des Originals der Sammlung lyriſcher Gedichte gemeint ſey, wovon unter dem Namen **Terpſichore** zwey Theile bey **Bohn und Comp.** zu Lübeck vor einiger Zeit herausgekommen ſind. Da über dieſen zweyten Horaz nunmehr — nachdem unſer **Herder** ſeinen Geiſt aus dem Lande der Vergeſſenheit hervorgerufen und in der kräftigſten, lieblichſten und wohllautendſten teutſchen Sprache unſrer Zeit ſingen gelehrt hat — nur Eine Stimme iſt, ſo füge ich dem gerechten Lobe, welches mein edler Freund K. beyden Dichtern mit dem Enthuſiaſmus eines tiefen Gefühls und der wärmſten Muſenliebe auch aus **meiner Seele** ertheilt, nur den Wunſch bey, von dieſer **Terpſichore** bald eine kleine Taſchenausgabe in Form der **Elzeviriſchen** oder **Plantiniſchen** zu ſehen, damit jeder, der ſein Gemüth mit wahrem Ambroſia zu nähren verlangt, ſie (wie ſeinen Horaz) immer bey ſich tragen könne.

D. H.

Barg dort ſie tiefrer Schatten) ſie ſprießen jetzt,
Verpflanzet auf Germaniens Helikon,
Am hohen Mittag dir empor zu
Nimmer verwelkenden Lorberkränzen!

Zu ihrem Prieſter weyhte Minerva ſchon
Eh als des Vatikanes Beherrſcher dich,
Und früher goß ſein himmliſch Feuer
Föbus Apollo dir in den Buſen.

Es in Geſang zu ſtrömen errangeſt du
Dir Töne. Doch die Sprache Teutoniens,
Noch rauh wie ihre Krieger, deren
Waffengeklirre die Muſen ſcheuchte,

Sie faßte deine mächt'gen Gefühle nicht.
Die Leyer, karg beſpannet mit eiſernen
Zu ſtarren Saiten, tönte deinem
Feineren Ohre nur dumpfen Mißlaut.

Da reichte dir Apollo das Saytenſpiel
Horazens, und Terpſichore lehrte dich
Der hohen Lyra Spiel. Du griffeſt
Kühn in die Sayten, und bald entſtrömten

Ihr unter deinen Händen melodiſche
Geſänge, daß die Muſen dir horcheten,
Den teutſchen Barden Roma lobpries,*)
Lazium's Sänger dich Bruder grüßten.

*) Der gelehrte Pabſt Alexander VII. ſchätzte unſern Dichter vorzüglich, und beſchenkte ihn mit einer goldnen Medaille.

Nur Teutſchlands Muſe trauerte; unbekränzt
Von ſeinen Töchtern ruhte die Harfe bald
Beſtäubt im Winkel. — Doch ſie ſchützte
Föbus, und wahrte ſie vor Entweyhung.

Denn erſt als ſich in Gräciens Harmonie
Und Roms Geſang Germaniens Sprach' ergoß,
Erſt da führt' Er zu dir den Barden,
Der, von ihm ſelber in allen Künſten

Der Muſen unterwieſen, das Innerſte
Des heil'gen Hains mit ſchärferem Blick durchſpäht.
Dein hoher Genius ergriff itzt
Seinen verbrüderten Geiſt gewaltig.

Mit ihm zur Höh' aufſtrebend, im Kampfe wie
Zwey Adler, überflogen ſie wechſelnd ſich
Einander, gleich an Kraft ſich, ihre
Fittige ſtrahlend im Sonnenglanze! —

Dank ihm, dem Edlen, welcher dem Vaterland
Dich, ſeinen Klakkus, glänzender wiedergab!
Gleich Schätzen, die aus Herkulanums
Trümmern Italien mühſam aufgräbt,

Staunt Teutſchland deinen hohen Geſängen nun,
Stellt neben ſeiner edelſten Barden Bild,
Nun dein Bild dankbar auf, und ſeine
Töchter umwinden's mit Roſenkränzen.

F. v. Köpken.

VIII.

Die Wissenschaften.

Ein Probestück aus einem größern Gedichte, betitelt:

Die heiligen Gräber *)

I.

— — — — — —

Sagt mir doch, was eure Wissenschaften
Je der Menschheit frommten? Was erschäfften
Sie euch selbst für bleibenden Gewinn?

2.

Ihr nennt jede Stadt nach Läng' und Breite. —
Gut! Wem frommts, ihr hochgelehrten Leute?
Setzt, ein Regen macht die Wege schlimm,
Und der Postknecht setzt an eine Pfütze
Just mich ab: was Guckuk ist's mir nütze,
Im wie vielsten Grad der Breit' ich schwimm'?

3.

Wenn im Arme von Cirkasserinnen
Wir in sanfter Wollust luth zerrinnen,
Sagt, was kummert uns das Alterthum?

*) Dieses Gedicht erscheint inſtehende Michaelismeſſe in der Sommerſchen Buchhandlung. Ein zweytes Bruchſtück unter dem Titel der Hahn, findet ſich in des Herrn Rektor Fiſchers Teutſcher Monatſchrift im Septemberſtück dieſes Jahres.

Laßt uns dieſe ſanftgeblähten Sfären,
Ihr — ihr könnt nach Marmorbuſen ſtören
In dem Schutt von Herkulaneum.

4.

Iſt euch an Heraldik was gelegen?
O die lernt ihr — an den Kutſchenſchlägen,
Bey dem Eingang in das Opernhaus.
Von Fofik bearbeitet in wenig Stunden
Ihr das Nöthige von euren H....n
Oder Kammerzofen, ſo für's Haus.

5.

Sich mit Theorie den Kopf zerbrechen,
Wozu das? Von Wind und Regen ſprechen
Hört am Kaffertiſch ihr g'nug und ſatt.
Wie bequem! — Ihr faßt in Einer Stunde
Dieſe Theorie. Von Kräuterkunde
Wißt ihr g'nug — geräth euch der Salat.

6.

Doch die Sternenkunde, ſollt ich meinen —
Ey! was Sterne, Herr! Die Sterne ſcheinen
In der Nacht bloß, und dann ſchlafen wir.
Was ſchiert mich die Welt ſammt ihren Polen!
Sollt' ich mir Katharr und Schnupfen holen
An dem Fernrohr? — Danke ſchön dafür!

7.

Und zum Haarabſchneiden, Aderlaſſen
Die Gelegenheit nicht zu verpaſſen,
Dafür giebts ja einen Almanach.
Irgendwo, entfernt vom Erdenvolke,
Sieht ein Weiſer Wind und Regenwolke
Schon ein Jahr von ſeinem Dach.

8.

8.

Will ich die zwölf Himmelszeichen wiſſen,
Sammt den Mond- und Sonnenfinſterniſſen,
Nun, ſo ſchlag' ich den Kalender auf.
Da ſteht alles — ja, und was das Beſte,
Man erhält noch die Geburtstagsfeſte
Aller Prinzen gratis in den Kauf.

9.

Sucht von Metafyſik das zu faſſen,
Was die Gottheit den Pythagoraſſen,
Platon offenbart und Epiktet;
Was durch Abſtrakzion in allen Landen
Grofe Köpfe wußten und verſtanden:
„Daß der Menſch nichts weiß und nichts verſteht.“

10.

Linien, Tangenten, Rhombus, Sinus,
Algebra und all' ihr Plus und Minus
Schafft kein Brod zu Tiſche, habt ihr keins.
Laßt die Quadraturen und Quadranten!
Leat ſonach euch auf die angewandten
Theile bloß, id eſt — aufs Ein mal Eins.

11.

Perſiſche Geſchichte braucht ihr wenig.
Daß Hiſtaſpis einſt zum Perſerkönig
Durch ſein Pferd ward, gilt uns einerley.
Dankt er's einer Stute? einem Hengſte?
Was ſchiert's uns? und welche Hand die längſte
Vom Longimanus geweſen ſey?

bemüſſiget öffentlich zu reden; denn dieſer Handel wird uns alle aufwekken --

Antigonus.

Ja, zum Lachen, denk' ich, wenn die echte Wahrheit bekannt wäre.

[Sie gehen ab.]

Dritte Scene.

[Verwandelt ſich in ein Gefängniß.]

Paulina, die Gemahlin des Antigonus, läßt den Kerkermeiſter herausruffen, und bittet vor die gefangne Königin gelaſſen zu werden: Da ihr aber dieſes, vermöge des ausdrüklichen Königlichen Befehls abgeſchlagen wird, ſo verlangt ſie, ihr wenigſtens eine Unterredung mit einer von ihren Kammer-Frauen zu geſtatten. Dieſes wird ihr bewilliget, doch ſo, daß der Kerkermeiſter dabey zugegen ſeyn ſolle. Emilia kommt alſo heraus und meldet der Paulina, daß Schreken und Kummer die Niederkunft der Königin befördert habe, und daß ſie wirklich von einer Tochter entbunden ſey; ein holdſeliges Mädchen, (ſagt Emilia) munter, und voller Leben: Sie gereicht der guten Königin zu vielem Troſt: Meine arme Gefangne, ſagt ſie, ich bin ſo unſchuldig als du --

12.

Gleichfalls zwecklos sind beym Unterrichte
Politik und neue Reichsgeschichte;
Denn auch hier hilft Klugheit wieder aus.
Diese lernt ein Jünglina von Talenten
Leicht aus Israhans Korrespondenten,
Und die Politik im Kaffeehaus.

13.

Wie die Nase Cäsar sich zu schneuzen
Pflegte, mag die Wißbegierde reizen,
Ob es links, wie, oder rechts geschah?
Aber Jahr und Monat, Stund und Datum,
Wann's geschah? ob ante Christum natum,
Oder post? das sind Allotria.

14.

Was schiert's uns, sind dort in jener Pläne
Die gefundnen Knochen Backenzähne
Die ein Engel auf der Wahlstatt lieh,
Oder nicht? und wie viel Thurmgeländer
Fertig standen, als in alle Länder
Gott die babylon'schen Maurer stieß?

15.

Lernt man Sprachen nur um sie zu sprechen,
Wozu todte Sprachen? Was zerbrechen
Wir den Kopf mit Griechisch und Latein?
Wie viel Sprachen, glaubt ihr, sprach wohl Adel?
Die Filologie entsprang in Babel;
Kann sie Allah wohlgefällig seyn?

16.

Von den ſchönen Künſten muß vor allen
Dir das erſte Loos, o Kochkunſt, fallen;
Du bleibſt aller Künſte Königin!
Wollen unſre Damen, wie ſie pflegen,
Nebenher auf Mahlerkunſt ſich legen
In den Morgenſtunden — immerhin!

17.

Knaben? — Poſſen! Walzer und Analäſen,
Gelt, ihr Herrn, das iſt ein ander Weſen!
Hohl der Guckuk Grubram's *) Grübeleyn,
All ſein re mi fa ſol ut und la!
Nein, da lob' ich mir den Walzer! Quaſi
Fährt euch da der Tackt in beyde Bein'.

18.

Und Gedichte vollends und Poeten,
Was ſind die der Republik vonnöthen?
Sklaverey iſt jedes Sylbenmaß.
Ein Gedicht dient bloß auf Brautgelagen,
Um Bonbon und Naſchwerk drein zu ſchlagen,
Und nachher — ihr wißt wohl ſelbſt zu was.

19.

Policey und Policeyanſtalten,
Freye Perſer, damit laßt's beym Alten,

*) Einer der größten Theoretiker der Muſik in ſeinem Jahrhundert. — Er ſtarb, und kein Journal, keine gelehrte Zeitung gedachte des Verluſtes, den die ſchönen Künſte in dieſem Mann erlitten, auch nur mit Einer Sylbe.

Was Versäumniss und der Neid auch schrey'n!
Steckt Laternen an, wenn Sterne funkeln:
Löscht sie aus, und brecht den Hals im Dunkeln,
Steht nur im Kalender Mondenschein.

20.

Liebe Herren, wollt ihr in was bessern,
Sucht die Narrenhäuser zu vergrößern!
Diese sind in Persien zu klein.
Dafür sind bemnah in allen Staaten
Tempel und Moscheen zu groß gerathen,
Kommen gleich die Todten mit hinein.

21.

Tretet einen Muslud, zum Exempel,
Oder andern Festtag in den Tempel —
Alles leer! ihr seht die Beter kaum.
Aber in den Stuben, auf den Gassen
Müßt ihr euch vor Narren nicht zu lassen.
Woher kommts? Den Narren fehlts an Raum.

22.

Von der Pfeif' in euern Narrenhäusern *)
Sag' ich nichts. Bey Fürsten und bey Kaisern
Seyd ihr droh berühmt in aller Welt.
Brüderlich vereinigt ihr jeden Thoren:
Aber in Persien den Verstand verlohren,
Fährt weit besser als der ihn — behält.

23.

*) Die Morgenländer betrachten Wahnsinnige als geheiligte Personen.

23.

Dieß iſt auch in andern Ländern Mode,
Wie man ſagt. Kann ſeyn! — Wird die Synode
Der Tollhäusler gar zu greß für euch:
Laßt ſie loß, und macht's wie jener Kaiſer,
Sperrt die Klugen bloß in Narrenhäuſer!
Doch wir kommen ab. — Wo blieb ich gleich?

24.

Von der Sünd' empfangen und gebohren
Sind die Medicin und die Doctoren
Sammt und ſonders, ſo viel Pillen drehn;
Dieſe Herrn, die freyer Athem ziehen,
Weil uns — Luft fehlt, und von Karwein glühen,
Weil uns — Durſt und Appetit vergehn.

25.

Hilft uns die Natur und wir geneſen, —
Wer iſt's ſonſt als wie der Arzt geweſen?
Sterben wir — ſtumm iſt der Erebus.
Kaum und kaum nur machen die Imane
So viel Baſtard' als die Scharlatane
Jährlich Waiſen. — Jetzt ein Wort vom Ius!

26.

Stiehlt ein Dieb, was brauchts da eine Fuhre
Von Pandekten erſt, ob ihr ihn jure
Aufhängt? wozu Gloſſen und Latein?
Die Gerechtigkeit, in Stein gehauen,
Iſt bloß vor dem Rathhaus noch zu ſchauen
An der Thür', und darf' nur ſelten 'nein.

27.

27.

Nach dem ewigen Naturgeſetze
Haſcht die Schwalb' im fliegenvollen Netze
Spinnen — ſelbſt bedroht vom Feuerrohr.
Dieſer Pelz, der jetzt den Fürſten wärmet,
Wärmte Bären einſt; und ihr, ihr lärmet,
Zieht der Bär das Fell euch über's Ohr?

28.

„Ja, meint ihr, und ſchüttelt eure Köpfe,
Wir ſind doch unſterbliche Geſchöpfe,
Und beſtehn aus Seel' und Leib.“ — Ihr Herrn,
Dieſer Vorzug bleibt euch unverwehret;
Denn iſt euer Leib nur wohlgenähret,
O er läßt die Seel' euch herzlich gern.

29.

Saat, was nichts da viel zu proceſſieren?
Statt auf Zweyen, geht der Bär auf Vieren;
Statt Vernunft gab ihm Natur Inſtinkt.
Seinen Pelz verdankt ihr der Diane;
Euer Fleiſch verdankt Er ſeinem Zahne,
Und unläugbar jure, wie mir dünkt.

30.

Kurz, Gewalt, das iſt die große Feder
In der Weltuhr! Der Gewalt folgt jeder.
Je nachdem mit Kraft man anethan,
Schießt man ſelber — oder wird geſchoſſen;
Sitzt im Wagen — oder zieht Karoſſen;
Heißt ein Beitler — oder Tartar-Kan.

J. D. Falk.

IX.

IX.

Antworten an Ungenannte.

1.

Das am 16. dieſ. M. angelangte Manuſkript, „Einige Bemerkungen über * * * betitelt, kann aus Urſachen, die ſich bloß auf den Verf. ſelbſt beziehen, nicht in dieſe Zeitſchrift aufgenommen werden. Ich habe eine ſo gute Meynung von dem, was er werden kann, wenn er ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe, Beleſenheit in den lateiniſchen Klaſſikern, Kantiſche Filoſofie ꝛc. erſt gehörig verdaut und (wie unſre Alten ſagten) in ſuccum et ſanguinem verdaut haben wird, — daß ich nicht zweifle, er werde mir meine Zurückhaltung und den Beweggrund derſelben in einigen Jahren danken.

2. Ob die Erzählung: **Was wagt eine Mutter nicht?** aus der 9ten Sammlung der **Meißnerſchen Skizzen**, bereits von einem unſrer dramatiſchen Schriftſteller für den Schauplatz bearbeitet worden, iſt mir nicht bekannt. Ich vermuthe, daß es entweder nicht geſchehen, oder, im entgegengeſetzten Falle, daß Hr. v. ** keine Urſache habe, ſich dadurch von ſeinem Vorhaben abhalten zu laſſen, (denn wie viele Sujets ſind nicht bey den Alten und Neuern von Mehrern auf verſchiedne Art bearbeitet worden?) vorausgeſetzt, daß er zudem äuſſerlichen

lichen Beruf, deſſen er in ſeinem Schreiben erwähnt, auch den **innerlichen** in ſich fühlt, ohne welchen freylich nicht rathſam wäre, dem erſtern zu folgen. Denn tu nihil invita dices faciesve Minerva.

3. Unzählbare genannte und ungenannte junge Dichter vel quaſi fahren noch immer fort, mit einem Mißtrauen in ſich ſelbſt und einem Zutrauen zu mir, wovon jenes oft von böſer Vorbedeutung, dieſes mehr zudringlich als verbindlich iſt, mir anzuſinnen, daß ich über ihren innern Beruf zur Dichtkunſt einen entſcheidenden Ausſpruch thun ſoll. Ich habe Neunzehn unter Zwanzigen dieſer Anfrager nur eine, für ſie Alle paſſende Antwort zu geben, oder vielmehr, da ich ſie ſchon mehrmahls gegeben, zu **wiederhohlen**. Leſen und ſtudieren Sie Tag und Nacht Horazens **Epiſtel an die Piſonen**, im Original und in allen Ueberſetzungen, deren Sie habhaft werden können; horchen Sie mit möglichſter Aufmerkſamkeit auf die Stimme Ihres Gewiſſens bey den ſo häufig vorkommenden **Warnungen** unberufener oder voreiliger und durch ſpem veniae kühn gemachter Dichterlinge; überlegen Sie mit Ihrem befragten Gewiſſen, ob Sie alle die Anlagen beſitzen und alle die Bedingungen erfüllt haben, welche Horaz von einem Dichter fodert; beherzigen Sie das dictum, cacatum non eſt pictum, und das Todesurtheil, welches Horaz im Namen der Kunſt über alle mittelmäßigen Verſemänner ausſpricht, — und thun Sie dann in Gottes Nahmen

was Ihnen ihr Dämon (ater an albus?) eingiebt, oder was Sie nicht laſſen können! Nur mich fragen Sie nicht; denn ich weiß Ihnen, auſſer dieſer, keine andere Antwort zu geben.

W.

X.

Anzeige.

Handbuch für Sammler und Kunſtliebhaber, über die vornehmſten Kupferſtecher und ihre Werke; vom Anfange dieſer Kunſt bis auf gegenwärtige Zeit: chronologiſch und in Schulen geordnet; herausgegeben von Hrn. Profeſſor Huber und Hrn. C. C. H. Roſt.

Unter dieſem Titel wird mit Oſtern 1796. der erſte Theil eines Werks in unſerm Verlage erſcheinen, welches allen Freunden der Kunſt, allen Künſtlern und Kupferſtichſammlern willkommen ſeyn wird.

Da das räſonnirende Verzeichniß der vornehmſten Kupferſtecher und ihrer Werke des Hrn. Joh. Caspar Füßlin, ſich gänzlich vergriffen: da wir überzeugt waren, daß dies Werk bey einer neuen Ausgabe eine gänzliche Umarbeitung, Vermehrung und Verbeſſerung nöthig hatte, wenn es für die gegenwärtige ausgebreitete Kunſtkenntniß ein klaſſiſches Werk werden ſollte, das den Kunſtliebhaber ſicher leite, ihm die Anſchaffung ſo mancher

andrer

andrer Werke entbehrlich mache, und auch jedem Sammler ein ſicherer Wegweiſer ſey, der mit Vortheil eine lehrreiche Sammlung anzulegen wünſcht: ſo haben wir, um dieſen Zweck zu erreichen, die Bearbeitung dieſes Werks dem Hrn. Prof. Huber zu Leipzig, einem ſchon rühmlichſt bekannten Kunſtgelehrten, und Hrn. C. C. H. Roſt, Beſitzer der bekannten Kunſthandlung zu Leipzig, übertragen. Beyde haben dies Geſchäft, als ihr Lieblingsſtudium, mit Vergnügen übernommen. Erſterer wird das Werk in franzöſiſcher Sprache ſchreiben; letzterer wird davon eine freye Ueberſetzung liefern. Beyde Männer haben ſich vereint, in dieſem Handbuche alles Wiſſenswürdige zu vereinigen, was bisher der Kunſtliebhaber in ſo manchen andern Werken mit Mühe zuſammen ſuchen mußte. Auch wird das Werk anſehnliche Berichtigungen und Vermehrungen enthalten, wodurch der Leſer richtige und ſichere Fortſchritte in ſeiner Kunſtkenntniß wird machen können.

Kommende Oſtern 1796. wird der erſte Theil dieſes Werks erſcheinen, welcher die deutſche Schule enthält. Die Italieniſche Schule wird in 6 Monaten darauf folgen; und dann in 6 Monaten die Niederländer Franzoſen und Engländer, welche noch 2 kleine Bände ausmachen werden. Das Ganze wird alſo aus 4 mäßigen octav Bänden beſtehen. Diejenigen, ſo auf das ganze Werk ſubſcribiren wollen, erhalten einen Rabbat, der nach der Erſcheinung des erſten Theils nicht mehr ſtatt finden kann.

Zürich, im Jul. 1795.

Orell, Geßner, Füßli u. Comp.

Neuer
Teutſcher Merkur.

III. Stück 1795.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Paulina.

Darauf wollt' ich schwören: Diese wunderlichen, gefahrvollen Launen des Königs! Der Henker hole sie! Aber man muß es ihm sagen, und das soll auch geschehen; es ist ein Dienst, der sich am besten für ein Frauenzimmer schikt. Ich will ihn auf mich nehmen. -- Ich bitte euch, Emilia, versichert die Königin meiner gänzlichen Ergebenheit, und sagt ihr, wenn sie mir ihre kleine Princessin anvertrauen wolle, so woll' ich sie dem Könige zeigen und es auf mich nehmen, so laut als nur möglich ihr Fürsprecher zu seyn. Wir wissen nicht, wie ihn vielleicht der Anblik des Kinds erweichen mag; das Stillschweigen der reinen Unschuld überredet oft besser als die beredteste Zunge -- Paulina versichert Aemilien, daß ihr edelmüthiges Anerbieten der Königin desto angenehmer seyn werde, da sie selbst auf diesen Gedanken gekommen, und nur besorgt habe, daß sich niemand finden würde, der es wagen dürfte ihn auszuführen. Inzwischen macht der Kerkermeister auf den Fall daß die Königin einwilligen sollte, Aemilien die neugebohrne Princessin anzuvertrauen, einige Schwierigkeit, ob er es, da er keinen Befehl dazu habe, passieren lassen dürfe; läßt sich aber von Aemilien damit beruhigen, daß das Kind eigentlich ein Gefangner in Mutterleib gewesen, und nach Gesez und Ordnung der Natur freygestellt worden, mit nichten aber als ein Gefangner des Königs anzusehen sey, als gegen welchen es sich auf keinerley Weise habe verfehlen können. Und hierauf begeben sie sich in ein anders Zimmer.

Vierte

Inhalt.

I. Der Teutsche Lovelace. Proben aus einem Roman in Briefen. . . . S. 217

II. Die Ruinen von Paulinzelle. . . — 248

III. Ueber den Schein um den Schatten des Kopfes — 260

IV. Gedichte. . . . . — 273

V. Ueber die Fortdauer der Schröderschen Theater Unternehmung in Hamburg. . — 300

VI. Nachtrag zu dem vorstehenden Aufsatz (III.) über den Heiligen-Schein. . . — 312

VII. Litterarische Anzeigen. . . — 318

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Anzeige.

In der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar ist erschienen:

Henke, Abt in Helmstädt, Archiv für die neueste Kirchengeschichte, 1n Bd. 1s St. 8. broch. 12 gr.

Es enthält. 1) Päpstl. Verdammungs-Bulle über 85 Sätze in den Acten und Decreten der Synode zu Pistoja, Rom d. 28. Aug. 1795. 2) Markgr. Badensches Rescript an das Fürstl. Kirchenraths-Collegium, die Pfarrbesetzungs- und Promotions-Ordnung betreffend. 3) Verdienste eines edlen deutschen Kaufmanns um die Schule seiner Vaterstadt: oder kurze Nachricht von der Streitischen Stiftung für das Berlinische Gymnasium. 4) Gregoire's Rede im National-Convente über die Freiheit der Gottesdienste; nebst seinem Vorbericht und dem Decrete des Convents. 5) Merkwürdiges Beyspiel von Censurunfug.

In der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar wird auf das in Genf herauskommende Journal:

Bibliothèque brittanique, ou Recueil Extrait des Ouvrages Anglais periodiques et autres, des Memoires et Transactions des Societès et Académies de la Grande-Bretagne d'Asie et d'Amérique, par une Societè des gens de Lettres etc.

Pränumeration angenommen. Ein weitläufiger Prospect hiervon ist bey uns unentgeldlich zu bekommen.

Die Hoffmannische Buchhandlung zu Weimar bietet nachstehendes seltene Werk:

Plansitzii, P. Marc. Germania sacra, III. Tomi,

um den geringen Preis von 16 Rthlr. Sächs. Cour. an, der Laden-Preis ist 22 Rthlr.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20638 / 407

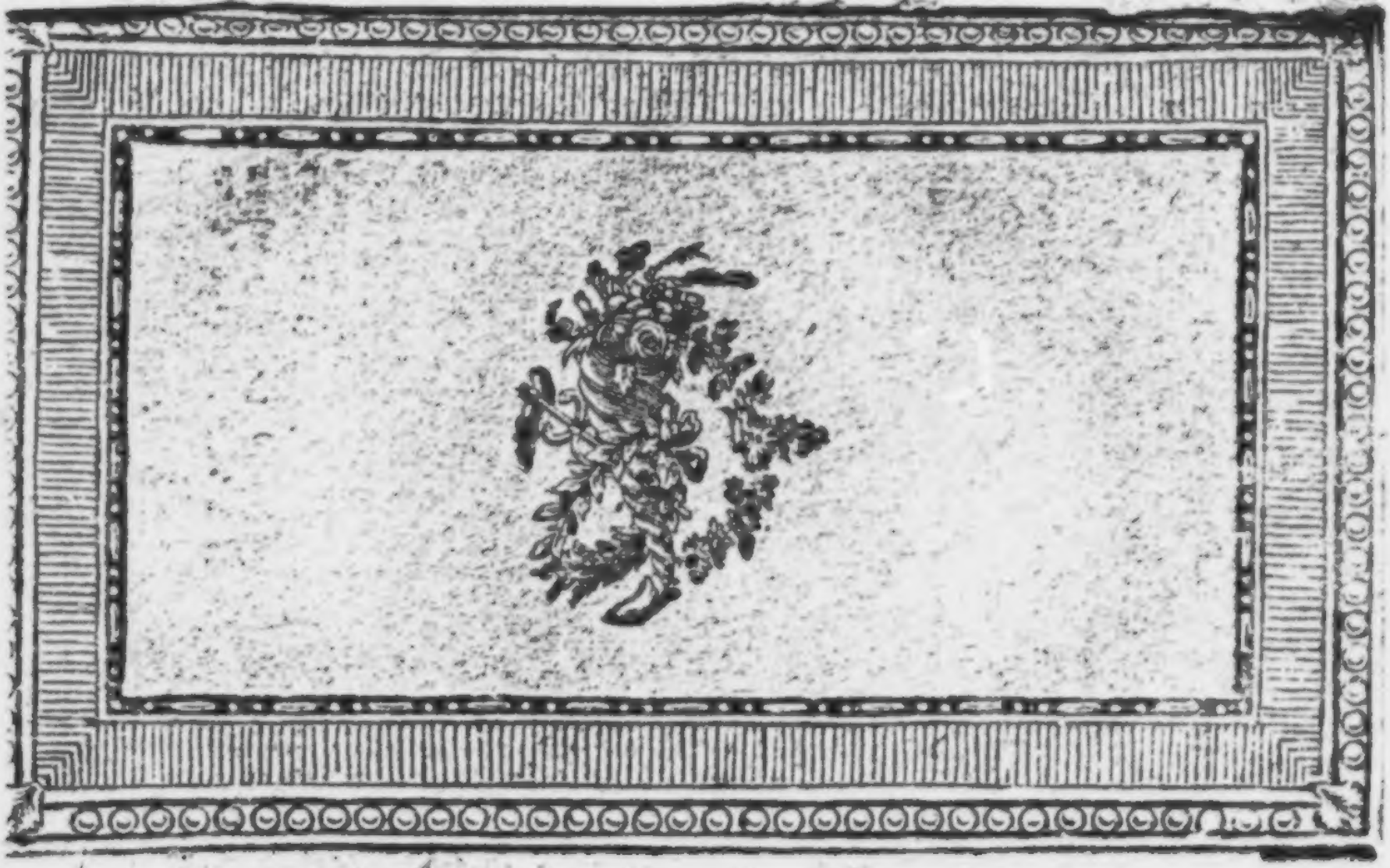

Der neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1795.

I.

Der Teutſche Lovelace.

Proben aus einem Roman in Briefen.

1. Brief.

Eduard an Ferdinand.

N. den 20ten May.

Kennſt Du dieſe Hand noch, Ferdinand? Faſt ſollteſt Du ſagen nein. Meine zweyjährige Wanderung iſt zu Ende. Ich ſitze wieder, und das Bedürfniß mahnt mich, daß ich einen Freund habe.

Du magſt Dich verwundert haben ſo viel Du willſt, daß ich Dir in dritthalb Jahren nicht ſchrieb. Was mich wundert iſt, daß ich Dir nun gleichwohl ſchreibe. Wenn Du Dir den Verdruß und Herzenszwang, die Noth und alle das Elend vor-

stellst, das ich in eurer verwünschten Stadt ausgestanden habe, so mußt Du mir Recht geben, und mich loben obendrein. Haben wir nichts besseres zu thun als uns mit Verhältnissen herum zu schleppen, aus denen nichts Kluges zu machen ist? Ich habe mirs so eingerichtet, daß ich jedes abschütteln kann, das mich zu drücken anfängt; und wer etwas in der Welt vor sich bringen will, gehe hin und thue desgleichen.

Bey dem allem ist mir in eurer Nachbarschaft ziemlich wohl, welches ich, mit deiner Erlaubniß, nichts anderm zuschreibe als der Luft. Wir sind doch nirgends so gesund als in unserer Heimath. Ich bin des Herumstreifens für jetzt müde, und wenn ich meinen ersten Einfällen und Neigungen nur trauen dürfte, so möchte ich mich wohl einnisten und ein vernünftig Leben anfangen. Aber es taugt doch nichts. Wer weiß, wie bald es mir wieder kommt, daß ich meinen Bündel schnüre, und auf und davon muß in die weite Welt!

Von meinen Abenteuern wirst Du Eins und das Andere gehört haben. Es verdrießt mich davon zu reden. Wenn Dir an irgend einem Umstand besonders gelegen ist, so frage mich darum. Dir zu Liebe will ich mich wohl noch zwingen, so verhaßt mir auch die Reisebeschreibungen sind. Vor allem, lieber Schatz, gieb mir Nachricht von Dir selbst. Du hast geheurathet? Das ist recht hübsch.

Ihr

Ihr seyd doch gar glücklich, ihr ordentlichen Leute!

Ich habe mir hier so viel Arbeit gemacht, daß ich schwerlich vor ein paar Jahren wegkomme. Die Gegend ist paradiesisch; Du kennst sie. Ich habe das Schöne gern in der Nähe, wenn ich auch selten dazu komme, mich daran zu laben. Seit zwey Monaten, die ich etwa da bin, habe ich mich gestern das erstemal ausser den Stadtthoren gewagt. Da ist eine Anhöhe mit einem Kranz von Sommerhäusern, wovon das größte und geschmackvollste einer Baronin von G*** gehört. Die ganze Partie ist vortrefflich und hat eine höchst romantische Lage. Die Leute nennen es Belle-vûe. Sie kommen um diese Jahreszeit häufig hinaus, weil auch ein öffentlicher Garten da ist, und ein Wirth, der sich zu schicken weiß und sogar maskierte Bälle giebt. Ich kroch an dem Hügel hinauf, und — ich hätte über mich sdbst lachen mögen. Es war als ob ich nicht das Herz hätte, einen freyen vollen Blick auf die herrliche Landschaft zu werfen, und mir mit mehr als Einem Athemzuge Luft zu machen.

Die Stadt selbst kommt mir ausnehmend abgeschmackt vor. Kein Platz, keine Gasse, kein Fleckchen, das mit einigem Verstand angelegt wäre! Es ist wirklich unsinnig, wie die Handvoll Leute auf und über einander gepackt sind, sich drängen und einschränken, und theure Miethe bezahlen, als

ob kein Raum mehr in der Welt wäre. Das Haus das ich bewohne, hat sechs Stockwerke. Ich habe die drey obern mit meinem Jakob eingenommen, wo wir nun Trepp'auf Trepp'ab ziehen, wie in einem Vogelbauer, um uns Bewegung zu machen. Es ist kaum Gelaß genug, meine wenigen Bücher darin aufzuschichten.

Man hat jetzt Komödien und auch Koncerte. Ich schleppe mich manchmal hin, und höre und sehe, so fern es Augen und Ohren allein thun. Mein Inneres bleibt unbewegt; ich bin so spröde und eingerostet, daß ich nicht weiß was begegnen muß, um die Springfedern meines Herzens wieder ins Spiel zu setzen. Im Koncert findet man den beau monde beysammen, bestehend in etwa dreyßig jungen Weibern und mannbaren Mädchen, die übrigen ungezählt. Noch will mir keine besonders einleuchten, obschon sie, wie es scheint, insgesammt nicht von der Art derer sind, die ihr Licht unter den Scheffel stellen. Die Weibchen haben durchaus eine freundliche, nachsichtsvolle Miene, und einen gewissen Zug, der mich immer schließen läßt, daß Friede und Eintracht zwischen den beyden Geschlechtern ist. Man macht viel Rühmens von zwey Damen, die ich noch nicht so glücklich war zu sehen. Eine davon ist die Baronin von G***, eine Wittwe, — ich habe nicht oft eine junge Wittwe nennen hören die lange in Berlin gelebt hat, und großen Einfluß in der hiesigen Weiberrepublik besitzen

ßen soll. Die andre heißt gewöhnlich nur Wilhelmine, und ist die Frau des reichen Kriegsraths Werner, den Du vermuthlich kennst. Nach dem was ein junger Herr v. Franken von ihr erzählt, muß sie ein Wunder seyn. — Dieser Franken giebt mir manchmal die Ehre seines Besuchs. Es ist ein ganz hübscher Bursche, der nur das Unglück hat, für einen witzigen Kopf zu gelten und kleine Verse zu machen.

Ich bin übrigens für mich, und führe ein abscheulich gelehrtes Leben. Ein seltenes Stück von Bücherwurm bin ich, das ist gewiß! Wenn ich mich von ungefähr im Spiegel erblicke, habe ich immer Lust mir ins Gesicht zu lachen. Meine Figur paßt noch immer nicht zu dem pedantischen Apparate um mich herum. Und sage, ists nicht sündlich, meine edle Geburt und alle meine ritterlichen Tugenden unter dem Zuge vermodern zu lassen? — Aber da sind unsere Grillen, und mein verwünschter Kerl von Hofmaster — Gott hab' ihn selig! — der in meinem dreyzehnten Jahre die Entdeckung gemacht haben wollte, daß ich auf ein Haar aussähe wie Niccolo Macchiavelli, und in meinem funfzehnten, daß ich das Kopernikanische System umwerfen und ein neues einführen würde! Auch schreibe ich jetzt wirklich einen Macchiavell, ein böses Buch, wie alles was ich gemacht, welches ich ans Licht zu stellen gedenke, und wovon Du zu seiner Zeit Nachricht erhalten sollst.

Dieses Land ist das Kanaan der schönen Geister und Schriftsteller. Ich scheue dergleichen wie Horaz die Schwätzer. Auch weiß ich noch immer nicht, wie ich auf den Einfall gerieth meine Hütte unter dem Völkchen aufzuschlagen. — Vor ein paar Monaten habe ich gleichwohl eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht. Es ist P**, der Leibarzt des Fürsten von ***, bey dem ich mich, ehe ich hierher kam, eine Zeitlang aufhielt. Der Mann hat ungemeine Kenntnisse, und ist ein großer Mathematiker. Er war bisher so klug, das Publikum nicht von sich sprechen zu machen; ein Umstand, der mich in diesen schreibsüchtigen Tagen immer zum Vortheil eines Kopfes einnimmt, und mich glauben macht, es stecke mehr hinter ihm als er sich merken läßt. Mit Einem Worte, wir verstehen uns, und ich muß nächstens wieder einmal zu ihm. Sein Flegma, seine Launen, die kleinen Sonderbarkeiten sogar, die ich an ihm bemerke, machen mir seinen Umgang sehr interessant. Ich sehe in seinem Leben ein Vorbild für mein eigenes, wenn ich nemlich noch des Glückes theilhaftig werde, die Jahre des Verstandes zu erreichen. Verdammt, Ferdinand, daß man jung ist und Blut hat! Ich habe oft vor dem Einschlafen gewünscht, den andern Morgen mit einem grauen Kopfe aufzustehen, wie der Unglückliche in jener glaubwürdigen Geschichte. Ein weiser Mann von neun und zwanzig Jahren ist auch ein gar zu klägliches Geschöpf! Es steckt immer noch Stoff zu ein paar Dutzend Romanen

Vierte Scene.

(Der Pallaſt.)

Leontes, Antigonus, Herren vom Hofe, und Trabanten treten auf.

Leontes (vor ſich.)

Keine Ruhe, bey Tag noch Nacht -- es iſt eine groſſe Schwachheit, ſich die Sachen ſo zu Gemüthe zu ziehen -- es würde ſo ſeyn, wenn der Gegenſtand meiner Unruhe nicht noch unter den Lebendigen wäre -- wenigſtens ein Theil davon, ſie, die Ehebrecherin -- Denn was ihren Verführer betrift, den muß ich aus meinem Gehirn auswiſchen, da ihn mein Arm nicht erreichen kan: Aber ſie hab' ich in meiner Gewalt -- Könnte mir jemand ſagen, daß ſie aus der Welt geſchafft wäre, die Hälfte meiner Ruhe würde wieder kommen -- Iſt niemand hier? --

Ein Bedienter kommt herein.

Bedienter.

Gnädigſter Herr --

Leontes.

Wie ſteht's um den Prinzen?

Bedienter.

Er ſchlief dieſe Nacht wohl; man hofft er habe das Schlimmſte überſtanden.

nen in mir, und zu ein paar Heldengedichten dazu, falls einer Lust hätte sich die Unsterblichkeit an meinen Thaten zu ersingen.

Melde mir, wie es mit Leonoren gegangen ist. Ich weiß die Zeit, wo mir über einer solchen Frage — die Dinte in der Feder stehen geblieben wäre. Man wird eben anders und gescheider. Ich hoffe, sie ist auch vernünftig geworden, und hat irgend einen braven Mann genommen. Einen bravern als mich hat sie schwerlich weit suchen dürfen.

Noch Eins! Ich heisse hier Eduard Klifford, und gelte für den jüngern Sohn einer großen Familie, der reicher ist als er sich ausgiebt, und einen Whim hat, oder ein paar. Einen Whim! Die Leute sind bey allem dem so dumm nicht. — Diese Notiz ist übrigens zu selbsteigenem Gebrauche, wie ich wohl zu merken bitte. Ich beschwöre Dich bey den Manen unserer Großmütter, halte mir meine Korrespondenten vom Leibe. Ich danke meinem Gott alle Tage dafür, (oder vielmehr ich sollte es thun) daß er mir das Volk vom Halse geschafft hat. Adieu.

---

5. Brief.

Eduard an Ferdinand.

N. den 4ten Jun.

Wenn wir keine Leidenschaften haben, Ferdinand, so haben wir doch Launen. Ich hege und pflege diese Dinger in mir mit großer Nachsicht, und fast mit Sorgfalt, aus Furcht ich möchte gar zu weise werden.

Seit einigen Tagen bin ich gänzlich verkehrt und ausgewechselt. Mir kommt vor, ich habe einen starken Hang zur Faulheit, und sey aufgelegt mit Anstand müßig zu gehen. Das macht mir sonst immer viel Vergnügen; es kommt eben nicht oft. — Gestern und heute bin ich weit und breit herumgestiegen, auf allen Gassen. Die Leute müssen denken ich sey toll geworden; denn ich trete überall nahe zu, und begucke jedes Ding, hinten und vorne und voll Verwunderung. Es ist mir alles noch neu was ich hier sehe.

Einen hübschen Anblick hatte ich diesen Morgen. Um den Wall sind einige Bäume; sie heissen's einen Park. Da schlenderte ich, und stand und gaffte. Es kam ein offener Wagen, und hielt hart bey mir. Ein ältlicher feiner Mann saß darin, und ein Mädchen, (erst mußte es ein Mädchen seyn!) das ungeduldig ward, und nicht sitzen konnte,

konnte, bis der Bediente den Schlag öffnete. Ich lehnte daneben an einem Baume.

Da haben wir nun die prächtig hohen Kutschen und die häßlichen Leitern dran, wo eines immer fürchten muß den Hals zu brechen wenn es heraus will. Das muntere Geschöpf stand oben; die Luft hätte es tragen mögen, däuchte mich, die mit seiner leichten, fast durchsichtigen Bekleidung spielte. — Sie warf einen Blick in die Allee, indem sie zugleich die Hand ausstreckte, um den Arm des Lakayen zu fassen, der ihr herunter helfen sollte. Sie hatte mich erblickt. An einer Stufe blieb ihre Schleppe hangen; sie ward verwirrt, und that einen mächtigen Schritt bis auf den Boden. — Ich sah den niedlichsten kleinen Fuß, und eine Wade, wie man sie nicht schöner formieren kann. Das Weibchen (es war doch eins, denke ich) ward über und über roth, und machte eine etwas linke Bewegung gegen den Wagen, aus dem der Herr bedächtlich nach gestiegen kam.

Ich zog mich ein wenig zurück, um ihr nicht gleich in die Augen zu fallen. Es schien, sie würde sich auf die andere Seite wenden; sie drehte sich aber um, an mir vorbey. Der Alte, an dessen Arm sie hing, sagte ihr etwas und machte eine spitzfindige Miene dazu. Sie lächelte, und ward noch einmal roth. Nie habe ich den Leichtsinn in einer so lieblichen Mischung mit Bonhommie und Grazie

gesehen. Sie brüstete sich, wie eines das lieber springen möchte als gehen. Als sie etwa zwanzig Schritte bey mir vorüber waren, warf sie das Köpfchen herum. Ihre hellen blauen Augen begegneten mir. Es war ein scheuer Blick der nicht bemerkt seyn wollte. — Ich spatzierte langsam nach.

Am Ende der Allee standen sie stille. Sie schienen um das Wetter nach dem Horizonte zu sehen. Der Himmel war bewölkt. Es fielen einige Tropfen. — Sie kehrten um.

Der Alte schwatzte sehr eifrig; sie schien zu horchen. Da sie schon ziemlich nahe war, lachte sie hell auf. Es ließ ihr ungemein artig. Ich grüßte sie. Sie dankte mir mit einer freundlich-verschämten Miene. Ich sah sie vollends hinab gehen und wieder in die Kutsche steigen. Mich dünkte, sie bücke sich, um noch einen Blick unter die Bäume zu thun. Es war niemand da als ich. — Sie fuhren weg.

Das sind Possen, mein Schatz! Aber ich versichere Dir, es war ein hübscher Anblick. — Und was denkst du guter Freund? Da wäre fürs erste Stoff zu einem Liebeshandel. Ein köstliches Figürchen ist's, und die Perücke gewährt viel Trost! Ich glaube kein rüstiger Kerl kann so einen Kautz mit einem jungen Dinge schön thun sehen, ohne daß ihm Gedanken aufsteigen. Im Ernste, ich möchte wohl

einen

einen Verſuch machen, ob ich mich noch darin finde. Drollige Auftritte könnt' es geben.

Was Du mir ſagſt, Ferdinand! Die Baronin von G***? — Ich erinnere mich jetzt wohl von ihr gehört zu haben. Nun, es ſoll mir lieb ſeyn ſie kennen zu lernen. Die galante Welt ſollte dieſer modernen Aspaſia Altäre errichten. Ich ſage Dir, es ſind ſeltene und höchſt ruhmwürdige Tugenden in dieſem liebloſen, ſelbſtſüchtigen Zeitalter. — Ob meine Kleine auch zu ihrer Schule gehört? Das wäre ein Troſt mehr.

Ich muß dieſen Abend noch etwas vornehmen das mich erluſtigt. Da habe ich eine Armee von neuangekommenen Autoren vor mir, über die ich Muſterung halten ſoll: Meta-Politiker, Staatsrechtslehrer, Revoluzionärs und Antirevoluzionärs. Lauter ſterbliches Volk, Ferdinand; Futter für Recenſenten! wie Falſtaff ſpricht. Man möchte davon laufen. — Unſere Leute haben ein Feſt — was weiß ich — bey Waldern, dem Wirthe auf Belle-vûe. Da will ich hin.

Grüße mir Henrietten und meinen kleinen Eduard. Ich danke ihr. Sie iſt gar gut; ich habe ſie immer geliebt und vor vielen hoch gehalten. Es freut mich auch herzlich, daß Ihr euch in das Joch der heiligen Ehe gefügt habt. Es iſt ein ſanftes Joch, wer es zu tragen verſteht und ſich gern bequemt.

Und ſchreibe mir doch — Leonore in Florenz? in Florenz? und ihre Mutter todt? — Was für Geſchichten ſind das? Laß mich mehr davon hören. Ich muß dieſe Geſpenſter feſthalten, und ſehen was ſie mir anhaben können. Sollten die Weiber einen Anſchlag gehabt haben? Ich war damahls wirklich in Florenz. — Das Fräulein v. B. mit ihren grüngrauen, gläſernen Augen, und all dem Firlefanz, den ſie für Verſtand ausgiebt! Ich habe die Närrinn nie ausſtehen können. Und mich haßt ſie wie die Sünde. Laß mich mehr davon hören, Ferdinand.

N. S. Den Augenblick kommt Franken zu mir. Weißt du auch wer das zierliche Geſchöpfchen im Parke war? Du errieth'ſt es lange! — Wilhelmine war's mit ihrem Eheherrn. Ich Holzkopf, daß mir das nicht einfiel!

---

6. Brief.

Wilhelmine an die Baronin von G.

N. den 4ten Jun.

Ich muß nur ſchreiben, weil Du doch ſo bußfertig biſt, und endlich anfängſt in dich zu gehn. — Du machſt ſo ſchöne Verſprechungen, und thuſt auf einmal ſo zahm und geſittet, daß es eine Freude iſt. Wäre ich gewitzigt wie Du, oder nur

nicht

nicht ein so gar treuherzig Ding, ich glaubte kein Wort, und liefe vor Dir so weit ich könnte. Aber dein Zustand jammert mich; denn ich sehe wohl daß Dich die lange Weile plagt, wenn Du niemand hast um deine Tücke an ihm auszuüben. Wie kann man einem so bösartigen Wesen gleichwohl so zugethan seyn? Sage mir das, wenn Du ehrlich bist, du Schlange!

Franken war hier, heute und gestern und alle Tage. Ich habe mich eingeschlossen und krank sagen lassen, so oft er anfragte. Im Ernste, mir graut vor ihm. Wenn ich denke was mir mit ihm begegnet ist, so kitzelt mich's als ob ich lachen sollte und vor Verdruß nicht könnte. Dieser Mann, Scharlotte — Es fehlt ihm etwas, es fehlt ihm Alles. Ich weiß nicht, aber es ist so. Du weißt es wohl, Du, die überall so haarscharf und durchdringend darein sieht, daß mir schwindelt wenn ich mir's nur vorstelle.

Es ist mir die Tage her vielerley durch den Kopf gelaufen, und darunter so tiefsinnige Sachen, daß Du erstaunen solltest. Ach, Scharlotte! was sind die Männer? Was ist es an diesem wundersamen reitzenden Geschlecht, das so viel Gewalt über mein Herz ausübt, und das mir immer räthselhafter wird, je mehr ich mich ihm zu nähern glaube? Ich suche, ich sehne mich. — Du meinst, ich sey ein Kind und denke an gar nichts. Aber

ich sage Dir, ich weiß recht viel; ich kann's nur nicht zu Worten bringen. — Von deinen Freunden ist es keiner! Von allen die ich kenne, ist's keiner! Es muß noch andere Männer geben. — Ach, Scharlotte, ich bin ein grausam verliebtes Geschöpf!

Ich will Dich abholen und recht munter seyn, wenn Du artig bist und dein Wort hältst. Betriegst Du mich, oder hast du Franken bey Dir, so — merke Dirs! ich traue Dir in meinem Leben nicht mehr. Wenn er bey Waldern ist, thue ich keinen Schritt; und Du darfst auch nicht tanzen, daß Du es nur weißt.

Sage, Scharlotte! kommen auch Fremde hin! Fremde! — Ja Kind, davon errathst Du nichts! Ich habe — heute Morgen — ich habe jemand gesehen. — Aber ich plaudre nicht; nein, nein!

Adieu! Werner will auch kommen, wenn er mit seiner Schreiberey fertig ist. Ich muß mich nur ein wenig zu rechte machen. Bis fünf Uhr bin ich bey Dir. — Du wirst lachen, Scharlotte. — Mir kommt vor, ich habe noch nie so frisch und niedlich ausgesehen als diesen Mittag. — Adieu, Adieu!

8. Brief.

Den 5ten Jun.

Was meinſt Du, Ferdinand? Ich habe ein Rendez-vous gegeben, und paſſe nun und zähle nach, was die Uhr iſt. Ein ziemlich langweiliges Geſchäfft! Da ſind noch drey Viertelſtunden auf die Minute! — Wir wollen eins plaudern, wenn Du Luſt haſt.

Dein Brief liegt einſtweilen hier. Es iſt viel Ach und Wehe darin, ſo viel ich ſehen kann. Wir wollen ihn leſen wenn wir klüger ſind und auf ein weniger lachendes Abenteuer ausgehen.

Schlag ſechs Uhr ſitze ich bey Wilhelminen, und, wenn das Glück will, (es muß wollen!) auf einer feinen Ottomanne bey ihr allein. Das iſt eine Bekanntſchaft die raſch geht. Ich liebe das. Man wird haushälteriſch in allen Dingen, vor andern mit der Zeit.

Aber ich ſoll Dir erzählen. Wo blieben wir? — Schrieb ich nicht, daß ich zu unſerm Wirth auf Belle-vue wollte? Ich ritt hin mit dieſem Herrn von Franken, der mich verfolgt wie mein Schatten. Der junge Menſch ließ den Kopf hängen, und ächzte mit unter nach kläglichen Weiſen. So viel ich ſchließen kann, hat ihn Wilhelmine geangelt. Ihr widerſteht er, und das iſt kein Wunder, däucht mich; das Bürſchchen iſt ſo leer und ſo zierlich!

Als wir angesprengt kamen, fuhren ein paar Dutzend Weiberköpfe aus den Fenstern. Ich sah meine Schöne nicht darunter. Im Mittelfenster lag ein mir fremdes Gesicht, mit scharfen Zügen und einer feinen Habichtsnase, die mir seltsam auffiel. Freund Franken grüßte die Dame mit großer Ehrerbietung. In dem Augenblick kam noch ein grünes Hütchen zum Vorschein. Ich wollte mich eben aus dem Bügel schwingen — mein Pferd bäumte — es war Wilhelmine. — Ich reitzte das Thier, daß es ein paar Sätze machte, und sprang dann herab.

Wer ist die andere? fragte ich, indem wir hinauf gingen. — „Die Baronin von G." — Das konnte sie seyn, dachte ich.

Wenn wir etwas Liebes in der Gesellschaft haben, sieht alles gleich anders aus. Die Weiber kamen mir recht artig vor; ich war verwundert wie ich in den glänzenden Zirkel gerathen sey. — Mein Minchen war stiller als ich erwartet hatte. Sie hing an dem Arme der Baronin, die noch am Fenster stand, und sprach mit unter ein halblautes Wort. Ich beobachtete die Baronin, die mich mit einem Kennerauge maß. Franken war zu ihnen getreten; er that sehr kostbar. Wilhelmine wurde lauter, aber noch immer einsylbig. Ich näherte mich, und fing das Gespräch, natürlich mit der Baronin, an. Das Weib ist eine Beobachterin, Ferdinand; sie hat dabey nur Einen Fehler, —

man

Leontes.

Wie edel ſein Gemüth iſt! Seitdem er die Schande ſeiner Mutter gewahr wurde, iſt er auf einmal welk worden, geht traurig und niedergeſchlagen herum, will nichts eſſen, und ſchämt ſich, als ob er ſich vor ſich ſelbſt verbergen möchte -- Lebhaftigkeit, Appetit, Schlaf, alles iſt hin; er ſchwindet zuſehends weg -- Laß mich allein, geh, ſieh was er macht -- (Der Bediente geht ab.) -- Fie, ſie, keinen Gedanken an ihn! -- Hier führt kein Weg zur Rache -- er iſt zu mächtig; an ſich ſelbſt, und in ſeinen Freunden und Bundes-Genoſſen -- Laßt ihn wo er iſt, bis die Zeit uns vielleicht einen Dienſt thut -- Für izt ſoll ſich unſre Rache an ihr erſättigen -- Camillo und Polixenes lachen izt über mich; machen ſich eine Kurzweile aus meinem Kummer; ſie ſollten nicht lachen wenn ich ſie erreichen könnte; noch ſoll ſie lachen, die ich in meiner Gewalt habe --

man merkt es. Mein freyes Wesen ergetzte sie. Sie schlug allerley Saiten an; endlich schien's sie habe mich weg. Sie ließ eine muntre Laune spielen, und bezahlte Einfall mit Einfall. — Wilhelmine schoß nur manchmal einen Blick auf uns. Franken stand verblüfft vor ihr. Sie redete wenig und lachte öfters kurz auf; wenn sie ihn ansah, so geschah's mit unbeschreiblichem Kaltsinn, wobey aber doch, däuchte mich, einige Verlegenheit war.

Die Musik ging an. Bey dem ersten Striche belebten sich Wilhelminens Züge; sie machte einige Bewegungen, worin sich ihre reitzende Gestalt so vortheilhaft zeigt. Ich trat zu ihr und fragte, ob ich sie um einen Tanz bitten dürfte? — Es schien ihr unvermuthet; sie stockte und wurde roth. Mit einem verwirrenden Lächeln sagte sie, sie beklage es, aber sie tanze heute nicht. Im Grunde war ich froh. Mir war eingefallen, daß ich das Ding in vielen Jahren nicht wieder versucht hatte, und kaum wußte, ob ich noch einen Schritt würde machen können.

Die ganze männliche Jugend hatte sich indessen um unsere Weiber versammelt. Wilhelmine ist sonst immer die Königin des Balls; jeder Tritt zeichnet sie dazu aus. Ihr Gang ist Tanz, fest, leicht, bestimmt, wie nach dem Takte. Ihr Tanzmeister muß ihr viel abgelernt haben, wenn sie einen hatte. — Die Männer drängten sich, und setzten ihr scharf

zu; aber sie entschuldigte sich, und so auch die Baronin. Ich merkte nun, daß der Verdruß Franken gelten sollte, der halb abgekehrt am Fenster, stand und an den Fingern nagte.

Alle hübschen Weiber haben Geist. Hast Du das auch bemerkt? — Die Häßlichen haben ausgebracht, dem Dinge sey nicht so, und arme Narren die unter dem Pantoffel stehen, sagen es nach. Mir ist noch kein artiges Köpfchen vorgekommen, das nicht zum wenigsten einen schönen Verstand beherbergt hätte. — Ich war nun im Gespräch mit Wilhelminen, fragte und erzählte, und ward überhaupt sehr beredt. Sie hörte aufmerksam zu, mit einer gewissen feinen Spannung, die sich in den halbgesenkten Augenliedern und einem höhern Teint offenbarte. Ihre Antworten waren kurz, und verriethen Sinn. Ein paar Anmerkungen, die mir uber die Gesellschaft entfielen, machten sie hell auflachern. Das Lächerliche thut eine starke Wirkung auf sie. Ihr Lachen ist Musik; ich habe nie dergleichen gehört.

Die Baronin schlug einen Spaziergang vor. „Wir können sehen ob Werner kommt," sagte sie, und hing sich an meinen Arm. Wilhelmine schloß sich an und etwas nachdenklich, und Franken stolperte auch hinter her, mit einem recht grimmigen Gesichte.

Als wir ins Freye kamen, war Wilhelmine erſt ganz in ihrem Elemente. Sie konnte nicht Schritt halten, ſondern hüpfte und lief nach Blumen, ſchäkerte und zankte ſich mit Scharlotten — ſo nennt ſie die Baronin — und fing ſogar an ihren Paſtor fido zu necken und aufzuziehen. Der junge Menſch ward wieder freundlich und völlig warm. Aber ſie ließ ihn hart an; und da er ihr einmal kühnlich nachſetzte, um ſie zu haſchen, rannte ſie auf uns zu, und ſchlüpfte unter meinen Arm. — „Nun ich Sie habe, ſagte ich indem ich ihr ſeidenes Händchen fing, ſollen Sie mir auch nicht ſo bald entkommen." — Sie guckte mir mit dem Ausdruck der kindlichſten Naivetät in die Augen, als wollte ſie ſehen ob es mein Ernſt ſey. Eine liebenswürdige Unbeſonnene, Ferdinand!

Wir gingen am Fahrwege hin. Es fing an dunkel zu werden. Ein Wagen kam angerollt; die Spiegelfenſter blinkten durch die Bäume die am Wege hinlaufen. Wilhelmine horchte auf, und indem ſie mir einen leichten Schlag auf die Backen gab, riß ſie ſich los und tanzte ſingend vor uns her. So wie ſie ſich entfernte, erhob ſich ihre Stimme, und ſchien in einem himmelan ſteigenden crescendo den blauen Aether zu durchdringen. Ich glaubte einen ganzen Chor von lockenden Nachtigallen zu hören. Die Baronin ſah mich an und lächelte; ich war verzückt. — Der Wagen hielt; es war der Kriegsrath. Das Weibchen empfing ihn mit Küſſen und Schmeicheleyen.

cheleyen. Verwünscht, Ferdinand, so etwas anzusehen! Das Herz schlug mir bis an die Kehle. — Werner ist ein Schalk, der die Welt kennt und zu leben weiß. Er bezeigte mir viel Aufmerksamkeit, und schien in großer Ruhe Vergleichungen anzustellen. Ich möchte ihn den Ehemann ohne Furcht und Tadel nennen. Eine Art von Uebergewicht, das ihn die Baronin fühlen läßt, ist zu erklären. Sie muß ihn ehedem in schwachen Stunden gesehen haben.

Da wir ins Haus zurück kehrten, war es Zeit zum Souper. Die Baronin ließ mich zwischen sich und Wilhelminen sitzen. Franken nahm sie an ihre Seite, der sich mit einer ungeberdigen Höflichkeit und voll Aerger hinpflanzte. — Es ward viel Witz gemacht, und der Champagner knallte trefflich. Werner hatte einige Flaschen mitgebracht, von der reinsten Sorte; er trinkt sonst keinen. — Meine Schöne war nun wieder anders. Sie saß nachläßig da, aß und trank nicht, und nahm wenig Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Sie war zerstreut; ihre Blicke schweiften unstät umher, und schienen von einem zärtlichen Feuer zu glänzen. Wenn ich etwas fragte, sah sie mir freundlich ins Gesicht, ohne mich verstanden zu haben. Ich gerieth auf hundert Gegenstände, um sie gesprächig zu machen; sie sprang immer ab. Endlich fiel ich auf den Tanz; das schlug an. Sie spricht davon wie alle Virtuosen von der Kunst; es waren lauter köst-

liche

liche Dinge, aber ich begriff das Wenigste. — „Ja, sagte Werner indem er mein Glas vollschenkte, „tanzen müssen Sie sie sehen!“

Es ward abgehoben. In der Geschwindigkeit wurden einige Musikanten angestellt, und die jungen Leute fingen an zu drehen. Franken kam noch einmal; er bath gehorsamst. — „Nun, einen Gang!“ sagte sie. — Ich drängte mich hinzu.

Kaum war sie herum, so ließ sie den Menschen los, und wendete sich zu mir. „Sie walzen nicht?“ flüsterte sie. Sie fuhr dabey mit den Fingerspitzen über meinen Arm. Es war eine elektrische Berührung; man hätte die Funken sehen mögen. — „Ich werde schlecht bestehen,“ sagt' ich. Aber sie faßte meine Hand, und fort flog ich.

Wenn ein schöner Tanz ein verführerisches Schauspiel ist, so ist das Tanzen selbst die berauschendste aller Wollüste. Ich hielt ihren schlanken Leib umfangen, der von der Melodie der Töne durchströmt und getragen schien. Ein sich hingebendes Lächeln war über ihr Gesicht und über ihr ganzes Wesen ausgegossen; ihre liebevolle Seele schwamm in ihren Augen; die süßen Lippen öffneten sich, und schienen nach Genuß und Befriedigung zu lechzen. Ich spürte ihren Athem wie ein leises Wehen; unsere flüchtige Knie berührten sich. Es war als hätte ein freundlicher Wind uns ergriffen und in

leichten Kreisen empor gehoben. Die Welt verging mir; ich glaubte Homers goldne Wolke sich niedersenken zu sehen, die den Vater der Götter auf dem Ida umfloß.

Ein helles Klatschen und Lachen unterbrach den schönen Traum. Sie mahnte mich mit einem verschämten Blicke der von einem sanften Drücken begleitet war, daß es Zeit sey aufzuhören. Ich sah Wernern im Kreise stehen, der lachend das Klatschen und Bravorufen wiederholte. Wir traten heraus.

Es wurden ihr viele Artigkeiten gesagt, und auch mir. (Hm? — Was meintest Du?) Wilhelmine sank auf einen Stuhl, ganz glühend. Der Alte setzte sich mit großer Munterkeit zu ihr, und schwatzte und streichelte sie. Seine Augen funkelten. Ein ganzer Kerl für seine Jahre, Ferdinand! — Ich sprach mit der Baronin. Sie ließ ein paar spitze Bemerkungen fliegen. Ich ergriff ihre Hand und drückte die Finger zwischen den meinigen, daß sie hätte schreyen mögen. Die Schelmin antwortete mit einem Blicke, der mir bis in die Nieren drang.

Indem entstand Lärm. Ein paar junge Herren hatten die Nachricht gebracht, daß sich in der Ferne ein Gewitter zeige. Die Weiber fuhren durch einander, und rissen sich um ihre Enveloppen, Tücher, Schirme und Fächer, die von den Männern

nern mit einer komischen Geschäftigkeit aus den Nebenzimmern herbey geschleppt wurden. Ich ergetzte mich an dem possierlichen Getümmel, als plötzlich ein zuckendes Wetterleuchten die Lichter des Saales überglänzte. Ein allgemeiner Schrey weckte Wilhelminen aus einer Art von Träumerey, worin sie bis jetzt gesessen zu haben schien. Sie fuhr schüchtern auf, und eilte mit leichten Schritten durch den Saal, ohne sich nach jemanden umzusehen. Ich flog ihr nach; auf der Treppe holte ich sie ein. „Wo wollen Sie hin?“ fragte ich. — Meinen Wagen! rief sie, und zog mich mit sich fort. — Ihre Bedienten warteten an der Treppe; der Wagen war vorgefahren. Ich hatte keine Zeit ihr Vorstellungen zu machen. Sie saß darin und warf sich in eine Ecke, indem sie mir noch einmal zuwinkte. Werner war indessen nachgekommen; er stieg brummend und langsam ein. Die Bedienten warfen den Schlag zu, und die Räder rollten über die Steine. Ich hörte noch ein Adieu, Klifford! Es war ihre Stimme.

Ich eilte in den Hof, und polterte und fluchte auf meinen Burschen, der mit den Pferden nicht fertig werden konnte. Oben war es stille geworden. Die Gesellschaft schien sich anders besonnen zu haben und da bleiben zu wollen. Es war eine finstere Nacht; der Wind ging ruckweise, und von Zeit zu Zeit fielen große Tropfen. — Endlich saß ich auf meinem Braunen, und jagte durch das Thor;

mein Jakob mit einer halb angebranten Fackel vor mir her. Wir hörten den Wagen nicht; er mußte bereits einen großen Vorsprung gewonnen haben. Der Regen fing an dicht zu fallen, und schien abwechselnd von Blitz und Windstößen zerrissen zu werden. Ich wäre zur Noth mitten durch die Hölle geritten; denn ich hatte mir vorgesetzt, meine Königin aus der Kutsche zu heben, und den Saum ihres Handschuhes zu küssen. — Es war nahe am Stadtthor. Ein scharfer Strahl zuckte über unsre Köpfe weg links ins Feld, und schmetternd ein Donnerschlag hinter her. Dem Schlage folgte Blitz auf Blitz. Mein Pferd stutzte und hob sich wiehernd empor. Ich hing schwebend in einer Glorie von mildem Feuer. Der Wagen war neben mir. — Noch ein Schlag, und krak! —

Tod und Teufel, da schlägt es sechs! — Adieu Ferdinand! Diese Epistel muß heute noch abgehen; ich möchte dich gerne munter machen. Es ist ein feines Stück, mit Cicero zu reden (valde bella est) und gar Poesie darin, wo mir recht ist. Wahrhaftig, guter Freund! ich glaube, ich bin ein wenig verrückt geworden.

---

12. Brief.

Eduard an Ferdinand.

N. den 16ten Jun.

Wenn du künftig, und von nun an, in vielen Monathen keine Briefe von mir erhältst, oder jeden Tag zwey bis drey; wenn du mich bald trübselig, finster und menschenfeindlich findest, bald kindisch, übermüthig und ausgelassen; wenn ich in Entzükkungen und Abschweifungen gerathe, Räder schlage und Verse mache, oder sonst einen Unfug treibe; mit Einem Worte, wenn du mich handeln siehst und sprechen hörst wie einen Mondsüchtigen: so wisse, daß dieß alles in bester Ordnung und nach reifer Ueberlegung geschieht; daher du dich jeder Art von Anmerkungen, Erinnerungen und Rathschlägen klüglich enthalten, und mich thun und treiben lassen wirst was mir beliebt. So viel zur Nachricht. Denn ich habe für gut gefunden, ein halbes Dutzend meiner wildesten Launen, Liebhabereyen und kleinen Leidenschaften losbrechen zu lassen, mit denen ich mich zur Lust herum zu jagen gedenke, so lange es währen will oder mir Unterhaltung verschafft.

Wilhelmine — Ich hätte Dir zwanzig Geschichten zu erzählen, und hundert andere Dinge, seit dem Abende, da ich sie zuerst auf ihrem Sofa fand. Eins will ich Dir sagen: ich weiß nicht,

und begreife nicht, wie dieß Geschöpf an diesen Ort, unter diese Menschen, in solche Umstände verschlagen worden, oder wie sie hat werden können was sie ist. Sie ist nicht ein Weib wie es eben Weiber giebt; nein, sie ist, möchte ich sagen, der Inbegriff und die Summe aller Weiblichkeit unter und über dem Monde. Wenn ich so vor ihr sitze, mit diesem kalten verstockten Herzen, und der Schalk sich mir im Busen regt, und ich dann ihr Gesicht betrachte, — das schönste Modell zu einem Madonnenbilde! — aus dem jetzt die Ruhe, der Frieden und alle Reinheit einer jungfräulichen Seele athmen, daß ich in die Kniee sinken möchte, so ein verhärteter Sünder ich bin, die verklärte Heilige anzubeten — — Siehst Du, da ist ein Wort, oder auch keines, ein Blick, oder nichts von allem — Ihre Züge beleben sich, ein muthwilliges Feuer scheint sich in ihren Augen zu entzünden und in tausend Strahlen elektrisch auszufahren. Sie wirft sich zurück, mit halb abgewandtem Gesichte; ihre schlanken Glieder scheinen von innerer Lust zu beben, oder sie springt auf, und macht eine Bewegung, dahin, dorthin. — Du glaubst nun wieder die jüngste und verführerischste der Huris zu sehen, und streckst die Arme aus, die leichte Beute zu ergreifen. Jeden Augenblick ist sie eine andere; jeder Augenblick zeigt sie in einer neuen, bezaubernden Gestalt. —

Sie ist ein Studium, Ferdinand, und ich lerne an ihr; das ist alles. Im übrigen mögen

die

Fünfte Scene.

Paulina mit einem Kinde auf dem Arm tritt auf.

Ein Herr vom Hofe, an der Thüre.

Ihr könnt nicht vorkommen.

Paulina.

Ihr ſolltet euch vielmehr meiner annehmen, meine guten Herren. Ach Gott! iſt euch mehr daran gelegen, ſeine tyranniſche Leidenſchaft als das Leben der Königin zu ſchonen? Einer tugendhaften, ſchuldloſen Seele; welche reiner iſt, als er eiferſüchtig.

Antigonus.

Laß es genug ſeyn.

Ein Bedienter vor der Thüre.

Gnädige Frau, er hat dieſe Nacht nie geſchlaffen; wir haben ausdrüklichen Befehl, niemand vor ihn zu laſſen.

Paulina.

Nicht ſo hizig, Herr; ich komme deßwegen, um ihm wieder zu ſeinem Schlafe zu helfen. Solche Leute wie ihr, die wie ſeine Schatten neben ihm her-kriechen, und jedem ſeiner unnöthigen Seufzer mit einem ſchmeichleriſchen Nach-Seufzen antworten -- Solche Leute nähren die Urſache ſeiner Schlafloſigkeit. Ich komme ihm Wahrheiten zu ſagen,

die Sterne walten und ihr Genius, wenn sie einen Genius hat. — Addio.

Was mir viel Kopfbrechen macht, ist die Möglichkeit wie sie Geschicklichkeiten erworben hat, die Anstrengung und langwierige Uebung erfodern, da mit ihrem ganzen Wesen nichts so sehr in Widerspruche zu stehen scheint als Mühe und Stätigkeit. Sie tanzt nicht bloß schön, sie ist eine kunstvolle Tänzerinn; und wenn sie eine Stimme hat wie eine Nachtigall, so singt sie, und spielt die Guitarre dazu, wie — was weiß ich? Wenn sie nur einmal in das Instrument greift, so glaube ich etwas zu hören, von ganz anderer Art als alles was man sonst Musik heißt, und das sich gar nicht auf Noten bringen läßt.

Gestern sang sie ein bekanntes Lied von Mozart, ein eigenes Ding, das mir nie recht zu Kopfe wollte. Sie hat es mich verstehen gelehrt. Ich habe nie so lebhaft gefühlt, daß Mozart der größte Komponist war. — Und es ist nicht die Stimme, der Gesang, die Macht der begeisterten Töne allein; es ist eine Musik, Ferdinand, die man sehen muß. Ein Blinder der sie hörte, würde bezaubert seyn: aber er hätte sie doch nur halb gehört. Ihre Gestalt, die Arme, der Hals, der Busen der sich unter der Gewalt des Gesangs und der Empfindung

empor

empor arbeitet, der schöne, halbgeöffnete Mund, aus dem sich der reinste Strom himmlischer Töne ergießt, die hinstrebenden, vor Lust und Begierde zitternden Lippen, das glühende Auge, das in seinem eigenen Feuer zu schmelzen scheint; — dieß alles, Ferdinand, macht erst die ganze, volle, lebendige Harmonie aus, von der, wie ich glaube, Petrarch nicht zu viel sagt, wenn er sie Gräber sprengen und scheidende Seelen in ihren Leibern zurück halten läßt. —

Ich wollte ich hätte einen Mahler bey der Hand, oder einen Notar, um mir bezeugen zu lassen, daß in diesen Worten nichts Dichterisches, Idealisches oder Lügenhaftes ist, sondern lauter trockene und aktenmäßige Wahrheit. Denn ich zweifle nicht, daß Du die Kühnheit haben wirst mir Schuld zu geben, ich sey verliebt; obwohl ich sie kaum mit Augen der Kunst ansehe, (wie einem Beobachter der schönen Natur allenfalls erlaubt wäre) sondern recht eigentlich mit dem Ernst und der wissenschaftlichen Strenge, womit der Zergliederer sein Messer aufhebt, um es auf ein lehrreiches Objekt fallen zu lassen.

Du kennst meine Art, und hast gesehen wie ich oft über dem Instinkt eines Käfers, dessen besondere Weise mir auffiel, oder der Treibkraft einer Schmarotzerpflanze, Tage und Wochen lang alles vergessen und liegen lassen konnte, um zu entdecken

und

und ans Licht zu bringen, was die Natur vor den Augen der Ungeweihten in ihrem Innern verborgen hat. Daraus sollst Du schließen und begreifen lernen, in welche unendliche Mühe, Abstraktion und Schwierigkeit ich verwickelt bin, da ich darauf umgehe, den Tiefsinn und die Wunder der Natur in der sonderbarsten, widersprechendsten, subtilsten und reitzvollsten ihrer launenhaften Produktionen, in dem Herzen dieses Weibes, zu ergründen. — — Lachst Du? Ich sage Dir, junger Freund, es ist da nichts zu lachen.

Liebe?' — Ich horche auf mich, und habe ein Wesen, als ob es mir Freude machte mich auf einer Thorheit zu ertappen. Manchmal kommt mir's, daß ich an die Brust schlage, und warte ob sich nicht etwas regt. Aber es hallt dumpf und leer zurück; und ich stehe da vor der eisernen Pforte, wie ein ungläubiger Schalk, der an der Thur eines verfallenen Schlosses pocht, und mit den Geistern seinen Spott treibt, weil sie nicht erscheinen wollen. — Liebe! Ich weiß nicht, was für ein Ding das seyn soll.

Oder vielmehr, ich weiß es sehr gut, und es sind Augenblicke wo mich's überläuft, vom Wirbel des Haupts bis in die Zehenspitzen. Denn, sagt was ihr wollt! das was ihr ein Spiel der Sinne nennt,

nennt, ist doch das einzige was der Verstand für Liebe gelten läßt. Die Leidenschaft muß einen Zweck haben, der klar vor den Augen liegt und in die Plane der Natur paßt, die immer nur ins Große berechnet sind, und auf ein Werk ausgehen, wo wir mit unfruchtbaren Gefühlen tändeln. Ich bin nicht gegen die Freundschaft in der Liebe. Es ist ein sanftes, schmeichelndes Ding um diese Freundschaft, und die Menschen sind so schwach und so eingeschränkt, daß sie ihrer nicht leicht entbehren können. Auch die Ehe mag ihr Gutes haben, obwohl ich's an einem wackern Kerl am liebsten sehe, er läßt sich davon, und behilft sich wie er kann. Aber ich hasse, verabscheue und verlache nichts mehr und nichts herzlicher als diese kränkelnde, elende Leidenschaft — nein, das unnatürliche Fantom verdient den Nahmen Leidenschaft nicht! — ich hasse nichts mehr als dieses verderbliche Gespenst, das sich in unsern entnervten Zeiten mit den Zeichen und Titeln der Liebe so groß macht. Es ist lauter Thorheit und Aberwitz: die Natur kennt es nicht, und die Vernunft muß es verdammen.

Wenn ich zurück denke, wenn ich mir das unglückliche Mädchen vorstelle, das auch eines der unzähligen Opfer ist, die der Wahnsinn des Zeitalters diesem Götzen geschlachtet hat; wenn ich mir Leonoren vorstelle, und mich selbst, was ich gelitten, wie ich mich gemartert und geängstet, und in den Jahren der Kraft zu einem hohläugigen Gespen-

ste

ſie verzehrt habe: — ich verliere alle Faſſung, Ferdinand! Ich könnte toben und zerſtören, und einen Augenblick den Stuhl des Großinquiſitors beſteigen, um den ganzen Plunder von vergiftetem Papier, das den Samen dieſer Seuche enthält, in Rauch aufgehn zu ſehen, und alle eure Poeten und Virtuoſen dazu! —

Unter uns! Was für Zeug ſchreibſt Du mir von dieſer Leonore? Ich habe deine beyden Briefe wieder geleſen. Es ſieht aus als ob Du mich ſchonen, und mir einen böſen Schaden verbergen wollteſt. Dieſe Weiſe iſt mir verhaßt. Ich will alles wiſſen — hörſt Du? — Alles! — Einige Mahl ſcheint's, Du habeſt große Geheimniſſe, und das Mädchen folge mir auf dem Fuß; ſo daß ich, wenn ich mirs recht zu Herzen nähme, nicht geſchwind genug zuſammen packen könnte, um ihrer Rache zu entlaufen. Was nun? Meinſt Du ich würde erſchrecken? — Und wenn ſie dieſen Augenblick ins Zimmer träte, — und wär es ihr ſeliger Geiſt, er ſollte willkommen ſeyn! — Adieu. — Da iſt viel Unverſtand auf wenig Blättern. Aber ich will es abſchicken, daß es alle wird. — Das nächſte Mahl eine Geſchichte! Wir haben heut einen Ball mit Masken, und Saus und Braus. Davon ſollſt Du hören.

II.

Die Ruinen von Paulinzelle.

Wenn die Liebhaberey für das Studium der Alterthümer das forschende Auge auf ferne Gegenden zu heften vermag; so ist es billig, daß wir dabey den ähnlichen Gegenständen, welche uns das Vaterland in der Nähe darbeut, auch einen Seitenblick gönnen.

Jene vergegenwärtigen uns die Herrlichkeiten der sinnreichen Griechen- und der mächtigen Römer-Welt; diese sind gleichsam halb verblichene Urkunden, welche auf die dunkle Geschichten unsrer Vorfahren ein dämmerndes Licht werfen, und zugleich das Spiel unserer Fantasie bey der Enträthselung solcher Denkmäler durch das wärmere Interesse, das sie für uns in patriotischer Beziehung haben müssen, beleben. Mit ähnlichen Gedanken trug ich mich kürzlich, als ich zu den Ruinen von Paulinzelle, ehemals einer Benediktiner Abtey für Mönche und Nonnen im Rudolstädtischen, gewallfahrtet war.

Ihr Anblick erregte mir mehr Vergnügen und Bewunderung, als ich nach der mündlichen Beschreibung einiger Reisenden bereits erwartet hatte; daher ich nichts undankbares zu unternehmen glaube, wenn

wenn ich in öffentlichen Blättern die Aufmerkſamkeit des Liebhabers, welchem die Nachbarſchaft oder das Reiſen Gelegenheit ſeine Neugierde angenehm zu befriedigen anbietet, rege zu machen, und einen Ueberreſt des Alterthums der Vergeſſenheit aufs neue zu entreiſſen ſuche. Doch wir wollen die Ruinen ſelbſt betrachten.

Im Fürſtenthume Schwarzburg, vier Stunden von Rudolſtadt, eine Stunde von Königſee, liegen in einem einſamen und beſchränkten Thale, von Gebirgen und Waldung rings umgeben, die Ueberbleibſel einer Kirche, die zu einer daſigen Abtey gehörte.

Der vordere Eingang gegen Abend, die eine Seitenmauer gegen Mitternacht, und die von Säulen unterſtützten beiden Seitenwände der Kirche oder des Schiffs derſelben ſind den Verwüſtungen der Zeit und der Menſchen entgangen, und reichen gerade hin, um uns einen deutlichen Begriff von der Geſtalt des Ganzen und von dem Werthe des Baues überhaupt zu geben.

Die Säulen ſtehen allezeit in einer Entfernung von 12 Fuß zu 12 Fuß aus einander, und ſind deren auf jeder Seite ſechſe, nebſt einem Pfeiler.

Sie mögen einige zwanzig Fuß Höhe und drey Fuß im Durchmeſſer haben. Die Einförmigkeit der

Gegend hindert die Zerstreuung der Aufmerksamkeit, und bannt gleichsam den Blick auf die Mauern, welche Menschenhände in diesen stillen Gründen aufthürmten. Von der Dachung ist nichts mehr übrig; auf dem Fußboden aber, wo sonst die leisen Tritte der Andächtigen wiederhallten, sind mitten unter Gras und Gesträuche nur noch einige Steinplatten von Gräbern sichtbar, unter denen auf einer die Gestalt eines Ritters und der Name Witzleben zu erkennen ist.

Das enge mit einigen Häusern besetzte Thal läßt die Ruinen nicht sogleich gewahr werden, wenn man von der Abendseite herkömmt. Desto angenehmer ist die Ueberraschung, wenn man auf einmal vor diesen Ueberresten der Frömmigkeit steht, und sich unter den stillen Trümmern gleichsam in die Zeiten unserer Urväter zurückversetzt sieht.

Das Ganze ist aus einem grauen Sandstein erbauet, und läßt uns sehr zweifelhaft über die Zeit und die Art und Weise der Entstehung, weil die Ausführung ganz von dem durch Zierathen und Ueberladungen karakterisierten Geschmack der sogenannten gothischen Bauart abweicht, und eine edle Simplicität zeigt, ohne gleichwohl von einem reinen Stile der Kunst zu seyn.

Die ganze Verzierung besteht in einer aus dem nemlichen Sandstein gehauenen, 12 Zoll breiten

ge-

gekröpften Bordüre oder Streife, der an den innern Wänden ungefähr um die Mitte der ganzen Höhe horizontal herumläuft, in der Mitte einen erhabenen glatten Streif hat, und auf den beiden abschüssigen Seiten aus lauter kleinen fein gearbeiteten Zacken oder Würfeln dergestalt besteht, daß allemal unter und neben einem fehlenden Würfel ein hervorspringender steht. Die Reihen der Würfel gehen nicht mit der Richtung der Bordüre parallel, sondern durchlaufen sie in diagonaler Richtung, welches die Wirkung vergrößert, die sich der Künstler von seiner mühsamen Arbeit versprechen konnte. Auf jedes Kapitäl der Säulen senkt sich ein dergleichen gekröpfter Streif perpendikular herab.

Die Säulen möchten sich der dorischen Ordnung nähern; sie stehen auf einem niedrigen Würfel, laufen aber ziemlich verjüngt und langschäftig zu, und haben ganz eigene Kapitäler.

Wenn eine Nachricht gegründet ist, nach welcher diese Kirche ums Jahr 1305 durch Brand zerstört wurde, so möchte sich der Bau von dieser Zeit datieren. Beinahe sollte man glauben, daß die letzte Hand nie an den Bau gelegt worden sey, oder daß die Laune verschiedener Baumeister Versuch daran gemacht habe, weil einige der Kapitäler und Pilaster verschiedenartige Verzierungen haben, die den übrigen ganz fehlen. Die meisten Säulenschäft sind aus Einem Stücke; aber gerade unter diesen

sind etliche sehr schadhaft, weil sich der verwitterte Sandstein die ganze Länge herunter gespalten und abgelöset hat.

Das Ganze ist übrigens so glatt und sorgfältig bearbeitet und so fest verbunden, daß ich nur Einen Sprung an dem noch wie neu erscheinenden Mauerwerk habe bemerken können, und unserm Zeitalter diese Kunst der festen Verkittung wünschen möchte, die wenigstens nicht sehr allgemein bekannt ist. So viel entdeckt man an dem Mörtel, daß ausser dem Sande kleine Ziegelstücken beigemischt sind, welches auch der Fall bei den alten römischen Gebäuden ist. Diese mögen dadurch, daß sie die Feuchtigkeiten gewöhnlich in sich ziehen, zur Dauerhaftigkeit des Kitts beitragen.

Fragt man nun nach der Geschichte dieser Ruinen, so findet sich in den zerstreuten Nachrichten keine auslangende Befriedigung. Selbst der Ursprung der Stifterin ist strittig. Ein lateinisches Manuskript, wovon sich bey dem gastfreundschaftlichen Bewohner des dortigen Amtshauses eine Abschrift befindet, und das dem Tone nach von einem Mönche der Abtei herzurühren scheint, enthält aforistische Annalen, welche mit andern dergleichen darin Aehnlichkeit haben, daß sie die Erwerbungen des Klosters und die Mildthätigkeiten seiner Verehrer, die Streitigkeiten der Aebte und Mönche und dergleichen mehr, erzählen. Was mir aufgefallen ist, will ich auszeichnen.

Die

die ihn so gewiß curiren können als sie wahr sind -- Laßt mich; ich werde mich nicht abweisen lassen.

Leontes.

Was giebts für ein Getöse hier, he?

Paulina.

Kein Getöse, Gnädigster Herr, sondern eine nothwendige Audienz für ein paar ehrliche Gevatterinnen.

Leontes.

Wie? -- Weg mit dieser zudringlichen Frau -- Antigonus, befahl ich dir nicht, sie sollte nicht vor mich kommen? Ich wußte, daß sie es im Sinn hatte.

Antigonus.

Gnädigster Herr, ich verbott es ihr, auf Gefahr sich euern Unwillen zuzuziehen, und den meinigen -- aber --

Leontes.

Was? Kanst du sie nicht besser im Zaum halten?

Paulina.

Von allem was unrecht ware, kan er's; aber in dieser Sache, verlaßt euch darauf -- er müßte es denn nur machen wie ihr, und mich einsperren lassen, weil ich rechtschaffen gehandelt hätte -- in dieser Sache soll er mich nicht zurükhalten können.

Antigo-

Die heilige Paulina, deren Vater Moricho, Truchseß am Hofe des Markgrafen zu Meissen gewesen seyn, und deren Gemahl Adalherus in einer Kirche zu Merseburg begraben liegen soll, bauete im Jahr 1105 der Mutter Gottes eine Kapelle zu Langewiesen, einem schwarzburgischen Flecken, eine Stunde von Ilmenau, welche der Bischof von Maynz, der ein großer Künstler in Seidenwirken gewesen seyn soll, einweihete, und wobei er den Jungfrauen Anleitung zu einem guten Werke gab, nemlich Korröcke für die Geistlichkeit zu wirken. Das Jahr drauf gründete Paulina auf eigene Kosten in jener einsamen Gegend ihre Abtey, brach aber nicht gar lange hernach, als sie den ersten Abt Gerung von Hirsau heimholen wollte, durch einen Sturz vom Pferde den Arm, welches ihren Tod nach sich zog.

In den nemlichen Zeiten, wo das zweideutige Verdienst des Heroismus sich den Adel verschaffen konnte, mußte auch die äusserliche Frömmigkeit billig eine eben so schimärische Belohnung bekommen, die aber noch unschuldiger war, weil sie nur den Rang unter den Todten ertheilte, da iene sich an der persönlichen Würde des Menschen versündigte, indem sie dem Zufall der Geburt Vorrechte verlieh.

Es war also ganz in der Ordnung, daß unsere Paulina, die der Geistlichkeit eine neue Stätte auf Erden bereitet hatte, wo sie erndten konnte ohne sich mit dem Säen zu bemühen, unter die Heiligen

im Himmel versetzt wurde.*) Sie mag übrigens gewesen seyn wer sie wolle; es läßt sich von ihrer Unternehmung unter diesen Umständen immer auf ihren Stand und ihr Vermögen schließen. Wenn man auch von der erbaulichen Devozion des heutigen schönen Geschlechtes von gewissen Jahren auf die Gesinnungen der heiligen Paulina eine Vermuthung wagen darf, so möchte sich der Entschluß zu dieser frommen Stiftung aus einem Ueberdrusse des Lebensgenusses, und vielleicht aus dem Drange einige Tugendfehler wieder gut zu machen, ziemlich erklären lassen.

Aber bei der Wahl des Orts scheint Paulina mehr die dargebotene Gelegenheit, als die Bequemlichkeit der Klerisey zu Rathe gezogen zu haben. Die Gegend ist einsam und wild, der Waldboden bekanntlich karg; es war wohl noch manches erst urbar zu machen, die Einkünfte waren vielleicht nicht gleich beträchtlich: so daß man sich's schon daraus erklären kann, wenn in den Kloster-Annalen über das Schuldenwesen der Abtei öfters Klage geführt wird.

Es ist merkwürdig, daß schon damals den Nachkommen Abrahams oblag, der bedrängten Christenheit in den obern Ständen aus zeitlichen Nöthen zu helfen. Sie mußten aber so unartig gewesen seyn,

*) ums Jahr 1140.

seyn, öfters auf die Wiederbezahlung zu dringen, weil sich der heilige Vater zu Rom die Sache zu Herzen nahm und dem Dechanten zu Zeiz auftrug, dem Abte zu Paulinzelle wider einige Juden von Halberstadt, welche das Kloster durch wucherliche Zinsen hart mitgenommen hätten, kräftig beizustehen. *) Es kann leicht seyn, daß sie sich ein 20 bis 30 Procentchen haben verschreiben lassen; denn 10 schienen die gewöhnliche Kapital-Nutzung gewesen zu seyn, wenn man aus der damaligen Seltenheit des Geldes in Thüringen und aus einem Kaufe schließen darf, wo der Abt Berthold II. Fritzen von Witzleben 10 Mark Silbers jährliche Zinsen von Griesheim für 100 Mark Silbers Kurrant überließ; **) an welcher Veräusserung, wie unser Annalist sagt, der karge Boden und die bösen Juden sowohl, als einige große Herren (principes) und Magnaten Schuld waren, die das Kloster sehr ins Gedränge gebracht und bezwackt hatten. Es fehlte unter diesen Umständen schon damals nicht an dem Gebrauche der sinnreichen Erfindung wider hartherzige Gläubiger, nemlich an Moratorien, noch an Befehlen der Päpste, die veräußerten Kirchengüter wieder beizubringen; es fehlt aber an Nachrichten von dem Erfolge.

Die Schirmvögte der Abtei waren gleich Anfangs die Grafen von Schwarzburg, und zwar, wie die

*) im Jahr 1310. **) im Jahr 1295.

Annalen versichern, ganz nach dem Glauben dieser Zeit, *) nicht etwa aus irrdischem Gewinnst, sondern um Gottes und um Vergebung der Sünden willen. Ein Herr von Griesheim war so gottesfürchtig, der Abtei sein ganzes Vermögen zu schenken, und zugleich so vorsichtig, für seine sechs vorhandene und zwey zukünftige Herren Söhne die Versorgung mit guten Pfründen dafür zu bedingen.

Uebrigens muß Paulinzelle in großem Ansehen gestanden haben, weil viele Wallfahrten dahin geschahen. Auch hatte die Kirche nicht weniger als 10 Kapellchen (Sacella) und 28 Altäre, worunter der Altar des heiligen Kreuzes der vornehmste war, zu dessen Füßen die Gebeine der heiligen Stifterin beigesetzt wurden.

Für die teutsche Geschichte möchte die Erwähnung eines Diploms merkwürdig seyn, worin sich Graf Günther von Schwarzburg, jener bekannte Gegner Karls IV, den einige Geschichtsforscher nicht als teutschen Regenten anerkennen, einen römischen König nennt. Den Inhalt habe ich bey dem flüchtigen Durchlesen nicht behalten.

Daß sich viele vornehme thüringische Gewissen damals durch milde Schenkungen an das Kloster eine Erleichterung zu verschaffen gesucht haben, läßt

*) im Jahr 1124.

läßt sich daraus abnehmen, das Paulinzelle, jetzt ein Rudolstädtisches Amt, noch immer in vierzig fremdherrischen Ortschaften jährliche Zinsen zu erheben hat.

Der Klosterboden selbst hat drey merkwürdige Epochen. Zuerst kam die Wildniß in die frommen Hände der Klerisei. Als das Papstthum in Thüringen dem weltlichen Arme weichen mußte, wurde er kammeralistisch bearbeitet, und seit ein paar Jahren, da die Güter zerschlagen sind, befindet er sich in den ökonomischen Händen des Landmanns, der, im Vorbeigehen gesagt, es jetzt allenthalben darauf anzulegen Miene macht, aus einem natürlichen Sohne der Erde ihr Herr zu werden, und bei der herrschenden Steigerung der in seinen Händen befindlichen Urbedürfnisse des Lebens, bald uns armen Städtern den Daumen aufs Auge drucken wird. Doch es scheint, jeder Stand müsse einmal an das Regiment, kommen und das Rad des Schicksals drehe in unaufhaltsamem Wechsel bald Priester, bald Adel, bald Bauern auf die schwindelnde Höhe.

Als sich an den Funken einer Mönchszänkerey das Licht der Reformazion angezündet hatte, und dieses zugleich im Hintergrunde einen schönen Prospekt zur Verbesserung der verfallenen Kammer-Revenüen zeigte, da vertrieb die Kraft des Evangeliums auch die frommen Bewohner unserer Abtey, die, da sie

Bedenkzeit zu ihrer Auswanderung erhielten, wahrscheinlich den Nachkommen die Mühe werden erspart haben, nach vergrabenen Kirchenschätzen zu suchen. Legenden der Heiligen, Dekretalen und Breviere verwandelten sich in symbolische Bücher, das Kirchenvermögen in Kammergüter, und zu dem Gottesdienste ist jetzt ein armseliges Kapellchen hinreichend, das an die ehrwürdigen kolossalischen Ruinen, welche durch einen geübten Grabstichel verewigt zu werden verdienten, sehr zu ihrer Verunstaltung angeflickt ist.

Jener lateinischen Handschrift sind einige Verse beygefügt, die, wenn mich mein Gefühl nicht trügt, einer Abschrift nicht unwerth sind. Sie sind im Namen der Paulina gedichtet, wie die Heilige am Ende ihrer irdischen Wallfahrt den Untergang ihrer Stiftung in prosetischer Begeisterung erblickt und ihr trauriges Schicksal bewehklagt.

Paulinae sermo ad posteros ante obitum suum.

Sexcentis annis alui fratresque sorores,
In domino semper religiosa fui.
Nunc Cellam fugimus, nunc dulcia linquimus arva,
Nunc aedem, Deus, oh! claudimus, ecce, tuam!
Si legis haec, pia posteritas, mirabere fata
Quae me dura premunt. Haec tamen a domino.

Mi-

Migrandum eſt, eheu! ſubſellia ſancta valete!
Sic Monachos Monachus diſſipat atque fugat.
Quo fugiam? Monſtrabunt fata viamque locumque,
In ſolo domino ſpes mea ſola ſita eſt.
Omnia cum perdam nomen ſervabo perenne,
Paulinae in aeternum Cella vocabitur haec.

Für teutſche Leſerinnen wage ich es, mit ungeübter Hand, dieſe Verſe im Schattenriſſe der Ueberſetzung zu liefern.

Paulinens letzte Worte an die Nachwelt.

Sechshundert Jahre lang ernährt' ich Schweſtern, Brüder
In ungeſtörter Frömmigkeit.
Nun fliehen wir die Zell', verlaſſen unſre Güter;
Nun ſchließen wir, o Gott! dein Haus mit tiefſtem Leid.
Du fromme Nachwelt wirſt das Mißgeſchick bedauern,
Das mich ſo hart verfolgt. Allein, es kömmt von Gott.
Wir müſſen fort, o weh! Lebt wohl, ihr heilgen Mauern!
Daß Mönche ſich zerſtreu'n, iſt eines Mönchs Gebot.
Wo flieh ich ich hin? Laß Schickung Pfade finden
Und Zuflucht; denn vom Herrn bleibt Hoffnung mir allein.

Raubt

Raubt mir nur alles hier, mein Name wird nicht schwinden,
Und für die Nachwelt noch in Paulinzelle seyn.

Ilmenau im September 1795. E. W. Ackermann.

III.

Ueber den

Schein um den Schatten des Kopfes.

Im teutschen Merkur (Jahrgang 1783 May) steht folgende Erzählung:

„Den 11ten May 1783 fuhr ich früh von Mühlhausen ab. Ich war zwischen Mühlhausen und Dingelstädt, über Lengfeld hinaus, und saß in einer offnen Postchaise. Es war halb 6 Uhr des Morgens; die Sonne war ganz heiter, und der Weg ging nach NW. gen N. Ungefähr drehte ich mich nach Westen, und erstaunte, um meinen Schatten, so weit er über den Wagen hervorragte, eine Art von

von Schein zu ſehen. Er war um den Kopf herum am hellſten, und immer ſchwächer je weiter er herunter ging, und ſchmiegte ſich ganz nach dem Schatten, ſo daß er etwa eine Virtel Elle allenthalben breit war. Er war nur bloß um meinen Schatten, nicht auch um den Schatten des Wagens und der Pferde. Er lief immer mit dem Schatten fort, war auf dem kurzen grünen Korn am hellſten, weniger hell auf dem Rübſamen, und verlor ſich ganz, wann der Schatten über bloßer Erde lief. Leider konnte ich die Erſcheinung nur etwan zwei Minuten lang beobachten; denn da zogen ſich Wolken vor die Sonne. Ich hatte alſo Zeit genug mich von der Wirklichkeit der Erſcheinung zu überzeugen, aber nicht genug, auch nur die geringſte Muthmaßung zu wagen oder durch Verſuche zu beſtätigen, deren ich mich daher gänzlich enthalte."

Da eine einzelne Beobachtung bei aller Umſtändlichkeit doch die Erſcheinung nicht genugſam erläutert; ſo theile ich hier das Reſultat mehrerer Beobachtungen mit.

Wenn man, bei niedrigem Stande der Sonne oder des Mondes, ſeinen Schatten im Graſe, im Korn, in der Stoppel, oder in geackertem Lande betrachtet; ſo bemerkt man um den Kopf deſſelben einen Schein oder Glanz, welcher der Glorie gleicht, womit Maler und Bildhauer die Häupter der Heiligen zu zieren pflegen. Am beſten fällt dieſes Phänomen ins Auge eine oder zwey Stunden nach Aufgang

gang der Sonne, wann der Thau noch auf dem Grase liegt. Uebrigens ist der Thau nicht unumgänglich nothwendig dazu, sondern man kann es auch des Abends, vor Untergang der Sonne, ja in den kurzen Tagen sogar in der Mittagsstunde, wo kein Thau liegt, sehr gut beobachten. Von mehrern Beobachtern sieht jeder den Glanz nur um seinen eignen Schatten, nicht um des Andern seinen. Aus dieser Darstellung erhellt, daß diese Erscheinung keineswegs etwas so Seltnes und Ausserordentliches sey, daß man, wie unser Reisende, Ursache hätte darüber zu erstaunen. Wenn etwas Erstaunenswerthes dabei ist, so ist es dies, daß jemand über eine so alltägige Sache erstaunen könne.

In einem der folgenden Stücke des Merkurs (1783 Nov.) versucht ein Landprediger eine Erklärung dieses Fänomens. Ihm zufolge soll der Glanz um den Schatten nichts anders seyn als Erhöhung des Lichtes durch die Dunkelheit des Schattens. Wäre diese Erklärung richtig, so würde daraus folgen:

1) Daß der Schein oder Glanz nicht bloß den Schatten des Kopfes, sondern auch den des übrigen Körpers, des Wagens, der Pferde, ja überhaupt jeden Schatten, umgeben müsse.

2) Daß er auf kahler Erde eben so sichtbar seyn müsse als auf bewachsener.

3)

Antigonus.

Seht ihr nun, ihr hört es ſelbſt; wenn ſie einmal den Zaum zwiſchen die Zähne genommen hat, ſo muß ich ſie rennen laſſen; aber doch ſtolpert ſie nicht.

Paulina.

Mein Gnädigſter Oberherr, ich komme -- und ich bitte euch, hört mich an, eure getreue Magd, euern Arzt, und euere aufrichtige wohlmeynende Rathgeberin; ich bin es, ob ich ſchon weniger Credit habe, als diejenigen, die euch am ergebenſten zu ſeyn ſcheinen, ohne daß ſie den Muth haben, eure Wunde anzurühren -- Ich ſage, ich komme von eurer guten Königin.

Leontes.

Guten Königin?

Paulina.

Guten Königin, Gnädigſter Herr; ja, von eurer guten Königin, ſag' ich noch einmal, und wollt' es mit Schwerdt und Lanze gegen den Schlimmſten unter euch beweiſen, wenn ich ein Mann wäre.

Leontes.

Treibt ſie hinaus.

Paulina.

Unterſtehe ſich einer Hand an mich zu legen, wenn ihm ſeine Augen nur Kleinigkeiten ſind: Ich will von mir

3) Daß hoher und niedriger Sonnen- und Mondesſtand keinen Unterſchied machen könne.

Auf den erſten dieſer Einwürfe antwortet der Prediger. „Bloß der Kopf des Reiſenden konnte einen Nimbus von ſich werfen, weil er ein runder Körper war, und bloß als ein ſolcher des Nimbus von allen Seiten fähig iſt.“ — Ein Nimbus oder Heiligenſchein kann freilich nur um den runden Kopf Statt finden; aber Erhöhung des Glanzes (welches, nach des Verfaſſers Erklärung, dieſer Schein doch eigentlich iſt) müßte überall anzutreffen ſeyn, wo Schatten iſt, er mag rund oder eckig ſeyn. Auch war der Kopf des Reiſenden vermuthlich bedeckt, und alſo nicht völlig rund.

Den zweyten Umſtand, daß der Schein auf bloßer Erde nicht ſichtbar geweſen, will er dadurch erklären, daß auf derſelben keine Thautropfen gelegen. Allein die Erfahrung lehrt, daß der Thau kein nothwendiges Ingrediens dieſer Erſcheinung iſt; daß ſie auch auf unbethautem Graſe, ja auf kahlem Erdboden Statt finde, wenn dieſer nur zugleich etwas rauh oder uneben iſt, wie z. B. gepflügter Acker.

Des dritten Einwurfs erwähnt der Verfaſſer gar nicht.

Am Ende ſcheint er ſelbſt die Unzulänglichkeit ſeiner Erklärung zu fühlen; denn er thut das ſon-

der-

derbare Geſtändniß: „Fyſiſch und optiſch genau iſt ſie nicht; ſie gründet ſich aber doch auf meine Erfahrung.“ — Zu Beſchreibung eines Fänomens mag Erfahrung hinlänglich ſeyn, aber nicht zu Erklärung deſſelben, oder zu Angebung der Urſachen.

Auf dieſe miſlungene Erklärung eines Landpredigers folgt eine andre von einem Fyſiker (1784, May). Nach demſelben iſt der Körper mit einem Dunſtkreiſe von Waſſer- und Feuertheilen umgeben. „Dicht am Körper, ſagt er, iſt dieſe Atmoſfäre, wegen der Nähe der ſie reſtituirenden Waſſer-Elemente an einander viel dichter als weit von ihm. Fallen nun Mond- oder Sonnenſtralen auf den Körper ſelbſt, ſo machen ſie einen dunklen Schatten: hingegen aber die auf dieſe Atmoſfäre treffen, finden einen Gegenſtand, der zwar eine Menge von einfallenden Lichtſtralen reflectiret, aber doch noch eine hinlängliche Anzahl derſelben durchgehen läßt. Daraus entſteht ein zweiter Schatten um den erſtern, der aber erleuchtet iſt, und immer heller wird, je mehr er ſich von jenem dunklen Schatten des feſten Körpers entfernt.“ — Man ſollte faſt glauben, dieſer Erklärer habe eine ganz andre Erſcheinung vor Augen gehabt als die angeführte; ſo ſehr ſtehn ſeine Annahmen mit der Angabe des Beobachters in geradem Wiederſpruche. Der Reiſende ſah um den Schatten ſeines Kopfes einen hellen Schein.

Der

Der Erklärer will um den Schatten einen zweiten Schatten. Die Beobachtung lehrt, daß der Schein abnimmt oder dunkler wird, je weiter er sich von dem Schatten des Kopfes entfernt. Unser Fysiker läßt ihn heller werden. Doch nicht genug! Man höre weiter. Da er den Schein oder Glanz, welchen er einen zweiten Schatten nennt, den Ausdünstungen des Körpers zuschreibt: so läßt er diese durch die Kälte der Luft zusammen halten, und die Erscheinung nicht Statt haben „als wenn die Sonne selbst noch unter dem Horizonte, und nur erst ihr Bild, durch die Strahlenbrechung, über demselben erhaben ist.“ Der Reisende dagegen sagt ausdrücklich, daß er seine Beobachtung am 11ten May, des Morgens um halb 6 Uhr, gemacht habe, da die Sonne schon länger als eine Stunde wirklich über dem Horizont war. Wer eine Sache zu erklären unternähme, sollte, wenn er nicht selbst Beobachtungen darüber anzustellen für gut fände, doch wenigstens den Beobachtungen Andrer einige Aufmerksamkeit widmen.

Daß der Wagen keinen Schein gegeben, erklärt er dadurch, daß er nicht ausgedünstet habe. Diese Erklärung wäre gut, wenn er nicht unglücklicher Weise sie verdürbe indem er hinzusetzt: „die ihn eigentlich umgebende Atmosfäre war zu dünn als daß sie einen Schatten machen konnte.“ Man sieht, er will durchaus einen Schatten um den Schatten.

„Die Pferde, sagt er ferner, hatten eine solche Glorie nicht, weil sie vermuthlich nicht so stark ausdünsteten.“ — Diesem Vermuthlich läßt sich ein andres Vermuthlich entgegen setzen. Man kann nemlich auch sagen: da die Pferde den Wagen zogen, so dünsteten sie vermuthlich stärker aus als der stillsitzende Beobachter, und verdienten daher weit eher eine Glorie als er. Es geht aber hier nach dem Sprichworte: das Pferd das die Glorie verdient erhält sie nicht. — Als einen zweiten Grund giebt er zwar an, daß der Beobachter von den Pferden zu weit entfernt gewesen sey, um den Schein um ihren Schatten zu bemerken; (hier nennt er wirklich Schein was er sonst Schatten zu nennen pflegte; beide Wörter scheinen ihm gleichbedeutend zu seyn) zernichtet aber diesen Grund gleich selbst, indem er erzählt, daß er einst um Mitternacht vom Mondenlicht zum Heiligen gemacht worden, ohne daß das Pferd, welches er geritten, gleicher Ehre theilhaftig geworden sey.

Nun auch die Ursache, warum der Schein auf der blassen Erde nicht sichtbar war! „Kam der Schatten auf die dunkle Erde, heißt es, so verlor sich der Schatten, (vermuthlich der zweite Schatten, oder der eigentliche Schein) weil hier Schatten auf Schatten traf, und einer vor dem andern nicht sichtbar werden konnte, und der gelbe Schein zerfloß in der überall erhellten Luft.“ Wer diese Erklärung versteht, der ist glücklicher im Enträthseln als ich es bin.

Eine

Eine der vorliegenden ſehr ähnliche Erſcheinung wird im dritten Bande der Memoirs of the literary ſociety of Manchester erzählt. Hier iſt ſie im Auszuge. Als John Haygarth am 13. Febr. 1780, Abends kurz vor Sonnenuntergange, bei Rhealt einen Berg hinauf ſtieg, bemerkte er mit Erſtaunen eine weiße glänzende Wolke von großer Dichtigkeit aber geringer Breite, die bald über, bald unter, bald neben ihm ſchwebte. So oft ſein Schatten auf dieſe Wolke fiel, ſah er um den Kopf deſſelben eine Art von Regenbogen von ſehr lebhaften Farben, welcher ſeinen Mittelpunkt in der Gegend ſeiner Augen hatte, und deſſen Umfang ſich bis an die Schultern erſtreckte, wo er von den Schatten des Körpers unterbrochen wurde. In beträchtlicher Entfernung von dieſem Regenbogen ſah er zu beiden Seiten weiße glänzende Bogen, auch in Geſtalt eines Regenbogens, aber breiter, die ſich aber nicht zu einem Kreiſe vereinigten, weil die Wolke dazu nicht breit genug war. Noch zeigt die beigefügte Abbildung den Raum innerhalb des gefärbten Kreiſes bis an den Schatten des Kopfs völlig erleuchtet, wovon aber die Beſchreibung ſelbſt nichts ſagt. Haygarth ſah dieſe Glorie nur um ſeinen eignen Schatten, nicht aber um den des ihm nachfolgenden Poſtillions; und eben ſo ſah dieſer ihn nicht um Haygarths Schatten, ſondern nur um den ſeinigen. Die Wolke, in der die Erſcheinung ſich zeigte, beſtand, nach Haygarths Vermuthung, aus gefrornen Dünſten.

Herr Aug. Wilh. Schwenger, Ueberſetzer und Kommentator dieſer Haygarthiſchen Erſcheinung, (Auserleſene Abhandlung aus der litterariſch-filoſofiſchen Geſellſchaft zu Mancheſter. Erſtes Heft) vergleicht ſie mit der des Ungenannten im Teutſchen Merkur. Da die engliſche Erſcheinung ſich in einer Wolke, folglich in Dünſten zeigte: ſo meint er müßten auch Dünſte, die auf dem grünen Korn und auf dem Rübſamen geruht hätten, die teutſche Erſcheinung hervorgebracht haben. Und da ferner beide Scheine unmittelbar den Schatten des Körpers umgaben: ſo ſchließt er daraus, daß die Atmoſfäre der Beobachter einen vorzüglichen Einfluß auf die Erſcheinung gehabt haben müſſe. Allein aus dieſer Hypotheſe erhellt nicht, warum jeder Beobachter den Schein nur bloß um ſeinen eignen Schatten, nicht aber um den der Pferde und ſeiner Begleiter wahrnimmt. Auch ſind Thau und Dünſte, wie ich ſchon bemerkt habe, bey der teutſchen Erſcheinung gar nicht nothwendig; man kann ſie in dürren Stoppeln, in gepflügtem trocknen Lande ſehr gut betrachten.

Mehr Erklärungen ſind mir nicht bekannt geworden. Es iſt alſo nichts weiter übrig als über beide Erſcheinungen meine eigne Meinung zu ſagen.

Die im Merkur beſchriebene iſt mir gar nicht neu. Ich bemerkte ſie, wenn ich mich recht erinnre,

nere, zuerſt auf einem Morgenmarſch im ſiebenjährigen Kriege; und ſelten gehe ich ſeitdem aufs Feld ohne ſie von neuem zu beobachten, vornehmlich ſeitdem ich die Aufſätze darüber im Merkur geleſen habe, welches etwan drei Jahre ſeyn mag. Seit dieſer Zeit habe ich auch angefangen, Andre gelegentlich darauf aufmerkſam zu machen, und mich mit ihnen über die Urſachen davon zu unterhalten, welches zuvor nie geſchehen war. — Hier iſt meine Hypotheſe darüber.

Der Mond wird, wann ihn der Erdſchatten trifft, verfinſtert. Am hellſten iſt er da, wo er dieſem Schatten am nächſten ſteht; je weiter er aber ſich davon entfernt, je mehr verliert er von ſeinem Lichte. Man ſtelle ſich den ganzen Himmelsraum mit Monden angefüllt vor, ſo hat man einen Nimbus oder Heiligenſchein im Großen. Wo der Erdſchatten hinfällt, da ſind ſie verdunkelt; in der Nähe deſſelben glänzen ſie im vollem Lichte; je weiter ſie davon abſtehen, je mehr verliert ſich ihr Glanz. Genau ſo die Grashalmen und Erdklümpchen. Denn jedes Grashälmchen hat mit dem Monde gemein, daß es ſo wie er eine helle und dunkle Seite hat, und die helle Seite ſtets gegen die Sonne, die dunkle aber von ihr ab kehret. Die Halmen nun, welche mit meinem Auge und der Sonne in gerader Richtung ſtehn, werden durch meinen Schatten verdunkelt; die aber, welche dem Schatten am nächſten ſind, glänzen in vollem Lichte: denn mein Auge ſieht nur ihre

helle Seite, und nichts von ihrer dunklen und von ihrem Schatten. Je weiter sie sich aber von dieser Richtung oder von meinem Schatten entfernen, je mehr entzieht sich ihre helle Seite meinem Auge, und je mehr kommt dagegen, nicht nur von ihrer dunklen Seite, sondern auch von dem Schatten den sie hinter sich werfen, zum Vorscheine. Hieraus wird klar, wie sich um den Schatten meines Kopfes ein Glanz oder Schein bildet, der immer geringer wird je weiter er sich davon entfernt.

Auch wird begreiflich, warum jeder Beobachter den Schein nur um seinen eignen Schatten, und nicht um den der Pferde, des Wagens und seiner Begleiter sieht. Denn nur der Schatten seines Kopfs steht mit seinem Auge und der Sonne in gerader Richtung, nicht aber der Schatten des Wagens, der Pferde und der Begleiter.

Es erhellt ferner, warum der Reisende auf der bloßen Erde keinen Schein bemerkte. Denn auf der kahlen ebenen Erde ist alles gleich stark erleuchtet, und nichts im Schatten; wo aber kein Schatten ist, da kann auch kein Glanz sich auszeichnen. Wäre der kahle Erdboden zugleich uneben oder rauh gewesen, so würde der Schein gewiß sichtbar gewesen seyn.

Daß der Schein auf dem Rübsamen weniger hell war als auf dem grünen Korne, ist theils den kleinern Blättern, theils den gelben Blüthen desselben

ben zuzuschreiben. Denn kleine Blätter können weder so viel Licht noch so viel Schatten haben als größere, und auf gelbem Grunde kann der Schein sich weniger auszeichnen als auf grünem.

Wollte man fragen, warum diese Erscheinung nur bey niedrigem Sonnen- oder Mondstande Statt finde, so ist auch das nicht schwer zu erklären. Ein niedriges Licht bescheint den Körper nur auf Einer Seite, und läßt die andre dunkel, und der Körper wirft einen langen Schatten hinter sich. Je höher das Licht, je kürzer der Schatten. Wo aber wenig Schatten ist, da kann sich auch nur wenig Schein auszeichnen. Es ist da wie auf der kahlen und ebenen Erde, wo, aus eben der Ursache, auch kein Glanz Statt findet.

Die Haygarthische Erscheinung halte ich für einen ordentlichen Regenbogen, und ich sehe nur zwey Einwürfe die man mir entgegen stellen könnte.

Der erste: der Haygarthische Bogen hatte nicht die Größe eines gewöhnlichen Regenbogens. — Hierauf dient zur Antwort:

Die Größe der Regenbogen ist verschieden, und hängt von dem Stande der Sonne und des Mondes, von der Nähe und Ferne, vielleicht auch von der

Beſchaffenheit der Waſſertheile ab, in denen er ſich bildet. Hier ſtand die Sonne ſehr niedrig, und die Waſſertheile waren fein, dicht und nahe; daraus entſtand ein Regenbogen der kleinſten Art.

Zweiter Einwurf: bey Hagel und Schnee hat man nie Regenbogen bemerkt; folglich kann auch in gefrornen Dünſten dergleichen nicht Statt finden.

Zuerſt iſt nicht erwieſen, daß bei Schnee und Hagel nie ein Regenbogen Statt findet. Aber angenommen es ſey, ſo folgt doch daraus nicht, daß auch in Dünſten feinerer Art ſich keiner bilden könne. Hiernächſt iſt ungewiß ob die Dünſte wirklich gefroren geweſen. Haygarth vermuthet es nur, weil ſich, als er einige Stunden ſpäter durch eine ähnliche Wolke ritt, Eiszäpfchen an ſeine Haare hängten. Das aber giebt nur eine ſehr ſchwache Vermuthung.

Ein Aufſatz des Legazionsraths Lichtenberg im vorjährigen Göttinger Taſchenbuche, ſcheint durch dieſes Phänomen veranlaßt worden zu ſeyn, und meine Hypotheſe zu begünſtigen. Er thut nemlich daſelbſt den Vorſchlag, die Gänge und Mauren eines Gartens mit Glaskügelchen zu beſtreuen, um dadurch zu erhalten, daß jeder bey Sonnen- und Mondenſchein darin Luſtwandelnde den Schatten ſeines Haupts mit einem ſchönen Regenbogen geziert ſähe.

Ich

ſelbſt wieder gehen, aber zuvor will ich meine Commiſſion ausrichten. Die gute Königin, denn ſie iſt gut, hat euch eine Tochter gebracht; hier iſt ſie, und bittet um euern Segen.

(Sie legt das Kind vor ihm nieder.)

Leontes.

Hinaus! weg mit der Hexe! zur Thüre hinaus: Die verſchmizte Kupplerin!

Paulina.

Das nicht; ich bin ſo unwiſſend in dieſer Kunſt als ihr, wenn ihr mich ſo betitelt; und nicht weniger ehrlich als ihr unſinnig ſeyd; und das iſt, ich verſichre euch, ſo wie die heutige Welt geht, genug um für ehrlich zu paſſieren.

Leontes.

Verräther, wollt ihr ſie nicht hinausſchmeiſſen? (Zum Antigonus.) Gieb ihr den Baſtard; du alter Weiber-Narr, der ſich von ſeiner Henne aus dem Hüner-Stall herauspiken läßt. Nimm den Baſtard auf, nimm ihn auf, ſag ich; gieb ihn deiner alten Schnarr-Pfeiffe.

Paulina.

Auf ewig ehrlos ſeyen deine Hände, wenn du die Princeſſin unter der gewaltthätigen Beſchimpfung, womit er ſie belegt, aufhebſt.

Leontes.

Seht, er muß ſein Weib fürchten.

Paulina.

Ich rathe indeß den erſten Verſuch nur im Kleinen zu machen, weil es möglich wäre, daß der Erfolg nicht der Erwartung entſpräche. Denn ich halte dafür, daß, um die Strahlenbrechung ſichtbar zu machen, die Glaskügelchen, ſo wie die Regentropfen, frey ſchweben, oder doch wenigſtens eine weiße Unterlage haben müſſen; indem ein Regenbogen vor einem Lehmgebäude und einem Strohdache nur ſchlecht in die Augen fällt. Auch in bethautem Graſe würde ſich vermuthlich einer zeigen, wenn die grünen Blätter, welche den Thautropfen zur Unterlage dienen, es nicht hinderten.

Niden in der Ukermark, den 16. Jan. 1795. M. A. v. Winterfeld.

IV.

Gedichte.

1.

Mein Ich. *)

Du Denkender, der du ſo wunderſam
In dieſem Nervenlabyrinthe wohnſt,

*) Aus einer Sammlung noch ungedruckter auserleſener Gedichte von der geiſtreichen und ehrwürdigen Erzieherin Carolina Rudolphi in Hamburg, die unter dem Titel Feyer meiner Erholungsſtunden nächſtens im Publikum erſcheinen ſoll. d. H.

So tief verſteckt, daß noch kein Aeskulap,
Noch kein Galen dich jemahls ausgeſpäht;
Du Fühlende, die du ſo innig dich
Mit dieſem Denkenden, ſo feſt vereint,
Daß keine Macht euch Treuvermählte trennt,
Daß ſelbſt kein Tod zu ſcheiden euch vermag,
Daß ihr ohn Unterlaß empfangt und gebt,
Und Leid und Freud' und Wonn' und Sehnſucht theilt,
Und alles nur ſelbander recht beginnt!
Du Denkender, der du das Heiligthum
Der Fühlenden erleuchteſt und verklärſt,
Und traulich dich an ihrer Quelle labſt,
Und o! der edlen Kräfte ganze Schaar;
Die Prüfende, mit Wag' und Schnur verſehn,
Die Wählende und die Beſchließende,
Die Sondernde und die Vergleichende,
Die Wollende, ſtets wach' und rege Kraft,
Du Schaffende, die jeden leeren Raum
Mit buntgewebten Zauberbildern füllt;
Und du, unendliches Gedankenheer,
Zahlloſer noch als aller Küſten Sand,
Beflügelter noch als der Pfeil des Lichts,
Der doch des Schalles Trägheit eilend lacht,
Der tapfer doch den Sturmwind überfliegt, —
Von wannen, o von wannen ſeyd ihr her?

Der wüſte Staub kann nicht des Himmliſchen,
Er kann nicht Vater dieſes Sohnes ſeyn; —

Wenn man der Feigen nie von Dornen las,
Und keine Trauben von der Dieſtel je;
Wenn Tellus viele tauſend Jahr' hindurch
Erleuchtet von der hehren Sonne ſchon,
Von ihr belebt, von ihr erwärmt, doch nie
Zur Sonne ward und nimmer werden wird,
Sie immer Sonne bleibt, nie Tellus wird.
Was hat ihr Stral auch mit dem Staub gemein,
Auf den er Freudy und Leben täglich gießt,
In deſſen Dunſtkreis, den er zum Gewand
Sich auserſah, ſein Glanz ſich mildernd bricht?

Hier unten, nein, liegt deine Heimath nicht,
Du Himmelsfunke, der ſich dies Gewand
Von Nerv' und Sehn' und Adern auserkohr,
Und ſeinen Glanz durch dieſe Hülle ſtralt,
In dieſes Angeſichtes Zügen bricht.
Verkünd' es uns, von wannen biſt du her
Du Göttlicher? Wo ſtrebſt, wo eilſt du hin? —
Der Staub gebar, der Staub verſchlingt dich nicht;
Du biſt aus fernem, unbekanntem Land,
Und ſtrebſt nach fernen Regionen ſtets. —
O, die ihr wähnt, hier unterm Sirius
Sey dieſes Götterſohnes letztes Erb',
Geht, reiſ't den runden Erdball dreymal rund,
Durchſtreift, ſo oft ihr wollt, den Ocean,
Und weilt in allen Archipelagen;

Ver-

Verzeichnet von dem Pilze bis zum Palm,
Vom Steinmoos bis zur Zeder, was da wächst;
Belauschet alles, was da schwimmt und kriecht;
Verfolgt die Gems' in ihrer Wolke Schoos,
Auf ihrem Felsenthron von Kluft zu Kluft;
Erspäht des Adlers und des Zaunerts Nest;
Verfeinert euer Auge tausendfach,
Schaut ungesehen neue Welten noch,
Ja dringt, so tief so tief ihr immer könnt,
In der Organisierung innern Kern.
Stellt alles wohl in Reih und Glied, und nennt
Bey ihrem Namen alle Kreatur;
Klassifiziert und ordnet was ihr wißt;
Verkündigt auf ein Härchen den Moment,
Wo Venus dunkelnd durch die Sonne zieht,
Wo Luna uns des Bruders Antlitz birgt,
Und selbst am hellen Mittag uns behend
In dunkle Nachtgewande schauernd hüllt.
Meßt dem Kometen mit dem droh'nden Haar
Die lange, lange Wandelbahn genau,
Gebietet, wann er wiederkehren soll;
Meßt alle Räume durch, von Stern zu Stern,
Beweiset der Milchstraße Sonnenwelt,
Mit wohlgewapnetem, verlängtem Blick.
Verfolgt den Stral auf seiner Bahn zu uns;
Berechnet, welche Zeit ein Tellussohn,
Der Sonne Bürger zu besuchen, braucht;

Sagt, wann des Mondes Hekla dampfend dräut.
Erſchöpft den tiefſten Born der Wiſſenſchaft,
Erklimmt die ſteilſte Höhe aller Kunſt,
Verwandelt kühnlich ſchaffend allen Stoff,
Gebt allem, was da iſt, erneute Form,
So daß ihr ſelbſt den Urſtoff nicht mehr kennt.
Wühlt aus der Erde tiefſtem Schoß herauf,
Was ſie der ſtürmenden Begier verbarg;
Stellt's triumfierend an der Sonne Licht,
Daß ihr mit ihrem Stral wetteifernd glänzt.
Steigt in der Labyrinthe tiefſtes dann,
Steigt forſchend in den Menſchen ſelbſt hinab;
Entwickelt, wie ihr könnt, der Kräfte Keim,
Späht unermüdet des Gedankens Born,
Späht der Empfindung tiefer Quelle nach,
Sucht emſiglich des Wollens Triebrad auf;
Gebt der beflügelten Gedankenſchaar
Geſetz und Regel, und vollendet ganz,
Was immer euch von oben ward vergönnt! —
Und wenn ihr forſchend alle Reiche nun
Der Luft, des Meers, der Erde all durchſtreift,
Und alle Tiefen, alle Höhn erſtrebt;
Verkündet uns, ob ihr's gefunden habt,
Das Ziel der heißen Sehnſucht; ſagt,
Ob ihr nicht unbefriedigt, unerquickt,
Dem freudenſatten Könige nicht gleich,
Bekennen müßt des Eiteln Eitelkeit!

O ſagt, ob ihr des Erdenlebens Maß
Zu eures Daſeyns Schranke machen könnt;
Die Welt von Kräften, die ſich in euch regt,
Dem Eintagsweſen zugemeſſen glaubt!
So ſchafft ihr nicht, die ihr doch Thoren ſeyd
Im Angeſicht der ewgen Weisheit -- ſo
Verſchwendet ihr der Kräfte Reichthum nicht,
Braucht große Mittel nicht zu kleinem Zweck!
Berechnet Kraft und Dauer eures Werks,
Baut keine Laub' auf Felſengipfeln je,
Nicht ewige Palläſt' im Roſenhain! —
Auch die Natur lehrt uns von Anbeginn
In allem ihrem Werk ein Andres. — Sie
Verſah mit Löwenkräften nicht das Lamm,
Mit Adlerſchwingen eine Mücke nicht;
Dem Maulwurf, der im Boden lebt und ſtirbt,
Verſagte ſie den Sinn fürs hehre Licht.
Die Auſter ſchloß ſie in ein ſteinern Haus,
Und ſchmiedet es feſt an den ſtarren Fels,
Damit ſie nicht gelüſte beſſern Glücks.
Wann ſchaut der träge Froſch im faulen Sumpf
Voll Sehnſucht zu der Morgenwolk' hinauf,
Worin der Lerche früher Hymnus tönt?
Wann trauerte die arme Schildkröt' je,
Daß ihr des Roſſes Schnelligkeit verſagt? —
Nein, Daſeyns froh wird alle Kreatur,
Genießt mit ganzem Sinn was ihr verliehn,

Und,

Und, elend nicht durch Uebermaß der Kraft,
Verſchleudert ſie ihr kurzes, kurzes Seyn
In nutzenloſem, eitlem Streben nicht. —

Der Menſch, der räthſelhafte Menſch allein
Iſt ein Eſemeron, mit Götterblick
In die Gefilde der Unendlichkeit,
Mit Götterkraft für Ewigkeiten — Er,
Er nur allein ſoll, weil er lebt und denkt,
Nach ſeines Daſeyns tief verborgnem Zweck,
Wie nach verſunknen Schätzen, graben? Soll
Auf ſeines kurzen Hierſeyns Frage nie,
Soll nirgend nirgend Antwort finden? — Doch
Der tiefe Denker ſpricht ihm tröſtend zu:

„Du biſt ein Theil des Ganzen; nur an dem,
„Nur an der Gattung magſt du Zwecke ſpähn;
„An ihr verklärt der große Weltgeiſt ſich.
„Das Einzelweſen ſchließt ſich nur als Glied
„Der unabſehbar großen Kette an.
„Getroſt! Wenn deine Generazion
„Und du das aufgeſteckte ferne Ziel
„Durch trübe Nacht nur dunkel ſchimmern ſehn:
„Die Menſchheit ſtrebt doch endlich wohl hinan,
„Veredelnd ſich Jahrtauſende hindurch.
„Das Ganze muß, den ganzen Plan enthüllt,
„Vor aller Geiſter Blicken ausgeſtellt,

„Rech-

„Rechtfertigend uns lösen das Problem. —
Das Ganze? — O ich selbst, ich selbst bin mir
Ein Ganzes, bin mir selber eine Welt,
Bin mehr als Zack' am großen Rade; ich
Bin selber Spindel einer ganzen Uhr,
Selbst meines kleinen Schiffleins Steuerer.
Mir gnügt das Loos des todten Sandkorns nicht,
Das eine Meeresküste bilden hilft. —
Nein, nein! Die Kraft, die denken mir gebot,
Die wollend mich, die strebend mich gewollt,
Und die den Durst nach ewgem Denken mir,
Nach ewgem Seyn so tief, so heiß entflammt,
Nein, die verdammt ihr trautes Lieblingskind,
Nach solchem Seyn, zum öden Nichtseyn nicht.
Und kann es allen Geisterhüllen je
An Spielraum mangeln? Schwebt im weiten Blau
Vor deinen Augen ein unnennbar Heer
Von Erd- und Mond- umkränzten Sonnen nicht?

Nein, Psyche, nein! Umsonst beflügelten
Die Himmlischen dich in der Heimath nicht.
Durch mancher Thorheit traurig Labyrinth,
Durch manches Läutrungsfeuer treu geführt,
Gelangst du friedlich in dein Vaterland,
Und schaust das Land des Irrthums unter dir. —
Was kümmerts, Psyche, dich, auf welchem Stern
Ein neues Leben neu für dich beginnt!

Wenn

Wenn nur die Himmliſchen dich wiederrufen, dich,
Die Wandelns müde Erdenpilgerin,
Nach langem Irren endlich, endlich nur
In ihren Arm als Lieblingskind empfahn.

2.

An den Verfaſſer der Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen in den Horen.

Was mein Herz in leiſer Ahndung fühlte,
Was den Geiſt, der's ernſter überſann,
Wie ein fernes Morgenroth umſpielte,
Ohne daß er volles Licht gewann,
Jene Welt erhabner Ideale
Der ſich jeder feinre Menſch erfreut,
Seh' ich, großer Geiſt, zum erſten Mahle
Durch Dich in der ſchönſten Wirklichkeit.

Zwiſchen jenem Reich der ſtrengſten Tugend
Und der Welt wo Sinnenwolluſt quillt,
Stehet, wie Apoll in ſchöner Jugend,
Nun der ächten Menſchheit treues Bild.
Ach! in tauſend lieblichen Geſtalten,
Die der Schönheit Zauber mild umfleußt,
Seh' ich ſich die Sittlichkeit entfalten
Die Vernunft dem Willen heilig preiſ't.

Zu der Geister göttlichſten Gedanken
Führſt Du durch die Welt des ſchönen Scheins
Nun die Menſchheit aus den Sinnenſchranken,
Und es werden Geiſt und Körper Eins.
Sichrer muß Dir nun dein Werk gelingen
Menſchen ihrer würdig zu erziehn,
Ohne jene Kluft zu überſpringen
Wo ſich beyde unvereinbar flehn.

Läſeſt Du in meiner trunknen Seele,
Großer, tief von mir verehrter Mann,
O! Du nähmſt, ſo ſehr ihm Anmuth fehle,
Dennoch dieſes Blatt mit Nachſicht an.
Möchte Dir mein ſtiller Dank gefallen,
Der ſo gern zur Freude ſich geſellt!
Viel der ſchönſten Stunden unter allen
Dank' ich einem Blick in Deine Welt.

K. L. M. Müller.

3.

Gefühle im Herbſt.

Still und heilig wie um Todtenhügel
Oft im Mondenglanz die Wehmuth weht,
Säuſelt ſie um mich mit lindem Flügel,
Wo auf welkem Laub mein Fuß jetzt ſteht;

Paulina.

Ich wollte, ihr machtet's ſo; ſo würdet ihr ohne Zweifel eure Kinder nicht verläugnen.

Leontes.

Ein Pak Verräther!

Antigonus.

Ich bin keiner, beym Gott des Tages!

Paulina.

Ich auch nicht, noch ſonſt jemand hier, als einer; und der iſt er ſelbſt -- Er, der die geheiligte Ehre ſeiner Selbſt, ſeiner Königin, ſeines hoffnungs-vollen Sohns und ſeiner neugebohrnen Tochter Preiß gegeben und mit einer Schande gebrandmalet hat, die wenn ſie ſich einmal in die Meynung der Welt eingefreſſen hat, durch keinen Widerruf, durch keine erſinnliche Genugthüung wieder auszulöſchen iſt.

Leontes.

Eine natter-züngichte Beze, die kürzlich ihren Mann geprügelt hat, und nun mich anfällt! -- Dieſe kleine Roz-naſe geht mich nichts an; Polixenes iſt ihr Vater, weg mit ihr und ihrer Alten; werft ſie ins Feuer.

Paulina.

Sie iſt euer, und wenn wir das alte Sprüchwort auf euch applicieren dürften, ſie ſieht euch ſo gleich, daß ſie

Wo die Kränze der Natur entfallen,
Und mein Geiſt es trauernd überſinnt,
Wie in ihren tauſend Adern allen
Jede Lebenskraft zerrinnt.

Nirgends mehr des Lenzes Blütenbäume,
Und der Hirtenflöte ſanfter Schall;
Nirgends für mein Herz mehr die geheime
Wolluſt bey dem Lied der Nachtigall.
Wo noch jüngſt den Segen goldner Aehren
Sammlete der Schnitter muntres Chor,
Sprieſt, von rauhem Wind bewegt, aus leeren
Stoppeln kaum ein Gräschen dürr hervor.

Jüngling! hebt dich nicht die ernſte Stille
Ueber die Gefilde dieſer Welt?
Fühlſt du nicht, daß deine ſchöne Hülle
Gleich der Schönheit der Natur zerfällt?
Heil dir, wenn du dann mit frohem Herzen
An die Blüten deines Lenzes denkſt,
Und für manche ungeklagte Schmerzen
Troſt aus der Vergangenheit empfängſt.

Heil dir, wenn des Todes langer Schlummer
Dann zur Ruhe nur den Müden ruft,
Und der Freundſchaft ehrenvoller Kummer
Naſſes Blickes weilt auf deiner Gruft;

Wenn ein liebend Weib dem Himmel klaget:
„Ach! mit dieſem Herzen brach mein Glück!“
Und verzweiflungsvoll die Vorſicht fraget:
„Kehrt der Todte nimmer mir zurück?“ —

Aber — traure nicht, wenn keine Seele
Den geliebten Todten auch beweint,
Wenn in deines Grabes dunkler Höhle
Kummerſchwer kein edles Herz erſcheint.
Eine Freundin bleibt dir, welche nimmer
Von dir flieht, die freundlich mit dir wallt
Ueber Gräber durch der Welten Trümmer, —
Deiner Tugend göttliche Geſtalt.

K. L. M. Müller.

4.

An meinen Genius.

Du der von meines Werdens erſtem Keime
Zum Lebensführer mir ſich aufgedrängt,
Und mir Gefühl, Gedanken, Wünſch' und Träume
In ſeiner Laune Feſſeln eingezwängt,
Unſel'ger Genius, halt ein! Nicht Einen Schritt,
Und wär' er kürzer noch als den ich einſt aus Eden
In Wüſteneyen that, geh' ich nun länger mit.
Jetzt fordr' ich Rechenſchaft, ha! Rechenſchaft für jeden

Heim-

Heimtückiſch mir entriſſenen Genuß,
Für jeden nagenden Verdruß,
Für jeden Gram, der meine Wange bleichte,
Für jeden Gallentrank, den deine Hand mir reichte,
Für jeden Seufzer, der der Truggeſtalt
Getäuſchter Hoffnung nachgeflogen,
Für jeden Augenblick, um den du kalt
Und unbarmherzig mich betrogen!

Als ich bewußtlos noch und ungeboren
Entgegen dieſem Jammerleben ſchlief;
Wer war's, der dich zum Führer mir berief?
Der unter Tauſenden juſt Dich erkoren?
Warum warfſt du ſo frech dazu dich auf,
Der — ſey es Armuth, ſey es Schadenfreude —
Das Labyrinth von meiner Tage Lauf
Mit Dornen und mit Neſſeln überſtreute?

Als ungeübt mein Blick noch durch die Schöpfung
drang,
Da zeigteſt du ſie mir in roſenfarbnem Lichte,
Und was Ovid vom goldnen Alter ſang,
War dort mir mehr als Fabel und Gedichte.
O Rückerinnerung! Wohin mein Auge ſah,
Da ſah es Glück und Freude mich umſchweben;
Selbſt Thränen ſchienen darum nur mir da,
Des Lebens Wonne ſchöner zu erheben.
Noch unbekannt mit Leidenſchaft und Drang,

Und ihrem mit Vernunft ſich ewig gleichen Streite,
Hört' ich in jedem Wort des Herzens Wiederklang,
Sah nur an jeder That die ſchöne Auſſenſeite.
Aus jedes Auges ſchmachtend ſanfter Bläue
Sprach mir ein Herz voll Unſchuld, Lieb' und Treue,
Und jedes Pulſes warmer Druck der Hand
Verbürgte mir ein feſtes Freundſchaftsband.
Und jetzt — wohin verbargſt du jene Freuden,
Wohin des Irrthums holde Gaukeley'n,
Um die, zu klug um glücklicher zu ſeyn,
Die Götter ſelbſt den Sterblichen beneiden?
Nur darum ſangſt du mir die Sirenweiſen vor,
Damit auf immer nun vergebens
Die Melodieen dieſes Lebens
Ertönten dem durch ſie verwöhnten Ohr?

Du führteſt einſt mich an der Zukunft Hallen,
Und hobſt, — ſo wähnt' ich da — den Schleyer mei-
nem Blick.
Ich fühlte leiſer jetzt die Abendlüfte wallen,
Und ſanfter ſtrahlte mir der Mond ſein Licht zurück.
Ich ſah der Erndte goldne Saaten reifen,
Die meine Hand der Menſchheit ausgeſä't;
Kein Bergſtrom ſtürzte dort herab ſie zu erſäufen,
Kein rauher Nordſturm hatte ſie verweht,
Kein gift'ger Thau ſich ſchmeichelnd eingeſenkt,
Kein Wurm verrätheriſch die Wurzeln untergraben,
Und kein Deſpot darauf ſein Jagdroß hingelenkt,

An der Vernichtung ſich zu laben.
Ich ſah mich ſelbſt auf blumenreichen Matten,
Mein Haupt gelehnt an eines Engels Bruſt;
So Arm in Arm im jungen Lindenſchatten,
Wo Blütendüfte ſich mit ſanfter Kühlung gatten,
Genoſſen wir der reinſten Liebe Luſt.
Und mir zur Seite, traulich angeſchmiegt,
Im Anſchaun meines Glücks dahin geſunken,
Ruht mein Oreſt, indeß er wonnetrunken
Die Rechte ſanft in meiner Linken wiegt.
Und Unſchuld in dem Blick, Geſundheit auf der Wange,
Hüpft um uns her nach ferner Flöten Klange
Ein Knabe froh wie ich, und gut und ſchön wie ſie;
Er ſchwärmt im hohen Ufergraſe,
Wie ich im Reich der Fantaſie —

So herrlich gab, ſo rein, ſo lauter meinem Blick
Dein Zauberſpiegel einſt der Zukunft Bild zurück.
So reizend lacht aus ſeiner Seifenblaſe
Dem ſorgenloſen Knaben eine Welt;
Bis er ſie haſcht, und ſtatt der ſchönen Beute
Das Reſultat von jeder Menſchenfreude,
Ein thränenfeuchtes Nichts in ſeinen Händen hält.
Die Zeit, die ich als frohe Zukunft ſah,
Jetzt iſt die Zeit der goldnen Erndte nah!
Weckt ein Genuß wohl dieſes Herz zur Freude?
Glänzt eine Hoffnung mir, ſey's auch mit falſchem Licht?

Genuß und Hoffnung — ach, ſie ſtarben beyde
Im Buſen hin, nur meine Wünſche nicht!

Für immer haſt du nun der Liebe Myrtenhayn
Nicht meinem Blick, doch meinem Fuß verſchloſſen,
Und langſam ſchleicht dieß Leben mir, allein
Und ungeliebt, verkannt und ungenoſſen.
Umſonſt hebt jammernd meine Klage
Die mattgerungne Hand zum ſüßen Bild empor,
Das durch des Myrthenhayns demantnes Thor
Mein Blick verfolgt, und ich im Herzen trage;
Vergebens ſchwillt die Bruſt der Freundesbruſt entgegen:
Kein Auge ſpiegelt mehr in meinem Auge ſich,
Und Harmoniegefühle regen
Für Alle ſich — nur nicht für mich.
Nicht Freund, nicht Mädchen reicht mir einſt die traute Hand
Beym großen Schritt in jenes fremde Land,
Und nimmer wird in ſtummem Sehnen
Einſt eine Wange ſich an meine Urne lehnen.

Sieh hier dein Werk! Dem hohlen ſtarren Blicke
Sind Thränen längſt wie Freuden unbekannt;
Zerbrochen iſt der Hoffnung Krücke,
Und jede Kraft des Herzens abgeſpannt.
Des Jünglings bleiche Wange röthet
Kein Lob, kein Vorwurf und kein Kuß.

Und

Und langsam, wie Toffana, tödtet
Ihn bittrer Lebens-Ueberdruß.

So höre denn mein letztes Wort, und bebe!
Du tratst zu mir, und fragtest nicht;
Mit gleicher Münze lohn' ich dir, und gebe
Den Abschied dir, und frage nicht.
So irre du fortan in jenen Zwischenräumen,
Wo Athmosfäre sich an Athmosfäre drängt,
Und nimm auf dich, was wachend und in Träumen
Mir Busen und Gewissen engt!
Verbannt aus deiner Brüder Bunde,
Sey jeder Hauch aus meinem Munde
Dir mehr als Brudermörderfluch,
Sey Pest und Moder dir aus des Erschlagnen Grabe!
Und wenn du einst genug umhergeirrt, genug
Der Martern ich ertragen habe:
Dann geh du schrecklichste von allen Strafen,
Die je ein lebend Wesen trafen,
Die zu ersinnen je ein böser Gott gewußt,
Geh zu dem Buben hin, der, wenn ihn diese Brust
Verzweiflungsvoll um einen Dolchstoß fleht,
Erbarmungslos vorüber geht.

Uffo von Wildingen.

5.

Rückblick.

Wo iſt ſie hin, die goldne Zeit?
Wohin die Ruh, die mich umwehte?
Wohin der Einfalt leichtes Knabenſpiel?
Wohin die Thräne, die dem Aug' entfiel
Beym ſanften Schmelz der Frühlingsabendröthe?
Wohin der Sprache Herzlichkeit?

In unſchuldsvoller Fröhlichkeit
War mein umzäumter Blumengarten
Mir eine Welt, wo man nur Roſen brach;
Ein ganzes Leben galt mir jeder Tag,
Weil tauſend ſtille Freuden meiner harrten. —
Wo iſt ſie hin die goldne Zeit?

Im Feld, im Hayn, am klaren See
Rief jedes Blümchen mich zur Wonne;
Der Biene Fleiß, der Schmetterlinge Glanz,
Des Laubes Grün, der Wellen leichter Tanz
Entzückten mich, weil eine junge Sonne
Das Daſeyn mir vergoldete.

Da quälte keine Sorge mich,
Da kannt' ich nicht des Grames Nagen,
Und unbeſorgt was meiner harrt,
Fand ich mein Glück nur in der Gegenwart;

Getäuschte Hoffnung zwang mich nicht zu Klagen,
Und keine Aussicht trübte sich.

Wo bist du hin, o goldne Zeit?
Wo bist du hin, mein Blütenalter?
Ach, ohne Rückkehr sankst du mir hinab!
Nur matt färbt noch dein Wiederschein mein Grab,
Wo keiner Thräne, nein! nur Edda's kalter
Erinn'rung sich mein Schatten freut.

Uffo von Wildingen.

6.

Sehnsucht nach Freundschaft.

Mitempfindung, Freundschaft, Herzenssprache,
Warmes, ungeheucheltes Gefühl!
Bleibt ihr immer meiner bangen Klage,
Meiner heißen Sehnsucht fernes Ziel?

Als ich weinend nur und durch Geberden
Sprechend saß auf meiner Mutter Schoß:
Mißverstanden, nie gehört zu werden
War schon da des Kindes herbes Loos.

Und wo fand ich gleichgestimmte Herzen,
Als zum raschen Knaben ward das Kind?
Meine Freuden, ach! und meine Schmerzen
Nannte ich und klagt' ich in den Wind.

Als nun brauner färbte ſich die Wange,
Feſter ward mein Tritt und ſtark mein Arm:
O da ward's ſo enge mir, ſo bange
In der Bruſt und vor der Stirn ſo warm.

Meines Räthſels Löſung zu erfragen,
Floh ich bald an Freundes Buſen hin.
Kalter Troſt war meiner bangen Klagen,
Bittrer Spott des Leidenden Gewinn.

Fort! zurück von dieſem ungeweyhten
Seelenloſen Weſen! Hin zu ihr!
Sieh! es winkt zu namenloſen Freuden
Anmuth, Lieblichkeit und Zauber mir!

„Mädchen mit dem weichgeſchaffnen Herzen,
„Mädchen mit dem ſchmelzenden Gefühl!
„Heil mir, daß zur Theilung unſrer Schmerzen,
„Unſrer Freuden — gleiches Loos uns fiel!

„Ha! was will dieß fieberhafte Beben
„Deines Buſens? — Ewger! es begehrt
„Liebe! Liebe kann ich dir nicht geben,
„Ach, und du verkennſt der Freundſchaft Werth!

„Mädchen, lebe wohl, und denke nimmer
„Eines Jünglings, der zu ſpät dich ſah;
„Harre duldend! Milder Hoffnung Schimmer
„Iſt ja noch an Grabes Rand uns nah."

nicht deſto ſchöner iſt. Seht hier, meine Herren, ſo klein der Format iſt, das natürliche leibhafte Ebenbild ihres Vaters; Augen, Naſe, Lippen, der Zug ſeiner Augbrauen, ſeine Stirne, das Grübchen in ſeinem Kinn, und in den Wangen, ſein Lächeln, die völlige Bildung ſeiner Hand, ſeiner Finger und Nägel. Und du, gute Göttin Natur, die du ſie dem, der ſie zeugte, ſo ähnlich machteſt, wenn du auch die Geſtaltung des Gemüths haſt, ſo brauch alle Farben dazu, nur kein Gelb; ſonſt könnte die Königin wol, eben ſowol wie er, auf den Argwohn gerathen, daß ihre Kinder nicht ihrem Manne gehörten.

Leontes.

Der 'garſtige Schleppſak! Und du, Flegmatiſcher Geſelle, verdienſt gehangen zu werden, daß du ihr das Maul nicht ſtopfeſt --

Antigonus.

Wenn ihr alle Männer hängen laſſen wollt, die das nicht können, ſo wird euch ſchwerlich ein einziger Unterthan übrig bleiben.

Leontes.

Noch einmal, ſchafft ſie fort.

Paulina.

Der unwürdigſte, unnatürlichſte Herr könnte nicht mehr thun.

Leontes.

Und ſo war auf Gottes weiter Erde
Ich verlaſſen wieder und allein:
Und ſo ſoll ich, bis ich Aſche werde,
Immer einſam und verlaſſen ſeyn!

Aber nein! In blauer Ferne blendet
Hoch und hehr ein Stralentempel mich,
Und mein halbgeſchloßnes Auge wendet
Neu belebt in jene Ferne ſich.

Eilend naht' ich zu dem fernen Ziele,
Schon vollendet war die ſchroſe Bahn:
Dir, der Menſchheit heiligſtem Gefühle,
Dir, o Freundſchaft, wähnt ich mich zu nahn.

Und mir ſchwand im Kreis der Eingeweihten
Wonnevoll ſo manches Lebensjahr:
Bis ich fand, daß auch zu dieſen Freuden
Leichter Nebel nur der Urſtoff war.

Als der Hoffnung ſanfte Blüte keimte,
Starb ſie bald am Wahrheitsſtrale hin:
Wo ich Biederſinn und Treue träumte,
Fand ich Hinterliſt und falſchen Sinn.

Ha! zertrümmert lag es, das Gebäude
Meiner immer regen Fantaſie!
O mein Troſt, mein Stolz und meine Freude
War ein Traum, dem ſie die Farben lieh.

Da verpeſtete mit Todeshauche
Schwarze Schwermuth alles um mich her;
Keine Sonne lachte dieſem Auge,
Dieſem Herzen keine Freude mehr; —

Bis zu neuem, qualenvollem Leben
Mich mein unverſöhntes Schickſal rief,
Und nicht mehr das namenloſe Streben
Dieſer Bruſt den Todesſchlummer ſchlief;

Bis ich fand, was nimmer ich getroffen,
Was ich nicht zu finden mehr gewähnt:
Eine Bruſt, die, ſelbſt der Freundſchaft offen,
Sich nach Freundes Mitempfindung ſehnt.

Und dieß Herz, bey deſſen fernſten Stralen
Neue Lebenshoffnung in mir tagt,
Schön, wie keine Fantaſie zu malen,
Wie kein Geiſt zu denken je gewagt;

O dieß Herz, dem ganz mich hinzugeben
Meine Wonne war, mein Wunſch, mein Glück,
Dieſes Herz — o mußt' ich darum leben? —
Dieſes Herz weicht ſcheu vor mir zurück.

Ha, der Qualen, die am Innern nagen!
Ende, ende, mein verkanntes Herz!
Tauſend Martern wußteſt du zu tragen,
Aber tödten wird dich dieſer Schmerz.

Wenn denn bald, nie wieder aufzublicken,
Sich mein thränenmüdes Auge ſchließt;
Wenn mein Herz nun bald des Schickſals Tücken,
Aber nimmer, Edda, dich vergißt:

Geh dann auch ſo kalt, ſo sonder Thränen,
Wenn du kannſt, zum Hügel der mich deckt!
Ahnde nicht, welch hoffnungsloſes Sehnen
Mich ſo früh dem Grabe hingeſtreckt!

Von Ebendemſelben.

7.

An die Hoffnung.

Was führt uns auf des Lebens öden Fluren
Als treuer Wanderſtab
Von unſrer Wiege bald verloſchnen Spuren
Bis an das Grab?

Was trocknet uns die Thränen von der Wange
In trüber Leidensnacht,
Wenn rollendes Gewitter ach! ſo bange
Dem Herzen macht?

Was ſtralt im Blick, wenn jammernd die Gefährten
Des Lebens um uns ſtehn?
Was flüſtert uns voll Troſtes zu: wir werden
Uns wiederſehn?

Was

Was hemmt des Kranken Schmerz, den eine Plage
Aufs Dornenlager warf,
Daß er getroſt auf beſſre Lebenstage
Noch rechnen darf?

Was hebt das Aug' empor zu jenen Höhen
Wo ew'ger Frühling thront,
Wenn wir verwaiſ't auf Todtenhügeln gehen
Wo Stille wohnt?

Du biſt es, Leitſtern grauenvoller Pfade,
O ſüße Hoffnung, du!
Du ſtralteſt Troſt, wenn ſich Verzweiflung nahte,
Mir wieder zu.

Du lächelteſt Erquickung auf mich nieder,
Wenn ich ſie nirgend fand;
Du gabſt ſo oft mir ſchon die Ruhe wieder,
Die längſt entſchwand.

Was that ich dir, vor deren Hochaltären
Der Fürſt und Bettler kniet?
Was that ich dir, daß jetzt vor meinen Zähren
Dein Segen flieht?

O zürne nicht, wenn ich dich unmuthstrunken
Betrügerin genannt;
Wenn deinen Wink, in trüben Gram verſunken,
Ich nicht erkannt.

O wende nicht den Blick von meinem Flehen!
Und, was ich auch verbrach,
Es iſt genug für jegliches Vergehen,
Genug der Schmach!

Drum höre mich, und wenn mit frohen Bildern
Nur einen Augenblick
Des Herzens Qual dein Zauber weiß zu mildern,
So komm zurück!

U. v. Wildingen.

8.

Der Pilgrimm.

Nach einem altengliſchen Originale in den Relickes of anc. engl. poetry.

Lieber Hirte, ſag doch an,
Bitte dich gar höflich drum,
Zu dem Thal von Walſingham*),
Wo geht der Weg durch grad und krumm?

„Zu dem Thal von Walſingham
Iſt der Weg gar bös zu gehn,

Geht

*) Zu Walſingham, in der Grafſchaft Norfolk in England, ſtand vor Zeiten ein Muttergottesbild, das wegen häufiger Wallfahrten und ſeines großen Schatzes ungefähr ſo berühmt war wie das zu Loretto.

Geht durch krumm und aber krumm,
Kannſt ihn nicht allein erſpähn."

Wär'n der Meilen dreymal mehr,
Und wär' der Weg auch noch ſo arg:
Es wär' nicht genug für meine Schuld,
Die iſt ſo ſchwer und überarg!

„Du biſt ſo jung, du biſt ſo ſchön,
Dein Witz iſt ſchwach, dein Sinn noch grün,
Die Zeit hat dir noch nicht erlaubt,
Große Sündenſchuld dir zuzuziehn."

Nein, lieber Hirt, ſprächſt anders wohl,
Wüßteſt du ſo viel als ich.
Mein Witz und Sinn, mein Seel und Leib
Haben den Tod verdient für mich.

Ich bin nicht was ich ſcheine zu ſeyn,
Mein Geſchlecht iſt anders denn mein Kleid:
Ich bin ein Mägdlein, wehe mir!
Gebohren zu Gram und wildem Leid.

Ach! den Herzgeliebten mein
Hat meine Unbill umgebracht,
Und weckt gleich keine Thrän' ihn auf,
Bewein' ich ihn doch Tag und Nacht.

Er war der edeln Wichte Blum',
Und keiner war ſo redlich;

Sein Leib ſo edel, ſein Aug ſo gut,
Und gar ſo zärtlich liebt er mich.

Weil er ſo fromm mich minnete,
Ward ich ſo ſtolz ſeine Pein zu ſehn,
Daß (hätt' ich doch mein Herz gekannt!)
Ich den Getreurn thät verſchmähn.

Und thät ſo ekel und ſo ſpröd,
Wie oft der Weiblein Blicke thun.
Mocht traun! nicht küſſen meine Hand,
Ich hätt's ihm denn geboten zu thun.

Ich ſah ihn matt und abgehärmt,
Erbarmte mich doch nicht ſeiner Noth;
Da ſchlich er an ein heimlich Ort,
Und ohne Rettung war er todt.

Um ihn trag ich nun den Habit,
Und opfre meine zarte Kraft;
All' Tag' bettl' ich mein Stückchen Brod,
Zu dulden dieſe Pilgrimſchaft.

Alltäglich faſt' und bet' ich ſo;
Will's thun auch immer bis an's Grab,
Will ſchleichen an ein heimlich Ort,
Daß ich wie er ein Ende hab'.

Nun, lieber Hirt, frag weiter nicht;
Doch ſchweig von der Mähr, ich bitte drum.

Zu den Thoren von Walsingham
Zeig mir den Weg durch grad und krumm.

„Nun zieh' deinen Weg und Gott mit dir!
Der muß dich geleiten gnadenvoll.
Hinab das Thal, rechts in den Pfad!
So, schöner Pilgrimm, fahre wohl!"

J. F. v. Meyer.

V.

Ueber die Fortdauer der Schröderschen Theater-Unternehmung in Hamburg.

Schon einigemal ist in diesem Journale die Rede davon gewesen, daß der Schauspieldirektor, Herr Schröder, in Hamburg mit künftigem Jahre seine Theater-Entreprise völlig aufzugeben, und zugleich eine Laufbahn ganz zu beendigen entschlossen sey, auf welcher selbst den ersten und beliebtesten Schauspielern unsers Vaterlandes des Undanks und des Verdrusses weit mehr als der Freuden und des Genusses zu Theil wird. Ein Mann

wie

wie Schröder gehört der ganzen Nazion an, die mit Recht Urſache hat, auf ihn, als einen der vollendetſten Künſtler in ſeinem Fache, ſtolz zu ſeyn. Auch huldigten zu verſchiedenen Zeiten und in ganz verſchiedenen Provinzen unſers Vaterlandes, die Edelſten der Nazion ſeiner Kunſt mit einer Begeiſterung und Allgemeinheit, die es hinlänglich beweiſen, daß hier weder der Oeſtreicher, noch Bayer, noch Sachſe, noch Hamburger, ſondern der **Teutſche** dem **teutſchen** Künſtler ſeine Bewunderung ſchenke. Als alſo durch öffentliche Blätter der Entſchluß bekannt wurde, daß dieſer Mann ſich ganz von einem Theater losſagen wolle, das nicht nur Inländer, ſondern ſelbſt Ausländer, die ſo etwas zu beurtheilen fähig waren, gern zuerſt nannten, wenn von der Schauſpielkunſt der Teutſchen die Rede war: ſo mußte natürlich dieſe Nachricht auch auf das Publikum einen großen Eindruck machen, das an Schröders Kunſt glaubte, ohne ſie ſelbſt geſehn haben, oder ſich ihrer wenigſtens nur in dankbarer Erinnerung erfreuen konnte.

Man wußte auch außer Hamburg was Schröders Kunſt-Enthuſiasmus für das dortige Theater gewirkt habe; man wußte, mit welchen Anſtrengungen und Aufopferungen er ſeinen Mitſchauſpielern Ehre und Selbſtſtändigkeit vor dem Publikum, edles Selbſtgefühl und Unstadelhaftigkeit in ihren eigenen Augen, und frohe Ausſichten auf ein kummerloſes Alter zu verſchaffen ſuchte;

und wer es nicht wußte, lernte es aus eigenen Schrif-
ten, die zu der Zeit, wo sie erschienen, niemand wegen ei-
ner Partheylichkeit in Verdacht hatte.*) Schröder, — so
sagten sich alle Liebhaber der teutschen Schaubühne in nä-
hern und fernern Gegenden, — ist vielleicht der einzige
Mann, der auf dem Wege, den wir hier wirklich ein-
schlagen sehen, das ausführt, was einst bey einer frü-
hern Ankündigung einer Hamburger Theater-Unterneh-
mung kaum mit etwas anderm als einem bedeutenden
Achselzucken aufgenommen werden konnte, — die Grün-
dung eines teutschen Nationaltheaters; und
Hamburg, setzten andere hinzu, vielleicht der einzige Ort,
wo eine so zarte Pflanze, von einem zahlreichen und
verständigen Liebhaberpublikum gepflegt, vor allen nie-
drigen Einflüssen einer lächerlichen Theatercensur, eines
gnädigen Beyfalls oder Mißfallens, einer Hof- oder Un-
ternehmerkabale geschützt, fröhlich gedeihen, und liebliche
Früchte tragen kann, daran sich einst auch andere Thea-
ter zu erfreuen haben werden!

Wie

*) Kaum wage ich es, aus Furcht vor den jezt herrschenden Hamburger Theater-Aristarchen, Schinks dramaturgische Monate zu nennen. Aber die lezten Abschnitte von Schützens Hamburgischer Theatergeschichte wird gewiß niemand der zu großen Partheylichkeit für Schrödern bezüchtigen können. Beyde Schriften sind in aller Liebhaber Händen.

Leontes.

Ich will dich zu Aſche brennen laſſen.

Paulina.

Sey es; ſo iſt der der Kezer, der das Feuer anzünden läßt, nicht ich, die verbrennt wird. Ich will euch eben keinen Tyrannen nennen, aber dieſe höchſt grauſame Behandlung eurer Königin, (gegen welche ihr doch nicht im Stande ſeyd einen andern Zeugen aufzubringen, als eure eigne wakelnde Einbildung) ſchmekt ein wenig nach Tyranney; und wird euch verächtlich, ja abſcheulich in den Augen der Welt machen.

Leontes.

Ich befehl es euch, bey euern Pflichten; werft ſie aus dem Zimmer hinaus. Wär' ich ein Tyrann, wo wär' ihr Leben? Sie würde mich gewiß nicht ſo nennen, wenn ſie wißte daß ich einer wäre. Weg mit ihr.

Paulina.

Ich bitte euch, ſtoßt mich nicht, ich will gehen. Seht zu euerm Kinde, Gnädigſter Herr, es iſt euer; die Götter mögen ihr einen beſſern Schuzgeiſt ſenden! -- Hiemit gehabt euch wol, wir gehen.

(Sie geht ab.)

Wie unangenehm mußte daher allen, denen teutſche Kunſt noch etwas mehr als eine bloße Fraſe iſt, die Betrachtung ſeyn, daß mit Schröders ſchnellem Abtritt, wo nicht alle, doch die meiſten dieſer Erwartungen vereitelt, und das teutſche Theater aufs neue gleichſam verwaiſ't ſeyn ſollte. Noch befremdender und niederſchlagender war dabey die Nachricht, daß ein Theil des Hamburger Publikums ſelbſt durch ſeinen Kaltſinn gegen die vaterländiſche Schaubühne, und durch ungewöhnliche, einer ausländiſchen Flüchtlingstruppe ertheilte Vergünſtigungen, Schrödern vorzüglich zu dieſem Entſchluß bewogen habe. Die Sache kam ſelbſt in dieſer Zeitſchrift zur Sprache, und obgleich ein Anwald des Hamburgiſchen, einer fremden Abgötterey vielleicht etwas zu hart und allgemein bezüchtigten Publikums, dieſen Vorwurf von ſeiner Vaterſtadt mit vieler Kunſt abzuwälzen ſuchte: ſo hat doch auch Er, deſſen männlicher und beſcheidener Ton übrigens wahre Hochachtung einflößt, den Hauptpunkt, — wodurch gerade Schröders zartes Ehrgefühl am meiſten gekränkt ſeyn mußte, daß die wandernden Franzoſen ſogleich Freyheiten erhielten, um die ſich das teutſche Theater, deſſen Unternehmer jezt auch zugleich ein treuer und kontribuabler Bürger war, ſeit 1765 bewerben, und ſie erſt nach zwanzigjährigen Bemühungen, nicht ohne jährliche Aufopferungen, erhalten hätte, — gänzlich mit Stillſchweigen übergangen. Natürlich, daß man auch dieß auswärts in Erfahrung brachte, und um

so eifriger wünschte, daß der edle Mann eine Kränkung, an der gewiß der ehrwürdigere und stimmfähigere Theil des Hamburger Publikums völlig unschuldig ist, aus wahrer Liebe zur Kunst, der er ja nun bis in sein funfzigstes Jahr immer hold und treu geblieben, völlig vergessen, und auf die Stimme seiner nähern und entfernten Freunde (die grade darum, weil sie ihn genauer kannten, auch seinen Verlust fürs Theater um so richtiger schätzen konnten) nur dießmal noch hören möchte.

Es ist daher gewiß auch vielen Lesern dieser Zeitschrift, die mit Hamburg in keiner unmittelbaren Verbindung stehn, eine sehr willkommne Nachricht, daß er, wenigstens vor jezt, noch bewogen werden konnte, die Theater-Unternehmung nicht ganz aufzugeben. Das beste ist, ihn hierüber selbst sprechen zu hören, und die Anzeige, die er nur für seine Mitbürger in die Hamburger Zeitungen einrücken ließ, auch für ein größeres Publikum hier noch einmal abzuschreiben. „Da sich niemand, — so lautet seine Ankündigung vom 7ten Okt. d. J. — „zur Uebernahme des Theaters gefunden hat, so werde ich „in die Nothwendigkeit gesetzt, es fortzuführen. Das „durch wird aber der Wunsch nicht aufgehoben, es so „bald als möglich aufzugeben. Jeder Unternehmer, dessen Anerbietungen mir dazu behülflich sind, diesen „Wunsch früher erfüllt zu sehn, wird mir zu jeder Stunde willkommen seyn."

Mag auch dieser Aufschub durch Bedingungen eingeschränkt seyn, die jedem Unpartheyischen dafür bürgen müssen, daß es dem Mann ein Ernst ist, sich bey herannahendem Alter eine anständige Ruhe unter guten Menschen zu verschaffen: so ist doch schon dadurch viel gewonnen, daß überhaupt ein Aufschub Statt fand, und zum Besten der Kunst selbst ist zu wünschen, daß die hier angegebnen Bedingungen so spät als möglich eintreten mögen.

Wer nur etwas mit der Kronik unserer meisten teutschen Schauspielergesellschaften, mit ihren Verhältnissen und Gesinnungen gegen die Direkzion, mit ihren sich selbst zerstörenden, anziehenden und zurückstoßenden Kräften bekannt ist, wird hierbey gewiß den Umstand einer besondern Aufmerksamkeit werth finden, daß, sicheren Nachrichten zufolge, Schröder durch nichts so sehr zur Aenderung seines frühern Entschlusses bewogen worden ist, als durch die rührenden Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, die ihm bey dieser Gelegenheit das ganze, durch edle Denkart nicht weniger als durch ihre anerkannte Künstlerfertigkeiten ehrwürdige Korps der mit ihm vereinigten Schauspieler, nicht allein in herzlicher Zusprache, sondern auch durch gemeinschaftliche schriftliche Anträge zu erkennen gegeben hat. Wahrlich, dieser Fall ist nicht bloß in den Annalen der teutschen Schaubühne selten, daß eine Schauspielergesellschaft von 27

Mitgliedern ſich um ihren Direktor, wie eine einzige groſse Familie um ihren geliebten Vater, verſammelt, und ihn, der mit unerbittlicher Strenge über Ordnung und pünktliche Befolgung der Geſetze wacht, mit ungeheuchelter Herzlichkeit um die Fortſetzung ſeiner allen gleich wünſchenswerthen Vorſteherſchaft bittet. Bedürfte Schröders untadelhafte, nie durch engherzige und ſelbſtſüchtige Rückſichten beſchränkte Denk- und Handelsweiſe vor den unpartheyiſchen Augen des Publikums, das allein Schröders Karakter faſſen und würdigen kann, ein ganz unzweydeutiges Zeugniß, ſo wäre es dieſer ſchöne und ſeltene Bund einer ſo vereinigten Schauſpielergeſellſchaft, dem es die teutſche Schaubühne verdankt, daß Schröders Name noch nicht in ihren traurigen Nekrolog eingetragen wird.

Dem wohlbekannten Ritter von der traurigen Geſtalt, der durch die Auswerfung eines Flugblattes: **Anmerkungen zu Schröders Schreiben an die Mitglieder ſeiner Geſellſchaft**, vor ſehr unberufenen Kampfrichtern ſeine bleierne Lanze ſchwenkte, mag freilich eine ſolche Denkart, zu der er in ſich ſelbſt den Maßſtab vergeblich ſuchen würde, ganz unglaublich vorkommen. Aber die Denkart ſelbſt wäre ſchon verdächtig, wenn ſie den Beyfall eines Menſchen erhalten könnte, der das Maß ſeiner kriechenden, ſchon längſt zum Sprichwort gewordenen Niederträchtigkeiten dadurch voll machte, daß er

einen

einen bübiſch erſchlichenen Brief ohne Vorwiſſen des Schreibers und der Empfänger durch den Druck verbreitete, und dem Verfaſſer Fehlſchlüſſe, Egoismen und Geſinnungen anlog, die ſelbſt ſeine bitterſten Gegner ihm mit offener Stirn Schuld zu geben ſich nicht erkühnen würden. Der ſicherſte Beweis, wie ſehr alle ehrliebende Bewohner Hamburgs eine ſolche Art von Bekanntmachung und Verſtümmelung *) geſtohlner Briefſchaften und erlogener Verunglimpfungen verabſcheuen, iſt wohl dieſe, daß ſich nicht einmal jemand mit ihrer Widerlegung befaſſen oder beſudeln wollte. Sie iſt hoffentlich in Hamburg ſelbſt ſchon jetzt, da ich dieß ſchreibe, den Weg alles Schmutz- und Sudelpapiers gegangen, und ich würde ſie nicht einmal einer Erwähnung gewürdigt haben, wenn ich nicht wüßte, daß Schröders dem Titel vorgedruckter Name, als ein wahrer catch-penny dieſes Grubſtreetſkriblers, manche Auswärtigen zum Kauf angelockt, und dem armſeligen Machwerk eine größere Ausbreitung gegeben habe, als es um ſeines Verfaſſers und ſeines Inhaltes willen je hoffen konnte.

Indeß hat es gewiß niemand auch auswärts, ohne tiefe Verachtung gegen den Elenden zu empfinden, der ſich

zu

*) Es iſt zu bemerken, daß der Ehrenmann den Nachſatz im Schr. Circulare wegen der Penſionsanſtalt u. ſ. w. ganz weggelaſſen hat. Ließ ſich etwa darüber kein Gift verſpritzen?

zu so etwas erniedrigen konnte, aus der Hand gelegt, Wie groß muß der Unwille der Hamburger selbst gegen diesen Kläffer aus der Pfennigschenke, wie ihn **Bürger** nennen würde, gewesen seyn! Denn daß diese, wo nicht Schrödern dem Schauspieler und Schauspieldirektor, doch Schrödern dem Bürger und Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen, davon habe ich während meiner Anwesenheit in Hamburg überall die unzweydeutigsten Beweise gesehen.

Aber dem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist selbst nur Gerechtigkeit, und wer es nicht thut, beschimpft sich als einen Neidischen, Verdienstlosen. Um einen so ausgezeichneten Künstler, zu dem aus allen Ländern teutscher Zunge schon so manche Wallfahrt nach Hamburg geschahe, in seiner Mitte zu besitzen, müßte man auch den selbst geschnitzelten Maßstab, mit dem man nur gemeine Menschen mißt, wegwerfen; müßte man es fühlen und fassen können, daß nicht ein volles, sondern ein verständiges Haus, nicht Geld, sondern Liebe, nicht ein vorüberrauschender Beyfall, sondern eine durch That und Wahrheit bewiesene Hochachtung, die Stirne des Mannes, der sich ganz dem Publikum hingeben soll, entwölken, und da Heiterkeit und Zufriedenheit schaffen könne, wo Jupiter selbst mit seinem goldenen Regen, hätte er nicht zugleich noch andere Himmelsgaben auszuspenden, kaum ein Gewand, seinen Regen aufzufangen,

aus

ausgespannt finden würde. Und, man verzeihe mir diese Frage, wußte das größere Hamburger Publikum seinen Schröder immer so zu nehmen und zu behandeln?

Es thut mir weh, daß ich aus meiner eigenen Erfahrung dieß nicht ganz bejahen kann Freylich konnte man Schrödern die Verdienste nicht streitig machen, die selbst seine Feinde, wenn sie nicht ganz lächerlich oder verächtlich werden wollen, ihm zugestehn müssen. Aber die engherzige, dem redlich betriebsamen Nachbar jeden Fleischtopf nachzählende, jeden Gewinn, jeden Zuwachs seines Wohlstandes ängstlich nachrechnende Scheelsucht, davon der oben erwähnte Verfasser der Anmerkungen einen so auffallenden Beweis gegeben hat, die gehässige Vorerzählung aller Summen und Besitzungen, die der Schauspieldirektor dem gutmüthigen Publikum abgewonnen und nun in liegenden Gründen, in Leibrenten und belegten Kapitalien aufgesammelt habe, — diese Gesinnungen und Aeußerungen habe ich oft, habe ich selbst bey Menschen gefunden, die um alles in der Welt nicht in dem Kollektivnahmen des Pöbels begriffen seyn möchten. Es ist in der That höchst unwürdig und empörend, daß in einer Stadt, — wo Erwerb System ist, und Ordnung liebende Sparsamkeit, die allein zu solidem Erwerb führen und dem edeln Menschenfreund Mittel in die Hand geben kann, nicht auf fremde Unkosten wohlthätig zu seyn, jedem Unternehmer das Zutrauen und die Achtung

seiner

seiner Mitbürger erwirbt, — nur ein Unternehmer deßwegen mit hämischer Verleumdungskunst angefeindet wird, weil er durch strenge Ordnungsliebe und musterhafte, in seiner Lage doppelt achtungswürdige Häuslichkeit größere Summen zurücklegt, als seine Vorgänger; weil er sich manches versagte, um dem Publikum nichts versagen zu dürfen; weil uneigennütziger Aufwand sich oft von selbst belohnte, und ihm, dem selbst durch Undank nicht zu ermüdenden Wohlthäter des nothleidenden Talents und der unverschuldeten Dürftigkeit, reichlichere Mittel darbot, Frohsinn und Heiterkeit im engern und weitern Kreise um sich her zu verbreiten. Wie sehr müssen solche Gesinnungen seiner Mitbürger sein reitzbares Herz verwunden, und den Wunsch in ihm befördern, eines so undankbaren Geschäfts bald ganz überhoben zu seyn!

Gegen eine andere Ausflucht, die ich gleichfalls in Hamburg selbst oft gehört habe, — daß ja, wenn gute Stücke gegeben würden und Schröder selbst spiele, sein Haus noch immer so voll, die Bewunderung, die man seiner Kunst schuldig zu seyn glaube, noch immer so rauschend, so stark und und uneingeschränkt sey, als zu der Zeit, wo noch kein Brüßler Hoftheater die Hamburger feinere Welt an sich zog, — dürften sich doch auch noch einige Erinnerungen machen lassen. Ich kann freilich nur nach dem urtheilen, was ich selbst sah und hörte, und ich will mich daher auch gern eines bessern belehren lassen.

laſſen. Aber, mögen es mir die Hamburger Geſchmacksmäkler auch für eine Pedanterey auslegen, ich kann nicht bergen, daß es mich nicht wenig befremdete, bey der Vorſtellung des Don Karlos, wo Schröder als König Filipp uns an die Grenzen ſeiner Kunſt führte, und den Kampf, den die zurückgeſtoſſene Natur mit der verruchteſten Staatskunſt kämpft, ſo fürchterlich wahr mahlte, daß das Ziel der höchſten tragiſchen Darſtellung, Schrecken und Mitleid, wohl ſchwerlich in irgend einer Rolle kunſtvoller erreicht werden kann, alſo bey einer der erſten Rollen Schröders, Logen und Parterr ungewöhnlich leer, und unter den Anweſenden ſelbſt eine fröſtelnde Gleichgültigkeit zu finden, während um eben dieſe Stunde das Franzöſiſche Schauſpiel, wo nicht einmal ein neues Stück gegeben wurde, geſtopft voll geweſen, und das entzückte Publikum des Jubels und Beyfallklatſchens nicht müde geworden war.

Ich könnte noch einige nicht weniger überraſchende Erfahrungen der Art anführen. Aber vielleicht waren ſie nur dem auf kurze Zeit anweſenden Fremdling überraſchend. Die Einheimiſchen werden dieß alles ſchon beſſer zu deuten und zu legen wiſſen. Und wie gern will ich dem Hamburger Publikum, deſſen ſchönen Gemeingeiſt in andern Dingen ich ſo gern huldige, auch wegen dieſes kleinen Zweifels die feierlichſte Ehrenerklärung thun, ſobald ich durch Thatſachen vom Gegentheil überzeugt werde. Am beſten werde ich wohl vor dem ganzen

teutſch-

teutſchen Publikum dadurch widerlegt werden, wenn Schröder nicht bloß aus Mangel ſolcher Unternehmer, die ihm und ſeiner Geſellſchaft annehmliche Bedingungen machen können, ſondern aus wahrer Neigung und Liebe zu ſeinen Publikum — und er iſt der Mann, der Neigung und Liebe in vollem Maße erwiedern kann — ſeine Theaterunternehmung beybehält.

Weimar. Böttiger.

VI.

Nachtrag

zu dem vorſtehenden Aufſatz über den Heiligen-Schein.

Am 7ten Aug. d. J. Morgens, eine Viertelſtunde nach Aufgange der Sonne, reiſte ich über eine Wieſe. Es war ein ſehr heitrer Morgen, und hart über dem Graſe ſchwebte, wie gewöhnlich unter ſolchen Umſtänden, ein ſehr dichter Nebel, der der Wieſe in der Entfernung das Anſehn eines Sees gab. In dieſem Nebel nun bildete ſich um den Schatten meines Kopfs ein kleiner Regenbogen, gerade ſo wie der vom John Haygarth geſehene und in den Memoirs of Manchester

Sechste Scene.

Leontes.

Du haſt dein Weib hiezu aufgeſtiftet, Verräther -- Das ſoll mein Kind ſeyn? Weg damit! Eben du, du der ein ſo zärtliches Herz dagegen gehabt haſt, trag es weg, und ſiehe zu, daß es dieſen Augenblik ins Feuer geworfen und verzehret werde; eben du und kein andrer, als du -- Gleich heb' es auf: Noch in dieſer Stunde bringe mir die Nachricht daß es geſchehen ſey, und Zeugen, die mir keinen Zweifel übrig laſſen, oder dein Leben, und alles was du ſonſt noch dein nenneſt, iſt verwirkt: Wenn du dich weigern, und mit meinem Grimm zuſammenſtoſſen willſt, ſo ſag es: Ich will dem Baſtard ſein Hirn mit meinen eignen Händen ausſchlagen -- Geh, wirf es ins Feuer; denn du haſt dein Weib aufgeſtiftet.

Antigonus.

Das that ich nicht, Gnädiger Herr; dieſe Herren, meine edeln Brüder, können es bezeugen, wenn ſie wollen.

Ein Herr vom Hofe.

Wir können es, Gnädiger Herr; er hat keine Schuld daran, daß ſie gekommen iſt.

Leontes.

Ihr ſeyd alle Lügner.

Alle.

cheller beſchriebene. Ich machte meine Reiſegefährten aufmerkſam darauf, die ihn auch alle drey um ihre Häupter bemerkten, ſo gut wie ich um das meinige. So wie die Sonne höher ſtieg und den Nebel verdünnte, verlor ſich mit ihm auch unſer Regen- oder vielmehr Nebelbogen.

Eine andre Erſcheinung ſah ich auf einer Reiſe am 22. und 23. Jan. d. J. Es war eine grimmige Kälte, und die Sonne war mit leichten Wolken umgeben, in welchen ſich ein Bogen um die Sonne, in Regenbogen-Farbe, bildete. Er hatte die Sonne zum Mittelpunkte, und war zwiſchen 16. und 20. ihrer Durchmeſſer von ihr entfernt, erſchien auch zuweilen in zwey Stücken zerſchnitten.

Niden, den 24. Aug. 1795.

M. A. v. Winterfeld.

VII.

Litterariſche Anzeigen.

An die Freunde der vaterländiſchen Vorzeit.

Man wünſcht von allen Seiten eine ununterbrochene und ſchnellere Fortſetzung der bekannten Zeitſchrift Bragur.

die ich vor vier Jahren mit dem seligen Böckh angefangen habe, und wovon bis jezt drey reichhaltige Bände erschienen sind. Es fehlt keineswegs an Materialien, da bereits etliche und vierzig Gelehrte in Teutschland, Dännemark und Schweden, an der Bearbeitung dieses Werkes Antheil genommen haben; aber es sind bey weitem mehr Schätzer und Leser dieses Magazins als Käufer. Ein Umstand, der uns zu dem Entschlusse nöthigt, die Fortsezung auf Subskripzion herauszugeben. Wenn die Anzahl der Subskribenten nur etwas reichlich ausfällt, so werden wir im Stande seyn, jedem Bande mehr als Einen Kupferstich, auch einige Holzschnitte, beyzulegen, und nach und nach interessante Vorstellungen von alten Burgen und Vestungen, Zweykämpfen, Kleidertrachten, Ruinen, Gefäßen u. s. w. nebst ihren Erläuterungen zu geben; so wie wir überhaupt ins Künftige eben so viele Rücksicht auf die Alterthümer der Kunst, der Sitten und Gesetze, als der Litteratur und Sprache, der Poesie und Religion nehmen werden. Desgleichen gedenken wir auch, nach dem so oft schon geäußerten Wunsche der Liebhaber, mehrere interessante Beyträge zur nähern Kenntniß der Nordischen, und Altteutschen Götterlehre, und von jenem nach der Karakterisirung der Nordischen Dichter Abbildungen zu geben, und so auch zu einer teutschen Volksmythologie den Grund zu legen, nach und nach die übriggebliebenen Mährchen und Volkssagen aus allen Gegenden Teutschlands zu sammeln.

meln, und wo möglich aus der Geſchichte und den Alterthümern zu erläutern. Auch werden wir fortfahren, muſikaliſche Beylagen, die entweder neue Kompoſizionen zu altteutſchen Liedern, oder aufgenommene Melodien noch gangbarer alter Volkslieder ſind, und noch ungedruckte poetiſche Stücke, von denen wir allein aus der kaiſerlichen Bibliothek einen Vorrath zu ein paar Bänden beſitzen, auch andere Handſchriften, Ritterbriefe, Urkunden und dergl. zu liefern. Nicht weniger gehen die Nachrichten und Auszüge aus Briefen, ſo wie die Anzeigen der für das vaterländiſche Alterthum merkwürdigen Schriften ihren Gang fort. Jeder Band wird in zwey Abtheilungen erſcheinen, und jede Abtheilung 12 — 15 Bogen betragen. Um auch durch eine angenehme Mannigfaltigkeit zu intereſſieren, bleiben die bisherigen Abſonderungen in Allgemeine Aufſätze, Anthologie, Sprachkunde und Literarnotizen weg, ſtatt deren in jedem Bande Beyträge jeder Gattung mit einander abwechſeln werden; wiewohl man deswegen den Hauptplan und den gleichmäßigen Fortſchritt der bisherigen Abtheilungen keineswegs aus den Augen läßt. Der Preis eines Bandes hängt von der Anzahl der Subſkribenten ab. Je größer dieſe ausfällt, deſto geringer wird jener ſeyn. Auf jeden Fall ſoll er etwas mäßiger als der bisherige ausfallen, und wo möglich nie über 1 Thaler ſächſiſch ſteigen. Auch dadurch, daß ein Band nicht auf einmal, ſondern in zwey Abtheilungen erſcheint, wird

ſchon der Ankauf erleichtert werden. Es wäre wahrlich Schade, wenn dieſes Magazin, das in und auſſer Teutſchland ſchon ſo viele Senſazion erregt, den Beyfall der Kenner und Liebhaber ſich erworben, und bereits für unſere vaterländiſchen Alterthümer manchen neuen Freund und Forſcher gewonnen hat, mitten in ſeiner hoffnungsvollſten Blüthe durch Mangel an Unterſtüzung zu Grunde gehen ſollte!

Wem alſo die Erhöhung und Verbreitung dieſes Gemeinſinnes am Herzen liegt; wer ſich in der Geſchichte unſerer Väter als Teutſcher fühlt; wer für die allgemeine Vaterlandsliebe empfänglich und gegen die Geſchichte unſerer Bildung und unſeres Ruhms nicht gleichgültig iſt; wer es wünſchenswerth findet, daß die veralteten Ausdrücke und nicht mehr verſtändlichen Sprichwörter unſerer Sprache erläutert, die aus dem Alterthum übriggebliebenen Volksſagen, Gebräuche, Sitten und Feyerlichkeiten erklärt, die Ueberreſte der Ritterzeit bekannt gemacht, die Beyſpiele altteutſcher Biederkeit, Tapferkeit und Denkart aufgeſtellt, die im Staube der Bibliotheken und Archive vergraben liegenden Handſchriften ans Licht gezogen und vom Untergange gerettet, die zerſtreuten litterariſchen Merkwürdigkeiten und Nachrichten geſammelt, die ſchönſten und ſchäzbarſten poetiſchen und proſaiſchen Alterthümer ausgewählt, und eine Bibliothek der geſammelten vaterländiſchen Vorzeit

aus

aus den übergebliebenen Schätzen des alten Teutoniens, Skandinaviens und Brittanniens angelegt werde, und die Möglichkeit der Ausführung, den patriotischen Eifer der Bearbeiter und seine Früchte aus den drey ersten Bänden kennt — der wird die gegenwärtige Aufforderung, die einzig aus der innigsten Ueberzeugung von dem Vortheile einer ununterbrochenen Fortsetzung dieses Magazins, und aus der reinsten Vaterlandsliebe fließt, nicht mit einer gewinnsüchtigen, freylich nicht selten vorkommenden, Buchhändler- oder Autor-Spekulazion verwechseln, und diesen Subskriptionsplan seiner thätigsten Unterstützung würdig finden. Allen Buchhandlungen, welche sich dafür verwenden, wird der gewöhnliche Abzug zugesichert; so wie auch jedem andern, der die Mühe des Sammelns übernimmt, das eilfte Exemplar frey gegeben wird. Der Subskripzionstermin ist das Ende des Decembers, zu welcher Zeit die Namen der Subskribenten, deutlich geschrieben, an Heinrich Gräff, in Leipzig, einzusenden sind. Mehr Exemplare als bestellt sind werden nicht gedruckt. Das erste Stück erscheint in der Ostermesse 1797. Damit das Publikum sieht, wie groß die Anzahl der patriotischen Beförderer dieses Magazins und der Freunde des vaterländischen Alterthums ist, so sollen die Namen der Subskribenten dem Werke vorgedruckt werden.

Sollte wider Vermuthen diese offenherzige Aufforderung und die thätigste Verwendung aller Vaterlandsfreunde

freunde und Gönner unſers Inſtituts bis zu Ende des Decembers fruchtlos bleiben; ſo würden wir uns leider! in die uns keineswegs gleichgültige Nothwendigkeit verſetzt ſehen, einen großen Vorrath der ſchätzbarſten Beyträge zur Aufklärung und Empfehlung des vaterländiſchen Alterthums unbenutzt an ihre würdigen Verfaſſer zurückſenden zu müſſen. Aber wir fürchten das nicht, ſondern hoffen vielmehr, daß durch einen geringen patriotiſchen Eifer einiger Wenigen der Streich für Bragur noch abgewendet werden kann, welchen dieſer unſelige, und für die Wiſſenſchaften ſo verderbliche Krieg ſo manchem litterariſchen Unternehmen zu drohen ſcheint.

Geſchrieben am 1. Oktober 1795.

F. D. Gräter.

Nachſchrift des Verlegers.

Schon oft hat es in ähnlichen Anzeigen geheißen, daß auſſer den Exemplaren, auf denen ſubſkribirt worden, keines gedruckt werden ſolle, und man hat nicht Wort gehalten. Ich will aber ſtrenger Wort halten, und um dieſes zu können, den Termin bis Ende Januars verlängern, und dieß um der Herren Buchhändler willen; damit ſie ſich nicht bey denen, ſo ſich bey ihnen zur rechten Zeit melden, mit Ausflüchten behelfen. Mit dem Erſten Februar beginnt der Druck, und dann kann ich auf keine Beſtellung mehr Rückſicht nehmen.

Heinrich Gräff.

2.

Ich zeige dem Publikum hierdurch an, daß ich gesonnen bin, meine Bemerkungen über England herauszugeben. Sie sind das Resultat eines vierzehnjährigen Aufenthalts in diesem Lande, und dürften den Forschern der englischen Verfassung, Geschichte, Litteratur und Sitten, nicht unwillkommen seyn. Auf eine bestimmte Zeit bey der Herausgabe dieses Werkes kann ich mich aber nicht einlassen, weil meine andern literarischen Beschäftigungen mir nur wenig Muße dazu verstatten. Sobald ein Band vollendet ist, werde ich ihn dem Publikum vorlegen, und von seiner Aufnahme wird es abhängen, wie bald ich mich an einen Zweiten machen werde. — Es versteht sich übrigens von selbst, daß ich die in den englischen Blättern von mir erschienenen Briefe über die Verfassung von Großbritannien in gedachter Zeitschrift nicht fortsetzen werde.

Lange.

3.

Sir George Staunton's, Baronets, Dokt. der Rechte u. s. w. Zuverlässige Beschreibung der Englischen Gesandtschaft nach China in den Jahren 1792 — 93, übersetzt von J. C. Hüttner, mit Karten und Kupfern. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Lord Macartney hatte nicht allein während seines Aufenthalts in China, sondern auch in den Oertern, wo die Gesandtschaft auf der Hin- und Herreise landete, Nachrichten gesammlet, die wegen ihres wichtigen, zuverlässigen und mannigfaltigen Inhalts, von jedem, der sie zu sehen Gelegenheit hatte, der Bekanntmachung werth gehalten wurden. Und ungeachtet des bekannten Autorschafts-Hasses *) dieses berühmten Staatsmannes, war man im Begriff seine Reise-Nachrichten, dem Wunsche des Königs zufolge, drucken zu lassen, als so eben die großen Anerbietungen der Buchhändler, auch für die mittelmäßigsten Reisetagebücher der Gesandtschaft, deren

*) Daß Lord Macartneys als Handschrift gedruckte Nachrichten über Irland, sein Vaterland, desgleichen die noch wichtigern Notizen über Rußland, wo er Gesandter war, von den englischen Ministern als kanonische Schriften betrachtet und benutzt werden, ist auch selbst in England nur wenigen bekannt. Man weiß aber fast allgemein, daß seine Privat-Papiere über Ost-Indien, wo er Gouverneur war, über den Krieg mit Hyder-Alli, und besonders über Warren Hastings r. s. w. höchst wichtig sind, und daß für jene Gegenstände interessirte Publikum in Erstaunen setzen würden, wenn sein über kleinliche Rachsucht weit erhabener Geist, und vielleicht Klugheit, ihm die Bekanntmachung derselben erlaubten. Man sagt sich aber ins Ohr, daß diese wichtigen Papiere völlig ausgearbeitet dalägen, und nur dann der Welt mitgetheilt werden sollen, wenn sie bloß unterrichten und nicht mehr schaden können.

Aus einem Briefe des Uebersezers.

deren eines wirklich herausgekommen iſt, *) bekannt wurden. Man hielt daher für rathſam, zu den Nachrichten des Geſandten die wichtigſten Bemerkungen der verſchiedenen Gelehrten, Offiziere und Künſtler in ſeinem Gefolge hinzuzufügen, um dem Publikum eine möglichſt vollſtändige, aber doch mit prüfender Auswahl abgefaßte Beſchreibung liefern zu können. Die Miniſter wünſchten, daß Sir George Staunton, welcher Geſandtſchaftsſekretär und bevollmächtigter Miniſter der Geſandtſchaft geweſen war, dieſe Bearbeitung übernehmen möchte, welches er, ungeachtet ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, auch that. Kurz, das Werk iſt bereits weit fortgerückt; die meiſten Karten, Pläne und Kupfer ſind fertig, und der Ueberſetzer verſichert uns, daß der Druck in London zu Ende Oktobers ſeinen Anfang nehmen, und dann unabläſſig fortgeſetzt werden wird. Auſſer den Hauptbemerkungen über China, enthält dieſes für Länder- Naturgeſchichts- und praktiſche Menſchenkunde gewiß wichtige Werk, die neueſten Nachrichten über Madera, Teneriffa, St. Jago, Rio de Janeiro, Triſtan da Kunha, die Inſel Amſterdam, die Straße von Sunda, Batavien, Pulo-Kondore, Kochinchina, und auch über Makao und St. Helena. Die Ueberſetzung wird, ſo viel wir jetzt beſtimmen können, etwa zwey

*) Dieß iſt die Reiſe des Oberſchiffers Anderſon, die bey Walther in Erlangen und Hofmann in Hamburg auch in einer deutſchen Ueberſetzung herausgekommen iſt.

Bände betragen, mit Einschluß der nothwendigsten Kupfer und Karten (denn die Anzahl ist jetzt nicht bestimmbar) nach verjüngtem Maßstabe, wobey jedoch die Vollständigkeit des Ganzen nichts verlieren soll. Wir hoffen wenigstens den Text zur Ostermesse 95 zu liefern, wenn anders die spätere Erscheinung des Originals uns nicht verzögert. Um Konkurrenz zu verhüten und uns für den beträchtlichen Kosten-Aufwand bey diesem Werke in Sicherheit zu stellen, müssen wir bemerken, daß der Uebersetzer, Herr Hüttner, sich selbst in der Gesandtschaft befand, und mithin, als Augenzeuge der erzählten Begebenheiten, um so deutlicher zu bellmetschen, und in vielen Stellen, wo entweder Präcision oder bloße Winke unvollkommene Vorstellungen bey teutschen Lesern hervorbringen könnten, durch Beyfügung nöthiger Erläuterungen, Dunkelheit zu verhüten und die Verständlichkeit des Werks beträchtlich zu befördern, im Stande seyn wird. Ueberdies wohnt er in dem Hause des Autors, dem er auf Verlangen seine eignen Reisebemerkungen mitgetheilt hat, und von welchem er die Handschrift, ehe sie der Drucker erhält, aus besondern Rücksichten, zum Uebersetzen bekommen wird. Auch wohnen zwey gebohrne Chinesen in dem nämlichen Hause, mit welchen er sich bey jeder Gelegenheit verständigen kann. Mithin kann es ihm auch nicht an Aufschlüssen aus den ersten Quellen fehlen, im Fall er deren benöthiget seyn sollte. Das wird hinlänglich seyn, das

teutsche

Alle.

Wir bitten Eu. Hoheit eine beſſere Meynung von uns zu haben. Wir haben euch jederzeit getreulich gedient, und bitten euch, uns hiernach zu beurtheilen; und auf unſern Knien ſtehen wir, (als um die Belohnung unſrer vergangnen und künftigen Dienſte) daß ihr von dieſem Vorhaben ablaſſet, welches ſo entſetzlich, ſo grauſam iſt, daß es böſe Folgen nach ſich ziehen könnte -- Wir alle bitten auf unſern Knien --

Leontes.

Ich bin wie eine Feder, die jeder Wind herumweht wohin er will -- Soll ich leben, um dieſen Baſtart vor mir knien und mich Vater nennen zu ſehen? Beſſer ihn izt zu verbrennen als ihm dann meinen Fluch zu geben -- Doch ſey es; laßt ihn leben -- Nein, das ſoll er auch nicht -- Ihr, Herr, kommt ein wenig näher -- (zum Antigonus.) Ihr, der mit Dame Margareth eurer Hebamme hier, ſo dienſtfertig geweſen ſeyd, um dieſes Baſtarts Leben zu retten, (denn ein Baſtart iſt es, ſo gewiß als dieſer Bart grau iſt --) was wollt ihr wagen, um dieſem Wechſelbalg das Leben zu erhalten?

Antigonus.

Alles, Gnädigſter Herr, was ich fähig bin und Großmuth auflegen kan -- zum wenigſten will ich, ein unſchuldiges Geſchöpf zu retten, das wenige Blut gerne hergeben das ich noch in meinen Adern habe -- Alles, wenn es nur etwas mögliches iſt.

Leontes.

teutſche Publikum zu überzeugen, daß wir nicht ohne Urſache auf ſein Zutrauen Anſprüche machen. Wir müſſen noch hinzuſetzen, daß die privilegirte Induſtrie-Buchhandlung in Weimar, welche wegen des Macartneyſchen Werks mit unſerm Ueberſetzer in Verbindung getreten war, jetzt, da jenes dem von uns angekündigten Cramoniſchen einverleibt wird, alle ihre Anſprüche an uns überlaſſen hat. Uebrigens werden wir nicht unterlaſſen, dem Publikum, dafern es nöthig ſeyn ſollte, über dieſes Unternehmen fernere Nachricht zu ertheilen.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.

4.

Frankreich im Jahr 1795. I.–VI. Stück.

La vérité, rien que la vérité, toute la vérité.

Altona, in der Druckerey der Expedition des Merkurs; bey Böhn in Lübeck und auf allen Poſtämtern.

Dieſes Journal, von welchem die allgemeine Literaturzeitung (vom 30ſten May) ſagt: „Der Herausgeber, in welchem man einen Schriftſteller erkennt, der ſo viel Kultur und Wahrheitsliebe beſitze, daß man keinen unlautern Partheygeiſt von ihm zu fürchten brauche, verdiene für ſein Unternehmen, das gerade jetzt in einem glücklichen Zeitpunkt träfe, den wärmſten Dank, und die Einrichtung des Ganzen ſey ſo zweckmäßig, daß

man

man, durch dieſes Unternehmen nicht nur den Zeitgenoſſen, ſondern auch der Nachwelt nützen werde;" in welchem die Göttingſche gelehrte Zeitung (vom 18ten Jul.) „Plan und Ausführung untadelhaft findet," und die Gothaiſche „den Inhalt für ſo intereſſant als mannigfaltig erklärt;" „welches auch von mehrern der angeſehendſten teutſchen Journälen und Zeitungen mit einſtimmigem Beifall angezeigt worden iſt — enthält in dem bereits gelieferten halben Jahrgange 91 verſchiedene Artikel, die, auſſer den reichhaltigen Briefen der Korreſpondenten in Paris, welche jedes Stück liefert, und von welchen die allg. Litter. Zeitung ſagt: „daß ſie gute Nachrichten und treffende Bemerkungen in einer lobenswerthen Sprache enthalten", und die Göttingſche gel. Zeitung, „daß der Korreſpondent O unter allen Teutſchen, die bisher aus Paris Beiträge zur Geſchichte der Revolution nach Teutſchland geſchickt haben, offenbar der Inſtruirteſte und Verſtändigſte ſey;" und auſſer den naiven, an Detail über das weſtliche Frankreich und das angränzende Spanien ſehr reichen Briefen eines Teutſchen bey der franz. weſtl. Pyränäen Armee, auſſer mehrern eignen Aufſätzen des Herausgebers und ſeiner Mitarbeiter, folgende Sachen.

Die wichtigſten Verhandlungen des Konvents, wichtige Berichte und Dekrete ꝛc.

Auf-

Aufsätze von *Dubois Crancé*, *Merlin de Thionville*, *Chenier*, *Garat*, *de la Harpe*, *Cretelle*, *Morellet*, *de la Haye*, *Freron*, *Richer*, *Seresy*, *Husson* u. a. übersetzt.

Auszüge aus merkwürdigen Schriften von *Delacroix*, *Real*, *Isnard*, *Louvet*, *Rousse*, *Chenier*, *Condorcet*, *Mad. Roland*, *Mad. de Stael*, *Garit*, *Miranda* u. a.

Reden von *Sieyes*, *Chenier*, *Bordas*, *Martignac*, *Agier* &c.

Briefe von *Philippeaux* und seiner Wittwe, von *Desermond*, *Isnard*, *Louvet*, *St. Just*, *Robespierre*, *Mad. Roland*, dem jungen *Orleans* &c.

Auszüge aus folgenden Journalen und politischen Blättern: *Le Spectateur Francois*, *l' Accusateur public*, *Journal de l'Opposition*, *Journal encyclopédique*, *Moniteur*, *Republicain Francois*, *Journal de France*, *l'Orateur au peuple*, *Courier universel*, *la Sentinelle*, *Messager du soir*, *Journal de Paris* u. a.

38 Bücheranzeigen, 15 Kupferstich- und 5 Musikanzeigen.

Nachrichten von den Pariser Theatern, vom Theater der Republik, dem Opern- und Operetten Theater, der Feydeaustraße und dem von *Audinot*, dem *Vaudeville* Theater u. a.

Anzeigen und Auszüge von 10 neuen Theaterſtücken, fürs tragiſche, komiſche und Singe-Theater.

9. Franzöſiſche Gedichte.

6. Nazionalgeſänge mit ihrer ſauber geſtochenen Muſik: Marche des Pyreneés, le Reveil du peuple von *Garcau*, Romances des Loizerolles, von *Mehul*, le Salpetre republicain, Romance de Montjourdin, und Hymne au IX. Thermidor, von *Mehul*.

Die unterzeichnete Handlung, die dieſes Journal in Kommiſſion hat, hat den Grund der Klage von verſchiedenen Orten her, daß das Journal daſelbſt nicht zu haben geweſen ſey, durch anſehnliche Beſtellungen der Herren Buchhändler in bevorſtehender Michaelismeſſe gehoben zu ſehen, die dieſes Journal in Leipzig in der Meſſe, ſo wie wohl bewußt, auch das ganze Jahr über bey unſerm Kommiſſionair, dem Herrn Buchhändler J. B. G. Fleiſcher daſelbſt ausgeliefert erhalten können. Der aus 12 Stücken beſtehende Jahrgang, welcher auch 12 Nazionalgeſänge mit ihrer Muſik liefert, koſtet bekanntlich 10 Mark oder 4 Thlr. Konv. Münze.

Lübeck, den 15ten September 1795.

Friedrich Bohn et Comp.

5.

An die Abonnenten und Leſer der T. M.

Von dem Kalender der Muſen und Grazien für das Jahr 1796. welchen Haude und Spener in Berlin herausgegeben, und der, vor andern Taſchen-Almanachen dieſer Art, durch 90 noch nie gedruckte ſchöne Lieder und Geſänge von Hrn. Pr. Fried. Wilh. Aug. Schmidt mit 16 niedlichen Kupfern, ſich den Freunden eines vorzüglich angenehmen, und zu ſeiner ſchönſten Beſtimmung angewandten Dichter-Talents beſonders empfiehlt, ſoll, ſo wie von dem Voſſiſchen und Reinhardtiſchen Muſen-Allmanach, im künftigen Monat eine ausführlichere Anzeige (wozu es mir diesmahl an Muße gefehlt) in dieſem Journal erſcheinen. Jetzt iſt es bloß darum zu thun, die durch zufällige Hinderniſſe verſpätete aber nun wirklich erfolgte Erſcheinung des Kalenders der Muſen und Grazien bekannt machen zu helfen, (welcher nunmehr in allen guten Buchhandlungen zu haben iſt) und ihn aus voller Ueberzeugung als ein Taſchenbüchlein, das in allen Händen zu ſeyn verdient, dem Publikum zu empfehlen.

Wegen der ungewöhnlichen Verſpätung des gegenwärtigen Monatsſtücks des T. Merkurs bitte ich die

Abo-

Abonenten um gütige Nachsicht. Die Schuld dieser Verspätung liegt an meinem zeitherigen Papier-Lieferanten, der (wie er sagt) durch unvorsehbare Zufälle verhindert worden, seiner Zusage gemäß, mich zur gehörigen Zeit mit Papier zu versehen. Ueberhaupt fängt der Mangel an allen Arten des Unentbehrlichen sich auch auf das Papier zu erstrecken an, welches nicht nur immer theurer wird, sondern auch, wegen der ungeheuren Konsumzion, fast gar nicht mehr zu bekommen ist. — Ich werde indessen mein möglichstes thun, den Gang des T. Merkurs wieder in das vorige Geleis zu bringen, und zu verhüten, daß eine solche Unordnung nicht wieder begegne.

W.

Neuer
Teutſcher Merkur.

12. Stück 1795.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Die Religion im Lande. S. 319
II. Die Platonische Liebe. — 350
III. Vorläufige Uebersicht einiger Fächer der neuesten Litteratur nach dem Allgemeinen Bücher-Verzeichnisse von der Michaelis-Messe 1795. — 380
IV. Verwandlung der Annaten in eine Franzosen-Hülfe. — 392
V. Fortsetzung der Briefe über die Vossische Uebersetzung Homers. — 400
VI. Der Herausgeber des T. M. an die Leser. — 436
VII. Anzeigen. — 437

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Grigri, eine Arabeske, nach einem französischen Meister kopirt, von Gustav Honig, 8. Weimar. 21 Gr.

Der französische Meister, der das Original zu dieser Kopie geliefert hat, heißt Cahusac, der aber dem Buche weniger zur Empfehlung dienen wird, als der unter dem Namen Gustav Honig versteckte Lieblingsschriftsteller der Teutschen, Herr Hofrath Schulz. Deutlich erkennt man ihn durch das ganze Buch. Die Lebhaftigkeit der Darstellung, die Leichtigkeit des Ausdrucks, das Natürliche im Sonderbaren, und seitdem Italiens Götter-Aether ihn umfloß, eine gewisse unausdrückbare Wärme und Lieblichkeit der Phantasie, charakterisiren ihn unverkennbar. Die Szene der Geschichte ist das Land der Feen; aber es ist so viel Wahrheit und Wirklichkeit in diesem Lande, so viel Menschliches, daß man gern und mit Nutzen in demselben verweilet, und mit dem größten Bedauern von demselben Abschied nimmt. Dem innern Werthe entspricht auch das äussere Gewand des Buchs.

Die Verlagshandlung.

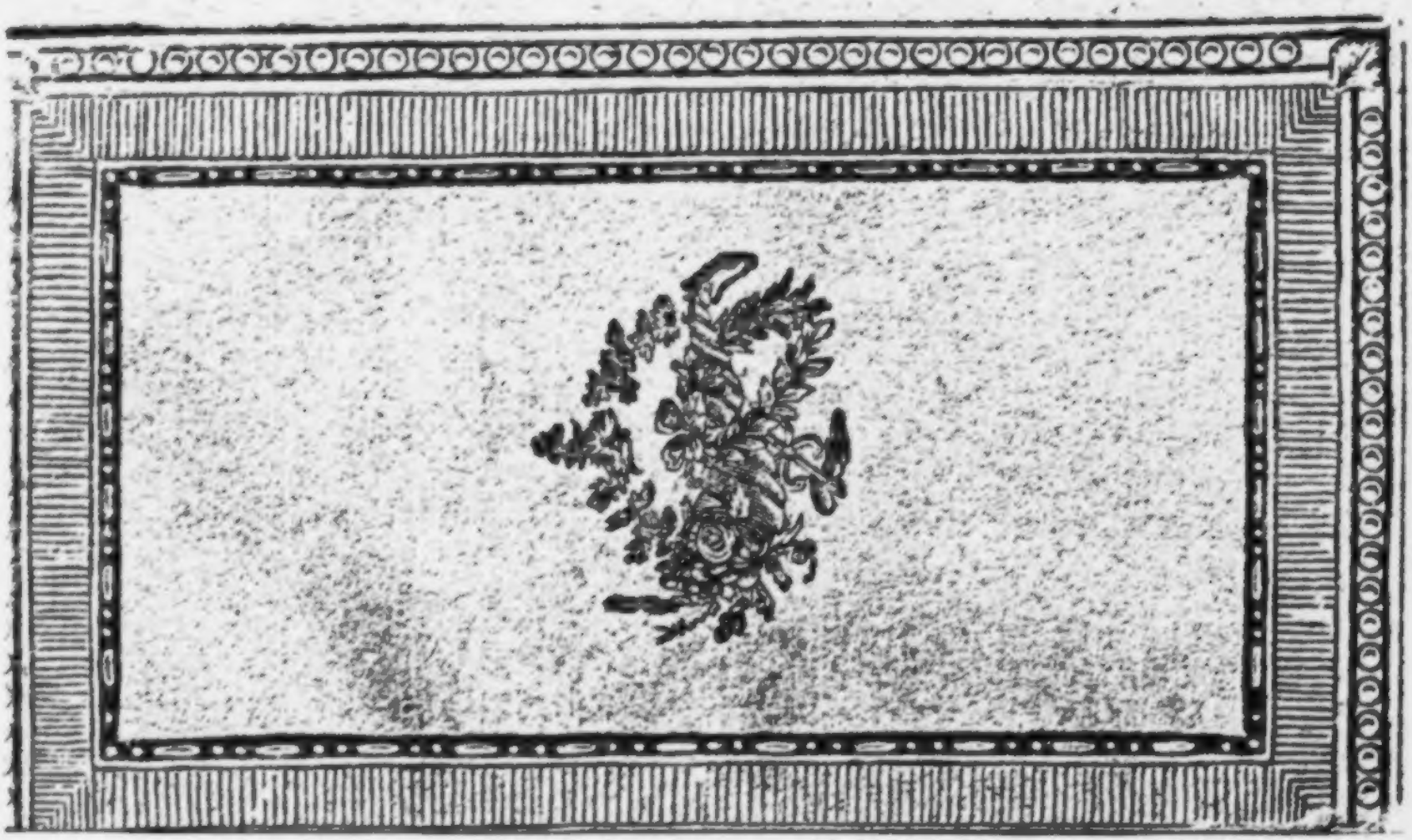

Leontes.

Es ſoll möglich ſeyn -- ſchwöre bey dieſem Schwerdt, daß du meinen Befehl vollziehen willt.

Antigonus.

Ich will, mein Gebietender Herr.

Leontes.

Merke wol auf, und halte Wort -- Denn die Unterlaſſung eines einzigen Punkts ſoll gegenwärtiger Tod nicht allein für dich, ſondern auch für dein ſcharfzüngiges Weib ſeyn, welcher wir für dieſesmal vergeben. Wir befehlen dir, ſo wahr du unſer Vaſall biſt, daß du dieſen weiblichen Baſtart von hier weg, und an einen abgelegnen einöden Ort, ferne von unſern Landen und Gebieten tragen, und daß du es dort, ohne anderweitige Vorſorge, ſeinem Schikſal und der Gunſt des Clima überlaſſen ſolleſt -- Der Zufall mag dann ſeine Pfleg-Mutter ſeyn oder ſeinem Weſen ein Ende machen -- Thue es, oder erwarte das ärgſte von meiner gerechten Rache -- Heb es auf.

Antigonus.

Ich ſchwöre, daß ich es thun will. Komm dann, armes Kind! Irgend ein mitleidiger Geiſt lehre Geyer und Raben, deine Ammen zu werden. Man erzählt von Wölfen und Bären daß ſie ihre natürliche Wildheit bey Seite geſezt, und dergleichen milde Dienſte gethan hätten -- Gnädigſter Herr, lebet glüklicher als es dieſe That verdient -- Armes

unſchul-

Der neue

Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1795.

I.

Die Religion im Lande.

Yanettin. *)

Zu welcher Religionsparthey bekennt ihr euch nun? fragte ich meinen Führer Saddy.

„Wir ſind Chriſten!“ antwortete er.

„Du ſagteſt mir aber, daß die europäiſchen Stammväter eures Volkes jeder ſeine beſondere Landes- und Kirchenreligion mitgebracht hätten.“

„Eben dieſen Umſtand wußte Vater Leſſow zu ſeinem wohlthätigen Zweck weiſe zu benutzen. Ich will dir dieſen Theil unſrer Geſchichte aus unſern älteſten Jahrbüchern vorleſen, ſo wie ihn Dendal, einer unſrer Stammväter, aufgezeichnet hat.

Wir

*) S. d. Pächter Martin u. ſ. w. 2ter Band. S. 65.

Wir ehemaligen Europäer wünschten nun nichts mehr, als uns in Ansehung unsrer verschiedenen Religionsmeinungen näher zu vereinigen; und ich Tellow, Lossy, und Krowell glaubten dieß am sichersten zu Stande zu bringen, wenn wir uns über die streitigen Sätze freundschaftlich unterredeten, eines jeden Meynung und seine Gründe dafür ruhig anhörten, und unbefangen und unpartheyisch prüften, was wahr oder falsch sey, um dann gemeinschaftlich die gefundene Wahrheit anzunehmen. Vater Lessow billigte unsere gute Absicht; doch wollte er an unsern Unterredungen nicht eher thätig Theil nehmen, bis wir unter einander völlig einverstanden wären.

Allein unsere Unterredungen blieben fruchtlos, und desto angelegentlicher baten wir nun unsern Vater um Rath und Beystand.

„Liebe Kinder, sprach dieser, ihr habt nicht den rechten Weg eingeschlagen; aber ihr seyd doch, das hoffe ich, dem rechten Wege näher gekommen. Ihr wißt nun aus Erfahrung, daß durch Disputieren über Religionsmeinungen nichts ausgemacht werde — wenn jeder für seine Meinung zum voraus eingenommen ist. Und dieß ist fast immer der Fall, und war es auch bey euch. Denn so schön auch euer Vorsatz war, ruhig und unpartheyisch die Gründe für und wider abzuwägen: so werdet ihr doch finden, wenn ihr euch aufrichtig prüfen wollt,

daß

daß ieder mehr darauf dachte, seine Meinung mit Gründen zu unterstützen und die Gegner zu widerlegen, als zu untersuchen, ob die Meinung des andern mehr Wahrheit enthielte als seine eigene. Ich mache euch aber keinen Vorwurf darüber, daß ihr nicht unbefangen und unpartheiisch untersucht habt; ihr konntet das nicht. Ihr thatet redlich was ihr konntet; ihr spracht so sanft und liebevoll, als vielleicht noch nie unter Anhängern verschiedener Religionspartheyen über solche Gegenstände gesprochen worden ist. Aber werdet ihr das immer thun, wenn ihr fortfahret zu disputieren? Werdet ihr nicht bald hitzig streiten? Wird nicht einer oder der andere anfangen die Wahrheitsliebe und Redlichkeit der übrigen zu bezweifeln, weil sie seine Meinung, die ihm unläugbare Wahrheit scheint, nicht annehmen wollten? Und wird dieß nicht zu kaltem Mißtrauen Veranlassung geben, und eure Herzen von einander entfernen?

Und ihr wünscht ja doch, daß auch eure Weiber und Kinder und die übrigen gutmüthigen Insulaner, welche wir an der Glückseligkeit dieses Landes Theil nehmen lassen, auch an dem Segen der christlichen Religion Theil nehmen sollen. Welchen Unterricht werdet ihr ihnen geben? Wird nicht jeder die Zahl seiner Glaubensgenossen vermehren wollen? Wird nicht mancher die Unterscheidungslehren seiner Parthey als Hauptsache vortragen? und dieß vielleicht mit Zurücksetzung der wichtigsten Wahrheiten

der eigentlichen Religion? Geschieht aber dieß, so werden einst bey euern Nachkommen die Religionsstreitigkeiten dieselben traurigen, schrecklichen Folgen haben, die sie in unserm Vaterlande hatten. Eure Kinder werden sich um religiöser Meinung willen hassen und verfolgen, und an den Altären, die ihr dem Gotte der Liebe errichtet, wird vielleicht das Blut eurer Nachkommen fließen."

Traurig blickten wir uns unter einander, traurig blickten wir unsern Lehrer an. Gott, Gott verhüte dieß! rief Tellow. Was können wir thun, fragte ich, Vater, was sollen wir thun, um diese schrecklichen Folgen von uns und unsern Kindern abzuwenden?

„Macht es, antwortete Lessow, wie die Johannyten.

Unter diesem, von dem Stifter ihrer Religion abgeleiteten Namen lernte ich bey meinem Aufenthalt in Abissinien ein Völkchen kennen, dessen Geschichte für uns lehrreich werden kann. Ich habe sie glücklicher Weise noch unter meinen geretteten Papieren.

Eben damals, als ich in Gambia war, hob der junge König Korda Molla, um die Johannyten für eine edle patriotische That zu belohnen, die Verordnungen auf, durch welche sein Vater

Korda

Korda Grando ihre Religionsfreyheit beſchränkt hatte.

Die Johannyten dankten ihm, machten aber von der wieder erhaltenen Freyheit keinen weitern Gebrauch. Darüber wunderte ſich der König, ließ ihre Aelteſten und Lehrer zu ſich rufen, und fragte ſie: warum handelt ihr nicht nach den Gebräuchen eurer Väter, da ich euch doch die Erlaubniß dazu gegeben habe? Gern, ſetzte er hinzu, möchte ich auch zugleich die Geſchichte eures Volks und eure Lehren näher kennen lernen, durch deren Befolgung ihr ſo gute Menſchen und gute Bürger geworden ſeyd.

Da antwortete der Aelteſte unter ihnen, und El-a-Siba (der Geſchwindſchreiber des Königs) zeichnete ſeine Rede auf.

„Unſere Vorfahren wohnten in Seſan, und ihre älteſte Geſchichte iſt enthalten im Buche Apokrypta genannt, welches zugleich ihr Religionsbuch war.

Es ſind nun hundert und zwanzig Jahre, als der Profet Johanny unter ihnen auftrat, um ſein Volk zu veredeln, und ihre Religion zu verbeſſern. Weiſe benutzte der Profet das Gute, das er unter ihnen vorfand, zerſtörte nichts was nur einer Ausbeſſerung bedurfte, nahm dem Schwa-

chen nichts, was ihm jetzt noch zur Stütze diente; suchte ihn aber zu stärken, um ihm entbehrlich zu machen, was nicht dem Menschen, sondern nur dem schwachen Menschen Bedürfniß ist, ließ sich herab zur Fassungskraft seiner Schüler, reihte die unbekannte Wahrheit an die bekannte, untergrub den Irrthum mit sanfter Schonung gegen den Irrenden, und nur gegen das Laster, und was das Laster begünstigte, sprach er mit Feuereifer.

Aus dem Buche Apokrypta hob er die Lehren der Weisheit und Tugend aus, welche er erläuterte, berichtigte und ergänzte. Von der in diesem Buche enthaltenen Geschichte urtheilte er, daß sie für den Forscher nützlich zu lesen wäre, und entlehnte daraus zuweilen ein erläuterndes Beyspiel; und die unsern Vätern vorgeschriebenen religiösen Gebräuche beobachtete er, zwar in wie fern sie an sich schuldlos waren, aber nicht als religiöse Gebräuche, sondern als Gebräuche seines Vaterlandes, die dem Volke heilig waren, unter welchem er als Lehrer wirken wollte. Allein eben deswegen, weil sie diesem Volke zu heilig waren, weil es sie für Religion selbst hielt, sagte Johanny seinen Schülern immer deutlicher und deutlicher, daß sie das nicht wären, wofür sie gehalten würden; daß sie aufhörten unschuldig zu seyn, wenn sie das, was dadurch befördert werden sollte, verhinderten, wenn Sie, die nur Hülfsmittel zur wahren Gottesverehrung durch ein frommes und tugendhaftes Le-

ben ſeyn ſollten, an die Stelle der Gottesverehrung und Tugend ſelbſt geſetzt würden, und daß darum, (dieß ſind ſeine eigne Worte) ſein Volk ſich frey machen müſſe von dem Geſetz der Knechtſchaft, ſobald es mehr Empfänglichkeit hätte für das Geſetz der Freyheit, das Gott mit Flammenſchrift dem Menſchen ins Herz ſchrieb. Nur Einen dieſer äußern Gebräuche, nemlich den, an heiligen Tagen eine Bruſtdecke von weißer Leinwand zu tragen, ſchien der Profet dadurch zu begünſtigen, daß er ihm eine geiſtige Deutung gab. „Dieſes weiße Gewand", ſagte er, „erinnere euch an Unſchuld und Herzensreinigkeit, ohne welche es unmöglich iſt Gott zu gefallen. Frage dich ſelbſt, ſo oft du die weiße Leinwand anlegen willſt, ob du auch ſchuldlos und reines Herzens ſeyſt, und gelobe, ſo oft du ſie ablegſt, auch in der neuen Woche ſchuldlos zu bleiben, um am nächſten heiligen Tage dich wieder mit freudigem Bewußtſeyn damit bekleiden zu können. Lege dir ſelbſt, wenn du thateſt was nicht recht iſt, und dadurch deine Seele beſteckteſt, die Strafe auf, entweder in der Verſammlung deiner Brüder ohne Leinwand zu erſcheinen, oder ſie doch in deiner Wohnung deſſelben Tages, früher als ſonſt gewöhnlich abzulegen. So wird die todte Leinwand dir zur lebendigen Lehre der Frömmigkeit werden!

Doch, ſetzte er hinzu, wird das unreine Herz nicht durch die Leinwand gereinigt!

Kaum aber war der Gesandte Gottes zum Himmel zurückgekehrt, so fing man schon an mit der Brustdecke Mißbrauch zu treiben, und nach dem Tode seines vertrautesten Schülers Johannettins, hatte ein Priester den unseligen Einfall geweihte Leinwand zu verkaufen. Die andern Priester wußten den Einfall zu benutzen. Sie schrieben der geweihten Leinwand, um ihren bessern Absatz zu befördern, übernatürliche Kräfte zu; fingen an, die Verstorbenen mit einer geweihten, und bald nachher mit einer dreymal geweihten Decke zu bekleiden, und der Erfinder der dreyfachen Deckenweihe war frech und irrelitgiös genug zu behaupten, daß auch der größte Sünder durch dieses Ehrenkleid von allen Sünden gereinigt werde. — Schrecklich! Denn der Gedanke lag dem sinnlichen Menschen zu nahe: wozu soll man mit so viel Mühe nach einem heiligen Leben ringen, da man ja eine heilige Brustdecke hat?

Auf diesen Mißbrauch folgte eine Menge anderer. Johannettin schrieb auf den Rath seines Meisters die Lehren der Weisheit und Tugend Johannys, nebst einer kurzen Geschichte des Lebens des Profeten in Beziehung auf seine Lehre, und dieses Buch war bis auf den Erfinder der geweihten Leinwand das einzige Religionsbuch der Bekenner Johannys. O daß es das einzige geblieben wäre! Mathary aber, so hieß der Priester der die Deckenweihe erfand, vermehrte auch unser Religionsbuch durch seine Thaumata, oder ge-

sam-

sammelte Nachrichten von dem Leben und Wundern des göttlichen Gesandten, und bald darauf durch seine erklärte Apokryppta — und stiftete dadurch unsäglich viel Uebel für sein Volk. Die Einfassung verdeckte den köstlichen Stein, um dessen willen sie da war; der Geist der Religion erlag unter der körperlichen Masse; das Wesentliche wurde von dem Nichtwesentlichen in Schatten gestellt, und was Mittel zur Tugend seyn sollte, wurde als Zweck selbst angesehen. Der größte Theil unsers Volks fand es leichter, fromm zu sprechen als fromm zu handeln, und leichter, äußere Gebräuche zu beobachten als im Kampf der Leidenschaften, bey den Reitzungen des Lasters, zu thun was recht ist; und fern vom Johannytischen Sinn hielten die Getäuschten sich für vollendete Johannyten, wenn sie vermeinte Johannytische Gebräuche mitmachten, und mit der geweihten Leinwand ein ungeweihtes Herz bedeckten. Hierzu kam nun eine Menge Streitigkeiten über die Erklärung der Thaumata und Apokryppta, durch welche die Priester das Volk verwirrten. Sie stritten über Meinungen und Worte, die keiner der Streitenden verstand, und vernachläßigten das Gesetz der Bruderliebe, das sie alle verstanden, nur nicht ausübten.

Bey Gelegenheit der Wahl eines Oberpriesters theilten sich die Priester in zwey Partheyen, und jede Parthey wollte die erledigte Stelle mit einem ihrer Mitglieder besetzen. Beyde Partheyen machten

ſich Anhänger im Volke, beyde ſchrien: die Religion iſt in Gefahr! — Johannyten ergriffen gegen Johannyten die Waffen. Es kam zu einem allgemeinen Aufſtand, in welchen auch Nichtjohannyten verwickelt wurden. Eine Schwärmerey gebar die andere; man widerſetzte ſich der Obrigkeit; und Sultan Haſſan beſtrafte die Schwärmer mit grauſamer Strenge. Seine Krieger würgten den Unſchuldigen mit dem Schuldigen, und ſchonten ſelbſt der wehrloſen Weiber und Kinder nicht. Von mehr als ſechstauſend Menſchen, welche die Lehre Johannys bekannten, blieben keine tauſend übrig, welche, aus Sefan vertrieben, zu dem Könige, Deinem Vater, ihre Zuflucht nahmen. — Wir geſtanden ihm offenherzig unſere Vergehungen, und gelobten, durch Unglück gebeſſert, deſto friedfertigere und treuere Bürger ſeines Staates zu werden, wenn er uns Unglückliche aufnehmen wollte. Korda Grando, der Gütige und Weiſe, nahm uns auf; doch unter der Bedingung, daß wir aller auszeichnenden Gebräuche uns enthalten, und die Bücher Thaumata und Apokrypta bey unſern gemeinſchaftlichen Gottesverehrungen nicht vorleſen und erklären ſollten; da wir ſelbſt geſtänden, daß über dieſe Bücher aller Streit entſtanden wäre, und daß wir auch ohne ſie ächte Johannyten bleiben könnten. Wir befolgten dieſen Befehl um ſo williger, da wir, durch gemeinſchaftliches Unglück enger an einander gekettet, mehr Eines Sinnes geworden waren, und gern jede Veranlaſſung zu neuem Zwiſt vermeiden wollten. Wir

ließen

unſchuldiges Geſchöpf, ſollſt du zum Verderben verurtheilt ſeyn! --

(Er trägt das Kind hinweg.)

Leontes.

Nein, ich will keine fremde Brut in meinem Neſt aufziehen.

Ein Bote tritt auf.

Bote.

Gnädigſter Herr, es iſt eine Staffette von euern Abgeſandten zum Orakel dieſe Stunde angekommen. Cleomenes und Dion ſind glüklich von Delphi zurük gekommen, und werden in kurzem bey Hofe eintreffen.

Leontes.

Es ſind erſt drey und zwanzig Tage ſeitdem ſie abgereißt ſind: Die ſchnelle Expedition ſagt mir vor, daß Apollo die Wahrheit ſobald als nur möglich ans Licht gebracht wiſſen will. Schiket euch an, meine Herren, laßt den groſſen Rath zuſammenberuffen, damit unſrer treuloſen Gemahlin der Proceß gemacht werde; denn da ſie öffentlich angeklagt worden, ſo ſoll ſie auch gerichtlich verhört und uberwieſen werden -- So lange ſie lebt, wird mir mein Herz eine Laſt ſeyn -- Verlaßt mich, und vollzieht meinen Befehl.

(Sie gehen ab.)

ließen nun die Thaumata und Apokrypta jeden für sich lesen wer sie lesen wollte, hielten uns aber in unsern Versammlungen einzig und allein an die eigentlichen Lehren der Tugend und Weisheit unsers Profeten — und befanden uns wohl dabey. Wir sind bey weitem noch nicht was wir seyn sollten, aber wir sind besser als wir waren, und verstehen nun den zweyten Abschnitt unsers heiligen Buches:

„In Elly ging zuerst das Licht der Wahr„heit auf. Die meisten Bewohner dieses Fleckens „bekannten sich zu der Lehre des Profeten, er„wählten Aelteste und Lehrer, und versammelten „sich in ihren Hechalim, *) zu hören die heilige „Wahrheit.

„Nicht weit von Elly wohnte ein Mann, Nas„mens Kalokagathos, der kam oft in ihre „Versammlung: denn süß tönte die Lehre der „Wahrheit seinem Ohre, willig nahm sie sein „Herz auf, und sein Leben war der reinste Ab„druck dieser Lehre. Er schied aber (wie der „Profet selbst diese Scheidung seinen Jüngern „empfohlen hat: „damit nicht der Geist unter „den Fesseln des Körpers erliege, und der „Buchstabe den Gedanken ertödte!“) die Leh„re der Tugend und Weisheit von aller Beymisch„ung aus dem Buche Apokrypta, verwahrte das „Geschiedene in einem reinen Herzen, und ver„warf was bloß Zusatz und Aufputz ohne innern

„Ge-

*) Tempeln.

„Gehalt, was bloß Körper ohne Seele wär,
„was dem Menschen nichts frommet zur Besse-
„rung, was ihn verleitet nur zu scheinen, so
„daß er dann wenig oder gar nicht mehr darnach
„ringet zu seyn was er seyn soll.

„Dawider eiferten die Aeltesten und Lehrer
„der Gemeine zu Elly, und stießen ihn aus, den
„Kalokagathos, aus ihren Hechalim.

„Einige Zeit darauf kam der Profet nach
„Elly, und sprach in der Gemeine:

„Ich habe einen Mann gefunden, der recht
„thut weil er recht ist, der das Laster verab-
„scheut, und die Menschen liebt, einen Mann
„der reines Herzens ist. Ich fand einen andern,
„der viel betet und opfert, und alle Gebräuche
„beobachtet, wovon geschrieben steht im Buche
„der Väter — nur nicht die Gebote, die der
„ewige Geist dem Menschen in's Herz schrieb,
„und sein Profet ihnen erläuterte. Was meinet
„ihr, welchen von beyden ich Bruder genennet,
„und geseguet habe mit dem Segen des Allseg-
„nenden?

„Sie antworteten, den ersten.

„Ihr habt recht geurtheilt, sprach Johanny.
„Warum habt ihr nun aber den Kalokagathos
„ausgestoßen aus eurer Gemeine?

Darum

„Darum, sprachen sie, weil er nicht hielt
„über dem Gebot von Fasten, Opfern, Neumond;
„weil er nicht glauben wollte an das Geheim-
„niß von Allah, Hyan und Triton, und sich
„nicht einhüllte in die weiße Leinewand.

„Wie die Sonne durch die vorüber eilende
„Wolke, so ward das Angesicht des Prosceten auf
„Augenblicke verfinstert. Eine Thräne zitterte in
„seinem Auge, und mit der Thräne im Auge
„sprach er: Ach, wie viel fehlt euch noch, ehe ihr
„verstehet, was da sey der Geist und das Wesen
„meiner Lehre!

„Liebevoll — und die Liebe hellte sein Anges
„sicht auf — fuhr er fort zu reden: Durch man-
„cherley Vorübungen bringt ihr eure Kinder da-
„hin, daß sie lernen und werden, was sie als
„Männer ausüben und seyn sollen; und ihr thut
„wohl daran. Wolltet ihr aber immer euch nur
„vorüben ohne Zweck und Anwendung? —

„Der Gelähmte braucht Stützen, und ihn
„thätet nicht wohl, wenn ihr ihm diese Stützen
„nähmet. Allein rathen würdet ihr ihm: Bru-
„der, wirf die Stützen weg! wenn ihr sähet,
„daß er nur deßwegen gelähmt bliebe, weil er
„fortführe Stützen zu brauchen, die er doch ent-
„behren könnte. Wie? Wenn nun aber gar der
„Gelähmte euch Gesunden seine Stützen auf-

„drin-

„dringen wollte.? — Ach, daß ihr würdet, was „Kalokagathos ist! daß ihr, wie er, der Vor„übungen und der Stützen nicht mehr bedürftet!

„Dringt wenigstens diese Stützen niemanden „auf! Laßt sie jedem zu freyem Gebrauch, aber „dringt sie niemanden auf!"

Gütiger Fürst und Vater, darum wollen wir die Stützen und Krücken der Tugend, die man nur gar zu leicht für die Tugend selbst annimmt, niemanden aufdringen, und wo möglich, sie entbehrlich zu machen suchen."

In schöner Aufwallung und mit glänzendem Auge drückte Korda Molla dem Aeltesten unter ihnen die Hand, und entließ sie mit den Worten: „Gehet hin und thut was ihr für recht haltet! Ihr „werdet nicht irren; denn ihr hört auf die Stimme „des Gottes, der in euch spricht!"

Und so lehrten und thaten die Johannyten ferner, wie vorher, nur das was sie für den Geist und das Wesen der Religion hielten, und waren durch ihre strenge Sitten ohne Frömmeley, durch die musterhafte Erziehung ihrer Kinder, durch ihre Betriebsamkeit in Handel und Gewerbe, und die dabey bewiesene Ehrlichkeit ein Seegen für das Land, das sie bewohnten. Ein Johannyt und ein Mann auf dessen Wort man sich verlassen kann, waren gleichbedeutende Namen.

„Lieg

„Lieben Freunde, fuhr Vater Lessow nach geendigter Vorlesung fort zu reden, ich habe das heilige Buch der Johannyten gelesen, und fand es sehr gut. Allein ich fand dennoch das Leben und die Lehre Jesu weit vortreflicher, göttlicher als das Leben und die Lehre jenes Johannys.

Und wir Verehrer Jesu sollten in diesem glücklichen Lande, entfernt von allem Zwist gelehrter Schulen, nicht werden können was die Johannyten waren?

Sollten nicht auch wir scheiden können das Wesentliche von dem Zufälligen, den lebendigen Geist vom todten Buchstaben? Enthält nicht auch unser Religionsbuch manches, was lehrreiche Geschichte, aber deswegen nicht Lehre Jesu selbst ist? Können nicht auch in Jesu göttliche Lehren der Weisheit und Tugend sich spätere sehr menschliche Zusätze eingeschlichen haben? Ist alles für uns wichtig, was es dem Juden war? Ist nicht vieles offenbar der Zeit, dem Orte, den Sitten und der Vorstellungsart damals lebender Menschen angepaßt, was für ein ganz anderes Volk unter einem andern Himmel gar nicht anwendbar ist? Sollen wir z. B. jüdische Gebräuche beobachten, wie sie Jesus beobachtet hat? oder die Wahrheit der christlichen Religion den Menschen unsrer Zeit mit Gründen beweisen, welche die Apostel sehr schicklich für Juden brauchten? Ist nicht manche Stelle der Bi-

bel für uns, aus Mangel hinreichender Kenntniß der damaligen Zeiten, Sitten und Sprache, besonders der Volkssprache, ganz unverständlich, wo wir, wenn wir sie ja erklären wollen, in Gefahr sind ihr einen ganz falschen Sinn unterzulegen?

So fand ich, um noch einmal auf meine Johannyten zu kommen, in ihrem heiligen Buche folgende mir dunkele Stellen:

Johanny sprach mit seinem Geiste allein; und

Gehet hin, sprach Johanny zu Jairo; der Todesengel ist bey ihm.

Was heißt dieß? fragte ich einen ihrer Aeltesten. Jenes, antwortete er, heißt: er dachte in stiller Einsamkeit, und dieses: er ist dem Tode nah.

Gut und sehr natürlich erklärt! Aber diese Stellen können leicht mißverstanden werden."

„Gar nicht, denn es sind sprüchwörtliche, noch jetzt gewöhnliche, und eben deswegen von uns allgemein verstandene Redensarten."

Nur fürchte ich, daß eure spätern Gelehrten und Schriftforscher, dann wenn der Sprachgebrauch sich verändert, oder noch mehr, wenn eure Religion von einem ganz fremden Volke angenommen würde, aus dem Geist und dem Todesengel aber

weiß

weiß was? machen werden. — Was soll aber die Stelle:

Du kannst, sprachen einige Bewohner von Elly, nicht der erwartete Proset seyn; denn also steht geschrieben im Buche Apokrypta: Der Proset, welchen ich euch senden werde, wird aus der Stadt Gottes kommen, und keine sterbliche Mutter wird ihn nähren.

Johanny antwortete: bin ich nicht aus Elly? und starb nicht meine Mutter gleich nach meiner Geburt?

„Diese Stelle ist ja an sich ganz deutlich, sprach der Aelteste. El-lya heißt verdollmetschet Gottes Haus. Braucht ihr dieß auch als Beweisgrund für die Wahrheit eurer Religion?"

Wozu das? Wir haben es ja nicht mehr mit blinden Anhängern des Wortes der Apokrypta zu thun. Und lies doch weiter, was unmittelbar darauf folgt:

Allein besser wäre es, wenn ihr weniger nach meiner Geburt und nach der Mutter fragtet, die mich gebohren hat, sondern mehr darnach ob meine Lehre Wahrheit sey - die von Gott kommt, und nicht Nahrung für den Sohn der Erde, sondern für den Unsterblichen, den Sohn der Gottheit, ist!

Ich überlasse es Euch, Freunde, so schloß Lessow, die Anwendung davon zu machen, und empfehle diesen Auszug aus dem Leben und den Lehren Jesu Christi, den ich mit aller mir möglichen Aufmerksamkeit und Genauigkeit aus dem neuen Testament gemacht habe, eurer Prüfung. Ich bin überzeugt, daß er das Wesentliche der Lehre Jesu enthält, und daß der, welcher darnach thut, gewiß ein wahrer Christ ist. Ihr werdet Euch wundern, und gewiß darüber freuen, daß Ihr alle in den wesentlichen Lehren des Christenthums vollkommen übereinstimmt, und werdet hoffentlich nicht ferner streiten über die wenigen nicht wesentlichen Dinge, über Worte und Gebräuche, worüber ihr verschieden denkt, weil die Gelehrten eurer Kirche darüber verschieden gedacht haben."

Siehe, dieser Auszug macht nun das Religionsbuch aus, welches wir noch gegenwärtig in unsern Tempeln und Schulen brauchen, und wonach wir nicht bloß lehren, sondern auch handeln. Wir sind religiös um der Tugend willen; nach Tugend ringen wir um ihrer selbst willen; wir suchen Gott zu verehren im Geist und in der Wahrheit. Indessen wirst du doch bey näherer Prüfung finden, daß wir es nicht vergessen haben, daß der Mensch nicht bloßes reines Vernunftwesen ist; sondern auch ein Herz hat.

Mor-

Morgen feyern wir das Gedächtnißfest (Gedächtnißmal — Abendmal) Jesu Christi, und heute Abend ist Vorbereitung (Beichte).

In einer Stunde werde ich wieder bey dir seyn, und dich, wenn du willst, in den Tempel führen, wo wir uns heute zur Vorbereitung auf das morgen zu feyernde Fest versammeln.

Saddy ließ mich allein, war nach Verfluß einer Stunde (die er, wie mir sein Auge sagte, in der tiefer gefühlten Gegenwart des Allgegenwärtigen vollbracht hatte) wieder bey mir, und führte mich in die Versammlung. Wir nahmen den ersten besten noch unbesetzten Platz im Tempel ein, welcher von wenigen Lichtern matt erleuchtet war. Grabesstille herrschte in der Versammlung. Nach einigen Minuten wurden die Thüren geschlossen, und eine unaussprechlich sanfte Musik auf Instrumenten, die bloß zur Gottesverehrung *) und auch da nur selten gebraucht wurden, erweckte bey mir Gefühle für welche ich keinen Namen habe. Mir war als entwände sich mein Geist der körperlichen Hülle, und würde in bessern Welten von Engelstimmen bewillkommt. Hierauf hielt einer der Aeltesten der Gemeine eine Rede über die Absicht der heutigen Versamm-

*) Dazu sollte bey uns die Harmonika gebraucht werden — wenn unsere Gottesverehrungen wären was sie seyn sollten.

lung, über die Pflicht unablässig an der moralischen Besserung fortzuarbeiten, nie zu wähnen daß man das Ziel schon erreicht habe, aber auch den Muth nicht sinken zu lassen, wenn man bey redlichem Ringen nach Wahrheit und Tugend doch noch manche Schwäche und Unvollkommenheit an sich bemerke, so fern man sich nur der Redlichkeit seiner Gesinnung bewußt sey, und jede Kraft aufbiete begangene Fehler in Zukunft zu vermeiden. Beyläufig gesagt, die Hanettiner sprachen und lasen fast ohne Ausnahme vortreflich, weil bey ihnen auf diesen Theil der Bildung ihrer Jugend mehr Fleiß als bey uns verwendet wird. Aber so wie der Aelteste hier redete, habe ich in meinem Leben nie reden gehört. Leicht war seine Rede für den Verstand, und mit Allmacht drang sie zum Herzen.' Er schloß mit der Aufforderung: „Wer sich dieser redlichen Absicht bewußt ist, der prüfe sich selbst, wie vor dem Gerichte des ewigen Geistes, der uns alle einst richten wird."

Er las hierauf die Fragen der Selbstprüfung vor, machte nach jeder Frage eine kleine Pause, reichte beym Schlusse der Vorlesung seinem nächsten Nachbar die Hand, und sprach: Bey dem der einst mich richten wird! ich bin mir der redlichen Absicht bewußt, Fehler die ich begangen habe in Zukunft zu vermeiden, gut zu machen was ich gut machen kann, und immer besser werden zu wollen. Wer sich mit mir gleicher redlichen Absichten bewußt ist, der gelobe es wie ich, und schlage seine Hand in

die

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Eine Gegend von Sicilien an der Küste.)

Cleomenes und Dion treten auf.

Cleomenes.

Das Clima ist ungemein mild, die Luft lieblich, das Erdreich fruchtbar, und der Tempel weit über die gewöhnlichen Beschreibungen, die von ihm gemacht werden.

Dion.

Er beschämt alles was das Gerüchte von ihm rühmt -- Alles darinn kündigt die gegenwärtige Gottheit an -- Die priesterliche Kleidung -- ich möchte sie fast himmlisch nennen -- das ehrwürdige Ansehen der Diener des Gottes -- und o! das Opfer, wie feyerlich, prächtig und mehr als irdisch in seiner ganzen Anordnung!

Cleomenes.

Und was über alles geht, der furchtbare Ausbruch der betäubenden Stimme des Orakels, die, mit Jupiters Donner verwandt, meine Sinnen so dahinriß, daß ich vernichtet zu werden glaubte.

Dion.

die Hand ſeines Bruders. — Alles ſchlug Hand in Hand. Auch mir wurde von beyden Seiten die Hand gereicht. Ich ſchlug ein; und mir war als ſtände ich vor dem Richter, der den Weltkreis richtet, und als gelobte ich der Tugend neue Treue. Und ich darf es ſagen, mehr als Ein würdigeres Gelübde wurde hier der Tugend dargebracht, doch kein redlicheres als das Meinige.

Wir ſtanden Hand in Hand, und einige Stimmen ſangen:

Der du des Meeres Tiefen, wie
Den Silberbach durchſchauſt,
Und, wie im offnen Buche, in
Der Menſchen Herzen lieſt,
Und Thaten, die in Mitternacht
Gehüllet ſind, mit Sonnenlicht
Erhellen wirſt, und richten wirſt,

Ewiger Geiſt
Allwiſſender,

Richter der Sonnen, der Erden,
Richter der Menſchen,
Auch unſer Richter!
Vor dir geloben wir
Der Tugend neue Treue!

Segne, ſegne
Den Bund der Liebe,

Den Bund der Tugend!
Wehe dem Heuchler!
Heil dem Redlichen!
Friede Gottes ihm im Leben!
Friede Gottes in der ernsten Stunde
Wo sein Auge bricht!

Segne, segne
Den Bund der Liebe,
Den Bund der Tugend!

Ewig unvergeßlich wird mir die Stunde seyn; vorschweben wird mir ihr Bild, wenn einst mein Auge bricht — und — o zeuge sie dann nicht wider mich!

K. St.

II.

Die Platonische Liebe.

Drittes Fragment aus den Freunden Platons. *)

So ist er denn todt! sprach Erast stark bewegt, indem er mit seinem Freunde Latmion unter den Platanen

*) Da mir durch mancherley Umstände die Fortsetzung des angefangenen Romans unter dem Titel: die Freunde

tanen der Akademie umherwandelte. So iſt Speuſippo alſo todt! So hat Laſtheniens Sprödigkeit ihn noch umgebracht!

Wo ſie aber doch ſeyn mag! verſetzte Latmon nachdenklich.

Eraſt. Vielleicht in den Winkeln irgend eines Hauſes, vielleicht auf dem Lande, vielleicht in einer Einöde. Vielleicht verbirgt ſie ſich in einer Felſenhöhle aus Scham vor der Sonne, die, liebreicher

Platons, erſchwert, ja beynahe unmöglich gemacht wurde, und ich dennoch eine gewiſſe Anzahl von Ideen dazu geſammelt, auch den Leſern der beyden erſten Fragmente, durch die öffentliche Bekanntmachung, ein Recht auf die Aufhellung der darin vorkommenden Dunkelheiten und auf das Ende des angeſponnenen Fadens gegeben hatte: ſo entſchloß ich mich aus dem übrigen Vorrath an Stoff dasjenige, was mir noch das Intereſſanteſte zu ſeyn ſchien, und am meiſten auf das Hauptthema der Konverſation Bezug hatte, auszuheben, und in gegenwärtigen Aufſatz zuſammen zu bringen, der die Leſer mit dem Ausgang der Geſchichte bekannt machen, und die drey Fragmente, ſo viel möglich, zu einem Ganzen vereinigen ſoll. Ich wünſche nun nichts ängſtlicher, als durch die beyden erſten Stücke ſo viel Intereſſe eingeflößt zu haben, daß man dieſes dritte nicht überflüſſig finden möge. Die Gelehrten aber bitte ich wegen der Sünden um Verzeihung, die ich, noch dazu vorſetzlich, an der Geſchichte und Kronologie begangen habe.

als sie, jedem einen wohlthätigen Strahl schenkt, der dessen bedarf, und keins, auch das geringste der Geschöpfe nicht, das sich nach Wärme sehnt, kalt und unfreundlich von sich abweist. Der Ring des Gyges, denke ich, möchte ihr jetzt der erwünschteste Fund seyn, den sie thun könnte; um so mehr, wenn er die Kräfte besäße, sie Göttern und Menschen gleich unsichtbar zu machen.

Diese Bitterkeit, Erast, bin ich so wenig an dir gewohnt, sprach Latmon, indem er seine Hand ergrif, daß ich —

Daß du voraussetzen mußt, fiel Erast ein, Lasthenions Betragen habe mich sehr, sehr aufgebracht?

Latmon. Nein' daß es dich umgestaltet, zu einem andern Menschen gemacht, jede Duldung in deinem Herzen ausgelöscht habe. Deine Leidenschaft habe dich vergessen gemacht, daß die nichts weniger als beschränkte und unfilosofische Lasthenia Gründe gehabt haben müsse, die sie zu dieser Handlungsweise bestimmt, wären sie auch, mit andern Augen als den ihrigen betrachtet, noch so verwerflich gewesen; endlich daß wir die Wege, die die Vorsehung mit uns Sterblichen einschlägt, nur wie durch einen dicken Nebel erkennen, doch aber nicht läugnen können, daß eine höhere Hand uns auf gewisser, und zwar mit unendlicher Weisheit und Güte gezeichneter Bahn führt. Speusipp sollte, Speusipp konnte

nicht

nicht länger leben. Lasthenia beschleunigte vielleicht nur die Ausführung eines Vorhabens, wozu in ihm von früher Jugend her der Grund gelegt war, woran er sogar wissentlich arbeitete, entwarf, aufbaute, verbesserte, wieder zerstöhrte und wieder aufbaute. Dieses Gebäude seiner Gründe war endlich, trotz aller Abänderungen, trotz manches gänzlichen Umsturzes, den es in glücklichen Lagen seines Lebens erlitten hatte, durch neuere Bemühungen des bösen Genius, der ihn verfolgte, so weit fertig geworden, daß nichts als der Schlußstein fehlte; und diesen fügte denn Lasthenia hinzu.

Erast. Ich fürchte, sie allein legte den Grund dazu, sie allein war der schwarze Genius, oder doch mit dem schwarzen Genius einverstanden, der es ihm so weit vollenden half, bis ihr Nun und nimmer mehr! — bey dem mich's eiskalt überläuft, so oft ich nur daran denke, — den Schlußstein darauf setzte. Inzwischen danke ich dir, Latmon — fuhr Erast fort, indem die Thräne, die schon lange an seinen Wimpern zitterte, ihm endlich über die Wange herablief — ich danke dir für den Beweis, wodurch du mich in die Schranken der Weisheit zurückgerufen hast. In der That, meine Gedanken fingen schon wieder an, was ihnen lange nicht begegnet war, in den Dunstkreis der Leidenschaft hinüber zu schwärmen. Dank dir nochmals (hier drückte er ihm herzlicher die Hand) daß du mich erinnert hast, daß ein weiser Mensch den Aether der Weisheit nie verlassen

dürfe. Sprich indeſſen, bey welcher Gelegenheit dieſe meine Verirrung verzeihlicher war, als da ich mich und dich zum zweytenmale eines geliebten Lehrers beraubt ſah, uns ſeiner beraubt ſah, den unſer göttlicher Platon ſelbſt in ſeinem letzten Willen für würdig erklärte, ſeine Stelle einzunehmen; der ſeines Bluts war; durch den er gleichſam aufs neue unter uns lebte; der, wenn ſchon ſeine Handlungen in frühern Jahren, vielleicht auch noch hin und wieder in ſpätern, nicht ganz den Geſetzen einer ſtrengen Sittenfiloſofie entſprachen, ſich doch durch ſeine Kenntniſſe, ſeinen ſcharfen Blick, ſeine Gedankenfülle und den hohen Flug ſeines Geiſtes zum Gegenſtand unſerer ſteten Bewunderung, und durch die Wärme ſeines für Freundſchaft und Liebe geſchaffenen Herzens, durch den flammenden Eifer, womit er alles, was gegen Recht und Gerechtigkeit war, verzehren, und jede gute Handlung im Uebermaße belohnen wollte; durch ſeine Redlichkeit, Vertraulichkeit, Wohlthätigkeit und Milde, kurz durch unzählige vortreffliche Eigenſchaften zum Gegenſtand unſerer dauernden Liebe und Anhänglichkeit zu machen wußte? — Darf hier Herz und Auge des Weiſen nicht ſtärker überfließen? — Laß uns alſo wenigſtens kalt überlegen, wie viel Zurechnung Laſthenia verdiene? Belehre mich, weiſe mich zu recht, wenn ich ihr zu viel thue. Du kennſt ſie länger als ich. Du weißt, daß ich immer ihren Geiſt bewunderte; ich verehrte ſelbſt ihr Herz, von deſſen Güte ich nicht läugne, daß ich Proben geſehen habe.

Dar-

Darum, Latmon, werde ich dir es Dank wiſſen, wenn du mich wieder mit ihm ausſöhnſt, und mir beweiſeſt, daß es eines ſo großen Verſtandes wie der, der ihm zugeſellt worden, wirklich nicht unwürdig ſey.

Latmon. Darum, Eraſt? Daß ſoll doch wohl nichts anders heißen, als um ihrer ſelbſt willen? Um ein gutes Herz mehr auf der Welt zu wiſſen? Nicht ſo, Lieber? — Ja, Eraſt! meine Ueberzeugung ſpricht für ihr Herz, und wenn dir wirklich daran gelegen iſt, es gerechtfertigt zu ſehen, ſo höre mich an! Wenn ich aber nun nicht bloß behaupte, daß Laſthenia nicht fähig geweſen ſey, Speuſippen vorſetzlich zu kränken, viel weniger vorſetzlich ins Grab zu bringen; wenn ich einen Schritt weiter gehe, und dir beweiſe, daß Laſthenia Speuſippen liebe; ja, daß ſein Tod, ſo viel ich als Menſch ſehen kann, den ihrigen unmittelbar nach ſich ziehen werde, wenn es noch nicht geſchehen iſt?

Eraſt. Beym Jupiter! gegen das Räthſel, das du mir da hinwirfſt, war das Räthſel des Thebaniſchen Halbthiers nur Kinderſpiel.

Latmon. Du wunderſt dich wahrſcheinlich, daß ich ſie ſo genau kenne, traueſt mir vielleicht, nach Ablegung dieſer Probe, eine Kenntniß des menſchlichen Herzens überhaupt, oder gar eine Divinationsgabe zu, die ich in der That nicht beſitze. Doch

erſt

erſt zur Sache ſelbſt! Dann ſollſt du die Quelle meiner Nachrichten kennen lernen. — Du denkſt doch wohl noch daran, wie Laſthenia ſo oft, — wenn unſere Freunde ſich bey Platons Grabe verſammelten, oder vor und kurz nach ſeinem Tode in dieſen Gärten in Unterredung beyſammen ſaßen, und wenn ſie uns dann durch die Geſpräche von ſtrenger Reinigkeit der Sitten, von himmliſcher Tugend, von der Heiligkeit der der Weiſe nachtrachten müſſe, von dem Aufſtreben zu dem Beyſpiele höherer Weſen, von der Abgezogenheit der Seele von dieſer Erde, und ihrer Verbindung mit einer beſſern Welt, gleichſam ein heiliges Feuer eingoß, das unſere Herzen ſo hoch auflodern machte, — wie ſie alsdann, ſage ich, ſo oft einen mitleidigen Blick auf Speuſippen warf, von deſſen Hand ſie kurz vorher die ihrige unwillig losgeriſſen hatte, und der immer noch daſaß, als wenn er nur mit Anſchlägen beſchäfftigt ſey, den ihm entriſſenen Schatz wieder zu erhaſchen? Wie denn dieſer Strahl, den ihr Auge auf ihn fallen ließ, jede neu aufkeimende Hoffnung in ihm verſengte; wie er ſich dann ungeduldig auf dem Raſen umher warf, die Hand an die Stirn legte, und ſeufzte?

Eraſt. Ich ſehe dieſe Scenen noch vor mir, als wenn ſie gegenwärtig wären. Wir ließen ſie auch damals gegen einander nicht unbemerkt. Wir beklagten vielmehr Speuſippen wegen der ſtrengen Richterin, die er an derjenigen gefunden habe, von welcher er Gegenliebe fodere. Wir ſahen auch, daß

ihre

ihre Urtheile nachher groſſen Einfluß auf sein Leben überhaupt, und sein Betragen gegen sie insbesondere hatten, konnten uns aber darum auch nicht erklären, wie sie ihn, bey aller seiner Untadelhaftigkeit, noch immer auf die hartherzigste Weise fliehen, und auf die beleidigenste Art von sich entfernt halten könne.

Latmon. Weil wir uns nicht die Mühe gaben, die Ursache davon zu erfahren, und unser guter Vorsatz, in Beurtheilung Anderer sorgfältig zu Werke zu gehn, bey einer Menge von näher liegenden Beschäfftigungen, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen diese Anderen nach sich zog —

Erast. Die indessen, wie gesagt, nicht so weit ging, daß wir nicht an Speusipps unglücklichem Schicksal herzlichen Antheil genommen hätten; wobey wir uns selbst glücklich priesen, noch nicht in Amors Schlingen gefallen, noch nicht von den Reizen einer so spröden Schöne bezaubert worden zu seyn.

Nicht zu laut, Erast! sprach Latmon lächelnd mit aufgehobenem Finger. Amor könnte hinter dieser jungen Akacien lauschen, und sich für deine Schmähungen rächen! Kennst du die Macht dieses groſſen Dämons?

Erast. So will ich ihm ein Söhnopfer bringen, oder die Lästerungen abbitten, wie Sokrates im Phädrus. Aber weiter in deiner Vertheidigung!

Latmon.

Latmon. Oder vielmehr Entschuldigung! Wie ich aber gerade jetzt diesem Geheimnisse auf die Spur kommen konnte —

Erast. War, was ich fragen wollte, und was mir deine Warnung wieder aus dem Sinne' geschreckt hat.

Latmon. Und ist dennoch zugleich das, was du mir, wenn du meinen Bitten Gehör geben willst, noch erlassen mußt, wie ich vorhin schon vorläufig angedeutet habe. Ich vertraute dir schon vor geraumer Zeit die mir insgeheim anvertraute Geschichte Lasthenions. Ich erzählte dir, wie sie durch Platons Schriften von ihrem vorherigen Lebenswandel bekehrt wurde, und der Wunsch, diesen Weisheits- und Tugendlehrer näher kennen zu lernen, und sich in dem lautern Borne seiner Lehre, wie sie sich auszudrücken pflegt, rein zu waschen, sie nach Athen zog. Die Denkungsart, die sie hier annahm, und die zum bleibenden Karakter gewordene Stimmung ihrer Seele, sind Folgen einer übergroßen Reue über ihre in sträflicher Lust zugebrachten frühern Jahre. Sie wollte forthin so wenig als möglich in Gemeinschaft mit dieser Sinnenwelt stehen. Sie sah die Menschen, sie sah die Erde kaum mehr an, aus Furcht ihr Blick möchte an ihnen hängen bleiben, oder, von der Last dieser materiellen Bilder beschwert, (wie die noch nicht ganz reinen Seelen der Verstorbenen von dem ihnen anklebenden Körperstoffe) in

diese

Dion.

Wenn der Endzwek unſrer Reiſe für die Königin ſo glüklich ausfallen wird, (und o! möcht' es ſo ſeyn,) als die Reiſe ſelbſt uns angenehm geweſen, und glüklich von ſtatten gegangen iſt, ſo iſt die Zeit wol darauf angewendet worden.

Cleomenes.

Groſſer Apollo! ¡wende alles zum Beſten! -- Ich kan es gar nicht billigen, daß man mit dieſen Bezüchtigungen ſo öffentlich und auf eine ſo ungeſtüme Art gegen Hermione losgebrochen iſt.

Dion.

Nach den heftigen Maaßregeln die man genommen hat, wird die Sache bald ins Klare kommen oder geendigt werden -- Das Orakel, welches wir hier unter Apollo's groſſem geheiligten Sigel mit uns bringen, wird den Ausſpruch thun; vielleicht werden ſehr unerwartete Dinge zum Vorſchein kommen -- Geht, friſche Pferde: Und erfreulich möge der Ausgang ſeyn! --

(Sie gehen ab.)

diese untere Welt zurückgezogen werden, und ihren Geist nachziehen, der sich nach langem sauern Streben endlich in die hellern Regionen der Ideenwelt hinaufgeschwungen hatte.

Erast. Das wußten wir, und priesen sie zu Zeiten wegen dieses freyen Schwunges glücklich, den sie sich noch nach einem so langen Dienste des Lasters zu geben wußte. Nur weiter!

Latmon. Ich brauche wenig mehr hinzu zu setzen. Nun und nimmermehr, hieß das Endurtheil das sie Speusippen fällte, werde ich mit dir dem Gott der Ehe huldigen! Nicht eine natürliche Abneigung vor ihm, nicht Mißfallen an seinem Betragen überhaupt seit der Zeit seiner Liebe und besonders seines Lehramts, nicht Geringschätzung seiner Talente, seiner Kenntnisse und seines Herzens; nein! sein Antrag selbst war ehedem und war jetzt das Etwas, was sie, wie ein Gespenst, von ihm zurückscheuchte, was sie schon zittern machte, wenn sie ihn nur in der Ferne erblickte, weil sie jedesmal zugleich die oft gethane Bitte auf seinen Lippen sitzen sah, und was ihr jeden Augenblick seine, ihr übrigens nicht unangenehme Gesellschaft vergällte. Sie glaubte auf immer wieder von ihrem einmal errungenen Himmel herunter zu fallen, wenn sie seinem schmachtenden Herzen nur einige Hoffnung zu einer Verbindung machte, die sie nun mit keinem sterblichen Wesen, selbst mit ihrem Speusipp nicht, eingehen wollte.

Und

Und darum bereute sie so oft ihr in der That nicht geheucheltes früheres Liebesgeständniß, daß ihr weniger durch das seinige entlockt wurde, als diesem vielmehr zuvor kam, das aber auch mit der strengsten Vermahnung wegen seines bisherigen Lebens verbunden war. Sie fand in ihm eine schöne Seele, und eine Wärme und Stärke des Gefühls, die ihn von der Seite zu ihrem Ebenbilde machte. Sie wollte, nach Platons Grundsatz, mit der Schönheit Weisheit zeugen.*) Sie fand sie in ihm, diese geistige Schönheit, fand ihn einer solcher Vereinigung zu höherem Zwecke, einer solchen geistigen Empfängniß fähig und werth. Es dauerte aber nicht lange, so zeigte er ihr, nach unserer Denkungsart auf die erlaubteste Weise, daß seine Liebe zu den Freuden dieser Erde noch nicht so erstorben war, wie sie es wünschte. Er bat um ihre Hand, und dies war der Anfang ihres Zwiespalts, und zugleich der Anfang einer Liebe Lastheniens zu Speusippen, die ihren Gegenstand nun nicht mehr in diesem sichtbaren Speusipp, sondern in einem aus der Erinnerung der Vergangenheit und den Wünschen der Gegenwart zusammengesetzten Ideale hatte, wobey aber jener sichtbare Speusipp dessen ungeachtet nicht so viel verlor, daß sie nicht noch oft auf ihn, als auf denjenigen zurückgesehen hätte, der diesem geliebten Ideale das Daseyn und die erste Form gegeben. Diese Fortdauer ihrer Liebe hinderte nun nach dem bis-

*) Τοκος εν καλῳ.

bisherigen nicht, daß sie ihm bey der letzten Unterredung alle Hoffnung auf ewig abschnitt, und ihn einem Schicksale überließ, das sie ganz gewiß nicht so arg erwartete, und dessen peinigendes Bild sie wie eine Plagegöttin verfolgen, und ihr am Ende auch noch den Giftbecher aufnöthigen wird.

Erast. Beym Jupiter! das ist ein Gemählde, das mich in Erstaunen setzt, um so mehr, weil ich nicht weiß, woher du den Stoff hast.

Latmon. Was nun aber von dieser Schwärmerey Lastheniens überhaupt zu halten sey, darüber bin ich noch nicht mit mir einig.

Erast. Wie verstehst du das?

Latmon. Ich meine, daß sich noch immer fragen lasse, ob Lastheniens Weigerung nicht eben so sträflich, als ihre Wirkung traurig gewesen?

Erast. Das ist eben das, was ich vorhin, ehe du die Beweggründe Lastheniens aus deinem geheimen Behälter hervorzogst und entwickeltest, so leidenschaftlich behauptete, und ich dächte, du hättest durch deine Erzählung ihre Schuldlosigkeit wo nicht bewiesen, doch beweisen wollen.

Latmon. Ganz recht, so fern sie eines vorsetzlichen Mordes beschuldigt wurde, so fern ihre

Absicht in deinen Augen nicht fleckenlos war. Wenn mir aber jemand weiter vorstellte, daß ein so starker und erhabener Trieb, wie Lasthenia fühlte, dieser Erde und allem, was sie wieder an sie fesseln konnte, auf immer zu entsagen, und dagegen das Band zwischen ihr und einer bessern Welt desto enger zu knüpfen, nicht leicht blosses Menschenwerk, ihr eignes Werk, oder eitles Spiel der Empfindung gewesen seyn könne; daß ein Gott, ein himmlischer Amor in ihr gewirkt haben müsse: so würde ich — oder sage mir, Erast, was würdest du diesem antworten?

Erast. Ich würde ihm antworten, daß seine Behauptung, wie ich vermuthe, mit Lastheniens eigener Ueberzeugung eben so wohl übereinstimme, als sie mit unserer Filosofie überhaupt nicht in Widerspruch stehe.

Hier schwieg Erast, und versank in ein tiefes Nachdenken, das die Stirne seines Freundes noch mehr als die seinige bewölkte, der ihm mehrmals von der Seite ins Gesicht sah, und zu sagen schien, daß er mit dieser so unbedingten Antwort nicht zufrieden sey, und ganz etwas anders von ihm zu hören, wo nicht gehofft, doch gewünscht hätte.

„Und doch" — fuhr Erast fort, und neue Freude glänzte bey diesem abgebrochenen Einwurfe in Latmons Augen. Er wartete noch eine kleine

Weile

Weile, was folgen werde, und als Eraſt nichts weiter hinzufügte, ſo nahm er das Wort und ſagte:

„Und doch ſcheint dir Speuſipp bedauernswerth? Und doch hätteſt du ihm ein beſſeres Schickſal, hätteſt Laſthenien mehr Anhänglichkeit an die Welt, in der ſie doch einmal lebte, nur einen ſo großen Reſt davon gewünſcht, als nöthig geweſen wäre, um Speuſipps gerechte Wünſche zu erfüllen? Würdeſt als Mädchen, würdeſt an ihrer Stelle dieſe Gelegenheit, dich mit einem Manne von ſo großem Geiſt und ſo edelm Herzen aufs innigſte zu verbinden, ihn zu beſſern, wo er noch gebeſſert und veredelt werden müßte, kurz in ihm mit der Schönheit Schönheit und Weisheit zu zeugen, froh aus der Hand des Schickſals angenommen haben?“

„Wie kommt es,“ fragte Eraſt etwas betroffen, „daß du dich jetzt mit eben ſo vieler Wärme der Sache Speuſipps annimmſt, als du vorhin Laſthenien beyſtandeſt? Doch ich erkenne auch hierin dein edles, gerechtes, von jeder Partheylichkeit freyes Herz, das weder ihn noch ſie über Verdienſt will getadelt wiſſen.“

Lakmon. Und zugleich wollte ich dir zeigen, daß ich auch Deine Gerechtigkeit nicht verkenne, und fühle, wie ſehr dein voriger Tadel von Einer Seite Laſthenien wirklich trifft.

Erast. Also auch Dir scheints, daß Lasthenia die Lehrsätze Platons und des Sokrates, der in seinen Schriften spricht, misverstanden, und über ihre höhere Welt vergessen habe, was wir in dieser untern noch so lange schuldig sind, als die Gottheit uns durch diesen irdischen Körper an sie gefesselt hält? Ja! Wir dürfen und sollen zu Zeiten in den blühenden Gefilden jener höhern Welt eine reinere Seligkeit genießen als alles Erdenglück verleihen kann, und in heiliger Andacht den Weisheit flüsternden Zefyr im Garten der Gottheit belauschen, handeln aber, wie mir däucht, unserer Bestimmung zuwider, wenn wir nicht zugleich so für diese Welt leben, wie Sokrates, wie Platon, wie Speusipp. Der Schöpfer wollte uns durch die Natur unsers Körpers selbst, der immer an diese Welt gebunden bleibt, und durch alle Zaubereyen Lasthenions nicht vergeistigt werden kann, empfinden lassen, daß der Weg zu Ihm nur durch dieses Thal des Lebens gehe, und man umsonst seitwärts einen hohen Felsen besteige, und sich unmittelbar von seiner Spitze zum Empyräum zu erheben glaube, ohne vorher auf dem Lebenswege die Flügel wiedergefunden zu haben, wegen deren Verlust unsere Seele, nach einem Platonischen Mythus, auf diese Erde fiel und einen Körper bekam.

Latmon. Sehr weise gesprochen, Erast!

Erast. Aber unsers Wegs so ungeirrt fortgehn, so Sokratisch und Platonisch leben, und, wenn

wenn wir einmal Halt machen, dieſe Augenblicke anwenden, um uns in dem Buche der ewigen Weisheit aufs neue von der rechten Straße zu belehren, mit Hulfe eines Freundes, wie mein Latmon iſt, das ätheriſche Gefieder wiederſuchen, das unſern Geiſt, nach zurückgelegtem Wege, von einer ſchönern Anhöhe als jene trügeriſche iſt, zum Pallaſte der Gottheit trägt, und ſeinen übrigen Reiſegefährten dieſes Gefieder ſuchen helfen — ſolch ein Leben, Latmon, ſcheint mir das wahre, gottgefällige Leben des Weiſen zu ſeyn, welches verdient, daß wir ſein Bild ſtets vor Augen haben.

Latmon. Ich merke jetzt, daß nicht Laſthenien ſondern Dich ein überirdiſches Weſen begeiſtert.

Eraſt. Und noch läßt mich der Dämon, den du in mir erkennſt, die Glückſeligkeit ahnden, welche Speuſipp in den Armen eines Weibes genoſſen hätte, wie Laſthenia hätte ſeyn können; er, entblößt von einem Freunde, gegen den ſein Herz nicht ſo mit Thür und Riegel verwahrt ſeyn durfte, wie gegen einen Ariſtoteles, oder der ſeinen Geiſt in einem weiteren Gefäße faſſen konnte, als Xenokrates. Ich, ja ich — ſetzte Eraſt hinzu mit einer Miene, in der die Fülle ſeines Herzens ſichtbar wurde, und mit einem zärtlichen Händedruck.

Latmon. Was wollteſt du ſagen?

Eraſt. Daß ich der Glückliche ſey, der ſeinen Pylades, der mehr als Pylades, der einen andern Eraſt, ſeine andere Hälfte gefunden hat. Spiegel meiner Seele, welcher Gott hat dich mir geſandt?

Ein plötzliches Feuer zuckte bey dieſen Worten in allen ſeinen Gliedern. Er ſchlang unwillkührlich ſeinen Arm um den Hals ſeines Freundes, und ſchien durch ſeinen Kuß auf Latmon überzufließen, deſſen Geſicht ſich mit einer hellen Röthe entzündete.

„Vielleicht aber,“ fing hierauf Latmon an, „glaubte Laſthenia dem Beyſpiele Platons folgen zu müſſen, der auch nie verheyrathet war.“

„Er war ja aber dennoch ein Freund der Ehe,“ antwortete Eraſt, „und wußte bey der Hochzeitstafel, bey welcher er ſtarb, ſo viel Schönes davon zu ſagen.“

Indem er dieſes geſprochen hatte, ſtand er ſtill, wurde plötzlich ernſthafter und darauf wieder freundlicher, als wenn er ſich auf etwas beſänne, und das Gedächtniß ſich nach und nach willig fände, ihm zu geben was er ſuchte. — Was lächelſt du? fragte Latmon, als er noch ſo ſtand, und ein heimlicher Scherz in ſeinen Augen blinkte.

„Ueber einen Traum aus dem elfenbeinernen Thore,“ erwiederte er lachend, „an den mich deine

Ein-

Einwendung, und ich weiß nicht warum nicht schon unser ganzes Gespräch, erinnert hat. Weißt du wohl daß ich dich heyrathen werde?"

„Ha, ha, ha!" lachte Latmon mit abgewandtem Gesichte. „Fürwahr eine schöne Ehe!"

Erast. Du bist heute Nacht ein Mädchen geworden.

Latmon. Eine so wichtige und schmeichelhafte Neuigkeit verdient wahrhaftig allen Dank. Du hast doch wohl nicht gestern Abend vor Schlafengehen die Fabel vom Wahrsager Tiresias gelesen? Also ich bin ein Mädchen geworden, und du willst mich heyrathen?

Erast. Nein! ich habe dich schon geheyrathet.

Latmon. Immer besser! Vielleicht auch schon zur Mutter gemacht?

Erast. So weit hat es der Traumgott, meines Wissens, noch nicht mit dir kommen lassen. Ich erinnere mich jetzt ganz genau, daß es in diesen Gärten war, wo wir beysammen standen, als deine Kleidung — sieh, wie du roth wirst! —

Latmon. Ein so seltsames Schicksal sollte mich nicht betroffen machen?

Erast. Als deine Kleidung zusehends weiblich wurde; und wahrscheinlich würde mit deinem Gesicht dieselbe Verwandlung vorgegangen seyn, wenn es nicht schon ein Mädchengesicht wäre, wie du mir jüngst vor einem unbestechlichen Richter, deinem Spiegel, nach einem heftigen Prozesse eingestehen mußtest. Oder vielleicht ging auch diese Verwandlung noch vor. Genug, du warst ein Mädchen, und Hymen, der hinter dir hervorgeschlichen kam, legte stillschweigend deine Hand in die meinige.

Latmon. Und da war dein Traum aus?

Erast. Nicht ganz! Er fing wieder von neuem an. Nun war ich dein Mann und du meine Gattin.

Latmon. Und nun wünschtest du, daß dein Traum aus seyn möchte?

Erast. Warum das?

Latmon. Weil dein geliebter Freund sich in eine gleichgültige Athenische Hausfrau verwandelt hatte.

Erast. Weit gefehlt! Ich hatte an dir etwas, was eben so sehr über alle Schilderung erhaben ist, als das Glück unserer Freundschaft. Du warst mir mehr sogar als ein Freund; unsere Freundschaft

schien

Zweyte Scene.

(Verwandelt ſich in einen Gerichts-Hof.)

Leon'es, die vornehmſten Herren vom Hofe, und verſchiedene Beyſizer und Officianten des Hof-Gerichts, im Cirkel ſizend.

Leontes.

Dieſes niedergeſezte Gericht (mit tiefſtem Schmerz müſſen wir es ſagen) führt den tödtlichen Stoß in unſer Herz. Der beklagte Theil iſt nichts geringers als die Tochter eines Königs, unſre Gemahlin, und eine, welche wir nur zu ſehr geliebt haben -- Dieſes feyrliche Gericht wird uns, hoffentlich, gegen allen Vorwurf der Tyranney ſicher ſtellen; dieſes Gericht, wobey die Gerechtigkeit allein den Vorſiz haben, wo der Schuldigen ihre Vertheidigung nicht verſagt und nur das Verbrechen geſtraft werden ſoll -- Führet die Gefangene vor --

Ein Officiant.

Es iſt Sr. Hoheit Wille, daß die Königin vor Gericht gebracht werde. Stille!

Hermione wird mit einer Wache herein geführt: Paulina und ihre Cammer-Frauen folgen.

Leontes.

Leſet die Anklage. Offi-

ſchien mir, was mir ehedem als unmöglich vorkam, einen Zuwachs von Wärme, von Lebhaftigkeit, von Innigkeit, von wechſelsſeitiger Theilnahme und gleichmäßiger Abhängigkeit des Einen von dem Andern erhalten zu haben. Ja! ich war fröhlicher, war gleichſam jünger als ſonſt; der ſchönſte Frühling blühte und duftete um mich her; wir waren zuſammen Zwillingsblumen des lieblichſten Frühlings. Wie mir der Traum wieder ſo lebhaft wird!

Latmon. Oder vielmehr, wie deine Einbildungskraft immer mehr erhitzt wird, und Ein Bildchen nach dem andern hinzufügt!

Eraſt. Nein, bey den Göttern! Es iſt die reine Wahrheit.

Latmon. Ich glaube beynahe, Eraſt, unſere Freundſchaft ſteht auf ſchwachen Füßen, nachdem dein Herz einen andern Gegenſtand der Zuneigung, und, zwar der Liebe, der rieſenſtarken Liebe hat — wär es auch nur ein Traumgeſicht. — Ey, ey! ſo viel Aehnlichkeit des Karakters mit Laſthenien hätte ich dir nicht zugetraut! Oder iſt der weibliche, im Schlaf geträumte Latmon etwas anders als der idealiſierte, im Wachen geträumte Speuſipp? Wie ſtehts nun mit der Zurechnung? — Ich habe Recht gehabt! Amor lauſchte hinter den Akacien, lauſchte vielleicht ſchon ehedem, als du ihn ſchmähteſt.

Eraſt. Aber ſage mir, Latmon, ſeit wann du denn zum Sofiſten geworden biſt?

Latmon. Wenn ich es bin, ſchwerlich vor dir, ſchwerlich ſo ſehr als du, da du mir erſt Lastheniens ſträfliches Verfahren, wie ein Geometer ſeine Figuren, demonſtrierſt, und mich nun durch einen praktiſchen Kunſtgriff plötzlich herumdrehen, und das Gegentheil von unſern frühern Behauptungen glauben machen willſt; da du mich erſt überzeugſt, nicht in ſeinen Idealen, ſondern in dieſer ſichtbaren Welt müſſe der Weiſe leben, und mich nun mit Enthuſiasmus für eine nächtliche Erſcheinung aus dem elfenbeinernen Thore, wie du ſie ſelbſt nennſt, erfüllen, ja ſo weit bringen willſt, daß ich ihr meine Anſprüche an dein Herz aufopfern, ſie lieben, und wiſſen die Götter was ſonſt noch für ſie und durch ſie für dich empfinden ſoll.

Eraſt. Bey dem Genius der Freundſchaft, Latmon! dein heutiges Betragen iſt mir unerklärlich.

Latmon. Und ich merke, Eraſt, daß kein Wort mit dir zu ſprechen iſt, ehe nicht Amor verſöhnt iſt. Der Weg führt uns nun wieder zu dem gefährlichen Akaciengebüſche. Ich will hinein gehn und dein Fürſprecher werden. Du trittſt inzwiſchen einige Schritte zurück, und ſinnſt auf einen Lobgeſang zu Ehren der erzürnten Gottheit, und wenn ich dich mit Nahmen rufe, ſo kommſt du.

Eraſt.

Eraſt. Sonderbarer, was fängſt du an?

Latmon. Zurück, Eraſt! Willſt du zwey Pfeile in deinem Herzen wiſſen? — Alſo wenn ich rufe, ſo kommſt du!

Latmon ſchlüpfte wirklich in das Geſträuch hinein, und Eraſt ſtand, halb lachend und halb ärgerlich über den ſo weit getriebenen Spott, in der Entfernung, die jener ihm angewieſen hatte. Bald fing er mit zaghaften Schritten an, ſich noch weiter zu entfernen, und war eine Zeit lang bald weiter bald wieder näher hinzugegangen, als er auf einmal in dem Gebüſche ſeinen Nahmen rufen hörte. Beym erſtenmale ſtand er ſtill, beym zweytenmale kehrte er um, und beym drittenmale bog er die blühenden Zweige von einander, und ſah eine weibliche Figur in einem feinen weißen Kleide und mit dem geſchmackvollſten goldenen Schmuck auf dem Kopfe, an den Armen und am Halſe, mit der Seite gegen ihn gekehrt. Sie ſchien einen Blumenzweig abbrechen zu wollen, und bedeckte mit dem deshalb in die Höhe gereckten Arme das Profil ihres Geſichts. Als ſein ſtaunendes Auge eben mit raſchem Fluge ihren Kontur von oben bis unten beſchrieben hatte, ſo ſah ſie lächelnd, wie eine Grazie, hinter dem aufgehobenen Arme hervor, und ſprach mit ſanfter Simme: Was ſiehſt du, Eraſt?

„Ihr Götter! was iſt das?“ rief Eraſt bebend. — Es giebt Menſchen, die gern Wunder glaubten, wenn

wenn sie je eins gesehen hätten. Ob Erast zu dieser Gattung gehörte, wollen wir unentschieden lassen; aber seine Empfindung war anfänglich der eines solchen Menschen bey einer unbegreiflichen Begebenheit nicht unähnlich. Er hoffte, er wünschte, daß sein Traum in Erfüllung gegangen sey, und was es ihn glauben machte, war die unverkennbare Gleichheit dieses Gesichts mit dem seines Latmon, und die Aehnlichkeit dieser Gestalt mit der, welche er im Traum gesehen hatte. Sogleich regte sich aber auch der Zweifel, der bey ihm nicht wohl ausbleiben konnte, und indem die weibliche Figur nach einer Pause: „Was anders, als dein geliebtes Traumbild!" auf seine Frage versetzte, und diese Antwort mit einem vernehmlichen Lachen begleitete, so war es, als ob mit einemmale die ganze Fülle seines Unglaubens und zugleich die seines Verdrusses aufgeregt würde. Indessen unterdrückte er den letztern mit vieler Stärke, und sagte gelassen und ernsthaft: „Du vergißt, Latmon, daß der Scherz seine Gränzen hat."

„So willst du also, war die Antwort, nicht hören, was mir Amor für einen Auftrag an dich gegeben hat? Nicht glauben, daß ich wirklich verwandelt bin? Meynen, dieser Anzug komme wo anders her als von Pafos aus der Garderobe der Venus?"

„Nun denn?" sprach Erast, indem jene einen Kranz hervorzog, und die letzte Blume hinein-

flocht,

flocht, die sie kurz zuvor abgebrochen hatte. — „Diesen Kranz, sprach sie, schenkt dir Axiothea von Fluunt zum Zeichen ihrer Liebe und zum Andenken an die Begebenheit des heutigen Tages. Willst du Amors Geheiß, willst du das Geheiß deines Herzens, das du ihr nicht undeutlich zu erkennen gegeben hast, willst du Axiotheens Wünsche erfüllen, so werde er dein Hochzeitskranz; wo nicht, so hänge ihn als einen Sigeskranz auf, und erinnere dich dabey, bis er zu Staub wird, wenigstens so, an die, die du dann nicht mehr sehen kannst.“

Sie wandte ihr Gesicht seitwärts, um Erasten ihre Thränen nicht sehen zu lassen, der, stumm vor Verwunderung, den Kranz und ihre Hand ergriff. — „Wo? Wer ist Axiothea?“ rief er ungeduldig. Axiothea? Ist es nicht die Schühlerin Platons? — deine Bekannte? — von der wir einigemal sprachen? — die vor meiner Ankunft von Athen abreiste? — Die Männerkleider trug? *) —

Diese letzte Erinnerung war wie ein elektrischer Funken, der den ganzen Crast plötzlich durchfuhr, und eine starke Erschütterung in seinem Herzen, eine Purpurröthe auf seinen Wangen und ein helles Licht über die ganze Begebenheit in seinem Geiste zurückließ. Er stand wie angewurzelt, ließ den Blumenkranz fallen, schlug die Hände zusammen, und sah

starr

*) M. vergl. den Tod Platons.

ſtarr auf die Erde, als wenn er dem hinabſinkenden Latmon nach, und der heraufſteigenden Axiothea entgegen ſähe. Axiothea unterbrach das Stillſchweigen, die Verwunderung und Verlegenheit. „Eraſt, ſprach ſie, ich erwarte zitternd die Strafe für meinen Betrug! Was ſäumſt du?“ — Dieſe Worte löſten das Siegel, das ſeinen Thränenquell verſchloſſen hielt, und machten ſeine Glieder wieder beweglich. Er antwortete mit einer langen feurigen Umarmung, die einigemal wiederhohlt wurde, und auf welche lange nur Thränen, nur Blicke, nur ein Händedruck, nur eine wehmüthig zärtliche Gebehrde folgte.

„Ich bin Axiothea von Fliunt, fing endlich der entmaskete Latmon mit gebrochener Stimme an, und kam nicht lange vor dir nach Athen, um Platons Schule zu beſuchen. Ich ſtellte mir vor, daß ich, wenn ich auch nicht vater- und mutterlos wäre, wie ich es wirklich bin, dennoch als eine Fremde hier, auf dem Sammelplatz aller Thorheit wie aller Weisheit, ſchwerlich unangefochten bleiben könne; daß ich, anſtatt Platons Lehren, das Gift des Laſters einſaugen könne, und Athen vielleicht einſt, anſtatt mit dem frohen Bewußtſeyn der Tugend, mit dem kränkenden pflichtwidriger Handlungen wieder verlaſſen würde. Ich ſtellte mir ferner vor, daß ich als Mädchen nicht ungehindert, nicht ſo ohne Verdacht, ohne den geringſten Schein der verletzten Ehre, demjenigen nachgehen könne, was mich nach Athen trieb. Mein Vermögen war anſehnlich genug,

um

um mich in der Wahl meiner Lebensart von der Seite nicht eingeschränkt zu sehen. Jene Gedanken mit diesem Vortheile vereinigt, brachten mich also auf den sonderbaren Entschluß, in Männerkleidung von Fliunt abzureisen, und mich als Latmon hier niederzulassen. Ich that es mit Wissen des Vormunds meiner Güter, der mich hierher und zu seinem alten Bekannten Platon brachte, ihm unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mein Geheimniß und dessen Absicht anvertraute, und mich seiner Obhut empfahl. Er ließ mir meinen alten Bedienten zurück, den er mir erst auf der Reise angeschafft hatte, damit ich auch von dieser Seite unentdeckt bliebe. So fing ich denn an, mich dem Studium der Filosofie aus allen Kräften zu widmen, lebte einsam und von niemanden gekannt als von mir, von Platon, und, worüber du dich wundern wirst, von Lasthenien, die, wie ich bei einer gewissen Gelegenheit glaubte argwöhnen zu dürfen, mich Speusippen, in der Zeit ihres bessern Einverständnisses, verrieth. Wenn sie es that, so verzeihe ich's ihr: denn was kann zwischen solchen Liebenden ein Geheimniß bleiben? Und es war eine von den guten Eigenschaften Speusipps, daß er zu schweigen wußte. Lasthenia mußte mich aber nothwendig kennen, da sie die nächste Veranlassung zu meiner Reise nach Athen war. Auf der ihrigen von Mantinea hierher kam sie durch Fliunt, schon damals unter dem Titel einer Filosofin, indem sie bereits einige Zeit vorher den Künsten, für welche sie so schwer büßte, den Abschied gegeben,

und

und sich den Wissenschaften geweiht hatte. Weil ich mich gleichfalls mit den letztern beschäfftigte, so machte man mich mit ihr bekannt; sie wurde selbst so vertraut, daß sie mich einen Blick in die Geschichte ihres Lebens thun ließ, und suchte mich zu bereden, mit ihr Athen zu besuchen. Wenn ich es schon damals aus guten Gründen nicht that, so folgte ich ihr doch in kurzem nach, und es war natürlich, daß ich sogleich nach meiner Ankunft vor ihr insgeheim die Maske abnahm, die sie mir vielleicht sonst zur ungelegenen Zeit abgezogen haben würde; daß ich die Bekanntschaft erneuerte, und um ihre Verschwiegenheit bat. Indessen blieben wir theils absichtlich, um keinen Verdacht zu erwecken, theils unvorsetzlich, aus andern Ursachen, ziemlich entfernt von einander, jedoch nicht so sehr, daß sie sich nicht, so oft sie es ohne Zeugen thun konnte, mir mit wahrer freundschaftlicher Theilnehmung genähert, um mein Befinden und mein Verhältniß mit dir erkundigt, und mir hinwiederum etwas von ihrem Zustande mitgetheilt hätte; woher dir denn nun auch die Zuversichtlässigkeit erklärbar seyn wird, womit ich vorhin von ihrer Sinnesart und den Ursachen ihrer Sprödigkeit sprach. Der gröſste Theil jener Schilderung war ihren eingenen Erzählungen abgeborgt.

„Doch ich versäume über sie fast von unsern eigenen Verhältnissen zu reden. Ich hatte eine Zeitlang so gelebt, als der Zwang, den ich mir selbst aufgelegt hatte, ich meyne die Einsamkeit, die Zurück-

rückhaltung gegen jederman, die Entfernung von so vielen, was mich reitzte, mir zum Ueberdruß wurde, und ich fing schon an auf Mittel zu denken, wie ich mich, ohne Anstoß, meiner Verkleidung entledigen könnte. Aber der Himmel, der so sehr über unsere Herzen als unser äußeres Schicksal wacht, fand es für gut, mir durch einen neuen stärkern Beweggrund das männliche Gewand wieder werther zu machen. Er ließ mich Crasten sehen und ihn lieben, und von nun an lag mir mein männlicher Chiton so fest an, daß keine Vorstellung und kein Beweggrund mir ihn hätte auszuziehen vermocht. Wer meine Absicht nicht wußte, hätte grade das Gegentheil erwarten sollen, oder fürchten können, daß ich aus minder edeln Gründen so verkappt bliebe. Selbst Platon schien mich zu verkennen, als er uns einst unter einer Ulme belauschte, und dich einen zärtlichen Kuß auf meine Lippen drücken sah. Er nahm mich am folgenden Tage bey Seite, und fragte mich in einem scherzhaften Tone, der die Bitterkeit seiner Frage milderte: ob denn unsere Hymenäen so ohne Fackel und Brautgesang vollzogen werden sollten? — Eben so wohl, gab ich ihm in demselben Tone zurück, als die zwischen dir und mir. Unsere Seelen sind ja auch zusammen vermählt, und wurden es eben so geräuschlos, als seit kurzem Crasts Seele mit der meinigen. — So werde ich dich der Vielmännerey bezüchtigen! sagte er lachend und wollte weggehn, als ich ihn festhielt und ihn beschwor, mich keiner andern Absicht als der fäs

hig zu halten, durch die Benutzung meiner bisheri-gen Verkleidung mein eigenes Herz wie das deinige zu prüfen, ob sie im Stande wären, einander mit der reinsten, uneigennützigsten, von jeder Nebenab-sicht freyen, freundschaftähnlichen Liebe zu lieben, und betheuerte ihm, daß mein Geschlecht dir unbe-kannt sey. Mit dem Ausdruck einer herzlichen Freude sah er mich an, und wünschte mir Glück zu dem, seiner Meynung nach so schweren Unterneh-men, zu der Realisierung einer Idee, die er in seinen Schriften, Lehrvorträgen und Unterredungen zu Zei-ten geäußert habe, die ihm aber unter Personen von zweyerley Geschlecht kaum anders ausführbar scheine, als durch die sonderbare Mummerey, auf welche ich verfallen sey. Er fragte mich indessen, wie es möglich wäre, daß Er erst nach einer Bekanntschaft von mehr als Einem Tage, und bey der Vertraulich-keit, die unserer Freundschaft eigen zu seyn scheine, noch immer getäuscht worden sey, und für die Folge getäuscht werden könne? Dadurch, war meine Ant-wort, daß ich alles aufs sorgfältigste verberge, was ihm die Omfale in der Löwenhaut verrathen könnte; dadurch, daß ich ihn versicherte, der Arzt habe mir wegen meines zarten Körperbaues alle gymnastische Uebungen nicht nur, sondern auch jede sorglose Ent-blößung verboten; kurz dadurch daß ich mich (wenn das Gleichniß nur auch meinem Karakter Ehre mach-te) wie die verfolgte Schlange im Grase wende und drehe, um jedem neugierigen Blick zu entschlüpfen.

Officiant (lieſt.)

Hermione, Königliche Gemahlin des Durchlauchtigſten Leontes, Königs von Sicilien, du wirſt hier vorgeladen und des Hochverraths angeklagt, darinn von dir begangen, daß du mit Polixenes, König von Böhmen, ehbruchet, und mit Camillo dich in ein Verſtändniß gegen das Leben unſers Gnädigſten Herrn, des Königs deines Gemahls, eingelaſſen; und daß, da dieſer Anſchlag durch zufällige Umſtände zum Theil offenbar worden, du, Hermione, gegen die Treue und Pflicht eines getreuen Unterthanen, ihnen gerathen und Vorſchub gethan, um ſich bey nächtlicher Weile durch die Flucht zu retten.

Hermione.

Da alles was ich zu ſagen haben kan, in dem bloſſen Widerſpruch meiner Anklage beſteht; und ich keine andre Zeugſchaft meiner Unſchuld aufſtellen kan, als meine eigne; ſo wird es mir ſchwerlich etwas helfen, wenn ich ſage, ich bin nicht ſchuldig: Das gegen meine Redlichkeit einmal gefaßte Vorurtheil, wird alles was ſie ſagen kan, zu falſchen und leeren Ausflüchten machen. Aber, wenn Göttliche Mächte auf unſre menſchlichen Handlungen herabſchauen, (wie ſie es gewiß thun) ſo zweifle ich nicht, daß Unſchuld doch zulezt eine falſche Anklage zu Schanden machen, und Tyranney vor Geduld zittern wird -- Ihr, mein Herr und Gemahl, ihr wißt am beſten, ob ihr es gleich am wenigſten zu wiſſen ſcheinet, daß mein vormaliger Lebens-Wandel ſo keuſch, ſo ehrlich, und ſo untadelhaft

Platon wurde forthin der Genius unſerer Liebe, und ſein Tod erregte in mir noch einen ganz beſondern Schmerz, den ich dir nicht mittheilen durfte, darüber nehmlich, daß er nicht der Zeuge von der glücklichen Ausführung des angefangenen Werks werden und es krönen helfen konnte. Es iſt vollbracht! Speuſippus Tod beſchleunigte von meiner Seite den Ausgang. Ich fand, ich weiß nicht welche Aehnlichkeit zwiſchen Laſtheniens Betragen gegen ihn und dem meinigen gegen dich, und es ahndete mir, ich weiß nicht warum, daß der Betrug am Ende zu unſerm beyderſeitigen Unglück ausſchlagen könnte, wenn ich nicht die nächſte beſte Gelegenheit ergriffe, ihn zu endigen. In dem Akaciengebuſche, bey welchem wir ſitzen, hatte ich dieſe Kleider verborgen, um dir, wo möglich, heute noch zu ſagen wer ich ſey, und um mit dir ganz glücklich oder auf immer unglücklich zu werden. Das Schickſal ſchien mir durch deinen Traum die Hände dazu gereicht zu haben; ich benutzte ihn, um deine Geſinnungen genauer zu erforſchen, und war entzückt eine Entdeckung zu machen, deren Wahrheit nun an dir iſt zu beſtätigen.

Axiothea! rief Eraſt aus, du warſt würdig ein Mann zu heiſſen. Du willſt wie ich will, und ſo ſtehen wir beyde in kurzem an Hymens Altare.

J. F. v. Meyer.

III.

Vorläufige Uebersicht

einiger Fächer der neuesten Literatur nach dem Allgemeinen Bücher-Verzeichniß von der Michaelis-Messe 1795.

Wenn man vom Titel und der Aussenseite der Bücher auf ihr Inneres schließen kann, so dürfte der Gewinn, den sich die Wissenschaften von den Erzeugnissen dieser Messe zu versprechen haben, nicht hoch anzuschlagen seyn. Denn in der That scheint das Leipziger Bücher-Verzeichniß einen ziemlichen Vorrath unbedeutender, und eine sehr kleine Anzahl bedeutender oder gar klassischer Werke aufzuweisen. Zwar sind Fortsetzungen von Adelungs Wörterbuche, von Joh. Müllers Geschichte der Schweiz, von Göthe's Wilhelm Meister, von Panzers Jahrbüchern der Buchdruckerkunst, Eichhorns Einleitung in die apokryptischen Bücher des A. T. erschienen: allein wie schwer möchte es halten, eine beträchtliche Nachlese von Werken gleichen oder höheren Gehalts zu diesen wenigen hinzuzufügen! Nun sind freilich Büchertitel nicht immer der sicherste Maßstab zur Beurtheilung des Inhalts, und es hat wohl gar mancher Schriftsteller die Laune oder die Bescheidenheit, etwas anders oder mehr zu liefern als er auf der Stirne seiner Schrift ankündigte; ja, die Bücher sollten sogar, wie neulich von einem Gelehrten behauptet wurde, um der Ueberraschung willen

willen, immer mehr enthalten als ihr Titel verspricht. Allein weit gefehlt, daß die Mehrheit unserer Schriftsteller und Buchmacher diese Maxime befolge, wollen sie vielmehr lieber auf ihrem Aushängeschilde größere Hoffnungen erregen als sie befriedigen, und sich oder ihren Büchern durch den Schein einen Namen verschaffen, den sie nicht durch Seyn erhalten können. Je fabrikmäßiger die Schriftstellerey getrieben wird, desto mehr nehmen die Täuschungen durch vielversprechende, neue, auffallende Titel überhand.

Eine flüchtige Wanderung durch dieselben Fächer, von deren Ertrage in der vorigen Messe ich schon im Merkur (St. 5 N. 4) Rechenschaft abgelegt habe, wird die verhältnißmäßige Dürftigkeit der diesmaligen Ausbeute darthun.

Die Fjlosofie ist, gegen verschiedene andere Fächer, wie billig, noch ziemlich ergiebig, aber doch, gegen andere Messen gehalten, arm an Erzeugnissen. Diese haben fast durchgängig kritische Filosofen zu Verfassern. Unmittelbar auf Kants Schriften bezieht sich eine dritte vermehrte und verbesserte Auflage des beliebten Schmidtischen Wörterbuchs zum Gebrauch der Kantischen Schriften, und eine schon aus öffentlichen Blättern bekannte Ankündigung eines lateinischen Werkes von Schmidt Phiseldeck in Koppenhagen, welches Kants kritisches System in seinem ganzen Umfange vortragen soll,

ein Unternehmen, dem man einen glücklichern Erfolg wünschen muß als ähnliche Plane einer lateinischen Ueberſetzung der Kantiſchen Schriften von Born u. a. gehabt haben. Einen Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde hat Bardili — „Ueber die Geſetze der Ideen-Aſſociazion und ein bisher unbemerktes Grundgeſetz derſelben" — geliefert, und von Iths ſchätzbarer Anthropologie, gröſtentheils auf Kants Grundſätze zurückgeführt, iſt der zweyte Theil erſchienen. Ueber die Federſchen Lehrbücher der Logik, Metafyſik und praktiſchen Filoſofie ſind nach den Tittelſchen neue Erlauterungen herausgekommen, und Grohmann hat neue Beyträge zur kritiſchen Filoſofie und insbeſondre zur Logik herausgegeben. Mit der Moral beſchäfftigen ſich in Beziehung auf die Kantiſche Filoſofie Fürſtenau „Die neueſten Streitpunkte übet den letzten Grund der Moralität und Sittenlehre aus einander geſetzt und beurtheilt" — und eines Ungenannten Abhandlung über die moraliſche Triebfeder im Kantiſchen Syſtem. Auch kann hieher gerechnet werden Blau, über die moraliſche Bildung des Menſchen, wiewohl dieſe Schrift vielleicht der Erziehungs-Wiſſenſchaft eigenthümlicher angehört. Auf die Religion der Vernunft, vorzüglich die moraliſche, beziehen ſich Heydenreichs Filoſofiſches Taſchenbuch für denkende Gottesverehrer, und der Verfaſſer einer Schrift über die ſittliche Würde der Religion; eine erläuternde Darſtellung von Kants filoſofiſcher Religionslehre. Das Natur-Völker- und Staatsrecht wird in dem

dem Maße immer mehr und vielseitiger bearbeitet, als Freymuth im Denken und Freyheit im Schreiben zunimmt, und als die Bedürfnisse der Zeit zu Erörterungen der Art auffodern und nöthigen. Die Anzahl der Lehrbücher dieser Wissenschaft hat daher auch in dieser Messe beträchtlich zugenommen. Rasp hat Erläuterungen des Lehrbegriffs des Naturrechts, seinem theoretischen Theile nach, herausgegeben; Heydenreich den 2ten Theil seiner Grundsätze des natürlichen Staatsrechts; Schmalz den 3ten Theil seines Rechts der Natur oder das natürliche Kirchen- und Familien-Recht; endlich Schmidt einen Grundriß des Naturrechts, der sich durch streng wissenschaftliche Anordnung, durch gedrungene Kürze und durch neue Blicke und Ansichten auszeichnet. Hieher gehört auch Kants filosofischer Entwurf zum ewigen Frieden, vermuthlich eine weitere Ausführung der vor Jahren in dem Kantischen Aufsatze über die Weltgeschichte a priori in der Berl. Monatsschrift hingeworfnen trostreichen Ideen über einen dereinst zur Begründung eines dauerhaften Friedens zu erwartenden Völkerbund. In die Geschichte der Weltweisheit schlagen folgende Schriften ein: Fülleborns Beyträge zur Geschichte der Filosofie, 6tes Stück; Reeb, über den in verschiedenen Epochen der Wissenschaften allgemein herrschenden Geist, und Warnekros Apologie und Leben Epikurs. Die filosofischen Zeitschriften von Abicht, Eberhard, Jakob und Niethammer haben einen ununterbrochnen Fortgang. Nur scheinen Jakobs Annalen das ausgebreitetste

Leserpublikum zu haben, obgleich die Niethammersche Zeitschrift rühmlichst mit ihnen wetteifert.

An wissenschaftlichen Schriften über das Schul- und Erziehungswesen ist das Meßverzeichniß ganz arm. In die Methodenlehre schlägt eine einzige Schrift von Hecker ein: Ueber die zweckmäßigste Methode die Sprachen zu lehren. Desto ansehnlicher ist die Anzahl sogenannter Kinderschriften unter mancherley Ueberschriften, als da sind Kinder-Almanache, Kinder-Zeitungen, Kinder-Freunde, Kinder-Bibliotheken, Taschenbücher, Schauspiele, Weihnachts-Geschenke u. dergl. m. Man zählt weit über 30 Schriften der Art, deren innern Gehalt man, im Durchschnitt und unbeschadet der Güte Einiger, ohne gerade ein Oedip zu seyn, voraussagen kann, wenn man mit der Manier des Trosses unsrer Kinder-Schriftsteller ein wenig bekannt ist. Aber dem Himmel sey Dank, daß sich eine Gesellschaft von Kunstrichtern vereinigt hat, welche in der Hamburgischen pädagogischen Bibliothek ein unbarmherziges Gericht über diese After-Erzieher halten, die mit Recht als Verderber der Jugend angeklagt werden. Unter den Lehrbüchern für die Jugend kommen neue Auflagen von Eberts Naturlehre und von Voigts Unterricht vom Menschen vor, vorzüglich aber eine sehr verbesserte Ausgabe des berühmten Faustischen Gesundheitskatechismus, nebst dem 2ten Theile von Müllers Exempel-Buche dazu. Man könnte eine eigne Geschichte dieses Gesundheits-Katechismus schreiben,

der,

der, ohne vielleicht an innerem Gehalt und an Vollendung mit dem Beckerschen Hülfs-Büchlein verglichen werden zu können, noch ungleich mehr Aufsehen als dieses erregt hat, in alle mögliche Sprachen übersetzt, in die Volksschulen mehrerer Länder und Ortschaften eingeführt, erläutert, erweitert, nachgeahmt worden ist, und bereits die vierte ächte Auflage erlebt hat. Die eigentlichen Religions-Katechismen übergehe ich. Zum Sprach-Unterrichte gehören Grimms griechisches Lesebuch; Hagens Uebungen in der Ciceronischen Schreibart, eine neue Ausgabe der trotz seiner vielen Nebenbuhler noch immer vorzüglich gesuchten Gedickschen lateinischen Chrestomathie für die mittlern Klassen, und Der sich selbstlehrende Lateiner nach Raffs Methode!

Auch für die alte Literatur ist die Aerndte nicht ergiebig ausgefallen. In die alte Kunst schlagen nur zwey Schriften ein, die Fortsetzung des in Gotha herauskommenden Auszugs aus der Voyage pittoresque de Naples et Sicile, und Böttiger, über die Verzierung moderner Reitbahnen durch alte Kunstwerke. Zur griechischen Litteratur gehört eine Sammlung von Abhandlungen des belesenen und gelehrten ehmaligen Direktors Hauptmann in Gera, über die Attischen Schriftsteller, die auch zum Theil, wo ich nicht irre, bereits in der Reiskischen Ausgabe der griechischen Redner abgedruckt oder doch benutzt worden sind. Einen Beytrag zur

Staatswiſſenſchaft der Griechen giebt Buhlens Ueberſicht der politiſchen Theorien der Griechen. Auch die Erdbeſchreibung der Alten hat durch einen neuen noch rückſtändig geweſenen Theil des Mannertſchen Werkes, welcher Britannien in ſich faßt, gewonnen. Der Konrektor Hauptmann in Gera hat auch ſeines Vaters vermiſchte filologiſche Schulſchriften in einer Sammlung herausgegeben. Noch fehlt, wenn man etwa das Rupertiſche Magazin ausnimmt, der alten Litteratur ihre eigne Zeitſchrift, obgleich ein angeſehener Gelehrter mit einem ſolchen Unternehmen nach einem neuen Plane umgeht.

Unter den wenigen Ausgaben griechiſcher Schriftſteller darf man ſich von Schaubachs Ausgabe der Sternbilder des Eratoſthenes die meiſten Erwartungen machen, die ſchon durch eine ſcharfſinnige Abhandlung dieſes Gelehrten im N. T. Merkur, über den Urſprung der aſtronomiſchen Begriffe unter den Griechen rege geworden waren. Den Freunden der filoſofiſchen Schriftſteller der Griechen wird die Ueberſetzung und Erläuterung der Bruchſtücke des Parmenides von Fülleborn, die Ueberſetzung und Erklärung des Xenofontiſchen Gaſtmals und des Oekonomikus von Becker, die Verteutſchung einiger Platoniſcher Geſpräche von Fr. C. Gr. zu Stollberg, und die Ueberſetzung und praktiſche Bearbeitung der Platoniſchen Briefe von Schloſſer, ſehr willkommen ſeyn. Die Schloſſerſche Uebertragung der Platoniſchen Briefe, eines herrlichen Katechismus der Regierungskunſt,

kunſt, iſt ſchon zum Theil aus Schmids filoſofiſchem Journal bekannt. Von gewiſſen alten Schriftſtellern ſchwitzen faſt unaufhörlich die Buchdruckerpreſſen, mögen ſie auch noch ſo oft abgedruckt, erläutert, überſetzt worden ſeyn. Dahin rechne ich die Aeſopiſchen Fabeln, von denen eine Ueberſetzung mit Anmerkungen erſchienen iſt; den Muſäus, von deſſen Gedicht eine metriſche Ueberſetzung durch Fulda, und eine Ausgabe durch Trucher, der, ſo Gott will, noch alle Schriftſteller herausgeben wird, beſorgt worden, und den Paläfatus, den man abermals für Schulen bearbeitet hat. Von den Müllerſchen Auszügen aus dem Euſtath und den übrigen griechiſchen Erklärern des Homer iſt wieder ein Bändchen erſchienen, und vom jungen Schmieder in Halle eine Sammlung kritiſcher Anmerkungen zu Arrians Feldzuge Alexanders des Großen.

Für die römiſcher Schriftſteller iſt eben ſo wenig geleiſtet worden. Eine kleine Handausgabe des Kolumella von Reß, ein Abdruck der Sententiae des Paulus von Hugo ſind die einzigen Ausgaben römiſcher Klaſſiker. Aus Jani's Nachlaſſe ſind erklärende Anmerkungen zu Horazens Epiſteln und Satyren herausgekommen. Ueberſetzt ſind Lukrez von Meinecke, Salluſts Jugurtha nebſt deſſen Briefen an den Cäſar, von Schlüter, Fädrus mit Anmerkungen von Büchling, und von Großens Verteutſchung des Livius iſt der 7te Band fertig worden.

Bey der klaſſiſchen Litteratur werfe ich noch einen Blick auf das Verzeichniß der Schriften, welche künftig herauskommen ſollen. Die Ausbeute wäre an ſich nicht gering, wenn man nur mit Zuverſicht darauf rechnen könnte, daß alle angekündigten Werke, wo nicht bald, doch gewiß einmal erſcheinen würden. Allein die leidige Erfahrung lehrt, daß manche Schriften viele Jahre hinter einander in dieſem Verzeichniſſe ausſtehen, ohne je in das Verzeichniß der fertig gewordnen überzugehen, und daß manche endlich ganz aus dem Meßverzeichniſſe verſchwinden, nachdem die Erwartung lange vergebens hingehalten worden iſt. Man kann triftige Gründe haben, Werke lange vor der Erſcheinung anzukündigen, auch wohl, ſeinen ehemals gefaßten Vorſatz aufzugeben. Indeß ſcheinen mehrere Gelehrte den Umfang menſchlicher Kräfte und der Zeit nicht genug zu berechnen, oder von Launen bald auf dieſen bald auf jenen Gegenſtand geführt zu werden, oder wohl gar ſich einem gewiſſen gelehrten Geitz zu überlaſſen, der alles allein für ſich behalten, erſchöpfen und bearbeiten möchte, wenn ſie auf Einmal oder von Meſſe zu Meſſe eine Anzahl der verſchiedenartigſten Werke, Ausgaben von Klaſſikern u. ſ. w. verſprechen, die ſie dann natürlich ſehr lange ſchuldig bleiben, zum Theil wohl ewig ſchuldig bleiben müſſen, oder die ſie zur großen Unbequemlichkeit der Käufer zerſtückelt, in vereinzelten Theilen und Abſchnitten, in langen Zwiſchenräumen hinter einander liefern. Es iſt ſehr zu fürchten, daß dieß

der

geweſen iſt, als ich izt unglüklich bin; und das iſt mehr als irgend eine Geſchichte, ja mehr als irgend ein Trauerſpiel, obgleich mit allem Fleiß ausgeſonnen, um Zuſchauer herbey zu loken, aufweiſen kan -- Denn hier ſteh' ich, die Genoſſin des Königlichen Bettes, die Theilhaberin des Throns, die Tochter eines groſſen Königs, die Mutter eines hoffnungsvollen Prinzen, flehe und ſchwaze für Leben und Ehre, vor einem jeden, dem es gefällig iſt zu kommen und zu hören. Was mein Leben betrift, das hat in meinen Augen alles verlohren, was es der Erhaltung werth machen könnte: Aber meine Ehre iſt mein eigen, und für dieſe ſteh' ich hier. Ich appelliere an euer eignes Gewiſſen, mein Herr, wie ich bey euch in Gnaden geſtanden, eh Polixenes an euern Hof kam, und ob ich es verdiente -- und, ſeitdem er gekommen iſt, wie ſorgfältig ich bemüht geweſen, mich eurer guten Gedanken von mir würdig zu erhalten; bin ich in Werken oder Gedanken nur Ein Jota über die Schranken der Ehre hinaus gegangen, ſo möge ſich das Herz eines jeden der mich hört, verhärten, und meine nächſte Blutsverwandten Fy über mein Grab ruffen!

Leontes.

Ich habe noch nie gehört, daß es einer, welche Muth genug hat ſo grobe Verbrechen zu wagen, an Verwegenheit gefehlt hätte, ſie mit eben der Unverſchämtheit wieder wegzuläugnen, womit ſie ſelbige begangen hat.

Hermione.

Das iſt wahr genung, aber es iſt eine Beobachtung, mein Herr, die gar nicht für mich gemacht iſt.

Leontes.

der Fall bey einigen litterarischen Unternehmungen des vielumfassenden und unermüdeten Beck seyn dürfte! Von andern Werken wird der Druck so weit hinausgesetzt, oder bleiben die Fortsetzungen, welches noch schlimmer ist, so lange aus, weil die Verleger beym Herausgeben ihre Rechnung nicht sonderlich zu finden meinen. Dieß möchte wohl der Fall mit dem 3ten Bande von Invernizz Aristofanes, mit dem 4ten Bande von Irmischs Herodian, mit dem 3ten des Reiskischen Libanius, vielleicht auch mit dem 2ten Bande des Gottleber-Bauerschen Thucydides seyn. Wolfs Tacitus steht abermals, wie die von Wolf versprochene Fortsetzung des Reitzischen Herodot, unter den Edendis, und wird wohl noch lange darunter stehen bleiben. Allein wer kann auf diesen Zauderer ungehalten seyn, da seine Schriften durch Verzug so sehr gewinnen! Von Schützens Aeschylus liest man endlich auch den letzten Band angekündigt. Wohl dem wackern Manne, wenn er bald Gesundheit, Muße und Heiterkeit des Geistes zur Vollendung dieser schätzbaren Ausgabe findet! Pentzel hat seit vielen Jahren eine Ausgabe des Dio Kassius versprochen. Jetzt kündigt er, noch vor Abtragung seiner alten Schuld, zugleich eine Ausgabe des Xifilin an. Schon in Kopenhagen hat seit seinem Aufenthalte in Italien eine neue kritische Bearbeitung von den Sermonen des Johannes von Stobi erwarten lassen; allein die neue Laufbahn, in der er sich als Prinzen-Erzieher befindet, scheint der Vollendung dieses Werkes noch immer hinderlich zu seyn. Eben so lange hält

Sie

Siebenkees, die verheißene Ausgabe des Strabo zurück, die keine geringen Erwartungen erregt hat. Der 2te Band von Buhlens Aratus iſt ſeit dem J. 93 angekündigt worden, aber noch nicht erſchienen. Eine von Jani unternommene neue Ausgabe des Velleius ging nach deſſen Tode in Köppens Hände, und nach deſſen Tode in die des Rektor Krauſens in Hannover über, der noch immer über ihr brütet. Von der Tübinger Handausgabe des Plutarch wird die Fortſetzung verſprochen. Man hat bisher geſehen, daß der Herausgeber redlich Wort hält und die Herausgabe ununterbrochen und regelmäßig befördert. Von den Werken des Filoſofen Seneka kündigt ſeit einiger Zeit Ruhkopf eine neue Bearbeitung an, die auch neben der kritiſchen, filologiſchen unnd filoſofiſchen Ausgabe des D. Feßler in Karolath, die ſich unter andern durch einen ſeltnen Vorrath kritiſcher Hülfsmittel auszeichnen wird, füglich beſtehen kann. Ein ſo wichtiger und doch ſo lange vernachläßigter Schriftſteller verdient, daß ſich ihm mehr als Ein Gelehrter widme, und der Wetteifer zwiſchen den Herausgebern beider Ausgaben kann dem Seneka nicht anders als erſprießlich ſeyn. Der thätige Schweighäuſer hat nach der Vollendung ſeiner Ausgabe des Polybius eine neue Bearbeitung von Arrians Epiktet angekündigt, die aber in den nächſten Jahren wohl noch nicht erſcheinen wird, weil Schweighäuſer als neu erwählter Deputierter des Elſaß in Paris ſchwerlich Muße und Neigung zur Ausführung ſeines Vorhabens finden

möch-

möchte. Von der aus den Handschriften des Herkulanum entwickelten Schrift des Filodem gegen die Musik ist schon einigemal ein teutscher Abdruck angekündigt worden. Von Plinius Lobschrift kündigt Gierig, und von Xenofon über den Staat von Lacedämon und Athen Goerentz eine Ausgabe an. Auch Teucher zeigt an, daß er den Appian und Tryfiodor herausgeben werde. Eine Ausgabe des Nonnus hat man gleichfalls zu erwarten, vielleicht von demselben betriebsamen Gelehrten. Von Borheck's Apparat zum Herodot und von Pentzels Uebersetzung des Dio sind die Fortsetzungen versprochen. Grohmann will sich an eine neue Uebersetzung und Bearbeitung der Hymnen des Kallimachus, auch nach einem solchen Vorgänger wie Ahlwardt ist, wagen. Schlüter, durch Uebersetzungen verschiedner Schriften bekannt, verspricht eine Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Petron, bey welcher unsre züchtige Sprache und hoffentlich auch unsre züchtige Denkungsart ziemlich ins Gedränge kommen dürften. Auch hat der geschickte Uebersetzer Rothe eine Uebersetzung und Bearbeitung des Vitruvius in öffentlichen Blättern angekündigt, von der man sich viel versprechen kann.

L.

IV.

Verwandlung der Annaten in eine Franzoſen-Hülfe.

(Nur ein patriotiſcher Vorſchlag.)

Wenn unſere Nazion in den Perioden der Unwiſſenheit ihren Eigenwillen blindlings fremder Autorität unterwarf und italieniſcher Schlauheit zinsbar wurde, ſo ſcheint das in der Ordnung der Dinge zu ſeyn.

Wenn aber dieſes Anerkenntniß der Ueberlegenheit zu einer Zeit fortdauert, wo Wiſſenſchaften und Erfahrung die Nazion längſt zur Beſonnenheit gebracht, und dem Prieſterthum die gemißbrauchte Uebermacht aus den Händen gerungen haben: ſo muß man glauben, daß es unendlich leichter ſey, einen Mißbrauch einzuführen als ihn wieder zu vertilgen.

Teutſche Geduld und teutſche Verfaſſung, die ſo manchem Gebrechen einen ungeſtörten Spielraum verſchaffen, ſind unter andern der Politik des römiſchen Hofes treflich zu Statten gekommen, und haben willig die Hand geboten, um ihr die Quellen einer Macht zuzuführen, die wieder die Freyheit der Nazion ſelbſt mit gerichtet iſt.

In

In Zeiten, wo man die Verleugnung der Vernunft für eine Vorschrift der Offenbarung halten, und sich mittelst der Religion von der Moral dispensieren lassen konnte, mochte man gerne glauben, daß das Wohl der Christenheit mit den reichen Einkünften der päpstlichen Kammer in Verbindung stehe. Aber heutiges Tages sollte man ungeduldig über eine Geduld werden, welche, so zu sagen, schlafend von der Hand der Zeit des zu erwarten scheint, was nur der errungene Preis teutschen Muthes und standhafter Thätigkeit werden kann.

Von mehrern Dingen, welche Kennzeichen unserer fortdaurenden Abhängigkeit von ultramontanischer Macht sind, und welche die Federn der Patrioten schon oft beschäftiget haben, will ich nur die päbstlichen Annaten *) nennen, weil in den gegenwärtigen Zeitumständen selbst eine Veranlassung zu liegen scheint, diese Sache in Bewegung zu bringen.

Das teutsche Reich ist nemlich in einen Krieg verwickelt, der Menschenblut und große Schätze vergeudet, und der nicht nur einzelne Stände, son-

*) So heißen die Geldsummen, welche jeder neue Bischof und Prälat nach der apostolischen Taxrolle aus seinem Stifte oder von seiner erlangten Pfründe nach Rom erlegen muß.

sondern auch das Reich selbst, als solches, mit Schulden belastet.

Man erwartet mithin nichts gewissers, als daß zu Aufbringung dieser Gelder jede überflüßige Staats-Ausgabe werde beschränkt, und jede ungerechte aufgehoben werden. Allein es scheint nicht, als ob die teutsche Großmuth den Ermahnungen der Sparsamkeit Gehör geben wollte, wenn sie Zahlungen leistet, welche aus einer längst offenbarten Bethörung entstanden, deren Zweck nicht mehr existiert, und deren Verbindlichkeit vor der Prüfung des Richterstuhls verschwindet.

Sankt Petrus erlaubt uns schon, das Kunststück der apostolischen Kammer noch etwas näher zu betrachten, weil wir uns aus seinen Briefen die sehr wahrscheinliche Vermuthung ziehen, daß er diese, im Stil der Dataria sogenannten Erstlinge des heiligen Petrus schwerlich für die seinigen anerkennt. *)

Eine kleine Beschreibung dieser Annaten und ihrer Entstehung wird unsere Vermuthung noch mehr bestätigen.

Die Annaten haben mit mehrern zweydeutigen Produkten des Finanz-Kunstfleisses dieses gemein, daß ihr Ursprung dunkel und die Zeit der Einführung

*) Ems Ep. Petri 1, 5. 7

rung bestritten ist. Als die spätern Nachfolger der Apostel und Jünger des Herrn sich mit unerwartetem Erfolge auf die Finanz-Wissenschaft gelegt, und mit der Herrschaft über die Gewissen irdische Macht und Genüsse glücklich vereiniget hatten, um sich richtige Begriffe von der gepredigten Eitelkeit der Güter dieser Welt zu verschaffen: da fing man auch an, das Abscheiden der geistlichen Diener aus dieser Zeitlichkeit zu benutzen, und sich für die Mühe, die Stelle wieder zu besetzen, nicht nur etwas Brauchbares aus der Verlassenschaft des Verstorbenen, an Gold und Silber und dergl. auszulesen, welches das Recht der Spolien hieß, sondern auch hie und da etwas aus den Einkünften der Stellen sich bezahlen zu lassen. Einigen Spuren in der Geschichte zu Folge möchten die weltlichen Herren die Lehrmeister der Klerisey in diesem Stücke gewesen seyn, welche in der Folge von ihren klugen Schülern der Mühe überhoben wurden, sich mit dergleichen Einnahmen weiter abzugeben, und wenn einmal Einnahmen, die keinen Schweiß verursachen, in Gang kommen, so geben sie, in Schnelligkeit der Verbreitung, selbst den Erfindungen der Mode nichts nach.

Die hohe Geistlichkeit in England z. B. trieb es im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts so arg mit Einforderung der Einkünfte des ersten Jahres der erledigten Kirchen, daß der heilige Vater zu Rom (Klemens V.) ein gerechtes Einsehen traf, und sich selbst alle Einkünfte und Früchte des ersten Jahres zueig-

nete, weil er, wie der Annaliſt von Weſtmünſter beym Jahr 1305 bemerkt, den unfehlbaren Schluß machte: „was dem Unteren einzufordern erlaubt ſey, müſſe auch der Obere nehmen dürfen.“

Am Ende hatte die päpſtliche Kammer ihre Taxrollen über jedes Stift, und die geiſtlichen Oberhirten thaten ihre Schäflein ohne Umſtände in den Kirchenbann, wenn ſie ſich dieſe Erleichterung ihrer Beutel nicht gefallen laſſen wollten.

Innocenz VIII. und Julius III. denen die Gefahr, worin das Heil der Seelen wegen dieſer Exkommunikazion ſchwebte, ſehr zu Herzen zu gehen ſchien, erließen ſehr nachdrückliche Ermahnungs-Dekrete an die Zahlungsſäumigen, wobei ſie nicht umhin konnten, die Drohung des Kirchenbanns aufs neue einzuſchärfen.

Das teutſche Reich ging natürlich bey dieſem Tribute, welchen ein Papſt ſogar noch im 15. Jahrhundert, freylich in dem nicht für rechtsgültig anerkannten ſiebenten Buche der Dekretalen, für ein Anerkenntniß der allgemeinen Oberherrſchaft ausgab, nicht leer aus; ja, die künſtliche Unterhandlung der Abgeſandten des heiligen Vaters wußte es dahin zu bringen, daß die Erwähnung der Annaten in die bekannte Konkordaten vom Jahr 1448 mit aufgenommen wurde, ob ſie gleich das Baſeler Koncilium im Jahr 1436 völlig aufgehoben hatte. Man gab

ſie

ſie nun in der ehrlichen Meinung fort, daß ſie der Papſt gegen die Feinde der Chriſtenheit, inſonderheit die Türken, verwende. Auf dem Reichstage zu Augſpurg *) verſah man ſich daher zum Papſte, daß er die Annaten zur Türkenhülfe geben und folgen laſſe, welches er als der Vater der Chriſtenheit zu thun ſchuldig ſey, und kurz darauf **) beſchwerten ſich die Stände gegen den Römiſchen Stuhl ſehr heftig, daß ſie zu ganz andern Endzwecken verbraucht würden.

So bekannt aber die liſtigen Vorſtellungen und Hülfsmittel ſind, welche zur Ueberredung des Kaiſers Friedrich angewendet wurden, ſo bekannt iſt auch der Widerſpruch mehrerer Reichsſtände und Nachfolger des Kaiſers ſowohl, als das Projekt, ***) dem Papſte die Annaten wegen der auſſer Acht gelaſſenen urſprünglichen Verwendung gänzlich aufzukündigen.

Sollte dieſes mehr als anderthalb hundertjährige Projekt nunmehr nicht durch den Geiſt der Zeit ſeine Reiſe erlangt haben?

Wie kömmt es, daß man dieſer unaufhörlichen Auswanderung beträchtlicher Geldſummen ſo gelaſſen zuſiehet, da ſie doch bey geringfügigern Ge-

*) R. Abſch. von 1500. Tit. 15.

**) 1521.

***) Vom Jahr 1620.

genständen allen Finanz-Kollegien und Statistikern gerechte Seufzer auspreßt und nachdrückliche Gegen-Anstalten verursacht?

Wir wissen ja aus der Preisschrift des Herrn von Sartori über die Mängel der Regierungs-Verfassung in den geistlichen Wahlstaaten, daß in Zeit von 280 Jahren bloß für Annaten und Pallien aus 30 Stiftern über 3 Millionen nach Rom gegangen sind, die vielen Millionen für Dispensazionen und Indulgenzen nicht zu gedenken, wovon einstens Cäsar Borgia sogar seine Spielkasse ergänzte, und, wenn er verlor, zu sagen pflegte, daß es die Sünden der Teutschen wären.

Es läßt sich mit Grunde von Seiten des Päbstlichen Stuhles nichts zur Vertheidigung dieser Einnahme aufstellen. Selbst Inhaber desselben haben in den frühern Zeiten, — wo das Andenken an die Apostolische Uneigennützigkeit noch in frischerm Andenken gewesen zu seyn scheint, oder wo die erst im Wachsthum begriffene Hierarchie ihre Polypen Arme noch nicht nach allen Seiten auszustrecken wagte, — verboten, für Pallien, Ordinazionen u. s. w. etwas anzunehmen *), und Gregorius III. drückt sich sehr gut darüber aus:

„daß es eines Bischofs unwürdig sey, die Hand „zu verkaufen die er auflege." **)

Der

*) v. Canon: Novit Sanctitas tua. dist. 100.

**) C. Sicut Episcopum. caus. I. qu. 2.

Leontes.

Ihr wollt ſie euch nur nicht zueignen.

Hermione.

Mehr Fehler, als ich würklich habe, kan und ſoll ich auch nicht für mein erkennen. Was den Polyxenes mit dem ich hier angeklagt bin, betrift, ſo geſtehe ich, ich liebte ihn, ſo wie es ſeine guten Eigenſchaften verdienten, mit ſolch einer Art von Liebe, wie einer Frau, wie ich, anſtändig ſeyn kan; mit einer Liebe, gerade ſo einer und keiner andern, wie ihr ſelbſt mir ihn zu lieben befahlet; wenn ich weniger gethan hätte, wurde ich geglaubt haben, ungehorſam gegen euch, und undankbar gegen euern Freund zu ſeyn; einen Freund, den ihr mir ſelbſt als den Freund eures Herzens angeprieſen habt, und der euch von der Kindheit an bewieſen hatte, daß er's ſey. Was eure Zuſammen-Verſchwörung betrift, ſo geſtehe ich frey, daß ich gar nicht verſtehe was ihr damit wollt: Alles was ich weiß iſt, daß Camillo ein ehrlicher Mann war; aber warum er euern Hof verlaſſen hat, das wiſſen die Götter ſelbſt nicht, wenn ſie nicht mehr davon wiſſen als ich.

Leontes.

Ihr wußtet ſo gewiß um ſeine Flucht, als ihr wiſſet, was ihr in ſeiner Abweſenheit zu thun vorhattet.

Hermione.

Mein Herr, ihr redet eine Sprache, die ich nicht ver-

Der Ursprung der Annaten, man mag ihn aus dem Rechte der Spolien, oder von den bey der Ordinierung gewöhnlichen Honorien-Geldern ableiten, ist also unrein und ungerecht. Die Absicht der Entrichtung ist nicht erfüllt worden; die päbstliche Kammer ist die Rechnungs-Ablegung darüber seit ihrer Erhebung schuldig; die Taxe ist unbillig hoch und entkräftend, und es ist kein rechtsverbindender Grund zur Bezahlung derselben vorhanden, da die Konkordaten als ein fehlerhafter Vertrag anzusehen sind, und Grundsätze, die von Besitzstand, Herkommen oder Verjährung abgeleitet werden sollten, auf einen Gegenstand dieser Art nicht angewendet werden dürfen, ohne dem Staats- und Völkerrechte durch solche Lehnsätze aus dem bürgerlichen Rechte Gewalt anzuthun.

Doch es zweifelt wohl Niemand im Ernste daran, daß der katholische Reichstheil sich eben so gut die unschuldige Befreyung von solchen Lasten verschaffen dürfe, als der protestantische durch den Westfälischen Frieden erlangt hat. Wie eben erzählt wurde, trug schon ehehin das Reich kein Bedenken über die Aufkündigung.

Aber leider blieb es bis jetzt beym Vorhaben, zum abermaligen Beweise, wie langsam die Reformazionen den bessern Einsichten auf dieser besten Welt nachhinken.

Sollte nicht wenigstens der Drang der jetzigen Umstände so viel bewirken, daß auf eine Zeitlang die

Verwendung dieſer Geldſummen für das Vaterland und als eine Franzoſenhülfe genutzt würde? Die Reichs-Operazions-Kaſſe hat ziemliche Schulden gemacht, und wird ihrer wohl noch mehr machen müſſen, um den jetzigen Erbfeind alles, und beſonders des katholiſchen Glaubens, tapfer zu beſtreiten. Aus dieſem Geſichtspunkt hat ja wohl der Pabſt und die teutſche Kleriſey ein ſtarkes Intereſſe dabey, ihrem Patriotiſmus ein ſo leichtes Opfer zu bringen?

E. W. Ackermann.

V.

Fortſetzung der Briefe über die Voſſiſche Ueberſetzung Homers.

(S. No. IX. im 5ten St. des T. M. 1795.)

Dritter Brief.

Zürnen Sie nicht zu ſehr über mich, daß ich ſo lange geſäumt habe, mich meiner Schuld zu entledigen und Ihnen über meine mit dem Voſſiſchen Homer gemachte Bekanntſchaft einen ausführlichen Bericht zu erſtatten. Hinderniſſe, die ich nicht vorherſah, und Arbeiten, die ich nicht von mir abwälzen konnte, nahmen mir meine Zeit weg, und ließen mir für meinen lieben Homer nur verſtohlne Augenblicke; und ſo mußte ich mir gefallen laſſ

laſſen, daß ich, was ſeiner Natur und Würde nach eine ſehr ernſte Beſchäftigung hätte ſeyn ſollen, als eine bloße Erholung von meinem eigentlichen Geſchäfte behandeln konnte. Erwarten Sie alſo nur wenig von mir, weniger ſogar als ich unter andern Umſtänden vielleicht hätte geben können; keine ausführliche Beurtheilung und Schätzung, keine genaue Vergleichung der Kopie mit dem Original oder mit andern Kopien; beydes überlaſſe ich behörigern und eigentlich dazu berufnen Richtern, beſonders der allg. Litt. Zeitung, welche hoffentlich nicht länger zögern wird, von dem Daſeyn eines Werkes Notiz zu nehmen, das doch wohl für unſre Sprache und Litteratur von ganz andrer Wichtigkeit iſt, als ſo manche Produkte des Augenblicks und der Mode, oder einer verwilderten Einbildung, oder des leidigen Hungers, mit welchen man nicht genug eilen kann unſer Publikum bekannt zu machen. Alles was ich dermalen zu leiſten vermag, iſt, Ihnen aufrichtig zu bekennen, wie dieſes Werk Ihres auch von mir ſo ſehr geſchätzten Freundes auf mich gewirkt hat; und auch dies nur in der Abſicht, mir Ihre Belehrung und Zurechtweiſung, wo ich es nöthig habe, zu erbitten.

Zuvörderſt alſo ein paar Worte über den erſten Eindruck, den die neue Ueberſetzung auf meine äſthetiſchen Sinne machte. Da ich die ältere Voſſiſche Ueberſetzung der Odyſſee immer als ein Meiſterwerk betrachtet und vornehmlich darum hochgehalten

hatte, weil ſie bey einer ſeltnen Treue und Stärke ſo viel Klarheit hat, und unſrer Sprache ſo wenig Gewalt anthut: ſo machte die Nachricht, daß in der neuen Ausgabe unter zehn Verſen kaum einer unverändert beybehalten worden ſey, daß ich bey der Odyſſee anfing, und aus dem nemlichen Grunde, anſtatt in Einem Zuge fortzuleſen, alle Augenblicke in die alte Ueberſetzung und zugleich in den griechiſchen Text guckte. Das Reſultat dieſer Art zu leſen war, daß ich faſt auf allen Seiten wirkliche Verbeſſerungen, aber auch nicht weniger unnöthige und unbedeutende, ja ſogar manche zu ſehen glaubte, wo der Verfaſſer (wenn ich ſo ſagen darf) ſich ſelbſt ſchikaniert, und bloß um zu verändern was ſchon gut genug war, anders gemacht zu haben ſchien. Ueberhaupt ſchien mirs unläugbar, daß die umgearbeitete Ueberſetzung ſich nicht nur genauer und wörtlicher an den Ausdruck des Dichters der Odyſſee (wer er auch ſey) anſchmiegt, ſondern auch ſeinen Rhythmus und ſo zu ſagen ſeinen Gang und den Auftritt ſeiner Füße beſſer hören läßt. Dafür aber fiel mir im Ganzen etwas fremdes und unteutſches in Sprache und Wortſtellung auf, womit ich mich, ich geſtehe es unverhohlen, nicht verſöhnen kann, und worin Hr. V. (wie ich beſorge) um ſo gewiſſer auf einen Irrweg gerathen iſt, da ſich nicht hoffen läßt, daß er für ſeine Neuerungen, und für alles was jedem unbefangenen Leſer an ſeiner Homeriſchen Sprache (die von der Sprache ſeiner eigenen

ſchö-

ſchönen Gedichte ſo gewaltig abſticht) anſtößig ſeyn muß, jemahls eine überwiegende Stimmenmehrheit erhalten werde; es ſey nun daß man dieſe nach der Zahl oder nach dem Gewichte beſtimmen will. Ehe ich fortfahre, erlauben Sie mir, zur Probe und Erläuterung des bisher geſagten, gleich mit dem Anfang des 1. Geſ. der Odyſſee ein wenig ins Beſondere zu gehen.

Die erſten 10 Verſe der Ausgabe von 1781 lauten wie folget:

Sage mir, Muſe, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher ſo weit geirrt, nach der heiligen Troia Zerſtörung,
Vieler Menſchen Städte geſehn und Sitte gelernt hat,
Und auf dem Meere ſo viel unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten und ſeiner Freunde Zurükkunft.
Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er ſtrebte;
Denn ſie bereiteten ſelbſt durch Miſſethat ihr Verderben.
Thoren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrſchers
Schlachteten; ſiehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurükkunft.
Sage hievon auch uns ein weniges, Tochter Kronions.

Jedermann war, ſo viel ich weiß, mit dieſen Verſen wohl zufrieden. Und wie ſollte man nicht? Oder wer getraute ſich den griechiſchen Text in eben ſo viel Verſen getreuer, d. i. zugleich homeriſcher und teutſcher zu geben? Wahr iſts, das Wörtchen Siehe! im 5ten Vers iſt

nicht

nicht im Original, und dagegen fehlt ein Beywort (πολυτροπος) im erſten Verſe: aber wenn wirs ſo haarſcharf nehmen wollten, wer würde beſtehen? Selbſt unſer Freund in ſeiner neuen Ueberſ. nicht, wie ſich leicht mit einer Wolke von Beyſpielen belegen ließe. Horaz wenigſtens würde ſich, (nach der Probe von — zwey Verſen die er uns in der Epiſtel an die Piſonen gegeben hat, zu urtheilen)

Dic mihi, Muſa, virum, captae poſt moenia Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes,

kein Gewiſſen daraus gemacht haben, um mit dem griechiſchen Dichter gleichen Schritt zu halten, ein Beywort aufzuopfern, da er gleich in den erſten zwey Verſen ihrer zwey fahren läßt; — wiewohl ich darum nicht behaupten möchte, daß Horaz, wenn er die ganze Odyſſee im Geſchmacke diſer kleinen Probe überſetzt hätte, uns ein Muſter einer vortreflichen Kopie geliefert haben würde. Hr. V. iſt nun freylich ſtrenger gegen ſich ſelbſt; denn von dieſen 10 Verſen iſt nur der 3te und 7te unverändert geblieben. Deſto mehr Ehre und Dank gebührt ihm (werden Sie ſagen) da er ſo viel mehr von ſich ſelbſt fodert, als die ſtrengſten ſeiner Leſer. — Allerdings, wenn er ſich ſelbſt wirklich und ohne Aufopferung irgend einer weſentlichen Eigenſchaft jeder Schrift, ſie ſey in Verſen oder Proſa geſchrieben, verbeſſert hat. Aber wenn er, einer noch genaueren Aehnlichkeit in Wort und Schall zu lieb, ſo weit ginge, dem was man ſeit mehrern Jahr-

hun-

hunderten teutſche Sprache genennet hat, auffallende Gewalt anzuthun, — wie dann? Hören wir alſo, wie obige 10 Verſe in der neuen Ausgabe lauten.

Sage mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja verſtöret,
Vieler Menſchen Städte geſehn und Sitte gelernt hat,
Auch ſo viel im Meere der kränkenden Leiden erduldet,
Strebend zugleich für die eigene Seel' und der Freunde Zurückkunft.
Dennoch nicht die Freund' errettet' er, eifrig bemüht zwar;
Denn ſie bereiteten ſelbſt durch Miſſethat ihr Verderben,
Thörichte, welche die Rinder dem leuchtenden Sohn Hyperions
Schlachteten; jener darauf nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Hievon ſag auch uns ein weniges, Tochter Kronions.

Es wäre ungerecht einige wirkliche Verbeſſerungen in dieſen Verſen mißkennen zu wollen: z. B. die Veränderung des viel gewanderten in vielgewandten, und die Bemühung das in der erſten Ueberſetzung ausgelaſſene Wort αρνυμενος im 5ten V. durch ſtrebend auszudrücken, wie, wohl das Wort ſtrebend den Sinn deſſelben nur unvollkommen giebt, und überdieß ſtreben mit dem Vorwort für ein Solözismus iſt. Aber dieſe zwey Verſe ausgenommen, ſcheint mir daß durch die Veränderung

mehr

mehr verloren als gewonnen worden. Wer kann z. B. einen Vers dulden wie dieser?

Dennoch nicht die Freund' errettet' er, eifrig bemüht zwar,

und wer wollte nicht lieber die erste Lesart,

Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er strebte,

zumahl da der Spondeus dennoch, durch doch hinlänglich ersetzt werden konnte, und die Schönheit des zwar (μεν) als Endsylbe des Verses wahrlich nicht groß genug ist, um uns für die unerträgliche Härte und Unteutschheit dieses Verses zu entschädigen; zumahl, da bey allem diesem ängstlichen Streben nach Gleichförmigkeit dennoch das keinesweges müßige Wörtchen ὁς ausgelassen werden mußte: denn im Griechischen heißt es wörtlich: aber auch so nicht rettet' er seine Gefährten, wie gern er auch wollte. Hier, sollte man denken, wäre das leidige Wort jene (das in dieser Uebersetzung, meinem Gefühle nach, so oft die besten Verse verderbt) statt die Freund' oder seine Gefährten; am rechten Orte gestanden, und der Vers wäre mit einem sehr unbedeutenden Verlust fertig gewesen. Ob der siebente Vers nicht getreuer so zu geben wäre:

Denn sie gingen durch ihren selbsteignen Frefel zu Grunde;

überlaß ich Ihrer Entscheidung; wenigstens wäre dadurch das αὐτῶν ἀφραδίῃσιν — ausgedrückt, und ein End-Spondeus, der nicht im Text ist, vermieden. Auch möchte Frefel dem griechischen Worte genauer entsprechen als Missethat. — Im 8ten Verse ist offenbar

zwey-

zweydeutig, ob die Gefährten des Odyſſeus die Rinder des Helios oder ob ſie die Rinder dem Helios, d. i. für ihn geſchlachtet. — Auch ſagt der Text nicht geſchlachtet, ſondern aufgegeſſen. Wörtlicher könnt' es wohl nach dem Griechiſchen heiſſen:

Thoren, welche die Rinder des Helios, Sohns Hyperions,
Schmauſeten: denn dafür nahm er ihnen den Tag der Zurükkunft.

Schmauſeten, wiewohl ich gern ein ſchicklicheres Wort hätte, drückt doch den Sinn des κατηϑιον beſſer aus als ſchlachteten, die Amfibolie fällt weg, und der zweyte Vers hat richtig ſeine fünf Daktylen wie im Grundtext.

Nun fängt mit dem eilften Verſe die Erzählung an, und urtheilen Sie nun ſelbſt, ich bitte Sie, ob mein obiger Ausdruck, daß der Ueberſetzer ſich öfters ſelbſt ſchikaniert habe, zu hart iſt. Leſen Sie die fünf folgenden Verſe in beyden Ausgaben, halten Sie ſie gegen einander und gegen den Griechen, und machen Sie mir begreiflich, wenn Sie können, was unſern Freund bewogen haben mag, ſo unbarmherzig mit ſich ſelbſt zu verfahren.

Alle die andern, ſo viel dem verderbenden Schikſal entflohen,
Waren jetzo daheim, dem Krieg entflohn und dem Meere:
Ihn allein, der ſo herzlich zur Heimat und Gattin ſich ſehnte,
Hielt die unſterbliche Nymfe, die hehre Göttin Kalypſo

15. In der gewölbeten Grotte, und wünschte sich ihn zum Gemahle.

Alles was der strengste Aristarch mit dem Original in der Hand an diesen Versen zu verändern gefunden haben möchte, wäre höchstens gewesen, das wünschte im letzten Verse in das Partizip zu verwandeln, und sich dadurch genauer an das Griechische anzuschmiegen: um das Wort entfliehen nicht zweymal hinter ei ander zu gebrauchen (wiewohl der Grieche selbst sich nichts daraus macht) im 10ten Vers entgingen oder entrannen zu setzen; und etwa das den Grotten der Kalypso gegebene Beywort (γλαφυρος) besser als durch gewölbt auszudrükken, da es wenigstens eben so wohl zierlich poliert, schimmernd, heissen kann. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn er von allen übrigen Veränderungen in den folgenden Versen auch nur Eine gut geheissen hätte.

Schon die andern alle, so viel dem Verderben entrannen,
Waren daheim, den Schlachten entflohn und des Meeres Gewässern,
Ihn allein, der sich sehnte zur Heimat und zur Gemalin,
Hielt die erhabne Nymfe, die herrliche Göttin Kalypso,
Dort in gewölbeter Grott', ihn selbst zum Gemahle begehrend.

Die Veränderung des ersten Verses ist offenbar bloß um des Anfangs-Spondeen willen, gemacht worden; da aber *schon die* doch eigentlich nur ein Trochäus ist und also die Absicht nur halb erreicht wird, hingegen die

ſtehe; mein Leben hängt nun einmal von euern Träumen ab; ich überlaß es euch.

Leontes.

Eure Thaten ſind meine Träume -- wie? Ihr habt einen Baſtart vom Pelirenes, und ich träumt es nur ſo? -- Dieſe Frechheit hat nur an curer Schaamloſigkeit ihres gleichen -- Doch läugne immerhin; das kan uns in Erſtaunen ſezen, aber dir kan es nichts helfen; denn ſo wie dein Wechſelbalg, wie es ſich für eine ſolche Brut ſchikt, von der niemand Vater ſeyn will, (ein Umſtand der freylich bey ihr nur ein Unglük, aber bey dir ein deſto ſchwereres Verbrechen iſt) wie ſie hinausgeworfen worden iſt, ſo ſollt du unſre Gerechtigkeit fühlen: Erwarte von ihrer äuſſerſten Wuth nichts geringers als den Tod.

Hermione.

Sparet eure Drohungen, mein Herr; den Popanz, womit ihr mich ſchreken wollt, den ſuch ich; Leben kan für mich kein Gut mehr ſeyn. Die Crone und das Vergnügen meines Lebens, eure Gunſt, geb ich verlohren, denn ich fühle, daß ſie verlohren iſt, ob ich gleich nicht weiß, wie. Meine zweyte Freude, mein Sohn, mein erſtgebohrner, von dem werd ich, wie eine angeſtekte Perſon durch Schlöſſer und Riegel verſperrt. Mein dritter Troſt, (ach! unter einem allzu-unglüklichen Stern gebohren!) iſt von meiner Bruſt (die unſchuldige Milch noch in ſeinem ganz unſchuldigen Munde) weggeriſſen und ermordet worden; ich ſelbſt bin mit einem Haß der keine Grenzen hat, als eine Hexe

durch

die ungewöhnlich weite Entfernung dieſes Nebenworts von dem Zeitworte, wozu es gehört, teutſchen Ohren widrig klingt: ſo ſcheint mir der gewonnene Trochäus nicht wichtig genug um die Veränderung zu rechtfertigen. — Der zwölfte Vers in der erſten Ueberſetzung drückt den Homeriſchen von Wort zu Wort aus und iſt rein teutſch: wofür denn alſo ſtatt Krieg, Schlachten, und ſtatt Meere, des Meeres Gewäſſern, als um dadurch, nicht etwa eine völlig gleichlautende Verſifikazion, (denn wie ganz anders klingt πόντου ἁλμυρὸν als Meeres Gewässer?) ſondern 5 Daktylen, wie im Original, herauszuzwingen — eine Art von Verdienſt, die meiſtens mit jeder noch ſo geringen Aufopferung ſchon zu theuer erkauft wird. Im 13ten Verſe erhalten wir für den herzlichen Ausdruck der ganzen Bedeutung, die das Wort κεκμηῶτα in ſich ſchließt, das kalte aber vornehmere Wort Gemahlin, (ſtatt des traulichern Gattin) zur Entſchädigung! — Auch im 14ten Verſe iſt durch die Veränderung mehr verlohren als gewonnen; denn die fünf Daktylen, ſtatt der homeriſchen drey, wird Hr. V. ſelbſt ſchwerlich in den Anſchlag bringen wollen, und meinem äſthetiſchen Sinne wenigſtens ſagt der veränderte Vers weniger als der vorige.

Ich müßte einen großen Theil der ganzen Odyſſee abſchreiben, wenn ich alle Verſe bemerken wollte, wo die Veränderung offenbar unnöthig oder unbedeutend, und

also dadurch allein schon tadelhaft genug ist. Nur noch etliche zur Probe aus eben diesem ersten Gesange.

V. 26. Alda saß er des Mahls sich freuend.

Jezo saſs er am Mahl und freute sich.

(Homers Ausdruck kann beydes heissen; aber über die Frage, welche Deutung vorzuziehen sey, ließe sich wohl lange hadern, und am Ende kömmts doch so ziemlich auf eins hinaus.)

V. 39. Weder jenen zu tödten noch um die Gattin zu werben.

Weder ihn selbst zu tödten noch *werbend das Weib zu versuchen.*

(Jener Vers ist der Homerische, Wort für Wort; in diesem wird die Hälfte des Hexameters auf Umschreibung des Wortes μνᾶσθαι verwandt; nichts von den vier Daktylen für die vier homerische Spondeen zu sagen.)

V. 47. Möchte doch jeder so fallen, wer solche Thaten beginnet!

Also verderb' auch jeder, wer solcherley Thaten verübet.

(Der erste Vers ist, den Worten und dem Sylbentanz nach, dem Homerischen gleichförmig. Im andern gewinnen wir nichts als das häßliche alte Wort solcherley, und einen Daktylus mehr als Homer hat.)

V. 56. 57. Immer schmeichelt sie ihm mit sanft liebkosenden Worten,

Daß er des Vaterlandes vergesse —

Und ihm stets mit holden und sanft einnehmenden Worten

Schmeichelt sie, daſs er vergesse der Ithaka.

(Die

(Die ungewöhnliche sprachwidrige Wortversetzung ihm stets mit holden Worten schmeichelte sie, verderbt nach meinem Gefühl ein Paar schöne Verse, anstatt sie zu verbessern.)

V. 96–98.

Also sprach sie und band sich unter die Füße die schönen
Goldnen ambrosischen Solen, womit sie über die Wasser
Und das unendliche Land im Hauche des Windes einher-
schwebt.

Jene sprachs, und unter die Füfse *sich band sie* die Solen,
Schön, ambrosisch und golden, womit sie über die Wasser
Und das unendliche Land hinschwebt, wie im Hauche
des Windes.

(Indem ich einen Grund aufsuche, warum V. sich entschließen konnte, so schöne Verse wie jene drey, abzuändern, um sie in Sprache und Wohlklang — schlechter zu machen, fiel mir ein, ob dieser Grund etwa in dem mit Fleiß (wie es scheint) gesuchten Spondeus Land hinschwebt liege, und eine dem Hinschweben nachahmende Bewegung des Verses dabey beabsichtigt sey. Ich gukte in meinen Homer, und siehe da! dieser sagt gar nichts von hinschweben, sondern läßt die Göttin von ihren goldnen Solen über Meer und Land mit dem Hauche (nicht, wie im Hauche) des Windes getragen werden. Richtiger hat Virgil diese drey Verse übersetzt:

pedibus talaria nectit
Aurea, quae sublimem alis sive aequora supra
Seu terram rapido pariter cum flamine portant,

und gleichförmiger dem Original im Gange der Worte

und der Sylbenfüße (den Spondeus im 2ten Fuße des 97ſten Verſes ausgenommen) würden dieſe drey Verſe etwa ſo lauten:

Alſo ſprach ſie, und band ſich dann unter die Füße die ſchönen
Goldnen ambroſiſchen Solen, die über die Waſſer ſie tragen
Und das unendliche Land, zugleich dem Hauche des Windes.

Doch wozu noch mehr Beyſpiele häufen, da ſich dergleichen auf allen Blättern finden? — Anſtatt ſolcher Veränderungen, wodurch die erſte Ueberſetzung, wiewohl (meinem Gefühl nach) nicht zu ihrem Vortheil ganz neu geworden iſt, hatte ich erwartet, daß ihr bloß die Flecken, quos aut incuria fudit aut humana parum cavit Natura abgewiſcht würden. Ueberdies hatte ich auch gehofft, Hr V. würde ſich, von ſo vielen nicht unerheblichen Beweggründen dazu eingeladen, der gar zu ängſtlich gewiſſenhaften Nachbildung gewiſſer Homeriſcher Beywörter überheben, die bey allem, was man zu ihren Gunſten ſagen kann und mag, zu dem hohen Vorzug, den der alte Joniſche Sänger vor allen ſpätern Dichtern bis auf dieſen Tag behauptet hat, gewiß ſehr wenig beytragen. Es iſt ſehr möglich daß ich mich irre, und gern will ich beſſere Belehrung annehmen: aber ich kann mir, was dieſen Punkt betrift, nicht aus dem Kopfe bringen, daß eine Haupturſache

der

der Beywörter, die hier gemeint sind, darin zu suchen sey, daß Homer und die übrigen Aoiden seiner Zeit ihre Gedichte nicht schrieben, sondern (so ziemlich nach der Weise der geschicktesten Improvisatori in Italien) aus dem Stegreif sangen, und daß diese Beywörter hauptsächlich Hülfsmittel waren, die fortschreitende Bewegung des Gesangs bald aufzuhalten bald zu beschleunigen, und die Bildung und Abrundung der Verse zu befördern; auch wohl (tranchons le mot!) dem Dichter selbst fortzuhelfen, der (wie ein großes Genie er auch sey und wie viel die Muse die ihn begeistert auch für ihn thue!) doch, sobald er improvisiert, dergleichen Behelfe nicht wohl entbehren kann. Meines Erachtens gehören hieher nicht nur solche Beywörter, wie δια θεαων, (die göttliche unter den Göttinnen) sondern selbst die meisten, die man mit Dionysius von Halikarnaß als karakteristisch und gewissen Göttern oder Helden eigenthümlich anzusehen pflegt, wie — der Herrscher im Donnergewölk Zeus, (Νεφεληγερετα Ζευς) der Argosmörder Hermes, die Eos mit den Rosenfingern (ροδοδακτυλος) die hauptumlockten Achäer (Καρηκομοωντες) die schönlockige Töchter (ευπλοκαμιδες) Achäas, und hundert andere Versefüllende, durch häufige Wiederholung endlich für den Leser (und selbst für den Hörer, dem sie nicht vorgesungen werden) sehr müßig und zuletzt lästig werdende Beywörter, womit gewiß kein großer Dichter neuerer Zeiten seine Werke auszustaffieren

ſich entſchließen könnte. Wenigſtens ſoll mich niemand ſo leicht überreden, daß der Sänger der Odyſſee ſelbſt etwas beſonderes darin geſucht habe, wenn er z. B. im 2ten Geſang V. 120 und 121. ſingt:

Aller, ſo viel auch gelebt *ſchönlockige* Töchter Achaia's,
Tyro, oder Alkmen', und die *ſchöngelockte* Mykene,

eine Wiederhohlung, welche ſogar Hr. Voß ſich nicht getraute aus dem Original beyzubehalten, ſondern (wie viel es auch ſeiner beynahe deiſidämoniſchen Ehrfurcht vor Homer gekoſtet haben mag) ſich lieber entſchloß, das zweyte εὐπλόκαμος mit ſchöngekränzt zu verwechſeln. Ich will damit nicht ſagen, daß ein Ueberſetzer der Homeriſchen Geſänge dieſe Beywörter gänzlich vermeiden ſolle: aber gewiß würde der Joniſche Barde bey unſern teutſchen Leſern gewinnen, wenn man ſich nicht ſo übergewiſſenhaft an ſeine Beywörter bände, ſondern mit Wahl und Urtheil zuweilen andere an ihre Stelle ſetzte, oder ſie auch manchmal gar wegließe. Beſonders ſollte dies, denke ich, von ſolchen gelten, wie z. B. das ſchwerwandelnde Hornvieh in Athenens Rede I. V. 92. Ein ſolches Beywort mag ſeinen Platz immer behalten, wenn der Dichter in eigner Perſon uns eine Landſchaft oder ein Viehſtück vormahlt: aber in der Rede der Minerva mit Jupiter thut es eine ſchlechte Wirkung. Beyläufig zu ſagen, hat es mich auch gewundert, warum Aegiſthus, der Verführer Klytemneſtrens und Mörder Agamemnons, in beyden Ausgaben unbeſcholten geblieben

blieben iſt — ungeachtet ihm jedes andere Beywort eher zukäme, und αμωμητον (wie Hr. V. gewiß ſo gut weiß als Clarke) nicht ſchlechterdings einen unbeſcholtnen, ſondern eben ſowohl bloß einen mit perſönlichen, vom ſittlichen Karakter unabhängigen Vorzügen begabten Mann bezeichnet.

Ich hoffe, Sie denken gut genug von mir, um mir zuzutrauen, daß ich alles, was ich bisher an der neuen Odyſſee Ihres Freundes getadelt habe, nicht in der eiteln Einbildung vorgebracht, als ob Hr. V. ſo oberflächliche und in die Augen ſpringende Bemerkungen nicht ſelbſt gemacht haben könne, und ohne Zweifel wirklich gemacht habe: ſondern eben darum, weil ich verſichert bin, daß er über ſein Verfahren bis auf die kleinſten Kleinigkeiten Rechenſchaft geben könnte, und, bey dem unſäglichen Fleiß, den er auf die Ausarbeitung ſeines Homers verwendete, nicht ein Wort ohne Ueberlegung geſetzt oder geändert hat, eben darum wünſchte ich über die Gründe ſeines Verfahrens in allen den Stücken, worin mein Gefühl oder mein Urtheil dem ſeinigen widerſpricht, belehrt zu werden.

Uebrigens brauche ich Ihnen nun kaum zu ſagen, daß die Stimmung, die ich von der umgeſchmolznen Odyſſee zur Voſſiſchen Iliade mitgebracht, nichts weniger als geſchickt war, mich dem Stil und der Manier, worin ſie gearbeitet iſt, zum Voraus günſtig zu machen. Soll und darf ichs Ihnen geſtehen? — Gleich auf der erſten

Seite fielen mir der *Zorn*, der *entbrannt* den Achaiern unnennbaren Jammer erregte, das *aber* im 4ten Verse, das *Wer* hat *jene der Götter* empört, der *treffende* Phöbos, die *hellumschienten* Achaier, das *Jener* sprachs, die häufigen unsrer Sprache fremden Aktiv-Participien, *tragend* den Lorberschmuck, *ehrend* den Priester zu scheun, die solöcistischen Redensarten einen entsenden, statt fortgehen heissen, *von* dem Olympos *enteilen*, statt dem Olympos — so stark auf, daß ich mich ernstlich zusammennehmen mußte, um fortzufahren. Aber ich muß Ihnen auch zur Ehre meines Geschmacks sagen, daß dieser widrige Eindruck, so wie ich laut zu lesen fortfuhr (eine unnachläßliche Bedingung bey jedem Dichter) in dem schönen wogenden Fluß und der ausdrucksvollen, der Sache immer so angemessenen Musik der homerischen Verse, deren Wiederhall ich immer zu hören glaubte, in der eben so ruhig als unaufhaltbar fortschreitenden Bewegung, in der immer wahren, immer lebendigen und beseelten Darstellung, in dem kräftigen Farbenton und dem unerschöpflichen Reichthum der Sprache, der sich hier vor mir ausbreitete, kurz in der ganzen Fülle und Herrlichkeit Homers sich unvermerkt verlohr. Immer williger, immer befriedigter überließ ich mich der angenehmen Täuschung, den Fürsten der griechischen Barden unsre Sprache — wie billig mit einem etwas fremden Akzent — aber so geläufig und meisterhaft, als ob es seine eigene wäre, reden zu hören; und so oft als ich

eine

eine Pauſe im Leſen zu machen genöthigt war, konnte ich nicht aufhören, zugleich das Talent und den unermüdlichen Fleiß des teutſchen Dichters zu bewundern, der ſich aus bloßer Liebe zu Homer, und den ſo wohl verdienten Dank nur von der Nachwelt erwartend, dieſes Verdienſt um unſre Nazion erworben, und ihr die Ehre verſchafft hat, die einzige zu ſeyn, die eine unmodernisierte ächte, zu gleicher Zeit Homers Worte, Geiſt, Stil und Versart mit beyſpielloſer Treue darſtellende Kopie der Ilias in ihrer Sprache zu beſitzen.

So wahr mir indeſſen dieſes ſcheint, und ſo ſtark die Beweiſe hievon einem jeden unbefangenen Leſer, der Gefühl für die edelſte der Muſenkünſte auf allen Blättern in die Augen leuchten hat: ſo däucht mir doch, Voß habe bey ſeiner Ueberſetzung hauptſächlich die höchſte Gleichförmigkeit mit der homeriſchen Verſifikazion, die ihm in unſrer Sprache zu erreichen möglich war, zu erreichen geſucht. Er wünſchte uns, ſo zu ſagen, den alten Aoiden Ton für Ton hören zu laſſen; und, da dies, eben ſo ſehr als eine gewiſſenhafte Treue in allem übrigen, für ihn Hauptzweck war, ſo war er auch entſchloſſen, in vorkommenden Kolliſionsfällen, demſelben, wenn es nicht anders ſeyn könnte, alles andre — nur nicht den Homer ſelbſt aufzuopfern. Denn da er ſich, um dieſe der homeriſchen möglichſt gleichförmige Modulazion zu erhalten, zum Geſetz machen mußte, uns nicht

nur Vers für Vers zu geben, sondern sich auch in der Stellung der Worte, wenigstens derjenigen auf welchen jedesmahl der Nachdruck der Rede beruhe, so genau als möglich ans Original zu halten: so mußte er sich dadurch die Arbeit nothwendig erschweren und, bey der großen grammatikalischen Verschiedenheit beyder Sprachen, sich selbst in die unvermeidliche Nothwendigkeit setzen, gar oft entweder das was ihm Hauptzweck war, aufzuopfern, oder unserer Sprache (wenigstens dem was der Sprachgebrauch zu Gesetzen gemacht hat, und welche von guten Dichtern befolgt zu sehen jedermann gewöhnt ist) eine Gewalt anzuthun, die ihm, wie ich besorge, unter zehn Lesern kaum Einer verzeihen wird. Denn da diese so häufig vorkommende teutschen Ohren mißfällige Wortstellungen sogar nur, der — nur um seinen Homer ganz wieder zu finden, sich gern alles gefallen läßt, — den reinen und vollen Genuß nur zu häufig verbittert habey: so kann ich mir leicht vorstellen, was für eine Wirkung sie auf die große Mehrheit derjenigen thun muß, die in seiner Ilias keine teutsch-griechische, sondern eben die Sprache und Wendungen des Hexameters erwarteten, die z. B. in seinen eigenen Idyllen allgemein gefallen haben. Freylich habe ich, indem ich die Ursachen seiner mit unsrer Sprache sich herausgenommenen kleinen Freyheiten berührte, zugleich seine Rechtfertigung gemacht. Aber ich besorge, daß sich die Zoilusse, ja vielleicht die Aristarchen selbst

damit

durch alle Straſſen ausgeruffen -- Sogar die Kindbett-Freyheiten, die dem geringſten Weibsbild zugeſtanden werden müſſen, ſind mir verweigert -- Zulezt, um das Maaß voll zu machen, habt ihr mich an dieſen Plaz ſchleppen laſſen in die freye Luft, vor der Zeit, da ich die Kräfte wieder erlangt hätte, es auszuhalten. Nun, mein gebietender Herr, ſagt mir, wo ſind die Glukſeligkeiten, die ich mit dem Leben verliehren könnte? Schreitet alſo immer zur Sentenz: Aber das höret noch -- Verſtehet mich nicht unrecht -- Nicht um mein Leben -- das acht' ich nicht ſoviel als einen Stroh-Halm -- Aber um meiner Ehre willen, muß ich euch ſagen, wenn ich auf Bezüchtigungen, die keinen andern Beweis als eure Eiferſucht haben, verurtheilt werde, ſo iſt es Härte, nicht Juſtiz -- Meine Herren alle, ich unterwerfe mich dem Ausſpruch des Orakels; Apollo ſoll mein Richter ſeyn!

Dritte Scene.

Dion und Cleomenes treten auf.

Ein Richter.

Euer Begehren iſt billig; bringet alſo, und in Apollo's Namen! ſein Orakel hervor!

Hermione.

Der Kaiſer von Rußland war mein Vater -- o! daß er noch leben, und dieſes Verhör ſeiner Tochter ſehen möch-

damit nicht befriedigen lassen werden. Man muß nichts unmögliches wollen, werden Sie sagen. Hätte V. den Zweck, dem er so viele Opfer auf Kosten des teutschen Syntaxes bringt, immer und allenthalben erreicht, so wollten wir uns ja gern in die Nothwendigkeit fügen, und mit unter, um des Feuers willen, etwas Rauch geduldig ertragen. Aber man vergleiche ihn einmal Vers für Vers, mit Homer, und man wird finden, daß er sich an unzählichen Stellen kein Bedenken macht, wo Homer einen Spondeen hat, einen Daktylus, oder umgekehrt für einen Daktylus einen Spondeen zu setzen. Konnte er nun — dieser einem Uebersetzer schlechterdings unentbehrlichen Freyheit ungeachtet — dennoch in ganzen Stellen eine bewundernswürdige und die beste Wirkung machende Aehnlichkeit seiner Hexameter mit dem Homerischen herausbringen — (zum Beweis diene, statt tausend anderer Beyspiele, die eben so gut angeführt werden konnten, itzt nur die Vergleichung welche Helena im 3ten Gesang, V. 209 bis 224 zwischen Menelaos und Odysseus anstellt) — warum sollte es ihm denn nicht eben so möglich gewesen seyn, dasselbe zu leisten, ohne (wie nicht selten geschieht) dem Leser durch harte Wortversetzungen, und andre Anomalien von den Gesetzen der schönen Sprache, eine Unlust zu verursachen, die den Meisten dadurch desto unangenehmer wird, weil sie nicht wissen was sie dadurch gewinnen, oder ob das, was allenfalls damit (vielleicht nur für wenige spitzfündige

Kenner

Kenner der Griechiſchen Sprache) gewonnen wird, durch die den Meiſten verurſachte Unluſt nicht zu theuer erkauft werde? Ich geſtehe Ihnen, daß ich verlegen wäre, was ich auf eine ſolche Einwendung antworten ſollte.

Aber noch verlegener bin ich, mir ſelbſt zu ſagen, was der Mann, — der Homeren im Ganzen ſo vortreflich überſetzt hat, weil er ſelbſt ein großer Dichter iſt, und weil kein andrer den alten Muſenliebling ſo innig gefühlt und ſo rein verſtanden hat wie Er, — für einen Grund haben ſonnte, den ſo wohl errungenen Preis, allgemeinen Beyfall und allgemeinen Dank, mit ſolchen — wie ſoll ichs nennen? — Wunderlichkeiten zu verſcherzen, welche weder, als durch irgend eine Noth veranlaßt, entſchuldigt, noch mit irgend einer dadurch gewonnenen Schönheit gerechtfertigt werden können. Hier nur etliche wenige Beyſpiele zur Erklärung deſſen was ich darunter verſtehe.

I. Ges. v. 8. *Wer* hat jene *der Götter* empört — anſtatt *Welcher der Götter* hat jene ꝛc. Eben ſo im III Ges. v. 167. *Wer* doch dort *der Achaier*, ꝛc. und III. — v. 416. *Beyd* entflammt' ich die *Volker* ſodann, ꝛc.

I. Ges. v. 86. 87. Denn bei Apollon *fürwahr*, Zeus Lieblinge,
welchem, o Kalchas,
Flehend *zuvor*, den Achaiern der Götter Rath
du enthülleſt.

(Dieſe Flickwörter fürwahr und zuvor ſtehen nicht im Text, und verſchönern ihn keineswegs.

Mit

Mit einer kleinen Veränderung würden beyde Verſe, däucht mich, dem Griechiſchen genauer anpaſſen, und beſſer lauten; ſ. B.

Denn, bey Zeus geliebtem Apollon, zu welchem, o Kalchas,
Flehend, den Danaern du die Räthe (*) der Götter enthüllteſt.)

Ges. v. 170. Heim mit den Schiffen zu gehn, *den gebogenen* — — — v. 426. Hierauf ſteig' ich empor —

(Das Adverb. temp. Hierauf (τοτε) iſt ein Jambus. Wenn dieſes Wort wie ein Spondeus gebraucht wird, ſo iſt es ein demonſtratives Adverb. loci. — Das konnte denn doch durch das unſchuldige Wörtchen *Alsdann* ſo leicht vermieden werden, welches hier ohne Anſtoß als ein Spondeus gebraucht werden kan.)

Hieher gehört beſonders der ungewöhnliche und ſogar ſprachwidrige Gebrauch der Vorwörter Solcher und Jener, der einem faſt auf allen Blättern auffällt, mit dem ich mich um ſo weniger ausſöhnen kann, weil es faſt immer ſo leicht geweſen wäre ihn zu vermeiden. Ως φατ' heißt, alſo ſprach er (oder ſie) — Warum denn *Jener* ſprachs, da es vielmehr *dieſer* heißen müßte? Unzähliche

(*) Hr. Adelung muntert uns mit größtem Rechte auf, dieſen Plural, wiewohl er den Hochteutſchen ungewöhnlich und alſo auffallend ſeyn ſoll, durch Gebrauch wieder annehmbar zu machen, da er doch die Autorität Notkers, Winsbecks und des Heldenbuchs, alſo ein hohes Alter in unſrer Sprache für ſich hat.

liche mahl werden Sie dieſe Vertauſchung des dieſer mit jenem in der B. Iliade finden, ohne ſich einen Grund davon angeben zu können, als eine Vorliebe zu jenem, die aber ungerecht iſt, weil jener nicht dieſer ſeyn kann, da er dieſem in unſrer Sprache entgegen geſetzt iſt. Eben ſo widerlich klingt mir das ſo häufig vorkommende ſolcher, ſolche, ſolches, bey Gelegenheiten, wo ſchwerlich ein anderer teutſcher Dichter oder Proſaiſt es für der oder dieſer gebrauchen würde. z. B.

I. 518. Heillos traun iſt *ſolches*, daſs du mit Here zu hadern
Mich empörſt.
Heillos traun wird *ſolches* zuletzt, und gar unerträglich,
Wenn ihr beyd' um Sterbliche nun euch alſo entzweyet:
Doch nicht *ſolches* geſchah — (anſtatt doch das geſchah nicht.)

Lieber will ich des ältern Ungenannten Ueberſetzers

Welch heilloſes Beginnen, u. ſ. f.
Heillos iſt es fürwahr, ein unerträulich Beginnen, ꝛc.
Aber ich wählte ſo nicht u. ſ. f.

Indeß geſtehe ich, daſs mir das Wort heillos hier in beyden Ueberſetzungen nicht gefällt; und die heiligen Manen Homers würden es ſchwerlich übel nehmen, wenn τὶ δὴ λοιγὸς ἔσσι' im Teutſchen durch „Wahrlich du thuſt nicht wohl" gegeben würden. Allzu große Treue wird oft wahre Untreue.

Eine

Eine Redeform, in welche Hr. V. ſich ſonderbar verliebt zu haben ſcheint, da ſie in ſeinem Homer ſo oft vorkommt, wiewohl ſie weder teutſch, noch griechiſch, noch lateiniſch klingt, iſt, nach meinem Gefühl, ſein ſolöciſtiſcher Gebrauch des Genitivs in folgenden und unzähligen ähnlichen Redensarten: er ſprengt *dunkles Weines*, *des Weines* trinken, — *eilendes Schwungs* entflieg ſie der Flut, — Helena ſprachs, die Herrliche, *langes Gewandes*, — Nie mangelte mir des Weines und Geduldes, — beyde gedenken wir ſtürmendes Muthes u. dergl. Wenn es je einer allgemeinen Nazionalverſammlung aller teutſch redenden Völker gefallen wird, dieſe ſeltſamen Redeformen durch ein Geſetz in unſre Sprache einzuführen, ſo werd' auch ich mich unterwerfen: aber bis dahin bin ich wohl nicht der einzige, dem ſie mißfallen, und der keinem einzelnen Schriftſteller, wie groß auch ſein Anſehen und ſeine Verdienſte ſeyen, das Recht zugeſteht, um ſeiner mehrern Bequemlichkeit oder um irgend eines ihm eigenen ſpitzfündigen Grundes willen, ſo willkührlich mit unſerer ehrwürdigen Sprache zu verfahren.

Ich übergehe verſchiedenes, was ich an den Voſſiſchen Hexametern in der Iliade auszuſetzen hätte, um ſo lieber, da hier unendlich mehr zu loben als zu tadeln iſt, und ich aller dieſer mikrologiſchen Kritteleyen an einem überhaupt ſo vortrefflichen Werke herzlich überdrüſſig bin. Denn es ſchmerzt mich in der Seele, daß die bisher gerügten und

manche

manche andere ähnliche Flecken, die Hr. V. so leicht hätte wegwischen können, aber vermuthlich nicht wollte, weil er sie nicht für Flecken erkennt, nur allzuwahrscheinlich die leidige Wirkung haben werden, das Prognostikon zu erfüllen, welches er sich selbst, am Ende seiner Epistel an den Hrn. Grafen Friedrich Leopold Stollberg (vor der ersten Ausgabe seiner Odyssee) gestellt hat: **Der Welt nicht, aber der Nachwelt Dank sey dein Lohn!** — Und doch wäre auch, um dieser desto vollständiger zu erhalten, zu wünschen, daß er in einigen Jahren die letzte Hand an sein Werk legen und nicht selbst Schuld daran seyn möchte, daß ein andrer komme, und nachdem Voß das schwerste und wichtigste gethan, mit geringer Mühe sich seines Kranzes bemächtige.

X.

Vierter Brief.

Antwort auf den Vorigen.

Das wolle der Himmel nicht, daß der so wohl verdiente Lohn des Dankes seiner Zeitgenossen unserm Voß für seinen Homer nicht zu Theil werde! Nein, mein Freund, ich besorge es nicht! Das wird Germaniens Genius verhüten, wenn es anders einen hat, dem die Ehre des teutschen Nahmens nicht gleichgültig ist. Weder das Stillschweigen der Herren, die sich theils der öffentlichen Berichtserstattung, theils des Richteramnts selbst, in

der

der Litterarischen Welt bemächtigt haben, noch das Urtheil solcher Leser, die sich schon durch die ersten Blätter haben abschrecken lassen, noch die vermeynten oder wirklichen Freyheiten, welche sich Voß mit unsrer Sprache herausgenommen hat oder deren er angeklagt wird, werden verhindern, daß ihm über kurz oder lang nicht nur von den eigentlichen Kennern, (deren so wenige sind, daß ich mich selbst unter sie zu rechnen nicht dreist genug bin) sondern selbst von dem unbefangenen und mit reinem Gefühl und Geschmack urtheilenden Theil des Publikums volle Gerechtigkeit wiederfahre. Alles kommt, dünkt mich, darauf an, daß man den Vossischen Homer nach dem Zweck, beurtheile, welchen der Uebersetzer selbst sich zu erreichen vorgesetzt hatte. Dieser war augenscheinlich kein anderer, als uns den alten Jonischen Sänger so unverändert als nur immer möglich in unsrer Sprache hören zu lassen. Er hatte bey seiner Uebersetzung kein eigenes sich selbst gemachtes Ideal (wie Pope z. B.) vor Augen: das Ideal wornach er arbeitete, war Homer selbst. Es war ihm also nicht um Verschönerung, Modernisierung oder Einkleidung des uralten Sängers in irgend ein zierliches oder vornehmes Kostum unsres Zeitalters, oder um Modulierung seiner Gesangweise nach irgend einer Sing-Mode desselben, sondern lediglich um eine ganz getreue Kopie und Darstellung von beydem zu thun, — so getreu nemlich, als die wesentliche Verschiedenheit zwischen beyden Sprachen es nur immer verstatten könnte. Es giebt Griechi-

ſche und Römiſche alte Schriftſteller genug, die man ohne Nachtheil ſo teutſch reden laſſen kann, wie ſie ſich in unſrer Sprache vermuthlich ausgedruckt haben würden, (oder auch, um gut zu ſchreiben, hätten ſchreiben müſſen) wenn ſie zu unſrer Zeit geſchrieben hätten; ja, es ſollte mir nicht ſchwer ſeyn, zu beweiſen, daß dies an den meiſten und ſelbſt an den vorzüglichſten Werken der Alten zu thun, ſogar Pflicht eines guten Ueberſehers ſey. Aber mit Homer iſt dies ganz anders. Die ihm zugeſchriebenen Werke ſind die älteſte und einzige Urkunde aus einem dem Menſchenforſcher ſehr wichtigen Zeitraume, der den unſrigen beynahe um 3000 Jahre überſteigt. Alles iſt in ihm wichtig, weil er die einzige Quelle iſt, aus welcher wir ſchöpfen können, um uns eine richtige Vorſtellung von der Verfaſſung und Lebensweiſe, den Sitten und Meinungen, mit Einem Worte von der Stufe der Kultur worauf damahls die gebildetſten Völker Europens und Aſiens ſtanden, zu machen. Wer ihn zu leſen wünſcht, möchte, wenn's möglich wäre, keinen Zug, keinen, auch nicht den zarteſten Pinſelſtrich von ſeinem Gemählde verlieren, oder — er weiß nicht was er will. Dies, l. Fr. war es was Voß unbeweglich vor Augen hatte, da er ſich dieſer großen und ihrer unzähligen Schwierigkeiten wegen faſt ungeheuren Unternehmung widmete. Treue, äuſſerſtmögliche Treue, war, in dieſer Rückſicht, das erſte, faſt möcht' ich ſagen das einzige Verdienſt.

Aber

Aber Homer war ein Sänger und der Fürſt der Sänger ſeiner Zeit: wir wünſchen ihn, wo möglich, auch zu hören. Sein lebendiger Geſang iſt zwar längſt verhallt: aber ſein Herameter ſelbſt iſt ſchon eine Art von Sangweiſe, und hat noch ſo viel von jenem Lebendigen in ſich, daß wir auch von ihm, wo möglich, kein Wort, keine Sylbe, keinen Ton verlieren möchten. Aeuſſerſte Treue iſt folglich auch hierin das erſte, das einzige Geſetz.

Die Aufgabe war alſo: nicht nur den materiellen Inhalt der Iliade und Odyſſee, ſondern vornehmlich Homers Geiſt, Seele, Stil, Sprache, Ton und Geſangweiſe, in unſre Sprache, ſoviel ſie davon nur immer faſſen könnte, überzutragen.

Dieſe unſre Sprache iſt noch eine lebendige, alſo noch nicht von allen Seiten beſtimmt, unveränderlich und in Grenzen, welche zu überſchreiten Frefel wäre, eingeſchloſſen. Ihr Reichthum iſt ungeheuer: aber dies verhindert nicht, daß ſie nicht in mehr als Einer Betrachtung noch dürftig und manches Zuwachſes fähig wäre. Ihre weſentlichſten Formen ſind durch den Gebrauch ſo vieler Jahrhunderte unveränderlich feſtgeſetzt: aber wenn wir bedenken, was für eine erſtaunliche Veränderung nur ſeit hundert Jahren mit ihr vorgegangen, und welch ein Unterſchied zwiſchen den beſten Dichtern und Proſaiſten der 50 letzten Jahre des ſiebzehnten, und denen der 40 erſten und der 55 letzten des achtzehnten Jahrhunderts, zum unläugbaren Vortheil der letztern, vorwaltet: ſo müßten wir ſehr eigenſinnig ſeyn, oder eine ſehr par-

theyiſche Meinung von uns ſelbſt hegen, wenn wir läugnen wollten, daß ſie auf dem bisherigen Wege noch manchen Fortſchritt thun könne, ehe ſie die höchſte Stufe ihrer Volkommenheit erreicht haben wird; wenn anders eine Sprache je ſo weit kommen kann.

Wer die unſrige mit der Griechiſchen vergleichen kann und verglichen hat, weiß daß jene vor vielen andern (beſonders vor der franzöſiſchen) fähig iſt, ſich an dieſe anzuſchmiegen; und je weiter man (denke ich) in der Vergleichung ginge, je mehr Spuren einer urſprünglichen Verwandtſchaft und Abkunft von Einer und eben derſelben Stamm-Mutter würden ſich entdecken laſſen. Indeſſen iſt bey allem dem der Unterſchied weit größer als die Aehnlichkeit, und die griechiſche Sprache hat ſo viele negative und poſitive Vorzüge vor der teutſchen, die letztere iſt beſonders durch ihre leidigen Hülfswörter und durch den Mangel der griechiſchen Aoriſten und Participien in einen ſolchen Nachtheil geſetzt, daß ſich dem Ueberſetzer Homers, der uns (um ſeinem Zweck genug zu thun) Vers für Vers geben ſoll, ſchon allein von dieſer Seite ungeheure Schwierigkeiten entgegen thürmen. Nehmen Sie dazu, daß unſre Sprache, zumahl in Vergleichung mit der griechiſchen, arm an Vokalen iſt, und, wiewohl ſie aus dieſem Grunde an langen, harten, ſchwerſylbigen Worten großen Ueberfluß hat, dennoch an Spondäen (welche doch zu ächten Hexametern unentbehrlich ſind) ſolchen Mangel leidet, daß ſie Tro-

te! daß er dieſes volle Maaß meines Elends ſehen möchte; nur mit Augen des Mitleidens, nicht der Rache!

Ein Gerichts-Official.

Ihr ſollet hier ſchwören auf das Schwerdt der Gerechtigkeit, daß ihr, Cleomenes und Dion, beyde zu Delphi geweſen ſeyd, und von da dieſes verſiegelte Orakel mitgebracht, ſo wie ihr's aus den Händen der Prieſterin des groſſen Apollo empfangen habt; und daß ihr euch ſeitdem nicht erfrechet habt, das heilige Sigel zu erbrechen, und zu leſen, was es verſchloſſen hält.

Cleomenes. Dion.

Alles dieſes beſchwören wir.

Leontes.

Brecht die Sigel auf, und leſet.

Der Official lieſt:

Hermione iſt keuſch, Polixenes unſchuldig, Camillo ein getreuer Unterthan, Leontes ein eiferſüchtiger Tyrann, ſein unſchuldiges Kind, rechtmäſſig erzeugt; und ohne einen Erben ſoll der König leben, wofern das, was verlohren iſt, nicht wieder gefunden wird.

Die Herren und Richter alle.

Nun, gelobet ſey der groſſe Apollo!

Hermione.

Gelobet!

Leontes.

chäen für Spondäen gelten zu lassen genöthigt ist. Erinnern Sie sich ferner daß der Grieche den Vortheil der kleinen Bindungswörtchen γε, δε, κεν τε, hat, wodurch er, sobald er's nöthig findet eine Sylbe mehr gewinnen kann; daß Homer die seinem Uebersetzer versagte Erlaubniß hat, sich dreysylbige Wörter dadurch zu verschaffen, daß er aus Einer Sylbe zwey macht, (z. B. θεόιο für θεοῦ, σμεο oder σμείο für σμῶ, χερσιὼν für χειρων); aber das für auch wieder, durch Zusammenziehung oder Verwandlung der Vokalen, aus viersylbigen Wörtern dreysylbige und aus dreysylbigen zweysylbige zu machen; kurz, daß er sich in diesem Stück eine Menge Freyheiten heraus nimmt, die in der Folge von den Gramatikern unter den Nahmen Prosthesis, Diäresis, Aphäresis, Epenthesis, Synkope, Apokope, u. s. w. zu grammatischen Figuren erhoben wurden; und daß er dadurch für seine Versifikazion eine Menge kleiner Erleichterungen und Bequemlichkeiten erhält, die seinem teutschen Uebersetzer (wiewohl er derselben soviel mehr als der Grieche bedürftig wäre) größtentheils gänzlich versagt sind. Ziehen Sie das alles in Betrachtung und sagen Sie mir dann, ob nicht die Natur der Sache und die unläugbarste Billigkeit erfodere, daß wir einem Uebersetzer, um so vielerley Nachtheile, die er gegen den Griechen hat, in etwas zu vergüten und die Sachen zwischen ihm und seinem Original in einiges Gleichgewicht zu setzen, in Absicht der Sprache nicht so viel Willkühr und Freyheit gestatten müssen als nur immer möglich ist? Ich rechne hieher

1) das Recht ſich des ganzen Umfangs und Reichthums der Sprache dergeſtalt zu bedienen, daß er, wo und wann er es für nöthig und ſchicklich hält, ausgeſtorbene Wörter wieder ins Leben zurückrufen, veraltete und vernachläßigte wieder in Uebung bringen und veredlen, und mit gehöriger Beurtheilung und Behutſamkeit (was ſich von ſelbſt verſteht) auch aus den edlern Provinzial-Dialekten zu Hülfe nehmen dürfe, was ihm Noth iſt.

2) Das Recht neue Wörter zu prägen, vornehmlich zuſammengeſetzte Beywörter, zu Erſetzung der Homeriſchen, wo dieſe ſo beſchaffen ſind, daß ſie ohne Unfüglichkeit in unſre Sprache übertragen werden können. Ich möchte hierin einen Dichter wie Voß um ſo weniger eingeſchränkt ſehen, da von ihm nicht zu vermuthen iſt, daß er ſich des Horaziſchen dabitur licentia sumta pudenter, ungebührlich übernehmen werde. Nach meinem Urtheil iſt gegen den allergrößten Theil der neugeprägten Wörter aus Zuſammenſetzung, die in der B. Iliade und Odyſſee vorkommen, nichts erhebliches einzuwenden; ich finde vielmehr die meiſten eben ſo wohlgemacht und den Homeriſchen glücklich angepaßt, wie den *volkverſchlingenden* König (δημοβορος βασιλευς) im 231 V. des 1. G. der Ilias. Indeſſen iſt dies ein zarter Punkt, und was einem anſtößig iſt, finden vielleicht zwanzig andre ſehr erträglich. So geſtehe ich z. B. gern, daß, meines Bedünkens, der Ueberſetzer, der ohne Bedenken im 180ten V. des III. Geſangs das harte Beyw.

wort κυνωπις, welches Helena sich selbst giebt, durch schändliche ausgedrückt, sich (wiewohl aus andern Rücksichten) die nehmliche Freyheit mit manchen andern hätte nehmen, und z. B. für die gaulgerüsteten und gaultummelnden Männer, das *schollige* Troja, den *tönenden* Redner von Pylos, vielleicht andere Beywörter ausfindig machen können. Was die beyden ersten betrifft, so wurde zwar vor Alters das Wort Gaul eigentlich gebraucht, ein großes und starkes Schlachtroß zu bezeichnen, und in so fern scheint es unter dem, unserm Uebersetzer nach N. 1. zustehenden Rechte begriffen zu seyn. Aber unglücklicher Weise hat der neuere Gebrauch, besonders das übliche Karrengaul, dieses Wort so herabgewürdigt, daß ich besorge, es möchte eben so gewagt seyn, ein edles Streitroß in der Iliade Gaul als einen tapfern Mann Kerl zu nennen.

Nächstdem kann, denke ich, dem Uebersetzer Homers, noch weniger als dem Dichter überhaupt,

3) das Recht, die Worte eines Satzes in eine andere Ordnung zu stellen, als sie gewöhnlich in Prose gestellt zu werden pflegen, streitig gemacht werden, wenn er sich auch dieses Privilegiums (wie aller andern) *pudenter* bedient. Da ich alle diese Punkte, welche Stoffs genug zu besondern Abhandlungen geben dürften, hier nur flüchtig berühren kann, so bemerke ich mit Rücksicht

auf die Verſetzungen, welche Sie an V. tadeln, nur dies wenige. a) Es giebt Fälle wo dadurch, daß, z. B. das Zeitwort gegen die Gewohnheit vor das Hauptwort geſetzt wird, die Rede einen Nachdruck (einen Drucker, wie es die Mahler nennen) erhält, der dieſe Wortſtellung zu einer wirklichen Schönheit macht. Von Beyſpielen dieſer Art wimmelt es in der Iliade. Aber auch wo dies der Fall nicht iſt, muß, wie ich glaube, dem Ueberſetzer ſchon aus dem oben angeführten Grunde (nemlich um ihm die Möglichkeit, die Muſik des homeriſchen Hexameters beſſer und vollſtändiger überzutragen, zu erleichtern) die Freyheit hierin (pudenter) nach Willkühr zu verfahren, zugeſtanden werden; und dies um ſo mehr, da eine gröſsere Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen dadurch gewonnen, und beſonders in Verſen ohne Reim der Unterſchied der poetiſchen Sprache von der proſaiſchen mehr erhoben und merklich gemacht wird.

b) Was die Fälle betrifft, wo V. das Beywort mit einem eigenen Artikel hinter das Hauptwort ſetzt, kommt es, meines Erachtens, darauf an, ob etwas mehr als eine bloſse Bequemlichkeit für den Dichter damit gewonnen wird. Wenn ein beſonderer Nachdruck auf das Beywort gelegt werden ſoll, ſo wird ſchwerlich jemand dieſe Form mißbilligen. Dieſs ſcheint nun freylich bey dem von Ihnen getadelten *Schiffen, den gebogenen*, der Fall nicht zu ſeyn, und ich bekenne offenherzig, daß mir alle

vorkommende Beyſpiele dieſer Art eben ſo anſtößig ſind als Ihnen.

Zu den unverlierbaren Rechten eines Ueberſetzers alter Dichter rechne ich auch 4) den freyen, zwar nicht ganz willkührlichen, aber doch ſo wenig als möglich eingeſchränkten Gebrauch des aktiven Mittelwortes (Particips.) Eine Theorie der Regeln, vermöge welcher die Einſchränkung ſtatt fände oder nicht, wäre der Arbeit eines ſcharfſinnigen Sprachforſchers werth. Mich ſelbſt hat hierin jederzeit bloß mein Gefühl geleitet, und ich wage es daher nicht in einem poſitiven Tone über die Fälle, wo V. hierin zu tadeln ſeyn möchte, zu ſprechen. Meines Erachtens ſind ſie gegen die unzählichen, wo er ſich in Abſicht dieſer Mittelwörter bloß des Rechts, das der Gebrauch ſchon lange allen teutſchen Dichtern zugeſtanden, bedient hat, in ſo geringer Anzahl, daß ſie nur an einem ſo ſehr gearbeiteten und der Vollkommenheit ſo nahe gebrachten Werke, wie die Voſſiſche Ilias iſt, bemerkt zu werden verdienen. Auch ich rechne unter dieſe wenigen das von Ihnen angeſtrichne *Ehrend* den Prieſter zu ſchenn; es fällt mir auf, ohne daß ich recht ſagen kann warum: vielleicht weniger um ſein ſelbſt willen, als weil mir im unmittelbar vorhergehenden Verſe auch beyfallend ſchon ein wenig aufgefallen war. Gewiß iſt, daß die beyden Homeriſchen Verſe (Ilias I. 22. 23.) ohne Mittelwort ganz leicht dahin fließen, und daß die ihnen gegenüberſtehenden Voſſiſchen hingegen durch dies beyfallend und

ehrend ich weiß nicht was steifes bekommen, weßwegen man sie gern anders haben möchte. Dies letztere Gefühl habe ich wider Willen bey manchen andern Versen des 1sten Buchs; und ich weiß nicht durch was für eine Fatalität es geschehen ist, daß das meiste, was dem Leser entweder als solöcistisch oder aus andern Ursachen auffällt, gerade in diesem ersten Buche zusammentreffen mußte. Unter diese Rubrik gehört, nach meiner Empfindung, neben mehr andern,

V. 32. Gehe denn, reize mich nicht, *daß* wohlbehalten *du* Abrok!

V. 186. — — daß ein anderer zage
gleich sich mir zu wähnen,
(zagen scheint hier zu stark, statt sich scheue)

V. 249. Dem von der Zung *ein Laut* wie des Honiges Süße daher floß.

Doch in solche Kritteleyen kann ich mich jetzt nicht einlassen: also nur noch zwey Worte über den Ihnen verhaßten elliptischen Genitiv. Ich finde die von Ihnen angeführten Beyspiele von zweyerley Art. Die einen sind bloß analogisch nach der alten gewöhnlichen Redensart, stehendes Fußes, gebildet, wie *zürnendes Herzens, stürmendes Schwungs*, u. dergl. Gegen diese, däucht mich, ist nichts einzuwenden. Mit Helena, die herrliche, langes Gewandes, dürfte dies wohl der Fall nicht seyn, und ich gestehe, daß ich dies langes Gewandes mit baarem Gelde aus V. Iliade hätte herauskaufen mögen.

Doch

Doch warum wollten wir uns durch ſolche einzelne Flecken aufhalten laſſen, das weſentliche Verdienſt, das Hr. V. ſich durch ſeinen Homer um die Nazion gemacht hat, mit dem verdienten Dank zu erkennen? Glauben Sie mir, l. Freund, oder vielmehr glauben Sie es ſich ſelbſt und Ihrem eigenen Gefühl, wir würden vergebens auf eine Ueberſetzung harren, die uns alles was den alten Sänger karakteriſiert, ſeinen Geiſt, ſein Feuer, ſeinen Ton und Ausdruck und die Muſik ſeines Hexameters, getreuer und lebendiger wiedergebe als dieſe. Auch wenn alles an dieſer Ueberſetzung wörtlich ſo bliebe wie es iſt, würden wir nicht wenige von ihr ſagen können; und ich glaube mich auf die Erfahrung eines jeden, der überhaupt Sinn für Homer hat, berufen zu dürfen, ob nicht alle die Eigenheiten, die Ihnen in der veränderten Odyſſee und der Ilias ſelbſt anſtößig ſind, beym Fortleſen, und ſobald wir uns vom Genius des alten Dichters recht ergriffen und durchwärmt fühlen, uns entweder unmerklich oder unanſtößig werden, ja uns vielmehr, beſonders was die Verſetzungen, die Partizipien und die immer wiederkommenden Beywörter betrifft, als zu Homers Stil und Manier gehörig, und (ſo zu ſagen) als Bürgen für die Treue der Kopie, ſogar willkommen ſind. Denn eine getreue Kopie, nicht eine verſchönerte, oder — verwäſſerte Nachahmung, iſt doch das, was wir von Voß erwarteten, und das was er leiſten wollte. Uebrigens hat er lange, ſorgfältig, und gegen ſich ſelbſt ſtreng genug, an dieſem wichtigen Werk gearbeitet, um

auch

auch ſich ſelbſt am richtigſten beurtheilen zu können; und ich finde mich daher ſehr geneigt, wegen alles deſſen, was Sie und ich auszuſtellen gefunden haben, geradezu an Ihn ſelbſt zu appellieren. Sollte ja noch hier und da etwas wegzupolieren, oder einzelne Verſe wieder (mit Horaz zu reden) auf den Amboß zu bringen ſeyn, ſo können wir erwarten, daß er, wenn er einſt ſeinen verſprochenen Kommentar über Homers Werke zu Stande gebracht haben wird, bey einer künftig vollſtändigen Ausgabe von der letzten Hand, keine Mühe ſparen werde, dieſes ewige Werk der Vollkommenheit ſo nahe zu bringen, als man von dem Werk eines — Menſchen zu verlangen berechtigt iſt.

W.

VI.

Der Herausgeber des T. M. an die Leſer.

Mangel an Zeit und Raum verhinderten mich, die letztmahls verſprochnen Anzeigen in dieſem Monatsſtück zu geben: ſie ſollen aber im 1ſten Stück des künftigen Jahrsgangs deſto gewiſſer erſcheinen.

Bis dahin muß ich auch eine kleine Erklärung über die zwiſchen Hrn. Aurelius und ſeinem Recenſenten in der A. L. Zeitung geführte Fehde verſchieben, in welche ich dadurch verwickelt worden bin, daß der erſte, da ſeine Eigenliebe mit ſeiner Beſcheidenheit und mit der Achtung, die er (vermöge einer allgemein aner-

kann-

kannten und von wohlgesitteten Menschen befolgten Maxime) mit schuldig zu seyn hätte glauben mögen, ins Gedränge kam, lieber mich als sich selbst aufzuopfern wollte — was ich denn auch in einem solchen Nothfalle gern verzeihe, worüber ich aber doch, zu Verhütung irriger Urtheile, dem Publikum einige Rechenschaft zu geben mich verbunden halte.

Verschiedene, seit etlichen Wochen eingelangte, wie auch einige ältere Aufsätze, Fortsetzungen u. dergl. werden in den ersten Stücken des künftigen Jahrgangs erscheinen. Unter diesen aber ist ein gewisses Poetisches Produkt (welches ich hier nur durch B.. l O.. an Hrn. J. bezeichnen will) nicht begriffen: als welches, wiewohl es ihm an Laune und komischem Geiste nicht fehlt, doch aus mancherley Rücksichten nicht unter meiner Firma in die Welt gehen kann.

W.

VII.

Anzeigen.

1.

Das vor mehreren Jahren in Frankreich herausgekommene Werk über die berühmte Sammlung geschnittener Steine des Herzogs von Orleans ist, wegen seiner Kostbarkeit, den Teutschen ziemlich unbekannt geblieben. Dennoch darf es an Gelehrsamkeit und gründlichem Urtheil nur wenigen Werken dieser Art nachstehen; an schöner Darstellung vielleicht keinem. Durch letztere muß es insonderheit denjenigen sich empfehlen, die bloße Liebhaber sind; ob wohl es auch für den gelehrten Alterthumsforscher viel neues und wichtiges enthält. Ich glaube deswegen zur Ausbreitung der Kunstliebhaberey etwas beyzutragen, wenn ich das Interessanteste aus dem erwähnten Werk auszuheben, und solches für einen geringen

Preis

Preis in mehrere Hände zu bringen ſuchte. In dieſer Abſicht kündige ich meinen Landesleuten folgende Schrift an:

Beſchreibung einiger der vornehmſten geſchnittenen Steine, mythologiſchen Inhalts, aus dem Cabinette des Herzogs von Orleans, aus dem franzöſiſchen ausgezogen und mit Anmerkungen begleitet u. ſ. w. wovon der erſte Theil in 4to ſauber gedruckt, mit 16 in Kupfer geſtochenen geſchnittenen Steinen, von der Hand eines geſchickten Künſtlers, in der nächſten Oſtermeſſe, bey Orell, Geßner, Füßli u. Comp. in Zürich erſcheinen wird.

Sollte dieſer erſte Theil die gewünſchte Aufnahme finden; ſo gedenke ich einen zweyten Mythologiſchen, und einen dritten von hiſtoriſchem Inhalte folgen zu laſſen.

Freyburg im Breisgau, am 3ten Decemb. 1795.

J. G. Jacobi,
ordentl. öffentl. Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften.

2.

Der Beyfall, welchen der Reichstagsalmanach für das Jahr 1795 gefunden, hat die Herausgeber bewogen, ihn auch für das Jahr 1796 fortzuſetzen. Ihrem Verſprechen getreu, haben ſie die Erinnerungen nicht unbenutzt gelaſſen, von deren Gründlichkeit und Ausführbarkeit ſie überzeugt waren. Der dießjährige Almanach enthält nebſt dem Kalender, folgende Artikel. I. Genealogiſches Verzeichniß der vornehmſten jetzt lebenden fürſtl. Perſonen in Europa. II. Reichstagsperſonale. III. Geſandtſchaftsperſonale der fränkiſchen; IV. der ſchwäbiſchen; V. der kurrheiniſchen; VI. der oberrheiniſchen Kreisverſammlung. VII. Perſonale des kaiſerl. Reichshofraths. VIII. Perſonale des kaiſerl. Reichskammergerichts. IX. Reichskriegsperſonale. X. Verſuch einer kurzen Beſchreibung von Regensburg. XI. Ueber die Abwechslung einiger Stimmen im Reichsfürſtenrathe. XII. Kurze Ueberſicht der reichstägl. Verhandlungen im Comitialjahre $17\frac{93}{94}$. XIII. Reichstagslitteratur vom Jahre $17\frac{92}{93}$. XIV. Brieftaxordnung bey dem kaiſerl. Reichsoberpoſtamte Regensburg. XV. Verzeichniß der bey eben dieſem kaiſerl. Reichsoberpoſtamte ab- und einlaufenden Briefpoſten, und XVI. der kaiſerl. Reichsord. fahrenden Poſten. Von dieſen Artikeln ſind für den Almanach auf das Jahr 1796, welchen der Kalender wieder vorgeſetzt wird, als ſtehend aufgenommen worden die Artikel I. II. III. IV. V. VI. IX. doch mit der möglichſten Vervollſtändigung und mit

mit Verbeſſerung der eingeſchlichenen Fehler. Von den Artikeln VII. und VIII. werden, nur die Berichtigungen und Veränderungen angezeigt; dagegen ſind die Artikel XII. und XIII. mit der dieſen Gegenſtänden angemeſſenen Ausführlichkeit und Unpartheilichkeit fortgeſetzt, und für die wegbleibenden Nummern X. XIV. XV. und XVI. ein paar neue, zweckmäſſige Aufſätze eingeſchaltet worden. Wenn es unläugbare Wahrheit iſt, daß die teutſche Nation mehr als je in unſern Tagen ihre Aufmerkſamkeit auf den Gang der teutſchen Reichstagsgeſchäfte richtet, ſo kann ihr ein Unternehmen nicht gleichgültig ſeyn, das die Geſchichte dieſer Geſchäfte während der 2 merkwürdigen Comitialjahre $17\frac{9}{94}$. und $17\frac{94}{95}$. in dieſen zwey Almanachen mit aktenmäſſiger Wahrheit darſtellt, und die Herausgeber ſchmeicheln ſich daher, auf die Unterſtützung des Publikums rechnen zu können. Alle Exemplarien werden brochiert. Auf Druckpapier iſt der Preis des Almanachs für das Jahr 1796 1 fl. auf ſchönem Poſtpapier 1 fl. 12 kr.

Der Herausgeber des Reichstagsalmanachs.

Inhalt
Des dritten Bandes.

September.

I. Michael Angelo Buonaroti. S. 3
II. Die Zauberlaterne. — 34
III. Gedichte. — 59
IV. Ueber germaniſche Freyheit. Ein Verſuch. — 70
V. Die Freunde Platons. — 84
VI. Scenen aus einem noch ungedruckten Werke unter dem Titel: Gemälde aus Griechenland und Rom. — 93
VII. Anzeigen. — 97

Oktober.

I. Michael Angelo Buonaroti. (Beſchluß.) S. 105
II. Ein Wort über den Angriff der razionellen Medicin im N. T. Merkur, Auguſt 1795. — 138

III. Ariſtides. Ein Dialog. S. 155
IV. Die Zauberlaterne. (Beſchluß.) — 183
V. Holberg. — 187
VI. Fabeln. — 195
VII. An Teutſchlands Horaz des vorigen Jahrhunderts — 202
VIII. Die Wiſſenſchaften. Ein Probeſtück aus einem größern Gedichte, betitelt: Die heiligen Gräber. — 205
IX. Antworten an Ungenannte. — 213
X. Anzeige. — 215

November.

I. Der Teutſche Lovelace. Proben aus einem Roman in Briefen. S. 217
II. Die Ruinen von Paulinzelle. — 248
III. Ueber den Schein um den Schatten des Kopfes. — 260
IV. Gedichte. — 273
V. Ueber die Fortdauer der Schröderſchen Theater Unternehmung in Hamburg. — 300
VI. Nachtrag zu dem Aufſatz (III.) über den Heiligen-Schein. — 312
VII. Litterariſche Anzeigen. — 313

December.

I. Die Religion im Lande. — 329
II. Die Platoniſche Liebe. — 350
III. Vorläufige Ueberſicht einiger Fächer der neueſten Litteratur nach dem Allgemeinen Bücher-Verzeichniſſe von der Michaelis Meſſe 1795. — 380
IV. Verwandlung der Annaten in eine Franzoſen-Hülfe. — 392
V. Fortſetzung der Briefe über die Voſſiſche Ueberſetzung Homers. — 400
VI. Der Herausgeber des T. M. an die Leſer. — 436
VII. Anzeigen. — 437

Neuer
Teutſcher Merkur.

1. Stück 1796.

BIBL.
NIVERS
LIPS.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Der Teutsche Lovelace. (Fortsetzung) . . S. 5
II Wort und That. . . . . — 15
III. Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen? . — 23
IV. Ein chinesisches Blumenlied vom Herrn Rambra geordnet, nebst ein paar Worten über chinesische Musik und einer Digression über die jetzige Studier-Methode in China. — 47
V. Einige Anmerkungen zu dem Aufsatz über den Schein um Schatten des Kopfes. . . — 63
VI. An Hrn. Rath D. Hufeland in Jena, über dessen Wort im N. T. Merkur 10. St. 1795. — 76
VII. Beylage zu dem V. Artikel im Novemberstück des T. M. 1795. . . . . — 94
VIII. Einige Bemerkungen über den Aufsatz des Hrn Ackermann. im 9. St. d. T. M. 95. — 102
IX Kürzliche Antwort auf die vorstehenden Bemerkungen. . . . . — 107
X. Neueste schöne Litteratur. . . . . — 108

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen.

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich fraend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Ankündigung.

Das vor mehreren Jahren in Frankreich herausgekommene Werk, über die berühmte Sammlung geschnittener Steine des Herzogs von Orleans, ist, wegen seiner Kostbarkeit, den Deutschen ziemlich unbekannt geblieben. Dennoch darf es an Belesenheit und gründlichem Urtheil nur wenigen Werken dieser Art nachstehen, an schöner Darstellung vielleicht keinem. Durch letztere muß es insonderheit denenjenigen sich empfehlen, die bloße Liebhaber sind; ob wohl es auch für den gelehrten Alterthumsforscher viel neues und wichtiges enthält. Ich glaube deswegen, zur Ausbreitung der Kunstliebhaberey etwas beyzutragen, wenn ich das Interessanteste aus dem erwähnten Werk auszuheben, und solches für einen geringen Preis in mehrere Hände zu bringen suchte. In dieser Absicht kündige ich meinen Landsleuten folgende Schrift an:

Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine, mythologischen Inhalts, aus dem Kabinete des Herzogs von Orleans, aus dem Französischen ausgezogen und mit Anmerkungen begleitet u. s. w. wovon der erste Theil in 4to sauber gedruckt, mit 16 in Kupfer gestochenen geschnittenen Steinen, von der Hand eines geschickten Künstlers, in der nächsten Ostermesse, bey Orell, Geßner, Füßli u. Comp. in Zürich erscheinen wird.

Sollte dieser erste Theil die gewünschte Aufnahme finden; so gedenke ich, einen zweyten mythologischen, und einen dritten von historischem Inhalte folgen zu lassen.

Freyburg im Breisgau, am 3ten Decemb. 1793.

J. H. Jacobi.
ordentl. öffentl. Professor der schönen Wissenschaften.

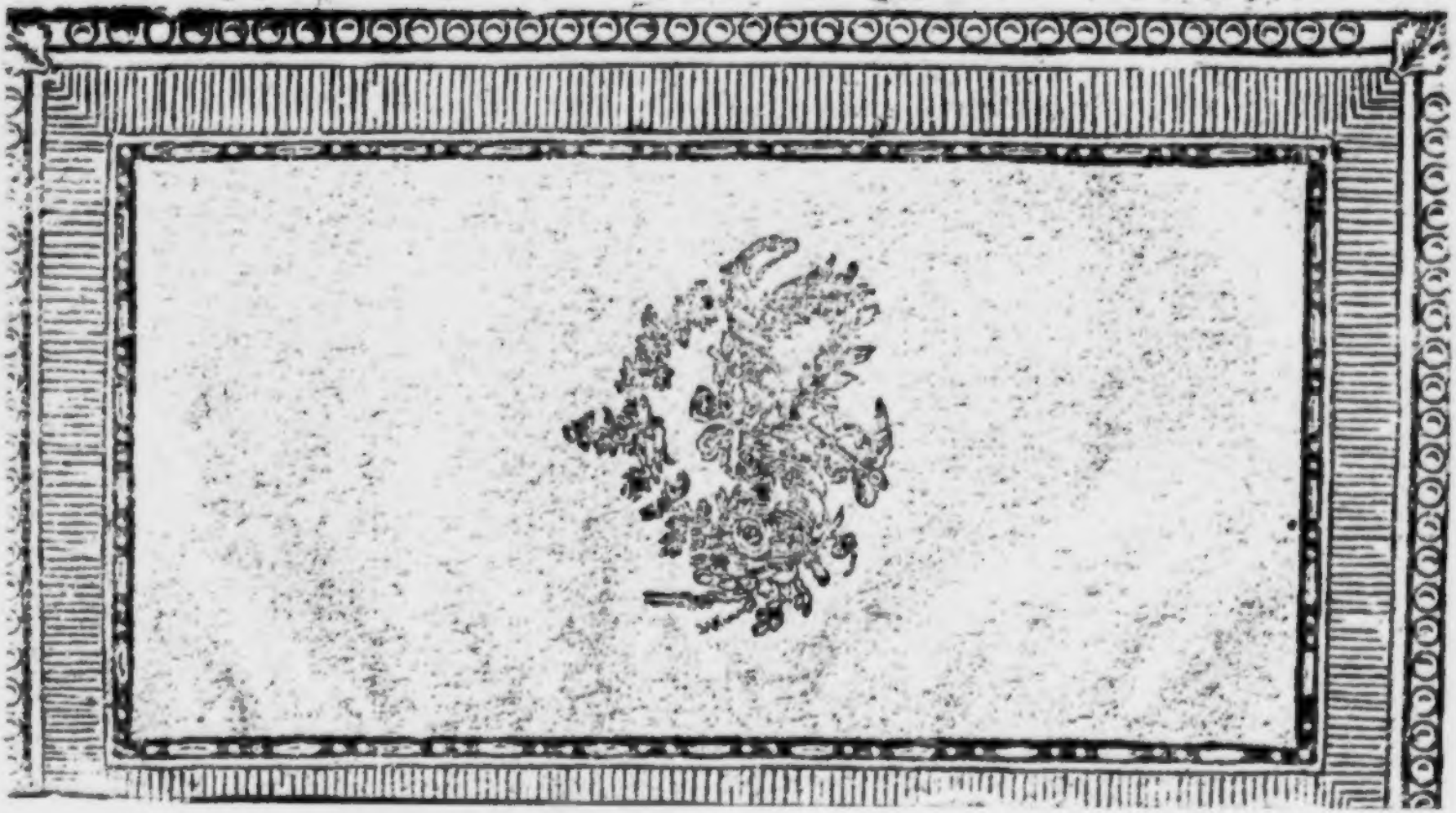

ſeine Keile auf meine Ungerechtigkeit herab -- Wie, was giebt's hier?

(Die Königin ſinkt ohnmächtig hin.)

Paulina.

Die Königin wird dieſe Zeitung nicht überleben -- Seht hieher, ſeht was der Tod für Arbeit macht.

Leontes.

Tragt ſie fort; ihr Herz iſt nur überladen; ſie wird ſich wieder erholen. --

(Paulina und die Frauen gehen mit Hermione, welche weggetragen wird.)

Vierte Scene.

Ich habe meinem Argwohn zuviel geglaubt: ich bitte euch, wendet alles an ihr Leben zu erhalten -- O Apollo! vergieb -- vergieb meine ſinnloſe Läſterung gegen dein Orakel! Ich will mich mit dem Polyxenes ausſöhnen, mich von neuem um die Liebe meiner Königin bewerben, den ehrlichen Camillo zurük beruffen, ihn, deſſen gutes Herz mir die Quaal erſpart hat, daß ich mir noch die Ermordung meines Freundes vorwerfen müßte -- denn ihn erließe ich in der Wuth meines eyferſüchtigen Fiebers zum Werkzeug, den Polixenes zu vergiften; aber ungeachtet ich ihm Belohnung in der einen Hand zeigte und Tod in der andern, war er doch zu edel, zu menſchlich, mir zu gehorchen; er entfaltete meinen

Anſchlag

Der Neue Teutsche Merkur

vom Jahre 1796.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1796.

Der neue

Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1796.

I.

Der Teutſche Lovelace.

(S. N. T. Merkur 1795 11. Stück, N. I.)

15. Brief.

Eduard an Ferdinand.

N. den 20. Jun.

Es giebt in Sachen der Politik zweyerlei Wege ein Geſchäfft einzuleiten. Der eine iſt der Weg des Verſtandes, der für gewöhnliche Menſchen gehört; der andere mag der Weg der Thorheit heißen, und der taugt nur für außerordentliche Geiſter. Ich habe von Natur einen Hang zum zweyten, welches anzuzeigen ſcheint, entweder — daß ich ein großes Genie, oder daß ich ein großer Queerkopf bin. So viel iſt klar, wer Leute, die auf ihrer Huth ſind, zu Narren haben will, muß damit anfangen, ihnen in der Narrheit vorzuleuchten; — eine Kunſt, worin die Welt nie einen bewundernswürdigern Meiſter geſehen hat als meinen Freund Ol. Kromwell,

well, und nie so mitleidswerthe Stümper als die Herren vom Nazionalkonvent, einen einzigen ausgenommen.

Daß ich meine Absichten auf Wilhelminen mit so vielem Geräusche ankündigte, hat seine guten Gründe gehabt, an deren Aufzählung und weiterer Entwickelung Du deinen Scharfsinn und dein Geschick zur Staatskunst gelegentlich versuchen kannst. Was indessen sogar über meine Erwartung günstig auszuschlagen scheint, ist eine Verschwörung, die sich bereits gegen mich entsponnen hat, und woraus ich nicht weniger Vortheil zu ziehen gedenke als Mazarin aus der Kabale der Importanten. — Meine Schöne, ihr witziger Herr Gemahl, die sinnreiche Baronin von G. und mein zärtlicher Freund Franken haben sich, wie es den Anschein hat, die Hand darauf gegeben, mir den Sieg, so viel an ihnen liegt, streitig zu machen. Es ist immer schön und verdient Aufmunterung, wenn ein Gegner nur Muth zeigt. Ich unterlasse daher nichts was fähig ist, ein so rühmliches Vorhaben zu unterstützen, und habe meine Lust daran, die Leutchen sich immer tiefer in ihren eigenen Stricken und Schlingen verfangen zu sehen, bis ich am Ende dazwischen springen werde, den verwickelten Knoten mit einem herzhaften Streiche zu lösen.

Freund Franken ist auch wirklich schon so zahm geworden, daß ich ihn nächstens auf meiner Stube erwar-

erwarte, wo Du ihn wirst zu meinen Füßen liegen und mir seinen Dank in heißen Thränen darbringen sehen; denn er hat ein gutes Gemüth. Ich gestehe auch, daß er einige Ursache hat erkenntlich zu seyn. — Du erräthst mich nicht? So höre!

Es ist ein Grundsatz — den Du Dir zum Behuf der Theorie merken kannst — in Sachen von Wichtigkeit, (es sey, einen Thron zum Fallen zu bringen, oder ein Weib) so bald der erste Anstoß geschehen ist, sich in den Rang der zweyten Rolle zurück zu ziehen, und eine Zeit lang bloß zum Vortheil seiner Nebenbuhler zu arbeiten. In Betrachtung dessen hatte ich, sobald ich nur des ersten Eindruckes versichert war, nichts angelegneres zu thun, als Wilhelminen mit ihrem jungen Freunde auszusöhnen; und noch bis zu dieser Stunde verfehle ich es nicht, den Wünschen seines Herzens, so weit es dienlich ist, Vorschub zu leisten. — Du hast schon manches von Wilhelminens Talenten zur Tanzkunst gehört. Davon aber weißt Du nichts, daß mein junger Herr eine Puppe ist wie gedrechselt, und daß, so oft sich eine Geige regt und ihn sonst nichts irre macht, ihm all sein Witz stracks in den Beinen sitzt, (wovon, ich meine vom Witze, er freylich nicht viel übrig hat) so daß er sich, in dem Punkte, nicht übel zu Wilhelminen schickt. Denn überhaupt versteht es sich, daß nur die Weiber tanzen, und die Männer bloß auf zwey Füßen neben her gehen, oder wenn es hoch kommt auf Einem Fuße, wie andre

Gänſe auch. Nun iſt es ein zweyter Grundſatz, (oder vielmehr ein Geſchenk des Himmels; denn wem es nicht gegeben iſt, der erwirbt es nicht) daß ein Mann, wenn alles um ihn brennt und in Flammen ſteht, kalt bleibt wie Eis. Daher nippe ich nur, wenn meine Gäſte trinken; und wenn alle Welt jählings durch einander fährt, ſich drängt und ſtößt und die Hälſe brechen will, ſo bleibe ich feſt auf einem Flecke, und laſſe die Augen gemächlich umher ſpazieren, um zu ſehen was es giebt. Da ich wahrnahm, daß Wilhelmine den Tanz bis zur Leidenſchaft liebt, ſo hielt ich es für Zeit mich dieſes köſtlichen Vergnügens zu entſchlagen, oder höchſtens manchmal davon zu nippen. Dafür bin ich unvermerkt in den Beſitz gekommen, daß ſie ihren Tänzer faſt immer aus meinen Händen empfängt, und — ich ſie ganz warm aus den Händen des Tänzers zurück; welches eine Anzahl von kleinen Künſten und Vortheilen in ſich ſchließt. Franken zumal hat ſich bisher weit mehr meiner Gunſt zu erfreuen gehabt, als der Gunſt ſeiner Schönen; denn es koſtete nicht wenig, bis ſie ihn nur wieder um ſich leiden mochte. Nach und nach fangen die Kinder dennoch an, etwas freyer und traulicher mit einander zu thun, wie ich zu meinem Troſte zu bemerken glaube. Meine Freude ſollteſt Du ſehen, meine boshafte Freude, wenn ich das holde Geſchöpf einmal über einem neugierigen, oder verſchämten, oder liebreichen Blick ertappe, den ſie auf halbem Wege zwiſchen mir und ihm auf den Boden glitſchen läßt, ſo daß es ungewiß

wiß bleibt, wem der Blick eigentlich galt! — Sie ist mein, Ferdinand, sie ist ohne Rettung mein; und sie soll keine Ahndung haben, daß sie es ist! Ich will die süße Frucht reifen und auszeitigen lassen, daß man die Hand hinhalten möchte, um sie darin aufzufangen.

Auf dem letzten Balle habe ich unsern Amoroso in einen arkadischen Schäfer umgestaltet, d. h. in einen feinen Bauernjungen à la Vestris, mit straffen Beinkleidern von weißer gestrickter Seide, und einem ditto Jäckchen mit dunkelgrünen Guirlanden, nebst einem Hütchen von schwarzem Taft, das etwas schief auf den braunen Locken sitzen muß. Ich hätte das nette Bürschgen vor mir auf einem Beine sich drehen lassen mögen, wie einen Kreisel; — denn ich putzte ihn zur Probe selbst heraus, und hatte eine Geschäftigkeit, als ob das meines Amtes wäre. Der Baronin war (durch meine Veranstaltung, wie Du vermuthen wirst) der Gedanke eingekommen, daß es artig wäre das Publikum mit einem kleinen Intermezzo zu überraschen. Der Plan ward bald gemacht. Unsere Kinder sollten in einem maskierten Tanze auftreten, den ich in Venedig von einer Mad. Vigano und ihrem Manne gesehen hatte, und wovon ich, in böslicher Absicht, mit wenigen aber lebhaften Zügen, eine verführerische Skizze hinwarf. Die Erfindung ist sehr einfach, aber von unendlich tiefem Sinne, wenn man den Schlüssel dazu hat. Ich ließ so viel davon durchschimmern, als erforder-

lich ist, eine entzündbare Einbildungskraft in Feuer zu setzen. — Die Damen betrieben die Sache erst sehr geheimnißvoll. Ich konnte das gut seyn lassen.

Am Vorabende sah man sich unverhofft genöthigt, meinen Rath über das Kostum einzuholen, und ich ward in Wilhelminens Kabinet eingeführt, wo ich die Baronin nebst ein paar schelmischen Kammermädchen beschäfftigt fand, die Toilette der Liebeskönigin machen zu helfen. — Wenn Du sie gesehen hättest! — — Sie hatte einen weißen Mantel von leichtem Seidenstoff umgeworfen, und glühte und zitterte, wie ein Schlachtopfer, in den Händen der Frauen, die eine zierliche Gruppe um sie bildeten. Ich trat näher; sie hatte nicht das Herz die Augen aufzuschlagen, und lispelte in einem höchst anmuthigen Tone etwas hervor, einen Gruß vermuthlich, wovon ich aber nichts verstand. Die Baronin ersuchte mich mit dem Anstande einer Priesterin, meinen Stuhl einzunehmen. Ich neigte mich schweigend; mit verschränkten Armen und dem scharfsichtigen Kaltsinne des Antiquars in den Mienen, setzte ich mich hin. — Der Mantel fiel.

Hast Du nie die junge Aglaia gesehen, wie sie ein moderner Meister mit einem Schein von Hülle umwebt, der gefährlicher ist als die ganze Nacktheit der Griechen? — So war sie. — Ich bin in Gefahr, mich in lauter mythischen Bildern und Gestal-

ten

ten aus einer andern Welt zu verlieren; denn ich habe keine andern, die Wahrheit zu bezeichnen. Welche Reitze! Welch ein lebendiges Spiel der tadellosen Umrisse und Formen! — Die Natur, mit allen Waffen der schlauesten Kunst ausgerüstet, brach in ihrer vollen Uebermacht auf mich ein. Ich hoffe, ich bin meiner selbst mächtig gewesen; denn die Baronin, die mich in dem Augenblick streng beobachtete, schien zu stutzen und über meine gleichmüthige Fassung erstaunt zu seyn. Mein Amt kam mir sehr zu Statten. Ich lobte mit Mäßigung, billigte vieles, verwarf einiges wenige, fand hier etwas wegzulassen, dort etwas hinzu zu setzen. — Wie sie vor meinen Augen, unter dem muthwilligen Spiel, dem Geflüster und buhlerischen Getändel der Zofen, in ihrer sittsamen Einfalt mit jedem Moment noch schöner, blühender, belebter erschien! Sie bewegte sich wenig, aber alles an ihr war von dem regsten Leben bewegt. Die Farbe ihres Gesichts wechselte öfters; ein geistvolles Lächeln schwebte um ihre Lippen; sie athmete einige Worte hervor, die ich nur halb vernehmen konnte. Ihre Blicke vermieden mich, aber manchmal schien sie gegen mich hin zu lauschen, und bey dem leisesten Laute in sich zusammen zu fahren. Eine Nadel streifte sie an der linken Seite. „Ach Scharlotte!“ flüsterte sie. Sie fuhr dabey mit der Hand gegen die Stelle, mit dem Ausdrucke eines gelinden Schmerzes, der sich in das sanftmüthigste Lächeln verlor. — „Ein Rosenstriemchen in Alabaster!“ sagte die Baronin neckend, indem sie

die Nadel wegnahm. — Ich fühlte den Riß wie ein ziſchendes Eiſen in meiner Seite.

Als ſich die Mädchen anſchickten meiner Göttin den Gürtel anzupaſſen, und die jugendliche Kraft des Buſens gegen die engen Bande wuchs und wogte, ſtand ſie da wie die jungfräuliche Aurora. Ein hohes Inkarnat brannte auf ihren zarten Wangen, ihr Athem ſchien gehemmt, ihre unſicheren Blicke ſuchten die Erde; alle Wunder, von denen der trunkene Mund der Dichter ſchwärmte, ſchienen wahr zu werden, und der Zauber der Liebe die holde Geſtalt in hundertfältigem Lichte zu umgaukeln.

Teneri ſdegni, e placide e tranquille
Repulſi, cari vezzi, e liete paci,
Sorriſi, parolette, e dolci ſtille
Di pianto, e ſoſpir tronchi, e molli baci. —

Sie bemerkten nicht, daß ich mich wegkehrte und nach Luft ſchnappte, um einen Strom innerer Gluth zu erſticken, der mitten durch den heuchleriſchen Ernſt auf meiner Stirne durchzubrechen drohte. Ein Glück ohne gleiches rettete mich. Die Toilette war geendigt. Auch vernahm man bereits die Violinen und Hörner vom benachbarten Konzertſaale, wo die Probe des Tanzes gegeben werden ſollte. Franken trat herein, geſchmückt wie ich ihn dir beſchrieb, und leichtfüßiger als der göttliche Achill. — Der Ausdruck in Werners Fyſiognomie war merkwürdig. Er blieb, mit einer Miſchung von Wohlbehagen und ruhigem

Erſtaun

Anſchlag meinem Königlichen Gaſt, und wollte lieber ſein Vaterland und ſeine Güter, (die wie ihr wiſſet beträchtlich ſind) dahinten laſſen, und mit ſeiner unbefleckten Ehre nakend entfliehen, als meine Gunſt mit einer Uebelthat erkauffen. Wie glänzt er neben meinem Roſt! Wie viel ſchwärzer macht ſeine Tugend meine Aufführung!

Fünfte Scene.

Paulina zu den Vorigen.

Paulina.

O Jammer über Jammer! Schneidet mir meine Schnur-Bruſt auf, oder mein Herz zerſprengt ſie, und berſtet zugleich.

Ein Herr vom Hofe.

Was ſicht euch an, Gnädige Frau?

Paulina kündigt dem Könige, nach einer langen Tirade von Schmähungen, und nachdem ſie ihm alle ſeine Vergehungen in den unanſtändigſten Ausdrüken vorgeworfen, den Tod der Königin an.

Leontes.

Oo verhüten die höhern Mächte!

Paulina.

Erſtaunen, in einiger Entfernung ſtehen: ein milder Ernſt, wie ich ihn nicht an ihm gewohnt bin, veredelte ſeine überaus regelmäßigen und ſprechenden Geſichtszüge. Ich glaube der Mann hat Augenblicke, wo er über die Kühnheit erſchrickt, einen ſolchen Engel zum Weibe zu haben.

Franken war ſehr mäßig gerührt. Eine gewiſſe ſelbſt genügſame — Verlegenheit, oder wie ich es ſonſt nennen ſoll, hatte ihm ein wenig ſtumpf und albern gemacht. Was für ein Gehirn muß man ſeyn, wenn man bey einem ſolchen Anblick an ſich ſelbſt denken kann! — Wilhelmine ward durch den Eintritt der beiden Männer gleichſam in Freiheit geſetzt; ſie trat munter hervor, und zeigte ſich mit der liebenswürdigſten Unbefangenheit. Die zitternde Scham, die ſie ängſtigte, als ich noch allein vor ihr ſaß, war verſchwunden, und ſchien dem Leichtſinne der Unſchuld Platz gemacht zu haben. — Ich ſchöpfte Athem aus voller Bruſt; und die Baronin, die ſich dem ſchönen Hirtenknaben genähert hatte, ſchmeichelte ihm mit der feinſten Ironie, die der junge Herr mit einer recht anmuthigen Beſcheidenheit erwiederte.

Sie führten oder trugen Wilhelminen an den beſtimmten Ort, wo ſchon die Inſtrumente den Ton angaben, in welchem ſich die Scene eröffnen ſollte. — Wir nahmen unſere Plätze ein, während die Baronin mit dem Tänzerpaare auf einen Augenblick verſchwand. — Das Ritornell fiel ein.

Eine

Eine Schäferin, von ihrem Damon verfolgt, erscheint in einem raschen Wechseltanze, der einen verliebten Zwist ausdrückt. Die Pantomime verräth das verwegene Glück des Knaben, dessen sich die Schöne mit einem naiven Trotz erwehrt. Die zärtliche Begier beflügelt und hemmt seine Schritte, welche nach einem genau bezeichneten Rhythmus abgemessen sind. Sie scheint in halb verschlungenen Kreisen, indem sie flieht, den Schäfer nachzuziehen. Ein kecker Griff der Hand, der die Myrtenkrone in ihren Haaren bedroht, unterbricht das schöne Spiel. Der mädchenhafte Stolz ist empört; sie flieht nicht mehr; ihr Auge blitzt vor Zorn. — (Ach Wilhelmine! — Ich hatte das sanfte Geschöpf noch nie zürnen gesehen.) Der junge Hirt erschrickt und sieht betreten da. Sie weiset ihn gebietherisch von sich. Er bittet, er fleht, er sinkt auf ein Knie; — sie wendet sich mit einer verwerfenden Geberde von ihm. Die Musik begleitet ihre Bewegungen, und vereinigt kunstreich das verschiedene Zeitmaß der Tänzer. Indem die Schöne auf der einen Seite, in jungfräulichem Frohsinn, mit flüchtigen Tritten dahin schwärmt, zieht sich der Schäfer von der andern in einem gehaltenen Schritte zurück, der seine Niedergeschlagenheit bezeichnet. Wie sie sich im halben Bogen wendet, begegnet sie in der Ferne seinen Blicken. Sie stutzt, sie lächelt. Die volle Sehnsucht der Liebe spricht aus seinen Mienen und Geberden. Sie schüttelt den Kopf, indem sie der Tanz vorbey fährt; und das vorige Spiel geht noch

durch

durch einige Takte fort. Bey einem zweyten Zusammentreffen hält sie schwebend inne; sie lächelt mit Muthwillen, — sie winkt ihm. — Er fliegt zurück, und nach einem lebhaftern Tempo hebt der verführerische Kettentanz von neuem an. In dem Momente, da der Schäfer nach der Myrte greift, scheint sie ihr freywillig entfallen zu wollen — Er hält die Myrte. — Das süße Erschrecken, die lockende Angst, das zitternde Verlangen des Mädchens vermischt sich in dem lieblichsten Gewirre mit der Freude, dem Jubel, dem siegenden Uebermuthe des Knaben, und halb schwebend halb getragen, verschwindet sie mit ihm, die schönste Beute der Liebe.

Wenn es doch keine müßigen Menschen in der Welt gäbe! — Ich bin unterbrochen worden, von so einem steifen, dünnwadichten, fein gepuderten Kerlchen, mit weißen Augenbrauen und einer zugespitzten Kannengießernase, der mit seinen Einsichten auf allen Kaffehäusern und Assembleen Handel treibt, und mir von nichts zu reden weiß als von französischen Assignaten, der Habeas-corpus-Akte, und dergleichen Possen, woran kein beschäfftigter Mann Zeit hat zu denken. Hole ihn der Henker! Du solltest noch gar seine Dinge hören, und namentlich etwas, das aussieht — Höre, hältst Du nichts von Erscheinungen? — Ich wollte ich hätte nur halb so viel Hasenblut im Leibe, oder nur halb so viel alten Christenglauben, als mein Freund und

Meister,

Meister, der Kardinal von Retz. Denn ich bedünke mich, den Teufel in leiblicher Gestalt gesehen zu haben, so gut als er, ohne nur einmal inwendig erblaßt zu seyn, was der geistreiche Bruder Liederlich von sich nicht sagen konnte. — Ein andermal davon! — Nun ist die Zeit um, und ich habe alle Hände voll zu thun. — In der That, ich besorge manchsmal, der Kopf möchte mir unter diesem reizbaren Abderitenvölkchen selbst noch wirbelnd werden. Was die Ausführung unsers kleinen Ballets auf die hiesige schöne Welt für eine Wirkung gethan hat, ist nicht leicht zu beschreiben. Seit dem Tage sind alle unsere Spießburger Arkadier geworden, und die Weibsen treten nicht mehr so vollwichtig auf als sonst, sondern trippeln und wackeln nach besonderen Weisen, etwa wie junge Enten oder Truthühner, die noch nicht flücke sind und die Schwungkraft ihrer Fittige versuchen wollen. Da ist meine Hausfrau, eine stämmige wohlbeleibte Blondine von fünf und vierzig, die noch Ansprüche macht, und sich sogar wundern soll, was Mr. Klifford an gewissen andern Personen gefunden haben will. Ich hatte heute Morgen etwas an sie zu bestellen. Als ich ins Zimmer trat, fand ich sie vor ihrem Spiegel figurierend, und hatte Zeit ein prächtiges à plomb zu bewundern, wobey sie das eine Schenkelchen gar zierlich in die Luft streckte, wie der große Winkelhaken in eines Tischers Werkstätte. Sie sperrte ihre freundlichen Augen auf, da sie mich erblickte, und wurde roth bis über die Ohren. — Mum! Das gemahnt:

mich

mich auf einem Geſichtgen von fünf und vierzig, wie ein Nordſchein. Wenn ſich's manche Leute nur nicht merken ließen, das es zweyerley Geſchlechter giebt!

II.

Wort und That.

Ein Dialog.

Der Unbekannte (im Eintreten.) Stöhr' ich Sie?

Der Einſiedler. Ich heiße Sie willkommen.

Der Unbek. Dank für dieſe freundliche Aufnahme die ich nicht hoffte!

Der Einſ. Und warum nicht?

Der Unbek. Man nennt Sie den Einſiedler —

Der Einſ. Doch nicht den Menſchenfeind?

Der Unbek. Beydes grenzt oft ſo nah zuſammen. —

Der Einſ. Oft iſt nicht immer! Ihre Phyſiognomie verräth zu ſehr den geiſtvollen Menſchenkenner, um Ihnen nicht auch die Kenntniß dieſer Wahrheit zuzutrauen, die ſo wichtig unter den Menſchen iſt.

Der

Der Unbek. Sie kannten die Menſchen, eh Sie ſolche flohen?

Der Einſ. Der Menſchenfeind würde Ihnen mit Bitterkeit antworten. Meine Antwort iſt: ich floh ſie nie.

Der Unbek. Und ſind doch Einſiedler!

Der Einſ. Scheut Menſchenliebe die holde Einſamkeit? Sie verließ mich nie, wenn ſchon Verhältniß und Zeit mich von der Menge ſchieden.

Der Unbek. Rechnen Sie mich nicht zu der Menge, wenn ich gleich zu den Neugierigen zu gehören ſcheine.

Der Einſ. Ihre Neugierde wird ſelbſt ihre Foderungen beſtimmen.

Der Unbek. Ich wollte den Mann kennen lernen, der ſo vortreflich ſpricht, ohne zu handeln; der ſich der Wahrheit, des gemeinen Beſten ſo edel annimmt, und doch ſeiner Ruhe nicht entſagt; der mit hoher Wärme für Tugend und Gutes jeden Zauber der Beredſamkeit aufbietet, aber losgeriſſen vom thätigen Leben, den ſchönen Bildern ſeiner Schöpfung nicht den Hauch der Thatkraft mittheilt.

Der Einſ. Mein Herz verhindert den Geiſt, da Ironie zu ſehen, wo es nur Edelmuth fühlt.

Ich

Ich faſſe Ihren Entzweck: ich denke, auch Sie werden meine Antwort faſſen.

Der Unbek. Ich kam Sie zu empfangen.

Der Einſ. Der erſte Moment der Erkenntniß weckte meine Seele zum heißen Drang nach dem Guten, Schönen und Großen. Ich ſuchte es mit reiner Seele auf, und wenn meine Ueberzeugung mir ſagte, daß ich es gefunden, hing ich mit glühender Liebe daran. Der Jüngling theilte ſeine enthuſiaſtiſche Schwingung mit, und bald konnte der Mann den Kreis der Mittheilung erweitern. Ich wirkte; auch giebt mein Herz mir das Zeugniß reiner Wirkſamkeit. Ich wirkte bedeutend. Wohl und Weh von Tauſenden war in meinen Händen, und dieſe Ruhe der Einſamkeit iſt durch lange Unruhe der Vorzeit erkauft.

Der Unbek. Wohl dem reinen Käufer!

Der Einſ. Meine Bahn lief zu Ende. Noch war ich jung und rüſtig, noch gebrach es mir nicht an Kräften, an Muth und Hingebung — aber Verhältniſſe riſſen den Faden ab. Ich war wieder nichts als Privatmann.

Der Unbek. Das heißt Menſch ohne Entfremdung!

Der Einſ. Ach, iſt der vorhanden? Wo ſind die Grenzen der Menſchheit? Wo ſind nicht ihre Laſten! — Doch zu meiner Geſchichte! Die Verhältniſſe, welche mich von der öffentlichen Thätigkeit in meinem Vaterlande entfernten, untergruben auch jedes andere Band meines Daſeyns. Ich riß mich los, und floh hieher.

Der Unbek. Um Glück und Ruhe wieder zu finden.

Der Einſ. Ich fand ſie. — Dies freundliche Thal gab mir Wohnung und Genuß der Natur. Ich lernte meine Nachbaren kennen; ſie liebten mich; ich rieth und half ihnen, ſo oft ſie's bedurften, wie ichs vermochte. Den Unglücklichen zu tröſten, den Leidenden zu erquicken, mit dem Fröhlichen mich zu freuen, Jedem zu nutzen, das war mein Geſchäft, iſt es noch, wird es bleiben. Liebe beſeligt mein Herz, und an ihrer Hand kehrt die Freundſchaft in daſſelbe ein.

Der Unbek. Glücklicher Einſiedler! Wußte ich Ihre Geſchichte früher, ſo —

Der Einſ. So fragten Sie nicht? — Nein, mein unbekannter Freund; dabey hätt' ich verlohren. Ich danke Ihnen für Ihre Frage; aber noch iſt meine Antwort nicht vollendet.

Der Unbek. Ich ahnde ihren Ausgang.

Der Einf. So wirkte ich als Privatmann, wie ichs Ihnen erzählte: aber noch hatte ich Pflichten gegen mein neues Vaterland. Sein Wohl mußte mir am Herzen liegen; erkannte Wahrheit zu sagen, wurde mir also Gesetz. Ich verletzte nie das Gesetz meiner Ueberzeugung. Sie ist die Aegide des reinen Menschen, denn sie ist das Kind der reinen Harmonie zwischen Herz, Geist und Willen.

Der Unbek. Das seltne Kind einer seltnen Mutter!

Der Einf. Ich erhob mithin die Stimme, wenn mich Ueberzeugung dazu auffoderte; ich thue es noch. Ist ein wichtiger Fall aufzuklären, so biete ich bescheiden die wenigen Funken, die ich besitze, zum allgemeinen Lichte. Ist Wahrheit zu verbreiten, Vorurtheil zu zerstreuen, so suche ich jener Raum zur Annäherung, diesem zur Flucht zu verschaffen. Ist zu warnen, so wird mein Mund der Wiederhall meines besorgten Herzens. Noch immer hängt es innig am Guten, Schönen und Großen. Wer könnte auch dem Zauber dieser Seelen des Weltalls entsagen, wenn er ihn einmal empfand! Mein Hang, meine Stimmung sind unverändert; aber verändert ist meine Lage, und mit ihr muß mein Betragen es seyn.

Der Unbek. Wie wenig kennt Sie die Menge! Der Neugierigen wären sonst mehr.

Der Eins. Ich bin, um auch der Menge zu nützen; sie ist für mich nicht. Neugier reizte mich nicht, nur das Vergnügen das Gute zu thun, welches ich liebe. Sonst befahl ich, oder hatte doch die Mittel zur Hand, welche schnell und wirksam die öffentliche Meinung lenkten; jezt hab' ich nur meine Stimme. Sonst konnt' ich Zeit und Wirkung berechnen; jezt kann ich nichts berechnen als meine gute Absicht; alles übrige muß ich hoffen ohne Gewisheit. So weih' ich der guten Absicht, im vollen Gefühl ihres Daseyns, meine Stimme, und so entstand wahrscheinlich die Nachricht, die ihnen von meinem Daseyn zukam.

Der Unbek. So entstand sie, und ich danke ihr mit Freuden alles, was ich nun mehr weiß. Ich fühle jezt nicht mehr den Kontrast zwischen der Aufforderung des Wortes und dem Mangel der That. Sie haben gewirkt, und nun ist belehrende Ruhe Ihr billiges Loos.

Der Eins. Erkennen Sie mich nicht auf fremden Trümmern an! Ich liebe keine Trofäen aus Beute.

Der Unbek. Das werden die Ihrigen nie seyn.

Der

Paulina.

Ich ſage dir ſie iſt todt: Ich will es beſchwören: Wenn du an Worten und Schwüren nicht genug haſt, ſo geh und ſieh ſelbſt: Wenn ihr Farbe in ihre Lippen oder Glanz in ihre Augen, Wärme in ihre Gliedmaaſſen oder Athem in ihre Bruſt bringen könnt, ſo will ich vor euch niederfallen und euch wie einen Gott anbetten -- Aber, o du Tyrann! Zeige keine Reue über deine Thaten; ſie ſind zu abſcheulich um durch alle Qualen die du fühlen kanſt abgebüßt zu werden: Für dich iſt nichts übrig als Verzweiflung. Tauſend Knie, zehntauſend Jahre in einem fort, natend, faſtend auf einem kahlen Geburge, in immerwährendem Winter und Sturm, könnten die Götter nicht bewegen, dahin zu ſehen, wo du biſt.

Leontes.

Fahre immer fort, fahre immer fort: Du kanſt nicht zu viel ſagen -- ich hab' es verdient daß mir alle Zungen das Bitterſte ſagen, was ſie können.

Ein Herr vom Hofe.

Sagt nichts mehr -- Die Umſtände mögen ſeyn wie ſie wollen, ſo habt ihr euch durch die unanſtändige Heftigkeit eurer Reden ſehr vergangen.

Paulina.

Es iſt mir leid; ich bereue alle Fehler, die ich begehen kan, ſobald ich ſie einſehe. Ach! nun ſeh ich's, ich habe mich durch die raſche weibliche Hize zuweit fortreiſſen laſſen;

Der Einf. Sie wären es, wenn ich Gerechtigkeit von Ihnen nähme und Sie, auf einer andern Seite ungerecht sein ließe.

Der Unbek. Ungerecht?

Der Einf. Ungerecht gegen die Freunde des Guten, welche Verhältnisse und Schicksal von ausgezeichneter Theilnehmung an öffentlicher Thätigkeit ausschlossen; ungerecht gegen den Anhänger des allgemeinen Besten, der entfernt vom Ohr des Fürsten, unbekannt nützt durch Vorbereitung und Stimmung des Volkes für die guten Absichten des Fürsten: ungerecht gegen den stillen Patrioten, der durch Beredsamkeit und Darstellung heilt, warnt und rettet, Gefahren zeigt, aufs Gute aufmerksam macht, und lehrreich wirkt und leitet.

Der Unbek. Ungerecht gegen den guten Willen dieser Menschen — Ja dann haben Sie Recht; ich will es nicht seyn. Aber auch wirklich gegen den Erfolg dieses Willens? Sey dieser noch so reichlich, immer wird jener dürftig bleiben.

Der Einf. Und wenn er das wäre, was entscheidet vor dem Richterstuhl der Unbefangenheit? Aber er ist es nicht. Nichts ist unbedeutend, was für das Gute geschieht. Jedes Wort erzeugt nah oder fern eine That, und wer berechnet die zahllose Kette ihrer Folgen! Ein Wort fällt in eine schlum-

nende Seele, in einen nach Entwicklung strebenden Geist, in die nach Zweckmäßigkeit ringende Kraft; der Funke faßt, und die himmlische Flamme lodert empor. Die Wiederhohlung, die rastlose Wiederhohlung der Wahrheit gewährt ihr Sieg und Herrschaft. Worte sind also ihre heilige Diener. Die That zu beschleunigen, das ist das Werk derer, welchen That durch Pflicht und Gelegenheit obliegt.

Der Unbek. Wort und That ständen mithin in schönem Bunde?

Der Eins. Im schönsten.

Der Unbek. Und doch schwindet dieser so oft!

Der Eins. Geschieht wohl alles, was und wie es geschehen sollte? — Das Wesen des Bundes fühlt der am tiefsten, wer selbst Wort und That verband.

Der Unbek. Sie haben mich gerecht gemacht — machen Sie auch meinen Blick ganz hell. Wem liegt That durch Pflicht und Gelegenheit ob?

Der Eins. Vorzüglich Fürsten und Ministern.

Der Unbek. Ich bin Fürst!

Der Eins. Ich war Minister!

Der

Der Unbek. Sind wir Freunde?

Der Einſ. Um des Guten willen, wie Wort und That!

Ch. v. Benzel.

III.

Waren die Frauen in Athen Zuſchauerinnen bey den dramatiſchen Vorſtellungen?

So auffallend auch die Verneinung dieſer Frage jedem, der unſre Sitten zum Maßſtab des griechiſchen Alterthums nähme, ſeyn müßte: ſo ausgemacht gewiß ſcheint es mir doch zu ſeyn, daß ehrbare Athenerinnen nie das Theater als Zuſchauerinnen beſuchten. Schon im Allgemeinen ließe ſich dies aus der, in mehrern Stücken, bis zur orientaliſchen Hareemsſklaverei gehenden Einſchränkung und Abſonderung der Griechinnen in ihren Gynäceen ſchließen, von welcher alles das, was Lucian in einem ſeiner unüberſetzbaren, aber für die Kenntniß des Verhältniſſes beyder Geſchlechter gegen einander bey den Griechen äußerſt wichtigen Geſpräche*) geſagt hat, nur

 keines-

*) Ich meyne die unter den Aretiniſchen Schriften des Alterthums oben an ſtehenden Eqwtes, amores T. II. p. 397 ff. Opp. Eine hieher gehörige Hauptſtelle hat doch ſchon

keinesweges übertrieben zu seyn scheint. Weiber, die, gewisse heilige Processionen bey den Ceres- und Bacchusfeiern ausgenommen, (wobey es aber auch dann desto zügelloser herzing, wie die sogenannten pervigilia, παννυχίσματα, hinlänglich beweisen *) nie eigentlich im Publiko sich repräsentierten, kamen eben so wenig zu einer dramatischen Vorstellung, als zu einer Volksversammlung. Eben dies ließe sich auch schon gewissermaßen aus den strengen Verboten schließen, nach welchen den Frauen das Besuchen mehrerer heiligen Spiele, besonders der Olympischen, bey Lebensstrafe untersagt, und eine Ausnahme von diesem Gesetze eine ausserordentliche Merkwürdigkeit war. **) Darum, und weil

Meiners übersetzt in seinen Kleinen vermischten Schriften Th. I. S. 66 ff. Alles was de Paw in seinen Recherches sur les Grecs T. I. p. 116 ff. zum Nachtheil der so eingeschränkten Athenerinnen gesagt hat, ist, bis auf einige ihm eigene Paradoxen, volle Wahrheit.

*) Eine sehr merkwürdige Stelle ist in dem Thesmoforiazusen des Aristofanes V. 637 ff. Daher sind die παννυχίδες in der Komödien des Menanders so oft als Veranlassung geschwängerter Bürgerstöchter gebraucht worden. S. Aelian de animal. VII. 19. u. Paw Recherches T. II. p. 210 ff.

**) Scheffer und Kühn zum Aelian V. H. X, 1. Meursius Sonl zum Lucian pro Imagg. c. 11. T. II. p. 490. haben schon die hieher gehörigen Stellen sehr fleißig gesam-

weil nirgends eine Frau bey irgend einer öffentlichen Verhandlung hervortreten durfte, wäre es auch nach den Begriffen des Alterthums eben so ungereimt als unanständig gewesen, weibliche Rollen durch andere als männliche Akteurs auf den Theatern spielen zu lassen. *) Erst in den üppigsten Zeiten Roms machten die Mimentänzerinnen von dieser unabänderlichen Wohlstandsregel selbst unter dem Volke eine Ausnahme, das doch seinen Frauen vom Anfang an viel mehr Vorrechte und öffentliche Repräsentazion zugestand.

Indeß wird das, was bis jetzt nur durch allgemeine Muthmaßungen gefolgert wurde, noch weit mehr durch das hartnäckige Stillschweigen bewiesen, welches die Griechen über eine Sache, die so viele neue Berührungspunkte, wenigstens für den vertrautern Umgang mit den Kourtisannen oder Hetairen

sammelt. Es versteht sich aber, daß hier nur von dem eigentlichen Zusehen die Rede ist. Denn sonst gab es bey diesen ungemein volkreichen Messen Weiber die Menge, worauf Aristofanes ein eignes Lustspiel, die ἑορτὴ καταλαμβανόμενοι gemacht hatte, wovon wir aber nur noch einige merkwürdige Fragment übrig haben. S. Opp. ed. Brunk T. III. p. 265 f.

*) Schon Du Bos macht darüber in seinen Reflexions sur la poesie et la peinture T. III. p. 191. f. einige feine Bemerkungen. Die vorzüglichsten Beweisstellen findet man bey Barthelemy Voyage d. jeune Anacharsis T. VII. p. 283.

gegeben hätte, beobachtet haben. Sollte nicht wenigstens im Athenäus, oder in den Hetärengesprächen des Lucians, oder in den Hetärenbriefen des Alciphron und Aristänet eine Spur vom Besuchen der Theater vorkommen, da doch in unsern Tagen die Theater zu verliebten Abentheuern so häufig die erste Veranlassung geben, und eben dies schon bey den Römern so oft der Fall war? Mir hat es aber wenigstens bis jetzt noch nicht glücken wollen, bey einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf diesen Punkt auch nur eine einzige unzweydeutige Stelle aufzufinden, die uns die Weiber als Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen erblicken ließe.

Freilich hat es nicht an gelehrten Alterthumsforschern gefehlt, die dies sehr zuversichtlich behauptet haben. Man muß also billig Nachfrage halten, wie diese Männer zu einer solchen Ueberzeugung gekommen sind. Ich nenne hier nur den Isaak Kasaubonus, dessen Ansehn spätere Kompilatoren ohne alle weitere Prüfung, wie gewöhnlich, gefolgt sind,*) und

*) Den Kasaubonus hat Boulenger, in seinem Buche de theatro studiisque scenicis I, 23. f. 64. ed. prim. beynahe wörtlich ausgeschrieben. Von Boulenger, den wieder alle Neuern um die Wette gerühmt haben, geht es als Ueberlieferung immer weiter fort. So erzählt uns Potter in seiner Archäologie, die auch nach Rambachs Bearbeitung noch auf jeder Seite von den gröbsten Irrthümern wim-

und ſo auch dieſen Irrthum bis auf die neueſten Kompendien fortgepflanzt haben. — In der Karakterſchilderung eines eiteln Gecken beym Theofraſt *) wird unter andern auch der Zug angeführt, daß er ſich im Theater gern dahin dränge, wo die Strategen ihren Ehrenplatz zu haben pflegten. Dies giebt dem beleſenen Erklärer des Theofraſt, dem Kaſaubonus, Gelegenheit, über die verſchiedenen Abtheilungen der Sitze für verſchiedene Klaſſen von Zuſchauern in den griechiſchen Theatern einige Bemerkungen zu machen. **) Nachdem er über die Proedria oder den Ehrenſitz im Theater einige ziemlich oberflächliche Erinnerungen ***) gemacht hat, wird angeführt, daß auch die Senatoren und die Jünglinge bis zum achtzehnten Jahre ihre eigenen Plätze gehabt hätten. Eben dies ſey der Fall mit den Richtern, und wahrſcheins

wimmelt. (Th. 1. S. 94. Ueberſ. v. Kamb.) daß die oberſten Sitze für die Weiber geweſen wären. Dies hatte weder Kaſaubonus noch Boulenger geſagt, ſondern Potter ſchreibt es aus eigener Weisheit, indem er auch hier, wie gewöhnlich, das griechiſche Theater mit dem römiſchen verwechſelt.

*) Ch. v. 3.

**) Commentar. ad Caſaub. Charact. p. 71. ed. Fiſch.

***) Dieſer in den kleinen griechiſchen Demokratien bis zur Raſerey geſuchte Ehrenpunkt, iſt ſelbſt nach dem, was Hemſterhuys über Pollux VIII, 133. und die Profanphilologen zu Matth. XXIII, 6 geſammelt haben, noch mancher genauern Erläuterung, beſonders aus Inſchriften, fähig.

ſcheinlich auch mit den Rittern in Athen geweſen. So weit iſt alles richtig,*) und die hierzu angeführten Beweisſtellen laſſen ſich aus dem Pollux noch mehr beſtätigen. Aber nun wird die Sache noch weiter fortgeführt: „Da nun auch den Weibern das Beſuchen des Theaters erlaubt war — aber grade dies mußte ja erſt bewieſen werden! — ſo waren die Sitze der männlichen und weiblichen Zuſchauer natürlich auch von einander getrennt. Ein gewiſſer Syromachus hatte darüber ein eigenes Geſetz veranlaßt, nach welchem die übelberüchtigten Mädchen einen abgeſonderten Sitz von den ehrbaren Frauen erhalten ſollten.“

Hier wäre alſo allerdings ein entſcheidendes Zeugniß, wenn ſogar durch ein eigenes Geſetz oder Pſefisma in den Sitzen der Zuſchauer eine Rangordnung zwiſchen Hetären und Matronen beſtimmt worden wäre. Es iſt daher wohl der Mühe werth, eine Stelle, die zu ſo vielen Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben hat, genauer zu unterſuchen, da ſie

zu

*) Angenommen nemlich, was doch aller Wahrſcheinlichkeit nach angenommen werden muß, daß alles, was bey den Volksverſammlungen (ἐκκλησίαις, die auch in Athen, einen einzigen Fall ausgenommen, im Theater gehalten wurden) gegolten hat, auch bey den dramatiſchen Vorſtellungen in eben dieſem Theater beobachtet wurde. Denn eigentlich reden Pollux, Heſychius und die Scholien des Ariſtofanes doch nur vom Vorſitz der Richter bey Volksverſammlungen, nicht bey theatraliſchen Schauſpielen.

zumal Kasaubonus, nach der damaligen unbestimmten Art zu citieren, nicht genau angeführt hat.

In den Ekklesiazusen des Aristofanes tritt die kluge Praxagora als Vorrednerin auf, und hält eine zärtliche Anrede an ihre Nachtlampe, die Genossin und Vertraute manches nächtlichen Abenteuers. Hierauf ertheilt sie Vorschriften, wie sich der eben erwartete Weiberklub beym Niedersitzen zu verhalten habe. Diese Stelle würde nach der ältern, gewöhnlichen Lesart ungefähr so übersetzt werden müssen:

> Es setze jede sich auf ihren Platz,
> Wo, nach dem Ausspruch des Sforomachos,
> Hetären hinter den Matronen sich verbergen. *)

Diese für uns ganz unverständliche Anspielung erhält in den alten griechischen Scholien folgende Aufklärungen: Kleomachos (man sieht, daß hier eine andere Lesart war) war ein tragischer Schauspieler, der einmal durch die falsche Aussprache eines Worts, wodurch ein Doppelsinn entstand, ein grosses Gelächter erregte. — So weit der erste und ältere Scholiast. Nun folgt ein zweytes Scholion. „Sforomachos veranlaßte ein Dekret, daß die Buhlerinnen von den freygebornen Bürgerinnen abgesondert sitzen sollten. Andere sagen, daß nach diesem Dekret nur eine Absonderung der Männer von den Frauen angeordnet worden sey.“ Dies ist

*) Aristofanes Ekklesiaz. V, 21 - 23.

iſt nun eben das Dekret, auf welches ſich Kaſaubonus in jener Anmerkung bezieht, und das uns ſogar in den Bruchſtückſammlungen attiſcher Geſetze als ein beſonderes Polizeygeſetz aufgeführt wird. *)

Die Stelle des alten Komikers, die dieſe Scholiaſten-Deutungen veranlaßte, gehört gewiß zu den allerſchwierigſten in dieſem durch witzige Anſpielungen aller Art ſo räthſelhaften Dichter. Indeß hat der ältere Scholiaſt zur Aufklärung des erſten Verſes einen ſehr guten Fingerzeig gegeben **), wenn nur die

*) Man ſehe den Samuel Petit Legg. Att. III, 6. p. 374. ed. Wesſel. Schon Weſſeling hat bemerkt, daß Petit hier auch den Kaſaubonus zum Vorgänger gehabt habe.

**) Nur iſt freylich zu bemerken, daß dies ältere, ſehr ſchätzbare Scholion, ſo wie es in der Küſterſchen Ausgabe abgedruckt wurde, durch Auslaſſung eines einzigen Wortes auch verſtümmelt iſt. Zum Glück können wir dies Wort jetzt aus den Scholien des Ravennatiſchen Kodex, die neuerlich Invernizzi in ſeiner bey allem Ueberflüſſigen doch ſchätzbaren Ausgabe des Ariſtofanes T. II. p. 518 uns mitgetheilt hat, erſetzen. Statt εἰρηκεναι τι heißt es hier εἰρηκέναι. Und nun iſt es deutlich, daß der Schauſpieler, welcher ἔδρας, oder ἕδρας' vom Zeitworte δέρειν zu deklamieren hatte, durch einen zu ſtarken Hauch von vorn, vielleicht auch durch ein falſches Abtheilen von hinten, wenn es ἕδρας' mit dem Apoſtrof war, daraus das Nennwort ἕδρας bildete, welches auch einen gewiſſen Theil des Körpers bezeichnen konnte, dem vor allen der Vor-

ſq

ſen; er iſt bis ins edle Herz verwundet. Was geſchehen iſt, und keine Hülfe mehr zuläßt, ſollte man aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen. Betrübet euch nicht ſo ſehr -- nein, lieber laßt mich dafür beſtraft werden, daß ich euch an Dinge erinnert habe, die ihr vergeſſen ſolltet. Nun, mein gütigſter Gebieter, mein Herr, mein Königlicher Herr, verzeihet einem albernen Weibsbilde; die Liebe, die ich zu eurer Gemahlin trug -- (ſie weint.) alberne Weichherzigkeit! -- Ich will nichts mehr von ihr ſagen, auch nichts von euern Kindern, ich will nicht mehr an meinen eignen Mann denken, der auch verlohren iſt. Faſſet nur auch ihr Geduld, ſo will ich gerne nichts ſagen.

Leontes.

Du haſt recht geſprochen, denn du ſagteſt nichts als Wahrheit; und dieſe höre ich lieber von dir als dein Mitleiden. Ich bitte dich, führe mich dahin wo die Leichen meiner Gemahlin und meines Sohnes liegen; ſie ſollen beyde Ein Grab haben. Auf ihrem Grabmal ſollen zu meiner ewigen Schande die Urſachen ihres Todes zu leſen ſeyn; alle Tage will ich einmal die Capelle beſuchen wo ſie liegen, und die Thränen, die ich dort vergieſſe, ſollen meine Erquikung ſeyn. So lange als die Natur bey dieſer Uebung dauren kan, ſo lange gelob' ich an, ſie täglich zu halten Kommt, und führet mich zu dieſem traurigen Geſchäfte.

(Sie gehen ab.)

die neuern Erklärer ihn zu verſtehen Augen und Ohren gehabt hätten. Denn auf ein feines Gehör kam es hier ganz eigentlich an. Ein tragiſcher Schauſpieler, welcher Sſoromachos, oder, wie der alte Scholiaſt will, Kleomachos hieß, beging bey der Ausſprache eines Worts, worauf hier beym Komiker der ganze Witz geſtellt iſt, einen lächerlichen Fehler, wodurch ein eben ſo ſonderbarer Doppelſinn entſtand, als wie ein anderer ſeiner Kollegen, Hegelochos, ſtatt der Meeresſtille ein Wieſel erblickte. *) Dies und nicht mehr will unſer Dichter in den erſten zwey Verſen den bey ſolchen Fehlern in der Deklamazion unerbittlich ſtrengen Athenern noch einmal zum Beſten geben. Der dritte Vers iſt offenbar durch die Abſchreiber verdorben, und die von Skaliger zuerſt vorgeſchlagene, von Brunk aber mit Recht in den Text aufgenommene Lesart die einzig richtige. **)

Nach

ſie gebührt. Man denke ſich z. B. nur den Vers des Euripides in der Medea V. 311 ſo deklamiert, um das Lächerliche zu fühlen.

*) Die bekannte Stelle beym Ariſtof. in Ran. 303, die weder Markland zu Euripides Suppl. 901 noch Barthelemy Voyage d. j. Anach. T. VII. p. 404 richtig gefaßt haben, die nun aber durch Hr. Prof. Wolf in Prolegg. ad Odyſſ. edit. II. p. XXIX ihre völlige Aufklärung erhalten hat.

**) Man muß ἐγκαθιζόμενας leſen, worauf auch eine Variante beym Invernizzi zu führen ſcheint. Ubrigens hat Le Fevre in ſeinen Anmerkungen zu dieſer Stelle p. 199 ed. Kuſt. auch aus der verderbenen Lesart durch bloßen Scharfſinn den richtigen Sinn ziemlich genau angegeben.

Nach dieſer Veränderung erhält nun auch der dritte Vers einen ganz andern Sinn:

Die Bablerinnen mögen zwiſchen uns ſich ſetzen
Und ſeyn, was wir ſind —

Offenbar ein lächerliches Geſtändniß, daß die feinen Weiber und Matronen, die ſich hier in dieſer den Männern nachgeäfften Verſammlung allein einfinden ſollten, im Grunde nicht viel beſſer wären als die öffentlichen Freudendirnen. So erklärt, hat die Stelle nicht die geringſte Beziehung auf ein Geſetz, das freien Weibern und Hetären einen beſondern Platz auf dem Theater angewieſen hätte. Und — dies ganze Geſetz iſt nichts als eine lächerliche Hirngeburt eines ſpätern Scholiaſten, *) der ſich aus der dunkeln, und wahrſcheinlich ſchon ſehr früh verdorbenen Stelle nicht anders herauszuhelfen wußte,

*) Wer mit der erſten Zuſammenſtoppelung dieſer Scholien, die Muſurus bekanntlich für die Aldiniſche Druckerey übernahm, nur etwas bekannt iſt, und auch nur die Klagen eines Hemſterhuys zum Plutus p. 133 wohl erwogen hat, wird meine Muthmaßung, daß dies ein Zuſatz eines Scholiaſten aus dem römiſchen Zeitalter ſey, gar nicht befremdend finden. Noch fehlt uns jemand, der dieſen Scholien eben die kritiſche Achtung widerfahren ließe, die Schow mit eben dieſes Muſurus Arbeit an dem Heſychius gethan hat. Einen vortreflichen Kodex in der St. Markus Bibliothek, der hier zum Grunde liegen müßte, kennen wir jetzt aus Villoiſons Prolegg. ad Homerum p. XIX. Vergl. Fabricius in Biblioth. Gr. T. II. p. 374 edit. non.

wußte, als daß er den Syromachos auf gut Glück in einem eigenen Psefisma zu Athen eine solche Theaterordnung machen ließ, als sie vielleicht in Rom, wo die Frauen alle Schauspiele, ohne Aergerniß zu geben und zu nehmen, fleißig besuchten, zu seiner Zeit in Gebrauch seyn mochten.

Ich wende mich nun zu einer andern Stelle, die Kasaubonus ebenfalls anführt, um zu beweisen, daß wahrscheinlich sogar die fremden Frauen von den Bürgerinnen im Schauspiel abgesondert gesessen hätten. Es ist ein Fragment aus dem neuern Komiker Alexis, welches der gelehrte Wortsammler Pollux zum Beweise der Bedeutung des Wortes κερκις anführt, *) nach welcher es eine Reihe von Sitzen im Theater bezeichnet. Dort sagt nun freylich eine Frau ausdrücklich, indem vom Theater die Rede ist:

Dort hinten ganz am Ende sey der Sitz
Euch und den fremden Weibern zugetheilt!

Was kann für die Bejahung der hier bestrittenen Sache deutlicher seyn, höre ich fragen, als diese Stelle? Und so wenig auch diese einzige aus dem Zusammenhang herausgerissene Stelle für einen sichern Beweis einer Behauptung gelten könnte, der der Geist des ganzen griechischen Alterthums widerspricht: so würde sie doch bey denen immer einen

*) Pollux IX, 44.

einen Zweifel übrig lassen, die sich, nach unsern Begriffen, ein Schauspielhaus ohne Zuschauerinnen eben so wenig denken können, als ein Lustspiel ohne Heyrath und ein Trauerspiel ohne Dolch und Gift. Zum Glück hilft uns hier der Titel des Lustspiels, aus welchem dies Fragment genommen wurde, und das der gewissenhafte Pollux anzuführen nicht unterläßt, *) auf einmal aus aller Verlegenheit. Das Stück hieß das Weiberregiment, oder die Gynäkokratie. Man muß sich nemlich erinnern, daß die ältern Komödiendichter zu Athen eine Hauptgattung des Hochkomischen in der sogenannten verkehrten Welt suchten, und bey der ausserordentlichen Einschränkung, in der die Athenerinnen von ihren Männern gehalten wurden, keinen lächerlichern Kontrast kannten, als wenn sie gerade die atheniſchen Weiber einmal als Verwalterinnen und Beschützerinnen ihres Freystaats aufstellten, und in dieser nagelneuen Weiberrepublik die Weiber Volksversammlungen halten, Volksschlüsse fassen, die Akropolis vertheidigen und alle Geschäffte der Männer verrichten, die Männer hingegen alles das thun ließen, was sonst die Weiber zu Hause thun mußten. Der ganze Plan des Aristofaniſchen Stücks, aus dem ich so eben eine Stelle angeführt habe, der Ekkleſiazuſen, beruht, wie schon der Titel sagt, auf dieser komischen Umkehrung aller Dinge, und

*) Daß γυναικοκρατια der wahre Titel des Stücks sey, fühlte auch schon Kasaubonus zum Athenäus III. 25. p. 238.

und in zwey andern Luſtſpielen eben dieſes Dichters, den Theſmoforiazuſen und der Lyſiſtrata, liegt gleichfalls dies neumodiſche right of Women (um mit der neueſten großen Verfechterin dieſer Ordnung, der Miß Wolſtonkraft zu reden) zum Grunde. Was war natürlicher, als daß die Nachfolger des Ariſtofanes ein Sujet, daß ſo reich an komiſchen Situazionen war, immer wieder aufs neue auf die Bühne brachten?*) Eben dies hatte auch Alexis in dieſem Stücke gethan; und nun wird es auf einmal deutlich, daß auch dies Fragment in eben dieſem Sinne anzunehmen, ja gerade darum, weil hier die verkehrte Welt geſpielt wurde, als ein vollgültiger Beweis anzuſehen ſey, daß im gemeinen Leben die Athenerinnen nie zu dramatiſchen Vorſtellungen ins Theater kamen.

Und als einen ſolchen betrachte ich auch eine andere Stelle im Ariſtofanes, wo ein Chor von Weibern darauf anträgt, daß die um den Staat als Mütter tapferer Krieger wohlverdienten Frauen den Vorſitz im Theater bey ſolchen Feſten, die von den Weibern beſonders gefeyert wurden, haben

*) Noch immer iſt Leſſings Wunſch nicht erfüllt, daß jemand den unerſchöpflichen Reichthum der alten Komiker in Erfindung neuer Sujets auch nur durch ſcharfſinnige Benutzung der Winke, die uns einzelne Titel und Fragmente geben können, ſelbſt auch zu Nutz und Frommen unſerer neuen Dramaturgie, genauer auseinander ſetzen möchte. Freylich kein leichtes Unternehmen!

ben möchten. *) Die ganze mit Ariſtofaniſcher Laune durchwürzte Stelle beweiſt unwiderſprechlich, daß die Weiber nie ins Theater kamen.

Kaum befürchte ich, daß einige Worte, die Pollux aus dem Ariſtofanes anführt, **) und die ihrer Ableitung nach eine Zuſchauerin bezeichnen, als ein Beweis, daß es während der theatraliſchen Vorſtellungen Zuſchauerinnen gegeben habe, gegen mich gebraucht werden dürften. Allerdings gab es Schaugepränge und öffentliche Wettkämpferſpiele, wo auch die Frauen Zuſchauerinnen waren, und daß gerade von ſolchen, nicht aber von dramatiſchen Vorſtellungen, beym Dichter die Rede geweſen ſey, beweiſt der Titel des Stücks, aus welchem jene Worte angeführt werden. ***)

Nur

*) In den Theſmoforiazuſen V. 841 ff. die namentlich dort angeführten Feſte, die Stenia (S. Alberti zum Heſychius T. II. c. 1268, 26) und Skirroforia (S. Meurſius in Graeca feriata p. 254.) waren bloß Weiberfeſte, wobey an keine theatraliſche Vorſtellungen in Athen zu denken war. Aber grade darin liegt auch der Stachel des ariſtofaniſchen Witzes.

**) Die Worte θεατρις und ενθεατρις beym Pollux II, 56. X, 67 u. ſ. w.

***) Das Stück führte die Aufſchrift γυναικες καταλαμβανουσαι, welches Kaſaubonus in einer gelehrten Anmerkung zum Athen. IV, 20. p. 301, ganz richtig von Weibern erklärt, die

Nur eine Stelle finde ich im griechiſchen Alterthume, die mich, ich geſtehe es, lange ſelbſt zweifelhaft gemacht hat, ob es nicht wenigſtens zuweilen Ausnahmen von der Regel, und hier und da bey Trauerſpielen auch wohl Zuſchauerinnen gegeben habe. Es iſt dies die bekannte Anekdote, nach welcher bey der erſten Vorſtellung der Eumeniden des Aeſchylus der ſchreckliche Anblick des aus 50 Furien beſtehenden Chors auf die Zuſchauer ſo ſtark gewirkt haben ſoll, daß die Kinder vor Furcht geſtorben und die ſchwangern Weiber auf der Stelle mit unreifen Geburten niedergekommen wären. Allein bey genauerer Unterſuchung findet ſich bald der bedenkliche Umſtand, daß man dieſe Anekdote bloß der biografiſchen Nachricht zu danken hat, die aus den Handſchriften des Aeſchylus auch in die neuern Ausgaben ſeiner Trauerſpiele gekommen, aber nur in ſo fern von einigem Gewichte iſt, als ihre Nachrichten mit andern nahmhaftern

die bey heiligen Prozeſſionen, wobey es auch Jahrmärkte oder Meſſen gab, ihre Buden und Laubhütten aufſchlugen, und es ſehr wahrſcheinlich macht, daß Ariſtofanes in dieſem verloren gegangenen Stücke die Zänkereyen und Balgereyen dieſer alten Damen von der Halle aufs Theater gebracht habe. — Uebrigens empfehle ich über die mehrere oder mindere Zuläſſigkeit der Weiber bey gewiſſen Schauſpielen noch die gelehrte Anmerkung Valkenaers zu Theokrits Adoniazuſen S. 197 f. nachzuleſen. Hier findet man die feinſten Gränzlinien gezogen.

Aussagen übereinstimmen. Nun hat aber weder Pollux *) noch irgend ein älterer Schriftsteller dieser ausserordentlichen Folgen des Schreckens Erwähnung gethan, und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese in ihrer Art einzige Begebenheit weder vom Aristofanes, der doch eine solche Gelegenheit einen lustigen Einfall auf den hochtrabenden Aeschylus beyzubringen in seinen Fröschen oder im Plutus **) kaum vorbeygelassen hätte, noch von irgend einem andern Griechen, dessen Werke wir noch lesen, berührt worden seyn sollte. Gewiß, die ganze Erzählung trägt so sehr das Gepräge der oft bis ins Kindische gehenden Uebertreibung späterer Sofisten, daß man sich des Verdachtes durchaus nicht erwehren kann, es sey auch dies eine bloße Rhetorikazion, oder höchstens aus einem griechischen Sinngedichte entlehnt, wo sich die spätern Epigrammatisten in der Anthologie gerade in den Beschreibungen ausserordentlicher Effekte, die ein gepriesenes Werk der redenden oder bildenden Künste auf die Zuschauer hervorgebracht habe, wie auf einem Paradepferde, nach Herzenslust herumtummeln.

Doch, wie schon oben erinnert worden ist, wer nur etwas mit den Verhältnissen bekannt ist, in welchen

*) Dieser spricht in der merkwürdigen Stelle, worauf sich alle Neuern berufen, nur überhaupt von der erschreckenen Menge, πληθος ἐκπεπληγμένος IV, 110.

**) Man erinnert sich hier gewiß der witzigen Anspielung auf die Eumeniden im Plutus V. 423 ff.

chen die Frauen in Athen zu ihren Männern und zu dem, was das Alterthum öffentliches Leben nannte, überhaupt ſtanden, der würde ſich auch noch durch ſcheinbarere Einwürfe, als bisher widerlegt worden ſind, in der Ueberzeugung, daß die Athenerinnen nie zu dramatiſchen Vorſtellungen zugelaſſen wurden, nicht irre machen laſſen. Aber was den ehrbaren und freien Bürgerinnen nicht ziemte, war doch vielleicht den Hetären im Piräus oder Keramikus, den Flöten- und Citherſpielerinnen, die zu jeder Männergeſellſchaft, zu jedem Sympoſion und fröhlichen Gaſtgelage ſo gern zugelaſſen wurden, nicht unanſtändig? Vielleicht wurde bey dieſer Klaſſe, die nie die Publizität ſcheueten, wenigſtens eine Ausnahme gemacht?

Ich zweifle, daß ſich hiervon irgend eine gewiſſe Spur in einem griechiſchen Schriftſteller erhalten habe. Auch iſt es mir aus vielen Gründen gar nicht wahrſcheinlich. Man vergeſſe nur nicht, daß dieſe auf Unkoſten einzelner Zünfte oder Zunftgenoſſen aufgeführten und als poetiſche Wettkämpfe behandelten Schauſpiele zugleich ein ſehr weſentlicher Theil der dreimaligen jährlichen Bachusfeier, mithin ſelbſt die Beſuche dieſer Schauſpiele eine Art von gottesdienſtlichen Handlungen waren, die durch kein fremdes, unheiliges Auge entweiht werden durften. Man erinnere ſich eines Geſetzes, das jedem, der kein geborner Athäniſcher Bürger war, aufs ſtrengſte verbot, an den tragiſchen und komiſchen Chören — ſo

nannte man die dramatiſchen Vorſtellungen von einem ihrer älteſten und auf den religiöſen Urſprung des ganzen Drama vorzüglich hindeutenden Hauptstheile — als Schauſpieler Theil zu nehmen, *) und an die Freude, mit welcher an einem der drey Bakchusfeſte der unbegränzte Bürgerſtolz der Athener ſelbſt ihre Unterthanen von den Inſeln, oder die Fremdlinge, wie man ſie mit einer gehäſſigen Nebenbedeutung zu Athen gewöhnlich nannte, vom Beſuch des Theaters ausgeſchloſſen ſah. **) Wie hätte ein Atheniſcher Freyhalter bey ſolchen Geſinnungen hier neben einer Buhlerin oder auch nur in einem Umkreiſe mit ihr ſitzen mögen! ***)

Aber

*) Das Geſetz hieß μὴ χορεύειν ξένον. S. die Hauptſtellen in Plutarchs Focion c. 50 T. V. p. 33. und Demoſthenes Midian. p. 333 ed. Wolf. Noch iſt hier manches aufzuklären! Die Kollektaneen giebt Petit Legg. Att. III, p. 353 ff.

**) S. Ariſtophanes in den Achamern V. 503 ff.

***) Ob nicht zuweilen zur Seite der Schaubühne ſelbſt auch wohl eine Hetäre ihr Weſen getrieben habe, iſt eine andere Frage. In mehr als Einer Rückſicht merkwürdig iſt eine Stelle in Alciphrons Briefen II. 4. p. 248 ed. Bergl. wo Glycera, auf dem Proſcenium ſtehend, ihrem Nebenbuhler Beyfall zuwinkt. Auch ließen ſich wohl zuweilen Mädchen von gutem Willen zu ſtummen Perſonen in den Chören der Luſtſpieldichter gebrauchen, und vermehrten dadurch das Gelächter der Zuſchauer bey den Zweydeutigkeiten, die der Dichter den mit ihnen ſprechenden Per-

Sechste Scene.

(Verwandelt ſich in eine einöde Gegend in Böhmen nahe an der See.) (*)

Antigonus tritt mit einem Kind auf dem Arm und einem Schiffer auf.

Antigonus.

Du biſt alſo gewiß, daß unſer Schiff an die Wüſten von Böhmen angeländet hat?

Schiffer.

Ja, Gnädiger Herr, und ich beſorge nur daß es zur Unzeit geſchehen iſt. Der Himmel ſieht fürchterlich aus und droht mit einem gegenwärtigen Sturm. Auf mein Gewiſſen, die Götter ſind über das was wir in Handen haben erzörnt, und geben's uns zu erkennen.

Antigonus.

Ihr heiliger Wille geſchehe! Geh du an Bord zurük; ſorge für deine Barke, ich will dir bald wieder ruffen.

Schiffer.

Eilet was ihr könnet, und waget euch nicht zu weit in das Land hinein; wir werden, allem Anſehen nach, ein heftiges

(*) Wie die See nach Böhmen kommen könne, war ein Umſtand, den ſich unſer Autor vielleicht von darum nichts anrechten ließ, weil man in Mährchen auf die Geographie nicht zu achten pflegt.

Aber ich zweifle auch, daß den Hetären dieſe Verweigerung des Zutrittes im Theater ſo viel Ueberwindung gekoſtet habe, als ſie den heutigen Venuspriesterinnen auf dem Italieniſchen Boulevard oder in den Bagnios um Koventgarden herum koſten würde. Sie wußten ſich, wie wir am beſten aus Lucians Hetärengeſprächen und Alciphrons Briefen erſehen können, auf ihre eigene Art zu entſchädigen. Auch die freyen Bürgerinnen wußten ſich zu tröſten, und den Umſtand, daß ihre Männer oft einige Tage nach einander unaufhörlich im Theater ſaßen, zu ihren verliebten Abenteuern zu Hauſe meiſterhaft zu benutzen. Eine merkwürdige Stelle in den Vögeln des Ariſtofanes (V. 794 — 93) giebt uns darüber einen Wink, der von Einem Fall auf mehrere ſicher ſchließen läßt. Der Chor der Vögel preiſt den Zuſchauern die Glückſeligkeit eines befiederten Zuſtandes in der neuen Vogelrepublik:

Iſt ein Buhle im Theater, der ein feines Liebchen hat,
Und wird auf den Rathmannsbänken ihren Eheherrn gewahr;
Gleich befiedert ſich das Herrchen, ſchwingt ſich in den Lüften fort,
Und hat er ſich ſatt geliebelt, ſitzt im Hyn er wieder da.
Wahrlich es verlohnt der Mühe, ſo ein Vögelchen zu ſeyn!

Perſonen in den Mund legte. Ein Beyſpiel davon iſt im Frieden des Ariſtofanes, wo die drey Göttinen, Irene, Opora und Theoria maskierte Freudenmädchen waren. S. Bergler zum Frieden V. 850 p. 880 ed. Burm. und die Scholien zu den Vögeln V. 668.

Aber um so mürrischer und mistrauischer waren auch die Männer gegen ihre Gattinnen, wenn sie sich die dramatische Darstellung einer Fädra und Sthenoböa im Trauerspiele, oder einer listigbewirkten Hahnreyschaft im Lustspiele etwas zu sehr zu Herzen genommen hatten. Sie bewachten dann ihre zärtlichen Ehehälften um so eifersüchtiger, und verschlossen die Speise- und Weinkammer um so sorgfältiger;*) so wie überhaupt diese gänzliche Absonderung des zweyten Geschlechts vom Theater zu jener die Griechen so eigenthümlich karakterisierenden Verachtung der Weiber im Ehestande, zu jener berüchtigten Knabenliebe, und zu jenem auffallenden Mangel wahrer Delikatesse im Umgange mit Frauenzimmern weit mehr beygetragen hat, als man sich gewöhnlich vorstellt. Kein Schauspieldichter würde sich da, wo er sich auch Weiber als Zuschauerinnen und Beurtheilerinnen seines Schauspiels gedacht hätte, so beleidigender und übertriebener Invectiven gegen das zweyte Geschlecht schuldig gemacht haben, als Euripides bekanntermaaßen fast in allen seinen Trauerspielen

*) Die Stelle in den Thesmoforiazusen des Aristofanes V. 393 ff. ist sehr belehrend über diese in den Schauspielen angefachte Eifersucht der Männer. Das ganze Stück ist ein Kommentar zur obigen Behauptung. Aber komische Uebertreibung ist es, wenn bey eben diesem Dichter in den Fröschen, V. 1050 51 erzählt wird, daß wackre Frauen in Athen aus Scham über die schamlose Sthenoböa im Bellerofon des Euripides Schierling getrunken, und so sich selbst vergiftet hätten.

ſpielen ſich erlaubt hat. *) Auch die zügelloſeſten Poſſenſpiele der Italiener, die unbändigſten Farzen eines Ben Jonſon, einer Beggar's Opera, eines Foote, beobachten weit mehr Decenz und Achtung für das weibliche Publikum, als Ariſtofanes und die übrigen Komiker der ältern und mittlern Komödie, ſo weit wir ſie aus Bruchſtücken beym Athenäus beurtheilen können, auch nur von fern zu ahnden im Stande waren. Aber gerade in dieſer Nazional-Sitte des Atheniſchen Volks liegt auch der Schlüſſel zu einem Räthſel, das ſonſt nie befriedigend erklärt werden kann, wie ſich mit der höchſten Urbanität und dem reizbarſten Zartgefühl über Schicklichkeit und Unſchicklichkeit, ja ſogar mit einer Art von Blödigkeit und Verſchämtheit gegen ehrbare Hausfrauen, ein ſo hoher Grad von pöbelhafter Ungezogenheit im Theater und Ungebundenheit im Ausdruck, ſobald bloß die Männer unter einander waren,

*) Es iſt von jeher viel über die Miſogynie oder Weiberfeindſchaft des Euripides geſprochen worden. Treffende Bemerkungen darüber hat ſchon Bayle Dictionaire ſ. V. Euripide Lit. T. Aber auf den Umſtand, daß der Tragiker keine Weiber zu Zuſchauerinnen ſeiner Stücke hatte, iſt viel zu wenig Rückſicht genommen worden. Hätte Paw dieſen Geſichtspunkt gefaßt, ſo hätte er dieſe Erſcheinung beym Euripides keiner Anlage zur Melancholie oder Nymfolepſie zuſchreiben dürfen. Recherches ſur les Grecs T. I. p. 132.

ren, in einem Volke zu einem Zeitalter mit und neben einander bestehen konnten. *)

Aber dieser sonderbare Kontrast konnte auch nur da Statt finden, wo die Weiber das Theater nie besuchen durften. In Sparta verhielt sich die Sache schon ganz anders. Dort konnte nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Nepos **) eine Matrone aus dem ältesten und vornehmsten Geschlecht bey gewissen Nazionalfesten sogar als Tänzerin oder Spielerin die Bühne betreten, und sich von den Choragen oder aus der öffentlichen Staatskasse dafür bezahlen lassen.

*) Auch die Engländer nehmen auf ihrem Theater, so wie in ihren geschiedenen Männergesellschaften und Trinkgelagen, nach der Entfernung der Frauenzimmer, keine Rücksicht auf die Weiblichkeit. Und wirklich zeigen sich auch im Karakter der Nation ähnliche Folgen aus ähnlichen Ursachen. Siehe die feinen Bemerkungen in Forsters Ansichten T. III. S. 20 f. und in Küttners Bemerkungen über England.

**) Es ist hier der Ort nicht, alle die Schwierigkeiten, die die bekannte Stelle in der Präfazion des Nepos: nulla Lacedaemoni tam est nobilis vidua, quae non *ad scenam erat mercede conducta*, aufzulösen. Ich kann weder der Erklärung von Staverens Misc. Observat. Nov. T. VI. p. 516 beypflichten, der sie bloß von gymnastischen Uebungen verstanden wissen will, da hierbey der Zusatz mercede conducta völlig unverständlich wäre, noch Bentley's Verbesserung *ad cenam* annehmen. Man muß nur die Zeiten unterscheiden!

ſen. Ganz gewiß waren alſo dort noch viel weniger die Weiber vom Theater, in ſo fern ein ſolches im ältern Sparta gedacht werden kann, nicht ausgeſchloſſen. Aber die Spartanerinnen waren auch ſelbſt, durch die von Lykurg geſtiftete oder wenigſtens befeſtigte Verfaſſung, weit mehr Staatsburgerinnen und Theilnehmerinnen an allen öffentlichen Verhandlungen als die Frauen von Athen.

Noch mehr Vorrechte und Freiheiten, als ſelbſt zu Sparta, genoſſen ſeit den älteſten Zeiten die Römerinnen. Ihre Gegenwart bey dramatiſchen Vorſtellungen beweiſen die Prologen des Plautus, bezeugt Cicero, wenn er auf Veranlaſſung einer Stelle aus einem Trauerſpiele ausdrücklich verſichert, dieſes werde vor dem gedrängten Haufen der Zuſchauer im Theater recitiert, worunter ſich Weiber und Kinder befänden, *) beweiſen die deswegen von den Kaiſern getroffenen Einrichtungen der Theater-Polizey. Hier waren auch, wie wir aus einer Anekdote vom Sylla wiſſen, **) und aus den Elegien des Ovid und Properz ***) noch genauer beſtimmen können, zwiſchen

*) *Tuſcul.* I, 16. Frequens conſeſſus theatri, in quo ſunt mulierculae et pueri, movetur audiens tam grande carmen.

**) Plutarch in Sylla c. 35 T. III. p. 233 f. Eine junge Römerin Valeria zupft den bey ihr im Amfitheater vorübergehenden Sylla, und daraus entſtehen auf der Stelle allerley verliebte Neckereyen, Blicke, Winke, u. ſ. w.

***) Man vergleiche die ganze Elegie Ovids Amor. III, 2. und in AA. I, 497 — 501, wo offenbar von dramatiſchen Schauſpielen die Rede iſt. Properz IV. 8. 57.

zwiſchen den vermiſcht unter einander ſitzenden Zuſchauern und Zuſchauerinnen verliebten Neckereien und allerley Abenteuer nichts ungewöhnliches. Doch die genauere Beurtheilung der verſchiedenen Grade der Schauſpielfreiheit, wie ſie die Römerinnen genoſſen, *) und die Folgen, die dieſe Freiheit auf den Ton der Galanterie und des Umganges beyder Geſchlechter in Rom haben mußte, bleibt billig einer eigenen Abhandlung bey einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Böttiger.

IV.

*) Die Kollektaneen bey Boulenger I, 24, Fol. 61 und Lipſius de Amphith. c. 14 Opp. T. III. p. 1031 müſſen nach den verſchiedenen Zeitaltern und ſelbſt nach der Verſchiedenheit des Orts, ob es der Cirkus, oder ein Amfitheater für Gladiatorſpiele und Thierhetzen, oder ein Theater für dramatiſche Schauſpiele war, ſorgfältiger, als bis jetzt geſchehen iſt, unterſchieden werden. Darauf hat ſchon P. Burmann zu Kalpurns Eclog. VII, 27 aufmerkſam gemacht. Vergl. zu Suetons Aug. 44. Bey den Floralien z. B. war gewiß keine Matrone Zuſchauerin.

Andante espressivo.

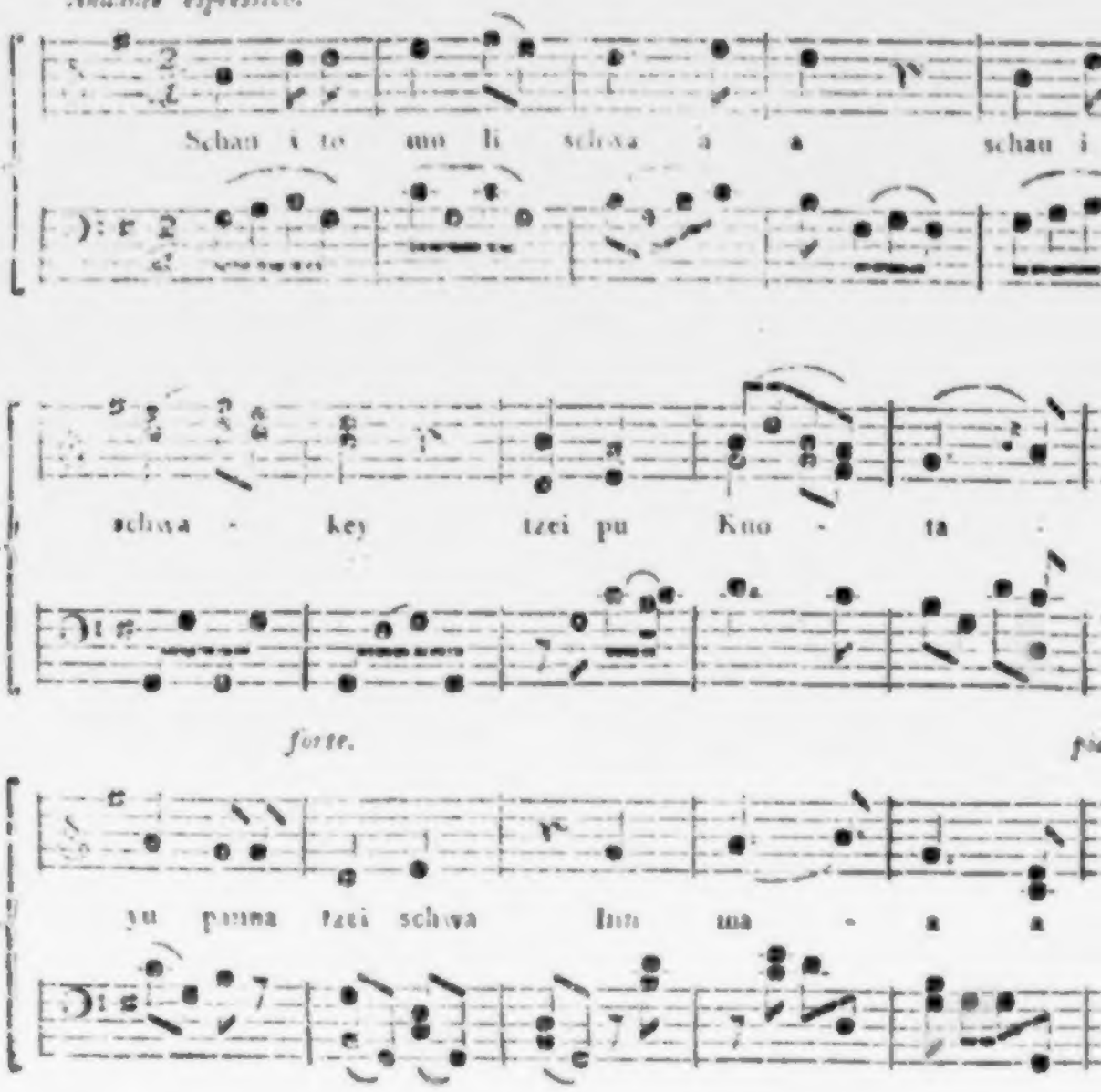

2. Schau ito sinn schwa a
Yu thiau ti ji ju ji
Lo tsai 'ngo kja a.

a Chinese.

Chinesischer Text nach teutscher Aussprache.

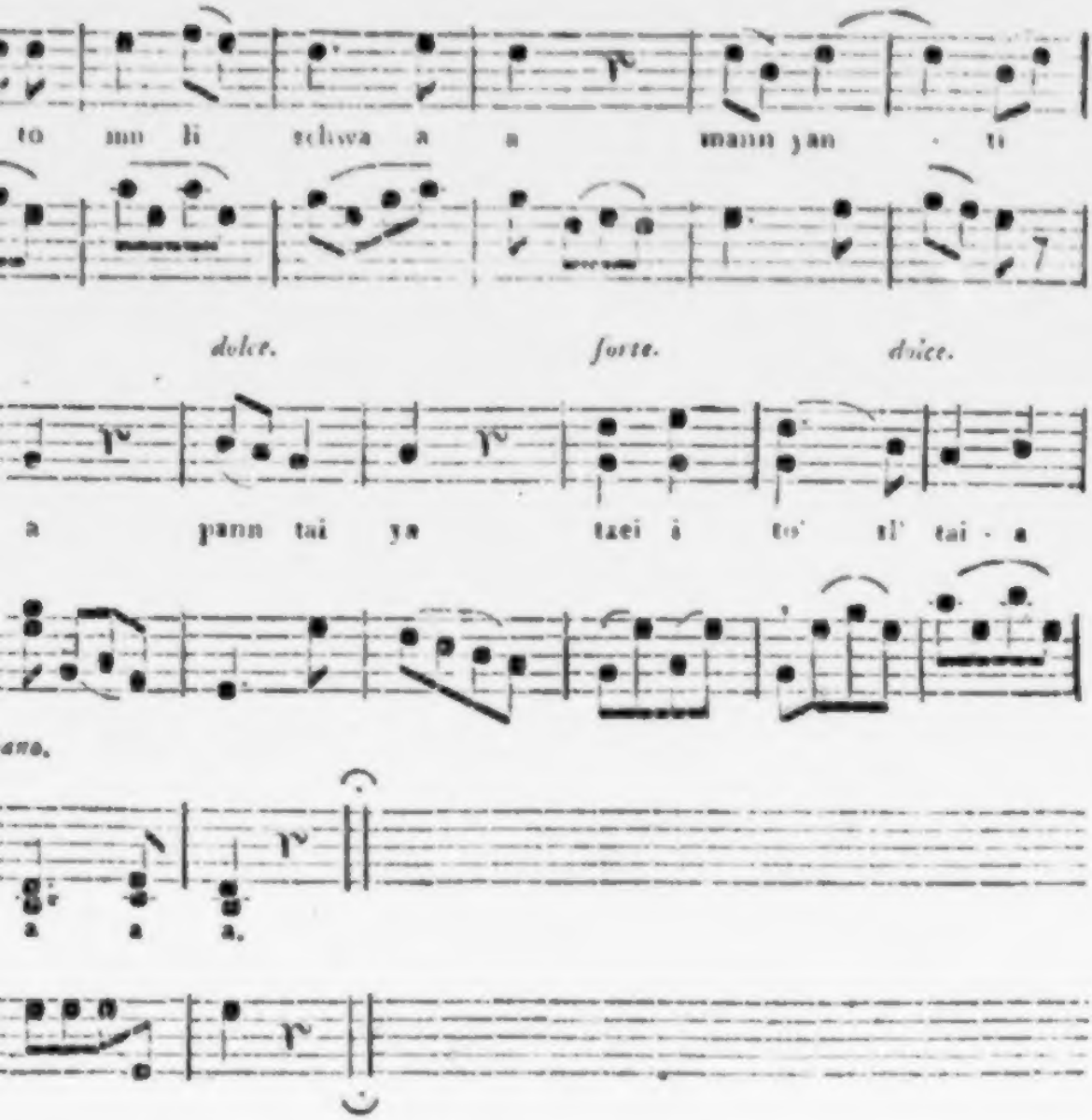

Pann tai ja

Pün Tzun man-na tei zen-na sinn schwa

'ti lo e - o.

English Tra

by Dr. S

I.

Hail matchleſs flow'r mild Moo-lee-chwau!
Loveliest of the gay parterre,
How shall I strive thy charms to draw?
Thy balmy ſweetneſs fills the air.
Fain would I pluck thee peerleſs flow'r
And place thee on my panting breaſt,
Leſt some one feeling too thy pow'r
Should snatch thy bloom to make him bleſt.

feſtiges Ungewitter bekommen -- Und zudem iſt dieſe Gegend wegen der wilden Thiere berüchtiget, die ſich hier aufhalten.

Antigonus.

Geh du nur; ich will dir auf dem Fuſſe folgen.

Schiffer (vor ſich.)

Ich bin von Herzen froh, daß ich dieſer Bürde los werde.

(Er geht ab.)

Antigonus.

Komm, armes Geſchöpf; ich habe gehört, obgleich nie geglaubt, daß die Geiſter der Verſtorbnen wieder kommen können; wenn ſowas iſt, ſo erſchien mir deine Mutter in verwichner Nacht; denn nie hat ein Traum dem Wachen ſo gleich geſehen. Eine Creatur ſtellte ſich mir vor, deren Haupt bald auf die eine bald auf die andere Seite hieng; nie ſah ich ein Gefäß von ſolchen Schmerzen angefüllt -- und doch ſo viel Anſtand in ihrem ganzen Weſen; ganz weiß gekleidet, wie das Bild der Unſchuld, näherte ſie ſich der Cajüte worinn ich lag; ſie neigte ſich dreymal vor mir, aber wie ſie den Mund zum reden öffnete, barſten ihre Augen in Thränen; endlich da ſie ſich erleichtert hatte, brachen dieſe Worte von ihr: Redlicher Antigonus, weil doch nun das Schickſal, gegen deine beſſere Geſinnung dich zum Werkzeug der Wegwerfung meines armen Säuglings gemacht hat, ſo leg es in Böhmen nieder -- es ſind Wildniſſe ge-

nug

n s l a t i o n.

Scott.

2.

Let others range the garden round
And cull the sweets of every clime;
Tho' some more ſplendid may be found,
Yet ſoon their fragrance yields to time.
Thy varied beauties long I'll prize;
As ſpring ſtill follows nature's law,
No other flow'r shall charm mine eyes:
Their joy is plac'd in Mooleechwaut.

IV.

Ein chineſiſches Blumenlied
vom Herrn Kambra geordnet,

nebſt ein paar Worten über Chineſiſche Muſik und einer Digreſſion über die jetzige Studier-Methode in China, von Joh. Ch. Hüttner in London.

Dies Lied enthält das Lob einer Blume Me - li - schwa. Zu der Zeit, wo ich es hörte, und, von der Einfachheit der Melodie hingeriſſen, es aufſetzte, konnte ich nicht mehr erfahren, was für eine Blume jener Name bezeichnet. So viel iſt indeſſen gewiß, daß vielleicht in keinem Lande das Pflanzenreich die Dichter ſo intereſſiert als in dieſem. *) Auch iſts

*) Siehe Memoires des Miſſionaires de Pekin IX. p. 406. „Mir fiel, ſagt dort ein Miſſionär, vor einigen Tagen ein botaniſches Werk von hundert und ſechzig Bänden in die Hände, in welchem unſre Botaniſten alles finden würden, was bisher in China über Bäume und Pflanzen iſt entdeckt und bekannt gemacht worden. Die Hem - lin haben hier mit vieler Ordnung und Geſchmack alles geſammlet, was die Nahmen, Geſchichte Behandlung und Beſchreibung, Eigenſchaften, Vorzüge und Anwendbarkeit jeder Pflanze betrift; ferner was die Dichter zum Lobe dieſes oder jenes Gewächſes geſagt haben, und endlich die hieher ſich beziehenden Anekdoten literariſchen, filoſofiſchen, moraliſchen ꝛc. Inhalts.

iſts bekannt, daß der Kaiſer ſelbſt ein Gedicht auf den Thee gemacht hat. Das hier gegebene Lied iſt ſo allgemein bekannt in China, daß man es vorzugsweiſe das Volkslied der Chineſen nennen könnte. Herr Kambra, ein verdienſtvoller Sächſiſcher Tonkünſtler, der ſich jetzt hier aufhält, hat einen Baß dazu geſetzt um die Melodie genießbarer zu machen; urſprünglich aber weiß man in China weder von einem Baſſe noch von Mittelſtimmen, wie aus dem Folgenden erſehen werden wird.

Vielleicht ſind Liebhabern der Tonkunſt ein paar Worte über Chineſiſche Muſik nicht unwillkommen. Jedoch laſſe ich mich nicht aufs Beſondere ein, da Detail für den Liebhaber ermüdend und für den Kenner überflüßig ſeyn würde, welcher längſt weiß, daß man in Amyots Abhandlung in den Memoires des Miſſionaires gründliche Auskunft hierüber erhält. Man hat neulich in England und noch irgenwo in Teutſchland ziemlich verächtlich auf die herabzublicken angefangen, welche beſcheiden geäuſſert haben, daß die Nachrichten der alten Griechen über die auſſerordentlichen Wirkungen der Muſik bey ihren Vorfahren wohl nicht ganz erdichtet ſeyn könnten. Es iſt wahr, ſelbſt ſchon unter den Griechen der gebildetern Zeitalter fing man an über dieſe Meynung die Achſeln zu zucken; und, wenn ich mich nicht irre, enthält der neulich in Neapel aus den entrollten Büchern des Herkulaneums herausgekommene griechiſche Traktat über die Muſik ähnliche

Aeuſ-

Aeußerungen. Aber es iſt in der That leichter zu lachen und zu ſpotten, als Gründe anzuführen, warum die Wirkung der Tonkunſt auf rohe Völker nicht ganz verſchieden von der ſeyn konnte, welche ſie auf uns macht. China wenigſtens, deſſen Urkunden weit über die Griechiſchen hinausgehen, wird den Orthodoxen in der alten Muſik einen Beweisgrund mehr für ihre Meynung an die Hand geben. Unzählbare Stellen der älteſten chineſiſchen Schriften ſprechen in eben ſo enthuſiaſtiſchen Ausdrücken von den ehemaligen Wirkungen der Muſik auf ihre Vorfahren, als die Griechen. Den Lehren der Schule des Konfucius zufolge iſt die Tonkunſt das wirkſamſte Mittel, die Sitten zu verbeſſern und einen Staat blühend zu machen. In dem Buche Li-tſchi (Artikel Yo tſchi) findet man folgende alte Sentenzen: „Wollt ihr gelehrt werden, ſtudiert die Muſik mit Sorgfalt. — Die Muſik iſt der Ausdruck und das Sinnbild der Vereinigung des Himmels mit der Erde. — So lange die Beobachtung der Ceremonien und die Muſik in unſerm Reiche blühen, ſind wir allmächtig.“ — Einer ihrer Kaiſer, indem er von den Mitteln die Feinde zu überwinden ſpricht, ſagt unter andern: „Verbreitet unter ihnen Lieder mit wollüſtigen Melodien, die ſie entnerven und weichlich machen mögen, und ſchickt ihnen dann Weiber, um ſie vollends zu verderben.“ — Im Schuking iſt eine berühmte hierher gehörige Stelle, wo der große Kaiſer Yao dem Vorſteher der Muſik ſeine Pflichten einſchärft. Aber ich will nur noch Eine aus

dem Li-tschi anführen, weil die Chinesischen Literatoren glauben, daß in diesem die meisten Bruchstücke der uralten Schrift Yo-tsching, deren Verlust sie so sehr bedauern, aufbehalten sind. „Der Weise, welcher natürlich auch Musikkenner ist, urtheilt aus der herrschenden Musik, ob ein Staat wohl eingerichtet oder ob er seinem Untergang nahe ist. — Ein Fürst muß sich vornehmlich angelegen seyn lassen zu verhüten, daß die Musik nicht ausarte und die Unterthanen weichlich mache und entkräfte; die Tonkunst in ihrer Einfachheit, Reinigkeit und Adel zu erhalten, muß sein Hauptaugenwerk seyn." Die Stellen aus alten Chinesischen Büchern, welche die Musik bis zum Himmel erheben, könnten sehr leicht aus den angeführten Memoiren vermehrt werden, wenn es nöthig wäre. Aber auch in China ist jetzt die Musik, welche ehedem so bewunderungswürdige Wirkungen that, nicht mehr zu finden. Vergebens ließ der Kaiser Kang-hi (Kang-tschi) die alten musikalischen Instrumente aus alten Büchern wieder herstellen; sie waren wie Skanderbegs Schwert ohne seinen Arm; die Sitten der Vorzeit konnten nicht wieder hergestellt werden.

Man könnte vermuthen, daß die verschiedenen Wörter, welche Tonkunst im Chinesischen bedeuten, eben so wie μουσικη *), einen weit ausgebreitetern Sinn haben. Wenigstens sagt selbst ein Missionär, bey

*) Z. B. Plat. Phædon. cap. 4 mit Fischers Anmerk.

bey der unten *) angeführten Stelle, daß er dort Musik durch Religion erkläre. Ich fürchte zwar, daß diese Erklärung des gelehrten Vaters „magis pia quam vera" sey; aber sie soll auch hier nur beweisen, daß auch ein Kenner der Sprache dem Worte Yo (Musik) eine andere Bedeutung zuschrieb.

Indessen hat auch jetzt noch die Chinesische Musik ein besonderes Gepräge, und ist noch nicht so ausgeartet als die unsrige. Sie kommt der Schottischen klagenden und so bezaubernden Nazionalmusik in den Hochländern nahe, wo sich die patriarchalischen Sitten, die wir in ihrem göttlichen Sänger Ossian bewundern, noch lange erhalten werden. Die Chinesen lieben das langsame und Feierliche, daher sie von unserer Musik, die ihren Ohren fast durchaus misfällt, ein Menuet, ein Adagio, am liebsten hören. Sie haben Musiknoten und Taktzeichen, die, dem Anscheine nach, von ihren Schriftkarakteren nicht verschieden sind. Man glaube ja das Märchen nicht, daß sie Musik ohne Takt hätten. Ich habe fünf Monate lang fast täglich Musik in China gehört, und allezeit irgend ein Zeitmaß unterscheiden können, eben so wie in Kochinchina. Aber ihre Tonleiter hat keine bezeichneten Halbtöne, ob sie gleich selbige bey ihrem Gesange und bey ihrer Instrumental-Musik hören

Da

*) Memoires IV. p. 60. aus dem Litschi: „Die Musik ist „das beste und liebenswürdigste Mittel, die öffentlichen „Sitten zu verbessern und sie gänzlich umzuändern."

ren laſſen. Daher wundre ich mich, in den Nachrichten der Miſſionäre nicht bemerkt zu finden, daß die Chineſen gemeiniglich den Uebergang auf eine Quarte und Quinte nicht, wie wir, durch eine Terze, ſondern durch alle dazwiſchen liegende halbe und Viertelstöne machen, welches, da es zu oft geſchieht, unſern Ohren unangenehm wird. Sie wiſſen durchaus nichts vom Kontrapunkt, und können nicht begreifen, wie wir Geſchmack an einer Muſik finden können, wo Mittelſtimmen, Diſſonanzen, Auflöſungen derſelben u. ſ. w. die Melodie verſtecken. Ihre ganze Harmonie beſteht in der Oktave, und wenn auch hundert Inſtrumente zuſammen ſpielen, ſo hat jedes die nemliche Melodie, theils in der höhern theils in der niedern Oktave. Ihr Geſang mißfällt einem Europäer im Anfange ſehr, weil ſie im Falſett ſingen und die Trillos bis zu einem uns ekelhaften Tremulieren übertreiben. Ihre Inſtrumentalmuſik iſt ſehr verſchieden; ſie haben Saiten- und Blasinſtrumente, ferner Beken und Klappern und Trommeln, welche, bey Schauſpielen und öffentlichen Volksfeyerlichkeiten, die übrigen Inſtrumente begleiten und ein ſo unerträgliches Geräuſch machen, daß wir oft für unſer Trommelfell beſorgt waren, beſonders bey ihren längern Vorſtellungen aus der Vaterlands-Geſchichte, denen Lord Makartney mit ſeinem Gefolge nicht allein beywohnen, ſondern ſie auch beklatſchen und loben mußte. Dieſes Geräuſch der lärmenden Inſtrumente fällt bey Todtenfeyern, religiöſen Ceremonien und Hof-Feyerlich-

erlichkeiten weg. Als der Gesandte dem Kayser zuerst in der Tartarey zu Dsche cho (von den Missionären Gé-hol geschrieben) vorgestellt wurde, hörte ich bey der Annäherung des Khans, im Hintergrunde seines großen Tartarzeltes, eine der schönsten und feyerlichsten Hymnen aufführen, deren ich mich je gehört zu haben erinnern kann. Sie glich den alten herzerhebenden Kirchenchorälen meiner Konfession, und setzte uns alle, die wir dergleichen gar nicht erwartet hatten, in das angenehmste Erstaunen. Ohne Zweifel trug der lachende Morgen, der eben auf den weiten prächtigen Park sank, in welchem, nach tartarischer Sitte, der Gesandte vorgestellt wurde, etwas zur Erhebung unserer Gefühle bey. Aber gewiß war die Musik auch an sich sehr erhebend. Wer mich des Uebertreibens beschuldigen möchte, den verweise ich auf die oft angeführten Memoires, in welche der berühmte Amyot einige jener Hymnen eingerückt hat, die mein Urtheil gewiß bestätigen werden. In Kanton wurde, dem Englischen Gesandten zu Ehren, vom Unterkönige eine Art Oper gegeben, welche durch Schauspieler aus Nang-king (Naim-tsching) vorzüglich gut aufgeführt wurde. Die Recitative kamen ganz den Italienischen bey, ob wir ihnen gleich gern die Arien, die für uns durchaus nicht einmal erträglich waren, geschenkt hätten.

Die Kriegsmusik der Chinesen ist die abscheulichste, die man sich denken kann. Schalmeyen und Hörner, von Klappern begleitet, irren unveränder-

lich auf drey bis vier Tönen herum, und machen ein Geheul, das ich mit nichts beſſerm als mit den Tonkünſten der Nachtwächter in meiner Geburtsprovinz vergleichen, und gewiß nicht der Wirkung des Marſeiller Marſches entgegen ſtellen kann.

Ehedem war mir's unverſtändlich, wenn ich las, daß die Chineſen ihre Sprache ſängen, und aus hin und wieder angetroffenen Winken ſchließe ich, daß dies auch mehrern nicht völlig deutlich iſt. Singen iſt es weder im eigentlichen noch in dem Verſtande, in welchem man es gewiſſen Provinzialdialekten in Teutſchland zum Fehler rechnet, ſondern bloß eine lautere und ſtärker accentuierte Ausſprache der Worte. Vielleicht ſpricht kein Volk ſo laut als die Chineſen. Ein Mann von zarten Nerven möchte ſich die Ohren zuhalten, wenn einige Chineſen ſich zuſammen unterreden. Aber man gewöhnt ſich bald daran, und in kurzer Zeit hört man es mit Vergnügen; ja wenn man vollends hie und da ein Wort verſtehen lernt, ſo ſieht man, daß die Chineſiſche Modulazion der Worte dem Ausdruck der Affekten höchſt vortheilhaft iſt, und einen Kommentar über das abgiebt, was die alten Redner über Griechiſche Deklamazion ſagen. Wenigſtens wäre die Chineſiſche Sprache ohne dieſen, dem Geſange ſo nahe kommenden Accent, ein Unding. Man weiß, daß ſie aus lauter einſylbigen Wörtern beſteht: es iſt aber nicht ſo allgemein bekannt, daß dieſe reiche Sprache bloß aus dreyhundert und zwanzig einzelnen Tönen zuſammengeſetzt

iſt,

nug dort, und ſie ſind weit genug von Sicilien entlegen, daß dein Eid nicht dadurch gebrochen wird; und weil dieſes Kind für immer verlohren geſchäzt wird, ſo gieb ihm, ich bitte dich, den Namen Perdita. Für dieſes unfreundliche Geſchäfte, das dir mein Gemahl aufgelegt hat, wirſt du dein Weib Paulina niemals wieder ſehen -- und hier that ſie einen ängſtlichen Schrey, und zerfloß in Luft. So erſchroken ich war, ſo erholt' ich mich doch bald wieder, und dachte bey mir ſelbſt, daß es etwas wirkliches und kein Traum geweſen ſeyn müſſe: Träume ſind Tand; aber für dieſes einzige mal kan ich mir nicht verwehren abergläubiſch zu ſeyn, und Reflexion auf dieſes Geſicht zu machen. Ich glaube, daß Hermione den Tod erlidten haben wird; und daß Apollo, weil er weiß, daß dieſes Kind wirklich dem König Polixenes angehört, haben will, daß es hieher, es ſey nun zum Leben oder Tod, auf ſeines wahren Vaters Grund und Boden gelegt werde. (Er legt das Kind nieder.) So gerathe dann wol, du kleiner Sprößling! Hier liege, und hier dein Name; und hier Dinge, welche, wenn das Gluk günſtig iſt, deine Erhaltung befördern, und doch dein bleiben können -- Es fängt an zu ſtürmen -- Armes unglükliches Geſchöpf! das für ſeiner Mutter Fehler ſo grauſam büſſen muß -- Wie wird es dir gehen? -- Weinen kan ich nicht, aber mein Herz blutet -- O des unſeligen Eids, durch den ich mich ſo gebunden habe! -- Lebe wohl! -- Der Tag wird immer dunkler; es ſieht aus, als ob du ein rauhes Wiegen-Lied bekommen werdeſt; nie hab ich bey Tage einen ſo düſtern Himmel

geſehen --

iſt, daß jeder dieſer Töne oder Sylben unbegreiflich viele Bedeutungen hat, die ſich im Schreiben durch eigenthümliche Karaktere *), und im Sprechen theils

 durch

*) Vermuthlich weiß jedermann, daß die Chineſen keine Buchſtaben, kein Alfabet, wie alle übrige kultivierte Völker der Erde, ſondern für jedes Wort einen Karakter oder eine Hieroglyfe haben; ein Umſtand, welcher die Erlernung der Schriftſprache dieſes Volks ſo ungemein erſchwert. Bloß in dieſem Sinne iſt es wahr, wenn man ſagt, daß die Lebenszeit eines bürgerlichen Mandarinen mit der Erlernung ſeiner Sprache hingebracht wird. Denn die Erlernung des Chineſiſchen Sprechens iſt für ein feines Ohr und für gute Sprachwerkzeuge eben ſo leicht, und wegen der höchſt einfachen Grammatik (welche in der That von Sprachfilosofen verdient ſtudiert zu werden) noch leichter als unſre Sprachen. Ein junger Menſch, welcher ſich mit in der Geſandtſchaft befand, ſpricht jezt Chineſiſch wie ſeine Mutterſprache; überdies ſchreibt und lieſt er die Karaktere ſchon in ſolcher Menge und mit ſo großer Fertigkeit, daß, da er jezt erſt 15 Jahr alt iſt, die gelehrte Welt ſich von ſeiner glühenden Wißbegierde eine reiche Ausbeute aus den großen und uns ſo gut wie unbekannten Schätzen der Chineſiſchen Litteratur verſprechen kann. Man höre was ein gelehrter franzöſiſcher Miſſionär (Memoires IX. p. 405) hierüber ſagt: „Ich wage es zu behaupten, daß unſre Gelehrten aus den Chineſiſchen Schriften Europa bereichern „könnten, wenn ſie ſich auch bloß auf die Bücher einſchränken wollten, welche ſeit der Dynaſtie der Han

durch den Accent, theils durch den Zuſammenhang unterſcheiden. Die Chineſen haben vier dergleichen Accente, worüber man unter andern beym Fourmont ſehr gute Auskunft erhält. Aber auch im Chineſiſchen ſind die Dialekte ſo verſchieden wie irgendwo, welches in einer Menſchenanzahl von zweyhundert Millionen *) nicht zu verwundern iſt. Jedoch da durch

„geſchrieben worden ſind. Individuen ſind in China „weniger gelehrt als in Europa; aber die Nazion iſt, „im Ganzen genommen, gelehrter als irgend eine der „abendländiſchen, in Rückſicht auf wirklich nützliche „Kenntniſſe.“ Wenn der gelehrte Märtyrer Hudde glücklich in ſein Vaterland zurückgekommen wäre, ſo würden wir bereits das gelehrte China beſſer kennen. Da ſein Abentheuer nicht allgemein bekannt iſt, ſo will ich es aus Voltaire, Siècle de Louis XIV. Tome I. p. 155. abſchreiben. „Un Bourgemeſtre de Midelbourg, „nomme Hudde, homme très riche, guidé par cette ſeule „curiosité (de connoitre la Chine) alla à la Chine „vers l'an 1700. Il employa une grande partie de „ſon bien à s'inſtruire de tout. Il apprit ſi parfaite„ment la langue qu'on le prenoit pour un Chinois. „Heureuſement pour lui la forme de ſon viſage ne le „trahiſſait pas. Enfin il ſut parvenir au grade de „Mandarin; il parcourut toutes les provinces en cette „qualité, et revint enſuite en Europe avec un recueil de „trente années d'obſervations; elles ont été perdues „dans un naufrage. C'eſt peut-être la plus grande perte „qu' ait fait la république des lettres.“

*) Wer über dieſe ungeheure Anzahl lächelt, wie viele thun, den bitte ich ſein Endurtheil bis auf die Her-

auf-

durchaus mit den nemlichen Karakteren die nemlichen Begriffe verbunden werden, ſo theilen ſich die Chineſen entfernter Provinzen, wenn ſie zuſammen kommen und ſich nicht verſtehen, ſehr leicht einander ihre Gedanken, auf eine kürzere Art als durch Schreiben, mit. Sie machen mit dem Zeigefinger, Stocke ꝛc. die Züge, aus welchen ein Karakter zuſammen geſetzt iſt, in der Luft, und der andere antwortet auf die nemliche Art. Dies iſt um ſo leichter, da jeder Karakter aus verſchiedenen perpendikulären, horizontalen und Kreuz- und Querzügen beſteht. Was eben von dem an Geſang gränzenden Accente geſagt worden iſt, wird noch einleuchtender werden, wenn man weiß, daß die Kinder beym erſten Unterricht in den Chineſiſchen Schulen ihre Lekzionen wirklich ſingen, wovon ich ſelbſt verſchiedenemal Ohren- und Augenzeuge geweſen bin. Die Knaben in den Schulen — doch da einmal ſo wenig Ordnung in dieſem Aufſatze herrſcht, ſo wird man mir auch zum Beſchluſſe eine Digreſſion über die jetzige Chineſiſche Art zu ſtudieren verzeihen. Sie iſt aus dem IX. Bande der Memoires der Miſſionäre genommen und mit einigen Anmerkungen von mir begleitet.

„Erfahrung hat die Chineſen gelehrt, daß alles zuſammen genommen, eine Erziehung in den Kollegien

ausgabe von Sir George Stauntons Beſchreibung der Engl. Geſandtſchaft nach China, aufzuſchieben, welche von mir überſetzt bey Geßner in Zürich herauskommen wird.

„der Privaterziehung weit vorzuziehen sey. Der große „Kanghi*) hatte eine Art von Kollegium im Innern seines Pallastes errichtet, damit seine Prinzen mit den „Söhnen der Prinzen vom Geblüt und der Großen des „Hofes studieren könnten. Er ging oft selbst dorthin, ohne sich anmelden zu lassen, um die Lehrer „und Schüler in Aufmerksamkeit zu erhalten. Der „jetzt regierende Kaiser **) folgt dem Beyspiele seines „Großvaters, und wacht sehr sorgfältig über die Studien der Ago (dies ist der Tartarische***) Nahmen „der Söhne des Kaisers) welche er in die Schule „schickt, ob sie gleich schon verheurathet und über „fünf und zwanzig Jahre alt sind. Folgende Anekdoten werden seine Wachsamkeit in dieser Rücksicht „hinlänglich beweisen. In den Neujahrs-Feyerlichkeiten, während welcher die Schulen geschlossen „werden, ist der Kaiser selbst Lehrer seiner Prinzen. „Voriges Jahr, als er in jenen Festtagen nach Yuenming-

*) oder Kang-tschi, der Großvater des jetzt regierenden Kaisers und von den französischen Missionären gewöhnlich mit Ludwig XIV. verglichen.

**) Tschen-lung gemeiniglich Kien-long von Europäern genannt. Von diesem in vieler Rücksicht seltnen und verehrungswürdigen Monarchen, der auch als Privatmann berühmt seyn würde, kann man in Stauntons Werke die interessantesten Nachrichten erwarten.

***) Man nennt sie immer bey diesem Tartarischen Nahmen, weil der Kaiser, ursprünglich ein Tartar, für seine Landessprache, die reich und ausgebildet und weit lieblicher als die Chinesische ist, große Vorliebe hat.

„ming-Yuen reiſte, glaubten die Prinzen, daß ſie „einen Feyertag haben würden, und ſich unter einander vergnügen könnten. Aber der Kaiſer vereitelte ihre Hoffnung, und nahm ſogar von den „öffentlichen Feyerlichkeiten Gelegenheit, ihnen verſchiedene Ausarbeitungen aufzugeben. Sobald ihre „Arbeiten fertig ſind, ſagte er zu ſeinen Eunuchen *), ſo bringe man ſie mir, ich mag ſeyn wo „ich will. Wenn ich dann mit ihrem Fleiße zufrieden „bin, ſo ſollen ſie auch mit den Vergnügungen zufrieden ſeyn, die ich ihnen machen werde.“ Yuen-

„ming-

*) Die Verſchnittenen ſind im Beſitz der erſten Hofämter, und, wie mir Vater ** in Peking klagte, die unwiſſendſten, unverſchämteſten und gehaßteſten Hofſchranzen. Sie vermögen alles am Hofe und ihre Zahl iſt verhältnißmäßig ſehr groß. Wegen des zahlreichen kaiſerlichen Harems ſind ſie in dieſem Welttheile durchaus nothwendig. Sie gehen, um deſto mehr ausgezeichnet zu ſeyn, in gelber Kleidung, einer Tracht, die nur dem Kaiſer und den Vornehmſten des Reichs zukömmt. Vermöge eines uralten Reichsgeſetzes iſt der Kaiſer verbunden, jeden, der ſich ſelbſt kaſtriert, auf Lebenszeit zu unterhalten. Die Verſchnittenen des Hofes ſind zweyerley. Diejenigen, welche auſſer dem Pallaſte aufwarten, ſind bloß — kombabiſiert, aber die unmittelbaren Kammerdiener der Frauen ſind — völlig raſiert! Und doch verſicherte ein Miſſionär, daß dieſe — namenloſen Geſchöpfe ihre Konkubinen haben! Als er gefragt wurde, wie das möglich wäre? antwortete er: digitis fricant!

„ming-Yuen *), das Verſailles von China, iſt nur „zwey Lieues von Peking. Die Ago trafen daher „ſehr früh dort ein, und der achte Prinz, ein talent„voller junger Mann, hatte ſeine Arbeit ſehr ge„ſchwind vollendet. Man eilte ſie dem Kaiſer zu über„bringen, der ſo eben mit den Prinzen vom Ge„blüt und den Großen des Hofes aus Etikette **) „einem Schauſpiele beywohnte. Der Kaiſer lies ſich

*) Da ſich die Engliſche Geſandtſchaft einige Tage auf dieſem Luſtſchloſſe aufhielt, ſo wird man eine umſtändliche und unterhaltende Beſchreibung davon in Staunton's Werke finden.

**) Es iſt bekannt, daß nirgends in der Welt Herkommen und Ceremoniel ſo thranniſch, ſo lächerlich und übertrieben iſt als in China. Selbſt der Kayſer muß an gewiſſen Tagen ins Schauſpiel gehen, bloß weil es die Chineſiſchen Monarchen ſeit undenklichen Zeiten ſo zu halten pflegten. Ich habe eben die Sentenz angeführt: „So lange die Beobachtung der Cerimo„nien nicht vernachläßigt wird, und ſo lange die „Muſik blüht, können wir alles ausrichten" — Als wir zu Dſche'-cho in der Tartarey, bey der Feyer des Kaiſerlichen 83ſten Geburtstages zugegen waren, erfoderte es die hergebrachte Gewohnheit, daß der Kayſer einer theatraliſchen Vorſtellung beywohnen mußte. Er war aber beſorgt, daß er von dem Engliſchen Geſandten deswegen für einen Verſchwender ſeiner Zeit gehalten werden möchte, und ſagte deswegen ausdrücklich zu Lord Makartney, „daß er, der alten Sitte

„ſich ſogleich einen Schreibepinſel *) bringen, um „ein neues Thema zur Ausarbeitung für den achten „Prinzen aufzuſchreiben, aus der Urſache, weil er „mehr leiſten könnte, und mithin weniger als ſeine „Brüder gethan hätte. — Der Unterricht fängt mit „metriſchen Sentenzen an **), welche die Anfangs-

grün-

„zu Folge, nur bey groſſen Feyerlichkeiten ſich dieſe „Erhohlung erlaube."

*) Die Chineſen ſchreiben mit Haarpinſeln, die in Bambusröhre geſteckt ſind, und mit der ſchönen Dinte, die wir Tuſche nennen. Sie wird aus Ruß gemacht, und heißt bey ihnen Mäh. Sie reiben die Tuſche auf weiſſen oder ſchwarzen Steinen, welche eine Vertiefung für etwas Waſſer haben. Ihre Geſchwindſchreiber folgen deſſen ungeachtet dem Sprechenden mit eben der Leichtigkeit nach als die unſrigen. Hierzu bedienen ſie ſich verkürzter Karaktere, die von den übrigen ganz verſchieden ſind und ein beſonderes Studium erfodern. Sie gleichen den willkührlichen Chiffern, welche in England unter dem Nahmen short-hand ſehr gewöhnlich und ausnehmend nützlich ſind. Nichts kann ſchöner und kühner ausſehen als Kineſiſche Geſchwindſchrift und überhaupt ihre ſämmtlichen Charaktere, wenn ſie geſchrieben ſind. Auch lachen ſie herzlich über unſre kleinen gezirkelten ſteifen Europäiſchen Buchſtaben. Deſſen unaeachtet mögen wir wahrlich nicht mit ihnen tauſchen.

**) Um dies beſſer zu verſtehen, erinnere man ſich, daß alle Chineſiſche Worte einſylbig ſind, und daß folglich Sentenzen, deren jede aus 3, 4, 5 u. ſ. w. Wörtern beſteht,

„gründe der Sittenlehre, Geſchichte und Wiſſenſchaf-
„ten enthalten. Dieſe Sentenzen ſind, wegen der
„Karaktere, weit kürzer als die unſrigen, und ſehr
„ausgeſucht. Wenn ein Knabe dieſe erſten Anfangsgründe auswendig gelernt hat, ertheilt man
„ihm eine faßliche Erklärung derſelben. Nachher
„giebt man ihm die klaſſiſchen Bücher in die Hände,
„ohne ihn jedoch zu überhäufen oder zu übereilen.
„Die Chineſiſche Lehrmethode erfodert, daß der
„Schüler ein oder mehrere Bücher völlig auswendig
„lerne und wiſſe, ehe man ſie ihm erkläret. Und
„je nachdem der Zögling Fortſchritte zu machen ſcheint,
„werden die grammatiſchen, moraliſchen, filoſofiſchen, oratoriſchen, hiſtoriſchen und kritiſchen Erläuterungen des Lehrers häufiger und wichtiger. Iſt der
„Schüler dieſen gewachſen, ſo lehrt man ihn nach
„den Urſachen der Dinge forſchen, die auffallendſten
„Schönheiten ſeines Schriftſtellers bemerken, und
„auf die Einwürfe antworten, welche man ihm
„über die Behauptungen deſſelben machen könnte.
„Ihr gewöhnliches Schulbuch Siao-hio, d. i. Kinderſchule, iſt eine Sammlung von Sentenzen und
„Beyſpielen, die vortrefflich gewählt ſind, Verſtand
„und Herz zugleich zu bilden. — In China glaubt
„man, daß junge Leute eine gehörige Summe geordnes

beſteht, einen Rhytmus haben müſſen. So wie wir ganz herametriſche, jambiſche ꝛc. Gedichte haben, ſo haben die Chineſen ganze Elementarbücher von gleichfüßigen Sentenzen.

„ordneter Begriffe beſitzen und im Stande ſeyn müſ„ſen, Ueberſichten zu nehmen, Vergleichungen und „Betrachtungen anzuſtellen, ehe man ſie ſelbſt etwas „ſchreiben läſit. Der Stoff zu den Aufſätzen, welche „ſie zur Uebung verfertigen, iſt aus den erklärten „Büchern genommen, und ihrem Faſſungsvermögen „angemeſſen. Kurz, die mühſamen und anhaltenden „Studien des jungen Chineſen beſtehen von Anfang „bis zu Ende in Auswendiglernen, Erklären und „Nachahmen der großen Muſter des Alterthums.“

H.

V.

Einige Anmerkungen zu dem Aufſatz über den Schein um den Schatten des Kopfes.

(S. 11. Stück des N. T. M. 1795.)

Dieſer intereſſante Aufſatz liefert uns ein Beyſpiel einer gelehrten Streitigkeit, das einige luſtige Züge enthält, und einem zweyten Ariſtofanes willkommen ſeyn müßte. Zuerſt ein Reiſender, der eine ziemlich gemeine und einfache Erſcheinung als etwas auſſerordentliches bewundert; dann ein Landpfarrer, der eine Erklärung giebt, von welcher er ſehr naiv geſteht,

ſteht, daß ſie zwar nicht fyſiſch und optiſch genau ſey, aber ſich doch auf ſeine Erfahrung gründe — faſt wie jener Lehrer, der ſeinem Schüler, der ich weiß nicht was für einen fyſikaliſchen Satz durch ein bekanntes Experiment beweiſen wollte, antwortete: „ja, das Experiment kann wohl richtig ſeyn, aber die Erfahrung widerſpricht.“ Endlich ein Fyſiker, der mit einer ſehr gelehrten Miene und vielen Worten doch am Ende nichts erklärt; der von einer Sache ſpricht, von der eigentlich gar die Rede nicht iſt; der Schatten annimmt, wo Licht vorhanden war, und durch ſehr unwahrſcheinliche Vermuthlichs und Vielleichts ſeiner Erklärung aufzuhelfen ſucht. Man könnte ſie als eine Satyre auf fyſikaliſche Hypotheſen anſehen, wenn der Ton, in dem ihr Verfaſſer ſpricht, dazu nicht viel zu ernſthaft wäre.

Deſto beſſer ſticht dagegen die Erklärung des Hrn. v. Winterfeld ab, die ſo ungezwungen und natürlich iſt, daß man an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln wird. Das einzige, was man noch hinzuſetzen könnte, wäre dieſes, daß die Ebene, auf welche der Schatten fällt, oder vielmehr die einzelnen reflektierenden Theilchen derſelben, eine ſolche Lage haben müſſen, daß die zunächſt um den Schatten auffallenden Strahlen, ſo viel möglich, nach dem Geſicht des Beobachters zurückgeworfen werden. So kann man die Erſcheinung auch bey ziemlich hohem Sonnenſtande auf einem Stoppelfelde wahrnehmen, wenn die Stoppeln von der Sonne abwärts gebogen

ſind,

geſchen -- Was für ein wildes Geſchrey iſt das -- ich habe hohe Zeit an Bord zu eilen -- Das iſt eine Jagd -- Himmel! Ich bin verlohren.

(Er flieht, von einem Bären verfolgt.)

Siebende Scene.

Ein alter Schäfer tritt auf.

Schäfer.

Ich wollte es wäre kein Alter zwiſchen zehn und drey und zwanzig, oder die jungen Leute müßten dieſe ganze Zeit über ſchlafen: Denn es iſt doch in dieſem Zwiſchen nichts als Menſchern Kinder machen, alte Leute foppen, ſtehlen, raufen -- Hört ihr nun! Würde ſich ein Menſch in der Welt einfallen laſſen, bey einem ſolchen Wetter zu jagen, wenn es nicht dieſe Tollköpfe von neunzehn und zwey und zwanzig thäten? -- Sie haben mir zwey von meinen beſten Schafen verſcheucht, die nun, fürcht' ich, der Wolf eher finden wird als ihr Herr -- wenn ich ſie noch irgendwo kriegen kan, ſo muß es an der Küſte ſeyn, wo ſie Epheu zu freſſen finden -- Gut Glük! was haben wir hier? -- (Er hebt das Kind auf.) Gott ſey bey uns! Ein Wikel-Kind! Ein recht hübſches Kind! Ein Junge, oder ein Mädchen, das wundert mich! -- Ein artiges Ding, ein recht artiges Ding; richtig, das wird ein Jungfern-Kindchen ſeyn; Wenn ich ſchon nicht geſtudiert bin, ſo ſeh ich ihm doch an der Naſe an, daß eine Kammer-Jungfer oder ſo was

ſind, und die Strahlen ſenkrecht, oder doch beynahe ſo, darauf fallen. Daher begünſtigt auch die Näſſe in vielen Fällen das Fänomen, (obgleich ſie nicht nothwendig dazu erfoderlich iſt) weil die Körper durch ſie zu beſſern Reflektoren gemacht werden.

Nicht ganz ſo glücklich iſt der Verfaſſer in der Erklärung der andern, aus den Schriften der Geſellſchaft zu Mancheſter angeführten, Erſcheinung, wo in einem Nebel ſich mehrere helle Kreiſe um den Schatten zeigten. Die Erſcheinung an ſich iſt den Fyſikern nicht unbekannt. Die franzöſiſchen Akademiſten beobachteten ſie ſehr häufig auf den Gebirgen des ſüdlichen Amerika. Das erſtemahl geſchah es auf der Spitze des Pambamarka in Quito. Sie erblickten hier bey aufgehender Sonne ihren Schatten auf einer Wolke, die nicht dreyßig Schritte von ihnen entfernt war. Wegen der geringen Weite konnten ſie alle Theile des Schattens unterſcheiden, wegen der Ungleichheit der Wolke aber konnte keiner den Schatten des andern ſehen. Um den Kopf zeigten ſich vier konzentriſche Kreiſe, von welchen die drey innern, die in kleinen Zwiſchenräumen von einander abſtanden, farbig waren, der äuſſere hingegen, der in einem viel größern Abſtand herumlief, weiß ausſah. Die Farben waren wie beym Regenbogen, und der innerſte Kreis glänzte am lebhafteſten. Bouguer bemerkt ausdrücklich, daß das Fänomen nur bey Wolken (oder Nebel) Statt finde, und ſelbſt

bey ſolchen, deren Theilchen gefroren ſind, aber nie bey Regentropfen, wie der Regenbogen. *)

Eine Abbildung der ganzen Erſcheinung findet ſich im neunten Bande der allgem. Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande. Die Schriften der Geſellſchaft zu Mancheſter habe ich nicht zur Hand, um eine Vergleichung zwiſchen dieſer und der von Haygarth bemerkten Erſcheinung anſtellen zu können. Der Beſchreibung nach, weichen ſie in der Anzahl der farbigen Kreiſe von einander ab.

In einem Nachtrag erzählt Hr. v. Winterfeld, daß er nach der Zeit ſelbſt eine ähnliche Erſcheinung gehabt habe, als er an einem Sommermorgen über eine Wieſe hingefahren, die mit einem dichten Nebel bedeckt war. Nur zeigte ſich hier bloß ein einziger farbiger Kreis dicht um den Schatten. Gerade einen ſolchen Fall führt Prieſtley in ſeiner Geſchichte der Optik (S. 434 der teutſch. Ueberſ.) an. Ein gewiſſer Dr. M'Fait befand ſich auf einer Anhöhe in Schottland, von wo ihm die ganze Gegend mit einem dichten Nebel, wie mit einer Sündfluth, bedeckt ſchien, aus der nur hier und da die Spitzen entfernter Hügel hervor ragten. Sein Schatten fiel auf den Nebel, und um den Kopf deſſelben nahm er einen Regenbogen wahr. Ein andermal ſah er unter dieſen Umſtänden eine doppelte Reihe von Farben um ſeinen Schatten. Die Farben der äuſſern Reihe waren

*) Memoires de l'Acad. des Sc. 1744. pag. 367.

ren breit und sehr deutlich allenthalben zwey Fuß weit von seinem Körper entfernt. Darauf folgte ein schwärzlicher Zwischenraum, und nach diesem eine schmälere Reihe von Farben, die sich hart an den Schatten schloß, der sehr verkürzt war.

Wahrscheinlich rührt die Verschiedenheit in der Anzahl der Kreise, theils von der Verschiedenheit in der Art wie der Schatten auffällt, ob vertikal oder mehr oder weniger horizontal, theils von der verschiedenen Stärke des Lichtes her. Die weiter abstehenden Kreise werden von einem schwächern Licht nicht so leicht bemerklich gemacht — so wie aus diesem Grunde auch oft der Regenbogen nicht sichtbar ist.

Hr. von W. erklärt die Erscheinungen dieser Art für ordentliche Regenbogen, „ und ich sehe, setzt er hinzu, nur zwey Einwürfe.

1. „Der Haygarthische Bogen hatte nicht die Größe eines gewöhnlichen Regenbogens. Hierauf dient zur Antwort:

„Die Größe der Regenbogen ist verschieden, und hängt von dem Stande der Sonne und des Mondes, von der Nähe und Ferne, vielleicht auch von der Beschaffenheit der Wassertheilchen ab. Hier stand die Sonne sehr niedrig, und die Wassertheile waren fein, dicht und nahe, daraus entstand ein Regenbogen der kleinsten Art. „

So wie hier die Antwort ausgedrückt iſt, könnte man verleitet werden zu glauben, daß ein Regenbogen deſto kleiner wäre, je niedriger die Sonne ſtände. Allein im Gegentheil der Regenbogen, oder richtiger, das Stück des Kreiſes das den Regenbogen ausmacht, iſt deſto größer, je niedriger die Sonne ſteht. Gewöhnlicher Weiſe kann er nicht größer als ein Halbkreis werden, und dieſer Fall tritt ein, wenn die Sonne ſich gerade im Horizont befindet. Rückt ſie hingegen bis zu 42 Graden und darüber am Himmel hinauf, ſo iſt gar kein Hauptregenbogen mehr möglich; nur von dem Nebenregenbogen iſt noch ein Stückchen ſichtbar, und auch dieſes verſchwindet, wenn die Sonne bis zu 54 Graden hinauf ſteigt.

Ferner ſcheint Hr. von W. mehr die Feinheit und Dichtheit, als die Nähe der Waſſertropfen, für die Urſache der Kleinheit des Regenbogens anzuſehen, da es doch nur die letztere allein iſt. Je näher man nemlich der Regenwand kömmt, deſto kleiner wird der Umfang des ganzen Kreiſes, wovon der Regenbogen ein Theil iſt; der Bogen ſelbſt aber wird deſto größer, das heißt, er enthält deſto mehr Grade des Kreiſes. Iſt man dem Regen ſo nahe, daß man mit einer Oeffnung eines Zirkels von 42 Graden einen Kreis beſchreiben kann, der überall in die Regenwand einſchneidet, (wobey man ſich den Scheitel des Wirbels im Auge, und den unbeweglichen Schenkel in der Richtung einer

linie von der Sonne durchs Auge gezogen, denken muß) so wird man den Kreis sehr klein, aber ganz sehen können, bis auf das Stück, wo er durch den Schatten des Körpers unterbrochen ist — welches ungefähr eben so wie in der Haygartischen Erscheinung ist. Die Größe des Bogens ist also in der That kein Hinderniß, diese Erscheinung für einen wahren Regenbogen zu halten.

Der zweyte Einwurf, den sich der Verfasser macht, ist folgender:

„Bey Hagel und Schnee hat man nie Regenbogen bemerkt, folglich kann auch in gefrornen Dünsten dergleichen nicht Statt finden. — " und er antwortet darauf:

„Zuerst ist nicht erwiesen, daß bey Schnee und Hagel nie ein Regenbogen statt findet. Aber angenommen es sey, so folgt doch daraus nicht, daß auch in Dünsten feinerer Art sich keiner bilden könne. Hiernächst ist ungewiß, ob die Dünste wirklich gefroren gewesen."

Das Letzte ist wohl das wichtigste: es ist ungewiß ob die Dünste wirklich gefroren gewesen. Ja, kann man sagen, wenn auch gefrorne Theilchen im Nebel vorhanden waren, so war doch nicht der ganze Nebel gefroren. Nun bemerkt zwar

ſchon Bouguer, daß die Erſcheinung bey Wolken Statt finde, die gefrorne Dünſte enthalten; aber da ſie ſich auch bey ſolchen ereignet, in denen keine gefrornen Dünſte vorhanden ſind, ſo kann man ſicher ſchließen, daß in den andern Wolken und Nebeln nicht die gefrornen, ſondern die nicht gefrornen Theilchen die Urſache der Erſcheinung ſind.

Es thut hier alſo nichts zur Sache, ob bey Schnee und Hagel Regenbogen möglich ſind oder nicht. Allein es bleibt noch ein dritter Einwurf übrig, der nicht ſo leicht aus dem Wege zu räumen ſeyn möchte.

Es ſtimmen die Winkel, unter welchen die Halbmeſſer dieſer Kreiſe erſcheinen, nicht mit den Winkeln, unter welchen wir die Halbmeſſer der Regenbogen ſehen, überein.

Der Regenbogen gehört zu den wenigen phyſiſchen Erſcheinungen, deren Theorie durch Hülfe der Mathematik vollſtändig entwickelt iſt. Dieſer Theorie zufolge entſteht der Regenbogen, indem die Sonnenſtrahlen in den ſoliden und kugelförmigen Regentropfen auf eine gewiſſe Weiſe gebrochen und reflektiert werden. Iſt die Größe der Brechung (das Brechungsverhältniß) aus Luft in Waſſer beſtimmt, ſo iſt auch der Winkel für den Halbmeſſer des Regenbogens beſtimmt. Und ſo hat man gefunden, daß dieſer Winkel für den Hauptregenbogen 40 bis

42, und für den Nebenregenbogen 51 bis 54 Grade beträgt. Hingegen bey der Erſcheinung, von welcher hier die Rede iſt, fallen die Grade, nach der von Bouguer angeſtellten Meſſung, ganz anders aus *), folglich ſind dieſe Kreiſe keine Regenbogen. Nähme man freylich anſtatt der Waſſertropfen Kügelchen von einer andern durchſichtigen Materie, ſo würde man ein anderes Brechungsverhältniß und folglich auch andere Winkel erhalten. Ich ſehe aber nur nicht, wo dieſe dichten Kügelchen in einer lockern Wolke oder einem Nebel herkommen ſollten, da niemand etwas von durchſichtigen Hagelkörnern dabey beobachtet hat; und ſolide Kügelchen müſſen es durchaus bleiben, wenn die Theorie vom Regenbogen darauf anwendbar ſeyn ſoll.

Indeſſen hat es ſelbſt nicht an berühmten Fyſikern gefehlt, welche die Erſcheinung zu den Regenbogen gerechnet haben, und dieſe hat Hr. v. W. auf ſeiner Seite. Ich nenne hier nur die Namen eines Muſchenbroek (Introduct. ad Philoſoph. natur. §. 2444), Bergmann (Fyſikal. Erdbeſchr. 2ter Bd. §. 120), Erxleben (Anfangsgründe der Naturlehre §. 743), von welchen die beyden erſten auch

*) Bouguer fand nemlich den Durchmeſſer des erſten Kreiſes 5 2/3; des zweyten 11, des dritten 17, und des vierten 67 Grade. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man mehrere Meſſungen der Art hätte, in wie ferne die Grade auch unter verſchiedenen Umſtänden mit einander übereinſtimmen.

einige Gründe für die Abweichung angegeben haben, die aber wenig bedeuten.

Andere Naturforscher haben die Erscheinung lieber zu den Höfen (coronis) gezählt, wie z. B. Prieſtley (Geſch. d. O. S. 431), und Gehler (Fyſikal. Wörterb. unter den Artikeln Hof und Regenbogen); allein ich weiß nicht, ob mit größerm Rechte. Denn wenn man auch nicht der Meynung von Huygens folgt, daß dunkle Kügelchen, mit einer durchſichtigen Rinde umgeben, die Urſache der Höfe ſind, ſondern, wie mehrere Fyſiker thun, die bloßen Dünſte oder Nebel dafür annimmt: ſo iſt doch die Verſchiedenheit der Umſtände immer noch ſehr auffallend. Bey den Höfen liegen die Dünſte zwiſchen dem leuchtenden Körper (Sonne oder Mond) und dem Beobachter; hier aber befindet ſich der Beobachter zwiſchen dem leuchtenden Körper und den Dünſten. Dort iſt vielleicht ſchon eine bloße Beugung des Lichts hinreichend, hier aber muß eine Zurückwerfung und eine Brechung oder Beugung deſſelben vor ſich gehen.

Man muß alſo dieſe Erſcheinung wohl für eine eigene Art (ſpecies) von halben Kreiſen oder Bogen anſehen, für welche das Geſetz noch erſt ausfindig gemacht werden ſoll, und Hr. v. W. hat ſie in dem Nachtrage nicht übel Nebelbogen genannt.

Zuletzt gedenkt er noch des Vorſchlags des Hrn. Hofraths (nicht Legazionsrath) Lichtenberg im Göt-

ſchen

tingſchen Taſchenbuche für 1794 — einen Regenbogen auf dem trocknen Wege zu erhalten. Er meint, die Glaskügelchen müßten, wenn der Verſuch gelingen ſollte, frey ſchweben, wie die Regentropfen, oder wenigſtens eine weiße Unterlage haben. Mir ſcheint aber gerade das Gegentheil erfoderlich — eine ſchwarze Unterlage. Denn da nicht alles Licht, das auf die Kugel fällt, von der hintern Fläche derſelben zurückgeworfen wird, ſondern das meiſte hindurch geht: ſo würde dieſes von der weiſſen Wand aufgefangen und nach allen Seiten zurückgeworfen werden. Dadurch müßte der Regenbogen nothwendig entſtellt und verwirrt werden. Hierzu käme noch, daß der größte Theil dieſes durchgehenden Lichts wegen der Brechung im Glaſe farbig wäre; folglich würde die Verwirrung deſto größer ſeyn. Endlich lehrt die Theorie und die Erfahrung, daß das Licht des Regenbogens nur ein ſchwaches Licht iſt, welches von unſern Augen nur deßwegen vorzüglich empfunden wird, weil die benachbarten Gegenſtände ihnen ein noch ſchwächeres Licht zuſenden. Daher iſt der Regenbogen bey etwas hellem Wetter blaß und ſchlecht zu erkennen, hingegen bey recht dunkelm Himmel deſto glänzender. Man muß alſo bey dem künſtlichen Regenbogen alles fremde Licht der zunächſt befindlichen Gegenſtände ſo viel als möglich zu entfernen ſuchen. Die ſchwarze Farbe aber hat die Eigenſchaft das auffallende Licht einzuſaugen. Eine ſchwarze Wand würde alſo nicht bloß die durchgehenden Strahlen zurückhalten, ſon-

dern durch ihre Dunkelheit den ſchwachen Eindruck des Regenbogens auf das Auge verſtärken, und ſeine Farben in dem möglichſt lebhaften Glanze ſehen laſſen.

Hr. v. W. äußert ſelbſt am Ende ſeines Aufſatzes die Vermuthung, daß die grüne Farbe der Blätter die Urſache wäre, warum man in bethautem Graſe keine Regenbogen gewahr würde. Könnte das aber ſchon die grüne Farbe hindern, wie vielmehr müßte es die viel hellere weiße thun! Indeſſen iſt es auch gewiß, daß die grüne Farbe die Wirkung nicht hat, die Hr. v. W. ihr beylegt. Sie ſchwächt wohl den Glanz des Regenbogens, aber ſie vernichtet ihn nicht ganz. Denn ſieht man nicht häufig einen Theil des Regenbogens vor einem grünen Felde ſtehen, oder ſich eine ganze Strecke über das Gras hinziehen? Freylich ſticht dieſer Theil gegen das Uebrige merklich ab, aber er läßt ſich doch immer noch ſehr gut erkennen. Ja man hat ſogar Beyſpiele von förmlichen Regenbogen in bethautem Graſe. *) Daß ſie ſo ſelten ſind, rührt bloß daher, weil

*) In den Act. Erud. Supplem. IV. pag. 28 wird aus Parent's Recherches de Mathemat. et Phyſ. eine Beobachtung von einem ſolchen Bogen, der ſich in aufgethautem Reiſe ſehen ließ, angeführt, und bey dieſer Gelegenheit bemerkt, daß Wolf dergleichen verſchiedene mahl auf den Feldern bey Jena beobachtet habe. Ein anders Beyſpiel findet ſich in den Philoſ. Transact. Vol. XXXI.

pag.

dahinter ſteckt. Das mag eine Stiegen-Arbeit geweſen ſeyn, eine Rauſch-Arbeit, ſo was hinter der Thür hurtig weggemachtes -- Armes kleines Ding! denen iſt wärmer geweſen, die dich gezeugt haben, als dir iſt -- Ich will es aus Mitleiden aufheben und mit mir nehmen; aber ich will doch noch warten bis mein Sohn kommt; ich hört' ihn eben holla ruffen -- Wie! he! holla, ho!

Hans Wurſt tritt auf.

Hans Wurſt.

Holla, ho! --

Schäfer.

Was, biſt du ſo nah? Wenn du was ſehen willſt, von dem noch die Rede ſeyn wird, wenn du todt und verfault biſt, ſo komm her. Nun, was fehlt dir, Mann?

Hans Wurſt.

Ich habe zwey ſolche Spectakel geſehen, zu Waſſer und zu Land; doch ich kan nicht ſagen zu Waſſer; denn es iſt itt alles Himmel; ihr könntet würklich zwiſchen das Firmament und die See keine Steknadel ſtecken.

Schäfer.

Wie, Junge, was iſt es dann?

Hans Wurſt.

Ich wollte, ihr hättet nur geſehen, wie es tobt, wie

es

weil es nur durch ein glückliches Ungefähr geſchehen wird, daß die Thautropfen ſich auf einer Wieſe ſo gleichförmig und ebenmäßig vertheilen, wie es zum Regenbogen erfoderlich iſt. Gewöhnlich ſind die Unterlagen der Tropfen, wegen des Schwankens der Grashalme, in einer beſtändigen Bewegung und nach den verſchiedenſten Richtungen gekehrt. Dadurch werden bald die auffallenden, bald die zurückgeworfenen Strahlen, die den Regenbogen bilden ſollen, aufgefangen. Auſſerdem ſind die Tropfen von ſehr ungleicher Größe und Figur; die kleinen bleiben rund, die größern drücken ſich mehr oder weniger platt, oder fließen auch wohl gar in einander — Was für Hinderniſſe für eine regelmäßige Brechung und Zurückwerfung!

Gotha, im Dec. 1795.

Kries.

VI.

Pag. 229. wo ein gewiſſer Dr. Langwith berichtet, daß er an einem neblichten September-Morgen über eine Wieſe bey Oxford geritten, und als ſich der Himmel aufgeklärt, einen Regenbogen auf der Erde gewahr worden ſey, der ſich über einige hundert Yards erſtreckt habe. Die Geſtalt deſſelben war nicht, wie gewöhnlich, rund, ſondern, wie es auf einer horizontalen Ebene ſeyn mußte, nach einem Kegelſchnitt gekrümmt — in dieſem Falle hyperboliſch. Der Bogen bewegte ſich vor ihm her, ſo wie er fort ritt.

VI.

An Hrn. Rath D. Huſeland in Jena,

über deſſen Wort im N. T. Merkur 1793. 10. St. S. 168.

vom Verf. des Arkeſilas.

Als ich meine Probe aus dem Arkeſilas in den Merkur einrücken ließ, ſo wählte ich abſichtlich eine von den Epi, ſoden dieſes Werks, und zwar eine von den eriſtiſchen, um theils etwas zu liefern, das ohne das Ganze verſtändlich ſey, theils einige Erinnerungen zu veranlaſſen, die mir in der Folge nützlich ſeyn könnten. Da ich die Medicin als eine der Menſchheit überhaupt, und nicht einer beſondern Zunft, angehörige Sache betrachtete, ſo brauchte ich kein anderes Journal zu wählen, als ein ſolches, daß, der größern Anzahl nach, ein denkendes Publikum hat. Die Medicin wird zwar, wenn ſie gewiſſenhaft ausgeübt werden ſoll, immer ihren ganzen Mann erfordern: aber in ſo fern neue Beobachtungen für ſie geſammelt werden ſollen, kann nicht nur ohne Schaden, ſondern mit vielem Vortheil für die Menſchheit, jeder denkende und beobachtende Mann wichtige Beyträge für ſie liefern. Quackſalberey wird nur allein durch Aufklärung vertrieben werden können. Polizeyanſtalten vermögen hierüber theils wenig, weil

ſie

ſie nur die unzünftigen Quackſalber verfolgen, die zünftigen aber ſchützen muß, und alſo nur den Vortheil der Aerzte des Tages, aber nicht der Menſchheit beſorgen kann; theils hat ſie kein Recht ſich hierein zu miſchen: denn die Obrigkeit kann mich nur dann zwingen, mein Vertrauen den von ihr autoriſierten Perſonen zu ſchenken, wenn ſie mir, wofern ich dadurch zu Schaden komme, gehörigen Schaden-Erſatz gewähren kann, was hier gar nicht angeht. Ich bin daher nie des Glaubens geweſen, daß die Medicin als Wiſſenſchaft ſich ein heiliges Anſehen geben, und der Arzt ſich gegen Layen in ein geheimnißvolles Dunkel einhüllen müſſe: ſondern ich bin überzeugt, daß jedermann eben das Recht hat, ſich Einſichten in ſie zu erwerben, als in die Fyſik und die Mathematik; ja daß ſie nur dann einigermaßen jenen Wiſſenſchaften nachkommen wird, wenn ſie, ihrem theoretiſchen Theil nach, Angelegenheit der Liebhaber wird.

Daß ich über meine Aeuſſerungen Streit bekommen könnte, vermuthete ich; aber ich glaubte auch, daß bey dieſem Streit etwas für die Wahrheit zu gewinnen wäre, ohne daß ich deswegen Mißhandlungen zu erdulden hätte. Ob ich gleich kein Neuling in der Litteratur bin, ſo vergeſſe ich doch immer, daß die Sitte der barbariſchen Zeiten, in denen es unerlaubt war, ſeinen Gegner bey einem öffentlichen Kampfe mit vergifteten Waffen anzugreifen, bey den Gelehrten des achtzehenden Jahrhunderts noch nicht eingeführt iſt. Am wenigſten aber hätte ich den Gebrauch ſolcher Waffen von

Ihnen,

Ihnen, Herr Rath, vermuthet. Ich wäre undankbar, wenn ich nicht gestehen wollte, manches aus Ihren Schriften gelernt zu haben. Ich habe Sie nach den Zeugnissen der Männer, die sie näher kennen, für einen edlen Mann gehalten, und, wie einige meiner Freunde sagen müßten, ihre Bekanntschaft gewünscht. Und nun komme ich auf eine solche Art zu der Ehre, wenigstens einmal Ihr Korrespondent zu werden, die für mich äusserst kränkend ist, weil ich meine Ehre gegen einen Mann vertheidigen muß, dem ich nie die geringste Gelegenheit gab, mich zu beleidigen. Daß ich mich in ihrem Karakter und in dem Horizont ihrer Denkart so gar sehr sollte verrechnet haben, das kann ich aber doch noch nicht glauben. Ich finde S. 139 den Schlüssel zu einer mildern Erklärung. Sie sagen, Sie seyen indigniert, d. i. zu teutsch, ungehalten oder zornig worden. So etwas kann nun freylich auch einem weisen Manne begegnen: nur sollte man in einer solchen Perturbazion des Gemüths nicht schreiben; denn littera scripta manet. Daß Sie wirklich nicht mit kaltem Blute schrieben, beweist schon ihre Namensunterschrift. Die Urbanität hätte erfodert, dem Arkesilas auch einen angenommenen Nahmen, etwan einen Krates entgegen zu setzen, oder doch, wenn man dies nicht wollte, die Wissenschaft ohne ein anderes, als das Gewicht der Gründe, zu vertheidigen. Ich erstaunte gewiß noch mehr als Sie wohl vermuthet

muthete, da ich unter einem Aufſatz, worin Sie ihren ſelbſterwählten Gegner ſo bitter und verächtlich behandeln, den Nahmen Hufeland fand. Einen jungen Mann durch das Gewicht Ihres Nahmens, wie mit einer Fliegenklappe, nieder zu ſchlagen, konnte gewiß Ihre Abſicht nicht ſeyn, indeſſen fällt doch in die Augen, daß Sie ſich dadurch einer übeln Ausdeutung bloß gegeben haben. Nicht geringer war mein Erſtaunen, wie Sie ſich, nach durchleſung meines Aufſatzes, überreden konnten daß ich die razionelle Medicin angreifen wollte? — Freylich in dem Sinne, wie man ſich anmaßte eine razionelle Pſychologie und Kosmologie zu beſitzen, giebt es auch keine razionelle Medicin: aber in dem Sinne, wie ich hoffe daß Sie das Wort nahmen, beruht ja meine ganze Foderung darauf, daß ſie razionell werden ſoll.

Die Toleranz, die Sie Molieren angedeihen laſſen, ließen ihm die damaligen Mediciner gewiß nicht angedeihen, und Sie ſetzen ſich dem Gemeinplatz aus, daß die damaligen Mediciner, ohne Zweifel, die Mediciner, die hundert Jahre vor ihnen lebten, eben ſo willig Preis gegeben haben werden, als Sie die Mediciner zu Molieres Zeiten Preis geben. Dieſe werden wahrſcheinlich auch geſagt haben: als ein Montaigne die Aerzte angriff, ſo that er recht; denn damals war die Kunſt noch gar nicht vervollkommnet: aber daß Mo-

liere

liere uns, die ſie ſo weit gebracht und ſo ſehr vereinfacht haben, angreift, das iſt ſehr ungerecht, und zeigt ein böſes Herz! — Wenn du aber wieder kämeſt, biederer aufgeklärter Montaigne, würdeſt du jetzt wohl viel an dem, was du über die Aerzte und ihre Kunſt ſageteſt, ändern?

Die Kantiſche Miene, die Sie in meinem Aufſatz finden, iſt bloß in Ihrer Fantaſie; oder geben Sie mir doch die Stelle an, die ein Leibnitzianer nicht eben ſo gut, ja die der alte Arkeſilav ſelbſt nicht hätte ſchreiben können? Daß der Letztere andere Beyſpiele zur Erläuterung gewählt haben würde, iſt freylich jedermann klar.

Die große Schädlichkeit meines Aufſatzes iſt vollends gar nicht zu begreifen. Weder der Merkur, noch ein anderes Journal hatte ja das Publikum, das er haben müßte, um dieſen Schaden ſtiften zu können. Ferner prangt ja mein Aufſatz mit keinem berühmten Nahmen; er ſteht als ein Waiſe da, und hat nichts, das ihm in der Welt Gewicht geben kann, als die Gründe die ihn unterſtützen. Und wenn ſelbſt ein Engel wider eingewurzelte Vorurtheile ſpräche, was würde es denn helfen? Was iſt ein einzelner Aufſatz im Merkur, gegen das, was ſchon gegen Geſpenſter, Hexen, und andern Aberglauben geſchrieben wurde, und was hat es noch im Ganzen gefruchtet. Die Beſchuldigung, daß mein Aufſatz

ſatz junge Leute verführen könnte, iſt von Sofiſten und Fanatikern eines jeden Jahrhunderts ſo abgenutzt, daß ich ſie aus dem Munde eines Mannes wie Sie nicht zu hören geglaubt hätte. Liberdies träfe ſie meinen Aufſatz, wofern ſie ihn träfe, von einer ganz andern Seite als Sie dafür halten; denn nicht die Lobpreiſung der Empirie, (in dem Sinne worin Sie das unſchuldige Wort zu nehmen ſcheinen) ſondern die Foderung einer größern Entfernung von dieſer Empirie, als der Medicin vielleicht je möglich ſeyn wird, wäre der Vorwurf, den man meinem Aufſatze mit einigem Scheine machen könnte. So viel über Ihre Rückſichten wegen der Bekanntmachung im Merkur. Nun zur Sache.

Sie wollen zuerſt beweiſen, daß ich kein Arzt bin. Was wollen Sie damit ſagen? Daß ich von der Arzneywiſſenſchaft nichts verſtehe? ſo begehen Sie ein wahres Hysteron proteron, indem Sie in dem erſten Abſchnitt beweiſen wollen, was erſt aus dem 3ten, daß nemlich meine Hauptgründe völlig grundlos ſeyen, folget. Oder wollen Sie nur damit ſagen, ich ſey nicht Doktor der Medicin? Wie kann Ihnen unbekannt ſeyn, daß man Doktor der Medicin heißen kann, und gar nichts von der Medicin zu verſtehen braucht? In dieſem Falle können Sie alſo unmöglich beweiſen, was Sie beweiſen wollen; und dieſer erſte Anfall iſt alſo nichts weiter, als ein verunglücktes Argumentum ab invidia.

Sehr gut wäre es gewesen, wenn Sie den Unterschied zwischen signis coexistentibus und consecutivis definiert hätten; denn es giebt (wie Sie wohl wissen werden) berühmte Semiotiker, bey denen er nicht unter diesem Nahmen vorkommt. Sie mögen ihn aber erklären wie Sie wollen, so bleibt es immer ein Unterschied, der das Zeichen im Verhältniß zur Krankheit bestimmt, da ich von der Würdigung der Zeichen an sich rede. Daß die Aerzte diesen Unterschied der Zeichen nicht erkannt haben, das habe ich nicht gesagt; denn ich habe schon längst in Sauvages Pathologia gelesen: Quidquid est alterius causa vel effectus, illius signum est certum. Aber daß man noch nicht genug Mühe auf die Unterscheidung der Zeichen, deren Bedeutung man durch die Erfahrung gewiß kennt, von denen, wo man sie nur aus bloßer Induktion kennt, gewandt hat, das ist die Klage des Arkesilas. Er klagt hier nicht sowohl, daß nicht einige Aerzte gewußt hätten was man thun solle, sondern daß es die Aerzte überhaupt nicht thaten.

Um eine Krankheit zu bestimmen, dazu gehört ein Obersatz, dessen Subjekt einige der vorkommenden Symptomen, und das Prädikat die Krankheit ist, und ein Untersatz, dessen Subjekt der Kranke und das Prädikat eben die Symptomen sind. Der Obersatz ist nun aber hier offenbar aus der Nosologie genommen, und kann nie aus der Semiotik genommen werden. Sie verwechseln hier die Diagnosis der Krankheit in abstracto mit der

in concreto; nur die Leztere iſt der Gegenſtand der Semiotik.

In dem folgenden verwechſeln Sie den Grad der Krankheit mit der Gefährlichkeit derſelben. Krankheiten, in denen kein Verhältniß zwiſchen den Urſachen und den äuſſern Erſcheinungen vorhanden iſt, (S. 143. 1. Z.) kenne ich nicht, und wenn es deren giebt, ſo ſind ſie kein Gegenſtand der Erfahrung, ſondern gehören in das Reich der Wunder.

Daß man durch den Gang der Krankheit allein ihre Dauer beſtimmen könne, habe ich nirgends geſagt: aber wenn man nicht einmal weiß, welchen Gang (wobey von gar keiner Zeitdauer, ſondern nur von dem Verhältniß der Stadien der Krankheit unter ſich, die Rede iſt) die Krankheit nimmt, ſo kann man über ihre Dauer nichts beſtimmen. Oder können Sie jemanden vorher ſagen, wann er ſeine Sommerſproſſen verliehren wird? Ihr Ausruf, welche Unwiſſenheit! (S. 143) während Sie ſelbſt meiner Meinung ſind, iſt ſehr ſonderbar. Das, was ich ſage, iſt ja wahr; nur das ſoll falſch ſeyn, daß es nicht ſchon längſt beobachtet worden ſey. Aber ſagen Sie mir doch, wo es durchgängig geſchehen iſt? Daß es in ſemiotiſchen Vorleſungen oft äuſſerſt vernachläſſigt wird, das weiß ich aus Erfahrung: aber hier heißt es, exempla ſunt odioſa! Daß es in beliebten Büchern nicht geſchieht, weiß ich auch ganz gewiß. Lä-

cherlich iſt aber der Schluß: „wer keine Semiotik verſteht, der hat keine Vorleſungen darüber gehört" — denn er beweiſt ja nur, wenn der entgegengeſetzte gilt: „wer Semiotik gehört hat, der verſteht ſie." Ein Satz, den wohl kein akademiſcher Lehrer je behaupten wird.

Daß Ein Mittel, nach der jetzigen mediciniſchen Kunſtſprache, verſchiedene Wirkungen haben kann, (S. 144) weiß freylich jeder Anfänger, der (wie Ihnen wohl ſelbſt ſchon vorgekommen ſeyn wird) in der Medicin ſubjektiv faſt immer mehr weiß, als der erfahrne denkende Mann. Aber ob man nicht daraus den Schluß machen könnte, „daß die wahre Wirkung des Mittels die nach den Umſtänden verſchiedene Erſcheinungen giebt, nicht richtig beſtimmt ſeyn müſſe," — das iſt eine andere Frage, auf die ich aufmerkſam machen wollte, und wo Sie das Unglück hatten, anſtatt meinen Zweck zu errathen, mir Unwiſſenheit einer mediciniſchen Lehre, („daß einerley Mittel oft ganz verſchieden wirken") vorzuwerfen, die ein ſolcher Gemeinplatz iſt, daß ſich jedes altes Weib darauf herum tummelt. Alles was Sie mich hier lehren wollen, weiß ich wirklich, und wenn mir das Papier nicht zu lieb wäre, ſo wollte ich Ihnen alle Wirkungen die ich von Mitteln zuſammen ſtellte, ganz gut aus dieſer oder jener Hypotheſe über Ihre eigentliche Wirkungsart erklären. Aber daß man ſich nicht damit behelfen, ſondern ihre wahre Wirkung kennen zu lernen ſuchen ſoll, darauf wollte ich dringen. Was Sie weiter

ſagen,

es raßt, wie es das Ufer aufwühlt; aber das iſt noch alles nichts; o! das erbärmliche Schreyen der armen Seelen -- ſie izt zu ſehen, und dann gleich wieder nicht zu ſehen -- und wie das Schiff bald mit ſeinem groſſen Maſt den Mond durchbohrte, bald wieder von Schaum und Gäſcht verſchlungen wurde, als ob ihr ein Stükchen Kork in ein Bierfaß geworfen hättet. Und dann zu Lande -- wie ihm der Bär das Schulterbein ausriß, und wie er ſchrie daß ich ihm zu hülfe kommen ſollte, und ſagte, er heiſſe Antigonus, und ſey ein Edelmann -- Aber um mit dem Schiff ein Ende zu machen, zu ſehen, wie es vom Meer hineingeſchlukt wurde; aber vorher, wie die armen Leute heulten, und wie ihnen die See zum Spott nachheulte -- Und wie der arme Herr heulte, und der Bär ſeiner ſpottete -- und beyde ſo laut heulten, daß man weder See noch Wetter davor hören könnte.

Schäfer.

Um Gottes willen, wenn war das, Junge?

Hans Wurſt.

Izt, izt, dieſen Augenblik erſt; die Leute können unterm Waſſer noch nicht kalt worden ſeyn, und der Bär kan den armen Herrn noch nicht halb aufgegeſſen haben; er iſt noch an ihm.

Schäfer.

Ich wollt' ich wäre um den Weg geweſen, daß ich dem alten Mann hätte zu hülfe kommen können.

ſagen, iſt ſehr übereilt; denn ganz entgegengeſetzte Urſachen ſind Urſachen, von denen die eine gerade das aufhebt, was die andere ſetzt: dieſe können alſo nie gleiche Wirkung hervorbringen. Vermuthlich wollten Sie ſchreiben, daß in einer gewiſſen Rückſicht entgegengeſetzte Dinge, in einer andern Urſachen gleicher Wirkungen ſeyn können. Dies weiß ich aber, Gott ſey Dank! ſchon ſo lange, als es mir begegnete, daß ich mich in einem warmen Zimmer befand, das mir ſehr wohl that, und in einem kalten, das mir auch wohl that. Aber ich würde es immer für lächerlich halten, wenn einer ſagte: „ich habe erfahren, daß ein warmes Zimmer wohl thut" — und ein anderer: „ich, daß ein kaltes wohl thut," — und wenn dann, ſobald ein dritter ſagte: — „das iſt zu unbeſtimmt; ihr müßt mir eine Verkindung angeben, woraus ſich dieſe Gleichheit der Wirkung begreifen läßt; nicht die Wirkung der Kälte oder Wärme, als ſolche, kann es ſeyn was euch wohl that, ſondern die Relazion, in der die unmittelbare, eigentliche Wirkung der Wärme oder Kälte zu euch zufälliger Weiſe ſtand" — wenn dann, ſage ich, ein vierter käme und riefe: „welche Unwiſſenheit! Weiß denn der Menſch nicht, daß ganz entgegengeſetzte Urſachen einerley Wirkungen, und einerley Urſachen ganz verſchiedene Wirkungen hervorbringen können?" — Mir ſind die Katalogen der Urſachen der Krankheiten gar wohl bekannt, und ich weiß auch, daß es einem ſowohl von Hunger als von Ueberſättigung übel werden kann: aber ich ſehe auch das Ge-

wagte und Abgeſchmackte, manches für die Urſache einer Krankheit anzunehmen, welches dafür gilt, ſehr deutlich ein. Ich möchte doch auch gern wiſſen, ob Sie etwan alle angegebene Fiebermittel in Schuz nehmen wollten?

Am meiſten haben Sie ſich vergeſſen, wenn Sie den Nichtarzt ſogleich aus meiner Aeuſſerung über die Anatomie erkennen wollen. (S. 145) Stahl ſagt. „Nego videlicet, quod ex univerſa ſtructura, ſtructura inquam atque textura partium corporis organicarum non ſolum ſpecifice, quatenus mechanicae ſunt, ſed etiam generice, quatenus textae atque ſtructae ſunt, quidquam ſubſit, quod vere ad Medicum pertineat, ſeu Medico quatenus tali abſoluta, imo vero abſolute ulla neceſſitate cognitum eſſe debeat. Plus dico. Nego quod talis cognitio aut notitia Medico ſtricte dicto, quatenus tali, ad ſcopum ſuum medendi, reſtituendi, reparandi, vel praecoccupandi ſpecialiſſime, vel refarciendi, etiam ſolum utilitatem eximiam affert. *Paraeneſis, de aliena a medica doctrina arcendum.* Armer Stahl! Nun wirſt du auch aus der Reihe der Aerzte ausgeſtrichen. Weil ſie dich nicht als Ketzer verbrennen konnten (welche Seligkeit die orthodoxen Aerzte bisher noch den Theologen überlaſſen mußten), ſo ſuchen ſie dich wenigſtens in Vergeſſenheit zu bringen, und brauchen nur etwa noch das Wort ſeiner Stahlianer, um einem denkenden Arzte wie z. B. einem Unzer, ihrer Meinung nach,

eine

eine Makel anzuhängen. Aber ruhe im Frieden! Du wirst so gut als ein Ulayow wieder an die Reihe kommen, und deine Verdienste werden erkannt werden! — Ich habe auch meine Meinung nicht so lakonisch hingesagt, wie Sie sie anführen; ich suchte sie zu beweisen. Warum haben Sie nicht meine Gründe widerlegt?

Nun glauben Sie aber noch nicht genug gethan zu haben; es wäre noch zu gut gewesen, nur zu beweisen, ich verstehe Nichts von der Arzeneywissenschaft. Ich hatte das Unglück Ihnen in meiner Schrift zu mißfallen: Sie müssen also auch beweisen, ich sey ein schlechter Mensch. Zwar haben Sie mir in erster Rücksicht noch manches geschenkt, das ich mit Dank erkenne. Denn so steht da, wo ich von der Indikazion rede, aus Versehen, Untersatz, wo Obersatz und so umgewandt, stehen sollte, woraus Sie hätten beweisen können, daß ich nicht einmal die Anfangsgründe der Logik verstehe. Dann habe ich es unentschieden gelassen, ob das Opium in der Gelbsucht gebraucht werde; etwas, weswegen Sie mir alle Belesenheit in neuen medicinischen Schriften hätten absprechen können; und so andere Sachen mehr, die ich den Arkesilas, der keinen Arzt von Profession vorstellen soll, ignorieren ließ. Allein so sehr ich Ihnen für diese milde Behandlung verbunden bin, so wenig kann es mir angenehm seyn, daß Sie mir Wahrheitsliebe absprechen. Wenn ich mit gleichen Waffen wie Sie streiten wollte, so könnte ich dagegen beweisen, daß Privathaß die Triebfeder dieses

Aufſatzes geweſen ſey, und daß der Geiſt, der Ihnen denſelben eingab, Rancune heiſſe; und dies würde ich (wie alle Perſonen, die mich genau kennen und Ihren Aufſatz leſen, Ihnen werden ſagen können) gewiß wahrſcheinlicher machen, als Sie es konnten, daß ich kein Arzt ſey, und keine Wahrheitsliebe habe. Aber ich habe Sie nie beleidigt, und daher halte ich es für unedel Ihnen eine ſolche Geſinnung aufzubürden.

Ich übergehe alſo dieſen Abſchnitt Ihres Wortes ganz, und lege Ihnen nur folgende Alternative zur Auflöſung vor. Entweder dient die Kreirung zum Doktor zu einem Beweiſe, daß man ſich einem Menſchen als Arzt anvertrauen dürfe, oder nicht.

Dient ſie zu dieſem Beweiſe, ſo ſind die Collegia medica, die ſich anmaßen dieſen Beweis erſt zu liefern, unnütz und eine Beleidigung der Rechte der Univerſitäten. Dient das Doktorſeyn zu keinem Beweiſe, und müſſen dieſen erſt die Collegia medica geben, ſo iſt die Kreirung zum Doktor eine leidige Geldprellerey.

Bemerken will ich nur noch, daß der Widerwille gegen die Collegia medica gar nicht beweiſet, daß man ein Empiriker ſey, in Ihrem Sinne nemlich; denn Gideon Harvey war, und Reimarus iſt noch jetzt, ein denkender Arzt. Es ſcheint, einige der Hrn. Aerzte, die den Ton anzugeben glauben, wünſchen dem Wort Empiriker die Kraft geben zu können, welche die Wörter,

Föderaliſt, Terroriſt u. d. g. in Frankreich erlangten, damit es ihnen recht bequem wäre, jeden Mann, deſſen Aeuſſerungen ihnen nicht gefallen, ſogleich dadurch, ohne andere Gründe, bey dem Publikum verhaßt zu machen, daß ſie ihn einen Empiriker nennen.

Was Sie für meinen Haupteinwurf ausgeben, das iſt es nicht. Von der Forderung, das innere Weſen der Dinge zu kennen, ſpricht Arkeſilas den Arzt gleich im Anfange ſelber frey, oder eigentlich, er begehrt gar nichts dergleichen. Er dringt nur auf eine ſolche beſtimmte Kenntniß der Geſetze aus der Erfahrung, als die Fyſik in vielen ihrer Theile beſitzt. Ihre Proteſtazion dagegen iſt daher eben ſo richtig, als ſie nicht paßt. Es freut mich auch herzlich, daß Sie, gegen das Ende, der Empirie, in der urſprünglichen Bedeutung des Worts, eine ſo ſchöne Lobrede halten.

In Ihrer Beſtimmung des Werths der Medicin aber vergeſſen Sie ſich wieder ganz. Sind Sie denn überzeugt, daß die ſchweiſttreibende Methode ſogar ſchädlich war? In ihrer Abhandlung über die Inokulazion der Pocken urtheilten Sie darüber ganz nach meiner Meinung, und ich verweiſe Sie hierüber an ſich ſelbſt. Die Sache verdiente überhaupt eine gründlichere Unterſuchung; denn es iſt doch ſchwer zu glauben, daß ſowohl die Aerzte als die Menſchen, die ſich ihnen vertrauten, ſo manches Jahrhundert ſo gar dumm geweſen ſeyn ſollten,

daß ſie geſehen hätten, wie die Kranken immer durch dieſe Behandlung zu Grunde gingen, und demungeachtet dabey geblieben wären. Die Aerzte hielten damals die Medicin auch für ſo vollendet, als viele der jetzigen Aerzte glauben; wenn ſie ſich alſo ſo arg hätten täuſchen können, ſo erregte dies gegen die Lobpreiſung der jetzigen Vollkommenheit der Medicin, die aus dem Munde der Aerzte, bloß als ſolcher, kommt, wenigſtens einigen Verdacht. Ueber unſere moderne Erziehung und die widerſinnigen Vorurtheile, die man der Jugend für Geſundheitslehre oder Diätetik einprägt, ein andermal. Aber wie kommt der Ausſatz hieher? Er verſchwand ja zu einer Zeit, wo die Medicin noch ein gar erbärmliches Galimathias war. Eben ſo wenig beweiſt die Peſt; ſie verſchwand ja auch bey der zweckwidrigſten Behandlung, und hätte ſie auf die Medicin des jetzigen Jahrhunderts gewartet, um aufzuhören, ſo würden wir gewiß kein Wort mit einander wechſeln: denn Europa würde jetzt entweder eine leere Wüſte oder von Mongolen und Kalmucken bewohnt ſeyn.

Die Inokulazion iſt ja ein Einfall der leidigen Empirie. Nennen Sie mir doch den Arzt der ſie erfand! Zeigen Sie mir doch einen, der nur die Idee davon hatte, ehe wir ſie, und zwar nicht durch die Aerzte, von türkiſchen Sklavenhändlern lernten? Sie war ja ein glückliches Wageſtück der Induſtrie des Menſchenhandels, und keine Entdeckung der Aerzte. Wollte ich in

Ihre

Ihre Fußtapfen treten, ſo würde ich Ihnen nun alle Kenntniß der mediciniſchen Geſchichte abſprechen: aber ich weiß, daß Sie das alles ſo gut wiſſen als ich, und daß Sie hier nur einiges ſchrieben, als Sie dachten. Auch der Gedanke, daß Sie vielleicht nur auf ein gewiſſes Publikum, bey dem ich herabgeſetzt werden ſoll, und das freylich von der Sache nichts verſteht, rechneten, kommt nicht in mein Herz, ob ich gleich nichts dafür kann, daß er meinem Kopfe einfällt.

Leider fällt dieſem noch was auf, — Sie erlauben ſich ſogar Verfälſchungen. Sie führen von mir an S. 176: „um die armen Empiriker, die es gar oft beſſer „verſtehen als die Aerzte, zu verdrängen" — Mein! wo hab ich das geſagt? Dieſer Gedanke iſt mir nie eingefallen. Ich ſagte nur: „daß, wenn es auf die Zahl der „Perſonen ankäme, die ſich von einem Quackſalber geheilt „glauben, dieſer oft über den Arzt gewinnen würde" — und dieſes ſagte ich aus der Erfahrung, und jedermann, der das blinde Zutrauen zu manchem Pfuſcher beobachtet hat, wird es auch wahr finden. Wie Sie ſich verzeihen können, mich ſo abſichtlich zu verunglimpfen, begreife ich nicht.

So viel hielt ich für nöthig zu meiner Ehrenrettung zu ſagen. Daß in dem Bruchſtück des Arkeſilas abſichtlich manches ſchargiert iſt, wird jeder Leſer von Geſchmack, der ihn unbefangen lieſet, ſogleich aus der Wendung

des Ganzen erkennen. Widerlegungen deſſelben werden mir ſehr angenehm ſeyn; ich werde ſie, wenn ſie ſich in eben den Schranken wie Arkeſilaos halten, benutzen, ohne etwas, bis das Ganze erſcheint, das ſelbſt viele Einwürfe löſen wird, darauf zu antworten. Dieſe Art der Widerlegung aber konnte ich nicht ungeahndet laſſen.

Gegen Sie habe ich nun weiter gewiß keinen Groll. Wenn Sie Ihr Wort kaltblütig anſehen, ſo müſſen Sie ſelbſt finden, daß Sie mich perſönlich beleidigten. Ich habe einen Gang mit Ihnen vor dem Publikum gemacht; dieſes mag als unſer gemeinſchaftlicher Sekundant ausſagen, wer verwundet wurde. Der Gang iſt nun aus, und ich bin jetzt wieder ſo geſinnt, als wenn wir einander nie geſehen hätten. Vielleicht können wir gar noch Freunde werden. Der Fall iſt ja ſo ſelten nicht, daß ſich zwey Perſonen mit einander ſchlugen, die dann die beſten Freunde wurden. Sollte es denn unmöglich ſeyn die gelehrten Fehden auf eben ſo edle Art zu führen, und zu endigen, als oft die Kämpfe auf Leben und Tod in dem rohen Zeitalter geführt und geendet wurden? In dieſer Hoffnung bin ich ꝛc.

Zuſatz des Herausgebers.

Der teutſche Merkur iſt noch nie ein Tummelplatz für gelehrte Zweykämpfe geweſen, und ich gedenke ihn auch künftig nicht dazu zu machen. Aber der gegenwärtige

Fall

Fall nöthigte mich zu einer Ausnahme. Herr Rath und Profeſſor D. Hufeland in Jena hatte die Ausfälle, welche Arkeſilas (im 8ten Monatsſtück des T. M. 1795) auf Arzeneywiſſenſchaft und Aerzte überhaupt gethan hatte, gewiſſer Maßen zu ſeiner eigenen Sache gemacht, und (im 10ten St. des beſagten Jahrgangs) in einer ziemlich harten Tonart und mit Einmiſchung empfindlicher, die Perſon des ungenannten Verfaſſers betreffender Aeuſſerungen, beantwortet. So ungern ich mich dazu bequemte, dieſes ſogenannte Wort im T. M. erſchallen zu laſſen, ſo konnte und wollte ich mich deſſen doch nicht weigern, da mir deutlich genug zu erkennen gegeben wurde, daß man meine Weigerung als ein Zeichen einer ungerechten und beleidigenden Partheylichkeit für Arkeſilas gegen die raziorellen Aerzte aufnehmen müßte. Der Aufſatz des Hrn. D. H. wurde alſo abgedruckt; doch glaubte ich mir ſelbſt ſowohl als dem Verf. des Arkeſilas ſchuldig zu ſeyn, wenigſtens den Grund, warum ich das Fragment des letztern in den T. M. aufgenommen hatte, anzugeben, und einen zwar indirekten, aber darum nicht weniger harten Vorwurf, der mir deßwegen gemacht worden war, mit aller möglichen und gebührenden Schonung abzulehnen. Indeſſen war leicht vorherzuſehen, daß der Verf. des Arkeſilas ſich daran nicht begnügen würde. Auch erhielt ich vor einigen Tagen die vorſtehende Antwort an Hrn. D. H. und ich ſehe nicht wie ich einem Manne, deſſen Perſon im T. M. auf eine Art angegriffen war, die ihm überall, wo er bekannt iſt,

nach

nachtheilig seyn muß, die Einrückung einer (wie mich däucht) in den Grenzen der Selbstvertheidigung stehen bleibenden Apologie hätte versagen können. Aber daran soll und muß es nun auch genug seyn; und wofern der Kampf noch fortgesetzt werden sollte, so wird eine Medicinische Zeitschrift den schicklichsten Platz dazu geben können.

W.

VII.

Beylage zu dem V. Artikel im Novemberstück des T. M. 1795.

Es hat dem Herrn Licenziat Wittenberg zu Hamburg beliebt, mich in einem Briefe vom 5ten Jänner d. J. wegen eines Aufsatzes im vorigen Novemberstück des T. M. die Fortdauer der Schröderischen Theater-Entreprise betreffend, auf eine solche Art in Anspruch zu nehmen, daß ich jeder andern Antwort überhoben seyn könnte, wenn ich (seinem Verlangen gemäß) den ganzen Brief mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken ließe. Daß ich es nicht thue, geschieht bloß, weil es meiner ganzen Sinnesart zuwider ist, wegen einer Versündigung, die gewiß ihn selbst, sobald die erste Hitze der Leidenschaft verraucht war, reuen mußte, eine so grausame Rache zu nehmen —

und

Hans Wurſt.

Ich wollt' ihr wäret beym Schiff geweſen, daß ihr ihm hättet zu hülf kommen können; da würde euer Mitleiden ein ſchönes Stük Arbeit vor ſich gefunden haben.

Schäfer.

Das ſind böſe, böſe Zeitungen! Aber ſchau hier, Junge. Siehſt du, daß ich glüklicher bin als du; du findeſt die Leute wenn ſie ſterben, und ich die neugebohrnen. Das iſt was für dich, Junge; ſieh hier, gelt, das iſt ein Wikel-Tuch für ein Edelmanns-Kind! Schau nur einmal; heb es auf, heb es auf, Junge, mach's auf; ſo, laß ſehen: Es iſt mir geweiſſagt worden, ich werde noch einmal durch die Feen reich werden -- Das wird ſo ein ausgetauſchtes Kind ſeyn: Mach' es auf; was iſt darinn, Junge?

Hans Wurſt.

Ihr ſeyd ein närriſcher alter Mann; wenn euch die Sünden eurer Jugend vergeben ſind, ſo wird's euch wohl kommen -- Gold! lauter Gold! --

Schäfer.

Das iſt Feen-Gold, Junge, es wird ſich auch ſo weiſen. Auf damit, heb es wohl auf; heim, heim, den nächſten Weg. Unſer Glük iſt gemacht, Junge; es kommt izt nur drauf an, daß wirs verſchwiegen halten. Laß meine Schafe gehen; komm guter Junge, den nächſten Weg nach Hauſe.

Hans

und nur, wenn er auf jener Zumuthung beſtehen ſollte, würde ich mich vor mir ſelbſt entſchuldigen können, wenn ich ihn mit Gewährung derſelben beſtrafte. Das äuſſerſte, was ich inzwiſchen zur Befriedigung des Hrn. Lic. Wittenberg thun kann, iſt folgende Stelle ſeines Briefes einrücken zu laſſen. Ueber den Streitpunkt ſelbſt mein Urtheil beyzufügen, wäre um ſo überflüſſiger, da ich es dem Verfaſſer jenes Aufſatzes im Novemberſtück nicht füglich abſchlagen konnte, dieſer Berichtigung eine Nachſchrift beyzuſetzen, und ich in Abſicht auf Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Unternehmens, einen fremden Brief ohne ausdrückliche Bewilligung der Perſonen, die ihn ſchrieben und an die er geſchrieben wurde, drucken zu laſſen, keine andere Ueberzeugung haben kann, als worin Männer von Ehre und Gefühl ſtets übereinſtimmten.

W.

Hamburg, den 5ten Januar 1796.

— „Ich will Ihnen, mein Herr Hofrath, erzählen, wie ich zu Schröders Brief gekommen bin, und Sie mögen alsdann urtheilen, ob ich ihn bübiſch erſchlichen habe. Ich hatte im verwichenen Sommer einige Freunde bey mir zum Mittagseſſen, worunter ſich ein wegen ſeiner muſikaliſchen Talente bekannter und berühmter Mann befand. Schröders Brief war damals der allgemeine Gegenſtand der Unterhaltung in Hamburg, und ſeiner wurde auch bey mir erwähnt. Ich hatte mich bisher gar nicht bemüht, dieſen famoſen Brief zu bekommen, ob

er

er gleich in Hamburg faſt allgemein bekannt war. Dasjenige was mein muſikaliſcher Freund davon ſagte, reizte meine Neugierde. Ich bat ihn, mir denſelben zu verſchaffen; er verſprach es, hielt Wort, und theilte mir eine Abſchrift davon mit, ſo wie ich ſie unverſtümmelt habe drucken laſſen. Heißt dieß nun einen Brief bübiſch erſchleichen?"

„Ich hatte damals, als ich das Schreiben erhielt, wahrlich nicht die Abſicht es drucken zu laſſen. Aber Schröders darin geäuſſerte große Undankbarkeit gegen Hamburg war mir ſo auffallend, reizte meinen Unwillen zu ſehr, als daß ich dabey hätte gleichgültig bleiben können. Ich beſchloß alſo dieß Schreiben, welches bereits eine ſolche Publicität in Hamburg hatte, als wenn es gedruckt geweſen wäre, mit einigen Anmerkungen drucken zu laſſen, und meine Vaterſtadt an Schröders Undank zu rächen. Ich brachte meinen Entſchluß zur Ausführung, theilte aber meine Anmerkungen vor dem Drucke einem Freunde von allgemein bekanntem, redlichem Karakter in Hamburg mit, und hatte das Vergnügen, alles von ihm gebilliget zu ſehen. Meine Anmerkungen wurden auch in Hamburg von dem beſten Theile der Stadt, worunter ſich ſogar viele von Schröders Freunden befanden, mit dem größten Beyfall aufgenommen, und man dankte mir für die Vertheidigung meiner Mitbürger und für die Demüthigung des Schröderſchen Stolzes und Eigenſinnes. Meine Anmerkungen wurden ſo begierig

gierig geleſen, daß ſogar eine zweyte berichtigte und vermehrte Auflage nöthig war, die noch immer gekauft wird, und alſo keinesweges den Weg alles Sudel- und Schmutzpapiers gegangen iſt. — Von einer Penſionsanſtalt, die ſich, wie B. vorgiebt, bey Schröders Schreiben befunden, und die ich weggelaſſen haben ſoll, weiß ich nichts. Bey der Abſchrift, die man mir mitgetheilt hat, findet ſich nichts davon; ich habe dieſe Abſchrift noch in Händen, und kann damit beweiſen, was ich ſage. Die mir Schuld gegebene Verſtümmelung iſt alſo eine Lüge.

A. Wittenberg. J. V. L.

Nachſchrift zu dieſer Berichtigung.

Hier iſt, wie ſichs in ſolchen Fällen gebührt, meine feierliche Ehrenerklärung. Ich erkläre, daß ich beym Niederſchreiben jener Worte, die gewiſſen Perſonen ſo trübe Stunden gemacht haben, auch nicht die leiſeſte Ahndung davon hatte, daß der Herausgeber und Kommentator des Schröderſchen Briefs ein ſo berühmter, geſchätzter und unbeſcholtener Mann ſeyn könne, als der nothwendig ſeyn muß, in welchem eine Stadt, wie Hamburg, ihren Anwalt und Vertheidiger gegen die ſtolzen Anmaßungen und den Undank eines ihrer Mitbürger gefunden zu haben ſich Glück wünſcht; daß ich mirs gar nicht einfallen ließ, daß dies der Herr Licenziat Wittenberg ſeyn

könne, und daß ich ihn also auch mit allem, was ich gegen jenen Herausgeber und Kommentator bemerkte, weder treffen wollte noch konnte. Aber er fühlt sich getroffen, und schreit laut: ich bin's! Er erzählt ausführlich, durch welche Mittel er sich diesen Brief zu verschaffen gewußt habe, und beweist daraus sonnenklar, daß er diesen weder bübisch erschlichen noch verstümmelt habe. Dies verändert nun freylich die Sache ganz gewaltig, und mir bleibt nichts übrig, als der bußfertige Widerrufer der Herausgeber und Erläuterer des Schröderschen Briefs, für welchen sich der Herr Licenziat Wittenberg jetzt öffentlich erklärt, hat diesen Brief nicht bübisch erschlichen, sondern von einem musikalischen Freunde mitgetheilt erhalten: denn er sagt's ja selbst. Und wer wollte sich ermächtigen, einem so glaubwürdigen Mann, auf seine eigene Aussage, Treu und Glauben zu verweigern?

Eine Liebe fodert die andere, und so erlaube mir Hr. Wittenberg für alle die Artigkeiten, die er mir zugedacht hat, nur eine gewiß gutgemeinte Bemerkung zurückzugeben: er traue doch ja dem Rathe seiner Freunde nicht mehr! Denn was mußte das für ein Freund seyn, der, — da dem Herrn Licenziaten sein eignes Gefühl über die Bekanntmachung dieses Briefs vermuthlich eine leise Warnung zuflüsterte, und er sich also einem Freunde anvertraute, — eine solche Herausgabe eines fremden Briefes billigen konnte! Oder sollte man wirklich in Hamburg einen solchen Schritt für gleichgültig, oder

gar

gar für lobenswürdig halten? Nein, dies auch nur von ferne muthmaßen zu wollen, wäre eine nie abzubüßende Versündigung gegen eine Stadt, deren Einwohner von jeher Muster ächt teutscher Redlichkeit waren, und in deren Mitte ich selbst noch vor wenig Monaten diese Tugend im Gefolge aller sittlichen Grazien und Vorzüge erblickte. Bey uns hier zu Lande, und so unfehlbar auch in Hamburg, hat man über gewisse hier in Betrachtung kommende Dinge folgende Ueberzeugungen. Es ist unüberlegt und indiskret, einen Brief, der nur an mich geschrieben ist, einem andern auch nur zur Ansicht mitzutheilen, wenn ich nicht des Schreibers Erlaubniß dazu habe, oder wenigstens gewiß voraussetzen darf. Es ist höchst unanständig und mit dem Ehrgefühl eines Mannes, der die Rechte der Gesellschaft kennt, unvereinbar, einen Brief, den ein anderer an mich geschrieben hat, ohne seine ausdrückliche Einwilligung drucken zu lassen. Es ist noch unanständiger und beleidigender, einen Brief, den ein anderer an andere geschrieben hat, ohne Vorwissen und zum Verdruß des Schreibers und des Empfängers öffentlich bekannt zu machen. *) Aber es

*) Die Rechte eines Privatbriefs verdienten wohl in einem Zeitalter, wo unser Literaturwesen nur allzu oft, wie sich ein berühmter Schriftsteller ausdrückt, einer Gesindestube gleicht, und fast nur für Intelligenzblätter und Anekdotenjägereien Sinn hat, in einer allgemein gelesenen Zeitschrift eine genaue Zergliederung, oder eine eigene Abhand-

iſt niedrig und entehrend, einen fremden Brief, nicht allein ohne Vorwiſſen und zum Verdruß des Schreibers und Empfängers durch den Druck auszubreiten, ſondern auch dieſen Brief zu einer Schandſäule zu machen, an die man die gehäſſigſten Beſchuldigungen gegen des Schreibers Moralität anklebt und jedermann zur Schau ausſtellt. Es iſt hier nicht die Frage, ob ein ſolcher Brief in vervielfältigten Abſchriften herumlief; ein Fall, den ich, beyläufig geſagt, bey der mir genauer bekannt gewordenen Delikateſſe und Pflichtliebe der Schröderſchen Geſellſchaft hier ſehr unwahrſcheinlich finde; es iſt die Frage, ob jemand einen fremden Brief überhaupt drucken und ihn zum unreinen Gefäß ſeiner gallichten Ergießungen machen darf? Wahrlich, wer ein ſolches Betragen billigen und uns darin beſtärken kann, der iſt nicht unſer Freund, und erwiedert unſer Zutrauen ſehr ſchlecht! — Hr. **Schröder** ſchreibt an ſeine Mitſchauſpieler im Gefühle ſeines Unmuths, ſo wie man im täglichen Zirkel ſeiner Freunde und Kunſtgenoſſen ſein Herz ausſchüttet. Dieſe, im **geſchloſſenen Kreiſe**, Freunden in unabgewogener Sprache mitgetheilten Geſtändniſſe entweiht ein Fremder durch öffentliche Bekanntmachung, ſaugt daraus die gehäſſigſten Folgerungen, und bildet aus einem ſolchen Aktenſtück die ehrenrührige Beſchuldigung des **Undanks** und der

Auf-

handlung. Das Recht, die Briefkaſten der Verſtorbenen zum Verdruß den Lebenden zu kompilieren, käme natürlich auch mit in Erwägung.

Aufführung gefährlicher Stücke. Doch Hr. Schröder wird ja wohl selbſt am beſten wiſſen, wie er ſich gegen einen Mann benehmen will, der ſolche Angriffe auf ſolche Urkunden gründet. Ich frage hier nur noch alle ehrliebende Hamburger (die ich keineswegs als meine Richter perhorresciere, ob ſie gleich der Herr Licenziat zu der ihm Beyfall zurufenden Partey macht) ob ein ſolcher Gebrauch eines ſo bekannt gemachten Briefes viel glimpflicher behandelt zu werden verdiente, als er von einem ihrer Mitbürger ſelbſt in einem frühern Briefe aus Hamburg im Journal des Luxus und der Moden behandelt worden iſt, auf welchen ich natürlich bey meinen Bemerkungen Rückſicht nahm?

Bey der Erbitterung, die der Herausgeber des Schröderſchen Briefes in allen ſeinen Anmerkungen zeigt, war es auch wohl keine zu gewagte Muthmaßung von mir, daß einige ſehr merkwürdige Zeilen, die Hr. Schröder wegen ſeiner Penſionsanſtalt der Urſchrift beygefügt hatte, und die ſelbſt die frechſte Läſterzunge beſchämen mußten, in dieſem Abdruck mit gutem Grunde weggelaſſen und unterdrückt worden wären. Dies nennt man eben nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch verſtümmeln. Inzwiſchen iſt bey einem ſo allgemein geſchätzten Mann, und beſonders bey einem Licenziaten beider Rechte, eine ſo hämiſche Verſtümmelung irgend einer Urkunde durchaus ungedenkbar. Auch kann jeder Zweifler noch heute das Dokument, ſo wie er es abdrucken ließ, bey ihm ſelbſt

zur Einsicht bekommen. Und so erkläre ich endlich auch dies zu Jedermanns Beruhigung, daß der Herausgeber jenes Briefs, zu welchem sich nun der Herr Licenziat Wittenberg öffentlich qualificiert, den Brief zwar aus einer verstümmelten Abschrift bekannt gemacht habe, sich aber dieser Unterlassungssünde keineswegs selbst schuldig wisse.

Und hiermit hätte ich alles gesagt, was ich meiner und fremder Ehre schuldig zu seyn glaubte. Mag nun lästern und schimpfen wer will! Das Papier wird alle Tage theurer und die Zeit kürzer. Ich weiß beydes besser anzuwenden.

Böttiger.

VIII.

Einige Bemerkungen

über den Aufsatz des Hrn. Ackermann

im 9ten St. des Merkurs 1795.

Wenn Hr. v. Archenholz an dem Daseyn Germanischer Freyheit zweifelt, wenn ihm seine Bücher und Litteralien auf der Post vorenthalten und weggenommen werden, ohne daß man eigentlich weiß, auf wessen Befehl, so ist ihm dies wohl nicht zu verdenken. Aehnliche Klagen könnten wohl Mehrere führen. So ist z. B. der Moniteur, was auch der Obscuranten-Orden davon urtheilen mag, gewiß

ein

ein sehr vortrefliches Blatt. Nicht nur ist es dem Forscher der heutigen französischen Geschichte, als das vollständigste Protokoll das man hat, äusserst wichtig; sondern auch der Filosof, der Gelehrte, und jeder vernünftige Mann, dem es um Berichtigung seiner Begriffe zu thun ist, kann daraus sehr großen Nutzen ziehen, indem über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit hier von den vorzüglichsten Köpfen einer aufgeklärten Nazion debattiert wird, und solche oft von allen Seiten betrachtet und untersucht werden, daß eine gänzliche Aufhellung derselben die nothwendige Folge davon seyn muß. Die hin und wieder in diesem Blatte vorkommende republikanischen Tiraden weiß man ohnehin zu würdigen. Wenn nun dieses Blatt, das man bestellt und wohl gar schon auf ein Jahr voraus bezahlt hat, von den Kaiserlichen Reichs-Postämtern nicht spediert, und dadurch dem nach Aufklärung Forschenden diese treffliche Quelle verstopft wird, ohne daß die Regierungen der einschläglichen Länder hieran den geringsten Antheil haben; wenn ferner der Reichsfiskal es wagt, in den Ländern angesehener Reichsfürsten Konfiskazionen ihm nicht anstehender Bücher vorzunehmen u. s. w. — soll man da nicht an der Existenz Germanischer Freyheit zweifeln? Oder will man Teutschland zu einer Oestreichischen Provinz herabsetzen? Will man etwa dem — Wiener Katalog der verbotenen (das heißt gewöhnlich der besten) Bücher, Reichsgültigkeit verschaffen? — Hr. Ackermann wünscht dagegen:

„man möchte nicht gegen die germanische Freyheit zu Felde ziehen, und dem teutschen Herzen seinen Trost oder seine Täuschung nicht rauben, die in diesem Falle leicht den Werth der Wahrheit aufwägen möchte.“ Schade nur, daß hier so wenig mit Täuschung anzufangen ist, wo vielmehr Alles auf Realität ankommt! Herr A. führt indeß einige Beyspiele von wirklich existierender teutscher Freyheit an; ob er gleich zugiebt, daß solche eigentlich nicht konstitutionell, sondern nur connivendo existiere. Er führt unter andern **Friedrich den Großen** an, „der seinem Volke die bürgerliche oder gesetzliche Freyheit in vollem Maße gegeben, ꝛc. ꝛc.“ Das war nun wirklich nirgend der Fall weniger, als unter der Regierung dieses in Hinsicht auf Geisteskräfte unstreitig großen Königs. Kann das wohl **bürgerliche Freyheit** heißen, wenn man kein Thor hereinpassieren konnte, ohne von den Accise-Spionen nach Kontrebande visitiert zu werden? Wenn man, bey den Verpachtungen aller Einkünfte, von den Pächtern alle Art von Bedrückungen auszustehen hatte? Wenn selbst die Söhne ganz angesehener Staatsbürger gemeine Soldaten werden müssen, ohne je Hoffnung zu Offiziersstellen zu haben, die bloß dem Adel zu Theil werden? Wenn der Bauer, der doch wohl auch zum Volke gehört, vier oder sechs Tage wöchentlich frohnen muß, und dabey aller Art von Mißhandlungen, nicht etwa nur der Edelleute und Beamten, nein! der Schreiber, der Bedienten und anderer Nichtswürdigen, ausgesetzt ist? Das wird Hr.

A.

Hans Wurſt.

Geht ihr den nächſten Weg mit euerm Fund, ich will gehen und ſehn, ob der Bär von dem Edelmann weggegangen iſt; und wieviel er von ihm gegeſſen hat: Sie ſind nie grimmig als wenn ſie hungrig ſind: Wenn noch was von ihm übrig iſt, will ich's begraben.

Schäfer.

Das iſt ein gutes Werk. Wenn du an dem was du noch von ihm findeſt, erkennen kanſt, was er geweſen iſt, ſo hohl mich, daß ichs auch ſehe.

Hans Wurſt.

Das will ich, ihr könnt mir ihn dann begraben helfen.

Schäfer.

Das iſt ein glüklicher Tag für uns, Junge, und wir wollen gute Werke an ihm thun.

[Sie gehen ab.]

Die Zeit tritt nunmehr, als Chor, auf, und bittet in einem Reimen-Spruch voll alltäglicher Sentenzen in ſchwülſtigen Ausdrüken, die Zuſchauer um Erlaubniß, in einem Sprung über ſechszehn Jahre wegſezen zu dürfen, innerhalb welcher die kleine Perdita ein hübſches aufgeſchoſſenes Mädchen geworden ſey, von deren Begebenheiten man in den folgenden Aufzügen das mehrere zu vernehmen haben werde.

A. nicht bejahen wollen, und eben so wenig läugnen können, daß der Preußische Staat eigentlich auf militärische Weise regiert werde. Das ist aber wahr, daß Friedrich zwar die Freyheit zu handeln, nicht aber die Denk- Schreibe- Druck- und Redefreyheit einschränkte. Er berechnete nemlich alles auf seinen und den davon unzertrennlichen Nutzen des Staats, und sah wohl ein, daß diese letztere Freyheit diesen ganz und gar nicht beeinträchtigte, daß derselbe hingegen weit mehr vom Aberglauben zu befürchten haben würde. Deswegen unterstützte er diesen nicht, und ließ jeden schreiben und sprechen was er wollte. Ein angesehener Fremder, der sein Erstaunen über die höchst freyen Reden, welche die preußischen Soldaten in Potsdam ganz laut in der Nähe des Königs äusserten, und welche bis zu Schimpfnahmen gingen, — nicht bergen konnte, erhielt von diesem die Antwort: „O! so lange meine Soldaten noch räsonnieren, (d. h. in der Preußischen Militärsprache widersprechen, lästern, schimpfen) so hat's nichts zu sagen; wenn sie aber einmal schweigen, dann ist Gefahr vorhanden." Eben so dachte er vom übrigen Volke. Diese Grundsätze eines so großen und klugen Königs, die zugleich nicht etwa in Büchern verborgen blieben, sondern eine lange Reihe von Jahren praktisch ausgeübt wurden, mögen sich diejenigen zu Herzen nehmen, die so gern den Fürsten alle Freyheit im Reden und Schreiben verdächtig machen möchten. — Solcher Länder, wovon Hr. A. S. 78 etwas erwähnt, lassen sich vielleicht in Teutsch-

land mehrere finden. Man kann noch mehr sagen: „es ist auch im teutschen Reiche für politische Freyheit, und zwar auf eine konstituzionelle Weise gesorgt. Haben wir z. B. nicht die Reichsgerichte, bey denen jeder bedrückte Unterthan gegen seinen druckenden Herrn wenigstens klagen kann?" — Hr. A. wird diese Freyheit freylich zu dem Gegentheil davon, wovon er S. 77 in der 3ten und 4ten Zeile von unten ein Beyspiel anführt, rechnen. Das beruht aber, so wahr es auch ist, doch nur auf Mißbrauch, der, unbeschadet der Reichsverfassung, abgestellt werden kann, und hoffentlich mit der Zeit abgestellt werden wird. Allein ein anderer Umstand ist mehr zu beklagen. Nemlich in dem finstern Zeitalter, worin die Reichsverfassung entstand, sah und dachte man bloß auf körperliches Eigenthum, auf Hab und Gut, kaum noch auf bürgerliche Ehre. Auf das dem verfeinerten Menschen weit werthere Eigenthum des Geistes wurde gar keine Rücksicht genommen, dessen freyer Gebrauch, Sicherheit und Unverletzbarkeit also in den Reichsgesetzen gar nicht gewahrt. Vielmehr bediente sich die Hierarchie, die freylich mit Vernunft und Aufklärung unverträglich ist, aber auch keine Grundsäule des Staats ist, wofür sie sich so gern ausgeben möchte — der Finsterniß jener Zeiten, um sich, zum Unglück der Welt, wo möglich auf ewige Zeiten, fest zu setzen und zu behaupten!

G. F. W.

IX.

Kürzliche Antwort

auf die vorstehenden Bemerkungen des Herrn G. F. W.

Als ich den Aufsatz verfertigte, welcher diese Bemerkungen veranlaßt hat, hielt ich den Schleier der Ironie, hinter den ich meine Aeußerungen verbarg, für mehr als zu durchsichtig. Gleichwohl bin ich misverstanden worden. Das erfordert eine offenherzige Erklärung meiner Meinung. Ein sicheres auf unveränderlichen Grundsätzen beruhendes Daseyn germanischer Freyheit zu behaupten, ist mir nicht in den Sinn gekommen; man müßte sonst den freyen Spielraum der Willkühr, der bald da bald dort merkwürdige Ereignisse bemerken läßt, ganz verkennen. Ich verdenke daher dem Herrn von Archenholz seinen Zweifel an der Freyheit und seinen Verdruß über die weggenommenen Papiere so wenig, daß ich vielmehr die Mäßigung bewundere, mit der er sich darüber beklagt hat. Ja, sollte diese Mäßigung aus irgend einer Besorgniß der Folgen, die er von einer empfindlichern Beschwerde voraussah, herrühren, so würde dies ein Beleg mehr für den Zustand unsrer Freyheit abgeben. Es ist nun einmal so, daß wir nicht allezeit thun, ja nicht einmal wissen, lesen und denken sollen, was uns gelüstet. Und

weil

weil man mit unartigen Geberden bey den Gewaltigen dieſer Erde nichts erlangt, wohl aber der guten Sache ſchaden kann; ſo verſuchte ich in meinem Aufſatz der Sache eine andere Wendung zu geben, und ſo für die Toleranz der Freyheit etwas zu gewinnen. Man laſſe dieſe erſt allenthalben angenommene Maxime werden, ſo darf uns für die dauerhafte Gründung einer edlen Freyheit weiter nicht bange ſeyn.

Ich hoffe, daß dies hinreichend ſeyn wird, Herrn W...r. unſer Einverſtändniß in der Hauptſache bemerklich zu machen. Und wenn mich auch die Eigenliebe überreden wollte, daß jene ironiſche Behandlung der Sache unter meinen Händen nicht ſo ganz verunglükt wäre, um dergleichen Mißverſtändniſſe zu erzeugen, ſo würde es doch die Lebensart erfordern, das Misverſtändniß durch Offenherzigkeit aus dem Wege zu räumen.

E. W. Ackermann.

X.

Neueſte ſchöne Litteratur.

1) Die Muſen-Almache für das Jahr 1796.

In einer durch den Reichsanzeiger 1796. No. 9 mitgetheilten Nachricht von der Leſebibliothek ꝛc. des Hrn. Bey-

Vergang in Leipzig (welche bereits gegen 90,000 Bände enthalten soll) sagt uns der mit — er — bezeichnete Verfasser: „die Theilnehmer an derselben sind in und „außer Churſachsen sehr zahlreich. Romanen, Geſchichte, neuere Philoſophie und Politik werden „am meiſten geleſen. Nach Dichtern fragt man izt sel„ten.“ — „Gedichte müſſen einen sehr berühmten Nahmen haben, wenn ſie gedeihen ſollen“, heißt es in den Bemerkungen über Leſerey im Decemberſtück des Genius der Zeit, einem Journal, welches wegen ſeiner durchaus edeln gemeinnützigen Tendenz, und einer Menge vortrefflicher und den Bedürfniſſen unſrer Zeit beſonders angemeßner Aufſätze, allgemein geleſen zu werden verdient. — Beſtättigungen dieſer Ausſprüche kann wer will aus dem Munde jedes Verlegers und Buchhändlers hören.

Iſt etwa Sättigung und Ueberfüllung, wodurch auch himmliſches Manna zur loſen Speiſe werden kann, die Urſache dieſes Unwerths, in welchen die Tafeln der poetiſchen Reſtaurateurs unter uns gefallen ſind? Iſt etwa des Geſangs und Geleyers, in einer Zeit wo Jedermann ſingt und leyert, der ſonſt auf der Gotteswelt nichts zu thun Luſt, Kraft und Geſchicklichkeit hat, ſo viel geworden, daß die leſende Welt ſogar dem Velinpapier, dem zierlichſten Druck und den niedlichſten Vignetten, womit ſie nicht ſelten zum Einkauf neuer poetiſcher Waare eingeladen wird, nicht mehr trauen will.

und eines Nahmens nöthig hat, um ſich vor der Nachreue über Zeit und Geldverluſt ſicher zu halten? Kurz, liegt die Schuld an den Verſemännern oder an den Leſern? An dem abgeſtumpften Gefühl und verdorbnen Geſchmack des Publikums, oder an der Seltenheit vortrefflicher Gedichte? Und, im letztern Fall, iſt dieſe Seltenheit dem Mangel an Dichtern zuzuſchreiben? Sollte Vater Gleim die wahre Urſache errathen haben, und „werfen unſre Dichter ihre Leyern ins Feuer, „weil kein Fürſt Föbus ſeyn will?“ (Voſſ. Muſ. Alm. S. 177.) Oder muß man vielleicht, um die obige Thatſache vollſtändig zu erklären, alle dieſe Hypotheſen zuſammen nehmen?

Wie es damit auch beſchaffen ſeyn mag, ſo viel liegt wenigſtens am Tage, daß die Poetiſchen Blumenleſen, die uns in den Muſenalmanachen und ähnlichen Sammlungen unter allerley Titeln alljährlich angetragen werden, noch immer ihre Liebhaber und Abnehmer finden; und daß es uns, wenn auch an größern und wichtigern poetiſchen Werken, doch nicht an Dichtern fehlt, welche wenigſtens durch kleine, den Muſen nicht ungefällige Opfer das ihrige dazu beytragen, daß der Altar dieſer holden Göttinnen, der vor 50 bis 60 Jahren mit ſo allgemeinem Jubel unter uns errichtet wurde, nicht endlich gar mit Gras und Unkraut überwachſe. In der That hat in den vor uns liegenden Sammlungen mehr als Einer von jenen hinlängliche Proben gegeben, daß die Schuld nicht an ihm, ſondern wahrſcheinlich bloß an

äuſ-

äussern Umständen liege, wenn er nicht Hekatomben statt einzelner Feld- oder Gartenblumen opfern kann.

Mir, der seinen Lauf hienieden begann, als eben die Morgenröthe unsrer Literatur sich im Glanz der aufgehenden Sonne zu verlieren anfing, und der, durch manche Zeichen von böser Vorbedeutung erschreckt, ihn mit ihrem Untergang zu beschließen fürchtete, gereicht es zu keinem geringen Trost und Vergnügen, mich durch so viele kleinere und größere Produkte des Talents und Geschmacks, und selbst durch manche — mit dem unvergänglichen Stempel des Genius der Natur und der Kunst ausgezeichnete Meisterwerke, die ich in den verschiedenen Musen-Almanachen von 1796 zerstreut finde, dieser voreiligen Furcht entbunden zu sehen. Die Wiederkehr des Friedens — um welchen alle Völker Europens ihre Gewalthaber doch wohl nicht lange mehr unerhört anflehen werden? — und die allmählige Erholung von den schrecklichen Stürmen, die seit einigen Jahren einen so großen und schönen Theil desselben zu Grunde gerichtet haben, bringt vielleicht auch den Musen halcyonische Tage wieder; und was hindert uns zu hoffen, daß alsdann manches entschiedene Dichtertalent, das seine Kräfte bisher im Kleinen geprüft und geübt hat, unter günstigern Einflüssen den Ruhm unsrer Literatur im 19ten Jahrhundert durch unvergängliche Werke, zumahl in den Fächern, worin wir noch immer arm geblieben sind, behaupten werde?

Ge-

Genießen wir inzwiſchen mit Dank was da iſt, und freuen uns, daß weder die Verachtung des großen Hauffens, dem nur das Nützliche, das ſich in klingender Münze berechnen läßt, ſchön iſt, noch die politiſche Epidemie, womit die franzöſiſche Revoluzion faſt alle teutſchen Köpfe angeſteckt hat, noch ſo viele andre in gegenwärtigem Zeitpunkt zuſammentreffende Urſachen des allgemeinen Verfalls der Literatur, diejenigen, die in den vergangenen Jahren für den Dienſt unſers Muſentempels geſorgt haben, und ihre Nachfolger abſchrecken konnte, ihres Amtes noch ferner mit gleichem Eifer zu warten, und zu verſuchen, ob ſich nicht etwa die Wuth der übellaunigen Geiſter, von welchen wir zeither für baß geplagt werden, durch die ſüße Macht des Geſangs beſänftigen und beſchwören laſſe, dem milden Geiſt der Humanität wieder Raum zu geben, von welchem allein die Heilung der unendlichen Uebel, die uns drücken, zu erwarten iſt. Dieſer in den Gedichten, von welchen hier die Rede iſt, durchgängig athmende Geiſt iſt es, was in meinen Augen ihren vorzüglichſten Werth ausmacht; ohne ihn würden auch die reizendſten Spiele der Fantaſie nur kindiſcher Tand oder verführeriſche Lockſpeiſe, die zierlichſten Verſe nur ſchaler Singſang ſeyn, und ich würde ſie, wenn ſie nichts als das wären, auch des kleinſten Theils meiner Aufmerkſamkeit und Zeit unwerth gehalten haben.

W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

(Der Königliche Hof in Böhmen.)

Polixenes und Camillo treten auf.

Polixenes.

Ich bitte dich, guter Camillo, laß von mir ab; es ist mir schmerzlich dir irgend etwas abzuschlagen, aber dieses zu bewilligen, wäre gar der Tod.

Camillo.

Es ist nun bereits fünfzehn Jahre seit ich mein Vaterland zum leztenmal gesehen habe; und ob ich gleich den grössesten Theil meines Lebens ausser demselben zugebracht, so wünsch ich doch, daß meine Gebeine dort liegen möchten. Ueberdieß hat der bußfertige König, mein Herr, nach mir gesendet; vielleicht kan ich ihm in seinem kummervollen Zustand zu einigem Troste dienen; wenigstens bild ich mir's so ein, und das ist ein neuer Antrieb zu meiner Abreise.

Polixenes.

Wenn du noch einige Liebe für mich hast, Camillo, so zernichte nicht alle deine mir bisher geleistete Dienste, indem du mich izt verlässest; schreib' es deiner eignen Güte zu,

daß

Neuer Teutſcher Merkur.

2. Stück 1796.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Die Stände der Menschen. . . . . S. 113
II. Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und seine Verbreitung in Griechenland. . . . — 131
III. Ueber einige große Kleinigkeiten in der teutschen Sprache. . . . . — 148
IV. Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte der neuesten Künstler. . . . . — 157
V. Ueber den Hang zum Neuen. . . . — 183
VI. Darwin's Sinngedicht auf seine Zoonomie. — 199
VII. Glückwunsch zum eigenen Heerd. — 202
VIII. Epistel an meine Kinder, von C. F. Pockels. — 205
IX. Neueste schöne Litteratur. . . . — 215
X. Kunst-Anzeige. . . . . — 229

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden; für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Ankündigung.

Ich bin gesonnen die Früchte einer Art von Geistesbeschäftigung, die für mich selbst in meinem dermahligen Alter Bedürfniß ist, und (wie ich hoffe) für unsre Litteratur nicht ohne allen Nutzen seyn wird, unter dem Titel,

Attisches Museum,

in einer Reihe von Bänden, deren Erscheinung an keine voraus festgesetzte Zeitpunkte gebunden seyn kann noch soll, nach und nach herauszugeben. Dieses A. Museum wird theils, und hauptsächlich, aus neuen Uebersetzungen vorzüglich interessanter Meisterstücke attischer Schriftsteller, theils aus kleinen filologischen Abhandlungen und andern Ausarbeitungen, wozu die Litteratur, Mythologie, Geschichte und politische Verfassung der Griechen den Stoff geben wird, bestehen, und Heftweise herausgegeben werden, so daß immer 3 Hefte, jedes zu 12 Bogen, einen Band von 36 Bogen in gr. 8. ausmachen sollen. In dem nächst künftigen Stücke des T. Merkurs werde ich von dem Plan und der Einrichtung dieser Unternehmung nähere Nachricht ertheilen.

Das erste Heft dieses Attischen Museums erscheint zur nächsten Leipziger Ostermesse im Verlag des Buchhändlers Heinrich Geßners in Zürich, und Liebhaber können bey allen guten Buchhandlungen Bestellungen darauf machen.

C. M. Wieland.

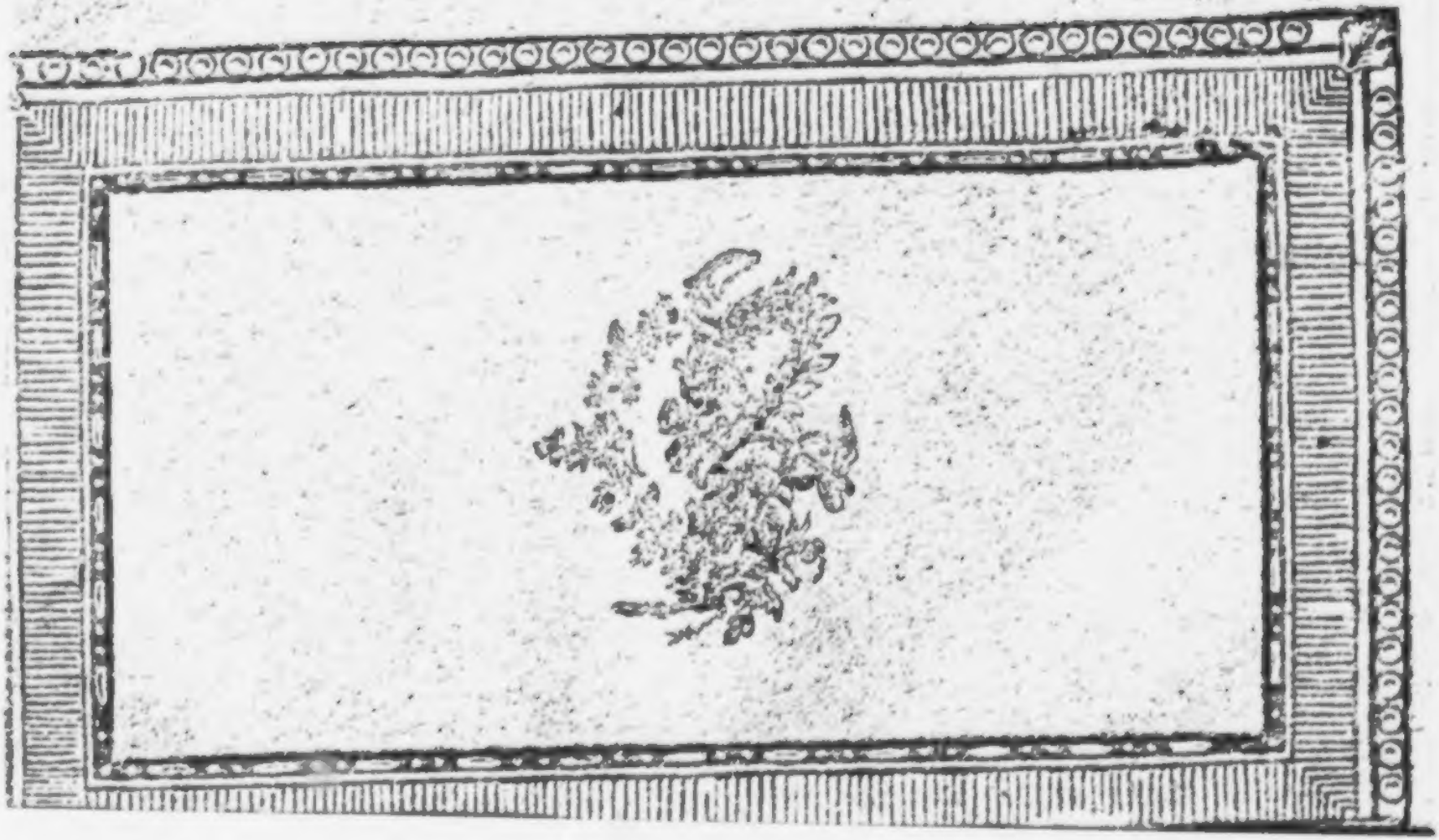

Der neue

Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1796.

I.

Die Stände der Menſchen.

Die Mannigfaltigkeit der Stände in der bürgerlichen Geſellſchaft iſt zu unſern Zeiten eben ſo groß als merkwürdig, und dies räthſelhafte Gemiſch gleichartiger Menſchengeſtalten, welche die Natur mit ungleichen Kräften ausſtattete, die Kultur aber, bald weiſe, bald thörigt, von einander ſonderte, ſtellt uns ein buntes Schauſpiel des Lebens dar, wovon jedes Menſchenalter nur einzelne Akte erlebt, indem es ſich nicht minder vergebens als neugierig bemüht, den Faden zu finden, oder die Abſicht des Ganzen zu erklären.

Wenn aber dereinſt die Menſchheit zu dem erhabenen Standpunkt ihrer Würde gelangt iſt, auf den ſie ja zuweilen manche Filoſofen im erſten Jugendfeuer hinaufzuſchrauben ſich vermeſſen, dann wird es gewaltige Lücken in dem Kreiſe der bürgerlichen Stände geben. Alle die, deren Exiſtenz auf

die alten Stämme des Irrthums und der Sinnlichkeit gepfropft iſt, werden vor der Zauberkraft der kritiſchen Filoſofie urplötzlich verſchwinden, und die lebendigen Maſchinen der Täuſchung und Wolluſt werden, man weiß nicht wie? ihre unwürdige Beſchäftigung mit der tiefſinnigen Erklärung der Kategorien, oder der Ichheit vertauſchen; ſie werden ſogar das arme Glückſeligkeitsprinzip mit der kritiſchen Moral gänzlich in die Flucht ſchlagen lernen, und zugleich werden die, eine ſolche Revoluzion überlebenden Stände, aus ihrem beſchränkten Raupenſtande des Egoismus neu geſtaltet hervorſchweben.

Um nun für die Wißbegierde der Nachkommen das Andenken des Zuſtandes unſerer Tage zu erhalten, muß man dieſer Epoche einer neuen Schöpfung durch Schilderungen zuvorkommen, welche ſich am füglichſten in den Archiven der Zeitſchriften aufbewahren laſſen.

Hier ſollen Skizzen folgen, welche mehr einzelne Anſichten, als ganze Umriſſe enthalten, und welche ſich gern durch vollendete Zeichnungen werden verdrängen laſſen. Man hat die Stände gepaart, je nachdem eine Aehnlichkeit, ein Kontraſt, oder ſonſt eine Laune ahnden ließ, daß dieſe luſtige Zuſammenſtellung auf nützliche Winke führen möchte. Denn wenn dem Dichter nach Horazens Lehren, noch eine Wahl zwiſchen Gefallen oder Nützen frey ſteht, ſo muß der Proſaiſt, unſers Bedünkens, immer nur zu vergnügen ſuchen, damit er nützen möge.

1.

Staatsmänner und Aerzte.

Beyde wandeln auf einer schlüpfrigen Bahn, beyde mit Werkzeugen des Todes und des Lebens gerüstet. Beyder Wissenschaft beruht auf sosischer und geistiger Menschenkenntniß, ist aber noch lange nicht aufs reine gebracht; sie bauen oft auf den Sand trügerischer Erfahrungen, und kennen den Gegenstand ihres Wirkens zu wenig. Denn die große verwickelte Masse eines Staatskorpers dehnt sich weit über den Gesichtskreis der menschlichen Sehkraft hinaus, und der geheimnißvolle Bau des sosischen Körpers neckt die größten Zergliederer. Der praktische Arzt plagt sich mit dem Errathen der Krankheitsursachen, wie ein Dollmetscher der Schakespearischen Wortspiele, ohne das Wort zu finden, und der Staatsmann vergreift sich nicht selten in den Mitteln, womit er dem siechen Staate zu Hülfe zu kommen vermeint.

Am Ziele ihrer sorgenvollen Bemühungen begegnen ihnen öfters Tadel und Vorwürfe; denn die politischen Kannengießer meistern überall den Gang der Dinge, und Apotheker, Gevatterinnen oder Landprediger pfuschen gern ins Handwerk, und verschreiben Hausmittel die Menge. Daneben sind die Kranken eigensinnig und die Völker voll Unzufriedenheit.

Die heutigen Söhne des Hippokrates verwirren sich selbst aus Neuerungssucht, Eigendünkel und

Nachäffung. Die sonstigen Universalmittel machen den neuen Heilmitteln Platz, deren Menge sich täglich anhäuft, ohne die Krankheiten zu vermindern. Man kurirt englisch in Teutschland; man erfindet neue Luftarten für die Schwindsüchtigen; man beobachtet die Natur durch das Fernrohr der Hypothesen, und hat das Schicksal des Sternforschers, der Mäuse im Monde sah, weil sie im Tubus steckten. Man macht Jagd auf die Auferweckung der Todten; man glaubt oft weiter gekommen zu seyn, wenn man für die alte Meinung eine neue erhascht, und damit der Widerspruch alle menschlichen Dinge karakterisiere, so widmen sich jetzt weit mehrere Menschen dem Studium der Arzneykunst, während der Skeptizismus aufs neue die Grundfesten derselben zu erschüttern droht. Lebte ein großer König noch, der es wegen seines Mißtrauens in die Arzneykunst immer mit ihren Schülern verdarb, so würden sie vielleicht das Vergnügen erleben, ihn eines bessern belehrt zu sehen. Denn nach neuern Entdeckungen der Aerzte selbst ist sie die Kunst aller Künste, der man durch die Einräumung des größten Verdienstes um die Menschheit und des höchsten Ranges, den man jedoch nicht sowohl für die Person als für die Sache zu begehren scheinet, nur seine Schuldigkeit bezeichnet.

In der That sind die heutigen Bemühungen in diesem Fache rühmenswerth; auf der andern Seite ist auch die Welt so erkenntlich, ihre Lebensart

so

daß ich dich nicht mehr entbehren kan: Es wäre mir beſſer, dich nie gehabt zu haben, als künftig ohne dich zu ſeyn. Du haſt mir Geſchäfte gemacht, die niemand als du, zu Stande bringen kan; gehen und das Angefangene unvollendet laſſen, das würde alle Verdienſte auslöſchen, die du dir dabey um mich gemacht haſt. Bin ich dafür nicht erkenntlich genug geweſen, (wie ich es denn nie genug ſeyn kan,) ſo will ich befliſſen ſeyn, meine Dankbarkeit beſſer zu beweiſen -- Nur ſage mir, ich bitte dich, nichts mehr von dieſem fatalen Sicilien -- Der bloſſe Name davon martert mich mit der Erinnerung an dieſen bußfertigen König, wie du ihn nenneſt, an deſſen noch immer blutenden Schmerz über den Verluſt ſeiner Gemahlin und ſeiner Kinder ich nun gedoppelten Antheil nehme, ſeitdem uns unſre Ausſöhnung wieder zu Brüdern gemacht hat -- Sage mir, wie lang' iſt es, ſeit du den Prinzen Floriſell meinen Sohn geſehen haſt? Könige ſind nicht unglüklicher, wenn ſie übelgerathene Kinder haben, als ſie es durch die Furcht ſind, liebenswürdige zu verlieren.

Camillo.

Gnädigſter Herr, es ſind drey Tage ſeitdem ich den Prinzen ſah; was für angenehme Angelegenheiten er haben mag, iſt mir unbekannt; aber ich vermiſſe ihn ſo ungern, daß ich nothwendig habe wahrnehmen müſſen, daß er ſich ſeit einiger Zeit öfters von Hof entfernt, und ſeinen fürſtlichen Uebungen nicht mehr mit dem vorigen Eifer obliegt.

Polixenes.

Das hab' ich auch wahrgenommen, Camillo, und es

ſo einzurichten, daß ſie den Aerzten hinlängliche Gelegenheit zu Anſtellung aller möglichen Verſuche verſchaffe. Nur das Landvolk iſt noch ſo weit in der Kultur zurück, daß es ſich ohne Leib- und Hausärzte ganz leidlich durchs Leben bringt, welche den Großen und den Städten immer unentbehrlicher werden.

Noch ſchwerer iſt es aber jetzt, auf einem hohen Standpunkte zu ſtehen, wo die Fäden der Regierung zuſammenlaufen. Der belaſtete Staatsmann verkennt in dem Gedränge der Zeiten die Stimmung des Volks und die Richtung des Weltlaufs, wenn er zu ſteif auf den gewohnten Maximen beharret, und ſo die öffentliche Meinung wider ſich aufbringt; oder er verliert durch Schwanken und Nachgiebigkeit die Zügel, wenn er mehr Beleſenheit und neuere Theorie als praktiſchen Tiefblick, oder wenn er mehr wohlwollendes Gefühl als Stärke des Karakters in die Geſchäfte bringt.

Heroiſche Mittel werden leider hie und da aus den Apotheken des Machiavellismus wieder hervorgeſucht, um das erwachte Selbſtgefühl der Glieder des Staatskörpers wie eine Peſtſeuche zu behandeln, rege Lebenskraft wie Raſerey mit Ketten zu belaſten. Die für Menſchenwohl ſo wichtigen politiſchen Grundſätze ſind freylich in Umlauf und Gährung gekommen, und mit ihrer Abklärung iſt Aufbrauſen, wiewohl nur vorübergehend, verbunden. Es gehört

aber fürwahr Starkmuth und ein Busen voll selte-ner Menschenliebe dazu, wenn diese Ebbe und Fluth der Volksmeinungen die undankbare Arbeit und die nächtlichen Sorgen der Staatsdiener vermehrt, vielleicht auch ihren Lebensgenuß unterbricht, an dem Volke nicht irre zu werden, noch auf Täuschung, oder auf Rache und Bändigung zu sinnen.

Wohl unserer Gesundheit und unserer Staatsverfassung, wenn die Geschichte den Nachkommen weder von unsern Aerzten, noch von unsern Staatsmännern erzählen darf: sie wußten nicht, woran sie waren!

2.

Der Rechtsgelehrte und der Soldat.

Es giebt gewisse köstliche Augenblicke unsers Gefühls, wo wir harmlos und wohlwollend Natur und Menschheit umfassen, wo Haß und Eigennutz nicht einmal einen lebendigen Begriff in unserer Seele erzeugen. Könnte jemals dieser Geist der Menschenliebe und der Heiterkeit eine bleibende Aufnahme in den Herzen aller Erdenbürger finden: sowürde man vielleicht vom Daseyn der Rechtsgelehrten und Krieger nur noch in unsern Jahrbüchern Nachrichten übrig haben, oder doch vergebens nach Dienern der Schikane und nach grausamen Vollstreckern des höchsten Eigenwillens unter jeden Ständen suchen.

Wie

Wie dem auch seyn mag, die Nachwelt wird immer dankbar für das Vermächtniß bleiben, das wir ihr in dem gutherzigen Wunsche einer bessern Zukunft hinterlassen, wenn das Bestreben der Obern zugleich darauf gerichtet ist, die Pflanzschulen wenigstens anzulegen, in denen einst edle Früchte reifen sollen, und wenn wir nach unsern Kräften beitragen, um wirksame Klassen der menschlichen Gesellschaft vor dem Mißbrauche ihrer Bestimmung zu warnen und für die Erfüllung derselben zu gewinnen. In Begleitung dieser frommen Wünsche wollen wir zur Betrachtung dessen übergehen, was die wirkliche Welt jetzt leistet.

Die alte Aehnlichkeit zwischen der Feder- und Degen-Miliz erhält sich leider noch. Leider — um deßwillen, weil einige Hauptzüge dieser Aehnlichkeit mit der bösen Seite des Wehrstandes zusammentreffen, und wobey dieser Stand vielleicht noch die Entschuldigung des nothwendigen Uebels für sich hat, die jenem nicht zu Statten kommen darf. Oder ists etwa für die Gerechtigkeit und ihre Diener rühmlich, daß Hinterlist, Verstellung und Macht, daß Ansehen und Geld den Rechtsgang hie und da lenken oder hemmen; daß die Ungewißheit des Ausgangs der Prozesse dem Wagespiel einer Schlacht gleicht; daß man sich verbotene Waffen erlaubt, und daß nicht immer derjenige Recht behält, wer Recht hat? Ein Hauptgrund davon liegt in der Gesetzgebung, wie bekannt ist, die wir mit allen

ihren Mängeln beybehalten, wie ebenfalls bekannt iſt. Es iſt freylich ein gewöhnlicher Fall, daß die Bequemlichkeit in einem ſtillſchweigenden Bunde mit denen ſteht, die für die Erhaltung der alten Mißbräuche ſorgen. Daneben hindern Menſchlichkeiten oft die gute Wirkung, die man ſich ſelbſt von einer unbefangenen Anwendung der vorhandenen Geſetze verſprechen dürfte. Ein zweiter Hauptgrund des Uebels aber liegt in dem viel zu großen Einfluſſe, den die Geſchicklichkeit oder Unwiſſenheit, die Argliſt und der Eigennutz der Sachwalter auf die Leitung und den Ausgang der Prozeſſe haben, ohne dafür ſonderlich verantwortlich zu ſeyn.

Man ſieht wohl, daß das derbe Exempel, welches die alten Teutſchen an den römiſchen Sachwaltern im Lager des Varus mit Naſen- und Ohren-Abſchneiden ſtatuirten, für die Nachkommen keine Früchte getragen hat. Dennoch tappt die blinde Göttin zu umſtändlich an der Form der Sache herum, wozu ihr leider die Advokaten die Hand führen, und man treibt die Gerechtigkeit noch immer als ein ſehr nahrhaftes Gewerbe, wozu man den Widerſpruch oder die Dunkelheit der Geſetze, die befreyten Gerichtsſtände, die Mannigfaltigkeit der Gerichtsbarkeiten neben und über einander, ſogar die unſchuldigen Verſehen des Gegentheils, treflich zu benutzen weiß.

Doch laßt uns auch die gute Seite nicht überſehen! Der Geiſt der Zeit verbeſſert in den einzel-

nen Fällen viele Gebrechen der Einrichtung, und indem er veraltete Triebfedern hemmt, bringt er unvermerkt neue dafür in Schwung, überhebt also nicht selten die Künstler der Verlegenheit, das Staatsuhrwerk im Gange zu erhalten. So haben wir der Aufklärung und Publizität manche Minderung der Justiz-Gebrechen und eine merkliche Revoluzion in der Denkart dieses Standes zu verdanken. Ein größer Theil von Richtern und Sachwaltern arbeitet jetzt mehr auf den Zweck ihres Berufs. Wir haben hie und da die ersten Schritte zur Verbesserung dieses wichtigen Theils jeder Staatsverfassung erlebt, und wollen hoffen, daß die Rechtslehrer mehr Gelegenheit, und die Richter und Sachführer mehr Zeit oder Lust bekommen, die Wirkung der Rechte auf das gemeine Wesen in den einzelnen Fällen scharf zu beobachten, und uns die Resultate zum Behuf einer reinern Gesetzgebung zu liefern. Alsdann werden wir auch eine Einrichtung bekommen, welche die Sachwalter eben so scharf kontrolliert als die Richter, und in diesen Klassen durch vollzogene Strafen und stufenweise Belohnungen gerades Verfahren allgemein macht. Dann wird man langsame Urtheilssprüche nie mehr mit Gold aufwägen, noch bisweilen am Altar der Gerechtigkeit Geduld und Vermögen zum Opfer bringen müssen. *)

*) Wer diese Stelle der Deklamazion verdächtig halten sollte, der erkundige sich nur in den Gerichtshöfen nach Prozessen, bey denen lange Dauer und Kostbarkeit bloß in der

Die Humanität, die, um ihr Glück zu machen, neuserdings Mode geworden ist, hat der bürgerlichen Gesellschaft eine große Aussicht auf die höhere Kultur der Nachkommen eröffnet, als sie der strafenden Gerechtigkeit das Schwert aus den Händen spielte, oder doch seinen Gebrauch auf seltene Fälle sparen hieß. Denn da es uns an dem Geheimniß mangelt, die Verbrechen mit den Todesstrafen zugleich abzuschaffen; so bleibt uns nichts übrig, um allen übeln Folgen einer unzeitigen Gelindigkeit vorzubeugen, als die Menschen dieser Gelindigkeit fähig, oder sie zu eigentlichen Menschen zu machen, das heißt, durch eine bessere Erziehung die Verbrechen der Staatsbürger zu verringern. Der Menschenfreund wird also den schönen Tag erleben, wo diese Kunst, die sich bisher gewöhnlich nur mit Leuten von Stande und Vermögen abgab, an der Hand der Staatsaufsicht zu den niedern Volksklassen herabsteigen wird, um den Keim des Denkens, der Güte und des Fleißes möglichst unter ihnen zu beleben.

Man verzeihe diese kleine Schwärmerey; sie gehört um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen zur Sache.

Teutsch-

der Justizverfassung gegründet war; sodann nach den Visitazionen des R. K. Gerichts, nach den gestiegenen Preisen der Urtelsfabriken, wo z. B. unlängst ein Kriminal-Urtel von L..., nach glaubwürdiger Versicherung, über hundert Thaler gekostet hat. Dabey herrscht in K..S... die löbl oder doch bequeme Gewohnheit, fast alle Kleinigkeiten, selbst Injurien-Sachen, nach Urtel zu versenden.

Teutſchland hieß ſchon zu Kaiſer Friedrich's II. und Pabſt Pius II. Zeiten, in Glaubensſachen, das Land des reinen Gehorſams. Will man die Fortdauer dieſer brauchbaren Nazional-Eigenſchaft, nur anders modifiziert, erblicken, ſo wende man ſich zu den Scharen teutſcher Helden, die, unter den Befehlen des Kriegsgottes, für wenige Kreuzer Eigenwillen, Bequemlichkeit und Leben verkaufen.

Es iſt des Nachdenkens werth, mit was für Fäden der einzelne Menſch ſo große Menſchenmaſſen nach Willkühr bewegt und zur Vernichtung führt. Krieg iſt der große Tummelplatz der wilden Leidenſchaften, die der Friede in die Bruſt des Kriegers zurückzwingt: Krieg iſt daher der Wunſch des Soldaten und die breite Heerſtraße ſeines Ruhmes.

Der aufgeſteckte Preis des Lorberkranzes reißt Tauſende täglich dem Tode entgegen, und der Staat bezahlt damit ſehr wohlfeil an einige Wenige, was Alle verdienen halfen. Iſt die Einbildung des Franzoſen, der jetzt ſtolziert, ein ſechs und zwanzig Millionen Theilchen der Volks-Majeſtät zu ſeyn, wohl eitler als der Antheil des teutſchen Kriegers an dem Ruhme eines von der Welt ſehr bald vergeſſenen Sieges? So ſind die Menſchen! Die Einbildungskraft bauet ihre Luftſchlöſſer und ihre Kerker. — Doch iſt nicht zu läugnen, daß der Krieg die Erde von einem Theile des Ungeziefers reiniget, welches die ſtille Luft des Friedens ausgebrütet hat.

Auch

Auch ist ein Stand keinesweges zu verachten, den man die hohe Schule des Ungemachs und des Muthes nennen könnte. Selbst die freywilligen Reformatoren desselben haben ihr ohnmaßgebliches Votum nicht auf seine gänzliche Abschaffung gerichtet. Und es ist eine zuverlässige Bemerkung, daß ein besserer Geist und mehrere Kultur die höhern Mitglieder dieses Standes schon rühmlich auszeichnet. Wenn dieses allgemein wird, so kann man die stärkste Hoffnung hegen, daß mit dem Ende dieses Krieges alle Excesse, Plünderungen und Anmaßungen in Freundes Land plötzlich ein Ende nehmen werden, zumal wenn gewisse Nachbarn von der Seeseite das teutsche Vaterland nicht wieder beschützen helfen. Möchte es doch nicht ein frommer Wunsch bleiben, daß die niedern Anführer mehr Ausbildung zu ihrem Berufe brächten, und weniger Langeweile zu Friedenszeiten darin hätten, und daß in manchem soldatischen Wörterbuche, drückende Behandlung der Mitbürger, oder Krieg gegen unschuldige Menschen und Gegenden, nicht mehr als Dienst des Vaterlandes angeschrieben stände!

In starken Garnisonen giebt der Soldat meistens den Ton an, so wie Truppen, die keine Gelegenheit haben Feinde zu sehen, sich in Ausfällen auf Reisende und auf das schöne Geschlecht üben, welches der Tapferkeit selten lange widersteht.

An die neuerlich zur Sprache gebrachte Verminderung dieses Standes glaube man nicht, wohl eher

eher an ſeine Vermehrung, da ſich der Nutzen einer ſo lenkſamen Kraft-Maſchine für die Erhaltung des gemeinen Weſens in dem bequemen statu quo mit Händen greifen läßt.

Dieſe Vermehrung iſt aber nicht wohlfeil, mithin wird ſie einen herrlichen Vortheil bringen, den alle Predigten der Moral nicht ſtiften möchten: ſie wird nemlich, um jenen Aufwand beſtreiten zu können, Frugalität und weiſe Beſchränkung der Ueppigkeit an den Höfen zur allgemeinen Mode erheben.

Um zuletzt mit guter Art wieder auf unſere Rechtsgelehrten zu kommen, ſo glaube ich dieſe Gedanken am beſten mit einem Wunſche für dieſelben zu beſchließen. Man hat den Preis des Ruhmes im Kriegeſtande fur die Tapferkeit aufgeſteckt; möchte man doch dem Rechtsgelehrten die Rechtſchaffenheit zur unerläßlichen Bedingung ſeines bürgerlichen Ehren-Genuſſes machen!

3.

Juden und Mätreſſen.

Es giebt, wie man weiß, eine natürliche und eine bürgerliche Verwandtſchaft, welche die Menſchenkinder oft ſeltſam genug mit einander in Verbindung bringt; aber es giebt einige nicht minder merkwürdige Arten von Verwandtſchaft, durch die faſt alle Stände in Freundſchaft gerathen, und die man

viels

vielleicht um deswillen weniger bemerkt hat, weil sich bekanntlich die Menschen nicht aller ihrer Verwandten zu rühmen pflegen. Billig nehmen wir also obige allgemeine Mittelspersonen, welche die Kette der Menschen-Verbindung vollständig machen helfen, und die durch ihre geheimen Kenntnisse unsers Finanz- und fysischen Zustandes wichtig werden, in diese Reihen auf. Ihr Standschafts-Recht ist ältern Herkommens, als manche Ansprüche der Grossen auf die Besitzungen ihre Nachbaren. Und da kein kultiviertes Land existiert, das nicht dienstfertige Hebräer und gefällige Mädchen unter die Triebräder seiner bürgerlichen Geschäftigkeit zählte: so kann man sicher schliessen, daß die Welt bis jezt nicht ohne sie bestehen kann. In vielen Familien ist der Jude Freund vom Hause, und so gewissenhaft, daß er die Angelegenheiten der Frau weder dem Manne, noch die Geheimnisse der Töchter den Müttern entdeckt. Seine ausgebreiteten Verbindungen setzen ihn in den Stand zu jeder Zeit schnell auszuhelfen, und wo ers selbst nicht vermag, wird er der Mittler zwischen den Kapitalbedürftigen und zwischen den Interessenlustigen Christen.

Das Weib, das ihre Reize auf Wucher leiht, hat ebenfalls ihre Verdienste um das Verkehr der Welt. Denn gemeiniglich hat sie einen Liebhaber, von dem sie bezahlt wird, und einen oder mehrere Geliebten, die sie hinwiederum mit den Brosamen nährt, die von des Reichen Tische fallen. Alles

dieses

hat mir wichtig genug geſchienen, ſeine Abweſenheiten durch wachſame Augen beobachten zu laſſen. Ich habe durch dieſes Mittel erfahren, daß er ſeine meiſte Zeit in dem Hauſe eines gewiſſen Schäfers zubringe, eines einfältigen, gemeinen Landmanns, der, wie ſie ſagen, von nichts, und auf eine ſeinen Nachbarn unbegreifliche Weiſe, zu einem unſäglichen Reichthum angewachſen ſey.

Camillo.

Ich habe von einem ſolchen Mann gehört, Sire, der eine wunderſchöne Tochter haben ſoll; man ſagt ſo viel auſſerordentliches von ihr, daß es unbegreiflich iſt, wie ſie das alles in einer Bauer-Hütte habe werden können.

Polixenes.

Auch diß iſt mir geſagt worden, und ich fürchte das ſey der Angel, der meinen Sohn dahin zieht. Ich habe mir vorgeſezt, mich in einer ſchiklichen Verkleidung ſelbſt dahin zu verfügen, und du ſollſt mich begleiten; ich will mich mit dem Schäfer in Unterredung einlaſſen; ich denke, daß ſeine Einfalt mir leicht machen ſoll, die Urſache warum mein Sohn ſich ſo viel bey ihm aufhält, heraus zu bringen -- Ich bitte dich, theile dieſes Geſchäfte mit mir, und leg indeſſen die Gedanken an Sicilien auf die Seite.

Camillo.

Ich bin gänzlich zu euern Dienſten.

Polixenes.

Mein beſter Camillo! -- Komm, wir müſſen uns verkleiden.

(Sie gehen ab.)

Zweyte

dieſes iſt ſo ausgemacht und ſicherer noch, als das Reichsherkommen im teutſchen Staatsrecht.

Da die Liebe, ungeachtet ihrer allgemeinen Wirthſchaft auf Erden, unter gewiſſen Beſtimmungen eigentlich zu den Zeitvertreiben von Stande gehört, ſo hat man ſich mit der Filoſofie längſt abgefunden. Sie drückt ein Auge zu, oder ſpielt wohl gar der Geſetzgebung einen kleinen Streich, indem ſie ihr einen Paragrafen von ihrer Faſon unterſchiebt, wenn es Gegenſtände der Mode betrift. — Doch zärtliche Schwachheiten haben wirklich die erſten Anſprüche auf Toleranz, und manches gutwillige Herz hat ſchätzbare Verdienſte, um die es von den züchtigſten Mädchen beneidet wird. Die ſchönen Schoßkinder haben auch in der That große Namen unter ſich, die durch geſtiftete Denkmäler auf die Nachwelt kamen. Mamſell Rhodope baute vor Alters in Egypten eine der größten Pyramiden, worüber der reiſende Engländer und Franzos noch immer etwas zu ſchreiben, und der Teutſche — zu überſetzen findet. Madame de Maintenon ſtiftete in gewiſſen Jahren der Meditazion eine Abtey, und wer weiß, ob wir nicht in unſern Tagen auf ähnliche Art zur Stiftung eines anſehnlichen Erziehungs-Inſtituts, oder einer Examinazions-Anſtalt gelangen?

Die Kinder Iſraels verewigen dagegen ihres Namens Gedächtniß bey allen Gerichten, und glänzen in den Kaiſerlichen Debit-Kommiſſions-Akten

der

der Reichsstände nicht minder, als in andern respektabeln Konkurs-Prozessen. Beiderley Stände werfen übrigens gern den Schleyer des Geheimnisses auf ihre weltbürgerlichen Handlungen, als ob sie dem Verfahren der Staatskabinetter nichts voraus lassen wollten, in welche sie vielleicht zu Zeiten eingeweihte Blicke thun dürfen.

Die Bemerkung, daß die nächsten Glaubenssekten einander am meisten verfolgen, trift auch auf unsere Gegenstände zu, weil sich das Menschengeschlecht allenthalben gleich bleibt. So hassen sich die Juden von der beschnittenen und unbeschnittenen Gattung von ganzem Herzen, und die leichten Truppen unter der Fahne Amors, die ihren Herrn öfters wechseln, tragen eine ewige Feindschaft gegen die glücklichen Schönen, die einen siehenden Münnesold ziehen.

Ihrem Standes-Karakter sind nicht leicht andere Menschenklassen so lange treu geblieben, als diese. Die Tugend der Keuschheit und Sparsamkeit ist unter dieser leichtsinnigen Schwesterschaft gewiß von jeher nicht seltener gewesen, als Großmuth und höhere Kultur unter dem Stamme Juda. Nur den neuern Zeiten gebühret der Ruhm, Söhne desselben auf die Bahn einer würdigern Beschäftigung gelockt zu haben, um sie dort selbst an den unverwelklichen Kränzen Theil nehmen zu lassen, womit die Filosofie des Tages ihre Günstlinge schmückt. Aber solche hervorragende Individuen machen freylich die nie-

niedrige Stufe der ganzen Klasse desto sichtbarer. Es ist Schade, daß das Problem der bürgerlichen Verbesserung der Juden bis jetzt noch so viel Zeit wegnimmt, ohne vorwärts zu rücken; sonst dürften wir von unserm Reformazionslustigen Zeitalter sicherlich das große Unternehmen erwarten, daß man sofort an die moralische Verbesserung der verirrten Schönen Hand anlegte.

Bis dahin kann man jedoch einen Vorschlag nicht auf dem Herzen behalten, der darauf abzweckt, das Daseyn beyder Stände, wenigstens von der ökonomischen, mithin von einer wichtigen Seite, unschädlicher zu machen.

Man darf nemlich künftig nur Juden ohne Eigennutz zu Geschäftsträgern, und Mädchen ohne Eitelkeit zu Geliebten wählen, wenn die Bilanz des Hauswesens hübsch in Ordnung bleiben soll. Bey einer solchen Wahl wird der Kennerblick treflich zu Statten kommen, der den Leuten wie sichs gebührt oft eigen ist, und mit dessen Hülfe sie uns andere Menschengestalten sogleich zu rangieren wissen.

Um wahlfähig zu werden, muß sich nunmehr die Schönheit und der Sohn Abrahams auf Treue und Haushaltungskunst befleißigen; ja wer weiß, ob nicht einst unsere Professoren der Kameralwissenschaften, um hinter die Geheimnisse der Praxis zu kommen, noch heimlich bey diesen in die Schule gehen werden?

4.

Könige und Bettler.

Obwohl der weise Nathan recht haben mag, wenn er sagt:

— — — der wahre Bettler ist
doch einzig und allein der wahre König!

Wenigstens möchte jener zu Zeiten mit manchem Könige der Erde nicht getauscht haben, dem Kopf oder Krone zu locker saßen. Man hat Beyspiele von beyden in der allgemeinen Weltgeschichte, woran ich, meines Orts, den Vorzug der feinen Lebensart der Höfe vor der Volksmanier am merkwürdigsten gefunden habe. Die Letztere macht sich ohne Umstände über Kopf und Krone zugleich her; der Wohlstand der ersteren läßt es nicht zu, sich etwas weiter als die Krone auszubitten, und wer einen solchen lästigen Hauptschmuck in unsern bedenklichen Zeiten mit gutem Anstande los seyn wollte, dürfte zuverlässig auf eine standesmäßige Vergütung rechnen, um sich den Musen und der Filosofie ohne Sorgen in die Arme zu werfen.

So viel ist indessen gewiß, es giebt keinen König, der nicht Bettler die Menge, (und von verschiednen Sorten) in seinen Staaten hätte; aber es giebt wohl Bettler, die keinen König über sich erkennen. Darin sind also beyde gleich, daß sie keinen andern Gebieter über sich haben, als ihren eignen Willen und ihre Leidenschaften; aber der Ein-

Einfluß ihrer Wirkungen auf Mit- und Nachwelt macht den ausgebreiteten Wirkungskreis des Gewalthabers zu einem gefährlichen und verantwortlichen Vorzug. — Man hat schon viele Träume über die Ausrottung des Bettelwesens verwirklichen wollen, und wenn es geglückt wäre, so würden wir uns dem Ideal der Staatsverfassungen mit Riesenschritten genähert haben. Denn diese Idee umfaßt mehr, als uns die Herren zur Zeit davon verrathen wollen. Es läuft am Ende auf nichts geringers hinaus, als dem Staate entweder ein unerschöpfliches Kapital auszumitteln, durch dessen Hülfe alle erfoderlichen Anstalten ins Werk gesetzt werden können; oder alle Menschen sogleich mit Fleiß und Ehrliebe zu begaben, und alle Haushaltungen nach dem Takte der Klugheit und Ordnung gehen zu machen.

Zur Abwechselung wagt sich die politische Reformazionswuth jetzt gar daran, dem Königsthume den Krieg zu erklären. Hierbey haben die Jünger des Apollo seit etwa zwanzig Jahren Kosackendienste verrichtet, und in den Musenalmanachen eben so fleißige als wüthende Ausfälle auf die Götter der Erde gethan. Wahrscheinlich suchten sie den Spruch des alten Dichters, der leichter zu beneiden als zu erreichen war, zu nichte zu machen: als ob der Umgang mit den Musen die Sitten verfeinere und alle Tölpeley verbiete. *)

*) Das bekannte: emollit mores etc.

Zum Glück will es mit dem tollkühnen Versuche, in unserer westlichen Nachbarschaft das Nazionalglück aus Blutströmen und Verfolgungen hervorzulocken, nicht recht fort, und wir hegen das beste Vertrauen zu dem alttentschen Menschenverstande, daß er es um unserer bürgerlichen und häuslichen Ruhe, ja um der Hoffnung einer allmählichen Verbesserung unserer Verfassungen willen, in diesem Stücke noch lange beym Alten lassen werde.

Uebrigens sey es erlaubt hier abzubrechen, weil man über Gegenstände, wie diese, leicht zu wenig oder zu viel sagt. Nur dieses noch. Auf der einen Seite fällt der ungeheure Abstand zwischen den gekrönten Günstlingen des Glücks und der Macht, und jenen heymathlosen Söhnen des Elends und der Dunkelheit traurig genug in die Augen; aber auf der andern versöhnt den Beobachter das Loos der Menschheit, womit das Schicksal beyde versiehet. Denn bey aller Ungleichheit des Standpunktes, erfahren beyde Freude und Leid und Unbestand des Lebensgenusses; beyde sinken an einem Ziele nieder, wenn der Tod Zepter und Bettlerstab aus ihren Händen ringet.

(Die Fortsetzung folgt.)

A.

II.

Ueber

die Erfindung des Nilpapyrs

und seine Verbreitung in Griechenland.

Es ist vorauszusehen, daß die von einem unserer scharfsinnigsten Kritiker aufs neue in Untersuchung gebrachte, und durch seine eigenen Erläuterungen größtentheils auch beantwortete Frage: ob Homer in jener frühen Jugendperiode des Jonischen Griechenlands, wohin ihn das Alterthum zu versetzen pflegt, sich zur Aufbewahrung seiner Gesänge schon der Schreibekunst bedienen konnte? — auch eine neue allgemeine und strenge Revision aller zur griechischen Paläografie gehörigen, und seit länger als drey Jahrhunderten mit dem anhaltendsten Fleiße, aber mit sehr verschiedenem Erfolg, angestellten Untersuchungen einleiten und beschleunigen muß.

Die Frage: wann wurde das gewöhnlichste und wohlfeilste Schreibmaterial des Alterthums, das aus den Häuten einer Schilfstaude zubereitete Papyr, von den Sumpfgestaden des Flusses, der dies Gewächs säugte und das daraus bereitete Papyr leimte, zuerst nach Griechenland gebracht, und dort allgemein gebräuchlich? — diese Frage ist

bey weitem die wichtigſte und vielumfaſſendſte unter allen, die hier in Anregung gebracht werden können. Denn ſo lange dies Schreibmaterial den Griechen noch unbekannt, oder wenigſtens deſſen Gebrauch bey ihnen noch nicht allgemein angenommen war: ſo lange war es auch mit der Verbreitung und Vervielfältigung ſolcher Schriften, welche einen größern Umfang und eine vielſeitigere Ausdehnung hatten, bey der damaligen Art auf Thierfelle, eben ſo wie auf Wachstafeln, Buchſtaben mit dem Griffel einzugraben, *) eine ſehr mühſame und ungewiſſe Sache.

*) Man darf ſich nur daran erinnern, daß alle alte Bilder- und Buchſtabenſchrift wahrſcheinlich viele Menſchenalter hindurch erſt mit Griffeln eingegraben wurde, ehe man mit Hülfe eines Atraments ſchreiben lernte. S. Merian in den Memoires de l'Ac. d. Sc. de Berlin 1789 p. 519 f. So mußten alſo auch die διφθερα, oder Thierfelle, worauf man vor der Erfindung des Papyrs Schrift einzeichnete, einen Wachsüberzug, oder Firniß haben, worin man die Buchſtaben einkratzte, oder eingrub. Alle Buchſtabenſchrift auf Fellen war alſo damals noch eine Art linearischer Malerey, wie man ſich auch die Monogrammen in der enkauſtiſchen Malerey zu denken hat. S. Riem über die Malerei der Alten, ſ. VII. p. 114. ff. Daher hieß, nach einem Provinzialism, ein Schreibmeiſter, der die Knaben auf ſolchen Fellen die Schriftzüge lehrte, διφθεραλοιφος, daß heißt wörtlich ein Fellüberſchmierer, weil er die verunglückten Schriftzüge ſeiner Schüler leicht mit einer neuen Maſſe überzog. S. Heſychius T. I. c. 1010. 24. und Hemſterhuys

zum

Sache. Kurz, ſelbſt Homers unſterbliche Heldenlieder konnten erſt dann den, ihrer Verbreitung ſo liſtig entgegen arbeitenden Rhapſoden-Innungen und Singſchulen entriſſen, und durch hinlänglich vervielfältigte Abſchriften das allgemeine Elementar- und Sittenbuch Griechenlands werden, als die wohlfeiler anzuſchaffenden und ſchneller zu überſchreibenden Papyrusrollen an die Stelle der Thierhäute eingetreten waren. *)

Es iſt in der That auffallend und ein neuer Beweis, wie wenig oft auch die beſprochenſten Dinge

zum Pollux X, 57. p. 1214. Man kochte, um dieſen Wachsfirniß zu bereiten, das Wachs mit Oelhefen (amurca): ſ. die Scholien zum Theokrit VII, 107, und die Maſſe ſelbſt hieß μαλθη. Dies Eingraben auf die gewichſte Oberfläche der, wahrſcheinlich nur auf der innern Fleiſchſeite aeglätteten Thierfelle hatte alſo natürlich ſeine groſen Schwierigkeiten, und das Bücherabſchreiben konnte dabey keine groſe Fortſchritte machen: Und ſo blieb es mit der Benutzung der Felle zum Schreiben bis zur 148 Olymp. wo Eumenes II zu Pergamus, wegen des ägyptiſchen Papyrverbots und der literariſchen Eiferſucht der Alexandriner, die ſo manchen ſonderbaren Auftritt erzeugte, (S. Heyne Opusce. Acad. T. I. p. 130 ff.) das erſte Pergament erfand. Denn ſo muß, wie auch ſchon Voß de arte gramm. I, 28. p. 134. bemerket, das ſo ſehr angefochtene, und doch ſehr richtige Zeugniß des Varro beym Plinius XIII, 11. verſtanden werden.

*) Wolf Prolegg. ad Homer. p. LX ff.

ganz durchgesprochen und aufs reine gebracht sind, daß bey den so mannigfaltigen und immer wieder aufs neue angeknüpften Untersuchungen über die wahre Beschaffenheit der Papyrusstaude und des daraus verfertigten Papyrs der Alten, gerade dieser Punkt: Wann denn eigentlich die Griechen dies nilotische Produkt für ihr Schreibbedürfniß kennen lernten? — entweder ganz übersehen, oder mit der größten Oberflächlichkeit behandelt worden ist. Denn seit dem der durch seine Abenteuer nicht weniger als seine Schriften berühmten Königsberger Botaniker Melchior Wieland sein Vilum Repertum als Augenzeuge über diese Pflanze im 16ten Jahrhunderte niederschrieb, und in seinem Kommentar über die Hauptstelle des Plinius bewies, daß der alte Varro, wenn er die Erfindung des Papyrs bis in das Zeitalter Alexanders und seiner Namensstadt in Aegypten herunterſetzt, einen unbegreiflichen Zeitverstoß begangen habe, weil schon mehrere Jahrhunderte früher, bey den Griechen allgemein von Papyrusrollen (βιβλιοις) die Rede sey, — seit ihm, sage ich, *) sind

*) M. Wieland (in der allgemeinen Latinisazion seines Zeitalters Guilandinus genannt) veranstaltete die erste Ausgabe seines Papyrus, sive Commentarius in tria Plinii de Papyro capita, zuerst zu Venedig 1572. in 4. Salmuth gab sie zu Amberg 1613 in 8. wieder heraus, wo sich die hier angeführte Stelle S. 34 ff. befindet. Jos. Skaliger, der eine bestiae Antikritik gegen Wieland geschrieben hat, in Scaligeranis secundis

Zweyte Scene.

Floriſell und Perdita treten auf.

Floriſell.

Wie reizend ſeyd ihr in dieſem ungewöhnlichen Puz? Keine Schäferin, ſondern Flora ſelbſt, mitten unter dem ſchimmernden Gefolge des Frühlings! -- Für andre mag dieß unſer Feſt eine Schaf-Schur heiſſen; in meinen Augen iſt es eine Zuſammenkunft der Liebes-Götter, um euch, ihrer Königin, zu huldigen.

Perdita.

Mein gnädigſter Herr, eure Ausſchweiffungen zu tadeln, kommt mir nicht zu: O verzeihet, daß ich ihnen dieſen Namen geben muß -- aber wie ſoll ich es anders nennen -- euer hohes Selbſt, den groſſen Erben dieſes Reichs habt ihr durch eine Schäfer-Kleidung verdunkelt; und mich armes ſchlechtes Mädchen wie eine Göttin herausgepuzt. Glaubet mir, wenn unſre Leute nicht gewohnt wären, bey einem ſolchen Feſt allerley kurzweilige Thorheiten zu ſehen, ich würde erröthen, wenn ich euch in dieſem Aufzug anſähe; verſichert, ich denk' ich ſchaue in einen Spiegel der mir zeigt, wie niedrig ich bin, da ihr euch ſo weit herablaſſen müſſet, um mir gleich zu werden.

Floriſell.

Geſegnet ſey die Stunde, da mein guter Falke ſeinen Flug über deines Vaters Matten nahm.

ſind alle neuern Papier-Unterſucher, ohne tiefer in die Sache einzudringen, immer nur bey dieſer Angabe ſtehen geblieben. *)

Der Vater Montfaucon, der ſowohl in einer eigenen Abhandlung, als auch in ſeiner Schrift über die Paläografie der Griechen, **) manches hieher gehörige geſammlet hat, begnügt ſich, Wielands Citate in ſeiner Manier vorzutragen, und beſchäftigt ſich, ſo wie die gelehrten Benediktiner in ihrem Lehrgebäude der Diplomatik, ***) faſt allein nur damit, zu zeigen, daß das ägyptiſche Papyr bis zum 9ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gebraucht worden ſey. Caylüs, deſſen Abhandlung in den Anfuh-

 rungen

die p. 1. ff. giebt doch über dieſen Punkt auch weiter keine Berichtigung, und Saumaiſe ad Scriptr. H. A. T. II. p. 698 ff. der auch Skaligern nicht verſchont, übergeht ihn ebenfalls mit Stillſchweigen.

*) Dem Regiſter, das ſchon Fabricius Bibliograph. Antiqu. p. 957 giebt, hat weder Baumgarten zur Allg. Weltgeſch. Th. I. Not. 263 noch Wehrs vom Papier Th. I. S. 58 ff. die beyde den Fabricius gelängnet haben, etwas von Bedeutung hinzuzuſetzen gewußt.

**) Sur la plante appellée *papyrus* et le papier d'Egypte, in den Memoires de l'Acad. d. Inſcript. T. VI. p. 594 iff und in der Paläografie p. 15.

***) Th. I. S. 509 ff. Teutſch. Ausg.

rungen über dieſe Materie gewöhnlich voran ſteht, *) fertigt uns ſogar mit dem Beſcheide ab, daß über das Alter des Papyrgebrauchs der vorbemeldete Guiſandinus alles ſchon zur Richtigkeit gebracht habe. Selbſt durch die neueſten Unterſuchungen über dieſe Materie hat der Punkt, der uns hier der wichtigſte iſt, nicht die geringſte neue Aufklärung erhalten. Der edle Ritter Landolina zu Syrakus hat zwar neuerlich weder Mühe noch Unkoſten geſcheuet, aus dem cyperus papyrus, wie er ihn in den Quellgewäſſern am Anapus unweit Syrakus fand, eine Maſſe zuzubereiten, die dem nileotiſchen Papyrprodukt des Alterthums völlig gleich ſeyn ſoll, wiewohl ſich auch dagegen vielleicht noch ſehr erhebliche Zweifel vorbringen ließen. **) Allein von

*) Memoires de l'Acad. d. Inſcript. T. XXVI. p. 267 ff. Uebrigens iſt in botaniſcher und mechaniſcher Rückſicht das was Caylüs hier theils ſelbſt, theils aus den Papieren des Juſſieu giebt, bey weitem das Gründlichſte, was bis jetzt darüber geſchrieben iſt.

**) Wir kennen dieſe Wiedererfindung aus Bartels Briefen über Kalabrien und Sizilien Th. III. S. 69 ff. Aber der Zweifel, — der ſchon damals, als Hr. D. Bartels die erſte Nachricht davon in der Göttinger Akademie der Wiſſenſchaften vorlas, von Kennern gegen die Aechtheit dieſer Erfindung aus dem Grunde gemacht wurde, daß nach des Ritter Landolinas Manipulazion die Worte des Plinius: praeparantur (e papyro) chartae, diuiſo eam in tractatus ſed quam la-

von antiquariſchen Unterſuchungen der Art, wie wir ſie hier angeſtellt zu ſehen wünſchten, war bey dem in ſo vieler Rückſicht achtungswürdigen Syrakuſiſchen Alterthumsforſcher bis jetzt*) wohl ſchwerlich

latiſſimas philyras, keinen Sinn haben, da Hr. Landolina den dünnen Baſt mit einer Nadel zu trennen unmöglich fand, und er alſo die Maſſe mit einem feinen Meſſer nur in dünne und lange Scheiben (liſte) zerſchneidet, — iſt bis jetzt noch nicht widerlegt. Hr. D. Bartels iſt ſo gütig geweſen, mir die eigenhändige Beſchreibung des Ritters mitzutheilen, woraus ich ſehe, daß er ſich in der ſchwierigen Stelle durch eine Verbeſſerung zu retten ſucht, und ſtatt diuiſo *acu*, diuiſo *ſcapo* leſen will. Allein dies iſt eben ſo unſtatthaft als die Behauptung, die Worte liber, philyra, corium, ſcheda, tabula, plagula wären durchaus ſynonym in jener Stelle, und bezeichneten ſchlechtweg eine jede ebene Maſſe. Es heißt in dieſem Bericht unter andern: nel fuſto del papiro non eſſendovi affatto legno per reſiſtere alla forza del ago (aber dieſes bedürfte es auch nicht, wenn man nur dieſe Nadel, ohne Zweifel was die Alten acum diſcriminalem nannten, geſchickt zu brauchen wüßte, oder die rechte Papyrpflanze hätte) non poſſono dalli lati ſuoi ſepararſi le membrane tutte all' intorno, le quale — formano nel Papiro una ſola uguale maſſa che da Plinio *liber* fu detta impropriamente. Grade in dieſer letzten Behauptung liegt der Betrug. Caylus verſtand dies weit richtiger.

*) In der vor mir liegenden Abſchrift der rilazione del papiro Siracuſano des Ritters Landolina, die er an die Acca-

cade-

lich die Rede. Die scharfsinnigsten Forschungen und Vergleichungen hat der gelehrte Däne, Herr Schow, bey der Untersuchung einer alten zu Gize in Aegypten gefundenen und im Borgianischen Museum zu Velletri aufbewahrten, Papyrusrolle neuerlich angestellt. *) Aber auch Er beschäftigt sich, in der sachreichen Vorrede zu dieser Kanalgräberrolle mehr mit der eigentlichen Textur und dem merkantilischen Gebrauche des Nilpapyrs, wie er es unter den Händen hatte, als mit einer kritischen Sichtung der Stellen, wo bey den Alten von der ersten Bekanntschaft der Griechen mit dieser Erfindung einige Spuren vorkommen könnten.

Man muß aber hierbey, um gegen alle diese eben genannten Alterthumskenner nicht ungerecht und anmaßend zu erscheinen, wohl bemerken, daß die Griechen selbst, so weit wir hierüber, in den noch vorhandenen Schriften, Zeugnisse erwarten können, so gut als gar keine bestimmte Nachricht über die Einführung dieses Schreibmaterials ertheilt haben.

cademici d' Ercolano nach Neapel geschickt, ist zwar mehrmals von einem eignen Werke des Ritters über diese Materie die Rede, wo auch dieser Punkt berührt seyn könnte: allein von der Erscheinung desselben ist bis jetzt, meines Wissens, noch nichts bekannt geworden.

*) Charta papyracea graece scripta Musei Borgiani Velitris — cum adnotatione critica et palaeographica. Romae 1788. 4. Siehe besonders p. 1. f. der Vorrede.

haben. Die Hauptſtelle beym Herodot (V, 58) wo es heißt: die Jonier hätten in frühern Zeiten aus Ermangelung des Nilpapyrs auf Schaf- und Ziegenfelle geſchrieben, läßt uns über den Zeitpunkt, wann dieſer Mangel des Nilpapyrs aufgehört habe, in völliger Ungewißheit. Und in der That, wenn wir uns nur einen Augenblick an die, zum Theil mit großer Heftigkeit von den Urkundenſammlern unſerer Tage geführten Streitigkeiten über das Alter unſers Lumpenpapiers erinnern, und bedenken, daß, ungeachtet aller Hülfsmittel, die uns bey dieſen neuern Forſchungen über eine neuere Erfindung zu Gebote ſtehen, noch immer der Fall nicht allein möglich, ſondern auch wahrſcheinlich iſt, daß ein raſtloſer Forſcher, wie der Hr. v. Murr, vielleicht heute noch ein älteres Lumpendokument, als das von Kaufbeuern vom Jahre 1318, dem Mottenfraß irgend eines Archivs oder einer Kloſterbibliothek entreiße; ſo werden wir dieß Stillſchweigen der glücklichen Bewohner der griechiſchen Küſtenländer, die damals lieber Thaten verrichteten, die des Aufſchreibens würdig waren, als über das Alter und die Abkunft der ihnen durch Handelsverkehr zugekommenen Schreibmaterialien mühſame Nachfrage anſtellten, wohl auch nicht ſo hoch anrechnen dürfen. Als die ſpätern Alexandriner kein Winkelchen der griechiſchen Archäologie undurchſucht ließen, da war die ältere Kunde und Ueberlieferung aus der Jugendperiode Joniens längſt verſchwunden; da konnte man allenfalls ein artiges Mähr-

chen

chen erzählen, aber keine historischen Angaben festsetzen.

Die historische Kritik unserer Tage erlaubt dem Alterthumsforscher, der sich ihrer Aufklärungen bescheiden zu bedienen weiß, selbst in jener, durch mehr als ein Jahrtausend von uns getrennte Kulturgeschichte der Küstenländer Kleinasiens Muthmaßungen und Zusammenstellungen zu wagen, zu denen sich die später kultivierten Griechen im Mutterlande, und ihre nähere Abkömmlinge schon darum nicht erheben konnten, weil sich bey ihnen alles nur in dem enggezogenen Kreise ihrer unmittelbaren Wirksamkeit und ihres hellenischen Nazionalstolzes herumdrehte. Wie konnte auch der auf seine barbarischen Nachbaren verächtlich herabblickende Hellene, welchem Erfindungen und Voraltern zugleich mit Heuschrecken aus dem Mutterlande hervorwuchsen, der allem Ausländischen, durch Namensvertauschungen und Mythen, sein Nazionalgepräge aufdruckte, und die Kennzeichen des fremden Ursprungs sorgfältig verwischte, *) — auf das Nilpapyr, als eine außergriechische

*) Man erinnere sich nur z. B. wie wenig Spuren von den Faktoreyen, Erfindungen und Ueberlieferungen, die einst der fönizische Handelsgeist auf dem Inselmeere und Küstengebiete Griechenlands so reichlich ausäete, in den spätern Schriftstellern der Griechen übrig sind. Noch ist, nach allem was Mignot in seinen 21 Abhandlungen in den Memoires de l'Acad. des Inscript. und neu-

chiſche Erfindung, einen vorurtheilsfreyen, forſchenden Blick werfen?

Dieſe Vorerinnerungen waren vielleicht hier nicht ganz unnütz, wo ich es verſuchen möchte, den Griechen ſelbſt die Erfindung des Papyrus, als Schreibmaterial, zuzueignen, und eben dadurch den Zeitpunkt, in welchem ſein Gebrauch allgemein unter den Griechen bekannt und angenommen wurde, genauer zu beſtimmen.

Plinius fand beym Varro, den er zu ſeinen Nachrichten über die Polaͤografie excerpirte, (H. N. XIII, II. ſ. 21.) daß der Gebrauch der Leinwand zum Schreiben ſehr alt ſey, und wahrſcheinlich über die Zerſtörung von Troja hinausgehe. Man hat über dieſe Leinwandmappen*) allerley Muthmaßungen gemacht, und beſonders die auf Leinewand geſchriebenen römiſchen Urkunden dabey in Anſchlag gebracht,

neuerlich die Reſultate einer akademiſchen Preisfrage zur Aufklärung dieſes wichtigen Punktes geliefert haben, hier eine ſchöne Nachleſe übrig. Beſonders würden die Mythen der Venus, des Merkurs, der Dioskuren und des Herkules, abgeſondert von den helleniſchen Fabeleyen, noch manchen unvermutheten Aufſchluß gewähren, ohne daß man in die Fantaſien eines Bergier, Court de Gebelin, Dupuis und Bryant ſich verirren dürfte.

*) Die eigentliche Benennung eines liber lineus war *mappa*, S. Saumaiſe zu Scriptt. H. A. T. II. p. 439.

gebracht, die in der Erzählung von den Sibylliniſchen Büchern und beym Plinius ſelbſt mehrmals vorkommen. Allein an dieſe konnte Varro, wo er von einem ſo frühen Zeitalter ſpricht, noch nicht denken. Der älteſte Gebrauch der Leinewand zur Schrift wurde wahrſcheinlich in Aegypten gemacht. Den Beleg zu dieſer Behauptung finde ich in einer ganzen Reihe alter Urkunden, ich meyne die mit Hieroglyfen beſchriebenen Mumienbandagen, welche bekanntlich aus Kattunleinewand gemacht und, wenigſtens zum Theil, Ueberreſte des entfernteſten Alterthums ſind. Die Kattun- oder Byſſusfabriken blühten ſchon zu der Zeit in Aegypten, wo alle Kultur allein noch in den Händen der herrſchenden Prieſterkaſte, und an eine gemeine Buchſtabenſchrift noch gar nicht zu denken war. *) Da die Balſamirer oder Mumiſirer ſelbſt zur unterſten Klaſſe des Prieſterſtammes in Aegypten gehörten, und dieſe auch die Wickelbände der Mumien mit

*) Ueber das Alter der Byſſusfabriken in Aegypten hat ſchon Goguet Origine des Loix T. I. p. 121 abgeſprochen. In J. R. Forſters gelehrter Schrift de byſſo antiquorum Lond. 1776, finden ſich ſelbſt aus den Mumienbandagen die Belege dazu geſammelt. Ueber das hohe Alter einiger Mumien hat Blumenbach im letzten Theile der Philoſophical Transactions verſchiedene Winke gegeben, die wohl noch weiter ausgeführt zu werden verdienten. Auch finden ſich gewiß mehrere ganz alte Mumien mit wahrer Hieroglyfenſchrift. S. Kirchers Oedip. T. III. p. 422 ff. Caylus' Recueil d' Antiqu. T. I. pl. 8. 9.

mit den heiligen Karakteren zu bemahlen hatten: so entstand wahrscheinlich eben dadurch der erste Gedanke, die Hieroglyfen, die man bis jetzt nur auf harte Stein- und Metallmassen eingegraben hatte, mit weit größerer Bequemlichkeit auch auf die Byssusleinewand zu zeichnen; und hatten die Priester, ausser den zahlreichen Hieroglyfen-Denkmälern auf Steinen und Mauern, wirklich auch noch andere Urkunden, worin die heiligen Sachen in Hieroglyfenschrift aufbewahret wurden: so waren dies gewiß Byssusrollen, oder vielfach zusammengeleimte Kattuntaschn, die sie auf eben die Weise, wie die Mumienbänder, mit hieroglyfischen Schriftzeichen bemahlten. Dies mußte im Alterthum eine sehr bekannte Sache seyn, und so konnte der Polyhistor Varro mit vollem Rechte von einem sehr ehrwürdigen Alter der Leinewand, als Schreibestoff, sprechen, da man, wie bekannt, auch den Byssus unter dieser allgemeinen Benennung begriff.

Wann vertauschten nun aber die Aegypter diese Byssusleinewand, als Schreibmaterial, mit den aus der Papyrusstaude verfertigten Rollen? Oder wann lernten sie den Gebrauch des Papyrus? Höchst wahrscheinlich zu eben der Zeit, da sie die fonizischen oder semitischen Buchstaben-Zeichen zuerst aufnahmen, und nun, ausser den bis jetzt allein von den Priestern geschriebenen und verstandenen Hieroglyfen und der daraus entsprungenen und abgekurzten symbolischen Schrift, noch eine dritte Hauptgattung,

die Herodot die gemeine Volksſchrift (δημοτικὴ B. II. 36.) nennt, beym Verkehr im Handel und Wandel und zu jedem andern Bedürfniß im gemeinen Leben anzuwenden anfingen. Ich ſtimme nemlich ohne alles Bedenken der, auf einer Reihe höchſt wahrſcheinlicher Vorderſätze gegründeten Behauptung der Herrn Tychſen und Paulus bey, daß, wo im Herodot, oder in andern alten Schriftſtellern, von heiliger Schrift und Prieſterdenkmälern vor jener letzten Dynaſtie ägyptiſcher Könige, auf welche die Unterjochung Aegyptens durch die Perſer erfolgte, die Rede ſey, dies nie von einer andern Schriftart als der hieroglyfiſchen und ſymboliſchen Prieſterſchrift verſtanden werden müſſe;*) daß Warburtons und Deguignes Hypotheſe von einer frühern, ſchon vor und zu Moſes Zeiten gewöhnlichen, aus den ver-

*) Die einzige Stelle, wo Herodot unläugbar von der Buchſtabenſchrift der Aegypter ſpricht, II, 36, läßt über das Zeitalter, von welchem ſie zu verſtehen ſey, im Zuſammenhange ſelbſt nicht den geringſten Zweifel. Alle übrigen Stellen, wo γράμματα auf älteren Denkmälern erwähnt werden, ſind von ſymboliſcher Zeichenſchrift zu verſtehen; nur daß auch dieſe wieder in ſich ſelbſt verſchieden waren, wie aus der übrigens fabelhaften Sage vom Seſoſtris II, 102. 106 deutlich hervorgeht, wo die ἰδέαι freylich auch die Stelle der Schrift vertreten, und doch noch von der Inſchrift verſchieden ſind. So ſind II, 124 die ζῶα ἐγγεγλυμμένα ſicher etwas anders als die γράμματα II, 136, aber mit den τύποις II, 138, 153 völlig einerley.

Perdita.

Nun, der Himmel mög euch Urſache geben dieſe Stunde zu ſeanen! Mich macht dieſe Verwandlung zittern; wenn ihr gleich zu groß ſeyd, um zu wiſſen was Furcht iſt -- Eben in dieſem Augenblik zittre ich vor dem Gedanken, daß irgend ein Zufall euern Vater ſo gut als euch hieher führen könnte: Gütiger Himmel! Was würde er für Augen machen, ſeinen Prinzen, auf den er ſtolz ſeyn müßte, ſo unanſtändig verkleidet zu ſehen! Was würde er ſagen! Oder wie könnte ich in dieſem geborgten ſuttrichten Aufzug das Herz haben, die Strenge ſeines Anbliks auszuhalten?

Floriſell.

Weg mit dieſen Grillen, meine Schöne; bilde dir nichts als Scherze und Frölichkeit ein: Die Götter ſelbſt haben ſich nicht geſchämt, wenn es die Liebe wollte, ihre Gottheiten in thieriſche Geſtalten zu verbergen. Jupiter brüllte als Stier; Neptunus blökte als Schafbok; und der goldne Apollo wurde ein armer gemeiner Schäfer, wie ich itzt zu ſeyn ſcheine. Keiner unter ihnen allen konnte ſeine Verwandlung mit einer ſo ſchönen Urſache rechtfertigen; keiner liebte mit einer ſo reinen, ſo tugendhaften Liebe -- Meine Abſichten --

Perdita.

Ach, was vermögen dieſe Abſichten gegen den unwiderſtehlichen Willen des Königs? Denn daß er ſie billigen könnte, iſt unmöglich -- Was wird die Folge davon ſeyn? --

verkürzten Hieroglyfen ſelbſt entwickelten Buchſtabenſchrift, in unauflösliche Widerſprüche verwickle, und daß alle Buchſtabenſchrift den Aegyptern, entweder unmittelbar von den Föniziern, die dort ſehr alte Handelsetabliſſements hatten, oder, was Hr. Paulus ſehr ſcharfſinnig vermuthet, mittelbar durch die Griechen, die doch auch urſprünglich das fönizifche Alfabet durch den Kadmus erhielten, mitgetheilt worden, und alſo unbezweifelt ſemitiſchen Urſprungs ſey. *) So wichtig und folgenreich dieſe Behauptung auch in anderer Hinſicht, und beſonders in Beziehung auf die moſaiſchen Urkunden ſeyn mag, diß nun, trotz aller Warburtonſchen Sofismen, nicht mehr mit ägyptiſcher Schreibekunſt geſchrieben ſeyn können: ſo viel Licht verbreitet ſie auch auf die Unterſuchung, in welcher das Alter des Schreibpapyrs in Aegypten, ſeinem Vaterlande, beſtimmt werden ſoll.

B.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Durch das, was Hr. Prof. Tychſen über die Buchſtabenſchrift der alten Aegypter in der Bibliothek der alten Literat. u. Kunſt Th. VI. S. 1—63 über dieſe durch Mißverſtändniſſe aller Art ſo ſehr verwickelte Materie bemerkt hat, iſt hoffentlich die Sache ſo gut als abgethan, und die daraus folgende Berichtigung der Büttnerſchen Tabellen von großer Wichtigkeit. Auch hat Hr. Prof. Paulus, ſowohl in der von ihm umgearbeiteten Dithmarſchen Beſchreibung des alten Aegyptens (Nürnb. 1793 S. 153. als neuerlich in den archäologiſchen Beobachtungen über ſemitiſche Leſezeichen, Memorabilien Th. VI. S. 103 jenen Bemerkungen noch einige ſcharfſinnige Winke hinzugeſetzt.

III.

III.

Ueber einige

groſse Kleinigkeiten

in der

teutſchen Sprache. *)

(Durch einen Artikel Nr. 96. des Reichsanzeigers 1794. veranlaßt.)

Vorerinnerung.

Herr Hofrath Nieuſel hatte in dem 96ſten Stücke des Reichsanzeigers 1794. unter andern Verbeſſerungen der teutſchen Sprache, auch dieſe vorgeſchlagen, daß man nicht mehr durchdacht ſondern durchgedacht, nicht mißbilligt, ſondern gemißbilligt, nicht ich habe ihn gehen ſehen, ſondern geſehen, ſprechen und ſchrei-

ben

*) Eine Kette von zufälligen Umſtänden hat dieſe Abhandlung, deren Werth einem jeden, dem die Reinigung und Vervollkommung unſrer Sprache nicht gleichgültig iſt, zu einleuchtend ſeyn muß, um meiner Empfehlung zu bedürfen, ſo lange bey mir zurückgehalten, daß ſie nun beynahe ein Jahr ſpäter erſcheint, als ſie zu erſcheinen beſtimmt war. Aber auch izt kommt ſie noch immer zu rechter Zeit, wenn ſie wirkt was ſie wirken kann und ſoll. W.

ben ſolle. Von der Richtigkeit dieſer drey letzten Verbeſſerungen konnte ich mich immer weniger überzeugen, je weiter ich darüber nachdachte; und da es mir endlich nicht gleichgültig für unſere Sprache zu ſeyn ſchien, ob jene Vorſchläge befolgt oder nicht befolgt würden: ſo ſetzte ich mich hin, meine Einwendungen dagegen den Leſern deſſelben Blattes ebenfalls mit wenigem mitzutheilen. Allein die Natur der Unterſchiede, die zu fein, und der Gründe, die zu verſteckt ſind, machte eine weitläuftigere Erörterung und Erläuterung durch Beyſpiele nothwendig, ſo daß dieſer Aufſatz zu einer Länge anwuchs, die nicht mehr für den Reichsanzeiger geeignet ſeyn konnte.

Ich muß es den Kennern zu beurtheilen überlaſſen, ob ſie meine Erörterung neu und gründlich, und den Leſern, ob ſie ſie intereſſant genug finden, um des Abdrucks nicht unwerth zu ſeyn. Indeſſen bekenne ich gern, daß ich bey der Ausarbeitung nicht die Sprachforſcher, ſondern einen ſo gemiſchten Zirkel von Liebhabern, von Kennern und Nichtkennern vor Augen hatte, wie ich mir einbilde, daß das Publikum eines für alle Stände gemeinnützigen Blattes ſeyn werde. Auch ließ ich mich gar nicht in der Meynung in dieſen Streit ein, als ob ich unter den Sprachlehrern mir eine Stimme anmaßen dürfte, ſondern ich ſtellte mir dies als eine geſellſchaftliche Unterhaltung vor, bey welcher jeder Anweſende, der etwas Ueberlegtes vorbringen könne, das Recht

zu reden habe, ohne ſich darum bekümmern zu dürfen, ob irgend ein Gelehrter der alten oder neuen Zeit die Sache ſchon aus⸗ macht, oder wenigſtens gründlicher und umfaſſender dargeſtellt habe. Ohne alle irgend eine Sprachlehre nachzuleſen, Schottels ausgenommen, die ich zufälliger Weiſe eben vor mir liegen hatte, fing ich die Erörterung über dieſen grammatiſchen Gegenſtand in jeder Hinſicht unbefangen an, und ging nicht eher auf einen andern Punkt über, bis ich durch ausreichende Gründe und einleuchtende Beyſpiele meine eigene Begierde, darüber gewiß und im Reinen zu ſeyn, hinlänglich befriedigt glaubte. Hoffentlich hat durch dieſe Methode die Unterſuchung nicht an Werthe verloren. Im Gegentheile muß, denke ich, die Wahrheit immer gewinnen, ſo oft ſie auf einem neuen Wege gefunden oder auf einer neuen Seite betrachtet wird. So dünkt es mich wirklich jetzt, da ich nach Vollendung meiner eigenen Unterſuchung das Adelungiſche Lehrgebäude *) zur Hand nehme. Ich ſehe daraus, daß eine neue Beleuchtung dieſer anſcheinenden Unregelmäßigkeiten nicht überflüßig geweſen iſt.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich hier auf die ganze Lehre von den zuſammengeſetzten Zeitwörtern einlaſſen wollte; doch aber dünkt mich zum Voraus, daß die figürliche Bedeutung kein hinreichender Grund zur Eintheilung der ſcheinbaren und wirklichen oder

*) Leipz. bey Breitkopf, 1782. 2 Bände, 8.

oder ächten und unächten Zuſammenſetzungen ſey, und daß die aus zuſammengeſetzten Subſtantiven gemachten Verba nicht unter Eine Regel mit den Verbal-Zuſammenſetzungen gehören. Uebrigens unterſcheidet Hr. HR. Adelung die Wörter durchdenken und durchdenken, durchdacht und durchgedacht ebenfalls, ſowohl in dieſem Lehrgebäude als in ſeinem Wörterbuche, worüber ich mich alſo nicht zu rechtfertigen habe. Allein in den mit miß zuſammengeſetzten Wörtern huldigt er, wie mich dünkt, dem einſeitigen Sprachgebrauche auf Koſten der Sprachfiloſofie zu viel: denn der Unterſchied zwiſchen Activis und Neutris iſt doch wohl nur ein Scheingrund, der das Vor- und Nachſetzen des ge gar nicht zur Folge haben kann. Und welche klaſſiſchen proſaiſchen Schriftſteller vor der Erſcheinung der Adelungiſchen Sprachlehre, und welche klaſſiſchen Dichter nach Erſcheinung derſelben, mögen wohl gemißbilligt, gemißbraucht, gemißdeutet, gemißgonnt, gemißkannt u. ſ. w. geſchrieben haben? Ich wünſchte dieſen angeblichen Sprachgebrauch erwieſen zu ſehen. Wenn man gemißkannt ſtatt mißkannt ſagen darf, dann dürfte man auch kecklich gedurchdacht ſtatt durchdacht ſagen. Es iſt durchaus kein Grund zum Vorrechte des einen oder des andern da. Was endlich das gehen ſehen betrifft, ſo giebt es Herr Adelung zwar für dem Sprachgebrauche gemäß an; allein — doch ich will ſeine eigenen Worte darüber herſetzen.

„Da dieß (heißt es S. 405. im 2ten Bande) eine „wahre Abweichung von der Regel iſt, welche durch un„richtiges dunkles Gefühl (?) veranlaßt worden, ſo „ſcheinet auch die hochdeutſche Mundart (?) hier nach „und nach wieder zur Regel (? zurückzukommen; daher „auch in manchen an Statt des Infinitives das Partizi„pium, entweder allein, oder doch mit dem Infinitive „gleichgültig gebraucht wird, dagegen in andern der In„finitiv nur noch allein angbar iſt.

„Im Partizipio allein wird gebraucht, das Ver„bum fühlen, welches doch ohnehin auch in den einfa„chen Zeiten ſelten mit dem Infinitiv verbunden wird; „oder vielmehr, man umſchreibt in den zuſammengeſetz„ten Zeiten mit daß. Für, ich habe ſeinen Puls „ſchlagen fühlen, ſagt man nicht, ich habe ſeinen „Puls ſchlagen gefühlt, ſondern lieber, ich habe „gefühlt, daß ſein Puls ſchlug.

„Mit dem Infinitiv und Partizipio gleichgültig „werden gebraucht hören, lehren und lernen, doch „ſo, daß der Gebrauch des Partizipii, als die regelmäßi„gere Form (!), in der edleren und höheren Schreibart „am häufigſten vorkommt u. ſ. w.

Man ſieht daraus, daß Herr Adelung über den Grund dieſer Abweichung der Konſtrukzion eines Verbums mit einem andern Verbum von der Konſtrukzion eines Verbums mit einem Subſtantivo nicht nachgeforſcht, ſondern Regeln aus dem verſchiedenen Sprach-

ge-

gebrauche verſchiedener Schriftſteller abgezogen hat, ohne zu unterſuchen, ob ſich dieſe Schriftſteller nicht ſelbſt fehlerhaft ausgedrückt haben. Er heißt das dunkle Gefühl, nach welchem man ſich von jeher allgemein veranlaßt ſah, zwey ſich auf einander beziehende Verba in Ein Tempus zu ſetzen, ein unrichtiges Gefühl; und doch ſagt er bald darauf, daß es beſſer ſey, zu ſagen, ich habe gefühlt, daß ſein Puls ſchlug, als, ich habe ſeinen Puls ſchlagen gefühlt. Der Grund aber, warum jenes beſſer ſey, wird nicht angegeben, mithin iſt es eben das dunkle Gefühl, nach welchem man ſich von jeher allgemein geirrt haben ſoll, alſo nach ſeinem eigenen Urtheile ein unrichtiges Gefühl, und das eine Urtheil alſo mit dem andern in offenbarem Widerſpruche.

Auch die Ausnahme der Wörter hören, lehren und lernen beruht in der That auf keinem ſtatthafteren Grunde, und wenn es unrichtig iſt, zu ſagen, du hätteſt es mir nur ſchreiben gedurft, ſtatt du hätteſt es mir nur ſchreiben dürfen: ſo iſt es eben ſo unrichtig, wenn ich ſage, alles hat mich ſein Herz kennen gelehrt, ſtatt kennen lehren, und, ſeitdem ich dich habe kennen gelernt, ſtatt kennen lernen, obgleich Rabener und Kronegk ſelbſt dieſe Fehler ihrer Feder entſchlüpfen ließen. Wäre es aber richtig zu ſagen, ich habe tanzen gelernt, ſo kann es dieß nur in ſofern ſeyn, als das Zeitwort tanzen auch als ein Subſtantiv gebraucht werden kann, welches indeſſen

doch den Artikel nicht gern entbehrt; daher man beſſer ſagt, ich habe das Tanzen gelernt, ſo wie man ſagt, mein Kind hat ſchon das Vaterunſer gelernt.

Dieſes Schwankende in Herrn Adelungs Regeln über dieſen Punkt ſelbſt beweiſet, daß ſie aus keinen höhern Gründen als dem unzuverläſſigen Sprachgebrauch einzelner Stände und Schriftſteller abgeleitet ſind. Es ſollte ſich aber die ganze Lehre der Konſtrukzion zuſammenkommender Zeitwörter auf nichts als ihren gegenſeitigen Zeitverhalt gründen, woraus ſich ohne Zweifel auch die Lehre von den Partizipien beſtimmter und befriedigender würde entwickeln laſſen, als es bisher, meines Wiſſens, geſchehen iſt. Die Lehre vom Zeitverhalte hat man bisher gänzlich übergangen, und ich weiß nicht, ob außer dieſer ein ächter Probierſtein für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Syntaxes aller Zeitwörter in allen Sprachen ſeyn möchte. Grammatiſche Ausnahmen, die die weſentlichen Zeichen der Gedanken verändern, wie hier das Partizip der Vergangenheit in den Infinitiv der Gegenwart, können nicht mehr einzig aus dem Sprachgebrauche, ſelbſt wenn er allgemein wäre, beurtheilt werden, ſondern aus der Unterſuchung des Gedankens ſelbſt. Wird dieſer durch die Abweichung von der gewöhnlichen grammatiſchen Form beſtimmter und richtiger, ſo folgt nur daraus, daß die gewöhnliche Form eine zu enge Regel für alle Fälle, nicht aber, daß die Ausnahme eine Unrichtigkeit oder ein Fehler gegen die Regel iſt.

Mit dem Sprachgebrauche der klaſſiſchen (alſo doch einzelner) Schriftſteller iſt es auch eine eigene Sache, falls er dem allgemeinen Sprachgebrauche widerſtreitet. Das Anſehen, welches ſie durch ihre Geiſteswerke vor ſich haben, verführt: allein man ſollte nicht vergeſſen, daß auch ſie der menſchlichen Schwachheit bey aller Größe noch unterworfen ſind, und wenn ſie in hundert Fällen richtig und beſſer geſehen haben als andere, doch wieder in einem andern zu ſchnell entſcheiden, und ſich irren können, beſonders in der Verbeſſerung der Sprachregeln. Herr Adelung ſelbſt hat ja in ſeinen Werken häufige Beweiſe davon aufgeſtellt. Auch wird der Rang der Schriftſteller doch immer mehr nach dem Geiſtesgehalte ihrer Werke und nach ihrer Gewalt über die Sprache, in Rückſicht der Wirkung zu ihrem Zwecke und auf den Leſer, als nach ihrer grammatiſchen ſiloſofiſchen Einſicht in einzelne Sprachfälle beurtheilt, und ihre Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche kann nur ein günſtiges Vorurtheil für überwiegende Gründe erwecken, aber ohne Unterſuchung und Prüfung derſelben keinesweges entſcheidend ſeyn.

Ueberhaupt iſt wohl diejenige Epoche einer Sprache, in welcher man anfängt über die Gründe ihrer Regeln nachzudenken, die allernachtheiligſte, wenn das Aufſuchen der Gründe mehr aus der Begierde zu verbeſſern als ſich zu unterrichten herrührt. Denn es kann nicht fehlen, daß man bey dem Umfange der

Sprach-

Sprachfiloſofie, der um nichts geringer als der Umfang der formalen Filoſofie überhaupt ſeyn darf, geſchwinder verbeſſern wird, als man den einen oder den andern Fall von allen Seiten hat betrachten und prüfen können, und was durch ſolche einſeitige Verbeſſerungen Silopp von Zeſen, aus Mangel an Geſchmack, im Groſſen verdarb, das mag mancher beſſere Kopf aus Mangel an Geduld im Kleinen verdorben haben.

So viel bleibt doch wenigſtens ausgemacht, daß, da die Sprache (was Niemand in Zweifel ſtellen wird) das Mittel zum Ausdruck unſerer Gedanken iſt, der Sprachgebrauch nur dann über zweifelhafte Fälle zur Regel werden kann, wenn er den Gedanken nicht unrichtig darſtellt. Denn die richtige Darſtellung unſerer Gedanken iſt der Zweck der Sprache, und alle Grundſätze derſelben müſſen dieſem, als ihrem höchſten Grundſatze untergeordnet werden. Oder was für ein anderer ſollte ihr höchſter Grundſatz, und aus welchen Gründen Entſcheidung möglich ſeyn?

Doch meine Bemerkungen über die Adelungiſchen Regeln der vorliegenden Fälle gewinnen bald das Anſehen, als ob ich wirklich nicht als Liebhaber mit Liebhabern, ſondern als Kenner gegen Kenner, mich in einen Streit einlaſſen, und mir herausnehmen wollte, dieſem um unſere Sprache ſo hoch verdienten Forſcher, den ganz Teutſchland als ſeinen Lehrer verehrt, es zum Vorwurfe zu machen, daß ich über einige Kleinigkeiten, die

ſeyn? -- Eines von dieſen beyden unfehlbar -- entweder ihr werdet aufhören zu lieben, oder ich zu leben --

Florifell.

Allerliebſte Perdita, ich bitte dich, verfinſtre die Frölichkeit unſers Feſts nicht mit dieſen ſelbſtgemachten Schreckbildern; entweder will ich dein ſeyn, meine Schönſte, oder mein Vater hat keinen Sohn. Denn ich müßte nur aufhören ich ſelbſt zu ſeyn, wenn ich nicht dein ſeyn ſollte. Das iſt eine ausgemachte unabänderliche Sache, wenn gleich das Schikſal ſelbſt Nein dazu ſagen wollte. Sey aufgeräumt, meine Liebe! Erſtike ſolche Gedanken, denk' eher an alles andre -- Unſre Gäſte kommen ſchon -- Zeig ihnen ein frölliches Geſicht; bilde dir ein daß dieſer Tag der Hochzeit-Tag ſey, den wir beyde einander zugeſchworen haben, daß er kommen ſoll.

Perdita.

O Dame Fortuna, ſieh uns mit günſtigen Augen an!

Dritte Scene.

Der Schäfer, Hans ſein Sohn, Mopſa, Dorcas, Bediente, und mit ihnen Polixenes und Camillus, verkleidet, treten auf.

Florifell.

Seht, unſre Gäſte! Heiſſet ſie willkommen; muntert ſie durch eure eigne Frölichkeit zur Freude auf -- Dieſer Tag ſoll der Freude heilig ſeyn! Schäfer.

die er vielleicht bey der Bearbeitung eines ſo weitläuftigen Ganzen einer genauern Unterſuchung nicht werth hielt, zufälliger Weiſe der Wahrheit näher gekommen bin, oder ihr nur näher gekommen zu ſeyn glaube. Allein ich habe dieſe Einwendungen dem denkenden Leſer bloß darum mitgetheilt, um eine abſprechende Verweiſung auf Adelungs Lehrgebäude, die doch weder zu meiner Widerlegung noch zur Entſcheidung der Sache dienen würde, zum voraus abzulehnen. Uebrigens muß ich bitten, die ganze Abſchweifung über die Adelungiſchen Regeln bey der Leſung des folgenden Aufſatzes wieder zu vergeſſen, und für nichts als eine Nachſchrift, wie ſie es auch wirklich iſt, anzuſehen. Ich würde, wenn ich ein paar fliegende Blätter über die teutſche Sprachkunde mit einer Fehde gegen den Matador der teutſchen Sprachlehrer hätte ankündigen wollen, ein Quid dignum tanto feret hic promittor hiatu? mit Rechte verdienen, und nur durch Erröthen beantworten können.

An Herrn Hofrath Meuſel in Erlangen.

Schw. H. im Nov. 1794.

Wundern Sie ſich nur! Ihr verbundenſter Freund wirft ſich zu Ihrem öffentlichen Gegner auf. Es iſt nicht zu ändern, mein Theuerſter! Was ich mir auch

von

von Unſchicklichkeit darüber vorſage, und gegen mich ſelbſt proteſtiere, ſo kann ich doch über meine Begierde, gegen Ihre Behauptung im Reichsanzeiger einen Gang zu wagen, die Oberhand nicht gewinnen. Verweiſen Sie mir meinen unzeitigen Stolz, nennen Sie mich einen Undankbaren, entziehen Sie mir — Nein, ich fable, das kann mein Ernſt nicht ſeyn. Ich würde lieber zehnmal meine Meynung der Ihrigen unterwerfen, als ein einziges Mahl mich der Gefahr ausſetzen wollen, Ihre mir ſo theure und unſchätzbare Freundſchaft zu verlieren. Allein ich kenne Ihre Geſinnung, und weiß, daß Sie ſich über jeden Verſuch freuen, in dem man ſich beſtrebt, die Wahrheit zu beleuchten, wenn auch der Wille des Verſuchenden lobenswerther als ſeine That iſt.

Alſo ohne Umſchweif zum Streite. Ich nehme die Form durchdacht ſtatt durchgedacht, mißbilligt ſtatt gemißbilligt, und ich habe ihn gehen ſehen ſtatt geſehen, hiemit feyerlich gegen Ihre Verdammung in Schutz. Ich habe die Sache durchdacht und durchgedacht, und glaube alſo wohl ein wenig gewaffnet zu ſeyn.

So genau die Wörter „durchdenken und durchdenken" mit einander überein zu kommen, und willkührlich mit einander wechſeln zu können ſcheinen, ſo findet doch noch ein kleiner Unterſchied zwiſchen beyden Statt. Bey dem einen ſcheint das Denken, bey dem andern

das

das durch die Hauptidee. Mit jenem will man anzeigen, daß die Sache nicht durchlesen, durchsungen, durcharbeitet u. s. w. sondern durchdacht, mit diesem aber, daß sie nicht halb, sondern ganz durchdacht, und also durch gedacht sey. In dem einem Falle ist die Partikel durch trennbar von dem Hauptworte denken, in dem andern aber untrennbar.

Ich denke durch — ich durchdenke
— dachte durch — ich durchdachte
ich habe durchgedacht — ich habe durchdacht.
durch denken — durchdenken

Es sind also zwey verschiedene Zeitwörter. Das erste ist ein einfaches Wort, das andere ein zusammengesetztes. Bey jenem ist das Wörtchen durch ein für sich stehendes Adverb, bey diesem aber eine mit dem Worte denken zu Einem Worte zusammengeflossene, und durch alle Zeitformen untrennbare Präposizion. Läßt sich nun das Wörtchen durch im letztern Falle von dem Worte denken nicht trennen: so kann auch die bey den einfachen Zeitwörtern gewöhnliche Vorschlagssylbe der vergangenen Zeit ge nicht zwischen beyde gesetzt werden, und die Form durchdacht müßte, wenn sie regelmäßiger gemacht werden sollte, in gedurchdacht, nicht aber in durchgedacht umgeändert werden. Allein alle wirklich zusammengesetzten Zeitwörter verlieren im Partizip des Vergangenen die Vorschlagssylbe ge in

der

der Regel durchaus; nur die ſcheinbar zuſammengeſetzten haben ge, aber nicht vor dem Adverb, mit dem ſie zuſammengeſetzt ſind, ſondern nach demſelben.

Beyſpiele müſſen dies klar machen.

Scheinbar zuſammengeſetzte Zeitwörter ſind ohne Zweifel alle diejenigen, die mit an, ab, aus, fort, frey, los, vor, weg, zu, u. ſ. w. zuſammengeſetzt ſind.

In dieſen allen iſt die ſcheinbare Präpoſizion ein wirkliches Adverb, muß immer für ſich allein ſtehen, wird im Präſens und Imperfekt durchaus nachgeſetzt, und hat auch ſtets noch einen beſondern Ton für ſich. Daher werden dieſe Zeitwörter alle, wie ſie es auch wirklich ſind, als einfache Wörter konjugiert, und erhalten, als ſolche im Präteritо auch die Vorſchlagsſylbe ge z. B.

Ich bete an — an gebetet.
— klopfe an — an geklopft
— ziehe an — an gezogen.
— falle ab — ab gefallen.
— bitte ab — ab gebeten.
— ſtreiche aus — aus geſtrichen.
— jage fort — fort gejagt.
— ſpreche frey — frey geſprochen.
— ſage los — los geſagt.
— ſetze vor — vor geſtanden.
— nehme vor — vor genommen.
— treibe weg — weg getrieben.

Ich

Ich muthe zu — zu gemuthet.
— ſchließe zu — zu geſchloſſen.
— ſage zu — zu geſagt u. ſ. w.

In wirklich zuſammengeſetzten Zeitwörtern hingegen kann das Umſtandswort niemals von dem Hauptworte getrennt werden, weil es mit ihm, ſo wie die Begriffe, in Eins verſchmolzen iſt, und es behauptet daher durch alle Zeitformen ſeine Stelle unmittelbar vor dem Hauptworte. Zwiſchen dem Umſtandsworte und dem Hauptworte können ſie alſo auch kein ge aufnehmen, und vor dem Umſtandsworte leiden ſie darum keins, weil dieſes ge als Zeichen der Zeit einer Handlung an einem Worte, das keine Zeit und keine Handlung ausdrückt, nichts beſtimmen oder verändern kann; ja, im Gegentheile, durch die ganz ungleichartige Zuſammenſetzung auch den ſonſt klaren Begriff des Wortes ſelbſt verwirrt und verdunkelt.

Oder was iſt gedurch? gevor? gezu? geaus? u. ſ. w. Man kann eben ſo wenig ſagen gevertrieben, gebegriffen, geerhoben, als vergetrieben, begegriffen, ergehoben, ungeachtet das einfache Zeitwort getrieben, gegriffen und gehoben hat.

Hier ſind Beyſpiele.

Beklagen, ich beklage, beklagte, beklagt, (nicht gebeklagt.)

Benehmen, ich benehme, benahm, benommen (nicht gebenommen.)

Erzählen — erzählt nicht geerzählt.
Entziehen — entzogen nicht geentzogen.
Gewinnen — gewonnen nicht gegewonnen.
Verlangen — verlangt nicht geverlangt.
Unternehmen — unternommen nicht geunternommen.
Unterrichten — unterrichtet nicht geunterrichtet.
Zernichten — zernichtet nicht gezernichtet,

und hundert dergleichen Wörter, die wir täglich gebrauchen, und wobey es keiner Seele einfällt, ein ge vor das Präteritum ſetzen zu wollen. — Man ſagt verachtet, verwundet, übernachtet, zermalmt, zernagt, beſchloſſen, begoſſen, verarmt, verreiſet u. ſ. w.

Und ſo auch durchdacht.

Allein ich ſehe wohl, was hier verführen kann und ſchon oft verführt hat.

Bey allen Verbal-Präpoſitionen, die entweder veraltet, und daher außer der Zuſammenſetzung nicht mehr verſtändlich ſind (wie ver, zer, be, ent, er ꝛc.) mithin nicht als für ſich ſtehende Adverbien gebraucht werden können, oder bey Adverbien und Nominal-Präpoſitionen, die nicht zugleich auch Verbal-Präpoſitionen ſind, (wie aus, auf, vor, nach ꝛc.) — iſt es ganz klar, ob man die Zeitwörter, bey denen ſie ſtehen, zu den einfachen oder zuſammengeſetzten rechnen, und nach dieſer oder jener Art konjugieren muß. Bey denjenigen Umſtands-

ſtandswörtchen hingegen, die zugleich Adverbien und Verbal-Präpoſizionen ſind, ſcheint es eine Verwirrung in der Konjugazion zu machen, weil die nemliche Partikel mit dem nemlichen Zeitworte bald zuſammengeſetzt, bald von demſelben getrennt wird. Allein es entſtehen dadurch wirklich zwey verſchiedene Zeitwörter, von welchen jedes ſeine eigene Konjugazion und Bedeutung hat.

Dergleichen Partikeln ſind unter, über, um und durch. Stehen ſie im Präſens vor dem einfachen Zeitworte, ſo ſind ſie Verbalpräpoſizionen, und mit dieſem wirklich zuſammengeſetzt; ſtehen ſie aber nach demſelben, ſo ſind ſie Adverbien, und das Zeitwort behält durchaus die Form der einfachen Zeitwörter, mithin auch die Vorſchlagsſylbe ge im Partizip des Vergangenen. Beyde dürfen durchaus nicht mit einander verwechſelt werden. Auch iſt die Verſchiedenheit ihrer Bedeutung ſelbſt oft ſo abſtechend, daß eine Verwechslung der Konjugierart lächerlich ſeyn würde.

Ein Mann von Geiſt, Geſchmack, Erfahrung und Beredſamkeit hält nicht vortreflich unter, ſondern unterhält vortreflich; und wer ihm zugehört, wird nicht untergehalten, ſondern unterhalten. Hingegen, wenn mir ein Wundarzt zur Ader läßt, und das Blut auf den Boden ſpringt, werde ich zu meinem Freunde, der das Becken geſchickter halten ſollte, nicht ſagen: unterhalten Sie doch! ſondern halten Sie doch unter!

Voß hat nicht über den Homer geſetzt, und die Franzoſen wollen nicht den Rhein überſetzen; aber man kann am Rhein übergeſetzt, und Homer kann überſetzt werden.

Man überlegt kein Pflaſter, und legt keine Sache über; ſondern die Sache wird überlegt, und das Pflaſter übergelegt.

Ein treuloſer Soldat geht zu dem Feinde über; der Geſchichtſchreiber bekümmert ſich um dieſen geringfügigen Umſtand nicht, und übergeht ihn.

Der melankoliſche Wanderer macht ſeinen eigenen Weg; er umgeht alle Städte, denn er geht nicht gern mit ihren geſchäfft- und politikvollen Einwohnern um, die für ſeine in der Einſamkeit gebildeten Wünſche, ſeine Leiden und Freuden keinen Sinn haben. Von denjenigen hingegen, die viel mit der Welt umgegangen ſind, werden die Städte nicht umgangen, ſondern geſucht.

Ein ſchlechtes Buch wird von manchen Recenſenten wohl etwas durchleſen, aber nicht gerade durchgeleſen. Läſen die Recenſenten alle Bücher, ſtatt daß ſie aus Schonung der Zeit die ſchlechten nur flüchtig durchleſen, mit Aufmerkſamkeit durch, ſo würden ſie oft Gelegenheit haben, ſich von der Wahrheit des pliniſchen Ausſpruches zu überzeugen: nullum eſſe librum tam malum, ut non aliqua ex parte prodeſſet.

Ein Werbofficier durchgeht alle körperlichen Eigenſchaften ſeines Rekruten, und freut ſich oft ſchon

über

über die Ehre, die er einlegen, oder den Gewinn, den er mit ihm machen wird; wenn aber das Werbgeld ausgezahlt iſt, geht ihm oft der Rekrut durch, und Ehre, Gewinn und Werbgeld ſind verloren. Hätte er auch ſeine innern Eigenſchaften durchgangen, ſo konnte er beſſere Maßregeln treffen, und der Schurke wäre ihm vielleicht nicht durchgegangen.

Eben ſo, nur nicht ſo auffallend, unterſcheiden ſich durchdenken und durchdenken.

Man durchdenkt eine Sache, wenn man ſie überlegt, man denkt eine Sache durch, wenn man ſie bis auf ihre erſten Gründe und letzten Wirkungen verfolgt. Ein Plan iſt durchdacht, wenn er mit Ueberlegung abgefaßt, durchgedacht, wenn man mit der Ueberlegung deſſelben in allen Punkten zu Ende iſt.

So eben leſe ich in einer Recenſion: „das Buch iſt durchgedacht und gründlich.“ Es ſollte durchdacht heißen; denn der Recenſent will ohne Zweifel nicht ſagen, daß entweder Er oder der Verfaſſer mit der Ueberlegung deſſelben fertig, ſondern daß das Buch mit Ueberlegung geſchrieben ſey.

Mit durchdenken drückt man zwey, mit durchdenken aber nur einen, obgleich zuſammengeſetzten Begriff aus.

Wer des vortrefflichen, leider zu früh für die Filoſofie der Sprache verſtorbenen Hofrath Moritzens Theorie von der räſonnierten Quantität des Sylben-

maßes, und unſers verewigten Fulda's Lehre von der Bildung der Germaniſchen Wörter kennt, der wird ſchon wiſſen, von welcher Erheblichkeit die verſchiedene Betonung eines Worts und ihr Einfluß auf ſeine Geltung und ſeinen relativen Nachdruck iſt.

Man hat einen Wort- und Redeton. Der Wortton zeigt an, daß die Sylbe, auf dem er liegt, die Wurzel- und Stammſylbe ſey, mithin auch den Begriff des Wortes, die andern Sylben aber nur ſeine zufälligen Beſtimmungen enthalten. So viele Worttöne, ſo viele Begriffe in einer Rede. Der Redeton hingegen vergleicht die Wörter und Begriffe wieder unter ſich, und fällt allezeit auf den Hauptbegriff einer Rede. In durchdenken iſt nur ein einziger Wortton, und mithin auch nur Ein Begriff, der durch das Vorwörtchen durch bloß eine eigene Beſtimmung erhält. Ich darf mir weder das denken noch die Modifikazion deſſelben allein, ſondern ich muß mir das denken ſogleich mit der Modifikazion des durch vorſtellen.

Hingegen in durch denken ſind zwey Worttöne, einer auf durch, der andere auf denken, und dieſe beweiſen, daß ich zwey Begriffe nicht als Einen, ſondern beyde beſonders auszudrücken verlange, nemlich die Handlung ſelbſt, und den Umſtand, mit oder unter welchem ſie geſchieht; daher in durchdenken auch ſchon ein Redeton gedenkbar iſt, welches nicht wäre, wenn der Begriff durch

ſich

Schäfer.

Nun wie, Tochter -- warum ſo ſtille? Mein altes Weib, tröſte ſie Gott! die machte es ganz anders; die war an einem ſolchen Tag Haushälterin, Kellerin, Köchin, Frau und Magd, alles in Eigner Perſon; ſie bewillkommte jedermann; ſie bediente jedermann; ſie ſang, wenn der Reyhen an ſie kam, ihr Lied, und tanzte ihren Tanz; bald war ſie zu oberſt am Tiſch, bald in der Mitte; hieng izt um deſſen Schulter, izt um deſſen; ihr Geſicht war lauter Feuer, ſo viel hatte ſie zu thun, und wenn ſie endlich löſchen mußte, ſo gieng ſie mit ihrem Glas von einem zum andern, und nippte auf ſeine Geſundheit -- Aber du, du ſtehſt ja bey Seite als ob du nicht dazu gehörteſt, oder als ob du ein Gaſt und nicht die Wirthin wäreſt -- ich bitte dich, heiſſe dieſe unbekannte gute Freunde willkommen; das giebt gleich Gelegenheit beſſer mit einander bekannt zu werden. Komm, thu nicht ſo verſchämt, zeige daß du die Hauswirthin bey unſerm Gaſtmahl biſt. Komm und heiß uns willkommen zu deiner Schaf-Schur, ſo lieb es dir iſt, daß deine gute Heerde gedeyhe.

Perdita zu Polixenes und Camillo:

Meine Herren, ſeyd willkommen, weil es doch meines Vaters Wille iſt, daß ich heute die Wirthin vorſtellen ſoll; ihr ſeyd willkommen, ihr Herren -- Gieb mir die Blumen dort, Dorcas -- Ehrwürdige Herren, dieſer Rosmarin und dieſe Rauten ſind für euch, ſie behalten Farbe und Geruch den ganzen Winter durch; behaltet ſie zu unſerm Andenken, und ſeyd nochmals willkommen zu unſerm Feſt.

Polixe-

ſich nicht als ein abgeſonderter Begriff mit dem Begriffe denken neben einander ſtellen und vergleichen ließe. Ich kann ſowohl die Idee des denkens als des durch noch beſonders hervorheben, und entweder ſagen: ich denke durch, oder, ich denke durch, ich habe die Sache durch gedacht oder durch gedacht.

Der Unterſchied zwiſchen beyden Wörtern iſt alſo nicht bloß dem Herkommen und Sprachgebrauche gemäß, nicht bloß grammatikaliſch, ſondern auch real und logiſch. Beyde Sprachformen durchdacht und durchgedacht ſind in den Regeln der teutſchen Sprache gegründet, aber wie in ihrer Geſtalt, ſo auch in ihrem Begriffe verſchieden; und ſo wenig durchdacht für durchgedacht, eben ſo wenig wird auch durchgedacht für durchdacht geſetzt werden können.

(Der Beſchluß im künftigen Monat.)

Gr.

IV.

Fortſetzung der Beyträge zur Geſchichte der neueſten Künſtler.

(S. das Vte Stück des T. M. 1795. S. 49.)

Cunego (Ludwig), wahrſcheinlich ein Sohn des berühmten Dominikus Cunego, ein junger Kupferſtecher,

hat im Jahr 1786 das von Guido Reni gemahlte Bildniß der unglücklichen Beatrix Cenci vortrefflich in Kupfer gestochen. Das Original wird in der Gallerie des Hauses Colonna aufbewahrt.

Dannecker, ein Teutscher Bildhauer, welcher vom Herzog von Würtemberg pensioniert ist, bildete im Jahr 1787 den Sommer in der Gestalt der Ceres, mit Kornähren in einer Hand, welche gegen 5 Palmen hoch ist. Im folgenden Jahre verfertigte er in der nemlichen Größe den Herbst, in dem Bilde eines nackten Bacchus, welcher in der rechten Hand eine Trinkschale, und in der linken den Thyrsus hält. In beyden Statuen herrscht eine ungemein richtige Zeichnung. Beyder Köpfe sind sehr schön, und äussern den Karakter, den die Alten diesen Gottheiten beylegten. Die Zartheit und Weichheit des Fleisches ist trefflich ausgedrückt; obgleich der dazu gewählte Marmor sich nicht zum besten hiezu schickt. In der Ceres sind der sonst sehr schön bearbeiteten Falten zu viel. Die übrigen zwey Jahrszeiten hat Herr Werthscheffel (zu Rom Scheffa- werd genannt) welcher damals von dem nemlichen Fürsten zu Rom unterhalten wurde, bearbeitet.

.)enis, von Anversa, ein Landschaftsmahler, der s) nicht scheuet, auch die minder vortheilhaften Situazionen in der Natur zu wählen, sondern sie getreu abbildet, wie und unter welchem Lichte er sie antrifft. Er hat dieses im Jahr 1787 zu

Rom

Rom in einer Landschaft bewiesen, wo ihm die mit Wolken bedeckte Sonne in der Nähe das helle Licht versagte, in der Entfernung aber freygebig damit war. Zwey tief gelegene Felsen, welche sehr gleichförmig sind, und den größten Theil des Raumes einnehmen, lassen nur in der Entfernung das dahinter gelegene Gefilde erblicken. Sonst findet sich hier nichts, was in der Nähe die Einförmigkeit habe, als ein Fluß, der sich an den Fuß des Felsens anschmiegt, und eine Straße. Dennoch hat der Künstler gewußt, die sonst unmerklichen Schönheiten dieser einfachen Gegenstände so durch Lokalfarben zu erheben, und durch Bäume, Thiere und Menschen so zu beleben, daß das Einförmige Melankolische dieser Gegend in einen reitzenden Anblick verwandelt wird.

Dies (Albert Christoph) ein Teutscher Mahler, verfertigte im Jahr 1787 für den Herzog von Kurland eine Landschaft, die von seiner Stärke in diesem Fache zeuget. Der Inhalt ist aus Geßners Idyllen genommen. Ein Satyr, der auf dem Rande eines Flusses schlief, und beym Erwachen ein ihm sehr werthes Gefäß zerbrochen findet, klagt den Schäfern, welche bey Sonnenuntergang in ihre Hütten zurückkehren, seinen schmerzlichen Verlust. Das rechte Ufer des Flusses ist mit einem dichten Walde bedeckt, und das linke stößt an ein offenes Gefilde. Die untergehende Sonne giebt den Gegenständen ein lebhaftes Licht, und über dem Walde

erhebt ſich ein weißlichter Abendduft. Erfindung, Anordnung, Baumſchlag, Lokal-Tinten, alles iſt ſchön in dieſer Landſchaft.

Drotais, ein Mahler von Paris, verfertigte im Jahr 1786 zu Rom ein Gemählde, welches den Marius in natürlicher Größe vorſtellt, wie er in einem finſtern Zimmer mit dem Ellenbogen auf einen Tiſch geſtützt, in tiefen Gedanken ſitzt, und von einem Cimbriſchen Soldaten überraſcht wird, der ihn ermorden will. Marius ſtreckt mit einem fürchterlichen Blick den Arm gegen ihn aus, und ſpricht: Tune homo C. Marium necare audes? Vor Schrecken ſinkt dem Cimbrer der Arm mit dem Schwerte nieder, und mit der andern Hand hebt er den Mantel auf ſein Angeſicht zu bedecken. Der Werth dieſes Gemähldes beſteht hauptſächlich in Erfindung, Kompoſizion, und Ausdruck. Uebrigens hat man nicht ohne Grund getadelt, daß das in die finſtre Kammer einfallende Licht nur die zwey Perſonen beleuchtet, ohne den in gerader Linie entgegen geſetzten Grund des Zimmers zu erreichen. Auch ſollen die Formen in der Figur des Marius der Größe des Subjekts und dem Ausdruck des Kopfes nicht genug entſprechen. Dieſes Mahlergenie ſoll in ſeiner ſchönſten Blüthe geſtorben ſeyn.

Fabbri (Johann) ein junger römiſcher Steinſchneider. Im Jahr 1786 bewies er ein entſchiedenes Talent zu dieſer Kunſt, da er auf eine Trinkſchale

schale von überaus schönem Achat die Venus, wie sie aus dem Bade kömmt und von einem Liebesgott abgetrocknet wird, in stark erhobener Arbeit abbildete.

Fidanza (Gregorius) ein junger Landschaftsmahler von Rom, der sich im Jahr 1788 durch eine von Sr. Päbstlichen Heiligkeit reichlich belohnte Landschaft vielen Beyfall erwarb. Sie stellt in ziemlicher Größe die Aussicht des Schlosses von Remi, einem Lehngut des Hauses Braschi, vor, wie es aus einem am See Remi unter Gengano gewählten Standpunkt ins Auge fällt.

Fontanesi, ein berühmter Theatermahler von Reggio, welcher 1786 nach Rom berufen wurde, die Scenen zu zwey großen Opern auf dem Theater Aliberti zu mahlen. Es gereicht Rom nicht zur Ehre, daß es fremder Mahler hierzu bedarf.

Gagneraux (Benedikt), ein sehr geschickter französischer Mahler und Kupferstecher, welcher im Jahr 1783 zu Rom einen von ihm gezeichneten wüthenden Ochsen in Kupfer ätzte, der einen fliehenden Menschen verfolgt, und von zwey starken Fleischern mit Stricken, die an beyde Hörner gebunden sind, zurückgehalten wird. Drey Bullenbeißer, von denen Einer von dem wilden Thiere zur Erde geworfen ist, gehen ihm wacker zu Leibe. Das Stück fand großen Beyfall. Mit gleichem Ruhme mahlte er in dem nemlichen Jahre die Schlacht welche der Prinz

von

von Kond: im Jahr 1674 den Konföderierten bey Seneſ lieferte. Es wird hier der Augenblick vorgeſtellt, wo der Prinz bey dem Angriff einiger feindlichen Batterien mit dem Pferde ſtürzte und beyde Beine brach. Sein Sohn, der Herzog von Enguien, rettete ihn von der Gefahr gefangen zu werden. Eigentlich iſt bey dieſem Auftritt nur die Kavallerie im Gefechte. Die Lage des Schlachtfeldes und die Umſtände der Geſchichte ſind auf das genaueſte ausgedrückt. Das Werk wurde in allen ſeinen Theilen als ein Meiſterſtück der Kunſt gerühmt.

Gandolfi (Cajetan), ein Mahler und Kupferſtecher von Bologna, von deſſen Aufenthalt in Füßli's Künſtlerlexikon keine Meldung geſchieht. Im Jahr 1786 hat er zu Bologna das berühmte Gemählde von Guido Reni, welches die Apoſtel Petrus und Paulus vorſtellt, und in dem adlichen Hauſe Sampieri daſelbſt aufbewahrt wird, mit dem Grabſtichel ſo meiſterhaft geſtochen, daß man den Stich beym erſten Anblick als eine treue Kopie des Originals erkennt.

Gallerati (Franz Maria), ein Olivetaner Mönch von Meiland, ein ſehr geſchickter Miniaturmahler, hat, nach einer Arbeit von 16 Jahren, das berühmte Abendmal Chriſti mit ſeinen Apoſteln von Leonardo da Vinci, in dem Speiſeſaal der Dominikaner zu Meiland, in Miniatur zu Ende gebracht. Die Figuren ſind fünf römiſche Palmen hoch, und der

Karak-

Karakter eines jeden Kopfes, ſo wie das ganze Bild, mit wunderbarer Geſchicklichkeit nachgeahmt. Auch hat er in der Größe einer Paime Rafaels Madonna della Seggiola mit allen ihren Schönheiten in Miniatur abgebildet. Hierauf beſchäftigte er ſich im Jahr 1786 zu Rom, die ſchönſten Werke der daſigen Gemählde ſammlungen nach ſeiner Art zu kopieren. Dieſem verdienſtvollen Künſtler hat man auch ein ſchätzbares Werk von den Mahlereyen einheimiſcher und ausländiſcher Meiſter zu Meiland, mit darunter geſtreueten Nachrichten von Bildhauern und Baumeiſtern, zu verdanken, unter dem Titel: Inſtruzione intorno alle opere de' Pittori nazionali ed eſteri, espoſte al publico nella città di Milano, con qualche notizia degli Scultori ed Architetti, in Milano nella Stamperia di Giuſeppe Marelli. 8.

Gauffier von Rochelle, ein Zögling der franzöſiſchen Akademie zu Rom, verfertigte im Jahr 1786 ein hiſtoriſches Gemählde, welches den ſtrengſten Regeln der Römiſchen Schule vollkommen entſpricht. Es ſtellet Manoa, Simſons Vater vor, wie er von dem Schickſal ſeines Sohnes Simſon, mit welchem ſeine Frau ſchwanger gieng, durch einen Engel unterrichtet, Gott ein Brandopfer bringt, und der Engel über der Flamme und dem Rauch des Opfers ſich in die Lüften erhebt. Manoa und ſein Weib knieen vor dem Altar, voll Ehrfurcht und Verwunderung.

Gianni, ein römiſcher Mahler, welcher zur Vervollkommnung der enkauſtiſchen Mahlerey des Requeno viel beygetragen hat.

Gianſimoni (Nikolaus) ein römiſcher Architekt, und Mitglied der Akademie von S. Lukas, gab im Jahr 1786 einen vortreflichen Beweiß von ſeiner durch andere Werke ſchon bekannten Geſchicklichkeit durch die Zeichnung und Direktion des Trauergerüſtes, welches bey dem Leichenbegängniſſe der verſtorbenen Königin von Sardinien Maria Antonia von Bourbon, in der Kirche der Piemonteſiſchen Nazion zu Rom errichtet wurde.

Goti, Zwey Brüder dieſes Nahmens, von Turin, beyde berühmte Mahler theatraliſcher Dekorazionen, welche man vor wenigen Jahren nach Rom berufte, zu einer Oper die Theaterſcenen zu mahlen.

Hackert (Jakob Filipp) deſſen große Geſchicklichkeit in Landſchaften der teutſchen Nazion Ehre macht. Der König von Neapel hat ihn zu ſeinem Hofmahler erklärt. Im Jahr 1786 mahlte er zu Rom in der Größe von fünf Palmen drey überaus ſchöne Landſchaften, zwey für den Herrn von Schmedel, und eins für die Erben des Herrn Muntre von Amſterdam.

Hevelſon, ein Bildhauer aus England, der das herrliche Denkmal, welches die Univerſität zu Dublin ihrem wohlverdienten Rektor, dem Doktor Thomas Badwin errichtet hat, zu Rom verfertigte.

tigte. Es beſteht in einer Pyramide und einer Urne auf einer ganz einfachen Baſe, auf welcher Badwins Bild ſich mit einem Arme ſtützt, wie wenn er ſich erheben wollte, und einen beflügelten Genius anſchaut, der mit einer Hand ihm einen Lorbeerkranz reichet, und mit der andern gegen den Himmel weiſet. Neben ihm ſteht eine weinende weibliche Figur, welche die Gelehrſamkeit vorſtellt.

Hetſch (Friedrich), ein Mahler aus dem Würtembergiſchen, welchen der Herzog einige Jahre zu Rom unterhalten hat. Man hat im Jahr 1787 vor ſeiner Abreiſe zu Rom zwey treffliche Zeichnungen, welche im Großen ausgeführt werden ſollten, von ihm bewundert, deren eine die Briſeis vorſtellt, wie ſie dem Achilles genommen wird, und die andere zwey Gallier, welche nach der Einnahme der Stadt Rom ſich einem feyerlich gekleideten römiſchen Senator nähern, um ihn zu tödten, aber von Ehrfurcht gerührt, ſich nicht erdreiſten, Hand an zu legen. Man zweifelt nicht, daß ſie im Großen ausgeführt, die Vollkommenheit erreicht haben, die man im Gemählde der Tullia, welches er das Jahr vorher verfertigte und nach Stutgard ſchickte, wahrgenommen hat.

Hubert, von Paris, ein Zögling der franzöſiſchen Akademie zu Rom, welcher im Jahr 1786, zum Beweis ſeiner Fortſchritte in der Architektur, die prächtige Zeichnung eines Gymnaſiums im Geſchmack der Alten zur Schau ausſtellte.

Kauf-

Kaufmann (Angelika), die ſich ſeit vielen Jahren Rom zu ihrem Aufenthalt gewählt hat, iſt durch ihren ausgebreiteten Ruhm, und durch Füßlis Künſtlerlexikon als eine große Mahlerin bekannt. Die teutſchen Kunſtliebhaber kennen ihre beſten Werke durch Kupferſtiche, worunter auch einige ſind, welche ſie in dem mir hier vorgeſetzten Zeitraum verfertiget hat, z. B. Hermanns Bild, wie er ſiegreich von der Niederlage der Römer zurückkehrt, und ihm ſeine Gemahlin entgegen kömmt, und die Leiche des Pallantes. Man hat zu Rom eine ſo hohe Idee von ihrer Stärke in der Mahlerey, daß man einen Beweis davon unter den öffentlichen Gemählden daſelbſt wünſcht. Ein ſehr ſchätzbares Denkmal von ihr beſitzen wir hier in Weimar in dem Portrait der durchlauchtigſten Frau Herzogin Anna Amalia, welches ſie, da dieſe großmüthige Beförderin der Künſte und Wiſſenſchaften vor einigen Jahren zu Rom war, in Lebensgröße verfertigte.

Lagrene'e, Direktor der franzöſiſchen Akademie zu Rom, zeigte ſich im Jahr 1787 als einen ſehr geſchickten Meiſter in einem großen Gemählde, welches die Grauſamkeit Alexanders gegen Batis, den ſo unerſchütterten als unglücklichen Gouverneur der eroberten Stadt Gaza, vorſtellt. Batis weit ſchöner gebildet, als Alexander, wird auf einem Felde in Gegenwart dieſes niederträchtigen Siegers, und ſeiner vornehmſten Offiziere, welche in ihren Blicken theils Mißfallen, theils Erſtaunen äuſſern, und vor den

Polixenes.

Schöne Schäferin, ihr denkt, Winterblumen ſchiken ſich am beſten für alte Männer wie wir ſind.

Perdita.

Herr, wenn das Jahr anfängt zu altern, um die Zeit wenn der Sommer noch nicht todt, und der Winter noch nicht gebohren iſt, ſind die ſchönſten Blumen der Jahrszeit unſre Nelken und unſre geſtriemten Sommer-Violen, die von einigen die unächten Kinder der Natur genennt werden; an dergleichen Blumen iſt unſer bäuriſcher Garten unfruchtbar, und ich bekümmire mich nichts darum, Sezlinge davon zu bekommen.

Polixenes.

Warum verachtet ihr ſie ſo, holdſeliges Mädchen?

Perdita.

Weil ich ſagen gehört habe, daß dieſe Blumen ihre bunte Farben der Kunſt zu danken haben; und ich liebe die Kunſt nicht, welche die Natur verſchönern will.

Polixenes.

Geſezt, es gebe eine ſolche Kunſt; ſo iſt es doch allemal die Natur ſelbſt, welche dasjenige macht wodurch ſie verſchönert wird; ihr ſeht, holdes Mädchen, wir vermählen einen edlen Zweig mit dem wildeſten Stamme, und befruchten einen Baum von ſchlechterer Art durch die Knoſpe von einer edlern: Dieß iſt Kunſt, welche die Natur verbeſſert, ja ſo gar verwandelt; und doch iſt dieſe Kunſt nichts anders, als die Natur ſelbſt.

Perdita.

den Augen ſeiner vor Schmerz dahin geſunkenen Mutter und Schweſter, unter dem Zuſammenlauf eines unzähligen Volkes, mit den Füßen an einen Streitwagen gebunden, herum geſchleift zu werden. Er wirft einen verächtlichen und unerſchrocknen Blick auf Alexander, und dieſer verräth Unwillen über die Standhaftigkeit des Helden. Dieſes war das letzte und vollkommenſte Werk des Herrn Lagrene'e, welches er zu Rom verfertigte. Gleich darauf iſt er nach Paris zurückgereiſet. Er ſcheint der Bruder eines geſchickten Hiſtorienmahlers und Profeſſors der königlichen Akademie zu Paris zu ſeyn, von welchem Herr Füßli in ſeinem Kunſtlexikon ſehr rühmliche Meldung thut. S. den Artikel Grene'e.

Landi (Kaſpar), ein junger italiäniſcher Mahler von Piacenza, bewies im Jahr 1788 viel Genie und Geſchicklichkeit in einem großen Gemählde, welches den Aegeus vorſtellt, wie er ſeinen Sohn Theſeus, in dem Augenblick da man ihm auf Anſtiften der Medea den Giftbecher darreicht, erkennet. Vater und Sohn erheben ſich von der Tafel und umarmen ſich. Der Becher liegt auf der Erde, der Mundſchenk erſtaunt, Medea heftet voll Verdruß die Augen auf den von Aegeus niedergeworfenen Becher. Der Auftritt geſchieht auf dem Saale des Königs, welcher von ſchöner Architektur iſt. Im Jahr 1787 hatte er für den Marcheſe Landi, ſeinen Beförderer, Alexander den Großen abgebildet, wie

er dem Apelles die ſchöne Kampaspe ſchenkte, die er nackend mahlte, und unter der Arbeit liebgewann. In der Figur der Kampaspe bemerkt man die ſchönen Formen der mediceiſchen Venus meiſterhaft nachgeahmt. Kolorit und Zeichnung, und des jungen Mahlers Beſtreben nach dem Großen und Erhabenen in der Kunſt, werden in beiden Gemählden gerühmt.

Maganzi (Peter), ein Mahler aus Toskana, welcher im J. 1786 zum erſtenmal in einem etwas großen Gemählde ſeine Fortſchritte öffentlich zeigte. Ariadne umarmt den Theſeus mit der linken, und giebt ihm mit der rechten Hand den Faden, der ihn aus dem Labyrinth, welches man in der Ferne ſieht, zurückführen ſoll. Die Gruppe iſt nach Antiken; Zeichnung und Kolorit laſſen viel Gutes hoffen.

Maron (Anton), ein berühmter teutſcher Mahler, Mengs Schwager; ſ. Füßli's Künſtlerlexikon. Er iſt in den Ritterſtand erhoben worden. Im Jahr 1786 mahlte er ein herrliches Stück, welches die Rückkehr des Oreſtes an den Hof des Aegyſthus zu Mycene vorſtellt, wo er in fremder Kleidung von ſeiner geliebten Schweſter Elektra nicht erkannt wird. Pylades zeigt ihr ſogar eine Urne, worin die Aſche deſſelben ſeyn ſoll. Das große Verdienſt dieſes Mahlers iſt, daß er die Nachahmung der Antiken mit der Natur zu verbinden weiß. Dieſes hat

er

er im nemlichen Jahr auch durch eine Bacchantin in einer ſchönen ländlichen Gegend bewieſen.

Matteini (Theodor), ein hofnungsvoller junger Mahler, verfertigte im Jahr 1787 ein Gemählde, welches aus dem Arioſto die Geſchichte von Angelika und Medoro vorſtellt, wie ſie ihre Nahmen auf Baumrinden ſchreiben. Die Figuren ſind in Lebensgröße. Die Geſtalt der Angelika wird als ein Meiſterſtück der Kunſt gerühmt. Vom übrigen wird manches getadelt.

Miſeriaure, ein geſchickter Figurenmahler aus Salzburg, der ſich auch durch enkauſtiſche Mahlereyen ausgezeichnet hat.

Moore (Jakob), ein Landſchaftsmahler aus England, der es in ſeinem Fache zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht hat. Dieſes bewies er im Jahr 1787 durch zwey große Gemählde, welche die zwei ſchrecklichſten Begebenheiten der Natur, nemlich die Entzündung eines Vulkans und eine Sündfluth vorſtellen. Das erſte iſt der Ausbruch des Etna, da die zwey Brüder Anfinomus und Anapius ihre Aeltern aus der von verſchiedenen Feuerſtrömen verwüſteten Stadt Katanea retteten, sudantes, wie Klaudian ſich ausdrückt, venerando pondere. Auf der einen Seite ſind alle die großen und vortreflichen Erſcheinungen des Vulkans, und auf der andern eine brennende Stadt von prächtigen Gebäuden bey finſterer Nacht, auf das lebhafteſte ab-

gebildet. Sanft rührend iſt der Anblick der zwey Söhne, welche ihre von Alter entkräfteten Aeltern aus einem am Seeufer liegenden Hauſe, vor welchen ſich ein Strom brennender Lava theilet, einem wartenden Nachen auf den Schultern entgegen tragen. Ein Lavaſtrom ſtürzt ſich ins Meer, und es erhebt ſich ein gewaltig aufwallender Rauch über daſſelbe, welches durch den Wiederſchein der feurigen Ströme und der brennenden Stadt überaus ſchön beleuchtet wird. Weit ſchrecklicher und nicht minder nach Natur geſchildert iſt das Gegenſtück, welches die allgemeine Sündfluth darſtellt. Ein ſehr ausgebreitetes Thal, von hohen Bergen umzingelt, iſt der Schauplatz. Die untergehende Sonne durchdringt das Gewölk und den häufigen Regenguß mit ihren blaſſen Strahlen. Waſſerſtröme ſchießen von den zerriſſenen und entblößten Anhöhen. Schon neigen ſich die entwurzelten Bäume zum Fall. Das Thal iſt größtentheils mit Waſſer angefüllt. Die Menſchen, die ſich auf die höhern Rücken der Berge, oder durch das Schwimmen zu retten ſuchen, ſind voll Verzweiflung. In der weiteſten Entfernung erſcheint Noahs Kaſten auf dem Gewäſſer.

Monti, Johann Baptiſt, einer der geſchickteſten Bildhauer zu Rom, welcher über die vorkommenden Arbeiten der Kirche Santa Maria Maggiore beſtellt iſt. Im Jahr 1788 verfertigte er von weißem Marmor in Lebensgröße die Bildſäule

der

der Ehrbarkeit (modeſtia) welche den Beyfall aller Künſtler von Profeſſion und aller Kunſtverſtändigen erhalten hat. Auch ergänzte er mit vieler Geſchicklichkeit ein antikes Basrelief, welches die neun Muſen und Minerva vorſtellt.

Morghen (Rafael), ein würdiger Sohn des berühmten teutſchen Kupferſtechers Filipp Morghen, der ſich im Muſeo Erkolano ſo rühmlich ausgezeichnet hat, und ein Enkel von Johann Elias, welcher im Jahr 1768 die Alterthümer von Päſtum in ſechs Platten nach des Ant. Joly Zeichnungen herausgab. Rafael bewies zu Rom als junger Künſtler, in den Jahren 1786, 1787 in folgenden Werken eine vorzügliche Geſchicklichkeit. Im Jahr 1786 gab er in Verbindung mit Johann Volpato ein Zeichenbuch in 40 Blättern zu Rom heraus, wo alle Theile des menſchlichen Leibes bis zur vollkommenen Geſtalt, nach den beſten Antiken-Statuen, etwas ſchattiert abgezeichnet und meiſterhaft geſtochen ſind. Am Ende iſt auch die Anatomie des vordern und hintern Theils des Leibes, mit Anzeigung der vornehmſten Muskeln, ſammt den Proporzionen der Hauptttheile, wie man ſie in den Statuen der griechiſchen Künſtler wahrnimmt, beygefügt. — Im Jahr 1787 ſtach er in groß Folio des Domenichino ſogenannte Jagd der Diana, welche in der Gallerie des Fürſten Borgheſe aufbewahrt wird, in Kupfer. Das Bild ſtellt Diana und ihre Nymfen in einer angenehmen Land-

schaft vor, wo sie theils nach einem auf der Spitze einer Stange angebundenen Kibitze mit Pfeilen schiessen, theils sich im Laufen und Kampfen üben, theils sich in einem Bache baden. Als ein Gegenstück zu diesem schönen Bilde stach er im nemlichen Jahr das prächtige Gemählde des Parnaß von Rafael Mengs in der Villa des Kard. Albani. Im Jahr 1788 stach er die von Kanova aus Marmor gebildete Gruppe des Theseus und des getödteten Minotauren, auf welchem er sitzt. Dieses treffliche Kupfer war für den Graf Fries von Wien, Besitzer der Marmornen Gruppe, bestimmt.

Ottaviani (Johann), ein römischer Kupferstecher welcher durch die radierten Logen des Vatikans schon bekannt ist, und in Füßlis Künstlerlexikon vorkömmt, stach im Jahr 1786 das Portrait des Kard. Herzan in Kupfer.

J.

V.

Ueber den Hang zum Neuen.

Wer mit den meisten neuern Filosofen ein widerstreitendes Interesse in der menschlichen Natur annimmt, und die Vernunft den Neigungen entgegensetzt, der kann sich mit diesen Söhnen des bösen

Prins

Prinzips, (wenn er anders nicht die Kunſt verſteht, ſie durch eine äſthetiſche Wiedergeburt mit der Vernunft auszuſöhnen) auf keine andere Art öffentlich beſchäfftigen, als daß er ſie aus dem menſchlichen Gemüth heraus, nackend und bloß auf ſeine Bühne hinſtellt, und ihnen da im Namen der reinen Vernunft — in ſich, über Anmaßung und Subordinazion ſcharfe Predigten hält. Aber der Mangel an Wahrheit, Hoheit und Würde in dem Bilde welches dieſer Vorſtellungsart der menſchlichen Natur zum Grunde liegt, kündigt ſich ſchon auffallend und deutlich genug durch den ſauern Ton der Unzufriedenheit und des richterlichen Unwillens an, womit eine ſolche Filoſofie des Widerſpruchs gegen einen Theil ihres Menſchen verfährt, und in welchem ſich zugleich ſchon die wahre Beſchaffenheit und Würde unſerer Natur gegen das falſche unedle Bild, das man ihr unterſchieben will, mit Nachdruck vertheidiget. Es iſt nicht ein hoher reiner Enthuſiasmus für die große Anlage der Menſchheit, was unſern Geiſt hier zur Betrachtung erhebt; es iſt das bittere Gefühl der beleidigten Menſchheit in uns, die ihn jezt durch eine fatale Nöthigung zu ihrem, aber leider ſich ſelbſt misverſtehenden Vertheidiger macht. Wir blicken durch dieſe Filoſofie in die menſchliche Natur mit derjenigen Empfindung hinein, worin wir ein Reich betrachten, das, durch innere Zwietracht getheilt, ſich ſelbſt bekämpft und unterjocht — nur mit dem Unterſchiede, daß ſich hier unſre Empfindung oft zulezt noch in das frohe Gefühl einer

ſicheren Exiſtenz auflöſet, wenn wir uns erinnern, ſelbſt zu keiner der unglücklichen Partheyen zu gehören; dort aber, wo wir vor dem Bilde unſrer eignen Natur ſtehen, und den Menſchen als die doppelte Parthey zugleich betrachten müſſen, wir von uns ſelbſt entfliehen möchten.

Aber die menſchliche Natur iſt eine abſolute, untheilbare Einheit — ein Karakter, den man ihr nicht rauben kann, ohne dem Menſchen das Bewußtſeyn abzuläugnen, und dadurch ihn ſelbſt aufzuheben. Nur ſcheint dieſe Wahrheit, ohne die nichts wahr iſt, und welche ſelbſt die Quelle aller Wahrheit zugleich eröffnet und anzeigt, dem gröſten Theil unſerer heutigen Filoſofen und Weiſen noch ein ſo tiefes Geheimniß zu ſeyn, daß man die troſtreiche Hoffnung zu ihrer Ausſöhnung mit der menſchlichen Natur nicht zu weit hinausſetzen kann. Es iſt hier nicht der Ort, den ſchon in einer gründlichen Filoſofie entdeckten und beleuchteten Punkt dieſes unglücklichen Misverſtändniſſes näher zu berühren, da er ohnehin ſo lange vergebens angedeutet und zur Betrachtung empfohlen werden wird, als man nicht ſelbſt die trägen Augen öffnen, und dem alten, tauben Wahne ins Angeſicht blicken wird. Genug indeſſen, daß nur von dieſer Einheit im Menſchen der Menſch und ſein Bewußtſeyn ausgehen, und daß nur auf ihr eine gründliche Filoſofie und alles wahre, vernunftmäßige Wiſſen des Menſchen aufgebaut werden kann; wie denn auch dieſe abſolute

Ein-

Einheit der menschlichen Natur das eigentliche, wahre, ewige Fundament der kritischen Filosofie ausmacht. Man sieht, daß dieses göttliche Licht nicht Schuld an der Nacht ist, wenn die Menschen ihre Augen verschließen.

Demnach giebt es in dem Menschen nur einen einzigen ursprünglichen Trieb, nur ein einziges natürliches Interesse, so gewiß er selbst im Bewußtseyn Eins ist. Alle übrigen, die sich in seinen Handlungen und Erscheinungen zu verrathen scheinen, sind nur so viele Aeusserungen des Einigen, untheilbaren in ihm auf verschiedene Objekte. Ich komme auf diesem nothwendigen Umweg zu meiner besondern Betrachtung.

Neu ist für den Menschen dasjenige, was ihn auf eine neue Art beschäfftigt; wo dieses nicht der Fall ist, giebt es nichts Neues für ihn, und man muß sich hüten, dieses Prädikat in den bloßen Wechsel der Vorstellungen und Empfindungen in dem Gemüthe zu setzen, und dadurch das Neue mit der Veränderung (dem Andern), die Form der Vernunft mit der Form des innern Sinnes zu verwechseln. Es ist nicht schwer einzusehen, daß das Neue bloß ein Verhältniß zu unsrer Kultur ausdrücke, — wiewohl man im gewöhnlichen Sprachgebrauch oft, wie überall, so auch über die wahre Bedeutung dieses Wortes, und über eine strengere Bestimmung desselben nachläßig hinweghüpft, —

wenn man ſich den Unterſchied des andern ihm entgegengeſetzten Begriffs auch nur durch ſein Gefühl angeben will. Wir werden finden, daß das Verhältniß, worein wir etwas, welches wir Neu nennen, zu uns ſtellen, niemals bloß und ausſchließend durch die Zeit, ſondern in welchem und wodurch umgekehrt die Zeit ſelbſt erſt für uns bezeichnet und beſtimmt wird. Unſere Zeitreihe iſt der Weg, den unſere Selbſtthätigkeit und Kultur genommen haben, und an ihnen läuft der bunte Faden unſeres theoretiſchen Lebens fort, ohne je etwas anders zu ſeyn, als die Art wie wir handlen, wie wir uns ſelbſtthätig beweiſen.

Iſt dieſe Erklärung richtig, ſo iſt der Hang zum Neuen in der menſchlichen Natur ein Hang zur Selbſtthätigkeit, zur Beſchäftigung mit uns ſelbſt, die wir aber dort nicht mehr finden, wo wir ſchon mit ihr geſtanden ſind, weil ſich ein ſolcher Hang mit ſeinem Objekte nothwendig durch jede Befriedigung erhöht: eine Wahrheit, die uns nicht fremd ſeyn kann. Je weiter unſre Kultur fortſchreitet, deſto höher werden unſre Forderungen an das was uns beſchäftigen ſoll, und deſto idealiſcher wird dadurch unſer Neues. Aber Selbſtthätigkeit und der ſtete Zuwachs ihres Vermögens in unſerm Geiſte, machen das wahre Weſen der Kultur des Menſchen und ſeiner ganzen Beſtimmung aus.

Perdita.

So iſt es.

Polixenes.

Bereichert alſo künftig euern Garten mit Sommer-Violen, und nennet ſie nicht mehr unächte Kinder der Natur.

Perdita.

Das werd ich alsdann thun, wenn es mir einfallen wird, mich zu mahlen, und dann zu wünſchen, daß dieſer junge Menſch mich ſo gemahlt ſchöner finden möge, als in meiner eignen Farbe -- Hier ſind Blumen für euch; Lavendel, Münze, Salvey, Majoran, Ringel-Blumen, die mit der Sonne zu Bette gehen, und weinend mit ihr aufſtehen: Das ſind Sommer-Blumen, und ich denke, ſie ſchiken ſich für Männer von mittlerm Alter -- Ihr ſeyd von Herzen willkommen.

Camillo.

Wenn ich einer von eurer Heerde wäre, ich würde das Graſen vergeſſen, und vom bloſſen Anſchauen leben.

Perdita.

Geht, geht; ihr würdet ſo mager werden, daß euch ein Winter-Sturm durch und durch blaſen würde -- Und nun, meine angenehmſte Freundin, wollte ich, ich hätte Frühlings-Blumen, die ſich für die ſchöne Jahrszeit eures Lebens ſchikten, und für euch, deren jüngfräuliche Blühte ſich kaum zu öfnen angefangen -- O Proſerpina, wer izt

die

In der That ſuchen wir nothwendig überall unſre eigne Beſchäfftigung; daher wir auch nothwendig überall und gegen unſern Willen Langeweile empfinden, wo wir uns entweder nicht beſchäfftigen wollen oder — können. Dieſer Hang zum Neuen, oder zur Selbſtthätigkeit, beherrſcht unſere ganze Natur; ſogar unſer Wille iſt ihm unterworfen, wenn Er ſich nur beſtimmt; wir bringen ihn in alle unſere Wünſche, Entſchließungen mit, tragen ihn in die Dinge über und beſtimmen an ihm ihren Werth, ihr Verhältniß zu uns; ſelbſt unſere Spiele und unſeren Müßiggang regiert er, und giebt ihnen erſt den Namen. Wenn dieſer Hang aber gleich keine andere Kauſalität, weder auf unſern Willen, noch vermittelſt deſſelben auf Gegenſtände auſſer uns haben kann, als diejenige allein, welche ihm unſere Freyheit giebt; ſo iſt es doch eben ſo gewiß, wenn er nur ein urſprünglicher Hang unſerer Natur ſeyn ſoll, daß wir ihn niemals vermeiden können, ſobald wir handlen, und daß wir daher auch immer in unſerem Gefühle die unangenehmen Ahndungen ſeiner unedlen oder objektiv vernachläſſigten Anwendung erfahren müſſen. Daher iſt es dem Menſchen unmöglich, ihm gerade entgegen zu handeln. Wenn das Subjekt ſich keine Beſchäfftigung, kein Objekt wählen will, ſo wählen es für daſſelbe ſeine äuſſeren Bedürfniſſe, und treiben den faulen Inſtinkt zur Thätigkeit an. Auf dieſem Wege fordert die Natur den Menſchen ſelbſt heraus, und ergreift ihn, wenn es ihm an eignem Muthe fehlt,

den

den Kampf mit ihr zu beginnen. Sie zwingt ihn, das Objekt zu seinem Eigenthum, und sich selbst zum Herrn desselben zu machen, während seine Vernunft ihm, für die aus dieser Uebung für ihn hervorgegangne Kultur, das Recht giebt es zu seyn.

Aber es giebt auf diesem Wege eine Grenze, die mit unserer äussern Noth zusammenfällt, und worauf unsre Kultur nothwendig still stehen muß, wenn wir jezt nicht selbst, unmittelbar durch Freyheit, den Lauf weiter fortsetzen. Dieser unzeitge Ruhepunkt ist es, auf dem alle Unwürde und Unglückseligkeit des Menschen liegen; und die meisten bleiben auf ihm zurück, weil der eiserne Sporn der Bedürfnisse endlich aufhört, ihren trägen sklavischen Fuß fortzutreiben, und eine müßige Ruhe sie zum Genuß der Menschenlosigkeit einladet. Allein hier empfängt die Natur den Menschen mit der Wagschaale des Lebens, und läßt den Getäuschten ohne Unterlaß nur die unglückliche, todte Leerheit eines unwürdigen Daseyns, statt eines ruhigen, glücklichen Genusses desselben, ergreiffen. Sein Hang geht nemlich, wie wir ihn oben kennen lernten, in seinen Wünschen und Bedürfnissen über den Zustand, worinn er sich gegenwärtig befindet, nothwendig hinaus, und verlangt durch einen neuen bessern, Befriedigung. Der alte Genuß ekelt sein Gemüth an; er fuhlt Unzufriedenheit mit sich selbst, die sich nach und nach in eine moralische Selbstverachtung und in eine innere Unglückseligkeit

auflöſet, — alles dieſes, weil er dem Hange ſeiner Natur nicht durch Freyheit folgte, ſondern hinter ſeinen Forderungen, die ſich in ſeinen geheimen Bedürfniſſen ankündigten, träge zurück blieb.

Wie ſehr ſich diejenigen über die menſchliche Natur irren, welche das Glückſeligkeits-Princip aus einem ſinnlichen Trieb in dem Menſchen herleiten zu müſſen glauben, wird hier noch klärer. Es iſt ein und eben derſelbe Trieb im Menſchen, der gleiche Befriedigung verlangt, welche Richtung und welches Objekt ihm auch die Freyheit geben wolle, und der ſelbſt, wenn er auch gar keine beſtimmte Richtung erhielte, doch, ſo nothwendig als der Menſch Menſch iſt, ſich in ſeinem Innerſten durch dunkle Bedürfniſſe äuſſern müßte, in deren Befriedigung allein die Glückſeligkeit des Menſchen beſtehen würde. Nur Trägheit und Scheu vor Anſtrengung iſt es, was ihn auf dem Wege ſeiner Kultur und Glückſeligkeit feſthält, kein Trieb oder Hang, wie man es fälſchlich erklärt, weil hierbey der Menſch in jedem Falle ſelbſtthätig wäre; worüber der trägſte Sterbliche lachen müßte, ohne deſto beruhigter zu ſeyn. Dieſes leidende Verhalten gegen die Antriebe der vernünftigen Natur in uns, die unſern Geiſt unabläſſig zur Kultur, Verneuerung und Verbeſſerung unſeres Lebens aufruft; dieſer Mangel an Muth und Energie, eine Folge des Nichtgebrauchs unſrer Freyheit, machen das Weſen unſrer Sinnlichkeit im

Prak

Praktiſchen aus; ein anderer Begriff von ihr widerſtreitet der Einheit des Bewußtſeyns, und iſt der Tod der Filoſofie und aller Wahrheit, wiewohl man ſich bisher ſehr hütete, durch Konſequenz dieſes Reſultat zu geben. Wer wird von ſich ſagen, er habe einen Trieb träge und leidend zu ſeyn? Er kann es ja vielmehr nur ſeyn gegen einen Trieb. Zugleich wird man hier leicht den Zirkel gewahr, worin ſich diejenigen ſchwindelnd umhertreiben, welche über einen ſolchen ſinnlichen Hang in der menſchlichen Natur ihren Beweis führen; wobey ſie, nachdem ihre empiriſche Reflexion ihn (den ſinnlichen Hang) zuerſt in dem Menſchen geſetzt hat, aus ſeiner nothwendigen Unterordnung unter die Vernunft darthun, daß er im Menſchen ſey. Es läßt ſich vorausſehen, daß der Hang, von dem wir reden, und deſſen Natur, nach unſerm Grundſatze, lediglich und ſchlechthin praktiſch, auf die Kultur des Menſchen gerichtet iſt, in der Erfahrung ſehr unrein und zweydeutig erſcheinen, und daß die Nachrichten, welche das bloße Bewußtſeyn von ihm in jener Eigenſchaft geben kann, der Unterſuchung über ihn allerdings eine falſche Richtung geben müſſen; wovon uns diejenigen, welche auf dieſe Nachrichten gebaut haben, und deswegen den Hang überhaupt ohne allen Grund zur Sinnlichkeit rechnen ein merkwürdiges Beyſpiel geben. Denn die Menſchen ſuchen das Neue, ſo wie ihr Glück, auf eben ſo verſchiedenen entgegengeſetzten Wegen, und unter ſo verſchiedenen, oft lächerlichen, Geſtalten, als ihre Individualität

lität überhaupt ſie ſelbſt von einander unterſcheidet, und es iſt in beyden Fällen durch die Erfahrung oder von eines jeden eignem Bewußtſeyn gar nicht der letzte, wahre und einzige Grund dieſes Strebens zu erhalten. Wenn aber ſchon jeder Menſch, ſo wie durch Kultur, Stand, und Bedürfniſſe ſein Intereſſe modificiert iſt, auch nur ſein eignes Neue hat; ſo iſt er doch in ſeinem Hange ſelbſt, ſofern dieſer durch Nothwendigkeit beſtimmt iſt, allen Menſchen gleich; wovon aber der Grund freylich nicht in den empiriſchen Erſcheinungen deſſelben, und in dem rohen urſprünglichen Bewußtſeyn, ſondern in der Natur der menſchlichen Vernunft ſelbſt, aufgeſucht werden darf.

Der Menſch geht daher, ſo gewiß er ein vernünftiges Weſen iſt, dem ihm inwohnenden Hange zum Neuen nach; obſchon die Art der Befriedigung, ſo wie dieſe überhaupt, lediglich von ſeiner Freyheit abhängt. Auch über dieſen Karakter des Menſchen liefert uns die Erfahrung beſtätigende Beyſpiele. Wir kennen Menſchen, und ſind oft zu unſerm Aergerniß von ihnen umgeben, welche das Neue bloß um des Neuen willen ſuchen; die von ihrem Hange unwillkührlich fortgezogen werden, aber ihn auf dem Punkte nicht durch ſein Objekt, durch Kultur und Selbſtthätigkeit befriedigen, ſondern leidend ihn mit langen Zügen die Eindrücke von auſſen einſaugen laſſen. Solche Neugierige ſind Maſchinen, die, von einem hungrigen Triebe

regiert

regiert, ſich durch alle Sinne mit der Welt und ihren Veränderungen anfüllen, ohne je ſelbſt für die Welt etwas beſſeres und edleres zu werden als ihre Maſchinen. Wer nicht auf das Neue begierig iſt, weil er etwas für ſeine Kultur, für die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, von ihm verlangt, der hat eine löcherichte Seele; die Beyſpiele der Tugend und Heldengröße würden ſelbſt in ihr hindurchfallen.

Aus dem bisherigen erhellt, daß ein Objekt nur inſofern neu für uns ſeyn und heißen könne, als es unſere Selbſtthätigkeit beſchäfftiget, die dadurch, wie ebenfalls gezeigt iſt, immer einen Fortſchritt in unſerer Kultur bezeichnet. Man könnte hier einwenden, daß doch die Neuheit einer Sache für uns in unſerem Urtheil über dieſelbe ſchon vor aller Beſchäfftigung mit ihr vorangehe, — und durch dieſe Bemerkung meine Behauptung über das Weſen des Neuen umgeſtoßen zu haben glauben.

Allein man erinnere ſich an das, was oben von der Natur des Hanges zum Neuen geſagt worden iſt, und woraus es ſich ergiebt, daß eben jene nothwendige Erwartung einer Beſchäfftigung durch das Objekt (wovon demnach der Grund ſchlechthin in dem Subjekte liegt) das Prädikat, und mit ihm den Reiz des Neuen, erſt auf den Gegenſtand übertrage. Die Gegenſtände ſind der Weg, worauf wir in uns ſelbſt hineingehen, und die, während ſie uns mit ſich beſchäfftigen, uns immer eine neue Seite in

uns

uns ſelbſt entdecken laſſen. Wir ſetzen uns ein Objekt entgegen, und tragen durch dieſe Handlung deſſen Merkmale und Eigenſchaften erſt in daſſelbe über. Durch dieſes Verfahren lernen wir eigentlich nur uns ſelbſt immer näher kennen, indem wir das, was wir aus uns ſelbſt in die Dinge übertragen haben, nachher in denſelben wieder finden, und ſo in der Natur und in der Welt wirklich nur in uns ſelbſt leſen. (Ein Satz der nicht im bildlichen, ſondern im ſtrengſten Sinne des Wortes wahr iſt, wenn das Objekt richtig gedacht wird.) Daher kömmt es, daß uns nichts ein ſo hohes Vergnügen gewährt, als wenn wir noch eine neue Seite an dem Gegenſtande entdecken, indem wir dadurch uns unſer eignes Weſen erklären und die göttliche Anlage in uns ſich immer weiterdem forſchenden Geiſte entfaltet. Wir erklären uns hinein und heraus, ſo lange unſere Selbſtthätigkeit noch Beſchäfftigung findet, und die innere geheimnißvolle Entwicklung noch fortgeht. Sobald dieſe hingegen aufhören, wird für uns der Gegenſtand leer und langweilig: er giebt unſerer Kraft nichts mehr zu ſchaffen, wir haben ihn uns unterworfen, und gehen jetzt gleichgültig von dem Stoffe, der keinen Widerſtand mehr thut, hinweg. Er hat ſeine Beſtimmung erreicht. Hieraus ſieht man deutlich, daß der Menſch nicht auf den Schauplatz dieſer Welt geſetzt iſt, um ſich im frohen Müßiggange an ihren Abwechslungen zu ergetzen, oder gar eine Pflanzen- oder Blumenrolle (des ſchönen Scheines)

mitzuspielen, sondern um sich durch kriegerische Uebungen mit dem Objekt zum Helden in der Geisterwelt zu bilden, und hier seinem Leben Menschenwürde und Glückseligkeit zu erobern.

Wenn der Hang zum Neuen, der, seiner Natur nach, sich auch in der Gesellschaft auf Menschen erstreckt, und, — indem er sich dort über alles ausbreitet, ohne daß sein ursprüngliches und nothwendiges Objekt, das Bessere, in seinen Aeußerungen sichtbar wäre, — der Freyheit und Ueberzeugung des Menschen vorgreifen will: so erscheint an ihm die bloße Lust zu ändern, und man belegt ihn daher in dieser Eigenschaft mit dem Namen Neuerungssucht. Der Grund dieser Aeußerung liegt aber, wie wir jetzt wissen, keineswegs in der Natur des Hanges selbst, sondern in dem Subjekte, das entweder das Bessere seines Urtheils mit dem wahrhaft Bessern der Sache verwechselt, oder die Menschen vor der Erkenntniß des Bessern blind zu ihm hinführen will. Da aber in beyden Fällen die Absicht des Subjekts nothwendig als frivole Aenderungslust erscheint, so entsteht daraus nichts wirkliches für das wahre Bedürfniß des Menschen. Dieser kann und soll seinem erhabenen Karakter nach, als freyes Wesen, nur durch freye Einsicht und Ueberzeugung zum Bessern fortgeführt werden, weil ein vollkommnerer Zustand für ihn nur sein eignes Werk, oder wenigstens doch nur durch seinen Willen, welcher sich nach Gründen und Zwecken leitet,

leitet, möglich seyn kann. Oder will man ihn ohne seine Ueberzeugung hinein versetzen? Dann ist ja aber nichts Besseres für denselben (den Menschen) vorhanden; und man weiß nicht was man bey seiner Verbesserung will, weil man vergißt, daß das zu verbessernde ein Mensch, ein freyes Wesen ist, über dessen Willen man weder etwas wissen noch beschließen kann, ohne eine Maschine an seine Stelle zu setzen. Daher geht jede Erziehungstheorie, die sich für eine Wissenschaft ausgiebt, oder nach diesem Range strebt, den Weg des Fatalismus.

Es ist demnach a priori gewiß, daß das Neue als das Bessere erscheinen müsse, um Eingang und Einfluß auf den Menschen auch nur hoffen zu können, und daß es mithin schlechterdings nicht durch Gewalt und Zwang, (oder welcher blinden Mittel sich dieser Aberglaube sonst noch bedienen wolle) sondern praktisch, durch Freyheit und Ueberzeugung, auf ihn und seinen Zustand übergehen müsse. Ich kann ein und eben dasselbe Ding nicht neu machen, sondern bloß ändern; und wenn ich es dadurch verbessert zu haben glaube, so liegt doch wohl der Grund dieser Verbesserung nur in meinem Zwecke mit demselben, in dem jene vorangegangen, und jetzt durch das Verhältniß des Neuen bezeichnet wird? Aber der Mensch ist frey und hat seinen eignen Zweck in sich selbst, den weder Kunst noch Macht von aussen, sondern bloß Er selbst durch seinen freyen Willen und nach seiner

Ueberzeugung verbessern und zu seiner Bestimmung emporführen kann. Dadurch wird er aber für sich selbst immer etwas Neues, wiewohl er, weil er ewig im Bewußtseyn Eins ist, nie etwas Anderes werden kann. Hier haben wir unser Resultat über das Neue ganz in der Nähe, und durch die vorhergehenden Betrachtungen bestimmt also gegeben: das Neue liegt nicht in den Dingen, sondern in dem Subjekte, das sie betrachtet, und jenes Prädikat erst von der, durch die Beschäfftigung und Kultur die sie ihm gewährten, neuentdeckten Seite in sich selbst auf sie (die Dinge) überträgt.

Es giebt, wie schon bemerkt ist, keinen Hang zur Bequemlichkeit in dem Menschen, mithin auch keinen Hang zum Alten, inwiefern man es dem Neuen in der Eigenschaft des Bessern entgegensetzt; und wenn auch oft Menschen für das Alte und für ihre Bequemlichkeit bey demselben eifern, so führen sie doch ihren Beweis niemals aus einem sinnlichen Triebe in sich und aus den Gesetzen ihrer Bequemlichkeit, sondern immer nur aus dem Vorzuge des Bessern, welches sie in das Alte dadurch setzen, daß sie es dem Neuen absprechen; — mithin nach den Gesetzen des einigen, vernünftigen Triebes in sich, dessen Objekt das Bessere, Vollkommnere ist. Indessen giebt es doch auch einen wahren und würdigen Eifer für das Alte, insofern dieses als der Weg zum Neuen, Bessern angesehen werden muß; und dieser Eifer kann daher als die reinste, vollkommenste

Neu-

die Blumen hätte, die du vor Schreken von Plutons Wagen fallen lieſſeſt! Aſphodil-Blumen, welche den Schwalben ſelbſt zu vorkommen, und die Merzen-Winde durch ihre Schönheit feſſeln; Veylchen, dunkel, aber anmuthiger als die Lider an Junons Augen und Cytherea's Athem; blaſſe Primuln, welche unvermählt ſterben, eh ſie den ſchimmernden Phöbus in ſeiner Stärke anſchauen können; goldne Schonkilien, Kayſer-Kronen, und Lilien von allen Arten -- Dieſe möchte ich haben, um euch Kränze daraus zu winden, und dich, mein holder Freund, dich über und über damit zu beſtreuen.

Floriſell.

Was? Wie eine Leiche?

Perdita.

Nein, wie eine Bank, wo die Liebe ligen und ſpielen ſoll, nicht wie eine Leiche; oder (wenn ihr ja dieſes Bild wollt) nicht anders begraben zu werden als lebendig, und in meinen Armen. Kommt, nehmt eure Blumen; es iſt mir, ich ſpiele eine Rolle, wie ich in Pfingſt-Schäfer-Spielen geſehen habe: Gewiß, dieſer ſeltſame Anzug hat mir den Kopf verrükt --

Floriſell.

Alles was ihr thut iſt unverbeſſerlich, meine Angenehmſte. Wenn ihr redet, ſo möchte ich, daß ihr immer reden müßtet; ſingt ihr, ſo wollt' ich daß ihr alles was ihr den ganzen Tag zu ſagen und zu verrichten habt, ſo gar

Aeußerung des Hanges in uns, — der hier nicht ſubjektiv durch eine gewiſſe Grenze ſeiner Kultur beſtimmt, ſondern unendlich iſt, — betrachtet werden. Vorzüglich kündigt er ſich gegen diejenigen an, die von einer gewiſſen Höhe herab, — zu der ſie nicht auf der Stufenleiter der Kultur, durch das Alte, emporgeſtiegen ſind, ſondern auf welche ſie ſich hinaufgeträumt und geſchwärmt haben, — über alles Alte verächtlich hinweg ſehen, und dem heiligen ehrwürdigen Verdienſte nicht ſelten mit kindiſchem Spotte begegnen. Da aber die Beleidigungen, welche dieſe Schwärmer dem Alterthume zuzufügen ſcheinen, eigentlich nur mit verdoppelten Schlägen auf ihre eignen Köpfe zurückfallen, und, indem ſie durch ihre Verachtung gegen daſſelbe ſich von jedem Antheil und Genuß des Neuern, Beſſern und Vollkommneren zugleich ausſchließen, ihren verrückten Zuſtand ſelbſt verkündigen: ſo iſt die Gefahr ihrer Ausſchweifungen für die wahre Kultur und für das Wohl der Menſchen nie von einiger Bedeutung, wenn man nur dafür ſorgt, daß die allzu verfängliche jüngere Welt mit ihr nicht auf dem gleichen Wege zuſammentrifft.

Eine andere weit gefährlichere Schwärmerey, die aber doch mit der erſtern darin übereinkommt, daß ſie gar nicht das wahre Bedürfniß des Menſchen vor Augen hat, iſt diejenige, welche den Hang zum Neuen unter den Menſchen verführt, indem ſie ihm mit einem Objekte ſchmeichelt, worin der

Genuß das Verdienst und seine Würde gewinnen soll, und die göttliche Tugend der Preis des Spiels ist; - eine Ordnung, wodurch die Natur dieses Hanges in uns, und wir selbst in andere Wesen, die der Vernunft widersprechen, umgeschaffen würden. Das rasche, anziehende Feuer dieser Schwärmerey ergreift den unerfahrnen jugendlichen Geist am leichtesten, und indem sie seine Bedürfnisse über die Menschheit hinausführt, läßt sie sein Vermögen ungebaut hier zurück. Wenn aber schon die Natur immer wieder siegend zurückkehrt, wie oft sie auch vertrieben wird, so wird doch sie selbst und ihr Weg dem einmal betrognen Auge noch immer verborgen bleiben, und der Mensch in dieser Verblendung auf dem Scheidewege seiner Bestimmung sich stets gewaltthätig von sich selbst trennen.

Besonders nöthig gegen diese Gefahren scheint eine gelehrte Polizey in unsern Zeiten zu seyn, wo der Geist der Gründlichkeit eben die Köpfe zu reinigen anfängt, und in der Morgendämmerung der Wahrheit Schwärmer und Fantasten umherfausen und ihr Wesen treiben, - um die Täuschung von dem heiligen Gebiethe zu verscheuchen, und ihre betrugliche Gaukellichter auf demselben auszuloschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

R.

VI.

Darwin's Sinngedicht auf ſeine Zoonomie.

Die engliſche Literatur hat uns ſeit einigen Jahren wenig Werke von ſo allgemeinem Intereſſe und einem ſo großen Reichthume neuer, wenn auch zum Theil ſehr gewagter und paradox ſcheinender Ideen geliefert, als die Zoonomie des Arztes Erasmus Darwin zu Derby. Die Vertheidiger der angebornen Kunſttriebe werden dadurch wenigſtens zu einer neuen, ſtrengern Reviſion ihrer bisher nicht immer allzu ſtreng geführten Beweiſe bewogen, und einzelne Beobachtungen dieſes mit auſſerordentlichem Scharfſinn und einer vieljährigen Erfahrung geſchriebenen Werkes auch dann noch brauchbar erfunden werden, wenn die Hypotheſe, der ſie zur Beſtätigung dienen, in ſich ſelbſt nicht haltbar ſeyn ſollte.

Daß Doktor Darwin eine ſehr dichteriſche Fantaſie haben müſſe, würde ſchon aus dieſem Werke leicht zu beurkunden ſeyn. Allein ein früheres Lehrgedicht, die Liebſchaften der Pflanzen, (the Loves of the Plants) das im Jahr 1789 erſchien, wozu zwey Jahre ſpäter noch ein neuer Theil, die Oekonomie der Vegetazion betitelt, hinzukam, hat ſchon früher die engliſchen Kunſtrichter bewogen,

ihm den nächſten Rang nach ihrem berühmteſten jetzt lebenden Lehrdichter, Hayley, einzuräumen, und ſeinem dichteriſchen Beruf volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Schade nur, daß ſelbſt das Gedicht, welches nichts weniger als eine bloße Nachahmung der bekannten Connubia plantarum iſt, und in den zahlreichen am Ende angefügten Anmerkungen einen Schatz reifer Beleſenheit und Beobachtungsgabe enthält, wegen ſeiner typografiſchen Pracht und Koſtbarkeit nur wenig in Teutſchland gekauft und geleſen worden iſt. Einzelne Auszüge aus dem Gedichte und den Anmerkungen würden gewiß auch unter uns Glück machen, wenn ſie nur in die Hände eines Epitomators fielen, der Geſchmack mit der unentbehrlichen Sachkenntniß der Botanik und der neueſten teutſchen Entdeckungen in dieſem Fache verbände.

Auch dieſer Darwin iſt übrigens ein Beweis, wie fleißig die guten Köpfe anderer Nazionen das nonum prematur in annum auszuüben, und eben durch dieſe weiſe Verzögerung ihren Werken eine Vollendung und Reife zu geben wiſſen, die unſern literariſchen Frühgeburten ſelbſt in dem Falle nur allzu oft abzugehen pflegt, wo es den Vätern weder an Kraft noch Willen fehlt, etwas vorzügliches hervorzubringen. Darwin war viele Jahre ſelbſt im Kreiſe ſeiner genauern Bekanntſchaft nur als ein guter ausübender Arzt zu Litchfield, wo er bis in das Jahr 1786 praktizierte, bekannt, und hatte als Schriftſteller

nichts

nichts als zwey kleine fysikalische Beobachtungen im 50sten und 64sten Bande der Filosofischen Transakzionen bekannt gemacht, die jetzt längst vergessen sind, als er gerade im 50sten Jahre seines Alters seine Freunde mit dem ersten Theile seines Lehrgedichts, und wenige Jahre darauf das ganze Liebhaberpublikum in und ausser England durch seine Zoonomie überraschte.

In einer englischen Zeitschrift ist ganz neuerlich ein Singedicht aus Darwins Feder bekannt gemacht worden, welches er zum Epilog seiner Zoonomie bestimmt hatte. Dem Kenner wird die leichte Gewandtheit in der römischen Sprache die sicherste Bürgschaft leisten, daß auch Ihm, wie fast allen bessern Schriftstellern und Dichtern unter den Britten, die vertrauteste Bekanntschaft mit der klassischen Literatur, die er wahrscheinlich schon seinem Universitätsaufenthalte in Kambridge zu verdanken hatte, die Mittel angegeben und erleichtert hat, durch welche allein er seinen dichterischen und prosaischen Produkten einen so hohen Grad von Vollkommenheit zu geben vermochte.

Dum liber astra petis, volitans trepidantibus alis,
Irruis immemori parvula gutta mari.
Me quoque, me currente rota revolubilis aetas
Volverit in tenebras, I liber, ipse sequar. *)

*) European Magazine 1795. Febr. p. 128. Diesem Stücke ist Darwins Portrait nebst einer kurzen Nachricht von seinem Leben vorgesetzt.

Während du, mein Buch, zu den Sternen zitternd
emporſtrebſt,
Stürzeſt, ein Tröpfchen, du in der Vergeſſenheit
Meer.
Auch mich reißt des Verhängniſſes Rad, der ewige
Kreislauf
Bald in das Dunkel der Nacht. Geh nur, es folgt
dir dein Herr!

Br.

VII.

Glückwunſch zum eigenen Heerd.

An * * *

Me mea paupertas vitae traducat inerti,
dum meus adſiduo luceat igne focus.

Glückſeliger, der fern vom Schwarm
der Wünſchenden, ſein Weib am Arm,
zum eigenen Hüttchen entſchwebet;
dem kräuſelnd milder Weſte Hauch
am wirthbarlichen Dach den Rauch
des eigenen Herdes erhebet.

Ent-

Entführt ihn fern nach Tempe's Flur,
wo ewigblühend die Natur
in lieblichſter Feiertracht thronet!
Der Pilger ſehnet ſich der Ruh,
des Hüttchens in der Haide zu,
in dem die Erkohrene wohnet.

Empfang ihn, Fürſt, im Spiegelſaal,
füll mit Tokayer den Pokal,
laß zaubernde Mara's ihn hören!
Ihn lockt ein enges Kämmerlein,
mag Frauchen gleich nur Brunnenwein
und arme Radieschen beſcheeren.

Schaut, wie ſie frühe dort, entſchlüpft
dem Lieben, in die Scheure hüpft,
zu ſpähn was das Hühnchen geſchenket,
und mit den Schlüſſeln in der Hand
im ſchleppenloſen Hausgewand
Hof, Kammer und Keller bedenket!

Der Feierabend graut. Es ruhn
ſchon friedlich Täubchen, Ent' und Huhn.
Der Hauswirth, vom Schlaf nicht beſieget,
lieſt ihr aus Lafontaine vor.
Ihm horcht ſo gern der Männin Ohr,
weil ſchnurrend das Rädchen ihr flieget.

Dann mag von Grönlands Küſten her
der Winter barſch den Wanderer
auf eisigem Pfade beſchneien:
Dem trauten Paar am Ofen blüht,
wenn lärmt am Bach das Veilchen ſchleicht,
im Buſen die Tochter des Maien.

Und horch! zum Lager mahnet ſchon
am Fenſter mit des Hornes Ton
der Sänger auf nächtlicher Wache.
Dann wird mit Schubarts gute Nacht
das Tagewerk ſo froh vollbracht;
flugs huſcht man zum heil'gen Gemache.

Doch ſchaut, was tanzt dort um den Heerd? —
Da tanzt, gewapnet mit dem Schwert,
das hold ihm die Chriſtnacht verliehen,
ein Aſpasar wohlgemuth —
Halt Muſe! Laß auf wilder Fluth
den Schiffer zu weit nicht entfliehen.

O Freund, nicht unter Einem Dach
ruft uns blauſort Aurora wach;
Doch wandere glücklich von hinnen!
Am Heerd, den dir dein Stern verlieh,
ſpielt ſchon das Flämmchen. Mag ihm nie
ſein Hausgott — der Frohſinn entrinnen!

S — l.

VIII.

Epiſtel

an

meine Kinder,

von C. F. Pockels.

Des Lebens ſchönſte Wonneſtunden
Verdank' ich, gute Kinder, euch;
In eu'rem Arm hab' ich ein Königreich,
Ein unnennbares Glück gefunden.
Ihr habt um meine Stirn der Liebe Roſenzweig,
Um eurer Mutter Bruſt in trüben Lebensſtunden
Der Hoffnung Zauberkranz gewunden,
Und uns für eine Ewigkeit,
In guter und in böſer Zeit,
Mit hoher Wunderkraft verbunden.

Wenn, Kinder, mich des Kindes Arm umſchlingt,
Wenn auf der jungen Blumenweide
Der frohe Jugendſinn, das Hochgefühl der Freude
Aus eurer Bruſt ſchnell in die meine dringt;
Wenn ihr zum neuen Kinderſpiele
Hinweg mich von dem Federkiele,
Von meinem Flakkus ſelbſt, zum Frühlingstanze winkt;
Wenn wir zum Silberbach durch kühle Wälder traben,

Und

Und unſer kleines Korps ſchnell über Zaun und Graben,
Dem Rehe gleich, im Freudentaumel ſpringt;
Wenn dann auf eurer Engelwange
Die Roſe der Geſundheit blüht,
Und eures Vaters Mund beim lockenden Geſange
Der Nachtigallen nun an euren Lippen glüht;
Wenn ſtumm und froh ihr volle Schüſſeln leeret,
Und euch kein Donnerſturm in eurem Schmauſe ſtöret;
Wenn ihr in ſüßen Schlaf gewiegt,
Auf harten Steinen wie auf ſeidnen Polſtern liegt, —
Dann, gute Kinder, dann beſiegt
Kein Kummer mich und keine Grille;
Dann ſeh' ich Gottes weite Welt
Rings um mich her in einer Roſenhülle,
Und glücklicher, als Teutſchlands größter Held,
Dünk' ich mich nun in meiner Segensfülle,
Und bin der einz'ge — Herr der Welt.
Dann wiegt mein Geiſt am hohen Schattenbaume
Von neuem ſich in ſchönſten Jugendträume
Mit tauſend Zauberbildern ein;
Dann ſteh' ich wie ein Felſenſtein,
Wenn Stürme links und rechts an meine Hütte ſchlagen;
Dann pfleg' ich zu mir ſelbſt zu ſagen:
Die Himmel ſind ſchon jetzt auf Erden dein!
Dann ſchmeckt mein kleines Mahl im grünen Eichenhain
Mir immer lieblicher und beſſer;
Dann ſcheint auf meine Purpurſchlöſſer
Der Himmel, o! ſo hell und rein

euer Gebet, ſingen möchtet; tanzt ihr, ſo wünſcht' ich, ihr wäret eine Welle auf dem Meer, damit ihr ewig nichts anders thätet, euch immer bewegen möchtet, immer ſo, ohne jemals aufzuhören. So iſt es mit allem was ihr thut; jede eurer Handlungen iſt, allein betrachtet, ſo vollkommen, als ſich denken läßt, und erhält nichts deſto weniger einen neuen Reiz von den übrigen; eine krönt die andre, und ſo ſind alle Königinnen.

Perdita.

O, Dorikles! Euer Lob geht zu weit; würde nicht eure Jugend, und das unverfälſchte Blut, das ſo ſchön aus ihr hervorſcheint, die Gewähr leiſten, daß ihr ein echter aufrichtiger Schäfer ſeyd, ſo müßt ich mit Recht beſorgen, mein lieber Dorikles, ihr ſuchet mich durch eure Schmeicheleyen nur zu berüken.

Florifell.

Ich denke, ihr habt ſo wenig Urſache, das zu beſorgen, als ich Willen habe, euch Urſache dazu zu geben. Aber, kommt; unſern Tanz, ich bitte euch; eure Hand, meine Perdita; ſo paaren ſich Turtel-Dauben, die ſich niemals wieder zu ſcheiden gedenken.

Perdita.

Ich wollte für ſie ſchweeren können.

Polixenes zu Camillo.

Das iſt das artigſte Mädchen von ihrem Stande, das jemals

Mit allen ſeinen Sonnen nieder,
Und Liebeshymnen, Jubellieder
Singt mir dann jedes Vögelein.
Dann prallen die geſchärften Pfeile
Des Neides, ſeine — Donnerkeile,
Und ſeiner Tieger Mörderblick
Von meinem Rieſenſchild zurück,
Und dann, o dann wird durch die Himmelsbilder
Der Lieb' und durch mein Vaterglück
Mein eignes Herz ſelbſt täglich beſſer, milder,
Mein Sinn ſo ſtill, ſo groß, ſo leicht,
Wenn jeder Sturm in meinem Innern ſchweigt,
Und eure fromme Hand mir täglich neue Schulder
Der Wahrheit und der Jugend reicht.

O meine Kinder, meine Hüter,
Ihr meine Könige und meine Himmelsgüter,
Mit heißer Inbrunſt drück' ich euch
An meine Bruſt. Ihr macht mich kronenreich,
Auch wenn ich darben, hungern müßte;
Und auf dem ganzen Erdenrund
Kein Obdach mehr im Sturm zu finden wüßte.
Ihr machtet wieder mich geſund
Mit euren ſanften Streichelhänden,
Wenn meine Kraft und Roſenwangen ſchwänden,
Ihr würdet mich zurück ins Leben ſenden,
Wenn Arzt und Tod ſich gegen mich verbänden.
Ja, ſüße Freunde, ohne euch

Giebt

Giebt es für mich kein Himmelreich;
Es könnte mir, getrennt von euch,
Nie meine Kronen wiedergeben.
Mich würden alle Freuden fliehn,
Ich wäre ankerlos auf Moderſeen ſchweben,
Kein Lichtſtrahl würde für mich glühn,
Kein Blümchen für mich Armen blühn,
Nicht laben mich der Saft der Reben;
Für mich giebt's ohne euch kein — Leben!

Nun, Kinder, werdet fromm und gut,
Zeigt Geiſteskraft und Heldenmuth,
Im Unglück euch, im Glück zu überwinden,
Und in euch ſelbſt das höchſte Gut, —
Zufriedenheit, ein reines Herz zu finden!
Mit euch zufrieden werdet ihr.
Den Neid mit ſeiner Rachbegier,
Den Stolz, den Uebermuth mit Rieſenketten binden,
Und wunderſam euch aus den tiefſten Schlünden
Der Lebensbahn zurück auf Blumenauen winden.
Mit euch zufrieden, werdet ihr
Den ſchönen Roſenweg, die goldne Himmelsthür
Zum häuslich frohen Leben finden,
Und mehr als Könige der Erde ſeyn.
Denn glaubt es mir, nicht Glanz und Edelſtein,
Nicht Ueberfluß beym hohen Fürſtenmahle,
Fortunas Füllhorn nicht, nicht Libers Nektarſchale,

Nicht

Nicht Amors buntes Feenhaus
Macht unſer wahres Glück und unſre Größe aus.
Dies alles ſchlüpft euch, gleich dem Aale,
Schnell aus der Hand, ſobald die Falſche winkt,
Und unſer Blumenhaus aus ſeinem Zauberthale,
Auf ihr Geheiß in einen Abgrund ſinkt.
Der Schatz, den wir in unſerm Buſen finden,
Iſt uns allein gewiß; den kann uns nicht
Der Tod aus unſerm Herzen winden,
Der bleibt uns treu, wenn alle Freunde ſchwinden;
Durch Ihn trotzt ihr des Laurers Blutgericht;
Den nehmen euch nicht Sturm und Meere,
Nicht Räuberbanden, Kriegesheere;
Der ſichert euch vor jeder — Geiſtesleere;
Der wird für euch ein helles Fackellicht,
Wenn Todesſchatten euch umgeben;
Der wird zur Gottheit euch erheben.
Nur Er führt euch in ihren Himmel ein,
Nur Er wird dort des Weiſen Himmel ſeyn.

Drum ſucht nicht ängſtlich fremde Schätze,
Und laßt an Pluto's goldnem Netze
Die Thoren nur und ihre Sklaven ziehn.
Berechnet ihr nach — Goldſand eure Freuden,
So werden keine Blumenweiden,
Und keine — Wangen für euch blühn;
So werdet ihr auf euren vollen Kaſten,

Wie König Midas einſt, bey allem Reichthum faſten,
Und Fried' und Ruh' wird eure Polſter fliehn.
Die Knaben werdet ihr zu Narren und zu Dieben,
Zu — Julien die Töchter auferziehn.
Ihr würdet nur — Metall, nicht große Menſchen lieben;
Nur dieſes wird der Preis des alten Freundes ſeyn.
Dem Armen würdet ihr den Lohn des Schweißes nehmen,
Und, dem Amynt mit Wucher Geld zu leihn,
Euch, Felſenherzen! ſelbſt nicht ſchämen.
Ihr würdet nur der Menſchheit Geißel ſeyn;
Ihr würdet euch um euer Herz betrügen,
Und Dornen ſelbſt auf Krankenlager ſtreun.
Ihr würdet euch durch Gold und Edelſtein
Hinauf zu Ehrenämtern — lügen,
Und der Aſträa Dein und Mein
Durch eure ſchwere Hand beſiegen.
Ihr würdet euch auf weichen Daunen wiegen,
Und dennoch wie auf Folterbänken liegen,
Und Sklaven eures Mammons ſeyn.
Ihr würdet euch nur reiche Weiber ſuchen,
Und, fändet ihr ſie nicht, von eurem Wahn bethört,
Dem frommen Gotte Hymen fluchen,
Daß er nicht euren Wunſch und euren Wahn erhört.
Ihr würdet ſelbſt, von Furien umgeben,
In eines Krösus Burg, im Königsmantel leben,

Und,

Und, von der Welt gehaßt und ohne Menſchenwerth,
Hinab ins Reich der kalten Schatten ſchweben.

Jagt ferner nicht dem Schimmerglanz der Ehre,
Nicht ihrem Schellenklange nach!
So mancher, mancher fand in dieſem — Wolkenmeere
Statt Bürgerkronen laute Schmach,
Und tauſend Lebensungemach. —
Geſetzt, daß auch mit hundert Lorbeerkränzen
Im Pantheon des Ruhms einſt eure Nahmen glänzen,
Daß euch ein Fürſt in ſeinen Armen hält,
Und mit euch theilt den Sonnenglanz der Krone;
Geſetzt, daß euch die ganze Dichterwelt
Einſt alle neben die Katone,
Die Haller und die Karte ſtellt:
So kennet euch doch nur — der kleinſte Theil der Welt.
Und, ach! je höher ihr in Famas Tempel ſteiget,
Je mehr an eurem Rauchaltar
Bewunderung ſich und Demuth neiget,
Je dünner, ſchwächer wird das Haar,
Woran das Schwert zu eurem Sturze hänget;
Je hämiſcher und kühner dränget
Der Argliſt großes Schlangenheer
Sich um euch, gute Kinder, her,
Und wirft euch in ein Sorgenmeer
Mit allen euren Götterbinden,
Worin ihr, lebensſatt, den lauten Ruhm beweint,

Worin ein **Leſſing** ſelbſt, der edle Wahrheitsfreund,
Sein Lebensende mußte finden,
So rieſengroß er war, ſo gut er es gemeint.

Lebt ferner klein und ſtill! Des Hüttchens Seelenfriede,
Ein reines Herz, ein eigner kleiner Heerd
Iſt mehr als Millionen werth,
Und nimmer wird man hier der frohen Tage — müde.
Ein Hüttchen, wo beym Frühlingsliede
Der Lerchen und der Nachtigall,
Uns nicht des Ruhms Poſaunenſchall
Aus unſern ſchönſten Träumen wecket;
Wo nicht des Laſters Trug, des edlen Mannes Fall
Den Tugendfreund mit banger Ahndung ſchrecket;
Wo nicht die Goldbegier an unſerm Herzen nagt,
Wo Liebe mit uns weint, und Liebe mit uns klagt.
Lebt einſam, wenn ihr könnt! Ihr werdet einſt mir danken,
Daß ich euch dieſe Lehre gab. —
Die Einſamkeit verſchönert uns das Grab,
Sie nährt den Geiſt mit ſeligen Gedanken,
Sie iſt des Weiſen Glück, des Denkers Wanderſtab.
In ihrem Mutterarme ſchwanken
Die Wahrheit und die Tugend nicht.
Hier lohnt euch dann ein fröhliches Geſicht,
Wenn Thoren ſich mit ihren Wünſchen zanken,

Und ihr Palaſt, wie dünnes Glas, zerbricht.
Die Einſamkeit lehrt euch die wahre Kunſt zu leben, —
Nach innerm Seelenreichthum, nicht
Nach ſchwacher Menſchen Gunſt und ihrem Glück zu ſtreben,
Das Dornen nur um unſre Schläfe flicht.
Die Einſamkeit wird euren Geiſt erheben,
Ihr Genius wird um euch ſchweben,
Wenn eurer Tage Sonnenlicht
Ein Sturm des Lebens unterbricht.
Die Einſamkeit gießt tauſend neue Strahlen
Durch ihren Frohſinn auf die Flur;
Ihr lacht viel freundlicher die freundliche Natur,
Als denen, die in goldnen Königsmahlen
Die Freude ſuchen, und — bezahlen,
Und dennoch ſie zu finden nicht verſtehn.
Die Einſamkeit wird jede Kraft erhöhn,
Die in euch liegt, ſie bilden und ſie läutern,
Euch tröſten, wenn die Himmel ſcheitern,
Und ſanft mit euch zu Grabe gehn.

Zu der geſunden, reinen Seele
Gehört auch — ein geſundes Blut,
Das ich euch dringender empfehle,
Als alles andre Erdengut.
Bewahrt ihr dieſes mehr als Gold und Edelſteine,
So wandelt ihr das rauhe Dornenfeld

Euch nah und fern zu einem Roſenhaine,
Und lacht, wenn um euch her die feiſte Dummheit
bellt.
Dann, meine lieben Kinder, werden
Des Lebens drückende Beſchwerden
Für eure Schultern federleicht;
Von eurem ſtillen Lager weicht
Dann nie der Schlaf mit ſeinem Labebecher.
Dann trotzt ihr ſelbſt des Todes Köcher,
Und zittert nicht wenn er um eure Hütten ſchleicht;
Dann hängt kein ſchiefes Glas vor euren hellen Blicken,
Das euch ein jedes Ding in falſcher Richtung zeigt;
Dann lernt ihr, euch in jede Welt zu ſchicken,
Wenn ſie auch nicht der Welt des weiſen Mannes
gleicht;
Dann wird nicht Laun' und Schmerz die Denkkraft
unterdrücken,
Die in euch hoch empor zum Licht der Wahrheit ſteigt;
Dann werdet ihr ein jedes Blümchen pflücken,
Das Freundſchaft euch und Liebe reicht.
Geſundheit ſtählt den Geiſt in ſeinem Geiſtesdrange,
In ſeiner Heldenkraft, in ſeinem Heldengange,
Wenn alles Glück der Welt von unſrer Seite weicht;
Geſundheit richtet recht, Geſundheit wird nicht bange,
Wenn ſchnöder Undank uns die kalten Stirnen zeigt;
Geſundheit lacht, wenn bey dem Lebenszwange
Der kleine Geiſt ſich halb zu Tode keucht;

Geſundheit weiß die Lebensfreuden
In tauſend Farben einzukleiden.
Sich ſelbſt genug, trotzt ſie dem tobenden Orkan,
Und bricht durch Sturm und Nacht ſich eine Siegesbahn;
„Denn — ſelbſt ſein Gott iſt ein geſunder Mann!“

IX.

Neueſte ſchöne Litteratur.

I.

Die Muſen-Almanache.

(Fortſetzung.)

Zu dem Voſſiſchen Muſen-Almanach für dieſes Jahr (Hamburg, bey Karl Ernſt Bohn) haben ein mit B. bezeichneter Ungenannter, Gleim, und der Herausgeber ſelbſt die meiſten Stücke beygetragen. Erfreulich iſt es für die Freunde Unſers ehrwürdigen Gleims, beſonders für diejenigen, die ihm an Jahren die nächſten ſind und beſſer als die jüngere Generazion wiſſen, wie viel unſre Literatur ihm und ſeinen edeln Jugendfreunden, Kleiſt und Utz, zu verdanken hat; es iſt, ſag' ich, erfreulich für ſie, zu ſehen, daß Föbus Apollo, dem er ſeit mehr als einem halben Jahrhundert ſo viele ſchöne Opfer brachte,

ihn dafür durch die Erfüllung eines Wunſches belohnte, die ſeinem Horaz nur halb zu Theil wurde:

Frui paratis et valido mihi,
Latoë, dones, et (precor) integra
Cum mente, nec turpem ſenectam
Degere, nec citharâ carentem.

Mit vorzüglichem Vergnügen und Wohlgefallen habe ich von der Hand, oder vielmehr aus dem immer ſich ſelbſt gleich bleibenden Geiſt und Herzen dieſes liebenswürdigen Greiſes die beyden Lieder S. 79. u. 148. und beſonders das an die **Hausſchwalbe** S. 101. und an mein **Gärtchen** S. 35. geleſen, welches des **Hüttchens**, woran alle guten Menſchen ſich zu ihm anbauen möchten, ſo würdig iſt.

Es iſt in dieſen anſpruchloſen kleinen Stücken, worin zufällige Gedanken oder Gefühle einer zu allem Schönen und Guten rein geſtimmten Seele, mit Innigkeit gefühlt und in den naiven Ausdruck der Empfindung leicht gekleidet, ohne Zwang und Mühe von ſelbſt zu Verſen und Reimen werden, eine eigene Art von Anmuth, die ſich dem, der keinen Sinn dafür hat, weder mittheilen noch beſchreiben läßt.

Die mit B. unterzeichneten kleinen Stücke betrachte ich größtentheils als flüchtig hingeworfne Skizzen und Vorübungen eines jungen Mannes von noch nicht ganz entſchiedenem, aber viel verſprechendem Talente. Daß

ich

jemals über die grüne Flur weggeflogen iſt; ihre Mine, ihre Gebehrden, ihr ganzes Weſen hat etwas das über ihren Stand hinausgeht, und zu edel für eine ſolche Dirne iſt.

Camillo.

Eben ſagt er ihr was, wovon ſie über und über roth wird: In ganzem Ernſt; ſie iſt die Königin aller Milch-Mädchen, und Käß-Nymphen in der Welt.

Hans.

Nun, luſtig, ihr Muſicanten, macht auf --

Dorikles.

Mopſa muß deine Liebſte ſeyn; (bey Seite) aber iß erſt Knoblauch, damit dir ihre Küſſe nichts ſchaden.

Mopſa.

Gut, ich bins zufrieden.

Hans.

Kein Wort mehr; wir ſind nun alle Paar und Paar -- Hey da, macht auf --

Ein Tanz von Schäfern und Schäferinnen.

Polixenes zum alten Schäfer.

Ich bitte dich, guter Schäfer, wer iſt der ſchöne junge Hirt, der mit deiner Tochter tanzt?

ich ſelbſt hierdurch nicht zu viel von ihm verſpreche, ſcheint mir die **Elfenburg** zu verbürgen, eine Romanze in 33 Stanzen, welcher, um ſehr ſchön erzählt zu ſeyn, vielleicht nichts fehlt als ein leichter und freyer ſich bewegendes Sylbenmaß. Das von dem Dichter gewählte ſcheint mir für dieſe Art von Gedichten einen zu ſchweren Tritt zu haben, und der Laune des Erzählers einige Gewalt anzuthun. Man kann jungen Dichtern nicht genug empfehlen, in der Wahl der Sylbenmaße und Sangweiſen ſorgfältig zu ſeyn; denn es hängt weit mehr von ihr ab, als die meiſten ſich vorſtellen.

Die **Erinnerungen** von dem Herrn Grafen **Leopold Stollberg**, die **Elegie** von eben demſelben, nach einem altfranzöſiſchen Liede der Barbe de Verrue, einer wenig bekannten Dichterin aus dem 13ten Jahrhundert, die **Liebesgötter auf dem Markte** von **Goethe**, **Allegorie und Zeit** von **Halem**, und das Gedichtchen an eine **Primel** von **Overbeck**, zeichnen ſich unter vielen andern aus.

An Umfang das gröſßte, an Inhalt und Ausführung eines der vorzüglichſten, und reichlich begabt mit allem, was den Karakter und die eigenthumliche Schönheit der poetiſchen Epiſtel ausmacht, iſt die **Epiſtel an Rammler**, vom Hrn. v. **Nikolay**, worin gerechte Klagen über den Verfall des Geſchmacks und der Poetiſchen Kunſt unter uns eine Reihe von lehrrei-

chen Betrachtungen und heilsamen Erinnerungen für Dichter, Kunstrichter und Leser herbeyführen, die dem dermaligen Bedürfniß der Zeit besonders angemessen sind; und wenn sie gleich, wie zu besorgen ist, dem Uebel (aus einem von ihm selbst sehr wohl ausgeführten Grunde) nicht gänzlich abhelfen werden, doch vielleicht manchen, der sie gehörig beherziget, im Guten bestärken, oder von Abwegen noch in Zeiten zurück rufen können. Es sey mir erlaubt aus dieser Epistel, (welche, wenn der Verfasser dem Plane einen etwas größern Umfang geben, und über einiges noch mehr ins besondere gehen wollte, ein unsrer Litteratur noch fehlendes Gegenstück zu Horazens Epistel an die **Pisonen** werden könnte) ein paar Stellen auszuheben, weil sie mir wie aus der Seele geschrieben sind. Die erste steht gleich im Eingang des Gedichtes.

Oft, wenn ich mit gesammter Geistesmacht
Ein Werkchen reiflich überdacht,
Mit warmem Herzen es vollbracht,
Es klug geschmückt, es rein gefeilt zu haben denke,
Und ihm zur Reise nun den Vatersegen schenke:
Werf ich, erschöpft an Kräften und Geduld,
Den Blick von meinem Schreibepult
Aufs weite Reich der teutschen Lettern.
Gott was erblick ich da für eine Schriftenbrut,
Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!
Dann, Freund, entfällt mir aller Muth,

Dann

Dann ſchließ ich gleich, von innrer Angſt gequälet,
Wenn dieſes Schonheit iſt, ſo haſt du ſie verfehlet.

Die innre Angſt iſt übrigens doch wohl ein wenig übertrieben; denn ſo gar groß kann ſie ſchwerlich ſeyn. Ein ſolcher Gedanke, wie der im letzten dieſer Verſe ausgedruckte, kann wohl einen Dichter, der ſich von der Anſteckung des falſchen Geſchmacks immer rein erhalten hat, bey mancher neuern und neueſten hochgepriesnen Dichterey auf einen Augenblick anwandeln; aber daß die Seelenruhe des Verfaſſers dieſer Epiſtel durch dieſen Gedanken nicht ſehr geſtöhrt worden, davon iſt ihr ganzer Inhalt der ſprechendſte Beweis. — Die andere Stelle befindet ſich S. 115.

Gleich Zwillingen entſtehn in einem Volk und wallen
Geſchmack und Kunſt. Als Kind, als Jüngling, Mann und Greis
Gehn ſie vereint, und bilden wechſelsweiſ'
Einander, lieben und gefallen
Einander ſtets. Doch beyder Wunſch und Fleiß
Noch immer Neueres, noch Schöner's aufzutreiben,
Macht daß ſie nie, auch ſelbſt beym Schönſten ſtehen bleiben,
Stets weiter gehn, und endlich übertreiben.
Der kränkelnde Geſchmack ſetzt, edler Einfalt ſatt,
Verzerrung, Künſteley, und Schwulſt an ihre Statt:

Athen

Athen und Rom pries in verschiednen Zeiten
Gleich warm den reinsten Witz, die plattsten Al-
bernheiten.

Beyde können zugleich als Proben der Manier, womit der D. seinen Stoff behandelt, dienen, und sind hinlänglich, Leser von Geschmack nach dem Ganzen lüstern zu machen.

Der Zahl und dem innern Werth nach hat der Herausgeber selbst zu seinem diesjährigen Musen-Almanach das meiste beygetragen. Ausser einigen kleinen Stücken und Epigrammen besteht seine Gabe diesmal aus Gesängen und Liedern, theils von der erhabensten, theils von der zarten und naiven, theils von der fröhlichen und geselligen Gattung. Unter den ersten nimmt billig das kleine Gedicht oder vielleicht Bruchstück aus einem größern, in reinen achtzeiligen Stanzen, (ottave rime) der Geist Gottes überschrieben, die Oberstelle ein. Es ist, nach meinem Gefühl, das schönste Stück dieser ganzen Sammlung, und ein treffliches Beyspiel und Muster, wie die tiefsinnigsten Gedanken in der warmen und zarten Seele eines Dichters (im engesten Sinne des Wortes) sich versinnlichen, und wie die Vernunft reden muß, wenn sie die begeisterte Sprache der Musen reden will. Dem Leser, dem hier nichts geoffenbart wird, oder der einen Kommentar dazu braucht, habe ich nichts zu sagen, als ihn, wofern er zu unsern Dichtern in Prosa oder Versen gehört, zu versichern, daß

der

der Geiſt, der ihn treibt, nicht der iſt, der hier von ſich ſelbſt zeuget. — Zur Probe nur die letzte Stanze, worin der D. von einer ſehr erhabenen und tiefen Sinnes vollen Stelle der Moſaiſchen Schriften die glücklichſte Deutung und Anwendung macht, oder vielmehr den Leſer ſelbſt machen läßt, da er ihn durch das vorhergehende dazu in den Stand geſetzt hat:

Mir nachſchaun wirſt du dort im Felſenſpalte,
(So ſprach der Geiſt) verhülle dein Geſicht!
Schnell brauſt' ein Sturm, Erdbeben kracht', es hallte
Der Donnerſtrahl, doch Gottes Geiſt war's nicht.
In ſanft durchſchauerndem Geſäuſel wallte
Der Geiſt einher. Der Seher trat ans Licht
Und ſah, wie fern die Herrlichkeit entſchwebend
Verſchimmerte: ſtumm ſah er nach und bebend.

Ein großes Gedicht, zu welchem dieſe vier Stanzen das Portal wären, welch ein Werk müßte das ſeyn, und wie gewiß würd' es einſt als einer der hellſten Sterne unſers Jahrhunderts der Nachwelt funkeln!

Unter dem Anwehen dieſes Geiſtes iſt auch in der Sapphiſchen Oden-Weiſe die erneute Menſchheit (S. 12.) geſungen, und bloß dieſer Versart und der Behandlung derſelben, wovon in der Folge noch die Rede ſeyn ſoll, iſt es wahrſcheinlich zuzuſchreiben, wenn dieſer erhabne Hymnus nicht auf die meiſten Leſer oder Hörer eine eben ſo ſchöne Wirkung im Verleſen thut, als

jene

jene Stanzen. In einer andern unſrer Sprache angemeßnern Modulazion der Verſe, und (was vielleicht ſchon eine natürliche Folge hievon wäre) mit einem ſich freyer bewegenden Ausdruck der Gedanken und Gefühle, die hier von den mühſam geſuchten Spondeen öfters zu eng (wie mich däucht) zuſammengedrückt werden, würde dieſem treflichen Geſange gewiß allgemeiner Beyfall entgegen ſchallen.

Eine Sammlung, welche von allen Arten der Geſänge, Lieder und Liedchen, die man unter die allgemeine Benennung der Volkslieder bringen kann, und welche ſeit Hagedorns Zeiten bis auf dieſen Tag in unſrer Sprache gedichtet worden ſind, die beſten enthielte, würde an Reichthum, Mannichfaltigkeit und innern Werth jeder andern, in welcher Sprache es ſey den Vorzug ſtreitig machen können: was um ſo ſonderbarer iſt, da vielleicht unter keinem Volke in Europa weniger geſungen wird als dermahlen unter uns. Ich begreiffe unter dem Wort Volk zwey Hauptklaſſen, eine mehr und eine weniger gebildete, und ſo müßte auch eine ſolche Liedersammlung in zwey Haupttheile geſondert, oder vielmehr für jede der beyden Hauptklaſſen ein eigenes Geſangbuch zur eigenen ſowohl als zur geſelligen Unterhaltung, Ermunterung und Ergetzung, mit den gehörigen Melodien verſehen, geſammelt werden. — Ein Unternehmen, welches zu Beförderung der Humanität (dem wahren Eins iſt Noth) und derjenigen Art von Bil-

dung

dung, die besonders den untern Volksklassen die angemessenste und zuträglichste ist, mehr beytragen, als der gröſste Theil der unzähligen Volksschriften, womit unsre Buchläden überschwemmt sind, und die Köpfe unsers Volks nicht wenig verwirrt werden müßten, wenn sie (was der Himmel verhüten wolle) so häufig gelesen würden, als die Buchmacher und ihre Verleger es wünschen mögen. Hr. Voß, von welchem wir in jeder lyrischen Dichtart Meisterstücke haben, hat besonders zu den Volksliedern im engern Sinne des Wortes in seinen Musenalmanachen seit mehrern Jahren einen ansehnlichen Beytrag geliefert, und ich zweifle sehr, ob er in diesem Fache übertroffen werden könne. Auch der gegenwärtige hat einige schöne Chorgesänge, Tisch- und Trinklieder, (S. 37. 75. 126. 140. 173.) und ein niedliches Spinnliedchen (S. 99.) mit einer Melodie von Reichard, wo der launige Einfall, das Schnurren der Räder durch ein immer gleichtönendes Harpeggio des Basses zu begleiten, sehr glücklich ist. In allen Vossischen Liedern athmet jener gute Geist (bona mens) durch den die Singenden sich zugleich frohlicher, geselliger und besser fühlen, der uns zur unverdorbenen Natur und ihren reinsten Empfindungen zurückführt, uns Gefühl des Adels unsrer Natur, richtige Würdigung des wahren Glücks, Zufriedenheit mit unserm Zustand, Heiterkeit und unschuldige, durch Mittheilung und Mitgefühl erhöhte Freude in die Seele haucht und uns dadurch den

reinsten

reinſten und ſüßeſten Genuß des Lebens verſchafft. Freylich ſetzt alles dies bey den Leſern oder Mitſingern eine gewiſſe Empfänglichkeit voraus, die weder allgemein iſt, noch am wenigſten bey Perſonen von gewiſſen Klaſſen und Lebensarten vorausgeſetzt werden kann. Aber alles Gute, was aus der Fülle einer ſelbſt von ſchönen Gefühlen begeiſterten und überfließenden Seele andern mitgetheilt wird, kann nur an gleichgeſtimmten Seelen haften, nur von ihnen mitempfunden werden. Die meiſten Voſſiſchen Lieder haben dies eigene, daß ſie in einem glücklichen Moment von Begeiſterung, bey einer beſondern Gelegenheit, und für einen auserleſenen Zirkel gedichtet ſind. Je individueller der Moment, der Ort und die Veranlaſſung, und je enger der Kreis der unmittelbar Theilnehmenden, deſto ſchöner, lieblicher und inniger ſind die durch dieſen Moment eingegebenen oder für ihn geſungenen Lieder. Daher finde ich den Geſang an der Quelle (S. 37.) die Roſenfeier (67.) Erneſtinens Geburtstag (59.) den guten Wirth (193.) und vor allen den Agneswerder (S. 24.) und die Abgeſchiedenheit (81.) ſo ſchön, daß ſie nur mitempfunden werden müſſen, und es Sünde wäre davon zu ſchwatzen.

Der haſſenswürdigſte und ſchändlichſte Gebrauch, den ein Dichter oder irgend ein Schriftſteller überhaupt von ſeinem Talent oder von ſeinem Gänſekiel in unſern Tagen machen kann, iſt gewiß, wenn er den Partheygeiſt, der ſeit einigen Jahren nicht nur die Ruhe des geſel-

geſelligen Lebens, ſondern den Grund der bürgerlichen Ordnung ſelbſt untergräbt, zu unterhalten ſucht, und immer noch mehr brennbaren Stoff zu dem Feuer trägt, zu deſſen Löſchung alle guten Menſchen geſchäftig ſeyn ſollten. Deſto löblicher iſt es hingegen, wenn in Schriften, die ein weit ausgebreitetes Publikum haben, und vornehmlich in Gedichten dieſer Art, zwar auf den Geiſt der Zeit und ihre beſondere Bedürfniſſe Rückſicht genommen wird, aber nur um dem wohlthätigen Geiſt der Humanität den Sieg über jenen verſchaffen zu helfen. Ein Dichter, der die Würde ſeines Berufs kennt, wird die heilige Kunſt der Muſen nie ſo tief herabſetzen, ſie zur Unterhändlerin menſchenfeindlicher Faktzionen, zur Sklavin der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung auf der einen, oder wilder, aufrühriſcher und gewaltthätiger Anmaßungen auf der andern Seite zu machen. Er wird weder den Groſſen noch dem Volke ſchmeicheln; und wenn auch bey andern Nazionen die Dichtkunſt noch immer entweiht und mißbraucht wird, um die moraliſchen Gefühle der Menſchen verwirren und verfälſchen zu helfen: ſo ſey unſerm guten Genius Dank, daß unter unſern Dichtern ſo viel ihrer dieſes Nahmens nicht ganz unwerth ſind, keiner iſt, der nicht von der Ueberzeugung durchdrungen wäre, daß, wenn gleich die Muſe einen von der heiligen Liebe des Vaterlandes zu deſſen Vertheidigung aufgeforderten Tyrtäus zu den feurigſten Schlachtgeſängen begeiſtern kann, dennoch ihr

eigenſtes und liebſtes Geſchäfte ſey, die Menſchen zum Frieden, zur Eintracht und zum Gehorſam gegen die ewigen Geſetze der Vernunft ſowohl als der bürgerlichen Ordnung, einzuladen. So wie ihre Lyra das Sinnbild der ewigen Harmonie der Natur und des Weltalls iſt, ſo iſt ihr eigentlicher Beruf, die Menſchen von allem, was ſie in den Stand der Verwilderung und Thierheit zurückzuſtürzen droht, zu entfernen, ihre Denkart billiger, ihre Leidenſchaften zahmer, ihre Sitten milder, ihre Geſinnungen edler, ihre Freuden reiner und geſelliger zu machen; und ſie auf dieſem Wege (ſo viel an ihr iſt) von einer Generazion zur andern, dem groſſen Ziele aller Beſtrebungen der Guten, dem Triumf der Vernunft und Humanität über Wildheit, Barbarey und Egoiſterey, immer näher zu bringen.

Mit innigem Vergnügen habe ich in dieſem Muſen-Almanach viele Stücke gefunden, die bey ihrer nähern oder fernern Beziehung auf die dermahligen merkwürdigen und mit einer wichtigen Zukunft ſchwangern Zeitumſtände, durchaus rein von Partheylichkeit und Fanatismus aller Art, der Wahrheit allein huldigen. Dies gilt auf eine ganz vorzügliche Art von denen, welche den Herausgeber des A. ſelbſt zum Verfaſſer haben. Seine Rüge wird nie beleidigend, ſeine Satire nie bitter, und auch da, wo er die ſchmerzendſten Wunden der Menſchheit berührt, wie z. B. in der herrlichen Ode, die er:

neuer:

Schäfer.

Sie nennen ihn Dorikles, und er rühmt ſich daß er von guter Herkunft ſey; ich hab' es aus ſeinem eignen Mund, und ich glaub' es ihm; er ſieht einem ehrlichen Menſchen gleich; er ſagt, meine Tochter gefall' ihm, und ich glaub' es auch: Denn er ſieht in ſie hinein, wie der Mond in ein Waſſer, und ſteht da, und gukt ihr in die Augen, als ob er was leſen wolle, das darinn geſchrieben ſtehe; und wenn ich euch aufrichtig reden ſoll, ich glaube, der Unterſcheid beträgt keinen halben Kuß, welches von beyden das andre lieber habe.

Polixenes.

Sie tanzt artig.

Schäfer.

Sie kan alles, wenn ich es ſchon nicht ſelbſt ſagen ſollte; wenn ſie der junge Dorikles überkommt, ſo kriegt er was mit ihr, wovon er ſich wol nichts träumen läßt.

Vierte Scene.

Ein Knecht vom Hauſe tritt auf.

Knecht.

O Herr, wenn ihr nur den Haußrer vor der Thür hörtet, ihr würdet in euerm Leben mehr nach keiner Schellen-Trummel tanzen: Nein, der Dudelſak ſelbſt könnt' euch

nicht

neuerte Menſchheit, geſchieht es nur, um einen heilenden Balſam in ſie träufeln zu laſſen. Und was für ein wilder Muſenfeind müßte der ſeyn, der ſich durch den ſanften, gutlaunigen Ton beleidigt finden könnte, auf welchen ſeine von unverfälſchten Gefühlen überſtrömende Seele durch jeden reinen geſelligen Lebensgenuß im Schoß der kunſtloſen Natur geſtimmt wird, und worin er, wie unabſichtlich (z. B. im Chorgeſang an der Quelle) goldne und eiſerne Zeit, was iſt und was ſeyn ſollte, kontraſtieren läßt.

Unter den kleinen Stücken, die in dieſe Rubrik gehören, zeichnen ſich aus, Pfeffels drolliges Epigramm auf Robespiere's Staatsbericht über das höchſte Weſen,

Darfſt, lieber Gott, nun wieder ſeyn,
So will's der Schach der Franken!
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich ſchön bey ihm bedanken.

und die Fabel vom Ochſen und vom Schlächter. Verzeihlicher iſt's gewiß keinem als dieſem liebenswürdigen Fabeldichter, wenn ihm in einem kleinen Anſtoß von böſer Laune (die durch ſo vielfache Täuſchungen jeder ſanguiniſchen Erwartung eines patriotiſchen Dichters und dichteriſchen franzöſiſchen Patrioten nur zu ſehr und zu lange gereizt wurde) ein Epigramm wie folgendes entfährt:

Das goldne Alter war ein Traum,
Des ſilbernen erwähnte kaum
Im ehernen der Ahnen Leier;
Im eiſernen egann mein Lauf,
Bald folgte das Papierne drauf.
Behüt uns, lieber Gott, vor Feuer!

Dies Epigramm ſcheint aber auch zu einer Zeit geſchrieben zu ſeyn, da man noch nicht hoffen durfte, daß das Feuer eine ſo wohlthatige Wirkung, wie es dermahlen thut, auf das papierne Alter thun würde. — Sehr karakteriſtiſch aber zugleich ein ſchönes Muſter, wie gute Menſchen bey diametral entgegengeſetzten politiſchen Grundſätzen, dennoch Eines Sinnes ſeyn könnten, ſind Unſers Gleims Verſe an einen Ungenannten, (S. 48.) der, wie es ſcheint, die republikaniſche Verfaſſung der monarchiſchen vorzieht, und das Gegentheil zu behaupten für großen Irrthum hält. Gleim iſt hierin Homers und Ulyſſens Meinung —

Vielherrſcherey taugt nichts, nur Einer ſey König,
u. ſ. w.

und er bittet ſo ſchön, ihm ſeinen Irrthum (wenn es einer wäre) zu laſſen, erklärt ſich, (wie billig) da ihm ſein Irrthum ſchon ſo lange Wahrheit war, ſo rund heraus, er könne ihn ſich nicht nehmen laſſen, daß es mehr als barbariſch wäre, ihm ſeinen lieben Fetiſch rauben, oder ihm gar beweiſen zu wollen, daß eben darum,

weil

weil nur **Ein Gott** iſt, auch nur **Eine Vernunft** ſey, die aus dem Chaos der Dinge eine **Welt** macht, daß alſo die **Vernunft allein** regieren müſſe; daß alſo — und alſo — Doch wozu ſollte ich dieſe Periode ausfüllen? — Daß in jeder Regierungsform nicht rohe Willkühr, nicht Vorurtheile, nicht zügelloſe Leidenſchaften, nicht politiſche Egoiſterey, nicht das Recht des Stärkern, ſondern das Geſetz Gottes im Menſchen, die Vernunft, regieren müſſe, wenn **wohl** regiert werden ſoll: Dies kann kein **Irrthum** ſeyn, und dabey wollen wir ſtehen bleiben, weil wir hierin gewiß Alle Eines Glaubens ſind.

W.

X.

Kunſt-Anzeige.

Mahleriſche Anſichten aus verſchiedenen Ländern Europa's.

Dritte Lieferung.

Aufgemuntert durch die gütige Aufnahme, welche meine zwey erſten Lieferungen der **mahleriſchen Anſichten aus verſchiedenen Ländern Europa's** bey Kennern

und Liebhabern gefunden haben, arbeite ich jetzt an einem dritten zur Fortsetzung derselben. Eine malerische Reise, die ich vorigen Sommer in Gesellschaft eines großen Kenners in diesem Fache, eines durch vieljährige Reisen und Bekanntschaften in ganz Europa zu Beobachtungen dieser Art vorzüglich geschickten Engländers, durch Bayern, Tyrol, und die Lombardey bis nach Genua gemacht habe, bietet mir dazu den gefälligsten Stoff dar. Wir verweilten vorzüglich bey den reizenden Ansichten jener, zwar von jedem Vorüberreisenden gepriesenen, aber fast noch gar nicht artistisch behandelten Landseen, des Lago di Garda, di Como, di Lugano, ganz vorzüglich aber des Lago maggiore, und bey den entzückenden Prospekten des reichen, jetzt grade doppelt interessanten Genua. Diese viermonatliche Reise füllte unsre Portefeuilles mit einer reichen Ausbeute schöner, größtentheils ganz neuer, nach der Natur entworfener und meist an Ort und Stelle selbst sogleich kolorirter Zeichnungen, und ich glaube daher, Kunstliebhabern und Beförderern meines Unternehmens eine angenehme Nachricht zu geben, wenn ich versichre, daß der eben unter der Arbeit befindliche Heft eine Auswahl des Schönsten und Anziehendsten, was wir auf dieser malerischen Reise fanden, enthalten soll. Ich liefre drey ganz verschiedene und aus entgegengesetzten Augenpunkten aufgenommene Ansichten der berühmten **Borromeischen Inseln** auf dem Lago maggiore und darf mir

schmei-

ſchmeicheln, daß, was hier nach meinen eigenen Studien an Ort und Stelle gegeben wird, völlig neu und mit keinem der frühern Verſuche dieſe reizenden Anſichten abzubilden, zu vergleichen ſeyn dürfte. Dieſer Heft enthält auf ſeinen drey Tafeln:

No. 1. Die berühmte Iſola bella von der Südoſtſeite, neben ihr die kleinere Fiſcher Inſel, oder Iſola Peſchiere.

No. 2. Die davon ganz verſchiedene Anſicht der Iſola bella von der Nordweſtlichen Seite.

No. Iſola Madre mit der nahe dabey liegenden Iſola St. Giovane.

Sie erſcheinen in eben der beliebten Aquarellmanier, in welcher die vorhergehenden zwey Hefte erſchienen ſind, mit welcher ſie Suite, aber doch auch wieder ein für ſich beſtehendes Ganzes machen. Der Preis iſt nicht höher, als bey den vorigen Heften, 1 Karoline. Das Ganze iſt noch vor Oſtern vollendet. Da aber alles, und beſonders das Koloriren, unter meiner unmittelbaren Aufſicht und in meiner Wohnung geſchehen muß, und ich immer nur ſo viele Exemplare in die Arbeit nehmen kann, als wirklich beſtellt ſind: ſo erſuche ich alle Liebhaber, ihre Beſtellungen ſo ſchnell als möglich in frankirten Briefen an mich oder das hieſige Induſtrie-Comptoir zu machen, und ſich der beſten

beſten und ſchnellſten Bedienung in der Ordnung und Zeitfolge, wie ſie ſich bey mir gemeldet haben, gewiß zu gewärtigen.

Weimar, den 15ten Jänner 1796.

G. M. Kraus.

Druckfehler.

Im Novemberſtück 1795 ſind in den Probebruchſtücken des teutſchen Lovelace folgende Druckfehler zu berichtigen.

S. 220 Zeile 3 von unten lies ſtatt: ich habe nicht — ich habe ſie nicht.

S. 244 in der Mitte, ſtatt: Augen der Kunſt, lies Augen der Gunſt.

Neuer
Teutſcher Merkur.

3. Stück 1796.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Einleitung in eine Reihe von Vorlesungen über Aesthetik, von einer Gesellschaft teutscher Künstler und Kunstfreunde in Rom. S. 233

II. Fortsetzung und Beschluß der Betrachtung über den Hang zum Neuen. — 270

III. Ueber einige große Kleinigkeiten der teutschen Sprache. Beschluß. — 295

IV. Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und seine Verbreitung in Griechenland. Beschluß. — 310

V. Einige Zweifel über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese. — 328

VI. Ueber des Herrn v. Birkenstocks Denkschrift auf den Erz-Herzog Alexander Leopold. — 336

VII. Ankündigung des Attischen Museums von Wieland. — 339

VIII. Anzeigen. — 342

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. **Postämtern** in und ausser Teutschland mit **drey Reichsthalern** für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen **Buchhandlungen** zu finden, für welche Hr. Buchhändler **Göschen zu Leipzig** die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das **Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg** wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur

nicht von der Stelle bringen; er ſingt euch eine Menge Töne, geſchwinder als ihr Geld zählen könnet; es gehet ihm vom Munde weg, als ob er lauter Balladen im Magen hätte; alle Leute laufen ihm nach, und können ſich nicht ſatt an ſeinen Liedern hören.

Hans.

Er hätte nie gelegner kommen können; er ſoll herein kommen; ich bin ein gar zu groſſer Liebhaber von Balladen, wenn die Hiſtorie recht erbärmlich iſt, und die Melodie fein luſtig geht; oder auch etwas recht luſtiges aber nach einer kläglichen Weiſe.

Knecht.

Er hat Lieder für Manns und Weibs-Bilder, lang und kurz, wie man's haben will; kein Krämer kan ſeine Kundsleute beſſer mit Hand-Schuhen verſehen; er hat die artigſten Liebes-Lieder für junge Mädel, und ſo züchtig, alles ſo verblümt gegeben, daß ihr euch wundern werdet; wo ein andrer unverſchämter Burſche die groſſe Gloke anziehen würde, da läßt er das Mädel ſagen -- Hi, ſachte, du wirſt mir doch kein Leid thun wollen, guter Freund -- und damit iſt er abgewieſen.

Polixenes.

Der Burſche gefällt mir.

Hans.

Du kanſt mir's glauben, der Mann muß Geize im

Ankündigung.

In der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar ist so eben erschienen: Henke, H. P. C. Archiv für die neueste Kirchengeschichte 3en Bandes 2s Stück 8. broch. 12 gr. Es enthält:

1) Geschichte des Sicilianischen Inquisizion, vom Hr. Dr. Friedr. Münter in Kopenhagen. 2) Bestrafung und Begnadigung eines grober Verbrechen überwiesenen Predigers im Brandenburgschen. 3) Vollziehung des Reichsgutachtens wegen der Studenten-Orden. 4) Missions-Nachrichten aus China. 5) Neueste Geschichte der Episkopal-Kirche in Schottland. 6) Auszug aus dem Verantwortungsschreiben der R. Kammergerichts-Assessoren Evangel. Theils an das Corp. Evangel. wegen der in der Frorlepischen Rechtssache ergangenen Erkenntnisse. 7) Von den Wahlen zu geistl. Aemtern in Hildesheim. 8) Nachrichten von den Sonntagsschulen in Engelland. 9) Beimerkungen über neuere Anstalten für sittliche und wissenschaftliche Kultur in Kur-Sachsen. 10) Irrungen über Einführung eines Katechismus in Schlesien. Auszug aus einem Briefe aus Schlesien von 24. April 1795. 11) Vermischtes aus London. —

Ferner ist so eben fertig geworden:

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker J. 1796 von Prof. Goettling 12 gr.

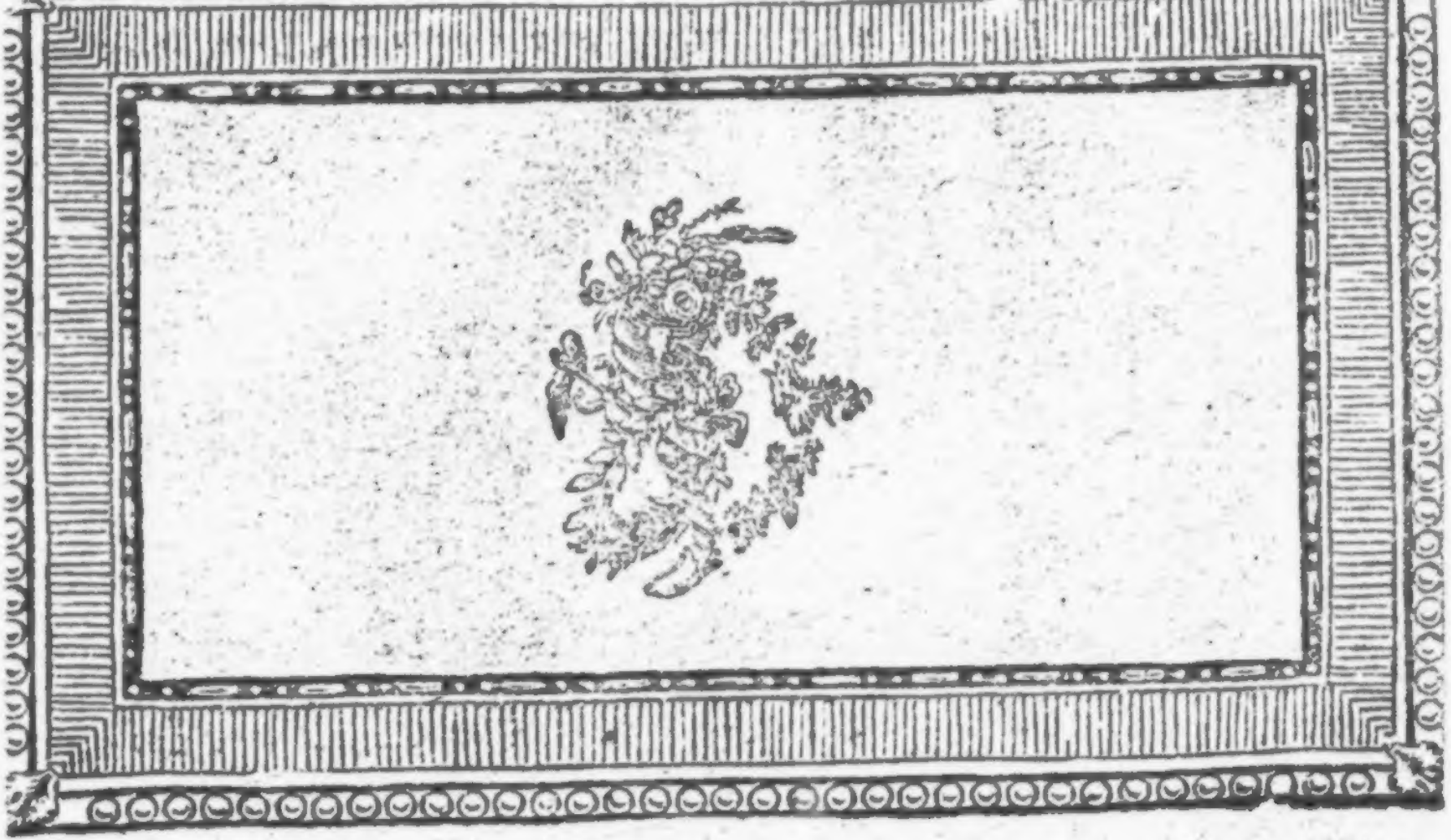

Der neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1796.

I.

Einleitung

in eine Reihe von Vorleſungen über Aeſthetik,

vor einer Geſellſchaft teutſcher Künſtler und Kunſtfreunde in Rom.

Unter allen Beſchäftigungen, womit der Menſch in den verſchiedenen Kreiſen ſeiner Thätigkeit der Pflicht ſeines Daſeyns ein Genüge leiſtet, — unter allen Genüſſen, womit Natur und geſelliges Leben, Fantaſie und Empfindung ſeinem Geiſte Erhohlung, ſeinen abgeſpannten Nerven neue Spannkraft geben, iſt wohl keine Beſchäftigung, die ſeine zerſtreuten Kräfte ſo harmoniſch wieder ſammelte, kein Genuß, in dem er ſich ſelbſt ſo ganz, und ſo ganz ſeiner ſelbſt würdig, wiederfände, als die, welche ihm der Umgang mit dem Schönen in Natur und Kunſt darbietet.

Wenn wir gleich dieſe Behauptung im Laufe des wirklichen Lebens weniger beſtätigt, wenn wir beſonders den hohen Werth des Kunſtſchönen in der Geſellſchaft weit weniger anerkannt finden, als der, welcher die ſanfte Macht deſſelben über das Herz und ſeine wohlthätigen Einflüſſe auf die Stimmung des Gemüths oft an ſich ſelbſt empfunden hat, zu erwarten geneigt ſeyn möchte: ſo kann doch dies der Wahrheit derſelben und der Würde der Kunſt keinen Eintrag thun, wenn es gleich oft den Muth des Künſtlers niederſchlagen muß. Aber er wird ſich an ſeinem beſſern Selbſtbewußtſeyn wieder aufrichten; die Hoffnung einer dankbareren Zukunft wird ihn die ungünſtige Gegenwart ſchätzen lehren, wenn er in der Natur ſeines Geiſtes den nothwendigen Trieb zum Streben nach dem Idealſchönen, wenn er in ſeiner Menſchheit die unvertilgbaren Anlagen zum äſthetiſchen Genuſſe gegründet findet. Lehrt ihn überdies noch die Erfahrung, daß das Steigen und Sinken der Kunſt immer mit der Blüte und dem Verfalle der Kultur bey den Völkern der Vorzeit gleiches Schrittes ging: ſo wird er in dem gegenwärtigen rüſtigen Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes auf der Bahn einer vernünftigen Aufklärung vollgültige Gründe finden, um einem neuen und vielleicht glänzenden Emporſtreben der Kunſt mit froher Erwartung entgegen zu blicken. — Denn, ohne uns der Partheilichkeit ſchuldig zu machen, dürfen wir wohl mit Recht behaupten, daß die Weltgeſchichte, ſo reich ſie auch

an

an kühnen Unternehmungen, an auſſerordentlichen Begebenheiten und glänzenden Epochen iſt, doch in ihrem weiten Umfange kein Jahrhundert aufſtellen könne, in dem der menſchliche Geiſt ſo groſſe Vorſchritte in der Erkenntniß ſeiner ſelbſt und der in ihm liegenden Kräfte gemacht; — in dem er mit ſo groſſem Eifer und ſo glücklichem Erfolge die Erforſchung der erſten Gründe aller Wiſſenſchaft und Kunſt, und die nur durch ſie mögliche Begründung einer zweckmäßigen Kultur ſeiner geſammten fyſiſchen und intellektuellen, äſthetiſchen und moraliſchen Kräfte betrieben; — in dem er ein ſo allgemeines und thätiges Intereſſe für Wahrheit und für die Abſtellung alles deſſen, was die Würde des Menſchen ſchändet, gezeigt; — in dem er einen ſo unermeßlichen Schatz von Kenntniſſen, Erfahrungen und Ausſichten für ſpätere Generazionen geſammelt hätte, als in dem gegenwärtigen. Mehr als das Zeitalter des Perikles für die ſchönen Künſte Griechenlands, mehr als das des Auguſt für die Macht und den Glanz des weltbeherrſchenden Rom war, iſt das unſrige für Filoſofie und Wiſſenſchaft, und dadurch zugleich für die Aufklärung der künftigen Menſchheit geworden, die ſich dereinſt des erworbenen Gutes nicht bloß, wie jene Nazionen des ihrigen, in einer groſſen und herrlichen, aber ſchnell vorübergehenden Blüte, ſondern in einer auf unwandelbaren Grundveſten gebauten, dauerhaften, und immer fortſtrebenden Kultur erfreuen wird.

Nur der unfilosofische Klügling, der an den Erscheinungen des Augenblicks klebt, und mit übermüthiger Vermessenheit nach ihr die Zukunft zu richten wagt, kann aus dem verworrenen Spiele der Begebenheiten um ihn her, auf eine Zwecklosigkeit des Ganzen schließen, und sich selbst, seinem bessern Bewußtseyn zuwider, für eine durch den blinden Zufall in diesen Strudel hingeworfene, willenlose Maschiene erklären, die, nachdem sie eine Zeitlang von ihm herumgetrieben worden, wieder in das Nichts zurückkehrt, aus dem sie hervorgegangen ist. Dem bescheidener denkenden Theile der Menschen hingegen, der den Gang der Natur im Einzelnen und im Ganzen beobachtet, ohne sie nach seinem eingeschränkten Erfahrungskreise laufen zu lassen, ist es eine heilige und für ihn feststehende Vernunftwahrheit, daß der menschliche Geist auf dem großen Gange seiner Kultur im Ganzen weder still stehen, noch im Wesentlichen zurückschreiten könne, sondern daß ein steter Fortgang vom Unvollkommenen zum Vollkommenern in seinem Wesen selbst unvertilgbar gegründet liegt; daß die Gattung im Ganzen ewig fortschreitet, wenn sie gleich in einzelnen Individuen und Staaten wechselnd steigt und sinkt; daß Alles zu einer großen harmonischen Einheit, zu Einem Endzwecke hinstrebt.

Freilich müssen wir, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, aus dem engen Kreise der Zeit in die höhere Sfäre der Vernunft emporsteigen, um

um von ihr den Aufschluß über das Wesen und den Endzweck alles menschlichen Seyns zu vernehmen; — ein Schritt, der dem gemeinen an die Sinnenwelt gefesselten Verstande unmöglich seyn würde, wenn nicht die Vernunft selbst, durch die Stimme des sittlichen Gefühls, und durch den nothwendigen Trieb nach Wahrheit und Vollkommenheit, wodurch sie ihr Daseyn auch in den frühsten Perioden der sich entwickelnden Menschheit ankündigt, und zu der sie alle Aeußerungen menschlicher Thätigkeit zu erhöhen strebt, — seine Kräfte zur Befriedigung ihres höchsten Bedürfnisses spornte. Es hat dem Verstande manchen Irrgang, der Menschheit manches Opfer der Freiheit und Humanität gekostet, um sich durch das Labyrinth des zwiefachen, einander widerstrebenden Interesse der Sinne und der Vernunft hindurch zu winden; manchen Kampf des bessern freyen Selbst mit den Kräften der Naturnothwendigkeit, der Wahrheit mit dem Wahne, des Gesetzes mit der Gewalt, — um die dunkle, Allen vernehmliche Stimme der Vernunft zu einer allgemein verständlichen Sprache zu erheben; die gesetzlose Willkühr in eine gesetzmäßige Freyheit umzubilden, und den Zögling der Kunst zur Natur zurückzuführen; und noch lange ist dieser Kampf nicht geendet, dies Problem der Vernunft in der Sinnenwelt nicht aufgelöst. Aber die höhere Erkenntnißquelle dazu ist geöffnet, und mit ihr zugleich der mögliche Weg ausgefunden, auf dem sich der Widerstreit der wirklichen Erfahrung mit den nothwendigen Forderungen der

Vernunft, der Begier mit dem Gewiſſen, mit einem Worte, die Zwietracht der zur Einheit geſchaffenen menſchlichen Natur, zu einem übereinſtimmenden Ganzen, wenigſtens in der Idee, ausgleichen läßt.

Die Idee der Möglichkeit einer ſolchen vollkommenen Harmonie in ihrer ganzen Reinheit und Beſtimmtheit, ſo wie die Anlage zu derſelben in jedem Menſchen gegründet liegt, auch nur denken zu können, iſt ein ſo entſcheidender Sieg der Vernunft über den Wahn, ein ſo glänzender Beweis von der endlich anerkannten Würde ſeines Weſens und Zwecks, daß man mit Recht von ihm die Zeitrechnung der wahren Vernunftkultur der Menſchheit durch ſich ſelbſt anheben kann; und der Richterſpruch künftiger Jahrhunderte wird das Verdienſt des unſrigen entſcheiden.

Wenn wir gleich nur den kleinſten Theil, nur wenige Erſtlinge dieſer Ausſaat zu einer frühen Reife gedeihen ſehen, und ſelbſt genießen dürfen; ſo haben wir doch zugleich die erhebende, durch Gründe der Vernunft gebilligte Hoffnung, daß jedes kommende Zeitalter auf dieſem Wege, durch Entwickelung neuer, jetzt noch in der Hülle verborgener Wahrheiten, und durch fortgeſetzte Hinwegräumung der Hinderniſſe, die ihrer Verbreitung entgegen ſtehen, dem nachfolgenden eine immer reichere Ernte bereiten werde. Dieſe Ausſicht, wenn ſie vom moraliſchen Intereſſe unterſtützt und zur lebendigen Ueberzeu-

Kopfe haben; hat er auch hübſche Galanterie-Waaren?

Knecht

Er hat Bänder von allen Farben im Regenbogen; Spitzen; mehr als alle Advocaten in ganz Böhmen zu ihrem Handwerk verbrauchen könnten, wenn ſie gleich Regimenterweiſe zu ihm kämen; Halstücher, Krauſen, Neſſeltuch, Leinwand; beym Wetter! er ſingt euch ſeine Sachen nach einander herunter, als ob es lauter Götter und Göttinnen wären --

Hans Wurſt.

Ich bitte dich, bring ihn herein; aber er muß ſingend hereinkommen.

Perdita.

Aber verbietet ihm, daß er keine unartige Worte in ſeinen Liedern gebrauche.

Hans Wurſt.

Es giebt unter dieſen Hauſierern Leute die mehr hinter den Ohren haben als ihr euch einbildet, Schweſter.

Perdita.

Oder als ich jemals Luſt haben werde mir einzubilden.

[Autolicus kommt herein, und trägt ſingend alle ſeine Galanterie-Waaren an. Mopſa zieht ihren Liebhaber, Hans, auf, daß er ihr Bänder und parfümirte Handſchuh kauffen ſolle; dieſer entſchuldigt ſich damit, daß

berzeugung gebracht iſt, wird hinreichen, uns über die Mängel, die anſcheinenden Widerſprüche und Zweckloſigkeiten, die mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Kultur nothwendig vergeſellſchaftet ſind, zu beruhigen, und, wenn wir ſelbſt, ſoviel an uns iſt, zu ihrer Verminderung beytragen, unſerm eigenen Daſeyn in jeder Lage ächten Werth, Zufriedenheit und Freude zu geben.

Ich glaube, das erſte und edelſte Unterſcheidungszeichen des Menſchen vom bloßen Thiere darin ſetzen zu müſſen, daß er fähig iſt, über die engen Schranken ſeines ſyſiſchen Daſeyns hinauszublicken, ein höheres Intereſſe an der Zukunft als an der Gegenwart zu nehmen, und Alles, was in dieſer geſchieht, nur nach dem Maße zu ſchätzen, als es für jene wahren und dauernden Nutzen verſpricht. Auch lehrt uns die Geſchichte, daß die wahrhaft großen und trefflichen Menſchen aller Zeiten einer ſolchen Maxime gemäß gehandelt, daß ſie die Gegenwart nur als Mittel betrachtet haben, um für die Zukunft zu leben, und durch den fortwährenden Einfluß ihrer Handlungen auf das Wohl der Menſchen unſterblich zu ſeyn.

Es werden oft Jahrhunderte erfodert, um das zur Reife zu bringen, was der Geiſt eines großen Mannes ausgeſäet, was die kurze Dauer eines Menſchenalters zur Blüte getrieben hat. Eine erkannte Wahrheit, Eine entwickelte Vernunftidee,

Eine entſcheidende That giebt oft dem Laufe der Dinge eine neue Richtung, und der Geiſt ihres Urhebers lebt noch in ſeinen Wirkungen fort, wenn ſein Nahme, das zufälligſte Prädikat des Zufälligen an ihm, längſt im Strome der Zeit untergegangen iſt. Denn jede Wahrheit die das Siegel der Vernunft trägt, iſt ewig wie ſie ſelbſt, und kann nur mit der Menſchheit vergehen.

Wenn nun alles, was dieſe überhaupt angeht, was ihre Würde erhöhen oder erniedrigen, was ihr wahres Gut, ihre vernünftige Aufklärung befördern oder hindern kann, — an und für ſich ſchon für jedes ſittliche Weſen Intereſſe haben muß: um wieviel näher muß es diejenigen angehen, die ſelbſt durch das Berufsgeſchäft das ſie treiben, verpflichtet ſind, zur Kultur der Menſchen zu wirken! Die Pfleger der Wiſſenſchaften und Künſte ſind durch engere Bande, durch ſtärkere Aufforderungen als der übrige Theil des Menſchengeſchlechts, der bloß für die Befriedigung der ſyſiſchen Bedürfniſſe der Geſellſchaft ſorgt und arbeitet, an das höhere Intereſſe der Menſchheit geknüpft; von Ihnen darf man darum einen vorzüglichen Grad der Kultur, die edelſte Anwendung ihrer natürlichen und erworbenen Fähigkeiten fodern. Der Filoſof und der Künſtler müſſen ihrem Jahrhunderte vorangehen; denn die Wirkungen ihrer Thätigkeit begränzt kein beſtimmter Zeitraum. Wahrheit und Schönheit bleiben ewig im Wechſel der Dinge.

In jenen glücklichen Zeiten, wo die schönen Künste innigst an die Kultur des Menschen geknüpft waren, wo ihre liebliche Harmonie in allen Verhältnissen seines religiösen und politischen, seines geselligen und häuslichen Lebens wiedertönte; wo der Mensch in Spielen der Fantasie zuerst die erhabene Würde seines eigenen Wesens ahnden und lieben lernte, und selbst die ernste Göttin der Weisheit sich in die Spiele der Musen und Grazien mischte, — bedurfte es keiner tiefsinnigen Untersuchungen, um das Wesen des Schönen zu ergründen; die Kunst durfte nicht erst durch strenge Vernunftschlüsse ihren Adel und ihre höhere Abkunft rechtfertigen. Jeder fühlte ihren Einfluß auf sein Herz, und glaubte um so williger den schönen platonischen Träumen, welche die Schönheit in den Olymp versetzten, weil der Künstler ihm die Wahrheit derselben durch seine erhabene Schöpfung verbürgte. Die Griechen hatten keine theoretischen Systeme der Aesthetik, keine Kunstakademie; der Geist des Zeitalters war ihr System, ihre Akademie die Natur. Die Allgemeinheit ihrer Maximen, die Bestimmtheit ihrer praktischen Kunstregeln, die Sorgfalt, womit der Staat selbst über die Reinheit und den Adel ihres Idealstyls wachte, die öffentliche Achtung, das zarte Gefühl und der die ganze Nazion belebende Gemeinsinn für Schönheit, konnten gar wohl so künstliche Gerüste entbehrlich machen. Was jetzt nur in wenigen Günstlingen der Natur auf dürrem Boden zu einer seltnen Blüte gedeiht, sproßte damahls über-

all in reicher üppiger Fülle. Der rege, alles durch eine kraftvolle Fantasie belebende Jugendgeiſt dieſes Volks, die feurige Ruhmliebe ſeiner Jünglinge, die mit dem begeiſternden Beyfall des Augenblicks, mit der ehrenden Siegeskrone aus der Hand des Vaterlandes zugleich die Weihe der Unſterblichkeit empfing, erweckten den Genius der Menſchheit in ſeinen edelſten Subjekten, und an dem goldenen Strahle der Freyheit und Vaterlandsliebe traten jene erhabenen Schöpfungen der Fantaſie ins Daſeyn, denen die neuere Kunſt Italiens, wenn nicht ihren Urſprung, doch ihre Erhebung zur Idealwelt, zur Darſtellung veredelter Menſchheit, ſchuldig iſt.

Was unter jenen Umſtänden überflüſſig geweſen wäre, was vielleicht die jugendlichfrohe Unbefangenheit des griechiſchen Geiſtes geſtört, den reinen Sinn ſeiner Empfindung getrübt hätte, ſcheint jetzt ein Bedürfniß geworden zu ſeyn, das die Vernunft ſelbſt durch ihr Streben ankündigt. Zu thätig, um länger mit vergebener Sehnſucht den ſchönen Morgen ihrer Jugend zurückzuwünſchen; zu entſchloſſen, jedes Dunkel, das ihren Geſichtskreis im Gebiethe des Erkennbaren einſchränkt, zu zerſtreuen, und ihrer ſiegenden Stärke ſich bewußt, wagt ſie es jetzt mit muthiger Hand den magiſchen Schleier der Fantaſie aufzuheben, der die Göttlichkeit ihrer eigenen Natur in fremde Bildungen zauberte, und die Probleme des Gefühls durch Filoſofie aufzulöſen.

So

So anziehend auch die Unterſuchung des Schönen für den denkenden Geiſt nothwendig ſeyn muß, ſo große Schwierigkeiten ſtellen ſich ihm entgegen, ſobald er es verſucht, das verſchlungene Gewebe der Empfindungen zu entwickeln, den Geiſt von der Materie abzuziehen, und das zarte Spiel der im Genuſſe des Schönen vereinigten Kräfte, deren Harmonie er ſo innig fühlt, in ſeine Elemente zu zerlegen. Und wenn ihm dies künſtliche Geſchäfft endlich auch gelungen wäre, ſo wird es ihm doch unmöglich bleiben, aus dieſen, durch den zergliedernden Verſtand getrennten Grundbeſtandtheilen jene ſchönen und ſeelenvollen Erſcheinungen wieder zu reproducieren, deren Bildung das Vorrecht der Natur iſt, wenn ſie in höchſter Freyheit und Geſetzmäßigkeit zugleich, in der innigſten Harmonie ihrer Kräfte wirkt, und die ſie entweder unbildlich durch den organiſchen Bildungstrieb, oder durch das Genie zum Ideale veredelt, in der Kunſt darſtellt.

Aber weder das öftere Mißlingen ſeiner Verſuche, noch die Schwierigkeit und der ungewiſſe Erfolg ſeiner Unternehmung konnten ihn abſchrecken, ein Geſchäfft fortzuführen, das die Vernunft ihm einmahl als nothwendiges Bedürfniß angekündigt hat. Denn, weiß er gleich nicht zum Voraus, ob und was die Kunſt unmittelbar dadurch gewinnen werde, ſo weiß er doch, daß jede Erkenntniß, jede Wahrheit ein reiner Gewinn für die Menſchheit iſt, und er darf erwarten, daß, wenn die Philoſophie in

Befriedigung der nothwendigſten und dringendſten Bedürfniſſe der Vernunft ihre Pflicht erfüllt hat, die dadurch begründete Kultur auch die Befriedigung ſeiner übrigen Bedürfniſſe herbeyführen werde. Ja dieſe Hoffnung muß zur Ueberzeugung werden, wenn er durch jene Zergliederung die Quellen entdeckt hat, die dem Schönen im Gemüthe zum Grunde liegen; wenn er weiß, was ſein Gefühl nur dunkel ahndete, daß dieſe Quellen ſich nur dann in ihrer ganzen Reinheit und Fülle eröffnen, wenn der Menſch in dem glücklichen Einverſtändniſſe mit ſich ſelbſt ſteht, welches die Vollendung ſeines Daſeyns in der Erſcheinung iſt; welches ſowohl ſeine Vernunft als ſeine Sinne befriedigt, und allen Aeußerungen ſeiner freien Thätigkeit das Siegel der Schönheit aufdrückt.

Alles Wiſſen hat nur in ſo ferne einen Werth, als es Mittel zu einem höheren Zwecke iſt; alles theoretiſche Forſchen, alles Denken und Selbſterkennen ſtrebt zu einem praktiſchen Zwecke hin, in deſſen Erfüllung der Menſch allererſt das Ziel ſeiner Thätigkeit findet. Was ich als organiſches Weſen, als Thier, als eine im Raume nach mechaniſchen Geſetzen wirkende Maſchiene, mit einem Worte, als Sinnenweſen bin, das kann mir, ſo weit der Sinn den forſchenden Verſtand unterſtützt, der Anatom, der Fyſiolog, der Naturforſcher ſagen; hingegen was ich als Menſch, als ein ſelbſtthätiges, vernünftiges, freyes, als ein denkendes, wollendes und darſtellendes Weſen bin, was ich als ſolches

zu

zu thun und zu laſſen habe, kann nur die Filoſofie gründlich und allgemein befriedigend beantworten. Jenes kann mich die Erfahrung lehren, dieſes kann ich nur aus dem lernen, was in mir aller Erfahrung zum Grunde liegt, aus den ewigen Geſetzen meines Geiſtes.

Dieſelbe Bewandtniß hat es mit dem Weſen des Schönen. Ob ein Gegenſtand ſchön iſt, das kann mir mein durch Erfahrung geübter praktiſcher Geſchmack ſagen; mein Gefühl überzeugt mich unwiderſprechlich, daß Schönheit wirklich exiſtiert: aber der Grund dieſer Eigenſchaft an den Erſcheinungen, das Weſen der Schönheit ſelbſt, der Grund ihrer Möglichkeit, ſind der Erfahrung ſchlechterdings unzugänglich; denn ſie liegen jenſeits ihres Gebiets, im Reiche der Freiheit. Das Schöne, obgleich es nur ſein Daſeyn durch Erſcheinung ankündigt, hat doch ſeine Quelle höher hinauf in dem überſinnlichen Theile unſers Weſens; und bis dieſe nicht entdeckt iſt, können wir über ſein Weſen nur ahnden und muthmaßen. Aber der Geiſt begnügt ſich nicht mit bloſen Muthmaßungen; ihn kann nur Gewißheit befriedigen, und er giebt ſeine Foderungen nicht eher auf, als bis die Vernunft ſelbſt an den äußerſten Gränzen der Erkenntniß ihm die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung durch nothwendige Gründe bewieſen hat.

So tief verborgen dieſe Gründe auch liegen, ſo ſchwer es ſeyn mußte, ſie aufzufinden: ſo große

Evi-

Evidenz erhalten ſie, wenn ſie einmal gefunden, und in ihrer Reinheit aufgeſtellt ſind, dadurch, daß ſie ſo ganz mit den Ausſprüchen des Gefühls zuſammentreffen; und nie hat der Verſtand mehr Gelegenheit gehabt, ſich von der Zuverläſſigkeit des unbefangenen Naturgefühls zu überzeugen, und in die Untrüglichkeit des Selbſtbewußtſeyns ein unbedingtes Vertrauen zu ſetzen, als gegenwärtig, wo es der Filoſofie gelungen iſt, die Dunkelheiten der Gefühle mehr und mehr aufzuklären, die anſcheinenden Widerſprüche zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft hinwegzuräumen, und beyde der harmoniſchen Vereinigung zu ihrem gemeinſchaftlichen großen Endzwecke, der Humanität, entgegen zu führen. In der edleren Geſtalt, worin die Königin der Wiſſenſchaften jetzt einhergeht, wird ſie fähig, den Werth des Schönen und die Würde der Kunſt, die beide durch die Vernachläſſigung ihrer Kultur, durch die ſchiefe Richtung und Stumpfheit des Geſchmacks in dem neuern Zeitalter, und durch den Mangel eines allgemeinen und lebendigen Intereſſe an Werken der Kunſt, nothwendig von ihrer urſprünglichen Hoheit herabſinken mußten, — von ihrer Niederlage zu retten, und das Bedürfniß einer höheren äſthetiſchen Kultur, ſowohl dem bildenden Künſtler, als dem Publikum für das er bildet, ans Gefühl zu legen. — Und ein reiner, edler und gründlicher Geſchmack, ein allgemeineres Intereſſe an den ſchönen Künſten, als dem zweckmäßigſten Erziehungsmittel des Menſchen unter der Obhut der Sittlichkeit,

keit, wird die Frucht dieser Bemühungen seyn, die glücklicheren Zeiten allmählich entgegen reift.

Bey der gegenwärtigen Lage der Sachen, und bey der gänzlichen Trennung der Filosofie von den Künsten, die in dem schönen Zeitalter der griechischen Kunst nicht getrennt waren, wird uns vielleicht diese Behauptung anmaßend und schimärisch scheinen; da das Vorurtheil, daß die höchste Wohlthat, die dem bildenden Künstler wiederfahren kann, in ihrer treufleißigen praktischen Kultur bestehe, — wodurch sie freilich im Handwerke eben so viel gewinnen werden, als sie am Geiste und an lebendiger Schönheit einbüßen, — selbst unter den Pflegern der Kunst die größten Verfechter findet; — das aber fallen wird, wenn ein reiner und edlerer Geschmack dereinst wieder in seine Rechte tritt.

Wir können unmöglich über die Art und Weise einer zweckmäßig zu leitenden Kultur der Kunst einstimmig denken, so lange wir noch nicht über die Fragen einig sind, ob für die schönen Künste feste und allgemein gültige Prinzipien Statt finden können; ob für die Beurtheilung schöner Kunstwerke, für die Bildung des Geschmacks und für die Ausübung der Künste selbst, gewisse unveränderliche Regeln möglich seyen; oder ob alles dies bloß von Gewohnheit, Erziehung, Temperament, und von den übrigen Besonderheiten individueller Naturanlagen, also von zufälligen, nicht in des Menschen Gewalt stehenden Umständen abhange.

Bey

Bey der Dunkelheit, Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der Begriffe, die aus Mangel an philosophisch geschöpfter Erkenntniß der ersten Gründe bisher selbst im Gebiethe der Wissenschaften, und noch weit mehr im Felde der Aesthetik gewaltet haben, ist eine solche Verschiedenheit der Meinungen eben so natürlich als verzeihlich, und sie wird dauern, bis jene Gründe gefunden, als wahr und zureichend anerkannt und zur Allgemeingültigkeit erhoben sind. Selbst das Mißtrauen in eine Wissenschaft, die bisher noch nicht ausgeführt hat was sie unternahm, die noch nie gehalten hat was sie versprach, ist so lange gerecht, bis es ihr gelingt uns eines Bessern zu belehren und unsern Zweifel gründlich zu heben; und wir gehen bis dahin sicherer, wenn wir uns unserm eigenen Gefühle, als einer ungründlichen Theorie anvertrauen. Das unbefangene Gefühl urtheilt immer am richtigsten über empfangene Eindrücke, aber auch nur so lange, als wir nicht über unsere Empfindungen vernünfteln. Es kann von seinem Urtheile weiter keine Rechenschaft geben, als daß es die durch den Eindruck im Gemüthe bewirkte Stimmung aussagt. Sein Urtheil ist daher, wenn auch wahr, doch für den Verstand unbefriedigend. Dieser, der überall wo er zu urtheilen hat, nach Gründen fragt, und auf logische oder mathematische Gewißheit dringt, zweifelt so lange, als diese ihm fehlen, wenn gleich das Gefühl längst entschieden hat. Seine Zweifel verwirren das Gemüth, bringen es mit sich selbst und seinen untrüglich-

daß ihm ſein Geld geſtohlen worden ſey, und erbietet ſich endlich ihr Lieder zu kauffen.]

Hans Wurſt.

Was haſt du hier? Lieder?

Mopſa.

Nun, kauffe etliche, ich bitte dich; ich liebe ein gedrukkes Lied, wie mein Leben; denn ſo weiß man doch auch gewiß, daß ſie wahr ſind.

Autolicus.

Hier iſt eins, das nach einer überaus kläglichen Weiſe geht, wie eines Wucherers Frau auf einmal mit zwanzig Geld-Säken ins Kindbette gekommen; und wie ſie einen Geluſt gehabt, Schlangen-Köpfe und geröſtete Kröten zu eſſen.

Mopſa.

Meynt ihr, es ſey wahr?

Autolicus.

Sehr wahr, und erſt einen Monat alt.

Dorcas.

Behüte mich Gott davor, einen Wucherer zum Manne zu kriegen!

Autolicus.

Hier iſt auch noch der Name der Hebamme, eine gewiſſe

lichſten Empfindungen in Widerſtreit, indem ſie auf den Weg ungründlicher Spekulazionen führen, wo der Verſtand, ohne ſicheren Leiter, zwiſchen Wahrheit und Irrthum, zwiſchen Licht und Nacht in uns gewiſſer Dämmerung umhertappt, und ſich in ein Labyrinth von halbwahren und halbfalſchen Erklärungsarten verwickelt findet, die, wenn er auch ihre Unhaltbarkeit einſieht, und wenn ſie gleich oft dem Gefühl widerſprechen, doch ſeinem Stolze mehr behagen als ein fortdaurender Zuſtand des Zweifelns, oder als das demüthigende Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit. Dies iſt in der Kunſtkritik noch bis auf den heutigen Tag der Fall. Wir beſitzen noch kein zuverläßiges Syſtem derſelben, wenn es uns gleich nicht an kritiſchen Schriften mangelt; aber bey dem Mangel eines allgemeinen Einverſtändniſſes der Kunſtrichter, wird hier wieder niedergeriſſen, was dort aufgebauet war, und nicht genug, daß jeder ſich berechtigt glaubt, ſeinem eigenen Gefühle zu folgen: er glaubt auch, dem andern ſeine Meinung aufdringen zu dürfen, ohne ſie ihm erwieſen zu haben. Es iſt darum die Pflicht der Filoſofie, dieſer Anarchie im Reiche des Geſchmacks ein Ende zu machen, und den Schöpfer ſowohl, als den Beurtheiler des Schönen mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Empfindungen in Einſtimmung zu bringen. Dies aber kann ſie nur, wenn ſie ihren Urtheilen feſte Gründe unterlegt.

Die mißlungenen Bemühungen so vieler scharfsinnigen Denker, eine vollständige und befriedigende Erklärung des Schönen und des Erhabenen zu geben, und der Kritik des Geschmacks feste Gründe unterzulegen; die einander widersprechenden Urtheile der Kunstrichter, und noch mehr die oft gerade entgegengesetzten Wege, die selbst die großten Künstler neuer Zeit in einer und derselben Kunst eingeschlagen haben; mit einem Worte, alles was uns die Erfahrung von der bisherigen theoretischen und praktischen Kultur der Künste sagt, scheint der Behauptung, daß sich über Kunst und Geschmack nichts allgemein Befriedigendes, durch feste Gründe und Regeln Bestimmbares sagen lasse, das Wort zu reden. Auf der andern Seite aber verrathen selbst jene vielfältigen, wenn gleich nie ganz gelungenen Versuche, durch Aufstellung fester Gründe die verschiedenen Urtheile und Meinungen über Kunst und Geschmack zur Einstimmung zu bringen, und die in eines Jeden Bewußtseyn sich ankündigende, wenn gleich oft unrichtig angewandte Befugniß, sein Urtheil über die Schönheit und Erhabenheit eines Gegenstandes jedermann zumuthen zu dürfen, — ein wahres im Gemüth gegründetes Bedürfniß fester Gründe und Regeln für die Kritik des Geschmacks und die Ausübung der Kunst.

Gesetzt nun, die so lange gesuchte Erklärung des Schönen, und mit ihr das höchste Prinzip des Geschmacks wäre wirklich gefunden; gesetzt, die

ästhes

äſthetiſche Kritik gelangte in allen ihren Begriffen und Regeln zu einer ſilofofiſch genauen Beſtimmtheit und ſyſtematiſchen Einheit: ſo dürfte mancher deſſen ungeachtet noch fragen, welcher Vortheil aus dieſer Entdeckung für die Künſte ſelbſt entſpringe? — Es iſt allerdings gut und löblich, könnte man einwenden, daß der Verſtand auch in dieſem Felde der Erkenntniß ſich Licht gemacht hat; es iſt ſehr intereſſant, ſich erklären zu laſſen, was ſchön und erhaben, was rührend und reizend, was Genie und Geſchmack, was ſchöne Kunſt und Weſen und Zweck derſelben iſt; ja wir wollen auch zugeſtehen, daß es dem Kunſtrichter ſehr nützlich ſeyn müſſe, ſein Urtheil immer auf ſichere Gründe zurückzuführen; daß es ihn in den Stand ſetzen könne, gründlichere Kritiken und Lehrbücher der Aeſthetik, als es bisher gegeben hat, zu ſchreiben; — daß alſo der wiſſenſchaftliche Theil der Kunſt dadurch gewinnen könne. Aber was wird dieſe Bereicherung unſers Wiſſens für die Kultur der Künſte, deren Fort- oder Rückgang, wie die Geſchichte alter Zeiten lehrt, in den Gang der Weltbegebenheiten, in die Schickſale der Menſchheit zu eng und unzertrennlich verflochten iſt, — was wird ſie dem praktiſchen Künſtler für Nutzen ſchaffen? Haben die größten Künſtler der Vorzeit, um das was ſie waren zu werden, einer ſolchen ſilofofiſch-äſthetiſchen Kultur bedurft? Sind ſie nicht vielmehr dadurch, daß ſie ſich der Eingebung ihres Genie's und dem praktiſchen Studium der Natur, jeder auf

seinem eigenen Wege, überließen, so originell, groß und einzig in ihrer Art geworden? Wird nicht eine solche unabänderliche Bestimmtheit der Kunstregeln, und die vorgegebene Verbindlichkeit, ihnen streng zu folgen, das Genie des Künstlers, die Freyheit seiner Einbildungskraft unterdrücken, und alle Originalität und Kühnheit, die wir in den Werken des, seinem eigenen Hange folgenden Genie's so sehr bewundern und lieben, aus den Künsten verbannen, und statt der reitzenden und schönen Mannigfaltigkeit, eine langweilige Einförmigkeit in die Kunst bringen? Und wo soll endlich der Künstler, dem die Ueberwindung der vielen Schwierigkeiten, die mit dem praktischen Treiben seiner Kunst nothwendig verbunden sind, und mit ihrer fortschreitenden Kultur sich, wie es scheint, immer mehr anhäufen, allein schon den schönsten Theil seines Lebens kostet, — wo soll er Zeit und nöthige Vorkenntnisse zu einer solchen Geistesbildung hernehmen?

Diesen und ähnlichen Einwürfen, die, wenn sie eben so einseitig betrachtet werden als sie gemacht sind, einen Schein von Wichtigkeit haben, in der That aber sehr unwichtig sind, können wir hier nur vorläufig mit einigen Gründen begegnen. Unsere folgenden Unterhaltungen werden dazu dienen, sie völlig in ihrer Nichtigkeit bloßzustellen, und zugleich den richtigen Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem in den Künsten das Verhältniß der Theorie zur Praxis,

zis, und der wesentliche Vortheil, den diese aus jener ziehen kann und soll, zu betrachten ist.

Wenn wir zugestehen, daß die schönen Künste überhaupt einen allgemeinen und höchsten, und nächst dem jede derselben ihren besonderen Zweck haben; so bedarf es wohl wenigen Scharfsinnes, um einzusehen, daß der, welcher sich mit den Künsten beschäftigt, jene Zwecke und die zu ihrer Erreichung nothwendig zu befolgenden Regeln kennen müsse, weil es ihm ohne diese Kenntniß unmöglich seyn würde, etwas Zweckmäßiges hervorzubringen. Eine solche Kenntniß aber ist auf zweyerley Weise möglich, entweder vermittelst dunkler Vorstellungen und undeutlicher Begriffe durchs Gefühl, oder vermittelst bestimmt und deutlich gedachter Begriffe durch den Verstand.

Der Künstler lernt sie durch sein Gefühl kennen, wenn er, von dem Drange seiner natürlichen Anlage aufgefodert, und, wenn ich so sagen darf, durch einen genialischen Instinkt getrieben, die Gegenstände um sich her nachzubilden strebt. Durch Versuche, Erfahrungen, Reflexionen klären sich seine dunkeln Vorstellungen allmählich mehr auf; er ahndet den in seinem Triebe ihm angekündigten Zweck seiner Kunst. Der Sinn des Wahren, des Schönen und Erhabenen, der schon in den rohen Anlagen seines Gemüths eine ungewöhnliche Energie und aus sich hervorwirkende Thätigkeit zeigt, ent-

wickelt ſich mehr und mehr; er abſtrahiert ſich aus der unermüdeten Beobachtung der Natur, aus den Werken Anderer, aus ſeinem eigenen Gefühle gewiſſe Regeln, die er in der Ausübung zu befolgen ſucht; er geht, ſo weit ſeine Einbildungskraft, ſein Gefühl, ſeine Beurtheilung ihn leiten, ſo weit die Schwierigkeiten des mechaniſchen Theils ſeiner Kunſt es geſtatten. So gewiß jeder ſich ſelbſt überlaſſene Künſtler dieſen Weg, der gleichſam der Weg der Natur ſelbſt iſt, gehen muß; ſo iſt er doch nicht nur der längſte und beſchwerlichſte, weil man auf ihm ſich ganz aus ſich ſelbſt entwickeln muß, ſondern er führt auch leicht zu Verirrungen jeder Art. Aber der Künſtler wird auf ihm gewiß ſeine Originalität und Selbſtſtändigkeit retten, die im Zwange einer methodiſchen Erziehung nur zu leicht verloren gehen.

Kein Vermögen des Gemüths iſt lenkſamer, zarter, und, weil es immer durch Empfindungen beſtimmt wird, leichter fehl zu leiten, als der Geſchmack, wenn er ohne Grundſätze der Vernunft dem eigenen Hange oder der Leitung Anderer folgt. Der Nachahmungstrieb iſt ſtets früher in der Seele rege, als das erſt durch ihn ſich entwickelnde Vermögen eigener Dichtung und Darſtellung. Durch ihn hat der Geſchmack gewöhnlich ſchon eine entſchiedene Richtung bekommen, ehe das Genie fähig iſt, ſich zu freyen, ſelbſtthätigen Wirkungen zu äußern; und von dieſer frühen Richtung hängt oft die glückliche oder unglückliche Ausübung der Kunſt

für

für das ganze Leben, hängt oft die glückliche oder unglückliche Kultur der Kunst bey einer ganzen Nazion ab. Darum iſt ſelbſt das entſchiedene Talent eben ſowohl als der bloße Nachahmungstrieb der Irrung unterworfen; und wenn auch die Fantaſie des Künſtlers, durch die individuelle Stimmung ſeines Gefühls begeiſtert, ſeinen Produkten einen originellen äſthetiſchen Karakter aufdrückt, ſo werden ſie doch, ohne einen gebildeten Geſchmack, immer nur roh und unvollkommen ſeyn. Denn der Geſchmack allein macht ein Werk des Genies allererſt zu einem ſchönen, des allgemeinen Beifalls und der Nachahmung würdigen Kunſtwerke.

Wenn aber der Künſtler den Zweck ſeiner Kunſt, und die Mittel ihn aufs beſte zu erreichen, nicht bloß in einem dunkeln Gefuhle und durch praktiſche Erfahrung, ſondern zugleich auch in einer deutlichen Verſtandeseinſicht erkennt; wenn ihm die Regeln, die er ſelbſt durch mühſames Nachforſchen aus ſich ſelbſt und aus den Werken der Kunſt entwickeln müßte, in einem vollſtändigen Zuſammenhange mitgetheilt werden; wenn er dadurch frühe fähig wird, ſich von allem, was er unternimmt und ausführt, möglichſt genaue Rechenſchaft zu geben; wenn er das, was er in Momenten lebendiger Anſchauung der Fantaſie, mit Geiſt und Wärme des Gefühls erfunden hat, nun auch mit kälterer Prüfung durchzudenken, den Foderungen ſeines Kunſtzwecks gemäß mit kritiſchem Blicke zu prüfen,

dem Fehlenden nachzuhelfen, das Ueberflüssige fortzuschaffen, das Mangelnde zu ersetzen, und so in seiner Seele schon seinen Darstellungen die geistige Vollendung zu geben weiß, die den wesentlichen Werth und die innere Vortrefflichkeit ästhetischer Kunstwerke begründet: so leidet es wohl keinen Zweifel, daß eine solche gründliche Einsicht in das Wesen und den Zweck seiner Kunst dem Künstler wichtige Vortheile gewähren müsse. Durch sie wird er fähig, auf einen höhern Standpunkt zu treten, von wo aus er, frey von Vorurtheilen, von Eigenliebe und Dünkel, seine eigenen Produkte, wie die Arbeit eines Fremden, beurtheilen, und auf diese Weise sich in den Gesichtspunkt der Kritik selbst stellen kann.

Die Thatsache, daß große Künstler, ohne einen hohen Grad wissenschaftlicher Geisteskultur, dennoch einen hohen Grad der Vortrefflichkeit in ihrer Kunst erreicht, und einen edlen und reinen Geschmack in ihren Werken gezeigt haben, kann die Gültigkeit jener Behauptung nicht entkräften. Unter einer Menge talentvoller Künstler finden wir in der neuern Kunstgeschichte jedoch nur den einzigen Rafael, der durch eine von der Natur selbst angelegte bewunderswürdige Harmonie seiner ästhetischen und intellektuellen Gemüthskräfte, durch die innige Verbindung eines zarten, für Wahrheit und Schönheit gleich empfänglichen Gefühls mit der gesundesten Urtheilskraft und einem stets nach höherer

rer Vollkommenheit strebenden Geiste, sich über alle seine Vorgänger und Nachfolger zu einer musterhaften Vortrefflichkeit in den wesentlichen Theilen der Kunst emporgeschwungen hat. Er dient uns zum Beweise, daß die Natur nicht bloß Einbildungskraft und ein energisches Gefühl, sondern auch eine richtig leitende Urtheilskraft, einen untrüglichen Wahrheits- und Schönheitssinn zu ertheilen vermag, der das Genie ohne andere als aus sich selbst geschöpfte Regeln im Gleise, und den Geist des Künstlers immer mit sich selbst in Harmonie erhält. Denn für die Theile der Kunst, worin dieser Künstler seine höchste Vortrefflichkeit besaß, für Komposizion und Ausdruck, konnte er nirgends als aus sich selbst und aus der ihn umgebenden Natur die Regeln seines Verfahrens schöpfen — So wie wiederum Michael Angelo sowohl einerseits gezeigt hat, daß die Kunst nicht immer nothwendig an einen stufenweisen Fortgang in ihrer Ausbildung auf dem einmal eingeschlagenen Wege gebunden ist, sondern daß sie, durch die Kraft eines in allen Theilen seiner Kunst originellen und schöpferischen Geistes, mit einem Mahle zur Idealität und zu einem hohen Grade der Vollkommenheit erhoben und auf eine neue Bahn geleitet werden könne; — als auch andererseits, daß selbst das größte und originellste Talent, bey aller Fülle selbstthätiger Produkzionskraft, sich den Regeln des Geschmacks nicht, ohne Nachtheil für seine Kunst und ohne seiner Vortrefflichkeit Abbruch zu thun, entziehen könne.

Schwerlich hätten diese grossen Künstler es vermocht, auch nur Einen Grundbegriff ihrer Kunst mit filosofischer Bestimmtheit zu erklären. Aber dieses war auch bei ihnen, so wie bei jedem ächten Kunstgenie, unnöthig, und sie wären darum keine größern Künstler gewesen, wenn sie es gekonnt hätten. Sie schöpften die Regeln ihrer Kunst aus ihrem Gefühle, nicht durch Verstandesabstrakzionen; oder vielmehr die Natur selbst lenkte durch das Gefühl ihre Fantasie und ihr Urtheil. Sie schufen wie die Natur, wie das Genie eines Homer und Shakespear, ohne sich selbst Rechenschaft geben zu können, wie die herrlichen Schöpfungen ihrer Fantasie entstanden. Der Künstler, wenn er nicht etwa zugleich Professor einer Kunstakademie ist, soll uns auch nicht durch Räsonnement, sondern durch Kunstwerke über seine Kunst belehren. In seinen Werken legt er die Regeln des Geschmacks und der Darstellung nieder, und überläßt es dem Kunstrichter, sie aus ihnen zu entwickeln und theoretisch aufzustellen. Dagegen hat aber dieser auch die Befugniß, von jenem die Befolgung der durch ihren Zweck als wesentlich und nothwendig anerkannten Kunstregeln zu fodern.

Kann gleich der Künstler die Stimmung seines Genies und Gefühls nicht umändern, noch weniger sich selbst geben, weil er sie in der Temperatur seiner Gemüthsanlagen nothwendig bestimmt von der Natur empfangen hat; so ist er doch im Stande, dieser

wisse Frau Mährchen-Träaerin, und fünf oder sechs ehrliche Frauen, die bey der Niederkunft zugegen waren. Meynt ihr ich werde Lügen im Lande herum tragen?

Mopsa.

O, ich bitt' euch, kauft es.

Haus Wurst.

Nun, so legt es bey Seite, und laßt uns noch mehr Balladen sehen; wir wollen, um die andern Sachen hernach handeln.

Autolicus.

Hier ist eine andre Ballade, von einem Fisch, der sich an einem Mittwoch den achtzigsten April vierzigtausend Faden hoch über dem Wasser an der See-Küste sehen ließ, und dieses Lied gegen die hartherzigen Mädchen sang; man glaubte, es sey ein Weibsbild gewesen, und in einen Fisch verwandelt worden, weil sie ihrem Liebhaber so unbarmherzig begegnet; das Lied ist überaus beweglich, und eben so wahr.

Dorcas.

So meynt ihr würklich, es sey wahr.

Autolicus.

Fünf Beamtete haben es eigenhändig unterschrieben; und Zeugschaften sind mehr da, als mein ganzer Pak fassen könnte.

Haus

dieſer Stimmung, welcher Art ſie auch ſeyn mag, eine für ſeine Kunſt zweckmäßige Richtung zu geben: denn mit der Anlage iſt ihm zugleich das Vermögen verliehen, ſie zweckmäſſig auszubilden. Hat ein Künſtler ausſchlieſſend Talent für die Darſtellung großer und erhabener, oder ſchöner und lieblicher Gegenſtände; hat er vorzüglich Anlage für ideaſiſche Dichtungen, oder für treue Nachbildung wirklicher Objekte der Natur: ſo wird er in jedem Falle fähig ſeyn, dieſe Anlagen zweckmäſſig auszubilden. Denn alle die verſchiedenen Wege, worauf die Natur ſelbſt durch die Verſchiedenheit der ertheilten Fähigkeiten, durch die Empfänglichkeit für dieſe oder jene Art der Objekte hindeutet, führen unter der Leitung eines gebildeten Geſchmacks zur Vortrefflichkeit, und zu dem allgemeinen Zwecke der Kunſt, welcher kein anderer iſt, als ſchöne Darſtellung intereſſanter Gegenſtände.

Das Talent zur Kunſt, ſo bewundernswürdig es auch in ſeinen Wirkungen ſeyn mag, iſt, an und für ſich betrachtet, doch nur eine blinde Naturkraft, ein inſtinktartiges Vermögen, das nur in Vereinigung mit den höhern, ſelbſtthätigen und leitenden Kräften des Gemüths etwas der Vernunft Angemeſſenes, einer dauernden Bewunderung und Nachfolge Würdiges hervorbringen kann. Die Ausbildung dieſes Talents, die Richtung die der Künſtler ihm durch den Geſchmack und durch ſeinen Willen giebt, der Fleiß, wodurch er ſeine Kräfte übt und

ſtärkt,

ſtärkt, — ſind darum allein ſein wahres und eigenſtes Verdienſt, das nur durch eine zweckmäßige äſthetiſche Kultur erworben werden kann. Sie iſt der Boden, auf dem Natur und Freiheit in harmoniſcher Vereinigung unſterbliche, für jedes Zeitalter des Genuſſes würdige Früchte treiben.

Die Befolgung gewiſſer Maximen und Regeln, welche die Kritik mit ſtrengem Ernſte von dem Künſtler zu fodern berechtigt iſt, kann dem Genie nur ſo lange eine läſtige Feſſel dünken, als es einer ſolchen Disciplin noch bedarf, als ſein wildes widerſtrebendes Feuer noch nicht gebändigt, ſein Beurtheilungsvermögen noch nicht geübt, ſeine Einbildungskraft noch nicht an eine geſetzmäßige Freyheit gewohnt iſt. Wenn die Erziehung und Bildung des Künſtlers übrigens nur zweckmäßig geleitet, wenn, während Auge und Hand ſich für den mechaniſchen Theil der Kunſt bilden, zugleich auch ſeine Fantaſie durch ſchöne und erhabene Ideen aus Natur, Fabel und Geſchichte genährt, ſein Gefühl an intereſſanten, edeln und rührenden Gegenſtänden erwärmt und veredelt, und ſeine ſittliche Freyheit zugleich mit der äſthetiſchen befördert wird: ſo iſt nicht zu fürchten, daß der Zwang der Regel die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchwächen, die Energie ſeines Gefühles tödten werde; im Gegentheile wird er das, was ihm auf der einen Seite an wildem Feuer und roher Kraft genommen wird, auf der andern an intenſiver Stärke, an Feſtigkeit und Beſtimmtheit des

Karak-

Karakters, an Fülle und Gewandtheit der Fantasie doppelt gewinnen. Wahres Kunsttalent, das von bloßer Neigung und Lust, die, wenn sie ohne Erfindungkraft statt findet, nicht weiter als zur bloßen Nachahmung führen kann, wohl zu unterscheiden ist, — läßt sich wohl durch eine verkehrte Anleitung, durch einen herrschenden übeln Geschmack auf Irrwege leiten, oder in seiner Entwickelung aufhalten; aber es läßt sich, wenn es einmahl erwacht ist, nicht unterdrucken, und dies wird um so weniger zu fürchten seyn, wenn die Regeln, zu deren Befolgung es angehalten wird, aus seiner eigenen Natur und aus dem Zwecke selbst, zu dem es da ist, geschöpft sind.

Eben so wie die Regeln des Geschmacks dienen sollen, das zu feurige Genie bey Zeiten in gesetzmäßige Schranken zu halten; so werden sie andrerseits das schwächere, nicht so überschwenglich von der Natur ausgesteuerte Talent unterstützen und stärken. Wie dort dem Genie, so werden sie hier dem Fleisse die wahre Richtung geben. Selbst den bloßen Nachahmer werden sie in den Stand setzen, wenn auch nicht mit Genie und Geist, die keine Regel der Wissenschaft lehren, kein Fleiß ganz ersetzen kann, doch mit Verstandeseinsicht und mit Geschmack nachzuahmen; sie werden ihn bestimmen, keine andere als vortreffliche Vorbilder zu wählen, damit die Kunst, die keine wesentlichen Vortheile von ihm zu hoffen hat, durch ihn wenigstens keinen

Nach-

Nachtheil leide. Ein höherer Begriff von dem wahren Zweck und Werthe der schönen Künste wird ihn abhalten, die Kultur des mechanischen und materiellen Theils, worin gewöhnlich der nachahmende Künstler und das mittelmäßige Talent zu glänzen strebt, auf Kosten der Wahrheit und des genialischen Theils seiner Kunst zu übertreiben. Er wird durch die Erwägung der großen, nur durch Vereinigung des Genies mit ausdauerndem Fleisse zu überwindenden Schwierigkeiten, die eine glückliche Ausübung der Kunst in ihren höhern Zweigen unumgänglich mit sich führt, zu einer Vergleichung derselben mit seinen eingeschränkten Kräften bewogen und vielleicht dahin vermocht werden, aus richtigem Selbstgefühl den Ansprüchen zu entsagen, auf die ihm die Natur kein Recht ertheilt hat, sich in eine seinen Kräften angemeßnere Sfäre zu begeben, — und so dem unglücklichsten Loose entrinnen, das einem Künstler fallen kann, dem Loose ein verunglückter Nachahmer zu seyn.

Der ungegründetste unter allen Einwürfen, welche einseitig und schief urtheilende Kunstliteratoren gegen die billige und vernunftmäßige Foderung einer höhern Geistescultur des bildenden Künstlers gemacht haben, ist wohl der, daß es diesem an Zeit und an den nothwendigen Vorkenntnissen zu einer solchen Ausbildung mangele, und daß er dadurch nur seine Kräfte, die ganz allein auf die praktische Ausübung seiner Kunst gerichtet seyn sollen, zer-

streut

ſtreue und von ſeinem Hauptzwecke abwende. Fürwahr, nichts kann wohl mehr einen gänzlichen Mangel an richtiger Einſicht in das Weſen der Kunſt beweiſen, als dieſe Behauptung. Wer wird es wagen, eine ähnliche Ungereimtheit von dem Dichter zu behaupten? Und iſt der bildende Künſtler weniger Künſtler in der edelſten Bedeutung des Wortes als der Dichter? Zugeſtanden auch, daß ſein Wirkungskreis eingeſchränkter iſt, daß ſeine Kunſt mehr mechaniſche Geſchicklichkeit der Darſtellung erfodert, als die des Dichters: hat er es darum weniger mit unſern edleren Geiſteskräften zu thun? Wirkt er durch ſeine Werke nicht eben ſowohl auf Gefühl, Fantaſie und Erkenntnißvermögen zugleich, als der Dichter durch die ſeinigen? Bedarf der bildende Künſtler weniger Kenntniß der Geſchichte und der Dichtungen älterer und neuerer Zeit; weniger vertraute Bekanntſchaft mit der menſchlichen Natur; weniger tiefes Studium der Karaktere und Gemüthsbewegungen; weniger Einſicht in Volksſitte, Geiſt und Karakter jetziger und früherer Nazionen; mit Einem Worte, weniger Nahrung für Einbildungskraft, Verſtand und Herz, als der Dichter? Und wenn die Kunſt des Letztern eine ſolche Ausbildung fodert und erlaubt, warum ſoll ſie mit der des bildenden Künſtlers unverträglich ſeyn? Wie kann er auf den Geiſt gebildeter Menſchen wirken, wenn er ſelbſt nicht gleiches Schrittes mit dem Geiſte und der Aufklärung ſeines Zeitalters fortgeht? Es iſt wahr, die Geſchichts- oder dramatiſche Mahlerey erfodert ei-

nem solchen Umfang von Kenntnissen, eine so tiefe Einsicht in das Wissenschaftliche und Mechanische der Kunst, und eine Geübtheit der Hand, die dem Geiste in der Darstellung nichts schuldig bleiben darf; so daß es selbst für das entschiedene Genie einer Lebenshälfte bedarf, um sich alle diese Eigenschaften in einiger Vollkommenheit zu erwerben. Aber die neuere Mahlerey scheint auch gerade darauf abzuzwecken, den mechanischen Theil der Kunst so schwer als möglich zu machen. Man will dem Auge genügen, während oft der Geist darbt; und doch dürfte es der Kunst noch eher unmöglich seyn, jenes zu befriedigen als diesen. Der Sinn ist ungenügsam, wenn man ihn zu luxuriösen Genüssen übt; er wird geneigt, alles zu verachten was ihn nicht ergötzt, und opfert endlich Wahrheit und Schönheit dem unwahren Reitze auf, während der Geist weit billiger und genügsamer in seinen Foderungen ist, wenn er nur Spuren seines eigenen Wesens in dem Kunstwerke wiederfindet. Es würde der Kunst zu weit größerem Vortheile gereichen, wenn man darauf bedacht wäre, ihren mechanischen Theil möglichst zu vereinfachen und zu erleichtern, denn Er allein setzt der Kunst die Schranken; dagegen aber den genialischen Theil zu erschweren, und in seinen Foderungen an dieten um so strenger zu seyn. Denn obgleich die wahre Vollendung eines schönen Kunstwerks in der vollkommensten Vereinigung Beyder besteht: so wird doch die Kunst stets zu höherer Vollkommenheit steigen, wenn der geistige

Theil

Theil den mechaniſchen überwiegt; ſo wie ſie unausbleiblich ſinken muß, wenn das Streben nach Vollkommenheit bloß auf dieſen gerichtet iſt. Es giebt Zwerge der Kunſt, die weder Ideal noch Fülle der Fantaſie fodern; die ihren Werth von der mechaniſchen Geſchicklichkeit und treuen Nachahmung erhalten; in denen wir nicht das ſchaffende Genie, den dichtenden Geiſt des Künſtlers, ſondern den freyen, leichten und entſchloſſenen Vortrag ſeiner Hand bewundern. In dieſen darf und ſoll, ihrer Natur nach, der mechaniſche Theil herrſchen. Dafür überhebt er aber auch den Künſtler allenfalls der höheren Geiſteskultur, und ſchränkt ſein Talent bloß auf die Nachbildung des Wirklichen ein. Die edlern Zweige der Kunſt hingegen, die ſich mit Menſchendarſtellung in idealiſcher Vollkommenheit und Schönheit beſchäftigen, nähern ſich der Sfäre des Dichters, und theilen gewiſſer Maßen ſein Gebiet mit ihm; daher ſie auch dieſelben Foderungen einer höhern äſthetiſchen Kultur des bildenden Künſtlers machen. Ja ich ſehe zwiſchen beyden keinen andern Unterſchied, als der in dem eigenthümlichen Weſen einer jeden dieſer beyden, dem Geiſte nach nahe verwandten Künſte ſelbſt liegt, der aber durch ihren gemeinſchaftlichen Zweck wieder aufgehoben wird. Denn der Menſch, den uns der bildende Künſtler darſtellt, ſoll nicht weniger vollkommen ſeyn als der, den der Dichter ſchildert; dieſer ſtellt mir ſeinen ſittlichedeln und ſchönen Karakter in ſeinen Worten und Thaten, jener ſtellt ihn mir durch Geſtalt und

Gebehrdung dar; ihre Einwirkung aufs Gemüth aber ſoll dieſelbe ſeyn. Jeder wahre Künſtler iſt Dichter in ſeinem Fache, wenn Dichten überhaupt, durch die freye Selbſtthätigkeit der Einbildungskraft etwas der Wahrheit Aehnliches, äſthetiſch Wohlgefälliges erfinden und darſtellen heißt; und er wird ein um ſo größerer Künſtler ſeyn, je mehr er ächter Dichter in ſeiner Kunſt iſt, gleichviel ob das Vehikel ſeiner Darſtellung Worte oder Linien, Farben oder Töne ſind.

Die äſthetiſche Kultur des Künſtlers, in ſo fern ſie dahin abzweckt, ihn mit den Reſultaten gründlich geführter Unterſuchungen über das Weſen und den Zweck der Kunſt, und mit den Foderungen des Geſchmacks vertraut zu machen, erfodert weder viel Zeitaufwand, noch große Vorkenntniſſe. Wie ſchwer und mühſam auch ihre Entwickelung und Aufſtellung dem Denker ſeyn mag, ſo ſind ſie doch an ſich ſelbſt ſo einfach und leichtbegreiflich für den geſunden Verſtand, ſo übereinſtimmend mit dem unbefangenen Gefühl eines Jeden, welcher Empfindung und Einbildungskraft beſitzt, daß ſie, in einer klaren, leichtfaßlichen Einkleidung mitgetheilt, ohne Mühe verſtanden und zur Ueberzeugung gebracht werden können. Der bildende Künſtler darf eben ſo wenig ein Filoſof, ein Gelehrter ſeyn, um über ſeine Kunſt richtig zu urtheilen, als er ein gründlicher Anatom und Mathematiker ſeyn ſoll, um diejenige Kenntniß der Anatomie, Perſpektiv und Optik zu beſitzen,

die er zur Ausübung seiner Kunst nothwendig bedarf. Aber darum wird ihm doch die wissenschaftliche und ästhetische Geistesausbildung nicht mangeln dürfen, die für die schönen Künste überhaupt gefodert wird; und in dieser steht die richtige Erkenntniß seines Kunstwerks und der, aus ihr abgeleiteten wesentlichen Regeln, oben an. Es kommt daher auf eine zweckmäßige Methode an, die ästhetischen Regeln der Kunst mit der wissenschaftlichen und praktischen Erziehung des Künstlers aufs innigste so zu verweben, daß sie früh seiner Einbildungskraft und seinem Gefühle geläufig werden; daß sie sich seiner ganzen Empfindungs- und Darstellungsart angleichen; daß seine Seele selbst die lebendige Quelle von Wahrheit und schönem Leben sey, deren reinen Abdruck wir in seinen Werken, wie in einem Bilde seines eigenen Wesens, wiederfinden.

Alles theoretische Wissen aber ist todt und unfruchtbar, wenn es nicht in lebendiger Empfindung praktisch wird, und dazu muß es in Gesinnung, und durch diese in That und Darstellung übergehen. Darum wird, ohne die Einführung einer zweckmäßigeren Erziehungsweise, als bisher in der Künstlerwelt geherrscht hat, von ihrer Seite jede andere Bemühung, die Künstler empor zu heben und ihnen ein blühendes Leben für die Dauer zu sichern, fruchtlos bleiben. Aber wer soll diese Erziehung einleiten, wer soll ihren Plan zeichnen, wer über dessen Ausführung wachen? Jetzt wo kein öffentliches In-

tereſſe mehr, ſondern nur Privatliebhaberey, und dieſe oft nur aus Nebenabſichten und ohne Geſchmack, die Künſte unterſtützt. Unter den derzeitigen Umſtänden könnten unſere Kunſtakademien allein ſich dieſes große Verdienſt erwerben und dadurch einen Theil der Schuld tilgen, die ſie nur zu lange durch die Unzweckmäſſigkeit ihrer Einrichtungen, durch die ſchädliche Erleichterung des Kunſtſtudiums für die, denen das Talent zur Kunſt verſagt iſt, und durch die Erziehung ſo vieler mittelmäßigen und ſchlechten Künſtler, die dem Staate eine Menge nützlicher Handwerker entzogen und ſtatt deſſen einen verderblichen Handwerksgeiſt in die Kunſt eingeführt hat, auf ſich geladen haben.

Dieſe allgemeinen Betrachtungen mögen für jetzt hinreichen zu zeigen, daß eine genauere Beſtimmung der erſten und weſentlichen Grundbegriffe der Kunſt und des Geſchmacks nicht bloß für die theoretiſche Einſicht und Geſchmacksbildung des Kenners und Liebhabers, nicht bloß für die Befriedigung der Wißbegierde des ſpekulativen Denkers und des Kunſtrichters, ſondern auch dem Künſtler ſelbſt von weſentlichem Gewinne ſeyn müſſe. Der Kunſtrichter wird gründlichere Kritiken liefern; der Kenner ſicherer und beſcheidener urtheilen; der Liebhaber nicht bloß genießen und enthuſiaſtiſch preiſen, ſondern mit Empfindung, Geſchmack und Einſicht betrachten lernen, und der Künſtler wird muſterhafte, einer ſolchen Betrachtung würdige Werke hervorbrin-

Hans Wurſt.

Legt es auch auf die Seite: Ein anders --

Autolicus.

Hier iſt ein luſtiges, gar ein artiges Lied.

Mopſa.

Wir müſſen auch etliche luſtige haben.

Autolicus.

O, wenn euch damit gedient iſt, hier iſt eins, das ſeines gleichen nicht hat, und geht nach der Melodie zwoo Mädchen buhlten um Einen Mann; es iſt kaum ein Mädel im ganzen Oberland, die es nicht ſingt: Man reißt ſich darum, das kan ich euch ſagen.

Mopſa.

Wir können beyde die Melodie; wenn du eine Stimme nehmen willſt, ſo kanſt du's hören, es hat drey Stimmen.

Dorcas.

Es iſt noch kein Monat, ſo hatten wir die Melodie --

Autolicus.

Ich will eine Stimme für mich nehmen; ihr müßt wiſſen, das iſt mein Handwerk: Nun, gebt Achtung auf eure Stimmen.

bringen, wenn die Maximen, wonach jeder bey seiner Beschäfftigung zu Werke geht, aus dem richtig erkannten Wesen der Kunst und des Geschmacks abgeleitet sind.

Die möglichst treue, ausführliche und vollständige Darstellung dessen, was bisher auf dem Wege filosofischer Untersuchung, vornehmlich aber durch die Bemühungen Kants, zur tieferen Einsicht in das Wesen des Schönen und der Kunst geleistet ist, mit steter Hinsicht und Anwendung derselben auf die bildende Kunst, wird der Gegenstand unserer künftigen Unterhaltungen seyn. Wir werden es freylich, bey der Erklärung der ästhetischen und intellektuellen Vermögen des Gemüths, in deren harmonischer Wechselwirkung der subjektive Grund der Möglichkeit des Schönen und Erhabenen liegt, besonders aber im Anfange unserer Unterhaltung, nicht ganz vermeiden können, das Gebiet der Abstrakzion zu berühren; aber auch nur so weit, als es zur Kenntniß jener Vermögen und zur genaueren Bestimmtheit der Wörter und Begriffe, die in dem Kreise der Aesthetik liegen, unumgänglich nöthig ist. Dies wird jedoch immer auf solche Art geschehen können, daß die Wahrheit der daraus hervorgehenden Resultate, bey aufmerksamer Beachtung, der Einsicht des gesunden Verstandes einleuchten. Zugleich aber darf ich Ihnen im Voraus die Versicherung geben, daß Sie in diesen Resultaten nicht nur nichts, dem unbefangenen Gefühle und Verstan-

de widersprechendes, sondern mehr wahres, gründliches und befriedigendes finden werden, als alle bisherigen Erklärungen zu geben vermocht haben. Und diese Ueberzeugung läßt mich hoffen, daß der Erfolg unserer Bemühungen den dabey vorgesetzten Zweck nicht ganz verfehlen, daß er vielmehr unser gemeinsames Interesse an den schönen Künsten erhöhen, und durch die zweckmäßige Richtung unserer Kräfte immer fruchtbarer machen werde.

Fernow.

II.

Fortsetzung der Betrachtung über den Hang zum Neuen.

(N. T. M. 1796. No. 2. S. 152.)

Ein nothwendiger Hang in der menschlichen Natur läßt sich nur unter Schranken denken, gegen die er ursprünglich gerichtet ist, die aber, inwiefern sie zum Daseyn des Menschen überhaupt gehören, durch ihn nicht sollen aufgehoben und vernichtet werden,

den, sondern innerhalb deren er den Karakter seines Daseyns durch Vernunft und Freyheit immer erhöhen, und dadurch sich selbst hier, auf dem Boden seiner Abhängigkeit, zu einem selbstständigen, absoluten Wesen bilden und veredeln soll. Der Wirkungskreis unsers Hanges liegt im Umkreise der Endlichkeit, von der wir eingeschlossen sind, wie schon aus seinem bloßen Begriffe erhellt, und es kann kein Hang oder Trieb in unsrer Natur wohnen, der auf die gänzliche Aufhebung ihrer Abhängigkeit ausginge; weil mit ihr auch zugleich unser Daseyn und unsere Bestimmung aufgehoben würden, welches sich widerspricht. Der menschliche Geist ist gar nicht dazu berufen, die Schranken seines Daseyns und der Endlichkeit um ihn zu durchbrechen, um einstens, zu einem Gotte vollendet, über sich selbst hinauf zu steigen. Seine Aufgabe ist viel größer und erhabener, denn sie ist unendlich: er soll das Ziel seines Strebens nach Vollkommenheit in Ewigkeit fort immer weiter hinausstecken, und bey diesem Verfahren die durch das Objekt um ihn her gezogenen Grenzen, von dem Mittelpunkte seiner Thätigkeit aus, mehr und mehr von sich entfernen. So bahnt und eröffnet sich der Mensch, selbst durch die Schranken seines Daseyns, den Weg zur Unsterblichkeit, und führt ein ewiges Leben in der Zeit, ohne je seinen doppelten Karakter mit einem einzigen zu vertauschen. Dies wäre also die Tendenz des ihm inwohnenden Hanges.

Aber hieraus folgt, daß ein ſolcher Hang in der menſchlichen Natur ſelbſt unendlich ſey, und deswegen von dem Subjekte nie befriedigt werden könne; welches mit unſerer obigen Behauptung, nach der ſeine wirkliche Befriedigung doch die Bedingung iſt, unter welcher erſt das Objekt des Neuen gegeben wird, im offenbaren Widerſpruche ſteht. Dieſe Schwierigkeit verſchwindet, wenn wir auf das Vermögen und auf die Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes reflektieren, inwiefern er ſeinen nothwendigen Hang befriedigen ſoll. Es giebt für ihn keinen andern Weg ſich der Forderung des leztern bewußt zu werden, als ſie, indem er ſich dieſelbe vorſtellt, durch eben dieſe Handlung, die von einem endlichen Vermögen in ihm herſtammt, zugleich zu beſtimmen und zu begrenzen. Ohne dieſe Operazion könnten die Stimme und die Befehle ſeiner Vernunft ihm nie weder vernehmlich noch verſtändlich werden; er muß ſie in die endliche Sprache ſeines Bewußtſeyns überſetzen, und jezt erſt lernt er die Aufgabe ſeines Hanges, wiewohl immer nur in einem endlichen Grade, kennen, weswegen er ſie aber auch immer erfüllen kann. Nur in Rückſicht auf ſeinen idealen unendlichen Hang, der ihm, ſeinem Bewußtſeyn, gänzlich verborgen iſt, thut er dadurch nicht genug; und dieſes iſt der wahre Grund, warum der wirkliche in ihm ſich nothwendig durch jede Befriedigung erhöht. Hier wird dasjenige, was im erſten Stücke dieſer Abhandlung von dem Weſen

des

des Neuen überhaupt gesagt worden ist, erst fest gegründet, und zur vollen Evidenz erhoben.

Das Gesetz der Erhöhung des Hanges ist selbst nichts anders als das Gesetz der Vervollkommnerung des Menschen, inwiefern ihm dadurch der nächste Fortschritt zu seiner moralischen Kultur durch die Vernunft selbst vorgezeichnet, und zur absoluten Aufgabe seiner Freyheit gemacht wird. Nun muß aber eine ursprünglich unendliche Tendenz, die zugleich nur in einem bestimmten, endlichen Grade befriedigt werden kann, ihrer Natur nach ins unendliche immer mehr verlangen, und mit der Erweiterung ihrer Schranken ihre Forderungen selbst erhöhen. Dies ist eine äusserst einfache Wahrheit, und dient zugleich zu einem Beweise, daß man von dem Unendlichen im Menschen ausgehen müsse, um seine Endlichkeit und seine Schranken vernunftmäßig erklären zu können. Denn die bloße Endlichkeit läßt sich aus sich selbst nicht erklären.

Der Mensch kann und soll sich also, nach der Beschaffenheit seiner Natur, nur als endliches Wesen bilden und veredlen; der Maßstab seiner Kultur und Vollkommenheit ist ewig bestimmt und endlich, aber er kann ihn mit seiner eignen Würde ins Unendliche erhöhen. In Beziehung auf das grenzenlose, der Vorstellung unerreichbare Ideal der Vollkommenheit hingegen, kann er nie vollkommner werden; vor ihm verschwindet die Zeit und jedes

menſchliche Vollkommenheit in ihr wie ein Tropfen in dem unermeßlichen Meere. Und ſo erſcheint ſich der Menſch ſelbſt zu klein für ſeine erhabne Beſtimmung. Nur auf dem Geſichtspunkte der Endlichkeit thut ſich dem vernünftigen Weſen ein Weg zur Vollkommenheit auf, der ihn freylich nie zum Ende, aber auch eben darum nie zum Tode und zur Vernichtung führet. Das wahre Leben des Menſchen beſteht in einer ununterbrochenen Wechſelwirkung des Endlichen und Unendlichen, ſeiner Schranken und ſeines Strebens: es giebt keinen Punkt auf der Laufbahn ſeiner Kultur, worauf ihn die unüberwindliche Macht des Fatums feſthalte und ihm den weiteren Fortſchritt verſperre. Unaufhaltſam ſchreitet er durch ſeine Freyheit zwiſchen den Schranken der Zeit zu dem Unendlichen fort, und nie zum Abſoluten gelangend, geſtattet und nimmt doch ſein Streben keine Grenzen an, wodurch es aufhören mußte.

Aus dem bisherigen ergiebt ſich, daß der reine unendliche Hang unſrer Natur das Geſetz für alle Beſtimmungen unſeres Daſeyns, die Gründe für alle unſere Bedürfniſſe, Wünſche und Handlungen ins unendliche enthalte, und daß wir mithin überall in allem unſern Wollen und Handeln die vernünftige Natur in uns, nur nicht immer in dem mit ihrer Forderung harmonierenden Grade, befriedigen. Wir können ihr, unſrer Vernunft, nie untreu werden, und üben die Vorſchriften derſelben auch da aus, wo wir ſie ſelbſt nicht erfüllen. Hierin

nun liegt der Grund der absoluten Einheit des Menschen.

Ich kann diesen wichtigen Punkt nicht übergehen, ohne den denkenden Leser zugleich auf einige gefährliche Täuschungen aufmerksam zu machen, die hier berühmten Männern begegnet sind, und in welchen jetzt die blinden Freunde der letztern wie mit den hellen Fackeln der Wahrheit einhertraben, um alles in ihrem falschen Lichte zu verwirren und zu verkehren.

Wenn nemlich Vernunft und Sinnlichkeit im Menschen entgegengesetzt werden, und daher ihre eignen Gesetzgebungen haben: so ist es falsch, daß in der Vorstellung nur die Vernunft, und zwar mit absolutem Rechte, Unterordnung verlange. Der sinnliche Trieb ist ebenfalls schlechthin, ohne allen Grund, in der menschlichen Natur, und seine Forderungen sind mithin nicht weniger absolut gültig als die der Vernunft; er verlangt daher mit dem gleichen Rechte Unterordnung von seiner stolzen Gegnerin selbst, und aus dem gleichen Grunde muß sie ihm auch gestattet werden. Wenn man noch überdies bedenkt, daß die Vollkommenheit, mithin die Bestimmung des Menschen, in der Harmonie seines Wesens allein bestehen kann: so wird jene Forderung zum Range eines Grundgesetzes der menschlichen Natur erhoben. Denn aus einer einseitigen Unterordnung entsteht in Ewigkeit keine Harmonie; die innere Theilung bleibt wie zuvor.

Dies

Dies letzte hat ein ganz neuer Filosof bemerkt, der, weil er doch von dem alten und falschen Grundsatze, nur unmittelbar von dem empirischen Gesichtspunkte mit ihm, ausgeht, die vernünftige und sinnliche Natur in dem Menschen durch Wechselwirkung, worin die Entgegensetzung beyder in einem Dritten aufhört, in Harmonie bringen will. Dieses Dritte nun, wodurch die beyden andern Triebe vereinigt werden sollen, nennt er den Vernunfttrieb im Menschen. — Aber dann sind sie ja schon wirklich in ihm mit ihren Naturen vereinigt, sind mit ihm eins, und es ist mithin nur eine einzige Natur in dem Menschen. Denn ein Trieb kann nicht verlangen, was nicht in ihm bestimmt ist, und was demnach nicht zu seinem Wesen gehört. Es ist eine ungeheure Täuschung, wenn man von seiner Vernunft abstrahiert zu haben glaubt, und jetzt etwas ausser derselben, und unabhängig von ihr, suchen will.

Wir können bloß nach den Gesetzen der Vernunft den Menschen, unser eignes Wesen, untersuchen. Immer gehen wir, und müssen von diesem Einigen in uns, von unsrer Vernunft, ausgehen; und nur indem wir vergessen, daß wir nie ausser ihrem Gebiete kommen können, (so wenig ein Mensch sich selbst verlassen kann) theilen wir, was in uns selbst Eins ist, und versetzen es ausser unserer Vernunft. Der Mensch ist so beschaffen, wie er sich selbst, sein Wesen, nach seinen Vernunftgesetzen

dens;

denken muß; mithin liegt sein ganzes Wesen, seine Beschaffenheit in der Vernunft. Oder kann man ihn vielleicht ohne Vernunft untersuchen? Und wenn dieses unmöglich ist, finden wir da etwas ausserhalb der Vernunft — einen Theil der nicht zu ihr gehörte? — Wenn man denselben ohne Vernunft nicht erkennen kann — nein! Daher ist der Mensch nichts mehr und nichts weniger als eine endlich vernünftige Natur: denn so erkennt er sich nach seinen Denkgesetzen selbst. Aber der erkannte Mensch ist von dem wirklichen Menschen nicht unterschieden. Wenn man also einen sinnlichen, der Vernunft entgegengesetzten Trieb in dem Menschen statuiert, so setzt man die Vernunft sich selbst entgegen, ohne es zu wissen, und hebt dadurch geradezu beyde, die Vernunft selbst und den Menschen, auf. — Dieses ist in der That das eigentliche und wahre Verfahren der zwey angeführten Meinungen. Jede derselben setzt die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch; und während die eine, um zwischen der, jetzt gegen sich selbst feindselig gesinnten Vernunft Friede zu machen, — sie sich selbst unterordnet, läßt die andere, um ihre doppelte Natur in Harmonie zu bringen, diese — durch die Vernunft selbst wieder herstellen.

In solche leere täuschende Spiele geräth der Geist, wenn er auf dem Gebiete der Untersuchung entweder seine Abstrakzionen nicht bis zu dem Absoluten, bis zum Wesen der Vernunft selbst hinaufführt, sondern

dern auf einer gewiſſen Stufe ſich begnügt, wo er, in einem dämmernden fabelhaften Lichte durch allerley ſeltſame Viſionen getäuſcht, zuletzt die Vernunft ſelbſt für ein Ding, für ein doppeltes Weſen anſieht; oder, wenn er ſich gar nicht über den Boden der Erfahrung erhebt, und über ſie gründlich zu urtheilen glaubt, ohne zu den Gründen derſelben hinaufgeſtiegen zu ſeyn.

Inwiefern aber dieſe Täuſchung bloß ſpekulativ iſt, liegt ihr Grund in einer Amfibolie der Reflexion. Wenn das Subjekt nemlich über ſich ſelbſt nachdenkt, ſo wird es zum Objekte ſeiner Unterſuchung, und unterſcheidet ſich jetzt von ſich ſelbſt. Vergißt es nun ſeinen abſoluten Karakter, oder kennt es denſelben noch gar nicht, ſo macht es unvermerkt den Unterſchied von ſich ſelbſt in der bloßen Reflexion zu einem realen, und ſetzt jetzt, nach dem Satze des Widerſpruchs, das Gegentheil von ſich als Reflektierenden, in ſich ſelbſt als Objekt der Reflexion, d. i. es betrachtet ſich objektiv. So bringt nachher der Filoſof aus ſeiner falſchen Spekulazion auf die allernatürlichſte Weiſe das allerunnatürlichſte Weſen, einen von ſich ſelbſt verſchiedenen Menſchen, zurück, und — ſchreibt nun gegen ihn Syſteme. — So geht es den meiſten Freunden der kritiſchen Filoſofie. Der größte Theil derſelben fing ſeine Freundſchaft damit an, daß er den murrenden Dogmatismus in ſein Gebiet verfolgte, und um ihn recht ſcharf zu bewachen, ſich

zu

(Sie ſingen das Lied mit einander.)

Hans (der ſie unterbricht.)

Wenn ihr ſingen wollt, ſo wollen wir hinausgehen; mein Vater und dieſe Herren ſind in einem ernſthaften Geſpräch begriffen, und wir wollen ſie nicht ſtören: Kommt, nehmt euern Kram mit. Mädel, ich will euch beyden was kauffen; aber wir müſſen die Auswahl haben, Krämer; Kommt, ihr, Schleppſäke --

Autolicus.

Aber ihr müßt auch brav für ſie bezahlen.

(Hans, Autolicus, Mopſa und Dorcas gehen ab.)

Fünfte Scene.

[Ein Bedienter kündigt einen Tanz von zwölf Hirten an, die ſich zur Beluſtigung der Anweſenden, in Satyren verkleidet haben.]

Schäfer.

Weg, weg, wir brauchen ſie nicht; es iſt ohnehin ſchon närriſch genug bey uns zugegangen; ich bin gewiß, Herr, daß wir euch lange Weile machen.

Polixenes.

Ihr macht die Weile denen lang, die ſie uns kurz machen wollen; ich bitte euch, laßt uns dieſes vierfache Kleeblatt von Hirten ſehen.

Bedien-

zuletzt selbst auf seinem Gebieth anbaute, dadurch aber, ohne es zu wissen, daß Opfer desselben wurde.

Ein in der vernünftigen Natur gegründeter Hang gehört zum Wesen des Menschen, und muß zugleich nothwendig mit ihm gedacht werden. Er richtet sich demnach absolut, unmittelbar auf die Freyheit des Subjekts, und zwar mit allen denjenigen Bedingungen, unter welchen seine Forderungen allein befriedigt werden können. Es ist aber nichts in dem Menschen was zu seiner Freyheit redete, als das Gefuhl; durch dieses kündigen sich also der Hang und die vernünftige Natur dem Subjekte an. So gewiß nun diese Forderung im Gefühle nothwendig und absolut ist, so gewiß enthält dieses eine eben so nothwendige und absolute Aufgabe für das Subjekt, sich vorzustellen, welche Forderung die Vernunft an seine Freyheit thue, und welcher Grad der Befriedigung in ihr bestimmt sey. Mit anderen Worten: der Mensch soll sich überzeugen, wohin er jetzt seine Thätigkeit zu richten habe, welches die nächste Stufe der Vollkommenheit sey, die ihm durch seinen Hang bestimmt ist. Denn ohne daß er dieses weiß, kann er nie versichert seyn, ob er auf dem Wege seiner Bestimmung, zu seiner Veredlung und Glückseligkeit wirklich fortschreite, oder sich nur unaufhörlich, ohne von der Stelle zu kommen, in einem Zirkel todter unmoralischer Legalität, und blinder, unveredelter Bedürfnisse umherdrehe.

Wenn

Wenn aber die wirkliche Geſetzmäßigkeit der Vorſtellung bloß auf der Bedingung beruht, ob und inwiefern der Menſch die abſolute Forderung ſeiner Vernunft befriedigen wolle: ſo verhält ſich die Wahrheit in ihm, die eben in jener Harmonie der Vorſtellung mit dem Geſetze beſteht, wie ſeine moraliſche Güte. Beyde ſind unendliche Ideale, und in ihrem Weſen auf das innigſte, unzertrennlichſte verſchlungen. Die Wahrheit iſt und bleibt aber, nach dem vorigen Beweiſe, immer nur ein bloßes, aber durch Vernunft geheiligtes Mittel für einen höhern Zweck, den der Menſch verfolgen ſoll; daher kann ſie auch ſchlechthin nur um dieſes Zwecks, unſerer moraliſchen Kultur willen, geſucht und angewandt werden. Denn der Menſch iſt nicht bloß Intelligenz, ſeine Beſtimmung beſteht nicht in der bloßen Erkenntniß und reinen Anſchauung der Wahrheit: — das ganze Syſtem ſeines Wiſſens und Erkennens geht erſt als nothwendige Bedingung der Befriedigung ſeines Hanges in ihm hervor, und Erkenntniß und Wahrheit ſind nur für ihn da, um ſich auf dem Wege ſeiner Beſtimmung an ihnen feſtzuhalten, und an ihrer Hand mit gewiſſen ſichern Tritten zu ſeiner Vollkommenheit fortzugehen.

Wir bemerken hier den Uebergang des Hanges zum Neuen aus dem Reiche der Moralität in das Reich der Wahrheit, das die Vernunft auf dem heiligen Gebiethe des erſtern aufbauet, um aus beyden ein einiges Reich der Weisheit und ewiger

Ord-

Ordnung, worin ſittliche Güte und Wahrheit ein vollkommnes Ganzes ausmachen, hervorzubringen.

Es iſt merkwürdig, und dient zur Beſtätigung der hier aufgeſtellten Grundſätze, daß die Freunde der Wahrheit dieſen Hang und ſein Objekt jederzeit zum Maßſtabe brauchen, an dem ſie ſich ſelbſt einander ihr Verdienſt um ihre Freundin beſtimmen, und von welchem ſie nur dann abweichen, wenn ihr Intereſſe eine zufällige und falſche Richtung genommen hat. Man ſucht immer zuerſt nach dem Neuen, das ein Werk aus dieſem Fache enthalten könnte, und prüft erſt dann ſeine Wahrheit, gleichſam als wollten wir den praktiſchen Karakter des Verfaſſers zuerſt, ehe wir uns mit ſeinem theoretiſchen beſchäftigen, kennen lernen, weil dieſes ſich auf jenen gründet, und nur im Verhältniſſe der Würde des erſtern, Wahrheit beſitzen und uns dieſelbe verbürgen kann. Ja wir gehen in der Beobachtung dieſer Regel ſo weit, daß uns ein Schriftſteller, ſelbſt wenn auch ſeine neue Entdekkungen falſch wären, doch immer intereſſant und achtungswürdig bleibt, ein anderer aber, der uns alte wiewohl wichtige Wahrheiten wiedergiebt, von uns nur mit Widerwillen betrachtet wird; er befriedigt unſern Hang nicht durch das praktiſche Beyſpiel der Selbſtthätigkeit.

Durch die Ordnung dieſes Verfahrens aber an einem Produkte des Geiſtes beweiſen wir dieſe

Ordnung und das Geſetz derſelben in unſerer vernünftigen Natur. Nur weil wir immer weiter in unſerer Kultur und Veredlung fortſchreiten ſollen, iſt auch zugleich die Erkenntniß der Wahrheit die Aufgabe unſeres Geiſtes.

Wie aber, — könnte man fragen, — wenn doch die Wahrheit bloß aus einem praktiſchen Streben in uns hervorgeht, warum zeigt ſie ſich denn nicht auch nothwendig immer da, wo ſich dieſes in dem Neuen der Sache offenbar ankündiget? Der Grund iſt, weil alles, was der Menſch durch Selbſtthätigkeit verrichtet, nothwendig Spuren ſeiner Moralität an ſich trägt, nicht alles aber, was er gethan hat, die Folge desjenigen Grades von Selbſtthätigkeit iſt, der die Bedingung zur Erreichung ſeines Zweckes war. Ueberall wo der Menſch Freyheit beweiſt, beweiſt er auch Vernunft; aber nicht überall hat er auch ſeine Abſicht erreicht. Sogar Irrthümer ſind durch Moralität geadelt, ſo häßlich auch ihr theoretiſcher Karakter immer ſeyn mag, ſofern ſie nur auf dem Wege zur Wahrheit liegen. Der Menſch iſt hier überall auf dem Boden ſeiner Moralität, und wenn ihm hier auch eine Täuſchung begegnet, ſo läßt ſie ſeinen ſittlichen Werth nicht allein unvermindert, ſie klärt ihn ſogar der beobachtenden Vernunft auf. Man verehrt oft den denjenigen, den man berichtiget.

Hieraus folgt, daß der Menſch ſeinen theoretiſchen Karakter nicht bilden könne, ohne daß eben

dieſe

dieſe Bildung von ſeinem ſittlichen ausgehe, und durch ihn begründet werde; daß er mithin nie einſeitig ein Vermögen in ſich, mit Vernachläſſigung des andern, zu kultivieren im Stande ſey. Er handelt überall mit ſeinem ganzen Vermögen, und es wohnt nur ein einziges in ihm, das urſprünglich ſeiner Natur nach praktiſch iſt, und nur einen theoretiſchen Gebrauch hat, wie aus dem vorhergehenden klar iſt. Jeder Grad der Kultur, den er in einem Fache ſeiner Thätigkeit erreicht hat, drückt die Kultur ſeiner Totalität aus, ſo gewiß er (der Menſch) eine abſolute Einheit iſt. Ganz anders verhält es ſich, wenn man zwey verſchiedene Naturen in ihm annimmt, und jeder derſelben einen eignen Bildungstrieb einſetzt. Hier entwickelt und kultiviert ſich Ein Theil oder Vermögen im Menſchen ganz unabhängig von dem andern; ſeine Freyheit ſelbſt wird durch den ſtärkern Einfluß der in ihnen wirkenden Triebe genöthiget; an ihre Stelle tritt jetzt das furchtbare Fatum ein, und erſtickt zugleich in ihm die Menſchheit und die Vernunft. Bey einem ſo ſchrecklichen Ruin des innern Menſchen, worin der ganze Bau ſeiner vernünftigen Natur aufgelöſet und aus ſeinen Fugen geriſſen iſt, kann allem Anſehen nach keine Hoffnung zur Hülfe, zur Wiederherſtellung der verlornen Harmonie ſeines Weſens auf ihn ſelbſt mehr gegründet werden; er muß ſeine Zuflucht auſſer ſich in der Allmacht der Natur ſuchen, und von ihrer Gunſt jetzt ſeine Vernunft und Menſchheit wieder als ein Geſchenk er-

warten. Aber dies alles ist grobe Täuschung, wie oben bewiesen ist.

Alle Erkenntnisse und Wissenschaften gehen aus dem gleichen Hange in der menschlichen Natur hervor; es ist ein und dasselbe praktische Bedürfniß, das nach seinen Gesetzen die Intelligenz leitet, und dessen Bestimmungen die Handlungen derselben unter sich selbst durch den Karakter der Nothwendigkeit und absoluten Einheit verknüpft, und sie dadurch zu einem bestimmten, gewissen systematischen Ganzen macht. Allem unserm Denken, allen unsern Nachforschungen liegt ein Bedurfniß zum Grunde, welches unsern Geist dazu anführt, und die filosofische Reflexion den ursprünglichen Hang zu einer sich immer erhöhenden Kultur, und zur Erweiterung der subjektiven Schranken überhaupt, in sich entdecken läßt. Diese Einheit des alles begründenden Hanges in uns allein ist es, an der sich unsere Vorstellungen und Erkenntnisse zu einer Einheit im Bewußtseyn reihen, und durch welche alle besondere Erkentnisse und Wissenschaften, die wir besitzen oder besitzen können, wie durch ein unsichtbares Band vereinigt und unter sich verbrüdert sind. Dies ist auch der höchste Grund unseres nothwendigen Wissens, und der Wahrheit in den Erkenntnissen des Menschen überhaupt. Man sieht hieraus

1. Daß alle besondere Zwecke der Wissenschaften in einem einzigen Zwecke des Wissens überhaupt, wel-

welcher praktisch und lediglich auf die Kultur des Menschen gerichtet ist, sich vereinigen. Sie sind so viele verschiedene Wege der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes, die alle aus einem gemeinschaftlichen Punkte auslaufen und alle wieder auf ihn zurückführen.

2. Daß es falsch sey, daß Eine Wissenschaft in Beziehung auf die Kultur, die sie dem Menschen gewähren soll und kann, vor der andern Wissenschaft in diesem Punkte einen Rang und Vorzug habe. Durch ihren praktischen Karakter unterscheiden sie sich schlechterdings nicht von einander; Er ist in ihnen einerley, so gewiß der praktische Hang in uns und seine Foderungen ewig einerley und gleich bleiben, welches Objekt ihm auch die Freyheit geben mag. Auch ist es dem Menschen überall gar nicht um das Objekt, sondern um die Befriedigung seines Bedürfnisses zu thun, das aber, wie wir gesehen haben, immer nur eine besondere Bestimmung des ihm inwohnenden Hanges seyn kann.

3. Daß der Mensch sich nie theoretisch zu einer bloßen Denkmaschine bilden könne, wie man neuerlich behauptete, und nach einer falschen Vorstellungsart des menschlichen Wesens behaupten mußte; sondern daß seine Bildung stets einig in ihm und wechselseitig fortgehe, und seine Einsicht und Weisheit nach den unabänderlichen Gesetzen der vernünftigen Natur mit der sittlichen Güte seines Herzens

nothwendig parallel laufen — weil das Theoretiſche ſich auf das Praktiſche gründet, und alle Erkenntniß und Wahrheit aus einem moraliſchen Hange in ihm hervorgeht.

4. Daß es keine Arten, ſondern, bey aller Verſchiedenheit der Objekte, bloß Grade der Kultur in dem Individuum, und unter den Menſchen überhaupt, gebe. Alle Kultur iſt praktiſch. Der Menſch iſt frey in ihr, er kann ſich einen höhern oder niedern Zweck bey ſeinen Geſchäften vorſetzen; er kann hierbey ſeinem Hange ſelbſt eine höhere oder niedere Richtung geben: dadurch befriedigt er ihn aber nicht auf verſchiedene Art, ſondern bloß in verſchiedenen Graden. Es giebt nur eine einzige Art uns zu kultiviren, und dieſe iſt zugleich unſere Kultur ſelbſt, — nemlich Moralität. Dies muß man wiſſen, um ſich und andere über ihre Kultur nicht zu täuſchen.

So wie ſich verhalten die beſondern Zwecke der Wiſſenſchaften zu einem höchſten Zweck des Wiſſens überhaupt, ſo verhalten ſich alle Wiſſenſchaften, als ſolche zu einem Syſtem des menſchlichen Wiſſens überhaupt. Alle unſere theoretiſche Handlungen ſind, ſo wie das Weſen der Intelligenz in uns, durch einen nothwendigen, praktiſchen Hang beſtimmt, und hängen in dieſer Einheit unter ſich ſelbſt nothwendig zuſammen. Dieſer Zuſammenhang unſers Wiſſens und Erkennens in einer abſoluten praktiſchen

schen Foderung unsrer vernünftigen Natur, bildet in eben dem Verhältnisse ein absolutes Ganzes der Erkenntnisse in unserm Geiste, welches, weil es die gesammte Gesetzgebung der endlich vernünftigen Natur enthält, selbst eine praktische Aufgabe für den Menschen in sich führet.

Wir sehen hier die Idee zu einer Wissenschaft aller Wissenschaften, zu einer Wissenschaft der Wahrheit hervorgehen, welche die Vernunft für ihre Angelegenheiten bedarf, und deren sie sich auch schon Jahrtausende, obgleich als ein mißverstandenes Regulativ, bediente, die aber erst durch eine höhere Kultur unsrer Zeiten in ihrem reinen Wesen erkannt, und jezt bereits zur Evidenz einer Wissenschaft erhoben ist. Diese Wissenschaft, die unter uns unter dem Nahmen der kritischen Filosofie bekannt ist, kann zugleich als die höchste Kraftäußerung des menschlichen Geistes, der in ihr von Allem Objekte, und mithin von dem empirisch bestimmten Subjekte überhaupt, gänzlich abstrahieren mußte, — betrachtet werden. Er hat durch diese höchste Abstrakzion nicht nur das Vermögen des Menschen zu dieser Handlung, sondern, nach den obigen Grundsätzen, zugleich das Vermögen derselben zur reinsten moralischen Gesinnung, die in dieser Filosofie als der Karakter des guten Willens und der wahren Moralität des Menschen festgesezt wird, bewiesen. Er hat in dieser Wissenschaft, oder vielmehr durch die Erfindung derselben, an einem Faktum dargethan,

was ſie nachher ſelbſt, ihren Prinzipien gemäß, von dem Menſchen als höchſte Bedingung ſeiner ſittlichen Güte verlangte. Die wenigſten Menſchen können von dem Objekt abſtrahieren; daher können ſie der Vernunft nicht ausſchließend gehorchen, und ſich in ihren Geſinnungen und Willensbeſtimmungen nicht von dem Eigennutze losſagen. Daraus erklärt ſich der Widerſtand ſogar vieler Gelehrten und Filoſofen von Profeſſion gegen das reine Moralprinzip. Es fehlt ihnen an der hierzu erforderlichen Macht der Abſtrakzion; ſie können ſich nicht von dem Objekte losmachen, und ſehen nachher, das von der Vernunft und von dem Willen für objektiv unzertrennlich an, was nur in dem Mangel ihres Abſtrakzionsvermögens liegt. (Hierin beſteht auch der eigentliche Karakter des Dogmatism.) Wer im Falle einer ſittlichen Willensbeſtimmung von allen zufälligen ſinnlichen Bedingungen (d. h. von Objekte überhaupt) abſtrahieren, und ſich frey bis zum reinen Vernunftgeſetze erheben kann, der hat ſchon die Kraft im Geiſte reiner Moralität zu handeln; er ſteht in der unmittelbarſten Gemeinſchaft mit der reinvernünftigen Natur in ſich, ſobald er nur will. Aber ohne dieſen Grad des Abſtrakzionsvermögens leuchtet nicht einmal die Möglichkeit reiner moraliſcher Geſinnung in dem Menſchen ein, geſchweige daß man ſie als höchſtes Vernunftgeſetz erkennen könne. Sollte man jetzt nicht glauben, es gebe eigentlich nur eine filoſofiſche Erziehung des Menſchen? (wenn man ihn nemlich zu ſeiner Beſtimmung erzie-

Bedienter.

Drey von ihnen, Herr, haben, ihrer Ausſage nach, vor dem Könige getanzt: und der ſchlechteſte von ihnen ſpringt euch, mein Seel! zwölf und einen halben Fuß lang.

Schäfer.

Hör' auf zu plaudern; weil es dieſe guten Herren haben wollen, ſo laß ſie herein kommen; aber gleich --

Ein Tanz von zwölf Satyren.

Polixenes (vor ſich.)

Geht das nicht zu weit? -- Es iſt Zeit, ſie zu trennen; er iſt unbeſonnen, und ſpricht ſehr lebhaft -- Zu Floriſell. Nun, wie? ſchöner Schäfer? Euer Herz ſcheint ſo voll von etwas anderm zu ſeyn, daß ihr keinen Antheil an den Ergözungen dieſes Feſtes nehmt. Wahrhaftig, wie ich jung war, und verliebt, wie ihr izt ſeyd, ſo pflegte ich mein Mädchen mit ſo vielen hübſchen Sachen zu beladen, daß ſie darunter hätte einſinken mögen: Ich würde des Krämers ganzen ſeidenen Schaz ausgekauft und ihr aufgedrungen haben; und ihr laßt ihn gehen, ohne um eines Dreyers werth mit ihm zu handeln. Wenn euer Mädchen das übel aufnähme, und einem Mangel an Liebe oder an Freygebigkeit zuſchriebe; ſo ſehe ich nicht, was ihr dagegen ſagen könntet.

Floriſell.

Alter Herr, ich weiß, daß ſie keine Freude an ſolchen

erziehen will.) Dies kann und ſoll wenigſtens nicht der Schluß dieſer Abhandlung ſeyn.

So gewiß der höchſte Zweck alles unſeres Denkens und Wiſſens ewig derſelbe iſt, und ſo gewiß demnach die aus ihm für unſer denken und handeln herfließenden Geſetze abſolut beſtimmt ſind: eben ſo nothwendig muß eine Wiſſenſchaft der Wahrheit, die jene zu ihrem Objekt hat, beſtimmt, in und durch ſich ſelbſt vollendet ſeyn. Wenn ſich der Zweck des menſchlichen Daſeyns, und mit ihm unſere Pflichten und Rechte ſelbſt ändern könnten, ſo gäbe es für uns ſchlechterdings keine nothwendigen, allgemeingültigen Wahrheiten, und ſo auch keine Wiſſenſchaft der Wahrheit ſchlechthin. Da aber unter jener Vorausſetzung die Veränderung von unſerer vernünftigen Natur ſelbſt ausgehen müßte, welches ſich widerſpricht: ſo iſt die Behauptung von dem nothwendigen Karakter einer ſolchen Wiſſenſchaft gewiß und abſolut gültig.

Im Gegentheil iſt die Anwendung der Vernunftgeſetze auf allen Feldern unſrer Selbſtthätigkeit unendlich; der Hang in uns wird nie befriedigt. Daher gehen alle übrigen Wiſſenſchaften, auſſer der Filoſofie, wie ſie eben beſchrieben wurde, zu einer unendlichen Vollkommenheit fort, und ſind, jede einzeln, unvollendbar, ſo wie es die Vollkommenheit des menſchlichen Geiſtes iſt, deſſen Produkte ſie ſind. Der Zweck der Filoſofie iſt alſo, alle beſondern Wiſ-

fenſchaften und Erkenntniſſe die wir beſitzen, praktiſch, d. i. unſrer Veredlung und Glückſeligkeit beförderlich zu machen.

Jezt kann es keine Frage mehr ſeyn, ob die wiſſenſchaftliche Kultur dem Wohl des Menſchen nachtheilig oder zuträglich ſey. Sie iſt weder das eine noch das andere. Sie lehrt ihn erſt ſein wahres Wohl kennen und erreichen. Aber jeden vernünftigen auf ſeine Glückſeligkeit gehenden Zweck kann der Menſch erreichen, wenn er nur die ihm verliehenen Kräfte und Freyheit bis dahin anwendet. Hingegen iſt die Welt auſſer ihm, ſobald ein moraliſcher Urheber derſelben angenommen wird, nothwendig ſo eingerichtet und beſchaffen, daß kein vernunftwidriger Zweck in ihr gelingen kann; und der Menſch iſt dann unglücklich, weil er ſein Glück auf eine unweiſe Art ſucht. Er muß es demnach kennen und erreichen lernen; und dieſen Unterricht giebt ihm durch wiſſenſchaftliche Kultur die Wahrheit.

Der nothwendige Hang der vernünftigen Natur geht unmittelbar auf die Freyheit des Subjekts, auf Befriedigung durch Selbſtthätigkeit. Könnte er aber auch ohne Selbſtthätigkeit befriedigt werden, ſo wäre dieſe Befriedigung für das Subjekt zufällig; ſie geſchähe nicht durch ſeine Freyheit. Der Hang ſelbſt aber iſt nach dem obigen von einer bloß praktiſchen Natur; daher iſt auch nothwendig jede Befriedigung deſſelben nur praktiſch, nur unſre moraliſche

liſche Kultur. Wir harmonieren dort durch Selbſtthätigkeit mit uns ſelbſt, hier zufällig; und Harmonie in uns iſt immer unſere Moralität. Die Befriedigung unſres Hanges iſt alſo ſchlechterdings nicht der Art nach verſchieden; ſie iſt bloß praktiſch, und es iſt keine andere Art der Befriedigung derſelben möglich. Dennoch muß es für den erſten und zweiten Fall einen Unterſcheidungsgrund in ihr geben; denn freye Befriedigung iſt der zufälligen wenigſtens logiſch entgegengeſetzt. Welches iſt nun der Realgrund dieſes Unterſchiedes? Denn durch einen Zirkel ſoll er hier nicht erklärt werden. Wenn wir nicht von unſrer Vernunft abſtrahieren können, ſo müſſen wir es ſchon geſtehen, daß der geforderte Grund freylich auch nur in ihr allein liegen könne.

Was nicht durch das Subjekt ſelbſt, durch ſeine Freyheit, geſchieht, das muß es den Dingen auſſer ſich, mithin überhaupt den Objekte zuſchreiben. Wenn aber die Intelligenz in uns aus einem urſprünglichen praktiſchen Hang unſrer Natur erſt hervorgeht, ſo ſtellen wir uns nothwendig das Objekt nur aus dem Grunde als Gegenſatz von uns ſelbſt vor, weil es urſprünglich unſerm praktiſchen Hange entgegenwirkt, und denſelben einſchränkt. (Dies iſt der tranſcendentale Grund des Objekts.) Mithin muß auch ſogar die Befriedigung, die es unſerm Hange gewähret, noch zum Theil eine Einſchränkung oder Beſtimmung deſſelben ſeyn;

daß

sonst könnten wir jene Befriedigung dem Objekte nicht zuschreiben. Aber, unser Hang ist eingeschränkt, bestimmt, heißt: er verlangt mehr als ihm jetzt gewähret wird; daher ist seine Befriedigung auch zum Theil eine Einschränkung, und sie wird aus diesem Grunde dem Objekte zugeschrieben.

Nun ist nach dem Obigen der unendliche reine Hang in uns ohne alle Grade, und schlechthin unbestimmbar; es kann also hier nur von dem im Menschen wirklichen, von seiner Moralität die Rede seyn. Die Befriedigung durch das Objekt und der Grad derselben hängt demnach von der höheren Forderung ab, die der Mensch an dasselbe thut; diese Forderung mit ihrem Grade ist aber, wie eben streng erwiesen worden ist, die Moralität — der Grad der sittlichen Harmonie des Menschen. Wir verlangen Harmonie des Objekts oder der Natur mit uns, weil, und in wiefern wir mit uns selbst harmonieren; und wenn die Gunst der Natur dieses reine Bedürfniß befriedigt, (denn von diesem ist hier allein die Rede) so nennen wir sie schön. In dem Verhältnisse, wie sich mit unsrer fortschreitenden Kultur das Ideal der sittlichen Vollkommenheit in unserm Geiste erhöht, wächst und entfaltet sich in ihm das Ideal der Schönheit. Sie sind beyde in ihrem Wesen unzertrennlich, und entspringen aus Einer Quelle in der vernünftigen Natur.

Es ist eine hohe moralische Freude, die uns der Anblick der schönen Natur gewähret. Wenn eine

Dis-

Disharmonie in unserm Innern herrscht, gefällt uns das Objekt nicht; es giebt dann gar keine Schönheit für uns. Weit gefehlt also, daß sie den Widerspruch des Menschen in sich selbst aufheben, und die verlorne Einigkeit in ihm wieder herstellen könnte, geht sie umgekehrt gerade erst aus dieser moralischen Einigkeit in ihm hervor, und ist ohne sie nirgend mehr in dem ganzen Weltbau zu finden. Die schöne Natur ausser uns ist nur der Wiederschein unsrer innern Harmonie, und des reinen, heiligen Friedens in unsrer Brust; überall zeigt sich unserm Geiste das Bild unsrer Sittlichkeit, und die mütterlich gerechte Hand der Natur ertheilt uns den Genuß ihrer Freuden nur nach unsrer Würde. Hieraus folgt:

1. Der Hang zum Schönen ist unendlich, und die Schönheit selbst eine Idee, die von dem endlich vernünftigen Geiste in Ewigkeit nicht vollkommen erreicht werden kann, zu der er aber stufenweise auf der Leiter des Neuen hinaufsteigt, indem sie aus seiner eignen vernünftigen Natur sich über den Gesichtskreis seines Bewußtseyns immer weiter erhebt, und jetzt dem Auge in dem Endlich schönen der Natur in ihrem Abglanze wiederscheint.

2. Der Mensch genießt in der Schönheit nur sich selbst, den Grad seiner erreichten Menschheit; denn nichts befriediget die Bedürfnisse eines vernünftigen Wesens durch ein reines Wohlgefallen, als wodurch dasselbe zugleich als Natur und Freyheit

im gleichen Grade harmoniert, und in dieser Harmonie allein besteht unsre Menschheit. — Es giebt keine Schönheit ohne Moralität; aber es giebt auch keinen Menschen ohne alle Moralität. Daher die Objektivität der Geschmacksurtheile.

3. Die Liebe zur Schönheit fließt aus einer höhern Liebe zur Tugend und Wahrheit, und gründet sich auf sie. Erst wenn ich mit mir selbst (durch Tugend und Wahrheit) harmoniere, harmoniert auch mit mir die Natur. Demnach ist die Schönheit selbst durch die Wahrheit bedingt; denn diese ist eine moralische Idee, welche, wie gezeigt worden, die ästhetische erst herbeyführt. Die wissenschaftliche Kultur muß also, in der von unsrer Vernunft selbst vorgeschriebnen Ordnung, der ästhetischen vorhergehen, wenn man nur die Menschen zur Vernunft, zur Weisheit und zu ihrer Glückseligkeit erziehen, und keine elenden schwärmerischen Thoren aus ihnen machen will. Kunst und Geschmack empfangen ihre Regeln von der Wahrheit. Aber wenn diese unterordnung für die Produkte der menschlichen Kultur, und unter ihnen nothwendig ist, so ist es ein Widerspruch, sie für diese selbst umkehren, und den Menschen durch die Schönheit erst zur Wahrheit und Vollkommenheit führen zu wollen, wie unsere neuern Aesthetiker. Diese Degradazion rächt aber auch die Wahrheit an ihnen unaufhörlich, und auf eine fürchterliche Art.

R...l.

III.

III.

Ueber einige

große Kleinigkeiten

der teutschen Sprache.

(Fortgesetzt von S. 167 in No. 2. dieses Jahres.)

Fast auf die nemlichen Gründe muß ich meine Verwerfung des gemißbilligt stützen, daß Sie als Verbesserung von dem scheinbar regelwidrigen Präteritum mißbilligt in Vorschlag gebracht, und dessen sich bereits einige Schriftsteller (doch meines Wissens keine Dichter), vermuthlich durch eben diese anscheinende Regelwidrigkeit verführt, bereits in ihren Schriften bedient haben.

Es hat indessen mit diesem mißbilligen, so wie mit allen Zeitwörtern, die mit miß zusammengesetzt sind, noch eine besondere Bewandtniß. Auch dieses miß gehörte ehedem zu denjenigen Partikeln, die zugleich Adverbien und Verbalpräpozizionen waren, und mithin sowohl für sich bey einem Verbo stehen, als mit demselben zusammenschmelzen konnten. Jetzt aber ist es als Adverb veraltet, und man versteht es nur noch, wenn es den Schein einer Verbalpräposizion hat, und vor dem Verbo hergeht. „Das hat mir miß gefallen, ich denke Ihr Vertrauen nicht miß zu brauchen; ist es

Ihr

Ihnen miß geglückt? Wer hätte ihm ſein Glück miß gegönnt? Herr, ich habe miß gehandelt!“ u. ſ. w.

Allein in andern Fällen, in welchen das Adverb dem Verbo nachgeſetzt werden muß, iſt das Wörtchen miß durchaus unbrauchbar, und man ſieht ſich genöthigt, ein anderes dafür zu wählen, bald falſch, unrecht bald übel, übel oder nicht. Man öffnet oft ſchon den Mund, um zu ſagen: verſtehen Sie mich nicht — miß, und fühlt auf einmal, daß man ſtatt miß einen andern Ausdruck wählen muß — verſtehen Sie mich nicht unrecht! wollt' ich ſagen. Beydes zeigt, daß die Form zu ſprechen richtig, aber das Wörtchen miß als Adverb nicht mehr verſtändlich, und daher in dieſem Falle unbrauchbar iſt.

So ſagt man auch miß gebilligt, um auf das ſtreitige Wort ſelbſt zu kommen! allein man kann nicht ſagen, ich billige dieſe Handlung miß, ſondern ich billige dieſe Handlung nicht.

Meiſtens bedient man ſich in dieſem Falle des wirklich zuſammengeſetzten Zeitworts, und ſagt, ich mißbillige, mißfalle, mißbrauche, mißglücke, mißhandle, mißgönne, mißdeute, aber zum Nachtheile deſſen, was man ausdrücken will. Denn offenbar beraubt man ſich dadurch des Vortheils, den Redeton auf das Privative ſetzen zu können, weil die privative Partikel als Verbalpräpoſizion nicht einmal einen Wortton hat,

hat, und also noch weniger eines Redetons empfänglich ist. Wo man daher im Particip des Vergangenen mißgebilligt, mißgebraucht, mißgeglückt, mißgegönnt, mißgehandelt, mißgedeutet, und im Supin mißzubilligen, mißzufallen, mißzubrauchen u. s. w. sagt: da muß man im Präsens und Imperfekt das Wörtchen miß mit einem andern noch gangbaren Adverb vertauschen. „Er billigt es nicht, es gefällt mir nicht, die Sache glückt schlecht, man gönnt ihm diese Ehre nicht, er handelt unrecht, er versteht mich falsch, er deutet meine Worte verkehrt u. s. w. oder welche bessere und schicklichere Ausdrücke jeder nach seiner Kenntniß und Absicht zu wählen weiß. Mindestens, wenn man sich auch des Vortheils eines Redetons begeben und sich des zusammengesetzten Zeitworts bedienen will, so darf man dies doch nicht anders als in der, ihm und allen zusammengesetzten Zeitwörtern eigenen Zeitform gebrauchen. Nun erhellt aber aus dem obigen, daß die wirklich zusammengesetzten Zeitwörter in keiner Zeitform eine Trennung der Verbalpräposizion von dem primitiven Zeitworte, und daher auch im Particip des Vergangenen kein ge erlauben; mithin kann die analogisch richtige Form der mit miß wirklich zusammengesetzten Zeitwörter ebenfalls keine andere als folgende seyn:

Präsens	Supinum	Präterirum
ich mißbrauche	zu mißbrauchen	mißbraucht.

ich mißdeute	zu mißdeuten	mißdeutet.
— mißfalle	— mißfallen	mißfallen.
— mißglücke	— mißglücken	mißglückt.
— mißgönne	— mißgönnen	mißgönnt.
— mißhandle	— mißhandeln	mißhandelt.
— mißlinge	— mißlingen	mißlungen.
— mißverstehe	— mißverstehen	mißverstanden.
— mißrathe	— mißrathen	mißrathen.

Also auch, ich mißbillige, zu mißbilligen, mißbilligt, nicht gemißbilligt, so wenig als gemißgönnt, gemißhandelt, gemißlungen, gemißverstanden, gemißrathen.

Es scheint aber, th. G. Sie meynen, man sollte gemißbilligt aussprechen; allein das geht eben so wenig an. Denn wenn der Ton auf miß ist, so zeigt er an, daß miß als ein Adverb genommen wird, und also nicht mit billigen zusammengeschmolzen, sondern ein Wort für sich ist. Nun kann aber nur das Verbum als Zeitwort, nicht aber das Adverbium als Umstandswort das Zeitzeichen ge erhalten; mithin muß das Präteritum, wenn miß den Ton hat und Adverb ist, miß gebilligt, nicht aber gemißbilligt heißen, oder ich würde auch sagen dürfen gekrank worden, gelos macht, gefrey sprochen, gewieder kommen, gean fangen, u. s. w. Das vorgeschlagene gemißbilligt ist also in beyden Fällen falsch, und der ganzen Sprachanalogie zuwider.

Dies

Lappereyen hat, wie dieſe ſind; die Geſchenke, die ſie von mir erwartet, ſind in meinem Herzen verſchloſſen; und das iſt ihr ſchon geſchenkt, obgleich noch nicht überliefert. (Zu Perdita.) O, höre mich meine Liebe vor dieſem alten Herrn athmen, der wie es ſcheint, ehmals auch geliebt hat. Hier nehm' ich deine Hand, dieſe Hand, die ſo ſanft iſt als der Pflaum einer Daube, und ſo weiß als eines Mohren Zähne, oder der geläuterte Schnee, den der Nordwind zweymal durchgeſiebt hat --

Polixenes.

Und was folgt nun? Wie artig der junge Schäfer dieſe Hand zu waſchen ſcheint, die vorher ſchön genug war! -- Ich habe euch irre gemacht; zu eurer Erklärung! Laßt mich hören was ihr geſinnt ſeyd.

Floriſell.

Ja, und ſeyd mein Zeuge.

Polixenes.

Und mein Nachbar hier, auch?

Floriſell.

Und er, und mehr als er, die Menſchen, die Erde, der Himmel, und alles was iſt und was Athem hat; ſeyd Zeugen, daß, wäre ich der gekrönte König des ganzen Erden-Kreiſes, und unter allen Sterblichen der würdigſte, es zu ſeyn; wär' ich der ſchönſte Jüngling, der jemals zärtliche Augen niederſchlagen machte; hätte ich Stärke und Wiſſen-

ſchaft,

Dies auf die eine Streitfrage, und nun noch etwas über die andere.

Soll man ſagen: ich habe ihn **gehen ſehen** oder **gehen geſehen**?

Es iſt wahr, man ſagt, **ich habe geſehen.**

Allein man ſagt auch, ich habe **gehört, geholfen, gelaſſen, geheißen, gelehrt, gelernt, gemußt, gedurft, geſollt, gewollt, gekomt** und **gemocht**, und doch —

„Sie haben mich ſprechen **gewollt**? Ich war nicht zu Hauſe. Dieſen Gang hätten Sie erſparen **gekomt**."

Iſt das teutſch?

So wenig als, ich **habe** ihn geſehen **gehabt**, oder, die Sache **iſt** angefangen **geworden**; ob man gleich ebenfalls ſagt, ich habe einen Huſten **gehabt**, und mein Bruder iſt Profeſſor **geworden**.

Wenn **haben** ſo viel als habere, und werden als fieri oder evadere, iſt ſo hat das Eine im Perfekt allerdings ich **habe gehabt**, und das andere ich **bin geworden**. Sollen ſie hingegen nur ein vergangenes Thun oder Leiden bey einem andern Zeitworte bezeichnen, ſo kann von haben nur das Präſens und Imperfect gebraucht werden, das Participium präterit. von werden aber verliert ſein ge, und jedermann ſpricht **worden** anſtatt **geworden**.

Ungefähr so verhält es sich auch mit den Wörtern **sehen**, **hören**, **helfen**, **lassen**, **heißen**, **sollen**, **wollen**, **können**, **mögen** u. a., sobald sie mit einem andern Zeitworte eine gemeinschaftliche Idee ausdrücken, und also, gleich **haben** und **werden**, eine Art von Hülfszeitwort sind.

Ich sage, **ungefähr** so. Denn in der Redensart, **ich habe ihn gehen sehen**, ist das Wort **sehen** nicht etwa das verstümmelte Particip. perfect. **gesehen**, wie **worden** von **geworden**, sondern der Infinitiv selbst.

Dies wird auf der Stelle einleuchtend, wenn man die andern Hülfswörter dieser Art, die im Particip auf t, und nicht auf n ausgehen, auf die nemliche Weise anwendet. Wäre es das Particip bloß mit Weglassung der Vorschlagssylbe **ge**, so müßte man auch sagen:

ich habe ihn predigen **hört.**
" " " gehorchen **lehrt.**
" " " überzeugen **sollt.**
" " " sehen **durft.**
" " " anhören **mußt.**
" " " sprechen **wollt.**
" " " kennen **lernt.**
" " " fliehen **konnt.**
" " " leiden **mocht.**

Allein man sagt:

ich habe ihn predigen hören.
: : : gehörchen lehren.
: . : : überzeugen ſollen.
: : : umarmen dürfen.
: : : anhören müſſen.
: : : ſprechen wollen.
: : : kennen lernen.
: : : fliehen können.
: : : leiden mögen.

Und ſo auch, ich habe ihn gehen ſehen, nicht für geſehen, ein wirklicher Infinitiv ſtatt des Particips. Dies verändert die Sache, und erſchwert eine Verbeſſerung, wenn es ſie nicht gar unmöglich macht.

Bey verdorbenen oder verſtümmelten Wörtern iſt freylich oft Nachläſſigkeit, Geſchwindigkeit im Sprechen, Land- und Mundart ſchuld; ein Fall, in welchem man ohne Zweifel von dem feinern und gebildetern Theile des ſprechenden und ſchreibenden Teutſchlands mit Recht verlangen kann, daß ſie ihre bloß kreismäßige oder nachläſſige Ausſprache und Bezeichnung der Sache entweder nach dem allgemeinern Sprachgebrauche, oder, wenn das Uebel in unſerm ganzen Vaterlande unter hohen und niedern Ständen, Gelehrten und Ungelehrten, um ſich gegriffen haben ſollte, nach den Regel der Analogie verbeſſern ſollen.

Indeſſen iſt es denn doch ſchon ein ſchlimmer Umſtand, wenn ſich alle teutſchen Kreiſe ſo etwas gemeinſchaft-

schaftlich zu Schulden kommen lassen, und man wird bald auf die Vermuthung gerathen, daß der angeschuldigte Fehler eher ein vermeintlicher, als ein wirklicher Fehler seyn möchte.

So ist in dem Particip von werden die Vorsetzung oder Nichtvorsetzung des g keineswegs gleichgültig, sondern sie macht einen wesentlichen Unterschied.

Man sagt: **ich bin betrübt geworden**, und **ich bin betrübt worden**, beydes gleich richtig, aber in verschiedenem Sinne.

Im ersten Falle zeige ich bloß an, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen ist; im zweyten aber, daß jemand oder etwas **auſſer mir** diese Veränderung in **mir** veranlaßt hat.

„Ich bin auf einmal betrübt **geworden**."

Warum? wird man fragen.

„Ich bin sehr betrübt **worden**."

Durch was? oder von wem?

Jenes drückt einen veränderten Zustand, die Folge von einem Grunde ohne den Grund; dieses aber die Wirkung auf mich von einer Handlung, und beydes zugleich aus.

Da das Wort **betrübt**, ungeachtet es sowohl einen Zustand als ein Gelittenhaben bezeichnen kann, doch

in

in beyden Fällen einerlei Geſtalt behält; ſo kann man aus ihm unmöglich erkennen, in welchem Sinne man es nehmen ſoll, ſondern der Sinn erhält erſt durch das worden oder geworden, und mithin durch die Vorſetzung oder Weglaſſung des ge ſeine Beſtimmung.

In beyden Fällen iſt ein Werden, und in beyden das Werden vergangen; aber im erſten Falle iſt es das Werden einer Beſchaffenheit, in dem andern das Werden einer Handlung.

Wie wenig würde man alſo verbeſſern, wenn man das Particip worden in geworden verändern wollte, ſo augenſcheinlich die nahe Verwandtſchaft von beyden iſt, und ſo offenbar hier eine bloße Verſtümmelung zum Grunde zu liegen ſcheint!

Ich geſtehe, daß es mir nun noch weit bedenklicher vorkommt, in andern Fällen, für die nicht bloß die Uebereinſtimmung aller Kreiſe und der Sprachgebrauch der ältern und neuern Zeit ſpricht, ſondern bey denen auch nicht einmal eine Verſtümmelung abzuſehen iſt, ohne vorhergehende genauere Unterſuchung des Verdammungsurtheil über eine anſcheinende Unregelmäßigkeit ergehen zu laſſen.

Vielleicht hat doch der Umſtand, daß man in der Redensart, ich habe ihn gehen ſehen, den Infinitiv ſtatt des Particips ſetzt, ſeinen Grund nicht bloß

in einem zufälligen Sprachgebrauche, ſondern in der Natur des Gedankens ſelbſt, und iſt, wenn man ihn näher betrachtet, eher eine pünklichere als nachläſſigere Beſtimmung deſſelben.

Schon **Schottel**, einer unſerer älteſten teutſchen Sprachlehrer, findet nöthig, die Infinitive **ſollen, wollen, konnen, mogen**, u. ſ. w. anſtatt der Participien **geſollt, gewollt, gekonnt, gemocht** u. ſ. w. als Ausnahme anzuführen, und für ſprachrichtig zu erklären, ungeachtet er das Weglaſſen des ge in **ich bin gegangen, gekommen** u. ſ. w. vorher gerügt, und nicht eben zur Nachahmung empfohlen hat. *)

Ob nun gleich **Schottel** den Grund nicht angiebt, **warum** jene Ausnahme zu billigen ſey, ſo ſetzt doch das billigende oder mißbilligende Gefühl eines Sprachforſchers immer ſchon ein dunkles Bewußtſeyn von Gründen dafür oder dawider voraus.

Die Ausnahme von der gewöhnlichen Regel findet nur **dann** Statt, wenn ſich jene Zeitwörter nicht auf eine

*) Iusti Georgii Schottelii Einbeccenſis **Teutſche Sprachkunſt** u. ſ. w. **Braunſchweig**, 1641. 8. S. 446. „In etlichen Zeitwörtern wird gedachtes Wörtlein **ge** zuweilen ausgelaſſen (ſonderlich im Verſchen) welches zu merken, nicht aber allezeit zu thun ſeyn möchte, als: geſſen, für: gegeſſen, gangen, für: gegangen, kommen, für: gekommen. **Alſo ſagt man auch in einer Reden gar recht**, müſſen, wollen, dürfen, können, mögen, für: gemüſt, gewolt, geſolt, gedürft.

eine Perſon oder Sache, ſondern auf ein anderes Zeitwort beziehen. Durch Zeitwörter aber werden, wie ſich ſchon aus ihrer Benennung ergiebt, die Veränderungen in der Zeit, ein freywilliges oder nothwendiges Thun, Handlungen der ſyſiſchen und intellektuellen Kräfte der Natur, ausgedrückt. Wenn alſo zwey Zeitwörter in Bezug auf einander zuſammengeſetzt werden, ſo müſſen ſie in der Zeitbeſtimmung entweder mit einander übereinkommen oder von einander abgehen, je nachdem die Handlungen welche ſie ausdrücken, entweder in die nemliche oder in eine verſchiedene Zeit gefallen ſind. Dieſe Beſtimmung kann nicht willkührlich geſchehen; denn wenn die Angabe der Zeit unrichtig iſt, ſo wird auch dadurch eine unrichtige Vorſtellung von dem Zeitverhalte beyder Handlungen in mir hervorgebracht werden.

Wenn Sie mich fragten: haben Sie den Kaiſer fahren ſehen? ſo kann ich nicht antworten: ja, ich habe ihn geſehen, den Sie fragten ja nicht, ob ich den Kaiſer geſehen habe, ſondern, ob ich ihn habe fahren ſehen? Das ſehen bezieht ſich nicht auf die Perſon, mit welcher die Veränderung des Fahrens vorgeht, ſondern auf die Veränderung ſelbſt, nicht auf das Subſtantiv, ſondern auf das Zeitwort. Das Objekt der Handlung iſt ſelbſt eine Handlung, eine **Veränderung**, nicht ein Seyn in der Zeit.

Fragten Sie mich hingegen: haben Sie den Kaiſer geſehen als er vorbeyfuhr? ſo iſt nicht mehr die Hand-

lung des Fahrens, sondern der Kaiſer das Objekt des Sehens. Ein Subſtantiv aber drückt wohl auch ein Seyn in der Zeit, aber keine Zeit ſelbſt aus, mithin braucht die Handlung des Sehens keineswegs auſſer ihrer abſoluten Zeitbeſtimmung (hier der Vergangenheit) noch eine relative, weil hier kein Zeitbezug oder Zeitverhalt Statt finden kann. Man ſetzt daher das Sehen bloß in die Vergangenheit ohne eine andere relative Zeitbeſtimmung, und ſagt: ich habe den Kaiſer geſehen.

Allein bey der Frage: haben Sie ihn fahren ſehen? kommen zwey Zeitbeſtimmungen zuſammen; denn ſowohl das Fahren als das Sehen muſte zu einer beſtimmten Zeit geſchehen. Beydes ſind Handlungen, und alſo Veränderungen in der Zeit. Beyde müſſen entweder zu einer verſchiedenen, oder zu der nemlichen Zeit geſchehen ſeyn. Nun fragt ſich: Darf ich ſpäter ſehen, als der Kaiſer fährt? oder darf der Kaiſer früher fahren als ich ſehe, wenn ich ihn will fahren ſehen. Keines von beyden. Ich kann ihn unmöglich fahren ſehen, wenn er nicht fährt. Beyde Handlungen müſſen zu gleicher Zeit geſchehen. Der Zeitbezug beyder Zeitwörter unter ſich beſtimmt ſich alſo die Natur der Sache ſelbſt. Keins von beyden ſteht abſolut, ſondern jedes nur in Beziehung auf das andere. Ich kann wohl ſagen: ich habe geſehen, und der Kaiſer iſt gefahren, aber nicht mehr: ich habe ihn fahren geſehen, da das Sehen nicht früher geſchehen ſeyn kann, als das Fahren.

Als ich vor etwa neun Jahren an einem Sonntage früh mit der Post zu Leipzig angekommen war, fragte mich einer meiner Reisegefährten: haben Sie gehört, daß Zollikofer in der Nachbarschaft predigt? Und Abends fragte man mich in Halle: haben Sie heute früh nicht Zollikofern **predigen** hören.

In beyden Fällen sollte ich etwas gehört haben, im letztern Zollikofern **predigen**, im ersiern die **Nachricht**, daß er predige. Diese Nachricht und das Predigen hatten keinen nothwendigen Zeitbezug unter sich. Ich konnte sie sowohl später als früher erhalten, ohne daß dadurch die Zeit des Predigens verändert, oder das Predigen selbst zu der oder jener Zeit unumgänglich nöthig gemacht wurde. Hingegen das **Predigen** und das **Hören** mußte schlechterdings zu der nemlichen Zeit geschehen; ich mußte gerade an einem Sonntage und just zur Zeit der Predigt kommen; ich durfte weder **vor** noch **nach** der Predigt hören, sondern ich mußte hören, **indem er predigte**, und Zollikofer mußte predigen, **indem ich höre**, wenn ich ihn sollte predigen **hören**.

Mit Recht setze ich also, wenn ich erzähle, daß ich ihn habe predigen hören, das **Hören** und das **Predigen** in Eine Zeit, und drücke damit, daß ich zu dem Hülfsworte der Vergangenheit, **haben**, beyde Verba in das **Präsens** des Infinitivs setze, **zugleich** aus, daß beydes das Hören und das Predigen **vorüber**, beydes aber auch

auch zu der nemlichen Zeit geſchehen oder gegenwärtig geweſen ſey.

Dies iſt der Fall bey allen Zeitwörtern, die ein rückwirkendes Thun oder Leiden anzeigen, und jedermann wird leicht die oben gegebenen Beyſpiele, deren Ausführung ich für überflüßig halte, nach dieſer umſtändlichen Erörterung ſelbſt anzuwenden wiſſen, und einſehen, daß ſie alle die angegebne relative Zeitbeſtimmung haben müſſen, wenn nicht die Vorſtellung von ihrem Verhältniſſe zu einander unbeſtimmt, oder gänzlich unrichtig ausfallen ſoll.

Hat z. B. der überlegene Feind ſeinen ſtolzen Gegner überwunden, und ihn gehorchen lehren, ſo hat der Ueberwundene gehorcht, indem es ihn der Ueberwinder mit Gewalt lehrte, und dieſer durch ſeine Gewalt gelehrt, indem der Ueberwundene gehorchte.

Ich brauche wohl nicht hinzuſetzen, daß es mit dem gehen ſehen ganz die nemliche Bewandtniß hat. Drum habe ich jemanden gehen ſehen, ſo muß er gegangen ſeyn, indem ich ſah, und ich geſehen haben, indem er ging.

Urtheilen Sie nun ſelbſt, m. th. H., ob es gut gethan ſeyn möchte, dieſe richtige und in der Natur der Sache liegende gleichförmige Zeitbeſtimmung, welche der Teutſche von jeher bey ſolchen relativen Zeitwörtern nach einem dunkeln Gefühle beobachtet hat, und noch

ſchaft, mehr als jemals ein Menſch gehabt hat: So würd' ich es ohne ihre Liebe für nichts achten; alle dieſe Vorzüge für ſie anwenden; ſie zu ihrem Dienſt verurtheilen, oder zu ihrem eignen Untergang.

Polixenes.

Schön geſprochen!

Camillo.

Das nenn' ich Liebe!

Schäfer.

Aber du, meine Tochter -- womit beantworteſt du das?

Perdita.

Ich kan nicht ſo gut reden, nein, und es auch nicht beſſer meynen. Meine eignen Geſinnungen ſind der Spiegel, worinn ich die Redlichkeit der Seinigen ſehe.

Schäfer.

Gebt einander die Hände, zum Unterpfand; und ihr, unbekannte Freunde, ſeyd ihr meine Zeugen: Ich geb' ihm meine Tochter, und ſoviel Mitgift dazu, bis es ſeinem eignen Vermögen gleich kommt.

Florizell.

O mein guter Alter, die Tugend eurer Tochter iſt Mitgift genug für mich; wenn einer todt ſeyn wird, ſo werd' ich mehr haben, als ihr euch izt träumen laſſen könnt, genug, um euch in Erſtaunen zu ſezen; Kommt kommt, verlobet uns vor dieſen Zeugen.

Schäfer.

allgemein beobachtet, wegen einer bloß anscheinenden Unregelmäßigkeit verwerfen, und den von der gewöhnlichen Regel abweichenden, aber bestimmtern Ausdruck, einem dem Scheine nach regelmäßigeren, aber wirklich unbestimmteren, oder vielmehr unrichtig bestimmten und der Natur der Sache widerstreitenden, aufopfern zu wollen?

Doch das Schicksal dieser Redensarten mag seyn welches es will. Ich hob, um in der Sprache unserer Modestribenten zu reden, den von Ihnen hingeworfenen Handschuh bloß deßwegen auf, um nach vollendetem Kampfe Sie desto herzlicher als meinen edelsten Gönner und Freund umarmen zu können.

Seit ich das Glück hatte, Sie zum erstenmale zu sehen, haben Sie an allen meinen Schicksalen den innigsten Antheil genommen, ohne daß ich einen andern Anspruch auf ihre Freundschaft hatte, als mein Vertrauen und Ihre Zuneigung. O was ist köstlicher auf dieser Erde als ein theilnehmender Freund! Mein Glück und meine Gesundheit, beydes lag Ihnen am Herzen, und welche Leiden und Freuden, die mir begegnen, kennen Sie nicht?

Sie sind ein edler Teutscher, und Wahrheit, Recht behaupten Sie immer, auch gegen Ihre Freunde; das kettet mich so sehr an Sie.

Ihre Erfahrung hat mir schon oft genützt, Ihren Rath fand ich immer als den besten, und Ihr Trost

hat

hat ſo viel ermuthigendes. Sie waren mein Freund nicht bloß in Worten, ſondern in der That, und Ihre Zueignng hat weder Entfernung noch Zeit geſchwächt.

Als jüngſt meine Geſundheit erlag, und der Tod ſchon an meiner Thüre pochte, da that mir nichts ſo wehe, als ſo vielen edlen Männern, und beſonders Ihnen, meinem thätigſten, theilnehmendſten, liebereichſten, immer gleichen Freunde, nicht noch einmal vor meiner Abreiſe in die Ewigkeit für Ihre Güte danken zu können.

Jetzt will ich nicht wieder zaudern. Nehmen Sie, theurer Mann, hier öffentlich meinen aufrichtigſten Dank hin, und mein ganzes Herz. Wären alle Menſchen wie Sie, die Welt müßte unendlich glücklicher ſeyn!

Gräter.

Ueber

die Erfindung des Nilvavyrs

und ſeine Verbreitung in Griechenland.

(Fortſetzung von S. 147 des vorigen Stücks.)

Es ließe ſich ſchon aus der Analogie ähnlicher Veränderungen, wo eine neue Art von Gedanken- und Schrift-

Schriftmittheilung auch die Fabrikazion neuer Schreibestoffe zur Folge hatte, *) nicht ohne Grund vermuthen, daß dies auch bey den Aegyptiern, als sie durch Ausländer die Vortheile der Buchstabenschrift kennen gelernt hatten, der Fall gewesen seyn müsse, und daß, wenn irgend eine Periode in der ältern ägyptischen Kultur-Geschichte Wahrscheinlichkeiten zur Erfindung des Papiers aus der Papyrusstaude an die Hand gebe, es gewiß diese sey. Allein es finden sich noch ausserdem historische Angaben, die nicht allein dieser auf bloßer Analogie gegründeten Muthmassung einen weit höhern Grad von Wahrscheinlichkeit, sondern auch der ganzen Hypothese von der Einführung der Buchstabenschrift bey den Aegyptiern durch Ausländer Haltbarkeit und chronologische Bestimmung geben.

Herodot, die unerschöpfliche Quelle aller unverfälschter Alterthumskunde, giebt uns auch hier einen sehr dankenswerthen Aufschluß. In der 27 Olympiade (ungefähr 671 Jahre vor Ch. G.) tritt in Aegypten die merkwürdige Dodekarchie oder Regierung der 12 Fürsten ein, unter welchen Psammetichus eine glänzende und für die Kulturgeschich-

*) So entstand durch das Konstantinopolitanische Kanzleyceremoniel eine ganz neue Art von Ausfertigungen und Diplomen. So wurde das eigentliche Druckpapier erst mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts bey der Ausbreitung und Vervielfältigung der Druckereyen allgemein, da man vorher nur starkes Schreibpapier bedruckt hatte.

geſchichte Aegyptens äußerſt wichtige Rolle ſpielt. Er hatte mit Hülfe der kleinaſiatiſchen Griechen, die Herodot ſchlechtweg Jonier nennt, den Sieg über alle ſeine durch Prieſtergewalt und Volksbetrug unterſtützten Nebenbuhler davongetragen, und eröffnete nun aus Dankbarkeit, oder vielmehr aus Herrſcherpolitik, zuerſt unter allen ägyptiſchen Faraonen den Griechen die Nilfahrt und die Küſte von Aegypten, die bis jetzt durch das wachſame Prieſterregiment allen Ausländern völlig unzugänglich und verſchloſſen geweſen waren.“*) „Er gab ihnen, ſagt „Herodot, unterhalb Bubaſtis an der Peluſiſchen „Mündung einen feſten Wohnſitz, von welchem ſie „ſpäter Amaſis weiter verpflanzte. Sie waren die „erſten Koloniſten in Aegypten, die eine fremde „Sprache redeten. Pſammetichus ließ ägyptiſche „Knaben unter ihnen aufwachſen, damit ſie die „griechiſche Sprache lernen möchten; und von dieſen ſtammen noch jetzt alle in Aegypten befindlichen „Dolmetſcher ab.“ Dieſe Dolmetſcher müſſen ſich in der Folge immer mehr ausgebreitet haben, und ſehr zahlreich geworden ſeyn. Denn Herodot führt ſie

*) Herodot II, 152. 154. Nach der Erzählung des Diodors I. 66. p. 77. Weſſ. hatte er ſchon vor ſeinem Siege über die übrigen Fürſten der Dodekarchie den Phöniziern und Griechen die Seeküſte, die gerade auf ſeinen Antheil gekommen war, zum Handelsverkehr geöffnet. Die Schätze, die ihm durch dieſe Politik zufloſſen, erregten den Neid ſeiner Mitfürſten ſo ſehr, daß ſie ihn gemeinſchaftlich angriffen.

ſie in einer andern Stelle ſogar als eine eigene Kaſte und Volksklaſſe der Aegyptier an. Von dieſer Zeit an bis zur großen Perſiſchen Invaſion (130 Jahre) unter dem König Pſammenitus dauerte der Handelsverkehr zwiſchen den blühenden Handelsſtädten des Joniſchen, Doriſchen, Aeoliſchen Völkerbundes, den Inſeln Samos und Aegina und den Aegyptiern, zwar abwechſelnd mit mehr oder weniger Einſchränkungen, aber doch immer mit ſichtbarem Vortheil des fruchtbaren Nilreiches fort. *) Ganz beſonders war dies unter dem vorletzten Könige Amaſis der Fall. Naukratis am kanobitiſchen Nilarm wurde die Hauptfaktorei aller griechiſchen Kaufleute, **) in der

*) Alles hieher gehörige findet man in Heerens Ideen über die Politik und den Handel der Völker des Alterthums S. 438 ff. mit vielem Scharfſinn zuſammengeſtellt. Ameilhon in ſeiner Hiſtoire du Commerce et de la Navigation des Egyptiens, ſous le regne des Ptoleméens (Paris 1766) p. 26. glaubt, daß die Griechen ſelbſt, zur Vermeidung der Konkurrenz mit andern Völkern, die Einſchränkungen des Pſammetichus und ſeiner Nachfolger veranlaßt hätten, und dies haben auch andere angenommen. S. Aegyptiſche Merkwürdigkeiten (Leipz. 1787.) Th. II. S. 262. Allein Hr. Heeren hat die Sache aus einem richtigern Geſichtspunkt angeſehen. Möchten wir doch bald eine Fortſetzung ſeines trefflichen und zum Theil nicht hinlänglich gewürdigten Werkes erhalten!

**) S. die Hauptſtelle beym Herodot II, 178 179. Die Joniſche Neppigkeit wurde mit dem Handel hierher verpflanzt,

 woron

der die liſtigen Griechen von der Eiferſucht der miſstrauiſchen Aegypter zwar lange Zeit eben die Einſchränkungen und Bewachungen ſich gefallen laſſen mußten, die die Europäer unſrer Tage von den Halbbrüdern der alten Nilanwohner, den heutigen Chineſen, zu erdulden haben, am Ende aber doch durch die Begünſtigung der aus griechiſchen Miethtruppen beſtehenden königlichen Leibwachen und durch Geſchenke ſich immer größere Freiheiten und Ausdehnungen ihrer Handelsprivilegien zu verſchaffen wußten.

Wie nun, wenn jene Jonier, denen Pſammetichus zuerſt den Nil eröffnete und den Auftrag ertheilte, ſeinen bis jetzt durch die Entbehrung des wich-

wovon ſich viele Spuren im Alterthume finden. Die Joniſchen Buhlerinnen machten hier oft, wie die Europäerinnen in Bengalen, ihr Glück. Schon Herodot lobt die ἑταίρας ἐναλεσάτας dieſer Handelsſtadt, II, 135, vergl. Athenäus XIII, 7. p. 596. u. Analect. T. II. p. 91. n. V. Die Myrthenkränze hießen Naukratiten im Alterthume, Athen. XV, 6. p. 676. A. Die hier bey Kanobus wohnenden Jonier brachten Geſchmack in die unförmlichen Nilkrüge, die zum Filtriren des Nilwaſſers gebraucht wurden, und gaben dieſen die Geſtalt, die wir noch jetzt ſo oft auf griechiſch ägyptiſchen Denkmälern unter dem Namen Kanoben erblicken. Eine Art naukratiſcher Trinkgeſchirre kennt Athenäus, der ſelbſt aus Naukratis gebürtig war, XI, 8. p. 480. E. Die Geſchichte dieſer Handelsfaktoren verdiente wohl eine eigene Behandlun

wichtigſten Aufklärungsmittels, der Buchſtabenſchrift, abſichtlich in Unwiſſenheit erhaltenen Unterthanen griechiſche Künſte und Sprachfertigkeit mitzutheilen, — ihr urſprünglich fönizisches, aber ſchon ſeit einigen Jahunderten den Griechen einheimiſch gewordenes Alfabet nun auch nach Aegypten verpflanzet, und vielleicht nur noch mit den Buchſtaben und Vokalzeichen bereichert hätten, die ihnen zur Bezeichnung gewiſſer der ägyptiſchen Sprache eigenthümlichen Laute unentbehrlich ſchienen? *) Was war natürlicher, als daß eben dieſe Jonier, die theils als Lehrmeiſter der ihnen anvertrauten ägyptiſchen Knaben, theils als Mäkler und Geſchäftsträger der ägyptiſchen Kaufleute, ein vielfältiges Bedürfniß eines leicht anzuſchaffenden Schreibematerials empfinden mußten, ſich nach einem einheimiſchen Produkt umſahen, das alle dieſe Abſichten vollkommen erfülle, und als ſie es in der in ihrer Nachbarſchaft an den Mündungen des Nils häufig wachſenden Papyruspflanze wirklich fanden, **) nun auch

 die

*) Hr. Prof. Tychſen, der doch ſelbſt auch die Bekanntſchaft der Aegypter mit der Buchſtabenſchrift in die Zeiten des Pſammetichus ſetzt, am ana. Ort S. 34, würde wenn ihm die Nachricht des Herodot von den Dolmetſchern beygefallen wäre, gewiß nicht den Jonziern, deren unter dieſem König keine beſondere Erwähnung geſchieht, ſondern den Griechen die Ehre dieſer Mittheilung zugeſchrieben haben.

**) Siehe die Hauptſtelle beym Strabo XVII. p. 1151. E.

die Aegypter ſelbſt, die ſich vorher natürlich nicht darum bekümmert hatten, darauf aufmerkſam wachten? Und ſollte nun wohl die Behauptung ſoviel unwahrſcheinliches haben, daß grade durch dies wunderbare Zuſammentreffen der Umſtände das Nilpapyr von Griechen auf ägyptiſchem Grund und Boden erfunden, und auch von ihnen zuerſt gebraucht worden ſey?

Die gebieteriſche Nothwendigkeit und der Drang der Umſtände, die von jeher den Erfindungstrieb der Menſchen weckten und ſchärften, thaten wahrſcheinlich auch hier das Beſte bey der Sache. Man denke ſich den tiefeingewurzelten, durch alle Kunſtgriffe der herrſchenden Prieſterkaſte Jahrhunderte lang unterhaltenen Haß der gemeinen Aegypter gegen alles was neu und ausländiſch war. Man denke ſich die über Pſammetichs Neuerungsſucht und Abtrünnigkeit zu den Sitten des Auslands äußerſt empörten Prieſter, die ihren ganzen Einfluß auf die Gemüther des Volks dazu anwendeten, alles, was die begünſtigten Jonier thaten, verdächtig und verhaßt zu machen. Iſt es wohl zu verwundern, daß dieſe Joniſchen Schriftlehrer und die durch ſie unterrichteten ägyptiſchen Dolmetſcherknaben anfänglich der Gegenſtand allgemeiner Verachtung waren, und in der Folge, ausgeſtoßen von den Aegyptern, eine eigne Kaſte der Dolmetſcher bildeten, wenn ſie auch wegen ihrer Unentbehrlichkeit und um der Reichthümer willen, die ſie ſich als Mäkler und Unterhändler

ſo

so leicht erwerben konnten, bald überall eben so zahlreich als mächtig wurden? *) Nun brauchten sie sowohl beym Unterricht als beym Handelsverkehr ein Schreibmaterial, das sich nicht allein durch Wohlfeilheit und leichte Behandlungsart, sondern auch als eine Gabe des allbefruchtenden, göttlichen Nils und als ein einheimisches Produkt den Aegyptern auf der Stelle empfohle. Thierhäute, Schaaf- und Ziegenfelle, wie sie grade damals nach dem Zeugnisse des Herodot in Jonien zum Schreiben gebraucht wurden, mußten aus mehr als Einem Grunde **) den

*) Grade dies ist auch die Vorstellung, die Hr. Prof. Heeren in seinen Ideen über die Politik und den Handel der alt. W. S. 392 f. von der Entstehung und Fortpflanzung dieser sonderbaren Dolmetscherkaste, gegeben hat. Natürlich mußten, als die Aegypter aufhörten, alle Fremdlinge, auch die Griechen, Barbaren zu nennen, (Herodot II, 158) und den Haß gegen die Ausländer immer mehr ablegten, (S. die Hauptstelle des Eratosthenes beym Strabo XVII, p. 1134 E.) nach und nach diese Dolmetscher, als Kaste, völlig verschwinden; und so ist es wohl zu erklären, daß kein anderer alter Schriftsteller, der von den ägyptischen Kasten spricht, (S. Wesseling zum Diodor T. I. p. 83, 13.) ihrer erwähnt. Nur der älteste unter ihnen, Herodot, kannte sie noch.

**) Ich erinnere hier nur an den Mendesdienst, oder die Verehrung der Böcke und Ziegen, Herodot II, 46. Jablonsky Panth. Aegypt. T. I. p. 372 ff. und an den Ammun in Widdergestalt. Herodot II, 42. Jablonsky l. l. p. 163 ff.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20639 / 408

Schäfer.

Gebt mir eure Hand, und ihr, meine Tochter, die eurige.

Polixenes.

Sachte, Schäfer, sachte ein wenig; ich bitte euch, habt ihr einen Vater?

Florisell.

Ja; aber was wollt ihr mit ihm?

Polixenes.

Weiß er was hievon?

Florisell.

Nein, und soll auch nichts davon wissen.

Polixenes.

Mich däucht, ein Vater ist bey seines Sohnes Hochzeit ein Gast, der die Tafel am besten ziert: Ich bitte euch, erlaubt mir noch eine Frage: Ist euer Vater nicht zu vernünftigen Verrichtungen untüchtig worden? Ist er nicht der Alter kindisch, oder an seinen Sinnen geschwächt? Kan er hören? Kennt er die Leute noch? Kan er sein Vermögen noch verwalten? Oder ligt er zu Bette, und kan nichts weiter thun, als was er in seiner Kindheit that?

Florisell.

Nein, mein guter Herr; er ist gesund, und bey besten Kräften als die meisten von seinem Alter.

Pol.

abergläubiſchen Nilanwohnern gewiſſermaßen ein wahrer Greuel und Abſcheu ſeyn. Ziegen und Schaafböcke erhielten in mehrern Namen des älteſten Aegyptens göttliche Verehrung. Wer hatte es gewagt, dort auf die Felle der reſpektiven Götterrepräſentanten zu ſchreiben? Auf der andern Seite wurden Thierfelle von den Prieſtern und allen denen, die die Prieſterdiät befolgten, für unrein gehalten, und weder zu Kleidungsſtücken, noch zu andern Bedürfniſſen des Lebens gebraucht.*) Es wäre alſo für die Schreibekunſt, die damals unter den Aegyptern ungefähr eben die Anfeindungen und Verfolgungen zu bekämpfen hatte, welche die Buchdruckerkunſt kurz nach ihrer Erfindung in Paris und Venedig erfuhr, gewiß eine ſehr ſchlechte Empfehlung geweſen, wenn die Joniſchen Dolmetſcher ihre Thierhäute den ſcheuen Schülern hätten aufdringen wollen. Etwas ganz anderes war es hingegen mit einem Material aus der Papyrusſtaude. Sie war den Aegyptern eine reiche

*) S. die Kollektaneen bey Schmidt de ſacerdotibus Aegypt. p. 26 ff. Dies gieng ſo weit, daß ſie nicht einmal lederne Schuhe tragen durften, ſondern ſich nur ſolcher bedienten, die aus Papyrſtauden zuſammen geleimt wurden. Herodot II, 37 vergl. mit Meiners de veterum Aegyptiorum origg. in den Comment. Soc. Gotting. Claſſ. Philog. T. V. p. 69. f. Daher läßt auch Martianus Kapella in ſeiner allegoriſchen Hochzeit der Filologie Schuhe aus Papyrbaſt anziehen. Calceos ex papyro textili ſubligavit: ne quid eius membra polluaret morticinum. *Nupt. Philolog. et Mercur.* libr. II, 4. p. 100. ed. Goetz.

reiche Segensfülle aus dem Fruchthorne ihres Flußgottes; sie war ihnen nach ihren verschiedenen Theilen Brenn- und Bauholz, Nahrungsmittel, und zu hundert Geräthschaften und Bedürfnissen nütze. *) Ließ sich hieraus ein neues Material zum Schreiben zubereiten, so half die Neigung zu diesem einheimischen Stoffe den Widerwillen gegen die einzuführende Sprache und Schrift überwinden, und die Priester mußten am Ende selbst dieser so ganz eigentlich auf Aegypten berechneten Erfindung dadurch huldigen, daß sie sich ihrer zu ihren heiligen Büchern nach und nach zu bedienen anfingen. **)

Und wie leicht konnte damals diese Anwendung der dünnern Häute der Papyrusstaude zu einem Schreibmaterial gemacht werden, da sich Aegypter

*) Die Hauptstelle beym Theofrast Hist. Plant. IV, 9. p. 423. edit. Stapel. und die Uebersetzung beym Plinius. Daher bezeichneten auch nach dem Horapollo I, p. 46 edit. Pauw. die Aegypter das Alterthum ihres Ursprungs durch einen Büschel Papyrus, weil dies ihre erste Nahrung gewesen sey. Vergl. Kirchers Oedipus T. III. p. 234.

**) So theilten die Priester dem Herodot die Namen der Könige aus einer Papyrusrolle mit, II, 100. Von solchen Büchern mußten denn auch die βιβλοι beym Syncellus in Euseb. Chron. p. 6. ed. Scalig. und die libri literis ignorabilibus praenotati beym Apulejus XI. p. 255. ed. Pric. verstanden werden.

und Ausländer *) der gröbern Häute und Abschälungen nicht allein zu künstlich geflochtenen Schiffstauen, sondern auch zu Segeln, statt der Tücher und Felle, woraus andere Nazionen diesen Theil des Takelwerks zu verfertigen pflegten, **) seit undenklichen Zeiten bedienten. ***) In der That läßt sich

*) Durch den frühen Handelsverkehr der Fönizier mit Aegypten kannten schon die Sänger der Odyssee XIII, 391 Schiffstheile aus Baste von Byblos. S. Eustathius p. 1913, 40. ed. Rom. und Goguet Origine des Loix T. II. p. 327.

**) Die Beweisstellen giebt Scheffer de milit. nav. II, 5. p. 141. Berghaus Geschichte der Schiffarthskunde Th. II. S. 377.

***) Plinius sagt nach dem Theofrast: e libro (sc. papyri) vela tegetesque texunt. Man vergleiche den Guilandinus S. 242 edit Salmuth. Uebrigens beweist schon das Wort texere, welches Plinius sowohl von den Segeln, als dem Papiere braucht, daß bey beiden Zurichtungen ungefähr dieselbige Behandlung statt fand. Vergl. Kaylus Abhandl. Th. I. S. 223 der teutsch. Uebers. Nur fand wahrscheinlich der Unterschied statt, daß das, was bey den Papyrussegeln in einander geflochten war, beym Papier über einander geleimt wurde. Die Fabrikazion der Segel wird aus einer Stelle des Strabo XVI. p. 1075. B. deutlich, wo den Babyloniern gleichfalls ἱστία καλαμίνια ψιάθοις ἢ εἰρί παραπλήσια gegeben werden. Daher das gegitterte Ansehn, wie sie z. B. auf einem alten Sarko-

sag

ſich die Zubereitung dieſer Papyrſegel kaum anders denken, als daß man dabey im Ganzen faſt eben die Kunſtgriffe anwendete, die zur Verfertigung des Schreibpapiers in der Folge gebraucht wurden; nur daß man bey letztern die feinern, zärtern Häute ſorgfältig abſonderte, leimte, und alles mit größerer Genauigkeit zuſammenpaßte und in einander fügte.

Aus dieſer Annahme ließe ſich nun auch am beſten das Stillſchweigen erklären, das Herodot über dieſen Gebrauch des Papyrus beobachtet. Es iſt allerdings auffallend, daß dieſer genaue Schriftſteller da, wo er von dem vielfältigen Gebrauche ſpricht, (II, 92.) den man in Niederägypten vom Biblos oder von der Papyrſtaude, als Nahrungsmittel, mache, nur überhaupt bemerkt, daß man ſich des oberhalb des Waſſers abgeſchnittenen Theils der Pflanze zu andern Dingen bediene, ohne doch der allerwichtigſten Benutzung derſelben zum Schreibepapyr mit einer Sylbe Erwähnung zu thun. Allein Herodot, der überhaupt in dieſer Stelle nur von den eßbaren Nilpflanzen ſpricht, und die anderweitige Benutzung des Byblos in andern Stellen nur gelegentlich berührt, hielt dieſe ganze Erfindung nicht für ägyptiſch, und überging ſie alſo auch hiernach ſeiner

ſag im Vatikan in *Boſio* Roma Sotterranea II, 7. p. 104. erſcheinen. Von Papyrusſegeln ſind auch die Segel zu erklären, die man zuweilen neben der Iſis Veliſica auf Münzen findet. S. Zoëga in der Bibliothek der alten Liter. u. Kunſt St. VII. p. 35.

Gewohnheit, wo er nicht Luſt hat, ſich durch eine beſondere Einſchaltung zu unterbrechen.

Um ſo bedeutender wird aber durch dieſe Erklärung die bekannte, bis jetzt wenig verſtandene Stelle des Lukans, wo er den Föniziern die Erfindung der Buchſtabenſchrift zueignet, und ausdrücklich die Hieroglyfen und die heilige Prieſterſchrift (magicae linguae) mit dem Zeitpunkt zuſammenſetzt, wo man das Nilpapyr noch nicht zuſammen zu leimen verſtand.

Memfis hatte noch nicht den Nilerzeugten Papyros
Künſtlich gewebt: nur Vogelgeſtalten und Thier' und Gewürme
Sprachen in Stein gehauen mit maaſſchen Zungen zur Nachwelt. *)

Und hiermit wäre denn nun auch der Zeitpunkt beſtimmt, wenn die Benutzung des Nilpapyrs zuerſt bey den Griechen in Jonien und von da über die Inſeln auch in Athen und im Mutterlande bekannt wurde. Miletus, Koloſon, Focäa und die übrigen

*) Lucan. III, 224.

Nondum flumineas Memphis contexere byblos
Nouerat: et ſaxis tantum volucresque feraeque
Sculptaque ſeruabant magicas animalia linguas.

Es iſt zu verwundern, daß vor Hrn. Prof. Tychſen Bibl. der Alt. Lit. u. K. St. VI. p. 19. niemand den rechten Sinn dieſer Worte gefaßt hat.

gen griechischen Handelsstädte Kleinasiens hatten in dieser Periode des geöfneten Aegyptens fast allein das kostbare Vorrecht, die Aegypter mit allen ausländischen Artikeln des Luxus und der Bequemlichkeit zu versehen. Sie standen, wie ein neuerer Geschichtschreiber sehr treffend bemerkt, *) gegen Aegypten und die grösern asiatischen Reiche ungefähr in eben dem Verhältnisse, in welchem die kleinen Handelsrepubliken Italiens im 13 und 14ten Jahrhundert zu dem übrigen Europa, oder die Niederlande im 15. und 16ten Jahrhundert gegen England, Frankreich und Teutschland sich verhielten. Hier in Aegypten vertauschten sie Griechische Weine, Kunstgebilde in Metallen und Stein, Gefäße, Jonische Mädchen und andere Produkte ihres glücklichen Himmelsstrichs, gegen Gold, Elfenbein und Edelgestein, wie sie durch den Karavanenhandel aus dem innern Afrika über Meroe den Nil herabkamen, Korn und Leinewand und was sonst das fruchtbare Nilland in seinem Schooße erzeugte; wobey doch die Handelsbilanz eben so sehr zum Vortheil der Aegypter gewesen zu seyn scheint, **) als sie es beym Europäischen Handel nach China noch heut zu Tage zum Vortheile des anstelligen Mandarinenvolkes ist. Natürlich spekulierten die Jonischen Kaufleute sogleich auf diese von ihren eigenen Landsleuten in Aegypten gemachten Erfindung des neuen Schreibestoffs aus

*) *Gillies* History of Greece T. I. p. 293 ed. Basil.

**) Herodot II, 177 vergl. Heerens Ideen S. 473 f.

aus einer Staude, die nun auch in anderer Rückſicht den Griechen ein wichtiger Modeartikel wurde.*) Das Byblospapier erhielt ſchnell durch ganz Jonien und alle angränzenden griechiſchen Kaufmanns-Etabliſſe-

*) Der Luxus, den das genieſſende Alterthum in Kränzen aller Art mit einem Raffinement und einer Verſchwendung trieb, wovon wir bey unſern Sitten gar keinen Begriff haben, foderte zarte Baſtbänder (philyras S. zu Horaz Od. I, 38. 2.) um die Blumen und Zweige im Kranze zuſammen zu halten. Dazu bediente man ſich nun am liebſten des feinen Papyrbaſtes, der daher βιβλος στεφανωτρις hieß. S. Plutarch in vita Ageſilai c. 36. T. IV. p. 127 Hutt. Athenäus XV, 6. p. 676. D. und die Kollektaneen beym Paſchalius de coronis X, 6. p. 684. Auch die großen Blumenſchnüre und Feſtons, mit denen man Tempel und Altäre zierte, wurden damit gebunden. Daher βιβλος ἐξ ἱερου in einer merkwürdigen Stelle beym Appian Mithridat. c. 111. p. 811. Schweigh. Aus Anakreon IV, 5. wiſſen wir, daß der Leibrock der ſchönen Knaben mit Bandſchleifen aus Papyrus über den Schultern zuſammengebunden wurde, und da dieſe Ode zu den wenigen ächten des Anakreon zu gehören ſcheint, ſo beweiſet dieſe Stelle zugleich das Alter dieſes Gebrauchs. Selbſt in der Küche brauchte man dieſe Papyrbänder S. Kaſaubon zum Athen. p. 923. 10. Und als man in der Folge ſtatt des eigentlichen Papyrbaſtes allerley andere Sumpfgewächſe (ſcirpi. S. Plinius XVI. 37) zu ähnlichem Gebrauch abſchälte, ſo erhielten auch dieſe die vornehmere Benennung Papyrus. S. Saumaiſe zum Solin S. 705—7. oder ſeinen Kompilator, Boden von Stapel, zum Theofraſt S. 429 f.

bliſſements, wo ein bequemes Schreibmaterial in den Faktoreyen äußerſt willkommen ſeyn mußte, mit dem dazu gleichfalls vom Nil zuerſt eingeführten Schreiberohr*) allgemeine Ausbreitung, und wurde nun ſelbſt wieder in Griechenland ein mächtiges Beförderungsmittel der, nach einem ſo langen Stocken mit einer faſt unbegreiflichen Schnelligkeit, ganz unerwartet emporblühenden Litteratur und Geiſteskultur Grie-

*) Nur erſt mit der Erfindung des Nilpapyrs wurde in Aegypten ſelbſt auch das Schreiberohr, das dort in vorzüglicher Güte gefunden wurde, (S. die Stellen bey Schwarz de variis ſupellectile rei librariae veterum ſ. VII.) gebraucht, und mit dem Papyr ſelbſt als ein Handelsartikel ausgeführt. Daher ſagt Plinius XVI. 35. ſ. 64. chartis ſeruiunt calami. Aegyptii maxime cognatione quadam papyri. Ich glaube daher überhaupt zu dem Schluß berechtigt zu ſeyn, daß die eigentliche Buchſtabenſchreibekunſt erſt von den Aegyptern um dieſe Zeit zu den Griechen gekommen ſey, die bis jetzt nur Buchſtaben in Wachsflächen auf Tafeln (δέλτοι) und Häute (διφθέραι) mit dem Griffel einzuſchneiden gewußt hatten. Aber in Aegypten hatte man ſchon vor der Erfindung des Nilpapyrs flüſſige Farben mit einem Pinſel auf die Wickelbänder der Mumien aufgetragen. S. Raoul Recueil d'Antiquités T. V. p. 76 f. vergl. eben deſſelben Abhandlung über den Papyrus S. 191 teutſch. Ueberſ. Dort war alſo die Erfindung, ſtatt des mühſamen Pinſelſchreibens, wie es noch jetzt die Chineſer haben, ein Rohr in die Farbe einzutauchen, am leichteſten gemacht. Tantae molis erat perituram *inſcribere* chartam!

Griechenlands im 6ten und 5ten Jahrhundert vor Chriſti Geburt.

Dieſer Zeitpunkt, in welchem die Papyrusſtaude für die allgemeine Kulturgeſchichte eine ſo wichtige Rolle zu ſpielen anfängt, könnte ungefähr um die 40ſte Olympiade, oder in die letzte Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt, wenige Jahre vor Alcäus, Safo und den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands geſetzt werden, wo er die kurz darauf folgenden Erſcheinungen der von Kleinaſien ins Mutterland zurückwandernden Kultur, die Soloniſche Geſetzgebung und das ſchöne Zeitalter der Piſiſtratiden ſehr gut vorbereitet. In weniger als hundert Jahren ſchrieb Ferecydes ſeine poetiſche Proſe, traten, vom Sylbenmaße entfeſſelt, die erſten Geſchichtſchreiber, Kadmus und Hekateus von Milet, Acuſilaus aus Argos auf, ſammelte und ſchrieb Athen die Homeriſchen Heldenlieder aus dem Munde der Rhapſoden nieder, wanderte die nun auch in Schulen immer häufiger gelehrte Schreibekunſt aus Wachstafeln, Thierhäuten, Stein- und Erzſchriften in die bequeme und wohlfeilern Papyrusrollen ein, deren von nun an überall Erwähnung geſchieht. *)

*) Die älteſten Stellen des Kratinus und Plato des Komödiendichters hat Pollux VII, 210. 211. S. Wolfs Prolegg. ad Homer. p. LX. Βυβλος oder, wie man es ſpäter allgemein ſchrieb, βιβλος hieß nun, (ſo wie das von härtern

härtern Stoffen entlehnte χαρτης S. (Lennepe Etym. p. 1094.) das Nilpapyr, παπυρος aber, das ächtägyptische Wort (Frynichus p. 132 und Scholz Expositio vocab. Copticor. in script. S. im Repertorium der morgenl. Liter. Th. XIII. S. 20.) der Nilbaſt, inſofern er zu andern Dingen als zum Schreiben bey den Griechen gebraucht wurde. Der Unterſchied, den einige alte Wörterbücher (S. zum Heſychius T. I. c. 778. 19) zwiſchen βυβλια und βιβλια machen, ſo daß erſteres das unbeſchriebene, letzteres das beſchriebene Papyr bezeichnen ſoll, iſt eine grammatiſche Grille. — Uebrigens iſt für die Geſchichte der Ausbreitung des Nilpapyrs in Griechenland die wichtigſte Stelle beym Galen, wo er von den 5 Büchern über die epidemiſchen Krankheiten, die dem Hippokrates untergeſchoben worden ſind, erzählt: ſie wären von ſeinem Sohne dem Theſſalus entweder aus den Häuten (διφθεραις) oder Wachstafeln (δελτοις) des Vaters zuſammengeleſen worden: de diffic. respirat. III, 1. T. VII. p. 268. ed Charter. vergl. Gruners Cenſura librorum Hippocraticorum p. 134. Hieraus wäre, dünkt mich, deutlich, daß Galen, der ſcharfſinnigſte Kritiker ſeines Zeitalters, ſelbſt gezweifelt habe, ob Hippokrates ſich ſchon des Papyrs zum Niederſchreiben ſeiner Krankheitsbeobachtungen bedient habe. Denn das Wort χαρτης, was in einer andern Stelle, wo Galen eben dies erzählt, vorkommt, in praefat. ad Galen. Comment. I. in VI. Epid. T. IX. p. 354. f. halte ich für eben ſo unächt und untergeſchoben, als die vom Skaliger angefochtenen Worte im Theofraſt τα ἐμφανεστατα τοις ἐξω βυβλια. Hiſt. Plant. p. 423. in fin. gewiß ächt und mit Beziehung auf eben den Zeitpunkt geſchrieben ſind, von welchem Varro beym Plinius mit Recht ſagen konnte: Alexandri

Polixenes.

Bey meinem weiſſen Bart! wenn das iſt, ſo handelt ihr nicht mit ihm wie ein Sohn mit ſeinem Vater handeln ſoll. Es iſt billig, daß ſich mein Sohn ſeine Ehgattin ſelbſt wähle; aber es iſt eben ſo billig, daß der Vater (deſſen einzige Freude doch ſonſt nichts iſt als eine ſchöne Nachkommenſchaft) zu einem ſolchen Geſchäfte auch ein Wort zu ſagen habe.

Florizell.

Das geb' ich alles zu; aber aus einigen andern Gründen, mein ernſthafter Herr, welche ſich nicht einem jeden ſagen laſſen, ſind' ich nöthig, meinem Vater nichts von dieſem Geſchäfte wiſſen zu laſſen.

Polixenes.

Laßt es ihn wiſſen.

Florizell.

Es kann nicht ſeyn.

Polixenes.

Ich bitte euch darum.

Florizell.

Nein; er muß nichts davon wiſſen.

Schäfer.

Laß es ihn wiſſen, mein Sohn, er wird keine Urſache finden, deine Wahl zu mißbilligen, wenn er ſie kennt.

Florizell.

victoria *repertam* esse Papyrum. Bis auf die Eroberung Aegyptens durch Alexander war die Papyrzubereitung in Aegypten als ein Perſiſches Regale behandelt und den Ausländern ſorgfältig verborgen, vielleicht auch eben der Kunſtgriff zur Erhaltung ſeines Preiſes angewendet worden, den Strabo bemerkt XVII. p. 1151. Nun wurde ſeine Zubereitung auch auswärts bekannt. Dies nannte Varro: papyrum *repertam* esse.

Böttiger.

V.

Einige Zweifel

über die in den Wolfiſchen Prolegomenis zum Homer aufgeſtellte Hypotheſe.

Ein Auszug aus einem Schreiben, Leipzig den 14ten Febr. 1796. an einen Freund *)

Ob ich Wolfs Idee über die Homeriſchen Geſänge beypflichte? — Gern möchte ich Ihnen dieſe Frage zurück-

*) Der Inhalt dieſes mir von einem gelehrten Freunde zu beliebigem Gebrauche mitgetheilten Auszugs ſchien mir in mehr als Einer Rückſicht die Stelle, die ich ihm hier einräume, zu verdienen.

rückgeben; denn ich wüßte fürwahr in dem ganzen Alterthume keinen Gegenstand, über den ich mir Ihre Belehrungen und Ihre Aufklärungen so sehr wünschte, als über diesen. Seit langem hat kein neues litterarisches Phänomen bei mir ein so lebhaftes Interesse erregt, als die Wolfischen Prolegomena. Und bey wem sollten sie das nicht? Aber ich weiß nicht, wie unglücklich es mir geht; je mehr und je länger ich lese, desto tiefer verirre ich mich in ein Labyrinth, durch welches ich den Faden nicht finden kann. Ich bin überzeugt, daß es an meiner Unfähigkeit liegt; aber ich muß Ihnen bekennen, daß mir die

Ich theile mit dem Verfasser die lebhafteste Hochachtung für den eben so tiefen als scharfsinnigen Untersuchungs- und Prüfungsgeist und die seltne Gelehrsamkeit des berühmten kritischen Philologen, gegen dessen Hypothese über Homer und die ihm zugeschriebenen Gedichte hier einige bescheidene Zweifel vorgetragen werden, und weit entfernt zu besorgen, daß ihm diese Bekanntmachung derselben mißfallen könnte, bin ich vielmehr gewiß, daß es sein ganzer Ernst war, da er in den Prolegomenis den Wunsch äusserte, eine Hypothese, die er (wie man sieht) schon selbst von allen Seiten beleuchtet und mit einem Scharfblick, der nur wenigen Gelehrten seiner Profession gegeben ist, geprüft hat, auch von andern in die genaueste und strengste Prüfung genommen zu sehen. Von einer solchen ist nun zwar hier die Rede nicht: indessen scheinen mir doch die Zweifel des gelehrten Briefstellers erheblich genug um Aufmerksamkeit zu verdienen, und meinen Wunsch zu rechtfertigen, daß Hr. Prof. Wolf selbst sie seiner Beurtheilung und Auflösung würdig halten möge.

W.

die von Wolf jetzt aufgestellten Argumente a priori bei weitem nicht so unwiderstehlich vorkommen, als sie noch neulich dem Recensenten in der A. L. Z. erschienen. — Darf ich Ihnen wohl, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht und in Hoffnung einer freundschaftlichen Zurechtweisung, einige meiner Zweifel eröffnen?

Wolf gründet sein ganzes Räsonnement auf einen Satz, dem er besonders viel Gewicht zutraut: daß es nemlich der Natur selbst widerstreite, so lange Gedichte, als die Ilias und Odyssee sind, in einer solchen Verbindung und Wohlordnung, ohne alle Unterstützung der Gedächtnißkraft durch Schreibinstrumente, hervorzubringen und vorzutragen. — Ich fange von dem letztern, von dem Vortrage dieser Gesänge an.

Daß Homer beim Anfange seiner rhapsodischen Dichtungen auf nichts weniger als auf den Einfall kam, ein Werk von solchem Umfange, als die Ilias oder Odyssee allmählich geworden ist, für Hörer abzufassen und Hörern vorzutragen, versteht sich von selbst. Denn natürlich war es unmöglich, den Vortrag in Einer Recitazion zu endigen. Wie aber, wenn er die Gesänge allmählig verfaßte, um sie seinen Zuhörern in mehrern Recitazionen mitzutheilen? Dies läßt sich, meint Wolf und der Recensent in der A. L. Z. mit ihm, wieder nicht denken, weil dabey vorausgesetzt wird, daß der Dichter jeden folgenden Tag auf das nemliche Auditorium hätte rechnen müssen. — Rechnen müssen? — Schwerlich! Denn

Denn bekanntlich befaßte ja damals jede Rhapsodie mehrere Bücher nach unserer jetzigen Abtheilung: warum sollte sie denn nicht als ein Ganzes für sich haben bestehen, und als ein Ganzes verstanden und mitempfunden werden können? Ueberdies hatte der Dichter Griechische Zuhörer, denen die Begebenheiten nicht fremd, mithin auch abgerissene Stücke aus einer bekannten Begebenheit nicht unverständlich waren. Das Interesse, das sie an ihren Rhapsoden und seine Gesänge fesselte, war das Interesse der Sympathie, nicht das Interesse der Neugier. Alles dieses zusammengenommen, scheint mir auch der analogische Fall, den der Recensent in der A. L. Z. von einem Prediger hernimmt, nicht sehr glücklich gewählt zu seyn. Denn 1. will der Prediger belehren und durch zusammenhängende Gründe und eine bündige Schlußfolge überzeugen; der Dichter hingegen durch eine begeisterte und feurige Darstellung von Begebenheiten ergetzen, deren Knoten nicht so fest geschlungen war, daß sich nicht die Textur der Gesänge eben so frey lösete, als sie begann. Freilich wird 2. kein Homilet auf den albernen Gedanken kommen, eine Predigt für Zuhörer auszuarbeiten, zu deren Haltung und Anhörung ein ganzer Tag erforderlich wäre; aber es ließe sich doch wohl denken, daß ein reisender Prediger über ein weitschichtiges Hauptthema eine Reihe von mehreren Predigten verfertigte, wovon jede einzeln angehört, einzeln verstanden, die Reihe aber wieder geschlossen und als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden könnte.

Nur müßte er z. dabei ebenfalls voraussetzen dürfen, daß die verschiedenen Zuhörer, denen er auf diese Art eine Ansicht des Einzelnen, aber keine Uebersicht des Ganzen gewährte, in ihren Kenntnissen sich ziemlich gleich und folglich im Stande wären, das was etwa nicht ganz hell geworden, sich selbst aufzuklären und das Fehlende zu ergänzen. Aber das war ja ganz Homers Fall. —

Noch mehr! So viel scheint erwiesen zu seyn, daß, wenn eine Ergänzung oder Vermehrung der Homerschen Gedichte statt gefunden hat, sie nirgends anders als bey seiner Familie, den Homeriden, zu suchen sey. Pisistrat und Hipparch sammt ihren dichtenden Zeitgenossen konnten nicht in den Homer bringen, was nicht da war. Zu ihrer Zeit war jener Geist, der in der Ilias und Odyssee lebt, längst entwichen; revidieren und ordnen konnten sie, aber nicht homerisch erzählen und erdichten. Setzen wir aber dieses fest, so tritt derselbe Fall wieder ein, dem wir uns beym Homer selbst zu entwinden suchten, und wir drehen uns, dünkt mich, ziemlich unbequem im Zirkel herum. Denn entweder durften auch die Homeriden die ihnen überlieferten Gesänge nicht vermehren und ergänzen, weil sie dieselben dann für Eine Recitazion nicht brauchen konnten; oder sie mußten es so ungereimt nicht finden, auf **verschiedene** Recitazionen und dabey wieder auf **verschiedene** Zuhörer zu rechnen. **So viel von dem Vortrage dieser Gesänge!**

Was

Was nun zweytens die **Hervorbringung** oder Verfertigung derſelben von **Einem** Verfaſſer betrift, ſo wird ſie theils ihrer **Länge**, theils ihrer **Wohlordnung** wegen geläugnet. Allein ich komme hier auf meine vorige Frage: mußte denn Homer dieſe Gedichte **auf einmal** und **zu einer Zeit** verfertigen? Wolf ſelbſt giebt zu, daß die Homeriden fähig waren, nicht bloß die von ihrem Altvater auf ſie fortgeerbten Rhapſodien im Gedächtniß aufzubewahren und aus dem Gedächtniß ihren Schülern mitzutheilen, ſondern ſie ſofort auch durch neue zu vermehren, um die etwanigen Lücken der Geſchichte entweder, oder der ἔκφρ. auszufüllen. Hier gerathe ich wieder in einen Zirkel. Wir ſprechen dem Homer ab, was wir unter gleichen Bedingungen und Verhältniſſen ſeiner Schule zugeſtehen; wir wollen in ſeinem Originalgenie das nicht vereinigt denken, was wir unter mehrern, die aber doch auch wieder als **einzelne Individuen** genommen werden, mehr der Vorſtellung als der Sache ſelbſt nach vereinzeln! — Lag doch der Trojaniſche Cyklus offen vor Homer da: aus ihm wählte und bearbeitete er, ohne ſich vorher einen Plan zu einem ſo langen Gedicht entworfen zu haben, bald dieſes, bald jenes Stück; er konnte ihn ja wohl, da er ſo lange dichtete und ſang, ziemlich erſchöpfen. Die Verbindung der hiſtoriſchen Stücke unter und mit einander mußte allmählig auch eine Verbindung der Geſangsreihen hervorbringen, und es mußte, nachdem alle zu **Einer** Geſchichte gehörigen Theile verarbeitet waren,

die Sfäre des ganzen Epos geſchloſſen ſcheinen. So entſprang aus der hiſtoriſchen Verbindung eine Art von dichteriſcher Einheit; die Ausführung war früher als die Anordnung, Rhapſodien früher als das Epos. Auf dieſe Art ließe ſich vielleicht nicht bloß die Länge der Gedichte erklären, ſondern auch ihre Wohlordnung von demſelben Verfaſſer ableiten. Ja man könnte noch einen Schritt weiter gehen. Eben daher würde es ſich ergeben, warum in der ſpäter verfertigten Odyſſee alles planmäßiger, zuſammenhängender und geordneter erſcheint als in der Ilias, und hier würde uns, ſelbſt in hiſtoriſcher Hinſicht, auch Longins Urtheil zu Statten kommen. — Allein aufrichtig geſprochen, rechne ich auf alles das, was ſich etwa für die mögliche oder natürliche Entſtehung der Wohlordnung in den homeriſchen Gedichten ſagen läßt, wenig oder nichts, ganz überzeugt, daß wir dieſe nur den ſpätern διασκευασταις zu danken haben, von denen auch wohl bald durch einzelne Verſe, bald durch längere Stellen manche Lücken ergänzt und ausgefüllt, oft auch nur leicht übertüncht ſeyn mögen. Denn darauf, aber auch darauf allein, werden wir theils durch die hiſtoriſchen Data, die ſich von den Alten vorfinden, theils durch Alles das, was Wolf zur Unterſtützung ſeiner Hypotheſe mit bewundernswürdiger Scharfſicht und Beleſenheit vorbringt, geleitet. Denn alles, was er noch von dem Uebelſtande mancher Stellen, beſonders in der Ilias, von ihrem loſen Zuſammenhange und von den Widerſprüchen, welche in denſelben

hier

hier und da herrſchen, berührt, läßt ſich entweder aus dem quandoque bonus dormitat H. erklären, oder es bezieht ſich nur auf einzelne Stellen, und die anerkannt eingeſchobenen Endrhapſodien. Solche Einſchiebſel aber begehrt auch der nicht zu läugnen, welcher das ganze von Homer gedichtet annimmt. Wenn übrigens keiner unter ſo vielen cykliſchen Dichtern es nach Homer unternommen hat, ein epiſches Werk nach einem regelmäßig überdachten epiſchen Plane zu entwerfen und auszuführen: ſo beweiſt dies, meines Bedünkens, nicht, daß Homer ſeine Geſänge nicht ſelbſt verfertigt, ſondern nur, daß er ſie nicht ſelbſt geordnet habe. Auch wäre es noch eine Frage, ob nicht aus manchem uns jetzt nur noch aus Bruchſtücken bekannten Werke der frühern Dichtkunſt wenigſtens ein eben ſo planmäßiges Ganzes, als die Iliade aufſtellte, hervorgegangen wäre, wenn ſich einſichtsvolle Piſiſtratiden der Mühe der Redakzion und Ueberarbeitung unterzogen hätten. — Ich geſtehe Ihnen, daß ich immer mehr den noch rückſtändigen hiſtoriſchen, grammatiſchen und kritiſchen Argumenten, welche alles für oder wider Wolfs Meynung entſcheiden müſſen, mit unglaublicher Erwartung entgegen ſehe. Denn ich mag nun entweder dem Urſprung des Gleichförmigen und Gleichtönenden in Homers Gedichten, mit dem achtungswürdigen Verfaſſer des Aufſatzes in den Horen, bis zu den Homeriden hinauf führen, oder ihn mit Wolf von den Bemühungen des Ariſtarch ableiten: ſo bleibt es ein Meiſterſtück der Kritik, das Un-

ächte zu erweisen und von dem Aechten durch Gründe zu sondern; wenn nicht auch etwa in dieser Hinsicht das munus Venetum reichere Ausbeute liefert, als ich Unmündiger ahnde.

Noch eins! Daß die Iliade und Odyssee zwey verschiedene Vf. haben, vermuthete auch der brave Reitz. Ich erinnere mich noch lebhaft, daß er mir diese Vermuthung in einem Gespräch über die damals erschienenen Götting. Preisschriften über die Hom. Chorografie äusserte. — Haben Sie aber wohl eine Frühgeburt von Klotz gesehen, die ich nur aus Fabricii B. Gr. I. p. 356 kenne? Von dem jugendlichen Feuergeiste dieses Mannes ließen sich wohl wenigstens kühne Hypothesen erwarten, wenn auch nicht Wolfische Gründlichkeit und Penetrazion.

...dt.

VI.

Ueber

des Herrn v. Birkenstocks Denkschrift auf den Erzherzog Alexander Leopold.

Das schöne Ehrendenkmal, das die Redekunst, im liebsichsten Bunde mit den bildenden Künsten, *) dem zu früh

*) Man hat gezweifelt, ob die Idee, den Gott das Schicksals in einer Rolle, die er selbst beschrieben habe, das jetzt in Erfüllung gehende Schicksal erblicken zu lassen, antik sey. Ja man hat sogar einen Widerspruch darin zu entdecken geglaubt. Allein diese Zweifler hatten

früh verewigten Erzherzog Palatin Alexander Leopold noch im verflossenen Jahre gesetzt hat, bedarf zwar jetzt weder einer Bekanntmachung noch Empfehlung, da es gewiß schon in den Händen aller geschmackvollen Kenner des Alterthums ist, und von einem jedem, der die Kraftsprache des alten Roms, auf einen modernen aber des klassischen Alterthums würdigen Gegenstand angewendet, würdigen und wägen kann, schon längst gelesen und wieder gelesen wurde. Aber eine Anzeige, daß unser Vaterland um ein Meisterwerk des Genies, das sich in einem kleinen Denkmal so lebendig abdrückt als in einem großen Mausoleum, wirklich reicher ist, kommt in dieser Zeitschrift nie zu spät. — Es hat nemlich der Herr Hofrath von Birkenstock, dieser edle Kenner und Beschützer alles Guten und Schönen, auf den grade jetzt die Freunde der Wahrheit und der Wissenschaften innerhalb und außerhalb der österreichischen Erbstaaten mit verstärkter Zuversicht blicken, seinen zwey treflichen Denkschriften auf Friedrich und Joseph die Einzigen, im ächtrömischen Lapidarstyl, eine dritte auf den im 23sten Jahre seines rastlos wirksamen Lebens, in der Blüthe schöner Erwartungen durch eine unglückliche Pulverentzündung getödteten Erzherzog Alexander Leopold hinzugefügt. Sie ist unter dem Titel Aeternae memoriae Alexandri Leopoldi cet. in doppeltem Format, sehr splendid in Folio, mit zwey treflichen allegorischen Zeichnungen zum Anfang und Schlusse und im ächtrömischen Kostum mit Unzialbuchstaben gedruckt, und im kleinen Handformat zu Wien bey Schmidtbauer erschienen, und sollte wohl in keiner teutschen

hatten gewiß sehr unrecht, sich nicht an den Genarius eines alten Dichters zu erinnern: ὁ Ζευς κατεδε Κρονιος ὀς τας Αἰθερας. S. Valkenaer zum Herodot S. 400, 7. ed. Wessel.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20585 / 354

Bibliothek fehlen. Hoffentlich wird der edle Verfasser die am Ende der Ankündigung, die mit der groſsen Ausgabe zugleich ausgegeben wird, gemachte Hoffnung, daſs er selbst auch eine teutsche Uebersetzung davon besorgen werde, schon jetzt, zur Freude aller Nichtlateiner und Nichtlateinerinnen, erfüllt haben. Um den Tacitus zu übersetzen, sagt Murphy der neueste Uebersetzer desselben im Englischen, müſste man selbst Tacitus seyn. Und ist irgend wo dieses groſsen Römers Gedankenreichthum und Wortkargkeit, verbunden mit epigrammatischer Zuspitzung und dem Schlag auf Schlag treffenden Numerus des Lapidarstyls, glücklich wiedergegeben worden, so ist es in dieser und den frühern Denkschriften Birkentocks geschehen. Jedes Wort ist erlesen, jedes, so weit sich eine neue Welt von Begriffen in die engere Römersprache einzwängen lieſs, klassisch. Einzelne Beyspiele lassen sich da, wo alles gleich geglättet, gleich abgewogen ist, kaum ohne Ungerechtigkeit ausheben. Man denke sich z. B. einmal den Satz: er ward, als er ein Feuerwerk zum Geburtstage seiner Schwester zurichtete, durch eine Pulverentzündung am ganzen Leibe tödtlich versengt — nur ächt Lateinisch, und nun obendrein im gedrungenen Lapidarstyle! Welche Schwierigkeiten! Hier heiſst dies so: Sorori suavissimae festivorum ignium spectaculum natali luce ipse parans nitrati pulveris improvilo exardescentis explosione crudeliter ictus iacet, eheu, dissimilis sui, lenianimis, *ingens vulnus*. Die letzten zwey Worte sind eine unübertroffene schöne Anwendung des bekannten nil nisi vulnus erat. Welchen Dank müſste die groſsmüthige Ungarische Nazion, in deren Namen dies Denkmal gesetzt ist, einem Manne wissen, der ihren so geliebten und der reinsten Liebe so würdigen Palatinus durch eine solche Schrift verewigte, die dem Papiere selbst den Werth und die Dauer eines härtern Stoffs geben muſs! Böttiger.

VII.

VII.

Ankündigung des Attiſchen Muſeums.

Von dem bereits auf dem Umſchlage des 2ten Stücks des N. T. Merkurs d. J. angezeigten

Attiſchen Muſeum

herausgeben

von C. M. Wieland,

wird das 1ſte Heft in nächſter Leipziger Oſtermeſſe in Verlag Heinrich Geßners, Buchhändlers in Zürich, herauskommen, und bey P. P. Wolf, Buchhändler in Leipzig, in und auſſer der Meſſe, in Kommiſſion zu haben ſeyn.

Ich nenne dieſes Muſeum attiſch, weil es gröſtentheils aus Ueberſetzungen auserleſener Werke der vorzüglichſten attiſchen Schriftſteller, hauptſächlich der Redner, Iſokrates, Lyſias, Demoſthenes, Aeſchines, der Filoſofen der Sokratiſchen Schule, Xenofon und Platon, und der Dichter Aſchylos, Sofokles, Euripides und Ariſtofanes beſtehen wird, neben welchen auch für einige ſpätere, als Kayſer Julian, und ſeinen Freund Libanius, ja ſogar für einen Alkifron, Ariſtenät, Longus u. a. noch einige Plätze zu gewinnen ſeyn werden. Jeder Schriftſteller wird durch kleine hiſtoriſche Abhandlungen von ſeinem Leben und Karakter, und äſthetiſche Würdigung ſeiner Werke theils eingeführt, theils begleitet, und jeder Ueberſetzung die zu beſſerm Verſtändniß und Genuß des Originals nöthigen und dienlichen hiſtoriſchen, erläuternden, auch beurtheilenden und berichtigenden Anmerkungen beygefügt.

Zu

Zu den Ueberſetzungen werden aber auch eigene Aufſätze von verſchiedener Art und Form hinzu kommen, worin ſich die Verfaſſer mit Aufklärung, Erläuterung oder Berichtigung intereſſanter Gegenſtände aus der Mythologie, Geſchichte, Politiſchen Verfaſſung, Litteratur und Kunſt, Filoſofie, ſittlichen Beſchaffenheit und Lebensweiſe der Griechen, und der Athener inſonderheit, beſchäftigen, und, wie mit Recht zu erwarten iſt, ſich beeifern werden, der ehrwürdigen Geſellſchaft, in welcher ſie zu erſcheinen ſich erkühnen, nicht ganz unwürdig erfunden zu werden.

Sowohl in Rückſicht daß mein übriges Leben wahrſcheinlich bey weitem nicht hinreichend ſeyn wird, den Umfang, den ich dieſem Attiſchen Muſeum zu geben wünſche, allein ausfüllen zu können, als vornehmlich auch aus Ueberzeugung daß es durch Bearbeitung von mehreren, von gleich inniger Liebe der attiſchen Muſen im Geiſte mit mir verbundenen Männer ſehr viel gewinnen, und den Zweck, den ich mir auch bey dieſer Unternehmung vorgeſetzt habe — das Lehrreiche und Nützliche mit dem Unterhaltenden und Angenehmen zu verbinden — viel beſſer erreichen werde, habe ich mir, auſſer meinem gelehrten und ſinnreichen Freunde B. noch zwey talentvolle, der griechiſchen Litteratur gänzlich gewidmete und durch öffentliche Proben hinlänglich bewährte junge Männer, (deren künftige Beyträge zu dieſer Sammlung mit S. und E. bezeichnet werden ſollen) zu Mitarbeitern erwählt; und werde durch ihre Hülfe um ſo eher im Stande ſeyn, wiewohl ich mich auf keine beſtimmte Zeitpunkte einlaſſen kann, wahrſcheinlich alle Jahre wenigſtens 3 Hefte, welche zuſammen einen Band ausmachen ſollen, erſcheinen zu laſſen.

Jedes Heft beſteht aus 12 Bogen in groß Oktav auf Schreibpapier gedruckt, und auf dem Titelblatt mit einer

einer Vignette en Medaillon geziert, welche entweder das antike Bildniß eines Autors, von welchem die Leſer in demſelben Heft unterhalten werden, oder eine auf den Inhalt ſich beziehende Gemme, Münze oder anderes alte Denkmahl von einem geſchickten Künſtler gearbeitet darſtellen wird.

In dem auf bevorſtehende Leipziger Meſſe kommenden erſten Heft wird das Publikum (für diesmal) bloß mit Arbeiten von mir ſelbſt vorlieb nehmen. Es enthält

1) den berühmten Panegyrikos des Iſokrates mit Anmerkungen, einer ſynoptiſchen Darſtellung des Inhalts, und einer hiſtoriſchen Einleitung.

2) Das erſte Buch von Agathodämon, aus einer alten Handſchrift.

Ich habe von unſerm wegen ſeiner Geſchicklichkeit in dieſem Fache berühmten Hrn. Guſſefeld eine kleine Landkarte von dem Europäiſchen und Aſiatiſchen Griechenlande verfertigen laſſen, die mir zu beſſerm Verſtändniß der Reden des Iſokrates und Demoſthenes für Leſer, welche nicht gleich eine ſolche Karte bey der Hand haben, nöthig ſchien. Sie wird, wenn anders der Kupferſtecher damit fertig werden kann, dem 1ſten Heft, wo nicht, dem 2ten unfehlbar, beygelegt werden.

Das Publikum, das meine Ueberſetzungen der Horaziſchen Sermonen und der Werke Lucians ſo gütig aufgenommen hat, wird aus dieſen am beſten abnehmen können, was es von dem Attiſchen Muſeum zu erwarten hat, und daß es nicht mehr erwarten darf, als was ich und meine Gehülfen mit dem beſten Willen und möglichſten Fleiſſe zu leiſten fähig ſind.

Weimar, den 16. März 1796.

Wieland.

VIII.

Anzeigen.

Herr Doktor Niemeyer in Halle wird nächste Oster-Messe eine Schrift, unter dem Titel der Hauslehrer und Erzieher nach seinen Geschäften, Pflichten, und Verhältnissen, herausgeben, welche das wichtigste aus der Pädagogik und Methodik enthalten, und besonders zum Gebrauche der zahlreichen Mitglieder dieses Standes, denen es oft an Hülfsmitteln fehlet, wie auch solcher Eltern aus den gesitteten Ständen, welche sich selbst um die Bildung ihrer Kinder bekümmern, bestimmt seyn soll. Man kann darauf bis zu Ende dieses Jahres mit Einem Reichsthaler pränumeriren, und die Pränumeration an den Verfasser oder die Buchhandlung des hallischen Waisenhauses postfrei überschicken. Auf zehn Exemplare wird das eilfte freigegeben, hernach aber der Preis erhöhet werden. Die Exemplare werden frei bis Leipzig geliefert.

2.

In der Stettinischen Buchhandlung in Ulm ist kürzlich herausgekommen und in den angesehensten Buchhandlungen Teutschlands zu haben:

Ladvocats historisches Handwörterbuch, worinn von allen merkwürdigen Personen hinreichende und zuverläßige Nachricht ertheilt wird, bis aufs Jahr 1794 fortgesetzt. 7r und 8ter Band, gr. 8. Ulm, 1795.

Auch unter dem Titel:

Neues historisches Hand-Lexikon oder kurzgefaßte biografische und historische Nachrichten von den merk-

merkwürdigſten Perſonen beyderley Geſchlechts, beſonders neuerer Zeiten, bis aufs Jahr 1794 fortgeſetzt, 3ter und 4ter Band, gr. 8. Ulm, 1795.

Da das Studium der Geſchichte niemals mehr Freunde gehabt hat, als in unſern Tagen, ſo war auch ein hiſtoriſches Handwörterbuch niemals mehr Bedürfniß, als eben jetzt. Bei der laſtenden Menge von Namen und Zahlen, die in der Geſchichte vorkommen, iſt ein ſolches Handwörterbuch für jeden Freund der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ganz unentbehrlich. Man kommt nicht ſelten in den Fall, daß man geſchwind wiſſen möchte: wer war jener Mann, wann hat er gelebt, was hat er geleiſtet, was geſchrieben, welche Kriege geführt, welche Schickſale erfahren? u. dergl. m. Ein Werk, das alle dieſe Fragen in zweckmäßiger Kürze beantwortet, das uns Nachricht giebt von jedem merkwürdigen Manne der alten, mittlern und neuern Zeit, aller Nazionen, Stände ꝛc. — ein ſolches Werk verdient unſtreitig den Beifall des Publikums. Dieß war es auch, was der teutſchen Bearbeitung von Ladvokats hiſtoriſchem Handwörterbuche ſchon vor mehr als 30 Jahren den ungetheilten Beifall der Kenner und Liebhaber der Geſchichte erwarb. Es war in Teutſchland das einzige Buch in ſeiner Art, das in kompendiariſcher Kürze die vornehmſten Lebensumſtände aller merkwürdigen Perſonen, die jemals gelebt haben, treu erzählte, und bis jetzt iſt kein anderes erſchienen, das einen ſo ausgedehnten Umfang hätte, und dem Ladvokatiſchen Wörterbuche ſeine Stelle ſtreitig machte. Dieſer fortdauernde Werth deſſelben hat uns bewogen, im Jahr 1785 zween Supplementbände zu demſelben zu liefern. Dieſe enthalten nicht allein Lebensnachrichten von Perſonen, die in den neueſten Zeiten geſtorben ſind, ſondern auch eine große Anzahl merkwürdiger Menſchen, durch welche die vorigen Bände des Werkes

mehr

mehr Vollständigkeit erhalten. Die sehr günstigen Urtheile, welche die allgemeine teutsche Bibliothek und die allgemeine Litteratur-Zeitung über diese Fortsetzung gefällt haben, und der Wunsch, alle noch übrigen Lücken auszufüllen, haben uns ermuntert, noch zween Supplements-Bände hinzu zu fügen, welche Lebensnachrichten von mehrern tausend merkwürdigen Personen unsers Jahrhunderts liefern, und besonders jeden merkwürdigen Mann, der in den letzten zehen Jahren (bis 1794) gestorben ist, in gedrängter Kürze und nach den besten Quellen charakterisiren. Wir machen daher die Freunde der Geschichte, besonders diejenigen, welche die ersten Bände dieses Handwörterbuchs besitzen, auf diese Fortsetzung aufmerksam, weil erst durch dieselbe dieses historische Lexikon vollständig gemacht worden ist.

Für diejenigen, welche die ersten vier Bände des Ladvokatschen Wörterbuchs nicht besitzen, werden die vier Bände Supplemente unter dem besondern Titel: **Neues historisches Handlexikon** verkauft, weil sie auch ohne das Hauptwerk ein Ganzes ausmachen, und zur Kenntniß der merkwürdigsten Personen, die im 18ten Jahrhundert gestorben sind, die vornehmsten Data liefern.

Jeder Band des obgedachten Werks kostet 1 Rthlr. 16 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Stettinische Buchhandlung.

Neuer
Teutſcher Merkur.

4. Stück 1796.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Florisell.

Kommt, kommt; es kan nicht seyn; Höret unsern Bund --

Polixenes.

Hört eure Ehscheidung, junger Herr, (der König giebt sich zu erkennen) den ich nicht mehr Sohn nennen kan; du bist zu niederträchtig, um für meinen Sohn erkannt zu werden -- Du, der Erbe eines Scepters, du der so begierig ist einen Schäferstab zu führen? -- Was dich betrift, alter Verräther, so bedaur' ich nur, daß ich, wenn ich dich hängen lasse, dein Leben bloß um eine Woche verkurzen kan -- Und du, junge Hexe, die den Königlichen Narren nothwendig kennen mußtest, mit dem du dich eingelassen hast --

Schäfer.

O, mein Herz berstet mir!

Polixenes.

Dir will ich dein schönes Gesichtchen so lange mit Dornen haken lassen, bis es noch schlechter aussehen wird als dein Stand ist. Du, verliebter Knabe, merke dir das -- wenn ich jemals finden werde, daß dir nur ein Seufzer darüber entwischt, daß du, wie es mein Wille ist, dieses Puppen-Gesicht in deinem Leben nicht wieder sehen sollst, so hast du einen Thron verlohren -- ich werde dich nicht mehr für mein Blut erkennen, nein, nicht für einen Anverwandten, nicht so nah, als irgend einer der mir von Deucalion

her

Inhalt.

I. Ueber die Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen. . . . . S. 345

II. Die Helden. . . . . — 362

III. Kritische Erläuterung einer Stelle des Petronius. Ein Fragment eines Briefes. . — 387

IV. Horazens sechste Satire des zweyten Buchs, übersetzt vom Konrektor Harmsen zu Klausthal. — 393

V. Anfang eines Seetagebuchs, mit spätern Zusätzen von einem Teutschen, der mit Mylord Makartney die Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1792 machte. . . . . — 418

VI. Gedichte. . . . . — 424

VII. Neueste schöne Litteratur. (Beschluß.) . — 436

VIII. Anzeige. . . . . — 452

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Das 1ste Heft des Attischen Museum, herausgegeben von C. M. Wieland hat die Presse verlassen, und ist zu Leipzig bey dem Hrn. Buchhändler P. P. Wolf, in Kommission — in Zürich bey dem Verleger Heinrich Geßner, und durch beyde in allen guten Buchhandlungen zu haben. Der Preis eines Heftes ist 16 ggr.

Bis jetzt hat der Herausgeber folgende (vermuthlich von ihm selbst bey der Revision übersehene) Druckfehler gefunden:

In der Einleitung S. V. Zeile. 4. gehört ein Komma hinter Athen.

S. VI. Z. 3. fehlt der Buchstabe f, im Worte versagt

S. XVIII. Z. 12. lese man Stentor statt Senator.

S. XXXIV. Z. 12. und 13. von unten auf, müssen die Worte Mittel fand, nebst den Komma durchgestrichen werden.

In den Anmerkungen S. 100. Z. 11. gehört, statt des Komma, ein Punktum nach dem Wort genug.

S. 101. Z. 11. l. Chalkidike.

Die versprochene Landkarte von Hellas, welche der Kupferstecher wegen Kürze der Zeit nicht zum 1sten Hefte liefern konnte, wird mit dem 2ten unfehlbar gegeben werden.

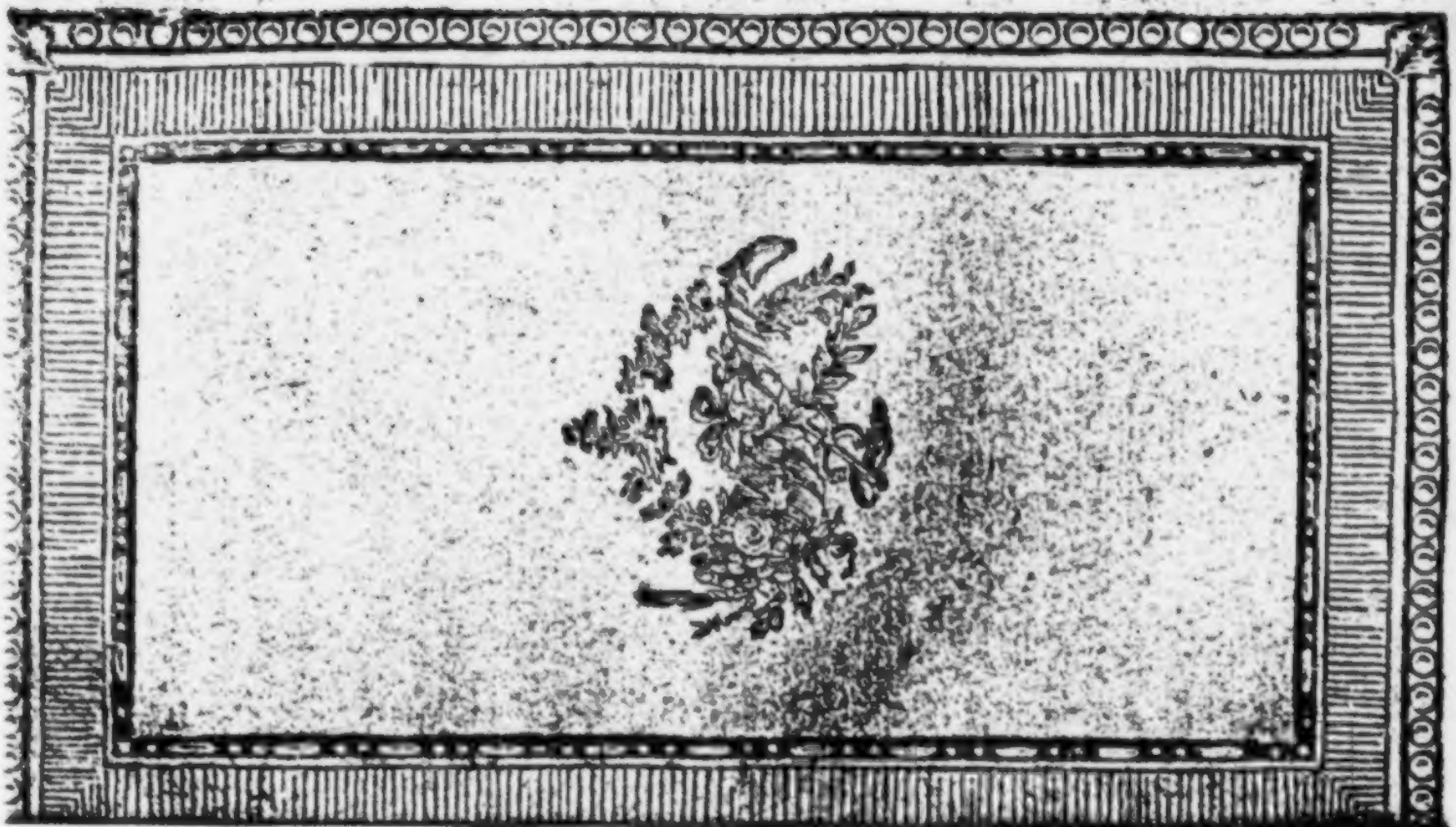

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1796.

I.

Ueber
die Erniedrigung des Zinsfußes
bey öffentlichen Kaſſen.

Wenn ſich die Reichthümer anhäufen, ſo werden die Reichen ärmer.

Kann man es alſo dem Geizigen verdenken, der ſeine Sparſamkeit mit der Vermehrung ſeines Ueberfluſſes gleichen Schritt halten läßt? Seinem ökonomiſchen Scharfſinne entgeht die Wahrheit dieſes Satzes gewiß nicht, welcher vielleicht andern bloß paradox klingen mag, aber doch in einem gewiſſen Sinne richtig iſt.

Der gewöhnliche Repräſentant aller Reichthümer, das Geld, trägt nicht immer gleiche Früchte; vielmehr hat ſich ſeit geraumer Zeit eine Unfruchtbarkeit des Zinsertrages gezeigt, welche, ſowohl

wegen ihrer Allgemeinheit als um der Folgen willen, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu heften verdienet.

Ueberhaupt sind die Schicksale, welche die edlen Metalle, seit ihrer Erhebung zum allgemeinen Zeichen aller Güter, erlebten, in Rücksicht ihres Einflusses auf die Geschichte der Menschheit so merkwürdig, daß man eine filosofische Bearbeitung dieses Gegenstandes wünschen möchte.

Denn mit dieser Erfindung, die höchst nützlich für ihren Zweck, und höchst schädlich durch ihren Mißbrauch geworden ist, hebt eine neue Epoche der Thätigkeit an.

Die Vereinfachung der Tauschmittel vermehrte das Verkehr der Menschen und Nazionen. Kunstfleiß und Handlung erwachte, aber auch Habsucht und Betrug gewannen einen unbegränzten Spielraum. Dem Golde danken viele herrliche Anstalten und Handlungen ihr Daseyn; aber mehr noch fröhnte das verführerische Metall dem Laster, dessen Abgott es ward. Der Habsucht wurde es Zweck, öfter noch dem Ehrgeiz und der Wollust ein allmächtiges Mittel. Der Maßstab für den Kaufwerth der Bedürfnisse wurde zugleich eine Taxe des persönlichen Werths der Besitzer; die Tugend mußte nun, und weit früher als es der römische Dichter bespottete, *) dem Gelde den Vorrang überlassen; sein

*) In jenem bekannten: o cives, cives quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos.

sein Besitz oder sein Mangel entschied über Frieden und Krieg, über Schicksale der Völker und einzelner Menschen.

Als europäische Kühnheit die Goldgruben von Amerika entdeckt hatte, gewann die Welt ein neues Leben und eine neue Gestalt; aber die Vermehrung des Goldes that den Verschwendungen der Höfe und unsern steigenden Bedürfnissen kein Genüge. Man ersann Kunstgriffe des Münz- und Kreditwesens; Redlichkeit und Münze von altem Schrot und Korne verloren sich zugleich aus dem Kurs, und das Glück und die Ruhe vieler tausend Familien wurden oftmals von dem vergänglichen Papiergelde abhängig. Wäre Sättigung des Golddurstes durch die Ueberhäufung der edlen Metalle möglich, so müßte eine tödtliche Stockung in das politische Leben kommen, ja es würde eine Revoluzion von unabsehlichen Folgen hervorbrechen.

Doch dies ist so wenig zu besorgen, als die Bekehrung der Menschen zur Zufriedenheit. Desto häufiger sind in der wirklichen Welt die Erscheinungen, die von dem Umlaufe und von der periodischen Ab- und Zunahme des Geldvorrathes entstehen.

Diese sind der Beobachtung ebenfalls nicht unwerth, und für den Geschäfftsmann ein Gegenstand, der sich seinem Nachdenken zuweilen ausdrücklich in den Weg stellt.

Auf ähnliche Art sind die nachfolgenden praktischen Ideen zu Papier gekommen, welche jetzt mit vorstehender spekulativen Einleitung in das Publikum treten.

Wenn man seine Gedanken über jenen Gegenstand, den die Ueberschrift des Aufsatzes näher bestimmt, zu sammeln anfängt, so wird man bald die Vielseitigkeit und den Zusammenhang desselben mit wichtigen Fragen der Staatswirthschaft gewahr, und man fühlt nicht nur die Schwierigkeiten einer deutlichen Auseinandersetzung, sondern auch das Bedürfniß mannichfaltiger theoretischer und praktischer Kenntnisse, wie auch anderer literarischer Hülfsmittel und umfassender Nachrichten, die nicht in jeder Lage bey der Hand sind, und ohne welche doch jeder Versuch über diese Angelegenheit immer die Miene der Schüchternheit haben, oder den Leser in Zweifel lassen muß, ob man auf unfehlbare Resultate geführt worden sey. Wenn sich gleichwohl die nachfolgenden Bemerkungen hervorwagen, so mögen sie mehr für eine Veranlassung zu etwas besserm, als für eine entscheidende Stimme über die Sache selbst gelten.

Um über die Frage: ob die vorsetzlich bewirkte Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen, wovon doch eigentlich die Rede ist, tadelhaft und nachtheilig sey oder nicht? zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen, scheint man folgenden Weg einschlagen zu müssen.

Man

Man erwäge zuerst die Umstände, unter welchen eine solche Operazion möglich wird, weil eben diese Umstände mit den Folgen der Operazion in genauer Verbindung stehen. Dann betrachte man alle gedenkbare Folgen für die Anleiher, für die Darleiher und für die bürgerliche Gesellschaft, oder den Staat überhaupt, und suche zugleich durch eine Vergleichung ausfindig zu machen, ob das Uebergewicht auf der Seite der nützlichen oder der nachtheiligen Folgen anzutreffen sey; oder aber, in wie weit man überhaupt bey einer genauern Prüfung diese Folgen gegründet finde.

So wie das ganze Gewerbe mit Kapitalien auf dem Bedürfniß der Anleiher beruht, so richtet sich, bey dem natürlichen Gange der Dinge, die Erhöhung oder Erniedrigung des Zinsfußes nach der Konkurrenz der Anleiher sowohl als der Darleiher, dergestalt daß,

1) wenn viele Anleiher aber wenig Darleiher vorhanden sind, der Zinsfuß hoch stehen wird; hingegen,

2) wenn viele Darleiher und wenig Anleiher existieren, der Zinsfuß sinken, und

3) wenn gleich viele Anleiher, aber auch hinlängliche Darleiher da sind, der Zinsfuß ebenfalls niedrig stehen muß; oder mit Einem Worte: daß in jedem Falle der Vorrath des verzinslichen Geldes den Grad der Zinsen bestimme. Ich sage absichtlich,

her verwandt iſt: Merke was ich ſage, und folg' uns an den Hof -- Du Nichtswürdiger, für dieſesmal, obgleich mit unſrer Ungnade ſprechen wir dich von ihrem tödlichen Streiche frey: Und du, Zauberin, gut genug für einen Schafhirten, ia noch zu gut für dieſen, der ſich, wenn nicht unſre eigne Ehre dabey intereſſirt wäre, ſo gar deiner unwürdig macht; wenn du, von nun an, ihm jemals dieſe bäuriſche Thür eröfneſt, oder ſeinen Leib mehr mit deinen Umarmungen umcirkelſt, ſo will ich einen noch grauſamern Tod für dich ausdenken, als du zu zart für ihn ſeyn wirſt.

[Er geht ab.]

Sechste Scene.

Perdita (für ſich.)

Es iſt unnöthig, ich bin ſchon verlohren -- (zu den übrigen) ich war nicht ſehr erſchroken; denn es war mir ein oder zweymal auf der Zunge, daß ich ihm ſagen wollte, die nemliche Sonne, die ſeinen Hof beſtralt, verberge ihr Antliz nicht vor unſrer Hütte, ſondern ſchaue ſie eben ſo freundlich an -- Wollt ihr euch nun gefallen laſſen zu gehen, mein Herr? Ich ſagte euch vor, daß es ſo kommen werde. Ich bitte euch, ſeyd für eure eigne Wohlfahrt beſorgt: Ich bin nun aus meinem Traum erwacht; ich will ihm keinen Augenblik mehr nachhängen, ſondern meine Schafe melken und weinen.

Camillo.

Nun, wie iſts, alter Vater; rede noch einmal eh du ſtirbſt.

Schäfer.

des verzinslichen Geldes, nicht des Geldes überhaupt, wie sich aus dem nachfolgenden erklären wird.

Dieses läßt sich also als ausgemacht voraussetzen, weil man bey Betrachtung der Thatsachen sowohl, als beym Nachdenken über die Natur der Sache, schwerlich auf ein anderes Resultat kommen wird. Sind aber jene Grundsätze richtig, so folgt unwidersprechlich: daß eine Operazion, die eine Erniedrigung des Zinsfußes zum Zweck hat, ganz besondere Fälle ausgenommen, nur dann möglich wird, wenn der verzinsliche Geldvorrath die Nachfrage der Anleiher übersteigt, oder die Einleitung dazu schon in der Lage der Sache selbst vorhanden ist; so daß die Kassen, so zu sagen, die Wahl haben, wo sie ihre Kapitalien zu niedrigen Zinsen aufnehmen wollen. Dieses scheint in gegenwärtigen Zeiten der Fall und zwar sehr allgemein zu seyn, weil über das Sinken der Zinsen und über die Schwierigkeit Kapitalien unterzubringen, öffentlichen Nachrichten zu Folge, im südlichen Teutschlande wie im nördlichen, Klage geführt wird. *)

Schwer, aber doch der gegenwärtigen Absicht nicht fremd, ist die Untersuchung, wie es mit dieser Erscheinung eines solchen Geldvorrathes eigentlich beschaffen sey? Da sie so allgemein ist, so sollte man

am

*) M. s. Gött. histor. Magaz. von 1789. IV Band 26 St.

am erſten auf die Vermehrung der Geldmaſſe in Teutſchland überhaupt verfallen. Als Vermuthung mag es auch gelten; allein um nur zu einiger Gewiſsheit hierüber zu kommen, wird ein ſolcher Standpunkt erfordert, auf welchem man, ſowohl wegen ſeiner Höhe als wegen ſeiner vielfachen Verhältniſſe, eine Ueberſicht des teutſchen Aktiv- und Paßiv-Vermögens- und Gewerbe-Beſtandes gewinnen, oder doch hinlängliche Data zu Folgerungen ſammeln kann. Zuverſichtlicher kann man zwey andere Urſachen angeben, welche wenigſtens von groſsem Einfluſſe bey der Kapitalmaſſe und deren niedrigern Abnutzung ſind.

Die eine liegt in der lebhaftern Zirkulazion des Geldes, und die zweite in der verringerten Nachfrage oder Konkurrenz von Seiten der Anleiher, mit Einſchluß der öffentlichen Kaſſen.

Denn laut der vielen Nachrichten, welche wir der heutigen Publizität verdanken, ſind eines Theils die Regierungen neuerer Zeit ſehr thätig geweſen, um durch Vorſchüſſe und andere Aufmunterungen die Induſtrie zu beleben, und mit Nahrungs-Anſtalten gleichſam zu wetteifern. Auch der zunehmende Luxus hat mehr Geld als ſonſt aus den Sparkäſten gelockt, und alles dieſes hat einen lebhaftern und vervielfältigten Geldumlauf hervorgebracht, der in Anſehung ſeiner Wirkung die Vermehrung der Geldmaſſe an ſich wenigſtens theilweiſe erſetzt, und der Nachfrage der Darleiher mehrere Gelegenheiten,

ihr Bedürfniß bequem zu befriedigen, zuführet. Eben so gewiß ist es andern Theils, daß sich der Privatmann, und besonders der Bauer in den neuern Zeiten, unter der Pflege des Friedens, von den Schulden der Kriege und theuern Zeiten ziemlich zu entledigen angefangen hatte, ja, daß sogar öffentliche Kassen durch bessere Wirthschaft einen Theil ihrer Passiv-Kapitalien los wurden, und daß dadurch eine Summe Geldes müßig zu werden drohete, welche die Besitzer nunmehr sichern Landeskassen zu niedrigern Prozenten überließen, weil der größere Theil der Vermögenden eine niedrige, aber zuverlässige Einnahme, dem waglichen Gewinne von andern Spekulazionen oder Gewerben, welche Gelegenheit, Anstrengung und Geschick erfordern, deren Ergreifung oft auch die übrigen Standes-Verhältnisse nicht zulassen, in der Regel immer vorziehen wird. Wenn sich hieraus die Möglichkeit erklären läßt, wie man bey öffentlichen Kassen den Moment benutzen konnte, um sich eine leidlichere Verzinsung zu verschaffen: so findet man zugleich in einer solchen Operazion selbst nichts, was ihr den Vorwurf einer gewaltsamen oder widerrechtlichen Schmählerung fremden Eigenthums zuziehen könnte; vielmehr entfernt bey öffentlichen Kassen die für das gemeine Beste bezweckte Ersparniß allen Verdacht eines Privateigennutzes. Da also weder in der Sache selbst, noch in ihrem Zwecke etwas liegt, das sie verwerflich machen könnte: so muß man zur Betrachtung der Folgen übergehen,

um

um sich durch selbige bestimmen zu lassen, in wie fern es räthlich oder nachtheilig sey, bey vorkommender Gelegenheit Hand an die Erniedrigung der Zinsen zu legen.

Die Besorgniß über die Unbeständigkeit eines niedrigen Zinsfußes kann keinen Grund abgeben, sich nicht darauf einzulassen: weil Veränderlichkeit allen menschlichen Unternehmungen gleiches Schicksal droht, und eine periodische Ersparniß immer noch Gewinn für die ohnehin allenthalben stark belasteten Kassen ist.

Dazu kömmt, daß solche Kassen, vermöge der Sicherheit und öffentlichen Garantie, die sie ihren Gläubigern gewähren, bey einem Wechsel der Dinge nicht leicht in Verlegenheit gerathen können, um neue Kapitalien aufzubringen, oder die alten zu behalten, sobald sie sich gefallen lassen mit den Interessen wieder hinauf zu rücken. Für die Anleiher sieht man also gar keine Nachtheile, wenn sie sich die Zeitumstände zu Nutze machen, und gleichsam einen Ruhepunkt finden, wo sie sich das Athemholen durch Verminderung der Bürde, obgleich vielleicht nur auf kurze Zeit, erleichtern können.

Treten wir aber in den Gesichtspunkt der Darleher, so werden diese uns die Sache in einer sehr abschreckenden Gestalt zeigen. Und wenn wir ihnen auch nicht aufs Wort glauben, daß der Staat eine Ungerechtigkeit gegen sie begehe, so müssen wir doch

darin ihrer Meinung seyn, daß die Erniedrigung des Zinsfußes, ausser der Unannehmlichkeit, die sie für die Darleiher in Absicht ihrer geschmählerten Einkünfte hat, auch von großem Einflusse auf das Ganze seyn könne. Dieses ist in Ansehung der Folgen ein Umstand, der einer sorgfältigern Erwägung bedarf; weil es der Beruf der Obrigkeit erfordert, ihre Aufmerksamkeit dahin zu richten, wo dem Ganzen Nachtheil gedrohet oder Nutzen verheissen wird, während sie für den Vortheil der Individuen bey Kollisionsfällen nur in so ferne Pflichten hat, daß ihnen kein Unrecht widerfahre.

Um mit dem Schlimmen zuerst fertig zu werden, mögen alle mir bekannte Beschwerden voran gehen.

1) Der niedrige Zinsfuß, sagt man, oder kann man sagen, zwingt die Geldbesitzer zum Ankauf von Grundstücken. Dadurch entsteht eine Konkurrenz der Käuffer, die den Preis der Güter dergestalt übertreibt, daß ihr Ertrag dem Kapital-Aufwande nicht mehr angemessen ist, und die den Käufer entweder bälder, wenn er den Ankauf mit Beyhülfe von Anleihen gemacht hat, oder später, wenn der Zinsfuß wieder steigt, mithin der Preis der Güterprodukte fällt, um einen Theil seines Vermögens bringt.

2) Bey niedrigen Zinsen steigt mit dem Preise der Güter zugleich der Preis der Lebensmittel und aller Bedürfnisse, mithin leidet ein großer, fast der

größte

gröſste Theil des Publikums unter der entkräftenden Steigerung gar ſehr.

3) Die Schwächung der Zinſen kann Einſchränkungen in der Wirthſchaft der Kapitaliſten verurſachen, und, ſamit die Maſſe und die Lebhaftigkeit des Geldumlaufs ſchwächen. Sie kann ferner

4) die Ausführung und vielleicht den gänzlichen Verluſt mancher Geldſummen veranlaſſen, indem die Kapitaliſten ihr Vermögen auswärts zu höhern Prozenten unterzubringen ſuchen werden, und dabey Gefahr laufen können.

5) Die Niedrigkeit des Zinsfuſses dürfte auch viele zu Anleihen und gewagten Spekulazionen reizen, die ſich mit dem Ruine mancher Familie enden könnten.

Nun wollen wir auch die Vortheile hören, die man ſich von einer ſolchen Operazion verſpricht.

1) Die Erſparniſs am Zinsquantum muſs entweder durch die Minderung der Auflagen, die man zu deſſen Beſtreitung zu erheben pflegt, oder durch Abzahlung an dem Kapitalſtock, eine gewünſchte Erleichterung der untern Klaſſen, als welche doch hauptſächlich dazu beitragen, hervorbringen.

2) Wenn die bequemere Abnutzung des Kapitalvermögens ſich in ihren gewöhnlichen Quellen der Intereſſen nicht mehr ſo reichlich ergieſst, ſo zwingt

dieſes die Kapitaliſten zu einer höhern Benutzung deſſelben, durch Anlegung an Grundſtücke. Hierbey

3) gewinnt die Landwirthſchaft durch Aufwendung gröſſerer Kapitalien und Erhöhung der Kultur.

4) Der unternehmendere Kapitaliſt verwendet Geld zu Handels-Spekulazionen, zu Fabrik-Anſtalten und andern nützlichen Anlagen, wodurch dem Nahrungsſtande aufgeholfen und die Zirkulazion der Baarſchaften vervielfacht wird.

5) Der ärmere Privat- und Landmann kann ſich beſſer helfen, wenn er bey ſeinen dringenden Bedürfniſſen Gelder zu niedrigen Prozenten zu erhalten weiß.

6) Die Induſtrie wird alſo, mit Einem Worte, dadurch befördert.

Um nun die vorhabende Vergleichung dieſer aufgezählten Nachtheile und Vortheile zu erleichtern, müſſen wir ſie in einen noch allgemeinern Geſichtspunkt zu ſtellen ſuchen. Hier ergiebt ſich, daß die Beſorgniß eines Uebels für das Ganze und für einige Individuen oder Familien, gerade dem Vortheile des Ganzen und einiger Individuen oder Familien gegenüber ſtehe. Denn wenn nemlich dem Ganzen durch die Kaſſen-Erſparniſſe, in Beziehung auf die Auflagen, Nutzen geſchaft wird, ſo muß das Ganze wieder unter der Steigerung der Preiſe leiden. Und wenn ſich die Anleiher bey niedrigern

drigern Zinsen besser befinden, so haben die Darleiher die unangenehme Wahl zwischen geschmählerten Einkünften und der Sorge wegen ihrer an Spekulazionen gewagten Kapitalien.

Die Verwendung der Kapitalgelder ausserhalb Landes kann man bey dieser Bilanzierung übergehen, weil sie, auf dem Fall einer allgemeinen Niedrigkeit des Zinsfußes, nicht von Belang seyn, und weil durch Ermunterung der produktiven Arbeit im Lande, und andere dergleichen Mittel, vorgebeugt werden kann.

Eben so leicht hebt sich der Einwurf des Nachtheils wegen Einschränkung der Kapitalisten in ihrer Wirthschaft sogleich dadurch, daß dieses, unter obigen Umständen, auf die zirkulirende Geldmasse im Ganzen keinen beträchtlichen Einfluß haben kann.

Wenn man also lediglich bey obiger Vergleichung des Vortheils und Schadens welchen das gemeine Wesen, oder desjenigen den die Individuen davon haben, verweilet; so kann erstlich die Entscheidung über den Umstand, ob die Klasse der Darleiher oder der Anleiher mehrere Rücksicht verdiene, nicht schwer fallen. Denn da die Gesetzgeber zu allen Zeiten dem Wucher, durch Bestimmung eines Maximums der Zinsen, Grenzen zu stecken versucht haben: so erscheint schon daraus, daß die allgemeine Stimme für die Begünstigung der sich in dem Nothfalle des Anleihens befindenden Staatsbürger sey. Mithin

hin möchte ihnen auch das Minimum des Zinsfußes als Erleichterung zu gönnen seyn, wobey die Kapitalisten nur eine temporelle Verminderung ihres Ueberflusses erleiden, und wodurch gleichsam der Lauf der Dinge wenigstens Einer Klasse von Staatsbürgern das wieder zu Gute kommen läßt, was das Ganze von ihnen nicht leicht erhalten kann; da es bekanntlich äusserst selten ist, daß das vielhändigste und sinnreichste Finanzsystem von dem Kapitalvermögen verhältnißmäßige Beiträge zu den Staatslasten zu erlangen vermag.

Halten wir hingegen den Verlust, den das Allgemeine bey der Steigerung, wo nicht aller, doch der ersten Bedürfnisse des Lebens erleidet, gegen den Gewinn, den die Kassen, und mittelbar die Kontribuenten, an dem Zinsfuße machen: so scheint es, als wenn man ohne sonderliches Bedenken jenen Verlust für wichtiger halten müsse weil er stärker in die Augen fällt, und Anlaß zu allgemeinen Klagen über schlimme Zeiten giebt; auf der andern Seite aber sich denken läßt, daß eine vorübergehende Ersparniß einiger Prozente von keinem sonderlichen Einflusse auf das Maß der Abgaben seyn werde. Ehe man sich aber dadurch bestimmen läßt, eine Gelegenheit zur Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen unbenutzt vorüber zu lassen, muß man sich eine schärfere Prüfung des Zusammenhangs und des Verhältnisses dieser besorglichen Theuerung zu jener Operazion angelegen seyn lassen. Nirgends

ist

ist die Täuschung so leicht, als in der Betrachtung des durch einander laufenden Aktiv- und Passiv-Gewerbes der bürgerlichen Gesellschaft, wo so viele Fäden unter der Menge dem schärfsten Blicke entgehen müssen. Man muß sich sehr hüten, schnell über Ursach und Wirkung in diesen Gegenständen abzuurtheilen.

Wenn es daher auch ausgemacht wäre, daß die Steigerung der Grundstücke und Naturprodukte auf die Minderung des Zinsfußes gefolgt sey, so folgt daraus noch nicht, daß letztere die erstere überhaupt verursacht. Wir haben eben gesehen, daß jene Minderung nur unter gewissen Bedingungen, die sich am Ende auf überwiegenden Vorrath der Kapitalmasse beziehen, möglich sey. Eben dieser Vorrath, — er entstehe nun aus den obengenannten Ursachen, oder gar aus einer Stockung des Handels und der aus selbigem herausgezogenen Kapitalien, weil er die Nachfrage der Anleiher übersteigt, — vermehrt die Konkurrenz des Güterankaufs, steigert deren Werth, und ist offenbar die gemeinschaftliche Ursache der steigenden Preise und sinkenden Interessen zugleich. Eine mitwirkende Ursache liegt hiernächst in der wachsenden Bevölkerung, wodurch sowohl die Konsumzion der ersten Bedürfnisse, als auch die Liebhaberey und Zersplitterung des Grundeigenthums befördert wird. Mithin wird eine öffentliche Kasse, wenn sie auch, wie z. B. im Würtembergischen, bey dem hohen Zinsfuße beharret

Schäfer.

Ich kan weder reden nach denken; ich darf nicht an das denken was ich weiß. O Herr, ihr habt einen Mann von drey und achtzig Jahren zu Grunde gerichtet, der ſich im Frieden in ſein Grab zu legen hoffte; ja, auf dem nemlichen Bette zu ſterben, wo mein Vater ſtarb; zunächſt an ſeinen redlichen Gebeinen zu liegen; nun wird mich irgend ein Henker in mein grabtuch wikeln, und mich dahin legen, wo kein Prieſter die erſte Schauffel voll Erde auf mich werfen wird. (zu Perdita.) O unglükſelige! Du wußteſt daß es der Kron-Prinz war, und wageteſt es dennoch dich ſo weit mit ihm einzulaſſen. Alles verlohren! Alles verlohren!

Siebende Scene.

Floriſell zu Camillo.

Warum ſeht ihr mich ſo an? Ich bin nur bekümmert, nicht erſchroken; zurükgeworfen, aber nicht geändert; was ich war, bin ich noch; haltet mich für keinen ſo geduldigen Thoren, der ſich wider ſeinen Willen, beym Zügel fortreiſſen läßt.

Camille.

Mein Gnädigſter Prinz, ihr kennet die Gemüthsart des Königs, euers Vaters: Izt iſt keine Zeit ihm Vorſtellungen zu machen: Er wird izt noch, wie ich beſorge, kaum euern

Anblik

harret, jenes Steigen nicht verhindern könnten, sobald die Umstände eingetreten sind, unter welchen die Zinsen übrigens allgemein sinken; oder sie müßte im Stande seyn, alle müßigen und niedrig stehenden Kapitalien des Landes und aller benachbarten, die mit demselben in Fruchtverkehr stehen, zu hohen Prozenten aufzuborgen, welches gar nicht denkbar ist. Da also eine Kasse bey niedrigen Zinsen die Totalsumme ihrer Kapital-Bedürfnisse nicht vermehret, sondern vielmehr vermindern wird: so bleibt das Verhältniß des Kapitalvorrathes immer dasselbe, und immer bleibt die nemliche Quantität davon zum Ankaufe der Grundstücke übrig, von deren Konkurrenz eigentlich das Steigen der Preise abhängt.

Ist aber das Grundeigenthum theils von alten Schulden befreit, theils im Preise einmal gesteigert worden, so scheint es, zumal bey den heutigen Fortschritten der Landwirthschaftlichen Kultur, wenn man so sagen darf, nicht nur einen reellern Nazional-Reichthum zu repräsentieren als das Geld, das dadurch in seiner Bedeutung verringert wird; sondern es bietet auch auf diese Art dem Kreditwesen eine größere Garantie als vorher dar, die dem immer wieder auf das Zinswesen Einfluß haben und es desto länger auf einem niedrigen Fuße erhalten muß.

Da nun aus dem obigen erhellet, daß man diese Steigerung, weder der Erniedrigung des Zinsfußes

fußes mit Zuverſicht beymeſſen, noch durch Beybehaltung des gewöhnlichen hohen Zinsfußes abwenden könne: ſo iſt es zu gegenwärtigem Zwecke nicht einmal nothwendig, gegen die von den Gegnern des niedrigen Zinsſyſtems, wenigſtens zu allgemein und zu unbedingt, behauptete Schädlichkeit einer Steigerung der Preiſe etwas einzuwenden, die man auſſerdem, nach der Meinung berühmter Schriftſteller, für ein Merkmal des zunehmenden Nazional-Wohlſtandes ausgeben, und davon vielmehr ein Argument für die angefochtene Operazion ableiten könnte; nicht zu gedenken, daß es bey einzelnen Kaſſen, wie geſagt, ſchon darum eine ganz vergebliche Abſicht ſeyn würde, durch Beybehaltung des hohen Zinsfußes auf Niederhaltung des Preiſes der Dinge wirken zu wollen, weil ſie in keinem Verhältniß mit den Kräften und mit dem Einfluß ſolcher Kaſſen auf das Land, noch weniger auf die ganze Nazion, ſtehen kann.

Nach Anleitung dieſer Vergleichung und Prüfung ergäbe ſich denn, daß der Vortheil für das Ganze gewiß, der Nachtheil aber aufs wenigſte zweifelhaft, und ſchwerlich als eine Folge der Zinserniedrigung zu betrachten ſey; daß der Vortheil des Ganzen dem Nachtheil der Einzelnen, nemlich der Kapitaliſten-Klaſſe, vorgehe, und daß öffentliche Kaſſen, die gewöhnlich weit verſchuldeter ſind als ein Privatmann, mit dem nemlichen Rechte als dieſer

ſer die Zeitumſtände benutzen mögen, ſich nie-
drige Zinſen zu verſchaffen.

E. W. Ackermann.

II.

Die Helden.

1795.

Sed jam serpentum major concordia.

Juvenal.

Nein, Freund, ſchilt dein Jahrhundert nicht erſchlafft!
Sind wir nicht Meiſter jeder Wiſſenſchaft?
Nimm, zum Exempel, nur die Kunſt — zu morden!
Du lächelſt? Glaub'ſt du denn, es ſey Cheruskerhorden
Und Allemannen einſt ſo gut wie Uns geworden?
Ermüdet von der Jagd, mit Fellen überdeckt,
Die Keulen in der Hand, am Feuer hingeſtreckt,
So leöten ſie im Wald, noch halbe Patriarchen.
Wie Wir den Nachmittag im Kirchſtuhl zu verſchnarchen,
Den Abend im Parterr, bey'm Manne nach der Uhr, *)
Zu gähnen, dazu braucht's Jahrtauſende Kultur.
Und vollends ſchulgerecht zu brennen und zu ſengen,
Und Städte in die Luft mit Weib und Kind zu ſprengen;

*) Ein bekanntes Luſtſpiel.

Dazu

Dazu gehört ein Held, wie S . . . es war. *)
Komm, Hermann, komm und lern', armſeliger Barbar!

*) Mehrere Stunden nach der ſtürmiſchen Eroberung von Praga durch die Ruſſiſchen Legionen, ſteckten es dieſe, bey abgekühltem Blute, an allen vier Ecken in Brand; und ſo wurde dieſe, ehedem ſo blühende Vorſtadt von Warſchau, durch ein nie genug zu beweinendes Verhängniß, in eine öde Grabſtätte für mehr als 20000 unſchuldige oder getäuſchte Schlachtopfer beyderley Geſchlechts verwandelt. (Männer und Greiſe, Kinder, Säuglinge und ſchwangere Weiber wurden zu Tauſenden ein Raub der Flammen und Fluthen, oder fielen, von einem noch feindſeligern Schickſal verfolgt, in das Schwert blutdurſtiger Koſacken und Kalmucken. (M. ſ. auch die Minerva von Archenholz.) Es giebt Schriftſteller in unſerm Vaterlande, die dieſer glänzenden Eroberung nie erwähnen, ohne zugleich über den General S . . . in eine dithyrambiſche Begeiſterung auszubrechen. Freylich wohl dachte unſer Stammvater Herrmann, in ſeinem heiligen Eichenwalde, etwas verſchieden von dieſen erlauchteſten Herren des achtzehenten Jahrhunderts: — allein dafür war er ja auch ein roher Cherusker, ein armſeliger Barbar! — „Herrmann führt nicht mit ſchwangern Weibern Krieg!" rief er, voll des edelſten Unwillens, und mit einem von Menſchlichkeit warm überſtrömenden Herzen. — Die Römer hatten ihn nämlich ſein ſchwangeres Weib durch einen räuberiſchen Ueberfall fortgeführt. — „Egregium patrem! magnum imperatorem! fortem exercitum! quorum tot manus unam mulierculam

avex-

Er, der in Wolken thront, der Unbekannte,
Auf deſſen Wink Veſuv erloſch und brannte;
Er, der durch Blitz die Lüfte reinigt, ſandte
Auch Katilina, Alba, Hannibal;
Gab Cäſar Ruhmſucht, Brutus — einen Stahl.
Glorreiches Loos, ſich für ein Marmormahl,
Für eine Inſchrift drauf mit goldnen Lettern
Zu würgen, zu verſtümmeln und zerſchmettern!
Beneidenswerthes Loos, wenn zur Examenzeit
Quintanerbuben einſt von eurer Wachſamkeit
Im Partherkriege, bis Punkt zwölf, die alten
Und nickenden Scholarchen unterhalten! *)
Glorreiches Loos! So lebt ihr noch bey Kindeskind,
Deckt euer Mahl längſt Moos. Ach! gleich vergänglich ſind
Die Monumente, golden oder alabaſtern.
Schau wie dort mit Hero'n die Gothen — Straßen pflaſtern!
Zu Pfann' und Krug ſchmilzt ſeinen Cäſar Rom;
Ein Rumpf von Zevs verſtopft die Schleuſ' am Tiberſtrom.

Wo

avexerint! Sibi tres legiones, totidem legatos procubuiſſe. *Non enim ſe proditione, neque adverſus feminas gravidas, ſed palam adverſus armatos bellum tractare* etc. Tacit. Annal. lib. I. Cap. LVIII.

*) — i demens et ſaevus curre per Alpeis!
Ut pueris placeas et declamatio fias.
Juven. Sat. X. v. 166.

Wo Villen ſtanden, winken Winzerhütten,
Und Kinder ſpielen wo einſt Väter ſtritten.
Die liebliche Schalmey, der Heerden froh Geläut
Erſchallen durch die Flur, wie zu Evanders Zeit,
Und, ihre unverjährten Rechte zu erneuen,
Wallt Ceres lachend auf verfallenen Baſteyen.
Statt Waffen rauſcht die Saat; zur Sichel wird das Schwert;
Auf Leichnamen erhöht Pomona ihren Heerd.
Oft aus korinthiſchen, verfallnen Marmorhallen
Hört ihr im Mondenglanz wie Geiſterſtimmen hallen.
Das iſt die Stimme der Vergangenheit!
Hier unter Trümmern alter Herrlichkeit,
Die ihr gewalt'ger Arm ringsum zerſtreut,
Thront Sie, und borgt des leiſen Wiederhalles
Verlorne Stimm', und lehrt den Wanderer, daß Alles
Vorübergeh' am Staub. — „Ich, murmelt ſie, ich ſchliff
Für Marat Korday's Dolch. — Längſt flog das Weberſchiff
Zu euerm Grabtuch. Längſt ſchon goß ich das Geläute
Zu euerm Leichenzug. — In jenem Hain klang heute
Die Art zu euerm Sarg. — Für Alt und Jung bereite
Ich zwey Behauſungen, ſeit dem der Erdkreis ſteht;
Die erſte, eh' ihr kommt, die zweyte, eh' ihr geht. —
Noch peinigt im Tumult euch kein Gewiſſenskummer.

Noch ſchläft in eurer Bruſt der Schläfer feſten Schlummer,
Durch Traubenſaft von Cypern und Burgund,
Und Götterchen von Amathunt
Sanft eingewiegt. Traut nicht! — Er lauſcht im Hintergrund
Der Seel', und zeichnet dort von ungerechten Kriegen
Tief, unvertilgbar tief, ein Bild mit Flammenzügen.
Der Schläfer wacht! Es kommt, es kommt ein Tag!
Da ſchreckt Ihn, der bey wildem Trommelſchlag
Und der Karthaunen lautem Gebrülle
Geſchlummert, in der Todtenſtille
Der Mitternacht des Todes Seufz' empor.
Wer klopft? wer klopft ſo ſpät am Pallaſithor?
O bleicher Fremdling, Du? Wie dringſt du durch die Wache?
War denn kein Kämmerling im Vorgemache,
Der wieperte: Zu früh! — Seht ihr die ſchwarze Hand?
Sie fährt empor und hängt an die Trojäenwand
Das düſtre Nachtſtück. — Still vorüber gleiten
Von abgehärmten Müttern, Kindern, Bräuten
Die Schattenbilder, all' in Trauerkleid.
Von allen Thürmen hört Ihr Grabgeläut;
An allen Wänden ſeht Ihr Städt' und Dörfer flammen.
Um brüllt: „ihr Berge, ſtürzet über uns zuſammen!
Bedeckt, ihr Thäler, uns mit Schutt und Graus!“ —

Was

Was zaudert ihr? Das Poſſenſpiel iſt aus.
Auf, und entkleidet euch! Du, Bettler, wirf die Krücke
Dem Glück, und Du, o Held, den Federbuſch zurücke!
Der bleiche Fremdling, der den Vorhang niederrollt,
Reicht dir ein Leichentuch ſtatt Stern und Flittergold:
Verzeuch! — Monarchen ziemt es mit Gefolg zu reiſen. —
O ihr Verwünſchungen, ihr Seufzer zarter Waiſen,
Ihr Mutterflüch', ihr heiſſe Thränen, ſeyd
Ihr ſein Geleit, durch Zeit und Ewigkeit! —
Du, Bettler, geh' allein! —

O Ruhm, o Herrlichkeit!
Eroberer, iſt dies der Preis, nach dem ihr trachtet?
Warum ihr hungertet und manche Nacht durchwachtet?
Auguſt, ſprich, ſchlüg' ein Gott des Schickſals Buch — unachtet
Vor Aller Augen — dir, dem Ungebornen, auf,
Und ſpräche: Sterblicher, lies deinen Lebenslauf!
Und du erblickteſt nun, wie Ruhe von der Wiege
Dich bis zum Grabe floh — die bürgerlichen Kriege —
Hier Cäſarn, *) wie ſein Blut aus hundert Wunden quell,

*) Cäſar hatte, wie bekannt, Auguſten an Kindesſtatt angenommen.

Und Er, von Brutus Dolch verwundet, wehmuthsvoll
Ausrief: Auch Du, mein Sohn? und ſein Geſicht
verdeckte; —
Dort Cicero, wie er ſein graues Haupt hinſtreckte
Aus ſeiner Sänfte, und den Todesſtreich empfing —
Und dann dein thränend Aug' an jenen Scenen hing,
Wo mit dem Haupt du an die Marmorpfeiler lieſeſt,
Und „Varus, Varus, meine Legionen!“ rieſeſt —
Und wo die nächtliche Verſammelung
Mit Cinna ſich verſchwor — und, in Verzweifelung
Verloren, ſich dein Enkel aus Matratzen
Flockwoll' und Kälberhaar hervorzukratzen
Verdammt ſah, und es gierig niederſchlang —
Dort deine Tochter an dem Felſenhang
Von Pandataria — und zwiſchen Kerkerwänden
Hier deine Enkelin, erwürgt von Henkershänden —
Du ſelbſt durch Livia's ſtiefmütterliche Hand,
O armer Herr der Welt, verwaiſ't am Grabesrand!
Dein Leben eine lange Todtenfeyer!
Tiberius dein Erb', ein Ungeheuer,
Bezeichnet durch der Welt und Nachwelt ſchwarzen
Fluch: —
Auguſt, du würdeſt das verhängnißvolle Buch
Zuſchlagen, und, hinkniend an den Stufen
Des Allerheiligſten, laut weinend rufen:
„Verhängniß, einen Blitz aus deinem Heiligthum!“ —

O du, verliehn zum Fluch, verführerischer
Ruhm! —
Als wir noch roh mit Faust und Ferse stritten,
Erschienst du vor der Waldbewohner Hütten,
Und sprachst: „Wie? Was? Der Schöpfung Herr seyd ihr,
Und kämpft wie Löwe, Bär und Panterthier?
Glorreicher Sieg! Ein Flecken! Eine Beule!
Ich bring' euch Speere, Schwerter, Pfeile.
Zu lang' habt ihr mit Fäusten euch zerfleischt,
Mit Nägeln euch zerkratzt, von Wuth getäuscht.
Nun seyd fortan vernünftige Geschöpfe!
Durchbohrt das Herz euch! Spaltet euch die Köpfe!"
Gesagt, gethan! Der Erdkreis schwamm in Blut.

„Ja, fuhrst du fort, ein Pfeil ist zwar recht gut:
Doch fällt nur je Ein Feind durch Pfeil und Lanze;
Auch schirmt davor der Panzer und die Schanze.
Empfangt dies flammenspeyende Geschoß!
Sein Eingeweid zerschmettert Mann und Roß.
Die schwarzen Körner hier, die Satans Bundsgenoß
Von Ihm, aus Schwefel und Salpeter, kneten lernte,
Streut in den Abgrund, und — erwartet blut'ge Erndte!
Wißt es, der Ehre zarte Pflanze reift
Im eisern Schlachtfeld nur, von Blut beträuft,
Wo Donner krachen und sich Blitze schlängeln.
Schon rauscht herab ein Chor von Todesengeln,
Mit Sicheln in der Hand, und unter Trommelschlag

Anblik ertragen können; kommet alſo nicht vor ihn, ich bitte euch, bis ſich ſein erſter Zorn gelegt hat.

Floriſell.

Es iſt auch mein Vorſaz nicht -- Ihr ſeyd Camillo, denke ich?

Camillo.

Er ſelbſt, Gnädiger Herr.

Perdita zu Floriſell.

Wie oft hab ich euch geſagt, es werde ſo gehen? Meine Würde werde nicht länger dauren, bis es offenbar werde?

Floriſell.

Beſorge nichts, ſo lange ich dir getreu bin; und wenn ich jemals meine Treue breche, dann laßt die Natur die Seiten der Erde zuſammendrüken, und alles was zwiſchen ihnen iſt, zermürſen -- Schlage deine Augen auf! -- Löſche mich immerhin aus der Thronfolge aus, Vater; ich bin Erbe von meiner Liebe.

Camillo.

Laßt euch rathen.

Floriſell.

Das thue ich; aber von meinem Herzen; will ſich meine Vernunft bequemen ihm zu gehorchen, ſo hab' ich Vernunft; wo nicht, ſo will ich ein Thor ſeyn, wenn es Thor-

Und bey Drommeten Hall beginnt der Erndtetag.—
Dies hier ſind Bomben. Drehend, gleich Kometen,
Zieht ſie dahin, und ziſchen, praſſeln, röthen
Mit Feuerſtreifen Mitternachts die Luft.
Erbebt flieht Jung und Alt in Fels und Kluft,
Und ſchaut voll Angſt, wohin der Feuerklumpen fliege.
Haubitz' und Bombe trägt die Schreckniſſe der Kriege
Zu Schwangern, Kranken und dem Säugling in der
Wiege.
Gelt! dieſe tacktiſche Verfeinerung iſt neu!
Die Feuerſchlünde dort zerſchmettern zwey bis drey;
Doch fällt ihr Nägelkopf' und feingehacktes Bley,
Und Glas hinein, und laßt en flanc ſie ſtreichen,
So giebt Ein Schuß zwey bis drey hundert Leichen.—
Fort mit Viſieren, Helm und Panzer! Zieht
Den Harniſch aus! Marſchiert, in Reih und Glied,
(Ha! wie verdunkelt ihr nicht jetzt die Scipionen!)
Bloß in der Sommerweſt' ins Feuer der Kanonen!

Der Abgrund droht — Seht dort mit Leichnamen
das Feld
Schwarz ausgepflaſtert, rund vom bleichen Blitz erhellt!
O wie die Ströme Bluts der Roſſe Schenkel röthen!
O das betäubenden Geſchmetters der Drommeten!
Zählt! Wie viel Todte giebts? — — „Zehn tauſend
liegen da.“

Wie

Wie viel Verſtümmelte? — „Zweymal ſo viel beynah.“
Nun plündert, was ihr könnt! Nun jauchzt Viktoria!
Dort liegt die Königsſtadt mit ihren ſtolzen Thürmen.
Die Mitternacht bricht ein. Kommt! Laßt ſie Uns erſtürmen!
Pſt! Nehmt die Leitern! Zieht die Schuhe aus!
Erwürgt den Schläfer dort im Schilderhaus.
Hinangeklettert! Schießt den Wall in Graus!
Begrabet Weib und Kind im Schutt geſprengter Minen!
Büßt viehiſch eure Luſt auf rauchenden Ruinen
An Jungfrau'n halb entſeelt! Würgt, ſengt und brennt, und dann,
Beſudelt noch von Blut, ſtimmt ein Te Deum an!
Verlieh Herr Zebaoth die Kraft nicht euren Händen,
Ihr könntet ohne ihn nicht morden und nicht ſchänden! —

Von jedem Kirchthurm hallt frohlockendes Geläut.
Schau Lampen, bis zum Dach unzählig aufgereiht,
Blau, roth, in magiſcher Beleuchtung, niederfunkeln,
Und durch ihr Farbenſpiel Mond und Geſtirn verdunkeln! *)
„Jauchzt Jo! Evoe! Wir feyern Siegesfeſt.
„Heil!

*) Die großen Siegesfeſte ſind in der Regel mit Illuminazionen und Bällen verbunden, denen die empfindſamſte Scheue ohne Anſtand beywohnt.

„Heil! Heil dem großen Karl! — Ey jauchzt doch auch der Peſt
Und den Veſuven Heil! — O, troz dem tollen Schweden,
Kann Aetna und die Peſt entvölkern und veröden.
Heil Ueberſchwemmung dir! — Gott, Urquell alles Lichts,
Zerſtörung iſt Verdienſt, und deine Schöpfung Nichts.
Triumf! Viktoria! Ihr Jungfrau'n, unter Tänzen
Laßt uns des Siegers Haupt mit Lorbeern rund bekränzen!
Schon zittert durch den Saal der bleiche Kerzenglanz.
Losrauſchend überſchallt der Baß die Diſſonanz
Der Stimmenden. — Ha ſeht! Schon drehen ſich im Tanz
Rings Girandolen mit den ſchwindelnden Mänaden. —

Seyd denn zum Todtentanz mir alle eingeladen!
Dort, wo das Heldenheer den Lorbeer ſich errang,
Dort laßt begeiſtert Euch von wildem Saitenklang
Die leichten Schenkel zum verſchlungnen Tanz beflügeln!
Steckt tauſend Lampen an auf jenen frohen Hügeln;
Denn Tauſende verſchlang die ſchwarze Todesnacht!
Myrjaden ſchlummern hier, die geſtern froh gelacht,
Verſtummt auf ewig nun. Drum läutet alle Glocken!
Ach! zwanzig tauſend Pulſ' im Lenz des Lebens ſtocken!

Drum

Drum tanzt, drum tanzt! — Folgt ihr dem bleich
umdämmerten Chor
Im Schimmer des Mondes? Er ſchwebt vom eiſer-
nen Feld empor.
Was deutet ihr feyerlich ernſt auf jene blutriefenden
Stümmel,
Ihr Todeserſcheinungen ihr, und hebet die Hände
gen Himmel?
Laß ab von mir, du dort mit der geſpalt'nen Stirn,
Mit aufgedecktem blutdurchlaufenen Gehirn!
Fleuch, hölliſches Geſpenſt! — Horch! Welch ein
dumpf Gewimmer!
„Wir ſehn das goldne Licht der Sonnen immer, nimmer!"
Bringt Lampen! — Evoe! Nachtwandler, ſtiller Mond,
Warum ſo blaß? Warum ſeyd ihr vom Horizont,
Ihr goldnen Sterne all, in Nachtgewölk entflohen?
Warum ſo bleich beym Ruhm unſterblicher Heroen?
Betrauert ihr vielleicht der nachbarlichen Welt
Beweinenswerthes Loos? — „Erleuchtet mit Lam-
pen das Feld!
Erleuchtet die Lampen mit Blut, mit Blut der Er-
ſchlagnen! Trinket
Aus Schädeln dampfendes Blut! — Ha! wie es aus
Lampen dort blinket,
In röthlich ſchimmernder Pracht! — Trinkt! Trinkt
den Ueberreſt!
Jauchzt, Kannibalen, jauchzt, und feyert Siegesfeſt!"

Wen seh' ich dort, der eine Leich' umklammert,
Und drüber hingebeugt am blut'gen Staube jammert?
Er küßt und streichelt sie mit kindlich frommer Hand. *)
Woher, du armes Kind? — „Weit weit aus Ungerland,
Mein schöner Herr! Da sind wir in den Krieg gezogen,
Das Bärbl, Kasperl, und der Fränzl, und die sogen
Noch halter, und da mußt auch Fränzl eben mit." —
Wo hast die Mutter? — „'s Mutterl? — Weiß es nit.
Kam ein Geschrey daher: die Linjen sind durchbrochen!
Und rett' sich, wer da kann! Und Vaterl ist erstochen!
Schrie Mutterl: lauf! Wird hint das Rheinbrück' abgebrochen.
Bis dran! Lauf Bub'! — Ich weck' erst 's Bärbl aus dem Schlaf,
Und 's Kasperl. — Heiliger Gott! 's Feldlager brennt; Pass! Pass!
Ging's hüben, drüben — ja, und unterwegs da traf,
All, überall ich's voll von todten Männern, Rossen —
Ich furchte mich gar sehr, und schrie stets, wenn sie schossen.

Die

*) Der folgende Dialog zwischen dem Dichter und dem Soldatenknaben ist historisch wahr, und die Hauptzüge des schrecklichen Gemähldes aus der naiven Erzählung dieses Kindes genommen; wie jeder verständige Leser, auch ohne diese Anmerkung, vermuthet haben würde.

Die andern ſchrien auch: „ach Gott! mein Bein! mein Arm!
Jeſu Maria hilf! Mein Kopf! Daß Gott erbarm!“
Auf einmal ſah ich nichts als Qualm und Nebel,
Und ſchwarzen Pulverdampf, und blanke Säbel.
Und dann kam ein Huſar von Wurmſer, und der ſchrie:
„Sie kommen, ſie ſind da, die Mordhund! Fall' auf's Knie!
Bub', fall auf's Knie, und bet' ein gläubig Vaterunſer!“
Und als ich nun ſo knie und bet', hopp! hopp! ſprengt unſer
Major vorbey und — ſchwapp! fliegt ihm vom Rumpf der Kopf,
Und mich, Jeſus Marie! kriegt ein Franzos beym Schopf,
Und wirft mich übern Zaun auf friſchgefurchte Beete,
Und ſchreyt: Marſch! Wollen du, daß dich Cheval zertrete,
Du Oeſtreich's Bougre du? — Ich dukt' mich hinterm Zaun,
Bis alles ſtille war; da fing's mir an zu graun.
Oberſt zu unterſt lagen Todte aufgeſtapelt,
Und viele ſtöhnten noch. — Als ich mich raus gerappelt,
Da kroch ich drüber weg. Mich hungerte gar ſehr.
Ich lief durch Wald und Feld, und in die Kreuz und Queer,
Kam drauf vor eine Stadt, ſehr groß, heißt glaub' ich Speyer;

Stand

Stand da ein Fratz. — Ich bat ihn: gebt mir einen Dreyer,
Mein ſchöner Herr. Allein er ſchalt mich heftig aus,
Und munkelte ſo was von Zucht- und Arbeitshaus.
Ich war das nit gewohnt, und auf den Quaderſteinen
Am Stadtthor hub ich an recht bitterlich zu weinen.
Hatt' noch ein Tüchel, 's war von ſchönem weißen Leinen.
Sprach ich ſo zu mir ſelbſt: Je! willt das Tüchel hier
Verkaufen, Fränzl, kriegſt drey Batzen oder vier. —
Queer hüben ſaß ein Weib am Spinnrad vor der Thür.
Ich hin und ſprach: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! Sagte
Das Weib: In Ewigkeit! Und als ſie drauf mich fragte:
Biſt nit von Speyer, Bub? weint' ich laut aus und ſagte:
Bin nit von Spey'r, bin weit ſehr weit, aus Ungerland!
Und als ich dies geſagt, nahm ſie mich bey der Hand,
Und ſprach: Ach! warum bleibſt du nit daheim in Ungern?
Du armer Bub! Nit wahr? Dich wird gewißlich hungern?
Ach ja, rief ich, ach ja! hab noch nit geſſen hint.
„Sag an! ſag an! Haſt dann nit Eltern, armes Kind?"
Mein Vaterl lebt nit mehr; auch Mutterl iſt wohl todt.
Gebt für dieß Tüchel mir ein kleines Biſſel Brodt!
Hilf Gott! hätt'ſt ja dann nichs ein Zäh'rl dir abzuwiſchen. —
Behalt dein Tüchel! hier haſt Brod dich zu erfriſchen!
Gottslohn! Gottslohn! und auf, und wieder queer ſeldein,

Hin-

Hinaus zum Thor von Spey'r, und fort! Die Nacht brach ein.
Ich rief und ſchrie: Ach Gott, wo mag mein Mütterl ſeyn?
Ich ſuchte hin und her, und ſuchte aller Orten.
Als ich auf's Schlachtfeld kam, war alles ſtill geworden,
Und blutroth drüber hing vom Himmel ein Komet.
Und als der Angelus *) von weitem bimmeln thät,
Da kniet' ich hin, — hab' ſo mein Lebtag' nit gebet'!
Denn unterm Kriegszelt die, die hatten's nur Geſpottes —
Und ſchrie: Erbarm dich mein, du heil'ge Mutter Gottes!
Mein Mütterl iſt ja todt, bin eine arme Waiſ'! —
Die Todten lagen all nun nackt und haufenweis,
Als ſchliefen ſie, und ich ſchlich immer, loſ' und leiſ',
An Jeden einzeln hin, und ſchrie: daß Gott erbarme!
Das iſt mein Vaterl! Und dann ſtreckt' ich beyde Arme
Hinaus in Nacht und Sturm, und ſchaut' im Mondenlicht
Den todten Männern ſcharf in's blutige Geſicht.
Zuletzt da hab' ich ihn hier unter'm Schlehdorn funden.
Ich nahm mein Tüchel, und verband ihm ſeine Wunden;
Da wein' ich nun und küß' ihn ohne Unterlaß.
Ach!

*) Das Zeichen zum Abendgebet bey den Römiſchkatholiſchen.

Ach! ſeine Hand bleibt kalt, ſein Mund bleibt blaß!
ſo blaß! —
Den armen Fränzl friert's! — Hu! Hu! — Bitt'
dich, begrabe
Ihn nit! Mein Mütterl iſt vielleicht verbrannt; wen
habe
Ich ſonſt, ich armer Bub? — War ihm ſo gut, ſo gut!"
Erleuchtet mit Lampen das Feld! Erleuchtet die Lam-
pen mit Blut!
Mit der Erſchlag'nen Blut! — „Die Leute halter meinen
Es gut — Da ſagen ſie, ich müßt' nit immer weinen —
Will auch nit mehr — Ach Gott! das Aug' thut mir
ſo weh! —
Den armen Fränzl friert's, hu! hu!" — Jauchzt Evoe!
Komm bleicher Knabe! Tanz' dich warm! Laß ab mit
klagen!
Jauchz' Jo Evoe! Wir haben ihn erſchlagen!
Tanz' Todtentanz mit Uns im rothen Lampenſchein! —
„Ach Gott! Ach Gott! Wo mag nun wohl mein Müt-
terl ſeyn?" —
Ihr Seraſim, erbarmt, erbarmt euch ſeiner Pein!
Schwebt nieder, und geſellt die zarte Engelſeele
Euch zur Geſpielin! Tragt aus dieſer Kerkerhöhle
Sie ſanft in Gottes Schooß! —
Durch tapfre Gegenwehr
Des Feindes ſchwächt ſich oft ein zahlreich Kriegesheer.
Alsdann ſchickt Werber aus im Lande kreuz und queer!
Die, wett' ich, ſenden ſchon in vier und zwanzig Stunden
Auf

Auf Leiterwagen euch, geknebelt und gebunden,
Zahlloſes Bettelvolk, Spitzbüben, Vagabunden.
Laßt, eins zwey drey, die Kerls die Lumpen runter ziehn!
Allein verwerft ſie nicht! Man braucht ſie zu Scharpie'n.
Drauf ſorgt daß blaues Tuch der Auditör beſtelle,
So praeter propter zu zwölf Groſchen jede Elle!
Auch Hüthe, je das Stück fünf Groſchen oder ſechs,
Und vorn ein Schild in Gold mit Ludovicus Rex!
Zu dieſem fügt dann noch die rothen Rockaufſchläge,
Zwey Groſchen Sold des Tag's, und zwey und zwanzig Schläge —
Ha! ſchier vergaß ich doch den Hauptpunkt, à propos!
Zweymal im Lazareth die Woche friſches Stroh! —
Marſch! ihr unſterblichen Heroen zu zwey Groſchen,
Urenkelſöhne Teuts, erſtürmt des Feind's Approchen!
Ou vaincre ou mourir! ſo ruft ein Officier.
Laut brüllt das Heer ihm nach: ou vaincre ou mourir!
Seht da! Die Schlacht beginnt! Schon ſteigen zwey Granaten.
Sie platzen. Hui! wie fliehn Panduren und Kroaten!
Sie rennen toll und blind den Officier in Koth.
Er ſchreyt, wie Drouet ſchrie: bin todt, bin todt, bin todt! *)

*) Der Konventsdeputierte Drouet ſuchte aus der Oeſtreichiſchen Gefangenſchaft zu entkommen. Sein Plan aber mißlang; er fiel, und ſchrie nun unten unaufhörlich: bin todt, bin todt! — Siehe die Zeitungen.

heit iſt ſeiner Empfindung zu folgen und glüklich dadurch zu ſeyn.

Camillo.

So ſpricht die Leidenſchaft in Verzweiflung.

Florifell.

Nennt es wie ihr wollt; ſo bin ich geſinnt; ſo erfüll' ich meine Gelübde; ich kan nicht anders denken, als daß ich ſo wie ein ehrlicher Mann handle. Camillo, nicht um dieſes Königreich, nicht um den Pomp eines vor mir knienden Hofes; nicht um alles was die Sonne ſieht, oder der Ocean in unergründeten Tiefen verbirgt, will ich den Eid brechen, den ich dieſer meiner ſchönen Geliebten geſchworen habe: Ich bitte euch alſo, wenn ihr iemals meines Vaters Freund geweſen ſeyd, ſo bemühet euch, wenn er mich vermiſſen wird (denn es iſt mein feſter Entſchluß daß er mich nimmermehr wieder ſehen ſoll) ſeine Leidenſchaft durch euern Zuſpruch zu beſänftigen; für das übrige laſſet mich und mein Schikſal ſorgen. Soviel könnet ihr wiſſen, und das möcht ihr ihm auch ſagen, daß ich mich mit ihr zu Schiffe begeben habe. Zu gutem Glüke habe ich eines an dieſer Küſte in Bereitſchaft, ob ich es gleich nicht zu dieſem Gebrauch ausrüſten laſſen. Wohin ich meinen Lauf zu richten gedenke, nüzt weder euch, zu wiſſen, noch mir, zu ſagen.

Camillo.

O, mein Prinz, ich wollte euer Geiſt wäre leichter

auf

Sehr gern bewundert' ich die Kunst der Retirade,
Ihr Heldensöhne Ihr, ach! ging es, Jammer schade,
Nicht gar zu schnell für mich. — Sieh dort die Wachparade!
Es klirrt das Bayonett, die Trommel wirbelt wild. —
O weh! So eben peitscht man Gottes Ebenbild,
Auf Tod und Leben, durch verdoppelte Geschwader,
Bis krampfhaft zuckend, längs dem Rückgrad, Nerv und Ader
Zerfetzt herunter fällt, und tief hineingetaucht,
Von Blut bespritzt, die Gert' in tausend Händen raucht.
He! Schnurrbart, sprich! Was hat der Delinquent verbrochen?
„Der rechts ist Desertör. Ich warb vor wenig Wochen
Ihn, in der Trunkenheit, für unser Eskadron,
Und da er nüchtern ward, so ging er uns davon.
Der alte Graukopf links, weil ihm die Knie versagen,
So hat ihn der Profos die Gassen auf-getragen. —
Verbrach noch mehr. Er schlief bey Nacht vor Alter ein."
Womit beschönigt ihr denn diese Teufeleyn? —
„Subordinazion und Krieg!" — Und muß der seyn?
„Kein Krieg? Kein Krieg? — Ey ja, das wäre meine Sache!
Herr, menagier' er sich! Wo nicht, dort ist die Wache!
Giebt es nur Krieg! — Warum? das fragt ein Schurke, pah!
Und spricht mein Landesherr: Marsch nach Amerika!
Herr,

Herr, ſieht er, ich marſchier', und munkelt eins, als nehm' er,
Erlauſt durch Engellands Malz-, Korn- und Tobaks-krämer,
Nach neuer Taxe für ein abgeſchlagnes Bein,
Und Kopf und Arm Erſatz in Geld: ſo ſchlag' ich drein!
Noch iſt der Heldenmuth in Teutſchland nicht verloſchen!
Wofür giebt täglich uns der Landesherr zwey Groſchen?
Ha! ſtraf mich Gott! Ich bin ein teutſcher Patriot! —
Man ſchlägt uns todt, was thut's? — Wir ſchlagen wieder todt.
Blitz, Hagel, Wetter! Herr, das iſt ja unſer Brod!" *)
Wen ſeh ich dort im Kreis, den Knebelbärte ziehen,
Mit ſchwarzem Herzen und verbundnen Augen knieen?
Drey Krieger treten vor, ſie ſpannen ihr Gewehr;
Das Schnupftuch winkt. Es blitzt. O Gott! — Er iſt nicht mehr!
Und ſein Vergehn? Dafür giebt's keinen Namen, Herr!
Der Kerl, verſteh er mich! lief vor drey Wochen Gaſſen.
Gut! — Kömmt ein Officier, vermuthlich bloß zu ſpaßen,
(Wie ſo ein Herr es pflegt, Er weiß ja wohl!) der ſpricht:
Nun, Burſche, wie behagt's? **) — Schlägt der Halunke nicht
Ihm, dir nichts mir nichts, gleich die Kett' ins Angeſicht?

*) Ein ähnliches Beyſpiel von teutſchem Patriotismus findet man im Revoluzionsalmanach 1794. p. 102.

**) Der Soldat lief wegen Deſertion Spießruthen.

Man hielt ein Kriegsgericht, das Urtheil war: erſchoſſen!
Drauf ging's an Hof. Nachdem zwölf Tage kaum
verfloſſen,
So kam denn ein Reſkript: der N N. wird erſchoſſen.
Hilf Gott! Was heult' und ſchrie der Officier! umſonſt!
Da ſtand es ſchwarz auf weiß! — Verwandten ſich
auch ſonſt
Beym hohen Kriegsgericht vornehme Herrn und Grafen,
Was hilft's? Dort liegt er" —
Gott! und deine Donner ſchlafen? *)
Aeſft hier ein Erdengott im Urtheil, was er ſprach,
Das

*) Ich kann dieſe Stelle nicht ohne eine — freylich ſehr unpoetiſche — Anmerkung laſſen. Das Kriegsgericht ſprach nach den Kriegsartikeln, und mußte nach dem Buchſtaben derſelben ſprechen. Die allgemeine Stimme der Menſchlichkeit iſt freylich in vorliegendem Falle für eine Ausnahme von der Strenge des Geſetzes — wiewohl es ein Geſetz iſt, ohne welches ſich keine Kriegsdiſciplin, ſo wie ohne dieſe kein zweck- und regelmäßiges Kriegsheer denken läßt. Die Ausnahme vom Geſetz aber konnte nur der Geſetzgeber machen. Ob dieſer recht oder unrecht hatte, es nicht zu thun, iſt in Rückſicht auf die Folgen ein äuſſerſt ſchweres Problem. Denn der Geſetzgeber darf ſich nicht dem Gefühl überlaſſen; ſeine Pflicht iſt, kalt und unbeweglich bloß auf den Ausſpruch der Vernunft zu horchen, folglich diejenige Entſcheidung zu geben, die das allgemeine Intereſſe gebieteriſch fodert. Freylich

Das unerbittliche Geſetz des Schickſals nach? —
Gemach, Das muß ſo ſeyn, ruft ihr mir zu, gemach!
Gehört das nicht zum Staat vernunftbegabter Weſen?
Belieben Sie nur Burk und Rehberg nachzuleſen!
„Probatum eſt!“ — Still! Still! Ich bitt' euch drum! Kein Wort!
„Wohin?“ In Fels und Kluft! Fort, von dem Menſchen fort!

J. D. Falk.

trat hier einer von den unſeligen Kolliſionsfällen ein, wo das größte Recht in einem andern Sinne großes Unrecht iſt. Ich wage es nicht in dieſem beſondern Falle zu ſagen, was für einen Ausſpruch das Orakel der Vernunft gethan hätte, wofern es ein ſolches auf dem Erdboden gäbe. Wenn die Vernunft jemahls die Regierung des Menſchengeſchlechts übernehmen ſollte, ſo würde ſie die Axt an die Wurzel ſelbſt legen, und den Anfang aller ihrer Reformen vermuthlich damit machen, daß ſie den Janustempel auf ewig zuſchlöſſe. Dann bedürfte es keiner Soldaten und Officiere, keiner Kriegsartikel und keiner Regimentsſtrafen mehr. Bis dahin alſo wird die Handlung eines Kriegsknechts, ſeinem Officier die Kette ins Geſicht zu ſchlagen, wie groß auch die Reizung dazu geweſen ſey, ein Kapitalverbrechen bleiben müſſen. Aber was nicht laut genug geſagt werden kann, iſt, daß auch auf die Handlung des Officiers, der einen armen Unglücklichen, in dem Augenblick da er ſeine Strafe (und welch eine Strafe!) ausgeſtanden hat, durch unmenſchlichen Spott zu einer der menſchlichen Natur ver-

zeihlichen Muth reizt, eine angemessene, folglich eine Strafe, die alle seinesgleichen auf immer von einer ähnlichen Brutalität abzuschrecken fähig wäre, gesetzt seyn sollte. Denn je strenger ein militärischer Befehlshaber in allem was ihm der Dienst zur Pflicht macht, seyn muß, desto mehr ist es nicht nur sittliche, sondern selbst militärische Pflicht für ihn, in seinem ganzen übrigen Betragen gegen seine Untergebenen sanft und menschlich zu verfahren.

W.

Ueber das vorstehende Gedicht selbst erlaube ich mir nur noch ein paar Worte. Es ist das zweite von diesem Verfasser, welches er im T. Merkur dem öffentlichen Urtheil ausstellt. Die Juvenalische Satire ist ein Fach, worin sich noch wenige Dichter unsrer Nazion versucht haben. Der genievolle Verfasser der Helden fühlt sich dazu berufen, und in der That scheint der Geist Juvenals so reichlich über ihn ausgegossen zu seyn, daß ihn selbst das Schicksal dieses römischen Satirendichters schwerlich von einer Laufbahn, worin noch so viel Lorbern zu erringen sind, abschrecken würde. Indessen ist zu hoffen, daß ein Juvenal unsrer Zeit keine Domiziane zu befürchten habe; oder sollten etwa Domiziane und Juvenale in gewissem Sinne correlata seyn, und die nehmliche Verkettung von Ursachen, die einen Juvenal mit der blutigen

gen Geiſel der Erinnyen bewaffnet, ihm auch irgend einen Domizian, der weder Filoſofen noch Satiriſten dulden kann, zum Zeitgenoſſen geben? — ſo wie die Horaziſche Satire die Zeiten eines Auguſt vorauszuſetzen und nur in ſolche gehörig einzupaſſen ſcheint. Wenn ein äuſſerſt verdorbenes Zeitalter einen Juvenal bedarf und auffordert, ſo iſt wohl nichts unläugbarer als das Bedürfniß des unſrigen. Wie viel oder wenig Gutes durch einen ſolchen Rächer der ſo vielfältig und ſo ſchreiend beleidigten Vernunft und Humanität geſtiftet, und wie viel oder wenig Böſes durch ſeine Bemühungen verhindert werden könne, iſt eine Frage, die ich hier nicht unterſuchen will, und um welche ſich vielleicht der Satiriſt ſelbſt nichts zu bekümmern hat; denn wer hat die Folgen deſſen, wozu er ſich innerlich berufen findet, in ſeiner Hand? Wie dem aber auch ſey, dies iſt gewiß, daß, wenn jeder Dichter ſeinen Zweck, wie edel er immer ſeyn mag, nur inſofern erreicht, als er ſeinen Leſern Vergnügen macht, dies noch ganz beſonders von dem Satiriſten gilt, der ſein an ſich ſelbſt ziemlich verhaßtes Amt nur dadurch beliebt machen kann, wenn er uns durch die Schönheit ſeines Vortrags und ſeiner Verſe gern oder ungern nöthigt, ihn mit Vergnügen zu leſen. Dies iſt es was ich von dem Verfaſſer der Helden mehr als bisher beherzigt zu ſehen wünſchen möchte. Er ſcheint ſich dem Drang und Feuer ſeines Genies zu ſehr

zu überlaſſen, um auf Harmonie und Wohlklang ſeiner Verſe ſo viele Aufmerkſamkeit und Zeit zu verwenden als nöthig iſt; und er erlaubt ſich dagegen hier und da Härten und Nachläßigkeiten, die kein Schriftſteller weder in Verſen noch Proſa ſich ſelbſt überſehen ſoll. Im eiſern'n Schlachtfeld, ſtatt im eiſernen — gehört nicht unter die erläßlichen Sprachſünden, und einen Vers, wie dieſer,

Oberſt zu unterſt lagen Todte aufgeſtapelt,

welches Ohr könnt' ihn dulden? Auch die Lyriſche Unordnung und dithyrambiſche Vermiſchung der Versarten in der Epiſode von dem kleinen Fränzl (die ich überhaupt zu lang und zu überladen finde) — dieſe poetiſche Trunkenheit, welche in der Fantaſie des Dichters das Schlachtfeld in die Scene eines wilden Todten-Bacchanals verwandelt, — die ſeltſame Verbindung des letztern mit der Erzählung des Knaben, welche durch den ſchwärmenden Aufruf der tanzenden Geiſter, „Erleuchtet mit Lampen das Feld, u. ſ. w. und" Jauchzt Evoe! Komm bleicher Knabe, tanz dich warm! u. ſ. w. unterbrochen wird, — dieſe und andere Exceſſe einer noch nicht genug gebändigten Einbildungskraft verdienten wohl eine genauere Beurtheilung, als hier Platz finden kann. Ueberhaupt ſcheint mir der Dichter ſich zuweilen von ſeinem Feuer zu ſehr hinreiſſen zu laſſen, und über der Begierde — ſeine Viſionen eben ſo raſch

und

und lebhaft, als ſie in ſeiner begeiſterten Fantaſie durch einander taumeln, auch auſſer ſich darzuſtellen — mit unter ins Groteske zu verfallen, das nur gar zu nahe ans Erhabene gränzt. Aber wohl dem jungen Dichter, dem man ſolche Vorwürfe zu machen hat, und deſſen Fehler nur aus zu groſſer Kraftfülle, zu ſtarkem Trieb, und zu üppigem Wuchs entſpringen! Was wir ihm wünſchen, bis die Zeit kommt, da ſein eigner Geſchmack ſeine ſicherſte Regel ſeyn wird, iſt ein Freund, wie jener vir bonus et prudens des Horaz, qui verſus reprehendet *inertes*, culpabit *duros*, *incomtis* allinet atrum transverſo calamo ſignum, *ambitioſa* recidet *ornamenta*, *parum claris* lucem dare coget, u. ſ. w. — und die Geduld und Folgſamkeit, die dazu gehört, um ſich einen ſolchen Ariſtarch zu Nutze zu machen.

W.

III.

Kritiſche Erläuterung
einer Stelle des Petronius.

Ein Fragment eines Briefes.

Jetzt muß ich Ihnen, mein theurer Freund, ein paar kritiſche Bemerkungen über eine Stelle des Pe-

Petronius zur Beurtheilung vorlegen. Sie wundern sich ohne Zweifel, wie ich wieder in die Wortkritik hinein gerathen bin, da ich Ihnen schon lange feyerlich angelobt, daß ich mich nicht mehr — wenn es je geschehen — damit befassen wollte. Das habe ich freylich versprochen, und habe es Ihnen versprochen; nicht als ob Sie mir zu einem solchen Abschied gerathen hätten, sondern weil ich gewohnt bin, bey dergleichen Vorsätzen, die meinen Geist und mein Herz betreffen, um sie desto fester zu machen, neben meinem Genius einen Freund zum Zeugen zu nehmen. Ich habe auch mein Wort noch nicht gebrochen, und bin eben so wenig gesonnen, es gegenwärtig zu brechen. Denn das Versprechen betraf nur den Mißbrauch der Kritik, wozu die menschliche Schwachheit einen Liebhaber der Alten nur gar zu leicht hinreißen kann; und Sie wissen dagegen hinlänglich, daß selbst der, welcher die Wortkritik nur als ein lästiges Instrument betrachtet, und weit entfernt ist, sie mit Mehreren, ihres Glanzes wegen, zur Epideixis zu gebrauchen, dennoch so oft zu ihrer Applikazion genöthigt ist. Und so versichere ich Sie denn: ich habe meinen Petron nicht nachgeschlagen, um eine korrumpierte Stelle zu finden, über welche sich etwas sagen ließe, sondern ich habe bey Lesung des Petrons mit betrübtem Herzen wahrgenommen, daß die schöne Stelle, über welche ich Ihnen etwas zu sagen gedenke, einer Hülfe bedürfe, besonders, da sie zum Theil schon einmal angegriffen, und, meiner unmaß-

maßgeblichen Meynung nach, — verunſtaltet worden iſt.

Sie erinnern ſich ganz ſicher der Schilderung der Circe, in der nicht ſehr züchtigen Erzählung von dem Liebesabentheuer des Helden, Enkolpius, mit dieſer Schönen, im 126ten Kapitel. Ich will die Worte auszeichnen, damit Sie nicht nöthig haben, das Buch zur Hand zu nehmen.

„Crines, ingenio ſuo flexi, per totos ſeſe humeros effuderant; frons minima, et quae radices capillorum retroflexerat; ſupercilia vsque ad malarum ſcripturam currentia, et rurſus in confinio luminum paene permixta; oculi clariores ſtellis, extra Lunam fulgentibus; nares paullulum inflexae, et oſculum, quale Praxiteles habere Dianam credidit. Iam mentum, iam cervix, iam manus, iam pedum candor, intra auri gracile vinculum poſitus, Parium marmor exſtinxerat.„

Die erſte Anmerkung, die ich hierbey zu machen habe, betrift die Worte: et oſculum, quale *Praxiteles* habere *Dianam* credidit. So ſollen alle Handſchriften leſen. Nodot vermuthete, Petron habe ſtatt Dianam — *Venerem* geſchrieben. Hr. Prof. Anton verwirft in ſeiner Ausgabe mit Burmannen dieſe Verbeſſerung als unnöthig, und vertheidigt die alte Leſeart. Es waren, wie er anzeigt, auch Dianen des Praxiteles im Alterthum vorhanden,

auf einen andern Entſchluß zu bringen oder ſtärker für die gefährlichen Umſtände, worein ihr euch ſtürzen wollt.

Florisell.

Höre, Perdita -- (zu Camillo.) Ich bin in einem Augenblik wieder euer.

[Unterdeſſen, daß Floriſell mit Perdita bey Seite redet, überlegt Camillo mit ſich ſelbſt, daß, da der Prinz nun einmal unveränderlich zur Flucht entſchloſſen ſey, dieſes eine Gelegenheit wäre, wo er zu gleicher Zeit dem Prinzen einen weſentlichen Dienſt erweiſen, und ſich ſelbſt wieder den Anblik ſeines geliebten Siciliens und des unglüklichen Königs, ſeines Herrn, verſchaffen könnte. Er faßt alſo auf der Stelle ſeinen Entſchluß, und eröffnet dem Prinzen daß er ihm einen Vorſchlag thun wolle, wie er ſeine Geliebte, unter dem Schuze des Königs von Sicilien, ruhig beſizen könne, bis ſeine, des Camillo, Bemühungen und die Zeit ſeinen Vater dahin gebracht haben würden ſeine Liebe zu billigen. Damit ſeine Ankunft in Sicilien nicht das Anſehen eines Abentheuers oder einer Flucht habe, ſollte er vorgeben, daß er von ſeinem Vater abgeſchikt worden, um das alte Freundſchafts-Bündniß, das unter beyden Königen vorgewaltet, wieder zu erneuern. Der Prinz, welcher ohnehin ſelbſt noch nicht wußte, wohin er entfliehen wollte, nimmt dieſen Vorſchlag mit groſſer Freude an, und Camillo verſpricht ihm mit allem was zur glüklichen Ausführung deſſelbigen nöthig ſeyn könnte,

den, als die Brauroniſche auf der Akropolis zu Athen, (Pauſan. I. 23.) und eine zu Anticyra (ebend. X. 37.). Vielleicht, könnte man hinzuſetzen, ſtanden in Rom noch andere Dianen von dieſem Künſtler; vielleicht war gerade zu der Zeit, als Petronius ſchrieb, eine aus Griechenland dahin gebracht worden, welche viel Aufſehen gemacht hatte, und von welcher die Zeitgenoſſen des Schriftſtellers die Worte verſtehen ſollten und konnten, u. ſ. w.

Möchten Sie aber, mein Freund, ungeachtet der Brauroniſchen und Anticyriſchen Dianen, und ungeachtet der hinzugeſetzten Muthmaßungen, nicht dennoch lieber *Venerem* als *Dianam* vom Petron geſchrieben ſehen? — Sie antworten ohne Zweifel ja! Jene Leſeart hat ſo viel für ſich, daß wir uns nicht ſcheuen dürfen, ſie der gemeinen vorzuziehen. Die Vergleichung von Circes Mund mit dem Munde der Venus ſcheint zuerſt an ſich, und noch ohne Rückſicht auf Bilder des Praxiteles, natürlicher als die mit dem Munde der Diana. Denn einmal war doch überhaupt Circe eher ein Nachbild der Venus, als der keuſchen Jagdgöttin; und zweytens hat, meines Wiſſens, kein alter Dichter, weder in einer Schilderung noch durch ein Epither, den Mund der letztern Göttin vor dem der übrigen ausgezeichnet. Venus iſt dagegen das höchſte Ideal weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit. An Ihr muß alſo jeder Theil vorzüglich ſchön und liebenswür-

würdig gebildet seyn, und eine besondere Anpreisung ihres Mundes kann uns nicht weniger als der Preis ihres Profils, ihres Nackens, ihres Busens, ihrer Hand u. s. w. befremden; da hingegen bey den andern Göttinnen, — eben weil ihr Karakter nicht höchste Liebenswürdigkeit ist, und nicht jede Schönheit auf sie, als auf ihr Unbild, zurückblickt, — der Theil ihres Körpers schon von ältern Dichtern oder von den Künstlern vorzüglich schön gedacht worden seyn muß, den ein späterer Dichter, wie in unserer Stelle, im Vorbeygehen loben, ich meyne, zu einer Vergleichung gebrauchen will. „Blaue Augen, wie die der Minerva" — „blond wie Ceres" — „ein Leib, wie der des Bakchus" — „ein Bart wie Jupiters Bart" — alle diese Vergleichungen sind nicht fremd, und deßwegen brauchbar. Aber man gebe einer Schönen „den Fuß der Minerva" — „das Auge der Ceres" — „den Busen der Proserpina" — „die Hand der Juno" — ich wette sie wird ihrem Lobredner keinen großen Dank dafür wissen; dagegen jedem Theil ihres untadelichen Körpers von der Scheitel bis zur Ferse eine Vergleichung mit denen der Venus willkommen seyn wird.

Nun lernten wir aber gerade aus unserer Stelle selbst, daß der Mund der Diana vom Praxiteles vorzüglich schön gebildet worden! — Allein unsere Stelle ist auch die allereinzigste, die etwas davon sagt, und deßwegen von keiner großen Autorität,

tät, und es bleibt doch immer die Schwierigkeit, daß der zehnte Filolog und Antiquar von Profession erst weit nachdenken und nachsuchen muß, bis er nur Dianen des Praxiteles überhaupt kennen lernt, oder, welches auf Eins hinausläuft, nur der Burmannischen Note verdankt, daß er der Last des Nachschlagens überhoben ist. Freylich wäre, der gemeinen Regel der Kritik nach, die Lesart darum desto zuverläßiger, tanquam doctior. Allein es geht, wenigstens für uns, durch diese Gelehrsamkeit der Effekt der Stelle verloren, und, wenn Petron wirklich auf keine sehr berühmte Diana des Praxiteles anspielen konnte, auch für die, für welche er zunächst schrieb, für seine Zeitgenossen. Wenn wir lesen: et oleulum, quale Praxiteles habere *Venerem* credidit, so verstehen wir den Schriftsteller, und gewiß verstanden ihn so auch seine Zeitgenossen eher, weil auf alle Fälle die Diana des Praxiteles seinen Bildern der Venus an Ruhm nicht können gleich gewesen seyn. Und mich dunkt, Petron, eben weil er Petron war, wird seine Schilderung lieber mit trivialer Gelehrsamkeit bereichert und koloriert, als, zum Nachtheil der poetischen Wirkung, nach versteckter gehascht haben. Jene Regel der Kritik, die ganz richtig und bewährt seyn mag, ist auch gewiß nicht so weit auszudehnen, und bezieht sich mehr auf gelehrtere und exquisitere Diktion, und auf Namen und Data, denen die Natur der Sache, und der

wahr-

wahrscheinliche Wille und Geist des Schriftstellers nicht, so wie hier, die Aufnahme versagt.

Aber sollen wir uns denn mit Rodoten an dem Text des Petronius so schwer versündigen, daß Burmann auch Uns im kritischen Eifer die drohende Frage zuwerfe: Itane licet grassari in veterum monumenta, et sine ullius codicis auctoritate, quaecunque in mentem veniunt, lectoribus obtrudere? — Man ist es, däucht mir, gar sehr dem Publikum und den Manen eines guten Alten schuldig, die Worte des Letztern, wenn sie denn doch erheblich sind, von jeder vorsätzlichen Verfälschung, und nicht weniger von jeder Verunstaltung ex dolo indirecto, rein zu erhalten. Demnach denke ich also, daß Rodots Verbesserung selbst verwerflich ist, obgleich nicht seine Idee. Auch ich möchte, der angeführten Gründe wegen, die Diana in eine Venus verwandeln, glaube aber ein gelinderes Zaubermittelchen dazu gefunden zu haben. Ich vermuthe daß Petron geschrieben: et osculum, quale Praxiteles habere *Dionam* credidit. So stünde also Venus wirklich im Texte, wenn wir nur das a in den Buchstaben o verwandeln, der von einem Abschreiber leichtlich dafür angesehen werden konnte. Diese Leseart ist denn auch doctior, d. h. der Name Diona, für Venus, ist weniger gemein, als der Nahme Diana; der Abschreiber konnte ihn leicht in diesen umschaffen, weil er eher die Diana als die Diona kannte, und er ist an

sich in dieser Stelle ein sehr passender Nahme, weil er ein poetischer, und dieses die wahre Anwendung jener Regel der Kritik ist. Diese Lesart ist ferner auch wahrhaft Petronisch; denn Dione wird noch Kap. 124. V. 266, und Kap. 133. V. 3. genannt, in welcher letztern Stelle bey Rodoten, durch einen Druckfehler oder kritischen Einfall, Diane steht. Zwar ließe sich aus diesen beyden Stellen etwas zur Vertheidigung der alten Lesart hernehmen. Es könnte Jemanden unwahrscheinlich vorkommen, daß der Abschreiber kurz vor und kurz nach unserm Kapitel den Namen der Dione gekannt und richtig geschrieben, und in dieser Stelle allein sich versehen, oder seine Gelehrsamkeit geschlafen haben sollte. Indessen wird Jeder, der mit der Wortkritik nicht unbekannt ist, sich von der Unerheblichkeit dieses Einwurfs leicht durch die Betrachtung überzeugen, daß in den Handschriften derselbe Nahme so oft verschieden geschrieben ist, daß beym Diktieren wohl ein Versehen vorgehen konnte; daß die Librarii sich in der That fast durchgängig die Incuria zu Schulden kommen lassen, weit entfernt Kritiker zu seyn, und daß noch dazu der Umstand, daß unsere Stelle der Form nach prosaisch ist, (die andern sind poetisch) und vielleicht die in Prosa üblichere lateinische Endung in *a*, und im Akkusativ in *am*, den Abschreiber irre gemacht haben können.

Meine andere Anmerkung ist etwas weniger kleinlich als die erste, und hat einigen Bezug auf den

Styl

Styl der Griechischen Kunst. Die Worte: „frons minima, et quae *radices* capillorum retroflexerat, „werden von Winkelmannen, in den Anmerkungen zur Gesch. d. Kunst S. 56. angefochten. „Die Haare auf der Stirne, sagt er, sind, je niedriger dieselbe ist, aus dieser Ursache desto kürzer, und es pflegen sich die Spitzen von einigen vorwärts über zu beugen. Dieses ist offenbar an allen schönen Köpfen des Herkules, sowohl im jugendlichen als im männlichen Alter, und solche vorwärts gebogene Haare sind gleichsam Kennzeichen dieser Köpfe, die nicht selten einen neuen Kopf des Herkulus in geschnittenen Steinen entdecken. Eben solche Haare giebt Petronius seiner Circe. Diese Schönheit aber haben weder die Abschreiber noch die Ausleger dieses Skribenten verstanden. Denn wo man lieset — frons minima, et quae radices capillorum retroflexerat, muß man ohne Zweifel anstatt des Wortes *radices* setzen *apices*, die Spitzen, nemlich der Haare, oder ein ähnliches Wort, da apex die Spitze eines jeden Dinges bedeutet. Wie können sich die Wurzeln der Haare vorwärts beugen? Der französische Uebersetzer des Petronius hat hier in seinen Anmerkungen einen Putz von fremden aufgesetzten Haaren finden wollen, unter welchen man die Wurzeln der eigenen und natürlichen Haare entdeckt habe. Was kann ungereimter seyn?"

Hr. Prof. Anton hat diese Konjektur: — et quae *apices* capillorum retroflexerat, in den Text aufgenommen. Ich meines Orts wünschte die alte Leseart *radices* wiederhergestellt zu sehen, und wage es zu gestehen, daß Winkelmann mir den Sinn Petrons nicht richtig gefaßt zu haben scheint. Das man apices capillorum sagen könne, mag wahr seyn, und ununtersucht bleiben, wie sehr der Text dabey geschont werde. Allein Petron scheint mir aus einem andern Grunde eher radices als apices geschrieben zu haben. Winkelmann sagt: „es pflegen sich die Spitzen von einigen **vorwärts über zu beugen.** — Eben solche Haare giebt Petronius seiner Circe," u. s. w. Petronius sagt aber: „et quae radices capillorum *retroflexerat*," und retroflectere heißt doch nicht **vorwärts**, sondern **rückwärts beugen.**

Der Vertheidiger von Winkelmanns Meynung wird ganz gewiß, im Sinne desselben, antworten: „was wir vorwärts nennen, ist hier, oder für die Haare, **rückwärts, zurück**; denn die Haare sind ohnedies rückwärts, oder nach hinten zu, aus dem Kopf hervorgewachsen, weil sie dem Lauf der Stirne folgen, und diese am Anfang des Haarwuchses immer etwas zurückfällt. Petronius bezieht das retro und retroflectere nicht auf den Kopf, sondern auf den Wuchs und Lauf der Haare, so wie Winkelmann, um Petrons Sinn auszudrücken, im andern Bezuge spricht." — Ob es nun aber gleich

ganz

ganz richtig ist, daß die Haare da, wo sie auf der Stirne hervorgehen, den Kopf hinangewachsen sind: so läßt sich doch einwenden, daß sie insgemein vorwärts fallen, wenn sie nicht durch Krause, oder überhaupt durch Kunst, zurück gewöhnt sind. Der Wirbel ist gleichsam das Centrum, von dem alle einzelnen Haare, wie die Radii eines Zirkels, nach allen Seiten auszugehen scheinen — Aber sie scheinen es nur, sie fallen so; denn eigentlich steht jedes auf seiner Stelle grade aus dem Kopfe hervor — und, wenn die Haare des Vorderkopfs eine gehörige Länge haben, so müssen sie, der Natur nach, ins Gesicht fallen; von welchem allem man sich am besten an Kinderköpfen überzeugen kann. Man erkennt auch selbst an den höchsten Idealköpfen, z. B. an dem Kopf der Mediceischen Venus, diesen natürlichen Wuchs oder Wurf der Haare. Sie fallen hier eigentlich vorwärts, sind aber gescheitelt, auf beyden Seiten zurückgestrichen, und rückwärts gebunden. Dieser Bemerkung zufolge könnte also retro und retrollectere in unserer Stelle nicht anders als nach hinten zu, oder hinauf zu, hinan, bedeuten.

Daß Petron unter radices capillorum nicht die unter der Haut verborgenen Wurzeln der Haare, (gleichwohl scheint Winkelmann mit seiner Frage das zu meynen) sondern den Theil der Haare, der zuerst über der Haut sichtbar ist, verstanden habe, bedarf wohl keiner Ausführung. Verlangen Sie

eine Analogie aus der Sprache, so dürfen Sie sich nur erinnern, daß *radix montis* nicht das Fundament des Berges unter der Erde, sondern der Fuß des Berges heiße. Und wenn ich nun das ret obtexerat richtig erklärt habe, so ist weiter zu fragen: erheben sich zunächst von der Stirne (aus der Stirne) apices capillorum oder radices hinterwärts? — Mir däucht, die radices gehen aus der Stirne hervor, und die Stirne beugt sie in Petrons Sinne zurück, wirft sie gleichsam selbst zurück, (et quae (frons) retr. — nam frons submittit, producit crines) und folglich mit ihnen auch die Haare überhaupt.

„Und folglich auch die Haare überhaupt," oder das ganze Haar, dessen Wurzeln sie hinterwärts beugt — diese Konsequenz müssen wir annehmen; denn sonst hätte unser Autor etwas sehr gemeines gesagt, und deswegen ungereimt gesprochen. Er wird auch unter radices nicht grade den allerunterſten Theil der Haare, dicht über der Haut, verstanden haben, sondern überhaupt den Anfang des Haarwuchses, und wenn dieser — von Natur oder durch Kunst — nur um einen oder zwey Finger breit hinterwärts oder aufwärts fällt, so müssen die Haare überhaupt, wenn sie nicht von Natur sehr kraus und struppich sind, hinterwärts fallen.

Ein Haar legt sich auch williger hinterwärts, als das andere, nicht sowohl der Weichheit als eines natürlichen Wurfes wegen. Wahrscheinlich

dachte

dachte sich Petron das Haar der Circe so, von Natur rückwärts geworfen, und durch Kunst noch mehr dazu gewöhnt, und dann etwa wellenförmig hinterwärts laufend. Gescheitelt sollten die Haare wohl nicht seyn; denn hinten waren sie auch nicht artistisch in einen Knoten geschlungen, sondern per totos lese humeros effunderant, im Geschmack des Marzials, der von seinem Ideale unter andern verlangt:

— — Es müssen die weichen Locken den Nacken;
Fächeln; gewundenes Haar, Flakkus, gefällt mir nicht recht. *)

Wenn das Haar der Circe auf diese Weise rückwärts fällt, so macht das bey der schönen niedrigen Stirne einen großen Reitz aus. Das Gesicht bekommt dadurch etwas heiteres, frohes, lachendes.

Wenn man den Anfang von Winkelmanns Worten lieset, so sieht man, daß er seine Konjektur hauptsächlich auf die idealisch niedrige Stirne der von Petron beschriebenen Schönen gründet. Er sagt: „Die Haare sind auf der Stirne, je niedriger dieselbe ist, aus dieser Ursache desto kürzer, und es pflegen sich die Spitzen von einigen vorwärts über zu beugen.“ Er schließt also aus der niedrigen Stirne, daß sich Petron die Haare der Circe vorne kurz gedacht. Allein dieses scheint weder angenommen

*) Im 42 ten Epigr. des 4 ten Buchs.
— — — Mollesque flapellent
Colla comæ; tortos non amo, Flacce, comas.

an die Hand zu geben. Indeſſen findet doch der Prinz noch verſchiedene Schwierigkeiten, welche ihm aber Camillo alle beantwortet, und hievon Anlas nimmt, ihn ein wenig auf die Seite zu nehmen; ein bequemer Einfall um dem Autolicus Plaz und Zeit zu geben, die Zuſchauer mit ſeinen Schelmereyen wieder eine Weile zu beluſtigen.

Achte Scene.

Autolicus tritt auf dem vordern Theil des Theaters auf.

Autolicus.

Ha, ha, was für eine Närrin die Ehrlichkeit iſt! und Treuherzigkeit, ihre getreue Gefährtin, eine ſehr einfältige Dame! Ich habe meinen ganzen Plunder verkauft; nicht ein einziges falſches Steinchen, nicht ein einziges Stük Band, Sak-Spiegel, Pommade-Kugel, Halsſchnur, Schreib-Tafel, Lied, Meſſer, Handſchuh, Borte, Armband, mit einem Wort nicht eines Hellers werth haben ſie in meinem Pak übrig gelaſſen; ſie drangen ſich, wer das Erſte ſeyn ſollte, nicht anders als ob meine Schnurpfeiffereyen lauter Reliquen und Heligthümer geweſen wären, und dem Käuffer einen ſonderbaren Segen zugezogen hätten; bey dieſer Gelegenheit machte ich meine Beobachtungen, und bemerkte, weſſen Beutel die beſte Mine hatte; und was ich bemerkte, das ſchrieb ich, zu gelegenheitlichem Gebrauch, in mein Gedächtniß. Mein guter Hans (dem nur etwas weniges mangelt,

werden zu müſſen, noch ſchön zu ſeyn, und an weiblichen Idealen in der Kunſt ſind deßwegen die Haare auf der Stirne ſehr lang, oder man ſieht doch nicht, daß ſie der Künſtler habe kurz arbeiten wollen. Sollten nun, nach Petrons Meynung, dieſe Haare am Kopf der Circe lang ſeyn, ſo iſt das *apices capillorum retroflexerat* (dieſes letzte Wort in Winkelmanns Sinne genommen) ganz unverſtändlich, und ſchon dieſes, daß Enkolpius das Maß der Stirne entdeckt, ſcheint zu beweiſen, daß Petron dem Kopfe der Circe eine freye Stirne habe geben wollen.

Winkelmann thut mir auch keineswegs in der angeführten Analogie Genüge, die ihn auf ſeine Erklärung geleitet hat. Er zeigt an, daß ſich an einigen Köpfen die Spitzen der Haare vorwärts beugen, und dies beſonders eine Eigenheit der Herkulesköpfe ſey. Und grade hieraus ließe ſich in Abſicht der Petroniſchen Stelle, meines Bedünkens, das Gegentheil von ſeiner Meynung beweiſen. An männlichen Köpfen in der Kunſt, auch an denen im jugendlichen Alter, pflegen ſich die Haare vorwärts zu beugen, weil das männliche Haar in der Natur krauſer und kürzer iſt als das weibliche. An den Köpfen des Herkules thun ſie dieſes ganz beſonders, weil er das Ideal der Männlichkeit im jugendlichern Alter iſt. An weiblichen Köpfen in der Kunſt findet man dieſes hingegen ſelten oder gar nicht.

Ich glaubte einmal, Winkelmann habe das retroflectere von der Krümmung der hervorliegenden

Haare

Haare nach hinten zu, unterwärts, verſtanden, ſofern ſich nemlich die hervorliegenden Haarlocken völlig ringeln oder rollen, alſo gleichſam wieder zurückkehren. Doch ſchien mir nachher der Anfang ſeiner Worte dieſer Auslegung entgegen zu ſeyn. Dabey würden zwar die apices, aber nicht *frons, quæ* retrorſexerat, paſſend ſeyn.

Ich weiß, Sie verzeihen mir, daß ich auch über dieſe letztere Kleinigkeit ſo weitläufig geweſen bin. Denn ſo fern Petrons Gemählde von ſeinem Ideale — das doch in der That verdient, länger und öfter betrachtet zu werden — durch dieſe oder jene Erklärung anders, wo nicht koloriert, doch kontourniert wird, ſind dieſe Wörtchen immer unſerer genaueren Aufmerkſamkeit würdig. Und da ich einmal Etwas erinnern wollte, und meine Erinnerung gegen einen Winkelmann ging, ſo werden Sie mir es nicht verargen, daß ich, wo ich auftrat, länger verſuchte und ſtehen blieb, um, wenigſtens für mich, überzeugt zu werden, daß ich feſt ſtehe.

Die ganze Stelle möchte ich alſo folgendermaßen verſtanden wiſſen: „Ihre Locken floſſen, natürlich geſchlängelt, auf dem ganzen Rücken umher; eine niedrige Stirne, die die Haare rückwärts warf; Augenbrauen, die bis an den Anfang der Wangen herabliefen, und auf der Gränzſcheide der Augen beynah in einander zerfloſſen; Augen, heller als

Sterne, wenn der Mond ihren Glanz nicht verdunkelt; die Nase sanft gebogen, und ein Mäulchen — wie es Praxiteles Dionen gab! Schon neben diesem Kinne, diesem Nacken, dieser Hand, dieser blendenden Weiße des Fußes, den ein schmahles goldenes Band umfaßte, erstarb Parischer Marmor.“

J. F. v. Meyer.

IV.

Horazens sechste Satyre

des zweyten Buchs,

übersetzt vom Konrektor Harmsen zu Klausthal.

Der höchste Wunsch in meinem Leben
War stets ein Gut, von nicht viel Länderey,
Mit einem Garten nur, und daß dabey
Nicht weit vom Hauf' ein Quell und etwas Waldung sey.
Die Götter haben mehr und bessers mir gegeben,
Und herzlich wohl ist mir. O Maja's Sohn,
Ich bitte weiter nichts, als das, was du mir schon
Gegeben hast, nur künftig mir zu lassen.
Wenn nur auf eine schlechte Art
Das Gut von mir vergrößert ward,

Und

Und wenn ich es durch Thorheit oder Praſſen
Nie werde ſich verringern laſſen;
Nie brünſtig wünſchen werde: möchte doch
Zu meinem Felde jener Winkel noch
Hinzu ſich fügen, um es mehr zu ründen!
Möcht' ich doch einen Topf mit Gelde finden,
Wie ihn durch Herkuls Huld einſt jener Miethling fand,
Der das zuvor um Lohn von ihm gebaute Land
Nun kauft und es als Eigenthümer pflügte;
Kurz, wenn mir das was da iſt ſtets genügte, —
O ſo erhöre du, Merkur,
Dies einzige Gebet mir nur:
Laß meinen Acker, meine Heerden
Und alles andre fetter werden;
Nur meinen Witz laß wie er iſt,
Und ſey mein Schutzgott, wie du ſtets geweſen biſt!

So bald ich alſo aus der Stadt
Auf die Sabiner Berge mich begeben,
Um hier einmal nach meinem Sinn zu leben,
Und da mein kleines Schloß mich aufgenommen hat:
(Laßt über dieſen Punkt mein Herz ſich frey
Einmal erklären, denn für meine
Fußgängeriſche Muſe wüßt' ich keine
Materie, die ihr mehr angemeſſen ſey)
So bin ich von dem Zwang der Etikette frey.
Hier drückt kein Mittagswind wie Bley,

Hier

Hier iſt die Herbſtluft nicht gefährlich,
So viele Opfer ſie dort jährlich
Der ſtrengen Libitine bringt.

O Gott des Morgens, — oder klingt
Dir Janus ſüßer? Du, mit welchem, nach den Schlüſſen
Der Götter, wenn der Tag ſich wiederum verjüngt,
Die Menſchen an die Arbeit gehen müſſen,
Du biſts mit dem auch jetzt mein Lied beginnt.
So bald zu Rom ich bin, muß ich mich darauf faſſen,
Du werdeſt mich nicht ſchlafen laſſen:
„Auf! du mußt Bürge ſtehn, geſchwind!
Daß ein Behenderer in ſolchen Freundſchafts-Proben
Dir nicht den Vorſprung abgewinnt!“
Dann mag der Nordwind noch ſo heftig toben,
Es habe Sturm und Schneegeſtöber ſich erhoben,
Ich muß hindurch; und hab' ich dann
Mit lauter Stimme vorgetragen
Was mich ſehr leicht in Schaden bringen kann,
Muß ich mich wiederum in dem Gedränge plagen,
Muß langſam gehende zu ſtoßen wagen.
Wie? Biſt du raſend, Grobian?
Was haſt du ſo zu eilen? ſchreyet dann
Der eine oder andere mich an,
Und wünſcht mir alles, was man böſes wünſchen kann.
Horaz indeß fährt fort ſich durchzuſchlagen.
Sein dankbar Herz treibt ihn izt zu Mäcen.

Das

Das iſt, die Wahrheit zu geſtehn,
Ein ächtes Labſal zwar; doch bin ich von den Leuten
Darum nicht frey, noch mehr geplagt vielleicht!
Kaum ſind die traurigen Esquilien erreicht,
So ſpringen mich von allen Seiten
Bey Hunderten Geſchäfte an,
Die mich nichts angehn. Roſcius, heißt's dann,
War da und bat, ihn morgen früh bey Zeiten
Zum Puteal als Beyſtand zu begleiten. —
Auch wegen einer Sache, die nicht aufzuſchieben,
Wünſcht, Quintus, das Kollegium der Skriben,
So bald als möglich; heute dich zu ſehn. —
Sey doch ſo gut und mache, daß Mäcen
Sein Fiat dieſer Bittſchrift unterſchreibe —
Sag' ich: ich wills verſuchen — „o! das kann,
So bald du willſt, nicht fehlen" — heißt es dann,
Und damit geht der Menſch mir nicht vom Leibe.

Es ſind nun bald acht Jahre, ſeit
Mäcen mich zu den Seinigen zu zählen
Begann, das heißt, von Zeit zu Zeit,
Auf Reiſen zum Gefährten mich zu wählen,
Auch irgend eine Kleinigkeit
Mir mitzutheilen, als: „wie weit
Iſt es wohl jetzo an der Zeit? —
Sollt' es dem Thrazier Gallina wohl gelingen,
Den Syrier noch zu bezwingen? —

Die Morgen ſind ſchon friſch, wenn man ſich nicht ver-
wahrt,
Verkältet man ſich leicht!“ — und Dinge dieſer Art,
Die einem Ohr voll Ritzen man
Mit Sicherheit vertrauen kann.
Indeſſen zog es mir in dieſer ganzen Zeit,
Mit jedem Tag und jeder Stunde, Neid
Und Mißgunſt zu. Spricht einer: „Heute
Saß unſer Flaklus in dem Schauſpiel ihm zur Seite,
Und auf dem Kampus ſpielt' er mit ihm Ball:“
Das iſt ein Kind des Glücks! heißt es dann überall.
Läuft von den Roſtris ab ein froſtiges Gerücht
In Rom herum, ſo muß ich auf den Gaſſen
Von den Begegnenden mich fragen laſſen:
Mein Beſter, — denn dir kann es nicht,
Wie uns, verborgen ſeyn — die Götter
Sind deine Freunde ja — was ſpricht
Man von den Dacern? — „Kein Wort“ — O ſeht
den Spötter!
„Weiß ich ein Wort, ſo ſollen alle Götter
Mich ſtrafen!“ — Nun ſo ſag, ob jene Güter man
Hier in Italien zu wählen denket,
Die Cäſar an die Veteranen ſchenket!
Wie? oder weiſt man in Sicilien ſie an? —
Schwör' ich, ich wiſſe nichts, ſo rechnet man
Das für Verſchwiegenheit und Politik mir an.

Auf ſolche Weiſ' indeſſen gehen
Mir Armen meine Tage in Verluſt,

Und

Und oftmals seufz' ich aus beklemmter Brust:
Wann werden, liebes Feld, wir uns doch wieder sehen?
Wann werd' ich an den Schriften alter Zeit,
Und ungestörtem Schlaf, in deiner Einsamkeit,
Und stillem Müßiggang, mich wieder laben dürfen,
Und liebliche Vergessenheit
Der Stadt und ihres Larmens schlürfen?
Wann wieder dem Pythagoras
Verwandte Bohnen, wann ein Krauthaupt, das
Mit Speck gesettet ist, auf meinem Tische sehn?
O Göttermahle, o wie schön
Sind jene Nächte, wenn die Meinen
Mit mir am eignen Heerd erscheinen,
Und was ich vorgekostet, wie an einem Fest,
Sich dann das muthige Gesinde schmecken läßt!

Von tollen Trinkgesetzen wird hier keiner
Von meinen Gästen je beschwert:
Nach eignem Wohlgefallen leert
Er seine Becher, größer oder kleiner;
So wie dem Stärkern mehr behagt,
Der Schwächre langsam nur sich zu besenchten wagt.

Ein trauliches Gespräch beginnt alsdann, —
Nicht über andrer Leute Häuser,
Auch nicht ob Lepos schlecht, ob er schön tanzen kann —
Von Dingen reden wir, wodurch man weiser

Und beſſer wird, und die man wiſſen muß:
Ob Tugend oder Ueberfluß
Ein dauerhaftes Glück gewähre;
Ob Vortheil oder Edelmuth
Die Menſchen Freundſchaft ſchließen lehre;
Was wahres, was das höchſte Gut
Zu nennen ſey. Gelegentlich bringt dann
Der Nachbar Cervius ein drolligs Mährchen an,
Das ſich zur Sache ſchickt. Bewundert man
Den Reichthum des Avellius,
Unwiſſend wie bey allem Ueberfluß
Es doch dem armen Mann an wahren Freunden fehle,
So fängt er an:

Zur Feldmaus kam
Einmal in ihrer armen Höhle
Die Stadtmaus zum Beſuch, und jene nahm,
Da beyde ſchon vor vielen Jahren
Von Herzen gute Freunde waren,
Sie freudig auf. Zwar lebte ſie
Sonſt ſehr genau, und pflegte das mit Müh'
Erworbne ſorgſam aufzuſparen.
Für einen lieben Gaſt jedoch
Erweitert ſich das Herz, und was ſie noch
Nicht wagte ſelber anzurühren,
Das lange Haferkorn muß ihre Tafel zieren.
Sie bringet Erbſen und, als eine Leckerey,

Ein

Ein Stück benagten Specks herbey;
Tischt trockne Beeren auf und sucht durch mancherley
Gerichte den Geschmack des Städters zu verführen.
Doch der sizt vornehm da und rührt mit stolzem Zahn
Kaum dieses oder jenes an,
Indem der Hauswirth selbst, auf heurig Stroh gestreckt
Nur Spelt und Trespe frißt, und was am besten schmeckt
Dem Gaste überläßt. — Ich muß dich doch was fragen,
Begann zulezt die Stadtmaus: sage mir,
Wie kannst du, Freund, das Leben hier
Auf diesen wilden Höh'n ertragen?
Wie wär's, wenn du den rauhen Wald
Verließest, um mit mir zu ziehen?
Ich rathe zu dem Aufenthalt
Bey Menschen in der Stadt; und weil einmal sobald
Wir sterben alles aus ist, und wir, jung und alt,
Und groß und klein, dem Tode nicht entfliehen:
So laß dir's angelegen seyn,
So lang du da bist, dich zu freun
Und deines Lebens zu genießen.
Vergiß es nie, wie bald die Tage dir verfließen! —
Die Landmaus fühlt das völlige Gewicht
Von dieser Red', und mehr bedarf es nicht
Zur Reise nach der Stadt sich zu entschließen.
Sie springt behend aus ihrem Loch,
Und beyde eilen fort, um durch die Mauer, noch
In dieser Nacht, sich in die Stadt zu schleichen.

mangelt, um ein ganz vernünftiger Burſche zu ſeyn) wurde ſo gewaltig in den Geſang der zwoo Mädchen verliebt, daß er keine Ruhe gab, bis er beydes Worte und Melodie hatte; und dieſes zog den ganzen übrigen Hauffen ſo aufmerkſam um mich her, daß alle ihre Sinnen in den Ohren ſtekten; man hätte einen Unterrok wegzwaken können ohne daß es jemand gemerkt hätte; ich wollte einen Bund Schlüſſel an einer Kette weggefingert haben; ſie hörten und fühlten nichts als meinen Gaſſenhauer, und bewunderten mit offnen Mäulern das Nichts ihres Inhalts. So daß ich während dieſer Betäubung, worinn die guten Leute waren, den gröſten Theil ihrer feſtlichen Beutel wegſchnappte; und wäre nicht der alte Mann mit Ach und Weh über ſeine Tochter und des Königs Sohn dahergekommen, und hatte meine Dolen aus dem Stroh geſcheucht, es ſollte mir kein lebendiger Beutel in der ganzen Armee übrig geblieben ſeyn.

[Camillo, Floriſell und Perdita kommen beſſer hervor.]

Camillo.

Seyd ruhig; meine Briefe, welche durch dieſen Canal ſo bald anlangen werden, als ihr ſelbſt, ſollen dieſem Zweifel ſchon begegnen.

Floriſell.

Und diejenige, die ihr mir vom König Laertes verſchaffen wollt --

Camillo.

Sollen euern Vater zufrieden ſtellen.

Sie kamen auch schon um die Mitternacht
Zum Speisesaal im Hause eines Reichen.
Nichts war des glühnden Purpurs Pracht
Auf elfenbeinernen Gestellen zu vergleichen.
Auch standen hier in Körben überall
Die Ueberbleibsel von dem großen Mahl,
Das man erst gestern hielt. Auf schöne Purpurdecken
Hieß seinen baur'schen Gast nunmehr
Der Städter, sich gemächlich strecken.
Gleich einem aufgeschürzten Wirth lief er
Dagegen emsig hin und her,
Und trug Ein niedliches Gericht
Ihm nach dem andern auf, vergaß sich selbst auch nicht,
Indem bey allem was er brachte,
Naschhaften Dienern gleich, er sich zuvor bedachte.
Die Feldmaus ist von ihrem neuen Glück
Bezaubert, und fängt an behaglich sich zu strecken,
Läßt trefflich sich was da ist schmecken.
Doch welch ein widriges Geschick!
Die Saalthür knarrt und jagt mit Schrecken
Die Schlemmer von den Purpurdecken.
Bald wollen zitternd sie im Saale sich verstecken,
Und rennen hin und her; bald wollen sie hinaus.
Die Furcht wird Todesangst; sie hören izt mit Beben
Die großen Hunde durch das hohe Haus
Ein fürchterlich Gebell erheben. —
Ich danke herzlich, spricht die Maus

Vom Lande, für dies schöne Leben!
Mein Loch im Walde soll bey schlechten Wicken
Und freyer Sicherheit ins künft'ge mich beglücken!

V.

Anfang eines Seetagebuches,

mit späteren Zusätzen,

von einem Teutschen, der mit Mylord Makantrey die Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1792 machte.

Den 18ten September ging ich aufs Schif, um meine Sachen zu ordnen. Der Midshipman, welcher das Boot kommandierte (denn Kriegsschiffe schicken nie ein Boot ohne Officiere) redete die Matrosen mit Sie und Meine Herren an, welches mir auffiel. Wenn er sie aber zusammen anredete, sagte er my boys, eine Anrede die sie sehr gern zu hören schienen. Unser Schiff ist schwarz und roth angestrichen, sieht von weitem, wegen der vielen Kanonen sehr furchtbar aus, und wenn man näher kommt, wie ein ins Wasser gebautes Haus. Diesmal war eine bequeme Treppe an die linke Seite des Schiffs befestigt, (accommodation-ladder) aber vor einigen Tagen

stieg ich bloß vermöge zweyer Stricke und kleiner Stufen hinauf, die an der Seite angenagelt sind. Ich fand auf dem Verdecke Weiber die allerley Mundvorrath verkauften, und auf dem mittleren und Kanonen-Deck glaubte ich in einen Jahrmarkt zu kommen, weil alles von Weibern und Krämern und Matrosen wimmelte. Die meisten davon waren sogenannte Frauen der Matrosen, und als ich dem Lieutenant ** meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, sagte er mir folgendes: „Unsere Matrosen haben, wenn sie zur See sind, schweren Dienst, und sind von allen weiblichen Geschöpfen abgesondert; sobald wir nun in Englische Häfen zurückkommen, oder uns zu einer Reise vorbereiten, geben wir unsern Leuten alle mögliche Freyheit. Jeder nimmt sich dann aus der Stadt, in deren Hafen wir liegen, eine Gesellschafterinn, unter verschiedenem Vorwande aufs Schif — Einer sagt: Sir, meine Schwester, oder Muhme — ein Anderer: meine Frau u. s. w. wünscht mich zu besuchen u. d. gl. und wir halten uns nicht für berechtigt, genau darnach zu fragen, ob es sich so verhält, und erlauben es. Diese — Mädchen, deren nette und zum Theil sehr geschmackvolle Kleidung mit den betheerten Hemden und Jacken der Matrosen gar artig kontrastiert, warten dann ihren vorgeblichen Brüdern, Vettern oder Männern aufs sorgfältigste auf, kochen für sie, und sind übrigens so sehr über die Vorurtheile der Schamhaftigkeit ihres Geschlechts hinaus, daß man zu allen Stunden des Tages — — Wenn es nun Zeit zum Abseegeln

ist,

iſt, da geht es an ein Heulen, weil die Matroſen nicht nur treue Liebhaber und gute Teufel ſind, die ihnen all ihr bisgen Geld und Gut herzlich gern hingeben; ſondern auch weil dieſe Muhmen das ſorgloſeſte, und vergnügteſte Leben in der Welt hier führen, ſingen, tanzen, ꝛc. Wir leiden nie daß ſie mit zur See genommen werden, weil es gemeiniglich Balgereyen verurſacht, und einer nach des andern Gütern trachtet.“*) — An der Seite des Schifs waren viele Boote mit Lebensmitteln (burnboats). Die Offiziere ſpatzieren immer auf dem quarter deck herum, das etwa 30 Schuh in der Länge und 20 in der Breite haben mag. Aber dabey hat eine ſonderbare Etikette Statt. Der Kapitän, die Lieutenants, der Purser, Doctor und Master gehen auf der Windſeite, und die ſogenannten petty officiers oder Midshipmen (die ich etwa mit den Kadets und Fähndrichs zu Lande vergleichen würde) auf der Lee-Seite. Der Geruch des Schifs, eine Kompoſizion der Ausdünſtungen von Theer, Pech, Rum, Ballaſt, und einiger hundert nicht überaus reinlichen Bootsleute, iſt mir ſehr zuwider. Das Schiff liegt vor Anker, der Wind weht ziemlich, und es bewegt ſich nicht — Aber eine ſo ungeheure Laſt!

Den 19. Sept. wechſelte ich mir Dollars ein. Die hieſigen (Portsmouth) Banquiers gewinnen

*) Dieß leidet Ausnahme, wo der Kapitain die Augen zudrückt.

ansehnlich dabey, und spanische Thaler gehen in allen Theilen der Welt, wohin Europäer handeln. Wieder an Bord. Es stürmte ein wenig, und die Wellen waren nicht nur ziemlich groß, sondern schlugen auch oft übers Boot und tauften uns säuberlich. ** und ich, daran nicht gewöhnt, zogen die Gesichter darüber, und hüllten uns ein, welches dem Offizier und den Matrosen herzlich lächerlich vorkam. Sie ließen sich im geringsten nicht einfallen ihre Lage zu ändern, ob sie gleich über und über naß waren. Ich bewunderte ihre Geschicklichkeit das Boot so zu halten, daß es meistens über die Wellen weggling; sie warfen es gleichsam von Einer Welle der Andern zu. Als ich an Bord unsers Schiffes kam, fand ich die Zimmerleute in allen Kajüten mit cleating und lashing beschäftigt, d. h. mit Befestigung der Geräthe, Stühle ꝛc. damit sie bey Bewegung des Schiffs nicht umgeworfen werden möchten. Ersteres geschieht vermöge kleiner Stückchen Holz, die man z. B. auswärts um den Fuß eines Tisches so auf den Verdeck nagelt, daß der Fuß sich nicht schieben kann; lashing ist, wenn man eiserne Haken in den Boden schlägt und durch dieselben Stricke um die Füße der Stühle ꝛc. zieht.

20. Sept. Alles schiffte sich heute ein. Der Kapitän nahm mich in seinem Boote mit aufs Schiff. Als wir einstiegen, standen die Matrosen und hielten alle ihre Ruder aufrecht, wie Gewehre, und ließen sie auf einmal fallen, sobald sich der Kapitän gesetzt

ſetzt hatte, welches ſehr auffallend war. Sie ruderten alle auf einen Ruck. Durch lange Gewohnheit kennen ſie hier alle Sandbänke, deren es bey Spithead viele giebt, eben ſo wie wir auf dem Lande beſondere Flecken kennen. Der Matroſe, welcher mir zunächſt ruderte, nannte mir alle Schiffe mit Nahmen, nach denen ich fragte, mit verſchiedenen Bemerkungen z. B. she is a very heavy sailing ship, oder she is one of the fineſt ships in the service. Eines hieß, nach ſeiner Ausſprache, the Belleröffon. Es iſt erſtaunend, wie ſcharf dieſe Leute ſehen. Der Kapitän hielt ſich über die Unordnung auf gewiſſen Schiffen in ihren Tauwerken ꝛc. auf, und ſprach mit den andern Offizieren darüber, während daß ich Noth hatte das Schiff ſelbſt zu ſehen. — Ich ließ die Haken für mein Bette in die Decke ſchlagen und es ſo hängen, wie mir mein Nachbar ** rieth. Sie heißen das to swing the cot. — Man hat dreyerley Betten auf den Schiffen. 1. ſtehende wie zu Lande. Aber ſie ſind höchſt unbequem, nicht nur wegen des Raumes den ſie einnehmen, (und dieſer iſt ſo koſtbar am Bord) ſondern auch weil man bey der Bewegung des Schiffs in Stürmen ſehr unſanft hin und her geworfen wird, und ſich wohl gar darin beſchädigen kann. Doch habe ich auf Indienfahrern geſehen, daß Frauenzimmer dieſe Betten vorziehen. 2. Cots oder Sea cots. Dies ſind die gewöhnlichſten Betten für Gentlemen auf den Schiffen und für alles was ſich dieſen nähert, — ein länglich viereckiges Bret von ge-

wöhnlicher Mannslänge und zwey bis drey Schuhe breit, iſt mit ſtarker grauer Leinwand überzogen, welche an allen vier Seiten ſo weit hervorſteht, daß ſie die Vertiefung etwa eines Schuhes giebt, um ein Haarbett, wollene Decken, Betttücher und eine weißbaumwollene Oberdecke zu faſſen. Am Haupte und zu Füßen ſind am Ende dieſer Leinewand kleine Stricke befeſtigt, welche alle genau in der Mitte in eine Schleife zuſammen laufen. Für dieſe beyden Schleifen oder Oehre, oder Ringe, werden an der Decke ſtarke Haken eingeſchlagen, und je nachdem man hoch oder niedrig ſchlafen will, werden die kleinern Stricke verkürzt oder verlängert. Man muß hinein und heraus ſpringen, wozu, im Vorbeygehen, wenn das Schif heftig ſchwankt, einige Behutſamkeit gehört. Da dieſe Art Betten ſich nach allen Bewegungen des Schifs richtet und immer in Gleichgewicht bleibt, ſo gewöhnt man ſich bald daran, und zieht ſie alsdann allen andern Betten vor. Daher der lächerliche Zug in Smollet's Peregrine Pickle (wenn ich mich nicht irre), wo der Kapitän keine andre Betten als hängende Cots in ſeinem Hauſe erlauben will, einem alten Seemanne höchſt angemeſſen iſt. Des Morgens läßt man, wenn es nicht regnet, ſeinen Cot in die freye Luft aufs Verdeck tragen, oder, vermöge gewiſſer Hölzer, hart an die Decke ziehen, ſo daß man Herr über den Raum der Kajüte wird. 3. Hammocs, Hängematten, ſind die Betten der Matroſen. Sie ſind aus einem Stücke grober Leinwand (canvas) gemacht, welches

ches 6 Fuß lang und 3 Fuß breit iſt, kein Bret hat, und übrigens wie ein Cot aufgehangen wird; die Betten und Decken ꝛc. darin ſind in der That weit beſſer und feiner als man erwarten ſollte. Es iſt eine Luſt anzuſehen, wie geſchwind die Matroſen ihre Hängematten zuſammenbinden und aufhängen. Auf großen Kriegsſchiffen ſchlafen alle Matroſen auf dem gundeck d. i. dem dritten. Wenn das Schiffsvolk eines Kriegsſchiffes vollzählich iſt, wird von einem hammoc zum andern nicht mehr Raum als 14 Zoll zugeſtanden. In ſchönem Wetter z. B. zwiſchen den Wendezirkeln, wo die Paſſatwinde und Monſoons wehen, und wo die ports oder Schifsfenſter an beyden Seiten offen ſind, entſteht daher nicht viele Unbequemlichkeit. Aber in ſchlechtem Wetter, wenn die Wellen hoch ſind und jedes port feſt zugerammelt iſt, kann man ſich kaum vorſtellen, wie ſehr die Luft im Schiffe von den Ausdünſtungen ſo vieler hundert nicht ſehr reinlicher und mit unter am Scharbock und veneriſch kranker Matroſen verpeſtet und angeſteckt wird. Meine Kajüte war auf dem nemlichen Verdecke, und zwar durch eine Wand und eine andere Kajüte von den Matroſen getrennt; aber ich mußte immer vorbeygehen, und abgerechnet daß ich genug zu thun hatte (ich ſpreche von ſtürmiſchem Wetter) beym Herabgehen nicht auszugleiten und den Hals zu brechen, erſtickten mich faſt die mir entgegenſtrömenden faulen Dünſte. Man findet in Smollets Roderik Random verſchiedene Stellen, wo dieſer Umſtand mit ſtarken, dieſem fau-

ertöpfischen Schotten eignen Farben gezeichnet ist. Wenn es nicht regnet, werden die Matrosen alle Morgen um acht Uhr durch des Bootswain's hell tönende Pfeife erinnert, die Hammoks aufs Verdeck in die Luft zu bringen. Stirbt ein Matrose zur See, so näht man ihn in den Hammok ein, in welchem er verschied. Man bringt dann den Leichnam gemeiniglich Abends oder sehr früh in den Gunway aufs Verdeck, und der Sekretär des Kapitäns liest aus dem Common-prayer-book einige Gebete und biblischen Stellen her, wobey sich die Wache des Achterschiffs und die wachhabenden Midshipmen mit entblößtem Haupte versammeln. Auf ein gegebenes Zeichen wird dann der Leichnam ins Meer geworfen. Der Kapitän schreibt bey der Stunde des Begräbnisses in sein Tagebuch: the body of N. was committed to the deep.

Den 26. Sept. Heute lichteten wir die Anker. Welch ein Geräusch, welch ein Gepfeife des Boatswain! Hurrah my Boys! come bear a hand (frisch gezogen ihr Jungen) schrieen die Offiziere auf dem Mitteldeck — dann die Lieutenants auf dem Verdeck mit ihren betäubenden Sprachröhren — und der Wind welcher in die Segel bobbert (ich habe kein besseres Wort). Alles läuft umher; und doch versteht man sich sehr wohl. Die Matrosen kriechen auf den yards wie Eichhörnchen. Bald dort bald dahin wendet sich der wachhabende Lieutenant, und überall antwortet man Aye, aye, Sir! — Wie viele

viele Gewohnheit muß dazu gehören, unter einem solchen Wirrwarr von Seilen und Stricken just die rechten zu finden! — Endlich bläset der Wind gerade in die Segel; der Quartermaster steht nun vor dem Kompasse und singt Steddy, steddy my boys! und die Leute am Helm antworten ihm mit den nemlichen Worten. — Nun ging eine der größten Qualen für mich an, die ich je in meinem Leben ausgestanden habe, — die Seekrankheit! Aber man kann auch nie solche Wellen gesehen haben als in der Bay von Biskaya. Sie hat manches Schiff verschlungen. Neun Tage fortwährendes Erbrechen! — Es war sonderbar, daß unter einer zahlreichen Gesellschaft bloß ich und unser Arzt (nicht der Schiffdoktor) seekrank waren. Jener litt noch mehr als ich, und erpreßte zuweilen Blut. — Unser Arzt ist ein Schotte, ein trefflicher Chymiker und sehr unterhaltender Mann. Er erzählte mir neulich folgende Umstände den berühmten D. Brown betreffend.*) Brown war in seiner Jugend ein Weber. Vorher hatte man ihn, wie gewöhnlich, zur Schule gehalten, und seine Lehrer sprachen von dieser Zeit an immer so vortheilhaft von ihm, daß sein Vater ihn wieder von der Weberey losgab, und in Edinburg erst auf die Schule und dann auf die Universität schickte, wo er Theologie studirte. Er bemerkte oft mit Verwunderung, daß sich viele

hun-

*) Ein hiesiger Gelehrter, der unlängst aus Teutschland kam, sagte, man schätze jetzt D. Browns System dort sehr; daher ich obiges nicht auestreiche.

Perdita.

Heil euch und euerm Vorhaben! Alles was ihr sagt giebt Hoffnung zu einem glüklichen Ausgang.

[Camillo wird indem den Autolicus gewahr, der seines Orts nicht wenig besorgt ist, man möchte seinen schönen Monologe gehört haben; Camillo beredet ihn, seine schlechte Kleider mit der Kleidung des Prinzen zu vertauschen; Perdita soll sich gleichfalls so unkenntlich machen als möglich, und beyde sich ohne Verzug zu Schiffe begeben. Sie gehen also mit einander ab, und Camillo bleibt nur noch so lange zurük, um zu sich selbst, oder vielmehr zu den Zuschauern zu sagen, daß er nun geradeS Weges zum Könige gehen, und ihm von dieser Flucht und dem Ort wohin sie gerichtet sey, Nachricht geben wolle; er hofft ihn ohne Müh zum Nachsezen zu bewegen, und also in dessen Gesellschaft Sicilien wieder zu sehen, wornach, wie er sagt, er den Gelüsten einer schwangern Frauen habe.

Neunte Scene.

Autolicus (allein.)

Ich merke, wo dieses Geschäfte hinaus will; ein offnes Ohr, ein scharfes Aug und eine leichte Hand, sind drey nothwendige Eigenschaften zu einem Beutelschneider; eine gute Nase kan auch nichts schaden, um Arbeit für die übrigen Sinnen auszuspüren. Wie ich sehe, so leben wir in

einer

hundert Studenten zu D. Monro's Vorlesungen drängten, wie sie Regen, Hitze und Kälte ertrugen um ihn auch nur von aussen hören zu können, und wie früh sie seinen Hörsaal gleichsam besetzten, um einen guten Platz zu haben. „Ha, sagte er zu sich selbst; diese Leute müssen große Ursachen dazu haben, — da muß was ausserordentliches zu hören seyn!" Eines Tages also schlüpfte er auch mit hinein. Monro las just Fysiologie, und obgleich Brown bey dem Anblicke eines Kadavers zurückschauderte, so gefiel ihm doch der interessante Vortrag des Professors so sehr, daß er sich völlig vergaß und, im Enthusiasmus überlaut ausrief: „God d —, I'll become a physician!" Er setzte sich natürlich hierdurch dem Gelächter aus. Aber von diesen Augenblicke an stoppelte er von seinen Freunden drey Guineen zusammen, um das Honorarium vorausbezahlen zu können, und studierte nun sechs Jahre lang Medizin auf das emsigste. Alle Lehrer, alle Studenten schätzten seine Geschicklichkeit. Aber er war arm Seine filologischen Kenntnisse waren nicht alltäglich, ehe er sich der Medicin widmete, und jetzt lebte er vom Uebersetzen der englischen Doktordisputazionen ins Lateinische, in welchem er sich einen ächtklassischen Ausdruck erworben hatte. Uebrigens machte er den Repetenten, und gab Unterricht in den Lateinischen und Griechischen Klassikern. Er verdiente sich etwa 300 Pfund des Jahres. Endlich wollte er promovieren; aber D. Cullen war ihm zuwider. Das hatte eine solche Wirkung auf Brown, daß

er

er dem D. Cullen unverſöhnliche Rache ſchwur. Er hielt ſein Wort. Er faßte den Vorſatz ein Syſtem der Medizin zu ſchreiben, das den Grundſätzen Cullen's geradezu widerſtritte. So entſtanden ſeine berühmte Elementa Brunonis — ein Buch voll der kühnſten Hypotheſen in klaſſiſchem Latein geſchrieben. Von Stunde an wurde er der Anführer einer neuen Parthey. Kein Tag verging, an dem nicht die Brunonianer mit ihren Feinden Balgereyen und Duelle gehabt hätten. — Brown trank ſtark, hatte nichts anziehendes in ſeinem Umgange; es fehlte ihm immer an Ausdrücken, und bediente ſich oft der pöbelhafteſten Sprache. Z. B. wenn er im Kollegio eine zeitlang docirt hatte, ſagte er zuweilen: God d—, I'm quite hoarse with speaking. Jack, bring me a glaſs of Brandy! — Er ſtarb zu London als ausübender Arzt im 50ſten Jahre ſeines Alters, an den Folgen der Trunkenheit. *)

Jetzt noch etwas über Kriegsſchiffe und Kaufartheyſchiffe im Allgemeinen.

Unter den Kriegsſchiffen ſind die Linienſchiffe die größten, und unter dieſen die firſt rates oder die vom erſten Range, deren einige über 100 Kanonen füh-

*) Vermuthlich kennt man in Teutſchland ſchon die neue, zum Beſten ſeiner Wittwe von Dr. Beddoes veranſtaltete Ausgabe der Elementa. Auch iſt beſonders herausgekommen: On the character and writings of John Brown M. D. prefixed to the new edition of his elements.

führen. Man nennt bey Kriegsschiffen gemeiniglich die Anzahl der Kanonen, weil man daraus gleich sieht von welchem Range sie sind. Alle übrigen Schiffe beurtheilt man nach der Fracht, oder wie man bey Schiffen sagt, nach der Anzahl der Tonnen. Die größten Indienfahrer haben selten mehr als 1400 Tonnen; die mehresten haben nur zwischen 700 bis 1200 Tonnen. Uebrigens ist der Unterschied eines Kriegs- und Kauffartheyschiffes in vielen Rücksichten beträchtlich. Aeußere und innere Bauart, Anzahl des Schiffvolks, Reinlichkeit, Bezahlung der Matrosen, Zucht, Verdienste der Offiziere u. s. w. sind bey beyden sehr verschieden. Ein Kriegsschiff ist stark, aus dem besten trockensten und festesten Eichenholze, unten scharf zulaufend, und überhaupt so gebauet, daß es das Kanonenfeuer eines Seetreffens aushalten und geschwind segeln möge. Ein Kauffartheyschiff aber ist bey weitem nicht so fest, hat insgemein nur einen ganzen Deck, nemlich den Mitteldeck, und einen sehr großen Schiffsraum (hold) zur bequemen Haltung der Waaren. Eben deswegen ist es auch unten breiter als jenes. Kauffartheyschiffe segeln insgemein schlechter als Kriegsschiffe, sind aber weit reinlicher und bequemer zum Reisen. Mitunter sind die Kajüten auf denselben auf das kostbarste meubliert, welches besonders der Fall bey den Ost- und West-Indienfahrern ist, wo man Fußtapeten, Wandtapeten, Spiegel und allen Luxus findet, der sich nur anbringen läßt. Ferner haben die Kriegsschiffe weit

mehr

mehr Leute an Bord, (oft bis an 700) als Kauffartheyschiffe, die meistentheils nur just so viel haben, als nothwendig sind sich einander abzulösen, und die nöthigen Geschäffte auf dem Schiffe während der Reise zu verrichten (to work the ship). Die Zucht auf Kauffartheyschiffen ist in Vergleichung mit jenen sehr vernachläßigt. Daher sehen auch Offiziere von Kriegsschiffen mit Verachtung auf jene herab, und maßen sich sehr viele Vorrechte an, welche der Staat zum Theil bestätigt hat. Daher gehört einem sogenannten Kapitän eines Kauffartheyschiffes nicht der Nahme Kaptän sondern bloß Master. Endlich bildet sich auch ein gemeiner Matrose, der auf einem Kriegsschiffe dient, weit mehr ein, als der Bootsmann eines Kauffartheyschiffes. Aber alle Seeleute, hoch und niedrig, verachten die sogenannten landsmen oder Landbewohner, die nie zur See gewesen sind, wovon ich Ihnen ein andermal die sonderbarsten Erfahrungen mittheilen will. Für jezt mag folgendes hinreichen. Wir hatten auf unserm Schiff einen Midshipman von 17 Jahren, der wegen seiner Aufmerksamkeit auf den Dienst, wegen seiner Aufgeweckheit und Entschlossenheit, kurz wegen seiner Smartness (wie die Engländer sagen) der Liebling des ganzen Schiffes war, und von den Matrosen deswegen gleichsam auf den Händen getragen wurde. Als er eines Tages wie eine Katze vor allen seinen langsamern Kameraden an der Strickleiter herauf kroch, fragte ihn ein Matrose: Pray, Sir, nichts für ungut! wer war Ihr Vater? „Ein

Sol-

Soldat, ſagte jener — By G—, Sir, erwiederte der Matroſe, nehmen Sie mir's nicht übel, das iſt unmöglich; er muß ein Seemann geweſen ſeyn: denn ein Soldat konnte nicht der Vater eines ſo lebhaften Jungen ſeyn (of ſo ſmart a boy). Eine andre Anekdote beweiſt dies noch mehr. Als der vorige Prinz von Wales mit einem Kapitän nicht weit vom Ufer ſprach, ſagte ein Matroſe, der ſie beyde bey einander ſtehen ſah, zu ſeinem Kameraden: Sieh einmal da, Jack! Der Prinz ſpricht mit unſerm Kapitän ohne den Hut abzunehmen! „Kein Wunder; antwortete jener; wo ſollte er denn Lebensart gelernt haben? Er iſt ja nie zur See geweſen!"

H—r.

VI.

Gedichte.

Stimme des Lorbers.

Heiliger Lorber, du redeſt mit mir? Es lauſcht meine Seele
Ahndend dem flüſternden Laut, ſanft durch die Kühlung verhaucht.
Iſt es Wohllaut, iſt's Schmerz, was leiſe dem Schatten entrieſelt?
Red' o Daſne mit mir! Beyden geweiht iſt dies Herz!

" Weh-

„Wehmuth flüstr' ich zu dir, o Sängerin! — Achtlos umgaukelt
Jugend und Schönheit der Blick, Geister nur lauschen dem Ton.
Wandelt nicht Agathon hier in des heiligen Laubes Umschattung
Unbekränzet einher, lächelnd mit fröhlichem Sinn?
Brich, o Lesbia, brich die zarteste Sprosse der Jugend,
Welche die schimmernde Nacht leise mit Anmuth umweht!
Starrender Lorber des Siegers, umwinde nicht drückend die Schläfe
Deß, den Freundschaft und Huld lange mit Rosen bekränzt!
Nicht unsterblichen Laubes bedarfs um Agathons Stirne,
Wo Unsterblichkeit wohnt, kränz' ich mit himmlischer Ruh.

2.

Der Sarkofag. *)

Folg', o Agathon, mir aus der Eiche kältendem Schatten,
Hier wo durchs Lorbergebüsch schmeichelnd die Myrte sich schlingt.
Siehe,

*) Befindlich in der Villa Mattei.

Siehe, den wilden Oelbaum durchglänzet heitere Bläue.
Wärmende Stralen ſenkt hier der December herab!
Dort auf der freieren Wieſe, da wehn heſperiſche Lüfte;
Römiſche Fernen durchirrt ſpähend dein fröhlicher Blick.
Einſam am Fuß der Zypreſſe ſteht Cäſars Rieſengebilde, *)
Wohl des Forſchenden werth, nur des Empfindenden nicht! —
Schöne Sitte Joniens, red' aus dem Marmor des Grabes,
Flüſtre wie Nachtigallton lächelnde Wehmuth uns zu!
Siehe Mnemoſynens Töchter am Sarkofage vereinet;
Siehe, der Muſen Chor leitet uns freundlich ans Grab!
Leicht zu einander geſellt ſtehn ſieben an längerer Seite,
Hier mit dem Sterblichen zwey traulich zum Kleeblatt verſchränkt.
Kennſt du des Greiſen Blick? der ambroſiſchen Locken Gekräuſel?
Kennſt du die Lippen voll Huld, lieblich zur Rede getheilt? —
Ja, Mäonides iſts! — Ernſt ſteht ihm Klio zur Seite,

Und

*) Die Koloſſal-Büſte des Cäſar Auguſtus in der Villa Mattei.

Und Kalliope ſchwebt näher zum Liebling heran.
Siehe des Eppichs geweihte Ranke entſchwingt ſich der Erde,
Schlinget mit liebendem Arm feſt um den Marmor ſich hin.
Ach, die zarteſte Sproſſe erreichet dein Haupt, Mäonide —
Sorgſam windet ſie ſich dir um die glänzende Stirn.
Ilias Sänger, o Sänger des Leidengeübten Odyſſeus!
Blind, doch voll inneren Lichts, arm, von der Welt nicht gekannt,
Einſam irreteſt du an des Meeres hallenden Küſten,
Und dein göttliches Lied hörete Hellas noch nicht!
Aber Jahrtauſende opfern, es huldigt dir Vorwelt und Nachwelt!
Und hier kränzt die Natur lohnend am Grabe dich noch!

3.

Die Urne unter den Blumen.

Sehnende Freundſchaft dir, und dir, o heilige Liebe,
Sey der Thalgrund geweiht, welcher mich grünend umſchließt.
Rauſchet nicht Wehmuth der Bach? Schwebt nicht von bläulicher Berghöh'
Ueber den Erlen des Thals Tiefſinn und Ruhe herab?

Auf! ich kränze mein Haupt mit des Sinngrüns *a*) glänzendem Laube!
Holdes Vergißmeinnicht *b*) du, helle den dunkelnden Kranz!
Süße Hoffnung, wie du dich hebst in des Leidenden Blicke!
Sinnbild liebender Huld, lächl' in der Thräne des Thau's!
Dir nun einzig geweiht, dir allumfangende Mutter,
Mutter und Schweſter zugleich, dir, o du hohe Natur,
Sink' ich hin in den Schoß. An deinem nährenden Buſen
Athm' ich Anmuth und Kraft, Luſt und Liebe des Seyns.
Du nur ſtilleſt mein Herz; dies brennende hohe Verlangen,
Süß und ſchmerzend zugleich, goſſeſt du mir in die Bruſt,
Daß ich ahndend es wiſſe, daß dieſes Daſeyn nicht Zweck iſt,
Nur eine Stufe, von der Pſyche ſich fröhlicher ſchwingt!
Aber reitzend geſchmückt iſt dieſe Sproſſe der Leiter,
Die durch Aeonen ſich dehnt, hin in die Fülle der Zeit!
Blendendes Sonnenlicht, du ſtrahleſt am höheren Berge;
Friedlich verweile mein Geiſt hier im umſchatteten Thal!
Locket befriedigend hier nicht Duft und ſäuſelnde Kühlung?
Beut nicht die Pflanzenwelt mir ſtillen und zarten Genuß?

Sieh'

a) Vinca minor. *b*) Myosotis scorpioides palustris.

Sieh' im ſaftigen Grün des Lotus *a*) goldene Flügel,
Welcher im ſchützenden Helm ſorgſam die Kindlein verbirgt!
Bläulicher Thymus *b*) durchhaucht mit würzigem Odem die Lüfte;
Schöne Skabjoſa *c*) du winkſt fernher der pflükkenden Hand.
Ob dem kränzenden Buſch im graulich wogenden Roggen
Glänzen Cyanen *d*) herab unter dem nährenden Halm.
Dort am dürren Geſtein blüht hoch auf ſchwankendem Stengel
Aquileja; *e*) ſie ſenkt ſanft und ſchüchtern ihr Haupt.
Aquileja, du Holde, die Föbus ſpähenden Blicken
Sittſam den Buſen verbirgt, hüllend die reifende Frucht!
Schützend umheget vom Kelch, o purpurne Nelke *f*) der Fluren,
Unentſtellet durch Kunſt, blüheſt du einfach und zart!
Stilles Ehrenpreis, *g*) mit dem Aetherbläulichen Schimmer,
Jede Berührung, wie ſchnell welkt ſie dein Leben dahin!

a) Lotus corniculatus.
b) Thymus arvenſis.
c) Scabiosa columbaria.
d) Centaurea Cyanus.
e) Aquilegia vulgaris.
f) Dianthus carthuſianorum.
g) Veronica Chamandrys.

einer Zeit, wo die Schelmen ihr Glük machen. Das war ein hübſcher Tauſch, ohne was aufzugeben! In der That, die Götter haben diß Jahr viele Nachſicht für uns, und nehmen's wie es ſcheint, mit einem kleinen ex tempore nicht ſo genau. Der Prinz ſelbſt iſt im Begriff eine Bübe-rey auszuführen; von ſeinem Vater, mit einem Kloz an ſei-nen Füſſen, davon zu lauffen. Dächte ich nicht es wäre ein Stük von Ehrlichkeit, wenn ich es dem Könige hinter-brächte, ſo wollt' ich's thun; aber mich dünkt die Spiz-büberey iſt gröſſer, wenn ich es geheim halte; ich will alſo meinem Handwerk getreu bleiben und ſchweigen.

[Inzwiſchen langen der Schäfer und Hans, ſein Sohn, auf dem Theater an; ſie ſind im Begriff zum Könige zu gehen, ihm zu entdeken, daß Perdita nicht des Schä-fers Tochter, ſondern ein Fündling iſt, und dieſes mit den koſtbaren Windeln und Kleinodien zu beweiſen, die bey ihr gefunden worden, und welche ſie in einem Käſt-chen bey ſich haben. Autolicus iſt ihnen in ſeiner Ver-kleidung unkennbar. Sie ſehen ihn für einen Herrn vom Hofe an, und glauben ihm je mehr er pralt. Er läßt ſich Geld von ihnen geben, um ſie bey dem Könige anzumelden; weil er aber beſorgt, ihre Erſcheinung bey Hofe möchte der Flucht des Prinzen ein Hinderniß ſezen, ſo macht er ihnen weiß, der König ſey nicht in ſeinem Palaſt; er ſey, um einen Anfloß von Melan-cholie zu vertreiben, an Bord eines neuen Schiffes ge-gangen, eine kleine Luſtreiſe zu machen. Er weiſet ſie

Höher klimm' ich empor am Kieſelbeworfenen Pfade.-,
Unter mir rollet der Strom, über mir dräuet der Fels.
Lauter klopft mir das Herz. In nächtlicher Tannen Umſchattung
Weil' ich erfriſchet vom Duft, ruhend auf ſchwellendem Moos.
Ach, in ſchau'riger Kluft entfaltet ſich ernſtere Schönheit,
Tief im wechſelnden Grün ſchimmernden Mooſes verſenkt!
Zartgeſtaltete Urne a), was birgſt du in bräunlicher Höhlung?
Welchem mächtigen Wink harreſt, Verſchleierte, du?
„Saamen der Zukunft verbirgt mein feſtverſchloßnes Gehäuſe.
„Alſo umſchließet auch dichtein ſtens die bergende Gruft.
„Nur dem Wink der Natur entflieht die deckende Hülle.
„Hebe mit frevelnder Hand nicht den Schleyer mir auf!"

O Symbol der Natur! ich weil' in ſtaunender Ehrfurcht
Und mit ſinnendem Geiſt, Pflanze der Ahndung bey dir!
Berg', o berge den Staub in zartgeſtalteter Urne,
Bis ihn die Stimme des Lichts freundlich zum Leben erweckt!

Rom im Decemb. 1795. Sofie Brun,
geborne Münter.

---

a) Lycopodium selago.

4.

An den jungen Herrn von **

als er den Verfaſſer um ein Mittel alt zu wer-
den gebeten hatte.

Sich freun, daß man ein Menſch itzt erſt geboren iſt,
Und nicht vordem, als noch der Chriſt
Dem Chriſten hohe Scheiterhaufen
Errichtete, man noch den frommen Eifer ſah,
Dann, wenn ein Widerruf der Meinung nicht geſchah,
Holz tragend unter'm Arm, hin zu dem Feuer laufen,
Das einen Ketzer zu verzehren
Hoch aufſchlug! Nicht zur Zeit, in welcher ſteif und feſt,
Daß ihre Weiber Hexen wären,
Die Männer glaubten, und ein Feſt
Der Themis-Prieſter war, wenn ſie die Straf' er-
kannten,
Und alte Hexen gern und junge nicht verbrannten!

Und nicht in der, in welcher die Gewalt
Der rohen, alten, teutſchen Ritter
In trauriger Geſtalt,
Urplötzlich, wie ein Blitz in einem Ungewitter,
Den Wand'rer überfiel, und hin
Zu ihrer Herzenskönigin

Aufs Raubſchloß ſchleppte; nicht in der,
In welcher noch der wilde Bär
Im Walde Herr war, und umher
Die ſtillen Gegenden ſofort zu lauten machte;
Damals als unſer Feld dem Waller noch nicht lachte,
Noch unſre Grazien wie griechiſche nicht tanzten,
Noch unſre Gärtner nicht der Liebe Myrten pflanzten.

In einem nächſten Lorberhain,
Oft zu den Muſen gehn, in hellſtem Sonnenſchein;
Glück ſuchen alle Tag' in allen Morgenſtunden,
Und hat man's oft geſucht, und nur in ſich gefunden,
Sich ſeiner alle Tag' am Abend hoch erfreun,
Und keines andern Neider ſeyn!

Sein Leben ſich allein zum Nutzen und Vergnügen
Nicht leben, denken oft: der brave teutſche Mann
Muß nicht auf einem Sofa liegen,
Muß munter ſeyn, muß thun ſo viel er immer kann;
Muß einig ſeyn mit ſich, mehr als mit irgend Einem;
Muß keinem! keinem!
Nachſtehen woll'n an gutem Willen,
Des Bürgers Pflichten gern erfüllen,
Und die des Menſchen! Sich in ſeine Tugend hüllen,
Wenn gegen Unrecht, Trug und Liſt
Gerechte Klagen und Beſchwerden
Nichts fruchten! Junger Mann! das iſt
Ein Mittel alt zu werden!

Gl.

5.

An unſre teutſchen Edelleute

bey gewiſſem Anlaß zu Frankfurth am Mayn, den 20. Aug. 1792.

Sind unſre Fürſten, was wir wollen
Daß ſie ſeyn ſollen?
Nicht alles! Sind ſie nicht im teutſchen Vaterlande
Heroen an Verſtande,
Nicht Mark-Aurel? — Ihr Herrn, wer hat denn Schuld daran?
Ihr habt die Schuld allein! Ihr gebt den Mann,
Der ſie zum hohen Felſentempel
Der Weisheit führen ſoll, als Lehrer, als Exempel,
Als Held in Sittlichkeit, in Großmuth und Geduld.
Wir andern haben keine Schuld,
Und können keine haben,
Weil uns und unſern Geiſtesgaben,
Vermuthlich wohl, ihr Herrn, auf Antrag eurer Liſt,
Der Hof verboten iſt.

Gl.

6.

Die Freyheit.

Fortuna's Tochter und des Diespiter,
Kam ſie zu Hella's ſchwimmenden Fluren erſt;
Da weilte ſie ſo gern, bis Roma's
Thronende Hügel und Stolz ihr winkten.

Da ſaß ſie kühn als Weltenbezwingerin —
Verſcheucht von Laſtern ſank ſie verirrten Flugs
Hin, wo Thuiskons Eichenſchatten
Noch der geheiligten Echo lauſchen.

Und hier gebar ſie Töchter — und ſchwand dem Raub.
Die ſchönſte führt' auf Galliens junges Feld,
Von Völkerſtimmen froh durchflügelt,
Edlere Franken — und ſtarb den Frühtod.

Mit Angeln brach durch Wogen die Andre hin.
Die Dritte ſchuf Bataviens Sumpf zur Au.
Auf hehre Alpen zog die Vierte;
Schweden und Polen durchflog die Letzte.

Die ſtille Tochter ſchmückte Brittania's
Erhöhtes Eiland; aber ein Zwillingspaar

Gebar ſie dort; das ſanft're Mädchen
Schwamm und erreichte des Weſtes Arme.

Meerüber ſprang das jüngſt' und unbändigſte,
Gekoſ't vom eitlen Genius Galliens.
Dort goß es frech den ſüßen Gift, in
Buhlende Sinne, berauſcht und herzlos.

Und bald entſprang der Jakobinismus ihr,
Der Unſchuld Mörder, Schauder der Tugend, der
Nur Zepter gern in Bettelſtäbe
Wandelt, und Länder in blut'ge Meere.

Noch unerzogen tändelt ſein Schweſterchen,
Genährt von Zwietracht, laſterumtönet; noch
Unreif zum Arm des hohen Glücks, am
Winkenden Ziele der ſchöneren Menſchheit! —

O Hochbeglückte! Himmelentſchwebete!
Geliebt're Mutter! — Ewig verjüngte Du!
Blick nieder — Teut's Flur weihet dir noch
Heilige Flammen, verſtreut und einſam.

G....ff.

VII.

Neueste schöne Litteratur.

1. Die Musen-Allmanache.

(Beschluß.)

Mit dem besten Willen von der Welt kann man nicht immer was man will. Die Richtung unserer Thätigkeit, so wie ihre Unterbrechung, hängt von tausend äussern Umständen ab, über welche man nicht immer Herr werden kann — Die Zeit, die dem Müßigen so lange däucht, ist dem Vielbeschäftigten immer zu kurz — Das minder erhebliche muß so oft dem wichtigern, das unaufschiebliche dem weniger dringenden, das was wir gerade itzt aus Neigung thun möchten, oder wozu wir uns gerade itzt aufgelegt fühlen, den Foderungen der Pflicht oder den Ansprüchen der gesellschaftlichen Verhältnisse, die eine so reiche Quelle von quasi-Pflichten sind, nachgesetzt werden — Dieser verlohrne Moment kommt oft lange nicht wieder — wir finden uns in einen ganz andern Kreis von Vorstellungen fortgerückt — andere Gegenstände sind uns indessen interessanter geworden, und wenn wir zu denen, von welchen wir durch irgend eine dieser zufälligen Ursachen abgerufen wurden, nach Wochen oder Monathen wieder zurükkehren, fehlt es uns eben so sehr an der innerlichen

thig

Stimmung, die zur Vollendung des Angefangenen nöthig wäre, als an Zeit, uns wieder in diese Stimmung zu ſetzen.

Ich habe mich im ganzen Lauf meines ſchriftſtellerischen Lebens ſo oft in allen dieſen Fällen befunden, daß ich es mir kaum ſelbſt verzeihen kann, wenn ich die Maxime, mich zu keiner Art von literariſchen Arbeiten auf irgend eine beſtimmte Zeit anheiſchig zu machen, — die das Reſultat ſo vielfältiger Erfahrungen iſt, — jemahls wieder aus den Augen verliere; — was wohl kein Menſch weniger thun ſollte, als einer, der in Beſchäftigungen dieſer Art ſo ſehr von Stimmung, Laune, Zufall, und der Himmel weiß welchen Einflüſſen guter und böſer Dämonen abhängt, als — *hic homo.* Ich ſchäme mich, daß ich meine Leſer und mich ſelbſt ſchon vier bis fünf Monate mit einer Recenſion oder vielmehr dem Verſprechen einer Recenſion der dießjährigen Muſen-Allmanache herumſchleppe, und doch bis auf dieſen 14ten Tag des Aprils nicht weiter als bis zum Voſſiſchen gekommen, ja ſogar mit dieſem nicht einmahl fertig bin. — Es iſt wahrlich Zeit, dieſer Ungebühr endlich ein Ende zu machen, und dieſen Artikel lieber abzubrechen, als vielleicht Schuld daran zu ſeyn, daß die Unluſt der Leſer an einer ſo oft weggelegten und wieder aufgenommenen Recenſion ſich endlich auch über die inzwiſchen meiſt verdufteten und ſchon wieder von neuen verdrängten Blumen ſelbſt ergieße. Was kann am Ende auch dem Publikum an meinem

Ur-

Urtheil liegen? Zumahl da ich mich selbst nicht von der Schwachheit frey sprechen kann, daß der erste Eindruck von Wohlgefallen oder Mißfallen, den jedes kleine oder große poetische Natur- oder Kunstprodukt in mir erregt, mein Urtheil zu bestechen pflegt, und mich, sonderlich im ersten Fall, wider Willen geneigt macht, die Flecken und Mängel eines solchen Werkes oder Werkleins entweder gar zu übersehen, oder nachsichtlicher als einem strengen Kunstrichter zukommt, zu behandeln; ja wohl gar (was doch ziemlich selten seyn mag) wie Cicero von dem Dichter Alkaios sagt, den *naevum in puero* für ein *lumen* anzusehen. — Ich hoffe also, aus allen diesen Betrachtungen, leicht Verzeihung zu erhalten, wenn ich mich in dem, was ich noch über den Vossischen und zwey oder drey andere poetische Allmanache zu sagen habe, so kurz als möglich fasse, und von andern, die ich nicht kenne; weil ich keine Gelegenheit oder Zeit dazu gehabt habe, wie billig gar nichts sage.

Es mag wohl eine ganz richtige Maxime seyn, daß, wer nicht zu tadeln verstehe, auch nicht loben könne; aber ich denke nicht daß man daraus die Folgen ziehen dürfe: wer etwas lobt oder gut heißt, müsse nun, um seine Unpartheilichkeit und Kennerschaft zu dokumentieren, auch immer dies und das daran zu tadeln finden. Mich dünkt schon mehr als einmahl bemerkt zu haben, daß es Recensenten von Profession mit dieser Maxime zuweilen geht, wie dem Matthiastag im Kalender, von welchem

die

die alte Bauern-Regel sagt: Mattheis bricht Eis: findt er keins, so macht er eins. — Indessen hat mich die Besorgniß, ein kritischer Mattheis dieses Schlages zu seyn oder zu scheinen, selten abgehalten, an lobenswürdigen Werken zu tadeln was mir tadelswürdig vorkam — und wenn mein Tadel meistens mikrologisch ist, und Kleinigkeiten betrift, die einem schönen Werk an seinem Werthe wenig oder nichts benehmen, so kommt es bloß daher, weil ich an einem solchen nichts wichtigeres auszusetzen finde, aber eben darum, weil mir das Ganze gefällt oder lieb ist, es auch von den kleinsten Flecken frey zu sehen wünsche. Von Werken, worin mir zwar einzelne Stücke oder Stellen lobenswerth, vielleicht gar bewundernswürdig scheinen, die mir aber im Ganzen mißfallen, d. i. deren Ganzes sich mit meinem Ideal von dem was ein vortreffliches Werk in dieser Art seyn soll, nicht vertragen will, von solchen schweige ich lieber gar: denn ich schließe in diesem Falle, daß ich mit dem Schöpfer eines solchen Werkes zu wenig gemein habe, um auf das Recht öffentlich über ihn oder sein Werk zu stimmen, Anspruch machen zu können. Denn entweder ist das Verdammungsurtheil, das mein ästhetischer Sinn (als der Richter in mir) in der Stille über sein Werk ausspricht, richtig oder nicht. Ist es unrichtig, so kann dessen Bekanntmachung zu nichts dienen, als mich selbst ohne Noth und Nutzen in der Meynung der richtig urtheilenden herabzusetzen; ist es richtig, so ist es dem getadelten unnütz. Denn ein Dichter, der sich

alſo nach der Küſte hin, wo der Prinz im Begriff iſt ſich einzuſchiffen, und ſie gehen treuherzig ab.

Autolicus (allein.)

Ich ſehe wohl, wenn ich gleich den Vorſaz faſſen wollte, ehrlich zu ſeyn, ſo giebt es mein Verhängniß nicht zu; es träufelt mir die Gelegenheiten in den Mund; ſchon wieder mit einer Schelmerey zween Vortheile erhaſcht! Geld, und den Anlaß mir um den Prinzen ein Verdienſt zu machen; denn wer weiß, ob das nicht ein Mittel zu meinem Glüke werden kan. Ich hab' ihm nun dieſe zween einfältige Schöpſen zugewieſen; findt er für beſſer ſie wieder fortzuſchiken, und geht ſie das was ſie bey dem Könige zu thun haben, nichts an, ſo mag er mich immer hin einen Schurken dafür heiſſen, daß ich gar zu dienſtfertig bin; gegen dieſen Titel und die Ehre, die damit verbunden ſeyn mag, bin ich längſt geſtählt: ich will ſie auf dieſe Gefahr, immer zu ihm bringen; es kan viel daran gelegen ſeyn.

(Er geht ihnen nach.)

---

selbst über einen so wesentlichen Punkt, als die Frage ist, ob das Werk seines Geistes ein wahres und schönes Ganzes sey oder nicht, betrügen kann, ist meistens ein verschrobener und sehr wahrscheinlich ein unheilbarer Kopf. Daß es mit bestellten und besoldeten Kunstrichtern, denen es von Ammts wegen obliegt, die kritische Justiz auf unserm Parnaß zu handhaben, eine andere Bewandtniß habe, bescheide ich mich sehr gern. Diese mögen immer berechtigt seyn, oder sich gar verpflichtet glauben, einen unheilbaren Sünder, wiewohl die Strafe ihm selbst nichts helfen kann, andern zum warnenden Beyspiel abzuthun. Aber wer bloß gelegenheitlich, zwar als ein Kunstverwandter aber zugleich als Freywilliger, über andrer Leute Werke urtheilt, kann sich wohl so enge Schranken setzen als ihm beliebt.

Also nur noch etliche Worte zum Vossischen Musenallmanach. Ich ehre jeden neuen Versuch, den ein Mann von Genie, Geschmack und ächter Gelehrsamkeit macht, um gegen Schwierigkeiten, von welcher Art sie seyn mögen, anzukämpfen, durch deren Hebung die Vollkommenheit unsrer Sprache und ihre möglichste Tauglichkeit zu jedem Gebrauch, welchen Beredsamkeit, Dichtkunst und Gesang von einer Sprache nur immer zu machen verlangen können, gewinnet. Ich rechne hieher Versuche in schweren und in unserer Sprache noch wenig oder gar nicht gewagten lyrischen Versarten, dergleichen die Vossische Ode, die erneute Menschheit (S. 12.) aufstellt, wo

wo der in jeder Strofe in drey auf einander folgenden Zeilen dem Daktylus vorgehende Spondeus, in unſrer an Spondeen ſehr armen Sprache in der That dem Dichter nicht wenig zu ſchaffen gemacht haben mag, aber auch zu einem Beyſpiel dient, wie man durch eine geſchickte Stellung der Worte und gehörigen Gebrauch einſylbiger langer Wörter den Mangel an eigentlichen Spondeen erſetzen könne. Indeſſen möchte ich doch fragen, ob es nicht bey dieſer Versart nöthig wäre, ſich vor ſolchen Wörtern zu hüten, bey welchen die Skanſion, (wenn ſie nehmlich als Spondeen ſkandiert werden) mit der gewöhnlichen Akcentuazion in einen dem Ohr auffallenden Konflikt geräth. Ich habe dies in dieſer aus 15 Strofen beſtehenden Ode neunmahl wahrgenommen. Wenn ich z. B. den Vers,

– ˘ | – | – – | ˘ ˘ | – ˘ | – |

Stille | herrſch', An|dacht und der | Seel' Er|hebung

ſkandiere, ſo wird es jedem Ohre ſo tönen, als ob der Akcent im Worte Andacht auf der zweyten Sylbe ſtehe, da er doch auf der erſten ruht, und daher kein Dichter Bedenken tragen wird, das Wort Andacht (wiewohl es nach den Geſetzen der griechiſchen Proſodie ein Spondeus iſt) für einen Trochäen zu gebrauchen. Eben dies gilt von Abglanz in der 5ten Str.

– – | – | – ˘ | ˘ |

Dich al|lein, Ab|glanz von der|Gottheit Urlicht.

Füllte das Wort Abglanz eine ganze ſpondeiſche Region aus, ſo hätte das Ohr nichts dagegen einzuwenden: da aber die erſte Sylbe die Hälfte des Spondeus, und die zweyte die lange Sylbe des Daktylus ausmachen muß, ſo fällt der durch die Skanſion auf Glanz gelegte Druck nothwendig auf. Mit aufwärts in der 6ten, mit abwehrt in der 9ten, wahrnimmt in der

10ten, siegreich in der 11ten, fortglimmt, roth wird und ausgießt in der 14ten, und Schönheit in der 15ten Strofe, ist eben das der Fall, da alle diese Wörter von jeher in trochäischen Gedichten als Trochäen gebraucht worden sind, ohne daß ein teutsches Ohr (weil es daran gewöhnt ist, in jedem zweysylbigen Worte, wie vollgepfropft es auch mit Konsonanten seyn mag, die zweyte Sylbe für kurz gelten zu lassen, wenn die erste den Akcent hat, und umgekehrt) im geringsten dadurch beleidiget würde. „Desto schlimmer für die teutschen Ohren!„ wird man sagen. Aber es ist nun einmahl so, und ist immer so gewesen; der Sprachgebrauch entscheidet, und ich sehe nicht, wie man hoffen könnte, Wörter, die vermöge desselben für Trochäen gelten, zu Spondeen zu machen, weil sie nach der griechischen und lateinischen Prosodie Spondeen sind.

Wer in Reimen dichtet, soll sich billig befleissen so rein als möglich zu reimen. Ich verstehe unter möglich nicht bequem, sondern, was sich in einer so reimarmen Sprache wie die unsrige erreichen läßt, ohne daß man genöthigt wird, dem Reim alles aufzuopfern. Auch hierin entscheidet, denke ich, der allgemeine Gebrauch unsrer korrektesten reimenden Dichter, z. B. eines Hagedorn, Gellert, Utz, J. A. Cramer, Schlegel, Zachariä, u. a. sicherer als Regeln, woran es uns ohnehin noch fehlt. Haupt und belaubt, nützen und besitzen, kann und an, ein und erfreun, und eine Menge ähnlicher Reime, haben durch lange und allgemeine Gewohnheit ein unverlierbares Recht erhalten, den reinsten Reimen gleich gehalten zu werden. Der Analogie gemäß werden wir auch wohl Gärtchen und Oertchen, auch und Brauch, Fleiß und Schweiß, und dergl. gelten lassen müssen. Aber ch, g und k für reimende Konsonanten gelten zu lassen und Buch mit schlug, oder Druck mit genug, Burg mit durch

zusam-

zuſammen zu reimen, iſt eben ſo fehlerhaft als wenn ein Wiener Sonne auf Bohne reimt, weil er Sonne beynahe wie Sohne ausſpricht. Eben ſo wenig kann groſſe auf loſe, Greu'l auf Heil, Noth auf Gott, Geſang (weil man in einigen Niederſächſiſchen Provinzen Geſank ausſpricht) auf Trank, Dank auf Drang, ſchimpfen auf Nymfen, Pfad auf Statt, Kritiker auf vorher, voll auf Wohl, Fuß auf Entſchluß, u. dergl. in ſchönen, zumahl in kleinen Gedichten, wo das fas eſt obrepere somnum nicht gelten kann, *) geduldet werden. Ich wünſchte daher keine Reime dieſer Art in dem V. Muſ. Allmanach gefunden zu haben.

Ein Triolet iſt freylich nur eine Tändeley; aber wenn man nun einmahl auf dieſe Art tändeln will, ſo ſollte das, was man für ein Triolet giebt, auch ein Triolet ſeyn. Der König aller Triolets, welchen Hagedorn einſt ziemlich glücklich überſetzt hat, iſt das Muſter, wie ein wohlgemachtes Triolet organiſiert ſeyn muß.

Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie;
Le beau deſſein que je formai
Le premier jour du mois de Mai!
Je vous vis et je vous aimai.
Si ce deſſein vous plut, Silvie,
Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie.

In einem Triolet muß der erſte Vers in der vierten und in der achten oder lezten Zeile, ſo wie der zweyte in der achten, ohne Veränderung wieder kommen;

*) Es kann und ſoll aber auch in groſſen nicht gelten.

auch muß man ihm, wenn es ſchön ſeyn ſoll, nicht den geringſten Zwang anmerken, und die Refreins müſſen ſich wie von ſelbſt in einander ſchlingen. Ob dies alles von dem Triolet an Eliſen S. 11. gelte, entſcheide der Verf. ſelbſt.

Eben daſſelbe iſt gegen das ſogenannte Sonnet an Amalia M** S. 200. zu erinnern. Es iſt alles was man will, nur kein Sonnet. Es beſteht zwar auch aus 14 Zeilen, und iſt, wie ein Sonnet, in vier und vier, drey und drey einander zuſagende Zeilen abgetheilt; aber es hat nur zwey Reime, deren alſo jeder ſiebenmahl vorkommt. Ein ächtes Sonnet aber muß, bekanntermaßen, in den erſten vier und vier Zeilen zwey Reime, (deren jeder viermahl, in einer gewiſſen regelmäßigen Verſetzung vorkommen muß) und in den letzten drey und drey Zeilen, entweder drey zweymahl oder zwey dreymahl wiederkommende und von jenen zweyen der 8 erſten Zeilen verſchiedene, ebenfalls mit Kunſt und gleichförmig durch einander geflochtne Reime haben. S. die Sonnette des Petrarka, die allen ſpätern zu Modellen gedient haben. Das Sonnet iſt, wenn es ſchön ſeyn und allen Regeln, die ihm die Italiäniſchen Kunſtrichter vorgeſchrieben, ein Genüge thun ſoll, das ſchwerſte aller poetiſchen Spielwerke, und noch wenigen in unſrer Sprache gelungen, wiewohl es im vorigen Jahrhundert von den Nachahmern des Marino und Loredano häufig verſucht wurde.

2. Göttingiſcher Muſenalmanach von 1796, herausgegeben von Hrn. D. Karl Reinhard.

Aus einer Menge kleiner Stücke, Lieder, Balladen, Elegien, Madrigale, Sinnſchriften und dergleichen,

chen, wo ſich unter vielem ſchönen und gefälligen (wie in ſolchen Sammlungen faſt unvermeidlich iſt) auch manches mittelmäßige und unbedeutende eingeſchlichen hat, ragen hier einige Gedichte von größerm Umfang und Gehalt hervor, welche dem G. M. Allm. von dieſem Jahr einen vorzüglichen Werth ertheilen, — die Nachtfeier der Venus von unſerm verewigten Bürger, umgearbeitet und vollendet; der Eremit von Melito von Engelſchall, S. 150—172. und die Gebethe von Falk, S. 91—115. Das erſte gehört unſtreitig unter das Schönſte und Vollkommenſte was die Dichtkunſt in Teutſchland aufzuweiſen hat. — Es iſt, im eigentlichſten Sinne, novem Muſis coelatum opus. und es wäre wohl der Mühe werth, durch eine ausführliche Vergleichung dieſer Ausgabe von der letzten Hand mit der vorigen, jungen Dichtern (und warum nicht auch manchen alten?) zu zeigen, wie genau ein Mann von Bürgers Genie und ſeinem Gefühl es mit ſich ſelbſt nimmt, wie manchen Flecken er noch wegzuwiſchen, wie manche zu ſtark aufgetragene Farbe zu mildern, wie manche kleine Unfüglichkeit im Ausdruck, wie manchen kleinen Mißklang in der Harmonie der Verſe, kurz wie viel er in mancherley Rückſichten auch an einem Werke, womit tauſend andere völlig zufrieden ſind, noch zu verbeſſern findet, und wie viel dazu gehört, bis er ſich ſelbſt nur einiger maßen genug thut und dem unerreichbaren Ideal, das ſeinem Geiſte vorſchwebt, ſo nahe als ihm möglich iſt, gekommen zu ſeyn glaubt. Eine ähnliche Vergleichung mit ſich ſelbſt verdient auch die in dieſem M. Almanach unter dem Titel Lob der Stadt Berlin, S. 68. eingerückte Rammleriſche Ode auf einen Granatapfel ꝛc. an welcher der Dichter, der anſtatt limae impatiens zu ſeyn, eher in den entgegengeſetzten Fehler zu fallen ſcheint, noch ſo viel verändert und gefeilt hat, daß es, meinem Gefühl nach, ſehr problematiſch iſt, und von unpartheyiſchen Ariſtarchen (was kein Dichter ſich

selbst ist) genau untersucht zu werden verdiente, ob die ältere Lesart nicht der neuen an manchen Stellen vorzuziehen sey.

Die den Titel die Gebethe an der Stirne führende Satire von Falk ist mir nicht zu lang vorgekommen wenn der Beurtheiler der neuesten Musenalmanache im Berl. Archiv der Zeit durch die Bemerkung daß sie lang sey, etwa sagen wollte, daß er sie langweilig gefunden, — was doch kaum möglich zu seyn scheint, falls sie einem Leser nicht zur bösen Stunde und in einer sehr übellaunigen Stimmung in die Hände fällt. Möchten uns doch unsre Musen Almanache und andre Zeitschriften mit vielen solchen langen Gedichten regalieren! Für mich ist dieser neue Dichter, der sich mit so viel Genie und Feuer, einer so reichen Ader von Witz und Laune, einem so warmen Herzen so vielen Kenntnissen und einem so entschiednen Dichtertalent, der poetischen Satire gewidmet hat, eine desto interessantere Erscheinung, da dieses Fach noch wenig, und, meines Wissens, von keinem besonders dazu ausgerüsteten und durch zweckmäßige Studien dazu bestimmten Dichter bearbeitet worden ist. Auf diesen sind — oder ich müßte mich mächtig irren — die Geister des Aristofanes, Horaz, Lucians, Juvenals und Swifts zugleich mit dem Geiste des Satiren Mahlers Hogarth, herabgestiegen, um ihn zum Satiren Dichter einzuweihen. Seiner Tugenden, in dieser Rücksicht, sind viel — und sein größter Fehler ein Fehler, dem ich jedem jungen Dichter wünschen möchte) besteht, meines Erachtens, darin, daß er im Drang der ihm zuströmenden Bilder und Vorstellungen nicht immer ganz Herr über seine Einbildungskraft zu seyn scheint, und vom Feuer der Begeisterung sich zuweilen (wie in den Helden mehr als einmahl der Fall seyn dürfte) über die Gränzen des Schicklichen fortreissen läßt, oder seinen Hauptgegenstand ganz aus den

Augen

Augen verliert. Dies letztere ist in gegenwärtiger Satire so auffallend, daß man beynahe glauben möchte, sie sey aus zwey verschiedenen Satiren zusammengeschmolzen worden, wovon die erste, die Thorheit der Menschen in ihren Gebethen, bis zu den Versen,

Beth' um ein frommes Herz! das übrige ist wenig,
Ist Seid' und Lumpen nur, nur Bettler oder König,

geht, und die andere mit dem Verse,

Wem gnügt dies? Alt und Jung frönt schnöder Eitelkeit,

sich anfängt und die Eitelkeit, Blindheit und Thorheit der menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen zum Gegenstand hat. Aber auch hier wird man bey der, an sich selbst meisterhaften Darstellung des kranken und sterbenden Schwelgers Veit wider Willen an das Horazische Amphora coepit institui, currente rota cur urceus exit? erinnert. Ueberhaupt wird man in diesem Gedichte mehr als einmahl von episodischen Schilderungen (z. B. von König Lear in der stürmischen Nacht, und von Robespierre) überrascht, die man hier nicht erwarten konnte, wiewohl man sich, da sie nun einmahl da sind, gern so überraschen läßt. Diesen allzuraschen Sprung zu einem neuen, nur durch dem Leser unsichtbare Fäden in der Imaginazion des Dichters mit dem vorhergehenden lose zusammenhangenden Bilde, welches sich aber auf einmahl seiner so ganz bemächtigt, daß er Mühe hat sich von ihm loszureissen, — diese lyrische Unordnung, und dieses dithyrambische Feuer, welche, mehr oder weniger in allen Stücken, die ich bisher von diesem so viel versprechenden und bereits so viel leistenden jungen Dichter gesehen habe, herrschen, — wird er wahrscheinlich selbst in kurzer Zeit für das erkennen, was sie in der Satire, und vielleicht in jeder andern

Gattung von Gedichten, auſſer der Pindariſchen Ode und dem Dithyramben, ſind; und ein immer vertrauterer Umgang mit Horaz, Juvenal und Lucian wird ihn ſein zu groſſes Feuer mäſſigen, ſeine Einbildungskraft bändigen, und ohne Nachtheil ihrer Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit mehr Haltung und Einheit in ſeine Kompoſizion bringen lehren.

Der Eremit von Melito, eine Erzählung von Engelſchall, (S. 150 — 172.) iſt gröſtentheils mit Leichtigkeit und Anmuth erzählt, und die Verſifikazion iſt beſonders gut. Die mancherley Zweifel, die beym erſten Leſen dieſes Gedichts über Erfindung, Karakter der Perſonen, Zuſammenhang, Wahrſcheinlichkeit, Schicklichkeit u. ſ. w. vermuthlich jedem Leſer aufſteigen müſſen, verſchwinden auf eine ſehr unerwartete Art auf einmahl, da ſichs aus den vier letzten Verſen ergiebt, daß der einſiedleriſche Ritter Fernando (den der Dichter mit Recht für einen ſehr ſeltſamen Sonderling giebt) alle dieſe ſchönen Abenteuer — nur geträumt hat.

Unter den kleinen Gedichten zeichnen ſich nach meinem Geſchmack die von L. Fernow, Göckings Elegie auf Bürgers Tod, der Eisgang von Conz, das Mädlein im Italiſchen Land von Pape, der Traum auf dem Frauenberge von Juſti und einige Stücke von Klamor Schmidt, Tiedge und dem Herausgeber ſelbſt vorzüglich aus.

Die ſogenannten Sinngedichte machen die ſchwache Seite dieſer Sammlung aus.

Den Einfall, den zwey Reime ſagen,
Nennt Deſpreaux ein Sinngedicht;
Wer wird was nach den Reimen fragen,
Vermiſt man nur den Einfall nicht?

ſagt Käſtner, S. 172. — Ich ſetze hinzu: wenn der Einfall gut iſt; was ich von dieſen nicht immer rühmen

men kann. Die mit Haug unterzeichneten, und der Entschluß der Nachtvögel S. 42. machen eine Ausnahme. Das Triolet von Reinhard S. 126. ist unverbesserlich; aber das Kolon nach der 6ten Zeile muß in ein Komma verwandelt werden, wenn nicht falsch gelesen werden soll; denn die 7te Zeile muß ohne den geringsten merklichen Absatz auf die 5te und 6te folgen, oder das Triolet verliert von seiner Rundung und Leichtigkeit.

3. Der Kalender der Musen und Grazien,

bey Haude und Spener zu Berlin.

Der Verleger hat nichts gespart, um uns das niedlichste und eleganteste kleine Taschenbuch zu liefern, das jemahls in Teutschland erschienen ist. Die vier Landschäftchen von Lütke sind alles was man anmuthiges in dieser Art sehen kann; und die zu den Gedichten gehörigen, auf darin geschilderte Situazionen sich beziehenden eilf Kupfer, von Chodowiecky gezeichnet, und von Meil, Schadow und Bolt gestochen, machen ihren berühmten Meistern Ehre. Nichts kann zierlicher seyn als der Druck der 91. Gedichte des Hern Pred. F. W. A. Schmidt, welche, (ausser dem eigentlichen Kalender) das Wesentliche dieses kleinen Buchs ausmachen. Das, worin, meinem Gefühl nach, der größte Werth und der karakteristische Vorzug dieser Gedichte besteht, ist, daß sie bloße Kinder der Natur und, so wie sie da sind, ohne alle Kunst, aus dem Herzen des Dichters und den Gefühlen des Augenblicks geflossen zu seyn scheinen. Selbst die Leichtigkeit, womit sie größtentheils, wie eine klare Quelle über Blumen, dahin rieseln, hat das Ansehen, nicht die geringste Anstrengung gekostet zu haben, und, so wie die ganze individuelle Gemüthsstimmung und Sinnesart des Dichters, ein bloßes Geschenk

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Verwandelt ſich in Sicilien.)

Leontes, Cleomenes, Dion, Paulina und Bediente treten auf.

Cleomenes.

Gnädigſter Herr, ihr habt genug gethan; ihr habt die Buſſe eines Heiligen vollbracht: Ihr hättet keinen Fehler begehen können, den ihr nicht dadurch losgekauft hättet; ja, wenn ich reden ſoll wie ich denke, die Strenge eurer buſſe überſteigt alles was ihr verbrochen haben könnet. Thut endlich was der Himmel auch gethan hat, vergeſſet euer Uebel und verzeiht euch ſelbſt.

Leontes.

So lang' ich mich ihrer Perſon und ihrer Tugenden erinnere, kan ich das Unrecht das ich dadurch mir ſelbſt zugefüget habe, nicht vergeſſen -- und wie groß iſt dieſes! Mein Thron iſt ohne Erben; Ich habe die ſüſſeſte Geſellſchaft, den Namen und die Hoffnungen eines Vaters verlohren; und das alles durch meine Schuld --

der Natur zu seyn. Ein Dichter dieser Art wird so selten gebohren, und ist für empfängliche, unverkünstelte, auf die reinen, einfältigen Genüsse und Freuden der ländlichen Natur und des häuslichen Lebens (zu ihrem Glück!) beschränkte Seelen so wohlthätig, daß es mich unbillig dünkt, ihm zum Vorwurf zu machen, die Natur so wie er sie fand und sah, geschildert zu haben. Warum sollte er sie nicht gerade so darstellen dürfen, wie sie sich in seiner Seele abspiegelt? Ueberhaupt ist meines Bedünkens die Beurtheilung dieser Gedichte im Berlin. Archiv der Zeit (März 1796. S. 219. u. f.) gar zu streng und einseitig; sie hat die Miene in einer übellaunigen Stimmung geschrieben zu seyn, und zum Beweise brauche ich nur anzuführen, daß der Kunstrichter diesem Dichter, dem (wofern ich anders nicht seit kurzem mit auriculis asini begabt worden bin) es Wenige an Leichtigkeit des Versebaues zuvorthun, das Gegentheil zur Last legt, und nach Aufführung zweyer Stanzen, worin zwey „der" hinter einander wohl das einzige dem Ohre wirklich anstößige sind, ausruft: „haben Sie je härtere Verse gelesen?" — Ich will damit keinesweges gesagt haben, die strenge Kritik des Ungenannten sey durchaus ungegründet, und viele Gedichte des Hrn. S. könnten nicht noch weit schöner seyn als sie sind, wofern er, z. B. die Natur mit Thomsons Augen gesehen und mit Thomsons Geiste geschildert hätte — Aber wenn eine Amsel oder Grasmücke in ihrer Art lieblich singen, warum sollt' ich mich verdrießen lassen, daß sie keine Nachtigallen sind? Indessen wird doch Hr. S. selbst, hoffentlich, in einiger Zeit noch viel an seinen Gesängen zu verbessern und zu polieren finden, und zu diesem Behuf kann ihm ein scharfer Aristarch von gutem Nutzen seyn. In dieser Hoffnung unterschreibe ich beynahe ohne Einschränkung alles, was in der Nachschrift von einer andern Hand, in dem angef. Archiv, über diesen sechsjährigen poetischen Lebenslauf des Hrn.

S-

S. gesagt wird, welchem unstreitig bloß die Musen und Grazien auf dem Titel, und (wie es zu gehen pflegt) gar zu hoch getriebenes Lob bey vielen Lesern von Geschmack nachtheilig gewesen sind.

4. Musen-Almanach von Schiller.

Er erschien unter allen zuletzt; aber von ihm gilt was geschrieben steht: die letzten sollen die ersten seyn. Eine noch strengere Auswahl hätte vielleicht einigen Stücken, die meines Bedünkens die Nachbarschaft der übrigen kaum aushalten können, die Aufnahme versagen sollen. Aber wie sehr verlieren sich diese weniger geruchvolle Blumen unter so vielen schönen und geistvollen! — Da mir der Mangel an Raum keine Ausführlichkeit mehr erlaubt, so begnüge ich mich zu sagen, daß auch mir (wie dem Aristarch im Berlinischen Archiv (am a. O. S. 227.) die mit D. unterzeichneten Stücke, die Parthenope von J. und Conzens Hain der Eumeniden, vorzüglich gefallen. Ich setze hinzu, die mit L. unterzeichneten, den Frühling und das Lieblingsörtchen von einer liebenswürdigen Dichterin, den Weltgeist u. Biondina von Meyer — die Verheissung von Woltmann, Ruhheims Fluren von Kosegarten, und den Metaphysiker, den Spruch des Konfucius, und eine Menge kleiner Lieder und Sinngedichte von Schiller und von Göthe. Von dem Frauenlob des erstern und den römischen Epigrammen des andern zu einer andern Zeit ausführlicher. Haugs Laura nach Petrarch macht mich lüstern nach einer mit diesem Geist und dieser Zierlichkeit übersetzten Auswahl der Petrarchischen Sonnette und Kanzonen; und A. W. Schlegels Lieder aus einem ungedruckten Roman, nach dem Roman selbst.

W.

VIII.

Anzeige.

Bey Geßner in Zürich hat ſeit kurzem eine Biografie des unſterblichen Günſtlings der Muſen und der Kunſt, Salomon Geßners, unter dem einfachen Titel

Salomon Gessner

von

Johann Jakob Hottinger

die Preſſe verlaſſen.

Wer ſich ſelbſt in ſeinen Werken unvergängliche Denkmähler errichtet hat, wie Sal. Geßner, bedarf weder ſteinerner noch papierner; und wie löblich es auch immer iſt, wenn die Mitbürger oder andre Zeitgenoſſen eines ſolchen Mannes ihr Gefühl ſeines hohen Werthes und der Ehre, die von ihm auf ſein Volk und die Menſchheit überhaupt zurückſtrahlt, durch öffentliche Aeuſſerungen dieſer Art zu Tage legen: ſo ſcheint mir doch die Kälte, welche unſrer Nazion vorgeworfen wurde, ſo oft die Rede davon war, einem Keppler, Leibnitz, Leſſing, oder andern Männern, die in einem ſogenannten Nazional-Pantheon in Marmor zu ſtehen verdienten, da oder dort ein Monument zu errichten, in mancherley Rückſicht, ja ſchon durch die einzige Betrachtung, daß die Nazion überhaupt, unſrer Verfaſſung nach, zu wenig dabey intereſſiert iſt, hinlänglich entſchuldigt zu werden.

Eine ganz andere Bewandtniß hingegen hat es mit einer zuverläſſigen und das, was ſie leiſten ſoll, wirklich leiſtenden Biografie eines groſſen oder merkwürdigen Mannes. Tauſende, denen es ſehr gleichgültig iſt, ob ihm da oder dort ein Monument, das ſie nie ſehen wer-

werden; errichtet wird, ſind begierig, von ſeiner Lebensgeſchichte, ſeinem perſönlichen Karakter, von dem, was er in den Verhältniſſen des gemeinen Lebens, als Menſch, als Bürger, als Hausvater, Freund und Geſellſchafter war, vornehmlich aber von den beſondern Umſtänden ſeiner Entwicklung und Ausbildung, von dem eigenen Wege, auf welchem er das wurde was er war, von den Hinderniſſen und Schwierigkeiten, die er zu beſtreiten hatte, und von den Stufen, worauf er zu dem von ihm erreichten Gipfel emporſtieg, — die ausführlichſten Nachrichten zu erhalten. Eine ſolche Biografie eines Mannes von ungewöhnlichen Vorzügen und Verdienſten iſt nicht nur eine der unterhaltendſten Lektüren, ſie iſt auch eine der lehrreichſten; und wenn derjenige, der ſie unternimmt, ſelbſt ein Mann von ausgezeichneten Talenten iſt; wenn er ein Zeitgenoſſe, Mitbürger und Freund des Mannes, den er ſchildert, war; wenn er nicht nur alle Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, und alle Kenntniſſe, die zu einem ſcharfſichtigen Beobachter, richtigen Beurtheiler und getreuen Darſteller erforderlich ſind, in vollem Maße beſitzt, ſondern auch von denen, welche ihm die beſonderſten und ſicherſten Nachrichten geben konnten, möglichſt unterſtützt worden iſt: ſo giebt es wohl wenig Produkte des menſchlichen Geiſtes, die einer Biografie, welche alles dies in ſich vereinigt, an Intereſſe und Gemeinnützlichkeit den Vorzug ſtreitig machen könnten. Diejenige, die ich hier ankündige, iſt in dieſem Falle. Schon lange haben die Liebhaber der Werke S. Geßners, d. i. Alles, was in Europa an Geiſteskultur, Geſchmack und Liebe zur Natur und Kunſt Anſpruch zu machen hat, nach einer ſolchen Lebensbeſchreibung dieſes Lieblingsdichters aller gefühlvollen Seelen verlangt. Dieſer Wunſch iſt nun erfüllt, und ich fürchte nicht zu viel zu thun, wenn ich Hrn. Hottinger für den einzigen Mann halte, der dieſer Arbeit gewachſen war. Seine Geßneriſche Biografie iſt theils als pſychologiſche

Geiſtes-

Geistesgeschichte des verewigten Dichters und Künstlers, theils als kritische Würdigung und Karakteristik seiner Werke und der verschiedenen Epoken des Geschmacks und der Aufklärung in Helvezien und Teutschland, welche Geßners Laufbahn berührte, ein Meisterwerk, wodurch der Verfasser auch sich selbst ein monumentum aere perennius gestiftet hat; und es würde auch in Rücksicht auf Vortrag, Stil und Sprache unter den Schriften unsrer Zeit, die der klassischen Vollkommenheit nahe kommen, einen Platz verdienen, wenn nicht einige (wiewohl seltne) Helvetismen, als Verlurst, statt Verlust, mundlich statt mündlich, nicht so fast — als vielmehr, statt nicht so wohl — als ꝛc. und ein paar andere solche elegantiae des Zürcher Dialekts, den Lesern in Ober- und Nieder-Teutschland zu einem kleinen Anstoß gereichten. Ausführlicher von diesem Buche zu reden, erlaubt mir izt weder Raum noch Zeit; ich behalte mir aber vor, ein andermahl um so lieber dazu zurück zu kehren, da mein Herz mich zu stark zum Gegenstand desselben hinzieht, um nicht mit Vergnügen und Anmuthung länger dabey zu verweilen. Denn auch ich lebte einst in Arkadia, und hatte das Glück, dessen sich nur wenige noch rühmen können, daß ich bey weitem den größten Theil der Idyllen und übrigen Dichterwerke des liebenswürdigsten meiner Jugendfreunde gleichsam unter meinen Augen entstehen sah.

An der möglichsten typografischen Schönheit dieses Werkes ist, wie billig, nichts gespart worden. Es ist auf das prächtigste Schweizer Velin-Papier mit neugegoßnen Hasischen Lettern in gr. 8. gedruckt, und mit einem ungemein ähnlichen von Lips vortreflich gestochnen Bildniß S. Geßners nach einem Originale von Graf, nebst einer niedlichen Titelvignette von Lips geziert, und in allen guten Buchhandlungen Teutschlands um einen Reichsthaler zu haben.

W.

Inhalt.
des ersten Bandes.

Januar.

I. Der Teutsche Lovelace. (Fortsetzung) . S. 5
II. Wort und That. . . . . — 15
III. Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen? . — 23
IV. Ein chinesisches Blumenlied vom Herrn Rambra geordnet, nebst ein paar Worten über chinesische Musik und einer Digression über die jetzige Studier-Methode in China. — 47
V. Einige Anmerkungen zu dem Aufsatz über den Schein um den Schatten des Kopfes. . — 63
VI. An Hrn. Rath D. Hufeland in Jena, über dessen Wort im N. T. Merkur 10. St. 1795. — 76
VII. Beylage zu dem V. Artikel im Novemberstück des T. M. 1795. . . . . — 94
VIII. Einige Bemerkungen über den Aufsatz des Hrn. Ackermann. im 9. St. d. T. M. 95. — 102
IX. Kürzliche Antwort auf die vorstehenden Bemerkungen. . . . . — 107
X. Neueste schöne Litteratur. . . . . — 108

Februar.

I. Die Stände der Menschen. . . . S. 113
II. Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und seine Verbreitung in Griechenland. . . — 133
III. Ueber einige große Kleinigkeiten in der teutschen Sprache. . . . . — 148
IV. Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte der neuesten Künstler. . . . . — 167
V. Ueber den Hang zum Neuen. . . . — 182
VI Darwin's Sinngedicht auf seine Zoonomie. — 199
VII. Glückwunsch zum eigenen Heerd. — 202
VIII. Epistel an meine Kinder, von C. F. Pockels. — 205
IX. Neueste schöne Litteratur. . . . — 215
X. Kunst-Anzeige. . . . . — 229

März.

I. Einleitung in eine Reihe von Vorlesungen über Aesthetik, von einer Gesellschaft teutscher Künstler und Kunstfreunde in Rom. S. 233
II. Fortsetzung und Beschluß der Betrachtung über den Hang zum Neuen. — 270
III. Ueber einige große Kleinigkeiten der teutschen Sprache. Beschluß. — 295
IV. Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und seine Verbreitung in Griechenland. Beschluß. — 310
V. Einige Zweifel über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese. — 328
VI. Ueber des Herrn v. Birkenstocks Denkschrift auf den Erz-Herzog Alexander Leopold. — 336
VII. Ankündigung des Attischen Museums von Wieland. — 339
VIII. Anzeigen. — 342

April.

I. Ueber die Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen. S. 343
II. Die Helden. — 362
III. Kritische Erläuterung einer Stelle des Petronius. Ein Fragment eines Briefes. — 387
IV. Horazens sechste Satire des zweyten Buchs, übersetzt vom Konrektor Harmsen zu Klausthal. — 402
V. Anfang eines Seetagebuches, mit späteren Zusätzen von einem Teutschen, der mit Mylord Makartney die Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1792 machte. — 411
VI. Gedichte. — 424
VII. Neueste schöne Litteratur. (Beschluß) — 436
VIII. Anzeige. — 432

Neuer Teutſcher Merkur

5. Stück 1796.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Paulina.

Wahr, Gnädigſter Herr, nur gar zu wahr; wenn ihr die ganze weibliche Welt, eine nach der andern heyrathetet, oder aus allen, welche ſind, das beſte nehmet, um ein einziges vollkommenes Weib daraus zu machen; ſo würde doch die, die ihr getödtet habt, unvergleichlich bleiben.

Leontes.

Ich denke ſo. Getödtet, ſagſt du? Getödtet? Ich, ſie getödtet? Ich that es, aber du ſchlägſt mich auf eine offene Wunde, indem du ſo ſagſt; ſchone meiner, ich bitte dich -- ſage ſelten ſo --

Cleomenes.

Sagt gar nicht ſo, Madame; ihr hättet tauſend andre Sachen ſagen können, die ſich beſſer für die Umſtände geſchikt und euerm guten Herzen mehr Ehre gemacht hätten.

Paulina.

Ihr ſeyd einer von denen, welche gerne wollten, daß er ſich wieder vermählte.

Dion.

Wenn ihr das nicht wollt, ſo habt ihr kein Mitleiden mit dem Staat, und erinnert euch nicht, was ein Fürſt ſeinem Namen und ſeinem Volke ſchuldig iſt; betrachtet wenig, was für Gefahren ſein Königreich befallen können, wenn ſeine Majeſtät ohne Leibes-Erben abgienge, und es ungewiſſen Prätendenten zur Beute überlieſſe! Was würde

untadel-

Inhalt.

I. Der Teutſche Lovelace. (Fortſetzung) S.
II. Geſichtspunkte für den Schriftſteller unſers Zeitalters.
III. Die Stände der Menſchen. (Fortſetzung)
IV. An Herrn Gräter.
V. Adonis, eine Kantate.
VI. Pope's Ode am Tage der Heil. Cäcilia. — 97.
VII. Elegie an Selma. — 104.
VIII. Sinngedichte und kleine Lieder.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren, auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen als Kayſerl. priv. die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des N. Merkurs, ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkurs.

Anzeigen

Eine sehr schöne Sammlung Hogarthischer Stahlstiche, bestehend in 9 Stück, alles in äusserst schönen Abdrücken, wohl konditionirt mit Papier unterschossen und eingebunden, für 5 Louisd'or.

Süßische Kunsthandlung.

Ostern 1796.

Wir haben nunmehr die Ehre anzuzeigen, daß des Herrn D. Wolfs Taschenbuch für die neueste Geschichte fürs Jahr 1796, oder der dritte Jahrgang, mit Kupferischen Kupfern geziert, erschienen und in Taschenformat sauber gebunden und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 gr. zu haben ist. Schon bekannt genug ist die vortreffliche Auswahl und Bearbeitung der Gegenstände von dem Herrn Verfasser, als daß wir noch viel darüber zu sagen nöthig hätten. Es enthält die Geschichte des französischen Krieges im Jahre 1794, nebst Erfindung nützlicher Erfindungen, die darauf Bezug haben. Mit Fleiß Küsners originellen Erfindungsgeist und innigster Liebe zur Kunst, hat derselbe die wichtigsten Begebenheiten der nächstvergangenen Jahre, in 12 Monats-Kupfern, mit einigen Andern, dazu gehörigen, dargestellt. Den ganzen Inhalt anzuzeigen wäre zu weitläuftig, jeder Käufer wird sich satt sam befriedigt finden. In Leipzig liefert es unser Kommissionär, Herr Buchhandler Böttiger aus.

Bauer und Mannsche Buchhandlung
in Nürnberg.

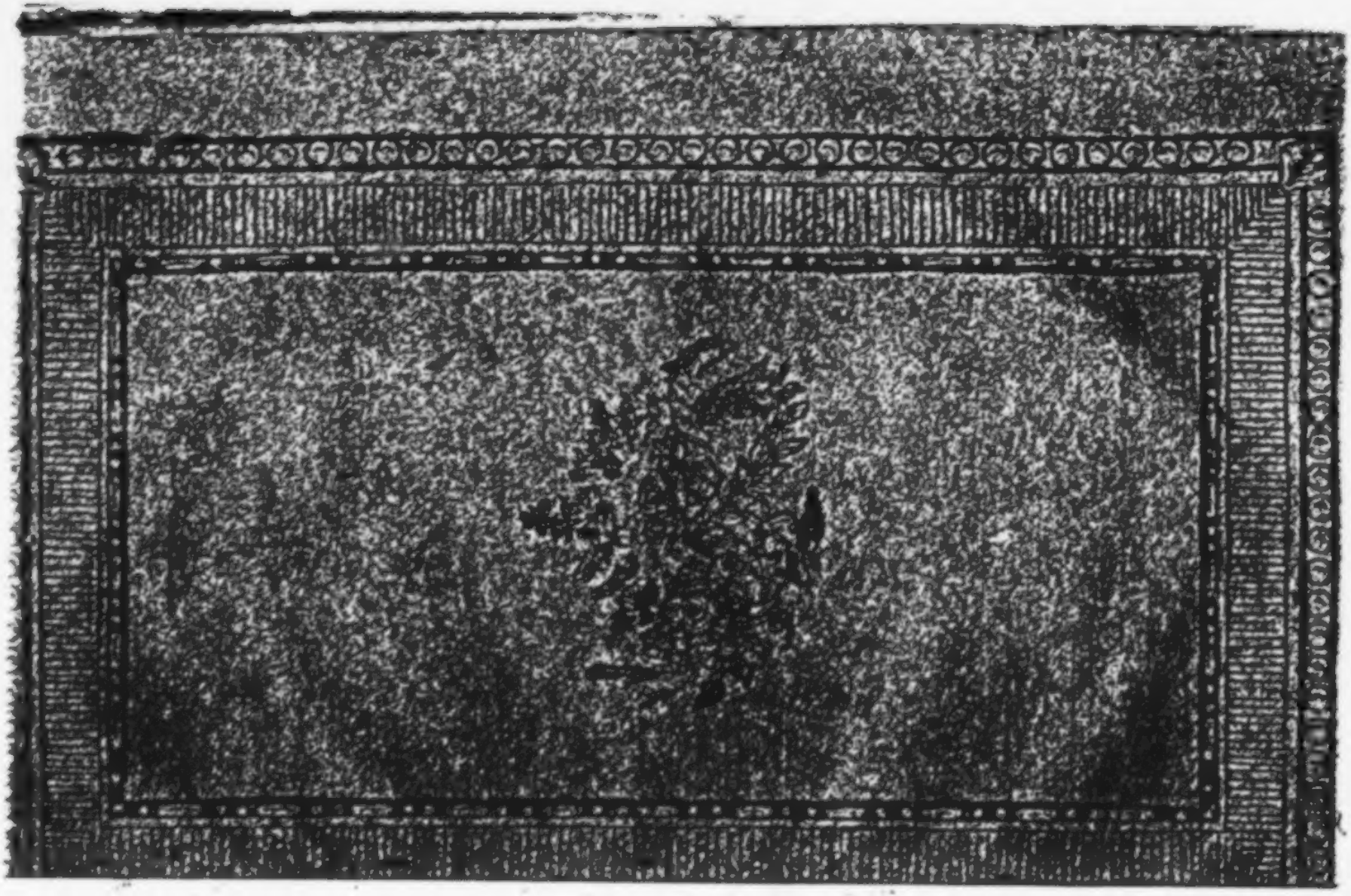

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1796.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1796.

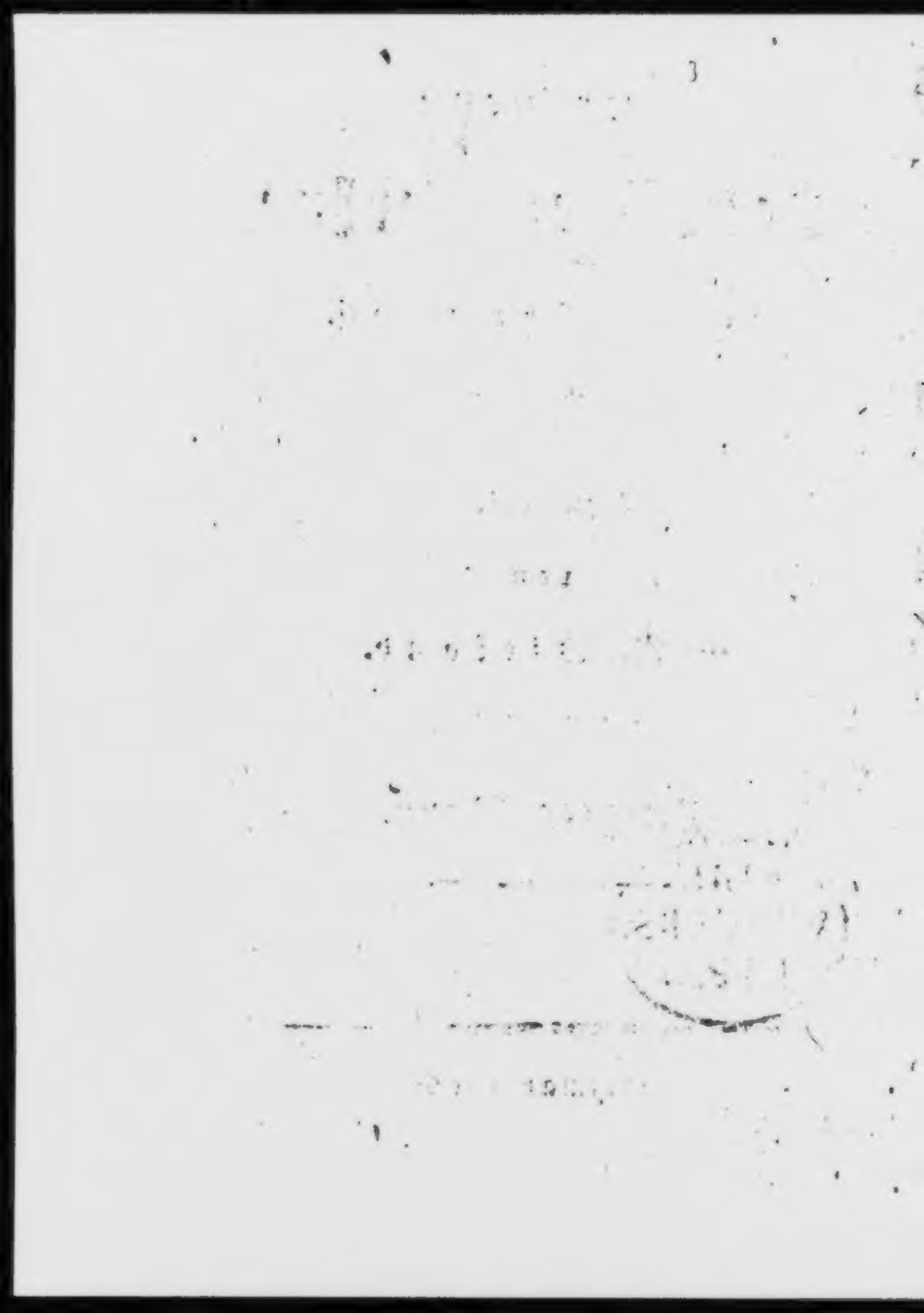

Der neue Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1796.

I.

Fortſetzung der Proben aus dem Teutſchen Lovelace.

4. Briefe.

Ferdinand von Trautenſtein an Eduard Klifford.

D...

Endlich halte ich die Verſicherung in meinen Händen, daß Du lebſt, daß Du zufrieden biſt, und nicht aufgehört haſt meiner zu gedenken. — Ich will Dir keine Vorwürfe machen, obwohl es grauſam wär, denjenigen, der unter allen Menſchen immer den aufrichtigſten Antheil an deinen Empfindungen, Handlungen und Schickſalen genommen hat, ſo lange Zeit ohne jede Nachricht von Dir und deinem Aufenthalte zu laſſen. Der Doktor L. der mir zu Anfang des vorigen Jahrs eine leere Addreſſe von

Dir brachte, hat mir einiges von deiner Reise durch Italien und England erzählt. Seitdem habe ich, alles Nachforschens ungeachtet, nichts mehr von Dir erfahren können.

Was für eine Art von Freund bist Du? Du giebst, ohne zu empfangen. Es ist nicht gut, daß ein Mensch so allein und sich selbst genug sey. Ich wäre aufgelegt, meinen ersten Brief mit unserm alten Streite anzufangen, und wider das heillose Beginnen zu eifern, alles was die Natur Gutes in Dich gelegt hat auszurotten, um eine Freyheit und Selbstständigkeit zu erringen, die vielleicht keinem Sterblichen zu Theil werden soll. Ich fürchte, Eduard, Du bist ein schlimmerer Mensch geworden seit wir uns nicht mehr sahen; denn Du bist stäter und ruhiger in Dir selbst, ohne deine Grundsätze abgelegt zu haben.

Doch, ich habe Dich ja, und vergessen sey alles was nicht zu ändern ist! Ich muß Dich sehen. Mein Amt und zwanzig elende Meilen sollen mich nicht hindern Dich zu besuchen, wenn Du es anders nicht von Dir erhalten kannst, zu uns herüber zu kommen. Was ist aus Dir geworden? Mich verlangt, den sonderbaren Mann gegen mein Herz zu drücken, der so gut ist und so schlimm, den ich lieb gewann, da ich ihn hassen sollte, und dessen Geist von meiner ersten Jugend an so entscheidend auf mich gewirkt hat. — Ich bin glücklich, lie-

ber Graf. Meine Henriette, die muthwillige zweydeutige Henriette, iſt ein vortreffliches Weib geworden. Ich bin Vater zweyer Söhne, deſſen älteſten ſeine Mutter, nach Dir, Eduard genannt hat. Wenn Du Dich entſchließen könnteſt zu heyrathen! Aber Du biſt nicht gemacht wie einer von uns.

Ich habe die Stelle im Miniſterio erhalten, zu der Du mich noch kurz vor deiner Entfernung empfahlſt. Der Miniſter zeichnet mich aus, um Deinetwillen, wie ich wohl glauben darf. Er iſt noch immer dein Freund, und ich habe oft geſehen, mit welcher Wärme er Dich gegen Leute von allerley Art vertheidigte, beſonders in dem Zeitpunkte, da deine Flucht, wie man es damals nannte, Leonorens wegen Lärm zu machen anfing. Er iſt mir dadurch doppelt werth geworden, und ich habe meinem Ehrgeiz kein weiteres Ziel geſetzt. Mein Amt iſt wichtig genug, um einen Mann von mittelmäßigen Gaben zu beſchäftigen, der zugleich ſich ſelbſt und ſeinen Freunden zu leben wünſcht. Es verſchafft mir einen Rang in der Welt, und das was es mir abwirft, zu Dem geſchlagen was ich deiner Großmuth verdanke, reicht überflüßig zu, meine und der Meinigen Bedürfniſſe zu befriedigen. So, Eduard, lebe ich in einer ſelbſt gewählten Abhängigkeit, die zwar nicht drückend iſt, aber doch einſchränkend — dem einzigen Zuſtande, worin es gewöhnlichen Menſchen wohl wird, und worin ſie hoffen dürfen ihre Beſtimmung nicht zu verfehlen.

Du fragst nach Leonoren. — Was soll ich Dir von ihr sagen? — Das unglückliche Mädchen lebt. Seit anderthalb Jahren ist sie von hier weg; so viel uns bekannt ist, hält sie sich noch in Italien auf. Schon acht Monathe zuvor hatte sie sich auf eines ihrer Landgüter zurückgezogen. Man sprach von seltsamen Dingen, und die Weiber klatschten und geiferten. — Es ist nicht möglich! — Oder wäre es doch, und Du hättest —? Nein, nein! Ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben! — Ihre Abreise war still und unerwartet, wie die deinige. Es hieß, sie sey von deinem Aufenthalte berichtet und habe den Entschluß gefaßt, Dich in Florenz aufzusuchen. Da ich Dich damals in jener Gegend vermuthete, war ich eine Zeit lang wirklich nicht ohne Besorgnisse. Wohin sie nachher gekommen ist, weiß ich nicht. — Das Fräulein von B** begleitet sie. Die Mutter ist todt. —

Man möchte es beweinen, und doch ist kein Verstand darin, zu klagen daß aus einem thörichten Handel nichts Kluges werden kann. Wollte der Himmel, ihr hättet euch nie kennen gelernt! Nie sind zwey Karaktere unglücklicher gepaart worden als die eurigen. Es war natürlich, daß ihr einander wechselseitig anzogt; daß der Reitz, das Interesse, das Eines in des Andern Umgang fand, nach und nach in Neigung und endlich in eine lebhafte Leidenschaft ausschlug. Und eben so natürlich war es, daß, sobald ein gewisser Punkt erreicht war,

aus

aus derſelben Leidenſchaft ſich ein Ferment von Mißgunſt, Zwiſt und Hader entwickelte, das euch langſam neben einander verzehren, oder in einem gewaltſamen Ausbruch auf ewig von einander trennen mußte. Was war Dir Leonore, was konnte ſie Dir werden? - Dieſe tiefe glühende Empfindungsart, der romantiſche Schwung ihrer Einbildungskraft, ihr hoher gebietheriſcher Geiſt, ihre Launen, ihr eiferſüchtiger Stolz — Alles mußte ſie eine Zeit lang zum Gegenſtande deiner wärmſten Bewerbungen machen, aber nicht minder gewiß und nur allzu bald auch zur Geißel und zum Schrecken des unabhängigſten unter den Männern. Du mußteſt ihr entfliehen, Du mußteſt Dir ſelbſt entfliehen.

Du wirſt ungeduldig werden und ſagen, was ich oft habe hören müſſen: daß ich ſelbſt nicht wiſſe, was ich wünſchen oder gut heiſſen ſoll; daß ich die widerſprechendſten Dinge verlange, und Dich fromm und ſchuldlos haben möchte wie ein Kind, ohne Dir etwas von den Vorzügen und der gewandten Kraft des welterfahrnen Mannes zu nehmen. Du magſt Recht haben. Wir friedlichen Pfahlbürger, die wir uns gegen Helden Deiner Art hinter Bajonette und Ringmauern verſchanzen, ſollten uns nicht anmaßen, Euch nach unſern Statuten und hergebrachten Meinungen zu richten. Ich kenne von deinen Abſichten und Planen nur wenig, und was ich kenne, umfaſſe ich nicht. Ich weiß

untadelhafter ſeyn, was würde den abgeſchiednen Geiſt ſeiner erſten Königin mehr vergnügen, als, zur Erhaltung des Königlichen Stammes, zum Beſten des Landes, zu Befeſtigung ſeines zukünftigen Wohlſtandes, ihren Plaz in dem Königlichen Bette durch eine liebenswürdige Nachfolgerinn eingenommen zu ſehen.

Paulina.

Es giebt keine ſolche, keine die dieſer Ehre würdig ſeyn könnte; und zudem wollen die Götter ihre geheime Abſichten erfüllt haben. Sagte nicht das Orakel: Daß König Leontes keinen Erben haben ſolle, bis ſein verlohrnes Kind gefunden worden ſey? Und, ach! daß dieſes geſchehen werde, zu hoffen, wäre eben ſo ungereimt, als wenn ich hoffen wollte, mein Antigonus werde aus ſeinem Grab ausbrechen, und wieder zu mir kommen; denn ich wollte mein Leben daran ſezen, daß er mit dem Kind umgekommen iſt. Ihr ſehet alſo, daß euer Rath den Willen der Götter wider ſich hat -- (zum Könige.) Sorget nicht für Nachfolger; eine Krone findet allemal einen Erben. Der groſſe Alexander hinterließ die ſeinige dem würdigſten; und ſo war ſein Thronfolger doch der nächſte auf den Beſten.

Leontes.

Gute Paulina, ich liebe dich dafür, daß du Hermiones Andenken ehreſt. O, hätte ich allezeit deinem Rathe gefolgt! So würde ich in dieſem Augenblik an ihren Lippen hangen und glüklich ſeyn. -- Sagt mir nichts von einer andern Gemahlin; es giebt keine ſolche mehr; eine andre,

die

nicht, was ein Magnat von Teutschland in einem Zeitalter, wie das gegenwärtige, ausrichten muß, für dessen Genie und Ehrgeiz in seinem zwanzigsten Jahr ein Kurfürstenthum ein zu enger Raum war; dem nichts zu groß ist und nichts zu klein, und der aus der gefährlichsten aller Leidenschaften ein Spielwerk macht, um seinen Erfindungsgeist, wie vor einem Schachbrete, daran zu üben. —

Daß Du Gründe zu haben glaubst, deinen Stand und Namen noch zu verbergen, kann ich begreifen. Was Dich aber bewegen konnte, Dich in dem verdrießlichen N. häuslich niederzulassen, würde ich in einer Ewigkeit nicht errathen, wenn ich nicht wüßte, daß Du in solchen Dingen keine Regel hast als deine Laune. Oder solltest Du schon früher Absichten auf Wilhelminen gehabt haben? — Du siehst, was ich Dir zutraue, und daß ich das reitzende Geschöpf kenne. Ich sah sie, als sie vor zwey Jahren mit ihrem drey und funfzig jährigen Bräutigam hier durch kam. Der Alte, der, wie es heißt, viel Sorgfalt auf ihre Bildung verwandt hat, führte sie zur Schau in Ländern und Städten herum, und machte, ihr zu Gefallen, noch einmal die halbe Tour durch Europa. Es wurde damals viel Witz über diese Heyrath verschwendet. — Die Baronin v. G. ist in Berlin und auch bey uns bekannt genug. Du solltest Dich ihrer noch erinnern. Es ist dieselbe, die den mondsüchtigen Abbate da Ponte vollends um sein bischen Verstand gebracht hat.

Ich möchte böse thun und Dir verhehlen, wie sehr ich noch an Dir hänge. Du denkst an mich und schreibst, weil Du auf deiner Studierstube Langeweile hast. Ich bin immer der Vertraute deiner Herzensangelegenheiten gewesen, und Du hast meine Vorwürfe immer sanftmüthig ertragen, ohne dich deswegen im geringsten daran zu kehren. Wäre es nicht besser, einer ließe den andern seines Weges gehn, und ich kümmerte mich so wenig um Dich, als Du Dich um die ganze Welt zu kümmern gewohnt bist? — Schreibe mir bald. Du weißt doch von alten Zeiten her, daß ich, aller unsrer Zwistigkeiten ungeachtet, nicht von Dir lassen kann, und daß meine Schwachheit für Dich nie größer ist, als wenn ich Miene mache mich Deiner zu entschlagen.

7. Brief.

Adolf von Nordheim an Leonoren von Sommerstätt in Rom.

Lugano, den 5. May.

Sie treiben mich von sich, und halten mein Herz in unsichtbaren Banden. — Ich fürchte, Leonore, es ist nicht besser mit mir geworden. Sie sind wie ein Arzt, der den Kranken, den er nicht retten kann, noch mit seinem fruchtlosen Beystande ängstigt. Die Mittel, die Sie reichen, schmecken widerwärtig, und anstatt es zu stillen, vermehren sie den Grimm des inwendig zehrenden Uebels. —

Ich möchte Sie schelten, und mich selbst. Warum verließ ich Sie? Warum entrissen Sie mich dem dumpfen, halb glücklichen Zustande, in dem ich an Ihrer Seite mein Daseyn verträumte? Ich soll leben! Ich soll mich der Welt wiedergeben, der ich angehöre. — O meine Gute! Ich habe die Welt gesehen; ich habe das Leben kennen gelernt. Es lohnt der Mühe nicht es zu behalten, und kaum — es wegzuwerfen.

Diese Reise ist eine lange Wallfahrt. Jeder Ort, den ich besuche, jedes Plätzchen ist mir bekannt und theuer. Denn waren Sie nicht da, und hat Ihre Gegenwart es nicht geheiligt? Aber mir geschieht gleich einem Verworfenen, an dem alle Wunder der Gnade zu nichte werden: mit Zweifeln und Bangigkeit betrete ich die geweihte Erde, ob der Fluch von mir weichen, oder meine Verdammniß mit doppeltem Gewicht auf mich fallen soll. —

Da sitze ich an dem schwarzen verfallenden Tischchen, an dem Sie vor zwey Jahren mit Ihrem Kleinen saßen, als Sie den geliebten Verräther verfolgend diese Gegend durchzogen. Hier ruhten Ihre Arme, und Ihre Thränen flossen auf die Stelle, wo ich schreibe. Ihr guter Bastian steht vor mir; seine gefällige Geschwätzigkeit mahlt mir jeden kleinen Umstand Ihrer Geschichte. Ich schlürfe das süße Gift von den beredten Lippen des Alten, in langen wollüstigen Zügen. — Was haben Sie gethan, daß Sie mir den freundlichen Plauderer

zum

zum Begleiter gaben? Ich höre nur Sie, ich sehe nur Sie; ich weiß und empfinde nichts als Ihre duldende Güte und Treue!

Verzeihen Sie es dem Unverstande des armen Menschen, daß er Sie mit einem Nichts erschreckt hat. Ich war selbst so aufgebracht, daß ich ihn auf der Stelle fortschicken wollte. Erst gestern gestand er mir, er habe insgeheim an Sie geschrieben und Ihnen den Unfall gemeldet, der uns einige Zeit hier aufhielt. Es ist nichts, es ist fast gar nichts. Ein leichtes Fieber, und eine Wunde wie von einer Stecknadel, — ich schämte mich beynahe sie dem Chirurg zu zeigen, den mir der Alte aufgedrungen hat. — Das Messer streifte mich links an dem Schulterblatte. Hätte der Elende gewußt, nach welchem Herzen er zielte! Diese Hunde verpfuschen ihr Handwerk. Ein kraftvoller Stoß, und ich wäre geheilt auf immer!

Bastian preist sein Glück und fällt mir mit seiner Dankbarkeit oft beschwerlich. In der That war er nahe dabey. Einen Augenblick später, und es wäre um ihn geschehen gewesen. Man verfolgt die Mörder. Es ist schwer zu sagen, was ihre Absicht seyn konnte. Man hat Spuren, daß der Anfall einem andern gegolten, und daß sie ihn verkannt haben. Noch weiß ich nicht, was mich in die Gasse führte, wo ich den Alten unter den Banditen fand. Es war mein Weg nicht. — Ich weiß es nicht? Und wer weiß es denn, wohin sein Weg ihn führt?

Ich

Ich bin so weit hergestellt, daß ich morgen abzureisen gedenke. Ich finde keine Ruhe bis ich wieder vorwärts komme. Wäre ich abergläubig, ich würde sagen daß ich Ahndungen habe. Es treibt mich etwas; es ruft mich etwas. — Es sind Träume! Ich bin leider so weise geworden, daß ich auf Erden und im Himmel keinen Trost mehr suche. Was geschieht muß geschehen, und so läuft das große Treibwerk ab. Es giebt Augenblicke, wo ich den Wahnsinnigen beneiden möchte, der sich mit dem Gedanken trägt, einen Bund mit dem bösen Feinde einzugehen, und dem noch die schreckliche Aussicht übrig ist, seine Seele ihrem ewigen Peiniger zuzusenden, so bald er will. Ich sehe nichts als die kalte Hand einer Alles ertödtenden Nothwendigkeit. — Bewahre deinen Glauben, meine Theure! Bey den Menschen ist keine Hülfe, und der Rath der Filosofen kann Dir deine Ruhe nicht ersinnen.

Ich werde Ihre Heimath sehen. Ich werde das Haus besuchen, in dem Sie gebohren sind, wo Sie heran wuchsen, wo Sie die Welt mit den ersten kindlich-frommen Gefühlen der Freude und Zärtlichkeit begrüßten! — Die kleinen Geschäfte, die Sie mir empfahlen, sollen mit gewissenhafter Genauigkeit besorgt werden. Wie danke ich Ihnen für diese freundlichen Aufträge! Ich habe oft gedacht, was geworden wäre, wenn ich Sie früher gekannt hätte. Ich vergesse mich zuweilen und denke,

denke, was noch werden könnte. Mein Unglück ist, daß ich fürchten muß was. ich hoffen möchte, und daß ich nicht einmal wünschen darf. — Nein, Leonore! Sie lieben nicht mehr, Sie dürfen nicht lieben.

Einen Wunsch trage ich in mir: ich habe ihn Ihnen einst gestanden. Es ist nur das, was mein Blut noch manchmal in ungeduldigen Bewegungen aufwallen macht; und wenn ich mein Leben spare, ich hoffe, so ist es dazu. Ich möchte Ihn sehen, ich möchte den Mann kennen, der fähig war dies Verderben über Sie zu bringen. Es muß ein seltner, wunderbarer Mann seyn — wunderbar bis in die Tiefen seines verruchten Willens. Wenn er noch lebt! wenn seine kalte Brust noch Furcht und Hoffnung nährt! wenn es unser Schicksal ist, uns jemals zu begegnen! — — Ein Mädchen zu Grunde richten ist wenig, und das kann jeder. Ich habe Nichtswürdige gesehen — o! und auch Ich bin nicht ohne meinen Ruhm. Die Welt wimmelt von diesen kleinen niedlichen Helden; sie würden die Galgen der ganzen Erde bevölkern, wenn es Gesetze unter den Menschen gäbe. Mir ekelt vor den gemeinen Verbrechern, wie vor der niedrigen Sünde selbst. — Aber es ist kühn, in den Tempel der Gottheit einzubrechen, und, ungeheuer frech, das geschändete Kleinod dem Nächsten, der da kommt, zur Beute vor die Füße zu werfen. — Sie! auch Sie! Diesen festen Sinn! dies edle reine

Ver-

Vertrauen! dieſe himmliſche Güte und Liebe! — O Couard!

Wohin gerathe ich? Ich bin ein Thor, ein ſchwacher, ſelbſtſüchtiger Thor. Einen Verräther klage ich an, und vereinige mich mit ihm, das edelſte Herz zu zerreiſſen. Meine erhitzte Einbildungskraft führt Bilder herauf und läßt mich Scenen ſehen, deren Anblick Ihre zarte Seele außer ſich ſetzen könnte. Ich will dieſe Dinge nicht mehr berühren. Vergeben Sie mir, Leonore. Vergeſſen Sie mich.

9. Brief.

Der Kriegsrath Werner an den Doktor P**.

N...

Sagen Sie mir, lieber Doktor, ob es ſich in unſern Jahren noch ſchickt, zu geſtehen, daß wir etwas Albernes gemacht haben? Ich denke nein: ſonſt könnte ich Ihnen Geſchichten erzählen. Meine ganze Flora iſt verdorben. Da habe ich doch den Schmidt in meinen Garten genommen und ihm meine Naturalien zur Aufſicht gegeben, weil der Mann ein Blumenkenner ſeyn ſoll und ſich auf die Naturhiſtorie verſteht, wie Sie ſagen. Nun bitte ich Sie, kommen Sie einmal herüber um die Wunder mit anzuſehen! Der Narr hat mir alle meine ſchöne Beete umgeworfen, und angefangen die Zwiebeln und Pflänzchen nach den ſtaminibus zu ordnen, als ob ich einen Garten für Studenten und Apothekerz

thekerburſche hielte; ſo daß jetzt die Rettiche neben der Nachtviole ſtehen, und die Narciſſen neben dem Knoblauch. Schicken Sie mir nur gleich von meinen Nummern, was Ihr Gärtner noch aufbringen kann. Ich muß doch den ganzen Plunder wieder heraus ſchmeißen laſſen, ob wohl es ſchon ziemlich ſpät in der Zeit iſt.

Meine Stufen und Konchylien ſtehen dem Herrn auch nicht recht an. Er meint, es wäre ganz hübſch, wenn nur die Klaſſen und Arten komplett wären; aber ſo fehlten mit unter die prächtigſten Stücke. Und jetzt bringt er mir alles das garſtige Zeug zurück, das ich mit Fleiß weggeworfen habe, weil ich die häßlichen Figuren und die ekelhaften Peche und Schmier-Erden nicht ausſtehen kann. — Er iſt zugleich ein großer Schmetterlingsjäger und ſpießt Käfer, welches ich immer für einen Greuel gehalten habe; denn ein Sommervogel und eine Frau müſſen ihre Freyheit haben, und aufſitzen können wo ſie wollen. Ich höre, er will Nachträge zum Fabricius herausgeben, und hat ein Werk über die Amfibien (ein Geſchlecht dem er beſonders zugethan iſt) unter der Feder. Wenn das iſt, ſo hoffe ich nächſtens zu ſehen, daß er auf allen meinen Stuben Spinnenhecken anlegen und in meinem Baſſin, wo ich einige Goldfiſche habe, junge Kröten auffüttern wird, um die Arten zu erhalten. Ich bitte Sie, liebſter Doktor, machen Sie, daß ich den Kerl wieder los werde. Ich will ihm eine

Pen-

Penſion geben, oder was er ſonſt am nöthigſten hat. Wenn es unter die Leute kommt, was der Pedant für eine Wirthſchaft in meinem Hauſe anrichtet: — ſie werden denken, der alte Werner ſey kindiſch geworden. „Ey, ey! wird es heiſſen, ein Mann, der doch ſonſt Verſtand zeigt, und ziemlich viel Geſchmack — ausgenommen, etwa, daß er in den Gärten den holländiſchen Witz, in den Büchersälen den engliſchen Humor, und in den Weinkellern den teutſchen Geiſt nicht ſonderlich liebt!“ —

Meine Frau grüßt Sie. Ich wollte, es geſchähe etwas, damit Ihre unartige Weiſſagung doch nicht ganz zu Schanden würde. Ich ſage Ihnen, das Kind iſt verliebter als jemals. Daß ihr alten Junggeſellen doch nicht einſehen lernt, was ſo ein unerfahrnes Ding an einem geſetzten Manne hat! A propos! Unſer Schmidt hat ein Auge auf meinen Schatz, wie es ſcheint. Das iſt noch das Klügſte, was ich von ihm weiß, ſo toll er ſich auch dazu anſtellt. Ich habe ihn einige Mahl beobachtet, wenn ſie im Garten nach ihrer Weiſe herum ſchwärmte. Die Schönheit macht auch die wildeſten Thiere zahm, und giebt den ſchlaffeſten Leben und Feuer. Ich habe lange gewünſcht, die teſtudo mydas in Liebesnöthen zu ſehen. Bey Tiſche iſt er tiefſinnig geworden. Ich ertappe ihn oft, daß er nach ihr hinſchielt, und ſeine kleinen Augen vor Vergnügen zuſammen drückt, wenn ſie einmal lacht oder ſonſt ihre

Stim-

Stimme hören läßt. Er iſt noch unſchlüßig, ob er ſie zu dem Geſchlecht der Cherubim oder der Seraſim zählen ſoll, ſo kömmt mir's wenigſtens vor. Wenn der Menſch wüßte, daß ich in funfzehn Jahren nicht damit fertig werden konnte, (und ſo lange ich ſie kenne, als mein Pathchen, als meine Mündel, und endlich als meine Frau) ich, der ich mich auf Weiberſachen verſtehe: — er würde es aufgeben, denke ich, die reitzende Kreatur unter einen Ordnungsbegriff bringen zu wollen. — Adieu. Sie läßt Sie grüßen; habe ich es ſchon geſagt?

Beyliegend finden Sie fünf Blätter, die eben aus London gekommen ſind, und die Sie ſchwerlich ſchon beſitzen. Sie ſind ſo erpicht auf Menſchenköpfe als Kaligula oder der Hund Robespierre. Ich habe mich neulich mahlen laſſen. Wenn Sie mich haben wollen, und mich in Ihrem großen Saale unter den Welteroberern aufhängen, ſo muß ich mir's gefallen laſſen.

Noch Eins! Es iſt hier ein Mr. Kliſford zum Vorſchein gekommen. Haben Sie von dem Wildfang etwas gehört? Noch weiß ich nicht, was ich aus ihm machen ſoll. Er ſieht aus wie ein kluger Kopf, und ſtellt ſich manchmal wie ein Narr. Am Ende iſt er das eine und das andre; mich verlangt nur zu ſehen, was von beyden oben auf iſt.

N. S. Wie läßt ſich doch der neue Aeskulap, mein Vetter, an? Ich hätte nimmermehr gedacht, daß

die mit weniger Vorzügen eine beſſere Begegnung fände, würde ihren ſeligen Geiſt bis in den himmliſchen Wohnungen kränken; ihn nöthigen, auf dieſem Schauplaz, wo wir ihn beleidigten, wieder zu erſcheinen, und zu ruffen: Wie, nach mir? --

Paulina.

Sie würde gerechte Urſache dazu haben.

Leontes.

Das würde ſie, und ſie würde mich in Wuth ſezen, daß ich diejenige ermorden würde, die ich geheyrathet hätte.

Paulina.

Ich machte es ſo: Wär' ich der Geiſt, der herum gienge, ich wollt' euch befehlen ihre Augen anzuſehen, und mir zu ſagen, was ihr an ihr geſehen hättet, das eure Wahl rechtfertigen könnte; und dann wollt ich ſchreyen, daß ſich eure Ohren ſpalten ſollten, und mein lezes Wort ſollte ſeyn: Gedenk an mich.

Leontes.

Sterne, Sterne, waren ſie -- und alle andre Augen, nur todte Kohlen: Beſorge du deine Gemahlin; ich will keine Gemahlin haben, Paulina.

Paulina.

Wollt ihr mir ſchweeren, daß ihr nicht wieder heyrathen wollt, bis ich's erlaube?

Leontes.

aus dem trübseligen Jungen noch etwas werden sollte. Mein Dorfbarbier, der, bis auf seine unvernünftige Stutzperücke, kein ungescheider Mann ist, hat noch immer kein rechtes Vertrauen zu ihm gefaßt, so viel ich merke. Schreiben Sie mir Ihre Meinung. Es ist eine Gewissensache. Mit meinem Willen soll der Bursche keine Katze kurieren, wenn er nichts taugt.

10. Brief.

Nordheim an Leonoren.

C... den 27 May.

Der teutsche Boden scheint seine alten Rechte an mir zu behaupten. Die Luft weht mich frostig an, und alles was mich umgiebt, ist mit meinen Vorstellungen und Gefühlen in einen seltsamen Zwist gerathen. Der geschäftige Fleiß und die trockenen Ansichten des flachen Landes scheinen meiner Empfindungen zu spotten. Die Leute, dünkt mich, sehen mich darum an, und sind verwundert, den ausländischen Grillenfänger in ihrer Sprache antworten zu hören. Ich bin hier in Allem ein Fremdling geworden, Leonore. Bin ich mir doch selbst ein Fremdling!

Es ist ausgekommen, wie man sagt, daß ich ein großer Künstler sey. Das ist gut, denn sonst möchte man Lust haben mich für einen großen Fantasten auszuschreyen. Ich erfahre stündlich mehr, wie

verhaßt mir das geſellige Weſen geworden, und wie wenig ich unter die Menſchen tauge. Es iſt ganz unerträglich, und ich habe mich oft über den blinden Unverſtand geärgert, wie Aerzte einem Kranken, deſſen melankoliſcher Hang oft nahe an Wahnſinn gränzt, ins Angeſicht zumuthen können, er müſſe ſich zerſtreuen. Ueberlaßt den Unglücklichen ſich ſelbſt! Er trägt ſeinen Gott in ſich, und außer ihm iſt ſeine Hölle.

Dieſe ſechs Tage — denn ſo lange bin ich ſchon hier — habe ich tauſendfachen Verdruß, Jammer und Aberwitz ertragen. Ich habe die Gräfin R** beſucht, eine alte Bekannte, die ich ſonſt für klüger hielt, und die jetzt in dem abſcheulichen Hofleben ganz und gar verwildert iſt. Das gab nun ein Gerede und Getreibe, bis ich die halbe Stadt und die ganze hohe Herrſchaft auf dem Nacken hatte. Es ſind einige meiner Stücke hier, die gerade nicht zu den ſchlechteſten gehören; und dann halten es die Menſchen für ein großes Wunder, wenn ein Edelmann etwas gelernt hat. Um dem Lärm ein Ende zu machen, habe ich etwas zu malen angefangen. — Teutſchland iſt ein Land für Porträte; bey dieſem nüchternen Volke iſt alles beſtimmt, und nichts in der Regel. Jeder trägt ein beliebig Geſicht, nach ſeinem oder ſeines Nachbars Schnitte. Die Ideale gedeihen nur unter dem milden Himmel Italiens. — Man wollte mir die Fürſtin einreden. Ich habe mir einen intereſſanten

Kopf ausgesucht: es ist der Leibarzt P**. Das verschafft mir nun ein Recht zu sitzen und zu schweigen, so lange ich will.

Sie vermuthen und rathen, daß es nicht die Kunst allein ist, was mich hier zurück hält. Es war eine Zeit, wo sie mir alles war. Meine Jugend ist dahin! Als ich das Ideal einer Nemesis suchte, und Sie fand, Leonore! — Ich werde die strenge Göttin nie malen: aber ich kann Palette und Pinsel zerbrechen; denn ich weiß nun, wozu ich ein Maler geworden bin.

Wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, liebste Freundin — Ich bin einem Abentheuer auf der Spur. Wir können doch von unsern alten Sünden nicht lassen! Sie werden lächeln — Noch ist es nichts; aber es könnte werden, und alles Glück der Kühnen sey auf meinem Wege! Gedenken Sie meiner in Ihrem Gebeth.

den 3 Jun.

In einer Stunde reise ich ab. Meine Arbeit ist fertig. — Wohin ich gehe? Doch in Ihre Heimath; ich denke wenigstens. Ich werde bloß eine kleine Abschweifung machen. — Die ganze Gegend ist reich an Merkwürdigkeiten aller Art. Dieser P** ist ein vortrefflicher Mann. Er hat ungemein viel Ruf in seiner Kunst, und das ist noch das Wenigste. Seine Verbindungen sind sehr ausgebreitet; er unterhält eine Gemeinschaft mit allen großen Geistern dieses außerordentlichen Zeitalters.

Eine

Eine Nachricht kann ich Ihnen nicht vorenthalten. Man ſagt, Ihr Eduard lebe noch. — Leben Sie recht wohl! Ich küſſe Ihren kleinen Engel mit aller Innigkeit des brüderlichen Gefühls.

II. Brief.

Dr. P** an den Kriegsrath Werner.

E... den 6 Jun.

Der junge Hr. Vetter wird wohl nicht für die Praxis ſeyn. Mein Rath wäre, Sie ließen ihm ſeinen Willen und ſchickten ihn eheſtens auf die Akademie zurück. In metafyſiſchen Dingen iſt der junge Mann ſehr bewandert. Ueber Geometrie und Algeber äußert er ungemein ingenidſe Vermuthungen. Er hat jedoch die Fächer weniger kultiviert, wie denn der Kalkul nicht Jedermanns Sache iſt, und für die Erfahrungswiſſenſchaften ſcheint mir des Hrn. Doktors Talent faſt zu ſublim. Hingegen finde ich, daß er den Spinoza ganz gut gefaßt hat, und das ohne ihn einmal geleſen zu haben, welches in dieſen ſubtilen Zeiten eher angehen ſoll als ſonſt. Den Bako von Verulam hält er für einen flüchtigen Kopf, und Kant hätte die Sachen auch anders angreifen können, wie er glaubt. — Wie geſagt, auf dem Katheder kann der junge Mann jetzt Glück machen.

Wegen des Schmidt erinnere mich, Ihnen mein Bedenken zum voraus eröffnet zu haben. Es fehlt

Vorige Woche hatten wir den von Nordheim am Hofe, einen ernſthaften Kavalier, der ſonſt ſchon von ſich reden gemacht hat. Mein Kollege, der Hofrath S., hält ihn für einen bösartigen Hypochondriſten, mit dem er nicht unter einem Dache zuſammen wohnen möchte. Die Damen nannten ihn le taciturne, und fanden ſeine Manieren erſtaunlich antik. Die Wahrheit ſcheint, daß gewiſſe Ideen in ihm präponderieren, welches ohne großen Nachtheil für die Kunſt nicht geſchehen kann; es iſt nehmlich derſelbe, von deſſen Gemälden Sie einiges bey uns geſehen haben. Mein Konterfey (denn er erwies mir die Ehre, mein altväteriſches Geſicht auf die Leinwand zu bringen) hat einen ſingulären Zug, der mir ein ziemlich heroiſches Anſehen giebt. Man möchte denken, er habe ſich verſehen und Mr. Kliſfords Porträt übermahlen wollen, das ihm, wie billig, aufgefallen iſt. — Ich empfehle Ihnen den jungen Herrn, wenn er durch Ihre Gegend kommt, wie ich vermuthe.

An die junge Frau bitte meinen gehorſamſten Reſpekt zu vermelden. Hat ſie denn unſern Kliſford auch geſehen?

13. Brief.

Wilhelmine Werner an die Baronin von G.

N. den 18 Jun.

Du biſt krank, liebſte Scharlotte? In der That, Du biſt krank? Ich will hinaus kommen, gutes

Kind; heute Abend. — Mein Kopf ist noch so wüste; es war eine gar zu wilde Nacht. Dieser Klifford — Und ich habe einen Traum gehabt! Es ist ein gefährlicher Mensch. Ich fürchte ihn wahrhaftig; so einen Mann haben wir nie gesehen.

Als ich des Morgens aus dem Bette stieg, und vor meinen Spiegel trat — ich hatte das Herz nicht, die Augen aufzuschlagen, denn ich schämte mich recht. Da kam Werner und schlich um mich herum, wie das seine Art ist. Ich stand; ich hätte ihn nicht ansehen können, um die Welt nicht! Und wie er sich mir näherte, und so freundlich ward und allerley fragte — Meine Wangen brannten wie Feuer: Er schlang die Arme um mich und sagte, „ich sey schön wie der junge Tag." — Ich wollte mich losreissen. Mir war, ich fühlte Kliffords Arme. — Nenne mich nicht wieder schön, Scharlotte!

Da läßt sich Franken melden. Ich muß ihn wohl annehmen, denn Du hältst es so für gut. Aber ich bitte Dich, hast Du in deinem Leben einen langweiligern Gecken gekannt? Ich bin auch recht geplagt mit deiner Politik. — Adieu, Liebe. Ich komme gewiß.

N. S. Siehst Du auch Männer? Ich denke doch, Er wird mit kommen.

Aus dem 16 Briefe.

Ferdinand v. Trautenstein an Eduard Klifford.

Es war ungefähr zehn Tage, nachdem Du von mir Abschied genommen, und unsre Vaterstadt, unter dem Vorwande einer kleinen Reise, auf immer, wie ich wußte, verlassen hattest, als Leonorens Mutter zu mir schickte, und mich bitten ließ hinüber zu kommen. Ich vermuthete gleich, Du würdest Ihnen geschrieben, und der Unglücklichen den unerwarteten Entschluß eröffnet haben, sie nie wieder zu sehen.

Ich kam, wie sie verlangt hatten. Als ich ins Zimmer trat, fand ich Leonoren auf dem Kanapee liegend, mit zerstreuten Haaren, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Das Fräulein von B. saß zu ihren Füßen. — Die Mutter empfing mich, und gab mir ein Zeichen, daß ich sachte auftreten sollte. Sie erzählte mir mit wenig Worten, daß den vorigen Tag Briefe von Dir angekommen, daß Leonore darüber in den schrecklichsten Zustand gerathen, und die ganze Nacht ihrer Sinne nicht mächtig gewesen sey. Jetzt sey sie ruhiger, und habe das Verlangen geäußert, mich zu sehen.

Ich trat näher. Die Mutter ging hinzu, und redete mit ihrer Tochter. — Leonore wendete sich schnell herum, und hob sich auf, mich zu grüßen. Ich bath sie ruhig zu bleiben.

Sie schien sehr schwach. — Ich stand eine Zeitlang. — Sie sah mich an, und verfärbte sich. Ein

seltsames Etwas schien in ihrer Brust zu arbeiten; sie ließ den Kopf sinken, und legte die Hände über ihre linke Seite, wie jemand der einen stechenden Schmerz unterdrückt. — Die Alte brachte einen Stuhl, und Leonore, die sich zu erhohlen suchte, nickte mir mit einem peinlichlächelnden Gesichte zu, daß ich mich setzen sollte. — Mein Muth war dahin. Ich war gefaßt, sie toben und in Verwünschungen ausbrechen zu hören; dieser dumpfe, brütende Jammer ergriff und übermannte mich.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr! sagte sie. Ich bin so frey gewesen Sie her zu bitten. — Wollen Sie mir einige Minuten Gehör gönnen? Ich muß Ihnen eine traurige Nachricht mittheilen. Ach!" — Es war ein tiefer Seufzer; ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie sah zur Erde. Ich wollte reden, die Stimme versagte mir.

„Wo haben Sie den Brief hingebracht, liebe Mutter?" fuhr sie nach einigem Stillschweigen fort. Die Mutter schien unentschlossen, und wendete sich mit einem fragenden Blicke zu dem Fräulein von B. — „Ich bin ja ruhig; geben Sie mir den Brief." — Das Fräulein von B. hohlte die Papiere hervor.

Leonore fuhr hastig darnach, und riß sie auseinander. Ihre Blicke flogen über die Schriftzüge hin. Eine zuckende Röthe bedeckte ihr Gesicht. — „Der lächelnde Verräther!" murmelte sie zwischen den

den Zähnen. Ihre Hände zitterten. — Die Alte erſchrack, und das Fräulein machte eine Bewegung, Leonoren das Blatt wegzunehmen.

„Laßt ihn mir! laßt ihn mir!“ ſchrie ſie, und warf ſich mit aufgehobenen Händen in die Ecke des Kanapees. — Die Frauen zogen ſich zurück, indem ſie einander einige Worte zuflüſterten. Ich rückte auf meinem Stuhl. — Ich hätte Dich an meine Stelle gewünſcht, Eduard.

„Sehen Sie,“ ſprach ſie nun, mit verſtärkter Stimme — ſehen Sie!“ — und ſie neigte ſich mit dem halben Leibe gegen mich. — „Er ſchreibt: — Er verlaſſe mich — nur um mein ſelbſt willen verlaſſe er mich! — O ja! Er ſchreibt gut. — Sie wiſſen wohl, wie er ſchreibt. Aber hören Sie.“

Sie las den Brief mit großer Deutlichkeit und ohne Unterbrechung. Als ſie fertig war, hielt ſie mir ihn hin. — „Wo iſt Er? ſagte ſie. Sie wiſſen wo er iſt. Sagen Sie mir, mein Herr! wo iſt mein Eduard?“

Ich läugne Dir nicht, daß Du gut gethan haſt mir ein Geheimniß daraus zu machen. Ich würde eine Thorheit begangen und alles geſtanden haben. Nie bin ich meiner weniger mächtig geweſen; nie habe ich einen ſolchen Auftritt geſehen.

Ich betheuerte ihr, daß ich deinen Aufenthalt ſo wenig wüßte als ſie ſelbſt. Sie fragte, ob ich

Dich

Leontes.

Niemals, Paulina; ſo möge dereinſt mein Schatten Ruhe finden!

Paulina.

Meine Herren, ihr ſeyd Zeugen dieſes Eides.

Cleomenes.

Ihr mißbraucht ſeine Weichherzigkeit.

Paulina.

Es wäre dann, daß er eine zu ſehen bekäme, welche Hermionen ſo ähnlich wäre, als es ihr Bildniß iſt.

Cleomenes.

Ich bitte euch, Madam, laßt es genug ſeyn.

Paulina.

Und doch, wenn Se. Majeſtät wieder heyrathen will, wenn ihr es wollt, Gnädigſter Herr, und ſo wollt, daß kein anders Mittel iſt; ſo überlaßt mir die Sorge, euch eine Gemahlin auszuſuchen; ſie ſoll nicht ſo jung ſeyn als die erſte war; aber ſie ſoll ſo ſeyn, daß wenn der Geiſt eurer erſten Gemahlin umgienge, er Freude daran haben ſollte, euch in ihren Armen zu ſehen.

Leontes.

Meine redliche Paulina, wir werden uns nicht vermählen, bis du es uns rathen wirſt.

Dich vor deiner Abreise noch gesprochen. Ich bejahte es. Ob ich um deinen Plan gewußt hätte, sie insgeheim zu verlassen? Ich konnte nicht nein! sagen. — Die Mutter redete darein und das Fräulein von B. Die letztere wollte es voraus gesehen haben. Mir ward leichter; die Weiber fingen an laut zu werden.

Leonore stand auf, und ging in dem Zimmer auf und ab, ohne zu sprechen oder weiter auf uns zu achten. Sie schien nachdenkend und gefaßter. Ich suchte die andern zu bedeuten; ich sagte was ich wußte, um sie zu beruhigen, und ihnen die Nothwendigkeit deiner Entfernung vorzustellen. Die Mutter brach in Thränen aus, das Fräulein schüttelte den Kopf.

Leonore trat zu uns. Ihre Gesichtsfarbe war höher als gewöhnlich; sie schien alle ihre Kräfte wieder zu besitzen. Wir standen schweigend. Sie hatte einen durchdringenden Blick auf mich gerichtet. — „Laßt mich allein mit diesem Manne!" sagte sie. Die Weiber sahen einander an. Sie wiederhohlte ihre Rede. Nun entfernten sie sich.

Sie ging noch einige Mahl auf und ab; dann blieb sie bey mir stehen. — Wenn ich sie so vor Dich stellen könnte! Eduard, es ist eine große, unbezwingliche Seele! Ich werde mich ihrer nie erinnern, ohne sie zu bewundern, und ohne sie von Herzen zu beklagen.

„Wir

„Wir sind allein, mein Herr! hub sie an. Er ist Ihr Freund. Seine Geheimnisse sind Ihnen heilig. Ich ehre Sie darum. Aber unterscheiden Sie wohl, mein Herr! Vor mir hat er keine Geheimnisse; er darf keine haben. Beym lebendigen Gott, er darf nicht!" Sie sprach diese Worte mit dem stärksten Ausdruck, indem sie ihr Haupt zurück warf. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

Ich wiederhohlte meine Betheurung. Sie unterbrach mich. „Schwören Sie nicht! rief sie. Es ist ein falscher Eid! Schwören Sie nicht, oder ich bin das verworfenste aller Geschöpfe!" Ich bemerkte eine seltsame zuckende Bewegung in ihren Mienen, die sie sprachlos machte. Es war, als ob sie sich selbst behorchte. Ihre Hände, die herabgesunken waren, bebten gleichsam von den Schenkeln zurück, indem ihre Blicke am Boden hafteten. Sie stand da, als ob sie zusammen stürzen wollte. — Ich hätte mich ihr zu Füßen werfen und sie um Gottes willen bitten mögen, ihrer zu schonen.

Sie sammelte sich etwas. Ich bath sie, mir zu glauben. Ihr schwarzes Auge ruhte auf mir, mit einer unaussprechlichen Kälte. Um sie zu überzeugen, erzählte ich umständlich, was ich von deiner Reise, den Anstalten dazu, deinen Beweggründen und Absichten, von Dir gehört hatte. Sie fiel mir öfters in die Rede, fragte genau nach allem, verlangte von allem Erläuterung, und war äußerst aufmerksam, ob ich mich nicht durch einen widers

sprechenden Umstand verriethe. Ich verwirrte mich einmal in der Zeitangabe. „Eine Lüge!“ stotterte sie, und ich sah, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Ich hatte Mühe, mich wieder zurecht zu finden.

„O, rief sie endlich und fiel verzweifelnd in den Sofa, — es ist ein unergründlicher Bösewicht!“

Ich suchte etwas zu ihrem Troste, zu deiner Entschuldigung vorzubringen; ich berührte gewisse Punkte, so behutsam und leise als möglich. Ich sprach von der Verschiedenheit eurer Gemüthsarten, von den unaufhörlichen Zwistigkeiten, von den heftigen, ja schrecklichen Scenen, die zwischen euch vorgefallen. Sie hörte zu mit glühendem Gesichte, und scheuen, unruhigen Blicken. Plötzlich erblaßte sie und sah mich starr an. Ich muß ein unbedachtsames Wort haben fallen lassen. „Sie wissen nicht alles, sagte sie. Ich selbst weiß nicht alles!“ Ihre Stimme war gebrochen. Sie verbarg ihr Gesicht in dem Küssen und schluchzte laut.

Was weiß ich nicht, Eduard?

Ich stand lange. Endlich richtete sie sich auf, und nickte mit dem Kopfe. „Ich danke Ihnen, sagte sie. Lassen Sie meine Mutter kommen.“

Ich ging.

17. Brief.

Nordheim an Leonoren.

M.

(Dieſes Blatt muß in der Nacht nach dem im 13. und 15ten Brief erwähnten Balle geſchrieben ſeyn. Es ſcheint nicht vollendet, und Leonore hat es nie erhalten.)

Ich habe ihn geſehen. — O Leonore, meine gekränkte, verſtoßene, unausſprechlich beleidigte Leonore! Er iſt's, er iſt wie ich ihn mir dachte — der lächelnde, ſorgloſe, zuverſichtliche Böſewicht! Ich habe den Verräther mitten unter ſeinen friſch aufblühenden Sünden überfallen.

Ich bin da. Vergeben Sie mir, daß ich Sie betrogen habe. Auf ſeinen Ferſen verfolge ich ihn, und bin hinter ihm, wo er im Taumel des Leichtſinns nur vorwärts blickt. Befürchten Sie keine raſche That. Dieſe Geſchichte iſt zu wahr und zu ſchrecklich um wie ein ſchales Faſtnachtsſpiel zu enden. Ich bin gefaßt, wenn ein Menſch gefaßt ſeyn kann.

Sie liebten ihn; mich mußten Sie verwerfen. Ein ernſtes, ſtrenges, geheimnißvolles Schickſal bewegt uns. Wir zaudern und ſtreben, und wiſſen nicht was wir thun und erdulden. Uns treibend ereilt es uns, und von Rachegeiſtern verfolgt wird der Schuldige mit dem Frevler in ein gemeinſchaftliches Verderben hinabgeriſſen.

Da liegt meine Maske. Es ist dieselbe, in der es ihm gelang, den Quell Ihrer Ruhe zu vergiften. Diese feuerfarbene Schleife — Der Unglückliche erkannte das Zeichen nicht, als ich im Gedränge einsmal an ihm vorbey streifte.

Es war bereits gegen Morgen. Er hatte sich von seiner wollustathmenden Begleiterin losgerissen und eilte in ein entlegenes Zimmer, wo er sich in lebhafter Bewegung auf den Sofa hinwarf. Ich war ihm gefolgt und stand unversehens vor ihm, stumm und unbeweglich. — Seine Blicke flogen über mich hin, ohne meiner zu achten. Er schien erhitzt. Irgend ein Anschlag arbeitete in seiner verderbenden Einbildungskraft.

Ich that einen Schritt gegen ihn. — Es knisterte an der Thür. Ihr alter Diener erschien mit meinem Mantel, wie ich ihm befohlen hatte. — Eduard sah auf. Die Gestalt des Alten schien ihm wie eine ferne Erinnerung zu rühren. Er ließ einen schnellen Blick auf mich fallen. Er erkannte die Maske.

Ich habe ihn nicht erbleichen sehen. Eine vordringende Bewegung, wie jemands, der sich einer flüchtigen Erscheinung zu versichern sucht, war, was ich noch bemerken konnte. Ich verschwand, ehe er sich von seinem Sitz erhoben hatte.

(Die folgende Abtheilung iſt einige Wochen ſpäter geſchrieben. Man hat mehrere ſolcher abgeriſſenen Blätter unter den Papieren des jungen Mannes gefunden, wovon ein Theil in der Folge an den gehörigen Stellen eingeſchaltet iſt. Die meiſten ſind an Leonoren gerichtet; andere ſcheinen ganz unwillkürliche Aeußerungen des Augenblicks zu ſeyn und machen zuſammen eine Art von Selbſtgeſpräch aus.)

In mir! Hier in meinem eigenſten Selbſt will ich leben und leiden, und möge alles außer mir, wie ein glänzendes Nichts, in die ewige Nacht verſinken! — O Leonore! Wir trauern über einen Verluſt, und gefallen uns in den ſtolzen Lumpen, die unſere Blöße umhangen. Laß dies eitle Herz brechen, und dieſe unlautern Klagen in einem Strome reumüthiger Thränen erſticken. Ich bin nicht werth Dich zu kennen. —

Iſt die Tugend ein Traum, und muß die Gerechtigkeit gleich einer Bettlerin durch die Straßen ſchleichen, um das Recht von den Vorbeyeilenden wie eine milde Gabe zu erhaſchen? — Eine unſelige Leidenſchaft hat alle Kraft zum Guten in mir zerſtört. Mein Kopf ſchwärmt von wilder, innerlicher Hitze: aber mein Herz iſt matt und erſtorben. Ich bin entbrannt, ohne Liebe, und erliege der Qual, ohne ihren Stachel zu empfinden. Ich weine — Es ſind die kalten Thränen des Neides.

Den Lasterhaften hasse ich, und möchte dem Laster liebkosen.

Ich bin so scheuslich in mir selbst, daß ich vor dem greuelvollen Anblick in meiner eignen Brust zusammenschaudre, und diesen Aufenthalt von Lügen, Trug, Stolz und Wollust einbrechen möchte wie ein moderndes Grab, um mein Bewußtseyn mit der letzten Spur meines Daseyns zu vertilgen. Es ist keine Wahrheit in mir, und keine Liebe! —

Wir haben uns gesprochen. Noch kennt er mich nicht. Es ist ein kraftvoller Sünder, vor dem ich wie ein blöder Nachahmer da stehe. Ich könnte ihn beneiden, selbst um dieses verkehrten Herzens willen. — Bastian hat mich verlassen. Ich bin allein.

(Die Fortsezung folgt.)

II.

Gesichtspunkte für den Schriftsteller unsers Zeitalters.

Die Zeichen der Zeit trügen nicht, und jede Zeit hat die ihrigen, wenn auch keine ganz neuen.

Unter die Zeichen unsrer Zeit gehören gewiß Litteratur und Schriftstellerey in ihrem gegenwärtigen

gen großen Umfang. Sie waren zwar zur Epoche der Kultur bey jeder Nazion vorhanden, aber wie wenig ist uns davon bekannt! Wir haben nur schwache Vorstellungen von der ältesten Kultur, dürftige Reste ihrer litterarischen Erzeugnisse und Denkmäler. Die Kultur der Griechen und Römer lebt in ihren Schriften. Doch wie klein ist unsre Erbschaft aus jenen reichen Zeiten! Aber überdies scheint unser Zeitalter vor der litterarischen Kultur und der Schriftstellerey voriger Jahrhunderte einige Punkte ganz voraus zu haben.

Brächte man auch die Vermehrung der Kenntnisse, die daraus entspringende Vermehrung der Gelehrten, die Entstehung der eigentlichen Litteratur mit allem ihrem Zugehör, den ehrwürdigen Arbeitern im Großen, den bloßen Söhnen des Fleißes und den Jüngern des Bedürfnisses, nicht in Anschlag, so wird man doch gewiß eine Hauptquelle der vermehrten Schriftstellerey im Bedürfniß und Drang der Menschen finden, mit Menschen übergemein interessante Angelegenheiten zu verhandeln, und das Publikum, welches nur schriftlich zu finden ist, auch schriftlich zu suchen.

Ohne ferner der Vortheile zu erwähnen, welche Buchdruckerey und Buchhandel in seiner jetzigen Gestalt der Ausbreitung der Schriftstellerey verschaft haben, dürften wohl folgende Umstände einiger Betrachtung werth seyn.

Griechen und Römer waren zu ihrer Zeit gleichsam allein in der Welt; denn als Rom sein Haupt erhob, war Griechenland schon gesunken, und als dieses glänzte, kämpfte jenes noch die ersten Elemente seiner künftigen Größe zusammen. Griechenland war aus vielen kleinen Staaten zusammengesetzt, und Rom, selbst da es einer halben Welt Gesetze gab, beschränkte doch die Sfäre seiner eigentlichen Staatsthätigkeit auf seine Mauren. Dort wurden im Senat und auf dem Forum alle wichtigen Geschäfte entschieden; in Griechenland war es nicht anders. Der Patriot, der Staatsmann wurde Redner, um auf das öffentliche Verhältniß zu wirken. Waren Gesetze zu geben, oder abzuschaffen, oder zu verändern, so geschah es durch Beredsamkeit; waren auswärtige Verhältnisse zu bestimmen, so bestimmte sie Beredsamkeit; Beredsamkeit leitete Wahlen, Belohnungen und Strafen — mit einem Worte, sie war die Vermittlerin zwischen allen öffentlichen Angelegenheiten und dem Staatswillen, dem, auf verhältnißmäßig wenige Menschen eingeschränkt, an dieser Vermittelung genügte. Die politische Thätigkeit blieb daher in den lebendigen Verhältnissen der Rede, der Berathschlagung, der von ihr ausgehenden Entschließungen; sie nahm ihre Zuflucht nie oder selten zur Schrift, und bedurfte es nicht.

Bey uns ist das alles ganz verschieden. Der Gang unserer politischen Entwickelung, die Koexistenz

ſtenz ſo vieler und ſo verſchiedener Staaten, die ſich mit den Banden der mannichfaltigſten Verhältniſſe umſchlingen, die Entſtehung und das legale Daſeyn unſers poſitiven Völkerrechts, unſre mangelhafte und ſpäterhin ſchriftlich geordnete Geſetzgebung, die Unverſtändlichkeit der vaterländiſchen, die Weitläuftigkeit und der dunkle Sinn der angenommenen auswärtigen Geſetze, unſre ganz verſchiedene Staatsverfaſſung, ihre weit mehr und ſtufenweis entwickelte Anordnung, die Einſchränkung mündlicher Wirkſamkeit, und die Einführung des urkundlichen Verwahrs der Arbeiten und Reſultate, alles das hat ein großes Bedürfniß und ein eben ſo wichtiges Talent aus der Kunſt zu ſchreiben gemacht. Es hat zugleich für unſer Zeitalter einen ganz neuen, unermeßlichen Zweig der Litteratur in der politiſchen Schriftſtellerey nach allen ihren zahlreichen Unterarten geſchaffen.

Dazu kömmt, daß das Intereſſe an dieſen Gegenſtänden, welches ehemals auf dem Forum und den öffentlichen Plätzen befriedigt werden konnte, nunmehr ſeine Befriedigung in der Litteratur ſuchen muß. Der Patriot, der wiſſen und ſich beruhigen will, lieſet; — der Patriot, der wirken und nützen will, ſchreibt. Es iſt das einzige Mittel ſich unter einem großen Publikum zu finden, gemeinnützige Ideen mitzutheilen und zu empfangen, zu prüfen und zu berichtigen, wenn man Schriften lieſt, und für Leſer ſchreibt.

Paulina.

Das soll geschehen, wenn eure erste Gemahlin wieder athmet; eher gewiß nicht!

Zweyte Scene.

Ein Hof-Bedienter zu den Vorigen.

Hof-Bedienter.

Einer der sich für den Prinzen Florisell, Sohn des Königs Polixenes ausgiebt, bittet mit seiner Gemahlin, der schönsten Dame die ich jemals gesehen habe, vor Euer Majestät gelassen zu werden.

Leontes.

Wie geht das zu? Er kommt nicht, wie es der Grösse seines Vaters anständig ist; eine so überraschende Erscheinung, ohne Veranlassung, ohne Ankündigung sagt uns, daß dieses kein vorsezlicher Besuch sondern das Werk irgend eines Zufalls und der Nothwendigkeit seyn müsse. Hat er ein Gefolge?

Hof-Bedienter.

Nur wenige, und dem Ansehn nach, gemeine Leute.

Leontes.

Und seine Gemahlin, sagt ihr, bey ihm?

Hof-

Die öffentliche Meinung, dieser Genius jeder Verfassung, die sonst in den öffentlichen Versammlungen gedieh, ist, wie früher der Mittelstand zwischen Feudalherrschaft und Leibeigenthum, in unserm Zeitalter zwischen Staatsverwaltung und Litteratur aufgewachsen. Sie lebt und webt in dieser, und diese in ihr; sie regieren, bilden und verändern sich wechselseitig. Sie sind zwey Geschwister, wie Kastor und Pollux, welche Sterblichkeit und Unsterblichkeit theilen, so daß keines ohne das andere zu seyn vermag.

Mit dem wissenschaftlichen Fache kam es ungefähr eben so. Die Lehre der alten Weisen ging durch mündliche Ueberlieferung auf Nachfolger und Schulen; und schrieben sie, so waren doch ihrer Schriften weniger, im Verhältniß zu uns. Auch gab es weniger Dillettanten. Der Schulgeist herrschte noch enger wie jezt, da sich der Hang zur Selbstentwickelung und Selbstbildung zwar durch Lehren und Lernen einschränken, oder nach gewissen Richtungen formen läßt, aber der Reichthum kursierender Wahrheiten auch dem Unbefangenen oder dem Erwachenden, der außer der engen Sfäre der Schule nach der Umarmung der Wahrheit ringt, den Pfad zu ihr öffnet, und dem reinem Geist eine unversiegliche Quelle reiner Befriedigung gewährt. Alle positiven Theile der eigentlichen Gelehrsamkeit haben außerdem ungeheure Fortschritte gemacht; daher die Litteratur mit ihnen. Man hat den lehrreichen

Weg

Weg der Beobachtung, des Sammelns und Sichtens gewählt; daher mußten viele Bücher, als so viele Niederlagen von Materialien und Uebersichten des Gewinnstes, entstehen.

Dann haben wir noch die populäre Litteratur, wovon die Alten auch weniger kannten. Dazu rechne ich alle Darstellung, welches Fach sie auch betreffe. Die schönen Wissenschaften, die schönen Künste, sind die eigentlichen Musen dieser eben so ehrwürdigen als wichtigen Litteratur. In unserm Zeitalter hat sie eine unendliche Ausdehnung gewonnen. Man hat sie — und meistens glücklich — beinah auf jeden Zweig der Gelehrsamkeit geimpft; daraus sind Legionen von Büchern entstanden. Auch in dieser Litteratur ist die öffentliche Meinung nicht zu verkennen, und ihr Verhältniß dasselbe wie in der politischen. Denn diese beyden Fächer interessieren eigentlich die große Anzahl, da hingegen die eigentliche Gelehrsamkeit nur ein kleineres Publikum hat und haben kann.

Die allgemeinere Verbreitung des Lesens hat auch hier der öffentlichen Meinung, wenn auch nicht immer einen bestimmten Karakter, doch eine ungemeine, in ihren Folgen höchst wichtige Stimmbarkeit gegeben.

An alle diese Betrachtungen schließen sich noch folgende an. Die stufenweisen Fortschritte des Stoffs und der Bearbeitung haben in unsern Zeiten

die Schriftstellerey zu einem eigenen Berufe gemacht, der sehr viele Menschen nährt, welche sich ihm allein widmen, und daher die Masse der Litteratur täglich vergrößern. Die Litteratur hat jezt weit mehr Grund und Boden wie sonst; alle kultivierten Reiche stehen in wissenschaftlicher Verbindung, und tauschen beständig gegen einander aus. — Geschmack und Bildung haben auch die Schriftstellerey, besonders die darstellende, zur Liebhaberey gemacht. Bey den Alten war das alles anders. Von Schriftstellerey konnte damals niemand eigentlich leben; sie wurde daher nur von Lehrern und Gelehrten als Resultat ihrer gewöhnlichen Arbeiten, oder vom Genie aus unwiderstehlicher Begeisterung getrieben. Die Uebersetzungen schränkten sich aufs Griechische ein, und waren sparsam, weil die Sprache selbst sehr häufig gelernt wurde.

Dies sind nur flüchtige Blicke über eine reiche Erndte gewesen; aber dem Darsteller von Bruchstücken genügt es, wenn man sie nur nicht ganz unrichtig findet, und er verbindet gern mit eingeschränkten Kräften Bescheidenheit im Unternehmen.

Das Zeichen der Zeit ist demnach wohl außer Zweifel, so wie sein Zusammenhang mit dem Gesetz der Nothwendigkeit. Es hat sein Gutes, so wie seine Nachtheile: denn noch nie hat eine Sache nur gute Folgen haben können, so bald ihre Anwendung von dem so unendlich verschiedenen Einfluß

fluß der menschlichen Sinnesart und der Umstände abhing.

Der Schriftsteller kann sich unsterbliches Verdienst um Zeitalter, um Menschheit, Vaterland und gute Sache erwerben; er kann, wie der Held auf dem Schlachtfelde, Bürgerkronen verdienen, und der Segen der Nachwelt werden. — Aber er kann auch Menschenalter verpesten, den Keim des Verderbens aussäen, und ein schwarzer Verbrecher werden gegen alles was gut und heilig ist. Denn die Wirkung des Lesens ist unübersehlich groß; wer kann seine Folgen alle berechnen, die über Jahrtausende hinreichen?

Ohne auch nur den Grundriß einer vollständigen Schriftsteller-Moral zu unternehmen — ein nicht minder wichtiger als schwerer Versuch — glaube ich doch aus der Wahrheit, daß Schriftstellerey und öffentliche Meinung so innig verbunden sind, den gewissen Grundsatz folgern zu können:

Daß der edle, humane und patriotische Schriftsteller sein Zeitalter studieren, und aus diesem Studium die Gesichtspunkte für seine Thätigkeit schöpfen müsse, um nicht nur nicht zu schaden, (denn das bleibt immer wenig Verdienst) sondern um zu nützen, zu bessern, zu vervollkommnen.

Er hebe die Tugenden, das herrschende Gute des Zeitalters aus, und ohne in den Predigtton zu

fallen, ohne sie absichtlich als Thema seiner Schriften herauszustellen, kleide er die letzten in ihr Gewand, um der Wahrheit die Pforte zu Herz und Geist des Menschen zu öffnen. Er hebe die Fehler, die Gebrechen des Zeitalters aus, und arbeite ihnen, unter der Hülle der Anmuth und an der Hand des gewonnenen Gefühls, entgegen. Wenn Juno lenken und herrschen will, entlehnt sie Cytherens magischen Gürtel.

Eben so suche er auf die öffentliche Meinung zu wirken. Er suche sie zu entführen, nicht sie zu erstürmen; er reiße die Lieblingsgötzen des Zeitalters nicht mit wilder Hand nieder, aber er leite die Neigung ihrer Anbeter nach den Altären edlerer Gottheiten. Wo das Gute im lieblichen Schatten fruchtbarer Bäume gedeihen kann, da zerstöre er nicht, um neu anzupflanzen, sondern veredle den schon grünenden Stamm.

Nur dann, wenn es im äußersten, letzten Kampf der Wahrheit gilt, wenn sie nur sinken oder siegen kann, dann erhebe sich die bescheidene aber feste Stimme ihres Freundes laut, und er schone seiner selbst nicht, um ihr aufzuhelfen. Aber rein sey dann seine Ueberzeugung, sein Wille geprüft, sein Betragen untadelhaft, daß er nicht, wie die Priester des Alterthums, fremde Menschen den Göttern opfere, indeß er selbst nur betende Lippen zum Himmel empor hebt.

Wahrheit erkennen, wenigstens sie zu erkennen streben, und das Erkannte zweckmäßig darstellen — das ist also der Beruf des Schriftstellers; das ist er seinem Zeitalter, so wie der Menschheit schuldig. Ob die Wahrheit gleich ewig und unwandelbar ist, so heißt doch sie erkennen, im gegenwärtigen Verhältniß, so viel, daß er das Bedürfniß seines Zeitalters zu finden — sie darstellen so viel, daß er dies Bedürfniß zu befriedigen suche.

Beides gilt dem Schriftsteller im politischen und populären Fache vor allen, weil seine Sfäre die größte ist, vorzüglich in unsrer Zeit.

Das Bedürfniß unserer Zeit scheint hauptsächlich Reinigung und Veredlung der Moralität; Begrenzung der lüsternen Sinnlichkeit; Erweckung und Nährung ächter, unbefleckter Geisteskraft; Berichtigung der Geisteskultur auf Festigkeit und Konsequenz. Zurückführung des Gefühls auf die wahren Gesichtspunkte der Natur; Aufleben des Herzens, des Sinnes für ächtes Menschenglück; Beförderung der innern moralischen Selbstbildung und Selbstständigkeit; Einschränkung des transscendentellen, intellektuellen, politischen Fanatismus; Verbreitung richtiger Grundbegriffe für individuelle und politische Thätigkeit, des Geistes redlicher Anwendung, mit steter Hinsicht auf die stufenweise Möglichkeit der Ausführung, des Hanges für Realität, glanzloses Gutes und Ausfüllung des Standpunktes; endlich nebst der Rettung des Sinnes für's Große,

Wahre

Wahre und Gute, auch Rettung des Sinnes für's Schöne, der den menschlichen Geist veredelt, indem er seinen Schmuck aus ihm selbst entwickelt — alles dieses scheint das Bedürfniß der Zeit zu fordern.

Oder, um den ganzen reichen Gehalt dieser wichtigen Forderungen in wenig Worte zusammen zu drängen: das Bedürfniß der Zeit will mehr als jemahls, daß der Mensch, trotz allen Hindernissen und Lockungen, die im Gang der Kultur und im erhöhten Reiz der Korrupzion liegen, fysisch und moralisch erhalten und vervollkommnet werde.

Der frömmelnde Klageton über die Verderbniß der Welt ist dem aufrichtigen Freund der guten Sache fremd. Dieses alte Lieblingsthema gab oft Veranlassung zu Wehklagen der gesunden Vernunft, zum Druck des wahren Gefühls, des reinen Genusses. Stumpfe oder dumpfe Menschen, die Eulen des Menschenhasses und die gaukelnde Larven der Heucheley gehen so gern im Gefolg verblendeter Propheten, die sich mit Jonas nicht trösten können, daß Ninive noch nicht im Graus der Zerstörung raucht. So wenig der Geisterseher seiner Furcht entsagt, so wenig werden übrigens Alter und Gewohnheit dem Lob der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart entsagen. Achtzehn Jahrhunderte schließen sich über unsern Geschichtbüchern, und Jahrtausende liefen vor ihnen ab, ohne daß es hierin anders würde.

Aber

Aber wenn man dem Guten des Zeitalters Gerechtigkeit leistet, so darf man auch seine Mängel erforschen, weil es in der Natur der Sache liegt, daß es beyde verbinden muß. Der unbefangene Beobachter wird anerkennen, daß das unsrige mit allen Vortheilen, mit allen Reichthümern der Kultur auch alle ihre Nachtheile und die Vorboten drohender Gefahren an sich trägt. Ist der Schriftsteller wirklich Volkslehrer, so liegt es ihm ob, jene zu erhalten, vor diesen zu schützen.

Die Ausbildung der wahren Kultur sollte zwar immer Veredlung zur Folge haben; aber wie oft wird nicht ihr ächter Gang gestöhrt! Die geistige Vervollkommnung erliegt dann der Kultur des sinnlichen Genusses, die Natur geht unter den Blumen ausartender Kunst zu Grunde, und Einseitigkeit verzeudet oder vernachläßiget die edlern Theile, indeß sie den höchsten Werth auf die Verfeinerung der minder edlen legt. Ein flüchtiger Blick auf die uns bekannte Kulturgeschichte wird uns überzeugen, daß wir darin das Schicksal aller vor uns verfeinerten Völker theilen.

Zu dieser gewöhnlichen Entfernung von dem schönen Pfade der Natur, (die übrigens beynahe im jeden Zeitalter eine andere Wendung nahm, so sehr sie auch im Wesentlichen unverändert bleibt,) gesellen sich bey uns filosofische und politische Ueppigkeit. Der einzelne Mensch entflieht der reinen Sittlichkeit, dem

reinen

reinen Glück; der Geist des Zeitalters entfremdet sich den einfachen Lehren der wahren Weisheit, und den genügsamen aber beglückenden Forderungen ächter Geselligkeit. Er entsagt auf deutliche Einsichten, auf ruhige Verfassung, flattert lüstern um überspannte Lehren, um Geheimnisse der Geisterwelt, um Revoluzionsträume. Wohin kann, wohin wird uns diese furchtbare Flucht führen?

Der Einzelne wird immer sehnlicher nach sinnlichen Freuden haschen, und die edeln Produkte der Künste und Wissenschaften nur als Mittel zu jener Absicht schätzen. Durch den Genuß selbst stets lüsterner nach seiner Erneuerung, werden seine Begierden zunehmen, indem seine Kräfte sich vermindern; die schwelgende Einbildungskraft wird stärkern Reiz für die welkenden Sinne fodern, und zuletzt das Herz in ihren verrätherischen Armen ersticken.

Alles auf solchen Genuß berechnend, lernt dann jeder sich selbst zum Mittelpunkt des Ganzen machen. So wie die höchste irdische Seligkeit in der Rückwirkung des verbreiteten Glücks auf den Beglückenden liegt, so setzt die Ausartung das Maß ihrer Freuden in die Menge der Opfer, die sie sich in andern gebracht hat. Dann schleicht sich der Geist der Verderbniß unter zahllosen Gestalten ein; der reine Edelmuth erliegt den Skorpionstichen seines mächtigen Gegners. Die Bande der Natur werden täglich lockerer, und zerreissen endlich; der

Mensch,

Mensch, welcher die ersten Pflichten des Daseyns sich selbst aufopfert, kennt auch keine Pflichten mehr gegen den Staat. Reine Empfindung, hoher Muth, erhabner Sinn, hingebende Vaterlandsliebe, verschwinden mit den Kräften, welche die Ueppigkeit stiehlt; Geld und Selbstsucht werden die Triebfedern aller Wirksamkeit. Habsucht und Verschwendung theilen sich in das Treiben, Elend und Verbrechen in das Schicksal der Menschen. So erkrankt, so stirbt die Moralität der Einzelnen, der Staaten.

Im dem Felde der Gelehrsamkeit, der Wissenschaften und Künste werden sich dann Systemengeist und Anarchie des Vielwissens streiten. Schulen werden ihren eisernen Zepter über die ätherischen Schwingen des Genius ausstrecken, und der Abgrund positiver Kenntnisse öffnet sich unter den Füßen des himmelwärts strebenden. Die Stimme der Polemik krächzt in den Hallen des Tempels der Weisheit, und auf dem zerfallenden Altar will jeder als einziger Priester einen Weihrauch anzünden, der sie nicht mehr ehrt. Statt jede Blume des menschlichen Geistes in den reichen Kranz seiner Blüthen frohlockend aufzunehmen, und alle seine Früchte zum Segen der Göttin zu sammeln, zertritt Unduldsamkeit die Blumen, die sie nicht erzog, und Partheigeist zernichtet die Früchte, die er nicht genießen will, weil er sie nicht pflegte. Die Wahrheit verhüllt sich, die Weisheit entflieht mit ihrer mißhandelten Mutter, und nur ihre wahren Freunde, ihre

reinen

Hof-Bedienter.

Ja; das ſchönſte Geſchöpf in meinen Augen, das jemals die Sonne beſchienen hat.

Paulina.

O Hermione, ſo wie die gegenwärtige Zeit ſich allemal über eine beſſere, die vergangen iſt, ſelbſt zu erheben pflegt, ſo muß deine grabſchrift nun auch dem was man izt ſiehet, Plaz machen. Ihr ſelbſt, mein Herr, ihr habt einſt geſagt, und geſchrieben: Sie habe nie ihres gleichen gehabt, und könne nicht ihres gleichen haben; ſo hoch flog einſt eure Muſe zum Preiß ihrer Schönheit empor; das iſt ein gewaltiger Abfall, nun zu ſagen, ihr hättet eine Schönere geſehen.

Hof-Bedienter.

Um Vergebung, Gnädige Frau; in ſechszehn Jahren vergißt ſich die gröſſeſte Schönheit, die nicht mehr iſt; was dieſe betrift von der ich rede, ſo beruf ich mich auf eure eignen Augen, wenn ihr ſie geſehen haben werdet; es iſt ein Geſchöpfe, die, wenn ſie eine neue Secte aufbringen wollte, den Eifer aller andern Bekenner auslöſchen, und mit ihrem bloſſen Anblik mehr Proſelyten machen würde, als andre mit aller ihrer Redekunſt.

Paulina.

Proſelyten? Unter dieſen würden wol wenig Weibsbil, der ſeyn?

Hof-

reinen Bekenner finden sie am Busen der Natur wieder, den ihre verirrten Brüder verließen.

In den Staatsformen wird alsdann wilde Reformazionssucht toben. Losgerissen von den süßen Verhältnissen des Menschen, vergiftet durch Selbstsucht, von wüthenden Leidenschaften umhergetrieben, wird sich der Geist des Zeitalters empören gegen alles, was ist, um, neuer Schöpfung entsagend, im Chaos gährender Elemente zu wühlen. Er hat nun jede einzelne Glückseligkeit gegen den Schimmer einer Abstrakzion ausgetauscht, die ihn für den Verlust entflohener Kräfte täuschen soll; er schwindelt jetzt auf der erklimmten Spitze jauchzend der Zerstörung entgegen. Unzufrieden mit allem was ihn umgiebt, von unermeßlichen Wünschen geängstiget, erschöpft und doch nicht befriedigt, kann er nichts verliehren, weil nichts mehr Werth für ihn hat, und beym allgemeinen Untergang nur gewinnen, weil nur neuer Reiz, und gäb' ihn auch die Verwustung, ihm werth ist.

Soll das Bild dieser schrecklichen Zukunft nicht Wahrheit werden, so vereinige sich alles was Kraft hat und edlen Sinn, um die Grundzüge von der Tafel zu löschen, wo sie schon flammen. Es kann noch gelingen, die frühen Gräber der Enkel zu schliessen, und Blumen auf ihren Weg zu streuen, dem jetzt Dornen drohen.

Dies Zeichen der Zeit, die ausgedehnte fruchtbare Litteratur, werde eins der wichtigsten Mittel

hier-

hierzu. Der Schriftsteller verwalte sein ehrwürdiges Amt als Volkslehrer, indem er den Menschen der Natur wiederzugeben, sein Herz zu veredeln, seinen Geist zu besänftigen und zu verklären sucht.

Die Gesichtspunkte, welche aus dieser reinen Absicht für seine Wirksamkeit entspringen, sind zahlreich. Ich will es versuchen, einige derselben aufzufassen, und den Beytrag meiner Ueberzeugung zu einem Werke zu leisten, das größere und vereinigte Kräfte fordert.

Die Bestimmung des Menschen ist Vervollkommnung durch eigne Kraft. Darum erhielt er diese Anlagen, der Entwickelung so fähig; darum entsteht und wächst er unter Verhältnissen, so mächtig in ihrer Wirkung auf ihn; darum wurde ihm der geistige Blick, der unerschöpfliche Wille zugetheilt, um durch Kampf und Lockungen nach dem erkannten Ziele der Wahrheit hinzuringen.

Der Mensch ist um so größer, je mehr er aus sich entwickelt; er ist um so besser, je reiner die Absicht der Vervollkommnung diese Entwicklung leitet, und die Anwendung zum Besten der guten Sache und andrer Menschen bestimmt. — Er ist um so glücklicher, je weniger er, indem er für's Gute für andere und für sich selbst wirksam ist, von Konvenienz, Verhältniß und Vorurtheil abhängt,

und um so weiser, je mehr er sich in dies alles zu schicken weiß, ohne von ihm abzuhängen, ohne seiner Wirksamkeit etwas zu vergeben. Er ist um so vollendeter, je mehr sich Größe, Güte, Weisheit und Genuß im reinen Verhältniß geordneter Kraft harmonisch vereinen.

So vervollkommnet sich also der Mensch. Diesen Weg muß ihm der Schriftsteller, welcher ächter Volkslehrer seyn will, zeigen, erleichtern; er muß ihn warnen, ihm kämpfen helfen; er muß ihm die Freuden des Sieges, die Reize der Belohnung darstellen.

Die Hindernisse, welche dem Zeitalter eigen sind, der Kampf, welchen das Streben nach Veredlung mit dem Geist des Zeitalters beginnen muß, die Freuden einer Vervollkommnung, welcher dieser Geist entgegen wirkt, die Erhaltung der schon errungenen Vortheile, die Aufmunterung des edlen Kämpfers, die Stärkung des Schwachen — kurz alles was in das Verhältniß des Zeitgeistes zu dem letzten Zweck der Menschheit gehört, ist, in allgemeiner Theorie und besonderer Anwendung, Gegenstand für den Schriftsteller des Zeitalters.

1.

Darstellung hoher, reiner Ideale der Tugend.

Dann, wenn man anfängt, die erhabne Tugend für Schimäre, das Streben nach ihr für Abentheuerlich-

erlichkeit, ihren Besitz für Unmöglichkeit zu halten; wenn die Korrupzion den abgespannten Menschen um so viel leichter zu sich hinüberlenkt, und endlich auch die gewöhnliche Tugend lächerlich zu machen versteht: dann wird es hohe Zeit, den Sinn für das große Gute zu wecken, und ihm Bilder vorzuführen, die ihn entzücken und anziehen.

Entzücken und anziehen! Hier liegen Klippe und Lehre für diese Art idealischer Schriftsteller. Leichter ist's, den Menschen mit sich fortzureißen, ihm augenblickliche Schwärmerey einzuhauchen, und Vergessenheit seiner selbst über dem Ideal hervorzubringen, das sich jetzt aller seiner Kräfte bemächtigt hat, — als dem Herzen die Nähe dieses Ideals zum Genuß, seine Nachahmung zum Wunsch, die Fortsetzung des heilsamen Versuchs zum Bedürfniß zu machen. Die Fantasie wird leichter entzückt, der Geist leichter betroffen; aber das Gefühl heftet sich nur dann, wenn es innig bewegt, der Verstand folgt nur dann beharrlich, wenn er innig überzeugt ist.

Man frage beinah alle Leser unsrer idealischen Meisterstücke nach der Empfindung, mit der sie lasen, mit der sie endigten. Auch der Lasterhafte, auch der Bösewicht wird das Entzücken getheilt haben, in welches sie unwillkührlich versanken. Aber dann forsche man nach den Folgen. Nur dem, bei welchem die Ideale auf Ueberzeugung und Willen Einfluß hatten, nur dem haben sie wahrhaft genützt.

Der Schriftsteller, welcher die Wirksamkeit für's Gute dem augenblicklichen Glanz vorzieht, wird also seine Ideale nicht bloß hinreißend, er wird sie anziehend bilden. Er wird keine Giganten schaffen, die, als übermenschliche Wesen, uns Ehrfurcht und Bewunderung abzwingen, aber zugleich von jedem Reiz der Nachahmung uns abschrecken. Er wird die Tugend menschlich schildern, und die Geschichte einer gegebenen Vervollkommnung liefern. Sein Held habe ausgezeichnete Anlagen, aber nicht die Anlagen eines Halbgottes; um Menschen lehrreich, interessant zu werden, muß er Mensch bleiben. Er werde in Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens verwickelt, er schwanke, er falle zuweilen: aber das heiße Streben nach Wahrheit und Vollkommenheit, das mit dem Anfang der Geschichte in seinem Busen erwacht ist, richte den Gefallnen wieder auf; es lehre ihn seine Erfahrungen benutzen, und aus Thatsachen Grundsätze für künftige Wirksamkeit gewinnen. Er bilde seine Kräfte, er arbeite rastlos an ihrer Harmonie, er verliere nie diesen lezten Zweck seines Daseyns aus den Augen. So entwickle er sich nach und nach; so erkämpfe der bessere Genius immer mehr Gewalt über den bösen, und zulezt erhebe sich, nach einem thatenvollen Leben, in dem veredelten Helden das Ideal der Vollendung. Das schöne Bild entzückt jezt nicht allein, es interessiert. Statt den Helden mit glühender Bewunderung anzubeten, oder sich kalt von dem Sohne der Fabel zu wenden, der uns einige Augenblicke täuschend be-

schäf-

schäftiget hat, interessiert uns der treffliche Bruder. Wir sehen, was der Mensch werden kann, und wie er es werden mag. Wir lieben das Ideal, freuen uns des idealischen Menschen, und fühlen Möglichkeit und Reiz, auch die Bahn zu gehen, die er vor unsern Augen zurückgelegt hat.

Wenn dann der Schriftsteller zugleich Schwachheit und Laster mit dem hohen Ideal der Tugend geschickt in Kontrast setzt, und ohne auf Vergleichungen auszugehen, Karakter neben Karakter, Handlung neben Handlung stellt, so gewinnt die Berechnung seiner Wirkung doppelt an Wahrscheinlichkeit. Der Dichter ist Schöpfer und Herr der Vordersätze, aber das Resultat muß unwillkührlich in der Seele des Lesenden hervorgehn. Er öffnet die strudelnde Quelle: nun ist ihm die Labung des Durstigen gewiß, wenn er den Born rein hervorquellen ließ. Aber er mache nicht das Ideal des Lasters zum Hauptgegenstand seiner Darstellung. Es wird zu leicht Karrikatur, und bleibt dann ohne Wirkung; oder es gewinnt, selbst ohne Wissen des Künstlers, unter der Hand des Genies irgend eine Seite, die interessant und die Vorsprecherin des Uebrigen wird. Auch ist es der Kunst unwerth, die Verderbniß zur vorzüglichen Beschäftigung zu wählen. Als Unterperson im Gemälde des großen Tugendhaften wird der Böse, der Lasterhafte nicht gefährlich, und doch lehrreich.

Vorzüglich bearbeite der idealische Schriftsteller solche Tugenden, die unserm Zeitalter besonders ge-

brechen, deren es hauptſächlich bedarf. Er ſchildere den Unverderblichen, den Selbſtverläugner, den hohen Patrioten, den Felſenfeſten, den reinen Weiſen. Er wähle die wichtigſten Züge aus dem Karakter der Zeitgenoſſen, um ſeine Ideale an ſie anzuſchließen und den Kranken für die Arznei empfänglich zu machen. Er tauche ſeine Gemälde in den Firniß der Geſchichte, um ihnen mit dem Kolorit der Wahrſcheinlichkeit ein lockendes Farbenſpiel der Wahrheit zu geben. Aber er mahle nicht mit grellen Farben, und vor allem enthalte er ſich der Bitterkeit, des Spottes. Wenn er heilen will, muß er keine neue Wunden ſchlagen, und das Ideal verträgt ſich auch mit dem Perſiflage eben ſo wenig, als die Bildſäule des vatikaniſchen Apollon mit der Beſtimmung des Pasquin.

Die Manier des Schriftſtellers iſt Sache des Genies, der Selbſtbildung. Nur im Allgemeinen ſey die Bemerkung erlaubt, wie die Darſtellung des hohen Ideals eben ſo ſehr den prazidſen, ſchwülſtigen Stil, als den tändelnden oder gemeinen Ton vermeiden müſſe. — Auch darf der Schriftſteller ſo wenig als möglich ſelbſt erſcheinen; ſonſt hört er auf, darſtellender Erzähler zu ſeyn und wird Prediger. Aber er ſoll nicht die unbekleidete Wahrheit zeigen: er ſoll ihr ein intereſſantes Gewand umwerfen. Die trocknen Sätze ſind der Gegenſtand der Theorie; das Leben der Handlung, der Empfindung wird von der Darſtellung gefordert. Wie ſehr übrigens

die

die Wahl des Gegenstandes, auch unabhängig von der Manier des Dichters, auf die Wahl seines Kolorits und seines Tones Einfluß haben müsse, erhellt von selbst. Wenn das Ideal des kühnen Kämpfers für Recht und Tugend eine strengere Farbengebung verträgt, und selbst fodert, so muß sich sanfte, liebliche Darstellung um das Ideal weiblicher Würde schmiegen. Wenn das Gemälde des leidenden, ringenden Tugendhaften düstere Farben will, so gehören der Schilderung des ruhigen Weisen im Zirkel friedlicher Thätigkeit, des klugen Biedermanns im Gewirre des gewöhnlichen Geschäftslebens, lachendere Bilder, stillerer Ausdruck.

2.

Gemälde der moralischen Wirklichkeit.

Ihr Unterschied vom Ideal scheint mir darin begründet, daß dieses sich des Gewöhnlichen nur zum Mittel bedient, um den Menschen an dem hohen Bilde zu interessieren, jene hingegen die Darstellung des Wirklichen, als solchen, zu ihrem Hauptgegenstand machen. Sie erzählen nichts, als was geschehen ist, oder doch täglich ohne ausserordentlichen Aufwand von Kräften, ohne außerordentliches Zusammentreffen von Umständen geschehen kann. Sie haben dies vor dem Ideal voraus, daß sie die größere Anzahl interessieren, weil, auch bey der größten Humanität in dem Gemälde des Ideals, doch im-

ner ein gewisser Aufschwung zu demselben erfordert wird, der besondere Empfänglichkeit oder besondere Anstrengung voraussetzt. Sie haben ferner zum voraus, daß sie nicht so leicht in der Bearbeitung verfehlt werden als das Ideal, so wie der Porträtmahler leichter arbeitet als der olympische Künstler. — Doch sollen diese Gemälde der Wirklichkeit veredeln, so müssen sie selbst auch veredelt werden. Das Ideal muß sie anwehen: ein Tropfen aus seinem Nektarbecher macht den irdischen Trank köstlicher.

Hier scheinen so viele Schriftsteller der Zeit zu fehlen, die ihre Zeitgenossen für sie selbst mahlen, ohne ihnen den Wink zu geben, der sie zur Vervollkommnung führt. — Wer sich selbst nur immer allein im Spiegel sieht, und nie lebendige Schönheit neben sich, wird leicht verleitet, sich für einen Adonis zu halten. Doch bleibt dieser Mangel immer verzeihlich gegen ein anderes Verbrechen, das viele Zeitschriftsteller verschulden. Ja, ich darf das, was die Tugend schändet und die Moralität verpestet, getrost ein Verbrechen nennen. Wie manche Geister voll Kraft und Fantasie, voll Darstellungsgabe und hinreißender Wahrheit mischen in ihre Gemälde der Wirklichkeit all das feine Gift der Verderbniß, das noch in kleinern Kreisen kursiert, zur Speise für's große Publikum! Der ganze Zauber verführerischer Dichtkunst schwebt im reizenden Gewande der Handlung vor lüsternen Augen, und

sympathetische Wärme, in welcher der Keim der Tugend so lieblich aufblühen könnte, ist vom Hauche des Lasters angesteckt. Diese Schriften haben unendlich geschadet; gleich Irrlichtern leiten sie den Unbefangenen, der sich mit ihnen zu belustigen denkt, in bodenlose Sümpfe.

Will der Schriftsteller unter dem Gesichtspunkt hergestalter moralischer Wirklichkeit seinem Zeitalter nützen, so scheint er das Gute mahlen zu müssen, das nicht bis zum Ideal emporreicht; dann schildere er die Fehler, welche dies Gute verhindern, entstellen, beflecken. Aber er mahle in seinen Dichtungen das Gute mit Liebe aus, und lasse das Böse in seiner eigentlichen häßlichen Gestalt erscheinen. Vor allem bemühe er sich, die genaueste Grenzscheide zwischen beyden zu ziehen. Es giebt, wenn ich mich so ausdrücken darf, in dem jetzigen Zustand unserer geselligen Kultur Zwitterdinge, die man nicht für gut, aber auch nicht geradezu für böse hält, und daher, ohne ihren Werth oder Unwerth aufs Reine zu bringen, sich wechselseitig erlaubt und nachsieht. Und eben das ist ein Hauptgebrechen der öffentlichen Meynung in dieser Periode. Zu dieser Klasse gehört die zahllose Menge von Dingen, die unter dem Schutz des Tones scheinbar gleichgültig, aber wirklich schädlich hinschlüpfen, wie kleine Diätfehler in unserer Lebensart. Der einzelne ist unbeträchtlich, aber Wiederhohlung und Gewohnheit machen Lawinen aus dem Schneeballe.

Hof-Bedienter.

Warum nicht? Die Weiber müſſen ſie lieben, weil ſie ein Weibsbild iſt, das alle Männer demüthig machen kan; und die Männer, weil ſie die liebenswürdigſte unter allen Weibern iſt.

Leontes.

Gehe du, Cleomenes, und führe ihn zu unſrer Umarmung -- Es iſt ſeltſam, daß er uns ſo unvermuthet überraſchen ſoll!

Paulina.

Hätte unſer Prinz dieſe Stunde geſehen, er würde mit dieſem jungen Herrn ein ſchönes Paar gemacht haben; es war kein voller Monat zwiſchen ihrem Alter.

Leontes.

Ich bitte dich, nicht weiter; du weiſſeſt, daß er für mich wieder ſtirbt, wenn von ihm geſprochen wird: In der That, deine Reden werden machen, daß mich der Anblik dieſes jungen Prinzens ganz aus der Faſſung bringen wird -- Da kommen ſie ja ſchon.

Der Grund der Sache liegt vielleicht darin: Geselligkeit weckte in den Menschen wechselseitige Duldung für Schwachheit. Man fühlte, daß sie von unserer Natur unzertrennlich sey, daß jeder die seinige habe, und daß sie auf eine Nachsicht Anspruch machen könnte, welche dem Laster, der Bosheit billig versagt werde. Aber nach und nach dehnte die Kultur des sinnlichen Genusses ihre Verfeinerung auf Kosten des richtigen moralischen Gefühls aus — statt daß vorher eigentliche Schwachheiten das Recht auf Nachsicht besaßen, entlehnten nun wirkliche Immoralitäten den Schein der Schwachheit. Die Grundsätze schwankten; man war leichter in der Prüfung geworden; man täuschte sich selbst über die Natur der Sachen, die man mit Namen verhüllte, und wenn man sich nicht täuschte, so suchte man zu heucheln. So kam es, daß die Duldung der Schwächen zum Vortheil der Korruption mißbraucht wurde. Mit der Wandelbarkeit der Grundsätze riß auch leicht der Hang ein, diese lästigen Aufseher lächerlich zu machen, wenn sie sich doch zuweilen noch erheben wollten; man lieh der Gewissenhaftigkeit den Schein des Rigorismus. Eitelkeit, die glänzen wollte und belacht zu werden fürchtete, trat in Bund mit der Sinnlichkeit, die sich vor Zeugen scheute und Richter zu vermeiden wünschte. Das Resultat wurde Modeton, und die Moralität trat ins Dunkle zurück, um nicht verletzt zu werden, oder ging unter, weil keine Gefahr vorhanden schien, die doch wirklich vorhanden war.

Dies

Dieses Phänomen in unserer Kulturgeschichte wurde auch bald in der Litteratur wirksam. Die Duldung des gemeinen Lebens ging auch auf sie über, und da in ihrem Gebiet die schaffenden Kräfte des menschlichen Geistes thätig sind, erhoben sich Fantasie und lockender Reiz der Darstellung, um den Irrwegen des praktischen Lebens noch mehr Gefahr zu verleihen.

Hier muß der veredelnde Schriftsteller streng scheiden, sorgfältig sichten: aber seine Arbeit verrathe nicht die Mühe ihrer Vollbringung. Auf reine Grundsätze gestützt, wisse er, trotz jedes trügenden Scheines, gutes und böses zu sondern: doch seine Schriften müssen die Gestalt freywillig sprossender Blüthen tragen. Nie schimmere der ängstliche Moralist, noch weniger der rügende Kasuist durch die dichterische Hülle. Im Kampf mit Uebeln muß man geradezu angreifen, und alle Vorbereitungen in sich verschließen: jeder Eingang zu einer Widerlegung giebt dem Gegner neue Kräfte.

Wenn also der darstellende Schriftsteller die Wirklichkeit nach gesunden Regeln der Moralität mahlt; wenn er die richtige Unterscheidung zwischen Wahrheit und Trug zum Grunde legt, so werden seine Werke dem schädlichen Vorurtheil nicht fröhnen, sondern vielmehr unter seiner bescheidenen Hand, ohne Aufsehen, aber um so treffender, alles in seiner ächten Gestalt ausdrücken, und keine Mitteltinte zwischen gut und böse gestatten. Er wird rühren,

nicht

nicht eifern; bessern, nicht erbittern; Sehnsucht nach dem so schön geschilderten Guten erwecken, nicht dem verfolgten Uebel ein Interesse leihen, welches Verfolgung jederzeit bey der Schwachheit hervorbringt.

Hier wird der heiligende Blick auf das Ideal, von welchem vorhin die Rede war, dem Schriftsteller die besten Dienste leisten. Indem er die Menschen mahlt wie sie sind, mischt er, von höherm Einfluß begeistert, hie und da einen Zug von dem ein was sie seyn sollten, und adelt die Wirklichkeit durch die Aussicht auf das Bessere. So bringt der gute Mensch das verschönernde Licht eines himmlischen Traumes in sein alltägliches Leben, und heitert sich die Verhältnisse auf, die er nicht verändern kann.

3.

Reiner Lebensgenuß.

Genuß und wieder Genuß ist die Losung unserer Zeitgenossen. Die Keime vergangener Zeiten, die Blüthen der Vorwelt scheinen jetzt alle fruchtbar geworden zu seyn, und die Stimmung der Menge hat sich so sehr daran gewöhnt, daß sie nur in das Pflücken der Früchte ihren Genuß setzt, und sie erpressen will wo sie mangeln. Sie scheint zu vergessen, daß der einzige ächte Genuß im Innern einer tadellosen Seele liegt; daß nur diese Reinheit jeden andern Genuß schmackhaft macht, und daß eine große Freude darin besteht, andern Freude mitzutheilen,

len, vorzubereiten, zu erhöhen. — Unſer Zeitalter ſcheint, im engſten Sinn des Wortes, nur erndten zu wollen: jenes Wohlwollen, daß die Erndte zum Voraus genießt, zu welcher es den Samen ausſtreut, ſcheint täglich in engere Grenzen zu ſchwinden. Auch der Genuß der geiſtigen Freuden, der in den edlern, innigern Empfindungen der Seele ſich gründet, die ſchönen Künſte väterlich pflegt, und ihre Gaben brüderlich empfängt, vermindert ſich. Man hängt zu ſehr an zufälligen Formen, geräth ins Tändeln, oder wird durch einſeitige Anhänglichkeit an den weſentlichen Formen mechaniſch, da, wo das freie Spiel lieblich ausgebildeter Kräfte Mannichfaltigkeit nach richtig empfundenen Grundregeln der Einheit gewähren ſollte. Die ſinnlichen Freuden, welche nur vom edlen Geiſt verklärt, ächten Werth in Beziehung auf Menſchenwürde erhalten, reißen ſich immer mehr von jener Abhängigkeit los, auf die ſie ſtolz ſeyn ſollten, und bekennen ſich zu dem Panier einer ſchadenfrohen Independenz, die den Geiſt von ſeinem Throne ſtürzt und ihn mit den Feſſeln des Körpers beladet. Des Reichthums beraubt, welchen der unterjochte Geiſt allein aus ihnen zu entwickeln vermochte, ſuchen ſie Erſatz in der öftern Erneuerung ihres Rauſches, und zerſtören ſo die Herrſchaft, welche ſie tollkühn an ſich riſſen. Wenn dann die Kräfte aufgezehrt ſind, die ſie nur unterhalten, nicht deſpotiſieren ſollten — wenn der erſchöpfte Körper ſich matt unter Täuſchungen windet, ſo verräth die verderbte Einbildungskraft den gefall-

nen Menschen an unbekannte Qualen, welche ihm eine Hölle zubereiten, die er verdient hat, ohne sie ertragen zu können.

Der Schriftsteller, welcher unter dem Gesichtspunkt des Lebensgenusses für die Veredlung seiner Zeitgenossen arbeiten will, hat unter allen das beste Spiel. Schon das Zauberwort Lebensgenuß selbst sichert ihm Aufmerksamkeit und empfängliche Neugierde. Wie Orfeus zieht er durch den magischen Klang alles hinter sich her.

Er hat dann zwey Wege vor sich, die er beyde benutzen, keinen ausschließen muß. Durch edle Kultur der Künste kann er Geist und Herz so angenehm beschäfftigen, so zart bilden, daß der Mensch, immer mehr dem niedern Genuß entsagend, täglich wärmer an den vollkommnern Freuden hängt. Er kann aber nun auch die Künste selbst zum Mittel machen, dem vorbereiteten Menschen die unmittelbaren Grundsätze des ächten Genusses in die Seele zu senken.

Die Musik mildert; die körperliche Theilnehmung, welche sie bey ihrer Ausübung erfordert, beschäfftigt den noch weniger gebildeten Menschen mit, und füllt Anfangs die Lücke aus, welche durch den noch zu hohen Sinn des Ausdrucks für ihn bleibt, bis er nach und nach durch die Hülle in den Geist dringt. Dann findet die Seele mit Entzücken ganz neue, unendlich reiche Quellen von Freude in sich aufgeschlossen. Was von dem ungebildetern Menschen

gilt,

gilt, das gilt auch gröſtentheils von dem ſinnlich verwöhnten unſers Zeitalters, weil die Ueppigkeit oft auf Unkultur geimpft wurde. Der Dichter ſuche alſo durch Geſang voll hohen, innern Lebens, voll ſanfter Anmuth, mit dem Reiz der Empfindung und anſchmiegender Sympathie geſchmückt, den Ausdruck der Tonkunſt zu veredeln, und den Geiſt von den gröbern Formen auf die ſchönern Blüthen des Daſeyns zu leiten. Eine ſehr reiche, noch allzuwenig benutzte Quelle für die Wirkſamkeit des Schriftſtellers in dieſer Hinſicht liegt in der Stimmung unſers Zeitalters für die Oper. Aber wie nachläßig wurde der treffliche Boden dem wuchernden Unkraut Preis gegeben! Wie mächtig könnte der geiſtvolle Schriftſteller, der Schwung des Genies ſich dieſes Mittels bedienen, um Funken in die Seelen zu ſtreuen, aus welchen, in Verbindung mit andern Ermunterungen, bald himmliſche Flammen entſtehen würden!

Auch die bildenden Künſte gewähren den Schriftſtellern Stoff. Durch die Worte mahle er den Geiſt des Kunſtwerks, der in den Formen ſchwebt, welche Mahler und Bildhauer ſchufen. Dieſen Geiſt, der nur den Geweihten aus den hohen Kindern der Kunſt entgegen weht, zwinge er, zu der gröſsern Menge zu ſprechen, weil ſie ihn nicht ahnden kann. Welche Meiſterſtücke der poetiſchen Dikzion, der beſchreibenden Dichtkunſt, der tiefen Menſchenkenntniß, im anmuthigſten Gewande der Darſtellung, könnten noch in dieſem Felde entſtehen! So wie der Tonkünſtler

die

die Worte des Dichters mit dem energischen Ausdruck seiner Stimme begleitet, und die Wirkung des artikulierten Geistes, durch das Einstimmen minder artikulierter Empfindungslaute, verdoppelt: so würde nun der Dichter dem mimischen Ausdruck der Empfindung, welchen der Mahler gab, den artikulierten Geist einhauchen, und Worte über Lippen führen, denen man sie längst abfordern möchte.

Unabhängig von andern Künsten wirke endlich der Dichter für sich durch reizende Gemälde der Natur, stiller Scenen des Genusses verklärter Gefühle. Er rufe die fliehenden Stunden zurück, und schaffe das Heer verstrichener Augenblicke in liebevolle Familiengruppen um. Er singe den innern Streit im Menschen in Ruhe, schweige das Toben seiner Leidenschaften, und feßle den Dämon der Wildheit an seinen bezaubernden Rhytmus.

Vorzüglich erhebe sich hier der dramatische und romantische Dichter.*) Die, welche berufen sind, das tägliche Drama des Lebens wieder vor unsre Augen zu bringen und unser Daseyn im Spiegel zu zeigen — sie, denen ein unerschöpflicher Vorrath von Ereignissen und Karakteren zu Gebote steht — möchten sie ihre Magie zu solchen Schöpfungen anwenden, wel-

*) Daß hier romantische soviel als Romandichter oder Erzähler heiße, wird um deßwillen bemerkt, damit auch die Möglichkeit des Misverständnisses verhütet werde.

welche dem Menschen in seiner eigenen Gestalt das Bild des reinen, schönen Lebensgenusses vorführen. Rein, wie die Muse selbst, seyen auch ihre Werke; indem sie veredelte Menschen erscheinen lassen, werde es dem Zuschauer fühlbar, daß ihm ihr Werth zugetraut wird.

Die gute dramatische Darstellung lehrt darum so sicher, weil der Mensch sich alles selbst zu sagen glaubt, was ihm der Dichter sagt. Der eigentliche Lehrer hat Gestalt und Vorurtheil der Strenge gegen sich: aber so wie man einer Maske gern erlaubt, was man dem Entlarvten nie verstatten würde, so darf auch der dramatische Dichter unter dem Gewande seiner Geschöpfe Wahrheiten vorstellen, die man unter seiner eignen Gestalt nicht von ihm geduldet hätte. Der weise Dichter hat noch einen großen Vortheil. Hat er die Gemüther erschüttert, das Herz erweicht; zittert die Empfänglichkeit der Rührung einer Stütze entgegen, so fassen sie mit Freuden in kurzen, nachdrucksvollen Sentenzen die Wahrheiten auf, um sie enger an sich zu schließen.

Und auch außer der Bühne kann der dramatisch erzählende Schriftsteller das mit Glück versuchen, wenn er erst das Interesse seiner Leser gefesselt, ihr Vertrauen erworben und sich ihnen gleichsam nothwendig gemacht hat. Dann sind sie im Fall, nicht gern aus seiner Gesellschaft zu scheiden, und lieber seine kleine Eigenheiten zu ertragen: sie gewinnen

sie sogar durch Gewohnheit und Anhänglichkeit lieb, und verzeihen ihm endlich die Wahrheit um ihres Vergnügens willen. Ein Vortheil, mit dem er sich begnügen muß, weil er mit Menschen zu thun hat, die er veredeln soll, aber nicht zu Engeln umschaffen kann,

Ich schweige hier von allen besondern Entwickelungen, die sich unter den Gesichtspunkt des Lebensgenusses bringen ließen. Sie sind mit andern, die in der Folge noch vorkommen, in zu engem Verhältnisse, um sie davon los zu reißen. Hier stehe indessen eine Idee zum allgemeinen Grundsatz für den darstellenden Schriftsteller — sie heißt: Reinheit des Genusses, wechselseitige Veredlung des Geistes und Körpers in ihm. Der Geist edle den Körper, welcher ohne ihn zum Thiere herabsinkt; der Körper mache den Geist menschlich, der sich jezt noch nicht von der Erde losreißen soll.

4.

Erweckung der Energie.

Ihr Mangel ist ein wesentliches Gebrechen der Zeit, und immer der treue Gefährte sinnlicher Ueberfeinerung. Die Erschöpfung des Körpers, die Tändeley der Seele tragen wechselseitig zur Herabwürdigung des Menschen von seiner eigenthümlichen Kraft bey. Auf beide muß also stärkend gewirkt werden.

Der

Der Schriftsteller kann auch für Erhaltung und Bildung körperlicher Kraft thätig werden, wenn er ihren Werth, ihre Vorzüge, den Genuß derselben, der in ihrem Gefühl und dem mächtigen Spiel einer regsamen Seele in solchem Körper liegt, — wenn er diese mit den hinreißenden Farben schildert, die um so sicherer wirken, weil die Einbildungskraft der Menge mit leichterm Aufwand sinnliche Gegenstände sich vorstellt, als geistige. Er kann für sie thätig werden, wenn er, so wie bey dem moralischen Ideal, auch hier den Kontrast zu Hülfe nimmt, und verschuldete Schwäche in ihrer ganzen Verächtlichkeit neben den Glanz herrlicher Kraft stellt. Er kann noch mehr: er kann das menschliche Ideal körperlicher Kraft mit dem moralischen verbinden, und so den Werth beyder durch sie selbst erhöhen. Er kann die zu sehr gesunkene Leibesübungen wieder in Aufnahme zu bringen suchen, indem er die schönen Institute der Alten mahlt, und lockende Plane der Nachahmung für uns liefert. Er kann die Ausschweifungen, die uns entnerven, mit gerechtem Abscheu brandmarken, und durch Schilderungen, die weder den Trost der Uebertreibung, noch die Schadloshaltung der Lüsternheit, zulassen, das Laster in seiner wahren häßlichen Gestalt zeigen.

Die Energie der Seele erstreckt sich auf Geist, Herz und Wille. Selbstdenken ist das Resultat der Geisteskraft; unabhängig fühlen kann nur ein Herz

Dritte Scene.

Floriſell, Perdita, Cleomenes nebſt einigen Hofleuten zu den Vorigen.

Leontes.

Ihr habt keine andre Gewähr für das was ihr ſeyd vonnöthen, mein Prinz, als eure Geſtalt und Bildung. Euers Vaters Bild iſt ſo vollkommen in euch abgedrükt, daß ich, wenn ich erſt zwanzig Jahre hätte, euch Bruder nennen, und von irgend einem wilden Streich reden würde, wie wir in euerm Alter mit einander ſpielten -- Seyd mir von Herzen willkommen, wie eure ſchöne Princeſſin, Göttin, hätt' ich ſchier geſagt -- Ach! weh mir! Ich verlohr ein Paar, das ſo, wie ihr liebenswürdige Zwey, zwiſchen Himmel und Erde geſtanden, und jedes Auge mit Wunder erfüllt haben möchte; und dann verlohr ich auch (alles durch meine eigne Thorheit) die Geſellſchaft, ja ſogar die Freundſchaft euers rechtſchaffnen Vaters, welchen ich, ſo traurig ſein Anblik für mich ſeyn würde, dennoch noch einmal in meinem Leben zu ſehen wünſchte.

Floriſell.

Gnädigſter Herr, es geſchah auf ſeinen Befehl, daß ich im Vorbeyfahren die Küſte von Sicilien betreten habe, um Eu. Majeſtät von ihm den zärtlichſten Gruß zu überbringen, den ein König ſeinem Bruder ſenden kan; hätte ihm ein Anſtoß von Unpäßlichkeit, dergleichen das annähernde

voll Energie; Selbſthandeln entſpringt aus dem Vermögen eines ſelbſtſtändigen Willens.

Die Sfäre des Zeitſchriftſtellers iſt in dieſer dreifachen Rückſicht beinahe grenzenlos; er kann ſich ihr getroſt widmen, ohne Mangel an Beſchäftigung fürchten zu dürfen.

Unſre Erziehung meint es gewiß gut; ſie ſucht den Menſchen mit Kenntniſſen zu bereichern. Die vollen Vorrathskammern unſerer Gelehrſamkeit thun ſich ihm auf; er lernt, und ein beinah ängſtliches Beſtreben, nichts lernenswerthes zu vergeſſen, ſteht dem Jünger der Wiſſenſchaften zur Seite. Der Umfang des Kreiſes iſt zu groß für Zeit und Kraft deſſen, der ihn durchlaufen ſoll; man fordert zu viel, und der junge Baum, von dem Früchte erzwungen werden, geht für reichere, aber ſpätere Erndten verlohren. Alles Studium wird poſitiv; die Stimme der Natur kann nicht mehr durch die Mauern unſerer Muſäen dringen. So verſchwinden denn häufig die reine Empfänglichkeit, der auffaſſende Sinn, die ſchnelle richtige Beurtheilung; die Energie des Geiſtes erſtickt in den Ketten des Wiſſens. Wir bekommen zu wenig Selbſtdenker.

Der Zeitſchriftſteller mache auf dieſe Gebrechen aufmerkſam; er zeige, wie alles darauf ankömmt, den praktiſchen Sinn zu bilden, und alle theoretiſchen Kenntniſſe ſeinem ſchaltenden Willen unterzuordnen. Er muntere zu Abſonderung der Studien,

nach

nach dem Endzweck der Studierenden auf, er entwerfe Plane zu eignen Instituten, für die Bildung wirklicher Gelehrten, zu vereinfachten und praktischen Lehrerstellen für Geschäftsleute, zu guten und zweckmäßigen Realschulen, für Freiwillige, für Gewerbsleute und Landleute. Er beweise Vortheil des Staates und der Menschheit bey dieser Klassifikazion, und lege den stufenweisen Gang der wahren Geisteskultur ohne die Fesseln eines unzweckmäßigen Unterrichts dar.

Dann liefere er, ohne sich in Predigten für das Selbstdenken einzulassen, praktische Beweise desselben in ausgezeichneten selbstgedachten Schriften. Dort gehe er, ohne nach Paradoxen zu jagen, seinen eigenen Weg mit festem Schritt, von einer bestimmten Idee beginnend, von reiner offenbarer Liebe zur Wahrheit geleitet. Abgerissen von Vorurtheil, aber seiner nicht spottend, frey von Selbstsucht, aber keine Selbstentsagung affektierend, reich in kluger Benutzung der gesammelten gelehrten Schätze, aber weder ihr Sklave noch ihr Verächter, suche er treffende Muster selbstgedachter Entwickelung an allgemein interessanten und würdigen Gegenständen zu geben. Er zeige auf diese Weise praktisch Reiz und Werth des Selbstdenkens, und empfehle es durch seinen innern Gehalt.

Endlich arbeite er den Hindernissen entgegen, die sich dem Selbstdenken in den Weg stellen. Er

ſuche die öffentliche Meinung an Unpartheylichkeit zu gewöhnen, ſie von der Herrſchaft vorgefaßter Meinungen, von litterariſcher Favoritenſchaft und ängſtlichem Sektengeiſt zu befreien. Er ehre die Meinungen jeder Schule, inſofern ſie ſich auf Ueberzeugung und Eifer für Wahrheit gründen; aber er ſetze ſich der Einführung alleinherrſchender Schulen entgegen. Er wirke für die Erhaltung der Prüfungsfreiheit, in welcher der wahre Geiſt der Filoſofie beſteht, und laſſe nicht die Blüten der Zukunft durch den Despotismus der Syſteme vernichten. Er öffne dem ſelbſtthätigen Geiſt freie Bahn, um ihm Wirkſamkeit und ſeinem Beiſpiel Nachfolge zu verſchaffen.

Möchte doch dieſes alles vorzüglich der Geſichtspunkt kritiſcher Journale und der Recenſionen werden! Sie haben einen äußerſt wichtigen Einfluß, den ſie ausnehmend nützlich machen können.

Die Energie des Gefühls wird gewinnen, wenn der Menſch, von Schwächlichkeit und Wildheit gleich ſorgfältig abgeleitet, ein unverdorbnes Herz zur mütterlichen Natur bringt, und ohne Künſtelei die empfangenen Eindrücke mit reiner Bildung verarbeitet.

Der Schriftſteller, dem an Beförderung des wahren Guten gelegen iſt, wird alſo den kränkelnden Ton unſrer Empfindung umſtimmen, und aus den Gewächſen des Treibhauſes geſunde Pflanzen

unter

unter Gottes freien Himmel machen müssen. Zugleich hat er aber dem wilden Hang zur Kraftschwärmerei entgegen zu gehen, der alles mit sich fortreißen will, um nichts als Erguß der Empfindung zu dulden. Er muß das Herz auf seinen wahren Standpunkt zurückführen, der es zum Mittler zwischen Geist und Willen, zum stillen erquickenden Freund des Daseyns, zur Quelle der moralischen Freuden, der moralischen Würde des Menschen macht. Er muß die Liebe zur Tugend in ihm erziehen, seine Regungen mit der Folgsamkeit gegen die Pflicht vermählen, und seine Kraft gegen die Verführung geselliger Unnatur stählen. Reine, kraftvolle Liebe, ächtes, volles Wohlwollen, Hingebung und warme Empfindung muß er darin pflegen, und es lehren, sein Glück in der Rückwirkung edler Handlungen und Gesinnungen auf das Gefühl zu finden. Vorzüglich hat der Zeitschriftsteller einen Nachtheil der mit Verfeinerung verknüpften Schwäche zu bessern. Diese wähnt durch kleine Gefälligkeiten, durch kleine gesellige Tugenden, durch kleine Empfindungen alle Ansprüche an das Herz befriedigt zu haben. Von großen Aufopferungen, kräftigen und raschen Gefühlen glaubt sie sich durch diese kleinen Opfer losgekauft, die übrigens auch ihren Werth behalten, insofern keine Ziererei dabei mit unterläuft. Dann hat die Empfindung das nemliche Schicksal, welches der Frömmigkeit widerfährt, die unächt wird, wenn sie sich durch die kleinern Gebräuche und Formeln der Andacht mit ihren

Pflichten gegen den Himmel abgefunden glaubt. Dieſe falſche-Berechnung zerſtört die Energie des Herzens, und bringt zuletzt, wie die mißleitete Frömmigkeit, oft Heuchelei hervor.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß viele der neuern Schriften, welche für das Gefühl beſtimmt ſind, ihrem Endzweck nachtheilig werden, da ſie das Herz irreleiten, ſtatt es durch Liebe des Guten und der reinen Pflicht zum Glück zu führen. Zumal verfehlen viele der erotiſchen Werke die ſchöne Beſtimmung, welche ſie erfüllen könnten, wenn ſie ohne Verzärtelung und ohne üppigen Auswuchs, durch edle idealiſierte Darſtellung das mächtigſte Gefühl der Seele dem Glück des Lebens zur Stütze gäben.

Auch hier öffnet ſich ein weites Feld für den Schriftſteller, der nützlich wirken will, wenn er, Ueberſpannung verhütend, Ausartung fliehend, die Liebe weder zum einzigen Geſchäfft des Lebens, noch zum faden Spielwerk der Tändelei, ſondern zum Element der Schöpfung, zur treuen Freundin geiſtvoller Thätigkeit macht; wenn er ſie in ihrer edelſten Entwickelung in alle Verhältniſſe des Lebens miſcht, ihr Weſen in den Hang zur verwandten Vollkommenheit ſetzt, und, von der Raſerei der Leidenſchaft befreit, das ſanfte Einverſtändniß dieſes beſeligenden Hanges mit dem gebildeten Geiſt in allen ſeinen feinen Abſtufungen, ſeiner harmoniſchen Wirkſamkeit, darſtellt.

Dann hört der empfindelnde Ton unserer gewöhnlichen Lesereien auf; die Paroxismen der leidenschaftlichen Wuth verschwinden. Aber über den schönen Gefilden einer reizenden Gegend schwimmet das helle Licht lieblicher Wahrheit, die erfreut und nährt, ohne Blendung zu ihrem Eindruck zu bedürfen.

Soll sich endlich die Wirksamkeit des Zeitschriftstellers auch auf die Energie des Willens erstrecken, so mahle er dem Menschen, der es so sehr bedarf, lebendige Bilder des Ausharrens, der Konsequenz. Er zeige, wie viel ein fester, unwandelbarer Entschluß, selbst in der widrigsten Lage, vermag; wie so vieles beim festen Wollen wirklich wird, was vorher unmöglich schien. Er schildere den Genuß, welchen der ausdauernde Kampf mit Schwierigkeiten der Seele gewährt, selbst, wenn er nicht siegt. Er lasse die Zeitgenossen jene Wollust ahnden, die in dem Bewußtseyn liegt, sich auf sich selbst verlassen zu können, als ein selbstständiges Wesen in diesem Wirbel von Veränderungen um uns her, in unsrer eignen Kraft gegründet zu seyn. Er lehre selbsthandeln, festen Gang, und wenn man nicht vorwärts schreiten kann, wenigstens nicht zurücktreten.

Treffliche Dienste werden hier dem Schriftsteller gutgewählte und gutbehandelte Biografien leisten: sie, die so gut und so überzeugend lehren, weil die Wirklichkeit ihnen ihr Siegel aufgedrückt, und sie gegen jeden Angriff der Fantasie und des übeln Wil-

lens im Schutz genommen hat. Die Geschichte ist reich an Stoff dieser Art, und eine Reihe von Lebensbeschreibungen, bloß unter diesem Gesichtspunkte, würde ein wichtiges Geschenk für unser Zeitalter seyn.

Das Ideal der Konsequenz begeistert den Schriftsteller, der für seine Anwendung arbeitet; er wird es nur unter diesem Einflusse weit bringen. Denn unter allen Dingen ist der menschliche Wille am schwersten zu befestigen, wenn er schwankt, am schwersten zu ändern, wenn er einmal eingenommen ist. Nur aushaltender Fleiß selbst kann hier durch Wiederholung des Versuchs und durch rastloses Streben zum glücklichen Erfolg führen.

Ch. von Benzel.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Die Stände der Menschen.

(Fortgesetzt von S. 132. im 2. Stück des T. M. 1796.)

5.

Priester und Filosofen.

„Eintracht, holde Friedensstifterin, die du so oft wider Willen das selbstsüchtige Menschengeschlecht flichest,

flieheſt, ſey die Mittlerin zwiſchen Prieſtern und Filoſofen, und führe ſie mit ſanfter Gewalt Hand in Hand in unſere Mitte!"

Da ſtehen ſie vor uns, zwey unabſehliche, in die Dunkelheit der Vorzeit ſich verliehrende Reihen, die Gebieter über Glauben und Vernunft. Mit dem Ueberblick ihres ſämmtlichen Wirkens beſtätiget ſich die hiſtoriſche Wahrheit: daß das Menſchengeſchlecht, im Reiche der Moral wie im Staate, von jeher eine hin und her geriſſene Beute von ſeines gleichen war; daß es unter einer uſurpierten Vormundſchaft ſtehe, die ihr Anſehen bald aus böſem Willen, bald aus Irrthum mißbraucht, und uns gleichwohl wieder verſöhnt, oder doch eine Vermuthung von der Nützlichkeit ihres Daſeyns erweckt, wenn ſie, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, von Zeit zu Zeit, ihrer Beſtimmung getreu und im redlichen Eifer zu der Vollbürtigkeit mitwirkt, nach der die Welt Jahrtauſende ringt — freilich unter bangem Zweifel des Beobachters, ob das Schickſal dieſen Kampf hinieden jemals mit etwas mehr als einer Annäherung zum Ziele belohnen werde.

Doch laſſet uns unſere Gegenſtände näher betrachten,

Keine Spaltung der Kirche ſtiftete irgend einmal ſo viel Unheil, als die Entzweiung und die einſeitige Ausbildung unſerer Seelenkräfte, als die Trennung zwiſchen Glauben und Vernunft, die Erhöhung

höhung der Einbildungskraft auf Kosten des Nachdenkens, die Vernachläßigung der praktischen Religion und Lebensweisheit über den Spitzfündigkeiten der Dogmatik und den Träumen der Spekulazion.

Man wird nicht läugnen, daß sich der Filosofen- wie der Priester-Stand in dieser Rücksicht schwere Versündigungen an der Menschheit vorzuwerfen habe. Aber unser Unwille muß sich durch die gutmüthige Voraussetzung mildern lassen, daß diese Lehrer der Welt unsersgleichen waren, und das Erbübel des Irrthums und der Schwachheit mit uns gemein hatten.

Die Vernunft erwacht später als die Einbildungskraft, folglich war das Priesterthum eher als die Filosofie; und da die erstere dieser Seelenkräfte langsam reift, die letzte aber in ewiger Jugend blühet: so muß die Herrschaft des Aberglaubens und des Zweifels immer mit dem Reiche der Wahrheit um das Regiment buhlen.

Wenn man aber auf den Gang der Schicksale Acht hat, auf welchen beide merkwürdige Klassen geleitet werden, so glaubt man doch eine ganz entgegen gesetzte Richtung, nemlich, das Priesterthum im Sinken, und die Filosofie im Steigen, zu erblikken. Ist die Bemerkung richtig, so liegt in ihr zugleich ein Beweis, daß beide, unvereinbar, auf andern Wegen und zu anderm Zwecke wirkten, und daß sie neben einander nicht wohl bestehen mögen. Die

Ursache

Urſache jenes Sinkens überhaupt durch den Geiſt der Zeiten erklären wollen, würde ein Räthſel durch das andere löſen heißen.

Vielleicht trift folgendes näher. Das Prieſterthum wurde in die bürgerliche Geſellſchaft als ein Grundpfeiler ihres Vereins aufgenommen, prieſterlicher Beruf wurde zugleich politiſcher, und ſo entſtand die Klippe, woran dereinſt ſein Anſehen ſcheitern ſollte.

Denn nun verwandelte man bald die Würde des moraliſchen Zwecks in unbegränzte Anſprüche auf perſönlichen Vorrang; man tauſchte gegen himmliſche Güter irrdiſches Vermögen und Macht ein, und errang, ſeines Berufs vergeſſend, eine Herrſchaft über die Gewiſſen und die Denkkraft, welche glücklicherweiſe allezeit am Ende, durch den unvermeidlichen Mißbrauch, ihrem Falle ſelbſt vorarbeitet.

Dahingegen galt das Standſchaftsrecht der Filoſofen immer nur in der Weltbürger-Republik, und weil ihnen der Staat keines verlieh, ſo war keine Verſuchung zur Verirrung auf Abwegen nach politiſchem Glanze und Einfluß vorhanden. Ihr Ehrgeiz lenkte ſich alſo ganz auf das vorgeſteckte Ziel, und für jede Eroberung im Gebiete der Wahrheit flocht ihnen die Dankbarkeit der hoffenden Menſchheit Kränze der Achtung, welche den Eifer der Belohnten ſtärker anfachen, und der Liebe zur Filoſofie, ſo wie ihrem wachſenden Einfluß, eine neue Grund-

lage

herbe Alter mit ſich zu bringen pflegt, nicht das gewünſchte Vermögen auf einige Zeit benommen, ſo würde er ſelbſt die Länder und Meere zwiſchen euerm Thron und dem ſeinigen durchgemeſſen haben, um euch zu ſehen; den er mehr liebt, (ſo befahl er mir zu ſagen) als alle andre Scepter und diejenige, welche ſie tragen, ſo viel ihrer ſind.

Leontes.

O mein Bruder! Edelmüthiges Herz! Noch immer blutet das meinige von dem Unrecht, das ich dir gethan habe; dieſe neue Probe deiner ſeltnen Güte beſchämt und verwirrt mich, ſo ſehr ſie mich erfreut -- Seyd willkommen in Sicilien, Prinz; willkommen, wie der Frühling der Erde. Und hat er ſich entſchlieſſen können, dieſe unvergleichliche Princeſſin dem gefahrvollen, oder doch wenigſtens unfreundlichen Neptun auszuſezen, um einen Mann zu grüſſen, der ihrer Mühe nicht werth iſt; vielweniger, daß ſie ihre Perſon ſeinetwegen wage?

Floriſell.

Gnädigſter Herr, ſie kommt aus Lybien.

Leontes.

Wo der tapfre Smalus, dieſer ruhmvolle Beherrſcher, ſich zugleich lieben und fürchten macht?

Floriſell.

Königlicher Herr, von dannen; von ihm, deſſen Tochter ſeine Thränen beym Abſchied ſie ankündigten; von da

haben

lage verschaffen mußte. Ja, so wie vormals die Priester-Theologie der verfolgten Filosofie Richtung und Grenzen anzuweisen wagte, so scheint jetzt die Zeit der Vergeltung eingetreten zu seyn, wo diese in dem Gebiete der erstern, man weiß noch nicht mit welchem Glück, aufzuräumen beginnt. Wir stehen sonach in einem kritischen Punkte; die Nebel ziehen wild durch einander, und die Zweifler sorgen, ob das durchbrechende Licht ein Ausfluß reiner Sonnenstralen sey, weil es Farben spielt und selbst einander verdunkelt.

Daß der Kampf der Verzweiflung die letzten Kräfte erhöhe, sieht man in unsern Tagen, wo der Aberglaube sich hinter die längst erstürmten Verschanzungen aufs neue flüchtet, und sogar durch grausamen Gewissenszwang Heuchler und Einfältige unter seine Fahnen sammelt; ein unzuverläßiges, wenn gleich zahlreiches Heer. Inzwischen nimmt der bedenkliche Zustand der Geistlichkeit überhand; alle Grundpfeiler des alten Systems sind wankend und baufällig, sie selbst unter sich tausendfältig in Meinungen und Hypothesen getheilt, womit man die Trümmern des alten Systems in ein neues zu verschmelzen gedenkt. Das altmodische Gewand der Liturgie ist dem einen Theil eine heilige Reliquie, während der andere es in alle ersinnliche Falten der Mode zu brechen sucht. Hirten und Heerden sind in wechselseitigem Mißtrauen, und nach den erschlafften Zügeln fassen tausend Hände, um sie, jeder nach eige-

eigener Willkühr, zu lenken. Eben so vielsinnig und eifrig streitet man sich im Reiche der Filosofie herum; und doch war es ein Glück, daß die kritische Schule, welche ein Mann von überwältigendem Forschungsgeiste eröffnete, Dämme fand, woran sich ihre Bekehrungssucht brach, und daß gleichzeitige Denker sichtbare Zweifel wider ihre Unfehlbarkeit aufwarfen, und so das Gebiet der Vernunft vor Stillstand, Einseitigkeit und Wortklauberey in Schutz nahmen. So wie aber die Veteranen der filosofischen Kasten in ihrer Abneigung gegen die neue Erscheinung zu weit gingen, so sehr wurde die junge Welt vom Enthusiasmus dafür fortgerissen, so daß sie sich auch der Knechtsdienste nicht schämte, einer des andern Gedanken zu parafrasieren, und das Papier durch ewige Wiederholungen theuer zu machen. Schon mengte sich eine sogenannte kritische Filosofie, gut und übel verstanden, in alle Zweige des Wissens, bereicherte oder verdarb die Sprache mit Kategorien, Kausalitäten, Imperativen u. s. w. und stellte sogar Schattenspiele von reinen Ichs und Nichtichs zur Schau.

Ueberhaupt spielt jezt das Wörtchen rein eine große Rolle, in der Kirche wie in der kritischen Schule; mit dem kleinen Unterschiede, daß es hier meist auf Dinge geht die über den schlichten Menschenverstand hinaus sind, dort aber die glorreiche Bedeutung hat, daß von dieser Gabe Gottes nichts bey ihr zu haben sey.

So

So läßt sich die duktile Platina des Geisterreichs, die menschliche Vernunft, nach Willkühr mitspielen, oder spielt mit sich selbst, ist alles oder nichts, wie man sie braucht.

Wie wäre es sonst möglich gewesen, ihr von Zeit zu Zeit weiß zu machen, daß sie sich von ihrem Todfeinde, dem blinden Glauben, müßte gefangen nehmen lassen? Und wie hätte sie sonst ihren langen Arrest so geduldig ausgehalten? Fürwahr, ein solcher Mißbrauch läßt uns an der unbedingten Freiheit des Menschen kaum länger zweifeln.

Aber was folgt aus dieser babylonischen Verwirrung der Meinungen und Lehren? Dieses, daß die einfache Wahrheit uns nicht genügt, oder sich dem sterblichen Auge verbirgt, und daß das schwere Geschäft des Nachdenkens leichter ist, als das einfache Ordnen unserer Handlungen zu einem menschlichen Zweck, — weil Priester und Filosofen, indem sie mit ihren Fackeln die höhern Regionen beleuchten, uns oft hienieden im Dunkeln tappen lassen, und weil sie von jeher dem ungewissen Haufen lieber Lehren als Beispiele gaben.

Möchte diese Zeit der Noth das Priestergeschlecht bewegen, sich von dem wankenden Fußgestelle der Meinung auf den sichern Grund des persönlichen Verdienstes und den Frieden der Menschheit zu flüchten! An dem Filosofen-Stande verzweifeln wir ohnehin keinen Augenblick, daß er über

die

den lockenden Spekulazionen transcendentaler Vernunft das Interesse der praktischen nicht aus den Augen verlieren, und über der Ausbildung des Kopfes die Verbesserung des Herzens nicht vernachlässigen werde.

6.

Der Jäger und der Amtmann.

Brief des Jägers N. an den Amtmann N. N.

Hier schicke ich Ihnen das bestellte Reh, das feisteste das ich, nächst dem Deputatstück des Herrn Oberlandjägermeisters Excellenz, noch auf meinem ganzen ausgepürschten Reviere hatte. Mir schmeckt schon lange Zeit kein Bissen Wildpret mehr, wenn ich an die alten Zeiten denke. Da war es doch eine Lust Jäger zu seyn! Alles hatte Respekt vor uns, weil der hochselige Landesherr selbst der beste Jäger im ganzen Lande war, und auf Jäger und Hunde was rechts hielt. Damals waren aber auch die großen Herrn gesund und stark; jetzt sitzen sie in ihren Kabinettern und arbeiten sich krank, als ob sie das nöthig hätten. Und was meynen Sie? wenn sie ja in den Wald kommen, so sehen sie sich selten nach Wild um, sondern nach dem Holzbestande, und dabey wird einem zehnmal mehr gefragt, als man beantworten kann. Da soll man über jede Pflanze Rechenschaft geben, die das Rindvieh oder die Schafe abgebissen haben müssen, denn wer wird die Hirsche und Säue mit

in die Waldbuße bringen? Es thäte Noth, daß man auf seine alten Tage noch studierte, so viel wird jetzt von unser einem wegen Holzansaat, Holzpflanzung, Abtrieb, Ausmessungen und Rechnungen verlangt, und alle Augenblicke giebts neue Einrichtungen und Versuche, welches zu meiner Zeit für einen Beweis gegolten haben würde, daß man seiner Sache so ganz gewiß noch nicht seyn müsse, und da dächte ich ließe mans sachte angehn.

Wenn man jetzt nicht vier Stuben heitzte, wo man sonst mit Einer zufrieden war, und alle Tage neue Mobilien machen ließe, so müßte das Holz noch immer zureichen. Ich denke so, es hat keine Noth damit; denn mein alter Lehrprinz pflegte zu sagen: Holz und Unglück wächst alle Tage! aber die neukluge Welt macht noch mehr lose Dinge. Denken Sie nur, Herr Patron, was man jetzt den groben Bauern den Willen thut! Wie ich noch ein Bursche war, wurden sie durchgegerbt, wenn sie sich kaum auf den Schlägen sehen ließen; jetzt soll man sie kaum anfahren, und die schönsten Kapitals-Hirsche muß ich wegschießen, weil sie den Kerls ein bischen in das Korn gerathen. Ich setze meine beste Standbüchse, oder meine Diane dran, man wird sie am Ende selber noch drunter feuern lassen, wenn sie ein Stück im Getraide antreffen. Wie soll aber alsdann die Welt noch bestehen, wenn der Bauer in die hohe Jagd greifen darf? Sonst hing man solche Verbrecher hübsch auf, jetzt gehts aber gar

nicht

nicht mehr nach der alten Forstordnung. Da soll das Gesetz viel zu scharf seyn, als ob die Menschen nicht auch ungezogen genug dazu wären. Sagen Sie mir doch als Jurist, wie ich das verstehen soll: es heißt, die Jagd wäre eine Regalia; folglich gehört alles Wildpret der gnädigen Herrschaft, folglich begreife ich nicht, wie der Bauer sich unterstehen darf, die Rudel aus dem Korne oder vom Krautsacker wegzujagen. — Doch das möchte am Ende alles seyn, wenn nur die Kammern nicht so schlimm würden. Was sagen Sie, man will uns jetzt alle Holzaccidenzien abschneiden, und das ist keine Kleinigkeit! Gleichwohl steigern sie ihr Holz alle Tage.

Es ist aus mit der edlen Jägerey! Wie gut haben die Herren Amtleute! Die können machen was sie wollen, und alles von Rechts wegen. Ach wer doch quid juris verstünde und ein Amtmann geworden wäre! Leben Sie wohl.

Antwort des Amtmanns N. N. an den Jäger N.

Herr, Ihre Rehe sind freilich wohl so feist und so häufig nicht mehr, als zu den Nimrods-Zeiten, aber wer wollte die deswegen zurückwünschen! Hier ist das Geld für das überschickte, nebst einem herzlichen Dank.

Es wird zwar immer alles Neue in der Welt übertrieben, nachdem auch die Jugend ein Wort mehr als sonst drein zu reden hat; aber es scheint

mir bey allem dem gut und nöthig, daß man unter andern auch auf eine gute Holzwirthschaft Bedacht nimmt, und die Förstery der Jägerey vorzuziehen anfängt, wenn man sich nota bene dabey nicht übereilt, Alles prüft und das Beste anwendet. Sie nehmen mir alten Teutschen nicht übel, wenn ich das aufrichtig heraussage. Auch wegen der Bauern kann ich nicht Ihrer Meynung seyn. Sie verstehen das Jagdregale, wowider gelehrte Männer obendrein noch einiges einzuwenden haben, falsch, und nach Ihrer Art zu schließen müßte der Landesherr auch volle Macht und Gewalt über Ihre Speisekammer haben. — Nein, ich bin froh, daß ich jetzt eher ein Wort im Berichte für den Landmann sprechen darf, als vor vierzig Jahren. Man dient einem Landesherrn, der so etwas erlaubt und gerne sieht, noch einmal so treu und ehrlich, und sorgt gewiß reciproce auch für das herrschaftliche Interesse. Freilich nimmt sich der Bauer jetzt was heraus, aber das kömmt mir sehr natürlich vor, sintemal er zu lange unterm Drucke war, und sich in die neue Lage noch nicht so recht zu schicken weiß, wie etwa zum Exempel meine preußischen Herrn Kollegen in ihr neues Gesetzbuch. Das giebt sich, wenn man ehrlich und gesetzt mit dem Bauer verfährt und seinem Trotzkopfe nicht zur Unzeit nachgiebt. Sie kommen mir vor, wie mein alter Nachbar und Kollege, der Herr Amtsverweser X. der auch etliche zwanzig Jahre zu lange gelebt hat, und die jetzige Weltklügeley verdammt, weil man die Bauern in

der

der Amtsstube nicht mehr so anfahren darf. Der gute Mann hat zwar in der Welt gelebt, ist aber nicht mit der Welt fortgegangen; nun weiß er sich nicht zu recht zu finden, kann der Regierung nichts zu Danke machen, und ehe er sichs versieht, haben ihm die listigen Advokaten eins versetzt. Mit dem Schlendrian kommt man nicht mehr fort, und es wird jetzt mehr von den Beamten erfordert, als bloße Termine halten und Bescheide geben. Kurz, man muß Schritt mit seiner Zeit halten, wenn auch der neue Takt manchmal um nichts besser ist, als der alte. Ihr Herren Jäger mögt eure Klagen ein bischen übertreiben; unter den Holzaccidenzien stak doch ein gewaltiges nefas.

Uns nimmt man jetzt die Sporteln, welches meine geizigen Herren Kollegen nicht wenig betrübt und saumselig macht, und auch einem andern ehrlichen Manne leid ist, weil er die Gelegenheit verliert, manchem armen Teufel die Prozeßkosten zu schenken. Den Unterthanen wird es so lange wenig helfen, als das Sportelwesen und unsre Prozeßordnungen nicht zugleich auf einen bessern Fuß gesetzt sind.

Ich muß lachen, daß Sie uns Amtleute für die Glückskinder auf der Welt halten. Die gute Amtsmannszeit, wo man nur befahl und sich gütlich that, ging vorbey, als ich noch kaum in Dienst getreten war; jetzt gilts Nachdenken und Arbeiten, und am Ende kann mans doch kaum sich selber zu Danke machen, geschweige denn andern.

Wenn ich gutes Leben auf der Welt lieber hätte als mein Handwerk, das mit mir alt und vertraut geworden ist, Herr, so würde ich sagen, wer doch Oberlandjägermeister wäre! Gott befohlen! ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

An Herrn Gräter,

in Beziehung auf das 2te und 3te Stück des N. T. Merkur.

Ich hoffe, es werde nicht von Ihnen gemißbilligt werden, daß ich mich in Ihren Streit mische. Ich schreibe gemißbilligt, weil ichs nicht anders gewohnt bin. Ich habe auch die Probe mit andern Zeitwörtern gemacht, und auf die Frage, wie mißbilligen, mißbrauchen, mißdeuten, im Präterito heiße, sogleich die Antwort bekommen: ich habe gemißbilligt, gemißbraucht, gemißdeutet. Ihnen aber ist dieses fremd, und vielleicht ist Verschiedenheit der Provinzen daran Schuld. Sie sehen gemißbilligt als einen neuen Vorschlag an, erkennen aber, daß sich bereits einige Schriftsteller, „vermuthlich „durch die anscheinende Regelwidrigkeit des miß„billigt verführt," dessen bedient hätten.

Darf ich Ihnen sagen, daß Hempels zu Halle in Sachsen geschriebene hochteutsche Sprachlehre

1754. schon mißbrauchen mit ge als eine Ausnahme anführt? S. 571 sagt er von Verbis, die mit unabsonderlichen Partikeln vereinigt sind: „Ja diese Verbindung dergleichen Partikeln mit ihren Zeitwörtern ist dermaßen genau und fest, daß „sie sogar auch, ausser in etlichen wenigen, nehmlich mißbrauchen und urkunden, das gewöhnliche Merkmaal des Supini, die Sylbe ge, gänzlich wegwirft.“ Für nehmlich hätte er als setzen mögen, und was er von mißbrauchen eingesteht, würde er von mehrern mit miß zusammengesetzten haben sagen können (so wie er S. 646, wo er das miß als separabel betrachtet, sagt: „von mißlingen kommt mißgelungen; von mißdeuten „kommt mißgedeutet.“) Daran aber that er wohl, daß er bey der Regel, die er aus dem Sprachgebrauch zieht, auch Ausnahmen anerkannte. Und diese bestreiten Sie a priori?

Sie sagen S. 159: „alle wirklich zusammengesetzte Zeitwörter verlieren im Partizip des Vergangenen die Vorschlagssylbe ge in der Regel „durchaus; nur die scheinbar zusammengesetzten „haben ge, aber nicht vor dem Adverb, mit dem „sie zusammengesetzt sind, sondern nach demselben.“ — Wozu wird nun weissagen und rechtfertigen gehören? Werden Sie anders sagen, als geweissagt und gerechtfertigt? Und steht ge da nicht vor dem Adverb?

Wie wäre es nun, wenn ich Ihnen folgende Aenderung machte? „Die wirklich (oder gänzlich)

haben wir mit einem freundlichen Südwind hieher gekreuzt, um den Auftrag zu vollziehen, den mir mein Vater an Eu. Majeſtät gegeben hatte; mein beſtes Gefolge hab ich von euerm Ufer nach Böhmen vorausgeſchikt, um zugleich mit dem guten Erfolg meiner Reiſe nach Lybien, auch meine und meiner Frauen glükliche Ankunft in Sicilien anzukünden.

Leontes.

Mögen die Götter ihre beſten Einflüſſe auf unſre Inſel herabſchütten, ſo lange ihr euch bey uns aufhaltet. Ihr habt einen tugendhaften Vater, einen verdienſtvollen Mann, gegen deſſen Perſon ſo heilig als ſie iſt, ich geſündiget habe; Ach! der gerecht-erzürnte Himmel hat mich dafür beſtraft; er hat mich meiner Kinder beraubt, und euern Vater, wie er's verdiente, mit euch geſegnet, einem Erben der ſeiner würdig iſt. Was würd' ich geweſen ſeyn, hätt' ich izt einen Sohn und eine Tochter vor mir ſehen können, die ſo liebenswürdige Geſchöpfe wären wie ihr beyde!

Vierte Scene.

Ein Herr vom Hofe zu den Vorigen.

Der Herr.

Gnädigſter Gebieter, was ich erzählen muß, würde keinen Glauben verdienen, wenn der Beweis nicht ſo unwiderſprechlich wäre -- Der König von Böhmen grüſſet euch in eigner Perſon durch mich, und erſuchet euch, ſeinen Sohn

zusammengesetzten Zeitwörter haben das ge nicht zwischen den komponierenden Theilen, sondern entweder gar nicht, oder gleich vor dem erstern Theil." — Beydes schickt sich für völlige Kompositzionen; das eine macht das Hauptwort defekt, um es mit dem Nebenwort zu verbinden, und das andere behauptet die Zusammensetzung als eine Mixtur, wo eins dem andern das Seine mittheilt. — Von dem leztern führe ich folgende Beyspiele an: geantwortet, gedemüthigt, gehohneckt, gekannegießert, gekatzbalgt, gekundschaftet, geoffenbart, gerathschlagt, gerechtfertigt, gewahrsagt, gewallfahrtet, geweissagt, gewillfahrt, gewirthschaftet. Sind nach S. 151 die aus zusammengesetzten Substantiven gemachten Verba von den Verbalzusammensetzungen zu unterscheiden, so sehen Sie hier eben so viele, die nicht aus zusammengesetzten Substantiven gemacht werden, als ich hier von diesen mit aufführe. Mit beyden aber kommt gemißbilligt, gemißbraucht, gemißdeutet, gemißgönnt, gemißkannt, gemißleitet, gemißtrauet ꝛc. überein. Es ist also analogisch, wenn Sie gleich S. 298 damit beschließen, daß „das vorgeschlagene gemißbilligt „der ganzen Sprachanalogie zuwider sey."

Vielleicht hätte ich nun zur Vertheidigung des gemiß nichts weiter nöthig, da ich die Voraussetzung, daß völlige Kompositzionen das ge nicht dulden, durch Beyspiele des Gegentheils bestreite. Und ich glaubte, es wäre bey diesem miß eine dreyfache

ſache Art der Kompoſizion aus dem Sprachgebrauch zu nehmen: 1) gemißdilligt ꝛc. 2) mißgeboten ꝛc. 3) mißlungen ꝛc. Das erſte und das dritte macht eine völlige Kompoſizion, (das dritte eine verkürzende, und das erſte eine vermengende,) das zweyte aber eine unvollſtändige, welche Sie die ſcheinbare nennen. Mißbieten vermiſſe ich bey Ihnen S. 297 f. aber hier iſt die Trennung noch nicht auſſer Gebrauch; man ſagt noch, er bot miß; ſo wie Hempel S. 646 aus dem Niederſächſiſchen als adjektiv anführt: „das Ding iſt miß, d. i. vergebens, nicht gerathen u. ſ. w.“

Aber Sie ſagen S. 151: Wenn man gemißkannt ſtatt mißkannt ſagen darf, dann dürfte man auch kecklich gedyrchdacht für durchdacht ſagen.“ Vermuthlich ſagen Sie dies deswegen, weil Sie das miß eine Verbalpräpoſizion nennen. Denn ſonſt ließe ſich wohl zwiſchen dem Adverbio miß und der Präpoſizion durch die Vergleichung nicht machen. Aber wenn miß durch Vorſetzung beym Verbo eine Verbalpräpoſizion würde, ſo wäre auch weis in weiſſagen eine Verbalpräpoſizion, und katz in katzbalgen ebenfalls; beide aber nehmen das ge vor ſich, und beide deswegen, weil ſie keine Präpoſizionen ſind. Daß aber miß keine Präpoſizion ſey, hat Hempel ſchon S. 646. gegen Aichingern, und S. 636. gegen Schotteln erinnert; und daß es keine ſolche Verbalpräpoſizion, wie die von ihm als uneigentlicher Weiſe und im

weitläuftigen Verstande benannte unzertrennliche Vorwörter aufgeführten be, ent, er, ge, ver, zer, sey, erhellt daraus, weil es den Hauptton im Worte hat.

Zu verstehen aber wünschte ich, was Sie S. 296. des Tons wegen wider die Kompositionen mißbilligen, mißfallen, mißbrauchen, mißglücken, mißhandeln, mißgönnen, mißdeuten sagen. Man bediene sich des wirklich zusammengesetzten Wortes „zum Nachtheil dessen, was man ausdrücken will.“ Sie sagen: „denn offenbar beraubt man sich dadurch des Vortheils, den Redeton auf das Privative setzen zu können, weil die privative Partikel als Verbalpräposizion“ (die sie freylich nicht ist!) „nicht einmal einen Wortton hat, und also noch weniger eines Redetons empfänglich ist.“ Ich weiß nicht anders, als daß in jenen 7 Wörtern der Hauptton auf miß gesetzt wird, und eben dadurch geschieht die Zusammensetzung mit dem Zeitworte, daß dieses seinen Wortton verliert, oder unter den Ton des vordern Zuwachses herabsetzt. Sein ganzer Begriff wird durch die Zusammensetzung privativ, und darum wird der Ton auf diese privative Sylbe gesetzt. Darin kommt auch mißbilligt und mißgebilligt und gemißbilligt überein.

Uebrigens denke ich, es lasse sich zwischen gemißbilligt und mißbilligt ein reeller Unterschied gedenken, nach welchem in einem Fall die ganze, und im andern Fall die halbe Komposizion anzubringen ist.

ist. Habe ich eine Sache verworfen, so habe ich sie gemißbilligt; habe ich aber etwas mit Unrecht gebilligt, so habe ich's mißgebilligt. Eben so verhält sichs bey mißglücken. Ist eine Sache nicht geglückt, so ist sie gemißglückt; ist sie aber übel geglückt, ist die Handlung gut ausgeführt, aber der Erfolg übel gewesen, so ist sie mißgeglückt. — Wenigstens sehe ich bey mißhandeln eine reelle Verschiedenheit der völligen und unvollständigen Komposizion. Ich habe mißgehandelt heißt: ich habe übel gehandelt; aber in Verbindung mit einem persönlichen Objekt und unter dem Begriff von Behandlung sagt man: er hat ihn gemißhandelt. Ohne ge ist mirs in beider Bedeutung fremd. Daß aber mißlungen gesagt wird, hat wohl seinen Grund darin, daß mißlingen schon aus mißgelingen zusammengezogen ist. Eben so ists mit mißfallen, das aus mißgefallen entsteht, und mit mißrathen aus mißgerathen. Wenn mir aber mißgerathen wird, (von rathen) so ists ein andres, als wenn mir etwas mißrathen ist; und wenn das Loos mißgefallen ist, so ists auch ein anders, als wenn mirs nur mißfallen hat. — Bey mißhandeln und mißrathen stimme ich mit der Adelungischen Unterscheidung des Aktiv- und Neutral-Gebrauchs überein. Aber bloß diesen überall zum Grunde zu legen, bin ich nicht im Stande, und bin jetzt bey mißbilligen, mißglücken und mißfallen davon abgewichen. Die unvollständige Komposizion ist hier emfatischer als die gänzliche, und in so fern

kann

kann ich mit Ihnen sagen, daß die letztere zuweilen „zum Nachtheil dessen, was man ausdrücken will,“ gereichen könne, aber auch daß die erstere nicht ohne Emfaseologie anzuwenden sey. Daß aber diese gar nicht Statt finden sollte, kann aus der Inseparabilität des miß nicht hergeleitet werden, weil diese nicht ohne Einschränkung behauptet werden kann.

Sie fragen, welcher klassische Schriftsteller vor Hrn. Adelungs Sprachlehre das gemiß möge gebraucht haben. Ich habe ein Manuskript eines berühmten alten Schriftstellers vor mir, der längst vorher geschrieben hat, und in einem Bogen, worin mißlang vorkommt, finde ich auch: „diese gemißbrauchten Güther dem Staate zu vindiciren.“ Mir sind auch noch die Abbreviaturen geläufig, deren ich mich vor mehr als 40 Jahren im Nachschreiben bey dem sel. D. Baumgarten für gemißdeutet und gemißbraucht bediente. — In Joh. Andr. Fabricii filosofischer Redekunst und dem darin S. 411 — 512, enthaltenen Entwurfe einer teutschen Sprachkunst, 1739. finde ich Seite 485 die Regel, „daß vor den Zeitwörtern, die von be, emp, ent, er, ver, zer, und einigen, die von ge, über, um, durch, unter, voll, wider, miß, anfangen, das Anhängwörtlein ge niemals gesetzt werde.“ Also einige, die von miß anfangen, haben das ge vorne nicht; aber von allen sagt ers nicht.

H. B.

V.

V.

Adonis.

Eine Kantate.

Wo iſt Cythere?
Wo ſchlummert ſie unter dem ſchüchternen Gegaukel
Um ihre Ruhe beſorgter Amorinen?
Wo ſchirmt ein unbedornter Roſenſtrauch
Ihren Mittagstraum
Vor dem neidiſchen Strahl der raſtloſen Sonne?
Wach' auf, Unglückliche!
Dein Gatte liegt in ſeinem Blute.
Die Röthe ſeiner jugendlichen Wangen
Verfliegt wie Duft —
Die korallenen Lippen erblaſſen —
Sein Auge bricht unter den halbgeſchloßnen Wimpern —
Ein jeder ſchwacher Athemzug, ein jeder
Halblauter Seufzer
Ahmt, im Drange nach dir,
Deinen Nahmen nach, Cythere!

Cypris ſchläft im Roſenſchatten,
Träumt mit frohem, ſtillem Lachen,
Träumt von ihrem ſchönen Gatten,
Aber nur von ſeinem Glück.

Sie ſchläft ſüß und ohne Kummer;
Ihn umfließt des Todes Schlummer.
Cypris wird vom Schlaf erwachen,
Aber nie des Gatten Blick.

Sie kommt! ſie kommt! — Doch wie? iſt das Cythere?
Auf dem Wagen von Ebenholz? Auf dem Wagen der Nacht?
Im finſtern Schleier der Nacht? —
Sie iſt's!
Mit traurigem Grau hat ſich das blendende Gefieder
Ihrer Schwäne gefärbt;
Verſchwunden iſt der goldne Glanz
Von der Amorn Taubenfittigen,
Und der veilchenfarbe Schimmer
Auf den Flügeln der Zefyre
Gleicht itzt der ſterbenden Bläue
Der Lippen des verſcheidenden Adonis. —
Itzt zittert ihr Fuß von dem Wagen herab —
Itzt führen ſie die weinenden Begleiter
Zu des Cinyras Sohn — itzt breitet ſie die Arme
Erblaßt über den Erblaßten aus —
Itzt ſaugt ſie den letzten lebendigen Kuß
Von ſeinen Lippen — den letzten!
Und endigt nicht
Den letzten, langen, ſtummen Kuß.
Will ſie die Seele des Lieblings
Zurück in ſeinen Körper küſſen?

Oder

Oder haucht sie ihm die ihre
In's Land der Schatten nach? — Unglückliche,
Daß du Göttin bist!

Auf ihrem Rosenmunde
Schwebt irrend ihre Seele,
Eilt zu des Orkus Höhle
Dem holden Schatten nach.

Sie schwebt — sie irrt — sie umflattert den Theuern
Wie ein Schmetterling den andern; —
Aber er flieht! er flieht!
Ein kalter Wirbelwind entführt ihn —
Er ist verschwunden in der dicken Finsterniß,
Ueber die Schwelle des Orkus hin,
Und das Thor — mit Demantriegeln
Der Unsterblichen verschlossen!
Aengstlich umschwärmt sie's.
Unglückselige! seufzt sie,
Daß du Göttin bist!

Wo wär' ihr ein Götterglück beschieden,
Als am Arm des holden Cinyriden
In dem Dämmerlicht des Erebus?
Gegen seinen Zauberkuß —
Welchen ärmlichen Genuß
Schenkt die Tafel des Kroniden,
Schenkt das Lied der Pieriden,
Gegen seinen Zauberkuß!

Sieh!

Sieh! wie ſie vor Entſetzen über den Gedanken
Der ewigen Trennung ſich aufrafft —
Wie ſie die Hand an ihre
Von tobender Gluth erhitzte Stirne ſchlägt —
Wie ihr emporgekehrtes Auge
In Schmerz zerſchmilzt! — Adonis!
Adonis! ſchreit ſie mit lang gezognen Tönen;
Weh! weh! Adonis todt! —
Der ſchöne Sohn des Cinyras dahin! —
Mein Gatte dahin! — Dahin! ſeufzt Echo;
Adonis dahin! ſeufzen die Amore;
Dahin! ſeufzt die weinende Nymfe,
Seufzt die Quelle die mit ſchmachtendem Zögern
Ihrem Waſſerkrug entrinnt.
Es welken die Blumen; es wimmern die Winde;
Es verkündigt im Klageton
Die ganze Natur
Den Tod des Schönſten und der Schönſten Schmerz.

(Text zu einer Fuge: Weh! Adonis iſt todt!
Adonis der ſchöne dahin!)

Doch was erblick' ich?
Aus ſeinem Blute
Entſprießen Roſen,
Und aus den Zähren
Der Liebesgöttin
Zehn Anemonen auf! —

Die

Die güt'ge Erde
Läßt sie entsprießen,
Zum Troſt der Göttin
Und der Natur.

Doch ach!
Nie wird der Göttin Klage schweigen,
So spricht ihr ernster Schwur;
Nie sich die Grazien im Reigen
Auf bunter Blumenflur
Beym Mondenlichte zeigen.
O ernster harter Schwur! —
Wann wird der Göttin Klage schweigen,
Und wann die Klage der Natur?

J. F. v. Meyer.

VI.
Alex. Pope's
Ode
am Tage der Heil. Cäcilia.

1.

Vom Himmelszelt herab, ihr holden Musen, steigt,
und singet, und beseelt die Hörner zu der Feier!
Erweckt zum süßen Lied die Saite, welche schweigt,

feſt machen zu laſſen, der beydes ſeiner Würde und ſeiner Pflicht vergeſſen, von ſeinem Vater, von ſeinen Hoffnungen heimlich weggeflohen, und das mit eines Schäfers Tochter.

Leontes.

Der König in Böhmen? Wo iſt er? Redet!

Der Herr.

Hier in eurer Stadt; ich komme dieſen Augenblik von ihm. Ich merke, daß ich ſo verwirrt rede, wie es mein Erſtaunen und mein Auftrag mit ſich bringen: Da er im Begriff war an euern Hof, und wie es ſcheint, dieſem ſchönen Paar nachzueilen, trift er unterwegs den Vater dieſer anſcheinenden Dame an, und ihren Bruder, welche beyde ihr Vaterland mit dieſem jungen Prinzen verlaſſen haben.

Floriſell.

So hat Camillo mich betrogen! Er, deſſen Ehre und Redlichkeit bisher jedes Wetter aushielt --

Der Herr.

Er iſt bey dem König euerm Vater.

Leontes.

Wer? Camillo?

Der Herr.

Camillo, mein gebietender Herr, ich ſprach mit ihm; er hat wirklich dieſe armen Leute im Verhör. Niemals

ſah

und ſchlagt die tönende Leier!
Laſſet traurig: lieblichen Sang
girren der ſchmachtenden Laute Klang!
Laſſet rund umher die Hallen
von ſchmetternden Trompeten wiederſchallen!
Während feierlich: langſam, mit gehaltnem Schweben,
ſich der hehren, tiefen Orgel Stürme heben.
Horch! der Töne ſanftes Chor
ſtielet lieblich ſich ins Ohr.
Nun ſteigen lauter, und noch lauter ſie,
die Lüfte füllt die hohe Harmonie.
Jetzt, zitternd vor Wonne, Triumpf erjauchzend,
ſchwellen
die kühnen Noten, gebrochen fluthen des wilden
Liedes Wellen;
bis ſtufenweis, gezähmt und ſchwach,
die Töne fallen,
und ſanft verhallen
in ein ſterbendes, ſterbendes Ach!

2.

Die Tonkunſt lehrt den Gleichmuth unſre Bruſt,
bewahrt vor Stolz und vor Verzweiflung ſie;
wenn unſer Inneres durchtobet wilde Luſt,
beſänftiget uns ihre Harmonie;
und ſie erhebt durch hohe, muth'ge Lieder
den Geiſt, den Kummer drücket nieder.

Bal-

Balsam gießt sie in die Schmerzen,
welche Liebe schuf dem Herzen;
Schwermuth hebt ihr Haupt empor;
Morfeus steigt aus seinem Bett' hervor;
Trägheit dehnt die Arm', und wacht;
der Neid enteilt der Schlangenhöhle Nacht;
der innerliche Zwist der Leidenschaften ruht,
und wilde Rotten hören weg die Wuth.

3.

Allein, wann Krieg das Vaterland gebeut,
wie hoch entflammt Musik dann jede Brust zum Streit!
So, als das kühne Schiff zuerst das Meer durchdrang,
erhob der Trazier den göttlichen Gesang,
bei dem die Argo sah verwandter Bäume Heer
vom Pelion hinwandeln zu dem Meer.
Halbgötter hochentzücket ruhten
um ihn, und zum Heroen schwang
der Krieger sich, entflammt bei seiner Leier Klang
von edler Ruhmbegierde Gluthen.
Es hob den schweren Schild ein jeder Fürst empor,
halb blizt' aus seiner Scheid' ein jedes Schwert hervor;
und Luft' und Meer und Felsen hallten weit:
zum Streit! zum Streit! zum Streit!

4.

Doch als Liebe mit des Todes Strenge
nun den Barden führte dunkle Gange
zu der bleichen Todten Land:
welche Tön' umbrüllen,
welche Scenen füllen
rings den ſtyxumrauſchten, grauſenvollen Strand!
Furchtbare Blitze ſprühen,
greulich Heulen hallt,
lodernde Feuer glühen,
Weheruf erſchallt,
dumpfe Klagen tönen,
hohle Seufzer ſtönen,
und gequälter Geiſter Schrei'n
miſchet gräßlich ſich darein!

Doch hör'! er ſchlägt die goldne Leier:
und ſieh! gequälte Geiſter athmen freier;
ſieh! Schattenbilder ſchweben heran.
Still ſteht, o Siſüfos, dein Stein;
Irions ſchwingend Rad hält ein,
und Tänze fangen die bleichen Schemen an!
Auf's Bett von Eiſen ſinkt der Eumeniden Schaar,
und ſchlaff und lauſchend hängt ums Haupt ihr
Schlangenhaar.

5.

„Bei den Strömen, welche nie verſiegen,
„bei den Balſamlüften, die ſich wiegen

„auf

„auf Elyſiums Blumenau;
„bei den ſel'gen Geiſtern, die in Wäldern
„ew'ger Palmen wohnen, und in Feldern
„rings von Genzianellen blau;
„bei der Helden Schatten, welche glänzen
„hellgerüſtet durch der Haine Nacht;
„bei den Jünglingen mit Myrtenkränzen,
„die aus Liebe ſich einſt umgebracht:
„beleb' Euridiken und gieb ſie wieder mir,
„die Gattin, oder nimm den Gatten auch zu dir!" —

Er ſang: des Sängers Flehen rührte
Perſefone's geſtrengen Sinn;
die Hölle flehte mit; ſie führte
die Gattin wieder zu ihm hin.
Tod und Hölle bezwang
ſo des Barden Geſang!

O welche That! wie kühn! wie ehrenvoll zugleich!
Obſchon das Schickſal feſt ſie hatt' umſchloſſen,
und neunmal um ſie her den Styx gegoſſen:
doch war Muſik und Liebe ſiegereich.

6.

Doch bald, zu bald, ach! wendet er den Blick:
da ſinkt, da ſinkt, da ſinket ſie zurück,

und ſtirbt! — — Wie willſt du nun den Zwang
des Schickſals brechen?
Du fehlteſt nicht, iſt Lieben nicht Verbrechen! —

Unter hängender Felſen Grauſen,
neben ſtürzender Ströme Brauſen,
oder da, wo in Mäandern
Hebros Fluthen wandern:
ungehört und ungekannt,
keinem Weſen mehr verwandt,
klagt er nun mit bangem Sehnen,
ſtarren Auges, ohne Thränen,
klagt, und rufet ihrem Geiſt,
den ewig, ewig ihm des Schickſals Macht entreißt!
Jetzt, umgeben von Eumeniden,
ſonder Ruhe, ſonder Frieden,
in Verzweiflung zittert glühet er
auf dem ſchneeichten Rhodope umher.
Sieh! wie auf Flügeln des Sturmwinds fliegt
er nun über die Wüſte herbei!
Horch! es hallet der Hämos wieder von wilder
Mänaden Geſchrei! —
Ach ſieh! er ſtirbt!
Doch ſterbend ſingt er noch: „Euridike!“
Im Tode noch entbebt der Lipp': „Euridike!“
„Euridike!“ Hallen die Wälder,
„Euridike!“ Fluthen und Felder,
und Felſen, Höhlen hallen weit: „Euridike!“

7.

Muſik vermag den trübſten Gram zu bannen,
des Schickſals Wuth und Raſen zu entmannen;
ſie kann das Herz, voll heißer Qual, erweitern,
Verzweifelung und Wahnſinn ſelbſt erheitern;
der Erde Freuden kann Muſik erheben,
des Himmels Seligkeit ſchon hier uns geben.
Dies fand Cäcilia; anbetend weihte ſie
nur ihres Schöpfers Preiſe die heil'ge Harmonie.

Wann ſich der Orgel Fülle mit dem Chor
vereinet, Engel neigen dann ihr Ohr
vom Himmel nieder, hoch entzücket;
dann ſchwingen unſre Seelen ſich empor,
auf ſchwellenden Tönen der Erd' entrücket:
indem ſie flammender der Andacht Gluth durchdringt,
da hehr und feierlich ein heil'ges Lied erklingt.

Vom Orfeus ſinge nun nicht mehr der Dichter Chor!
ihn überſtralt Cäcilia's höh're Macht.
Sein Lied entriß den Geiſt der Hölle Nacht,
doch ihres hebt zum Himmel uns empor!

D. M.

VII.

Elegie an Selma.

Selma, denk' ich des Tages, des wonnigen Tages, wo endlich
An mein feuriges Herz ſanfter das deinige ſchlug;
Wo in ſchöner Gewißheit des Zweifels Regungen ſchwanden,
Und ſich mein prüfender Geiſt ſelig im Glauben verlor;
Wo die Natur ſich freute und uns in heiliger Stille
Sanft umruht', ihr Gefühl that in dem Herzen uns kund —
Denn wir ehrten ihr hohes Geſetz, das fühlende Geiſter
Mit Entzücken verſtehn, üben mit göttlicher Luſt —
Selma! denk' ich des Tages — der reinſten Entzückungen Schauer
Löſ't mein weicheres Herz auf in ein einzig Gefühl.
Liebe nur athmend und Dich nur umfangend, vergißt es des Dankes,
Ach! nicht ſtrafbar vor Dem, der dich ſo edel erſchuf;
Der dir ins Auge den Blick voll holder Zärtlichkeit ſenkte,
Und die Sprache, die ſtumm mächtig die Herzen ergreift.

Jene

Jene Liebe zu ſtiller, ſich ſelbſt genügender Freude,
Welche dem thörichten Schwarm kindiſcher Menſchen entflieht,
Scheu enteilt ſie dem wilden Geräuſch, und in heiliger Stille
Naht ſie dem Weiſen mit Troſt für ſein verſchmähetes Herz.
Schau! dort ruht ſie im Schatten des Blütenbaumes, umduftet
Von Violen; den Fuß küßt, ihr der ſchmeichelnde Quell.
Ueber ihr funkeln im Kleide der Nacht die ewigen Sterne,
Und der thauige Mond leuchtet durch's wankende Laub.
Wenige ſuchen ſie hier, denn nur dem kindlichen Sinne
Reiner Unſchuld enthüllt hier ſich der Göttlichen Spur.
Ach! wir flüchteten oft an ihren Buſen; uns freundlich
Nahm ſie entflohen der Welt gern die Entflohenen auf!
O! dann öffnete ſich dein Herz voll ſchöner Empfindung,
Vor dem lachenden Spott kleinlicher Menſchen beſchirmt;
Gleich dem Veilchen im Thale, wenn hinter fernen Gebirgen
Nun der ſengende Strahl ſinkt in die kühlende Flut.

Heilige Schaam umhüllte der Sehnſucht heiße Gefühle
Mit dem Schleyer, in dem ſchöner die Grazien gehn.
Ach! wie liebte dich da mein Herz, wie ſchlug es für ächte
Tugend, welche den Lohn, nur nicht der Liebe, verſchmäht! —
Sieh' da ſchweben ſie mir in ſchönen Gebilden vorüber,
Alle Stunden die du für mich mit Roſen geſchmückt,
Schwingen freudig die Kränze, und ihrer glühenden Blüten
Mild erfreuenden Duft weht die Erinn'rung mir zu.
Ach! jetzt lächeln ſie trauernd aus weiter Ferne, denn nimmer
Kehret ihr flüchtiger Fuß zu den Verlaßnen zurück.
Selma! noch ruhet um uns ein Himmel, noch tragen die Rede
Deines Mundes ſo ſanft ſchmeichelnde Lüftchen mir zu.
Noch enthüllt ſich dein Geiſt mir im klaren Auge; der Sprache
Träger Feſſel entwöhnt, ahnd' ich dein leiſes Gefühl!
Aber einſt — — O! trübe mir nicht, Gedanke voll Wehmuth,
Meinen Himmel an dem heiter die Sonne noch ſtrahlt! —
Einſt — ach! lebe ſo glücklich als edel du biſt! Durch des Freundes
Trauernde Sehnſucht ſey nie dir die Freude getrübt!

Doch

Doch was wünsch' ich? Als kennt' ich dein Herz nicht!
Mag es sich freuen
Wenn es den einsamen Freund glücklich und
heiter nicht weiß? —
Ach! ich muß es ja seyn, mich ruft die leidende
Menschheit
Auf zu Thaten, und Kraft fordert der hohe Beruf.
Selma! laß uns vertrauen der weisen unendlichen Güte
Welche durchs Dunkel der Nacht sicher die Zagenden führt.
Heute noch drück' ich dich sanft ans Herz! — die entferntere Zukunft
Streife der Gegenwart duftende Blüten nicht ab.

K. L. Ul. Müller.

VIII.

Sinngedichte und kleine Lieder.

1.

Freyheit und Liebe.

„Liebe, sprichst du, vernichtet der Menschheit köstlichste Zierde,
„Freyheit, welche den Kranz jeder Vollkommenheit reicht.

„Ist

ſah ich Elende ſo jämmerlich zittern; ſie knien, ſie küſſen die Erde; ſie verſchweeren Leib und Leben, ſo oft ſie reden; der König verſtopft ſich die Ohren, und droht ihnen mit einem vielfachen Tod.

Perdita.

O, mein armer Vater! -- Der Himmel hat Sionen wider uns ausgeſtellt; er will nicht daß unſer Bündniß vollzogen werde.

Leontes.

Seyd ihr verheyrathet?

Floriſell.

Wir ſind es nicht, Gnädigſter Herr, und werden es auch, dem Anſchein nach, ſobald nicht ſeyn; ich ſehe wol, eh werden die Sterne die Thäler küſſen; die Vergleichung paßt nur allzuwol.

Leontes.

Mein Prinz, iſt dieſe Perſon die Tochter eines Königs?

Floriſell.

Sie iſt es, wenn ſie jemals meine Frau wird.

Leontes.

Euer guter Vater hat ſich ſo ſehr beſchleuniget, daß dieſes jemals, wie ich ſehe, wol noch lange dahinten bleiben wird. Es iſt mir leid, ſehr leid, daß ihr euch ſeine Ungnade zugezogen habt -- euch von Pflichten losgebrochen

„Iſt nicht die Freude des Andern der Liebe Freude? ſein Schmerz nicht
„Auch der ihre? Verliert ſich nicht der Liebende ſelbſt?“
Armer! du ſpotteſt der Liebe die Freyheit ehrend, und weißt nicht
Daß der freyeſte Menſch immer der Liebendſte iſt.
Frey iſt jeder, der nur der Tugend Stimme gehorchet,
Weil nur Tugend allein ewig ſich ſelber genügt.
Aber die Liebe vollbringt ja der Göttlichen heiligſten Willen,
Weil ſie bey fremdem Genuß edel ſich ſelber vergißt.
Liebſt du, ſo biſt du auch edel, und biſt du edel, ſo , biſt du
Frey, weil nur die Vernunft deine Gebieterin iſt.

2.

Guter Rath.

Thue was gut iſt, o Menſch! Doch, dich darüber zu freuen,
Denke der Thaten nie, welche du edel vollbracht.
Selbſt dich lohnend verlöreſt du dann die ſchönere Hoffnung.
Brichſt du die Blüthe, ſo reift nie die erquickende Frucht.

Nimmer

Nimmer ſuchet die Tugend die Spur der fliehenden Freude;
Aber die Fliehende ſucht die ſich Genügende ſelbſt.

W. L. M. Müller.

3.

Wer pflanzte die Sterne dem Himmel ein?
Wer gab der Sonne den goldnen Schein?
Wer ſchuf die Erde, das Waſſer, die Luft?
Wer lieh der Roſe den ſüßen Duft?
Wer kleidete Berg und Wald und Thal
Mit Blumen und Kräutern ohne Zahl?
Wer ſchuf die unendlichen Weſen all?
Unglücklicher Menſch! wer dich und mich?
Getroſt! Ein Gott wacht über dich!

4.

Nach Anakreon.

Als ich den loſen Amor
Jüngſt in dem Garten ſah
Aus Blumen Kränze flechten
Und Sträußchen binden; da
Erhaſcht' ich ihn beym Flügel,
Warf ihn in meinen Wein,
Und trank mit einem Schlucke
Das Kind in mich hinein.

Da lacht' ich! — — Doch nun weiß ich's,
Wie übel ich gethan!
Der Schalk ſchlägt mit den Flügeln,
Daß ich kaum athmen kann!

5.

Aus dem Engliſchen.

Wann ich dich, edler Jüngling, ſeh,
Iſt mir ſo wohl;
Und wann ich wieder von dir geh,
So weh, ſo weh!
Geliebter Jüngling, ſage mir,
Iſt denn auch dir
Wohl, wann ich komm, weh, wann ich geh,
Wie mir?

6.

Aus dem Franzöſiſchen.

Wo iſt ein Weib in aller Welt,
Das mir ſo wohl wie du gefällt?
Wo iſt ein Weib in aller Welt,
Das mich in ſüßern Feſſeln hält,
Und in verdientern einen andern?
Ich liebe zärtlich bis zur Gruft,
Bin feurig, gleich den Salamandern,
Und treu wie die Bewohner der Luft.

7.

Wars oder iſts ein Traum? Ich ſah,
Ein Jüngling ſtand vor meinen Augen da.
Diana ſelbſt hätt', ihn zu küſſen,
Olymp und Hain verlaſſen müſſen.
Ich aber ſtand verſteinert da,
Und that nichts mehr als daß ich ſah.

Der Jüngling bog vor mir ſein Knie,
Denkt nur, ſein Knie! das widerfuhr mir nie;
Und aus den Hoffnungsvollen Blicken
Sprach, ich weiß nicht welch' ein Entzücken.
Ich aber ſtand verſteinert da,
Und that nichts mehr als daß ich ſah.

Er hob die Hände ſanft empor,
Aus ſeinem Aug quoll eine Perl' hervor,
Ich ſah die feuerrothen Wangen
Mit dieſer hellen Zähre prangen;
Und doch ſtand ich verſteinert da,
Und that nichts mehr als daß ich ſah.

Nun iſt er fort! Was fang' ich an?
Wo find' ich ihn, daß ich ihm helfen kann?
Er litt und traute nicht zu klagen;
Ich aber, ich, ſtatt ihn zu fragen,
Ich that nichts mehr als daß ich ſah.
O wär' er doch nur wieder da!

8.

Den Vogel, welcher jedem ſingt;
Das Glas, aus dem ein jeder trinkt;
Den Mund, der alle Lippen küßt;
Der Buſen, der ſich nie verſchließt;
Das Aug, das allen Hoffnung giebt;
Das Mädchen, das ein jeder liebt,
Das jeder ſchöne Mann entzückt;
Die Hand, die alle Hände drückt;
Den Kranz, den man zum Kauſe flicht
Die Blume, die ein jeder bricht,
Die mag ich nicht.

9.

Wann dich nun im Strahl der Abendſonne
Unſrer Liebe holdes Bild umſchwebt,
Und beym Wiedertraum der ach! entflohnen Wonne
Still ein Thränchen dir vom Auge bebt,
Fühlſt du nicht, Miranda, einen ſüßen,
Himmliſchen nur hörbar'n Zefyrkuß?
Dir das Thränchen wegzuküſſen,
Kam als Weſt mein Genius.

X.

Inhalt.

I. Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth. S. 113
II. Die Schauspielerin, Probe eines neuen Romans. — 144
III. Auszüge aus Briefen eines Norddeutschen an einen Freund in Z. geschrieben aus Paris im April 1790. — 161
IV. Beschluß der Proben aus dem teutschen Novelage. — 174
V. Oskars Friedensgesang. — 184
VI. Auszug eines Briefs aus England. — 194
VII. Ein Wort über die neuen Parlamentswahlen in England. — 202
VIII. Ueber den Mythus von den Heerden des Helios in der Odyssee. — 220
IX. Die Stände der Menschen. (Fortsetzung.) — 233
X. Ankündigung einer Geschichte des Herzoglichen Fürstenhauses zu Sachsen-Weimar und Eisenach. — 244

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern und allen andern Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren, auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Böschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addreßen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Die Hoffmannsche Buchhandlung in Weimar hat zu
diesem Jahre verlegt:

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler u. Apo-
theker fürs Jahr 1796. kl. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Die neuen Arkadier, nach dem Spiegel von Arkadien,
für's Weihnachtsfest Hoftheater decorirt. 8. 1 Rthlr.

Nebst Atlas für die neuesten Arkadischen Schau-
plätze dieses Bandes. gr. 4. 1 Rthlr.

Klenger, J. C. Abhandlung über die Zertheilung der Feld-
güter. 8. 16 gr.

Zur bevorstehenden Michaelis-Messe
sind versandt:

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler, Apo-
theker auf das Jahr 1797. 8.

Boettger, C. Aug. Dreifach Lus, sive de re oecono-
mica veterum Graecorum Spicilegia. 8. maj.

Götteling, J. F. Ausführliches vollständiges Register über
den Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünst-
ler der Jahre 1793 bis 1797. kl. 8.

Huth, Bauk. Magazin für die bürgerl. Baukunst. 2r
Bd. 1 Rthlr. gr. 8.

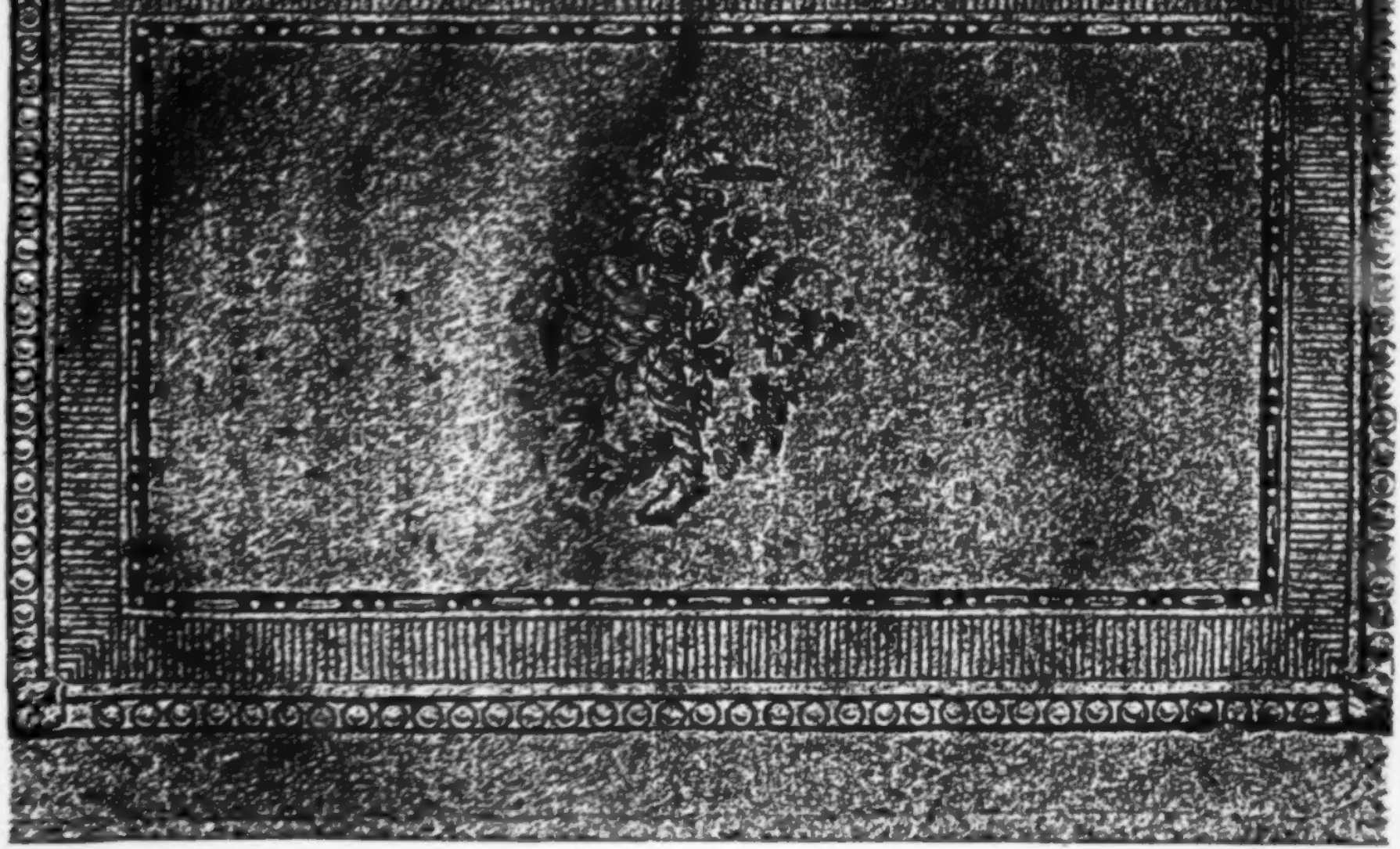

Der neue
Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1796.

I.

Konrad von Marburg,
Beichtvater der heiligen Eliſabeth.

Fragment aus einer Lebensbeſchreibung dieſer Fürſtin.

Eliſabeths Gemüthslage, ihre überſpannten Begriffe von menſchlicher Heiligkeit, und ihre gänzliche Abgeſchiedenheit von der Welt — alle dieſe Umſtände vereinten ſich, ihr ein trauriges Verhängniß zu bereiten, und der Menſchenfreund hätte, nach ihres Gemahles Tode, ängſtlich mit Milton fragen mögen: „O! wo iſt die warnende Stimme?“ — Denn von nun an ſchenkte die getäuſchte Fürſtin ihr ganzes Zutrauen dem heuchleriſchen Magiſter Konrad von Marburg, der bis ans Ende ihres Lebens ihr Beichtvater blieb. Ohne vernünftige, ihrem Stande und Karakter angemeſſene Führung, mit zu wenig Muth und Selbſtſtändigkeit ausgerüſtet,

habt, welche heilig seyn sollten -- und eben so leid, daß eure Wahl nicht so reich an Stand als Schönheit ist, um sie mit dem Beyfall eines Vaters und der Welt bekrönt sehen zu können.

Florisell (zu Perdita.)

Schaue auf, meine Liebe; wenn uns gleich das Glük, unsre augenscheinliche Feindin, eben so hartherzig verfolgen sollte, wie mein Vater; so hat sie doch nicht die mindeste Gewalt unsre Liebe zu verändern. Ich bitte euch, Gnädigster Herr, erinnert euch der Zeit, da ihr jung waret wie ich izt bin -- Denket an das, was euer Herz damals fähig war, und laßt diese Gedanken meine Fürsprecher seyn; auf eure Bitte würde mein Vater die kostbarsten Sachen als Kleinigkeiten hingeben.

Leontes.

Glaubte ich das, so wollt ich um eure unvergleichliche Liebste bitten, die er nur für eine Kleinigkeit ansieht.

Paulina.

Mein Gnädigster Herr, ich sehe zuviel Jugend in euern Augen; Eure Königin war, keinen Monat lang eh sie starb, mehr solche gierige Blike werth, als was ihr izt anschauet.

Leontes.

Eben an sie dacht' ich bey diesen Bliken, die ihr mir unbillig zum Verbrechen macht -- (zu Florisell.) Aber ihr habt noch keine Antwort auf eure Bitte; ich

will

rüſtet, und über dem Himmliſchen das Irdiſche vergeſſend, ließ ſie ſich blindlings von einem herrſchſüchtigen Mönche leiten. Dieſer mißbrauchte das ihm geſchenkte Zutrauen auf eine unverantwortliche Weiſe, ſetzte alle Achtung gegen die gutmüthige, aber ſchwache Fürſtin aus den Augen, machte ſich zum Despoten ihres Gewiſſens, begegnete ihr mit beiſpielloſem Stolze, und belegte ſie mit Strafen und Büßungen, deren Erwähnung den Menſchenfreund mit Schauder und bitterem Unwillen erfüllt.

Schon bey Lebzeiten des Landgrafen Ludwig ſoll Eliſabeth dieſem ihrem herrſchſüchtigen Beichtvater, im Kloſter der heil. Katharina zu Eiſenach, das Gelübde des gänzlichen Gehorſams gethan, und in dem Falle, daß ihr Gemahl früher als ſie ſterben ſollte, beſtändige Enthaltſamkeit gelobt haben.*) Dieſe Behauptung wird unter andern durch folgenden Vorfall beſtätigt: Konrad ließ einſt ſeine geiſtliche Tochter zu einer Predigt rufen; dieſe aber konnte ſeinem Befehle nicht ſogleich gehorchen, weil ſie durch den Beſuch der Markgräfin von Meiſſen, die

*) Vergl. *Libell. de dictis quatuor ancillar. S. Eliſabethae*, beym Menke, in Script. Rer. German. Tom. II. p. 2014. Auch *Theodericus*, in vita S. Eliſabethae, lib. III, ſagt dies deutlich, und bemerkt, daß es mit Bewilligung ihres Gemahls geſchehen ſey; denn ſo heißt es in der teutſchen Erfurter Ausgabe: „Er gunde und erstat auch, daß ſein liebe Hauſſrau, u. ſ. w.“ S. auch Liebknecht's Dian ſanctarum Eliſabetharum — memoria, §. XXII. p. 40.

die so eben angekommen war, abgehalten wurde. Der herrschsüchtige und übermüthige Mönch drohte, sich ihrer von jetzt an gar nicht mehr anzunehmen. Am folgenden Tage kam die reumüthige Fürstin zu rechter Zeit, und bat ihren strengen Beichtvater demüthigst um Vergebung, und da ihr Konrad diese trotzig versagte, fiel sie sogar auf ihre Kniee vor ihm nieder, bis er sich zuletzt noch erweichen ließ. Ihre Hofdamen aber wurden hart von ihm gezüchtigt. *)

Ob nun die allgemeine Meinung diesem verschrieenen Mönche zu viel Böses aufgebürdet habe, und ob derselbe nicht vielmehr zu jenen scharf umrissenen Karakteren gehöre, die, bey allzu großer Lebhaftigkeit ihrer Vorstellungen, selbst nicht zu unterscheiden wissen wo die Gränzlinie sey, über welche hinaus vermeintliche Tugend zum Laster wird? Diese Frage läßt sich nicht wohl im Allgemeinen beantworten. Wir kennen diesen finstern Mönch bloß aus seinen Handlungen, und diese sprechen ihm das Urtheil. Der damaligen Welt mag es freilich schwerer gewesen seyn, ihm die Larve abzureissen, hinter welcher er seine unedle Seele zu verbergen suchte. Die frühern Kronikschreiber scheinen sich einander im Lobe dieses Mönchs übertreffen zu wollen. So sagt Rothe **) von ihm: „er habe

*) Liebknecht, l. c. §. XXII.

**) In der thüringischen Chronik, beym Menke, Tom. II. p. 1715. Der ungenannte Verfasser der Histor. Landgrav.

vor andern Geistlichen geleuchtet, wie der Morgenstern, und sey ein Beschirmer des Glaubens gewesen." Auch L. Ludwig's Hofkaplan Berthold entwirft eine sehr rühmliche Schilderung von ihm. Doch möchte man fast aus den letzten Worten der Schilderung dieses Mannes schließen, daß er Konraden nicht so ganz für denjenigen gehalten habe, wofür er angesehen werden wollte. Denn so schließt Berthold seine Schilderung: „doch, wer kann nach dem Spruche des heil. Salomo's wohl entscheiden, ob er des Hasses oder der Freundschaft Gottes werth sey? Alle Dinge werden enthalten (aufbewahret) zu dem künftigen Leben; da sollen sie erkannt (untersucht) werden." *)

Das prüfende Auge der unbefangenern Nachwelt ist indessen durch die Larve hindurchgedrungen, welche der heuchlerische Konrad über sein moralisches Antlitz hängte; und wenn uns seine geistliche Tochter in einer wunderbaren Mischung von Stärke und Schwäche, aber doch nie ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, erscheint, so fühlen wir uns dagegen gedrungen, ihrem Beichtvater eine Stelle in der Galerie fanatischer Eiferer anzuweisen, die ihre Bestimmung darin setzen, einem Gott des Zorns,

grav. Thuring. (in *Pistorii* Script. rer. German. Tom. I. cap. 42.) nennt ihn „famosum praedicatorem, et sanctum virum."

*) Berthold, 4. B. 8. Kap.

Zorns, der Rache und der Verfolgung Altäre zu bauen. Wenn wir dieſen Eiferer auch nicht mit einem neueren Schriftſteller „den nichtswürdigſten Heuchler, ſtrafbarſten Böſewicht und unmenſchlichſten Religionseiferer“ *) nennen wollten, ſo würden wir ihn wenigſtens mit äußerſter Schonung behandeln, wenn wir die Worte Jeſu beym Johannes (Kap. 16, 2.) auf ihn anwendeten: „Es wird eine Zeit kommen, da jeder, der euch tödtet, glauben wird, er beweiſe damit ſeine Gottesverehrung!“.

Konrad von Marburg ſoll, nach Ayrmann's **), Teuthorn's ***) und Anderer Meinung, aus einem alten adelichen Geſchlechte der von Marburg hergeſtammt, und in dieſer Rückſicht auch ſeinen Zunamen geführt haben. Die Exiſtenz eines adelichen Geſchlechtes von Marburg iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, und mehrere Urkunden beweiſen es, daß dies Geſchlecht noch nachher geblühet habe. †) Indeſſen hätte

*) Thon's Schloß Wartburg. Zweyte Auflage S. 72.

**) Sicilimenta ad Hiſtoriam Magiſtri Conradi Marburgenſis. Gieſſae 1733. p. 3.

***) Geſchichte der Heſſen, Th. III. S. 455.

†) Vergl. *Gudeni* Cod. diplom. in den Beylagen zum erſten Theil der Koppiſchen Nachrichten von den Heſſiſchen Geiſtl. und Civilgerichten, S. 119. 171. 172. 247.

Konrad, wie Eſtor glaubt, ſeinen Beynamen auch, nach Zeitgebrauch, von dem Orte ſeiner Geburt oder ſeines Aufenthaltes, nehmlich Marburg, geführt haben können. *) Am Ende des zwölften Jahrhunderts wurde er daſelbſt gebohren, und gleich anfänglich zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Er widmete ſich daher den Wiſſenſchaften, vorzüglich der Beredſamkeit und Gottesgelahrtheit, und brachte es bis zum Magiſter, oder, welches damals hiermit einerley war, zum Doktor der Theologie, **) und trat alsdann in den Orden des heil. Dominikus. ***) Mit mäßigen Kenntniſſen und einem natürlichen Rednertalente verband Konrad eine

Beym Wenck, in der Heſſiſchen Landesgeſchichte, Urkundenbuch zum 2ten Bande, kommen gleichfalls mehrere Herrn von Marburg vor. Nicht unwahrſcheinlich ſtammt auch die noch blühende Familie der Freyherrn von Fleckenbühl, genannt Bürgel, von dem adelichen Geſchlechte der von Marburg ab. Mehrere bis dahin ungedruckte Urkunden, dese alte adeliche Familie betreffend, hat Eſtor in Kuchenbeckers Analect. haſſ. coll. II. p. 247 und fg. eingerückt.

*) *Eſtor* de Conrado Marburgenſi, beym Kuchenbecker, coll. I.

**) *Eſtor* de Miniſterialibus. §. 383. De Conrado Marburg. l. c.

***) Im Chronico Senonienſi, apud *Lucam d'Achery*, Tom. III. Spicil. 2. IV. p. 399 wird er frater ordinis minorum genannt.

eine groſse äuſserliche Frömmigkeit, und einen bis zum Wahnſinn gehenden Eifer für die Satzungen der römiſchen Kirche und das Intereſſe des geiſtlichen Oberhaupts derſelben. *) Sein Vortrag ſoll eindringend, und ſeine Sitten ſollen unbeſcholten geweſen ſeyn. Beydes verſchafte ihm das ganze Zutrauen Landgr. Ludwigs und Eliſabeths, **) welche letztere beſonders die leidige Maxime von ihm annahm, daſs Nichtgebrauch der Güter dieſes Lebens an ſich ſelbſt beſſer, und folglich dem Urheber der Natur angenehmer ſey, als vernünftiger Gebrauch derſelben.

Wenn Fabricius, Winkelmann, Eſtor und andere bewährte Schriftſteller den Magiſter Konrad mit vieler Wahrſcheinlichkeit für einen Dominikaner Mönchen halten, ſo ſind dagegen Ayrmann, von Gudenus und Andere der Meinung, er ſey ein Weltgeiſtlicher geweſen. Daraus, daſs derſelbe in der Eliſabethen-Kirche zu Marburg an einer Flügelthür, über einem kleinen Altar, in einem

*) Mit Recht ſagt Eſtor von ihm: „Plus famae et gloriae ſibi acquiſivit zelo *religionis*, *quam eruditione*.“ Prodrom. Obſervat. vitam Conradi de Marburg illuſtrantium, Beym Kuchenbecker, coll. I. p. 154. Siehe auch Eſtors Marburg. Beyträge, 2. Stück. S. 235 und fg.

**) „Den hatte Landgrave *Ludewig* vnde ſente *Elizabeth* beſundern liep umme ſiner guten lare willin, wanderunge vnd reynen lebins.“ Rothe, in der thüringiſchen Chronik. S. 1717.

rothen Talar abgebildet ist, wie er die knieende Elisabeth mit einer Ruthe auf den Rücken abstraft, ist wenigstens nichts zu schliessen: denn wenn es auf eines Märtyrers Tag war, wo Konrad sein Amt verrichtete, so mußte er roth gekleidet seyn. Wer bürgt uns aber auch dafür, daß ein Maler im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts (denn weiter hinauf lassen sich diese Gemälde an den Flügelthüren der Altäre nicht setzen) so ganz genau mit dem Kostum vertraut gewesen sey?

Wie sehr Landgraf Ludwig Konraden geschätzt habe, erhellet deutlich daraus, daß er ihm sogar die wichtigsten Regierungs-Angelegenheiten anvertraute. So gab er ihm unter andern die Macht, die Lehen zu ertheilen, und in seinem und seiner Brüder Namen die Lehnbriefe auszufertigen; und hiernach scheint Konrad beynah die Stelle eines Kanzlers beym Landgrafen Ludwig bekleidet zu haben. *)

Es ist bekannt, wie die Päbste damals mit den teutschen Kaisern umgingen, mit welcher empörenden Willkühr sie sieben derselben in den Bann thaten,

*) „Landgrave Ludwig (hatte ihn) also in grossin eren, vnde werdigete yn damite, daz er alle syne lehin, die er zcu lihen hatte, von syner wegin vorleich, vnde daz wart stete und ganz gehaltin vnde hatte darubir dy briefe zcu gebin vndir Landgraven Ludewigis, syner brudir Heinrichis vnde Conradis ingesegiln, u. s. w.“ Rothe, S. 1716.

ten, und deren Unterthanen von Eid und Pflichten gegen sie losſprachen. Hin und wieder eiferten daher ſelbſt teutſche Prediger, unter andern in Schwaben, gegen dieſe Anmaßungen, und ſcheuten ſich nicht, laut zu ſagen: „den Pabſt gebühre es nicht, die Kaiſer ein- und abzuſetzen, ſondern vielmehr den, welchen die Fürſten gewählt hätten, zu krönen; der Pabſt und die Biſchöfe ſeyen ſelbſt mit Ketzerey und dem Laſter der Simonie behaftet; ſie misbrauchen den Binde- und Löſeſchlüſſel zur Kaufmannsſchaft; Niemand habe mehr den rechten Glauben; der Pabſt ſey ſelbſt vom Leben und Wandel der Apoſtel abgewichen, u. ſ. w.“ Dergleichen freymüthige Behauptungen erklärte denn freylich der Pabſt für Läſterungen, ſo wie alle diejenigen, welche ihnen Beyfall gaben, für Ketzer; und um dieſe Ketzer auszuſpähen, wurden beſondere Inquiſitoren beordert. Hierzu kamen noch einige andere neue Lehrſätze, die hin und wieder ſchon Eingang gefunden hatten, und die man nicht minder dem Anſehen des römiſchen Stuhls für gefährlich hielt. Die Kreuzzüge ſah man für ein treffliches Mittel an, die Ritterſchaft im Zaum zu halten, und ſuchte daher ſolche auf alle Art zu befördern. Unter andern that dies auch Konrad von Marburg. *)

*) Jam repeſcere coeperunt praedicatores itinerjs Hieroſolymitani propter mortem Innocentii III. Papae. Sane Episcopus Halberſtadienſis et *Magiſter Conradus de Marburg — — adhuc inſiſtebant huic negotio.*“ Conr. Abbas Urſperg. ad a. 1217.

Allein damit war doch das groſse Heer vermeinter Ketzer noch nicht vertilgt. Um dieſe zu vertilgen, bediente man ſich der fürchterlichen Inquiſizion, die ſelbſt ein unbefangener, vor kurzem verſtorbener Katholik

„Megäre — —
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer,
Peſt der Vernunft und der Religion!“

apoſtrofiert. *) Auch dieſe, die Menſchheit entehrende Erfindung beförderte Konrad nach allen ſeinen Kräften. Unter den Mönchen, welche dieſes, vom Pabſt Innocenz III. in Gang gebrachte ſchreckliche Blutgericht auch in Teutſchland einzuführen ſuchten, ſteht er oben an. Seine Spürkraft entdeckte in einem Lande, worin bisher noch

zu

*) Zaupſer, in der trefflichen Ode auf die Inquiſizion. Sehr ſtark hat ſich auch der bekannte Gottfried Arnold (in ſeinen Kirchen- und Ketzerhiſtorien, Th. I. B. XIII. K. 4. S. 395, nach der Schaffhauſer Ausgabe) über die Inquiſizionen ausgedrückt, wenn er ſagt: — „dabey denn keine defenſion, appellation, leuteration oder etwas anders ſtatt hatte, ſondern ſie (die Ketzer) ohne alle Gnade hingerichtet, und meiſt lebendig verbrannt werden muſten. — Was vor erſchreckliche und beſtialiſche Grauſamkeit von den Inquiſitoren allezeit ausgeübet worden, kann man ohne Erſtaunen unmöglich in ihren eigenen Akten, Geſetzen und andern Schriften leſen! Sie haben ſogar durchgehends auch wider alle Natur und Vernunft gehandelt, daß man ſie mehr vor raſende Hunde, als vor Menſchen oder natürliche Heyden anſehen muß.“

zu wenig Licht und Thätigkeit herrſchte, als daß ſo leicht hätten Ketzer entſtehen können, unter dem Adel, unter der Geiſtlichkeit und unter dem Volke auf einmal ganze Schaaren von Ketzern, die er denn als teutſcher Inquiſitor *) in großer Menge auf den Scheiterhaufen brachte. Statt aller Beweiſe der Unſchuld, mußten die Angeklagten ſich der eben ſo trüglichen als barbariſchen Probe der Anrührung eines glühenden Eiſens unterwerfen. Wer ſich verbrannte wurde zum Feuer verdammt, und mußte die ſchreckliche Sentenz hören: „Weg, weg mit dem gottloſen Ketzer! verbrennt ihn!“ (tollite, tollite impium haereticum, igneqne comburendum!) Anklage, wogegen gar keine Vertheidigung Statt fand, Verdammung und Verbrennung fielen oft an einem und demſelben Tage vor. **) Der Unſchuldige wurde auf dieſe Art gar oft gepeinigt, und der Schuldige entging der Strafe, wenn er, was nicht unmöglich iſt, die Nerven durch gewiſſe Mittel zu betäuben, und die Hand eine Zeit lang gegen

*) Haereticae pravitatis per Germaniam Inquiſitor, wird er vom Pabſt Innocenz III. genannt, und beynah zwanzig Jahre hindurch (vom J. 1214 — 1233) ſtand er dieſem Amte vor. S. Ayrmann, S. 5. Die Päbſte Honorius III. und Gregor IX. beſtätigten ihn aufs feyerlichſte in ſeinem Amte.

**) „Multi praecipiti ſententia damnati. Nam eadem die, qua quis accuſatus, ſeu juſte, ſeu injuſte, ſine ullo vel appellationis, vel defenſionis perfugio damnatus et flammis abſumptus eſt.“ *Godefridus Colonienſis.*

will zu euerm Vater; in ſo fern eure Ehre von euern Begierden nicht überwältiget wird, bin ich ein Freund von ihnen und euch; mit dieſer Geſinnung geh ich ihm entgegen; folget mir, bemerket den Weg den ich nemme; kommt mein lieber Prinz.

[Sie gehen ab.]

Fünfte Scene.

(Ein Plaz nicht weit vom Hofe.)

Autolicus und ein Edelmann vom Hofe.

Autolicus.

Ich bitte euch, mein Herr, waret ihr ſelbſt bey dieſer Erzählung gegenwärtig?

Edelmann.

Ich war dabey, wie das Käſtchen aufgemacht wurde, und hörte den alten Schäfer erzählen, wie er es gefunden habe; auf dieſes folgte eine kleine Pauſe von ſtillſchweigender Erſtaunung, und hierauf wurde uns befohlen, das Zimmer zu verlaſſen: Nur däucht mich, hörte ich den Schäfer ſagen, er habe das Kind gefunden.

Autolicus.

Ich bin recht begierig, den Ausgang davon zu wiſſen.

Edelmann.

Davon kan ich euch nichts ſagen; alles was ich

gegen die Wirkung eines glühenden Eisens zu sichern wußte, *).

Schon im vorhergehenden Jahrhunderte hatte sich eine Christenparthey weit verbreitet, welche die Religion, den öffentlichen Gottesdienst und den Zustand der christlichen Lehre von den vielen Irrthümern und Misbräuchen zu reinigen suchte, wodurch die Religion nicht nur ihre edelste Kraft verloren hatte, sondern auch ganz unkenntlich, und ihren Bekennern wahrhaft schädlich geworden war. Allein mit grausamer Erbitterung wurden diese Christen, die sich Waldenser **) nannten, verfolgt, Tau-

*) Ich erinnere mich, hiervon ein merkwürdiges Beyspiel in den Beyträgen der Völker- und Länderkunde von Sprengel und Förster, gelesen zu haben. — Der im Jahr 1509 geschriebene Layenspiegel gedenkt der glühenden Eisenprobe als einer noch damals üblichen Sache. Vergl. Friedrich Majers Geschichte der Ordalien. Jena 1795.

**) Warum diese Christen so genannt worden seyen, darüber ist man noch nicht einig. Einige Gelehrte leiten diese Benennung von den vallibus in der Schweiz, andere von Petrus Valdenſis (Peter von Vaux) einem Kaufmann in Lyon, her. Le Clerc zieht die erste, Mosheim die letztere Ableitung vor. Noch andere Geschichtsforscher suchen beyde zu verbinden. Schröckh (in seiner Histor. relig. et eccles. christ. p. 217. 218.) unterscheidet Vallenſes und Valdenſes. Leger hingegen beweiset (in seiner

Tauſende von ihnen verloren ihr Leben, beſonders nachdem, im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, im heutigen Languedoc das Ketzer- und Blutgericht geſtiftet worden war. Sie hatten noch beſſere Grundſätze als die Albigenſer, (von Alby in Languedoc ſo genannt) die man oft unſchicklich mit ihnen verwechſelt hat.

Gegen beyde Chriſtenpartheyen wüthete die Inquiſizion lange und fürchterlich, ohne ſie jedoch unterdrücken zu können. Beyde breiteten ſich vielmehr immer weiter aus, und läuterten ſich eben, da ſie verfolgt wurden. So ließen beſonders die Albigenſer den Manichäiſchen Sauerteig, woraus ihre Lehren hervorgegangen waren, allgemach zurück, und neben ihnen ſah man die reineren Waldenſer ſich erheben. Merkwürdig iſt es, daß aus einem Winkel der Provence „ſo wie die Morgenröthe der

ſeiner Hiſtoire des Egliſes Vaudoiſes, im 2ten Kap.) mit ſehr überzeugenden Gründen, daß die Waldenſer keineswegs vom P. Valdo, ſondern vielmehr dieſer von den Waldenſern, deren Lehre er angenommen und mit Eifer gepredigt, den Namen erhalten habe, der von den Thälern, welche ſie bewohnten, herrühre. Von ihrer Rettung in Hölen heißen ſie auch Grundheimer; nichts mehr als Waldenſer! Limborg hat uns einige mit dieſen Chriſten, aber — von Feinden angeſtellte Verhöre aufbehalten. Siehe auch Perrin's Hiſtoire des Vaudois, und Liebknechts Diſſertat. I. de Evangelicae veritatis teſtibus ante reform. Luth. in Hallia, §. 20. 21. ſeq.

der Dichtkunſt, der Filoſofie, der ſchönern Sprache, ſo auch die der geſundern Vernunft und Aufklärung in Religionsſachen, hervorging." *)

Ums Jahr 1233 waren die Waldenſer, wovon man bereits im Jahr 1163 eine Gemeinde in Heſſen antrifft, ſchon in Marburg zahlreich; und auch ſie verfolgte Konrad, ſo wie alles was ihm ketzeriſch ſchien, in Thüringen, Heſſen und am Rheine, zumal, da er nach dem Tode der heiligen Eliſabeth General-Inquiſitor geworden war. Die Art ſeines Verfahrens war höchſt empörend. Wenn nur einige Zeugen (gleichviel, ob der Angeklagte bey der Abhörung derſelben gegenwärtig war oder nicht, ob er ſie für gültig hielt oder nicht) Jemans den als einen Ketzer angegeben hatten, ſo war an keine Rettung mehr zu denken. Der Angeklagte mußte ſich entweder ſchuldig bekennen, und durch Abſchneidung ſeiner Haare das Leben löſen, oder, wenn er nicht bekennen wollte, ſich verbrennen laſſen. **)

In Marburg wurden viele Unglückliche der heiligen Wuth des eifernden Inquiſitors aufgeopfert, und dieſe Schlachtopfer des Fanatismus haben dem Ketzerbach daſelbſt den Namen gegeben ***); denn die

*) Ein Ungenannter, im Teutſchen Merkur vom J. 1782. April. S. 75.

**) Epiſtola Atchiepisc. Mogunt. ad Gregor. IX.

***) „Um die Zeit ſeynd viel Ketzer geweſen — Etlich

die Asche der Verbrannten soll in jenes Bächlein geworfen worden seyn. In der einzigen Stadt Marburg sollen allein achtzig Menschen durch Verbrennung ihr Leben verloren haben.

In den Gestis Trevirensium Archiepiscoporum, p. 2227, wird berichtet, daß im Jahr 1231 eine Ketzerverfolgung durch ganz Teutschland entstanden sey, wo in einem Zeitraum von drey Jahren die meisten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen hätten endigen müssen. Die Ketzer wurden verbrannt, also doch nicht ihr Blut vergossen, um dem Satze der römischen Kirche nicht untreu zu werden: „die Kirche vergießt kein Blut!" (Ecclesia non sitit sanguinem) Als Stifter und Urheber jener großen Ketzerverfolgung nennt die erwähnte Schrift den Magister Konrad von Marburg, ferner dessen Diener, einen gewissen Konrad, mit dem Zunamen Tors, und Johannes, dem ein

Auge

lich Ritter, Priester, und andre treffliche Leut seynd auch begriffen worden, deren etzlich sich bekehret, etzliche seynd verbrannt hinter dem Schloß zu Marburg, darum heißt es auch noch in der Ketzerbach." Excerpta Chron. Riedes. beym Kuchenbecker, in Analect. hass. coll. III. p. 5. Ebendaselbst heißt es: „die Schenken zu Schweinsburg haben auch ein altes Weib gehabt, ihnen zugehörig, die mußten sie auch Meister Curten verantlaaen; da sie nun so verstockt, daß sie sich nicht bekehren wollte, ward sie auch verbrannt." S. auch Chron. Erford. in Schannat vind. lit. p. 92. seq. a. Dni. MCCXXXII.

Auge und eine Hand fehlte, — welche beyde ſich von Ketzern bekehrt haben ſollen. „Dies iſt (ſo heißt es dort) jener Magiſter Konrad, der ſich durch ſeine vielen Predigten, am meiſten durch ſeine Kreuzpredigten, ſo berühmt gemacht, und unter den Völkern ſo großes Anſehen erworben hatte; der, auf apoſtoliſches Anſehen geſtützt, und mit ſtandhafter Seele begabt, ſo muthig wurde, daß er Niemanden fürchtete, und einen König oder Biſchof nicht höher achtete, denn einen armen Laien.“ Und in *Trithemii* Chron. Hirſaug. (in ſeinen von Freher herausgegebenen Werken, Th. II. S. 172 am Ende) heißt es: „viele waren insgeheim Ketzer — gegen dieſe hat der apoſtoliſche Stuhl mancherley Inquiſitoren abgeordnet, worunter bey den Teutſchen der Bruder Konrad von Marburg mehrere hat verbrennen laſſen.“

Lange trieb der blutgierige Konrad dieſen Unfug, und ließ mit ſeinen Gefährten Schuldige und Unſchuldige verbrennen, beſonders reiche Leute, um deren Güter zu erhalten. *) Unter andern wurden auch zu Erfurt, im Jahr 1232, den 5ten May, vier ſogenannte Ketzer in ſeiner Gegenwart verbrannt. **) Zuletzt wagte der Inquiſitor ſich auch an

*) Winkelmann's Heſſiſche Chronik. Th. VI. S. 272.

**) Chron. Erford. in *Schannati* Collect. I. vind. liter. p. 97. Additiones ad Lambertum Schafnaburgenſem, apud *Piſto-rium*,

an den Grafen Heinrich von Sayn *), von dem er nicht genug geehrt worden zu ſeyn glaubte. Er ließ ihn vor Gericht fordern; der Graf erſchien, und mußte ſich, um nicht verbrannt zu werden, wie ein gemeiner Ketzer die Haare abſchneiden laſſen. Dieſe Kränkung aber ging dem Grafen doch ſo tief zu Herzen, daß er bei den zu Mainz verſammelten Fürſten, welchen er das erlittene Unrecht mit weinenden Augen klagte, Beyſtand gegen den übermüthigen Konrad ſuchte, und nicht vergebens. Graf Heinrich von Sayn wurde auf eine Kirchenverſammlung nach Mainz vorgefordert; auch Konrad erſchien daſelbſt. Allein dieſer wüthende Eiferer hatte ſich einen ſo allgemeinen Haß zugezogen, und der Graf redete ſo nachdrücklich, daß die ganze Verſammlung auf des Letztern Seite war. Konrads Macht wurde eingeſchränkt, und er ernſtlich angewieſen, künftig Niemanden, ohne die gerechteſte Urſache, vor ſein Gericht zu ziehen, und keinen Menſchen, ohne deſſen Sache aufs genaueſte unterſucht zu haben, zu verurtheilen. **)

Bey

vium, Tom. I. „Fuerunt autem, praeſente eodem Conrado, Erphordiae quatuor combuſti.“

*) Nicht von Schwerin, wie ihn *Vucelinus* (in Annal. Germ. p. 97.) irrig nennt.

**) *Alberici*, in Chronico, P. 2. p. 545. Eſtor, in Kuchenbeckers Analect. haſſ. coll. I. p. 168.

Beſchämt und mit Jedermanns Fluch beladen, kehrte Konrad von Mainz nach Marburg zurück. Sein böſes Gewiſſen ließ ihn alles fürchten; darum ließ er ſich vorher von dem Kaiſer und dem Erzbiſchof von Mainz ein ſicheres Geleit geben. Allein dies Geleit ſicherte ihn nicht vor der Rache der zu ſehr von ihm gekränkten Heſſen; — er wurde, nebſt einem ſeiner Gehülfen, Namens Gerhard, bey Koppel am Lahnberge, von einem Herrn von Dernbach und deſſen Begleiter, den 30ſten Jul. 1233, erſchlagen, ſo wehmuthig er auch um ſein Leben flehte. *) Konrad hatte ſo unmenſchlich gewüthet, daß ſeine Mörder ſogar, auf einer im Jahr 1234 gehaltenen Kirchenverſammlung, von aller Strafe losgeſprochen wurden, wie ſehr auch Pabſt Gregor der Neunte dagegen eiferte. **) Das Betragen

*) Concin. *Lamb. Schafnab.* ad a. 1233. *Alberici* Chron. ad a. 1233. Chron. Erford. ad a. 1233. in *Schannati* Vindem. lit. coll. I. p. 93. Eſtor, beym Kuchenbecker, coll. I. p. 154. und Suppl. coll. III. p. 72. *Godofridi* Annales, apud Freherum. T. I. p. 399. *Browerus* in Annal. Trevirenſ. Tom. II. p. 127 ſeq. et p. 130. *Serra ius* Rer. Mogunt. lib. V. p. 6. in notis, num. 6. Schmidts Geſchichte der Deutſchen, Band VII. 6. Buch 23. Kap. — Nach Dilichs Heſſ. Chronik wurde Konrad erſtochen. (Th. II. S. 154.) Die gereimte Lebensbeſchreibung der Eliſabeth hingegen, die ſein Ende gar kläglich erzählt, läßt ihn erſchlagen werden. Vergl. Menke, Tom. II. p. 2101.

**) *Manſi* Concil. Tom. XIII. p. 321. 333. ſeq. 344. *Hartzheim.*

gen dieſes Ketzermachers hatte einen ſolchen Haß auf die Inquiſizion geworfen, daß ſie nachher in Teutſchland nie wieder empor kommen konnte. Der Erſchlagene wurde zu Marburg in der Hoſpitals-Kapelle neben der heiligen Eliſabeth, *) die er in ihrem Leben ſo tyranniſch behandelt hatte, begraben, und ſein Gehülfe Bernhard, nebſt zwölf Prieſtern und Laien, die wahrſcheinlich auch bey dieſer Gelegenheit ermordet wurden, nach Marburg gebracht und daſelbſt beerdigt. Sein Schüler Johannes mit der Einen Hand aber endigte nicht lange nachher ſein Leben bey Friedberg am Galgen. **)

Ein würdiger Erzbiſchof von Mainz erwähnt des Betragens von Konrad mit Abſcheu, und die Erzählung mag gegenwärtige kurze Nachrichten von dem fanatiſchen Eiferer beſchließen. „Eine herumziehende Weibsperſon, die Alaide hieß, (ſo ſchreibt dieſer Erzbiſchof) gab ſich für eine bußfertige Ketzerin aus, und verſprach ihre Mitſchuldigen anzugeben. Konrad glaubte ihren Ausſagen zu

 ſehr,

hem. Concil. German. Tom. III. p. 543. ſeq. Henke's allg. Geſchichte der chriſtl. Kirche. Th. II. S. 166. der erſten Ausgabe.

*) „— — In ipſa Capella in alio latere ſepultus eſſe dicitur „ *Chron. Senon.* l. c. *Trithem.* in Chron. Hirſaugienſi. p. 557.

**) *Crolachius*, in Theſauro Antiquitatum Thuring. mſptn. fol. 400.

sehr, und ließ ihre, aus Feindschaft von ihr angeklagte, unschuldige Verwandte verbrennen. Auch ein gewisser Anfried gab viele Unschuldige an. Diese Anzeigen wurden zuerst gegen Bauern, hernach gegen angesehene Bürger, endlich gegen Edelleute und Grafen angebracht. Den Angeklagten ward keine ordentliche Vertheidigung gestattet; sie mußten gestehen daß sie Ketzer wären, die Kröte berührt, den hagern Mann geküßt hätten. Viele ließen sich lieber verbrennen, als daß sie solche Unwahrheiten von sich aussagten; andere fragten, welche man für Mitschuldige halte? und gaben die an, so man ihnen nannte. So klagten sie die Grafen von Sayn und Henneberg und die Gräfin von Loos an. Der Bruder ward des Bruders, der Mann des Weibes, der Herr des Dieners Ankläger. Ich ermahnte den Mag. Konrad zuerst allein, hernach mit den Erzbischöfen von Trier und Kölln, daß er in einer so wichtigen Sache mit mehr Mäßigung verfahren möchte; aber er folgte unserm Rathe nicht, ließ endlich gar in Mainz das Kreuz gegen die Ketzer predigen, und ward deswegen bey Marburg umgebracht." *)

Mehr bedarf es wohl nicht, um ein strenges Urtheil über Konrad zu rechtfertigen, den gleichwohl

*) *Schannat. et Harzheim.* Tom. III. p. 543 sq. Auch Pfeffel hat diese Stelle in den zweyten Band seiner Geschichte der Teutschen für alle Stände (S. 220. 221.) eingerückt.

wohl manche Kronikſchreiber für einen groſſen Heiligen und Märtyrer ausgeben. Denn ſo ſagt unter andern Dietrich von Thürjngen von ihm: „Se credere, Conradum triplici laureola, videlicet martyrii, praedicationis ac virginitatis, a Deo coronatum.“ *)

Marburg. K. W. Juſti.

*) Folgende Schriften geben auch noch längere oder kürzere Nachrichten von Konrad von Marburg: *Trithemii* Chron. Hirſaugienſe ad a. 1214. 1215. 1233. Sicilim. ad hiſtor. Civitat. Imper. Wetzlar. Append. II. p. 261. Geſta Trevirenſ. Archiepiscoporum, in Collect. Scriptor. Eccardiana. T. II. p. 2227. *Schaten.* Tom. II. Annal. Paderborn. p. 21 ſeq. *Fabricii* Bibliotheca lat. med. et inf. aetat. T. I. p. 1169 ſeq. S. F. Hahn's vollſtändige Einleitung zu der Teutſchen Staats- Reichs- und Kaiſer-Hiſtorie, Th. IV. S. 220—222. Teuthorn's Geſchichte der Heſſen, III. Band, S. 455 und fg. Galletti's Geſchichte Thüringens. Th. II. S. 261. 263. 270. 276. M. C. Curtins Geſchichte und Statiſtik von Heſſen. S. 77. 78.

bemerken konnte, war, daß der König und Camillo ihr Geſicht veränderten, einander ganz erſtaunt anſahen, und durch ihre ſtummen Blike und bloſſe Gebehrden verriethen, daß etwas ſehr unerwartetes und wichtiges entdekt worden ſey -- aber was es ſey, oder ob der Inhalt freudig oder traurig ſey, das hätte wol der ſchärfſte Beobachter vom bloſſen Anſehen nicht errathen; und das kan auch, wenn die Freude unverhofft und auf dem äuſſerſten Grad iſt, nicht anders ſeyn.

Ein andrer Edelmann zu den Vorigen.

Hier kommt jemand, der uns vielleicht mehr von der Sache ſagen kan. Was giebts Neues, Rogero?

2. Edelmann.

Nichts als Freuden-Feuer: Das Orakel iſt erfüllt; des Königs Tochter iſt gefunden; kurz, es haben ſich in dieſer einzigen Stunde wunderbare Begebenheiten entwikelt, daß die Balladen-Macher das ganze Jahr durch genug zu thun haben werden.

Ein dritter Edelmann zu den Vorigen.

Hier kommt der Lady Paulina Hausmeiſter, der wird uns mehr Umſtände ſagen können. Wie geht's, mein Herr? Dieſe Zeitung, die für wahr gegeben wird, ſieht einem alten Mährchen ſo gleich, daß ihre Wahrheit in ſtarken Verdacht gezogen wird; hat der König ſeine Erbin gefunden?

3. Edel-

II.

Die Schauspielerin.

Probe eines neuen Romans.

Emilie Lesten an Sofie Wallmann.

Den 2. Sept.

Du weißt, liebe Sofie, wie lange ich mich nach dem Theater sehnte. Morgen endlich, morgen haben wir Theater. Ach, Sofie! die schönsten Seiten dieses Herzens werden berührt werden, und die Ahndungen einer bessern Welt werden deine Emilie aus der Langenweile der wirklichen wecken.

Die Zurüstungen zu unsern Koncerten und Bällen gehen schon ihren großen Gang. Mein Vater freut sich, wenn man mich in diese Zirkel zieht; aber was soll ich da? Du trittst mit dem frohsten Herzen ein, und diese Aengstlichkeit der Form, diese kalte Gleichgültigkeit der Gesichter muß Dich augenblicklich verstimmen. Man zeigt Dir die Liste seiner Tänze; man giebt Dir Bonbons, und in diese geistreiche Hülle kleiden die Menschen ihre Galanterie. Keine, keine der kleinen Seelen faßt den großen Gedanken, sich gemeinschaftlich zu freuen!

„Also dein Herz noch immer unbeschäftigt?“ Noch immer, meine Sofie! Hier und da einmal ein Gedanke: der und der könnte es wohl seyn; aber den andern Tag ist er wieder vergessen, oder er

miß-

mißfällt bey näherer Bekanntschaft. Mit Klifford bin ich noch immer auf demselben Fuß. Er liebt mich ohne es sich merken zu lassen, und ich schätze ihn ohne alles weitere. Ein junger fleißiger Mann, nicht ohne Empfindung, aber ohne Fantasie, wohl fähig den Ton einer edlen Seele zu verstehen, aber nie ihn zu wecken. In so einer Ehe müßte es doch viel Langeweile geben.

Mein Vater ist wohl, und freut sich bey seinem Pfeifchen und seinem L'hombre. Daß er mir das von vorsagt, wie gut es wäre, wenn ich bey unsern mittelmäßigen Vermögensumständen eine reiche Partie thun könnte, ist in der Regel. Lassen Sie mich doch für Sie leben, sag' ich dann immer, glücklicher in Ihrer Liebe als im Reichthum! Ach, Sofie! auch Ich brauche Reichthum; aber für diesen Reichthum ist die Wagschaale meines Vaters nicht gemacht!

Schauspieler Wallbrück an Direktor Reinhard.

Den 2. Sept.

Wir sind vorgestern hier angelangt. Ein heiterer lachender Ort voll feiner und kultivierter Menschen. Nichts verkündigt Reichthum, aber alles Wohlstand, also auf jeden Fall ein gutes Lokal für die Bühne. Es wird von dem Beyfall abhängen, ob wir die zwey Monate verlängern oder abkürzen werden.

Mit unserer Reise hierher muß ich Dich schon ein paar Augenblicke unterhalten. Unsere Karavane war von achtzehn Personen, ich mit Wittigs und Hellwing in Einem Wagen. Du weißt, wie ich mit diesen Menschen alle Gespräche über Kunst vermeide; dafür habe ich denn auch wackere Schraubereyen aushalten müssen. Ich entschuldigte mich immer mit dem, was auch wirklich meine volle Ueberzeugung ist, daß man den Sinn fürs Schöne nicht durch Räsonnement und Grundsätze, sondern durch Schärfung des Gefühls erlangt, und daß eben deshalb Auffassung und Zergliederung einzelner Kunstwerke und Karaktere das einzige fruchtbare sey. — So lassen Sie uns doch mit einem solchen Karakter uns die Zeit verkürzen! rief Hellwig; lassen Sie uns den Karakter des Karl Moor zergliedern. Ich habe die Räuber bey mir. — Ich war neugierig, wie er dies anfangen würde. — Er fing richtig an, ohne vorher einen bestimmten Begriff von dem Karakter im Ganzen zu haben, die einzelnen zergliedern zu wollen. — Auf diesem Wege, rief ich und schlug ihm das Buch zu, werden Sie nie mehr als Flickwerk erhalten. Erst müssen Sie zwey, drey Mal das Ganze studieren; Sie müssen sich daraus den bestimmtesten Begriff von ihrem Karakter bilden, ehe Sie in die Behandlung der einzelnen Scenen gehen, und jeder Zug dieser Scenen muß nach jenem gefundenen Karakter gemodelt seyn. — Wie aber, fragte er mich, und ich hätte ihm diese Frage kaum zugetraut — wenn der

Dichter den Karakter selbst nicht gehalten hätte, darf dann der Schauspieler nachhelfen? Darf der Schauspieler überhaupt den Dichter verbessern? — Der Schauspieler darf dem Dichter nur in dem was eigentliche Darstellung betrift, im Ton, in Gesten u. s. w. nachhelfen, aber nichts in den Worten abändern; denn der Schauspieler ist hier, ich möchte sagen, nicht selbstständig, sondern abhängig vom Ganzen oder vom Direktor, der dem Ganzen, wovon er nur ein Theil ist, das Stück darzustellen übergeben hat. Findet er also gegründete Ausstellungen, so muß er sie immer erst dem Direktor anzeigen. — Zu wie fern darf aber der Direktor abändern oder abändern lassen? — Hierüber giebt es keine andern Gesetze als die Gesetze der Moralität und des Gewissens des Direktors. Alles was man im Allgemeinen sagen kann ist, daß er vielmehr negativ als positiv verfahren muß, das heißt, er streiche das, was offenbar üble Wirkung auf der Bühne thun würde: nicht aber suche er den Dichter bloß zu verschönern und zu vervollkommnen.

Die sonderbarsten Scenen machten übrigens Schauspielerfurchtsamkeit und Prahlerey. An jedem Thore lispelten Wittigs furchtsam, als ob sie Vorwürfe fürchteten, das Wort Schauspieler, indeß Hellwing sich in die Brust warf und mit erhobenem Kopfe das Wort aussprach. Eben so komische Kontraste machten die Inquisitoren am Thore. Der eine, der so etwas von einem schönen Geist

haben wollte, ſchrieb mit freundlich wichtiger Miene unſre Namen auf. Ein anderer wollte ſich nicht mit dieſen Namen entweihen, und rief verächtlich hinter ſich: Komödianten!

Du ſiehſt, Lieber, wie offen ich Dir mein Tagebuch gebe. Uebrigens freue ich mich ſo recht mit Luſt und Liebe, die ſchöne Gegend zu durchwandern und mir irgendwo ein Hüttchen zu bauen. Ein Hüttchen? Ich weiß, Du denkſt Dir ſogleich eine Baucis darin; nur, ſo Gott will, um ein wenig jünger!

Emilie Leſten an Sofie Wallmann.

Den 5. Sept.

Beneide mich, Sofie! Ich habe die Kunſt durch ihren ſchönſten Prieſter, ich habe geſtern Klavigo geſehen. Du kannſt denken, mit welcher Spannung ich nach zwey Jahren zum erſtenmale wieder den geliebten Ort betrat. Eine wunderbare Empfindung ergriff mich gleich beym Eintritt. Der weite Platz war noch unerhellt; nur einſam flammte das Lämpchen des Suflörs, und hinter dem Vorhange gingen die Stimmen bunt durch einander. Nach und nach füllte ſich das Haus; die Lichter brannten, die Inſtrumente wurden geſtimmt, eine ſeelenvolle Sinfonie hob an. Ich hörte in dem prächtis

gen

gen Eingang Klavigo's Stolz, und im ſchmelzenden Andante die Klagen der ſanften Marie übers Meer hinüber zu ihrem Erretter. Der Vorhang ging auf, und der Uebergang von Klavigo's Herrlichkeit zu der rührenden Einfalt Mariens traf alle Herzen. In ſich gekehrt ſaß das ſanfte Mädchen da. Man ſah es, wie ſie mit Liebe über dem nagenden Grame brütete. Auf einmal tritt der Bruder in den Kreis, und, Sofie, welch ein Bruder! Ein feuriger kühner Mann, mit allem Verführeriſchen eines franzöſiſchen Offiziers! Er erſcheint ſo groß neben Klavigo, ſo ſtolz im Gefühl ſeiner gerechten Sache, ſo geweiht für Mariens Rettung! Und im vierten Akte, hier die ſterbende Schweſter, dort der wüthende Bruder, und um ſie herum das trauernde hülfloſe Haus; und wie ſie ſtirbt, und nun auf einmal ſeine Wuth in Schmerz ſich auflöſt, und er vor ihr hinſinkt und mit Gewalt von dem Leichnam fortgeriſſen werden muß. — Alle Herzen trauerten um Marien, und doch behielt daneben dieſer Bruder noch Platz. Während des Stückes hatte kaum jemand zu athmen gewagt. Deſto rauſchender war der Beyfall am Schluſſe. Wir armen Mädchen konnten der Kunſt durch nichts als durch einen Seufzer lohnen; aber vielleicht wog er jene ungeſtüme Lebendigkeit auf.

Von Beaumarchais, Wallbrücks Kenntniſſen und ſeinem Betragen kann man nicht genug rühmen; über ſeinen Karakter iſt man getheilt. Wie

ſehnlich wünſchte ich ſeine Bekanntſchaft zu machen! Vielleicht gelingt es mir, ihn in die Geſellſchaft meines Vaters zu ziehen. Mein Vater liebt zwar die Kunſt nicht, aber wohl ein wenig die Eitelkeit, und ſomit hat doch der große Künſtler für ihn ſeinen Werth.

Schauſpieler Wallbrück an Direktor Reinhard.

Den 6. Sept.

Unſer neuer Aufenthalt gefällt mir je länger je mehr. Die Menſchen ſind freundlich und genießbar, und ſchon geht mir der Stern eines glücklichen Abentheuers auf.

Vier Tage nach unſrer Ankunft wurde die Bühne mit Klavigo eröffnet. Das Haus war gedrängt voll. Ich hatte zum erſtenmal den Klavigo, für den ich mich zu feurig fühlte, mit der Rolle des Beaumarchais vertauſcht. Der Geiſt mit dem ich mir ihn dachte und ſpielte, war dieſer: edler Stolz und Liebe zu Marien beherrſchen ſeine Seele, und das Bewußtſeyn, daß eins von beiden, Mariens Ehre oder der Tod, ihm werden muß, giebt ihm die beſtimmteſte Feſtigkeit. Erſt als er dieſe verliert, als die Kabalen des Verräthers ihm jede Ausſicht verfinſtern, wird er ſchwankend und zwiſchen Wuth

und

und Schmerz getheilt. Aber selbst in den wildesten Ausbrüchen der Wuth ist der sanfte Ton der Pflicht und Liebe noch hörbar, und nie darf man dabey das Herz verkennen, aus welchem sie fließen! Am besten gefiel ich mir im fünften Akt. Ich habe wohl Beaumarchais gesehen, die die Worte seiner Vergebung an Klavigo mit einer Art von Reue aussprachen. Ich sprach sie mit der Herablassung des edlen Stolzes; dann blieb ich in stummer Wehmuth versunken über dem Sarge gelehnt, das Auge immer auf Marien geheftet, unbekümmert um Klavigo und Karlos. Erst bey den Worten Sofiens: Rette dich, Bruder! schien ich aus dem langen Traum zum Bewußtseyn der gefahrvollen Wirklichkeit zu erwachen, und sank vertrauensvoll an Sofiens Busen. Ich ward herausgerufen und sagte, daß ihr Zeugniß mir die Hoffnung gebe, den Sinn des edeln Geistes gefaßt zu haben, der den Klavigo schuf!

Den Abend fand ich mich auf dem Kaffeehause von einer Menge Dilettanten umgeben, und im Gespräch sagte einer, daß mein Spiel gewiß auf niemand so viel Eindruck gemacht habe als auf Emilien Lesten, eines unsrer geistreichsten Mädchen, mit der er sich in Einer Loge befunden habe. Ich ließ das gut seyn. Gestern finde ich auf einer Anhöhe vor der Stadt, von der man in die weite Gegend hinaussieht und wo ein guter Genius einige Bänke und Lauben gesetzt hat, ein Mädchen mit einem Buche. Meine Seele war offen. Ein feuriges Mädchen

chen von etwa neunzehn Jahren, mit einem schönen blauen Auge, übrigens mehr brünett als blond, und mit den holdesten Zügen, hier an diesem einsamen Orte, schien mir der Schutzgeist der über der Stadt schwebte. Ich rede sie an, ich frage sie um den Gegenstand ihrer Lektüre: es war Klavigo. Mit dem Gefühl eines Menschen, der durch einen unvermutheten Lobspruch überrascht wird, lege ich das Buch wieder weg. Aber sie sagt, daß sie meinen Beaumarchais gesehen habe, daß die Aufführung vorzüglich gut gegangen wäre; sie sagt mir Dinge, wie sie nur das geläutertste, bestimmteste Gefühl sagen kann. Ich war so überrascht, so betroffen durch den ungewohnten Einklang in die Stimme meines Herzens, daß ich alles Persönliche darüber vergaß. Auf einmal standen zwey alte Weiber vor uns, die sie in Empfang nahmen, und mit denen sie zu einem benachbarten Weinberghäuschen hinanstieg. Ich hatte kaum noch Zeit, nach ihrem Namen zu fragen: es war Emilie Lesten. Wie betäubt sah ich ihr nach, eilte dann mit raschen Schritten den Hügel herab, und fand mich wirklich erst auf meinem Zimmer wieder.

Daß ich genauer mit ihr bekannt werden muß, versteht sich von selbst. Sie schätzt die Kunst, sie schätzt mich, sie hat Fantasie und Feuer — welche Federn zum Spiel der liebenswürdigsten Intrigue! Und doch ist das Mädchen zu interessant, um die Tändeley eines gewöhnlichen Romans mit ihr an-

zus

zukünften. Man muß ſie ganz beſitzen wollen, oder nicht wieder ſehen!

Schauſpieler Wallbrück an Reinhard.

Den 10. Sept.

Ich habe heute ihre Bekanntſchaft gemacht. Du weißt, wie wenig ich den Schneckengang bey Weibern vertragen kann, und wie wenig ich für die jahrelangen Leiden eines ſchmachtenden Liebhabers tauge.

Ich höre, das Mädchen ſey muſikaliſch, und ſomit fiel mir ein, ihr einige Muſikalien, die ich bey mir hätte, anzukündigen, in der Hoffnung, daß, wenn ſie nur halb ſo viel Luſt zu mir hätte als ich zu ihr, ſie ſie unfehlbar würde abhohlen laſſen. Gedacht, geſchehen. Ihr Mädchen kommt, und ich laſſe mich entſchuldigen, daß nur noch eine Kleinigkeit daran zu verbeſſern wäre; ich würde Nachmittag ſelbſt damit aufwarten. Wie ich dieſen Nachmittag in ihr Haus trete, fällt mir beym Eintritt ſogleich ein Schlendrian von Vettern und Muhmen am Kaffeetiſch und mit langen Pfeifen, und mitten unter ihnen Emilie in aller Glorie des Genies, in das Auge. Ich entſchuldige mich beſtens, daß ich perſönlich beſchwerlich falle; ich hätte heute früh mit dem Befohlnen nicht gleich aufwarten können,

3. Edelmann.

Nichts wahrers, wenn jemals die Umſtände eine Wahrheit ins Licht geſezt haben: Die Beweiſe ſtimmen ſo gut zuſammen, daß man ſchweeren ſollte, man ſehe mit eignen Augen, was man erzählen höret. Der Mantel der Königin Hermione -- Ihr Hals-Kleinod um den Hals des Kindes -- Briefe vom Antigonus bey ihm gefunden, deren Handſchrift nicht zweifeln läßt, daß Antigonus ſie geſchrieben -- Die majeſtätiſche Geſtalt dieſer Creatur -- ihre vollkommne Aehnlichkeit mit ihrer Mutter -- ein gewiſſer Adel in ihrer Gemüthsart, und in ihrem Betragen, in welchem die Natur über die niedrige Erziehung zu triumphieren ſcheint -- und viele andre Umſtände beweiſen es bis zur Ueberzeugung, daß ſie des Königs Tochter iſt. Wartet ihr bey der Zuſammenkunft der beyden Könige gegenwärtig?

2. Edelmann.

Nein.

3. Edelmann.

So habt ihr eine Scene verlohren, die man ſelbſt geſehen haben muß, um ſich eine Vorſtellung davon zu machen. Da hättet ihr ſehen können wie eine Freude die andre krönte; dergeſtalt daß es nicht anders ließ, als ob die Traurigkeit weine, daß ſie Abſchied von ihnen nehmen müſſe; denn ihre Freude ſchwamm in Thränen -- Das war ein Augen-Aufreiſſen, ein Hände-Drüken, ein Tumult von einander drängenden Empfindungen, wie man noch nie geſehen hat! Un-

nen, u. s. w. Der Vater molestiert mich hierauf, indem er langsam seine Pfeife ausklopft, mit einer Menge Fragen: ob ich auch bey dieser Truppe sey; wie wir zufrieden wären; wie stark die Truppe sey, — und was nur immer ein Würzkrämer einem Künstler interessantes zu sagen weiß. Ich hatte gehofft zu der Gesellschaft gezogen zu werden; aber die Unterhaltung begann so zu stocken, und die Weiber sahen sich so dumm und kleinstädtisch an, daß ich im Begriff war mich zu empfehlen, als mich Emilie fragte, ob ich nicht ihren Flügel probieren wollte. Wir treten ins Nebenzimmer. Die Arie von Mozart, „ich baue ganz auf deine Stärke", war aufgeschlagen, und die Worte: „Was aller Welt unmöglich scheint, wird durch die Liebe doch vereint", spielte ich mit stärkerm, innigerm Nachdruck. Verzeihung, Theuerste! fing ich dann an; Ihre Unterredung von neulich war so interessant! Wie glücklich wäre ich, wenn ich öfter diese Bemerkungen nutzen könnte! — Ich komme wenig aus, sagte sie — Also keine Hoffnung? — Nachmittags gehe ich immer am Flusse nach Nauenheim. — Tausend Dank! rief ich, und war mit einem Händekuß aus der Thüre. — Da sey noch wenig geschehen, meinst Du? Wer hätte es dem Bäumchen vor meinem Fenster angesehen, daß es schon Früchte trägt?

Sekretär Klifford an Selting.

Den 11. Sept.

Fast schäme ich mich, Dir zu schreiben, lieber Selting! Ein jeder Brief ist ein Geständniß meiner Schwäche. Immer mehr werde ich überzeugt, sie kann mich nicht lieben. Mit diesem wachsenden Glauben wächst auch meine ängstliche Zurückhaltung, und durch jede neue Zurückhaltung muß ich nur von neuem in den Augen des feurigsten Mädchens verlieren.

Du weißt, ich bin bis auf wenige Punkte so ganz hingegeben. Erfüllung meiner Pflicht, Genuß der Natur und die Aussicht auf Liebe bestimmen den stillen Gang meines Lebens. Die unglückliche Erziehung, die mich spät unter Menschen brachte, ließ mich das schöne Glück des Selbstgefühls nicht finden, und zerbrach vielleicht auf ewig den Stempel, der meinem innern Gehalt auch äußern Werth geben konnte. Ich arbeitete, ich suchte Geschäfte; aber die Stimmung meiner Seele änderte sich nicht. Nur von der Liebe hoffte ich noch Energie. Jetzt sah ich Emilien, sie zog mich an: aber ihre Lebhaftigkeit, ihre Fantasie hatten mich so wunderbar überrascht; mein unglückliches Mißtrauen erwachte; ich glaubte ihrem Geiste nicht gewachsen zu seyn, und wirklich hörte ich, daß sie über mein Benehmen gespöttelt hatte. Nun versank ich in düstre Resignazion: denn wo ist ein quälenderes Gefühl, als Dem mißfallen zu haben, welchem

man zu gefallen wünschte? Ich beschloß, sie nicht wieder zu sehen, bis der Zufall mich vor einigen Wochen mit ihr zusammen führte. Der feste Vorsatz, ihr zu zeigen daß sie mich verkannt habe, gab mir Kraft. Ich sah, daß sie mich verstand, unsre Gefühle begegneten sich, mein Muth erwachte, ich liebte nun die Menschen und das Leben wieder. Fest entschlossen, mich jetzt bey der nächsten Gelegenheit zu erklären, suche ich sie vor einigen Tagen auf. Ich finde sie zerstreut, sie scheint mich nur im Vorübergehen zu bemerken. Sie fragt mich flüchtig, ob ich im Schauspiel gewesen sey, und da ich ihr sage, daß meine Geschäfte mich gehindert hätten, antwortet sie mir in einem spöttischen, schneidenden Tone! — Vielleicht war es nur Laune; aber auch Launen tödten, wenn du dein volles Gefühl entgegenbringst. Bedaure mich, Selting! Meine Hoffnungen sinken, mein Unmuth ist bis zur Menschenfeindschaft gestiegen; ich sehe nichts vor mir, als ein ungelohntes und ungeliebtes Leben.

R. H.

III.

Auszüge aus Briefen

eines Nordteutſchen an einen Freund in Z.

geſchrieben aus Paris im April 1796.

Ich wohne faſt im Mittelpunkt der groſſen Stadt, in der Nachbarſchaft der Bibliothek, der beſten Theater, des Palais d'Egalité, der Place de Victoire, der Thuillerien, mit der Ausſicht auf eine anſehnliche lebhafte Straße (grenelle honoré). Die Wohnungen ſollen bey weitem nicht mehr ſo theuer ſeyn, als vor der Revoluzion, oder als noch zu Anfang derſelben. Deſſen ungeachtet muß man in einem Hôtel garni, für ein mäßiges, und nur mit den nothwendigſten Möbeln verſehenes Zimmer zwey bis drey Louisd'or im Golde bezahlen, und ſichs gefallen laſſen, drey, vier, wohl gar fünf Treppen zu ſteigen. Wohlfeiler ſind Zimmer und Lebensbedürfniſſe in den entlegnern Theilen der Stadt, beſonders in der Gegend der Sorbonne und des botaniſchen Gartens.

Dem Polizeygeſetz zufolge darf kein Fremder länger als drey Tage in der Stadt verweilen, ohne ſich bey der Municipalität der Sekzion, in welcher er wohnt, zu präſentieren. Ich begab mich alſo ſchon am zweyten Tage

meines hiesigen Aufenthalts in die Municipalität der Sektion de la Halle au bled.

Man führte mich in ein großes, weitläuftiges Gebäude, welches von Petizionären wimmelte. Ich trat in das Büreau, wo man die Pässe der Fremden untersucht und unterschreibt. Hier ging man unter einander umher, lachte und plauderte so laut, als wäre man in einem öffentlichen Gesellschaftszimmer. Jeder behielt seinen Huth oder seine Mütze auf dem Kopfe, und machte nur dann eine ernsthaftere Miene, wenn er an das Pult der Schreiber trat, um sein Gesuch vorzubringen.

In diesen Büreaus fand ich endlich wieder einen Schatten der bürgerlichen Gleichheit und Freyheit, deren reale Existenz ich schon angefangen hatte während der wenigen Tage meines Aufenthalts in Paris zu bezweifeln. Ein dicker, gutmüthiger Mann, welcher in diesem Büreau etwas zu sagen zu haben schien, wiewohl es sein Aeusseres nicht verrieth, — er war in Schurzfell, leinenen Aermeln und Mütze — machte sich an mich, erkundigte sich nach meinen Wünschen, und wies mich mit vieler Freundlichkeit zurecht. In kurzer Zeit war mein Paß revidiert und unterschrieben. — „Bürger," sagte der dicke Mann zu mir, „dies gilt nur für drey Tage. Geht zum Büreau central und tauscht euch für den Paß eine Sicherheitskarte ein. Wenn eure Person ins

Ge-

Gedränge kömmt, müßt ihr die Karte aufzuweisen haben. Auch schafft euch einen Bürger zum Zeugen, den ihr mit euch zum Büreau central nehmt."

Ich benutzte des guten Mannes guten Rath, suchte meinen Bürgen auf, und ging in das Büreau central von Paris. Hier herrschte derselbe Ton wie in dem vorigen. Ich hatte aus geziemender Höflichkeit meinen Huth in der Hand. — „Setzt den Hut auf, Bürger!" rief mir der Mann zu, der mir die Sicherheitskarte ausfertigte, und ich gehorchte lächelnd.

Das feierliche Komplimentierwesen, worin uns Paris ehemals Unterricht gab, hat sich fast ganz verloren, wiewohl auch der plumpe Sanskülottismus schon längst wieder aus der Mode gekommen ist. Man begegnet sich, begrüßt sich durch ein kurzes Citoyen, welches an die Stelle des Monsieur gerückt ist, lüpft den Huth etwas, ohne ihn auch nur drey Zoll vom Kopfe zu entfernen, und man ist wo man seyn will.

Selbst der Ausländer heißt Citoyen; so wird er auch auf den Pässen genannt, er mag nun am französischen Bürgerthume Theil haben und haben wollen, oder nicht. Inzwischen haben sich doch noch hin und wieder Monsieur und Madame erhalten; sie zirkeln aber nur in den seiner seyn wollenden Gesellschaften, nie öffentlich.

Die Sicherheitskarte der Fremden unterscheidet sich schon durch die Farbe von den Bürgerkarten der Einheimischen; sie ist blau, und schwarz gestempelt. Eine Raute im Viereck enthält gedruckt die Wörter: Surete, Hospitalité, Fraternite, und umfängt, geschrieben, Namen, Geschäfft und Wohnungsanzeige ihres Besitzers. Auf der andern Seite der Karte befindet sich die Personbeschreibung und Signatur des Trägers. — Gegen Wiedereinlieferung dieser Karte empfängt man bey der Abreise von Paris seinen Paß zurück.

Ich hatte mich also in Rücksicht meiner nothwendigsten Bedürfnisse eingerichtet, und fing nun an, nach einem Plan von der Stadt, dich in allen Richtungen zu durchstreifen.

Ueber die Stadt selbst, ihre Häßlichkeiten und Schönheiten, darf ich Ihnen nichts sagen: sie sind schon oft genug und besser beschrieben, als ich sie zu beschreiben fähig wäre.

Im Ganzen ists mir hier wie zwanzig tausend andern Reisenden ergangen: ich habe vieles über, vieles unter allen meinen Erwartungen, die mir durch Reisebeschreibungen und Journale gegeben wurden, gefunden.

Anfangs machte ich, weil man doch nun einmahl gern mißt, Berlin zum Maasstabe von Paris.

Ich

Ich verlor mich in das Mauerlabyrinth der hohen, ſchmalen, dunkeln pariſiſchen Straßen, und fand die Hauptſtadt meines Geburtslandes noch immer ſchöner, mit ihren hellen, lachenden, graden Straßen, dergleichen ich mich in Paris noch wenig geſehen zu haben erinnere.

Ich dachte an die Mannigfaltigkeit und Menge der ſchönen, geſchmackvollen Palläſte und Privatgebäude, welche faſt alle Straßen der teutſchen Königsſtadt ſchmükken, und erblickte hier ein ermüdendes Einerley vier bis fünfgädiger Gebäude, deren Untertheil wenig Anziehendes für das Auge hat, deren Obertheil mit den hohen Feuermauern und den langen hervorragenden Schornſteinen einer Feſtung nicht unähnlich ſieht. Ich verglich die Boulevards mit der Straße unter den Linden und Berlin behauptete noch immer den Vorzug. Ich ſah in Paris nur eine ungeheure, weitläuftige Stadt, einen Koloß unter ihres Gleichen, mehr nicht.

Aber als ich nachher von Stadtviertel zu Stadtviertel, zur Kornhalle, dieſem einzigen und erſten Gebäude ſeiner Art, zum Palais d'Egalite', zum Louvre, zu den Thuillerien u. ſ. w. geführt wurde, da verlor ich meinen Maßſtab, da fand ichs lächerlich, vergleichen zu wollen.

Ungeachtet der Weitläuftigkeit der Stadt, und der Höhe und Enge der Straßen, welche verhindert die benach-

harten Thürme zu sehen, um sich nach ihnen, wie in andern Städten, bey den ersten Auswanderungen zu richten, kann man sich doch bald in dieser kleinen Welt zurecht finden, wenn man seinem Gedächtniß nur einigermaßen den Plan von Paris und das Verhältniß von der Lage der Sekzionen gegen einander einverleibt hat. Man findet überall an den Straßenecken nicht nur die Namen der Straßen, sondern auch die Namen der jedesmahligen Sekzion angezeichnet.

Die Regierung bemüht sich mit allen Kräften, die zerrütteten Finanzen, wo nicht wieder herzustellen, (denn dies würde in den gegenwärtigen Umständen ein Wunder verlangen) doch sie wenigstens in der Höhe festzuhalten, worin sie sich bisher befunden haben. Die Erfindung der Mandate ist Ihnen gewiß schon aus den Zeitungen bekannt. Ich weiß nicht, was man im Auslande davon hält; aber in Paris hat sich deswegen ein allgemeines Mißvergnügen verbreitet. „Papier (heißt es) und immer Papier von unsrer papiernen Regierung, von unsern Kartenkönigen!"

Dessen ungeachtet sind die Mandate jetzt im Gange, und haben einen solchen Werth, daß man in ihnen eben so gern, ja zuweilen lieber als selbst in baarem Gelde, Bezahlungen annimmt. Klingende Münze sieht man nirgends, als etwa in den Händen der Agiotörs, oder der

Frem-

Fremden, wenn ſie Aſſignate eintauſchen. Und doch iſt in Paris gewiß eine außerordentliche Menge baaren Geldes vorhanden. Aber niemand rückt damit hervor; jeder verbirgt es, und läßt ſich lieber für ärmer dann reicher halten, als er iſt.

Dies unangenehme Verhältniß aber wird dadurch noch mehr verſchlimmert, daß man in den Provinzen anfängt, die Aſſignate immer mehr aus dem Umlauf zu ſtoßen, ſo daß ſich die Münze in die Provinzen, das Papier hingegen nach Paris zieht. Auf der ganzen Reiſe von Baſel bis Paris habe ich nirgends Aſſignate geſehen; nirgends hätte man ſie angenommen, nirgends ſie wieder ausgeboten. Selbſt beym Geldumwechſeln gab man nur Metall, ohne auch nur die Frage zu äuſſern, ob Papier gefällig ſey?

So gerathen die Pariſer, bey der auſſerordentlichen Anhäufung des Papiergeldes und bey dem ſinkenden Werthe deſſelben, in immer peinlichere Verlegenheit; ſie ſehen mit dem Verfall der Aſſignaten zugleich den Verfall eines oft ſaper genug erworbenen Eigenthums; das Misvergnügen der Reichern und der Beſitzer liegender Gründe wird nicht gemindert, wiewohl ſie noch am meiſten gegen den Mangel geſichert ſind, und der Kummer der ärmern Klaſſe, welche nichts als Papier zum Eigenthum hat, führt endlich zur Verzweiflung.

ſer König, in eben dem Augenblik da er vor Freude über ſeine gefundene Tochter auſſer ſich ſelbſt war, rief als ob er plözlich von einem ſchmerzhaften Gedanken getroffen würde: O! deine Mutter, deine Mutter! Dann bat er den König von Böhmen um Vergebung; dann umarmt' er ſeinen Schwieger-Sohn; dann fiel er wieder ſeiner Tochter um den Hals, und küßt' und drükte ſie, daß ſie hätte erſtiken mögen. Einen Augenblik drauf dankt' er dem alten Schäfer, der in ſeinen ehrlichen grauen Haaren ſeitwärts ſtand, Augen und Hände aufhub, und vor Beſtürzung und Freude nicht reden konnte. In meinem Leben hab' ich von keiner ſolchen Begebenheit gehört; alles iſt zu wenig, was man davon ſagen kan; wie ich euch ſagte, man muß ſelbſt dabey geweſen ſeyn.

2. Edelmann.

Was wurde dann, ich bitt euch, aus dem Antigonus, der das Kind von hier wegtrug.

3. Edelmann.

Das ſieht wieder dem alten Mährchen ſo gleich, daß man es nur glauben muß, weil man ſich nicht anders helfen kan; er wurde von einem Bären zerriſſen; ſo erzählt es Schäfers Sohn, für den nicht nur ſeine Einfalt und Ehrlichkeit die Gewähr leiſtet, ſondern auch noch ein Schnupf-Tuch und ein Ring, welche Paulina für ihres Gemahls ſeine erkennt.

1. Edelmann.

Was wurde aus ſeinem Schiff und aus ſeinen Leuten?

3. Edel-

„Der Staat gelobt in der Konſtituzion Sicherheit des Eigenthums, und niemandes Eigenthum, in ſo fern es ſich auf den Beſitz papierner Summen gründet, iſt durch ihn ganz geſichert.“ —

Nicht das franzöſiſche Land mit ſeinen fünf und zwanzig Millionen Einwohnern, ſondern die Stadt Paris iſt zu groß für eine Republik.

Ich entdecke überall keinen hinreichenden Grund, der mir evident machen könnte, daß ein König fähiger wäre als eine wohlgeordnete Repräſentazion, ein ſo großes, volkreiches Gebiet zu regieren. Mag der Staat auch immerhin ſeine Gränzen von den Pyrenäen bis zum Rhein ausdehnen, er wird darum nichts an ſeiner innern Ordnung und Stärke einbüßen. Aber Paris war zu groß für einen König, und wird, ſo lange das Volk ſeinem alten Karakter getreu bleibt, auch für die republikaniſche Regierung zu groß ſeyn.

In einer ſolchen Stadt, worin es nie an reichen Müßiggängern fehlen kann, die nach höherer Gewalt, oder auch nur nach Stillung ihrer Launen, ihrer Wünſche ſchmachten; wo es nie an mißvergnügten Armen fehlen kann, die mit Freuden einer Inſurrekzion die Hand bieten, weil ſie in der allgemeinen Umſtürzung und Verwirrung der Dinge für ſich allein die Mög-

lichkeit

lichkeit des Gewinnes, nie die des Verluſtes, wahrneh-
men, — in einer ſolchen Stadt muß es immer Par-
theyen, Gährungen, Konſpirazionen geben, welche eben
dadurch furchtbar werden, daß ſie groſſe Volksmaſ-
ſen mit ſich vereinen. Das Gefühl der Kraft verleitet
ſchon den einzelnen Menſchen bey einer doppelpfadigen
Gelegenheit, den Weg des Fauſtrechts dem Wege des Ver-
nunftrechts vorzuziehen. Noch leichter verführt dies Ge-
fühl der Stärke einen groſſen Menſchenſchwarm. Hier wird
der Einzelne durch den gleichſtimmigen Wunſch von tauſend
andern Individuen bis zur Wuth erhitzt. Hier führt
das Geſchrey von Tauſenden zum Mißtrauen gegen alle
etwanigen Einwendungen der Vernunft — „Einer irrt
leichter als Tauſende gemeinſam irren!" — mit dieſem
Satze ſchlägt man das letzte aber der kalten Ueberle-
gung nieder.

Man gewöhnt ſich ungemein leicht daran, in groſſen,
von Empfindung und Einbildungskraft getriebnen Ver-
ſammlungen, an die Relativität der Ehre und Schande,
der Tugend und des Laſters zu glauben; man hält es
nirgends für ſichrer zu gehen, als da wo viele Hunderte
wandeln; man überläßt ſich gutwillig, mit einem gewiſ-
ſen Gefühl von Sicherheit und allgemeiner auf uns be-
zogner Liebe, dem groſſen Strom der allgemeinen Em-
pfindung und Handlungsart.

Iſt es einmahl erſt dahin gekommen, hat ſich einmahl eine Schwärmerey der Menge bemächtigt, welche, wenn auch nur auf ſcheinbar edeln Gründen geſtützt, einhergeht: ſo iſt alles gewonnen, oder vielmehr alles für die Sache der Vernunft verloren, und der Tod ſelbſt wird den Begeiſterten ein ſchönes, wünſchenswürdiges Gut.

Ich kann mir leicht hieraus die Menge der fürchterlichen Erſcheinungen erklären, welche ſeit dem Beginn der Revoluzion Paris zur Bühne, und das ſchaudernde Europa zum Parterre wählten; kann mir aber auch daraus mit eben ſo geringer Mühe weiſſagen, daß, wenn gleich Frankreich ſchwerlich jemahls wieder ſeinen königlichen Thron in ſeinen Gränzen errichten wird, die Stadt Paris dennoch für ewige Zeiten durch ihre eigne Größe die erſte Feindin der öffentlichen Ordnung und Ruhe, die erſte Feindin der Republik, und die Mutter unzähliger Revoluzionen bleiben werde.

Ein wichtiger Schritt zur Beſchirmung des Hausfriedens iſt von Seiten der Regierung gethan worden, als ſie die Sekzionen von Paris entwaffnete; aber dies bleibt immer nur ein mäßiges Palliativ. Denn hat eben dieſes Volk nicht ſchon **einmahl** die Arſenale erobert, und die Nazionalgarden und Linientruppen fanatiſiert? Iſt es eine **Unmöglichkeit**, daß es zum **andernmahle** geſchehe?

Wenn das Volk nicht durch eine weise Erziehung, durch fortgesetzten, allgemeinen und erleichterten Unterricht zu einer richtigen Kenntniß seiner Pflichten und Rechte, zur Einsicht über das Ganze der innern Staatsverhältnisse (worin in diesem sublunarischen Leben immer Mängel vorhanden bleiben) und zu einer festen, auf Vernunftgrundsätze gegründeten Moralität geleitet wird: so wird Paris sich in keiner Zeit von dem republikanischen Athen und Rom unterscheiden, worin Leidenschaft und Unwissenheit sich die Hände boten, die entsetzlichsten Verbrechen wider die Majestät der gesammten Nazion zu verüben; so wird Paris noch mehr als Einmahl seine Regierungen erschüttern, seine Freyheitsbäume umstürzen und wieder pflanzen.

Andre wandeln, mit ihrem Virgil, Livius oder Sallust in der Hand, durch Italien, um das Schauspiel der Vorwelt aus den Jahrhunderten der Vergangenheit in die Gegenwart zurückzuziehen: ich lese die Geschichte der Revoluzion, bewandle, bewohne selbst die Gegenden von Paris, in welchen jene schauerlichen Begebenheiten sich ereigneten, sehe mit eignen Augen noch die blutigen Spuren, die Trümmer, die Verwüstungen der letzten Jahre. — Schildern Sie sich, mein Lieber, nun selbst das Interesse und die Empfindungen, welche das Studium der französischen Revoluzion mir gewähren muß.

Un-

Unzählige Dinge, welche wir in der Ferne überſehen, überhören, weil ſie entweder von keinem bedeutenden Einfluß auf das Ganze waren, oder weil wir ſie, uns vertraut mit dieſen Gegenden, dieſen Menſchen, nur halb verſtehen, empfangen hier in der Nähe einen anziehenden Werth. Aus Zeitungen, Journalen und Geſchichtsbüchern bilden wir uns von allem nur einen ſchwankenden Umriß, ein farbenloſes betrügeriſches Schattenbild, an welchem wir den Gegenſtand nicht mehr erkennen, wenn wir vor ihm ſelbſt ſtehen. — Hier lernt man nicht die Geſchichte der Revoluzion — Paris wäre der letzte Ort, wo man ſie ſchreiben müßte, weil alles mehr oder weniger von Leidenſchaft und Partheyluſt influenziert wird — ſondern man lernt die Revoluzion ſelbſt in ihren feinern Zügen kennen; und dieſe ſind lehrreicher als Folianten der Geſchichte.

Aber ich zweifle ſehr, ob ich, wenn ich mich endlich hinlänglich für mich ſelbſt belehrt glaube; dieſe Stadt und dieſes Reich mit eben dem Vergnügen, mit eben dem Gefallen an den Thaten und Schriften der Menſchheit in den letzten Jahrzehenden verlaſſen werde, als ich hinkam.

„Wenn die Pariſer bleibende Enthuſiaſten für die republikaniſche Freyheit werden ſollen, ſo müſſen ſie noch

einmal

einmal einen König empfangen!“ — ſagte geſtern jemand in einer Geſellſchaft.

„Das wäre ein trauriges Mittel! (verſetzte ein anderer) Moſes führte ſein Volk vierzig Jahre lang durch die Wüſte der Freyheit entgegen, um es von den Ketten und Fleiſchtöpfen Aegyptens abzugewöhnen. So iſts itzt mit den Franken. Sie wollen bey jeder kleinen Unannehmlichkeit verzweifeln; ſie rebellieren, weil ſie in der Wüſte der Revoluzion zu verſchmachten fürchten; ſie ſehnen ſich in ihr altes Aegypten zurück. Aber nur Geduld! Laßt die erſte Generazion ausſterben, und Aegypten iſt vergeſſen.“

Der Mann, der dieſe Antwort gab, war kein anderer, als der in Teutſchland weit und breit verſchrieene Mainzer Deputierte und ehemalige Präſident des rheiniſchen Nazionalkonvents — Hoffmann. Er war es, der bey dem Uebergang Toulons an die Engländer, von Seiten der frayzöſiſchen Regierung, mit geheimen Friedensaufträgen nach England geſchickt, aber auf Pitts Befehl ſchon in dem Augenblick arretiert wurde, als er kaum den Fuß ans Land geſetzt hatte. Die nachherige Wiedereroberung von Toulon machte von ſelbſt einen Theil ſeiner Aufträge ungültig; mit Noth und Mühe entkam er über Holland. Jetzt iſt er bey einem Büreau angeſtellt, welches ſich mit den Fremden beſchäftigt.

Hoff-

Hoffmann scheint mir nichts weniger als ein Fanatiker oder ehrgeiziger Revoluzionär zu seyn. Er erscheint mir als ein Mann von sehr geläuterten Begriffen, Freund des Guten und Wahren, eben so unternehmend als beharrlich in seinen Handlungen. Ihm ist nicht unbekannt, wie sehr er in Teutschland verrufen ist; inzwischen ist ihm dies sehr gleichgültig, da er längst einen Unterschied zwischen Geburts- und Vaterland gemacht, und Frankreich zum letztern erwählt hat. Auch läßt sich schwerlich in einem revoluzionären Zeitalter, wo jeder Theilnehmer und Urtheiler mehr oder minder vom Dämon der Leidenschaft, des Vorurtheils oder Partheysinns angeblasen ist, mit einiger Sicherheit über die Moralität eines in die Revoluzion verflochtnen Karakters absprechen; eine Sache, die schon in ruhigen Zeitläuften zu den schwierigsten Gegenständen des menschlichen Wissens gehört. *)

Würden nicht manche vernünftige Männer, die itzt noch so unbarmherzig über Hoffmann, Forster und Luchs aburtheln, an dem Platze der letztern vielleicht eben so gehandelt haben?

Luchs, dieser mir noch immer unerklärliche Märtyrer für Scharlotte Korday, war Hoffmanns Schüler, und der erste, welchem ehemahls in Mainz die Magister-

*) Man hat hier wohlbedächtlich ein paar Perioden weggelassen. d. H.

giſterwürde von ihm ertheilt wurde. Alle perſönliche Bekannte Luchſens, mit welchen ich über dieſen ſonderbaren Mann geſprochen habe, ſtimmen darin überein, daß er ein wirklich liebenswürdiger Menſch, ein treuer Freund, ein zärtlicher Gatte, ein geborner Republikaner geweſen ſey. Er ſtarb unter dem Eiſen der Guillotine, nicht ſo ſehr wegen ſeiner Broſchüre über die edle Korday, als vielmehr weil er ſich zur Fakzion der Briſſotiner bekannte, und alſo durch jenes Pamflet ſeinen Feinden ſelbſt Anklage und Richtſchwert in die Hände drang.

Hoffmann beſuchte ihn im Gefängniſſe. Luchs war und blieb unveränderlich in ſeinen Geſinnungen. „Warum willſt du mich nun muthlos machen? Ich ſterbe mit Freudigkeit für die gute Sache!“ rief er Hoffmannen zu. „Haſt du mich nicht ſelbſt dieſe Grundſätze gelehrt? Warum willſt du es itzt ſeyn, der mich wieder von ihnen abtrünnig macht? — Nein, es iſt nothwendig: man muß das Blut der Rechtſchaffenheit fließen ſehen, und, wenn es ſeyn muß, öfters fließen ſehen, um endlich die Grauſamkeit der Tyrannen inne zu werden, ſie zu ſtürzen, und die Tugend emporzuziehen aus ihren Kerkern. — So ſey es! Ich will freywillig eines dieſer nothwendigen Opfer ſeyn — Geh, tröſte dich und mein Weib!“

Luchs ließ ſeit dieſer letzten Unterhaltung ſeinen ehemahligen Freund und Lehrer nie wieder vor ſich.

Er ſchwang ſich lächelnd auf die Karre, und beſtieg die Guillotine.

Den 25. Germinal.

Nach dem Urtheil bewährter Revoluzionskenner läßt ſich alles wieder zu neuen Unruhen an; denn die Symptomen einer Inſurrekzion äuſſern ſich ſchon in allen Gegenden von Paris, wenn gleich nur noch in ſanften Pulſen.

Große Maſſen fangen von neuem an ſich aus einander zu ſcheiden; man erkennt itzt davon nur zwey große, allgemeine Partheyen, deren eine ſich gegen die jetzige Regierung, die andre für dieſelbe zu rüſten beginnt. Beyde behaupten, wie gewöhnlich, jede ausſchließlich von ſich, ſie ſeyen Patrioten, wahre Republikaner und ſchelten alle Andere Ariſtokraten, Betrüger, Betrogne, Schurken (Scélérats), was eins und daſſelbe heißt.

Die unruhige Stimmung der Pariſer iſt ziemlich ſichtbar, denn man geht dabey gar nicht heimlich zu Werke. Auch wäre dies nicht ſehr thunlich, wenn man eine große Parthey zu bilden beabſichtete. Selbſt in der legislativen Verſammlung wird man bereits auf die Bewegungen aufmerkſam, die ſich im Volke ſpüren laſſen.

Die

Die Journaliſten theilen ſich in den verſchiedenen Volkspartheyen. Die Gegner der Regierung wenden alles an, dieſe mit allen ihren Unternehmungen lächerlich oder verhaßt zu machen; ihr Lob und ihr Tadel iſt eine feine Ironie, welche den Ausländer täuſchen kann, aber deſto ſicherer von dem mißvergnügten Pariſer begriffen wird. Robespierre erhält hin und wieder Lob, weil man nur unpartheyiſch ſeyn will. Es iſt wahr, heißt es, er hat den Kopf manches braven Mannes fallen machen, aber dafür auch vielen Schurken den verdienten Lohn gegeben. Es iſt wahr, er regierte durch Schrecken, aber durch eben dieſes bittre Mittel rettete er auch die mit dem Tode ringende Republik vom Untergange. Er organiſierte eine Armee, wo noch keine ſtand; er hätte eine Marine organiſiert, die der engliſchen Trotz geboten haben würde, wäre er nicht zu früh gefallen!

In den Theatern wird wieder ſo heftig wie ehemahls jede Stelle applaudiert, die auch nur die entfernteſte Anwendung auf die gegenwärtigen Regierungsverhältniſſe leidet. Die Schauſpieler, denen es mehr um den Beyfall jedes abendlichen Parterre's, als um den Beyfall der franzöſiſchen Nazion zu thun iſt, heben abſichtlich jede deutbare Stelle durch ihr Spiel zur Aufmerkſamkeit der Zuſchauer empor.

Ein Schauſpieler des Theaters in der Faydeauſtraße machte ſich neulich durch eine einzige, ſimple Bewegung

3. Edelmann.

Dieſe giengen in dem nemlichen Augenblik da ihr Herr ums Leben kam, und vor den Augen des alten Schäfers, am Strand in einem Sturm zu Grunde; ſo daß alle Werkzeuge welche zu der Ausſezung des Kindes geholfen hatten, zu eben der Zeit verlohren giengen, da es gefunden wurde. Aber, o! den edeln Kampf zwiſchen Schmerz und Freude, der in Paulina's Gemüth vorgieng! Indem ihrem einten Aug eine Thräne über den Tod ihres Gemahls entfiel, erhob ſich das andre über die Erfüllung des Orakels gen Himmel. Sie hob die Princeſſin über die Erde, und umarmte ſie ſo inbrünſtig als ob ſie ſie an ihr Herz anheften wollte, um nicht mehr in Gefahr zu kommen, ſie zu verliehren.

1. Edelmann.

Wahrhaftig, eine Scene, welche es würdig war, lauter Könige und Prinzen zu Zuſchauern zu haben!

3. Edelmann.

Einer von den ſchönſten Zügen unter allen, und der mir das Waſſer in die Augen trieb, war, wie von dem Tode der Königin geſprochen wurde, und der König die Umſtände, welche ihr das Leben gekoſtet, eben ſo aufrichtig bekannte als wehmüthig beiammerte -- wie während dieſer Erzählung Aufmerkſamkeit ſeine Tochter verwundete; bis von einem Zeichen des Schmerzens zum andern, ſie mit einem Seufzer, der ihr Herz zerriſſen zu haben ſchien --

faſt

seiner Hand für drey Tage unvergeßlich, bis sein Einfall ganz Paris durchzirkelt hatte. — „Qu'ils tombent les tyrans!“ rief er mit pathetischer Stimme, streckte den Arm auf; und hielt die Finger seiner Hand dabey so weit auseinander, daß man sie alle fünf ohne Mühe sehen und zählen konnte.

Im Garten der Thuillerien und auf dem Revolutionsplatze sammeln sich schon wieder des Abends gegen die Dämmerungsstunde die berüchtigten Volksgruppen, um über das Heil der Republik und über den Werth oder Unwerth der Repräsentanten zu debattieren. In diesen Gruppen lernt man unstreitig die Stimmung und den Geist des Pariser Volkes am zuverlässigsten kennen. Es ist der Mühe werth, sich in dies Getümmel und Gewühl von Männern und Weibern aus allen Altern und Klassen zu mischen.

Es war gestern das erstemahl, daß ich ein solches Schauspiel — für mich neu und einzig in seiner Art — erlebte. Ich speiste mit einem meiner Freunde, einem jungen, feuervollen Republikaner, bey einem Restaurateur in der Nachbarschaft der Thuillerien, und besuchte mit ihm darauf den Garten.

Denken Sie sich die lange, prächtige Façade des Pallastes, welcher am zehnten August für ewige Zeiten profaniert wurde, gegen einen großen, freyen Platz ausgespannt,

gespannt, dessen Breite sich nach den Flügeln des Schlosses mißt, und mehr als noch einmahl so lang als breit ist. Denken Sie sich diesen weitläuftigen Platz mit anmuthigen Gebüschen überdeckt, durch welche in geraden Linien breite, mit Bäumen besäumte Gänge laufen, und auf diesen Gängen nun einige tausend Spaziergänger zerstreut, die einzeln oder in dichten Haufen das schöne Revier durchschwärmen; Liebende und Feinde, Sünder und Gerechte, die Grazien von Paris und scheußliche Poissarden, Negressen und Mulattinnen, Handwerker und Millionärs.

Im Hintergrunde des Gartens schimmert, am Ende des Hauptganges, wie in einer theatralischen Dekorazion, vom Revoluzionsplatze herüber die kolossalische Bildsäule der Freyheit, welche man nur in einer gewissen Ferne sehen muß, wie die bisherige französische Freyheit, wenn man sie schön finden will. *)

Hier bilden sich nun gewöhnlich die politisierenden Gruppen, diese ersten Blasen, welche der gährende Unwille des Volks auswirft, diese Vorboten einer heranahenden Insurrekzion.

Zwey Personen stehen zusammen und sprechen über die Regierung; ihre Unterhaltung wird lebhafter. Es

 treten

*) Was von allen kolossalischen Bildern gilt. H.

treten einige andere als Zuhörer heran; dies lockt mehrere aus der vorbeyſtrömenden Menge näher. Wie ein Magnet zieht der Hauſe immer ſtärker an, je größer er wird, und in Zeit von zwey Minuten hat ſich eine Maſſe von einigen hundert horchenden Menſchen aus allen Klaſſen und Altern zuſammen geballt, in deren Mitte ein Mann oder ein Frauenzimmer mit vieler Beredſamkeit das Wort führt, und bald widerlegt, bald mit Beyfallsbezeugungen angefeuert wird.

Wir miſchten uns in einen dieſer Volksſchwärme, und kamen gerade dazu, als ein wohlgekleidetes, ältliches Frauenzimmer einem Müller oder Becker die Untauglichkeit der gegenwärtigen Regierung von Frankreich bewies. „Ich will euch, ſagte die ſtaatskluge Dame, „mit Einem Worte unſer Elend, oder, was eben daſſelbe iſt, unſre Verfaſſung ſchildern. Wir haben die Monarchie zerſtöhrt, und mit Recht; wir haben die Hierarchen vertrieben, und mit Recht; wir haben die Ariſtokraten verjagt, und mit Recht; wir haben Leben, Blut und Gut für den Konvent und für die Republik daran gewagt, und was haben wir dafür? — Wir ſeufzen unter dem eiſernen Joch der Büreaukratie!“ Die letzten Worte ſprach ſie mit einem dumpfen erſchütternden Tone.

„Haben kein Brod und keine Waffen!“ intonirte ein anderer.

„Warum

„Warum waret ihr Narren, und ließet euch beydes nehmen?“ fragte das Weib mit bitterem Hohn in der Miene. — „Und doch, es ginge alles noch, es würde wohl noch werden; aber dann müssen wir schlichte, rechtschaffne Repräsentanten haben, keine Intriganten! Ich sage euch, Bürger, ehe Jourdans und Isnards Kopf nicht liegt, wo Robespierres Kopf ruht, ehe hoffet kein Heil für euch!“

Ich erschrak über diese verwegene Aeußerung, die bey den übrigen auch nicht den leisesten Mienenzug veränderte.

Jetzt sprang mein Gefährte mit jugendlichem Ungestüm in die Mitte des Haufens, und eröffnete seine Rede mit einer Wildheit, die mich für ihn zittern machte.

„Ich rede itzt nicht mit euch, elende Aristokraten, rede nicht mit euch, Söldner des Königs von Verona! — Bürger, die ihr das Vaterland, Bürger, die ihr die Freyheit unter selbstgeweihten Gesetzen liebt, und eure selbstgewählten Stellvertreter ehrt, zu Euch red' ich!“ —

Jeder drängte sich mit Neugier um den neuen Redner, der die Vertheidigung der fünf Direktoren und des ganzen legislativen Korps mit einem Feuer und Geist übernahm, daß ich ihn beynah nicht mehr kannte. Man horchte, man ließ ihn ausreden; dann trat ein bejahrter Mann gegen ihn auf, und widerlegte ihn mit weniger

Heftigkeit, aber mit deſto glänzendern Einfällen. Er rief Beyſpiele aus der ältern und neuern Geſchichte in ſeine Rede, und ſchloß mit den Worten: „ſpottet nicht der Engländer! Wir ſind mehr Sklaven als ſie!“

„Wir dürfen noch reden!“ entgegnete mein Republikaner. Dieſer glückliche Einfall verſchaffte ihm überall mehr Siege als ſeine ganze vorige Rede. Man rief ihm bravo zu, klopfte ihm auf die Schultern; die Männer nickten mit dem Kopfe, und die Mädchen und Weiber lächelten ihn freundlich an.

„Aber halt, Bürger!“ fuhr er fort. „Ihr habt Recht! Die Franken ſind noch größere Sklaven als die Engländer; aber nicht alle, ſondern nur die, die ſich an England verkauften. Dieſe ſind die Sklaven der Sklaven!“ —

In dieſem Augenblick erſchien eine Patrouille von ungefähr dreyſſig Mann Linientruppen, und drang in geſchloſſenen Gliedern in die Gruppe, um ſie zu zerſtreuen.

„Macht ihnen Platz, Bürger! rief einer der Gruppiſten; denn es ſind unſere Freunde!“ — Der Grund war ſehr ſchlau angegeben.

Nichts iſt komiſcher als das Manöver der Soldaten, die Volksmaſſen zu ſprengen. Sie marſchieren die kreuz

und

und die queer, ohne ein Wort zu ſagen, ohne ſich die mindeſte Gewaltthätigkeit zu erlauben, mitten durch die dichteſten Haufen, die ſich eben ſo bald wieder hinter ihnen zuſammenſchließen, und die Unterhaltung ſo unbefangen fortſetzen, als wenn man nur, um ſich zu beſinnen, eine Priſe Taback genommen hätte. Die Patrouillen marſchieren indeſſen ſo lange im Volksgewühl nach allen möglichen Richtungen, bald rechts bald links, umher, bis ſie den Faden der Konverſazion durch ihre ewigen Dazwiſchenkünfte abgeriſſen, und die Maſſen auseinander gelöſt haben, die dann in einzelnen Partheien über dem Platz zerfließen, um — ſich an einem andern Orte wieder zu ſammeln.

So wie hier in den Thuillerien, formieren ſich zu eben der Zeit an andern öffentlichen Plätzen ähnliche Gruppen. Gewöhnlich werden darin mündlich die rebelliſchen Grundſätze ausgebreitet, welche man ein paar Stunden vorher aus den neueſten Broſchüren einſog, die itzt täglich in Paris mit unerhörter Frechheit vertheilt werden.

Dieſer Gegenſtand iſt endlich ſchon ſo wichtig geworden, daß das Direktorium dieſen Morgen an alle Straßenecken und öffentlichen Plätzen eine Proklamazion, an die Bürger von Paris gerichtet, anſchlagen ließ. *)

*) Da man dieſe Proklamazion ſchon in öffentlichen Blättern geleſen hat, ſo wird der Auszug, den der Briefſteller davon giebt, hier weggelaſſen. H.

„O ihr Redlichen. (heißt es darin) denket daran, seit wann das Direktorium eingesetzt wurde, und urtheilet dann, ob es wirklich in dem Zeitraum von so wenigen Monden mehr leisten konnte? — Die Vendee ist entwaffnet, und ihre Anführer sind theils getödtet, theils gefangen; der Aufruhr in Indre und Cher ist im Augenblick des Ausbruchs erstickt; der Krieg gegen die Chouans wird mit eben so vieler Thätigkeit als mit Erfolge geführt; die Armeen, die fast ganz aufgelöst waren, sind wieder organisiert, und im Stande, sich mit dem Feinde zu messen und den Sieg unter den Fahnen der Freyheit festzuhalten, u. s. f.“

Sie sehen, daß es schon ziemlich weit gekommen, und die Furcht des Direktoriums nicht ganz ungegründet seyn muß, da es sein eigner Lobredner wird.

In dem Getümmel dieses großen Jahrmarktes von Straße zu Straße, von Sekzion zu Sekzion umherzuschlendern, ist ein Vergnügen, welches man selbst in den beyden größten Städten Teutschlands entbehrt. Jede Straße liefert neue Auftritte, bald komischen, bald tragischen Inhalts; überall ist Mannigfaltigkeit. Nur die Kokarden an den Hüthen und Hauben der Männer und Weiber, das betäubende De l'eau: Geschrey der schmutzigen Wasserträger, das voila der Journalausruser

rufer in jeder Tagesstunde, bringt Einheit in diese bunte lärmende Verwirrung, und erinnert immer daran, daß man in Paris lebe.

Fremde, von welcher Bildung und welchem Geschmack sie auch seyn mögen, finden hier, und wenn sie den Fuß auch in kein einziges Haus setzen, die reichlichste Unterhaltung. Büsten, Kupferstiche, Gemählde, Bibliotheken, Possenreisser, Marionettenspieler, Taschenspieler u. s. f. zeigen sich in allen Stadtgegenden, und haben einen, größern oder kleinern Schwarm von Bewunderern und Tadlern um sich versammelt.

Selbst Melodien werden verkauft, und dem Ohre der Käufer eingegeigt. An der Straßenecke steht ein zerlumpter Virtuose mit der Violine, neben ihm ein Weib oder Mädchen; beyde singen, ohne von dem Geräusch der Wagen, Reuter und Schreyer irre gemacht zu werden, die sangbarsten Arietten aus den neuesten Opern mit republikanischen Texten.

Nur die Marseiller Hymne, ehemahls das Lied des Tages, welches der Konvent selbst so oft mit Enthusiasmus anstimmte, ist verboten, seitdem es in den Geruch des Terrorismus kam. — Auch das Erwachen des Volks (Reveillez vous Peuple endormi) wird nicht mehr geduldet, seitdem man es aristokratisch findet. Jetzt ist das Veillons au salut de l'empire

an

an der Tagesordnung. Es wird von den Schauspielern auf den Theatern und in allen Buden gesungen. Ich weiß nicht, ob es in Teutschland schon bekannt ist; darum theile ich Ihnen die Worte desselben mit. Die Musik ist sehr angenehm und lebhaft; sie ist aus einer bekannten Oper genommen.

Veillons au salut de l'empire,
Veillons au maintien de nos droits!
Si le despotisme conspire,
Conspirons la perte des Rois!
Liberté! Liberté!
Que tout mortel te rende hommage!
Tyrans, tremblez!
Vous allez expier vos forfaits;
Plutôt la mort que l'esclavage,
C'est la devise des Français.

Du salut de notre patrie
Dépend celui de l'univers,
Si jamais elle est asservie,
Tous les peuples sont dans le fers.
Liberté! Liberté! etc.

Ennemis de la tirannie,
Paraissez tous, armez vos bras!
Du fond de l'Europe avilie,

Mar-

Marchez avec nous aux combats.
Liberté! Liberté!
Que ce nom ſacré nous rallie!
Pourſuivons les tyrans!
Puniſſons, puniſſons leurs forfaits!
Nous ſervons la même patrie,
Les hommes libres ſont Français.

H. Zſch**.

IV.

Beſchluß der Proben aus dem teutſchen Lovelace.

---

23. Brief.

Eduard Klifford an Ferdinand v. Trautenſtein.

M. den 24. Jun.

Das Land hier herum iſt ein Labyrinth von Schönheiten, an dem das Auge ermüdet, und worin ſich die Fantaſie wie in einer wollüſtigen Ohnmacht verliert. Ich habe ein Feſt gehabt, das für die ſeligen Götter nicht zu ſchlecht wäre, wenn ſie anders

einen

faſt möchte ich ſagen Thränen blutete; denn ich bin gewiß, das meinige weinte Blut. Wer ſonſt Marmor war, veränderte ſeine Farbe; einige muſten die Augen wegwenden, alle waren tiefgerührt: wenn die ganze Welt ſie in dieſem Augenblik hätte ſehen können, der Schmerz würde allgemein geweſen ſeyn.

1. Edelmann.

Sind ſie wieder nach Hofe gegangen?

3. Edelmann.

Nein; die Princeſſin hörte von einer Statue ihrer Mutter, welche Paulina in Verwahrung hat; ein Stük, woran der groſſe Maſter, Julio Romano (*) viele Jahre gearbeitet, und welches er nur kürzlich zu Stande gebracht; dieſer ſchöpferiſche Künſtler, der, wenn er ſelbſt Ewigkeit hätte und ſeinen Werken Athem geben könnte, die Natur um ihre Kundſame bringen würde, ſo vollkommen iſt er ihr Aſſe. Sie verſichern, er habe eine Hermione gemacht, welche der würklichen ſo ſehr gleiche, daß man verſucht werde, ſie anzureden und auf eine Antwort zu warten. Dahin haben ſie ſich nun mit aller Begierigkeit der Liebe hin begeben, und dort gedenken ſie, zu Nacht zu ſpeiſen.

2. Edel-

(*) Wie Herr Warburton vermuthet, wollte der Poet Michael Angelo ſchreiben. Zu wünſchen iſt, auſſer dem ſeltſamen Anachronismus, dieſe Stelle als eines von den ſchönſten Exempelchen von Ironie, die in unſerm ganzen Autor vorkommen, zu bemerken.

einen Sinn für menschliche Dinge haben. Dieser Morgen war so stille und freundlich. Ich war hinausgegangen, und hatte von der Spitze des nächsten Berges Besitz genommen, der rings umher die ganze Gegend beherrscht. Der Reichthum des Landes lag vor mir aufgethan; die Erde rauchte und dampfte, wie ein Opferheerd, von hundertfältigem Segen, und über ihr brach die Sonne glorreich durch die weichenden Nebel.

Wer der Fürst dieses Landes wäre! — O Ferdinand! ich belüge mich selbst, und trage den Frost der Selbstsucht auf den Lippen, während ein unauslöschliches Feuer in meinem Busen brennt, dessen Strömen ich mit Mühe den Ausbruch verwehre. Eine Welt ruht in mir voll gährender Stoffe und Kräfte; es keimt, es reift, — und strebt und drängt und durchkreuzt sich in unendlichen Richtungen und Kreisen. Es wird ein Tag kommen — Laßt mich gewähren! Ich bin nicht gebohren, von Blinden und Halbsehenden begriffen zu werden.

Es giebt immer etwas, das meine Einbildungskraft von ihren Ausschweifungen zurück bringt, und meinen Empfindungen den gehörigen Ton mittheilt, wenn sie etwa einmal zu hoch gespannt sind. — Ein armes Weib kam mit einer Last Holz aus dem Walde, und blieb dem Steine gegenüber stehen, den meine Fantasie zu einem Thron umgeschaffen hatte. Sie hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten; einige Stücke oder Splitter waren losgegangen, und

eins

eins oder zwey auf die Erde gefallen. Sie sah sich besorgt um, ob niemand da sey ihr zu helfen. Ich stand auf und näherte mich ihr, um den Bündel fest zu machen. Sie dankte mir ziemlich lebhaft. Ich that einige Fragen an sie, und warf ihr in die Schürze was ich von kleiner Münze bey mir hatte, indem ich sie schnell verließ.

Ich nahm einen andern Weg, um bey dem Sommerhause der Baronin vorbey zu kommen. Ferdinand, das ist der Ort! — „Was für ein Ort, Eduard?" — — Höre, guter Freund! Ich habe eine Unart an Dir bemerkt, die Du Dir abgewöhnen mußt. Du bist neugierig, und noch spitzfindiger als neugierig. Da ist Leonore, deine klagende Filomela, von der Du nicht fertig werden kannst zu erzählen, zu fragen und Bedenklichkeiten zu erheben, und die Dich auf einmahl so beredt gemacht hat, daß ich erstaune. Es ist eine Frage in deinem Letzten, eine verfängliche, verdammte Queerfrage — „Du weißt nicht" — Soll ich wissen, was Du nicht weißt? — Laß mich zufrieden! Es hat schon Mancher ein Mädchen sitzen lassen, schon in jenen alten Zeiten, wie Makbeth sagt — freylich, und auch nachher — — Hinweg! Ich will nicht weiter daran denken.

Wir hatten verabredet, einen Tag bey der Baronin zuzubringen. Es war der gestrige. Ich erlaube Dir von nun an, in deinem Herzen zu sagen,

gen, daß ich zu Zeiten verliebt bin. Du wirst lächeln und dein weises Gesicht in Falten ziehen, wenn du hörst, daß ich die ganze Nacht in wilden Ahndungen gelegen und tausend Plane durch meinen verkehrten Kopf gewälzt habe. Da ich des Morgens zu Wilhelminen kam, um sie in meinem Kabriolet hinaus zu bringen, hatte sich der Sturm nur halb gelegt. Es ist eine Schande, daß ein Gedanke so viel Gewalt über uns haben, und ein Mensch nicht Mannes genug seyn soll, dem Takt seines Pulses zu gebieten! Ein verführerisches Bild drängte sich vor meine bewegte Seele. — Wir sollten allein fahren; draußen ist niemand als die goldne Göttin Gelegenheit, wie ich die Frau des Hauses künftig nennen werde.

Das Ehepaar empfing mich überaus artig. Ich war verstört und etwas blaß. Werner erkundigte sich mit vieler Höflichkeit um mein Befinden. Ich glaube der Schalk nimmt sich heraus, mich manchmal zum Besten zu haben. Er soll ernsthaft werden, ich gebe Dir mein Wort. — Wie ich da stand! Verhaßt, Ferdinand, was ein Liebhaber für eine unverständige Kreatur ist! Wilhelmine war lauter Leben und Uebermuth. Sie wollte voraus in den Wagen, und als sie meinen Arm spürte, da ich sie im Hinaufsteigen zu unterstützen suchte, legte sie sich mit ihrem ganzen Gewichte zurück, und warf ihr lächelndes Gesichtchen herum, um Werthern Lebewohl zu sagen. Ein Zittern ergriff mich, daß

daß ich mich ſchäme, wenn ich daran denke. Sie ſoll nicht — nein, ſie ſoll es nicht wagen ſich zu geſtehen, daß mein Herz in ihrer Gewalt ſey! Ich drückte ſie vor Bosheit — ich hätte ſie erdrücken mögen — und ſchwang mich auf meinen Sitz, indem ich die Zügel zurück riß, daß die Roſſe wild durch einander fuhren. In dem Augenblick hätte ich ſie verderben können. Wäre der Himmel ein Gezelt, wie die Bibel ſagt, oder mein Whisky nur: — ſie wäre verloren geweſen!

Sie erſchrak, und ſchmiegte ſich züchtig an meine Seite. Aber ich ſtand ſtolz, und ließ die Pferde rennen, was ſie mochten. Ob ich auf dem Wege ein Wort geſprochen habe, iſt mir nicht erinnerlich. Es überlief mich wie mit einem gelindem Schauer, ſo oft ihr ſeidener Rock um meine Füße rauſchte. — Als die Pferde am Thor des Gartenhauſes zurückprallten, und unſre Wirthin am Fenſter erſchien uns zu bewillkommen, da empfand ich plötzlich, wie mein Leben mit dem ungeduldigen Blute zurückkehrte, das ſich aus dem Herzen nach allen Polen und Enden meines Körpers gleich einer Fluth ergoß. Ich ſprang aus dem Kabriolet und ſtreckte die Arme aus, meine junge Braut damit aufzufangen. Sie mußte mich erſt mit einem ängſtlichen „Ah, Kliſford!“ entwaffnen, ehe ich ſie auf den Boden niederließ. Ich hatte ſie feſt angefaßt und ſah ihr ins Auge; es war kein Muthwille darin, ihr ſcheuer Blick ſchien um Gnade zu bitten.

Ich behaupte, daß unter zwey Verliebten, die Verstand haben, immer eins ums andre betrügt oder betrogen wird, und daß es keine Zeit giebt, wo es beyden zugleich mit ihren Empfindungen Ernst wäre. Die Weiber sind alle klug wie Schlangen, und fahren zu, sobald sie merken, daß sich ein Liebhaber vergißt; hingegen haben sie eine wahre Taubeneinfalt und lassen sich mit der Hand greifen, wenn der Mann in dem kritischen Augenblicke auf seiner Huth ist. Ich halte daher jeden für einen verlornen Menschen, für einen Sklaven, für unmündig an Verstand und Jahren, der zu einer Stunde, wo er seiner selbst nicht vollkommen Meister ist, einen Angriff auf das Herz seiner Geliebten wagt. Sie wird sich seiner ermächtigen, und er ist ihr Eigenthum auf ewig. — Höhne mich aus, alter Freund, und nenne mich einen schalen Brausekopf! Denn ich war auf dem Punkt meine ganze Theorie zu Schanden zu machen, und Ehre und Freyheit auf eine liederliche Karte zu setzen. Diese Baronin ist die verschlagenste Kupplerin, die ihr abgefeimtes Gewerbe jemahls auf Kosten der Männer getrieben hat. Jetzt erst durchschaue ich ihren Plan; er ist weitaussehend und gut berechnet. Ich kenne nichts Gefährlicheres als diese langsamen Köpfe, die die Erfahrung gewitzigt hat. Der gewandteste Geist geräth oft in Verlegenheit, wenn so ein mittelmäßiges Talent ihn mit den Schlichen und Pfiffen der Routine hinhält.

Wir hätten den angenehmſten Tag zugebracht, und ich könnte mit meiner Aufführung zufrieden ſeyn, hätte ich nicht in einem gedankenloſen Augenblicke beynah Alles verloren. Die intereſſanteſte und zugleich die bequemſte Konverſazion für einen Liebhaber, dem es nicht an Gaben fehlt, iſt eine Geſellſchaft zu dreyen, vorausgeſetzt, daß die dritte Perſon eine liebenswürdige Frau iſt, und ein Dutzend Jahre vor ſeiner Schönen voraus hat. Nichts Unbequemeres, und gewöhnlich auch nichts Langweiligeres als ein Tête-à-tête! Unter zwey Weibern zeige ich mich meiſtens wie ich bin und laſſe der Natur ihren Lauf; eine allein hat mich ſelten in meiner wahren Geſtalt erkannt. Ich bin lebhaft, ſchmeichelnd, dringend, kühn, ſo oft ich meine Zärtlichkeit theilen kann; ich bin nichts von alle dem, wenn ein ſchönes Kind ohne Nebenbuhler an meiner Seite ſitzt. Das Geheimniß iſt: ein Weib, über das Du einen Vortheil gewinnen willſt, muß viel glauben und wenig wiſſen. Alles iſt aus, ſobald ein artig Köpfchen zu deutlichen Begriffen kommt.

Wilhelmine ward mit jeder Viertelſtunde lebendiger, und ließ ihre Reitze in vollem Lichte ſpielen. Sie ſprach; jedes ihrer Worte war ein ſanfter Stachel, der leichtbefiedert von ihren Lippen flog. Nie hatte ich ſie ihre feinen Anlagen zur Satyre mit einer ſo gefälligen Lebhaftigkeit entfalten ſehen. Sie tändelte, ſie lachte, ſie tanzte, ſie ſang. Es währte etwas länger, bis die Baronin recht erwarmte

warmte und aus dem ein wenig steifen Karakter einer Beobachterin trat. Ich scherzte; Wilhelmine zog sie auf. Die letztern Stunden des Tages schien eine allgemeine Offenheit, Naivetät und Laune zu beseelen. Wir genossen, und zeigten das freye Vergnügen und den anmuthigen Frohsinn von Menschen die sich gefallen und ergetzen, ohne von Leidenschaft gestört zu werden. Jedes sprach, jedes hörte, jedes gab und empfing, und die gemeinschaftliche Heiterkeit ließ keinen Schatten von Verdacht, von gegenseitiger Absicht, von geheimem Mißtrauen entdecken. Wir schienen unsre Rollen vergessen zu haben; wir hatten sie vergessen.

Es war gegen Abend. Wir spatzierten durch einen bedeckten Gang des Gartens einen Hügel hinan, auf dessen Höhe sich eine weite Aussicht eröffnet. Die Sonne versank in die schweigende Landschaft, während die nächsten Wolken wie mächtige Massen erglühten. Ich blieb stehen; die Hände der beyden Frauen ruhten nachlässig in den meinigen. Wilhelmine war in das Schauspiel verzückt, ihre Blicke hingen an den letzten brechenden Strahlen. „Himmlischer Anblick!" rief sie, indem sie den rechten Arm mit einer anmuthsvollen Bewegung in die Luft warf. — Wäre Tugend in der Welt, jetzt hätte ich mich dem Engel ergeben. Unwillkührlich zog ich ihre Hand gegen meine Lippen und drückte den zärtlichsten Kuß darauf. Sie sah stille vor sich hin.

Wir

Wir richteten unſre Schritte gegen einen Pavillon, der ein wenig abwärts liegt, und nach einem vortrefflichen Geſchmacke ſehr bequem eingerichtet iſt. Die Baronin ging voraus; wir folgten, und ließen uns neben einander auf dem Divan nieder. Wilhelmine erzählte von ihren Reiſen. Sie hat Italien geſehen. Ich kann das zauberiſche Land nicht nennen hören, ohne daß tauſend üppige Bilder vor meiner Einbildungskraft vorüber gaukeln. Wir ſprachen von dem Karneval in Rom. Sie redete, mit einer Miſchung von Argloſigkeit und Muthwillen, von einem Abentheuer, das ihr dort begegnet, und das ich zweydeutig heißen würde, wenn ich es von einem andern hörte. Der Prinz de L** war damals in Rom. Du kennſt den liebenswürdigen Taugenichts! Er hatte ſie kennen gelernt, und ließ nicht ab, ſie auf eine höchſt romanhafte Weiſe zu verfolgen. Ich wagte einige Fragen und Zweifel. Sie erhitzte ſich auf eine reitzend komiſche Art, und als ich ihr ein leichtfertiges Wort ins Ohr ſagte, gab ſie mir einen Schlag, daß mir die Backen brannten. — Ich wurde gewahr, daß wir allein waren; die Baronin hatte ſich unbemerkt entfernt. Mein guter Geiſt wich von mir. Nie hat die Sünde verführeriſcher aus zwey liebenden Augen geſprochen. Eine Stunde in ihren Armen, und dann verdammt auf ewig! Es ſchien, ſie errieth mich. Sie wandte ihr lächelndes Geſicht von mir, und wies mit dem Finger auf die Erde. — Zu ihren Füßen lag ich, und umſchlang

ihre Kniee mit dem Ausdruck des heissesten Verlangens.

Verdammt bin ich! denn sie ist rein wie das Licht, und ich bin wüthend vor Scham und Rachgierde. Sie griff nach meinen Händen ohne sichtbare Bewegung, und löste sie auseinander. „Wie wird Ihnen?“ sagte sie mit unbeschreiblicher Feinheit und Grazie. Ich sah ihr ruhig lächelndes Auge — und fuhr, wie von einem kalten Schlage getroffen, von der Erde. Die Baronin trat herein, und kündigte an, daß Werner gekommen sey. Kaum konnte ich sie ansehen. Es war ein Zug von teuflischer Bosheit in dem verhaßten freundlichen Gesichte.

Hättest Du gedacht, daß ich solch ein blöder Thor seyn könnte? Ich verdiente — Aber den Menschen geschieht nicht nach ihren Verdiensten. Ich überlege nun, wie ich die Kühnheit bestrafe mich überlisten zu wollen. Ich überlege nicht mehr. — Das ist der Ort, und hier muß es geschehen.

V.

Oskars Friedensgeſang. *)

So ſey denn, Friede, uns willkommen
In Hermanns Vaterland!
Er hat ſich unſrer angenommen,
Er hat den Frieden uns geſandt.
Sein Bitten verſöhnte die Götter,
Und ſie geboten der Schlacht;
Er wurde Teutonia's Retter,
Ihm ſey unſer Opfer gebracht!

Ha! des Widderhorns wilde Töne
Verſtummen mit dem Schlachtgeſang!
Denn zu Wallhalla's Götterchor
Steigt kühner noch
Des Friedens Hymnus empor!
Laut jauchzen Teutſchlands edle Söhne.
O Herrmann, ſieh! die Freudenthräne

*) Dieſer Geſang, der mir ſchon im May 1795 aus Halle zugeſchickt wurde, erſcheint hier bloß darum ſo ſpät, weil er mir zufälliger Weiſe aus den Augen und dem Gedächtniß gerückt wurde. Möchte nur dieſer verſpätete Siegesgeſang auch heute noch von guter Vorbedeutung ſeyn!

2. Edelmann.

Ich dachte ſchon lange, Paulina müſſe in dieſem abgelegenen Haute eine beſondere Angelegenheit haben; denn ich weiß, daß ſie es, ſchon ſeit Hermionens Tod alle Tage zwey bis dreymal, allein und heimlich beſucht hat. Wollen wir auch dahin, und die Zuſchauer dieſes frohen Auftritts vermehren helfen?

1. Edelmann.

Wer wollte wegbleiben, der das Recht des Zutritts hat? Jeder Augenblik muß einen neuen angenehmen Umſtand gebähren, den wir verliehren indem wir hier verziehen. Kommt, wir wollen gehen.

(Sie gehen ab.)

Autolicus (allein.)

Nun könnte ich mir auf eine hübſche Beförderung Rechnung machen, wenn mir die Schande meines vorigen Lebens nicht im Licht ſtühnde. Ich brachte den alten Mann und ſeinen Sohn zum Prinzen an Bord; ſagte ihm, ich hätte ſie von einem Kiſtchen reden hören, und ich wiſſe nicht was; aber damals ließ ihm die übermäßige Liebe zu ſeiner vermeynten Schäfers Tochter, welche ſehr Seekrank zu werden anfieng, keine Zeit, darauf acht zu geben, und das Geheimniß blieb unentdekt. Aber das iſt mir all eins; denn wenn ich ſelbſt der Ausfindig-Macher dieſes Geheimniſſes geweſen wäre, ſo würd' ich, in dem feinen Ruf worinn ich ſtehe, wenig Vortheil davon gezogen haben -- Aber da kommen ſie ja, denen ich wider meine Abſicht gutes gethan habe --

Im blauen Auge ſagt dir Dank!
Schon ſammeln Herta's Töchter
Des Frühlings Erſtgebohrne,
Dir, Herrmann, bringen ſie die ſchönſten,
Dem Frieden die ſchönern dar!
Zum erſtenmal beginnen ſie wieder
Unter feſtlichem Siegestanz
Des Friedens begeiſternde Lieder.
Es ſchmückt der erſte Veilchenkranz
Das goldenlockige Haar.
Nie, o Götter, war ihre Freude gerechter!
Denn verſchwunden iſt die Gefahr
Die dem Vaterland ſo nahe war.

Oft ſchon kehrte der Frühling zurück.
Ach! mit keinem fröhlichen Liede
Empfingen wir ihn!
Denn entflohn war der Friede,
Und mit ihm unſer Glück.
Nicht ſo feſtlich als ſonſt
Schmückte ſich Hayn und Flur,
Und die Todtenblume nur
Sah ich am üppigſten blühn.
So wie die künftige Mutter, deren Gatte,
Als er ſie kaum verlaſſen hatte,
In des Kampfes blutigem Gewühl
Unter dem Schwert des Feindes fiel, —

Bald mit Schmerzen,
Nagend und wild,
Den Knaben gebiert,
Und mit Thränen den Säugling ſtillt;
So gebahr mit trauerndem Herzen
Die Natur!
Ungeküßt vom Thau,
Verlaſſen vom Sonnenſtrahl,
Starb das Blümchen der Au,
Sank die Blume im Thal.
Kaum entfaltet' die Roſe ſich
Als ſie ſchon wieder ſchmachtend verblich.
Es ſchwieg im Bardenhayn
Des Frühlings Weyhgeſang;
Aber ängſtlich und bang
Hört' ich die Eule ſchreyn.

Trauernd im welkenden Gras
Stand das Veilchen da.
Kein blaues Auge ſah
Es, keine Lilienhand las
Es zum Kranz für den Einziggeliebten!
Der Edle ſah des Vaterlands Gefahr.
Da fuhr er, wie der Blitz der Nacht,
In der Feinde ſtolze Schaar,
Und gewonnen war die Schlacht.
Leiſe ſchlummert

Im Schatten des Eichbaums
Das harrende Mädchen.
Ach des schrecklichen Traums!
Von des Feindes überschwemmender Schaar
Sieht sie den Helden umringt!
Jetzt ist er übermannt —
Schon hat der Tod den Bogen
Auf ihren Liebling gespannt —
Schon ist die Senne gezogen,
Der Pfeil schnellt ab —
Ha! sie erwacht, und kalter Schweiß
Träufelt die Stirne herab!

Noch hatte nicht das Flammenschwert
Des Krieges unsre Flur verheert;
Noch war die wilde Lust der Jagd
Das Spiel der mondenhellen Nacht;
Schon wuchs ich fröhlicher Knabe
Zum rüstigen Jüngling empor:
Da stieg aus seinem Grabe
Der Frühling schöner hervor.
Heilig war uns seines Erwachens Fest.
Mit des Wonnemonds Blüthen
Erschienen auf lachender Au,
Nah am schattigen Hayn,
Des Volkes friedliche Reihn.
Wie stand es da so hehr und frey!

Hoch ſtrahlte der Augen Blau,
Und die freye Stirne umſchlang
Der grünende Efeu.
Jetzt begann des Frühlings Weyhgeſang.
Da traten wir Jünglinge hervor
Zu tanzen Tohro's kühnen Tanz.
Ha! wie drohend ſie blitzen
Unter den Halmen des Graſes
Der Pfriemen und der Schwerter Spitzen!
Doch ſie ſind unſerm Fuß ein Spiel.
Wir achten Wunden nicht, nicht Blut;
Denn o! bald wird der Siegeskranz
Um unſre Schläfe blühn!
Drum tanzen wir mit hohem Muth
Ueber die Schwerter dahin.

Schon nahte ſich der Jungfrau'n Schaar,
Uns allen, gleichen Dankes werth,
Zu winden den Kranz in das Haar.
Erröthend blickt ich auf; da ſah' ich
Schwanhilde, ha! da ſah ich dich!
Zum erſtenmale traf dein Flammenblick
Deines Oskars ſchüchternes Auge.
Götter, wie bebt' ich zurück!
Wie ward mir ſo wohl und ſo bang!
Wie hob ſich die pochende Bruſt
Von geheimem mächtigen Drang!

Schön wie Freya,
Wie unter den Lilien die Roſe,
Stand ſie unter ihren Schweſtern da.
Noch kannt' ich, Liebe, deinen Zauber nicht;
Noch dacht' ich nur den Sieg der Schlacht:
Da unterwarf ihr erſter Blick
Mich deiner niebeſiegten Macht.
Doch wer aus deinem Becher trinkt,
Wen deine Roſenkett' umſchlingt,
Den martert Hela's wilde Qual,
Eh' ihn empfängt dein Freudenſaal.

Seit ich dich ſah, Schwanhilde du,
War hin des Herzens ſüße Ruh!
Ungeſtüm irrt' ich umher
In der Wälder ſchwärzeſten Nacht.
Des Hifthorns lauter Ruf zur Jagd
Erſcholl für Oskar nicht mehr.
Gleich meines Armes Kraft
War die Senne des Bogens
Vor langer Raſt erſchlafft.
Zu meinen Füßen lag
Die Lanze und das Schwert.
Mit der Eule haßt' ich den Tag,
Liebt' ich die ſchwarze Hülle
Der ſchweigenden Mitternacht.

O!

O! wie oft hat ihre ſchwärmeriſche Stille
Mit Sorgfalt meinen Kummer genährt!

Einſt hatt' ich mich gelagert
Im Dunkel trauernder Cypreſſen.
Lieblicher ſchien mir' des Vollmonds Licht.
Alles hatt' ich vergeſſen,
Nur dich Schwanhilde nicht!
In voller Schöne ſtandeſt du
Vor meiner Seele Blick,
Und winkteſt mir ſo freundlich zu,
Und wicheſt nicht zurück.

Noch träumt' ich, ach! ſo glücklich hin,
Siehe! da ſtürzte Oswin,
Mein Freund, ein kühner teutſcher Mann,
In vollem Lauf zu mir heran.
Den Göttern Dank, daß ich dich fand!
Rief er und reichte mir die Hand.
Auf! erwache mein Oskar!
Schon wartet das Vaterland,
Schon wartet Schwanhilde dein!
Auf, auf! Noch kannſt du ſie befreyn!

Schwanhilde! ha! dies Zauberwort,
Wie macht' es mich ſo kühn, ſo wild!
Wie ſchnell reicht es mir Schwert und Schild;
Wie riß es mich mit Oswin fort!

Verheeret traf ich Flur und Hayn,
Zertreten lag die Saat.
Verzagte Feinde, dies allein
War eure Heldenthat!
Mein Auge sah's, und wilder Schmerz
Durchbohrte tief mein teutsches Herz.
Wir sammelten nun unsre Schaar,
Es stellte sich Gau an Gau;
Und noch ehe vom Morgenthau
Die Erde trunken war,
Da stürzten wir mit Löwenmuth
Schon in der Feinde Reihn!
Da hieben wir mit wilder Wuth
In ihre Treffen ein.
Ich fechte für Schwanhildens Heerd,
Und schrecklicher würgte mein Racheschwert!
Schon tauchte sich in Feindes Blut
Der Sonne junger Strahl.
Wenige nur, so schnell als feig,
Eilten dem Schwerte davon.
Doch ha! der Rache seyd ihr nicht entflohn!
Denn schon erwartet euch
Hela's schreckliches Mahl,
Eurer Schande ewige Qual!

Doch es verstumme der Schlachtgesang! —
Dir, Frieden, schalle mein Lied,

Dir

Dir jauchze mein feuriger Dank!
Ach! lange warſt du entwichen,
Und ſchrecklich wüthete der Krieg.
Tapfer fochten wir zwar,
Aber drohender war die Gefahr,
Und immer blut'ger der Sieg.
Da nahmſt du, Hermann, deines Volks
Zum zweytenmal dich an!
Dein Bitten verſöhnte die Götter,
Du wurdeſt des Vaterlands Retter;
Drum beten die Enkel dich an.
Die Götter wandten ſich wieder
Zu ihrem Volke zurück.
Da ſtieg der Frieden hernieder,
Da kehrte Teutonia's Glück!

Drum auf, und erwacht,
Ihr alle von Hermanns Geſchlecht!
Ein ſchönerer Frühling lacht
Euren Blicken entgegen.
Ihn hat der goldne Frieden euch gebracht.
Schon bietet das Veilchen ſich dar
Zum duftenden Kranze.
Auf! ſchmückt im geflügelten Tanze
Das gelbe flatternde Haar!

Schon ſammeln ſich im Eichenhayn
Die Töchter der Freya,
Die Söhne Tuiskons.
Feyerlich ſtehen ſie da,
Dicht an Hermanns Heiligthum,
Den Göttern ihr Opfer zu weyhn.
Ha, Feinde, ſeht die ſtolzen Reihn!
Seht euer Schrecken, unſern Ruhm!
Von edler Freyheitsliebe nicht entbrannt,
Denkt ihr mit Zittern an die Schlacht.
Euch ſchützt nicht Tapferkeit der Hand,
Nur der Falangen Uebermacht.
Seht unſrer Mädchen ſtolze Schaar!
Doch ihr Feige bebt zurück
Vor ihrem kühnen blauen Blick.
Denn, verachtend die Gefahr,
Entflammte hoch ihr Schlachtgeſang
Des jugendlichen Helden Muth,
Und die teutſche Erde trank
Sich ſatt in eurem Blut!

Ha! ſchon beginnt des Friedens Feyer.
Nicht an der Irmenſäule ſtand
Ich Barde meines Volks,
Im feſtlich geſchmückten Gewand.
Schon rührt' ich die goldnen Saiten,
Von hoher Begeiſtrung erglüht.

Ich

Ich ſang des Vaterlandes Glück,
Und in die Wolken ſtieg mein Lied.
Ach! mein irrender Blick
Suchte nur dich, Schwanhilde, ha!
Du Schönſte unter allen
Töchtern von Teutonia!
Noch ſucht' ich ſie, da ſank
Sie mir ſchon an Buſen, da umſchlang
Mich ſchon heiß ihr keuſcher Arm.
Und o! in ihrem ſanftem Blick
Schaut' ich Wallhalla's Götterglück.
Sie wand mit ihrer Schwanenhand
Das Eichenlaub mir in das Haar.
„Es hat dein teutſches Vaterland,
Sprach ſie, den Kranz dir zuerkannt.
Du warſt ſein Retter in Gefahr,
Drum nimm von mir jetzt ſeinen Dank.“

Lauter pochte mein Herz.
Verſtummt war mein Lied,
Und dem Arme entſank
Die bekränzte Harfe.

habe -- ſchon ganz in den Schimmer ihres neu aufgeblühten Glüks gekleidet.

Sechste Scene.

Der Schäfer, und Hans, ſein Sohn, treten auf.

Schäfer.

Komm, Junge; ich kan nun keine Kinder mehr haben; aber deine Söhne und Töchter werden alle hochedelgebohren ſeyn.

Hans (zu Autolicus.)

Ha, wir treffen einander eben recht an; ihr wollet euch dieſer Tagen nicht mit mir ſchlagen, weil ich nicht edelgebohren ſey: Seht ihr dieſe Kleider? Sagt, ihr ſeht ſie nicht, wenn ihr noch immer fort denkt, ich ſey nicht hochedelgebohren. Ihr möchtet eben ſo wohl ſagen, dieſe Kleider ſeyen nicht hochedelgebohren. Heißt mich lügen; thut es, und probiert ob ich izt nicht hochedelgebohren bin.

Autolicus.

Ich weiß es ganz wohl, Herr, daß ihr izt hochedelgebohren ſeyd.

Hans.

Ja, und das bin ich dieſe vier Stunden immer geweſen.

Schäfer.

Und ich auch, Junge.

Hans.

VI.

Auszug eines Briefes aus England.

London den 28ten April 1796.

Da Sie ein Paar Anekdoten, welche ich mir neulich die Freyheit nahm Ihnen zu melden, nicht übel aufgenommen haben, ſo werden Sie mir vielleicht verzeihen, wenn ich Ihnen heute noch ein Paar mittheile. Sie betreffen Pitt.

Bekanntermaßen iſt Sheridan in der Oppoſizion der fürchterlichſte Gegner des Miniſters, ſeiner Beredſamkeit und des beißenden Witzes wegen, mit dem er Pitt und deſſen Freunde überhaupt, beſonders aber den armen Dundas, bis aufs Blut geißelt. Sheridan war vor einem Jahre bey einer wichtigen Debatte im Unterhauſe deswegen nicht gegenwärtig, weil er — ein Weib nahm. Da er nun an dem darauf folgenden Tage etwas tadelte, worüber man ſich bey ſeiner Abweſenheit verſtändigt hatte: ſo warf Pitt ihm vor, daß, wenn er wider den entſchiedenen Gegenſtand etwas einzuwenden gehabt hätte, es von ihm ſehr unrecht ſey, nicht zur rechten Zeit ins Haus gekommen zu ſeyn, um ſeine Zweifel vorzulegen. „Ich konnte geſtern nicht kommen antwortete Sheridan, „und Sie alle werden mich verſtehen, ausgenommen

men der right honourable Gentleman, who found fault with me for not being present — Er kann mich nicht verſtehen." — Darüber lachte das ganze Haus einige Minuten lang aus vollem Halſe auf Koſten des armen Miniſters, der bekanntlich ein Weiberhaſſer iſt, und glaubt, daß die Weiber zu nichts in der Welt gut ſeyen als pour faire des enfans. Aber in der Invektive Sheridans gegen Pitt iſt etwas ſtachlichtes und tolles, das man ſich durchaus nicht aus der bloßen Oppoſizionswuth erklären kann; man muß tiefer gehen. Perſönlicher Groll liegt zum Grunde. Pitt nehmlich, ein Mann von Kopf, Kenntniſſen und Erfahrung, von Jugend auf in republikaniſche Grundſätze eingeweiht, und überdies ungemein ſtolz, iſt, wie Kenner verſichern, der größte Demokrat, den ganz England aufzuweiſen hat. Das iſt ziemlich ſonderbar, bedarf aber für Sie keines Kommentars. Er war daher im Anfange ſeiner politiſchen Laufbahn mit Sheridan ſehr einſtimmig und vertraut. Sie machten beyde oft Pläne beyſammen über die Art das Parlament zu reformieren, und tranken mit einander. Einſt waren ſie beyde in Bath. Sheridan hatte den Abend zuvor derb mit Pitt getrunken, und ging in dem Tanzſaal (rooms) vertraulich auf ihn zu mit den Worten: Well, Pitt, how d'y' do? — Pitt zog ſich mit Grandezza zurück und mit Naſerümpfen über die Kühnheit des Sohnes eines Komödianten, ihn öffentlich Pitt, und nicht Maſter Pitt anzureden;

reden; und Sheridan machte große Augen über die Entdeckung des Karakters eines vermeinten Freundes. — Kurz, seit diesem Vorfall trat die gehässigste Feindschaft an die Stelle ihrer bisherigen Vertraulichkeit.

Pitt (so sagt man) hatte nicht französisch sprechen gelernt, und las es auch herzlich schülerhaft. Als nun vor einigen Jahren die Streitigkeiten wegen der Schelde entstanden, so sagte er bey einem Gespräch über diesen Gegenstand: but d — me, where is then that city Escaut, you are talking of? — Und als man ihn aus seinem Irrthume riß, schamte er sich so sehr, daß er von Stund an französisch zu lernen anfing. In den Zeitungen der Oppositzion finden sich über seine Ignoranz im Französischen noch oft sehr beißende Anmerkungen.

Man sagt, Pitts Stolz sey so unbegrenzt, daß er sich nicht einmahl ein freundliches Kopfnicken gegen Niedere abzwingen könnte. Eines Abends war er mit einem reichen Gentleman-farmer in Gesellschaft, der ihm acht Jahre lang sein Votum gegeben hatte, und erwartete, daß Pitt ihn wenigstens bey der Hand schütteln würde. Dieser aber nahm gar keine Notiz von ihm, und als Mr. Rose dem Minister sagte, wie unrecht er handle, ihm auch nicht das geringste Zeichen seiner Bekanntschaft zu geben, antwortete Pitt: „d — me, if I can!“

Die

Die Karrikatur, welche ich beylege, ist für jetzt die neueste und gesuchteste. Ein wohlbekannter Minister dreht den Dreher einer Handmühle, in welcher oben John Bull mit dem leibhaften Gesicht von Fox steckt, und Murder, Murder! Mord, Todtschlag! ruft. Es mahlt ihm, wie man sieht, die unten herausfallenden Guineen aus dem Leibe, die einige Herren von seiner Parthey gierig auflesen. — Der Künstler, der diese Sachen verfertigt, ist einer der ersten Zeichner dieser Insel; sein Name Gilroy. Wenn ich Geld genug hätte, Ihnen die andern Blätter desselben zu senden, so würden Sie darin die besten und sprechendsten Monumente unserer politischen Vorfälle finden. Gilroy ist sehr gefürchtet. Alle Fysiognomien sind zum Erstaunen getroffen, und jeder achtjährige Knabe in England kann sie beym ersten Blicke mit Namen nennen.

Die neu entdeckte Goldmine in Irland hat nicht so viel Aufsehen erregt, als die vom Hrn. Ireland herausgegebenen alten Dokumente und Bruchstücke von Shakespeare. Wäre nur diese letzte Entdeckung eben so sicher und beurkundet als jene Irländische! Der Betrug war zu derb, die Handschriften oder Fac similes zu unwahrscheinlich, und das ganze Gewebe von Unwahrheiten zu grob gesponnen, als daß sich nicht gleich nach der lange angekündigten und endlich zu Ende des vorigen Jahres erfolgten Ausgabe eines Theils dieser Schätze, alle kluge

Leute in England vereinigt haben ſollten, um Kohlen ſtatt des Schatzes! zu ſchreyen. Jakob Boaden, der Verfaſſer des beliebten Romans in der fürchterlichen Gattung, Fontainville Foreſt, trat zuerſt in einem Briefe an den bekannten Herausgeber Shakeſpears Steevens hervor, und deckte die Blößen dieſes Machwerks auf. Dann erſchien der Buchhändler Waldron mit ſeinen Free Reflections über dieſe Trugſchriften. Seine Kritik iſt ſcharf und trifft mit jedem Schlage. In dem vorgeblichen Briefe der Königin Eliſabeth an Sh. nennt ſie ihn Maſterre William. Waldron zeigt unwiderſprechlich, daß man damals nie anders als Maiſter geſchrieben habe. So läuft das Ganze auf 50 Seiten fort und endigt ſich mit einer luſtigen Parodie auf dieß Unterſchiebſel, the Virgin Queen betitelt. Jetzt iſt alles auf die Aufführung des neu entdeckten Shakſpeariſchen Stückes Vortigern neugierig. Man kann aber im voraus wiſſen, daß dieſe Truggeſtalt nur einmal das Theater betreten werde. Auch ſoll Malone, der gelehrteſte aller jetzt lebenden Shakſpeariſchen Kritiker, ein ganzes Werk gegen dieſe Betrügereyen unter der Feder haben, welches wahrſcheinlich der ganzen Poſſe das Garaus machen wird.

Die teutſche Literatur bekommt ſeit einiger Zeit immer mehr Anhänger und Liebhaber unter den Britten ſelbſt. Die Ueberſetzung von Moritzens Fußreiſe durch Eng-

England gefällt so sehr, daß schon eine neue Auflage davon gemacht werden mußte. Man findet die Einfälle des German clergyman sehr drollig. Unsere Ritter- und Gespensterromane sind ganz auf die jetzige Leselust der Engländer berechnet, und werden begierig übersetzt. Teutsche Wörterbücher und Sprachlehren werden häufig gesucht, und, was bis jetzt durchaus fehlte, und weder durch Elmsley noch Remnant gehörig besorgt werden konnte, die schnelle Herbeyschaffung teutscher Produkte wird nun, da ein Schweizer, Hr. Escher, eine sehr solide teutsche Buchhandlung hier in London etabliert, und sich mit einem teutschen hier einheimisch gewordenen Gelehrten verbunden hat, keinen Schwierigkeiten weiter unterworfen seyn. In Edinburg macht die Kantische Filosofie große Fortschritte. Ein gewisser Hr. Willich hält dort öffentliche und sehr fleißig besuchte Vorlesungen über die teutsche Sprache. Auch erscheint dort bey Mudie und Sohn seit diesem Jahre ein eigenes Concise Review of Original German books, welches besonders auf die neuesten Schriften über die kritische Filosofie aufmerksam macht, und viel zur Ausbreitung der teutschen Literatur diesseits des Kanals beytragen kann.

Lichtenbergs Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche finden hier bey den teutschlesenden Engländern großen Beyfall. Noch heute hörte ich einen Geistlichen in dem Escherschen Buchladen, der sehr genau mit Ho-

garths ſatyriſchen Anſpielungen bekannt zu ſeyn ſchien, die Bemerkung machen: Prof. Lichtenberg has ſo happily coincided with Hogarth's ideas and manner of ſeeing things, that had he lived to ſee L's work, he would have been over-joyed to find a foreigner better to ſympathize with him, than perhaps any of his own Countrymen. — 'Tis odd indeed, ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, that a German ſhould write ſo excellent a Commentary upon Hogarth! —

VII.

Ein Wort
über die
neuen Parlamentswahlen
in England.

Um den Geiſt der engliſchen Parlamentsrepräſentazion kennen zu lernen, bedarf es vielleicht nur eines Blickes auf folgende Anrede an die Glieder des nun diſſolvierten Hauſes der Gemeinen, die nicht etwa in den Oppoſizionsblättern, ſondern ſelbſt in den miniſteriellen, z. B. in St. James Chronicle, mehrmals eingerückt geweſen iſt.

Gut-

Gutgemeinter Rath an einige würdige Herrn, die der Auflösung nahe sind.

Macht Euch fertig und haltet Buch, wie viel Ihr werth seyd. *) Ganz unnöthig aber wäre die Untersuchung, wie viel Ihr Gutes gewirkt habt.

Besucht Eure Freunde in der Provinz. Die Männer ladet zwey oder dreymal zu Euch zur Tafel; den Damen gebt einen Ball, und die gemeinen Weiber sucht selbst auf in ihren Hütten. Schmatzt ihre Kinder wacker ab, und schluckt hinter was ihr etwa dabey ins Maul bekommt. Mögen sie auch Eure Kleider besingern und beschmutzen, das macht nichts aus. Alle Wetter! werden sie dann sagen, wie erschrecklich gnädig und gemein ist unser Parlamentsherr!

Versprecht alles was verlangt wird, und, wo möglich, noch mehr als dies. Erbietet Euch, Ihr wollet eine Brücke, eine Kirche oder lieber ein Komödienhaus erbauen, kurz, was man am liebsten hat. Schlagt nie-

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß das englische how much you are worth, hier einen sehr bequemen Doppelsinn giebt. Bekanntlich kann kein Parlamentsglied wegen Schulden arretiert werden. Aber dies Vorrecht könnte nun, wenn man nicht genug Sterlingswerth hätte, aufhören.

niemand etwas ab, und frankiert Briefe, so viel Euch unter die Hand kommen. *)

In der Stadt laßt Euch zu Vorstehern frommer Anstalten machen, und Eure Zehn Pfund Beyträge zur Kollekte fein hübsch deutlich und mit großen Buchstaben schreiben.

Haltet oft auf freyer Straße Anreden, indem Ihr auf Stühle und Tische steiget. Donnert und blitzt gegen die verdammten Abgaben, Zölle, Wegegelder, und gegen die häßliche Witterung zur Heu- und Kornerndte.

Wo eine Subskripzion zu einem Werke christlicher Liebe irgendwo angekündigt wird, stellt euch gleich an die Spitze. Es versteht sich, daß die Subskribenten in öffentlichen Blättern genannt werden. Denn wo das nicht ist, verlohnt es sich der Mühe nicht. Nur ein Thor verbirgt sein Pfund bey solchen Gelegenheiten ins Schweißtuch.

Es bedarf nichts als eine strenge Beobachtung dieser wenigen Vorschriften, und Ihr könnt dem schrecklichen Moment Eurer Auflösung unerschrocken entgegen sehen.

*) Bezieht sich auf das neuerlich durch die Gesetze sehr eingeschränkte, doch aber noch immer sehr gemißbrauchte Vorrecht, nach welchem alle Parlamentsglieder post- und portofrey sind.

ſehen. Seyd Ihr dann zu einer glücklichen Auferſtehung gelangt, ſo ſchlagt ein Schnipschen vor all die Kinder mit unſaubern Naſen, vor Eure Angelöbniſſe, Brücken, Kirchen, Komödienhäuſer, Spenden und Subſkripzionen. Probatum eſt!

VIII.

Ueber den Mythus von den Heerden des Helios in der Odyſſee.

Eine ſo intereſſante Beſchäftigung es dem Forſcher der Menſchengeſchichte iſt, den menſchlichen Geiſt in ſeinen mannigfaltigen Irrgängen zu verfolgen, und aus den Falten ihres fabelhaften Gewans des die Meynungen und Lehren der Uralten des Menſchengeſchlechts zu enthüllen: eine eben ſo angenehme Erſcheinung der neuern Zeiten iſt das weite Feld, welches ſie, durch die Bemühungen der erſten Männer unſers Vaterlandes, in Griechenland und Kleinaſien zu ſo unterhaltenden als nützlichen Unterſuchungen geöffnet haben. Ein unfruchtbares Feld, deſſen Ertrag die Mühe des Bebauers kaum lohnte, hatte die Mythologie der Alten höchſtens einen antiquariſchen Nutzen, und

Hans.

Und ihr auch; aber ich war noch vor meinem Vater hochadelgebohren; denn des Königs Sohn nahm mich bey der Hand, und nannte mich Bruder; und dann nannten die zween Könige meinen Vater, Bruder, und dann nannte der Prinz mich, mein Bruder, und die Prinzeſſin meine Schweſter, meinen Vater, Vater, und da weinten wir zuſammen, und das waren die erſten hochadelichen Thränen, die wir jemals vergoſſen haben.

Schäfer.

Ich hoff' es zu erleben, Sohn, daß wir noch andre vergieſſen.

Autolicus (zu Hans.)

Gnädiger Herr, ich bitte euch unterthänigſt mir alle die Fehler zu verzeihen, die ich gegen Euer Gnaden begangen habe, und mir euer gutes Vorwort bey dem Prinzen, meinem Herren, zu verleihen.

Schäfer.

Ich bitte dich, Sohn, thu's; mir müſſen gnädig ſeyn, weil wir nun Gnädige Herren ſind.

Hans.

Du willt alſo dein Leben beſſern?

Autolicus.

Ja, wenn es Eu. Gnaden erlauben will.

und verdiente nur zum Verstehen der alten Schriftsteller und zur Erklärung alter Kunstwerke studiert zu werden — zu geschweigen, daß manche fromme Seele, um sich vor Stricken des Teufels zu bewahren, sie lieber als unnütze Waare ganz liegen ließ. Ueber sie filosofieren hieß nach Allegoricen haschen, und fand man gleich nicht die ganze biblische Geschichte darin, wie z. B. einige fromme Kirchenväter im Prometheus ein Vorbild von Christo, so wußte man doch gar geschickt die feinsten moralischen Wahrheiten, — an welche die guten Alten gewiß eben so wenig dachten als jetzt z. B. die Kamtschadalen, wenn sie von ihrem Kutka Mährchen erzählen — daraus zu entziffern. Nur der Verbesserung des Studiums der Alten haben wir diese Revoluzion zu danken, und so wie jenes aufhörte bloß filologische Wortkämerey zu seyn, eben so fing jetzt die Mythologie an, als das treueste Bild des ersten jugendlichen Alters des Menschen, als die Hülle, in die sich der Genius früher Zeitalter verkörpert, angesehn zu werden. So hat sie erst ihren Nutzen. Wie die Rückerinnerung an die Jahre der Kindheit dem reifern Manne angenehm ist, eben so gewährt sie jetzt ihrem Forscher das süßeste Vergnügen durch den Rückblick auf die Spiele der Kindheit seines Geschlechts, sichert ihm den Glauben an die Menschheit, die, sey es gleich langsam, sich auf wundersamen Wegen zu ihrer höchsten Stufe emporschwingt, indem sie den erniedrigenden Glauben an unmittelbare plötzliche Bildung

durch

durch höhere Kräfte stürzt. Dank sey den Männern, deren Verdienste mir den Genuß eines so reinen Vergnügens gewähren! Nur bleibt jezt zu wünschen, zuerst, daß das Feld der Filosofie, der Musen und Grazien nicht wieder ein Tummelplatz des Mars werden möge, und dann, daß es einmal gelinge, ein festes filosofisches System von ihr aufzustellen, um ihren Bearbeiter vor blinden Muthmaßungen und Fehlgriffen bey Erklärung einzelner Mythen zu sichern. Wie sehr man jezt vor diesen in Gefahr ist, und wie wenig selbst große Kenntnisse und feiner filosofischer Scharfsinn davor sichern, davon sey es mir erlaubt ein Beyspiel vorzulegen, mehr um mir Belehrung auszubitten wenn ich sollte gefehlt haben, als um zu unterrichten.. Mit Dank werde ich jede Zurechtweisung annehmen, und mich freuen, wenn man meinen Versuch derselben würdig hält.

Im zwölften Buche der Odyssee erzählt uns Homer: *) als Odysseus von der Insel der Circe abgefahren war, die Sirenen, die schwimmenden Felsen, die Scylla und Charybdis mit Mühe und Gefahr zurückgelegt hatte, kam er zur Insel Thrinakia, wo er schöne, dem Helios geweihte Rinderheerden antraf. Die Töchter des Helios Hyperion und der Neära, Lampetia und Faethusa, weideten die Heerden,

*) Auch Apollodor in seiner Bibliothek I. 9, 25.

den, welche, ohne durch Geburt Zuwachs zu erhalten, oder durch Sterben Abgang zu leiden, sich beständig gleich blieben. Ihrer waren sieben, und jede bestand aus 50 Rindern. Von der Circe gewarnt suchte Odysseus, so übel es ihm und seinen Gefährten auch ging, diese von ihrer Verletzung zurückzuhalten. Hunger aber und das Zureden des immer widerspenstigen Eurylochus verleiteten sie Hand daran zu legen, sie zu schlachten und zu verzehren. Der Lohn dieses Frevels blieb nach der Profezeihung der Göttin nicht lange aus. Kaum sind sie abgesegelt, so überfällt ein vom Zeus gesandter Sturm die Flotte, der die Schiffe zerschmettert und die Mannschaft in die Tiefe hinabschleudert. Odysseus selbst entkommt mit genauer Noth nach der Insel Ogygia.

Ich erinnere mich, zwey Erklärungen von diesem Mythus gelesen zu haben. Die eine findet darin eine allegorische schon antihomerische Vorstellung vom Mondenjahre von 350 Tagen. *) Denn sieben waren der Heerden, jede hatte 50 Rinder, sie machten also zusammen 350 aus. Die andre hält ihn für eine Einkleidung der moralischen Wahrheit: man muß die Tage nicht ungenützt vorbeystreichen lassen. Ohne eine von beyden zu widerlegen, will ich mich gleich zu der Erklärung wenden

*) Doch machte dies ja 354 Tage aus.

den, welche mir die natürlichste und einfachste scheint.

Ohne nach irgend einer allegorischen Deutung zu haschen, nehme ich an, entweder daß Odysseus auf der Insel Thrinakia in der That Rinderheerden antraf, oder, wenn es Dichtung ist, der Dichter es wirklich so meinte. Aber sie waren von keiner gewöhnlichen Art, sondern alle groß und stattlich, so daß Odysseus sie, dem abergläubischen Geist des Zeitalters gemäß, für Heerden irgend eines Gottes ansehn konnte. Verlangt man Beyspiele ähnlicher Art, so brauche ich nur auf die Pferde des Admet *), welche, wegen ihrer Schönheit Apoll mußte groß gezogen haben, und auf die des Tros **), welche aus eben dem Grunde zu einem Geschenk des Zeus gemacht wurden, zu verweisen. Aber, wird man fragen, warum sind es denn gerade dem Sonnengott geweihte Heerden? Sollte hier denn nicht ein altes Filosofem zum Grunde liegen? — Keineswegs! Die Sonne hat durch ihre erwärmende, alles belebende Kraft eine so merkbare Wirkung auf die ganze irdische Natur, auf Vegetabilien, und sowohl mittelbar durch sie, als auch unmittelbar auf die Thiere, daß man den Sonnengott nicht nur als Beschützer derselben ansah, sondern ihm auch mit den Nymfen und Flußgöttern selbst Einfluß auf das Ge-

*) Il. II, 764.

**) Il. V, 266.

Gedeihen der Menschen zuschrieb. *) Apoll, dem man in spätern Zeiten die Stelle des Helios gab, hieß aus dieser Ursach κηροτροφος, der Jugenders nährer. **) In einer der orfischen Hymnen ***) wird er als Beförderer des Gedeihens der Früchte, ολβιοδωτα, ατεμις, αροτις, angerufen, und als besonderer Gott der Heerden unter dem Namen Νομιος bey den Griechen verehrt. †) Es glaubt zwar der kleine Scholiast des Homer zu Il. II, 766, und

*) Hesiod. Theog. 346.

Τικτε δε Δυγατερων ιερον γενος, αι κατα γαιαν
ανδρας κεριζωσιν, Απολλωνι ξυν ανακτι
και Ποταμοισι. —

**) Eustath. com. in Il. p. 1293. ed. Rom.

Κηροτροφοι ενομιζοντο οι Ποταμοι δια την υγροτητα (conf. schol. Eurip. ad Phoenn. 159) καθα και ο Ηλιος Απολλων δια την θερμοτητα.

***) Hymn. 33, 2.

†) Theocrit. XXV, 21.

χλωρη τ' Αγρειλαιος, Απολλωνος Νομιοιο
ιερον αγνον, ξεινε, τελειοτατοιο θεοιο.

Hesiod soll diesen Namen zuerst gebraucht haben. s. Serv. ad Virgil. Georg. I, 14. Apollens und der Cyrene Sohn, Aristäus, war auch unter dem Namen Απολλων Νομιος bekannt. s. Heyne ad Pindari Pyth. IX, 116, und Gedike daselbst.

und Kallimachus *), daß er dieſen Namen deswegen erhalten habe, weil er Hirt des Admet geweſen ſey. Mir ſcheint es aber gerade umgekehrt zu ſeyn. Die Huth der Heerden des theſſaliſchen Fürſten wurde ihm deswegen übertragen, weil er Απολλων νομιος war, und zwar darum, weil Theſſalien, ein fruchtbares Land, ſo gute Heerden und ſo treffliches Vieh hatte, daß ein Gott ſie weiden, daß ſie Heerden der Götter ſeyn mußten. Homer, oder wer ſonſt Verfaſſer des Hymnus auf den Merkur iſt, beſchreibt ſie uns in dieſem Hymnus V. 69.

αυταρ αρ' Ερμης
Πιερηνε αφικανε θεων εριθηλον εθειρην,
ενθα θεων μακαρων βοες αμβροτοι αυλιν εχεσκον
βοσκομενοι λειμωνας ακηρατους ερατεινας.

aber Hermes
Kam jetzt eilend hin zu Pieriens ſchattigen Bergen,
Wo der ſeligen Götter unſterbliche Rinder graſ'ten,
Weidend behäglich auf lieblichen ewig grünenden Triften.

Die nehmliche Bewandtniß, die es mit den Pferden

*) Hymn. in Apoll. 47.

Φοιβον και Νομιον κικλησκομεν εκτοι ανευθε,
εκτορ' απ' Αμφρυσιω ζευγνυτιδας ωκεφορ ιππους.

des Admet und den pieriſchen Heerden (die auch ſelbſt Rinder des fernhertreffenden Gottes ſind) hat, wird es alſo auch mit den thrinakiſchen haben können. Sie gehören dem Helios, weil er durch ſeine belebende Wärme Wolthäter von Menſchen und Vieh wird, und ſonach fällt hiedurch jeder Grund weg, eine allegoriſche und myſtiſche Deutung auch des Folgenden anzunehmen.

Schon die Nymfen überhaupt, Bewohnerinnen der Wälder und Flüſſe, ſind durch den Schatten, das Futter und den Trank, die ſie dem Vieh gewähren, Beſchützerinnen und Nährerinnen deſſelben — αιπολιαι, νομιαι, Θηρσιν Φιλαι. *) Als Göttinnen, die über die Weide des Viehes die Aufſicht haben, heißen ſie bey den Alten Επιμηλιδες. **) Weil aber die Heerden auf der Inſel Thrinakia dem Sonnengott beſonders gehören, durch die von ihm ausgehenden Strahlen Nahrung und Gedeihen erhalten, die alte Welt aber Urſach und Wirkung als Vater und Sohn oder Tochter perſonificiert: ſo iſt dies wirklich eine recht artige Dichtung, ob Homers oder eines andern, daß er jene zu Nymfen, Hir-

*) Hymn. Orph. 50, 11. conf. Catull. LX, 21.

**) Krynichus in einem Manuſkript der ehemaligen Pariſer königlichen Bibliothek, bey Larcher, in deſſen franz. Ueberſetzung des Herodot, in der Note zu IV, 61. not. 114. οἱ Νυμφαι περι τας νομας των τετραπεδων, Επιμηλιδες.

Hüterinnen des Viehes und Töchtern des Helios macht, und die Heerden von ihnen weiden läßt. Die Namen Λαμπετιη und Φαεθουσα, die Strahlende, deuten genug darauf hin. Die Heerden nehmen nie ab, ohne doch Zuwachs zu erhalten, so wie auch die pierischen Heerden αμβροτοι, und überhaupt alle Sachen der Götter αφθιτα και αγηρατα ηματα παντα sind. Wer in der Zahl etwas sucht, der vergißt über der Schale den Kern.

S—n.

IV.

Die Stände der Menschen.

(Fortsetzung von Seite 86 des vorigen Stücks.)

7.

Fabrikanten und Handwerker.

Vieles ist nun vielmehr alt als gut, wie ein trefflicher Geschichtschreiber anmerkt. Dies gilt aber, wie von den Staatsverfassungen, so auch von andern Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft. Jedoch bleibt es allemal eine wichtige Frage: ob man eine veraltete Form um ihrer Fehler

willen sogleich zerstören darf, oder ob man der gewohnten Einrichtung durch zeitgemäße Verbesserungen neues Leben mittheilen soll?

Diese Frage verdient unter andern bey dem bekannten Streite über die Abschaffung der Zünfte und Innungen eine Beherzigung.

Wenn wir es recht verstehen, so soll wohl unter dieser Abschaffung nicht zugleich die Aufhebung des Nützlichen, was die Zünfte in ihrer Verfassung haben, z. B. die Prüfung der Geschicklichkeit, eine gewisse Aufsicht der Obrigkeit u. s. w. mit verstanden seyn, und der tödtliche Haß, den besonders die Anhänger der Fysiokraten allen Gilden geschworen haben, geht wohl auf den Zunftzwang, als den Erbfeind freyer Thätigkeit und des Kunstfleißes, und auf die darauf sich beziehenden Einschränkungen und Hudeleyen.

In diesem Sinne stimmt jeder dem Wunsche bey, daß es anders seyn möchte; allein nicht jeder der nachdenkt, wird so rasch zur Ausführung eines Wunsches schreiten, die leicht die übelsten Folgen haben kann, indem man dem vierten oder sechsten Theile der Nazion zu Leibe will, ohne ihre Einwilligung abzuwarten. Der Handwerksmann hängt an seinen Gebräuchen fast mehr als am Handwerke selbst, weil dieses nur seine Nahrung angeht, jene aber ihm in seiner Einbildung eine gewisse Wichtigkeit geben. Er behandelt sie daher auch als wichtig,

und

und wer weiß, ob der Hang des Volks zum Räsonnieren sich nicht stärker auf Staatssachen ziehen würde, wenn es mit Handwerkssachen am Ende wäre!

Der Handwerksmann, dem durch seine Zunftverfassung von Jugend auf die Idee einer gewissen Gesetzmäßigkeit und Subordinazion geläufig wird, ist vielleicht fügsamer und regelmäßiger als der Fabrikant.

Diesem merkt man es an, daß er oft mit leichter Mühe Geld verdient, weil er es meistens leicht wieder verthut, und am Zunftgeist fehlt es ihm bey Gelegenheiten zu Unruhen und Auflauf doch eben so wenig, als jeder andern Anzahl Fäuste, die über der Beleidigung irgend eines gemeinschaftlichen Interesse geballt werden.

Der Handwerksmann, der sich gewöhnlich mit den gemeinern Gegenständen unserer Bedürfnisse beschäftigt, ist zufriedenern Sinnes; da hingegen der Fabrikant, der mehr Artikel des Luxus und solche Dinge bearbeitet, welche täglicher Abänderung und Verfeinerung fähig sind, sich dabey mehr einbildet als jener.

Also auch hier sehen wir, daß sich die menschliche Eitelkeit gern auf zufällige Dinge und ihren äußern Schimmer etwas zu Gute thut. Die Handwerker haben zwar keinen goldenen Boden mehr, aber für verständigen Fleiß doch immer noch einen festen.

Hans.

Gieb mir die Hand drauf; ich will dem Prinzen ſchwören, daß du ein ſo ehrlicher Kerl ſeyeſt, als irgend einer in Böhmen lebt.

Schäfer.

Sagen kanſt du's wohl, aber nicht ſchweeren.

Hans.

Nicht ſchweeren, und bin nun ein Edelmann? Bauren und gemeines Volk mögen es ſagen; ich will es beſchweeren, ich.

Schäfer.

Aber, wenn es nun nicht wahr iſt, Sohn?

Hans.

Es mag noch einmal ſo viel nicht wahr ſeyn, ſo kan ein wahrer Edelmann ſeinem Freunde zu gefallen, drauf ſchweeren: Ich will dem Prinzen ſchweeren, daß du ein plumper Kerl mit deinen Händen ſeyſt, und daß du dich nie betrinken werdeſt; und doch weiß ich, daß du kein plumper Kerl mit deinen Händen biſt, und daß du dich betrinken wirſt; aber ich will drauf ſchweeren, und ich wollte du wäreſt ein plumper Kerl mit deinen Händen.

Autolicus.

Ich will es werden, Gnädiger Herr, nach äuſſerſtem Vermögen.

Hans.

Viele Fabriken hängen von Unglück und Moden ab, und ihr Untergang läßt allemal dem Staat eine Menge Hände übrig, welche schädlich werden, weil sie müßig sind. Laßt uns übrigens nicht vergessen, daß die Errichtung der Zünfte und das aufgestellte Idol der Zunftehre in dem rohern Zeitalter auf eine bessere Denkunsart und Beschäftigung des grossen Haufens nützlich wirkte; laßt uns aber auch dankbar gegen den Nutzen seyn, der aus der wetteifernden Errichtung neuer Fabrikanstalten für die Belebung der Industrie unter der vermehrten Volksmenge entspringt. Laßt uns endlich aus allem dem wahrnehmen, daß es Gegenstände der Thätigkeit giebt, welche nur durch fabrikmäßige Betreibung gedeihen; daß andere hingegen unter der Zunftgestalt dem gemeinen Wesen auch jetzt noch nicht genug Nachtheil bringen, um sich in den Maßregeln zu ihrer Verbesserung übereilen zu müssen.

8.

Schauspieler und Höflinge.

Der Schauplatz, auf welchem beyde Stände sich bewegen, erregt durch seinen täuschenden Schimmer nur die Lüsternheit unkundiger Zuschauer. Wer das Innere kennt, beneidet einen Beruf nicht, wo die Kabale die Rollen vertheilt, und die Laune über Beyfall und Tadel gebietet.

Was iſt aber der Beruf des Schauſpielers oder des Hofmanns? Daß der erſte die ernſten Vorfälle des Menſchenlebens ſpielend kopiert, und der letzte die Unbedeutſamkeit des Hoflebens als eine wichtige Beſtimmung behandelt; daß ſich auf dieſe Art Leichtſinn gegen den Werth unſers Daſeyns und Intereſſe für Kleinigkeiten ins Herz ſchleichen kann. Wer ſieht das nicht?

Aber unbeachteter iſt dieſe Wirkung ihres Thuns auf ſie ſelbſt. Wenn auch der Zuſchauer neben der Rolle denjenigen beobachtet, der ſie ausführt, ſo vergißt doch Höfling und Aktör über ſeinem Spiele, zwar nicht den Spieler, aber — den Menſchen.

So weit laufen die Züge beyder Stände paralel. In Abſicht auf Gehalt und Erfolg ihres Wirkens wetteifern beyde um den Rang. Die Meinung entſcheidet für den Höfling, aber der Geſchmack erkennt dem Schauſpieler den Preis zu. Denn die Legitimazion zum Berufe des erſtern iſt ein altes Pergament, das die zweydeutigen Verdienſte der Vorfahren beurkundet, und ein Geſchlecht in der Meinung der Menge um etliche Stufen erhöhet: aber die Gültigkeit des Berufs zur Bühne glänzt in dem perſönlichen Verdienſte des Lieblings der Thalia, den ſie mit ihren holdeſten Gaben ausſtatet. Alſo jeder Schauſpieler könnte zum Höfling, aber ſeltner ein Höfling zum Schauſpieler werden.

Wenn der eine die Natur studiert, so muß der andere Künsteleyen lernen; während der eine das Publikum belustigt, bestrebt sich der andere seine Mitspieler und den Hof zu amüsieren. Jener durchläuft alle Schattirungen der Leidenschaften, indem dieser bloß bey dem Lächerlichen verweilt und die Gabe zu gefallen besitzt, wenn er in dem unschuldigsten Dinge eine Blöße zu entdecken weiß.

Glücklicher ist das Loos des Künstlers, weil seine kunstvolle Vorstellung Niemanden hintergeht, und nur auf die Bühne gehört; da hingegen die Maske der Falschheit ein Bestandtheil des Hofmannes wird, der sie täglich tragen muß.

Man erkennt den geübten Schauspieler an dem leidenschaftlichen Auge, an dem pantomimischen Ausdruck, an der Kleidung, die immer aussieht als ob er in die Probe gehen wollte; den gewandten Hofmann an der pünktlichen Höflichkeit, an der feinen Selbstgenügsamkeit, an dem abfragenden Blicke, an der leisen Sprache und dem geschniegelten Anzuge.

Beyder Unglück ist viele übrige Zeit, und wer das Geheimniß erfände sie ihnen abzuhandeln, würde sich ein unsterbliches Verdienst um ihren Finanzetat erwerben können. Daß unter diesen Ständen ausgezeichnete Personen unsere Achtung erregen, wird derjenige finden, der an jedem Dinge eine gute Seite aufzusuchen versteht.

Ein Schauspieler, der seiner Kunst gewachsen ist, und ein Hofmann, der seine Stelle mit Ehre bekleidet, sind keine Seltenheiten, ob sie gleich unsere Bewunderung auf sich ziehen. Aber noch mehr zu wünschen wäre es, um des Einflusses willen, daß jeder, der mit Erfolg die Bühne betritt, einen bestimmten Karakter außer derselben bewährte, und daß jeder Hofmann von Geist und schönen Kenntnissen in seinem schlüpfrigen Kreise nie sein Herz verläugnen lernte.

9.

Adel und Volk.

Erschein', o Zeit! wo, Völker zu beglücken,
Die Wahrheit allen sich enthüllt,
Und reine Menschlichkeit erwünscht die großen Lücken
Entflohnen Stolzes füllt!

Wenn reelle Erbvorzüge einiger Klassen nicht unumgänglich in der Staatsverfassung, oder in der Natur jeder bürgerlichen Vereinigung überhaupt, gegründet sind; wenn ferner nicht jedes Stillschweigen einer Nazion die rechtliche Wirkung einer vermutheten Einwilligung haben darf: so müssen die Gründe mancher Verhältnisse in der Welt außer den Systemen des Staatsrechts aufgesucht werden, oder man muß diese theoretischen Schriften mit der Maxime bereichern, daß es eine Repräsentazion des

Rechts des Stärkern im Staate gebe, welche, wenn sie auch nicht zur Beförderung des Staatszweckes diene, doch ohne dessen Nachtheil gar wohl bestehen könne. Manche behaupten zwar, daß jedem Verhältnisse willensfähiger Wesen ein ausdrücklicher oder stillschweigender Vertrag zum Grunde liege, und liefern damit ein Argument, mit dessen Hülfe selbst das Daseyn des ärgsten Despotismus gerechtfertigt werden könnte, wenn zum Glück so viele edle Fürsten unsers Vaterlandes nicht konsequenter als manche Filosofen wären.

Wir praktische Juristen rechnen aber ausser der Willensfähigkeit auch die Willensmächtigkeit zu jedem zu Recht bestehenden Vertrage, — ein Umstand, der bey der Beurtheilung gewisser spitziger Dinge zuweilen übersehen wird.

Doch das sind zufällige Meditazionen, welche auf Teutschland keinen Einfluß haben, weil dessen Staatsrecht im Punkte der Klassifikazion und Würderung der Stände, sey es nun Vertrags oder sonstiger Weise, zum Glück für die Erhaltung des Landfriedens ganz bestimmt ist, so daß uns jedes Kompendium belehren kann, was Rechtens sey. Wir beschäftigen uns daher hier nicht mit vergeblichen Fragen über das Recht der Existenz der verschiedenen Stände, sondern mit der gegenwärtigen Beschaffenheit dieser Existenz, weil sie zu lehrreichen und heilsamen Betrachtungen Anlaß geben kann.

Etwas,

Etwas, worauf der Adel zur Behauptung seines Ansehens beständig hätte Bedacht nehmen sollen, nehmlich die Verbesserung seiner Oekonomie, fängt jetzt an, vielen Gliedern dieses Standes eine ernstliche Beschäftigung zu geben. Man legt sich mit vielem Fleiße auf die Landwirthschaft, wodurch der Bauernstand jetzt so sichtbar empor kömmt, und es entsteht in diesem Felde der nützlichen Thätigkeit ein Wetteifer, der gute Früchte verspricht.

Das Wachsthum des Bauernstandes ist begreiflich, weil er wenig eigne Bedürfnisse hat, und die unentbehrlichsten erzeugt, die bey dem vermehrten Verbrauch den Werth seines Vermögens erhöhen, und weil eine dunkle Idee seiner fysischen Uebermacht ihn zu Ansprüchen dreist macht, die man zeither in kritischen Momenten vielleicht zu nachgiebig befriedigte.

Er wird sich nicht leicht nehmen lassen, was seine derben Fäuste einmal halten, und es ist wohl des Nachsinnens werth, ob es nicht möglich sey, da man seinen Trieb nach Uebergewicht nicht aufhalten kann, wenigstens seiner Ausbildung zu Hülfe zu kommen, ohne welche der Uebermuth des rohen Bauers am Ende unerträglicher fallen dürfte, als der Ahnenstolz eines fein gesitteten Edelmanns.

Wenn wir unpartheyisch seyn wollen, so dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten, wodurch vielleicht ein großer Theil der Vorwürfe und Kla-

gen getilgt wird, die man täglich über diesen Ahnenstolz zu hören bekommt.

Es scheint nehmlich, daß sehr oft etwas auf Rechnung dieses Stolzes geschrieben wird, was in andern Dingen seinen Grund hat. Läge z. B. die Entfernung des Adelstandes von den übrigen Klassen bloß in dem Gefühle seines Werthes, so müßte man das nehmliche von jener Absonderung denken, welche man zwischen dem sogenannten Honoratiorenstande und den Bürgerklassen wahrnimmt. Beyde Erscheinungen lassen sich vielmehr ungehässiger aus den einer jeden Volksklasse eigenthümlichen Sitten und Denkarten erklären, welche eine natürliche Entfremdung und eine Abneigung gegen den geselligen Umgang zwischen verschiedenartigen Ständen hervorbringen müssen, indem Annäherung und Freundlichkeit nur unter Gleich mit Gleichem Statt findet. Im Umlaufe der öffentlichen Meinungen, welchem man Preßzwang und Strenge umsonst entgegen stellet, hat der Adel in neuerer Zeit freylich vieles verloren, wovon es sich der Mühe lohnt einige Ursachen aufzuspüren.

Erstlich, durch die Vorfälle in Frankreich und Schweden ist man vielleicht sogar an den Höfen an dem Glauben irre geworden, daß der Adel die Stütze der Thronen und ihrer Inhaber sey, — welcher Glaube ohnedies, wie aller Glaube, einer schärfern Prüfung bedarf. Wenigstens sollte man, zufolge eines Grundsatzes der politischen Mechanik,

den

den Zusatz nicht vergessen: daß, wenn die übrigen Stützen fallen, die Kraft der einen der Last des Ganzen nicht mehr gewachsen sey.

Zweytens, die Geringschätzung des hohen Adels gegen den niedern dient ebenfalls nicht die Sache dieser Parthey zu unterstützen; so wie, drittens, die häufige Vermehrung des Briefadels für Geld und gute Worte zwar das Personale verstärkt, aber die alte Meinung von dem innern Werthe eines Vorzugs, bey dessen Schöpfung es so menschlich zugeht, und der so oft in üble Hände geräth, sehr geschwächt hat.

Endlich schadet dieser Sache die von der schönern Hälfte der Adelklasse noch immer beybehaltene strenge Etikette gegen die Roture, welche ihnen bey dem Geiste der Zeit um so mehr zu verdenken ist, da sie dem Spotte starke Waffen in die Hände giebt, und mit dem klügern und ungezwungenen Betragen der adelichen Mannspersonen in einem auffallenden Kontraste steht.

Ueber wahre Verschlimmerung seines Zustandes hat indessen der Adel bey uns nicht zu klagen, so lange der biedere Teutsche die Gesetze und Verfassung respektiert, Ansehen, Einfluß und Vorzug bey Dienststellen dem Adel noch zu Gebote stehen, und viele Dienste von wenig Mühe und gutem Einkommen ausschließlich für ihn offen bleiben.

So viel scheint für das Wohl des Ganzen immer gewonnen zu seyn, daß man in den obern Stän-

den

den häufig anfängt, bey der Würdigung seiner selbst zufällige Vorzuge persönlich erworbenen Verdiensten nachzusetzen, und an dem Bewußtseyn gemeinnütziger Thätigkeit und Theilnehmung Freude zu empfinden, und daß man das Volk auch für Etwas hält, wenn man es schon nicht mit unsern Gleichheitsschwärmern für Alles nimmt. Wer das Gute für einen Vorläufer des Bessern hält, der kann mit dieser Hoffnung wohlgemuth durchs Leben wandern, und die Freude der Nachkommenschaft im voraus mit genießen, welcher jene Zeit zu Theil werden wird, von der die Verse im Eingange sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

X.

Ankündigung

einer Geschichte des Herzoglichen Fürstenhauses Sachsen-Weimar und Eisenach.

Vaterlandsgeschichte enthält für jeden Freund und Leser derselben viel Nützliches und Angenehmes. Er findet darin nicht selten nachahmungswürdige, rühmliche und erhabene Muster in Religiosität, Weisheit, Tugend, Großmuth, Gerechtigkeit und Billigkeit. Er entdeckt hier den Ursprung mancher vaterländischen alten Rechte, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, bald in diesem

bald

bald in jenem Orte, und bemerkt in derselben verschiedene wichtige Begebenheiten und Schicksale des Vaterlandes. Ein vorzüglicher Theil der Sächsischen Vaterlandsgeschichte ist nun auch eine periodische Geschichte des Herzoglichen Fürstenhauses Sachsen-Weimar und Eisenach. Nirgends findet man eine in dieser Form. Besonders fehlt es manchem treuen Weimarischen Unterthane, welcher so gern mit den erhabensten fürstlichen Mustern in Religion und weiser Regierung, und mit den vortrefflichsten und ruhmwürdigsten Regenten seines Vaterlandes bekannt werden möchte, ein deutliches und allgemein verständliches Lesebuch einer Weimarischen Regentengeschichte.

Um diesen Mangel zu ersetzen, mache Unterzeichneter hierdurch dem Publikum und den Freunden und Liebhabern der Sächsischen Geschichte, vornehmlich der Weimarischen Vaterlandsgeschichte, bekannt, daß er eine aus alten und neuen ächten und zuverlässigen Weimarischen Annalen, Chroniken und Geschichtsbüchern gesammelte und entworfene periodische Geschichte des Herzoglichen Fürstenhauses Sachsen-Weimar und Eisenach durch die Severinische Buchhandlung in Weißenfels herausgeben werde. Die Einleitung enthält eine kurze Karakteristik der kurfürstlichen Anherren und Vorfahren des Hauses Sachsen-Weimar Ernestinischer Linie, und die ganze Geschichte ist in drey Zeitabschnitte abgetheilt. Im ersten Zeitabschnitte findet man das Leben Herzog Johann Wilhelms, des Stifters der ältern Weimarischen Linie. Der zweyte Zeitraum fängt sich vom Herzog Friedrich Wilhelm an, und reicht bis in die Zeit des dreyßigjährigen Krieges oder bis zum Tode Herzog Wilhelms des Vierten, welcher 1662 erfolgte. Im dritten Zeitabschnitte und Theile dieser Geschichte liefert Unterzeichneter Biografien der Durchlauchtigsten Herzoge, welche von Herzog Johann Ernst V. an bis in die neueste

Hans.

Thu' das, und wende alles dazu an; wenn ich mich nicht wundre, wie du das Herz haſt dich zu betrinken, da du kein plumper Kerl biſt, ſo glaube mir nichts mehr. Aber horcht, die Könige und die Prinzen unſre Vettern kommen, und gehen nun der Königin ihr Bildniß zu ſehen. Komm geh mit uns: Wir wollen deine gute Herren ſeyn.

(Sie gehen ab.)

Siebende Scene.

(Verwandelt ſich in Paulina's Haus.)

Leontes, Polixenes, Floriſell, Perdita, Camillo, Paulina, verſchiedene Herren vom Hofe, und Gefolge, treten auf.

Leontes.

O weiſe und gute Paulina, wie oft biſt du mir zum Troſte geweſen!

Paulina.

Mein Gnädigſter Gebieter, was ich nicht recht that, das meynte ich doch gut; ihr habt mich für alle meine Dienſte überflüſſig bezahlt. Aber daß Eure Majeſtät mit dem Könige, ihrem Bruder, und dieſen verlobten Erben beyder Kronen, gekommen iſt, mein armes Haus zu beſuchen; diß iſt ein Uebermaaß von Gnade, welche zu verdienen mein übriges Leben nicht zureichen kan.

Leontes.

O Paulina, die Ehre, die wir euch erweiſen iſt Un-

ste Zeit die Fürstenthümer Weimar und Eisenach und was dazu gehört, regiert haben.

Weimar den 21. März 1796.

Ein Freund der Geschichte
seines Vaterlandes.

Dieses Buch wird in groß Oktav-Format circa 11/4 Alfabet stark. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, setze ich den Pränumerazionspreis auf 18 gr. Sächs. Kourant. 12 gr. bezahlt man gleich bey der Bestellung und 6 gr. wenn das Buch abgeliefert wird. Fänden sich wider Vermuthen von jetzt bis Johannis dieses Jahres nicht so viele Liebhaber, daß ich einigermaßen für den Aufwand gedeckt wäre, so unterbleibt der Druck und man erhält die Pränumerazions-Gelder zurück. Die Namen und Karaktere der resp. Beförderer sollen dem Werke beygedruckt werden, weshalb man mir solche, leserlich geschrieben, so zeitig als möglich einzuschicken die Güte haben wird. Freunde der vaterländischen Geschichte und besonders in Herzogl. Diensten stehende Beamte, Prediger ꝛc. werden ergebenst ersucht, auf dieses eben so nützliche als unterhaltende Buch Bestellungen anzunehmen, und dieses Avertissement möglichst zu verbreiten und bekannt zu machen. Auf 10 Exemplare gebe ich das 11te gratis.

Weißenfels den 8. April 1796.

Friedrich Severin.

Neuer Teutſcher Merkur.

7. Stück 1796.

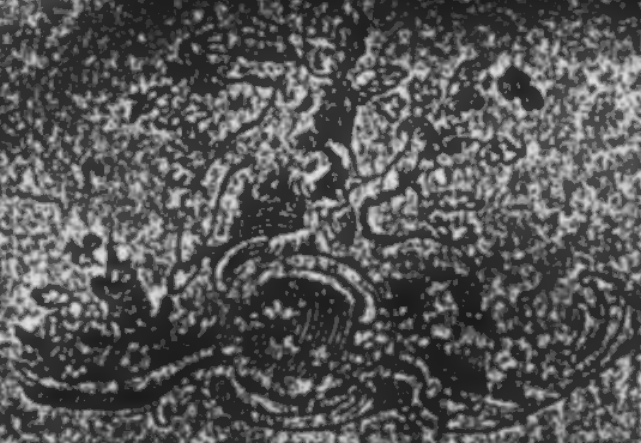

I. Von den letzten Dingen. Ein moralisches Gedicht, übersetzt von J. von Hammer. — 3
II. Ueber Lektüre. — 53
III. Ueber die Fabel des Pegasus. — 103
IV. Fragmente aus meinen Nachforschungen über die Ausbildung des Menschengeschlechts. — 189
V. Rom. — 225
VI. Auszug eines Briefs aus London. — 329
VII. Litterarische Anzeigen. — 3

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden; für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich wegend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur

Nach den kürzlich erſchienenen politiſchen Wahrheiten von Friedr. Carl Freyh. von Moſer, zeigen wir jetzt ein nicht minder wichtiges Werk von dem Verfaſſer an, welches ſo eben in 2 Bänden in demſelben Verlag und für denſelben Preis herausgekommen iſt, und heißt:

Mannichfaltigkeiten.

Dieſe zerfallen in folgende Hauptabtheilungen:

1) Ueber Regenten und Höfe.
2) — Miniſter und Diener.
3) — Staatsverfaſſung und Staatskunſt.
4) — Religion.
5) Allerley.

Folgende für die Zeitgeſchichte ſehr intereſſante Schrift hat nun die Preſſe verlaſſen, und iſt in allen Buchhandlungen Teutſchlands à 20 gr. zu haben:

Verſuch einer Geſchichte der letzten polniſchen Revoluzion, vom Jahr 1794. mit den dabey erſchienenen Regierungsſchriften belegt. Ein Nebenſtück zu der Schrift: Ueber das Entſtehen und den Untergang der polniſchen Konſtituzion, vom 3. May 1791. Mit 8.

Zürich den 22. Jun. 1796.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Verzeichniß einiger im Hoffmanniſchen Verlag zu Weimar erſchienenen Schriften des Herrn Hofrath und Profeſſor Friedrich Schulz in Mietau.

Blätter zur Kunde ausgebildeter Völker, 8. 792. 12 gr.

Ludwich der Große, ein hiſtor. Gemählde, 3. Heft, 8. 786. 13 gr.

Idyllenſtücke, enth. Geiger, eine Arabeske, mit einem Kupfer von Chodowiecky, 8. 795. 21 gr.

Fritz, ein kleiner Roman, 3te Auflage, mit Kupfern von Lips, 8. 792. 1 Thlr. 8 gr.

Johanne, hiſtor. aus dem Franz. des Herrn von Mayer, 8. 16 gr.

Der neue

Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1796.

I.

Von den letzten Dingen.

Ein türkiſches Gedicht,

überſetzt

von J. von Hammer. *)

Vorerinnerung.

Das hier überſetzte Stück iſt einem türkiſchen Kommentare über das perſiſche Wörterbuch des Schahidi

*) Daß hier von einer wirklichen Ueberſetzung aus dem Türkiſchen, und von keiner morgenländiſchen Erdichtung im Abendlande die Rede ſey, wird jeden ſein eignes Gefühl lehren. Möge der Verfaſſer, der mit ſeltenen Fähigkeiten ſeltene Kenntniſſe in der Literatur überhaupt, und beſonders in den Sprachen des Orients, verbindet, unſerm Vaterlande das werden, was William Jones, freylich unter einer Konſtellazion, die dieſſeits des Kanals kaum einem Sterblichen leuchten kann, den Brit-

hidi angehängt, den, laut der Vorrede, ein gewiſſer Ar Owaliſade, während ſeines Aufenthaltes in Jewi-

ſten geweſen iſt! Die vortreffliche kaiſerliche Bibliothek zu Wien enthält, nach dem Geſtändniſſe aller Urtheilsfähigen, ſo viel ungebrauchte, kaum dem Titel nach gekannte morgenländiſche Schätze, daß ſie, ſo gut als einſt die königliche zu Paris, eigene Auszüge aus orientaliſchen Handſchriften in mehreren Bänden darböte. Was ließe ſich von den Kenntniſſen, dem Geſchmacke und dem Eifer eines Mannes, wie Hr. v. Hammer ſeyn muß, erwarten, wenn ihm zur Benutzung und Bekanntmachung dieſer Schätze Aufmunterung und Ruhe zu Theil würde! Mit welcher Ausbeute bereichert würde er von einer Reiſe in den Orient zurückkehren! Doch die einſichtsvollen Vorſteher der orientaliſchen Akademie, deren Zögling er iſt, und die edeln Beförderer alles Schönen und Guten, deren Wien ſo viele unter ſeinen erſten Staatsmännern zählt, werden dieß am beſten ſelbſt beurtheilen können. Der Herausgeber konnte hierbey nur ſeine eigene Empfindung und den Wunſch nicht unterdrücken, daß ein ſolcher Mann auf immer den Wiſſenſchaften und Muſenkünſten gewonnen werden möge, ſo wie es ihm nicht gleichgültig ſeyn kann, wenn der Merkur auch in der Folge noch oft mit dergleichen exoticis, die Farbenſchmelz mit Wohlgeruch verbinden, beſchenkt werden ſollte. Es müſſen noch lieblichere Blumen unter einem Himmel blühen, wo die Natur einen ewigen Frühling feyert et in urno perpetuum ver. Kaum bedarf es übrigens eines Fingerzeigs, daß die hier vorgetragene türkiſche Mythologie einen ſchönen Beleg zu der Beobachtung liefert: che turbo il mondo è fatto come la nostra famiglia.

Jewischehir, seinem jungen Freunde Emir Tschutschi Pascha zu Liebe verfaßte. Das Manuskript wurde im Jahre 1790 einem gefangenen Aga der Besatzung von Novi abgekauft, und ist jetzt in der Bibliothek der Benediktiner bey den Schotten in Wien.

Das angehängte Gedicht ist von einer ganz andern Hand, bloß um die übrigen leeren Blätter des Buches anzufüllen, hinzugeschrieben worden, und es läßt sich nicht entscheiden, ob dasselbe aus einem uns unbekannten türkischen Dichter abgeschrieben, oder ob es die Geistesfrucht eines der Besitzer des Buches sey.

Es hat, auch als türkisches Dichterwerk beurtheilt, keinen besondern poetischen Werth, und bleibt größtentheils nur seines Inhaltes wegen bemerkenswürdig, weil es eine gedrängte Schilderung der Höllenpeinen und Paradiesesfreuden nach den theologischen Vorstellungen der Mahomedaner in sich faßt.

Einige Züge sind darin besonders hervorspringend; z. B. das Leben und Weben des schon entseelten Körpers im Grabe, wobey sich ein wenig schwer begreifen läßt, was denn den Körper, aus dem die Seele schon abgerufen worden ist, belebe, und wo der Geist bis zum Endurtheile der Engel verweile.

Die Knabenliebe muß eine Gewohnheitssünde der Moslemim seyn, weil der Verfasser so oft sie unter den vielen verdammlichen Lastern auszeichnet.

Merkwürdig ist auch die schön ausgemahlte Stärke kindlicher Liebe, welche für die Freuden des Paradieses, ja für die Reize der Huris selbst unempfindlich ist, und zuletzt den Allmächtigen zur Umänderung seines göttlichen Richterspruches stimmet. Nur könnte man die Frage aufwerfen, warum einige Kinder ihre Aeltern in der Hölle nicht wieder finden, und wo dieselben vor ihren Blicken verborgen sind. Doch darüber ist vermuthlich von den mahomedanischen Theologen, wenn sie anders von diesem Gedicht Notiz genommen haben, schon lange und viel gestritten worden, und sie mögen's auch ferner entscheiden. Endlich ist der Vorrang bemerkenswerth, den die schönen Frauen im Paradiese bloß deßwegen, weil sie schön sind, genießen werden.

Ueber diese Partheylichkeit in Ausspendung der Himmelsfreuden werden freylich manche, und besonders derjenige Theil des schönen Geschlechts, der diesen Namen minder verdienet, vieles einzuwenden haben. Aber ausserdem, daß die meisten Männer, wenn sie darüber stimmen müßten, diese Auszeichnung der Schönheit nicht unbillig finden würden; so war der Profet ja Herr in seinem Paradiese, zu versprechen und zu belohnen was und wie er wollte, und er fand es vielleicht gerecht, daß die Frauen, die eben ihrer Schönheit wegen,

wie weiland seine Gemahlin Ajesha, von den Schlangen des Neides, der bösen Nachrede und der Verläumdung auf Erden angezischt wurden, dafür im Paradiese durch eine solche Auszeichnung vor ihren Neiderinnen entschädigt würden.

Es ist Schade, daß das Manuskript sich über die Himmelsfreuden der Weiber nicht bestimmter erklärt. Sollten sie des Genusses der höchsten Wollust entbehren, indeß für die Männer in diesem Punkte so reichlich gesorgt ist? In diesem Falle würden selbst die durch Himmelszofen bedienten schönen Weiber etwas zu wünschen übrig haben; und was bliebe erst vollends den guten weiblichen Seelen, die auf Erden mehr durch schöne Werke als durch körperliche Schönheit glänzen, für ein Trost übrig, wenn sie nicht nur der Himmelsbedienung, sondern auch desjenigen Vergnügens entbehren müßten, für welches keine Ambrosia und kein Nektar schadlos hält, und welches sie im gleichen Maße mit den schönsten ihres Geschlechts zu genießen im Stande wären?

Vernimm von mir dein künftig Schicksal, höre
Was dir im Tode droht, o Mensch! Und weißt
Du dann dein letztes Loos, so dank' es mir!

O glaube nicht, daß mit des Körpers Hülle
Die freye Seele jedes Peingefühl

ruh; -- Aber, wir kamen um die Bildsäule unſrer Königin zu ſehen. Eure Galerie haben wir durchgegangen, und mit vielem Vergnügen über manche ſeltne Stüke; aber das, was meine Tochter ſo ſehnlich zu ſehen verlangt, ſahen wir nicht -- das Bild ihrer Mutter.

Paulina.

So wie ſie im Leben unvergleichlich war, ſo übertrift auch ihr todtes Ebenbild, wie ich mit Recht glaube, alles was ihr jemals geſehen habt, oder eines Menſchen Hand jemals gemacht hat; deßwegen bewahr' ich es auch mit mehr als gewöhnlicher Zuneigung auf. Aber hier iſt es: Bereitet euch vor, das Leben ſo lebhaft vorgeſtellt zu ſehen, als jemals der Schlaf den Tod vorgeſtellt hat.

(Paulina zieht einen Vorhang und entdekt Hermione, gleich einer Bildſäule auf einem Fußgeſtelle ſtehend.)

Euer Schweigen gefällt mir; es beweißt euere Erſtaunung nur deſto beſſer -- Aber ſagt mir nun, ihr zuerſt, mein Gebietender Herr, kommt es nicht ziemlich nahe?

Leontes.

Ihre natürliche Stellung! -- O mache mir keine Vorwürfe, theurer Stein! damit ich in der That ſagen kan, du ſtehſt Hermione; denn ſie war ſo zärtlich als Kindheit und Unſchuld -- Aber, Paulina -- Hermione hatte nicht ſo viele Falten, war bey weitem nicht ſo alt, wie diß ſcheint.

Polixenes.

O, wahrhaftig nicht!

Paulina.

Deſto gröſſer iſt die Geſchiklichkeit unſers Künſtlers, der

Und das Gefühl der Wonne von ſich wirft!
O merke dir dieß wohl! Bereue itzt!
Denn höre was des Reueloſen harret.
Sinkt einſt dein Haupt hin auf des Todes Küſſen,
So biſt du hin, auf ewig, ewig hin!
Und Nichts ruft dich ins Leben mehr zurück.
Darum ſey kluz, noch eh du ſtirbſt, ſey klug!
Denn nach dem Tode frommet Reue nichts.

Wer des Proſeten Lehren übertritt,
Gehöret zu den Seinen nicht. Willſt du
Vermehren ſeine Schaar, willſt du entgehen
Der Höllenqual, ſo bete itzt und faſte,
Und bändige die wilde, böſe Luſt.
In jener Nacht, in die das Grab dir einſt
Die Straße bahnet, wallt ein Cherub nieder;
Und wider Satan den Verfluchten, der
Die Seele fodert, iſt Gebet dein Schild.
Ein fürchterlich Gebrüll erhebt er dreymal,
Und dreymal fleheſt du auch weinerlich:
„O laſſe, laſſe mich! Verwundet iſt
„Mein Leib, aus dem der Todesengel *) erſt
„Die Seele rief.“

Dann fragt der Cherub dich:
„Haſt du dich nicht mit Unrecht dort genährt,

„Nicht

*) Iſrail iſt ſein Name.

„Nicht deinen Körper frefentlich entheiligt? *)
„Haſt deine Miſſethat bereut?“ — Wenn du
Mit Wahrheit ſagen kannſt: „Bereut von Herzen!“
Dann ſpricht der Cherub wieder: „Wohl dir! Wohl dir!
„Die Hölle harrte deiner, doch dich rettet
„Dein brünſtiges Gebet.“

Sobald der Menſch
Sich ſelbſt in düſtrer Grabesdämmrung
Erblickt und um ſich her die Todten ſchaut,
Begrüßt er ſie als Freunde und Bekannte,
Und jammert laut: „Wo ſeyd ihr, meine Brüder,
„Geliebte Mutter du, und du mein Vater? —
„Umſonſt! Kein Menſch bekümmert ſich um mich,
„Und ungehört verhallet jede Frage!“
Noch klaget er, und ſchon erſcheinen die
Zwey Engel des Gerichts **), und fragen ihn:
„Sag an, wer iſt dein Gott? wer dein Profet?“
Wer dann an ſchönen Werken reich ſich fühlt,
Der ſingt frohlockend wie die Nachtigall.

*) Das Original iſt hier eben ſo unüberſetzbar als manche Stellen der horaziſchen Satiren. An feciſti pollutiones? hieße es von Wort zu Wort.

**) Nekkir und Münker; der eine iſt ſchwarz, der andere blau. Siehe d'Ohſſons Tableau de l'Empire Ottoman.

Wer aber voll von Sünden ist, wer dich,
Natur, geschändet hat *), der starrt verstummt;
Dem öffnen weit der Hölle Pforten sich,
Und Pechgestank entqualmt wie dicker Nebel.
Doch jenem strömen aus den goldnen Thoren
Des Paradieses Ambradüfte zu.

Hast du die Nakten einst gekleidet, oder
Die Hungrigen gesättiget; so siehst
Du dich in Kleiderpracht, so dampfet dir
Der liebsten Speisen Wohlgeruch entgegen,
Und jedes Lamm, zum Opfer einst von dir
Gebracht **), wird dann zum Himmelspferd, ***)
auf dem
Du schneller als auf Vogelschwingen fliegst.

In scheuslichen Gestalten wachen die
Verdammten auf, als Affen hier, und dort
Mit ausgefreßnen Augen, Eiternasen,
Und mit verdrehtem Schädel, ohne Hand
Und ohne Fuß und menschliche Gestalt,
Mit tief, tief eingefallnen Mohrenwangen.

Bey

*) Abermals eine unübersetzbare Stelle.

**) Am Feste Kurbanbairami werden Lämmer geopfert.

***) Barrak, auf dem der Proset seine Himmelsreise machte.

Bey einigen ſiehſt du das Eingeweid
Mit Nadeln und mit Spießen durchgeſpickt,
Und andre ſpeyen Gift und Galle aus.
Dies iſt die Pein derjenigen, die auf
Der Erde hier verbotne Speiſe naſchten,
Und der verbotnen Knabenliebe fröhnten.
Denjenigen, der auf erlaubte Art,
Jedoch ein fremdes Gut, genießt, den kennſt
Du ſicherlich an ſeinem Aasgeſtank.
Die Lügner werden gliederweis vom Teufel
Zerriſſen; wer der Mutter nicht gehorcht,
Den zehret Schmerz im ew'gen Feuer auf.
Auch jene die gedankenlos zu Gott
Im Beten ſchreyn, ſind Gottes Diener nicht.
In ſeinem Grimme ſpricht der Herr zu ihnen:
„Ihr Sünder! ihr verworfne Elende!
„Ihr zeiget euch an dieſem Tage mir?
„Ich gab euch lange, lange Lebenszeit,
„Ermahnte zum Gebet euch oft genug.
„Nun ſoll die Höll' euch werden und mein Zorn!"
So ſpricht der Herr ihr Gott. Die Sünder beben,
Und ſinken in die Erd' hinab, und ſinken
Bis zu der Scheidungsbrücke *) tief hinab,
Die über ewge Finſterniſſe ſchwebt.

*) Die Brücke Sirath, nach der Tradizion ſo ſchmahl als ein Haar, ſo ſcharf als ein Meſſerrücken.

Die Frommen wandeln ſichern Schrittes hin,
Und klären ihre Bahn mit Schimmer auf.
Sie ſondert eine dicke Scheidewand
Der Mitternacht von dem verworfnen Haufen.
Hier tönet fürchterlich vom Abgrund auf
Das Wehe! Wehe! Wehe! der Verdammten.
Sie ſchreyen den Gerechten „Hülfe! Hülfe!“ zu,
„Erbarmet euch!“ Der Sel'gen Antwort iſt:
„Erkennet ihr erſt itzt den Werth der Zeit
„Und des Gebets? Wie oft habt ihr von uns
„Gehört: Erkennet Gott, und dienet ihm!“
So ſprechen ſie, und wallen ſchaarenweis
Wie Frühlingshauch den ſchmalen Steg vorbey.

Doch von den Höllenpeinen weiter! Höre!
Die Reichen werden dort mit ihrem Golde
Zermalmt; man hauet ihnen Glied von Glied,
Schlägt Zahn nach Zahn dem Kiefer aus, und zwingt ſie
Mit Höllenfrüchten *) ihren Wanſt zu füllen,
Und martert ſie für jede Unterlaſſung
Des Pflichtgebets **) mit ſiebzigjähr'gen Martern.

Und

*) Die Früchte des Baumes Sakkum, der der Baum der Hölle, wie Tuba der Ambroſiabaum des Paradieſes, iſt.

**) Das Gebet Nemaz das fünfmal des Tages verrichtet werden muß.

Und nun vernimm der Seligen Geſchichte!
Kaum haben ſie die Brücke hinter ſich,
Beym erſten Eintritt in das Paradies
Empfangen ſie unſchuld'ge kleine Kinder,
Bereit, die Aeltern zärtlich zu umarmen.
Doch finden einige den Vater nicht,
Die Mutter nicht. Da weinen ſie und fragen:
„Wo iſt mein Vater, meine Mutter wo?“
Sie hören: „In der Hölle!“ Dann jammert laut
Die Unſchuld fort: „O ſchick auch uns zur Hölle!
„Weh uns! weh uns ein ſolches Paradies!
„Und ſolche Seligkeit! Bis daß uns nicht
„Der Mutterarm umſchließt, verweilen wir
„Hier nicht, und wollen ſolche Freuden nicht.
„Gott! Gott! gieb unſre Aeltern uns zurück!“
Dann bietet ihnen ſich der Huris Schaar
Statt Müttern an, und manche ſchweigen lüſtern.
Doch andre raufen ſich die Haare aus,
Und ſchreyen flehentlich: „Die ſind nicht Mütter,
„Die ſind nicht Väter uns!“ Dann ſpricht der Herr:
„So gehet dann, und hohlet eure Aeltern!
„Du, Gabriel, geleite ſie zur Hölle.
„Sie ſollen dort der Aeltern Peinen ſchauen,
„Und ſie davon befreyn.“

Entzücket ſtrömt
Die fromme kleine Schaar zur Hölle fort.

Doch finden viele ihre Mütter nicht,
Und viele ihren Vater nicht, und sind
Darob noch lange trauervoll. Auch Väter
Beklagen ihren Sohn, das Haar zerrauſend,
Und füllen weit umher die wüſte Leere
Mit Klaggeſchrey ob ihres Kindes Pein.
Die Seligen erhalten dann geſammt
Von Gottes Händen ſiebzig Himmelsmädchen,
Und jenen Weibern, die auf Erden einſt
An Schönheit jede Huris übertrafen,
Sind ſie als Dienerinnen beygeſellt.

Hierauf verſammelt der Proſet die Männer,
Fatima aber das Geſchlecht der Frauen.
Den erſten werden Tafeln aufgeſtellt,
Mit Speiſen ohne Zahl, und Knaben welche
Die Nektarbecher reichen.

So ermuntert
Fatima auch die Frauen: „Euch, ja euch
„Sind heute Mahle aufgeſtellt, und ich,
„Ich ſelbſt bediene euch. Ihr habet ſtets
„Von unerlaubten Lüſten euch enthalten,
„Das Pflichtgebet verrichtet, habet oft
„In tiefer Nacht zu Gott gefleht. Nun kommt!
„Wir wollen heut das Brod der Freuden theilen.
„Und weil ihr dem Proſeten treu gelebt,

„So

„So freut euch meiner Worte. Esset, trinket,
„Und leert den reinsten Freudenkelch! Es währe
„Das heut'ge Fest durch Ewigkeiten fort!“

Hierauf erschallt der Ruf des ewigen
Erbarmers, Gottes des Allmächtigen:
„Willkommen meine Freunde, meine Diener!
„Seyd mir willkommen, und erscheinet alle
„Vor meinem Angesicht; erscheinet heut
„Mit Mahomed, der mein Geliebter ist.
„Ich hab' des Paradieses Nachtigallen
„Geladen, und ihr sollet alle sehn
„Des Paradieses Herrlichkeit, und wohnen
„Darin durch zehn mahl hundert tausend Jahre.“

Berühre nicht verbotne Speis' und Trank;
Nimm dich in Acht, verschließ dein Auge wohl
Vor allem dem, was es nicht schauen soll.
Auch segne den Pröseten oft, auf daß
Vom Höllenfeuer Er dich einst errette.
Bezähme deine Zunge, scheue Lügen,
Und rühre ja nichts Unerlaubtes an.
Auch übe stets was recht und billig ist.
Erbarme dich des Armen und des Waisen.
Verstiebe deine Jahre nicht in Wind;
Denn schnell bricht oft der Mörder Tod herein.
Verehr' und liebe innig den Prosseten,

Wie auch die heil'gen Ebubeker, Osman,
Omer, und benebeye alle Jünger.

O Jüngling, faſſe dieſer Lehre Nutzen,
Und richt' auf das, was ich hier ſchrieb, dein Ohr.
Der Segen Gottes walte über Dir!

II.

Ueber Lektüre.

An Lina.

Es gereicht deinem Geiſt zur Ehre, und eröffnet deinem ſanften Herzen eine Menge edler und ſüßer Quellen des wahren Lebensgenuſſes, daß Du die müßigen Stunden deines häuslichen Berufs der Lektüre widmeſt; nicht um Dich dadurch für gelehrte und witzige Geſellſchaften zu bilden, noch weniger aber um mit ihr — nach dem Beyſpiel einiger Büßenden deines Geſchlechts, — ins Ausland der Muſen nach einem heiligen Lorbeerblatte zu wallfahrten, für welches Du zu gut den vollen Kranz in der Nähe deines eignen wahren Berufs zu verdienen weißt — Nein! um deines bloßen Bedürfniſſes willen Dich immer mehr zu veredlen, deinen

Geiſt

Geist mit Eigenschaften auszuschmücken, die gleich fähig sind, das gesellige Leben rings um Dich her zu verschönern, und deinen Lieben ein reizendes Muster zu seyn — dies ist der Zweck deiner Lektüre, wie mich dein Brief versichert, und er allein macht Dich einer solchen Beschäftigung und eines solchen Genusses würdig. Je schöner aber und edler die Neigung ist, welche Dich zur Lektüre hinzieht, je wichtigern Einfluß sie auf dein eignes Wohl und auf das Leben und Glück Anderer hat, desto nöthiger ist es, sowohl deinem Interesse für Lektüre an sich selbst, als auch deiner Auswahl in derselben eine bestimmtere Richtung zu geben. Denn nicht nur ist jede Neigung im Menschen, die niedrigste wie die edelste, blind gebohren, und erwartet eine Richtung und Leitung von dem Geiste, ohne welche sie sich selbst gefährlich wird; sondern auch die wenigsten Schriften aus derjenigen Klasse, woraus Du deine Lektüre hernimmst, sind so beschaffen, daß sie der Unschuld unsrer Neigung schonten. Die meisten berauschen, ohne zu nähren, erhitzen unsre Einbildungskraft ohne unsern Geist zu beleben, afficieren, reizen unsre Kraft, und schwächen sie, weil sie dieselbe nicht erhöhen können. Kurz, weil wir unsre Kunst zu lesen nicht verstehn, verstehn sich unsre Schriftsteller desto besser auf die ihrige — zu schreiben, auf die Kunst, unsre Meister zu seyn, so lange wir ihre Maschinen bleiben.

ſechszehn Jahre überſpringt, und ſie ſo macht, als lebte ſie izt.

Leontes.

Wie ſie denn auch gelebt hätte, ach! ſo ſehr zu meinem Troſt, als dieſer Anblik izt mein Herz durchbort. O! ſo ſtuhnd ſie; mit dieſer lebenden Majeſtät (warmes Leben, wie ſie izt kalt ſteht) als ich zum erſtenmal um ihre Liebe bat -- Ich ſchäme mich -- wirft mir dieſer Stein nicht vor, daß ich mehr Stein ſey, als er ſelbſt? O Königliches Stüke! Es iſt Zauberey in deiner Majeſtät, die meine Uebelthaten wieder in mein Gedächtniß gezaubert, und meiner bewundernden Tochter die Lebensgeiſter geraubt hat, daß ſie, wie ſelbſt verſteinert, neben dir ſteht.

Perdita.

Erlaubet mir, und ſaget nicht, es ſey Aberglauben, daß ich niederknie, und um ihren Segen bitte -- Theure Königin, Theure Mutter, welche aufhörte, da ich kaum begann, gebt mir dieſe eure Hand zu küſſen --

Paulina.

O, Geduld; -- die Statue iſt ganz neu aufgerichtet, die Farben ſind noch nicht troken.

Camillo (zu Leontes.)

Gnädigſter Herr, euer Schmerz iſt zu dicht aufgetragen, da ſechszehn Winter ihn nicht wegblaſen, und ſechszehn Sommer nicht austroknen konnten; kaum lebte jemals ein Vergnügen ſo lange; und eines jeden andern Schmerz würde ſich in ſo viel Zeit ſelbſt aufgerieben haben.

Polixenes.

Mein theurer Bruder, geſtattet dem, der die Urſache

Lektüre iſt ein Bedürfniß des Geiſtes, und ſchadet, wenn ſie kein Geſchäft des Geiſtes iſt.

Manches Frauenzimmer hat die hoffnungsvolle Blüthe ihrer Jugend durch eine üble Lektüre vergiftet, und nachher, anſtatt der goldnen Früchte des Lebens, ſich ſelbſt und andern nur bitteres Kraut erzogen, hat den Werth und das Glück ihres Daſeyns in einem Roman begraben, im ſüßen Betruge ihrer Einbildungskraft ihr Herz und ihre Vernunft zugleich betrogen, und in einem fantaſtiſchen Genuſſe die Quelle des wahren reinmenſchlichen Genuſſes verlohren. Und was giebt es für den Menſchen theureres und koſtbareres zu verlieren, als den innern Frieden der Seele, dieſe ſüße heilige Wurzel alles wahren Glücks, dieſen Frieden, der in dem Kranze ſeiner Lebensfreuden, wenn er ihm einmahl entriſſen iſt, nur todtes ödes Laub, und in ſeiner Bruſt die Trauer der Menſchheit zurück läßt, ſeinem Herzen die Quelle des ſittlichen Lebens, ſeinen Sitten und Handlungen den reinen lebendigen Geiſt der Wahrheit und Schönheit entzieht, und o! deinem Geſchlecht den großen Talisman, wodurch es allein unſre reine Huldigung gewinnt, die ſittliche Grazie im Ausdruck und Handeln, raubt!

Oder glaubt ihr vielleicht, die Zerſtreuung, womit und wofür ihr leſet, das blinde oberflächliche Spiel des Intereſſe, womit euer Geiſt über die Lektüre hinſchlüpft, ſichere euch vor dieſen Gefahren

ren mehr als denjenigen, der in die Tiefe seiner Lektüre hinabsteigt, und das Mark seines Schriftstellers aussaugt? Schmeichelt ihr euch, die trotzige Gefahr mit Blumenketten zu fesseln und das listige Uebel von euch entfernt zu halten, — wenn ihr mit ihm spielt? — Leider! Nur das Uebel fürchtet sich selbst nicht mehr.

Niemand, den bloße Neugierde oder Zerstreuungslust in das Heiligthum der Musen führt, betritt es ungestraft. Man muß eine würdige Gabe mit würdiger Seele von ihnen verlangen, oder sie geben eine gefährliche. Ihr werdet von einem brennenden Durst unaufhörlich zu ihren heilsamen Quellen hingetrieben, um euch zu laben, und wie Tantalus Lippen flieht der süße erquickende Genuß euer Herz. Ihr durstet nicht, weil ihr euch an den köstlichen Trank erinnert: ihr durstet, weil es euch nicht vergönnt wird zu trinken.

Wenn das Fantasma eurer Lektüre bereits vor eurer Seele zerronnen ist, wer räth dann den Bedürfnissen und scheuen Neigungen, die sie in euerm Innern entwickelte und jetzt unbefriedigt zurückläßt? Die unbelehrte Vernunft? Ihr seyd aus dem schönen Gleichgewicht eurer Neigungen und Kräfte herausgehoben. Werdet ihr noch glücklich und gut seyn?

Den meisten Lesern von dieser Art nimmt der vielfältige Genuß gewisser Schriften gänzlich den Kas-

rakter, und giebt ihrem Gemüth eine Gestalt, so bunt und mannigfaltig als die Lektüre, womit sie sich beschäftigen. Daher giebts oft Menschen unter uns, in denen sich nur die Gattung, kein Individuum zeigt; die unsrer Neigung in der Liebe, unserm Herzen in der Freundschaft entschlüpfen; die wir überall sehen, und nirgend finden können, weil sie überall zugleich sind. — Menschen, die wir nie kennen lernen, weil sie nichts sind; räthselhafte, widersprechende Wesen, die mit der Gestalt betrügen, welche sie tragen. Aber weder aus der Hand der Natur, noch aus der Schule der Gesellschaft kommen solche Geschöpfe. Was beide entlassen, trägt insgesammt sein eigenthümliches Gepräge; nur eine üble Lektüre setzt in gewissen Menschen dergleichen moralische Nullen in die Welt.

Um deine Lektüre vernünftig zu machen, mache ich sie Dir verdächtig. Ich will Dich überzeugen, daß man sich ihr nicht ohne Regel überlassen darf.

Da deine Schriftsteller bey aller ihrer verschwenderischen Dienstwilligkeit Dir nicht einmahl den ersten schuldigen Dienst leisten, Dich zu unterrichten, wie du lesen sollst, vielleicht aus Furcht, zugleich zu verrathen wie sie schreiben sollten, — so thue ich es hier für sie und mich zugleich; und wenn Dir dieser Unterricht ein geringeres Vergnügen macht als ein Roman, den du unterdessen

ſen leſen könnteſt, ſo erinnere Dich, daß er dein Herz für ein höheres öffnen will.

Ich will deine Lektüre zu einem Geſchäft des Geiſtes machen, und fordere ihn jetzt in Dir auf zum Mit- und Nachdenken über die Regel, welche ich Dir hier gebe.

Diejenige Lektüre iſt die beſte und heilſamſte, welche den vollkommenſten Genuß gewährt. Dahin muß man in ihr ſein Intereſſe richten, und das iſt es, was der Leſer ſoll und kann.

Schränke deine Forderung im Leſen nie auf bloße Beſchäftigung deines Herzens und deiner Einbildungskraft ein; dehne ſie auf das Bedürfniß deines Verſtandes aus — auf Berichtigung deiner Begriffe, auf Reinigung deiner Grundſätze und Meynungen, beſonders in denjenigen Punkten, wo ſie in deine Sittlichkeit und deine Handlungen eingreifen.

Nur das Gefühl unſrer gewonnenen Kultur, — eines erleuchteten Verſtandes, eines veredelten Herzens, gewährt uns in der Lektüre jenen hohen, vollkommnen Genuß, worin ſich unſer Geiſt oft bis zum Ideale erhebt.

Wende Dich überhaupt nie bloß mit deinem Gefühl an die Lektüre. Du giebſt Dich hier deinem Schriftſteller nur zur Hälfte, unvollkommen und übel hin; wie kann er Dich vollkommen und gut bilden?

deh? — Aber nicht der Mangel an Bildung, eine einseitige, schiefe Bildung ist die Quelle der meisten Uebel und Unvollkommenheiten unter den Menschen. Dieser einseitige passive Zustand beym Lesen ist die wahre erste Ursache jener abgeschmackten geist- und herzlosen Empfindeley, die unsre Zeit entnervt, und die in dem Menschen, nachdem sie ihm alle Kraft- und Energie geraubt hat, eine Sensibilität zurücklässt, die der leiseste Eindruck sticht und verwundet, — mehr die kranke Reizbarkeit einer geschwächten, als die zarte natürliche Empfänglichkeit einer gesunden Seele.

Denke zugleich und urtheile selbst nach aller deiner Kraft. Hierin liegt das Geheimniß des höchsten Genusses und der Kunst, deinem schlauen Autor die geheime Gewalt über Dich zu nehmen, wodurch er Dich mißbraucht. Nur eigne Thätigkeit und ihr Gewinn an Kraft ist wahrer Genuß; leiden ist nicht genießen. Dafür kann aber der gute Schriftsteller nicht. — Wir rauben uns gerade so viel von dem Genusse seines Talents, und ihm an Einfluß und wahrem Verdienste um uns, als wir weniger eigne Thätigkeit bey ihm gebrauchen. Wenn er selbst viele Kraft besitzt, und wir ihm nicht mit der unsrigen begegnen, so erfahren wir die ganze Macht der seinigen, werden übel zugerichtet, und mit Recht. — Wer Werthers Leiden nicht mit erhöhtem, veredeltem Muthe zu leben verläßt, der hat schlecht gelesen; er hat bloß gelitten, nicht genossen,

noſſen. Wer ſich aber am Ende des Werks gar erſchießen möchte, dem möchte nach ſo vielen Leiden der Tod ein eben ſo natürliches als ſchickliches Ende geben.

Dieſe Verſuche des eignen Nachdenkens werden zwar Anfangs deine Lektüre ein wenig unbequemer machen; aber ſie bereiten Dir für die Zukunft einen deſto herrlichern Genuß zu. Diejenigen, welche in der Lektüre nur Zerſtreuung oder Beluſtigung ſuchen, lecken an der Schaale, und mehr verdienen ſie auch nicht. Die übrigen, welche ihre Träume in ihr ſuchen, macht ſie zu Träumern, und ſendet ſie zu ihrem Looſe in die Geſellſchaft zurück. — Was er will, das empfängt, das wird jeder durch ſeine Lektüre.

Erwarte nicht durch deinen Schriftſteller das was er von Dir erwarten muß, — ein reines Intereſſe fürs Gute, Wahre, Schöne. Er will und kann nur dieſes Intereſſe in Dir beſchäftigen, und wo er es nicht findet, da leiſtet er nichts. Je edler ſein Talent iſt, deſto weniger wirkt es auf einen ſolchen Leſer. — Man ſagt oft, der Schriftſteller ſtreue den Samen der Tugend und Wahrheit, den Samen edler und ſchöner Empfindungen in die Gemüther ſeiner Leſer aus. Dies iſt eins der heiligen Bilder, hinter die ſich die Verdienſte der Autoren gern verſtecken, um angebetet zu werden. Aber man muß ſie um des Volkes willen hervortreiben, und das Bild zerſtören. — Dieſer Samen liegt

schon in der menschlichen Natur, und könnte, wäre er nicht ursprünglich in ihr vorhanden, durch nichts in sie hineingebracht werden. Nur entwickeln und fruchtbar machen kann ihn der gute Schriftsteller an der Flamme des Ideals, — der Wahrheit und Schönheit, die in seinen Schriften Herz und Geist ergreift. Er setzt also dieses reinvernünftige Interesse schon in der Seele des Lesers voraus, und bedient sich desselben, um auf seine Sittlichkeit, auf seinen Geschmack, kurz auf die Veredlung des ganzen Menschen zu wirken.

Man ermahnt den Schriftsteller oft zur Veredlung seines Stoffs; — eine luftige unfruchtbare Erinnerung, die den Punkt der Noth gänzlich verfehlt! Der Mensch soll nicht Tugend und Wahrheit, Würde und Verdienst kennen lernen, — das ist unmöglich. Kennt er sie nicht schon zuvor, hat er wenigstens nicht ein Ideal in seiner Brust, woran er sie kennt: — und wenn ihr vom Himmel kämet, ihr würdet seinen Geist und sein Herz nicht mit ihnen bekannt machen. Aber, zur Ausübung höherer Achtung und zur Erkenntniß derselben sollt und könnt ihr ihn führen. Es liegt wenig daran, ob der Schriftsteller vom Ideale, vom reinern Guten, von höherer Wahrheit, von reiner Vernunft rede, aber viel, daß er selbst besser, wahrer und vernünftiger schreibe, und mit seinen Lesern nach seinem Ideale umgehe. Ihm selbst gilt die Moral, nicht seinem Gegenstande.

Bringe ein reines vollkommnes Intereſſe, das Intereſſe deiner Kultur und Veredlung, zur Lektüre mit! Dies iſt der einzige und nächſte Weg zur frühen Bildung eines reinen ſichern Geſchmacks, welcher deinem Geiſte erſt das innere Heiligthum und die Schätze der Muſen öffnet. Ein unvollkommnes, unteines Intereſſe bringt einen unreinen Geſchmack, und wenn Du willſt, auch ein falſches Urtheil hervor. Dieſer Satz iſt der wichtigſte, und ich möchte Dich von ihm überzeugen.

Es giebt Köpfe unter den Gelehrten, welche zweifeln, ob der Menſch auch nur eines reinen Intereſſe fähig ſey, — weil ſie es nicht begreifen können. Aber die Freyheit des Menſchen iſt nichts Begreifliches. — Dieſe guten Leute haben vor lauter Begreifen das Fühlen verlernt, greifen ewig in der Luft umher, und — bezweifeln ſie.

Der Schriftſteller kann nur das Intereſſe des Leſers beſchäftigen, und zwar nur ſo, wie er es findet. — Der Menſch iſt frey in der Richtung ſeines Intereſſe. Iſt dieſes Intereſſe des Leſers nicht rein und vollkommen, ſo iſt auch die Kultur und Bildung, welche er von dem Schriftſteller empfängt, nicht rein; er empfängt einen unreinen, falſchen Geſchmack, ein falſches unreines Urtheil. — Du erblickſt, und, wie ich hoffe, erkennſt hier eine von den einfältigen Wahrheiten, wovon noch jetzt mancher Geiſt in unſerm Zeitalter nichts verſtehen will, vielleicht eben wegen ihrer Einfalt.

Kein Schriftsteller also kann, auch durch das schönste vollkommenste Werk nicht, unsern ästhetischen Sinn — bey dessen Bildung ich hier stehen bleiben will — rein entwicklen und vervollkommnen, und unserm Geiste durch sich selbst den vollkommnen wahren Genuß seines Talents verschaffen. Jedes schöne Geisteswerk empfängt der Leser wie einen verschlossenen Schatz, wozu er den Schlüssel selbst besitzen muß, oder er bleibt ihm ewig verschlossen. Der Karakter seines Geschmacks aber, die Reinheit oder Unreinheit desselben, ist sein eignes Werk, das immer das Gepräge seines sittlichen Karakters tragen wird. Reines auf unsre Veredlung gerichtetes Interesse in der Lektüre bildet nothwendig reinen Geschmack, und er wird nachher in uns der Bildner schöner Sitten. Hingegen deutet ein unreiner Geschmack immer auf ein geringes und zweydeutiges moralisches Interesse in der Seele, wenn es sich auch nicht schon in den äußern Sitten des Menschen verrathen würde.

Fühlst Du hier das Bedürfniß der Ueberzeugung, so nimm dafür Folgendes.

Das Schöne veredelt den Menschen, und Veredlung ist seine Pflicht. Er soll also den Geschmack für sich bilden, weil dieser erst seinen Geist mit dem Schönen bekannt macht, und sein Herz dem Einflusse desselben öffnet. Du siehst, wir können unsern Geschmack nur nach unserm sittlichen Karakter bilden. Wir üben ja eine Pflicht in seiner Bildung aus,

aus, und eben in der Art wie wir dieſe ausüben, liegt unſer ſittlicher Karakter. Demnach werden wir einen reinen Geſchmack in uns bilden, wenn uns ein reines Intereſſe für die Pflicht — unſrer Veredlung beſeelt; und umgekehrt.

Man hat behauptet, der Geſchmack ſey ein gefährlicher Nachbar der Moralität im Menſchen. Aber es iſt zu beſorgen, daß nur dieſe Behauptung gefährlich ſey. Die Sittlichkeit kömmt bloß dadurch in Gefahr, daß man dem Menſchen, wie es hier mittelbar geſchieht, ſeine Freyheit verdächtig macht; daß man ihn überredet, der Wille in ihm könne je den Geſchmack für ſeinen oberſten Geſetzgeber anerkennen, und zugleich der guten Sitte zu folgen glauben, wo er bloß der ſchönen huldiget. *) Wäre dieſe Behauptung in der That gründlich, ſo müßte man jeden Menſchen vor der Bildung ſeines Geſchmacks warnen; ja, er ſelbſt begienge ein ſittliches Verbrechen, wenn ſich ſein Geiſt mit dieſer Bildung beſchäftigte, und, was das ſeltſamſte iſt, der Mann von dem reinſten vollkommenſten Geſchmack wäre für uns gerade der gefährlichſte Menſch. Gegen dieſe Folgerung mag man ſich ſträuben wie man will, ſie liegt in jener Behauptung.

*) Der äſthetiſche Fatalismus. Er fällt unter obigen Beweiſe.

von allem dieſem war, ſoviel Vermögen, euch ſoviel Schmerz abzunehmen, als er für ſeinen eignen Theil fühlt.

Paulina.

In der That, wenn ich gedacht hätte, der Anblik meines armen Bildes würde dieſe Würkung auf euch thun, ſo würd' ich's euch nicht haben ſehen laſſen.

Leontes.

O, zieht den Vorhang nicht.

Paulina.

Ich laß euch nicht länger ſo ſtehn und es anſtarren; eure Einbildung könnt' euch ſonſt zulezt gar bereden, es rege ſich.

Leontes.

Laß es ſeyn, laß es ſeyn; ich wollt ich wäre todt, wenn mir nicht izt ſchon ſo wäre -- Aber wer war der, der es machte? Sehet her, mein Herr; würdet ihr nicht meynen es athme? und daß in dieſen Adern würkliches Blut ſey?

Polixenes.

Es iſt meiſterlich gemacht! wahres Leben ſcheint ihre Lippen zu erwärmen.

Leontes.

Es iſt Regung in ihren Augen? Iſts möglich daß die Kunſt ſo weit gehen kan.

Paulina.

Ich muß den Vorhang ziehen, der König iſt ſo ſehr entzükt, daß er bald denken wird es lebe.

Leontes.

O liebe Paulina, mache mich das zwanzig Jahre in einem fort denken: Alle Vernunft in der Welt kan mir das

Vergnü-

Doch laß uns dieselbe einen Augenblick näher betrachten. Folgen wir denn wirklich unserm Geschmack, wenn wir in ihm der Vernunft zu gehorchen glauben? Wenn er für unsern Willen gesetzgebend wird, bleibt er dann noch Geschmack? — Das sind ja lauter Widersprüche! Handlungen nach einem Gesetze sind nothwendig, und doch liegt das Wesen der schönen Sitte eben in ihrer Freyheit?

Verzeihe mir, liebste Freundin, die kleine Anstrengung, die ich Dir vielleicht hier abforderte! Nicht die fein versteckte Wahrheit, — sie sieht uns überall enthlößt ins Gesicht, — der fein versteckte Irrthum macht oft eine feinere Untersuchung und die Anstrengung nöthig, die die bloße Wahrheit nie unsern Geist gekostet hätte. Ich wollte hierbey deinem Geiste das Band sichtbar machen, welches den sittlichen Karakter im Menschen mit seinem Geschmack verbrüdert, wollte Dich überzeugen, daß nur ein reinsittliches Interesse uns in der Lektüre die Quellen des höchsten Genusses und der schönsten Vortheile, die sie unserm Geiste und Herzen gewähren kann, eröffnet. Ob es mir gelungen ist, weiß ich nicht; wenigstens hoffe ich, daß Dir nach der neuen Lesart, deren Regeln Dich schon hier begleiten, nichts dunkel bleiben wird.

Was meiner Hoffnung Vertrauen giebt, ist vielleicht eben der Umstand, welcher Dir dasselbe nimmt: — Du bist kein gelehrter Leser.

Eine

Eine kleine Anzahl abgerechnet, lesen die meisten unter den gelehrten Lesern mit dem Auge eines eingeschränkten Fachs, und sehen über die Grenzen desselben hinaus entweder gar nichts mehr, oder doch nur falsch; stehen da in Mitternacht gehüllt, wo es für das gesunde natürliche Auge der Vernunft heller Tag ist; schreyen, in ihrer eignen Blindheit tappend, über die Dunkelheit des Weges den sie geführt werden, und warnen das Publikum — vor Filosofie, die sie jetzt überall finden wo sie — nicht mehr sehen. Leider ist es nicht Filosofie, es ist die Vernunft vor der sie das Publikum warnen, und wir würden uns wieder mit ihnen in dem moralischen Nothfalle sehen, das alte Wunder anzurufen, wodurch ihnen der Himmel wie Bileam die Augen öffnen möge; bedürfte man hier nur fremder Hülfe, wo man die Sicherheit in seinem eignen Busen trägt.

Der Mensch, dessen Geist noch nicht in die Ketten irgend eines Systems geschlagen, und durch keine Mauer irgend eines gelehrten Fachs eingesperrt ist, — der Mensch von gesunder Vernunft ist der Wahrheit, die im Freyen wohnt, viel näher. Sie, die jene über ihre Dächer und Pfähle hinaus nur selten recht sehen, trifft, wo nicht immer mit dem Kopfe, doch mit dem Herzen desselben meistens auf ihrem eignen Wege zusammen; beyde finden sich wenigstens leichter, wenn man sie einander nähert.

Deine

Deine Lektüre soll nicht filosofisch, sie soll vernünftig werden. Die Filosofie macht keine Forderungen an Dich; aber sie hört die deinigen, und befriedigt sie im Stillen. Wer ihrer bedarf, dem dient sie, ohne sich zu nennen. Auch wünschte ich nicht, Dir eine Neigung zu ihrer nähern Bekanntschaft einzuflößen. Sie hat alle ihre Privatbekanntschaften aufgehoben, nimmt keine weiter mehr an, und kennt nur den Menschen. Sey stets vernünftig, und du bist ihre Freundin ohne ihren Titel, so wie sie ohne ihn die deinige ist.

Ich hätte Dir noch vieles über die Bildung des Geschmacks zu sagen, aber für jetzt ist es genug, Dich mit ihrer höchsten Regel bekannt gemacht zu haben. Alle übrigen folgen aus ihr. In diesem Geschäfte, wie in jedem andren unsrer Kultur, begegnet das Glück nur einer reinen Seele. Ohne diese gehen Geist und Herz irre.

Ein Frauenzimmer, welches sich gewöhnt, bald ihren Geist nur mit wahrhaft schönen und edlen Blumen auszuschmücken, wird bald nicht nur in ihren äußern Sitten jene Anmuth und Grazie enthüllen, die ihr alle Herzen unterthan machen; auch in ihren innern, die dem Auge der Welt verborgen sind, wird sich mit ihrer ästhetischen Kultur die ideale sittliche Schönheit entfalten, worin die einsame Tugend dem Himmel blüht; da hingegen diejenige, die den Schmuck ihres Geistes ohne Auswahl zusammen liesst, und sich im Sammeln bloß

durch

durch den Reiz des Angenehmen leiten läßt, ihre äußern Sitten sowohl um jeden edlern, schönern Zug betrügt, als auch ihrer Moralität Schaden stiftet.

Zuletzt rathe ich Dir noch, nach jeder geendigten Lektüre Dir selbst ein Urtheil über sie abzufordern. In diesem Urtheile siehst Du den Gewinn, welchen sie Dir gab, sammelst die zerstreuten Blumen deiner gewonnenen Kultur in einen Kranz, und wiewohl Du ihn für deinen Schriftsteller gewunden zu haben glaubst, so ziert er doch deinen Geist allein. Was Dir deine Lektüre neu und interessant macht, das macht sie Dir nützlich.

Ueberhaupt aber ist es hier nicht sowohl um das Urtheil selbst, als um das Urtheilen zu thun; man lernt seine eigne Vernunft gebrauchen, und dies Lernen ist überall die Hauptsache. Ein jeder Leser aber, wie wir ihn bilden wollen, hat nach seiner Lektüre in sich selbst, — in seinem Gewinn, oder in seiner unbefriedigten Forderung? — zugleich den Stoff und einen sichern Maßstab zum urtheilen. Kann er dieses nicht, so hat er nicht gedacht, und hat dann freylich auch kein Recht zu urtheilen. Seine bloße Empfindung über eine Schrift hersagen, heißt nicht urtheilen; wenigstens ist ein solches Urtheil blind, und mehr eine Erzählung oder Beschreibung des Zustandes, worin uns die Lektüre verlassen hat, als eine Erklärung der Kultur unsres Geistes und des in unsrer Seele fort-

dauernden Genusses, worin wir sie festhalten. Ich mache hier keinen Unterschied zwischen Gutem und Schlechtem, weil ihn der bloß empfindsame Leser nicht macht. In diesen flüssigen Seelen zerfließt das rauhste Abentheuer in ein zärtliches sanftes Bild, und das gräßlichste Eulengeschrey setzt sie in Rührung. — Aber von ihren Leiden wollten wir nicht reden, da wir ihnen nicht helfen können; und so laß uns dann zu den Schriften selbst übergehen.

Man fröhnt den einseitigen Neigungen und einem übeln, falschen Geschmack seines Publikums, welcher eine Folge jener Einseitigkeit des Interesse ist. — Dies ist der Stempel der meisten schriftstellerischen Produkte aus derjenigen Klasse, die sich ganz vorzüglich dem Dienste des schönen Geschlechts widmet, und nur aus seiner Hand den literarischen Lorbeer zu empfangen wünscht. Diese niedere Schriftstellerey, welche die menschliche Bestimmung beleidigt, ist euer eigner Zögling; ihr verschließt euch mit ihm in einen engen vertraulichen Kreis, weiset von euch die Warnung der Weisheit, und von eurem Adonis die Züchtigung und Besserung der Kritik mit Unwillen ab, während ihr durch eben dieses unedle Band in der gelehrten und sittlichen Welt einen Staat im Staate unterhaltet, in ihm die innere Zwietracht der Welt und den alten Widerspruch eines Zeitalters mit sich selbst (woraus sich, ohne daß man die Quelle immer recht kennt,

bey weitem das gröſste Elend derſelben nach und nach entwickelt) aus allen Kräften emporhaltet, und an euerm Theile durch den Einfluß, den ihr auf Erziehung und Bildung in der Welt habt, auf Unkoſten der Menſchheit verewigt.

Unter die Schriften von dieſem Einfluſſe und Karakter, welche wie die Büchſe der Pandora in den Händen eines gewiſſen Publikums zirkulieren, gehören faſt alle von der empfindelnden, herzbrechenden Art, alle worin die menſchliche Natur nur im Leiden ohne eigne innere, wahre Kraftäußerung erſcheint; wo das Schickſal ſchlägt und heilt, und die forſchende Vernunft des Leſers überall an den Richterſtuhl dieſes blinden Götzen verwieſen wird; worin ſich der Schriftſteller des Mitleidens und der Empfindlichkeit eines zarten Herzens bedient, ſeinen fabelhaften unnatürlichen Kompoſizionen, die ohne dieſe höhere Reizbarkeit und belebende Einbildungskraft denen er ſie vorhält, todt und ohne Wirkung bleiben müßten, eine heiße Thräne zu verſchaffen, und, wenn er die Kunſt recht verſteht, die Seele nach und nach in einen Brey zu zerrühren; worin endlich die wenigen fruchtbaren Wahrheiten, wie die goldnen Aepfel in den Gärten der Hesperiden, (ohne doch von dieſer ſeltnen koſtbaren Art zu ſeyn) von Ungeheuern und Mißgeſtalten gehütet werden, mit denen die Einbildungskraft erſt lange umſonſt ringen muß, bis ſie die, nur in wenigen Menſchen mit der erforderlichen Kraft vorhandene

Vernunft endlich beſiegt, und ihnen die bewachten Schätze abgewinnt.

Die Schriftſtellerey hat mit ſich ſelbſt das Bedürfniß zu leſen unter uns ſehr weit ausgebreitet, und in dieſem weiten Zirkel dreht ſich unſer Zeitalter um alle übrige verfloſſene, die ſich in immer kleinern Kreiſen der Kultur zuletzt ins unſichtbare verlieren. Aber auf den äußern Gränzen dieſes großen Umfanges verſchwinden der Geiſt der Kultur und das Ideal der Zeit gänzlich. Man bleibt hier auf beyden Seiten hinter ſeinem Zeitalter zurück. In dieſem verbannten Raume wohnt der kranke und trübe Geſchmack, welcher ſich von ſchmerzlichen Geſchichtchen und weinerlichen Fantaſien nähret, bey einer Sitte und Aufklärung, die des Geiſtes ganz würdig ſind, welcher ihn regiert.

Man verdammt oft die unter vielen Menſchen herrſchende Neigung zum Roman überhaupt, weil man in ihr die Quelle der Verſchlimmerung des Geſchmacks und der Sitten gefunden zu haben glaubt. Aber nicht die natürliche Neigung zum Roman im Menſchen, welche gut iſt, wie ich gleich zeigen werde, ſondern die üble Befriedigung derſelben durch den Leſer und Schriftſteller zugleich, iſt dieſe gefährliche Quelle.

Die bloße allgemeine Geſchichte iſt für das ungelehrte natürliche Intereſſe bey weitem nicht ſo anziehend und beſchäftigend als der Roman, und

wenn

wenn ſie es noch in gewiſſen Graden bleibt, ſo hat ſie dieſes Intereſſe bloß ihrer Annäherung zum Roman zu danken. In der bloßen Geſchichte geht unter dem bunten Spiele der Begebenheiten gewöhnlich der Karakter der menſchlichen Natur und des menſchlichen Herzens faſt gänzlich verlohren; der Menſch findet in ihr ſich ſelbſt, ſein Individuum nicht, oder doch nur ſelten und vermiſcht. Deswegen beſchäftigt ſie ſeine Seele nicht ſo innig, reizt ſeine Neigung nachher weniger. Dagegen nähert der Roman die Berührungspunkte der Naturen und Karaktere durch die ſtärkſten und allgemeinſten Triebfedern, welche er in der menſchlichen Natur in Bewegung ſetzt, hält hierin unſerm Ich einen treuen Spiegel vor, worin es ſich ſelbſt näher ſieht und erkennt, zeigt ihm ſein Inwendiges und ſeine Neigungen im Schlafe, läßt ſie ſympathetiſch erwachen, hinausſchwärmen, und in dem Gewirre des Lebens ſich verwickeln. Jetzt führt der Leſer ſeine eigne Angelegenheit, glücklich und unglücklich, folgt er ſeinem Schickſale durch alle Stufen der Erfahrung, gewinnt mit jeder neuen an Erkenntniß und Weisheit, und wird, zuletzt, nachdem er, ohne einen langen wirklichen Umgang mit Menſchen und ſich ſelbſt, ſie und ſein eignes Weſen näher kennen gelernt und alle Vortheile dieſes Umganges errungen hat, mit erleuchtetem Verſtande und veredeltem Herzen von ſeiner Lektüre in die Geſellſchaft zurückbegleitet.

Was ich Dir hier von der Wirkung des Romanes sage, gilt nicht von seinem Daseyn, sondern von seiner Bestimmung. Ich habe es keiner eignen oder fremden Erfahrung, ich habe es der Idee abgeschrieben. Dies soll der Roman leisten; darauf richtet sich das Interesse unsrer vernünftigen Natur; aber man würde keine Romane mehr schreiben, wenn diese Idee schon erreicht wäre. Sie bleibt für uns der Maßstab, wonach wir die Güte und Vollkommenheit seiner Versuche unter uns beurtheilen können, und für den Schriftsteller das geistige Original, wonach er mit seinem Genie besser oder schlechter kopiert. — Ein Roman, der sich dem reinvernünftigen Ideale in einem hohen Grade nähert, ist schon ein goldnes Geschenk für die Menschheit. In der Verwirrung und Unordnung dieser Welt verliert der Mensch oft seinen Weg und zuletzt sich selbst, wird der Wahrheit und seiner eignen Natur fremd, und irrt im planlosen Gange ohne Werth und Verdienst durch dieses Leben hin. Ein guter Roman führt ihn wieder zu seiner eignen Menschheit und auf den rechten Weg des Lebens zurück, macht ihn weiser und besser durch eine nähere Bekanntschaft mit seiner Bestimmung, mit seinen Kräften und ihrem rechten Gebrauche, durch den Unterricht, daß die Quelle aller seiner Bedürfnisse und Wünsche, seines Glücks und Unglücks aus seiner eigenen Seele fließe; daß sein ganzes menschliches Wesen durch eine Triebfeder von innen, nach welcher sich die äußern Dinge für ihn richten und

wenden, regiert werde, und wie er, ohne es selbst zu wissen, stets der Urheber seines Schicksals, der Schöpfer seiner Leiden und Freuden allein sey. Diesen Dienst leistet dem Menschen, wenigstens in dieser Nähe, die Litteratur durch kein anderes ihrer Werke.

In einem solchen Roman erscheint die menschliche Natur bald in der Würde einer Lehrerin, wo wir sie auf einem erhöhten Standpunkte ihrer Wirksamkeit erblicken und verehren; bald mit der Anmuth einer Freundin, wo sie sich vor uns zum Beyspiele herabläßt, uns an ihm zu ihren Lehren hinführt, und wo wir ihr liebend folgen.

So erscheint sie aber nur an der Seite des Genies; in den übrigen Schriftstellern dient sie einer regellosen Fantasie und ihren eignen Dienerinnen — den Neigungen und Leidenschaften, wird von ihnen mißhandelt, entehrt, und einer schnöden Verachtung in unserm Herzen preisgegeben.

Ich mache mich und die Unwürdigkeit dieser Schriften Dir in einem Beyspiele deutlich.

Du wirst keinen Roman kennen, worin nicht, in dem schlechten wie in dem vortrefflichen, die Liebe das höchste Triebwerk wäre, und Du wirst noch nach keinem gegriffen haben, ohne daß deine Neigung dieses Triebwerk in ihm suchte. —. Was hätte denn die Liebe, und noch dazu eine fremde, so süßes, interessantes für unser Herz, wenn wir

Vergnügen dieſes Wahnſinns nicht erſezen. Laß es wie es iſt.

Paulina.

Es iſt mir leid, Gnädigſter Herr, daß ich euch zu einer ſo groſſen Bewegung Anlaß gegeben habe; aber ich könnt euch noch mehr betrüben.

Leontes.

Thu es, Paulina; denn dieſe Traurigkeit hat etwas herzerquikendes in ſich. Mich dünkt immer, es athme etwas von ihr gegen mich her. Welcher Meiſſel konnte jemals Athem heraus graben? Spotte niemand über mich, aber ich muß ſie küſſen.

Paulina.

Thut es nicht, Gnädigſter Herr; die Röthe auf ihren Lippen iſt noch naß; ihr würdet ſie verderben, wenn ihr ſie küßtet; und eure eignen mit Oel-Farbe beſleken; ſoll ich den Vorhang ziehen?

Leontes.

Nein, nicht in den nächſten zwanzig Jahren.

Perdita.

So lange könnt ich daſtehn, und es in Einem fort anſchauen.

Paulina.

Entweder entfernt euch von der Niſche, oder entſchließt euch noch mehr zu erſtaunen; wenn ihr es ſehen könnt, ſo will ich machen, daß die Statue ſich bewegen ſoll, in der That; ſie ſoll herunter ſteigen, und euch bey der Hand nehmen; aber dann werdet ihr denken, ich thue es mit Hulfe böſer Geiſter, und ich ſchwöre euch, daß es nicht iſt.

nicht Etwas von ihr, nicht in ihr erwarteten, welches mehr als sie selbst werth ist, und wodurch sie unser Herz interessiert? Ihre Erscheinung ist an sich selbst uns ganz gleichgültig; aber wir wollen sehen, was sie thut, weil sie viel vermag. Wir suchen sie auf wie einen Gott, der, wenn er erweckt wird, Wunder und große Dinge vor unsern Augen thut, nicht wie einen Abentheurer, einen Wilden, oder wie einen abgeschmackten Scharletan und thierischen Schwächling. Wir wollen durch die Liebe hindurch nicht ihre eigne Gestalt sehen: — unser Interesse richtet sich auf das erhabne Schauspiel, welches uns der Mensch in seiner edelsten Kraft, nicht das Thier, hinter dem durchsichtigen Vorhange der Liebe geben wird.

Die Liebe ist der goldne Regen, worin sich die Götterkraft in die Brust des Menschen herabsenkt. In dieser Gestalt muß sie sich in der Seele des Lesers spiegeln, um seines Interesse würdig zu seyn; und wenn sie dann zur großen schönen That übergeht, so zieht sie Geist und Herz desselben unwiderstehlich mit in ihre Höhe hinauf, und läßt ihn nicht wieder auf seinen alten Punkt herabsinken.

Für unsre gewöhnliche Romanenschreiber ist sie nur ein blindes Mittel, das Interesse des Menschen zu reizen und hinzuhalten, ohne es am Ende auf eine würdige Art befriedigt zu haben. In ihrer Hand sinkt die Göttin zu einer niedern unverschämten Dirne herab, die das Herz des Liebhabers

bers oft zugleich mit dem Herzen des Lesers entadelt und alle edlern Kräfte der menschlichen Natur im Strome der Thierheit ersäuft. Der Schriftsteller mahlt die Liebe nach seiner Empfindung, nach seinem Herzen. Besitzt er aber selbst kein reines Herz, so wird er uns auch immer nur ein unreines Gemählde liefern. Ohne sinnliche Züge kann freylich die Liebe nicht dargestellt werden; aber man muß sie nie wie ein Feuer mahlen, welches den Menschen zur Thierheit verschlackt. Sie ist eine Flamme unsrer sinnlichen Natur, worin sich die Menschheit des Edlen verherrlichet. Im Unedeln sollte sie nie mit Reiz erscheinen.

Die gröbste Mißhandlung, welche der vernünftigen Natur des Lesers in einer solchen Lektüre droht, leidet sie in der Täuschung, worin er den Zwang eines unnatürlichen Zustandes, der ihn treibt, für ein wahres sich erhöhendes Interesse an dem Gegenstande hält, und in diesem Betruge Geist und Herz zerrüttet, indem er sie durch alle Torturen der Unnatur hindurch zwingt. Dies erfahren manche in gewissen alten Rittergeschichten, wie sie jetzt häufig von unsern Schriftstellern geliefert werden, worin man vor lauter Abentheuern den Menschen nicht findet, oder vielmehr, worin der Mensch selbst ein Abentheuer ist, und eine ausschweifende Fantasie sich hinter die rauhe abentheuerliche Aussenseite der alten Sitte versteckt, um sich unter dieser Maske ungehindert und mit der unverschämtesten Frechheit

an der Natur versündigen zu können. Hier beschäftiget den Leser der Selbsterhaltungstrieb allein, kein freyes vernünftiges Interesse an der Sache. Daher kann er nirgend in seiner Lektüre verweilen; mit ungestümer Gewalt und wie im Taumel fühlt er sich zum Ende fortgetrieben, und diese Wahrnehmung gilt ihm für das Zeichen einer sehr interessanten Lektüre, ungeachtet er doch nichts liest, sondern über alles hinwegeilt, und seiner Lektüre entflieht.

Ich verzeihe einem solchen Leser gerne. Er weiß nicht wie ihm geschieht. Er will zum Ausgange seines Buchs, er eilt zur Entwicklung, nicht um belehrt, sondern um ruhig zu werden. Der Zustand worin er sich befindet, ist seiner Natur zuwider; sie ist durch den Schriftsteller unordentlich bewegt und verwickelt worden, und der Naturtrieb treibt ihn fort, um wieder mit sich selbst ins Gleichgewicht zu kommen, woraus ihn sein unnatürlicher Autor verrückt hat.

Einem veredelten Geschmack ekeln diese öden, räucherichen Legenden, — in denen der Schriftsteller gewöhnlich, aber freylich nur der schreibende, selbst Abentheurer ist, und die Fantasie des Lesers mit einem Schattenspiele der Vergangenheit, mit Wesen ohne wahrem natürlichem Leben beschäftiget wird, Schattenbilder, deren groteske abentheuerliche Umrisse die von Natur guten und richtigen Formen des wahrhaft Edlen, Großen und Schönen

nen in seinem Kopfe verzerren, und sein Herz für jede reine menschliche Empfindung erkalten, — unausstehlich an. Unser Zeitalter aber schleppt in dem rauhen Geschmack an diesen Schriften ein Stück von der Barbarey verflossener Jahrhunderte mit sich fort.

Von gelehrten und politischen Schriften sage ich nichts, weil ihre Gegenstände außer deinem Berufe und Einflusse liegen.

Rückert.

III.

Ueber

die Fabel des Pegasus.

Der Pegasus ist aus der Fabel durch seine wunderbare Geburt, durch die Dienste, die er dem Bellerofon bey seinen Abentheuern leistete, und vornehmlich als Musenpferd berühmt.

Homer, der der Schicksale und Unternehmungen des Bellerofon sowohl als der Gorgo, deren Enthauptung nach der allgemeinen Sage dem Pegasus sein Daseyn gab, gedenkt, nennt ihn nie. Dieß hat die Ausleger veranlaßt zu glauben, daß die Fabel vom Pegasus überall jünger als der joni-

sche Sänger sey. Ob dieses nun gleich aus dem Stillschweigen allein nicht folgt, so ist es doch in der That ungewiß, ob Homer überhaupt etwas von der Enthauptung der Gorgo wußte, welches doch scheint vorausgesetzt werden zu müssen, wenn man ihm eine Kunde vom Pegasus beylegt. Ihm ist die Gorgo ein furchtbares Gespenst, dessen Haupt wegen seiner Schrecklichkeit auf Schildern dargestellt wurde, und die Stelle der Odyssee, wo Odysseus fürchtet, die Persefone möge ihm das Haupt der Gorgo, d. h. die Gorgo mit dem furchtbaren Haupte, zusenden, beweiset nicht, daß er sich die Gorgo getödtet und ihren Schatten in der Unterwelt dachte, sondern vielmehr, daß sie, — welches auch Hesiods Vorstellungen zu bestätigen scheinen, — im äußersten Westen am Eingang der Unterwelt oder gar in der Unterwelt selbst wohnte, und dort, wie die übrigen Schreckgestalten der Unterwelt, der Hund, die Erinnyen, die Keren ꝛc. ihr Wesen trieb, welches vermuthlich mit dem Geschäft der Erinnyen Aehnlichkeit hatte. Auch in der ausführlich erzählten Geschichte der Thaten und Schicksale des Bellerophon wird des Pegasus gar nicht gedacht. Bellerophon ward gegen die Chimära, die Solymer, Amazonen ꝛc. ausgesandt, und richtete diese gefahrvollen Aufträge aus, vertrauend auf die Zeichen der Götter, sagt Homer, nicht aber, auf dem Pegasus reitend, wie die spätere Sage will; welches ohnedies bey dem Homer wegfallen muß, da seine Heroen nicht reitend, sondern sich der Pferde nur

vor

vor dem Wagen bedienen. Freylich könnte in dem Worte Zeichen, τερας, monstrum, auf den Pegasus hingewinkt werden. Aber diese bloße Möglichkeit beweist nichts, und es ist wahrscheinlicher, daß Homer an gewisse günstige Zeichen der Götter am Himmel, etwa Donner und Blitz, welche so wie jedes Augurium τερατα genannt wurden, gedacht habe. Bellerofon ward nach überstandnen harten Kämpfen höchst glücklich; aber zuletzt durchirrte er, den Himmlischen verhaßt, traurig die Aleische Flur. Auch hier ist wieder keine Spur von der spätern Sage, daß ihn Zeus auf seinem Pegasischen Himmelsfluge in jene Gegend herabgeschleudert habe. Vielmehr scheint Homer, mit einem geringern Aufwand des Außerordentlichen und Wunderbaren, angenommen zu haben, daß sich Bellerofon seines unerwartet großen Glücks überhoben und den Göttern gleich geachtet habe, wodurch sie bewogen wurden, seine Kinder zu tödten, (wie sie die Kinder der Niobe aus derselben Ursache getödtet hatten) und sich am Vater durch die ihm zugesendete Traurigkeit zu rächen.

Hesiod ist der erste Dichter, bey welchem die Fabel vom Pegasus aus ihrem Dunkel mit den Hauptzügen hervortritt, die aber freylich nur flüchtig angedeutet sind. Nach ihm ward die Meduſa (Theog. 280 f.) auf einer blumigen Wiese vom Poseidon zur Mutter gemacht, der, wie Voß (mythol. Briefe B. 1. S. 246) sinnreich vermuthet, wahrscheinlich Roß-

geſtalt angenommen hatte. Zwar läßt Ovid (Verwandl. 4, 797 ff.) der Meduſa im Tempel der Minerva vom Neptun Gewalt geſchehen, und ſagt (6, 119 f.) zum Neptun: te lenis *avem* crinita colubris mater equi volucris. Allein es könnte leicht ſeyn, daß der Dichter dieſe Ueberlieferung einem Griechen verdankte, der etwa erzählte, Poſeidon ſey als πτηνος, ales, als ein Flügelpferd oder als ein flüchtiges Roß zur Meduſa in einen heiligen Platz oder Hain (τεμενος) der Pallas, vielleicht am Tritoniſchen See, gekommen, — und daß Ovid jenen Dichterausdruck wörtlich von einem Vogel erklärt habe. Wer ſieht nicht, daß es viel natürlicher ſey anzunehmen, der Vater des ätheriſchen Gauls habe ſelbſt Roßgeſtalt gehabt? *) — Als darauf Perſeus die ſchwangere Meduſa enthauptete, ſprang aus ihr hervor der große Chryſaor und das Pferd Pegaſos, genannt von den Quellen (πηγαι) des Ozeanfluſſes, an welchen er gebohren war. Die Fabel hat Aehnlichkeit mit der Sage von der Geburt der Pallas aus Zeus Haupte **). Vermuthlich dachte ſich der Dichter, wie aus der Vergleichung mit andern Erzählungen von dieſer wundervollen Entbindung wahrſcheinlich wird, die beyden Söhne wären aus dem Blute zweyer großen durch-

*) Vergl. Voß Briefe B. 1. S. 199 ff.

**) Wie hier Pegaſus, Poſeidons Sohn, hervorſpringt, ſo ſprang durch Poſeidons Schlag mit dem Dreyzack jenes Pferd aus dem Felſen in Attika hervor.

durchschnittnen Halsadern hervorgesprungen; eine Idee, die vielleicht eine dunkle Verwandtschaft mit der in den jüngern Gigantomachien vorgekommnen Wundersage beym Euripides (Jon 989 ff. Vgl. Apollod. 3, 10, 3) hat, daß aus zwey durchschnittnen Adern der von der Pallas im Gigantenstreit getödteten Gorgo, aus der einen oder Hohlader (nehmlich dem obern Stamme, der bis an den Hals geht) ein heilender Blutstropfen, aus der andern (dem aufsteigenden Aste der großen Schlagader, Aorta magna, auf welche es auch der Arzt Musgrave bezieht) ein Gifttropfen herausgequollen sey. — Der Pegasus, sagt Hesiodus (v. 325), tödtete die Chimäre und der wackre Bellerofon. Welchen Antheil eigentlich Pegasus an dieser Unternehmung gehabt, ob Bellerofon ihn als Reit- oder als Wagenpferd gebraucht habe, bleibt durch diese Stelle unentschieden. Ja, da Hesiod unmittelbar nach der Erwähnung von des Pegasus Geburt ihn von der Erde zu dem Sitze der Unsterblichen auffliegen läßt, wo er in Zeus Pallaste wohnt und den Donner und Blitz desselben trägt: so könnte ihm wohl gar Zeus dieses Donnerroß vom Himmel zu seiner Unterstützung gesendet haben, um das Ungeheuer durch Donner und Blitz zu erlegen. Dieß käme dann der Homerischen Stelle näher, nach welcher er im Vertrauen auf die Zeichen oder Wundererscheinungen der Götter jene Abenteuer bestand. Dieß aber angenommen, müßte Pegasus wohl mit dem Donnerwagen, vielleicht

leicht auch mit irgend einem himmlischen Wagenführer, wo nicht mit dem Zeus selbst, zur Hülfe des Bellerofon erschienen seyn, und dann würde wahrscheinlicher der Hülfe bringende Gott als sein Wagenpferd genannt worden seyn. Allein vielleicht wäre es nicht ganz ungereimt anzunehmen, daß die Donnerpferde nicht bloß den mit Donner und Blitz bewaffneten Wagen des Zeus gezogen, sondern auch aus ihren ehernen Hufen, dergleichen den Götterrossen beygelegt werden, Blitze versendet hätten, zumal wenn man bedenkt, daß die Donnerrosse doch wohl ursprünglich nur personificierte Blitze sind, wie sie noch beym Pindar (Ol. 4, 1) erscheinen; daß mithin Pegasus vielleicht ursprünglich ein Sinnbild feuriger Erddünste oder des Blitzes war, und also wohl von einem Dichter gedacht werden konnte, wie er vom Himmel herabstürzte und mit seinem blitzenden Huf ein Ungeheuer vernichtete. Die Rosse des Sonnengottes werden nach einer ähnlichen Vorstellungsart beym Statius (Theb. 1, 27) *ignipedes* genannt. — Die Hesiodische Sage, daß Pegasus zum Donnerrosse erhoben und in die himmlischen Stallungen, vermuthlich neben den andern Pferden des Zeus, aufgenommen worden, finden wir beym Pindar und Euripides wieder.

Im Pindar ist die Fabel schon viel erweiterter und ausgeschmückter, wahrscheinlich nach alten Dichtern (vielleicht nach dem Eumelus) und Sagen, denen der gewissenhafte Dichter treulich zu

folgen liebt. Bey ihm treffen wir den Pegaſus nicht mehr an ſeinem Geburtsort im weſtlichen Afrika an, ſondern (Ol. 13, 89 ff.) in Korinth bey den Quellen der Peirene, wo er wild und ungebändigt herumſchwärmt. Vermuthlich verſetzte man ihn nach Korinth, weil Poſeidon, der Vater des Pegaſus, auf dem Iſthmus vorzüglich verehrt wurde. Lange hatte ſich Bellerofon vergebens bemüht, das muthige Götterroß zu zähmen, bis ihm der Seher Polyidus rieth, im Tempel der Pallas zu ſchlafen. Von dieſer erhielt er im Traum einen goldnen Zügel, mit dem Befehl, dieſes Beſänftigungsmittel dem Vater Poſeidon, dem Roſſebändiger, zu zeigen und ihm einen weißen Stier zu opfern. Beym Erwachen fand er wirklich das Wunderzeichen (τερας) neben ſich liegen, und nachdem er dem Poſeidon den Stier geopfert und der Athene Hippeia einen Altar errichtet *), ergriff er das Flügelpferd **), legte ihm das Gebiß in den Mund, ſchwang ſich in voller Waffenrüſtung hinauf und tummelte ſich mit ihm herum. Mit demſelben ſchoß er auch aus der Wüſte der Luft auf das Heer der Amazonen herab, und erlegte die Feuer ſchnaubende Chimära und die Solymer. Pindar ſcheint hier dem

*) Nach dem Pauſanias 2, 4 p. 119 übergab und zügelte die Pallas ſelbſt den Pegaſus, und erhielt deswegen den Tempel der Αθηνα χαλινιτις.

**) Nach dem Strabo 8, p. 582 B. ward der Pegaſus gefangen, als er eben aus dem Quell Peirene trank.

Leontes.

Ich bin bereit alles zu ſehen was ihr ſie thun, und alles zu hören, was ihr ſie reden machen könnet; denn es iſt eben ſo leicht zu machen, daß ſie rede, als daß ſie ſich bewege.

Paulina.

Es wird erfordert, daß ihr allem euerm Glauben aufbietet; nun dann, ſo ſtehet alle ſtill; und diejenige, welche denken, daß es nicht richtig damit zugehe, mögen ſich wegbegeben.

Leontes.

Machet fort; kein Fuß ſoll ſich regen.

Paulina.

Muſik; erweke ſie: erſchalle: (Man hört Muſik.) Es iſt Zeit; ſteiget herab; ſeyd nicht mehr Stein; nähert euch und rühret alle die euch anſehen, mit Erſtaunen. Kommt; ich will euer Grab einnehmen; nun, ſo kommt doch; vermachet dem Tod euere Unbeweglichkeit -- ihr ſeht, ſie regt ſich; (Hermione ſteigt herab.) Entſezet euch nicht; ihre Handlungen ſollen ſo heilig ſeyn, als meine Zauberey erlaubt iſt; weichet nicht vor ihr zurük -- nein, gebt ihr die Hand; wie ſie jung war, mußtet ihr euch um ihre Gunſt bemühen; nun da ſie alt iſt, muß ſie um die eurige buhlen --

Leontes. (Indem er ſie umarmt.)

O, ſie iſt warm; wenn das Zauberey iſt, ſo laßt zaubern eine ſo erlaubte Kunſt ſeyn als eſſen.

Polixenes.

Sie umarmt ihn.

dem Pegasus nicht bloß nach dem Sinne der alten Sprache Flügel d. h. Schwungkraft, sondern eigentliche Fittige beygelegt zu haben: denn um einen Kampf aus der Luft zu bestehen, muß er sich eine Zeit lang in der Luft schwebend erhalten, welches nach alter Vorstellung bey bloßer Schwungkraft vielleicht nicht möglich war. Wenigstens pflegen die Homerischen Götter mit ihren Rossen zwar auf dem Dunstkreise zu wandeln, aber wenn sie still stehen, sich ausruhen, oder wie Apollo Pfeile aus der Höhe versenden wollen, lassen sie sich gewöhnlich auf festeren Boden, auf eine Bergspitze nieder. Ich verschweige den Tod des Bellerofon, fügt Pindar aus einer religiösen Scheu hinzu, die er bey der Erzählung mancher auf die Götter Beziehung habenden Fabel beobachtet. Dennoch läßt er die Todesart anderswo (Isthm. 7, 63 ff.) errathen, indem er erzählt, der geflügelte Pegasus habe, als Bellerofon mit ihm in die Wohnungen des Himmels und in die Versammlungen des Zeus habe gehen wollen, seinen Herrn abgeworfen, welches sich Pindar vermuthlich als die Ursache von Bellerofons Tode denkt. Pegasus aber setzt seinen Aufflug fort, fügt Pindar in der erstern Stelle (Ol. 13, 131 f.) hinzu, und ward im Olymp an den alten Krippen des Zeus aufgenommen. Dieselbe Sage, welche schon im Hesiod vorkam. Aber Pindar ist es, dem wir die erste Nachricht von Bellerofons Versuche, den Himmel mit dem Pegasus zu erreichen, verdanken, und der

jenen

jenen Versuch Bellerofons stolzer, übermüthiger Sinnesart beyzumessen scheint. Denn, sagt er, (Isthm. 13, 60 f.) wenn auch jemand nach hohen Dingen strebt und lebendig in den ehernen Sitz der Götter zu gelangen hofft, der wird doch seine Schwäche erfahren! Dieß erläutert er mit Bellerofons Beyspiele. Schade, daß wir Pindars Enkomia auf grose Helden nicht mehr haben, in welchen auch Bellerofons Thaten besungen wurden! (Horaz Od. 4. 2, 15 f.) Hier muß die Fabel vom Pegasus auch ihren Platz gehabt haben, und hier war es vermuthlich, wo Pindar (nach dem Eustath. z. Il. 11. S. 828) den Pegasus πεζαῖον, das laufende oder gehende Thier, nannte.

Noch mehr würden wir vom Pegasus wissen, wenn des Euripides Trauerspiel Bellerofon noch vorhanden wäre. Aber es ist dahin bis auf wenige Ueberbleibsel, aus denen man sich zur Nothdurft die Fabel des Stücks zusammensetzen kann. Bellerofon, von einem listigen Weibe in grose Gefahr gestürzt, entging doch allen den Uebeln, die seinem Leben drohten, und ward mächtig, reich und glücklich. Aber sein Glück machte ihn zu einem übermüthigen, stolzen, habsüchtigen, gegen die Götter frevelnden Menschen, dem endlich die Erde anekelte, den nur der Himmel lüstern machte, und der in seiner wahnsinnigen Verblendung den Himmel mit dem Pegasus zu ersteigen wagte, aber herunterstürzte, und beschädigt, hülflos, arm sein Leben

ver-

vertrauerte. — Um von dem Gange des Stücks einiges, was ich aus den Bruchstücken habe abnehmen können, anzudeuten, so kam Bellerofon, vermuthlich in der Maschine, in welcher (nach Pollux 4, 19. S. 128) Bellerofon und Perseus in der Luft erschienen, auf dem Pegasus reitend aufs Theater. Ich will hinauf, rief er (Fragm. 1.), über die quellenreichen Wälder (vermuthlich von Korinth); ich bin begierig den Aether über meinem Haupte zu sehen und den Stand des Mondes. (Fast wie ein Epigramm beym Spanheim de ul. num. 1, 275: Pegasus machte den Bellerofon unglücklich, welcher wollte kennen lernen die αστροθετους κανονας, Gesetze der Sternenbahnen) Darauf redete er seinen Pegasus, der hier wirklich mit Flügeln vorgestellt war, an (Fr. 2): Wohlauf, mein geliebter Fittig des Pegasus! — Itzt entflog er. Aber darauf änderte sich die Scene. Der ätherische Reiter, vom Pegasus herabgefallen, erschien hinkend, mit beschmutzten und zerrißnen Kleidern (Aristof. Acharn. 425. Friede 146. und das. d. Scholien). Ach! rief er aus (Fr. 5); doch wozu das Ach? Es ist mir etwas Menschliches begegnet! — Er ergoß sich in Klagen über seinen Unstern, vorzüglich aber scheint er sich (Fr. 17, wenn anders, wie es scheint, Bellerofon die hier sprechende Person ist) als einen durch weichliche Erziehung verzärtelten Menschen vorzustellen, der die Mühseligkeiten des Lebens zu ertragen nicht gelernt habe und darum itzt doppelt elend sey, ganz gegen die gewöhnliche Vorstellung

von

von dem im Leiden und Handeln geübten Manne. Er beklagt sich, daß ihn sein Vater, statt ihn im Handeln und Dulden zu üben, vielmehr in der weichlichen Musik habe unterrichten lassen, da ihm doch itzt Orfeus und die Gesänge der neun Musen nicht die Nothdurft des Lebens verschaffen könnten! — Man könnte durch diese Vorstellungsart vom Musik liebenden Bellerofon verleitet werden zu glauben, daß selbst Euripides, oder irgend ein andrer Dichter, einen poetischen Flug oder Aufschwung des Bellerofon durch seine Himmelsreise auf dem Pegasus habe andeuten wollen, so wie ein Ausleger der Ovidischen Verwandlungen den verunglückten Flug des Pyrenens erklären wollte: allein es würde sehr übereilt seyn, aus einem abgerißnen Bruchstücke von zweifelhaftem Sinne etwas Bestimmtes folgern zu wollen. Noch kam in dem Stücke (Fr. 4) vor, daß Pegasus in den Himmel aufgeflogen sey, und dort, an Zeus Wagen gespannt, den Blitz trage!

Der Spötter Aristofanes parodiert den Euripideischen Bellerofon in seinem Frieden, worin der wahnsinnige Trygäus mit einem Roßkäfer dasselbe unternimmt, was Bellerofon mit dem Pegasus, ungeachtet ihm seine Tochter vorschlägt, sich lieber des geflügelten Pegasus selbst zu bedienen. Er behandelt seinen Käfer wie ein Roß, und spricht ihm zu: Mein Pegasuschen, edles Flügelthier, trage mich schnell hinauf zu der Wohnung des Zeus! — Itzt erscheint der Käferritter auf der Luftmaschine,

wie er seinen Roßkäfer zurückhält, daß er nicht gleich Anfangs zu feurig fortschreite und seine Kräfte durch den Ruderschlag der Flügel erschöpfe. So bald er aber in den Gang gekommen ist, ruft er ihm zu: aber wohlan, mein Pegasus! wandle muthig fort, klatschend mit dem goldnen Zügel und mit gespitzten Ohren. Wohin wendest du dich? ꝛc. Schwinge dich herzhaft von der Erde und laufe mit ausgespanntem Fittig gerade in die Wohnung des Zeus. Aber ich glaube schon den Göttern nahe zu seyn; ich sehe schon das Haus des Zeus. — Nachdem er sich eine Zeit lang in den Wohnungen der Götter aufgehalten hat, will er mit dem Roßkäfer wieder nach Hause fliegen, vernimmt aber, daß dieser an den Wagen des Zeus geschirrt und zum Tragen des Blitzes bestimmt ist, auch mit Ambrosia gefüttert wird (v. 722. 724); eine Anspielung auf das, was Euripides vom Pegasus sagt, auf welchen es auch Beziehung hat, wenn (v. 42) der Roßkäfer ein Zeichen des Donnerers Zeus (πεγας Διος καταιβατον) genannt wird. Nachdem Trygäus wieder zu Hause angelangt ist, beschreibt er seine Reise, und die Beobachtungen, die er an den Gestirnen des Himmels gemacht hat.

Der Unternehmung des Bellerofon gegen die Chimära mit dem Pegasus gedenkt Euripides noch einigemal in seinen Trauerspielen. So sagt er in der Elektra (473 — 475) von der Chimära: die Feuer schnaubende Löwin sprang hastig mit ihren Klauen

Klauen gegen den Peireneiſchen Gaul an; durch welche Worte er auch die Heimath des Pegaſus in Korinth anerkennt. Im Tempel zu Delfi war nach dem Euripides im Jon (v. 202) der Reiter des geflügelten Roſſes vorgeſtellt, wie er die Kraft des dreygeſtalteten Feuer hauchenden Thieres tödtete.

Endlich ſcheint auch eine Stelle im Oreſt (v. 1004) auf den Pegaſus Bezug zu haben, in welcher Eos die eingaulige heißt, weil nach einer Sage, die ſich in jüngern Schriftſtellern beſtimmter angegeben findet, die Eos oder Hemera ſich den Pegaſus vom Zeus erbeten hatte, der alſo aus einem Donnerroſſe zur Beſtimmung eines Tagroſſes überging. Denn dies iſt wohl wahrſcheinlicher, als was Asklepiades in ſeiner aus den Tragikern geſchöpften Fabelſammlung (Schol. Il. 6, 155), Euſtath (z. Od. 23, 245) und Tzetza (z. Lykofron 17) erzählen, ſie habe ſich den Pegaſus vom Zeus erbeten, nachdem der Gaul den Bellerofon abgeworfen hatte und flüchtig auf und nieder irrte. Die ältern Dichter, Heſiod, Pindar und Euripides, verſetzten ihn wenigſtens unmittelbar von der Erde unter die Roſſe des Zeus. Asklepiades erzählt in der angezognen Stelle Bellerofons Unfall meiſt wie die frühern Dichter, vielleicht zum Theil nach dem Euripides. Nur in einigen Stücken weicht er ab. Bellerofon, eigentlich Poſeidons Sohn, erhielt von ſeinem Vater den Pegaſus (deſſen Namen er

davon ableitet, weil er aus der Quelle, dem Haupte der Meduſa entſprungen; in welcher Bedeutung auch die Pallas γενετηρος πηγης εκπεφθορουσα beym Proklus genannt wird. (Hymn. V. 1. S. daſ. Mitſcherlich in Bibl. d. alt. Lit. St. 2. S. 25). Nach ſeinen beſtandnen Abentheuern und erfolgtem Wohlſtande erhob er ſich über den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen, und verſuchte auf dem geflügelten Rücken des Pegaſus in den Himmel einzudringen. Der Pegaſus ward durch die vom Zeus geſandte Bremſe wild gemacht, und ſein Reiter fiel auf das Lyciſche (nach andern Ciliciſche) *) Gefilde Aleia blind oder lahm herab. Aber, fügt Asklepiades hinzu, den Pegaſus erhielt die Eos, welche ſich ihn zum Geſchenk vom Zeus erbat, um damit den täglichen Kreislauf zu vollenden. Nach dieſer leztern Fabel, welche die Scholiaſten den Neuern zuſchreiben, fliegt die Eos beym Lykofron (16) des Morgens mit den raſchen Fittigen des Pegaſus an den Himmel hinan, und Tzetza (Poſthum. 136—9) hat ganz artig die Homeriſche Fabel vom Zweygeſpann der Eos mit der jüngern Fabel vom Pegaſus zu vereinigen geſucht, indem er ſagt: den Wagen der Eos ziehen Lampos und Panthon, ihr Zweygeſpann, Pegaſus aber der

*) Dionyſius Perigetes 869 ff. nennt den Ort in Cilicien Tarſus, ſo wie auch Arien deſcr. orb. 1032 ff. Nach dem Euſtath zum Dionys ſtürzte der Pegaſus ſelbſt mit ſeinem Reiter herunter.

der Neugekaufte geht an der Linie nebenher. Pegaſus diente übrigens der Eos nicht bloß als einzelnes Wagenroß, ſondern auch, wie Euſtath (z. Od. 2, 1) bemerkt, als Reitpferd (κελητιζουσα ἡ Ηως επι του Πηγ.).

Die alte Vorſtellung, daß Pegaſus ſich in den Himmel aufgeſchwungen habe und unter die Götterroſſe verſetzt worden ſey, erklärte das Alexandriniſche Zeitalter von einer Verſetzung unter die Geſtirne, und deutete das Sternbild des flügelloſen Pferdes bey der Andromeda, das noch Euripides für die Menalippe, die Tochter des Chiron, (Eratoſth. Caraſt. 18) nahm, auf den Pegaſus. Aratus iſt der erſte uns bekannte Grieche, der ihm dieſe Stelle (Fän. 205 ff.) anweiſt, und ihm folgt zunächſt Eratoſthenes (am a. O. Vgl. Hygin Aſtr. 2, 18). Unter den römiſchen Dichtern führe ich vornehmlich den Ovid (Faſt. 3, 450 ff.) vom Pegaſus an:

Nunc fruitur coelo, quod pennis ante petebat,
Et nitidus ſtellis quinque decemque micat.

In der ſpätern Zeit, nach dem Euripides, finden wir die Fabel vom Pegaſus häufig in die Geſchichte der Muſen verwebt, ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß die Sage von dem Muſenquell, den des Pegaſus Hufſchlag auf dem Helikon eröffnete, dem alten Verfaſſer des Anfangs der Theogonie nicht ganz fremd war. Er nennt wenigſtens auf dem Helikon den Roßbach (Hippokrene v. 5 ff.), in welchem die Muſen badeten und um welchen ſie tanz-

ten. Als Hirtenſage erſcheint die Fabel in Arats Erzählung: Pegaſus habe damals, als der Gipfel des Helikon noch waſſerlos geweſen, durch einen Schlag mit dem Fuße eine reiche Waſſerquelle hervorgelockt, welche von den Hirten der Gegend zuerſt Roßbach genannt worden; das Pferd aber ſey nun in Zeus Behauſung. — Es iſt möglich, daß, wie der Scholiaſt meynt, Aratus auf den Hirten Heſiod anſpielt, der (oder wer ſonſt den Anfang der Theogonie verfaßt haben mag) den Quell Hippokrene nennt, und welchem, da er ſeine Heerden am Fuße des Helikon weidete, die Muſen die Gabe zu ſingen verliehen, (Theog. 22 ff.) oder, wie Asklepiades von Samos in einem Epigramm, (Jakobs Anthol. gr. T. 1. p. 151 n. 34) in Beziehung auf die Heſiodiſche Erzählung, ſagt, das göttliche Waſſer des Helikoniſchen Quells, welches der Huf des geflügelten Roſſes eröffnet hatte, einflößten, mit welchem getränkt er das Geſchlecht der Götter und Heroen und die Werke der Menſchen beſang. Bey welcher Gelegenheit dieſer Muſenquell entſtanden, darüber finden ſich zwey Sagen. Die ältere aus Nikanders Verwandlungen hat Antoninus Liberalis (K. 9) aufbehalten. Als die neun Pieriſchen Muſen mit ihren ſterblichen Nebenbuhlerinnen, den neun Töchtern des Pierus, einen muſikaliſchen Wettſtreit auf dem Helikon hielten, war die Luft beym Geſange der Töchter des Pierus dunkel und ſtürmiſch; beym Geſange der Muſen aber horchten der Himmel, die Sterne, das Meer und

die Flüſſe unbeweglich, der Helikon aber wuchs, voll Freude gehoben, himmelan, bis Pegaſus nach Poſeidons Rath ſein Steigen hemmte, indem er den Gipfel des Berges mit dem Hufe ſchlug. — Schön und kühn iſt das Bild, daß der Helikon ſich durch die Zauber des Muſengeſanges immer höher und höher gehoben fühlt, und den Himmel mit ſeiner Spitze berührt haben würde, (welches bey den Dichtern Ausdruck der höchſten Wonne iſt; ſ. die Ausleger z. Horaz Od. 1, 1, 36) hätte ihm nicht Pegaſus Huf verhindert, wie dort der Blitz des Zeus das Vorhaben der Rieſen, Berge bis zum Himmel hinaufzuthürmen, vernichtete. Unſtreitig eröffnete derſelbe magiſche Hufſchlag, indem er dem Steigen des Berges Gränzen ſetzte, zugleich den Muſenquell. Vielleicht hatte Ovid (Verwandl. 5, 254 ff.) dieſelbe Sage vor Augen, indem er das Entſtehen des Roßbachs und den Kampf der Töchter des Pierus faſt in dieſelbe Zeit zu ſetzen ſcheint. Hier beſucht die Pallas den Helikon, um den neuen Roßbach zu ſehen:

Fama novi fontis noſtras pervenit ad aures,
Dura Meduſaei quem praepetis ungula rupit.
Is mihi cauſa viae: volui mirabile monſtrum
Cernere: vidi ipſum materno ſanguine nasci.

Die Muſe antwortet:

Pegaſus hujus origo
Fontis, et ad latices deducit Pallada ſacros.
Quae mirata din factas pedis ictibus undas.

Camillo.

Sie hängt ſich an ſeinen Hals; wenn ſie Leben in ſich hat, ſo laßt ſie auch reden.

Polixenes.

Und uns ſagen, wo ſie gelebt habe, oder wie ſie ſich aus dem Reiche der Todten weggeſtohlen?

Paulina.

Wenn man's euch nur ſagte, daß ſie lebt, ſo würdet ihr's wie ein altes Mährchen auszizchen; aber ihr ſehet daß ſie lebt, ob ſie gleich nicht ſpricht -- Noch eine kleine Geduld -- Gefällt es euch, ſchöne Prinzeſſin, ſo kommt näher, kniet nieder, und bittet eure Mutter um ihren Segen -- Wendet euch um, meine gnädigſte Frau, unſre Perdita iſt gefunden.

(Sie ſtellt ihr Perdita vor, die ſich vor Hermione auf die Knie wirft.)

Hermione.

Ihr Götter, ſchaut herab, und ſchüttet eure beſten Segnungen alle auf meiner Tochter Haupt; ſage mir, meine Eigne, wo biſt du erhalten worden? Wo haſt du gelebt? Wie haſt du deines Vaters Hof gefunden? Denn du wirſt hören, daß ich, von Paulinen verſichert, das Orakel gebe Hoffnung daß du noch lebeſt, mich ſelbſt aufgeſparet habe, um dieſen Ausgang noch zu ſehen.

Paulina.

Zu allem dieſem habt ihr nun Zeit genug; geht nun mit einander, ihr erlauchten Glüklichen alle, und theilet eines dem andern ſein Entzüken mit; ich alte Turtel-Taube will auf irgend einen verwelkten Aſt fliegen, und dort meinen

Gatten,

Eine andre Wendung giebt der Geſchichte von der Entſtehung des Roßbachs Avien in ſeiner freyen Umſchreibung der vorher berührten Stelle des Aratus. Pegaſus, ſingt er, ſey nach Erlegung der Chimära auf den Helikon gekommen und habe ſich von den wohlriechenden Kräutern deſſelben genährt; da er aber ſeinen brennenden Durſt wegen Mangels an Quellen nicht befriedigen können, habe er mit ſeinem Hufe auf den Boden geſchlagen,

cornuque excita repente
Lympha Camoenalem fudit procul Hippocrenen.

Dieſer Quell, der ſich vom Helikon herab ins Thal ergieße und von den Einwohnern begierig getrunken werde, ſey von den Aoniſchen Hirten der Roßbach genannt worden. Eine verſchiedne Sage über die Entſtehung dieſer Quelle glaubte Barth zu finden in einer Stelle des Statius (Theb. 6, 337) vom Pegaſus:

Credi nec degener illo
De grege, Caſtaliae ſtupuit qui ſibila cannae
Laetus, et audito contemſit Apolline paſci.

Pegaſus, meynt Barth, ſey vermuthlich auf den Helikon gekommen, und als er daſelbſt die Muſik des Apollo gehört, habe er ſeine thieriſche Nahrung vergeſſen, ſich nur an der Göttermuſik ergötzt und die Hippokrene hervorgebracht. Allein wenn ich nicht ſehr irre, ſo iſt der Sinn der dunkeln Fabel, auf welche hier angeſpielt wird, ganz verfehlt. Sta-

tius

tius redet vorher von den kraftvollen Pferden des Admet, welche aus Centauriſchem Saamen erzeugt wären; und nun ſetzt er unmittelbar hinzu: nicht entartet von dieſer Heerde ſey der Pegaſus, welcher nur dem Hirtengeſang des Apollo gehorcht und der Weide darüber ganz vergeſſen habe. — Alſo wird hier der Pegaſus unter die Pferde des Admet, welche Apollo in Pierien weidete, gerechnet, vielleicht daß Admet ihn, wie Peleus und Pelops ihre Roſſe, vom Poſeidon geſchenkt erhalten hatte. Es kann aber auch einen Grund der Verwandtſchaft haben, daß Pegaſus unter die Centauriſchen Roſſe gezählt wird, da, nach einigen, (beym Schol.. B. und L.. Villoiſ. Il. 1, 266) der Pegaſus halbe Vaterſtelle bey den Centauren vertreten hatte. Offenbar iſt in dieſer Stelle des Statius Apollo der Hirt gemeint, der damals auf der Pansflöte (dispar leptenis fiſtula cannis, Ovids Met. 2, 682) bey ſeinen Heerden ſpielte, und über deſſen Muſik demnach der Pegaſus forthin alle ſterbliche Nahrung verſchmähte. Dies iſt das erſte und einzige ausdrückliche Zeugniß von der muſikaliſchen Begeiſterung des Pegaſus, welche doch vielleicht mancher Dichter unter dem Oeſtrus verſtanden haben könnte, von welchem der Pegaſus auf ſeinem Fluge nach dem Himmel ergriffen wurde. Merkwürdig iſt es, daß wir hier den Pegaſus beym Apollo in Pierien finden, von wo er vielleicht mit den Pieriſchen Muſen nachher erſt auf den Böotiſchen Helikon ausgewandert ſeyn könnte.

Die alten legten dem Waſſer der Hippokrene auf dem Helikon eine begeiſternde Kraft bey, und die Dichter trinken daher Begeiſterung aus ihr. Der Muſenaltar des Doſiades, den man ſich vermuthlich, wie auch aus der Nachahmung des Porphyrius (Wernsdorf Poët. min. T. 2. p. 377 ff.) zu erhellen ſcheint, als auf dem Helikon ſtehend vorſtellen muß, ruft den Dichtern in ſeiner Inſchrift zu: Du, der du aus der Quelle trinkeſt, welche der Sohn der Gorgo ſchlug, opfere und ſpende mir ſüßere Spende als vom Hymettus! — Auch im Properz und Perſius kommt das Trinken aus dem Roßbache vor. Die ſpäteren Schriftſteller, als Fulgentius (Mythol. 1 Vorr.) und Sidonius (8 ep. 9, und ad Felic. carm. 9, 285), laſſen die Muſen ſich mit dem ſprudelnden und ſchwatzhaften Waſſer des Gorgoniſchen Quells beſprengen und durch volle Züge aus demſelben berauſchen. Die Muſen ſelbſt wurden von dem Quell (nach dem Feſtus h. v.) griechiſch Hippokrenä, und nach dem Urheber derſelben von römiſchen Dichtern (Properz 3, 1, 19. Virgil Catal. 71, 2) Pegaſiden genannt.

Außer dem Pegaſiſchen Quell auf dem Helikon zeigte man auch andre, die noch früher durch des Pegaſus Hufſchlag eröffnet worden waren, nehmlich die Hippokrene zu Trözen, wohin Bellerofon einmal mit dem Pegaſus kam, (Pauſan 2, 31. S. 185) und vorzüglich die Peirene auf der Akrokorinthus. Wir finden ſchon in den ältern Dichtern, als dem

Pin-

Pindar, daß ſich Pegaſus bey dieſem Quelle aufhielt und auch dort gefangen wurde, und daher vermuthlich auch die Sage der Späteren, daß er eben dieſen Quell erſt durch den Schlag ſeines Fußes hervorgebracht. (Statius Theb. 4, 60. Wälder 2, 7, 1 ff. Dio Chryſoſtomus Rede 36 T. 2 p. 95. Reiske, wo noch die auffallende Behauptung ſteht: die Dichter erzählten, daß bloß ein Geſpenſt, εἴδωλον, des Pegaſus unter den Menſchen ſey.) Aber eine noch merkwürdigere Erſcheinung iſt es, daß Perſius (Prolog) und Statius an den angeführten Stellen die Pirene zu einem Muſenquell machen, aus welchem die Dichter trinken, da man doch nicht von einer beſondern Verehrung der Muſen zu Korinth gehört hat. Die einfachſte Erklärung wäre vielleicht dieſe, man habe die begeiſternde Kraft des Helikoniſchen Roßbaches auf dieſen übertragen, weil er ſo wie jener dem Pegaſus ſein Daſeyn verdankte. Allein, man erlaube mir hier eine Vermuthung, deren weitere Prüfung ich den Forſchern des Alterthums anheim gebe. Nach dem Pauſanias (9, 29. S. 765) muß man zwey Syſteme der Muſenverehrung auf dem Helikon annehmen, das jüngere, welches aus Pierien nach Böotien überbracht wurde und neun Muſen anerkannte, und das ältere, welches die Aloiden zuerſt auf dem Helikon einführten, die nur drey Muſen annahmen. Dieſe Söhne des Aloeus, oder vielmehr des Poſeidon und der Iſimedeia, Gemahlin des Aloeus, ſtammten aber aus Korinth ab, wo die Familie des Aloeus, nach der

ural-

uralten Dichters Eumelus poetiſcher Geſchichte von Korinth, in den älteſten Zeiten herrſchte. (Pauſan. 2, 1. S. 110. K. 3. S. 119. Vgl. Groddeck üb. d. Scholien des Apollon. Bibl. d. a. Lit. St. 2. S. 96 f.) Von dieſer verbreiteten ſich einige Stämme nach mehrern Gegenden. Die beyden Aloiden, Otus und Efialtes, ließen ſich in Böotien nieder, bauten dort zugleich mit einem andern Sohne des Poſeidon, Oeoklus, den Flecken Askra, und weihten zuerſt den Helikon dreyen Muſen, der Melete, Mneme und Aoide, deren Anbetung ſie höchſt wahrſcheinlich mit aus ihrem Mutterlande herübergebracht hatten. Ich zweifle nicht, daß dieſes im Eumelus vorgekommen iſt, da Tzetza (zu Heſiods Werken S. 6) aus ihm anführt, daß drey Muſen, Töchter des Apollo, geweſen; offenbar die älteſte Muſenreligion, wie ſie durch die Aloiden auf dem Helikon eingeführt wurde. Nach dem Ausgeführten dürfte es nicht ganz unwahrſcheinlich ſeyn, daß in ſehr frühen Zeiten einige Muſen in Korinth verehrt worden, und daß daher der, vielleicht in der Gegend eines alten Muſenhains oder Altars ſpäter vom Pegaſus eröffnete Felſenquell zu der Ehre, ein Muſenquell zu heißen, gelangt ſey. Freylich bleibt es befremdend, daß bis auf den Perſius herunter kein beſtimmtes Zeugniß ſagt, daß die Pirene für einen Muſenquell gegolten habe. Aber ich ſtelle mir vor, wir würden ſowohl über die älteſte Muſenverehrung zu Korinth als über die Pirene, den Bellerofon und Pegaſus viel Neues und Unbekanntes erfahren,

wenn uns das Schickſal des Eumelus Korinthiaka erhalten hätte.

Man ſollte denken, daß Pegaſus, dem die Muſen ſo viel zu verdanken hatten, von den Alten ganz eigentlich als das Pferd der Muſen würde vorgeſtellt worden ſeyn, deſſen ſie ſich bey ihren Reiſen reitend oder fahrend bedient hätten. Allein obgleich die Dichter vielfältig von dem Wagen der Muſen und Grazien reden, ſo bedienen ſie ſich dieſer Allegorie doch nur, um den Flug der Begeiſterung der Dichter ſelbſt vorzuſtellen; nirgends aber fahren oder reiten, ſo viel mir bekannt iſt, weder die Muſen noch ihre Diener, die Sänger, mit dem luftwandelnden Roſſe. Dieſer dichteriſche Ritt blieb der Erfindungskraft der neuern Dichter vorbehalten, unter welchen ihn zuerſt der Italiener Bojardo im Orlando inamorato verſucht haben ſoll.

Lenz.

IV.

Fragmente

aus meinen Nachforschungen

über

die Ausbildung des Menschengeschlechts.

So wie meine Vorstellungen von Wahrheit und Recht in mir selbst eine Folge meines thierischen Instinktes, oder meiner gesellschaftlichen Ansprüche, oder meiner sittlichen Kraft sind: also bin ich in mir selbst ein dreyfach verschiedenes, ein thierisches, ein gesellschaftliches und ein sittliches Wesen, und eben so finde ich in diesem dreyfachen Unterschiede meiner selbst, gegen mich selbst, gegen andere und gegen alles was ist, den Grund, warum ich mir bey gewissen Ansprüchen, die ich in mir selbst nähre, vorstelle, sie gründen sich auf ein Naturrecht, bey andern, sie gründen sich auf ein gesellschaftliches, und wieder bey andern, sie gründen sich auf ein sittliches Recht.

Die Fragen: was ist Naturrecht? Was ist gesellschaftliches Recht? Was ist sittliches Recht? schienen mir jetzt nichts anders sagen zu wollen, als was macht die dreyfach verschiedene Vorstellungsart von Wahrheit und Recht, deren meine Natur fähig ist, in jedem Falle aus mir selber?

Was

Was bin ich, wann die Welt meiner ſinnlichen Begierlichkeit ohne Rückſicht auf den geſellſchaftlichen Zuſtand ins Auge fällt?

Was bin ich, wann die Welt meiner ſinnlichen Begierlichkeit mit Rückſicht auf dieſen Zuſtand ins Auge fällt?

Was bin ich, wann ſelbige mir bloß in Rückſicht auf meine innere Veredlung ins Auge fällt?

Ich nahm für wahr an, der erſte Zuſtand ſey der Naturſtand, der zweyte der geſellſchaftliche, und der dritte der ſittliche, und faßte nun den Menſchen in dieſen drey verſchiedenen Geſichtspunkten ins Auge.

29) Was bin ich im Naturſtande?

Die Art, wie die Welt mir erſcheint, wenn ich mir dieſelbe mitten in der bürgerlichen Geſellſchaft lebend, als für mich ſelbſt beſtehendes Thier vorſtelle, iſt gar nicht die nehmliche mit derjenigen, wie ich mir dieſelbe im wirklichen Naturſtande meines Geſchlechts vorſtellen kann und vorſtellen muß.

Naturſtand, im wahren Sinne des Worts iſt der höchſte Grad thieriſcher Unverdorbenheit.

Der Menſch in dieſem Zuſtande iſt ein reines Kind ſeines Inſtinkts, der ihn einfach und harmlos zu jedem Sinnengenuß hinführt.

Voll Wohlwollen liebt er seine Gaselle, seine Marmotte, sein Weib, sein Kind, seinen Hund, sein Pferd; er weiß nicht was Gott und was Sünde ist; einen Teufel fürchtet er; Licht, Wald und Flur sind ihm heilig wie sie Gott schuf; die aufgebrochene Erde ist ihm ein Fluch; er wechselt seine Stunden zwischen Schlaf und Sinnengenuß; Trunkenheit des Geistes, Leerheit des Kopfes, und das Versinken in Taumeln, das Träumen ist ihm Wonne des Lebens. Er liebt Spiel, Wein, Mädchen und Mährchen. Den fremden Mann führt er in seine Hütte, und fragt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, woher er kommt, und wie es in seinem Lande geht. Für den morgenden Tag steht er dir heute nicht vom Stuhl auf; er giebt seine einzige Kuh für gläserne Korallen, und das Leben des künftigen Jahres kauft er dir nicht mit der Pfeife Toback, die er im Munde hat. So lebt er auf der ganzen Erde, wenn er ohne Anstrengung Sinnengenuß, und ohne Sorgen Sicherheit findet.

Aber wir nennen ihn doch noch Naturmensch, wenn er seinen Sinnengenuß längst mit Anstrengung, und seine Sicherheit längst mit Sorgen erkauft hat.

Er wirft jetzt den Wurfspieß, mit dem er den Feind tödtet, zur täglichen Uebung an die Wand; er achtet seinen Bogen höher als Weib und Kind. Wir nennen ihn doch noch Naturmensch.

Jüng-

Jünglinge verſammeln ſich hinter ihm in Reihen; er führt ſie zum Streit an. Wir nennen ihn doch noch Naturmenſch.

Jetzt iſt in ſeinem Buſen kein Wohlwollen mehr; ſein Weib iſt ſeine Sklavin, der ſchwächere Mann ſein Knecht. Wir heißen ihn doch noch Naturmenſch.

Wer ihm im Wege ſteht, den tödtet er; wer ihm ausweicht, der muß ihm dienen. Wir heißen ihn doch noch Naturmenſch.

Er kennt jetzt die unſterblichen Götter, aber er ſagt mit dem Cyklopen: wir ſind beſſer als ſie! Wir nennen ihn doch noch Naturmenſch.

Die Welt, die ihn umgiebt, zittert vor ſeiner Stirne; ſein Wille iſt ſeines Nachbars Geſetz; er behauptet ihn mit Geißel, mit Schwert, mit bindenden Stricken; er jagt das genoſſene Weib und den erzeugten Sohn aus ſeiner Höhle. Noch nennen wir den Barbaren Naturmenſch.

Jetzt iſt ihm Berg und Flur nicht mehr heilig, wie Gott ſie ſchuf, die aufgebrochene Erde kein Fluch mehr. So weit er den ſchwächern Mann fliehen gemacht, nimmt er die Erde in Anſpruch, das heißt, er nimmt ſie zuerſt ganz, und theilt dann das, was ihm weder zum Nutzen noch zur Luſt dient, zu Lehen und um Zins aus.

Jetzt nennen wir ihn nicht mehr Naturmenſch. Wenn der Ochs am Pfluge geht, und der Menſch

Gatten, der nicht wieder gefunden werden kan, betrauren, bis ich ſelbſt nicht mehr bin.

Leontes.

O, ſtille, Paulina; haſt du mir wieder eine Gemahlin gegeben, ſo muſt du auch einen Mann von meiner Hand annehmen. Daß iſt etwas ausgemachtes zwiſchen uns und durch Gelübde bekräftiget. Du haſt meine Hermione gefunden; wie, begreiffe ich noch nicht; denn ich glaubte, ich ſehe ſie todt; und habe, glüklicher Weiſe vergebens, manches Gebet auf ihrem Grabe gethan. Ich will nicht weit ſuchen, um einen Gemahl für dich zu finden, deſſen Achtung für für dich mir ſchon bekannt iſt. Kommt, Camillo, und nehmt ihre Hand; ihr, deſſen Werth und Rechtſchaffenheit ſich ſo vielfältig bewährt hat, und hier von zween Königen bezeugt wird. Verlaſſen wir dieſen Ort — wie? Sehet meinen Bruder an: Vergebet mir, vergebet mir beyde, daß ich jemals fähig war, eure tugendhaften Blike durch böſen Argwohn zu trennen: Dieß iſt euer Schwieger-Sohn, und der Sohn des Königs — der durch eine wunderbare Fügung des Himmels mit eurer Tochter verbunden worden iſt — Gute Paulina, führe uns von hinnen, an einen Ort, wo wir einander mit mehr Bequemlichkeit über die Rolle fragen und antworten können, welche jedes in dieſem langen Zeitraum, ſeit dem wir getrennt wurden, geſpielt hat. Hurtig führt uns von hier.

(Sie gehen ab.)

Ende des achten Theils.

um des Zinſes willen vor der Sonne aufſteht, ſo ſagen wir, er iſt in den geſellſchaftlichen Zuſtand hinübergegangen.

Er geht zwar nicht einzig auf dieſem Wege in denſelben hinüber. Wann in Aſiens fetten Weiden die Stämme der unbefleckten Hirten ſich mehren, ſo marken ſie ihre Weiden oft friedlich, bauen den milden Boden zufrieden und einig, werden arm und reich, kennen Eigenthum und Recht, ohne die Gewaltsverhärtung unſerer Zeit; ſie gehorchen dem Manne, der die Vorwelt geſehen. Oft lehren auch Sänger das träge Geſchlecht Arbeit und Fleiß, und ſich fürchten vor dem heiligen Blut.

Immer enden wir in unſern Begriffen den Naturſtand erſt da wo der Zuſtand unſers Geſchlechts in einem hohen Grade verwickelt und mühſelig zu werden anfängt. Bis auf dieſen Punkt nennen wir den Menſchen, in unendlich verſchiedenen Abſtufungen ſeines Daſeyns, immer Naturmenſch.

Aber wir theilen ihn in dieſen Abſtufungen in den verdorbenen und unverdorbenen Naturmenſchen.

Solang er einfach und harmlos an der Hand des Inſtinktes leichten Sinnengenuß findet, nennen wir ihn einen unverdorbenen Naturmenſchen. Wenn er aber dieſen Sinnengenuß nicht mehr ſorgenlos und leicht findet, und dadurch ſeine Harmloſigkeit und ſein thieriſches Wohlwollen dahin

hin geht, so heißen wir ihn einen verdorbenen Naturmenschen. Aber wir setzen die Gränzen der Unverdorbenheit des Naturmenschen zu weit, und bestimmen den Anfang seines Verderbens nicht richtig.

Wir nennen ihn noch lange Naturmensch, wenn die Art und Weise, wie die Welt seiner thierischen Begierlichkeit ins Auge fällt, schon längst durch Rücksichten auf den gesellschaftlichen Zustand bestimmt ist.

In allen Epochen seines thierischen Verderbens, bis an die Gränzen der gänzlichen Unterjochung seines Instinkts unter anerkannte und ausgesprochene Gesetze des gesellschaftlichen Zustandes, — bis an die Gränzen, wo Könige, Gesetze, Schwert und Beruf ihm den Instinkt bis zur Wurzel auslöschen, bis an die Gränzen, innerhalb deren er der vollendeten Schiefheit und Verhärtung des gesellschaftlichen Zustandes unterliegt, nennen wir ihn immer Naturmensch.

Aber worin besteht denn die Unverdorbenheit des Naturmenschen? Von was für einem Punkt seines Daseyns geht sie aus? Und was ist ihr Wesen?

Sie geht unstreitig von der Behaglichkeit aus, die allgemein aus der leichten Befriedigung unserer Wünsche, die ohne Anstrengung, ohne Schmerz, ohne Abhänglichkeit von irgend einer unsichern Sache und von irgend einem unsichern Willen Platz hat, entspringt.

Aber ist ein solcher Zustand unsers Geschlechtes denkbar? Lebten die Menschen jemals in gänzlicher Unkunde des Uebels? ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen und ohne Abhänglichkeit von irgend einer unsichern Sache? von ihrem eigenen freyen Willen? Diese Frage ist mit folgender gleiches Sinnes: giebt es einen Zeitpunkt in welchem der Kinderzustand der Menschen ganz rein ist? d. i. in welchem das Kind ganz ohne Kenntniß des Uebels, des Schmerzens, des Hungers, also ganz ohne Leiden, ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen und ohne Abhänglichkeits- und Unsicherheits-Gefühl, in der Welt lebt? Allerdings giebt es einen solchen Zustand; es ist der Augenblick in welchem das Kind auf die Welt kommt.

Aber so wie dieser Augenblick da ist, so ist er auch vorüber.

Beym ersten weinenden Laut ist der Punkt schon überschritten, von dem die thierische Harmlosigkeit des Kindes eigentlich ausgeht. Von diesem ersten Laut an entfernt sich das Kind mit jedem Gefühl eines unbefriedigten Bedürfnisses, eines unerfüllten Wunsches, eines jeden Schmerzens immer weiter von diesem Punkte ins Unendliche. So wie seine Erfahrungen wachsen, kommt es in Proporzionen, die sich immer verdoppeln, von dem Punkte weg, von dem die Reinheit seiner Unschuld eigentlich ausgeht.

Also der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, ist ganz Unschuld, und es scheint unstreitig,

ſtreitig, die innere Reinheit ſeiner Natur und die wirkliche Unverdorbenheit derſelben geht von dem Punkt dieſer Unſchuld aus, den wir aber freylich an ihm nur ahnden und nicht kennen.

Sie war bey ihm, wie beym Kinde, in dem Augenblicke da, wo er ganz ohne Kunde des Uebels lebte. So wie ſie da war, ging ſie vorüber; mit der Erkenntniß des erſten Irrthums, der erſten Täuſchung, war der Punkt ſchon überſchritten, von dem die Unverdorbenheit ſeiner Natur eigentlich ausgeht. Von dieſem Augenblick an entfernt ſich der Menſch, wie das Kind, mit jedem Irrthum, mit jeder Täuſchung, immer weiter von dieſem Punkt bis ins Unendliche.

So wie ſeine Erfahrungen wachſen, ſo wie er das vergangene Uebel kennt, das zukünftige fürchtet und vom gegenwärtigen leidet, alſo kommt er in Proporzionen, die ſich immer verdoppeln, von dem Punkte weg, auf dem die Unverdorbenheit ſeiner Natur eigentlich ruhet.

Unſer thieriſches Verderben entſpringt aus allem dem, was dem guten Zuſtande unſers thieriſchen Daſeyns entgegen ſteht.

Wir ſind aber als Thiermenſchen nicht bloß dann verdorben, wenn wir einen Höcker haben, oder lahm ſind, ſondern auch wenn wir die Fähigkeit verlohren haben, in Sachen, die unſer thieriſches

ſches Wohlſeyn betreffen, als Thiermenſchen richtig zu urtheilen, als ſolche uns kraftvoll und konſequent zu helfen, und als ſolche unſere Tage beruhigt und wonnevoll zu verträumen.

Das thieriſche Verderben unſerer Natur fängt alſo von dem Punkt an, wo der Takt unſerer thieriſchen Natur, der Inſtinkt, die Saite unſerer thieriſchen Harmonie, unſers thieriſchen Wohlwollens anfängt in uns kraftlos und unſicher zu werden.

Die Unverdorbenheit meiner thieriſchen Natur wäre folglich das Befinden meiner ſelbſt in dem Zeitpunkt, in welchem weder mein Inſtinkt noch mein Wohlwollen in mir angefangen hatten ihre Kraft zu verliehren.

Ich habe eine Art von Bewußtſeyn des wirklichen Daſeyns eines ſolchen Zeitpunkts. Ich beſitze eine Fähigkeit, mich ſelbſt im Genuß der vollen Kraft meines Inſtinkts und der ganzen Reinheit meines Wohlwollens zu denken, wie ich mich, wenn ich einen Arm oder ein Bein im Mutterleibe verlohren hätte, dennoch im Beſitz dieſes Gliedes denken könnte.

Durch dieſe Fähigkeit erzeuge ich mir ſelbſt das Bild der Unſchuld, die ich verlohren, d. i. eine Vorſtellung von der Beſchaffenheit meiner ſelbſt außer meinem Verderben.

Dieſe Unſchuld aber fällt mir in einem gedoppelten Geſichtspunkt ins Auge.

Im erſten, wie ich beſchaffen ſeyn würde, wenn der Eindruck des Uebels gar nicht auf mich gewirkt hätte. Im andern, wie ich beſchaffen ſeyn würde, wenn der Eindruck des Uebels wieder in mir ausgelöſcht wäre.

Wenn ich dann mit dem letztern Geſichtspunkt die Kraft verbinde zu ſtreben nach dem edelſten, beſten, das ich erkenne und das ich ſuchen ſoll: ſo wird dieſes Bild der Unſchuld in mir das Ziel der Vollkommenheit wonach ich ſtrebe, d. i. das Fundament meines ſittlichen Zuſtandes. Aber niemals kann es das Fundament meines geſellſchaftlichen Rechtes ſeyn.

Es läßt ſich an den Punkt, von welchem die Unverdorbenheit des Naturſtands eigentlich ausgeht, ſo wenig ein Begriff eines Rechts anknüpfen, als an denjenigen, von welchem die Harmloſigkeit des Kinderſtandes eigentlich ausgeht.

Ohne Bewußtſeyn des Unrechts kommt der Begriff des Rechts, und ohne das Leiden des Unrechts das Gefühl des Rechts nicht in meine Seele.

Daher iſt jeder Rechtsbegriff ein geſellſchaftlicher Begriff, und jedes Rechtsgefühl ein geſellſchaftliches Gefühl, und alſo der Begriff eines Naturrechts, rein genommen, nichts anders als eine Täuſchung.

Da ſich aber das geſellſchaftliche Gefühl des Rechts wirklich an die äußerſten uns bekannten Gränzen anſchließt, von denen der Zuſtand unſrer ſelbſt, den wir Naturſtand heißen, ausgeht: ſo heißen wir jeden Begriff des geſellſchaftlichen Rechts, in ſo fern wir ihn als dieſen Gränzen nahe ſtehend anerkennen, ein Naturrecht.

Dieſes Naturrecht aber iſt nichts anders als eine einfache Folge des Gefühls, daß die Einrichtungen, Vorkommniſſe und Verträge des geſellſchaftlichen Lebens alle auf Regeln und Grundſätzen ruhen ſollen, die mit unſerer unverdorbenen Natur, d. i. mit uns ſelbſt, in ſo fern das thieriſche Wohlwollen unſerer Natur noch nicht in uns ſelbſt zu Grunde gerichtet iſt, übereinſtimmend ſind.

Wir wollen nehmlich, daß der Mittelbegriff zwiſchen jeder Forderung und jeder Schuldigkeit, d. i. unſere Vorſtellung von Recht und Pflicht, auf Gründen ruhe, die dem edelſten, beſten, das wir zu erkennen vermögen, nicht widerſprechen.

Dieſer Wille in uns ſelbſt iſt alſo die Quelle deſſen was wir Naturrecht heißen.

Aber das Naturrecht, oder vielmehr die geſellſchaftlichen Begriffe die wir Naturrecht heißen, ſind gar nicht die Quelle dieſes Willens.

Es liegt von dieſem Recht im unentwickelten thieriſchen Menſchen, beſtimmt und allgemein, gar nichts als der Trieb zur Selbſterhaltung.

Die

Die Art und Weiſe aber, wie dieſer Trieb unſer Geſchlecht durch ſeine Erfahrungen zu Gefühlen und Neigungen hinführt, die mit dem, was wir Naturrecht heißen, gänzlich übereinſtimmen, iſt dieſe. Vermöge dieſer ſtärkſten aller meiner Triebe empört ſich das innerſte meiner Natur gegen alles, von dem ich zu erkennen vermag, daß ſelbiges mittelbar oder unmittelbar meinem thieriſchen Wohlſtand und meinem thieriſchen Daſeyn Gefahr und Nachtheil bringen könnte. — Dadurch lerne ich die mich in dieſer Welt umgebenden Gefahren kennen.

Unzweydeutige Erfahrungen überzeugen mich, daß mein Geſchlecht im geſellſchaftlichen Zuſtande fähig iſt, auf eine ſolche Art gegen mich zu handeln, wie ich nach dem thieriſchen Wohlwollen, wovon wenigſtens immer noch eine Regung in meiner Bruſt bleibt, mich nicht fähig glaube, gegen meinen Nebenmenſchen zu handeln.

Dadurch führt meine Selbſtſucht mich ganz einfach und nothwendig auf den Begriff, es wäre gut, daß keiner von dem andern eine feindſelige Handlungsweiſe zu befahren hätte.

Ich kann nicht anders, wenn ich den getödteten Mann vor meiner Thüre ſehe, ſo führt mich meine Selbſtſucht bey ſeinem Anblick ſelbſt unwillkührlich und nothwendig auf den Gedanken: die Menſchen könnten mich tödten wie ſie ihn getödtet haben. — Dieſer Gedanke ruft einem zweyten:

es wäre gut, daß keiner getödtet würde, ich nicht, und er nicht! und dieſer, in Verbindung mit dem thieriſchen Wohlwollen, bringt dann nothwendig die Gemüthsſtimmung hervor, in welcher der Menſch alsdann durch ſeine Selbſtſucht ſelber das geſellſchaftliche Gebot, du ſollt nicht tödten! erſchafft.

Er hebt es aber eben durch dieſe Selbſtſucht augenblicklich wieder auf, ſobald es mit den ſtarken Gefühlen ſeiner wahren oder geglaubten Selbſterhaltung in Streit kommt.

Gewiß iſt dieſes Gebot, ſo wenig als jeder Begriff des von uns ſo geheißnen Naturrechts, ganz und gar keine Folge eines von den Grundgefühlen unſerer thieriſchen Selbſterhaltung, eines unabhängigen und ſelbſtſtändigen in uns liegenden Gefühls von irgend einem Recht.

Der Trieb der Selbſterhaltung iſt weſentlich und individuel. — Ohne geſellſchaftliche Erfahrungen iſt er von dem Gefühl der Theilnehmung, ſo wie von dem Begriff von Recht und Unrecht, gänzlich entblößt; er wird aber theilnehmend, in ſo fern geſellſchaftliche Erfahrungen ihn durch Vereinigung der Gefühle unſerer Selbſtſucht und unſers Wohlwollens theilnehmend machen.

Der Begriff eines Naturrechts kommt alſo offenbar als eine Folge von Gefahren zum Vorſchein, von denen beunruhigt wir den Mangel eines Rechts in der Welt, zugleich aber auch eine Kraft in uns

ſelbſt, zu erkennen vermögen, ein ſolches durch unſern Willen zu erſchaffen.

Eben dieſes iſt auch vom geſellſchaftlichen Vertrage wahr. Urſprünglich liegt von demſelben in uns ſelbſt nichts als eine Kraft zu empfinden, daß kein ſolcher Vertrag in der Natur iſt, daß wir aber eine Kraft beſitzen, einen ſolchen durch unſern Willen in die Natur hinein zu bringen.

Das Gefühl des Unrechtleidens iſt der Boden, aus dem der Begriff des Rechts im menſchlichen Geiſt entkeimet.

Deswegen iſt die individuelle Beſchaffenheit dieſes Gefühls für den Menſchen von der erſten Wichtigkeit; ſeine Wahrheits- und Rechtsempfänglichkeit iſt gänzlich eine Folge der Unverdorbenheit, oder vielmehr des guten Zuſtands dieſes Gefühls.

Wenn die Eindrücke des Unrechtleidens ſich in meinem Innerſten mit Wohlwollen und mit einem Beſtreben nach Vollkommenheit verbinden, ſo erzeugen ſie in mir reine Begriffe von Wahrheit und Recht; ich kann dann nicht anders, ich biete meinem Geſchlecht freundlich die Hände.

Wenn dieſes aber nicht iſt, wenn mein Gefühl beym Unrechtleiden in meinem Innerſten ohne Wohlwollen tobet, und mit keinem Streben nach innerer Veredlung verbunden iſt, ſo erzeugt mein leiſeſtes Ahnden, daß mir Unrecht geſchehen könnte, jede Greuelthat, deren meine Natur fähig iſt.

Der

Einige Nachrichten

Von den Lebens-Umſtänden des Herrn Willhelm Shakesſpear.

Der Ueberſezer vermuthet, daß es den Leſern und Gönnern dieſer Ueberſezung der theatraliſchen Werke Shakeſpears angenehm ſeyn werde, am Schluß derſelbigen einige nähere Bekanntſchaft mit ſeiner Perſon und mit ſeinen Umſtänden zu machen.

Soviel dieſer in ſeinen Schönheiten unvergleichliche und ſelbſt in ſeinen Fehlern (in denen welche in der That ſein eigen ſind) bewundernswürdige Dichter in einer jeden Ueberſezung verliehren muß, und in der unſrigen würklich verlohren haben mag, ſo iſt es doch unmöglich, daß Leſer, welche Kopf, Herz und Geſchmak, oder auch nur, von einem dieſer Erforderniſſe zu einem Menſchen, ſo viel haben als man braucht, um das wahre Schöne unterſcheiden oder fühlen zu können, von der ungewöhnlichen Gröſſe, Hoheit und Stärke des Genie, von der Schönheit, dem Feuer und der unerſchöpflichen Fülle der Einbildungskraft,

Der thierische, so wie der gesellschaftliche Mensch, erlaubt sich alles Unrecht, damit ihm nicht Unrecht geschehen könne.

Auch die Repräsentazion der Gesellschaft, die Regierung, thut das nehmliche; sie ist im Augenblick gewaltsam und grausam, wenn sie fürchtet Unrecht zu leiden.

Die gesellschaftliche Bildung, als solche, schützt das Innere meines Wesens nicht vor den einfachen Folgen meiner thierischen Selbstsucht.

Nur als sittliches Wesen vermag ich mich selbst durch meinen Willen dahin zu erheben, lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun. Als thierisches Wesen verhärtet mich die entfernteste Ahndung des Unrechtleidens. Als solches verwildere ich beym wirklichen Unrechtleiden; als sittliches Wesen werde ich durch die Ahndung und durch das Leiden des Unrechts weise und sanft.

30) Was bin ich im gesellschaftlichen Zustande?

Der gesellschaftliche Zustand besteht wesentlich in Einschränkungen des Naturstandes.

Aber der Mensch schränkt die Wonne dieses Standes nicht ein bis er muß, und er muß es nicht bis er in diesem Stande tief verdorben und sein thierisches Wohlwollen in demselben dahin ist.

Er

Er tritt also in seinen Grundlagen verhärtet, als ein verdorbener Naturmensch, in den gesellschaftlichen Zustand. Er hat auch beym Uebergang in denselben den bestimmten Zweck, die Folgen, die sein thierisches Verderben auf seine thierische Glückseligkeit hat, zu mildern, und sich durch die Schranken dieses Zustandes sicher zu stellen, die Bedürfnisse seiner thierischen Natur sich leichter, sicherer, befriedigender zu verschaffen, als er selbige bey der Vorstellungsart, die ihm in diesem Zustande möglich ist, sich in der Freyheit des Naturlebens verschaffen könnte.

Auch braucht der Mensch im gesellschaftlichen Zustande zur Erreichung seines Zweckes kein anderes Mittel als dasjenige, das er im Naturstande zur Befriedigung seines Instinktes auch gebraucht hat, — thierische Kraft.

Aber diese Kraft ist durch sein thierisches Verderben, schon ehe er in diesen Zustand getreten, geschwächt, und die Maßregeln der gesellschaftlichen Ordnung sind nichts weniger als dazu gemacht, diese Kraft wieder herzustellen: im Gegentheil, sie zernichten in ihrem Wesen die harmlose Behaglichkeit des Naturstandes; sie zerstören die Sorglosigkeit seines Allrechts; sie binden unser Daseyn an ein schwerfälliges Verdienst und an ein mühseliges Leben selbst. Indem sie unsere Genüsse vervielfältigen, erhöhen sie unsere Lasten, und erheben Uns

gleich-

gleichheiten, die wir im Naturſtande kaum achten, zu den bitterſten Gefühlen.

Das alles hat auf den Zweck, um deſſen willen der Menſch in die bürgerliche Geſellſchaft tritt, den entſcheidenden Einfluß, daß er denſelben durch dieſen Schritt nicht erhält.

Einfacher Genuß iſt das Theil des Naturſtandes. Hoffen und Harren iſt das Theil des geſellſchaftlichen Lebens. Es kann nicht anders ſeyn, die ganze Stellung des geſellſchaftlichen Lebens ruht auf Vorſtellungen von Sachen, die im Grunde eigentlich nicht da ſind; d. i. ſie iſt Repräſentazion. Eigenthum, Erwerb, Beruf, Obrigkeit, Geſetze, ſind alles künſtliche Mittel, meine thieriſche Natur beym Mangel thieriſcher Freyheit dennoch zu befriedigen.

Eigenthum iſt Repräſentazion meiner Naturkraft zu meiner Erhaltung; Geſetz, Obrigkeit, ſind Repräſentazion meiner Naturkraft zu meiner Beſchützung. Was dem Wilden ſeine Keule, das iſt dem Schneider ſeine Nadel, dem Schreiber ſeine Feder, dem Kaufmann ſein Betrug, dem Bauer ſeine Heerde, dem Edelmann ſein Land, dem König ſeine Krone.

Aber welch ein Unterſchied für den thieriſchen Genuß, wenn ich ſorgenlos zwiſchen ewigen Gewürzen lebe, und wenn ich um ein halbes Prozent mit einem Juden keife, oder meinem Amtmann hundert

dert Bauern für das künftige Jahr für 200 Gülden höher versteigere! Welch ein Unterschied zwischen dem Genuß, wenn ich froh und stark jeden Tag sicher mein Wild finde, und sorgenlos durch Berg und Thal reite, um einen Mann zu jagen, der einen Mantel hat den ich brauchen kann, — und zwischen aller Last der Jahreskonto, der Danksagungs-Adressen, und selbst der Rathhausstelle und der ehrbaren Reinlichkeit!

Der Naturmensch weiß nicht was er durch diesen Uebergang verliert; dieser Schritt ist für ihn vollends die Wirkung einer Täuschung. — Er sucht thierischen Genuß und verliert in dieser Rücksicht unendlich. Die Unbehaglichkeit, die er flieht, wird das Fundament des Lebens, in das er sich stürzt.

Er will die Wonne des verlohrnen Naturlebens wieder herstellen; dafür wird der eine ein Schneider, der andere ein Gelehrter; einer treibt dafür Esel über den Berg, ein anderer Bauern in den Wald; einer putzt dafür dem andern den Bart; einer sucht diese Wonne mit dem Kopf, ein anderer mit dem Herzen; einer mit Künsten gegen den Kopf, ein anderer mit Künsten gegen das Herz.

Schon in diesem Unterschiede liegen unsägliche Quellen der Unbehaglichkeit unsers Geschlechts.

Der Gelehrte hat von dem Scheitel bis zu der Ferse einen schwerfälligen Leib; der Schmid einen

Arm

Arm der stärker ist als seine beyden Füße; der Schneider wackelt wenn er geht, und der Bauer hat einen Schritt wie sein Ochs.

Der Mensch, er mag wollen oder nicht, ist im Joch des gesellschaftlichen Lebens gezwungen, das Glied am Leibe und die Kraft der Seele, auf die ihm sein Brod und sein Haarpuder im gesellschaftlichen Zustande angewiesen sind, vorzugsweise und zum Nachtheil aller seiner übrigen Glieder und Kräfte zu gebrauchen.

Das geht so weit, daß viele Regenten sich auch dieses Fundament-Register machen lassen, aus welchen zu ersehen was für Subjekte aus ihren Unterthanen als vorzüglich gute Ohren, als vorzüglich gute Mundstücke, als vorzüglich gute Schreibmaschinen, als vorzüglich gute Blasbälge u. s. w. zu gebrauchen sind.

Zwar ist dann freylich auch gar oft so ein Brauchstück von einer solchen Duodez-Menschlichkeit an seinen übrigen Organen ganz lahm; aber dafür achtet man im gewöhnlichen Dienstleben unseres alternden Welttheils weiter auch gar Nichts, als eine solche im hohen Grade einseitige Ausbildung.

Diese Nichtachtung muß denn freylich auch Folgen auf die Grundkräfte unserer Natur haben, indem wir gezwungen werden aus unsrer Nase, aus unserm Munde, unsern Ohren, und wohl auch aus unserm Hammer, aus unserm Ellenstabe, aus unsern

Waps

Wappen- und aus unserer Krone alles in allem zu machen.

Die allgemeine Schiefheit der Menschen in allen bürgerlichen Verhältnissen, und ihre allgemeine Verhärtung im gesellschaftlichen Zustande, ist eine Folge der innern Verstümmelung der Naturkräfte unsers Geschlechts in diesem Stande.

Aus ihr entspringen besondere Gefühle der Rathsherrn, der Adelichen, des Staatsmanns, die sich an einander reiben; und eben so alle Arten bürgerlicher Anmaßungen, mit welchen der Mensch seinen thierischen Stand im gesellschaftlichen Zustande, wie der Tyger seine Höhle, beschützt, und die so weit gehen, daß ein jeder Schneider, wenn er kann, das Land in Aufruhr bringen wird, wenn ein Ausbürger sich das Recht anmaßet, innerhalb der Mauern seiner Stadt einen Rock flicken zu dürfen. — Und was haben sich Könige gegen Menschen schon erlaubt, welche behaupten: sie dürfen nur am Morgen nüchtern über das Gut und Blut ihrer Unterthanen absprechen, oder diese wären ihnen nur in Sachen, die nicht wider Gott, wider das Menschengeschlecht und wider das Vaterland sind, Gehorsam schuldig! — Alles ist gleich. Die Menschlichkeit des Königs ist hier nicht mehr und nicht weniger als die Menschlichkeit des Schneiders.

Der Vorsatz, die Ansprüche meiner thierischen Natur im gesellschaftlichen Zustande durch jede

Kraft die ich in meine Hand bringe, und durch jedes Raffinement dessen meine Arglist fähig ist, gegen männiglich zu behaupten, ruht auf dem allgemeinen Zweck, um dessen willen der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft tritt; und diesem Zwecke ist jeder getreu, ich, der Schneider, der König, und alle, ein jeder nach seiner Lage und nach seiner Kraft.

Je größer diese Kraft, desto größer ist auch der Reitz meiner thierischen Selbstsucht zu gewaltsamer Beschützung meiner thierischen Anmaßung. — Daher steigen die Uebel des gesellschaftlichen Zustandes immer in dem Grade, als unverhältnißmäßige thierische Kräfte in demselben freyen Spielraum finden. Mein Geschlecht ist allgemein nur bey einem gewissen Maße sysischer Kräfte fähig, nicht Barbar, und nur bey einem gewissen Maße gesellschaftlicher Kräfte, nicht Tyran zu werden, d. i. sein wahres Verhältniß gegen seine Mitmenschen nicht zu verkennen.

Es ist schon an sich selbst wahr, daß das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes das thierische Wohlwollen meiner Natur in mir schwächt. Wenn dann noch zu diesem allgemeinen Grundübel dieses Zustandes ein großes Uebergewicht gesellschaftlicher Kräfte mitten in diesem Zustande einen ungezähmten Spielraum findet, — wer kann die menschliche Natur kennen, und glauben daß es in der Welt

anders

anders aussehen sollte, als es wirklich darin aussieht?

Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine Fortsetzung des Krieges aller gegen alle, der im Verderben des Naturstandes anfängt und im gesellschaftlichen nur die Form ändert, aber darum nicht mit weniger Härte geführt wird; im Gegentheil, der Mensch führt ihn in diesem Zustande mit der ganzen Härte seiner verstümmelten und unbefriedigten Natur.

Der gesellschaftliche Mensch, als solcher, sitzt auf dem Blute seines Instinkts und auf dem Grabe seines Wohlwollens, wie ein Mörder auf dem Blute seines Erschlagenen. Sey er gewesen wer er wolle, der Leichnam des Getödteten hat für ihn keinen Werth mehr; er zählt auf demselben seinen gefundenen Beutel.

Also sorgt der gesellschaftliche Held auf dem Leichname des Instinkts für das gesellschaftliche Wohl, und berechnet auf dem Grabe des thierischen Wohlwollens die Finanzen des Staats.

Dieser Heldensinn des gesellschaftlichen Lebens muß es hassen, wenn nur noch ein Schatten dieses Wohlwollens in den Fundamenten der bürgerlichen Einrichtungen steckt.

Er bauet die ganze Ordnung der Welt auf psychologische Mittel, Wohlwollen und Zutrauen im Gange der Geschäfte außer Einfluß zu setzen. Und

wenn man konsequent ist, und den Grundsatz von der Schädlichkeit des Wohlwollens und Zutrauens in den öffentlichen Angelegenheiten eben so gegen die Macht als wahr annimmt, wie man sie gegen das Volk als wahr erkennt, so ist man vollkommen in der Ordnung. Die Regel gründet sich auf das unvermeidliche Verderben, das der gesellschaftliche Zustand über unsere thierische Natur verhängt.

Aber sie ist Volkswahrheit wie Regierungswahrheit; sie ist im Gefühl der beherrschten Menge wie im Gefühl der herrschenden Edlen. Deswegen ist der, dieser Regel entgegen gesetzte Grundsatz: das Volk muß Zutrauen haben, ohne Zutrauen kann keine Regierung bestehen — nur mit großer Einschränkung wahr, und kann auch nicht umgekehrt werden. Es läßt sich offenbar nicht behaupten: die Regierung muß Zutrauen haben, ohne Zutrauen kann keine Regierung bestehen.

Es ist bey einer gut organisierten Regierung sicher gar nicht wesentlich, daß das Volk zum Personale der Regierung Zutrauen habe; aber das ist für die Erreichung des gesellschaftlichen Zwecks allgemein wesentlich, daß das Volk zu dem Gesetz Zutrauen haben könne, das zwischen ihm und diesem Personale, um sein Recht gegen dasselbe zu sichern, dasteht, oder wenigstens dastehn sollte. — Aber die Selbstsucht der Menschen am Platze sucht natürlich immer alles auf, was ihre Lage gemächlicher, einträglicher und einflußvoller machen kann.

Die

Die allgemeine Seligpreiſung dieſes Zutrauens in unſern Tagen iſt eigentlich nichts anders als ein Verkleiſterungsmittel des weſentlichen Uebels unſeres hinfälligen Zuſtandes, und ein bon-mot der Selbſtſucht unſerer comme il faut-Klubiſten, das gegen Vernunft und Erfahrung eben ſo ſehr wie gegen die erſten Fundamente des geſellſchaftlichen Rechtes ſtreitet; es iſt nichts anders als eine Folge des Verſinkens der geſellſchaftlichen Menſchheit in dem Sumpf der Rechtloſigkeit.

Es kommt aber aus dieſen elenden Erſchleichungen gerade ſo viel heraus, als wenn ein Vater ſeine Kinder teſtamentlich dahin anweiſen dürfte, von ihrem lieben älteſten Bruder, ohne weitere Unterſuchung und ohne weiteres Recht, als ihr Erbtheil, ſo viel anzunehmen, als dieſer ihnen herauszugeben ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet finden würde, mit dem Zuſatz: er werde nach ſeiner erprobten Redlichkeit nicht ermangeln, hierin gegen ſie alſo zu handeln, wie er es vor Gott, ſeinem Richter und vor ſeinem verſtorbenen Vater, der hierüber mit ihm beſtimmte Abrede getroffen, werde verantworten können.

Das Perſonale der edelmüthigſten Regierung ſteht in ſeinem Naturgefühle dem Volk nicht näher, als liebe Geſchwiſter einem älteſten ſonſt redlichen Bruder.

Als Privattugend ſind Zutrauen und Wohlwollen ewig der liebliche Schatten der Unſchuld, die wir

von der tiefen Kenntniß der menſchlichen Natur, und von dem edeln empfindungsvollen, mit dem zärteſten Gefühl für das ſittliche Schöne und Gute begabten Herzen, welche ſich in den Werken Shakespears in einem ſo manichfältigen und ſchimmernden Licht offenbaren, daß ſie von dieſem allem nicht gerührt, und mit eben ſo viel Bewundrung für ſeinen Geiſt, als mit Gewogenheit für ſein Herz erfüllt werden ſollten. Dieſes als gewiß vorausgeſezt, kann nichts natürlicher ſeyn, als das Verlangen, einen Schriftſteller, deſſen Geiſt uns noch Jahrhunderte nach ſeinem Abtritt von der Schaubühne dieſes Lebens eine ſo angenehme Unterhaltung gewährt, nach allen ſeinen Seiten, Eigenſchaften, Umſtänden und Schikſalen kennen zu lernen. Die groſſen Männer des Alterthums ſind, wie Herr Rowe bey dieſem Anlas bemerkt, einigen ihrer Liebhaber ſo wichtig geweſen, daß ſo gar ihre gemeinſten Lebensumſtände, der Tag wenn ſie gebohren worden, die Nahmen ihrer Familie, ihre Geſtalt, Geſichtsbildung und Züge, ja bey einem Epictet ſeine Lampe, die Gegenſtände von beſondern critiſchen Unterſuchungen ausgemacht haben. So ſpielerhaft dieſe Curioſität ſcheinen mag, ſo natürlich iſt es, nichts für klein anzuſehen, was mit einer ſo merkwürdigen Perſon auch nur zufälliger Weiſe in einiger Beziehung geſtanden iſt, und ich glaube nicht, daß es eben zur Ehre unſrer neueſten Zeiten gereichte, wenn uns die faſt religioſe Hochachtung der Alten für das Andenken ihrer groſſen Geiſter, wovon einige ſonderbare

verlohren haben. Aber mein Geſchlecht, als ſolches, kann auf nichts weniger als auf Unſchuld Anſprüche machen, und wenn es im geſellſchaftlichen Zuſtand umwölkt von ihrem Schatten einhergeht, ſo wandelt es in den Labyrinthen des Trugs, mit denen der Boden der geſellſchaftlichen Erde bedeckt iſt.

Es iſt unſtreitig, Zutrauen und Wohlwollen ſind eine Inkonſequenz gegen das Weſen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, und wenn die Sicherheit irgend einer bürgerlichen Einrichtung darauf gebauet wird, ſo wird die menſchliche Tugend eine öffentliche Narrheit.

Freylich iſt es wahr, wenn das Volk rechtlos iſt, ſo iſt das heitere Denken über dieſen Gegenſtand ihm und — der öffentlichen Ruhe gefährlich. Wenn es aber nicht rechtlos iſt, ſondern ein Recht hat und Formen des Rechts, die es ſchützen, ſo darf es denn auch über dieſen Punkt heiter denken.

Das geſellſchaftliche Recht ſichert den Fortſchritt der menſchlichen Veredlung eben ſo allgemein, als ihn Rechtloſigkeit allgemein ſtille ſtellt.

Daher nimmt immer in dem Grade, als die Rechtloſigkeit in einem Lande groß iſt, auch die ſittliche Abſtumpfung zu. — Ein rechtloſes Volk muß durch die Loslaſſung der Argliſt und des Geizes, und durch alle Verirrungen des Drucks und des Schimmers, des Genuſſes und des Mangels, der Freundlichkeit und des Schreckens, der Empfinds

pfindſamkeit und der Unempfindlichkeit, zur Dummheit zurückgezäumt und dahin gebracht werden, ſelber zu empfinden wie elend es wäre, wenn es ſo wie es iſt ein Recht hätte.

Alſo wird denn freylich durch die Erſchaffung einer abgeſtumpften Entmannung und einer niedergedrückten Kraftloſigkeit, das Zutrauen zu einer jeden Regierung, oder vielmehr ein ſchafmäßiges Sichüberlaſſen an dieſelbige, dem Volk ein weſentliches Bedürfniß. Denn wahres Zutrauen hat in dieſem Falle nicht Platz; dieſes kettet ſich nur an Recht und Sicherheit, und läßt ſich bey Rechtloſigkeit und Erſchlaffung nicht denken.

Die Macht, als ſolche, irrt ſich in dieſem Punkt nie, und ſie denkt auf der ganzen Erde allenthalben ſehr heiter über die Thorheit des Zutrauens in jeder öffentlichen Angelegenheit.

Mißtrauen iſt im Karakter aller Großen der erſte Zug; auch ſind ſie ohne dieſe Standestugend ſicher immer verlohren. Dennoch hüllt auch ſie ſich zu Zeiten in den Mantel des Wohlwollens ein.

Es giebt nehmlich Fälle, wo es das Volk ohne Empörung nicht zu ertragen vermag, den Trieb ihrer Rechtloſigkeit bis auf ſeine Schamtheile entblößt vor ſeinen Augen zu ſehen. In dieſen Augenblicken iſt ſie genöthigt von dem Schimmer dieſer Tugenden, deſſen Weſen ſie verachtet, einen in die Augen fallenden ſchimmernden Gebrauch zu machen.

Ein zweyter Fall, in dem sie in der Hülle des Wohlwollens und Zutrauens erscheint, ist dieser: sie vergißt zu Zeiten in der Behaglichkeit ihrer Schäferstunden, daß sie Macht ist, und nimmt im Taumel solcher Wonnetage den Sinnengenuß des thierischen Wohlwollens mit, wie ihre Geige, ihre Mätresse, ihre Trommel und den ganzen Quark ihres menschlichen Spiels. — Indessen glaubt sie freylich in diesem Falle nie, daß ihr Wohlwollen zu diesem Quark mit gehöre.

Der Mensch weiß es nie an sich selber, wenn er aus Selbstsucht handelt; er dichtet sich in allem Thun seines Lebens edlere Beweggründe an, als die so ihn wirklich leiten, und die Macht ist wie der Mensch unfähig, die thierische Reize zu erkennen, welche die Ansprüche an die Gegenstände ihrer Leidenschaft in ihrem Innersten beleben.

Daher glaubt die Macht auch in jedem Falle, sie hasse das Recht des Volkes nicht, sondern nur dessen Mißverstand und Mißbrauch, und auch diesen nicht um ihrer selbst, sondern um des öffentlichen Wohles willen; und wenn sie auch noch so empört über deinen Anspruch mit dir im Streite ist, so wird sie doch dir immer antworten: sie begehre für sich nichts; sie wolle gern jedermann alle Freyheit und alles Recht lassen, das ein jeder immer wünschen könne, wenn es nur möglich wäre. Aber sie sieht in jedem solchen Falle immer die schrecklichsten Gefahren, die es haben müsse, wenn man schwach

genug

genug wäre, auch nur daran zu gedenken den Wünschen des Volkes nachzugeben, und irgend ein Gefühl des Bedürfnisses einer willkührlichen bürgerlichen Selbstständigkeit in ihm rege werden zu lassen, oder ihm auch nur einen Schatten einer ihn gesetzlich sichernden Rechtsform zu gestatten.

Um diese Sprache aber zu verstehen, mußt du darauf achten, wie sie sich benimmt, wenn die Sache ihres Dienstes Schritte fordert, deren Kühnheit und deren Gesetzlosigkeit das Land allerdings in Gefahr bringen könnte.

In diesem Falle wirst du sie immer auf bloß mögliche Gefahren keine Rücksicht nehmen, sondern vielmehr ihre Gelüste immer standhaft durchsetzen sehen. Aber hingegen, wo sie bestimmt das Gegentheil von dem wünscht, was sie diplomatisch als ihren Willen und als ihre Meynung beurkundet, da handelt sie denn freylich gar nicht selten mit einer Großmutter-Aengstlichkeit, die sich zu ihrem Backenbart und zu ihrer Stirne gar nicht schickt.

Sie sieht in diesem Falle immer Gespenster, an die sie in ihren Schäferstunden gar nicht glaubt, die sie aber in den Stunden ihrer Sorgen immer gern für das Volk in den Kalender setzt. Sie wird auch in unsern Tagen in dem Bedürfniß, den Glauben an die Gespenster durch den Kalender zu befördern, uns übertrefflich bedient.

Die Kunst und die Niederträchtigkeit der Diplomatik und ihrer Kanzleyen hat sich im Greisenalter dieses Welttheils mit der Kunst und der Niederträchtigkeit der Gelehrten, der Volksschriftsteller, der Kalendermacher vereinigt, die öffentliche Angelegenheit des Menschengeschlechts allgemein zu Gunsten der Macht wider die Wahrheit und wider die einfachsten Gesichtspunkte, in denen sie dem gemeinen Menschenverstand auffallen müssen, in ein falsches trügendes Licht zu setzen.

Unsere Väter verstanden kaum ihr bestes Recht zur Schau zu tragen, wie jetzt ein gemeiner Sekretär das schreyendste Unrecht seiner Stelle als ihr hohes Recht und ihre große Gnade zur Schau zu tragen Fertigkeit hat. Aber diese Sekretärs- Kalendermacher- und Schriftsteller-Fertigkeiten, in so fern sie also die Wahrheit und das Recht der leidenden Menge mit einem Nebel umhüllen, und das Unrecht der Gewalt in ein trügendes schimmerndes Licht setzen müssen, und der Nazionen Verblendung gegen sich selbst, sind alles Folgen der traurigen Wahrheit, daß die Verwirrung unsrer alternden Staatskünste das Wesen unsers guten menschlichen Daseyns verschlungen haben, und Sittlichkeit, häusliche Kraft und gesetzliches Recht allgemein dem glänzenden Elend unserer öffentlichen Staatsscheinordnung unterliegen müssen. — Sie sind alle Folgen der hieraus entstehenden bürgerlichen Entmannung aller Stände, der Aufhebung des Gleichgewichts

aller

aller innern Kräfte des Staats; sie sind Folgen der traurigen Wahrheit, daß wir nur öffentliche Menschen geworden sind und keine Privatmenschen mehr seyn können.

Durch sie haben wir den süßen Namen Vaterland verlohren, und sind Staatsbürger geworden. Durch sie haben wir die gemäßigte Stimmung des obrigkeitlichen Ansehens verlohren, und ihr die kitzelnden Anmaßungen der Souveränitäts-Rechte unterschieben gelernt. Durch sie ist der Heldensinn des Kabinetsgeistes, der dem letzten Nachfolger Ludwigs des XIV. sein Schicksal bereitete, bis in die Rathsstuben der Reichsstädtischen Ehrbarkeit gedrungen, und hat den Mann am Platze auch in Verfassungen, die mit der französischen Monarchie gar keine Aehnlichkeit haben, dahin gebracht, mit der ganzen Staatskunst ihrer Kabinets-Krümmungen und ihrer Kabinets-Gewaltthätigkeiten regieren zu wollen, und die Individuen im Staate bloß als Kopf, Nummer, Gewehr, kurz als ein todtes Verhältniß eines nur als Masse existierenden Wesens anzusehen.

Es ist aber für Europa wichtig, daß seine à la Louis XIV-Existenz, oder vielmehr das Affenspiel ihrer armseligen und allgemeinen Nachahmung, endlich sein Ziel finde, und der Mensch im Vaterlande allgemein wieder vor sich selbst und vor seiner Obrigkeit als er selbst erscheinen dürfe.

Ich

Ich will einige Züge der Schwäche und der Gesetzlosigkeit, zu welchen das Heldensystem des französischen Kabinetsgeistes die thierischen Neigungen der Gewalthabe in unserm Welttheil so vielseitig hingelenkt hat, entwerfen, und selbige mit den Gesinnungen und dem Betragen einer wahrhaft gesetzlichen Gemüthsstimmung und einer wahrhaft rechtlichen Handlungsweise des gemäßigten bürgerlichen Regierungsansehens, in Vergleichung setzen.

Die gesetzlose Gewalt glaubt, sie sey selber das Gesetz; sie wähnt Gesetz und Recht liege in ihr wie die Eyer in den Hünern.

Was der Unterthan im Schweiße seines Angesichts verdient, und was ihm Gott in seiner Gnade giebt, das meynt sie sey alles ihr Ey.

Wenn sie den Wohlstand im Lande sieht, so spricht sie, die Hand auf dem Wanste: ich habe ihn mit Schmerzen gebohren! und wenn es übel im Lande geht, so sagt sie, den Zeigfinger über der Nase: die gottlosen Leute! ich habe sie treulich gewarnet, aber wer vermag etwas wider den der im Himmel regiert?

Das gesellschaftliche Recht nicht also; wenn es schon im Lande gut geht, so glaubt es doch nicht, daß es darum übel gehen müsse, wenn die Macht schon nicht über die Gesetze erhoben, und das Recht des Volkes schon nicht in der Hand der Willkühr wäre. — Es meynt gar nicht, daß der gute Zu-

stand

ſtand des Menſchengeſchlechts auf das gedoppelte Elend des Dienſtbrods und Gnadenbrods gebaut werden müſſe. Es erkennet, daß derſelbe auf dem Verdienſt des ſelbſtſtändigen Mannes und auf der Kraft und Wahrheit eines geſicherten geſellſchaftlichen Rechts gebaut werden ſoll.

Der Kabinetsgeiſt der franzöſiſchen Politik, oder die willkührliche Gewalt hingegen will das Menſchengeſchlecht nur am Dienſttiſche ſehen, und nur mit Gnadenbrode füttern. Sie iſt deswegen von Herzen gern in ihrem beruhigten Zuſtande faſt immer eine Mutter der Gnaden, aber nie ein Vater eines geſetzlichen Rechts. Sie haſſet das Recht bis auf ſeinen Namen.

Wenn die Spur eines ſolchen Anſpruchs auf dem Wege iſt, — du kennſt die Mutter der Gnaden nicht mehr; ſie ſteht dann unter ihren Kindern wie die Engländer in Indien. Sie kennt dann die Kinder nicht mehr, ſie ſieht dann nur Volk, und im Volke nur dem Feind ihres Thierſinns, der ihr nicht für die Welt, geſchweige für das dumme Zeug, das das Volksrecht heißt, feil iſt.

Das geſellſchaftliche Recht macht Treue und Wahrheit zur gegenſeitigen Pflicht Aller geſellſchaftlich vereinigten Menſchen.

Der Heldenſinn der franzöſiſchen Staatskünſte meynt freylich auch, alles ſey Ihm Treu und Wahrheit ſchuldig, Er aber niemanden.

Das

Das gesellschaftliche Recht weiß, daß aller Menschen Augen sehen, aller Menschen Ohren hören und aller Menschen Köpfe denken sollen, nach ihrer Kraft und nach ihrer Nothdurft. Das gesellschaftliche Unrecht hingegen meynt, seine Augen sehen für alle, seine Ohren hören für alle, und sein Schädel denke für alle.

Das gesellschaftliche Recht gründet die Selbstständigkeit des Bürgers und den Reichthum des Staats auf den sichern Wohlstand der Individuen. Aber die gesetzlose Gewalt gründet die Selbstständigkeit des Staats auf den willenlosen Gehorsam eines rechtlosen Volks, und den Nazionalreichthum auf die Leichtigkeit der Eingriffe in die Tasche der Bürger. Ein solcher Reichthum aber ist dann auch hors de loi, und eine solche Selbstständigkeit hors de foi.

Das gesellschaftliche Recht kennt kein Ganzes als in den Individuen, und keine gesellschaftliche Vollkommenheit des Ganzen, die auf das gesellschaftliche Verderben der Individuen gegründet ist. Aber auf dem Schleichwege der Usurpazion wittert man überall Gräber, und fürchtet, wenn von der gesellschaftlichen Selbstständigkeit der Individuen die Rede ist, nichts so sehr als einen offenen Rath.

Das gesellschaftliche Recht kennt die Schwäche und das Verderben der Grundkräfte unserer thierischen Natur im gesellschaftlichen Zustande, und

schont

schont denselben wie ein Mensch seine Eingeweide, wenn er weiß daß sie krank sind. Aber das gesellschaftliche Unrecht weiß nichts von dieser Schonung; es ist ihm gar nichts daran gelegen, daß die Eingeweide des Volkes gesund seyen. Im Gegentheil, es fürchtet das Mark in den Gebeinen des Mannes, und findet im Geruch der Verwesung des Volks die Sicherheit seines Dienstes.

Das gesellschaftliche Recht erkennt in der Macht den Mittelpunkt aller fysischen, das ist aller thierischen Kraft, folglich auch aller thierischen Leidenschaft, und giebt deswegen die heilige Worte schuldig oder unschuldig, so wenig als das Gut und das Blut des Volks, in die Hand ihrer ungezähmten und unbeschränkten Willkühr; es erkennt den Anspruch der Macht an willkührliche Gewalt als eine unzweydeutige und psychologisch nothwendige Folge des freyen Spiels ihres Thiersinns, und unterwirft das Recht des Volks in keinem Falle der Selbstsucht ihres Verderbens — auf welche Vorsicht der allgemeine Grund des gesellschaftlichen Zustands, und vorzüglich der Grund der individuellen Gefühle meines Geschlechts, im Besitz der verhältnißmäßigen gesellschaftlichen Kräfte hinleitet.

Die Macht läßt es freylich nie an sich kommen, daß sie in diesem Falle ist; sie begehrt in jedem Anspruch ex plenitudine potestatis, wie der heilige Vater ex plenitudine sanctitatis, daß das Volk sie für unpartheyisch anerkenne, und gebehrdet sich allemal,

derbare Beyſpiele bekannt ſind, übertrieben und fanatiſch ſcheinen ſollte.

Auſſerdem iſt gewiß, daß die Kenntniß eines Verfaſſers und ſeiner Lebensumſtände eine Art von Licht über ſein Werk ausbreitet, ohne welche man vieles nicht ſo gut verſtehen und das Ganze überhaupt nicht ſo richtig beurtheilen könnte. Dieſes gilt beſonders von unſerm Dichter, deſſen am meiſten beleidigende Fehler in Betrachtung ſeiner groſſen Gaben und Vorzüge, unbegreiflich wären, wenn wir nicht wiſten, wo und in was für einer Zeit er gelebt hat; denn ſo bald man dieſes weiß, ſo hört bey jedem billigen Beurtheiler aller Unwille über dieſe Fehler auf, und man findet nichts mehr wunderbar, als wie er in einer ſolchen Zeit ſo vortreflich habe ſeyn können als er iſt.

So ſehr es alſo zu wünſchen wäre, daß wir dem Verlangen derjenigen Freunde Schakeſpears, welche ihre Bekanntſchaft mit ihm dieſer Ueberſezung zu danken haben, in dieſem Stük ein reichliches Genügen leiſten könnten, ſo bedaurlich iſt es, daß wir ihnen, anſtatt einer vollſtändigen Biographie nur wenige und abgebrochene Nachrichten vorlegen können. Und ſelbſt dieſer würden wir gröſtentheils ermangeln, wenn Herr Thomas Rowe, ſelbſt ein ſchäzbarer und unſern Landsleuten nicht mehr unbekannter Dichter, ſich mit Hülfe des berühmten Schauſpielers, Herrn Bettertons, nicht viele beſondere Mühe gegeben hätte, ſo viel von den

mal, wenn dieſes gegen ihre himmelreine Unſchuld und Unpartheylichkeit einen Zweifel zu äußern wagt, wie auch ſeine Heiligkeit es gethan haben, da einſt ihre Söhne, unſere Väter, an ſeiner allerheiligſten Unſchuld und an ſeiner unbezweifelten Unpartheylichkeit zu zweifeln anfingen.

Indeſſen fanden ſie doch damals wie wir jetzt: der Pabſt und die Macht ſpreche in dieſem Falle in ihrer eigenen Sache, und die menſchliche Natur zeuge laut wider den Spruch ihrer beyderſeitigen Selbſtſucht.

Wer ſagt, daß er unpartheyiſch Anſprüche mache, der ſagt, daß er gelüſte ohne zu wollen, und das können die Menſchen nicht, die wir kennen. Darum glaubten es unſere Väter dem Pabſte nicht, und darum glauben wir es der Macht nicht, ſo heilig ſie es uns auch zuſichert.

Die Macht weiß den Grund unſerer Hartgläubigkeit über dieſen Gegenſtand ſo wohl, als ihn der Pabſt ehemals gewußt hat; ſie hat deswegen, eben wie dieſer damals, keine größere Angelegenheit, als das Zutrauen des Volks zu ihrer Unſchuld, zu ihrer Weisheit und Güte in dem Grade zu befördern, als ſie durch die Umſtände der Zeit dahin getrieben wird, um der nun einmal beſtehenden Ordnung willen und von der Sorge der Selbſterhaltung gedrängt, widerrechtlich und gewaltſam handeln zu müſſen.

Wie sie durch Betrachtungen dieser Art, ihre Ceremonien-Existenz auf die Spitze gestellt und dadurch sich in Verlegenheit sieht, so wird sie dann auch vermöge ihrer Natur immer lebhafter und thätiger, im Geiste der alten französischen Politik sich bemühen, alle Wahrheit und alles Recht, das ihrer Selbstsucht entgegen steht, unwirksam zu machen, und besonders alle Formen zu entkräften, durch welche ihre Vorfahren gesetzlich gezwungen worden sind, die Worte schuldig oder unschuldig in dem Munde der anspruchslosen Unpartheylichkeit zu lassen. Der alte Ueberrest dieser alle Staatskunst zu Grund richtenden Staatsmänner-Kunst vermag es nicht anders.

Aber das gesellschaftliche Recht, der ächte Magistraturgeist, der ächte ständische, der ächte Parlaments-, der ächte teutsche Regierungsgeist erhebt sich über diese Schwächen dieser altfranzösischen Selbstsucht.

Er sieht in den gesetzlichen Zwangsmitteln gegen seine Willkühr, eben sowohl als in den gesetzlichen Zwangsmitteln gegen die Begierlichkeit des Volks, die Sicherheit seiner rechtlichen Stellung und die Sicherheit der Stellung des Volks. Er erkennt daher den Anspruch des Volkes an Selbstständigkeit in seinem Rechte als einen wesentlichen Theil einer wirklich rechtmäßigen gesellschaftlichen Verfassung, und sucht, im Gefolge dieser Ueberzeugung, in jedem Falle demselben mit heiliger Sorgfalt die Rechte

und Freyheiten und alle pacta conventa aufrecht zu erhalten, die von frommen ernsten Vätern zur Sicherheit eines gesegneten und löblich gefreyten Zustandes ihrer Nachkommen in Urkunden verfaßt, und bestimmt waren Jahrhunderte dazustehen, als ein reiner gesellschaftlicher Wille gegen alles Unrecht und gegen alle Rummereyen der Macht.

Und wenn es auch im Laufe der Zeiten geschieht, daß der Buchstabe solcher Urkunden dem Volke wirklich unnütz und sogar schädlich werden kann, so forscht das gesetzliche Recht, mit treuem offenem Ernst, dem Geist und dem Wesen dieser Urkunden nach, und trachtet den Grad der Ehrenfestigkeit, der Selbstständigkeit und des unkränkbaren rechtlich gesicherten Zustandes, den diese Urkunden für das Volk ansprechen, demselben auch dennoch zu erhalten, wenn der Buchstabe der Urkunde der Macht wirklich Gelegenheit und Entschuldigungsgründe an die Hand geben würde, auch das Wesen dieser Rechte mit ihrer veralterten Form unter den Tisch schlüpfen zu lassen.

Ich will mit dieser Aeußerung nichts weniger als die Wahrheit entkräften, daß die Reize diesen Grundsätzen entgegen zu handeln vorzüglich in unsern Tagen sehr groß sind, wo Recht und Gesetz auf der ganzen Weite unsers Welttheils das Wesentliche ihrer Kraft, den thierischen Reiz selbige handhaben zu wollen, so vielseitig verlohren haben. Ich gestehe sogar, auch da, wo das Staatsgebäude in

seinen innern Theilen noch nicht so morsch ist als die meisten europäischen, kommt die menschliche Natur dem gesellschaftlichen Rechte dennoch immer in die Queere.

Der Mann am Platze hat immer gegen seine Mitbürger Kräfte in seiner Hand, deren Maß nicht sorgfältig genug gegen die Kräfte seiner Mitbürger abgemessen ist, und der Besitz unverhältnißmäßiger gesellschaftlicher Kräfte hat in jedem Falle auf unser Geschlecht die entscheidende Wirkung, daß er gesellschaftlich unrechtmäßige Gelüste und Ansprüche, und zugleich mit ihnen die Täuschung in unserm Innersten erzeugt, daß diese Gelüste und Ansprüche gesellschaftlich rechtmäßig seyen. Also in den Fundamenten unsers Rechts, durch unsere Selbstsucht getäuscht, kommen wir in Besitz der Macht immer leicht dahin, altfranzösisch und nicht altteutsch und altschweizerisch regieren zu wollen, und werden, durch die Gutmüthigkeit aus Schwäche und den Reichthum unserer Zeit, in unserer Politik bis zur Bizzarrerie inkonsequent, wohlthätig und tyrannisch, raubsüchtig und barmherzig, blutdürstig und mild, billig und ungerecht, liebreich und mörderisch, alles durch einander, je nachdem die Zeit und die Stunde ist.

Wir vergeben nehmlich von dem, was wir selber für unser Recht erklären oder einmal dafür erklärt haben, hier nichts, und beschützen jede verhältnißmäßige thierische Kraft, die ungesellschaftlicher

cher Zuſtand in unſerer Hand iſt, mit aller Gewaltſamkeit und mit aller Liſt, deren unſere thieriſche Natur fähig iſt, verbinden aber mit allen dieſen ſtaatsbürgerlichen Verhärtungen dennoch, wo wir immer können, das thieriſche Wohlwollen, das beym Beſitz großer thieriſcher Kräfte vorzügliche Reize für unſere eben ſo gemächliche als ſtolze, eben ſo träge als kühne, eben ſo ſanfte ſinnliche als blutdürſtige Natur hat.

Der Cyklop ſtreichelt die Widder und Schafe, die er melkt und ſchlachtet, und wenn der europäiſche Feudalherr das gerichtlich an ſeine Erdſchollen angeſchriebene Volk zu ſolchen Widdern und Schafen erniedrigt hat, ſo verbindet, wo nicht er ſelber, doch etwa ſeine Frau oder eine Tante, das ernſte Beharren auf allen auch den kleinſten ſolcher Rechte, zu Zeiten mit einer Chriſtenmilde gegen die Unglücklichſten unter ſeinen rechtloſen Leuten, die von den Lehrern und Predigern der Nachbarſchaft von allen Kanzeln als unübertreffliche Muſter der höchſten menſchlichen Tugend angeprieſen wird.

Unſere thieriſche Natur vermag nicht im Beſitz unverhältnißmäßiger geſellſchaftlicher Kräfte ihr wahres Verhältniß gegen unſere Mitmenſchen nicht zu mißkennen. Solche Kräfte löſchen das Gefühl unſerer Perſonalſchwäche und die dieſer Schwäche angemeſſene Mäßigung unſerer thieriſchen Anſprüche in unſerm Innern aus.

Das

Das ist wahr vom großen König bis auf den niedrigsten Büttel, der im Namen des Staats als ein Unmensch mit trotziger Gebehrde zu dem Unglücklichen kommt, der die drückenden Auflagen nicht erschwingen kann, und ihm sein kümmerliches tägliches Brod wegnimmt.

(Die Fortsezung nächstens.)

V.

Rom.

Wer weckt mich schnell aus friedlichem Morgentraum?
Woher der Leier geistig verwehter Ton?
Woher die Glut, die meine Wange
Färbet und höher die Brust emporhebt?

Wohin entführst du, Muse, die Bebende?
Durch Roma's Trümmer, über dem Schutt dahin,
Wo in Evanders Eichenhainen *)
Wandelnde Schatten der Vorwelt flüstern.

*) Der Leser versetze sich auf den Palatinischen Berg, welcher, wie ehemals die Königin der Welt, noch jezt das alte Rom in seinen Trümmern ringsumher beherrscht.

Dir folg' ich, traute Lebensbeglückerin,
Die ſchon dem Mägdlein liebend das Haupt bekränzt,
Mich an des Meers empörte Brandung
Unter die Sterne des Weltalls führte;

Die dir, Natur und Einfalt, mein Herz geweiht,
Mich Wonne fühlen lehrte in ſüßem Schmerz,
Und in des Erdenabends Dämmrung
Ahndung unſterblicher Morgenröthen.

Da ſang ich, Freundſchaft, Unſchuld und Liebe, dich,
Des duft'gen Sees Geſtad' und des Waldes Nacht,
Sang euch, ihr heil'gen Alpengipfel,
Roſenbethaut in des Abends Kühle.

Hier ſchon', o Göttin, ſchone der Zagenden!
Nicht höher flamm', o Glut, die das Herz mir hebt!
Hier, wo beſeelt der Marmor redet,
Schauert Begeiſtrung durch jede Nerve.

Aus ſchwarzem Schatten blick' ich ins Trümmerfeld *)
Auf Roma's Wiege, wo ſich die Wölfin hob
Und um zerſtreute Völkerſchaften
Eherne Bande der Kraft umherzog;

Wo graue Vorwelt ruht in der Vorzeit Schooß,
Und aufs Jahrtauſend kühn das Jahrtauſend tritt,
Wo, wieder zur Natur geworden,
Eppichumranket die Burg dahinſinkt.

Dort

*) Das Forum des alten Rom, jetzt campo vactino.

Dort floß dir, frommer Numa, der Weisheit Born,
Wo dich der Quell Egeria's trauernd klagt,
Nur Adraſtea's zarte Locken *)
Liebend die Stirn der Verlaßnen kränzen.

Du gleitest, Tiber, ernſter Gedankenſtrom,
Des Aventinus grünenden Saum vorbey,
Und fliehſt mit ſchnellgebogner Krümme
Von des Tarpejiſchen Felſens Gründung!

Gedankenfülle ſchwebet ob deiner Fluth,
Wenn der Zipreſſen Wipfel im Golde ſchwimmt.
O Zeitenſtrom! hinweggezogen
Folgt dir der Geiſt zu des Meeres Schooße.

Tarpejas Felſen! herrſchendes Kapitol!
Der Gröſſe Ziel, der Unthat gerechter Lohn!
Euch ſchaut mit nie gefühltem Beben,
Grüßet mein Blick mit der Ehrfurcht Thräne.

Voll Ernſtes naht ein ſchweigender Geiſterchor.
Kamillus, hehrer! Brutus, gerechter du?
Die Scipionen nahn, mit ihnen,
Heitrer die Stirne, der ſtrenge Kato.

*) Adraſtea — Uridee der himmliſchen Venus, von Spes und Nemeſis — Hoffnung und Vergeltung — entſprungen. Das zarte Adiantum capillus Veneris wächſt häufig an dieſer Quelle.

Befreyer Hella's, göttlicher Flaminin!
Marcellus, milder! nahet im Siegsgepräng,
Und opfert unbefleckte Kronen,
Glänzende Rüstung dem Göttervater.

Die Geisterchöre schweben den Weg hinan,
Den heil'gen Pfad des Donnerers Burg hinan;
Verweil', o Cicero, verweile
Hier mit Kamill' an der Eintracht Tempel!

Erhabner Schatten, trauernd das Haupt verhüllt,
Und hingelehnt an Romulus Tempel dort!
O Cäsar! viel zu spät gebohren
Warst du für Rom, für den Enkel Warnung.

So groß als edel, mächtig und weisheitvoll,
Fehlt dir, o Cäsar, einzig Gerechtigkeit!
Und deiner war er einzig würdig,
Der dich geliebt und dich doch gemordet.

Mit Felsenstirnen, Flammen im Adlerblick,
Was weilt euch, Schatten, dort an der Vorwelt See*)?
Ach Brutus, Kassius und Kato,
Söhne des Ruhmes, ihr letzten Römer!

Ihr steht am Schlunde? Muthig hinab! hinab!
Die ihr für Rom nicht, doch für die Nachwelt starbt;
Für Rom, die tief Herabgesunkne,
Waret ihr fruchtlos geweihte Opfer!

F. Brun, geb. Münter.

VI.

*) Lacus Curtius.

VI.

Auszug eines Briefs aus London.

Den 18. Junius.

— Welcher Gutsbeſitzer hat jetzt nicht auch in Teutſchland einen engliſchen Garten, oder wenigſtens einen Schattenriß davon bey ſeinem Hauſe? Nun, für alle dieſe muß die Erſcheinung eines Werkes, wie die Sketches and Hints on Landſcape-Gardening von dem erſten Kunſtgärtner des Königreichs, Heinrich Repton, eine ſehr intereſſante Sache ſeyn. Es wurde Anfangs nur an die Subſkribenten vertheilt und gar nicht verkauft, iſt aber jetzt bey Boydell und Nicol's auch für 3½ Guinee zu erkaufen. Die dabey befindlichen Skizzen haben durch eine ganz neue, ſehr witzige Erfindung die Eigenheit, daß ſie alle auf demſelbigen Blatte doppelt ſind, und die Gegend das erſtemal in ihrem natürlichen Zuſtande, das zweytemal im Stande der Verſchönerung zeigen. Der Park des Herzogs von Portland zu Welbeck, der prächtigſte und geſchmackvollſte auf dieſer Inſel, liegt den übrigen Beſchreibungen zum Grunde.

Die zwey intereſſanteſten hiſtoriſchen Werke, die neuerlich erſchienen ſind, betreffen das Leben eines großen Florentiners im 15ten Jahrhundert und eines

Umſtänden ihres Lieblings-Autors, als nur immer möglich war, zuſammenzubringen.

Man hat aus verſchiednen Urſachen einen Theil der kleinen Schrift des Herrn Rowe, Some Accòunt of the Life and Writings of Mr. William Shakeſpeare betitelt, lieber mit gegenwätigem Aufſaz zuſammenſchmelzen, als ſelbige von Wort zu Wort überſezen wollen. Dem Leſer iſt hieran wenig gelegen; genug daß wir von allem was darinn zur Geſchichte unſers Dichters gehört, nicht den kleinſten Umſtand zurüklaſſen, und ſo oft wir einen Gebrauch von den Gedanken und Anmerkungen des Hrn. Rowe machen werden, ihm allemal das ſeinige geben wollen. Auf dieſe Art verliert weder der Leſer noch der Ruhm des Herrn Rowe; und wir behalten die Freyheit, wo es uns belieben wird, in unſerm eignen Nahmen zu reden.

Willhelm Shakeſpear war der älteſte Sohn von Herrn Johann Shakeſpear, einem beträchtlichen Wollehändler zu Stratſort, in der Grafſchaft Warwik. Er wurde im April des Jahrs 1564. gebohren. Aus den öffentlichen Regiſtern und andern Urkunden dieſer Stadt erhellet, daß ſeine Familie unter den Bürgern daſelbſt eine anſehnliche Stelle behauptet habe. Einige deutſche Ueberſezer würden nicht ermangelt haben, die ehrliche Familie der Shakeſpearen zu Stratford ſogar zu Edelleuten zu machen; denn Herr Rowe ſagt, they are mentioned as gentlemen; und gentleman heißt doch

berühmten Geschichtschreibers unserer Tage. William Roskoe zu Liverpool hat vor wenig Wochen das Leben des berühmten Lorenzo von Medici in zwey Quartbänden, mit vielen Erläuterungen und Beylagen, herausgegeben, wobey sehr viele handschriftliche Nachrichten aus der Laurenzischen Bibliothek zu Florenz und die seltensten Schriften, die der Verfasser aus den kostbaren Büchersammlungen von Crevenna und Pinelli erkaufte, gebraucht sind. Ueber den Zustand der Literatur im 15. Jahrhunderte sind gelehrte und scharfsinnige Exkurse, und überhaupt in beyden Bänden an 0 Beylagen und Dokumente befindlich. Kurz, das Werk ist eine wahre Bereicherung der Literatur und Geschichte, und verdiente wohl auch in Teutschland, durch einen Nachdruck des Originals, das hier 2 Pf. 2 Sh. kostet, käuflicher und bekannter zu werden. — Das zweyte Werk sind die Memoiren des Geschichtschreibers Gibbon über sein eignes Leben und seine Schriften, die sein Erbe, der Lord Sheffield, nebst andern hinterlassenen Papieren, in zwey prächtigen Quartbänden herausgegeben hat. Man hat hier diese Memoiren mit einer Art von Heißhunger verschlungen, der durch die vielen eingestreuten Anekdoten und die Erzählung seiner Art zu studieren und die Schriftstellerey zu treiben, auch volle Befriedigung erhält. Besonders machen die starken Stellen, worin sich G. gleich anfangs lich gegen die englischen Universitäten und die verkehrte

Erzie-

Erziehung auf denſelben erklärt, überall eine ſtarke Senſazion, und verwunden in dieſen Tagen, wo ſich alles zu einer großen Kriſe vorbereitet, die Anhänger der Episkopalkirche, denen jede vernünftige Neuerung ein Staatsverbrechen iſt, mit doppeltem Stachel. —

VII.

Litterariſche Anzeigen.

Es könnte ja doch wohl hier und da noch einige Leſer des Merkurs geben, denen es angenehm wäre zu erfahren, daß Hr. Lafontaine, — den unſre Leſewelt mit vollem Rechte zu ihren Lieblingsſchriftſtellern in einem Fache zählt, wo immer 30 Misgeburten und Sterblinge auf ein Kind von ehrlicher Geburt und geſunder Organiſazion zu zählen ſind, — uns in der vorigen Oſtermeſſe mit zwey neuen Produkten ſeiner romantiſchen Muſe beſchenkt hat, die beyde in ihrer Art eine ſehr angenehme und nützliche Unterhaltung gewähren können. Unter dem weitgreifenden Titel: Sagen aus dem Alterthum, giebt er im erſten Bande, der die beſondre Aufſchrift führt: Ariſtomenes und Gorgus, die erſchütterndſte Auftritte des Kriegs der Spartaner mit den Meſſeniern; zwar mit romantiſcher

tischer Ausschmückung, aber doch immer mit unverwandtem Blick auf die Geschichte selbst, wie sie Pausanias erzählt. Niemand wird dabey die edle Tendenz des Verfassers verkennen, die er in der kurzen Vorerinnerung dem verständigen Leser selbst zuwinkt und mit den Worten versiegelt, die ich, weil sie mir ganz aus der Seele geschrieben sind, lieber ganz hersetze. „Es giebt Leute, die den menschlichen Wunsch nach Frieden, nach Ruhe, für Hochverrath am Vaterlande ausschreyen; die dann erst: es ist genug! sagen würden, wenn das schönste Land in Europa ein ungeheures Leichenfeld geworden wäre. Sie werden das Geschenk des Himmels, den Frieden, mit ihren unmenschlichen Stimmen nicht zurückhalten, und den höllischen Dämon, den Krieg, nicht mit unsern friedfertigen Wünschen verbannen: aber entweihet ist die Feder des Schriftstellers, die etwas anders in Schutz nimmt, als die Menschlichkeit!"

Das zweyte Produkt liegt in mehr als Einer Rücksicht noch näher in unserm Kreise, und führt uns in eine Familie, wo Vater und Sohn zwar von einer Art von Don-Quixoterie behaftet sind, die der Nieswurz in keiner geringen Portion bedarf, dabey aber doch wieder so viele Güte des Herzens haben, und mit so braven und guten Menschen in Verbindung gebracht sind, daß einem recht wohl im Umgang mit diesen ehrlichen Leuten wird, und man nichts herzlicher wünscht, als die im zweyten Bande abgebrochene Bekanntschaft bald wieder anknüpfen zu können. Quintius Haymeran von Flaming heißt der Titel des Buchs, so wie der des Helden, der aber im ersten Theil nur noch die subordinierte Rolle des werdenden Helden spielt, und erst im zweyten in seinem vollen Glanze auftritt. Im ersten Theile hat der Vater die Narrheit der Stamm-

bäu-

bäume. Dieſe modifizirt ſich im Sohne auf eine ſehr feine, pſychologiſch richtige Weiſe in die Narrheit der Stammracen, wie ſie neuerlich wirklich in Teutſchland auch kathedermäßig geworden iſt. So wie hierin eine unerſchöpfliche Quelle des wahren Lächerlichen liegt, ſo weiß der Verfaſſer, deſſen ſittliche, reine Muſe immer noch einen edlern Zweck vor Augen hat, und ihn um ſo gewiſſer erreicht, je weniger ſie ſich das Anſehen eines ſtrengen Moralpredigers giebt, auch hier ganz unvermerkt aus den ſehr künſtlich eingeflochtenen Nebenfiguren ſo viel Vortheil zu ziehen, daß dabey manches ſchöne Wort zur Belehrung und Beherzigung geſagt, auf gutem Boden frölliche Frucht bringen muß. Die Frau von Flaming im erſten, und Jakobine im zweyten Bande gehören zu den zarteſten, was Laſontaine in ſeiner reichen Galerie ſeiner weiblicher Karaktere bis jetzt aufſtellte.

Unter der Fluth von Revoluzionsſchriften und Broſchüren über die Geſchichte des Tages, wo faſt monatlich eine neue Woge die alte verſchlingt, wurde doch auch ſchon mancher der Aufbewahrung würdigere Verſuch zu ſchnell vergeſſen, oder faſt gar nicht bemerkt. Dieß ſcheint ganz der Fall mit dem Anfang einer Schrift zu ſeyn, wovon der erſte Heft ſchon in der Michaelismeſſe 1795 erſchien und den Titel führt; Galerie ausgezeichneter Handlungen und Karaktere aus der franzöſiſchen Revoluzion. Nürnb. Felſecker. 1. Heft 112 Seiten in 8. Der Plan dazu iſt in einem liberalen Geiſte gedacht, und der Herausgeber beweiſt ſchon in dieſem erſten Hefte durch den letzten Aufſatz über Rouſſeau, wo dieſer ſo oft mißverſtandne und verkannte Sonderling aus ſeinen Bekenntniſſen trefflich gewürdigt wird, hinlänglich ſeinen Beruf,

einen

einen solchen Plan zur allgemeinen Zufriedenheit auszuführen. Hätte er die Memoires par Garat zeitig genug in die Hände bekommen, so würde Danton's Portrait, das hier mit wenig Strichen sehr richtig entworfen worden, wohl ausgeführter, aber den Hauptzügen nach nicht ähnlicher ausgefallen seyn. Man muß sich in der That wohl in Acht nehmen, diesen kolossalen Menschen nach einem bloßen konvenzionellen Maßstabe zu messen, wie selbst die sonst scharfsichtige Roland in ihrem Appel impartial gethan, und dadurch die einseitigen Urtheile ihrer zahlreichen Leser nur noch mehr bestärkt hat. Was am Ende seiner Schilderung von dem Herausgeber der Gallerie sehr wahr behauptet wird: „Danton allein konnte die Revoluzion so erhaben endigen, wie sie Mirabeau angefangen hatte" — erhält auch durch die Bemerkungen seine volle Bestätigung, die ganz neuerlich Diannyere in seiner Notice sur la vie et les ouvrages de Condorcet über Danton gemacht hat. Die übrigen in diesem Stücke befindlichen Aufsätze enthalten sehr zweckmäßige Auszüge aus den Tableaux de la Revolution und dem Recueil des actions heroiques, wozu Hr. Küffner zwey Kupfer in seiner bekannten angenehmen Manier gestochen hat. Von ihm ist auch das allegorische sehr schön erfundene und ausgeführte Kupferblatt. Bey einer so gut angelegten Gallerie wird niemand gern bloß im Vorsaale stehen bleiben wollen.

Jedermann kennt Fr. Xaver Bronners Fischeridyllen, die bey ihrer Erscheinung überall mit Beyfall gelesen, und selbst von den strengern Kunstrichtern als eine Bereicherung unserer Literatur in diesem Fache angesehen wurden, und jeder Liebhaber dieser herzlichen und wahren Darstellungen aus einer Welt, die

die man weit lieber im Spiegel des Dichters als in der Natur ſelbſt ſieht, ſchätzt nach jetzt den Meiſter aus ſeinem Werke. Aber dieſe Schätzung wird gewiß in herzliche Zuneigung und Liebe übergehen, wenn man durch ſeine von ihm ſelbſt mit der liebenswürdigſten Gradheit und Offenheit aufgeſetzten Lebensbeſchreibung eine vertrauliche Bekanntſchaft mit ihm errichtet hat. Es ſind davon bis jetzt zwey Bände erſchienen: Fr. X. Bronners Leben von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Zürich, Orell, Gesner und Komp. 1795. 96. und es wäre wirklich zu bedauern, wenn das leſeluſtige Publikum über allem Hinſtaunen auf die Eichenwipfel und Diſtelköpfe unſerer bis zur Superfötazion fruchtbaren Literatur dieß beſcheidene Veilchen, das ihnen da von der Sihl entgegen blüht, ganz überſehn hätte. Gewiß, dieſe mit der durchſichtigen Reinheit eines kleinen, hellen Silberbachs hinfließende Selbſtbiografie iſt nicht bloß als eine angenehme Leſerey und als eine fortlaufende Lebensidylle jedem Leſer von unverdorbenem Sinn, wo nicht ein höher, doch ein frölicher Genuß; ſie hat auch, beſonders für proteſtantiſche Leſer, ein ganz eignes Intereſſe, durch das genaue Detail der über alle Beſchreibung elenden Kloſtererziehung und Mönchsdisciplin, durch die ſich der gute Bronner unter tauſend Stößen und Mühſeligkeiten emporarbeiten mußte. Und findet man auch nicht überall ſo auffallende Züge, wie die Th. 2. S. 449 ſelbſt in Kupfer geſtochne Viſitenkarte des päbſtlichen Nunzius zu München, wo die heilige Kirche auf einem mit Löwen beſpannten Wagen über niedergeworfene Menſchen hinfährt und ſie zerquetſcht: ſo fehlt es doch vom erſten Blatte bis zum letzten kaum irgendwo an Beweiſen, wohin es mit der Menſchheit kommen müßte, wenn dieſe Prieſterweisheit nicht Thorheit geworden wäre. Leſern von feinem Gefühle würden oft dieſe, vielleicht mit etwas zu viel Umſtändlichkeit erzählten

ten Auftritte läſtig und eintönig werden, wenn nicht der Verfaſſer dadurch wieder jedem Unbefangenen eine frohe Stunde zu machen gewußt hätte, daß er ſeine Liebesgeſchichtchen mit Minchen und Leonoren in wahre, kleine Idyllen verwandelte, und dies alles mit der ihm eigenen Naivität und einer Treuherzigkeit erzählt, die auch dem Ernſthafteſten ein Lächeln abgewinnen muß. Die erbitterten Illuminatenjäger werden gewiß dies Buch nicht unberochen laſſen, ſo bald ſie durch dieſe Anzeige erfahren, daß Bronner auch Illuminat war, und hier den ganzen Hergang ſeiner Aufnahme und Fortſchritte im Orden mit ſeiner gewöhnlichen Offenherzigkeit zum Beſten giebt. Eine ganz andere Frage iſt freylich, ob bey aller dieſer Ehrlichkeit des guten Bronners für die beliebte Eudämonia ein gutes Wildpret daraus zu erjagen ſeyn dürfte. Allein es wäre ja nicht der erſte Fall, daß man den Haſen, den man zu erlegen gedenkt, ſchon in der Jagdtaſche mit auf den Anſtand bringt. — Die Biografie hat übrigens auch noch durch Herrn Lips, der einige der intereſſanteſten Scenen durch ſeine Grabſtichel ſprechend darſtellt, eine dankenswerthe Ausſtattung bekommen. Möge der Verfaſſer Heiterkeit und Muſe genug haben, auch die letzte Periode ſeines Lebens, der man gewiß nach Leſung dieſer zwey Bände mit Verlangen entgegen ſieht, mit eben der Freymüthigkeit zu erzählen, wie die vorhergehenden! Er ſchrieb aus der Fülle ſeines Herzens. Aus wenigen Bögen, die er für Hrn. Geßner aufſetzen wollte, wurden zwey Bände, die er ſelbſt im Vorbericht mit dem Titel: alltägliche Abentheuer eines unbedeutenden Menſchen, karakteriſiert wiſſen will; aber wer wollte dieſe gutmüthige Redſeligkeit tadeln, und ſie nicht der engherzigen Wortkargheit einiger neuen Sofiſten, vt ſpeciola deinc miracula promant, gern vorziehen?

Inhalt.

I. Auszüge und Bemerkungen aus Edwards Schriften von s. hinterlaſſenen Werken.

II. Ueber die Bordoneſiſchen Inſeln und die Gegend von Arona. Aus den noch unbekannten Briefen des Abbe Andres über Italien.

III. Auf den Tod Sir William Jones.

IV. Ueber die Betrachtung der ſchönen Natur in Rückſicht auf die Werke der Kunſt. (Fortſetzung.)

V. Ueber eine ergiebige Quelle maleriſcher Ideen. An einen jungen Künſtler.

VI. Gedichte.

VII. Nachrichten von der neueſten Ausgabe der Werke von Ant. Raſael Mengs, und von den Zuſätzen die ſich in derſelben finden.

VIII. Ueber das Gedeihen der Kantiſchen Philoſophie in England.

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und außer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren. Auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen, welche Hr. Buchhändler Boſſeck zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt, für Niederſachſen beſonders in Hamburg wie bisher unſere Addreß- und Zeitungs-Comptoir.

Wir erſuchen daher alle Leſer des N. Merkur, ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkurs.

Anzeige.

Verzeichniß einiger im Verlage der Hofbuchhandlung Carl Ernſt Bohn in Hamburg erſchienenen Schriften des Herrn Hofraths und Profeſſor Engel.

Kleine proſaiſche Schriften, 5 Theile, 8. 1788 bis 1795. 2 Thlr. 17 gr.

Geſchichte der Empfindungen der Gelehrten bey der franzöſiſchen Revolution von Frankreich. Halle, 8. 1796. 8 gr.

Ein Gedicht auf Gottlieb Hermann Engel, von Profeſſor Schatz. Mit einem Kupfer. 1796. 8. 4 gr.

Ein beſonderer Abdruck aus den proſaiſchen Schriften.

Martinuzzi, oder das Leben eines politiſchen Parvenü. Aus den proſaiſchen Schriften beſonders abgedruckt. 8. 4 gr.

Der Schein betrügt, ein Luſtſpiel aus dem Italieniſchen, für's deutſche Theater bearbeitet. Aus den proſaiſchen Schriften beſonders abgedruckt. 8. 1795. 8 gr.

in einigen Wörterbüchern zu deutſch ein Edelmann. Allein, da würde uns der einſichtsvolle Criticus, der uns vor einigen Jahren belehren wollte, daß grumble in the ſtraw nicht im Stroh murmeln (grommeler, richtiger, murren) ſondern im Stroh raſcheln heiſſe mit beſſerm Grunde belehrt haben, daß in England ein merklicher Unterſcheid untern einem Gentleman born und einem Gentleman ohne dieſen Beyſaz gemacht werde; daß, dieſes Wort in lezterm Falle, mehr nicht bezeichne als einen ehrlichen Mann, der weder ein gebohrner Edelmann noch ein gemeiner Handwerksmann oder Taglöhner iſt, und daß alſo die Qualification, Gentlemen, zum Vortheil der Shakeſpeariſchen Familie weiter nichts beweiſe als daß ſie an ihrem Ort eine Stuffe höher als das ſogenannte gemeine Volk geſtanden. Vielleicht hätten wir unter einer Nation und zu einer Zeit, wo die Adelsſucht ſo epidemiſch worden iſt, daß der Sohn eines Krämers nicht ruhig ſeyn kann, biß er ſeinen Geſchlechtsnahmen mit einem von und dem Beyſaz irgend eines in den möglichen Welten exiſtierenden Zauberſchloſſes vollklingender gemacht hat, nicht ſo aufrichtig ſeyn ſollen, unſerm Autor ein Prädicat abzuſprechen, welches in den Augen vieler von unſern Landesleuten allen andern Vorzügen, die er nur der Natur und ſich ſelbſt zu danken hatte, einen noch einmal ſo groſſen Werth beygelegt hätte. Allein das Geheimniß iſt uns nun einmal entwiſcht; und wenn dieſe Herren ſich damit nicht

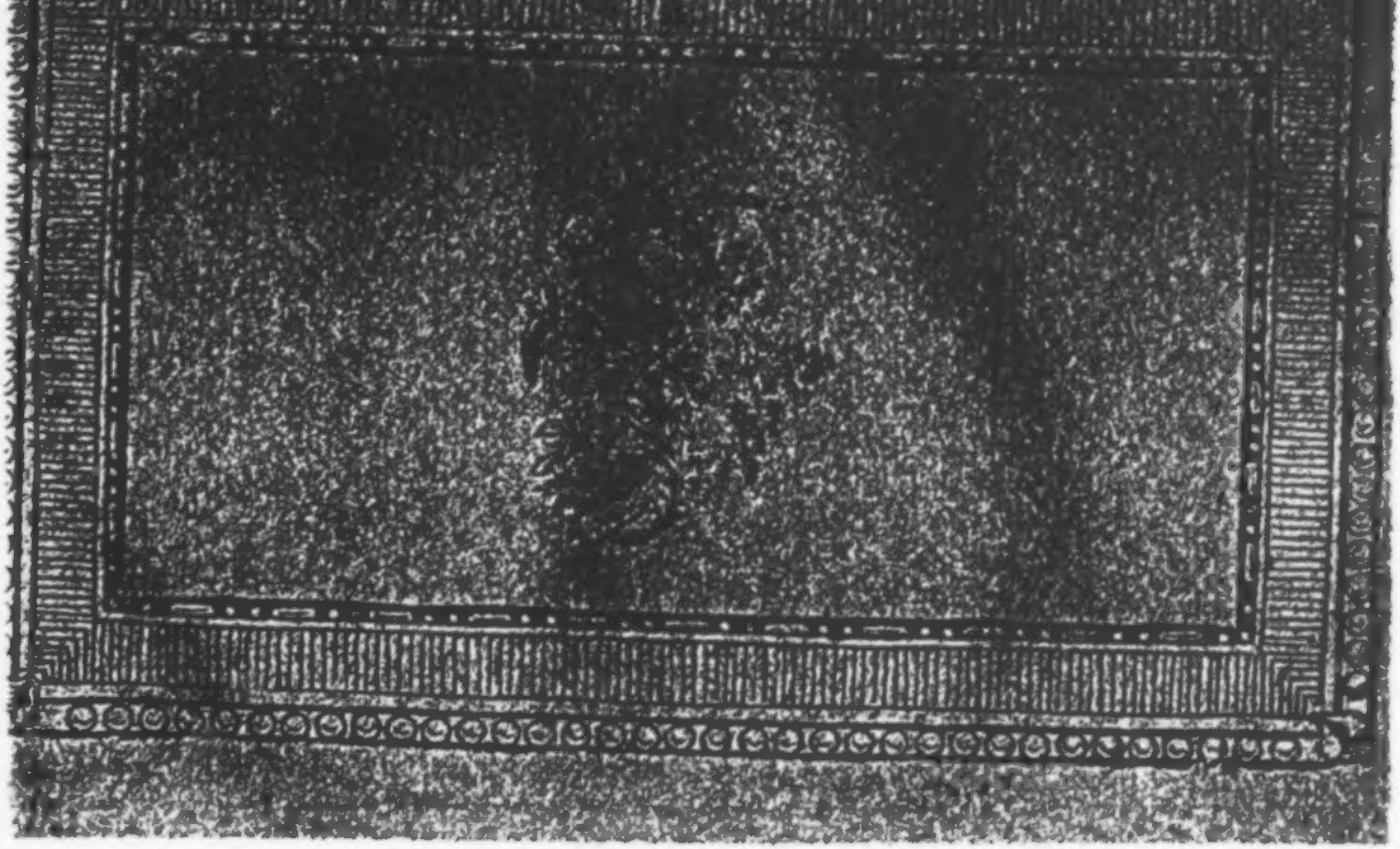

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1796.

I.

Auszüge und Bemerkungen aus Eduard Gibbon's hinterlaſſenen Werken.

Lange Zeit iſt in England kein Werk mit ſo vieler Neugierde erwartet und mit ſo großem Heißhunger verſchlungen worden, als die ſo eben herausgekommenen nachgelaſſenen Schriften des berühmten Geſchichtſchreibers Ed. Gibbon, die ſein Erbe, der Lord Scheffield, mit der in England gewöhnlichen Pracht, in zwey großen Quartbänden herausgegeben hat. *) Auch in Teutſchland iſt Gibbon's Geſchichte des

*) Der Titel des vor uns liegenden Werkes iſt: Miſcellaneous Works of *Edn. Gibbon*, Eſqu. With Memoirs of his Life and Writing, compoſed by himſelf: illuſtrated from his Letters, with occaſional Notes and Narrative by John, Lord Scheffield. 2 Vol. in gr. 4. zuſammen

des Verfalls des römischen Reichs fleißig gelesen, übersetzt und — ausgeschrieben worden. Man könnte eine nahmhafte Kirchengeschichte nennen, die ihr ganze Abschnitte und Anmerkungen fast Wort für Wort zu danken hat. Der in Basel veranstaltete Nachdruck des Originals in 13 Bänden hat so viel Liebhaber gefunden, daß bald eine neue Auflage davon wird gemacht werden müssen, und eine Leipziger Buchhandlung veranstaltet auch schon einen Nachdruck dieser Miscellaneous Works, die ein jeder seiner Geschichte des Gibbon zur Seite stellen wird. Auch sind schon von zwey Seiten her Uebersetzungen derselben angekündigt. Dieß alles läßt mich hoffen, daß einige vorläufige Bemerkungen und Auszüge aus diesen Werken, die jetzt wirklich noch eine Neuigkeit des Tages sind, wohl auch den mehresten Lesern des Merkurs, als eine Probe und ein Vorschmack des Ganzen, nicht unangenehm seyn dürften.

Mag auch der Werth seiner großen historischen Komposizion noch manchen Zweifeln ausgesetzt seyn, die wir Teutsche aber bey diesem Schriftsteller wenigstens, wo kein Engländer fast ganz unparteyisch in seinem Urtheile ist, seinen Landsleuten nicht nachbeten sollten: so ist doch so viel unläugbar, daß seine hellen Blicke, besonders über die Ents

1420 S. London, Cadell and Davies. 1796; kosten auf der Stelle 2 Pf. 10 St.

Entſtehung und Ausbreitung des Chriſtenthums, in den Köpfen der altgläubigen, und gerade in dieſem Punkte ſehr beſchränkten Epiſkopalen eine gewaltige Erſchütterung verurſacht und zu ſehr heilſamen Erörterungen Anlaß gegeben haben. Auch fühlten die rüſtigen Kämpfer für das verjährte, mit reichen Pfründen nährende Alterthum die Gefahren ſehr lebhaft, die für ſie hieraus entſpringen müßten. Sie ſchrien mit heller Stimme Feuer, und wenn ſie auch mit ihrem Waſſer wenig löſchen konnten, ſo erhielten doch einige unter ihnen, wie jene wachſame Thiere im Kapitolium, reichliche Fütterung dafür, das heißt Kanonikate und Biſthümer. Darum weiſet auch die literariſche Kampfkronik aus jener Zeit gerade 24 Kämpfer auf, die mit mehr oder weniger Beruf in die Schranken traten, und mit Gibbon, der nur wenige eines Blickes würdigte, eine Lanze zu brechen ſuchten. Schon aus dieſer Rückſicht muß alſo das, was Gibbon in ſeinen Memoirs ſelbſt über ſeinen Unglauben und ſeine Gegner ſagt, ungemein unterhaltend ſeyn, und wer wollte nicht gern erfahren, wie ſich Gibbon zum Schriftſteller und Geſchichtſchreiber bildete, in welche Ordnung er ſeine Quellen las, von deren kluge Benutzung die allbeleſenen Anmerkungen zu ſeiner Geſchichte ſo ſprechende Beweiſe ablegen. Doch ſchon zu viel zur Vorrede. Man wird weit lieber den Verfaſſer ſelbſt ſprechen hören.

Den Hauptinhalt dieser Bände machen Gibbons Memoirs über sein eigenes Leben und seine Schriften; eine Reihe von Briefen, in einem Zeitraum von 37 Jahren mit verschiedenen Korrespondenten gewechselt; Abrisse oder Inhaltsanzeigen der von Gibbon gelesenen Bücher, mit Reflexionen (eine sehr interessante Rubrik, bey einem solchen helluo librorum!); Auszüge aus seinem Tagebuche; eine Sammlung seiner Bemerkungen und zerstreuten Blätter über verschiedene Gegenstände; mehrere eigene Arbeiten und einige hier zum erstenmal bekannt gemachte kleinere Schriften. Wahrscheinlich wird das Publikum mit der in einer kurzen Vorerinnerung geäußerten Meynung des Herausgebers übereinstimmen, daß die Memoirs der wichtigste Artikel im Ganzen sind, ein Werk, welches, wie Lord Scheffield sagt, Gibbon mit besonderer Sorgfalt und Aufmerksamkeit entworfen zu haben scheint, und wovon er sechs eigenhändige Skizzen hinterließ, aus welchen allen man diese Memoirs sorgfältig ausgewählt und zusammengesetzt hat.

Sie sind gewiß das Beste im ganzen Werke. Denn obgleich jenen Aufsätzen noch die letzte Vollendung fehlt, so sind sie doch so vortrefflich, daß Gibbon durch sie auch eine unbezweifelte Stelle unter den wenigen Männern von Nahmen erhält, die in einer Autobiografie von sich selbst mit Würde zu sprechen verstanden.

Gibbon rechtfertigt in der Einleitung zu seinen Memoirs das Vorurtheil, welches den Ahnenstolz erzeugt, und vertheidigt sein Vorhaben, sein eigenes Leben zu schreiben. Wenn man auch die Bemerkungen über den ersten Gegenstand für kaum vereinbar mit einer reinen filosofischen Denkart halten sollte *), so wird man doch die über den letztern als eine volle, genugthuende Rechtfertigung für den Verfasser ansehen. Er drückt sich hierüber S. 3 also aus: „Indeß kann ich aus der Erfahrung sowohl gegenwärtiger als vergangener Zeiten urtheilen, daß das Publikum immer begierig ist, die Menschen kennen zu lernen, welche irgend ein Gemählde ihres Geistes hinterlassen haben. Die armseligsten Erzählungen solcher Menschen werden mit Fleiß zusammengetragen, und mit der eifrigsten Begierde gelesen. **) Der gebildete Leser jeder Klasse

*) Aber Gibbon kannte die Liebhaberey seiner Landsleute für Familienregister und alles, was zur Erkenntniß des Heralds-College (S. Genz zu Burke's Rechtfertigung seines politischen Lebens S. 61) kömmt, und war selbst nicht frey von dieser Ahnensucht. Schon ist im Gentleman's Magazine, 1796. April S. 271 f. eine weitläuftige Berichtigung eines Fehlers, der in Gibbons Stammregister begangen worden ist, eingerückt, und so wird diese wichtige Sache gewiß noch Stoff zu vielen Diskussionen.

**) Man denke hier nur an die Biografiensucht der Engländer, wovon unter andern das Biographical Magazine, die

kann aus den Leben, welche dem seinigen am ähnlichsten sind, sich doch immer noch eine Maxime oder ein Beyspiel abziehen. Mein Nahme mag immerhin in der Zukunft unter die tausend Artikel einer britischen Biografie gesetzt werden; so viel weiß ich, daß niemand so gut geeignet ist als ich selbst, die Reihe meiner Gedanken und Handlungen zu beschreiben. Die Autorität meiner Lehrer, des ernsthaften Thuan und des filosofischen Hume, könnte hinlänglich seyn mein Vorhaben zu entschuldigen. Es sollte mir auch nicht schwer werden, eine lange Liste älterer und neuerer Schriftsteller aufzuweisen, welche unter verschiedenen Formen ihre eigenen Lebensgemählde dargestellt haben. Solche Gemählde sind oft die interessantesten, und zuweilen die einzig interessanten Theile ihrer Schriften; und wenn sie aufrichtig sind, so beklagen wir uns selten über die sorgfältige oder weitläuftige Erzählung dieser persönlichen Denkwürdigkeiten. Der jüngere Plinius, Petrarch und Erasmus schilderten ihr Leben in den Briefen, welche sie der Welt gegeben haben. Montagne und William Temple führen uns durch die Versuche, welche sie bekannt machten, in ihre Wohnungen und Herzen ein. Wir lächeln ohne Verachtung über die hartnäckigen Begierden

die elendeste Kompilazion die man sich denken kann, und die doch schon zu XXVII Nummern angewachsen ist, einen redenden Beweis giebt.

den eines Benevenuto Cellini *), und über die luſtigen Thorheiten eines Collay Cibber. Die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtins und Rouſſeau's entfalten die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens; die Kommentare des gelehrten Huet haben ſeinen evangeliſchen Beweis überlebt, und Goldoni's Memoires ſind in der That dramatiſcher als ſeine Luſtſpiele. Der Ketzer und der Anhänger der engliſchen Kirche ſind trefflich in den Karakteren und Schickſalen des Whiſton und des Biſchofs Newton gezeichnet; und ſogar die Dummheit Michaels de Marolles und Anthony Wood's erhält einigen Werth von der treuen Darſtellung der Menſchen und ihrer Sitten. Die Wirkungen der Beſcheidenheit oder der Schein derſelben können mich nicht bewegen mir zu verhehlen, daß ich einigen von jenen gleich ſtehe, oder mich auch noch um einige Stufen höher ſetzen dürfe.

Gibbon war zu Putney in der Grafſchaft Surry den 27ſten April 1737 gebohren. Bey Ge-

*) Headſtrong paſſions, ſagt Gibbon. Sie ſind jedem Leſer wahrſcheinlich durch die trefflichen Auszüge in den Noten bekannt, und machen in ihrer Florentiniſchen Kraft- und Kernſprache im Original eine der intereſſanteſten Lektüren aus dem 16ten Jahrhunderte. Veranlaßt durch dieſen Wink Gibbons hat der Herausgeber des Gentleman's Magazine, Januar 1796. einen intereſſanten Kupferſtich von ſeinem Porträt, das ein gewiſſer Hr. Stevenſon in Norwich beſitzt, dort einrücken laſſen.

legenheit seiner frühern Erziehung macht er einige treffende Bemerkungen über den Zustand des öffentlichen Schulunterrichts, die gewiß kein Teutscher, der Forster's, oder auch nur des milden Küttner's Bemerkungen darüber gelesen hat, für übelwollend oder übertrieben halten wird. Nach einigen Jahren, in welchen er bis zur dritten Klasse in der Westminsterschule hinauf kroch, wurde durch seine schwächliche Gesundheit sein Schulkursus unterbrochen. Aber gerade in dieser entfesselten Lage versuchte der Geist des Knaben seinen eigenen Weg einzuschlagen. Er las mit Begierde die Bände der allgemeinen Weltgeschichte, so wie sie damals nach und nach erschienen, und ein Zufall, der ihm die Fortsetzung von Eachard's römischer Geschichte in die Hände spielte, legte die ersten Keime zu dem Werke in seine Seele, auf welches das ganze Gebäude seines Ruhms gegründet werden sollte.

Ehe noch Gibbon sein funfzehntes Jahr vollendet hatte, kam er als ein bürgerlicher Gentleman (gentleman-commoner) in das Magdalenen-Kollegium zu Oxford. Die Rechenschaft, welche er von dieser Periode seines Lebens, vom April 1752 bis zum Junius 1753, giebt, ist eben nicht darauf berechnet, einen Heiligenschein um jene berühmte Universität zu werfen. Doch werden die Thatsachen, welche er mit seinen eigenen Bemerkungen durchflochten anführt, gewiß die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen.

„Die

„Die Aeußerung ſeiner Dankbarkeit iſt eine Tugend und ein Vergnügen. Ein edles Gemüth wird mit Wonne das Andenken ſeiner Aeltern liebevoll feyern und erhalten. Unſere Lehrer ſind die Aeltern für den Geiſt. Ich lobe dieſes Pflichtgefühl von kindlicher Dankbarkeit gegen ſie; aber es iſt mir unmöglich daſſelbe zu erheucheln, da ich einer bloß eingebildeten Schuld unmöglich einräumen kann, daß ſie ſich einen Anſpruch auf eine billige oder großmüthige Bezahlung anmaße. Ich bin der Univerſität Oxford keine Verbindlichkeit ſchuldig, und ſie wird eben ſo gern auf mich, als einen Sohn, Verzicht thun, als ich Willens bin ſie nicht für meine Mutter anzuerkennen. Ich brachte 14 Monate in dem Magdalenen-Kollegium zu; dieſe 14 Monate waren die müßigſten in meinem ganzen Leben. Der Leſer wird zwiſchen der Schule und dem Schüler entſcheiden; aber ich kann nicht aus Beſcheidenheit den Glauben affektieren, daß die Natur mich zu allen literäriſchen Unterſuchungen ſtumpf und untauglich gemacht hatte. Freylich kann man eine ſcheinbare und leichte Entſchuldigung in meinem zarten Alter, in meiner unvollkommenen Vorbereitung und dem zu frühen Abgange finden. Ich will auch ihr gehöriges Gewicht gar nicht zu verringern ſuchen; aber in meinem 16ten Jahre war ich doch nicht ganz ohne Faſſungskraft oder Fleiß. Selbſt meine Lektüre als Kind hatte einen frühen, obgleich blinden Hang zu den Büchern in mir entwickelt; und der ſeichte Fluß konnte durch eine gute Richtung in

beruhigen können, daß der Vater unſers Dichters im Jahr 1599. von denen Herren, Willhelm Dethik, oberſten Herold und Wappenkönig von England, und Willhelm Camden, genannt Clarencieulx, Wappenkönig für den ſüdlichen, öſtlichen und weſtlichen Theil beſagten Königreichs, einen förmlichen adelichen Wappenbrief erhalten, und daß überdem aus einem in dem Heroldsarchiv zu London befindlichen Manuſcript erhellet, daß Herr Johann Shakeſpear ein obrigkeitliches Amt in mehrbeſagtem Stratford bekleidet --- wenn ſie das nicht wieder zufrieden ſtellen kann, ſo wiſſen wir ihnen in der That nicht zu helfen.

Der Vater unſers Dichters hatte eine Familie von zehn Kindern zu verſorgen, und konnte alſo, bey einem mittelmäßigem Vermögen, den älteſten zu nichts höherm als ſeiner eignen Profeßion beſtimmen; noch dachte er vermuthlich daran, daß ſein Sohn Willhelm von der Natur beſtimmt ſeyn könnte, dereinſt unter den gröſſeſten Dichtern aller Zeiten und Völker einen eignen, von keinem Mitwerber ſtreitig gemachten und keinem Nachahmer zugangbaren Plaz einzunehmen. Die Erziehung des jungen Shakeſpear war alſo den Einſichten eines ehrlichen Wollenhändlers, den Umſtänden eines kleinen Provincialſtädtchens, und der Beſtimmung zu dem väterlichen Gewerbe gemäß. Er wurde zwar eine Zeitlang in eine Freyſchule geſchikt, wo er, nach Gewohnheit der damaligen Zeiten, mit

den

einen tiefen Kanal und hellen Strom geleitet werden. Unter der Zucht einer gut eingerichteten Akademie, unter der Leitung geschickter und wachsamer Lehrer wäre ich allmählig von Uebersetzungen zu Originalen, von lateinischen zu griechischen Klassikern, von todten Sprachen zu lebendigen Kenntnissen übergegangen. Meine Stunden wären mit nützlichen und angenehmen Studien ausgefüllt, und die Umherschweifungen meiner Fantasie eingeschränkt worden; und ich wäre dadurch den Versuchungen zum Müßiggang entflohen, welcher auch endlich meinen Abgang von Oxford beschleunigte."

Dieß gegründete Mißvergnügen veranlaßt nun den Verfasser zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die englischen Universitäten, die aus dem Munde eines Gibbon gerade bey der jetzigen Krisis in England einen tief verwundenden Stachel in die Brust des Standes drücken müssen, der den Verfasser schon bey dessen Lebzeiten unversöhnlich haßte und anfeindete.

„Die Universitäten Oxford und Kambridge wurden in dem finstern Zeitalter der Barbarey und des Unsinnes gestiftet, und sie haben diesen Flecken ihrer Geburt noch nicht abgewaschen. Ihre ursprüngliche Einrichtung war der Erziehung von Pfaffen und Mönchen angepaßt, und noch jetzt ist die Leitung derselben in den Händen der Geistlichkeit, einer Menschenklasse, deren Sitten

ten sehr abstechend von der gegenwärtigen Welt sind, und deren Augen das Licht der Filosofie blendet. Ihre gesetzliche Einverleibung in den Staat durch die päbstlichen und königlichen Privilegien hat ihnen den öffentlichen Unterricht als ein Monopol übergeben, und der Geist der Monopolisten ist eng, träg, unterdrückend. Ihre Arbeit ist kostbarer und doch weniger produktif, als die der unabhängigen Künstler. Die neuen Verbesserungen, welche der Eifer des Wettstreits in freyen Gesellschaften so begierig ergreift, finden nur spät hartnäckig verwehrten Zutritt in diese stolzen Korporazionen, welche zu hoch stehen, um einen Nebenbuhler zu fürchten, und zu niedrig, um einen Irrthum zu gestehen. Wir dürfen auch kaum hoffen, daß irgend eine Verbesserung hier freywillig Statt finden werde. Denn sie haben durch Gesetze und Vorurtheile ihre Wurzeln so tief in unsere Verfassung geschlagen, daß selbst die Allgewalt eines Parlaments vor einer Untersuchung des Zustandes und der Mißbräuche beyder Universitäten zurückbeben würde."

Man muß gestehen, daß dieß harte Urtheil gerade in dem gegenwärtigen Augenblick, wo diese gelehrten Zwangsinnungen einige ihrer besten Köpfe, einen Whitaker und andere, bloß aus blinder Intoleranz und politischer Ketzermacherey, aus ihrer Mitte ausgestoßen und sich mehr als je Blößen gegeben, härter als jemals trifft. So viel ist

auch

auch gewiß, daß ſie ſich ohne eine völlige Staatsumwälzung durchaus nicht umformen laſſen, da ihre jetzige Verfaſſung ſelbſt durch Thron und Koſtituzion mit begründet iſt. Aber es ließe ſich doch auch noch manches zu ihrer Vertheidigung mit gutem Grunde anführen, und dieß iſt wirklich von einem Teutſchen geſchehen, der ſich ſelbſt 3 Jahre in Oxford aufhielt und die beſte Gelegenheit hatte, die Vortheile und Nachtheile der jetzigen alten Verfaſſung abzuwägen. *)

Nach vielen andern freyen Aeußerungen über Zweckloſigkeit der öffentlichen Lehrſtühle und die Trägheit der Fellows, erzählt uns Gibbon, wie ſeine eigenen Privatlehrer (private-tutors) auf der Univerſität ſeine Erziehung geleitet haben.

„Der erſte Aufſeher, deſſen Händen ich übergeben wurde, ſcheint noch einer der beſten aus der ganzen Zunft geweſen zu ſeyn. Dr. Waldegrave war ein gelehrter, frommer Mann, von einer ſanften Gemüthsart, ſtrengen Sitten und enthaltſamer Lebensart, der ſich ſelten in die politiſchen Angelegenheiten oder Luſtbarkeiten ſeines Kollegiums miſchte. Aber ſeine Weltkenntniß ging nicht über die Gränzen der Univerſität; ſeine Gelehrſamkeit war

*) S. Rüttner's Beyträge zur Kenntniß des Innern von England. St. XII. S. 129 f.

war mehr für die vergangene als gegenwärtige Zeit; sein Temperament träge; seine Fähigkeiten, welche nicht von dem ersten Range waren, hatte die Schullust erschlafft, und er war, wie seine Kollegen, mit einer leichten, oberflächlichen Erfüllung seiner Pflicht zufrieden. Sobald mein Aufseher die Seichtigkeit seines Zöglings in den Schulkenntnissen erprobt hatte, schlug er vor, wir sollten jeden Morgen von 10 bis 11 die Komödien von Terenz lesen. Die Summe meiner erworbenen Kenntnisse auf der Universität Oxford schränkt sich also auf 3 oder 4 lateinische Schauspiele ein; und selbst das Studium eines eleganten Klassikers, welches durch eine Vergleichung des neuern Theaters mit dem alten hätte belebt werden sollen, beschränkte sich auf eine trockne, wörtliche Uebersetzung des Textes. In den ersten Wochen besuchte ich fleißig die bestimmten Stunden auf dem Zimmer meines Lehrers; aber da sie mir eben so unnütz als verdrüßlich schienen, kam mich einmal die Lust an, einen Versuch mit einer förmlichen Entschuldigung zu machen. Sie wurde mit einem Lächeln angenommen. Ich wiederhohlte das Vergehn mit wenigern Umständen, die Entschuldigung wurde mit derselben Nachsicht zugelassen; der unbedeutendste Beweggrund von Unlust oder Unpäßlichkeit, die unbedeutendste Abhaltung zu Hause oder auswärts, galt als ein wichtiges Hinderniß. Mein Lehrer schien meine Abwesenheit oder Nachlässigkeit kaum zu bemerken. Wäre aber auch die Stunde des Unterrichts beständig

gehal-

gehalten worden, so füllte eine einzige Stunde doch nur den geringsten Theil meiner Akademischen Zeit aus. Es wurde mir kein Plan zu eigenem Studieren empfohlen, keine Ausarbeitung, die der Lehrer dann durchgesehen hätte, vorgeschrieben, und von meiner kostbarsten Jugendzeit ließ man ganze Tage und Wochen ohne Arbeit oder angenehme Beschäftigung, ohne Rath oder Rechenschaft unverantwortlich verstreichen. Ich hatte der Stimme der Vernunft und meines Lehrers Gehör gegeben, sein mildes Betragen hatte mein Zutrauen gewonnen. Ich zog seine Gesellschaft dem Umgang mit den jüngern Studenten vor, und auf unsern abendlichen Spatziergängen, wo wir die Bergspitze von Heddington-Hill erstiegen, sprachen wir vertraut über eine Menge verschiedener Gegenstände. Seit den Zeiten Pokock's und Hyde's war die orientalische Gelehrsamkeit immer der Stolz Oxfords, und ich äußerte einmal eine Neigung Arabisch zu studieren. Seine Klugheit wies meinen kindischen Einfall zurecht, aber er vernachläßigte die schöne Gelegenheit, meiner warmen Wißbegierde eine Richtung zu geben. Während meiner Abwesenheit in den Sommerferien nahm Dr. Waldegrave eine Pfarrstelle, die vom Kollegium besetzt wurde, zu Washington in Sussex an, und bey meiner Zurückkunft fand ich ihn nicht mehr zu Oxford. Seit dieser Zeit habe ich meinen ersten Lehrer nicht wieder gesehen; aber er lebte noch 30 Jahre nachher (1781). Beständige körperliche Bewegung und Mäßigkeit gaben

ben ihm zu einem hohen gesunden Alter die gerechtesten Ansprüche.

„Nach seinem Abgang wurde ich, nebst seinen andern Zöglingen, seinem akademischen Erben übergeben, dessen literärischer Karakter sich eben nicht die Achtung des Kollegiums zu erwerben gemacht war. Dr. *** erinnerte sich wohl, daß er eine Besoldung zu empfangen, vergaß aber nur, daß er auch eine Pflicht zu erfüllen hatte. Anstatt das Studieren seines Schülers zu leiten und über sein Betragen zu wachen, ließ er mich ohne eine einzige Aufforderung, nur die bloße Ceremonie einer Vorlesung mitzumachen, und einen einzigen freywilligen Besuch auf seinen Zimmern während seines achtmonatlichen Titulaturamtes ausgenommen, lebten Lehrer und Schüler in ebendemselben Kollegium wie zwey Fremde. Der Mangel an Erfahrung, gutem Rath und Beschäftigung verleitete mich bald zu einigen Unordnungen in meiner Aufführung, zu übel gewählter Gesellschaft, nächtlichen Schwärmereyen und unbesonnenen Ausgaben. Meine zunehmenden Schulden konnten verborgen bleiben, aber meine häufige Abwesenheit war sichtlich und ärgerlich, und eine Reise nach Bath, ein Besuch in Buckinghamshire, und vier Ausflüge nach London in Einem Winter, waren kostbare und gefährliche Zerstreuungen. Sie waren in der That eben so planlos als sträflich. Der Ueberdruß des Klosterschullebens riß mich immer wieder zu neuen Zerstreuun-

streuungen fort; aber mein Hauptvergnügen war zu reisen. Nur war ich zu jung und zu schamhaft, um die Vergnügungen in London wie ein mannbarer Oxforder zu genießen. Bey allen diesen Ausflügen entsprang ich heimlich aus dem Kollegium, kam wieder zurück, und entsprang in wenig Tagen von neuem, als ob ich ein unabhängiger Fremder in einer gemietheten Wohnung gewesen wäre, ohne einmal die Stimme der Warnung zu hören, oder nur einmal die Hand der Zurechtweisung zu fühlen. Meine Zeit ging indessen verlohren, meine Ausgaben vervielfältigten sich; meine Thorheiten, wie meine gröbern Fehler, hätten die Aufmerksamkeit meiner Obern rege machen sollen, und meine unerfahrne Jugend hätte einen mehr als gewöhnlichen Grad von Einschränkung und Strenge erfordert.

„Zum wenigsten könnte man erwarten, daß eine geistliche Schule die orthodoxen Grundsätze der Religion einschärfe. Aber unsere ehrwürdige Mutter hatte sich alle ersinnliche Mühe gegeben, die entgegengesetzten Extreme, Bigotterie und Gleichgültigkeit, zu vereinigen. Ein Ketzer oder ein Ungläubiger war in ihren Augen ein Ungeheuer; aber in der geistigen Erziehung ihrer eigenen Kinder war sie, wo nicht immer, doch oft, ganz sorgenlos. *) Den Statuten

*) Man sollte in der That glauben, man lese hier die Selbstbekenntnisse eines Jünglings, der auf einer sächsischen Fürstenschule in einer frühern Periode, als die gegenwärtige, seine Bildung erhielt.

tuten der Universitäten gemäß muß jeder Student, ehe er immatrikuliert wird, die Annahme der 39 Artikel der englischen Kirche unterschreiben; und diese werden von mehrern unterschrieben als gelesen, von mehrern gelesen als geglaubt. Mein unreifes Alter befreyte mich von der Verbindlichkeit, diese gesetzliche Feyerlichkeit unmittelbar zu beobachten, und der Unterkanzler wies mich an, sobald ich mein funfzehntes Jahr zurückgelegt haben würde, wieder zu kommen, indem er mich einstweilen meinem Kollegium zum Unterricht empfahl. Mein Kollegium vergaß zu unterrichten, ich vergaß wieder zu kommen, und wurde selbst von der ersten obrigkeitlichen Person der Universität vergessen. Ohne die geringste öffentliche oder häusliche Anweisung zur römischen oder protestantischen Religion, ohne eine akademische Unterschrift, ohne eine bischöfliche Bestätigung, ließ man mich im Finstern den Weg zur Kapelle und zum Tisch des Herrn mit dem dunkeln Lichte meines Katechismus tappen. Ich wurde zugelassen ohne je befragt zu werden, in wiefern oder wodurch ich geeignet wäre, das Sakrament zu empfangen. Diese fast unglaubliche Vernachlässigung erzeugte viel Unglück. Von meiner Kindheit an liebte ich das Disputieren über Religion; meine arme Tante wurde durch meinen Angriff auf die Geheimnisse, welche sie sich zu glauben bemühte, oft ganz verwirrt gemacht, und diese elastische Feder meines Vorwitzes war selbst durch die Schwere der Oxforder Atmosfäre noch nicht ganz niedergedrückt.

Eine blinde, unzweckmäßige Thätigkeit trieb mich an, ohne Rüstung in den gefährlichen Irrgängen der Kontrovers mich zu verwickeln, und in meinem sechszehnten Jahre verlohr ich mich in den Labyrinthen der römischen Kirche und ihrer scholastischen Spitzfindigkeiten."

Gibbon wurde bekanntlich katholisch, und er legt hierüber folgendes freymüthige Geständniß ab: „Ich darf nicht darüber erröthen, daß ich mich durch Sofistereyen bestricken ließ, die vor mir einen Chillingworth und Boyle so lange verwirrt hatten, bis sie vom Aberglauben zum Skepticismus übergingen."

Gibbon ging nun nach Lausanne, wo er unter einem reformierten Prediger, Pavillard, von 1753 bis 1758 sein Studieren mit rühmlichem Eifer fortsetzte. Er erzählt dieß S. 61 f. selbst auf eine lehrreiche Weise.

„In meinen französischen und lateinischen Uebersetzungen befolgte ich eine treffliche Methode, welche ich wegen des glücklichen Erfolgs, den sie für mich hatte, den Studierenden zur Nachahmung empfehlen möchte. Ich wählte einige klassische Schriftsteller, wie Cicero und Vertot, welche wegen der Reinheit und Eleganz ihrer Schreibart das größte Lob haben. Ich übersetzte z. B. einen Brief von Cicero in das Französische, legte ihn so lange bey Seite, bis die Worte und Redensarten aus meinem

Gedächtniß verwischt waren, und nun übersetzte ich mein Französisches wieder in ein so gutes Latein als ich finden konnte, und verglich dann jeden Satz meiner unvollkommenen Uebersetzung mit der Leichtigkeit, Grazie und Vortrefflichkeit des römischen Redners. Ein ähnlicher Versuch wurde mit mehrern Blättern in Vertot's Werk über die Revolutionen gemacht. Ich übersetzte sie ins Lateinische, und nach einem hinlänglichen Zwischenraum wieder in mein eigenes Französisch, und prüfte nun die Aehnlichkeit der Kopie mit dem Original. Allmählich durfte ich mich meiner eigenen Arbeit weniger schämen, und wurde immer zufriedener mit mir selbst. Ich setzte die Uebung in diesen doppelten Uebersetzungen, welche mehrere Bücher füllten, so lange fort, bis ich hinlängliche Kenntniß von beyden Sprachen erlangt, und zum wenigsten einen korrekten Styl in meiner Gewalt hatte. Dieser nützlichen Uebung im Schreiben folgte die weit angenehmere Beschäftigung, die besten Schriftsteller zu lesen. Das Durchlesen der römischen war für mich zu gleicher Zeit eine Arbeit und Belohnung. Dr. Middleton's Geschichte, welche ich damals weit über ihren wahren Werth schätzte, leitete mich natürlich zu Cicero's Schriften. Die vollkommensten Ausgaben, wie die von Olivet, welche die Bibliotheken der Reichen zieret, und die von Ernesti, welche auf dem Tisch der Gelehrten liegen sollte, waren nicht in meinen Händen. Bey den vertrauten Briefen benutzte ich den Text und den englischen Kommentar

den Römiſchen und Griechiſchen Schriftſtellern hätte Bekanntſchaft machen können, und wo er vermuthlich alle das Latein, das er wußte, gelernt hat: Allein, da er dieſe Schule allzufrüzeitig wieder verlaſſen mußte, ſo wurden ihm auch alle die Gelegenheiten und Mittel entzogen, welche ſeinen Geiſt nach dem Modell eines Virgils oder Sophokles oder Terenz hätten bilden können; und das beſte was er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, aus dieſer Schule nach Hauſe brachte, war ein Chaos von griechiſchen und lateiniſchen Wörtern, von deren Bedeutung ihm zum Theil nur eine verworrene und wankende Erinnerung blieb; ein Umſtand, der ſehr vieles zu der groſſen Freyheit beygetragen haben mag, welche ſich unſer Autor mit bemeldten Wörtern nimmet, und wodurch ſeine Diction von der Sprache eines jeden andern Engliſchen Schriftſtellers eben ſo verſchieden iſt, als ſie nicht ſelten einem Ueberſezer, ſo ſehr er ſich dabey gemartert, unmöglich macht, die ſchönſte Idee aus einem Ausdruk herauszuziehen, der ihr, gleich dem Zaubergewand, womit die eyferſüchtige Dejanira dem Hercules ein verderbliches Geſchenke machte, nicht abgezogen werden kann, ohne ſie ſelbſt zu verheren und zu vernichten.

Es iſt mehr als eine bloſſe Vermuthung, daß es dieſem kleinen Umſtand, dem Mangel einer claßiſchen Erziehung, zuzuſchreiben iſt, daß wir einen Shakeſpear haben. Freylich würde ein früher und vertrauter Umgang mit den unverbeſſerlichen Werken aus den

des Bischoffs Roß; aber meine gewöhnliche Ausgabe war die von Verburg, welche in zwey großen Folianten mit einer schlechten Auswahl verschiedener Noten zu Amsterdam herausgekommen ist. Ich las mit Fleiß und Vergnügen alle Briefe, alle Reden Cicero's, und die wichtigsten Abhandlungen über Rhetorik und Filosofie; und so wie ich las, gab ich jener Bemerkung Quintilians meinen Beyfall, daß jeder Studierende seine Fortschritte nach dem Vergnügen beurtheilen könne, das er an dem römischen Redner findet. Ich genoß die Schönheiten der Sprache, ich athmete den Geist der Freyheit, und sog aus seinen Maximen und Beyspielen den öffentlichen und Privatgeist eines Mannes ein. In der That sind Cicero in der lateinischen und Xenofon in der griechischen Sprache die zwey alten Schriftsteller, welche ich einem aufstrebenden Jüngling, der die Wissenschaften liebt, zuerst vorschlagen würde, nicht bloß wegen des hohen Werthes ihrer Schreibart und ihrer Gedanken, sondern auch wegen der bewundernswürdigen Maximen, die man fast auf jede Lage im öffentlichen und Privatleben anwenden kann. Insbesondere können Cicero's Briefe zu jeder Form von Briefwechsel, von den sorgenlosen Ergießungen der Zärtlichkeit und Freundschaft bis zu der behutsamen Erklärung eines schicklichen, in seiner Würde bleibenden Unwillens, als Muster dienen. Kaum hatte ich diesen großen Schriftsteller, welchen man eine Bibliothek der Beredsamkeit und Vernunft nennen könnte,

durch-

durchgeleſen, als ich den weiter ausſehenden Plan entwarf, unter den vier Eintheilungen in Geſchichtſchreiber, Dichter, Redner und Filoſofen, die lateiniſchen Klaſſiker in einer kronologiſchen Reihe, von den Zeiten des Plautus und Salluſts bis zu dem Verfall der Sprache und des Reichs, durchzugehen *); und dieſen Plan vollendete ich faſt ganz in den letzten 27 Monaten meines Aufenthalts zu Lauſanne (Januar 1756 — April 1758)."

Unter einer Menge von unterhaltenden Gegenſtänden, welche man in dieſem Theile der Memoirs findet, wird die Erzählung von ſeiner erſten zärtlichen Verbindung, um des Liebenden und der Geliebten willen allgemeine Theilnehmung finden.

„Aus Furcht vor dem Lächerlichen bin ich einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich weiter ſchreiben ſoll, da ich auf den delikaten Gegenſtand meiner Liebe komme. Ich verſtehe unter dieſem Worte nicht jene artige Aufmerkſamkeit, jene Galanterie, ohne

*) Nur auf dieſem Wege bildet ſich Geſchmack und Sinn für klaſſiſche Schreibart. Dieß kann in einem Zeitalter, wo alle unſere Kenntniſſe faſt nichts weiter als eine Chreſtomathie und Blumenleſe in Taſchenformat ſind, nicht laut genug geſagt werden. Wer Luſt hat, vergleiche was der größte noch lebende Filolog in Holland Ruhnken in ſeiner trefflichen Denkſchrift auf Hemſterhuys von einer ähnlichen Methode, wie hier Gibbon anführt, ſehr lehrreich bemerkt.

Hoffnung oder Absicht, welche in dem Geist des Ritterthums ihren Ursprung hat, und sich in einem feinen Gewebe französischer Manieren verbirgt: ich sehe in dieser Leidenschaft eine Vereinigung von Verlangen, Freundschaft und Zärtlichkeit, welche von einem einzigen Frauenzimmer belebt wird, die man den übrigen ihres Geschlechtes vorzieht, und deren Besitz man als die höchste oder einzige Glückseligkeit seines Daseyns sucht. Ich darf bey der Erinnerung an den Gegenstand meiner Wahl nicht erröthen, und ungeachtet ich mich in dem gewünschten Ausgang meiner Liebe getäuscht fand, so bin ich nicht wenig stolz darauf, daß ich einmal fähig war, ein so reines und erhabenes Gefühl zu unterhalten.*) Die persönlichen Reize der Mlle. Susanna Curchod wurden durch ihre Tugenden und Geistesschönheiten sehr erhoben. Ihr Stand war niedrig, aber ihre Familie war hochachtungswerth. Ihre Mutter, eine gebohrne Französin, hatte ihre Religion ihrem Vaterlande vorgezogen. Das Amt ihres Vaters hatte seiner bescheidenen Mäßigung und der ihm eigenen Lebensfilosofie keinen Eintrag gethan, sons

*) Was die schöne Dichtung des goldnen Zeitalters für das ganze Geschlecht ist, das möchte, in dem hier von Gibbon angegebnen Sinn, die erste Liebe des Jünglings fürs Individuum seyn. Erzähle mir deine erste Liebe, sagt Montaigne, und ich will dir erzählen, ob ich heute noch dein Freund werden kann.

ſondern er lebte zufrieden bey einer geringen Beſoldung, in der Erfüllung einer mühſamen Pflicht, in dem dunkeln Stande eines Pfarrers zu Craſſy, auf dem Gebirge, welches das Pays de Vaud, von der Grafſchaft Burgund trennt. In der Einſamkeit eines abgelegenen Dorfes gab er ſeiner einzigen Tochter eine freye, anſtändige und ſogar gelehrte Erziehung. Sie übertraf ſeine Hoffnungen durch ihre Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und Sprachen, und der Witz, die Schönheit und die Gelehrſamkeit der Mlle. Curchod wurden bey ihren kurzen Beſuchen bey einigen Anverwandten zu Lauſanne ein Gegenſtand des allgemeinen Lobes. Die Nachricht von einem ſolchen Wunder erregte meine Neugierde; ich ſah und liebte. Ich fand ſie gelehrt ohne Pedanterey, lebhaft im Umgange, rein im Gefühl, und fein im Betragen. Der erſte plötzliche Eindruck wurde durch den öftern Umgang einer vertrautern Bekanntſchaft verſtärkt. Sie erlaubte mir, ihr in dem Hauſe ihres Vaters zwey oder drey Beſuche zu machen. Hier auf dem Burgundiſchen Gebirge verlebte ich einige glückliche Tage, und die Aeltern begünſtigten auf eine anſtändige Art unſern Umgang. In dieſer geräuſchloſen Einſamkeit umflatterte jener fröhliche, jugendliche Leichtſinn nicht mehr ihren Buſen; ſie wurde nun auf die Stimme meiner durch Vernunft geleiteten Leidenſchaft aufmerkſam, und ich durfte hoffen, daß ich auf ihr tugendhaftes Herz einigen Eindruck gemacht habe. Zu Craſſy und Lauſanne hing ich meinen Träumen

von Glückſeligkeit nach; aber bey meiner Heimkunft in England entdeckte ich bald, daß mein Vater von dieſer fremden Verbindung nichts hören wollte, und daß ich ohne ſeine Einwilligung verlaſſen und hülfslos wäre. Nach einem ſchmerzvollen Kampf unterwarf ich mich meinem Schickſale; ich ſeufzte als ein Liebhaber, und gehorchte als ein Sohn. Meine Wunde wurde von der Zeit allmählich geheilt. Die Abweſenheit, die Gewohnheiten eines neuen Lebens, beſonders aber eine getreue Nachricht von der Ruhe und Heiterkeit der Geliebten, beſchleunigten meine Geneſung, und meine Liebe endigte ſich in Freundſchaft und Achtung. Der Pfarrer zu Craſſy ſtarb bald nachher, und mit ihm ſeine kleine Beſoldung. Seine Tochter zog nach Genf, wo ſie in dem Unterricht junger Frauenzimmer einen kärglichen Unterhalt für ſich und ihre Mutter mühſam erwarb. Aber auch in ihrem härteſten Unglück behielt ſie einen tadelloſen Ruf und ein Ehrfurcht gebietendes Betragen. Ein reicher Banquier zu Paris, ein Genfer Bürger, war der Glückliche, welcher die Klugheit hatte, mit der Entdeckung dieſes unſchätzbaren Schatzes auch den Beſitz zu verbinden. In der Hauptſtadt des Geſchmacks und des Luxus widerſtand ſie den Verſuchungen des Reichthums eben ſo, wie ſie die Härte der Armuth ertragen hatte. Das Genie ihres Mannes hat ihn zu dem glänzendſten Poſten in Europa erhoben. Er hat bey jedem Glückswechſel an dem Buſen einer treuen Freundin geruht; und Mlle. Curchod iſt jetzt die Frau des Hrn. Necker,

Necker, des Miniſters und vielleicht auch Geſetzgebers von Frankreich.“

Nun erzählt Gibbon ſeine Schickſale bey ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland. Er ward Offizier bey der Landmiliz von Hampſhire. Endlich erwachte ſein Beruf zum Schriftſteller mit aller Gewalt in ihm.

„Der alte Vorwurf, daß Britannien der Muſe der Geſchichte keine Altäre errichtet hätte, wurde durch die erſten Arbeiten von Robertſon und Hume neuerdings widerlegt, durch die Geſchichte Schottlands und der Stuarts. Ich wage es, die gute Meynung von mir zu äußern, daß ich nicht ganz unwerth war ſie zu leſen; auch will ich das verſchiedene Gefühl, das ich bey dem wiederhohlten Durchleſen derſelben hatte, hier nicht verbergen. Die Vollkommenheit, welche Robertſon's Arbeit hat, ſeine kraftvolle Sprache und ſeine runden Perioden fachten in mir die ehrgeitzige Hoffnung an, daß ich einmal in ſeine Fußtapfen treten könnte. Die ruhige Filoſofie, die nachläſſigen, unnachahmlichen Schönheiten ſeines Freundes und Nebenbuhlers nöthigten mich oft, das Buch mit einem gemiſchten Gefühl von Vergnügen und Verzweiflung wegzulegen.“

Hier kommen die Nachrichten von ſeinem erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche, ſeiner in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Eſſay ſur l'étude de la litterature. Er nennt es ſelbſt ein beleſenes Allerley

ohne lichtvolle Ordnung und innern Zusammenhang. Aber der strenge Richter verläugnet doch nicht alle Vaterliebe gegen seinen Erstgebohrnen.

In seiner Reisebeschreibung nach Italien wird die Befruchtung des ersten Keims seines großen historischen Werkes so geschildert: *)

„Es war zu Rom, am 15ten Oktob. 1764, als ich in Gedanken vertieft unter den Ruinen des Kapitols saß, während die Barfüßer-Mönche in dem Tempel des Jupiters die Vesper sangen, daß die Idee, die Abnahme und den Verfall der ersten Stadt der Welt zu schreiben, plötzlich in meiner Seele aufstieg. Mein erster Plan umfaßte mehr den Verfall der Stadt als des Reichs. **) Ungeachtet von nun an mein Lesen und Nachdenken auf diesen Gegenstand gerichtet wurden, so verstrichen doch einige Jahre, und mehrere Abhaltungen kamen dazwischen, ehe ich mich ernstlich in die Ausführung jenes mühsamen Werkes einlassen konnte.“

Im

*) Diese Empfängniß auf dem Kapitolium scheint eine Lieblingsidee von Gibbon gewesen zu seyn. Er spielt in seinem Werke verschiedenemal darauf an, und pflegte sie auch oft Fremden, die ihn auf seinem Sommerhause bey Lausanne besuchten, zu erzählen. S. Matthisson's Briefe Th. I. S. 119.

**) Daher die vorzüglich ausgearbeitete Vollständigkeit des 71. Kapitels in seiner Geschichte T. XII. p. 183—206. ed. Basil.

Im Jahr 1765, als Gibbon in ſeines Vaters Haus zurückgekehrt war, hatte er den Plan, eine Geſchichte der Schweiz in einem Zeitraume von 200 Jahren zu ſchreiben; aber er gab ihn wieder auf, nachdem er das erſte Buch geſchrieben hatte. Im Jahr 1767 unternahm er mit ſeinem Freunde Hrn. Deyverdun ein literäriſches Journal unter dem Titel: Memoires literaires de la grande Bretagne, wovon er mit Zufriedenheit und vielleicht mehr als ſcheinbarem Stolze ſpricht, wenn er ſagt: „Bey unſern gemeinſamen literäriſchen Geſchäften war das Ausarbeiten und Ausbeſſern wechſelsweis, und das Lob, welches ich billig geben könnte, möchte wohl gerade auf einen Artikel oder eine Stelle fallen, die im ſtrengſten Sinne mein iſt.“

Seinem nächſten Werke, das er als eine Antwort an Hrn. Warburton herausgab, *) ertheilt er gleichfalls das verdiente Lob. Mit verzeihlicher Eitelkeit ſchreibt er die Zeugniſſe ab, welche er von Heyne und Hayley erhalten hatte; doch fügt er offenherzig hinzu: „Aber nie kann ich mir die verächtliche Behandlung eines Mannes verzeihen, der bey allen ſeinen Fehlern zu meiner Achtung berechtiget war, und noch weniger jene feige Verbergung meines Namens und Karakters bey einem perſönlichen Angriff vergeben.“

Der

*) A Criticism on the Sixth Book of Virgil in answer to Mr. Warburton.

Des Verfaſſers Vorbereitung zu ſeiner römiſchen Geſchichte wird S. 139 alſo erzählt: „Sobald ich von der fruchtloſen Arbeit einer Geſchichte der ſchweizeriſchen Revoluzionen erlöſt war, (1768), fing ich allmählich an von dem Wunſch zu der Hoffnung, von der Hoffnung zu dem Entwurf, und von dem Entwurf zu der Ausführung überzugehen. Ich hatte von den Gränzen und dem Umfange meines hiſtoriſchen Werks noch einen ſehr unvollſtändigen Begriff. Die Klaſſiker aus dem ſpätern Zeitalter Roms, Tacitus, der jüngere Plinius und Juvenal, waren meine alten und vertrauten Geſellſchafter. Unmerklich ſtürzte ich in den Ozean der Geſchichte in dem Zeitalter des Auguſts; und nun ſuchte ich in einer abwärts führenden Reihe, faſt immer mit der Feder in der Hand, die Originale der griechiſchen und lateiniſchen Urkunden auf. vom Dio Kaſſius bis zum Ammian, von dem Reiche des Trajan bis zu der Zeit der weſtlichen Kaiſer. Als Beyhülfe dienten mir die Münzen, geografiſche und kronologiſche Inſchriften, und das Licht, welches ſie mir gaben, wurde überall ſogleich auf die gehörigen Gegenſtände übergetragen. Tillemont's Sammlungen, wo der Sammler durch ſeine unnachahmliche Genauigkeit bis zum Genie ſich erhebt, brauchte ich, um die zerſtreuten Atome meines hiſtoriſchen Wiſſens zuſammen zu halten, und in ein Fach zu bringen, wo ich ſie leicht wieder finden konnte. Die Annalen und Alterthümer Italiens von dem gelehrten Muratori führten mich auf mei-

nem

nem Wege durch die Finsterniß des mittlern Zeitalters; ich verglich sie fleißig mit den Parallelen oder vielmehr Querlinien des Sigoni und Maffei, Baroni und Pagi, bis ich fast die Ruinen Roms in dem vierzehnten Jahrhundert erreichte, ohne zu ahnden, daß eine Arbeit von 6 Quartbänden und 20 Jahren erfordert würde, um dieses letzte Kapitel niederzuschreiben. Unter den Büchern, welche ich kaufte, muß ich des Theodosianischen Kodex mit dem Kommentar von Jakob Godefredus dankbar erwähnen. Ich brauchte ihn (und das sehr oft) mehr in historischer als juristischer Beziehung. Man kann ihn fast in jeder Hinsicht als ein volles, großes Repertorium des politischen Zustandes des Reichs in dem 4ten und 5ten Jahrhundert betrachten. Da ich glaubte, und immer noch glaube, daß die Fortpflanzung des Evangeliums und der Triumf der Kirche unzertrennlich mit dem Verfall der römischen Monarchie verbunden sind: so erwog ich die Ursachen und Wirkungen dieser Revoluzion, und verglich die Erzählungen und Schutzreden der Christen mit den offenen oder feindlichen Blicken, welche die Heiden auf die entstehende Sekte geworfen haben. Die jüdischen und heidnischen Zeugnisse, so wie sie Dr. Lardner gesammelt und erläutert hat, waren hierbey mein Leitfaden, ohne mich jedoch der Prüfung der Originale selbst zu überheben; und in einer weitläuftigen Abhandlung über die wunderbare Finsterniß während der Kreuzigung, zog ich meine Schlußfolgen aus dem Stillschwei-

Zeiten des Perikles und Auguſts, ſeinen Geiſt gebildet, ſeine Phantaſie mit Modellen, mit idealiſchen Schönheiten angefüllt, ſeinen Geſchmak geläutert und feſter gemacht, und ſeinen Werken eine Regelmäßigkeit, eine Correction und Vollendung gegeben haben, die ihm izt mangelt; aber mit allen dieſen Vortheilen würde er nicht mehr Shakeſpear geweſen ſeyn; nicht mehr der urſprüngliche Genie, der Sohn der Phantaſie (wie ihn Milton nennt) deſſen wilde Töne, gleich dem Waldgeſang der freyen Nachtigall, die antwortenden Sayten unſers Herzens ſchneller und tiefer rühren, als das angelehrte künſtliche Lied des eingebauerten Canarienvogels.

Das frühzeitige Studium der Alten bildet allerdings den Genie; aber er entwikelt ihn nicht; ſeine eignen Anſtrengungen; die eigne Bearbeitung des Stoffs, den ihm die Natur zu Ideen und Modellen darbeut, ein immerwährendes Umdrehen um ſich ſelbſt (wenn anders dieſer Ausdruk den Gedanken, den ich dabey habe, ſichtbar macht) eigne Betrachtungen; ſcharfe Simen, als die Werkzeuge dazu; eine genaue Aufmerkſamkeit auf die unmittelbaren Eindrüke, welche die Gegenſtände auf ihn machen --- das iſt es, was den Genie entwikelt, was ſeine Nerven ſpannt und belebt, was ihm durch die reineſte Nahrung, die er unmittelbar gleichſam aus der Bruſt der Natur zieht, zu dieſem edeln Wuchs und zu dieſer geſunden Fülle

bringt,

ſchweigen eines ungläubigen Zeitalters. Meine vorbereitenden Arbeiten, welche mittelbar oder unmittelbar auf meine Geſchichte Bezug hatten, waren nun vollendet. Streng genommen, müſſen ſie noch etwas weiter über dieſe Periode meines Lebens, über die 2 Sommer (1771. und 1772), die zwiſchen dem Tode meines Vaters und meiner Niederlaſſung in London verſtrichen, ausgedehnt werden.“

„Kaum hatte ich mich in meinem Hauſe und in meiner Bibliothek eingerichtet, als ich die Ausarbeitung des erſten Bandes meiner Geſchichte unternahm. Im Anfang war alles dunkel und ungewiß, ſogar der Titel des Werks, das eigentliche Zeitalter, von wo aus ich die Abnahme und den Verfall des Reichs rechnen ſollte, die Gränzen der Einleitung, die Eintheilung der Kapitel und die Ordnung der Erzählung, und ich war oft in der Verſuchung, die ganze Arbeit von 7 Jahren wegzuwerfen. Die Schreibart eines Schriftſtellers ſoll das Bild ſeines Geiſtes ſeyn, aber die Wahl des Ausdrucks und die Gewalt über denſelben iſt die Frucht der Uebung. Ich machte viele Verſuche, ehe ich den Ton treffen konnte, der das Mittel zwiſchen einem ſaftloſen Annaliſten und einer rhetoriſchen Deklamazion iſt. Das erſte Kapitel arbeitete ich dreymal, und das zweyte und dritte zweymal aus, ehe ich einigermaßen mit ihrer Wirkung zufrieden war. Den folgenden Weg ging ich mit einem gleichern, ruhigern Schritt. Das 15te und 16te Kapitel, wel-

welche vorher einen groſsen Band ausmachten, erhielten durch eine dreymalige Durchsicht ihre gegenwärtige Gestalt, und sie könnten, ohne Verlust von Thatsachen oder Gedanken, noch gedrungener seyn als sie sind. Der kurzen, oberflächlichen Erzählung der ersten tyrannischen Regierungen von Kommodus bis bis auf Alexander, könnte man den entgegengesetzten Fehler Schuld geben, einen Fehler, den mir niemand vorgeworfen hat, als Hume bey seiner letzten Reise nach London. *) Den Rath eines solchen Orakels hätte ich einhohlen und mit vernünftiger Huldigung befolgen können; aber ich wurde der bescheidenen Gewohnheit, die Handschrift meinen Freunden vorzulesen, bald überdrüßig. Einige von ihnen loben aus Artigkeit, andere tadeln aus Eitelkeit. Der Verfasser selbst ist der beste Richter seiner Arbeit; niemand hat so tief über den Gegenstand nachgedacht, niemand hat ein so wahres Interesse an dem Schicksale seiner Schrift, als er."

Einige andere Umstände, die auf dieses Werk Bezug haben, stehen S. 147: „Der erste Band meiner Geschichte, dessen Vollendung durch die Neuheit und dem Sturm einer ersten Sitzung im Parlament, dessem Mitglied ich geworden war, etwas ver-

*) Gibbon kannte die teutsche Bearbeitung dieser Einleitungskapitel durch Hrn. Wenk in Leipzig nicht, der diese Lücken durch eigene gelehrte Zusätze zu ergänzen gesucht hat.

verspätet wurde, war nun für die Presse fertig. Nachdem mein Freund Hr. Elmsley den ihm mißlich scheinenden Verlag von sich abgelehnt hatte, schloß ich mit Thomas Cadell, Buchhändler, und William Strahan, einem ausgezeichneten Buchdrucker, einen Kontrakt auf billige Bedingungen ab. Sie übernahmen die Besorgung und die Gefahr der öffentlichen Bekanntmachung meines Werkes, welches mehr Kredit von dem Nahmen des Buchladens als von dem seines Verfassers erhielt. Die gedruckten Probebogen wurden meiner Aufmerksamkeit zur letzten Durchsicht übergeben, und hier entdeckte und vertilgte ich erst noch viele Flecken meiner Schreibart, die ich in der Handschrift nicht gesehen hatte. Unsere Hoffnungen waren so mäßig, daß der erste Druck auf 500 Exemplare beschränkt werden sollte. Der profetische Geist des Hrn. Strahan gab Anlaß, daß diese Anzahl verdoppelt wurde. In dieser bangen Zwischenzeit wurde ich weder von der Hoffnung des Ruhms aufgeblasen, noch durch die Furcht vor Verachtung niedergeschlagen. Die Zeugen meines Fleißes und meiner Genauigkeit waren in meinem Bewußtseyn. Die Geschichte ist an und für sich schon ein populärer Gegenstand, der umfassendsten so wie der eingeschränktesten Geisteskraft angepaßt. Ich hatte überdieß einen berühmten Gegenstand gewählt. Rom ist dem Schulknaben und dem Staatsmann bekannt, und meine Beschreibung ist aus der letzten Periode der klassischen Schriftsteller genommen. Ich schmeichelte

chelte mir auch, daß ein aufgeklärtes, freyes Zeitalter eine Untersuchung über die menschlichen Ursachen des Fortganges und der Befestigung des Christenthums ohne Aergerniß aufnehmen würde."

Hier folgen interessante Geständnisse über die Streitigkeiten, in welche ihn die zwey ungläubigen Kapitel verwickelt haben. Er gesteht, daß er etwas leiser aufgetreten seyn würde, wenn er so viel Aergerniß für die Schwachen, so viel Hader von den Streitbaren daraus besorgt hätte. „Doch der Pfeil war einmal abgeschossen, die Lärmglocke angezogen, und meine Beruhigung war, daß, möchte auch das Geschrey unserer Priester noch so bitter seyn, es ihnen doch an Macht zu thätiger Verfolgung fehle." Er war fest entschlossen, auf keinen Angriff zu antworten, bis Davies zu Oxford ihm historische Verfälschungen vorwarf. Da erst schrieb er seine Vindication, die er aber nicht einmal in Quart drucken ließ, damit sie nie neben sein Werk gestellt würde. Mr. Davies erhielt für seine Angriffe einen königlichen Gnadengehalt, und dies, so wie der Umstand, daß Dr. Watson und Abthorpe sich an ihm die bischöfliche Würde erschrieben, machte ihm große Freude. Seine achtungswürdigsten Gegner waren Dalrymple, White und Priestley. Letztern verwies Gibbon in einem Briefe, (der schon früher aus dieser Sammlung im European Magazine abgedruckt wurde,) auf seine fosikalischen Untersuchungen, und führte ihm das Beyspiel seines

nes Vorgängers Servetus zu Gemüthe, der bloß dadurch noch gekannt sey, daß er eine fysiologische Entdeckung über den Lauf des Bluts aus der Lunge zum Herzen gemacht habe. „Wenn nur, setzt Gibbon doch mit sichtbarer Bitterkeit hinzu, seine Aufruhrstrompete nicht einmal die Obrigkeiten eines freyen Landes aus ihrem Schlummer aufweckt!“ *) Seine Bekenntnisse über diese Zänkereyen schließen sich mit folgenden Worten: „Ich gestehe aufrichtig, daß ich beym ersten Losbrennen der geistlichen Artillerie etwas zusammenfuhr. Als ich aber bemerkte, daß alles dies Krachen und Donnern nur ein leerer Schall sey, ward ich unwillig; bald aber verwandelte sich aller Unmuth in Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit.“

Der Schluß der Erzählung ist S. 170: „Ich habe es gewagt, den Augenblick der Empfängniß zu bezeichnen; ich will nun auch die Stunde der vollendeten Geburtsschmerzen angeben.“ „Den 27sten Junius 1787 zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht schrieb ich die letzten Zeilen der letzten Seite meines Werks in einem Sommerhause in meinem Garten nieder. Ich legte meine Feder weg, und ging einigemale in einem bedeckten Gange von Aka-

*) Aber beym Aufruhr zu Birmingham 1791, dessen spätere Folge Prieſtley's Auswanderung nach Nordamerika war, schliefen wohl die Obrigkeiten auf dem andern Ohre?

Akazienbäumen auf und ab, wo ich eine Aussicht auf die Gegend, die See und die Berge hatte. Die Luft war gemäßigt, und der Himmel heiter; die silberne Scheibe des Mondes strahlte ihr Ebenbild aus dem Wasser zurück, und die ganze Natur war stille. Die ersten Gefühle von Freude über meine wieder erhaltene Freyheit und über meinen vielleicht befestigten Ruhm will ich hier nicht verhehlen. Aber mein Stolz wurde bald gedemüthigt, und über meinen Geist verbreitete sich eine düstere Melankolie, durch den Gedanken, daß ich auf immer von einem alten und angenehmen Gesellschafter Abschied genommen hätte, und daß das Leben des Geschichtsschreibers, welche Dauer auch seine Geschichte haben mag, kurz und von hundert Zufälligkeiten abhängig seyn müsse."

„Ich will noch zwey Thatsachen hinzufügen, welche selten bey einer Ausarbeitung von sechs Quartbänden vorgekommen seyn mögen.

1) Meine erste rohe Handschrift wurde, ohne daß irgend eine Abschrift dazwischen gemacht wurde, in die Presse geschickt.

2) Nicht Ein Bogen wurde von anderen Menschenaugen als von denen des Verfassers und Druckers gesehen; die Fehler und Verdienste sind ausschließlich mein."

Sonderbar ist Gibbon's Urtheil über Burke's neueste politische Glaubensänderung. „Ich unterschreibe

schreibe Hrn. Burke's Ueberzeugungen über die französische Revoluzion. Ich bewundere seine Beredsamkeit, billige seine Politik, verehre seine ritterliche Abentheuerlichkeit, und möchte bald seine Ideen über kirchliche Verfassung entschuldigen. Ich wollte einmal ein Todtengespräch zwischen Lucian, Erasmus und Voltaire schreiben, die sich gegenseitig über die Gefahren besprechen sollten, die aus der Lächerlichmachung des alten Aberglaubens beym gemeinen, fanatischen Haufen entstehen."

Diese Memoiren schließen sich mit des Verfassers Rückkehr nach Lausanne, und mit einer melankolischen Betrachtung über unsere unverbürgte Lebensdauer.

B . . .

II.

Ueber

die Borromäiſchen Inſeln und die Gegend von Arona.

Aus den noch unüberſetzten Briefen des Abbe' Andres über Italien. *)

Von Anghiera, einem nahmhaften Städtchen, am Lago maggiore gelegen, deſſen Ufer ringsum

*) Der Titel dieſer für den gegenwärtigen Augenblick ſehr intereſſanten Briefe iſt Cartas familiares del Abate Juan Andres a ſu hermano. Madrid. 1793. in 12. Die hier ausgezogene Stelle ſteht Carta III. p. 61. Der Ueberſ.

Selbſt der Homeriſche Zevs, der doch, als das Oberhaupt der von Zevs abſtammenden Könige, kein geringes Behagen an Schlachten und Kriegsgetümmel findet, blickt zuweilen vom Kriegsſchauplatz am Skamander und Simois zu den friedlichen Gefilden der Myſier und der treffſichen Pferdemelker, die die gerechteſten ſind auf der allernährenden Erde. Gerade ſo werden vielleicht manche unſerer Leſer, die ihre Augen unverwandt auf das blutige Schauſpiel jenſeits der Alpen hefteten, gern ihren müden Blick auf einem der lachendſten und grünendſten

Wins

mit Dörfern und reizenden Landsitzen umgeben ſind, fuhren wir in einem Boot, das mit allen nöthigen Bequemlichkeiten verſehen war, über die klaren, ruhigen Gewäſſer des Sees, und gelangten an Iſola bella, die ſich uns ſchon von weitem in einer höchſt anmuthigen und bezaubernden Anſicht darſtellte.

Wiewohl ich mich nicht mehr aller einzelnen Schönheiten dieſer Inſel erinnern kann, ſo werde ich

Winkel dieſes gelobten Landes, auf den Inſeln des heiligen Borromeus ruhen laſſen, auf welchen jetzt auch die dreyfarbige Flagge weht. Man weiß aus Jean Jaques Selbſtgeſtändniſſen, daß er einige Zeit zweifelhaft war, ob er die Scenerey zu ſeiner neuen Heloiſe in die romantiſchen Gegenden von Meillerie und Vevay oder auf dieſe insulas fortunatas im Lago maggiore verlegen ſollte. Und neuere Reiſende, die dieſe Zauberinſeln aufmerkſam beobachteten, verſichern, daß man an Ort und Stelle ſelbſt in dieſem Zweifel gar nicht die Unentſchiedenheit finde, die einige ausſchließend begeiſterte Bewunderer der Scenen am Genferſee darin zu finden glaubten. Wer Luſt hat, dieſe entzückenden Fleckplätze wenigſtens in einer getreuen Abbildung vor ſein Auge zu bringen, der ſehe die drey ſchönen, in Aquarellmanier kolorirten Anſichten auf dieſe Inſelgruppe, die Hr. Kraus, einer unſerer beſten Landſchaftzeichner und Mahler, als Augenzeuge, vor kurzem herausgegeben hat. Sie machen die dritte Lieferung ſeiner maleriſchen Anſichten aus verſchiedenen Ländern Europa's.

ich doch nicht den Eindruck vergeſſen, den ihr Anblick auf mich machte, noch das Entzücken und die trunkene Begeiſterung, worin ich ſchwebte, ſo lange ich mich darauf befand. Man halte die Inſeln der Kalypſo und der Alcina, oder andere, welche uns die Fantaſie der Dichter ſchildert, nicht für fabelhaft oder übertrieben; ſie erreichen alle die Wirklichkeit nicht, und kommen dem nicht bey, was wir mit unſern eigenen Augen in der Iſola bella ſehen. Welchen theatraliſchen Anblick gewähret ſie nicht, je näher man ſie betrachtet! Mitten aus dem Waſſer erhebt ſich ein ſchöner und anmuthiger Berg, in pyramidaliſcher Geſtalt, in verſchiedene Terraſſen vertheilt, die mit Pflanzen und Bäumen beſetzt ſind, welche Geſicht und Geruch ergötzen. Zwey kleine Thürme von gefälliger Form, an beyden Ecken des Gartens, die nach dem See gehen, dienen der Inſel mehr zur Zierde als zur Vertheidigung, und enthalten einige niedliche Zimmer, woraus man eine bequeme Ausſicht über die weite Fläche des Sees und ſeine Ufer hat. Dieſe Anſicht, die man beym Annähern hat, das beym Landungsplatz befindliche kleine Arſenal für die Borromäiſchen Schiffe, eine einladende Stille der Seeküſte, ein bequemer und breiter Weg hinauf, ein Platz mit Kanonen und andern Kriegsgeräthſchaften, eine Kirche und der große Pallaſt ſtellen die erſte Scene dieſes prächtigen Schauſpiels dar. Aber tritt man in den Vorhof, ſteigt man die Treppe hinauf, durchwandelt die prachtvollen Zimmer, betrachtet die ſchätzbare Bil-

bringt, welche die wahren Genien ſo ſtark von den Nachahmern (ſelbſt von denen, welche würklich Genie haben) unterſcheiden. Wäre Shakeſpears Geiſt, anſtatt ſich ſelbſt und der Natur überlaſſen zu ſeyn, nach Muſtern gebildet worden; und nach was für Muſtern? Nach ſolchen, welche keine Hofnung ſie nur zu erreichen, geſchweige zu übertreffen übrig laſſen: Meynen wir, daß er dieſe Kühnheit behalten haben würde, die ihn oft über die Schranken ſelbſt, welche die Natur unſerm Geiſte geſezt hat, hinwegreißt? Meynen wir, wenn ſein Gedächtnis mit Gemählden, Gedanken und Sprüchen aus den claßiſchen Schriftſtellern angefüllt geweſen wäre, er würde ſo reich an urſprünglichen Gedanken, an feinen Bemerkungen, eignen Wendungen, an Verknüpfungen von Ideen, die uns in dem nemlichen Augenblik durch ihre ſcheinbare Seltſamkeit befremden, und durch ihre Wahrheit zum Beyfall nöthigen, geweſen ſeyn; er würde ſo ſtark, mit ſo feſten, mit ſo feurigen Zügen geſchildert, er würde ſo viel neue Seiten in der Natur entdekt, ſo viel neue und reiche Minen von Schönheiten aufgegraben haben, welche er zum Theil noch roh, ungeläutert und unabgeſchliffen hingeworfen, und künftigen Thomſons und Richardſon zu bearbeiten überlaſſen; oder glauben wir, wenn er ſich in ſeiner Jugend ſchon an die Manier der Alten gewöhnt hätte, er würde dieſe neuen und ſchimmernden Farben gefunden haben, welche, in tauſend bewundernswürdigen Stellen, ſei-

dergallerie, spatziert auf den Terrassen, sieht die Grotten, Statuen, Obelisken und mancherley Ziersathen, und bedenkt, daß man alles dies auf einem unfruchtbaren und ungestalten Felsen genießt, der durch Menschenhände mit weit hergebrachter und in Terrassen aufgeführter Erde bedeckt worden, und daß alles, was man sieht, ein der Natur fast abgezwungenes Werk der Kunst ist: so wird das Gemüth von einer entzückenden Bewunderung hingerissen, und glaubt, in ein bezaubertes Land versetzt zu seyn. Was mich aber am angenehmsten überraschte und den lebhaftesten Eindruck auf mich machte, war eine Art von Entresol, oder eine vollständige Wohnung, mit Saal und Nebenzimmern, Gallerie, Statuen, Zierathen und Bequemlichkeiten, alles in groteskem Geschmack, der Fußboden, die Wände und die Decke mit kleinen Steinen von allerley Farben ausgelegt; ja selbst die Statuen und Verzierungen sind aus solchen Steinchen und Muscheln mit eleganter Simplicität zusammengesetzt. Die Gallerie und einige Erker, die auf den See gehen, und fast das Wasser berühren, vermehren die liebliche Frische und Kühlung, die man hier genießt, und den Reiz der Neuheit, der sich um das ganze Gebäude verbreitet. Geht man aus dem Pallast heraus, so findet man allenthalben Blumen- Gemüß- und Obstgärten, Citronenwälder, Gebüsche mit Gruppen von schönen Bäumen versetzt, kühlende Schatten, einladende Lauben, lachende Aussichten und ein frisches Grün mit Anmuth

muth und Ergötzen verbreitet. Ich habe diese Insel des Abends und Morgens durchwandert, und ich kann nicht sagen, zu welcher Tageszeit sie mir am schönsten vorgekommen.

Isola Madre ist vielleicht die vornehmste der Borromäischen Inseln. Auf der Isola bella ist alles künstlich; die Insel selbst steigt nur mit Hülfe der Kunst aus dem Wasser, durch die aufgeführte Erde und durch die Mauern, Bögen und Dämme, die angebracht sind. Alles, was dort erzeugt wird, ist von außen hineingepflanzt oder gesäet; man erblickt dort kein einheimisches oder freywilliges Gewächs, sondern nur, was Eigensinn und Fleiß dahin gebracht hat. Auf der Isola Madre ist alles natürlicher. Sie ist, so viel ich mich erinnere, die größte von den Borromäischen Inseln, aber nur durch die Hand der Natur, nicht durch Hülfe der Kunst. Das Haus ist groß und bequem, aber ohne die städtischen Zierathen und studierten Bequemlichkeiten der Isola bella. Die Gärten sind mehr im ländlichen Geschmack, aber eben so anmuthig und ergötzend; eine beträchtliche Fasanerie und andere Annehmlichkeiten vermehren den Reiz dieser Insel. Kurz, jede von beyden Inseln hat ihre eigene Schönheit und Anmuth. Natur und Kunst wetteiferten mit einander, wer seine Lieblinge am besten ausstatten könnte.

Von Isola bella fuhr ich den folgenden Tag nach Strezza, einem nahe dabey gelegenen Oerts-

chen, um das schöne, nach holländischer Art ausmöblierte Haus, nebst den Gärten des Bolongari zu sehen, der eben damals krank lag, und kurz darauf starb. Dieser merkwürdige Mann war ein Bauer dieses Ortes, der das Feld verließ, nach Holland ging, sich auf den Handel legte, und in wenig Jahren mit Schnupftabak und andern Waaren Millionen gewann. Er verheyrathete eine von seinen Töchtern an den berühmten Krevenna, Besitzer der kostbaren Bibliothek, wovon der Katalogus gedruckt ist, überließ ihm das Haus und den Handel, und begab sich mit seiner Frau und der andern Tochter wieder in sein Vaterland, um seine Tage im ruhigen Genuß seines großen Reichthums zu beschließen. Daselbst bauete er neben seiner elenden väterlichen Hütte, die er mit gewissenhafter Sorgfalt erhielt, ein reiches und herrliches Haus, wo er mit Ruhe, Anstand und Bequemlichkeit lebte. Obgleich die harte Krankheit desselben uns seiner Gesellschaft beraubte, so konnte man doch seine gewohnte Gastfreyheit aus den beständigen Anerbietungen und freywilligen Höflichkeiten sehen, womit uns seine Bedienten bey jedem Schritt entgegen kamen, indem sie uns bald Schokolade, Kaffee, Milch, Limonade und andere Getränke, bald Früchte und Blumen, und alles, womit sie glaubten uns gefällig zu seyn, anboten. Das schöne und bequeme Haus, das einem kleinen Pallaste ähnlich sieht, die wohl unterhaltenen Gärten, die etwas neues und fremdes in der Anlage haben, erregen mit Recht

die

die Neugierde der Fremden; aber die Erinnerung der sonderbaren Umstände, die den Anfang und das Ende des Lebens ihres Besitzers auszeichnen, macht, daß man dies alles mit mehr Vergnügen und Theilnahme sieht, als alle stolzen Palläste und prachtvollen Gärten derer, die ihre Größe nur als Erbtheil fortpflanzten.

Von da begaben wir uns nach Aronà, einer kleinen Stadt in den Staaten des Königs von Sardinien, wo das Haus Borromäi auch große Besitzungen hat, und in dem Schlosse eine Garnison unterhält. In diesem Schlosse wird das Zimmer mit Erfurcht erhalten, wo der heilige Karl Borromäi gebohren wurde, und jetzt eine Kapelle angelegt ist, nebst andern Denkmalen dieses großen Heiligen. In Arona stiftete er eins von den vielen Seminarien, die er zur gelehrten und religiösen Erziehung der Geistlichkeit in verschiedene Gegenden seiner Diöces vertheilte. Daselbst errichtete, auf einem geräumigen, mit vielen Kosten dazu geebneten Platze, der Kardinal Friedrich Borromäi, zum Andenken seines heiligen Oheims, eine kolossalische Statue, die von weitem von verschiedenen Theilen des Sees gesehen, das Andenken des berühmten Koloß von Rhodus erneuert, und zur Verehrung dieses großen Heiligen ermuntert. Sie ist von Bronze, und soll sechzig Fuß hoch seyn. Man sagte mir, daß der Kopf einige Personen bequem fassen könne. Ein Bevollmächtigter des Hau-

ses

ſes Borromäi, von etwas mehr als gewöhnlicher Länge, verſicherte mich, er ſey durch einen Arm, der horizontal liegt, von dem Ellenbogen bis zur Hand gegangen. Unter dieſem Arme hält er ein Buch von ſolcher Gröſſe, daß ich mit meinem Stocke kaum das Zeichen berühren konnte, welches man mit Fleiß gemacht hat, um die Höhe zu zeigen, wohin das Buch reichen würde, wenn es auf der Erde ſtünde. Hieraus kann man ſich eine Vorſtellung von dieſer koloſſaliſchen Statue machen, die auf einem verhältnißmäßigen Piedeſtal erhöht iſt. In Arona ſind verſchiedene Kirchen und Klöſter, die nebſt andern Gebäuden und Privathäuſern dieſer Stadt ein edles Anſehen geben.

III.

Auf den Tod
Sir William Jones. *)

Wenn ich oft um Mitternacht händeringend
Einen Flammenblick zu den Sfären ſandte,

Die

*) Veranlaßt durch das Denkmal, welches dieſem großen und edlen Manne Herr O. K. R. Böttiger in der teutſchen Monatsſchrift, 1796. St. 3, geſetzt hat.

Die du überflogst auf der Lichtbahn zu dem
Tempel des Ruhmes,
Und der Thränen glänzendste, heisser, schöner
Als die Thräne, welche der Knabe Cäsar
Vor dem Macedonier weinte, meinen
Wimpern entglühte:
Ach, da ahnt' es nimmer der Jünglingsseele,
Daß der Zähren bitterste, wie sie Maro
Seinem Varus weihte, so bald befeuchten
Würde die Wangen!
Ach, sie fließet! fließt in die Thränen, die der
Pundi, die der Priester der Themis deiner
Insel, die der lechzende Sucher neuer
Kenntniß vergießet.
An der Themse und an des Ganges Ufern,
An der Donau und am Gestad' des Pontus,
Schwimmen solche köstliche Perlen in den
Augen der Edlen.
Aufgeflicht vom Genius reiner Menschheit,
Eingewebt der funkelnden Sternenkrone
Deines Ruhmes, werden sie ewig leuchtend
Herrlicher prangen,
Als das Lob der Akademieen, als der
Blüthenkranz den Barden in deinen Namen
Schlingen, als ein ehernes Denkmal bey der
Könige Gräbern.
Aber du, beweint von den Völkern zweyer

Erden,

Erden, du wirst stürzen, mit Blitzesflügeln
Und mit Wogendrang, in die lichten Sfären
Höherer Weisheit;
Und als guter Genius zu dem Wand'rer
Niederwallen, der, mit dem schwächern Stabe
Seiner Kenntniß, muthig genug ist, deinen
Pfad zu verfolgen. *)

Wien im Jul. 1796.

Joseph von Hammer.

IV.

*) Ich freue mich, den Lesern des Merkurs, die sich der meisterhaften Uebersetzung eines türkischen Gedichts über die letzten Dinge im Juliusstück d. J. gewiß noch mit lebhaftem Vergnügen erinnern, die angenehme Botschaft mittheilen zu können, daß Hr. von Hammer, der dem großen William Jones mit so herzlicher Bescheidenheit und Innigkeit ein Denkmal gesetzt hat, wie es wohl auch neben den Elegien eines Hayley und Maurice sehr gut bestehen kann, uns die Hoffnung gemacht hat, mehrere Blumen des Orients von Zeit zu Zeit unseren Sammlungen einzuflechten. Möge der edle Mann, in welchem unserm Vaterlande eine neue Hoffnung aufblüht, Muße und Aufmunterung in seiner eigenen Lage finden, um dies Versprechen recht oft erfüllen zu können!

IV.

Fortsetzung
der Betrachtung der schönen Natur
in Rücksicht auf die Werke der Kunst ꝛc.

(S. 7. Stück 1795. S. 302.)

Auf einer kleinen Lustreise von Rudolstadt den Saalgrund hinauf. Im August.

Wenn man auf dem halben Wege nach dem Dorfe Volkstädt, welches eine halbe Stunde von der Stadt liegt, durch den Schaalbach fährt, so hat man bey der Ein- und Ausfahrt desselben zweyerley verschiedene Landschaften vor sich. Der Weg geht in gerader Linie bis zum Schaalbach, der ihm von Abend entgegen kömmt; hier vereinigt er sich mit ihm, und nimmt eine Wendung in einem rechten Winkel nach dem gegen Mittag liegenden Dorfe zu. Auf der Höhe des Weges, vor der Einfahrt in den Bach, dessen wildes Ufer mit Erlen beschattet ist, sieht man in ein nahes, enges Thal, wo das Dorf Schaala versteckt liegt. Das Thal ist duster und wild mit Holzungen umgeben, in welche sich bebuschte Wiesen und Felder hinauf ziehen. Unten an dem Bache, wo der Weg durch denselben geht, erblickt man einen kleinen Wasserfall, der bey einer Gruppe von Erlen herunter fällt, und mit ihm zur Seite den Schaaler Weg, welche beyde Gegenstände

zusam-

zuſammen, von einem mahleriſchen Auge betrachtet, ein artiges Ruisdaeliſches Gemählde machen. Da hier gerade der Ort iſt, wo der Weg, mit dem ihm entgegen fließenden Waſſer, ſeine Wendung nimmt, und in der Tiefe des Weges die Baumgruppe am Waſſerfall die Einſicht ins Thal verbirgt, um ſich allein dem Auge darzuſtellen: ſo wird der Blick hier gehalten, um die Aufmerkſamkeit auf die nahe Scene, ungeachtet des geſchwätzigen Baches, zu richten. Man fährt etwa hundert Schritte durch den Bach und überläßt ihn ſodann ſeinem noch kurzem Laufe links in die Saale, um ſich der offenen Ausſicht nach Mittag auf die Gegend von Volkſtädt zu erfreuen. Das Dorf liegt rechts an der Saale, die zwiſchen ihm und den Bergen an angenehmen Viehweiden verfließt, und ſich mit freiem Laufe im geöffneten Thale ſchlängelt. Der Weg von Volkſtädt über Schwarze nach Saalfeld iſt immer angenehm; noch ſchöner aber wird er dann, wenn man ſich von hier aus links in den Saalgrund lenket, wo man einigemal das Waſſer paſſiert, und rund herum von mahleriſchen Gegenden umgeben iſt. Wenn man eine Strecke gefahren iſt, ſo wird der Grund enger; der rothe Berg zur Linken an der Saale, der gleich von Saalfeld aus ſeinen Anfang nimmt, tritt hier in ſeiner Höhe mit kahlen Steinmaſſen hervor, und gebietet dem Waſſer ſeine Laufbahn, das ſchneidend an ſeinem Fuße hinzieht. Zur rechten Seite ſind Wieſen von Holzungen eingeſchloſſen. Die erſte ſchöne Ausſicht iſt eine Mühle auf der Wieſe

unter

unter Bäumen, hinter welcher in einer Krümmung das Waſſer an dem Felſen vorfließt. Der Tag unſerer Reiſe drohte ſchon vom frühen Morgen mit regneriſchem Gewölke, welches an den Bergen herumzog, und mit den Strahlen der ſteigenden Sonne kämpfte. Dieſe Erſcheinung hatte ſehr viel fraspantes, indem ſich immer abwechſelnde Beleuchtung und Schattierung erzeugte. Die Wolken fingen dann an, ſich von Zeit zu Zeit zu ergießen, und auf einmal ſtellte ſich eines der prächtigſten Gemählde dar. Der Regen fiel hinter der Mühle und verſchleyerte die ferne Felſenreihe, ſo daß ſich die ſanfteſten Formen und Abſtufungen der Berge bildeten; der Vorgrund war ſaftig vom Regen gefirniſſt, die Saale duftete, und zur Seite erhob ſich über ihr im Glanze der Sonne die Felſenmaſſe, auf welcher vom Regen benetzte Schieferſplitter, zwiſchen grünem Mooſe, wie Diamanten in einem Kranze von Myrten auf der röthlichen Stirn eines jungen Mädchens blitzten.

Ueber ſolche Erſcheinungen der Natur kann ſich die Dichtkunſt mehr als die Mahlerey erklären, welche ſtaunend vor dem unnachahmlichen Schauſpiel ihre Hand ſinken läßt. Dergleichen Schönheiten müſſen in der Natur ſelbſt betrachtet werden, und ſie können, wie ich in der letztern Betrachtung geſagt habe, auch mit Worten nicht hinlänglich ausgedrückt werden. Ich habe kürzlich eine ähnliche Schilderung in einer Stelle der Reiſe von

nen Gemählden ſo viel Stärke, ein ſo blühendes Leben, einen ſo zauberiſchen Firniß geben?

Man wird mir vielleicht einwenden, daß Milton und Thomſon, die einzigen Engliſchen Dichter, (denn Young iſt ſelbſt ein Original) deren Genie mit dem Shakeſpeariſchen verwandt zu ſeyn ſcheint) durch das Studium der Griechiſchen und Römiſchen Modelle ihre Werke augenſcheinlich zu einer gröſſern Vollkommenheit gebracht haben, ohne von dem ſchöpferiſchen Geiſt und dem Feuer der Einbildungskraft zu verliehren, wodurch ſie ſich über den gröſſeſten Theil aller übrigen Dichter emporgeſchwungen. Ich gebe als etwas unläugbares zu, daß dieſe Dichter durch den vertrauten Umgang mit den Alten gewonnen haben; aber ob ſie nichts dabey verlohren haben, ob ſie, ohne dieſelbe, bey mehr und gröſſern Fehlern, nicht einen gröſſern Grad natürlicher Stärke hätten erreichen können, iſt eine andre Frage, die ſich nicht ſo leicht ausmachen läßt.

Indeſſen bin ich weit entfernt, die Horaziſche Regel, vos Exemplaria græca &c. durch dieſe Betrachtung um ihr gegründetes Anſehen bringen zu wollen. Die Italiäner haben einen Dante, die Engländer einen Shakeſpear, welche beyde der Natur ungleich mehr als der Kunſt und der Nachahmung zu danken haben. Es iſt nicht zu erwarten, daß jemals viele ihres gleichen entſtehen werden.

Johann gefunden, welche gewiß sehr treffend ist, die man aber, ohne die Natur vor Augen zu haben, nicht in ihrer ganzen Vollkommenheit sich denken kann. Es ist das Bild vom Bodensee Seite 203 von der 3ten Zeile bis zur 7ten: „Und da liegt der See vor meinen Augen! — Ein schöner Chrysolith, dessen reines Grün durch einen Rosenflor mit zarten Silberfäden durchzogen, lieblich hervorschimmert.“ So sehr es der Dichter in seiner Schönheit empfunden und mit mahlerischen Worten beschrieben hat, so werden doch viele Leser, denen nicht ähnliche Erscheinungen in der Natur vorgekommen sind, sich dieses Bild nicht lebhaft genug vorstellen, und mancher wird diese Stelle leicht übergehen, ohne das Gefühl des Künstlers in seinen Worten zu bemerken.

Die Felsenwand zur Linken an der Saale zieht sich in der Gegend weiter fort, und ist als der vorzüglichste Gegenstand zu erkennen; sie wechselt immer in ihren Formen ab, hier und da mit Gebüsch bewachsen. Bey Obernitz erhebt sie sich noch einmal ganz malerisch in rothen und grauen Massen, an ihrer Stirn mit Grün verziert, und das weiße und blaue Schloß daneben, auf einem etwas niedrigern Felsen mit grüner Bekleidung, kontrastiert in einem heitern Anblick gegen die rauhe Felsenmasse. Das Wasser fließt unten in einer Krümmung vorbey nach der Lage der Gegend, und hier hat die Natur mit Vereinigung der Kunst sich zu einem seltnen Gemählde ausgebildet.

Von

Von dem Dorfe Obernitz kommt man bey Reschwitz links vorbey; hier werden die Felsen zur Linken immer niedriger und verwandeln sich in buschigte Ränder, die sich endlich ganz verlieren. Man fährt hier wieder durch die Saale, welche eine Krümmung von der rechten Seite her nimmt. Die Aussicht wird etwas geöffnet; die Berge werden auf der rechten Seite höher; die Saale fließt unter ihnen hin, und scheint sich nicht mehr von diesen niedrigen Rändern lenken zu lassen. Der Wechsel der Gegenstände macht auf das Auge einen neuen Eindruck, indem sich nun ein anderes großes Gemählde durch eine hohe Pappelgruppe am Ufer des Wassers ankündiget. Wir nahmen unsern Weg seitwärts, und die Saale verschwand mit der schönen Natur.

C. K.

V.

Ueber eine ergiebige Quelle mahlerischer Ideen.

An einen jungen Künstler.

Wenn der gestrige Abend bey Ihnen eben so schön war, mein lieber L., als in unserer Gegend, und wohin man Sie allein ließ, so irrten Sie unfehlbar auf Bergen und Feldern mit der Schreibtafel umher, und skizierten die interessantesten Landschaftspartien, oder auch Gruppen und Gesichter, die sich Ihnen auf Ihrer Irrfahrt zeigten. Wäre ich bey Ihnen gewesen, Sie hätten vielleicht noch etwas mehr skizziert, wenigstens skizieren gelernt. Denn der gestrige Abend war im Grunde zu schön, um das, was ich Sie hätte lehren wollen, in Ausübung zu bringen, ja sogar, um Ihnen nur einen gründlichen Unterricht zu ertheilen.

Sie merken doch wohl, daß ich auch unbescheiden seyn kann? — Oder glauben Sie nicht, daß ich das sey, wenn ich einen Mann, der so viel Ansprüche auf Talent, Kunstfertigkeit und baldige große Celebrität machen kann, wie Sie, etwas Neues in seiner Kunst zu lehren verspreche? — Noch dazu, da ich es in Ihrer Kunst nie weit gebracht, und nun, in der Ueberzeugung daß meine

meine geringe Anlage früher mißleitet worden, und ich mir, bey der wenigen Zeit die ich jetzt noch darauf verwenden kann, nie, auch nur zur Hälfte, werde genugthun können, schon eine geraume Zeit lang den Krayon und den leider! zu früh geführten Pinsel mit einer Art von Bannfluch niedergelegt habe. — Sey es dann! Die Schuld fällt auf Sie zurück. Was ich Ihnen hätte zeigen wollen, ist — um Ihre Erwartung nicht länger aufzuhalten — eine Quelle mahlerischer Ideen, und ich muß glauben, daß sie für Sie ganz neu ist, da ich Sie nie, auch nur entfernt, davon habe sprechen hören. Vielleicht ist sie von großen Zeichnern längst mit dem besten Erfolge genutzt, vielleicht der Talisman, der ihnen Kompositionen und Attitüden auf die Leinwand hat zaubern helfen, deren Erfindung uns ein Wunder däucht.

Ich möchte recht gern, nachdem ich Ihre Erwartung aufs neue gespannt habe, sie auch in der Geschwindigkeit befriedigen. Aber ich muß Ihnen noch voraus sagen, daß ich die Sache wirklich für nicht unwichtig halte, und darum voraus sagen, weil Sie sonst voraus lachen könnten. Ich weiß nicht, ob das, was ich in Absicht älterer Künstler davon behaupte, vollkommen wahr ist; aber die Möglichkeit ist da, und für mich auch die Wahrscheinlichkeit. Wenigstens getraute ich mir als Mahler, und besonders als Historienmahler, durch die Kraft meines Arkanums Sachen hervorzubringen, die so

ſehr für originell gehalten werden würden, als ſie es, dieſes Wort in gewiſſer Bedeutung genommen, in der That nicht wären, und wobey ich dennoch, ohne mich im Herzen einen Scharlatan nennen zu müſſen, verſichern könnte, daß ich ſelbſt geſchaffen habe.

Sie ſind Künſtler, Sie haben ſchon viel mittelſt der Fantaſie hervorgebracht, das Sie Ihr Eigen nennen können; Sie haben auch ſchon viel über die Natur und Beſchaffenheit dieſes Ihres Hauptwerkzeuges nachgedacht. Erlauben Sie mir indeſſen, daß ich Sie, ehe ich Sie wirklich zum Adepten mache, noch vorher ein wenig hiervon unterhalte. Vielleicht können Ihnen dieſe Prolegomena ſagen, in wie fern ich in der angenommenen Qualität eines Lehrers Ihr Zutrauen verdiene.

Die Fantaſie iſt ein ſchöpferiſcher, oder, wenn man lieber will, ein zauberiſcher Spiegel, der die Bilder, die er empfängt, meiſtens modificiert, oft bis auf die innerſte Grundlage umgeſtaltet, wiedergiebt. Zwar ließe ſich's denken, daß ſie klar, daß der Spiegel ſonnenhell wäre, und doch nur das Bild, ſo wie es iſt, und in keiner andern Beziehung als in der er es empfangen hat, wiedergäbe. Allein eine ſolche vollkommene, undankbare Treue der Einbildungskraft, ein ſolches todtes Nehmen und Wiedergeben der Bilder, widerſpricht der allgemeinen Erfahrung. Mit einiger Schöpferkraft dieſer Art iſt ſie immer begabt; aber proteiſch

ver-

verwandeln ſich die aufgefaßten Geſtalten nur in wenigen lebhaften Köpfen. Zwiſchen Shakeſpeare und Bav, zwiſchen Rubens und dem Mahler einer Niſche in dem Staatszimmer auf dem Lande, liegen unendlich viele Dichter- und Mahlerköpfe in der Mitte, wovon ſich keinem ſo wenig die Schöpferkraft der Fantaſie, als die Fantaſie ſelbſt abſprechen läßt, wäre ſie auch in den Werken des Unterſten von allen, im Vergleich mit denen des Oberſten, ſo wenig ſichtbar, als der Sonnenſtrahl um Mitternacht.

Am auffallendſten äußert ſie ſich indeſſen, wenn ſie ſogar das innere Weſen, die Dinge die man vor ſich ſieht, verändert, oder wenn ſie ſich bey einem gegebenen Bilde etwas ganz anders vorſtellt, als das Bild oder Ding iſt, etwas das nur durch den äußern Umriß, durch die ganze Maſſe, durch die Farbe, oder durch Licht und Schatten, einige Aehnlichkeit damit hat. Ein gemeines Beyſpiel der Art iſt, wenn man zur Nachtzeit einen alten kahlen Baumſtamm, worauf der Mond ſcheint, oder etwas ähnliches, für einen Menſchen anſieht, und je länger man den Gegenſtand betrachtet, den Menſchen deſto leibhaftiger zu erkennen glaubt. Hier nimmt der bleiche Schein oder das Holz die menſchliche Geſtalt an; der unbeſtimmte Umriß dehnt ſich an der einen Stelle aus, zieht ſich an der andern zuſammen, kurz, unſere Einbildungskraft erſchafft, ohne unſer Wollen, ein neues Weſen, wovon die

eine Hälfte außer uns, und die andere in uns exiſtiert, und deſſen Nichtſeyn uns oft lachen macht, wenn wir es näher unterſuchen. Außerdem aber, daß unſer Auge auf dieſe Weiſe unwillkührlich, oder von der Fantaſie getäuſcht, das Weſen der Dinge verändert, ſo kann es das auch willkührlich thun, und ſich nach Wohlgefallen bey jeder Sache (um ſo leichter, je unbeſtimmter ihr Umriß iſt) etwas anders vorſtellen, das in der Form eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit damit hat. Je näher dieſe iſt, deſto weniger hat die Einbildungskraft dabey zu thun, und dieſe ihre Operazionen fangen bey den bildenden Künſten ſelbſt an, und ſind hier am leichteſten; ja, es iſt dies das Geſetz, wonach dieſe einzig und allein auf unſere Sinne wirken. Der Kopf der Mediceiſchen Venus iſt doch kein wahrhafter Mädchenkopf, ſondern behauener Marmor, und ungeachtet der Künſtler es uns durch die Täuſchung beynahe nothwendig macht, darin den reitzendſten Mädchenkopf zu ſehen, ſo verwandelt ſich doch ſein wahres Weſen, wonach er ein todter Stein iſt, nur in unſerer Vorſtellung. Und auf dieſe Weiſe verwandeln ſich denn in unſerer Vorſtellung alle Dinge, wenn die Form nur einige Aehnlichkeit hat, in die dem innern Weſen nach heterogenſten, je nachdem die Einbildungskraft ſchöpferiſch, oder je mehr der Geiſt fähig und aufgelegt iſt Aehnlichkeiten zu finden, die ſich dann auch unwillkührlich, wenn ſchon mit unſerm Bewußtſeyn, nach den Regeln der Aſſociazion der Ideen, an einander knüpfen.

pfen. So können wir uns bey einem langen und spitzigen Felsen einen Riesen oder gewöhnlichen Menschen denken, und ihn durch das Suchen und Anordnen, durch die Bestimmung der Zacken, Absätze u. s. w. immer deutlicher daraus entstehen sehen; wobey, zum Ueberfluß, aus dem Alterthum das Beyspiel von dem Felsen in dem Frygischen Gebirge, der die verwandelte Niobe seyn sollte, und, nach der Versicherung des Pausanias, in der Ferne viel Aehnlichkeit mit einer weiblichen Figur hatte, wie auch die bekannte Gruppe von Nonne und Mönch, bey der Wartburg bey Eisenach, angeführt werden kann. Dabey scheint denn die Bemerkung nicht ohne Grund zu seyn, daß wir in leblosen Dingen mehr menschliche und thierische Gestalten als andere leblose Dinge finden; weil nehmlich alles menschliche, oder überhaupt lebendige, dem Menschen, vermöge seiner Natur, näher liegt, und er sich selbst, oder einen Theil des menschlichen Wesens, in Allem, was Aehnlichkeit damit hat, wie z. B. das Leben in der Bewegung, wieder zu finden glaubt. Und wir thun dies um so mehr, wenn irgend eine Leidenschaft uns den Menschen überhaupt, oder ein bestimmtes menschliches Wesen liebenswürdig oder hassenswerth, erwünscht oder schrecklich macht. Nachts in finstern Wäldern ist, außer dem gewöhnlichen Spiel der Fantasie im Dunkeln, eine solche Täuschung auch dann besonders häufig, wenn wir uns vor Räubern oder gar vor Geistern fürchten, und ein Petrarka sieht seine Laura sehr leicht in

etwas, das ein anderer, der bey kaltem Blute ist, mit Recht für einen mondbeschienenen Baumstamm, oder für reflektierte Lichtstrahlen hält.

Von diesen Metamorfosen der Einbildungskraft nun läßt sich der vortheilhafteste Gebrauch machen, und wer dieselben gehörig zu nutzen versteht, kann sich durch das Vorhalten gewisser Bilder zum Schaffen reitzen, und seinen Geist in eine Thätigkeit setzen, deren Frucht, weit entfernt ein bloßer gleichförmiger Abdruck des gegebenen Bildes zu seyn, wie des Stichs von der Kupferplatte, vielmehr ein gänzlich verändertes und verschönertes Bild, oder eine Form ist, der es ein anderer nicht leicht ansehen möchte, aus welchem Samen sie hervorgegangen ist. Und wenn selbst das originellste Genie, oder dasjenige welches noch so viel eigene ursprüngliche Kraft hat, sich durch das Lernen und Annehmen veredeln und vervollkommnen kann und muß; wenn es weder unnütz noch nachtheilig, noch weniger schimpflich für dasselbe ist, alles mögliche fremde zu nützen, um seine Kraft zu nähren, ihr Wege zu zeigen und Stoffe unterzuschieben, worauf und woran sie sich äußern kann (so weit nehmlich das Fremde das Angebohrne nicht unterdrückt — ein Punkt, den diejenigen gar sehr hervorheben werden, die etwa nicht mit mir einverstanden seyn sollten); wenn es noch viel weniger andern talentvollen Köpfen, die gleichwohl den Nahmen der Originalgenies nicht verdienen, zu verargen ist, wenn sie sich

durch

durch gewiſſe Hülfsmittel zu einer Bildung, wenn ſie ihren Vorrath zu einer Fülle und ihre Kraft zu einer Gewalt für den Moment und für alle Zukunft zu erheben ſuchen, wozu ſie und dieſe durch ſich ſelbſt nie gelangen würden; und wenn endlich ein Künſtler überhaupt oft eines Sporns zur Erweckung ſeines Geiſtes bedarf, und nie zu viel Mittel der Art vorgeſchlagen werden können: ſo hoffe ich in jeder Hinſicht, daß Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit im voraus nicht entziehen werden, wenn ich Ihnen ein neues Mittel von dieſer Gattung, aus der Verwandlungskraft der Fantaſie hergenommen, anzuzeigen verſpreche.

Vielleicht rührt meine Beſorgniß, daß mein Mittelchen, oder die Quelle mahleriſcher Ideen die ich Ihnen zeigen will, anfänglich von dieſem oder jenem werde belacht werden, bloß von einer grundloſen, mir eigenen Aengſtlichkeit her. Indeſſen würde auch das räſonnierteſte Lächeln mir die Ueberzeugung nicht hinwegräſonnieren können, daß die Quelle wirklich genießbar und ergiebig ſey, und ich wollte es, allen Lachern zum Hohn, ad oculum demonſtrieren, wenn ich die dazu erforderliche Kunſtfertigkeit beſäße. — Am beſten wird es ſeyn, wenn ich Ihnen die Geſchichte meiner Entdeckung erzähle.

Ich reiſte im vorigen Jahre um Oſtern von Dresden nach Leipzig, und da ich allein in meiner Muſchelſchale ſaß, und außer dem Triton auf dem Bock kein Weſen in meiner Nähe war, mit dem

man

Hingegen iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der erſte beſte junge Menſch von Genie, der ſich, um deſto vollkommner in ſeiner Art zu werden, der Hülfsmittel der Gelehrſamkeit und der alten Muſter entſchlagen wollte, anſtatt ein Shakeſpear zu werden, weiter nichts als einen ausſchweiffenden Phantaſten und Caricaturen-Mahler abgeben möchte. Die Frage iſt hier überhaupt nur dieſe, ob es zu bedauern ſey, daß Shakeſpear in ſeiner Jugend keiner gelehrten Erziehung genoſſen habe? Denn es iſt falſch und bedarf keiner Wiederlegung, daß er die Alten gar nicht gekannt, und ihren Werken gar nichts zu danken habe. Man braucht nur ſeinen Cäſar und ſeinen Antonius und Cleopatra zu leſen, um ſich von dem Gegentheil zu überzeugen. Doch bleibt gewiß, daß das wenige, was er von denſelben aus ohnehin ſehr unvollkommnen Ueberſezungen gekannt haben mag, in die eigne Manier, die er ſich bereits gemacht hatte, keinen merklichen Einfluß gehabt, und daß wir alſo ſeiner glüklichen Unwiſſenheit dafür verbunden ſind, daß ſeine Werke (eben ſo gut als des alten Vaters Homers) ſelbſt einen Theil dieſer Natur ausmachen, welche der Dichter vorzüglich zu ſtudieren hat, um ſeinen Werken das wahre eigenthümliche Leben zu geben, welches allein ſie die hinfälligen Productionen des Wizes und der erzwingenden Kunſt überdauern macht.

man ſich unterhalten konnte, ſo überließ ich mich, wie gewöhnlich, der Unterhaltung mit derjenigen eingebildeten Geſellſchaft, die man, trotz ihrer Nichtigkeit, öfters an die Stelle mancher leibhaftigen ſetzen zu dürfen wünſcht. Ich rekapitulierte die Merkwürdigkeiten von Dresden, beſonders das Antikenkabinet und die Bildergallerie, ſo viel möglich im genaueſten Detail. Die ſchönen Gegenden hatte ich ſchon im Hinwege einmal geſehen, und war gerade an einem ziemlich einfachen Striche, den Einmal überſehen zu haben hinreichen konnte. Um ſo mehr alſo vertiefte ich mich in meine Fantaſien, in die Alexander, Agrippinen, Venuſſe, Veſtalinnen und Fechter, in die Rafaele, Tiziane, Korreggios, Rubens, Guidos, van der Werft, u. ſ. w. Es war Nachmittag, die Luft ziemlich ſchwül, und der Himmel rund um Horizonte dick umwölkt, als wenn ſich ein Gewitter zuſammenziehen wollte. Daß ich nichts vergeſſe — Sie kennen ja die wohl hergebrachte Gewohnheit von vielen, beym Meditieren den Himmel anzuſehen, ohne eigentlich eine Abſicht auf ihn zu haben? — Das that ich denn auch, zumal da ich ihn ſo offen vor mir hatte, und mein Sternſehen hatte dießmal den Nutzen, daß es mich auf die Entdeckung meines Geheimniſſes leitete. Ich ſchaute einmal einen Augenblick den Himmel mit mehrerem Bewußtſeyn an, und fand in den Wolken, wo ich nur hinſah, die ſchönſten Gemählde en camayeu, (Grau in Grau, oder Weiß in Weiß) und glaubte vornehmlich

eine

eine ganze Menge Rubens, freylich unkoloriert, vor mir aufgeſtellt zu ſehen. Ich erſtaunte, und es war mir jetzt zum erſtenmal begreiflich, wie dieſer Mann ſolche Dinge zeichnen konnte, indem ich mich in dem Augenblicke feſt überzeugt hielt, daß er ſeine Figuren, Gruppen und Kompoſizionen den Wolken entwendet habe. Dieſe Mittagswolken, vom ſchweren Südwind langſam geballt, gerundet und gedehnt, bildeten theils einzelne halbe und ganze Figuren von koloſſaliſcher oder gewöhnlicher Größe, theils, wie geſagt, die ſchönſten Gruppen und Tableaux. Ich ſah hier ganze Bakchanale, Chöre von Amoretten, den Amor allein, den Amor mit der Venus, mit einem Löwen (den Löwenbändiger), mehrmals eine liegende Venus, den Jupiter, Bakchus, Apollo, Herkules, viele Faunenköpfe, Höllenwagen mit Pferden, Löwen, Greifen, oder Hippokampen beſpannt, kurz, den ganzen Olymp ſammt ſeinem Hofſtaat, und konnte noch eine Menge anderer Dinge finden, ſo lang ich noch Augen genug hatte, um beſtändig den Himmel anzuſehen, und Einbildungskraft genug, um ſo zu ſehen wie man dazu ſehen muß. Vor allem aber waren mir die vielen unbekannten hiſtoriſchen Gemählde (d. h. ſolche, deren Figuren ich in dem Augenblick keinen Nahmen anweiſen konnte) nebſt einigen Göttergruppen, merkwürdig, worin ich die große Manier des Rubens in der Kompoſizion vollkommen antraf. — „Wäre es möglich," ſprach ich bey mir ſelbſt, „daß dieſer Prometheus ſein Feuer wirklich vom Himmel geholt

hohlt hätte? ſo vom Himmel gehohlt, wie ich jetzt glauben möchte, daß es mancher Andere, vielleicht nur nicht in der Fülle und nicht mit derſelben bewundernswürdigen Anwendung, ſich zueignen könnte?" — Ich ſchwieg, ohne den Gedanken feſt bey mir werden zu laſſen, und mag die Bemerkung auch jetzt mit nichts weiterm unterſtützen, weil mancher darin eine Herabwürdigung des unſterblichen, rieſenmäßigen Genies finden könnte, an welchem ich mich doch ſo ſehr ungern verſündigen würde. Oder ich könnte, indem ich die Wahrſcheinlichkeit dieſes ehrenvollen Diebſtahls zu beweiſen ſuchte, weiter nichts als die Schwäche meines Geiſtes beweiſen, als welcher es für unmöglich zu halten ſcheine, daß jemand ohne ein äußeres Erweckungsmittel Dinge hervorbringen ſollte, wozu bey einem wahrhaften Genie der volle Beſitz ſeines Ichs ſchon hinreicht. Ich will nur noch hinzuſetzen, daß Rubens nicht gerade derjenige Meiſter iſt, der mir ſtets vor Augen ſchwebt, und deſſen Namen und Manier mir bey jeder geringen Gelegenheit einfallen. Ich verehre zwar ſo ſehr als jemand das Kecke, Gigantiſche ſeiner Zeichnungen, das Wundervolle und doch ſo Wahre ſeiner Kompoſizion, und das Transparente und wahrhaft Göttliche ſeines Kolorits. Aber mein Auge iſt zu ſehr an den griechiſchen Kontour gewöhnt, um den ſeinigen nicht anſtößig zu finden, und der Kontour iſt für mich — vielleicht eben weil ich ein Liebhaber der Antiken bin, und der Kontour in der griechiſchen Kunſt die Hauptſache ausmacht —

er

er ist für mich, sage ich, so viel, daß ich die schönste, genievollste Komposizion in Rubens Manier, zumal wenn sie ein Sujet aus der Fabel enthält, erst in meiner Fantasie griechisch konteurnieren, und, wo möglich, den Ausdruck auf griechische Weise mäßigen muß, um das Gemählde lieben zu können. Um so mehr darf ich also wenigstens Anspruch auf die Richtigkeit meiner Vergleichung zwischen seinen Gemählden und den Wolkengemählden machen, welchen letztern denn der schöne Kontour um ein ziemliches mehr abgeht, als dem schlechtesten Rubens, die aber vielleicht dadurch jene Vorstellung bey mir mit veranlaßten. Denn was meiner Idee hauptsächlich entgegen steht, ist, daß zwey Dinge sich sehr ähnlich sehen können, ohne doch von einander kopiert zu seyn, oder ohne daß das eine Veranlassung zum andern gab. Wenn Rubens Geist in figürlichem Sinne ewig in den Wolken schwebte, so ist es noch nicht nothwendig, daß sein Auge wirklich darin umhergeschwebt ist, und wenn seine überirdischen Figuren auf einander gesetzten und streng konkournierten Wolken gleichen, so ist darum noch nicht nothwendig, daß sie ursprünglich wirkliche Wolken gewesen sind.

Also nichts mehr von Rubens! Dagegen hören Sie nun, was ich, ohne jedoch den Gegenstand erschöpfen zu wollen, weiter darüber zu sagen habe. Hätte ich in dem Augenblick, wo ich die Wolkengruppen aufgefaßt und zu Gemählden vereinigt hatte,

te, außer der Bleyfeder, Kunſtgeſchicklichkeit genug und eine gehörig fertige Hand gehabt, ich hätte recht ſchöne Sachen hinwerfen wollen. Ich habe es nachher verſucht, einzelne Figuren oder kleine Gruppen nach Wolkenbildern zu zeichnen, um mich zu überzeugen, daß wirklich etwas Gutes aus dieſen luftigen Geſtalten herzunehmen ſey. Mein erſter Entwurf mußte aber jedesmal um ſo roher ſeyn, je weniger ich vermögend war, in Einem Augenblicke nur mit einiger Richtigkeit zu zeichnen. Denn nur ein großer Zeichner kann bey der Schnelligkeit, womit da gezeichnet ſeyn will, vollkommen richtig zeichnen, oder nur eine ganz außerordentliche Fantaſie kann das aufgefaßte Bild ſo lange feſthalten, bis es mit Ueberlegung hingezeichnet iſt; indem nehmlich das Wolkenbild, ſelbſt bey der flegmatiſchſten Mittagsluft, ſich ewig umwandelt, und nur Einen Augenblick lang eins und daſſelbe bleibt, oder bey ſtarkem Winde das ſchönſte und der Nachahmung würdigſte Bild plötzlich verwiſcht iſt.

Die Bemerkung, daß die Wolken die Geſtalt von Bergen, Thälern und Gebäuden, von Menſchen und Thieren annehmen, iſt vermuthlich nicht viel neuer als die Fantaſie und die menſchliche Bemerkungsgabe. Ein Gelehrter könnte dazu vielleicht hundert Citaten liefern, und würde uns unter andern auf eine klaſſiſche Stelle in den Wolken des Ariſtofanes verweiſen. Mich dünkt aber, die Bemerkung iſt noch nicht ſo, wenigſtens nicht ſo allge-

allgemein genutzt, als sie genutzt zu werden verdiente. Und dennoch, wie viel vortreffliche Ideen würden nicht aus dieser Quelle geschöpft werden können! Was könnte der Landschafts- und Architekturmahler für Berge, Thäler, Felsen, Ruinen und Paläste, was für erhabene Figuren der Historienmahler, was für kühne und doch edle Attitüden, was für glückliche Zusammensetzungen von hier entlehnen!

Ich muthe Ihnen und Ihren Brüdern mit meiner Empfehlung im Grunde gar nichts anders zu, als was Sie längst zu thun gewohnt sind. Die Ruine, die Sie uns auf dieser Landschaft zeigen, der hangende Fels mit der Quelle, bey welchem Ihr Daphnis seine Heerde tränkt, die Karrikatur auf jenem weniger fleißig ausgeführten Bilde, lagen schon eine Zeit lang bevor Sie sie mahlten in Ihrem Portefeuille, sind aber dennoch nicht sklavische Kopien, sondern mit Verstand gemachte, idealische Anwendungen nach der Natur aufgerissener Skizzen. Als der Gedanke von einer Idyllenscene Sie begeisterte, so schwebte Ihnen — ein Schatten von einem lieblich dunkeln Felsen mit seinem Moose, seinen Gesträuchen und seinem flüssigen Krystalle vor. Sie erinnerten sich einer Ihrer Zeichnungen, die Sie an einem romantischen Fleckchen nach der Natur entworfen hatten; Sie suchten sie hervor; die Form und die einzelnen Parthien zeigten sich Ihnen bestimmter; Ihre Fantasie wurde

durch dieſe Nahrung immer mehr entflammt; — kurz, Ihr Fantasin war auf einmal vollſtändig, und ſtand bald nachher, ſo reitzend wie wir es jetzt ſehen, auf der Schilderey. Anſtatt daß Sie nun die Felſen nach der Natur kopieren, verſuchen Sie einmal ſie in den Wolken zu finden, tragen Sie diejenigen Ideen auf die Wolken über, oder laſſen Sie durch die Form der Wolken diejenigen Ideen aus Ihnen hervorgelockt werden, die Sie, als ſteter Betrachter und Schüler der Natur, eingeſammelt haben, und noch täglich einſammeln; oder, wenn Sie die ländliche Natur lieber ihr ſelbſt abborgen wollen, und glauben daß für die Landſchaftsmahlerey nichts in den Wolken zu finden ſey, (wenn Sie gleich durchaus eingeſtehen müſſen, daß dieſe oder jene Stellung, Wurf, Lage der Wolken auf einen glücklichen Gedanken leiten oder ſeine Reiſe befördern könne) ſo nutzen Sie ſie wenigſtens als Hiſtoricnmahler, und wenden Sie einmal einen Theil Ihrer mahleriſchen Spaziergänge dazu an, Wolkengemählde aufzufaſſen und aufs Papier zu werfen. Machen Sie es alſo mit der Erfindung Ihrer hiſtoriſchen Gemählde, (die man noch dazu am häufigſten aus Ihrer Werkſtätte hervorgehen ſieht) wie mit der der ländlichen; nehmen Sie die Idee dazu, oder wenigſtens die Ausführung, wenn ſich Ihnen das Ganze nicht ſogleich vollſtändig und vollkommen ſchön aufdringt, von außen her, und da ſie nicht leicht wirkliche menſchliche Gruppen von der Art wie Sie ſie brauchen zur Nachahmung finden werden,

ohne

ohne ſie ausdrücklich beſtellt zu haben, ſo nehmen Sie die Wolken zu Ihren — ich darf nicht ernſtlich ſagen Originalen, ſondern nur Führerinnen, ohne zu befürchten, daß man in Ihren Operazionen die Karrikatur des Sokrates bey dem boshaften griechiſchen Komödiendichter wieder finden, und Sie in neuen Wolken eine Liturgie möchte erfinden laſſen, worin Sie ſie, als Patroninnen der Mahlerkunſt, um ihre Begeiſterung anriefen, und ſie bäten ſich in ſchöne Gruppen zu vereinigen, und Ihnen zum Modell eines Bakchanals oder einer arkadiſchen Scene zu werden.

Als Originale ſind die Wolkenbilder, wenn man ſie ſo zur Erfindung nützt, freylich in Einer Rückſicht zu betrachten; allein der Nachahmer dieſer Originale bleibt dennoch immer das, worauf der Künſtler, der es wirklich iſt, alle Urſache hat ſtolz zu ſeyn, (oder beſſer geſagt, was ihm an und für ſich ſelbſt einen höhern Rang giebt) — er bleibt immer Schöpfer, original. Denn er iſt mehr Finder als bloßer Nachahmer von etwas, das ſchon vor ihm da liegt, und je mehr Fantaſie und Anlage er hat, je origineller und poetiſcher er an ſich iſt, deſto mehr und deſto originellere Dinge wird er finden. Je mehr Schöpferkraft ſeine Fantaſie hat, deſto mehr wird ſie zu der mangelhafteſten Wolkenform hinzuſetzen, deſto leichter den rohſten Stoff zu beſtimmten Geſtalten bilden, und auf den erſten Blick Dinge vereinigen, die einer andern in einem unvereinbarlichen

chen Kontraſt werden zu ſtehen ſcheinen. So werden Sie, mein Freund, und alle die, gegen welche die Natur in dieſem Stücke freygebiger geweſen iſt als gegen meine Wenigkeit, auf dem angezeigten Wege außerordentlich viel größere Schätze einſammeln können, als ich, den ein Zufall darauf geleitet hat, jemals finden kann. Und wenn das, was man insgemein Originalität nennt, nichts weiter iſt als der eigene Geſichtspunkt, die eigene Art eine Sache zu betrachten und hiernach zu behandeln: ſo wüßte ich nicht, wo es ſich origineller ſeyn ließe als bey der Vereinigung der Wolkenbilder, da dieſe nicht ſowohl Vorſchrift als bloßer Stoff ſind, obgleich ein halb lebendiger Stoff, der durch ein gewiſſes geheimes Streben der Schöpferkraft des Behandelnden zuvorkommt, und, vermöge einer leicht zu erklärenden Täuſchung, ſich ſchon in die Form geſchmiegt zu haben ſcheint, wenn bey dem Schöpfer erſt der Wille entſtanden iſt ihn hineinzupaſſen; — und da dieſe Form in der That nur der eigene Karakter, die Denkart, oder die jedesmalige Stimmung des Behandelnden, ohne ſein Wiſſen und Wollen, an die Hand giebt, ſo wie in allen andern Fällen, wo man ein Ding in ſeiner Fantaſie in ein anderes traveſtiert. Und ſo kann denn der Behandelnde dabey eben ſo originel ſeyn als jeder Andere, der aus einem halben Nichts Etwas, oder aus mehrern einzelnen Fantasmen ein Ganzes macht. Der Landſchaftsmahler findet vielleicht da eine vortrefflich ſchöne Felſengruppe, wo

der

der Historienmahler ein Göttergelag antrifft, und der Mahler edler Gestalten erkennt in denselben Wolken schöne Ideale, in welchen ein Hogarth eine Versammlung von den lächerlichsten Karrikaturen sieht. Noch mehr! Ein gefühlvoller Historienmahler sieht in einer Wolkenparthie heute eine höchst tragische, und wenige Tage nachher, bey einer frohlichern Stimmung, in einer ganz ähnlichen die lachendste Scene. Was ihm heute eine Kleopatra mit der Schlange ist, ist ihm morgen eine schlummernde Venus zwischen Rosengebüschen; der Krampf im Gesicht und in den Gliedern der sterbenden Kleopatra wird ihm zum wollüstigen, schmachtenden Widerstreben beym sanften Zwange des Schlafs, und die Natter zu einem nachlässig gehaltenen Rosenzweig, womit sich Cythere, als sie sich aufs Lager warf, Kuhle zufächelte. Was ihm jetzt ein Ugolino ist, ist ihm zu einer andern Zeit, ein Bakchus mit der Trinkschale, und der Zweykampf der Brüder Eteokles und Polynikes, in einem andern Moment ein Faun der mit einer Nymfe scherzt. Sujet, Kostum, Zeichnung, Beleuchtung, alles modificiert sich nach der subjektiven Beschaffenheit dessen, der es ansieht (so wie eigentlich in allen Dingen jeder mit andern Augen sieht). Ein Hondhorst sieht eine niederländische Bauernschenke, wo ein Tintoret Nymfen im Bade findet, und Schalken kann aus einer Wolkengruppe ein Nachtstück machen, die unter den Händen des Korreggio zum St. George wird. Vor allen aber, glaube ich, könnte ein Karrikatur-

Aber es iſt Zeit von einer Ausſchweiffung, welche uns unvermerkt zu weit geführt hat, zu der Geſchichte unſers Dichters zurükzukehren.

Nachdem er die Schule verlaſſen, ergab er ſich, ſo viel man weiß, der Lebensart, zu welcher ihn ſein Vater beſtimmt hatte, und es kann als ein Beweiß, daß er damals nicht weiter hinausgeſehen, gelten, daß er ſich noch ſehr jung, mit der Tochter eines gewiſſen Hathaway verheyrathete, welcher ein vermöglicher Landmann in der Nachbarſchaft von Stratford war, und alſo zu der unterſten Claſſe derjenigen Engländiſchen Inſaſſen gehörte, welche unter dem Nahmen Freeholder die eigentliche Subſtanz der Nation ausmachen. In dieſer Art von häuslicher Einrichtung lebte er eine Zeitlang; biß eine Ausſchweifung, wodurch er ſich groſſe Verdrießlichkeiten zuzog; ihn beydes aus ſeiner Provinz und aus einer Lebensart, für welche ſein Genie nicht gemacht war, hinaustrieb. Er war, ſagt Herr Rowe, durch ein Unglük, das jungen Leuten nur allzugemein iſt, in ſchlimme Geſellſchaft gerathen, unter andern Bübereyen, womit ſie ſich vermuthlich beluſtigten, war auch eine Art von Verbrechen, welches ein junger leichtſinniger Kopf natürlicher weiſe für nicht ſo halsbrechend anſieht, als ein über die Gerechtſame ſeines Jagdbezirks eyferſüchtiger Landjunker; kurz, er war ein Wildſchüze von derjenigen Art, welche die Freyheit der Jagd für ein Stük des allgemeinen Naturrechts anſehen, und davor hal-

ten,

mahler ſehr gute Ideen aus dieſer Quelle hohlen. Die idealiſch ſchöne Bildung muß erſt durch die Fantaſie auf die ungeſtalte Wolke gezeichnet werden; hingegen die Karrikatur entſteht wie von ſelbſt aus dem unbeſtimmten, ungleichen, gedehnten und zerriſſenen eines Gewölks. Man ſieht ſehr häufig in den Wolken die lächerlichſten Geſichtsbildungen, und das ſchönſte Ideal, das ich in einer Wolke erkenne, verwandelt ſich mir zuweilen entweder durch eine geringe Veränderung in dieſer, oder indem ich einen andern Geſichtspunkt annehme, in die burleskeſte Mißgeſtalt. Die Gaukeley der Fantaſie wendet, drängt und dehnt faſt beſtändig; der wallende Buſen einer kleinen weiblichen Büſte wird ein tiefhängendes, hervorſtehendes Kinn eines größern Kopfes, und eine fliegende Locke an einem Geſicht die monſtröſeſte Naſe eines Profils. Beſonders edle Stellungen aber kann der Hiſtorienmahler, und beſonders leichte Attitüden der Plafondmahler aus den Wolken lernen. Eben das Uebermenſchliche, das Erhabene, das Schwebende in der Handlung, das Rubens ſeinen Figuren zu geben gewußt hat, kann der Künſtler hier aus der erſten, lauterſten Quelle ſchöpfen. Seine Figuren werden, wie die Wolken ſelbſt, je nachdem es das Sujet giebt, vom Sturmwind oder vom Zefyr getragen ſcheinen, und ſeine Götter und Engel da wahrhaft fliegen, wo die eines Andern zappelnd an der Leinwand kleben bleiben. Sie, mein Freund, wiſſen ja am beſten, wie oft der Unterſchied von ein Paar Linien macht,

daß

daß eine Figur läuft oder steht, sinkt oder stockt, fliegt oder aufgehängt ist.

Fantasie, Laune und Uebung sind die Schlüssel zu dieser Schatzkammer der Erfindung, und man wird die erste umsonst in vollem Maße besitzen, wenn die beyden letztern nicht hülfreiche Hand leisten. Denn der Geist kann so krank seyn, daß er dieses Mittel nicht einmal anzuwenden im Stande ist, und durch Uebung läßt sich zuweilen selbst die Lebhaftigkeit der Fantasie ersetzen. Ja, es fehlt oft bloß an einer kleinen Unterweisung, und ich habe einigemal gesehen, daß Leute, die auf Komoden oder sonstigen Geräthschaften von Maßholder in den Aestchen und der Textur des Holzes keine Figuren finden konnten, durch einen Fingerzeig zu Adepten gemacht, Wunder thaten.

Wer aber auch die drey eben genannten Eigenschaften hat, kann ohne den gehörigen Stoff natürlich doch Nichts schaffen, und da sich der Wolkenhimmel so vielfach verändert, so bietet er auch zu Einer Zeit weit weniger Stoff als zu der andern, ja oft gar keinen dar. Ein durchbrochener Himmel mit dickgeballten und gekräuselten Wolken an einem schwülen Nachmittage, ist am reichsten an Bildern, besonders an menschlichen und thierischen Gruppen; dagegen die einförmige graue Decke bey einem anhaltenden Landregen, oder in trüben Wintertagen, auch in dieser Rücksicht am wenigsten mahlerisch ist.

Tiefer bin ich ſelbſt noch nicht in dieſe Geheimniſſe eingedrungen; aber ich denke, mein Beſter, wenn wir beyde wieder eine Zeit lang beyſammen wären, und auf den Wolkenbilderfang ausgingen, wir würden am Ende — ich hätte beynahe geſagt, eine Theorie davon zuſammenbringen. Doch, wenn noch etwas darin zu entdecken und davon zu ſagen iſt, warum brauchten wir beyde uns eben dazu zu vereinigen? Sie, Lieber, wenn Sie über den Werth der Sache mit mir einverſtanden, ſind allein hinreichend dazu, und es gebührt Ihnen weit eher als mir die Ehre der Ausführung, da Sie ſie weit leichter als ich wahrhaft verdienen können. Jedoch bleibt dabey auch noch die Frage übrig, ob Sie, bey allem Werth der Sache ſelbſt, eine weitere Ausführung für gut halten; und ich verſichere Sie, daß, wenn Sie Miene machen Nein zu ſagen, ich nicht abgeneigt ſeyn würde Ihnen beyzuſtimmen. Es giebt viele Dinge, die, einmal oberflächlich geſagt, gut und heilſam ſeyn können, aber ſogleich verlieren, ſobald man nur den Finger rührt, um ſie auf Regeln zu bringen, und dieſes deswegen, weil ſie an ſich zu ſchwankend ſind, oder weil ſie ſich nicht gut allgemein machen laſſen, weil es Sachen des Gefühls, und oft des individuellen Gefühls von ſehr wenigen ſind.

Erlauben Sie mir nur noch eine einzige Bemerkung. Die ſchnelle Verwandlung der Wolkenbilder, wes-

wegen welcher zur Zeichnung derſelben eine ſo flüchtige und geübte Hand erfodert wird, iſt für den Mahler auf der andern Seite auſſerordentlich fruchtbar, wenn er ſie gehörig zu benutzen weiß. Die Gruppe, die er eben in den Wolken ſieht, gefällt ihm nicht ganz; er wartet einen Augenblick, und die Gruppierung iſt ſchöner, die Attitüden ſind graziöſer, und die Figuren ſcheinen im Kontour ſelbſt gewonnen zu haben. Es iſt daher jedem, der Ideen daher nehmen will, anzurathen, nicht jede ihm vorſchwebende Geſtalt hinzuzeichnen, wenn ſie ſich ihm nicht bey dem erſten Anblick vollkommen empfiehlt. Thut ſie dieß, dann iſt ſie werth durch einen dauernden Umriß aufbewahrt zu werden; wo nicht, ſo warte er, ob ein günſtiger Lufthauch ſie mehr nach ſeinem Geſchmack bildet, und wenn dieſer ſie völlig auslöſcht, ſo verliere er darum den Muth nicht, neue und ſchönere zu ſuchen.

Leben Sie wohl!

J. F. von Meyer.

VI.

Gedichte.

1.

Thusnelde an Herrmann.

Aus der römischen Gefangenschaft.

Säumt denn mein Trauter stets im Waffenfelde
Und hieß Thusnelden nicht wie ehmals folgen?
Einst war sie nahe doch, einst konnte sie,
Gleich andern Heldenfrauen, im Geleite
Der Söhne des Gesangs und frommen Priester
Den wohlbekannten Heimbusch wehen sehn,
Mit Kräutern, auserlesen im Gebirge,
Der schönen Wunden ihres Jüngings pflegen,
Und bey dem Eichenfeuer in der Haide
Des Siegers Lob von tausend Lippen hören.
O kehre wieder, holder Mann und Vater!
Vom öden Thurme schauet die Verlaßne
Mit bangem Harren. Oft erfragt ihr Söhnlein:
Wann kömmt der Vater? ach! was bringt er mir?
Kehr' wieder! Laß den Arm, der lange Tage
Den Speer umschlang, bey deinen Lieben ruhn;
Laß, laß dein Ohr in das auf fernen Hügeln
Nur Waffenklang und Wodans Lied ertönt,

Am

Am Horn des Uhrs in väterlicher Halle
Der Liebe langentbehrte Töne hören! —
Ihr treuen Knechte, saht ihr Staubgewölk
Und von den Bergen in der Morgensonne
Fernher die Waffen meines Lieben schimmern?
Wohlauf! wohlauf! Bereitet ihm das Bad,
Beruft die Helden zu des Mahles Feyer! —
Weh! Herrmann, weh mir! Treulos fliehn hinweg
Die Bilder, gleich dem irren Licht im Moor.
Ich flog, den Knaben an der Hand, so fröhlich
Entgegen dir aus deiner Waffenkammer,
Und sank so liebevoll in deinen Arm —
Da scholl des Kerkners grause Stimme mir:
„Unglückliche, was rollt so wild dein Auge,
Und was umarmest du mit irrem Wahnsinn
Des Gitters harte Stange schauerlich?
Und ach! die Drossel, die, den freyen Flügel
Im heimathlichen Haine fröhlich schüttelnd,
Des Gatten Lockgesang zu hören wähnte,
Erschrickt und fühlt des Käfichts Enge wieder! —
Denkst du, mein Herrmann, noch des letzten Morgens,
Als ich der Ahnen heilgen Schild dir brachte?
Dein Söhnlein, seinen kleinen Bogen lassend,
Sprach Trost süßlächelnd in der Halle mir:
„Was weint mein Mütterchen? Bald kehrt der Vater.
Versprochen hat er mir's; gewiß, er kömmt!“ —
O, nicht vergebens, Herrmann, sah der Knabe

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20640 / 409

Sein Mütterchen am bunten Schilde weinen.
Die weiſe Seherin am Strome ſchreckte,
Starr auf dem Wirbel ihrer Fluthen weilend,
Mit dunklen, bangen Worten ihre Seele:
„Schauſt du die Hindin, Töchterchen? Sie ſpielt,
Den Gatten ſuchend, munter durch den Wald.
Der Räuber laurt im Dickigt. Weh der Hindin
Und Brut und Gatten in des Buſches Lager!“
So ſprach Alrun mir an der Furt der Elbe
Mit wildem Blick und hochgeſträubtem Haar.
Ich aber barg es dir, daß in Gefahren
Die Sorge nicht dein theures Haupt umflöge.
Du ſchiedſt an Siegmars Grab mit deinen Helden.
Ich Arme ging, des Hauſes wohl zu hüten.
Mit eitler Emſigkeit begann ich da
Dir ein Gewand an meinem Weberſtuhl,
An dem ich oft die ſpäte Lampe nährte.
Doch ach! Die Götter rafften mich davon,
Und unvollendet blieb es in der Kammer.
Bald kam der Tag, der immerdar, erſchreckend
Gleich einem böſen Nachtgeiſt, mich verfolgt.
Ich wandte früh, entſtiegen meinem Bade,
Durch jenes Tannenwaldes Dämmerung,
In dem ich an des trauten Mannes Seite
So fröhlich oft den leichten Wurfſpieß ſchwang,
Hinauf zu Herthas heiligem Altare,
Mein Milchgefäß nach altem Brauch zu leeren.

Schon

Schon bet' ich an. Und wie die Opfergabe
In reinen Strömen auf dem Felsen fließt,
Hört mich die gute Göttin. Lieblicher
Rauscht es, so wähn' ich, rings im Quell und Wipfel;
Und mit den Nebeln von den nahen Bergen
Entflieht aus meiner Bruſt die ſchwarze Sorge.
Noch heb' ich meine Hand. Da ſpringen Räuber,
Gleich Ebern wild, aus dem Gebüſch hervor.
Umſonſt, daß ich den heilgen Fels umſchlinge,
Den Wiederhall mit Herrmanns Namen wecke.
Sie reißen mich vom Heiligthum der Göttin,
Die mich nicht hört, gebunden mit ſich fort.
Und als mir Sinn und Ueberlegung kehrt,
Da klirren Beile ringsum; herriſch winkt
Ein ſtolzer Führer vom Gerichtsſtuhl mir,
Und Adler glänzen in der Morgenſonne.
„Schon' deines Haars, du goldgelockte Wilde!
Der Städte Königin ſollſt du ja ſchaun,
Und mit uns prangend im Triumfe ziehn.
Dein Gatte folgt. Bereite du den Weg!"
So ſpotten mein die Feigen, froh der Beute,
Und unter ihnen jauchzt mit böſer Tücke
Ihr Diener, mein Verräther, ach! mein Vater,
Laut jauchzt Segeſt, daß glücklicher ihm nun,
Als in den Wäldern Teuteburgs der Fall
Des Eidams, ſeiner Tochter Raub gelang.
Schon fliehen hinter mir die blauen Berge

Des Vaterlandes. Und ich muß hinaus
Durch die entarteten Gefilde ziehn,
Wo bey Altären unsrer Vatergötter
Der Sieger Thürme zahllos sich erheben. —
Als auf dem Wege durch der Römer Land
Schon mancher Wald mit fremden Düften floh,
Da zeigt im Morgennebel mir ein Wächter,
Ermahnend Feyerkleider anzuthun,
Die sieben Hügel seiner nahen Stadt.
Der Feldherr, mit dem Lorbeer an der Schläfe,
Steigt stolz hinauf zum hohen Siegeswagen;
Und fern und nahe hallen schon die Hügel
Der Feyernden Triumfgesänge wieder.
In weißen Prachtgewändern taumeln rings
Die Tausenden durch blumenvolle Wege;
Ich aber werde, festlich ausgeschmückt,
Gleich einem Opferthier voran getrieben.
Verhöhnend zeigen Knaben sich einander
Die goldne Fessel, die am Rücken mir
Die Arme hemmt, und freudig staunend klatschen
Der Weiber bleiche Schatten in die Hand:
„Schau mir das Weib des Legionentödters,
Der uns den Buhlen nahm! Wie stolz sie blickt! —
Viel sagtest du, mein Herrmann, vormals mir,
Vertraulich bey der Abendflamme feiernd,
In wundervollen Mährchen von dem Volke,
Dem du in Jugendtagen fröhnen konntest.

Ach!

ten, daß ein Haſe, er mag nun lauffen wo er will, demjenigen gehöre, der ſich ſeiner bemächtiget.

Sir Thomas Lucy, ein Edelmann von Chercelot, unweit Stratford, hatte ganz andere Begriffe von dieſer Materie, und nahm die Freyheiten, welche ſich der junge Wollenhändler Shakeſpear in ſeinem Park erlaubte, ſo übel auf, daß er denſelben endlich zu einer etwas ſtrengen Genugthuung, gerichtlich, wie es ſcheint, anhalten ließ. Der junge Shakeſpear fand ſich durch dieſe ihme ſehr unbillig ſcheinende Einſchränkung ſeiner natürlichen Freyheit und ſeiner kleinen Ergözungen ſehr beleidigt, und rächete ſich dadurch, daß er eine Ballade, oder was wir ungefehr ein Gaſſenliedchen nennen können, über ſeinen Widerſächer machte. Ich ſehe keinen Grund, warum Herr Rowe vermuthet, daß dieſe Ballade ſein erſter Verſuch in der Poeſie geweſen ſey: Denn das facit indignatio verſum ſcheint nicht auf Leute von Shakeſpears Art zu paſſen; der natürliche Trieb eines dichteriſchen Genie, und die Lebensart, welche er ſo fort nach ſeiner Entweichung erwählete, deucht uns vielmehr das Gegentheil wahrſcheinlich zu machen. Doch, dem ſey wie ihm wolle; Sir Thomas Lucy war kein ſo groſſer Liebhaber der Poeſie, um einen Gaſſenhauer, wovon er ſelbſt der Held war, um der guten Einfälle willen, wohl aufzunehmen; die Händel, die er unſerm angehenden Dichter machte, wurden durch dieſe Ballade ſo ſehr verſchlimmert, und die Folgen der Rach des be-

leidigten

Ach! wie an Liedern alter Zeiten weilte,
Wann nächtlich schon der Wind am Thurme rauschte,
Das Ohr der Staunenden so wohlgefällig
An aller Herrlichkeit der fremden Hügel.
Ich habe sie geschaut. Am Gitter schimmern
Ringsum die stolzen Schlösser; dort erhebt
Die Höhe sich, wo du zum Herrscher zogst.
An jener gelben Woge, die im Thale
So trauervoll mir rauschet, dachtest du,
Entronnen dem Gewühl, der holden Heimath.
Da kamen bey den Tempeln Jupiters
Dir Teut und Man mit ernstem Winke mahnend,
Nicht fürder in der fremden Götter Aue
Zu feyern, weil die Völker ferne seufzten.
Beglückter Jüngling, dem kein Kerkerthurm
Sein mütterliches Land zu schauen wehrte!
Auch meine Seele sucht die alten Berge,
Den Strom der Heimath und die braune Haide,
Die mir, wie meinen Bienen, Freude trug.
Ha! schöner als an jenen reichen Hügeln
Des Rebengottes, stieg die Sonne mir
Aus eurer Nacht, ihr viel bekränzten Eichen.
Und anders als am heilgen Wege fuhr
Ich mit dem Lieben dort im Siegeswagen,
Wo Knab' und Greis und, frommen Neides voll,
Die Heldenfrauen mich verherrlichten.
Wohl, Herrmann, magst du seufzen wie vordem,

Wenn

Wenn Waldemar, der blinde Sänger dir,
Geführt von Knaben, in die Halle wankt.
Die Götter senden schwere Strafen dem,
Der, dunkle Nacht in seiner Augen Höhle,
Nicht mehr am Angesichte lieber Menschen
Mit süßem Mitgefühle weilen darf,
Und den verjüngten Glanz der Morgenröthe
Nur am Gesange seiner Wachtel kennt.
Doch was ist auch der traurigen Verbannten
Der Menschen Angesicht, wann jeder Blick
Sie, gleich der Mauerspinne, die im Winkel
Die Netze stellt, verrätherisch belauscht;
Und was die Morgenröthe, deren Schein
Ihr eine fremde Flur enthüllt, in welcher
Es für das Herz seit Monden nicht mehr dämmert!
Jüngst, als ich kummervoll, das Haupt gestützt,
Nach alter Weise meines Gatten denke,
Weckt eines Römers schnödes Mitleid mich:
„Thusnelde, weicht denn nie der Gram von dir?
Und sehnt dein Herz sich am Sabinertranke
Denn ewig nach der Heimath herbem Äpfel?
Komm! eil' mit mir hernieder in die Kühle
Des Myrtenhaines. Dort versucht am Bach
Der Sängerinnen Schönste schon die Cither.
Denn, wisse, bald beginnt der Liebe Feyer." —
So sprach der Römer, meynend daß die Sorge
Um meinen Fernen Myrtenduft verweh',

Und eine Sängerin der Bruſt entlocke.
Einſt war ein Tag, als ſein erwähltes Weib
Ein edler Held, mit Eichenlaub bekränzet,
Hernieder zu des Bundes Haine führte.
Kaninchen hüpften fröhlich in den Zweigen,
Und Bienen ſummten aus den hohlen Stämmen
Zum Brautgeſange, den die Schaar der Jungfraun
Mit regen Tänzen um das Paar begann.
Schön war der Liebe Feyer. Ach! ſie kehrt,
Ihr Römer, nicht in euren Myrtenhainen.
Verhieß nicht Herrmann, als er von mir ſchied,
Dem Kindlein, das am Mutterherzen ruhte,
Dereinſt ein ſchönes Wiegenlied zu ſingen?
Es hat geweinet. Doch der Vater hat
Es nicht getröſtet. Raben krächzten ihm
Am Thurme nächtlich den Geburtsgeſang.
Ein fremdes Weib gab es dem Schooß der Mutter;
An Kerkermauern drang ſein erſtes Wimmern.
O wohl dem Knaben, den ein ſüßer Schlummer
Umſonſt gerufen von der Mutter, labt,
Und noch kein böſes Traumgeſicht von Käfich
Und Banden in der frühen Nacht erſchreckt!
Oft wann ich ihm am Buſen Speiſe reiche,
Wähn' ich des Vaters Bild verjüngt zu ſehn.
So ſchien ſein blaues Aug', ſo lächelte
Er mir; dies Maal der Linken trug auch Er.
Er wird kein Römer. Nimmer ſoll er mir

Im Kerker mit der Feſſel ſpielen lernen.
Ich will ihn wecken mit der Väter Thaten,
Im Abendlied der Mutter Schmach ihm ſingen,
Und Römerhaß in's zarte Herz ihm ſenken.
Auch Er, mein Herrmann, wird die Heimath ſchaun,
Den Waffentanz mit ſeinem Bruder üben,
Und Heldenſchaaren in die Schlacht geleiten.
Vergeſſen haſt du nicht der alten Zeit,
Als mich der Vater, zürnend unſrer Liebe,
Bedräuete, mich, meines Haars beraubt,
Gleich buhleriſchen Weibern fortzutreiben.
Da bliebſt du meine Sehnſucht am Gewebe;
Mehr als des Vaters Stimme galt dein Ruf.
Tönt dir Thusneldas Name dann noch werth,
Rührt dich dein Knabe, nach der Mutter wimmernd,
Und ſehnt dein Herz ſich nach dem Neugebohrnen:
O ruh' nicht länger auf des Heerdes Hallen.
Ergreif' die Lanze, gürte dir das Schwert,
Das dir zum Brautgeſchenk die Jungfrau gab.
Und wie Auguſtus vormals im Gemache
Das alte Haupt an ſeinen Marmor ſtieß,
Und ſich vor Jupiter im Staube krümmte,
Noch einmal beuge ſo des Herrſchers Stolz.
Mißgönnt, ihr Götter, mir die ſüße Gabe
Nicht länger, die das Thier des Waldes euch
Im Luſtgebrülle nächtlich danken kann.
Auf, Wodan, ſchwebe mächtig über ihm,

Daß er, ein mildes Nachtgeſtirn dem Weibe,
Den Strahl des Donnerers im Kampfe ſchwinge!
Und führt die mütterliche Hertha mich,
Entrückt dem Myrtenhain der fremden Göttin,
Zurück zum heilgen Felſen ihres Waldes:
Der Lämmerhürden Blüthe bring' ich dann,
Und viel des Honigſeimes träufelt dankbar
Der Hehren aus der Bienenzelle zu. —
O Herrmann, laß die Waffen! Kühne Wünſche
Entflohn der Bruſt der Unerſättlichen.
Des Hauſes Frieden hat ſie dir verſcheuchet,
Den Zorn der Götter und des Vaters dir
Als hochzeitliche Gabe einſt verliehn.
Genug, genug des Haders! Ehe mag
Im Thurme hier die Magd der Römer ältern,
Bevor dein Knabe vaterlos ſich härmt;
Und Jäger nächtlich deinem Hügel nahend
Dem Weibe zürnen, das dem hoch Verehrten
Des ſüßen Lichts der Sonne früh beraubte.
O möge meinem Lieben immerdar
Das heil'ge Roß der Wieſe Freude wiehern,
Und jeder Held des väterlichen Landes
Verehrend auf ihn ſchaun, wie auf den Wipfel
Der Eiche Teuts, aus der die Morgenwinde
Dem Feyernden mit ſüßem Schauer wehn!
Und ſchwebt noch Siegmar um den Stein des Hügels,
Der ſeinen Staub mit Roß und Waffen birgt,

Nie ſtreife Rache fordernd dann der Geiſt
Am Lager ſeines vielgeliebten Sohnes!
O, friedlich mag er bey Walhallas Bäumen
Mit Mäna ſeinen luft'gen Bogen üben,
Und horchend den Geſängen ſeines Ruhms
An goldnen Hörnern mit den Vätern feyern!
Ihn ängſtige des Hauſes Elend nicht.
Bald feyert auch Thusnelde. Harrend lauſchen
Der Vorzeit Mütter aus der Dämmerung,
Und laue Lüfte wehn der Nahenden
Den Duft des Kranzes, den ſie liebend winden.
Da wandeln Römer nicht; kein Thurm verſchließt
Die Glückliche. Zum Reigen darf der Arm,
Der ſchmählich an der Tieber feſſeln trug,
Die Heldenfrauen ſchweſterlich umfangen —
Doch horch! der Säugling wacht. Was wimmerſt du
So bange, Kind? Die Mutter ging ja nicht.
Komm an ihr Herz! Noch kann ſie dich ernähren.

Freudentheil.

2.

Die drey Rosen des Lebens.

Ein Gesellschaftslied.

(Nach dem Dänischen des Herrn Guldberg. *)

1.

Chor.

Vom Schooße der Natur ließ Gott
Uns eine Rose steigen;
Die düftet selig, rein und süß
Dem Armen wie dem Reichen.

Erste Stimme.

Sie knospet in der Kindheit Tagen,
Bricht auf dem Jüngling, blüht dem Mann,
Und stillt des matten Greises Klagen,
Und führt zuletzt uns himmelan.

Zweyte Stimme.

Sie krönt allein der Fürsten Freuden,
Sie wischt des Sklaven Thränen ab;
Sie lindert jedes Erdenleiden,
Und blüht noch über unserm Grab.

Dd 3 Der

*) Nordia. 1795. Jan. S. 57.

Beyde Stimmen.

Wer dieſer Roſe Tugend preiſ't,
Dem ſaget, daß ſie Freundſchaft heißt!

Alle.

Dem ſaget, daß ſie Freundſchaft heißt!

2.

Chor.

Vom Schooße der Natur ließ Gott
Uns eine Roſe ſteigen;
Die düftet ſelig, rein und ſüß
Dem Armen wie dem Reichen.

Erſte Stimme.

Sie ſchmückt des edlen Jünglings Wangen,
Und wohnt in keuſcher Mädchen Bruſt,
Erweckt das ſüßeſte Verlangen,
Und lohnt mit engelgleicher Luſt.

Zweyte Stimme.

Sie düftet lieblich dem Verkannten,
Und den Gedrückten ſtärket ſie,
Blüht ſelbſt in ungerechten Banden,
Und wo ſie blüht, verläßt ſie nie.

Beyde Stimmen.

Wer dieſer Roſe Tugend preiſ't,
Dem ſaget, daß ſie Unſchuld heißt.

Alle.

Dem ſaget, daß ſie Unſchuld heißt!

3.

Chor.

Vom Schooße der Natur ließ Gott
Uns eine Roſe ſteigen;
Die düftet ſelig, rein und ſüß
Dem Armen wie dem Reichen.

Zwey Stimmen.

Sie blüht zur Zeit der Nachtigallen,
Blüht, wann das Korn die Aehren hebt,
Und wann vom Baum die Blätter fallen,
Und wann der Schnee vom Himmel ſchwebt.

Zwey andere Stimmen.

Ihr findet ſie auf allen Wegen,
Sie macht den ärmſten Bettler reich;
Geht ihr nur ſelbſt getroſt entgegen,
O Freunde, ſo umarmt ſie euch.

Vier Stimmen.

Wer dieſer Roſe Tugend preiſ't,
Dem ſaget, daß ſie Freude heißt!

Alle.

Dem ſaget, daß ſie Freude heißt!

4.

Chor.

Vom Mutterſchooße der Natur,
Ließ Gott drey Roſen ſteigen;
Die düften ſelig, rein und ſüß
Dem Armen wie dem Reichen.

Ein Jüngling.

Auf, Brüder, laßt uns einen Kranz
Von Freundſchaftsroſen binden,
Und damit itzt und immerdar
Das ſtolze Haupt umwinden!

Ein Mädchen.

Auf, Schweſtern, laßt uns einen Kranz
Von Unſchuldsroſen binden,
Und damit itzt und immerdar
Das frohe Haupt umwinden!

Chor.

leidigten Edelmanns wurden so drohend, daß sich Shakespear gezwungen sah, sein Gewerbe und seine Familie in Warwikschire zu lassen, und auf einige Zeit nach London, der Zuflucht und Freystätte aller Verunglükten, welche an ihrer Sicherheit in der Provinz verzweiffeln, zu flüchten.

Hier wurde er, es sey nun, weil er keinen andern Weg vor sich sah, oder, wie wir geneigter sind zu glauben, aus Neigung und aus einem geheimen Antrieb des seltnen Talents für die theatralische Poesie, welches in ihm verborgen lag, zuerst in dem Schauspielhause bekannt, und begab sich bald darauf in eine Gesellschaft von Comödianten, in welcher er sich, bis sein Genie für die Composition offenbar wurde, die schlechtesten Rollen gefallen lassen müßte. Man weiß nicht, wie weit sich seine Geschiklichkeit als Schauspieler erstrekt haben mag; wenn aber, wie Herr Rowe erkundigt zu haben versichert, der Geist im Hamlet, die beste Rolle war, die er jemals gespielt, und diejenige, in welcher er am besten spielte, so läßt sich schliessen, daß er selbst keine grosse Meynung von seiner Fähigkeit für den ausübenden Theil der Schauspielerkunst gehabt haben müsse.

In den damaligen Zeiten, wo der Unterscheid der Stände noch heilig war, machten die Schauspieler, wie in Herrn Popes Vorrede schon angemerkt worden, eine noch sehr unansehnliche Classe von Leuten

aus,

Chor.

So, Brüder! Schweſtern! können wir
Auch Freudenroſen binden,
Und damit itzt und immerdar
Das ſichre Haupt umwinden!

Gr....

3.

Dem Herrn Hofrath G. ..

bey ſeinem 70ſten Geburtstage.

Sieben Dekaden von Jahren ſind nun allmählig entflohen,
Seit, ehrwürdiger Greis, unter den Menſchen Du wallſt.
Redlich war Dein Bemühn, dem Brudergeſchlechte zu nützen,
Und der Weisheit und Kunſt emſiger Pfleger zu ſeyn.
Denn nur die Künſte der Muſen erziehen den Menſchen zum Menſchen,
Machen ihn ſanftern Sinns, füllen mit Tugend ſein Herz.
Schaaren von Jünglingen leiteteſt Du, ein ſorgſamer Vater,
Einſt mit frommer Hand hin auf den heiligen Pfad. —
Und nun dieneſt Du hier in dieſem Garten der Muſen,

Der des menſchlichen Geiſts Früchte und Dornen
umfaßt.
Wie in dem Leben der Menſchen, ſteht hier der Thor
bey dem Weiſen;
Söhne der kommenden Zeit, prüfet und wählet
daraus! —
Heiter ſey nun Dein Abend! der Blick auf die grünen-
den Saaten,
Die Deine Hand einſt geſtreut, ſtärke Dein müdes
res Aug!

VII.

Nachrichten
von der neueſten Ausgabe
der Werke von Ant. Rafael Mengs,
und
von den Zuſätzen die ſich in derſelben finden.

Die ſehr ſchätzbaren Werke des teutſchen Rafaels ſind dreymal aufgelegt worden, das erſte Mahl ſehr prächtig bey Bodoni zu Parma, das zweyte Mahl
bey

bey Remondini zu Venedig, und das dritte Mahl bey Pagliarini zu Rom im Jahr 1788, in einem Quartband und in 2 Oktavbänden. Diese, wovon hier die Rede ist, hat der Abate Karl Fea, welchem wir auch die beste Ausgabe von Winkelmanns Werken zu verdanken haben, veranstaltet, und mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt. Um das teutsche Publikum, welchem der Werth dieser Ausgabe nicht bekannt genug geworden zu seyn scheint, auf dieselbe aufmerksamer zu machen, will ich hier ein Verzeichniß der neuen Zusätze, die sich unter dem Nachlaß der Schriften des unsterblichen Mannes gefunden haben, und vom Ritter Azara bey der ersten Edizion nicht benutzt worden sind, und was sonst noch hinzugekommen ist, mittheilen.

1. Der Lebensgeschichte unsers Mengs, welche vom Ritter Azara, seinem Freunde, geschrieben ist, und in allen den drey Ausgaben die erste Stelle einnimmt, hat Herr Fea verschiedene kurze historische Anmerkungen, die sich auf das Leben desselben beziehen, und ein Verzeichniß aller seiner Gemählde und der wenigen Kupferstiche, die nach denselben verfertigt worden sind, beygefügt. Kumberlands beißende Kritik, welcher Remondini in seinem Nachdruck eine Stelle vergönnt hatte, beschließt diesen Artikel, jedoch ohne Beantwortung, da dergleichen von Neid und Bosheit diktierte Werke sich selbst widerlegen.

2. Mengs Betrachtungen über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey (nebst den Anmerkungen des Ritters Azara über diesen Traktat) sind hier mit drey andern unvollendeten Werkchen über den nehmlichen Gegenstand vermehrt worden, die, das erste Träume über die Schönheit, das zweyte Bruchstück eines neuen Werks über die Schönheit, und das dritte Bruchstück eines Briefs über die Schönheit, betitelt sind. Diese Bruchstücke beweisen immer mehr, daß die mahlerische Schönheit der Lieblingsgegenstand der Betrachtungen des Verfassers war; aber je lebhafter in ihm das Gefühl der Schönheit war, je weniger vermochte er, die Idee derselben so deutlich als er wünschte zu erklären. Doch sind vielleicht seine ohne wissenschaftliche Methode dahingeworfene Ideen einem mahlerischen Genie weit nützlicher, als das Kunstgeschwätz kaltsinniger Metafysiker. Endlich folgt hier ein anderes ungedrucktes Werkchen mit dem Titel: Gedanken über die Schönheit, welches in Anmerkungen besteht, die der Verfasser über ein im Jahr 1765 zu Rom gedrucktes und ihm gewidmetes Buch, Saggio sulla bellezza betitelt, niederschrieb.

3. Hierauf folgen, wie in den zwey vorigen Ausgaben, Mengs Betrachtungen über die drey großen Mahler Rafael, Tizian und Korreggio, und über die Alten, welches das Hauptwerk dieses großen Meisters der Kunst ist. Diesen

Theil hat Fea mit einigen nützlichen Anmerkungen erläutert.

4. Die Denkwürdigkeiten von dem Leben und den Werken des Korreggio, welche im zweyten Bande der Edizion von Parma stehen; die übrigen Artikel sind hier nach der venezianischen Ausgabe geordnet. Des Herrn Fea Anmerkungen, historischen Inhalts, zu den Denkwürdigkeiten enthalten zwar nichts von besonderer Wichtigkeit; doch ist alles wichtig und interessant, was einen so sonderbaren Mann, als Korreggio war, betrift.

5. Die praktischen Lehren der Mahlerey sind hier mit fünf neuen Paragrafen vermehrt worden, welche von den Proporzionen des menschlichen Leibes handeln. Dem Ritter Azara schien es unmöglich, diese Aufsätze in Ordnung zu bringen und verständlich zu machen; doch gelang dieses dem Herrn Fea durch Hülfe des Herrn Maron, welcher Mengs vertrauter Freund und Schwager war, und anderer Manuskripte, welche der Ritter Azara nicht benutzt hat.

Hierzu kommt noch ein ganz neuer Artikel von Betrachtungen über die verschiedenen Abstufungen der Fleischfarbe, und wie man sich in der Praktik hierin verhalten soll, ein für die praktische Mahlerey sehr wichtiger Aufsatz, der sich unter seinen ältesten Papieren gefunden, und jetzt zum erstenmal ans Licht kömmt.

6.

6. Das Fragment einer Abhandlung über die Mittel, die schönen Künste in Spanien zur Blüthe zu bringen; seine Gedanken über die Akademie der schönen Künste zu Madrit; sein Brief an Anton Ponz und die zwey andern Briefe, einer über den Anfang, Fortgang und Verfall der zeichnenden Künste, der andere an den berühmten Bildhauer Falkonet, und noch zwey andere an den gelehrten Fabroni zu Pisa, womit sich die zwey vorigen Ausgaben endigen, sind von dem Herausgeber mit Anmerkungen, meistens antiquarischen Inhalts, vermehrt worden.

7. Das übrige, was noch von Mengs in dieser Ausgabe enthalten ist, besteht in einer noch ungedruckten Sammlung vom Briefen.

Der erste dieser Briefe ist an eine unbekannte Person gerichtet, und handelt von zwey Gemählden, welche der König von Preußen Friederich II. vom seligen Mengs verlangte. Eins sollte den Kampf zwischen den Lapithen und den Centauren, das andere das Urtheil des Paris vorstellen.

Im zweyten Briefe, welcher an Herrn Hor gerichtet ist, vertheidigt Mengs mit vieler Bescheidenheit die Komposizion eines seiner Gemählde, auf welchem Kleopatra vor des Augustus Füßen weinend abgebildet ist.

Im dritten antwortet er auf einen ihm gegebenen Auftrag eines Gemähldes, welches die Vermählung

mählung Amors und der Psyche, in Gegenwart der Venus, des Hymenäus und der drey Grazien, vorstellte. Es finden sich in diesem Briefe sehr wichtige Lehren über die Wahl der auszubildenden Gegenstände, welche oft beym ersten Anblick einen großen Anschein von Schönheit haben, wenn man sie aber näher betrachtet und zergliedert, nichts weniger als schön sind.

Im vierten spricht er von seiner Aufnahme in die Mahlerakademie zu Augsburg und von einer gedruckten Beschreibung einiger seiner Pastellfarben.

Die drey folgenden Briefe, welche an den Herrn Guibal, seinen ehemaligen Schüler, gerichtet sind, handeln von einer Akademie der schönen Künste, welche der Markgraf zu Bareuth stiften wollte, und was den dritten insbesondere betrift, von einem Altarblatte, welches er für eine Kirche in Teutschland mahlen sollte.

Der achte und neunte Brief, an Herrn Ghelli gerichtet, handeln von der sehr wichtigen Frage, ob ein junger Mensch, der sich der Mahlerkunst widmet, sich der Leitung und Lehre eines bestimmten Meisters unterwerfen müsse, oder ob das Studium und die Nachahmung der Antiken und der Werke der besten Meister neuerer Zeiten allein hinreichend sey, ihn zum Ziele der Vollkommenheit zu führen. Die Entscheidung dieser Frage ist so wichtig, daß ich nicht unterlassen kann, einen Theil des

zweyten Briefs, wo er sich sehr bestimmt darüber ausdrückt, hier zu übersetzen.

„Meine Meynung ist nicht, schreibt er, daß sie sich schlechterdings der Lehre eines Meisters unterwerfen müssen. Doch ist es nöthig, daß sie den Theil der Mahlerey, wo es auf die Handgriffe der ausübenden Kunst ankömmt, von jemanden lernen. Ohne dieses würde man schweren Hindernissen, weiter fortzuschreiten, ausgesetzt seyn; manchem jungen Zeichner würde der Uebergang zur Mahlerey unmöglich werden. Viele werden alt, ohne je Mahler zu werden, meistens weil sie gleich von Anfang den rechten Weg verfehlt haben. Der erste Theil der Mahlerkunst ist die Zeichnung. Zu ihrer Vollkommenheit werden zwey Dinge erfordert; erstlich die Richtigkeit oder die Pünktlichkeit der Umrisse, welche nur durch fleißige Uebung im Zeichnen, durch strenge Verbesserung auch der geringsten Fehler, erlangt wird, und dem Auge einen richtigen Blick verschafft. Das zweyte ist die Kenntniß der Formen, und wie sie ins Auge fallen; womit die Erhebung verknüpft ist, wodurch die Formen sowohl in ihren Umrissen als in dem eingeschlossenen Raume, dem Anschauer sichtbar werden. Hierzu führt das Studium der Anatomie, der Perspektiv und des Helldunkeln. Wer diese Kenntnisse erlangt hat, dem steht der Weg offen, die schönen Formen der Antiken und der Werke der großen Meister sich eigen zu machen. In allem diesem hilft mehr der eigene

gene Fleiß, als die Belehrung eines Meisters. Aber im zweyten und vornehmsten Theile der Mahlerkunst, wo es auf das Mahlen selbst ankömmt, läßt sich dieses nicht thun. Dieser Theil besteht mehr in einer praktischen Geschicklichkeit als in Theorie, und kann nicht erlangt werden, ohne einen geschickten Mann arbeiten zu sehen. Hierzu muß ein Meister gewählt werden, welcher mit leichter und fertiger Hand den Pinsel führt, und dessen Kolorit markig und kraftvoll ist; der bey seiner Arbeit dem Schüler gern den Zutritt vergönnt, und es sich nicht verdrießen läßt, die Palette und den Pinsel in die Hand zu nehmen, und die Fehler des Schülers zu verbessern, damit er seine Mängel erkenne. Wenn der junge Mahler auf diese Weise eine gewisse Fertigkeit erlangt hat, so ist es Zeit, daß er die Werke großer Meister zu kopieren anfange; wobey er sich aber nicht allzu sklavisch betragen muß, damit die kostbare Zeit des Lebens nicht ohne eigene Fortschritte verlohren gehe. Denn ich habe einige gekannt, welche bey allem ihrem Studieren nichts lernten, weil sie auf die Dinge, die sie zu ihrer Vervollkommnung unternahmen, allzu viel Zeit verwandten, und für die Praktik der Kunst mehr verloren als gewannen."

Der zehnte Brief, welcher ebenfalls an Herrn Ghelli geschrieben ist, enthält die traurige Nachricht von dem Tode seines Freundes Winkelmann.

Im eilften und zwölften Briefe an einen seiner Schüler, Nahmens Bernhard del Barranko, welcher im Jahr 1760, da er zu Parma des Korreggio Bild der Madonna della Skodella *) kopierte, die Kühnheit hatte das Original zu waschen, und es dabey beschädigte, äußert Mengs einen sehr hohen Begriff von dem Werthe des Korreggio, und ermuntert seinen Schüler zur fleißigen Nachahmung der reinen Pinselzüge dieses großen Meisters.

Der noch übrigen Briefe sind vierzehn, welche an seinen ehemaligen Schüler Ratti, an den Kardinal Archinto, an den Ritter Azara, an Herrn Doray de Longrais, und an einige unbekannte Personen von Stande gerichtet sind. Der wichtigste unter diesen Briefen ist derjenige, welcher von Neapel datiert ist, und Beobachtungen über die zu Pompej, Stabbia und Herkulanum entdeckten Mahlereyen enthält. Das merkwürdigste davon ist, daß er sie für Fresko-Gemählde hält. Es wäre zu wünschen, daß die von dem spanischen Abate Requeno nachmahls angestellten Versuche über die enkaustische Wachsmahlerey bekannt gewesen wären; vielleicht würde ihn dieses veranlaßt haben, die Enkaustik der Alten in ein helleres Licht zu setzen, als es

*) Dieses Gemählde, welches zu Parma in der Kirche der Rocchettiner befindlich ist, stellt die Flucht Mariä nach Aegypten vor. Weil Maria eine Schüssel in Händen hat, so wird es Madonna della Scodella genannt.

aus, und verdienten auch gröſſestentheils nicht mehr Achtung als man für ſie hatte. Allein unſer Autor, der ſich in dieſer Qualität ſo weit über ſeine Profeſſions-Verwandten erhob, genoß unter einer Regierung, in welcher alle Arten von Verdienſt geſchäzt wurden, in dem geprießnen Zeitalter der groſſen Königin Eliſabeth, des Vorzugs, deſſen er ſich würdig machte, die bewunderswürdigen Talente des Dichters löſchten das Vorurtheil gegen den Comödianten aus, und dieſes um ſo mehr, als er in der Folge, wie es ſcheint, ſich bloß auf die Compoſition oder Ausbeſſerung der Stüke und die Direction des Theaters einſchränkte. Unter den Groſſen des damaligen Hofes ſcheint der Graf von Southampton, (den ſeine Freundſchaft für den unglüklichen Liebling der Eliſabeth, den Grafen von Eſſex, in der Geſchichte ſelbiger Zeit berühmt gemacht hat) unſern Dichter mit vorzüglicher Gewogenheit beehrt zu haben; wofür dieſer durch eine an dieſen Herrn gerichtete Zuſchrift ſeines Gedichts, Venus und Adonis, ſeine Dankbarkeit öffentlich zu bezeugen ſuchte.

Sir William d'Avenant, ein Freund unſers Dichters, und welcher viele Gelegenheit hatte, um ſeine beſondere Angelegenheiten zu wiſſen, ſoll als eine Wahrheit erzählt haben, daß dieſer edle Lord ihm einsmals ein Geſchenk von tauſend Pfund Sterling gemacht habe, um ihn in den Stand zu ſezen, ein Grundſtük zu erkauffen, zu welchem der Dichter Luſt bezeugt hatte;

eine

es bisher geschehen, und zu entscheiden, ob die erwähnten Gemählde wirklich enkaustische Arbeit sind.

Mit diesen Briefen endigen sich Mengs Werke. Was noch folget ist ein Anhang eines Antwortschreibens des Herrn Falkonet, und einige freundschaftliche Briefe des seligen Winkelmann, welche wahrscheinlich aus dem Teutschen ins Italiänische übersetzt sind. Falkonets Antwortschreiben beziehet sich auf einen Brief, welchen Mengs zu seiner und Winkelmanns Vertheidigung, die er beyde in seinen Oblervations lur la Statue de Marc-Aurele im Jahr 1771 auf eine beleidigende Art angegriffen hatte, in Spanien schrieb. Wie dieser ein Muster der Mäßigung ist, so ist auch die Antwort des stolzen Falkonet, welcher die berühmtesten Werke alter und neuer Künstler, besonders das Pferd des Markus Aurelius zu Rom, verächtlich behandelte, um das von ihm zu Petersburg von Erz gegossene Bild Peters des Großen zu Pferde mehr zu erheben, hier ganz zur Bescheidenheit herabgestimmt.

Diese Ausgabe hat noch den Vortheil, daß sie durch ein vollständiges Sachregister brauchbarer gemacht worden ist.

J.

VIII.

Ueber das Gedeihen der Kantiſchen Filoſofie in England.

Auszug eines Briefes aus London.

Den 16. May 1796.

— Die Fortſchritte der Kantiſchen Filoſofie auf dieſer Inſel ſind wahrlich ein kaum ſichtbares Infiniteſimaltheilchen in der großen Maſſe der engliſchen politiſchen und literariſchen Aufklärung. Was man in einigen teutſchen Zeitſchriften darüber erzählt hat, mag ein ehrlicher Einſender und well-wiſher der kritiſchen Filoſofie recht gut gemeint haben. Aber es ging ihm wie andern frommen Sehern: das erſte und zweyte Geſicht war in ihm ſelbſt. Wie könnte auch, in dieſem unermeßlichen Treiben und Drängen der alle Länder und Zonen umfaſſenden Spekulazionen, jetzt, wo die politiſche Kriſe von Monat zu Monat ſichtbarer und bedenklicher wird, unter einem Volke, das nur noch durch zwey große Hebel, Erwerbſucht und Genußbegierde, in Thätigkeit erhalten wird, das Reich der ſubtilſten Abſtrakzion in einer fremden Sprache und Vorſtellungsart, nur einige Ausbreitung erhalten? Ein Pamflet, wie Burke's Brief über die

ihm

ihm vom Herzog von Bedford vorgeworfene Penſion, hat binnen einem Monat 28 verſchiedene Flugſchriften, und in allen Geſellſchaften und Kreiſen die lebhafteſten Diskuſſionen veranlaßt. Da iſt der Engländer in ſeinem Elemente! Aber ſprechen Sie ihm von dem neuen Immanuel, deſſen Stern die Weiſen in Jena und Kiel geſehen haben: He gives You a full ſtare and looks wiſtfully in Your face. Poor German, indeed!

Eine Haupturſache, warum ſelbſt bey denen, die auf irgend eine Weiſe mit teutſcher Literatur genauer zuſammenhängen und ſich noch um etwas, das in Teutſchland geſchieht, mit vornehmer Oberflächlichkeit bekümmern, die Kantiſche Filoſofie ſo wenig Eingang findet, liegt wohl mit darin, daß ſich die Univerſität Göttingen, bis auf geringe Ausnahmen, ſo ziemlich bis jetzt vor dem Kantiſchen Sauerteig rein erhalten hat. Nun ſehen aber die mehrſten gelehrten Engländer nur durch das Medium der Göttinger Recenſionen auf unſere Literatur, und bilden ſich daraus ihre allgemeinen Urtheile. So ſagte mir noch vor kurzem Sir Charles Blagden, der jetzige Sekretair der königl. Geſellſchaft zu London, ein treflicher, heiler Kopf, der ſehr gut teutſch verſteht und alles lieſt, — das merkwürdige Urtheil über die Göttinger Anzeigen in Vergleichung mit der Allgemeinen Literaturzeitung, die er gleichfalls regelmäßig bekommt und lieſt: They (nehmlich die Göt-

tinger) are more judicious than at Jena. Auch gibt das gelehrte Journal, welches der Miniſterialpar-they ganz ergeben iſt, und daher von den gebildeten Leſern in den obern Klaſſen weit häufiger geſucht und angenommen wird als die übrigen Reviews, the Britiſh Critik alle ſeine zahlreichen Auszüge und Nachrichten über die teutſche Literatur bloß aus den Göttinger gelehrten Anzeigen.

Ich will Ihnen, um Ihre Freunde, ſo viel ich kann, zu befriedigen, ganz kurz anzeigen, was mir neuerlich in Abſicht auf die Kantiſche Filoſofie merkwürdiges in der engliſchen Literatur zu Geſicht gekommen iſt. Ein junger Irländer, ein Arzt, J. A O'Keeffe, der ſich eine Zeit lang in Teutſchland und beſonders in Leipzig aufgehalten hat, gab vor kurzem ein Pamflet heraus: Verſuch über die Entwicklung des menſchlichen Verſtandes, Eſſay on the Progreſs of human Underſtanding. London, Griffiths. 58 S. in 8. Er hohlt darin weit aus, und gibt eine kurze hiſtoriſche Ueberſicht, was ſeit den älteſten filoſofiſchen Schulen zur Entwicklung des moraliſchen Sinnes und zur Entfeſſelung des Verſtandes vom Joche des religiöſen und politiſchen Despotismus geſchehen ſey. In neuern Zeiten habe Jean Petit zu Paris das erſte Kraftwort gegen Tyranney vor dem Parlamente geſprochen. Dann habe ſich die Stimme der Freyheit zu Wittenberg in Luthers Zeitalter hören laſſen. Nun ſey Machiavell's mißverſtandener

ſtandener Principe der Kodex der Fürſten und Regierungen geworden, der ſelbſt durch die groſſen Gährungen von 1570 in den Niederlanden und Frankreich nicht hat be erſchüttert werden können. Doch habe Hubert Lenguet damals zu Dijon 1577 ſeine in alle Spachen überſetzte Vindiciae in tyrannos herausgegeben. Dann ſeyen Boucher, Lehrer bey der Sorbonne, William Reynald, Lehrer am engliſchen Kollegium zu Rheims, und Mariana in Spanien gekommen. Nun kommen die Republikaner in England, Algernon Sydney, Milton u. ſ. w. im 17ten Jahrhunderte. Endlich kommt er auf unſere Zeiten, erzählt wie gegen die Despotismusprediger Böhmer, Leyſer u. a. in Göttingen Schmauß, Achenwall, Michaelis eſtaben wären, kommentiert das bekannte le roi eſt le premier ſerviteur de l'état des vorigen Königs von Preuſſen, ſpricht von den Filoſofen und Encyklopädiſten in Frankreich, von Joſefs übereilten Reformen, und kommt auf die franzöſiſche Revoluzion, worüber er ſich in ſeiner Kraftſprache alſo ausdrückt: „Da in Frankreich der Kunſtfleiß und die Anſtrengung von 25 Millionen emſiger Menſchen dem orientaliſchen Luxus ihrer Könige und privilegirten Stände nicht länger Futter geben konnten, mußte der Miniſter Notabeln und Deputierten zuſammenberufen, um durch ſie die Farce noch länger ſpielen zu können. Die erſte Nazionalverſammlung erſchien, mit den politiſchen Aufklärungen eines Rouſſeau, Voltaire, Condillak,

dillak, Raynal, Mably, d'Argenton, La Vikontre'e, Briſſot, Bailly und anderer an ihrer Spitze. Necker zog den Vorhang auf, und zeigte die Hyder des Deſpotismus und der Ruchloſigkeit, die nach friſchem Menſchenmark ſchnappte, in ihrer ganzen Blöße. Ganz Frankreich ſowohl wie die Deputierten entſetzten ſich über dieſen ſcheußlichen Anblick, zogen ihre Hände ab, und ließen das Ungeheuer ſich ſelbſt auffreſſen. Vis conſilii expers mole ruit ſua." Am Schluſſe endlich tritt der große Filoſof von Königsberg auf, von deſſen Verdienſten um die kritiſche Filoſofie Hr. O'Keeffe eine kurze Skizze gibt, woraus ſo viel erhellt, daß der Verf. wirklich die Kritik der reinen Vernunft in der Urſprache geleſen und ſtudiert, aber weder in ſeinen Ideen noch in ſeiner Sprache das Zeug dazu gehabt hat, ſie ſeinen Landsleuten zu verdolmetſchen. Auch iſt alles viel zu kurz abgefertigt, weil er ſich wegen der weitern Auseinanderſetzung auf eine in kurzem zu London ſelbſt zu errichtende Kantian Society of moral, practical and ſpeculative philoſophy beruft, which will ſoon commenco it's claſſical and elementary debates. Ob die hier verſprochene debattierende Geſellſchaft nun in dem letzten Winter (die Schrift kam im Oktober 1795 heraus) oder in dieſem Frühjahr ihren Anfang genommen habe, iſt mir trotz aller darüber angeſtellten Nachforſchungen nicht bekannt worden, aber um ſo mehr zweifelhaft, weil mir ein Bekannter von O'Keeffe erſt

erſt neuerlich für ganz gewiß geſagt hat, daß der Verf. im Begriff ſtehe, ins Land der wahren Freyheit nach Nordamerika zu Prieſtley und ſeinen Glaubensgenoſſen auszuwandern, ſo daß wir vielleicht bald aus jenen Gegenden von einer Kantiſchen Schule zu hören bekommen.

Und nun, was urtheilen die Engländer über dieſe neue Offenbarung aus Teutſchland? Wie nehmen ſie dieß Wort vom Immanuel? Ich ſchreibe Ihnen hier eine Anzeige aus dem Review of new Publications ab, das monatlich in Gentleman's Magazin die neueſten Londner Artikel kurz und treffend würdigt, und keineswegs von einem gedungenen Sudler, ſondern immer von einem achtungswürdigen Gelehrten redigiert wird, wenigſtens weit mehr als die Reviews die allgemeine Stimme des Publikums repräſentiert. Als D. Kippis noch lebte, war dieſer der Redakteur. Hier heißt es im Februarſtück 1796. S. 137 nach einer vorläufigen Anzeige des O'Keeffiſchen Verſuchs: „Hr. O'Keeffe iſt einer von den Schriftſtellern, der die Zähne weiſt ohne beißen zu können. Denn wir können uns ſelbſt nicht verbergen, daß das Kantiſche Syſtem eben ſo unverſtändlich iſt, als das von Jakob Böhme. Alles, was wir daraus erſehen, iſt, daß auch da, wie bey den Franzoſen, alle erſten Grundſätze umgeworfen werden, und wir nun auf dieſen Ruinen einen neuen Bau beginnen ſollen."

Belehrender und ausführlicher sind allerdings die Anzeigen einiger Schriften über Kantische Lehrsätze, in dem zu Edinburg neuerstandenen Concise Review of original German books, wovon im März d. J. bey Robinson und Johnson in London das erste Stück ausgegeben worden ist. In diesem sind, unter andern, Schriften von Snell, Venturini und Bouterweck nach Kantischen Principien beurtheilt, und bey Gelegenheit einer Anzeige von Moritz Vorlesungen über den Styl, aus Lange's Anmerkung zur teutschen Uebersetzung von Stewart's Elements of the Philosophy of human mind, ein ziemlich klarer Begriff von dem, was Kant Kriterium der reinen Vernunft nenne, beygebracht. Allein alles dies führt höchstens zu einer oberflächlichen historischen Kenntniß, wie sie der Engländer von jedem seltsamen Phänomen gern haben möchte. Aber an ein Studium der Kantischen Vorschriften, an wirkliche Vorlesungen und so weiter ist eben so wenig zu denken, als daß die Engländer darum, daß sich seit Makartney's verunglückter Gesandtschaft nach China beständig ein paar Chinesen hier aufhalten, und wirklich einigen Liebhabern Unterricht in ihrer Sprache ertheilen, nun wirklich große Liebhaberey zur Mandarinensprache bekommen würden. Und doch wäre im letzten Falle noch eine Abgötterey und Verehrung des Götzen, dem hier allein noch Weihrauch angezündet wird, des Goldes, sehr gedenkbar.

Was Sie mir von einem gewiſſen Hrn. Willich ſchreiben, der, laut Nachrichten in teutſchen Blättern, zu Edinburg Vorleſungen über Kantiſche-Filoſofie in teutſcher Sprache halte: ſo iſt dieß, wie ich durch genaue von Edinburgern ſelbſt eingezogene Nachrichten weiß, ein großes Misverſtändniß. Allerdings hielt ein Sachſe, mit Nahmen Willich, der auch Theil an dem German Review haben ſoll, im vorigen Winter zu Edinburg two public Claſſes for teaching the German language during the Winter-ſeaſon, wie ein deswegen in öffentlichen Blättern eingerücktes Avertiſſement weitläuftiger beſagt, und wie dergleichen hier in London, wo die teutſche Sprache immer mehr Liebhaber erhält, zu Dutzenden gehalten werden. Allein zwiſchen einem teutſchen Sprachmeiſter und einem Filoſofen, der in engliſcher Sprache Kants Sätze deutlich vortragen könne, iſt ein Himmelweiter Unterſchied, ob ich gleich aus andern Rückſichten gern glauben will, daß die Schotten überhaupt für die Kantiſche Schule weit empfänglicher ſeyn dürften als die Südbritten.

Aber weit intereſſanter ſind die Bemerkungen, die in einer der geleſenſten Zeitſchriften der bekannte Arzt zu Briſtol, Thomas Beddoes, vor kurzem auch über die Kantiſche Filoſofie gemacht hat. Dieſer Beddoes gehört gewiß zu den gelehrteſten und rechtſchaffenſten Männern, die in dieſen Zeiten der allgemeinen Sittenverderb-

verderbniß und Erſchlaffung noch nicht alle Energie verlohren haben. Da ſeine pneumatiſche Medizin, oder die vorgeſchlagenen Einathmungen künſtlicher Luftarten und Gase, in Teutſchland viel Kopfſchütteln und Spötterey verurſacht haben ſollen, woran es denn auch auf dieſer Inſel gar nicht fehlt: ſo muß ich hier beyläufig bemerken, daß man ſehr Unrecht thut, ihm bey allen dieſen Verſuchen auch nur die geringſte Scharlatanerie Schuld zu geben. Ohne einen hohen Grad von Enthuſiasmus wird nie etwas Neues und Gutes hervorgebracht. Von dieſem will ich alſo auch den ehrlichen Beddoes nicht freyſprechen. Wie ſehr er aber ſelbſt alle kleinlichen Kunſtgriffe Aufſehn zu erregen und alles quakſalberiſche Gaukelſpiel haßt, beweiſen ſchon die zwey trefflichen Aufſätze über den Ruhm des Arztes, und die witzige, nach Art der Borniſchen Monachologie klaſſifizierte Jatrologie, die er den Brownſchen Elements of Medicine (London, Johnſon 1795. 2 Vol. 8.) zur Zugabe gegeben hat, und die hoffentlich zu Nutz und Frommen der teutſchen Aerzte ſchon in mehreren mediziniſchen Journalen bey Ihnen abgedruckt und in Umlauf geſetzt ſeyn werden. Er gehört wahrlich nicht zu den in der Jatrologie Sect. II. 8. ſpezifizierten case-coining doctors, und die noch neuerlich im dritten Stücke ſeiner Conſiderations on the Medicinal Uſe and Production of Factitious Airs (London, Johnſon 1795.) von ihm und ſeinem Gehülfen Watt aufgeführten

Fälle

eine ſeltne Groſsmuth, ſezt Herr Rowe hinzu, und beynahe der verſchwendriſchen Freygebigkeit gleich, womit das gegenwärtige Alter (dasjenige nemlich, worinn Herr Rowe lebte, unter der Königin Anna, und Georg dem Erſten) franzöſiſche Tänzer und italiäniſche Sänger begünſtiget.

Daſs die Königin Eliſabeth ſelbſt, welcher Shakeſpear in einer Stelle ſeines zauberiſchen Sommer-Nachtstraums ein ſo feines Compliment gemacht, und worinn er ſie ſo ſehr nach ihrem Geſchmak zu loben gewuſst hat, verſchiedne ſeiner Schauſpiele in ihrer Gegenwart habe aufführen laſſen, ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn: Daſs ſie ihm aber, wie Herr Rowe nicht zweifelt, manche allergnädigſte Zeichen ihrer Huld gegeben habe, wünſchten wir beſſer als durch ein ohne Zweifel erwieſen zu ſehen. Wenigſtens läſst die bekannte Sparſamkeit dieſer groſſen Meiſterin in der Regierungs- und Staatskunſt vermuthen, daſs dieſe Zeichen ihrer Huld ſie ſehr wenig gekoſtet haben mögen. Man ſagt, der Charakter des Falſtaff in den zweyen Theilen des Lebens von Heinrich dem vierten, habe ihr ſo viel Vergnügen gemacht, daſs ſie unſerm Dichter befohlen habe, denſelben zum Helden eines eignen Stüks zu machen, und in dem Charakter eines Amoroſo vorzuſtellen; und dieſes habe den luſtigen Frauen von Windſor den Urſprung gegeben; dieſem den Engländern ſo angenehmen Stük, welches, unſers Davorhaltens, ſo Engländiſch iſt,

und

Fälle haben gewiß ihre vollkommene Richtigkeit. Zufällig habe ich vorigen Sommer in Bath selbst die Bekanntschaft einiger Personen gemacht, denen diese Einathmungen in verzweifelten Fällen geholfen haben. Man hat es bey der französischen Revoluzion bemerkt, daß die klügsten Aerzte auch die eifrigsten Patrioten und Politiker sind. Denn es ist ja dieselbige Beobachtungsgabe, die die Gebrechen eines Staatskörpers so gut entdeckt, wie die eines fysisch Kranken. Kurz, unser Beddoes ist auch ein sehr freymüthiger Patriot, und selten vergeht ein Monat, wo er nicht auch eine politische Flugschrift ausgehen ließe. Besonders hat er es mit dem Minister Pitt zu thun. So schrieb er, als die berüchtigten zwey Bills, das Grabgeläute der englischen Freyheit, durchgehen sollten, an seine lieben Bristoler ein Wort zur Vertheidigung der Bill of rights gegen die Knebel-Bills, (gagging-bills, so nannte er sie von Gag, ein Knebel, womit man jemanden das Maul stopft, daß er nicht schreyen kann) welches wirklich den Effekt hatte, daß sich in wenig Tagen 8000 Unterschriften zur Petizion gegen diese Bills fanden. Kurz darauf, als Mangel und Hungersnoth das aushungernde Britannien selbst auszuhungern drohten, ließ er eine fulminante Epistel an Mr. Pitt drucken: über die Mittel dem jetzigen Mangel abzuhelfen und Krankheiten bey den Armen zu verhüthen (A letter to the R. H. William Pitt on the means of relieving

ving the present Scarcity and preventing the Diseases that arise from meagre food. London, Johnson 1796. 32 S. in 8.) Er macht dem Minister darin durch einen Kettenschluß oder Sorites begreiflich, daß bey seiner Unklugheit Hungersnoth natürlich entstehen müsse, und thut dann patriotische Vorschläge, z. B. die seinen Ladies möchten, statt daß sie Fränzchen machten und Tischchen lakierten, lieber Winter-Strümpfe für die Armen stricken. Er empfiehlt Gerstengraupen und Bohnen, Kartoffeln, besonders aber die aus zermalmten Knochen extrahierte Fleischbrühe, wozu er die Verrichtung weitläuftig beschreibt, u. s. w. Endlich ist vor 14 Tagen eine neue politische Schrift von ihm erschienen, die mit großer Begierde gelesen wird: Essay on the public merits of Mr. Pitt. (London, Johnson 1796. 201 S. in 8.) Nach einer zweckmäßigen Einleitung, worin er seinen medizinischen Beruf zur Untersuchung jeder statistischen Frage witzig beurkundet, und nach einem schnellen Ueberblick über die noch nicht verschmerzten Unfälle des amerikanischen Krieges, kömmt er im dritten Kapitel auf seinen Helden selbst zu sprechen, und erzählt seine Jugend, Erziehung und frühen Thaten ungefähr in eben der Manier, wie Fielding die Thaten des Jonathan Wild, eines berühmten Beutelschneiders, beschreibt. Die Lebensgeschichte Pitt's geht für jetzt nur bis auf den amerikanischen Frieden, soll aber bald fortgesetzt werden. Eine Uebersetzung derselben

ben würde manchem Teutſchen die Augen öffnen, voraus geſetzt, daß man gewiſſe offenbar übertriebene Behauptungen in kurzen Anmerkungen berichtigte.

Doch Verzeihung wegen dieſer Abſchweifung über Beddoes Perſönlichkeiten, die doch wohl manchem meiner Landsleute auch noch fremd ſeyn könnten. Dieſer Beddoes verſteht nun auch ſehr gut teutſch, wie er ſchon in Edinburg durch Ueberſetzung des Scheele und anderer Chemiker aus dem Teutſchen bewieſen hat, und intereſſiert ſich auch für die Kantiſche Filoſofie, worüber er ſich im neuen Monthly Magazine n. IV. p. 265 ff. alſo vernehmen läßt: „Viele Leſer dieſes Magazins haben ohne Zweifel ſchon von dem berühmten Emanuel Kant in Königsberg manches vernommen, und möchten ihn gern genauer kennen lernen, da bis jetzt noch nichts in unſerer Sprache von ihm oder über ihn erſchienen iſt. Auch bedarf es wohl mehr als gewöhnlicher Kenntniß und Fertigkeit, um ſein Syſtem nur in etwas verſtändlich zu machen. Es iſt eine eigene Nomenklatur dazu nöthig, die ſchwerer zu erlernen iſt als die vom Linnäiſchen Syſtem. Ein ſehr einſichtsvoller teutſcher Schriftſteller ſagt, daß die Kantiſche Filoſofie kaum mit einem ganzen Jahr unausgeſetzter Anſtrengung erlernt werden könne.“

„Nach den äußern Kennzeichen zu urtheilen, hat die Lehre Kants eben das Schickſal gehabt, wie jede neue

Ent-

Entdeckung von Wichtigkeit. Sie ist sehr mißverstanden und angegriffen worden. Doch muß schon der Umstand, daß die älteren Lehrer der Filosofie fast alle dagegen, die jüngern fast alle dafür sind, ein sehr günstiges Vorurtheil erregen."

„Gerade so fand Locke einst unter uns ein Heer von Widersachern, deren Repliken jetzt der Staub frißt. So ist Kant von den Dogmatikern als ein Skeptiker, und von den Skeptikern als einer angegriffen worden, der auf dem Ruin aller vorigen Systeme sein eigenes erbauen wolle. Der Supernaturalist seufzt über seine Versuche alle historische Beweise der höhern Offenbarung zu vernichten, und der Naturalist behandelt ihn als einen Unterstützer des sinkenden Glaubens. Der Materialist macht ihn zu einem Schüler Barkley's; der Spiritualist setzt ihn unter diejenigen, die alles Wirkliche in die Sinnenwelt einschließen."

Beddoes fährt nun fort, aus den Schriften Reinholds, den er den deutlichsten Kantianer nennt, dies etwas weitläuftiger aus einander zu setzen, und gibt nun zur Probe des Kantischen Vortrags selbst eine Uebersetzung aus der Kritik der Urtheilskraft von dem Abschnitt über das Lächerliche. Diese leitet er folgendermaßen ein:

„Vor-

„Vorher muß ich noch bemerken, daß nichts härter, dunkler und verwickelter als Kants Styl gedacht werden kann. Oliver Kromwel iſt, mit ihm verglichen, ein klarer Quell in ſeinen Reden. Parentheſe iſt in Parentheſe eingeſchaltet, wie im Pilpay eine Fabel in die andere. Die Schüler Kants bemerken ſelbſt, daß Newton's filoſofiſche Zeitgenoſſen nicht wenig Schwierigkeiten fanden, die Sätze des reinen Verſtandes durch ihre Terminologie deutlich zu machen, und daß ein Originaldenker durchaus nicht ſo deutlich ſeyn könne als ein Erzähler. Aber im Style ſelbſt liegt doch eine dem Schriftſteller ganz beſonders eigene Dunkelheit. Ich habe bey dieſer kurzen Ueberſetzung Kant's in einander geſchachtelte Perioden erſt auseinander legen und mit großer Mühe menſchlich machen müſſen.“

Nun folgt die wirklich ſehr gut gerathene Ueberſetzung jenes Abſchnitts, und dann der Schluß: „Meine Leſer werden aus dieſer Probe ſelbſt ſehen, wie viel Wichtiges und Neues hier zu finden iſt. Wie ſehr wäre es daher zu wünſchen, daß dieſer berühmte Kodex der Metafyſik auch in unſerer Sprache von einem Meiſter und Kenner beyder Sprachen gedolmetſcht werden möchte, damit ſeine Behauptungen in dem Lande, wo die Locke und Horne Tooke filoſofierten, geprüft werden könnten!“

So weit Beddoes, der richtiger als irgend jemand den Aufklärungsmeſſer an die Köpfe ſeiner Landsleute anlegen und ungefähr beſtimmen kann, was Eingang gefunden hat, oder in der Folge noch finden könne. *)

(Die Fortſetzung folgt.)

Inhalt

*) So eben erhalte ich die Nachricht, daß Herr F. A. Nitſch, der vorigen Winter wirklich vor einem ſelect number of dilettanti Vorleſungen über die Kantiſche Filoſofie in London gehalten habe, dieſe Lectures ſelbſt unter folgendem Titel hat erſcheinen laſſen: a Select and introductory View of Profeſſor Kant's Principles, concerning Man, the World and the Deity: ſubmitted to the Conſideration of the Learned by F. A. Nitſche. London 1796. Downes. (5 Sh.) In der Vorrede kündigt Hr. Nitſch ſein Vorhaben an, alle Werke Kant's ins Engliſche zu überſetzen. Such a Work; ſagt mein Korreſpondent, as a long felt deſideratum will, doubtleſs meet with liberal patronage. Zugleich muß ich bemerken, daß nun auch für die Holländer wegen der Kantiſchen Filoſofie geſorgt, und ſo eben in Amſterdam Beginzels der Kantiaanſche Wysgeerte, naar het Hoogduitſch vryelyk gevolgd, en met Aanteekeningen, en eene voorreden uitgegeven door Paulus van Hemert, Hoogleeraar by de Remonſtranten te Amſterdam. Erſte Deel. Amſterdam, bey der Witwe Doll 1796. herausgekommen iſt.

Anmerkung des Einſenders.

Inhalt
des zweyten Bandes.

May.

I. Der Teutſche Lovelace. (Fortſetzung.) S. 3
II. Geſichtspunkte für den Schriftſteller unſers Zeitalters. — 34
III. Die Stände der Menſchen. (Fortſetzung.) — 74
IV. An Herrn Gräter. — 86
V. Adonis, eine Kantate. — 93
VI. Pope's Ode am Tage der Heil. Cäcilia. — 97
VII. Elegie an Selma. — 104
VIII. Sinngedichte und kleine Lieder. — 107

Junius.

I. Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Eliſabeth. S. 113
II Die Schauſpielerin, Probe eines neuen Romans. — 134
III. Auszüge aus Briefen eines Norddeutſchen an einen Freund in Z. geſchrieben aus Paris im April 1796. — 147
IV. Beſchluß der Proben aus dem teutſchen Lovelace. — 173
V. Oskars Friedensgeſang. — 183
VI. Auszug eines Briefs aus England. — 194
VII. Ein Wort über die neuen Parlamentswahlen in England. — 200
VIII. Ueber den Mythus von den Heerden des Helios in der Odyſſee. — 203
IX. Die Stände der Menſchen. (Fortſetzung.) — 211
X. Ankündigung einer Geſchichte des Herzoglichen Fürſtenhauſes zu Sachſen-Weimar und Eiſenach. — 222

Julius.

I. Von den letzten Dingen. Ein türkisches Gedicht, übersetzt von J. von Hammer. S. 225
II. Ueber Lektüre. — 238
III. Ueber die Fabel des Pegasus. — 263
IV. Fragmente aus meinen Nachforschungen über die Ausbildung des Menschengeschlechts. — 286
V. Rom. — 325
VI. Auszug eines Briefs aus London. — 329
VII. Literarische Anzeigen. — 331

August.

I. Auszüge und Bemerkungen aus Eduard Gibbon's hinterlassenen Werken. S. 339
II. Ueber die Borromäischen Inseln und die Gegend von Arona. Aus den noch unübersetzten Briefen des Abbe' Andres über Italien. — 373
III. Auf den Tod Sir William Jones. — 380
IV. Ueber die Betrachtung der schönen Natur in Rücksicht auf die Werke der Kunst ꝛc. (Fortsetzung.) — 383
V. Ueber eine ergiebige Quelle mahlerischer Ideen. An einen jungen Künstler. — 388
VI. Gedichte. — 401
VII. Nachrichten von der neuesten Ausgabe der Werke von Ant. Rafael Mengs, und von den Zusätzen die sich in derselben finden. — 426
VIII. Ueber das Gedeihen der Kantischen Filosofie in England. — 436

und ſich ſo ſehr auf die characteriſtiſchen Launen dieſer Nation bezieht, daß nur Engländer ſo viel Geſchmak daran finden können; und deſſen Ueberſezung, wenn es anders überſezt werden ſoll, wir einem fähigen Kopfe überlaſſen, welcher durch einen langen Aufenthalt in England mit ihrer Sprache ſowohl als mit ihren Sitten, Gewohnheiten und Solöcismen bekannt genug geworden, um ſich aller der feinen relativen Schönheiten dieſes Stüks bemächtigen zu können, welche einem andern, der dieſen Vortheil nicht gehabt, gröſtentheils gleichſam entſchlüpfen müſſen.

Von den Privat-Verbindungen unſers Dichters iſt weiter nichts bekannt, als daß er mit den beſten Köpfen ſeiner Zeit, ſelbſt unter den Dichtern, welche ſonſt ſelten Freunde ſind, mit Sir Johann Sukling, Sir Willhelm d'Avenant, und dem berühmten theatraliſchen Dichter Ben Johnſon, in gutem Vernehmen gelebt habe. Der leztere ſoll ihm ſo gar die gute Aufnahme ſeines erſten Stüks, wenigſtens von Seiten der Schauſpieler, von denen er ohne die Vermittlung unſers Dichters abgewieſen worden wäre, zu danken gehabt haben.

Es wird mit Recht unter die glüklichſten Umſtände Sakeſpears gezählet, daß ihm ſeine Talente bey einer Lebensart, welche damals lange nicht ſo vortheilhaft war, als ſie dermalen in den Hauptſtädten von Europa iſt, ſo viel Vermögen erworben, daß er ſich

Neuer Teutſcher Merkur.

3. Quart. 1796.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Blumen asiatischer Dichtkunst — 3
II. Leslers republikanische Blicke auf die Musik. — 13
III. Hymens Meisterstück. Eine Erzählung. — 41
IV. Ueber die Kunst zu gefallen. Zur Bildung des schönen Geschlechts. — 46
V. Die getröstete Venus. Eine Kantate. — 61
VI. Nachrichten von dem berühmten Kapellmeister Bacchini. — 67
VII. Fortsetzung der Betrachtung der schönen Natur, in Rücksicht auf die Werke der Kunst ꝛc. — 75
VIII. Auszug eines Briefes aus England. — 90
IX. Einige Anekdoten den großen Voltaire betreffend. — 98
X. Litterarische Anzeige einer teutschen Uebersetzung des Vitruvius. — 108
XI. Anzeige. — 112

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist er
2) in allen Buchhandlungen zu finden, welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Lieder geselliger Freude, herausgegeben von Johann Friedrich Reichardt. Bey Gerhard Fleischer dem Jüng. in Leipzig. 1796. Brosch. 2 Thlr.

Wir sanglosen Teutschen fangen an reich an fröhlichen Liedern zu werden; aber unsre Gesellschaften, selbst die fröhlichsten, bleiben noch meist überall ohne Sang und Klang. Vielleicht liegt dies auch daran, daß jene Lieder zu sehr in unzähligen Sammlungen von Gesängen aller Art zerstreut sind; und so verdienen sich Herausgeber und Verleger dieser Sammlung, die nur solche Lieder enthält, welche von jeder guten fröhlichen Gesellschaft gerne gemeinschaftlich angestimmt werden möchten, vielleicht einigen Dank von ihren Landsleuten. Die vollständige Sammlung in vier Büchern enthält hundert sauber gestochene und in der Ungerschen Officin mit deutschen Lettern gedruckte Lieder, und zwar die schönsten teutschen Frühlingslieder, Sommerlieder, Herbstlieder und Winterlieder. Der Herausgeber hat sich bey der Wahl der Gedichte und Melodien, nach seiner besten Ueberzeugung, der strengsten Auswahl befliſſen. Die beyden ersten Bücher enthalten Lieder von Friederike Brun, Bürger, Claudius, Gerstenberg, Gerstner, Göthe, Herder, Hölty, Jacobi, Jördens, Matthisson, Mettner, Sophie Mereau, Pfeffel, Salis, Schiller, Schlegel, Stark, Stolberg, Voß und Weisse, mit Compositionen von Hiller, Kunzen, Naumann, Reichardt, Schulz, Schwenke, Seibel, Seidelmann, Spazier und Zelter.

Ueber das Verfahren bey der Auswahl erklärt sich der Herausgeber in einem umständlichen Vorberichte, so auch über die rechte Anwendung und Ausführung der Lieder, unter welchen sich auch mehrere neue Liedercompositionen des Herausgebers befinden.

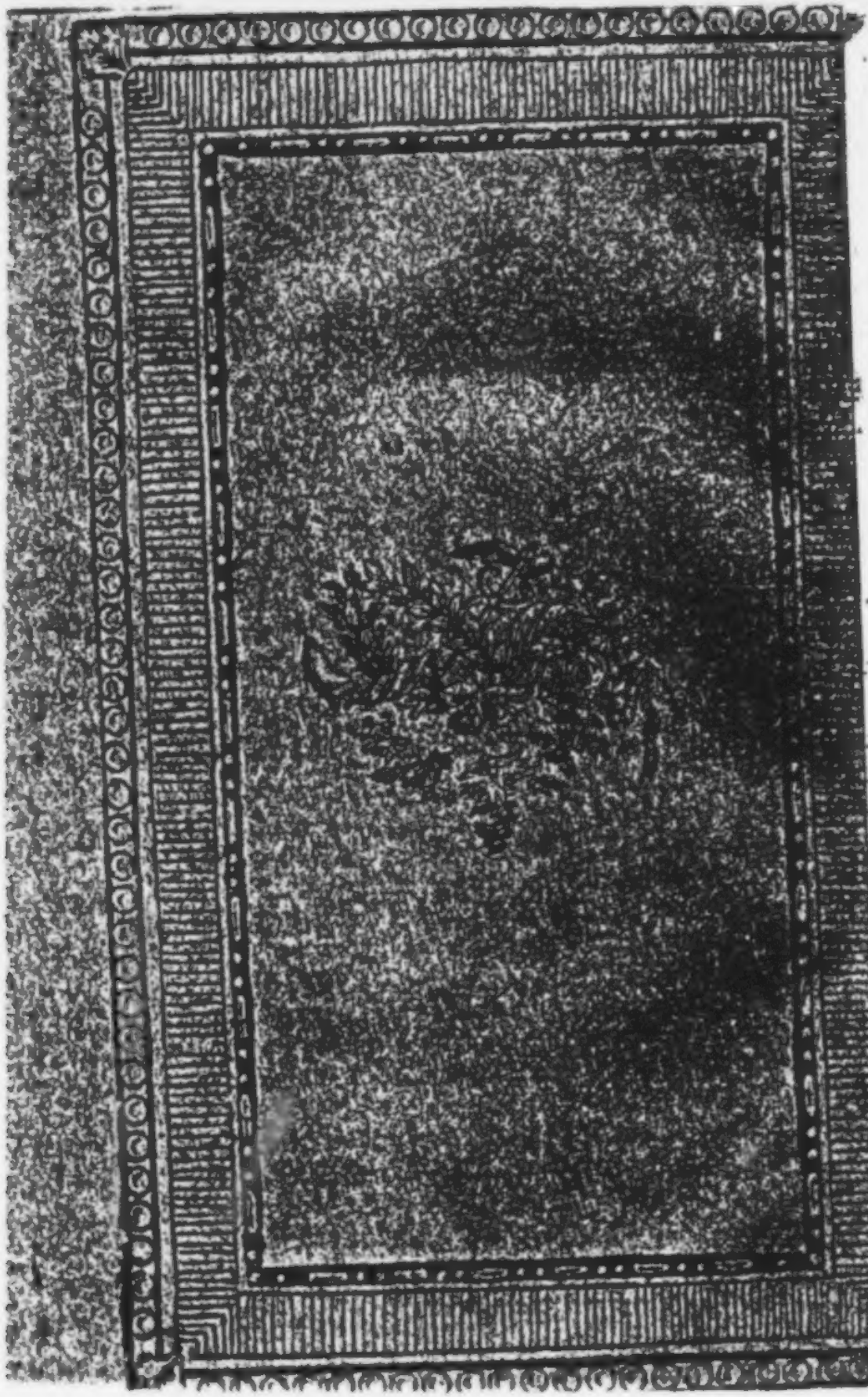

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1796.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1796.

Der neue

Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1796.

I.

Blumen aſiatiſcher Dichtkunſt. *)

1.

Auszüge aus Ouſely's Sammlung.

Ein gelehrter Engländer, der als Major in Dienſten der oſtindiſchen Kompagnie die Dichterſprachen

*) Wir erfüllen damit das im letzten Stücke gegebene Verſprechen, daß der Merkur von Zeit zu Zeit ſeinen freundlichen Empfängern und Aufnehmerinnen auch ein Blumenſträußchen, wie es Natur- und Kunſtpflege des Orients darbietet, auf den Tiſch legen und ihr Urtheil erwarten werde, ob er öfter mit ſolchen Gaben aus den Gärten der Phosphoriden (denn warum ſollte es nicht auch dieſe ſo gut als Hesperiden gegeben haben?) erſcheinen dürfe. Der hier mit einer gelehrten Einleitung eingeführte Feyergeſang des Frühlings aus dem Türkiſchen des Meſſihi vereinigt mit den kühnen Bildern des Orients alle Zartheit einer Frühlingsode des römiſchen Lyrikers, und

iſt

des Orients zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung machte, William Ouſely, Esq. fand, daß die größte Hinderniß in der Erlernung der perſiſchen Sprache, die um des Zuſammenhanges mit Oſtindien willen in England immer mehr Liebhaber gewinnt, und in Paris nach der Einrichtung des Nazionalinſtituts von Langles in öffentlichen Vorleſungen gelehrt wird, — die Unkunde der erſten Elemente und der Schriftzüge ſelbſt ſey, die des Jones bekannte perſiſche Grammatik ſchon als erlernt vorausſetzt. Bekanntlich giebt es dreyerley Schriftzüge im Perſiſchen, der Schekeſteh oder die gebrochene Schrift, welche ungefähr mit der teutſchen Kurrentſchrift im

Schreis

iſt der ſicherſte Beweis von dem, was ſchon früher erinnert worden iſt, daß in jenen Gärten die lieblichſten Blumen in der größten Mannigfaltigkeit zu finden ſeyn müſſen. Dem Hrn. v. Hammer, der ſie ſo kunſtreich zu verpflanzen wußte, möge dieß Wageſtück noch recht oft zur Freude des Merkurs gelingen! Die hier gelieferten Auszüge aus einem prächtigen Werke, das ſo eben in England erſchienen iſt, ſollen in einem der folgenden Stücke fortgeſetzt werden, und mögen die Liebhaber der orientaliſchen Dichtkunſt aufs neue auf das Bedürfniß eines umgearbeiteten Herbelot, da der Halliſchen Ausgabe ſchon ihrem Plane nach kein langes Leben zu verſprechen war, oder auch einer ganz neuen orientaliſchen Bibliothek aufmerkſam machen, die wohl in Teutſchland nirgends ſo gut und aus ſo vielen Hülfsmitteln veranſtaltet werden könnte, als da wo ein Meninsky ſein Wörterbuch herausgeben konnte. W.

Schreiben verglichen werden kann, in wiefern ſie nehmlich nur zum vertrauten Briefwechſel oder zum ſchnellen Niederſchreiben bey Rechnungen und Kontrakten gebraucht wird. Niskhi iſt die breitere und deutlichere Schrift, in welcher auch White die Vorſchriften Timurs hat drucken laſſen. Aber die zarteſte und ächteſte unter allen iſt der Talik, der ſich wieder in mehrere Arten abtheilt. In ihm iſt alles Schöne und Treffliche der perſiſchen Muſen niedergeſchrieben, und ſie muß man vorzüglich inne haben. Von allen dreyen, beſonders aber von der letztern, beſchloß Hr. Ouſely eine Reihe von Schriftproben in einer kleinen perſiſchen Blumenleſe zu geben, und ſo entſtanden ſeine perſiſchen Miscellaneen, die er zugleich mit einem Schatz von orientaliſcher Beleſenheit und Literatur ausſtattete und bis zum Ueberfluß begabte.

Da dieß Werk *) aus leicht einzuſehenden Urſachen nie ein Leſebuch werden kann, aber doch manche Nachrichten enthält, die auch den bloßen Dilettanten ſehr willkommen ſeyn dürften; da man eine Menge ſeltener Werke und literariſcher Unterſuchungen daraus kennen lernt, die nur ſelten bis zu uns

*) Der vollſtändige Titel des Werkes heißt: *Perſian Miscellanies*; or, an Eſſay to facilitate the reading of Perſian Manuſcripts, with engraved Specimens, philological Obſervations and Notes, critical and hiſtorical. By *W. Ouſely*, Eſq. London 1795. in gr. 4. (1 Pf. 1 Sh.)

hindurchdringen: ſo ſchien es ein Unternehmen, das nicht ohne alles Verdienſt wäre, von ſolchen Bemerkungen, die alle gemeinſchaftlich intereſſieren könnten, einige Auszüge für teutſche Leſer zu geben. Erhält das, was hier ausgezogen wurde, Beyfall, ſo folgen in einem der nächſten Stücke intereſſante Bemerkungen über die Genien, oder Peries der Perſer, über den Baſtan, oder Blumengarten des beliebten und belobten Sadi u. ſ. w.

Die Aehnlichkeit der perſiſchen Dichtkunſt mit der italieniſchen iſt jedem aufgefallen, der beyde mit einander vergleichen konnte, und auch vor Jones ſchon von Kennern bemerkt worden. Man wird begierig ſeyn, das Urtheil unſers Sammlers über dieſe Parallele zu vernehmen. Hier iſt es: „Von der Dichtkunſt der alten Perſer ſind die bis auf uns gekommenen Proben ſo dürftig, daß viele, die ſie zum Gegenſtand ihrer Unterſuchung machten, ihre Mühe vergebens angewandt zu haben ſcheinen. Um alſo gewiß zu wiſſen was ſie geweſen ſey, muß man viele und glücklichere Nachforſchungen angeſtellt haben. Der gelehrte Präſident der aſiatiſchen Geſellſchaft *) konnte nur wenige Zeilen von den alten Pahlavi entdecken; und der ſinnreiche Biograf der perſiſchen Dichter konnte ihre Spur nicht viel weiter als bis zur Zeit der arabiſchen Eroberung verfolgen. Jedoch müßten entweder das Klima des Lan-

*) Nehmlich Sir William Jones.

vom Theater entfernen, und den übrigen Theil seines Lebens in Gemächlichkeit und Ruhe mit sich selbst und mit seinen Freunden leben konnte. Man sagt, er habe etliche Jahre vor seinem Tod in seiner Vaterstadt Stratford zugebracht, wo er sich durch die Annehmlichkeit seines Umgangs und seinen guten Character und bey dem umliegenden Adel sehr berühmt gemacht habe. Daß ihn aber auch hier der satyrische Geist, wodurch er sich in seiner Jugend die Verfolgungen des Sir Thomas Lucy zugezogen, noch nicht ganz verlassen gehabt habe, davon erzählt Herr Rowe ein kleines Beyspiel, dessen Wahrheit sich auf eine damals noch vorhandene Tradition in selbiger Gegend gründen soll. Sakespear stund unter anderm mit einem gewissen Edelmann, Namens Combe, der sich durch seinen Reichthum und Wucher unterscheiden machte, in vertrauter Bekanntschaft. Einsmals da in einer Gesellschaft von mehr andern Freunden von allerley Gegenständen auf eine scherzhafte Art gesprochen wurde, sagte dieser Herr Combe lachend zu unserm Dichter: er bilde sich ein, Shakespear werde ihm eine Grabschrift machen, wenn er seinen Tod erlebe, weil er sich aber nicht vorstellen könne, was man nach seinem Tod von ihm werde sagen können, so wollte er ihn ersucht haben, diese Grabschrift sogleich auf der Stelle zu machen. Shakespear, welchem ein Impromptü nichts kostete, da alle seine Werke im Grunde nichts anders sind, gab ihm sogleich diese vier Verse:

Ten

Landes, die Sitten und ſelbſt die Natur der Menſchen eine gänzliche Veränderung erlitten haben, oder wir ſind berechtigt zu ſchließen, daß das alte Perſien ſich gewiß auch ſeiner Dichter und ihrer Werke habe rühmen können; da die heutigen Bewohner deſſelben eine Gattung von Menſchen ſind, die, ſo zu ſagen, ſchon in Verſen lallen, welche die Kultur ihrer Sprache zu ihrer Hauptſorge machen, und von der Dichtkunſt, wie die alten Griechen von der Muſik, glauben, daß ſie eine Zauberkraft beſitze, und ſie daher erlaubte Magie genannt haben."

„Man wird demnach finden, daß es ſchwerlich eine Gattung von Kompoſizion gibt, worin ſich nicht die perſiſchen Dichter zu ihrem Vortheil gezeigt haben, von dem didaktiſchen oder moraliſchen bis zu dem epiſchen oder heroiſchen Gedichte; durch jede Stufe der bakchanaliſchen Ode, des elegiſchen und verliebten Sonetts, der ergötzenden oder unterrichtenden Allegorien, und Romanzen die auf Geſchichte oder Fabel gegründet ſind: Kompoſizionen, die alle Wärme eines üppigen Bodens athmen, und mit jeder Grazie, welche die blühendſte und bilderreichſte Sprache zu ertheilen vermag, geſchmückt ſind."

„In dieſer Rückſicht ſind die Perſer beſonders glücklich, indem ihre Sprache wegen der Einfachheit ihrer Konſtrukzion und Leichtigkeit in der Verſifikazion, gleich der Italieniſchen, eine höchſt glück-

liche Biegsamkeit zu allen Absichten der Poesie, besonders von der verliebten Gattung, hat, welche letztere natürlicher Weise bey dem zärtlichen und wollüstigen Perser auch die beliebteste seyn muß."

„Eine sehr auffallende Aehnlichkeit der Gefühle und Bilder läßt sich in den Werken der italienschen und persischen Dichter entdecken, wobey ich aber, weil sie schon von andern bemerkt worden ist, hier nicht länger verweilen will. Die Sonette des Petrarka sind mit denen des Sadi verglichen worden; ja es ist eine allgemeine Aehnlichkeit der Sitten und Gewohnheiten von einem Italiener bemerkt worden, der durch einen langen Aufenthalt in Persien in Stand gesetzt war, ein genaues und richtiges Urtheil darüber zu fällen. Der berühmte Reisende Pietro della Valle, der vor fast zweyhundert Jahren aus diesem Lande selbst seine Beobachtungen schrieb, erwähnt seiner persischen Freunde mit folgenden Ausdrücken: „Sie begegneten mir jederzeit mit den größten Komplimenten und höflichsten Ausdrücken u. s. w. worin, so wie in allen andern Gewohnheiten (denn ich habe sie beobachtet, und werde diese Vergleichung vielleicht eines Tages als eine Merkwürdigkeit zu Papiere bringen, indem ich in unzähligen Rücksichten eine Parallele ziehe) die Perser den Neapolitanern sehr nahe zu kommen scheinen, u. s. f." Und dieser sinnreiche Autor bemerkt noch an vielen andern Orten seines Werkes diese Aehnlichkeit beyder Nazionen; aber ich habe bis jetzt,

troz

trotz aller meiner Nachforschung, noch nicht erfahren können, ob er je sein Versprechen, oben erwähnte Paralle zu ziehen, erfüllt hat."

„Auch zwischen vielen Stellen in den griechischen und persischen Dichtern hat man eine Aehnlichkeit gefunden. Aber der griechische Himmel hat mit dem asiatischen viele Erweckungen einer glühenden und blühenden Beschreibung gemein, und mehrere von den griechischen lyrischen Dichtern waren von Geburt Asiaten. Um dieses Umstandes willen und wegen der Aehnlichkeit der in ihren Gedichten gewöhnlichen Bilder, trägt der gelehrteste Orientalist des gegenwärtigen Zeitalters kein Bedenken, sie, in seinen lateinischen Kommentarien, unter die Dichter von Asien zu zählen; und ich werde mich bemühen, in einem künftigen Werke zu zeigen, daß Homer und Anakreon, so unerreicht sie auch sind, sich nicht des Heldengedichts des Ferdusi (Ferdusch) oder der Oden des Hafez schämen dürften. Jenen Klassikern ihren Vorzug streitig machen zu wollen, würde einen eben so verderbten Geschmack und ein von Eigendünkel eben so verblendetes Urtheil verrathen, als bey jenem Grammatiker, der mit seltsamem Eigensinn behauptet, daß im Vergleich mit einem besondern Zweige der morgenländischen Litteratur die Grazien der Griechen und Römer ohne Grazie sind."

Ouſely hat ſich, wie mehrere Stellen ſeines Werkes zeigen, beſonders auch mit der alten perſiſchen Geſchichte und den Ruinen von Tſchelminshav oder Perſepolis beſchäftigt, wohin er auch noch eine Reiſe zu machen und am Orte ſelbſt noch große Aufklärungen finden zu können hofft. Durch Richardſons bekannte Einleitung und mehrere Schriften der franzöſiſchen Akademiſten iſt der Widerſpruch der orientaliſchen Schriftſteller und der alten Griechen über Alexander zu einem Hauptartikel des neuen Skeptizismus in der alten Geſchichte geworden. Was urtheilt Ouſely über die Hauptquellen der orientaliſchen Parthey?

„Aus dem Skander Nameh, einem der berühmteſten Romane des Orients, ſind auch in dieſer Sammlung einige Beyſpiele gezogen worden. Dieſes Werk enthält die Geſchichte Alexanders des Großen, in ſchöne Dichtung eingekleidet, von Nizami, der in dieſem vortreflichen Gedicht mit einer Menge perſiſcher Bilder und Fabeln viele merkwürdige Thatſachen verwebt hat, die einer Seits auf die griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtserzählungen von dem griechiſchen Prinzen gegründet ſind, anderer Seits aber ſehr weit davon abweichen. Von dieſem Werke bin ich ſo glücklich einige ſchöne Abſchriften zu beſitzen. Zwey davon ſind beſonders ſchätzbar, wegen einer Menge Noten, die theils am Rande, theils zwiſchen den Zeilen mit einer ſehr kleinen und netten Hand geſchrieben ſind. Ohne

die

die Hülfe dieſer ungenannten perſiſchen Kommentatoren, geſtehe ich, würden viele Stellen mir noch immer ſehr ſchwer und dunkel geblieben ſeyn; und es iſt ſchwerlich zu erwarten, daß ein bloßer europäiſcher Leſer ohne ſolchen Beyſtand die häufigen Anſpielungen des Dichters auf entfernte Geſchichte und alte morgenländiſche Mythologie, oder die verſchiedenen eigenen Nahmen, die faſt auf jeder Seite vorkommen, ſowohl von Perſonen als Oertern, desgleichen die Kunſtausdrücke, wann von Mahlerey, Muſik, Geografie u. ſ. w. die Rede iſt, vollkommen verſtehen könne."

„Das, was Herbelot von dieſem berühmten Dichter *) erwähnt, iſt ſo flüchtig, und das Verzeichniß, welches er von ſeinen Schriften in der Bibliothéque Orientale gegeben hat, ſo unvollſtändig, daß ich geneigt bin zu glauben, dieſer vortrefliche Orientaliſt habe die Abſicht gehabt, in einem beſondern Werke ausführlicher von ihm, ſo wie von verſchiedenen andern perſiſchen Schriftſtellern, zu reden. Er blühte in dem ſechſten Jahrhunderte der Mahommetaniſchen Zeitrechnung **), und folgende zwey Verſe aus einer Elegie des Hafiz (die ſich zufälliger Weiſe in einer ſchönen Handſchrift ſeines Divan findet) werden jetzt, glaube ich, zum erſtenmahle

*) Bibl. Orient. Artik. Nadhami und Nazami.

**) Das zwölfte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung.

mahle als ein Zeugniß sowohl von unsers Dichters Vortreflichkeit als Alterthume, gedruckt angeführt:

Ze nez' mi Nezami keh cherkh'i kohen
Nedared chu o heech zeeba'e sekhun. d. i.

„Die Poesie des Nezami hat an Anmuth und Zierlichkeit der Sprache in dem ganzen Kreise der alten Schriftsteller ihres gleichen nicht."

„Von seinen Werken habe ich kein genaues Verzeichniß gesehen; und ob ich gleich drey dem Ansehen nach vollständige Abschriften, wovon eine ausnehmend schön ist, besitze, so weiß ich doch noch nicht die Anzahl seiner Gedichte mit Gewißheit. Eine von den Handschriften führt den Titel: die fünf Schätze des Nezami, und enthält eben so viele verschiedene Kompositionen. In jeder der beyden andern sind sechs enthalten; aber diese kommen nicht mit dem Verzeichniß überein, das Sir William Jones in seiner persischen Grammatik gibt."

„An einem bereits angeführten Orte erwähnt Herbelot drey von den Werken dieses Autors, und eben so viel an einem andern. Wenn alle in diesen Verzeichnissen aufgezählte Werke, und die in meinen Handschriften, ächt sind, so würde sich die Anzahl von Nezami's Gedichten auf neun belaufen. Und doch hat unter den desideratis in der morgenländischen Litteratur der verstorbene Präsident der asiatischen Gesellschaft eine Uebersetzung in Prosa von

von den fünf Gedichten des Nezami *) angeführt. Das, wovon ich hier besonders rede, bin ich vieler Umstände wegen geneigt, als eine historische Urkunde von großer Glaubwürdigkeit anzusehen. Diese Meynung habe ich nicht bloß deswegen angenommen, weil Nizami in der Einleitung zu seinem Werke behauptet, er habe es aus den besten und ältesten Kroniken der Hebräer, Griechen und alten Pahlavier zusammengetragen; sondern weil er auch mit vieler Einsicht aus seiner Geschichte des Alexander viele von jenen eiteln Tradizionen und leeren Erdichtungen verwirft, die selbst der große Ferdusi, der Vater der persischen Dichtkunst, in seinem Schah Nameh, oder dem Buche der Könige, aufgenom-

*) S. Sir John Shore's Rede, die er im May 1794. an die asiatische Gesellschaft in Kalkutta gehalten, zu deren Präsidenten er ernennet wurde, nach dem Tode des Sir William Jones, dessen Verdienste und Gelehrsamkeit der Gegenstand dieser beredten Lobrede sind. — (European Magazine, April 1795.) Außer den in dem Verzeichniß von Nezami's Werken von Sir William Jones und Herbelot aufgezählten Gedichten, wird ihm eine kurze, wenig interessante Komposizion in einem gedruckten Kataloge von persischen Manuskripten, den ich neulich gesehen habe, zugeschrieben; allein nach einer genauen Einsicht habe ich Ursache zu glauben, daß der gelehrte und sinnreiche Sammler des Verzeichnisses mit Unrecht dieses unbedeutende Produkt dem ehrwürdigen Verfasser des Skander Nameh zugeschrieben hat.

genommen hat. Nachdem Nezami einige außerordentliche Erzählungen, seinen Helden betreffend, erwähnt hat, so verwirft er sie als Mährchen, die der Bestätigung bedürfen, und deren nichtigen Inhalt man nicht trauen dürfe, „Guzaf - i - sekhun'ra durulty neboud", und indem er seine Verbindlichkeit gegen die Geschichtschreiber Griechenlands und den obenerwähnten ehrwürdigen Barden von Teos erkennt, betrachtet er die wunderbaren Umstände, welche die erstern von der Geburt Alexanders erzählen, als fabelhaft, und verwirft die Tradizion des Ferdusi, der durch einen seltsamen Irrthum den Macedonier als Sohn Darabs, des persischen Königs, beschreibt. Wir finden daher, daß Nezami in dem Auftritt des sterbenden Darius und seiner Zusammenkunft mit Alexander die Entdeckung unterdrückt hat, daß diese Monarchen Brüder wären, welches in dem Shah Nameh der ganzen Erzählung ein fabelhaftes Ansehen gibt."

„Das historische Gedicht des Nezami muß folglich dem sinnreichen Teixeira entgangen seyn, der uns sagt, daß das Leben und die Thaten Alexanders von den Persern als wunderbar gerühmt, und in vielen Büchern in Prosa und Versen beschrieben werden u. s. w. daß aber alle jene Schriftsteller in der Behauptung übereinkommen, er sey nicht Philipps Sohn gewesen *)."

„Die

*) La vida y hechos de Alcander Zurkhatnehen (für das arabische W. S. Zulkarnein) o Alexandro, celebran los Parsios

„Die Abſchriften von Nezami's Werke müſſen ſich ſeit kurzem beträchtlich vermehrt haben, oder es kann nicht jene ſchätzbare Geſchichte Alexanders geweſen ſeyn, welche, wie uns ein berühmter Linguiſt verſichert, ſelbſt bey den Perſern, ungefähr vor dreyhundert Jahren ſo ſelten war, daß Andreas Korſali, ein Mann von vielem Verſtande, der im Morgenland reiſete, nie eine Abſchrift davon erhalten konnte *)."

2.

Feyergeſang des Frühlings.

Aus dem Türkiſchen des Meſſihi.

Dieſer Feyergeſang des türkiſchen Dichters iſt bereits in dem Werke de poeſi aſiatica proſaiſch übers

Parſios por maravilloſos, y tienen eſcrito de los muchos libros en proza y en rima, llenos de excelentes conceptos y Sentencias cet. „Todos los eſcritotes Parſios acuerdan que Aſcander no fué hijo de Philipo, à quien ellos dicen Faylakus" cet. S. *Relaciones y Viage deude la India*, cet. in 8. Amberes 1610. Lib. I. cap. 22.

*) S. *Threſor des Langues* (ein merkwürdiges Werk) von *Claude Duret* (p. 493.) Yverdon, 1619. 4to, wo man in ſeinem alten Franzöſiſch leſen, daß „André Corſali en ſon voyage aux Indes, aſſeure avoir veu entre les mains des Perſans ſuſdicts, toute l'hiſtoire du grand Alexandre en langue Perſane, de la quelle, comme de choſe rare, il ne ſçeut onc en retirer une copie."

überſetzt, und dann in eben demſelben Buche lateiniſch, in Herders zerſtreuten Blättern aber teutſch, poetiſch nachgebildet.

Hier iſt ein Verſuch dieſes Gedicht in einer aus dem Originale gemachten poetiſchen Ueberſetzung wieder zu geben, in der weniger auf die Worttreue einzelner Stellen als auf den Gang, den Ton und die Haltung, die es in der Urſprache karakteriſieren, geſehen worden iſt. Nichts deſto weniger ſchmiegt ſich die Ueberſetzung hie und da näher dem Originale an als es vielleicht ſcheinen dürfte, wenn man ſie mit der proſaiſchen Ueberſetzung des unſterblichen Jones zuſammenhält, der in der Blüthe ſeiner Jahre dieſes Werk verfaßte, welches allein genug wäre, die Trauer aller Freunde des Guten und Schönen, über ſeinen für die morgenländiſchen Wiſſenſchaften vielleicht lange, lange unerſetzlichen Verluſtes zu rechtfertigen.

In der lateiniſchen und teutſchen Nachbildung ſcheint der Genius des türkiſchen Dichters den Sternenflug und den feurigen lyriſchen Hauch, den das Original athmet, mit dem ſanften lieblichen Wehen der griechiſchen und römiſchen Elegie vertauſcht zu haben, und hier ſoll er ſo viel als möglich mit ſeinen angebohrnen morgenländiſchen Schwingen erſcheinen, wiewohl dieſe Eigenthümlichkeit den Geſchmack des abendländiſchen Leſers für manche

Ten in the hundred lies here ingrav'd;
'Tis a hundred to ten his ſoul is not ſav'd:
If any man ask, Who lies in this tomb?
Oh ho, quoth the Devil, 'tis my John-a-
Combe.

D. i. Zehn in hundert liegt hier begraben, und hundert iſt gegen zehn zu wetten, daß ſeine Seele nicht im Himmel iſt: Fragt ihr, wer liegt unter dieſem Stein? O, ho, antwortet der Teufel, es iſt mein Hans Combe.

Die Geſellſchaft lachte, und Hans Combe mußte mitlachen, ſo gut er konnte; aber man ſagt, daß er dem Poeten die Schärfe dieſer Satyre niemals vergeben habe, und das läßt ſich glauben.

Dieſen ſatyriſchen Wiz ausgenommen, deſſen Ausbrüche doch vermuthlich vielmehr zufällige Ejaculationen eines ſcherzhaften und muthwilligen Humors, als vorſezliche Stiche waren, wird verſichert, daß er der ehrlichſte, gutherzigſte und gefälligſte Mann im Leben und Umgang geweſen ſey, und dieſe Idee wird ſich, wie wir glauben, jeder Leſer aus ſeinen Schriften von ihm machen müſſen. Denn ein Autor, zumal ein Dichter, bildet ſich ſelbſt, auch ohne daran zu denken, und oft wider ſeinen Willen, in ſeinen Werken beſſer ab, als ihn ein Biograph jemals ſchildern wird.

gröſsere Schönheiten der lateiniſchen und teutſchen Nachbildung keineswegs ſchadlos halten wird. *)

Ueber die Lebensumſtände des Dichters findet ſich in den bekannten Quellen morgenländiſcher Literatur keine Sylbe. Herbelot führt zwar zwey Meſſihi (oder vielmehr Maſſihi), doch keinen derſelben als Dichter an. Nur in den ſchon von Jones gerühmten Lebensbeſchreibungen türkiſcher Dichter des Latifi Effendi wird eines Meſſihi gedacht, der nicht nur, weil man keinen andern findet, ſondern auch des angeführten Frühlingsgedichtes wegen, ſehr wahrſcheinlich derſelbe ſeyn wird. **)

Hier folgt der ganze Artikel überſetzt: ***)

„Meſſihi in Rumelien, aus dem Dorf Pereſchtis

na,

*) Siehe die ſchöne Stelle in Herders Ueberſetzung.

„Tulpen und Roſen und Anemonen, es hat ſie der Sonne Strahl mit Blut geritzt, blutroth mit Liebe gefärbt.“

**) Latifi Effendi ſchrieb in den erſten Zeiten Suleymann's des Groſsen. Es wird ſich unten zeigen, daſs er Meſſihi's Zeitgenoſſe war.

***) Dieſem Artikel gleichen faſt alle übrigen des Latifi Effendi, meiſtens nur eine allgemeine Beurtheilung der Schriften eines jeden Verfaſſers ohne ihre Aufzählung, und einzelne Anekdoten ohne kronologiſche Zeitbeſtimmung, ſo daſs eine bloſse Ueberſetzung dieſes Werkes höchſtens ein unvollſtändiger Beytrag zu den Biografien türkiſcher Dichter ſeyn dürfte. Nur wenn die Werke des Latifi

na *), in der Nähe von Uskub **), gebürtig. Er hat den ganzen Reichthum der Sprache in ſeiner Gewalt, und zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß er den feinſten und eigenthümlichſten Sinn jeder Sache aufzufinden weiß. Aber eben weil ſeine Einbildungskraft ſo zart, ſein Zuſchnitt ſo eigenthümlich iſt, gewinnt der Pöbel der Leſer ihm wenig Geſchmack ab."

Die folgenden Diſticha ſind aus ſeinen bezaubernden Gedichten genommen:

Komm, du zweyter Joſef ***), beſeele den Körper des Freundes;
Jakob verlangt nach dir traurig im einſamen Haus.
Du

des Mola Muſtafa, des Weſier Aliſchir, des Sadiki Kilani zuſammengeſchmelzen und von ihren Schlacken gereiniget würden, ließe ſich ein Werk erwarten, das den Wunſch, den Jenes über die Lebensbeſchreibungen der aſiatiſchen Dichter äußerte, wenigſtens in Rückſicht der türkiſchen, erfüllen könnte, und auch wegen der häufig angeführten Stellen als eine türkiſche Blumenleſe willkommen ſeyn würde.

*) Priſtina auf unſern Karten.

**) Skopi.

***) Der Ruhm, in dem der hebräiſche Joſef bey den Morgenländern ſeiner Schönheit wegen ſteht, iſt bekannt.

Du haſt verwundet mein Herz mit hartem Schelten und Zürnen;
Durch ein einziges Wort wird es geheilet von dir.

Sorge und Gram von dieſem und von dem anderen Leben
Spühlet das leuchtende Glas ſcherzend und lachend hinweg.
Sieh, deßwegen gab nie Tſchemſchid *) ſein Glas aus den Händen,
Weil er die Sorgen, den Gram, ewig und immer vertrank.

Nirgends iſt Meſſihi erfindungsreicher und bezaubernder, als in der Dichtungsart der Kaſſide. Die folgenden wenigen Verſe ſind aus ſeiner Kaſſide auf den Frühling, die er für den Tadſchſade verfaßte, genommen.

Du biſt Beherrſcher des Worts, das heißt des Nahmens Verzeichner **);
Aber der Ewige, den kein Pfeil der Gedanken erreichet,

 Hat

*) Das Glas, der Becher des Tſchemſchid, den er bey der Erbauung von Eſtakhar gefunden haben ſoll, und deſſen er ſich zu tauſend Dingen bediente. S. Herbelot: Giamſchid.

**) Vermuthlich ſind dieſe Verſe dem Gedichte des Frühlings als eine Zueignung an den Tadſchſade vorgeſtanden.

Hat ſein Tugra mit Thau auf den Blättern der Roſen verzeichnet,
Und ſie beſchrieben mit Gold und mannigfarbigen Zeilen
Hat dir verliehen die Kraft und ſolche Gaben der Rede,
Daß dein Dintengefäß ſo tief wie der Brunnen von Babel, *)
Daß die Spitze des Kiels dem mächtigſten Zauberer gleich iſt.

Von

ſtanden. Er war Niſchandſchi, das man gewöhnlich aber uneigentlich mit Siegelbewahrer überſetzt, indem er weder ein Siegel bewahrt noch aufdrückt. Seine Amtsverrichtung (die jedoch von ſeinen Untergeordneten verſehen wird) beſteht in dem Verzeichnen des verſchlungenen Nahmens des Sultans, der an die Spitze aller großherrlichen Befehle, Schreiben u. ſ. w. mit ſchwarzer oder rother Dinte, oder mit Gold geſchrieben wird, und Tuara heißt. Bey Privilegien, Belehnungsbriefen, Kurialſchreiben u. ſ. w. wechſeln auch im Contexte die Farben mit Roth, Grün und Gold: daher die Anſpielung auf die verſchiedenen Farben des Thaus, und der Ausdruck Beherrſcher des Worts, weil die Tuara's überall obenan ſtehen.

*) Der Brunnen von Babel, worin nach der morgenländiſchen Sage die beiden, auf ihrer Erdewanderung gefallenen Engel Harut und Marut, bis auf den Tag des letzten Gerichts an den Füßen aufgehängt ſind.

Von ihm haben wir auch eine vortrefliche Briefsammlung, die aus hundert schön geschriebenen Briefen besteht, unter dem Titel Gülissadberk, d. i. hundertblättrige Rose. Sie wird von allen Wohlredenheitskundigen sehr geschätzt. Messihi hatte mit dem Dichter Zati einige Zänkereyen *), weil ihm dieser durch die folgende vierzeilige Strofe (Rubaji) den Vorwurf eines Plagiats gemacht hatte.

„Wenn ein gemeiner Mann was stiehlt, der ist ein Dieb;
Allein bey Dir, dem Herrn der Dichtkunst, ists was Anders.
Wenn Du die Verse des Zatis entwendest,
So werden sie schon bloß dadurch verändert."

Messihi antwortete:

„Ey, glaube nicht, daß ich nach schlechtem Gute greife,
Und wie ein Knab zur Fasienzeit von Andern naſche,
Ich, der zehntausendmahl des Tags zu Tod' mich schame,
Daß meines Körpers Geist geborgt, nicht eigen ist."

*) Dieser Umstand bestimmt beyläufig die Lebenszeit Messihi's. Denn der berühmte und fruchtbare Zati, dessen Leben im Latifi mehrere Seiten einnimmt, und der 1600 Oden und 400 Elegien schrieb, starb nach der Angabe des Hadschi Kalfa im J. 953 (Chr. 1546) nach der Hedschira.

Auch die folgenden Verse sind von ihm:

„Einst schnitt ein Dichter lang und viel,
Um sein zu spitzen seinen Kiel.
Ich sagte ihm darob:
Mein Freund, laß du das Schneiden seyn;
Die Spitze ist wohl zart und fein,
Doch was du schreibst ist grob.“ *)

Mit diesem Epigramme (das auch von Manchen die im metaforischen Sinne ihre Feder spitzen wollen, wahr ist) schließt Latifi seine Beyträge zur Lebensgeschichte Messihi's, mit denen wir uns, bis sich irgendwo neue Fundgruben öffnen, behelfen müssen.

Was den poetischen Plan und die ganze Anlage des Gedichts betrift, so ist nicht zu läugnen, daß man schwer darin einen Plan auffinden wird, nach dem der Geist des Dichters die einzelnen Strofen zu einem Ganzen gebildet haben sollte. Man könnte, ohne der Ordnung zu schaden, manche Strofe hinzuthun, wegnehmen oder versetzen, wie dieses bey

*) Die letzten Verse stehen nur in einem von den zwey Manuskripten des Latifi, deren Gebrauch ich der Güte des Herrn Direktors der orientalischen Akademie, Herrn Abbe' von Hoeck, in dessen Bibliothek sie sich finden, verdanke.

bey den meiſten lyriſchen morgenländiſchen Dichterwerken mehr oder weniger der Fall iſt.

Dadurch verlieren aber die einzelnen Schönheiten, die ſich eben ſo ſehr durch Originalität als durch Zartheit und Feinheit auszeichnen, nichts.

Wie reich an filoſofiſchem Sinne ſind nicht die meiſten Gedanken! Wie lieblich fällt nicht auf der einen Seite die ſchon von Jones gerühmte Aehnlichkeit dieſes Gedichtes mit dem pervigilio Veneris ins Auge des Kenners! Wen erinnert nicht der Gerichthaltende Herr der Welten an Afrodite die ihren Thron beſteigt? Und wie bemerkenswerth iſt auf der andern Seite der ganz eigene Gang, mit dem der morgenländiſche Genius nach einer von uns ungeübten Weiſe in ſeinen Vergleichungen auftritt, wie er lebloſen Dingen Kraft und Leben einhaucht, während dem wir uns derſelben bloß zur Verſinnlichung geiſtiger Kräfte und ihrer Hüllen bedienen! Uns ſind die Wangen der Mädchen Roſen, ihm die Roſen Mädchen, an deren Ohre der Thau als funkelndes Geſchmeide hängt. Wer vermag endlich beym Schluſſe des Gedichtes gefühllos zu bleiben? Zwar reißt uns dieſer Schluß nicht auf ſo mächtigen Schwingen wie ein Exegi monumentum mit dem Dichter zum Himmel, zwar preßt er nicht wie Horaz dem ſtärkerfühlenden Herzen Thränen rühmlicher Eiferſucht aus, aber er berührt Saiten eines innigern Gefühls. Auch Meſſihi tritt mit dem Ausſpruch

ſpruch an Unſterblichkeit auf, aber ſie iſt ihm nicht der höchſte Grad von Belohnung.

Unſterblichkeit in dem Munde der Edeln, Unſterblichkeit in dem Munde der Schönen, iſt reizend und geiſterhebend; aber was iſt ſie ihm gegen die Seligkeit des Genuſſes, den er noch lebend als den Preis ſeiner Lieder zu ärndten hofft, und der, nur dem Sänger, der ſich kühn mit Nachtigallen vergleichen darf, gewähret wird!

Horcht dem Sang der Nachtigallen!
Schaut den Frühling niederwallen!
Auf den Fluren rund umher
Bauet er ſich Roſenhütten;
Mandeln ſtreuen Silberblüthen
Auf dem Wege vor ihm her.
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Schaut im Garten, ſchaut im Felde,
Seine vielgefärbten Zelte
In den Blumen aufgeſtellt!
Uns nur heut ein Luſtgelage!
Denn wer weiß vom künft'gen Tage,
Ob des Lebens Loos ihm fällt.
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Roſen funkeln in den Beeten
Mit dem Nimbus des Proſeten *)
Und in ſeiner Herrlichkeit.
Hyacinth und Tulpen glänzen
Mit der Heil'gen Strahlenkränzen;
Freude, Freude herrſchet heut.
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Seht der Liljen Degenſpitzen
Feucht vom Morgenthaue blitzen,
Deſſen Tropfen koſtbarlich
Aus dem Aether niederfließen.
Freunde, wollet ihr genießen,
O ſo höret, höret mich!
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit.

*) Man lieſt in den Traditionen: „das Himmelslicht des Proſeten ſey ſo groß geweſen, daß der Saum ſeines Kleides (mit dem er ſich den Kopf zu verhüllen pflegte) rothem in Oel getauchtem Saffiane glich.“ (Aus dem Nibani. In den Anmerkungen zu dem Abulfeda in der Adleriſchen Ausgabe II. Theil S. 639.)

Was ſind Roſen? — Sie ſind Mädchen.
Sehet wie vom Ohr an Fädchen
Silberthau in Perlen hängt.
Werden Roſen ewig glühen?
Nicht wie Mädchen ſchnell verblühen?
Nicht durch jüngere verdrängt?
Genießet, genießet was Liebe beut
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Tulpen, Roſen, Anemonen,
Die ſich itzt frohlächelnd ſonnen,
Itzt in Regenthränen ſtehn,
Lehren alle zur Genüge,
Wie die Freude ſchnell verfliege,
Trübe Stunden ſchnell entſtehn.
Genießet, genießet was Liebe beut
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Jene Tage ſind verfloſſen,
Wo der Roſen Kelch verſchloſſen,
Und das Gras verkranket lag;
Nur die Zeit iſt, wo die Höhen
Sich mit Blumen überſäen,
Die kein Pinſel mahlen mag.
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Unſre Freunde ſehen alles an uns mit verſchönernden Augen an; unſre Feinde müſſen ſich ſelbſt weniger lieben, wenn ſie uns nur Gerechtigkeit wiederfahren laſſen ſollten; auch wenn die Stärke der Wahrheit ihnen ein unfreywilliges Lob abnöthiget, können ſie nicht recht verbergen, wie ſauer es ihnen wird, und man ſieht ihnen das boshafte Vergnügen an, womit ſie bey der erſten Gelegenheit, wo ſie wieder tadeln können, ſich für den Verdruß, daß ſie dem Gegenſtand ihres Haſſes etwas Gutes eingeſtehen müſſen, wieder ſchadlos halten. Das Bildnis, welches ein Verfaſſer in ſeinen Werken hinterläßt, iſt getreuer, weil die Natur ſelbſt die Urheberin davon iſt; und es wird auch von unpärteyiſchen Augen angeſehen, wenn niemand mehr lebt, dem aus beſondern Beziehungen auf ſeine eigne kleine Perſon, daran gelegen iſt, es ſchön oder häßlich zu finden.

Unſer Dichter ſtarb im drey und fünfzigſten Jahr ſeines Alters, und wurde in der Pfarrkirche zu Stratford begraben. Er hinterließ zwoo Töchtern, wovon Judith, die ältere, an einen gewiſſen Herrn Thomas Quiney, und Suſanna, welche ſein Liebling war, an Doctor Johann Hall, einen in ſelbiger Gegend wohlberuffenen Arzt, verheyrathet wurde. Die Enkel, die er von dieſen beyden Töchtern hatte, ſtarben ohne Kinder.

Bey dem Morgenſonnenſcheine
Fallen köſtliche Geſteine
In dem Regen auf das Land,
Und des Zefyrs ſanftes Wehen
Scheint mit Moſchus ſich zu blähen,
Aber ſchnell verfliegt der Tand.
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Moſchusbalſam, Roſendüfte
Haben rund umher die Lüfte
So mit Wohlgeruch erfüllt,
Daß der Thau itzt aus dem Aether,
Wie durch weiße Roſenblätter,
Schon als Roſenwaſſer quillt.
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Stürme herrſchten als Tyrannen;
Um nach Recht ſie zu verbannen,
Hält der Welten Herr Gericht.
Alle Kelche wird er füllen,
Aller Durſt'gen Gierde ſtillen,
Wie es jeder ſich verſpricht.
Genießet, genießet was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit.

Messihi! als ew'ge Kunde
Lebt dein Lied in jedem Munde,
Wird der Schönen Lieblingsschall.
Auf den weichsten Rosenwangen
Darfst du liebekosend hangen,
Bist ja eine Nachtigall!
Genießet mit mir was Liebe beut,
Sie fliehet sie fliehet, die Rosenzeit!

Wien. v. Hammer.

II.

Leclercs republikanische Blicke auf die Musik. *)

Unter den seit kurzem in Frankreich erschienenen Schriften verdient ohne Zweifel des Bürgers Leclerc Ver-

*) Es ist sehr natürlich, daß auch hier die ewige Wiederkehr aller Ideen und Vorstellungsarten im Kreislaufe der Weltgeschichte offenbar werde. Liebhaber des griechischen Alterthums wissen aus ihrem Plato, der fast das ganze dritte Buch seiner Republik diesem wichtigen Gegenstand gewidmet hat, daß die Musik den republikanischen

Verſuch über die Fortſchritte der Muſik in Frankreich und ihren Einfluß auf die Staatsverfaſſung.

ſchen Griechen ein wichtiger Punkt der Geſetzgebung und Staatsverfaſſung war. Muſik machte bey ihnen ein unentbehrliches Hauptſtück der Jugenderziehung, und in ihrer heiligen Verſchwiſterung mit Dichtkunſt und Tanz den vorzüglichſten Beſtandtheil ihrer öffentlichen Feſte und Gottesverehrungen aus. Man leſe nur die feinen Bemerkungen des Hrn. v. Pauw, Recherches ſur les Grecs T. II. p. 120— 131. Natürlich müſſen alſo auch in dem neuen republikaniſchen Frankreich jene alten Ideen ſich faſt von ſelbſt reproduzieren. Jetzt erſt, ſagte der Bürger Bitaubé in einer Vorleſung im Nazionalinſtitut, werden wir die Klaſſiker der Griechen und Römer in ihrem eigenen Geiſte als Republikaner ſtudieren können. Jetzt erſt, ſagt Leclerc, können wir begreifen, was die Alten vom unmittelbaren Einfluß der Muſik auf den Staat geſprochen haben. Bis alſo Gretry's ſchon lange angekündigtes, vollſtändiges Werk über die Muſik der Franzoſen wirklich erſchienen iſt, worin auch dieſer Punkt weitläuftig erörtert ſeyn ſoll, dürfte eine Bekanntſchaft mit dieſer in angoribus geſchriebenen Broſchüre denen nicht unangenehm ſeyn, die in der fröhlichen Ueberzeugung leben, daß aus der furchtbarſten und erſchütterndſten aller Revoluzionen doch auch für Künſte und Wiſſenſchaften ein für uns jetzt gar noch nicht zu berechnender Gewinn entſpringen könne. Die Nachricht über die Noeurs in Nieder-Poitou dürfte für die Geſchichte des Hirtenliedes überhaupt nicht unintereſſant ſeyn; ſie erinnert an die Nachricht einiger alten Grammatiker über die Acker- und Schnitterlieder der Griechen. (S. Theokrits Idyllen X.)

verfaſſung, ſowohl wegen des beſonderen Intereſſe ſeines Gegenſtandes, als der Art womit er behandelt worden, und ſo mancher für die Geſchichte unſerer Tage wichtigen Bemerkungen und Aufklärungen halben, eine allgemeinere Aufmerkſamkeit. Wir hoffen daher den Leſern des Merkurs, die nicht Gelegenheit haben ſollten eine gelehrte Zeitſchrift, die eine Analyſe von dieſem Werke gibt, zu erhalten, keinen unangenehmen Dienſt zu leiſten, wenn wir ſie näher damit bekannt machen. *)

Der Bürger Leclerc, der, den Banden und der Achtserklärung des 31ten Mays entgangen, lange mit zweyen ſeiner Kollegen von derſelben Deputazion (von der Maine und Loire) ein Gegenſtand der Furcht und der Wuth der Revoluzionstyrannen war, ſchrieb dieſen Verſuch über die Muſik im vorigen Jahre für den Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, der aber, man weiß nicht recht warum, von ſeinen Einſichten und Vorſchlägen nicht nur keinen Gebrauch machte, ſondern ihrer gar nicht einmahl erwähnte. Der Verfaſſer gab ihn daher vor wenig Wochen vermehrt und verbeſſert heraus, jedoch mit der Erklärung, daß es ein unvollſtändiges Werk, und eigentlich nur der

*) Der vollſtändige Titel des Werkes iſt: *Eſſai ſur la propagation de la Muſique en France*, ſa conſervation et ſes rapports avec le gouvernement; par *I. B. Leclerc*, de Maine et Loire, député au corps législatif. A Paris, de l'imprimerie nationale, chez Janſen, place du Muſeum. 66 Seiten in 8. Anmerk. des Einſenders.

der moraliſche Theil einer gröſsern Arbeit ſey. „Die Zeit, ſetzt er hinzu, die ich auf Entwerfung des techniſchen Theils und auf Anordnung der Materien verwendet hätte, würde verlohren geweſen ſeyn, wenn die Unternehmung in ihrer Grundlage fehlerhaft wäre. Ich erwarte hierüber Belehrung von dem öffentlichen Urtheile.“ — Das, was dieſe Beſcheidenheit uns von dem Talent, dem Geſchmack und der Gründlichkeit des Verfaſſers verſpricht, wird durch ſeine Schrift ſelbſt vollkommen erfüllt.

Der Bürger Leclerc ſchickt eine Art von Geſchichte der muſikaliſchen Kunſt voraus, welche die Chineſen, die Aegypter, die Griechen, und alle Völker, die einigen Ruhm genoſſen, als eine der feſteſten Stützen der Religion und der Sitten betrachteten. Aber indem ſie ihr Eintritt in die vornehmſten Geſetze des Staats verſtatteten, entging ihrem Scharfblicke nicht, daſs man ihr Schranken ſetzen müſſe, deren Nothwendigkeit die Erfahrung erwieſen hat. Denn die Muſik vervollkommnete oder verſchlimmerte die Völker, je nachdem ihre Regierer ſich ihre Freyheit oder ihre Unterdrückung zum Ziele ſetzten. Unter dem Scepter der Tyrannen entnervte ſie und machte ſie Sklaven; unter der Herrſchaft der Sitten ſtärkte ſie die Seelen und befeſtigte die Liebe der Tugenden und des Vaterlandes.

Der Verfaſſer geht hierauf zu dem Einfluſs über, den die Muſik auf die neuern Völker hatte, und ſpricht hier von dem berühmten Teutſchen, dem

Schöpfer

Schöpfer der dramatischen Musik in Frankreich. „Nicht ohne Grund kann man behaupten, daß die durch Glück bewirkte Revoluzion die Regierung hätte zittern machen sollen. Seine kräftigen Akkorde erweckten die französische Großmuth; die Seelen gewannen wieder Gehalt und Festigkeit, und zeigten eine Energie, die bald nachher in Thaten ausbrach. Der Thron ward erschüttert. Jetzt bedienten sich auch die Freunde der Freyheit der Musik; sie ließ die männlichen Töne hören, an die der teutsche Komponist sie gewöhnt hatte. Das Marsfeld wurde beym Schall der Klarinetten erbaut; die Marseiller-Hymne siegte an den Gränzen; die Bürgergesänge lehrten das Volk, daß es ein Vaterland habe, und Freyheitsliebe wurde Gesinnung."

Vielleicht werden einige sich wundern, daß der Bürger Leclerc die Musik als die wesentlichste, wenn gleich nicht scheinbarste Ursache des Vendeer-Krieges angiebt. Wenn man aber bedenkt, daß er in dem Departement, worin diese Geißel entstand, gebohren wurde, und mit den Sitten und Gewohnheiten des Volks dieser Gegenden eine vertraute Bekanntschaft hat, so wird man ohne Zweifel geneigter seyn, seine Meynung zu unterschreiben als zu bestreiten.

„Nicht genug, sagt er, daß man durch Hülfe dieser Kunst den Fanatismus der Rebellen so lang ernährt hat; nicht genug, daß ihre langen Klagen

über

über den Verlust ihres Gottesdienstes und der melankolischen Sangweisen, denen schlechte Versmacher grobe Reime angepaßt hatten, sie mehr Schlachten haben gewinnen machen als die Geschicklichkeit ihrer Anführer: sie würden überhaupt nie zu den Waffen gegriffen haben, wenn man ihnen die kirchlichen Melodien gelassen hätte, die das Labsal ihrer Seelen waren." — In der That, man nehme an, ein König hätte vor zehn Jahren alle Schauspiele geschlossen und zu den Parisern gesagt: ihr sollt keine Operntänze mehr sehen; ihr sollt nicht mehr die Meisterstücke Racine's und Moliere's hören; ich untersage euch jedes Koncert, selbst in euern Häusern; ich verbiete euch bey Todesstrafe, die lieblichen Lieder Gretry's, Filidor's, Piccini's, Sacchinis zu singen und Glucks kraftvolle Accente hören zu lassen; nie sollen sie in euern Seelen wiedertönen, und ich will euch durch nichts dafür schadlos halten: — würde, wenn irgend ein Ehrgeiziger sich diesen Eigensinn zu Nutze gemacht hätte, die durch andere Ursachen schon unzufriedenen Gemüther zu einem Aufstande zu reizen, würde er nicht gleich dreyßig tausend Menschen bereit gefunden haben, unter seine Fahne zu eilen?

„Wenn die Musik allen Völkern nützlich ist, so ist sie denen unentbehrlich, welche die Genüsse, die sie gewährt, schon kennen gelernt haben. Ihrer bedarf Paris, ihrer bedürfen die Städte, die Dörfer, die abgelegensten Weiler der Republik."

Der Verfaſſer widerlegt nun das Vorurtheil, nach welchem die Natur den Franzoſen die Anlagen verſagt haben ſoll, womit ſie andere Völker ſo reichlich ausgeſteuert zu haben ſcheine. Er ſtützt ſich hierbey auf das Beyſpiel des Filoſofen von Genf, der, nach Anhörung der erhabnen Gedanken Glucks, ſeinem bisher behaupteten Glauben, daß die franzöſiſche Sprache eine Feindin der Muſik ſey, mit der vollſten Ueberzeugung abſchwor. Es fehlt ihm keineswegs an Thatſachen zu Gunſten ſeiner Landsleute. Wir wollen eine Stelle aus dieſem Theile ſeiner Schrift ausheben, die gewiß unſern Leſern nicht weniger intereſſant als uns ſeyn wird.

„Wer hätte wohl geglaubt, daß die Muſik in dem ehemaligen Nieder-Poitou ſehr hoch geſchätzt wird und eine dem Ackerbau ſehr nützliche Kunſt iſt? Jugend und Kraft ſind dort nicht genug, um die Erde zu bauen; der am meiſten geſuchte und vorzüglich belohnte Arbeiter iſt der, welchen ſie den Noteur nennen. Seine vornehmſten Geſchäfte ſind nicht, den Pflug zu halten, oder den Spaden zu handhaben, ſondern — zu ſingen, während die Ochſen ihre mühſamen Furchen ziehen.

„Die Geſänge dieſes Notierers ſind keine ordentlichen Weiſen, ſondern eine aus dem Stegreif gemachte Melodie, die aus einer Folge reiner, oft mit Kunſt gehaltner Töne und, trotz der wenigen Saiten des Inſtruments, unendlich verſchiedener Accente beſteht.

„Der

„Der geringe Umfang der Tonleiter, die die Notierer in dieser Musikart durchlaufen, gibt ihr einen melankolischen Karakter, der zugleich dem Lande und dessen Bewohnern angemessen ist. Man denke sich einen thonigen Boden, und folglich eine dicke Luft, ein mit Waldung bedecktes Erdreich, von Höhen zertheilt und von Heiden durchstrichen, zerstreute einzelne Wohnungen, Teiche statt Flüsse, und keine andere Gemeinschaft als durch Feldwege; zu diesen fysischen Ursachen der Traurigkeit füge man die Tyranney mehrerer Jahrhunderte unter einem durch seine Roheit berufnen Adel, — und man wird fühlen, daß in einem solchen Lande alles das Gepräge der Schwermuth und Träumerey tragen müsse. Vielleicht gebricht dieserhalb dem Gesang der Notierer der Geist des Frohsinns; vielleicht ist diese offenbare Traurigkeit auch eine von der Natur angezeigte Uebereinkunft, ein harmonisches Verhältniß mit dem langsamen, beschwerlichen, einförmigen Gange der Ochsen und der Arbeit des Landbauers, dessen Hand mit Mühsamkeit die Pflugschar in einem dichten und zähen Boden lenkt. Wie dem auch seyn mag, genug die Landleute der Gegend sind leidenschaftliche Liebhaber dieser Sangsweise. Sie glauben, sie zerstreue den Verdruß ihrer Ochsen, aber sie hat vielmehr auf sie diese Wirkung; ihnen ist sie Bedürfniß geworden, besonders in der Zeit der Bestellung ihrer Felder, gegen Ende des Herbstes, wo ein ueblichter Himmel sie den Verlust der Annehmlichkeiten des Sommers bedauern

macht; wo die Menſchen in allen Ländern natürlich zur Melankolie geneigt ſind, die aber jetzt vorzüglich in den Thälern und Schatten dieſes noch gothiſchen Landes ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben ſcheinet. Für dieſe rohen Bewohner antworten die Notierer einander von Hügel zu Hügel, laſſen die Echos den Ton ihres ſchönen Alles wiederhallen, und bezeugen durch dieſe Art von Gemeinſchaft, daß ihre Einſamkeit keine Einöde iſt."

Da, nach den Vorſtellungen des Bürgers Leclerc, das Geſchäft der Muſik ſeyn ſoll, durch das Vergnügen uns zur Ausübung aller öffentlichen und beſondern Tugenden zu führen: ſo verlangt er, damit ſie ſich nie von dieſem Ziel entferne, daß die Geſetze ihr Gränzen vorſchreiben, Verordnungen ihren Gang beſtimmen, und eine Obrigkeit über die Vollſtreckung dieſer Geſetze und Verordnungen beſonders zu wachen habe. Er hält ſie für unzertrennlich von der Poeſie, ohne welche ſie faſt immer leer und ſchwankend ſey. Er verbannt, nach Platons Beyſpiele, die bloße Inſtrumentalmuſik, und glaubt, daß die kriegeriſche Tugend Abſtufungen habe, welche die Dichtung allein abmeſſen könne, und die Muſik in die Seelen einführen müſſe.

„So, ſagt er, ſchlägt die Marſeiller-Hymne Lärm gegen die Despoten und Verräther, erhebt unſern Unwillen bey dem bloßen Gedanken andere Geſetze als die der Republik zu erhalten, und bewaffnet alle Arme für die Freyheit. Das Lied ça ira

Das Gründlichſte und Scharfſinnigſte, was man über die Werke unſers Dichters überhaupt ſagen kann, iſt in der Vorrede des Herrn Pope geſagt, welche wir dem erſten Theil unſrer Ueberſezung vorgeſezt haben. Jedes abſonderlich mit critiſchem Auge unterſucht, würde den reichſten Stoff zu feinen und zum theil neuen Bemerkungen und Betrachtungen dargeben, dieſes wäre eine Arbeit, worzu wir einem oder dem andern von den Kunſtrichtern, welche ſeit einigen Jahren zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte mit ſo vieler Geſchiklichkeit als Erfolg gearbeitet haben, den Willen und die Muſſe wünſchten. Vielleicht würde dieſes das ſicherſte Mittel ſeyn, dem kläglichen Unweſen vorzubauen, welches einer von ihnen als eine vermuthliche Folge unſrer Ueberſezung vorhergeſehen hat. Ich meines Orts, geſtehe, daß ich nicht allzuwohl begreiffe, warum man ſich ſo ſehr vor den beſorglichen Mißgeburten elender Nachahmer fürchten ſolle. Daß etliche Ballen Papier dabey zu Maculatur werden könnten, würde wohl das ſchlimmſte ſeyn, was dem gemeinen Weſen dabey zugehen könnte.

Hier mög es mir erlaubt ſeyn, über gewiſſe Beurtheilungen eine kleine Beſchwerde zu führen, in denen mich däucht, daß der Beurtheiler ein wenig haſtiger zu Werke gegangen, als er gethan haben würde, wenn die Rede von der Arbeit eines ſeiner Freunde geweſen wäre. Ich habe tauſendmal in dieſem Ton urtheilen gehört; aber von Leuten, welche ſich

flößt jene freudige Zuversicht ein, die aus dem Gefühl seiner Kräfte entspringt; es ist das Vorspiel des Sieges und der ihm nachfolgenden Feste. Das Abschiedslied (Le Chant du départ) öffnet ein neues Feld. Die Franzosen fliegen zu andern Triumfen; sie entreißen sich den Armen ihrer Mütter und ihrer Gattinnen, oder vielmehr sie erhalten von ihnen das Beyspiel des Muthes. Die Greise und die Kinder neiden ihnen den Ruhm, womit sie sich zu bedecken eilen. Es ist der Abschied der Spartaner; man weiht sich der Republik. — Aber nehmt die Worte hinweg, und diese drey Stücke werden nichts mehr als Märsche seyn, die nur einem Manövre wie die der Oestreicher nützlich seyn mögen. Die Erinnerung an die Verschwörungen hingegen entflammt das Blut, stetigt den Heroismus, und gibt dem Vaterlande mehr als Streiter."

Leclerc thut den Vorschlag, außer der Sammlung von Hymnen und Bürgergesängen, den Nazionalfesten geweiht, nach dem Muster der Griechen, auch eine andere von Liedern für die verschiedenen Gewerbe und besondern Gelegenheiten, als die Heyrath, die Geburt eines Sohnes, den Tod eines Verwandten, die Rückkehr eines Freundes, zu veranstalten. Er will auch besondere für die Liebe, dieses Gefühl, dessen gute Leitung der Moral und der Politik so wichtig ist. Da diese Einrichtungen dem Lande so gut wie den Städten zukommen, so darf gar kein Unterschied zwischen ihren

Bewohnern gestattet werden; wie es die Gleichheit, diese Grundlage der republikanischen Regierung, und die Natur der Dinge selbst erfordert. Er beruft sich hierbey auf die Priester, die sehr wohl gefühlt hätten, wie nothwendig diese Einförmigkeit in äußerlicher Handlung sey. „Laßt uns also, wie sie, eine Allen gemeine Liturgie haben!“ — Freylich werde es Zeit und Geduld bedürfen; aber jeder Einwand, der sich nur auf die Dauer gründe, sey als nichtig zu verwerfen.

Hierauf untersucht der Verfasser, zu welcher Stufe der Reinheit die Musik erhoben werden müsse, und erklärt uns dann seine Meynung über die dramatische Musik. Nach ihm wird das lyrische Drama, was man auch zu seiner Läuterung und Vervollkommnung thun möge, doch stets zu sehr die Verderbniß verrathen, in die es gesunken ist, um eines Platzes in den Nazionalfesten würdig zu seyn. Die Revoluzion hat eine neue Art geschaffen, die man die Hymnische nennen sollte, um ihr den erhabnen Karakter, der ihr gebührt, zu erhalten. Diese schlägt er vor, der Nazionalmusik ausschließlich zu heiligen.

Wir wollen dem Bürger Leclerc keineswegs in die Entwicklung seines musikalischen Systemes folgen. In dem Werke selbst muß man den Zusammenhang seiner Ideen suchen. Das, was wir davon mitgetheilt haben, wird nach dem Ganzen begierig machen. Man findet darin merkwürdige

Anek-

Anekdoten, richtige Räsonnements, helle Blicke, reine Grundsätze, und eine vortreffliche Moral, die aus einem Herzen voll Eifer für das gemeine Wohl und voll Enthusiasmus für die Freyheit fließt.

Folgende Wünsche und Ermahnungen machen den Schluß des Werkes.

„In mehrern Kantons ist weder während der Achtserklärungen der Anarchie, noch während der Gegenwirkungen des Royalismus, Blut geflossen. Laßt uns diese privilegierten Orte ehren; laßt uns die Liebe des Vaterlandes und die standhafte Ausübung der Tugenden belohnen! Laßt uns die mit Unrecht verfolgten Gemeinen durch einen schmeichelhaften Vorzug trösten und schadlos halten! Mögen die ersten patriotischen Harmonien auf den Ruinen von Bedouin tönen; mögen sie das Vertrauen und den Muth seiner Einwohner beleben, den Schmerz der unglücklichen Vendeer zerstreuen, die der Republik von Herzen anhingen! Mögen die Mauern von Chalonnes *) beym Ton der Klarinetten

*) Eine kleine Stadt am linken Ufer der Loire, zwey Meilen von Angers. Sie war eine der ersten Städte, die im Departement von der Maine und Loire sich in eine Nazionalgarde bildeten. Sie erhielt den Auftrag, den Krieg gegen die Rebellen anzufangen, die sie schon über ein Jahr lang in Schranken hielt. Ihr Anfang war nicht glücklich; sie war genöthigt der Uebermacht zu weichen. Aber dies Unglück verdoppelte nur ihren Patriotismus.

netten und Hörner ſich aufrichten, wie ehmahls Thebens Mauern bey Amfions Stimme! Mit Einem Wort, laßt uns unſrer Stiftung dadurch Reiz ertheilen, daß wir ſie als eine Belohnung darbieten, und bald wird ſie Nacheiferung erwecken. Das Beyſpiel iſt ein mächtiger Sporn. Die aufgereizten Kantons, ſowohl der einen als der andern Parthey, werden nach und nach zu den Grundſätzen der Vernunft und Gerechtigkeit zurückkehren. Diejenigen, die noch eine ſträfliche Laulichkeit für die Sache der Freyheit hegen, werden, indem ſie ihre Nachbarn durch den Glanz ihrer Feſte ſich auszeichnen ſehen, ſich gleichfalls elektriſieren, und der republikaniſche Eifer wird ſich von Gemeine zu Gemeine

Von nun an verließ ſie nicht mehr die Waffen. Ihre Einwohner bildeten den Kern eines noch beſtehenden Bataillons, das lange den Nahmen Bataillon der Hausväter (bataillon des peres de familles) führte. Dieſe braven Republikaner ſchlugen mit unermüdlicher Tapferkeit, und würden ihr Land befreyt haben, wenn Hentz und Krakaſtel ſie nicht zur Rheinarmee fortgeſchickt hätten, wo ſie noch dienen, ob ſie ſich gleich nur zur Vertheidigung ihres Heerdes in ein Truppenkorps organiſiert hatten. Die kleine Stadt Chalonnes war ein vorzüglicher Gegenſtand des Haſſes der Vendeer; ſie iſt faſt von Grund aus zerſtört. In ihrer Nachbarſchaft entſtand der Vendee-Krieg; dieſer Urſprung wird in Leclercs Werke mit merkwürdigen und wenig bekannten Umſtänden erzählt.

meine entzünden. So wird unſere Stiftung um ſo tiefere Wurzeln ſchlagen, da ſie ſich jetzt und ohne Zwang gebildet; ſo werden wir zu unſerm Ziel gelangen, ohne Verwirrung und ohne zu übereilten Aufwand; ſo werden wir den Nazionalwachen Feſtigkeit und Dauer geben, und zum Patriotismus durch den Reiz des Vergnügens bekehren.“

III.

Hymens Meiſterſtück.

Eine Erzählung.

Daß tauſend Ehen nicht gelingen,
So zärtlich auch als Bräutigam der Mann,
So liebevoll als Braut die Frau Gemahlin war,
Iſt ſchon ein alter Satz. Zu hundert andern Dingen,
Die ſich verändern, rechnet man
Auch unſer ſchwaches Herz. Ein Jahr
Verſtreicht wohl noch den jungen Eheleuten,
Daß ſie ſich wenigſtens um keine Kleinigkeiten,
Wie zum Exempel Gellerts Ehepaar,
Gleich Tiegern mit einander ſtreiten;
Der Ehe goldnes Flitterjahr,

Worin die zwey Geliebten ſich
Noch warm und ſeeleninniglich,
Wie fromme Taubenpärchen, küſſen,
Und beyde ſich noch ganz zu feſſeln wiſſen;
Worin die Gattin nur für ihren Gatten lebt,
Mit jedem Blick ihn bis zum Himmel hebt,
Und, wenn er ſtürbe, ſich mit ihm — begräbt;
Wo er in ihrem Arm ein ganzes Weltall findet,
An ihrer Bruſt von Rieſenmuth belebt,
Sich froh und leicht durch Felſenklippen windet,
Kurz, wo Cythere ſie mit tauſend Feſſeln bindet.

Doch, lieber Leſer, dieſes Jahr,
Wenn ja die Ehe noch ſo lange glücklich war,
Iſt bald, ach! gar zu bald verſchwunden,
Und nachher finden ſich die Stunden
Des Ueberdruſſes ein. — Man kennt ſich zu genau,
Man wird verſtimmt, verdrüßlich, lau;
Das Bild der Liebe iſt verſchwunden,
Wovon man ſonſt in goldnen Schäferſtunden
Am Silberbach, im Hain, im Veilchenthal
Geträumt; — man hat nicht ihr Original,
Man hat für tauſend Seelenwunden
Nichts als ein Luftgeſpinnſt gefunden.
Die Täuſchung miſcht nun überall
In hundert Ehen Gift und Leiden,
Und finſtre Launen ohne Maß und Zahl.

Der ſtrenge, ernſte Herr Gemahl
Will ſich von ſeinem Trotz nicht ſcheiden,
Und wünſcht, vielleicht mit Recht, allein
Des Hauſes Herr und Herr — der Frau zu ſeyn,
Und dennoch ſich an —, fremder Koſt zu weiden.
Er will den Lombretiſch, die Nachbarin nicht meiden.
Dieß aber darf die gute Frau nicht leiden;
Sie ſpricht von Sterben und von Scheiden.
Bald will das junge Weib zum Ball,
Nach Bertuchs ſchönem Bilderſaal,
Sich gleich der reichſten Fürſtin kleiden;
Bald ſich am lieben Mondenſchein
Beym Felſenhang, im unbelauſchten Hain
Mit einem Buſenfreunde weiden;
Bald iſt das Haus, die Tafel ihr zu klein,
Bald viel zu plump der neue Reiſewagen,
Bald das Geſpann zum Prunken und zum Jagen
Nicht raſch genug, und bald der Wein
Zu früh in guter Freunde Magen
Aus einem alten Faß getragen. —
Dieß alles gibt Gelegenheit,
Sich laut einander anzuklagen,
Und Lieb' und wahre Zärtlichkeit
Wird dann dadurch ins Grab getragen.

Doch, Leſer, ich ſah einſt ein Paar,
Das liebte ſich, o Wunder! — vierzig Jahr.

Wie? vierzig Jahr? Nein, das iſt nimmer wahr;
So lange hat, ſeitdem es Menſchen gibt,
Seit Vater Adams Eheſtande,
Im Reich der Wirklichkeit kein Pärchen ſich geliebt;
Ein ſolches Paar gehört zu dem Schildaffenlande. —
Allein, beym ſchweren Donnerkeil
Des Vaters Zeus, bey Amors Zauberpfeil!
Ich habe jüngſt die glücklichſte der Ehen,
Der Liebe höchſten Sonnenſchein,
Gott Hymens ſchönſten Edelſtein
Bey dieſem ſeltnen Paar geſehen;
Ein Timon ſelbſt muß davon Zeuge ſeyn.

Des goldnen Alters goldner Friede,
Den Naſo einſt in ſeinem Wunderliede
So ſchön und meiſterhaft beſang,
Wohnt vierzig Wonnejahre lang
In dieſes Pärchens Paradieſe.
Der Biene gleich, die auf der Blumenwieſe
Am weichen Kelch der jungen Roſe hängt,
Und ſich daran bey Zefyrs Schmeichellüften
In Föbus mildem Strahl mit neuen Balſamdüften
Und neuer Lebenswolluſt tränkt,
Hing Abdons Mund an Emmas Munde,
Und Beyden ward das Jahr in dieſem Liebesbunde
Das ganze Leben ſelbſt zu — einer Himmelsſtunde.
Die Veilchenaue war ihr Fürſtenthum,

Ein

Ein Eſenhüttchen ihr Elyſium,
Ihr Amathunt die ſtille Felſenhöhle.
In Beyden wohnt nur Eine Seele;
Ihr Leben glich dem Lied der Frühlingsſängerin
An ſchöner Melodie, dem Lied der Filomele,
Und floß, wie dieß, im reinſten Einklang hin.
Dem guten Manne kam es nie in Sinn,
Des Hauſes fromme Königin
Auch nur mit einem Blick zu kränken,
Und nimmer ihr, den ſtillen Mann,
Den ſie nicht heißer lieben kann,
Dem ſie die Himmel möchte ſchenken,
Durch ihre Launen einzuſchränken.
Sie lebte bloß für ihn, er lebte nur für ſie;
Er brach den Schwur der heilgen Treue nie,
Und trug ſo ſanft des Weibchens kleine Schwächen,
Schien dieſe Schwächen nicht zu ſehn;
Und Emmas Herz war viel zu ſchön,
Auch nur mit einem Laut dem Mann zu widerſprechen.
Kurz, in der reinſten Harmonie,
Des Himmels Stunden gleich, verfloſſen ihre Tage;
Kein Sturm, kein Wölkchen trübte ſie.

Der Leſer thut die unbeſcheidne Frage:
Wann, wo ich dieſes ſeltne Paar geſehn?
Er dringt in mich. Soll ich es ihm geſtehn?
Ich hab es nur im — Traum geſehn

C. F. Pockels.

IV.

Ueber die Kunſt zu gefallen.

Zur Bildung des ſchönen Geſchlechts.

Der ſchöne Wetteifer zu gefallen hat dieſe Eigenſchaft unter dem weiblichen Geſchlecht zu einer Kunſt erhoben, und die Neigung des männlichen von den körperlichen Reizen auf jene wahre Schönheiten hingezogen, die ſich in dieſem Kampfe enthüllten. Hier galt es nicht, wie bey dem Wettſtreit der Schönheit auf dem Berge Ida, den Richter zu wählen, ſondern ihn zu bilden, und nur derjenigen gebührte der goldne Preis, welche den Schäfer zum edelſten Menſchen, den Sohn der Sinnlichkeit zum würdigſten Schüler und Freunde der Schönheit umgeſchaffen hatte. Denn nur ſie, die dieſes vermochte, gefiel am höchſten.

Dies Streben zu gefallen und um den Preis der Liebe zu ringen, iſt an dem andern Geſchlechte mehr ein Naturtrieb zur Entwicklung ſeiner eignen holden Anlagen, und zur Erfüllung ſeines ſchönen Berufs in der Gattung, die Bildnerin des männlichen Geſchlechts zu ſeyn, als eine eitle leere Eroberungsluſt, der es weniger um den Beſitz ſelbſt, als um den Ruhm und um die Trofäen vieler Siege zu thun iſt. Das weibliche Geſchlecht will nicht bloß gefallen,

einbilden, in dem entſcheidenden Ton eines Richters, von dem ſich nicht appellieren läßt, über den ganzen Werth und Unwerth eines Buchs zu urtheilen, wenn ſie es etliche Minuten lang durchblättert haben. Kunſtrichter ſollten beſcheidner ſeyn. Es kann eine ſehr gute Urſache habe, warum der Ueberſezer eines Originals, welches bey vielen groſſen Schönheiten eben ſo groſſe Mängel hat, und überhaupt in Abſicht des Ausdruks roh, und incorrect iſt, für gut findet es ſo zu überſezen wie es iſt. Shakeſpear iſt an tauſend Orten in ſeiner eignen Sprache hart, ſteif, ſchwülſtig, ſchielend; ſo iſt er auch in der Ueberſezung, denn man wollte ihn den Deutſchen ſo bekannt machen wie er iſt. Pope hat den Homer in Abſicht des Ausdruks verſchönert, und wie die Kenner, ſelbſt in England ſagen, oft zu viel verſchönert. Das konnte bey einem Homer angehen, deſſen Simplicität ſich ſchwerlich in irgend einer Sprache, welche nicl die eigentlichen Vorzüge der griechiſchen hat, ohne Nachtheil des Originals copieren läßt. Bey unſern Engländern hat es eine ganz andre Bewandtniß. So bald man ihn verſchönern wollte, würde er aufhören Shakeſpear zu ſeyn. Man hat würklich viel gethan, wenn man ihn, wie der Beurtheiler uns eingeſteht, ziemlich getreu überſezt; der Criticus des erſten Bandes hat den Kennern beyder Sprachen mehr als eine Probe gegeben, daß dieſes nicht ſo leicht ſey als tadeln. Und ſobald der Ueberſezer auch nur ziemlich getreu iſt, ſo muß

er

fallen, wie ihr glaubt, es muß auch gefallen durch eine innere Naturnothwendigkeit. Nennt ihr also diesen Hang in ihm eitel, so fehlt wenig, daß ihr nicht alle Weiber zu Helden, und alle Männer zu — Weibern gemacht habt. Die Eitelkeit umgibt das weibliche Geschlecht wie ein leichter Schaum, woraus die Göttin — freylich nur gliedweise und selten vollendet — hervorgeht; und ich möchte nicht sagen, daß alte und neue Moralisten jenem Schaume zu viel Ehre erweisen, wenn sie ihn in ihren Schulen und Lehrbüchern, diesen heiligen Schatzkammern, aufbewahren; aber das muß ich sagen, daß die Allgemeinheit der Eitelkeit unter diesem Geschlecht die Vortreflichkeit seiner Natur vor der Unsrigen beweiset, die sich nicht so leicht und gern von selbst — reiniget und veredelt, sondern hierzu fast aller Hände und Maschinen der Kunst bedarf.

Der Leser, der in diesen Behauptungen Uebertreibung findet, beschuldige nicht gleich die Sache derselben; er selbst kann dabey übertrieben worden seyn, und dann hat er nur das Maß der Sache bekommen. Denn auch die Wahrheit hat ihr Prokrustesbette; und wenn ein Freund auf demselben verlängert wurde, so war das Bett an sich nicht zu lang, sondern Er war nur zu kurz.

Wir geben dem andern Geschlecht den Titel seiner Naturbestimmung, wenn wir es das schöne Geschlecht nennen; es soll sich für uns dazu bilden. Dieser Titel ist daher eben so wenig eine großmüthige

müthige Schenkung, als nur der versetzte Beynahme unsers gefälligen Betragens gegen dasselbe. Ich möchte sagen, wir bedürfen die Schönheit an diesem Geschlecht zu sehr, als daß wir sie ihm schenken könnten, und unsere Galanterie will, wie bekannt, nur Titel und Beynahmen für Andere haben. Ein Geheimniß ist es aber für unsern Verstand, und nur unserm Herzen vertraut, daß wir sein süßestes Ideal in dem Rahmen des weiblichen Geschlechts niedergelegt, und ihm mit jenem Ideal zugleich den Titel des schönen, diese goldne Medaille der Liebe, angehängt haben. Wer den mächtigen Zug in der männlichen Brust, der sie an das andere Geschlecht drängt, aus einem fysischen Trieb erklären will, der mag es thun; nur sollte er dann doch ja in seinem Thierkreise konsequent bleiben, und keine Liebe, Gefälligkeit, Schönheit und Grazie, Eigenschaften die auf der höhern Linie der Menschheit liegen, mit hinabziehen. Leichter wäre ihm vielleicht zu verzeihen, wenn er in diesem Falle nach der Bibel annähme, das Weib sey ursprünglich ein Theil aus dem männlichen Körper, und daraus folgerte, der Mann suche und liebe in dem Weibe eigentlich nur sein Eigenthum — seine Ribbe. Ich komme auf meinen Weg zurück.

Das andere Geschlecht also wird von einem Triebe zu gefallen beherrscht; aber gefallen kann es nur durch eine Schönheit, die ihm weder von der Natur allein gegeben wird, noch die es selbst allein

auf

auf eine künſtliche Weiſe bilden kann, wiewohl Natur und Kunſt ſich in der menſchlichen Schönheit, aber auch nur in ſo fern vereinigen müſſen und können, als die Gabe der erſtern durch die Hand der letztern bloß entwickelt wird. Behaupten, daß die Schönheit einem Frauenzimmer angebohren werde, heißt der Natur ins Angeſicht widerſprechen, die in dem Triebe zu gefallen dieſem Geſchlechte das Geſetz und die Aufgabe gibt, ſich ſelbſt immer gefälliger d. i. ſchöner zu bilden. Denn nur was gefällt, trägt das Gepräge der Schönheit, und nur ſie allein flößt unſerm Herzen Liebe ein, während der Reiz, ſo glücklich er auch von der Natur angelegt und durch Kunſt erhoben ſeyn, ja wie ſehr er ſelbſt die Schönheit an Stärke des Eindrucks übertreffen mag, nie ein wahres Wohlgefallen, ſondern eine bloße Begierde erweckt, die der Liebe geradezu widerſtreitet. — Eine reizende Geſtalt wäre diejenige, welche den Menſchen zur Liebe einladet. Da wir aber eine ſolche Geſtalt nur um ihrer Reize willen lieben könnten, welche doch aufhören müßten, wenn unſre Liebe zu ihr wirklich einträte; ſo ſehen wir den Widerſpruch, und zugleich die Wahrheit hervorgehen, daß ein Frauenzimmer, welches nur reizen kann, nie geliebt werden wird. Reiz iſt der blinde Kupido mit dem Pfeilköcher; er trift nur ſelten, eben weil er blind iſt. Amor hingegen, das ſchöne Kind, gewinnt alle Herzen, ohne auf ſie zu zielen. — Nur dann, wenn der natürliche Reiz mit Unſchuld erſcheint,

wenn er sich gleichsam unter ihre Rosen verbirgt, breitet sich die Schönheit über die Gestalt aus, und die Grazie tritt mit fesselnder Gewalt hervor. Grazie wohnt nur bey dem Reize, und kann ohne ihn nicht erscheinen. Sie ist die schöne Menschheit, die auf der reizenden Gestalt ausgegossen und sich in ihr zu bewegen scheint, jene sanfte anspruchslose Seele, die aus der körperlichen Hülle hervorleuchtet und in deren Anblick unsre sinnliche Neigung der Begierde sich in eine ästhetische der Liebe und des süßen Wohlgefallens auflöset.

Die Einbildungskraft der Griechen theilte die Grazie unter drey jugendliche Göttinnen aus, von denen die Menschen die Gabe zu gefallen empfangen sollten, und die schöne griechische Kunst stellt uns diese jungfräulichen Göttergestalten im höchsten Jugendreize unbekleidet, aber in einem Ausdrucke dar, worin unsre Seele sich von jeder niedern Begierde sinnlicher Lüsternheit reinigt, und aus der Asche der Sinnlichkeit gleich einem Fönix in ein schönes verklärtes Leben sich erhebt. Selbst Venus, die Göttin des Reizes, mußte sich mit dem Gürtel der Grazien schmücken, wenn sie als Göttin der Schönheit und Liebe erscheinen wollte. — Der Dichter der Grazien läßt Amorn zu den Schwestern sagen:

Ich nenn' euch Grazien ihr holde Drey!
So soll euch Gnid und Pafos nennen,

Und

Und ſelbſt Cythere ſoll erkennen,
Daß ſie durch euch allein der Herzen Göttin ſey.

Mit dieſem Ideal nun wendet ſich unſer Herz an das ſchöne Geſchlecht unter jener Dichtung, und prüft an demſelben ſeine Liebenswürdigkeit, die ihm nur der Beſitz jenes magiſchen Gürtels ertheilt.

Wir ſelbſt haben ganz andere Anſprüche an uns unter einander: das männliche Geſchlecht ſoll und will nur, während es blos den Grazien ſeine Opfer bringt, die große und wirkende Menſchheit in ſeiner Perſon darſtellen. Die ſchöne Menſchheit in ſich ſelbſt und außer ſich zu bilden iſt der ſüße Antheil des weiblichen; es baut das Elyſium dieſes Lebens, worin die guten und edlen Männerſeelen auf Roſen ruhen, und zu ſchönen Thaten friſche Kräfte ſchöpfen.

Der Mann, der ſeines Nahmens werth iſt, ſteht vor uns da in Kraft und That, und das Vergnügen, welches uns ſeine Gegenwart gewährt, iſt zu ſehr mit Hochachtung und ernſter Bewunderung vermiſcht, als daß es unſerm Herzen jenen heitern belebenden Genuß geben könnte, den ihm die ſchöne und holde Menſchheit eines weiblichen Weſens einflößt. Muth, Hoheit, Adel der Seele laden uns nicht zum ſüßen Vertrauen der Liebe ein, ſtimmen uns nicht zum frohen Lebensgefühle; unſer Geiſt tritt mit Ehrfurcht vor ihnen zurück, und die hohe Betrachtung verſchließt ihn in ſich ſelbſt.

Die ſchöne Grazie eines Frauenzimmers hingegen nimmt ihren übrigen edlen Eigenſchaften jede Gewalt und anſtrengende Größe des Eindrucks, und bewegt unſre Seele nur in den ſanften Bebungen der Liebe.

Das erhabenſte Glück eines Mannes iſt eine Laſt und beſchwerlich; gleich einem Strome, der vom Himmel ſtürzend den harten Boden durchwühlt, kömmt es auf ſeine Seele herab, ermattet und betäubt ſie mehr, als es ſie erquickt und nährt, und der edle Stolz, den ihm ſeine Würde einflößt, nimmt dieſem Glücke die freundliche Gebährde des heitern wohlthätigen Genuſſes. Wenn ihm jetzt aber die ſanfte und offne Gefälligkeit eines weiblichen Geſchöpfs gegenüber mit der ſüßen Anmuth der Unſchuld und ſchöner Menſchlichkeit zuſpricht; wenn ihm die Grazie in Blick und Rede Liebe in den Buſen ſendet, dann thaut, wie der Winterfroſt der Natur unter dem erſten milden Frühlingsregen, der kalte trotzige Ernſt in ſeiner Seele auf; die Blume freyer Heiterkeit entfaltet ſich in ihr, und ſüßere Empfindungen treiben die Blüthen eines freundlichen Lebens auf ſeinem Antlitz hervor. — Und wird nicht der Geiſt der Humanität in dieſem Augenblick einen weitern Raum im Herzen des Mannes gewinnen? Wird er nicht von jetzt an die Menſchheit mehr lieben als ſeinen Ruhm? Wird — doch, ich will nicht — proſezeihen.

Die Zeugung des Menſchen iſt nicht ſo wichtig als ſeine Bildung, und die Mutter menſchlicher Geſtalten zu ſeyn iſt kein Verdienſt, ohne die Kunſt dieſen Geſtalten auch den Geiſt der Humanität und den ätheriſchen Funken eines ſchönen Lebens einzuhauchen — ihn zu beleben und zu unterhalten. Durch dies letztere — das geheimnißvolle Werk der Kunſt zu gefallen — wird das Frauenzimmer Mutter der Menſchheit, ehe es noch Mutter eines menſchlichen Weſens iſt; eine keuſche Veſtalin iſt es dort, eine Prieſterin der Menſchheit, hier eine bloße Dienerin derſelben, und nur aus dem erſten Stande bringt es unſre vollkommenſte Liebe und Hochachtung auch zum zweyten mit hinüber.

Nach der gewöhnlichen Erziehungsmethode des weiblichen Geſchlechts, die wir nicht von Rouſſeau gelernt haben, und nach den immer neuen wetteifernden Planen, welche man uns über dieſes Geſchäft vorlegt, möchte man faſt glauben, das Frauenzimmer ſollte bloß zu einer Haus-, Küchen- und Geſellſchaftsmaſchine, und höchſtens noch zu einem Stück von Menſchen erzogen werden, ſo ſehr verkennt und entwürdigt man den wahrhaft ſchönen und wichtigen Beruf dieſes Geſchlechts. Man ſcheint nicht zu wiſſen, daß eben dieſes Geſchlecht weit weniger dazu gemacht iſt Maſchine zu ſeyn, als das unſrige, und daß ihm eine viel höhere Tendenz zur Humanität und zur Bildung derſelben außer ſich inwohne, als den meiſten von uns,

die ſich begnügen, wenn ſie nur verhindern, daß die menſchliche Geſtalt rings um ſie her nicht verlohren gehe.

Aber es findet einmahl keine Wechſelwirkung zwiſchen beyden Geſchlechtern ſtatt; das weibliche gebend, das männliche empfangend, ſtehen ſie da, und wenn uns neuerlich ein Schriftſteller das Weib als bloß leidend in dieſem Verhältniſſe geſchildert hat, ſo müſſen wir den Ausdruck beſſer verſtehen als er, und ihn nicht durch ein bloßes Empfangen, ſondern durch ein Geben ohne dagegen zu empfangen überſetzen. Wird der Mann nicht ſeiner That, wird er dem Weibe gegenübergeſtellt, ſo erſcheint er ſchwach und dürftig, abhängig und verlangend, das Weib hingegen reich und mit dem Füllhorne des Ueberfluſſes, womit es ihn erquickt und nährt. — Das Einzige, was wir dem andern Geſchlechte geben, iſt eine falſche Erziehung, wobey es aber, eben darum weil dieſe Gabe leer und falſch iſt, zu ſeinem Glücke nichts empfängt. — Das Frauenzimmer kann nur in ſeinem Geſchlecht zum Menſchen und zu ſeinem wahren Beruf erzogen werden; mit Einem Worte, wir müſſen es zu einer ſchönen Künſtlerin erziehen, nder die Liebe, dieſer Prometheus, der uns hier alle noch einmahl auf ſein Gerüſte ſtellt, um ſein erſtes Werk an uns zu verbeſſern, — die Liebe ſchnitzt und ſchneidet mit ewiger fruchtloſer Mühe an ihrem höckerichten Therſithes fort, und ihre Hand bringt es nie zu einem Apollo.

Man

Man hat über die Kunst zu lieben geschrieben; aber es gibt nur eine Kunst geliebt zu werden, weil niemand in seiner eignen Liebe frey ist, wohl aber in dem Streben sich liebenswürdig zu machen. Mehrere unserer neuern Schriftsteller in Prose und in Versen beschreiben und besingen, wenn sie auf diesen Punkt kommen, in der Schönheit ihrer Göttin gewöhnlich nur ihre eigne schöne Reizbarkeit und die verfänglichsten Stellen derselben, so daß man zuletzt wohl weiß, wie diese Schriftsteller am leichtesten zu erobern sind, aber nicht gelernt hat, worin die Kunst zu gefallen, oder wahre weibliche Schönheit bestehe. Das ist aber freylich wieder sehr natürlich, wenn man bedenkt, daß einem solchen Schriftsteller jetzt mehr daran gelegen ist, daß er selbst, als daß seine Schöne gefalle. —

Ich habe schon oben gesagt, alle Kunstgriffe des Reizes zielen auf unsre Sklaverey, auf die Entzündung unsrer Begierde, damit wir uns im Brande übergeben, und ich weiß nicht, was von beyden niedler wäre, diese Künste zu lehren, oder sie auszuüben. Die schöne Kunst zu gefallen macht es ganz anders: sie bedient sich des Reizes wie die Helden des alten Roms sich ihrer stolzen und glänzenden Gefangnen bedienten — um ihren Triumf zu zieren. Es ist die schöne Grazie, der die Reize der Gestalt und des Ausdruckes dienen — die Göttin, im Gefolge ihrer Nymfen, über die sie hervorragt; und dies ist ihr unterscheidendes Kennzei-

chen. Uebrigens brauche ich hier nicht zu erinnern, daß es auch eine gewiſſe künſtliche oder falſche Grazie gibt, die, liſtig und fein wie eine Schlange, in allen Linien der Schönheit ſich um uns her bewegt, und nur auf den ſüßen Betrug unſrer Augen lauert, um uns unverſehens zu umwinden. Man kennt ſie ohne meine Beſchreibung zu gut, und iſt ſo gern für ſie der Laokoon voll ſüßer Pein, — der in dieſem Zuſtande noch ſeine eigne männliche Schönheit hervortreiben und bewundern laſſen kann — daß ich an dieſer zierlichen aber ſehr ungriechiſchen Gruppe ſchon ſchweigend vorüber gehen muß, um mich nicht gegen ihr klaſſiſches Anſehen in der heutigen Welt der ſchönen Sitte zu verſündigen.

Nur ein Wort über dieſe Künſteley und Affektazion. (Mehr von ihnen könnte man nicht einmahl auf dem Papier ertragen.) Wer zum Mantel der Kunſt ſeine Zuflucht nimmt, weil ihm Amor und die Grazien ihre Gunſt verſagen, thut übler, als wenn er ihn nicht umgelegt hätte. Dieſer Mantel entdeckt erſt ſeine Fehler, weil er ihm übel paßt, wie jener in dem Mährchen hiedurch die Untreue der Damen entdeckte. *) Er hätte zuvor bloß nicht gefallen, jetzt mißfällt er aber, und iſt aus einem

*) M. ſ. Erzählungen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen. Erſter Theil, S. 118. Halle und Leipzig, bey J. C. Ruff 1795.

er oft hart und ungeſchmeidig ſeyn, oder er muß zaudern können. Dieſes ſoll uns zu einem Beyſpiel dienen, wie leicht ein Beurtheiler ſich zuweilen ſelbſt auf ſeinen Tadel antworten könnte, wenn er wollte. Doch ich gebe dieſen Herrn meine Ueberſezung, und alles was ich jemals druken zu laſſen die Schwachheit gehabt habe, von Herzen gerne preis; und verlange von ihnen keine Nachſicht für Fehler, welche --- aut incuria fudit, aut humana cavit parum natura --- ſo angenehm es mir wäre, wenn ſie (da es doch Leute genug giebt, an denen ſie die critiſche Strafgerechtigkeit ausüben können) von mir gänzlich ſchweigen, und mich mit ihrem Tadel wie mit ihrem Lob verſchonen wollten, welches noch beleidigender klingt als jenes, ſo will ich ihnen das Vergnügen nicht zumuthen, daß ſie ſich des kleinen Vergnügens, mich bey jeder Gelegenheit ein wenig anzugrinſſen, oder ihre critiſchen Zähne gegen mich zu blöken, mir zu Lieb verſagen ſollten. Fiat Juſtitia & pereat Mundus. Hier gilt kein Anſehen der Perſon. Würde ſich nicht jeder elende Scribent eben dieſe Freyheit ungeſtraft ſündigen zu dürfen ausbitten; und wo blieben da alle die ſinnreichen Wendungen, womit ſie unter tauſend von dieſen armen Unglüklichen einem jeden auf eine eigne Art zu ſagen wiſſen, daß er ein elender Scribent ſey.

Es geſchehe alſo, was unſern Obern und Richtern gefallen mag. Aber daß ſie die Welt verſichern,

einem gleichgültigen ein widerwärtiger geworden. Weil Gefallen eine Kunſt heißt, ſo iſt es darum nicht etwas Künſtliches; gerade umgekehrt, eben weil es eine Kunſt iſt, erfordert ſein Vermögen, wie bey jeder andern Kunſt, eine Naturanlage, die ſich in dem Menſchen durch keinen Unterricht, und durch keine, auch die feinſte, künſtlichſte Bildung nicht, erſetzen läßt. Und das iſt die Urſache, warum in der Kunſt zu gefallen, wenn man ſie auch mit der Kunſt des ſchönen Scheins für einerley halten wollte — wie ſie es in der That ſind — nie ein künſtlicher Schein ſtatt finden kann, weil der ſchöne Schein hier eine Kunſt iſt, deren Erwerbung eine Naturanlage vorausſetzt, wodurch jener Schein aufhört künſtlich zu ſey. — Doch dies wird in der hier folgenden Karakteriſtik menſchlicher Schönheit, wo möglich, noch deutlicher werden.

Wahre menſchliche Schönheit ruht nicht, wie die Schönheit der todten Natur, auf der Geſtalt, und verſchloſſen in den körperlichen Formen; ſie lebt in der Geſtalt und Bildung des Menſchen, und athmet durch ſein ganzes Weſen. Dieſes äſthetiſche Leben im ganzen Ausdrucke des Menſchen, in ſeinen Blicken, Bewegungen, Reden u. ſ. w., dieſer webende Geiſt, der über ſeine ganze Geſtalt ausgegoſſen, und in allen ihren Theilen ſich harmoniſch zu bewegen ſcheint, iſt der äußere Karakter menſchlicher Schönheit, und wenn man ihn jetzt in etwas anderm zu finden glaubt, ſo mag es die hö-

here Reizbarkeit unsrer Zeit entschuldigen. Ferner, liegt das Wesen menschlicher Schönheit nur im lebendigen Ausdruck, — denn wie ich schon bemerkt habe, gehören die übrigen Eigenschaften, die man gewöhnlich mit unter diesem Titel begreift z. B. die Gesichtsfarbe u. s. w. bloß zum Reize, und sind nur da, um übertroffen zu werden, — flößt uns nur das an einem Menschen Gefallen und Liebe ein, was wir in seinem Ausdrucke Schönes zu lesen glauben, — wo liegt doch die Schonheit selbst, welche in seinem Wesen sich nur ausdrückt? — Nichts kann wenigstens ausgedrückt werden, was nicht auf irgend eine Art vorhanden ist; und so müßte denn die Quelle der Schönheit, da wo sie sich in die menschliche Gestalt ergießt, in dem Innern des Menschen entspringen; sie müßte aus seiner Seele, die das Prinzip alles Ausdrucks an uns ist, und zwar aus der schonen Natur derselben hervorquellen. Da nun diese letztere sich nur in lebendigen und schönen Eigenschaften offenbart, die der Mensch in sich bilden kann, so zeigt es sich, wie er auch seine Schönheit zu bilden im Stande sey, wenn ihm anders die Anlage zu einer schönen Seele nicht gänzlich mangelt. Es zeigt sich, daß uns eine Bewegung, eine Miene, ein Lächeln, ein Blick, eine Stellung ꝛc. nur darum gefallen, weil ein jedes von ihnen das Zeichen irgend einer besondern schönen Eigenschaft der Seele ist, und weil aus allen die schöne Menschheit hervorleuchtet, — weil das Wohlwollen sich so bewegt, weil dies die Miene

der Freundschaft ist, weil uns die Unschuld so in die Seele blickt, weil der holde Friede so lächelt, und weil dies die Stellung sanfter zärtlicher Liebe ist. Diese Zeichen kommen diesen Eigenschaften ihrer Natur nach und daher nothwendig zu, und unser Gefühl verbindet beyde immer mit einander, ohne daß wir uns dessen bewußt sind. Wir sagen nur, das ist schön, und geben uns keine weitere Rechenschaft darüber, theils weil dieses Gefuhl für uns nothwendig ist, und deswegen keinen Grund seiner Wahrheit für unsern Verstand bedarf, theils auch weil dieser überhaupt in der bloßen Empfindung der Schönheit nicht redet. Ein Mensch also, der wahren Wohlwollens, reiner ungeheuchelter Freundschaft und Liebe u. s. w. nicht nur fähig ist, sondern auch dieselbe einzuflößen ein Bedürfniß hat, wird diese schöne Eigenschaften der Seele, ohne es zu wissen oder zu wollen, überall und natürlich ausdrücken, und alle Herzen mit süßer Liebe an sich fesseln.

In der Betrachtung der schönen Natur werden wir Dichter, wenn wir ihr jene Eigenschaften zuschreiben; wir tragen uns selbst, unsre Menschheit mit ihnen in ihre schöne Erscheinungen hinüber, nennen den Morgen freundlich und lächelnd, den Abend sanft und vertraulich, eine Blume lieblich ꝛc. lauter Züge menschlicher Schönheit, die wir, aus einem oben angeführten Grunde, ganz vorzüglich an dem weiblichen Geschlechte suchen. Daher sehnt sich die fühlende Seele im Genusse dieser Naturscenen

nen immer noch im Geheimen nach einem Wesen, in welchem diese holden Eigenschaften — kein Gedicht sind, — nach der Person, der sie angehören; und daher auch jene wonnige Wehmuth, die sich in der schönen Natur oft mit unserm Gefühle vermischt. Es fehlt uns der wahre Gegenstand unsers Gefühls, und die leblose Natur vertritt jetzt fast mit Anmuth die Stelle desselben.

Wenn man die Kunst zu gefallen, wie sie hier karakterisiert wurde, als ein Ideal, mit dem nichts anzufangen ist, (wie gewöhnlich) in ein fernes goldnes Zeitalter verweiset, so will ich bloß bemerken, daß einem weisern Volke der Zukunft gerade jene Kunst zum Schlüssel dienen wird, womit es sich sein (wenigstens gegen das unsrige) goldnes Zeitalter aufschließt.

Rückert.

V.

V.

Die getröſtete Venus.

Eine Kantate. *)

Hör' ich noch immer deinen klagenden Ruf
Von dienſtgeſchäftigen Winden
In alle Welt umhergetragen?
Iſt noch die mitempfindende Natur
Dein trauriger Nachhall, Göttin von Cypern? —
Doch warum nicht?
Zwölf kleine, flüchtige Monden ſind zu ſchwach,
Den Stein des Kummers
Von deinem Herzen wegzuwälzen;

Und

*) Die Idee zu dieſer Kantate gab dem Verfaſſer zum Theil das in mehreren Städten der griechiſchen Welt, und unter andern zu Alexandria, jährlich gefeyerte Adoniafeſt an die Hand, wobey die Bilder der Venus und des Adonis aus Wachs auf einem prächtigen Paradebette auf dem zu der Feyerlichkeit beſtimmten Platze öffentlich ausgeſetzt wurden. Wir haben dieſem Feſte Bions Geſang auf den Tod des Adonis, Theokrits Adoniazuſen und wahrſcheinlich auch ſein Ἄδωνι ἡ Κυθέρῃ zu danken, und es wäre möglich, daß bey derſelben Gelegenheit von dieſen und andern griechiſchen Dichtern andere nun verlorne Gedichte in dem Sinne des vorliegenden verfertigt worden ſind.

Und deinen Schwur — ihn zu erschüttern ſtrebt
Der Aeonen verbündete Kraft umſonſt.

Iſt der ſchönſte nicht verloren,
Welchen die Natur geboren?
Den einſt liebevoll Cythere
Als ihr Meiſterwerk verehrt?

Ewig will Cythere trauern,
Ewig ſoll das Klaglied dauern,
Welches Himmel, Erd' und Meer
Cyprens Königin gelehrt. —

Stille! ſie ſchläft.
Vor der Mündung der Schattenwelt
Hat der mitleidige Schlummergott
Sie unverſehens überraſcht.
Allein umſonſt ſchuf Mutter Erde
Ihr ſchwarzes, ſteinernes Lager
Unter ihr zum Veilchenbeet um.
Erwacht wird ſie die Blumen all' zernichten.
Horch! ſelbſt im Schlaf
Oeffnen ſich bebend die Lippen,
Die Sehnſucht ruft aus ihr: Adonis! —
Aber des Tänarus Gruft
Hallt ſpottend ihr Adonis! wieder.

Grauſamer Tänarus!
Blutiger Spott!

Bricht

Bricht denn die Riegel des Erebus,
Bricht sie kein Gott?

Finstere Macht,
König der Nacht,
Dein Herz —
Ist es von Erz? —

Wo ist sie hin? — Stieg sie, indeß mein Aug'
Die Thrän' umhüllte, wieder hinab
Vor der Unterwelt Thor? —
„Hinüber blicke nach ihrer Insel!“ *)
Wer ruft so?
Ein Zefyr ruft's in fröhlichen Lauten und kehrt
Mit geistigem Druck mein Angesicht herum —

Was seh' ich in schaukelnden Lüften?
Umflossen von rosigen Düften
Steigt erdwärts ein himmlisches Paar?
Wer sind sie, die reitzenden beyde?
Wem bringt die erneuete Freude
Ermunterter Welten ihr Jubellied dar?

O ladet mich auf eure Flügel
Ihr gefälligen Weste! —
Cythere du? und du Adonis?

Ja

*) Cythera, dem Cänarus, der Südspitze von Lakonien, gegenüber.

In der glücklichſten Umarmung?
In dem ſüßeſten Schlaf,
Den je ein Gott im Wolkenlager ſchlief? —
Und eurer Seligkeit euch unbewußt? —
Nein! wer göſſe dieß Lächeln
Ueber die himmliſch zufriedenen Wangen,
Als der freundlichſte Traum, der Bote
Eures unglaublichen zaubriſchen Glücks?

Weich', o ſchönſter von den Träumen,
Nie vom Haupt der Himmliſchen!
Ruht, Zefyre, auf den Bäumen!
Stöhrt, ſo rufen Liebesgötter,
Stöhrt, ihr lauten Myrtenblätter,
Nicht die mehr als ſeligen!

Und doch, was biſt du, lieblichſter Traum,
Gegen die Wirklichkeit?
Gegen des wachenden Anſchauns
Gränzenloſe Luſt? —
O weiche! — Oder wird die Wahrheit, die ſie ſehen,
Nicht noch als wie ein Bild von deiner Hand
Vor den Entzückten ſtehn?
Was ändert's, ob du geheſt, ob du bleibſt?

Goldner Träume ſanfte Freuden,
Sind ſie minder als die Wahrheit?
Sich in ſüßer Luſt zu weiden
Geben ſie der Seele Raum.

Und wenn nun in holder Klarheit
Wirklichkeiten vor uns ſtehen,
Glaubt das Auge falſch zu ſehen,
Und die Wahrheit wird ein Traum.

Doch wie? ein dickrer Duft umſchleyert
Das Wunderpaar? — Oder blendet mich
Ihr Götterglanz, daß ich ſie nicht mehr finde? —
Sieh! ſieh! noch eine dicht're Decke
Will ihre Seligkeit verbergen.
Mit wundervoller Schnelle
Sprießen ſäuſelnde Ranken,
Von jungen Roſen beſchwert,
Aus dem gebährenden Land,
Und ſtreben ſich begegnend zu verſchränken.
Und über der Laube ſingen im Kore
Die flatternden Amore:

Der guten Mutter Erde
Sey unſer Dank gebracht.
Sie hat, da ſprach: Es werde!
Der harte Fürſt der Nacht.

Es ſah die Mutter Erde
Den Glanz von ihren Reichen,
Durch die in ſüßer Pracht
Das ganze Weltall lacht,
Um ihren Freund erbleichen.

Sie bat; da sprach: Es werde!
Der harte Fürst der Nacht.

Es sah die Mutter Erde
Die ganze Welt sich härmen;
Sie hört' ein dumpfes Lärmen,
Sah Sonn' und Mondlicht trauern;
In Garten, Hain und Mauern
Die graue Schwermuth lauern,
Und mußte selber schauern.
Kein Zefyr wollte wärmen,
Kein Sommerlüftchen schwärmen.
Es fing sie an zu dauern;
Sie fing sich an zu härmen;
Sie bat; da sprach: Es werde!
Der harte Fürst der Nacht.

Es spricht die Mutter Erde
Zum Könige der Schatten:
Mein Sohn, gib ihr den Gatten!
Er ruft ein kaltes Nein!
Da sagt die Mutter Erde:
Proserpina sey dein!
Der finstre König lacht,
Und spricht behend: Es werde!

ich habe meine Zeit mit einer unnüzlichen Arbeit verderbt, Shakeſpear hätte gar nicht überſezt werden ſollen, das iſt mit ihrer Erlaubnis ein wenig hart, und ich geſtehe, daß ſie mir durch dieſen Vorwurf da wehe gethan haben, wo ich am empfindlichſten bin.

Es iſt wahr, ſie ſind an ihrem Ort auch nicht gänzlich zu verdenken, daß ſie ſo ausgeſprochen haben; denn es wäre doch ſo viel geweſen als mir einiges Verdienſt zuzugeſtehen, wenn ich was Nüzliches gethan hätte; und das iſt ihnen nicht zuzumuthen. Hingegen werden ſie auch mich keiner übertriebnen Empfindlichkeit beſchuldigen können, daß ich einen Vorwurf, der meinen Lieblings-Autor ſo hart als mich ſelbſt trift, für eben ſo unbillig halte, als er ſchmerzend iſt. Ich war der Meynung, und bin es noch, daß Shakeſpear auch blos als ein moraliſcher Schriftſteller betrachtet, (denn das iſt doch, denke ich, ein jeder Schauſpiel-Dichter) der beſten einer ſey, welche jemals geweſen ſind; daß wenige das menſchliche Herz beſſer gekannt und aufgedekt haben als er, daß wenige die Natur, in den manchfaltigſten Scenen, mit ſo vieler Wahrheit ſchildern als er; das wenige das quid deceat, quid non? und das reddere perſonæ convenientia cuique beſſer verſtanden und ausgeübt haben; daß wenige Werke des Geiſtes in der Welt ſeyen, in welchen ſo viele geſunde Vernunft und gutes Herz, ſo viel Humanität, ſo viel tugendhafte und edle Geſinnungen, ſo viel lehrreiche practiſche Bemerkungen, und

ſelbſt

Der guten Mutter Erde
Sey unſer Dank gebracht.
Sie bat; da ſprach: Es werde!
Der harte Fürſt der Nacht.

J. F. v. Meyer.

VI.

Nachrichten von dem berühmten Kapellmeiſter Sacchini.

Anton Maria Kaſpar Sacchini kam im Jahr 1735 in Neapel zur Welt. Weil er von Kindheit an einen überwiegenden Hang zur Tonkunſt äußerte, ſo übergab ihn ſein Vater der Lehre und Leitung des berühmten Durante im daſigen Konſervatorio di Santa Maria di Loreto. Anfänglich ſchränkte er ſich ganz auf die Violine ein und machte hierin ſo glückliche Fortſchritte, daß ein minder großes Genie ſeine Beruhigung dabey gefunden hätte. Allein das Gefühl ſeiner Seelenkräfte trieb ihn an, in das Innere der Tonkunſt einzudringen, und ſich der Kompoſizion zu widmen. In kurzer Zeit überwand er alle Schwierigkeiten. Unbefangene Kenner des

wunderten ſeine erſten Verſuche in Opern, welche zu Neapel aufgeführt wurden. Dieſe waren Andromaca, Lucio Vero, Aleſſandro nell' Indie, Creſo, Ezio, und verſchiedene Operetten. Anfänglich that der Neid ſein möglichſtes, die Originalität ſeiner Werke, deren Schönheit über allen Tadel erhoben war, zu beſtreiten. Man verſchrie ihn als einen mechaniſchen Violiniſten; man beſchuldigte ihn des Plagiats. Andere gaben vor, er habe das Große und Schöne von lebenden Meiſtern mit Geld erkauft. Da aber immer neue, und an Vollkommenheit immer zunehmende Werke aus dieſer reichen Quelle ſchnell nach einander hervorſtrömten, verſtummte der Neid, und ſein Ruhm erſcholl ohne Widerſpruch in ganz Italien.

Er wurde nach Rom berufen. Hier komponierte er die großen Singſpiele Eumene, Semiramide, Artaſerſe, Cid, und die ſcherzhaften Zwiſchenſpiele la Contadina in Corte, l'Amore in Campo, l'Iſola d'Amore. Der Ruhm, welchen er hier erwarb, bahnte ihm den Weg nach Meiland, Turin und Venedig. Zu Meiland, ſetzte er des Metaſtaſio Olimpiade und Armida, und zu Turin Aleſſandro nell' Indie in Muſik, und erhielt gleichen Beyfall. Was er zu Venedig komponierte, waren Nicorate, Adriano in Siria, und verſchiedene Oratorien, z. B. Eſter, S. Filippo, i Maccabei, Jefte, le Nozze di Ruth. Man ſetzte hier einen ſo hohen Werth

auf

auf ſeine Talente, daß man ihm den Unterricht der zur Muſik beſtimmten Mädchen im Ospedaletto anvertraute. Hier lernte ihn der auf ſeinen muſikaliſchen Reiſen damals begriffene Doktor Burney kennen, und bewunderte die Fortſchritte ſeiner Schülerinnen, und die Gründlichkeit ſeines Unterrichts.

Sein Aufenthalt zu Venedig war von kurzer Dauer. Seine Kompoſizionen hatten ihm indeſſen auch jenſeits der Alpen großen Ruhm erworben. Man wünſchte ihn in London, wo unter den ſchönen Künſten die Muſik vorzüglich in hohem Werthe iſt. Er durchreiſete Teutſchland, und beſtätigte zu Wien den ſchon ausgebreiteten Ruhm ſeiner Talente. Endlich erhielt er förmlich und unter ſehr vortheilhaften Bedingungen einen Ruf nach London. Hier arbeitete er ſechs Jahre für das Theater mit ununterbrochenem Beyfall, welches etwas ſehr ſeltenes iſt. Was er hier neues in Muſik ſetzte, waren il Tamerlano, il Perſeo, la Nitteti, l'Eriſile, il Rinaldo, l'Enea é Lavinia, il Mitridate, und die ſcherzhaften Singſpiele l'Amor ſoldato, l'Amor deluſo; und la Contadina in corte mit beträchtlichen Veränderungen. Fünf andere Jahre privatiſierte er zu London, von allen Liebhabern der Tonkunſt geliebt und geſchätzt.

Unterdeſſen begannen die Franzoſen den Werth der italieniſchen Muſik einzuſehen. Gluck, Piccini und Trajetta hatten zu Paris großen Beyfall

gefunden. Auch des Sacchini Olimpiade wurde daſelbſt aufgeführt und bewundert. Man ſuchte ihn aus London dahin zu ziehen. Er weigerte ſich die vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehen. Wozu er aber nicht freywillig die Hand both, dazu zwangen ihn endlich ſeine Geſundheitsumſtände. Er bekam das Podagra, und wurde ſo oft und ſo ſchmerzlich von demſelben gefoltert, daß die Aerzte ihm riethen, London zu verlaſſen.

Er gehorchte ihnen und reiſte nach Paris, ohne beſondere Abſicht dort ſein Glück zu verſuchen. Er war aber kaum daſelbſt angelangt, als er von Seiten des Hofs erſucht wurde, für das Theater zu arbeiten. Der hochſelige Kaiſer Joſef II. welcher ſeinen Werth kannte, befand ſich damahls zu Paris, und hatte großen Einfluß auf den allgemeinen Beyfall, den er fand. Die Opern, welche er damahls verfertigte, waren ſein neu bearbeiteter Rinaldo, la Chimene und il Dardano. Doch hat keins ſeiner Werke zu Paris größern Beyfall gefunden als ſein Edipo Coloneo, welchen er im Jahr 1785 daſelbſt komponierte. Im Jahr 1786 arbeitete er mit Wärme und Anſtrengung an einer Oper, Eyelina, und hatte ſie ſchon ziemlich weit gebracht, als er ſeiner Geſundheit wegen die Arbeit unterbrechen mußte, und endlich gar durch den Tod an der Vollendung gehindert wurde.

Er glaubte, das Podagra, ſeinen unverſöhnlichen Feind, durch ein gewiſſes Mittel, welches er

ſeit einigen Jahren brauchte, wo nicht ganz getödtet, wenigſtens ſehr geſchwächt zu haben. Aber den 22. Sept. 1786. überfiel es ihn, da er von Verſailles nach Paris zurückkehrte. Den 7. Oktober nahm es ihm das Leben. Er zeigte des Todes wegen nicht die geringſte Unzufriedenheit. Nur ſchmerzte es ihn, ſeine geliebte Schweſter und ſeinen treuen Bedienten hülflos zurück zu laſſen. Denn ob er gleich zu London und Paris ſo reichlich für ſeine Arbeiten belohnt wurde, daß er beträchtliche Kapitalien hätte erſparen können, ſo war ſeine Verlaſſenſchaft doch ſehr unbeträchtlich, weil er ſich gar zu oft von dem in London und Paris gewöhnlichen Wirbel der Verſchwendung hinreißen ließ.

Er war ſchön gebildet, und von einnehmender Fyſiognomie. Die Natur hatte ſeinen Geiſt mit ſo vorzüglichen Gaben ausgeſchmückt, daß er es auch, in jeder Wiſſenſchaft, der er ſich gewidmet hätte, ſehr weit gebracht haben würde. Ohne ſtudiert zu haben, ergründete er ohne viele Schwierigkeit durch ſeinen geübten Scharfſinn alles, was er zu lernen verlangte. Er hatte ein ſehr feines Gefühl, war ein angenehmer Geſellſchafter, ein liebevoller, zärtlicher Freund.

In der Tonkunſt war er, was Pouſſin und Albano vereint in der Mahlerkunſt geweſen ſeyn würden. Er beſaß den edeln Ausdruck des erſten, und das zarte Gefühl des andern. Seine Gemüthsbewegungen ergoſſen ſich ganz in ſeine Kompoſizionen,

und weil er die glücklichen Augenblicke des reinen Ausdrucks der Natur zu wählen wußte, so war sein Styl die Sprache der Wahrheit und des Herzens. Daher geschah es, daß manches jüngern Tonkünstlers schönste Arien für bloße Nachahmungen der seinigen gehalten wurden. So sehr waren seine Arien das Bild der Natur, daß wer diese getreu darstellte, jene kopiert zu haben schien. Dieses Natürliche und Einfache leuchtete vorzüglich in seinen Liedern hervor, weil sie eine freyere Ergießung seines Gefühls waren.

Diejenigen, welche wie Sacchini ihre musikalische Laufbahn mit der Instrumentalmusik anfangen, haben gemeiniglich den Fehler, daß sie im Akkompagnement der Instrumente allzu viel glänzen wollen. Sacchini hingegen bediente sich nur des Orchesters, die Singstimmen zu unterstützen und den Ausdruck derselben zu erheben. Er vermied das allzu große Geräusch der Instrumente. Wenn es aber der Fall erheischte, wußte er allen ihren Zauber in vollem Maße zu benutzen; besonders in lyrischen Arien, in welchen Gleichnisse und hoher Schwung der Fantasie herrschen. Einige derselben gehören in diesem Fache unter die größten Meisterstücke der Kunst.

Einige Psalmen und eine Todtenmesse, die er in Musik gesetzt hat, beweisen durch ihren ernsthaften, edeln und rührenden Styl, daß er auch in der Kirchenmusik große Dinge geleistet haben würde, wenn

wenn er ſich derſelben ganz gewidmet hätte. Wer würde mehr als er, der den Ausdruck der Gemüthsbewegungen ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte, im Stande geweſen ſeyn, Thränen der Reue zu erwecken, und das Gemüth der Zuhörer zum Lobe Gottes und zu andern erhabenen Affekten zu ſtimmen?

Der luſtige und lärmende Styl der Poſſenſpiele (il buffo) war ſeinem angebohrnen Hang zur ſanften und ruhigen Melankolie nicht angemeſſen. Die luſtigen Singſpiele, die er zu Neapel und Rom verfertigte, beweiſen es. Sein Zwiſchenſpiel, la Contadiña in corte, welches zu Rom im Theater Valle aufgeführt wurde, war portreflich in ſeiner Art; es war auch ganz im Karakter eines luſtigen Singſpiels; doch verrieth es durchaus etwas edles und ſanft rührendes. Wenn es auf der muſikaliſchen Bühne ein Mittelding zwiſchen der luſtigen und heroiſchen Oper gäbe, welches unſern ernſthaften Komödien und bürgerlichen Trauerſpielen gliche, ſo würde Sacchini in dieſem Fache kaum ſeines gleichen gefunden haben.

An der Zahl muſikaliſcher Kompoſizionen haben ihn viele andere Tonſetzer übertroffen; und es iſt nicht zu läugnen, daß er weit mehr leiſten konnte. Doch kann man ihn darum nicht ſo ſchlechthin der Trägheit beſchuldigen, wie ſeine Feinde thaten. Sie verübelten es ihm, daß er allemal, wenn die Karnevalszeit vor der Thüre war, und andere Kapellmeiſter in ihren Studierſtuben ſchwitzten, er ſich

in angenehmen Gesellschaften zu zerstreuen suchte. Sie kannten aber seine Art zu studieren nicht. Er verabscheute Mühe und Zwang bey seinen Arbeiten. Er erwartete nach Gewohnheit der Dichter den glücklichen Augenblick des Enthusiasmus, wo die Seele in Einem Schwung das erreicht, was kein mühsames Bestreben vermag. Weil seine gröſste Stärke im Ausdruck der Leidenschaften bestand, so haschte er den glücklichen Zeitpunkt, wo er sich von der Leidenschaft, die er ausdrücken wollte, eingenommen fühlte. Dann ging ihm alles leicht von der Hand.

Er hatte eine tiefe Kenntniſs seiner Kunst, suchte aber nie damit zu glänzen. Er trug kein Bedenken, von den strengen Regeln der Tonsetzung abzuweichen, wenn es auf den Ausdrnck des innern Gefühls und der einfachen Wahrheit ankam. Sein Ziel war nicht, durch die Besiegung groſser Schwierigkeiten den Kenner zu überraschen, sondern das Herz durch die einfachsten und natürlichsten Mittel zu rühren.

Sacchini besaſs eine seltene Geschicklichkeit, sich zum Geschmack einer jeden Nazion zu bequemen. Er wich zwar nie von seinem gewöhnlichen Style ab, wuſste aber alle die feinen Abänderungen, die dem Geschmack fremder Nazionen behagten, hinein zu weben. Das ist die Ursache, warum seine Werke überall beliebt sind, und in allen Ländern, wo Musik in Werth ist, sein Tod beweint wird. Ihm

zu

zu Ehren wurde im Jahr 1787 seine Büste, von Franz Caradori verfertigt, im Pantheon zu Rom aufgestellt.

J . . .

VII.

Fortsetzung
der Betrachtung der schönen Natur,
in Rücksicht auf die Werke der Kunst ꝛc.

Die Luft.

Die über uns schwebende Luft, welche rund herum in der ganzen Gegend den Horizont schließt, ergötzt das Auge durch so mancherley Gestalten und Farben, die im weiten, perspektivischen Raume sich darstellen. Aus ihr strömt das Licht, welches die Gegenstände beleuchtet, und alles mit der reinsten Harmonie erfüllet. Ein Landschaftsgemählde erhält durch sie den größesten Reiz, und an ihr und ihrer Wirkung kann man auch die Kunst des Mahlers am meisten erkennen.

Wenn der reine Aether mit besonntem Blicke auf uns herab sieht, wenn kein Wölkchen die Sonne trübet, wie angenehm, wie erfreulich ist es uns!

Wir

ſelbſt ſo viele Modelle und Exemplaria morum vitæque zu finden wären; mit einem Wort, ich dachte, Skakeſpear ſey um aller dieſer Urſachen willen ein eben ſo nüzlicher als angenehmer Schriftſteller. So dachte auch der Biſchoff von Gloceſter, Herr Warburton, deſſen Verdienſte (ungeachtet in England wie in Deutſchland jeder kleine Poſtillenreuter an ihm zum Ritter werden will,) endlich doch eine Belohnung erhalten haben, ohne welche ſie ein ſtillſchweigender Tadel ſeines Zeitalters geweſen wären. „ Unter allen „ ſchriftlichen Arbeiten ſpeculativer Geiſter, (ſagt „ Herr Warburton) ſie mögen nun zum Nuzen oder „ zum Vergnügen der Welt abgezielt ſeyn, ſind keine „ wichtiger, keine, die uns mehr angehen, unſer ei„ gentliches Intereſſe näher betreffen, als diejenige, „ welche uns zur Kenntnis unſrer Natur leiten. Andre „ mögen die Vernunft üben oder die Einbildung beluſtigen; dieſe allein können das Herz verbeſſern, und „ die Seele zur Weisheit bilden. Nun wird für ausgemacht angenommen, daß in dieſer Wiſſenſchaft, „ Shakeſpear den oberſten Plaz einnehme; wir mögen „ nun die erſtaunliche Sagacität, womit er die verborgenſten Springfedern und Räder der menſchli„ chen Handlungen ausfündig macht, in Betrachtung „ ziehen, oder die glükliche Art, wie er, in den richtigen und faſt lebenden Gemählden, die er uns von „ allen unſern Leidenſchaften, Begierden und Neigungen gegeben hat, dieſe Wiſſenſchaft mittheilet. Dieſe „ geben uns eine Lection, welche nie zu oft wieder-

ten und Farben im Lichte und Schatten; sie verbinden und gruppieren sich mit den Gegenständen der Landschaft, und geben ihr das Gleichgewicht. Ein gekettetes Gewölk von schönen Formen, von sanften, gebrochenen, oder hohen, feurigen Farben, wie sehr belebt es die ganze Landschaft!

Wenn in einer Gegend nur wenig Gewölk am Himmel schwebt und sich von einer Seite schräg zum Horizont hinzieht, so theilt es die Luft auf eine angenehme Art, und formt sich auf der Fläche derselben wie im Relief. Oft thürmt es sich hinter den Bergen und Felsen auf, und erweitert die Landschaft; oft erblickt man es hinter den Gebäuden, mit welchen es sich gruppiert und die geraden Linien oder spitzigen Winkel unterbricht, oder es schimmert durch die dunkeln Aeste und Zweige der Bäume und thront auf ihren Gipfeln; alles dieses ist so schön, als wenn in goldner Fluth am Horizont ein schattiges Gewölke schwimmt!

Manchmal sind die Formen der Wolken rundlich und bauschig, die kleinen Theile liegen wie geballter Schnee auf einander; manchmal sind sie dünn und flach, und gleichen einem leicht gefalteten Gewande. Bald liegen sie wie Felsenschichten zusammen, oder sie bilden abwechselnde Hügel und Thäler. Kleine Wölkchen zetteln sich oft von den größern Partien ab, wie ein flatterndes Band über den Aether. Alle diese verschiedenen Gestalten sind mit mannichfaltigen ovalförmigen, aus- und ein-

gebo-

gebogenen, eckigten, zackigten und geränderten Umriſſen bezeichnet.

Die Farbe der Luft iſt ſchön, wenn ſie ſtark und heiß iſt und ins gelbliche fällt, oder gebrochen und ſanft ins röthliche und grauliche ſich miſchet. Bey ſtürmiſchem Wetter verliert die Luft ihre Reize, weil die Wolken zerſtreut ſind, und keinen Zuſammenhang und Ruhe der Formen gewähren. Es mangelt ihnen an Licht- und Schattenmaſſen; die Schönheit der Farben verſchwindet mit den Strahlen der Sonne. Man beobachte ſie aber bey ruhiger Witterung, bey ſanftem Regen der mit Sonnenſchein abwechſelt, und bey Gewittern, wo ſie oft die angenehmſten Geſtalten und Farben erzeugen.

Das Waſſer.

Das Waſſer iſt in der Landſchaft einer der intereſſanteſten Gegenſtände. Wie reizend und belebt iſt eine Gegend, welche ein Waſſer durchfließt! Man wird auch nicht viel Landſchaftsgemählde finden, worauf nicht ein Waſſer vorgeſtellt iſt.

Das Waſſer hat keine Form oder Geſtalt; es iſt flach, und kräuſelt ſich nur hier und da auf ſeiner Oberfläche. Aber deſto mehr Schönheit beſitzt es in der Farbe, im Lichte und Schatten und im Wiederſcheine, durch welche Eigenſchaften es an ſich ſelbſt und in Verbindung mit der Landſchaft jenen Mangel reichlich erſetzt. Hier in der ſtillen

Fluth

Fluth ſpiegelt ſich ſilbernes Gewölk; dort hängt vom graßigten Ufer das Bild der Landſchaft abwärts; tiefer ſenkt ſich die Thurmſpitze von dem nahe liegenden Dorfe in den Abgrund hinein. Das Waſſer wird durch die Farbe des Himmels karakteriſiert; bald iſt es heiter am klaren Mittag in blauer Fluth, und dort beym Abfluß in blitzenden, ſilbernen Wellen; melankoliſch fließt es unter dem grauen Gewölk des trüben Himmels hin; bald liegt es in gröſſer Stille unter dem grünen Dunkel ſchattiger Bäume; im goldenen Glanze zeigt es ſich an einem ſchönen Frühlingsmorgen; und nicht ſelten ergötzt es von ferne durch die Pracht ſeines brennenden Feuers am Abend in heißen Sommertagen, wenn die ſcheidende Sonne am Horizont ihre letzten Blicke herab ſendet.

Der Weg.

Die Wege ſind eine groſſe Zierde in der Landſchaft; ſie vermannichfaltigen die Gründe, und bringen viel Perſpektiv hinein. Wir bemerken auch leicht das Angenehme eines Weges, der ſich auf Wieſen hinſchlängelt, oder auf einem Berge ſich erhebt. Und wie gern wandelt man auf ebener Bahn im Schatten einer Allee, wo ſich die Ausſicht zwiſchen Reihen von Pappeln, die ſich in der Ferne ſchmälern, zu verlängern ſcheint, und wo die Gegend zur Seite durch die Stämme der Bäume dem Auge manchen angenehmen Blick gewährt.

Wie mahlerisch schön aber sind die Wege, welche ungekünstelt von der Natur entstanden sind, die z. B. von einer Anhöhe herunter führen, oder gekrümmt aus einem Walde hervortreten, und welche nicht gerade, wie in einer Allee, oder ganz schmahl gekrümmt, wie auf einer Wiese, sich hinziehen, sondern nahe vor uns im Vorgrunde sich verbreiten, und allerley Abtheilungen, Vertiefungen und Erhebungen bilden; wenn die berasete Oberfläche mit der nackenden Erde abwechselt; wenn hier gelber oder weißer Sand, dort rothe und schwarze Erde, dort Parthien von Steinen, dort einige große Steine, oder Erdklumpen mit bemoostem Haupte sich zeigen, zwischen welchen zackigte Kräuter hervor wachsen und in einer Masse den Vorgrund füllen! Die Wege gehen oft gemeinschaftlich mit dem Wasser ihre Laufbahn, und dann gibt ihnen vor andern die schöne Natur besondere Annehmlichkeiten. Ich will jetzt einen sehr angenehmen Weg dieser Art beschreiben.

Der Weg von Rudolstadt nach Schwarzburg an der Schwarze.

Das Schloß Schwarzburg, das Stammhaus des Fürsten dieses Landes, liegt vier Stunden von der Residenz Rudolstadt auf dem Gebirge, gegen Abend und Mittag in einer sehr angenehmen, romantischen Gegend. Der Weg dahin geht bis Blankenburg zwey Stunden im offenen Thale, und

und sodann im Gebirge an der Schwarze bis zu jenem Bergschlosse. Die andere Hälfte, im Gebirge, ist besonders bemerkenswürdig.

Die Reise, welche wir jetzt antreten, hat durchaus sehr viel Annehmlichkeiten, zumal an einem so heitern Tage, den die aufgehende Sonne heute schon am Morgenroth verkündigte. Man geht von Rudolstadt nach dem Dorfe Volkstädt in einer Krümmung an der Saale, die hinter dem Dorfe an den Bergen vorfließet, und vorn eine weit ausgebreitete Wiese umschlingt. Hier an dieser Beugung, wo der rauschende Schalbach sich mit der sanft fließenden Saale vereinigt, hat man eine sehr anmuthige und heitere Aussicht nach Volkstädt, welches die muntere Porcellänfabrik mit dem Kirchthurm daneben in der Fronte zieret. Dieser fröhliche Anblick wird durch die Heerden auf der Wiese noch mehr belebt, die Kühe, welche dort entfernt im Sonnenschein weiden und hüpfende Füllen hier in der Nähe im Schatten einer hohen Pappelgruppe am Ufer des Wassers, in deren Zweigen Licht und Schatten spielen.

Hinter Volkstädt liegen Felder, wodurch sich der Weg über eine fruchtbare Anhöhe nach Schwarze zieht. Dieses Dorf liegt an einem Berge zur Rechten, an welchem die Schwarze mitten in dasselbe vorfließt und unten im Thale sich mit der Saale vereinigt. Das stark rauschende Wehr bey der Brücke, über welche uns der Weg trägt, giebt dies

sem Orte, der schon in seiner Lage gefällt, ein großes Ansehen. Hinter dem Dorfe lenkt der Fußsteig sich auf die Wiesen, welche von Erlen und Pappeln beschattet sind, und eine weite Strecke an der Schwarze hinauf liegen, die zur Seite an den Bergen sanft herunter rauschet. Man glaubt jetzt auf einmal in einem schönen Lustgarten zu seyn, welchen die Natur mit künstlicher Hand hier angelegt habe. Ueberall sind mahlerische Scenen und Aussichten. Schon der Eingang ist ergötzend.

Drey Lauben von Erlen empfangen uns in ihre kühlen Schatten; sie scheinen sich hinten zusammen zu schließen und den Weg zu endigen. Wie sehr hat die Natur jetzt diese Scene belebt, und durch Figuren zu einem ausstaffierten Gemählde im Geschmack von van de Velde gemacht! Ein gelber, weiß gestirnter und ein brauner Ochs und ein Knabe daneben mit einem hellblauen Brustlatze in weißen Aermeln, mit röthlichem Gesicht und nackenden Füßen auf dem besonnten Rasenplatze am Wege, heben sich vor den dunklen Bäumen hervor, und vermannichfaltigen das Ganze. Aus diesen Lauben kommt man durch eine dichte Allee von Erlen. Jetzt öffnet sich die Aussicht wieder auf die hellen Felder; jetzt umgeben uns von neuem liebliche Schatten der Bäume. Bald tritt man im Sonnenglanz aus ihnen hervor auf eine weitläuftige Wiese von Bäumen umgeben, wo sich der Weg hinein verirrt; man sieht in der Ferne auf dem Berge die Ruinen des alten

Schloß

Schloſſes zu Blankenburg. Welche Stimmung im Gefühle macht dieſer bleiche Gegenſtand, da er am heitern, blaßblauen Aether in beſonnter Luftperſpektiv wie verklärt erſcheinet!

Die Schwarze, welche ſich eine kleine Strecke hinter dem Gebuſch verſteckt hatte, kommt wieder ganz nahe an den Weg, indem ſie in einer Wendung von den Bergen abſtößt und hinter ſich einen von Gebüſch bewachſenen Platz umſchlingt. Auf einem freyen Platze, wo ſich das Waſſer wieder von dem Wege etwas abgewendet hat, ſieht man eine Vertiefung mit Gras und verſchiedenem Geſträuch bewachſen. Ein natürlicher Tempel von hohen Pappeln zeigt ſich weiter hin dort an dem Fluſſe. Von dieſem angenehmen Fußwege, der einen ſchönen Spatziergang gewährt, kommt man endlich wieder zu der offenen Straße. Ein langer Trupp von Bäumen in perſpektiviſcher Reihe weiſet uns jetzt ſchon hin zum nähern Ziele, in die Gegend von Blankenburg, wo man von ferne an den Bergen eine Mühle erblickt, die mit Bäumen in eine Gruppe ſich verbindet.

Unterdeſſen wird man noch von mancher andern Erſcheinung der ſchönen Natur unterhalten. Man kommt von dem Fahrwege wieder auf eine Wieſe mit Bäumen beſetzt, welche einen weitläufigen Wald bilden. Dort umgibt die getheilte Schwarze eine Inſel, und manches angenehme niederländiſche

Gemählde ſtellt ſich unſerm Auge im bezaubernden Helldunkel dar.

Ein kurzer Durchgang zwiſchen Zäunen, mit Obſtbäumen beſetzt, zeigt jetzt das Angenehme der nahe liegenden Stadt. Eine fröhliche Wieſe breitet ſich nah am Ende dieſes Pfades aus; der Landmann mähet dort junges Grün mit der Senſe. Jetzt iſt die Mühle nahe; der Weg beugt ſich links bey einer ſteinernen Brücke, welche über den Mühlbach nach Blankenburg führt, vorbey, und zieht ſich wieder rechts über der Mühle in einer Krümmung nach dem Gebirge zu, in welches wir nun bald eingehen werden. Dieſe ſchlangenförmige Beugung hat viel Angenehmes in der Ausſicht; auf der linken Seite die freyen Felder, auf der rechten Häuſer im Gebüſch und die Berge dahinter. Nun engt ſich ſchon die Gegend zum Eingange ins romantiſche Thal. Man kommt zu einer Papierfabrik, welche links an den Bergen liegt. Jetzt empfangen uns drey hohe Linden am Eingange in das Thal. Der Weg, welchen wir nun antreten, iſt in ſeiner ganzen Strecke überhaupt betrachtet von folgender Beſchaffenheit.

Das Thal macht im ganzen zwey Hauptabtheilungen. Der untere Theil von dem Blankenburger Floßrechen bis an das ſteinerne Wehr unterſcheidet ſich von dem obern dadurch, daß er der kürzeſte iſt, von einer beſondern Ausbildung und Größe. Die Gebirge haben hier eine deutliche und aus-

ausgezeichnete Lage; große Felsenmassen treten aus ihnen hervor, und die Schwarze rauscht um sie in weiten Schlingungen das Thal herab. Der obere Theil, von dem steinernen Wehr bis nach Schwarzburg, ist länger und nicht so deutlich in seinen Lagen. Die Gegenstände sind abwechselnder und verwickelter; kleine Parthien mischen sich in die Hauptsachen; die Felsen nehmen ab; die Schwarze ist oft versteckt, ihr Gang gebrochener, und nicht so regelmäßig in der Schönheitslinie, wie unten. Der Weg zur Seite folgt nicht immer ihr nach; er wendet sich manchmal ganz von ihr ab, und macht verschiedene Veränderungen. Das Holz vermehrt sich von beyden Seiten; die Nadelbäume kommen mit dem Gebüsch am Ufer des Wassers unter einander; überall erblickt man romantische Gemählde. Ueberraschend ist es, wenn man das erstemal diese angenehmen, stillen, erhabenen, oft furchtbaren Scenen durchwandelt; und ihre Schönheiten vermindern sich nicht, wenn man sie mehrmahls besucht, und näher im Detail kennen lernt.

Das erste karakteristische Gemählde ist gleich beym Eingange an dem untern Flosrechen; es erscheint mit Anmuth und Größe.

Ein Berg zur Rechten tritt mit einer steilen Felsenmasse am Wege hervor; um ihn krümmt sich die Schwarze und der bewachsene Rechenberg auf der linken Seite, hinter welchem der Eichenberg mit seinem Haupte hervorragt. Die Lage, die Form, der

Kontraſt dieſer Gegenſtände iſt groß. Der Rechensberg, welcher unten beym Gold führenden Wehrensbach ſich erhebt und hinter dem Rechen wieder ſenket, macht in ſeiner eingebogenen Lage einen halben Zirkel, und iſt am Rucken bogenförmig geſtaltet. Er iſt ganz von jungem Holz gekräuſelt, in einem reizenden Farbenſpiele; die blaulich grünen Birken mit den weißen Stämmen unter den gelblich grünen Eichen, und wie oben die Birken, welche die Sonne beſtreicht, ihre blaßgelben Gipfel zeigen und das Ganze vermannnichfaltigen — welche Anmuth!

Ich gebe in dem erſten Kupfer eine Abbildung von dieſer Gegend, und gedenke dabey, daß man hier nicht auf mahleriſch ſchöne Parthien zu ſehen hat, ſondern nur auf den Karakter, auf die Lage der Berge und den Gang des Waſſers um dieſelben, um ſich des Eindrucks jener ſtillen Größe der Natur, welche dort in jenem Thale wohnet, fühlbar zu machen.

Hinter dem Rechen ſcheint ſich die Gegend ganz zu verſchließen. Eine zweyte Krümmung aber entdeckt wieder einen andern Theil des Thales. Die Schlingung der Schwarze unten am Rechen rechts und hier links macht die ſchöne Schlangenlinie, in der Lage eines lateiniſchen umgekehrten S von Morgen gegen Abend. Oben im Thale wendet ſich die Schwarze zum drittenmahle rechts, und bildet mit der mittlern Beugung hier die Form eines rechten S, aber

„ hohlt, nie zu viel eingeschärft werden kann, u. s.w. „ So denkt ein Warburton, und so hat bisher eine grosse Menge von Leuten gedacht, mit welchen gleich zu denken eine Ehre ist. Ich weiß nicht, daß ihnen noch gezeigt worden wäre, daß sie hierinn zu gut von Shakespearn gedacht hätten. So hat auch, wie es scheint, eine grosse Anzahl vernünftiger Leute in Deutschland gedacht, welche ungeachtet das kunstrichterliche Verdamnis-Urtheil schon vor vier Jahren ausgesprochen worden, sich nicht haben abschreken lassen, durch ihre Aufmunterung diese Uebersezung auf acht Bände anwachsen zu machen. Wenn mir eine so vielfache Bestättigung meiner eignen Gedanken von genugsamem Gewichte zu seyn scheint, mich darüber zu beruhigen, daß ich seit fünf Jahren einen grossen Theil der Nebenstunden, die mir andre Pflichten zu meiner willkührlichen Disposition überlassen, nicht übel angewendet habe; wenn ich im Gegentheil gegründet bin, zu glauben, daß ich (selbst nach den scharfen Grundsäzen des Hrn. Abt) mir dadurch einiges Verdienst um meine Nation gemacht habe: So gestehe ich hingegen, daß ich nicht begreiffe, wie diejenigen, welche sich selbst eine Pflicht daraus machen, die Fehler und Gebrechen von tausend andern aufzudeken, zu belachen und zu bespotten, so gänzlich vergessen können, daß sie selbst fehlerhaft sind, und sich eben sowol irren, eben sowol durch die Mängel ihres eignen Verstandes oder durch ihre Leidenschaften betrogen werden

können

aber in einer gröſsern Ausdehnung als das untere. So wie dieſer Schlangengang im Laufe der Schwarze ſich im zweyten Thale vergröſsert, ſo vergröſsern ſich auch die Felſen und mit ihnen der Eindruck der ganzen Gegend. Zu Ende dieſes Thals führt der Weg wie in ein Gewölbe hinein, welches ohne Ausgang zu ſeyn ſcheint. Das Gehölz tritt nahe zuſammen; die zwey Forſte zu beyden Seiten, links der Dittersdorfer, der ſich vom Anfang des Thals bis nach Schwarzburg zieht, und rechts der Quittelsdorfer, bieten mit ausgeſtreckten Armen einander freundſchaftlich die Hände. An dieſem Ort empfindet man im heiſsesten Sommermittag eine ſtarke Kühlung.

Wenn man um dieſe Krümmung herum iſt, ſo bleibt die Gegend eine Strecke düſter und enge; es zeigen ſich viele groſse Steine in dem Waſſer, wovon der Otterſtein, der einzeln an der Krümmung des Wegs unter Erlen am Ufer liegt, den Vorpoſten macht. Die Felſen werden immer majeſtätiſcher, und täuſchen die Fantaſie mit jenen erhabenen Bildern der Schweiz. Nun erſcheint unvermerkt das auffallende groſse Gemählde, welches in der zweyten Abbildung zu ſehen iſt. Die Gröſse dieſer Felſenmaſſen, das ſtarke Rauſchen der Schwarze im dunkeln Gebüſch an einem eingeſchloſſenen Orte, macht hier den Aufenthalt ſchauderhaft. Die Schwarze rauſcht ſchäumend zwiſchen Felſenſtücken hin am düſtern Tannenholz, das furchtbare Schat-

ten über ſie verbreitet; alles vereinigt ſich, um die Empfindung, zu welcher man bey dem Eingang geſtimmt wurde, auf den höchſten Grad zu ſpannen.

Die Sonne verändert ſich; es ſtellen ſich nun allerhand romantiſche Bilder dar, die uns von jener einfachen, ſtarken Empfindung über das Große und Erhabene in eine zuſammengeſetztere herunter ſtimmen, welche die Vermiſchung der verſchiedenen Eindrücke von ſo mannichfaltigen Gegenſtänden hervorbringt. Man geht wechſelsweiſe bald auf beſonntem Wege, bald in ſchattigen Alleen unter Erlen wie in einem Parke. Die Sonne ſtreut durchs grüne Gewölbe ein angenehmes Schattenſpiel auf den Weg; beſonnte Flecken flimmern um die ſilhouettierten Zweige. Dort jenes buntſchäckige Holz, das verſchiedene Grün der nahen Bäume, die hohen dunkeln Tannen, die hellgrünen Fittige der Fichten, vermiſcht mit dem flittergoldenem Laube der Eichen und mit den ſilbernen Stämmen der Birken! Unter dieſen Mannichfaltigkeiten ſieht man hier und dort eine Köhlerhütte am Wege, oder alte berafete Meilerſtellen, welche kleine Terraſſen am Abſatz der Berge bilden. Eine verfallene kleine Hütte ſteht mahleriſch unter Erlen am Ufer des Waſſers; eine andere iſt am Berge von über einander gelegten Schieferſteinen gebaut; eine dritte zeigt eine noch einfachere Bauart. Ein ſtarker Stock ſteht in der Erde, oben wie eine Gabel gewachſen; in dieſe iſt von dem Berge her eine Stange gelegt, woran Pfähle, mit

Baums

Baumrinden bekleidet, in der Form eines Daches liegen. Eine freye Wieſe lächelt uns jetzt im Sonnenſchein entgegen; ſie iſt halb mit Gebüſch umgeben, hinter dem die Schwarze ſich verbirgt und liebslicher ihr Rauſchen in einiger Entfernung hören läßt. Mitten auf der Wieſe iſt eine Erhebung, wie ein Grab. Das Vieh weidet zur Seite am Berge; die Hirtin ſtrickt unter einem Obſtbaume; ein ſchönes Gemählde im Geſchmack von Geßner!

Der zweyte große Floßrechen kündigt ſich jetzt durch das ſtarke Rauſchen der Schwarze an. Ein Felſenſtück liegt mitten im Waſſer als ein Pfeiler, woran der Rechen angebracht iſt; zwey hohe Tannen ſtehen auf dem Felſen, und zur Seite gränzt das dunkle Holz bis an das Ufer. Ueberaus angenehm iſt es, wenn man nun eine kleine Strecke des Weges in melankoliſcher Stille durch junge Fichten und Tannen, wie durch einen Irrgarten, geht, und weiter hin den Sachſenſteig betritt, der wie eine lange Allee von hohem Schwarzholze am Abſatz des Berges ſich hinzieht, an deſſen Fuße die Schwarze rauſcht.

Ein kleines Stück Feld giebt nunmehr zu erkennen, daß man dem Ziele nahe iſt. Die Felder mehren ſich, und bald iſt man von bebauten Hügeln umgeben. Der Trippſtein, ein hoher Fels, worauf ein kleines Haus ſteht, zeigt ſich als das ſicherſte Merkmahl des nahen Schloſſes, wie in der dritten Abbildung. Von dort aus kann man die ganze

angränzende Gegend und das Schloß ſelbſt, mit dem darunter liegenden Dorfe, in ſeiner ganzen Lage beſchauen. Man vermuthet auch aus der Beleuchtung der Sonne ſchon eine offnere Scene; und kaum iſt man auf der Höhe des Wegs an dem Trippſtein um eine Krümmung herum, ſo hebt ſich von ungefähr Schwarzburg aus dunkeln Waldungen empor.

E. Kämmerer.

VIII.

Auszug eines Briefes aus England.

London, den 1ſten Auguſt 1796.

— Ich bitte Sie, haben Sie je des unglücklichen Anquetil du Perron Bemerkungen über England geleſen? Sie ſtehen, wo man ſie am wenigſten vermuthen ſollte, im erſten Bande ſeines Zendaveſta. Man kann nichts Originelleres und mehr Altfranzmänniſches leſen, beſonders wenn man bedenkt, daß damahls faſt ſeine ganze Nazion ſo dachte. — Und ſonderbar! Noch jetzt iſt der eingewurzelte Haß der zahlloſen, abgemergelten, zerlumpten und mit unter höchſt zu bedauernden Franzoſen gegen die Britten ſo groß, daß ſie mit offenen

Aus

Augen blind ſind. Guter Gott, welch eine Furie iſt Vorurtheil! Aber es iſt, als ob die Natur es geradezu darauf angelegt hätte, daß ein Franzoſe und ein Engländer ſich haſſen und doch hochachten ſollte. Eine ewige Kluft iſt immer noch auch zwiſchen den armen Emigranten, die hier ſind, und zwiſchen den Landeseinwohnern befeſtigt. Nur hie und da verirrt ſich ein Franzoſe oder eine Franzöſin in eine engliſche Theegeſellſchaft, und umgekehrt noch ſeltener. Die Franzoſen ſind immer in ihren eigenen Kotterien, wo ſie Franzoſen ſeyn dürfen; es iſt ihnen unbegreiflich, wie man ſo wenig ſprechen, ſo viel trinken, die Weiber bloß des Wohlſtandes wegen anreden, oder gar vernachläſſigen und hundert andere Sachen thun und doch ſeines Lebens froh werden könne. Daher iſt es eine Seltenheit, dieſe Unglücklichen oder Bethörten mehr als den Hausbedarf der Landesſprache lernen zu ſehen; das trägt nun natürlicher Weiſe zur gegenſeitigen Kälte und Entfernung bey. Man ſieht es auch zu deutlich, daß dem Emigranten das Herz ſchlägt und die Augen funkeln, wenn er den Neuigkeitsheißhungrigen Britten über ſeiner Zeitung die Zähne knirſchen und Bonaparte, Hoche, Moreau, Jourdan u. ſ. w. verdammen hört. Endlich fürchtet man zu ſehr, daß die Franzoſen uns herabſtimmen werden, als daß je gegenſeitige Achtung, Zuneigung und Herzlichkeit zwiſchen den beyden Nazionen Statt haben könnte. Verzeihung für dieſe Digreſſion! Und doch noch etwas dazu.

Sie,

Sie kennen den fürchterlichen Orden de la Trappe, der vormahls in Frankreich exiſtierte. In einer nördlichen County dieſer Inſel haben ſich die Trappiſten ein Stück Landes und ein Haus zu verſchaffen gewußt, wo ſie ihr Weſen nach wie vor treiben, und in dieſem vom Luxus ſo völlig überſchwemmten Lande ein Beyſpiel von Kaſteyung geben, das unſere Nabobs nicht mit dem was ſie Menſchlichkeit heißen reimen können. Doch dies iſt nicht der einzige Fall, daß in einem Lande, wo ſonſt die hohe Kirche ein ſo wachſames Auge auf jede Ermächtigung der Katholiken hatte, aus purem, lauterem Eifer für die Konſtituzion äußerſt konſtituzionswidrige Einrichtungen jetzt geduldet werden. So beſteht zu St. Helens Auckland in Durham nun ſchon ſeit 2 Jahren mitten in England ein förmliches Nonnenkloſter, das aus Douay in Flandern hierher verpflanzt worden iſt. Die Hälfte der Nonnen ſind gebohrne Engländerinnen, wie die Aebtiſſin ſelbſt, die andern Flamänderinnen. Sie haben das Viſitenzimmer eines alten Herrnhauſes in eine niedliche Kapelle umgeſchaffen, tragen ihre völlige Ordenskleidung, und ſind übrigens ſehr umgänglich. Es gehört zum guten Ton in der ganzen umliegenden Gegend, die Nonnen zu St. Helens zu beſuchen, und die Schweſter Schaffnerin, eine Miß Dalton, Nichte der Aebtiſſin, weiß durch ihre freundlichen Bewirthungsanſtalten aller Herzen zum Mitleid zu rühren.

Une

Unter den Werken, die bey uns im Werden sind, spricht der Ruf besonders von einem über die Flüsse von Major Rennel herauszugebenden sehr vortheilhaft. Das wird ein leckeres Gericht werden, das der Major, nach seiner Gewohnheit, schon einige Jahre lang kocht und filtriert. Unter andern (sagt man) wird Rennel dort augenscheinlich beweisen, daß zwischen dem Euphrat und Tigris vormahls noch ein dritter Fluß existierte, der aber vertrocknet sey, welches in Indien oft der Fall wäre, wo die Flußbetten durch Ueberschwemmungen verändert, kleinere Flüsse verschlungen würden, u. s. w.

Mylord Makartney ist, wie Gerüchte sagen, völlig reisefertig nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung zu gehen; andere zweifeln daran. Es hängt alles davon ab, ob England im Besitz dieses kostbaren Schlüssels des ostindischen Handels bleibt, oder nicht. So viel ist gewiß, daß Pitt mit der Erhaltung des Kaps steht oder fällt.

Wie man die Hiobsposten vom Kontinent hier aufnimmt? Man tröstet sich so gut man kann, und hofft noch immer auf einen deus ex machina. Noch ist wahrscheinlich nicht mit Ernste an einen Friedensschluß gedacht worden, vielmehr öffnet der allgemein für gewiß angesehene Bruch mit Spanien den großen Plan zur Alleinherrschaft auf der See und zu Eroberungen in

Ame-

Amerika neue, höchſt erwünſchte Befriedigungen. Die Majorität des Handels und Reichthums räſonniert ſo: der Ruin von Spanien iſt unter den gegenwärtigen Umſtänden faſt unvermeidlich. Es iſt ohne Zweifel dem Sieger eine wehrloſe Beute. Seine Kolonien und ſeine Seemacht fallen Britanien zu, aber ſeine Monarchie, Religion, ſein Boden und ſeine Einwohner ſind in den Händen der franzöſiſchen Räuber. Der Krieg aber endigt ſich, wenn er anders endigt, mit einer allgemeinen Plünderung des Kontinents durch die Franzoſen, und mit der unbeſchränkten Seeherrſchaft der Engländer. (The war may finiſh, if it can finiſh, in the plunder of the Continent by the French, and the dominion of the ſeas by the Engliſh.)

Laßt die Franzoſen nur plündern, ſagen andere; am Ende muß doch alles in unſern Säckel zurück fließen. Die Millionen, die jetzt Buonaparte aus Italien ſendet, ſind binnen Jahresfriſt bey unſern Banquiers. Um dies begreiflich zu finden, ſchreibe ich Ihnen einen Artikel ab, den ich ſo eben in einem der beliebteſten Miniſterialblätter finde. „Der Kapitän eines amerikaniſchen Schiffes, der vor kurzem eine Ladung Getreide nach Nantes brachte, drang ſehr ungeſtüm auf ſeine Bezahlung, und wollte eher ſein Korn wieder einladen, als den Hafen ohne Geld verlaſſen. Endlich gab man ihm Wechſel auf Buonaparte in Italien, die, wie er ſie präſentiert

ſentiert hatte, auch ſogleich honoriert wurden.“ Dieß iſt das Faktum. Und nun hören Sie die Nutzanwendung. „Es iſt keinen Augenblick zu zweifeln, daß alles baare Geld, was jetzt Wagenweiſe aus Italien nach Paris geſchafft wird, in kurzer Zeit ſeinen Weg zu uns finden werde, und dieß ſo lange, als wir Herren zur See ſind!“ Aufrichtig zu geſtehen, iſt auch gegen die Richtigkeit dieſes Schluſſes für jetzt nichts einzuwenden.

Sie kennen auch in Teutſchland den witzigen Oppoſizionsdichter Dr. Woolcot, gewöhnlich Peter Pindar genannt. Er iſt wirklich ſeit den zwey letzten Bills vom Theater abgetreten, und ſein bekanntes Gedicht Libertie's laſt Squoak iſt auch die letzte Ergießung ſeiner Laune geblieben. Nun daß er ſchweigt, will jeder an ihm zum Ritter werden. So ſteht jetzt in allen Miniſterialblättern eine Grabſchrift auf ihn, wo es heißt:

Unter dieſem Steine
liegen die Ueberreſte von
Peter Pindar.
Im Jahr 1776 wurde er zum
Verfechter des Laſters von dem
verruchten Triumvirat
Läſterung, Verrath und Unzucht
erwählt.
Der erſte Nagel zu ſeinem Sarge war,
als im November 1789 der König wieder

gesund im Koventgardentheater erschien.
Jetzt ist dieser berühmte Buffon
zu dem erhabenen Posten befördert,
worauf er sich im Leben vorbereitete.
Er ist Hanswurst des Teufels
und seine Werke folgen ihm nach.

Solche Plattheiten, die die gescheidern Ministerialblätter selbst nur für einen Irischen Einfall ausgeben, werden jetzt aus Partheywuth höflich beacht und in dem sogenannten high Life freundlich beklatscht, vermehren aber nur die gegenseitige Bitterkeit. —

Bald wird Ostindien mit europäischen Bildsäulen vom neuesten Geschmack so reichlich ausgestattet werden, daß man einen eigenen Calcutta-guide nur für die dortigen Mahlgreyen und Bildhauerarbeiten nöthig haben wird. Eben hat der geschickte Bildhauer Banks sein Modell zur Bildsäule des Lord Kornwallis ausgestellt, welche zu Kalcutta oder Madraß aus karrarischem Marmor auf Unkosten der ostindischen Kompagnie errichtet werden soll. Er ist in langer Robe oder Parlamentskostum vorgestellt. Am Piedestal ist die Ueberlieferung der Söhne des Tippo Saib, als Geiseln, in Basrelief gearbeitet. Kornwallis hat dabey ein sehr ernstes, heroisches Ansehen, so wie jedermann die Aehnlichkeit des Gesichts im Modelle äußerst treffend findet. Eben so wird dem Obersten Kyd, der kürzlich in Kalcutta gestorben

können als andre; und wie dieſer Gedanke, wenn ſie ihn zuweilen haben, ihnen nicht ein kleines Mißtrauen in ſich ſelbſt, geben, ſie nicht beſcheidner in ihren Urtheilen, und ſparſamer in ihren orakelmäßigen Entſcheidungen machen könne. Doch das Bewußtſeyn ſeiner Stärke macht natürlicher Weiſe ein wenig trozig; und es iſt nichts leichters, als wenn man ſehr oft Recht hat ſich einzubilden, daß man niemals Unrecht haben können. Und wie viel zufällige Urſachen können nicht zuſammentreffen, um zu machen, daß der ſcharfſinnigſte, gelehrteſte und kunſtverſtändigſte Mann, in gewiſſen gegebenen Umſtänden und Verhältniſſen eben ſo dumm urtheilen kann wie Gard vom Montesquieu, oder ſo boshaft wie Freron von Voltairen? Es iſt übrigens das erſtemal, und ſoll, hoffe ich, auch das leztemal ſeyn, daß ich die Freyheit nehme mit dieſen Herren zu ſprechen.

Ich habe zwölf Jahre oder drüber gelaſſen zugeſehen, daß ſie ihren kleinen Muthwillen nach Gefallen an mir ausgeübt haben. Ich glaubte, der Unwille, den ſie aus bekannten Urſachen gegen mich gefaßt hatten, würde endlich mit der Zeit verrauchen; und verſchiedene meiner Freunde haben mich oft herzlich über die guten Einfälle lachen geſehen, zu denen ich in jüngern Jahren den Verfaſſern der Bibliothek und der critiſchen Briefe den glüklichen Anlas gegeben. Sie hatten oft recht, wenn ſie mich tadelten,

ſtorben iſt, auf einem öffentlichen Platz ein gleichfalls von Banks aus Marmor gearbeiteter Sarkofag aufgerichtet werden. Dieſer Kyd war nicht bloß ein braver Offizier, ſondern hatte auch einen ſehr liebenswürdiger Karakter, und war ein großer Liebhaber der Botanik. Die Indiſche Flora verdankt ihm eine Menge ſchätzbarer Pflanzen, die er mit großer Mühe aus ganz Hindoſtan zuſammenbrachte, und die jetzt in den Gärten von Kalkutta ſehr fröhlich blühen. Mehrere davon ſind auch ſchon in dem prächtigen Roxburgiſchen Werke abgebildet.

Der Geſchmack, große Muſiken und Oratorien, nach Art der bekannten Weſtmünſterſchen Muſikfeſte, aufzuführen, verbreitet ſich jetzt auch in die reichen Provinzialſtädte. So werden den 31ſten Auguſt zu Birmingham, den 14ten September zu Gloceſter große allgemeine Koncerte, letztere zur Unterſtützung der armen Predigerwittwen, aufgeführt werden. Schon jetzt ſind ſie durch alle öffentliche Blätter in ganz England angekündigt. Madame Mara wird beydemal mit ſingen; der Zulauf wird ungeheuer, und die Einnahme gewiß 1000 bis 1500 Pf. ſeyn. Das kann doch nur in England möglich gemacht werden!

IX.

Einige Anekdoten den großen Bako betreffend.

Es iſt im vorigen Jahre eine gut ausgewählte Sammlung von Anekdoten, die Worthies Englands in den letzten zwey Jahrhunderten betreffend, von Hrn. Seward herausgegeben worden,*) worin man ungefähr alles bey einander findet, was die geleſenſten Journale ſeit einer geraumen Zeit als Beyträge zu dem in England mit ſo unglaublichem Eifer betriebenen Studium der Biografie theils aus alten Papieren aufgeſpürt, theils den Erzählungen lebender Anekdotenſammler nachgeſchrieben haben. Da iſt denn auch mehrmahls vom edlen Bako die Rede. Sein Schickſal iſt keinem gebildeten Leſer unbekannt. Die Armuth, die ihm zuletzt das Herz brach, bleibt ein ewiger Vorwurf für die Britten.

Nachſtehender, in dieſer Sammlung zum erſtenmahl bekannt gemachter Brief, welchen Lord Bako nach ſeinem

*) Der Titel: Anecdotes of ſome diſtinguiſhed Perſons, chiefly of the preſent and the two preceding Centuries. Adorned with Sculptures. London, Cadell 1795. 2 Vol. in 8. (1 Pf. 2 Sh.)

seinem Fall an den Bischof von Winchester schrieb, und dessen Aufbewahrung wir dem Sir Tobias Matthews zu danken haben, ist wirklich sehr rührend. Er dient nicht nur zu einem auffallenden Beweise von der außerordentlichen Geistesstärke, welche dieser große Mann noch in seinem Unglück besaß, sondern vertritt auch zugleich die Stelle eines vortrefflichen Kommentars über den bekannten Ausspruch des Lactanz: Eruditio inter prosperа ornamentum; inter adversa refugium. (Gelehrsamkeit gewährt dem Glücklichen Ehre, dem Unglücklichen Trost.)

„Mylord!

Es ist doch gewiß unter andern Trostgründen keiner der geringsten, wenn ein Mensch sich der Beyspiele solcher Personen erinnert, die eben so unglücklich waren wie er; denn Beyspiele wirken nicht nur ungleich schneller als Gründe, sondern bestätigen zugleich eine Wahrheit, die uns sogar in der heiligen Schrift zu unserer Beruhigung an das Herz gelegt wird: daß uns nehmlich nichts Neues und Ungewöhnliches wiederfuhr. Je größer die Aehnlichkeit ist, welche dergleichen Beyspiele mit unsern eigenen Verhältnissen haben, desto gewisser erreichen sie diesen Zweck; besonders dann, wenn sie sich auf Personen beziehen, die uns an Größe und Werth übertreffen. Scheint es gleich einen gewissen Stolz zu verra-

then, wenn wir uns auf Vergleichungen dieſer Art et was zu gute thun, ſo ziehen wir doch hieraus die natürliche und ſehr vernünftige Schlußfolge, daß wir um ſo weniger berechtigt ſind über unſer Schickſal zu murren, da ungleich beſſeren Menſchen, als wir ſind, das Nehmliche begegnete.

„Noch nie ließ ich Troſtgründe dieſer Art unbenutzt, wiewohl ich als Chriſt (durch Gottes unendliche Güte) mich ungleich erhabnerer Hülfsmittel bediene. Meine weitſchichtige Beleſenheit ſtellt mir gewöhnlich eine Menge von Beyſpielen, ſowohl aus den ältern als neuern Zeiten, vor Augen. Doch muß ich bekennen, daß ich vorzüglich bey drey Perſonen zu verweilen pflege, die nicht nur in Anſehung des Ranges, ſondern auch der Schickſale, die größte Aehnlichkeit mit einander hatten. Alle drey bekleideten in ihrem Vaterlande die erhabenſten Stellen und Würden; alle drey wurden nicht etwan durch Krieg oder andere Unfälle ins Elend verſetzt, ſondern als Miſſethäter und Verbrecher im Wege Rechtens zu Grunde gerichtet; alle drey waren berühmte Schriftſteller, und zwar von ſo ausgezeichnetem Verdienſte, daß die Nachwelt noch dermalen das Gemählde ihrer Leiden nur als ein kleines Nachtſtück betrachtet, das den Glanz ihrer vortrefflichen Werke und Thaten erhöhet; und alle drey würden (wenn anders hier von ſo etwas die Rede ſeyn könnte) ſelbſt den ſtolzeſten Mann von jedem Gedanken

an abermaliges Emporſtreben zurückſchrecken, ſobald er erwägt, daß ſie zwar die ehrenvollſte Genugthuung erhielten, aber dennoch von neuem ins gänzliche Verderben hinabgeſtürzt wurden, und endlich eines gewaltſamen Todes ſtarben.

„Dieſe drey Männer waren Demoſthenes, Cicero und Seneka; Leute, mit welchen ich mich auch nicht auf die entfernteſte Art vergleichen dürfte, wofern es mir nicht die Aehnlichkeit unſerer Schickſale vergönnte.

„Als ich auf die Beyſpiele dieſer Männer mein Augenmerk richtete, fand ich mich dadurch zugleich veranlaßt, die Art und Weiſe zu erforſchen, mit welcher ſie ſich unter ihren ſo gänzlich veränderten Glücksumſtänden betrugen. Hauptſächlich wünſchte ich zu erfahren, wie ſie die Zeit anwendeten, während welcher ſie verbannt und außer Stand geſetzt waren, ſich mit den Angelegenheiten des Staates zu beſchäftigen. Ich hatte hierbey die Abſicht, etwas von ihnen zu lernen; ſie nicht nur zu meinen Tröſtern, ſondern zugleich auch zu meinen Rathgebern zu wählen. Da bemerkte ich denn freylich einen auffallenden Unterſchied, als ich die Wirkung erwog, welche der Glückswechſel auf ihre Verſtandeskräfte machte. Beſonders galt dies in Anſehung desjenigen Punktes, um deſſen nähere Kenntniß es mir am meiſten zu thun war; nehmlich in Anſehung des Gebrauchs, den ſie von ihrer Zeit und ihren ſchriftſtelleriſchen Ta-

lenten machten. So fand ich unter andern, daß Cicero während seiner Verbannung (die beynahe zwey Jahre lang dauerte) so weichlich und niedergeschlagen war, daß er weiter nichts als nur einige weinerliche Briefe zu schreiben vermochte. Gleichwohl hatte, meines Erachtens, unter allen dreyen keiner weniger Ursache den Muth sinken zu lassen, als er. Freylich war das Urtheil über ihn ergangen, (und zwar ein Urtheil, welches von der höchsten Gerichtsstelle in Form einer gesetzlichen Verordnung abgefaßt wurde) daß man ihn verbannen, sein Vermögen konfiscieren, und alle ihm zugehörigen Gebäulichkeiten dem Erdboden gleich machen sollte; ja man bedrohte sogar denjenigen, welcher es je wagen würde seine Zurückberufung in Vorschlag zu bringen, mit der härtesten Strafe. Allein so hart dies Verfahren auch war, so gereichte es ihm doch keinesweges zur Schande; denn jedermann wußte, daß er als ein Opfer der Volkswuth fiel.

„Demosthenes hingegen befand sich in einem Fall, der seiner Ehre wirklich sehr nachtheilig war. Man beschuldigte ihn der Bestechung, und zwar einer solchen Bestechung, die das Gepräge der Verrätherey und der Treulosigkeit trug. Demungeachtet zog er sich sein Schicksal so wenig zu Gemüth, daß er sich vielmehr selbst während seiner Verbannung in Staatssachen mischte, und sich in seinen Briefen des nehmlichen Tones bediente,

als ob er noch immer am Staatsruder ſäße. Dies erhellet unter andern aus einigen ſeiner noch dermahlen vorhandenen Epiſteln.

„Seneka, dem man allerley Vergehungen und Laſter aufbürdete, und den man eben deswegen auf eine wüſte Inſel verbannte, ſchlug einen Mittelweg ein. Seine Schreibart erkaltete zwar nicht, doch trug er Bedenken, ſie den öffentlichen Geſchäften zu widmen. Statt deſſen verfertigte er hingegen eine Menge vortrefflicher Werke, deren lehrreicher Inhalt für alle künftigen Zeitalter von Nutzen ſeyn wird.

„Die Beyſpiele dieſer Männer trugen nicht wenig dazu bey, mich in meinem ſchon vorhin gefaßten Entſchluß zu beſtärken. Ich ſetzte mir nehmlich ſehr ernſtlich vor, das bischen Talent, oder Halbtalent, oder wie man die mir verliehene Gabe Gottes ſonſt nennen mag, nicht mehr wie ehedem in einzelnen Ausgaben zu verſplittern, ſondern ſie vielmehr als einen Fond, als ein bleibendes Kapital für die Nachwelt anzulegen, das nie einem Bankerott unterworfen ſeyn wird.“

Verulam.

Wir haben eine Sammlung von Briefen, die in dem Zeitraum von 1625 bis 1648 von James Howell Esq. einem engliſchen Staatsmann, niedergeſchrieben, und in 3 Bändchen zu London, unter dem Titel Epiſtolae

Ho-elianae, or familiar Letters, by James Howell 1650 herausgekommen ſind, die, — wiewohl durchſpickt mit Citaten nach der damahls üblichen Gelehrſamkeitsparade, doch intereſſante Beyträge für die damalige Zeitgeſchichte enthalten, und noch jetzt von den Engländern ſehr geſchätzt werden. Hierunter befindet ſich auch ein Brief, der den 6ten Januar 1625, alſo kurz nach Bakos Tod, geſchrieben, und als unverfälſchter Ausdruck der damahls herrſchenden Meynung über Bako, vielleicht auch einigen Leſern dieſes Journals nicht unwillkommen iſt.

„Unlängſt, ſagt Howell *), ging der Großkanzler Bakon nach einer langwierigen Entkräftung (a long languiſhing weakneſs) mit Tode ab. Bey ſeinem Abſterben war er ſo arm, daß ſein geringer Nachlaß kaum zureichte die Koſten ſeines Begräbniſſes zu beſtreiten. Dieſer Umſtand beweiſet, wie mich dünkt, daß dieſer große Gelehrte eben keine gar große Weltweisheit beſaß; denn es gehört mit zu den weſentlichen Eigenſchaften eines weltklugen Mannes, ſich gegen widrige Zufälle ſicher zu ſtellen. Ich weiß zwar aus meiner Lektüre, daß die meiſten Dichter nur wenig oder gar nichts zu hinterlaſſen pflegen; deſto ſeltener hingegen traf dies Geſchick einen Mann, der zu gleicher Zeit Rechtsgelehrter, Filoſof und Redner war. Faſt hat es das Anſehen, es ſey ihm wie dem

*) Vol. I, Sect. 4. p. 107 f.

dem Demoſthenes und Seneka ergangen, die beyderſeits durch Beſtechungen unglücklich wurden. Der ſchönſte Diamant kann einen kleinen Flecken haben; doch kömmt es mir ſehr wahrſcheinlich vor, daß Bakon bloß deswegen in ſo großer Armuth ſtarb, weil er ſich zu wenig aus den Glücksgütern machte, und allzu freygebig war. Er hat dies bey mehrerer Gelegenheit gezeigt. Einſt ſchickte ihm der König einen Hirſch zum Geſchenk. Bakon ließ ſogleich den Ueberbringer deſſelben zu ſich kommen, trank ihm aus einem großen ſilbernen, ſtark vergoldeten Pokal, aufs Wohlſeyn des Königs zu, und verehrte ihm denſelben für das erhaltene Geſchenk.

„Kurz vor ſeinem Ende ſchrieb er einen klägtlichen Brief an König Jakob. Er ſchloß denſelben mit folgenden Worten: Helfen Sie mir, gnädigſter König und Herr! Erbarmen Sie ſich wenigſtens in ſo fern über mich, daß ich, als ein Mann der ſeiner Beſtimmung zu Folge einen Beutel tragen ſollte, nicht noch in meinen alten Tagen in die traurige Nothwendigkeit geſetzt werde, den Bettelſack zu tragen; damit ich, der bloß zu leben wünſchte um zu ſtudieren, nicht ſtudieren müſſe um leben zu können.“ *) Früher hatte er an den König eine

*) Da Howell Sekretär des Königs war, ſo konnte er den Brief buchſtäblich wiſſen. Ich ſetze daher die Worte

Anſpielung geſchrieben: „Da der Vater ſein Schöpfer geweſen, ſo hoffe er, daß der Sohn ſein Erlöſer ſeyn werde.“

„Ich ſchreibe übrigens dies keineswegs um den köſtlichen Werth des Lord Viscount Verulam zu ſchmälern, der ein gar ſeltener Mann war, ein Mann reconditae ſcientiae et ad ſalutem literarum natus, (von tiefer Gelehrſamkeit und zum Heil der Wiſſenſchaften gebohren), ja ich denke, der Beredteſte der je in dieſer Inſel gebohren wurde! Man ſagt, er werde der letzte Lord Kanzler geweſen ſeyn, wie Sir Edward Coke der letzte Oberrichter von England (Chief-Juſtice).“ —

Wilſon führt in ſeiner Lebensbeſchreibung des Königs Jakob folgendes an: *) „Lord Bakon genoß zwar eine Penſion vom Könige, gerieth aber dennoch zuletzt in die äuſſerſ

im Original her, da ſie für alle ähnliche Fälle urkundlich aufbewahrt zu werden verdienen: Help me, dear Sovereign Lord and Maſter, and pity me ſo far, that I, who have been boren to a Bag, be not now in my age forced in Effect to bear a Wallet: nor I, that deſin to live to ſtudy, may be driven to ſtudy to live.

*) A. Wilſon's hiſtory of Great-Britain, being the Life and reign of King James I. London 1653. fol. Eine der zuverläſſigſten Quellen aus dieſer Periode.

ten ; aber ſie ſagten mir nichts neues damit ; und die unbeſcheidnen Bewundrer , die ich ehmals (denn Dank ſey dem Himmel , nun bin ich ihrer auch los geworden) ſo gut als Herr Gottſched in ſeiner Zeit hatte , wurden doch nicht durch ihre Spöttereyen bekehrt. Wenn ich das Glük hätte dieſen Herren perſonlich bekannt zu ſeyn , ſo würden ſie wiſſen , daß vielleicht , ſeitdem es Autoren giebt , niemals keiner weniger mit ſeinen eignen Arbeiten zufrieden oder geneigter geweſen iſt , der Critik , ja dem bloſſen oft allein auf ein launiſches Gefühl gegründeten Geſchmak eines Freundes Hecatomben von Verſen aufzuopfern. Sie würden mich mit der Beſcheidenheit , welche die Critik allein erträglich macht , und den Criticus zu eben der Zeit , da ſein Wiz beluſtiget , vor dem Abſcheu aller ehrlicher Leute rettet , freymüthig und ohne Galle getadelt , eben ſo gerne und ungezwungen , wo ich es verdient hätte , gebilliget , nichts ohne Beweis geſagt , und , ſtatt einer flüchtigen und launiſchen Beurtheilung , ſich die Mühe genommen haben , erſt recht zu leſen , ehe ſie ſich auf den Dreyfuß geſezt hätten. Nun hat es ihnen aber anders beliebt , und ich kann ihnen ihre Weiſe ganz gerne laſſen. In den Umſtänden , worein mich mein Schikſal geſezt hat , kann ohnehin weder Lob noch Tadel der Kunſtrichter , weder Ruhm noch Verachtung derjenigen Welt , für welche ein Liebhaber der Litteratur arbeitet , nicht den mindeſten Einfluß auf meinen Wolſtand haben. Ich gehöre in dieſem

Stük

äußerſte Dürftigkeit. Unbemerkt und verlaſſen lebte er in ſeiner Wohnung zur Grey's Inn, wo Mangel und Einſamkeit ſo ſehr auf ſein ſanftes (und eben darum zur Melankolie geneigtes) Temperament wirkten, daß er allmählich dem Tode entgegen welkte. Er, den das Glück auf den Gipfel irdiſcher Größe erhoben hatte, ſank endlich ſo tief herab, daß es ihm ſogar an Bier zur Stillung ſeines Durſtes gebrach. Da er nehmlich einen ſehr feinen Geſchmack hatte, ſo war ihm das Bier zuwider, welches er in ſeiner Wohnung bekam. Er ſchickte daher dann und wann zu dem Lord Brook, der in ſeiner Nachbarſchaft wohnte, und bat ſich eine Flaſche von dem ſeinigen aus. Dieſer brummte darüber, und verbot endlich ſeinem Kellner, ihm welches zu geben. So niederträchtig, ſo filzig handelte ein Menſch, der die Vermeſſenheit hatte, ſich einen Freund des großen und edeln Sidney zu nennen! So lieblos wurde der gute Bakon von ſeinen Mitgeſchöpfen behandelt, als ihm das Glück den Rücken zukehrte!!!"

„Lord Bakon, ſetzt Wilſon hinzu, war von mittlerer Statur; ſeine Geſichtszüge waren vor dem Alter alt geworden. Sein Anſtand war ernſthaft und doch gefällig. Er beſaß einen hochfliegenden und doch treffenden Witz. Zuweilen mocht es ihm wohl darum zu thun ſeyn, mehr bewundert als verſtanden zu werden. Aber es ſtand ihm jeder Ausdruck ſchnell zu Dienſte, und ſein Gedächtniß war ſo ſtark und umfaſſend, daß er unumſchränkt Herr eines unermeßlichen Vorrathshauſes war. Er war, wenn ich ſo ſagen darf, die Hebamme der Natur, deren kahle und gerauſte Bruthühnchen er in neues Gefieder kleidete."

B.

X.

X.

Literarische Anzeige

einer

teutschen Uebersetzung des Vitruvius.

Eine Frage, worauf der Teutsche dem Ausländer die Antwort nur allzu oft mit Beschämung schuldig bleiben mußte, war die: Habt ihr von den Klassikern der Römer und Griechen gute Uebersetzungen? Wir gebohrnen Bibliothekare von Europa konnten darauf wohl antworten: wir haben alle Uebersetzungen aller Nazionen in unsern Uebersetzerbibliotheken einprotokolliert — Aber mit unsern Uebersetzungen sieht es noch sehr bedenklich aus. Wie weit sind da die Italiener, Franzosen und Engländer vor uns voraus! Und doch ist es ein sicherer Maßstab von der Kultur eines Volks, wenn Geist und Weisheit der alten Welt vermittelst guter allgemein lesbarer Uebersetzungen zu allen gebildeten Ständen hindurchgedrungen, und gleichsam mit dem baaren Ideenfond der Nazion zusammengeschmolzen ist. Wir haben zwar seit zwanzig Jahren einzelne, vortreffliche Uebersetzungen erhalten, deren wohlthätiger Einfluß auf die Vermehrung unsers eigenthümlichen Sprach- und Ideenschatzes schon jetzt unverkennbar ist, und in der Folge noch weit mehr seyn wird. Allein, wie viel Lücken sind überall noch auszufüllen, ehe es zu einer ganzen Reihe kommen kann, und wie sind die Lückenbüßer zum Theil beschaffen, die uns gewisse Buchhändlerspekulazionen Alfabetweise zumessen! Und sollten nicht gerade solche Werke, welche über Ackerbau, Natur- und Kunstgeschichte aus dem Alterthum uns übrig geblieben sind, schon

darum vor allen übrigen fleißig und fließend übersetzt erscheinen, weil bey den Lesern, die diese Werke am liebsten und häufigsten befragen möchten, am seltensten so viel gelehrte Schulerziehung vorausgesetzt werden darf, daß sie die in ihr Fach einschlagenden Alten in der Ursprache lesen oder auch nur bey entstandenen Zweifeln nachschlagen könnten? Wie viele Liebhaber und Liebhaberinnen mußten sich in diesem Falle noch immer mit ausländischen Uebersetzungen behelfen, und diesen Mangel der teutschen Literatur schmerzhaft beklagen! Zwar sind neuerlich von den römischen Schriftstellern über den Ackerbau, und von Plinius großer Encyklopädie, teutsche Uebersetzungen erschienen; allein wie wenig dadurch für Liebhaber gewonnen worden sey, denen es neben einem genießbaren Vortrag auch um den unverfälschten Sinn einer alten Schriftstelle zu thun ist, dieß mögen die Herren, deren eigentlicher Beruf die Kritik seyn muß, weitläuftiger und gründlicher auseinander setzen.

Alle kultivierten Nazionen lesen den Vitruv, den Vater der schönen Baukunst, in ihrer Muttersprache. Am letzten erhielten auch die Spanier durch ihren Ortiz eine klassische Uebersetzung desselben. Nur wir Teutschen mußten durch fremde Augengläser sehen. Der Perraultische oder Gallanische Vitruv lag im Studierzimmer jedes Mannes von Geschmack. Aber wie vieles wurde bey diesen Hülfsmitteln bloß auf Treu und Glauben nachgebetet! Jetzt können wir, als eine wirkliche Bereicherung der teutschen Literatur, eine vor kurzem fertig gewordene, in jeder Rücksicht meisterhafte teutsche Uebersetzung des Vitruvius ankündigen: Des M. Vitruvius Pollio Baukunst. Aus der römischen Urschrift übersetzt von August Rode. Leipzig, Göschen 2 Bände, im grösten Quart 1796.

Da hierbey durchaus nicht an eine gewöhnliche Meßspekulazion zu denken, sondern von einem Werke die Rede ist, das ein Kenner, der seinen Beruf zu geschmackvollen Uebersetzungen dieser Art schon früher aufs vortheilhafteste beurkundet hat, unter den Augen und umringt von andern Kennern, deren gebildetem Geschmack ganz Teutschland volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt — welchem Teutschen von Geschmack ist der Nahme v. Erdmannsdorf unbekannt? — ausgerüstet mit allen, selbst den seltensten und kostbarsten Hülfsmitteln, mit einem mehr als 6jährigen rastlosem Fleiße, nach mehrmals angelegter Feile endlich vollendet, und Hr. Göschen mit der geschmackvollsten Simplicität, und doch auch mit aller Pracht seiner Offizin, zu einem wahren Genuß der Augen ausgestattet hat: — so war man schon durch die Vereinigung dieser Umstände zu einer nicht gewöhnlichen Erwartung berechtigt.

Und diese ist nun in einem Grade erfüllt worden, der uns mit Hochachtung und Dankbarkeit gegen die Kenntnisse und den beharrlichen Fleiß des Verfassers, des Hrn. K R. Rode in Dessau, erfüllen und überhaupt jeden freuen muß, der die Schwierigkeiten in Form und Materie, die hier zu überwinden waren, auch nur im Allgemeinen zu berechnen vermag. Dem mit Treue, und wo es nur immer die Sache gestattete, auch mit Eleganz übergetragenen Texte sind zweckmäßige und gelehrte Anmerkungen untergesetzt und interessante Parallelen als Beylagen zugefügt. Diese Noten enthalten ohne alles Gepränge die fruchtbarsten Resultate von allem, was in neuern Sprachen und Kunstwerken über Baukunst und die mit ihr verwandten bildenden Künste untersucht und geschrieben worden ist. Oft ist die bloße Uebersetzung schon befriedigender Kommentar. Am Ende steht ein zweckmäßiges, nicht aus dem Ba-

hus kompiliertes, ſondern neugearbeitetes Vitruvi-ſches Wörterbuch. Die treffliche Ueberſetzung, die die Engländer vom Vitruv haben, von W. Newton (London 1771. 91. 2 Bände in Fol.), iſt durchaus benutzt, das Beſte aus den Bemerkungen des Engländers in der Sprache des Originals ſelbſt ausgezogen, und die unentbehrlichſten mathematiſchen Zeichnungen — die koſtbaren Kupferſtiche findet man in jeder andern Ausgabe — hinzugefügt. Es iſt aber nicht bloß das Vorhandene gut benutzt, es ſind auch überall neue Prüfungen angeſtellt und neue Aufſchlüſſe zur Aufklärung der ſchwierigſten Stellen mitgetheilt worden; z. B. IV, 7. über die toskaniſchen Verhältniſſe der Tempel V, 8; über den Unterſchied der griechiſchen und römiſchen Theater, u. ſ. w. Dunkelheiten und faſt unheilbar verdorbene Stellen bleiben freylich auch ſo noch ſehr viele, und ſelbſt unter den Muthmaßungen und Erklärungen des Ueberſetzers dürften nicht alle gleich befriedigend ſeyn. Aber wer könnte auch dieß bey einem ſolchen Werke verlangen! Wer wollte nicht mit dem Ueberſetzer in der Vorrede ſagen: laſſen wir es indeſſen dahin geſtellt ſeyn. Die Zeit wird auch hier noch vieles Licht geben!

Hr. Rode hat ſich gewiß dadurch ein ſehr dankenswürdiges Verdienſt erworben. Wir Teutſche beſitzen von nun an nicht nur eine Ueberſetzung, ſondern auch die beſte von allen Ueberſetzungen des Vitruvius.

B.

XI.

Anzeige.

Eine junge Dichterin, Julie Penz, bittet das geehrte Publikum um die Vergünſtigung, ihm ihre Gedichte

vorlegen zu dürfen. Ihre Muse anzupreisen, und hierin dem Urtheil der Leser vorzugreifen, darf ich nicht wagen; die Gedichte werden sich selbst Empfehlung seyn bey dem, welchen sie vergnügen. Die Sammlung wird hier in Neubrandenburg bey dem Hofbuchdrucker Korb auf gutes Schreibpapier mit Didotschen Lettern sauber gedruckt, und in 2 Bänden, jeder etwan zu 20 bis 22 Bogen, gegeben werden. Der erste Band wird, wo möglich, zu Ende Oktobers d. J. erscheinen, und der zweyte demselben bald nachfolgen, vielleicht gar ihn begleiten. Jedoch gilt dies Versprechen nur unter freundlicher Hoffnung und Bedingung, daß eine genugsame Zahl von Gönnern und Freunden, Gönnerinnen und Freundinnen, durch Pränumeration das Vorhaben der Dichterin gütig unterstützen. Der Pränumerationspreis für jeden Band ist 20 Groschen Gold. Die hiesigen Herren Buchbinder sind geneigt, Pränumeration bis Ende Augusts d. J. darauf anzunehmen; imgleichen die Bödnersche Buchhandlung in Schwerin, die Michaelische Hofbuchhandlung in Neustrelitz, Herr Postmeister Brandt in Mirow, und Herr Kantor Stolz in Treptow. Für die Bemühung der Pränumerationssammlung wird das 10te Exemplar frey gegeben. Die Pränumerationsgelder nebst den leserlich geschriebenen Nahmen der resp. Pränumeranten, welche dem Werke vorgedruckt werden sollen, bittet man, an den Hofbuchdrucker Korb hieselbst gefälligst einzusenden.

Neubrandenburg den 17. Jul. 1796.

Der Herausgeber des Merkurs macht in vorliegendem Falle sehr gern eine Ausnahme von einer Regel, die häufige Zudringlichkeiten ihn unabänderlich zu beobachten nöthigten, und nimmt auf diese Erstlinge einer von mehr als Einer Seite empfehlungswürdigen, bescheidenen Dichterin auch Pränumeration an.

M.

Inhalt.

I. Fortsetzung der Auszüge aus Ossian, [illegible] Sammlung
II. Englische Hexameter
III. Gedichte
IV. Ueber Theokrit und seine Idyllen. Fragment
V. Bemerkungen zum Urtheil über die mit [illegible] zusammengesetzten Zeitwörter
VI. Briefe aus Paris. An den Herausgeber des T. M.
VII. Bruchstück aus einem noch ungedruckten Roman.
VIII. Auszug eines Briefes aus England
Die Aufgaben aus der [illegible] französischen Akademie

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen

[illegible] bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren. Auch ist derselbe in allen Buchhandlungen zu finden, die [illegible] welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Verlagshandlung besorgt. Die Niedersächsen erhalten das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg, wo alle Briefe und Gelder unter Addresse [illegible] Buchhändler daher alle Hefte des T. Merkur sogleich und ohne [illegible] Adressen, die ihnen die bequemste sind, [illegible]

Die Redaktion des N. Teutschen Merkur

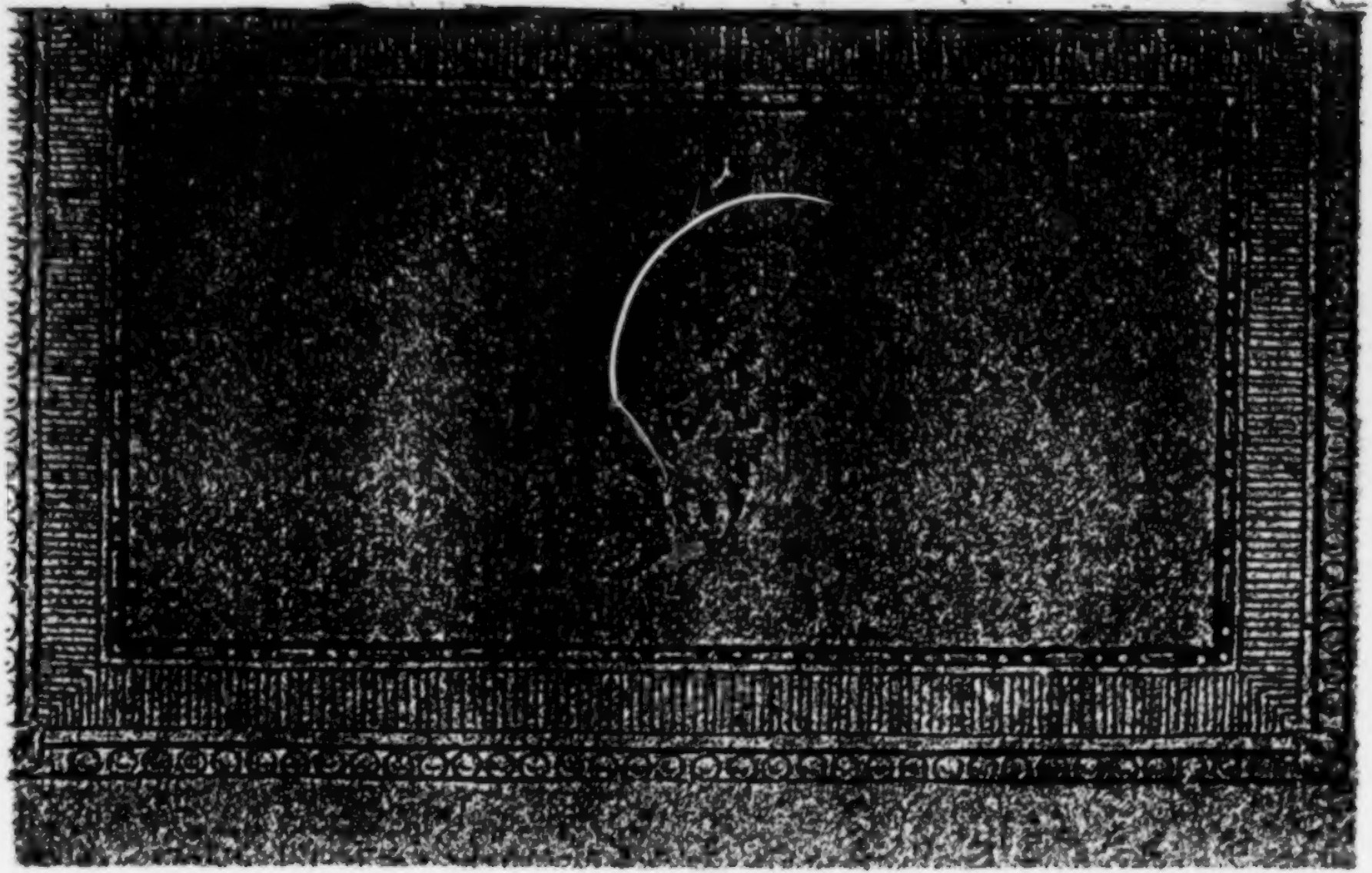

Stük unter die Glüklichen, von denen Horaz spricht: Quos sua delectant mala --- quicquid sperare beati. Ich würde daher auch noch immer stille geschwiegen haben, wenn nicht so viele ehrliche Leser wären, welche es für ein Zeichen einer schlimmen Sache halten, wenn man gar nichts sagt. Nun hab' ich alles gesagt, was ich jemals mit den Kunstrichtern zu reden haben kann. Meine müßigen Stunden werden, so lange ich lebe, den Musen und der Philosophie gewiedmet seyn, ohne welche mein Daseyn für mich selbst verlohren wäre; der leztern, weil sie mich besser macht; den ersten, weil mir die Liebe zu ihnen angebohren, und gleichsam ein Theil meines Wesens ist.

Ich werde in dem, was ich zu meiner eignen Unterhaltung arbeite, nach einer gewissen Vollkommenheit streben, von der ich in unreiffen Jahren noch keinen Begriff haben konnte. Ich werde die Fehler, welche aller angewandten Sorgfalt und langwierigen Correction ungeachtet, noch immer zurükbleiben, so bald ich sie gewahr werde, verbessern; und wo fern die Kunstrichter sich die Mühe nehmen mögen, mir hiezu behilflich zu seyn, ihre Dienstfertigkeit mit dankbarem Schweigen dadurch belohnen, daß ich ihre Absicht erfülle, welche allezeit seyn muß, zu zeigen, wie das Fehlerhafte besser seyn könnte. Wollen sie den impertinenten Ton und das hämische Wesen, womit sie bisher alles, was ich geschrieben habe, oder was Dummköpfe und deutsche Buchhändler von Curls Brüder-

Der neue

Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1796.

I.

Fortſetzung der Auszüge aus Ouſely's orientaliſcher Sammlung.

(S. das vorige Stück Seite 15.)

Ouſely macht, bey Gelegenheit eines Sonetts aus dem Divan des Sadi, von deſſen erſtem Kuplets er eine Ueberſetzung gibt, einige Bemerkungen über die Peris, die, wenn ſie uns gleich keine befriedigende Aufklärung über dieſe lieblichen Geſchöpfe der dichteriſchen Einbildungskraft geben, ihr Eigenthümliches doch näher beſtimmen, als es in den bisherigen Notizen von ihnen geſchehen iſt. Ouſeley geſteht ſelbſt, daß er keine beſtimmte Erklärung von ihnen habe finden können. Auch darf man, ſetzt er hinzu, dieſe wohl nie zu finden hoffen; denn da von erdichteten Weſen ein jeder, nach ſeiner Einbildungskraft, ſich eine beſondere Vorſtellung

macht: ſo iſt es natürlich, daß auch die morgenländiſchen Dichter in ihren Vorſtellungen von den Peris verſchieden ſind. *)

„Es

*) Herbelot vermiſcht die perſiſchen Peris mit den Dſchins der Araber, indem er von jenen ſagt, daß ſie ein beſonderes Land bewohnen, welches die Morgenländer Dſchinniſtan nennen. Die Dſchins ſind vielmehr die Diven der Perſer, deren unten gedacht werden wird. Seine weitere Erklärung von den Peris, daß ſie in den alten perſiſchen Romanen das ſeyen was die Feen in den unſrigen ſind, läßt ſich auch nur mit Einſchränkung annehmen, wie aus Ouſely's Bemerkungen erhellen wird. Wenn die Dichtung von unſern Feen aus dem Morgenlande herſtammt, ſo iſt ihr Urſprung nicht ſowohl in den Peris, oder den Dſchins, oder den Diven beſonders, als überhaupt in dieſem orientaliſchen Genienweſen zu ſuchen. Wären ferner die Peris theils Männchen, theils Weibchen, (wovon, nach Herbelots Ausſage, ſich in allen alten perſiſchen und türkiſchen Romanen Beweiſe finden ſollen) ſo würde Legrands feine Bemerkung über die Verpflanzung der Dichtung von den Peris in das Abendland nur zur Hälfte gegründet ſeyn. „In Aſien, (heißt es in einer ſeiner Anmerkungen zu den Fabliaux) wo die in Harems eingeſchloſſenen Frauen, außer der allgemeinen, noch eine beſondere Sklaverei erleiden, ſind es Peris, ſchöne tröſtende Genien die in den Lüften umher fliegen, und ihnen zur Erleichterung ihrer Gefangenſchaft erſcheinen. Bei ihrer Verſetzung in unſre Himmelsſtriche nahm dieſe Dichtung die Farbe der Regierung und des Nazionalgeiſtes jener Zeiten an. Bei

unſern

„Es iſt mit ihnen wie mit den griechiſchen und römiſchen Dichtern. Dieſe legen ihren Göttern und Göttinnen, ihrer allgemeinen und vornehmſten Karaktere unbeſchadet, die Eigenſchaften und Attribute bey, welche der unmittelbaren Abſicht ihrer Gedichte am angemeſſenſten ſind; und wir finden demnach kaum eine von den klaſſiſchen Gottheiten rein von allen abwürdigenden Flecken. Ihre himmliſche Gemüther wurden von den unordentlichſten Leidenſchaften bewegt; ſie waren rachſüchtig, grauſſam, unbiegſam in ihrem Zorne, und aller zügelloſen und ärgerlichen Ausſchweifungen ſchuldig, die nur Sterbliche verunehren können.

unſern Vorfahren, wo der tapfere und galante Adel ſeine Güter, ſeine Ruhe und ſein Leben für den Ruhm und die Damen aufs Spiel ſetzte, traten an die Stelle der Peris reizende und immer jugendliche Feen, welche die Ritter beſchützten, und manchmahl gütig genug waren, ſich ſelbſt zur Erquickung in ihren Mühſeligkeiten herzugeben.“ — Uebrigens kann man nicht genau beſtimmen, wann die Feen zuerſt in die abendländiſche Dichtungen aufgenommen wurden. Das erſte bekannte Zeugniß von ihnen findet ſich in einem galanten Stücke Wilhelms IX, Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien, der im Jahr 1122 ſtarb. Er entſchuldigt darinn ſeine Leichtfertigkeit in der Liebe mit den Worten: „Die Feen haben es ſo angeſtellt.“ S. Millots Hiſtoire littéraire des Troubadours. Tom. I. p. 13. Paris, 1774.

Anmerkung des Ueberſ.

„Die perſiſchen Peris hingegen werden, wie verſchieden auch an Art und Geſtalt, doch einſtimmig als höchſt ſchön, wohlthätig und ſanft beſchrieben; und wenn Marmontel mit Grund den Verfall der Feerey unter uns beklagt, ſo möchte wohl mit noch größerm Recht die Abweſenheit der Peris zu bedauern ſeyn, von denen keins weder boshaft oder übelthätig, noch ungeſtalt oder zwergig war, wie manche der Feen. Alle Peris waren, ohne Ausnahme, ſo freundlich von Gemüth und ſo lieblich von Anſehen, daß ſie den Diven *) eben ſo entgegen geſetzt waren, als das Laſter der Tugend, oder andere vollkommen unverträgliche Eigenſchaften. Daher bezeugt der Dichter Jami ſein Erſtaunen darüber, daß „einer von dieſen übelthätigen Geis

*) Eine Art von boshaften, grauſamen, häßlichen, ungeſtalten Geſchöpfen der Einbildungskraft. M. ſ. Herbelot, der ſie aber nicht genug von den Peris unterſcheidet, mit denen ſie gewöhnlich Krieg führen. Im Kahermau Nameh wird erzählt, daß die Diven einige in einem Kriege gefangnen Peris in eiſerne Käfichte einſchloſſen und an den höchſten Bäumen aufhängten, wo ihre Geſpielen ſie von Zeit zu Zeit beſuchten und mit den köſtlichſten Wohlgerüchen bewirtheten. Dieſe Wohlgerüche waren ihre gewöhnliche Nahrung, und verſchafften ihnen noch den Vortheil, daß die Diven dadurch von ihnen abgehalten wurden, indem ſie davon traurig und ſchwermüthig wurden.

Anmerk. des Ueberſ.

Geiſtern mit einem Peri zuſammen wohnen könnte.“ (keh deewy ba Peri hemkhaneh bashy.)

„Die Peris ſcheinen alſo eine beſondere Art von eingebildeten Weſen zu ſeyn, und ich wüßte keine Klaſſe von andern ätheriſchen Geſchöpfen, in welche ſie eigentlich geſetzt werden könnten.

„Zwar kommen ſie in Anſehung der Schönheit mit unſerer Vorſtellung von den Engeln überein; aber man kann ſie doch nicht für eins mit dieſen von den Hebräern Malcachim und von den Griechen αγγελοι genannten Weſen halten, weil beyde Wörter den Begriff des Sendens in ſich ſchließen, und die Peris niemahls mit Aufträgen abgeſchickt werden. Zudem haben die Perſer für das Geſchlecht der Engel oder Himmelsboten den eignen Namen Feriſchteh.

„Sie können auch weder unter die Seraſim, noch unter die Cherubim gerechnet werden, weil nirgends von ihnen geſagt wird, daß ſie eine Stelle im Himmel haben. Eben ſo wenig ſtimmen ſie mit einer andern Art von vernünftigen Geſchöpfen, Schadim von den Hebräern genannt, überein. Dieſe ſind zum Theile den Engeln ähnlich; ſie ſind beſchwingt und haben Kenntniß von zukünftgen Dingen, gleichen übrigens nur zu ſehr den Menſchen, indem ſie irdiſche Nahrung bedürfen und ſterblich ſind. Auch entſprechen die Peris weder jenen Intelligenzen, welche die Platoniker Dämonen (von

δαημων, wiſſend ꝛc.) nennen, noch den Genien der Römer, die den Menſchen von ihrer Geburt an zu Beſchützern gegeben werden. Sie ſind ferner keineswegs jene himmliſche Mädchen, deren Reize die frommen Muſelmänner im Paradieſe belohnen ſollen, und die die Araber Huris nennen. — Der Dichter Sadi unterſcheidet dieſe von den Peris, indem er von ſeiner Geliebten ſagt, er wiſſe nicht, „ob ſie eine Huri des Paradieſes, oder ein Engel, oder eine Menſchentochter, oder ein Peri ſey.“ (Houri nedaumen ya mulluk firzendeh audem ya Peri.)

„Die Perſiſchen Peris ſtimmen, um in ihrer verneinenden Beſchreibung fortzufahren, auch gar nicht mit Shakſpeare's Vorſtellung von dem Feengeſchlecht überein. Wie ſehr ſie auch Wohlgerüche lieben, ſo finden wir doch nicht, daß ſie beſchäftigt ſind,

„zu tödten in der Muskusroſe Knospen
der Raupen junge Brut“ —

noch, daß ihnen geheißen wird,

— „der Feenkönigin
im Grünen Kreiſe hinzuthauen,“ ꝛc.

„Thautropfen aufzuſammeln hier und dort,
und eine Perl' in jeder Primel Ohr
zu hängen.“ —

Midſummer-Night's Dream, Act. II.

„Eben

„Eben so wenig kann ich finden, daß die Peris je so klein von Gestalt erschienen sind, um

„mit Fledermäusen um die häutnen Flügel
zu kriegen,"

oder, um

„durch Schlüssellöcher durchzuschlüpfen,"

oder, um

„in Blumenkelchen sich zu bergen."

„Aber Miltons Beschreibung einer zauberischen Erscheinung entspricht weit mehr der Vorstellung, die sich die persischen Dichter von den Peris machen.

„Ihr Ansehn war, indem sie standen, mehr
Als menschlich —
Ich nahm es für ein zauberisch Gesicht
Von frohen Wesen aus dem Element
Die in des Regenbogens Farben leben
Und spielen in der Wolke Falten — Furcht
Befiel mich, und wie ich vorüber ging,
Sank ich anbetend nieder."

„Diese schöne Stelle giebt mir in der That eine weit klärere Vorstellung von den lichten, luftigen, himmlisch schönen Peris, als irgend eine andere von denen, die mir vorgekommen sind.

„Der sinnreiche Richardson lehrt uns, daß den Peris zwar ein sehr langes Leben zugeschrieben,

aber nirgend von ihnen gesagt werde, daß sie dem gemeinen Loose der Sterblichen nicht unterworfen seyen. Vermuthlich wird ihr Daseyn sich nur mit der Auflösung des Weltalls enden; denn wenn wir Arioſten glauben dürfen, ſo kann keine Fee ſterben,

— ſo lang die Sonne kreiſet, oder
der Himmel ſich um ſeine Axe rollt."

Ouſely ſchließt hier ſeine Bemerkungen mit dem Geſtändniß, daß er aus keiner andern Urſache ſich begnügt habe zu zeigen, welchen Weſen die Peris nicht gleichen, als weil er ſich außer Stand ſehe zu ſagen, was ſie wirklich ſind. Aus den morgenländiſchen Dichtern erweiſe ſich nur Ein poſitives Kennzeichen der Peris, ihre Schönheit; denn das ſchmeichelhafteſte Kompliment, was ſie einem bewunderten Gegenſtande zu machen wüßten, beſtehe darinn, daß ſie ihn mit dieſen ätheriſchen Weſen verglichen.*) Uebrigens, ſetzt er hinzu, trage er kein Bedenken zu behaupten, daß derjenige eine ziemlich richtige Vorſtellung von den perſiſchen Peris erhalten werde, der ſeine Blicke auf die Reize einer ſchönen geliebten Perſon hefte.

II.

*) Die perſiſchen Dichter nennen ein ſchönes Frauenzimmer gewöhnlich Perisadeh, d. i. von einem Peri gebohren.

II.

Engliſche Hexameter.

Mit dem teutſchen Hexameter iſt es bis jetzt unter uns faſt eben ſo gegangen, als mit dem allein ſeligmachenden Glauben. Noch iſt eben ſo wenig für jenen als für dieſen eine allen Parteien gleich annehmliche Formel gefunden worden. Und wie wäre dieß möglich, ſo lange noch immer bloß das mehr oder weniger fein organiſierte, an griechiſchen und römiſchen Rythmus, oder an barbariſches Reimgeklingel gewöhnte Ohr des Deklamators und Zuhörers, nicht aber die unwandelbare Norm der Proſodie, der Maßſtab iſt, nach welchem in allen ſtreitigen Fällen die Kritik ihren Ausſpruch regeln darf? Und kann unſere Sprache je eine Proſodie erhalten? Und erhielte ſie ſolche, würde mit dieſer Konkordienformel dem freien Dichter überall gedient ſeyn?

Doch dem ſey wie ihm wolle: ſo viel iſt gewiß, unſerer Sprache kam bis jetzt allein der Ruhm zu, Epopöen, Idyllen und Elegieen in den Sylbenmaſſen der alten Griechen und Römer zu beſitzen, und keine der andern kultivierten Sprachen konnte und wollte bis jetzt ihr dieſen Alleinbeſitz ſtreitig machen. Beſonders war es den Engländern ein großes Aergerniß, zu hören, daß die alten Sylbenmaße in Teutſchland immer mehr Dichter und Liebhaber auf

ihre Seite zögen. Sie blickten mit allgenügſamer Zufriedenheit auf ihre reimfreien fünffüßigen Jamben oder ſogenannten blank-verses *), in welchen ihr Milton und Thomſon geſungen hat, verächtlich auf jeden andern Verſuch, alte Sylbenmaße in ihre Sprache einzuführen, und wurden darin allerdings von einem gewiſſen Gefühl des Unvermögens ihrer Sprache geleitet, die durch eine zahlloſe Menge einſylbiger Wörter einem Sandhaufen ohne Kalch und Bindemittel gleicht. Sagte man ihnen von unſeren Hexametern, ſo antworteten ſie gewöhnlich mit dem berüchtigten königlichen Hexameter, den die gelehrte Eliſabeth zum Spott auf Filipp Sidney gemacht haben ſoll, als ihr dieſer ein engliſches Gedicht in Hexametern überreicht hatte:

Perſius a crab-ſtaffe; bawdy Martial, Ovid a
fine wag.

Und man muß geſtehen, wer je dieſen Vers über eine engliſche Zunge, ziſchend wie eine ausfahrende Rakete, herabrollen hörte, bedurfte gewiß keiner weitern Beweisführung, daß in der engliſchen Sprache Verſuche dieſer Art viel eher zur Burleske, als zum ſtattlichen Ernſt eines Heldengedichts führen würden.

Indeß

*) Das vollſtändigſte was für und wider dieſe reimfreyen Jamben geſagt werden kann, findet man in James Pye's Commentary on Ariſtoteles Poetic p. 466—485.

derſchaft unter meinem Namen in ihre Verzeichniſſe geſezt, beurtheilt haben, beybehalten, ſo ſteht es gar ſehr in ihrem Belieben; ſie werden mich nicht zum zweytenmal zu der Schwachheit bringen, ihnen meine Antwort zu geben. Tadeln ſie mit Recht, ſo gewinne ich allemal, haben ſie unrecht, ſo iſt das ihre Sache; was bekümmerts mich? Das Publicum aber bitte ich um Vergebung, daß ich, da ich von Shakeſpearn nichts mehr zu ſagen hatte, ſeine Geduld ſo lange mißbraucht habe, von einem ſo wenig bedeutenden Gegenſtand zu reden, als ich in ſeinen, und, ohne Ruhm zu melden, in meinen eignen Augen bin.

Indeß auch hier gab es und giebt es noch Ausnahmen. Gibbon, wie uns ein neuer Reiſender verſichert, der ihn noch im Jahre 1789 auf ſeinem Landſitze bey Lauſanne ſprach, gehörte auch zu dieſen Ausnahmen. „Von den teutſchen Nachbildungen alter Sylbenmaße, ſagt Matthiſſon*), hätte er nie etwas gehört.“ Dieß veranlaßte mich zu einem kurzen Abriß der Geſchichte der teutſchen Sprache und ihrer ſchnellen Ausbildung, den ich mit der Nachricht von einer teutſchen Odyſſee ſchloß, wo der Ueberſetzer nicht nur das Metrum und die Verszahl des Originals, ſondern in vielen Hexametern ſogar die Sylbenfüße deſſelben wiedergegeben habe. Ich ſagte ihm zum Beweiſe die zwey berühmten Verſe vom Steinwälzen des Siſyfus vor:

Einen ſchweren Marmor mit großer
Gewalt forthebend**).
Hurtig mit Donnergepolter entrollte
der tückiſche Marmor.

Trotz

*) Briefe. Th. I. S. 120 f.

**) In der neuen Ausgabe iſt das Beſchwerliche durch die Anhäufung des ziſchenden Buchſtabens noch vermehrt, aber freilich durch die der Homeriſchen Einfachheit hier weniger angemeſſene Hendiadyoin erkauft worden:

Eines Marmors Schwere mit groſer Gewalt fort-
hebend.

Trotz seiner Unkunde der teutschen Sprache mußte er doch durch das bloße Gehör vom Meisterbau dieser beyden Hexameter überzeugt werden. Ich bin nicht im Stande sein Erstaunen nach mehrmaliger Anhörung derselben zu schildern. Er bekam plötzlich eine so hohe Meynung von der Ausbildung unserer Sprache und den Riesenschritten unserer Litteratur, wie er sich ausdrückte, daß er den Entschluß faßte, bey mehrerer Muße sogleich teutsch zu lernen."

Dieß mag der gute Gibbon nun in den Elysischen Gefilden bey unserm Ebert oder Uz nachholen, wenn ihn

in jenen ewig grünenden Haynen,
wo jüngere Sonnen im Roseräther scheinen,

etwa einmal die Langeweile des seligen Quietismus anwandeln sollte. Lebte er noch, so hätte er es freylich näher haben können. Denn es ist eben jetzt in der neuesten und sachreichsten aller englischen Monatschriften *) ein kühner Versuch erschienen, dem Hexameter auch die englische Sprache, oder, wenn man lieber will, der englischen Sprache den Hexameter anzupassen. Da es leicht möglich wäre, daß dieß Wagestück einigen Lesern des Merkurs, die doch Liebhaber von solchen Seltenheiten sind, unbekannt bleiben könnte: so will ich ihnen hier von dieser Erscheinung einen getreuen Bericht abstatten.

Die

*) Monthly Magazine. 1796. n. V. June. p. 404.

Die Ueberschrift heißt: Englische Hexametet durch Beyspiele bewiesen *). Voraus folgende Einleitung:

„Die Teutschen haben eine Menge alter Sylbenmaße mit gutem Erfolg aufgenommen. Ja, das berühmteste ihrer Epischen Gedichte, der Messias, ist in Hexametern geschrieben. So besitzen sie auch, ausser einer Menge anderer Gedichte, Uebersetzungen des Horaz und Anakreon, worin die Sylbenmaße des Originals genau wiedergegeben sind. Indeß haben sie sich doch wegen der Seltenheit von langen Vokalen und der Menge von kurzen Sylben genöthigt gesehn, in ihrer Sprache bey der Verfertigung des Hexameters häufig Trochäen statt der Spondeen zu setzen. Sie skandieren auch ihre Verse, wie andere neuere Nazionen, nach dem Accent, nicht nach der Posizion oder Prosodie. Folgende Uebertragung einer Stelle aus Ossian's Carthon mag als ein Beweis gelten, daß diese Sylbenmaße auch in der englischen Sprache recht gut angewendet werden können.“

Ehe

*) Im englischen: *exemplified*. Den sehr achtungswürdigen Mitgliedern des Bundes zur Reinigung der teutschen Sprache darf ein Laye hier wohl die Frage vorlegen, ob die englische Sprache durch unbedingte Aufnahme dieses barbarisch lateinischen Worts an Rundung gewonnen oder verloren habe?

Ehe ich nun dieſe Hexameterprobe im Original ſelbſt mittheile, halte ich es für nützlich, die Worte Oſſians, aus welchen dieſe Transverſion, ſo nennt ſie der Verfaſſer, geſchöpft wurde, nach einer mögs lichſt buchſtäblichen Ueberſetzung ſelbſt herzuſetzen. Es iſt der Schluß des ganzen Gedichts, welches Kenner bekanntlich für das beſte in der ganzen Sammlung erklären*):

„O du, die du rolleſt oben, rund wie das Schild meiner Väter! Woher ſind deine Stralen, o Sonne, dein ewigdaurendes Licht? Du kommſt hervor in deiner ehrwürdigen Schönheit, und die Sterne verbergen ſich am Himmel. Der Mond, kalt und blaß, ſinkt in die weſtliche Woge. Aber du ſelbſt wandelſt alleine. Wer mag ſeyn ein Begleiter deines Laufes? Die Eichen der Berge fallen; die Berge ſelbſt verwittern mit den Jahren; der Ozean ſchwindet und wächſt wieder; der Mond ſelbſt iſt verloren am Himmel. Aber du biſt auf immer dieſelbe, fröhlich einherſchreitend in der Klarheit deines Laufes. Wenn die Welt ſchwarz iſt von Ungewittern, wenn der Donner rollt und die Blitze fliegen; da ſchaueſt du in deiner Schönheit aus den Wolken und lacheſt über den Sturm. Aber auf Oſſian blickeſt du vergebens. Er ſieht deine Stralen nicht mehr, es mögen deine gelben Haare fließen über die öſtlis

*) Works of Oſſian. Vol. II. p. 90 f.

östlichen Wolken, oder du magst erzittern an den Thoren von Westen. Aber auch Du bist vielleicht, wie ich, nur für eine Jahreszeit; deine Jahre werden ein Ende haben. Du wirst schlafen in deinen Wolken unachtsam auf die Stimme des Morgens — Hüpfe dann, o Sonne, in der Stärke deiner Jugend! Das Alter ist so finster und reizlos: es ist gleich dem flimmernden Lichte des Mondes, wenn er scheint durch zerrissene Wolken und der Nebel ist auf den Hügeln; der Hauch des Nordens ist auf der Ebene, der Wanderer fährt zusammen auf der Mitte seines Weges."

Diese Stelle, wo filosofische Erhabenheit mit der möglichsten Einfachheit des Ausdrucks aufs natürlichste (oder kunstreichste?) verbunden ist, wurde von einem Dilettanten in folgende neunzehn Hexameter eingehämmert:

Thou, who roll in the firmament, round as the shield of my fathers,
Whence is thy girdle of glory, o Son! and thy light everlasting?
Forth thou com'st in thy awesul beauty; the stars at thy rising
Haste to their azure pavillions, the moon sinks pale in the waters:
But thou movest alone; who dareth to wander beside thee?

Oaks

Oaks of the mountain decay, and the hard rock crumbles aſunder;
Ocean ſhrinks and again grows; loſt is the moon in the heavens;
While thou ever remaineſt the ſame, to rejoice in thy brightneſs.
Altho' laden with ſtorms be the wind, loud thunders be rolling,
Lightnings be glaring around, thou look'ſt from the clouds in thy beauty,
Laughing the ſtorm; but, alas, thou ſhineſt in vain upon Oſſian:
He no more may behold thy effulgency, whether thy fair locks
Yellowly curl on the clouds of the morning, or red in the weſt wave
Quivering dip. Yet thou art perhaps but like me, for a ſeaſon —
Finite e'en thy years — thou too ſhalt be ſleeping in midnight,
Deaf to the voice of the morning. Exult then, o Sun, in thy vigour;
Dark and unlovely is age, as the glimmering light of the moon-beams,
Pale that ſhine thro' miſts over-rolling the face of the grey ſky,
When at the heath blaſts ſweep, and the fleet-vext traveller ſhivers.

Wahrscheinlich werden selbst englische Kunstrichter nicht ermangeln, ihr Verdammungs- oder Belobungsurtheil über diesen Versuch öffentlich bekannt zu machen, und es soll den Lesern davon nichts vorenthalten werden. Die häufige Wiederkehr der Genitivpartikeln ligth of the, face of the u. s. w. als kunstgerechte Daktylen, dürften selbst bey der mehr artikulierenden deklamatorischen Aussprache, die hier vorausgesetzt wird, gegründeten Widerspruch finden, und Trochäen, wie altho', pale that sind gewiß sehr ungenießbar. Spondeen, wie heath sweep, fleet-vext im letzten Hexameter, erinnern an die gediegene Härte gewisser teutschen Uebersetzungshexameter vom neuesten Schlage. Doch, wie gesagt, hier darf der Ausländer dem Inländer nicht vorgreifen. Nimmt man die ersten teutschen Versuche in Hexametern zu dichten, aus dem vorigen Jahrhunderte *), so wird man finden, daß diese, wo möglich, noch weit ungeschmeidiger und polternder ausgefallen sind, als diese englischen Erstlinge. Man darf also durchaus nicht zweifeln, daß die Britten nicht eben so gute Hexameterschmiedte als kritische Filosofen werden können. Zur Erhohlung stelle ich hier des wackern, und jetzt viel zu sehr vergessenen Denis Uebersetzung eben

*) Eine Geschichte dieser Erstlingsversuche aus dem vorigen Jahrhunderte würde gewiß unterhaltend und lehrreich seyn.

eben dieſer Stelle des Oſſians der engliſchen gegenüber *):

Die du hier oben daher gehſt und gleicheſt an Ründe dem Schilde
Meiner Väter! o Sonne! wer gab dir die Strahlen? Woher quillt
Dieſes dein ewiges Licht? In majeſtätiſcher Schönheit
Kömmſt du von Oſten; da ſchwinden am Himmel die Sterne, da tauchet
Blaß und froſtig der eilende Mond in weſtliche Fluten,
Und du wandelſt allein am einſamen Himmel, und niemand
Folget der wandelnden. Eichen entrollen den Bergen. Die Berge
Mindern ſich unter dem Alter; der Ozean bläht ſich und ſinket,
Selbſten das Mondlicht verliert ſich hier oben. Du gleicheſt aus allen
Immer dir ſelbſt und jauchzeſt in deinem erleuchteten Laufe.
Zaget in finſtern Wettern die Welt und hört ſie den Donner
Rollen, und ſieht ſie das Kreuzen der Blitze, dann ſchauſt du von Wolken,
Deiner Schönheit gewiß, verachtend auf Wetter herunter. Aber

*) Die Gedichte Oſſians von M. *Denis* Th. I. S. 297 f.

Aber auf Oſſian ſchauſt du vergebens! Sie leuchten ihm nicht mehr,
Deine Strahlen, ins Auge, nicht, wenn dein goldenes Haupthaar
Oeſtliche Wolken beſtrömt, nicht wenn du vom weſtlichen Thore
Funkelſt. Doch du biſt vielleicht wohl gar mir ähnlich, o Sonne!
Auch der Vergänglichkeit Kind, und wirſt du dein Alter auch einſtens
Enden, dann ſchlafen in Wolken, und nicht mehr hören den Morgen,
Wenn er dich ruft. — O ſo brauche mit Freuden ins deß das Vermögen
Deiner Jugend. Das Alter iſt düſter und unhold, und gleichet
Bläſſeren Strahlen des Monds der unter zerſtreutem Gewölke
Ungewiß blinzet. Es lagern ſich Nebel am Hügel. Durch Ebnen
Raſet der Nord. In der Mitte des Weges erſtarret der Wandrer.

Schade, daß Ceſarottis italieniſche Ueberſetzung nur in reimfreyen Jamben iſt! Sonſt wäre auch hier noch eine Vergleichung anzuſtellen, da die Italiener überhaupt weit häufigere Verſuche mit alten Sylbenmaßen angeſtellt, in einigen auch, wie im

Saffiſchen Metrum, ganz empfehlungswürdige Verſuche aufzuſtellen haben. Doch hat einer ihrer angeſehenſten und vielſeitigſten Kunſtrichter, Algarotti, ſeinen Landsleuten die Fähigkeit, im Daktyliſchen Sylbenmaße nur etwas erträgliches hervorzubringen, geradezu abgeſprochen *). Er vergleicht alle von den Italienern verſuchten Nachbildungen einem unvollkommnen und verworrenen Echo. Leonbatiſta Alberti, einer der Wiederherſteller des guten Geſchmacks in der Baukunſt, verſuchte auch in ſeinen Gedichten, wie Algarotti erzählt, die alten Sylbenmaße wieder herzuſtellen. Eine ſeiner poetiſchen Epiſteln iſt im Elegienmaße, und fängt alſo an:

Queſta pur eſtrema miſerabile, piſtola mando
A te che ſpregi miſeramente noi.

Klaudio Tolomei war, um das Jahr 1539, ſehr bemüht, die Versarten der Alten, beſonders den Hexameter und Pentameter, in die italieniſche Poeſie einzuführen. Seine Verſuche erhielten auch von einem Theil ſeiner Zeitgenoſſen vielen Beyfall, und erweckten nicht wenig Nachahmungen. Bald aber wurde man dieſer poetiſchen Neologie (Poeſia nuova) überdrüßig, und verbannte ſie wieder vom italieniſchen Parnaß. Eine der vorzüglichſten

*) Saggio ſopra la Rima. *Opere del Conte Algarotti* (Livorno 1764.) T. III. p. 93.

ſten Verſuche im elegiſchen Versmaße iſt folgendes Epigramm des Fabbio Benvoglienti von Siena, eines Zeitgenoſſen des Erfinders der neuen Poeſie:

Mentre da dolci favi fura del mel dolce Cupido,
Volto al ladro un' ape, punge la bella mano.
Subito percuote per acerbo dolore la terra,
E dogliosо, ed acro corre alla madre sua.
Mostrale piangendo, come crudelmente feriva
Quella ape, quanto empia, e picciola fiera sia.
Venere dolce ride; dice Venere: guardati, Amore;
Picciola quanto sei, quanta ferita fai.

B.

III.

Gedichte.

1.

An Edda.

Wenn im ſchweigenden Hayn, an dem bemooſten Quell
Melankoliſch mein Lied durch die Gebüſche tönt,
Sing' ich einſam und thränend
Edda! dich nur und meinen Schmerz.

Wenn mein trunkener Blick auf den Gefilden weilt,
Und entzückt der Natur Reize mich ſingen heißt,
Sing' ich glühend und bebend
Dich nur, Edda! und deinen Reiz.

Wenn, zu ſingen vom Glück, welches nur Tugend kennt,
Das im Innerſten nur fühlender Herzen wohnt,
Meine Rechte die Harfe
Von der Weide der Klage nimmt:

Ach! in deinem Gewand winket die Tugend dann
Schöner, lockender mir, und von den Seiten tönt's,
Edda! wieder von dir und
Deines fühlenden Herzens Glück.

Wenn mein lallender Mund würdig den Ewigen
Anzubeten ſich müht — Edda! dein Name nur,
Angebetete, zittert
Dann auf brennenden Lippen mir.

Immer und überall ſchwebet dein Bild mir vor,
Wenn mein irrender Fuß einſame Halme knickt,
Und wenn in dem Getümmel
Kalter Städter ich wandele.

Von dem flüſternden Bach, wenn ſich der Silberſtral
Luna's, ſanft wie dein Blick, über die Wellen ſenkt,
Tönt mir — ſelige Täuſchung! —
Deine Stimme wie Sfärenklang.

In der Roſe, wenn ſie auf dem bethauten Beet
Lieblich duftend den Kelch öffnet dem Morgenroth,
Das durch ſchattige Myrthen
Auf ſie neidend herüberblickt;

Im Geliſpel des Laubs, auf der beſtralten Flur,
In des ſpiegelnden Sees goldenem Wiederſchein,
Und im Koſen des Weſtes
Sehe, höre und ahnd' ich — dich.

Plötzlich flieht es, das Bild täuſchender Fantaſie!
Grauſer faſſet ihr mich, Schrecken der Einſamkeit!
Ach, wo weilet die Stunde,
Die mich hin zu der Urne ruft?

2.

Bey Edda's Wiederkehr.

Du kehrſt zurück, und tauſend Blicke ſtreiten
Um deines Wiederſehens Erſtlingsgruß;
Du kehrſt zurück, und tauſend Arme breiten
Entgegen Dir ſich zum Umarmungskuß.

Nun lacht dem Edlen ſeine Sonne wieder,
Dem Künſtler ſeiner Sehnſucht Ideal,
Und lang vermißte holde Freudenlieder
Umtönen nun den ſchäumenden Pokal.

Dort, wo noch jüngst der Einsamkeiten Stille
Um sparsam nur besuchte Linden floß,
Wo selbst Natur in ihrer Schönheit Fülle
Nur halben Frohsinn in die Seelen goß;

Dort findet süßberauscht von deiner Nähe
So manchen jetzt das erste Morgenlicht,
Der lauschend noch verweilt, ob er dich sehe,
So lang' ein Stral sich in den Wipfeln bricht.

Er wählt den Punkt zu seines Pfades Gränze,
Der ihn vom Anblick deines Fensters bannt,
Und gern vergißt er über deinem Lenze
Der ganzen Schöpfung herbstliches Gewand.

Sey du auch mir, ob meines Liedes Töne
Ein Wonnerausch auch nicht in Flammen setzt;
Ob meines Auges heisse Freudenthräne
Auch nicht den Schleyer deines Busens netzt;

Ob dein Olymp auch jedem meiner Tritte,
Wie jeder Freude meine Brust sich schließt;
Ob auch die kleinste, unschuldsvollste Bitte
Du mir versagt, — sey dennoch mir gegrüßt!

So grüßt der Schiffende die Oreade,
Wenn schon im grausen Sturm sein Nachen sinkt,
Und sie in blauer Ferne vom Gestade
Dem schrecklich süß getäuschten Auge winkt;

Wenn ſehnend noch nach ihr ſein Blick vergebens,
Vergebens noch die matte Hand ſich hebt;
Wenn ſchon den letzten Odemzug des Lebens
Ein Wellenſchwarm in ſtumme Nacht begräbt.

Uſſo von Wildingen.

3.

Abendfeyer.

Mit verbleichendem Strahle ſank die Sonne
Am gerötheten Tannenhügel nieder;
Die Ruinen der hohen Waldburg hüllte
Langſamſteigender Schatten Zauberſchleier
In geheiligte Dämm'rung; froher kehrten
Die Bewohner des öden Steingetrümmers
Trägen Fluges zurück in dunkle Klüfte,
Und des Tages Geräuſch verſtummt' im Thale.
Lauter murmelte durch die Erlenbüſche
Des gewundenen Bächleins Silberwelle,
Leicht vom wallenden Nebeldunſt verſchleiert.
An des plätſchernden Sees Rohrgeſtade
Lockte, leiſe vom Abendhauch umflüſtert,
Seinen Gatten das Waſſerhühnchen girrend.

Feiernd ſank ich am Felſenhange nieder;
Lieblich dufteten am bemooſten Lager
Maienglöckchen vom Abendthau umfloſſen,

Durch verſchlungene Efeuranken blickend.
Schon erwachten Gefühle, langentſchlummert
Im verödeten Buſen; ſanfte Freude
Hauchte röther des Kummers blaſſe Wange,
Reichte traulich und koſend mir die Harfe
Süßer Lieder zu froher Abendfeier.

Da entſchwebte auf Lunens bleichem Strahle
Selma Selma dein Bild dem öden Grabe.
Wie des nächtlichen Moorgefildes leichte
Nebelbilder entwallen, wallte dämmernd
Deine Schattengeſtalt zum Felsaltare.
Dort erhob ſich die Urne ewger Trauer.
Düſter blickte dein Auge nach dem Sänger,
Schaurig ſeufzte der Nachtwind in den Saiten:
Da entſank mir die Harfe; da erblaßte,
Kaum geröthet die Wange; — Thränen floſſen,
Stumme Thränen zu banger Abendfeier!

4.

Immergrün.

Ein Bäumlein gibts, wächſt überall,
Mag keins ſo herrlich blühn!
Kein Sturmwind beugts, kein Sonnenſtrahl
Bleicht ſeiner Blätter Grün.

Der König gleich dem Bettler weiß
Wie man es pflegt und pflanzt;
In seinem Schatten Kind und Greis
Und Mann und Jüngling tanzt.

Sein Säuseln wohl dem Kranken thut,
Und neue Kraft erglüht,
Wenn Immergrün so mild und gut
Am Schmerzenslager blüht.

Der Minnekranken sieht man, traun!
Zum Bäumchen viele gehn,
Und, hochentzückt es anzuschaun,
In seinem Schatten stehn.

Wohin in düstrer Kerkernacht
Des Unglücks Thränen glühn,
Da keimt in schönster Farbenpracht
Mein holdes Immergrün.

Der, dem Freund Hain zur Ruhe ruft,
Bricht noch ein Zweiglein ab,
Sinkt, sanfterquickt vom Blüthenduft,
Zu schlummern in sein Grab.

Wohl jedem auf der Pilgerbahn,
Wenn er das Bäumlein preist!
Mein Immergrün, — wer sagt mir an,
Wie's Wunderbäumchen heißt? —

Heißt Hoffnung! Wächst wohl überall,
Mag keins ſo herrlich blühn!
Kein Sturmwind beugts, kein Sonnenſtrahl
Bleicht ſeiner Blätter Grün!

5.

Das Gärtchen.

Ich weiß ein Gärtchen, — wer's geſehn,
Mag fürder oft vorüber gehn;
Denn alle, die dem Gärtchen nahn,
Lachts wunderfreundlich an.

Der Liebe holder Geiſt umſchwebt
Wohl alles, was im Gärtchen lebt;
Manch Bienchen dort am Blümchen ſchwirrt,
Manch Turteltäubchen girrt.

Ein ſanftes Zauberſäuſeln weht
Ums Mägdlein, das im Gärtchen geht;
Ihr haucht die Blüthe ſüßen Duft
In reiner Frühlingsluft;

Ihr nickt die Roſe freundlich zu;
Manch Blüthenbäumchen läd't zur Ruh,
Zu Freuden unſchuldsvoll und rein
Das Mädchen lispelnd ein.

Wenn ſtille Nacht vom Himmel ſinkt,
Und Perlenthau am Blümchen blinkt,
Wenn Heſper glimmt und hell der Mond
Am Gotteshimmel thront;

Wenn von der Liebe eingewiegt,
Der Tauber ſich ans Täubchen ſchmiegt,
Wenn Zefyr leiſ' in Tannen rauſcht,
Und kein Verräther lauſcht:

Dann, Paradiesgärtchen du!
Eil ich dir froh und heimlich zu!
Dann . . . — Schweige liebes Saitenſpiel,
Du ſingſt mir ſonſt zu viel!

Moſengeil.

IV.

Ueber Theokrit und ſeine Idyllen.

Fragmente.

I.

Die Dichtkunſt der Griechen iſt einem zarten Gewächs zu vergleichen, das in ſeinem heimiſchen Himmelsſtriche an der Hand der Natur liebliche Blüthen treibt,

treibt, aber in ein anderes Klima verſetzt, ſeinen Adel verliert und mit Mühe nur Früchte hervorbringt, die jenen erſten eben ſo weit nachſtehen, als die erkünſtelte Wärme des Treibhauſes, die ſie hervorgelockt hat, hinter dem belebenden Hauche der freyen Natur zurückbleiben muß. Als Griechenland der ſchönen Pflanze nicht mehr zu achten anfing, nahm Aegypten ſie auf; aber es konnte den reinen heitern Himmel nicht mit hinüber nehmen, dem ſie ihr bisheriges Gedeihen zu verdanken gehabt hatte.

Sobald ein Volk bereits eine Menge von Kunſtwerken aller Art aufzuweiſen hat, ſobald Dichter und Redner, zeichnende und bildende Künſtler eine Zeitlang mit Glück unter ihm gearbeitet haben, fängt es allmählig an, erſchöpft zu werden, und die Werke jener Männer, anſtatt den ſchlummernden Geiſt ihrer Nachkommen zu wecken, werden ein Gegenſtand des gelehrten Wiſſens und Forſchens. Sie intereſſieren weniger, weil ſie die Einbildungskraft unterhalten, das Schönheitsgefühl nähren und beleben, und zu hohen Gedanken und Empfindungen emporheben, als weil ſie eine ſchickliche Gelegenheit zu allerley gelehrten Kunſtbemerkungen, zu ſinnreichen Erklärungen und witzigen Muthmaßungen an die Hand geben, und ein gutes Vehikel ſind, um eine Menge mühſam erworbener Kenntniſſe wieder an den Mann zu bringen — der ſicherſte Beweis, wie mich dünkt, daß es bereits um den eig-

nen

nen Geist des einzelnen Menschen sowohl als eines ganzen Volkes gethan sey.

In diesem Zustand befanden sich die Griechen zu den Zeiten Alexanders. Der große und hohe Sinn, der ihnen von den frühesten Zeiten her eigenthümlich gewesen war und sie immer so vortheilhaft von allen andern Völkern unterscheiden wird, das tiefe Selbstgefühl und der heiße Enthusiasmus für das, was schön und edel und gut ist, war in den vorhergegangenen bürgerlichen Kriegen mit der Liebe zur Freyheit und jenem unbestechlichen Patriotismus, den wir noch jetzt bewundern und anstaunen, allmählig von ihnen gewichen. Die großen Thaten ihrer Vorältern begeisterten sie nicht mehr zu ähnlichen Handlungen; sie waren jetzt ein Gegenstand ihrer kalten Betrachtung, und schienen ihnen nur zu einem schönen Stoffe für schulgerechte Deklamazionen und großsprecherische Lobeserhebungen gebraucht werden zu können, die sich bequem anhören und eben so leicht wieder vergessen lassen; und Dichter und Redner — waren ihnen geworden, was sie einem Volke von diesem Sinne seyn können und zu allen Zeiten gewesen sind.

Um diese Zeit faßte Ptolomäus Lagi, einer von Alexanders ehemaligen Generalen, der sich nach dem Tode dieses Eroberers zum Könige von Aegypten erklärt hatte, den Entschluß, den gesunkenen griechischen Geist in sein Reich zu verpflanzen und

hier

hier von neuem zu heben. Wir wollen nicht nach den Triebfedern fragen, die ihn zu diesem Entschlusse bestimmt haben mochten, und die, bey einem beträchtlichen Theil seiner Nachfolger wenigstens, wohl nicht die reinsten waren. So viel ist gewiß, daß beyde so viel thaten als sie thun konnten, *) und es lag nicht sowohl an ihnen, als an der Natur der Sache, wenn die Dichtkunst von ihren Einrichtungen so wenigen Gewinn hatte, indeß gelehrte Sprachkenntniß, Geschichte, Mythologie, Geografie, und überhaupt alles, zu dessen glücklicher Bearbeitung mehr Fleiß als eigenthümlicher Geist erfordert wird, doch nicht leer dabey ausgingen.

Bildersäle, Fürstenhöfe, gelehrte Zusammenkünfte und Studierzimmer sind überhaupt der Ort nicht, wo Dichtergeist aufkeimen und zum fruchtbaren Stamme emporwachsen kann. Selten nur finden sich weit umfassende gelehrte Kenntnisse mit ihm in glücklicher Eintracht beysammen; gewöhnlicher wird

*) Ich darf wohl den Leser nicht an die Abhandlung des Hrn. Hofr. Heyne de Genio Seculi Ptolem. im 1sten Bande seiner opusc. acad. erinnern, die das wichtigste von den Anstalten der Ptolomäer für die Beförderung der Gelehrsamkeit in einer fruchtbaren Kürze dargestellt enthält; so wenig als an die in einem ihres Verfassers würdigen Geiste geschriebene Geschichte der griechischen Dichtkunst, im 2ten Stücke des 1sten Bandes der Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

wird es durch sie, wo nicht ganz unterdrückt, doch geschwächt, und seine aufstrebende Kraft gelähmt. Die grüne Flur, das Schlachtfeld, überhaupt alle die Oerter, wo die Menschheit sich so äußern und so erscheinen kann und darf, wie sie wirklich ist — dieses waren von jeher die Pflegerinnen des dichterischen Genies, an deren Hand es aus eigenem Triebe und ohne alle weitere Beyhülfe zu der Größe aufwuchs, in der wir es hier und da bewundern. Ohne sie werden vergebens dichterische Wettstreite angestellt und Belohnungen ausgetheilt. Diese künstlichen Reize können nur Schwächlinge hervorbringen, deren Früchten man den Stamm ansieht, auf dem sie gewachsen sind.

Die Ueberbleibsel, die sich von den Werken der Alexandrinischen Dichter bis auf unsere Zeiten erhalten haben, bestätigen diese Bemerkungen. Man sieht es ihnen an, daß die Begeisterung, in der sie geschrieben wurden, erkünstelt, nicht durch die Natur selbst hervorgebracht ist; daß ihre Verfasser nicht begeistert wurden, sondern sich selbst zu begeistern suchten. Sie dichteten, weil es ihnen befohlen worden war, oder weil sie nur dadurch sich an dem Platze, den sie am alexandrinischen Hofe in der Reihe der übrigen Gestirne desselben eingenommen hatten, erhalten konnten. Wie schwach mußten nicht ihre erkünstelten Laute gegen die vollen Töne verhallen, die aus der großen Brust der alten griechischen Sänger erschollen, wenn sie der uns

widerſtehliche Drang der Natur begeiſterte und von Empfindung zu Empfindung fortriß!

Daher ſucht man in den Werken der erſtern gröſtentheils vergeblich nach Gegenſtänden, die wahre Begeiſterung hervorzubringen fähig wären; und trift man auch einen der Art an, ſo iſt er gewöhnlich von einer Seite aufgefaßt und ſo behandelt, wie ſich beſſer ein Schwall gelehrter Kenntniſſe dabey gelegentlich anbringen, als ein lebhaftes Intereſſe erregen und die Einbildungskraft feſſeln läßt. Denn überall mit Gelehrſamkeit aller Art zu prunken und zu zeigen, daß man in das Innerſte der alten Mythologie und Geſchichte eingedrungen ſey — das war der Geiſt der damaligen Zeit, und müßte es auch nach der Menge von Hülfsmitteln ſeyn, die Alexandriens Bibliothek zur Beförderung der Wiſſenſchaften ſo reichlich darbot. Daher die ſonſt nicht auffallende Erſcheinung, daß der gröſsere Theil der Dichter aus dieſem Zeitpunkt ſich auch von Seiten ſeiner Gelehrſamkeit auszeichnete.

Aus eben dem Grunde findet man bey dieſen Dichtern nicht leicht einen Gegenſtand bearbeitet, der von einem nur etwas bedeutenden Umfang wäre. Zu welcher ungeheuern Gröſse würde dieſer, durch die zahlloſe Menge beyläufiger Notizen und gelehrter Bemerkungen, welche durch ihn veranlaßt worden wären, und die doch nicht gut übergangen werden durften, das Werk angeſchwellt haben! Ueberdieß ſchien es bereits ehrenvoller, über einen unfruchtba-

ren Gegenstand sich weitläuftig verbreiten, als einen reichhaltigern in der Kürze erschöpfen zu können. Der unselige Zeitpunkt war eingetreten, in dem man zuerst auf die Kunst verfiel, über nichts viel zu sagen. Zudem würde es aber auch nicht gut möglich gewesen seyn, ein Werk von gröſsrem Umfange so auszufeilen, und es durchaus mit der Besonnenheit zu schreiben, deren man damals nöthig hatte, um auf den Namen eines Dichters Anspruch machen zu dürfen. Es ist ein Hauptzug in dem Karaktergemälde dieser Dichter, daſs sie in ihren Arbeiten sichtbar mehr auf Korrektheit und Fehlerlosigkeit ausgehen, als sie bemüht sind ihnen den Geist einzuhauchen, der in den Werken ihrer Vorgänger athmet. „Daher fallen sie zwar nicht, aber sie erheben sich auch nie.“ Durchaus herrscht eine gewisse Gleichmäſsigkeit in ihnen, die nicht selten ermüdend wird; das Feuer griechischer Begeisterung ist erloschen, und selten nur stöſst man in ihnen auf einen Gedanken, der uns zu neuen Ideenreihen erhebt und für jene Gleichförmigkeit einigermaſsen schadlos hält. Es ist nicht schwer, den Grund dieser Erscheinung in dem Genius jener Zeit aufzufinden. Das kritische Auge war durch das stete Studium der alten Muster geschärft worden; man hatte die Klippen sorgfältig bemerkt, an denen diese gescheitert waren, und war dadurch auf alle Fehler um so aufmerksamer geworden. Das wuſste der Dichter; und wie sollte dieser Gedanke, bey seinem Bestreben zu gefallen, nicht auch schon während der

Darstellung Einfluß auf ihn gehabt und ihn mit einer Aengstlichkeit erfüllt haben, die den freyen Schwung des Geistes bey jedem Zuge nothwendig hemmen und unterdrücken mußte?

In diesem Zeitpunkte und unter solchen Umständen trat Theokrit auf, und wurde, wie es scheint, der Erfinder einer neuen Dichtungsart, des idyllischen Gedichtes. Er zeichnet sich vor allen seinen Zeitgenossen sehr vortheilhaft aus. Ehe wir indeß ihn und seine Gedichte näher kennen lernen, wird es nöthig seyn, die Grundsätze der Dichtungsarten aufzustellen, aus welchen uns die meisten Stücke von ihm übrig geblieben sind.

I.

Aus einer aufmerksamen Betrachtung derjenigen Gedichte, die man bisher unter der gemeinschaftlichen Benennung des Idylls, des Hirten- oder Schäfergedichtes, der Ekloge, des bukolischen Gedichtes begriffen hat, so wie aus einer filosofischen Klassifikazion als Dichtungsarten überhaupt, ergiebt sich, daß man bisher zwey wesentlich von einander verschiedene Gattungen dichterischer Kompositionen mit einander verwechselt hat. In der einen Gattung wird ein Ideal des menschlichen Lebens aufgestellt; in der andern erblicken wir einzelne Menschen und Stände derselben, wie wir sie täglich in der wirklichen Welt zu sehen Gelegenheit

haben. *) Wenn wir nun das ganze Feld der Dichtkunst in drey von einander abgesonderte Gebiete theilen, und das eine für diejenigen Dichtungsarten bestimmen, worin der Dichter den Gegenstand seiner Fantasie nur durch die Gefühle, die er in ihm hervorgebracht hat, darstellt; für das zweyte diejenigen, worin der Dichter zwar den Gegenstand an und für sich selbst darzustellen sucht, der Eindruck aber, den dieser auf das Gefühlsvermögen desselben gemacht hat, in seiner Darstellung noch sichtbar ist; für das dritte endlich diejenigen, worin sich von diesem Einflusse des Gegenstandes auf die Gefühle des Dichters keine weiteren Spuren zeigen: so werden diejenigen Gedichte, worin ein Ideal dargestellt wird, ihrer Natur nach in die zweyte, diejenigen aber, worin der Dichter die Wirklichkeit mahlt, offenbar in die dritte Klasse gehören müssen. Diese Verschiedenheit in dem Endzwecke und Wesen der bis jetzt unter dem gemeinschaftlichen Namen der Idyllen befaßten Gedichte muß noth-

*) Der Dichter kann und darf nie die Natur ganz darstellen, wie sie wirklich ist: nur das ästhetisch gefallende, das er, entweder in ihr findet oder seine schaffende Einbildungskraft in sie hineinlegt, ist das Gebiet, woraus er die Gegenstände für seine Darstellung hernehmen muß. Will man dieß idealisieren nennen, wie man es bisweilen gethan hat, so habe ich gegen den Ausdruck nichts, wenn man nur einen richtigen Begriff damit verbindet. Ein Ideal ist indeß noch ganz etwas anders.

wendig auch eine Verschiedenheit in den Grundsätzen, nach welchen sie behandelt und beurtheilt werden müssen, nach sich ziehen. Ich trenne sie daher ganz von einander, und nehme zwey verschiedene Dichtungsarten an, von denen ich die eine das idyllische, die andere das mimische Gedicht nenne. Nur durch diese Unterscheidung ist es möglich, dem unaufhörlichen Widerstreite, der nicht nur die Theorien unter einander selbst, sondern noch mehr die Produkte der Dichter mit diesen, bisher immer entzweyt hat, ein Ende zu machen.

1. Das idyllische Gedicht.

Der wesentliche Zweck des idyllischen Gedichts ist also, Menschen in einem idealischen Zustande darzustellen. Was ist das für ein Ideal? Wie kommen wir zu demselben? Und ist es der erforderlichen dichterischen Wahrscheinlichkeit fähig? — Diese Fragen müssen hier zuförderst beantwortet werden.

Es ist auffallend, daß diejenige gesellschaftliche Verbindung, die wir einen Staat nennen, ungeachtet der großen Menge unläugbarer Vortheile, welche die Menschheit ihr einzig und allein verdankt, dennoch zu allen Zeiten so viel Unzufriedenheit gegen sich erregt hat; und noch auffallender ist es, daß grade die denkendsten Köpfe, daß Männer von dem hellesten Verstande und dem besten Herzen, von jeher es waren, die sich zu dieser Unzufriedenheit am

meiſten geſtimmt fühlten, und ſie bald durch laute Klagen, bald durch die möglichſte Entfernung von allem, was ſie an jene ihnen verhaßten Verhältniſſe hätte erinnern können, an den Tag legten. Sollte nichts als Liebe zur Veränderlichkeit, oder vorhergegangener Druck von Seiten der Staatsoberhäupter, der Grund davon geweſen ſeyn? Ich zweifle. Denn dann würde irgend eine Veränderung in der Verfaſſung des Staats, dann würde die Abſtellung der eingeſchlichenen Mißbräuche ſie zufrieden geſtellt, ſie ſelbſt würden an beyden eine thätigere Theilnahme genommen haben. Aber ihre Sehnſucht ſah weiter hinaus, in einen Zuſtand, wo kein Staat iſt, wo kein Verhältniß des Regenten zum Bürger ſtatt findet; und es blieb bey ihnen bey dieſem ſtillen Sehnen, weil ſie wohl ſahen, daß der Gegenſtand deſſelben in der gegenwärtigen Lage der Dinge unerreichbar ſey. Woher dieſe ſeltſame Erſcheinung?

Der Grund davon wird wohl tiefer geſucht werden müſſen. Er ſcheint mir dem Menſchen mit der Vernunft ſelbſt gegeben zu ſeyn. Dieſe ſagt uns nicht nur, durch die Geſchichte belehrt, daß Staatsverfaſſungen urſprünglich kein Werk irgend eines moraliſchen Bedürfniſſes waren, ſondern ihre erſte Entſtehung der Gewaltthätigkeit einzelner Individuen verdankten; ſie lehrt uns nicht nur den Staat als eine Einrichtung anſehen, die ihren Foderungen, welche auf freywillige Erfüllung ihrer Gebote gerichtet

richtet ſind, nicht ganz angemeſſen iſt: — ſie ſagt uns auch, daß die Menſchheit ohne alle fremden Antriebe gar wohl im Stande ſeyn könnte, ihre Geſetze zu befolgen, wenn ſie ihre geſammten Kräfte dazu wirklich aufbieten wollte. Sie nöthigt uns alſo gewiſſermaßen, indem ſie uns die Idee vorhält, den Menſchen in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung als ein Weſen anzuſehen, das weit hinter ſeiner Beſtimmung zurückgeblieben iſt, und ſich, ſo lange es in dieſer Verfaſſung bleibt, nie Hoffnung machen darf, ſie ganz zu erreichen; und dieſe Vorſtellung muß natürlicher Weiſe in dem Edlen, der die Menſchheit gern da ſähe, wo ſie ſeyn könnte, den Wunſch hervorbringen, in einer Welt zu leben, wo der Menſch aus eigner Kraft und ohne den äußern Zwang poſitiver Geſetze und zwängender Konvenienzen, auf dem Wege einherginge, der ihm durch Vernunft vorgeſchrieben wird.

Die Einbildungskraft, die vielleicht niemahls geſchäfftiger iſt, als wenn ſie an der Hand einer Idee in das Reich der Möglichkeit geführt wird, ergreift dieſen Wunſch und verfolgt ihn, und ſchafft daraus die reizenden Ideale, die den Filoſofen in jene ſtille Sehnſucht verſenken und den Künſtler und Dichter zu den ſchönſten Schöpfungen begeiſtern, die ſeine Kunſt jemahls dargeſtellt hat. Sie entfernt davon alle die Uebel, alles das Künſtliche und Erlernte, allen den widrigen Zwang, der nothwendig mit jeder Staatsverfaſſung verbunden

ſeyn

Geſchichte des Agathon.

— quid Virtus, et quid Sapientia poſſit
Utile propoſuit nobis exemplar. —

Erſter Theil.

Frankfurt und Leipzig, 1766.

seyn muß; sie knüpft daran alle die Vorstellungen von ungestörter Ruhe und nie unterbrochener Glückseligkeit, diesen unzertrennlichen Gefährtinnen eines guten Bewußtseyns und eines reinmoralischen Wandels, welche sie einzeln in der Erfahrung eingesammelt hat. Ja, sie thut bisweilen noch mehr, als in dem Gedanken, von dem sie ausging, eigentlich lag: sie versetzt die Menschheit in eine reizende Gegend, wo ein heiterer Himmel und eine reine Luft sie gegen alle die schrecklichen Naturereignisse sichert, die oft die schönsten Hoffnungen der Menschen zertrümmern und den Lohn seiner Arbeit vernichten. Denn ursprünglich will jene Idee der Vernunft nichts weiter als einen von Staatsverhältnissen und von allen Uebeln, die diese zu begleiten pflegen, unabhängigen und damit völlig unbekannten, glücklichen Zustand der Menschheit, in den sie sich durch eine freywillige und auf eigene Kraft gegründete Befolgung der Gesetze der Vernunft versetzt hat. Alles übrige, was nicht in diesem Fall nothwendig gegründet ist, ist nur zufälliger poetischer Schmuck, der ganz wohl auch fehlen kann, ohne daß dadurch das Ideal selbst irgend etwas von seinen Reizen verliert.

Auf diese Art fallen nun die Einwürfe, die man gegen die poetische Wahrscheinlichkeit dieses idyllischen Naturzustandes erhoben hat *), von

*) Besonders verdienen die scharfsinnigen Bemerkungen eines Recensenten in der Jen. Liter. Ztg. vom Jahr 1798 No. 180. S. 2 gelesen zu werden.

ſelbſt weg. An und für ſich iſt er durch die Fodes rungen der Vernunft ſelbſt gegeben. Es kann das her auch weiter kein Widerſpruch mehr ſeyn zwi ſchen der Lage und den Verhältniſſen, in denen wir uns den idylliſchen Menſchen denken, und zwiſchen dem Grade der Kultur, auf welchem wir ihn dar geſtellt finden. Nur dann, wenn wir ihm eine Bildung beylegten, die nicht anders als im Staa te erlangt werden kann; wenn wir ihm ſeine Sit ten und jene Gewandtheit geben wollten, die nur eine Folge des im Staate möglichen ſteten Strebens nach Ehre und Eigenthum ſeyn kann, nur dann würde jener Vorwurf gegründet ſeyn. Aber eine natürliche Güte des Herzens, ein geſunder Ver ſtand und ein richtiger Beobachtungsgeiſt laſſen ſich in jedem Zuſtande denken und finden, der mit Ru he verbunden iſt, und eben darum nicht unmittelbar zur Verwilderung hinführt.

Noch weniger aber ſehe ich, warum dieſer idyl liſche Zuſtand den Dichter nöthigen ſollte, den Menſchen, welche er darin vorſtellt, die Indivi dualität ihrer Karaktere zu nehmen. Wenn ſchon im Staate, — ungeachtet man da ſo früh anfängt, den Menſchen in eine beſtimmte Form hineinzuzwän gen und ſeinem Karakter den allgemeinen Stempel des Volks, in dem er lebt, aufzudrücken, — dens noch immer eine ſo unendliche Mannigfaltigkeit der Individuen übrig bleibt; ſo ſollte man denken, daß dieſe Mannigfaltigkeit in einem Zuſtande, wo ein

jeder

jeder seinen eignen Weg geht und ganz der Leitung der Natur und seiner eignen Vernunft überlassen wird, noch weit größer seyn müßte. Jenes Ideal macht ja keinesweges jene Einförmigkeit der Beschäftigungen nothwendig, worin uns die Dichter die Bewohner dieser idyllischen Welt zeigen; es raubt ihren Gefühlen, ihrer Art, die Dinge um sich her anzusehen, ihrer ganzen Handlungsweise keinesweges die Eigenthümlichkeit, wodurch uns freylich der Mensch in der Natur sowohl als in der Darstellung erst interessant werden kann. Wenn also den dichterischen Darstellungen von dieser Gattung Einförmigkeit mit Recht zur Last gelegt werden darf, so ist sie nur auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, der seinen Gegenstand nicht in der Allgemeinheit auffaßte, die ihm zukommt, und zufällige Züge, die ihm die Einbildungskraft seiner Vorgänger gegeben hatte, als nothwendige Bestimmungen desselben ansah.

Wir sind jetzt im Stande, uns ein ausführliches Gemählde von den Personen zu entwerfen, die in dem Idyll die Bühne betreten, und die Verhältnisse näher zu bestimmen, in welchen sie auf derselben erscheinen dürfen *). Hier können wir indeß nur

*) Ueberall, wo die Dichtkunst sich zu einer idealischen Welt erhebt, liegt es der Theorie ob, die Grundzüge dieses Ideals anzugeben, sie mag sie nun a priori bestimmen

nur einige der wesentlichsten Züge aus dem Ganzen herausheben.

Moralische Güte des Karakters, die sich durch älterliche und kindliche Liebe, durch Theilnahme an dem Schicksale des andern, durch herzliche Gefälligkeit, durch Dankbarkeit, durch Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung eines gegebenen Versprechens, durch eine gewisse Unbefangenheit, u. s. w. äußert — dieses ist die erste und hauptsächlichste Foderung, die jenes Ideal an die Bewohner der Idyllenwelt macht. Es fodert darin jedoch nichts übermenschliches, denn das würde gegen alle Wahrscheinlichkeit verstoßen. Kleine Fehler und Schwächen vergiebt es gerne; nur müssen sie von keinem verdorbenen Herzen zeugen, nur muß die Gesinnung rein und unverfälscht seyn. Es überläßt uns übrigens, ob wir uns diese Güte des Herzens in einem natürlichen moralischen Gefühle und in einer den Regungen desselben günstigen Beschaffenheit des Temperaments gegründet denken, oder ob wir sie als die Frucht deutlich gedachter Grundsätze ansehen wollen. Denn was nöthigt uns, den idyllischen

men zu können glauben, oder von einzelnen Werken der Kunst abziehen. Wir bedürfen ihrer, um die Arbeiten des Genies darnach zu beurtheilen; und das Genie bedarf sie, nicht um daraus den Stoff für seine Darstellungen herzunehmen, sondern um sich ihrer als einer Norm für seine Schöpfungen zu bedienen.

ſchen Menſchen immer nur mit einer gewiſſen zarten Weichherzigkeit auszuſtatten, die nur darum gut iſt, weil ſie nicht böſe ſeyn kann? Warum ſollten wir ihn nicht auch bisweilen im Kampfe der Vernunft mit den Reizen der Sinnlichkeit erblicken dürfen? Warum ſoll er uns immer nur liebenswürdig erſcheinen, und nie uns unſere Achtung abnöthigen?*)

Man hat bisweilen alle rüſtige Leidenſchaften aus dem Gebiete des Idylls verbannt wiſſen, und nur denen von der ſanftern Art den Eintritt in daſſelbe verſtatten wollen. Man ſcheint hier rüſtige mit unmoraliſchen Leidenſchaften verwechſelt zu haben. Wenn wir unter einer Leidenſchaft jede auf Einen Gegenſtand hingerichtete ſtärkere Thätigkeit des Begehrungsvermögens verſtehen, die alle Beſtimmung deſſelben durch Grundſätze unmöglich macht: ſo iſt kein Grund da, warum wir dem idylliſchen Menſchen nicht auch Leidenſchaften der erſtern Art geſtatten wollten, ſolange ſie nicht entweder ſelbſt

*) Man wird mich, wie ich hoffe, richtig verſtehen. Ich beabſichtige hiermit nicht den geringſten Tadel der ſchönen Gemälde, die uns die Theokritiſche und Geßnerſche Muſe aufgeſtellt hat. Das Weiche, das Sanfte in dem Karakter der Menſchen, welche ſie uns darſtellen, hat etwas ungemein reitzendes und anziehendes; aber das Große und Starke hat es auch, und es iſt nicht der geringſte Grund vorhanden, warum nur das erſtere in einer idylliſchen Naturwelt denkbar ſeyn ſollte.

ſelbſt unmoraliſch werden, oder von wahrhaft unſittlichen Neigungen zeugen. Wenn wir ihn leidenſchaftlich lieben ſehen können, warum wollten wir ihn nicht auch des Enthuſiasmus und ſelbſt der Verzweiflung, nicht der unthätigen und feigen, ſondern der muthigen und entſchloſſenen Verzweiflung fähig halten? Aber freylich wird es immer nur dem Genie vorbehalten bleiben, auch hier den Foderungen des Ideals von keiner Seite zu nahe zu treten, und mit Sicherheit an der ſchmalen Gränzlinie hinzuſtreifen, wo die Leidenſchaft in Unmoralität übergeht.

Moraliſche Güte iſt nirgends ohne ein für jeden Eindruck der ſchönen Natur offenes und empfängliches Herz anzutreffen. So auch in dem Menſchen des Idylls. Er lebt ununterbrochen in der freyen Natur; alles, was er thut, hört und ſieht, thut, hört und ſieht er in ihr; nichts zerſtreut ihn, nichts entfernt ihn von ihr. Wie ſollte alſo ihre Schönheit ihm unbemerkt vor ſeinem Auge vorüber gehen können? Daher der tiefe Eindruck, den alles, was in ihr vorgeht, auf ihn macht; daher die genaue Kenntniß aller Ereigniſſe in derſelben; daher ſind alle ſeine Vergleichungen, alle ſeine Bemerkungen aus ihr entlehnt, weil er nur ſie kennt, weil nur ſie in ſeinen Augen einen Werth hat.

In dieſem tiefen Gefühle der Schönheiten der Natur liegt zugleich der erſte Keim aller ſeiner religiöſen Vorſtellungen und Geſinnungen. Tiefe Abſtrak-

ſtraktzionen und lange Schlußreihen ſind nicht die Sache des fühlenden, und durch das, was ihn unmittelbar umgiebt, hinlänglich beſchäftigten Menſchen. Zu dieſen kann die Menſchheit ſich dann erſt erheben, wenn große Geſellſchaften ſich bereits zuſammengethan haben, und einzelne Mitglieder derſelben dadurch der eigenen Sorge für ihre Bedürfniſſe überhoben werden. Der Menſch in der Naturwelt bleibt bey dem ſtehen, was ihm als die nächſte Urſache der Wohlthaten erſcheint, die er genießt. Dieſes vergöttert er, d. h. er denkt es ſich als ein ihm ähnliches Weſen, aber von einer die ſeinige bey weitem überſteigenden Macht; gegen dieſes ſucht er ſich der dankbaren Regungen, die er in ſich fühlt, zu entſchütten, und die Aeuſſerungen ſeiner Gefühle werden eben ſo einfach ſeyn, als die Natur es iſt, die ſie in ihm hervorgebracht hat. Aus dieſem Grunde wird die Volksreligion der alten Griechen im Ganzen immer am beſten zur Religion einer idylliſchen Naturwelt geeignet ſeyn; denn keine trägt die Spuren der Mutter, welcher alle entſproſſen ſind, noch ſo ſichtbar an ſich als ſie.

Im übrigen dürfte es wohl nicht leicht möglich ſeyn, die Maſſe der Kenntniſſe und den Grad der Kultur überhaupt, zu welchem ſich die Erkenntniſskräfte des Menſchen in der idylliſchen Naturwelt erheben können, im allgemeinen zu beſtimmen. Hier bleibt alles dem Gutbefinden des Dichters überlaſſen. Eher noch läßt ſich die Gattung von Kenntniſſen

niſſen genauer angeben, die dem Naturmenſchen beygelegt werden dürfen. Alles Wiſſenſchaftliche iſt ſeiner Natur nach von dieſer Welt ausgeſchloſſen; denn Wiſſenſchaften können nur im Staate gedeihen. Auch ſchöne Kunſt gehört nur in ſo fern dahin, als ſie verſchönernde Kunſt iſt. Ein mit Schnitzwerk verziertes Gefäß, ein damit geſchmückter Stab u. d. m. — das iſt alles, was jene Welt hervorzubringen im Stande iſt. Schöne Kunſtwerke an und für ſich und als ſolche erhalten erſt im Staate ihren Werth; der idylliſche Naturmenſch genießt zu viel in der Natur, als daß er noch auf anderweitigen Genuß denken ſollte.

Bey ſo geringen Kenntniſſen ſind Aberglauben und Vorurtheile von mancherley Art unvermeidlich. Aber es giebt gewiſſe Gattungen des Aberglaubens, die ſo unſchädlich für die Moralität ſind und doch ſo viel reitzendes haben, daß wir ſie mit Vergnügen auf der Bühne einer idylliſchen Welt erblicken. Sie erinnern uns an die Zeiten, da wir ſelbſt noch darin eine unſchuldige Befriedigung unſerer Neugierde fanden. Selbſt Zaubereyen, Beſchwörungen und Weiſſagungen der Zukunft gehören hierher, wenn ſie es nur im griechiſchen Geiſte ſind, der keinesweges die Vorſtellung von Wirkungen moraliſcher Geiſter damit verband, die wir daran zu knüpfen gewohnt ſind.

Uebrigens ſind ein natürlicher Beobachtungsgeiſt, eine warme Einbildungskraft, ein geſunder

Men-

Menſchenverſtand Eigenſchaften, die wir an jedem idylliſchen Menſchen ſehen wollen. Er iſt nicht witzig, aber naif; nicht ſcharfſinnig, aber gewitzt; in ſeinen Gedanken und Reden iſt nichts geſuchtes, aber auch nichts plumpes und ungeſchicktes. Er muß uns als ein Menſch erſcheinen, den ein ruhiges Leben in der freyen kunſtloſen Natur gebildet hat.

— Dieſe Freyheit und Unbekanntſchaft mit allem dem, was Staatsverhältniſſe ſind und ſie angeht, beſtimmt zugleich alle die übrigen äußerlichen Verhältniſſe, worin wir ihn uns denken müſſen. Er kennt keine andere Abhängigkeit als die, worinn das Kind gegen den Vater, das Geſinde gegen ſeinen Hausherrn ſteht. Seine Wohnung iſt eine mit Naturprodukten ſeiner Gegend ausgeſchmückte Grotte, oder höchſtens eine Hütte, die im Staude iſt, ihn gegen Wind und Wetter zu ſchützen. Pracht und Aufwand in Bekleidung des Körpers ſind Erzeugniſſe des Staats, mit denen er ganz unbekannt iſt. Eben ſo einfach ſind ſeine Nahrungsmittel. Deſſen ungeachtet dürfen wir ihn uns keinesweges ſo ganz unbekannt mit allen den Künſten vorſtellen, die ſich unmittelbar mit der Bearbeitung der ihn zunächſt umgebenden Produkte beſchäftigen, und worauf der Menſch in jeder auch noch ſo kleinen geſellſchaftlichen Verbindung fallen muß.

Daß ein immer heiterer Himmel, ein ſchönes und anmuthiges Klima, eine reitzende Gegend nichts als Verſchönerungen der ſchaffenden Einbildungs-

kraft ſind, die nicht zum Weſen des Ideals gehören, das dem Idyll zum Grunde liegt, iſt ſchon oben erwähnt worden. Der Dichter kann ihrer daher gar wohl entübrigt ſeyn, wenn er uns nur ſein Gemählde von andern Seiten intereſſant zu machen weiß. Auch phyſiſche Uebel von aller Art, ſobald ſie nur von einer äſthetiſch gefallenden Seite dargeſtellt werden, ſind nicht von dem Gebiete des Idylls ausgeſchloſſen; nur müſſen es Leiden der Natur, nicht der geſellſchaftlichen Verbindung, Leiden des phyſiſchen, nicht des moraliſchen Menſchen ſeyn. Hier, dünkt mich, findet der Idyllendichter ein großes, meiſtens noch unbeſuchtes Feld, worin ſich ihm eine unendliche Menge von Gegenſtänden zur Bearbeitung darbeut, die er mit Glück an die Stelle des bisherigen, vielleicht bald erſchöpften Stoffes ſetzen könnte.

Dies ſind einige der weſentlichſten Züge aus dem ſchönen Gemählde, das uns unſere Einbildungskraft von der Menſchheit entwirft, womit ſie die idylliſche Naturwelt bevölkert. Ich füge nur noch eine Anmerkung hinzu, die uns leiten muß, wenn wir die Kompoſizionen der Dichter richtig darnach beurtheilen wollen.

Nichts iſt in den verſchiedenen Umſtänden und Lagen, in denen ſich der Menſch, in Beziehung auf geiſtige Kultur, auf Staatsverhältniſſe und auf geſellſchaftlichen Umgangston von Zeit zu Zeit befindet, ſo ſehr der Veränderung unterworfen, als

die

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEKEN

die Ideale von erträumter Glückſeligkeit, die ſeine Fantaſie ſich ſchafft. Dies iſt auch mit dem Ideal einer idylliſchen Welt der Fall. Ein jeder Zeitpunkt, ein jedes Volk wird ſich ſein eigenes bilden und es für das allein richtige halten; nur in den weſentlichen Stücken werden ſie alle mit einander überein kommen müſſen. Man ſieht hieraus, wie ſehr man den Idyllendichtern der Griechen und Römer Unrecht thun würde, wenn man ſie überall nach unſern Ideen beurtheilen wollte. Beſonders zeigt ſich jene Verſchiedenheit in der Bezeichnung alles deſſen, was den Unterſchied der beyden Geſchlechter angeht. Hier fand der Grieche und Römer nichts Unſchickliches darin, zu denken und zu wünſchen was ihn der Trieb der Natur denken und wünſchen lehrte, und es ohne Schleyer durch die einfachſten Ausdrücke zu bezeichnen. Er ſcheint es noch nicht bedacht zu haben, daß er ſelbſt in dem, worin ihn die Natur dem Thiere gleich gemacht hat, immer noch eine Stufe höher ſtehen muß als dieſes, und daß er ſeiner Menſchheit vergißt, wenn er ſich jenem darin ganz gleich ſtellt. Indeſſen gehörte dieſes mit zu dem Genius ſeiner Zeit, und wir würden ihn daher fälſchlich der Uebertretung der Schranken des Schicklichen beſchuldigen.

Das idylliſche Gedicht iſt ſchon durch ſeinen Zweck weſentlich von dem beſchreibenden unterſchieden, weil es die Menſchheit in einem idealiſchen

Zuſtande darſtellen ſoll. Darum können nur Handlungen*) und Empfindungen den Gegenſtand deſſelben ausmachen. Beſchreibungen von Oertern und Gegenden, und überhaupt Darſtellung alles deſſen, was der Fantaſie in räumlichen Verhältniſſen erſcheint, ſind nie Hauptzweck dieſer Dichtungsart. Daher wird der idylliſche Dichter ſich nicht nur ſparſam ihrer bedienen, ſondern ſie auch immer in die Handlung ſelbſt zu verflechten und mehr den Gegenſtand durch wenige Hauptzüge vor die Einbildungskraft des Leſers zu bringen ſuchen, als dieſe durch langweilige Beſchreibungen von dem, was doch nur durch das Auge vollkommen aufgefaßt werden und gefallen kann, ermüden. In dieſer Kunſt ſcheint Theokrit immer noch vor allen übrigen idylliſchen Dichtern den Vorzug zu verdienen. Selten nur, und vielleicht nur einmal, vergißt er ſich; meiſtentheils ſteht das Gemälde durch wenige aber ſtarke Züge vollendet vor unſern Augen da. Geßner mahlt ſchon weit häufiger, und ich zweifle, ob immer mit gleichem Glück.

Die Handlungen, die der idylliſche Dichter darſtellt, müſſen zwey Eigenſchaften mit einander verbins

*) Ich nehme hier Handlung in der von Engel (in ſeinen Kleinen Schriften) entwickelten Bedeutung dieſes Worts, und verſtehe darunter eine Reihe geiſtiger und materieller Veränderungen, die durch die Thätigkeit vernünftiger Weſen hervorgebracht werden.

binden. Sie müssen einmal dem Karakter der idyllischen Naturwelt überhaupt angemessen seyn, und zweitens, von irgend einer Seite ästhetisches Wohlgefallen hervorbringen. Das letztere ist eine Pflicht, die den idyllischen Dichter als Dichter überhaupt angeht; das erste eine Forderung, die das Ideal seiner Dichtungsart an ihn ergehen läßt. Der idyllische Mensch ist mit wenigem zufrieden, seine Bedürfnisse sind einfach und von geringer Zahl; er bedarf also auch nur wenig, um sie zu befriedigen. Alle seine Beschäftigungen müssen daher von Muße zeugen; sie müssen mehr als die Wirkung seines Thätigkeitstriebes denn als das Werk der Nothwendigkeit erscheinen. Wir müssen ihn überall sehen, wie er heiter und ohne ängstliche Besorgniß für seinen Unterhalt, seiner Heerde wartet, sein kleines Feld bearbeitet, sein Fischernetz auswirft, seine Reben in Reihen ordnet u. s. w. *)

Man hat bisweilen gegen diese Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen Einwürfe erhoben, und namentlich

*) Hiernach hat man bekanntlich, aber ohne allen Nutzen für die Theorie, die Idyllen in Fischeridyllen, Schäferidyllen u. s. w. eingetheilt. Ueberhaupt aber kann die Szene des idyllischen Gedichts nur in der offenen freyen Natur liegen. Städte sind Kinder des Staats, und widersprechen daher dem Begriff einer idyllischen Naturwelt eben so sehr, als Städteidyllen dem Begriff des Idylls.

lich gegen den Ackerbau. Ich muß aber gestehen, daß die Gründe, womit man sie unterstützt hat, mich wenig überzeugt haben. Warum soll der Ackerbau schlechterdings nur eine Beschäftigung großer gesellschaftlicher Verbindungen seyn können? Wenn man freilich dem Bewohner der idyllischen Naturwelt große Ländereyen geben wollte, zu deren Bestellung eine Menge vereinigter Menschenkräfte erfordert wird — allein das verbietet das Ideal, so wie wir es oben aufgestellt haben; und ein kleines von dem Vater auf den Sohn fortgeerbtes Land, das so viel trägt als zur Erhaltung eines einzelnen häuslichen Zirkels nöthig ist, dieses bedarf zu seiner Bearbeitung keines großen Aufwandes von Kräften, und erweckt auch keinesweges in uns die Vorstellungen von Mühseligkeit und Plagen, die freylich von dem Bilde einer idyllischen Naturwelt entfernt seyn müssen.

Uebrigens kann in dem idyllischen Gedicht entweder eine einfache Handlung, oder eine Reihe mehrerer zu einem Ganzen verbundener Handlungen, dargestellt werden. Im erstern Falle wird es ein Idyll, im letztern, je nachdem der Dichter seinen Gegenstand episch oder dramatisch behandelt, ein Idyllischer Roman, (Schäferroman) oder ein Idyllisches Spiel, (Schäferspiel) heißen. Ich kann mich hier nicht auf eine Untersuchung der Frage einlassen, ob wir hoffen dürfen, auch in den beyden letztern Gattungen jemals Werke von Bedeutung

deutung zu erhalten. Es lassen sich wenigstens Gedichte dieser Art der Natur der Sache nach als möglich denken; und wer wollte sich unterfangen, im voraus zu bestimmen, was dem Genie ausführbar sey oder nicht? Der Theoretiker kann daher immer in der Klassifikazion der Dichtungsarten hier ein Fach offen lassen, um es für die dereinstigen Produkte dieser Gattung aufzubewahren. Die bisherigen Versuche haben den Forderungen der Kunstrichter wenig entsprochen, und solange der Sinn unserer Leser und Liebhaber des Schauspiels nicht idyllischer wird, ist auch wenig Gewinn auf diesem Felde zu hoffen.

Ich habe nur noch ein Paar Worte über die äussere Form des Idylls (im engern Sinne) hinzuzufügen. Diese kann gleichfalls entweder episch oder dramatisch seyn, je nachdem der Dichter entweder selbst erzählt, oder Personen handelnd darstellt. In beyden Fällen können entweder Handlungen oder Empfindungen den Stoff der Darstellung ausmachen, und die erstern entweder elegisch seyn, oder sich auch mehr der Empfindung der Ode oder des Liedes nähern.

Die Schreibart des Idylls, so wie des idyllischen Gedichts überhaupt, muß im Ganzen dem Eindruck angemessen seyn, den die Bilder einer idyllischen Naturwelt auf das Gefühl des Dichters zu machen im Stande sind. Ich kann ihren Karak-

ter nicht beſſer und richtiger angeben, als ihn einer unſerer vorzüglichſten Kunſtrichter*) angegeben hat. „Der Ausdruck, ſagt dieſer, ſey natürlich und einfach, aber nie platt und gemein; ſanft und ruhig, aber nie matt und empfindelnd; belebt und naif, aber nicht witzig; edel und ſchön, aber nicht geſchmückt noch redneriſch. Ueberhaupt liebt das Schäfergedicht einen ſanften, einnehmenden Ton, der weder durch den Ausdruck gewaltſamer Leidenſchaften aufgeſchwellt, noch durch matte Beſchreibungen, todte Bilder und kalte Empfindungen entkräftet iſt.“

2. Das mimiſche Gedicht.

Wir müſſen vor allen Dingen das mimiſche Gedicht einmal von dem Schauſpiel, und ſodann von der Erzählung recht genau zu unterſcheiden ſuchen.

Wenn der Dichter äſthetiſch-gefallende Handlungen, (in der oben angegebenen Bedeutung dieſes Worts) ſo wie ſie entweder in der wirklichen Welt vorfallen, oder doch darin vorfallen könnten, darſtellt, ſo können es entweder einfache oder zuſammengeſetzte, d. h. mehrere zu einem Ganzen verbundene Handlungen, ſeyn. Im erſten Falle entſteht das **mimiſche Gedicht**, im zweyten, je nachdem die Form

*) Hr. Eſchenburg in ſeiner Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſchaften. S. 99. §. 7.

Form epiſch oder dramatiſch iſt, der Roman (nach allen ſeinen mannigfaltigen Gattungen) und das niedere Schauſpiel. Das mimiſche Gedicht iſt alſo von dieſen beyden Dichtungsarten bloß ſeinem Umfange nach unterſchieden. In beyden ſollen Menſchen und menſchliche Handlungen, Karaktere, Sitten und Empfindungen, ſo wie wir ſie in der täglichen Welt wahrnehmen, geſchildert werden.

Aber in der Erzählung iſt eine allgemeine Wahrheit aus der Moral oder aus der Klugheitslehre der Gegenſtand der Darſtellung. Der Zweck des Dichters iſt hier nicht, eine äſthetiſch gefallende Handlung aus der wirklichen Welt, ſondern einen allgemeinen Vernunftſatz vor unſere ſinnliche Anſchauung zu bringen, damit er in uns eben das äſthetiſche Wohlgefallen errege, das er in ihm hervorgebracht hat; und dazu bedient er ſich einer Handlung aus der wirklichen Welt. Im mimiſchen Gedicht iſt dieſe daher Zweck, in der Erzählung Mittel zu einem anderweitigen Zwecke. Dieß muß natürlicher Weiſe auch eine Verſchiedenheit in der äuſſern Form der dichteriſchen Darſtellung hervorbringen.

Die enge Verwandtſchaft, worin das mimiſche Gedicht mit dem Schauſpiel und dem Romane ſteht, überhebt mich übrigens einer ausführlichen Auseinanderſetzung der Grundſätze zur Beurtheilung deſſelben. Es werden alle Regeln, die bey jenem Statt

finden, auch für dieſes gelten; mit Ausſchließung derjenigen, die ſich auf die Einheit der Haupthandlung beziehen. Denn das mimiſche Gedicht ſtellt nur Eine Handlung dar; jene Einheit iſt daher ſchon in dem Begriff deſſelben zugleich mitgegeben.

So wie in dem Schauſpiele Perſonen aus allen Ständen auftreten dürfen, ſo auch in dem mimiſchen Gedichte. Der Dichter will uns darin irgend eine ihm intereſſant gewordene Seite irgend eines Standes der Menſchen bemerkbar machen. In dieſer Hinſicht kan man es in Hirten- Fiſcher- Städtermimen u. ſ. w. eintheilen. Schwerlich aber wird die Theorie aus dieſen Eintheilungen einen bedeutenden Vortheil ziehen.

Nach jener Verſchiedenheit der Stände, die der Dichter in dem mimiſchen Gedichte darſtellt, wird ſich auch die Scene der Handlung und der Ausdruck in der Sprache richten müſſen. Doch darf die letztere nie die Gränzen der Anſtändigkeit überſchreiten, ſo wie auch die dargeſtellte Handlung ſelbſt nie ins Niedrige und Schmuzige fallen muß. Der Dichter kann und darf nie die ganze Natur ſo wie ſie iſt, ſondern nur dasjenige in derſelben darſtellen wollen, was ein äſthetiſches Vergnügen zu erwecken fähig iſt.

Die Form des mimiſchen Gedichts kann, wie die Form des Idylls, epiſch und dramatiſch ſeyn. In beyden Fällen kann der Dichter Gefühle oder

Hand-

Handlungen ſchildern. Es wird ihm übrigens frey ſtehen, ob er ſich dabey des Verſes oder des proſaiſchen Ausdrucks bedienen will; doch wird er in dem erſtern Falle eine ſolche Versart wählen müſſen, wodurch dem Ausdruck ſo wenig Zwang als möglich aufgelegt wird.

M.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Vorkenntniſſe zum Urtheil über die mit miß zuſammengeſetzten Zeitwörter.

Aus Hrn. Voigtels Verſuch eines hochteutſchen Handwörterbuchs, Halle 1793—95, ziehe ich folgendes Reſultat, wenn ich die Verbal-Kompoſizion in eine laxe und ſtrikte, und die letztere in eine verkürzende und vermengende eintheile.

I. Die laxe oder unvollkommene Kompoſizion befindet ſich

1) in denen, die mit ab, an, auf, aus, ein, fehl, fort, heim, her, hin, in, mit, nach, nieder, ob, vor, weg und zu anfangen; z. B. abgestellt, zugeschlagen. Alle diese Vorwörter haben den Hauptton im Worte, und werden im Präsens und Imperfekt, wenn es ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden steht, vom Verbo getrennt und ihm nachgesetzt, z. B. ich stelle ab, ich schlage zu.

2) In denen, die mit durch, über, um, unter, voll, wider und wieder anfangen, wenn diese Vorwörter den Ton an sich ziehen, z. B. durchgearbeitet, wiedergehalt, ich arbeite durch, ich hole wieder.

3) In aderlassen, feilbieten, haushalten, wahrnehmen, weismachen, welche mit jenen beiden Klassen in der Tonsetzung und Trennbarkeit übereinkommen. Und auf diese Art gehören noch viele hieher, die man lieber getrennt schreiben will, und mit denen deshalb, wie Hr. Adelung sagt, das Lexikon nur angeschwellet würde; z. B. auseinandersetzen, bevorstehen, davongehen, das zwischenkommen, entgegengehen, gleichkommen, herausnehmen, innewerden, stattfinden, übereinstimmen, vorhersehen, wohlthun, zusammensetzen. Diese werden so wie jene durch die restraktive Tonsetzung komponiert, und leiden dadurch weder eine Wegwerfung des ge, noch auch eine Voransetzung desselben.

Vorbericht.

Der Herausgeber der gegenwärtigen Geſchichte ſiehet ſo wenig Wahrſcheinlichkeit vor ſich, das Publicum überreden zu können, daß ſie in der That aus einem alten Griechiſchen Manuſcript gezogen ſey; daß er am beſten zu thun glaubt, über dieſen Punct gar nichts zu ſagen, und dem Leſer zu überlaſſen, davon zu denken, was er will.

Mit allen dieſen kommt die Kompoſizion des miß in der Tonſetzung überein; nur iſt bey ihr die Trennung vom Verbo nicht ſo möglich oder üblich, als bey den angezeigten. Indeſſen findet ſich dieſes auch bey inhaben, inſtehen, inliegen, obwalten, obſchweben, obſiegen, obliegen, lobpreiſen, lobſingen, nothdringen; welche man, nebſt manchen Partizipial-Adjektiven, z. B. neugebacken, wohlhabend, als eine vierte Klaſſe oder zweyte Gattung der laxen Kompoſizion anſehen kann.

II. Die verkürzende Kompoſizion, die das ge wegwirft, findet ſich

1) in denen, die mit den Augmenten be, emp, ent, er, ge, ver, zer anfangen; z. B. beleidigt, zertrümmert. Keine von dieſen Vorſylben zieht den Ton an ſich. Es läßt ſich alſo aus ihnen auf die mit miß vermehrten keine Folge ziehen. Man könnte auch dieſe ganze Klaſſe von den Compoſitis unterſcheiden, und ſie ſtatt deſſen Simplicia aucta nennen, weil das Verbum hier nicht mit einem andern Worte zuſammengeſetzt, ſondern nur mit einer untrennbaren Vorſylbe vermehrt wird.

2) In denen, die mit durch, über, um, unter, voll, wider und wieder anfangen, wenn dieſe Partikeln den Ton des Zeitworts nicht an ſich ziehen, ſondern ihren eigenen Ton verlieren; z. B. durchdacht, widerlegt, wiederholt. Von

diesen läßt sich also ebenfalls auf miß nicht schließen.

In diesen beiden Fällen vertritt das tonlose Augment, sey es Vorsylbe oder Vorwort, zugleich die Stelle des flektierenden ge. Ausserdem aber wird diese Verkürzung noch in zweyerley Fällen gefunden:

a) wenn die Endung iren oder ieren vorhanden ist. Aber das haben solche Composita mit den Simplicibus dieser Art gemein. Wie studiert, regiert, pressirt, so auch einlogirt, ausrangirt, abkopirt, inhaftirt.

b) Wenn vor der Vorsylbe N. 1. noch ein trennbares tonisches Vorwort steht, z. B. abverdienen, abverbrüdern. Dies macht denn wie N. a. eine Ausnahme bey N. 1; aber es versteht sich aus N. 1. von selbst. Wie von verdienen nicht geverdient kommt, so auch von abverdienen nicht abgeverdient.

Auf die beyden letztern Fälle schränkt sich die Wegwerfung des ge nach einer Tonsylbe ein, sie wird also nur zufällig auf diesen Fall gebracht. Aller übrige Gebrauch der verkürzenden Komposizion wird sich nun entweder auf solche Verba einschränken, die den Ton nicht auf dem vordern Theile haben, z. B. etwa kalmäusern, karbatschen, scharmützeln, offenbaren (wovon aber doch geoffenbart so üblich wie vielleicht die Retrakzion des Tones selbst ist); oder es wird ihr Gebrauch,

wenn der Ton auf dem Vorworte iſt, auſſerordentlich zu nennen ſeyn. Mißlungen und mißrathen ſeyn und mißfallen haben, iſt ſo auſſerordentlich wie altbacknes und neubacknes; und es iſt wohl richtig, wenn Hr. Voigtel ſie als Ausnahmen bey der trennbaren Kompoſizion anſieht, daß alſo mißlungen nicht für gemißlungen, ſondern für mißgelungen gebraucht wird, wie das leztere auch Hempel annahm.

III. Die vermengende Kompoſizion, welche das ge im Präterito vor den vordern Theil ſezt, alſo dieſes eben ſo, als wenn das Zeitwort einfach wäre, damit anfängt, gehört nun für alles das, was weder unter die laxe, noch unter die verkürzende, nach den obigen Regeln, fällt. Es haben alſo folgende untrennbare Zuſammenſezungen darauf Anſpruch, die den Ton auf dem vordern Theile haben:

afterreden, afterkoſen, antworten, argwöhnen, brandmaalen, brandmarken, brandſchazen, demüthigen, dolmetſchen, driebrachen, drittarten, engländern, faulenzen (wenn es unter Compoſita zu rechnen und nicht ſimplex auctum zu nennen iſt), fickfackern, frohlocken, frühſtücken, fuchsſchwänzen, grisgrammen, handhaben, handlangen, herbergen, hofmeiſtern, hohnnecken, (hohnlächeln, hohnlachen,) katzbalgen, kielholen, kundſchaften, (wenn es nicht auch Simplex auctum iſt) kurzweilen, luſtwandeln, maulaffen,

affen, muthmaßen, radebrechen, rathſchlagen, rechtfertigen, ſchurigeln, tagewerken, urkunden, urtheilen, urwellen, viertheilen, vortheln, wahrſagen, waldrechten, wallfahrten, weiſſagen, willfahren, wirthſchaften, wißmuthen.

Da viele von dieſen ohne Widerſpruch das vorangeſetzte ge haben, ſo wird es auch für die übrigen analogiſch, die ihnen in der Tonſetzung und Untrennbarkeit gleichkommen. Und ſo verhält ſichs nun auch mit denen, die mit miß anfangen. Der defektierenden Kompoſizion ſteht der Ton entgegen, der auf miß geſetzt wird. Der laxen oder trennbaren Kompoſizion aber iſt nicht günſtig, daß das miß nicht ſehr als ein beſonderes Wort im Gebrauch iſt, das dem Verbo nachgeſetzt werden könne. Die vermengende Kompoſizion iſt alſo hier am meiſten analogiſch, und daß die defektierende in mißlungen, mißfallen und mißrathen gebraucht wird, iſt nicht analogiſch, ſondern auſſerordentlich, ſo wie hier der Infinitiv ſelbſt durch eine auſſerordentliche Kontrakzion entſteht, die das radikale Augment ge eben ſo wie das konjungierende tilgt. So weit aber die laxe Kompoſizion anwendbar iſt, wird dieſe durch die Emfaſeologie oder den Unterſchied der Bedeutungen zu beſtimmen ſeyn, da mißgebilligt (übel gebilligt) und mißgehandelt (übel gehandelt) von gemißbilligt (getadelt) und gemißhandelt (ſchlimm behandelt) verſchieden iſt, eben ſo wie auch gewahrſagt und wahrgeſagt, geargwöhnt und arggewöhnt,

ge-

gefrohlockt und frohgelockt, gerechtfertigt und rechtgefertigt, geviertheilt und viergetheilt, ſich als unterſchieden gedenken läßt.

Da aber Hr. Adelung und Voigtel bey miß nach Aktiv- und Neutralgebrauch den Unterſchied beſtimmen, und Hr. Gräter dieſes verwirft, ſo mache ich noch folgenden Verſuch eines Mittelweges.

1) Durch einen Gegenſatz des einfachen und zuſammengeſetzten Worts bekomme ich folgende Aktiva von vermengender Kompoſizion:

geachtet giebt gemißachtet; gebilligt, gemißbilligt; gebraucht, gemißbraucht; gedeutet, gemißdeutet; gegönnet, gemißgönnet; gekannt, gemißkannt; geleitet, gemißleitet; gerathen, gemißrathen.

Nun ſind nur noch zwey Aktiva bey Hr. Voigtel übrig: mißhandeln, das den Gegenſatz von gut behandeln macht, und mißbiethen, das ich wegen der noch üblichen Trennung (ich biete miß) zur laxen Kompoſizion gezogen habe.

2) Durch Kompoſizions-Analogie entſtehen folgende Neutra von laxer Kompoſizion:

mißgeartet, wie ausgeartet; mißgeglückt, wie mitgeglückt; mißgegriffen, wie angegriffen; mißgehandelt, wie abgehandelt; mißgerechnet, wie ausgerechnet, mißgeſchworen, wie abgeſchwo-

schworen; mißgetönt, wie zugetönt; mißgetreten, wie abgetreten.

Sie können aber auch sämmtlich als Gegensatz von gut oder wohl betrachtet werden, und haben dadurch einen Anspruch der Emfaseologie an diese Art der Komposizion.

Die übrigen Neutra bey Hrn. Voigtel gehören als Ausnahmen zur defektiven Komposizion: mißgebähren und mißverstehen, nach No. II. 1; mißfallen, mißlingen und mißrathen, als kontrahierte Wörter; und noch mißtrauen, wovon aber gemißtrauet sich wohl sagen läßt.

Verwirft aber Hr. Gräter das gemiß und mißge deswegen, weil miß den Ton nicht habe; so vertheidige ich beydes deswegen, weil miß allemal den Ton hat.

B.

VI.

Briefe aus Paris.

An den Herausgeber des T. M.

Paris, den 20. Thermidor 4. J. d. Rep.
den 7. August 1796.

Sie wünschen als Gelehrter, als Menschenkenner und als Menschenfreund die nöthigen Nachrichten von mir zu erhalten, um sich einen richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande und den Fortschritten der Wissenschaften, der Litteratur, der schönen und nützlichen Künste, der Handlung, der Manufakturen und der Landwirthschaft in Frankreich bilden zu können. Sie verlangen kurze Anzeigen von den Arbeiten, womit die französischen berühmtesten Gelehrten und Künstler sich gegenwärtig beschäftigen, und von denjenigen Produkten, die kürzlich im Publikum erschienen sind, mit Inbegriff der merkwürdigsten Theaterstücke. Ich soll Ihnen sagen, was unter der itzigen Regierung in Frankreich der Freyheitssinn, die öffentliche Ruhe, die Gesetzgebung, der politische Zustand, die öffentliche Erziehung und die guten Sitten gewonnen haben, und was für weitere Vorschritte sie täglich machen; mit Einem Worte, Frankreichs Wohl oder Wehe, seine Aufklärung, sein Gemeingeist und alles was von diesem Lande das teutsche Vaterland interessie-

ren kann, soll ich Ihnen in einer Reihe von Briefen melden.

Gern unterziehe ich mich diesem Geschäffte; meine Verbindungen mit einigen der angesehensten Gelehrten in Paris, meine täglichen Beschäftigungen, meine Lektüre, ja meine Zerstreuungen in diesem kleinen Universum werden mir sehr ergiebigen Stoff liefern. Ich habe schon das Vorgefühl, daß die Menge der Gegenstände, wovon auf dieser großen Scene mit jedem Tage einer den andern verdrängt, unser an großen Begebenheiten so reichhaltiges Zeitalter, wovon seit mehrern Jahren Paris der Mittelpunkt zu seyn scheint, mich öfter in Verlegenheit setzen werden. Mein einziges Verdienst muß daher in der glücklichen Auswahl, der treuen Darstellung, der Kritik, der Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit bestehen, und ich werde mich glücklich schätzen dasselbe zu erreichen; denn ich weiß es, das Talent eines guten Geschichtschreibers ist keine gewöhnliche Gabe.

Obgleich die Konstituzion von 1795 und die durch sie eingesetzte Direktorialregierung täglich mehr Zutrauen erhält und verdient; so hört man doch noch hier und da in Gesellschaften die Frage aufwerfen: ob wohl je die Schreckensregierung in Frankreich wieder eingeführt werden kann oder wird? — Und in der That, wer mag es den Franken verargen, die innerhalb sieben Jahren drey wesentlich ver-

verſchiedene Staatsverfaſſungen erlebt, die unter den entzückendſten Gemälden von Volksglück und Volksfreyheit, unter den Vorſpiegelungen von Tugend und von gereinigter Religion durch eine Horde ehrgeitziger und verwegener Böſewichter an den Abgrund der ruchloſeſten Tiranney, der Mordſucht, Raubgierde, Sklaverey und eines unabſäglichen Elendes hingeführt und zum Theil hineingeſtürzt wurden; wer mag es Millionen von Familien verübeln, deren jede entweder den Ruin ihres Vermögens, oder den geſetzlichen Mord eines ihrer Mitglieder zu beweinen hat, oder deren Herz noch von erniedrigenden Kränkungen und einer ſchimpflichen Gefangenſchaft blutet; wer mag es dieſen Menſchen verargen, wenn ſie in traulichen Zirkel ſich von überſtandenen Drangſalen unterhalten, wenn noch bisweiten eine gewiſſe Bangigkeit, ein politiſcher Alp ſie befällt, und wenn ſie ſich alsdann, jeder auf ſeine Art, für die Zukunft ſuchen Troſt, Hoffnung und Muth einzuflößen? — „Nein! ſagte jüngſt mein Nachbar in einer Geſellſchaft, wo ich mich zufälligerweiſe befand, nein, lieber wollte ich mich in Stücken zerreißen laſſen, als zugeben, daß der Terrorism ſein blutiges Haupt wieder empor hebe! Und glauben Sie nicht, meine Freunde, daß eine ſolche Regierungsveränderung das Signal zum ſchrecklichſten Bürgerkrieg werden würde? Nichtſeyn iſt wünſchenswerther als jene Greuel nochmals zu erleben!“ „O wahrlich! rief ein junges Frauenzimmer aus, die dem Sprecher gegenüber ſaß, es wür-

de sich noch mehr als Eine Scharlotte Korday finden, die einem zweyten Bluttrinker Marat, einem zweyten Würgengel Robespierre das Messer in die Brust stoßen würden.“ Ihr Gesicht war von Zorn entflammt, als sie dieses aussprach, so wie, nach des Anatomikers Sue Behauptung, die Wangen der unglücklichen Korday vor Unmuth entbrannten, als nach ihrer Enthauptung der Scharfrichter ihr einen Backenstreich gab. „Es ist nicht möglich, sagte eine dritte Person, daß die verhaßte Konstituzion von 1793 jemals wieder auflebe. Ich beweise dieses aus dem Karakter des Volkes. Abändern könnte wohl der leichsinnige Franzos seine itzige Verfassung, denn er liebt die Veränderung. Aber hat man ihn je in einem kurzen Zeitraum auf die nemliche Thorheit zurückkommen sehen, besonders wenn diese Thorheit ihn die härtesten Aufopferungen gekostet, und Tausende von seinen Brüdern unglückliche Schlachtopfer davon geworden sind?“ Ein anderer behauptete, daß wir dieses Unglück nicht zu befürchten hätten, weil das itzige Gouvernement und das Gesetzgebungskorps ihre ganze Existenz dem 9ten Thermidor zu verdanken haben, und weil bey einer neuen Revoluzion bey weitem die größere Anzahl der Mitglieder aller konstituierten Gewalten ihr Leben, ihre Aemter und ihre ganze moralische und fysische Existenz einbüßen würden; wie solches aus den authentischen Schriften der Baboefschen Verschwörung erhelle. Das Vollziehungsdirektorium, die Minister und alle untergeordnete öffentliche Beamten wären

dem

Vorbericht.

Gesezt, daß wirklich einmal ein Agathon gewesen, [wie dann in der That, um die Zeit, in welche die gegenwärtige Geschichte gesezt worden ist, ein comischer Dichter dieses Namens den Freunden der Schriften Platons bekannt seyn muß:] gesezt aber auch, daß sich von diesem Agathon nichts wichtigers sagen liesse, als wenn er gebohren worden, wenn er sich verheyrathet, wie viel Kinder er gezeugt, und wenn, und an was für einer Krankheit er gestorben sey: was würde uns bewegen können, seine Geschichte zu lesen, und wenn es gleich gerichtlich erwiesen wäre, daß sie in den Archiven des alten Athens gefunden worden sey?

Die Wahrheit, welche von einem Werke, wie dasjenige, so wir den Liebhabern hiemit vorlegen, gefodert werden kann und soll, bestehet darinn, daß alles mit dem Lauf der Welt übereinstimme, daß die Character nicht willkührlich, und bloß nach der Phantasie, oder den Absichten des Verfassers gebildet, sondern aus dem unerschöpflichen Vorrath der Natur selbst hergenommen;

demnach persönlich interessiert sich allen gefährlichen Neuerungen, und besonders der Einführung des Schreckenssystems mit aller Macht zu widersetzen, und wir können in dieser Rücksicht sicher schlafen, weil das Gouvernement uns schon mehr als Einen Beweis seiner Wachsamkeit und der Anwendung der wirksamsten Gegenmittel gegeben hat.

Jedermann pflichtete der Wahrheit der angeführten Gründe aus vollem Herzen bey; ich glaubte denselben noch folgende Bemerkungen beyfügen zu müssen.

1) Unsere Armeen haben nie einen thätigen Antheil an den Faktionen genommen, die das Innere von Frankreich beunruhigt und verwüstet haben. Sie verlohren nie ihre große Bestimmung aus den Augen, das Vaterland mit ihrem Blute zu vertheidigen und die äussern Feinde zu bekämpfen; dieser Geist beseelte sie immer, und ihr Ruhm ist unsterblich. Einige ehrgeitzige Generale, die sich in die innern Angelegenheiten mischen wollten, mußten diesen Fehltritt mit ihrem Leben oder mit ihrer ewigen Verbannung büßen; sie hatten zudem noch den Verdruß, daß sie bald von ihrer Armee im Stich gelassen und verachtet wurden. Wir haben also bey einem bevorstehenden Frieden aller Wahrscheinlichkeit nach nichts von der Rückkehr unsrer mit Lorbern bekränzten Vertheidiger zu befürchten; sie werden sich um so weniger gebrauchen lassen, das alte

Schreckenssyſtem wieder einzuführen, als ſie ja aus lauter Bürgern und Bürgersſöhnen zuſammengeſetzt ſind, deren Familien mehr oder weniger durch die Dezemviralregierung gelitten haben. Was ſie allenfalls noch nicht durch die öffentlichen Blätter und Briefe der Ihrigen von den Greueln derſelben erfahren haben, davon werden ſie in dem Schoße ihrer Familien durch mündliche Erzählungen noch genauer unterrichtet werden, und der größte Theil derſelben wird ſich wahrlich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ſie die Früchte ihrer Siege und die ihnen zugedachten Nazional-Belohnungen *) beym häuslichen Heerde in Ruhe und Frieden genießen und von den überſtandenen Arbeiten ausruhen können.

2) Jedermann weiß, wie viel Volks-Feſte und öffentliche Schauſpiele zur Bildung des Volksgeiſtes beytragen. Nun iſt bekannt, wie ſehr die mit Recht verhaßte und geſtürzte letztere Sekte der Jakobiner auf allen Schaubühnen der Republik ſeit dem 9ten Thermidor lächerlich gemacht und gebrandmarkt worden. Wer kennt nicht die verſchiedenen Theaterſtücke, die gegen ſie aufgeführt und allgemein beklatſcht worden ſind, namentlich das Stück,

*) Es iſt bekannt, daß das Geſetz einen gewiſſen Theil der Nazionalgüter den Vaterlandsvertheidigern aufbewahrt, und daß jeder derſelben nach errungenem Frieden, Eigenthümer eines gewiſſen Stücks Grund und Boden werden wird.

Stück, betitelt: das Innere der Revoluzions-Komités, l'Intérieur des Comités révolutionnaires, welches erſt kürzlich mit einigen kleinen Veränderungen wieder auf den Pariſer Theatern mit großem Beyfall aufgeführt worden iſt? Und hat nicht die Geſetzgebung die Feyer der Revoluzion des 9ten Thermidors zu einem jährlichen Volksfeſte gemacht, das kürzlich zum zweytenmale mit allem Pompe in ganz Frankreich gefeyert worden iſt? — Die öffentlichen Reden, die bey dieſer Gelegenheit gehalten werden, die Volkslieder, die öffentlichen Spiele (eine Nachahmung der Spiele der alten und neuen Republiken) das Wettrennen zu Fuß und zu Pferde, die dabey ausgetheilten Preiſe, die öffentlichen Tänze und Luſtbarkeiten, geben ſie nicht dem Volke Gelegenheit, die Gerechtigkeit, die Milde, die Ruhe, die Sicherheit, die Heiterkeit der jetzigen Regierung mit jener willkührlichen, argwöhniſchen, ſtürmiſchen, jammervollen und bluttriefenden Tyranney zu vergleichen? Wird nicht dadurch der Volksgeiſt gebildet und jene Schreckens-Zeit auf immer vom Fränkiſchen Boden verbannt? — Wer von uns war nicht über den ſchönen Anblick der unzählbaren Volks-Menge entzückt, die wir vor 10 Tagen hier vereinigt ſahen, um die auf immer merkwürdigen Haupt-Epochen der Revoluzion, der des 14. Julius, des 10. Auguſts und des 9ten Thermidors zu feyern? Seit dem erſten großen Verbrüderungs- (Föderations) Feſte des 14. Julius 1790 hat man das Volk nicht mehr in ſo großer Zahl hier verſammelt geſehen.

Es waren wohl auf dem Marsfelde, (Champ de Mars, jetzt Vereinigungsfelde, wo die Hauptceremonie und die Spiele gehalten wurden) und in den Elysäischen Feldern (Champs Elileés, ein schöner groſser Spaziergang am Ende des Gartens der Thuilerien, wo das groſse Koncert unter freyem Himmel von ungefähr 300 Personen aufgeführt, und von dem Feuerwerk, der Illuminazion und den Tänzen auf dem Rasen begleitet wurden) bey 150000 Menschen versammelt. Kein Unfall, kein politischer Zank, keine Streitigkeit störte die öffentliche Freude; und wenn man nicht mehr jenen Enthusiasmus der ersten Revoluzionszeiten wahrnahm, so konnte man doch die stille Zufriedenheit und das Zutrauen in das Gouvernement, die auf den Gesichtern der Zuschauer zu lesen waren, nicht verkennen. Die Saite der ersten Begeisterung kann nicht immer, wie Sie wissen, gleich hoch gespannt seyn; die nachfolgenden Stürme, die Leiden der Revoluzion muſsten sie um ein merkliches herabstimmen, und nur nach und nach können die zurückgelassenen Spuren des erlittenen Ungemachs vertilgt, und die Lebhaftigkeit der traurigen Rückerinnerungen in dem Gedächtnisse geschwächt werden. Aber der unbefangene Beobachter muſste doch diese ausserordentlich groſse Volksvereinigung als ein Kennzeichen ansehen, daß ein lange gedrücktes Volk wieder anfängt sich der öffentlichen Freude zu überlassen, und Zutrauen

trauen und Hoffnung in das neue Gouvernement geſchöpft hat.

Man iſt auch ſo ſehr von der Unmöglichkeit des Rückfalls in das revolutionäre Syſtem überzeugt, daß ſich ſchon Privatgeſellſchaften zur Freude und zur Ehre machen öffentliche Verſammlungen zu halten, die beſtimmt ſind den unglücklichen Schlachtopfern der Schreckens-Regierung den gerechten Tribut der Verehrung und der Thränen abzuſtatten. So wurde den 15. dieſes Monats von dem Lyceum der Künſte (Lycée des Arts) mitten im Palais Royal (heutzutage dem Hauſe der Gleichheit, Maiſon d'Egalité) ein Gedächtnißfeſt des Todes des berühmten Chemikers und General-Pachters Lavoiſier mit großem Pompe gefeyert. Die Geſellſchaft der Gelehrten, die dieſes intereſſante Privat-Inſtitut (von deſſen Einrichtung ich Ihnen ein andermal ſchreiben werde) und dieſes Trauerfeſt dirigierten, hatten die Feyer deſſelben dem Geſetzgebungs-Korps im voraus angezeigt, das Nazional-Inſtitut (die ehemalige Académie des ſciences) hierzu eingeladen, und daſſelbe durch einen öffentlichen Anſchlag dem Publikum bekannt gemacht, welches in großer Anzahl, beyderley Geſchlechts, mit gekauften Eingangs-Billets zu dieſem Feſte eingelaſſen und in — größter Stille und Rührung demſelben beygewohnt hat. Ich behalte mir vor, wenn Sie es wünſchen, Ihnen in meinem nächſten Briefe eine kleine Beſchreibung dieſes in vieler Rückſicht merkwürdigen Feſtes

mits

mitzutheilen, und begnüge mich heute nur einen kurzen Auszug aus der Rede des berühmten Fourcroy, Professors der Chemie und Mitglied des Raths der Alten, beyzufügen, die er bey dieser Gelegenheit über das Leben und die schriftstellerischen Verdienste des großen Lavoisier gehalten hat.

Lavoisier war zu Paris den 16. August 1743 gebohren. Im 20sten Jahre seines Alters schrieb er eine Abhandlung über die beste Art eine große Stadt zu beleuchten, welche von der Akademie der Wissenschaften gekrönt wurde; in seinem 25sten Jahre ward er ein Mitglied dieser Gesellschaft.

Er hatte viele Abhandlungen über mehrere Gegenstände des öffentlichen Wohls verfertigt, die in den Denkschriften der Akademie gedruckt sind; als die neue Entdeckung der elastischen Flüssigkeiten (Fluides élastiques) mit einemmale seinem Geist eine entschiedene Richtung zum Studium der Chemie gab. Er ahndete nemlich, daß eine so wichtige Entdeckung dieser Wissenschaft eine neue Gestalt geben und derselben einen neuen Einfluß auf alle andere fysische Wissenschaften verschaffen würde. Lavoisier wiederholt die Experimente des Black, Kavendish, Makbride und Priestley; er macht neue Versuche; er giebt seinen Beobachtungen eine größere Ausdehnung; er vervielfacht dieselben; er verbessert die chemischen Verfahren und Instrumente; er verbessert sogar die Kunst in der Chemie Schlüsse

zu ziehen, (l'art de raiſonner) und unterwirft dieſelbe einer Präciſion, die bisher nur den Mathematikern eigen war. Es gelang ihm in kurzer Zeit die Beobachtungen ſeiner Vorgänger zu beſtättigen oder zu verwerfen; die Lücken, die ſie übrig gelaſſen hatten, auszufüllen, alle weſentliche Thatſachen zu vereinigen, ein Ganzes, eine vollſtändige Lehre (Wiſſenſchaft) zu bilden, worin alle Theile ſich vereinigen und unter ſich zuſammen hängen.

Lavoiſier wandte ſeine Zeit, ſein Vermögen, ſelbſt ſeine Freunde, zu neuen Fortſchritten in der Chemie an. Oft vereinigte er freundſchaftlich in ſeinem prächtigen Laboratorio die in den fyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften in ganz Europa berühmteſten und aufgeklärtſten Männer. Das für die fyſiſchen Wiſſenſchaften wichtige Reſultat dieſer gelehrten Verſammlungen war, daß die Fyſiker nunmehr die geometriſche Schlußart für ihre Wiſſenſchaft annahmen und ſich an Genauigkeit und Präciſion gewöhnten.

Dieſe Schule hat von 1776 bis in das Jahr 1792 gedauert; von dem Jahre 1780 bis 1788 war ſie in ihrer größten Thätigkeit. In dieſem Zeitraum, der durch eine große politiſche Revoluzion immer merkwürdig bleiben wird, iſt eine nicht weniger vollſtändige Revoluzion in der Wiſſenſchaft der Chemie entſtanden. Die alten Theorien wurden umgeworfen; die ſchwankende und ungewiſſe Lehre

des Flogiston verschwand; die pneumatische Lehre (doctrine pneumatique) wurde fest begründet und mit ihr die französische Schule, die es sich zur Pflicht gemacht dieselbe aufrecht zu erhalten und zu verbreiten. Vierzig Abhandlungen, welche in 20 Theilen der Denkschriften der Akademie vom Jahre 1772 bis 1793 gedruckt sind, beweisen Lavoisier's Arbeiten. Seine Grundsätze der Chemie, (Elemens de Chémie) die er im Jahr 1789 herausgab, enthalten alle seine Entdeckungen und die chemischen Verfahrungsarten, denen er sie zu verdanken hatte, und dieser letztere Theil seines Werkes ist sicher nicht der minder wesentliche; denn die Methode, die das Instrument, der Schlüssel zu allen Kenntnissen ist, zu verbessern, ist vielleicht an und für sich noch nützlicher als eine einzelne Wissenschaft zu bereichern. Dieses Werk enthält auch eine neue Nomenklatur dieser Wissenschaft, die mit mehrern französischen Chemikern übereingekommen war. Es ist nicht undienlich hier zu bemerken, daß Lavoisier im Vorbericht dieses Werks den Grundsatz des berühmten Kondillak angenommen, daß in der Chemie, so wie in jeder andern Wissenschaft, die Kunst richtig zu schließen sich darauf reduciert, eine gut gemachte Sprache rein zu sprechen.

Lavoisier zeigte in seiner Person ein Fänomen, welches vielleicht beweist, wie viel die wohlerlernten Wissenschaften in dem Verstande noch freyen Raum zu andern Kenntnissen übrig lassen, und daß

die

die eine die andere anzieht, ſtatt ſich gegenſeitig auszuſchlieſſen. Er vereinigte mit ſeinen freywilligen und gewöhnlichen Beſchäftigungen noch verſchiedene öffentliche Aemter, in deren Bekleidung er eine gleiche Fähigkeit bewies. Er war ein aufgeklärter Pacht-Verwalter; er beſorgte die Regie des Pulverweſens zur nemlichen Zeit als er Mitglied der Akademie war; er war Mitglied der Provinzialverſammlung des Orléanois; Verwalter der Nazionals-Schatzkammer; bey der konſtituirenden Nazionalverſammlung arbeitete er in dem Ausſchuß (Comité) der öffentlichen Auflagen. Zum Gebrauch dieſes Ausſchuſſes hat er auf meine Bitte ſein vortreffliches Werk über die Territorialreichthümer von Frankreich verfertigt. Er war Mitglied des Büreau der Konſultazionen und Kommiſſär für die Einführung der neuen Maße und Gewichte. An allen Orten, wo er hinberufen wurde, war er pünktlich, fleißig und aufmerkſam, als wenn er ſonſt gar keine andere Beſchäftigungen hätte. Er hatte immer entweder eine neue Ausſicht vorzuſchlagen, oder er beſtritt eine falſche Maßregel, oder er rechtfertigte mit ſeiner eigenen demonſtrativen Weiſe die Einrichtung, wie ſie ſchon bisher beſtanden hatte. Seine Beſcheidenheit, die andern zu verbieten ſchien ſeine groſſe Verdienſte zu bemerken, war nicht weniger bewunderswürdig als ſeine Verdienſte ſelbſt.

Lavoiſier vereinigte mit ſeinem groſſen Geiſte die rührendſten Eigenſchaften eines guten Herzens. Er unters

unterhielt im Stillen eine Menge Bedürftiger. Er unterſtützte mit ſeinem Rath und mit ſeinem Beutel unbemittelte Jünglinge, die ſich den Wiſſenſchaften widmeten. Er war einfach und rein in ſeinen Sitten, gemäßigt und weiſe in ſeinen Leidenſchaften, regelmäßig in ſeiner Ausführung; er war ein treuer Freund, guter Vater, guter Gatte.

Sein Tod gehört unter die Anzahl der Verbrechen, deren die verruchte Tyranney ſich ſchuldig gemacht; ſie, die allen Männern von Verdienſt den Tod geſchworen, und ihren Freunden und Bewunderern unmöglich gemacht hat dieſelben zu vertheidigen.

* *

VII.

Bruchſtück aus einem noch ungedruckten Roman.

Wilhelm Othaling an Karl Keinitz.

Thſn den 2. Jul. 1796.

Endlich! lieber Karl! — Still! ſtill! ich habe mir alles geſagt; aber auch, daß Du mir vergeben wirſt.

Und

nommen; in der Entwiklung derſelben ſo wol die innere als die relative Möglichkeit, die Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens, die Natur einer jeden Leidenſchaft, mit allen den beſondern Farben und Schattierungen, welche ſie durch den Individual-Character und die Umſtände einer jeden Perſon bekommen, aufs genaueſte beybehalten; daneben auch der eigene Character des Landes, des Orts, der Zeit, in welche die Geſchichte geſezt wird, niemal aus den Augen geſezt; und alſo alles ſo gedichtet ſey, daß kein hinlänglicher Grund angegeben werden könne, warum es nicht eben ſo wie es erzählt wird, hätte geſchehen können, oder noch einmal wirklich geſchehen werde. Dieſe Wahrheit allein kann Werke von dieſer Art nüzlich machen, und dieſe Wahrheit getrauet ſich der Herausgeber den Leſern der Geſchichte des Agathons zu verſprechen.

Seine Hauptabſicht war, ſie mit einem Character, welcher gekannt zu werden würdig wäre, in einem manchfaltigen Licht, und von allen

Und dafür, daß Du so lange warten mußtest, sollst Du auch, wenn das Glück gut ist, heute und die nächsten Tage eine mächtige Epistel zu lesen bekommen. Du weißt wohl noch, wenn ich Einmal in's erzählen und beschreiben komme! Oder hast Du es über meinem trockenen Zettelchen seit einem Jahre vergessen? Ach! ich war ja am Hofe! —

„Und da bist Du nicht mehr?"

Nein, mein Bester! in einer Laube bin ich, wo hundertjährige Buchen, von der Natur geordnet und gewölbt, über mir in kühlender Morgenluft lispeln; wo mir einzelne, glänzende Thautropfen auf Gebüsch und Gräser nur verstohlen Sonnenstrahlen zuführen; wo jezt ein einsamer Rosenkäfer mich umschwirrt, jezt hoch im luftigen Gewölbe ein fröhlicher Finke schmettert, und dann ein Hauch des Zefyrs einen ganzen Strom von Wohlgerüchen vom nahen Oehlbaum über mich her gießt! Hier sitze ich, der Kunst zu Ehren, bey einer Tasse Schockolade, aber, der Natur zu Ehren, froh und frey wie ein Gott! Und so kein Höfling!

Glaube nicht, Karl, daß aller Sinn für schöne Einfalt und frohen Naturgenuß erstorben sey. Nur in Euern steifen Städten, und vor allen in Euern Assembleen, und Kouren, und grands diners und petits soupers, und wie das alles weiter heißt, da kann er freylich nicht gedeihen! Wer wird ihn da auch nur suchen?

Es hat mich ſelbſt überraſcht, was aus Menſchen, wenn ſie nur ſonſt nicht ohne Herz ſind, werden kann, ſobald ſie die Feſſeln des Hoflebens wegwerfen. Du weißt, das Fr. v. Wertheim, mit der ich in M. in nahen Verhältniſſen war, und zu der ich doch durchaus kein Zutrauen faſſen konnte, dieſe war mit hier in Thalhauſen; und wäre ſie es noch, — ſchwerlich ſäße ich hier an Deinem Briefe! Sie hat uns aber dieſen Morgen verlaſſen; und dem Beſtreben, mich ein wenig zu zerſtreuen, und zu vergeſſen was wir an ihr und ihrer trefflichen Begleiterin, dem Fräulein von Leidart, verloren haben, — dem kommt eigentlich ein großer Theil des Verdienſtes zu, auf das ich gern allein Anſpruch machte. Du ſiehſt, das Hofleben hat mich noch nicht zum Lügner und Heuchler hinauf verfeinert.

Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie froh und ſchön mir die Wochen vergangen ſind, ſeitdem ich hier lebe. Ich habe Dir wohl einmal im Vorbeygehen geſchrieben, wie ich Julie von Minúthal kennen lernte. Damals ahndete ich nicht, was ſie mir werden würde, und überhaupt nicht, was ſie wäre. Nur ihre ſchöne Form, ihr ausdrucksvolles Auge fiel mir auf; aber einen gewiſſen Ekel an dem Hofweſen um uns herum (wir waren in M.) hätte ich beynahe äuſſerſt verkehrt ausgelegt, weil ich ihn nicht gleich herausfinden konnte. Das iſt das Schickſal der großen Welt! Gerade die guten Menſchen die ſich noch etwa darin finden, werden am erſten

ſten verkannt, weil man ſie da nicht erwartet. Auch fühlen ſie ſich da nicht an ihrem Platze, und das giebt ihnen oft etwas Fremdes, das leicht mißverſtanden wird. Das iſt Juliens Fall doppelt und dreyfach. Und gleichwohl welch ein herrliches Weib iſt dieſe Julie!

„In angebohrner, ſtiller Glorie,
mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
ſchulmäßiger Berechnung unbekannt,
gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
die ſchmale Bahn des ſchicklichen,
unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
wo ſie von eignem Beyfall nie geträumt.“

Wenn ſie Schiller nicht etwa kennt, ſage mir, Karl, wie konnte er dieſe Verſe machen?

Bey dieſer Julie und bey ihrem braven Manne, Gemahl wollt' ich ſagen, lebe ich nun ſeit mehrern Wochen, habe aber das Zählen verlernt. Das mußt Du mir nun nicht übel nehmen, Lieber! Man zählt wohl Pillen, die man nehmen ſoll, aber nicht Erdbeeren, die man genießen will.

Und ich genieße die Fülle! Mein ganzes Leben, Geiſt und Herz ſchweben immerfort in der reizendſten Abwechſelung von Genuß zu Genuß; und doch allenthalben ſo wirkend, ſo bildend! Manche ſchlafende Kraft wird geweckt, manche ſchwache geſtärkt,

manche ſchwere Arbeit im Spiele vollendet! Doch was Arbeit! Iſt's doch, als brauchte ich Entſchuldigung, daß ich einmal glücklich bin! Einmal! — Und iſt denn das nichts, ſein Gefühl ſchärfen, ſeinen Geſchmack veredeln, ſeinen Geiſt erhöhen?

An Juliens Seite würde eine Einöde zum Paradieſe; durch Geſellſchaft gewinnt vielleicht keine ihrer Eigenſchaften als ihr Witz, weil ſie ihm mehr Gegenſtände bietet. Schmähle mir nur nicht, wenn ich Dir geſtehe, daß wir uns auch den Genuß nicht verſagen, den man aus der Beobachtung der Thoren zieht, und der faſt der einzige iſt, wodurch ſie uns hier ſo manche Stunde entſchädigen, die man ihnen in der Welt aufopfern muß! Wir lachen zuweilen herzlich, aber wir lachen allein. Juliens Scherz iſt kein Hofſpott, welcher Kourzimmer und Vorgemach füllen, und von Haus zu Haus getragen werden will.

Am ſchönſten und wahrſten und vollſtändigſten ſie ſelbſt iſt ſie aber doch in den herrlichen Stunden ſüßer Schwärmerey, wenn ihr ſanfter Geiſt ſich an den milden Strahlen des Vollmonds aufſchwingt zu den Bildern reiner Freuden, ungemiſchter Liebe, unendlicher Freundſchaft. Karl, ſie dann ſprechen zu hören, dann von dem Glanze ihrer großen, blauen Augen verklärt zu werden — ! Ich fühle mich erhoben mit ihr über alle Armſeligkeiten des Erdenlebens, indem ich mich zugleich in den Staub deſſelben vor ihr niederwerfen und anbeten möchte!

Wenn

Wenn nur dieſe entzückenden Stunden mir nicht ſo oft auf die kläglichſte Art verkümmert würden! Aber da iſt ſo ein Fräulein Thereſe von Siegwart in unſrer Geſellſchaft! Julie hat ſich in ihrer frühern Jugend mit ihr in eine ſogenannte Herzensfreundſchaft verwickelt, als das liebe, holde Geſchöpf kaum noch wußte, ob es ein Herz habe; und nun iſt ſie zu gut und zu mitleidig, das kindiſche Band zu trennen. Da ſchleppt denn die ſtumpfe, geiſtloſe Maſſe in immer weitrer Entfernung hinten nach, und dehnt das Band immer länger. Zerreiſſen muß es endlich allerdings; aber die edle Julie will dies dem Schickſal überlaſſen, und — plagt ſich indeſſen! ſieht ſich um, zieht, hilft nach, wartet, als wenn wirklich noch Hoffnung wäre, Einen Weg mit ihr zu gehen. Zuweilen, bey ſehr anziehenden Gelegenheiten, wenn ich lieber ſchneller liefe als ſtill ſtehen möchte, überfällt mich ein wahrer Grimm gegen die Trägheit der Maſſe; aber Ein freundlich warnender Blick Juliens erſtickt jeden Keim des Ausbruchs, und ich neige mich vor ihrer Größe. Auch iſt Thereſe allerdings ein ganz gutes Mädchen, wie man das nun ſo nimmt. Im alltäglichen Laufe des Lebens hat ihre Aufmerkſamkeit, ihre Gefälligkeit und ein gewiſſes nachgiebiges, biegſames Weſen, das aus dem Gefühle ihrer — Unterlegenheit entſpringen mag, gewiß ſeinen Werth, und bey manchen von den leichten, lieblichen Szenen, die unſer Leben hier ſo glücklich machen, hat ſie ſich wohl gar Verdienſt erworben. Nur wo es

auf Empfindung aus eigener Kraft und Fülle, auf Entwickelung ſeiner Bemerkungen, auf Scharfſinn und Geſchmack ankommt, — o! das hohle bettelhafte Nachbeten! Du glaubſt nicht, Lieber, wie mich das anekelt! Und dann — was iſt für Verlaß auf Menſchen ohne Karakter, ohne eigene Kraft! So ein Butterherz kann heute für Dich zerſchmelzen, aber auch Morgen den Gift aufnehmen Dich zu vergeben. Wie es triſt.

Ich ſträubte mich vergebens. Halten Sie die Feder feſt, ſagte mein Schreibmeiſter, und ſehen Sie auf's Papier; ſonſt geht's nicht! Der ehrliche Mann hatte recht, das ſehe ich jetzt klärlich ein. Denn ſobald ich vorhin Julien im Gemüsgarten hinter mir gewahr wurde, zitterten mir die Finger, und mein Kopf wollte immer links. Es ging nicht. Da gab ich denn nach, ſchlich hin zur lieben reitzenden Gärtnerin, und half ihr mit aller der exemplariſchen Ungeſchicklichkeit, die ſie ſchon manchmal zu dem treuherzigen Ausruf brachte: o wie dumm, lieber Othaling! und die ich, im Vertrauen geſagt, zuweilen abſichtlich übertreibe, weil mir dieſer trauliche Scherz ſüßer klingt als das vollſte Lob Deiner Miniſter. Nun hat ſie mich in die Stube beſchieden, wo ſie ein Geſchäft hätte, das ſie feſſelte. Und wenn der Nachmittag ſchön bliebe ... ich mochte nichts weiter wiſſen, ſprang her, Dir das zu ſagen und zuſammen zu packen. Aber ich ſchreibe

Dir

Dir gewiß nun fleißiger. Iſt doch mein Herz der Freude zu voll, um ſie allein zu faſſen!

Derſelbe an Denſelben.

Thſn. den 3ten Julius.

Sind das nicht liebliche Szenen, mein Karl? — Heute nach einem ſchwülen Tage war ich mit Hn. v. Minnthal auf das Feld hinter dem Buchendom gegangen, um auszumeſſen; womit wir ſchon ſeit mehrern Tagen ſehr emſig, und, da ich gar keine Werkzeuge und wenig Hülfe habe, zuweilen ſehr poſſierlich beſchäftiget ſind. Es ſoll nemlich auf einem noch zur Zeit ganz kahlen Boden eine engliſche Anlage entſtehen. Nun bin ich zwar im Grunde gar nicht für dieſe Duodeznatürchen, die man in Teutſchland engliſche Gärten nennt, und die gemeiniglich weder Natürlich noch Engliſch ſind. „Inzwiſchä und indeſſä,“ (wie ein benachbarter Pinſel von Arzt ſagt, der uns zuweilen einige Stunden verdirbt) um der herrlichen Laube eine angenehmere Ausſicht zu geben, und für den Genuß einiger reitzenden Geſichtspunkte jenſeit des Dorfes auf der kahlen Höhe einen ſchönern Standpunkt zu bereiten, mag die kleine, am Ende doch ziemlich unſchuldige Steckenreiterey immer hingehen. Ich meſſe alſo, und zeichne und pflanze mit ihm Roſen, die ihr blühen und duften und ſchatten ſollen. Und das thaten wir auch heute gegen Abend. Siehe,

Da kam Julie und Frl. Therese, schwer beladen mit einem großen Napfe voll saurer Milch, mit Brod, Tellern, Löffeln und allem Zubehör. Wir lagerten uns auf bloßem Rasen, kühl und grün. Die gütigen Feen bedienten uns; eine setzte meinen Teller wagerecht, die andere jagte mir die Mücken von der Stirne; Julie nennte sich meine Mutter, mich ihren Wilhelm, und dieses liebliche Fest das Wilhelmsfest; Therese (die, beiläufig, in den besten Jahren, zwischen 40 und 50, ist) wurde meine Tante, sehr politisch! denn so kann sie ja gar noch die jüngere Schwester seyn, und mein liebes Mütterchen ist selbst schon jünger als ich. Noch mehr Gesellschaft kam hinzu, und wir scherzten und lachten, bis uns Regen und Gewitter vertrieb. Und solche reitzende, romantische Freuden haben wir oft! Sind das nicht liebliche Szenen, mein Karl?

Den 11ten Jul.

Bleib mir mit Deinen metafysischen Spekulazionen vom Halse! Am Hofe zu leben und Mathematik zu lernen, was für ein Einfall! Man wird Dich nicht dulden! man wird Dich fortjagen! „Du Pez willst klüger seyn als sie?“

Oder sind Eure Hülfsmittel gegen Langeweile so gänzlich erschöpft, daß Ihr aus Verzweiflung zu dem Aeußersten greifen müßt, — Euern Verstand zu bilden? Arme, bedauernswürdige Unglückliche! Ihr

habt die gerechtesten Ansprüche auf allgemeines Mitleiden, denn es wird eine verzweifelte Bildung werden! — Doch das hat nichts zu sagen! In die Noth können ächte Hofleute nie kommen, so lange es noch Karten giebt, diese herrlichen Kunstwerkzeuge, deren Gebrauch jeder gescheide Mensch schon deswegen verachten sollte, weil der Dümmste sich ihm darin gleichsetzen kann. Wir lachen hier jetzt manchmal herzlich darüber, (sonst habe ich mich gelegentlich weidlich geärgert) wenn man von vermehrter Geselligkeit schwazt, und unserm Zeitalter wohl gar Höflichkeiten darüber sagt. Es ist wahr, man hat festgesetzte Assembleen — zu spielen; man geht in Gesellschaften — um zu spielen; man wird zu Soupers gebeten — um zu spielen; man hält Ressourcen, stiftet Klubs, schließt Sozietäten, ist Mitglied von Harmonien und Melodien, — um zu spielen; sogar die Freymäurer halten ihre Logen — um zu spielen; selbst die Freuden des Gaumens werden eingeschränkt und abgekürzt, — weil noch Beeten abzuspielen sind. Herrliche Geselligkeit! Wahrlich, wenn unsrer Großmütter Blindekuhspiel nicht mehr wahres, herzliches Vergnügen gewährte, als alle unsere Prunkgesellschaften, so soll man mein Bildniß künftig zum Piquebuben gebrauchen! — Hier dient das Kartenspiel nur als Hofnarr, um der Laune einen neuen Anstoß zu geben. Wenn es ja einmal widerfährt daß eine leere Pause entsteht, (denn die bedeutungsvollen, tiefer Empfindung oder prüfenden Nachdenkens, stört nur ein schaler Flachkopf)

so darf Julie nur rufen: setzt die Tische und gebt Karten! um von allen Seiten Spott und Lachen zu erwecken, denn — es sind gar keine Karten im Hause. Dafür lebt und webt alles in dem Bestreben zur allgemeinen Freude beyzutragen, zu gefallen und sich gefallen zu lassen. Auf die reizendste, nie ermüdende, nie erschöpfende Art wechseln Geschäfte mit schönem, prunklosem Genuß, oder vereinigen sich sogar zusammen, ohne daß jene darum desto schlechter abgethan würden. Im Gegentheil, es müßte wunderlich zugehen, wenn nicht alles besser ginge, was mit frohem Herzen geschieht.

Ein vorzügliches Mitglied dieses schönen Bundes, in welchem ich mich als Ehrenmitglied so überaus wohl befinde, habe ich Dir noch nicht genannt, eine Mamsell Braf, Schwester des hiesigen Predigers. Ihren Kalendernamen, Dorothea, habe ich ein für allemal für die Prose und Werkeltage in Dorchen verwandelt; für die Poesie aber und an hohen Sonn- und Festtagen heißt sie Dora, auch wohl gar Doris. Das wird aber natürlich nur selten gebraucht, wie die Paradeschabracken Eurer Trabanten, damit es seinen Glanz nicht verliere. Uebrigens kann ich Dich versichern, daß schwerlich jemals eine Doris von allen, die Dichter und Dichterknaben besungen haben, ein besseres, lieberes, vortrefflicheres Mädchen gewesen seyn wird, als diese hier. Schön ist sie nicht; aber wer sie sieht in ihrem Wesen, in ihrer Thätigkeit, in ihrem Frohsinn, wie

seinen Seiten bekannt zu machen. Ohne Zweifel giebt es wichtigere als derjenige, auf den seine Wahl gefallen ist. Allein, da er selbst gewiß zu seyn wünschte, daß er der Welt keine Hirngespenster für Wahrheit verkaufe; so wählte er denjenigen, den er am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Aus diesem Grunde kann er ganz zuverläßig versichern, daß Agathon und die meisten übrigen Personen, welche in seine Geschichte eingeflochten sind, wirkliche Personen sind, dergleichen es von je her viele gegeben hat, und in dieser Stunde noch giebt, und daß (die Neben-Umstände, die Folge und besondere Bestimmung der zufälligen Begebenheiten, und was sonsten nur zur Auszierung, welche willkührlich ist, gehört, ausgenommen) alles, was das Wesentliche dieser Geschichte ausmacht, eben so historisch, und vielleicht noch um manchen Grad gewisser sey, als irgend ein Stük der glaubwürdigsten politischen Geschichtschreiber, welche wir aufzuweisen haben.

geschickt, wie fleißig sie ist, und wer das Glück hat, (denn es ist Glück und setzt ihr Zutrauen voraus, weil sie ausserdem zurückhaltend bis zur Blödigkeit ist) sie urtheilen, sie mit der guthertzigsten Laune scherzen zu hören, der wird, wenn es ihm sonst nicht am Besten fehlt, bald nicht mehr Zeit haben, ausser ihren geistvollen Augen auf etwas anderes Aeusseres an ihr zu merken, und vielleicht in eine angenehme Befremdung gerathen, das nicht schöne Mädchen lieben, und das junge, anspruchlose Mädchen verehren zu müssen. Wenigstens ging das mir so.

Du schaltest sonst immer meine Forderungen an ein Mädchen nach meinem Sinne übertrieben; aber komm und siehe! Bey Dorchen findest Du sie alle erfüllt, alle! Denn Schönheit war, wie Du weißt, nie darunter. Wenn ja noch etwas fehlt, so ist es der Reiz derjenigen Anmuth, die nicht durch den Ausdruck schöner Gefühle, sondern durch die Kunst schöner mechanischer Bewegungen entsteht, und fast ausschliessend nur in der großen Welt erlangt werden kann.

Dorchen ist bey unsern Hauptfesten beynahe unentbehrlich. Seit einem der schönsten habe ich sie unser Geniechen benamset. An einem der besten Nachmittage, unter den vielen guten, die uns geworden sind, zogen wir aus, alt und jung, bey funfzehn Personen. Mutter Julie führte den Zug an, mit einem großen Weidenzweige in der Hand, und einem gewaltigen Ernste im — Fußtritt. Dorchen

chen und ich, mit Blumenkränzen auf den runden Hüthen, folgten mit einem Handkorb voll Erfrischungen, den wir an einem Stocke trugen. Die andern scherzten beiher.

. . So zogen wir durch das Dorf, an einem kleinen Bache hin, der lieblich ein frisches Wieschen umschlingt, und gelegentlich eine Mühle treibt, — über seinen hohen Teufelssteg, neben dem man jetzt unten bequemer gehen kann, in den Eichenwald. Ich habe da manches herrliche Plätzchen, und Mütterchen wußte sie alle heraus zu finden. Als wir einen kleinen Fichtenhügel hinauf sollten, wollte Dorchen die Hände wechseln, ohne unsere Bürde niederzusetzen. Da ich nun auf ihr Kommando mit der Linken und sie mit der Rechten faßte, fand sie sich sehr betroffen, daß wir nach der Gegend standen, wo wir herkamen. Diese possierliche Zerstreuung, die der kleine Schelm wohl noch obendrein, aber dann auch unübertrefflich, spielte, belebte den ganzen Wald durch unser Gelächter. Alle Dryaden und Hamadryaden antworteten unsern Aufforderungen. Scherzend erstiegen wir den Hügel, und ruften das neue Geniechen aus. Siehe, da fanden sich Heidelbeeren! Mir wurde das Suchen sauer, und ich nahm mein Sehglas zu Hülfe, doch ganz verstohlen. Ein neues Gelächter hinter mir verrieth mir bald, daß Dorchens nachsichtige Augen kein Sehglas gebraucht hatten. So zogen wir unter beständigen Neckereyen den Hügel hinab, an dessen

ſen Fuße uns der Spiegel eines kleinen rund von Büſchen umkränzten Teiches entgegen glänzte. Welch ein entzückendes Plätzchen! Trotz dem Glanzmeere, worin die ganze Natur ſchwamm, hüpften durch die liſpelnden Wipfel majeſtätiſcher Eichen nur einzelne Lichtpunkte auf den Wellen und im friſchen Graſe umher, und milderten den Schatten zum lieblichſten Helldunkel. Unmittelbar am Fuße des Hügels rieſelt das geſchäftige Bächlein, das den Teich bewäſſert hat, hinab durch ein ſchmäles, langes Wieſenthal, im Hintergrunde begränzt von einem Streifen des Waldes, hinter deſſen Gipfeln höher liegende Felder durchſchimmern. Neben dem geſchwätzigen Bächlein eine hundertjährige Linde in aller ihrer Pracht, von welcher Geſang und Wohlgerüche herabfloſſen. Selbſt die Fiſche, die armen ſtummen Fiſche, ſchnalzten und ſprangen vor Freude über die göttliche Natur, über den göttlichen Tag und das elyſiſche Plätzchen. Aber Juliens ſchönes, gefühlvolles Auge ſchwebte umher über der Herrlichkeit, wie der Geiſt Gottes auf dem Waſſer, und richtete ſich dann Freude ſtrahlend auf mich. Worte gab es nicht, aber mit einemmale brachen wir aus, und Dorchen ſtimmte mit ein:

„Wie herrlich leuchtet
uns die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Düfte
aus jedem Zweig,
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch;

Und Freud' und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd'! o Sonne!
o Glück! o Lust!"

Mütterchen! bestes Mütterchen, laß uns hier lagern! rief ich, und lag schon zu ihren Füßen. „Noch nicht, Wilhelm! wir wollen erst weiter." Und so versteckten wir unsern Mundvorrath in einen Busch unter der Linde, und durchzogen Hand in Hand manchen schönen Waldweg.

Da erhob Fräul. Therese ihre Stimme, und sprach mit zuckender Begeisterung von der Seligkeit jenseit des Grabes in höhern Sfären, welcher diesseits nichts ähnlicher sey, als das Leben in einem Bauerhüttchen, wie sie es nächstens beginnen wolle, abgeschieden von aller Eitelkeit der Welt, im traulichen Umgange mit sich selbst und ihren abwesenden Lieben.

(Ach! wären wir doch schon darunter! seufzte ich Julien ins Ohr.)

Therese fuhr fort, uns ihr Hüttchen zu mahlen, und das Gärtchen dabey, und das Ställchen mit ihren

ihren Hünerchen, und ich glaube, Schweinchen für den Winter, und zählte uns die Blümchen vor, die sie eigenhändig pflanzen, und welche sie zu Denkmalen jeder guten Seele, die sie auf der Wallfahrt dieses Lebens gefunden habe, widmen wolle. Sie sprach sich den Huth vom Kopfe, und beynahe die Röcke vom Leibe, weil sie in ihrer Verzückung weder Zweigen noch Sträuchen auswich. Auch wollten keine anderen Zerstreuungen anschlagen, die wir ihrer Beredsamkeit in den Weg legten, bis ich endlich in dem Unmuthe meines Herzens ihr zu widersprechen anfing, und behauptete, sie sey zu diesem Umgange mit sich selbst gar nicht gemacht, und ihr geträumtes Glück werde in der Wirklichkeit nicht lange dauern. Das setzte sie in Flammen; der Streit wurde lebhaft; ich zog den Prediger mit hinein, und überließ dann diesem, sie aus 1 Mose 2, 18. zu widerlegen. Sic me servavit Apollo!

Die Sonne glühte niedriger durch die Büsche, und vergoldete die hohen Wipfel entgegenstehender Eichen. Auf den angenehmsten Krümmungen der Waldwege hatte uns H. v. Minnthal zu manchem noch nicht gesehenen schönen Plätzchen geführt, bis wir auf einmal durch Juliens Leitung uns nahe bey der ehrwürdigen Linde wiederfanden. Unter ihrem Schutze war frische Milch und Butterbrod, Kuchen, allerley Fleisch und Obst aufgeschüsselt, wie von einer gütigen unsichtbaren Fee. Sie wurde sichtbar; denn hinter einem Busche hervor vom Teiche

her

her kam Dorchen mit ein paar Flaſchen Wein in der Hand. Die Fröhlichkeit der Mahlzeit, den Jubel dieſes herrlichen Abends will ich Dir auszumahlen überlaſſen; kann ich doch ohnedieß mit meinen Beſchreibungen kein Ende finden! Die Sonne glühte hinter dem Wieſenthale, und ihr gegenüber ſchwebte beſcheiden der Mond am Himmel und auf dem Teiche, deſſen Glätte nur durch tanzende Mükken geſtört wurde. Ich ließ ihn ſchweben auch auf dem teutſchen Schampagner in meinem Glaſe, auf vortrefflichem Birkenweine, von Julien bereitet, und ſang in das Chor der muntern Grillen:

„Wie durch meine kleinſte Nerve Freude rollt und Wonne glüht!
Wie mein Auge ganz ſo anders rings umher die Schöpfung ſieht!
Jede Zukunft, jede Ferne liegt vor mir hell aufgethan;
Jetzt berühr' ich ſchon die Sterne, reiche bis zum Mond hinan!"

Beyläufig, von Seiten der Muſik eine Dithyrambe, wie ich — dir keine weiter zu nennen weiß. Auch iſt es Juliens Lieblingsſtück.

In allgemeiner Fröhlichkeit kamen wir beym Glanze des Mondes ſpät zurück, voll des herrlichen Tages, und doch ſo ruhig im Innern! Mich erfüllt das alles mit unausſprechlichen Empfindungen.

Wie

Wie lange ſuchte ich nach Menſchen, die Herzensgenuß im Schoße der Natur zu ſchätzen wüßten! Wie lange! Nun habe ich ein ſolches Völkchen gefunden, habe alles was ich bedarf, mehr als ich verdiene, und — von allen Mitgliedern deſſelben iſt wohl noch immer der unſteteſte — Dein Wilhelm!

Schreibe mir fleißig, Karl! ich werde deſſen bedürfen; denn Julie muß auf einige Wochen verreiſen, und ich fürchte mich vor der Einſamkeit.

IX.

Auszug eines Briefes aus England.

London den 28. Auguſt 96.

— Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß Hrn. Hammond's Sendung den geringſten Einfluß auf unſere Kriegs- und Friedensſpekulazionen gehabt habe. Man kennt die unerſchütterliche Feſtigkeit des Miniſters — von der Oppoſizion wagehalſige Halsſtarrigkeit genannt — zu genau, um darauf einiges Gewicht zu legen. Es iſt ziemlich allgemein bekannt, daß die ganze Ambaſſade nur ein politiſches Blendwerk geweſen ſey, und daß Hr. H.

gentlich nur die alten Subſidien: Rechnungen mit dem Berliner Hof zu berichtigen gehabt habe.

Weit intereſſanter iſt der für gewiß angenommene Bruch mit Spanien. Nach einem alten Sprichworte iſt ein Krieg mit Spanien ein wahrer Fund für die engliſchen Seeleute und führt zum Frieden (a Spaniſh war is proverbially grateful to our ſailors and is generally the fore-runner of Peace). Die nach Portugal und Kadix handelnden Kaufleute ausgenommen, iſt daher auch der größere Theil der Nazion über dieſen neuen Krieg gar nicht betreten. Mögen doch, ſagen unſere Politiker, die Spanier die Fantome der franzöſiſchen und holländiſchen Flotte zu der ihrigen ſtoßen laſſen! Unſere Ausſichten zu Sieg und Beute werden dadurch nur gewiſſer.

Der zweyte Umſtand, der wirklich hier und da Aufmerkſamkeit erregt, iſt das Gerücht von einer Landung der Franzoſen auf unſerer Inſel. Zwar laſſen ſich alle Beſorgniſſe deßwegen durch die Geſchichte aller frühern Verſuche der Art in neuern Zeiten lächerlich machen. Allein hat nicht dieſer Krieg vom Anfang an alle hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeitsprediger zu Schanden gemacht? Man will hier aus mehreren untrüglichen Kanälen die Nachricht haben, daß unſere Feinde ſeit einigen Monaten an der ganzen weſtlichen und nördlichen Küſte einige

einige tauſend Kanonierſchaluppen und bewaffnete Boote in Bereitſchaft ſetzen, womit die Landung an verſchiedenen Orten zu gleicher Zeit vorgenommen werden ſoll. Ein Niederländer, Musquin, der im letzten Schwedenkrieg einen anſehnlichen Poſten auf der Schwediſchen Galeerenflotte bekleidet haben ſoll, dirigiert, wie man ſagt, dieß weitausſehende Unternehmen, wozu in allen Nazionalforſten die ſchönſten Bäume ausgeſchlagen und an die Küſten geſchafft worden ſind. Dort werden die Boote nicht in den gewöhnlichen Schiffswerften, ſondern einige Meilen tiefer im Lande gezimmert, damit alles verborgen bleibe, und die Engländer nicht zu früh Nachricht davon erhalten. Die Boote ſollen übrigens ganz ſo wie die Schwediſche Scheerenflotte zugerichtet werden, und 100,000 Mann zur Landung ſchon bereit ſeyn. Das Uebertriebene von dieſer Erzählung ſpringt von ſelbſt in die Augen. Indeſſen kommen doch Nachrichten davon ſelbſt in den geleſenſten Miniſterialblättern. Und ſo ließe ſich wenigſtens die politiſche Abſicht bey der Verbreitung ſolcher Gerüchte leicht errathen. Man muß vor der Eröffnung des Parlements Alarm blaſen, und ſo iſt das Ganze weiter nichts als eine politiſche Liſt (a miniſterial trick).

Die Wiederausſöhnung des Prinzen von Wallis mit ſeiner Gemahlin iſt aufs neue ſehr problematiſch und beſchäftigt unſere Morgenblätter mehr als jemals. Aber

der gute, alte König selbst hat neuerlich sehr herhalten müssen, weil er aus einer übertriebenen Oekonomie seine Paradepferde von dem Königl. Staatswagen verkauft haben soll, die nun, unbrauchbar und abgelebt wie sie waren, in dem, dem westlichen Ende der Stadt entgegengesetzten Theile zu sehr niedrigen Diensten gebraucht werden. Dieß empört das Gefühl der Nazion, und sie erzählen, daß noch vor kurzem einige gediente Pferde des Königs Georg II. zu Charing-Croß das Gnadenfutter gefressen hätten. Die Gesinnung ist edel, die aus diesem Unwillen hervorleuchtet; der König ist aber in so fern unschuldig, als nicht Er, sondern einer der Stallmeister, die Pferde zum Gebrauch eines gewöhnlichen Lohnkutschers verkauft hat. Da die Nummer dieser Lohnkutsche bekannt wurde, so wollte jedermann die Ehre haben, von den abgesetzten königl. Paradepferden gezogen zu werden, und so mußten diese armen Thiere freilich ihren vorigen Ehrenstand sehr hart büßen. —

Der bekannte Peter Pindar, oder Dr. Woolcot, der mit seinem beißenden Witz niemand verschonte der zum Hof gehörte, hat sich nun endlich doch mit einer Pension von 200 Pf. St. das Maul stopfen lassen, so sehr er auch selbst gegen diese Verkäuflichkeit sich ereifert, und besonders dem Hofpoeten, James Pye, die bittersten Vorwürfe deßwegen gemacht hat. Aber so ist es mit allen unsern Karrikaturzeichnern und Satyrenschreibern.

Vorbericht.

Es iſt etwas bekanntes, daß öfters im menſchlichen Leben weit unwahrſcheinlichere Dinge begegnen, als der Chevalier de Mouhy ſelbſt zu erdichten ſich getrauen würde. Es würde alſo ſehr übereilt ſeyn, die Wahrheit des Characters unſers Helden deßwegen in Verdacht zu ziehen, weil es öfters unwahrſcheinlich iſt, daß jemand ſo gedacht oder gehandelt habe, wie er. Wenn es unmöglich ſeyn wird, zu beweiſen, daß ein Menſch, und ein Menſch unter den beſondern Beſtimmungen, unter welchen ſich Agathon von ſeiner Kindheit an befunden, nicht ſo denken oder handeln könne, oder wenigſtens es nicht ohne Wunderwerke, Einflüſſe unſichtbarer Geiſter, oder übernatürliche Bezauberung hätte thun können: So glaubt der Verfaſſer mit Recht erwarten zu können, daß man ihm auf ſein Wort glaube, wenn er poſitiv verſichert, daß Agathon wirklich ſo gedacht oder gehandelt habe. Zu gutem Glüke finden ſich in den beglaubteſten Geſchichtſchreibern, und ſchon allein in den Lebensbeſchreibungen des Plutarch Beyſpiele genug, daß es möglich ſey, ſo edel, ſo tugendhaft, ſo enthaltſam,

bern. Ein goldener Regen von Jupiter, ſagt Peter Pindar ſelbſt irgendwo, macht alle Fröſche, die nach Waſſer quaken, ſtumm, wie die übrigen Fiſche. Es iſt ja mit den ins und outs im Parlements ſelbſt völlig derſelbige Fall.

Nun werden wir auch endlich die Oſſianiſchen Lieder in der galiſchen Originalſprache gedruckt erhalten. Macpherſon hat in ſeinem Teſtamente zu ihrem Druck 1000 Pf. vermacht. Es ſind dieſelbigen Originalſtücke, die er ſchon vor 25 Jahren in Edinburg beym Buchhändler Grant niedergelegt hatte, damit ſich jedermann von ihrer Aechtheit überzeugen könnte. Er hatte aber nur einen Theil davon ſelbſt aus dem Munde alter Familienväter in den Hochlanden aufgefaßt. Der größere Theil beſtand in zwey Handſchriften, die zwar gleichfalls ächt, aber nicht ſein Eigenthum wären. Dieſe wurden von ihren wahren Beſitzern reklamiert, und ſo mußte Macpherſon durch die ſchnelle Zurücknahme der deponierten Handſchriften freylich den Verdacht erregen, als wäre es mit ihrer Aechtheit ſelbſt nicht ganz richtig. Das alles wird ſich nun durch die endliche Herausgabe der Originale ſelbſt zur Zufriedenheit aller derjenigen aufklären, die was Johnſon, Scharp und Konſorten gegen die Aechtheit vorbrachten, nie der Mühe einer Widerlegung werth hielten. Hr. Mackenzie, der bekannte Schottiſche Geſchichtsforſcher, beſorgt die Ausgabe unter der Aufſicht

des Hrn. Fraſer, des von Macpherſon ſelbſt ernannten Teſtamentvollſtreckers. Sie wird ſehr ſplendid in gr 4. mit dem galiſchen Alfabet (das viel Aehnlichkeit mit dem alten Sächſiſchen, und, nur drey von den übrigen verſchiedenen Buchſtabenzeichen hat) gedruckt erſcheinen. Zu wünſchen wäre es, daß ihr ein galiſches Gloſſarium beygefügt würde, wozu aber bis jezt kein Anſchein da iſt.

Uebrigens bekümmerte ſich Macpherſon ſelbſt, nachdem er Parlamentsglied und Agent des Nabob von Arcot geworden war, wenig mehr um galiſche Litteratur und Oſſianiſche Lieder. Er machte ſich durch ſeinen Stolz und durch praleriſche Prachtliebe ſelbſt in den Hochländern, wo er einſt ein armer Schulmeiſter geweſen war, und nun einen prächtigen Pallaſt zu ſeinem Landſitze erbauete, verhaßt, und durch die Anordnung in ſeinem letzten Willen, nach welcher er ſeinen Leichnam mehr als 80 teutſche Meilen weit von Schottland in die Weſtminſterabtey nach London bringen ließ, auch diſſeits der Tweed ſehr lächerlich. Schwerlich dürfte ihm daher auch ein eigenes biografiſches Denkmal geſetzt werden.

Um ſo größer iſt die Erwartung auf die Biografie des berühmten ſchottiſchen Geſchichtſchreibers Robertſon, die wir nächſtens aus der Feder des würdigen Steward, Profeſſor der Moralfiloſofie zu Edinburg, erhalten werden. Von dieſem eben ſo edeln Mann als

trefflis

trefflichen Schriftſteller, der vor kurzem auch ſeinem Freunde, dem groſſen Adam Smith, ein ſo leſenswürdiges biografiſches Denkmal, in der von ihm beſorgten Ausgabe der poſthumous Eſſays von Smith, geſetzt hat, läßt ſich über Robertſons Leben und Schriften etwas nicht ganz gewöhnliches erwarten. Er hat zu dieſer Abſicht von der Familie die ganze Korreſpondenz des Verſtorbenen erhalten, die ſich über alle Länder Europas erſtreckte, und beſonders höchſt intereſſante Beyträge zur ſpaniſchen Litteratur enthalten ſoll, da Robertſon viele Jahre mit Ulloa, Campomanes, Munnoz und andern gelehrten Spaniern, in einem vertrauten Briefwechſel geſtanden hat. Viele dieſer Briefe ſollen der Biografie an gehöriger Stelle eingewebt und dadurch dem Ganzen noch mehr Glaubwürdigkeit und Mannigfaltigkeit gegeben werden. Der Biograf erhält dadurch zugleich Gelegenheit, manches ſo fein zu behandeln, als es ohne dieß Hülfsmittel nicht möglich ſeyn würde. So möchte es ihm z. B. Mühe koſten, den guten Robertſon wegen der Herausgabe ſeiner letzten Schrift, die Unterſuchung über die Kenntniß der Alten von Indien, die ſo manche Spuren der Eilfertigkeit und des ſchwächenden Alters an ſich trägt, ganz zu entſchuldigen, da er den wahren Grund ſchwerlich für eine Biografie geeignet finden dürfte. Dieß war nämlich das Anerbieten eines Buchhändlers, der 1000 Pf. Honorar dafür verſprach, eine Summe, die der Familie wichtig genug ſchien, um den alten Vater

durch alle mögliche Ueberredungskünste zur Vollendung dieser Arbeit zu bewegen. Der erste Theil der Robertsonschen Lebensbeschreibung von Stewart ist schon vor einiger Zeit in einer Sitzung der Edinburger Sozietät der Wissenschaften mit großem Beyfall vorgelesen worden.

Dergleichen Ehrenpfennige, wie der eben angeführte, werden aber jetzt selbst in England alle Tage seltner. Die Buchführer richten sich nach der herrschenden Liebhaberey des kauflustigen Publikums, das nur nach äußerm Glanz und nach Druck- und Kupferverzierungen fragt, und sich um den innern Gehalt wenig bekümmert. Daher werden die mittelmäßigsten Produkte mit aller möglichen Verschwendung aus Bampton's oder Bentley's Druckerey mit Figgin's Buchstaben auf dem kostbarsten Velinpapier gedruckt und mit ungeheuren Preisen bezahlt, weil diese Büchermacherey zu einem bloßen Artikel des Luxus herabgesunken ist.

Indessen kommen ja wohl auch noch einzelne Ausnahmen vor. Das neueste Beyspiel der Art ist der neueste Roman der als Miß Burney auch außer England bekannten Schriftstellerin, Camilla or a Picture of Youth betittelt, in 5 Bänden in kl. 8. Sie ist die Tochter des berühmten Dr. Burney, des Verfassers der allgemeinen Geschichte der Musik, der musikalischen Reisen, und ganz neuerlich eines Lebens des

Mu-

Metaſtaſio. Ihre Evelina und Cäcilia iſt auch bey Ihnen in Teutſchland, ſo viel ich mich erinnere, fleißig geleſen und ſogar nachgedruckt worden. Miß Burney hat einen franzöſiſchen Emigranten geheurathet und heißt jetzt Madame Arblay, iſt aber eben dadurch in Mangel und häusliche Verlegenheiten verwickelt worden. Um ſich zu retten, kündigte ſie ihren neueſten Roman auf Subſkripzion an, und dieſe fiel wirklich aus Hochachtung gegen eine Schriftſtellerin, deren frühere Produkte allgemeinen Beyfall erhalten hatten, ſo ergiebig aus, daß ſie bloß dadurch eine Summe von 3000 Pf. Sterling (19000 Thlr.) zuſammenbrachte!! Es verſteht ſich, daß dieß ganz unmöglich geweſen wäre, wenn nicht mancher für ein einziges Exemplar 10 Pf. und mehr ſubſkribiert und die ganze Sache nur für eine anſtändige Manier, der geehrten Schriftſtellerin ein Geſchenk zu machen, angeſehn hätte. —

Der Major Rennel arbeitet an einem großen Werk über Perſien. Er macht auf alle teutſchen Bücher Jagd, die dahin einſchlagen, unter andern auf Heerens Ideen, die unter dem teutſchleſenden Publikum hier viel Aufſehen machen. Ob das neuerlich genannte Buch über die Flüſſe Oberaſiens einen Pendant zu dieſer Beſchreibung von Perſien machen werde, kann ich nicht ſagen.

Uebrigens geht es noch immer raſch ans Ueberſetzen teutſcher Bücher. Einer meiner Freunde hat jüngſt den

Sebaldus Nothanker trefflich für den engliſchen Gaumen zugerichtet. / Aber wo das Studium der teutſchen Sprache recht zur Mode geworden iſt, das iſt die Hauptſtadt des Schweſterkönigreichs, Edinburg. Dorthin werden auch die Kantiſchen Schriften zu Dutzenden von Bohn in Hamburg verſchrieben.

Aus einem zweyten Briefe.

London den 10. Sept. 1796.

Der Unterſtaatsſekretair Hammond hatte die gewiſſe Verſicherung vom feſten Lande mitgebracht, daß das Pariſer Direktorium zu Friedensunterhandlungen ſehr geneigt ſey, wenn man von engliſcher Seite die Eroberungen in Weſtindien zurück geben, und den Rhein zur Gränze der Republik laſſen wollte. Darauf ſollte auch der bekannte zum Geſandſchaftspoſten nach Konſtantinopel beſtimmte Jackſon nach Paris abgehen. Allein die neueſten Nachrichten von den widerholten Niderlagen der Franzoſen und den Demonſtrazionen der Kaiſerin von Rußland, haben dem Miniſter wahrſcheinlich ganz andere Geſinnungen eingeflößt, zumal da es, nach dem ſchon beſtimmten Plan, keiner neuen Anleihe, ſondern nur einer Generalreform in der Landtaxe bedarf, um die neuen Hülfsmittel zuſammen zu bringen. Eine andere Frage iſt freylich, ob dieſe Reform nicht alle Landeigner

(gont-

(gentlemen of landed property) aufbringen wird, die bis jetzt die ſicherſte Stütze der Regierung waren. *)

Sehr intereſſant war es, während dieſer Kriſe die Rhetorik der Miniſterialblätter zu bemerken, die noch immer auf einen Ausrottungskrieg beſtanden hatten. Freylich, ſagen ſie, iſt es empörend, daß wir mit den Franzöſiſchen Uſurpatoren — das Wort Direktorium iſt ihnen unbeſchreiblich verhaßt — ſogar in Paris ſelbſt in Friedensunterhandlungen uns einlaſſen ſollen. Allein das öffentliche Gewiſſen iſt von der Empfindung eines Privatmannes weſentlich unterſchieden. (Juſtice, honour, and morality in private life differ eſſentially from thoſe qualities, as relate to publick national concerns!!) Demnach muß man ſich freylich fügen, und das Unpolitiſche der Fortſetzung des Kriegs anerkennen ꝛc.

Das engliſche Miniſterium hat durch ein Kartelſchiff mehrere Kiſten von den Merkwürdigkeiten, die Entrecaſteaux

*) Der Londner Korreſpondent ſcheint noch nicht ganz genau unterrichtet geweſen zu ſeyn. Der Plan iſt, daß jeder Eigenthümer, der aus den Fonds oder aus liegenden Gründen mehr als 400 Pf. Einkünfte bezieht, von jedem Pf. was er über dieſe 400 Pf. bezieht, der Regierung 3 Schillinge als Darlehn vorſchießen muß, das nach 3 Jahren wieder bezahlt werden ſoll. So muß alſo auch das ſtolze Großbritannien zu einem emprunt forcé ſeine Zuflucht nehmen.

Anmerk. d. Einſ.

Beaux auf seiner Entdeckungsreise zusammengebracht hatte, und die seit 15 Monaten im Besitz der Engländer waren, nach Havre geschickt. Das franz. Direktorium hatte sie als ein Gemeingut aller gesitteten Nazionen reklamiert.

Zum Beweise, wie verlegen jetzt mancher reiche Kapitalist ist, sein Geld unter die Leute zu bringen, mag Ihnen folgender Einfall eines Hr. Beckford unweit Salisbury dienen, wovon jetzt in allen öffentlichen Blättern, zum Theil mit sehr beißenden Anmerkungen, gesprochen wird. Auf eine Anhöhe unweit Fonthill will er einen Thurm erbauen, der in seiner Grundfläche 80 Quadratfuß und in der Höhe 280 Fuß haben soll. Oben sollen bequeme Zimmer zur Aussicht und zur Nachtzeit eine große Leuchte angebracht werden. Man wird von da bey Tage eine Aussicht von 80 englischen Meilen haben, des Nachts aber den Schimmer noch viel weiter sehn können. Uebrigens soll der Weg auf diese Pyramide so gemacht werden, daß man bis oben hinauf in einer Kutsche mit sechs Pferden fahren, und auf der andern Seite wieder herabfahren kann. Ecce Semiramiae redeunt iam saecula turris!

Zu den merkwürdigsten Todesfällen gehört der von Filadelfia aus angekündigte Tod des wackern Ritters Houfe, des vorzüglichsten Naturforschers in Nordamerika, und Franklin's Nachfolger in der Präsidentenstelle bey der N. A. filosofischen Gesellschaft. Er war der erste,

der

der ſeit dem Jahr 1769 regelmäßige aſtronomiſche Beobachtungen in Nordamerika anſtellte, und die Sternwarte zu Filadelfia erbauete die er eine lange Zeit auch ſelbſt beſorgte.

X.

Anzeigen
aus der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Fantin Desodoard, der Verfaſſer einer, ſo weit es die Zeiten und der königl. Cenſor erlaubten, freymüthig geſchriebenen Geſchichte von Frankreich ſeit dem Tode Ludwigs XIV. bis zum Frieden 1783, hat auf ſeine eignen Unkoſten jetzt eine Geſchichte der Revoluzion herauszugeben angefangen, die gewiß auch in Teutſchland mit dem lebhafteſten Intereſſe geleſen werden wird. Er iſt unparteiiſch, ſo weit es ein eifriger Republikaner ſeyn kann. Als Merciers vertrauter Freund und Gehülfe an den Annales patriotiques, ſaß er ſelbſt an der Quelle der wichtigſten Begebenheiten. Seine Blicke und hiſtoriſchen Parallelen ſind treffend und ſcharf. Sein Styl klaſſiſch und nach den Alten gebildet. Der erſte Theil geht bis zur Hinrichtung des unglücklichen Königs. Ueber den Kriegszug der Alliirten in die Champagne und

Küſti-

Küſtine's Eroberungen in Teutſchland findet man hier manche neue Anſicht und wichtige Bemerkung, beſonders über die geheimen Triebfedern des Maynzer Klubs und über die verfehlten Maßregeln zur Behauptung Frankfurts. Der Titel iſt Hiſtorie philoſophique de la revolution de France, par Antoine F. Desodoards, Citoyen Français. Paris 1796. T. I. chez tous les marchands des nouveautés.

Ein zweites, nicht weniger wichtiges Werk iſt zu Baſel bey Decker erſchienen. Der Verfaſſer iſt durch ſeine Lacunes de la philoſophie und ſeine Correſpondance d'un habitant de Paris auch ſchon früher in Teutſchland bekannt und geſchätzt. Das neue Werk führt den Titel De l'Egalité, ou Principes généraux ſur les inſtitutions civiles, politiques et religieuses, précédé de l'Eloge de J. J. Rouſſeau en forme d'Introduction. 2 Bände in gr 8. Die Hauptabſicht des edeln Verf. iſt, die Nichtigkeit des Fantoms, das unter dem verführeriſchen Namen der Gleichheit ſeine verblendeten Mitbürger in ein ſo unabſehliches Elend geſtürzt hat, von allen Seiten zu zeigen, und die dabey begangenen Trugſchlüſſe mit der Fackel der Geſchichte und Filoſofie zu beleuchten. Da Rouſſeau durch ſeinen Contrat ſocial gewiſſermaßen der Apoſtel dieſer neuen Lehre geworden iſt: ſo ſetzte der Verf. dieſer Betrachtungen eine Denkſchrift auf dieſen ſonderbarſten und räthſelhafteſten aller Sonderlinge, den er ſelbſt ſehr genau gekannt und herzlich geliebt hat, voraus! Man kann ohne alle Uebertreibung ſagen, daß das, was uns der Verf. ſelbſt im Vorbericht über dieſe Denkſchrift ſagt, daß er hier einen ganz neuen Weg betreten habe, auf eine Weiſe erfüllt worden iſt, die jedem Leſer erſchüttern und entzücken muß. Die Betrachtungen ſelbſt ſind dieſer Einleitung vollkommen werth. Sein politiſches Glaubensbekenntniß iſt

kurz

haltſam, oder, nach der Sprache des Hippias, und einer anſehnlichen Claſſe von Menſchen zu reden, ſo ſeltſam, ſo eigenſinnig und albern zu ſeyn als es unſer Held in einigen Gelegenheiten ſeines Lebens iſt.

Man hat an verſchiedenen Stellen des gegenwärtigen Werks die Urſachen angegeben, warum man aus dem Agathon kein Modell eines vollkommen tugendhaften Mannes gemacht hat. Da die Welt mit ausführlichen Lehrbüchern der Sittenlehre angefüllt iſt, ſo ſteht einem jeden frey, [und es iſt nichts leichters] ſich einen Menſchen einzubilden, der von der Wiege an bis ins Grab, in allen Umſtänden und Verhältniſſen des Lebens, allezeit und vollkommen ſo empfindt, denkt und handelt, wie eine Moral. Damit Agathon das Bild eines wirklichen Menſchen wäre, in welchem viele ihr eigenes erkennen ſollten, konnte er, wir behaupten es zuverſichtlich, nicht tugendhafter vorgeſtellt werden, als er iſt; und wenn jemand hierinn andrer Meynung ſeyn ſollte, ſo wünſchten wir, daß er uns [wenn es

wahr

kurz dieſes: Ein konſtituzioneller König kann eigentlich allein Frankreichs Wohl gründen. Da es aber jetzt ſchwerlich ſobald dahin kommen dürfte, ſo wären wenigſtens eine föderative Republik, und, da das Volk durchaus eine poſitive Religion nicht entbehren kann, das moraliſche Chriſtenthum, in dem doch der Glaube an Unſterblichkeit als Offenbarung gelehrt würde, die wünſchenswertheſten Palliatife. Vom 8ten Buche an — das Ganze zerfällt in 12 Bücher — thut der Verf ſchnelle Ueberblicke auf die Geſchichte der Revoluzion. Ein großes Tableau folgt auf das andere, z. B von der Regierung des Schreckens unter Robespierre heißt es T. II. S. 355. La terreur eſt à l'ordre du jour pour les Français. Elle eſt à l'ordre de la nuit pour les princes qu'elle tient eveillés, les yeux fixes ſur l'avenir (ſo dachte ſichs wenigſtens der Verf. in Paris). Elle eſt au fond de l'ame même de celui, qui la repand par tout et qui regne par elle. Sehr merkwürdig ſind die zwey Briefe an einen teutſchen Fürſten geſchrieben, T. II. p. 419 ff. Ueber den Rückzug des Herzogs von Braunſchweig heißt es S. 432. Ce prince a paru un moment ſur la ſcène à la tête des légions d'un roi, ſon illuſtre parent, alors en guerre avec la France, aujourdhui ſon ami. Le plus grand général peut ſur de faux avis et de trompeurs renſeignemens arrêter un plan de campagne, chef-d'oeuvre aux yeux de gens de l'art. Il ne s'eſt pas trompé; il l'a été. Il s'apperçoit en ſuite des erreurs dans leſquels il a été enduit. — Il negocie; il ſe retire. C'eſt alors qu'une retraite heureuſe mit le ſceau à ſa gloire, bien loin de l'altérer. Pierre le Grand prit ce parti avec les Turcs ſur les rives de Pruth et ſauva ſon armée, peut-être ſon Empire.

Der Deputierte Röderer, der Redakteur des jetzt mehr als je zu empfehlenden Journal de Paris giebt

jetzt

jezt eine periodiſche Schrift heraus, die bey weitem die intereſſanteſten politiſchen Aufſätze enthält, welche bey der jetzigen Kriſe geſchrieben werden können. Sie heißt Journal d'économie publique, de morale et de politique. Man kann auf die Wichtigkeit des Inhalts ſchon aus der Anzeige der Aufſätze einen Schluß machen, die in der ſo eben erſchienenen 2ten Nummer enthalten ſind. Erſt Analyſe zweier politiſchen Pamflets von Konſtant, über die Wiedereinſetzung der Verwandten der Flüchtlinge, (fugitifs nicht émigrés,) und eines andern Verf. über die gegen die konſtituzionellen Prieſter verübten Grauſamkeiten. Dann Analyſe und Widerlegung der Schrift der Mme. Necker über die Eheſcheidung. Dann ein Memoire über die Frage: was hat Frankreich von der Rückkehr ſeiner Armeen zu fürchten? Ein zweites Memoire über die gegenſeitigen Pflichten der Regierer und Regierten, voll heilſamer Winke für den Augenblick. Eine hiſtoriſche Erläuterung über die ſogenannte faction d'Orléans, die eigentlich nie in dem Sinne ſtatt fand, wie ſie noch jetzt zu Verleumdungen gebraucht wird. Betrachtungen über die Verhältniſſe zum Auslande, worin trefflich bewieſen wird que quel que ſoit le but du gouvernement, le moment de faire la paix eſt venu, et qu'il faut le ſaiſir. Noch weiter eine Unterſuchung, warum das Direktorium mit der Majorität des geſetzgebenden Korps in Mißverſtändniß gerathen ſey. Endlich intereſſante Auszüge aus Lavoiſiers und de la Granae's jetzt eben erſcheinenden Schriften über die politiſche Arithmetik. — Der ganze Jahrgang dieſes Journals koſtet in Paris 24 Liv.

Inhalt.

I. Karakteristik von Danton und Robespierre. S. 233
II. Oreſt. — Fragment einer tragiſchen Operette dieſes Nahmens. — 253
III. Ueber die Kunſtplünderungen in Italien und Rom. — 249
IV. Briefe aus Paris an den Herausgeber des T. Merkurs. Zweyter Brief. — 280
V. An die Freunde der Literatur. Ode, dem Herrn HR Bernard v. Jenisch geſungen. — 307
VI. Auszüge aus Briefen. Aus London. — Aus Zürich, ein merkwürdiges Gemälde Pfeffels betreffend — Rom — Halle — Göttingen. — 313
VII. Bitte des Herausgebers des N. T. Merkurs an alle, welche die Zeitſchrift bisher gehalten, oder ſich anſchaffen gedenken. — 337

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen

1) bey allen löbl. Poſtämtern in- und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren. Auch iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Im Verlag der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar ist so eben erschienen: Archiv f. d. neueste Kirchengeschichte von D. H. P. C. Henke. 4. Bd. 1. Stück; es enthält:

1) Königl. Preuß. Reskript an die theolog. Fakultät in Halle, wie sie ihre Vorlesungen dem Religionsbedürfnisse gemäß einzurichten hat.
2) Religionszustand auf d. westlichen Seeküsten.
3) Markgräflich. Badensches Reskript an das Kirchenrathskollegium, die Ordnung der Befähigung und Prüfung d. theolog. Kandidaten betreffend.
4) Kurze Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Böhmischen Waldenser. Zweyter Abschnitt.
5) Zwey Schriften ausgewanderter franz. Geistlichen.
6) Nachricht von der Vergleichung der Manuskripte der griech. Septuaginta, unternommen von D. B. Holmes zu Oxford.
7) Letzte Adresse des franz. Volks a. d. Nationalkonvent.
8) Heinrich Julius Bruns, Schullehrer und Kantor zu Retzau.
9) Von d. Hrde Ostermeier und Schinmeier.
10) Auch ein paar Worte über die Klosterbergische Schule, wie sie unter Frommann war.
11) Zustand des Landschulwesens in Liefland.
12) Etwas über Johann Ignaz v. Felbiger.
13) Ueber den jetzigen moral. Zustand in Frankreich, von Perrier.

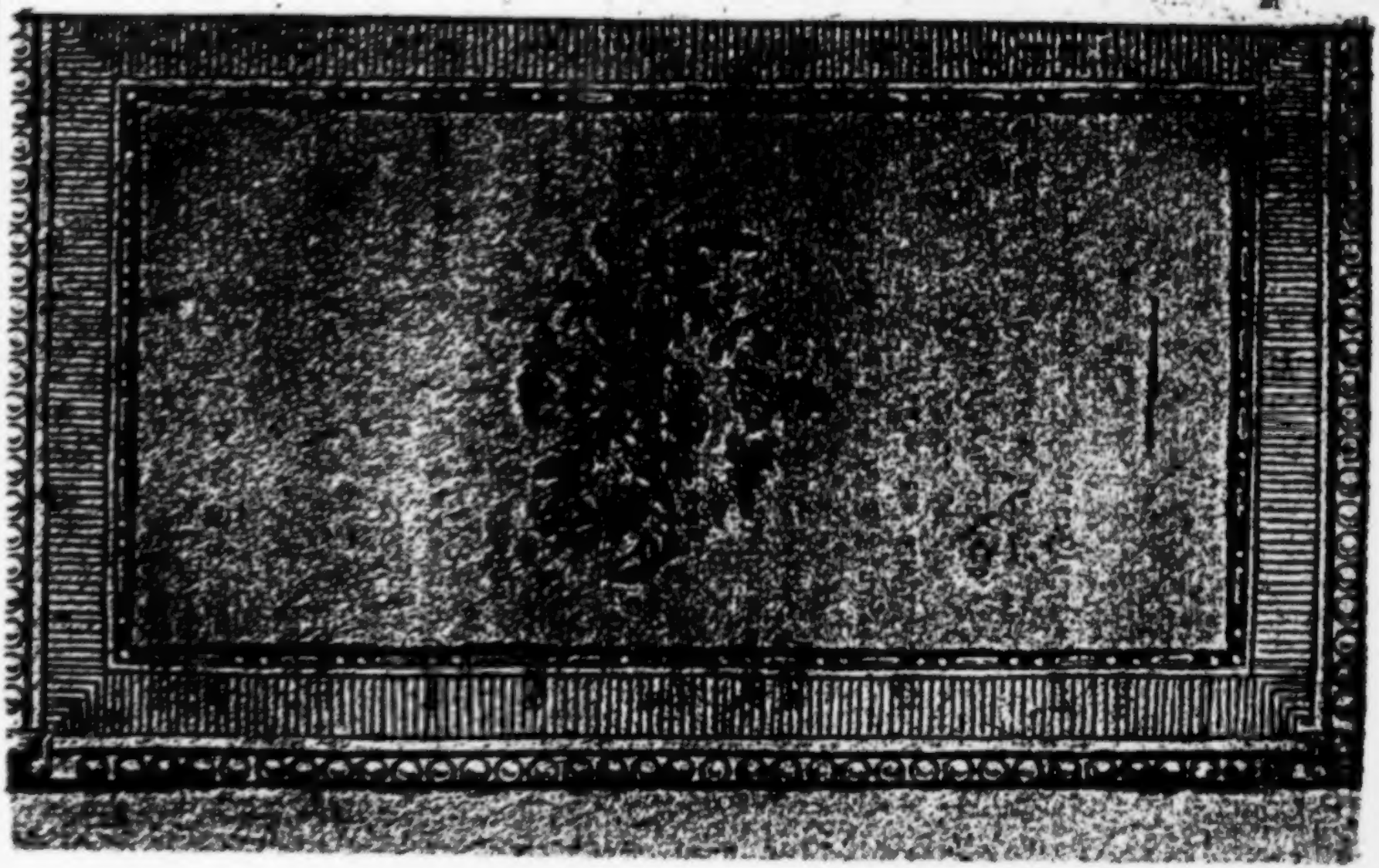

Der neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1796.

I.

Karakteriſtik von Danton und Robespierre. *)

Jezt iſt der Sanskülotte der wahre ſouveräne Herrſcher; er hat mit ihm gleichen Karakter. Auch Er

*) Die Leſer werden ſich der am Ende des vorigen Stücks gegebnen Anzeige von dem neuen, wichtigen franzöſiſchen Werke De l'Egalité — précédé de l'Eloge de I. I. Rouſſeau par l'Auteur de la Correſpondance d'un habitant de Paris; à Basle. I. Decker. 2 Vol. in 8. erinnern. Vielleicht iſt ihnen alſo die hier aus Th. II. S. 353. f. genommene Karakteriſtik der zwey berüchtigten Triumvirn — der dritte, Marat, iſt ſchon vorher abgefertigt — nicht unangenehm; zumal da ihnen gewiß die Schilderung, welche Madame Roland in ihrem Appel und Garat in ſeiner Selbſtvertheidigung von eben dieſen Revolutionshelden mit kräftigem Pinſel ausgeführt haben, noch in gutem Gedächtniſſe ſeyn dürfte. Was wir hier über Danton leſen, widerſpricht weder dem, was Garat zu ſeiner Entſchuldigung angeführt hat, noch den Aeuſſerungen des Dionyere in ſeiner Denkſchrift auf Condorcet.

Er mißhandelt und plündert seine Unterthanen, wie es oft auch die Könige thun. Der Sanskülottismus hat den zertrümmerten Thron der Bourbonen wieder aufgebaut, und sich selbst an ihrer Stelle darauf gesezt. Hier genießt er ganz die Vorzüge, die von jeher die Menschen der unumschränkten Gewalt zugestanden haben; er schlürft den Weihrauch, den die Römer an ihre vergötterten Imperatoren verschwendeten. Schon belegt Frankreich die Festtage seines Kalenders mit dem Namen der Sanskülottiden, und die Nazion hat die Monarchie nun umgestoßen, um sich der Sanskulokratie zu unterwerfen; vor ihr beugt sie die Knie.

Diese Form der Staatsverfassung, die so neu als erhaben ist, verdankt Frankreich dem Genie der Triumvirn, Marat, Danton und Robespierre. Seit der Apotheose des erstern, fassen die beiden leztern sich fest ins Auge. Wem von ihnen wird die Sanskülokratische Alleinherrschaft endlich zu Theil werden?

Wenn

Daß Mad. Roland ihn so hart beurtheilt, muß man, bey seinen Kollisionen mit dem Minister Roland und bey seiner unfreundlichen und unförmlichen Aufenseite, einer beleidigten Frau nicht so hoch anrechnen. Uebrigens darf man beym Lesen dieses kleinen Auszugs den Umstand nicht aus den Augen verlieren, daß das ganze Werk bis aufs 12te Buch, welches erst nach dem 9ten Thermidor geschrieben wurde, schon im Jahr 94 noch vor dem Falle Robespierres sous l'inspiration même des événemens, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, vollendet war.

Wenn man die Kühnheit Dankons betrachtet, ſeine ſtürmiſche Seele, die ins Feuer der Revoluzion getaucht, und mit einem Körper von ſtarkem Bau und imponierender Form umhüllt iſt; wenn man die Gewalt ſeiner Stimm-Organe erwägt, ſeinen hochtrabenden Stil, ſeine Rieſengleiche Metaſfern, und alle die großen Hülfsmittel, die die Natur an ihm verſchwendet hat, um ein Volk zu unterjochen und zu beherrſchen; und wenn man alsdann auf den furchtſamen und leiſe auftretenden Karakter Robespierres hinblickt, auf ſeinen kleinen Körperbau, ſeine magere, ſchmale Geſtalt, und wenn man endlich die Art ſeiner Beredſamkeit, in der ſehr oft Geiſt, Grazie und Geſchmack glänzen,*) und den Inhalt ſeiner öffentlichen Reden unterſucht, die weit abgemeſſener, feiner, und durchwebt mit liſtiger

*) Man ſagt, der Abbé Sieyes leite die Handlungen Robespierres; ich halte ihn aber nicht für fähig dazu. Auch ſoll er der Verfaſſer ſeiner Reden ſeyn, und dies iſt mir noch weit weniger wahrſcheinlich. Man muß ſich ſehr wenig auf Stil verſtehen, und einen höchſt unſichern Takt fürs Schöne und Gute haben, um einem ſolchen Verdacht Glauben beyzumeſſen. Es leſe nur ein Mann von Geſchmack die Werke von Sieyes und einige Reden von Robespierre, und urtheile dann, ob beide Arbeiten aus Einer Feder und aus Einem Gehirne können gefloſſen ſeyn! Es iſt mir ganz unbekannt, ob Robespierre bei ſeinen Arbeiten einen Gehülfen hat; allein ich glaube es nicht. Davon aber bin ich aufs feſteſte überzeugt, daß, wenn er einen hat, es nicht der Abbé Sieyes iſt.

ger Schlauheit, aber im Ganzen weit weniger für das Volk passend sind; dann muß man glauben, daß Danton siegen wird.

Allein Danton ist sorglos; Danton liebt Pracht, ist wollüstig, dem Vergnügen ergeben; er überläßt sich dem Luxus und hält Mahlzeiten für 100 Thaler die Person. Er hat keinen festen Plan; er glaubt, daß es Zeit genug seyn wird einen zu fassen und auszuführen, wenn die Umstände, von denen er sich beherrschen läßt, es ihm nothwendig machen werden. Er fliegt mit eigenen Flügeln, und führt seine Absichten allein aus. Sein Gang ist frey, stolz, unabhängig; er erwartet den Augenblick. Jede List hält er für entehrend; er verachtet seine Feinde, fürchtet seine Nebenbuhler nicht, ist auf niemand eifersüchtig, selbst nicht auf Robespierre. Danton hält sich für stärker, sich allein, als alle Regierungs-Ausschüsse zusammengenommen; auch hat er den des öffentlichen Wohls wirklich verlassen. Dieser Ausschuß scheint nur allein nach seinem Gefallen zu herrschen. Danton betrachtet ihn blos als eine Maschine, die ihm zu seinen Absichten nützlich ist, und die er zerbrechen kann sobald sie ihm überflüssig oder gar gefährlich wird. Danton mischt sich unter die Unzufriedenen; er beobachtet, schmeichelt, gewinnt alle Partheien; er ist überzeugt, daß für diejenige der Sieg gewiß ist, die er selbst stiften, oder für die, zu deren Haupt er sich aufwerfen wird. Danton in der Versammlung und

Dan-

wahr ist, daß derjenige der Beste ist, der die besten Eigenschaften mit den wenigsten Fehlern hat,] denjenigen nenne, der unter allen nach dem natürlichen Lauf Gebohrnen, in ähnlichen Umständen, und alles zusammen genommen, tugendhafter gewesen wäre, als Agathon.

Es ist möglich, daß irgend ein junger Taugenichts, wenn er siehet, daß ein Agathon den reizenden Verführungen der Liebe und einer Danae endlich unterliegt, eben den Gebrauch davon machen kann, welchen der junge Chärea beym Terenz von einem Gemählde machte, welches eine von den Schelmereyen des Vater Jupiters vorstellte, -- und daß er, wenn er mit herzlicher Freude gelesen haben wird, daß ein so vortreflicher Mann habe fallen können, zu sich selbst sagen mag: Ego homuncio hoc non facerem? ego vero illud faciam ac lubens.

Es ist eben so möglich, daß ein übelgesinter oder ruchloser Mensch, den Discurs des Sophi-

Danton auſser derſelben ſind nicht Ein Mann. Hart, unbarmherzig und ſtreng auf dem Berge, nachſichtsvoll ſonſt überall. Der Schrecken der Reichen auf der Tribune, und ihr Tröſter in dem Innern ihrer Häuſer. Er verläßt ſich auf ſeine Stärke; er traut ihr zu viel zu. Gewohnt zu ſiegen, ſtellt er ſichs gar nicht vor, daß er auch könne beſiegt werden. Seine Sicherheit wird ihm verderblich werden.

Mit Verſtellung und Beharrlichkeit kommt der Ehrgeizige viel weiter; ſie helfen ihm leichter als die größten Talente die Schale des Zufalls lenken. Seit ſeinem erſten Eintritt in die Verſammlung der Stände blieb Robespierre ſich ſelbſt immer gleich, nie hat er ſich verläugnet. Er verſäumt nichts, und verliert nicht Einen Augenblick ſein Ziel aus den Augen. Tag und Nacht beſchäftigt er ſich damit. Er iſt ſchlicht, einfach und prunklos; ſein Luxus iſt der von der Mutter der Gracchen. Er ſieht in dem Volk nur ſeine Kinder, ſeine Brüder, die ſein einziger Schmuck ſind; ihnen allein will er ſeinen Glanz verdanken. Danton erhebt und rühmet das Volk; Robespierre thut mehr: er ſcheint es zu lieben. Spricht er mit ihm, oder auch nur von ihm, ſo iſt er gerührt; ſeine Sprache iſt einſchmeichelnd, ſcheint vom Herzen zu kommen, und athmet lauter Liebe. Um ſein Lob zu preiſen, ſtößt Danton ſchmetternd in die Trompete; Robespierre geht ſicherer zum Ziele mit der einfachen ländlichen Flöte; er entlockt

ihr ſanftere, eindringendere Töne. Danton endlich iſt der Schmeichler des Volks, Robespierre hingegen ſein Geliebter, und dieſe Rolle ſpielt er als vollendeter Schauſpieler. Robespierre läſſt ſich unterſtützen, hat Gehülfen, und wählt dieſe als Meiſter. Er iſt unerreichbar in der Kunſt die Augen der Menge auf ſich zu heften. Er ſcheint für ſie allen Dolchen zu trotzen, und niemand weiß beſſer als Er ſie zu meiden. Er tritt hin vor das Volk als ein ihm geweihtes Schlachtopfer. Mein Leben, ſagt er, gehöret dem Vaterland. Was frag' ich viel nach Gefahren! Ich glaube ja nicht an die Nothwendigkeit zu leben, wohl aber an Tugend und Vorſehung.

Mit jedem Tage wächſt ſein Anſehen, mit jedem Tage drängt ſich das Volk dichter um ihn. Er ſagt es ihm nicht, daß er ſein Schutz und ſeine Stütze iſt; er hat die Kunſt, dieß ſelbſt errathen zu laſſen. Bald ſind ſeine Meynungen Geſetze, und ſeine Worte haben die Kraft von Orakelſprüchen. Wehe dem Deputierten, der es wagt ihm zu widerſprechen! Durch Ein Wort zernichtet ihn Robespierre in der Achtung des Volks; er ſtempelt ihn als Royaliſten, oder brandmarkt ihn als Verräther des Vaterlands. Er umringt ihn mit lauerndem Verdacht, ſchießt einen Blick auf ihn, und dieſer Blick iſt, gleich dem einer Natter, ein Todesurtheil.

Aengſtigen um zu herrſchen, dieß iſt ſein Plan. Er übertreibt die Hülfsquellen der Feinde der Republik,

publik, und vermindert die ihrer Vertheidiger. Wollte Gott, ruft er aus, unſere Truppen wären eben ſo gut diſcipliniert, als die Rebellen der Vendee! Dieſe Räuber fechten beſſer als wir.

Ueberall erblickt er Verräthereien und Komplotte; er mahlt die Zukunft mit den ſchwärzeſten Farben, und heuchelt ſtets die Beſorgniß, das Vaterland ſey in Gefahr. Wer ſollte auch beſſer die Uebel abwenden können, die es bedrohen, als derjenige, deſſen tief dringender Blick ſie entdecket und aufhellt? Das Volk verdoppelt ſein Vertrauen in ihn, es ſieht in ihm ſeinen Retter und hofft nur auf ihn. Willkührlich theilt Robespierre Furcht und Hoffnung aus. Seine Gewalt wächſt und gewinnt neue Nahrung durch die Schrecken, die er einflößt. Die Verſchwörungen, die gleichſam ihm zu Gebote ſtehen, dienen ihm bewundernswerth zu doppeltem Gebrauch. Durch ſie zieht er das Volk an ſich, macht es geſchmeidig zu ſeinen Planen und lenkt es nach Willkühr. Durch ſie faßt und ſchleudert er diejenigen alle zu Boden, deren Muth und Einſichten er fürchtet. Tiefe Politik, die aus idealiſchen Fakzionen und eingebildeten Komplotten die nöthige Kraft ſchöpft, um die wirklichen Verſchwörungen, die ſich gegen ihn anſpinnen könnten, zu bekämpfen und zu beſiegen! Niemand vor ihm hat je ſo geſchickt den mächtigen Hebel der Furcht zu behandeln verſtanden, und niemand ihn je mit ſo vielem Erfolg benutzt.

Er folgt Danton mit den Augen; er sieht seine Unklugheiten, zählt seine Fehler und trifft Anstalten, Vortheil aus ihnen zu ziehen und ihm zuvor zu kommen. Eine Konspirazion wird abermals ihn hülfreich unterstützen. Er wird eine Parthei schaffen, und mit ihren Fäden Danton umspinnen. Aber ehe er noch diesen großen Streich vollführt, muß er erst das Volk darauf vorbereiten und seine Seele im höchsten Grade von Schrecken erstarren machen. Hier entwickelt nun Robespierre wahre Talente. In einer studierten Rede mustert er nach der Reihe alle schon zertretene Fakzionen, Aristokraten, Müskadins, Hebertisten, und führt auch die neuen Gefahren an, denen die Republik eben entronnen ist. Aber was nutzt es, ruft er, daß Hebert seine Verräthereien auf dem Blutgerüste gebüßt hat, wenn er Nachfolger hat? Diese Nachfolger müssen aus dem Wege geschafft werden. Geschieht es nicht, so werden unsere Armeen geschlagen, unsere Weiber und Kinder ermordet. (Hier entsteht eine allgemeine Bewegung des Entsetzens) Danton ahndet nicht, daß dieses Entsetzen ihn selbst trift, und daß es ihn ins Verderben stürzen wird. Robespierre erneuert schlau dieses Gefühl seiner Zuhörer, und läßt von neuem diese schreckliche Worte hören: Wenn die letztere Fakzion nicht morgen zernichtet wird, nicht heute schon zu Boden geschlagen wird, so wird Hunger euer Loos seyn; eure Heere werden geschlagen, eure Weiber und Kinder

er-

ermordet, und die Republik in Stücke zerriſſen werden.

Jetzt werden die Rollen vertheilt. St. Jüſt, ein Man von Geiſt, ein guter Schauſpieler und auf den ſich Robespierre ganz verlaſſen kann, ſchildert wenige Tage nachher noch ausführlicher dieſe letztere ſo gefährliche Fakzion. Es iſt eigentlich keine neue Fakzion, ſie iſt nur ein Gemiſch von allen vorhergegangenen. Ich klage die an, ſagt St. Jüſt, die ſeit fünf Jahren allen Partheien gedient haben, und die der Fahne der Freiheit nur gefolgt ſind wie ein Tyger ſeiner Beute. Danton iſt an ihrer Spitze. Der nämliche Danton, der nie aufgehört hat, gegen die Gemäßigten, gegen die Nachſichtigen zu donnern, fühlt jetzt ſeinen Donner ganz auf ſein Haupt zurückfallen, oder beſſer, er ſieht ſich in ſeinen eigenen Netzen gefangen, die mit neuer Kunſt durch Robespierres Meiſterhand ihm geſtellt ſind. Dieſer letztere hat mit ſeinen Gehülfen eine Parthei der Nachſichtigen geſchaffen, um Danton damit zu fangen. Robespierre erklärt ihn kühn als Haupt derſelben. Danton wird gefangen genommen. Der Löwe brüllt, tobt und ſträubt ſich auf dem Grunde der Grube, in die ſein verſchlagener Nebenbuhler ihn geſtürzt hat. Acht andere Deputierte, die Robespierre Unruhe und Beſorgniß verurſachen, werden in derſelbigen Falle gefangen. Danton liegt in Feſſeln, und noch fürchtet man ihn. Danton will

nicht ſprechen, ſich nicht vertheidigen, als vor dem Volke und dem Konvente. Man fürchtet ſeine Stimme, ſein Anſehen, ſeine Popularität. Er beharret auf ſeinem Stillſchweigen, und man nimmt ihn beim Worte. Und als er endlich ſprechen, ſeine Unſchuld erweiſen will, ſo iſt es nicht mehr Zeit. Angeklagt vor der Verſammlung als ein Rebell gegen die Gerechtigkeit und das Geſetz, faßt dieſe ein Dekret, nach welchem alle Verhandlungen in ſeiner Sache niedergeſchlagen werden. Danton und ſeine Kollegen werden ohne Verzug unter das Schwert eines Gerichtes geſchleppt, das Robespierre ergeben iſt.*)

Jetzt drückt der Berg mit ſeinem ganzen Gewicht auf das erſchrockene Frankreich. Der Ausſchuß des öffentlichen Wohls ruht auf dem Berge mitten unter der allgemeinen Zerſtörung, und Robespierre allein lehnt ſich mit ſeiner Schwere auf dieſen despotiſchen Ausſchuß, deſſen Triebfedern er im Verborgenen lenket.

Mehr als jemals muß Robespierre an eine Vorſehung glauben, die ihn ſo ſichtbar beſchützt und alle ſeine Plane begünſtigt. Seit langem hat er ſie dem

*) Danton war vorher Parlements-Advokat geweſen, aber ohne Geſchäfte zu haben. Seine zurückſtoßenden Manieren hatten alle Klienten von ihm entfernt. Ohne die Revoluzion, die ihm ſo viel zu ſprechen gab, würde man niemals von ihm geſprochen haben.

dem Hohn der Gottlosen Preis gegeben, aber jetzt wird er sich dankbarer beweisen, wird ihre Vertheidigung übernehmen, und dadurch seine Parthei mit der der Frömmlinge verstärken. Er besteigt die Tribune; er spricht; die Versammlung unterwirft sich. Auf Befehl Robespierres kehrt der Konvent zu einem höchsten Wesen zurück, und Frankreich glaubt von neuem an Gott — auf ein Dekret vom Konvent.

II.

Orest.

Fragment einer tragischen Operette dieses Nahmens.

Elektra. Orest.

Ein Säulengang in dem königlichen Palast zu Argos. Orest schläft auf einem Ruhebette. Elektra sitzt auf einem Polster oder Stuhl zu seinen Füßen, und beobachtet ihn eine Zeit lang; nachher steht sie auf und singt.

Elektra.

Stille, still' in diesen Hallen,
Wo des Dulders Auge ruht!

Füße,

Füße, seyd auf eurer Hut,
Lasset kein Geräusch erschallen!
Schweigt, ihr Lorbeern an dem Thor'!
Efeu, höre auf zu zittern!
Lauben, laßt Orestens Ohr
Nicht der Liebe Ruf erschüttern!
Lüfte, weicht von diesem Ort,
Weicht und sinkt wie Er in Schlummer;
Oder bleibt und weht den Kummer
Von der heissen Stirne fort!

Orest (träumend)

Es tropft — es fließt — es schreit —
O Rettung! Ich ertrinke!

Elektra (kniend)

Gerechte Göttinnen, nur bis die Sonne sinkt
Verschont den dreymahl Unglückseligen
Mit eurer Geißel! — Eine Stunde nur
Erlaubt dem Gott des Schlafs
Die kühlen Flügel über ihm zu schwingen.
Spart eure Rache! Laßt zu seiner Pein
Ihn neue Kräfte sammeln! Jede Nerve fühlt
Alsdann lebendiger den mächtigen Hieb,
Und desto schärfer klingt sein jammerndes Gewinsel,
Das euch ein Loblied ist. — Wie? oder genügt euch nicht
Orestens nie erhörte Noth?
Erzürnte, wollt ihr seinen Tod?

Götter,

Götter, keine Todeswunde!
Laßt noch lang aus seinem Munde
Mich den Schwesternahmen hören,
Der Elektren glücklich macht!
Aber können keine Zähren
Jemahls seine Schuld bezahlen,
Sink' er denn, befreyt von Qualen,
In des Grabes kühle Nacht!

Ein Kor von Argiviſchen Mädchen und die Vorigen.

Der Kor.

Sachte, ſachte, ſachte ſchreitet!
Sachte, Sohlen, ſachte gleitet
Auf dem Marmorboden hin!

Elektra.

Freundinnen, verlaßt die Halle!
Mit der Mauern Wiederſchalle
Wecket euer Tritt auch ihn.

Der Kor.

Wie Zefyr auf reifenden Aehren,
So ſchreiten wir über den Saal.
Wer mag, zu Erneuung der Qual,
Den Schlummer des Leidenden ſtöhren?

Elektra.

Wie Zefyrs Geflüſter im Rohre,
So töne der Sprechenden Ton!
Zu lärmend nahtet ihr ſchon
Des Schlafenden reitzbarem Ohre.

Der Kor. (mit noch leiſerer Stimme als vorhin)

So recht?

Elektra.

Ganz recht!

Der Kor.

Wie Zefyrs Geflüſter im Rohre
So töne der Sprechenden Ton!
Zu lärmend nahten wir ſchon
Des Schlafenden reitzbarem Ohre.

Elektra.

Wie Zefyr auf reifenden Aehren,
So leiſe durchſchreitet den Saal,
Um nicht, zu Erneuung der Qual,
Des Leidenden Schlummer zu ſtöhren.

Der Kor. (leiſe fortſchreitend)

So recht?

Elektra.

Ganz recht!

Der

ſten Hippias leſen, und ſich einbilden kann, die Rechtfertigung ſeines Unglaubens und ſeines laſterhaften Lebens darinn zu finden: Aber alle rechtſchaffnen Leute werden mit uns überzeugt ſeyn, daß dieſer junge Bube, und dieſer ruchloſe Freygeiſt beydes geweſen und geblieben wären, wenn gleich keine Geſchichte des Agathon in der Welt wäre.

Dieſes leztere Beyſpiel führt uns auf eine Erläuterung, wodurch wir der Schwachheit gewiſſer gutgeſinnter Leute, deren Wille beſſer iſt, als ihre Einſichten, zu Hülfe zu kommen, und ſie vor unzeitig genommenem Aergerniß oder ungerechten Urtheilen zu verwahren, uns verbunden glauben. Wir geſtehen gerne, daß wir in das Bewußtſeyn der Redlichkeit unſrer Abſichten eingehüllt, nicht daran gedacht hätten, daß dieſe Sorgfalt nöthig wäre, wenn uns nicht die Anmerkung ſtuzen gemacht hätte, welche einer unſrer Freunde, ohne unſer Vorwiſſen, auf der Seite pag. 57. unter den Text zu ſezen, gut befunden.

Dieſe

Der Kor.

Wie Zefyr auf reifenden Aehren,
So leiſe durchſchreitet den Saal,
Um nicht, zu Erneuung der Qual,
Des Leidenden Schlummer zu ſtöhren. —
(zu Elektern)
Nun ſprich, was macht er?

Elektra.

Ihr ſeht, er ruht.

Der Kor.

Und ſonſt iſt's gut?

Elektra.

Ach nein! Die Wuth
Trinkt all' ſein Blut;
Kein froher Muth!
Und niemahls lacht er.
Dann hau'n ihn Jene,
Des Orkus Töchter,
Mit Hohngelächter,
Und jede Thräne
Der matten Wimper
Iſt roth wie Blut.

Oreſt. (auffahrend)

Halt ein, Schwert! — Bringt mir Balſam her —.
Bringt Zaubermittel!

Der Kor.

Was will das ſagen?

Elektra.

Es ſind die Plagen
Der Furien.

Oreſt.

Der Geiſt — der Geiſt ſchnaubt Funken!

Der Kor.

Was ſoll das heiſſen?

Elektra.

Sein Herz zerreiſſen
Die Schrecklichen.

Oreſt.

Entwinde meinem Hals die Kette!
Sie will mich würgen, Pylades!

Elektra.

Ihr güt'gen Götter,
Der Armen Retter,
O kommt zu retten!
O brecht die Ketten
Der finſtern Drey
Mit Macht entzwey!

Der Kor.

Ihr güt'gen Götter, u. ſ. w.

Elektra (dem Bette ſich nähernd, indem Oreſt ſich noch ſtark bewegt.)

Still! noch immer rührt er ſich.

Der Kor.

O! der Anblick jammert mich.

Elektra.

Schaut, wie er nach Freyheit ſtrebet!

Der Kor.

Götter, wie er ſchwitzt und bebet!

Elektra.

Litt wohl je ein Menſch wie er?

Der Kor.

Keine Sylbe red' ich mehr.

Oreſt (aus dem Bette ſpringend.)

Ihr Schrecklichen, wie weit verfolgt ihr mich!
Vor wenig Stunden irrt' ich noch
Zwiſchen den grauen Hagelgewölken,
Durch den reifstropfenden Nebel
Der äuſſerſten Thule,
Und fror vom Hauch des Boreas zu Eis —
Und izt — wie warm! wie warm!

Wie naß! Ich ſchmelze. — Wie?
Iſt dieſes nicht der Atlas?
Dort gehen Löwen — horch! ſie brüllen —
Sie brüllen meinen Nahmen — ſuchen mich! —
Ach! dieſe grüne Schlange —
Ringelt — ſchießt — ziſcht —
Wo iſt ein Strauch? —
Sand! lauter Sand! Auch nicht ein Dornenbuſch! —
Ach! meine Ferſe! Weh! ich bin geſtochen!

(Er fällt; Elektra hält ihn auf und bringt ihn mit Hülfe des Kors wieder zu Bette.)

Elektra.

O armes Herz, das unter Angſtgeſtöhne
Den Sohnesſinn mit Höllenqualen büßt,
O, heilte dich die ſchweſterliche Thräne,
Die dir zum reinſten Opfer fließt!

Der Kor.

O armes Herz, das unter Angſtgeſtöhne
Den Sohnesſinn mit Höllenqualen büßt,
O, heilte dich der Freundſchaft warme Thräne,
Die dir zum reinſten Opfer fließt!

Elektra.

Du, welchen mehr als Vater denn als Gatten
Der Parze Spruch beglückt, ſo hold als hart,

Er

Erbarme dich, o väterlicher Schatten,
Deß, der für dich Verbrecher ward!

Der Kor.

Du, welchen mehr u. ſ. w.

Elektra.

Du, deſſen Mund vom goldnen Seherthrone
Das blut'ge Wort zu dem Bedrängten ſprach,
Gieb Ruhe nur zum ſchwer verdienten Lohne
Dem, der auf dein Geheiß verbrach!

Der Kor.

Du, deſſen Mund u. ſ. w.

Oreſt (langſam und mit ſtarren Augen aus dem Bette ſteigend.)

Wo bin ich? — Es iſt des Chaos Nacht.
Ich will ſie erhellen, will die Elemente
Sondern, ordnen, binden;
Will Freundſchaft unter ihnen ſchließen.
Bin ich nicht Amor? —
Halt, Feuerſtrohm!
Mit deinen Myriaden Quellchen halt!
Steh feſt wie Stein! — Ha, ha, ha!
Wie du vor Bosheit
Sprudelſt, wirbelſt, blitzeſt,
Kocheſt, kracheſt, ſprützeſt!
Ha, ha, ha! —

Kann meiner Allmacht ſich ein Ding wie du
Entgegenſtellen? — Aufgeſchwollner Narr!
Auf meinen Nagel ſamml' ich dich,
Und blaſe dich — ſ! über den Olymp,
Und über Pelion und über Oſſa — ſ! —
(Er greift) So! dieſe Hand voll wird die Sonne, (er wirft)
Und die der Abendſtern; (eben ſo)
Und nun? Wie mach' ich Abend? —
Aus Licht und Nacht! Kann ich mich noch beſinnen? —
Eins, zwey, drey, vier —
Wie? was? wer hat die ſieben Berge da
Gebildet eh' ichs ihm geheiſſen?
Wart', böſer zauberiſcher Geiſt! — Was ſeh' ich?
Die Berge wandeln? ſchließen rings mich ein?
O Freyheit! Freyheit! Licht! —
Komm', meine Sonne, mein Geſchöpf, und leuchte!
Wo biſt du, Undankbare? —
Luft! Luft! Wie hoch! wie eng! Warum in einem Thurme?
Ach, Mauern, werdet nicht mehr enger, nicht! —
Ihr thatet's, ihr? —
Ach, ach! Erbarmen! Steigt doch nicht
So gräßlich langſam unter meinen Füßen
Herauf, ihr grauen ſchlangenhaarigen Geſpenſter! —
Ha! welch ein Tanz! — Ihr Götter!
Sie werden feurig — ich verbrenne!

(Er

(Er ſinkt in die Arme Elektrens und des Kors.)

Elektra.

Bald wird mein Thränenquell verſiegen,
Bald dieſer Geiſt dem wilden Schmerz,
Vom Kampf entkräftet, unterliegen;
Bald brichſt du, mein zerknirſchtes Herz.

Bald werden Steine ſchmelzen,
Bald ſeinen blauen Lauf
Ceſiſſus rückwärts wälzen;
Bald ſtehn die Todten auf!

Der Kor.

Bald werden Steine u. ſ. w.

Elektra.

Götter, könnt ihr ſehen
Seine herbe Pein,
Hören unſer Flehen
Und gefühllos ſeyn?

Der Kor.

Freundin, ja! ſie ſehen
Seine herbe Pein,
Hören unſer Flehen,
Werden gnädig ſeyn.

Oreſt (erwachend gegen Elektren, die ihn umfaßt.)

Ach! ach! ſie hat mich gepackt,
Die ſcheußliche Megäre —

Umſchließet mich mit ihren giftigen Klauen —
Grauſhafte Umarmung! —
Ja! züngelt nur, ihr dickverflochtnen Nattern!
Schießt alle von der braunen Scheitel
Auf mich herüber — aber tödtet mich!

(Elektra ſieht ihm näher und mit tiefer Wehmuth ins Geſicht.)

Ihr Götter des Himmels! — Unausſprechliches Entſetzen! —
Dich küſſen — Ungeheuer! — Hu!

(Er ſieht Elektra lange ſtarr an, und ſeine Züge werden nach und nach ruhiger. Zuletzt umarmt er ſie mit einiger Heftigkeit.)

Geliebte Schweſter! O wie glücklich
Macht mich dein lang entbehrter Anblick! —
Doch ich vergeſſe daß ich ſchwach bin; ſtütze mich! —
Gebt einen Seſſel her! — (Er ſetzt ſich)
Wie kam ich hier in deinen Arm?
Wo fandſt du mich? Haſt du den Furien
Mich aus den Klau'n gewunden? — Wo,
Wo warſt du doch ſo lange? —
Unglücklicher, ich werde dir zur Laſt! —
Iſt Pylades nicht hier? Wo iſt er? wo?

Elektra (ſchluchzend.)

Nach Delfi.

Oreſt.

Oreſt.

Was zu thun? — Du weineſt?
O weine nicht! komm; dein Gewand herab
Von dem Geſicht! — Du weinſt dein Auge roth.
Du könnteſt krank dich weinen. Bin ich nicht
Noch da? Bin ich nicht ruhig? Nicht geſund?
O weine nicht, mein Herz, mein Glück, mein Leben! —
Doch nein, nein, weine nur um Klytemneſtren fort!
Ich ſtimm' in deine ſtumme Klage. —
Allein ich bin kein Muttermörder, nein! —
Sieh, Schweſter! Hier lag der Verruchte,
Hier lag Aegiſth, von meinem Stiche röchelnd.
Die Mutter kam; ihr jammervolles Schreyn
Durchſchnitt die Luft; ihr Stöhnen wollte mich,
Mit Flüchen untermengt — wie Winternebel
Des Eurus Wuth — in Stücke theilen.
Die Finger preßte ſie zuſammen,
Als hielte ſie den Thäter.
Sie macht' ihr Auge blind, den Greuel nicht zu ſehn,
Und riß es wieder auf, um den geliebten Böſewicht
Mit ihren Blicken zu beleben.
Sie ſchlug ſich an die Stirne, vor die Bruſt.
Hier, rief ich ſtolz, Weib meines armen Vaters,
Hier iſt der Stahl der Rache, der der Seele
Des feigen Sünders Luſt gemacht!
Sie iſt entflohn! Willſt du ſie wieder finden —
Hier liegt der rothe Stahl! —
Sie nahm ihn auf, und färbt' ihn noch einmahl.

Elektra.

Ich weiß es, Bruder! Weiß —

Oreſt.

Doch wo iſt Pylades?

Elektra.

Nach Delfi.

Oreſt.

Fort? Er fort?
So flieht auch er den ſonſt geliebten? —
Ich bin bedauernswürdig, wiſſ es, Vater!
Wiſſ es, Apoll! wißt es, ihr Götter alle! —
Doch du — nein, Schweſter! du verläßt mich nicht?

Elektra.

Auch nicht dein Pylades.
In kurzem ſiehſt du ihn! Sein Gang zu dem Parnaß
Wird Friede dir vielleicht und Heilung bringen.

Oreſt.

Mir Heilung? Friede? mir? — Getreuer Pylades,
Vergieb den Argwohn!
Mein Kopf iſt ſchwach als wie mein Fuß;
Sie wanken beyde. Dein Oreſt — er iſt ein Traum. —
Bringt mich zu Bette!
Zum erſtenmale fließt nach langer Zeit
Des Schlafes Mohnſaft wieder lind und kühl
Auf meine Wimpern. Legt mich ſchlafen!

Sie

Vorbericht.

Dieſe Erläuterung betrift die Einführung des Sophiſten Hippias in unſere Geſchichte, und den Diſcurs, wodurch er den Agathon von ſeinem liebenswürdigen und tugendhaften Enthuſiasmus zu heilen, und zu einer Denkungsart zu bringen hoft, welche er nicht ohne guten Grund für geſchikter hält, ſein Glük in der Welt zu machen. Leute, die aus geſunden Augen gerade vor ſich hin ſehen, würden ohne unſer Erinnern aus dem ganzen Zuſammenhang unſers Werkes, und aus der Art, wie wir bey aller Gelegenheit von dieſem Sophiſten und ſeinen Grundſäzen reden, ganz deutlich eingeſehen haben, wie wenig wir dem Mann und dem Syſtem günſtig ſind; und ob es ſich gleich weder für unſere eigene Art zu denken, noch für den Ton und die Abſicht unſers Buches geſchikt hätte, mit dem heftigen Eifer gegen ihn auszubrechen, welcher einen jungen Magiſter treibt wenn er, um ſich ſeinem Conſiſtorio zu einer guten Pfründe zu empfehlen, gegen einen Tinda oder Bolingbroke zu Felde zieht: So hoffen wir doch bey vernünftigen und ehrlichen Leſern

(Sie bringen ihn zu Bette)

Elektra und der Chor.

Senke ſanft auf ihn hernieder,
Morfeus, deinen Zauberſtab;
Balſam thaue dein Gefieder
Auf die wunden Augenlieder
Des Geängſteten herab.

Doch ſobald ſein Freund
Mit beredtem Lächeln
Wieder hier erſcheint,
Dann hör' auf zu fächeln.
Kann, was dieſer ſpricht,
Ihn ſich freuen machen,
Laß ihn ſchnell erwachen;
Früher löſ' ihn nicht!

J. F. v. Meyer.

III.

Ueber die Kunſtplünderungen in Italien und Rom.

Nicht bloß die wackern franzöſiſchen Künſtler, die jene berühmte Bittſchrift an das Direktorium übers

gaben, worin sie die Frage aufwarfen, ob die Verpflanzung der vortrefflichsten Kunstwerke älterer und neuerer Zeit aus Rom nach Paris auch den Künsten heilsam sey, — sondern alle gebildete Menschen in Europa, die bisher gewohnt gewesen waren, Rom als den Mittelpunkt und Stammsitz der alten und neuen Kunst zu betrachten, und sich vor dem Vatikan zwar nicht mehr wegen seiner stumpfgewordenen Bannstralen, aber wohl wegen des dort aufgestellten Pio-Klementinums ehrerbietig zu verneigen, — nahmen seit einigen Monaten an den deswegen zwischen den französischen und päbstlichen Bevollmächtigten angefangenen Verhandlungen lebhaften Antheil, und es wird daher folgender Brief von einem der einsichtsvollsten ausländischen Künstler, der grade jetzt in Rom Augenzeuge von den neuesten dortigen Ereignissen seyn konnte, den Lesern des Merkurs sehr willkommen seyn. Sie werden dem Verfasser, dessen früheren Kunsturtheilen sie in eben diesem Journale volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, wahrscheinlich auch in seinen Urtheilen und Besorgnissen über diese Kunstplünderungen gern beypflichten, und selbst das detaillierte Verzeichniß der theils im obern Italien, theils im Kirchenstaate und in Rom selbst ausgewählten Kunstwerke nicht zu ermüdend finden. Denn beweist nicht schon zum Theil diese Auswahl selbst, was man vom Nazionalgeschmack des Volks, das hier mehr seiner Eitelkeit als seinem innern Kunstgefühl zu folgen scheint, auch in der Folge zu erwarten

habe,

habe, wenn alle diese Trofäen im Nazionalmuseum zu Paris aufgestellt seyn werden?

Freylich ist eine Nemesis, die an den Enkeln und Urenkeln den Uebermuth der Vorältern rächt, auch hier nicht zu verkennen. Nur sollte man darum, weil einst die Römer selbst Griechenland und Asien auf eine ähnliche Weise ausplünderten, dies Beyspiel nicht zur Nachahmung aufstellen. Oder wurden etwa ihre Triumf- und Schaugepränge dadurch, daß sie sich mit ausländischen Kunstwerken brüsteten, zu einer Schule des wahren Kunstgeschmacks? War nicht alle Kunstkennerschaft und Liebhaberey der reichsten Eroberer nur eine erzwungene Treibhausblume, der man es in jedem Schößlinge und in jeder Knospe ansah, daß sie auf diesem mit Sklaventhränen und Gladiatorblute befruchteten Boden nie wurzeln und einheimisch werden könne? Wie oft lächelt Horaz, wie oft spottet Plinius über die erkünstelte, und eben darum in die lächerlichste Prunksucht und geschmackloseste Uebertreibung ausartende Kennerschaft und virtù der stolzen Weltbesieger? Und wie ehrlich sagt es Virgil in jener trefflichen Karakteristik seiner Romuliden:

Excudent alii spirantia mollius aera,
Credo equidem. —

B.

Rom

Rom den 28. August 1796.

Werther Freund!

Warum haben Sie nicht geeilt, Ihren Entschluß früher auszuführen? Wären Sie in diesem Frühjahr gekommen, wie Sie mich hoffen ließen, so hätten Sie Rom noch in der ganzen Fülle seiner Schönheiten sehen und genießen können. Im künftigen wird dies nicht mehr möglich seyn.

Wir hofften lange, daß der verderbliche Krieg das Asyl der Künste und seine Heiligthümer verschonen würde; aber wir haben der Humanität des Zeitalters zu viel zugetraut. Jetzt ist das Loos gefallen, welches den bildenden Künsten in Rom für die Gegenwart ein trauriges, für die Zukunft ein sehr zweifelhaftes Schicksal verkündigt. Das schöne Band, welches die drey verschwisterten Künste, seit ihrem Wiederaufleben in Italien, hier knüpften, wird jetzt grausam und wahrscheinlich für immer zerrissen. Das Größte und Schönste was sich von den Bildwerken der Griechen bis auf unsere Zeit erhalten hat, war bisher in Rom beysammen; bald wird es nicht mehr hier seyn. Eine zahlreiche Auswahl unserer vortrefflichsten Statuen wandert aus Rom nach Paris, um, wie man sagt, auf den Trümmern der Tyranney und des Aberglaubens das Auferstehungsfest der Freyheit und Vernunft zu verherrlichen, und der jungen Republik schon in der Wiege einen Kranz zu flechten, den sie erst in der Zukunft verdienen kann, wenn sie hält was sie

ver-

verspricht. Daß aber dieser Kranz nicht aus selbstgetriebenen, sondern aus geraubten Blüthen der Kultur anderer Nazion gewunden wird, scheint mir nicht viel Gutes zu weissagen, und ist ein Beweis, daß auch ferner in der Politik dieses neuen Staats, eben so wie in allen übrigen, das Gewaltrecht Eigenthum und Billigkeit beeinträchtigen werde.

So muß endlich, nach einem Zeitraum von fast zweytausend Jahren, die ehemalige Weltbeherrscherin den Frevel ihrer Jugend büßen, und einer neu sich bildenden Nazion, die mit gleicher Kühnheit aber mit einer höheren Kultur ausgerüstet, ihre selbstständige Größe zu gründen strebt, die Palme mit Schmach ausliefern, die sie einst übermüthig dem freyen Genius der Griechen raubte! — Es ist das Schicksal aller endlichen Größe und Herrlichkeit, von einer größern überwältigt und gebeugt zu werden; aber es ist zugleich die Stufenleiter der Kultur, und aus seinen Zerstöhrungen entwickelt sich unaufhörlich der Keim zu neuen Schöpfungen. Jedoch auch die beste Auslegung, welche eine erweiterte Uebersicht des Weltganges im Großen und ein fester Glaube an Bestand und Fortschritte der Menschheit jedem unvermeidlichen Uebel der Gegenwart zu geben geneigt ist, kann den schmerzlichen Eindruck eines Verlustes, der unserm Privatinteresse so nahe liegt, und das lebhafte Gefühl des Unrechts nicht vermindern. Wir sehen den unersetzlichen Raub vor unsern Augen begehen, und können uns Rom ohne

diese

dieſe Schätze der Kunſt nicht mehr als Rom denken. Wir können uns noch nicht überwinden zu glauben, daß die herrlichen Werke der alten Kunſt, daß die Kunſt ſelbſt irgendwo einen glücklicheren und würdigeren Wohnſitz haben könne als hier, wo überall der Genius der Vorwelt uns fühlbar ergreift; wo uns, bey dem wirklichen Elend eines ehemals groſſen jetzt tief herab geſunkenen Volks, dennoch der ſüße Traum einer idealiſchen Menſchheit in ihren edelſten Bildern lebendiger als irgendwo umſchwebt; wo unter den ehrwürdigen Trümmern der Vorwelt, unter unzähligen Denkmählern ſteigender und ſinkender Kultur, die ganze Weltgeſchichte uns gleichſam ſichtbar vorüberwandelt; wo jedes Monument der Kunſt, jede Trümmer durch den geheiligten Boden auf dem ſie ſteht, Bedeutung und höheres Intereſſe gewinnt.

Alle dieſe Vorzüge Roms, vereint mit der völligen Unabhängigkeit worin der Künſtler und Gelehrte hier leben, — die der glücklichen Beſchäftigung mit den Künſten ſo unentbehrliche Freyheit und Ruhe, in der er hier, überall von Werken des Geſchmacks umgeben, ſeinem Studium nachhängen, ſeinen Geiſt mit groſſen ſchönen Ideen nähren kann, erzeugen jene Anhänglichkeit und Liebe für Rom, die ihn ſo leicht zu dem Entſchluß bewegen, ſein ganzes Leben hier zuzubringen, und laſſen ihn den gegenwärtigen Verluſt doppelt ſchmerzhaft fühlen. Aber ich will Sie nicht länger mit dem Ausdruck von

Em-

Empfindungen ermüden, die in jedem, der mit regem Schönheitsgefühle in Rom gelebt hat, schon bey der bloßen Nachricht davon aufs lebhafteste erwachen müssen, und deren Sie zu ihrer eigenen Strafe überhoben sind.

Die einst hier waren, dürfen sich glücklich schätzen, den vollen Eindruck des bis jetzt hier vereinten Schönen und Großen empfunden zu haben, und sie werden ihn um so sorgfältiger in der Erinnerung bewahren, da kein neuer Besuch in Rom ihn mehr gewähren kann. Was der Fremde hier bisher beysammen fand, wird er künftig zerstreut in Paris und Rom aufsuchen müssen, und wer gegenwärtig in Rom lebt, kann die ausgeplünderten Museen des Vatikan und Kapitol nie wieder ohne trauernde Wehmuth betreten.

Es muß jeden Freund der Künste interessieren, zu wissen welche Kunstwerke aus Italien weggehen. Ich lege Ihnen zu dem Ende ein getreues Verzeichniß von den hundert Stücken bey, welche Rom nebst vier Millionen Skudi für — einen Waffenstillstand an die französische Republik hingeben muß. Was wird am Ende der Friede kosten? Um Ihnen manches Stück genauer zu bezeichnen, werde ich die Nummern beyfügen, unter welchen die im Vatikan befindlichen Statuen in dem von Visconti erklärten Museum Pio-Klementinum in Kupfer gestochen sind; ausserdem werde ich da, wo es etwa nöthig ist, auf Ramdohrs bekanntes Werk hinweisen. Ihr

Freund

Freund M. der erſt vor kurzem in Rom war und in deſſen Seele jeder Eindruck noch friſch und lebendig iſt, wird Ihnen den Mangel des eigenen Anblicks erſetzen. Hier iſt das Verzeichniß.

A. Aus dem Muſeum Pio-Klementinum.

I. Im erſten Zimmer. 1. Der unter dem Nahmen des Torso di Belvedere berühmte Rumpf.

II. Im Hof der Statuen. 2. Apollo von Belvedere. 3. Laokoon. 4. Der ſogenannte Antinous von Belvedere, Viskonti nennt ihn Merkur. S. Mus. Pio-Clem. T. I. t. 7. 5. Ein ſchöner viereckiger Altar, ara ſepolcrale, mit halberhobener Arbeit, der vor dem Antinous ſtand. 6. Statue des Herkules mit einem Knaben auf dem Arm, gemeinhin Kommodus genannt. Viskonti nennt die Gruppe Herkules und Teleſus. M. Pio-Cl. T. II. t. 9.

III. Im Saal der Thiere. 7. Nil. Liegende Figur eines Flußgottes in koloſſaler Größe, um welchen ſechzehn Kinder ſpielen. 8. Tiber; gleichfalls in koloſſaler Größe. Ein Gegenbild zu jenem. 9. Meleager, mit dem Hunde auf der einen, und dem Kopf des Ebers auf der andern Seite.

IV. In der Gallerie der Statuen. 10. Die ſogenannte Kleopatra, liegende Figur in ſchönem Gewande und koloſſaler Größe. 11. Hygea. 12. Demoſthenes. 13. Trajan mit der Weltkugel in der Hand.

14.

14. Menander. 15. Posidippus. Vier auf Stühlen ſitzende Figuren von vortrefflicher Wahrheit der Karaktere. 16. Genius. (Amor oder Kupido) Bruchſtück einer Figur bis auf den halben Leib. S. Ramdohr Th. I. S. 93. (ohne jedoch das daſelbſt gefällte Urtheil zu unterſchreiben.) 17. Statue eines Kriegers mit kurzem griechiſchen Mantel und einem Helm auf dem Haupt, gewöhnlich Focion genannt. 18. Statue eines Filoſofen, Sextus Empirikus genannt. S. Mus. Pio-Cl. T. III. 18. 19. Amazone, die ſchönſte unter den in Rom vorhandenen.

V. In den an die Galerie ſtoßenden Zimmern der Büſten. 20. Zwey Büſten auf halbem Leib, die ehemals ein Grabmahl zierten, unter dem Namen Kato und Porzia bekannt. S. Ramdohr I. S. 100. 21. Büſte der Minerva über Lebensgröße. 22. Büſte eines Kriegers mit dem Helm auf dem Haupte, gewöhnlich Ajax auch Menelaus genannt.

VI. Im Kabinett der Venus. 23. Sitzende Venus von Bupalos. 24. Adonis. S. Mus. Pio-Cl. T. II. 31. Ramdohr Th. I. S. 88. 25. Paris, von Viskonti für einen Prieſter des Mithras erklärt, T. III. t. 21.

VII. Im Saal der Muſen. 26—35. Apollo Muſagetes und die neun Muſen.

VIII. In der großen Rotunde. 36. 37. Komödie und Tragödie, zwey Hermen in koloſſaler

Gröſſe. S. Ramdohr. Th. I. S. 111. 38. Büſte des Jupiter, koloſſal. 39. Büſte des Jupiter Serapis von weiſſem Marmor mit Strahlen von Bronze um das Haupt; koloſſal. 40. Herme mit dem Kopf des Neptun oder Oceanus mit einem Kranz von Weinlaub und Trauben um das Haupt und Delfinen im Bart; koloſſal. 41. Büſte des Hadrian; koloſſal. 42. Büſte des Antinous; koloſſal, 43. Melpomene; Statue von koloſſaler Gröſſe. Sie zeichnet ſich unter allen weiblichen Statuen in Rom durch Majeſtät und Grazie vorzüglich aus. 44. Ceres; Statue in koloſſaler Gröſſe.

IX. Im Zimmer der Sarkofage. 45. 46. Zwey Sfinxe von rothem Granit.

X. Der Treppe gegenüber die in die Galerie der Vaſen führt. 47. 48. Zwey Stühle von weiſſem Marmor und vortrefflicher halberhobener Arbeit, mit Attributen der Ceres und des Bakchus verziert. 49. Eine groſſe Vaſe aus Baſalt, rings mit Masken und Thyrſusſtäben verziert. S. Ramdohr, I. Th. S. 73.

XI. In der neuen Rotunde. 50. 51. Zwey Scheibenwerfer oder Diskoboli; der eine ſtehend mit der Scheibe in der Linken, der andere im Moment des Werfens dargeſtellt. Auf dem Tronk des letztern ſteht der Name Myron. Beyde gehören zu den vorzüglichſten Statuen im Karakter ſchöner Natur. 52. Sardanapel, oder bärtiger Bakchus, eine grandioſe Gewands

fern keinen Zweifel übrig gelaſſen zu haben, daß wir den Hippias für einen ſchlimmen und gefährlichen Mann, und ſein Syſtem, [in ſo fern es den ächten Grundſäzen der Religion und der Rechtſchaffenheit widerſpricht] für ein Gewebe von Trugſchlüſſen anſehen, welche die menſchliche Geſellſchaft zu grunde richten würden, wenn es moraliſch möglich wäre, daß der gröſſere Theil der Menſchen damit angeſtekt werden könnte. Wir glauben alſo vor allem Verdacht über dieſen Artikel ſicher zu ſeyn. Aber da unter unſern Leſern ehrliche Leute ſeyn können, welche uns wenigſtens eine Unvorſichtigkeit Schuld geben, und davor halten möchten, daß wir dieſen Hippias entweder gar nicht einführen, oder wenn dieſes der Plan unſers Werkes ja erfodert hätte, ſeine Lehrſäze ausführlich hätten widerlegen ſollen: So ſehen wir für billig an, ihnen die Urſachen zu ſagen, warum wir das erſte gethan, und das andere unterlaſſen haben.

wandfigur. S. Ramdohr Th. I. S. 95. Männliche verſchleierte Gewandfigur mit einer Opferſchale in der Hand; wahrſcheinlich Statue eines Opferprieſters. S. Mus. Pio Cl. T. III. 19. 54. Auguſtus in der Toga. 55. Tiberius in der Toga. Das Gewand an dieſer Statue gehört in Stil und Ausführung unter die ſchönſten vorhandenen.

XII. In der Gallerie der Vaſen und Kandelaber. 56. Ein runder Altar mit halberhobenen Zierathen und einem Basrelief umher, welches bakchiſche Tänze vorſtellt. 57. Ein marmorner Dreyfuß mit Attributen des Apollo. 58—60. Drey Kandelabra. 61. Urania; ſitzende Figur in halber Lebensgröße, auf einer Kugel ſchreibend. 62. Ceres, Statue in halber Lebensgröße.

B. Aus dem Muſeum Kapitolinum.

I. Unten am Eingange im Portikus. 63. Ein großer Dreyfuß mit einer Schaale aus Marmor. S. Ramdohr I. S. 205.

II. Im Zimmer der ägyptiſchen Kunſtwerke. 64. Weibliche drappierte Figur in Lebensgröße von ſchwarzem Marmor, in der großen Niſche.

III. In den obern Sälen. 65. Sarkofag mit den neun Muſen in Basrelief. S. Ramdohr Th. I. S. 211. 66. Amor und Pſyche, eine bekannte und ſchöne Gruppe. 67. Apollo mit der Leyer im Arm und

dem Greif zur Seite; über Lebensgröße. Ein mittelmäßiges Kunstwerk. S. Ramdohr Th. I. S. 214. 68. Die schöne unter dem Namen Antinous bekannte Statue eines Jünglings. 69. Idol von kolossaler Größe in ägyptischem Stile aber von griechischer Arbeit aus Hadrians Zeit, der ägyptische Antinous genannt. 70. Der berühmte sterbende Fechter. 71. Juno, Statue über Lebensgröße, unter den vorhandenen Junonen an Karakter und Gestalt die größte und schönste, obwohl sie der ehemaligen Barbarinischen im Museum Pio-Klementinum an Schönheit der Ausführung nachsteht. S. Ramdohr Th. I. S. 230. 72. Jugendlicher Faun in Lebensgröße; er hält die Flöte in der Hand und lehnt sich auf einen Baumstamm. Der schönste unter den vorhandenen ähnlichen. S. Ramdohr Th. I. S. 229. 73. Weibliche Gewandfigur über Lebensgröße die ein Gefäß in beyden Händen trägt, gewöhnlich Vestalin genannt. S. Ramdohr Th. I. S. 230. 74. Sarkofag mit Tritonen und Nereiden in Bassorilievo. In der äussern Gallerie; ohne besondern Kunstwerth. 75. Zeno, Statue voll Wahrheit und Karakter. 76. Die bekannte kapitolinische Venus. 77. Eine sogenannte Flora oder Muse mit einem Kranz von Blumen auf dem Kopf. 78. Eine der vier hier befindlichen Büsten des Homer. 79. Büste einer Bakchantinn, gewöhnlich Ariadne genannt. 80. Sogenannte Büste Alexanders. 81. Sogenannte Büste des M. Brutus.

IV. Im Pallaſt der Konſervatoren. 82. Sogenannte Büſte des Junius Brutus aus Bronze. 83. Ein ſitzender Knabe, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht, (Spinarius) aus Bronze.

C. Gemählde.

84. Die Verklärung Chriſti von Rafael in der Kirche S. Pietre in Montorio (ein Moſaik davon iſt in S. Peter.) 85. Die Kommunion des heiligen Hieronymus von Domenichino, in der Kirche S. Girolano della Carita (ein Moſaik davon iſt in S. Peter). 86. Der heil. Romualdus von Andreas Sacchi, in der Kapelle S. Romualdo. 87. Eine Grablegung Chriſti von Mich. Aug. Karravaggio in der Chiesa nouva. 88. Pieta von Annibal Carracci in der Kirche S. Francesco a Ripa. 89. Die heil. Petronille von Guercino im Quirinaliſchen Pallaſt (ein Moſaik davon iſt in S. Peter). 90. Die Kreuzigung des heil. Petrus von Guido Reni in der Vatikaniſchen Gallerie. 91. Die Marter des heil. Gervaſius und Protaſius von Valentin, ebendaſ., (ein Moſaik davon iſt in S. Peter). 92. Der heil. Gregor der einem Ungläubigen das blutige Leichtuch zeigt, von Andreas Sacchi ebenddaſ. (ein Moſaik davon iſt in S. Peter). 93. Der heil. Thomas, von Guercino, ebendaſelbſt. 94. Die heil. Cecilia, von Pietro Vanni, ebendſelbſt. 95. Die Marter des heil. Erasmus von Nik. Pouſ-

ſin, ebendaſ. (ein Moſaik davon iſt in S. Peter). 96. Fortuna von Guido Reni, in der Kapitoliniſchen Gallerie. 97. Eine heil. Familie von Garofalo, ebendaſelbſt. 98. Eine Krönung der Maria im Himmel von Raſael, in Perugia in der Kirche S. Francesco. 99. Eine Aufnahme der Maria von Pietro Perugino, in Perugia. 100. Eine Krönung der Maria im Himmel; unten am Grabe die Jünger welche Blumen im Sarge finden; von Rafael angefangen und von Julius Romanus und Fattore vollendet; in Perugia in der Kirche der Maria in Monte Luce.

So eben habe ich auch die Liſte der aus einigen Städten der Lombardey hinweggeführten Gemählde von den franzöſiſchen Kommiſſärs erhalten, die ich Ihnen hier gleichfalls in fortlaufender Nummer mittheile. Sie können ſich auf die Authenticität derſelben verlaſſen.

D. In Mailand.

Aus der ambroſianiſchen Bibliothek. 101. Den Karton Rafaels von der athenienſiſchen Schule, in der Größe des Gemählides im Vatikan. 102. Eine Madonna von Rubens in einem Blumenkranze von Breughel. 103. Eine Madonna von Luini. 104. Eine andere angeblich von Lukas van Leiden. 105 Eine muſikaliſche Geſellſchaft von Giorgione. 106. Ein Alter und ein Soldat, Gemählde von Kalabreſe. 107. Kopf eines Frauenzimmers

von

von Lionardo da Vinci. 108. Ein heiliger Johannes von Luini. 109—112. Die vier Elemente von Breughel. 113. Daniel in der Löwengrube von demſelben. 114. 115. Zwey Zeichnungen, eine von Raſael, die andere von Andrea del Sarto. 116. Portrait des Lionardo da Vinci, von ihm ſelbſt gezeichnet. 117. Ein Kopf von demſelben. 118. Ein Kopf in Paul Veroneſe's Manier. 119. Ein S. Girolamo von Julius Romanus. 120. 121. Zwey Köpfe aus der florentiniſchen Schule. 122—129. Acht Zeichnungen verſchiedenen Inhalts von Pellegrino Libaldi. Aus der Kirche der Madonna della Grazie. 130. Eine Dornenkrönung Chriſti von Tizian. 131. Ein S. Paul von Gaudenzio Ferrara. Aus der Kirche der Madonna della Vittoria. 182. Eine Auffahrt der Madonna von Salvator Roſa. Aus der Scuola di San Scelſo. 133. Ein Gemählde von Procaccini. Aus einer ungenannten Kirche. 134. Ein Fegefeuer von Salvator Roſa. Noch aus Mailand ohne Benennung der Orte wo die Gemählde weggenommen ſind. 135. Ein S. Rocco von Guercino. 136. Eine Madonna mit verſchiedenen Heiligen von Garofalo. 137. Anbetung der Hirten von Doſſo Doſſi. 138. Der heil. Petrus von Guercino. 139. Enthauptung Johannis des Täufers von Guercino. 140. Die Ehebrecherin von Tizian. 141. Joſef und Potifars

Weib von Lionello Spada. 142. Rinaldo und Armida von Tizian. 143. Ein Gemählde von Baroccci. 144. Venus und Mars von Guercino. 145. Maria und der Christ von Guercino. 146. Klorinde und Tankred von einem Ungenannten. 147. Eine Karita romana von Andreas Sacchi. 148. Ein Mann und Weib von Guercino.

E. In Kremona.

Aus der Dominikanerkirche. 149. Madonna von einem Schüler Korreggio's. 150. Beschneidung des Christkindes von Prete Genovese. 151. Ein Christ und eine Madonna von einem ungenannten Mister. Aus der S. Peterskirche. 152. Mater verschiedener Heiligen von Palma. 153. Eine Geburt Christi von einem Ungenannten. Aus der Augustinerkirche. 154. Eine heil. Familie, S. Johannis und Augustin von Pietro Perugino.

F. In Parma.

Aus der Akademie. 155. Die berühmte Madonna di S. Girolamo von Korreggio. 156. Ein todter Christ von Schidone. 157. Anbetung der Weisen von Mazzuola. Aus der Kapuzinerkirche. 158. Christus am Kreuz mit zwey Heiligen von Guercino. 159. Madonna mit dem Christ und einigen Heiligen von Annibal Karracci. Aus der S. Pauliskirche. 160. Christus, S. Paul und S. Katharinn von Rafael. 161. Madonna von Ang.

Karracci. Aus der Kirche der Madonna della Staccata. 162. Vermählung Joſefs und der Madonna von Procaccini. Aus der Johannis-kirche. 163. Abnehmung Chriſti vom Kreuz von Korreggio. Bey den Kapuzinerinnen. 164. Maria mit dem Chriſtkinde, S. Francesco und S. Klara von Guercino. Aus der Kirche S. Sepolcro. 165. Die ſogenannte Madonna della Scodella von Korreggio. Aus der Kirche S. Rocco. 166. Der heil. Ludwig von Gonzaga und der heil. Ignaz beten das Chriſtkind an, von Spagnolett. 167. S. Rocco von Paul Veroneſe. Aus der Kirche S. Quintino. 168. Eine Taufe von einem gewiſſen Giovanni Fiamingo. 169. S. Benedikt und S. Quintin von Lanfrank. 170. Eine Auffahrt der Madonna von Spagnolett. Aus der Kirche S. Andrea. 171. Ein Gemählde von Spagnolett. Aus S. Michele. 172. Maria und der heil. Michael der eine Seele wiegt, von Lelio Orſi da Novellara, einem Schüler Korreggio's.

G. In Piacenza.

Aus der Domkirche. 173. 174. Zwey Gemählde von Auguſt Karracci. 175. Ein Gemählde von Kamillo Procaccini.

H. In Modena.

176. Beſuch der Maria von Guercino. 177. S. Francesco der dem Chriſtkinde Blumen reicht, von

nello Spada. 178. Die heil. Jungfrau und S. Lukas von Annib. Karracci. 179. Madonna mit verſchiedenen Heiligen von Procaccini. 180. Alle Heiligen, von Guercino. 181. S. Geminian, S. Peter und andere Heilige von Guercino.

I. In Bologna.

Aus der Dominikanerkirche. 182. Der Kindermord von Guido Reni. 183. S. Hyacynth dem die heil. Jungfrau erſcheint, von Lud. Karracci. Aus S. Giovanni in Monte. 184. Die berühmte heil. Cecilia von Rafael. 185. Die Madonna, der Erzengel Michael und einige Heilige von Pietro Perugino. 186. Die Geheimniſſe des Roſenkranzes von Domenichino. Aus der Kirche der Madonna di Galiera. 187. Verkündidung Mariä von Annib. Karracci. 188. Madonna von einem Ungen. 189—191. Drey Gemählde von Albani. 192. Heil. Familie von einem Schüler des Guercino. 193. Ein Kopf in Guido's Manier. 194. Eine Madonna von einem Schüler der Karracci. Aus der Kirche S. Agneſe. 195. Die Marter der heil. Agnes von Domenichino. Aus der Kartheuſerkirche. 196. S. Bruno und die Madonna von Guercino. 197. Die Kommunion des heiligen Hieronymus von Aug. Karracci. Aus der Kirche S. Gregorio. 198. S. Felix und S. Wilhelm von Guercino. Aus der Kirche S. Salvator.

199. Himmelfahrt der Madonna, von Aug. Karracci. 200. Christus der sein Kreuz trägt von Guido Reni. Aus der Kirche S. Michele in Bosco. 201. S. Bernard, Stifter des Olivetanerordens von Guercino. Aus der Kirche Jesu und Mariä. 202. Beschneidung des Christkindes von Guercino. Aus der Kirche Korpus Domini. 203. Auferstehung Christi von Annibal Karracci. Aus der Kirche S. Margarita. 204. S. Margarita, Madonna und einige Heiligen von Parmigianino. Aus der Kapuzinerkirche. 205. Madonna mit dem Christkinde und Engeln von Albani. Aus dem Oratorium der Madonna del Piombo. 206. Geburt der heil. Jungfrau von Albani. Aus der Kirche di Mendicanti. 207. Josef der über die Schwangerschaft der Maria von einem Engel beruhigt wird, von Tiarini. 208. Christus und S. Matteus von Lud. Karracci. 209. Die Heiligen Alo' und Petronio beten die Madonna und das Christkind an, von Kavedone. 210. S. Giobbe auf dem Thron nimmt Geschenke des Volks an, von Guido Reni. 211. Pieta und verschiedene Heiligen von demselben. Aus dem Antikenkabinett. 212—215. Vier etruscische Vasen. 216. 217. Zwey Opferschalen. 218. 219. Zwey Bruchstücke von antiken Füßen. 220. Eine komische Maske aus Bronze.

K.

K. In Cento.

Aus der Kirche S. Biagio. 221. Christus übergiebt dem Petrus die Schlüssel, von Guercino. Aus der Kirche der Madonna del Rosario. 222. S. Girolamo in der Wüste küßt die heil. Jungfrau, von Guercino. Aus der Kirche del Spirito santo. 223. Eine Glorie von Heiligen von demselben. Aus der Kirche del Nome di Dio. 224. Christus erscheint der Madonna von demselben. Aus der Kirche S. Pietro. 225. Reue des heil. Petrus, von demselben. 226. Der heil. Bernard von demselben. 227. Der heil. Bernard und der heil. Franziskus von demselben. Aus dem Seminarium. 228. Eine heil. Familie von demselben. Aus der Kapuzinerkirche. 229. Josef und Maria von Karracci. 230. Madonna mit dem Christkinde von Guercino. Aus der Kirche S. Augustin. 231. Madonna mit drey Heiligen von Guercino. Aus der Kirche S. Maria Magdalena. 232. Die heil. Magdalena von demselben.

Hier dringt sich uns nun sehr natürlich die Frage auf: werden diese Eroberungen, welche die Franzosen jetzt im Gebiete der Kunst machen, auch die Blüthe derselben und einen bessern Geschmack unter ihnen befördern? — Sie läßt sich höchstens mit einem vielleicht beantworten, und mir scheint nach den obwaltenden Umständen der Zweifel sich

mehr

Vorbericht.

Weil nach unſerm Plan der Character unſers Helden auf verſchiedene Proben geſtellt werden ſollte, durch welche ſeine Denkensart und ſeine Tugend erläutert, und dasjenige, was darinn übertrieben, und unächt war, nach und nach abgeſondert würde; ſo war es um ſo viel nöthiger ihn auch dieſer Probe zu unterwerfen, da Hippias, bekannter maſſen, eine hiſtoriſche Perſon iſt, und mit den übrigen Sophiſten derſelben Zeit ſehr vieles zur Verderbniß der Sitten unter den Griechen beygetragen hat. Ueberdem diente er den Charakter und die Grundſäze unſers Helden durch den Contraſt, den er mit ſelbigen macht, in ein deſto höheres Licht zu ſezen. Und da es mehr als zu gewiß iſt, daß der gröſſeſte Theil derjenigen, welche die groſſe Welt ausmachen, wie Hippias denkt, oder doch nach ſeinen Grundſäzen handelt; ſo war es auch in dem Plan der moraliſchen Abſichten, welche wir uns bey dieſem Werke vorgeſezt haben, zu zeigen, was für einen Effect dieſe Grundſäze machen, wenn ſie in

den

mehr auf die Seite des nein als des ja zu neigen. Die Möglichkeit ist freylich da, aber sie liegt unter einer so großen Last von Hindernissen, daß ich, auch bey dem besten Zutrauen auf das Talent und den Willen jeder Nazion, ihre Erfüllung für jetzt nicht zu hoffen wage, so sehr ich sie wünsche; und ich bin bereit meine Schwergläubigkeit zu rechtfertigen.

Es ist eine in dem Wesen der schönen Künste selbst gegründete, und durch die Erfahrung zur Gnüge bestätigte Wahrheit, daß eine Nazion nie zu einer eigenthümlichen Kunst gelangen noch sie zur Vortrefflichkeit kultivieren kann, wenn sie nicht Kunstsinn und Genialität durch eine zum Aesthetischen hinstrebende Kultur allmählich aus sich selbst entwickelt. Nicht einst die alten Römer, dieses in vieler Rücksicht große, den Griechen so nahe Volk, haben den Geist der Kultur der bildenden Künste von den letztern erbeuten können; sie haben nie eine eigene Kunstepoche gehabt; es war immer noch griechische Kunst die unter den Kaisern blühte. Der Geschmack eines Künstlers und einzelner Menschen läßt sich wohl nach fremden Mustern bilden und lenken; aber wo Kunst einheimisch und Geschmack so allgemein seyn soll, daß er als Eigenschaft der Nazion angesehen werde, da ist dies weder hinreichend noch thunlich. Kunst und Schönheit müssen erst wahres Bedürfniß der Nazion werden; sie müssen in das allgemeine und besondere Interesse ihrer Existenz verflochten seyn, wenn erstere in einem

Staat

Staat gedeihen und daurend blühen soll. Unter allen Völkern die eine Kunstepoche gehabt haben, ist dies mehr oder weniger so gewesen.

Den auffallendsten Beweis, daß der Besitz der vortrefflichsten Muster wenig oder gar nichts zur Fortpflanzung eines guten Geschmacks helfe, wenn der in ihnen herrschende Stil nicht Regel und Ziel der Künstler wird, giebt wohl Rom. Die Antiken und Rafaels Werke sind fast dreyhundert Jahre lang dem Studium der Künstler preisgegeben; sie sind theoretisch als die besten Muster der alten und neuen Kunst anerkannt. Und doch hat in diesem langen Zeitraum von der Menge in Rom sich bildender Künstler (Rafaels unmittelbare Schüler ausgenommen) kaum Einer die Bahn betreten und verfolgt, auf welche jene Muster hinweisen. Hundert Jahre lang und länger hat man keine Schule des guten Stils, der jenen Kunstwerken eigen ist, in dem ungeheuern Schwall von Bildern gesehen, die aus den Werkstätten der Künstler Roms, Italiens und Frankreichs hervorgegangen sind und die Welt mit einem schlechten Geschmack überschwemmt haben. Keine der vielen Kunstakademien hat ihre Zöglinge auf diesen einzig wahren Weg des guten Geschmacks zu führen ernstlich gesucht und bis jetzt noch keinen einzigen musterhaften Künstler gebildet. Hingegen hat man bald einen Peter Kortona, bald einen Maratti, bald einen Vanloo und Boucher, bald einen Bernini ꝛc. bewundert und nachgeahmt,

so

so weit sie auch von der Bahn eines guten Geschmacks entfernt waren. Kaum daß wir auf ihrem einsamen Pfade noch einen Karracci, Poussin, le Sueur finden. Solche seltene Beyspiele einer musterhaften Selbstständigkeit unter einer Menge talentvoller Künstler können darum auch nicht sowohl ihrem Vaterlande, als vielmehr dem glücklichen Gefühle des Künstlers selbst zum Lobe gerechnet werden; denn nicht seinem Vaterlande, sondern seinem eigenen durch gute Muster gebildeten Talent und Fleiß verdankt er seine Vortrefflichkeit.

Die besten Kunstwerke sind für die Kunst so gut als nicht vorhanden, wenn sie nicht auf ihre Kultur angewandt werden. Alles Begaffen, Bewundern und Anerkennen ihrer Schönheit, alles blos so Kopieren und Abschreiben derselben ist fruchtlos, wenn sie nicht in Vereinigung mit der Natur das ernstliche Studium des Künstlers für sein ganzes Leben ausmachen, aber Studium mit Gefühl und Kopfe, nicht mit der Hand; wenn er nicht strebt sich in ihren Geist hinein zu fühlen, sich in ihren Stil hinein zu arbeiten. So lange noch die Kunst dem Zufalle, ob und wann er ein glückliches mit treuem Naturgefühle begabtes Talent hervorbringen wird, überlassen bleibt; so lange jeder Künstler nach seiner Laune oder nach der Mode die Kunst treibt; so lange nicht der gute Geschmack Nazionalgeschmack wird und Publikum und Künstler nicht gegenseitig sich bilden, wird es vielleicht hie und da einen gro-

ßen

ßen Künſtler geben, aber die Kunſt wird nie einen glücklichen Fortgang machen. Darum läßt ſich wohl auch mit Grund behaupten, daß der Geſchmack der Franzoſen, — wenn er nicht von der theatraliſchen Repräſentazion zur Natur, von dem blendenden Effekt zur einfachen Wahrheit, von der Anmaßung zur Beſcheidenheit zurückkehrt; mit einem Worte, wenn er ſich nicht durch eine glückliche Revoluzion auch ihres äſtheriſchen Karakters von ſeinen bisherigen Fehlern völlig losreißt, — durch den Raub der Kunſtwerke Roms nicht mehr gewinnen wird, als was letzteres verliert: den bloßen Beſitz derſelben und das Nichtverdienſt auf dieſen Beſitz ſtolz zu ſeyn. Daß jene zu wünſchende Revoluzion bis jetzt noch nicht erfolgt iſt, giebt ihre unter den Gemählden in Rom getroffene Auswahl genugſam zu erkennen. So lange noch Guercino, Karravaggio, Sacchi, Lanfrank, Spagnolett, Vanni ꝛc. ihre Helden der Kunſt ſind, darf man keine guten Früchte, hingegen deſto gewiſſer erwarten, daß die Mählereyen dieſer Meiſter das Aufkommen eines guten Geſchmacks unter ihnen mehr als jedes andere Hinderniß erſchweren werden.

Geſetzt auch, daß der künftige Wohlſtand Frankreichs, der von dem fruchtbaren Boden und der Thätigkeit dieſes Volks unter einer freyen Verfaſſung zu erwarten iſt, die Aufnahme der Künſte befördert; ſo iſt doch der bloße Reichthum und phyſiſche Wohlſtand einer Nazion, ſo unentbehrlich er

für

für dieſelben ſeyn mag, noch nicht hinreichend, einen reinen und edlen Geſchmack zu begründen, wenn das weſentliche Ingrediens der äſthetiſchen Kultur in dem Volkskarakter mangelt. Unter den neuern Nazionen Europens iſt die Engländiſche ein Beweis davon. Bey allem Wohlſtande hat ſie es in den Künſten nicht weiter als zur mechaniſchen Vortrefflichkeit gebracht, weil in dem Karakter der Nazion die übrigen Bedingungen zur Kultur des Schönheitsgefühls entweder mangeln, oder nicht in dem glücklichen Verhältniß vorhanden ſind, ohne welches ſie nicht Statt finden kann. Ueberdem iſt immer der Handelsgeiſt den mechaniſchen Künſten, als Quellen des Gewinns, günſtiger als den ſchönen.

Ein uneigennütziger, biegſamer, ſympathetiſcher Richtungen fähiger, dabey zugleich lebhafter, affektvoller, energiſcher Karakter und eine zweckmäßige, eben ſo ſehr die Entwicklung der moraliſchen als der fyſiſchen Anlagen begünſtigende Erziehung, ſind bey politiſcher Freyheit und fyſiſchem Wohlſtande die weſentlichen Bedingungen unter welchen das Schönheitsgefühl eines Volks ſich ungehindert entwickeln kann, und unfehlbar entwickeln wird. Ohne dieſe wird bloßer Wohlſtand immer nur einen verderblichen, ſich ſelbſt zerſtöhrenden Luxus erzeugen, der von Seiten des Publikums die ſchönen Künſte zum bloßen Mittel des Raffinements ſinnlicher Genüſſe, von Seiten des Künſtlers zu einem Mittel ſeiner Ehr- und Gewinnſucht macht, ohne daß beyde Theile

den edlern Zweck derſelben weder ahnden noch achten. Jene Erforderniſſe zur äſthetiſchen Kultur fanden ſich mit ſeltenem Glücke bey den Griechen vereint, und längſt ſind auch die Ueberreſte ihrer Kunſt als die vollkommenſten Muſter des Geſchmacks für alle Zeiten, als Maßſtab und Kriterium eines reinen und ſchönen Stils anerkannt, und werden es immer bleiben, unter wie mannigfaltiger Modifikazion ſich der Schönheitsſinn auch künftig noch entwickeln und äuſſern mag.

Bisher war die Religion, oder vielmehr die hierarchiſche Politik, die Hauptſtütze der bildenden Künſte unter allen Nazionen wo ſie geblühet haben; der Geſchmack jedes Volks trägt die Spuren ihrer günſtigen oder ungünſtigen Einflüſſe, und iſt zugleich ein ſicherer Maßſtab ihrer relativen Humanität. Wir können uns davon leicht überzeugen, wenn wir den Geſchmack der Egypter, Hetrurier und Griechen, der alten und neuen Römer, der Niederländer und Franzoſen mit dem Karakter dieſer Nazionen vergleichen. Der Luxus, von dem man gewöhnlich glaubt daß er die Künſte befördere, ſtiftet nie etwas gutes in ihnen, ſelbſt dann nicht, wenn er Luxus der Religion oder der Prachtliebe eines mächtigen Volks oder eines glänzenden Hofes iſt. Er verführt die Kunſt entweder zu ſuperſtizioſem, myſtiſchem Unſinn, oder zu Prunk und Tändeley; auf alle Fälle zerſtöhrt er die Einfalt und Natur in ihr, welche das Weſen eines reinen und

ſchönen

ſchönen Stils ausmachen, und ohne welche alle Kunſt nur Künſteley iſt. Das erſtere findet immer bey einer abergläubiſchen Religion, wie z. B. die katholiſche iſt, ſtatt; das letztere wird unter einem Pracht- und Ueppigkeit liebenden Despotismus, dem gewöhnlich eine kriechende, ſchmeichelnde, entnervte Unterthänigkeit gegenüber ſteht, der Fall ſeyn; wovon die ehemaligen Franzoſen Beweiſe gegeben haben. Deſſen ungeachtet wüßte ich unter den neuern Nazionen Europens keine zu nennen, die ſo günſtige Anlagen zu den Künſten in ihrem Karakter trüge als die Franzöſiſche; aber auch keine, die weiter von der Natur und ihrer Simplicität entfernt, und darum in ihrem Kunſtgeſchmack tadelnswerther, als ſie geweſen wäre.

Daß gegenwärtig die bildende Kunſt, von den Banden, welche ſie ehemals an die Geſellſchaft knüpften, völlig los, ohne Stütze und Zweck umher irrt; daß ſie nur noch durch Privatliebhaberey, und den Luxus reicher Wohlüſtlinge ihr Leben kümmerlich friſten muß; daß jeder Künſtler nach Willkühr ſeiner Laune und ſeiner Gewinnliebe folgen und, der Wahrheit und Schönheit zuwider, nach jeder beliebten, Käufer anlockenden und einen temporären Ruhm beym großen Haufen erwerbenden Manier jagen darf, während jeder ſogenannte Liebhaber ſich das Recht vorbehält, ſeinen eigenen, bald kleinlichen bald bizarren, höchſt ſelten gründlichen Geſchmack zu haben; — mit einem Worte, daß die

schönbildenden Künste nirgends mehr Nazionalsache sind: — das sind die Ursachen, warum sie zu unserer Zeit keinen Karakter, keine Wahrheit, keine Würde, keinen Stil haben; daß sie bloß Künsteley und gefällige konvenzionelle Manier, und darum nur noch gerade zur Ergötzung halbgebildeter müßiger Menschen, nicht mehr zur Kultur tauglich sind. Jene Uebel sind die Ursachen, warum die bildenden Künste noch immer in einer elenden Unbedeutsamkeit schmachten, aus welcher alle Kunstakademien, alle öffentliche Kunstsammlungen die man dem Publikum nur für Geld öffnet, alle Kupferstichfabriken, Industriekomtoirs, Kunsthandlungen ꝛc. sie empor zu bringen nicht im Stande sind.

Nach dem, unter Europens gebildetsten Nazionen jetzt sich verbreitenden Grade der Aufklärung wird die Religion in Zukunft wenig unmittelbaren Einfluß auf die bildenden Künste haben können, weil sie sich bey der Reinigung ihrer Begriffe in eben dem Grade vom Anthropomorfism und jeder bildlichen Vorstellungsart weiter entfernen wird, je mehr sie sich der Moral anschließt. Die Politik hingegen wird, unter einer dereinst auch zu hoffenden ähnlichen Verbindung mit der Moral, ihren Einfluß auf die bildenden Künste um so mehr vergrößern, je mehr sie sich dem Begriffe wahrer Staatsweisheit nähert. Sie wird sich ihrer ferner als eines Mittels bedienen, aber auf eine Weise, die allein mit der Freyheit, Würde und dem innern Zweck der

schönen

ſchönen Künſte vereinbar iſt. Sie wird ſie als ein Erziehungsmittel der Staatsbürger anwenden, alſo zu einem Zwecke, der über alle künſtliche Konvenienz hinaus, im Weſen der Menſchheit ſelbſt gegründet, und wie dieſe von unendlicher Dauer und Vervollkommlichkeit iſt. Zur Erziehung des jungen Staatsbürgers ſind Beyſpiele großer und edler Menſchen aus der Geſchichte unentbehrlich. Darum wird der Staat ſich der bildenden Künſte wieder zur anſchaulichen Darſtellung großer Menſchen und ihrer würdigſten Handlungen bedienen; er wird ſie am liebſten aus der vaterländiſchen Geſchichte wählen, weil dieſe dem Intereſſe der Nazion am nächſten liegt, folglich am mächtigſten auf ſie wirken muß. Indem er durch öffentliche Denkmähler dieſer Art Ruhmliebe und Streben nach Unſterblichkeit durch edle Thaten in der Bruſt des jungen Bürgers entzündet, wird er zugleich die Pflicht der Dankbarkeit gegen diejenigen erfüllen, welche ihr Leben dem Dienſte des Vaterlandes und dem Beſten der Menſchheit weihten, und ſo mit dem Karakter der Nazion zugleich ihren Geſchmack bilden und die Allgemeinheit des Intereſſe an Werken der Kunſt befördern. Solche Denkmähler werden dann auch etwas Anderes ſeyn, als die prunkenden Monumente unſerer Päbſte und Fürſten, an deren Sarkofagen Tugenden weinen, die ſie im Leben nicht beſaßen, und deren Anblick weder rühren, noch beſſern, noch gefallen kann. Der Einfluß, den Klima, ein zweckmäßiges Koſtum, Sitten, Staatsverfaſſung und

Volksgeschichte auf den Karakter der Nazion haben, wird auch auf ihren Schönheitssinn wirken; er wird ihren Kunstgeschmack, bey aller treuen Anhänglichkeit an die Natur und die Schönheit des Stils in den besten Mustern der Vorwelt, seine Eigenthümlichkeit geben; hervorragende Talente großer Künstler werden ihm Originalität und Bestimmtheit, die Energie des Nazionalkarakters wird ihm Adel und Kraft geben, und der Staat wird die nun wieder zu ihrer Würde und eigentlichen Bestimmung erhobenen, mit dem Wohl der Nazion unzertrennlich verbundenen Künste seiner unmittelbaren Aufsicht und seines Schutzes würdigen; er wird durch sie die Spiele, Vergnügungen und Feste des Volks zu veredeln suchen, ja er wird keine anderen dulden, die nicht zugleich dem Schönheitssinne Kultur geben; er wird die Künstler zu rühmlichem Welteifer im Angesicht der Nazion ermuntern, das Talent auszeichnend unterstützen, das Nichttalent von den Künsten entfernen und, jedes zur öffentlichen Aufstellung bestimmte Kunstwerk dem Richterstuhl einer strengen, über die Reinheit und Würde des Nazionalgeschmacks wachenden Censur unterwerfen.

Ob Erwartungen dieser Art in Frankreich in Erfüllung gehen, — ob die Musen der Künste, die sie jetzt mit Gewalt dem hesperischen Himmel entführen wollen, dereinst freywillig in den Werkstätten ihrer Künstler wohnen und wirken werden, kann nur die Zukunft beantworten. Unterdessen wird Rom

nach

den gehörigen Zusammenhang gebracht werden. Und dieses sind die hauptsächlichsten Ursachen, warum wir diesen Sophisten [welchen wir nicht schlimmer vorgestellt haben, als er wirklich war, und als seine Brüder noch heutiges Tages sind] in die Geschichte des Agathon eingeflochten haben.

Eine ausführliche Widerlegung dessen, was in seinen Grundsäzen irrig und gefährlich ist: [Denn in der That hat er nicht allemal unrecht,] wäre in Absicht unsers Plans ein wahres hors d'ocuvre gewesen, und schien uns auch in Absicht der Leser überflüßig; indem nicht nur die Antwort, welche ihm Agathon giebt, das beste enthält, was man dagegen sagen kann; sondern auch das ganze Werk [wie einem jeden in die Augen fallen wird, sobald man das Ganze wird übersehen können] als eine Widerlegung desselben anzusehen ist. Agathon widerlegt den Hippias beynahe auf die nemliche Art wie Diogenes den Sophisten, welcher läugnete, daß eine

Bewe-

nach wie vor der Ort bleiben, wo allein der reine und edle Geschmack in den Künsten zu suchen und zu erwerben ist. Höchst wahrscheinlich werden hier künftig die Gipse der entwendeten Marmorbilder aufgestellt werden, und so wird doch der Künstler den wesentlichen Schaden nicht leiden, den Rom in andern Rücksichten nothwendig durch den Verlust seiner besten Kunstschätze erleiden muß, da es ihm nur um die schönen Formen, nicht um den Marmor zu thun ist, und man überdem hier nach den Originalen selbst, so wie sie aufgestellt waren, nie studiert hat.

Die zahlreiche Menge der Antiken, die uns für jetzt noch übrig bleiben, die Freskomahlereyen Rafaels und Michael Angelo's, die Ruinen der griechischrömischen Architektur, die schöne Landschaft, die prächtigen weiten Fernen umher, der milde italienische Himmel und der klassische Boden sind Besitzungen für den Geschmack die man uns nicht rauben kann; sie sichern dem alten Sitze der alten bildenden Künste noch immer die Herrschaft und Gesetzgebung in ihrem Gebiete, und auch nach seinem jetzigen großen Verlust wird Italien noch lange das Land der Künste und Rom die merkwürdigste Stadt des Erdkreises seyn. Damit, mein Lieber, wollen und müssen wir uns für jetzt beruhigen. Ich bin ꝛc.

F.

IV.

Briefe aus Paris,

an den Herausgeber des T. Merkurs.

(Fortsetzung. S. Oktober S. 179.)

Zweyter Brief.

Paris d. 30. Fruktidor 4. J.
16. Sept. 1796.

Sie fragen mich, mein Freund, was die guten Sitten in Frankreich bey der Revoluzion und der jetzigen Regierungsform gewonnen haben? — Ich trage kein Bedenken Ihnen zu antworten: viel, sehr viel haben sie gewonnen. Hören Sie mich an, und urtheilen Sie, ob ich Recht habe.

Wenn es wahr ist, was die Geschichte lehrt, daß der Karakter eines ganzen Volks gebildet, und gebessert werden kann, so wie der eines einzelnen Menschen; wenn es wahr ist, was die Erfahrung von Jahrtausenden bestättigt hat, daß die Schule des Unglücks die Schule der Tugenden ist: so müssen die Franzosen durch ihre Revoluzion und durch die republikanische Regierung bessere Menschen geworden seyn. Merken Sie wohl, ich rede hier nicht von dem Abschaume, von den Hefen der Menschheit, von den verwegenen Bösewichtern, die,

so

ſo wie die Raubvögel, wie die Seeungeheuer bey den Stürmen auf dem Meere, bey jeder groſſen Staatsumwälzung eine groſſe Rolle ſpielen, aber auch gleich jenen wieder verſchwinden, wie der politiſche Himmel ſich wieder aufheitert: denn jene Menſchen laſſen nicht von ihrer Natur; das Unglück kann ihnen nichts gutes anhaben, und Widerwärtigkeit vermehrt ihre Bosheit. Ich rede hier von dem ungleich gröſſern Theile eines der aufgeklärteſten Völker Europens, welches alle Vortheile und alle Nachtheile, die mit einer groſſen Kultur unzertrennlich verbunden ſind, an ſich erfahren hat, und welches nie das Gefühl von Recht oder Unrecht, von Tugenden oder Untugenden, vom Schicklichen oder Unanſtändigen verlohren hatte. Ich ſage, daß dieſe Klaſſe von Menſchen, die unſtreitig die zahlreichſte in Frankreich iſt, wirklich durch die Schule des Unglücks gegangen und durch dieſelbe beſſer geworden iſt, und daß ſie, wenn nicht neue Stürme dazwiſchen kommen, durch die republikaniſche Regierungsform und durch weiſe Geſetze täglich beſſer werden wird.

Laſſen Sie uns nur im groſſen, im allgemeinen, die verſchiedenen Epochen unſerer Revoluzion überſehen, um uns nur einen ſchwachen Begriff machen zu können von den vielen Leiden, den harten Prüfungen, den Beraubungen, dem Elend und dem Unglück, denen dieſes Volk binnen acht Jahren ausgeſetzt war.

Im erſten Jahre der Revoluzion bemächtigte ſich ein revoluzionnärer Wirbelgeiſt aller Köpfe Frankreichs, vom erſten Geſetzgeber an bis zum armſeligſten Schuhputzer am Pontneuf. Als wären ſie alle von Oberons Hifthorne angeblaſen, drehten ſie ſich taumelnd im Kreiſe deſſen, was um ſie her exiſtierte, herum. Nichts durfte mehr bleiben, ſo wie es bisher war; alles wurde abgeſchafft, zerſtöhrt, zertrümmert,*) oder wenigſtens verändert, erneuert. Mit der dem Menſchenfreund erwünſchten Abſchaffung der Vorrechte des Adelsſtandes, der Geiſtlichkeit, des Feudalſyſtems wurden ihre Schlöſſer, ihre

*) Eine kleine, arme, in einem entlegenen Winkel des Vogeſus gelegene Dorfgemeinde verſammelte ſich im Herbſte 1789 an einem ſchönen Abend; gewaffnet mit Beilen, Hammern, Hacken, Schaufeln u. dergl. zogen ſie ſodlockend aus, und riſſen unter lauten Ausrufungen einen noch ſtehenden Bogen einer alten zerfallenen, eine Viertelſtunde vom Dörfchen gelegenen Halle nieder. Ein Vorbeygehender fragte ſie, warum ſie das thäten? „Ey ja, antworteten ſie, wir hätten den Schimpf nicht auf uns gelaſſen, daß wir nicht auch gerevolutzt und das alte Weſen bey uns zerſtört hätten.“ Mich dünkt dieſer Zug iſt eben ſo karakteriſtiſch für die Jahre 1789 und 1790, als es wahr und karakteriſtiſch iſt, daß man in den Jahren 1793 und 1794 viele Landgemeinden überreden wollte, daß ſie keine gute Patrioten wären, wenn ſie nicht einen oder etliche ihrer reichſten Mitbürger als Volksverräther zum Blutgerüſte ſchicken wollten.

ihre Klöſter und ihre Archive zerſtöhrt, geplündert, und Gewaltthätigkeiten an ihren Bewohnern ausgeübt; tauſend Misbräuche wurden zum Wohl der Menſchheit abgethan. Aber hunderttauſend Menſchen hatten bisher davon gelebt und wurden auf einmal brodlos. Sie zeigten ihre Vorliebe zu ihrem vorigen Stande, zum alten Syſteme; ſie wurden daher von den neuen Aemtern entfernt; ſie wurden verfolgt; ſie wanderten aus oder vergrößerten die Anzahl der Misvergnügten im Innern. Indeſſen hatte die konſtituirende Verſammlung mehrere weiſe Geſetze gegeben, welche allgemein Bewunderung und Beyfall erhielten und den Grund zu einer, dem Anſchein nach, ſehr dauerhaften Verfaſſung legten. Sie krönte ihre Verdienſte durch die königliche Konſtituzion von 1791. Mit allgemeinem Enthuſiasmus wurde dieſes Palladium der franzöſiſchen Freyheit ergriffen und beſchworen. Man hatte bisher nur einzelne, zum Theil nöthige Ungerechtigkeiten begangen; die beyden unterdrückten Stände, ihre Angehörigen und die Diener der alten Misbräuche hatten ſich zu ſehr verhaßt gemacht, und der allgemeine Jubel erſtickte die einzelnen Wehklagen. Die Bewohner der Städte, die Handwerker, die Künſtler, die bisher von der Verſchwendung der privilegierten Reichen ihren Unterhalt gezogen, tröſteten ſich über ihren gegenwärtigen Mangel durch die Hoffnung einer beſſern Zukunft; die groſſe Volksmaſſe hatte unzählige Vortheile erhalten, und die neue Konſtituzion war begründet. Allein die uns

verzeihliche, unpolitiſche Flucht des letzten königlichen Kapets, nach Annahme einer Konſtituzion, die ihm noch ſo viele Vorrechte einräumtee, die neuen ruchtbar gewordenen Intriguen eines gekränkten und treuloſen Hofes, die noch abſcheulichere Orleaniſche Fakzion, die voreilige Kriegserklärung und der in vielen warmen Köpfen aufbrauſende republikaniſche Sinn veranlaßten den 10ten Auguſt im Jahr 1792 den Umſturz jener ſo ſehr geliebten Konſtituzion. Der darauf erfolgte 2te September und die unglücklichen Kriegsbegebenheiten waren die ſchwarzen Vorboten der Ströme von Blut, die Frankreichs fruchtbaren Boden tränken, die ſchwarzen Vorboten der ſchrecklichſten Gewaltthätigkeiten, die die Fakzionenwuth gegeneinander ausüben, und des unabſehlichen Jammers, der, wie eine ägyptiſche Nacht, wie ein Würgengel, über alle Bewohner dieſes ſchönen Landes herziehn ſollte. Unter ſolchen Umſtänden, mitten im Gedränge des äuſſern und innern Kriegs, nach Voranſchickung des 31ten Mayes oder der geſetzlichen Verbannung der beſſern Mitglieder der Konvenzion, brachten einige ehrgeizige Böſewichter und irre geführte Enthuſiaſten die anarchiſche Konſtituzion von 1793 zur Welt. „Beſſer dieſe als gar keine!“ ſagte das gedrängte Volk, und ſankzionnierte dieſelbe unter dem Einfluß der Bayonnette. Allein da dieſelbe noch nicht zur Erfüllung der verruchten Abſichten der damaligen Jakobiner-Fakzion hinreichte, ſo erfand man das revoluzionnäre Gouvernement, (die Geſchichte wird

es das arbiträre oder Blutgouvernement nennen) und durch dieſes wurde die neue fränkiſche Republik mit revoluzionnären Verwaltungen, mit revoluzionnären Kommiſſärs, revoluzionnären Armeen, revoluzionnären Komite's oder Ausſchüſſen, mit Baſtillen und Guillotinen überſäet. Wo und in welcher Ecke Frankreichs war der ſtille, friedliche Bürger, der redliche öffentliche Beamte, der Ehrenmann, der durch ſeinen biedern Karakter oder ſeine Kenntniſſe und ſeine Verdienſte die Achtung ſeiner Mitbürger genoß, einen Tag, nur Einen Augenblick ſeiner Freyheit, ſeines Lebens ſicher, wenn er ſich nicht zum blinden Anhänger und blutigen Werkzeug der herrſchenden Fakzion wollte brauchen laſſen? Wer konnte der rechtſchaffenen jungen Frau, dem tugendhaften Mädchen für ihre Ehre bürgen? Wo war die ehrwürdige Familie, die nicht von dieſen Harpyjen beſudelt, das redlich erworbene Vermögen, das nicht von ihnen aufgefreſſen wurde? — O! laſſen Sie mich ſchweigen von den Greueln dieſer Schreckensepoche; die Feder entfällt meiner Hand; mein Herz blutet auf's neue über den Jammer, wovon ich leider Augenzeuge war und beynahe ein Schlachtopfer geworden wäre, und wovon noch ſo viele traurige Ueberbleibſel vorhanden ſind. Wenn es jenen Würgengeln auf Einer Seite gelungen iſt, durch die Tapferkeit unſerer Armeen und durch die gewaltſame Erſchöpfung aller Quellen, Frankreich vor der Unterjochung der äußern Feinde zu bewahren; wer möchte ſein Vaterland zum zweytenmale auf eine ſolche Weiſe gerettet

zu sehen wünschen? — Die wohlthätige Sonne, die den 9ten Thermidor beleuchtete, sah einen Theil dieser Ungeheuer ihr verdientes Loos erhalten; allein es verfloß ein ganzes Jahr, bis die Fluthen der stürmischen Aktion und Reaktion sich gelegt hatten, und es dem bessern, vorher unterdrückten Theile des Konvents gelang, ihren Kommittenten eine neue Konstituzion vorzulegen, die sie mit Freuden annahmen. Aber noch machten, theils das vorher erlittene Ungemach, theils die unglücklichen Scenen des 13. Vendemiäre in Paris, das Volk schüchtern und mißtrauisch in die neue Regierungsform und in diejenigen Fünfe, die die Kühnheit hatten, sich an das Steuerruder eines so sehr beschädigten Schiffes zu setzen, und zu versuchen dasselbe auf einer noch nicht besänftigten See in den Hafen zu leiten. Dank sey es dem rettenden Genius von Frankreich, den weisen und standhaften Maßregeln des Direktoriums und dem unüberwindlichen Muthe unsrer Kriegsheere! der Bürgerkrieg, der acht fruchtbare Departemente verheerte, ist bereits glücklich geendigt, und ein nahe bevorstehender glorreicher Friede mit dem Auslande bereitet uns eine frohe Aussicht in die Zukunft, und kündigt dem französischen Volke reichen Ersatz für die überstandenen Leiden und Belohnung für den Muth und die Standhaftigkeit an, womit es seine so theuer erkaufte freye Verfassung gegen alle ihre Feinde und Neider behauptet hat. Indessen begründet sich die weise Konstituzion von 1795 immer fester; das Gouvernement gewinnt mehr Zutrauen;

die Volksfeinde und Anhänger des Terrorismus, die sich noch in den öffentlichen Plätzen zu erhalten gewußt, werden nach und nach entfernt; der unerschöpfliche Boden von Frankreich ersetzt nach und nach die versiegten Quellen des Wohlstandes; der Handel und Wandel im Innern, der durch die Freyheit der Stipulazionen in den Tranſakzionen aufs neue befestigt worden, beginnt mit der französischen Industrie ein neues Leben; und wenn erst durch den so sehnlich gewünschten Frieden der Handel mit dem Auslande wieder hergestellt werden kann, wenn die innere Ruhe wieder gänzlich in Frankreich herrscht, und durch den Lauf der Zeiten die tiefen Wunden der Partheysucht, der Zwietracht und der Selbstrache werden geheilt seyn; *) dann wird es sich erst zeigen, ob die neue republikanische Verfassung dem französischen Geiste und der Ausdehnung dieses Staats angemessen seyn, und wie schnell diese Nazion ihren vorigen Glanz wieder unter den Völkern behaupten, ja einen weit größern Wohlstand erhalten wird. — Allein wie schön, wie beruhigend und wahrscheinlich diese Vorausſchungen immer seyn mögen, wie gerne sich auch der Menschenfreund, der ächte Patriot, denselben überließe, so möchten sie doch noch zu vereilig seyn in unsern Zeiten, wo seit

*) Aber wann werden diese Wenn's in Erfüllung gehen! welche Hoffnung iſt dazu da, daß Frankreich mit der itzigen republikaniſchen Verfaſſung jemahls zur Ruhe kommen werde? Dies iſt die Frage!

D. H.

seit mehrern Jahren alle politische Berechnungen der größten Köpfe Europens durch unvorhergesehene Begebenheiten zu nichte geworden sind; ich nehme die einzige Behauptung des Mannes aus, der, durch die Geschichte und durch Kenntniß des menschlichen Herzens geleitet, vor ungefähr 5 oder 6 Jahren im profetischem Geiste voraus sagte: „wenn es den Neufranken wahrer Ernst ist ihre Freyheit zu behaupten, so werden sie dieselbe ausfechten, wenn sich auch alle Völker der Erde gegen sie verbündeten.“ Ich überlasse einem Buonaparte, einem Moreau, Jourdan und Kleber und ihren siegreichen Heeren diese schöne Profezeyhung vollends, vielleicht an den Thoren von Wien, in Erfüllung zu bringen; *) und kehre, über diesen Punkt gänzlich beruhigt, zu meinem obigen Satze zurück, daß die Sitten in Frankreich bey der neuen Verfassung gewonnen haben; und hoffentlich wird mir Niemand mehr, nach dem was ich aus der bisherigen Geschichte mit wenigen Worten voraus geschickt habe, streitig machen, daß das französische Volk durch die Schule des Unglücks gegangen ist. Ich

*) Dafür ist nun gesorgt! Aber freylich konnte der Schreiber dieses Briefs am 16ten Sept. zu Paris, wo man die unangenehmen Nachrichten so spät als nur immer möglich und auch dann nur sehr gemildert und verringert vor die Ohren des Publikums bringt, eben so wenig wissen als vermuthen, daß das Kriegsglück so bald und so unglaublich treulos an den Jourdans, Morrans u. s. w. werden würde.

D. H.

Bewegung ſey: Diogenes, ließ den Sophiſten ſchwazen, ſo lang er wollte; und da er fertig war, begnügte er ſich vor ſeinen Augen ganz gelaſſen auf und ab zu gehen. Dieſes war unſtreitig die einzige Widerlegung, die er verdiente.

Wir würden dem zweyten Theile, deſſen Ausgabe von der Aufnahme des erſten abhangen wird, den Vortheil der Neuheit und den Leſern zu gleicher Zeit ein künftiges Vergnügen rauben, wenn wir den Innhalt deſſelben vor der Zeit bekannt machten. Genug, daß man unſern Helden in der Folge in eben ſo ſonderbaren und intereſſanten Umſtänden und Verwiklungen ſehen wird, als in dem erſten Theil. Alles, was wir vorläufig von der Entwiklung ſagen können, iſt dieſes: daß Agathon in der lezten Periode ſeines Lebens, welche den Beſchluß unſers Werkes macht, ein eben ſo weiſer als tugendhafter Mann ſeyn wird, und [was uns hiebey das beſte zu ſeyn däucht,] daß unſre

Leſer

Ich beweise mit folgenden Belegen, daß der Franzos durch das, was er seit 1789 an sich und an seinem Lande erlebt hat, ein besserer Mensch geworden ist. Wenn aus einem sehr leichtsinnigen, sehr ausgelassenen Menschen, der allerley tolle Streiche gemacht hat, ein ernsthafter und nachdenkender Mann geworden ist, so pflegt man mit Recht zu sagen, sein Karakter hat sich auf die gute Seite gewandt. Nun kann sich ein Fremder nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich und in Paris leicht überzeugen, daß die französische Nazion nicht mehr jenes tändelnde, stutzerische, Pirouetten machende Volk ist, das sich allen vernünftigen Ausländern durch seine Eitelkeiten verächtlich und lächerlich gemacht hat. Mit Verwunderung findet man, an der Stelle jener Luftspringer und gaukelnden Männchen der alten Regierung, ein ernstes, gesetztes, gelassenes und geistreiches Volk, das mit gemessenen Schritten seinen Geschäften oder auch seinem Vergnügen nachgeht. Der nemliche Ernst zeigt sich ebenfalls, jedoch ohne Affektazion, in der Kleidung, die bey dem männlichen Geschlecht sehr einfach und solid ist. Es scheint, als habe der Neufranke den Putz, die Eitelkeit, den Luxus der Kleiderpracht, die Modesucht als seiner unwürdig angesehen, und dieselben dem schönen Geschlechte ganz allein überlassen, das sich auch dieses Domänes meisterlich bedient. Dessen ungeachtet sieht man mit Vergnügen in Paris den guten Geschmack und die Einfachheit in dem weiblichen Anzuge herrschen; die fatalen Schnürbrüste und die unnatürlichen hohen

Abſätze an den Schuhen ſind längſtens verbannt; die zarte Bruſt wird wohl verhüllt; das neugierige Auge muß ſich mit dem Anblick der ſchönen hervorragenden Formen begnügen; zur Entſchädigung zeigen uns die Schönen einen weißen, vollen, runden Arm, der bis nahe an die Achſel entblößt iſt. Das reizende und einfache griechiſche Koſtum, das dem Körper und der Taille nicht die mindeſten Feſſeln anlegt, hat über alle andere Moden triumfiert, und die verwünſchten blonden und braunen Perrukken werden verächtlich in die Winkel der Toiletten geſtopft. Auf den öffentlichen Spaziergängen und in allen Häuſern und Gärten, die den Zerſtreuungen und Vergnügen gewidmet ſind und von den beyden Geſchlechtern bis in die Nacht hinein beſucht werden, herrſcht Anſtand und Decenz. Ob ſich gleich an allen dieſen Orten viele nichts weniger als grauſame Frauenzimmer einfinden, ſo habe ich doch nie das mindeſte beobachtet, wovor die öffentlichen Sitten hätten erröthen müſſen; nicht einmal laute Freude, Ausgelaſſenheit, zweydeutige laut ausgeſprochene Propos u. dergl.; äuſſerſt ſelten Wortwechſel zwiſchen Mannsperſonen, der in Händel oder Schlägereyen ausgebrochen wäre; auch die Zweykämpfe ſind ſehr ſelten geworden. Ein Bürger reſpektiert den andern als ſeinen Mitbürger, dem das Geſetz gleiche Rechte und gleiche Freyheiten zuſichert, und der es heutzutage nie ungeſtraft wagen dürfte ſich Vorrechte anzumaßen, die die andern kränken oder erniedrigen könnten. Dieſem Grundſatze

satze oder den weisen Policeymaßregeln muß man es zuschreiben, daß bey öffentlichen Festen, wo ein großer Zusammenlauf des Volks ist, das Gedränge nicht mehr so drückend und ängstlich wie ehedem ist, und daß man höchst selten von verunglückten oder mishandelten Personen bey dergleichen Gelegenheiten sprechen hört, wie ehemals unter der alten Regierung.

Selbst die Anzahl der sogenannten Lustmädchen ist sehr gemindert und ihr Betragen unter den Augen des Publikums weit anständiger. In den Straßen Honoré, Chartres und andern, wo sie ehemals truppenweis sich des Abends versammelten und die Vorbeigehenden mit der ausgelassensten Schamlosigkeit neckten, ja öfter mit frecher Gewaltthätigkeit in die liederlichsten Orte mit ihnen zu gehen zwangen, sieht man sie jetzt in sehr kleiner Anzahl auf und abspazieren oder einzeln an ihren Hausthüren stehen, und dem Vorübergehenden, der sie allenfalls eines Blickes würdigt, einen leisen guten Abend wünschen, eine Einladung zuflüstern sie zu besuchen, und hinzufügen, daß sie sehr gefällig seyn werden. Höchstens wagen sie es, wenn sie etwa an diesem Tage noch nichts verdient haben, sich einen Augenblick schmeichelnd und bittend an den Arm eines jungen Mannes zu hängen und ihre Geschicklichkeit oder ihre körperliche Reitze herauszustreichen; allein die erste abschlägige Antwort ist hinreichend sich sogleich von ihnen los zu machen. Eben so betragen sich

dieſe bedauernswürdige Geſchöpfe in den Hallen und in dem Garten des berühmten und berüchtigten Palais-Royal, wo ſie immer ihr Weſen trieben und wo man ſie heutzutage noch in groſſer Anzahl Abends verſammelt ſieht; allein ſchon lange hat man nicht mehr von Fremden gehört, die, wie ehmals, von dieſen Luſtdirnen beſtohlen oder gemordet worden wären. Ob es gleich jetzt noch in Paris Unterhändlerinnen und Häuſer giebt, die der Debauche gewidmet ſind; ſo ſind ſie doch nicht mehr in ſo groſſer Anzahl, ſo haben ſie doch nicht mehr jene Publicität und faſt möchte ich ſagen Inviolabilität, wie ehedem. Der berüchtigte Fauteuil des Fronſak*) iſt

*) Der Herzog von Fronſak, ein abgefeimter Wollüſtling und Sohn des Marſchalls von Richelieu, erfand, nach Erſchöpfung aller Arten von Wollüſten und Verführungen, einen Fauteuil mit verborgenen Springfedern verſehen, in welchem ein Frauenzimmer, ſo wie es ſich hinein ſetzte, an Armen und Beinen gefeſſelt, an halbem Leibe entblößt und in einer Attitüde ſich befand, die nur die Belehnung der Liebe ſeyn ſollte. In dieſem abſcheulichen Lehnſtuhle genoſſen Fronſak und ſeine Geſellen der unglücklichen Schlachtopfer ihrer brutalen Begierden, wenn es ihnen gelungen war dieſelben unter allerley Vorwand in das berüchtigte Haus der Hofkupplerinn Gourdan zu locken. Ihr Geſchrey, ihr Gewinſel, ihre Thränen entdeckten nie das Verbrechen; denn der Fauteuil ſtand in einem entfernten Saale des Hauſes, der ſo künſtlich gebaut und eingerichtet war, daß die Töne von außen nicht hörbar waren. Dieſe Gourdan hatte es durch ihre

iſt mit der privilegierten und verdorbenen Klaſſe von Menſchen, zu der ſein Erfinder gehörte, verſchwunden. Man hört nicht mehr von Gewaltthätigkeiten ſprechen, und ein Frauenzimmer kann bey Tag und bey Nacht allein und ohne männliche Begleitung in den Straßen von Paris gehen, ohne Furcht vor Beſchimpfungen oder Gewaltthätigkeiten von Trunkenbolden oder ehrloſen Menſchen. Nur in den gangbarſten Straßen dieſer unermeßlichen Stadt ſieht man Nachts um 11 Uhr noch Perſonen, die ſich ohne Geräuſch in ihre Wohnungen verfügen, und

ihre Künſte und Verführungsmittel ſo weit gebracht, daß kein Vater mehr der Tugend ſeiner Tochter, kein Gatte der Tugend ſeines Weibes ſicher ſeyn konnte. Ein reicher Wollüſtling ſah auf dem Spaziergang, in der Kirche, im Schauſpiel ein ſchönes Mädchen, eine ſchöne Frau, die ſeine abgeſtumpfte Begierden neue machte; er folgte ihr bis an ihr Haus, eilte zur Gourdan, entdeckte ihr die Wohnung der Perſon und verſprach gute Bezahlung. Die gute Dame hieß ihn in einigen Tagen wieder kommen, zog ihre Erkundigungen ein, und ſagte zur beſtimmten Zeit dem Manne: der Beſitz dieſer Perſon koſtet 100, 200, 500 Louisdors; wenn Sie ſo viel daran wenden wollen, ſo kommen Sie in ſechs Tagen um dieſe Stunde wieder zu mir. Man bezahlte die Summe und war verſichert ſeinen Entzweck entweder gutwilliger Weiſe oder durch obige Zwangsmittel zu erreichen. Die galanten Gräfinnen, Marquiſinnen oder andere Damen von gleichem Schlage, die des ewigen Einerley's ihrer theuren Ehehälften müde waren, oder auch Geld zum Spiel und

ſpäter in der Nacht herrſcht eine allgemeine Stille und Ruhe, die bey einer ſo ungeheuren Volksmenge jedem Fremden bewundernswürdig vorkömmt.

Zwar ſieht man noch groſſen Luxus in geſchmackvollen Ameublements, in eleganten Equipagen, ſchönen Reitpferden, herrlichen Wiskies und niedlichen Factons, worinn die Schönen von leichter Tugend, die gröſtentheils ſelbſt kutſchieren, mit ihrem Entretenеur oder zu zwey Frauenzimmern, durch die Elyſäiſchen Felder, wie auf den Flügeln des Zefyrs getragen, gegen Sonnen-Untergang hinrollen und in

Putz brauchten, lieſen ihre Dienſte und Preiſe der ehrbaren Gourdan antragen, und fanden hier ihren Käufer oder auch bisweilen ihren Liebhaber. So trug es ſich einſt zu, daß ein ehrwürdiges Parlaments-Mitglied durch ein ſonderbares quiproquo den Beſitz ſeiner treuen Gemalin erkaufte. Dergleichen Späſe geſchahen zuweilen, und die wackere Dame machte ſichs zur Pflicht, ein genaues Namen- und Sachen-Regiſter über ihr Gewerbe zu führen, um im Fall der Noth Gebrauch davon zu machen. Dies war eine kluge Vorſicht, der ſie in der Folge ihre Rettung zu verdanken hatte. Denn als einſt ein eben ſo ſchönes als tugendhaftes Bürgermädchen allen Fallſtricken und Verführungen der Unterhändlerinnen und des infamen Fronſak hartnäckig widerſtanden hatte, lieſ dieſer Böſewicht das Haus ihres Vaters bey der Nacht anſtecken, und das unglückliche Mädchen, unter dem Lermen und dem Vorwande der Rettung, in ſeinen Faufeuil zur Gourdan ſchleppen, wo er ſie ſchändete. Die abſcheu-

in dem Luſtwalde von Boulogne, (der ſeit einigen Jahren größtentheils abgehauen worden) oder in Vagatelle, (einem unvergleichlich ſchönen engliſchen Garten des ehemaligen Herzogs von Orleans) oder auch in Ranelagh abſteigen, wo zweymal in der Woche ein Wettlaufen gehalten wird; allein Jedermann weiß, daß die Eigenthümer dieſer Equipagen und Faetons entweder reiche Fremde, oder Fourniſſeurs, Agioteurs und Entrepreneurs ſind, die einen Theil ihres neuerworbenen Vermögens auf dieſe Art durchbringen und das dem Staate geſtohlene Geld auf ſolche Weiſe wieder in Umlauf ſetzen. Die gebildetere und größere Klaſſe des Volks kann und will keinen Antheil an dieſen Vergnügungen nehmen.

abſcheuliche Geſchichte wurde ruchbar; Fronſak mußte auf einige Jahre das Land räumen und ſeine Mithelferin ihr Haus ſchließen und ſich verſtecken. Es wurde ein Proceß bey der Ober-Gerichtsſtelle anhängig gemacht; allein auf die Drohung der Gourdan, daß ſie ihr Sachen- und Namen-Regiſter würde drucken laſſen, wenn man ſie länger verfolgte, wagte es weder der Hof noch das Parlament den Proceß fortſetzen zu laſſen, und die ganze Sache wurde unterdrückt. Die dienſtfertige Gourdan zog ſich auf ein ſchönes Landgut in der Nachbarſchaft von Paris zurück, und Fronſak, ein Greis in ſeinem 40ſten Jahre, der ſich an Krücken ſchleppte, der durch ſeine Laſterthaten allen Menſchen die ihn kannten ein Abſcheu geworden, ſah noch an ſeinem Körper die Verweſung ausbrechen, ehe er, Anfangs der Revoluzion, zu Verſailles den Würmern Preis gegeben wurde.

In den Privat-Gesellschaften, wo ehemals bloß von Hof-Anekdoten, von Schauspiel und Mädchen die Rede war, spricht man heutzutage von ernsthaften, das allgemeine Wohl interessierenden Gegenständen; von Gesetzgebung, Regierung, von Finanzen, von Krieg, Frieden und unsern künftigen Verhältnissen mit dem Auslande. Die häuslichen Verhältnisse sind ebenfalls einfacher und interessanter geworden. Der Gatte schämt sich nicht mehr mit seiner Frau und seinen Kindern auf öffentlichen Spaziergängen zu erscheinen; er überläßt nicht mehr seinem Weibe allein die Last des Gelderwerbes und sucht nicht mehr des Nachmittags andere Zerstreuungen; oder umgekehrt, die Hausfrau unterstützt ihren Gatten in der Besorgung seiner Geschäfte, und fängt an sich mit dem Detail der Haushaltung abzugeben. Die durch das Gesetz erlaubten Ehescheidungen flößen beyden Gatten mehr gegenseitige Achtung, Freundschaft und Schonung ein, und die Anzahl der gesetzlichen Trennungen, die im Anfang wegen der Menge unglücklicher Ehen sehr beträchtlich waren, oder auch zu leichtsinnig vorgenommen wurden, hat sehr abgenommen und vermindert sich täglich. Der grobe Fanatismus und Aberglauben sind, wie es scheint, auf immer gestürzt. Der unwissendere Theil des Volks ist nach und nach von dem Gängelbande der ungeschwornen und der geschwornen Priester entwöhnt worden; die Erfahrung von mehrern Jahren hat ihm bewiesen, daß durch die gewaltsame Entfernung derselben die Gestirne ihren

Lauf

Lauf nicht verändert haben; daß die Strahlen der Sonne noch eben so wohlthätig, eben so fruchtbringend wie vorher sind; daß man eine glückliche und gesegnete Ehe schließen kann ohne priesterliche Trauung; daß die Sündenlast nicht mehr und nicht weniger drückt, wenn sie nicht im Beichtstuhl bekannt und abgebüßt worden ist; daß der Blitz noch keinen Käufer der geistlichen und geweyhten Güter erschlagen hat; daß das Laster nach wie vor Abscheu erregt, und früh oder spät durch sich selbst oder durch den Lauf der Begebenheiten, der durch ein höheres Wesen auf eine nicht zu begreifende Art geleitet wird, seine verdiente Strafe erhält; und endlich, da noch keiner, der ohne Sakramente und Absolu-zion gestorben, zu den Lebendigen zurückgekommen ist um denselben seine Noth und Pein zu klagen, so hat man sich überzeugt, daß man auch ohne diese Ceremonien das Leben verlassen kann und muß.

Ich glaube aber darum nicht, daß das Französische Volk auf den Grad von moralischer und intelektueller Vollkommenheit gekommen sey, wo es sich der Diener des Altars und des äußern religiosen Kultus entübrigen könne oder werde; aber die Konstituzion hat weislich dafür gesorgt, daß selbige nie mehr den vormahligen gefährlichen und allmächtigen Einfluß auf die politischen Verhältnisse und das gesellschaftliche Band erhalten werden; und da die Kosten des öffentlichen Gottesdienstes nicht mehr aus der öffentlichen Kasse und den Einkünften der

sogenannten geistlichen Güter, sondern aus dem Beutel der Gläubigen bestritten werden müssen, so wird der Eifer der frommen Schafe, so wie der Eifer ihres geistlichen Hirten, ungemein erkalten.

Und nun muß ich auch noch von der Blüthe der Nazion sprechen, von den hunderttausend Jünglingen aus den besten Familien, die, theils aus edlem Enthusiasmus, theils durch die Gesetzgebung gezwungen, seit mehrern Jahren, mit Hintansetzung und Aufopferung alles dessen was uns das Leben versüßet, an den Grenzen und im Auslande mit Heldenmuth das Vaterland und die gute Sache vertheidigen; die sich in ihrem neuen Stande von tausend Bequemlichkeiten und angenommenen Bedürfnissen entwöhnen und sich oft der nöthigsten Bedürfnisse des Lebens beraubt sehen mußten; die ihren weichlichen Körper durch Arbeit und Strapatzen abhärteten und täglich den Gefahren und dem Tode mit kaltem Blute, mit ungebeugter Stirne entgegen sahen. Was waren in den vorigen Zeiten die französischen Armeen ohne die besoldeten fremden Hülfstruppen, und was sind aus unsern Anfangs so sehr verachteten kleinen Volontärs in kurzer Zeit für Männer, für Helden geworden? Eine so große Volksmasse, die aus allen Ständen zusammengesetzt ist, die sich an Arbeit, Strapatzen, Beraubungen, Subordinazion und Verachtung des Todes gewöhnt hat, sollte nach ihrer Rückkehr in ihre Familien mit einemmale wieder Weichlinge und

Tauges

Leſer begreifen werden, wie und warum er es iſt; warum vielleicht viele unter ihnen, weder dieſes noch jenes ſind; und wie es zugehen müßte, wenn ſie es werden ſollten.

Agathon

Taugenichtse werden? Nimmermehr! Die ersten Quellen des Uebels sind verstopft; ein durchaus verdorbener schwelgerischer Hof giebt nicht mehr das ansteckende Exempel aller Laster; die privilegierten Stände können nicht mehr jene Sittenverderbniß der Hauptstadt in die Provinzen überpflanzen; die Allgewalt der ehemaligen Vicekönige, sonst Intendanten genannt, ist unter hundert untergeordneten Autoritäten vertheilt, deren Aemter nicht mehr durch Gold erkauft und erblich sind, sondern die durch Verdienste und Tugenden und durch freye Volkswahlen erhalten und nur auf eine kurze Zeit besessen werden. Der Reichthum, welchen Handel und Industrie den weichlichern Städtebewohnern gewährte, ist verschwunden und muß aufs neue durch Mühe und Arbeit wieder erworben werden; man hat sich an Entbehrungen aller Art gewöhnen müssen, und es ist bekannt, daß die Noth die fruchtbarste Mutter aller Tugenden ist.

Ich glaube, mein Freund, Ihnen nunmehr durch Theorie und Thatsachen bewiesen zu haben, daß die guten Sitten in Frankreich durch die Revoluzion und die jetzige Verfassung viel gewonnen haben und gewinnen mußten. Ich leugne zwar nicht, da alle Dinge zwey Seiten haben, daß nicht auch neue Quellen von Mißbräuchen und Sittenverderbniß eröffnet worden sind, wovon sich vielleicht bald eine Gelegenheit zeigen wird Sie näher zu unterrichten; allein ich bin überzeugt, daß es nur von einer weisen

ſen und ſtandhaften Geſetzgebung abhängen wird dieſelben bald zu verſtopfen. Ich muß zu Ehren des Vollziehungsdirektoriums hier noch bemerken, daß daſſelbe keine Gelegenheit verabſäumt, der Tugend und Moralität öffentlich zu huldigen und dieſelben durch Volksfeſte der Nazion anſchaulich und annehmenswürdig zu machen. So iſt z. B. voriges Frühjahr in allen Departementen ein Feſt zu Ehren des Ackerbaues gefeyert worden, und ſo wurde neulich das hohe Alter in einem Volksfeſte geehrt, das überall auf die rührendſte Weiſe begangen worden iſt.

Ich theile Ihnen hier das Programm dieſes Feſtes in der Ueberſetzung mit, um Sie ſelbſt urtheilen zu laſſen, ob daſſelbe wohl ausgeſonnen war und einen tiefen Eindruck auf das Volk machen mußte.

Schluß des Vollziehungs-Direktoriums vom 27. Thermidor, 4 J. „Das Vollziehungs-Direktorium, in Erwägung ziehend, daß das durch den 1 Art. VI Tit. des Geſetzes vom 3 Brumäre auf den 10 Früktidor jeden Jahres feſtgeſetzte Feſt des Greiſen-Alters eine der nützlichen und intereſſanten Stiftungen iſt, die zur Sittenverbeſſerung vieles beytragen müſſen; in Erwägung ziehend, daß der öffentliche Anblick derjenigen Burger, die zu einem tugendhaften hohen Alter gelangt ſind, für alle Alter eine wirkſame Aufmunterung zur Tugend ſeyn muß, beſchließt:

Art.

Art. 1. In allen Municipalitäten der Republik soll nächsten 10ten Früktidor das Fest der Greise gefeyert werden; es wird den Municipalverwaltungen hierdurch aufgetragen die nöthigen Anstalten dazu zu treffen.

Art. 2. Den Tag vor dem Feste soll jede Verwaltung durch Stimmenzettel diejenigen zwey Hausväter und zwey Hausmütter aus ihrem Bezirke bezeichnen, die vom höchsten Alter und ohne sichtbare körperliche Gebrechen sind, und die durch ihre Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe und durch ihre Tugenden im besten Rufe stehen.

Art. 3. Die Municipalität ernennt zu gleicher Zeit diejenigen jungen Leute, die sie hierzu für die würdigsten erkennen wird, um an dem Morgen des Festes die Hausthüre der bezeichneten Greise mit frischem Laube zu bekränzen.

Art 4. Wenn unter den ältesten und tugendhaftesten Greisen beyderley Geschlechts sich welche finden, die wegen körperlicher Gebrechen oder Krankheit nicht im Stande sind dem Feste selbst beyzuwohnen, so sollen sie nicht unter der oben bestimmten Anzahl begriffen werden; sondern ihre Namen werden in das Municipalprotokoll eingeführt, und die jungen Leute sollen ebenfalls ihre Hausthüren mit frischem Laube zieren.

Art. 5. Die Kinder beyder Geschlechter, vom achten Jahre bis in das zwölfte, sollen sich am Morgen des Festes auf dem Gemeindehause versammlen.

Art.

Art 6. Von da aus ſollen die Municipalverwalter in einem feyerlichen Zuge, in welchem die gedachten Kinder, ein Detachement gewaffneter Jünglinge und ein Korps Muſikanten, welche patriotiſche Lieder ſpielen, voranziehen, ſich in die Häuſer der vier Greiſe begeben, und dieſelben auf den öffentlichen Platz, oder (bey ungünſtiger Witterung) in eines der größten öffentlichen Gebäude führen.

Die Greiſe gehen mit bedecktem Haupte und geſtützt auf einige Kinder, die alle mit entblößtem Haupte und in großer Stille neben her ziehen.

Art. 7. Alle Greiſe aus der Gemeinde, die wenigſtens 60 Jahr alt ſind, werden durch eine beſondere Proklamazion zu dieſem Feſte eingeladen, und man weiſet ihnen dabey einen ausgezeichneten Platz an.

Art. 8. Die vier Greiſe werden auf ein Gerüſt geführt, und der Präſident der Verwaltung, in ihrer Mitte, hält eine Rede über die Ehrfurcht, die man dem Greiſenalter ſchuldig iſt. Er krönt ſie nachher mit einem Kranz von grünem Laube.

Art. 9. Junge Gattinnen bieten ſodann den geehrten Greiſen Körbchen, mit Blumen und Früchten angefüllt, an.

Dieſe Ceremonien werden mit Muſik und mit Liedern, die auf das Feſt Beziehung haben, untermiſcht.

Art. 10. Nach Endigung derſelben werden die Greiſe mit gleicher Feyerlichkeit nach Hauſe begleitet.

Art.

Art. 11. Des Abends werden öffentliche Tänze, körperliche Uebungen und Spiele für die Jugend gehalten; die des Morgens gekrönten Greise nehmen dabey den ersten Ehrenplatz ein, und die übrigen Greise folgen ihnen unmittelbar im Range.

Art. 12. In den Gemeinden, wo öffentliche Schaubühnen sind, werden die gekrönten Greise durch eine von der Municipalverwaltung ihnen zugeschickte Deputazion junger Leute in das Theater geführt, wo ihnen ein besonderer mit Laubwerk und Inschriften gezierter Platz angewiesen wird.

Art. 13. Es wird dem Minister des Innern die Vollziehung gegenwärtigen Schlusses aufgetragen, der durch die Einrückung in das Gesetzbülletin bekannt gemacht werden soll.

NB. In Paris und in andern großen Gemeinden, die mehrere Municipalitäten in sich enthalten, soll jede derselben dieses Fest einzeln feyern.

Zufolge dieses Schlusses ward dieses Fest hier einzeln von den zwölf Muicipalitäten, in welche die Stadt Paris eingetheilt ist, gefeyert. Ob man gleich bey der Ceremonie keinen großen lärmenden Zusammenlauf des Volks bemerkte, so ward dieselbe nichts desto weniger sehr interessant und feyerlich begangen. Nach derselben gaben die Volks-Magistrate den gekrönten Greisen ein mäßiges Mittagsmahl, wobey stille Freude herrschte, und jeder die Geschichte seiner Jugend mit Vergnügen auf seine

Art

Art erzählte. Allein auf den Abend hatte man ihnen neue Triumfe, neue Ehrenbezeugungen zubereitet. Die Verwalter des Theaters der Künste (sonst das große Opern-Theater genannt, das zum Theil aus der öffentlichen Kasse unterhalten wird) hatten dieselben zu einer Vorstellung des Oedipe zu Kolonne und des Dorfwahrsagers (devin de Village) von Jean-Jacques eingeladen. Die Auswahl dieser beyden Stücke hätte nicht besser getroffen werden können. Sie wissen, mein Freund, daß das erstere nicht nur an und für sich ein großes Meisterstück in seiner Art ist, theils durch die Verdienste des vortreflichen Gedichtes, theils durch die unsterbliche Musik des Sacchini, sondern auch in einem hohen Grade durch sein Sujet Moralität verbreitet und die sanftesten, unauslöschlichen Empfindungen der Natur, die allen Altern gemein sind, die des Mitleids, der kindlichen Liebe und Treue und der väterlichen Dankbarkeit, in dem Herzen des tiefgerührten Zuschauers rege macht. Was ist in der ganzen Natur interessanter und rührender als ein unter der Last der Jahre und des Unglücks niedergedrückter, des Gesichts beraubter Greis, der von einem undankbaren Sohne verstoßen, unverdienter Weise von Göttern und Menschen verfolgt, in der Fremde herumirrt, und dem auf der Welt nichts übrig bleibt als eine tugendhafte, liebende Tochter, die, mit edler Aufopferung ihrer Jugend und ihres Glücks, ihrem Vater freywillig in's Exilium folgt, sein einziger Stab, Stütze, Wegweiser

und

und Troſt iſt und alles Elend und Ungemach ohne Murren mit ihm theilt! Wie belehrend die Strafe des Polynices, der bald nach der Verſtoßung ſeines Vaters von ſeinem eigenen Bruder Eteokles vom Throne verjagt wird, und gegen deſſen Vermählung mit der Tochter des Theſeus, Königs von Athen, ſich die rächenden Gottheiten erklären, im Augenblick wo ſie vollzogen werden ſollte, und Theſeus und das Volk von Athen ihm verſprochen hatten, ihm zu ſeinem vorigen Throne wieder zu verhelfen! Wie ſchön, wie edel die Handlung des Theſeus, der den unglücklichen, von aller Welt verlaſſenen Oedipus gegen die Wuth ſeines eigenen Volks, das denſelben den erzürnten Gottheiten zum Söhnopfer darbringen will, in Schutz nimmt und ihm eine Freyſtätte darbietet! Wie natürlich der Abſcheu, der ſich des erzürnten Vaters bemächtigt, als ſein entarteter Sohn ſich ihm nähert und Vergebung ſucht! Wie erſchütternd die Scene, da Oedipus auf einer Seite ſeinem undankbaren Sohne den Fluch giebt, und auf der andern Seite ſeine tugendhafte Tochter als ſeine ganze Familie anerkennt und ſegnet! Wie wahr die Reue, die Verzweiflung, die Vorwürfe, die ſich der verbrecheriſche Polynices zu den Füßen ſeines Vaters ſelbſt macht! Wie ſchön endlich die Verzeihung und Verſöhnung des Vaters, und die Moral des letzten erhabenen Trios: „das wahre Glück auf dieſer Erde beſteht in dem Frieden, den uns die Tugend gewährt!“ und die des Schlußkors: „Oedipus hat den Zorn der Götter entwaffnet, indem er

seinem Sohne verzieh.“ O! alles ist edel, groß, rein und vollkommen in diesem, fast möchte ich sagen, einzigen Stücke, und die Musik ist eben so groß, edel, rein, vollkommen und einzig in ihrer Art; ein unsterbliches Meisterstück, an dessen Seite nur die Gluckischen Meisterstücke gesetzt werden können. Kein Zuschauer wird dieses Schauspiel verlassen ohne vollkommen befriedigt, tief gerührt und gebessert zu seyn. Das schöne Pastorale von Rousseau ist zu bekannt, als daß ich hier etwas davon anzuführen brauche; es wird immer den unverdorbenen Menschen durch seine Einfachheit, Natur und Naivetät gefallen. Zur Vorstellung dieser Stücke waren nun die sämmtlichen in Paris gekrönten Greise eingeladen. Man hatte ihnen und den Volksmagistraten, die sie begleiteten, zwölf Logen, die mit Leuchtern, Guirlanden und Draperien geziert waren, bestimmt. Das zahlreiche Publikum bezeugte seine Freude über ihre Erscheinung durch allgemeines Beyfallklatschen. Die berühmten Sänger und Sängerinnen Lais, Rousseau, Lefevre und Cheron spielten über allen Ausdruck vortrefflich, und übertrafen sich selbst bey dieser Gelegenheit. Nie war Oedipus zürnender, Polynices reuiger und Antigone liebender und zärtlicher; die sanften Thränen des Mitgefühls rollten unwillkührlich über die Wangen der meisten Zuhörer herab. Auf dieses erhabene Schauspiel folgten die sanften ländlichen Scenen des devin du Village, während deren Vorstellung sich der Zuschauer von den großen Bewegungen, die das erste Stück in seiner

Seele

Seele zurückgelassen, nach und nach erholte, und in der letzten Scene, nach der Versöhnung der entzweyten Liebhaber, mit Vergnügen den Dorfwahrsager sagen hörte: „aber ich sehe in der Entfernung die Greise unsers Dörfchens; sie kommen, um dem Hymen der vereinigten Liebhaber beyzuwohnen. Es ist überdies heute ihr Fest; laßt uns dasselbe recht feyerlich begehen!“ Und nun sah man einen ehrwürdigen Alten mit seiner Gattin auf einem Pfluge sitzend, der von der blühenden Jugend des Dorfs gezogen ward, von seinen Söhnen, Töchtern, Enkeln und Urenkeln umgeben, im Grunde des Theaters von dem Berge langsam herabfahren. Alles nähert sich ihnen mit Ehrfurcht und Liebe, und itzt beginnen Tänze mit Guirlanden, die die schönsten Gruppen um sie herumbilden. Kolin und der Wahrsager singen Lieder, die auf das Fest der Alten Bezug haben, und wenden sich öfter gegen die gekrönten Greise, die in den Logen dem reitzenden Schauspiel mit Entzücken zusehen. Gegen das Ende des Ballets kehren sich durch eine schnelle Wendung zwey Reihen von Tänzern und Tänzerinnen von jedem Alter gegen diese Logen, und bieten in den schönsten Attitüden den geehrten Greisen Kränze an, und in eben dem Augenblicke öffnen sich, wie durch einen Zauberschlag, die Logen, worin sie sich befinden, und ein Schwarm von Kindern stürzen sich in dieselben, krönen die Alten, binden sie mit Blumenkränzen an, küssen sie und drücken sie in ihre Arme. — Nie habe ich einen schönern,

rührendern Auftritt gesehen; nie haben die vereinigten Künste ihre ganze Magie zu einem edlern und moralischern Endzweck aufgeboten. Jedermann war entzückt und von Enthusiasmus hingerissen; des Klatschens war kein Ende; das ganze Parterre sang, begeistert mit dem Kor des Theaters den Refrein des Schlußliedes: honneur, honneur à nos Vieillards! Ehre, Ehre sey unsern Alten! Man bemerkte unter denselben die beyden geliebten Fabeldichter, Mancini Nivernois (ehmaliger Herzog) und Lemonnier.

In dem Nazional-Hospiz der Alten, wo 400 bedürftige Greise auf Kosten der Republik unterhalten werden, wurde dieses Fest am gleichen Tage gefeyert. Bey der mit grünem Laube gezierten Tafel, an der die acht gekrönten Greise saßen, deren Alter zusammen genommen sieben und ein halbes Jahrhundert ausmachte, und wovon der älteste 117 Jahre mit heiterer Stirne zählte, wurden patriotische und analoge Gesänge von dem Nazional-Institut der Blinden angestimmt. Die Greise selbst wurden bey Tische von den jungen Töchtern des Ministers des Innern, Benezech, mit aller Aufmerksamkeit, Ehrfurcht und Liebe bedient. Stellen Sie sich hierbey das Vergnügen dieser Alten und den Kontrast der aufblühenden schönen Jugend der Mädchen mit dem hohen ehrwürdigen Alter vor; denken Sie sich, daß dieses Fest in allen Gemeinden Frankreichs, vielleicht mit geringerem Aufwande, aber, nach den Zeitums

Agathon.

Erſter Theil.

tungen, mit aller Freude und Entzücken begangen wurde, und Sie werden gern gestehen, daß die guten Sitten in diesem Lande seit der Revoluzion gewonnen, viel gewonnen haben, und daß sie durch dergleichen Institute immer mehr gewinnen müssen. Leben Sie recht wohl!

* * *

V.

An die Freunde der Literatur.

Dem Hrn. Bernard v. Jenisch *) im Namen der Kaiserlichen Akademie der morgenländischen Spachen gewidmet.

Ha! wie es blühet, wie es im herrlichen
Vollendungsglanze neuer Entdeckungen
Empor, und stets empor sich hebt, das
Reich der erhellenden Wissenschaften!

*) Die Verdienste des Herrn Hofrath v. Jenisch in Wien, um die orientalische Literatur, durch die neue Ausgabe von Meninski's Arabisch-Türkisch-Persischem Wörterbuche und die Uebersetzung des Mohamed Mirhond, sind gewiß auch den Lesern des T. Merkurs nicht unbekannt.

Ein Götterfünke ſtrebender Thätigkeit,
Und Ein Gemeingeiſt hat mit elektriſchem
Erſchütt'rungsſtoße ſeine Bürger
Bis zu dem Letzten entflammt mit Muthe,
Und hingeriſſen auf den entzückend ſchön
Geſtirnten Kampfplan hoher Unſterblichkeit,
Daß ſie errängen ihres, und der
Künft'gen Jahrhunderte Siegespalme.

Beſonders funkelſt Du, o Teutonia,
Ein Stern von erſter Größe am Horizont,
Und nur in Einem haben Deine
Schweſtern die Krone Dir abgerungen.

Warum, warum ach! giebt es der Rüſtigen
So wen'ge unter Deinem Gewimmel, die
Mit kühner Fauſt das Sonnenthor des
Oſten zerſprengen, und gold'ne Beute

Er-

An wen konnte wohl ein junger, feuriger Liebhaber der morgenländiſchen Literatur ſeine mit wahrer Begeiſterung geſungene Aufmunterung zum Studium der orientaliſchen Sprachen paſſender richten, als an Ihn, den jetzigen allgemein verehrten Vorſteher der Kaiſerlichen Akademie der morgenländiſchen Sprachen in Wien? Möchte doch dieſer Aufruf wirklich da Gehör finden, wo der gute Wille auch Stoff genug ſich zu beſchäftigen und Belehrung für dieſe Beſchäftigung erwarten darf!

Anmerk. d. H.

Erobern für uns! — Reize das Geburtsland der
Geweihten Lehren heiliger Weisheit, und
Der ganzen weiten Schöpfung Wiege
Nicht auch des spähenden Forschers Auge?

Die Monumente prächtiger Vorzeit, und
Noch unverfälschte Kunden des Menschenvolks,
Propinzen, Nazionen, nicht dem
Auge bekannt, nur bekannt dem Ohre;

Gesetze, Sitten, Religionen, und
Die neuen Formen alter Regierungen;
Der tausendfache Schatz aus Deinen
Reichen, Natur, uns bis izt verborgen;

Und Geistesblumen, wie sie auf griechischen
Gefilden aus dem schaffenden Genius
Verklärter Schönheitsideale —
Folgenden Zeiten ein Wunder! — blühten;

Lohnt alles dieses noch nicht genug den Schweiß
Des muth'gen Spähers? Oder belohnen nur
Gewürzesinseln, Silbergruben
Und Diamanten den Länderforscher?

Ihr Edeln! auf, auf! Sprenget die Schlösser auf,
Entführet die euch winkenden Grazien
Des Wissens aus Haremen! Sollen
Neidisch verschlossen sie ewig winken?

Triumf! Triumf! Ich ſehe die Beute ſchon,
Die ſchöne Beute! Seh' im Gefolge nicht
Entkräftung, Seuchen, Würgerdolche,
Dich nicht geſchändet, o Menſchheit! wie du

Auf goldnen Flotten Spaniens fegelteſt. —
Gerüche ſüßer Weisheit umduften den
Triumfeswagen, nie erblickte
Blumen entſproſſen dem Pfad des Siegers.

Wohlan, ihr Edeln! Kämpfet den ſchönen Kampf!
Unrühmlich wäre Weilen. Des Schickſals Arm
Liegt ſchwer auf unſerm Kranz; es drohen
Unglückgebährende Donnerwolken.

Ertönte nicht das Weh, nicht der Klageruf
Der blutbetränften ſtürzenden Perſia
In euer Ohr, in eure Herzen?
Ach, der Zertretenen, Mitleidswerthen!*)

O rettet, rettet, was noch zu retten iſt!
Die heil'gen Ueberbleibſel der blühenden
Gewalt und Schönheit; zeichnet izt, da
Perſia Perſia iſt, ihr Bild ab!

Allein zu was der Klagen Gemurmelton?
Hinweg, hinweg mit dieſer Beängſtigung!

Schallt

*) Der Ruſſiſche General Subow befindet ſich jezt nach der Eroberung von Derbent mit ſeinem ſiegreichen Heere im Herzen von Perſien.

Schallt nicht der Name Jenisch, Jenisch
Jubelnd gepriesen mit einem lauten

Er lebe, lebe! unsere Kreise durch?!
Erhielt nicht Er die wankenden Pfeiler der
Vereitungshalle, die zum Tempel
Seltenen Wissens den Waller führet?

Entsiegelte nicht Er die verschlossenen
Geheimen Quellen östlicher Kenntnisse
Den Durstigen? Wird nicht sein Name
In dem Paniere der Kämpfer strahlen?

Wien * * v. Hammer.

VI.

Auszüge aus Briefen.

P.

London d. 18. Sept. 1796.

Alles ist jetzt über die neuen Vorschläge des Ministers, die Staatsausgaben ohne ein neues Anlehen zu decken, in Gährung. Der Hauptvorschlag geht auf die Landtaxe.*)

*) Vielleicht ist es manchem unsrer Leser nicht unangenehm, in Betreff dieser jetzt so wichtig werdenden Land-

Dieſe ſoll an Unternehmer verkauft werden. Dieß würde allein, wie man glaubt, 30 bis 40 Millionen Pfund St. einbringen. Zugleich ſoll aber auch von dem Ertrag der

Taxe an folgende ſtatiſtiſchen Angaben erinnert zu werden. Als dieſe Taxe unter König Wilhelm III. das erſtemal 1693 bewilligt wurde, blieb es der Loyauté jeder Grafſchaft überlaſſen, wie viel Antheile ſie von den 513 Theilen, in welche die ganze Summe von 2 Millionen Pf. St. (ſo hoch war der Ertrag beſtimmt) nach der Zahl der damaligen Parlamentsglieder vertheilt wurde, auf ſich nehmen wollte. Nun war die Anhänglichkeit an den König damals in den verſchiedenen Grafſchaften ſehr verſchieden, und einige, wie Weſtmoreland und Kumberland, nahmen nur einen einzigen Theil, Rutland zwey, Durham drey, dahingegen andere, wie Eſſex, York, Kent, 22 bis 26 Theile auf ſich nahmen. So iſt es nun bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Grafſchaft Eſſex zahlt noch jetzt 92,631 Pf. zur Landtaxe bey 1 240,000 Acker Landes, dahingegen Kumberland, das doch auch 1,040,000 Acker hält, nur 3,859 Pf. entrichtet. Das ganze Königreich Schottland bezahlt zu dieſer Taxe nicht mehr als 47,954 Pf. wie denn überhaupt die Schottländer zu den feſten Taxen blutwenig geben, und daher auch um dieſer Urſache willen von den Engländern ſchabigte Kaledonier genannt werden. Man begreift nun leicht die Billigkeit einer gleichen Eintheilung dieſer Taxe, aber auch den Widerwillen, den dieſer Vorſchlag beſonders in den leichter beſteuerten Grafſchaften und Schottland hervorbringen muß.

Anmerk. des Einſ.

über Länderenen auf jedes Pf. ein halber Schilling gelegt werden, welches bey der jetzigen Währung der Länderenen eine auſſerordentliche Summe machen müßte.

Das fürchterliche Uebel des Selbſtmordes hat ſeit zwey Monaten ſo überhand genommen, daß ſich im kurzen auch drey Frauenzimmer die Hälſe abgeſchnitten haben. Man hatte Spleide daher am letzten Donnerſtag und ſchon vorher zum Gegenſtande der berühmteſten debating society gemacht, an deren Spitze der beliebte Volksredner Jones ſteht. Der Abend war ausnehmend intreſſant, Alt und Jung ſprach und natürlich bald gut bald ſchlecht. Da es deutlich zu ſehen war, daß keine Leute von gelehrten Profeſſionen ſprachen, ſo muſte man über den vielen geſunden Menſchenverſtand, die tiefe Menſchenkenntniß, den warmen Eifer für Tugenden erſtaunen, den die Sprecher blicken ließen. Aber alle Seitenbemerkungen oder direkte Anfälle auf den Staat und the eſtabliſhed Church wurden vom Präſidenten gleich im Entſtehen unterdrückt. Ich hörte ganz junge Leute ſprechen, die nicht über 18 Jahr ſeyn konnten, mit einer Energie weit über ihr Alter, mit erhabener Ernſthaftigkeit und mit ſo vieler Stärke in ihrer Sprache und Deklamazion, daß ich erſtaunte: ich ſchloß von ihrem Anſehen, daß ſie junge Klerks oder junge Kaufmannslehrburſche ſeyn mochten. Geſtern war ich in einer andern debating Society, wo abgehandelt wurde „ob und wenn die Juden ins neue Jeruſalem zurückgehen

gehen würden.“ Unter vielem pietistischen Morsense einiger Swedenborgianer die hier zahlreich sind; hörte ich den obbenannten Jones, der hier bloß Besucher ist, sprechen. Ob er gleich sehr unwahrscheinlich behauptete, daß die Juden endlich alle in den Schoß der Christl. Kirche zurückkehren würden, und glaubte, daß der Zeitpunkt der Rükkehr der Juden jezt, wo Alles in Europa sich der Zertrümmerung nahe, nicht mehr fern wäre; so konnte man ihn doch nicht ohne Theilnehmung über die schändliche Behandlung der Juden in England hören, wo er seinen Landsleuten derb die Wahrheit sagte. Aber am interessantesten sprach ein Mann, den ich nach einigen Aeusserungen für einen Juden halten mußte. Belesenheit, Redekunst, Landeskunde, gründliches Studium des alten und neuen Testaments, eine hinreißende Wärme für alles Gute, ein unaufhaltsamer Strom von allem, was die Englische Beredsamkeit nur darbietet, und überdies eine Gabe der Darstellung, zeichneten diesen Sprecher so aus, daß ich ihm durchaus während des Zuhörens Alles aufs Wort glauben mußte. Er war fest überzeugt, daß seine gedrückten Glaubensgenossen bald wieder nach Judea zurückkehren, und daß wir Alle endlich wieder Juden werden würden. Ich hörte selten so viel Beyfall klatschen und wurde nie von der Macht der Beredsamkeit so getäuscht. Vermuthlich hat London mehrere solche Juden. Als er von der berühmten Kontroverse des Dr. Priestley Jetzigen Nachfolgers Franklin's oder vielmehr

mehre unmittelbar Rittenhouse's, in der Präsidentschaft der Amerikanisch. Gesellsch. der Wiss.) sprach, bemerkte er ein Urtheil eines gelehrten Rabbi, welcher sagte: „Pristley würde einen sehr guten Juden machen, aber er sey ein armseliger Christ."

Zu den eignen Erscheinungen des Luxus in diesem Eldorado gehören die kostbaren Hundeställe, die in den prächtigen Landsitzen der Vornehmen oft bequemer und geräumiger eingerichtet sind, als das Herrnhaus vieler deutschen Erb- Lehn- und Gerichtsherrn. Man hat Kupferwerke, worin diese Hundewohnungen (Dog-kennels) mit allen architektonischen Zierathen abgebildet sind. Die Vornehmen haben ausser der zahlreichen Jägerschaft einen eigenen Hundepeitscher, (Whipper-in) den die Leser von Fielding auch aus seinem Josef Andrews kennen. Zwanzig bis dreißig Jagdhunde hält jeder nahmhafte Squire, und so ereignet sich oft der Fall, daß bey gemeinschaftlichem Jagden zu einem einzigen Hasen oder Fuchse einige hundert Hunde nebst ihren Treibern und Führern zusammen kommen. So eben ist hierüber ein neues Werk mit 20 schönen Kupferstichen von einem gewissen Peter Beckford erschienen: Thoughts upon Hare-and Foxhunting, in a series of Letters to a friend, London, Vernor and Hood. (Pr. 9 sh.) Hier wird die ganze Hundezucht weidmännisch und gründlich gelehrt, die Einrichtung eines Hundestalls ästhetisch

tisch beurtheilt, und ein Register der prächtigsten Hühnerställe im Königreiche geliefert.

2.

London d. 11ten Okt.

Die mit der Eröffnung des Parlaments am 8ten Oktober so allgemein verbreiteten Friedenshoffnungen scheinen unsern politischen Zeichendeutern noch immer sehr zweifelhaft, und die Besorgnisse des französischen Direktoriums in der officiellen Note, wodurch dem Minister de la Croix der Auftrag ertheilt wird, dem englischen Friedensgesandten einen Passeport zu ertheilen, *) nur allzu gegründet. Besonders sucht man hierbey die zwey Bemerkungen geltend zu machen, daß die Ministerialredner noch immer nicht einmal das französische Direktorium namentlich nennen wollen, welches auch Fox in seiner ersten Rede wegen der Addresse an den König ausdrücklich mißbilligte; und daß die 13 Punkte des Grafen Fitzwilliam gegen den Frieden im Oberhause höchstwahrscheinlich die wahre Gesinnung des Königs und der Minister enthalten.

Die

*) Dieß bezieht sich wahrscheinlich auf die Worte in jener Note: ces demarches tendent à faire croire, que le Gouvernement anglois ne fait la guerre que forcement, *pour avoir le prétexte de demander des fonds* que le peuple Anglois lui voit repandre avec regret.

Anm. des Einf.

Die Ruhe des zahllosen Volks, als der König in seiner beweglichen Festung ins Parlament fuhr, war dießmal äußerst erbaulich. Nur ein französischer, emigrirter Priester, mit Nahmen René Bellard, wurde von einem gewissen Dawson vor den Friedensrichter Addington gebracht, weil er während der König vorüberfuhr, sich niedergebückt und gezischt haben sollte. Allein der Ankläger konnte seine Angabe nicht beweisen, und der arme gemißhandelte Priester wurde feierlich losgesprochen. Als der Richter ihm sagte, er könne nun den Ankläger gerichtlich belangen, erwiederte jener mit edlem Stolze, er überlasse ihn der Bestrafung seines eigenen Gewissens. Der ganze Vorgang ist nur einer von den hundert Beweisen, die täglich vorkommen, wie erbittert das Volk gegen die französischen Ausgewanderten ist.

Wirklich erlauben sich diese zum Theil auch solche Etourderien — ich suche vergeblich in unserer Sprache nach einem völlig gleichbedeutenden Worte — die man am allerwenigsten in ihrer Lage zu entschuldigen geneigt seyn dürfte. Um nur Ein Beyspiel der Art anzuführen, so erzählte man vor einiger Zeit in allen öffentlichen Blättern, die häufigen Krämpfe, womit die Herzogin von York eine Zeit lang befallen war, kämen daher, daß ein Emigrant zu der Zeit, wo die Herzogin während der Abwesenheit ihres Gemahls oft stundenlang ganz einsam im Park von Oatlands promenierte, über die Gartenmauer gesprungen war, um ihr so auf ihrem einsamen Spaziergang

gange eine Bittschrift zu überreichen. Die Herzogin, die über die Abwesenheit ihres zärtlichgeliebten Gemahls schon so äußerst niedergeschlagen war, entsetzte sich über den unvermuthten Anblick einer fremden Mannsperson so sehr, daß sie bis jetzt noch an den Folgen dieses Schreckens leidet!

Ueberhaupt scheint es aber, als wenn der täglich zunehmende Haß gegen die Franzosen, der durch dergleichen Vorfälle immer mehr unterhalten, und angefacht wird, die vom Ministerium selbst heimlich sehr gewünschte Maßregel immer näher herbeyführen dürfte, daß die Bill gegen die Fremden (alien's bill) auf alle schon vor der Revoluzion in London und andern Theilen des Königreichs etablierte Franzosen erstreckt, und so noch vor Ablauf dieses filosofischen Jahrhunderts uns noch einmal das Schauspiel einer Juden- oder Morenverbannung gegeben werde.

Ist die Friedensunterhandlung in Paris, wozu nun einer der geübtesten Unterhändler, der Lord Malmesbury, wirklich nach Paris mit allem Prunkgepränge eines außerordentlichen Ambassadeurs abgereist ist, ohne Erfolg, und fast jedermann fürchtet dieß im voraus: so hat wenigstens Pitt dadurch die Gemüther des englischen Volks noch mehr erhitzt, und so die zwey großen Schritte vorbereitet, eine stehende Landmiliz auf immer zu organisieren, und ein freyes Geschenk durch Subscripzion von 14 Millionen Pfund Sterling zur Fortsetzung des Kriegs in Anregung zu bringen.

Man

Man ſagt hier ſeit einigen Tagen für ganz gewiß, daß unſere Flotten im mittelländiſchen Meere geheime Ordre erhalten hätten, das abtrünnige Genua wegen ſeiner Doppelſeitigkeit zu bombardieren, und daß dies leicht auch noch einen andern berühmten Seehafen, der den Engländern neuerlich verſperrt wurde, betreffen könne.

Der berühmte Prieſtley, den öffentliche Blätter ſchon zum Nachfolger des Dr. Rittenhouſe in der Präſidentenſtelle der gelehrten Geſellſchaft zu Filadelfia erklärten, gefiel ſich doch ſo wenig in dem geprieſenen Lande der Freyheit, wohin ſein Beyſpiel wirklich noch eine Menge Auswanderer aus England gezogen hatte, daß er nun ſchon, den neueſten Nachrichten zufolge, in Frankreich angekommen und vom Miniſter des Innern dem Nazionalinſtitut empfohlen worden iſt. Man hat auf dieſe ſchnelle Ortvertauſchung folgendes Epigramm gemacht, daß ich Ihnen hier in Ermanglung von etwas beſſern mittheile.

Dr. Prieſtley.

Tir'd of the land of Liberty, poor Prieſtley ſays,
He'll paſs with French philoſophers his latter days.
'Twas ſaid: he lik'd not Kings — yet ſee him now contrive
To quit the ſovereign ſway of one, and bow to five.
The given reaſon, why he quitted us, were ſtuff.
'Tis plain, he thought we had not Monarchy enough *).

5,

*) Dieß würde ungefähr ſich ſo verteutſchen laſſen:

Dem Land der Freyheit Abſchied geben,
Mit Frankreichs Filoſofen leben,
Dieß, ſagt uns Prieſtley, macht mein Alter ſorgenfrey!
Aus England ging der Mann aus lauter Königsſcheu:
Dort kann er Einen (Waſhington) nicht erblicken,

3.

Zürich, den 10. Oktober 1796.

= Wenige Tage nach Ihrer Abreise, mein verehrungswürdiger Freund! machten wir hier die Bekanntschaft eines jungen Künstlers von Kolmar, Herrn Kasimir Karpfs, eines Schülers des berühmten David. Er wies uns eine mit schwarzer Kreide ganz vollendete Zeichnung vor, deren Hauptgegenstand sein vortreflicher Mitbürger Pfeffel ist. In seinem gewohnten einfachen Kostum (Uniform und Stiefeln) und in der seinen Freunden eben so bekannten, und durch unvergleichbare Unbefangenheit so karakteristischen Stellung, sitzt derselbe vor dem Kamine, das Gesicht fast völlig en face, nur ein klein wenig gegen seinen Sekretär *), einen Jüngling von sehr angenehmer Bildung, gewandt, der an einem Tische, die Feder in der Hand, auf das, von einem der originelsten unserer teutschen Dichter ihm Diktierte nicht nur aufmerksam, sondern mit Empfindung horcht. Der Kamin ist mit einer antik skulpierten Vase, mit Lavaters Büste und einem Spiegel verziert, in welchem jene reflektieren; im Hintergrunde steht ein Bücherschrank, und an der Wand erblickt man Chodowiecki's berühmten Abschied von Kalas. Das Ganze ist in einem obliquen Oval eingefaßt, und dieses mit einer Guirlande von Rosen und Eichenlaub überhängt. Auf der Ceinture steht der Name der alles sagt: Pfeffel; und en exergue, was uns Schweizer zumal an so vieles erinnert, das der edle Mann an unsern Söhnen gethan hat: Dédié à ses Elèves.

In jeder Absicht ist diese Zeichnung ein wahres Meisterstück. So vieles ohne die mindeste Verwirrung, und mit

Und eilt vor Fünfen sich zu bücken:
Er haßte wohl den König nie,
Er haßte nur die Monarchie.

*) Herrn Buxtorf von Basel.

mit der richtigſten Haltung in einen ſo beſchränkten Raum gebracht, alles bis aufs kleinſte Detail äußerſt genau beſtimmt, und doch ohne einige Härte ausgeführt; das Weſentliche von größter Wahrheit; was zur Verzierung gehört, von auserleſenem Geſchmacke. Pfeffels Bild iſt von rührender Kenntlichkeit. Ein Blinder ſo blind, aber zugleich mit ſeinem innern Lichte ſo helfend, gerade wie wir im Leben ihn kennen und lieben; ein ruhiger Weiſer, ſo wie er ihn ſelbſt in ſeinen begeiſterten Stanzen an den Freyherrn von Salis Seewis*) ſchilderte, dem bey ſo vielen äußern Unfällen, mitten unter der Zerrüttung aller menſchlichen Dinge rings um ihn her,

— — — — ſein Geſchick
Das göttliche Talent beſchieden,
Sich ſelber ſtets genug zu ſeyn.
Nichts ſtöret ſeinen innern Frieden,
Nichts trübt ihn dieſen Sonnenſchein.

Der Kopf iſt 19½ Linie hoch; die ganze Zeichnung hält 18 Zoll in die Höhe, und 14 Zoll in die Breite. In der nämlichen Größe ſoll ſie Herr Tardieu in Paris unverzüglich in Kupfer ſtechen. Da der zarte und zugleich ungemein kräftige Grabſtichel dieſes Künſtlers (beſonders aus Voltaire's ſchönem Bilde vor der Kehler Ausgabe von deſſen Werken) bekannt iſt, ſo läßt ſich nicht zweifeln, daß wir durch ſeine und des Zeichners vereinte Kunſt, eines der intereſſanteſten Kabinetſtücke erhalten werden, und zwar auf folgende äußerſt billige Bedinge:

Herr Karpf begehrt keine Pränumeration, ſo ſehr auch das für ihn ziemlich koſtſpielige Unternehmen, und zugleich ſeine ſeltene Uneigennützigkeit ihn dazu berechtigen würden, ſondern nur Subſkripzion. Er nimmt übrigens nicht mehr als 400 Unterſchriften, für zwey franzöſiſche Laubthaler, an. Dieſe erhalten die erſten Abdrücke.

*) S. Poetiſche Verſuche Th. III. S. 112. u. 13

In der Folge wird kein Exemplar unter einem Louisd'or erlassen. Kolmar allein hat schon für 60 Abdrücke unterschrieben. Unsere Schweitz, wo Pfeffel so viele alte und junge Freunde hat, wird sich beeifern zur schleunigen Ausführung dieses würdigen Denkmals seiner Verdienste wesentlich beyzutragen. Vielleicht verbinden Sie sich darum manchen Liebhaber unter den Lesern des T. Merkurs, wenn Sie eilen ihnen diese Nachricht mitzutheilen. Auf mein Urtheil dürfte es zwar hier wenig ankommen. Doch wissen Sie, mein gütiger Freund, wie herzlich ich dem beliebten Mittelmäßigen gram, aber dafür freylich allem Vortreflichen mit Leidenschaft zugethan bin.

H. H. Füßli.

4.

Zürich.

Pfeffel, von Herrn Karpf nach der Natur mit crayon gezeichnet, scheint mir ein Meisterstück der Kunst und des Kunstfleißes zu seyn; kenntlich, karakteristisch; die Stellung eines diktierenden Blinden natürlich und nach der Wahrheit gewählt. Ein liegendes Oval läßt uns in das Zimmer dieses unikten Mannes hineinsehn. Nichts ist vernachläßigt; alles wie das Hauptbild selbst und sein aufhorchender Sekretär nach der Natur gezeichnet. Der Mann von Geschmack ist weder in der Hauptsache, noch in den Nebendingen zu verkennen. — Daneben ist nichts unbestimmt gelassen. Der Blinde ist so blind, und so sehend, (so clairvoyant) als Er in der Natur ist, dargestellt. Wenn Tardieu's Gravüre, wie nicht zu zweifeln, dem Orizinale ganz treu bleiben wird, so dürfen sich alle Verehrer dieses Verehrungswürdigen Mannes ein eben so ähnliches Bild, als ein schönes Kabinetstück, das wenige seines gleichen haben wird, versprechen.

2. VIII. 1796. Johann Kaspar Lavater.

5.

Rom d. 1 Septbr. 1796.

Seit dem Eintritt der Franzoſen in Italien haben wir hier kein teutſches Buch, keine Litteratur Zeitung, keinen Merkur, keine Horen mehr erhalten, und mein junges Leſeinſtitut liegt wieder völlig darnieder. Bloß Schillers Almanach hat ſich glücklich durchſchleichen können. Da aber doch ſterbliche Menſchen nicht von bloßer Ambroſia leben können, ſo werden Sie ermeſſen, wie groß jetzt unſere literariſche Hungersnoth ſeyn muß. Wir tröſten uns mit der Hoffnung, daß der morſche Stuhl des heil. Petrus nächſtens zuſammenbrechen wird; denn Elend, Unzufriedenheit, Gährung herrſchen überall in ſo hohem Grade, daß wir dem Ausbruch großer Veränderungen auch hier nächſtens entgegen ſehen. Der römiſche Staat war arm als noch Millionen aus fremden Ländern in ihn floſſen. Das Volk hat nichts als ſein Elend, und jetzt ſoll es Millionen an Frankreich bezahlen. So lange noch das Silber der Kirchen größtentheils hinreicht, wird es gut gehen, aber Mord und Aufruhr drohen, wenn Brod und Oehl im Preiſe noch ferner ſteigen ſollten. H. wird Ihnen über die jetzige Lage Roms mehreres ſagen können. Das Königreich Neapel iſt geſperrt und kein Menſch kann hinein. Es hat ſich völlig alles Verkehrs mit dem Auslande begeben wie ein verpeſtetes Land. Der König von Neapel ſteht mit ſeiner zahlreichen Armee ſchon den ganzen Sommer durch in ſeinen Bergen, aber er wagt ſich nicht heraus. Sein Waffenſtillſtand mit Frankreich wurde geſchloſſen, ehe er ins Feld zog, und wahrſcheinlich wird auch der Friede vor dem Ausbruch des Kriegs geſchloſſen werden.

6.

Halle d. 14 Oktbr. 1796.

Daß die Naturgeſchichte der Griechen und Araber von unſerm Hr. Profeſſor Kurt Sprengel, wie er in

der Vorrede zum 3ten Stück seiner Beiträge zur Geschichte der Medizin angedeutet hat, vielleicht mit gutem Erfolg bearbeitet werden kann, werden Sie daraus schliessen, wenn ich Ihnen sage, daß er mit einem Griechen, der große Kenntnisse in der Botanik hat, einen Vergleich geschlossen, daß er ihm alle halbe Jahre vom Ossa, Pelion und Olymp, an dessen Fuß er gebohren ist, getrocknete Gewächse schicken soll. Er heißt Zaphyrides, und hat bey uns studiert. Auch Dominiko Sestini, der sich seit geraumer Zeit bey uns aufhält, hat ihm Gewächse aus Kleinasien versprochen. So wäre also eine neue Hoffnung vorhanden, einmal über die alte Botanik zu einiger Gewißheit zu kommen. Denn mit dem Druck der griechischen Flora des verstorbenen Prof. Sibthorp zu Oxford möchte es wohl, nach der beliebten Art der dortigen Druckereyen, so schnell nicht gehn, obgleich durch ein Legat des Verstorbenen 200 Pfund jährliche Einkünfte zum Druck dieses Werks ausgesetzt sind.

7.

Göttingen d. 12 Oktbr. 1796.

Einer unserer vormaligen gelehrten Mitbürger, Herr Hornemann aus Hannover, steht in Begriff, in Kurzem auf Unkosten der Association for the discovery of the interior parts of Africa eine höchstinteressante Entdeckungsweise ins Innre von Afrika zu machen. Er scheint ganz von der Natur dazu organisiert zu seyn, und empfand einen unwiderstehlichen Hang zu dieser Unternehmung, der nun auch durch die Empfehlung unsers Herrn HR. Blumenbach an den Ritter Banks vollkommen befriedigt worden ist. Er hält sich jetzt hier auf, um noch verschiedene fysikalische und linguistische Vorkenntnisse einzusammeln, und versäumt nichts, wodurch sein Unternehmen fruchtbar gemacht und gesichert werden könnte. So ließ er sich vor wenig Tagen die Blattern noch einmal inokulieren, da er nicht ganz gewiß war,

war, ob er ſie ſchon in ſeiner Jugend gehabt hätte. Hr. Prof. Heeren, der im erſten Theil ſeiner Ideen die frühern Entdeckungsreiſen ins innere Afrika ſo zweckmäßig benutzt hat, wird ihm eine Menge Anfragen mitgeben, die uns einſt treffliche Aufſchlüſſe hoffen laſſen. Kurz, hier iſt mehr als Ledyard, wenn er am Leben bleibt. —

VII.

Bitte des Herausgebers des N. T. Merkurs an alle, welche die Zeitſchrift bisher gehalten haben und fortzuſetzen, oder ſich künftig anzuſchaffen gedenken.

Das Publikum beklagt ſich, wie ich höre, darüber daß alle Jahre die erſten Monate des Jahrgangs ſo ſpät herauskämen, und es ſind auch bey mir ſelbſt aus vielen, beſonders entfernten Gegenden, Beſchwerden hierüber geführt worden, welchen ich, ſo viel an mir liegt, abgeholfen wiſſen möchte.

Da dies aber nicht geſchehen kann, ohne daß man die wahre Urſache, die zu dieſen Klagen Anlaß giebt, kenne, ſo mache ich hiemit bekannt, daß ſie keinesweges an zu ſpätem Druck der erſten Monatsſtücke ſondern ganz allein darin liege, das die Beſtellungen für den neuen Jahrgang von vielen Orten ſo ſpät gemacht werden.

Ich erſuche alſo alle welche den N. T. Merkur ferner zu halten oder ſich für künftigen Jahrgang zu abbonnieren geſonnen ſind, die Beſtellung noch vor gänzlichen Abſchluß dieſes Jahres, oder doch ſpäteſtens bis gegen die Mitte des Januars 1797 bey dem

Buch-

Buchhändler, von welchem Sie denſelben zu erhalten gewohnt ſind, zu machen; die ſämmtlichen Herren Buchhändler aber, die Anzahl der Exemplare, welche ſie nöthig haben, binnen der beſagten Zeit dem Hrn. Buchhändler Göſchen in Leipzig (als meinem Commiſſionaire für die Exemplare, die durch Buchhändler verkauft werden) ungeſäumt anzuzeigen; welcher dann gehörige Sorge tragen wird, daß jeder zeitige Beſteller ſeine Exemplare auch zeitig erhalten ſoll.

Eben dieſes Anſuchen ſtelle ich auch an diejenigen, welchen es bisher gelegener geweſen und auch künftig gelegner ſeyn möchte, den Merkur durch das Poſtamt ihres Ortes zu erhalten und vermittelſt deſſelben von dem Kaiſerl. O. Poſtamt in Erfurt verſchreiben zu laſſen. Wird das letztere durch zeitige Beſtellungen von allen den Poſtämtern, deren Zeitungs-Expedizionen ſich mit dieſem Geſchäfte befaſſen, in den Stand geſetzt, ſich zu rechter Zeit bey der hieſigen Expedizion des Merkurs zu melden, ſo wird die Schuld an uns nicht liegen, wenn nicht jedes Monatſtück vor Ablauf deſſelben Monats in die Hände der Abonnenten kommt.

Ich hoffe, daß man die Zweckmäßigkeit dieſer Veranſtaltung von ſelbſt anerkennen, und ſie auch aus dem Grunde um ſo nöthiger finden wird, weil ſonſt der ſeit kurzem angefangene Briefwechſel aus Frankreich, England und a. l. mit dem Reiz der Neuheit einen großen Theil ſeines Intereſſe verlieren würde. Weimar den 8ten Novemb. 1796.

Wieland.

Agathon.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Anfang dieser Geschichte.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirret hatte, von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden abgemattet, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hofnung von dem Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdeken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich also mit Mühe durch einen Fußweg hinauf, den er zwischen den Gesträuchen gewahr ward; allein da er ungefehr die Mitte des Berges erreicht hatte, fühlt er sich so entkräftet, daß er den Muth verlohr den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz Athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse um-

Inhalt.

I. Zur Geschichte der Wechselbälge oder Kinder
Junker Ehe.

II. Die Sünde der Menschen. (Forts.)

III. Noch die Frühlingsfeier Moschus.

IV. Auszüge aus Briefen.

V. Auswärtige Korrespondenz.
1) Warschau. 2) Moskau. 3) Amsterdam.
4) London.

VI. Inländische Korrespondenz.
1) Wien. 2) Halle. 3) Petersburg.
4) Kiel.

VII. Der neue Froschmäusler und eine neue Sammlung alter Lieder.

VIII. Bitte des Herausgebers des N. T. Merkurs an alle, welche die Zeitschrift bisher gehalten haben und fortzusetzen, oder sich gütig anschaffen wollen.

Nachricht

Auf den VI. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland, wie die Reichspostämter heißen, ganzen Jahrgang abonniren, und da erhalten

2) in allen Buchhandlungen, in welchen der Merkur gehalten wird, die Haupt-Kommission und Verlag besorgt.

3) Für Niedersachsen bey allen Addreß- und Zeitungs-Komptoirs in Hamburg wie bisher.

Wir ersuchen daher alle Leser des Merkurs sich wegen eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des VI. Teutschen Merkurs.

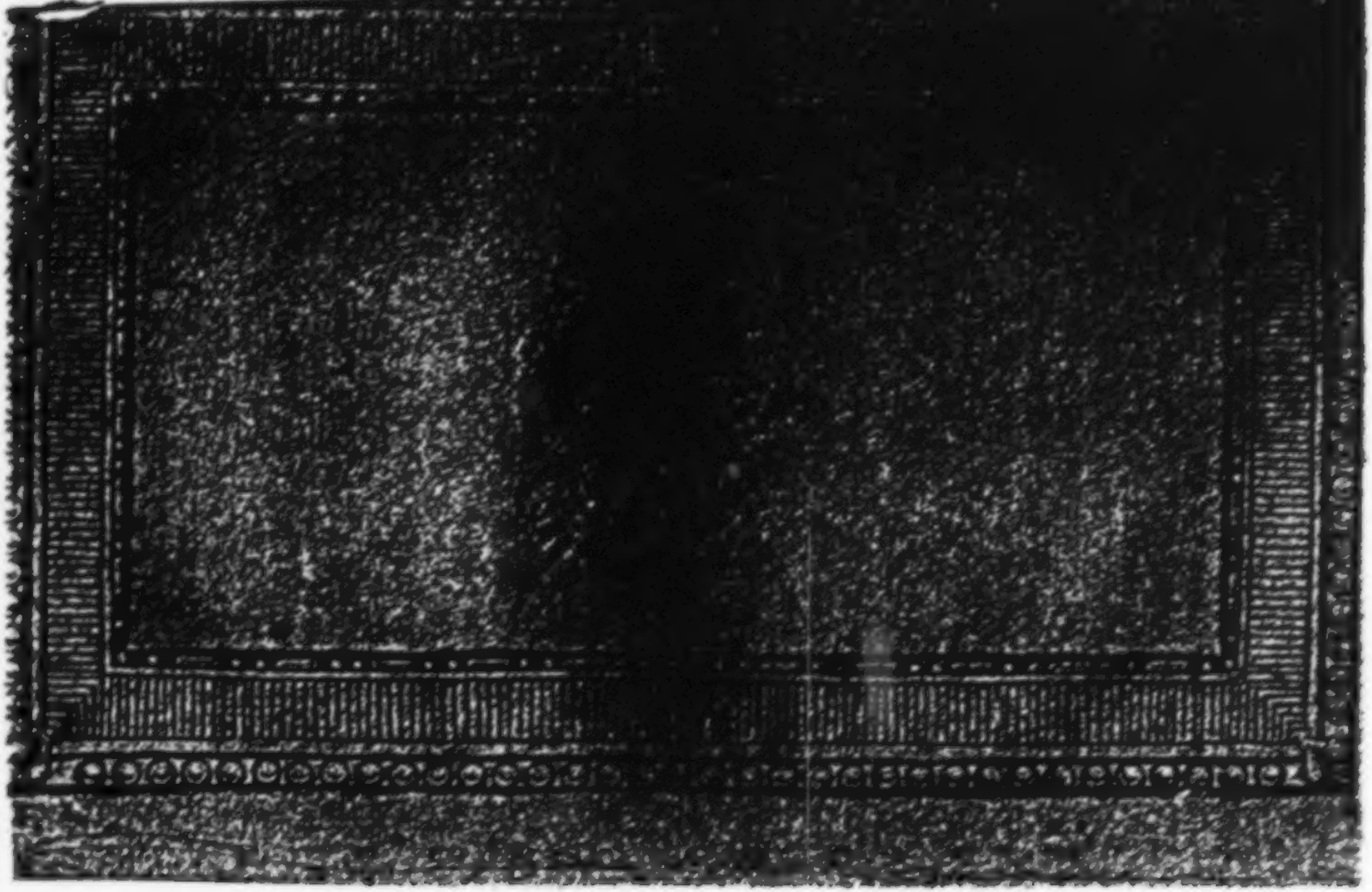

Der neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1796.

I.

Zur Geſchichte der Verehrung der heiligen Jungfrau *).

Um den Geiſt des in mehreren Rückſichten intereſſanten 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts richtig

*) Dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes, der manchem Leſer ſich vielleicht ſchon durch die Manier empfehlen dürfte, womit die zur Geſchichte der chriſtlichen Romanze noch immer nicht hinlänglich benutzte Heiligenlegende hier behandelt wird, iſt das teutſche Publikum auch eine fleißige und geſchmackvolle Bearbeitung der bekannten Contes et Fabliaux nach der Sammlung des le Grand ſchuldig, wovon in der letzten Michaelismeſſe das zierte Bändchen unter dem Titel: Erzählungen aus dem 12ten und 13ten Jahrhunderte mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen, Halle, Ruff 1797. erſchienen iſt. Anm. d. Herausg.

tig würdigen zu können, ist es nicht weniger nothwendig, mit den andächtigen Erzählungen oder Legendenhistörchen, als mit den Romanen, Fabliaux, Liedern ꝛc. jener Zeiten bekannt zu seyn. Jene Dichtungen schildern eben sowohl auch den politischen und bürgerlichen, als diese auch den religiösen Karakter des Zeitalters; denn wie, von der einen Seite, der Mönchsgeist nicht in den Mauern der Klöster eingeschlossen blieb, sondern auf den Schauplatz der Welt hervortrat, und sich mit dem politischen und gesellschaftlichen Verkehre bis zu dessen gemeinsten Handlungen und gröbsten Ausschweifungen vermischte: so drang, von der andern Seite, der kriegerische, ritterliche, galante und frivole Geist des öffentlichen Lebens in die heilige Wohnungen der Andacht, und theilte den Gegenständen religiöser Verehrung und dem Himmel die Sitten, Gesinnungen und Ergötzlichkeiten mit, die zu der Zeit unter den Menschen der Welt herrschend waren.

Ein besonderes Interesse erhalten indeß die andächtigen Erzählungen wohl dadurch, daß ein großer Theil derselben uns ein Gemälde des Aberglaubens gegen die Jungfrau Maria, und zwar oft in so seltsamen, groben, lächerlichen Zügen darbietet, daß man beim ersten Anblick sich versucht fühlt, manches für vorsätzlichen Spott und Satyre auf diese Devozion zu halten. — Aber ein recht dummer, vollendeter Aberglauben bedarf keiner fremden Geißel; er kann nicht den Mund aufthun, ohne die ärgste

Sa-

Satyre auf ſich ſelbſt zu machen. Die gröbſten, plumpſten Stücke kommen aus dem reinſten Glauben und dem ehrlichſten Gemüthe; und wenn ein guter Theil der Legendengeſchichtchen abſichtlich erfunden wurde, ſo geſchah es doch in der guten Meinung, daß Gott und die Heiligen daran keinen Mißfallen hätten, weil die irdiſchen Vortheile, die man etwa dadurch gewann, am Ende doch zu ihrer Ehre und Verherrlichung angewandt und verzehrt wurden. Manches Märchen der Art erbaute Unſerer lieben Frau eine koſtbare Kirche, und erfreute ſie mit einer Geſellſchaft glücklicher Brüder und einer Menge getröſteter Anbeter.

Eine Geſchichte der Verehrung der heiligen Jungfrau müßte, dünkt mich, ein beſonders intereſſanter Theil der allgemeinen Geſchichte des Aberglaubens ſeyn. Aber ſie würde, wie jede andere Geſchichte, nur dann wirklich lehrreich werden, wenn ſie nicht nur die verſchiedenen Thatſachen jener Devozion in ihrer Zeitfolge aufſtellte, ſondern auch zeigte, wie dieſe ſich aus einander entwickelten und ſo und nicht anders entwickeln konnten. — Ich wage es, einen kleinen Beitrag zu dieſer Geſchichte zu liefern.

Man kann ſchon zum voraus ſagen, daß mit den bekehrten Heiden eine Neigung zum Vergöttern in das Chriſtenthum eintreten mußte. Es würde

das gröſste aller Wunder gewesen seyn, wenn in den Herzen dieser Menschen, nach einem so langen Dienst mehrerer obern und untern Götter, durch die christliche Taufe alles Bedürfniß nach mehr als Einem Gotte gelöscht worden wäre. Vorzüglich unbefriedigt mußten, bei dieser Glaubensrevoluzion, sich die Bewohner solcher Oerter fühlen, die, wie Athen, Efesus, Cypern, bisher eine weibliche Gottheit als ihre besondere Patronin verehrt hatten.

Wirklich äußerte sich auch dieses Bedürfniß, sobald auf einmal ganze heidnische Völker in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen wurden. — Aber ich beschränke mich hier auf die Geschichte der Jungfrau Maria.

Wenn in den ersten christlichen Jahrhunderten sich keine Beweise von einer besondern Devozion gegen dieselbe finden *), so ist wenigstens gewiß, daß in

*) Die sogenannten Kollyridianer, wovon uns der heil. Epifanius Nachricht giebt, waren nur eine unbedeutende Sekte Weiber, die, im 4ten Jahrhundert, in Arabien sich um einen Tisch mit Myrten geschmückt und mit gewissen Kuchen (collyridia) besetzt, versammelten, und letztere zu Ehren der Jungfrauschaft Mariä verzehrten. Ihre Erscheinung war indessen einerseits schon ein Vorspiel von den Verehrungen, womit die Gemüther der Menschen die Mutter Jesu zu seiner Zeit überhäufen würden; so wie anderseits die Unterdrückung dieser

in eben der Maße, worin ſich die Meinung von der gleichen Gottheit Chriſti mit dem Vater verbreitete, auch eine höhere Verehrung der Gebärerin deſſelben herrſchend werden mußte. Auf der Nicäiſchen Kirchenverſammlung alſo, wo, im Jahr 325, gegen die Arianer feſtgeſetzt wurde, daß Chriſtus gleiches Weſens mit dem Vater ſey, wurde der Grund zu der Devozion gegen die Jungfrau Maria gelegt. Denn von nun an nannten die orthodoxen Athanaſianer, um ſich deſto mehr von den ketzeriſchen Arianern zu unterſcheiden, die Mutter Jeſu die Gottesgebärerin (θεοτοκος).

Doch erwies man ihr noch keine beſondere öffentliche Verehrung; ihr wurden noch keine Altäre gebaut; ſie that auch noch keine Wunder. — Aber im Reiche des Aberglaubens geſchehen, wie in dem Reiche der Natur, keine Sprünge; alles geht, ſichtbarer oder unſichtbarer, ſeinen ordentlichen Gang.

Der Ausdruck Gottesgebärerin war zwar eine Folge aus einer geheiligten Kirchenſatzung, aber doch ſelbſt noch kein dekretierter Glaubensartikel, weil er noch nicht beſonders beſtritten war. Dieſer Streit aber war nach jenem Koncilium unvermeidlich.

dieſer frommen Weiber durch die damaligen Orthodoxen ein Beweis iſt, daß man jeden Anſchein von göttlicher Verehrung der Maria noch für gottlos hielt. — Billiger Weiſe aber hätte man in der Folge dieſe Weiber als Märtyrer der Jungfrauſchaft Mariä verehren ſollen.

lich. Denn da durch daſſelbe die wahre Gottheit Chriſti als ein ſo weſentliches Glaubensſtück feſtgeſetzt worden war, und immer weſentlicher wurde, indem die Arianer ſie noch immer, und oft ſiegreich, anfochten: ſo war, — zumal bei der herrſchenden Leidenſchaft für Spitzfindigkeiten, die beſonders aus der Alexandriniſchen Schule über die Chriſtenheit gekommen war, — nichts natürlicher als auf die Frage zu ſtoßen: ob Chriſtus als Gott habe geboren werden, leiden und ſterben können?

Die Vernünftigern beantworteten dieſe Frage mit Nein, und fanden es folglich unſchicklich, die Maria die Gottesgebärerin zu nennen. Aber dies Wort war einmal ein Widerſpruch der Orthodoxen gegen die Häretiker geworden; die eifrigſten Athanaſianer fürchteten alſo, die Verwerfung deſſelben würde, wo nicht die Gottheit Chriſti von Grund aus zerſtören, doch wenigſtens zu einem halben Arianismus führen, der nicht minder verdammlich als der ganze ſeyn konnte, da er doch immer nicht reine Orthodoxie war. — Es entſtanden mithin unter den Bekennern des Nicäiſchen Koncilii ſelbſt zwei Partheien, deren Sache endlich in den Neſtorianiſchen Streitigkeiten zum allgemeinen Ausbruch kam.

Neſtorius, aus Syrien gebürtig*), hatte ſich, beſonders in ſeiner Beſtreitung der Apollinas

*) In Syrien (inſonderheit auf der Schule von Antiochien) und

ſchattete, auf welcher er die einbrechende Nacht zuzubringen beſchloß.

Wenn ſich jemals ein Menſch in Umſtänden befunden hatte, die man unglüklich nennen kann, ſo war es dieſer Jüngling in denjenigen, worinn wir ihn das erſtemal mit unſern Leſern bekannt machen. Vor wenigen Tagen noch ein Günſtling des Glüks, und der Gegenſtand des Neides ſeiner Mitbürger, befand er ſich, durch einen plözlichen Wechſel, ſeines Vermögens, ſeiner Freunde, ſeines Vaterlands beraubt, allen Zufällen des widrigen Glüks, und ſelbſt der Ungewißheit ausgeſezt, wie er das nakte Leben, das ihm allein übrig gelaſſen war, erhalten möchte. Allein ungeachtet ſo vieler Widerwärtigkeiten, die ſich vereinigten ſeinen Muth niederzuſchlagen, verſichert uns doch die Geſchichte, daß derjenige, der ihn in dieſem Augenblik geſehen hätte, weder in ſeiner Mine noch in ſeinen Gebehrden einige Spur von Verzweiflung, Ungeduld oder nur von Mißvergnügen hätte bemerken können.

Vielleicht erinnern ſich einige hiebey an den Weiſen der Stoiker von welchem man ehmals verſicherte, daß er in dem glühenden Ochſen des Phalaris zum wenigſten ſo glüklich ſey, als ein Morgenländiſcher Baſſa in den weichen Armen einer jungen Circaſſerin. Da ſich aber in dem Lauf dieſer Geſchichte verſchiedne Proben einer nicht geringen Ungleichheit unſers Helden mit dem

nariſten *), an eine genaue Unterſcheidung der beiden Naturen in Chriſto gewöhnt, und war daher, ſobald er Patriarch von Konſtantinopel geworden war, (im Jahr 428) beſorgt, von dieſem vornehmſten Stuhl der chriſtlichen Kirche, die Chriſten, die in dieſem Punkte nicht ſo genau waren als Er, zu einer gleichen Beſtimmtheit zurück zu führen. Er predigte und ſchrieb alſo, mit ſeinem vertrauten Freunde, dem Presbyter Anaſtaſius, gegen den Ausdruck Gottesgebärerin, und verlangte, da Chriſtus ſeiner göttlichen Natur nach nicht habe geboren werden können, die heilige Jungfrau ſtatt deſſen Chriſtusgebärerin zu nennen.

Hiergegen erhob ſich nun Cyrillus, Biſchof von Alexandrien, ein überaus ſtreitſüchtiger Mann, weil er durch dieſe Lehre die Gottheit Chriſti bedroht glaubte, aber um ſo heftiger, weil er über den Vorrang, den der Biſchof von Konſtantinopel vor ihm

und faſt im ganzen Morgenlande, unterſchied man die göttliche und menſchliche Natur in Chriſto ſehr ſorafältig; in Aegypten (auf der Schule von Alexandrien) und beinah im ganzen Abendlande, nahm man es nicht ſo genau damit.

*) Apollinaris, Biſchof von Laodicea, theilte die menſchliche Seele in zwey Theile, in die ſinnliche, (ψυχη) und in die vernünftige, (νους) und ſprach Chriſto die vernünftige ab, weil ſeine Gottheit dieſelbe überflüſſig gemacht habe.

behauptete, eifersüchtig war; und er brachte es durch seinen Eifer dahin, daß auf der äußerst stürmischen Kirchenversammlung von Esesus, (im Jahr 431) Nestorius, ohne alles Verhör, als ein Verletzer der göttlichen Majestät Christi verdammt wurde *). — Die Anrede, die Cyrillus bei dieser Gelegenheit an die heil. Jungfrau hielt, ist zu merkwürdig, um sie hier nicht mitzutheilen.

„Wir grüßen dich, sagte er, o Mutter Gottes; wir benedeyen dich, du zu verehrender Schatz der ganzen Welt, du Lampe, die du nicht verlöschest, du Krone der Jungfrauschaft, du Scepter der heilsamen Lehre, du immerwährender Tempel und Behausung desjenigen, welcher in keine Behausung eingeschlossen werden kann. Wir benedeyen dich, dich, sage ich, durch welche die Dreyeinigkeit verherrlicht und angebetet wird; durch welche das kostbare Kreuz unseres Seligmachers erhöht und verehret ist; durch welche der Himmel triumfieret, die Engel sich erfreuen, die Teufel verjagt werden, der Versucher überwunden, und die schwache Natur bis zum Himmel erhoben wird. Durch dich ist die vernünftige Kreatur, welche durch die Abgötterei

*) In dem Urtheil des Konciliums, welches von zweihundert anwesenden Bischöfen unterschrieben wurde, hieß es, Nestorius habe gottlose Irrthümer, und unser Herr Jesus Christus exkommunniciere ihn. Unter Vergießung heißer Thränen müßten sie es auch thun.

rei eingenommen war, zu Erkenntniß der Wahrheit gelangt; durch dich erhalten die Gläubigen die heilige Taufe, und werden mit dem heiligen Freudenöhl gesalbet. Durch dich sind alle Kirchen in der Welt gestiftet, und alle Völker zur Buße gebracht. Durch dich hat das Licht der Welt, der einige Sohn Gottes, erleuchtet alle diejenigen, welche im Finstern und Schatten des Todes saßen; durch dich haben die Profeten das Zukünftige vorhergesagt, die Apostel das Heil den Völkern verkündiget; durch dich werden die Todten auferwecket, und durch dich regieren die Könige.“

Man sieht leicht, wie natürlich alle diese Sätze aus dem einfältig verstandenen Ausdruck Gottesgebärerin fließen. Aber wenn, wie wohl zu vermuthen ist, Cyrillus ohne eine andere Absicht als dem Nestorius zu widersprechen, diese Folgerungen aus dem von ihm vertheidigten Worte zog, so wetteiferten, von dem Tage des Konciliums an, seine Anhänger in starken Ausdrücken über die heil. Jungfrau, oder, wie ein älterer Schriftsteller sagt, sie legten sich aus allen Kräften auf übermäßige Figuren; und aus diesen übermäßigen Figuren, die von den Unstudierten ganz natürlich buchstäblich verstanden wurden, entstand um so eher eine übermäßige Verehrung der Maria, da, nach einer obigen Bemerkung, die sonst heidnische Welt einigen Ersatz für den Verlust der weiblichen Gottheiten zu bedürfen schien.

Schon im sechsten Jahrhundert war ihre göttliche Verehrung eine von höchster Hand autorisierte Sache. Der Kaiser Justinian baute ihr einen Tempel nach dem andern, wofür, wie Baronius (in seinen Annal.) erzählt, die Mutter Gottes sehr erkenntlich war; denn sie eroberte ihm Afrika. Der geschickte und tapfere Feldherr Belisarius war bloß das Werkzeug ihrer Macht und Güte.

Nun, da sie Tempel und Altäre hatte, da man ihr Opfer brachte und Gebete an sie richtete, ging auch die rechte Epoke ihrer Wunder an. Wie die Eroberung von Afrika, so wurden ihr andere politische und fystische Begebenheiten, als Belohnung ihres Dienstes, oder als Bestrafung ihrer Verschmähung, zugeschrieben. Sie war eigentlich die Göttin des Tages. — Aber noch immer herrschten, nach dem Nestorius, zwei verschiedene Meinungen, nicht mehr allein über ihre Würde, sondern auch über ihre Macht im Himmel und auf Erden. Je mehr die Einen diese schmälern wollten, desto größer und zahlreicher wurden die Wunder, die ihr die Andern zuschrieben. Priester, Mönche und Laien von der letztern Parthey sahen, hörten, glaubten, predigten, schrieben und dichteten Wunder auf Wunder. Es entstand ein Wetteifer zwischen Provinzen, Städten, Kirchen, Klöstern, Schwärmern und Betrügern, über die gottselige und schon vortheilhafte Verherrlichung der Mutter Gottes; so daß im siebenten Jahrhundert ihr Ansehen in Rom so groß war,

war, daß der dortige Bischof Bonifacius IV. ihr das Pantheon, den ehemaligen Tempel aller Götter, den ihm der Kaiser Fokas geschenkt hatte, widmete, und sie dadurch, wenigstens in dem Glauben des Volks, gewisser Maßen über Christus selbst erhob. Wirklich bedienten ihre eifrigsten Verehrer sich jetzt Ausdrücke über sie, die diese Meinung schon klar genug zu verrathen scheinen. Man nannte sie unter andern „die göttliche Versöhnung mit dem Menschen, den Schatz des unsterblichen Lebens, den über alle Himmel erhobenen Himmel, die Wohnung der herrlichen Sonne, das Brod ohne Sauerteig, die englische Zange, welche die mystische glühende Kohlen hält" u. s. w.

Im achten, und zum Theil schon im siebenten Jahrhundert, erhob sich in der christlichen Kirche ein neuer heftiger Streit, dessen Ausgang dem Dienst der heiligen Jungfrau sowohl als der andern Heiligen sehr beförderlich war. Dies ist der sogenannte Bilderstreit, dessen Entstehung ich kürzlich erzählen will.

Die Christen der ersten Jahrhunderte duldeten in ihren Bethäusern und Kirchen keine Bilder, weil sie entweder aus dem Judenthume selbst einen Abscheu gegen alle Bilder mitgebracht hatten, oder weil sie nicht durch Aufnahme derselben den Juden Gelegenheit geben wollten, sie heidnischer Greuel zu beschuldigen, wozu diese stets sehr bereit waren. —

Aber

Aber die Sache änderte sich, sobald (im 4ten Jahrhundert) das Christenthum im Römischen Reiche herrschend wurde. Jezt, da die Anzahl der Heidenchristen der Anzahl der Judenchristen bei weitem überlegen war, und die erstern, an den Prunk des heidnischen Götterdienstes gewöhnt, an dem Einfachen und Schmucklosen des Christlichen keinen Geschmack finden konnten, fing man, unter andern Verschönerungen der Kirchen, auch an, Bilder in denselben aufzustellen, als die Bilder Christi, der Apostel, der Jungfrau Maria, u. a. Dies geschah indessen nicht, um den Bildern eine gewisse Verehrung zu erweisen, sondern bloß, damit man, und besonders das Volk, sich durch ihren Anblick desto lebhafter der Personen die sie vorstellten, und deren Verdienste und Lehren erinnern möchte. Man nannte sie daher auch die Laienbibel.

Hierbei aber liefen sowohl Menschen von schwacher als von starker Einbildungskraft Gefahr, die Bilder mit den Abgebildeten selbst zu verwechseln; die erstern, weil sie sich die vorgestellten Personen nicht wohl denken konnten, und sich also lieber an dem hielten, was sie mit Augen sagen; die letztern, weil sie sich die Personen so lebhaft dachten, daß sie nicht mehr ihr Bild, sondern sie selbst zu sehen glaubten. — Ein politischer Gebrauch scheint indessen hierbei mitgewirkt zu haben. Man pflegte nemlich, nach asiatischer Sitte, den Gemälden und Bildsäulen der Kaiser und anderer großer Herren

eine

eine Ehrerbietung zu erweisen, indem man sie als ihre Personen selbst betrachtete.

Daß diese Bilderverehrung bald häufig in wirkliche Abgötterei ausarten mußte, ist leicht begreiflich. Der bei weitem größte Theil der heidnischen Völker hatte durch seinen politischen Uebergang zum Christenthume nicht einen hellern Verstand erhalten, sondern nur seine äußern Religionsgebräuche und die Gegenstände seines Aberglaubens verändert.

Gegen diesen Unfug mit den Heiligenbildern erhoben sich nun, in Schriften und Predigten, die jüdischen Christen sowohl als die aufgeklärteren Heidenchristen, — bis die Sache endlich im achten Jahrhundert, unter Leo dem Isaurier, zum völligen Ausbruch kam.

Der Ausgang dieses Streites, dessen weitere Geschichte nicht hieher gehört, ist, — ungeachtet der Politik, die bei ihm, wie bei allen Streitigkeiten über Glaubenssachen, eine Haupttriebfeder war, — ein Beweis, daß die christlichen Völker der Bilder nicht mehr entbehren konnten. Diese ihrem Auge entziehen, war eben so viel als ihnen ihre Götter nehmen wollen; denn die Bilder hatten Wunder gethan.

Die, erst in der grichischen, bald aber auch in der lateinischen Kirche anerkannte Orthodoxie der Bilderverehrung, gründete vollends und allgemeiner den Aberglauben gegen die Jungfrau Maria und die

andern

andern Heiligen, der, mit der zunehmenden Verfinſterung und Sittenverderbniß und der wachſenden Habgier der Geiſtlichkeit, nach und nach zu der Höhe des Unſinns und der Ausſchweifung gelangte, worauf wir ihn in dem Zeitalter der Kreuzzüge und der romaniſchen Dichter (über deſſen politiſchen, bürgerlichen und poetiſchen Geiſt in einem andern Werke*) nähere Auskunft gegeben wird) erblicken.

Wer ſich über dieſen Aberglauben vollſtändig zu belehren wünſcht, muß mit einer großen Bibliothek von Werken in allen Zungen und in allen Formen, vom größten Folio bis zum kleinſten Sedez, ſich bekannt machen. Für dieſen Beitrag zu einer Geſchichte deſſelben wird es indeſſen genug ſeyn, aus einigen Schriften, als der Legende dorée des Jokob von Voragine, den XII. Lib. de miraculis et visionibus des Cäſarius, des Gononus Chronico SS. Deiparæ Virginis Mariæ,**) etwas weniges mitzutheilen.

Je

*) In den Erzählungen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen. 5 Theile, 8. Halle und Leipzig, bey Ruff.

**) Die Legende dorée wurde von Jak. v. Voragine, Dominikanermönch und zuletzt Biſchof von Genua, gegen Ende des 13ten Jahrhunderts lateiniſch geſchrieben, und nicht

Je höher die Verehrung der heil. Jungfrau ſtieg, und je zahlreicher die Wunder wurden die ſie that, deſto

nicht lange nach ihrer Erſcheinung von Johann von Vignai, einem Hoſpitalitermönchen, ins Romaniſche (Franzöſiſche) überſetzt. Sie ward die Goldene genannt, wegen der ungemeinen Hochſchätzung womit ſie, beſonders von den Religiöſen, zu der Zeit aufgenommen wurde, und wegen der köſtlichen Sachen die ſie enthielt. Sie iſt die Quelle einer unendlichen Menge ſeltſamer Sagen, Meinungen, heiliger Romane, und vieler Myſterien des 14ten Jahrhunderts, und als ſolche nicht weniger für denkende Leſer als für gläubige Seelen von beſonderm und bleibendem Werthe. — In einer 1736 zu Köln am Rhein erſchienenen Ueberſetzung von Renoults Aventures de Noſtre-Dame et de S. François d'Aſsise, heißt es von ihr: „Es iſt aber dieſe güldene Lügende mit deſto größerem Vergnügen zu leſen, weil dieſelbe in alten Franzöſiſch mit lächerlichen Worten geſchrieben worden iſt, und den Leſer dadurch nicht weniger ergötzet als durch die Begebenheiten, welche ſie erzehlet.“

Cäſarius, Ciſtercienſermönch des Kloſters Heiſterbach bey Köln, lebte in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Sein Werk iſt einer der authentiſchſten Beiträge zur Geſchichte der Wunder.

Benediktus Gononus, Cäleſtinermönch von Lyon, gab ſein Chronicon im Jahr 1637 heraus. Er ſchrieb es, wie er in ſeiner Vorrede an den frommen Leſer erzählt, aus vielen und inſonderheit aus drey Urſachen. 1) Da er geſehen, daß alle Welt im

Dienſt

deſto glorreicher und wundervoller wurde natürlich auch ihre ganze Geſchichte; und dies war um ſo leichter, da von ihrem Leben und Sterben keine gewiſſe Nachrichten, auſſer den wenigen in den Schriften der Apoſtel enthaltenen, vorhanden waren. Es erſchienen daher nach dem Eſeſiniſchen Koncilium, (431) und ſchon vor demſelben, verſchiedene Sagen und Schriften über alle Umſtände ihres Lebens und ihres Todes.*) — Aber als Mutter Gottes mußte ſie

Dienſt der Mutter Gottes mit einander wetteifere, ſo habe er ſich geſchämt, von Weltlichen und Laien darin übertroffen zu werden. 2) Weil er die Mutter Gottes gern zu ſeiner Freundin, Vermittlerin und Advokatin vor Gott machen möchte, den er durch Sünden zahlloſer als der Sand am Meer beleidigt habe. 3) Um ſich gegen ſie für ſo manche empfangene Wohlthaten dankbarlich und ihrer eingedenk zu erweiſen. — Sein Werk iſt eine mit eigenen Gutachten durchflochtne Kompilazion aus vielen ältern und neuern Schriften über das Leben und die Wunder der heil. Jungfrau. Er hat indeſſen von den letztern, um, wie er ſagt, ſein Buch nicht unendlich lang zu machen, nur die berühmteſten und angenehmſten ausgewählt.

*) Nicht minder merkwürdig als die Kuchen, welche die Kollyridianer zu Ehren der Jungfrauſchaft Mariä aßen, war die Meynung, die mehrere Chriſten um dieſelbe Zeit von der Empfängniß der Mutter Jeſu hatten. Sie glaubten nemlich, daß ſie nicht auf natürlichem Wege, ſondern durch einen bloßen Kuß empfangen worden ſey; eine Meynung, die ebenfalls von

dem

dem Weiſen des Seneca zeigen werden, ſo halten wir für wahrſcheinlicher, daß ſeine Seele von der Art derjenigen geweſen ſey, welche dem Vergnügen immer offen ſtehen, und bey denen eine einzige angenehme Empfindung hinlänglich iſt, ſie alles vergangnen und künftigen Kummers vergeſſen zu machen. Eine Oefnung des Waldes zwiſchen zween Bergen zeigte ihm von fern die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als dieſen Anblik, um die Empfindung ſeiner widrigen Umſtände zu unterbrechen. Er überließ ſich der Begeiſterung, worinn dieſes majeſtätiſche Schauſpiel empfindliche Seelen zu ſezen pflegt, ohne eine lange Zeit ſich ſeiner dringendſten Bedürfniſſe zu erinnern. Endlich wekte ihn doch das Rauſchen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felſen hervor ſprudelte, aus dem angenehmen Staunen, worinn er etliche Minuten ſich ſelbſt vergeſſen hatte; er ſtand auf, und ſchopfte mit der holen Hand von dieſem Waſſer, deſſen flieſſenden Criſtall, ſeiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymphe ſeinen Durſt zu ſtillen, aus ihrem Marmorkrug entgegen goß; und anſtatt die von Cypriſchem Wein ſprudelnde Becher der Athenienſchen Gaſtmäler zu vermiſſen, däuchte ihm, daß er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte ſich hierauf wieder nieder, entſchlief unter dem ſanftbetäubenden Gemurmel der Quelle, und träumte, daß er ſeine geliebte Pſyche wieder gefunden habe, deren Verluſt das einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspreßte.

ſie auch von den Todten auferſtehen und gen Himmel fahren.

Von

dem heil. Epifanius (in ſeinen Häreſien) und mehreren heiligen Vätern als ketzeriſch widerlegt wurde, und von der Genovefa ſagt, daß ſie, wenn ſie gleich ketzeriſch ſey, doch der heil. Jungfrau offenbar zum Ruhm gereiche.

Wie genau übrigens die frommen Schriftſteller bey allen Umſtänden ihres Lebens ſind, davon können unter andern folgende die Verkündigung betreffende Stellen zeugen.

Suarez von Valencia findet es am wahrſcheinlichſten, daß ſie um Mitternacht geſchehen, und meint, daß dieſe Stunde der Jungfrau keinesweges ungelegen geweſen ſey. Nam verisimile potius eſt ſolitam fuiſſe Virginem in ſecretiori loco domus ſuæ, majorem noctis partem, in divina contemplatione transigere, et aliunde propter quietem, ſilentium ac ſecretum noctis, fuiſſe illud tempus aptiſſimum, ut in eo hoc myſterium fieret. Was den Tag betreffe, ſo ſey es ganz unſtreitig der 25ſte März geweſen. — Der heil. Bernard beſtätigt die Meinung, daß ihre Thür verſchloſſen geweſen ſey, mit folgenden Worten: Nec difficile fuit per clauſum oſtium Angelo penetrare ad abdita Virginis, qui utique ex ſubtilitate ſuæ ſubſtantiæ, hoc habet a ſua natura, quod nec ferreis ſeris eius arceatur ingreſſus quocumque eum ferat ſuus impetus. — Clauſerat inquam illa hora habitaculum ſuum ſupra ſe prudentiſſima Virgo, ſed hominibus, non angelis. — Gonenus findet es auſſer

Zwei-

Von ihrem Tode finden ſich in der goldenen Legende folgende Nachrichten.

„Maria fing, in einem Alter von 70 oder 60 Jahren, an zu weinen, weil ſie von ihrem Sohne nicht denjenigen Troſt empfangen, den ſie erwartet hatte, und verlangte herzlich nach ihrem Tode.“ Ein Engel erſcheint ihr mit der Erklärung, daß ihr Verlangen erfüllt werden ſolle. — In ſeinem Geſpräch mit ihr heißt es unter andern: „die Hölle erzittert vor deinem Namen. Wann der Teufel in deiner Gegenwart erſcheinen ſoll, das iſt für ihn eine zwifache Hölle, und deine bloße Blicke ſind neue Flammen, die ihn verzehren.“ — Wir finden daher in mehreren andächtigen Erzählungen, daß der Teufel ſich ſträubt vor die Jungfrau Maria zu kommen, bei ihrem Anblick alle Faſſung verliert, und fürchterlich brüllend entflieht.

Maria wünſchte, daß die Apoſtel bei ihrem Tode gegenwärtig ſeyn möchten, damit ihr Leib nicht in

Zweifel, daß der Engel in menſchlicher Geſtalt bei ſeinem Eintritt ihr alle unter geſitteten Leuten übliche Höflichkeiten erwieſen habe. Quod autem in ingreſſu Angeli non aſſurrexerit Beata Virgo, colligitur ex hoc quod turbata eſt in ſermone eius, et cogitabat qualis erat illa ſalutatio. At poſtquam quievit, et totam legationis ſeriem audivit, et conſenſum emiſit, credibile eſt Angelum in diceſſu, ſicut in ingreſſu, Virgini reverentiam exhibuiſſe, et viciſſim ipſam Virginem ei aſſurrexiſſe, etc.

in die Hände ihrer Feinde fiele; und sogleich werden alle Jünger Jesu aus allen Weltgegenden in Wolken vor ihr Sterbebett gebracht.

„Gegen Mitternacht eröffnete ein sanfter und angenehmer Wind die Fenster; ein himmlischer Geruch erfüllte das ganze Haus; ein grosses Licht erleuchtete es, und machte es gleich dem Paradiese. — Auf einmal erscheint Gott der Herr in Begleitung der Engel, Patriarchen, Proseten, Märtyrer und Jungfrauen, und alsbald ertönt eine so angenehme Musik, daß die Umstehenden glaubten, sie wären im Himmel und nicht auf Erden."

„Als die Musik verstummte, trat der Herr zur Kranken und sprach zu ihr: „Komm, meine Auserwählte, meine Wertheste! Ich will dir einen Platz auf meinem Stuhl geben; denn ich habe deine Schönheit geliebet; deine Annehmlichkeiten haben mich bezaubert; deine Aufrichtigkeit hat mich ausser mir selbst gesetzt."

„Maria fiel bei diesen Worten in Ohnmacht, und gab, als sie sich wieder erhohlte, nur dieses zur Antwort: „Herr, mein Herz ist dir gewidmet."

„Die Engel stimmten jezt mit allen die bei ihnen waren, wieder eine Musik an, und sangen dann mit dem Herrn und Maria, bald im Kohr, bald einzeln, verschiedene Lieder, wobei die heil. Jungfrau endlich, bei Anbruch des Tages, entschlief."

Fänden ſich in der goldenen Legende lauter Dichtungen dieſer Art, ſo würde es eben kein Beweis von vorzüglichem poetiſchen Sinn und gutem Herzen ſeyn, ſie lächerlich zu nennen. Wenn übrigens obige Dichtung anſtößig ſcheinende Stellen enthält, ſo iſt zu bedenken, daß Voragine in den Zeiten der Ritterſchaft und der Trubadure ſchrieb, wo die Religion galant, ſo wie die Galanterie religiös wurde; — auf eben die Art, wie die Religion zu andern Zeiten kaſuiſtiſch, oder filoſofiſch, oder epiſch geworden iſt.

Die Auferſtehung und Himmelfahrt Mariä wurde ſchon im achten Jahrhundert unterſucht und angenommen. — Die Beſchreibung der letztern iſt eines Theils nicht minder poetiſch und maleriſch ſchön, als andern Theils abgeſchmackt. — Indem Jeſus, von Engeln umringt, ſeine Mutter gen Himmel trägt, ertönt von allen Seiten Muſik. „Der Himmel antwortete der Erde, und die Erde dem Himmel.“ — Wer möchte hier nicht erhabene, göttliche Lieder ſingen! — Aber die Legende meldet, daß die Erde ſang: „Wer iſt diejenige, die aus der Wüſte hinaufſteiget, in den Armen ihres Geliebten, voller Annehmlichkeiten?“ — und der Himmel antwortete: „Es iſt die ſchönſte Tochter von Jeruſalem. Wann ihr ſehet, daß ſie jetzt in den Himmel erhaben und mit Ehren gekrönt, auch auf einen hellglänzenden Thron zur Rechten des Königs aller Könige geſetzet wird, ſo wißt, daß ſolches darum geſchie-

het, dieweil ſie ſehr geliebet hat;" — und erzählt uns ſodann, von welcher Farbe ihre Seele geweſen ſey, nemlich „weiß, über allen Ausdruck weiß."

In den Miniaturen der alten handſchriftlichen Poeſien findet die heil. Jungfrau ſich meiſtens, nach dieſer Vorſtellung der goldenen Legende, auf einem Thron zur Rechten des Königs der Könige ſitzend. Aber nicht ſelten ſitzt ſie auf dem obern Throne, ein Königsſcepter in der Hand, und Gott auf einem andern Stuhl zu ihren Füßen, eine dreifache Krone auf dem Haupt, in der Linken einen Kommandoſtab, und die Rechte auf der Weltkugel haltend. — Dieſe letztere Vorſtellung war nicht nur Folge des natürlich verſtandenen Worts Mutter Gottes, ſondern auch der Galanterie jener Zeit. Nach dieſer wäre es unhöflich (incourtois, vilain) geweſen, wenn der Herr des Himmels der Dame des Himmels nicht den Sitz über ſich eingeräumt hätte; und nach jenem fand es, nicht die Dummheit, ſondern die rechtliche, ehrliche Frömmigkeit, ganz natürlich, daß Gott der Maria Ehre und Gehorſam erweiſe; wovon hernach ein Wort mehr geſagt werden wird. — Jezt wollen wir einen allgemeinen Blick auf die Macht der Jungfrau Maria im Himmel und auf Erden werfen.

Man könnte zwar, wenn man die Legenden, Romane, Andachtsbücher, Kroniken, Mirakel und theologiſche Schriften aller Welt geleſen hätte, und dann ſeinen unendlich zerſtreuten und zerſtörten Geiſt

wieder zu sammeln und festzustellen vermöchte, nach allen diesen Werken ein Gemälde der Macht der heil. Jungfrau in ihren Hauptzügen entwerfen. Aber ich glaube, es läßt sich mit leichterer Mühe wenigstens eben soviel durch Beantwortung der Frage gewinnen, wodurch es überhaupt möglich wurde, die Legionen dieser Wunderbücher zu schreiben?

Diese Frage ist zum Theil schon im Vorigen beantwortet; vielleicht aber dient Folgendes zu ihrer näheren Erörterung.

Die Menschen bedürfen bei Gott, wie bei den Herrn der Erde, seinen Vorbildern, zu Erlangung von Gnaden oder Erlassung von Strafen, eines Fürsprechers oder Fürbitters. Eine solche Mittelsperson war Christus, und man wandte sich auch in der ersten christlichen Zeit an ihn. Als aber seine gleiche Gottheit mit dem Vater anerkannt wurde, schien es auch eines Mittlers zwischen ihm und den Menschen zu bedürfen. Dies konnten nun zwar die Apostel seyn, wie sie es auch wirklich wurden; aber wie viel sie auch bei Christo vermögen mochten, so war es doch, da ihrer mehrere waren, eines Theils zuweilen ungewiß, wer von ihnen wohl das meiste bei ihm ausrichten könnte, und andern Theils höchst wahrscheinlich, daß keiner von ihnen einen unumschränkten Einfluß auf ihn haben werde. — Eben dies war auch der Fall bei den jüngern Heiligen. — Eine Person, von der man überzeugt seyn könne, daß sie diesen unumschränkten Einfluß auf ihn habe,

war alſo in vielen Fällen ein wahres Bedürfniß für die Menſchen. Und wer hätte dieſe anders ſeyn können als ſeine Mutter, die nicht nur auf ſeine Liebe, ſondern auch auf ſeine Achtung und Dankbarkeit rechnen durfte? — Es war folglich bald gewiß, daß das, was die Apoſtel und die andern Heiligen von Gott nicht erlangen konnten, der Jungfrau Maria zu erhalten möglich ſey; und man wandte ſich um ſo lieber an ſie, da das weibliche Herz von Natur mitleidiger und gütiger iſt als das männliche. — Weil demnach nichts erwünſchter ſeyn konnte als eine grenzenloſe Macht der Mutter Gottes, ſo war auch ſehr bald nichts gewiſſer; und ſo konnte alles was im Himmel und auf Erden möglich und — unmöglich iſt, durch ſie geſchehen, und geſchah durch ſie, wie aus der unendlichen Geſchichte ihrer Wunder erhellt.

Es iſt genug, des Cäſarius zwölf Bücher, die Kronik des Gononus, Mathias Oliviers Hiſtoire de Noſtre-Dame de Monſerrat und die Divam Virginem Hallenſem et Sichemenſem des Juſtus Lipſius zu leſen, um zu ſehen, daß Gott unſerer lieben Frau die Herrſchaft und Sorge über dieſe Welt völlig abgetreten hat. — So, wie, nach des Cyrillus Lehre, durch ſie der Welt alles alte und neue Heil widerfahren iſt, herrſcht ſie über die Könige und Völker, erhält und zerſtört ſie Reiche, Länder und Städte, und belohnt mit Fruchtbarkeit, Sieg, Frieden, Wohlſtand, oder beſtraft mit Theurung,

rung, Ungeziefer, Niederlagen, Seuchen, Brand, Ueberschwemmung. — Ich will hier nur eine Erzählung der frommen Schriftsteller zum Beweise anführen, daß ohne die Jungfrau Maria die ganze Welt im 13ten Jahrhundert zu Grund gegangen wäre.

„Christus setzte sich im Jahr 1216, von den himmlischen Heerscharen umgeben, auf seinen Richterstuhl, und wurde, da er weit mehr Schlechtes als Gutes von den Menschen hörte, so aufgebracht, daß er mit einer Hand die Weltkugel ergriff, um sie mit einem gewaltigen Wurf zu zerschmettern. Da hielt die Jungfrau seinen Arm mit Thränen zurück, und sprach: „Sohn, verfahre doch nicht so hitzig mit der Welt, die du mit deinem eignen Blut erlöset hast, sondern sieh und urtheile doch gelassen! Ich habe schon meinen Predigern befohlen, sie von der Verkehrtheit zur Frömmigkeit zurück zu rufen, und es wird ihnen gewiß damit gelingen, wenn du ihnen nur Zeit lässest.“ — Christus legte hierauf die Welt wieder an ihren Ort, und versprach Geduld mit ihr zu haben.“

Aus dem Glauben, daß Christus seiner Mutter Ehre und Gehorsam schuldig sey, mußten sehr naive Erzählungen hervorgehen; denn dieser Glaube war so natürlich und gutmüthig. Christus hatte ja selber gelehrt: Ehre deinen Vater und deine Mutter! Es war also seine Schuldigkeit, den Menschen mit seinem Beispiele vorzuleuchten. Wir finden daher

her in den erbaulichen Erzählungen, daß Maria ihrem Sohne dieſen ſeinen Spruch zu Gemüthe zu führen pflegt, wenn er einmal ihr Verlangen nicht ſogleich erfüllen will. — Nur ein Beiſpiel hiervon aus den handſchriftlichen Miracles de Nolkre-Dame des Komſi.

„Ein Einſiedler bat Gott, einen Goldſchmid, der den Gewinn ſeiner Arbeit mit den Armen theilte, reich werden zu laſſen. Aber Gott beſorgte, der Goldſchmid werde dadurch nur von ſeinem guten Wege abgebracht werden, und ſo am Ende dem Teufel zufallen; erfüllte jedoch das Verlangen des Bruders, nachdem dieſer für ſeinen Freund mit ſeiner eignen Seele gutgeſagt hatte. — Aber wie Gott vermuthet hatte, ſo geſchah es. Der Goldſchmid gab, ſobald er reich geworden war, ſeine Arbeit auf, verachtete die Armen, ging nach Rom, wurde Seneſchal des Kaiſers, und überließ ſich allen Laſtern. — Gott wollte ſich alſo für deſſen verlorne Seele am Einſiedler halten. Dieſer aber wandte ſich an die heil. Jungfrau, die ihm Begnadigung auszuwirken verſprach. „Und ſie hielt Wort,“ ſagt der fromme Reimer. „Zwar ſchlug ihr unſer Herr anfänglich ihre Bitte rund ab, weil ſie ihm alle Tage mit ſo vielen Gnadengeſuchen komme, daß es am Ende mit aller Gerechtigkeit aus ſeyn würde; aber ſobald unſere liebe Frau ihn an die Lehre erinnert hatte: ehre deinen Vater und deine Mutter! eine Lehre, die er vordem ſelbſt diktiert habe, gab er nach, und ließ dem Einſiedler Gnade angedeihen.“

Da demnach Gott nicht umhin konnte, alles geſchehen zu laſſen worauf ſeine Mutter beſtand, ſo war natürlich alles an ihrer Gunſt gelegen.

Dieſer Glaube hätte, in Ermangelung eines beſſern, noch immer viel Böſes verhindern können, wenn man moraliſch genug geweſen wäre, nur die Unterlaſſung der gröbſten Verbrechen als nothwendige Bedingung der Erhaltung ihrer Gunſt feſtzuſetzen.

Aber das ſittliche Verderben jener Zeiten war zu groß. Man war gar nicht darum bekümmert, ſich von Sünden zu enthalten, ſondern nur darauf bedacht, die Sündenſtrafen von ſich abzuwenden; und dieſes wurde durch immer leichtere Mittel möglich, je tiefer und allgemeiner man in Unſittlichkeit verſank, — da der Himmel ſtets in eben dem Grade unmoraliſcher wird, worin die Erde ſich verſchlimmert.

Bald alſo koſtete die Gunſt der heil. Jungfrau nicht mehr die Erbauung einer Kirche, oder die Stiftung einer Abtey, oder ein koſtbares Geſchenk für ihr Bild; man erhielt ſie ſchon, wenn man nur ihr zu Ehren alle Sonnabende faſtete *), fleißig den Engliſchen Gruß ſprach, den Roſenkranz betete, ihr eine Lampe oder Kerze anzündete u. ſ. w. Aber nicht

*) Der Marianiſche Sabbat kam gegen Ende des 10ten Jahrhunderts auf, und wurde vom Pabſt Urban II. auf dem Koncilium von Klairvaux, im Jahr 1096, beſtätigt.

Zweytes Capitel.

Etwas ganz Unerwartetes.

Wenn es seine Richtigkeit hat, daß alle Dinge in der Welt in der genauesten Beziehung auf einander stehen, so ist nicht minder gewiß, daß diese Verbindung unter einzelnen Dingen oft ganz unmerklich ist; und daher scheint es zu kommen, daß die Geschichte zuweilen viel seltsamere Begebenheiten erzählt, als ein Romanen-Schreiber zu dichten wagen dürfte. Dasjenige, was unserm Helden in dieser Nacht begegnete, giebt mir neue Bekräftigung dieser Beobachtung ab. Er genoß noch der Süßigkeit des Schlafs, den Homer für ein so grosses Gut hält, daß er ihn auch den Unsterblichen zueignet; als er durch ein lermendes Getöse plözlich aufgeschrekt wurde. Er horchte gegen die Seite, woher es zu kommen schiene, und glaubte in dem vermischten Getümmel ein seltsames Heulen und Jauchzen zu unterscheiden, welches von den entgegenstehenden Felsen auf eine fürchterliche Art wiederhallte. Agathon, der nur im Schlaf erschrekt werden konnte, beschloß diesem Getöse mit eben dem Muth entgegen zu gehen, womit in spätern Zeiten der unbezwingbare Ritter von Mancha dem nächtlichen Klappern der Walkmühlen Troz bot. Er bestieg also den obern Theil des Berges mit so vieler Eilfertigkeit als er konnte, und der Mond, dessen voller Glanz die ganze Gegend weit umher aus

den

nicht genug. Da, nach tausend Erfahrungen und Sagen, diese kleine Verehrungen nie ohne Wirkung blieben, sondern die Jungfrau, aus Erkenntlichkeit dafür, die Menschen nicht nur aus allen Nöthen des Leibes, sondern auch ihre Seelen aus dem Fegefeuer und aus den Klauen des Satans errettete: so legte man endlich jenen Dingen selbst eine mächtige, unfehlbare Wunderkraft bei, und that sie oft, ohne dabei nur an die Mutter Gottes zu denken. — Huren, Ehebrecher, Räuber, Meuchelmörder sprachen ihre Ave, und wurden dafür durch unsere liebe Frau von Schimpf und Schande, von Strick und Schwert, Feuer und Wasser errettet und selig gemacht. Ja, man konnte Gott und allen Heiligen entsagen und sich dem Teufel ergeben, wenn man nur nicht die Jungfrau verläugnet hatte, oder fortfuhr sein Ave zu sprechen, so war man am Ende gewiß, Gott und dem Teufel zum Trotz, ins Paradies zu kommen.

Ich habe hier kürzlich das Gemälde dieses Aberglaubens bis zu seiner höchsten Ausschweifung vollendet. Von jedem Zuge finden sich in den Wundergeschichten der heil. Jungfrau Beweise im Ueberfluß. Ich führe nur ein paar derselben an.

„Ein Mädchen hatte einen Staar das Ave Maria sprechen lehren. Eines Tages kömmt ein Raubvogel, nimmt den Staar in seine Klauen, und fliegt mit ihm hinweg. Aber dieser schreit Ave Maria. Der Räuber fällt bei diesen heiligen Worten

gleich

gleich todt zur Erden, und der Staar kömmt gesund und vergnügt in den Schoß des Mädchens zurück.“

„Ein gewisser Stefan trieb das Handwerk eines Spitzbuben, und stahl und raubte aller Orten. — Endlich wird er über einem Diebstahl ergriffen, und sogleich zum Schwerte geführt. — Aber sein abgeschlagener Kopf dreht sich in der Luft umher und schreit: Beichte, Beichte, Beichte! — Man holt einen Priester; dieser setzt den Kopf wieder auf den Rumpf, und der Dieb erklärt laut, die Mutter Gottes habe den Teufel von seiner Seele abgetrieben, und ihm, für die Fasten die er alle Sonnabend ihr zu Ehren gehalten, die Gnade verwilligen wollen, seine Sünden zu beichten.“

Eine von den Offenbarungen der heil. Brigitta lehrt uns, wie genau und bündig die Jungfrau Maria die Meinung ihrer Prediger auszudrücken wußte. — „Ihr sollt wissen, meine Tochter,“ sprach sie eines Tages zur Brigitta, „daß kein so verruchter Sünder ist, der nicht Barmherzigkeit bei Gott erlange, wenn er nur seine Zuflucht zu mir nimmt.“

Folgende Erzählung des Cäsarius beweist uns die Wahrheit dieser himmlischen Offenbarung*) zur Genüge.

„Ein

*) Die acht Bücher der Offenbarungen der heil. Brigitta (einer Schwedischen Prinzessin, Gemahlin des Für-

„Ein liederlicher Soldat verläugnete, da er alles bis auf ſein Hemd verſpielt hatte, Gott und ergab ſich dem Teufel, blieb aber dabei der heil. Jungfrau zugethan; und dies verſchafte ihm Vergebung ſeiner Sünden. Denn wie er ſich vor einem Marienbilde niederwarf und um Barmherzigkeit ſchrie, hörte er mit ſeinen eignen Ohren die Jungfrau zu ihrem Sohne ſprechen: „O mein liebſter Sohn, habe doch Mitleiden mit dieſem Uebelthäter!“ — Jeſus antwortete: „Was ſoll ich mit dieſem Böſewicht thun, der mich verläugnet hat?“ — Aber Maria

Fürſten Wulfo von Nericien, nach deſſen Tode ſie nach Italien und Paläſtina reiſte, um die heiligen Oerter zu beſuchen) wurden vom Pabſt Gregor XI. im Jahr 1377, und bald nachher von Urban VI. nach reiflicher Erwägung, für ächt erklärt; und als im folgenden Jahrhundert das Konciliuum von Baſel darin Irrthümer und Ketzereien fand, vertheidigten Erich, König von Dänemark und Schweden, und alle Biſchöfe dieſer Reiche, eiferſüchtig auf den Ruhm ihrer Landsmännin, dieſe Offenbarungen in einem Schreiben an das Baſelſche Konciliuum vom Jahr 1434; worauf ſie von neuem, nach ſorgfältiger Unterſuchung, für göttlich anerkannt wurden. — Uebrigens ſtiftete dieſe merkwürdige Heilige im Jahr 1366. den Brigitten- oder Briccianer-Orden, deſſen Regeln, nach ihrer Verſicherung, unſer Herr Jeſus Chriſtus ſelbſt ihr von Wort zu Wort in die Feder diktierte. S. Roſenkranz in epiſt. ad Berthol. de S. Brigitta. Baronius in Martyrol. II. ſt.

umfaßte sein Knie, und bat, ihr diese Gnade nicht abzuschlägen; worauf Jesus sie aufhob nnd sprach: „Liebste Mutter, ich habe euch nie etwas abgeschlagen, und will es auch jezt nicht thun. Ich verzeihe dem Sünder um eurentwillen.“

Im Folgenden wollen wir diesen Aberglauben von einer gefälligern Seite betrachten.

(Die Fortsezung nächstens.)

II.

Die Stände der Menschen*).

1.

Jungfrauen, Hausfrauen und Gesinde.

Die Natur wies der Hälfte des Menschengeschlechts eine schöne, eine würdige und wichtige Bestimmung zur gemeinschaftlichen Laufbahn an, und man sollte glauben, daß die höchste Stufe der Vervollkommnung dieses so einfachen Berufs längst erstiegen wäre, wenn uns nicht die Ueberzeugung vom Gegentheil öfters

*) Der Leser wird sich aus einigen frühern Stücken der Aufsätze noch erinnern, die zu gleichem Zwecke geschrieben waren.

öfters in den Weg lief. Man muß aber zuletzt die Nothwendigkeit begriffen haben, auch hier der menschlichen Schwachheit durch Bemühungen zu Hülfe zu kommen; weil man anfängt, die weibliche Erziehung des Nachdenkens werth zu achten, die nur zu lange dem Ungefähr überlassen worden war.

Die Freiheit, welche das schöne Geschlecht heutiges Tages genießt, und das vielfache Verkehr mit der Welt, erfordert eine Vorbereitung, die sie fähig macht, jener ohne Mißbrauch froh zu werden und bei diesem sich mit Klugheit und Anstand zu benehmen.

Daß die häufigen Lustbarkeiten, die unmäßige und übel gewählte Lektüre, der sorglosere Umgang mit Mannspersonen, hie und da die nachtheiligsten Folgen hervorgebracht haben, ist Müttern und Ehemännern am besten bekannt. Aber die fortdauernde Leichtgläubigkeit gegen unser Geschlecht, das ihnen Schmeicheleien für ächte Münze giebt, ist bei vorhandenen Erfahrungen zu bewundern, und um nicht das weibliche Herz in den Verdacht der Verdorbenheit zu ziehen, müssen wir ihrem Kopfe Mangel an Einsicht und Ueberlegung schuld geben.

Desto mehr Aufmerksamkeit verdient dieser Gegenstand bei der Ausbildung, weil sich doch am Ende alles auf das Verhältniß des weiblichen zum männlichen Geschlecht beziehet.

Man möchte beinahe behaupten, daß es nicht eher besser werde, als bis uns die Weiber wieder

knieen

knieen laſſen, ehe ſie uns erhören. Ihre Nachgiebigkeit hat den Preis ihrer Gunſt herabgeſetzt, und wir vernachläßigen es nun, uns die feinen Sitten zu eigen zu machen, wodurch man ſie verdienen ſollte.

In den höhern Ständen ſcheint die Beobachtung des Wohlſtandes und einer gewiſſen Zurückhaltung der Selbſtvergeſſenheit wirkſamen Einhalt zu thun, und da der größere Theil der jungen Welt ohne Aufſicht und Regel ſich augenblicklich zu verirren gewohnt iſt, ſo wird die ſtrenge Beobachtung ſeiner Sitten die ſicherſte Bürgſchaft für eine löbliche Aufführung ſeyn. Man braucht weder Schauſpiel, noch Tanz, noch Leſerey mit dem Bannfluche zu belegen, wenn man ſich nur die Mühe geben will, die Schädlichkeit ihrer Eindrücke und den Mißbrauch der Vergnügungen überhaupt abzuwehren. Das Leſen ſtiftet in den geringeren Klaſſen vielleicht den meiſten Schaden, weil die unwiſſenden Eltern nicht im Stande ſind, die Wahl der Bücher zu lenken, noch vor Freude über die gelehrtere Tochter die dazu gewidmete Zeit ſattſam zu beſchränken. Wer ſich heutzutage noch auf häusliches Glück verſteht, der wird dem ſtillen Verdienſt einer guten Hausfrau ſeine Bewunderung und ſeinen Dank nicht verſagen, weil auf ihrer Selbſtverleugnung, auf ihrer Zärtlichkeit und ihrem Fleiße das Glück der Gegenwart und der Zukunft ihrer Familie beruht. Mehr Verſuchung zum Putz, zu Zerſtreuungen und Geſellſchaften giebt es jetzt unleugbar; wohl dem Eheſtande, und mittelbar

telbar ſelbſt dem Staate, wenn auch die Kraft zu widerſtehen und der Grad der Selbſtſtändigkeit unſerer Hausfrauen gewachſen iſt!

Unter dieſen Regentinnen des Hauswesens ſteht das Geſinde, und die Herrſchaft über ſelbiges erfordert ungleich mehr Kunſt und Nachdenken als ſonſt, weil auch dieſe Unterthanen unartiger zu werden anfangen. Wenigſtens ſind die Klagen über die Verſchlimmerung des Geſindes ſo allgemein, daß ſie Aufmerkſamkeit verdienen. Wenn alle Sprüchwörter wahr wären, ſo müßte die Schuld an den Herrſchaften liegen. Wenigſtens haben dieſe alle Urſache, ihren Leuten das beſte Beiſpiel zu geben, damit ihre Vermahnungen und Vorſchriften deſto mehr Nachdruck haben mögen. Da ſie uns ihre Zeit und ihren Willen vermiethen, ſo ſollten wir ihrer Beſtimmung als Menſchen auch einige Zeit und Theilnahme ſchenken, ohne ihnen gleichwohl eine Vertraulichkeit oder Freiheit zu geſtatten, deren Mißbrauch ſo oft entweder in Nachläßigkeiten und Untreue ſichtbar, oder in dem Uebermuthe fühlbar wird, mit welchem die Bedienten oder Kammerjungfern rechtlichen Leuten begegnen, indem ſie ſich ſchon im voraus in dem Benehmen eines höhern Standes verſuchen, in welchen ſie ſich durch die Gunſt ihrer Herrſchaft einzudringen öfters verſichert ſind.

2.

Der Finanzier und der Kaufmann.

Der Finanz. Sie sehen also ein, daß wir dem Staate unentbehrlich sind?

Der Kaufm. Wenn Sie zugeben, daß wir den größten Theil der Milch einführen, wovon Sie den Rahm abschöpfen. Ja, wenn's die Handlungswissenschaft nicht thäte!

Der Finanz. Und wenn die Finanzkunst nicht wäre! Gestehen Sie, daß beides auf den höchsten Gipfel getrieben ist.

Der Kaufm. Ich liebe die Höhen nicht, wo man dem Schwindel ausgesetzt ist, und mein Gesicht ist zu kurz, als daß ich erkennen könnte, wie sich beide auf diesem Gipfel befinden. Indessen wenn nur Krieg und Politik nicht so oft Queerstriche in unsere Rechnung machten, so möchte es noch hingehen. Aber wovon soll das Finanzwesen bestehen, wenn der Handel durch jene zu Grunde geht? Man wünscht den Zweck und untergräbt die Mittel! Wie ists? wird der verderbliche Zoll auf die ausländische Wolle durchgehen?

Der Finanz. Unfehlbar, um unser Deficit zu decken und den Kredit zu erhalten, da die Schmälerung der kleinern Besoldungen nicht hinreichen will.

Der Kaufm. Wie! auf Köſten unſers Kredits? O Freiheit des Handels, wo ſoll man dich ſuchen! Herr! man drückt den Kaufmannsſtand, der die Stütze des Staats iſt; das iſt unbillig und ungerecht!

Der Finanz. Wir preſſen nur die vollen Schwämme ein wenig aus. Und wer iſts denn, der die Fabrikanten druckt? Ihr Herren wagt euch in ein unbekanntes Land, wenn ihr von Billigkeit und Gerechtigkeit ſprechen wollt. Geld und Gewinn iſt euer einziges Dichten und Trachten, nach dieſem Ziele ſchreitet ihr den nächſten Weg, und wenn er über des Nächſten Unglück und Verderben führen ſollte. Aber unſer Beruf macht uns mit den Ideen des Rechts und der Billigkeit gleichſam vertraut. Auf ihnen muß jede Vertheilung und Erhebung von Auflagen beruhen.

Der Kaufm. Nur Schade, daß die Nothwendigkeit, die Einnahme den täglich wachſenden Hof- und Staats-Ausgaben gleich zu machen, harte Einſchiebſel in die gerechten Erhebungsplane macht. Das Riſiko des Handels modificiert freilich unſere Moral; aber Ehrlichkeit und Pünktlichkeit ſind doch die Seele des Handelsſyſtems.

Der Finanz. Von welchem doch die immer häufiger werdenden Bankerutte keine Proben ſeyn ſollen?

Der Kaufmann. Nein, ſie beweiſen nur das Wachsthum der Ueppigkeit und der Rivalität. Und wenn die Großen Handel mit treiben, verderben ſie den Markt. Um aber unſere Rechnung zu ſaldieren, vergeſſen Sie nicht die Staatsbankerutte in Anſchlag zu bringen.

3.

Der Gelehrte.

Unſere Litteratur iſt ein unbegränztes Feld, auf dem wir viele tauſend Köpfe und vielleicht ſechsmal ſo viel Hände in voller Arbeit finden.

Es iſt natürlich, daß eine ſo vielfache Thätigkeit mit unter ſehr edle und nützliche Früchte hervorbringt, daß mancher öde Bezirk zuletzt urbar gemacht, daß die Kultur eines andern erhöht wird.

Nur ſchließe man nicht ſogleich von der Menge der Arbeiter auf die Menge der Früchte, oder von der Quantität auf ihre Güte. Das gefälligere Gewand worein man jede Art der Gelehrſamkeit heutiges Tages zu kleiden verſteht, iſt nicht nothwendig mit Veredlung ihres Weſens verbunden; die neuen Wahrheiten bleiben weit hinter der Fluth neuer Schriften zurück, und das Verdienſt ſo mancher Entdeckung oder Bearbeitung beſteht in dem neuen und glänzenden Anſtrich.

Daß

den dämmernden Schatten hob, begünſtigte ſein Unternehmen. Das Getümmel nahm immer zu, je näher er dem Rüken des Berges kam; er unterſchied izt den Schall von Trummeln und das Flüſtern regelloſer Flöten, und fieng an zu errathen, was dieſer Lerm zu bedeuten haben möchte; als ſich ihm plözlich ein Schauſpiel darſtellte, welches fähig ſcheinen könnte, den Weiſen, deſſen wir oben ermähnet haben, ſelbſt ſeiner eingebildeten Göttlichkeit vergeſſen zu machen. Ein ſchwärmender Haufen von jungen Thraciſchen Weibern war es, welche von der Orphiſchen Wuth begeiſtert, ſich in dieſer Nacht verſammelt hatten, die unſinnigen Gebräuche zu begehen, die das heidniſche Alterthum zum Andenken des berühmten Zuges des Bacchus aus Indien eingeſezt hatte. Ohne Zweifel könnte eine ausſchweifende Einbildungskraft, oder der Griffel eines la Fage von einer ſolchen Scene ein ziemlich verführeriſches Gemählde machen; allein die Eindrüke die der würkliche Anblik auf unſern jungen Helden machte, waren nichts weniger als von der reizenden Art. Das ſtürmiſch fliegende Haar, die rollenden Augen, die beſchäumten Lippen und die aufgeſchwollnen Muskeln, die wilden Gebehrden und die raſende Fröhlichkeit, mit der dieſe Unſinnigen in frechen Stellungen, ihre mit zahmen Schlangen umwundnen Thyrſos ſchüttelten, ihre Klapperbleche zuſammen ſchlugen, oder abgebrochne Dithyramben mit lallender Zunge ſtammelten; alle dieſe Ausbrüche einer fanatiſchen Wuth, die ihm nur

Daß man ſo ſchnell arbeitet, daß man das Litteraturweſen gar zu merkantiliſch betreibt, ſind bedenkliche Symptome ſeines gegenwärtigen Zuſtandes; ſie vertragen ſich weder mit Gründlichkeit, noch mit Würde des Gegenſtandes.

Stolz und Rechthaberey haben das Reich der Gelehrſamkeit von jeher mit ſich ſelbſt entzweiet, der Sache ſelbſt zuweilen Nutzen, den Streitern faſt allezeit Schaden gebracht; denn während des Streites kam zwar Wahrheit, aber auch die Blöße der Perſönlichkeit an das Tageslicht. Was dem Stolze das Haupt beugt, iſt, daß die Gelehrſamkeit, öfter noch als die ſchmeichelnde Kunſt, nach Brod gehen muß. Daher iſt der Stolz der Gelehrten zuweilen mit einer Geſchmeidigkeit amalgamiert, und kann ſich, wie der Beelzebub in Milton's verlornem Paradieſe, nach Belieben ausdehnen und zuſammenziehen.

Was unſerer Zeit eigen zu ſeyn ſcheinet, iſt eine beſonders unter den höhern Klaſſen ausgebreitete gelehrte Näſcherey, wovon der Gewinn eines edlen Zeitvertreibs den Näſchern zu gute kömmt, und wodurch den Wiſſenſchaften zu mancher Entdeckung, welche Koſtenaufwand erfordert, verholfen wird. Daß die Gelehrſamkeit populärer oder gemeinnütziger wird, daß ſie die Wahrheit auf einfachern Wegen zu finden bemüht iſt, und daß ein lebhaftes Verkehr der Gelehrten und die Erfindung der, obgleich in anderer Rückſicht ſchädlichen Journale, jede Ent-

deckung zu einem gemeinsamen Gewinne macht, ist ein unbezweifeltes Verdienst unsers Zeitalters. — Wenn die Gelehrsamkeit aber wirklich, wie uns ein Gelehrter selbst ganz frisch versichert hat, „in der obersten Aufsicht über den Fortgang des Menschengeschlechts im allgemeinen, und in der steten Beförderung dieses Fortgangs" besteht, so ist nichts erhabener als die Bestimmung eines Gelehrten, und nichts natürlicher als der Wunsch: daß es nie an eben so würdigen als zahlreichen Mitbewerbern um diese Oberaufseherstellen gebrechen möge. Man wird übrigens hierin von selbst die Ursache erblicken, warum man diesen einzigen Stand in seiner Art mit keinem andern zu paaren gewagt hat.

4.

Ständisches Allerlei,

die Spieler und Lazaroni mit eingeschlossen.

Man sagt von dem Pfauen, daß er seinen glänzenden Schweif, womit er vor den übrigen Hausthieren sich zu brüsten pflegt, sinken lasse, sobald er seine häßlichen Füße erblicke. Eine gleiche Demüthigung dürfte dem hundertäugigen Stolze der Menschen widerfahren, wenn er sich unserer bürgerlichen Kultur oder der moralischen Vorzüge überhebt, und nun von dem kaltblütigern Beobachter mit einem bedeutenden Blick auf gewisse Klassen und Individuen

dividuen verwieſen wird, die entweder durch ihre Beſtimmung, oder durch ihre Verwerflichkeit die Maſkel des Staatskörpers und die Blößen der Menſchheit ins Licht ſtellen.

Ich rechne dahin die Scharfrichter, Landſtreicher, Diebe, Spieler und Lazaroni von allerley Art. Ihr Daſeyn entſtellt das gemeine Weſen, wie die Denkmäler des Hochgerichts oder verheerte Felder eine blühende Gegend. Was kann den Menſchenfreund trauriger machen, als der Anblick eines Nachrichters, eines Weſens, das ſeines gleichen aus der Welt zu ſchaffen autoriſiert iſt, und ſchon ſo lange in der Ausübung dieſer Machtvollkommenheit begriffen war, ehe es der Welt einfiel über die Nothwendigkeit oder Rechtmäßigkeit ſeines Berufs nachzudenken? Der Streit über die Todesſtrafen hat das Gute geſtiftet, daß man ihn ſeine traurige Beſchäftigung ſeltner vornehmen läßt.

Es würde aber immer übereilt ſeyn, ſo lange der Streit noch unentſchieden und die Menſchheit noch auf ihrem jetzigen Standpunkt iſt, dieſe Nothhelfer aus der Staatsliſte plötzlich auszuſtreichen.

Die Landſtreicher und Diebe, denen unſere teutſche Staatsverfaſſung mit ihren abwechſelnden Territorien unſchuldigerweiſe trefflich zu Statten kommt, rekrutieren ſich von Zeit zu Zeit von den ſinkenden Staatsmitgliedern, und ihre Beſſerung iſt ſo problematiſch als die praktiſche Menſchenkenntniß der

Schriftſteller, die uns davon zu unterhalten pflegen, oder die Männer, die ſie nach ſolchen Vorausſetzungen behandeln.

Sollte der Luxus unſerer Tage ſich mehr und mehr unter alle Stände verbreiten, ſo haben wir uns als Folge davon einen neuen Zuwachs dieſer ehrbaren Geſellſchaft zu verſprechen. Wir werden dann in jedem Lande eine zahlreiche Klaſſe von Lazaroni ſehen, die aber mit der Indolenz der Neapolitaniſchen, weder ihre Genügſamkeit, noch Ehrlichkeit und Liebe zur Ruhe verbinden dürften.

Ein Raubthier, das in dem vornehmen Klima des Müßiggangs und der Langeweile trefflich fortkommt, iſt der Spieler von Profeſſion. Man weiß nicht, ob man über die Verſchwendung ſeiner Kräfte, der Zeit und des Vermögens mehr Unwillen empfinden, oder mehr Wünſche für die Vertilgung dieſer verächtlichen Lebensart thun ſoll. Man weiß aber eben ſo wenig, was man denken ſoll, wenn ein ſolcher Titular-Menſch, ſobald er mit großen Summen prahlt, einige leichte Talente, oder einen Stammbaum aufzuweiſen hat, die Bewunderung der Geſellſchaft auf ſich zu ziehen und ſelbſt in beſſere Zutritt zu erhalten vermag. — Laſſet den Prunkſchweif fallen, Menſchenkinder; es iſt noch lange nicht wie es ſeyn ſollte!

Durch die gesellschaftliche Verbindung wurden dem Menschen die Augen über seine Anlagen und Kräfte geöffnet, und mit der Vermehrung der Gesellschaft hielt die Vermehrung ihrer Bedürfnisse gleichen Schritt. Immermehr sonderten und vervielfältigten sich also die Stände, und die Gradazion des Ansehens und der Macht wuchs in gleichem Verhältnisse an. Diese Spaltungen der einzelnen Theile befestigen aber die Verbindung des Ganzen, weil der Kollision des Interesse mehr Wege zum Ausweichen geöfnet sind, und ein unaufhörlicher Tausch der verschiedenen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten das Band der Gesellschaft ausmacht. Der Unterschied der Stände ist also eben so nützlich als nothwendig, und je einseitiger die Ausbildung eines jeden einzelnen Standes ist, desto vollkommner muß der Zustand der ganzen Gesellschaft seyn, weil das Ganze nur dann wohl daran ist, wenn jeder seinen besondern Zweck richtig kennt und unverdrossen verfolgt.

Sich einem Gleichgewichte der fysischen, intellektuellen und moralischen Kräfte möglichst zu nähern und selbiges zu erhalten, möchte hierbey das Geschäft der Staatsaufsicht seyn. Und da die untern, aber zahlreichen Klassen sich ihres fysischen Uebergewichtes immer mehr bewußt werden, so dürften die obern Stände, zur Herstellung des Gleichgewichts, nichts nöthiger haben, als einen Vorsprung in der Kultur und Sittlichkeit zu gewinnen,

ohne jedoch jenen den Weg zu verſperren; weil vom erſtern Anſehen und Zutrauen abhängt, letzteres aber mehr als unmenſchlich ſeyn würde. O Gerechtigkeit! o Menſchenliebe! umwehe du uns immer mit deinem Geiſte, ſo werden wir unſer Gewiſſen nicht durch die Aufhaltung oder Unterdrückung des nach Vollbürtigkeit ſtrebenden Volkes beflecken, ſondern ihm, wie dem Kinde das zu gehen verſucht, willig die Hand reichen, um es auf den rechten Weg nach dem gemeinſchaftlichen Ziele zu bringen. — Offenbar ſteht jetzt manchen Ständen eine Veränderung ihres Zuſtandes bevor, und eine neue Lage, weil ſie ungewohnt iſt, muß nothwendig Widerſtand, Unſchicklichkeiten, Fehlgriffe und Reibung verurſachen. Um Unheil und falſche Richtung zu verhüten, kann man die Aufklärung und Publicität nicht zu ſehr befördern: nur gebe der gütige Himmel, daß ihre ſanfte Stimme in der Verwirrung, wo oft keiner ſich ſelbſt verſteht und wo der Eigennutz ſo laut aufſchreiet, jedem, dem es frommt, vernehmlich genug werde!

Doch ich breche ab, weil die Wichtigkeit dieſer Gegenſtände geübtere Kräfte und hinlängliche Muße erfordert. In dieſer Rückſicht wird man, wie ich hoffe, einen Verſuch billig beurtheilen, der ohnedies in der Bearbeitung die größten Schwierigkeiten hat, welche durch die beliebte Paarung der Stände nicht erleichtert wurden.

Welch ein Standpunkt und welch ein umfassender Blick wird nicht erfordert, um das kolossalische Gruppo zu überschauen, und was für eine feste Hand, um das lebendige Gemälde richtig zu kopieren! In der Abgeschiedenheit von litterarischen Hülfsmitteln und bey meinem Geschäftsleben, würde es Verwegenheit gewesen seyn, mehr als einige allgemeine Züge, die der Ansicht werth schienen, mit eilendem Griffel auf das Papier bringen zu wollen.

E. W. Ackermann.

III.

Ueber

die Frühlingsfeier Messihis *).

Wenn Messihi auch kein Lieblingsdichter seiner Nazion, und keiner von den Sängern wäre, deren ausgebreiteter Ruhm und mannigfaltiges Verdienst um das Gute und Schöne dem spätern Verehrer der Dichtkunst es zur Pflicht macht, auch das Bild ihrer Lebensschicksale seinen Zeitgenossen aufzustellen, so ist die Frühlingsfeier allein hinreichend, um bey dem

*) S. das Septemberstück d. J.

dem Liebhaber morgenländischer Blüthen nicht nur nach mehreren solcher Art, sondern auch nach dem Wann, Wo, und Wie der Privatumstände ihres Verfassers Neugierde zu erwecken.

Die folgende erst vor kurzem aufgefundene, aus dem Werke des Aschikfade genommene Lebensbeschreibung, und die angehängte schon in Meninski's Sprachlehre übersetzte Ode sind bis jetzt, aus Mangel näherer Bekanntschaft, die einzigen Blumen aus dem Lieder- und Lebenskranze dieses Dichters welche dem Leser dargebracht werden können.

In den karakteristischen Pinselstrichen seines Lebensgemäldes, in der Ode an seinen Liebling und an den Winter, und in den vier Versen über das Paradies, spiegelt sich der lebensfrohe, sorgenlose und launige Geist Messihis in seinem eigenen Zuschnitte und Gewande vortrefflich ab, wie er mit anakreontischem Fittige leicht an den Lehren seiner Religion und seines künftigen Looses vorbeystreifte, die Freuden der Liebe nicht nur besang, sondern auch in ihrer Fülle genoß, und seine Lieder- und Lebensweise enger verknüpfte, als es zu seinem Glücke ersprießlich war.

Der Biograf, der so treffende Züge aus seiner Handlungsart zu sammeln wußte, hätte vielleicht, wenigstens nach unserm Geschmacke, auch die ausgezeichneten Stellen noch besser wählen, und sich

und

und seinem Dichter dadurch größeres Lob erwerben können. Allein es wäre ungerecht, aus diesen durch einander geworfenen Versen ein Urtheil zum Nachtheile Messihis absprechen zu wollen, bis uns nicht seine ganze Gedichtsammlung über seinen wahren Werth belehrt, und zugleich den Zweifel löset, ob die hier angeführte Kasside wohl dasselbe Gedicht mit der übersetzten Frühlingsode sey, ob die hier citierten Verse vor demselben mit einer Zueignung hergingen, oder ob die Kasside ein von dem übersetzten verschiedenes, mehr oder minder schönes Gedicht sey.

* * *

Lebensbeschreibung
Messihi's,

aus dem in der K. K. Bibliothek befindlichen Werke des Aschik Hassan Tschelebi.

Messihi Beg, ein Rumelier und zwar aus Peleschtina, erweckte mit dem wunderthätigen Hauch seiner Gedichte die erstorbene Dichtkunst, und war daher im eigentlichen Verstande ein Messias *).

Ahmed Pascha legte, wie wir wissen, die Grundfesten zum Gebäude der Dichtkunst in Rumelien,

und

*) Messih heißt Messias, Messihi Einer der dem Messias angehört.

und Nedschati *) und Messihi sind dessen Stützen.

Der erste war der Dichtkunst Heil, und heißet Jesus;
der andre, Messihi genannt, ist ihr Messias.

Wiewohl nun Nedschati ein vollkommener Dichter und in den meisten Gattungen der Dichterwerke zu Hause ist, so verschwindet doch seine Schönheit vor den bezaubernden und einschmeichelnden Versen des Zweyten, und wenn dem Ersten sein Kleid gerecht ist und zum Leibe paßt, so steht es dem Zweyten doch um vieles besser an. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, fand er seine Freude an der Schreibekunst, und bekam Lust durch sie sich sein Brod zu erwerben.

Dieser Gedanke schwebte ihm gleich einer Vorschrift stets vor Augen, sein Name ward bald unter den Abschreibern bekannt, und indessen er einsam und zurückgezogen lebte, ward er überall berühmt.

Ali Pascha, einer der vortrefflichsten und geschicktesten Männer seiner Zeit, nahm ihn zu seinem Sekretär auf. Weil er aber von freyer Denkungsart und

*) Nedschati, das ist der Heilbringende, hatte den Zunahmen Isha oder Jesus; er war ein berühmter türkischer Dichter.

deſto ſchändlicher vorkam, weil ſie den Aberglauben zur Quelle hatte, machten ſeine Augen unempfindlich, und erwekten ihm einen Ekel vor Reizungen, die mit der Schamhaftigkeit alle ihre Macht auf ihn verlohren hatten. Er wollte zurük fliehen, aber es war unmöglich, weil er in eben dem Augenblik, da er ſie erblikte, von ihnen bemerkt worden war. Der unerwartete Anblik eines Jüngling, an einem Ort und bey einem Feſte, welches kein männliches Aug entweyhen durfte, hemmte plözlich den Lauf ihrer lärmenden Fröhlichkeit, um alle ihre Aufmerkſamkeit auf dieſe Erſcheinung zu wenden.

Hier können wir unſern Leſern einen Umſtand nicht länger verhalten, der in dieſe ganze Geſchichte einen groſſen Einfluß hat. Agathon war von einer ſo wunderbaren Schönheit, daß die Rubens und Girardons ſeiner Zeit, weil ſie die Hofnung aufgaben, eine vollkommnere Geſtalt zu erfinden, oder aus den zerſtreuten Schönheiten der Natur zuſammen zu ſetzen, die ſeinige zum Muſter nahmen, wenn ſie den Apollo oder Bacchus vorſtellen wollten. Niemals hatte ihn ein weibliches Aug erblikt, ohne die Schuld ihres Geſchlechts zu bezahlen, welches die Natur für die Schönheit ſo empfindlich gemacht zu haben ſcheint, daß dieſe einzige Eigenſchaft den meiſten unter ihnen die Abweſenheit aller übrigen verbirgt. Agathon hatte ihr in dieſem Augenblik noch mehr zu danken; ſie rettete ihn von dem Schikſal des Pentheus. Seine Schönheit ſezte dieſe

Mäna-

und sorglosen Sinnes war, so lebte er gleich einer Papierrolle immer in sich selbst gekehrt, ohne sich um die Schreiberey viel zu bekümmern.

Der Vater des Ali Tschelebi, ein Mann der sich mit dem Ali Pascha gebildet hatte, und einer aus den innigeren Becher- und Weiberfreunden des Messihi war, erzählte mir, daß wenn Ali Pascha öfters Etwas für den Messihi zum Schreiben hatte, und seinen Leuten befahl denselben aufzufinden, damit er dieses oder jenes abschreibe, oder seine Befehle erwarte, man ihn gewöhnlich in einem Keller, in einem Kloster oder bey Mädchen fand.

Dieß ermüdete zuletzt den Ali Pascha und schadete dem Fortkommen Messihi's, der bald darauf durch den Tod des Ali Pascha alle seine Hofnungen verlor.

Jetzt setzte er sein Vertrauen bald auf den Jonas Pascha, der die Stelle des Ali Pascha erhalten hatte; worauf der folgende Vers zu deuten scheint:

Ali verließ so schnell sein Amt und diese Welt;
Jonas besitze es, bis sie in Staub zerfällt!

— bald wandte er sich an den Rischandschi Pascha Tschafer Tschelebi, mit dem Wunsche, die Stelle eines Diwan Katibi zu erhalten, wie aus diesem Verse seiner Frühlings-Kassîde erhellt:

Ich bin einmal in Deiner Schutzgenossen Schaar,
Wie sehr verdien' ich nicht ein winziges Timar *)!

*) Timar, eine Art von Lehen.

Das

Das Glück lächelte ihm weder dort noch da, bis er endlich in Bosnien ein Timar von einigen tausend Aspern erhielt. Hierauf überreichte er verschiedene seiner Gedichte Seiner Majestät weiland dem Sultane Selim *), kam endlich in die unruhigen Zeiten des Sultans Ahmed **), und konnte nirgends den Becher seiner Zufriedenheit füllen.

Er mußte sich mit einem schmalen Einkommen so und so begnügen, bis er an einem Freytage Abends den 16. Dschemasiulewwel 918. 1512, verschied ***).

Die Sammlungen seiner Gedichte sind weit verbreitet, und enthalten seine Kaside's und Gasal's.

Bey

*) Vor seiner Thronbesteigung.

**) Sohns Bajassis, welchem dieser, anstatt Selim, die Thronfolge zuzuwenden gesucht hatte.

***) Die Lebensumstände und die Verse dieses Dichters, welche von zwey fast gleichzeitigen Biografen, dem Lutfi Pascha und Aschik Tschelebi, so verschieden aufgezeichnet, und so mannigfaltig gewählet sind, beweisen von neuem welche Ausbeute sich aus dem Zusammenschmelzen aller türkischen Dichterbiografen in ein Werk erwarten ließe. Aus den aufgezeichneten Versen hat Aschik Tschelebi die einzigen vier an den Dichter Zati, mit jenen welche Lutfi auslas, gemein. Sie sind hier in der Uebersetzung, nebst zwey im Manuskripte unleserlichen Distichen und einem kahlen Kronogrammkon des Biografen auf das Sterbejahr Messihis weggelassen worden.

Besonders ist die zu Ehren des Ali Pascha verfaßte Kassîde des Frühlings, vor allen künstlich und schön ausgearbeitet; ihr Sinn ist auserlesen, und sie bei Menschen aus höhern und niedern Klassen ausnehmend geschätzt. Der Anfang ist dieser:

Sieh wie sie schlummern die Blümchen, die Augen der Au;
Um sie zu wecken, besprengt sie der Morgen mit Thau*).

Unter seine beliebten und gepriesenen Verse gehören auch folgende:

Aus einer Kassîde des Buchstaben Nun.

Meisterhaft trägt der Himmel die silbernen Schüsseln und Schalen,
Aber er spreitet das Kleid über sein Becken voll Gluth.
Einen Rubin voll Feuer, von mächtiger Größe besaß er,

Den

*) Es ist doch sonderbar daß von allem dem was Lutfi und Aschik von dem Frühlingsgedichte anführt, kein Wort in der übersetzten Ode steht; es scheint wirklich ein ganz verschiedenes, und wenn man aus dem ersten Verse aufs Ganze schließen darf, ein eben so zartes und schönes Gedicht zu seyn.

Den er für helles Gold wohlfeil verkaufte dem West *).

Aus einer Kaſſide des Elif.

Mond und Sonne, die Augen der Welt, beſchauen mich beide;
Keines der Deinen hält mich zu beſichtigen werth!

Aus ſeiner Kaſſide an den Mond.

Man würde nie die Sonne mehr zu ſehn verlangen,
Wenn nur das Neulicht Deiner Huld am Himmel glänzte **).

Aus ſeiner dem Haſſan Paſcha geweihten Kaſſide aus dem Buchſtaben Ra ſind folgende Verſe genommen:

Mein

*) Dieſe vier Verſe bedürfen wohl für manche, an kühne morgenländiſche Bilder weniger gewöhnte Leſer, der Anmerkung, daß unter den Schalen die Sterne, unter dem Kohlenbecken und dem Rubine die Sonne, unter dem Gold der Glanz der Abendröthe, und unter dem ganzen Bilde der Untergang der Sonne verſtanden werde.

**) Das Kompliment geht hier nicht den Mond ſondern denjenigen an, dem die Kaſſide gewidmet war, der mit dem Monde verglichen und ſo über ihn erhöhet wird, daß auch der Neuſchein der Gnade des Gönners dem Dichter herrlicher dünkt, als der Sonne voller Glanz.

Mein Beg! Du kennſt die Welt; was wär' es denn,
Wenn Du mir einen deiner Pelze gäbeſt.
Die Pelze eines Beg bekleiden bald
Den ſchönſten Mann, und bald den ärmſten Wicht!*)
So ruft das Heer Dir bald Triumf und Sieger zu;
Und bald ertönt Trommettenſchall und Säbelhieb.

Weiter:

Du ſcheimiſches Mädchen, du wähleſt zum Bette
Die Herzen der Männer und ihren Verſtand.
O daß ich im Stillen zum Lager Dich hätte!
Dieß wäre mein einziger Wunſch vor der Hand.

Wir haben die Zelte der Liebe errichtet,
Wir haben die Trommel der Freude gerührt;
Es werden die Wachen von uns nun verrichtet,
Die Märſche der Wolluſt von uns nun geführt.

Aus ſeinen Gaſal's.

Weil die Cypreſſen zuſammt ſich enge Freundſchaft geſchworen,

*) Eine Anſpielung auf die Gewohnheit, denen die zur Audienz kommen, Pelze und Kaftans auszutheilen.

Zittern die Weiden aus Furcht, morden ſich ſelbſt
mit dem Dolch *).

Glühend entſtrömt mir das Wort und deine Wangen
erröthen,
Weil dein eigenes Bild aus dem Gemüthe mir
haucht.

In der Gattung eines verborgenen Sinnes und feinen Stiches haben wir dieſes von ihm:

Man ſagt ein Knab' iſt brav,
Wenn oft der Herr an ihn gedenket;
Du läßt Dich ja nicht durch den Wortſinn täuſchen,
Ein ſolcher Knab' iſt juſt der wahre Taugenichts.

Aus ſeiner Winter-Kaſſide ſind folgende Stroſen entlehnt:

Erſtaunet nicht, daß izt der Schnee
So lange liegen bleibt;
Betrachtet nur die ſchwindle Höh'
Von der er niederſtäubt.

Wie er vom Fuße bis zum Haupt
Sich jedes Glied zerbrach;
Bis daß er ſich zuſammenklaubt,
Geht es gemach, gemach.

Der

*) Anſpielung auf die ſpitzen und zitternden Weidenblätter und die dicht an einander wachſenden Cypreſſen.

Der Winter, als ein ſtrenger Herr,
Setzt ſcharfe Wachen aus,
Und pflanzet Lanzen rund umher,
Zu ſchützen Hof und Haus.

Statt zum Gebet in die Moſchee,
Läuft man zum Feuerheerd;
Es wird die Welt, o Jemine!
Zum Feuerdienſt bekehrt.

Doch Meſſihi, der frömmer iſt,
Triſt einen andern Tauſch;
Er trinkt, bis ihn der Lenz begrüßt,
Sich einen langen Rauſch.

Endlich ſagte er einſtens im Unwillen über ſeine mißliche Lage:

Meſſihi, was willſt du denn im Himmel machen?
Keinen einz'gen Liebling haſt du dort.
Komm, wir bringen unſre Sachen
Nach Medina oder Schiras fort*).

Meſſihi's Ode an ſeinen Liebling.

O Gott! wie lieblich ſchwillt dein Mund
Des Freundes Mund entgegen!
Den Augen, die, von Liebe wund,
Die kleinſte Schönheit wägen.

*) Im Türkiſchen ſteht: nach Arabien oder Perſien.

Verzeihe es dem neuen Mond;
Er hat den hohen Bogen,
In deſſen Kreis dein Auge thront,
Als Stümper nachgezogen.

Der ſchwarze Bart, ſo zart und weich,
Das Maal auf deinen Wangen *).
Glänzt wie zwey Chriſten, die zugleich
Den Islämism umfangen **).

Gieb mir daß ich des Lebensluſt,
O Gott! ſo lang nur trinke,
Bis daß ich trunken ***) an die Bruſt
Des ſüßen Lieblings ſinke.

Ha! ſeht den jungen Bart zerſtreut,
Gleich weichen ſeidnen Haaren;

Auf,

*) Wer erinnert ſich hier nicht an Hafiz Ode 2:

Shirazi graciliz puer
Si vocis facilem ſe dederit meis,
Nævo uni in facie dabo
Semercandi opulentam
Et Bocharae plagam!

**) Wie zwey ſchwarze Ungläubige, wenn ſie auf das weiſſe Feld des Islamismus übertreten, davon abſtechen, ſo Maal und Bart von der Wange des Knaben.

***) Durch trinke und trunken iſt einigermaſen das im Originale befindliche Wortſpiel zwiſchen Sin, Grab, und Sine, Bruſt, wiedergegeben.

Auf, Meſſihl! auf, auf zum Streit!
Dieß ſind des Feindes Schaaren *).

Wien. v. Hammer.

IV.

Auszüge aus Briefen.

I.

Auswärtige Korreſpondenz.

1.

Paris, d. 17. Brumaire. (7. Novemb. 1796.)

— Mit politiſchen Neuigkeiten will ich Sie gern verſchonen. Sie ſind auch im Ganzen ſo wenig tröſtlich, daß ich ſie lieber gar nicht ſchreiben mag. Man will den Frieden nicht. Das iſt aus den neueſten Unterhandlungen mit dem liſtigen Malmesbury und aus den drey Organen der herrſchenden Partey, dem Redacteur, von Granville herausgegeben, dem Ami des loix von Poultier und der Sentinelle von Louvet

*) Von Wort zu Wort: Der Feind hat ſich in Rumelien (welches hier das Geſicht des Lieblings iſt) ausgebreitet.

ſehr deutlich. Dafür haben aber auch dieſe Journale jetzt den Spottnahmen Bauchredner (ventriloques) erhalten. Denn bekanntlich heißt die aus Jakobinern und Girondiſten vereinigte ſtärkſte Partey jetzt der Bauch, eine ganz erwünſchte Benennung für unſere Wortſpielfabrikanten. Uebrigens iſt die Theilnahme an den Aufhellungen und Verdunkelungen unſers politiſchen Staatshimmels bey den Pariſern vom guten Ton ſo auſſerordentlich gering, daß es jetzt in den beſten Zirkeln gradezu gegen den Wohlſtand anläuft, wenn man von den geſchlagenen Armeen, die kein Feldherr mehr befehligen mag, von den Fortſchritten der Oeſterreicher in Italien, oder gar von Krieg und Frieden ſprechen wollte. Da giebt es ganz anderen Stoff zu Unterhaltungen. Der Bürger Kraſa, eigentlich ein ehrlicher Teutſcher, der aber aus guten Gründen ſeinen harttönenden Namen Kraus in den weichern Kraſa umgemodelt hat, giebt heute ein Konzert auf ſeinem Parnaſſe organiſé, wo die Entree mit einem groſſen Thaler zu 6 Franken bezahlt wird. Zwar hat er in der letzten Sitzung des Lycée des arts mit dieſem organiſierten Parnaß faſt die ganze Verſammlung zum Gähnen und Stöhnen gebracht; aber da war das Lokal nicht günſtig. Heute läßt er ſich in einem kleinern, beſonders dazu eingerichteten Saale vernehmen. Und was glauben Sie, daß dies neue Wunderinſtrument am Ende ſey? Nichts mehr und nichts beſſeres, als eine ſehr mittelmäßige, nicht einmal ganz

Mänaden in Erſtaunen. Ein Jüngling von einer ſolchen Geſtalt, an einem ſolchen Ort!, zu einer ſolchen Zeit! Konnten ſie ihn für etwas geringers halten, als für den Bacchus ſelbſt? In dem Taumel worinn ſich ihre Sinnen befanden, war nichts natürlichers als dieſer Gedanke; auch gab er ihrer Phantaſie auf einmal einen ſo feurigen Schwung, daß, da ſie die Geſtalt dieſes Gottes vor ſich ſahen, ſie alles übrige hinzudichtete, was ihm zu einem vollſtändigen Dionyſus mangelte. Ihre bezauberten Augen ſtellten ihnen die Silenen und die Ziegenfüßigen Faunen vor, die um ihn her ſchwärmten, und Tyger und Leoparden die mit liebkoſender Zunge ſeine Füſſe lekten; Blumen, ſo däucht es ſie, entſprangen unter ſeinen Fußſolen, und Quellen von Wein und Honig ſprudelten von jedem ſeiner Tritte auf, und rannen in ſchäumenden Bächen die Felſen hinab. Auf einmal erſchallte der ganze Berg, der Wald und die benachbarten Felſen von ihrem lauten Evan, Evan! mit einem ſo entſezlichen Getöſe der Trummeln und Klapperbleche, daß Agathon, bey dem das, was er in dieſem Augenblik ſah und hörte, alles überſtieg, was er jemals geſehen, gehört, gedichtet oder geträumt hatte, von Entſetzen und Erſtaunung gefeſſelt, wie eine Bildſäule ſtehen blieb, indeß, daß die entzükten Bacchantinnen gaukelnde Tänze um ihn her machten, und durch tauſend unſinnige Gebehrden ihre Freude über die vermeynte Gegenwart ihres Gottes ausdrükten.

rein zuſammenſtimmende Glockenharmonika, wie ſie der wackre Kunſthändler Roſt in Leipzig zu verkaufen gewiß Bedenken tragen würde. Als ich die pompeuſe Ankündigung las und erfuhr, was dahinter ſtecke, fiel mir ein ähnliches Trompeterſtückchen aus London ein, wo ich vor 2 Jahren in allen Blättern die animated paintings als ein ungehörtes und ungeſehenes Schauſpiel ausposaunet fand. Ich wandelte denn auch hin in Exeter-Change, in the Strand und ſah für meine 2 Schillinge Entree — ein höchſt alltägliches Schattenſpiel an der Wand!

Der alte grämliche Kato ſoll einmal geſagt haben, die Stadt ſey verloren, wo ein Fiſch theurer ſey als ein Pflugſtier. Was würde der ehrwürdige Cenſor ſagen, wenn er unter uns aufträte, und erführe, daß eine modiſch blonde Perrücke, wie ſie unſere Göttinnen des Tages tragen, mehr koſte, als die Oeuvres complettes von Raynal, Rouſſeau und Montesquieu zuſammengenommen? Ich verſchaffe Ihnen die prächtigſte Ausgabe dieſes Triumvirats bey unſerm Freunde Janſen für 26 Louis. Aber eine ganz zierliche Damen-Perrücke aus der Akademie des Haarkünſtlers und Bürgers Rougemont palais Egalité koſtet baare 30 Louis, und der Mann kann nicht genug Savoyarden ſcheeren laſſen, um nur Haare herbeyzuſchaffen. Der größte Luxus wird jetzt in dem Theater der vormaligen franzöſiſchen Oper, jetzigen théatre des arts, getrieben.

Bekanntlich wurde dieß Theater seit zwey Jahren von der Regierung selbst administriert, wobey aber außer der großen Zubuße auch die Kunst selbst immer tiefer herabsank. Nun hat der um die Beförderung der Künste und aller guten Anstalten unstreitig sehr verdiente Minister des Innern, der Bürger Benezech, die kluge Einrichtung getroffen, daß die Verwaltung dieses Instituts ausschließlich den bekannten Dichtern la Chabeaussiere, Parny, Mazade und dem beliebten Schauspieler Caillot übertragen wurde. Zugleich ist die große Musikschule oder das Conservatoire de la musique ordentlich organisiert und zur Pflanzschule des Operntheaters nach einem gut entworfenen Regulatif eingerichtet worden. Seitdem werden von Zeit zu Zeit herrliche Koncerte in diesem Theater aufgeführt, wobey sich die größten Künstler und Künstlerinnen aus ganz Paris vereinigen, und durch diese seltene Vereinigung ganz außerordentliche Wirkung hervorbringen. Man kann sich aber auch nichts glänzenderes denken, als diesen prächtig erleuchteten Saal, mit allem was Paris geschmackvolles und geputztes hat, zu Zuschauern. Das bekannte Ballet Psyche, wird mit immer prächtigern Dekorazionen und einem unglaublichen Zulaufe stets wiederhohlt, und die Pariser können sich doch nie satt daran sehen.

Freylich lassen sich dabey auch sehr ernsthafte Betrachtungen anstellen. Freylich muß man nicht fragen,

wo

wo waren dieſe Günſtlinge des Glücks, dieſe Pilſe der Revoluzion vor 4 oder 6 Jahren? Es iſt gewiß, daß die ſchönſten Faetons, die theuerſten Logen, die koſtbarſten Kleidungen faſt immer den Verdacht eines eben ſo ſchnell zerrinnenden als zuſammen geſtohlenen Vermögens erregen. Zehntauſend Lakayen ſind als Lieferanten, Agioteurs, Soumiſſionairs zu unermeßlichem Vermögen gekommen, während eben ſo viel Rentiers kaum trocknes Brod haben, und ſehr häufig aus Verzweiflung zum Selbſtmorde greifen. Es läßt ſich dieſer fürchterliche Kontraſt nicht ſtärker und wahrer ausdrücken, als ich ihn ſo eben in der Quotidienne, einem Blatte, das bey allen ſeinen Bitterkeiten und Uebertreibungen doch auch viel heilſame Wahrheiten enthält, und in witzigen Einfällen ganz unerſchöpflich iſt — darüber angeſtellt finde. „Während unſere Gränzen, — ſagt der Redacteur dieſes Blattes, nachdem er über die Gegenwart des Lord Malmesbury in dieſem Ballet ſeine Gloſſen gemacht hat — von Stahl und Feuerſchlünden ſtarren, erglänzen die Logen unſerer Theater von Gold und Edelſteinen. Seht Frankreich am Rheine, es iſt ein Koloß aus Erz! Seht es in unſern Vorſtädten, es iſt ein Fantom mit Lumpen bedeckt! Seht es in unſern Theatern, es iſt ein übergoldetes Geſpenſt! Da iſt Madame Tallien zu ſehen. Sie hat heute die 25ſte neue Perrücke auf. Da iſt die Dame des Fünffürſten Barras. Ihr neuer andaluſiſcher Poſtzug koſtet mehr als ein ganzer Nazional-

forſt. Dort brüſtet ſich der Herr Marquis Beauregard mitten unter einer ganzen Schaar von Lieferanten. Wenn durch den Schlag einer Zauberruthe auf dem Rücken dieſer Herren ihre Bereicherungskniffe zu leſen ſtünden! Auf dem einen würde geſchrieben ſeyn: ich lieferte Sohlen von Pappendeckeln! Die Schultern eines zweiten würden uns das Geſtändniß ablegen: ich lieferte ſtinkendes Mehl! Auf dem Schawl der brillantnen Dame da würde ſtatt der indiſchen Schlangenbordüre die Schrift erſcheinen: ich verkaufte Schnaps an die Vertheidiger des Vaterlands! Wahrlich, dieſe Galerie wäre noch lächerlicher als die in dem bijoux indiſcrets!"

So weit die Quotidienne, die ich nebſt dem Redacteur und dem Journal von Paris allein zu meinen Tagblättern gewählt habe, und für eine Kleinigkeit von meinem Wirth erhalte. Im Journal von Paris hat Röderer ſeit einiger Zeit doch auch faſt öffentlich die Partey gegen das Direktorium ergriffen. Sonſt herrſcht in dieſem Journal der vernünftigſte Moderantism. Treffender und heftiger zieht Röderer gegen manche Maßregeln in ſeinem Journal économique et politique los, wovon ich eben die 6te Nummer erhalten habe. Wollen Sie etwas hellgedachtes und gutgeſchriebenes über die neuſten Streitpunkte unſerer Politik und Staatswirthſchaft leſen, ſo laſſen Sie ſich dieß Journal kommen. Ein thätiger Mitarbeiter daran iſt Adrian Lezay,

Lezay, ein junger Mann von nicht gewöhnlichen Anlagen und Kenntnissen, der, wie ich höre, neuerlich auch mit der teutschen Sprache, die täglich mehr Liebhaber gewinnt, Bekanntschaft gemacht hat. Im letzten Stück des Journals stand ein sehr scharfsinniger Aufsatz dieses Lezay über Kant's ewigen Frieden, den er doch nur aus der französischen Uebersetzung zu kennen scheint. Er hat sichs, wie Röderer sehr vornehm sagt, dabey angelegen seyn lassen, die pedantische Scholastik, die diesen Aufsatz Kant's entstellt, auszufegen!

Noch immer glaube ich nicht, daß es der Regierung ein Ernst sey, die Romagna und Lombardey zu revolutzionisieren und in einen eigenen Freystaat unter Frankreichs Vormundschaft zu verbinden. Indessen läßt man kein Mittel unbenutzt, um auch dort die öffentliche Meinung durch den Weg der politischen Lesereyen und Flugblätter zu bearbeiten, so gut es gehen will. Zu dieser Absicht soll nun ein eigenes italienisch geschriebenes Blatt il Italiano à Parigi erscheinen, in welchem für die Lästerkronik der Lombardischen Staaten eine reiche Erndte zu hoffen ist. Dahin zweckt auch die von der Generalverwaltung der Lombardey zu Mayland vor kurzem aufgegebene, mit einem Preis von 20 Zechinen zu belohnende Frage: welche unter allen freyen Regierungsformen schickt sich am besten für Italien? Eine sehr interessante Schrift über die Verhältnisse Frankreichs zu diesen Staa-

ten iſt eben jetzt auch vom Bürger Pomereul, einem an Italieniſchen Höfen alt gewordenen Ingenieur-Offizier, erſchienen: Vues générales ſur l'Italie, Malte cet. dans leurs rapports politiques avec la république françaiſe. I. Vol. in 8., woraus der wackere Poſſelt für ſeine Annalen etwas recht lesbares machen könnte. Wiſſen Sie auch, daß bey unſerer italieniſchen Armee mehr als 150 Pohliſche Offiziere angeſtellt ſind, die zum Theil mit einer unglaublichen Verbitterung gegen eine Macht kämpfen, die ihre Exiſtenz vernichten half?

Endlich ſind denn auch die zwey Diderotiſchen Romanverlaſſenſchaften, Jacques le Fataliſte et ſon Maitre in zwey Bändchen, und la Religieuſe in einem 400 S. ſtarken Bande im Druck erſchienen, und was man ſich an teutſchen Höfen nur im Vertrauen mittheilte, kann nun jedermann leſen. Die Veranlaſſung der Religieuſe iſt ſehr komiſch. Der Herr v. Grimm erzählt ſelbſt, daß er ſie mit Diderot et d'autres bandits de cette trempe zur Myſtifikazion eines gewiſſen Marquis von Croixmarre erfunden habe. Es iſt vielleicht dem glühenden Kolorit und der Darſtellung nach das Beſte, was aus Diderots Feder kam, und noch ſtärker als die bijoux indiſcrets. Aber neugierig bin ich wie ſich unſer Landsmann Kramer, der eine Ueberſetzung davon, wie er mir ſagt, für Hartknoch unter der Feder hat, bey den Schilderungen der Scenen, die

Schwes

Schweſter Suſanna mit der Aebtiſſin zu Arpajon hat, nehmen wird. Ich möchte es nicht überſetzen.

Das neueſte Werk von Retif de la Bretonne le coeur humain devoilé kennen Sie wenigſtens ſchon aus der ſeltſamen Empfehlung von Mercier im Journal von Paris. Einzig in ſeiner Art mag das Werk, das aus 12 enggedruckten Bänden beſteht und 24 Liv. koſtet, wohl genannt werden. Aber ich mag Ihrem Urtheile weiter nicht vorgreifen. Nur das will ich noch erinnern, daß von eben dieſem fruchtbaren Schriftſteller noch ein neueres Werk in 3 Bänden erſchienen iſt, la philoſophie de Mr. Nicolas betitelt. Auch dieß verdient geleſen zu werden, und iſt vielleicht das originellſte unter allen.

2.

Edinburg, den 26ſten Oktober.

Vor einigen Monathen ſtarb zu Dumfries einer der merkwürdigſten Menſchen im Königreiche, der dortige Zolleinnehmer Robert Burns in ſeinen beſten Jahren an der Auszehrung. Man konnte ihn ohne alle Uebertreibung für den originellſten der jetzt lebenden Dichter in Großbrittannien halten. Da aber ſeine beſten Produkte faſt alle in der ſchottiſchen Mundart gedichtet, und alſo ſchon darum den ſtolzen Südbritten anſtößig und

verwerflich waren, und da überhaupt die Schottiſche Litteratur auf dem Londner Markt, woher doch die Teutſchen faſt allein ihre Ideen über unſere Litteratur erhalten, nicht viel gilt: ſo wundert es mich gar nicht, daß dieſes in ſeiner Art ſo merkwürdige Originalgenie in Teutſchland nie bekannt worden iſt. Als die Sammlung ſeiner Gedichte Burns Poems chiefly in the Scottish dialect im Jahr 1786. erſchien, ſprachen die engliſchen Kunſtrichter in den Reviews mit der ihnen gewöhnlichen Oberflächlichkeit davon.

Der Mann war ein armer Pflüger in der Grafſchaft Ayr in Schottland, und folgte bey ſeinen Gedichten durchaus den Eingebungen der Natur. Aber der Kaledoniſche Bardengeiſt ſchwebte über ihm. Er kam dann in Dienſte zu dem Vater des jetzigen berühmten Profeſſors Stewart in Edinburg, wo er ſich durch Lektüre immer mehr bildete, und durch die Ausſtrömungen ſeiner poetiſchen Ader ſich Anſehn erwarb. Seine erſten Gedichte erſchienen in einer der beſten Edinburger Wochenſchriften, the Lounger. Sein Ruhm verſchafte ihm endlich die geringe Stelle eines Zollbedienten, die ungefähr 40 Pfd. einbrachte. Er war der unterhaltendſte Geſellſchafter, und wer von Liverpool nach Dumfries kam, ließ ſich oft mehrere Tage voraus ſeine Geſellſchaft im Gaſthofe beſtellen. Er war ein fertiger Improviſator und konnte, wenn er bey heiterer Laune war, die witzigſten Lieder

aus dem Stegreiſe abſingen. Einſt war er auf einer Reiſe durch Schottland nach Stirling, dem alten Sitz der Schottiſchen Könige, gekommen, wo das Schloß jetzt in Ruinen verfällt, die Fenſter in den Hallen zerbrochen ſind, und alles ein trauriges, wüſtes Anſehn hat. Burns ſchrieb an eine halb zerbrochene Fenſterſcheibe ſogleich folgende Verſe, die freilich nicht in ſeine Werke aufgenommen worden ſind:

Here Stewarts once in Triumph reigned,
And laws for Scotia's weal ordained;
But now unroofed their Palace ſtands
Their ſceptre's fall'n to other hands,
Fallen indeed and to the Earth,
Whence grovelling Reptiles take their birth.
And now that Stewarts line is gone;
A race outlandish fills their throne,
An ideot race, to Honour loſt,
Who know them beſt, deſpise them moſt *).

Zu-

*) D. h. Hier herrſchten einſt die Stewarts im Triumf,
Und ſprachen Recht für Schottlands Wohlfarth.
Doch ohne Dach ſteht jetzt die Königsburg,
Ihr Scepter fiel in eine fremde Hand.
Ach leider fiel es, fiel hin auf den Boden,
Wo tückiſches Gewürm bald auf bald nieder kreucht.
Und nun, ſeit Stewart's Heldenſtamm verloſch,

Füllt

Zufällig waren eben englische Offiziere in der Nähe, die ſich über dieſe Inſchrift eines jacobitiſchen Hundes gewaltig ereiferten, und dem ehrlichen Burns viel Verdruß zuzogen. Ueberhaupt hatte er ſich durch ſeine, den biedern Schotten ſo eigenthümliche Vorliebe für die unglückliche Stuartiſche Familie, bey den Engländern große Feindſchaft zugezogen, und er wagte es daher nicht einmal ſeine beſten Gedichte wegen ihrer politiſchen Tendenz herauszugeben. Dieſe werden nun aber zum Beſten ſeiner Familie in ſeinen poſthumous Poems alle bekannt gemacht werden. Ein Beweis der Achtung und Liebe, in welcher er bey allen ſeinen Bekannten ſtand, iſt die anſehnliche Subſkripzion, die nach ſeinem Tode für ſeine arme Frau und ſeine Kinder in Dumfries, Edinburg und Liverpool eröffnet wurde, und vor einiger Zeit ſchon 236 Pfd. Sterl. 18 Schillinge betrug.

Noch muß ich Ihnen den Tod des braven Mahlers Allen melden. Er und Gawin Hamilton ſind die einzigen Schottiſchen Künſtler, die in Rom einen Preis in ihrer Kunſt gewannen. Er gewann den ſeinigen im Jahr 1793 bey der damals noch nicht aufgehobenen Akademie von St. Lukas. Nach ſeiner Rückkehr wurde er von dem hieſigen Kommerzkollegium (Board of Truſtees for

Füllt ein ausländiſches Geſchlecht den Thron,
Ein thörichtes Geſchlecht, der Ehre quitt;
Wer es am beſten kennt, haßt es am meiſten.

Allein die unmäßigſte Schwärmerey hat ihre Grenzen, und weicht endlich der Obermacht der Sinnen. Zum Unglük für den Helden unſrer Geſchichte kamen dieſe Unſinnigen allmählich aus einer Entzükung zurük, worüber ſich vermuthlich ihre Einbildungskraft gänzlich abgemattet hatte, und bemerkten immer mehr menſchliches an demjenigen, den ſeine ungewöhnliche Schönheit in ihren trunknen Augen vergöttert hatte. Etliche, die das Bewußtſeyn ihrer eignen ſtolz genug machte, die Ariadnen dieſes neuen Bacchus zu ſeyn, näherte, ſich ihm, und ſezten ihn durch die Art womit ſie ihre Empfindungen ausdrükten in eine deſto gröſſere Verlegenheit, je weniger er geneigt war, ihre ungeſtümen Liebkoſungen zu erwiedern. Dem Anſehn nach würde unter ihnen ſelbſt ein grimmiger Streit entſtanden, und Agathon zulezt das tragiſche Schikſal des Orpheus, der ehmals aus ähnlichen Urſachen von den thraciſchen Mänaden zerriſſen worden war, erfahren haben, wenn nicht die Unſterblichen, die das Gewebe der menſchlichen Zufälle leiten, in eben dem Augenblik ein Mittel ſeiner Errettung herbeygebracht hätten, da weder ſeine Stärke, noch ſeine Tugend ihn zu retten hinlänglich war.

for manufactures and improvements) zum Aufseher der Zeichenschule bestellt, worin unsere Jugend sich zu geschickten Manufakturisten und Fabrikanten bildet. Sein Verlust ist allen Edinburgern empfindlich, da er zugleich einen sehr edeln Karakter besaß, und äußerst dienstfertig war.

3.

London, d. 18. Oktob. 1796.

— Da steht unser Veteran Burke mit einem neuen Trotz und Hohn bietenden Pamflet auf, wodurch alles in Gährung und Aufruhr gesetzt wird. Der Titel heißt: Two letters, addressed to a member of the present Parliament on the proposals for Peace with the Regicide Directory of France, by Edm Burke. London, Rivington. (3 sh. 6d.) Vielleicht lachen Sie darüber, daß ich von Burke, dem Feuerbrande der Koalizion, wie ihn Barrow nennt, mit so vieler Achtung spreche. Aber lesen Sie nur so bald als möglich seine neuesten Brandbriefe! Nennen Sie ihn Sofist, Betrüger oder Betrogenen, aber ich wette, Sie sind seiner Meinung so lange die Zauberkraft seiner Beredsamkeit auf Sie wirkt. Einer seiner Todfeinde sagte gestern zu mir davon: Sir, we have got nothing like it in our language! Für eine der stärksten Stellen wird allgemein die gehalten, wo Burke den Zustand von England im Jahr 1696 mit dem vom Jahr 1796 vergleicht und

zeigt, wie damals bei weit drückendern Umſtänden durch Locke's und Newton's politiſche Berechnungen die Finanzen des Staats gerettet, und durch Wilhelms III. Beharrlichkeit der ſtolze Ludwig XIV. zum Ryswicker Frieden genöthigt wurde. / Haben Sie wohl je gehört, daß ein Buch oder Büchlein in einer Woche fünf Auflagen (eine jede gewiß zu 5000 Exemplaren) erlebt hat? Und dieß ſind nur rechtmäßige Auflagen (entered in to the Stationer's hall). Wie viel der Nachdrücke ſeyn mögen, weiß Gott! Niemand ſpricht von etwas anderm, und morgen und übermorgen vermuthet man, daß alle Papiere voll von remarks, ſtrictures, replies u. ſ. w. gegen Burke ſeyn werden. /

Dabey iſt noch ein andrer Umſtand merkwürdig, der dieß Burckiſche Produkt gleichſam verdoppelt. Burke hatte ſchon vor einiger Zeit dieſe Schrift an den Buchhändler Owen in Pikkadilly gegeben, wünſchte ſie aber in der Form, wie ſie damals geſchrieben war, ganz zu unterdrücken, ungeachtet ſie ſchon abgedruckt war. Verfaſſer und Verleger konnten nun über das ſtipulierte Honorar und den Koſtenerſatz nicht einig werden, und nun giebt Owen grade den Tag vorher, ehe die oben angeführte Schrift bey Rivington herauskommt, die frühere Schrift aus, die den Titel führt: Mr. Burke's Original Thoughts on the Proſpect of a regicide Peace, in a Series of letters (2 sh. 6 d). In einer

vor-

vorgesetzten justificatory preface hat sich der Verleger wegen dieses Schrittes zu rechtfertigen gesucht, über welchen die Meinungen im Publikum getheilt sind. Dieß gewinnt auf jeden Fall dabey, da es nun die Varianten in beiden Pamflets mit einander vergleichen und daraus manche lehrreiche Resultate ziehen kann. Ein öffentliches Blatt errinnert dabey an die aus dem Zuschauer bekannten Anekdoten von dem ehemaligen berühmten Dissenter Baxter. Den Tag nach seinem Absterben wurde auf allen Straßen in London ein Flugblatt ausgeschrien: Herrn Baxter's letztes Wort! (the last word of Mr. Baxter) Da dieß einen unglaublichen Absatz fand, entschloß sich der Autor dieses Machwerks sein Glück noch einmal zu versuchen, und den folgenden Tag wurde ausgerufen: Noch mehr letztes Wort des Hrn. Baxter! (more last words of Mr. Baxter)

Im Fache der schönen Wissenschaften kann ich Ihnen nur zwey Produkte anmelden, die doch beide auch nur darum aufgeführt werden, weil sie unter dem schlechten das bessere sind Das neue Stück für diesen Winter im Koventgarden-Theater ist wieder von Reynolds und heißt: der Glücks-Narr (Fortune's fool). Das Stück ist ganz in dem regellosen, allen innern Zusammenhang, alle äußere Wahrscheinlichkeit verachtenden Geschmack unserer neuesten Theaterdichter. Der Hauptkarakter, oder der wahre Harlekin des Stücks, heißt Hap-Hazard, oder

Herr Gerathewohl, der, ſo oft er eintritt, lauter dumme Streiche und gewaltigen Rumor macht, wie eine Katze, die in eine Glasbude gerathen iſt. Darüber und über ein Halbdutzend witzig ſeyn ſollende Anſpielungen auf Anekdoten des Tages lacht das Publikum, und ſo wird das Stück ſeine 18 bis 20 Abende richtig durchgeſpielt. Ein Kunſtrichter urtheilte geſtern über dieß neue Produkt ſehr treffend: es ſey gemacht, wie die Türken ihre Teppiche weben, ohne Plan und Muſter und ohne Aehnlichkeit im Himmel und auf Erden (the fable is woven as the Turks weave carpets, disdaining any plan or pattern, and having the likeneſs of nothing in heaven and earth). So iſt hier das Theaterweſen beſtellt.

Der neueſte Moderoman iſt von Mrs. Weſt und heißt: der Frau Gevatterin Klatſchmährchen (a Goſſip's Story, Longman. 1796. 2 Vol. 7 ſh.) Es iſt im Geiſte und Zuſchnitte unſerer beliebten Sagen der Vorzeit, voll Spuk und Unwahrſcheinlichkeit.

Außerdem ſind zwey bemerkenswerthe Fortſetzungen von Mitford's Geſchichte von Griechenland, der 3te Theil (in Quart, oder der 4 und 6te in Oktav) und von der Fortſetzung der trefflichen Geſchichte von England von Dr. Henry (wovon der neuſte Abdruck in 12. 8 Bänden 3 Pf. 14 Sch. koſtet) durch James Andrews der erſte Theil herausgekommen, welche die Geſchichte

ſchichte vor Heinrich VIII. bis zur Thronbeſteigung Jakobs I. fortführet.

4.

London, den 5ten Novembr. 1796.

Man glaubt jetzt allgemein, daß es mit unſern Friedensunterhandlungen in Paris ein ſchnelles, aber für alle Friedlichgeſinnte ſehr trauriges Ende nehmen werde. Die Wegnahme der holländiſchen Flotte in der Saldahna-Bay, wobey ſelbſt die Miniſterialzeitungen das heimliche Einverſtändniß mit den oraniſchgeſinnten Öffizieren nicht ableugnen, da ſie eingeſtehn, daß Admiral Elphinſton alle Signale der Holländer gewußt habe, ſcheint ein ſehr unerwarteter Schlag fürs franzöſiſche Direktorium geweſen zu ſeyn, da ſelbſt in den erſten Unterhandlungen deſſelben mit Mylord Malmesbury eine Stelle nicht undeutlich auf die Hoffnung zielt, ſich bald wieder in dem Beſitz des Vorgebürges der guten Hoffnung zu ſehn. Sobald der von Malmesbury an den Kaiſer pro forma geſchickte Geſandte zurück ſeyn wird, wird ſich alles ausweiſen und wahrſcheinlich die Abreiſe der Ambaſſade nicht ſehr fern ſeyn.

Burkes Brief über den königmordenden Frieden hat eben die 10te Auflage erlebt, wobey ſich S. 156. ein merkwürdiger Zuſatz befindet, der für die Beſitzer der vorherigen Auflagen auf einem beſondern Blatte umſonſt ausgegeben

gegeben wird. Die Schrift iſt jetzt das Signal aller Parteyſtreitigkeiten. Die Emigranten ſchwören jetzt bey Burke, als ihrem Orakel und Gott, und Mr. Pitt ſcheint ſehr wohl mit allem dem einverſtanden zu ſeyn, was B. in ſeiner Kraftſprache angekündigt hat. Fox hat neulich in einer großen Geſellſchaft, wo das Andenken der Pulververſchwörung gefeiert wurde, laut geſagt: Mr. Burke's pamphlet is thrown out at this ſtrange interim to reconcile the people to the continuance of the war, by impreſſing them with the idea of the danger of the peace. Auffallend war es bey der letzten großen Fete, die der neue Lord Mayor im Guildhall gab, und wobey außer der Miniſterialpartey auch die Häupter der Oppoſizion gegenwärtig waren, daß Mr. Fox allein in der jetzt wegen der Königin von Dänemark am Hofe getragenen Hoftrauer erſchien. Schon die Erzählung der einfachen Thatſache: Mr. Fox came in mourning, iſt ein Epigramm.

Burke ſelbſt befindet ſich ſeit einiger Zeit ſehr gefährlich krank. In den Miniſterialblättern macht man es daher allen Patrioten zur Pflicht, alle Unterſuchung über ſeine Schrift zu vermeiden, in welcher ſeine Meinung etwas ſcharf unterſucht würde!!

Der Buchhändler Owen hat in 14 Tagen 6 Auflagen von der frühern Ausgabe der Burkiſchen Briefe verkauft, die er wider den Willen des Verfaſſers ausgab.

Das

Dafür verlangt nun Burke den ganzen Gewinn. Owen ſagt, er habe ihm mit dem Manuſkripte ein Geſchenk gemacht. Burke leugnet dieß, und Mr. Owen muß zahlen. Auch iſt ihm durch einen Befehl von der Chancery-court der weitere Verkauf durchaus unterſagt.

In der ſchulgerechten, gelehrten Welt macht jetzt des, durch ſeine frühern gelehrten Schriften bekannten Jakob Bryant Abhandlung über die Nichtexiſtenz des alten Troja groſſes Aufſehen. Der Titel dieſer paradoxen Schrift iſt: A Diſſertation concerning the war of Troy and the Expedition of the Grecians as deſcribed by Homer, ſhewing that no ſuch Expedition was ever undertaken, and that no ſuch City as Phrygia (?) exiſted. London, Payne 1796. 4. (8. M.). Folgendes Sinngedicht darüber ſteht in mehrern öffentlichen Zeitblättern:

Adieu to Troy.

Farewell, old Homer's Troy,
The ſong of men and boy!
How cruel are thy fates, how fickle!
For ten long years by Greeks oppos'd,
Then to corn-fields metamorphos'd,
Are now mow'd down by Bryant ſickle.*)

*) Dieß heißt ungefähr in einer freyen Ueberſetzung:
Troia, du wohlbeſungne Stadt,
Die einſt Homer verewigt hat,

Dein

Bryant macht ſich über manche Behauptungen des Herrn Chevalier vielleicht nicht ohne Grund luſtig, giebt aber ſelbſt offenbar große Blößen. Vielleicht erhalten wir bald vom Prof. Dalzel in Edinburg eine neue Ausgabe der Abhandlung von Chevalier, wo Dalzel uns neue Nachrichten über jene Gegenden aus dem Munde des engliſchen Geſandten in Konſtantinopel, Mr. Liſton mittheilen und Bryant's Paralogismen aufdecken wird. Liſton war mehrmahls an Ort und Stelle, und ſtellte genaue und lehrreiche Unterſuchungen an.

Die neueſten Moderomane ſind Marchmont, a Novel 4. Vo. Low (16 ſh) von der bekannten Romanſchreiberin Charlotte Smith, und The Foreſters, eine Nachahmung aus dem Franzöſiſchen, von Mr. Gunning in 4 Bänden. (12 ſh.).

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Wien, d. 8. Novemb. 1796.

Das öffentliche Leben hat durch den glücklichen Ausſchlag der Waffen hier einen Umſchwung erhalten, den man

Dein Schickſal wechſelt hart und wunderlich!
Zehn Jahre kämpfte Griechenland um dich;
Dann blühteſt du als Kornfeld wieder,
Und endlich mäht dich Bryant's Sichel nieder!

man den Wienern ſonſt nicht zutraut. Wir ſind recht kriegeriſch, aber wir ſind auch voll guter Dinge, und ſagen es ohne zu grollen oder zu maulen, wenn uns etwas nicht recht iſt. Die Regierung hat Urſache mit dem Volke zufrieden zu ſeyn, und das Volk mit der Regierung. Man ſpricht mehr, verwahrt ſich weniger und iſt zufriedener als jemals. Der Patriotismus iſt eine köſtliche Sache. Er bringt die Menſchen zuſammen und verſtändigt ſie ſo gut und ſo leicht, als der Wein.

Es erſcheint hier auch in literariſcher Rückſicht ſo manches, was auch bey Ihnen bekannt zu ſeyn verdiente. Unſere guten Köpfe ſind nichts weniger als eingeſchlummert oder gelähmt. Alxinger hat nicht bloß wegen des patriotiſchen Stücks die Freywilligen, deſſen Geſchichte und Aufnahme wohl eine weitere Ausführung in einem Theaterjournale verdiente, eine goldene Doſe zum Geſchenk erhalten: er hat auch ſeinen durchaus verbeſſerten Doolin ſchon nach Leipzig zu Göſchen geſchickt und ſonſt noch manches unter dem Schlüſſel.

Ein paar Neuigkeiten anderer Art ſind die Gefahren der Zeit und die Rede des Kraſſus, von Johannes Müller. Zwar ſind die Meinungen darüber ſehr getheilt und müſſen es ſeyn, da dieſe Blätter ſich entſchieden für die eine Parteh erklären. Aber als Zeichen der Zeiten verdienen ſie auf jeden Fall Aufmerkſamkeit.

Eine

Eine luſtige Erſcheinung macht hier der allerneueſte Beweis, daß die katholiſche Mathematik der proteſtantiſchen weit vorzuziehen ſey. Der Verfaſſer, ein hieſiger Profeſſor, zeigt, daß Euler nichts neues, und Käſtner kein wahres Wort geſagt habe. Gewiß, das proteſtantiſche Teutſchland kann von dieſen Entdeckungen nicht zeitig genug benachrichtigt werden.

Sehr erbaulich iſt das neueſte Produkt unſers Kardinals: gründlicher Bericht über die im Jahre 1696 gefloſſenen Thränen des Bildes der heiligſten Jungfrau Maria von Pötſch ꝛc. — Bey Gelegenheit der hundertjährigen Feyer. Dieſe hat auch den 6ten November wirklich Statt gehabt. Es iſt bemerkenswerth, daß alle öffentliche Kollegien gegen dieſen Aufzug proteſtiert haben, und daß ſelbſt der Kaiſer ihn nur tolerierte. Aber wenn es nun Schaafe gab, die dieſer Weide bedurften?

2.

Halle, d. 11. Novemb.

— Hr. Prof. Niemeyer hat von der Jubelfeyer der nun ſeit 100 Jahren beſtehenden, ſegens- und folgenreichen Frankiſchen Stiftungen ſelbſt eine weitläuftige Nachricht bekannt gemacht Auf dieſe und auf das neueſte Stück des von Hrn. Niemeyer zum Beſten des Waiſenhauſes beſorgten Journals: Frankens

Stif-

Drittes Capitel.

Unvermuthete Unterbrechung des Bacchus-Feſtes.

Eine Schaar Ciliciſcher Seeräuber, welche friſches Waſſer einzunehmen bey nächtlicher Weile an dieſer Küſte geländet, hatten von fern das Getümmel der Bacchantinnen gehört, und ſogleich für einen Aufruf zu einer anſehnlichen Beute aufgenommen. Sie erinnerten ſich, daß die vornehmſten Frauen dieſer Gegend die geheimnißvollen Orgya um dieſe Zeit zu begehen pflegten; und daß ſie, wenn ſie ſich zu ſolchem Ende verſammelten, in ihrem ſchönſten Puz aufzuziehen pflegten, ob ſie gleich vor Beſteigung des Berges ſich deſſen wieder entledigten, und alles biß zu ihrer Wiederkunft von einer Anzahl Sclavinnen bewachen lieſſen. Die Hofnung, außer dieſen Weibern, von denen ſie die ſchönſten für die Aſiatiſchen Harems beſtimmten, eine Menge von koſtbaren Kleidern und Juwelen zu erbeuten, ſchien ihnen wohl werth, ſich etwas länger aufzuhalten. Sie theilten ſich alſo in zween Haufen, davon der eine ſich derer bemächtigte, welche die Kleider hüteten, indeſſen daß die übrigen den Berg beſtiegen, und mit großem Geſchrey unter die Thracierinnen einſtürmend, ſich von ihnen Meiſter machten, ehe ſie Zeit oder Muth hatten, ſich zur Wehr zu ſezen. Die Umſtände waren allerdings ſo beſchaffen, daß ſie ſich allein mit den gewöhnlichen

Stiftungen, verweiſe ich Sie. Sehr feierlich war der Taufaktus, den der Hr. Profeſſor am zweiten Tage dieſer Feier an ſeinem jüngſtgebornen Kinde in Gegenwart einer anſehnlichen Geſellſchaft, die eigentlich nur zur Feier des Jubileums zuſammen gekommen war, ſelbſt vornahm, wobey er alle Anweſende zu Taufzeugen aufforderte und ſeinen jünaſten Sohn zugleich als den jüngſten Sprößling des Frankiſchen Stammes ankündigte. Die ganze Handlung hatte auch in Abſicht auf die Liturgie viel merkwürdiges.

Unſer Herr Prof. Wolf bleibt nun gewiß bey uns, und hat den ehrenvollen Ruf nach Leyden abgelehnt. Vor jetzt erhält er zwar nur 300 Thaler Gehaltszulage, da der Schulfond durchaus erſchöpft iſt, und andere Kaſſen nichts hergeben wollen. Es ſind ihm aber noch beſondere Zuſicherungen gemacht worden, worunter doch keineswegs die nach einem allgemeinen, aber nicht gegründeten Gerüchte ihm ertheilte Erlaubniß gehört, einige Jahre auf Unkoſten des Königs eine literariſche Wallfarth zu den vornehmſten Bibliotheken Europas zu machen. Wie Schade, daß dies bloß ein leeres Gerücht war! Was würde ein Mann von Wolfs Scharfblick und weitumfaſſenden Kenntniſſen in Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Paris, Oxford und Leyden in ſo manchen bis jetzt immer nur einſeitig und handwerksmäßig unterſuchten Handſchriftſammlungen für eine reiche Ausbeute auszufinden gewußt haben! Sed diis aliter viſum. Er

beſchäftigt ſich jetzt vorzüglich mit einer Ausgabe des Tacitus. Anfänglich wollte er bloß eine neue Reviſion der Ernéſtiniſchen in der Weidemanniſchen Handlung veranſtalten, und hat auch wirklich die erſten zwey Bücher nach einem eingeſchränkteren Plane für dieſe Handlung bearbeitet. Allein um ganz freye Hand zu behalten, hat er nun dieſe Rekognizion ganz aufgegeben und arbeitet an einer völlig neuen Recenſion, von welcher ſich in der That etwas auſſerordentliches verſprechen läßt. An die Fortſetzung ſeiner Prolegomena zum Homer will er jetzt nicht erinnert ſeyn.

3.

Helmſtädt, d. 29. Oktober.

Man hatte bey den bekannten Unterhandlungen, wodurch die Verpflanzung der hieſigen Univerſität nach Wolfenbüttel oder Braunſchweig beſchloſſen wurde, nur zu gern eine Hauptfrage überſehen: bedarf auch überhaupt ein Fürſtenthum von dem Umfang der Braunſchweigiſchen Lande eine eigene Landesuniverſität? Dieſe Frage iſt neuerlich wieder ſehr in Anregung gebracht, und beſonders von den Herrn, die die Erhaltung des Karolinums wünſchen, mit vielen zum Theil ſehr ſcheinbaren Gründen verneinet worden. Wenn es auf dieſe Herren ankäme, ſo würde Göttingen die allgemeine Landesuniverſität, das Karolinum aber noch mit mehrern Profeſſoren und Lehrerſtellen verſehn, ſo daß es auch eine Art von Univerſität

ſität würde, die dem Bedürfniß unſers Zeitalters um ſo mehr entſpräche, je mehr es jetzt Lagen und Beſchäftigungen giebt, wobey man durch keine der drey ſogenannten Brodfakultäten geſtempelt und doch ein ſchulgerechter Menſch ſeyn muß. Alle mathematiſchen, fyſikaliſchen, kameraliſtiſchen und ſtatiſtiſchen Kenntniſſe würde dann auf dieſer neuen Univerſität mit deſto größerm Nachdruck und Herbeyſchaffung aller nöthigen Hülfsmittel gelehrt werden, da der ganze Fond für gelehrte Anſtalten auf ſie allein verwandt werden könnte. Gewiß wäre eine ſolche Ecole polytechnique ein in Teutſchland einziges Inſtitut, wozu Braunſchweig grade nach ſeiner Lage ſehr viel Bequemlichkeiten darbieten, und in welche auch die hier ſchon beſtehenden trefflichen Medicinallehranſtalten ſehr gut eingreifen würden. Indeſſen glaube ich aus guten Gründen kaum, daß der Herzog, auf deſſen Rückkehr von Minden die Entſcheidung der Sache beruhete, dafür entſchieden haben wird. Die Alma Iulia Carolina wird alſo mit Sak und Pack nach Braunſchweig wandern!

4.

Kiel, d. 23. Nov. 1796.

Im Innius der dänischen Minerva ſteht S. 394 ꝛc. das Mainzer Edikt wegen des Bücherſchadens und die Sächſiſchen Reſkripte wegen Oertels Evangel. Joh. däniſch überſetzt, nebſt folgender (däniſchen) Bemerkung:

Ver-

„Vorſtehende 2 Dresdner Edikte, die Hr. Staatsrath v. Schirach in dem letzten Hefte ſeines politiſchen Journals abgedruckt hat, hat der Herausgeber der Minerva geglaubt, zu gröſſerer Bekanntmachung ins Däniſche überſetzen und in ſeine M. S. aufnehmen zu müſſen, theils als einen Beitrag zur Beantwortung der Frage: warum wird man den Franzoſen Glück wünſchen? theils auch zum Troſt und zur Aufrichtung der andächtigen Seelen, die, wenn ſie die Gleichgültigkeit ſehen, mit der bei uns dergleichen Verwegenheit der Staats- und Kirchenwächter behandelt wird, darüber ſeufzen, daß das Chriſtenthum auf dem Falle ſtehe, und nur durch dieſe unvermuthete Erſcheinung aufgerichtet und geſtärkt werden könne.

Das erſte Reſkript ward im Genius der Zeit mitgetheilt, wo es angeführt wird, als die Beantwortung der Kurf. Mainziſchen Regierung auf die von der Erfurter Akademie aufgegebene Preisfrage: wie kann das Volk von der Vortrefflichkeit der Teutſchen Verfaſſung überzeugt werden? — Bei uns kann es dagegen als ein Beweis betrachtet werden, daß das vom Jean d'Antichambre im Däniſchen Zuſchauer (i danske Tilskuer) ohne Kunde des Mainziſchen vorgeſchlagenen Cenſuredikt in der wirklichen Welt nicht ohne Original iſt.„

Das

Das iſt ſehr hart und derb geurtheilt. Im März der nämlichen Zeitſchrift ſteht ein Kandidaten-Examen, das Reinhard in Dresden gehalten hat; auch merkwürdig und bedenklich zu leſen.

IV.

Der neue Froſchmäusler und eine neue Blumenleſe älterer Lieder.

Unter dem ganz einfachen Aushängeſchild: der neue Froſchmäusler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erſtes Buch. Köln 1796. bei Peter Hammer, — haben wir vor kurzem eine in vieler Rückſicht merkwürdige Sitten- und Geſchichtstafel der neueſten Begebenheiten und Geſinnungen erhalten, die in dieſen langen Winterabenden wohl manchem Leſer, noch etwas mehr als bloßen Zeitvertreib, wohl ſelbſt Stoff zum weitern Nachdenken gewähren könnte. Das einſt als Volksbuch von unſern Vorfahren ſo hochgeſchätzte Rollenhagiſche Spottgedicht dieſes Namens iſt hier nur als Rahmen und Einfaſſung ſolcher Wahrheiten gebraucht, die grade jetzt nicht oft genug wiederholt werden können, ob ſie ſchon nichts weniger als neu ſind und mit den Sprü-

chen, die an den goldnen Thoren des Gottes zu Delfi von Griechenlands weisen Männern angeschrieben ſtanden, einerley Jahrzahl und Alter haben. Man wird den Zuſchnitt und die Manier dieſes Büchleins, das in alter Hansſachſiſcher Manier geſungen und reichlich mit Holzſchnitten ausſtaffiert iſt, und deſſen Fortſetzung mehrern Leſern gewiß nicht gleichgültig ſeyn dürfte, aus folgenden zwey Auszügen am beſten kennen lernen, die ich ohne Auswahl gerade, wie das Buch aufgeſchlagen liegt, abſchreibe.

Der wohlbekannte Reineke Fuchs erzählt von ſeinen Thaten, und Ränken, und fährt in ſeinen Selbſtbelobungen alſo fort:

Doch dies iſt euch, wie männiglich, bekannt.
Was aber ihr wol noch nicht wißt,
Unſeliger Gevatter, iſt.
Daß ich die große Kunſt erfand,
Der Thiere Königen ein Gängelband,
Wie kleinen Kindlein, anzulegen,
Um ſie zu führen, zu bewegen
Und anzuhalten, wie ich will.
Die guten Herren halten ſtill,
Und laſſen mich nur immer machen.
Da kommen zum Vorſchein dann allerley Sachen,
Darob erſtaunet die ehrſame Welt,
Krieg oder Friede, wie es fällt,

Edicte

Edicte, Verfügungen, Auflagen,
Worüber diese frohlocken und jene klagen.
Dann wird der Name des Königs genannt
Mit Preis und Fluch durchs ganze Land;
Und weiß doch Se. Majestät
Wahrhaftig nichts von allem, was vorgeht,
Weil alles durch Reinken und Reinkens Gesellen,
Die klüglich sich hinter die Bühnenwand stellen,
Geschieht, als thät es höchstselbst der König,
Indeß doch dieser nur schlummert' ein wenig,
Und nickte schlummernd sein mächtiges Fiat!

Und wünscht ihr zu wissen, durch welch Opiat
Ich solchen Schlummer thu bringen hervor?
So seys euch vermeldet — doch nur ins Ohr.

Zuvörderst sorg. ich, daß von Fleischeslust
Erglühen möge die leere Brust
Des Königs, zusammt dem leeren Schedel;
Dann schaff ich zur Seite jeden Wedel
Der dienen könnt ihn abzukühlen;
Damit er mög nichts denken und fühlen,
Als was ihm eingibt die sinnliche Gier,
Und überlassen das übrige mir.

Dann flick ich für Sr. Hoheit Gewissen,
Darauf zu ruhen, ein prallweiches Küssen
Zusammen aus Lappen von Aberglauben,

Geerbt von der Aeltermama; auch Nachthauben
Zuſammengenäht aus allerley Alfanz
Von Geiſterbeſchwörung, vom Hexentanz,
Von Wunderkuren, vom Goldmachen
Und andern ähnlichen Siebenſachen,
Bewirket durch der Narren Stein.
Darein gehüllet, ſchläft es ein,
Das allerdurchlauchtigſte Gewiſſen,
Und ruhet ſo ſanft auf obbeſagten Küſſen,
Wie Simſon im Schoße der Delila.

Im zwey und zwanzigſten Kapitel bringt ein Wunderthäter und Schatzgräber einen verhaßten Aufklärer, wie folget, zur Ruh:

So ſchrieb ein kluges Magiſterlein
Keck in die weite Welt hinein,
„Der Wunderthäter letztes Ziel
Sey, in der Regel, unſer Beutel—"
Zur Warnung für mich und ähnliche Pinſel.
Und ſieh'! es erhob ſich ein Jammergewinſel
Von Seiten der Frommen im Lande, daß Hohn
Man ſpreche der heil'gen Religion,
Indem man ihre Pfeiler, die Wunder,
Behandle verwegen als alten Plunder,
Den man wirft in den Koth hinein.
Der Meiſter winſelte nicht; allein
Er wußte zu handeln kräftig und fein

Durch

Durch ſeine Genoſſen. Die waren, der Eine
Ein Küllerhahn — ich glaube zu Peine,
(Gott hab ihn ſelig! Er platzte vor Hochmuth.)
Der Andre ein Molch, ergriffen von Hirnwuth,
Der von der Donau Ufern her
Aus ſeiner Pfütze bis an das Nordmeer
Spie Gift in ſtinkender Jauche umher;
Der Dritte, von dem es nie worden iſt klar,
Ob eine Spinn' oder Wandlaus er war,
Dieweil er, wie ein nächtlicher Dieb,
Sein Weſen im Thüringer Walde nur trieb,
Und niemand die leichte Mühe ſich gab,
Zu ziehen die Mannsthierlarve ihm ab,
Wohinter der Unhold ſich verſteckte,
So oft er hervorkroch und gierig leckte
Den Speichel der Großen, der baß ihm ſchmeckte
Wie Honigſeim in Butter gebraten.
Durch dieſe nun ließ den Potentaten
Der Meiſter das Dächslein als Illuminaten
Und Freigeiſt und Jakobiner, verrathen.
Es ſuchte nämlich dieß Dreiblatt von Bäuchen,
In Lügen und Anſchwärzen ſeines Gleichen,
Und ging darinnen ſelbſt Belzebub vor.

Die Potentaten liehen ihr Ohr
Den giftigen Raunern. Da nahm man beym Kopf
Das kluge Dächslein, und ſperrte den Tropf

In ein gar enges Kämmerlein,
Wo Sonn und Mond ihn nie beſchienen, ein.

Nun hatte der Meiſter gewonnenes Spiel,
Und konnte der hohen Wunder ſo viel
Verrichten, als ihm nur immer gefiel,
Weil nirgend mehr im ganzen Land
Sich ein verwegener Fackelmann fand,
Der ihn in ſeinem Weſen ſtörte.

Die neue Blumenlèſe, von welcher hier die Rede iſt, gehört keineswegs zu den noch jährlich in Zahl und Fruchtbarkeit ſich mehrenden und üppig emporwachſenden Muſenalmanachen, von welchen im künftigen Januarſtück dieſer Monatsſchrift die Rede ſeyn wird; ſondern zu den Sammlungen aus ſchon vorhandenen Nazionaldichtern, aus Pfeffels Verſuchen, Herders Terpſichore, den Schweizerliedern u. ſ. w. von welchen vordem Klaudius ſang:

Ihr Kraftgeſang ſoll himmelan
mit Ungeſtüm ſich reißen!

Sie ſind, was die Stahlbäder unſern verweichlichten und erſchlafften Körpern ſeyn ſollen, und was die Lieder des Tyrtäus den muthloſen Lacedämoniern waren. Sie verdienen zum täglichen Hausbedarf in jeder kleinen Handbibliothek ſolcher Leſer zu ſtehen, die das Licht lieben, und die Werke der Finſterniß haſſen. Der Titel heißt:

Samm-

lichen und anſtändigſten Waffen ihres Geſchlechts vertheidigen konnten. Allein dieſe Cilicier waren allzuſehr Seeräuber, als daß ſie auf die Thränen und Bitten, noch ſelbſt auf die Reizungen dieſer Schönen einige Achtung gemacht hätten, welche doch in dieſem Augenblik, da Schrecken und Zagheit ihnen die Weiblichkeit (wenn es erlaubt iſt, dieſes Wort einem groſſen Dichterabzuborgen) wiedergegeben hatte, ſelbſt dem ſittſamen Agathon ſo verführeriſch vorkamen, daß er vor gut befand, ſeine nicht gerne gehorchende Augen an den Boden zu heften. Allein die Räuber hatten izt andre Sorgen, und waren nur darauf bedacht, wie ſie ihre Beute aufs ſchleunigſte in Sicherheit bringen möchten. Und ſo entgieng Agathon, für etliche nicht allzufeine Scherze über die Geſellſchaft, worinn man ihn gefunden hatte, und für ſeine Freyheit, einer Gefahr, aus der er ſeinen Gedanken nach ſich nicht zu theuer loskaufen konnte. Der Verluſt der Freyheit ſchien ihn in den Umſtänden worinn er war, wenig zu bekümmern; und in der That, da er alles übrige verlohren hatte, was die Freyheit ſchäzbar macht, ſo hatte er wenig Urſache ſich wegen eines Verluſts zu kränken, der ihm wenigſtens eine Veränderung im Unglük verſprach.

Sammlung erbaulicher Gedichte für alle die, welchen es Ernſt iſt, das Wohl ihrer — Mitmenſchen väterlich und brüderlich zu fördern. Geſammelt und herausgegeben von dem Verfaſſer der Briefe eines preuſſiſchen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig. Altona, auf Koſten des Herausgebers 1796. Die hundert Seiten lange Vorrede umfaßt in der Kürze alles, was über die wichtigſten Materien des Tages geſagt werden kann. Auf den Inhalt wird man ungefähr ſchon aus den Ueberſchriften ſchließen können, welche den Hauptabtheilungen vorgeſetzt ſind: über Fürſten und Fürſtenweſen — über Hofleute und Hofweſen — über Adliche und Adelsweſen — über Kirchenlehrer und Kirchenweſen — über Eroberungskrieger und deren Kriegsweſen — über Advokaten und Aerzteweſen.

V.

Neueſtes Werk der Frau von Stael.

Man mag auch die feinen Koterien und geſellſchaftlichen Kreiſe, welche die Frau von Stael während ihres Aufenthalts in Paris täglich um ſich verſammelt ſah,

wegen der Reinheit ihrer republikaniſchen Geſinnungen noch ſo ſehr verdächtig gemacht, und aus Partevwuth verunglimpft haben: ſo bleibt doch ſo viel gewiß, daß die Staaten aller Aufklärungen und Erfahrungen, die nur über die merkwürdigſten aller neuern Weltbegebenheiten an Ort und Stelle ſelbſt empfangen und gemacht werden konnten, ſich in dieſen Zuſammenkünften, wie in einem Brennpunkte, ſammeln und vereinigen mußten. Wer hätte nicht gern, wenn ihm der Ring des Gyges oder der Helm des Pluto zu Befehl geweſen wäre, unſichtbar in der Mitte der ausgewählteſten Menſchen ſich befinden, und den Unterſuchungen über die wichtigſten Fragen der Politik, die dießmal nicht von hohlen Spekulazionen, ſondern von friſchen, in ungeheuren Maſſen ſich aufdringenden Erfahrungen ausgingen, mit der Ruhe eines unbemerkten Theilnehmers beywohnen wollen?

Dieſen wünſchenswerthen Genuß, der in der beſchriebenen Maße freilich nur durch Feerey und Wunder möglich geweſen wäre, gewährt jetzt auf einem ganz natürlichen Wege die belebende Vorſitzerin jenes Kreiſes, die Frau von Staël ſelbſt jedem, der Luſt und Empfänglichkeit hat, folgende ſo eben von ihr herausgegebene und aus Lauſanne, ihrem jetzigen Aufenthaltsorte, unterſchriebene Schrift, mit Sammlung und Aufmerkſamkeit durchzuleſen: De l'influence des paſſions ſur le bonheur des Individus et des nations, par

Mad.

Mad. la Baronne Staël de Holstein. Lausanne 1796. I. Vol. in 8. 376. Seiten. Das bedeutende Motto ist von Virgils sterbender Dido: Quaesivit lucem coelo ingemuitque reperta.

Das Werk fängt mit einer Einleitung voll scharfsinniger und neuer Bemerkungen an, die alle dahin abzwecken die Gemüther an die jetzige Konstituzion Frankreichs zu fesseln. Sie geht von einem Grundsatz aus, der dem leidenschaftlichen Beurtheiler der Revoluzion auch in Teutschland nicht oft genug vorgesagt werden kann: Man muß die großen politischen Fragen nur in Beziehung auf sich selbst, nicht mit steter Hinsicht auf die Verheerungen, die sie begleiteten, untersuchen. Man muß sorgfältig prüfen, ob diese Unfälle aus der Natur der neuen Einrichtungen selbst nothwendig folgten, oder ob nicht diese Wirkungen der Revoluzion völlig abgesondert von der Konstituzion selbst gedacht werden können! Die Verfasserin wiederholt hier mehrmals die Versicherung, daß die eifrigsten Vertheidiger der republikanischen Freiheit diejenigen sind, die die in ihrem Name begangenen Verbrechen am heftigsten verabscheuen.

Die ganze Schrift zerfällt in zwey Haupttheile, wovon das hier angekündigte Werk nur den ersten umfaßt. Dieser ist wieder in drey Abschnitte getheilt. Der erste betrachtet jede Leidenschaft, die auf das Glück des Menschen Einfluß haben kann, insbesondere. Der zweyte analysiert die Verhältnisse gewisser Neigungen und Triebe zur Leidenschaft und zur Vernunft. Der dritte zeigt die Hülfsmittel die jeder Mensch in sich selbst hat.

Der zweyte Haupttheil, den wir noch in Zukunft zu erwarten haben, wird von einem weit größern Umfange seyn, und eine Analyse der ältern und neuern Konstituzionen in Beziehung auf den Spielraum, den sie den Leidenschaften darbieten, enthalten, und die günstigsten Resultate für die repräsentative Staatsverfassung ziehen.

Es würde in der That ſchwer halten, unter ſo vielen treffenden und eben ſo tiefhervorgehobenen als feingewendeten Bemerkungen einige ganz vorzügliche zur Probe auszuwählen. Indeſſen dürften die fürchterlich wahren Schilderungen der Parteywuth im 7. Kapitel des 1. Abſchnitts de l'eſprit de parti, die zarten Empfindungen über kindliche, natürliche, und eheliche Zärtlichkeit im 3 Kapitel des zweiten Abſchnitts, und das Herzergreifende, mit großen Zügen entworfene Gemälde der die Menſchen über ſich ſelbſt erhebenden religiöſen Begeiſterung, durch das Beyſpiel des unglücklichen Ludewig 16. beſtätigt, vielleicht auch bey ſolchen, denen manches in dieſer Schrift zu geſucht, gekünſtelt und vergeiſtigt vorkommen könnte, ihres Eindrucks nicht verfehlen.

Ich wähle daher dieſe letzte Stelle S. 282. ff. um die Aufmerkſamkeit der Leſer aufs Ganze deſto mehr zu erwecken.

„Grade in dem Zeitpunkte, wo die Klügeleien der Vernunft die Möglichkeit eines unbedingten Glaubens ſo zweifelhaft gemacht haben, finden wir die erhabenſten Beiſpiele dieſes Glaubens und ſeines Einfluſſes auf die Gemüther bey den unglücklichen Revoluzionsopfern.— Ein einzelner Menſch ſah alle Genüſſe in ſeiner Perſon vereinigt. Das Loos der Menſchheit ſchien ſich für ihn erweitert und was ſonſt nur im Reiche der Fantaſie gefunden wird, in die Wirklichkeit herabgezaubert zu haben. König von 25 Millionen Menſchen, umfaßte er alle Beglückungen dieſer Menge mit einem Griff, um die ihm allein aufgeſparte Freude zu haben, ſie aufs neue austheilen zu können. Im Purpur erzogen, dachte und handelte er nur nach dieſer Vorſtellungsart. Der Zufall ſelbſt, der im Lauf ſo vieler Jahrhunderte für dieß Königsgeſchlecht ſeine Willkühr abgelegt zu haben ſchien, zeigte ihm nicht einmal eine Möglichkeit des Umſturzes und hatte ihn auch nicht auf eine einzige Idee des Schmerzes

ges vorbereitet. Die freudige Selbſtzufriedenheit mit ſeiner Tugend war nie durch innere Vorwürfe unterbrochen, der Friede ſeiner Seele nie getrübt worden. So ſchienen Stand und Denkart ihn den Schlägen des Schickſals nackend und unbewaffnet zu überliefern. Der erſte Unfall mußte ihn ganz zu Boden drücken. Und doch war eben dieſer Menſch, der nicht Kraft genug hatte ſein Anſehn zu behaupten, deſſen von Natur ſchwankender und furchtſamer Geiſt weder ſeinen eigenen Ueberzeugungen zu folgen, noch die Rathſchläge eines andern anzunehmen vermochte, auf einmal der bewundernswürdigſten Entſchloſſenheit fähig, Schmach und Tod zu erdulden. Ludwig 16. war König unter den Stürmen einer in der Geſchichte beyſpielloſen Staatsumwälzung. Die Leidenſchaften kämpften über die Frage: ob er ſeyn oder nicht ſeyn ſollte. Er ſtellte in ſich alle die Ideen zur Schau, gegen welche jene Leidenſchaften Fackel und Schwert ergriffen. Mitten durch alle dieſe Stürme waren die Grundſätze einer unaufgeklärten Frömmigkeit ſein einziger Leitſtern, und in dem entſcheidenden Augenblicke, wo nur die Religion noch triumfieren kann, wo das Uebel jede Hoffnung ausſchließt, verherrlichte ſich die Allgewalt des Glaubens in Ludewigs Betragen. Die dadurch bewirkte unerſchütterliche Feſtigkeit tilgte jeden Schatten der Schwächlichkeit aus ſeiner Seele. Der Heldenſinn der Filoſofie muß ſich vor dieſer reinen Hingebung auf die Kniee werfen. Er verhielt ſich bey allen Ankündigungen des Schreckens nur leidend, und zeigte doch dabey das zarteſte Gefühl der Liebe gegen das, was ihm theuer war, gleichſam als wenn ſich ſeine Lebenskräfte im Augenblick des Todes ſelbſt verdoppelt hätten. Er zählte die Schritte, die ihn vom Thron aufs Blutgerüſte führten, und zitterte nicht. Er behielt ſein volles Bewuſtſeyn bis zum fürchterlichen Augenblicke, wo ihm das erhabene: Sohn des heiligen Ludewig, ſteig auf gen Himmel! zugerufen wurde.

wurde. Seine fromme Entzückung war so groß, daß wir die Muthmaßung wagen dürfen, auch der letzte Augenblick seines Bewußtseyns habe dem Schrecken des Todes nicht zugehört." (Telle était son exaltation religieuse, qu'il est permis de croire que ce dernier moment même n'appartint point dans son ame à l'épouvante de la mort.)

Ueber die Leidenschaft der Liebe hat die Verfasserin ihre eigene Vorstellungsart, die bey vielen ihrer Leserinnen leicht als Ketzerey oder Uebertreibung gelten dürfte. Sie scheint hier das Hochtragische allem andern vorzuziehen.

Der Moniteur, welcher eine weitläuftige Beurtheilung und mehrere Auszüge aus dieser Schrift liefert, und ihr im Ganzen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, fügt doch die Erinnerung hinzu, que l'auteur est plus versée dans la théorie de la liberté que dans la connaissance pratique de la révolution: delà un peu de vague dans quelques morceaux, une trop grande extension à quelques maximes; delà quelques préventions injustes contre certains hommes qui ont mérité la reconnoissance éternelle de tous les républicains.

Wirklich sind einige stark, wenn auch, um der Einheit des Tons nicht zu schaden, eben nicht bittere Ausfälle gegen Kondorcet in einer Schrift, die in mehr als Einer ihrer vollen Idee mit Kondorcets letztem Vermächtnisse, der Esquisse des progrès de l'esprit humain, freundschaftlich zusammentrifft. B.

VI.

Bitte des Herausgebers des N. T. Merkurs an alle, welche die Zeitschrift bisher gehalten haben und fortsetzen, oder sich künftig anzuschaffen gedenken.

Das Publikum beklagt sich, wie ich höre, darüber daß alle Jahre die ersten Monate des Jahrgangs

so

ſo ſpät herauskämen, und es ſind auch bey mir ſelbſt aus vielen, beſonders entfernten Gegenden, Beſchwerden hierüber geführt worden, welchen ich, ſo viel an mir liegt, abgeholfen wiſſen möchte.

Da dies aber nicht geſchehen kann, ohne daß man die wahre Urſache, die zu dieſen Klagen Anlaß giebt, kenne, ſo mache ich hiemit bekannt, daß ſie keinesweges an zu ſpätem Druck der erſten Monatsſtücke, ſondern ganz allein darin liege, das die Beſtellungen für den neuen Jahrgang von vielen Orten ſo ſpät gemacht worden.

Ich erſuche alſo alle welche den N. T. Merkur ferner zu halten oder ſich für künftigen Jahrgang zu abbonnieren geſonnen ſind, die Beſtellung ſpäteſtens bis gegen die Mitte des Januars 1797. bey dem Buchhändler, von welchem Sie denſelben zu erhalten gewohnt ſind, zu machen; die ſämmtlichen Herren Buchhändler aber, die Anzahl der Exemplare, welche ſie nöthig haben, binnen der beſagten Zeit dem Hrn. Buchhändler Göſchen in Leipzig (als meinem Kommiſſionär für die Exemplare, die durch Buchhändler verkauft werden) ungeſäumt anzuzeigen; welcher dann gehörige Sorge tragen wird, daß jeder zeitige Beſteller ſeine Exemplare auch zeitig erhalten ſoll.

Eben dieſes Anſuchen ſtelle ich auch an diejenigen, welchen es bisher gelegener geweſen und auch künftig gelegener ſeyn möchte, den Merkur durch das Poſtamt ihres Ortes zu erhalten und vermittelſt deſſelben von dem Kaiſerl. O. Poſtamt in Erfurt

furt verschreiben zu lassen. Wird das letztere durch zeitige Bestellungen von allen den Postämtern, deren Zeitungs-Expedizionen sich mit diesem Geschäfte befassen, in den Stand gesetzt, sich zu rechter Zeit bey der hiesigen Expedizion des Merkurs zu melden, so wird die Schuld an uns nicht liegen, wenn nicht jedes Monatsstück vor Ablauf desselben Monats in die Hände der Abonnenten kommt.

Ich hoffe, daß man die Zweckmäßigkeit dieser Veranstaltung von selbst anerkennen, und sie auch aus dem Grunde um so nöthiger finden wird, weil sonst der seit kurzem angefangene Briefwechsel aus Frankreich, England und a. L. mit dem Reiz der Neuheit einen großen Theil seines Interesse verlieren würde.

Auch wird man sowohl aus diesem nicht ohne Kosten zu führenden Briefwechsel, wobey die Briefe nicht nach der jetzt in so vielen Journalen beliebten Sitte, von dem Redakteur an den Redakteur geschrieben werden, als auch aus den kürzern Anzeigen der merkwürdigsten litterarischen Produkte des Auslandes und Inlandes, den guten Willen des Herausgebers, dieser betagten Monatsschrift immer einige Reize der Jugend zu erhalten, leicht beurtheilen können. Weimar, den 8. December 1796.

Wieland.

Inhalt
des dritten Bandes.

September.

I. Blumen asiatischer Dichtkunst . . . S. 3
II. Leclercs republikanische Blicke auf die Musik. — 22
III. Hymens Meisterstück. Eine Erzählung. — 41
IV. Ueber die Kunst zu gefallen. Zur Bildung des schönen Geschlechts. . . . — 46
V. Die getröstete Venus. Eine Kantate. . — 61
VI. Nachrichten von dem berühmten Kapellmeister Sacchini. . . . — 67
VII. Fortsetzung der Betrachtung der schönen Natur, in Rücksicht auf die Werke der Kunst ꝛc. . . . . — 75
VIII. Auszug eines Briefs aus England. . — 90
IX. Einige Anekdoten den großen Bako betreffend. . . . . — 98
X. Litterarische Anzeige einer teutschen Uebersetzung des Vitruvius. . . . — 108
XI. Anzeige. . . . — 111

Oktober.

I. Fortsetzung der Auszüge aus Ouseley's orientalischer Sammlung. . . . S. 113
II. Englische Hexameter. . . — 121
III. Gedichte. . . . — 133
IV. Ueber Theokrit und seine Idyllen, Fragmente. — 141
V. Vorkenntnisse zum Urtheil über die mit miß zusammengesetzten Zeitwörter. . . — 171
VI. Briefe aus Paris., An den Herausgeber des T. M. . . . — 179
VII. Bruchstück aus einem noch ungedruckten Roman. . . . — 192
VIII. Auszug eines Briefs aus England. . — 209
IX. Anzeigen aus der neuesten französischen Litteratur. . . . — 221

November.

I. Karakteriſtik von Danton und Robespierre. S. 225
II. Oreſt. Fragment einer tragiſchen Opérette dieſes Nahmens. — 235
III. Ueber die Kunſtplünderungen in Italien und Rom. — 249
IV. Briefe aus Paris an den Herausgeber des T. Merkurs. Zweyter Brief. — 280
V. An die Freunde der Literatur. Ode, dem Herrn HR Bernard v. Jeniſch geſungen. — 309
VI. Auszüge aus Briefen. Aus London. — Aus Zürich, ein merkwürdiges Gemälde Pfeffels betreffend — Rom — Halle — Göttingen. — 313
VII. Bitte des Herausgebers des N. T. Merkurs an alle, welche die Zeitſchrift bisher gehalten, oder ſich künftig anzuſchaffen gedenken. — 327

December.

I. Zur Geſchichte der Verehrung der heiligen Jungfrau. S. 330
II. Die Stände der Menſchen (Fortſetzung) — 638
III. Ueber die Frühlingsfeier Meſſihs. — 371
IV. Auszüge aus Briefen.
1. Auswärtige Korreſpondenz. — 388
1) Paris 2) Edinburg. 3) London. 4) London.
2. Inländiſche Korreſpondenz. — 402
1) Wien. 2) Halle. 3) Helmſtädt. 3) Kiel.
V. Der neue Froſchmäusler und eine neue Blumenleſe älterer Lieder. — 409
VI. Bitte des Herausgebers des N. T. Merkurs an alle, welche die Zeitſchrift bisher gehalten haben und fortzuſetzen, oder ſich künftig anzuſchaffen gedenken. — 421

Viertes Capitel.

Agathon wird zu Schiffe gebracht.

Nachdem die Cilicier mit ihrer geſamten Beute wieder zu Schiffe gegangen, und die Theilung derſelben mit gröſſerer Eintracht, als womit die Vorſteher einer kleinen Republik ſich in die öffentlichen Einkünfte zu theilen pflegen, geendiget hatten; brachten ſie den Reſt der Nacht mit einem Schmauſe zu, bey welchem ſie nicht vergaßen, ſich wegen der mehr als ſtoiſchen Unempfindlichkeit, die ſie bey Eroberung der thraciſchen Schönen bewieſen hatten, ſchadlos zu halten. Unterdeſſen aber, daß das ganze Schiff beſchäftiget war, das angefangne Bacchusfeſt zu vollenden, hatte ſich Agathon unbemerkt in einen Winkel zurük gezogen, wo er vor Müdigkeit abermals einſchlummerte, und den Traum gerne fortgeſezt hätte, aus welchem ihn das Evan Evan der berauſchten Mänaden gewekt hatte.

Neuer Teutſcher Merkur.

1. Stück 1797.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Rafaels Tapeten. Erſte Vorleſung. Von Herrn Fernow in Rom. S. 3

II. Ueber die Fabel vom Kampf des Skamander mit dem Achill, aus der Ilias Buch XXI. Von Hr. Rath Lemz in Gotha. — 33

III. Hr. von Sonnenfels patriotiſches Bedenken. Ein Beytrag zur öſterreichiſchen Geſetzgebung. — 41

IV. Auszüge aus Briefen.

1. Auswärtige Korreſpondenz.

1. Aus London über Burke. — 46

2. Aus Edinburg über Buchanan. — 50

3. Aus Neapel von Herrn Direktor W. Tiſchbein. — 53

4. Aus Rom von Hr. Kanonikus Uhden. — 53

2. Inländiſche Korreſpondenz.

1. Aus Halle, Hrn. Falk betreffend. — 57

2. Aus Dresden. Ueber Kunſtkabinette und Wackers Sammlungen. — 59

3. Aus Leipzig. Kirchliche Aufklärung in Sachſen. — 62

V. Die Muſenalmanache für das Jahr 1797. Ein Geſpräch zwiſchen einem Freunde und dem Herausgeber des Merkurs. — 64

VI. Ein Blick ins Haus der Gemeinen im November 1796. — Von Hrn. Hüttner in London. — 100

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eins dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Caſpari's, Profeſſors zu Jena, vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung ꝛc. 3b. welcher die allgemeine Einleitung in ie mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie und den Oeſterreichiſchen, Bayriſchen, Schwäbiſchen und Fränkiſchen Kreis enthält, 70 Bogen in groß Oktavo 3 Rthlr. oder 5 fl. 4 kr. iſt nun erſchienen und bereits an alle Subſcribenen und Buchhandlungen verſandt, an welche letztere, ber auch an uns ſelbſt, ſich die fernern Liebhaber dazu enden können. Die zu dieſem Bande beſtimmten 4 oßen illuminirten Landkarten liefern wir in einigen ochen, und dieſe werden dann für 1 Rthlr. oder 1 fl. 3 kr. zu haben ſeyn. Weimar im December 1796.

F. S. privil. Induſtrie-Comptoir.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1797.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Erſter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Weimar 1797.

Der neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1797.

I.

Rafaels Tapeten.*)

Erſte Vorleſung.

Unter den zahlloſen religiöſen Feſten des neuen Roms, welche im Laufe des Jahres den frommen Müßiggang ſowohl der Pfaffen als des Volks faſt unaufhörlich beſchäftigen, und das Einerley der alltäglichen Andachtsübungen mit dem Reize der Abwechs

*) Die Zeichnungen auf den Tapeten Rafaels (in der römiſchen Kunſtſprache am meiſten unter der Benennung i razzi di Raffaello bekannt) verdienten um ihrer hohen Kunſtvollendung willen gewiß eben ſo fleißig ſtudiert und beſchrieben zu werden, als die Loggie und Stanze auf dem Vatikan. Und doch hörte man zehnmahl öfter von dieſen leztern ſprechen. Die erſtern kennt man gewöhnlich nur aus 5 mittelmäßigen von Sorello geſtochnen Blättern, die weder vollſtändig, noch in dem, was ſie abbilden, treu und zuverläßig ſind. S. Heinicke von Künſtlern und

wechselung würzen, zeichnet ſich das Frohnleichnamsfeſt in mehr als Einer Rückſicht vorzüglich aus. Der blendende Pomp der feyerlichprächtigen Prozeſſion, wodurch das Oberhaupt der Kirche mit einem ungeheuren Gefolge von Kardinälen, Biſchöfen, Prälaten und Mönchen der ſämmtlichen Orden dieſen Tag verherrlicht; der ganze morgenländiſch-gothiſche Apparat dieſes heiligen Schaugepränges; [illegible] unabſehbare unter den feſtlichgeſchmückten Arkaden des Petersplatzes langſam ſich fortbewegende Zug; [illegible] die majeſtätiſche Gruppe des Papſtes, der, rings von einem weiten, ſchimmernden Atlasgewande umfloſſen, unter einem Baldachine vor der geweihten Hoſtie knieend, gleich einer Gottheit über der zahlloſen Volksmenge emporgetragen, vorüberſchwebt, — alles dies vereinigt ſich zu einem merkwürdigen, in ſeiner Art einzigen Schauſpiele für den Menſchenbeobachter, welcher noch nicht Gelegenheit gehabt

und Kunſtſachen Th. II. S. 350. Man wird daher zwey Vorleſungen über dieſe nur zu oft überſehenen Kunſtwerke von eben dem einſichtsvollen Künſtler, der uns in frühern Stücken des Merkurs ſo intereſſante Bemerkungen über die Ideale und den Geiſt des großen Rafael mittheilte, gewiß nicht ohne Vergnügen und wahre Belehrung leſen. Man hängt dieſe Tapeten nur einmal im Jahr beym feierlichſten Feſtgepränge auf. Gewiß kann alſo der Teutſche Merkur mit keinem ſchönern Schmuck ins neue Jahr eintreten, als mit einem ſo hochgeprieſenen und doch ſo wenig gekannten Kunſtwerk.

Anmerk. d. Herausg.

Fünftes Capitel.

Eine Entdeckung.

Die aufgehende Sonne, die von der roſenfingrichten Aurora angekündiget, das Joniſche Meer mit ihren erſten Stralen vergoldete, fand alle diejenigen, mit dem Virgil zu reden, von Wein und Schlaf begraben, welche die Nacht durch dem Bacchus und ſeiner Göttin Schweſter geopfert hatten. Nur Agathon, der gewohnt war mit der Morgenröthe zu erwachen, wurde von den erſten Stralen geweckt, die in horizontalen Linien an ſeiner Stirne hinſchlüpften. Indem er die Augen aufſchlug, ſah er einen jungen Menſchen in einer Sclaven-Kleidung vor ſich ſtehen, der ihn mit groſſer Aufmerkſamkeit betrachtete. So ſchön als Agathon war, ſo ſchien er doch von dieſem liebenswürdigen Jüngling an Feinheit der Geſtalt und Farbe übertroffen zu werden; in der That hatte er in ſeiner Geſichtsbildung und in ſeiner ganzen Figur etwas ſo jungfräuliches, daß er, gleich dem ſchönen Liebling des Horaz, in weiblicher Kleidung unter einer Schaar von Mädchen gemiſcht, gar leicht das Auge des ſchärfſten Kenners betrogen haben würde. Agathon erwiederte den Anblik dieſes jungen Sclaven mit einer Aufmerkſamkeit, in welcher ein angenehmes Erſtaunen nach und nach ſich bis zur Entzükung erhob. Eben dieſe Bewegungen enthüllten ſich auch in dem anmuthigen Geſichte des jungen

Sclaven;

gehabt hat, die Macht eines religiösen Wahns im Großen wirken zu sehen. Denn einen so glänzenden Triumf kann der Aberglaube nur in Rom feyern. Und wenn auch dieser Gedanke ihn in dem Moment des allgemeinen Sinnenrausches nüchtern erhält, so wird doch selbst das lebhafteste Gefühl der Indignazion, welche er erzeugen muß, nicht im Stande seyn, den betäubenden Eindruck der Gegenwart zu vernichten. Sein Sinn wird der Macht eines Effekts unterliegen; gegen dessen Ursache und Zweck seine Vernunft sich empört. Darum läßt auch alle diese blendende Herrlichkeit, so sehr sie die Neugier des Augenblicks zu befriedigen geschickt ist, wie jeder Genuß von dem der Geist sich nichts bleibendes zueignen kann, eine Leere im Gemüth zurück und das unangenehme Gefühl der Erschlaffung einer von dem Gedränge so vieler Gegenstände übersüllten Einbildungskraft. Man fühlt sich für immer von dem einmahligen Anblick gesättigt.

Aber dies Fest bietet zugleich einen andern Genuß dar, dessen man nicht leicht überdrüßig wird, der den Geist zu edlern Gefühlen erhebt, und um dessentwillen der Freund des Schönen der Wiederkehr desselben im folgenden Jahre mit neuem Verlangen entgegen sieht. Diesen Genuß gewähren die Teppiche Rafaels, die während jener Feyerlichkeit in der Halle, welche vom Petersplatz in den Vatikan führt, zur Prachtschau ausgehängt werden. Sie sind nur in diesen wenigen Tagen sichtbar, und die

Seltenheit ihres Anblicks erhöhet die Aufmerksamkeit des Betrachters und den Werth dieser flüchtigen Stunden.

Man hat hier Gelegenheit, die allgemeine und große Wirkung dieser Werke auf das Gefühl selbst der untersten Volksklasse zu beobachten, und sich zu überzeugen, daß Rafael eben so gewiß ein Volksmahler, als Homer ein Volksdichter seiner Zeit war. Die Plätze vor der Predigt des Apostels Paulus an das athenische Volk, vor der Anbetung der Weisen, dem Ananias und besonders vor dem Kindermord, sind selten leer von Zuschauern aus dem gemeinen Volke, welche durch die frohe Lebhaftigkeit, womit sie einander ihre Empfindungen mittheilen, ihr Interesse an diesen Darstellungen zu erkennen geben, deren Inhalt ihnen von Jugend auf bekannt, und durch die Religion ihrem Gefühle geheiligt ist. Und doch sind die besten dieser Tapeten, wie sie in Rom gesehen werden, nur Schatten ihrer Urbilder, der bekannten sieben in England befindlichen Kartons, von welchen Richardson, — meines Wissens der Einzige, der von diesen Kunstwerken auf eine ihrer würdige Art geschrieben hat, — mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet, daß sie einen höhern und vollkommneren Begriff von Rafaels Geist zu geben fähig sind, als die Zimmer des Vatikan. Aber ungeachtet alles dessen, was diese Darstellungen unter den geistlosen Händen der Tapetenwirker eingebüßt haben; ungeachtet der vielen und groben Verzeichnungen,

des verblichenen Kolorits und der Härte der Umrisse, wodurch der Ausdruck nur zu oft zur Karrikatur geworden ist; ungeachtet des gänzlichen Mangels an Haltung, Harmonie und Farbeneffekt, — mit einem Worte, alles dessen, was bloß den Sinn ergetzen kan, geben sie, so entstellt sie auch sind, doch einen so vollen ästhetischen Genuß und sind eine so reiche Quelle von Schönheiten, daß wir, gerührt durch die noch vorhandenen Vortrefflichkeiten, bald jene Mängel vergessen, und auch in diesem dürftigen Gewande die reiche Fülle des Rafaelischen Genius bewundern.

Dies völlige Entblößtseyn von allem Reize einer mit Kunst und Liebe besorgten Ausführung, dieser gänzliche Mangel des mechanischen Verdienstes, ja der überall sichtbare Nachtheil, den der Geist dieser Werke dadurch in Form und Ausdruck nothwendig hat erleiden müssen, ohne ihnen ihre wesentlichen Vortrefflichkeiten rauben zu können, müssen jeden Betrachter zu der Bemerkung führen, daß das wahre Verdienst eines dramatischen Gemähldes, so sehr uns auch immer die mechanische Vollendung darin erfreut, von jenen äußern Vorzügen und Mängeln eben so unabhängig seyn müsse, wie eine edle und schöne Menschenseele von der Gebrechlichkeit oder Wohlgestalt ihres Körpers. Die Wahrheit dieser Bemerkung, die sich ihm bey Rafaels meisten Werken in den Stanzen und Logen des Vatikans und in der Farnesina schon öfter aufgedrungen hat, wird

hier eine noch hellere Evidenz erhalten. Wenn man das äſthetiſche Verdienſt in den Teppichen mit ihrer mechaniſchen Ausführung zuſammenhält, ſo muß man bekennen, daß ſie einerſeits das Vortrefflichſte, aber andererſeits auch das Schlechteſte ſind, was die neuere Mahlerey beſizt. Und wenn man den hohen Genuß, den jede neue Betrachtung der Werke Räfaels um ſo voller gewährt, je inniger man allmählich mit dem Geiſte und der Empfindung des Künſtlers vertraut wird, gegen das Vergnügen hält, welches die größten Meiſterſtücke eines kühnen oder gefälligen Pinſels, vereint mit allem Zauber eines blendenden Licht- und Farbeneffekts geben können; — wenn wir den beſten dieſer Teppiche mit dem beſten Gemählde Korreggio's in die Waage legen: ſo wird unſer Gefühl, wenn wir es anders von den ſchädlichen Einflüſſen eines wollüſtigen Modegeſchmacks oder einer oberflächlichen Kunſtkennerey unverſtimmt und der ſchönen Natur getreu bewahrt haben, nicht lange in der Entſcheidung ſchwanken. Wir werden jedem Werke in ſeiner Art eine hohe Vortrefflichkeit, — wir werden ſogar dem Bilde Korreggio's die ausſchließende Zauberkraft unſern Sinn zu entzücken, mit Freuden zugeſtehen: aber unſer Geiſt, unſer Menſchengefühl wird dem höhern Kunſtverdienſte Rafaels in dem anſpruchsloſen Teppiche huldigen und ihm den Preis der Schönheit weihen.

So gewiß iſt es, daß ein aus lebendiger Empfindung hervorgegangenes Kunſtwerk auch des erhabens

habenſten und gebildetſten Geiſtes, wenn es nur nicht den Stempel der Gelehrſamkeit oder eines gekünſtelten Ausdrucks, ſondern das einfache Gepräge der Natur trägt, zu dem Gefühle jedes Menſchen verſtändlich ſpricht. Ja ich wage zu behaupten, daß ein Werk der bildenden Kunſt und vorzugsweiſe der dramatiſchen Mahlerey, welchem dieſe allgemeine Verſtändlichkeit eines natürlichen Ausdrucks, dieſe magiſche Kraft das Gefühl jedes Menſchen, es ſey durch das Intereſſe des Inhalts, oder durch Größe, oder durch Schönheit der Darſtellung, zu rühren mangelt, den wahren Zweck ſeines Daſeyns nicht erfüllt.

Die Sprache der bildenden Künſte ſoll allgemein verſtändlich ſeyn, weil ſie ſich zu ihren Darſtellungen natürlicher Zeichen bedienen, und weil das Intereſſanteſte, was ſie auszudrücken haben und ihrer Natur gemäß am vollkommenſten ausdrücken können: — beſtimmte Zuſtände des Gemüths, wie ſie ſich durch ſichtbare Veränderung an der Menſchengeſtalt äußern, — in der Natur jedem Menſchen vermittelſt ſeines fyſiognomiſchen und ſympathetiſchen Gefühles verſtändlich iſt. Wenn der Künſtler dieſen Zweck feſt im Auge hat und durch die Kraft ſeines gebildeten Talents mit Wahrheit und Schönheit ausführt, ſo werden ſeine Werke jedem Zeitalter und jeder Menſchenklaſſe verſtändlich ſeyn. Sie werden den Ausdruck der, unter allen Modifikazionen künſtlicher Sitten immer gleichen Menſchen-

natur enthalten. Es bedarf hier wohl keiner Erinnerung, daß zwiſchen Werken der bildenden Künſte und der Dichtkunſt ein weſentlicher Unterſchied Statt findet, und daß man dieſe Foderung nicht eben ſo an dieſe wie an jene machen darf.

Die Dichtkunſt bedient ſich zu ihren Darſtellungen willkührlicher Zeichen, und was dieſe am vollkommenſten ausdrücken können, ſind Ideen und Gedanken, die der Dichter, um ſie dem innern Sinne anſchaulich und fühlbar zu machen, in das Gewand der Empfindung und des bildlichen Ausdrucks kleidet. Werke der Dichtkunſt dürfen von dem, welcher auf ihren Genuß Anſpruch macht, mit Recht eine höhere Kultur, eine Erhebung des Geiſtes zu Ideen fodern, und ſie können der untern Volksklaſſe nur in dem Falle verſtändlich ſeyn und gefallen, wenn ſie Gegenſtände aus ihrer Sfäre, aus dem niedern Kreiſe des alltäglichen Lebens darſtellen. Die erhabenſten Ideen in Klopſtocks Oden, die vortreflichſten Scenen in Schillers Don Karlos, die ſchönſten Stellen in Göthe's Ifigenie oder Taſſo werden den ungebildeten Haufen ungerührt laſſen, weil ſie ihm unverſtändlich ſind. Raſaels Scenen des Kindermords, ſein Paulus der den Athenern predigt, ſein Chriſtus der dem Petrus die Schlüſſel übergiebt, ſein erblindender Zauberer Elymas, ſeine Anbetung der Hirten ꝛc. ſind jedem der ſie betrachtet, dem ungebildeten Landmanne wie dem kultivierten Städter, durch die große Deutlichkeit

keit der Handlung, durch die treffliche Wahrheit des Ausdrucks verſtändlich. Sie rühren jedes Menſchenherz, und ihr Inhalt erklärt ſich, auch wenn man mit der Begebenheit nicht bekannt wäre, völlig durch ſich ſelbſt, ohne daß dieſe Popularität eine Einſchränkung der höheren Kunſtſchönheiten nöthig machte. Dieſe Werke Rafaels rechtfertigen ihre Popularität dadurch, daß ſie nicht weniger den geläuterten Geſchmack des gründlichen Kenners durch die höheren Schönheiten des Stils in Kompoſizion, Wahl und weiſer Anordnung aller Theile zu einem mahleriſch ſchönen Ganzen befriedigen, als ſie durch die große Natürlichkeit der Handlung und des Ausdrucks, durch die ſchmuckloſe Klarheit der Darſtellung den ſchlichten Menſchenſinn rühren und erfreuen.

Dieſe Allgemeinheit der Wirkung iſt ein weſentlicher Vorzug der bildenden Künſte vor den redenden, und beide ſtehen darin im Gegenſatze, daß die eine nur darf was die andere ſoll. So wenig eine ſolche Popularität der Darſtellung und des Ausdrucks, wodurch das Kunſtwerk jeder Menſchenklaſſe gleich verſtändlich wäre, die ganze Beſtimmung und der höchſte Zweck der Dichtkunſt ſeyn kann, eben ſo wenig darf die dramatiſche Mahlerey ſich von derſelben je entfernen. Die Dichtkunſt ſoll Ideen behandeln, die ſich über die Sfäre des gemeinen Lebens erheben; ſie ſoll durch Darſtellung einer veredelten Menſchheit den Geiſt aus der beſchränk-

ſchränkten Wirklichkeit in das Gebiet der Ideale emportragen: aber ſie darf ſich auch über Objekte des wirklichen Lebens, in ſoweit ſie einer ſchönen Darſtellung fähig ſind, verbreiten. Jenes iſt ihr höchſter, gebotener, — dieſes ihr erlaubter Zweck.

Die dramatiſche Mahlerey hingegen findet ihren Stoff nur in intereſſanten Scenen des Lebens, wie entweder die Geſchichte ſie aus der Wirklichkeit geſchöpft, oder die Fabel ſie im Scheine der Wahrheit erdichtet hat, oder wie ſie uns in lebendiger Gegenwart umgeben. Daß dieſer Stoff bey allem Gepräge individueller Wahrheit in der Darſtellung nicht gemein und niedrig werde, verhütet ſie durch die Wahl edlerer Formen und eines durch Schönheit und Würde getragenen Ausdrucks, und da, wo die Begebenheit in der dämmernden Ferne der Vorwelt ruht, durch die dem Schönen ſo günſtige Freiheit eines idealiſchen Koſtums. Selbſt die Gottheiten des alten und neuen Mythus müſſen, weil ſie in menſchlicher Geſtalt auftreten, immer als wirkliche Menſchen empfinden und handeln. Die höhere Majeſtät, Würde und Schönheit ihres Weſens darf die Natürlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks nicht ſchwächen; denn wo dieſer in einer Handlung unbeſtimmt und unverſtändlich erſcheint, da geht das Intereſſe der Darſtellung verloren, oder löſt ſich in kalte Bewunderung auf.

Ein Künſtler ſoll vor allem das leiſten, wozu er durch ſeinen Kunſtzweck an ſich verpflichtet iſt,

und

und wozu er ſich auſſerdem durch die Wahl des Objekts ſelbſt verpflichtet. Der Zweck des Bildners kündigt in ſeinen Darſtellungen nur lebendige Geſtalt und phyſiognomiſchen Karakter an; giebt er uns dieſe, ſo ſind wir befriedigt. Der dramatiſche Mahler hingegen iſt durch das Weſen ſeiner Kunſt verpflichtet, nebſt Geſtalt und Karakter auch noch den momentanen Ausdruck handelnder Geſtalten, beſtimmt, verſtändlich und dem Ganzen der Handlung angemeſſen zu geben, und Nichts kann ihn der Leiſtung einer Pflicht entbinden, die der Zweck ſeiner Kunſt ihm als nothwendig auflegt.

Die Dichtkunſt waltet unumſchränkt im Reiche der Ideen, als in ihrem eigenſten Gebiete. Ihr ſteht in dem unermeßlichen Raume eine unendliche Reihe von Zeitmomenten zu Gebote, und nur nach freiem Belieben, nie nothwendig, knüpft ſie ihre Ideen an Scenen des wirklichen Lebens. Auch ohne ſich zur Wirklichkeit herabzulaſſen, kann ſie ihren Zweck ſchon in der Region des Möglichen ganz erfüllen, und ihren unkörperlichen Stoff durch die Fantaſie in die lebendige Gegenwart der Empfindung zaubern. Die Mahlerey hingegen darf, auch wenn ſie ſich zum Ideale erhebt, nie aus den Schranken des Wirklichen treten, und auch hier hat ſie nur einen einzigen Zeitmoment in einem engen durch die Sfäre des Auges beſchränkten Raume, in den ſie ihr Objekt einſchließen, in den ſie den ganzen Reichthum ihrer Darſtellung zuſammendrängen muß. Ihre

re ſtumme Sprache hat nur drey Zeichen, durch die ſie zu unſerm Geiſte redet: Geſtalt, Karakter, Gebehrde. In dieſem engen Kreiſe liegt das ganze Vermögen ihres Ausdrucks. Weil aber die Mahlerey gerade in jener Beſchränktheit des Zeitmoments ihre rührendſte Energie, und in der allgemeinen Verſtändlichkeit des fyſiognomiſchen und mimiſchen Ausdrucks ihren größten Reichthum zeigen kann: ſo müſſen auch Darſtellungen von Scenen des wirklichen Lebens, die in einem Moment der Zeit eine intereſſante, durch den mimiſchen Ausdruck beſtimmter Gemüthszuſtände ſich vollſtändig erklärende Handlung enthalten, der eigentliche, gebotene Zweck, — Darſtellungen idealiſcher Objekte hingegen, welche, ohne das Intereſſe einer wirklichen Handlung und eines momentanen Gemüthszuſtandes, bloß den Begriff idealiſcher Weſen durch karakteriſtiſche Formen ſymboliſch, oder in einer erdichteten Handlung ſolcher Weſen allegoriſch repräſentieren, — nur der erlaubte Zweck der dramatiſchen Mahlerey ſeyn. Oder mit andern Worten: weder Symbolik noch Allegorie noch bloße Repräſentazion, ſondern Darſtellung einer wahren oder erdichteten Handlung menſchlicher oder doch menſchlich empfindender Weſen aus Geſchichte, Fabel oder wirklichem Leben, iſt der eigentliche und höchſte Zweck der dramatiſchen Mahlerey.

Der Einwurf, daß ein Künſtler durch andere Vortrefflichkeiten, wie z. B. durch eine feurige in

Sclaven; ihre Seelen erkannten einander in eben demſelben Augenblike, und ſchienen durch ihre Blike ſchon in einander zu flieſſen, eh ihre Arme ſich umfangen, und die von Entzükung bebende Lippen - Pſyche - Agathon, ausrufen konnten. Sie ſchwiegen eine lange Zeit; dasjenige, was ſie empfanden, war über allen Ausdruk; und wozu bedurften ſie der Worte? Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn ſich die Seelen einander unmittelbar mittheilen, ſich unmittelbar anſchauen und berühren, und in einem Augenblik mehr empfinden, als die Zunge der Muſen ſelbſt in ganzen Jahren auszuſprechen vermöchte. Die Sonne würde vielleicht unbemerkt über ihrem Haupt hinweg, und wieder in den Ocean hinab geſtiegen ſeyn, ohne daß ſie in den fortdaurenden Augenblik der Entzükung den Wechſel der Stunden bemerkt hätten; wenn nicht Agathon dem es allerdings zukam hierinn der erſte zu ſeyn, ſich mit ſanfter Gewalt aus den Armen ſeiner Pſyche losgewunden hätte, um von ihr zu erfahren, durch was für einen Zufall ſie in die Gewalt der Seeräuber gekommen ſey. Die Zeit iſt koſtbar, liebſte Pſyche ſagte er, wir müſſen uns der Augenblike bemächtigen, da dieſe Barbaren, von der Gewalt ihres Gottes bezwungen, zu Boden liegen. Erzähle mir, durch was für einen Zufall wurdeſt du von meiner Seite geriſſen, ohne daß es mir möglich war zu erfahren, wie oder wohin? Und wie finde ich dich izt in dieſem Sclavenkleid, und in der Gewalt dieſer Seeräuber?

Sechſtes

geräuſchvollen Kompoſizionen mit ihrer Kraft ſchwelgende Fantaſie, durch Witz und Gelehrſamkeit, durch bedeutungsleeren Liebreiz, durch ſchimmernde Tinten oder einen meiſterhaften Pinſel, uns für den Mangel des wahren und lebendigen Ausdrucks, der allein eine mimiſche Handlung durch ſich ſelbſt erklärlich macht, entſchädigen könne, bedarf kaum einer Widerlegung. Das Nothwendige kann unter keinen Umſtänden durch das Entbehrliche erſetzt werden. Aller Reiz zufälliger Schönheiten iſt nicht im Stande, das ſeelenvolle Leben des natürlichen Ausdrucks, dieſen weſentlichen Beſtandtheil einer dramatiſchen Darſtellung, zu vergüten. Rafaels Werke liefern den beſten anſchaulichen Beweis, daß alle äußeren Vollkommenheiten eines Gemähldes, ſo geſchickt ſie ſind den Sinn zu ergetzen oder den Geſchmack zu beſtechen, ſo großes Mahlerverdienſt ſie bey dem Künſtler vorausſetzen, -- ſo wünſchenswerth ſie mit Recht zu einem vollkommenen Gemählde ſeyn mögen; doch an ſich weder das Weſen der Mahlerey ausmachen, noch ihre Wichtigkeit zu dem Anſpruche erheben dürfen, den Mangel innerer Vortrefflichkeiten erſetzen zu wollen. Der gebildete Freund des Schönen, welcher in den Künſten Nahrung für Geiſt und Herz zu ſuchen gewohnt iſt, weiß es einem Künſtler ſchlechten Dank, der, ſtatt ſein Gefühl zu rühren, bloß ſeinem Sinne zu ſchmeicheln ſucht; und auf jenen Einwurf läßt ſich nur antworten, daß ein Mahler, welcher den weſentlichſten Theil einer dramatiſchen Darſtellung, den mannigfal-

faltigen, bestimmten und lebendigen Ausdruck der Karaktere, Affekte und Leidenschaften, nicht in seine Gewalt zu bringen vermag, bey allen sonstigen Vortrefflichkeiten zu diesem Fache der Kunst durchaus nicht berufen sey, sondern seine Verdienste da, wo sie wichtiger, jene höheren geistigen Vorzüge hingegen entbehrlich sind, in andern untergeordneten Fächern der Mahlerey mit mehrerem Glücke zeigen könne.

In einem Kunstwerke, dessen Zweck Menschendarstellung, wo also der Mensch im ganzen Umfange seines Begriffs, und immer als fühlendes und handelndes Wesen, der Hauptgegenstand der Kunst ist, da soll kein anderes Verdienst, kein anderes Interesse sich wichtig machen. Alle Künstlichkeit der Ausführung, alle Wissenschaft und Kenntniß soll sich bescheiden und anspruchslos hinter der Natürlichkeit der Darstellung verbergen. Keine theatralische Gruppirungskunst, kein Effekt schönfarbiger Tinten, keine Gaukeley eines blendenden Lichts und Schattenspiels soll den Sinn auf Kosten der Wahrheit, — kein Witz den Verstand auf Kosten des Gefühls bestechen. Rein und kunstlos, wie aus der lebendigen Natur aufgefaßt, soll das Bild durch den Sinn in die Seele des Betrachtenden übergehen. Hat die Darstellung nicht durch sich selbst wahres Interesse, ist ihr wesentlicher Inhalt nicht fähig unser Herz zu rühren, unsern Geist mit Ideen zu beschäftigen, unser Gefühl über die Sfäre alltäglicher

licher Menſchheit zu erheben: ſo iſt das Gemählde ein zweckloſes, ſeines Daſeyns unwürdiges Kunſtwerk, wenn es gleich mit Korreggio's Zauberfackel beleuchtet, mit Mengs Gelehrſamkeit ausgedacht und mit Denners Pinſel gepinſelt wäre. Daß die Darſtellung nicht mehr als Kunſt, ſondern in kunſtmäßiger Schönheit als Natur erſcheine, iſt der Gipfel aller Kunſt.

Die Anzahl der Tapeten beläuft ſich auf ein und zwanzig. Sie ſind aber, obgleich keine unter ihnen den Genius Rafaels durchaus verläugnet, von ſehr ungleichem Werthe; denn auch in den ſchlechteſten zeigt wenigſtens die Kompoſizion Spuren von dem Geiſte ihres Erfinders. Zu dieſen ſcheint Rafael bloß die erſte flüchtig entworfene Idee gegeben zu haben, die hernach von ſeinen Schülern im Großen ausgeführt und durch die ungleiche Geſchicklichkeit der Tapetenwirker mehr oder weniger entſtellt worden iſt. Man weiß zu wenig von der Geſchichte dieſer Tapeten, um mit Gewißheit ſagen zu können, wie viel oder wie wenig Antheil Rafaels eigene Hand an den ſämmtlichen Darſtellungen hat; den größern oder geringern Geiſtesantheil des Künſtlers zeigt uns indeſſen ihr Anblick deutlich genug. Wir werden darum auch nur bey denen verweilen, welche das Gepräge ſeines Geiſtes unverkennbar an ſich tragen, und ihnenne hier bloß ihren Inhalt, nach dem Grade ihres Kunſtwerthes geordnet.

1) Paulus predigt vor dem Volke zu Athen.
2) Paulus blendet den Zauberer Elymas.
3) Der Tod des Ananias.
4) Christus übergiebt dem Petrus die Schlüssel der Kirche mit den Worten: weide meine Schaafe!
5. 6. 7) Der bethlehemitische Kindermord auf drey Teppichen, wovon aber nur zwey von ausgezeichneter Vortrefflichkeit sind.
8) Die Auferstehung Christi.
9) Das Volk zu Lystra will dem Paulus und Barnabas opfern.
10) Die Anbetung der Weisen.
11) Petrus und Johannes heilen einen Lahmen an der Pforte des Tempels, die schöne genannt.

Von geringerm Werthe sind:

12) Die Belehrung des Paulus.
13) Die Anbetung der Hirten.
14) Die Darbringung des Christkindes im Tempel.
15) Der wunderbare Fischzug.
16) Die Steinigung des heiligen Stefanus.
17) Christus am Tische mit den Jüngern zu Emaus.

Folgende sind schlecht:

18) Die Ausgießung des heiligen Geistes.
19) Die Himmelfahrt Christi.
20) Christus erscheint der Magdalena als Gärtner.

21) Chris

21) Christus erlöst die Seelen der Väter aus den Limben.

Ohne in eine umständliche Beschreibung dieser Werke einzugehen, welche bey dem Mangel einer anschaulichen Einsicht dem Leser leicht mehr lange Weile machen als Nutzen schaffen möchte, werde ich mich hier bloß im Allgemeinen über den darin herrschenden Stil verbreiten, und die an ihnen entwickelten Gedanken auf feste Grundsätze der Kritik zurückzuführen suchen. Nur auf diese Weise scheint es mir möglich, Beurtheilungen von Kunstwerken lehrreich zu machen, und einem bessern Kunstgeschmack auch durch Schriften allmählig einen Pfad zu bahnen.

Rafael verfertigte die Kartons zu den Tapeten innerhalb der drey letzten Jahre seines Lebens, also in einer Periode, wo er auf dem Gipfel seiner Künstlergröße stand, wo er seinen Geschmack bereits zu der Reinheit des Stils, seine Darstellungskraft zu der Freyheit und Sicherheit ausgebildet hatte, die in den meisten Werken aus dieser Epoke seiner Kunst, namentlich in der Farnesina und den Logen des Vatikans, sichtbar sind. Es erfodert eine längere vertraute Bekanntschaft mit Rafaels Werken und eine gründliche Einsicht in das Wesen und den guten Stil der dramatischen Mahlerey, um in diesen spätern Arbeiten, — deren innerer ästhetischer Gehalt sich nur zu oft unter einer dürftigen, meistens von seinen Schülern, und oft ziemlich lieblos besorgten, Ausführung verbirgt, — die höhere Kultur des

Genies, die reinere Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung, die reifere Schönheit des Stils zu erkennen, und ihnen aus selbst erworbener Ueberzeugung vor jenen früheren Arbeiten in den Stanzen, welche vornehmlich Rafaels Ruhm gegründet und historisch bey der Nachwelt erhalten haben, den gebührenden Vorzug zu geben. Unstreitig behaupten die Gemählde in den Stanzen nicht bloß durch ihre ausgedehnte Größe, die allein ein Kunstwerk weder gut noch schlecht macht, sondern auch durch reichere, inhaltsvollere Kompositionen, die Rafaels unerschöpfliche Ideenfülle und poetischen Geist im hellsten Lichte zeigen, durch eine Menge vortrefflich gezeichneter, karaktervoller Köpfe, und durch den größern Fleiß einer mit Liebe besorgten Ausführung, wesentliche Verdienste vor jenen, aber hier ist weder vom Reichthume der Einbildungskraft, noch von der Wahrheit des Ausdrucks, noch vom Verdienste der Ausführung, sondern bloß von der größern Reinheit des Stils die Rede, worin die Stanzen von den Logen und Tapeten übertroffen werden.

Der Stil eines Kunstwerks ist eben sowohl von dem Erfindungsgeiste und der Wissenschaft des Künstlers, als von dem Mechanismus seiner Kunst unabhängig; denn er beruht in der Idee des Schönen, die der Künstler lebendig in seinem Gefühle trägt, die er in jeder seiner Darstellungen zu verwirklichen strebt, und die vornehmlich in der Komposizion, den Formen und dem Ausdrucke des Kunstwerks

werks enthalten iſt. Er bildet ſich weder durch das Genie noch durch die Wiſſenſchaft, ſondern durch die äſthetiſche Kultur des Gefühls. Die natürliche Anlage beſtimmt freylich zuerſt die Gefühlsart des Künſtlers, und die Ausbildung ſeines Talents erfodert eine richtige Erkenntniß des Kunſtzwecks, alſo eine wiſſenſchaftliche Kultur. Weder dieſe noch jene allein, ſondern die in der Einbildungskraft praktiſch entwickelte, an dem Schönen der Natur und Kunſt ausgebildete Idee der Schönheit, die äſthetiſche Beurtheilung, der Geſchmack des Künſtlers iſt es, was ſeinen Stil beſtimmt. Aus dem Stile ſeiner Werke ſchließen wir auf den Geſchmack ihres Urhebers. Ein gründlicher Kunſtverſtand iſt, als Fundament eines ſoliden Stils, jedem Künſtler nothwendig; denn Richtigkeit iſt in den zeichnenden Künſten die erſte Bedingung der Schönheit. Aber er iſt nur Grundlage, nicht Weſen eines ſchönen Stils. In der Kunſtgeſchichte mangelt es nicht an Beyſpielen, daß ein Künſtler viele Kenntniß bey wenigem Geſchmack, und im Gegentheil, daß er viel Schönheitsſinn bey wenig Wiſſenſchaft beſitzen kann. Beyſpiele wo beyde in gleichem Maße ſich zu einem reinen und ſchönen Stile vereinigten, ſind weit ſeltener. Hat ein Künſtler bey hinreichender Einſicht in den Mechanismus des Körperbaues und bey einem entſchiedenen Talente zur Kunſt eine ſo fertige Hand als nöthig iſt, um ſeinen Ideen ohne Mühe und Zwang Anſchaulichkeit zu geben, ſo kann er ohne alle weitere mechaniſche Geſchicklichkeit ſeinen Stil

zur höchſten Reinheit und Schönheit ausbilden, denn dieſer beruht allein in der Zeichnung, in den beſeelten Formen, welche das Bild der Darſtellung ausmachen. Hier iſt aber der Stil der Kompoſizion und der Stil der Zeichnung zu unterſcheiden, weil beyde weſentlich verſchieden, und von einander unabhängig ſind. Der erſtere beruht in der kunſtmäßig ſchönen Darſtellung des Ganzen, der leztere in der kunſtmäßig ſchönen Darſtellung jedes einzelnen Theils. Man muß darum, wenn von dem Stile eines Künſtlers oder Kunſtwerks die Rede iſt, ſowohl von dem Erfindungstalent, als von der Künſtwiſſenſchaft und mechaniſchen Geſchicklichkeit abſtrahieren, und ſich bloß an dem Schönheitsſinn der Darſtellung halten; ſonſt läuft man Gefahr Genie mit Geſchmack, Wiſſenſchaft mit Kunſt, Stil mit Manier, Darſtellung mit Ausführung zu verwechſeln.

Der geübte Kunſtſinn bemerkt die höheren Vollkommenheiten des Stils in Rafaels ſpätern Werken, in der größern Deutlichkeit der Darſtellung, die uns durch den bedeutendſten und beſtimmteſten Ausdruck ſogleich den Inhalt des Bildes erkennen läßt, wo immer ein Theil den andern, und ſo das Ganze ſich vollſtändig durch ſich ſelbſt erklärt, wie in der Darſtellung des erblindenden Zauberers Elymas; in der Einfalt und weiſen Anordnung der Kompoſizion, die den Hauptgedanken ſogleich ankündigt und in wenigen bedeutenden Figuren einen großen Reichthum von Ideen darbietet, wie in der Predigt des

Apoſtels

Apostels an das Athenische Volk; in der völligen Kunstlosigkeit der Komposizion, wie in der Weihung des Apostels Petrus zum Schlüsselamt, in der großen Sicherheit und Energie des Ausdrucks, der die Grazie mit fester Hand auf die Grenzlinie des höchsten Effekts leitet, und die genialische Freyheit des Geistes in den kunstreich verschlungenen und doch natürlich schönen Gruppen zeigt, wie in den Scenen des Kindermords und im Schrecken der Wächter bey der Auferstehung Christi; in dem einfachern, größern und reinern Stil der Gewänder, der bey der mannigfaltigsten und freyesten Wahl nur das Nothwendige und dieses nie ohne Schönheit bildet, wodurch er sich nicht selten der hohen Einfachheit und Größe in den Gewändern des Michael Angelo nähert, wie in der Weihung des heiligen Petrus zum Schlüsselamte, im Ananias, im Elymas, in dem vorzüglich schönen Gewande des heiligen Stefanus, in der Anbetung der Weisen, u. s. w.

Auch in den Stanzen giebt fast jedes Gemählde Beweise dieser seltenen Vortrefflichkeiten, die in Rücksicht auf Deutlichkeit der Komposizion, Schönheit der Gruppen, mannigfaltiger Gestalt und lebendiger Wahrheit des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig lassen. Sie waren immer der eigenthümliche Vorzug dieses Künstlers, dessen zarter, inniger und treuer Naturſinn, dessen heitre schöne Seele schon in seinen früheren Werken, wo er noch die Fesseln der Disciplin trug und mit den Augen seines

Meisters sah, unverkennbar sind. Aber auch nur ein Geist wie Rafaels, welcher unaufhörlich nach Vollkommenheit rang, war fähig, sich von dieser früh erstiegenen, durch andere Künstler kaum in einzelnen glücklichen Momenten erreichten Höhe, zu einer noch schöneren Reinheit und Reife des Stils zu erheben. Diese Vollendung ist es, welche die Darstellungen der Logen und Tapeten im Ganzen über die Mahlereyen in den Stanzen hebt. Der Genius Rafaels strahlt überall hervor, aber in den spätern Werken sehen wir ihn gebildeter, größer, reiner.

Ein karakteristischer Unterschied zwischen der frühern und spätern Epoke seines Stils zeigt sich besonders in der Art, wie Rafael dort und hier die Natur bedient hat, und er wirft auf die obige Behauptung sowohl, als auf den Gang seiner Kultur überhaupt ein helles Licht. In den früheren Gemählden der Stanzen, wo bey wenigem Stoff zur Handlung eine große Anzahl Figuren nöthig war, wo der Künstler mehr fysiognomischen als pathognomischen Ausdruck zu zeigen hatte, und wo dennoch alles lebt, fühlt, handelt und an der Handlung Theil nimmt, wie im Streit über das Sakrament, in der Schule von Athen, im Wunder von Bolsena, finden wir eine Menge von Köpfen, die sich uns auf den ersten Anblick unverkennbar als Porträts ankündigen. Es sind Bilder wirklicher Menschen in der ganzen Individualität der Gestalt und des Karakters

Sechstes Capitel.

Erzählung der Pſyche.

Du erinnerſt dich, antwortete ihm Pſyche, jener unglüklichen Stunde, da die eiferſüchtige Pythia unſre Liebe, ſo geheim wir ſie zu halten vermeynten, entdekte. Nichts war ihrer Wuth zu vergleichen, und es fehlte nur noch, daß ihre Rache nicht mein Leben zum Opfer verlangte; denn ſie ließ mich einige Tage alles erfahren, was verſchmähte Liebe erfinden kan, eine glükliche Nebenbuhlerin zu quälen. Ob ſie es nun gleich in ihrer Gewalt hatte, mich deinen Augen gänzlich zu entziehen, ſo hielt ſie ſich doch niemals ſicher, ſo lang ich zu Delphi ſeyn würde. Sie machte bald ein Mittel ausfündig, ſich meiner zu entledigen, ohne einigen Argwohn zu erweken; ſie ſchenkte mich einer Verwandten, die ſie zu Syracus hatte, und weil ſie mich an dieſem Orte weit genug von dir entfernt hielt, ſäumte ſie nicht, mich in der gröſten Stille nach Corinth, und von da nach Sicilien bringen zu laſſen. Die Thörin! kannte ſie die Macht der Liebe nicht, die Agathon einflößt? Wußte ſie nicht, daß keine Scheidung der Liebe durch Länder und Meere meine Seele verhindern könne, aus einer Zone in die andre zu fliegen, und gleich einem liebenden Schatten um dich her zu ſchweben? Oder hofte ſie, reizender in deinen Augen zu werden, wenn du

mich

aufs treuſte aus der Natur aufgefaßt. Rafael legte aus ſeinem Gefühle nur noch den Ausdruck des momentanen Gemüthszuſtandes hinein, wie er ihn für ſeine Darſtellung bedurfte. Er entlehnte ſeine Karaktere aus der Natur und ſetzte ſie zweckmäßig in Handlung, daher auch die ſprechende Wahrheit der Köpfe in dieſen Bildern! Schon dies erfodert eine ſo ſeltene Tiefe der Empfindung, eine ſo große Energie der Darſtellungskraft und ein Herz, deſſen lebendige Daſeynsfülle das ganze Gebiet des Affekts und der Leidenſchaft umfaßt, — Eigenſchaften, die wir in der ganzen italieniſchen Schule bey keinem Künſtler in dem Grade, wie beym Rafael finden.

Dieſen häufigen Gebrauch aus der Natur entlehnter Fyſiognomieen, dieſe treue Anhänglichkeit an die Individualität, welche den Grund zu Rafaels Größe legte, finden wir in ſeinen letzten Werken nicht mehr, ohne daß darum in ihnen die Beſtimmtheit des Ausdrucks und die Mannigfaltigkeit der Karaktere geringer wäre. In der Farneſina und den zwey und funfzig Darſtellungen der Logen, in dem ſogenannten Spaſimo di Sicilia, in der Verklärung Chriſti, gleicht kein Geſicht einem Porträt, und doch ſind ſie nicht weniger bedeutungsvoll. In den Tapeten finden ſich zwar Köpfe, die einen ſolchen Stempel von Individualität tragen, daß wir ſie für Porträts halten könnten; aber man darf ſie nur genauer betrachten und mit den Köpfen im Streit über das Sakrament vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß ſie

Geſchöpfe der Einbildungskraft, obgleich ganz im Karakter der gemeinen Natur ſind. Ihnen mangelt bey aller Individualität das Detail, welches in jenen aufs äußerſte getrieben iſt, und ihnen, bey der großen Wahrheit der Karaktere, eine Magerkeit und Kleinigkeit der Formen giebt, welche dem edlen Stile der dramatiſchen Mahlerey nicht wohl angemeſſen iſt.

Rafael errang durch die Genialität ſeines Geiſtes, durch ſeine innige Vertrautheit mit der Natur, und durch die Fülle tiefer Empfindung womit er aus ihr ſchöpfte, ſehr bald das Vermögen, auch den individuellen fyſiognomiſchen Karakter ſeiner Menſchen, in eben der Mannigfaltigkeit wie die Natur ſie darbietet, und wie das Bedürfniß ſeiner Kunſt ſie foderte, ſelbſt zu ſchaffen. Dies beweiſen zum Theil ſchon die übrigen Gemählde der Stanzen, ſein Heliodor, ſein Attila, das Wunder der Meſſe zu Bolſena, wo wir ſowohl ſelbſt erfundene Köpfe als Porträts finden. Aber in den Teppichen, wo es für Darſtellungen von Menſchen aus dem gemeinen Volke gemeiner karakteriſtiſcher Fyſiognomien bedurfte, wie in der Predigt des Paulus, in den Einwohnern zu Lyſtra, in der Heilung des Lahmen an der Tempelpforte ꝛc. finden wir ſie ganz im Karakter der gemeinen Natur erfunden. Wo dieſe nicht nothwendig waren, da ſehen wir bloße Verſchiedenheit der Karaktere ohne jenes ſcharfe Gepräge der Individualität; und wo vornehmlich der mos

mentane pathognomiſche Ausdruck unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen ſoll, wie im Heliodor, im Burgbrand, im Kindermord, in der Auferſtehung Chriſti, in der Bekehrung des Paulus ꝛc. da finden bloß Fyſiognomien, die ſich mit dieſem Ausdrucke vertragen, ohne durch einen permanenten Karakter beſondere Anſprüche zu machen. In ſolchen Darſtellungen ſucht Rafael uns bloß mit dem Ausdruck des Affekts zu beſchäftigen, und der momentane Gemüthszuſtand kündigt ſich dem Gefühle nur um ſo reiner und deutlicher an. Durch dies weiſe Verfahren war es dem Künſtler möglich, das Mangelhafte der individuellen Natur ohne Nachtheil der Wahrheit zu vermeiden, und ſeine handelnden Perſonen, obgleich im Karakter der wirklichen Natur, doch immer edler und ſchöner zu bilden, als dieſe gewöhnlich erſcheint, welches beſonders bey hohen Graden des Affekts nothwendig iſt, wo der ſtarke momentane Ausdruck an einer ſcharfgezeichneten Fyſiognomie leicht zur Karrikatur wird.

Wenn wir ſo der Spur des Künſtlers von ferne folgen, bemerken wir, daß Rafaels gewandter Geiſt ſich immer mit gröſter Treue ſeinem Gegenſtande anſchließt, ohne ſich von ihm beherrſchen zu laſſen; daß er ohne alle Methode, immer nur aus der Natur des Vorwurfs die beſondere Regel für ſeine Darſtellung ſchöpft, und ſie dann mit genialiſcher Freyheit befolgt. Hat ein Künſtler ſich zu dieſer Stufe erhoben, dann beherrſcht er die Natur durch ſeine Kunſt, und obgleich ſie ihm als Mittel zu ſeinen

Absichten dient, so huldigt er doch mit strenger Gewissenhaftigkeit ihren allgemeinen Gesetzen, die auch der freyste, über alle Schranken der Nothwendigkeit erhabene Geist nie verletzen darf.

Diese Höhe hat Rafael in seiner letzten Periode erreicht, und er steht einzig auf ihr unter allen seinen Vorgängern und Nachfolgern. Er unterscheidet sich von beyden Theilen wesentlich dadurch, daß er von der treuen Nachahmung der Natur sich zuerst zur genialischen Freyheit ihres Gebrauchs erhob; daß er mit einer idealischen Behandlung das treuste Gepräge der Individualität so zu vereinigen wußte, daß weder sklavische Nachahmung, die freye Würde der Kunst, noch eigenmächtige Willkühr die nothwendigen über alle Kunst erhabenen Gesetze der Natur beleidigte.

Alle Vorgänger Rafaels, Lionardo da Vinci nicht ausgenommen, gingen von der Nachahmung des Wirklichen aus; aber sie blieben auch bey ihr stehen, ihr Genius ahndete keinen höhern Zweck, als den der treuen Nachbildung individueller Wahrheit und Schönheit. Lionardo spührte den mechanischen Gesetzen der Natur nach, welche der Schönheit zum Grunde liegen, aber zur Allgemeinheit der Form, welche das Kunstideal begründet, hat er sich nicht erhoben. Darum gehört auch Lionardo, seiner Vorzüge und größern Wissenschaft ungeachtet, der ältern Periode der Kunst an. Michael Angelo's kühner Genius überflog zuerst jene Schranken; aber er schuf sich mehr nach seinem individuellen Gefühle als

nach

nach allgemeinen Geſetzen, ein auf tiefe Kenntniß des Körperbaues gegründetes Ideal wilder mächtiger Größe, ohne Schönheit der Empfindung, und ohne den karakteriſtiſchen Ausdruck momentaner Gemüthszuſtände in ſeiner Gewalt zu haben. Er kann darum auch weder als dramatiſcher Mahler betrachtet, noch als Muſter der Nachahmung empfohlen werden; aber er iſt ein glücklicher Darſteller erhabener Ideen und ſolcher Karaktere, in denen ſittliche Größe und phyſiſche Kraft ſich mit dem Ausdrucke eines gedankenvollen Tiefſinnes vereinen, welches Gefühl erhabenen Gemüthern, wie das des Michael Angelo war, beſonders eigen iſt. Die Größe, Energie und Kühnheit ſeines Stils iſt fähig, ähnlich empfindende Seelen zu begeiſtern, und Rafael ſelbſt verdankt ihm die Erweiterung und edle Größe des ſeinigen.

Die Hiſtorienmahler nach Rafael und Michael Angelo gehen bis auf den heutigen Tag weder von der Natur noch vom Ideale, ſondern von einer aus beyden gemiſchten, nicht vereinigten Manier irgend eines gewählten Vorbildes aus. Ihr Kunſtſinn hat ſich von der Natur ab, bloß auf den mechaniſchen Theil der Kunſt gewandt, und ſie ſcheinen gar keinen beſtimmten Kunſtzweck vor Augen zu haben, als etwa den, ihre Manier auf Koſten der Natur glänzen zu laſſen. Darum kann man an ihnen auch nur Manieren ſtudieren. Von ihnen gilt, was Leſſing im Anhange zu ſeinem Laokoon ſagt: die

neues

neueren Mahler mahlen Historie um Historie zu mahlen. Ihre Werke sind nicht Produkte der Fantasie und Empfindung, sondern der erlernten Regel. Dieses Uebel wird durch das pedantische Studium der Akademien nicht nur befördert, sondern auch unheilbar gemacht, und nur die Künstler bleiben davon frey, welche, dem eigenen Gange ihrer Entwickelung und Bildung überlassen, ihren angebohrnen genialischen Natursinn vor dem schädlichen Einflusse einer zweckwidrigen, mechanischen Erziehungsmethode bewahren konnten. —

Aus der hier verfolgten Spur, wie Rafael sein großes Talent für die Kunst des Ausdrucks zur höchsten Vortrefflichkeit ausbildete, läßt sich auf seinen gleichen Fortgang in den übrigen Theilen der Kunst, welche vereint den ästhetischen Karakter eines Gemähldes ausmachen, auf seine Vervollkommung im Stile der Komposizion, der Zeichnung und der Gewänder schließen, welche sich in seinen späteren Werken durch eine lichtvollere Deutlichkeit der Gedanken, durch eine größere Natürlichkeit und Weisheit der Anordnung, durch größere Formen, einfachere Gewänder, schönere Faltenbrüche und durch das innigere Ineinandergreifen aller Theile zu einer völlig kunstlosen, mahlerisch schönen Darstellung offenbart.

Das letzte Gemählde Rafaels, dessen Vollendung sein früher Tod unterbrach, die Verklärung Christi auf Tabor, hat jene lichtvolle Deutlichkeit in allen Theilen, jene Simplicität und Ruhe der Komposizionen,

zionen, jene weiſe Mäßigung, womit Rafael gewöhnlich ſeine Figuren handeln läßt, jenen reinen einfachen Stil der Gewänder nicht in dem Maße, wie wir ſie in mehreren Darſtellungen der Logen und in den beſten der Tapeten finden; des Mangels an Einheit der Handlung nicht zu gedenken, der ſchon öfter gerügt und durch unzureichende Gründe ſchlecht vertheidigt worden iſt. Darum kann auch dies Gemählde, des Vorzugs einer ſorgfältigern Ausführung und eines größern Mahlerverdienſtes ungeachtet, den es vor vielen Werken Rafaels behauptet, doch, als ſchönes Kunſtwerk betrachtet, keinen rechtmäßigen Anſpruch auf den, ſelbſt von berühmten Kunſtrichtern ihm zugeſprochenen oberſten Rang unter Rafaels Werken machen, ſo weit es auch die übrigen Kirchengemählde Roms übertreffen mag. Eine vernünftige Kritik, welche ſich durch kein Scheinverdienſt beſtechen, durch keine fremde Autorität irre leiten läßt, wird manchem andern Werke Rafaels, ſelbſt aus ſeiner frühern Zeit, z. B. der Grablegung Chriſti im Pallaſt Borgheſe, bey aller Unreifheit des Stils, und mehreren Darſtellungen in den Logen und Tapeten den Vorzug vor der berühmten Verklärung geben, die weder durch das getheilte Intereſſe der doppelten Handlung, noch durch den äſthetiſchen Werth der Darſtellung die Foderungen der Kritik befriedigt. Es iſt eine gewiſſe geſuchte Künſtlichkeit der Kompoſizion und Handlung in dieſem Bilde fühlbar, die uns zur Unzeit erinnert, daß wir vor einem Kunſtwerke ſtehen, wozu die unnatürliche

Ein-

Eingeſchloſſenheit des Lichts in freyer Tageskluft nicht wenig beyträgt. Ich nehme keinen Anſtand eine Behauptung, welche vielleicht mancher Kunſtrichter und Künſtler für eine Läſterung halten wird, hier öffentlich zu äußern, weil ich nach öfterer Betrachtung dieſes Bildes von ihrer Wahrheit nicht bloß durchs Gefühl, ſondern auch durch Gründe überzeugt bin. Aber ich bekenne auch zugleich, daß ich die Schuld, daß dieſes Werk nicht das hohe Verdienſt jener an ſich trägt, nicht in das Vermögen des Künſtlers, ſondern in die Beſchaffenheit des Gegenſtandes ſetze, welcher ſo undankbar für die Kunſt iſt, als gewöhnlich Darſtellungen zu ſeyn pflegen, in welchen man die unbegreiflichen, folglich auch nicht anſchaulich darzuſtellenden Geheimniſſe und Wunder der chriſtlichen Religion ausdrücken will. Eben ſo wenig kann man, wie kurzſichtige Kritiker wohl gethan haben, aus der Wahrheit jener Behauptung einen gültigen Schluß auf eine anfangende Verſchlimmerung ſeines Stils machen; vielmehr iſt höchſt wahrſcheinlich, das Rafael nicht nur ſich noch länger auf ſeiner Höhe behauptet, ſondern auch ſeinen Stil immer mit neuen Schönheiten bereichert, und günſtigere Gegenſtände mit noch größerer Vortrefflichkeit als vorhin behandelt haben würde. Der Treue ſeines Gefühls, und noch mehr der Reife ſeiner Beurtheilung, kann man zutrauen, daß er die Schlingen des unwahren Reizes ſicher vermieden hätte, in welche die höhere Ausbildung des mechaniſchen Theils alle Künſtler nach ihm verlockt,

in denen die bildende Kunſt endlich ihre edle Einfalt, ihre Würde und ihre Macht das Herz zu rühren, faſt gänzlich eingebüßt hat.

Rom. Fernow.

II.

Ueber die Fabel

vom

Kampfe des Skamander mit dem Achill in der Ilias Buch XXI.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Sagen und Ueberlieferungen wirklicher Begebenheiten den Homeriſchen Geſängen zum Grunde liegen. Außerordentliche Erſcheinungen der Natur, günſtige oder ungünſtige Zufälle, entſcheidende Auftritte des Krieges müſſen ſich vor andern erhalten haben, doch ſo, daß ſie durch den Wahnglauben des Zeitalters, durch die abentheuerlichen Erzählungen der von Ilium heimkehrenden Helden und durch die Lieder der Barden die Geſtalt von Mythen annahmen. Mußte nicht z. B. eine Seuche, die vieles Volk der Griechen wegraffte, ein Gegenſtand ſeyn, den die Fama unter den Widerwärtigkeiten dieſes Krieges auf die Nachwelt brachte? Es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß jener von einem Trojaniſchen Nazional-Gott, dem Apollon, ins Lager der Griechen herabgeſandten Peſt

eine Thatsache zum Grunde lag. Erwägt man, daß im Achiviſchen Lager ein zahlreiches Heer mit allem Zubehör nahe am Strande, in der Nachbarſchaft von Sümpfen und Moräſten, in einen engen Raum zuſammengepreßt war; nimmt man die Hitze des Sommers hinzu, ſo iſt die natürliche Wirkung jener memfitiſchen Ausdünſtungen und einer glühenden Atmoſfäre eine um ſich greifende Seuche. (S. Lechevalier's Ebene von Troja S. 145).

Ueberſchwemmungen und die daraus entſpringenden Nachtheile ſind ebenfalls von zu großer Bedeutung, und hinterlaſſen zu tiefe Eindrücke, als daß ihr Andenken nicht auf die Nachkommen überliefert werden ſollte. Die Fabel vom Kampfe des Achill mit dem Skamander ſcheint auf eine ſolche Ueberſchwemmung hinzuführen, und ſich leicht von ihrem mythiſchen Gewande entkleiden zu laſſen.

Patroklus war gefallen. Sein Tod heiſchte Rache. Sein treuer Freund tritt als Bluträcher hervor, ſtürzt mit Wuth unter die Troer hinein; ein Theil der Feinde wird (vom Achills Mannſchaft) nach der Stadt getrieben; einen andern jagt Achill vor ſich her in den Skamander, wo das Waſſer und ſein Schwert große Niederlagen anrichtet. Der Strom wird mit Leichnamen erfüllt. Endlich ergrimmt der Gott Skamander ob des Frevels und Mordens, verſammelt alle ſeine Wellen, erhebt ſich im wilden Sturme gegen den Helden, umringt ihn und ſtürmt gegen ihn an. Achill ſtämmt ſich gegen die Wuth der

Wel-

mich nicht mehr neben ihr ſehen würdeſt? Wie wenig kannte ſie unſre Liebe! Nein, wahre Liebe kann ſo wenig eiferſüchtig ſeyn, als ſich ſelbſt fühlende Stärke zittern kann. -- Ich verließ Delphi mit zerrißnem Herzen. Als ich den lezten Blik auf dieſe bezauberten Haynе heftete, wo deine Liebe mir ein neues Weſen gab, eine neue Würklichkeit, gegen die mein voriges Leben eine ekelhafte Abwechslung von einförmigen Tagen und Nächten, ein ungefühltes Pflanzen-Leben war, als ich dieſe geliebte Gegend endlich ganz aus den Augen verlohre. -- Nein, Agathon, ich kan es nicht beſchreiben, du kanſt es empfinden, du allein -- Als ich mich ſelbſt wieder fühlte, erleichtert ein Strom von Thränen mein gepreßtes Herz. Es war eine Art von Wolluſt in dieſen Thränen, ich ließ ihnen freyen Lauf, ohne mich zu bekümmern, daß ſie geſehen würden. Die Welt ſchien mir ein leerer Raum, und alle Gegenſtände um mich her Träume und Schatten; du und ich wären allein; ich ſah, ich hörte nur dich, ich lag an deiner Bruſt, ich legte meinen Arm um deinen Hals, ich zeigte dir meine Seele in meinen Augen; ich führte dich in die heiligen Schatten, wo du mich die Gegenwart der Unſterblichen fühlen lehrteſt; ich lag zu deinen Füſſen, und meine an deinen Lippen hangende Seele glaubte den Geſang der Muſen zu hören, wenn du ſpracheſt; wir wandelten Hand in Hand beym ſanften Mondſchein durch elyſiſche Gegenden, oder ſezten uns unter die Blumen, ſtillſchweigend, indem unſre Seelen, in ih-

Wellen, muß endlich weichen, flieht in die Ebene hinaus, wird aber vom Flußgott auch dahin verfolgt, der endlich ſogar ſeinen Bruder Simois zu Hülfe ruft und dem Achill Gefahr und Untergang bereitet. — Hier bleibe ich ſtehen. Euſtathius verſucht eine ſyſiſche Deutung. Es habe ſich ein Sturmwind erhoben und den Skamander plötzlich in Aufruhr gebracht. Dies iſt etwas, erklärt aber doch die Ueberſchwemmung und Verheerungen des Fluſſes nicht hinlänglich. Nimmt man dagegen an, der Skamander ſchwoll in den Sommermonaten durch Regengüſſe und Waſſerſtröme, die ihn überfüllten, ſo daß er aus ſeinem Bette trat und ſich über die Ebene verbreitete, ſo iſt alles klar. Und wirklich findet man dies bereits als eine Thatſache vom Hellanikus beym Scholiaſten Villoiſons B zu Il. 21, 242 angegeben, in einer Stelle, die zwar der Berichtigung bedarf, aber unſtreitig folgenden Sinn hat: „Damals (als nemlich Achill beym und im Skamander kämpfte) trat der vom Regenwaſſer angeſchwollne Strom auf dem Ida, von welchem der Skamander herkommt, über ſein Bett und ſtürzte ſich in die Thäler und Abgründe hinab.„ Mag nun Hellanikus den Skamander mit Recht vom Ida herabkommen laſſen, oder mag er, nach der einen Stelle im Homer und nach den neueſten Entdeckungen, unterhalb Alt-Ilium entſpringen: ſo macht dieß hierbei keinen beträchtlichen Unterſchied. Genug, entweder ſtürzte ſich der angeſchwollene Skamander ſelbſt vom quellenreichen Ida in die troiſche

Ebene herab, oder andre Gießbäche und Ströme kamen von den Höhen des Ida herunter und stürzten, etwa beym itzigen Dorfe Arabler, in den Skamander, welcher nun die Ebene hinabströmte, austrat, und allem was ihm begegnete Verderben brachte. Er näherte sich dem Simois mit lautem Toben, und vereinigte sich endlich weiter unten mit ihm, oder in der Mythensprache: er rief dem Simois zu, seine Kräfte mit ihm zu vereinigen und gemeinschaftliche Sache gegen den Achill zu machen. — Erwägt man, daß die Anschwellung und Ueberschwemmung des Skamander den Heeren, deren Gefechte alle beym Homer an diesem Flusse vorfallen, sehr nachtheilig und gefährlich seyn mußte; daß vielleicht gar der ausgetretene Strom seine Richtung besonders gegen den Theil des Achivischen Lagers nahm, wo Achill dem Skamander zunächst lagerte, und diesen gleichsam zu verfolgen schien: so begreift man leicht, warum diese Begebenheit Epoche in dem troischen Kriege machte *).

Nur darf man darin von dem Buchstaben des Homer abgehen, so daß man jene Ueberschwemmung und das Zurücktreten des Flusses in seine Grenzen nicht

*) Auf gleiche Weise benutzt Silius 4, 573 ff. den Umstand, daß der Trebia in einer Nacht anschwoll und viele Menschen und Thiere in ihm ihren Untergang fanden, zu einer vom Homer entlehnten Dichtung vom Zorne des Trebia, der gegen den Feind tobt und zuletzt vom Vulkan bezwungen wird.

nicht für die Handlung Eines Tages halte. Homer behandelt die Zeit mit dichterischer Freyheit; und so wie er dem troischen Kriege, der vielleicht nur einige Jahre dauerte, eine Ausdehnung von 10 Jahren giebt, um ihn durch diese Dauer noch außerordentlicher und bewundernswürdiger zu machen: so drängt er dagegen aller Wahrscheinlichkeit nach oft Begebenheiten und Ereignisse eines beträchtlichen Zeitraums in die Handlung Eines Tages zusammen, gleichfalls um sie erstaunenswürdiger zu machen. Dieß ist ohne Zweifel der Fall mit dem Kampfe des Achill am Xanthus. Nach dem Tode seines Freundes hatte er endlich seinen hartnäckigen Entschluß, nicht zu fechten, aufgegeben; er nahm von der Zeit an wieder den thätigsten Antheil, und focht mit einer Wuth ohne gleichen, bis es ihm endlich gelang Den zu erlegen, der seinem Freunde den Tod gegeben hatte. Diese einfache Geschichte ist vom Homer ins Große und Göttliche hinaufgearbeitet worden. Der unbezwingbare Held stürzt nach langem Säumen aus seinen Zelten hervor; alles fällt oder flieht vor ihm; er dringt vor bis zu Iliums Mauern und erlegt den Hektor. Dieß alles ist Eine Handlung, die Begebenheit Eines Tages. Er kam, er siegte. Dieß demnach als dichterische Veredlung angenommen, bleibt in dem Mythus vom Skamander, wie gesagt, nur diese reine Thatsache zurück: Skamander war in den Sommer-Monaten so angeschwollen und über sein Bett getreten, daß er einen großen Theil des Thales unter Wasser setzte, und den Grie-

chen in ihren Unternehmungen gegen den Feind hinderlich und schädlich ward.

Soweit ist die Enthüllung jener Fabel keinen sonderlichen Schwierigkeiten unterworfen, und auch Andre haben bereits auf diese Erklärungsart hingedeutet. Allein was machen wir mit der Fabel vom Hefästus, der durch seine Flamme den Skamander austrocknete und alles in ihm und um ihn her verbrannte? Da ich einmal mit der ersten Hälfte des Mythus den Weg der fysischen Erklärung eingeschlagen habe, so darf ich ihn auch hier wohl nicht verlassen; selbst nicht auf die Gefahr hin, daß mein Versuch, den Sinn dieses dunkeln Mythus zu entziffern, für leere Deuteley möge gehalten werden.

Hefästus, sagt die Fabel, brachte, auf Antrieb der Here, die ängstlich um den Achill besorgt war, ein großes Feuer hervor, verbrannte damit die Leichname, trocknete das Feld aus und hemmte die Ueberschwemmung; nun wandte er sich zum Strome selbst. Alle Bäume an seinen Ufern brannten, die Fische in ihm erstickten, der Fluß selbst brannte, sein Wasser kochte, sein Lauf stockte, der Dampf beängstigte ihn, bis er zuletzt gelobte den Achill nicht weiter zu beunruhigen und Hefästus auf die Fürbitte der Here vom Verfolgen abließ. Eustathius ist zwar bald mit der Erklärung des Mythus fertig: er läßt einen heftigen warmen Wind wehen und sich, wie Hefästus, auf den Skamander lagern, verleitet durch die

die Worte der Here V. 334 ff., ſie wolle den Zefyr und Notus vom Meere her ſenden, die einen Sturm erregen und des Hefäſtus Flammen verbreiten ſollten. Wenn dieſe alſo gleich zur Verbreitung des Feuers ſehr geſchickt ſind, ſo wäre es doch nicht ſehr einleuchtend, wenn ein Dichter durch einen plötzlich entſtehenden warmen Wind, der eine Ueberſchwemmung weder hemmen noch das Waſſer austrocknen konnte, zu der Vorſtellung einer alles verzehrenden und austrocknenden Gluth veranlaßt werden konnte. Hier iſt meine Vermuthung dagegen, daß in der Fabel die Geſchichte der warmen und der kalten Quelle des Skamander, die dem Fluſſe nach dem Homer ſein Daſeyn gaben, verſteckt liege.

Homer erzählt bekanntlich Il. 22, 147 ff. von der kalten Quelle, ſie fließe im Sommer gleich dem Hagel oder Schnee oder Eisſchollen; von der warmen, ſie fließe mit warmer Flut, und aus ihr ſteige ein Rauch auf wie von lodernder Flamme. Vermuthlich muß man wegen des Gegenſatzes von der kalten Quelle hinzudenken, daß dieſes im Winter geſchehe. Vollkommen ſtimmt damit überein, was neulich Lechevalier S. 36. darüber geſagt hat, der im Sommer nur die kalte Quelle ſah: „Als ich nochmals gegen Ende des Septembers den Platz beſuchte, ſtieg ein dicker Dampf aus der Quelle und verbreitete ſich über die umher liegenden Bäume und Gärten. Wie ich meine Hand ins Waſſer tauchte, fand ich es warm, und mein Weg-

weiser versicherte mich, daß es in der Mitte des Winters noch ungleich heißer sey.„ Dasselbe bestätigt der Graf Choiseul Gouffier in einer noch ungedruckten Schrift über Troas, die ich nächstens bekannt machen werde. „Der Aga von Bunarbaschi sagte mir, daß die höher liegende der beiden Quellen mitten im Winter eine ziemlich starke Wärme habe und selbst einen sehr bemerkbaren Dampf aufsteigen lasse. Im Februar sah er die warme Quelle selbst, und er sagt von ihr: „Sie hat warmes Wasser wie es warme Bäder haben.„ Wobey er noch bestimmter bemerkt, der dichte Dampf steige vom December an bis im März von der Quelle auf, und nehme mit der Kälte zu und ab.

Um nun die Anwendung hievon auf unsern Mythus zu machen, nehme ich an, daß sich die Ueberschwemmungen des Skamander gegen den Herbst zu allmählig verloren; die andre Quelle, sey es nun daß sie im Sommer ganz gestockt oder nur sehr unmerklich und ohne beträchtliche Wärme dahin gerieselt habe, wurde immer wärmer. Es fing an ein Rauch aus ihr aufzusteigen; die Bäume umher und die ganze Gegend wurden in Dampf eingehüllt, kurz es war ein Schauspiel wie eines brennenden Flusses. Wie wenn dieß die Unkunde dieser fysischen Erscheinung, der Glaube an unmittelbare Einwirkung der Götter, und noch mehr die alles ins Gebiet des Wunderbaren hinspielende Dichterfantasie mit jener Ueberschwemmung in Kausalverhältniß gesetzt und so gedeutet

deutet hätte, als habe der im Herbſt und gegen den Winter zu ſichtbare Dampf und die Hitze der Skamandriſchen Quelle die Ueberſchwemmung gehemmt und die brauſenden Wogen verzehrt? Natürlich aber war es, daß man dieſe innre Wärme oder Gluth der Quelle der Kraft des Hefäſtus beylegte, und daß ſie damals ungefähr dieſelbe Wirkung hervorbringen mußte, die ſie noch itzt auf den Aga von Bunar-Baſchi machte, von welchem Choiſeul ſagt: er habe mit Verwunderung und einer Art von religiöſer Ehrfurcht von dem dicken Dampfe der Quelle geſprochen!

In der ganzen Fabel läge alſo der einfache Gedanke:

Der Skamander überſchwemmte im Sommer die troiſche Ebene; aber im Herbſte ward er ſeicht, und die Ebene wurde mit Dampf aus der Quelle bedeckt.

Gotha. C. G. Lenz.

III.

Ein Beytrag zur Geſchichte der öſterreichiſchen Geſetzgebung.

Das öſterreichiſche Geſetz über den Hochverrath vom 2ten Jan. 1795. iſt bekannt. Ich habe den Ent-

wurf dieſes Geſetzes vor mir, wie es den 1ten Dec. 1794. zum Drucke bereit lag. Die Vergleichung iſt anziehend, denn der Unterſchied betrift ſehr weſentliche Punkte. Ein Umſtand insbeſondere ſcheinet der Auszeichnung werth zu ſeyn. In dem Entwurfe vom 1ten Dec. iſt die Confiskazion der Güter, als Strafe des Hochverraths, noch beybehalten; in dem Geſetze vom 2ten Januar kommt ſie nicht mehr vor. Noch mehr: man darf nun hoffen, dieſe harte und zweckloſe Beſtrafungsart aus dem öſterreichiſchen Kriminalkodex auf immer verwieſen zu ſehen. Dieſe Anordnung iſt die Folge eines abgeſonderten Gutachtens, womit einer der Räthe, nach ſchon geendigten Verhandlungen, den erſterwähnten Patententwurf begleitete. Die Sache war dringend; ich habe geſagt, daß der Entwurf für den Druck bereit lag. Hier iſt jenes Gutachten, die Einziehung der Güter betreffend, welches ſo glücklich war, die Beyſtimmung des Monarchen zu erhalten.

„Zu §. 2.

„Unterzeichneter weiß, daß der Vermögensverfall auch in dem Entwurfe des verbeſſerten Kriminalgeſetzes wieder in Antrag kommt; er hält ſich überzeugt, in der Berathſchlagung über gegenwärtiges Geſetz ſey keiner von den ſo häufigen, ſo wichtigen gegen die Einziehung des Vermögens ſtreitenden Gründen unerwogen geblieben: nicht die zunächſt an Ungerechtigkeit gränzende Härte gegen eine ſchuldloſe Familie des Verbrechers; nicht die

Unwirkſamkeit der Gütereinziehung als Abhaltungsgrund (da die Härte einer Strafe als Mittel dennoch allein und einzig durch das unumgängliche Erforderniß der Abhaltung als des Zweckes gerechtfertiget werden kann); nicht endlich die Verſchiedenheit der Umſtände, unter welchen die Verſchiedenheit der Perſonen, gegen welche dieſe Strafe in den roheren Zeitaltern, aus denen ſolche ſich gleichſam durch eine traurige Ueberlieferung auf uns fortgepflanzt hat, iſt verhänget worden. Ohne ſich daher auf dieſe, zwar durch alles, was dagegen angeführet wird, für den Unterzeichneten noch nicht entkräftete Gründe der Vernunft zu ſtützen, wünſcht er ſich nur an das Herz eines gütigen Fürſten zu wenden, und demſelben folgende zwey merkwürdige, hieher ſich beziehende Stellen vorzulegen.

Die Kaiſer Arkadius und Honorius durften es eine beſondere kaiſerliche Milde und Begnadigung nennen, daß ſie die Söhne derjenigen, die wegen Majeſtätsverbrechen hingerichtet wurden, nicht in das Todesurtheil der Aeltern mit eingezogen: denn, ſprachen ſie, ganz in dem Geiſte der Tiberianiſchen Geſetzgebung, denn billig ſollten diejenigen zugleich in der väterlichen Beſtrafung mit ihren Untergang finden, von denen die Beyſpiele des väterlichen, das iſt, des erblichen Verbrechens zu beſorgen ſind; aus beſonderer kaiſerlicher Huld jedoch wird ihnen das Leben verliehen; „aber (fährt das huldvolle Geſetz fort) ſie ſollen von der Erbſchaft und dem

„Rach-

„Nachlaſſe der Mutter, der Großältern, von der „Erbſchaft und dem Nachlaſſe aller Verwandten aus„geſchloſſen, auch ſelbſt aus dem Teſtamente irgend „eines Fremden etwas zu erlangen unfähig ſeyn: „ſtets nothleidend und dürftig gehe überall die väs „terliche Schande ihnen zur Seite, — kurz — ihr „Zuſtand ſey ſo beſchaffen, daß das Leben ihnen „zur Qual, der Tod zum Troſte gereiche!„

Cod. L. IX. Tit: 8. L. 5. §. 7. Filii vero ejus, quibus vitam imperatoria ſpecialis lenitate concedimus; (paterno enim deberent perire ſupplicio, in quibus parterni, hoc eſt haereditarii criminis exempla metuuntur) a materna, vel avita, omnium etiam proximorum haereditate nihil capiant, ſint perpetuo egentes et pauperes, infamia eos ſemper paterna comitetur — ſint poſtremo tales, ut his ſit et mors ſolatium, et vita ſupplicium.

Dieſem furchtbaren Begnadigungsgeſetze zum Gegenſtücke ſchreibt Mark Aurel an den Senat, um der Proſkripzion gegen die Anhänger und die Familie des Avidius Kaſſius Einhalt zu thun: „Nie „wird an einem Herrſcher gebilliget, wenn er „ihm zugefügte Beleidigung rächt. Denn, ſo gerecht „die Rache auch ſeyn mag, ſo wird ſie immer zu „ſtrenge gefunden werden. Daher werdet ihr den „Söhnen des Avidius Kaſſius, ſeinem Eidame und „ſeiner Gattin Verzeihung ertheilen. Doch warum „Verzeihung, da ſie nichts verbrochen haben? „Sie

rer eignen geiſtigen Sprache ſich einander enthüllten, und lauter Licht und Wonne um ſich her ſahen, und unſterblich zu ſeyn wünſchten, um ſich ewig lieben zu können. Unter dieſen Erinnerungen, deren Lebhaftigkeit alle äußre Empfindungen verdunkelte, beruhigte ſich mein Herz allgemach. Ich, die ſich ſelbſt nur für einen Theil deines Weſens hielt, konnte nicht glauben, daß wir immer getrennt bleiben würden. Dieſe Hofnung machte nun mein Leben aus, und bemächtigte ſich meiner ſo ſehr, daß ich wieder heiter wurde. Denn ich zweifelte nicht, ich wußte es, daß du nicht aufhören könnteſt, mich zu lieben. Ich überließ dich der glühenden Leidenſchaft einer mächtigen und reizenden Nebenbulerin, ohne ſie einen Augenblik zu fürchten. Ich wußte, daß wenn ſie es auch ſo weit bringen könnte, deine Sinnen zu verführen, ſie doch unfähig ſey, dir eine Liebe einzuflößen wie die unſrige, und daß du dich bald wieder nach derjenigen ſehnen würdeſt, die dich allein glüklich machen, weil ſie allein dich lieben kann, wie du geliebt zu ſeyn wünſcheſt. Unter tauſend ſolchen Gedanken kam ich endlich zu Syracus an. Die vorſichtige Prieſterin hatte Anſtalt gemacht, daß ich nirgend Mittel finden konnte, dir von meinem Aufenthalt Nachricht zu geben. Meine neue Gebieterin war von der guten Art von Geſchöpfen, die gemacht ſind ſich ſelbſt zu gefallen, und ſich alles gefallen zu laſſen. Ich wurde zu der Ehre beſtimmt, den Auſpuz ihres ſchönen Kopfes zu beſor-

„Sie ſollen alſo in Sicherheit leben, und es fühlen, „daß ſie unter dem Aurelius leben. Sie ſollen „in dem Erbe ihrer Aeltern verbleiben, das ihnen „nach ihrem Theile geſchenkt ſey; ſollen in dem Ge„nuſſe von Gold, Silber und anderen Habſchaften „froh und reich ſeyn, und ſicher, und frey, wohin „es ihnen gefällt, ziehen, und bey allen Völkern das „Beyſpiel meiner, das Beyſpiel eurer Gelindigkeit „umhertragen.„

Non unquam placet in imperatore vindicta ſui doloris, quae etſi juſtior fuerit, acrior videtur. Quare filiis Avidii Caſſii, et genero et uxori veniam dabitis. Quid dico veniam, cum illi nihil fecerint? Vivant igitur ſecuri, ſcientes, ſub Marco ſe vivere. Vivant in patrimonio paterno pro parte donato: auro, argento, veſtibus fruentes: ſint vagi et liberi, et per ora omnium ubique populorum circumferant meae, circumferant veſtrae pietatis exemplum. Vulcattii Gallicani Avidius Caſſius, C. 12.

Welche Grundſätze, welche Geſinnungen zwiſchen dieſen Beyden werden die Beypflichtung Franzens verdienen? Für welches von beyden Beyſpielen wird ſich in ſeiner edlen Seele der Wunſch zur Nachahmung regen? Kann man ohne den beſten Fürſten zu verkennen, ohne ihn zu beleidigen, einen Augenblick über den Entſchluß, den er faſſen wird, ungewiß bleiben? Sie ſollen fühlen, wird er ſprechen, die unglücklichen Anverwandten des Verbrechers

chers, daß ſie unter Franzen leben, und in dieſem Beyſpiele ſollen die Völker die mildern Geſetze der Monarchie verehren!„

So verdanken wir die Befreyung von einem barbariſchen Herkommen dem Edelmuthe des Mark-Aurel, oder vielmehr der Geiſtesgegenwart und dem Witze eines Mannes, der die Geſchichte und die Alten lieſt, obſchon er den Kriminalproceß verſtehet. Sie werden begierig ſeyn den Mann zu kennen? Es iſt Sonnenfels, ein Name den man oft anführen muß, wenn man der rühmwürdigen Anſtalten gedenken will, welche das Vaterland enthält.

Wien im Nov. 1796. *** l.

IV.

Auszüge aus Briefen.

I.

Auswärtige Korreſpondenz.

1.

London, d. 17. Nov. 1796.

— Die ſogenannte Erdäpfelempörung (potato's inſurrection) in Irland iſt gar nicht ſo unbedeutend, als die Mini-

Miniſterialblätter uns glauben machen wollen, hat aber durch die vorſchnelle Bekanntmachung des Seeminiſters Truguet eine ſolche Wendung bekommen, daß für die Ruhe von Irland ſelbſt keine weitern Folgen zu beſorgen ſind. Die Orange-men in der Grafſchaft Armagh haben fürchterliche Repreſſalien gegen die dort ſehr zahlreichen Katholiken gebraucht, die ſich, des ewigen Drucks müde, im September vorigen Jahres gegen die Proteſtanten mit dem ſchauderhaften Eid verbanden: to deſtroy man, woman and child of them. — So viel iſt gewiß, daß, wofern die engliſche Regierung den gerechten Beſchwerden der gemishandelten Irländer nicht ſchnell abhilft, die Gährungen zu einer ſehr blutigen Kataſtroſe führen können. Es iſt unbeſchreiblich, wie geringſchätzig der Irländer von dem ſtolzen Südbritten behandelt wird. So darf ſich, um nur eins anzuführen, kein Irländiſcher Fiſcher an den engliſchen Ufern ſehen laſſen, wenn er nicht den härteſten Mishandlungen Preis gegeben ſeyn will. Der Schmutz und die Bettelhaftigkeit der Irländer iſt in hundert Sprichwörtern im Munde des engliſchen Volks, und doch ſind es die Engländer allein, die die aufgeweckte, an Körper und Geiſt kraftvollere Iriſche Nazion ſo verkrüppelt und herabgewürdigt haben.

Der Zuſatz, den Mr. Burke zur zehnten Ausgabe ſeines Pamflets gemacht hat, betrift eine ſeiner Lieblingsideen, daß man, anſtatt ungeheuren Menſchen- und Koſtens

ſtenaufwand in Weſtindien zu machen, den Vendeekrieg aus allen Kräften hätte unterſtützen ſollen. Da es leicht möglich iſt, daß Sie dieſen Zuſatz weder in der franzöſiſchen noch teutſchen Ueberſetzung zu ſehen bekommen, ſo ſetze ich Ihnen nur das her, was er über das Mörderiſche eines Kriegs in Weſtindien und von der Wichtigkeit von St. Domingo ſagt: „In dieſen Weſtindiſchen Abentheuern, heißt es, hatten wir nicht ſowohl einen Feind zu beſiegen, ſondern einen Gottesacker zu erobern. Dort iſt das Schwert des Feindes das Sinnbild der Schonung. Das Land, worauf wir kämpfen, iſt der gefährlichſte Feind. Ein europäiſcher Sieger findet dort in den Früchten ſeines Sieges ſelbſt die ſchrecklichſten Niederlagen. Jeder errungene Vortheil endigt ſich mit einer neuen Rekrutenverſchreibung aus Europa für die Weſtindiſchen Gräber. Dagegen hatten die Königsmörder in jener weſtindiſchen Kriegsführung ein Geſchlecht von Barbaren zu Truppen, welchen die vergiftete Luft, in der unſre Jünglinge unvermeidlichen Tod einathmen, Geſundheit und Leben iſt. Sie ſtehn im ewigen Bund mit dem Klima. — Die Inſel Hiſpaniola, die wir nur bey einem einzigen kleinen Zipfel und an einer ſchlüpfrigen Handhabe halten, (of which we have but one poor corner by a slippery hold) iſt vielleicht ſo groß wie England und an Fruchtbarkeit weit ergiebiger. Der Theil der Spanier von dieſer großen, recht eigentlich zur Herrſchaft in dieſer tropiſchen Ländermaſſe geſchaffenen Inſel war freilich,

nicht

nicht ſo gut angebaut, als es der franzöſiſche Antheil war, ehe noch dieſe Kannibalenrepublik jene Pflanzungen ſyſtematiſch zerſtörte: aber es iſt nicht bloß der größere, ſondern auch der fruchtbarere und geſündere Theil.„

Uebrigens iſt das Blutſpeien des rüſtigen Burke nur der Zerſprengung eines kleinen Blutgefäßes zuzuſchreiben. Er iſt völlig wieder hergeſtellt und brütet jetzt an einer Fortſetzung ſeiner Letters on the regicide peace.

Seit einigen Tagen haben wir ein neues Trauerſpiel von Hrn. Jephſon, die Verſchwörung (the Conſpiracy) betittelt, auf dem Drurylanetheater erhalten. Das Stück ſpielt in der römiſchen Kaiſergeſchichte. Der Kaiſer Titus iſt der geliebte Monarch, gegen welchen ſich die Frevler verſchwören, und der ſie endlich durch ſeine überſchwengliche Gnade zum Selbſtmord treibt. Das Stück würde zu jeder andern Zeit unausſtehlich unwahr und langweilig gefunden werden. Jetzt iſt es aber um ſeiner in die Augen ſpringenden politiſchen Tendenz willen gar ſehr willkommen. Wenn nur die Loyauté auch die inſpirirenden Muſen citiren könnte!

Unſere allgemein geliebte und bedauerte Landsmännin, die Prinzeſſin von Wales, hat keinen andern Troſt, als ihr Kind, einſt, wenn es lebt, die Königin von England, mit mütterlichen Liebkoſungen an ihr Herz zu drücken. Der Prinz girrt mit ſeiner Antiquität (die ich weiß nicht, wie viel Spotnahmen zählt) in Bognorracks. Wenn

Sie etwas von unſerm neueſten hieher gehörigen Skandal leſen wollen ſo laſſen Sie ſich kommen The new Brighton guide, involving a complete authentic and honourable ſolution of the recent myſteries of Carlton-houſe, by Anthony Pasquin, Esq. London, Symonds (2 ſh.) Der wahre Nahme des Verfaſſers iſt John Williams, ein von den Schauſpielern, Direktoren, Zeitungen und Buchhändlern ſehr gefürchteter Mann. Er ſchreibt für ſechs Zeitungen, und wehe dem, welchem er übel will!

2.

Edinburg, d. 26. Nov. 1796.

Sie fragen mich, was von Buchanan's Reiſe durch die weſtlichen Hebriden*) zu halten ſey? Es thut mir in der That leid, daß dieß Buch in Teutſchland ſo viel Leſer erhalten hat, da es nicht fehlen kann, daß dadurch eine Menge falſcher Vorſtellungen von unſern Hebriden in Umlauf kommen müſſen. Mit Vergnügen

*) Die Reiſe erſchien in London im Jahr 1793, und iſt 1795. in Berlin in einer Ueberſetzung herausgekommen. Auszüge daraus ſind mehrern unſerer geleſenſten Journale und noch ganz neuerlich dem letzten Stücke des 3ten Bandes des Henkiſchen Archivs der neueſten Kirchengeſchichte, einverleibt worden. Um ſo willkommener wird dieſe Berichtigung von einem ſehr achtungswürdigen Eingebohrnen jener Gegenden ſeyn.

Anmerk. des Herausg.

gen gebe ich Ihnen die gewünſchten Nachrichten, und habe nichts dagegen, wenn ſie auch öffentlich bekannt gemacht werden. Im Jahr 1782 wurde Mr. Lane (den Naamen Buchanan hat er ſelbſt angenommen) zum Gehülfen des Hrn. John Macleod, Predigers auf der Inſel Harris, beſtellt. Dort wird Galiſch gepredigt. Er verſtand aber dieſe Sprache anfänglich ſo ſchlecht, daß ſeine Zuhörer oft durch ſeine lächerlichen Miſsariffe zum Lachen bewogen wurden. So klingen z. B. Lamm und Wide der ziemlich ähnlich im Galiſchen. Sie können ſich alſo leicht vorſtellen, welche Wirkung es auf die ernſte Kongregazion machen mußte, als ihr Prediger einſt in der Anführung des bekannten Spruches: Siehe das iſt Gottes Lamm! das letztre Wort ſtatt des erſtern ausſprach. Indeß wurde er überall mit Freundlichkeit und Gaſtfreundſchaft aufgenommen, worinn unſere Hebriden noch immer die patriarchaliſchen Sitten beybehalten haben. Allein der gute Mann glaubte nun dieſer Gutmüthigkeit immer mehr zumuthen zu dürfen, betrank ſich und führte ein ſo anſtößiges Leben, daß Hr Macleod von ſeinen Freunden öftere Auffoderungen erhielt, ihn zu entlaſſen. Dieſer würdige und durch ſeine Gelehrſamkeit und Sanftmuth überall geſchätzte Mann, wollte ihn aus Mitleid lange nicht verſtoßen, und warnte ihn zu verſchiedenen Malen. Endlich wurden die Folgen eines allzu vertrauten Umgangs mit einer Weibsperſon ſo ſichtbar, daß er ſich ſchnell entfernen mußte. — Unſer Buchanan war nun gänzlich ver-

ſchollen, bis ſeine Reiſebeſchreibung in London erſchien. Das Buch war ſo voll von Unwahrheiten, daß man es hier mit eben der Verachtung las, mit welcher wir Schottländer gewöhnlich die engliſchen Pasquille auf unſere Nazion zurückweiſen. Doch nahm Dr. Hemp, der hier in Edinburg Prediger und Sekretär der Society for propagating Chriſtian Knowledge in the Higlands and Islands of Scotland iſt, eben der Mann, den Buchanan als den Viſitator der Hebriden ſo ſchändlich verunglimpft, in ſo fern einige Kenntniſſe davon, daß er mit Bewilligung der Kommittee von der General Aſſembly *) in die Edinburger und andere Schottiſchen Zeitungen ein Avertiſſement ſetzen ließ, worinn man ſich von allen Verbindungen mit einem Mann losſagte, der aus einer niedrigen Rachſucht ſeinen Wohlthäter und Freund öffentlich ſo grundlos verleumden könne. Schade daß dieſer Zeitungsartikel nicht bis zu Ihnen vordringen konnte! Dann würde dieſer öffentliche Lügner auch allen Glauben verloren haben. Das meiſte über die Unterdrückung der Einwohner der Hebriden, ihre klägliche Armuth und Unwiſſen-

*) Dieſe Kommittee ordinirt und wählt die von der Society of propagating und dem Könige gemeinſchaftlich beſoldeten Miſſionarien oder Aſſiſtants, welche in gewiſſen Diſtrikten die Hochländer und Hebriden beſuchen, um den oft viele Meilen weit entfernten Pfarrkindern eines Kirchſprengels Sonntags Gottesdienſt zu halten und die Sakramente zu adminiſtriren.

Anmerk. des Herausg.

wiſſenheit iſt ganz falſch, oder wenigſtens, wo ja etwas wahres zum Grunde liegt, aufs gehäſſigſte übertrieben. Die Prediger auf den Inſeln und in den Hochländern ſind faſt alle ſehr reſpektable und ihrer Pflicht getreue Männer. Selbſt die ärmſten Hochländer können leſen und ſchreiben, und ſind bey weitem nicht ſo vernachläßigt als ein großer Theil der niedrigſten Volksklaſſe in England.

Daß Hr. Vogt in Hamburg uns Edinburgern öffentlich ſo viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie Sie ſchreiben, iſt gewiß jedem ehrliebenden Schotten nicht gleichgültig. Seine ſeltene Gabe, den gründlichen Gelehrten mit dem feinen Weltmann zu verbinden, ſeine glänzende Haushaltung die er führte, und wo er ſelbſt die berühmteſten Männer unſerer Univerſität mit Hamburgiſcher Gaſtfreundſchaft zu bewirthen pflegte, ſeine Schrift über das Armenweſen, alles vereinigte ſich, um ihm hier allgemeine Aufmerkſamkeit und Hochachtung zu erwerben und allen ſeinen hieſigen Freunden ſein Andenken theuer zu machen.

3.

Neapel, d. 8. Nov. 1796.

Meine Studien von Thierköpfen müſſen Sie als eine Vorarbeit zu meiner Homeriſchen Gemäldegallerie anſehn. Meine Abſicht hierbey iſt, die Fyſiognomie und die wahren Karaktere der Thiere, mit welchen die Ho-

meriſchen Helden ſo manche Aehnlichkeit haben, zu erlernen. Ich habe ſie mit groſſem Fleiß nach der Natur gemacht, und einige ſogar gleich nach dem Leben aufs Kupfer radiert. — In wenig Tagen wird der Text zum 3ten Theil der neuen Hamiltoniſchen Vaſen fertig, und dann wird ſogleich mit dem Druck des vierten angefangen! Der Hr. von Italinski hat viele ſcharfſinnige und gelehrte Erklärungen gegeben. Schade nur, daß er ſich nicht ganz dieſem Geſchäfte widmen kann, da er als Ruſſiſcher Geſchäftsträger jetzt im diplomatiſchen Fache alle Hände voll zu thun hat. Geſtern war ich mit ihm zu Nola, um die Sammlung der Vaſen von Vivenzio einmal wieder zu ſehn. Sie hat ſich ſeit kurzem wieder anſehnlich vermehrt, und unter den Ankömmlingen ſind herrliche Stücke. Auch ſahen wir nachgraben, und wir waren ſo glücklich, daß in unſerer Gegenwart ein Grab mit Vaſen aufgedeckt wurde. Dieß iſt ein um ſo ſeltnerer Glücksfall, da das ganze Erdreich um Nola ſchon umgewühlt iſt, und man ſelten neue Gräber findet Nicht weit vom Grabe wurde ein eiſerner Pfeil gefunden. Es giebt zu ſonderbaren Betrachtungen Anlaß, wenn man denkt daß dieſer Pfeil von einem Numider aus dem Heere des Hannibal das hier mehrere Gefechte hatte, verſchoſſen worden ſeyn kann. Man findet hier auch viele bleierne Kugeln, *) länglich

*) So wenig ich leugnen möchte, daß man an den Pfeilen zuweilen auch am untern Theile etwas Metall befeſtigt habe,

beſorgen; und die Art, wie ich dieſes Amt verwaltete, erwarb mir ihre Gunſt ſo ſehr, daß ſie mich beynahe ſo viel liebte, als ihren Schooßhund. In dieſem Zuſtand hielt ich mich für ſo glüklich, als ich es ohne deine Gegenwart in einem jeden andern hätte ſeyn können, bis die Ankunft des Sohnes meiner Gebieterin die Scene veränderte.

Siebentes Capitel.

Fortſezung der Erzählung der Pſyche.

Narciſſus, ſo hieß dieſer junge Herr, war von ſeiner Mutter nach Athen geſchikt worden, die Weiſen daſelbſt zu hören, und die feinen Sitten der Athenienſer an ſich zu nehmen. Allein er hatte keine Zeit gefunden, weder das eine noch das andre zu thun. Einige junge Leute, die er ſeine Freunde nannte, machten jeden Tag eine neue Luſtbarkeit ausfündig, die ihn verhinderte, die ſchwermüthigen Spaziergänge der Philoſophen zu beſuchen. Ueberdas hatten ihm die artigſten Sträuſſermädchen von Athen geſagt, daß er ein ſehr liebenswürdiger junger Herr wäre; er hatte es ihnen geglaubt, und ſich alſo keine Mühe gegeben, erſt zu werden, was er nach einem ſo vollgültigen Zeugniß, ſchon war. Er hatte ſich alſo mit nichts beſchäftiget, als ſeine Perſon in das gehörige Licht zu ſetzen; niemand in Athen konnte ſich rühmen lächerlicher gepuzt zu ſeyn,

länglich wie eine Mandel. Sie ſteckten in den Pfeilen aus Rohr, damit ſie im Fluge beſſer giengen. Die Zahl der Vaſen von Vivenzio beträgt jetzt, groſse und kleine gerechnet, an 500. Ein anderer guter Freund von mir beſitzt jetzt auch eine zahlreiche Sammlung, die täglich wächſt. Beide werden in Kupfer herauskommen. Ich beſitze ſelbſt auch 100 ausgeſuchte Vaſen, die Sie mit der Zeit auch ſehen ſollen. —

W. Tiſchbein.

4.

Rom, d. 12. Nov. 1796.

Der zu Ende des vorigen Sommers erſchienene ſechſte Theil des Muſei Pio-clementini enthält die Fortſetzung der Reliefs, und iſt alſo in der Reihe der fünfte. Auf 45 Kupferplatten ſind Reliefs des Muſeums abgebildet, wozu noch 2 andere Platten zur Erläuterung kommen,

habe, um ſo das Gleichgewicht mit der eiſernen Pfeilſpitze wieder herzuſtellen; ſo vermuthe ich doch, daß die hier gefundenen, mandelförmigen Bleykugeln nichts anders als Schleuderkugeln (glandes) geweſen ſind, die bekanntlich ſtatt der Steine abgeſchleudert wurden, und indem ſie in der Luft glühend geworden waren, eben ſolche Schußwunden verurſachten, als unſere Muſketenkugeln. Oft hatten ſie Inſchriften, wie die, welche Lipſius Poliore. IV. 3. abbildet: Fugitivi periſtis! Ausreißer, ihr ſeyd verloren!

Anmerk. des Herausg.

die zum Theil noch gar nicht publicirte Alterthümer enthalten. Die Vorrede enthält schöne Bemerkungen über das Alter der Reliefs auf den Sarkofagen und über Sarkofagen selbst. — Noch schließt der Vatikan alle seine alten Bewohner ein. Einige nur sind von den französischen Kommissärs von ihren Sitzen gestoßen worden, stehen und liegen auf dem Boden ihrer Gemächer und — lassen sich so von dem Antiquaren um so genauer beschauen. Der Apoll und Laokoon sind indeß noch um keine Hand breit gewichen Auch die Handschriften sind unangetastet. Die Kommissärs haben sich von Rom entfernt und nur der Agent der Republik ist noch hier. — Merkwürdig war es, daß unter den Kommissarien kein Filolog zur Ausfuchung der Handschriften befindlich war, und eben so auffallend, daß die Auswahl der Statuen einem alten Bildhauer überlassen war, der nie in Italien gewesen ist. Wenn es auch wirklich Ernst gewerden wäre, so scheint es doch wahrscheinlich, daß die Werke der alten Skulptur Rom nicht verlassen, sondern einen von französischen Künstlern angekauften Platz geschmückt hätten. Indessen hatte man nicht ermangelt von den Ueberwindern sich die Erlaubniß zu erbitten, die abgehenden Monumente formen zu dürfen, um in jedem Fall täuschende Schattenbilder an die bekannten Stellen des Apollo, Laokoon u. s. w. aufstellen zu können — die Kommissarien sollen Noten der zu fodernden Kunstwerke und Handschriften bey sich gehabt haben, die von sehr kundigen

Män-

Männern aufgeſetzt ſeyn muſten. Aus Bologna ſind nicht allein alle Gemählde von Bedeutung, ſondern auch alle Handſchriften von S. Salvatore wirklich nach Frankreich abgeſchickt.

Der Pabſt hat die Erlaubniß gegeben, die Theater in dem eintretenden Karneval zu eröffnen, ſo ſehr ſich auch der eifernde Vikarius mit zwey bekannten und unter dem Volk beliebten Prieſtern der Geſtattung dieſes dem römiſchen Volk in ſeinem jetzigen Elende mehr als je nöthigen Vergnügens entgegengeſetzt haben. — An literariſchen Neuigkeiten ſind wir unter den jetzigen Umſtänden hier ärmer als jemahls.

W. Uhden.

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Halle, den 15. Sept. 1796.

Dieſer Tage hatte das hieſige Publikum eines der ſonderbarſten Schauſpiele. Hr. Falk, der ſich durch ſeine ſatyriſchen Verſuche auch bereits im Publiko bekannt gemacht, veranſtaltete die Aufführung einer von ihm ſelbſt verfertigten dramatiſch-ſatyriſchen Rhapſodie. — Sie führte den Titel: Die Schuhus. Marionetten, eine Elle hoch und drüber, Schuhus, Käuzlein, ausgeſtopfte Raben und Nachteulen machten das Perſonale aus. Die Scene war in dem Tempel der Göttin Me-

ria. Diese Göttin (ein großer beweglicher Schuhu) saß auf einem Thron, der von leeren Bücher- und Journals umschlägen aufgethürmt war; seelenlose Körper (wie Moria sich selbst darüber ausdrückte) von ungebornen teutschen Autoren, deren respektive Geister gegen die Leipz. Ostermesse in ihrem Tempel zu Tausenden erschienen, um sich zahm in einen ihr beliebigen Körper von Schweins- Kalbs- oder Schafsleder einkleiden zu lassen. — Doch ich will Ihnen nicht vorgreifen. Denn wie ich höre, so wird Hr. Falk diese Posse auch in seinem satyrischen Taschenbuche mit abdrucken lassen. Genug, das Stück war voll von Beziehungen auf Zeitumstände und lebende Dunse; auch ward es drey Tage hinter einander unter großem Zulauf von Professoren, Doktoren und Zuschauern aus allen Ständen und Geschlechtern aufgeführt, und war in allen Zirkeln das Gespräch des Tages. — Etwa 14 Tage darauf erhielt der Verfasser einen Brief, angeblich von Berlin. „Ein Mann — so hieß es im Briefe — der Herrn F... wegen seiner satyrischen Talente „bewundere, der aber die Keckheit, womit Er die ehrwürdigsten Gegenstände des Staates und der Religion angriffe durchaus mißbillige, wolle ihm hiermit „einen Wink geben, sogleich Halle zu verlassen. Wenn „sein Prozeß, wie es doch im Preußischen nicht ganz ungewöhnlich wäre, mit der Exekuzion eingeleitet werden „sollte, so ständen Gassenlaufen oder Vestungsstrafe ihm „unausbleiblich bevor. Zu beiden brauche es bloß eines

„Ka-

„Kabinetsbefehls; dieſer (wie der Verfaſſer des Briefs „aus zuverläßigen Quellen wiſſe) ſey gewiß im Werke, und „jetzt vielleicht ſchon unterwegs.“ — Der Rath ſeiner Freunde unter den dortigen Gelehrten war unverzügliche Flucht. Aber Hr. Falk blieb feſt entſchloſſen, ſeinem Grundſatz, ſich zu allen ſeinen Angriffen offen und teutſch zu bekennen, auch hier getreu zu bleiben. — „Nur Stumpfſinn und Bosheit, ſagte er, können ein Staatsverbrechen aus dieſer Poſſe herausdeuteln. — Der König iſt ein guter wohlwollenden Fürſt, die preußiſche Juſtizpflege vortrefflich; ich fürchte nichts. Unſre Regierung iſt zu aufgeklärt, um ſich durch Lettres de Cachet zu brandmarken, und offne Unterſuchung ſcheue ich nicht!“ —

Indeſſen blieb der Kabinetsbefehl aus. — Vermuthlich wollten gewiſſe Freunde die Mannheit und Unerſchrockenheit dieſes jungen Satyrikers auf die Probe ſtellen Hr. Falk aber nahm von dieſer wohlgemeinten Warnung durchaus keine Notiz, und blieb noch einen vollen Monat nach Empfang dieſes Briefes in Halle.

2.

Dresden, d. 10. Dec. 1796.

— Leider iſt es gegründet, daß unſere herrliche öffentliche Bibliothek, die ſonſt auch Auswärtigen ihre Schätze öffnete,

öffnete, in dieſem Fache jetzt harte Einſchränkungen erduldet. Es darf durchaus kein Buch ohne ausdrückliche Erlaubniß des Oberkammerherrn Grafen Marcolini ausgeliehen werden. Das heißt eine halbe Unmöglichkeit zur Bedingung machen, und läuft ungefähr auf das hinaus, was in unſerer ſchönen Bildergallerie ſchon Geſetz iſt, nehmlich, daß kein junger Künſtler, auch nachdem er die Erlaubniß erhalten hat ein Stück zu kopieren, dieß ganz kopieren darf. Eine Hand, ein Kopf, ein Theil muß ſchlechterdings ausgelaſſen werden. Wohl ihm, wenn er den fehlenden Theil aus dem Gedächtniß zu Hauſe ergänzen, oder in der Gallerie hinter dem Rücken der Aufſeher auf einem beſondern Blatte wegſtehlen kann! Dafür iſt man, ſeit Hr. Becker die Aufſicht über das Antiken-Kabinet erhalten hat, dort weniger engherzig. Sie wiſſen, daß ſein Vorgänger, der alte Wacker, über dieſen Punkt keinen Scherz verſtand, und ſo wenig als möglich von dieſen Kunſtſchätzen vor die Augen des Publikums kommen ließ. Jetzt treibt es ſein Nachfolger vielleicht auf der andern Seite zu weit. Dem neueſten Taſchenbuche für Frauenzimmer, deſſen Herausgeber er iſt, ſind zwey Antiken aus dieſer Sammlung zur Ausſtattung mitgegeben. Ob das Werk, wovon Wacker ſo viele Jahre geſprochen hat, eine Ikonografie des Antikenkabinets, wie es ſeit 12 Jahren im Erdgeſchoß des Japaniſchen Palais aufgeſtellt iſt, noch heraus kommen wird, habe ich zwar nicht gewiß erfah-

ren

ren können, glaube es aber doch, weil die Walthersche Hofbuchhandlung ſchon beträchtliche Unkoſten darauf verwandt und die Herausgabe nach Wackers Tode ſeinem Vertrauten, dem Hrn. Biblio-hekſekretär Lipſius auf, getragen haben ſoll. Was dieſem Werke einigen Werth geben müßte, ſind die unter Wackers Aufſicht ſchon ſeit mehreren Jahren geſtochenen Kupfer von der Agrippina, dem pro ſalben en Athleten, (nach einer Gemme des Praci de Scalptoribus Gemmarum, T. I. tab. 51. wozu Wacker auch die Paſte aus Lord Duncannons Sammlung durch Hrn Küttner erhalten hatte) von der römiſchen Matrone und ihren zwey Töchtern, aus Eugens Verlaſſenſchaft, (gewöhnlich unter dem Nahmen Pudicitia oder die Veſtalinnen bekannt, worüber noch neuerlich ein Hr. v. Meyer ganz ſeltſame Dinge zu erzählen wußte) von dem Bacchanal an einem Sarkofag, und von dem auf Wackers Angabe ziemlich unantiquariſch ausgeführten Kolumbarium. Dieſe ſollten als Supplemente zu den Marbres de Dresde hinzugefügt werden, und müßten den Liebhabern allerdings ſehr willkommen ſeyn. Schade, daß die Privatſammlungen des ſell. Wackers ſo ſehr zerſtreut und vereinzelt werden! Seine Gemmen und einige Abſchr. hat der Herzog von Gotha erhalten. Seine Bronzen und Münzſammlung iſt auch an einen Liebhaber in Sachſen verkauft worden *), und ſeine

*) Eine herrliche 14 Zoll hohe Bronze, eine Viktoria — eine

seine durch vieljährige Aufmerksamkeit mühsam zusammengebrachte antiquarische Bibliothek, die billig mit dem kurfürstl. Antikenkabinet hätte vereinigt werden sollen, wird in der Mitte des Januars hier veraukzioniert, ohne daß auch nur des Namens ihres Besitzers dabey gedacht oder ein scientifisch geordneter Katalog dazu verfertigt worden wäre. Ein beschämender Vorwurf für seine Erben! — Mit dem Anfange des neuen Jahrs wird auch die schöne Kupferstich-Sammlung des verstorbenen Prof. Casanova hier versteigert, wobey sich eine zahlreiche Münzsammlung neuer Medaillen befindet. Denn seine alten Münzen und geschnittenen Steine hatte Casanova schon vor mehreren Jahren an die Kaiserin von Rußland verkauft.

3.

Leipzig, den 12. Dec. 96.

Noch wird die Einweihung unserer prächtig instaurirten Nikolaikirche aufgeschoben. Kein Mensch weiß, aus welchen Gründen. Aber, was dem Freunde der Aufklärung fast noch wichtiger seyn muß als jenes, mit Weihnachten wird endlich das neue Gesangbuch hier eingeführt.

eine der schönsten kleinen Bronzen, die sich in Teutschland befinden — ist durch Wiederverkauf in die Antikensammlung des Hrn. Geheimen-Raths v. Göthe nach Weimar gekommen.

Anm. des Herausg.

führt. Der überall mit weiser Vorsorge eingreifende Rath läßt 1000 Exemplare unter die ärmere Klasse der Einwohner durch die Prediger vertheilen. Sie wissen aus dem Henkischen Archive, wie viel Schwierigkeiten dieß neue Gesangbuch durch einige Herrn der hiesigen theologischen Fakultät erfahren mußte. Auch jetzt hört das heimliche Anfeinden dieser so billigen Neuerung noch nicht auf. Man hat mit Entsetzen bemerkt, daß im ganzen Buch nicht einmal das Wort Dreieinigkeit, vorkomme, und man sagt, unser Primarius der Theologie werde dagegen einkommen, daß man viele Lieder nicht mit seinen Veränderungen abgedruckt habe. Zur Bestimmung des geistigen und geistlichen Barometerstandes in Kursachsen können Ihnen vielleicht noch folgende Data dienen. Wegen des letzten Perfektibilitätsbriefes des Hrn. Adjunktus Krug in Wittenberg, eines würdigen Schülers Ihres Reinholds, als er noch in Jena war, ist von Dresden aus eine Anfrage an das hiesige Konsistorium ergangen, ob er hier gedruckt und censiert sey? Und doch steht Wittenberg ausdrücklich auf dem Titel. Eben so ist nach Wittenberg an Hrn. Krug eine Insinuazion gekommen, ob er wirklich der Vers. sey? Und doch enthält jener Brief nur eine Selbstvertheidigung gegen Mißverständnisse. Unserm Hrn. Prof. Küinöl dem Jüngern ist eine Vertheidigung wegen einigen Ketzereien abgefodert worden, die sich in seinen lateinischen Erklärungen der Perikopen eingeschlichen haben sollen. Die

Ver

Beſetzung der Hofpredigerſtelle und der Superintendentur in Koldiz hat zu allerley Betrachtungen Anlaß gegeben. Sehr luſtig iſt aber der Einfall, eine ältere Reinhardiſche Predigt gegen die Herrnhuther in Zerbſt abdrucken zu laſſen, und dem Hauptorthodoxen unſers Landes im Namen eines Mitglieds der Union zu dedicieren. Hier wurde ſie Burſchern und Hempeln, vergeblich von ihren zwey Kollegen, Roſenmüller und Keil, ins Haus geſchickt.

Auf unſerer Sternwarte, nach welcher Sie fragen, hält Rüdiger Vorleſungen. Aber mit den Inſtrumenten iſt man noch nicht ganz in Richtigkeit, da auch die zweite Lieferung aus England wieder verunglückt iſt.

V.

Die Muſen-Almanache
für das Jahr 1797.

Ein Geſpräch
zwiſchen einem Freund und Mir.

Der Freund. Werden Sie uns nicht auch wieder zum neuen Jahr eine Recenſion der Muſenalmanache und

weissere Zähne und sanftere Hände zu haben als Narcissus. Er war der erste in der Kunst, sich in einem Augenblik zweymal auf einem Fuß herum zu drehen, einen Fächer aufzuheben, oder ein Blumensträuschen an die Stirne einer Dame zu steken. Bey solchen Vorzügen glaubte er einen natürlichen Beruf zu haben, sich dem weiblichen Geschlecht anzubieten. Die Leichtigkeit womit seine Verdienste über die zärtlichen Herzen der Sträussermädchen gesiegt hatten, machte ihm Muth sich an die Kammermädchen zu wagen, und von diesen Nymphen erhob er sich endlich zu den Göttinnen selbst. Ohne sich zu bekümmern, wie sein Herz aufgenommen wurde, hatte er sich angewöhnt zu glauben, daß er unwiderstehlich sey; und wenn er nicht allemal Proben davon erhielt, so machte er sich dafür schadlos, indem er sich der Gunstbezeugungen am meisten rühmte, die er nicht genossen hatte. — Wunderst du dich, Agathon, woher ich so wol von ihm unterrichtet bin? Von ihm selbst. Was meine Augen nicht an ihm entdekten, das sagte mir sein Mund. Denn er selbst war der unerschöpfliche Innhalt seiner Gespräche, so wie der einzige Gegenstand seiner Bewunderung. Ein Liebhaber von dieser Art sollte dem Ansehen nach wenig zu bedeuten haben. Eine Zeit lang belustigte mich seine Thorheit; allein er wurde ungestüm. Er fand es unanständig, daß eine Aufwärterin seiner Mutter unempfindlich gegen ein Herz bleiben sollte, um welches die Sträusser-Mädchen zu Athen einander beneidet hatten. Ich ward endlich genöthiget, meine Zuflucht zu seiner Mutter zu

nehmen.

und poetiſchen Blumenleſen, wenigſtens der vorzüglichſten, zum Beſten geben?

Ich. Warum? zu welchem Ende?

Er. Was das für Fragen ſind! Gewiß wird kein Leſer ſolche Fragen an Sie thun.

Ich., Das wäre ſehr höflich von den Leſern; aber es dürfte mich nicht abhalten, ſie an mich ſelbſt zu thun; und wenn ich dieſes Orakel frage, ſo iſt, däucht mich, die Antwort nicht zweifelhaft. Warum eine Arbeit unternehmen, die zu nichts mehr helfen kann? Denn ich kann mir doch nicht verbergen, daß meine Recenſion um drey oder vier Monate zu ſpät käme, wenn die Abſicht wäre das Daſeyn dieſer poetiſchen Vademekum anzuzeigen. Sie ſind ſchon längſt in jedermanns Händen; wer leſen mag hat ſie geleſen; ohne Zweifel iſt auch ihre Wirkung auf das Publikum, das Wohlgefallen oder Mißfallen, ſo die Leſer, aus objektiven oder ſubjektiven Urſachen, an dem geleſenen gefunden, ohne mich bereits entſchieden.

Er. Daß das Daſeyn der poetiſchen Taſchenbüchlein quaeſtionis keiner Anzeige bedürfe, gebe ich Ihnen zu; denn von allem was uns die Herbſtmeſſen neues zu bringen pflegen, ſind ſie immer das erſte, wornach von jedermann gefragt und getrachtet wird. Leider enthalten ſie auch (die Horen und etliche andere Monatsſchriften etwa ausgenommen) ſchon ſeit geraumer Zeit

beynahe die ganze Ausbeute, die unser Parnaß an Blumen und Früchten jedes Jahr gegeben hat, und die Einrückung in einen Musenalmanach scheint, wo nicht der einzige, doch der sicherste Weg zu seyn, unser eckles übersättigtes Publikum zum lesen gereimter und nicht gereimter Verse zu verführen. Die Anschaffung der gangbarsten und durch die Firma der Herausgeber garantirten jährlichen Anthologien ist daher, bey den Meisten, eine bequeme Art sich mit unsern Musen für das ganze Jahr abzufinden; und da bey Lesern dieses Schlages die Neuheit den größten Reiz solcher Näschereyen ausmacht; so ist natürlich, daß sobald sie uns in dem herbstlichen Messkatalog angekündigt werden, jeder der erste seyn will, der sie gelesen hat. Bey vielen ist es in der That bloße Gewohnheit und Mode; die Musenalmanache gehören zur Jahrszeit; man kauft sie um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche, wie die Nürnberger Pfefferkuchen um Weynachten; man durchblättert sie, nascht oder berührt (wie Horazens Stadtmaus) dente superbo dies und jenes, schwazt davon, lobt und tadelt, wie Geschmack oder Laune oder irgend eine andere zufällige Stimmung es mit sich bringt, und wenn die Spieldinge aufgehört haben was neues zu seyn, legt man sie auf die Seite und die Rede ist nicht weiter davon.

Ich. Sehr wahr! Aber Sie hoffen doch nicht, mich durch diese angenehme Betrachtung zu einer Arbeit aufzumun-

zumuntern, die der ungleich größten Mehrheit des lesenden Publikums sehr gleichgültig seyn muß?

Er. Bedenken Sie aber auch, daß, ungeachtet der überhand genommenen Kälte gegen alles was wie Verse aussieht, – woran wahrscheinlich die Versefabrikanten selber mehr Schuld haben als das Publikum — es dann doch auch noch eine beträchtliche Anzahl eigentlicher Liebhaber der Musenkunst oder doch der Produkte dieser schönen Kunst giebt, die sich an einem flüchtigen Anblick der Blumen und Früchte, die ihnen von den Kanefören unsers Parnasses angeboten werden, nicht begnügen. Glauben Sie mir, es fehlt noch immer nicht an Lesern und Leserinnen, die eine sehr interessante Unterhaltung darin finden, sich bey diesen Gaben länger zu verweilen, und sie (vorausgesetzt daß sie wirklich genießbar sind) mit Geschmack und Reflexion zu genießen. Manche gehen noch weiter: sie wollen sehen, ob und was für Fortschritte zur Vollkommenheit wir in diesem Fache gemacht haben; wollen auf den Einfluß merken, den der Geist der Zeit auch auf die Werke der Einbildungskraft und des Witzes zu haben pflegt; wünschen sich gewiß zu machen, ob uns das, was wir von Jahr zu Jahr an Menge und Mannigfaltigkeit poetischer Werke verlieren, durch die Schönheit und innere Güte dessen, was uns noch gereicht wird, nicht vielleicht mit Gewinn vergütet werde? Aber sie sind zu bescheiden.

den, um in allem dieſem ihrem eigenen Gefühl und Urtheil zu trauen; ſie wünſchen es durch Männer von bewährtem Geſchmack, zumahl ſolche die ſelbſt für Meiſter in der Kunſt gelten, entweder beſtättiget oder berichtiget zu ſehen, und auf manche feinere Schönheiten die ihnen entgangen wären, oder auch auf Fehler, welche ſie ſelbſt nicht bemerkt hätten, aufmerkſam gemacht zu werden.

Ich. Mit dem letztern, Freund, geſchieht nicht nur den Schriftſtellern die für unſer Vergnügen arbeiten, ſondern auch uns andern geneigten Leſern ein ſchlechter Dienſt. Ich wenigſtens weiß es den dienſtfertigen Herren keinen Dank, die mir mein Vergnügen an einem ſchönen Werke dadurch zu verkümmern ſuchen, daß ſie mich mit der Naſe auf kleine Mängel und Flecken ſtoßen, die ich ohne ſie nicht wahrgenommen hätte, (vielleicht mit gutem Vorbedacht nicht wahrnehmen wollte) oder mir beweiſen, daß mir das, was mir gefällt, nicht gefallen ſollte, weil es ſo oder anders beſſer ſeyn könnte, und weil ſie ſelbſt es anders gemacht haben würden. Was aber den andern Punkt betrift, ſo geſtehe ich Ihnen — verzeihen Sie mir einen Seitenblick auf meine eigenen Machwerke, womit ich mich ſeit einigen Jahren aus Pflicht zu ſehr beſchäftigen muß, um vergeſſen zu können, daß ich auch in die produktive Klaſſe gehöre — ich geſtehe Ihnen alſo, ich wünſche mir keine Leſer von ſo ſchwachſinniger Beſcheidenheit,

daß

daß ſie ſich nicht eher getrauen ihrem eigenen Gefühl zu glauben, bis ſie von irgend einer konſtituirten Autorität berechtigt worden ſind, ſich das, was ihnen gefällt, gefallen zu laſſen; oder, um es noch teutſcher herauszuſagen, ich glaube nicht an die Wahrheit eines Gefühls, das ſich ſelbſt nicht glaubt. — Ich erinnere mich noch aus der Zeit, als des vor 50 bis 60 Jahren ſo berühmten und allgemein geleſenen Brockes Irdiſches Vergnügen in Gott eine Quelle oder vielmehr ein Ocean des unbeſchreiblichſten Vergnügens und Genuſſes für meine junge Seele war, daß ich endlich doch des beſtändigen Aufforderns, „die Roſen und Lilien ſchön, den Himmel blau und die Bäume grün zu finden," von Herzen überdrüſſig wurde, und in der That ziemlich bald zu merken anfing, daß ein einziger Blick auf einen in der Morgen- oder Abendſonne flammenden Roſenbuſch mir unendlichmahl mehr war, und mehr ſagte, als des gutherzigen proſaiſchen Schwärmers ganzes verſificirtes Rokarium zuſammengenommen. Ich kann mich nicht erwehren zu denken, es müſſe jedem Leſer von Gefühl, der ſich die Mühe genommen hat meine Recenſionen, z. B. des Voſſiſchen Muſenalmanachs, in einigen der letzten Jahren zu überleſen, ungefähr eben ſo ergangen ſeyn, wenn ich von den Liedern oder andern Gedichten eines Voß, v. Salis, Matthiſſon, u. a. nach dem erſten angenehmen Eindruck, den ſie auf mich machten, ſprach. Wie

glücklich ich auch zufälliger Weise hier und da im Ausdruck meines Gefühls gewesen seyn möchte, (wiewohl ich mir selbst hierin selten ein Gnüge thun kann) was könnte ich einem Leser, der Augen zum sehen und ein Herz zum fühlen hat, anders sagen, als was er eben so gut sah und fühlte als ich — „Das gefällt mir, ergötzt „oder rührt oder entzückt mich, befriedigt meine strengsten Forderungen, ist schön, vortrefflich, groß, sublim, oder neu, zierlich, zart, lieblich, u. s. w. kurz, es ist — was es seyn soll, wahre Eingebung der Muse, wahre Grazie, wahr gedacht und gefühlt, rein aufgefaßt, glücklich ausgedruckt — so schicklich und leicht, ut sibi quivis speret idem, so rein, so abgerundet, so vollendet, ut frustra laboret ausus idem," u. s. f. Wozu nun das alles bey Werken von ähnlicher Art und gleichem Werth von eben denselben Meistern alle Jahre wiederhohlen? wie mein alter ehrlicher Brockes, so oft die Rosen wieder in seinem Garten blühten, seine Beschreibungen und Päane auf die Königin der Blumen in ellenlangen Reimzeilen, immer wieder mit der nehmlichen Nutzanwendung, erneuerte. Und was für eine Nutzanwendung könnte ich etwa zum Behuf der Nachahmer und angehenden Dichterlein beyfügen? als die Vermahnung: gehet hin und thut deßgleichen! — die ihnen nichts helfen kann, weil es nicht von ihrem Willen abhängt deßgleichen zu thun; — oder den Horazischen Elenchus: „vetanum tetigisse timent fugiuntque

pœtam qui ſapiunt", den keiner, dem er gilt, auf ſich ſelbſt anzuwenden Verſtand genug hat.

Er. Wir haben alſo, wie ich ſehe, für dieſes Jahr nichts von Ihnen zu erwarten?

Ich. Das beſte iſt, daß ſie nichts dabey verlieren.

Er. Das zu entſcheiden, iſt unſer Recht; Sie haben mit Erlaubniß, keine Stimme dabey.

Ich. Nun ſo gebe ich Ihnen noch einen Punkt zu bedenken, der für mich wenigſtens entſcheidend iſt. Die Dichter, die ich beurtheilen, d. i. loben oder tadeln ſoll, ſind entweder ſolche, über deren Rang und Werth die öffentliche Stimme ſchon definitiv geurtheilt hat; oder junge Künſtler die ihre erſten Verſuche ausſtellen; oder eine Art von Dilettanten, die (was dermalen beinahe jedermann kann) gelegentlich, zu ihrer eigenen und guter Freunde Beluſtigung, ein Madrigal, ein Epigramm, ein Liedchen an irgend eine wirkliche oder fantaſierte Lina, Mina, Mina, Tina oder Wina, auch wohl gar, von der Begeiſterung Symposiſcher Hochgefühle ergriffen, einen Rundgeſang oder ſo etwas hervorgebracht haben, und nun aus einem ſehr verzeihlichen Naturtrieb, dieſe flüchtigen kleinen Erzeugniſſe ihres Geiſtes ſo lange als möglich bey Leben zu erhalten wünſchen, oder ihnen wenigſtens eine ehrenvolle Grab- und Ruheſtätte verſchaffen möchten. Die erſten ſind größtentheils, wo nicht alle, meine Freunde, zum

Theil von vielen Jahren her; ſie ſelbſt ſowohl, als alle andere die es wiſſen wollen, wiſſen ſchon lange was ich von ihnen und ihren Werken halte. Meinem Gefühle nach iſt etwas — wie ſoll ich es nennen? — ungezie-mendes möchte ich beynahe ſagen, darin, wenn Freunde einander öffentlich lobpreiſen — wiewohl dies in ganz beſondern Fällen ſeine Ausnahme leiden mag. — Da-für ſcheint es mir aber auch nicht viel ſchicklicher zu ſeyn, wenn einer ſeine Freunde und Familiares öffentlich nach der Strenge würdigen, oder Fehler an ihnen aufſuchen wollte, die das Publikum vielleicht überſehen haben würde. Ueber dieſen Punkt finde ich mein Gefühl in folgendem Epigramm (Xenien, S. 133.) ſehr gut ausgedrückt:

Warum tadelſt du manchen nicht öffentlich? Weil er
ein Freund iſt;
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.

Ein Geſetz, welchem man gleichwohl, ſobald man vor dem ganzen Volke urtheilt, nicht immer getreu bleiben kann, ohne ſich gegen die Welt und ſich ſelbſt verant-wortlich zu machen; — was gerade dießmahl der Fall wäre, wenn ich mich bewegen ließe, Ihrer Auffordes-rung nachzugeben. Und dennoch, wenn es ja getadelt ſeyn muß, wollte ich lieber einen Dichter, deſſen Ver-dienſte allgemein anerkannt ſind, mit der Strenge ei-nes Höllenrichters beurtheilen, als die Mängel und Ge-

brechen

brechen eines angehenden Kunſtjüngers öffentlich rügen, wenn er entſchiedene Anlagen einſt vortrefflich zu werden zeigt! Ja ich geſtehe, daß ich ſogar ein noch unentſchiedenes Talent nicht anders als mit Schonung behandeln möchte, da man doch in allen Gattungen und Fächern der Kunſt und der Wiſſenſchaft Beyſpiele hat, daß große Talente ſich erſt ſpät entwickelt und gute Köpfe erſt nach manchem mißlungenen Verſuch in andern Fächern dasjenige ausfindig gemacht haben, worin ſie glänzen konnten. — Was die dritte Gattung von Kontribuenten zu unſern Poetiſchen Taſchenbüchern betrift, ſo ſehen Sie ſelbſt, mein Freund, daß es hart wäre, ſolchen bloß von der großen Verführerin alles Fleiſches, der Gelegenheit, verleiteten, oder von einem efemeriſchen Fieberanfall zum reimenden Zähnklappen oder zur Alkäiſchen, Chorijambiſchen und Dithyrambiſchen Raſerey hingerißnen Liebhabern nur ein unfreundliches Wörtchen zu ſagen. Dafür können und ſollen ſie aber auch zufrieden ſeyn, wenn man gar nichts von ihnen und ihren opusculis ſagt. Denn die armen Herausgeber an ihrer Statt zu züchtigen, wäre (däucht mich) ſehr hart, da es in der That nicht immer in eines Ehrenmannes Macht ſteht, ſein Haus von ungebetenen und beſchwerlichen Gäſten rein zu halten.

Er. Das Reſultat von allen dieſen Erklärungen und Herzenserleichterungen iſt alſo, wie ich ſehe, daß ich

auf das Vergnügen, eine beurtheilende Anzeige des Voſſiſchen, Schillerſchen und Reinhardtiſchen Muſen-Almanachs von Ihnen zu leſen, ohne weiteres Verzicht thun muß? — Sey es denn darum, wenn es nicht anders ſeyn kann! Aber dafür werden Sie mir auch erlauben, daß ich, um mich wenigſtens für meinen Antheil zu entſchädigen, die Rechte eines alten Freundes geltend mache, indem ich Sie bitte, wenigſtens mir, unter vier Augen und ſub ſigillo confeſſionis, zu entdecken, wie Ihnen die beſagten neuen Anthologien gefallen haben.

Ich. Wenn ich Ihnen nun ſagte, ſie hätten mir gefallen wie — eine große vermiſchte Geſellſchaft, oder wie eine Galerie von Gemählden, oder wie eine Bude voll allerley ſchöner Raritäten und Novitäten, zu allerley Gebrauch in Ehren und Unehren, zum Nutzen, zum Zeitvertreib, zum Lachen und Lächeln, mit unter auch zum Stirnerümpfen und Achſelzucken —?

Er. Da hätten Sie mir im Grunde wenig, aber doch immer genug geſagt, um zu wünſchen, daß Sie Sich etwas näher herauslaſſen möchten.

Ich. Bevor ich das thue, erlauben Sie mir wohl auch, jure reciproci, eine kleine Frage zu thun?

Er. Verſteht ſich.

Ich. Haben Sie Selbſt die neuen Muſen-Almanache ſchon geleſen?

Er.

nehmen. Allein eben dieſe leutſelige Organiſation, welche ſie gütig gegen ſich ſelbſt, gegen ihr Schooßhündchen und gegen alle Welt machte, machte ſie auch gütig gegen die Thorheiten ihres Sohnes. Sie ſchien es ſo gar übel zu nehmen, daß ich von den Vorzügen eines ſo liebreizenden jungen Herrn nicht ſtärker gerührt würde. Die Ungeduld über die Anfälle, denen ich beſtändig ausgeſezt war, gab mir tauſendmal den Gedanken ein, mich heimlich hinweg zu ſtehlen. Allein ich hatte keine Nachricht von dir; ein Reiſender von Delphi hatte uns zwar geſagt, daß du daſelbſt unſichtbar geworden, aber niemand konnte ſagen wo du ſeyeſt. Dieſe Ungewißheit ſtürzte mich in eine Unruhe, die meiner Geſundheit nachtheilig zu werden anfieng: als eben dieſer Narciſſus, deſſen lächerliche Liebe zu ſich ſelbſt mich ſo lange gequält hatte, mir ohne ſeine Abſicht das Leben wieder gab, indem er erzählte, daß ein gewiſſer Agathon von Athen, nach einem Sieg über die aufrühriſchen Einwohner von Euböa, dieſe Inſel ſeiner Republik wieder unterworfen habe. Die Umſtände die er von dieſem Agathon hinzu fügte, lieſſen mich nicht zweifeln, daß du es ſeyeſt. Eine Sclavin, die mir gewogen war, beförderte meine Flucht. Sie hatte einen Liebhaber, der ſie beredet hatte, ſich von ihm entführen zu laſſen. Ich half ihr, dieſes Vorhaben auszuführen und begleitete ſie; der junge Sicilianer verſchafte mir zur Dankbarkeit dieſes Sclavenkleid, und brachte mich auf ein Schiff, welches nach Athen beſtimmt war. Ich wurde für einen Sclaven ausgege-

Er. Die Wahrheit zu ſagen, ja und nein; wie unſer einer, der wenig Zeit zu verſpielen hat, dergleichen litterariſches Naſchwerk zu leſen pflegt; im Göttingiſchen dies, und jenes, im Voſſiſchen alles was Hr. Voß (der nun einmahl mein Lieblingsdichter, wiewohl, unter uns geſagt, nicht mein Ueberſetzer iſt) ſelbſt beygeſteuert hat, und die wenigen Stücke von Salis, Pfeffel, Tiedge und einem Paar andern, die nach mehr dergleichen gelüſtig machen; im Schillerſchen — freylich aus ſeinen eigenen Urſachen, alles, vom erſten bis zum letzten Blatt, — das, was etwa nur flüchtig beſchnüffelt wurde, mit eingerechnet.

Ich. Da hätten Sie mir ja gleich, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, in wenig Worten eine ziemlich offenherzige Recenſion dieſer M. A. gegeben! Der erſte kommt, wie ich ſehe, am ſchlimmſten weg.

Er. Ohne dem Herausgeber deſswegen eine böſe Miene zu machen, deſſen Schuld es nicht iſt, wenn ihm von der Ernte der übrigen nur das Aehrenleſen übrig bleibt, und an deſſen gutem Willen es gewiß nicht liegt, wenn er nicht, wie Voß und Schiller, für ſich ſelbſt und einen Theil ſeiner Geſellſchaft zugleich bezahlen kann: ſo wie Schröder oder Iffland, in einem Stücke worin ſie die Hauptrolle ſpielen, die ganze mitſpielende Truppe, wie mittelmäßig auch jedes Subjekt an ſich ſelbſt ſeyn mag, gut zu machen ſcheinen. Aber

das alte Heſiodiſche καλλιστον ἑαυτῳ, womit Sokrates ſich mit den Göttern abzufinden pflegte, kann, dächte ich, dem Herausgeber einer poetiſchen Blumenleſe nicht zu Statten kommen. Wir wollen nicht, daß er uns nach Vermögen ſondern lieber gar nichts gebe, wenn er uns nicht lauter vortreffliches geben kann; und da ſich ſchwerlich irgend eine Nothwendigkeit erſinnen läßt, warum wir uns mit mittelmäßigen Verſen beköſtigen laſſen ſollten, ſo wird es wohl ein für allemahl bey dem Fluche, den unſer Horaz über die mittelmäßigen Poeten ausgeſprochen hat, ſein Verbleiben haben müſſen.

Ich. Wiſſen ſie auch, mein geſtrenger Herr, daß ich große Luſt hätte, mich der poetiſchen Mittelmäßigkeit und der mittelmäßigen Poeten gegen Sie und Ihren Horaz anzunehmen?

Er. Das würde ſehr großmüthig von Ihnen ſeyn.

Ich. Keine Komplimente! In der That, ich weiß nicht warum die goldene Mittelmäßigkeit, die in Anſehung aller andern menſchlichen Dinge und der Tugend ſelbſt, bey Dichtern und Weiſen in ſo gutem Rufe ſteht, gerade nur in der Poeterey einem Ehrenmann eine Art von Makel anſchmitzen ſoll. Wenn es wahr iſt, was Horaz dem Stagiriten nachſpricht, virtus eſt vitium fugere, warum ſollte nicht auch ein Gedicht ſchon darum weil es von allen Fehlern frey

iſt,

iſt, wiewohl es eben keine blendenden Schönheiten hat, Achtung verdienen? Ich, meines Orts, läugne nicht, daß in dieſen unſern Tagen ein Gedicht, worin mein Ohr durch keine harten, hinkenden, oder (wie ſich neulich jemand ausdrückte) über ſeine eigenen Füße hinſtolpernden Verſe, keine weder aus Unachtſamkeit begangene noch aus wunderlichem Eigenſinn ſogar geſuchte Solözismen beleidigt, und mein innerer Sinn durch kein Zaubergaſtmahl von neu, ſubtil und geheimnißvoll ſcheinenden gemeinen falſchen, halbwahren oder gar nichts ſagenden Gedanken getäuſcht wird, daß, ſage ich, ein ſolches Gedicht bloß durch alles, was es nicht iſt, ſchon etwas ſehr verdienſtliches in meinen Augen iſt. Lieber will ich mir an Gedanken und Empfindungen, die jeder andere auch denken und empfinden kann, in einer allgemein verſtändlichen Sprache, ohne Schminke, Ziererey und Anmaßung, klar, leicht und nett vorgetragen, genügen laſſen, als delusoriſcher Weiſe gereizt werden den Mund weit aufzuthun, um nach Seifenblaſen und Schatten zu ſchnappen. Immerhin nenne man dergleichen Gedichte in Vergleichung mit ſolchen, welche die Begeiſterung (die Μανια ἀπο τῶν Μουσῶν, wie ſie Plato nennt) aus einer über ſich ſelbſt erhöhten Dichterfantaſie hervortreibt, mittelmäßig! Sey es, daß ſie ihren Verfaſſern die Unſterblichkeit nicht verſchaffen können; genug für ſie, wenn ſie einem großen Theil ihrer Zeitgenoſſen gefallen, und durch eine Art von Verdienſt,

wel

welches ein zartes durch Fleiß und Uebung gebildetes Gefühl auch einem mittelmäßigen Talent verſchaffen kann, durch eine angemeſſene Einkleidung wahrer und ſchöner Gedanken oder Gefühle in eine edle Sprache und harmoniſche Verſe, denjenigen einiges Vergnügen machen, die für dieſe Art von Gemüthsergötzung Sinn haben. Ueberdies iſt es, däucht mich, billig, daß man, um den Werth der mittelmäßigen Dichter zu beſtimmen, ſie nicht gerade neben die größten ſtelle. In einem prächtigen Blumengarten macht ein Grasblümchen freylich keine Figur: aber unter ſeines gleichen hat es oft mehr anziehendes, gefälliges und zu unſern Herzen ſprechendes als die ſtolzeſte ausländiſche Blume.

Er. Sie ſcheinen — wenn ich es ſagen darf — vor lauter menſchenfreundlichem Eifer den armen Mittelmäßigen aus der Noth zu helfen, dieſes Wort in einem von dem gemeinen Sprachgebrauch ziemlich weit abgehenden Sinne zu nehmen. Ein Dichter kann in einer mittelmäßigen Gattung dichten, und vortrefflich ſeyn. So werden Sie mir zugeben, daß z. B. Anakreon in ſeinen kleinen Skolien, und Voß in ſeinen Schnitter- und Spinnerliedchen, ein eben ſo großer Meiſter iſt als Pindar oder Horaz in ihren heroiſchen Oden; daß Lukrez in ſeinem Lehrgedicht, Horaz in ſeinen Satiren, Properz in ſeinen Elegien, jeder in ſeiner Art und in ſeinem Fach ein eminenter Dichter iſt,

wie

wiewohl zwiſchen dem Lukreziſchen Lehrgedicht, der Horaziſchen Satire, der Properziſchen Elegie, und der Ilias und Odyſſee, oder dem Agamemnon des Aeſchylus, dem Oedipus des Soſokles, der Fädra des Euripides eigentlich keine Vergleichung Statt findet. Kurz, ich würde mir ſelbſt lächerlich vorkommen, Ihnen, wenn Sie mich nicht ein wenig dazu genöthiget hätten, zu ſagen, daß ich unter einem mittelmäßigen Dichter keinen andern verſtehe, als einen ſolchen, deſſen Produkte weder kalt noch warm, weder gut noch ſchlecht ſind, ſondern, in einer Art von ſchwankender Bewegung zwiſchen beyden, bald nahe am Schönen, bald wieder eben ſo nah am Elenden hinſtreifen, und einen Leſer von Geſchmack dadurch in eine Art von Zuſtand verſetzen, der demjenigen nicht unähnlich iſt, worin wir uns befinden, wenn ein Reiz zum Nießen in uns erregt worden iſt, ohne daß er zum wirklichen Ausbruch kommen kann.

Ich. (lachend) Ernſthaft zu reden, ich glaube wir verſtehen uns. Meine Apologie für die Mittelmäßigen Poeten ſollte, wie ſie wohl gemerkt haben müſſen, eine bloße Warnung ſeyn, im Urtheilen über die kleinen, flüchtigen, meiſtens aus zufälligen Veranlaſſungen entſtandenen Produkte des poetiſchen Talents nicht zu raſch und ſtreng zu verfahren. Freilich gilt dermahlen auch von uns was Horaz von den Römern ſeiner Zeit ſagt, Scribimus indocti doctique pöemata paſſim, und es

ver-

verſteht ſich von ſelbſt, daß es unter Perſonen, die zu leben wiſſen, auch mit dieſer Art von Virtü wie mit allen andern gehalten wird. Ein Ehrenmann, der ohne ein Dichter von Profeſſion zu ſeyn, aus Liebhaberey oder Langerweile, oder quia minxit in patrios cineres, Verſe macht, kann (zumahl wenn er etwa ein Edelmann, Graf oder gar ein Prinz iſt) eben ſo ſicher ſeyn, daß ihm Niemand etwas unhöfliches über ſeine Verſe ſagen wird, als eine Dame, die ſich in einer Geſellſchaft auf dem Pianoforte oder mit einer großen Arie hören läßt; auf Komplimente über ihr ſchönes Spiel oder ihre ſchöne Stimme rechnen kann. In beiden Fällen beweiſen die Komplimente nichts, wiewohl ſie verdient ſeyn können. Man kann, ohne Anſpruch an einen der erſten Plätze unter den großen Meiſtern der Kunſt zu machen, Vater von ſehr artigen und lieblichen Geiſteskindern ſeyn, die dadurch, daß ſie, in irgend ein buntes poetiſches Gewand gekleidet, in gefälligen Rhythmen leicht und zierlich einhertanzen, nur deſto angenehmer werden. Ich zweifle nicht, mein Freund, daß Ihnen, wenn ſie einmal mit heitrer Seele und zur guten Stunde wieder über den Reinhardtiſchen Muſenalmanach kommen, mehrere ſolche wohlgebildete und liebliche Kinder einer ſchönen Seelenſtimmung, oder einer glücklichen genialiſchen Laune in die Hände laufen werden. Unſer Geſchmack müßte ſehr verſchieden ſeyn, wenn Ihnen z. B. die drey kleinen Stücke von Tiedge, an Acidalia, die

Ent-

Entſagung; und die Erinnerung, nicht eben ſo wohl gefallen ſoliten als mir Mehr als einem fehlt, um ein ſchönes Ganzes zu ſeyn, nichts, als das „corrige sodes hoc et hoc" eines freundlich ſtrengen Quinktilis; andern, z. B. den Heſperiden ſcheint (auſſer einigen Ausdrücken, die ein Quinktil ſchwerlich gebilligt hätte)*) zu fehlen, daß der Dichter ſich den allegoriſchen Sinn der Fabel nicht deutlich und beſtimmt genug gedacht hat, und daher auch in ſeinen Leſern nur verworrene, ſchwankende, kein wahres Anſchauen bewirkende Vorſtellungen erweckt. Die Moral dieſer allegoriſchen Fabel iſt ſchön, aber die Fabel ſelbſt müſte, meines Erachtens, wieder unter den Amboß, um das zu werden, was ſie ſeyn ſollte. — Doch da es izt nicht darum zu thun iſt ins Beſondere zu gehen, mannum de tabula! — Uebrigens, lieber Herr und Freund, kann ich nicht umhin, Ihnen von meinem Gewiſſen gedrungen zu geſtehen, daß mancher, der ſich hier und anderswo getroſt unter die viros mercuriales miſcht, und wie Correggio ſich wundert, auch ein Mahler ſeyn, auch mir die Miene nicht hat, als ob er, falls er vierzig oder funfz

*) Z. B. „In dunkeln Laubengängen beſtreicht ſich Luft mit Luft" — „von ihren (der dico ſchönen Mädchen) Lippen rinnet. Dem guten Labewein — „der Güte Sold, Erſatz für Leiden, wurzt jede ſeiner Lebensfreuden, u. d. m.

funfzig Jahre früher zur Welt gekommen wäre, ſich ſchon damahls unter ſeinen Mitbewerbern ſonderlich ausgezeichnet hätte. Wie viel wird heut zu Tag aus Nachahmung und Reminiſcenz poetiſiert! und wie leicht wird es izt einem jungen Manne, ohne groſſe Mühe ein ſehr ergiebiges Florilegium oder Cornu copiae aus den Dichtern der zweyten Hälfte dieſes Jahrhunderts in ſein Gedächtniß einzutragen, und, mit Hülfe der eben ſo leicht gewordenen Reimkunſt, ſo viel und mancherley Kränze und Sträuſchen daraus zuſammenzubinden, als ihm beliebt! Der Orden jenes Horaziſchen Cellus wird täglich zahlreicher,

monitus ſemperque monendus.
Privatas ut quadrat oras et tangere vitet
Scripta Palatinus quaecunque recerit Apollo;
Ne, ſi forte ſuas repetitum venerit olim
Grex avium plumas, moveat cornicula riſum.

Zwar vergleicht Horaz auch einen guten Dichter mit der Biene, (quae circumvolitas agilis thyma?) die ihren Honig freylich nicht aus Nichts erſchaffen kann, ſondern zuvor aus Blüthen und Blumen einſaugen muß was ſich in ihr ſelbſt in Honig verwandelt: aber welch ein Unterſchied zwiſchen dieſer Biene und der Krähe, die ſich mit den erborgten oder geſtohlnen Federn der ganzen Vögelſchaar, als ob ſie ihr ſelbſt gewachſen wären, herausputzt!

Er

Er. Tauſend Dank für dieſes dem Apollo und allen Muſen wohlgefällige Opfer, ſo ſie, auf Unkoſten Ihrer (ablit blasphemia!) zuweilen bis zur — menſchlichen Schwachheit getriebenen Lindigkeit, der heiligen Wahrheit und der dreymahl heiligen Kunſt gebracht haben! Warum ſollten wirs nicht frey heraus ſagen: es iſt nicht länger erlaubt, weniger zu ſeyn als vortrefflich, und nur die untadelichſte Schönheit, nur die höchſt: Kunſtvollendung könnte in unſern Tagen, wo es ſo leicht iſt auch ſein Liedlein mit zu ſingen, Gedichte wie die Heſperiden, wie die Inſel der Seligen und andere ihres gleichen, die ſich mit einer ſo ſichtbaren Prätenſion an das lareto lingnis! ankündigen, wirklich „ſacro digna ſilentio“ und eines Platzes unter den Schätzen unſrer Litteratur würdig machen. Aber wie weit ſind dieſe Verſuche entfernt, alle die Schönheiten in ſich zu vereinigen, die man von ſolchen Mignaturgedichten mit eben dem Recht wie von einem Mignaturgemählde fodern kann? Wie viel fehlt daß z. B. der Verfaſſer der Inſel der Seligen den glücklichen Gedanken, den er durch dieſe allegoriſche Erzählung ausführen wollte, auch ſo ausgeführt hätte, daß es als ein Seitenſtück neben Matthiſſons Elyſium ſtehen könnte! Wie wahr, wie lebendig, wie anſchaulich iſt Alles in dieſem! Welch ein ſchöner Strohm von Begeiſterung! welcher lieblicher Fluß der Rede! welche feine Wahl der Bilder und Farben! wie leicht und melodiſch die Rythmen! welche ſchöne Haltung, welch

ein Ton des Ganzen! — In jenem hingegen, welch ein Mangel an diesem Allen! welch ein Frost! welche Nüchternheit! welch eine flache Art zu mahlen! Mit welcher kraftlosen Geschwätzigkeit gleich die beyden ersten Stanzen und in der That die meisten folgenden herab georgelt sind! Welch ein armer Ueberfluß an Worten! bald gemein, wäßrig und prosaisch, wie z. B.

„Land der Ruhe, Land der Liebe,
Heimath der Zufriedenheit,
— — — —
Wo mit jedem neuen Morgen
Neue Freude Raum gewinnt,
Wo die Herzen ohne Sorgen
Heiter wie dein Himmel sind.“

Oder:

Psyche hatte, unverschuldet,
Durch Cytherens Grausamkeit
Viel gelitten, viel geduldet
Und das Schicksal oft bedräut, u. s. w.

Dann geziert und kostbar, als z. B.

Wenn du (vermuthl. das in den ersten Stanzen beschrie-
bene Land) fandest in dem Traume
Der Begeistrung nicht dein Grab;
Lächelnd sieht vom Sternenraume
Treue noch auf dich herab.

Oft beides zugleich; z. B.

Und balsamisch sieht der Schlummer
Rieselnd sich durch ihr Gebein,
Und nach Jahrelangem Kummer
Kehrt ein holdes Traumbild ein, u. s. w.

Und

ben, der ſeinen Herrn zu Athen ſuchte, und überließ mich zum zweytenmal den Wellen, aber mit ganz andern Empfindungen als das erſtemal, da ſie nun anſtatt mich von dir zu entfernen, uns wieder zuſammen bringen ſollten.

Achtes Capitel.

Pſyche beſchließt ihre Erzälung.

Unſre Fahrt war einige Tage glüklich, auſſer daß ein Wind der uns weſtwärts trieb, unſre Reiſe ungewöhnlich verlängerte. Allein am Abend des ſechſten Tages erhob ſich ein heftiger Sturm, der uns in wenigen Stunden wieder einen großen Weg zurük machen ließ; unſre Schiffer waren endlich ſo glüklich, eine von den unbewohnten Cycladen zu erreichen, wo wir uns vor dem Sturm in Sicherheit ſezten. Wir fanden in eben der Bucht wohin wir uns geflüchtet hatten, ein anders Schiff liegen, worinn ſich eben dieſe Cilicier befanden, denen wir izt zugehören. Sie hatten eine griechiſche Flagge aufgeſtekt, ſie grüßten uns, ſie kamen zu uns herüber, und weil ſie unſre Sprache redeten, ſo hatten ſie keine Mühe uns ſo viele Mährchen vorzuſchwazen, als ſie nöthig fanden, uns ſicher zu machen. Nach und nach wurde unſer Volk vertraulich mit ihnen; ſie brachten etliche große Krüge mit Cypriſchem Weine, wodurch ſie in wenig Stunden alle unſre Leute wehr-

los

Und wenn ich erſt von der Kompoſizion —

Ich. Halten Sie ein, ich bitte Sie! — Ich kenne das Gedicht, das ſich dieſe ſcharfe Cenſur von Ihnen zugezogen hat. Es ſchien auch mir fabula nullius Veneris, ſine pondere et arte zu ſeyn, wiewohl vielleicht nach dem erſten Leſen —

Er. Wie? Sie haben das Ding zweymahl leſen können?

Ich. Ich hab' es wohl dreymahl geleſen, um den eigentlichen Sitz des Uebels ausfindig zu machen. Wahrſcheinlich iſt es die Kälte womit der Verfaſſer arbeitete; denn es iſt, als ob ſie nicht nur aus dem Werke, ſondern zugleich aus dem Meiſter ſelbſt in die Leſer übergienge. Viel ſcheint auch das Metrum zu dieſer froſtigen Wirkung des Ganzen beyzutragen. Dieſe vierfüßigen Trochäen in acht Wechſelzeilen mögen etwas ſchwer zu behandeln ſeyn, wenn ſie ſo ſchön ſeyn ſollen, wie im Eloſium von unſerm Mathiſſon, der durch viele ſeine dichteriſche und rhythmiſche Kunſtgriffe ihren zu ſchnell und zu eintönig hinrollenden Lauf unvermerkt zu hemmen, in ſeine Gewalt zu bekommen, und dem Inhalt jeder Stanze beſonders und auf die gefälligſte Weiſe anzupaſſen gewußt hat. Dieſe hingegen mahnen mich (die Leerheit ausgenommen) an die groſſen ſyſtkatiſchen Lehrgedichte meines alten Brockes, in dieſer nemlichen Art von Trochäiſchen Strofen der ſchwerſten und unbequemſten aller Versarten, um

Naturgeſchichte und phyſikaliſche Lehrſätze und Hypotheſen darin vorzutragen. Ich bewunderte oft, und bewundere noch jetzt die Gewandtheit, den hartnäckigen Fleiß und die ungemeine Sprachfertigkeit, die dieſer in der Geſchichte unſrer Litteratur ſo merkwürdige Mann in den beſagten Bruchſtücken eines großen, aber nicht ganz zu Stande gekommenen phyſikaliſchen Stanzenwerks bewieſen hat. Seine Trochäen reimen freylich nicht ſo leicht, aber auch ſelten ſo wäſſricht und langweilig dahin wie die Manſoiſchen; er macht ſich in der fatalen Versart (die er vermuthlich in der wohlmeinenden Abſicht, der Jugend das Auswendiglernen ſeiner gereimten Phyſik zu erleichtern, gewählt haben mochte) auch über die ſchwerſten Materien verſtändlich, findet immer Mittel die Schwierigkeiten, ſo ſie ihm unaufhörlich entgegenſetzt, zu überwältigen, und hierin ſowohl als beſonders in ſeinen großen Schilderungen, z. B. einer Waſſerfluth, der in Feuer vergehenden Erde, des Innern der Erde, u. a. ſteht ihm immer unſre ganze Sprache, mit allen ihren damals bekannten und von ihm ſelbſt anſehnlich vermehrten Schätzen zu Gebot. — Doch verzeihen Sie dieſe Abſchweifung, die in der That ſeltſam genug iſt — denn was hat (die leidigen Trochäiſchen Reim-Zeilen ausgenommen) Brockes mit Manſo oder Manſo mit Brockes gemein? Indeſſen wenn Sie dadurch veranlaßt würden, ſelbſt in Hagedorns Auszügen der vernünftigſten Brockesſchen Gedichte (Hamburg, bey C. Herrns Wittwe 1763.) herum zu blättern,

blättern und ſich dadurch mit den für ſeine Zeit gewiß nicht geringen Vorzügen und Verdienſten meines früheſten Meiſters in der Dichtkunſt bekannter zu machen, ſo wäre meine Abſchweifung mehr werth als der Gegenſtand, der uns länger als recht iſt aufgehalten hat.

Er. Ich habe große Luſt Ihrer Aufforderung zu gehorchen, und das um ſo mehr, da ich manchen kenne, dem es ganz unbegreiflich iſt, was Sie an dem alten Hamburgiſchen Rathsherren, der in ſeinen Augen nichts als ein waſſerreicher und langweiliger Reimer iſt, ſo preiswürdiges finden können.

Ich. Komm und ſiehe es! — Aber itzt auf was anders zu kommen, Sie geben alſo dem Voſſiſchen Blumenkorbe den Vorzug vor dem Reinhardtiſchen?

Er. Allerdings — wenn Sie nichts dagegen haben — und das ungeachtet eines abſcheulichen Diſtelkopfes, der ſich, weiß der Himmel wie, mit unter die ſchönen Blumen gemengt hat.

Ich. Meinen Sie vielleicht die Kaſſandra des Grafen F. L. Stolberg, die ſich unmittelbar hinter Daggeſens geſammter Trinklehre ſonderbar genug ausnimmt? Sie müſſen dem wackern Enkel Hermanns dieſe kleine Herzenserleichterung nicht ſo übel aufnehmen! zumahl da nicht zu vermuthen iſt, daß, wofern irgend einem guten Menſchen ſein heller Kopf zum Nachtheil gereichen ſollte, dieſe Kaſſandra Schuld daran haben werde.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20641 / 410

Er. Und doch kann ich es Voſſen kaum verzeihen, daß er ein Stück aufgenommen hat, worin ein wahrer Dominikanergeiſt mit brennender Fackel ſich ungeduldig nach den Schlachtopfern umſieht, die ſein heiliger Eifer der Sache Gottes aufzuopfern dürſtet.

Ich. Sie nehmen das Ding auch gar zu tragiſch! So feindſelig iſt es doch wohl nicht gemeint! Wer weiß ob der fromme Dichter nicht wirklich dieſen oder jenen, nach Jakobiniſcher oder Anacharſis Clootiſcher Art und Kunſt Erleuchteten kennt, dem durch die abſcheulichen Vorwürfe, die er ihm macht, nicht zu viel geſchieht? Auf allen Fall hat Hr. Voß (däucht mich) recht wohl daran ethan, daß er den gutlaunigen und zur Luſtigkeit ſtimmenden Zechergeſang voran, und unſers lieben alten Vaters Gleim Beruhigung hinter drein gehen läſſet und falls etwa dieſe beiden ſpecifica das Fieber, ſo Kaſſandra's Fackel in ſchwachen, mit brennbarem Stoff überladenen Köpfen entzünden könnte, nicht völlig niederſchlagen ſollten, noch ſein eigenes Lied, die Kirche, zum Sukkurs nachgeſchickt hat, deſſen Inhalt hoffentlich wirken, und — aller Fehd ein Ende machen wird.

Er. Amen! — Sind Sie nicht auch der Meinung, daß unſer Voß ſich durch Lieder in dieſem Geiſt, wie z. B. in dieſem neuen Almanach die Duldſamkeit, die Bewegung, die Kirche, worin die reinſten Begriffe, Maximen und Geſinnungen ſo einleuchtend und ins Herz

greif-

greiffend populariſiert werden, wahres Verdienſt um die Beförderung der Humanität mache?

Ich. Daß ſie gut an ſich ſind, iſt immer genug; ob ſie viel nützen werden, ſoll weder uns noch ihn kümmern. Um Volkslieder zu werden, ſind ſie, däucht mich, nicht popular genug; und wenn ſie es auch würden? Die Welt wird durch Lieder ſo wenig beſſer als durch — Mährchen — oder Syſteme. Lieder der Freude, ländliche Lieder, für alle Jahrzeiten, für alle Arbeiten des Landlebens, Tanz- und Trinklieder und Rundgeſänge, deren eigentlicher Zweck bloß iſt die ſingenden fröhlicher zu machen, verfehlen ihren Zweck ſchon weniger. Hr. Voß hat uns, wie ich finde, diesmahl reichlich mit ſolchem Singſtoff verſehen. Von ſeinem und meinem Freunde, Baggeſen finde ich ſogar ein Theelied, eine Galanterie, wofür ihm die Damen ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen wiſſen werden; zumahl da es ſowohl die Leichtigkeit als den feinen flüchtigen Geiſt und (wie ſichs für ein Theelied ziemt) auch etwas von der Nüchternheit ihres Lieblingsgetränkes hat.

Er. Bewundern Sie nicht auch mit mir die erſtaunliche Fertigkeit dieſes Däniſchen Dichters, in unſerer Sprache, die ihm doch ſo fremd iſt als uns die ſeinige, ſo frey und lebhaft zu ſingen, und ſie ſo ganz ſeiner Laune anzupaſſen, als ob er nie in keiner andern gedacht, geſprochen, geſcherzt und geſungen hätte?

Ich. Ich zweifle ſehr ob ſich in irgend einer Sprache noch ſo ein Beyſpiel findet.

Er. Und wie gefallen ihnen seine Rundgesänge?

Ich. Alle diese Vossischen und Baggesischen Rundgesänge und Trinklieder, bey Wein, Punsch und Bischoff, sind, ihrer Bestimmung nach, gut um in einem fröhlichen Cirkel von Freunden gesungen zu werden, die sich durch diese Lieder nicht erst in den Geist, der darin sprudelt, hineinsingen müssen; sondern, wofern sie alle eben so viele Improvisatoren wären in ihrer momentanen Stimmung sie aus dem Stegreif gedichtet und gesungen haben würden. Einige, besonders die von Baggesen, scheinen mir so ganz dem geselligen Kreise, für den sie zuerst gemacht waren, analog, daß sie billig ein Eigenthum desselben bleiben, und wenigstens nicht durch den Druck hätten gemein gemacht werden sollen. Sie scheinen mir viel von der Natur der geistigen Getränke zu haben, bey deren Genuß sie, nicht gelesen, sondern gesungen zu werden bestimmt sind.

Er. So meinten es ohne Zweifel die Dichter dieser Gesänge selbst; und darum beschenkten sie uns mit den dazu gehörigen Melodien, wie hier bey Vossens Frauentanz sogar in duplo geschehen ist. Aber damit sie auch in andern Kreisen, und von so Vielen als möglich, gesungen werden können, müssen sie doch durch den Druck mitgetheilt werden.

Ich. Die Herren sind sehr großmüthig, dem Vergnügen der bey weitem kleinern Zahl, welche sie sich durch

durch dieſe Mittheilung verbinden, die Betrachtung aufzuopfern, daß ſie einer weit größern Zahl von nicht mitzechenden und mitjuchheyenden Leſern wahrſcheinlich die Zeit ſchlecht vertreiben. Dies gilt beſonders von ſolchen Rundgeſängen, wie z. B. die geſammte Trinklehre, S. 182 des Voſſiſchen Almanachs, ein in der That launigtes und witziges Perliflage der neueſten Modefiloſofie, worin aber alles, bis auf den Studententon, der im Ganzen herrſcht, augenſcheinlich auf eine individuelle Geſellſchaft akademiſcher Freunde berechnet iſt, in welcher, oder für welche dieſer Geſang (wahrſcheinlich das Kind eines muthwilligfröhlichen Augenblicks) gedichtet wurde. Oder was meynen Sie daß man, auſſerhalb jener Geſellſchaft, die vermuthlich in ganz Teutſchland nicht drey Lilias hat, mit einem Witz wie dieſer anfangen könnte:

Die Dichter ſingen zwar weit und breit:
„Ich klinge, du klingeſt, er klingt!“
Und ahneten etwas von Göttlichkeit
Im „trinkt, ihr Brüderchen, trinkt!“
Sie gaben dem Denker den Wink:
Doch keiner benutzt ihn, um's Eine was noth iſt,
zu finden drin,
Den groſſen Sinn
Im „trink, mein Brüderchen, trink!“

Der Vorſänger, den man ſich wie etwa den Bacchus unter einem Chor metaſyſiſcher Faunen mit geſpitzten Ohren denken muß, fährt nun fort, zu ſingen: „er hab' ihn gefaßt, den göttlichen Sinn, und wolle ihnen nun

nun seine Lehre vortragen. Das erste, was hier Noth thue, sey, daß die Herren vor allen Dingen sich setzen, und dann, wenn alle gesetzt sind, jeder (Ich) das volle Glas (sein Nicht-Ich) entgegensetze. Aber „nun, spricht er, kommt das Beste zuletzt!" „Das bloße Setzen ist Theorie; die Praxis ist die wahre Sofie in unsrer Filosofei." — Das Ende davon ist natürlich: „Ein jeder leere sein Glas!" — Nun, sagt er, merkt ihr, Freunde, schon „beym ersten Trunk, die Lehre führe zu was. — „Und wozu? Natürlich zum wieder füllen, und so „allmählig durch füllen und leeren zum höchsten Zweck, wenn jeder kek erfüllet die zechende Pflicht." — Und so folgt endlich die Summa aller dieser neuesten Zechfilosofey:

„Drum mach ein jeder, so oft als ich,
Den Wein im Glase kapott!
Am Ende findet er sich, wie mich,
den wahren sofischen Gott!
Dann ist verschlungen der Wein,
Und gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang,
sitzt man trunken da,
Hallelujah!
Drum heissa! Juchheissa! schenkt ein!

Chor.

Ja gleichsam ein Ich, der das Nicht-Ich verschlang,
sitzt man trunken da,
Hallelujah!
Das wahre Nicht-Ich ist Wein!"

Nur

Nun, mein Herr und Freund, wie finden Sie das?

Er. (Zückt die Achseln) Ein drolligtes Ding, dem Anschein nach im Rausch, und doch vielleicht bey einer nüchternen Tasse Thee gemacht.

Ich. Ich gebe Ihnen gern zu, daß es lächerlich wäre, wenn man einen solchen gesellschaftlichen Scherz (wiewohl ihn das etwas zur Unzeit angebrachte Hallelujah nicht erbaulicher macht) streng beurtheilen wollte. Nur gestehen wir einander unverhohlen, daß er nicht in einen Musenalmanach gehörte. Es ist im Grunde weder mehr noch weniger als ein Jenaisches Studentenlied, allenfalls, so lange noch die Rede von Ich und Nicht-Ich: setzen seyn wird, bey einem metafysischen Bacchanal oder Kommerz, (wie es die Herren nennen) abzusingen. Aber was soll es in einer Sammlung von Gedichten — deren Auswahl, nicht einer partheyischen Freundschaft, (die uns oft, gegen unsre Absicht, zum Nachtheil des Freundes selbst verblendet) sondern den Musen und Grazien überlassen seyn sollte?

Er. Ich besinne mich auf eine Antwort, womit Sie zufrieden seyn könnten — und finde keine.

Ich. Ueberhaupt kann man, denke ich, nicht leicht zu viel Strenge zeigen, wenn die Frage ist, was von den

Scher-

los machten. Sie bemächtigten ſich hierauf unſers ganzen Schiffes, und begaben ſich, ſo bald ſich der Sturm in etwas gelegt hatte, wieder in die See. Bey der Theilung wurde ich einmüthig dem Hauptmann der Räuber zuerkannt. Man bewunderte meine Geſtalt ohne mein Geſchlecht zu muthmaßen. Allein dieſe Verborgenheit half mir nicht ſo viel, als ich gehoft hatte. Der Cilicier, den ich für meinen Herrn erkennen mußte, verzog nicht lange, mich mit einer ekelhaften Leidenſchaft zu quälen. Er nannte mich Ganymedes, und ſchwur bey allen Tritonen und Nereiden, daß ich ihm ſeyn müßte, was dieſer trojaniſche Prinz dem Jupiter geweſen ſey. Wie er ſah, daß ſeine Schmeicheleyen ohne Würkung waren, nöthigte er mich zulezt, ihm zu zeigen, daß ich mein Leben gegen meine Ehre für nichts halte. Dieſes verſchafte mir bisher einige Ruhe, und ich fieng an, auf ein Mittel meiner Befreyung zu denken. Ich gab dem Räuber zu verſtehen, daß ich von einem ganz andern Stande ſey, als mein Sclavenmäßiger Anzug zu erkennen gäbe, und bat ihn aufs inſtändigſte mich nach Athen zu führen, wo er für meine Erledigung erhalten würde, was er nur fodern wollte. Allein über dieſen Punkt war er unerbittlich, und jeder Tag entfernte uns weiter von dieſem geliebten Athen, welches, wie ich glaubte, meinen Agathon in ſich hielt. Wie wenig dachte ich, daß eben dieſe Entfernung, über die ich ſo untröſtbar war, uns wieder zuſammen bringen würde? Aber, ach! in was für Umſtänden finden wir uns wieder! Beyde der Freyheit beraubt, ohne

Scherzen und Schäkereyen einer fröhlichen, mit aufgelöstem Gürtel unter losen Nymfen und weinbegeisterten Faunen herumtanzenden Laune, dem öffentlichen Auge vorgelegt werden dürfe oder nicht. In einer solchen Stimmung und in solcher Gesellschaft (sie sey nun wirklich, oder bloß fantasiert) pflegt Göttin Laune sich gern über das Urtheil der Welt hinwegzusetzen; und wie wäre da von ihr zu erwarten, daß sie nie über die zarte Linie hinausschweifen sollte, die zwischen dem poco più und poco meno dessen, was Anständig und Schicklich ist, wellenförmig hinläuft, und auch wohl von dem feinsten Zartgefühl verfehlt werden kann? Ich will Ihnen nicht bergen, daß ich diese Linie — welche doch (man sage was man wolle) jedem Günstling der Muse heilig seyn muß, selbst in einigen Vossischen Liedern dieses Jahrgangs nicht immer respektiert finde. Ich rede nicht von dem, was man Schlüpfrigkeit zu nennen pflegt, als wovon sie ganz frey sind; sondern von einer gewissen sankülottischen Schlottrigkeit, wenn ich dem Kinde seinen rechten Nahmen geben soll, die darin besteht, daß man in seiner fröhlichen Laune sich selbst nichts übel nimmt, alles herausprudelt was sie uns eingiebt, und vor den Augen und Ohren der ganzen Welt sich eben so beträgt, als ob man allein oder unter lauter vertrauten Herzensfreunden sey, vor denen man sich ohne alle Scheu in puris naturalibus sehen lassen dürfe, wie dort König David, da er vor der Bundeslade hertanzte, und in der Freude

seines

seines Herzens so ungezogene Sprünge machte, daß er, zu großem Skandal seiner Gemahlin Michal und des Hrn. v Voltaire, nach dem eleganten Ausdruck des letztern, alles was er hatte sehen ließ.

Er. (lachend) Ich erinnere mich der Stelle im Saul des alten Sünders von Ferney, und auch der im 2ten Buch Samuels, worauf sich jene bezieht: aber ich erinnere mich der Vossischen Lieder nicht, die Ihnen zu dieser vornehmen Vergleichung Anlaß geben.

Ich. Nun, so schlagen Sie z. B. auf der 51sten Seite den frohen Geburtstag auf:

Sonderbar!
Vier und vierzig Jahr,
Und noch immer lustig!
Schenkte mir ein Mädchen ein
Und, versteht sich, guten Wein,
Auszutrinken wußt' ich!

Sonderbar!
Vier und vierzig Jahr,
Und verliebt noch immer! u. s. f.

Ich sehe in dem allen nichts sonderbares, als es in Reime zu setzen und im Almanach drucken zu lassen.

Er. Es ist das unschuldigste Ding von der Welt, und in einer andern Laune würde es auch Ihnen so vorkommen.

Ich

Ich. Die Grazien sollen mich bewahren, jemanden seine Freude zu verkümmern, der an dergleichen vertraulichen Konfessionen gegen das große Publikum Belieben findet. Gewiß hat niemand etwas dagegen, wenn es einem wackern Manne, zumahl einem Dichter, an seinem 44sten Geburtstage noch so wohl in seiner Haut ist. Nur die Welt muß er nicht zur Konfidentin davon machen, und sich einbilden, daß es so etwas sonderbares sey. Sie können das nehmliche von der Melkerin in rother Frühe sagen, die gewiß auch ein sehr unschuldiges Ding ist, ungeachtet der jungfräulichen Reflexion der Melkerin in der vierten Strofe:

In rother Frühe,
Da baut des Nachbars Sohn das Feld,
Und nöthigt, daß ich halb verstellt
Am Dorn verziehe.
Die ganze Gegend ist so still;
Da kann man machen was man will
In rother Frühe.

Er. Es versteht sich, daß man nichts machen will, als was sich ziemt.

Ich. O gewiß! Und so ists auch mit den Mädchen und den Weibern im Frauentanz. Wenn die Weiber sagen:

Unsre Hauben,
Möcht ihr glauben,
Sind so gut als euer Kranz!

Und

Und die Mädchen mit jungfräulichem Trotz, und vor lauter Unſchuldsgefühl frech, antworten:

Ins Geſicht uns geſchaut,
O Ihr Tänzer, ob die Braut,
Wie im Kranz, in der Haub euch gefalle!

Und die Weiber, ſich nun an die lieben Männer als Kenner wenden, und ihnen abzuſchmeicheln ſuchen, „daß ſie doch den Schnitt ihrer Hauben rühmen“ ſollen; und dann hinzuſetzen:

Laßt die Tollen
Drehn und rollen,
Tanzt bedachtſam, Schritt vor Schritt!

Und die Mädchen nun wirklich, den Weibern zum Poſſen, ganz toll werden, und rufen:

Ja gedreht! ja gerollt!
Wie die Nearl es gewollt!
Mit hinauf! Mit hinab! In die Runde!
Uns gefaßt in den Arm,
Daß der Athem, o ſo warm!
Sich begegn' an der Wang und dem Munde!

Und die Weiber darauf ſich ſelbſt tröſtend erwiedern:

Wir auch ſchreiten,
Gleich den Bräuten,
Noch verliebt und ehlich treu! u. ſ. w.

Und die Mädchen', die Näschen spöttisch rümpfend, antworten:

O verliebt und getreu,
Ungekettet noch und frey,
Sind die Jungen so gut wie die Alten.
Wo du, Bursch, mir entgehst
Und nach anderen dich drehst!
Ich versteh in dem Garn dich zu halten!

Und die armen Weiber sich nun nicht weiter zu helfen wissen, als den Spott zu erwiedern, und sich auf ihr letztes Vorrecht zu berufen:

Mit Gelächter,
Liebe Töchter,
Hören wir das Liebeln an!
Unsre Kette
Führt zu Bette
Unsern wackern Herzensmann!

Und die Mädchen, als ächte Töchter der goldenen Saturnischen Zeit, antworten:

Nur Geduld! mit der Zeit
Ist das Bettchen auch bereit,
Und die Braut wird geraubt aus dem Tanze!

So ist freylich in allem diesem nichts gerade gegen den Dekalogus, aber viel, däucht mich, gegen etwas, das auch der genialische Dichter in seinem losesten Muthe respektie-

ſpektieren ſollte. Mir wenigſtens ſagt ein unübertäubliches Gefühl, daß Mütter und Töchter nicht ſo mit einander ſpaßen ſollten; und da mir das Mädchen, daß zu einem Jüngling ſpräche: wo du, Burſch, mir entgehſt! und die Mutter, die den Uebermuth ihrer Tochter durch die Betrachtung, daß ſie ihren Burſchen doch nicht mit zu Bette nehmen dürfe, demüthigen wollte, — da mir beyde in der Natur ekelhaft wären, wie ſollten ſie mir in der poetiſchen Darſtellung gefallen können?

Er. Sie ſind ein ſtrenger Cenſor, aber — Sie haben recht, ſogar äſthetiſch recht!

Ich. Sie wiſſen ob ich Voſſen liebe und hochachte! Aber eben darum kann ich es kaum ertragen, daß er in ſolchen Dingen ſich ſo ganz gehen läßt, wohin ihn der Geiſt Capriccio führt. Der Grund des Uebels liegt wohl in der unbegreiflichen Leichtigkeit, womit er dergleichen Lieder macht. Ich zweifle ob irgend etwas in der Welt iſt, worüber er nicht flans pede in uno ſein Liedchen heraßleiern könnte. Gewiß iſt dies ein beneidenswürdiges Talent, womit einer ſich ſelbſt und ſeinen vertrauteren Freunden manchen frohen Augenblick machen kann. Aber nicht alles, was in einem engen traulichen Cirkel gut oder wenigſtens unverfänglich iſt, taugt für die Welt. Wir ſollten, däucht mich, immer auch etwas für uns behalten, und zu viel Achtung vor uns ſelbſt haben, um uns ſo, wie Dame Michal ſagt, „vor den Töchtern uns

frer Knechte zu entblößen, wie ſich die loſen Leute entblößen."

Er. Nun freylich, wenn Sie es dießmahl durchaus ſo ſcharf nehmen wollten, ſo thun Sie wirklich nicht übel, die Muſenalmanache lieber gar nicht zu recenſieren. Bey mir haben Sie das alles tutis auribus vertraut; aber verhüte es Foibos Apollon, daß etwas davon in die Welt erſchalle!

Ich. Ich ſollte nicht denken, daß ich mehr geſagt hätte, als ich mir auf alle Fälle vor der ganzen Sokratiſchen Schule, und vor den Grazien, denen Plato opferte, ſelbſt, zu verantworten getraue.

W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

Ein Blick ins Haus der Gemeinen,

im November 1796.

Endlich öffnete ſich die Thür und wir wurden auf die Gallerien gelaſſen. Das Innere des Hauſes gleicht noch itzt einer kleinen reformierten Kirche und iſt ziemlich beräuchert

räuchert und altväterisch. In der Mitte hängt ein alter meissingener Kronleuchter, den wir in keiner kleinen Stadt mehr für gut genug halten würden. Das erste was dem Fremden auffällt ist der Sprecher. Eine monströse Alongen Perücke und eine Art von Thron auf dem er sitzt, geben ihm ein sehr würdiges Ansehen. Nicht minder stattlich sind die beyden Sekretaire mit gleich großen Perükken und weiten Talaren. Nun strömen die Mitglieder herzu, gut und schlecht gekleidet, in Hofkleidern oder in Stiefeln und Ueberröcken, den Hut auf oder ab. Jeder nimmt seinen Platz ein wo er will, und obgleich der Sprecher mit den Sekretairen schon die Geschäfte anfängt, so hört doch niemand darauf, sondern alles gleicht einem Bienenschwarme, und jeder mischt sich in eine Gruppe, oder begnügt sich mit seinem Nachbar zu plaudern. Hier kommt Pitt, sagte mein Führer, den ich um diesen Wink gebeten hatte. Ein langer hagerer Mann im schwarzen Hofkleide, eine gute Figur und viel persönliche Würde. Ist das der Mann dem soviel Uebermuth schuld gegeben wird? Hier klopft er einem auf die Schulter und spricht sehr vertraut und höflich mit ihm. Seine Mittheilungen müssen sehr überdacht und gemessen seyn, denn keiner von den vielen die sich ihm nahen, oder denen er winkt, kostet ihm mehr als ein paar Worte. Sein Aeussieres hat ganz das leichte, geschmeidige, ungezwungene des Hofmanns. Jetzt setzt er sich. Hinter ihm liegen eine Menge Rollen, welche, wie mir mein Nachbar sagt,

Bills sind, die heute passieren werden. Kaum läßt mich der Lerm bemerken daß die Debatten schon angefangen haben, bis der Sprecher Ordnung, Ordnung! ruft, und einer der Sekretaire etwas, das einem ungeheuren Scepter gleich sieht, auf die Tafel legt. Dies macht ein Haus, das ist, die Verhandlungen im Hause werden auf die hergebrachten Formalitäten eingeschränkt, und die in Kommitteen gewöhnliche freye Unterredung ausgeschlossen. Was sie jetzt eben abhandeln, erlaubt mir das Geräusch nicht zu hören. Die Sekretaire lesen lange Rollen her und der Sprecher wiederholt alle zwey Minuten die Worte: „Die welche dieser Meinung sind, sagen ja; welche es nicht sind, sagen nein.“ Niemand kehrt sich daran, es ist bloße Form, und der Sprecher setzt darauf gleich hinzu: „The Ayes have it.“ Dies kömmt einem Neulinge wie ein possierliches Knabenspiel vor, just so wie beym öffentlichen Versteigern das „zum dritten und letzten.“ Pitt fährt indessen fort diesem und jenem kleine Audienzen zu geben; bald liest er, bald flüstert er dem Sprecher, bald dem Kriegsminister etwas zu, der neben ihm sitzt. Jetzt kommt Fox, ein dicker Mann von Mittelstatur, den ich nach seinem nachläßigen altväterischen Aufzuge für einen Bürger aus der City würde gehalten haben. Auch Sheridan kommt. Ehe ich mirs versehe, geht ein Wortwechsel an. Fox ist aufgestanden, und ich sehe, daß er auf den Minister losleist. Er spricht

äusserst

äuſſerſt geſchwind und in einem hellen Tone, welcher mit ſeiner runden ſtammhaften Figur unvereinbar zu ſeyn ſcheint. Mit unter ſtottert er; es hört ſich ihm nicht gut zu, er ſpricht zu haſtig. Er ſteht an der linken Seite des Tiſches dem Miniſter gegenüber. Als Fox ausgepoltert hat, fängt Scheridan an langſam und bedächtlich zu ſprechen. Hört ihn, hört ihn! ſchallt es von allen Seiten wieder. Herr Sprecher, ſagte er, (denn an dieſen richten ſie ſich allemal) der Hochwohlgebohrne Herr gegenüber hat hier eine Bill in's Haus gebracht, deren Zweck mir abſcheulich vorkömmt, u. ſ. w. Ich ſahe, (denn verſtehen konnte ich durchaus nichts) daß Sheridan viel äuſſeres Rednertalent hat. Jetzt ſagt er etwas beiſſendes, worüber die Oppoſitionsſeite laut lacht, und ſelbſt Pitt, der mit übereinander geſchlagenen Beinen ihm gegenüber ganz ruhig ſitzt, ſcheint den Witz des gegen ihn gemachten Ausfalles ſehr treffend zu finden; aber nun ſteht er ſelbſt auf. Sie haben mir, ſagt Pitt zu Sheridan, viele Anzüglichkeiten geſagt, die ich nicht beantworten werde. — Er widerlegte ihn mit ein paar Worten, und ſchloß mit einer Stachelrede auf Sheridan, welche von der zahlreichern Miniſterialparthey aus vollem Halſe belacht wurde. War es der groſſe Begriff von Pitt, der in der That König iſt, oder die Würde und der Anſtand ſeines Aeuſſern, das mich ſo an den Mann zog? Kann dieß, ſagte ich erſtaunt zu mir der ſtolze Pitt ſeyn? Welche Anmuth in ſeiner Rede! Er antwortete mit ruhigem Lächeln

auf

Freunde, ohne Hülfe, ohne Hofnung befreyt zu werden; verurtheilt ungeſitteten Barbaren dienſtbar zu ſeyn. Die unſinnige Leidenſchaft meines Herrn wird uns ſo gar des einzigen Vergnügens berauben, das unſern Zuſtand erleichtern könnte. Seitdem ihm meine Entſchloſſenheit die Hofnung benommen ſeinen Endzwek zu erreichen, ſcheint ſich ſeine Liebe in eine wütende Eiferſucht verwandelt zu haben, die ſich bemüht, dasjenige was man ſelbſt nicht genieſſen kan, wenigſtens keinem andern zu Theil werden zu laſſen. Der Barbar wird dir keinen Umgang mit mir verſtatten, da er mir kaum ſichtbar zu ſeyn erlaubt. Doch die ungewiſſe Zukunft ſoll mir nicht einen Augenblik von der gegenwärtigen Wonne rauben. Ich ſehe dich, Agathon, und bin glüklich. Wie begierig hätte ich vor wenigen Stunden einen Augenblik wie dieſen mit meinem Leben erkauft! Indem ſie dieſes ſagte, umarmte ſie den glüklichen Agathon mit einer ſo rührenden Zärtlichkeit, daß die Entzükung, die ihre Herzen einander mittheilten, eine zweyte ſprachloſe Stille hervorbrachte; und wie ſollten wir beſchreiben können, was ſie empfanden, da der Mund der Liebe ſelbſt nicht beredt genug war, es auszudruken?

auf das Gift ſeiner Gegner und ſprach langſam, gefaſſt, und mir ſchien es in dieſem Augenblicke als ob ich die Landesſprache nie ſo wohltönend, rein und voll hätte reden hören. Das kann nur ein Mann von der feinſten und ſorgfältigſten Erziehung zum Redner! Seine Gebehrde iſt das Abbild einer tiefgefühlten Würde; ſein Ton verräth das Bewußtſeyn der Ueberlegenheit ohne zu beleidigen, und ſein Ausdruck iſt, ohne geſucht zu ſeyn, gewählt und kraftvoll. Nicht ein einziges Wort iſt zu viel. Seine Modulazion gefiel mir beſonders; ſeine Stimme iſt ein voller, reiner aber kaum berührter Mittelbaß, ein Schlüſſel, welcher, meinem Ohre zufolge, der vortheilhafteſte für jeden Sprecher iſt. — Das iſt Chatams Sohn!

London.

Hüttner.

Nachricht

die Fortsezung des von Moser'schen Forst-Archivs betreffend.

Das bisher in unserem Verlag vom sel. Herrn von Moser herausgegebene Forst-Archiv wird zwar unter diesem Titel mit dem kürzlich à 1 fl. 15 kr. erschienenen XVIIten Bande geschlossen; aber, seines ungetheilten Beyfalls wegen, ganz nach der bisherigen Einrichtung, nur unter einem abgeänderten Titel, auch noch künftig bey uns fortgesezt werden. Diese Fortsezung hat Herr Bergrath und Professor Gatterer zu Heidelberg, in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und erfahrner Forstwirthe, übernommen, unter dem Titel: **Neues Forst-Archiv zur Erweiterung der Forst- und Jagd-Wissenschaft und der Forst- und Jagd-Literatur, ehmals herausgegeben von W. G. von Moser, fortgesezt in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und erfahrner Forstwirthe von D. Christoph Wilh. Jak. Gatterer.** Die beyden ersten Bände dieser Fortsezung, welche bereits die Presse verlassen haben, und zusammen 2 fl. 30 kr. kosten, enthalten eine möglichst-vollständige Literatur der ganzen Forstwissenschaft, und werden auch unter folgendem Titel besonders ausgegeben: **D. Christoph Wilh. Jak. Gatterer's allgemeines Repertorium der forstwissenschaftlichen Literatur, nebst beygefügten kritischen Bemerkungen über den Werth der einzelnen Schriften ꝛc. Ir und IIr Band.** Es werden darin alle besonders herausgegebenen Forstschriften nach folgender Ordnung angezeigt:

Erster Theil.

Von der Forstwissenschaft überhaupt.

I. Kapitel. Einleitungsschriften.

1. Abschnitt. Forstwissenschaftliche Hülfswissenschaften.

1) Abtheilung. Mathematische:

A. Von

A. Von Vermeſſung der Waldungen.
a) Von der Geometrie überhaupt.
b) Von Vermeſſung der Waldungen insbeſondere.
B. Von Berechnung des Gehalts der Bäume und des Holzes.
2) Abtheil. Phyſiſche.
3) Abtheil. Botaniſche.
4) Abtheil. Zoologiſche.
5) Abtheil. Mineralogiſche.
6) Abtheil. Chemiſche.
7) Abtheil. Technologiſche.
2. Abſchnitt. Forſtwiſſenſchaftliche Hülfsmittel.
1) Abtheil. Sammlungen getrockneter Pflanzen.
2) Abtheil. Abdrücke von getrockneten Pflanzen.
3) Abtheil. Blätter-Sammlungen.
4) Abtheil. Sammlungen von Pflanzen-Früchten.
5) Abtheil. Samen-Sammlungen.
6) Abtheil. Holz-Sammlungen.
7) Abtheil. Forſt-Plantagen.
8) Abtheil. Inſekten-Sammlungen.
9) Abtheil. Forſt-Akademien.
II. Kapitel. Bibliotheken.
III. Kapitel. Hiſtoriſche Schriften.
IV. Kapitel. Wörterbücher.
1. Abſchnitt. Deutſche.
2. Abſchnitt. Franzöſiſche.
3. Abſchnitt. Engliſche.
4. Abſchnitt. Italiäniſche.
5. Abſchnitt. Schwediſche.
V. Kapitel. Syſteme und Lehrbücher.
1. Abſchnitt. Deutſche.
2. Abſchnitt. Franzöſiſche.
3. Abſchnitt. Engliſche.
4. Abſchnitt. Holländiſche.
5. Abſchnitt. Italiäniſche.
6. Abſchnitt. Schwediſche.
VI. Kapitel. Geographiſch-forſtwiſſenſchaftliche Schriften.

VII. Kapitel. Forſt-Journale.
VIII. Kapitel. Forſt-Kalender.
IX. Kapitel. Geſellſchafts-Schriften.
X. Kapitel. Vermiſchte Schriften.
XI. Kapitel. Forſtrecht und Forſtordnungen.
1. Abſchnitt. Allgemeines Forſtrecht.
2. Abſchnitt. Forſtordnungen einzelner Länder und Orte, nach dem Alphabete dieſer Länder und Orte.

Zweyter Theil.

Von einzelnen Theilen des Forſtweſens insbeſondere.

I. Kapitel. Von den Forſtgewächſen.
1. Abſchnitt. Ueberhaupt.
1) Abtheilung. Vom Einfluß der Witterung auf die Bäume.
2) Abtheil. Von Angewöhnung ausländiſcher Gewächſe an unſern Himmelsſtrich.
3) Abtheil. Von den Krankheiten der Bäume.
2. Abſchnitt. Von den Nadelwald-Holzarten.
1) Abtheil. Inländiſche. a) Ueberhaupt. b) Einzelne Arten.
2) Abtheil. Ausländiſche.
3. Abſchnitt. Von den Laub-Waldholzarten.
1) Abtheil. Inländiſche.
2) Abtheil. Ausländiſche.
4. Abſchnitt. Plantagen-Gewächſe.
1) Abtheil. Inländiſche.
2) Abtheil. Ausländiſche.
5. Abſchnitt. Forſt-Unkräuter.
1) Abtheil. Holzichte.
2) Abtheil. Schwämme.
3) Abtheil. Mooſe.
II. Kapitel. Von der Holzzucht.
1. Abſchnitt. Vorbereitung des Bodens.
1) Abtheil. Ausroden der Wurzelſtöcke.
2) Abtheil. Ausrottung der Heide.
3) Abtheil. Austrocknung der Sümpfe.
2. Abſchnitt. Von den Baumſchulen.
3. Abſchnitt. Vom Schneideln der Bäume.

III. Kapitel. Von der Forstpflege.
1. Abschnitt. Forstvermessung.
2. Abschnitt. Forsttaxirung.
3. Abschnitt. Holzsparkunst.
4. Abschnitt. Wurmtrockniß.
5. Abschnitt. Eintheilung der Forsten.
IV. Kapitel. Forstnuzung.
1. Abschnitt. Holzfällen.
2. Abschnitt. Kunstbrandholzbereitung.
1) Abtheil. Kohlenbrennen.
2) Abtheil. Potaschebrennen.
3. Abschnitt. Forstnebennuzungen.
1) Abtheil. Harzreissen und Pechsieden.
2) Abtheil. Kienrußbrennen.
3) Abtheil. Theerschweelen.
4) Abtheil. Mastung.
5) Abtheil. Torfstechen.
6) Abtheil. Waldbienenzucht.
7) Abtheil. Waldfischerey.
8) Abtheil. Jagd.
a) Allgemein.
b) Einzelne Theile.
9) Abtheil. Vogelfang.
4. Abschnitt. Flosswesen.

Ulm, im Oktober 1796.

Stettinische Buchhandlung.

Neuer Teutſcher Merkur.

2. Stück 1797.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Rafaels Tapeten. Zweyte Vorlesung. Von Herrn Fernow in Rom. S. 103
II. Geständnisse aus dem Kloster. Von Herrn Romman Schad, Benediktiner und Prof. der Filosofie. — 145
III. Auszüge aus Briefen.
1. Ausländische Korrespondenz.
1. Aus Edinburg. Ueber die Antipathie der Schotten und Engländer. — 147
2. Aus London. Bürgers Leonore, Marsden's Katalog. — 151
3. Ein anderes Schreiben aus London. Peter Pindar. Preismedaillen. Richardson. — 155
4. Aus Basel. Ueber Kantische Filosofie in Frankreich und Delille's Gedichte. — 158
5. Aus Königsberg. Ueber Hippels Schriften. — 160
2. Inländische Korrespondenz.
1. Aus Prag. — 161
2. Aus Wien. Drey bey Gelegenheit des Hungarischen Landtags erschienene lateinische Gedichte betreffend. — 162
IV. Die Musenalmanache für das Jahr 1797. Fortsetzung und Beschluß des im vorigen Stück angefangenen Gesprächs zwischen einem Freunde und dem Herausgeber des Merkurs. — 167

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an jegend einedieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeige.

Magazin der Staatswirthschaft und Statistik.

Unter diesem Titel werde ich, in Verbindung mit verschiedenen berühmten Kameralisten, eine Monatsschrift nach folgenden Rubriken bearbeitet herausgeben:

I. Neue statistische und staatswirthschaftliche Abhandlungen.

II. Kernhafte Auszüge aus kostbaren und seltenen Werken, vorzüglich der Ausländer, die Teutschland interessiren können.

III. Merkwürdige Polizey- und Kameral-Anstalten und Verordnungen; letztere in gedrängten Auszügen.

IV. Anzeigen und Rezensionen merkwürdiger neuer staatswirthschaftlicher und statistischer Schriften, in systematischer Ordnung.

V. Preis-Aufgaben, und andere Nachrichten von ökonomischen Societäten.

VI. Kurze, vermischte Nachrichten von politischen Erfindungen, Beförderungen, Ehrenbezeugungen &c.

VII. Biographische Nachrichten von berühmten lebenden und verstorbenen Staatswirthen &c.

Monatlich soll vom Jänner k. J. an ein Heft von 6 Bogen in gros Octav broschirt in unterzeichneter Verlagshandlung, welche diese Monatsschrift übernommen hat, erscheinen, und der Text zuweilen durch gute Kupfer erläutert werden. Sechs Hefte werden einen Band ausmachen. Beyträge, wenn sie diesem Plane gemäß sind, werde ich mit Vergnügen aufnehmen.

J. D. A. Höck,

Doktor und ordentlicher öffentlicher Lehrer der Philosophie und Kameral-Wissenschaften zu Erlangen und der Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle ordentliches Mitglied.

Wir werden das Unsrige thun um obiger Ankündigung des Hrn. Prof. Höck vollkommen zu entsprechen. Der Jahrgang von 12 Heften kostet drey Rthlr. Sächs. oder 5 Fl. 24 Kr. Reichs-Courant im Laden-Preise, und jedes Heft erscheinet monatlich mit der von uns gewohnten Ordnung. Liebhaber können sich bey allen Buchhandlungen, Addreß- und Zeitungs-Comptoiren und Postämtern abonniren. Für letztere hat das hiesige Kaiserl. Reichs-Postamt die Haupt-Commission. Der erste Heft erscheint Ende Jänners des folgenden Jahres.

Weimar, den 18. Decemb. 1795.

F. S. privil. Industrie-Comptoir.

Der neue

Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1797.

I.

Rafaels Tapeten.

Zweyte Vorleſung.

Wie der Ausdruck der einzelnen Figuren in einem Gemählde den momentanen Gemüthszuſtand einer jeden dem Gefühle verſtändlich bezeichnen ſoll: ſo ſoll die Kompoſizion uns über den Inhalt der Darſtellung über den Moment der ganzen Handlung verſtändigen. Ihr Zweck muß alſo die möglichſt deutliche, ſich vollſtändig durch ſich ſelbſt erklärende Darſtellung einer beſtimmten Handlung durch ein wohlgefälliges Bild ſeyn. Deutlichkeit und Schönheit — natürliche und zugleich mahleriſchſchöne Anordnung ſind die nothwendigen Erforderniſſe einer jeden guten Kompoſizion. Deutlichkeit für das Erkennen des Inhalts; Schönheit für den betrachtenden Sinn. Wie dieſe beyden allgemeinen Bedingungen in jeder beſondern Darſtellung zu erfüllen ſind, dafür kann es keine beſondere Regel

Neuntes Capitel.

Wie Pſyche und Agathon wieder getrennt werden.

Nachdem unſre Liebhaber aus ihrer Entzükung zurükgekommen waren, verlangte Pſyche von Agathon eben dieſelbe Gefälligkeit, die ſie durch Erzehlung ihrer Begebenheiten für ſeine Neugierde gehabt hatte. Er meldete ihr alſo, wiewol ihm die Zeit nicht erlaubte umſtändlich zu ſeyn, auf was Weiſe er von Delphi entflohen, wie er mit einem Athenienſer bekannt geworden, und wie ſich entdeket habe, daß dieſer Athenienſer ſein Vater ſey; wie er durch einen Zufall in die öffentlichen Angelegenheiten verwikelt und durch ſeine Beredſamkeit dem Volke angenehm geworden; die Dienſte, die er der Republik geleiſtet; durch was für Mittel ſeine Neider das Volk wider ihn aufgebracht, und wie er vor wenig Tagen mit Verluſt aller ſeiner väterlichen Güter und Anſprüche lebenslänglich aus Athen verbannt worden; wie er den Entſchluß gefaßt, eine Reiſe in die Morgenländer vorzunehmen, und durch was für einen Zufall er in die Hände der Cilicier gerathen. Sie fiengen nun auch an, ſich über die Mittel ihrer Befreyung zu berathſchlagen; allein die Bewegungen, welche die allmählich erwachenden Räuber machten, nöthigten Pſyche ſich aufs eilfertigſte zu verbergen, um einem Verdacht zuvorzukommen, wovon der

geben. Die Regel einer jeden Kompoſizion muß aus dem zu behandelnden Gegenſtande, mit ſteter Hinſicht auf jenes allgemeine Geſetz, durch die Urtheilskraft des Künſtlers geſchöpft werden. Jede andere Vorſchrift oder Maxime würde der Wahrheit und Natürlichkeit der Darſtellung ſchaden; ſie würde die genialiſche Freyheit des Künſtlers in das Joch einer Methode zwingen; ſie würde ihn vielleicht eine nach akademiſcher Komponirkunſt ſchulgerechte Kompoſizion, aber nie eine natürlich ſchöne Darſtellung einer Handlung hervorbringen lehren. Eine ganze Kompoſizion, eine einzelne Gruppe kann nach mechaniſchen Regeln ſehr künſtlich gebaut und verſchlungen, — aber ſie kann nur dann zweckmäßig und ſchön ſeyn, wenn ſie die Geſtalt hat, welche der darzuſtellenden Handlung am natürlichſten entſpricht, wenn ſie einen wahren, ungekünſtelten Ausdruck derſelben enthält. Auch hier ſind, wie in den ſchönen Künſten überhaupt, Wahrheit und Natürlichkeit die Baſis der Schönheit, und ohne ſie iſt alle Kunſt Betrug oder unwürdige Tändeley.

Ob eine Kompoſizion pyramidal- oder zirkel- oder kegel- oder traubenförmig gruppirt, ob ſie ſymmetriſch und äquilibriſch abgewogen, ob ſie nach den Regeln des Kontrapoſto oder des Helldunkeln konſtruirt, ob ſie theatraliſch oder natürlich beleuchtet, ob ſie durch Repouſſoirs und Accidens pikant gemacht werden müſſe: das mögen die Profeſſoren der Kunſtakademien und pedantiſche Kunſtrichter entſcheiden

ſcheiden. Der reine Geſchmack fordert bloß Natürlichkeit, Wahrheit und Schönheit, und es iſt ihm gleich, unter welcher Geſtalt ſie ihm erſcheinen. Wir finden vielleicht, wenn wir ſuchen wollen, alle dieſe Dinge in der Natur und in Rafaels Werken, aber weder nothwendig noch methodiſch. Wo ſie in ihnen ſich zeigen, da ſind ſie entweder aus der Beſchaffenheit des Gegenſtandes von ſelbſt entſprungen, oder nur dann von dem Künſtler abſichtlich gebraucht, wenn die Darſtellung dadurch an Schönheit gewinnen konnte, ohne an Wahrheit einzubüßen. Die Kompoſizion des Wunders von Bolſena, die Gruppen des Archimed in der Schule von Athen, des Heliodor, des Joſua in den Logen u. a. dgl. ſind Muſter ſchöner Pyramidalgruppen. In der Schlacht des Konſtantin, im Heliodor, im Kindermord, in der Auferſtehung Chriſti ꝛc. finden wir bewundernswürdige, mit genialiſcher Kühnheit verſchlungene Gruppen. Der Streit über das Sakrament, die Schule von Athen, der Heliodor, der Burgbrand, der Tod des Ananias, die Anbetung der Weiſen, die Ausgießung des heil. Geiſtes, der Zauberer Elymas ꝛc. zeigen ſämmtlich eine abſichtliche ſymmetriſch-äquilibriſche Ordnung und Vertheilung des Ganzen; denn die Natur dieſer Gegenſtände forderte oder erlaubte jene der Schönheit günſtige Pyramidalformen, jene verſchlungene Gruppen, jene ſymmetriſche Anordnung.

Aber noch weit mehrere Kompoſizionen Rafaels zeigen keine dieſer Kunſtregeln, keine der beliebten

Gruppenformen, und ſie ſind darum nicht weniger ausdrucksvoll und ſchön. Die Anzahl ſolcher Kompoſizionen iſt zu groß, um ſie alle anzuführen. Ich will hier nur einige der ſchönſten und auffallendſten nennen: die Predigt des Apoſtels Paulus ans atheniſche Volk; die Weihung des Petrus zum Schlußſtlamt; das Opfer zu Lyſtra; die Bekehrung des Paulus; die Steinigung des Stefanus in den Tapeten; — ſo wie in den Logen: der patriarchaliſche Zug Abrahams mit ſeiner Familie; die Findung Moſes; die Anbetung des goldenen Kalbes u. a. m. In dieſen und noch vielen andern Bildern Rafaels findet ſich keine Spur einer Komponir- und Gruppirungskunſt, ſondern bloß eine deutliche, kunſtloſe und doch immer mahleriſch-ſchöne Darſtellung des Gegenſtandes.

In allen Werken Rafaels iſt die Kunſt und Weisheit der Anordnung unverkennbar; aber eben ſo unverkennbar iſt auch in ihnen die Freyheit eines Geiſtes, der ohne Regelzwang ſich den allgemeinen Geſetzen des Wahren und Schönen unterordnet; der reine Naturſinn des Künſtlers, der nie der Natur durch ſeine Kunſt Gewalt anthut, ſondern ſeine Darſtellung immer ſo kunſtlos anordnet, wie die Natur ſelbſt ſie zeigen würde, und zugleich ſo ſchön, wie die Kunſt ſie immer zeigen ſoll.

Alles Mannigfaltige, wenn es auf Einheit gebracht werden ſoll, muß ſich ordnen, muß Geſtalt annehmen. Je reiner ein Begriff gefaßt iſt, je klas-

rer ein Bild in der Seele lebt, um ſo wohlgeordneter, lichtvoller, lebendiger wird auch die Darſtellung deſſelben ſeyn; und einem mit dem Gefühl des Schönen erfullten Geiſte iſt es eben ſo unmöglich ein Kunſtwerk ohne Schönheit auszuführen, als es einem filoſofiſchen Kopfe iſt, Gedanken ohne Ordnung und Zuſammenhang in ſich zu tragen. Nichts iſt darum leichter, als in allen Kompoſizionen Rafaels ſchöne, kunſtreiche Gruppen zu finden, nichts iſt leichter als überall Ordnung, Wahl, Symmetrie und jedes andere Merkmahl eines mit Weisheit und Geſchmack ordnenden Verſtandes in ihnen zu bemerken. Dieß iſt aber auch die Urſache, daß der, welcher ſich keine Idee von der genialiſchen Vorſtellungsart eines Künſtlers machen kann, weil er ſelbſt von dieſem Geiſte nichts empfangen hat, in ſolchen Werken nicht die Genieskraft, ſondern nur den Kalkül eines raiſonnirenden Verſtandes, oder die mechaniſche Geſchicklichkeit ſieht und bewundert. Der Kunſtverſtand muß freylich den Plan des Ganzen durchdenken, entwerfen und ordnen; aber das Genie muß ihn erfinden und mit Geſchmack ausführen. Wenn das Bild des Objekts nicht ſchon vor der Anordnung in der Fantaſie und Empfindung des Künſtlers lebendig vorhanden war, ſo wird ſein Kunſtwerk nie in der Fantaſie und Empfindung Anderer lebendig werden.

Hieraus ergiebt ſich, was oben ſchon geſagt wurde, daß die Kunſt der Kompoſizion, wie jedes

andere genialiſche Verdienſt, wie Gefühl, Ausdruck und Leben, ſich durch keine beſtimmte Regel lehren und lernen läßt. Fleißiges Studium der Natur und der beſten Muſter, bey früher eigener Uebung der Einbildungskraft ſich jeden bildlichen Gegenſtand aufs beſtimmteſte und natürlichſte im Ganzen und Einzelnen kunſtmäßig vorzuſtellen, iſt das einzige Mittel, dieſen erſten und weſentlichſten Theil der dramatiſchen Mahlerey, von dem ſelbſt die Verſtändlichkeit des Ausdrucks jeder einzelnen Figur abhängt, in ſeine Gewalt zu bringen, und ſich bey einer eigenthümlichen Vorſtellungsart immer frey von Manier und Methode zu erhalten. Kein akademiſcher Schlendrian, keine ſchulgerechte Komponirkunſt, kein Zuſammenſchieben von Wachs- oder Thonpuppen in dem Zauberkaſten einer künſtlichen Beleuchtung kann das Talent zur Kompoſizion, welches durchaus eigene Empfindung, Originalität der Ideen und eine hohe Klarheit und Energie der Darſtellungskraft erfordert, geben oder zweckmäßig entwickeln. Selbſt alle praktiſche Vortheile und Handgriffe, welche der Künſtler nur aus eigenen Verſuchen und aus den Werken anderer Meiſter abſtrahiren kann und muß, können ihn nichts weiter lehren, als was er in vorkommenden Fällen zu vermeiden, — nie aber was er zu thun hat, weil jeder neue Fall eine eigene Regel erfordert, die nur das Genie finden kann. Es iſt überhaupt das Weſen der Geſchmackskritik, daß ſie nur zeigen kann, was nicht geſchehen darf; darin beſteht auch ihre ganze

Disciplin. Sie kann den Künstler nie lehren, wie er das Schöne hervorzubringen, sondern nur wie er das Nichtschöne zu vermeiden hat. Wie es darum ohne eigenen genialischen Kunstsinn, welcher den Zweck seiner Bestimmung schon lebendig fühlt, ehe noch der Verstand ihn denken lernt, überhaupt nicht möglich ist, je ein wahrer Künstler zu werden, so wird es auch dem, der von diesem Sinne nichts besitzt, unmöglich seyn, ein Kunstwerk zu verstehen, weil der ästhetische Gehalt desselben nur durch das Gefühl verstanden werden kann.

Unter allen neuern Künstlern hat Rafael das allgemeine Gesetz für die Komposizion in der dramatischen Mahlerey, die lichtvollste Klarheit des Ausdrucks mit Schönheit der Darstellung zu vereinigen, — am vollkommensten erfüllt. Die bewundernswürdige Natürlichkeit der Anordnung; das innigste Anschließen der Darstellung an den Gegenstand, die weise Sparsamkeit und Vermeidung alles dessen, was nicht unmittelbar zur Sache gehört, vereint mit dem hohen Leben des Ausdrucks jeder handelnden Gestalt, giebt seinen Werken diese große Bedeutung; — die Anmuth, welche aus seiner heitern, schönen Seele immer über das Ganze ausgegossen ist, giebt ihnen diese holde, seelenvolle Innigkeit, wodurch sie unser Herz mit unwiderstehlicher Macht rühren, indem sie zugleich den Geist durch einen Reichthum von Ideen beschäftigen.

Der Geſchmack, welcher in Rafaels Gewändern herrſcht, gründet ſich urſprünglich auf den Stil ſeiner Vorgänger, der im Weſentlichen gut, natürlich und der Mahlerey angemeſſen, aber noch ſteif und faſt ohne Schönheit war. Das Hauptverdienſt in den Gewändern der alten Mahler iſt Simplicität, eine verſtändige, wenn auch nicht immer ſchöne Wahl, und ein beſtimmter, wenn gleich noch zu geradeliniger, ſcharfer und eckiger Faltenbruch. Der reine, einfältige Naturſinn, welcher die alten Mahler vor Rafael ſo ſicher auf dem Wege der Wahrheit leitete, legte früh den Grund zu einem guten Stil in dieſem Theile der Kunſt. Schon in den Bildern Giotto's, des eigentlichen Wiederherſtellers der neuern Mahlerey, finden wir einen Gewänderſtil, welcher die plumpen, großprahlenden Drapperieen der Bologneſiſchen Schule, und den ſinnloſen, abſcheulichen Geſchmack eines Peter Cortona, Bernini, Maratti und ihrer zahlloſen, noch weit ſchlechtern Nachahmer beſchämt.

Jener ältere Stil hat ſich in den Gewändern des Maſaccio, Andreas Mantegna, Pietro Perugino, Lukas Signorelli und Lionardo da Vinci ſtufenweiſe vervollkommnet, bis Fra Bartolomeo, vornehmlich aber Michael Angelo zuerſt mit einem wahrhaft großen Sinn dieſen Theil der Kunſt behandelten. Bey aller trefflichen Größe beſaß jedoch ihr Stil noch zu wenig Mannigfaltigkeit und Freyheit, um die Forderungen des Geſchmacks für

jede

jede Art der Darſtellung ganz zu befriedigen. Michael Angelo hatte den Zufall faſt ganz aus ſeinen Gewändern verwieſen, und nur die in jedem Wurfe durchaus nothwendigen Falten und Brüche beybehalten. Dieſe Gewänder mußten alſo freylich groß, aber ſie konnten nicht immer ſchön erſcheinen; denn die Schönheit eines Gewandes beſteht gerade in einer geſchmackvollen Vereinigung des Nothwendigen mit dem Zufälligen.

Bis auf Andrea del Sarto iſt ein guter und reiner Stil in den Gewändern immer ein Vorzug der ältern Florentiniſchen Schule geweſen, deſſen ſich keine andere Kunſtſchule Italiens in gleichem Grade rühmen kann. Rafael bildete ihn allererſt zu der Vortrefflichkeit aus, die er in neuern Zeiten erreicht, aber auch nur in dieſes Künſtlers unmittelbarer Schule behauptet hat. Mit ihr war auch der reine und ſchöne Stil der Gewänder aus der Kunſt verſchwunden.

Die beſtimmte Idee eines ſchönen Gewandes iſt nicht ſo leicht zu erwerben, da der Begriff deſſelben ſo unbeſtimmt, da Wahl und Wurf deſſelben ſo willkührlich und der Stoff der Zeuge ſo verſchieden iſt. Noch ſchwerer, ja faſt unmöglich iſt es dieſe Idee anſchaulich in Worten auszudrücken, da ſie nur an wirklichen Muſtern in der Kunſt ausgebildet werden kann. Dieſe Unbeſtimmtheit eines Begriffs, welcher der Schönheit zur Grundlage dienen ſoll; dieſe Verſchiedenheit des Stoffs und der Wahl mög-

licher Falten, wo der Zufall immer eine Rolle ſpielt und ſo leicht den ungewiſſen Geſchmack des Künſtlers beherrſcht, macht einigermaßen die ſo verſchiedenen, oft höchſt geſchmackloſen, der Wahrheit und Schönheit widerwärtigen Manieren begreiflich, welche aus den Verirrungen der neuern Kunſt ſeit Raſael hervorgegangen ſind. Bey dem ſteten Haſchen nach einer neuen gefälligen Manier gieng, mit dem Sinne für die Natürlichkeit der Darſtellung überhaupt, auch der Begriff eines guten Gewandes für die Mahlerey verloren, obgleich er in den Werken der ältern Mahler ſo offen da liegt, daß es nur eines natürlichen Geſchmacks bedarf, um ihn zu erkennen; und ſo entſtanden jene manierirten Gewänder, ohne Begriff und ohne Schönheitsſinn, die dem Bedürfniſſe der Kunſt und dem geſunden Verſtande gleich zuwider ſind.

Man kann zwar die treue Nachahmung jedes Zeuges, und jeden Gewänderwurf, der nach der Natur oder dem Gliedermann gemahlt iſt, natürlich nennen, aber ſie ſind darum nicht immer ſchön und dem Bedürfniſſe der Kunſt angemeſſen. Dieß letztere kann auch nie durch das natürliche Bedürfniß der Bekleidung allein beſtimmt werden, da die Kunſt bloß den Schein dieſes Bedürfniſſes auszudrücken hat, und weil in ihr die Schönheit, nicht aber die Nützlichkeit das höchſte Geſetz giebt. In der Niederländiſchen Schule, deren Zweck die treuſte Nachahmung des Individuellen der gemeinen Natur iſt,

ſoll

ſoll die gröſte Wahrheit im Ausdrucke des Stoffs ſowohl als der Tracht beobachtet werden; ja ſelbſt die Darſtellung einer geſchmackloſen Bekleidung gefällt uns hier durch die groſe Treue der Nachahmung. In einer Kunſt, welche ſich die Darſtellung der wirklichen und gemeinen Natur zum höchſten Zweck geſetzt hat, können wir die Schönheiten idealiſcher Gewänder weder fordern noch vermiſſen. Die höhere dramatiſche Mahlerey hingegen, deren Zweck freye Nachahmung der Natur, ſchöne Darſtellung einer veredelten Menſchheit iſt, ſoll ſich alles Individuellen, alles deſſen, was an das gemeine Leben erinnert, enthalten und die gröſere Wahrheit deſſelben durch höhere Schönheiten erſetzen. So wenig wir in ihr das Portrait eines wirklichen Models der gemeinen Menſchennatur mit Wohlgefallen erblicken können; eben ſo wenig ſoll ſie auch in den Gewändern die Individualität der Zeuge nachahmen. Wie wir von ihr nur eine, durch den allgemeinen Begriff der menſchlichen Geſtalt veredelte, in der Einbildungskraft des Künſtlers erzeugte Individualität der Geſtalten und Karaktere fordern: ſo ſoll ſie ihre Figuren auch nur in ſolche Gewänder kleiden, welche keinen beſondern Stoff, ſondern nur den Begriff eines Gewandes überhaupt ausdrücken. Ob der Zeug Leinen oder Wolle, Taffet oder Sammet u. ſ. w. ſey, darf uns in ihren Darſtellungen nicht intereſſiren; darum darf auch der Künſtler ſie nicht beſonders ausdrücken wollen. Es iſt genug, wenn er den Begriff eines Gewandes

Schatten genug war, ihren Geliebten das Leben zu kosten. Sie beklagten izt bey sich selbst, daß sie, nach dem Beyspiel der Liebhaber in den Romanen, eine so günstige Zeit mit unnöthigen Erzählungen verlohren, da sie doch voraus sehen konnten, daß ihnen künftig wenig Gelegenheit würde gegeben werden, sich zu besprechen. Allein was sie hierüber hätte trösten können, war, daß alle ihre Berathschlagungen und Erfindungen vergeblich gewesen wären. Denn an eben diesem Morgen erhielt der Hauptmann Nachricht von einem reichbeladnen Schiffe, welches im Begrif sey, von Lesbos nach Corinth abzugehen, und welches, nach den Umständen die der Bericht angab, unterwegs aufgefangen werden könnte. Diese Zeitung veranlaßte eine geheime Berathschlagung unter den Häuptern der Räuber, wovon der Ausschlag war, daß Agathon mit den gefangnen Thracierinnen und einigen andern jungen Sclaven unter einer Bedekung in eine Barke gesezt wurde, um ungesäumt nach Smirna geführt und daselbst verkauft zu werden; indeß, daß die Galeere mit dem gröstен Theil der Seeräuber sich fertig machte, der reichen Beute, die sie schon in Gedanken verschlangen, entgegen zu gehen. In diesem Augenblik verlohr Agathon die Gelassenheit, mit der er bisher alle Stürme des widrigen Glüks ausgehalten hatte. Der Gedanke, von seiner Psyche wieder getrennt zu werden, sezte ihn ausser sich selbst. Er warf sich zu den Füssen des Ciliciers, er schwur ihm, daß der verkleidete Ganymedes sein Bruder sey; er bot sich selbst zu seinem Sclaven an, er

flehte,

überhaupt giebt, von der Beschaffenheit seines Stoffs hat er keine Rechenschaft zu geben. Demungeachtet kann er auch hier mannigfaltig genug seyn; er kann das Gewand nach Erforderniß gröber oder feiner, leichter oder schwerer, geringer oder reicher, und demnächst in allen möglichen Farben bilden. Da ferner von der individuellen Natur einer Zeuges auch die Art des Faltenbruchs so sehr abhängt: so ist auch die höhere dramatische Mahlerey von der Darstellung der besondern Art, wie dieser oder jener Stoff sich faltet und bricht, entbunden. Sie soll bloß an dem Begriffe eines Gewandes die Idee schöner Falten ausdrücken, so wie der Wurf durch die Wahl des Künstlers, und durch die mechanische Nothwendigkeit der Schwere und der Bewegung in jedem einzelnen Falle bestimmt wird. Das Kostum giebt die Form und den Schnitt des Gewandes, so wie die Art der Tracht an. Je mehr Veränderungen diese zuläßt, je weniger sie das Nackte verbirgt, je freyere Willkühr sie der Fantasie gestattet, um so günstiger ist ein solches Kostum der Kunst. Das Bedürfniß der bildenden Kunst ist, bey der Nothwendigkeit der Gewänder die Schönheit der Gestalt und der Bewegungen dem Auge möglichst zu bewahren, und der Künstler muß beyde so zu vereinigen suchen, daß weder die Formen des Nackten von den Gewändern zu sehr verdeckt, noch die Gewänder durch zu starkes Andeuten des Nackten zu anklebend und gezwungen erscheinen. In der Vereinigung dieser beyden Forderungen liegt der

Bes

Begriff eines für die Kunst zweckmäßigen Gewandes. Weiter unten werden wir sehen, worauf in der Kunst die Idee eines schönen Gewandes beruht, und wie diese zu erwerben ist.

Rafaels Werke enthalten fast durchgängig eine ungleich größere Menge bekleideter als nackter Figuren. Sey es, daß er dem Nackten, in dessen Zeichnung seine größte Stärke nicht bestand, auswich, oder — welches wahrscheinlicher ist, — daß die Gegenstände, welche er zu behandeln hatte und die ihm großtentheils vorgeschrieben waren, es so mit sich brachten: — außer der Fabel der Psyche in der Farnesina ist kein Werk von großem Umfange von ihm vorhanden, welches lauter nackte Figuren enthielte; und sowohl diese, als die übrigen unbekleideten Figuren in dem Burgbrand und in den Logen bestätigen das so eben geäußerte Urtheil von seiner nicht vorzüglichen Stärke in dem Verständniß und der Zeichnung schöner Formen des Nackten.

Um einen unbestimmten Begriff aufzuklären, und wo möglich genauer zu bestimmen, muß ich mir hier eine kleine Digression erlauben. Man kann dem Rafael wohl einen groſsen Reichthum an Gestalt, Karakter und Gebehrden, aber nicht große Stärke in der Zeichnung des Nackten zugestehen. Die Mannigfaltigkeit der Gestalten hat, so wie der Reichthum in Karakteren und mimischem Ausdruck, in einer blühenden, energischen Einbildungskraft und in einem lebhaften physiognomischen Gefuhl ihren Grund.

Die

Die Stärke in der Zeichnung hingegen hängt gröſstentheils von dem gründlichen Verſtehen des Körpers und von mechaniſcher Fertigkeit ab. In dieſem Theile der Kunſt ſteht Rafael eben ſo unter dem Michael Angelo, wie der letztere in jenem unter Rafael ſteht. Dieß lag in der Verſchiedenheit ihrer Naturanlagen. Auf Rafael ſcheint die Erſcheinung der Seele in Karakter und Gebehrde, — auf Michael Angelo hingegen Geſtalt und Gröſse des Ausdrucks, vorzüglichen Eindruck gemacht zu haben. Rafael gelangte nach vieler Mühe dahin, mit Sicherheit und Freyheit groſse, idealiſch-ſchöne Formen zu zeichnen: ja man findet ſie höchſt ſelten in ſeinen Werken ſo gelungen, daſs der Geſchmack völlig durch ſie befriedigt würde. Sein Talent war vorzugsweiſe für den Ausdruck geſchaffen. Michael Angelo würde durch alle Mühe und Kunſt nie zu dem gelangt ſeyn, was Rafael durch Natur in ſeiner Gewalt hatte: den wahren und beſtimmten Ausdruck jedes Karakters, jedes Gemüthszuſtandes ſchön darzuſtellen, — obgleich er der kühnſte und erfahrenſte Zeichner des menſchlichen Körpers war, den die neuere Kunſt gehabt hat. Sein Talent war vorzugsweiſe für Form und Stellung geſchaffen. Er hatte mehr Feuer, Kühnheit und hohen Schwung der Fantaſie als Rafael; dieſer hingegen beſaſs eine gröſsere Innigkeit, Fülle und Allgemeinheit der Empfindung. Gefühl der Gröſse war Michael Angelo's, Gefühl des Wahren und Schönen Rafaels eigenthümlicher Vorzug. So hatte jeder dieſer beyden

den großen Männer, ihrer natürlichen Anlage gemäß, seine stärkere und seine schwächere Seite, und man muß beyde genau kennen, um ihren Werth richtig zu schätzen.

In den Stanzen finden wir eine Menge vortrefflicher Gewänder. Der schöne Sinn, welcher aus jedem Werke dieses Künstlers athmet, und selbst dem Leblosen Ausdruck und Grazie zu geben vermochte, zeigt sich hier in einer bewundernswürdigen Mannigfaltigkeit der Wahl und in einem natürlichen, immer gefälligen Wurfe der Gewänder dergestalt, daß Rafael, auch wenn er nur dieses Kunstverdienst besessen hätte, einer der geschmackvollen, erfindungsreichsten Künstler gewesen seyn würde. Aber im Ganzen betrachtet hat der Stil der Gewänder noch nicht die schöne Einfachheit und Größe der Falten, welche in den Logen und Tapeten sichtbar ist. Dort ist noch mancher unnöthiger Ueberfluß, manche Verwirrung kleiner unnöthiger Falten, worin das Auge sich nicht zurecht finden, wovon der Verstand oft nicht Rechenschaft geben kann. Sie enthalten in ihrem Reichthume zu viele Zufälligkeiten, welche der Simplicität schaden, und tragen noch Spuren der Kleinlichkeit und Magerkeit der alten Schule. Dieß Urtheil gilt jedoch nur den frühern Werken in den Stanzen; die spätern derselben, besonders der Burgbrand, zeichnen sich schon durch einen einfachern und größern Stil aus. Man wird sich von dem Grade der Größe, den Rafaels Gewänder

wänder haben, anschaulich überzeugen können, wenn man sie gegen die einfachen und großen Gewänder des Michael Angelo in den Bogen und Dreyecken der Sixtinischen Kapelle hält. Doch wird hier keines weges behauptet, daß Rafaels Gewänder jenen hätten ähnlich seyn sollen; im Gegentheil würde diese strenge Einfachheit und abstrakte Größe, so angemessen sie der Größe und dem Ernste seiner idealischen Wesen ist, sich nicht einmahl für den schönen Stil der dramatischen Mahlerey schicken. Schön sind auch Rafaels frühere Gewänder immer, ja schöner als die Gewänder aller Künstler vor und nach ihm; aber sie sind nicht immer rein und einfach genug, um auch die Größe des Stils zu zeigen, welche der Schönheit Stärke und der Grazie Adel giebt.

In den Logen zeigen Rafaels Gewänder zuerst den einfachen und großen Faltenwurf, der auch in den Tapeten, und in diesen besonders in der Weihung des Petrus zum Schlüsselamt, im Ananias, im Elymas, in der Predigt des Paulus, in der Steinigung des Stefanus herrscht. Ueberhaupt sind die Logen und Tapeten vorzüglich geschickt, an ihnen die Idee eines mahlerisch-schönen Gewandes zu bilden, und sich über diesen ungewissen und schweren Theil der Kunst richtige Leitungsbegriffe zu erwerben. Die Ursache davon liegt in der größern Klarheit und Verständlichkeit und in der einfachern Wahl; ein Beweis, daß Rafael selbst seine Idee eines schönen Gewandes hier zu höherer Reinheit erhoben und seinen Geschmack

ſchmack feſter gebildet hatte. Ohne jene Idee, die nur durch Erfahrung und praktiſches Studium entwickelt, und durch öftere reflektierende Betrachtung ſchöner Gewänder zur anſchaulichen Klarheit erhoben werden kann, iſt weder ein muſterhafter Stil, noch eine richtige Beurtheilung der Gewänder möglich. Sie muß die Hand des Künſtlers in der Wahl, und das Auge des Kenners in der Beurtheilung leiten. Vermittelſt ihrer wird Jener den Zufall ſeinem Zwecke unterordnen, und Dieſer die vage Schönheit einer Falte ſo ſicher als die Schönheit einer nach Zwecken gebildeten Geſtalt beurtheilen lernen. Dieſe Idee eines ſchönen Gewandes kann an keine beſtimmte Form gebunden ſeyn; ſie muß ſich immer der mechaniſchen Nothwendigkeit jedes beſondern Wurfes anſchmiegen. An einem ſchönen Gewande muß das Nothwendige frey, das Künſtliche natürlich, das Zufällige zweckmäßig erſcheinen.

Die nothwendigen ſubjektiven Bedingungen zu einem ſchönen Gewande in der Kunſt ſind alſo: daß der Künſtler vor allem beſtimmt wiſſe, wie er ſein Gewand anordnen will, alſo nicht nöthig habe, es erſt am Gliedermann herauszutappen, denn was Er nicht weiß, kann dieſer ihn nicht lehren; — daß er nächſtdem, vermittelſt dieſes Verſtändniſſes und jener leitenden Idee, nicht bloß die abſichtlichen, ſondern auch die im Wurfe zufällig ſich darbietenden Falten nach ſeinen Zwecken zu wählen und mit Geſchmack zu ordnen wiſſe. Der Künſtler ſtudirt

nur darum seine Gewänder nach der Natur aus, um seine gefaßte Idee zu berichtigen, und durch die zufälligen Schönheiten, welche sich nicht einbilden lassen, seinen Gewändern Wahrheit, Mannigfaltigkeit und Individualität zu geben.

Es ist bewundernswürdig, wie sehr Rafael sich dieser Idee bemächtigt, wie mannigfaltig und wie rein er sie ausgeprägt hat. Von den unzähligen Gewandfiguren in seinen Werken sind vielleicht nicht zwey völlig gleichförmig drappiert. Man gehe alle Gemählde der Stanzen durch, vornehmlich die Schule von Athen, den Parnaß, den Heliodor, den Burgbrand ꝛc.; man betrachte in dieser Rücksicht besonders die besten Darstellungen in den Logen und Tapeten, und man wird erstaunen über den Reichthum und die unendliche Verschiedenheit der Ideen, welche Rafael bloß in diesem leblosen Theile der Kunst gezeigt hat; über die Freyheit, Simplicität und Schönheit des Kostums, das er dem Bedürfniß seiner Kunst gemäß meistens aus der Fantasie schuf, und wodurch er manchem Antiquar Aergerniß giebt. Was aber meiner Meinung nach den Genius und den Geschmack des Künstlers am größten zeigt, ist, daß bey dieser unendlichen Mannigfaltigkeit, Figur und Gewand immer in innigster Zusammenstimmung, daß beyde immer so natürlich zu einem Ganzen empfunden und gebildet, — daß alle diese Schönheiten so absichtslos, so gewöhnlich erscheinen, daß das Auge lange unter ihnen umherwandeln und sich an dem

Reich-

Reichthum erfreuen kann, ehe es sich dessen bewußt wird. So in sich selbst harmonisch, so anspruchslos und natürlich schön sind die Werke dieses Künstlers!

Rafaels nach Vollkommenheit strebender Geist war auf Alles aufmerksam, was ihn diesem Ziele näher bringen konnte. Sein ganzes Leben war ein immerwährendes Studium, und er war von dem Dünkelstolz unwissender und talentloser Künstler so weit entfernt, daß er vielmehr von Jedem, der ein Kunstverdienst besaß, zu lernen suchte, ohne einer Manier anzuhangen. Hieraus läßt sich Michael Angelo's hartes Urtheil über Rafael, daß er nur durch Studium, nicht durch Natur ein Künstler sey, erklären. Gerade diese edelmüthige Bescheidenheit, womit er alles Gute in Andern erkannte, diese Geschmeidigkeit des Geistes jede Vortrefflichkeit sich zuzueignen, dieser reine Natursinn in dem jedes Objekt sich schöner abspiegelte, waren das seltenste Geschenk der Natur. Sie war lebenslang seine große Lehrerin; aus ihr schöpfte er die Seele, das Leben und die Mannigfaltigkeit seiner Werke, wie aus der Antike den einfachen Schönheitssinn der Griechen. Von Lionardo, Fra Bartolomeo und Michael Angelo entlehnte er Kunstwissenschaft, Freyheit und Größe des Stils. Die geistreichsten Gelehrten seiner Zeit unterstützten ihn mit ihren Kenntnissen der alten Geschichte und Fabel, so wie mehrere talentvolle Künstler mit ihrer Hand, um so viel schönen Ideen Wirklichkeit zu geben. Aber der Genius, der

allen diesen erworbenen Reichthum zu eigenen schönern Schöpfungen verarbeitete; der Geist, der alles wählte, ordnete und mit dieser heitern, genußreichen Daseynsfülle beseelte, war Rafaels Eigenthum. Wir finden die Spuren von der Einwirkung fremder Geister auf den Seinigen in mehreren seiner Werke; aber nie finden wir ihn von fremder Manier beherrscht. Er scheint bloß versucht zu haben, wie das fremde Gewand seinen Geist kleiden würde, aber er blieb in allen Verwandlungen Rafael, und trat, mit neuen Schönheiten bereichert, wieder in eigener Gestalt hervor. So finden wir z. B. in der Anbetung der Weisen deutliche Spuren von Albert Dürers Art, dessen Werke ihm um diese Zeit bekannt wurden, und dessen Freundschaft und genialisches Kunstverdienst er so hoch schätzte, daß er Dürers selbst gemahltes, ihm zum Geschenk gesandtes Bildniß in seinem Studio aufhing. Rafael konnte von Dürers Geschmack nichts lernen, da der seinige bereits reiner und schöner war; aber der lebendige Natursinn dieses Künstlers mußte ihn ergreifen, und konnte leicht den Einfall erzeugen, sich in der Manier desselben zu versuchen, und dadurch zugleich seine Achtung für ihn an den Tag zu legen.

Um seinen Gewändern, der Einfachheit des Stils ungeachtet, ein reiches Ansehen zu geben, hat sich Rafael, wo es schicklich war, gern der Stickereyen, gewürkter Borden, auch wohl buntfarbiger Gewänder bedient. Wir finden diesen Zierath häufig in den

den Tapeten, z. B. in der Anbetung der Weisen, in der Darbringung des Christkindes, in der Auferstehung Christi u. a. Bey Gegenständen dieser Art ist dieß ein gut gewähltes, dem Kostum der jüdischen Nazion angemessenes Mittel, morgenländische Pracht mit dem guten Geschmack in der Kunst zu vereinigen, und die Darstellung prächtig und festlich zu machen, ohne die Schönheit der Form aufzuopfern. Das Auge sieht diese altväterischen Verbrämungen, wenn sie mit Geschmack gemacht sind, lieber als jene schimmernden und prahlenden Seidenzeuge, welche neuere Künstler gewöhnlich auf Kosten der Karnazion in ihren Mahlereyen anbringen, womit sie ihre Figuren vielmehr ausputzen als bekleiden, und in deren treuer Nachahmung sie einen recht glänzenden Beweis ihrer Geschicklichkeit zu geben meynen. Rafael hatte das Glück, unter seinen Schülern Leute zu finden, welche ein besonderes Talent für diesen Theil der Kunst besaßen, und ihn mit Geist und Geschmack zu behandeln wußten. Perin del Vaga, Polidor und Giovanni da Udine zeichneten sich besonders darin aus. Von ihnen sind auch die Arabesken und monochromatisch gewebten Geschichten aus dem Leben Pabsts Leo X., welche einigen dieser Teppiche zur Einfassung dienen; — ein Zierath, woran man in jenen Zeiten besondere Liebhaberey fand. Die Arabesken verdienen einiger sehr lieblicher, mit griechischem Geiste erfundener Ideen wegen, Aufmerksamkeit. Die Darstellung der vier Jahrszeiten durch Genien, wel-

flehte, er weinte. — Aber umſonſt. Der Seeräuber hatte die Natur des Elements, welches er bewohnte, und die Syrenen ſelbſt hätten ihn nicht bereden können, ſeinen Entſchluß zu ändern. Agathon erhielt nicht einmal die Erlaubniß, von ſeinem geliebten Bruder Abſchied zu nehmen; die Lebhaftigkeit, die er bey dieſem Anlaß gezeigt, hatte ihn dem Hauptmann verdächtig gemacht. Er wurde alſo, von Schmerz und Verzweiflung betäubt, in die Barke getragen, und befand ſich ſchon eine geraume Zeit auſſer dem Geſichtskreis ſeiner Pſyche, eh er wieder erwachte, um den ganzen Umfang ſeines Elends zu fühlen.

Zehntes Capitel.

Ein Selbſtgeſpräch.

Da wir uns zum unverbrüchlichen Geſeze gemacht haben, in dieſer Geſchichte alles ſorgfältig zu vermeiden, was gegen die hiſtoriſche Wahrheit derſelben einigen gerechten Verdacht erweken könnte; ſo würden wir uns ein Bedenken gemacht haben, das Selbſtgeſpräch, welches wir hier in unſerm Manuſcript vor uns finden, mitzutheilen, wenn nicht der ungenannte Verfaſſer die Vorſicht gebraucht hätte uns zu melden, daß ſeine Erzählung ſich in den meiſten Umſtänden auf eine Art von Tagebuch gründe, welches (ſichern Anzeigen nach) von der eignen Hand des Agathon ſey, und wovon er

durch

che die Freuden der Liebe, der Erndte, des Genusses und den Ernst des Winters in reizenden Momenten abbilden, so wie die der drey Parzen, gewährt in diesen zwecklos scheinenden Scherzen der Fantasie auch dem Geiste Unterhaltung.

Da dieser Aufsatz keine vollständige Karakteristik Rafaels, sondern eine Schätzung des in den Darstellungen der Tapeten enthaltenen ästhetischen Kunstverdienstes zum Zwecke hat, so kann er sich auch nur über das besonders verbreiten, was sie als Muster der Geschmacksbildung Vortreffliches enthalten. Dieß ist Ausdruck, Stil der Komposizion und des Gewandes. Die übrigen Erfordernisse zu einer vollkommenen, mahlerisch-schönen Darstellung erfüllen sie zu wenig, um dabey zu verweilen, und die Art ihrer Ausführung entschuldigt diesen Mangel. Die Zeichnung der Umrisse und die Ründung der Formen haben durch den Nichtverstand der Handwerker und durch das Verbleichen der Farben so sehr gelitten, daß es unbillig seyn würde, deshalb, so wie wegen des Mangels an Haltung und Harmonie, den Künstler zu tadeln. In einem wirklichen Gemählde würden diese mechanischen Gebrechen ein großer Anstoß seyn; hier dulden wir sie, weil sie uns unvermeidlich scheinen, und freuen uns der Vortrefflichkeit dieser Werke auch in der schlechtesten

Hülle.

Hülle. Ungeachtet der äußerst harten und oft fehlerhaften Zeichnung der Umrisse in den Köpfen und im Nackten, bemerkt man doch in den Formen eine Großheit des Stils; man ahndet die freye Meisterhand, welche einer von dem Ideale des Schönen erfüllten Einbildungskraft mit Leichtigkeit gehorchte, auch in der sklavischen Ausführung. Dieß ist alles Gute, was sich von der Zeichnung in den Tapeten sagen läßt. Auch die Farben sind größtentheils so neben einander gestellt, daß man an die Möglichkeit ihrer Harmonie in einer bessern Ausführung glaubt. Die Beleuchtung hat fast überall das Verdienst die Deutlichkeit zu befördern, und giebt die natürliche Klarheit des Tageslichts; — ein Verdienst, das sich so selten in Gemählden der italienischen Schulen findet, obgleich eine solche Tageshelle im Bilde nicht nur wahrer und natürlicher, sondern auch gefälliger ist und mehr Harmonie in sich hat, als die unnatürliche Schwärze der Schatten, und die dadurch mit gewaltsamem Effekt hervorspringenden Gestalten.

Was bereits im Eingange über die Pflicht des dramatischen Mahlers, — sich wo möglich immer an Gegenstände der Wirklichkeit zu halten, und keine Dinge darzustellen, die nur die Dichtkunst für die Fantasie behandeln sollte, oder die in der mahlerischen Darstellung nicht rühren, sondern nur Verwunderung erregen können, — gesagt ist, wird durch einige dieser Tapeten, z. B. durch die Ausgießung des heiligen Geistes, bestätigt. Es ist mir unbe-

greiflich, wie der ſonſt kunſtverſtändig urtheilende Richardſon ſagen konnte, daß dieſer Gegenſtand ein überaus treffliches, des größten Meiſters in der Mahlerey würdiges Süjet ſey. Ich denke gerade das Gegentheil, und muß ihn für ein ſehr undankbares, der bildlichen Darſtellung nicht angemeſſenes Süjet halten. Auch iſt es ſelbſt einem Rafael unmöglich geblieben, uns eine Geſellſchaft von dreyzehn ſitzenden, und zwey ſtehenden ſymmetriſch geordneten Figuren in einerley Zuſtand der Verzückung, — einem Zuſtande, der zunächſt an Wahnſinn gränzt und im Ausdrucke ſchwerlich davon zu unterſcheiden iſt, — ohne alle weitere Handlung, als verdrehte Augen und Kopfſtellungen, intereſſant und gefällig zu machen. Die oben im Mittelpunkt einer weit ausſtröhmenden Glorie ſchwebende Taube, und die auf allen Köpfen loderuden Flammen ſind auch nicht fähig das Intereſſe zu befördern, wenn ſie gleich den Zuſtand der Verzückung erklären. Und doch haben Kritiker es der Mühe werth gehalten, darüber zu ſtreiten, ob Rafael recht oder unrecht gethan habe, das Emblem des heiligen Geiſtes, von deſſen ſichtlicher Gegenwart in der heil. Geſchichte nichts gemeldet iſt, auszudrücken! — Gern mag dieß Gemählde für den wundergläubigen Katholiken ein hohes Intereſſe haben, deſſen andere fühlende und vernünftige Menſchen nicht fähig ſind; dieß geht aber die Kunſtkritik nichts an, und wenn Rafael keiner Entſchuldigung bedarf, daß er ein ſolches Süjet behandelt hat, weil es ihm aufgegeben wurde,

de, ſo verdient der Kunſtrichter deſto gröſsern Tadel, welcher dieſen Gegenſtand als Muſter eines vortreffſlichen mahleriſchen Vorwurfs preiſen konnte, ſo brav auch der Mahler ihn mochte behandelt haben. Die Anordnung der Figuren in dieſem Bilde iſt völlig ſymmetriſch und erleichtert dadurch die Ueberſicht; aber der an Wahnſinn ſtreifende Ausdruck aller Figuren, die verdrehten Kopfſtellungen und affektvollen Gebehrden, welche in der Tapete zur Karikatur geworden ſind, ſcheinen wahrlich nicht ſehr geſchickt, zu längerer Betrachtung und ſympathetiſcher Theilnahme einzuladen. Dieſelbe Bewandtniſs hat es mit der Darſtellung der Himmelfarth Chriſti, und ſie erinnert mich abermahls an die berühmte Verklärung, der mein Gefühl nie Intereſſe abgewinnen konnte, ſo wunderbar auch das Süjet an ſich, ſo wahr die untere Handlung, und ſo kunſtvoll das Ganze iſt. Wunder machen überhaupt in der Kunſt wenig Glück, wenn ſie nicht von einer intereſſanten Handlung begleitet erſcheinen, die an ſich fähig iſt unſer Herz zu rühren; dann aber rührt uns die Handlung, nicht das Wunder.

Eine Handlung, welche in ſich kein Intereſſe für das Herz hat, kann nie ein würdiger Gegenſtand für die dramatiſche Mahlerey ſeyn, wann ihre bildliche Darſtellung ſonſt auch ſehr wohl thunlich wäre. Ohne Intereſſe kann das Bild bloſs durch die Darſtellung gefallen; dann aber erfüllt es ſeinen Zweck nur halb; denn es liegt im Weſen dieſer

Kunſt, daß ſie durch Form und Inhalt zugleich gefallen, daß ſie die Schönheit der Darſtellung immer an ein in der Handlung gegründetes Intereſſe knüpfen ſoll. Wir gehen kalt von dem ſchönen Bilde hinweg, wenn wir nicht mit den handelnden Perſonen ſympathiſieren können. Im Gegentheil iſt eine Darſtellung ohne große Schönheit, bloß durch ihr Intereſſe fähig uns zu feſſeln. Dieß fühlen wir bey der Darſtellung des erblindenden Zauberers Elymas, bey dem Ananias, bey dem Opfer zu Lyſtra. Jedes dieſer Werke enthält ein Wunder; aber nur die Wirkung deſſelben iſt fähig uns zu rühren, unſer ſympathetiſches Gefühl ins Intereſſe zu ziehen; ob ein Wunder die Urſache iſt, oder nicht, trägt dazu ſehr wenig bey. Wir werden gerührt von dem, was wir ſehen, nicht von der unſichtbaren wunderthätigen Macht. Daß ein Menſch jählings erblinden, oder unter Konvulſionen todt hinſinken, daß ein Lahmer plötzlich geſund werden könne, halten wir für möglich, weil die Erfahrung es zeigt; und wir würden lebhaften Antheil nehmen, wenn dergleichen vor unſern Augen geſchähe. Darum intereſſiert uns die Darſtellung eines ſolchen Vorganges auch im Bilde. Wir verſetzen uns abwechſelnd bald in den Zuſtand des Leidenden, bald in die Empfindung der Antheil nehmenden Zuſchauer. Wir würden eben ſo ſtaunen wie der Mann, welcher dem erblindenden und vor ſich hinſtarrenden Zauberer ins Geſicht blickt; wir würden eben ſo erſchrocken zurückfahren, wie die den Ananias umgebenden Perſonen, wenn

uns

uns zur Seite jählings ein Mensch todt zu Boden stürzte; wir würden eben so neugierig uns von der Wahrheit der Wirkung überzeugen wollen, wie der Mann im Opfer zu Lystra, welcher das Gewand von dem Beine des geheilten Lahmen, der seine Krücken wegwarf, verwundert aufhebt. Diese Wunder glauben wir, denn wir sehen sie hier gleichsam vor unsern Augen geschehen; die Zuschauer bestätigen die Wahrheit derselben durch ihre Gebehrde, und keine sichtbare Unwahrscheinlichkeit stöhrt unsre Täuschung. Aber eine Ausgießung des heiligen Geistes ist, wie Bileams redender Esel, oder wie der Gesang der drey Männer im feurigen Ofen, ein Wunder, das man uns bloß erzählen, nicht mahlen sollte.

Wie reich aber an Interesse eine sonst einfache, für uns gleichgültige Handlung werden könne, wenn sie dem Mahler Gelegenheit giebt, Affekte und Leidenschaften ins Spiel zu setzen, und wie groß Rafael in dieser Kunst gewesen ist, zeigen mehrere seiner Werke; z. B. das Wunder der Messe in den Stanzen, Paulus der den Athenern predigt, die Weihung Petri zum Schlüsselamt u. a. m. Ich will bloß bey dem letztern Beyspiele einige Augenblicke verweilen. Die Handlung der beyden Hauptfiguren in diesem Bilde des Christus und Petrus ist hier bloß Motiv des Interesse, welches der Künstler, — der ein eben so großer Dichter als Darsteller seiner Kunst, ein eben so tiefer Kenner des

menschs

menſchlichen Herzens als ſeines Kunſtzwecks war, — mit der Handlung zu verknüpfen wußte, und wodurch die Darſtellung uns unendlich mehr zu denken und zu empfinden giebt, als der Gegenſtand an ſich zu verſprechen ſcheint. Wir ſehen hier bey der Auszeichnung, welche dem Petrus vor den übrigen Jüngern Chriſti widerfährt, die mannigfaltigen Affekte des Unwillens, des Neides, der Mißgunſt, der Verwunderung, der Liebe ꝛc. in den Mienen und Gebehrden der andern Apoſtel, die zugleich auch Menſchen waren wie wir, ausgedrückt. Wir leſen im Bilde deutlich, was in der Seele eines jeden vorgeht: die fromme Demuth und unbeſtechliche Treue, womit Petrus den Auftrag ſeines Herrn und Meiſters empfängt; die innignahende Liebe des ſanften Johannes, deſſen Seele keinen Neid kannte; die Ueberraſchung deſſen der hinter ihm ſteht, und dem der Mantel unwillkührlich aus der Hand geſunken iſt; die hämiſche Verwunderung, die lauernde Mißgunſt, die betrogene Hoffnung der Andern. Dieß giebt der ſonſt ſo einfachen, kunſtloſen Darſtellung eine Mannigfaltigkeit, einen Reichthum von Ideen und ein Intereſſe, das ſich mit jeder wiederhohlten Betrachtung erneuert. Raſael hat hier gezeigt, was das Genie in der Behandlung eines ſolchen Gegenſtandes vermag; was ein durch Raiſonnement geleitetes Talent daraus zu machen wußte, kann man in Pouſſins Darſtellung eben des Gegenſtandes im Pallaſt Boccapaduli ſehen. Was würde die handwerkende Geiſtesarmuth oder der gefallſüchtige

ge Witz manches neuern Künstlers daraus gemacht haben?

Gegenstände dieser Art und überhaupt solche, wo dem Mahler bey einer wirklichen Handlung ein reiches und freyes Feld des Ausdrucks offen steht, wo er aus eigener Fülle des Gefühls, und doch immer ganz der Handlung angemessen, Interesse in seine Darstellung legen und durch das, was er uns in wenigen aber bestimmten und bedeutenden Zeichen sehen läßt, sich über alle Macht der Dichtkunst, ja in gewisser Rücksicht über das wahre Leben der Schauspielkunst erheben kann, sind die eigentlichsten Vorwurfe fur die dramatische Mahlerey, der unumstößlichen Wahrheit des Lessingschen Satzes zufolge: daß nur das die Bestimmung einer Kunst seyn kann, was sie allein und ohne Beyhülfe einer andern am vollkommensten zu leisten im Stande ist.

Aber auch nur das wahre, für diese Kunst gebohrne Genie ist fähig, solche Gegenstände zu behandeln. Unter jeder andern, des Ausdrucks der Seele unfähigen Hand müssen sie verunglücken und eine unerträgliche Unbedeutsamkeit erhalten, weil der Künstler die Bedeutung selbst hineinlegen muß. Jene großen geräuschvollen Kompositionen, welche Kuppeln und Wände füllen und das Auge verwirren; jene tragischen Scenen, welche durch gewaltsame Bewegungen, übertriebenen Ausdruck und theatralischen Pomp die Fantasie spannen, ohne das Gefühl zu erwärmen; jene lieblichen schmeichelnden Bilder,

in

in deren verblaſenem Schmelz alle Farben des Regenbogens ſpielen, welche durch Grazie ohne Ausdruck, durch Effekt ohne Wahrheit, durch Kunſt ohne Natur bezaubern, erfordern weniger Talent, obgleich ſie mehr Kunſt und Anmaßung zeigen. Sie können nie den Werth jener einfachen, ruhigen, alle Seelenkräfte harmoniſch belebenden Darſtellungen aufwiegen, wenn ſie nicht, wie Rafaels Kindermord, die ſchauerliche Wahrheit des Affekts durch Anmuth mildern; wenn ſie nicht, wie ſein Heliodor, Wahrheit und Schönheit mit der tumultvollſten Unordnung, oder wie Konſtantin's Schlacht, das wilde Getümmel des Kriegs mit rührendem Intereſſe für das Herz verbinden.

Die Kunſt Rafaels, oft bloß durch Nebenhandlungen der Haupthandlung ihr Intereſſe zu geben, macht uns zugleich auf die Weisheit aufmerkſam, womit dieſer Künſtler immer die Epiſoden in ſeinen Gemählden behandelt hat. Mit eben der anſpruchsloſen Kunſt, womit er in kleinern Kompoſizionen, oder da, wo die Handlung genau beſtimmt war, ſich nur auf das Nothwendige einſchränkte, zeigt er in Werken, die bey der Armuth des Gegenſtandes einen großen Raum ausfüllen mußten, den ganzen Reichthum ſeiner Einbildungskraft, und auch hier ging ſeinem fruchtbaren Erfindungsgeiſte immer die reifſte Beurtheilung zur Seite.

Rafaels Epiſoden ſtehen jederzeit in der natürlichſten, zweckmäßigſten Verbindung mit dem Gan-

zen,

gen, er mag ſie aus der Handlung abgeleitet, oder in dieſelbe hineingetragen haben. Sie ſind nie müßig; ſie ſetzen entweder den Hauptgegenſtand in ein helleres Licht, wodurch die Verſtändlichkeit, — oder ſie verſtärken das Intereſſe, wodurch unſer Vergnügen befördert wird. Sie ſind immer der Natur und Würde des Gegenſtandes angemeſſen. Dieß ſollen die Eigenſchaften jeder guten Epiſode in einem Gemählde ſeyn; die Darſtellung ſoll durch ſie nicht bloß reicher, ſondern auch intereſſanter werden. Wenn unſer Blick lange im wilden Getümmel der Schlacht umhergeirrt und von den mannigfaltigen Scenen des Kampfs ermüdet iſt, dann ruht er in ſtiller Betrachtung auf der rührenden Gruppe des Vaters der ſeinen getödteten Sohn findet. Die ſchöne Mutter, welche ihr Kind mit Innigkeit an ſich ſchließt; der Neugierige, welcher den Kopf des Weibes wegbiegt, um die heilige Zeremonie beſſer zu ſehen; die beyden Figuren oben im Chor, welche einander ihre lebhafte Ueberzeugung von der ſich hier offenbarenden Wahrheit des Geheimniſſes der Transſubſtanziazion mittheilen, ſind lauter natürliche, dem Weſen der Scene angemeſſene, das Intereſſe befördernde Nebenhandlungen im Wunder zu Bolſena. Das gemeinſame Hinſtreben aller Theile in dieſem Bilde auf die Haupthandlung iſt es, wodurch dieſe uns allererſt wichtig wird, und es bringt eine ſo vollkommene Einheit in die Darſtellung, daß dieß Gemählde dadurch zum Muſter für die Einheit einer hiſtoriſchen Kompoſizion wird. Der Schweizer,

durch einen Freund zu Crotona eine Abschrift erhalten. Dieser Umstand macht begreiflich, wie der Geschichtschreiber habe wissen können, was Agathon bey dieser und andern Gelegenheiten mit sich selbst gesprochen; und schützet uns gegen die Einwürfe, die man gegen die Selbstgespräche machen kann, worinn die Geschichtschreiber den Poeten so gerne nachzuahmen pflegen, ohne sich, wie sie, auf die Eingebung der Musen berufen zu können.

Unsre Urkunde meldet also, nachdem die erste Wuth des Schmerzens, welche allezeit stumm und Gedankenlos zu seyn pflegt, sich geleget, habe Agathon sich umgesehen; und da er von allen Seiten nichts als Luft und Wasser um sich her erblikt, habe er, seiner Gewohnheit nach, also mit sich selbst zu philosophiren angefangen:

War es ein Traum, was mir begegnet ist, oder sah ich sie würklich, hört' ich würklich den rührenden Accent ihrer süssen Stimme, und umfiengen meine Arme keinen Schatten? Wenn es mehr als ein Traum war, warum ist mir von einem Gegenstand, der alle andern aus meiner Seele auslöschte nichts als die Erinnerung übrig? -- Wenn Ordnung und Zusammenhang die Kennzeichen der Wahrheit sind, o! wie ähnlich dem ungefehren Spiel der träumenden Phantasie sind die Zufälle meines ganzen Lebens! — Von Kindheit an unter den heiligen Lorbeern des Delphischen

Gottes

zer, welcher in der Schenkung Konſtantins das vordringende Volk mit der Hellebarde zurückdrängt, ſtöhrt keinesweges die Aufmerkſamkeit auf die Hauptshandlung; denn er iſt von dieſer hinlänglich entfernt. Der Bube hingegen, der im Vorgrunde deſſelben Bildes auf dem Hunde reitet, iſt, ſo wie der monſtröſe Zwerg in der Anrede Konſtantins, wahrſcheinlich eine Zuthat von fremder Hand; denn beyde widerſprechen dem Geſchmacke Rafaels zu ſehr. Eine ſeiner glücklichſten Epiſoden iſt die ſchon oben angeführte im Opfer zu Lyſtra, welche dadurch, daß ſie das Wunder des geheilten Lahmen auffallend ins Licht ſtellt, zugleich die vollſtändige Erklärung des ganzen Bildes bewirkt.

Rafael hat einer Haupthandlung nie durch eine untergeordnete geſchadet, — ein Vorwurf den ſich Domenichino ſehr oft zugezogen hat. Dieſer ſonſt zartſinnige, im naiven Ausdruck jugendlicher Karaktere ſehr glückliche Künſtler liebte es, auffallende Epiſoden in ſeinen Gemählden anzubringen. Dadurch erreichte er zwar den Zweck, ſeinen Darſtellungen Leben und Mannigfaltigkeit zu geben; aber ſie ſind ſelten ſchicklich angebracht. Seine Nebenhandlungen laſſen ſich zwar unter den obwaltenden Umſtänden als möglich denken; aber ſie ſind zugleich von der Art, daß der Geſchmack des Künſtlers ſie eher hätte vermeiden als wählen ſollen. Sie tragen gewöhnlich nichts zur Erklärung der Handlung bey; ſie ſchaden vielmehr durch die Niedrigkeit ihres Inhalts

halts der Würde des Gegenstandes und neigen sich, — was gerade das Uebelste an ihnen ist, — fast immer zum Komischen: das sicherste Mittel um alles höhere Interesse, alle Rührung die etwa in der Haupthandlung liegt, zu zerstöhren; so wie ein Lehrer wichtiger Wahrheiten der Filosofie und Religion alle Aufmerksamkeit und allen Ernst verscheucht, wenn er seinen Vortrag mit spaßhaften Histörchen würzt. Domenichino's Marter des heil. Andreas in der Kapelle von St. Gregorio, — eine andere Darstellung eines ähnlichen Gegenstandes in der Tribune der Kirche San Andrea della Valle, — seine Geschichte der heiligen Cäcilia in San Luigi de'Francesi, — sein Besuch Kaisers Otto III. bey dem Superior des Klosters in Grottaferrata, wo die zur Unzeit angebrachten blasenden Trompeter das Beste im ganzen Bilde sind, geben hinlängliche Beweise der unschicklichen Behandlung der Episoden in den Gemählden dieses Künstlers, und können statt einer negativen Regel gelten.

Richardson giebt im dritten Theile seines Werks, bey der Gelegenheit, wo er die in England befindlichen sieben Kartons der Tapeten mit den Werken Rafaels in den Stanzen vergleicht, einige Data zur Geschichte derselben, die ich hier zum Beschluß in einem kurzen Auszuge mittheile. Sie sind fast alles, was wir von der Geschichte dieser merkwürdigen Kunstwerke kennen. Vasari berührt sie nur sehr kurz. Er sagt bloß, daß Rafael auf Geheiß

Pabſts Leo X. die Kartons zu dieſen Tapeten ſelbſt gemahlt hat, daß ſie in Flandern gewebt worden ſind und ſiebenzig tauſend Skudi gekoſtet haben, ohne weder ihren Inhalt, noch ihre Anzahl zu bemerken. Man kann alſo nicht mit hiſtoriſcher Gewißheit beſtimmen, ob die oben angeführten Tapeten ſämmtlich, oder in wie weit ſie von Rafaels eigener Hand ſind. In zweyen oder dreyen könnte man, dem Augenſcheine nach, auch ſeine Erfindung bezweifeln. Bottari ſagt zwar in ſeinen Noten zum Vaſari, daß der Tapeten zwölf ſeyen, aber ohne anzugeben woher er dieß weiß. Die jetzige größere Anzahl widerſpricht ſeiner Angabe.

Die in England befindlichen Kartons ſind oben unter No. 1. 2. 3. 4. 9. 11. und 15. enthalten. Sie ſind in Tempera oder Leinfarbe auf Papier gemahlt, wie Rafael gewöhnlich ſeine Freskomahlereyen zu behandeln pflegte; die Farben mit vollem breiten Pinſel aufgetragen, und in den lichtern ſowohl als in den Schatten mit Schraffirung geendigt. Die Gründe, Thiere, Architektur und andere Nebenwerke hat er durch ſeine Schüler hinein mahlen laſſen.

Die Aufſicht über die Verfertigung der Tapeten wurde einigen Flamändiſchen Künſtlern, namentlich dem Michael Coxier und Bernard van Orley aufgetragen, welche in Rom unter Rafael ſtudiert hatten und um dieſe Zeit wieder in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Kartons kamen aber nicht mit den

Tape-

Tapeten nach Rom zurück, und man weiß nicht, ob sie in den Händen der Tapetenwirker, oder der Künstler, welche die Aufsicht darüber hatten, zurückgeblieben sind. Mehr als hundert Jahre nachher kamen sieben derselben in England wieder zum Vorschein, wo sie sich in der großen Gemählde-sammlung König Karls des Ersten zu Whitehall, unter mehreren Mahlereyen von Julius Romanus, Tizian und andern, in einem sehr verwahrlosten Zustande befanden. Jeder Karton war nehmlich, wie ihn die Tapetenwirker bey der Arbeit gebraucht hatten, der Länge nach in vier oder fünf Streifen zerschnitten, und in diesem Zustande blieben sie bis nach der Revoluzion, wo man danach suchte und sie zusammengerollt in einer alten Kiste fand. Der ältere Richardson hat sie noch so gesehen. Nach der Zeit wurden sie besser aufbewahrt. Man zog sie auf Leinwand und besserte die wenigen beschädigten Stellen vorsichtig aus. König Wilhelm und Königin Marie ließen zu Hamptonkourt eine besondere Gallerie für diese Kartons bauen, wo sie aufgehängt und vor aller Beschädigung sorgfältig in Acht genommen wurden. Ihrentwegen heizte man zur Winterszeit die Gallerie, um sie vor der schädlichen Feuchtigkeit zu schützen. Neuerer Zeit wurden sie nach Windsor gebracht, wo sie sich noch jetzt in den Gemächern der Königin befinden.

Die übrigen Kartons sind wahrscheinlich auf immer verlohren; denn gegen das Ende des vorigen

Jahrhunderts brachte man mehrere Fragmente davon, ſo wie im Anfange dieſes Jahrhunderts ein beträchtliches Stück von dem Kindermorde, das aber mit Oelfarbe überſchmiert und dadurch verdorben war, aus den Niederlanden nach England. Der ältere Richardſon hatte nach und nach gegen funfzig ſolcher Fetzen geſammelt, welche Köpfe, Arme, Beine, Füße, Hände, Gewand ꝛc. enthielten. Es waren vornehmlich Stücke vom Kindermord, von der Anbetung der Weiſen, der Auferſtehung Chriſti u. a. m. darunter. Die Perſon, von welcher Richardſon ſie kaufte, ſagte ihm, daß man dieſe Kartons ſo zerſtückt habe, um ſie in einer Familie, wo ſie ſich als ein Erbſtück befanden, deſto beſſer unter mehrere Kinder vertheilen zu können! — Wiederholungen einiger von dieſen Tapeten befinden ſich in England, Spanien, Mantua und Mailand.

Man hat die Tapeten öfter, theils einzeln, theils in ganzer Suite, in Kupfer geſtochen. Manche ältere Kupferſtiche aber ſind von Handzeichnungen genommen, und darum von den Tapeten verſchieden. Einzelne Blätter haben geſtochen Mark Antonio, Agoſtino Veneziano, Diana Mantovana, Pietro Santi Bartoli, Sebaſtian Bovillement, Beatricetto, Andrea Procaccini und Peter Sontmann. Unter dieſen zeichnen ſich die des Mark Anton, vor allen aber die Anbetung der Weiſen von Santi Bartoli, als das vorzüglichſte unter allen aus, die je nach dieſen Werken geſtochen worden

den ſind. Dieſer hat auch die Frieſen, welche ſich unter einigen der Tapeten befinden, ſehr ſchön radiert. Nikolaus Dorigny hat die ſieben in England befindlichen Kartons nach den Originalen in Kupfer geätzt; dieſe Blätter werden ſehr geſchätzt. Gribelin hat ſie gleichfalls, aber kleiner und weniger gut, geſtochen. Neuerer Zeit hat ein teutſcher Mahler, Namens Sommerau, eine Sammlung von zwanzig Blättern, der zur Vollſtändigkeit bloß die Steinigung des heil. Stefanus mangelt, radiert. Sie ſind fleißig gearbeitet, aber ſowohl der Ausdruck als der Stil in den Gewändern iſt in ihnen faſt ganz verfehlt. Bloß die Kompoſizion iſt treu erhalten, und man kann ſich aus ihnen keinen richtigen Begriff von den Originalen bilden. Gegenwärtig werden ſie aufs neue mit vieler Eleganz in Rom geſtochen, und es ſind bereits fünf Blätter davon erſchienen. Nur ſchade, daß auch in ihnen, wie faſt in allen Kupferſtichen unſerer Zeit, die nach alten Kunſtwerken geſtochen werden, der Anſpruch des Stichs ſich über das Verdienſt der Darſtellung zu erheben, und die Aufmerkſamkeit, welche dem Kunſtwerke gebührt, auf die Mechanik zu lenken trachtet! Es ſind ſchöne Stiche, aber es ſind Rafaels Tapeten nicht mehr. Möchte doch ein Künſtler, der Gefühl für die Simplicität und Schönheit des Rafaeliſchen Stils mit einer freyen mahleriſchen Nadel verbände, und der vor allem fähig wäre, ſich ſelbſt völlig zu verläugnen, die beſten dieſer Kunſtwerke, ſo dürftig und anſpruchslos wie ſie erſcheinen, in

ihren Schönheiten und Mängeln, mit möglichſter Treue in Kupfer bringen! Santi Bartoli's Blatt wird immer ein Muſter einer treuen und mahleriſch-ſchönen Nachahmung bleiben; und ein ſolches Unternehmen wäre ein weſentliches Verdienſt um die Geſchmacksbildung und die Kunſt unſerer Zeit.

Rom, im Junius 1796.

Fernow.

II.

Geſtändniſſe aus dem Kloſter.

1.

Morgenlied an meinen Vogel.

Auf, kleiner Hinterlaſſe meiner Zelle!
Der Tag rückt glänzend an, es wird ſchon helle;
Verlaß dein Stäbchen, komm zu mir.
Komm, kleiner Gaukler, komm, wir wollen ſcherzen!
Du treues Thier liegſt mir weit mehr am Herzen,
Als Mönchsascetik und Brevier.

Komm, kleiner Träumer, Liebling meiner Seele!
Setz dich auf meinen Finger, und erzähle,
Was du zur Nacht geträumet haſt.

Nicht

Nicht wahr? von Vögelchen, die mit dir pickten,
Dich ſchnäbelten, durch tauſend Küß' entzückten,
Sich wiegend froh auf ſchwankem Aſt?

Das größte Vögelglück hab' ich gefunden;
So dachteſt du, und ſieh! nun iſt's verſchwunden;
Es währte nur bis heute früh.
Die Menſchen träumen, leider! wann ſie wachen:
Soll man nicht über ihre Thorheit lachen?
Ihr Glück iſt Traumes-Fantaſie.

Schon haſt du deinen Zaubertraum vergeſſen;
Nun denkſt du nur an mich, an Singen, Freſſen,
Und ſo gebricht nichts deinem Glück.
Nur wenn ein Vögelchen vor meiner Zelle
Vorüberſtreicht, dann willſt du von der Stelle,
Und ſiehſt ihm nach mit bangem Blick.

Mir geht's gerad auch ſo, du gutes Närrchen!
In meiner Zell', — ich kann dirs nicht verbergen, —
Bin ich am Schreibepult vergnügt.
Du weißt, was dich im holden Traum entzückte,
Und mich ſo oft der Wirklichkeit entrückte,
Hat die erkämpfte Ruhe oft beſiegt.

Drum laß uns ja nicht in die Welt hinblicken;
Das bloße Sehen kann uns nicht beglücken,
Und der Genuß iſt uns verwehrt.

Wir wollen fein in unſrer Zelle bleiben:
Du ſingſt, ich will ſtudieren, leſen, ſchreiben,
Und thun, was Mönchsascetik lehrt

Zuletzt wirſt du ein heil'ger Vogel werden;
Die Rota Roms wird dich zum Heil der Erden
Kanoniſiren nach dem Tod.
Man wird zu deinem Wundergrabe wallen,
Den frommen Weibern wirſt du dann vor allen
Ein Helfer ſeyn aus jeder Noth.

2.

Rückkehr von der Mönchsheiligkeit.

Als Jüngling brannt' ich vor Begier,
Ein großer, heil'ger Mönch zu werden;
Ich gieng ins Kloſter, trug Beſchwerden,
Und ward ein großer — Narr dafür.

Mein Meiſter in dem Probejahr
War aller heil'gen Mönche Muſter;
Er ſchnitt mich zu gleich einem Schuſter,
Nach ſeinem Leiſten auf ein Haar.

„Sey wie ein Stier! rief er mir zu,
„Vernünfteley iſt ein Verbrechen."
Ich ließ die Augen mir ausſtechen,
Und brüllte — wie das Thier, mein Muh.

Stolz auf die Apistheiligkeit
Fraß ich das Stroh, das man mir ſtreute,
Verſchmähte jede gute Weide,
Und dünkte mich dabey geſcheid.

Mich zu entmenſchen mit Gewalt,
Dieß war das Ziel, wornach ich ſtrebte:
Ich ward, eh' ich ein Jahr verlebte,
Ein Satan, ach! in Mönchsgeſtalt.

Lang ſucht' ich die Gewiſſensruh,
Jedoch ich ſuchte ſie vergebens,
Die gröſßte Wonne dieſes Lebens:
Ich ſchloß mein Herz der Wahrheit zu.

Das Angſtgefühl, das auf mir lag,
War fürchterlich, wie Satans Hölle.
Ich trank des Leidensbechers Völle
Bis auf die Hefen jeden Tag.

Wie oft hört' ich der Weisheit Ruf:
„Werd wieder Menſch; nur Thoren ſtreben
„Hier nach erträumten Engelleben;
„Sey das, wozu dich Gott erſchuf!"

„Folg' blindlings blinden Führern nicht!
„Nichts darf der Prüfung ſich entziehen;
„Drum iſt dir die Vernunft verliehen;
„Du folgeſt ſicher ihrem Licht."

Gottes erzogen, ſchmeichle ich mir unter ſeinem Schuz, in Beſchauung der Wahrheit und im geheimen Umgang mit den Unſterblichen, ein ſtilles und ſorgenfreyes Leben zuzubringen. Tage voll Unſchuld, einer dem andern gleich, flieſſen in ruhiger Stille, wie Augenblike vorbey, und ich werde unvermerkt ein Jüngling. Eine Prieſterin, deren Seele eine Wohnung der Götter ſeyn ſoll, wie ihre Zunge das Werkzeug ihrer Ausſprüche, vergißt ihre Gelübde, und bemüht ſich meine unerfahrne Jugend zu Befriedigung ihrer Begierde zu mißbrauchen. Ihre Leidenſchaft beraubt mich derjenigen, die ich liebe; ihre Nachſtellungen treiben mich endlich aus dem geheiligten Schuzort, wo ich, ſeit dem ich mich ſelbſt empfand, von Bildern der Götter und Helden umgeben, mich einzig beſchäftigt hatte, ihnen ähnlich zu werden. In eine unbekannte Welt ausgeſtoſſen, finde ich unvermuthet einen Vater und ein Vaterland, die ich nicht kannte. Ein ſchneller Wechſel von Umſtänden ſezt mich eben ſo unvermuthet in den Beſiz des gröſten Anſehens in Athen. Das blinde Zutrauen eines Volkes, das in ſeiner Gunſt ſo wenig Maaß hält als in ſeinem Unwillen, nöthigt mir die Anführung ſeines Kriegsheers auf; ein wunderbares Glük kömmt allen meinen Unternehmungen entgegen, und führt meine Anſchläge aus; ich kehre ſiegreich zurük. Welch ein Triumph! Welch ein Zujauchzen! Welche Vergötterung! Und wofür? Für Thaten, an denen ich den wenigſten Antheil hatte. Aber kaum ſchimmert meine Bildſäule zwiſchen den Bildern des Cecrops und

Theſeus,

„Zerreiß der Blinden Gängelband;
„Nur zum Verderben kann dir's dienen:
„Sonſt fällſt du unvermerkt mit ihnen
„In Gruben, die der Trug erfand."

Ich krenzte mich, ich armer Thor!
„Dieß iſt, dacht' ich, des Satans Stimme,
„Er ſtellt dir nach in ſeinem Grimme" —
Und ſo verſchloß ich lang mein Ohr.

Nach tauſend Kämpfen ward ich klug,
Riß dann die Binde von dem Auge,
Die ich aus dummem Mönchsgebrauche,
Am Gängelband geleitet, trug.

Nun bin ich wieder Menſch, und frey;
Wohl mir! zertrümmert ſind die Bande,
Die ich ſonſt der Vernunft zur Schande,
Geküßt aus heil'ger Raſerey.

Weg iſt der Schwärmer Heiligkeit,
Die wahre Tugend nur entweihen,
Mit ſelbſt gewählten Tyranneyen
Verſcheuchen jede Lebensfreud'.

Die wahre Tugend ſtöhret nie
Des Erdenlebens kurze Freuden;
Sie ſüßet zärtlich jedes Leiden,
Und ſtimmt zur Geiſtesharmonie.

Sie iſt das Echo der Vernunft,
Verabſcheut Opfer- und Beſchwerden,
Durch welche wir nicht beſſer werden,
Haßt Möncherey ſammt ihrer Zunft.

Mit mir machſt du, o Rom, kein Glück,
Durch mich ſollſt du die Welt nicht äffen;
Such' eine klügre Wahl zu treffen,
Für deine Heiligkeitsfabrik.

Roman Schad,
Benediktiner und Prof. der Filoſofie.

III.

Auszüge aus Briefen.

1.

Ausländiſche Korreſpondenz.

1.

Edinburg, d. 8. December 1796.

Noch immer glimmt jene ſeit Jahrhunderten fortdauernde Antipathie der Schotten und Engländer, oder Nord- und Südbritten, wie ſie nach der Reunion ſich am liebſten

ſten nennen laſſen, heimlich fort, und ſchlägt bey jeder Gelegenheit in lichte Flammen aus. Folgender kleiner Umſtand hätte für beyde Nazionen von den wichtigſten Folgen ſeyn können. — Es gehörte ſchon zu den politiſchen Kunſtgriffen des großen Chatham, den kriegeriſchen Muth der Schotten bey jeder Gelegenheit auszuzeichnen. Noch jetzt iſt jedem Schotten jener berühmte Ausſpruch des großen Mannes im Parlemente ins Herz geſchrieben: I look wiſhfully to the mountains of the North, d. h. ich blicke mit Sehnſucht auf die ſchottiſchen Berge, woher nemlich die tapferſten Streiter Britanniens von jeher kamen. Auch ſein Sohn beobachtete dieſe Politik. Mehr als 15000 Schottiſche Fencibles (Volontairs, die eigentlich nur zur Vertheidigung ihres eigenen Landes Dienſte thun) ſind über England und Irland verbreitet, und in der Nachbarſchaft von London ſtehen deren allein auf 3000. Aber niemand iſt kitzlicher und auf ſeine Ehre eiferſüchtiger als der Schotte, beſonders wenn er ſich von den Engländern beleidigt glaubt. — In Sunderland in Yorkſhire ſtanden bis jetzt 2 Regimenter, ein Regiment Lowlanders, oder Schotten aus der an England angrenzenden Grafſchaften, (wo die Verbitterung gegen die Engländer noch immer am größten iſt) und ein Regiment Weſtminſter Militz. Den Schottiſchen Fencibles war aus ihrem Vaterlande eine zahme Ziege nachgefolgt, die dem ganzen Schottiſchen Korps gleichſam ein heiliges und geliebtes Thier war. Nach mancherley Neckereyen über

dies

ſentlichen Platz errichteten Schnellgalgen anknüpfte. Damals war es, als die regierende Königin den Herzog von Argyle, der ſie durch Vorſtellungen zu beſänftigen ſuchte, fragte: Aber was ſind denn eigentlich jene Lairds in den Hochlanden, von welchen ihr ſo viel ſprecht? und der Schottiſche Pair ſogleich antwortete: „O das iſt leicht zu beantworten. They are as poor and as proud as a German prince!“ Eine andere Geſchichte trug ſich in den letzten Jahren eben dieſes Königs bey einer Muſterung der Garde zu Pferde und der ſchottiſchen Greys auf einem Felde bey der Themſe zu, wo das Schottiſche Kavallerieregiment dem Engliſchen durchaus die rechte Hand nicht laſſen wollte, und ſchon im Begriff war, auf die Engländer einzudringen und ſie in die Themſe zu drängen, als noch der König ſelbſt durch gute Worte und Bitten ſie endlich ſtillte, und auf des Oberſten Montgomery's weiſen Rath den Streit dahin entſchied, daß die Greys bey einer Muſterung auf ſchottiſchem, und die Reutergarde bey der Muſterung auf engliſchem Boden die Vorhand haben ſollten. Ein andermal hätte ſich bald ein ſchottiſches und engliſches Kavallerieregiment die neben einander kampirten, darüber zuſammengehauen, weil ein engliſcher Reuter, der ſich eine Angelſchnur machen wollte, dem Pferde eines Schottiſchen einige Haare aus dem Schwanze ausraufte. Dieſer zog ſogleich vom Leder, und hieb dem Spaßmacher dermaßen über den Kopf, daß er ihn auf der Stelle zu Boden ſtreckte. Der Schotte wur-

de

de vor ein Kriegsgericht gebracht, und durch das Urtheil unwilkul murder glücklich losgesprochen, weil er bewies, daß dieß Ausziehen der Schwanzhaare sein Pferd scheu machen, und ihn selbst in Todesgefahr bringen konnte, und daß sich während des Hiebs die Säbelklinge gedreht hätte, da er nur mit flacher Klinge habe zuschlagen wollen. Dergleichen Geschichtchen, woran man hier so reich ist, könnte ich Ihnen noch ein ganzes Dutzend wieder erzählen.

2.

London, d. 3. December 1796.

Bürgers Leonore ist nun einmal der Modegegenstand in der hiesigen poetischen Welt in den obern Regionen geworden. Zu den drey vorhandenen, zum Theil sehr prächtig gedruckten und mit Kupferstichen gezierten, aber auch gewaltig anglisirten Uebersetzungen, ist nun eine vierte gekommen, wobey auch noch eine zweyte Romanze eben dieses Dichters, der wilde Jäger, — ein Stück, das auf unserer Insel mancherley Beziehungen finden kann, — angehängt worden ist. Der Titel dieses neuen Produkts ist: The Chase and William and Helen, two Ballads from the German of Burger. London, Cadell and Davies. 1796. 4. (3 sh. 6 d.) Unterdessen haben auch die hiesigen Alterthumsforscher schon den glücklichen Fund ausgewittert, daß Bürgers Leonora ursprünglich

lich auf brittiſchem Boden entſproſſen, und vom teutſchen Dichtern aus einer Sammlung alter Balladen erborgt ſey, die 1723 in 3 Bänden in London erſchien wo dieſe Geſchichte unter dem Nahmen the Suffolk miracle, or a relation of a young man, who a month after his death appeared to his Sweethart, ſehr herzbrechend erzählt wird *).

In artiſtiſcher Hinſicht verdient unter den ſo eben erſchienenen Werken das neue Werk von G. Cumberland, (deſſen Gedicht on Britiſh Landſcapes und Anekdoten von Julio Bonaſoni, auch wohl in Teutſchland bekannt geworden ſind) Thoughts on Outline, Sculptu-

ra

*) Es iſt merkwürdig, daß Bürger ſelbſt nie etwas davon erwähnt hat, daß der Stoff zu ſeiner Leonore aus einer fremden Sprache entlehnt ſey. Vielmehr pflegte er oft gegen ſeine Freunde des Urſprungs dieſer Ballade ſo zu erwähnen, daß er durch ein altes niederſächſiſches Volkslied, worin das Hurra, hurra, hop, hop, hop ſchon vorkam, auf die Idee des Liedes gebracht worden ſey. Möchte es doch Hrn. Reinhard, oder einem andern von Bürgers vertrauten Freunden gefallen, den Leſern unſers Journals eine befriedigende Auskunft hierüber zu geben. Man vergleiche auch Herrn Hofr. Eſchenburgs Bemerkungen in zwey Briefen an Gleim, die dem von E. veranſtalteten Abdruck Lenore, in drey engliſchen Ueberſetzungen, Göttingen, Dietrich 1797. 8. vorgedruckt ſind.

d. H.

re and the System that guided the ancient Artists in composing their figures and groupes, accompanied with free remarks on the practice of Moderns. London, Robinsons 1796. gr. 4. (15 sh) wegen der liberalen Ideen über die alte griechische Kunst und der dabey befindlichen 24 Musterzeichnungen; in politischer Hinsicht aber eine von Dr. Randolph aus dem französischen Manuskript eines emigrirten Priesters Goudemeh übersetzte Schandschrift auf die französische Revolution. Historical epochs of the french Revolution. London, Dilly (4 sh.) einige Erwähnung, die letzterer darum, weil sie einen neuen Beweis ablegt, wie weit die Partheywuth die Menschen verblenden könne.

Der durch seine Reise nach Sumatra und mancherley Forschungen bekannte W. Marsden hat jetzt auf seine eigene Kosten einen merkwürdigen Katalog der Sprachlitteratur, so weit er sie überschauen konnte, drucken lassen. Da ich ihn bloß durch einen Glückefall zu Gesicht bekommen habe, und durch eben diesen Zufall weiß, daß nach Teutschland nur 3 Exemplare, nehmlich nach Göttingen, an Prof. Büttner nach Jena, und nach Berlin eins, gegangen sind: so erweise ich vielleicht einigen Lesern Ihres Journals einen Gefallen, wenn ich das Buch etwas weitläuftiger beschreibe. Der Titel heißt: A Catalogue of Dictionaries, Vocabularies, Grammars and Alphabets in two Parts. By W. Mars-

den, F. R. S. cet. London, printed 1796. 145 S. in Mittel 4. Es zerfällt in zwey Theile. Im erſten werden die Autoren nach dem Alfabet aufgeführt, wobey denn natürlich ein großes Regiſter von Anonymen den Beſchluß machen muß. Der zweyte Theil enthält die Werke jeder Sprache chronologiſch zuſammengeordnet. Wäre es nicht darauf abgeſehen geweſen, das Werk zu vergrößern, ſo hätte der erſte Theil ſehr füglich durch ein kurzes Namenregiſter am Ende erſpart werden können. Nützlich und lobenswerth iſt es, daß nicht bloß die eigentlichen Wörterbücher und Sprachlehren, ſondern auch ſolche Werke, beſonders Reiſebeſchreibungen, angeführt ſind, wo nur beyläufig ein Wortregiſter einer fremden Sprache eingeſchaltet wurde. Die Büchersammlungen, aus welchen hier Werke angeführt werden, ſind, außer der eigenen Bibliothek des Verfaſſers, deren zahlreiche Beſitzungen hier mit einem Sternchen bezeichnet ſind, die Bodleyaniſche Bibliothek, die des Königs in England und Frankreich (eine Pariſer-Nazionalbibliothek muß der ächte Britte ja noch ignoriren), die des brittiſchen Muſeums, der Königl. Geſellſchaft in London, und der Propagande in Rom. Sehr ſchade iſt es, daß Herr Marsden im zweyten, eigentlich allein brauchbaren Theil wieder der alfabetiſchen Ordnung, (ſo daß Amerikaniſch. (?) Arabiſch, Armeniſch u. ſ. w. auf einander folgt) nicht einem Stammbaume der Sprachen gefolgt iſt, außer daß die Sprößlinge der Lateiniſchen, Slavoniſchen,

niſchen, Teutſchen und Celtiſchen Sprache zuſammengeordnet ſind. Auffallend war es mir, die Skandinaviſche Sprache beſonders, und unter dieſer Rubrik die Däniſche und Schwediſche aufgeführt zu finden, da doch für die Teutſche ein eigner Abſchnitt gemacht iſt *).

3.

London, den 8. December 1796.

Was ich Ihnen in meinem letzten Briefe von Anth. Pasquin's new Brighton-guide als einer Enthüllung der traurigen Scenen in Carltonhouſe, meldete, müſſen Sie ja nicht ſo deuten, als erfahre man hierdurch die Wahrheit. Nein! dieſer verkappte Pasquin, ſein eigentlicher Nahme iſt John Williams, ſteht ganz im Solde des Prinzen von Wales, und ſo können Sie leicht ermeſſen, wie die arme Prinzeſſin darin gemißhandelt iſt. Aber die ganze Nazion, ſo wie der König und die Prinzeſſinnen, verabſcheuen dieſe niedrige Handlungsart. Nur bey der Königin hat Lady Jerſey ſich weiß zu waſchen und einzuſchmeicheln gewußt.

*) Wenn doch Herr Rüdiger in Halle, dem es leicht ſeyn würde aus den reichſten Sprachbibliotheken der Herren Büttner in Jena und Anton in Görlitz, ſo wie aus ſeinen eigenen Sammlungen, die intereſſanteſten Supplemente zu erhalten, uns von Marsden's Katalog einen bereicherten und richtiger geordneten Abdruck geben wollte!

K. H.

Theseus, so reißt mich eben dieser Pöbel, der vor wenigen Tagen bereit war, mir Altäre aufzurichten, mit ungestümer Wuth zum Gerichtsplaz hin. Die Mißgunst derer, die das Uebermaaß meines Glüks beleidigte, hat schon alle Gemüther wider mich eingenommen, und alle Ohren gegen meine Vertheidigung verstopft; Handlungen, worüber mein Herz mir Beyfall giebt, werden auf den Lippen meiner Ankläger zu verbrechen, mein Verdammungs-Urtheil wird ausgesprochen. Von allen verlassen, die sich meine Freunde genannt hatten, und kurz zuvor die eifrigsten gewesen waren, neue Ehrenbezeugungen für mich zu erfinden, fliehe ich aus Athen, mit leichterm Herzen, als womit ich vor wenigen Wochen, unter dem Zujauchzen einer unzählbaren Menge, durch ihre Thore eingeführt wurde; und entschliesse mich den Erdboden zu durchwandern, ob ich einen Ort finden möchte, wo die Tugend, von auswärtigen Beleidigungen sicher, ihrer eigenthümlichen Glükseligkeit geniessen könnte, ohne sich aus der Gesellschaft der Menschen zu verbannen. Ich nahm den Weg nach Asien, um an den Ufern des Oxus die Quellen zu besuchen, aus denen die Geheimnisse des Orphischen Gottesdiensts zu uns geflossen sind. Ein Zufall führt mich unter einen Schwarm rasender Bachantinnen, und ich entrinne ihrer verliebten Wuth blos dadurch, daß ich in die Hände seeräuberischer Barbaren falle. In diesem Augenblike, da mir von allem was man verliehren kann nur noch das Leben übrig ist, finde ich meine Psyche wieder; aber kaum fange ich an meinen Sinnen zu

glauben,

Bey Gelegenheit der jetzigen, ungeheuren Kraftäußerungen des Brittischen Reichthums, da eine Subskripzion von 18 Millionen in 4 Tagen vollendet war, und viele 100,000 Pf., die alle noch angeboten wurden, zurückgewiesen werden mußten' hat Pitt auch eine Berechnung von dem Betrag der unbeweglichen und beweglichen Güter im Königreiche bekannt machen lassen, die er, wie man sagt, von dem größten jetzt lebenden Statistiker, Sir John Sinclair erhalten hat. Nach dieser beträgt das wirkliche unbewegliche Eigenthum, Landgüter, Häuser u. s. w. aufs geringste angeschlagen, 1300 Millionen von Pf. St. Der Betrag des persönlichen und beweglichen Eigenthums ist wenigstens zweymal so viel, so daß man das Ganze beynahe auf 4000 Millionen Pf. St. anschlagen kann. Die ganze Nazionalschuld beträgt, alles in allem gerechnet 400 Millionen, wovon kaum 50 Millionen dem Auslande gehören. Dieß ist, sagt man sich in unsern öffentlichen Blättern, wohl die beste Antwort auf des Schnürbrustmachers Paine Unglückweissagendes Rabengeschrey. —

Der wüthende Haß des Doktor Woolcot, genannt Peter Pindar, gegen den König, den er so unaufhörlich pasquillirte, soll folgenden Ursprung gehabt haben. Er zeigte dem Könige, der bekanntlich ein großer Liebhaber und Sammler von Kupferstichen und Gemählden ist, einige Gemählde, die Ihro Majestät behielten, ohne ihn,

der

der ein dürftiger Skribler iſt, zu bezahlen. Very well, ſagte der Doktor, I'll contrive to make myſelf paid — the King ſhall pay me an annual contribution. Dieß hat er auch wirklich gethan; denn ſeine Stachelgedichte enthalten nicht nur die ſchamloſeſten, ſondern auch die zuverläſſigſten Nachrichten vom König und ſeiner Hofhaltung, weil Woolcot mit den ſämmtlichen Bedienten von Windſor - Lodge in enger Verbindung ſteht, und dort auch am meiſten geleſen und verſtanden wird.

Der durch die Herausgabe ſeiner Eſſai's vor kurzem auch dem Patriotismus der Engländer wichtig gewordene Graf Rumford hat vor ſeiner Rückreiſe nach Bayern der Königl. Societät der Wiſſenſchaften noch eine Schenkung von 1000 Pf. 3 pro Cents unter der Bedingung gemacht, daß davon jährlich zwey Preismedaillen für die beſten Abhandlungen über Wärme und Licht (dieſe zwey neuen Hebel aller neuern Chemie und Experimentalphyſik, deren Anwendung aufs bürgerliche Leben der Graf von Rumford ſo gut verſteht) ausgetheit werden ſollen. Die goldene Medaille ſoll 60 und die ſilberne 4 Pf. betragen, und beyde ſollen alle zwey Jahre vertheilt werden.

Bey der jährlichen Sitzung der Königl. Societät am Andreastage am letzten November erhielt Georg Atwood die goldene Preismedaille, (die Copley geſtiftet hat) wegen eines mathematiſchen Aufſatzes, der die Lage

frey ſchwimmender Körper beſtimmt, und für die Schifarthskunde ſehr wichtige Reſultate giebt

Als litterariſche Merkwürdigkeiten nenne ich Ihnen noch des bekannten William Richardſon's (Profeſſors zu Glasgow) neue Ausgabe ſeiner auch in Teutſchland, ſo viel ich weiß, ſchon bekannten und überſetzten Eſſays on ſome of Shakeſpeare's dramatick Characters, wobey ſich ein neuer Verſuch über Shakſpeare's Fehler befindet, der wohl auch unter Teutſchen ſeine Liebhaber finden würde*). (London, Murray, ein Band, 8. Preis 7 Sh.). Uebrigens koſtet die neueſte Ausgabe von Shakſpears Werken in 8 ſtarken Duodezbänden, mit ausgeleſenen Noten, nach Steeven's Ausgabe, 2 Guineen, die Ausgabe von Steeven ſelbſt aber, in 15 Bänden, 6 Pf. 15 Sh.

4.

Baſel, d. 10. Decembr. 1796.

Ich lobe mir ſtatt der teutſchen die franzöſiſche Litteratur, bey welcher weniges zu Makulatur wird. Wiſſen Sie

*) Möchte doch Hr. Hofr. Eſchenburg ſeine Verdienſte um Shakſpear's Verbreitung und Verpflanzung in Teutſchland dadurch vermehren, daß er eine geſchmackvolle Auswahl der beſten äſthetiſchen Bemerkungen und Abhandlungen über Shakſpear im Original abdrucken ließe! Den Antrag hierzu würde jede Buchhandlung mit Vergnügen annehmen, um ſo mehr, da wir künftige Meſſe den Anfang einer ſehr vollendeten metriſchen Ueberſetzung des Dichters ohne Anmerkungen erhalten.
d. H.

Sie schon, daß hier bey Decker des Abbe' Delille, des berühmten Verfassers des Gedichts über die Gärten und des noch berühmtern und aus einzelnen Bruchstücken hinlänglich bekannten Gedichts über die Einbildungskraft, sämmtliche Werke *) mit einer Pracht und einem Luxus gedruckt werden, die alles, was bey Ihnen bis jetzt prachtvolles erschienen ist, selbst die Wielandischen Werke, weit hinter sich lassen? In einigen Monaten werden Sie in den Zeitungen eine Ankündigung davon lesen. Delille selbst ist jetzt in Basel, um über diesen Druck die Aufsicht zu führen. Er hat auch seine Uebersetzung der Aeneide und seinen antipopischen Versuch über den Menschen vollendet. Jetzt arbeitet er an einem großen Gedicht über die drey Naturreiche.

Mit der Kantischen Filosofie will es in Frankreich gar nicht so gehen, als wohl die teutschen Herren auf ihren Kathedern sich einbilden mögen. So viel weiß ich gewiß, daß von Kants ewigem Frieden, der auch ins Französische übersetzt wurde, und sogar einige Zusätze des Königsberger Filosofen erhielt, kaum einige wenige Exemplare verkauft worden sind. Sie liegen wie Bley auf dem Lager. Die Franzosen lachen über die republikanischen Grundsätze, die darin aufgestellt wer-

*) Wers erste doch nur seine Georgika.

den *). Man ſchicke uns, ſagen ſie, alle die Thoren zu, die durch Revoluzionen den Menſchen glücklicher machen wollen, und wenn ſie 3 Monate unter uns gelebt haben, und nicht von der Wurzel aus geheilt ſind, ſo ſperre man ſie ins Tollhaus. Die Grundſätze, die wirklich in der Kantiſchen Filoſofie von einigem Werth ſind, wären, wie die Franzoſen meynen, ſchon längſt von ihren Filoſofen weit faßlicher und gemeinnützlicher vorgetragen und in Umlauf gebracht worden. Nur die in Paris befindlichen Maynzer Klubiſten und übrigen Teutſchen ſuchen mit vielem Eifer Proſelyten zu machen.

5.

Königsberg, den 8. December 1796.

Wie kommt es daß unſers wackern Hippels Tod ſo wenig Senſazion macht, und nicht einmal in der Allgem. Litt. Zeit. angezeigt worden iſt? Und doch, war irgend jemand ein Mann der Nazion, ſo war Er es. Außer den in Meuſel angezeigten Schriften ſind gewiß von

*) Oder ſie ärgern ſich auch wohl darüber. Dieß iſt wenigſtens der Fall bey einem Liebhaber im äußern Frankreich, der Kanten einen ſehr naiven und in vieler Rückſicht merkwürdigen Brief zugeſchrieben hat: Lettre à Mr. Kant. Braunſchweig, 1797. 40 S. in 8 Kants Ideen über den ewigen Frieden ſind ihm aufgewärmte Träume des Abbe St. Pierre!!

K. H.

von ihm, und von ihm allein: 1) Ueber die Ehe. 2) Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber. 3) Lebensläufe nach aufſteigender Linie (ſollte der vertraute Freund und Kommenſal unſers Kants nicht eben ſowohl gegeben, als empfangen haben?) 4) Kreuz- und Queerzüge des Ritters A bis Z. 5) Handzeichnungen nach der Natur. 6) Ueber die Mittel, die Verletzungen öffentlicher Zierathen zu verhindern. Alle dieſe Schriften ſind in der Voſſiſchen Buchhandlung in Berlin verlegt, der er durch alte Freundſchaft verbunden war. Beym Niederſchreiben eines neuen Romans, der Knopfmacher, oder die Knopfmacherfamilie, iſt er geſtorben. Es war ſehr natürlich, daß ein Stadtpräſident ſeine Bedenklichkeiten hatte, nicht öffentlich als ein Belletriſt angeſehen zu ſeyn, da niemand mehr als Er den belletriſtiſchen Unfug, der auch wohl zuweilen unter ſeinen Augen getrieben wurde, zu haſſen berechtigt war.

* * *

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Prag. den 7. December 1796.

Dem edlen Rieger iſt nun auch ſein Buſenfreund, Herr Roe, im Tode gefolgt. Er war Repräſentant der böhmiſchen Gymnaſien, und Mitarbeiter an den meiſten

Riegerſchen Schriften. Ein neuer, groſſer Verluſt für Schulweſen und Aufklärung in unſerm Königreiche, in welchem ſeit der Zeit, als unſere Heere an unſern Gränzen über die ausgearteten feindlichen Räuberhorden ſiegten, auch die Bigotterie wieder über die Vernunft ſiegte, und manche längſt begrabene Mißbräuche wieder belebte. —

Herrn Prof. Meißner's Siegskantate auf den hochgeprieſenen Befreier Teutſchlands, den Erzherzog Karl, werden Sie gewiß in Hrn. Meißners Apollo, oder auch beſonders abgedruckt, zu Geſicht bekommen. Sie zeichnet ſich unter mehreren ähnlichen Inhalts vortheilhaft aus, und wurde hier zum Beſten der Soldatenwittwen mit groſſem Pomp aufgeführt. Der Verf. hat die heilloſen Neufranken keineswegs geſchont, und wollte wahrſcheinlich den Eindruck, den ſein Spartakus und manche frühern Aeußerungen gemacht haben ſollen, dadurch wieder gut machen, um ſo mehr, da ein groſſer Schriftſteller der Nazion, Johannes von Müller, durch ſeine meiſterhafte Rede des Licinius Kraſſus, als er gegen den Spartakus auszog, (in der kleinen Schrift eine Ausbeute von Borgoforte. Wien, 1796. 14 S. 8.) ſehr lebhaft an dieſen Helden erinnert hat.

2.

Wien, den 12. December 1796.

Der durch wahren Enthuſiasmus ſo rühmlich ausgezeichnete Hungariſche Landtag hat unter andern auch drey

drey vortreffliche klaſſiſche Protreptika in lateiniſcher Sprache hervorgebracht, die wohl in mehr als Einer Rückſicht durch Ihren Merkur auch im nördlichen Teutſchland bekannt zu werden verdienen. Zuerſt trat aufgefordert unſer edler Dichtergreis Denis auf Er hatte ſehr wenig Zeit, und doch wird niemand in ſeinem Protrepticon inclitae nationi Hungaricae, (ſo heißt ſein 72 Hexameter langes Gedicht), den Dichter verkennen, der durch ſeine eigenen Gedichte zu verſchiedenen Zeiten die römiſche und teutſche Sprache einen ſo ſchönen Wettkampf kämpfen ließ. Die Schilderung der Maria Thereſia auf dem erſten Landtag in Ungarn iſt nicht ohne Feuer:

Aſtra ferit clamor. Noſtra pro rege Thereſa,
Unica vox, moriamur, ait. Mora nulla. Velut cum
Aut nivium floccos, aut denſae grandinis iras
A tergo incumbens Notus impulit, Hungria virtus
Late excita ruit, ferique et rapit omnia ſecum.

Hierauf ſang auch unſer würdige, noch zuletzt durch ſein Denkmal auf den Palatin mit Recht geprieſene Birkenſtock eine kraftvolle, ſchöne Elegie Ad Hungaros, die auch von ihm ſelbſt ins Teutſche überſetzt worden iſt. In 86 Diſtichen findet man faſt alles geſagt, was Muth und Wuth gegen die Feinde einflößen kann.

Die

Die Demarkazionslinie und die Heſſen die einen bundbrüchigen Frieden geſchloſſen haben, (Cattus iners) kommen ſchlecht weg. Es ſind mehrere Stellen darin, die man beym erſtenmal Leſen auswendig behält, wie folgende:

Facti ac infecti ſitis inſaturabilis auri:
Oceanum biborent, nec ſatientur aquis.
Occaſum Gallus, Gallus populatur et ortum:
Horror ubique, cruor, flamma rapina, chaos.
Encelados credas, rupturos ipſa Tonantis
Atria et aeterno ponere jura Joui.

Die unterſtrichene Stelle, wie einer von Hrn von Birkenſtocks Freunden ſehr richtig bemerkt, würde noch paſſender ſo lauten:

Et biberent, auro ſi fluit, Oceanum.

Das Gedicht wird von zwey eingedruckten ſprechenden Vignetten geziert, und würde vielleicht ganz vollkommen ſeyn, wenn der bis zum lyriſchen Aufſchwung ſich erhebende Gang deſſelben nicht zuweilen mit dem Tone der Elegie etwas unverträglich ſchiene. Von dieſer Seite hat ein dritter Dichter, ein hoffnungsvoller junger Hungar, deſſen ausgezeichnete Talente in der That die größten Aufmunterungen verdienen, Hr. von Batſanyi, in einer alcäiſchen Ode ad inclytos SS. et OO Regni Hungariae gar nichts zu wünſchen übrig gelaſſen. Hier iſt den

Teut-

Teutſchen ein neuer Valde erſtanden, nur daß er weniger üppig, wie jener, Schlag auf Schlag trifft, und darin ſehr viel ähnliches mit den bewunderten Oden des Raf. Fabretti hat. Gleich vorn herein das große, majeſtätiſche Bild vom Veſuv! Nun die Muſterung der Verbündeten gegen die Neufranken.

Adeſt amica Caeſareis ope
Virtutis heres Prullia martiae
Fulgensque centum principum aulis
Adglomerat ſocias phalangas

Tento; Britannusque Oceano potens,
Divesque Iberus, damna dolentius
Fraterna ploraus; lentus irae
Praecipitatque moras Batavus;

Et Sardus, antehac arbiter Alpium,
Et ſida noſtri Parthenopes domus,
Non ante visae ſtant in armis
Innumerae Sociûm catervae.

Schön und groß iſt am Ende die Anrede des Kaiſers an die Ungarn. Kurz, das Ganze iſt aus Einem Guß, und des Gegenſtandes ſowohl als des Dichters würdig.

Sie ſehen, daß bey uns der Geiſt der alten Klaſſiker ſo wenig als ihre Sprache ausgeſtorben iſt, und freuen ſich gewiß dieſer ſchönen Blüthen, die ein nördlicher Himmel unter Stürmen erzeugte. Auch für die grichiſche Litteratur wird hier manches ohne Prunk gethan, wel-

glauben, daß ſie es ſey, die ich in meinen Armen umſchloſſen halte, ſo verſchwindet ſie wieder, und ich finde mich auf dieſem Schiffe, um zu Smyrna als ein Sclave verkauft zu werden — Wie ähnlich iſt alles dieſes einem Traum, wo die ſchwärmende Phantaſie, ohne Ordnung, ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne Zeit oder Ort in Betracht zu ziehen, die betäubte Seele von einem Abentheur zu dem andern, von der Crone zum Bettlers-Mantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus ins Elyſium fortreißt? — Und iſt denn das Leben ein Traum, ein bloſſer Traum, ſo eitel, ſo unweſentlich, ſo unbedeutend als ein Traum? Ein unbeſtändiges Spiel des blinden Zufalls, oder unſichtbarer Geiſter, die eine grauſame Beluſtigung darinn finden, uns zum Scherz bald glüklich bald unglüklich zu machen? Oder, iſt es eben dieſe allgemeine Seele der Welt, deren Daſeyn die geheimnißvolle Majeſtät der Natur ankündigt; iſt es dieſer allesbelebende Geiſt, der die menſchlichen Sachen anordnet; warum herrſchet in der moraliſchen Welt nicht eben dieſe unveränderliche Ordnung und Zuſammenſtimmung, wodurch die Elemente die Jahres- und Tages-Zeiten, die Geſtirne und die Kreiſe des Himmels in ihrem gleichförmigen Lauf erhalten werden? Warum leidet der Unſchuldige? Warum ſiegt der Betrüger? Warum verfolgt ein unerbittliches Schikſal die Tugendhaften? Sind unſre Seelen den Unſterblichen verwandt, ſind ſie Kinder des Himmels; warum verkennt der Himmel ſein Geſchlecht, und tritt auf die Seite ſeiner Feinde?

Oder

welches beweiſt, daß es ihr nicht an ſtillen, aber deſto brünſtigern Liebhabern fehle. Zu dieſen gehört vorzüglich der auch um andere Wiſſenſchaften ſo verdiente Freyherr Aloyſius von Loccella, deſſen kürzlich mit vieler typographiſcher Eleganz erſchienener Roman des Xenoſon Eſeſius *) in ſeinem gelehrten Kommentar einen geſchmackvollen Kenner des Alterthums und einen gründlich beleſenen Filologen aus der alten Schule beurkundet. Dieſer würdige Mann, von ungefähr 60 Jahren, lebt ſchon ſeit mehrern Jahren bloß ſich und den Muſen, von allen Geſchäften frey, ein Freund und Beförderer alles Schönen und Guten. Herr Baſt, deſſen Dienſtleiſtungen Herr von Loccella in der Vorrede preiſt, hält ſich ſeit mehrern Jahren hier auf, und widmet alle Zeit, die ihm von ſeinen Geſchäften übrig bleibt, gleichfalls den Griechen. Seine feinen Bemerkungen über Platos Sympoſium ſind, ſo viel ich weiß, auch bey Ihnen bekannt. Jetzt hat er in einem eigenen gelehrten Specimen eine neue Ausgabe des Ariſtänetus angekündigt, wovon wir hier in der Kaiſerl. Bibliothek den Originalkodex von Sambukus beſitzen.

*) Der Titel dieſer faſt gar noch nicht bekannt gewordenen Bereicherung der griechiſchen Litteratur iſt: Xenophontis Epheſii de Anthia et Habrocome Epheſiacorum libri V. recenſuit Loccella. Vindobonae, Blumauer 1796. gegen 300 S. kl. 4. H. H.

IV.

IV.

Die Muſenalmanache.

Fortſetzung der im erſten Stück dieſes Jahrs angefangenen Unterredung.

Ich. Nichts weiter von den Liedern! (im Voſſiſchen M. A.) oder ich laufe Gefahr, zuletzt noch gar von dem Kuckuk ausgelacht zu werden, der in der Naturfreude (S. 181.) dem Mucker zuruft: was, Mucker, muckeſt du?

Alſo nur noch ein paar Worte von den Idyllen aus dem Theokrit.

Er. Sie kennen doch Bindemanns Ueberſetzung, die vor vier Jahren zu Berlin herauskam?

Ich. Ich kenne und ſchätze ſie. Sie iſt mit Fleiß und Geſchmack gearbeitet. Aber wer wird ſich rühmen, den Theokrit ſo gut überſetzt zu haben, daß einem Manne, wie Voß, nicht noch manches beſſer zu machen übrig geblieben wäre?

Er. Gewiß niemand weniger als Hr. Bindemann. Er iſt ein ſehr beſcheidener Mann, und ſo weit entfernt mit ſeinem erſten Verſuche zufrieden und gegen die Erinnerungen, die ihm über ſeine Ueberſetzung gemacht wor-

den,

den, ungelehrig zu ſeyn, daß wir vielmehr eine neue durchaus aufs ſorgfältigſte umgearbeitete Ausgabe von ihm zu erwarten haben, die, nach der davon in das Novemberſtück des berliniſchen Archivs der Zeit 1796. eingerückten Probe zu urtheilen, wenig zu wünſchen übrig laſſen, und wenigſtens angenehmer zu leſen ſeyn wird als die Voſſiſche.

Ich. Sie haben ſich vorhin ſchon erklärt, daß Voß als Ueberſetzer nicht ihr Mann ſey.

Er. Und habe wenigſtens den Troſt, daß meine Meinung über dieſen Punkt ſo ziemlich die öffentliche Meinung der ganzen teutſchen Nazion iſt.

Ich. Geſtehen Sie mir, Freund, daß man ſich nichts ſeltſamers denken kann als Voſſens Schickſal als Ueberſetzer. Er iſt ſelbſt ein Dichter; er iſt der Sprachen, aus welchen er überſetzt, beynahe eben ſo mächtig als derjenigen, in welche er überſetzt; niemand verſteht die Schriftſteller, die er bearbeitet, beſſer und hat ſie tiefer ſtudiert als er; niemand giebt ſich mehr Mühe als er das ihm vorſchwebende Ideal von Vollkommenheit zu erreichen: und mit allem dem iſt ſeine Ueberſetzung von Tauſend und einer Nacht die einzige, wofür ihm das Publikum Dank weiß, und die es mit Vergnügen geleſen hat.

Er. Verzeihen Sie mir! da thun Sie dem Publikum unrecht. Es hat ſeine erſte Ueberſetzung der Odyſſee mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Gelehrte

lehrte und Ungelehrte hatten Freude daran, und die letztern wünschten sich nichts bessers, als daß er uns nun auch die Ilias in eben diesem Stil geben möchte. Statt dessen hat er sein Ideal von dem, was die Uebersetzung eines alten Griechischen und Römischen Dichters seyn müsse, so hoch über alle Erwartungen und Wünsche der Liebhaber hinaufgespannt, daß seine demselben gemäß ausgearbeitete Ilias, ausser ihm selbst, (und vermuthlich dem Grafen Leopold Stollberg, der den Plato ungefähr nach ebendemselben Kanon übersetzt) schwerlich von irgend einem Teutschen anders als mit einem bald vermischten, bald abwechselnden Gefühl von Beyfall und Mißfallen, Vergnügen und Verdruß gelesen werden kann, — welches, wie Sie mir gestehen werden, eine sehr unangenehme Art von Leserey ist. Das unendlich schwere Problem, das er sich selbst aufgab, den Homer Zeile für Zeile zu übersetzen, und, so viel immer möglich, uns auch den Gang und Schwung des homerischen Hexameters und die ganze Musik der homerischen Perioden in seinen Versen und Perioden hören zu lassen —

Ich. Nun, Sie werden ihm dieses Bestreben doch nicht übel nehmen wollen?

Er. Keineswegs! aber wenn er, um das alles zu erreichen, alle Augenblicke der Sprache Gewalt anthut, sich Freyheiten über sie herausnimmt, die kein teutsches Ohr vertragen kann, kurz, wenn er den Homer in eine

neue Art von Zwitterſprache verkleidet, die weder teutſch noch griechiſch, ſondern eine Art von griechenzendem Teutſch iſt, wodurch ſein Homer ungenießbar und oft ganz unerträglich wird: ſo können wir ihm dafür, daß er uns Homers Hexameter auch im Teutſchen zu hören giebt, und mit ſeinem Original immer gleichen Schritt hält, eben ſo wenig verbunden ſey, als wir es einem Dichter Dank wiſſen würden, wenn er ſein Werk mit Solözismen, Flickwörtern, harten Verſen und falſchen Reimen anfüllte, und ſich damit zu rechtfertigen vermeinte, es wäre ihm auf andere Weiſe nicht möglich geweſen, ſeinem Gedichte die weſentlichen Vollkommenheiten, die ihm zukämen, und die es nun wirklich hätte, zu geben. Wer würde eine ſolche Entſchuldigung gelten laſſen? Wenn ihr, würde man ihm ſagen, die ſchönen Sachen, die ihr in eurem Kopfe habt, uns nicht in andern als unlesbaren Verſen vortragen könnt, ſo ſagt ſie uns lieber in reiner Proſe. Mich dünkt wir könnten mit gleichem Rechte ſagen: warum in aller Welt ſollen wir, um den Homer und Theokrit teutſch zu leſen, uns mit einer Sprache und Schreibart quälen laſſen, die einem teutſchen Ohre noch zehnmal barbariſcher klingt, als die wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzungen dieſer Dichter einem Ohr, das an die Sprache des Cicero und Virgil gewöhnt iſt?

Ich. Sie reden von der Sache als ob Ihre Meinung wäre, Voß könnte nicht anders überſetzen.

ſetzen. Aber, daß er es anders und (nach unſerm Urtheil, beſſer kann, hat er ja zum Ueberfluß durch ſeine erſte Odyſſee bewieſen. Alles wehklagen, tadeln und kritiſieren kann alſo hier zu nichts helfen; denn, kurz und gut, wenn Hr. V. den Homer und Theokrit in einer Manier überſetzt, die einem großen Theil ſeiner Leſer widerlich und unleidlich iſt, ſo geſchieht es lediglich darum, weil er ſo und nicht anders will.

Er. Das nenne ich, mit ſeiner Erlaubniß, eine wunderliche Grille, für die ihm ſein Verleger wenigſtens ſchlechten Dank wiſſen wird. Es kommt nicht viel klüger heraus, als wenn eine ſchöne Perſon ſich alle mögliche Mühe gäbe, durch Verzerrung ihrer Geſichtszüge, linkiſche Bewegungen und alberne Unmanieren zu verhindern, daß ſie nicht gefallen möchte. Wer wird denn abſichtlich ein Buch ſchreiben, das niemand leſen mag?

Ich. Herr Voß ſieht die Sache in einem ganz andern Lichte. Er überſetzt ſo und nicht anders, weil er innigſt überzeugt iſt, das ſey die beſte Art zu überſetzen, und nur auf dieſe Weiſe gebe er uns den wirklichen Homer, den wirklichen Theokrit zu genieſſen. Von dieſem Glauben, für den er ſich ſelbſt ſehr feine und ſcheinbare Gründe zu geben weiß, wird er ſich ſchwerlich durch irgend etwas, was Sie oder ich ihm dagegen einwenden können, abbringen laſſen; und ich bin verſichert, daß er fähig wäre, ihn, wenn die Guillotine darauf ſtünde,

mit ſeinem Blute zu verſiegeln. Das dieſe Manier die Alten zu überſetzen dem größten Theil ſeiner Leſer mißfallen würde, wußte er recht gut vorher: aber er kehrte ſich nicht daran. Non, ſi male nunc, et olim ſic erit. Die Zeit (dieß glaubt er, oder iſt deſſen vielmehr ganz gewiß) die Zeit wird kommen, da jedermann mit ihm über das, was er zu einer ächten Ueberſetzung der Griechiſchen und Römiſchen Dichter fordert, einverſtanden ſeyn, und ſeinen Homer, ſeinen Theokrit mit eben dem Geſchmack wie die Originale, die er uns mit dem wenigſten Diskonto umgewechſelt zu haben glaubt alſo mit dem größten Vergnügen leſen wird. Seine Fantaſie iſt ſo gefällig, ihm dieſe beſſere Zukunft ſchon jetzt als gegenwärtig darzuſtellen, und in dieſem profetiſchen Vorgefühl findet er die reichſte Vergütung für den Tadel, Spott und Unwillen, womit ein Theil ſeiner Zeitgenoſſen ihm ſeine mühevollen Arbeiten lohnt; eine Vergütung, deren er nicht einmahl bedarf, da die Tugend ihr eigener Lohn iſt, und das Bewußtſeyn, ſeine Ueberſetzerpflichten aufs ſorgfältigſte und getreueſte erfüllt zu haben, ſein Herz mit einer Zufriedenheit erfüllt, die ihn gegen allen Tadel um ſo gleichgültiger machen muß, da dieſer ihn nicht einmahl treffen kann. Denn er will ihn ja verdienen, und iſt ſtolz darauf ihn verdient zu haben.

Er. Immer ſeltſamer! Wie, per omnes Deos Deasque! kann ſich denn Hr. W. ſchmeicheln, es werde

eine

eine Zeit kommen, wo man in Teutſchland die Sprache, worin er ſeine Homeriſche Helden und Theokritſche Hirten reden läßt, teutſch finden werde? Wie mag ein einzelner Mann ſich zutrauen, daß er eine ſchon ſo viele Jahrhunderte beſtehende Sprache, wie die unſrige, allein nach ſeinem Dünkel umzuſchaffen vermögend ſeyn könne?

Ich. Das kann er, däucht mir, allerdings hoffen, ohne den Vorwurf einer übertriebenen Eitelkeit zu verdienen. Er kennt die Teutſchen, und wir kennen ſie hoffentlich auch. Was kann man ſich von der unſäglichen Dumpfheit in Sachen des Geſchmacks, die unſrer Nazion eigen zu ſeyn ſcheint, und von der Neigung zum Neuen, die ſie mit allen andern gemein hat, nicht erwarten? Die Perſonen, denen Hrn. Voſſens Manier — in ſo fern ſie in Solözismen, ſeltſamen Wortfügungen und Konſtrukzionen, harten widerlichen Verſetzungen u. dgl. beſteht — ein Greuel iſt, ſind gröſtentheils Leute, die zu Hagedorns und Gellerts Zeiten jung waren. Mit dieſen iſt freylich nichts mehr zu machen; bey dieſen iſt Ohr und Auge nun einmahl für den ganzen Reſt ihres Lebens ſo gewöhnt oder verwöhnt, daß es das unmögliche von ihnen fordern hieſſe, wenn man ihnen zumuthen wollte, Hrn. Voſſens Neuerungen nur erträglich, geſchweige ſchön zu finden. Aber mit den jungen Leuten unter 25, und folglich um ſo gewiſſer

mit allen denen, die erſt in 10, 20, 30 Jahren nach und nach unter die Zahl der Erwachſenen treten werden, iſt es ganz was anders. Dieſe ſind noch unverwöhnt, noch bildſam, noch gelehrig, und, was hier ein entſcheidender Umſtand iſt: eben weil ſie noch jung ſind, erklärte Liebhaber und Nachahmer alles Neuen, Ungewöhnlichen und Abenteuerlichen. Nehmen Sie noch dazu den beynah allgemeinen Hang unſrer Zeit zu einer gewiſſen ſankülottiſchen Unaeburdenheit in allen Dingen, einen, aus der Zornſchale irgend eines apokalyptiſchen Engels ausgegoſſenen Revoluzionsgeiſt, der alle Anhänglichkeit an alte Formen und an dem, was man ſonſt Wohlſtand, Geſchmack, Zierlichkeit, Grazie (in welchem Fach es auch ſeyn mag) nannte, für Filiſterey, Ziererey und Schwachherzigkeit erklärt. — Bedenken Sie ferner, daß eine lebende Sprache gerade alsdann, wenn ſie eine groſſe Anzahl gleichzeitiger guter und beliebter, folglich fleiſſig und endlich bis zur Sättigung geleſener Schriftſteller gehabt hat, welche die Sprache ſowohl als den Geſchmack ſiriert zu haben ſchienen, daß, ſage ich, dieſe Sprache alsdann einer groſſen Veränderung ſchon aus der einzigen Urſache nahe iſt, weil die nachfolgenden guten Köpfe, um nicht für Nachahmer gehalten zu werden, ſondern einen eigenen und von ihren Vorgängern abſtechenden Karakter zu behaupten, nicht nur von ſelbſt geneigt, ſondern, wenn ſie Senſazion machen wollen, ſogar genöthigt ſind, auch im Stil und

in

in der Sprache ſelbſt ſich merklich von jenen zu unterſcheiden. Bringen Sie hiebey, wie billig, noch in den Anſchlag, daß Hr. V. von Zeit zu Zeit geſchickte Schüler zieht, die in alle Welt ausgehen und ſeine Lehre durch Wort und That auszubreiten ſuchen: ſo ſollten, dächte ich, alle dieſe Betrachtungen zuſammengenommen, Sie an der Möglichkeit, ja ſelbſt an der Wahrſcheinlichkeit ſeiner Hoffnung, daß ſeine Ueberſetzungen den Beyfall, den ihnen die gegenwärtige Generazion verſagt, bey den künftigen deſto gewiſſer finden werden, nicht länger zweifeln laſſen.

Er. Sollte man doch beynahe glauben, Sie ſagten das im Ernſte? Aber es kann unmöglich Ihre wahre Meinung ſeyn.

Ich. Warum nicht? Sehen wir denn nicht jetzt ſchon, mehr als zu viel Anſcheinungen, daß eine ſolche Umgeſtaltung unſrer Sprache bevorſteht? Fand nicht der weil. Ritter Zimmermann ſogleich eine Menge Nachahmer da er in ſeiner dickbäuchigen olla podrida über die Einſamkeit ſich einfallen ließ, nach Art der Franzoſen, das Zeitwort das wir ſeit ſo manchem Jahrhundert gewöhnlich hinter das Hauptwort oder Fürwort, worauf es ſich bezieht, ſtellen, zuweilen vorzuſetzen, und z. B. anſtatt, „daß ich mich von der Welt ganz abſondern werde," zu ſagen, „daß ich mich ganz abſondern werde von der Welt?" Sehen Sie nicht,

Oder hat er uns die Sorge für uns ſelbſt gänzlich überlaſſen, warum ſind wir keinen Augenblik unſers Zuſtandes Meiſter? Warum vernichtet bald Nothwendigkeit, bald Zufall, die weiſeſten Entwürfe? –

Hier hielt Agathon eine Zeitlang inne; ſein in Zweifeln verwikelter Geiſt arbeitete ſich loszuwinden, biß ein neuer Blik auf die majeſtätiſche Natur die ihn umgab, eine andre Reyhe von Vorſtellungen in ihm entwikelte. – Was ſind, fuhr er mit ſich ſelbſt fort, meine Zweifel anders, als Eingebungen der eigennützigen Leidenſchaft? Wer war dieſen Morgen glüklicher als ich? Alles war Wolluſt und Wonne um mich her. Hat ſich die Natur binnen dieſer Zeit verändert, oder iſt ſie minder der Schauplaz einer grenzenloſen Vollkommenheit, weil Agathon ein Sclave, und von Pſyche getrennet iſt? Schäme dich, Kleinmüthiger, deiner trübſinnigen Zweifel, und deiner unmännlichen Klagen! Wie kanſt du Verluſt nennen, deſſen Beſiz kein Gut war? Iſt es ein Uebel, deines Anſehens, deines Vermögens, deines Vaterlandes beraubt zu ſeyn? Alles deſſen beraubt warſt du in Delphi glüklich, und vermiſteſt es nicht. Und warum nenneſt du Dinge dein, die nicht zu dir ſelbſt gehören, die der Zufall giebt und nimmt, ohne daß es in deiner Willkühr ſteht ſie zu erlangen oder zu erhalten? Wie ruhig, wie heiter und glüklich floß mein Leben in Delphi hin, ehe ich die Welt, ihre Geſchäfte, ihre Sorgen, ihre Freuden und ihre Abwechſelungen kannte; eh ich genöthiget war,

mit

daß ſogar ein Dichter, deſſen Anſehen und Beyſpiel das ganze Schriftſtellervolk ſündigen zu machen fähig iſt, kein Bedenken trägt, den Schluß eines geiſtvollen kleinen Gedichts (der Chineſe in Rom) durch einen Pentameter zu entſtellen, worin die zuſammengehörenden Worte durch eine doppelte Verſetzung auseinander gereckt werden *).

Siehe da glaubt' ich im Bilde ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiſſe, der Kranke, geſund.

Glaub

*) Ich habe mich ſchon in dem kleinen Briefwechſel über Voſſens Homer (im 12ten Stück des T. M. 1795 erklärt, daß ich weit entfernt bin, den Dichtern den Gebrauch aller nicht im täglichen gemeinen Leben, oder im Stil der gelaßnen kunſt- und ſchmuckloſen Rede oder Erzählung wohlhergebrachten Wortſtellungen, unterſagen zu wollen. Zu oft habe ich das Gegentheil durch mein eigenes Beyſpiel bewieſen, um eines ſolchen Eigenſinns beſchuldigt zu werden. Was ich an Zimmermanns Proſe tadelte, weil es (wenige Fälle ausgenommen bloße Ziererey iſt, finde ich in Verſen, zumahl in den Sylbenmaßen, die wir den Alten abgeborgt haben, ſehr zuläßig. In Diſtichen iſt die Erlaubniß, das Zeitwort vor das Hauptwort zu ſtellen, ſogar eine Bedingung, ohne welche, wenigſtens in einem Gedichte von einigem Umfang, wie

Glauben Sie mir, dieß sind böse Vorbedeutungen! Denn hier gilt die Horazische Frage umgekehrt: quid fures facient domini cum talia peccant? Der Nachahmer Troß, und das junge allem Zwang überhaupt gehässige Volk geht schon ohne Erlaubniß und Aufmunterung immer weiter, und große Dichter dürfen sich selbst nur ein wenig mehr nachsehen als recht ist, so werden es jene für einen stillschweigenden Freybrief ansehen, so ungezogen zu seyn als ihnen beliebt. Sie sehen also, mein lieber Herr, daß wir der Sprachepoke, auf welche unser guter Voß seine Hoffnung setzt, immer näher rücken.

Er. Sie könnten mich mit der verzweifelten Gelassenheit, womit Sie mir das alles vordemonstrieren,

wie z. B. im Schillerschen M. A. Aleris und Dora, (einem der vollkommensten Gedichte, die ich in irgend einer Sprache kenne) es kaum möglich wäre, den Pentameter der Alten im Teutschen nachzubilden. Es giebt noch mehrere Arten von Wortversetzungen, die ich dem Dichter, aus gleichem Grunde, an solchen Stellen gern erlaube, wo er dem Leser gar keine Zeit läßt, das Bedürfniß, das ihn dazu nöthiget, gewahr zu werden, oder die durch die Art des Gebrauchs zu wirklichen Schönheiten werden. Eben das gilt von den Beywörtern, die anstatt unmittelbar vor dem Hauptworte zu stehen, mit Wiederhohlung des Artikels, gleich nach demselben gesetzt werden, wie z. B.

Ausserdem schöpft ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten —

ordentlich traurig machen. Ich wenigſtens mag die Zeit nicht ſehen, wo die Sprache meiner Lieblingsdichter, wo auch die Ihrige, ja Klopſtocks Dichterſprache ſelbſt obſolesciert oder gar zu gemeiner Proſe herabgeſunken ſeyn wird, und die Muſen und Grazien, wenn ſie anders noch etwas mit unſern Nachkömmlingen zu ſchaffen haben wollen, aus Voſſens Homer teutſch reden lernen werden! — Ich bitte Sie, laſſen Sie uns auf ein anderes Kapitel kommen.

Ich. Sehr gern! — Hier iſt Schillers Muſenalmanach! da werden Sie Stoff und Formen genug finden um Ihren Gedanken eine angenehmere Richtung zu geben.

Er.

wo dieſe Verſetzung (aus einem Grunde, den ich nicht angebe, weil ihn jeder Leſer von Geſchmack ſogleich fühlen muß) zur Schönheit wird. Meine Meinung iſt bloß, daß dieß eigentlich immer der Fall ſeyn ſollte, ſo oft ein Dichter von der gewöhnlichen Wortſtellung abweicht, und daß die Erlaubniß, ſich dieſe Freyheit aus Noth zu nehmen, ſo ſelten als möglich, und auch dann immer mit der von Horaz empfohlnen Beſcheidenheit genommen, nicht alle Augenblicke, entweder aus Bequemlichkeit und Nachläßigkeit, oder gar aus Affektazion uſurpiert werden ſollte. Nur mit ſolchen Verſetzungen wie die oben angeführte, oder folgende,

— Die Thüre ſteht weder des Garten noch auf,

wird mein altes Ohr ſich ſchwerlich mehr verſöhnen lernen.

W.

Er. Wahrlich, mehr als Eine große, ſchöne, herzerfreuende Götter- und Menſchen-Geſtalt! Aber des Stoffs ſo viel, daß auch ein gutes Theil Plunder und Auskehricht den Raum mit ausfüllen hilft.

Ich. Das möchte ich nicht ſagen, und vermuthlich haben Sie Selbſt zu dem, was Sie ſagen wollten, nur nicht gleich das rechte Bild gefunden. Ich finde hier eher des Lebens als des Stoffs zu viel, und das erſte, was ich an dieſem Taſchenbuche auszuſetzen habe, iſt, daß ein Theil des Stoffs in eine zu große Menge lebendiger Geſchöpfe von der kleinſten und zum Theil von der beſchwerlichſten Art ausgebildet iſt. Die hier und da einzeln ſtehenden großen lieblichen Götter- und Menſchengeſtalten werden von einem ſo großen Gewimmel von Schmetterlingen, Bienen, Hummeln, Weſpen, Hornissen, Schrötern und Laubkäfern umſchwirrt und umſumſet, daß man ſich kaum Platz vor ihnen machen kann, um des Anſchauens jener herrlichen Gebilde recht froh werden zu können.

Er. Sie treffen ſogleich auf das rechte Fleck. Ohne Gleichniß zu reden, es iſt mir ärgerlich, ein ſo liebliches Götterkind des Genius und der Kunſt wie Göthe's Idylle, Alexis und Dora, von der ich Horazens decies repetita placebit bereits an mir ſelbſt erfahren habe, — und ſo auserleſen ſchöne Stücke, wie Schillers Klage der Ceres, das vollendetſte Muſter

von

von Harmonie, das ich kenne, oder wie das novem Musis coelatum opus, sein Pompeji und Herkulanum, mit einer solchen typarografischen Rhapsodie wie die *Xenien* in Einem und demselben Bande zu sehen.

Ich. Und ich gestehe Ihnen offenherzig, so wenig ich mich auch darüber beklagen kann, daß mir diese Xenien, die so viel Lerms und Skandals — um Nichts erregt haben, Langeweile gemacht hätten, ich wünschte sie lieber gar nicht gesehen zu haben.

Er. Wer ein Freund der Verfasser ist, kann sich dieses Wunsches schwerlich enthalten.

Ich. Sie sagen das ja mit einem Tone, als ob Sie gewiß wären, die Verfasser zu kennen?

Er. Wie sollte ich nicht? Ganz Teutschland nennt sie laut und öffentlich. Es ist beynahe unmöglich sie nicht zu kennen, so gut haben sie selbst dafür gesorgt, daß sie, ihrer Anonymität ungeachtet, beym ersten Anblick entdeckt werden müssen, wiewohl das digito monstrari et dicier, hic est, hier leider! weder mehr noch weniger sagen will als,

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Schon allein die vornehme, aristokratische, oder vielmehr duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beyspiel in irgend einer Sprache existiert,

über

über alles Fleiſch herfallen, läßt ſich nur von einem Paar Poetiſcher Titanen präſumieren, die im ſtolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bey einer ſtarken Doſis Verachtung gegen uns andere Menſchlein, ſich in Augenblicken einer wilden Bachiſchen Geiſtestrunkenheit Alles erlauben, weil ſie Nichts reſpektieren noch ſcheuen, und überdieß, falls etwa das gewöhnlich ſo geduldige und alles zum Beſten kehrende teutſche Publikum wider Vermuthen muckiſch würde, ſich damit tröſten, daß es nur auf Sie ankomme, uns, wenn ſie es einmahl gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierliche goldne Schale voll Nepenthe, die ſie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderſtehlichen Zauber ihres Genius zu ſetzen; eines Alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie ſie zum Theil aus Erfahrung wiſſen) dahin bringen kann, nicht nur ſeine naevos für lumina, ſondern ſogar ſeine Unarten für Grazien anzuſehen, und Ungebühren die wir keinem andern verzeihen würden, als genialiſche Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entſchuldigen, ja wohl gar unſere Freude daran zu haben.

Ich. Ey, ey, mein Freund, Sie werden ja vor lauter Eifer ſo poetiſch, daß der ſchönen Tirade, in welche Sie Sich da ergoſſen haben, nichts als der Herametriſch-Pentametriſche Rhythmus fehlt, um als ein würdiger Epilog auf dem letzten Blatt der Xenien figurieren zu können.

Er.

Er. Was ich Ihnen sehr positiv versichern kann, ist, daß ich meinen Aerger noch viel stärker ausdrücken könnte, und Sie doch nur den Wiederhall der vereinigten Stimmen des ganzen teutschen Publikums hören ließe. Der Unwille, den das widerliche Gemisch von Witz, Laune, Galle, Gift und Unrath, womit die Verfasser dieser Distichen so manche im Besitz der öffentlichen Achtung stehende, oder doch wenigstens eine öffentliche Züchtigung keineswegs verdienende Männer übergießen, bey allen Arten von Lesern erregt hat, ist allgemein, und spricht nur gar zu laut. Wer kann es ertragen, so manchen Gelehrten, der an seinem Platze und in seinem Fache schon lange anerkannte Verdienste aufzuweisen hat, so manche Zeitschrift, an welcher wenigstens eben so viel zu loben als zu tadeln ist, auf die gröbste Art mißhandelt, gestäupt, gebrandmarkt, oder mit wegwerfender Verachtung in den Koth getreten zu sehen, bloß weil jene Männer in diesen Zeitschriften sich die Freyheit genommen haben, ihren Mund gegen die Horen aufzuthun? Wer muß nicht über den losen Muthwillen unwillig werden, womit man hier ganze Städte und Provinzen Teutschlands, um eines einzigen Vorwurfs willen, der etwa dem großen Hauffen ihrer Einwohner gemacht werden kann, dem öffentlichen Spotte Preis gegeben sieht? Wer kann gleichgültig dabey bleiben, wenn zwey edle Brüder, die selbst da, wo sie Tadel verdienen oder auch nur zu verdienen scheinen, mit Achtung

tung und Schonung getadelt zu werden fodern können, bloß deßwegen, weil sie Christen sind, lächerlich gemacht werden? Und wem muß nicht vollends alle Geduld ausgehen, wenn die Distichenmacher, nachdem sie sich auf mehr als sechs Bogen allen diesen Unfug erlaubt haben, am Ende noch einen bloßen Spaß aus der Sache machen, und quasi re bene gesta uns mit dem witzigen Einfall gar stattlich abgefertigt zu haben glauben,

Alles war nur ein Spiel! ihr Freyer lebe ja noch alle,
Hier ist der Bogen und hier ist zu den Ringen der Platz.

Was indessen mich und alle ehrlichen Leute, denen die Ehre der Nazion und die Achtung, die dem gelehrten Stande von den übrigen gebührt, nicht ganz gleichgültig ist, am meisten schmerzt, ist der Eindruck, den diese Xenien auf den größten Theil der Leser aus den obersten Klassen gemacht haben und machen mußten. Sagen Sie mir, mit welcher Stirne können die Gelehrten noch einige Achtung von andern Leuten fodern, wenn sie sich selbst unter einander so schmählich mißhandeln? Was können wir von den Großen anders als die tiefste Verachtung gegen den ganzen Orden der Schriftsteller, Dichter und sogenannten schönen Geister erwarten, wenn Männer aus unserm Mittel, die in der öffentlichen Meinung bisher auf der höchsten Stufe standen, ihrer eignen Würde so sehr vergessen, daß sie mit einem Muthwillen, der

trunk-

trunknen Studenten kaum verzeihlich wäre, jeden halbwitzigen Einfall der ihnen vor den Mund kommt, in einem wohl oder übel klingenden Diſtichon von ſich geben, — wahres und ſchiefes, ſinnreiches und plattes, feines und grobes, durch einander, ihren Leſern ins Geſicht ſprudeln, — diejenigen, die vielleicht einer leichten kleinen Züchtigung bedurften, mit Knitteln zu Boden ſchlagen, und indem ſie ſogar Leute, mit denen kein Menſch, der ſich ſelbſt achtet, gern handgemein werden möchte, mit Koth und faulen Eyern werfen, ſich natürlicher Weiſe in den Fall ſetzen, von ihnen eine gleiche, und, wie leicht voraus zu ſehen war, noch pöbelhaftere Begegnung zu erfahren? Was muß von einem ſo unanſtändigen Benehmen derjenigen, die man bisher auf dem Gipfel unſers Parnaſſes geſehen hat, der einzigen beynahe, deren Werke in die Hände unſrer Großen kamen, die natürliche Folge ſeyn? Wahrlich, wenn wir am Ende alle ſammt und ſonders, als ein Pack ungezogener, unruhiger, aufgeblaſener, abgeſchmackter Witzlinge, Pritſchmeiſter, Pedanten und Sahlbader von ihnen behandelt, und, nachdem man ſich allenfalls ein paar Minuten an dem poſſierlichen Schauſpiel, wie wir uns, gleich den Affen, unter einander herum beiſſen und einander mit den Exkrementen unſers Witzes beſudeln, erluſtiget, mit gebührender Verachtung aus jeder guten Geſellſchaft mit den Abſätzen hinausgeſtoßen würden, was für Urſache hätten wir uns über großes Unrecht zu beklagen? —

Gewiß keine, wofern wir nicht Alle mit gesammter Hand gegen diejenigen aufstehen, die uns durch einen so ungeheuren Mißbrauch ihres Ansehens, ihres Witzes und ihres Talents Distichen zu drechseln, diese Schmach zugezogen haben. — Verzeihen Sie mir, wenn ich zu warm worden bin. Aber die Sache, wiewohl die Herren nur ein Spiel daraus gemacht wissen möchten, ist zu wichtig und hat zu ernsthafte Folgen, als daß sich darüber scherzen ließe. Ueberdieß sollt' ich denken, wer vor keinem andern Respekt hat, und sich, sobald ihn die Laune dazu anwandelt, von allen Regeln der Anständigkeit und guten Sitte dispensiert, habe kein Recht zu erwarten, daß ein Biedermann, aus Schonung und Respekt gegen ihn, Bedenken trage, ihm — die bloße Wahrheit zu sagen.

Ich. Ich habe Sie ausreden lassen, lieber Herr, wiewohl ich die Hitze, in welche Sie aus einem übrigens sehr gerechten Eifer gerathen sind, weder liebe noch billige. Auch ich sehe zwar die Sache, wovon wir reden, für wichtiger an, als manche Leser, und vermuthlich auch als die jovialischen Herren selbst, die Ihnen zu diesem heissen Ausfall Gelegenheit gegeben haben. Aber eben darum lassen Sie uns, so viel möglich, gelassen bleiben, damit wir nicht, indem wir über Andere urtheilen, uns selbst irgend eines verdienten Vorwurfs von Uebereilung oder leidenschaftlicher Einseitigkeit schuldig ma-

mit den Leidenſchaften andrer Menſchen, oder mit meinen eigenen zu kämpfen, mich ſelbſt und den Genuß meines Daſeyns einem undankbaren Volke aufzuopfern, und unter der vergeblichen Bemühung, Thoren oder Laſterhafte glüklich zu machen, ſelbſt unglüklich zu ſeyn! -- Meine eigene Erfahrung widerlegt die ungerechten Zweifel des Mißvergnügens am beſten. Es waren Augenblike, Tage, lange Reyhen von Tagen, da ich glüklich war, glüklich in den frohen Stunden, da meine Seele, vom Anblik der Natur begeiſtert, in tiefſinnigen Betrachtungen und ſüſſen Ahnungen, wie in den bezauberten Gärten der Heſperiden irrte; glüklich, wenn mein befriedigtes Herz in den Armen der Liebe, aller Bedürfniſſe, aller Wünſche vergaß, und nun zu verſtehen glaubte, was die Wonne der Götter ſey; glüklicher, wenn in Augenbliken, deren Erinnerung den bitterſten Schmerz zu verſüſſen genug iſt, mein Geiſt in der groſſen Betrachtung des Ewigen und Unbegränzten ſich verlor -- Ja du biſt, alles beſeelende, alles regierende Güte -- ich ſah, ich fühlte dich! Ich empfand die Schönheit der Tugend, die dir ähnlich macht; ich genoß die Glükſeligkeit, welche Tagen die Schnelligkeit der Augenblike, und Augenbliken den Werth von Jahrhunderten giebt. Die Macht der Empfindung zerſtreut meine Zweifel; die Erinnerung der genoſſenen Glükſeligkeit heilet den gegenwärtigen Schmerz, und verſpricht eine beſſere Zukunft. Alle dieſe allgemeine Quellen der Freude, woraus alle Weſen ſchöpfen,

chen. Sie glauben die Verfaſſer der Xenien zu kennen, und der Eifer, womit Sie Sich über dieſe Sammlung von kritiſchen und antikritiſchen, ſcherzhaften und ſatyriſchen, geſalznen, ungeſalznen und überſalznen Epigrammen erklärt haben, wurde gerade durch dieſe Vorausſetzung, daß der Unfug von Männern vom erſten Rang in der literariſchen Welt ausgeübt worden ſey, in Ihnen angezündet. Ich glaube, oder vielmehr ich bin völlig überzeugt, daß Sie Sich hierin irren, und ich hoffe auch Sie, mein Freund, in der Folge hievon hinlänglich zu überzeugen. Aber vor allen Dingen laſſen Sie uns vorher den Xenien ſelbſt, ſo wie ſie hier vor uns liegen, ohne uns jetzt um das Perſonale der Verfaſſer zu bekümmern, etwas ſchärfer unter die Augen ſchauen. Ich habe Sie, wie Sie ſehen, zu meiner eigenen Bequemlichkeit, numeriert, und dadurch gefunden, daß ihrer 422 Stück ſind! Vier hundert zwey und zwanzig Epigrammen in lauter einzelnen Diſtichen, in Einem Zug, iſt ſehr viel, wenn Sie bedenken, was zu einem guten Epigramm und zu einem untadelichen Diſtichon erfodert wird. Vermuthlich war es gerade die ungemeine Schwierigkeit dieſer Art von Spielwerken des Witzes und der Laune, was die beyden Dichter, denen wir überhaupt das Beſte in dieſem M. A. zu danken haben, auf den Einfall gebracht haben mag, in einigen heitren Stunden ſich gleichſam in die Wette damit zu beſchäftigen oder zu ermuntern. Auch würden die Diſti-

chen,

chen, welche zwiſchen S. 28 und 196 des Schill. M. A. theils einzeln verſtreut, theils in gröſſern und kleinern Gruppen zuſammen geſtellt ſind, die Hand der Meiſter unfehlbar errathen laſſen, wenn gleich die Nahmen Göthe und Schiller oder die Anfangsbuchſtaben G. und S. weggelaſſen worden wären. Das wenigſte, aber auch das unnachläßlichſte, was von einem nach griechiſcher und lateiniſcher Versart modelierten zweyzeiligen Epigramm gefodert wird, iſt, daß es ohne Fehler gegen die Proſodie ſey; und gerade dieß iſt eine Haupturſache, warum es unſrer Sprache ſo ſchwer iſt, gute Diſtichen zu machen. Die Diſtichen, zu welcher G. und S. ſich nahmentlich bekannt haben, ſind auch in dieſer Rückſicht gröſtentheils muſterhaft. In den Epigrammen auf der 28 — 33. S., woron die ſechzehn erſten von Göthe und die übrigen von Schiller ſind, habe ich nur ein Paar kleine Fehler gegen die Proſodie gefunden *), die kaum bemerkt zu werden ver-

*) Der eine findet ſich im Pentameter des 31ten Diſtichons auf der 28ſten S. Die Partikel ſo iſt gewöhnlich kurz, wird aber lang, wenn es die Bedeutung eines demonſtrativen Nebenworts und dadurch einen Accent bekommt, welches gerade hier der Fall iſt:

Wiſst ihr wie auch der Kleine was iſt? Er machte das
Kleine
— ∪ ∪
Recht; der Groſse begehrt juſt ſo das Groſse zu thun.

Wieſ-

dienten, wenn Licenzen dieſer Art, zumahl in einem ſo kleinen Produkt als ein Diſtichon iſt, den Meiſtern der Kunſt

Vielleicht könnte ein Verſuch dieſen kleinen Fehler wegzubringen, zum Vortheil des ganzen Verſes ausſchlagen. Nichts iſt dieſe Partikel im 4ten Diſt S. 29 kurz, und im 2ten S. 31. lang gebraucht. Der andere fällt vielleicht nur darum am letzten Pentameter die Erinnerung majeſtas populi S. 33 auf, weil Schillers Diſtichen gewöhnlich unverbeſſerlich ſchön verfüßciert ſind.

— die übrigen alle ſind blinde
Nummern, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer blos ein.

Das Wörtchen blos iſt gewöhnlich eine lange Sylbe, und wird ſchwerlich jemahls von einem Dichter, dem vitium fugere Virtus iſt, in einem Trochäen als kurz gebraucht werden. G. nimmt es (leider! denn ſeine Autorität macht das ſervum pecus ſündigen) mit der Proſodie nicht immer ſo ſcharf wie ſein Freund. So finde ich z. B. in der geiſtvollen, in ſechzehn Diſtichen ausgewebten Allegorie, die Eisbahn, S. 145. den mehr als harten Pentameter,

Wie man bey Bier und Tabak ſich über Feldherr'n erhebe.

Wenn man ſolche Daktylen gelten laſſen wollte, ſo ſähe ich nicht, mit welchem Rechte wir an die Sylbenmaße der Alten Anſpruch machen dürften, oder uns auf unſre Nachahmung derſelben, als auf einen Vorzug unſrer Sprache und Poeterey, etwas zu Gute thun könnten.

Kunſt überſehen werden dürften. Daß dieſe Epigrammen (mehr als 220 an der Zahl) welche, theils unter andere Gedichte verſtreut, theils unter beſondere Titel, als die Eisbahn, Tabulae votivae, Vielen, Einer, gebracht, und von welchen die drey letzten Rubriken mit G. und S. zugleich unterzeichnet ſind, einen Schatz von reichhaltigen Gedanken, ſcharfſinnigen Bemerkungen, zarten Empfindungen, oder leichten und feinen Scherzen, von Lebensweisheit, Lebensklugheit und Kritik der Kunſt, enthalten, mit welchem, meines Wiſſens, keine ähnliche Sammlung von Gnomologen und Epigrammendichtern weder unter den Alten noch den Neuern die Vergleichung aushält, iſt nicht mehr als man von ihren Verfaſſern zu erwarten berechtigt iſt; und wer wird es nicht ganz natürlich finden, daß ſie, zuſammengenommen, alle Schönheiten und Grazien, deren die verſchiedenen Gattungen des Sinngedichts fähig ſind, in ſich vereinigen? Viele ſind wahre goldne Sprüche, und ſo ſchweren und tiefen Inhalts, daß die Entwicklung ihres ganzen Sinnes zu einem kleinen Buche werden könnte.

Manchen könnte vielleicht ein kleiner Kommentar nicht ſchaden; mehrere, beſonders unter den metafyſiſchen, äſthetiſchen und kritiſchen, die den größten Theil der tabulae votivae ausmachen, fodern zur Prüfung auf; von einigen geſtehe ich, daß ſie für mich Räthſel ſind, und ich bin leider! kein Oedipus. Unter dieſe Rubrik

brik gehören wohl auch, für die meiſten Leſer, die Diſtichen Vielen gewidmet, (S. 187 — 192.) worin, wie es ſcheint, individuelle, meiſtens mit Anfangsbuchſtaben bezeichnete Damen unter dem Bilde von Blumen karakteriſiert, oder komplimentiert, oder ſatiriſiert werden. Da die meiſten dieſer kleinen Mignaturbildchen nur für den, der das Geſicht kennt, Intereſſe haben, ſo iſt die Zierlichkeit und Zartheit des Pinſels alles, was uns übrigen daran behagen kann. Aber deſto reichlicher werden wir durch den größten Theil der niedlichen Diſtichen für Eine entſchädigt; zumahl da ſich jedermann eine ſolche Eine träumen laſſen kann, wofern er nicht etwa ſelbſt ſo glücklich iſt, oder zu ſeyn glaubt, Eine zu haben, die ihn durch Empfindung überzeugt, „daſs Raum und Zeit nur bloſse Formen des Denkens ſind, weil ihm das Eckchen mit ſeinem Liebchen unendlich ſcheint.“ Auch könnten ſie das Gute ſtiften, unſere Schönen zur Kantiſchen Filoſofie zu bekehren, wenn ſie ſehen, daß die Kritik der reinen Vernunft auch zum Tändeln mit einem Liebchen nütze iſt. Kurz, dieſe ganze Lieferung von Sinngedichten, die von den erſten zwey Dritteln des Sch Muſenalmanachs beynahe wieder den dritten Theil ausmacht, gewährt entweder dem Verſtande, oder dem Witz und Geſchmack des Leſers eine ſo angenehme Unterhaltung, daß nicht leicht etwas anderes an ihre Stelle hätte geſetzt werden können, das zu dieſem Zwecke tauglicher wäre. Ueberdieß würde ſie allein

zureichend seyn, denjenigen, der eine Theorie des Epigramms schreiben wollte, mit allen nöthigen Beyspielen und Muſtern zu versehen; und wenn sich auch unter so viele einige wenige eingeschlichen hätten, die auf einer scharfen Wage zu leicht befunden würden: so glaube ich doch behaupten zu können, daß auch nicht eines darunter ist, dessen sein Verfasser sich zu schämen hätte.

Dieß ist nun freylich der Fall keineswegs bey den Xenien, die diesem M. A. gleichsam als eine Zugabe beygefügt sind, und zu welcher niemand, auch nicht einmahl mit dem ersten Buchstaben seines Nahmens, sich bekennen mochte. Dieses seltsame Gemengsel von den ungleichartigsten Witzspielwerken, die wohl jemahls der Lesewelt auf einmahl in Form einer olla podrida vorgesetzt worden sind, verräth, däucht mich, schon beym ersten Anblick auch sehr ungleichartige Urheber.

Daß viele dieser Xenien ächten Witz, und feines, wiewohl scharfes Salz in sich haben, wird wohl niemand läugnen wollen: aber eben so wenig ist zu läugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaft groben und boshaften, zusammengenommen die groſse Majorität ausmachen; — und daß auch nur eines von diesen letztern, einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Karakter, geschweige dann einen Mann von Ansehen und Nahmen, dem die öffentliche Meinung nichts

weniger als gleichgültig seyn kann, zum Urheber haben könnte, credat Judaeus Apella! Ein Mann, der das alles und ein Dichter dazu ist, kann wohl in einer Stunde, wo Witz und Laune die Oberhand haben, über die menschlichen Thorheiten in Prose oder Versen scherzen und lachen. Was immer erlaubt gewesen ist, — einbildische Gecken, Pedanten, Witzlinge, Schwärmer, Hypokriten und Prätensionsmacher von allen Gattungen und Farben, mit attischem Salze zu reiben, — warum sollte das nicht auch ihm erlaubt seyn? Oder von welchem andern als von einem solchen Manne kann man gewiß erwarten, daß er sich dieser Freyheit mit Mäßigung, Unterscheidung, Anständigkeit und Achtung für Verhältnisse bedienen werde? Freylich wollen Witz und Laune einen etwas freyen Spielraum haben; aber auch dem Witz und der Laune setzt — wo nicht Humanität und Güte des Herzens, doch Urbanität, Klugheit und Achtung für sich selbst Grenzen, über die ihnen nie auszuschweifen erlaubt wird. Nimmermehr wird ein solcher Mann sich anmaßen, vor das Publikum hinzutreten, und ihm eine Impertinenz wie diese zu sagen:

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalznen, verzeihet
Daß dieß Büchelchen *uns* überzusalzen *beliebt.*

Nimmermehr wird ein solcher Mann die egoistische Prätension an uns machen:

Lies

Lies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

Denn, wofern ihm ja einmahl das ſeltſame Unglück begegnete, daß ſeine Muſe oder Laune hinter ſeinem Rücken mit dem böſen Feinde zugehalten hätte, und irgend ein Wechſelbalg, den ſie zur böſen Stunde geworfen, zum Verräther dieſer Unthat würde: ſo wäre doch wohl das erſte was er thäte, daß er den kleinen Kielkropf eigenhändig ins Feuer wärfe, bevor er noch irgend einer ehrlichen Chriſtenſeele vor die Augen gekommen wäre. Aber am allerwenigſten wird es jemahls moraliſch möglich ſeyn, daß ein ſolcher Mann, ſelbſt in ſeiner ſchlimmſten Stunde, andere wackere Männer, die ihrer perſönlichen Eigenſchaften, ihres Standes und Rangs in der Geſellſchaft, ihrer Verdienſte, ihres Alters, oder anderer Rückſichten wegen Anſpruch an Achtung für ihre Verdienſte und Schonung ihrer Schwachheiten zu machen haben, um irgend einer verzeihlichen Menſchlichkeit willen, zu hohnecken, dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben, oder, wenigſtens in den Augen der leichtſinnigen Jugend und des unverſtändigen Leſepöbels verächtlich zu machen, fähig ſeyn ſollte. — Perſonal Satire iſt überhaupt etwas verhaßtes, und gränzt zu nahe an's Pasquill, als daß ein Mann von Ehre ſich anders als mit der größten

Behutſamkeit zu ihr herablaſſen ſollte. Aber vollends in Diſtichen, deren Kürze ſelten erlaubt einen Gegenſtand durch mehr als Einen Zug zu bezeichnen, iſt dieſe Art von Satire, wenn ſie auch im Grunde nichts mehr als Kritik oder Elenchus ſeyn ſollte, gefährlicher und verhaßter als unter irgend einer andern Form; denn es iſt beynahe unmöglich, dem Getadelten oder Beſpotteten in zwey Verſen, (zumahl in ſolchen, worin ſelbſt der leichteſte und gewandteſte Witz in unſrer Sprache ſich ſelten frey genug bewegen kann) Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; und das Unrecht, wofern ihm welches geſchieht, iſt deſto empfindlicher, weil ſich nichts leichter verbreitet und im Gedächtniß erhält als ein ſchalkhaftes Diſtichon. — Ein Grund, der allein ſchon mehr als hinlänglich iſt, einen Mann von Verſtand und Diskrezion, wie läſtig ihm auch zu Zeiten ſeine Plethora von Witz und Laune ſeyn möchte, abzuhalten, ſolche ſatiriſche Diſtichen über Flüſſe, Städte und Länder in die Welt ausfliegen laſſen, wie z. B. No. 99. und 100. (S. 223.) die, was auch wahres daran ſeyn mag, doch ſo geſagt immer einſeitig ungerecht und beleidigend ſind, wiewohl ſie am Ende niemand ſchaden als ihrem Urheber.

Ich will mit allem dem keineswegs behaupten, daß es nicht zuläßig ſeyn könne, einen Schriftſteller mit einem kritiſchen oder ſatiriſchen Diſtichon zu regalieren, wenn er den Tadel verdient, oder dem Momus und Jo-

kus,

kus, zwey zum Schonen wenig geneigten Göttern, eine gar zu groſse Blöſse gegeben hat. Aber in dieſem Falle muſs der Tadel oder Spott wenigſtens durch Urbanität gemildert ſeyn, und nicht mehr Salz gebraucht werden als eben recht iſt; wie etwan in No. 33. 34. 39. 41. 45. 81. 87. 152. 266. 269. und vielen andern. Denn kein Mann von Verſtand wird ſich berechtigt halten, die Scherze, die er dem Publikum zum Beſten giebt, überzuſalzen, oder (was in den Xenien ſo häufig geſchieht) mit ganzen Händen voll Spaniſchem Pfeffer und Aſafötida zu würzen, und das bloſs darum, weil es ihm ſo beliebt, und weil das arme Publikum ſich wohl auch zuweilen mit ungeſalznen Schüſſeln bedienen laſſen muſs. Wenn uns denn aber gar Epigramme vorgeſetzt werden, die ſelbſt nur mit taubem Salz gewürzt ſind, wie z. B. No. 72. 116. *) 117. 118. 125. 148. 149. u. a. m, oder wenn ſie anſtatt witzig zu ſeyn, bloſs grob, plump und hämiſch ſind, wie etwa No. 70. 77. 177. 190. 194. 197. 199. 253. 271. u. ſ. w, oder wenn die Wirkung der

*) Ich geſtehe unverhohlen, daſs mir Herr Br. F. z. St. ein kleines Epigramm mit ſeiner Ueberſetzung einiger Platoniſchen Dialogen verdient zu haben ſcheint; ein nicht allzutiefer Bienenſtich wäre für dieſe und einige kleine Verſündigungen in ſeiner Reiſebeſchreibung nicht zu viel geweſen: aber was ſoll ein Spott, der ihn bloſs zum Märtyrer macht und dem Spötter die Miene eines profanen Sankülotten giebt?

flieſſen, wie ehmals, um mich her; meine Seele iſt noch eben dieſelbige, wie die Natur, die mich umgiebt — O Ruhe meines Delphiſchen Lebens, und du, meine Pſyche! Dich allein, von allem, was auſſer mir iſt, nenne ich mein, weil du die wehrtere Helfte meines Weſens biſt — Wenn ihr auf ewig verloren wäret, dann würde meine untröſtbare Seele nichts auf Erde finden, daß ihr die Liebe zum Leben wieder geben könnte. Aber ich beſaß beyde, ohne ſie mir ſelbſt gegeben zu haben, und die wolthätige Macht, die ſie gab, kann ſie wiedergeben. Theure Hoffnung, du biſt ſchon ein Anfang der Glükſeligkeit, die du verſprichſt! Es wäre zugleich gottlos und thöricht, ſich einem Kummer zu überlaſſen, der den Himmel beleidigt, und uns ſelbſt der Kräfte beraubt, dem Unglük zu widerſtehen, und der Mittel, wieder glüklich zu werden. Komm denn, du ſüſſe Hoffnung einer beſſern Zukunft, und feßle meine Seele mit deinen ſchmeichelnden Bezauberungen! Ruhe und Pſyche — Dieſes allein, ihr Götter, ſo möget ihr Lorbeer-Kränze und Schäze geben, wem ihr wollt!

der beleidigenden Grobheit durch einen Zusatz von ächtem oder falschem Witz noch verstärkt wird, wie beynahe in allen, worin N. C. und R. mißhandelt werden; oder wenn der Tadel geradezu schief und ungerecht ist, wie (unter vielen andern Beyspielen) No. 35. (wo der Spott nicht Hrn. Manso, sondern den Ovid, den man doch nicht treffen wollte, trifft) 64. 257. 282. und die beyden Geständnisse, die uns die Xenien aus der Unterwelt heraufgebracht haben wollen, No. 358.*) und 360. u. s. w. — wer kann sich auch nur im Traum einfallen lassen, Männern, deren Nahmen die ganze Nazion ehrt, solche Unfertigkeiten und Albernheiten aufzubürden?

Er. Sie müßten in der That, zur Strafe irgend eines großen piaculums, unter ein schreckliches Gericht gegeben, und von allen guten Geistern verlassen gewesen seyn.

Ich. Es läßt sich gar nicht denken! Wenn etwas ist, das mich tief in der Seele schmerzt, so ist es die unedle und undankbare Geneigtheit eines großen Theils des Publi-

*) Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende: aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Dummy qualificiert: ein Wort das ohnehin in der Sprache der Musen, so wie das burleske Wort Kitzler (das diesen M. A. so oft denunziert) keine gute Wirkung thut.

Publikums, auf bloße leichte Vermuthungen, oder auf das bloße Wort irgend eines nahmenloſen Denuncianten, auch das unwahrſcheinlichſte zu glauben, ſobald es einem Manne von ungewöhnlichen Talenten und Verdienſten einen Flecken anſchmitzt. Ich weiß recht gut, daß ſich niemand von dem Geſtändniß, „wir fehlen alle mannigfaltig," angenehmen kann, und daß auch der Gerechte des Tags ſiebenmahl fällt, wenn ihn ſein guter Geiſt fallen läßt: aber dieß wird mich nicht hindern, zu behaupten, daß es Dinge giebt die ein verſtändiger edler und guter Mann nicht thun kann; und, bey allem was Gut iſt! es giebt Fälle, wo ich gegen einen ſolchen Mann meinen eignen Augen nicht glauben würde!

Er. Indeſſen ſtehen die Xenien in Schillers Almanach. Jemand muß ſie gemacht haben; und, wer ſie auch gemacht haben mag, daß Hr. Schiller ſie herausgegeben hat, iſt wenigſtens notoriſch. Wie wollen Sie das erklären?

Ich. Mir däucht es erklärt ſich von ſelbſt. Wäre die Sache zweifelhaft, ſo würde ich es für Pflicht halten, ſie mir ſo zu erklären, wie es dem Karakter der Beſchuldigten am gemäßeſten wäre, und der Achtung, die ihnen gebührt, am Wenigſten zu nahe träte. Sie iſt es aber nicht; und ich brauche dazu keinen andern Beweis, als den, der aus der Sache ſelbſt hergenommen iſt. Leſen Sie Alexis und Dora zum eilften

Mahl

Mahle, denken Sie an Iſigenia und Taſſo, und ſagen ſich dann, ohne daß ſich ihr ganzes Weſen dagegen empört, Iſigenia, Taſſo, Alexis, und die Xenien (a potiori ſit denominatio) ſind aus demſelben Geiſte hervorgegangen! Mir würde nichts mehr unmöglich heiſſen, wenn dieß möglich wäre!

Er. Sie ſprechen ſo poſitiv, daß ich bald glauben möchte, das Publikum könnte zu einer ſehr groben Ungerechtigkeit verleitet worden ſeyn. Und doch — ſind die Xenien da und ſtehen in Schillers M. A. Wie kamen ſie dahin?

Ich. Das weiß ich ſo wenig als Sie. Aber ich will Ihnen ſagen wie ich mir die Sache vorſtelle. Sie werden nicht in Abrede ſeyn, daß ſich eine Anzahl Diſtichen aus den Xenien ausheben ließen, die denen, welche ausdrücklich mit G. und S. gezeichnet ſind, an Materie und Form ähnlich genug ſind, um für Kinder eines und eben deſſelben Geiſtes gehalten zu werden. Z. B. will ich Ihnen unter vielen andern, die vielleicht noch beſſer ſind, nur die Nummern, 9. 11. 12. 14. 15. 17. 18. 19. 31. 32. 33. 34. 39. 41. 45. 46. 56. 57. 58. 93. 94. 95. 96. 136. 137. 141. 152. 158. 174. 182. nennen, wie ſie mir gleich in die Augen fallen. Nicht als ob ich bey dem einen und andern nichts zu erinnern hätte: ſondern weil ich den Stempel der Meiſter zu kennen glaube, und ſogar mit ziemlicher Gewißheit

ſagen

ſagen wollte, wem jedes davon angehöre. Noch mehr, ich geſtehe Ihnen, es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß der Einfall, die bekannteſten Bewohner unſers Parnaſſes und ſeiner Hügel, Thäler und Sümpfe, vor ein ſcherzhaft kritiſches Tribunal zu fodern und ſich über uns alle ein wenig luſtig zu machen, die beyden Freunde in einer genialiſchen Stunde angewandelt haben kann, und daß ſie ſich ſogleich an die Ausführung machten, und alles was Ihnen ihr Genius eingab, mit einer um ſo viel zwangloſern Freyheit in die beliebte Diſtichenform goſſen, weil ihnen damahls wohl kein Sinn daran kam, daß das Publikum jemals eines dieſer eilfertig gezeugten Kinder des Witzes und der Laune, geſchweige etwas von den Volksſprüngen des muthwilligen Geiſtes Capriccio, zu ſehen bekommen würde. Kurz, (um von meinem Bekenntniß gar nichts auf dem Herzen zu behalten) ich glaube den beyden Freunden kein Unrecht zu thun, wenn ich alle diejenige Diſtichen, ſo viele ihrer ſind, ohne Bedenken auf ihre Rechnung ſchreibe, die (wie es guten Sinngedichten zukommt) Witz, Grazie und Urbanität mit einem Bienenſtachel vereinigen, deſſen Stich zwar mehr oder weniger ſchmerzt, aber wenigſtens keine bedeutende Wunde macht. Aber ſie auch für diejenigen verantwortlich zu machen, worin Männern, die nichts dergleichen um ſie verdienten, übel mitgeſpielt, oder an den Unglücklichen, die gegen die Horen geſündiget haben, eine unedle und grauſame, mit dem Verbrechen in

keinem

keinem Ebenmaaß ſtehende Rache genommen wird, oder worin Eſel, Ochs, Nickel, und andere ſolche elegantiae ſermonis die Stelle des Witzes vertreten, — dies halte ich für äuſſerſt unbillig, da ich überzeugt bin, daß ſie ihre eigene Würde zu ſehr fühlen, um über gegründeten Tadel ungehalten zu werden, oder durch unverſtändige Kritteleyen ſich beleidigt zu halten, und bittere Rache auszuüben, wo Stillſchweigen und Verzeihen das einzige iſt, was einem edeln Manne ziemt.

Er. Aber ich frage Sie nochmals, wer iſt der Urheber dieſer letztern? Und wie kam Hr. Schiller zu der Ehre, Herausgeber derſelben zu ſeyn? Oder wie war es möglich, ſie ohne ſein Vorwiſſen in die Xenien einzuſchwärzen?

Ich. Alle dieſe Fragen, Freund, würde ich ſo wenig beantworten können als Sie, wenn ich vor Gericht darum gefragt würde. Aber hören Sie, wenn Sie wollen, wie ich mir die Sache zu meiner eigenen Befriedigung vorſtelle. Der Vorrath des Herausg. reichte vermuthlich dießmahl bey weitem nicht zu, die Bogenzahl, die der Verleger erwartete, auszufüllen; denn die Verleger können ſich, wie Sie wiſſen, nicht immer an Wenigem, wenn es gleich deſto vortrefflicher iſt, genügen laſſen. Die Zeit, da der Allmanach fertig ſeyn ſollte rückte heran. Izt erinnerte ſich Hr. Sch. der Diſtichen,

über

über deren zufällige und absichtlose Zeugung ich Ihnen meine Hypotheſe mitgetheilt habe, und an welche vielleicht weder er noch ſein Freund ohne eine ſolche nothdringende Veranlaſſung wieder gedacht hätten. Ihrer war, wie es ſcheint, eine groſſe Menge. Sie mußten abgeſchrieben und in Ordnung gebracht werden; manche hätten auch wohl der Feile, einige vielleicht des Amboſſes nöthig gehabt. Aber es traf ſich gerade (ein Unglück, das einem Herausgeber nur zu leicht begegnen kann) daß man zu dem allen keine Zeit hatte. Das Geſchäfte kam, zur böſen Stunde, in die Hände irgend eines jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen ſtrotzenden, für G. und S. enthuſiaſtiſch eingenommenen Kunſtjüngers, welcher der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, dieſe Gelegenheit zu benutzen, und — vielleicht weniger in der Abſicht ſich ein Verdienſt um ſeine magnos amicos zu machen, als um ſie zu rächen und ein ſchreckliches Exempel an ihren Widerſachern zu ſtatuiren, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfeſter Diſtichen von ſeiner eignen Fabrik hinzuthat. Ich erinnere mich noch zu gut, was für eine Gemüthsſtimmung und welche Beweggründe mich im Jahr 1752. zum Verfaſſer der Ankündigung einer Dunciade für die Teutſchen machten *), um nicht zu wiſſen, zu welchen Exceſſen

*) Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzuthun daß der Mann, den ich damals rächen wollte, nicht ſo

ſen die ſchwärmeriſche Verehrung und Liebe eines wirklich oder vermeintlich großen Mannes einen ſonſt gutartigen und edeln, aber feurigen und unbeſonnenen Jüngling hinreiſſen kann. — War, wie ich vermuthe, die Beſorgung der Sache irgend einem jungen Menſchen dieſer Art überlaſſen, ſo erklärt ſich auch ganz natürlich, wie es zugegangen, daß dieſes und jenes, was den Freunden in jenen genialiſchen Stunden, wo alles wirklich nur ein Spiel war, etwa entſchlüpft ſeyn mochte, und was ſie ſelbſt wohl niemals dem öffentlichen Auge ausgeſetzt haben würden, von dem parvo amico, — der eine große Sünde zu begehen geglaubt hätte, wenn er der Welt irgend etwas von dieſen Delizien vorenthielte, — mit in die Sammlung aufgenommen wurde. Auch wird dadurch begreiflich, wie die leichtfertigſten und anſtößigſten unter den Xenien entſtanden ſeyn mochten; denn natürlich wählte ſich der junge Herr grade diejenigen zu ſeinen Muſtern, die von den Verfaſſern ſelbſt, wenn ſie Zeit gehabt hätten von der Sache Notiz zu nehmen, dem Vulkan würden aufgeopfert worden ſeyn, und meinte es recht gut zu machen, wenn Er — der ja keine Urſache zur Mäßigung und Schonung zu haben glaubte

ſo unſchuldig an der Sache war, als ich hier vorausſetze, daß die Herren G. u. S. an den Skurrilitäten des Jünglings waren, der in meiner Hypotheſe eine Rolle ſpielt, die ihm aus eben dem Grunde verzeihlich iſt, warum ſie Männern nicht zu verzeihen wäre.

glaubte — in Schimpf und Ernſt noch viel weiter ginge als diejenigen, in deren Sache er ſeine Geiſel und ſeinen cyniſchen Knittel ſchwang. Das in den parvum amicum geſetzte allzugroße Vertrauen, wäre denn alſo, nach meiner Art mir die Sache vorzuſtellen, das Einzige, was dem Herausgeber des Almanachs zur Laſt läge, und wofür er durch den häßlichen Spuck, den die Xenien machen, mehr als zu viel beſtraft iſt. Denn gerade dieſe Art von Sorgloſigkeit iſt eine von den Sünden, wegen deren ein Dichter billig nur von ſeinen Pairs gerichtet werden ſollte. Die Sache hatte freylich die Wichtigkeit nicht in ſeinen Augen die ſie in den Augen der Meiſten hat. Aber das iſt mediocribus illis ex vitiis unum, die man den Merkurialiſchen Männern verzeihen muß. Wer weiß, welches Meiſterwerk, das uns allen Freude machen wird, ihn damahls beſchäftigte, als er dem jungen Braufekopf die Sorge für ſeinen M. A. überließ und ſich dadurch unwiſſend manchen bittern Augenblick zubereitete.

Er. Ich muß geſtehen, in Ihrer Hypotheſe erklärt ſich alles, was ohne ſie gar nicht begreiflich iſt, auf eine ſo ungezwungene Art, und ſie wälzt die Laſt eines ſo unangenehmen Gefühls von mir ab, daß ich den Einwendungen, die vielleicht gegen ſie zu machen wären, lieber gar kein Gehör geben mag.

Ich.

Ich. Je mehr ich dieſe Art, mir die Sache zu erklären, mit den Xenien in der Hand, von allen Seiten betrachte, je mehr finde ich mich ſelbſt überzeugt, daß ſie der Wahrheit wenigſtens ſehr nahe kommen muß; und, wie geſagt, ich kann mir den ganzen Hergang nicht anders als möglich denken. Es freut mich, daß ſie auch Ihnen einleuchtet. Laſſen wir es nun dabey bewenden, und möge dieß das letzte Mahl ſeyn, daß wir etwas von dieſen Unheilbringenden Geſchenken zu hören oder zu leſen bekommen!

Neuer Teutscher Merkur.

3. Stück. 1797.

Herausgegeben von C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Eilftes Capitel.

Agathon kömmt zu Smyrna an, und wird verkauft.

Das Wetter war unſern Seefahrern ſo günſtig, daß Agathon gute Muſſe hatte, ſeinen Betrachtungen ſo lange nachzuhängen, als er wollte; zumal da ſeine Reiſe von keinem der Umſtände begleitet war, womit eine poetiſche Seefahrt ausgeſchmükt zu ſeyn pflegt. Denn man ſahe da weder Tritonen, die aus krummen Ammons-Hörnern bliesen, noch Nereiden, die auf Delphinen, mit Blumen-Kränzen gezäumet, über den Wellen daherritten; noch Syrenen, die mit halbem Leib aus dem Waſſer hervorragend, die Augen durch ihre Schönheit, und das Ohr durch die Süſſigkeit ihrer Stimme bezaubert hätten. Die Winde ſelbſt waren etliche Tage lang ſo zahm, als ob ſie es mit einander abgeredet hätten, uns keine Gelegenheit zu irgend einer ſchönen Beſchreibung eines Sturms oder eines Schifbruchs zu geben; kurz, die Reiſe gieng ſo glüklich von ſtatten, daß die Barke am Abend des dritten Tages in den Haven von Smyrna einlief; wo die Räuber, nunmehr unter dem Schuz des groſſen Königs geſichert, ſich nicht ſäumten, ihre Gefangenen ans Land zu ſezen, in der Hoffnung, auf dem Sclaven-Markte keinen geringen Vortheil aus

Inhalt.

I. Zur Geschichte der Verehrung der heil. Jungfrau. Zweyter Theil. Von Hrn. Lättermiller. S. 201

II. Die Stimme vom Grabhügel. Sonnett von Hrn. L. W. Juſti. — 225

III. Waren die Athenerinnen wirklich vom Theater ausgeſchloſſen? Von Hrn. O.R. Böttiger. — 229

IV. Wintergeſchichte. Von Hrn. Naſe. — 255

V. Probe des Hindugeſetzbuchs oder Verordnungen des Menu. Aus dem 12ten Kapitel. Ueber die Seelenwanderung. Von Hrn. Hüttner in London. — 259

VI. Auszug aus Jakob Bryants Beweis der Nicht-Exiſtenz des alten Troja. Nebſt einem Zuſatz von B. — 247

VII. Ueber Retifs neueſten Roman: le coeur humain devoilé. — 264

VIII. Auszüge aus Briefen.

1. Ausländiſche Korreſpondenz.

1. Madrit. Konka's ſtatiſtiſche Reiſebeſchreibung von Spanien. Neueſte Entdekkungsreiſen der Spanier. — 268

2. Edinburg. Eine Naturerſcheinung und die Druiden-Denkmähler zu Stonehenge betreffend. — 270

3. London. Mrs. Radkliffs neuſter Roman. John Giffords Briefe über die franz. Revoluzion. Agatha. Pratts neuſte Schrift. — 275

4. London. Ueber den Landungsverſuch der Franzoſen. Burke's dritter Brief über den königsmörderiſchen Frieden. Dunins Pamflet. Vertheidigung der Univerſität Oxford gegen Gibbon. Verlegung der Weſtminſterſchule. Irelands Shakespeare-papers. Geſchichte des Hauſes Medici. — 276

2. Inländiſche Korreſpondenz.

1. Berlin. Feßlers literariſche Geſellſchaft. Hirt. — 281

2. Wien. Literariſche Neuigkeiten. — 285

3. Kiel. Fabricius — 287

Breslau. Zuſtand der Literatur in Preuſſiſch Polen. S. 289
Görlitz. Neumanns Nachricht von der teutſchen gelehrten Geſellſchaft. Stiftung. — 290
Ude. Eine bekannte Anekdote. — 292
Literariſche Durchzüge. Letzter Durchzug. — 293

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche die Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Beſtellung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedition des N. Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Von dem wichtigen Werke: de la Revolution Françoise, par Necker. IV. Volumes. 8. wird in unſerm Verlage in Kurzem eine teutſche Ueberſetzung erſcheinen.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.
in Zürich.

Daſelbſt iſt fertig zu haben und wird nächſtens auch in allen Buchhandlungen Teutſchlands zu bekommen ſeyn:

Vie de Mr. le Docteur J. G. *Zimmermann*, par Mr. *Tissot*. 8. à 36 kr.

Daſſelbe in einer teutſchen Ueberſetzung. 8. Die Nonne, aus Diderots Nachlaß überſetzt, mit einer Lobrede auf den Verfaſſer und dem Bildniß deſſelben von H. Lips. 8.

Der neue
Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1797.

I.

Zur Geſchichte der Verehrung der heiligen Jungfrau.

Zweyter Theil *).

In den alten heiligen und profanen, gereimten und ungereimten Poeſien finden ſich viele Beiſpiele von Vermiſchung der Andacht und Galanterie, und man hat in den Notizen und Ueberſetzungen von mehrern dieſer Antiquitäten nicht ermangelt, dieſe Vermiſchung als Abſurdität und Impietät zu rügen **). — Aber wie ſeltſam und frivol ſie auch öfter beim erſten Anblick ſcheinen mag, ſo war ſie zu ihrer Zeit doch

*) S. den erſten Theil dieſes Aufſatzes im Decemberſtück des vor. J. Seite 329.

**) Z. B. Legrand in den Fabliaux; Millot in der Hiſt. litt. des Troubadours.

doch wohl ganz natürlich und arglos. — Die Romanische Poesie *), die den ersten Lichtstrahl in die dicke Nacht religiöser und politischer Barbarei warf, wurde von der Galanterie der Ritterschaft geweckt und gepflegt. Diese Erscheinung, — die uns ein so anziehendes, schönes Schauspiel giebt, indem wir an der freundlichen, enthusiastischen Aufnahme die sie erfuhr, ersehen, wie natürlich und wohlthätig es den Menschen ist, sich in den Gefühlen reinerer, schönerer Menschheit wiederzufinden, — diese neue Erscheinung mußte, da sie in den Gemüthern der Menschen eine so große Veränderung bewirkte, auch einen dieser Veränderung gemäßen Einfluß auf ihre religiösen Vorstellungen haben. — Ihr Geist hatte jezt zwei Hauptgegenstände seiner Beschäftigung, (denn die Theologie der Schule war nicht Sache der Völker) — Religion und Dichtung, oder Andacht und Galanterie. Aber wenn beide in dieser Verbindung auf einander einwirken mußten, so war der Einfluß der Galanterie auf die Andacht um so leichter und größer, weil die erstere interessanter war; und dieses nicht nur, weil sie der sinnlichen Natur des Menschen mehr schmeichelte, sondern vielmehr aus dem höhern Grunde, weil sie ihn mehr kultivierte, ihn mehr zum Gefühl der Menschheit erhob.

Durch die Romanische Muse, — welcher Italien seinen Dante, Petrarka, Boccaccio, Teutschland

*) Die Provenzalische und Französische.

land seine Minnesänger, England seinen Chaucer, mit Einem Wort, welcher Europa seine neuere Poesie zu verdanken hat, — durch sie also erhielt, nach dem Gesetz der menschlichen Natur, wonach alle Kultur der Humanität auf die göttlichen Dinge übergeht, die Andacht den zärtlichen, galanten Karakter, und der Himmel die adelichen (courtois) Sitten, welche die ritterliche Welt zu besingen darbot, — und welche, von einer andern Seite, die mystische Theologie befördert zu haben scheinen.

Wenn übrigens hierbei zuweilen die Andacht in einem Tone spricht und die Gegenstände religiöser Verehrung in einer Gestalt erscheinen, die vermuthlich schon manchen feinern und verständigern Personen jener Jahrhunderte nicht sehr erbaulich waren: so ist nicht die Sache selbst dafür verantwortlich, sondern es ist die Schuld von Einzelnen, deren grobe Seelen, wie die groben Seelen aller Tage, den Geist ihres Zeitalters in ihr Ebenbild verunstalteten. Aber auch dies ist Natur der Sache, und mithin keine Impietät.

Nach jener galanten Devozion wurde nun Maria die Dame (doulce Dame) des Himmels, der, als solcher, alle Bewohner desselben dienten, und der Herr selber huldigte. Engel, Patriarchen, Profeten, Apostel ꝛc. lobsangen ihre Anmuth und Vortrefflichkeit. Zu ihrer Ehre war geschehen und geschah alles im Himmel und auf Erden. Das

ganze Paradies athmete Liebe. Wem sie verzieh, der war eine heilige Person; wer sie beleidigte, aller Strafen werth.

Dichter, welche die himmlische Schönheit den Schönen der Erde vorzogen, oder von diesen verschmäht worden, oder der weltlichen Lüste überdrüssig waren, machten die heil. Jungfrau zur Dame ihres Herzens und ihrer Gedanken, und sangen ihre Schönheit, Macht und Herrlichkeit in Liedern und Psalmen.

Ihr wurden besondere Ritterorden gestiftet*); aber nicht nur diese, sondern auch jeder, der ihre Ehre und ihren Dienst vorzüglich beförderte, war ihr Ritter. — Unter ihrer Fahne stritten die Kreuzsoldaten im Morgenlande und Abendlande; ihr huldigte man mit den Siegen über die Sarracenen und Albigenser, und das Unglück, das man erlitt, war Strafe ihres vernachläßigten Dienstes**).

Zu

*) Der Orden vom Sterne, vom König Robert von Frankreich, im Jahr 1022; 1048, der Orden von der Lilie, von Garcias, König von Navarra; hundert Jahre nachher der Orden der heil. Jungfrau von Evora, vom König von Portugal, Alfonso Henriquez, u. a. m.

**) Auf dem Konciliun von Klairvaux, wo man (im Jahr 1095.) den ersten Kreuzzug ins heilige Land beschloß, wurden die Horen oder das Gebetbuch (officium)

Zu allem dieſem finden ſich in den alten Poeſien, den Legenden und Kroniken die Belege, und ſie

einm) der Jungfrau, welches Petrus Damianus zuerſt bei den Eremiter-Mönchen eingeführt hatte, der ſämmtlichen chriſtkatholiſchen Geiſtlichkeit, wie auch den Laien, auferlegt: damit die Mutter Gottes ihren Sohn bewegen möchte, ſeinem treuen Volke in ſo vielen Fährlichkeiten zu ſeiner Ehre beizuſtehen und ihnen den Sieg über die Feinde ſeines göttlichen Glaubens zu verſchaffen. Weil aber noch keine Buchdruckereien vorhanden waren, und mithin alle Kreuzſoldaten nicht füglich mit dem Gebetbuch verſehen werden konnten: ſo gab der berühmte Peter der Einſiedler ihnen die ſogenannte Krone der Maria (corolla, ſie beſtand, nach den Lebensjahren der Jungfrau, aus 6 oder 7 mahl 10 Ave und 6 oder 7 Pater noſter) täglich abzubeten. So lange die chriſtlichen Krieger dieſes pünktlich thaten, ſchlugen ſie ihre Feinde; verſäumten ſie es einmahl, ſo wurden ſie geſchlagen, ſchlugen aber wieder, ſobald ſie das Verſäumte wieder nachhohlten. — In dem heiligen Kriege gegen die Albigenſer, oder die Grafen von Toulouſe, kam, wie Alanus (in Rosar. B. Virg.) erzählt, die Jungfrau Maria eines Tages vom Himmel, und ſchleuderte ſichtbarlich und ſchrecklich 150 Steine (ſo viele Ave hatte ihr groſer Roſenkranz) auf einen Haufen ihrer Widerſacher, dergeſtalt daß ſie alleſammt zerſchmettert zu Boden fielen. — In den Kriegen gegen die Moren von Spanien ſtürzte einsmahls, bey dem Anblick des Bildes unſerer lieben Frau in den chriſtlichen Fahnen, eine ungeheure Menge Ungläubige todt zur Erden, wie uns die Annal. Ord. Praedicat. ad an. 1213. vermelden.

müſſen ſich in ihnen finden, weil es die Natur der Sache erfodert. — Ich begnüge mich indeſſen hier mit dem Auszuge einer andächtigen Erzählung, la Court de Paradis betitelt, nach deſſen Mittheilung ich den Einfluß der Galanterie auf die Devozion bey dreien der vornehmſten Diener der heil. Jungfrau bemerkbar machen werde.

„Gott bekam eines Tages Luſt zu ſehen, welche von den Seligen ihn wohl beſonders lieb haben möchten, und beſchloß zu dem Ende einen großen Hoftag zu halten. Er rief die Apoſtel Simon und Judas zu ſich, und befahl ihnen, alle Zimmer und Schlafkammern des Himmels durchzugehen und alle Heiligen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, zum Feſte einzuladen.“

„Die Apoſtel machen ſich, mit einem Glöckchen in der Hand, auf, und kommen zuförderſt in das Quartier der Engel. Dieſe, alle ſchön zum Erſtaunen, vertrieben ſich eben mit allerley Spiel und Kurzweil die Zeit. — Simon ſchellt. Gabriel, der Erzengel, kommt, und fragt was ihm beliebe. Simon ladet ihn und ſeine adelichen Geſellen zu dem Hoftage ein, und Gabriel verſpricht, daß ſie ſammt und ſonders nicht ermangeln würden, ſich dabei einzufinden.“

„Die Apoſtel laſſen hierauf an die Patriarchen, ihre Kollegen, die Märtyrer, Bekenner ꝛc. dieſelbe Einladung ergehen, und kommen dann in das Zimmer

mer der Jungfrauſchaft, worin lauter Jungfern wohnten, alle ſo vollkommen ſchön, daß auch die allerberedtſte und geſchmeidigſte Zunge nicht einmahl die Hälfte ihrer Reize ausſprechen könnte. — Dann kommt die Reihe an die Witts frauen und alle andern Heiligen im Paradieſe."

„Gabriel erſcheint an dem Tage des Feſtes an der Spitze ſeines geflügelten Heers, das mit Schwenken und Radſchlagen durch die Luft daher zog, und ein Te Deum laudamus anſtimmte. — Jeſus ſaß zu den Füßen ſeiner Mutter. Die Engel begrüßen beide, und nehmen dann, als die leichteſten Gäſte, auf der oberſten Gallerie des Saales Platz."

„Einen Augenblick nachher treten Abraham, Jakob, Moſes und die übrigen Patriarchen ein, mit dem Liede:

Ich lebe ſchier
In Liebeshoffnung. *)

„Ihnen folgen die Apoſtel, unter dem Geſange:

*) Alle dieſe Verſchen ſind Schlußreime oder Stellen aus damals bekannten Volksliedern. Ich gebe ſie hier im Originale.

Ie vis d'amors
En bonne espérance.

ihnen zu ziehen. Ihre erſte Sorge war, ſie in eines der öffentlichen Bäder zu führen, wo man nichts vergaß, was dazu dienen konnte, ſie den folgenden Tag verkäuflicher zu machen. Agathon war noch zu ſehr von allem demjenigen, was mit ihm vorgegangen war, eingenommen, als daß er auf das gegenwärtige aufmerkſam ſeyn konnte. Er wurde gebadet, abgerieben, mit Salben und wolriechenden Waſſern begoſſen, mit einem Sclaven-Kleid von vielfarbichter Seide angethan, mit allem was ſeine Geſtalt erheben konnte, ausgeſchmükt, und von allen, die ihn ſahen, bewundert; ohne daß ihn etwas aus der vollkommnen Unempfindlichkeit erweken konnte, welche in gewiſſen Umſtänden eine Folge der übermäſſigen Empfindlichkeit iſt. In dasjenige vertieft, was in ſeiner Seele vorgieng, ſchien er, weder zu ſehen, noch zu hören; weil er nichts ſah, oder hörte, was er wünſchte; und nichts als der Anblik, der ſich ihm auf dem Sclaven-Markte darſtellte, war vermögend, ihn aus dieſer wachenden Träumerey aufzurütteln. Dieſe Scene hatte zwar das Abſcheuliche nicht, das ein Sclaven-Markt zu Barbados ſogar für einen Europäer haben könnte, dem die Vorurtheile der geſitteten Völker noch einige Ueberbleibſel des angebohrnen menſchlichen Gefühls gelaſſen hätten; allein ſie hatte doch genug, um eine Seele zu empören, die ſich gewöhnt hatte, in den Menſchen mehr die Schönheit ihrer Natur, als die Erniedrigung ihres Zuſtands; mehr das, was ſie nach gewiſſen Vorausſezun-

gen

Laßt euch's nicht reu'n
Verliebt zu ſeyn;
Denn holde Liebe macht Vergnügen. *b*)

„Die Märtyrer ſingen:

Die von Schmerzen Freude hoffen,
Müſſen ſich von Herzen freu'n. *c*)

„Die Bekenner:

Niemahls war ich ohne Liebe,
Werd' es nimmermehr auch ſeyn. *d*)

„Die unſchuldigen Kindlein:

Alſo geht es, wenn man liebt,
Und ſich treuer Lieb' ergiebt. *e*)

„Katharina, Agneſia, Cecilia, Margaretha und der ganze Haufen der ſeligen Jungfern erſcheint hierauf, von Magdalenen angeführt. Ihr Lied iſt:

Er:

b) Ne vos repentez mie
De loyaument amer:
Car de bien amer vient solas.

c) Cil doit bien joie mener,
Qui joie attent des mains qu'il sent.

d) Ie ne fui oncques sans amor,
Ne ja n'iere en ma vie.

e) Tout ainsi va
Qui d'amours vit et qui bien aime.

Erfreut geh' ich zu meinem Freunde. *f*)

„Die Wittwen, mit einem köstlichen Mantel geziert und das Haupt mit dem Zeichen ihrer Wittwenschaft (dem Schleier) bedeckt, singen bald leise, bald laut:

War mahl aus Liebe thörigt, ich;
Nun bin ich weis', es reuet mich. *g*)

„Die Eheweiber führen ihre Ehemänner bei der Hand, und singen:

So müssen Frau'n zu ihrem Freunde gehn. *h*)

„Die Frauen machen bei ihrem Eintritt, der Reihe nach, der Dame des Himmels einen Knix, mit den Worten: Ich grüße dich, Maria! — und Maria segnet sie mit der Hand. Dann verbeugen sie sich auch vor ihrem Sohne, der sie ermuntert, recht lustig und guter Dinge zu seyn.

„Sobald die ganze Gesellschaft beysammen ist, ruft Jesus dem heil. Peter, die Thüren zuzumachen, und ja keine Seele als gute Bekannte einzulassen. S. Peter erwiedert, die Thüren seyen bereits zugemacht, und eröffnet dann das Fest, indem er aus Leibeskräften ruft:

f) Renvoisiement m'en vois à mon ami.

g) Se j'ai amé folement,
Sage sui, si m'en repent.

h) Ensi doit Dame aler vers son ami.

All die ihr liebet, kommt herfür!
Die andern bleiben vor der Thür! i)

„Jetzt steht Jesus auf, und bittet, im Verlangen seine Gäste recht vergnügt zu sehen, seine Mutter, der ganzen Gesellschaft, für die er gestorben sey, die Honneurs zu machen. „Gern, lieber Sohn!“ erwiedert Maria, und steht auf, nimmt Magdalenen bei der Hand, geht mit ihr in die Mitte des Saals, und singt:

Verliebte Seelen allzumahl,
Wohlauf! beginnet nun den Ball! k)

„Sogleich laufen Engel, Jungfern, Märtyrer, Frauen, Patriarchen, Wittwen, unschuldige Kindlein, alle unter einander, und beginnen einen allgemeinen Tanz. Während dessen fliegen verschiedene Engel um die Ballgesellschaft her, und hauchen mit vollen Backen Wohlgerüche aus, indem die vier Evangelisten, in den vier Winkeln des Saals, auf dem Horn verschiedene lustige Stückchen blasen, die sie öfters mit dem Liedchen unterbrechen:

Ich hüte wohl den Park; wer nicht
Verliebt ist, hier kein Kränzchen flicht. l)

„Ends

i) Vos qui amez, traïez en ça;
En là, vos qui n'amez mie.

k) Tuit cil qui sont enamourez,
Viegnent dancer, li autres non.

l) Le gars le bois que nus n'enport
Chapel de flors, s'il n'aime.

„Endlich kann Jeſus dem allgemeinen Jubel nicht länger widerſtehen. Er ſpringt auf, und nimmt unſre liebe Frau bei der Hand, um es wie die andern zu machen. Maria ſchürzt ihren Rock auf, und ſie tanzen eins mit; worauf die eine ſingt:

Umarmet euch zum Preis der Liebe!
Umarmet euch! *m*)

und der andere:

Wer bin ich denn? Seht mich nur an!
Bin ich kein liebenswerther Mann? *n*)

„Alles im Saale ſtimmt jetzt im Kohr an:

Wie lacht mein ganzes Herz entzückt,
Wenns Euch erblickt! *o*)

„Jeſus läßt hierauf die Seelen, die man im Fegefeuer ſchreien hört, ſeiner Mutter zu Ehren, herbeyhohlen und Theil am Feſte nehmen.“ —

Da die Damen der Erde die Dienſte ihrer Ritter mit ihrer Huld, und oft mit ihrer Zärtlichkeit belohnten, ſo mußte auch wohl die Dame des Himmels die eifrigſten Verehrer ihrer Perſon und die wackerſten Streiter für ihren Ruhm, mit ihrer beſon-

dern

m) Embrassez-vous, de par amor,
Embrassez-vous.

n) Qui sui-je donc? Regardez moi;
Ne me doit-on pas bien amer?

o) Tous li cuer me rit de joie,
Quant je vous voi.

dern Gnade und Liebe beehren. Von dieſer, nur durch den Mönchsgeiſt verdickten, Galanterie geben die drei berühmten Heiligen, Bernard, Dominikus und Hermann (im 12ten und 13ten Jahrhundert) merkwürdige Beiſpiele.

Der heil. Bernard von Klairvaux hatte von Jugend an eine ungemeine Liebe für die Jungfrau Maria empfunden, (in beatam Virginem singulari flagrabat amore) ſie in vielen Reden und Liedern verherrlicht, und ihren Dienſt auf alle Art erhoben. Dafür erwies ſie ihm verſchiedene ausgezeichnete Gnaden, von denen folgende durch viele Zeugniſſe bekräftigt iſt.

„Als er am 13ten Mai 1152 in eine Kirche von Chatillon an der Seine getreten war, reichte ihm das darin befindliche Marienbild Jeſum mit den Worten dar: „Bernard, nimm meinen Knaben, den Erlöſer aller Welt!“ Bernard nahm Jeſum aus ihrer Hand. — Aber die Jungfrau bewies ihm ihre Gewogenheit durch ein noch größeres Wunder. „Bernard,“ ſprach ſie zu ihm, „thue deinen Mund auf!“ Bernard thät ſeinen Mund auf, und ſiehe! er empfing aus ihrer Bruſt drei Tropfen ihrer jungfräulichen Milch;*) worauf „der Sprecher der Mutter Gottes, der Profeſſor ihres Sohnes und der getreue

*) Von dieſem merkwürdigen Gnadenerweiſe, der Laktation der Jungfrau Maria, finde ich das erſte Beiſpiel an einem Biſchof von Chartres, Namens Fulbert, vom Jahr 1020. Er litt heftig an dem ſogenannten Heiligen

treue Bekenner der himmlischen Miliz," (wie Chryſoſtomus Henriquez ſich ausdrückt) mit Hülfe des heil. Geiſtes und der Gnade Mariä, ſehr viele Lobgeſänge auf die Dame des Himmels verfertigte." — Folgende Inſchrift an dem Marienbilde erzählte dieſe Begebenheit den frommen Beſuchern der Kirche bis in das vorige Jahrhundert:

Bernard, molt amé, mon Chappellain,
Preniez, recevez de ma main
Lá doux Sauveor du monde.

Noch huldreicher war ſie gegen den heil. Dominikus von Guzmann, den Einführer des Roſenkranzes*) und der Inquiſizion, dem, laut einer Kro-

liqen Feuer, als ein überaus ſchönes Fräulein mit einem großen Gefolge an ſein Bett trat, ihn den Mund öffnen hieß, und ihm mehrere Tropfen der allerheiligſten Milch aus ihrer Bruſt in den Mund und ins Geſicht ſprizte, worauf er gleich genaß, und die Tropfen von ſeinem Geſicht in ein feines Tuch wiſchte, welches in der Kirche von Chartres aufbewahrt und von Andächtigen verehrt wurde. — Dieſe Laktazion wurde während der Reliquienwuth ſehr häufig. Nach dem Blute Chriſti konnte auch nichts koſtbarer und heilſamer ſeyn als die Milch wovon er geſogen hatte. Oefters ſcheint indeſſen die Jungfrau durch die Laktazion ihrer Verehrer nur erklären zu wollen, daß ſie verdienten, Brüder ihres Sohnes zu ſeyn.

*) Roſarium, der große Roſenkranz, beſtand aus 15 mahl 10 Ave, zwiſchen je zehn und zehn ein Pater noſter.

Er

Kronik, „nächſt Gott dem Vater nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die Ehre und die Liebe der heil. Jungfrau, und den nichts mit ſo heftigen Seelenſchmerzen peinigte, als das gottloſe Gemüth und der ſchamloſe Mund der Ketzer.“

„Als

Er wurde dem heil. Dominikus von der Jungfrau, in einer Erſcheinung, als ein vorzüglich kräftiges Mittel zur Ausrottung der verruchten Albigenſer anempfohlen. Dominikus predigte daher ohne Unterlaß überall die Geheimniſſe des Roſenkranzes, der mit der Inquiſizion in Bekehrung und Vertilgung der Ketzer wetteiferte, und deſſen Verunglimpfung ſtets auf eine exemplariſche Art beſtraft wurde. — Ich führe hiervon nur ein Beyſpiel, von der gelinden Art, aus Theodor. Vita S. Dominici, an.

„Ein gewiſſer Biſchof hatte die Myſterien des Roſenkranzes Poſſen und Kunkelmährchen geſcholten. Aber ein Traum brachte ihn zur Vernunft zurück. Ihm träumte nemlich, er werde mit andern loſen Geſellen von einem groſen Waſſerſtrom verſchlungen, über dem der heil. Dominikus eine Brücke mit 150 Thürmen baut. — In dieſe Thürme wurde er mit ſeinen Geſellen herausgezogen, erwärmt, und dann in einen groſen Garten verſetzt, wo die Jungfrau Maria Kronen austheilte. Sie ruft ihn vor ſich, ſchilt ihn aus, und entläßt ihn dann mit der Ermahnung, künftig geſünder von ihrem Roſenkranz zu urtheilen. Aber, wie es zu gehen pflegt, dieſe Ermahnung war bald in den Wind geſchlagen. Da ſah ſich der Biſchof mit ſeinen Kameraden in einen Moraſt bis an die Naſe verſunken; und

ſiehe,

„Als Dominikus ſich eines Tages in einer Höhle unweit Toulouſe kaſteyte, erſchien ihm Maria von drey Hofdamen begleitet, deren jede fünfzig Jungfern hinter ſich hatte, — und ſprach zu ihm: „Mein Sohn, mein werther Schatz, du haſt durch Eingebung meines Kindes Jeſu ritterlich geſtritten wider die Feinde des chriſtlichen Glaubens und meiner Ehre. Ich komme dir zu Hülfe, weil du mich ſo ſehr angerufen haſt.“ — Dominikus fiel halbtodt vor Entzücken zur Erden, und konnte ihr nicht anders als mit matten Blicken antworten. Die drey Hofdamen hoben ihn auf, und Maria nahm ihn in ihren jungfräulichen Schoß, küßte ihn zärtlich, und ließ ihn an ihren Brüſten ſaugen.“

Aber den vorzüglichſten Liebeserweis erhielt von ihr wohl der heil. Hermann, der ſchon als ſiebenjähriger Knabe ihr ſo zugethan war, daß er an Feſttagen ſich von den Spielen ſeiner Mitſchüler fort in eine ihrer Kirchen zu ſtehlen pflegte, um ſie und ihren Sohn zu betrachten und mit ihnen ſein Brod und ſeine Aepfel zu theilen; wofür Maria ihm auch oft erlaubte, zu ihren Füßen mit ihrem Kinde zu ſpielen.

„Ins

ſiehe, die Mutter Gottes und Sankt Dominikus ließen eine große Kette mit 150 Knoten herab, und zogen ſie wohlbehalten und ſauber wieder heraus. Indem erwachte der Biſchof, und gelobte, von Stund an gegen den Roſenkranz alle geziemende Ehrfurcht zu haben.“

„Indem der heil. Hermann einsmahls in der Kirche betete, sah er plötzlich ein unaussprechlich schönes Fräulein, von zwey schönen Knappen begleitet, in königlicher Tracht daher kommen. Während er ganz erstaunt und außer sich über diese Erscheinung da stand, hörte er einen der Jünglinge zum andern sagen: „wem wollen wir dieses Fräulein verloben? — Wem anders als diesem Bruder hier?" antwortete der andere. — Hermann wurde sogleich gerufen, und trat sehr beschämt (sane pudibundus) heran. „Du mußt dich mit diesem Fräulein verloben!" sprach einer von ihren Begleitern. Hermann erwiederte ganz erschrocken und demüthig, er sey einer solchen Schönheit nicht würdig, und könne überdieß auch kein Bräutigam seyn. — Aber der Engel ergriff seine Rechte, legte sie in die Hand der allerheiligsten Jungfrau, und sprach dann: „ich übergebe dir, Hermann, diese Jungfrau, wie sie vor Zeiten dem Josef übergeben wurde, damit man sie deine Braut nenne, und du ihr Bräutigam und Josef geheißen werdest." — Der heil. Hermann pflegte diesen und andere besondere Liebeserweise der Jungfrau in dem traulichen Zirkel seiner Freunde oftmahls mit Vergnügen zu erzählen.

Schlüßlich will ich nur noch bemerken, daß, wenn die Legenden uns eine Person von gesundem Urtheil und rechtlicher Sinnesart aufstellen, dieß

keine

keine andere als die — des Teufels ist — und seyn kann, wie sich leicht ergiebt.

Nie, so lange der Mensch nur noch ein wenig Menschliches hat, kann in ihm alles Gefühl von Vernunft und Recht ausgetilgt werden. Beiden, der Vernunft und dem Recht, blieb nun auf Seiten der Heiligen, bei der unumschränkten Gnade, womit sie über Himmel und Erde walteten, kein Raum; sie hatten also keinen andern Zufluchtsort übrig als den Teufel. — Die Sache ist naif. Die Menschen fühlten nemlich unwillkührlich, daß die Gnade des Himmels nicht selten doch über alles was recht und billig war hinausging. Da sie indessen so sehr ihren Vortheil dabey fanden, so glaubten sie gern an diese ausschweifende Gnade, und — erleichterten jenes Menschheitsgefühl von Recht und Billigkeit in den Beschwerden des Teufels gegen Gottes Verfahren, oft auf eine so nachdrückliche Art, daß einem beinah um Gott, oder den Glauben der Menschen, bange wird. — Nur Eine Beweisstelle hierüber aus einer andächtigen Erzählung, dou pénérm qui se ch... par amor de S. Jaques.

„Oho!" spricht der Teufel zum heil. Jakob, da dieser einer in Todsünde abgefahrnen Seele wegen an die heil. Jungfrau appelliert, „es nimmt mich gar nicht Wunder, daß du an sie appellierst; du weißt wohl, daß du auf die Art den Proceß gewinnen wirst. Maria hat ja vom Morgen bis an

gen ſeyn könnten, als was ſie würklich waren, zu ſehen. Eine Menge von traurigen Vorſtellungen ſtieg in gedrängter Verwirrung bey dieſem Anblik in ihm auf; und in eben dem Augenblik, da ſein Herz von Mitleiden und Wehmuth zerfloß, brannte es von einem zürnenden Abſcheu vor den Menſchen, deſſen nur diejenigen fähig, welche die Menſchheit lieben. Er vergaß über dieſen Empfindungen ſeines eignen Unglüks, als ein Mann von edelm Anſehen, welcher ſchon bey Jahren zu ſeyn ſchien, im Vorübergehn ſeiner gewahr ward, ſtehen blieb, und ihn mit beſondrer Aufmerkſamkeit betrachtete. Wem gehört dieſer junge Leibeigene? fragte endlich der Mann einen von den Ciliciern, der neben ihm ſtand. Dem, der ihn von mir kaufen wird, verſezte dieſer. Was verſteht er für eine Kunſt? fuhr jener fort. Das wird er dir ſelbſt am beſten ſagen können, erwiederte der Cilicier. Der Mann wandte ſich alſo an den Agathon ſelbſt, und fragte ihn, ob er nicht ein Grieche ſey? ob er ſich nicht in Athen aufgehalten? und ob er in den Künſten der Muſen unterrichtet worden? Agathon bejahete dieſe Fragen: „Kannſt du den Homer leſen?„ Ich kann leſen; und ich meyne, daß ich den Homer empfinden könne. „Kennſt du die Schriften der Philoſophen?„ Nein, denn ich verſtehe ſie nicht. „Du gefällſt mir, junger Menſch! Wie hoch haltet ihr ihn, mein Freund? Er ſollte, wie die andern, durch den Herold ausgerufen werden, antwortete der Cilicier, aber für zwey Talente iſt er euer. Begleite

den Abend nichts anders zu thun als uns schlimme Händel zu machen, um, wo möglich, uns um alles zu betrügen. Wenn das so fortgeht, so wird fürwahr bald nicht Eine Seele mehr in der Hölle seyn. Man braucht ja nur ihr Bild zu grüßen, und gleich ist man selig. Vergebens beschwer' ich mich alle Tage bei Gott über diesen Unfug, und stelle ihm vor, wie unrecht es von ihm sey, sich so von seiner Mutter gängeln zu lassen; er hat keine Ohren, wenn von ihr die Rede ist, und läßt sie nach Herzenslust über seinen Himmel schalten und walten, ohne nur einmahl zu fragen, wen sie einläßt."

So wurde der Teufel der Repräsentant der Menschheit, der Rächer des Aberglaubens an der Vernunft, der Prediger der Zucht und Sittlichkeit gegen die orthodoxe Unmoralität und Ausgelassenheit; — und so erhalten wir, auf einem besondern Wege, einen Beweis von der ursprünglichen und nie ganz vertilgbaren Güte der menschlichen Natur, der um so eindringender seyn muß, da er keineswegs das Produkt der filosofierenden Vernunft ist, sondern frey und rein aus der vernünftigen Natur selbst hervorgeht.

L—r.

II.

Die Stimme vom Grabhügel.

Sonnett.

Dem Hrn. Senator Günther zu Hamburg geweiht.

Betrachtungsvoll irrt' ich in jenen Thalen,
Wo mühsam kaum ein Strahl von Sonnenlicht
Durch's Schattendach verschränkter Zweige bricht —
Im Sammelplatz von hohen Idealen.

Ich weilte traurig-ernst bey Todtenmahlen,
Wo Wahrheit laut zum Menschenherzen spricht,
Und unter Rosen und Vergißmeinnicht
Die Müden ruhen von des Lebens Qualen.

Theilnehmend rann die Thräne mild herab
Auf Deiner Gattin feyerlichen Hügel,
Und leise tönt's, wie Hauch von Zefyrs Flügel:

„Mein Staubgewand nur deckt dieß ferne Grab,
„Interessen, was das Leben überlebet,
„Mein freyer Geist um den Geliebten schwebet!" —

Marburg 1797.

K. W. Justi.

III.

Waren die Athenerinnen wirklich vom Theater ausgeſchloſſen?

Man findet dieſe Frage in einem Aufſatze des Merkurs vom vorigen Jahre *) weitläuftiger unterſucht, und aus allem, was ſich theils analogiſch aus dem Zuſtande der Frauen in Athen überhaupt ſchließen, theils aus unverdächtigen Zeugniſſen alter Schriftſteller vermuthen ließ, ſchien das deutliche Reſultat hervorzugehen, daß nie in Athen eine Frau als Zuſchauerin dramatiſcher Vorſtellungen das Theater betreten habe. Ich habe, ſeit ich jene Unterſuchung anſtellte, noch immer keine Stelle in den Alten finden können, die meiner Behauptung wirklich widerſpräche, ſo verjährt und herrſchend auch noch immer der Glaube ans Gegentheil ſeyn mag **).

Es

*) N. Teutſcher Merkur, 1796. St. 1. S. 23 ff.

**) So finde ich z. B. neuerlich auch in der fleißigen Abhandlung von Köhler über das Theaterweſen der Alten, die ſich in ſeinen ausgewählten Stücken der dramatiſchen Dichter der Römer befindet. S. 535. ausdrücklich die Behauptung des Kaſaubonus wiederholt, daß den Frauen der Zutritt zum Theater offen geweſen ſey. „Nur muſten ſie, ſetzt er hinzu, dem athenienſiſchen Nationalſtolze gemäß, ganz hinten ſitzen.“

Es kann indeß kaum fehlen, daß nicht die Vertheidiger der gegenseitigen Meinung hier und da auf eine Stelle stoßen sollten, die ihnen dem ersten Anblicke nach günstig scheint, und den Frauen des geistreichsten Volks im Alterthume wenigstens noch eine Hinterpforte offen läßt, durch welche sie sich zu diesem verbotenen Schauspiele einschleichen könnten. Eine solche Stelle hat vor kurzem auch der scharfsinnige Verfasser eines historischen und kritischen Versuchs über das klassische Alterthum *) gegen mich gültig zu machen gesucht. Da nicht zu zweifeln ist, daß dieß Werk, durch die Neuheit seiner Untersuchungen und durch die Anwendung der kritischen Filosofie auf Gegenstände des Alterthums, überall verdienten Beyfall finden werde: so darf ich die Antwort auf diesen Einwurf nicht schuldig bleiben, wenn ich nicht die Leser, die jene Stelle im Zusammenhang zu prüfen, nicht sogleich Zeit oder Gelegenheit haben, in neue Zweifel verwickeln lassen will.

Herr Schlegel kann sich nicht entschließen, die Athenerinnen, die er so gern zum Range gebildeter

 Frauen,

sitzen." Den Beweis hierzu muß natürlich das Fragment des Alexis beym Pollux IX. 44. liefern, dessen Unstatthaftigkeit jeder, der meine Erinnerungen darüber in meiner frühern Untersuchung mit Bedacht geprüft hat, gewiß zugestehen muß.

*) Die Griechen und Römer, von Fr. Schlegel. B. 1. S. 312 f.

Frauen, wie etwa die Platoniſche Diotima iſt, erheben möchte, von der erhabenen Schule attiſcher Bürger, vom Theater, auszuſchließen. Denn, ſetzt er in einer Anmerkung hinzu, der Vertheidiger der entgegengeſetzten Meinung nimmt auf eine wichtige Stelle beym Plato keine Rückſicht, aus welcher grade das Gegentheil folgt.

Die Stelle des Plato, von welcher hier die Rede iſt, befindet ſich im zweyten Buch von den Geſetzen *). Der Athenienſer, der hier mit dem Klinias und Megillus redend eingeführt wird, will beweiſen, daß das Vergnügen, welches die Bürger ſeines idealiſchen Staats bey den mancherley Schauſpielen empfinden würden, noch immer nicht als Maaßſtab ihrer wahren Zweckmäßigkeit und äſthetiſchen Vollkommenheit angeſehen werden könne. Denn, — dieß iſt der Grund womit er die Unzulänglichkeit eines ſolchen Maaßſtabes beweiſt, — ein jeder aus der Menge der Zuſchauer würde nur allein der Gattung den Preis zuerkennen, die ſeinen Neigungen und Wünſchen die angemeſſenſte iſt, ohne ſein Urtheil durch höhere äſthetiſche Forderungen einſchränken und beſtimmen zu laſſen. Hieruber erklärt ſich nun der weiſe Ungenannte aus Athen dem weſentlichen Inhalte nach folgendermaßen:

„Geſetzt, daß jemand Wettkämpfe veranſtaltete, ohne die Gattung, ob ſie in Wagenrennen, oder „in

*) de Legg. II. p. 658. A. oder T. VIII. p. 69. 70. Edit. Bip.

„in gymnaſtiſchen, oder in muſikaliſchen Kämpfen „beſtehen ſollten, genauer zu beſtimmen, und daß „er überhaupt bekannt machte, daß der den Preis „erhalten ſolle, der den Zuſchauern durch ſeinen „Kampf das gröſte Vergnügen verſchafft habe: was „meint ihr, dürfte wohl die Folge dieſer Bekannt„machung ſeyn? Natürlich würde der Eine epiſche „Lieder abſingen, wie die Homeriſchen Rhapſoden, „ein Anderer die Lyra mit ſeinem Geſange begleis„ten, ein Dritter ein Luſtſpiel, und noch ein An„derer ein Trauerſpiel recitiren. Ja es ſollte mich „gar nicht wundern, wenn ſich auch ein Gaukler „dabey einfände und durch ſeine Künſte den Preis „zu erwerben ſuchte. Denken wir uns hierzu noch „eine Menge anderer Künſtler und Virtuoſen, wem „unter ihnen gebührt nun wohl der Preis? Gewiß, „auf eine ſo unbeſtimmte Frage läßt ſich kaum im „Allgemeinen eine vernünftige Antwort geben. Aber „ſo viel ließe ſich doch behaupten: beruhte die Ent„ſcheidung bloß auf den kleinen Kindern, ſo müßte „der Gaukelſpieler den Preis erhalten. Die ſchon „etwas erwachſenen Knaben hielten es mit dem „Luſtſpiele. Die gebildeten Frauen *), die

 „Jüng

*) Im Griechiſchen *αἱ πεπαιδευμέναι τῶν γυναικῶν*. Man könnte dieß nach einer bekannten Stelle in Xenofons Oecon. c. 3. p. 17. ed. Bach. von ſolchen Frauen in Athen erklären, die ſich durch ihre Männer ſelbſt etwas von der Bildung mittheilen ließen, in deren Beſitz ſonſt nur die Hetären waren. Und dann würde ſelbſt dieſe Stelle für

„Jünglinge und das Volk überhaupt entſchiede ſich „fürs Trauerſpiel. Wir Alte würden denn für den „Rhapſoden ſtimmen. Wer hätte nun Recht?“

So weit Plato. Und nun frage ich: ſpricht Plato in dieſer Stelle überhaupt von Athen, oder nur von ſeinem idealiſirten Staate? Spricht er, wenn er auch Athen dabey im Sinn gehabt hätte, von einer wirklich beſtehenden Sitte, oder ſpricht er nur hypothetiſch? Wer möchte wohl auf eine ſolche Stelle ſeine Ueberzeugung von einer Sitte gründen, der alles übrige im ganzen griechiſchen Alterthume gradezu widerſpricht?

Eine Stelle die zu viel beweiſt, beweiſt nichts. Dieß iſt hier wirklich der Fall. Denn ſollen die Frauen durch ſie Erlaubniß erhalten, den theatraliſchen Vorſtellungen beywohnen zu dürfen: ſo dürfen wir auch die kleinen Kinder und Knaben nicht davon ausſchließen, durch welche Plato den Gauklern und Poſſenſpielern den Preis der angenehmſten Unterhaltung ertheilen läßt. Nun iſt es aber eine ausgemachte Sache, daß vor Anfang des 18ten Jahr-

die allgemeinere Bildung der Athenerinnen grade ſehr bedenklich ſeyn. Allein ich bin viel geneigter zu glauben, daß Plato die in ſeiner Republik mit aller männlichen Kultur veredelten Frauen (S. die Stellen in Morgenſterns Commentat. p. 221 ff. wo überhaupt der Zuſtand der atheniſchen Frauen ſehr richtig mit Plato's Dichtungen verglichen iſt) darunter verſtanden habe.

Jahres kein junger Athenienſer das Theater beſuchen durfte. Dann erſt wurde er feierlich unter die Eſeben aufgenommen; von da an konnte er die Theater bey Volksverſammlungen und alſo auch bey theatraliſchen Vorſtellungen beſuchen*); von da an fand er im Theater ſeinen eigenen Platz, den Pollux ausdrücklich den Sitz der Eſeben nennt**). Denn das Beyſpiel der römiſchen Theater, wo wir allerdings nach einer Stelle des Plautus auch Mütter und Ammen mit weinenden Kindern anzunehmen berechtigt ſind***), wird höffentlich niemand als einen Beweis anſehen, daß dieß Unweſen auch ſchon in Athen geduldet worden ſey. Die Römer empfingen ihre dramatiſchen Vorſtellungen und Theatereinrichtungen über Kampanien und Großgriechenland †), wo Weichlichkeit und Pythagoreismus

*) Τὰς ἐκκλησίας παρεκάθηντο heißt es von den Eſeben beym Filoſtratus in Vit. Sophiſt. II, 1. p. 550. Nun wurden aber die Volksverſammlungen, einen einzigen Fall ausgenommen, alle im Theater gehalten. Man vergleiche über die Eſeben, was ich ſo vollſtändig als mir möglich war darüber geſammelt habe, in meiner Abhandlung de originibus tirocinii apud Romanos p. 13. 14.

**) Τὸ ἐξέδριον Poll. IV, 122. vergl. Vitruv überſetzt von Rode Th. 1. S. 276.

***) Man vergl. den für die römiſche Theaterpolizey merkwürdigen Prolog zum Pönulus, beſonders V. 28-35.

†) Deutliche Spuren hiervon ſiehe beym Valerius Maximus II, 4. 6. Hieraus laſſen ſich, beyläufig zu erinnern,

alle

auf ganz verſchiedenen Wegen doch einerley Wirkung hervorgebracht, und den Weibern eine weit freiere und unbeſchränktere Theilnehmung an öffentlichen Verhandlungen und Vergnügungen zugeſtanden hatten.

Ueberhaupt, ich muß es hier noch einmal wiederholen, widerſtrebt der öffentliche Theaterbeſuch ſo ſehr aller in Athen geſetzmäßig beſtehenden Sittſamkeit und Eingezogenheit ehrbarer Bürgerinnen, daß eine Athenerin unter den Männern im Theater ſitzen zu ſehen, durch[illegible] für ein öffentliches Aergerniß und eine unverzeihliche Schamloſigkeit gegolten haben müßte *). Die Achtung gegen ehrbare Bürgerinnen ging ſo weit, daß man es für nicht viel weniger als eine Brutalität hielt, in ihrer Gegenwart nur ein unanſtändiges Wort, nur eine

Zweyſ

alle Abweichungen der römiſchen Schaubühne von den atheniſch-griechiſchen Theater-Sitten erklären. Klagt doch ſchon Plato de Legg. II. p. 72. Bip. über den Σικελικος και Ιταλικος νόμος, der in Athen ſelbſt die ſtrenge Theaterzucht aufgehoben habe.

*) „Wähltеſt du dir nicht, ſagt Sokrates zum Kritobulus beym Xenofon Oecon. c. 3. p. 16. am liebſten die zur Frau, die am wenigſten geſehn und gehört hätte? ἐλάχιστα ἑωρακυῖαν καὶ ἀκηκουῖαν. Aber was war nicht alles auf der attiſchen Bühne zu ſehen und zu hören?

Zweydeutigkeit auszusprechen *). Wie hätten sich nun die Komödien des Aristofanes, oder die muthwilligen Aeußerungen in den satyrischen Dramen mit den allgemein herrschenden Begriffen von Ehrbarkeit vertragen können? Nirgends auf öffentlichen Plätzen zu erscheinen **), war die erste und heiligste Sittenvorschrift atheniſcher Frauen und Mädchen; und darum hatte auch schon Solon die Frauen, die sich öffentlich zeigten, so strengen Gesetzen unterworfen, und eigene Sitten- und Keuschheitsrichter für die Weiber wo nicht zuerst gestiftet, doch gut geheißen ***). Und bey einer solchen Verfaſ-

*) Der alte Chremes schämt sich in Gegenwart seiner Frau, nur das Wort Hetaire auszusprechen. Pudet dicere hac praesente verbum turpe, beym Terenz Heautont. V, 4. 19. nach dem Menander. Demosthenes führt es als einen besondern Frevel des Midias an, daß er vor ehrbaren Frauen schändliche Worte ausgestoßen habe. Adv. Mid. c. 23. p. 43. Spalc.

**) μὴ ἰυραυλεῖν.

***) Nur durch eine kritische Prüfung der Stellen, wo dieser besondern Sittenrichter gedacht wird, die mit ihrem eigenen Nahmen γυναικονόμοι hießen, läßt sich etwas bestimmtes über die Kultur, die Rechte und Pflichten der Athenerinnen herausbringen. Die Kollektaneen dazu giebt Meursius Lect. Attic. II, 5. und S. Petit Legg. Att. VI, 4. p. 566. Wessel. Nur dieß will ich hier anmerken, daß Aristoteles Polit. IV, 15. diese Magistratur als aristokratisch angiebt, weil sie den Weibern auszugehn verbiete.

mich mit ihm in mein Haus, erwiederte der Alte, du sollst zwey Talente haben, und der Sclave ist mein. Dein Geld muß dir sehr beschwerlich seyn, sagte Agathon; woher weist du, daß ich dir für zwey Talente nüzlich seyn werde? Wenn du es nicht wärest, versezte der Käufer, so bin ich unbesorgt, unter den Damen von Smyrna zwanzig für eine zu finden, die mir auf deine bloße Mine hin wieder zwey Talente für dich geben. Und mit diesen Worten befahl er dem Agathon, ihm in sein Haus zu folgen.

faſſung ſollte den Weibern der Beſuch des Theaters frey geſtanden haben? Vielleicht ſcheint dieſer Widerſpruch nur mir ſo auffallend, weil ich ſchon lange die dramatiſchen Dichter und Dichterfragmente der Attiſchen Bühne mit der Ueberzeugung geleſen habe: dieß hörten damals nur die Männer; und weil ich mir eben dadurch ſo manche Härte, ſo manche Kraftfraſe, die nur bloß unter Männern gedacht und geſprochen werden konnte, zu erklären ſuchte. Aber leugnen kann ich es nicht, daß ich mirs nicht recht zu erklären weiß, wie ein Kenner, der tiefer in den Geiſt des attiſchen Alterthums eingedrungen iſt, der entgegengeſetzten Meinung noch immer öffentlich beypflichten kann.

Man erlaube mir, um der Verwandtſchaft des Inhaltes willen, noch folgendes hinzuzuſetzen. Die Begriffe über die Eingezogenheit ehrbarer Frauen und ihrer Entfernung von allem, was einer öffentlichen Repräſentazion auch nur von ferne ähnlich ſehen konnte, waren ſo ſtreng, daß es nicht einmal den bildenden Künſten geſtattet war, ſie an einem öffentlichen Orte auch nur im Bildniſſe aufzuſtellen. Wenn die Athener der heldenmüthigen Leäna ein öffentliches Denkmal ſetzen wollen, ſo bildet ſie Tiſikrates als eine wirkliche Löwin ohne Zunge, Kalamis als Venus in Marmor *). Der Mahler Polygnotus

*) S. Plinius XXXIV, 8. ſ. 19, 12. mit Hardouins Anm. Pauſanias I, 23. p. 85. Fac. Freilich war ſie auch eine

gnotus will ſeine geliebte Elpinike, die Tochter des großen Miltiades und Schweſter Kimons, auch durch ein öffentliches Gemälde verewigen. Er weiß ſich nicht anders zu helfen, als daß er der Trojanerin Laodike in einem Gemälde, das die Eroberung Troja's vorſtellte und in der Pökile zu ſehen war, die Portraitähnlichkeit dieſer Elpinike giebt *). So durfte ſich die Weiblichkeit ſelbſt im Bildniſſe nur unter dem Nahmen einer Göttin oder Heroine ausſtellen!

Böttiger.

IV.

Wintergemählde.

Nicht mehr rieſelt das Weidenblatt vom welken
Aſte nieder zu ältern Todten, daß der
ſcheue Vogel erſchrickt, und zu des Hügels
Tannen ſich flüchtet.

Ach!

eine Hetaire. Aber dieß war nicht die Urſache, warum ſie nicht unter ihrem Nahmen eine Portraitſtatue erhielt.

*) S. Plutarch in vit. Cimon. c. 4. T. III. p. 249. Hutten. vergl. Leſſing's Leben des Sophocles, S. 103.

Ach! der Wälder ſmaragdne Zierde modert
unterm Leichengewand des Schnees. Wo einſt
Purpurblüthen, dann Früchte winkten, ſtarren
Zapfen von Eiſe.

Auf beſchneieter Pappelweiden Gipfel
wiegt ſich, müde vom langen irren Flug, der
hungerkrächzende Rabe, klagt ſein Leid dem
öden Gefilde.

Wo im ſterbenden Grün ich jüngſt noch goldne
Dämmerſtunden verträumte, Sorgenfreiſtatt,
die kein Späherblick je erſpähte, wilde
einſame Laube!

Wie ſo leicht, wie entſchleiert blickt hervor dein
Heiligthum, wo am ſtillen Raſenaltar
überirdiſche Viſionen meine
Sinnen durchſtralten. —

Herriſch ſteht der Tyranne Hiems, drohend
mit kriſtallenem Zepter, überm Erdball,
ſchreitet donnernd einher auf diamantnem
Rücken der Ströme.

Mönus, ſchlummernd auf umgeſtürzter Urne,
ſtrebt umſonſt zu erwachen, ſchüttelt aus dem
greiſen Barte das Schneegeſtöber, ſinkt dann
tiefer in Schlummer.

Todesähnliche Schlafſucht der Naturen
ruht mit bleierner Laſt auf ihres ew'gen
Triebwerks Rädern; der Erd' organ'ſches Leben
Ringt mit Erſtarrung. —

Welch ein freudeberaubtes ödes Daſeyn!
Welch allmähliches Stocken aller Pulſe!
Ha! ich kenne dieß Bild von meines Lebens
Kommenden Winter!

Wie hier Boreas überm Leichenſchleier
vormals blumiger Fluren kalt hinathmet,
wird Vergeſſenheit um mein Grab die grauen
Fittige dehnen.

Sind einſt meine Gefährten, du, Eliſe!
Und, o redliche Freund'! auch ihr entſchlummert,
klagt kein Seufzer mir nach, wird meinen Staub kein
Thränchen bethauen.

Buri.

V.

Probe des Hindugesetzbuchs oder Verordnungen des Menu*).

Aus dem 12ten Kapitel.

Ueber die Seelenwanderung.

34. Ich will nun kürzlich und nach der Reihe die Umwandlungen vortragen, die einer Seele, vermöge

*) Von diesem äusserst interessanten Werke, dem wahren Schwanengesang des großen W. Jones, welches kurz vor seinem Tode noch in Kalkutta heraus kam, hat ein in London sich aufhaltender teutscher Gelehrter, Herr Hüttner, eine Uebersetzung veranstaltet. Das Werk selbst wird im Verlage des Industriekomtoirs in Weimar zu Ostern erscheinen, und durch seinen eignen Inhalt sowohl, da wir hier zum erstenmal aus dem ächten Sanskrit den zweyten Satz der Braminen, und dadurch über hundert Dunkelheiten, die vorher niemand aufzuklären vermochte, befriedigende Aufschlüsse erhalten; als auch durch den gelehrten und sachreichen Kommentar des Uebersetzers, dessen glückliche Lage in London ein solches Unternehmen allein möglich machte, ein ganz neues, früheren Uebersetzungen ähnlicher Werke (z. B. dem Gesetzbuche der Gentoos, das Raspe bey Wohn, Hamburg 1778. herausgegeben hat) abgehendes

In-

möge jeder von ihren Eigenschaften, in diesem Weltall bevorstehen.

40. Seelen mit Güte begabt, werden allezeit in einen Zustand der Gottheit versetzt. Diejenigen, welche mit ehrsüchtigen Leidenschaften erfüllt sind, kommen in menschliche Naturen, und die, welche in Dunkelheit gehüllt sind, in einen Zustand der Thiere. Dieß ist die dreyfache Ordnung der Seelenwanderung.

41. Jede dieser drey Umwänderungen, welche mit den verschiedenen Eigenschaften im Verhältniß steht, muß wiederum aus drey verschiedenen Gesichtspunkten als die niedrigste, mittlere und höchste, nach der dreyfachen Verschiedenheit der Handlungen und Kenntnisse, betrachtet werden.

42.

Interesse zu geben. Religions-Sitten- und Naturgeschichte des Orients erhalten dadurch so viele Aufschlüsse, daß wir die Leser des Merkurs schon jetzt durch folgende, uns gütig mitgetheilte Probe der Hüttnerschen Bearbeitung auf diese neue Bereicherung unserer Völker- und Naturkunde aufmerksam zu machen nicht unterlassen können. Uebrigens bemerken wir nur noch, daß wir die Anmerkungen nur zu den ersten Abschnitten liefern, weil sie alle abdrucken zu lassen, hier zu viel Raum eingenommen haben würde. Aber schon diese Probe wird hinlänglich seyn zu beweisen, wie viel Belehrung die Leser hier zu erwarten haben.

B.

42. Subſtanzen aus dem Pflanzen- und Steinreiche, Würmer, Inſekten und Ungeziefer, theils klein, theils von Mittelgröße, Fiſche, Schlangen, Schildkröten, Vieh, Schakalls, ſind die niedrigſten Formen, zu welchen die erſtere Eigenſchaft führt.

43. Elefanten, Pferde, Leute aus der dienenden Klaſſe und verächtliche Mlech'has oder Barbaren,*) Löwen, Tiger und Eber, ſind die mittleren Verhältniſſe, welche man vermöge der finſtern Eigenſchaft zu erwarten hat.

44. Tänzer und Sänger, Vögel und betrügeriſche Leute, Rieſen und blutdurſtige Barbaren ſind die höchſten Zuſtände, welche die finſtere Eigenſchaft erreichen kann.

45. I'hallas oder Klopffechter,**) Mallas oder Fauſtſchläger und Ringer, Natas oder Schauſpieler, die,

*) Eine Kaſte, deren Mundart platt iſt, und die pöbelhaft ſpricht, alſo βαρβαροφωνοι. Maurice Hiſt. Hind. p. 76. erklärt es durch Ungläubige, die nicht an den Brahma glauben.

**) I'Halla war der Stammvater einer verworfenen Chatriya-Kaſte, von welchem die Klopffechter abſtammen ſollen, die bey den Hindus ungefähr eben ſo ſchlecht angeſehn ſind, als die Athleten der Griechen in den Zeiten Galens und Lucians. Eine andere Kaſte der Art ſind die Mallas oder Boxer. Nata war der Sohn eines ausgeſtoßenen Chatriya (S. oben X, 22.); von ihm ſtammen alle Baladins, Poſſenreißer und was die Griechen θαυματοποιοι nennen, her.

die, welche den Gebrauch der Gewehre lehren, und die, welche dem Spiele und Trunke ergeben sind, sind die niedrigsten der aus leidenschaftlicher Eigenschaft entstehenden Formen.

46. Könige, Männer aus dem Wehrstande, königliche Hauspriester und Männer, die in der Kunst gelehrter Kämpfe erfahren sind, dies sind die mittleren Verhältnisse in welche leidenschaftliche Stimmung versetzt.

47. Gandharves*), oder Tonkünstler der Luft, Guhyaces und Yacshas, oder Diener und Gesellschafter des Cuvera, Genien, welche die Obergötter bedienen, zum Beyspiel die Vidyadharas und andere, und verschiedene Gesellschaften von Apsaraſes oder Nymfen, sind die höchsten derjenigen Formen, welche leidenschaftliche Seelen annehmen können.

48. Einsiedler, religiöse Bettler, andere Brahminen, die Klassen von Halbgöttern, welche in Luftwagen herumschweben, Genien der Zeichen des Thierkreises und der Mondwohnungen, und Daityas**), oder die Kinder des Diti, sind die niedrige

 sten

*) Gandharves d. h. Tonkünstler der Luft (vergl. III, 196.) sind Mittelgottheiten in der Hindu-Mythologie. Der zweyte Upaveda, eine der 18 heiligen Sastras, heißt Gandharva, und handelt von der Musik. S. Asiatic Researches T. I. p. 340.

**) Dieß sind die Kretinen der Hindus, mit denen Siva stritt, und zu welchem Behufe er vom Brahma feurige Pfeile

ſten Lagen, in welche die Eigenſchaft der Güte Seelen verſetzt.

49. Opferer, heilige Weiſen, Gottheiten des niedern Himmels, Genien der Vedas, Beherrſcher von Sternen, welche nicht in den Pfaden der Sonne und des Mondes ſind, Jahrgottheiten, Pitris oder Erzeuger des Menſchengeſchlechts und die Halbgötter, welche Sadhyas genannt werden, ſind die mittlern Formen, mit welchen die gute Eigenſchaft alle diejenigen bekleidet, welche dieſelbe nur in geringem Grade beſitzen.

50. Brahma mit vier Antlitzen, Schöpfer der Welten unter ihm, zum Beyſpiel Marichi und andere, der Genius der Tugend, die Gottheiten, welche über (die beyden Prinzipe der Natur in der Filoſofie des Kapila) Mahat oder die Mächtigen, und über Avyacta, oder die Unbemerkten, herrſchen, ſind die höchſten Stufen, auf welche Seelen durch die gute Eigenſchaft erhöhet werden können.

51. Dieſes dreyfache Syſtem der Seelenwanderungen, in welchem jede Klaſſe, nach den drey verſchiedenen Handlungsarten, drey Stufenleitern hat, und welches alle belebte Weſen in ſich faßt, iſt auch hier ausführlich offenbart worden.

52.

Pfeile erhielt. S. Asiat. Res. T. 1. p. 248. Holwel nennt ſie Dewtahs, wie auch Ith zum Ezur-Vedam. Wilkins zu Hitopades S. 54 ſchreibt devatas.

52. Solchem nach nehmen auch ruchlose Leute, welche sinnlichen Genüssen nachhängen, ihre Pflichten verabsäumen und heilige Aussöhnungen nicht kennen, die abscheulichsten Formen an.

53. Ich will nun auch genau und nach der Reihe lehren, welche Sünden ein Lebensgeist begangen haben muß, um in diesen oder jenen Körper hienieden versetzt zu werden.

54. Wenn Sünder des ersten Grades durch gräßliche Oerter der Qual viele Jahre lang hindurchgegangen sind, so werden sie am Ende dieser Zeit, um alle Ueberreste ihrer Sünden zu tilgen, zu den folgenden Geburten verurtheilt.

55. Der Mörder eines Brahminen muß, nach den verschiedenen Umständen seines Verbrechens, den Körper eines Hundes, Ebers, Esels, Kameels, Stiers, einer Ziege, eines Schafs, Hirsches, Vogels, eines Chandala, oder Puccasa*) bewohnen.

*) Chandala, Sohn eines Sudra von Frauen der andern Klassen. Er gehört zu den 3 niedrigsten Klassen des Menschengeschlechts (d. h. der Hindus). Diese Klasse muß ausser der Stadt wohnen, die Todten hinaus tragen, sich bloß in die Gewänder der Todten kleiden, die Verbrecher hinrichten, und ein besonderes Abzeichen tragen, damit sie gleich erkannt werde. Vergl. IV, 79. VIII, 373. X, 12. 16. An der Küste von Malabar heißen sie Parriars, und was mir selbst Reisende davon erzählt

Agathon.

Zweytes Buch.

Erstes Capitel.

Wer der Käufer des Agathon geweſen.

Der Mann, der ſich für zwey Talente das Recht erworben hatte, den Agathon als ſeinen Leibeignen zu behandeln, war einer von den merkwürdigen Leuten, die unter dem Namen der Sophiſten in den griechiſchen Städten umherzogen, ſich der edelſten und reichſten Jünglinge bemächtigten, und durch die Annehmlichkeiten ihres Umgangs und die prächtigen Verſprechungen, ihre Freunde zu vollkommnen Rednern, Staatsmännern und Feldherren zu machen, das Geheimniß gefunden hatten, welches die Alchymiſten bis auf den heutigen Tag vergeblich geſucht haben. Sie wurden von aller Welt mit dem ehrenvollen Namen der Sophiſten oder Weiſen benennt; allein die Weisheit, von der ſie Profeſſion machten, war von der Socratiſchen, die

56. Wenn ein Prieſter erhitzende Getränke genoſſen hat, ſo ſoll er die Geſtalt eines gröſſern oder kleinern Wurms oder Inſekts, einer Motte, einer Fliege, welche ſich von Unrath nährt, oder eines Raubthiers, annehmen müſſen.

57. Wer einem Prieſter Gold ſtiehlt, ſoll tauſendmal in die Körper von Spinnen, Schlangen und Chämaleons, Krokodilen und andern Waſſerungeheuern oder von ſchadenfrohen blutdürſtigen Dämonen fahren.

58. Wer das Bett ſeines natürlichen oder geiſtlichen Vaters verletzt, wandert hundertmal in die Formen von Gräſern, vielſtänglichten Stauden, hinauflaufenden ſich anklammenden Pflanzen, von

erzählt haben, wäre unglaublich, wenn es nicht auf übereinſtimmenden Ausſagen beruhte. Jeder aus ſeiner Klaſſe oft wegen unbedeutender Vergehungen Ausgeſtoßene, muß entweder im Elend eines Chandala ſchmachten, oder ein Chriſt werden, welches in den Augen der Hindu gleichbedeutend iſt, und den Werth der Chriſtenbekehrungen in jenen Ländern erklärt. Man vergl. die merkwürdige Stelle bey La Croze T. II. p. 296. Ihre Berührung verunreinigt. Man wirft ihnen das Eſſen von weitem zu, und ſie müſſen ſogar, wie Roger ſagt S. 13. ihren eigenen Brunnen haben, den ſie mit Thierknochen umlegen, damit jeder andere Hindu davor fliehen könne.

Puccasa iſt eine Kaſte, deren Stammvater der Sohn eines Niſhada und einer Sudra war. Sie ſind Schlangen und Eidechſenfänger und äuſſerſt verachtet.

von Geyern und andern fleischfressenden Geflügeln, von Löwen und andern Thieren mit scharfen Zähnen, oder von Tigern und andern grausamen Bestien.

59. Diejenigen, welche empfindenden Wesen schaden, werden als Katzen und andere rohe Fleischfresser geboren; die, welche verbotene Sachen kosten, als Maden oder kleine Fliegen; die, welche gemeine Sachen stehlen, als Fresser ihrer Gattung; die, welche verworfene Weiber umarmen, werden rastlose Geister.

60. Wer mit herabgesetzten Männern umgegangen, mit der Frau eines andern strafbar verbunden gewesen ist, oder einem Priester gemeine Sachen entwendet hat, soll in einen Geist, Bramaracchasa genannt, verwandelt werden.

61. Ein Verbrecher, welcher aus Habsucht Rubinen oder andere Edelsteine, Perlen, Korallen, oder Kostbarkeiten, von welchen es viele Gattungen giebt, gestohlen hat, soll im Stamme der Goldschmiede oder unter Vögeln gebohren werden, die man Hémacáras oder Goldmacher nennt.

62. Wer ungedroschenes Getraide stiehlt, soll als Ratte gebohren werden; ein Dieb des gelben vermischten Metalls, als Gänserich; ein Wasserdieb, als Plava oder Untertaucher; ein Honigdieb, als große Stechmücke; ein Milchdieb, als Krähe; ein Dieb ausgepreßten Saftes, als Hund; ein Dieb gereinigter Butter, als ein Ichneumon Wiesel.

63. Ein Fleiſchdieb, als Geyer; einer, der irgend eine Art Fett ſtiehlt, als ein Waſſervogel Madgu; ein Oeldieb, als Schabe oder als ein öltrinkender Käfer; ein Salzdieb, als Heuſchrecke oder Heimchen; ein Mattendieb, als der Vogel Valaca.

64. Ein Dieb ſeidner Zeuge, als der Vogel Titriri; ein Dieb gewebten Flachſes, als Froſch; ein Dieb baumwollenen Zeuges, als der Waſſervogel Erauncha; ein Kuhdieb, als die Eydexe Godlia; ein Dieb des Zuckerſatzes, als der Vogel Vaggudà.

65. Ein Dieb köſtlicher Salben, als Muskusratte; ein Dieb von Gartenkräutern, als Pfau; ein Dieb irgend einer Gattung gedroſchenen Getraides, als Stachelſchwein; ein Dieb ungedroſchenen Getraides, als Ygel.

66. Ein Feuerdieb, als der Vogel Raca; der Dieb eines Hausgeräths, als Ichneumon Fliege; ein Dieb gefärbten Zeuges, als der Vogel Churocà.

67. Der Dieb eines Tannhirſches oder eines Elefanten ſoll als Wolf gebohren werden; ein Pferdedieb als Tyger; ein Wurzel- oder Obſtdieb als Affe; ein Frauendieb als Bär; wer das Waſſer aus einem Kruge ſtiehlt, als der Vogel Chataca; ein Wagendieb als ein Kameel; wer kleines Vieh ſtiehlt, als Ziege.

68. Wer eines andern Hab und Gut vorſetzlicherweiſe wegnimmt, oder heilige Kuchen ißt, die man nicht zuvor bey einer feyerlichen Ceremonie

einer

einer Gottheit dargebracht hat, ſinkt unausbleiblich in den Zuſtand eines Thieres.

69. Frauen, welche dergleichen Diebſtähle begehen, beflecken ſich auf die nemliche Weiſe, und ſollen mit den benannten männlichen Thieren, in der Geſtalt der Weibchen derſelben, gebohren werden.

70. Wenn eine der vier Klaſſen ohne dringende Nothwendigkeit die Erfüllung der ihr zukommenden Pflichten unterläßt, ſo ſoll ſie in ſündliche Körper eingehen und Sklavin ihrer Feinde werden.

71. Wenn ein Brahmin ſeine Pflicht nicht thut, ſo ſoll er in einen Dämon, genannt Ulcamucha, oder einem Feuerbrand ähnlichen Mund, welcher Ausgeſpieenes auffrißt, verwandelt werden; thut ſie ein Cshatriga nicht, in einen Dämon Cataputana genannt, welcher ſich von Koth und Aas nährt.

72. Unterläßt ſie ein Vaisya, ſo ſoll er in ein übles Weſen, Maitracshajyotica genannt, welches faulende Aeßer ißt, verwandelt werden, und ein Sudra, welcher ſeinen Beruf verſäumt, wird ein ſcheußlicher bekörperter Geiſt, Chailasaca genannt, welcher ſich von Läuſen nährt.

73. Lebensſeelen, welche der Sinnlichkeit ergeben ſind, ſollen in ihren künftigen Körpern noch feiner und ſchärfer durch ihre Sinne empfinden, und zwar in dem nemlichen Grade, in welchem ſie ſich

verbotenen Ergötzungen ergeben hatten, damit ſie verhältnißmäßige Schmerzen ausſtehen mögen.

74. Und ſie ſollen wegen ihrer Thorheit, ſo oft ſie ihre ſträflichen Handlungen wiederholen, zu immer heftigern Schmerzen in Geſtalten verurtheilt werden, welche auf dieſer Erde verächtlich ſind.

75. Zuerſt ſollen ſie im Tamisra, oder in äußerſter Dunkelheit, und in andern Wohnungen des Schreckens, im Asipatravana, oder im Schwerdblätter-Walde, und in verſchiedenen Oertern, wo Feſtzuſammenſchnieren und Aufreißen iſt, eine Empfindung der Todesart haben.

76. Mannigfaltige Qualen warten ihrer: ſie ſollen von Raben und Eulen verſtümmelt werden, und ſiedendheiße Kuchen verſchlucken, über glühenden Sand gehen, und die nemlichen Martern empfinden, als ob ſie wie Töpferwaare im Ofen gebrannt würden.

77. Sie ſollen die Formen beſtändig elender Thiere annehmen, wechſelsweiſe von äußerſter Kälte und Hitze geplagt, und mit verſchiedenartigen Schrecken umringt werden.

78. Sie ſollen mehr als Einmal in verſchiedenen Mutterleibern liegen, und nach martervollen Geburthen zu ſtrenger Gefangenſchaft und zu ſklaviſcher Bedienung bey Geſchöpfen, die ihnen gleich ſind, verurtheilt werden.

79. Dann ſollen Trennungen von Verwandten und Freunden, gezwungener Aufenthalt bey den Gottloſen, mühſamer Gewinn und zu Grunde richtender Geldverluſt und kaum gemachte Freundſchaften von endlichen Feindſchaften verdrängt, folgen.

80. Ferner, Alter ohne Unterſtützung, Krankheiten mit Gewiſſensbiſſen und unzähligen Martern verknüpft, und zuletzt unvermeidlicher Tod.

VI.

Jakob Bryant's
Beweis der Nicht-Exiſtenz
des alten Troja *).

Schon im Alterthum war von dem alten Troja keine Spur zu finden, kein Dekmal davon zu erblicken. Lukan ſagt uns, daß die Römer, welche unter dem Cäſar Troas beſuchten und die ganze Gegend unterſuchten, nicht das geringſte Merkmal ſeines vorigen Daſeyns entdecken konnten.

— etiam

*) Ueberſetzt aus Bryant's neueſter ſcharfſinniger Abh. Concerning the War of Troy, and the Expedition of the Grecians, deſcribed by Homer, ſhewing that no ſuch Expedition was ever undertaken, and that no ſuch City of Phrygia exiſted. Ohne Ort und Jahrzahl. 196. S. gr. 4.

— etiam periere ruinae!

Die Erwähnung der Ruinen beweiſt, daß man das ehmalige Daſeyn eines Troja vorausſetzte: aber weder Demetrius von Skepſis, ein gebohrner Troer, (denn Skepſis war mit im Troiſchen Gebiete begriffen) noch Heſtiäa von Alexandria*), noch der Erdbeſchreiber Strabo, ein Aſiate, nebſt einigen andern, konnten nach allen Unterſuchungen ausfindig machen, wo jene Stadt möglicher Weiſe geſtanden habe. Aus großer Ehrfurcht für den Dichter konnten ſie ſich nicht entſchließen das ehemalige Daſeyn des alten Troja aufzugeben: aber eben ſo wenig vermochten ſie eine Lage zu beſtimmen, welche der homeriſchen Beſchreibung genau entſpräche. Simois und Skamander waren noch vorhanden, und das Dorf der Ilier, nahe bey welchem Demetrius lebte, auch ein andres Ilium nahe an der Küſte, und höher hinauf der Berg Ida; aber kein Troja. Nicht das mindeſte Merkmal oder Denkzeichen war davon zu ſehen; nicht einmal die Möglichkeit, daß es exiſtirt habe, ließ ſich erhärten. Alexander der Große hatte die höchſte Verehrung für den Homer und eine enthuſiaſtiſche Vorliebe für ſeinen Helden. Als er in die Ebene von Ilium kam, verleitete ihn ſein günſtiges Vorurtheil für die Gegend, welche für den Schauplatz ſo mancher großen Begebenheiten gehalten wurde, den Einwohnern irgend ein Kenn-

*) Es iſt wohl ein bloßer Fehler der Nachläßigkeit, wenn Bryant hier ſagt: Heſtiäa Alexandrinus. Anderswo nimmt er ihre Weiblichkeit nicht in Anſpruch.

Kennzeichen von Wohlwollen zu geben. Unter andern war er entſchloſſen ihre alte Stadt wieder aufzubauen: aber ſie konnten ihm nicht angeben, wo ſie urſprünglich geſtanden, da es ihnen an Spuren fehlte, denen ſie hätten nachgehen können. Da indeß ein Flecken, nahe am Geſtade, Nahmens Ilium, lag, ſo ließ er dieſen ausbauen, verſchwendete ſeine Gunſtbezeugungen an den Einwohnern und ihren Nachbarn, und wandelte den Flecken in eine Stadt um. Strabo (B. 13 S. 886) ſagt davon folgendes: „Man ſagt, Neu-Ilium ſey ehemals ein Flecken geweſen mit einem kleinen, geringfügigen Tempel der Atheuer. Als aber Alexander nach dem Siege am Granikus dahin gekommen, habe er den Tempel mit Weihgeſchenken ausgeſchmückt, neue Gebäude errichten laſſen und erklärt, der Ort ſolle eine freye Stadt ſeyn und keine Abgaben entrichten.“ Manche Fürſten trugen nach ihm noch zur Vergrößerung und Verherrlichung von Neu-Ilium bey. Aber alle dieſe Handlungen der Huld fehlten doch in Anſehung des Gegenſtandes: denn dieſer Ort konnte nach ſeiner Lage niemals das alte Troja geweſen ſeyn. Homer erzählt uns, daß Troja in der Ebene erbauet worden (Il. 20, 217), und in ſeiner Erzählung läßt er das Schiffslager und die See ganz aus dem Geſicht. In dieſer Ebene ſehen ſich Einige nach dem alten Troja um; und ſtünde hier noch eine Mauer oder Ruine davon, oder könnten die Eingebohrnen auf irgend eine andere Art die wahre Lage ausweiſen, ſo hätte

kein

kein Irrthum darüber entstehen können. Strabo glaubt zwar, daß wirklich einst ein Troja existirte; aber dennoch macht er es einleuchtend, daß es nicht an der Stelle gestanden haben könnte, wo nachher Neu-Ilium stand, sondern daß es höher nach Osten und den Anhöhen des Ida näher gelegen haben müsse. Er giebt mit dem Homer dem Dardanus die Ehre, der Erste seines Stammes gewesen zu seyn, der sich in jener Landschaft einsiedelte, und macht den Ilus zum Stifter des Iliums, welches das Troja des Homer war. Dieß, sagt er, war eine ganz andre Stadt als die, welche Alexander so sehr begünstigte. (B. 13 S. 886) „Denn Ilus errichtete nicht da die Stadt, wo jetzt ein Ilium steht, sondern an die 30 Stadien höher hinauf gegen Morgen, nach dem Ida, Dardanien und dem jetzt sogenannten Dorfe der Ilier zu. Die Einwohner von Neu-Ilium, welche aus Prahlerey ihre Stadt für die alte ausgeben, werden von denen widerlegt, welche den Beweis aus dem Homer führen." Diese Stelle ist von großen Folgen. Wir finden hier, und in einigen andern Stellen des Strabo, zwey Oerter erwähnt, das Dorf der Ilier und die Stadt der Ilier. Letztre war nicht fern von der See und konnte, nach Strabo's Versicherung, nicht das Troja des Homer seyn. Denn dieses wird als eine mehr landeinwärts liegende Stadt beschrieben, die so fern von der See war, daß man von ihren Mauern die Flotte und das Lager der Griechen nicht unterscheiden konnte. Daher

wurden Kundſchafter aus Troja zum Spähen ausgeſandt, und der Zwiſchenraum war weit genug zu Angriffen und Rückzügen, zur Ausſtellung von Vorpoſten und zu Hinterhalten. Strabo (S. 894) beweiſt dieß aus der Unterhaltung des Odyſſeus mit dem Eumäus (Od. 14, 469 ff.). „Die Erzählung, welche Odyſſeus dem Eumäos macht, zeigt den groſſen Zwiſchenraum vom Schiffslager bis zur Stadt.“ Homer läßt daſelbſt den Odyſſeus, der mit einer Anzahl Achiver bey Troja im Hinterhalt liegt, ſagen (v. 496): Gar zu weit von den Schiffen enteilten wir. Dagegen ermahnt Polydamas ſeine Troer, die nahe bey dem Schiffslager ſtehen, nach der Stadt zurück zu kehren: denn, ſagt er Il. 18, 256., wir ſind fern von den Mauern. Neus Ilium nahe am Ausfluſſe des Skamander hätte ſolche entfernte Operazionen unmöglich gemacht.

Das Dorf der Ilier (Strabo S. 892) ſtand in der Ebene höher hinauf nach dem Ida zu, ungefähr $3\frac{1}{2}$ Engl. Meilen von der See. Strabo bemerkt, daß man in dieſer Gegend das Ilium des Homer aufſuchen müſſe. Aber ſo manche haben es hier mit geringem Erfolge geſucht! Welche Entdeckung konnten ſie auch wohl machen, wenn ſelbſt die Eingebohrnen im Alterthume keine Aufklärungen darüber geben konnten? Hätte Troja jemals exiſtirt, ſo müßte doch irgend ein, wenn auch noch ſo unvollkommnes, Denkmal ſeines Namens und ſeiner Lage übrig geblieben ſeyn. Einige Sagen

würs

durch einige Verehrer dieſes Athenienſiſchen Bürgers ſo berühmt worden iſt, ſo wol in ihrer Beſchaffenheit, als in ihren Würkungen unendlich unterſchieden; oder beſſer zu ſagen, ſie war die vollkommne Antipode derſelbigen. Die Sophiſten lehrten die Kunſt, die Leidenſchaften andrer Menſchen zu erregen; Socrates die Kunſt, ſeine eigene zu dämpfen. Jene lehrten, wie man es machen müſſe, um weiſe und tugendhaft zu ſcheinen; dieſer lehrte, wie man es ſey. Jene munterten die Jünglinge von Athen auf, ſich der Regierung des Staats anzumaſſen; Socrates, daß ſie vorher die Helfte ihres Lebens anwenden ſollten, ſich ſelbſt regieren zu lernen. Jene ſpotteten der Socratiſchen Weisheit, die nur in einem ſchlechten Mantel aufzog, und ſich mit einer Mahlzeit für ſechs Pfenninge begnügte, da die ihrige in Purpur ſchimmerte, und offne Tafel hielt. Die Socratiſche Weisheit war ſtolz darauf, den Reichthum entbehren zu können; die ihrige wußte, ihn zu erwerben. Sie war gefällig, einſchmeichelnd, und wußte alle Geſtalten anzunehmen; ſie vergötterte die Groſſen, kroch vor ihren Dienern, tändelte mit den Damen, und ſchmeichelte allen, welche es bezahlten. Sie war allenthalben an ihrem rechten Plaz; beliebt bey Hofe, beliebt an der Toilette, beliebt beym Spiel-Tiſch, beliebt beym Adel, beliebt bey den Finanz-Pachtern, beliebt bey den Theater-Göttinnen, beliebt ſo gar bey der Prieſterſchaft. Die Socratiſche war weit entfernt, ſo liebenswürdig zu ſeyn; ſie war troken und langweilig; ſie

wußte

würden ſich doch davon erhalten haben, da die Ehre und das Intereſſe des Volkes ſo ſehr auf der Erhaltung derſelben beruhte. Es müßten ſich auch Ruinen von Mauern und Häuſern und Unebenheiten des Erdbodens gefunden haben, wodurch man oft die Lage alter Oerter entdeckte. Aber es ſoll hier alles eben und glatt ſeyn. Dennoch lernen wir vom Strabo, daß dieſes Dorf der Ilier von Einigen für ein Ueberbleibſel des alten Troja gehalten wurde. Aber dieß war bloße Vermuthung: denn die Einwohner und ihre Nachbarn ſcheinen wenigſtens keine ſolche Vorſtellung zu Alexanders Zeiten gehabt zu haben. Hätte irgend eine ſichre Spur von den Landeseinwohnern ausgemittelt werden können, ſo war dieſe Gewißheit von ſolcher Wichtigkeit, daß man ſie gewiß nicht würde übergangen haben. Hätten die Einwohner mit Wahrſcheinlichkeit darthun können, daß das Dorf der Ilier die Stelle des alten Troja ſey, ſo würde Alexander hier gebaut und ſeine Bemühungen nicht auf Ilium am Geſtade verwendet haben, deſſen Lage in jedem Betracht mit der Homeriſchen Erzählung von Troja unverträglich war.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß Troja, wenn es jemals exiſtirte, nahe bey dem Dorfe Ilium geſtanden haben müſſe. Aber dann müßten auch, wie ich bereits behauptet habe, einige Denkmäler übrig geblieben ſeyn, und die Einwohner müßten ſie aufgefunden haben. Wir kennen Städte in Aegypten, Paläſtina, Syrien und in andern Gegenden des Morgenlandes, welche lange in dem Zuſtande der

Ver-

Verwüſtung geweſen ſind. Päſtum in Italien wird noch beſucht, ob es gleich lange zerſtört iſt; und in unſerm eignen Lande haben wir Verulamium und Silcheſter. In einigen dieſer Oerter finden ſich noch glänzende Denkmäler ehemaliger Hoheit, und in allen hinreichende Merkmale zur Beſtimmung ihrer wahren Lage. Aber von Troja iſt und war kein Zeichen, keine Spur vorhanden. (Strabo S. 895). Strabo unternimmt es, den Grund davon anzugeben, aber ich zweifle, daß er genugthuend ſcheinen wird. „Als die Städte rund umher vertheert waren, Troja aber von Grund aus zerſtört war, ſo wurden alle Steine von dieſem zur Wiedererbauung jener verbraucht. Man ſagt daher auch, Archäanax aus Mitylene habe aus denſelben Sigäum erbaut.“ Dieß beweiſt hinreichend, daß ſich keine Reſte von Troja mehr fanden. Der angegebne Grund mag auf den erſten Blick einige Wahrſcheinlichkeit haben; aber bey näherer Betrachtung wird man ihn ſehr unwahrſcheinlich finden. Denn wir dürfen wohl fragen, ob das, was Strabo anführt, eine wahre Erzählung einer wirklichen Begebenheit ſey, oder nur eine Geſchichte, welche vom Volke erdacht wurde, um Schwierigkeiten aufzulöſen und Einwendungen zu begegnen. Troja wird vorgeſtellt als mit hohen Mauern, Zinnen, Thürmen und einer Akropolis verſehen. Es hatte ſieben Thore*), und inner-

halb

*) Sie wurde genannt Τροιη ευρυαγυια, ευρυαγυια, ἑπτασυλος, αυτειχιος, ὑλιπυλος, ἱερον πτολιεθρον. (Woher mag der

nerhalb derſelben waren, nach der Erzählung des Dichters, Tempel und königliche Gebäude. Es wäre erſtaunend, daß von den Ruinen derſelben jeder Stein ſollte weggeführt worden ſeyn. Aber angenommen, ſie wären alle weggeſchafft worden und kein einziges Bruchſtück wäre da geblieben; ſo konnte man doch die Trummer nicht wegführen, deren in einer eingeäſcherten Stadt eine große Anzahl ſeyn mußte. Eben ſo wenig iſt es zu begreifen, daß man alle Fundamente ſollte ausgegraben haben. Der Dichter läßt zwar die Penelope ſagen: jam ſeges eſt, ubi Troja fuit; aber das Zeugniß eines lateiniſchen Dichters hat in dieſem Falle keine Beweiskraft. Ich behaupte demnach, es müſſen, wenn auch jeder Stein weggebracht worden iſt, doch große Unebenheiten des Bodens, Berge von Erde an einigen Stellen und Vertiefungen an andern, übrig geblieben ſeyn, und dieſe werden ſich bis auf die ſpäteſten Zeitalter erhalten haben. So einen großen Platz, wie der geweſen ſeyn müßte, auf welchem Troja ſtand, ebnen zu laſſen, wäre eine Arbeit geweſen, die man weder zu jener, noch zu einer andern Zeit würde unternommen haben. Es iſt in gewiſſen Fällen eben ſo mühſam niederzureißen als aufzubauen; alte Fundamente zu zertrümmern iſt noch viel ſchwerer, und das Ganze würde eine ſehr unnöthige Arbeit geweſen ſeyn. Kurz, wenn Homers

Verf. das Beywort ἑπτάπυλος haben? Homer weiß wenigſtens nichts von ſieben Thoren!)

mers Troja jemals vorhanden war, ſo müſſen ſich auch Ueberbleibſel davon gefunden haben: aber man findet dort nicht die geringſte Spur davon, alſo auch keinen Grund zu einer vernünftigen Beſtimmung.

Wenn aber gleich keine Ueberreſte von Troja mehr vorhanden waren, ſo werden wir doch vom Strabo verſichert, daß die Namen einiger Plätze in der Nachbarſchaft von Troja und die wahren Landsmarken, welche in der Ilias beſchrieben ſind, noch zu ſeiner Zeit gefunden wurden. Unter andern Gegenſtänden, die noch exiſtirten, nennt er (S. 892 f.) den wilden Feigenbaum, die Buche, den Hügel, Batiria genannt, die Grabhügel des Ilus und des Aeſyetes und den ſchönen Hügel, Kallikolone. Wenn es mit der Erzählung von dem wilden Feigenbaum ſeine Richtigkeit hätte, und dieſer Baum derſelbige wäre, der zur Zeit des Troiſchen Krieges exiſtirte, ſo könnte die Lage dieſer Stadt mit der größten Genauigkeit beſtimmt werden. Denn der Feigenbaum ſtand, nach dem Homer, an der weſtlichen Seite von Troja, nicht fern vom Skäiſchen Thore, auf dem Wege zum Griechiſchen Lager und Hafen. Andromache ſagt (Il. 6, 433) zum Hektor:

Stelle das Heer dorthin bey dem Feigenbaume; denn dort iſt
Leichter die Stadt zu erſteigen, und frey die Mauer dem Angriff.

Allein es ist nicht glaublich, daß ein Baum der Art *), wenn er auch in den Tagen des Priamus zum Wahrzeichen diente, noch 11—1200 Jahre nachher existirt, und daß weder Alter noch Zufall ihm den Untergang gebracht haben sollte. Strabo läßt ebenfalls die Buche, die noch näher am Skäischen Thore stand, zu seiner Zeit noch da seyn, welches eben so wenig glaublich ist. Die andern Gegenstände, der Hügel der Batiria, die Grabhügel des Ilus und Aesyetes, konnten ihrer Natur nach eher bis zu der angegebnen Zeit ausdauern. Aber dieß beweist nichts. Denn wenn Homer den Schauplatz seiner großen Begebenheiten in diese Gegend verlegte, und hier seine Stadt in der Einbildung errichtete: so wird er sie gewiß mit den umliegenden Gegenständen in Einverständniß gebracht haben. Denn dieß war der einzige Weg, seiner Dichtung einen Anstrich von Wahrheit zu geben.

Aber nach allem hier gesagten hat man noch Grund zu zweifeln, ob dieß dieselben Gegenstände waren, welche der Dichter nennt, oder, ob sie nicht erst lange nachher von den Iliern so genannt und

*) Strabo spricht S. 893 vom Erineos als einem Wäldchen oder einer Gruppe von wilden Feigenbäumen; aber der Dichter scheint einen einzelnen Baum zu bezeichnen, den er den luftigen nennt. (Paßt denn nicht dieses Prädikat eben sowohl auf ganze Haine als auf einzelne Bäume?)

und fälſchlich für jene ausgegeben worden*). Denn, wären es die wahren und ächten Landmarken geweſen, ſo würden ſie mit der Homeriſchen Beſchreibung genau übereingekommen ſeyn. Aber ſie weichen weit von dieſer ab. Und ob ſie gleich von den Schriftſtellern als Beweiſe für das Daſeyn und die Lage von Troja gebraucht werden, ſo werden ſie doch zuletzt zur Widerlegung ihrer eignen Meinung dienen. Dieß wird ſich aus den Worten des Dichters ergeben. Strabo ſagt uns, daß der Hügel, Kolone oder Kallikolone, der ſchöne Hügel, genannt, ſeinen Namen noch zu ſeiner Zeit führe, und daß er derſelbige ſey, welcher in der Ilias erwähnt wird. Er ſetzt hinzu, daß er 10 Stadien (beynahe 1¼ Engl. Meilen) uber dem Dorfe der Ilier, wohin einige Troja ſetzten, hinauf lag. „Das Dorf der Ilier, ſagt er, liegt 30 Stadien (ungefähr 3½ Engl. Meilen) über Neu-Ilium hinauf, und 10 Stadien über dem Dorfe der Ilier liegt Kale Kolone, ein Hügel von 5 Stadien im Umkreiſe, an welchem der Simois vorbey fließt.“ Wir lernen hieraus nicht nur die Entfernung Neu-Iliums vom Dorfe der Ilier oder von Alt-Troja, ſondern werden ferner belehrt, daß Kallikolone eine Meile jenſeit des Dorfes hinauf lag. Mithin lag es, nach der Meinung der Ilier, nach Oſten hin und

*) Dieſe Skepſis dehnt der Verf. auch anderswo in ſeiner Schrift auf den Simois und Skamander aus, die ihre Namen vielleicht erſt nach und aus dem Homer von den Iliern erhalten hätten.

höher hinauf nach dem Ida. Aber nach dem Homer (Il. 2, 811) lag es niedriger und in einer entgegengesetzten Richtung nach Westen hin zwischen der Stadt und dem griechischen Lager an der Seeküste.

Draußen liegt vor den Thoren der Stadt ein erhabener Hügel,
Abgewandt im Gefild.

An einer andern Stelle (Il. 20, 51 ff.) kommt Ares vor, wie er die Troer vom Kallikolone herab zur Feldschlacht entflammt:

Dort brüllt Ares entgegen, dem düsteren Sturme vergleichbar,
Laut von der obersten Höhe der Stadt die Troer ermunternd,
Bald am Simois laufend umher auf Kallikolone.

Wir können nicht annehmen, daß der Dichter hierdurch einen Platz bezeichne, der eine Meile hinauf an der andern (östlichen) Seite von Troja gelegen und die Stadt zwischen sich gehabt hätte: im Gegentheil beschreibt er einen Hügel vor der Stadt, von welchem eine vollkommene Aussicht auf beyde Heere war. Eben so sagt Homer von den Göttern, welche herabsteigen, um den Steit des Aeneas und Achilles mit anzusehen (v. 151):

Drüben setzten sich jen' auf der Stirn der Kallikolone.

Die Szene der Handlung war daher vor ihnen nach der See zu, und konnte nicht auf der entgegen gesetz-

gesetzten Seite der Stadt und in der Entfernung seyn, welche die Ilier annahmen.

Ueber den wilden Feigenbaum und die Buche habe ich schon einiges gesagt. Von beyden hat Strabo die Lage so angegeben, wie sie ihm von den Iliern berichtet worden ist. Aber er weicht in seiner Beschreibung weit vom Dichter ab. Homer setzt den Feigenbaum hoch hinauf in die Ebene zwischen der Stadt und dem griechischen Lager, wohin die Troer einigemal gegen den Feind vorgedrungen waren. Dieß ist offenbar aus der Stelle (Il. 11, 166 f.), wo die Troer aufwärts fliehen:

Jene flohn zu dem Male des alten dardanischen Ilos
Mitten durch das Gefild an dem Feigenbaume vorüber,
Sehnsuchtsvoll nach der Stadt.

Auf diesem Wege war der erste Gegenstand, welcher den Troern begegnete, der Grabhügel des Ilus; der nächste der Feigenbaum; und höher hinauf stand nach dem Dichter die Buche, V. 170:

Als sie nunmehr dem Skäischen Thor und der Buche genahet.

Die Ilier und Strabo geben dagegen der Buche ihren Platz ein wenig unter dem Feigenbaume. Dieß kann aber nicht die wahre Lage gewesen seyn: denn die Buche war das höchste von allem und zu-

nächst an der Stadt. Sie stand dicht am Skäischen Thore, wie man aus der angeführten und andern Stellen des Homer (Il. 6, 237. 9, 354) sieht. Der Feigenbaum folgte zunächst und weiter unten, und das Grab des Ilus, welches vielleicht einerley mit der Warte war, lag am niedrigsten und nächsten nach der See hin. Man kann sich daher auf die Zeugnisse der Eingebohrnen späterer Zeit, denen Strabo seine Nachrichten verdankt, nicht verlassen: denn die Lage der Gegenstände, wie sie von ihnen angegeben wird, widerspricht der Beschreibung, die uns vom Dichter überliefert worden. Die Geschichte Trojas kann nicht durch solche authentische Beweise vergewissert werden. Die ältern Ilier machten keine solche Ansprüche.

Kurz, was immer für Gegenstände existirt haben mögen, Ein wichtiger Bestandtheil einer gewissen Ueberzeugung fehlt: es war nicht nur keine Spur einer solchen Stadt vorhanden, sondern der wahre Name scheint lange Zeit unbekannt gewesen zu seyn. Wir lesen von Ilium und den Iliern; aber die Namen Troja und Troer waren dieser Landschaft fremd. Sie waren unbekannt, bis die Griechen sie einführten; und selbst dann wurden sie nicht von den Eingebohrnen aufgenommen. Herodot spricht mehr als einmal von Ilium, und besonders giebt er vom Xerxes Nachricht, der durch die Ilische Ebene (Herodot 7, 43) nach dem Hellespont ging. Arrian (Exp. Alex. I. p. 24) und Plutarch

karch *) erzählen beyde, daß Alexander zu Ilium geopfert habe. Aber auch von ihnen sind uns keine Nachrichten von Troja überliefert worden, noch findet sich in ihrer Erzählung der Name Troas. Wir können daher auf die Stadt anwenden, was Aristoteles von dem Walle der Griechen sagt: sie begann und endigte mit dem Dichter!

Arrian sagt uns zwar, Alexander habe im Tempel zu Ilium einige Waffen gefunden, die, nach der Volkssage, noch vom Troischen Kriege her aufbehalten worden; aber dieses Gerücht war gewiß grundlos. Alexander und seine Freunde hegten das große Vorurtheil, daß dieser Platz nahe an der See das alte Troja sey, und die Einwohner nahmen sich sehr in Acht, einer Vorstellung zu widersprechen, aus welcher sie so viele Vortheile ziehen konnten. Aber es ist gezeigt worden, daß dieß Ilium eine ganz verschiedene Läge von Homers Troja hatte, nur eine Meile von der See entfernt und damals ein armer Flecken mit einem kleinen, unbedeutenden Tempel war. Hier war nicht ein einziger Umstand, welcher der Stadt des Homer entsprochen hätte, von der keine Spur zu finden ist.

Nachschrift.

Die Leser des Merkurs, welchen das Alterthum nicht ganz gleichgültig ist, werden es gewiß dem

*) Vol. 1. p. 672. Der Name Troas war nicht eher bekannt, bis Antigonus zu Ehren Alexanders des Großen Alexandria baute, welches auch Troas genannt wurde.

wußte nicht zu leben; ſie war unerträglich, weil ſie alles tadelte, und immer Recht hatte; ſie wurde von dem geſchäftigen Theil der Welt für unnüzlich, von dem müſſigen für abgeſchmakt, und von dem andächtigen gar für gefährlich erklärt. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir dieſe Gegenſäze ſo weit treiben wollten, als wir konnten. Genug, daß die Weisheit der Sophiſten einen Vorzug hatte, den ihr die Socratiſche nicht ſtreitig machen konnte; ſie verſchafte ihren Beſizern Reichthum, Anſehen, Ruhm, und ein Leben, das von allem, was die Welt glüklich nennet, überfloß.

Hippias (ſo hieß der neue Herr unſers Agathon) war einer von dieſen Glüklichen, dem die Kunſt, ſich die Thorheiten andrer Leute zinsbar zu machen, ein Vermögen erworben hatte; wodurch er ſich im Stande ſah, ſich der Ausübung derſelben zu begeben, und die andre Helfte ſeines Lebens in den Ergözungen eines begüterten Müſſigangs zu zubringen; zu deren angenehmſten Genuß das zunehmende Alter viel geſchikter ſcheint, als die ungeſtüme Jugend. Er hatte ſich zu dieſem Ende Smyrna zu ſeinem Wohn-Ort auserſehen, weil die Annehmlichkeiten des Joniſchen Clima, die ſchöne Lage dieſer Stadt, der Ueberfluß, der ihr durch die Handlung aus allen Theilen des Erdbodens zuſtrömte, und die Verbindung des griechiſchen Geſchmaks mit der wollüſtigen Ueppigkeit der Morgenländer ihm dieſen Aufenthalt vor allen andern, die er kannte, vorzüglich machte.

Hrn. R. Lenz Dank wissen, daß er in diesem gedrängten Auszuge alles zusammen gefaßt hat, womit der unter den Britten so hochverehrte Bryant das alte Troja noch einmal zu vernichten suchte. Wen nach der weitläuftigern Ausführung gelüstet, dem wird die von Braunschweig aus angekündigte Uebersetzung der Bryantischen Schrift volle Befriedigung gewähren, zumahl da der Uebersetzer, Hr. Möhden, sich selbst jetzt in Eaton, dem Wohnorte des Hrn. Bryant aufhält, und also aus dem Munde des Verfassers noch mehr Weisheit schöpfen kann. Es fragt sich nur: was wird durch allen diesen Skeptizismus gewonnen? Kommen wir dadurch auch nur um Einen Schritt weiter, als die Homeriden und ältsten Rhapsoden, denen wir die Ilias in ihrem ganzen Zusammenhange verdanken, schon vor 2400 Jahren waren? Denn irre ich nicht, so wußten schon diese die Lage von der ganzen Küste von Troja und der ganzen Gegend nicht mehr genau anzugeben, und beriefen sich daher auf die Sage, die wir in einer offenbar später eingeschobenen Stelle der Ilias XII. 3—35 so wunderbar ausgeschmückt finden, und die doch, wie selbst die Scholien bey Villoison S. 293 so deutlich zu verstehn geben, auf nichts anders, als auf Naturereignisse, Erdbeben, Anschwemmungen u. s. w. sich beziehn können. Man weiß, wie sehr sich die ganze Küste von Kleinasien seit dritthalbtausend Jahren verändert hat, wie weit z. B. die Gegenden am Mäander in die See vorgerückt sind; und man will darum das Daseyn eines

für

für die älteste Sagengeschichte höchstmerkwürdigen Ortes leugnen, weil gewisse Kennzeichen schon zu den Zeiten des Strabo nicht mehr eintrafen?*) Gewiß, so unstatthaft auf der einen Seite die ängstlichen Bemühungen derer seyn mögen, die alle Widersprüche in den Homerischen Gesängen, wo von den Umgebungen Ilions die Rede ist, zu heben und gleichsam eine Harmonie der Homeriden zu schreiben suchen, wie man sonst Harmonieen der Evangelisten hatte: so anmaßend wäre doch auf der andern Seite das völlige Hinwegleugnen eines Trojanischen Kriegs, das wohl einem Sofisten, wie dem Dion, Stoff zu einer rhetorischen ἐπίδειξις darbieten, aber im Ernste keinen Geschichtsforscher in den Kopf kommen konnte, der sich erinnerte, daß mit dem Trojanischen Krieg, als einer wahren Thatsache, und mit der Rückkehr der Helden die ganze beglaubigte Stamm- und Staatengeschichte Griechenlands steht oder fällt.

Was übrigens Bryant über die fabelhaften Ortsbezeichnungen der spätern Einwohner jener Gegenden, der Bürger von Neu-Ilium und Alexandrea Troas anführt, die bey dieser geheiligten Lüge vielfältig ihre Rechnung fanden, erinnert wahrscheinlich einen jeden an die eben so zuversichtlichen und eben so ungegründeten Topografieen Jerusalems, wo man, durch mönchische Ueberlieferungen getäuscht bis auf die

*) Noch neuerlich hat Barbin einen sehr lesenswürdigen Aufsatz darüber geliefert, im Magazin Encyclopédique Annee II. T. IV. n. 13. p. 79—94.

die neuern Zeiten ganz falsch Berge und Thäler mit alten Nahmen bezeichnet und immer aufs neue vergessen hat, daß die Ruinen der vom 6ten Jahrhundert an allgemein für Jerusalem gehaltenen Aelia Kapitolina zu ganz andern Gegenden bringen und durchaus alles verwirren mußten.*) Vom alten Jerusalem, das Titus zerstörte, war schon zu Konstantins Zeiten kein Stein, keine Trümmer mehr vorhanden. Nun könnte also ein neuer Bryant kommen, und uns mit eben den Gründen, die sein Vorgänger geltend zu machen sucht, beweisen, daß auch nie ein Jerusalem existirt habe.

Böttiger.

VII.

Ueber Retifs neuesten Roman:

le coeur humain devoilé.

Durch mehrere auffallende Ankündigungen und sonderbare Gerüchte war die Aufmerksamkeit Aller, die Neuigkeiten

*) Man erinnert sich, was nach Plessings bekannter Abhandlung hierüber auch Hr. D. Paulus in seinen Anmerkungen zu den von ihm herausgegeben Reisebeschreibungen zur Kunde von Palästina scharfsinnig bemerkt hat.

keiten im Fache der Literatur jeder andern Belehrung vorziehn, ſchon lange auf das letzte Produkt des excentriſchen Retif de la Bretonne geſpannt. Es iſt nun auch in unſern Gegenden angekommen und heißt: Monsieur Nicolas, ou le coeur humain devoilé, publié par lui-même. Imprimé à la maison, et ſe trouve à Paris chez le libraire indiqué au frontiſpice de la derniere partie. 1794—96. fürs erſte nur 8 Bände, aufs ſeltſamſte bald mit großer, bald mit Mittel, bald mit ganz kleiner Schrift untereinander und auf ganz verſchiedenes und abſtechendes Papier neben einander gedruckt. Zuſammen 2399 Seiten in kl. 8. Zu gleicher Zeit iſt die Filoſofie (denn Retif hat durchaus ſeine eigene, im Grunde ſehr räſonnirte Orthografie) du Mr. Nicolas in 3 Theilen erſchienen welche der Verf. für einen integrirenden Theil dieſes Werkes erklärt. Statt der Inhaltsanzeige hat er jedem Bande 6 bis 10 Sujets zu Kupfern, die eine auserleſene aretiniſche Gallerie liefern würden, beygefügt, und am Ende des 8ten Bandes iſt wirklich eine Ankündigung befindlich, worinn die Ausführung dieſer Sujets verſprochen wird. Daher heißt es nun auf dem Titel des Werks: avec figures.

Iſt es erwieſen, daß Retif wirklich ſeine eigene Lebensgeſchichte getreu erzählen wollte, — und es ſind innere und äuſſere Kennzeichen genug vorhanden, die dieſe Behauptung beſtätigen; — ſo hat Mercier buchſtäblich wahr geredet, wenn er ſagt, daß er nie etwas

ders

dergleichen geleſen habe, noch leſen werde. Aber dann iſt auch in dieſer Wahrheit eine fürchterliche Unverſchämtheit, ein Heroismus der Proſtituzion. Das ſchlimmſte und beſte, was man darüber ſagen könnte, hat Retif in dem Avantpropos, der noch vor der Einleitung ſteht, ſelbſt geſagt: „die Miſſethäter in England verkaufen noch bey lebendigem Leibe ihren Leichnam auf die Anatomie. Ich habe mich bey lebendigem Leibe moraliſch anatomirt, um von dem Ertrag meine jammervolle Exiſtenz friſten zu können. Omnia paupertas iubet et facere et pati.“

Geſetzt aber auch, daß ein Romanſchreiber mit einer ſo wilden und ungezügelten Einbildungskraft ſelbſt bey dem beſten Willen Wahrheit zu geben nur einen Roman ſchreiben könnte: ſo bleibt dieſer Roman doch immer eines der merkwürdigſten Produkte der franzöſiſchen Revoluzion, die es allein möglich macht, ein ſolches neues Satyricon im Geſchmacke des Petrons öffentlich mit Nennung ſo vieler Nahmen bekannt zu machen, und dabey zu ſagen: ſeht, ich ſelbſt bin der Held dieſes Stückes! die aber auch durch die hier gelieferten und wahrſcheinlich in den letzten 4 Theilen noch zu liefernden Szenen der unnenbarſten Korrupzion in Paris gleichſam aufs neue eingeleitet und begreiflich gemacht wird.

Tiefe Blicke ins menſchliche Herz finden ſich faſt auf jeder Seite. Aber man muß nur bedenken, daß in wenigen Klimaten die Keime ſo entwickelt, zu ſo üppig

rankenden Auswüchsen mit Treibhauskünsten aufgetrieben werden. So lange Retif noch unter den Bäuerinnen von Courgis, noch Buchdruckergeselle in Auxerre ist, das heißt in den ersten 4 Theilen, so lange werden viele die Lektüre aushalten, oder wenigstens — eingestehn dürfen. Viele werden sogar die Szenen mit der Baron und der edeln Parangon den stärksten in Rousseaus Heloise an die Seite setzen. Weiter hinaus mögen die Conoscenti urtheilen. Eine Zefire konnte nur der Verfasser des Pornografe, der 1786 in Wien öffentlich verbrannt wurde, und der Kontemporaines so hervor heben. — Man nennt übrigens eine Apotheke darum noch keine Giftbude, weil gegen beglaubigte Scheine der Hausväter auch Arsenik darinn zu finden seyn muß. Auch bereitet aus einerley Stoff der Neapolitaner seine Tofana und der Arzt ein heroisches Heilmittel. Danton las die berüchtigte Justine, wenn er recht tigerartig grausam seyn wollte; wer weiß wozu mancher den Monsieur Nicolas lesen wird.

B.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

I.

Ausländiſche Korreſpondenz.

1.

Madrit den 21. Dec. 1796.

— Es iſt lange kein ſo intereſſantes Werk über Spanien erſchienen, als die zu Parma bey Bodoni gedruckte ſtatiſtiſche Reiſebeſchreibung von Don Conka in italieniſcher Sprache: Deſcrizzione Odeporica della Spagna, di Don Antonio Conca. Parma, della Stamperia reale. Tom. I. 361. S. Tom. II. 386. S. in 8vo. Zwar ſteht auf dem Titel 1793; es iſt aber erſt im vorigen Jahre aus der Preſſe gekommen. Mylord Bute, der engliſche Geſandte, fällte gegen die Königin, der es dedicirt iſt, das Urtheil: Conka ſey der Spaniſche Sinklair.

Allein ich muß Ihnen noch eine Neuigkeit melden, die dem teutſchen Publikum gewiß nicht gleichgültig iſt, da Sie mir ſo viel von dem ſoliden Geſchmack deſſelben an Reiſebeſchreibungen und Topografieen ſagen. Der hieſige Seeminiſter, Don Antonio de Valdes, läßt jetzt eine ſehr intereſſante Entdeckungsreiſe in der königlichen Druckerey, mit Landkarten und Kupferſtichen von

unſern

unſern beſten Künſtlern begleitet, abdrucken, die, wofern der böſe Krieg nicht auch dieß Unternehmen ſtört, gewiß im Laufe des folgenden Jahres erſcheinen wird. Im Jahre 1789 liefen zwey königliche Schiffe el Descubrimiento und el Sutil von Kadix, unter den Befehlen der Kapitäne Don Malaſpina und Don Joſef de Baſtamente, in der Abſicht aus, die Entdeckungsreiſen der Engländer und Franzoſen fortzuſetzen und zu berichtigen. Ihr erſtes Geſchäfft war, die genaueſte See- und Küſtenkarte von Rio Plata bis ans Kap Horn und von da bis an die nördlichſte Weſtküſte von Amerika aufzunehmen. An der Nordweſtküſte von Amerika ſuchten ſie im 59. 60 und 61 Grad d. B. alle Buchten und Eingänge durch, und fanden Kooks Beobachtungen, daß keine Paſſage ins atlantiſche Meer ſey, durchaus gegründet. Im Jahre 1792 vereinigte ſich der Sutil mit einer zweyten Galiotte unter dem Befehl des Don Dion Galeano, und ſtieß zu dem engliſchen Geſchwader, das der wackre Vankouver befehligte, zuſammen, um mit dieſer gemeinſchaftlich den groſſen Archipelagus der Admirale Fonte und Juan de Fuka zu durchkreuzen. Aber die wichtigſten Entdeckungen machten die Spanier hinter Neuſeeland und Neuholland. Hier entdeckten ſie unter den Inſelgruppen, die man die freundſchaftlichen nennt, zuerſt die Babalosinſel, die vorher noch nie ein Europäer geſehn hat. Im Juny 1793 kamen ſie nach Kallao, von wo aus

ſie neue Beobachtungsreiſen zum Hafen Konceptien u. ſ. w. machten. Der Gewinn dieſer Reiſe für die Naturgeſchichte, Menſchen- und Schiffartskunde muß nach allem, was ich davon zu hören Gelegenheit hatte, ſehr beträchtlich ſeyn. In beyden Hemiſfären ſind unter verſchiedenen Breiten Verſuche mit dem Schwerpunkte gemacht und Erfahrungen über die Geſtalt der Erdkugel geſammelt worden, die auf die Einführung eines allgemeinen Maaßes großen Einfluß haben können. Folgende zwey Punkte werden in einer hieſigen Zeitung von dieſer Reiſe gerühmt, die beyde allerdings dem Menſchenfreunde erfreulich ſeyn müſſen. Auf beyden Schiffen ſind während dieſer 4 jährigen Reiſe nicht mehr als 3 bis 4 Mann auf jedem geſtorben. Wir haben aber auch über die Schiffsdiät, wodurch dieß Wunder bewirkt wurde, hier beſondere Aufſchlüſſe zu erwarten. Daß zweyte iſt: es iſt durch dieſe Entdeckungsreiſe nirgends weder ein Tropfen Blut noch eine Thräne vergeſſen worden. Denn wo auch die Spanier unter wilde Völker kamen, wurden ſie nur durch Mittheilung fruchtbarer Sämereien, nützlicher Geräthe und Handgriffe die Wohlthäter dieſer Söhne der Natur.

2.

Edinburg d. 21. Jan. 1797.

— Den 12ten Januar ereignete ſich ſeit 40 Jahren zum viertenmale das wichtige Naturphänomen, daß einer unſe-

unſerer tiefſten und reißendſten Ströme, der Klyde, früh um 7 Uhr plötzlich aufhörte zu fließen, und ſein Bett unterhalb des berühmten Waſſerfalles von Korra eine Stunde lang ganz trocken ließ. Auf einmal ſtanden alſo auch alle Kattunmühlen von Neu-Lanark ſtill, und gegen das Ende dieſes periodiſchen Außenbleibens war einige Meilen weiter herab in Mouldſlie-Ford kaum noch ſo viel Waſſer im Bette dieſes in jetziger Jahrszeit ſo waſſerreichen Stroms, als ganz kleine Flüßchen, wie etwa die Mouß und Methan zu haben pflegen. Die Sache hat natürlich in der ganzen Gegend und auch hier viel Aufmerkſamkeit erregt. Die wahrſcheinlichſte Meinung, der auch unſer großer Naturforſcher Hr. Walker zugethan iſt, erklärt die Erſcheinung aus der Nachbarſchaft alter, ſehr weitſchichtiger Steinkohlengruben, in welche bey gewiſſen eintretenden Umſtänden der Strom oberhalb des Falls zwiſchen Bonnyton und Korra Linn plötzlich ſich ergießt. Man hätte dieß vielleicht ſchon längſt genauer unterſucht, wenn nicht grade in dieſer Gegend der Strom faſt unzugängliche Ufer zwiſchen Felſenwänden hätte. Wir erhalten wahrſcheinlich nächſtens von einem unſerer beſten Forſcher eine Abhandlung darüber in der Edinburger Akademie der Wiſſenſchaften, worin auch auf ähnliche Ereigniſſe im Alterthum Rückſicht genommen werden ſoll.

Gewiß verdiente auch dieſe Naturerſcheinung mehr Aufmerkſamkeit, als der Einſturz eines Queerſteins von

Hippias hatte den Ruhm, daß ihm in den Talenten ſeiner Profeſſion wenige den Vorzug ſtreitig machen könnten. Ob er gleich über fünfzig Jahre hatte, ſo war ihm doch von der Gabe zu gefallen, die ihm in ſeiner Jugend ſo nüzlich geweſen war, noch genug übrig geblieben, daß ſein Umgang von den artigſten Perſonen des einen und andern Geſchlechts geſucht wurde. Er hatte alles, was die Art von Weisheit, die er ausübte, verführiſch machen konnte; eine edle Geſtalt, eine einnehmende Geſichts-Bildung, einen angenehmen Ton der Stimme, einen behenden und geſchmeidigen Wiz, und eine Beredſamkeit, die deſto mehr gefiel, weil ſie mehr ein Geſchenk der Natur, als eine durch Fleiß erworbene Kunſt zu ſeyn ſchien. Dieſe Beredſamkeit, oder vielmehr dieſe Gabe angenehm zu ſchwazen, mit einer Tinctur von allen Wiſſenſchaften, einem feinen Geſchmak in dem Schönen und Angenehmen, und eine vollſtändige Kenntniß der Welt, war mehr als er nöthig hatte, um in den Augen aller derjenigen, mit denen er umgieng, (denn er gieng mit keinen Socraten um) für einen Genie vom erſten Rang, für einen Mann zu gelten, welcher alles wiſſe; welchem ſchon zugelächelt wurde, eh man wußte, was er ſagen wollte, und wider deſſen Ausſprüche nicht erlaubt war, etwas einzuwenden. Indeſſen war doch dasjenige, dem er ſein Glük vornehmlich zu danken hatte, die beſondere Gabe, die er beſaß, ſich der ſchönern Helfte der Geſellſchaft gefällig zu machen. Er war ſo klug, frühzeitig

einem der ſogenannten Druiden-Denkmähler zu Stonehenge in den Ebenen von Salisbury, welcher ſeit den 9ten Januar, wo er ſich zugetragen hat, die engliſchen Dilettanten und Antiquarier in große Bewegung geſetzt hat. Sie kennen dieſe ungeheure, durch Menſchenhände wunderbar aufgethürmte Steinmaſſen wenigſtens aus Stukely's Antiquities, und wiſſen daß von den 5 Dreyſteinen (Trilithons) *) bis jetzt noch drey ganz unverſehrt da ſtanden. Einer von dieſen, der größte unter allen, iſt plötzlich bey einem ſchnell eintretenden Thauwetter aus ganz natürlichen Urſachen eingeſtürzt, nachdem die eine Seite ſchon längſt durch Abweichung von ihrer ſenkrechten Stellung den Einſturz gedrohet hatte. Man ſieht nun, daß die Grundſteine nicht tiefer als 6 Fuß in der Erde geſtanden haben. Die Ueberlage oder der Querſtein (the Impoſt) mag ungefähr 20 Tonnen wägen. Natürlich hat dieſes Ereigniß in den engliſchen Blättern zu allerley Bemerkungen Anlaß gegeben, und ſo wie jetzt alles auf die Politik bezogen wird, ſo haben die Oppoſitionsblätter dieſe Ruine für ein böſes Anzeichen

*) Mit dieſem griechiſchen Nahmen hat Stukely dieſe drey Steine, wovon zwey aufrechtſtehende einen dritten zur Ueberlage haben, zuerſt getauft. Teutſche Leſer erinnern ſich an die Beſchreibung, die unſer würdiger Landsmann Wendeborn in ſeiner Reiſe durch einige Provinzen Englands davon gegeben hat, wo man auch auf der Titelvignette dieſe Denkmähler aus Stukely abgebildet findet. B.

chen des Umſturzes der Monarchie angeſehn, wogegen die treuen Miniſterialblätter bemerken, daß der ganze Unfall einigen die Erde dort herum aufwühlenden Kaninchen zuzuſchreiben ſey. Hieraus, ſetzen ſie mit einer bedenklichen Miene hinzu, folgt, daß man gegen alle Unterminirer nicht genug auf ſeiner Huth ſeyn kann. (Underminers of every deſcription cannot be watched with too much vigilance.)

3.

London den 8ten Jan. 1797.

Die berühmte Romandichterin, Mrs. Radkliff, deren Myſteries of Udolpho und andere Schreckensromane den Geſchmack des Grauſenden in den neueſten Romanen ſo ſehr zur Mode gemacht haben, iſt eben wieder von einer ſolchen Angſtgeburt ihres kranken Gehirns entbunden worden. Dieß nagelneue Produkt, das hoffentlich auch bey Ihnen in den Augen der Ueberſetzer und Buchhändler Gnade finden wird, heißt The Italian; or the Confeſſional of the black Penitents, a Romance. London, Cadell and Davies 1796. 3 Vol. (15 Sh.) Dieſe ſchwarzen Büßenden haben in der That eine härtere Beichte zu ſagen, als die arme Suſanna in Diderot's Religieuſe.

Der Geſchmack an dieſen Verirrungen einer verwilderten Einbildungskraft hat das den Engländern eigenthümliche Humoriſtiſche in dieſer Art von Lektüre

faſt ganz verdrängt und bedroht uns mit einer wahren Barbarey. Jüngſt wurde in einem öffentlichen Blatte, vorzüglich mit Hinſicht auf die Radkliffiſchen Romane, folgendes Recept für Liebhaber dieſer Kompoſizion empfohlen, welches ich Ihnen um ſo weniger vorenthalten darf, da es wirklich nur aus einem teutſchen Dispenſatorium entlehnt zu ſeyn ſcheint.

Recept für eine gute Schreck- und Graus-mixtur in 3 Bänden.

Nimm: Eine alte Burg, wovon die Hälfte in Schutt und Trümmern liegt.

Einen langen Gang mit vielen Thüren, ein paar verborgene dabey.

Drey Leichname von Ermordeten, noch ganz friſch.

Eben ſo viel Skelette in Kiſten und Käſten gepackt.

Eine alte Frau, aufgehangen, mit ein paar Dolchſtichen im Hals.

Räuber und Banditen, quantum ſatis.

Gepolter — Geflüſter und Gewimmer, wenigſtens ein Schock.

Dieß alles wohl unter einander gemiſcht, und in drey Porzionen oder Bände getheilt, kann in jedem Bande gleich vor Schlafengehn mit dem beſten Erfolg von alle denen gebraucht werden, die kein ſchwarzes Blut haben.

Der

Der neuerlich durch ſeine Kompilazion einer franzöſiſchen Geſchichte und früher durch einen politiſchen Brief an den eifrigen Vertheidiger der Volksrechte, den Lord Lauderdale, bekannt gewordene John Giſſord hat uns ſo eben mit einer Geſchichte der Revoluzion beſchenkt, die, in Briefen abgefaßt, in Paris geſchrieben iſt: A Residence in France, during the Years 1792—95: described in a series of Letters from an English Lady. London, Longmann 1796. 2 Vol. 8. (14 fl.) Man denke ſich in allem das Gegentheil von den beliebten Briefen der Williams, und man weiß ungefähr, was man ſich hier zu verſprechen hat. —

Noch ein anderer ſo eben erſchienener Roman, der keinesweges zu den ganz ſchlechten gehört, Agatha: or a narrative of recent Events, a Novel. 3 Vol. in 12. London, Dilly, hat darinn etwas ähnliches mit den teutſchen Modeleſereien der Art, daß er durch Vignetten von Strothard gezeichnet, und von Granger geſtochen, zu einem niedlichen Bilderbuch geworden iſt, und daß hier die Bilder den Text verkaufen. Dieß Beyſpiel wird gewiß viel Nachahmer finden.

Auſſerdem dürfte eine rhapſodiſche Schrift in der Form eines Romans, Family Secrets literary and domeſtick, von eben dem Hrn. Pratt, deſſen Gleanings ſo viel Beyfall und wiederholte Ausgaben gefunden haben, in 5 Bänden in 12. wohl auch in Teutſchland Ueberſetzer und Leſer finden.

4.

London den 14ten Jan. 1797.

Die Fehlschlagung des franz. Landungsversuchs in Irland ist natürlich jetzt täglich auf der Tagesordnung in allen Tagpapieren und Kaffeehäusern, bringt aber, nebst der als schimpflich vorgestellten Zurücksendung des Lords Malmesbury die Engländer aufs äusserste. Der Minister hätte es beym Direktorium selbst nicht besser bestellen können. Zu den Einfällen, womit John Bull in den Ministerialblättern unterhalten wird, gehört auch der, daß die ganze Landungsarmee aus lauter Freywilligen Halsabschneidern bestanden und schwarze Uniformen gehabt hätte. Die Franzosen erbeuteten bekanntlich gegen 10,000 neue englische Uniformen bey der unglücklichen Quiberonsbay-Unternehmung. Diese, sagt man nun, haben die schabichten Froschesser, die nicht einmal Tuch genug haben, um die Blöße ihrer Soldaten zu decken, schwarz färben und unter die Landungstruppen austheilen lassen. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein solcher puff auf unsre Fabrikantenwelt, auf unsere Woollen-drapers, clothiers u. s. w. wirkt. Uebrigens ist man jetzt äusserst begierig, die Ursachen zu hören, die den Admiral Bridport, einen 73jährigen Seemann, Bruder des Lords Howe, dessen Patriotismus sich schon im Amerikanischen Krieg rühmlich auszeichnete, als er, bey der Gefangennehmung der englischen Armee, in Neu-York bittre Thränen weinte, — vom Empfang der franz. Flotte

bey

bey ihrer Rükkehr nach Brest abgehalten haben. Einer unserer Kaffeehauspolitiker sagte gestern sehr treffend: The French, it must be allowed, are for the most part a day before the fair, and John Bull comes hobbling, like Iustice, pede claudo a day after; d. h. die Franzosen kommen immer um einen Tag zu früh auf den Jahrmarkt. Aber der Engländer kommt um einen Tag zu spät, mit lahmem Fuß, wie die Gerechtigkeit, hinter drein gehinkt.

Burke, dessen ökonomischen Verlegenheiten ein Legat von Lord John Kavendisch von 1000 Pf. eben sehr gelegen gekommen ist, hat nun seine Briefe über den Königsmörderischen Frieden, wovon jetzt die 12te Auflage verkauft wird, unter folgendem Titel fortgesetzt: A third Letter to a Member of the present Parliament on the proposals for Peace with the regicide Directory of France. London, Rivington 1797. (2 sh.) Nach einer solchen galligten Exkrezion befindet sich Mr. Burke immer wieder gesünder, und lacht die aus, die ihn todt sagen. Ein anderes auf die abgebrochene Friedensunterhandlung sich beziehendes Pamflet macht gleichfalls Aufsehen: Strictures on Peace. The Englishman and Reformer, a Dialogue. By Mr. Dunin. London, Richardson 1797. (6 d.) Endlich hat sich auch ein Champion für die Universität Oxford gegen die Anspritzungen des bösen Gibbon in seiner Autobiografie gefunden: A word or two in Vin-

dication of the University of Oxford, and of Magdalen-College in particular, from the posthumous adspersions of Mr. Gibbon. London, Rivington. 1797. (1 sh. 6 d.) Wie gewöhnlich, viel orthodoxe Galle gegen Behauptungen, die ganz England im Herzen für wahr erklärt! Denn wer begreift nicht, daß unsere beyden Universitäten alle Tage ein stärkerer Solecismus gegen den gesunden Menschenverstand werden?

Eine in vieler Rücksicht merkwürdige Deliberazion wird nächstens im Parlament über die Verlegung der Westminsterschule aus der Kloake der Londner Sittenlosigkeit nach Blakheath, wo der Park des Sir Gregory Turner dazu erkauft und mit einer unzugänglichen Mauer von allen Seiten eingeschlossen werden soll. Die Nazion soll 200,000 Pf. dazu bewilligen. Da wo jetzt die Westminsterschule steht, sollen Barraken für die Soldaten erbauet werden!!

So eben ist ein Pamflet vom W. H. Ireland, vulgo junior, erschienen, dem Sohne des Hrn. Ireland, der die Shakspearepapiere bekannt gemacht hat, worinn er sehr unterhaltend den ganzen Hergang des Betrugs selbst erzählt. Ich habe nur einige Blicke darauf geworfen, sah aber zufälligerweise, daß der alte Kritiker D. Parr, eine vom jungen Ireland geschmiedete, vorgeblich in dem berüchtigten Koffre gefundene Kollekte oder so etwas, mit noch einem andern

Duns

Duns in seiner Gesellschaft für höchst genuin und sublim hielt; worüber der junge, unbärtige Kauz, der eben am Kamin stand, sich umwenden mußte, und beynahe laut auflachte, „weil, sagte er, ich grade dieß dainty morcel in der größten Hurry hingeschüttet hatte.“

Da so viele Gläubige durch diese Betrügerey kompromittirt sind, so hat sich auch für diese schon ein Vertheidiger, Chalmer, in folgender beym Verleger der Shakspeare-papers herausgekommenen Flugschrift gefunden: An Apology for the Believers in the Shakspeare-papers, which were exhibited in Norfolk-street, London, Egerton, 1797. Viele wollen aber diese gewiß ehrlich gemeinte Schutzschrift für einen listigen Persiflage ansehn.

So viel ist gewiß, daß die eiserne Stirn, mit welcher Hr. Ireland nun die ganze Betrügerey grade so, wie sie Malone in seiner Antikritik aufgedeckt hat,*) selbst erzählt, eine unbegreifliche Dosis von Unverschämtheit voraussetzt. Man denke nur, daß er diesen vorgeblichen Fund anfänglich auf Subskripzion, 4 Guineen das Exemplar, bekannt machte, und daß er wirklich

120

*) Ein lesenswürdiger Auszug aus Malone's gelehrter aber etwas schwerfälliger Dissertazion von 424 Seiten hat Hr. H. R. Eschenburg im September- und Novemberstück der teutschen Monatsschrift 1796 gegeben, worauf wir alle Liebhaber aufmerksam machen.

B.

120 Subſkribenten ſo zuſammengebracht hat, wovon jeder 4 Guineen bezahlt hat. Nun tritt der Burſche ganz unbefangen auf, und rühmt ſich ſeines ſaubern Stückchens ungefähr mit eben der Apathie, womit gewiſſe Leute in London es ſich zur Ehre rechnen, an der Pillory geſtanden zu haben. Er ſagt: it was an act of a boy, without any evil or bad intention. Dieß iſt faſt eben ſo viel, als wollte der ehrenveſte Falſarius ſagen, die ganze Handlung ſey ein Genieſtreich (a clever trick). Es widerfährt ihm daher nichts als was recht iſt, wenn er in mehrern öffentlichen Blättern gradezu des Ranges eines gentleman für verluſtig und ehrlos erklärt wird. In einem wird ſogar geſagt, daß nach jenen Erklärungen auch Abershaw ein wackrer Burſche geweſen ſey*).

Die

*) Im engliſchen: I begin to think that Abershaw was a youth of great candour and heroick temper. Um dieß zu verſtehn, muß man wiſſen, daß dieß Wort Abershaw jetzt für jeden tollkühnen und doch dabey liſtigen Böſewicht gebraucht wird. Der wahre Nahme des Kerls hieß Shaw. Es war ein ausgemachter Spitzbube aus einer nördlichen Provinz Englands, ſchwer ſich aber, ſo oft er ertappt wurde, dadurch heraus, daß er bewies, er ſey nicht derſelbe. Endlich wurde er wegen der Ermordung ſeines eigenen Kindes ergriffen, und ihm die Identität mit dem Mörder unleugbar bewieſen. Da rief der Richter: ever Shaw, ever Shaw! d. h. ihr ſeyd doch derſelbe Shaw, der ſo oft erwiſcht, aber nie überwieſen wurde. Daraus hat die gemeine Ausſprache Aberſhaw gemacht. B.

Die gute Aufnahme des bey weitem über Verdienſt geprieſenen Lebens des Lorenzo Medici von Roskoe hat einen Geiſtlichen, Mack Noble zu Barwing in Kent, bewogen die Geſchichte der ſämmtlichen Herzoge von Toskana herauszugeben: Memoirs of the illuſtrious houſe of Medici, from Giovanni, who died 1428 to the death of Giovanni Gaſton 1737. illuſtrated with ſeveral genealogical Tables, London, Cadell and Davies 1797. ein Band in 8. (7 ſh.)

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Berlin den 29. Jan. 1797.

— Durch den würdigen Feßler iſt ſeit dem Anfange dieſes Winters eine literariſche Geſellſchaft hier zu Stande gekommen, die immer mehr Ausbreitung und Beyfall gewinnt und das delectare et prodelle auf eine Weiſe vereinigt, die in einem gemiſchten Kreiſe von Männern und Frauen aus ſehr verſchiedenen Ständen ſo vielleicht nur in Berlin möglich iſt. Im September des vorigen Jahres entwarf Feßler mit Bartoldy, einem hieſigen Schulmann und guten Kopfe, den Plan zu einer literariſchen Geſellſchaft, der nach einigen Modifikazionen allgemein angenommen wurde. Die Geſellſchaft kömmt Mittwochs zuſammen und iſt

wech-

tig zu entdeken, wie viel an der Gunst dieser reizenden Geschöpfe gelegen ist, welche in den policierten Theilen des Erdbodens die Macht würklich ausüben, die in den Mährchen der Feen beygelegt wird; die mit einem einzigen Blik, oder durch eine kleine Verschiebung des Halstuchs stärker überzeugen, als Demosthenes und Lysias durch lange Reden; die mit einer einzigen Thräne den Gebieter über Legionen entwafnen, und durch den blossen Vortheil, den sie von ihrer Gestalt und einem gewissen Bedürfniß des stärkern Geschlechts zu ziehen wissen, sich zu unumschränkten Beherrscherinnen derjenigen machen, in deren Händen das Schikfal ganzer Völker ligt. Hippias hatte diese Entdekung von so grossem Nuzen gefunden, daß er keine Mühe gespäret hatte, es in der Anwendung derselben zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen; und dasjenige, was er in seinem Alter noch davon hatte, bewieß, was er in seinen schönen Jahren gewesen seyn müsse. Seine Eitelkeit gieng so weit, daß er sich nicht enthalten konnte, die Kunst, die Zauberinnen zu bezaubern, in die Form eines Lehr-Begrifs zu bringen, und seine Erfahrungen und Beobachtungen hierüber der Welt in einer sehr gelehrten Abhandlung mitzutheilen, deren Verlust nicht wenig zu bedauern ist, und schwerlich von einem heutigen Schriftsteller unsrer Nation zu ersezen seyn möchte.

Nach allem, was wir bereits von diesem weisen Manne gesagt haben, wär es überflüssig, eine Abschilderung

wechſelsweiſe geſetzlich und geſetzfrey. An den geſetzlichen Tagen lieſt dieſer oder jener etwas ſelbſt verfertigtes vor, hiſtoriſchen, äſthetiſchen, moralfiloſofiſchen, artiſtiſchen Inhalts. Eigentliche Politik und Theologie ſind nur durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft verbannt. Alles muß populär vorgetragen werden, weil auch Frauen und Männer, die nicht ſtudiert haben, daran Theil nehmen. Bis jetzt behält Markus Herz mit ſeinen fyſiologiſchen Vorleſungen den Preis, die er regelmäßig alle 14 Tage hält, und durch Vortrag und Experimente auſſerordentlich anziehend, beſonders für Frauen, zu machen weiß. An den geſetzfreyen Tagen kommt man auch wie an den andern um 5 Uhr zuſammen und unterhält ſich bis gegen 9 Uhr mit Muſik, Geſang, Deklamazion, Geſpräch, ſo wie die Stimmung und Umſtände es erlauben. Es iſt ein Pianoforte im Saal, das Zelter oder eine Dame ſpielt. Auch ſind einige gute Sängerinnen in dieſem Zirkel, als Mad. Zelter, geweſene Mlle Pappnitz, deren Göckingk einmal in einer Epiſtel über Faſchs Singakademie in unſerer Monatsſchrift erwähnt, ihre Schweſter, Mad. Voitus, Wittwe des großen Wundarztes, Mlle Berger, Tochter des Kupferſtechers. Zuweilen wird am Fortepiano deklamirt. So ſind die Ariadne und Medea von Benda vorgetragen worden. So hatte auch der Kapellmeiſter Schulz die Chöre aus ſeiner Athalie zu geben verſprochen, wenn ſeine äuſſerſt bedenkliche

denkliche Geſundheit es zulieſſe. Einigemal ſind auch Schauſpiele geleſen worden, wobey die Rollen vertheilt waren. So iſt es mit Emilia Galotti und Nathan der Weiſe geſchehn. Nun, da auch Iffland zu dieſer Geſellſchaft getreten iſt, wird dieſe Unterhandlung gewiß noch mehr an Vollkommenheit gewinnen. Der ganze Zirkel beſteht jetzt aus ungefähr 50 Perſonen, Männern und Frauen verſchiedenes Alters, Glaubens und Geſchäftes. Unter den Gelehrten und Geſchäftsmännern nenne ich Ihnen nur: Irwing, Roſenſtiel, Herz, Friedländer, Euchel, Feßler, Hirt, Rambach, Bartoldy, unter den Künſtlern: Schadow, Friſch, Berger, Zelter. Faſt alle bedeutende Fremde, die ſich einige Zeit hier aufhalten, laſſen ſich in dieſe Geſellſchaft einführen, und bitten um die Erlaubniß, ſie wieder beſuchen zu dürfen. *)

Feß-

*) Die Einrichtung dieſer Geſellſchaft iſt nach dem, was hier davon angeführt wird, muſterhaft und verdient überall Nachahmung, wäre es auch nur im verjüngten Maßſtabe und um die Peſt alles menſchlichern Zuſammenſeyns, das Kartenſpiel, zu verbannen. Freilich muß eine gewiſſe konvenzionelle Gleichheit der Stände und ein gutmüthiges Vorliebnehmen, ohne Kritteley und Afterrede, bey allen Theilnehmern vorausgeſetzt werden, und dieß iſt beſonders in kleinern Städten ſchwerer als man denkt. Aber man muß nur den guten Willen nicht zu Hauſe laſſen. Es heißt hier auch: Poſſunt, quia poſſe videntur.

B.

Feßler, der hierzu den erſten Anſtoß gegeben hat, iſt als ein Lieblingsdichter im Fache der hiſtoriſchen und dramatiſchen Romane bekannt genug, aber auch ſeine Schickſale ſind ſehr merkwürdig. Er hatte ſich als Pater Innocenz bey Joſefs II. Aufklärungen ſehr thätig bewieſen, und dadurch Migazzis Haß ſo zugezogen, daß er Wien mit Lemberg vertauſchte, wo er Profeſſor wurde, und eine Arabiſche und Syriſche Grammatik ſchrieb, die bey Breitkopf in Leipzig herausgekommen iſt. Als ſein Beſchützer Joſef II. auf dem Todbette lag, hielt er ſich auch dort nicht ſicher und flüchtete ſich nach Schleſien, wo er bey dem Fürſten von Karolath mit 500 Rthlr. Gehalt und andern beträchtlichen Vortheilen Vorleſer wurde. Bey der Sequeſtrazion der Karolathiſchen Güter wurden die Officianten des Fürſten entlaſſen. Feßler hätte auf einen förmlich geſchloſſenen Kontrakt die fernere Bezahlung ſeiner Penſion gerichtlich fodern können, wollte aber an ſeinem Wohlthäter nicht undankbar handeln, und gieng hierauf nach Berlin, wo er einen Schwager hatte. Hier lebt er als Schriftſteller und iſt als Freund alles Guten und Schönen allgemein geachtet. Wir haben zunächſt eine darſtellende Geſchichte Alexanders von ihm zu erwarten, die der Buchhändler Lagarde als eine Fortſetzung des Anacharſis von Barthelemy herausgeben will. Im Februarſtück des Archivs der Zeit finden Sie einige filoſofiſche Briefe von ihm über das Weſen der Freundſchaft nach neuplatoniſchen Ideen.

Herr

Herr Hirt, der in Rom mehrere Jahre die Stelle des sel. Reifenſteins vertrat, und zuletzt noch die Gräfin von Lichtenau herum führte, iſt als Hofrath, Mitglied der Akademie der Künſte und Akademicien mit 1800 Thlr. Gehalt hieher berufen worden. In der Akademie der Künſte hält er jetzt wöchentlich Vorleſungen. Ob er uns von ſeinen antiquariſchen Beobachtungen, nach welchen der Aufſatz in den Horen jeden Liebhaber begierig machen muß, jetzt ſchon mehreres mittheilen werde, iſt noch zu bezweifeln.

Daß Herr Spener fürs künftige Jahr einen Nazionalalmanach im Werke hat, wohin die Brandenburgiſchen Muſen, wie die Kirchkinder in eine Parochialkirche, eingepfarrt werden ſollen, wiſſen Sie ſchon. —

2.

Wien den 1. Febr. 1797.

— Der lapidariſche Stil ſcheint bey uns die Hofſprache werden zu wollen. Seit Birkenſtock mit ſo vielem Glück den Ton angegeben hat, macht alles Inſchriften, was Sitz und Stimme hat. Erſt Denis, nun auch Sonnenfels. Die Steinſchrift des letztern auf unſern Kaiſer wird in der That ausgeführt. Denis lateiniſches Aufmunterungsgedicht an die Ungarn, wovon ich Ihnen zuletzt ſchrieb*), iſt mit Genehm-

*) S. Februar S. 163.

nehmhaltung des Verfaſſers von unſerm Leon in Jamben ſehr fließend überſetzt erſchienen. Die Stelle die ich Ihnen dort anführte, heißt hier ſo:

— Himmelan
Schlägt das Geſchrey: für unſern König, für
Thereſe ſterben wir! So ſcholl es, als
Aus einem Munde. Plötzlich, wie der Süd
Bald Schneegeſtäub, bald dichten Hagelſturm
Hinan treibt, ſieh! ſo ſtürmet weit und breit
Erregt, der Heldengeiſt Hungariens
Und trägt und reißt (nun) alles mit ſich fort.

Haben Sie auch von unſerer neueſten Studienkommiſſion gehört? Die Zuſammenſetzung iſt in der That der künſtlichſte Amalgamazionsproceß, den ich kenne. Ein Polizeybeamter hat eine der erſten Stimmen!

Auf einige Produkte, die nächſtens hier erſcheinen werden, muß ich Sie doch aufmerkſam machen. Das erſte iſt eine medicinische Abhandlung über Krankheiten der Gefängniſſe und Armenhäuſer, vom Grafen Harrach aus einem unſerer beſten Häuſer. Die bekannten engliſchen Schriften über das jail-diſtemper und Howard's menſchenfreundliche Bemühungen erhalten hier merkwürdige Zuſätze und Erweiterungen. Das zweyte ſind Beyträge zur Kritik des Geſchmacks von Bendavid. Es iſt der Verſuch eines Mathematikers, die Künſte des

Genies

Genies aus dem Euklid zu entwickeln. Man muß grade das Maaß von Scharfſinn beſitzen, das dem Verf. unleugbar eigen iſt, um eine ſo tolle Idee ſo intereſſant auszuführen.

Jünger hat gegenwärtig acht neue Luſtſpiele fertig, worunter einige gewiß nicht ohne Werth ſind. Bey dem über alle Beſchreibung kläglichen Zuſtand der teutſchen Bühne — auch der unſrigen — muß es eine Art Epoche machen, wenn er ſeine Gefangenen auf einmal ausfliegen läßt.

Alxinger war, ſeit Baron Braun das Hoftheater als Vicedirektor übernahm, zur Beſorgung der literariſchen Geſchäfte dabey unter der Bedingung angeſtellt worden, daß ihn der Hof dieſe Stelle ſelbſt verſichern ſollte. Dieß iſt nun endlich erfolgt, und er iſt nun wirklich Hofſekretair in Theaterſachen geworden. Dieß ſichert dem edeln Mann ſeinen anſehnlichen Gehalt und eine bequemere Exiſtenz, wenn auch ſein Einfluß aufs Theater ſelbſt ſo gut als gar nicht in Anſchlag zu bringen iſt, da er um nichts befragt wird. Er arbeitet jetzt mit unermüdetem Eifer an einer neuen Ausgabe ſeines Bliomberis, und überſetzt zu ſeiner eigenen Unterhaltung Szenen aus den griechiſchen Tragikern.

3.

Kiel den 4ten Jan. 1797.

Von unſerm guten Fabricius müſſen ſich ſeltſame Legenden verbreitet haben, wozu die Großſprechereien

der Franzoſen wohl auch das Ihrige beytrugen. Aber weder Fabricius noch Prieſtley ſind in Paris anzutreffen, wie doch einmal mit großer Selbſtzufriedenheit in der Dekade verkündigt wurde. Prieſtley bleibt, wie Sie ſchon wiſſen werden, in Filadelfia, ob er gleich wegen der gehofften Stelle eines Kongreßkaplans durchgefallen iſt; und Fabricius iſt wieder in Kiel. Er war mit königlicher Erlaubniß auf ein halb Jahr nach Paris gereiſt und kam von da, ſeinem Verſpre gemäß, in Oktober hieher zurück, wo er auch, wie gewöhnlich, ſeine Wintervorleſungen hält. Es kann wohl ſeyn, daß mehrere Verkehrtheiten, z. B. daß ein bloßer Filolog, Moldenhauer, auf Düſterbrook die herrliche Baumſchule des ſel. Hirſchfeld erhielt, die dem würdigen Fabricius gebührt hätte, ihn bitter gemacht haben. Aber dann hat er auch vollkommen recht. Seine Schrift über Akademien inſonderheit in Dännemark *) kam bald nach ſeiner Abreiſe heraus, und hat bey der Behörde nicht mehr

und

*) Sie iſt in Kopenhagen, bey Proft 1796 gedruckt, 208 S. in kl 8. und verdient von jedem geleſen zu werden, der die Kehrſeite der Medaille in der geprieſenen Studienadminiſtrazion in den Däniſchen Staaten kennen lernen will. Der Verf. rügt mit unerſchrockener Freymuthigkeit Mißbräuche und Lächerlichkeiten, die zum Theil auch anderen Univerſitäten angehören. Man leſe z. B. die ſtarke Stelle über die Prorektoratsfarce S. 25 f.

B.

und nicht weniger Aufmerkſamkeit erregt, als ſeine vorigen Schriften. Man lieſt, lobt oder tadelt den Verfaſſer und läßt alles beym Alten. Jeder Sachkundige muß ſeinem Urtheile in dieſer Schrift durchaus beypflichten. Gehäſſige Einſeitigkeiten ſind nicht darinn, ſondern alles, was man dafür hält, iſt buchſtäblich wahr. Nur das Ehrengericht, dem er ſelbſt nie beytrat, beurtheilt er zu ſtrenge. Beſonders iſt die Stelle beherzigungswerth, wo er von den auſſerordentlichen Lehrern ſpricht, die wie junge Raben nach Brod ſchreien. Ihre Ueberzahl iſt unſerer Akademie äuſſerſt verderblich.

Ueber die ſchmutzige Angebergeſchichte des Biſchofs Balle in Dänemark gegen den Verfaſſer des Ariſtokratenkatechismus iſt ein ganzes Heer von kleinen Flugſchriften erſchienen. Leſen Sie doch die Stelle in der Zeitſchrift Iris og Hebe 1796. Auguſt S. 181 f.

4.

Breslau den 18. Jan 1797.

Ueber den Zuſtand der Literatur von Preußiſch-Polen kann ich Ihnen wenig tröſtliches ſchreiben. Unſer Buchhändler Korn der Jüngere macht freylich viel Geſchäfte nach Warſchau, Lemberg, aber vorzüglich mit franzöſiſchen Büchern mit den ci-devant poliſchen Magnaten auf einem höchſt unſoliden Fuß. Er hat in Poſen eine Stubenhandlung etablirt und ſein Bruder in Liſſa. Beyde aber ſind ſehr unbeträchtlich. Von

Züllichau aus verſorgt Fromman die Bücherfreunde bis gegen Poſen in einem Diſtrikt von 14 Meilen, und da wohnen eigentlich noch die meiſten Teutſchen, die ſich indeß über einige Journale, Schul- und Hülfsbücher für Aerzte, Prediger und Juriſten kaum verſteigen. Soll ich von dem jetzigen Zuſtand von Weſtpreußen im Allgemeinen auf den zukünftigen von Südpreußen ſchlieſſen, ſo ſind die Ausſichten noch weniger erfreulich. In jenem liegt die Literatur noch ganz in tiefem Schlafe. Hierzu kommt noch, daß niemand mit Sicherheit auf die Dauer der jetzigen Lage Polens rechnet, und daß z. B. jetzt nach Katharinens Tode alles wieder von Veränderungen träumt. Nach allem dieſem läßt ſich wenigſtens für die nächſten 5 Jahre noch nichts auf Literaturbetrieb in jenen Gegenden hoffen. —

Unſeres treflichen Garve Ueberſetzung der Politik des Ariſtoteles iſt ganz vollendet und wartet nur auf die Anmerkungen, die, wenn der edle Mann nicht ſo ſehr an ſeinen Augen litte, wahrſcheinlich auch ſchon fertig wären. —

5.

Görlitz den 16. Febr. 1797.

Geſtern ſtarb hier einer der älteſten teutſchen noch lebenden Dichter, der durch ſeinen Nimrod u. ſ. w. bekannte Magiſter Naumann im 76ten Jahre ſeines Alters, der Zeitgenoſſe und bekannte von Gleim, Bodmer, Klopſtock, Leſſing, Dreyer u. ſ. w. von denen

er

er manches zu erzählen wußte. Bis an dem letzten Tag ſeines Lebens war er der, den Leſſing in ſeines Bruders Leben ſchildert. Er lebte arm und dürftig, und ward von einer Geſellſchaft unterſtüht, die ſich das für das Recht anmaßte, ihren Spott mit ihm zu treiben. Einige Stunden vor ſeinem Tode ward er von einem Freunde noch mit einer Flaſche Burgunder erquickt. Dann traf ihn der Schlag. Vinum ſit appoſitum morientis ori!

Unſer verewigter Hr. v. Meyer hat unſerer Geſellſchaft *) ſeine herrliche Sammlung ausgeſtopfter Oberlauſitzer Vögel vermacht. Die kleine, aber herrliche Denkſchrift, die ihm der Hr. v. Gersdorf in der Lauſitzer Monatsſchrift geſetzt hat, werden Sie nicht ungeleſen laſſen. In einigen Jahren wird unſere Geſellſchaft mit zwey wichtigen Werken auftreten können, mit einem Codex diplomaticus Luſatiae ſuperioris und einer Flora Luſatica. Zu der erſtern Sammlung ſind viele Archive benutzt worden.

*) Dieſe ſeit dem Jahre 89 erneuerte gelehrte Lauſitzer Geſellſchaft, die ihren Sitz in Görlitz aber in allen Theilen der Oberlauſitz thätig wirkende Mitglieder hat, zeichnet ſich durch gemeinnützige Anſtalten und Beförderung patriotiſcher Abſichten vor vielen andern aus, und ſtiftet beſonders viel Gutes durch die Herausgabe der auch auſſer dieſer Provinz leſenswürdigen Lauſitzer Monatsſchrift, deren Redakteur bis jetzt der Sekretair dieſer Geſellſchaft, der verdiente D. Anton in Görlitz war.

B.

derung von ſeinen Sitten zu machen. Sein Lehr-Begrif, von der Kunſt zu leben, wird uns in kurzem umſtändlich vorgelegt werden; und er beſaß eine Tugend, welche nicht die Tugend der Moraliſten zu ſeyn pflegt; er lebte nach ſeinen Grundſäzen.

Zweytes Capitel.

Abſichten des weiſen Hippias.

Unter andern Neigungen, in deren Befriedigung man den rechten Gebrauch des Reichthums zu ſezen pflegt, hatte Hippias einen beſondern Geſchmak an allem, was gut in die Augen fiel. Er wollte, daß die Seinigen, in ſeinem Hauſe wenigſtens, ſich nirgends hinwenden ſollten, ohne einem ſchönen Gegenſtande zu begegnen. Die ſchönſten Gemählde, die ſchönſten Bildſäulen und Schnizwerke, die reichſten Tapeten, das ſchönſte Hausgeräthe, die ſchönſten Gefäſſe befriedigten ſeinen Geſchmak noch nicht; er wollte auch, daß der belebte Theil ſeines Hauſes mit dieſer allgemeinen Schönheit übereinſtimmen ſollte; und ſeine Bediente und Sclavinnen waren die ausgeſuchteſten Geſtalten, die er in einem Lande, wo die Schönheit gewöhnlich iſt, hatte finden können. Die Geſtalt Agathons möchte alſo allein hinreichend geweſen ſeyn, ihm ſeine Gunſt zu erwerben; zumal da er eben einen Leſer nöthig hatte, und aus dem Anblik

Unſer D. Struve, deſſen Hülfstafeln eine ſehr wohlthätige Ausbreitung erhalten, hat von der Londner human Society ein ſehr verbindliches Schreiben nebſt ihren Schriften erhalten.

IX.

Eine bekannte Anekdote.

Der noch nicht verſtorbene letzte Markgraf von Anſpach-Bayreuth, Alexander, hatte während ſeines Aufenthalts in Rom zwey Unterredungen mit dem Pabſt Ganganelli. In der zweyten fragte Klemens XIV. ſehr ſorgfältig nach dem Dichter Uz, den Teutſchland für ſeinen Horaz halte, und mit deſſen Werken der Pabſt, der auch an das Genie jenſeits der Alpen glaubte, wohl bekannt zu ſeyn ſchien. Endlich, da ſich der vornehme Reiſende gar nicht beſinnen konnte, verſicherte ihn der Pabſt, dieſer Dichter lebe ſogar in der Reſidenz des Markgrafen. Natürlich wurde dieſer nun äuſſerſt begierig, der Sache weiter nachzuforſchen, und nach ſeiner Rückkehr wollte er den Dichter nicht nur ſehen, ſondern auch leſen, den Peters weiſer Nachfolger nur aus der ſchwachen welſchen Nachbildung mit ſolcher Begeiſterung geprieſen hatte. — Wie viel Teutſche würden ſich mit Markgraf Alexandern in ähnlichem Fall befinden, wenn es mehrere Ganganellis gäbe?

Aber eine liebenswürdige Eigenſchaft des Teutſchen bleibt es, daß er nie ermüdet, dem fremden Talente volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. „Auſſer dem Könige von Sardinien, der eine Belohnung gab," ſo erzählte Lalande in ſeiner jüngſt bey Eröffnung der Centralſchulen in Paris vorgeleſenen Reiſe zum Mont-

Blank

Blank, „eröffnete nur noch der Hr. v. Gersdorf eine Subskripzion in der Oberlauſitz für den wackern Jakob Balmat, der zuerſt den Mont-Blank erſtieg. Die Engländer, die jährlich an 200 hin kamen und dem erſten, der den Mont-Blank erſteigen würde, oft große Geſchenke verſprochen hatten, wandelten vor dem armen Balmat ganz kalt vorüber, ſo dringend auch Pourrit für ihn bat.“

Muß man aber in ſeinem eigenen Hauſe fremd bleiben, um nur ein fremdes deſto beſſer anſtaunen zu können?

X.

Literariſche Durchflüge.

1.

Mit gewiſſen Neuigkeiten in unſerer Literatur iſt es wie mit gewiſſen Früchten und Zugemüſen in unſern Küchengärten. Sie ſchmecken dem Gaumenkützling nur in ihrer früheſten Zeitigung. Wenn ſie die Händler auf dem Obſt- und Gemüsmarkt überall feil bieten, ſind ſie dem ſich vornehmer dünkenden Gaumen des Virtuoſen in der Eßkunſt ſchon unſchmackhaft geworden. Es wäre vielleicht kein ganz undankbares Geſchäft, dieſen literariſchen Leckermäulern monatlich eine bill of fare, einen Küchenzettel aus der Buchhändlerwelt zu liefern, woraus ſich die Herrn ihre Schüſſelchen nach Appetit wählen könnten. Allein unſere ganze Literatur iſt ſchon ſo faſt nicht viel mehr, als eine immerwährende Neuigkeitsjägerey, und es wäre eine ſchwere Sünde, dieſem ſchnöden Unweſen durch ſolche Anzeigen und Sortimentszettel noch ein weiches Kopfkiſſen unterzulegen.

Aber eben dieſe Frivolität und Novitätenjagd hat den großen Nachtheil für unſere Literatur, daß oft das nützlichſte und beſte in jeder Art ſich durch den Schwall von Alltagsbroſchüren, Journalen, Taſchenbüchern und anderen Mooclefereien nicht einmal durchdrängen kann, und entweder ganz in Vergeſſenheit geräth, oder doch bey weitem den Beyfall und die Ausbreitung nicht erhält, die es ſeiner innern Vortrefflichkeit, oft auch ſeiner wichtigen Beziehungen auf die Ereigniſſe des Tages wegen, ſo ſchnell und allgemein als möglich zu erhalten verdiente. Für ſolche Produkte unſerer Literatur wird künftig der teutſche Merkur in ſeinen monatlichen Berichtserſtattungen ſich etwas Platz zu erſparen ſuchen. Nur vergeſſe man nicht, daß ihm, wie allen Göttern im Pantheon des Alterthums, die hochgeprieſene Ubiquität unſerer neuern Gottergeſtalten durchaus abgeht, und daß er ſich daher zu nichts anheiſchig macht, als das, was ihm auf ſeinem Fluge jedesmal aufſtieß und der Mühe des Aufhebens werth ſchien kurz anzudeuten;

— Der flüchtigen Meme vergleichbar
Die um furchtbare Buſen des weit verödeten Meeres
Fiſche ſich fängt, und häufig die Fittige taucht in die Salzflut.
Odyſſ. v. 50.

Der große Franklin, ſo erzählt uns ein Franzos, der ihn oft in Paſſy ſprach, fragte, wenn das Geſpräch auf neue Bücher kam, worauf er es doch ſelten ſelbſt brachte, immer zuerſt nach den neueſten Reiſebeſchreibungen. Der Merkur erinnert ſich neuerlich nur zwey Reiſebeſchreibungen geſehn zu haben, die er ſeinen Freunden empfehlen möchte, und bey der einen ſowohl als der zweyten ſind ihm ſogar in Abſicht auf die unbedingte Glaubwürdigkeit der Referenten noch einige kleine Zweifel

fel übrig. Des zu früh verſtorbenen Dr. Reineggs in Petersburg hiſtoriſch topografiſche Beſchreibung des Kaukaſus enthält im erſten Theile, den wir bis jetzt beſitzen, gewiß manche wichtige Beyträge zur Gäognoſie und Völkerkunde, iſt aber, ohne allen Reiz der Einkleidung, aus ſehr ungleichartigen Bruchſtücken zuſammengeſetzt, und ſcheint — was freylich das ſchlimmſte iſt, das einem ſolchen Werke nachgeſagt werden kann — nicht ganz frey von dem zu ſeyn, was die Griechen nach dem Zeitalter Alexanders, wo von Oberaſien ſo viele Wundergeſchichten verbreitet wurden, Teratologie zu nennen pflegten. Beſonders hat die Nachricht von den entmannten Männern einiger Kaukaſiſchen Stämme, als eine neue Beſtätigung deſſen was Hippokrates und Herodot von der weiblichen Krankheit der Scythen erzählen, Aufſehn erregt. Allein es ſey uns erlaubt, das Geſtändniß des würdigen Gelehrten, der im allg. Literariſchen Anzeiger darauf aufmerkſam machte, aus einem ſeiner Briefe mitzutheilen: „Was „die Nachricht von Reineggs anlangt, ſo glaube ich „faſt, es ſey eine Legende, ſo wie die Erzählung von „den Emmetſch, oder den Amazonen, und eine dritte „von dem geborſtenen Felſen, wo ein Holzkaſten ge„funden worden. Mir kommt es vor, als ob der Verf. „die Nachricht von den Entmannten des Herodot ſo gut „als die Amazonen, die man in jene Gegend ſetzte, „kannte, ſie aber mit Fleiß verſchwieg, um eine Tonne „zum Spielen hinzuwerfen.“

Von einer ganz andern Kompoſizion ſind des bekannten Vaillant neue Reiſen in das innere Afrika (Berlin, Voßiſche Buchhandlung 1796. 2 Bände mit Kupf.). Man kennt dieſen Sonderling ſchon aus ſeiner frühern Reiſe. Dieſe zweyte iſt faſt noch intereſſanter und in der Ueberſetzung dadurch, daß ſie einen Ueberſetzer fand, der beyder Sprachen vollkommen mächtig war, und die

zu

zu üppig rankenden Schößlinge des Originals verſtändig wegzuſchneiden wußte, faſt noch angenehmer zu leſen als im Originale ſelbſt. Dazu kommen hier die klaſſiſchen und dießmal recht reichlich eingeſtreuten Anmerkungen J. R. Forſters, die einen Schatz von naturhiſtoriſchen Berichtigungen und Anekdoten enthalten. Man vergleiche z. B. nur Th. 1. S. 193. die Anekdote, die General Münnich über Tiſche erzählte, und S. 423. die ornithologiſchen Berichtigungen. Die Kupfer ſind dem Originale auch gut nachgeſtochen. — Was aber dieſer Ueberſetzung einen ganz beſondern Werth giebt, iſt eine ganz neue, aus ſeltnen, zum Theil bis jetzt ganz unzugänglichen Quellen geſtochene Karte des Kaplandes von Forſter und Sotzmann, die in der That in keiner Landkartenſammlung fehlen darf. Geſetzt alſo auch, daß der gute Vaillant ſich in ſeiner Erzählung zuweilen einer Verſchönerung ſchuldig gemacht habe; ſo hat Forſter durch zweckmäßige Winke vor aller Gefährde geſichert. Uebrigens kann ſchwerlich eine anziehendere und hinreiſſendere Lektüre gedacht werden, als Vaillants Irrſale unter jenen rohen Kindern der Natur und beſonders ſeine Beobachtungen über die Thiere, deren Inſtinkte und Oekonomie nicht leicht jemand ſo ſinnreich zu belauſchen und darzuſtellen verſtanden hat.

Nach den Reiſebeſchreibungen dürften vielleicht gutgeſchriebene Biografien und was man Eloges nennt, den nächſten Platz einnehmen. Hier ſieht es in unſerer Literatur überhaupt noch ſehr dürftig aus, und neuerlich iſt wenig gethan worden, um dieſe Blöße etwas zu verhüllen. Der neueſte Band des Nekrologs (der zweyte von 1794) enthält indeß einige gewiß intereſſante Vortrauſſaren, als Sonnin, Faulhaber in Ulm, Rumpel, und mehrere dankenswürdige Materialien. Aber traurig iſt es, daß Männer der Nazion wie Georg Forſter und Möſer aus Mangel des uns ſo ſehr fehlenden Gemeingeiſtes kaum einen kleinen Gedächtnißſtein

ſtein hier erhalten konnten. Gewiß bleibt dieſer Nekrolog auch ſo ein ſehr ſchätzenswerthes Werk, und wer ſeiner im Ernſte ſpotten wollte müßte erſt ſelbſt etwas beſſeres an ſeine Stelle geſetzt haben. Aber eine Lobſchrift verdient doch hier noch eine Erwähnung, die, wenn ſie auch in einer fremden Sprache geſchrieben iſt, doch ganz im Kreiſe unſerer Literatur liegt. Herr Korh. Hottinger, der im vorigen Jahre dem großen Salomo Geßner ein ſo würdiges biografiſches Denkmal ſetzte, hat vor kurzem noch eine Denkſchrift auf ſeinen Freund Steinbrychel in der Sprache des alten Latiums herausgegeben, die in Gedanken und Ausdruck ein klaſſiſches Kunſtwerk genannt zu werden verdient. Dieß Akroama ſollte in allen Gymnaſien von verſtändigen Lehrern den Jünglingen vorgeleſen werden. Stellen wie S. 49 f. über die Periode des teutſchen Genieweſens verdienten noch immer volle Beherzigung. Wir haben Hoffnung von der Hand des Meiſters ſelbſt einen getreuen Auszug daraus nächſtens im Merkur liefern zu können.*)

Voll neuer Anſichten und Beurtheilungen aus den erſten Prinzipien iſt ein äſthetiſches Werk über die Griechen und Römer, oder Hiſtoriſche und kritiſche Verſuche über das klaſſiſche Alterthum, von Fr. Schlegel, welches die neue Unterſuchung über die öffentliche Erziehung mit vieler Einſicht auf die Muſterſchriften des Alterthums überträgt, und zu manchen Diskuſſionen Anlaß geben wird.

In einem ganz andern Felde dürfen wir eine Schrift nicht unbemerkt laſſen, die mit nicht gewöhnlicher Beleſenheit und einem großen Scharfſinn einen ſehr humanen Zweck verbindet. Zu einer Zeit, wo von ewigen Frieden ſo viel geſprochen und zur Fortſetzung des Kriegs

*) Der Titel des lateiniſchen iſt: I. Jac Hottingeri acroama de Steinbrychelio. Turici, Orell, Gesner, 1796. 69. S. in 8.

Kriegs so kräftig gewirkt wird, können Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit (Leipz. 1797) gar nicht überflüssig scheinen, und wenn sie der scheußlichsten aller Furien die Maske mit so muthiger und geübter Hand abreißen, wie hier geschiehet, sogar äusserst wohlthätig werden. Die Verheissung auf dem Titelblatte: „auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen," ist buchstäblich wahr. Es spricht hier ein Kenner, aber kein Pedant von seinem Metier. Nur gegen Friedrich den IIten ist der Mann etwas zu hart.

Ueberall, wo noch eine Landesverfassung auf feste Verträge und Repräsentazion der Landesstände gegründet besteht, muß die Rechtssache des würdigen Herrn Hofrichters von Berlepsch zu Hannover große Aufmerksamkeit und Theilnehmung erwecken. Hr. Hofrath Häberlin in Helmstädt hat vor kurzem eine dem Inhalte und der Darstellung nach meisterhafte Schrift herausgegeben, die kein teutscher Patriot ungelesen lassen darf: Ueber die Rechtssache des Hrn. Hofrichters von Berlepsch. Helmst. und Leipz. 1797.

Interessante Nachrichten über diesen Handel finden sich auch in dem von eben diesem Gelehrten seit einiger Zeit Heftweise herausgegebenen Staatsarchive, das durch Freymüthigkeit und Gründlichkeit einen ehrenvollen Rang unter unsern Zeitschriften behauptet, und ein wahres Archiv der Zeit genannt werden kann.

Der Kosmopolit, eine Monatsschrift, die seit Anfange dieses Jahrs in Halle herauskommt, zeichnet sich gleichfalls durch mehrere interessante und gut gesagte Aufsätze aus. In dem Roman: List über List, der wahrscheinlich durch mehrere Stücke fortgeführt wird, kann niemand die reiche Fantasie und die reizende Darstellungsgabe des Verfassers der Clara du Plessis und des

Flo-

Flamings verkennen. Aus einigen Aufſätzen blicken, was uns leid thut, kleine Animoſitäten hervor. Beſonders ſcheint der Herausgeber einem geachteten Gottesgelehrten in Heimſtädt nicht wohl zu wollen, über welchen Punkt das große Publikum ſchwerlich ſeiner Meynung beypflichten dürfte.

In zwey Fächern haben bis jetzt Journale bey uns nie recht gedeihen wollen, im Theaterfache und in den zeichnenden Künſten. Was uns neuerlich von einem in Altona erſcheinenden Theaterjournale und einem Kunſtmagazin, das unter dem Nahmen Torſo in Breslau herauskommt, zu Geſichte gekommen iſt, ſcheint unter keinem günſtigern Geſtirn empfangen und gebohren, als manches frühere Product der Art, deſſen Nahme nicht mehr genannt wird.

Aber wo es auf Sammlerfleiß und kritiſche Beurtheilungen in größern Werken ankommt, da laſſen wir uns von niemand den Rang ſtreitig machen. Einen neuen Beleg hierzu liefert das vor kurzem in Zürich herausgekommene Handbuch für Kunſtliebhaber und Sammler über die vornehmſten Kupferſtecher und ihre Werke. Deutſche Schule. 2 Bände in 8. Ein treffliches und in ſeiner Art einziges Werk, das der gelehrte Kunſthändler Herr Roſt in Leipzig nach der franzöſiſchen Handſchrift des Hrn. Huber bearbeitete, und das von nun an an die Stelle des raiſonnirenden Verzeichniſſes der Kupferſtecher von Hr. Füßli tritt.

Endlich haben wir auch zwey treffliche neue Hülfsmittel zur Erlernung fremder Sprachen erhalten, die wir um ſo lieber erwähnen, da wir ſie ſchon aus eigenem Gebrauche empfehlen können. Hr. Fahrenkrüger in Hamburg hat uns mit einem engliſchen Wörterbuche beſchenkt, (bey Fromman in Züllichau) deſſen Vollſtändigkeit

keit und Genauigkeit auch in besondern Terminologien, als in der Schiffersprache, Pflanzenkunde u. s. w. nur wenig zu wünschen übrig läßt. Möchte es diesem fleißigen Sprachkenner doch gefallen, nach Vollendung dieses Wörterbuchs uns auch ein Idiotikon und Cant-dictionary zu geben, womit allen, die die humoristischen Schriftsteller der Britten lesen, oder selbst nach England reisen wollten, sehr gedient seyn müßte. Wir empfehlen ihm zu dieser Absicht zwey ausser England fast gar nicht bekannte Werke: The Scoundrel's dictionary. Lond. 1760. 8. und Grose's Gallical dictionary of the vulgar Tongue. London. 1795. 8.

Liebhaber der Spanischen Literatur werden sich gewiß freuen, daß seit wenig Wochen nun auch das längst versprochene Spanische Wörterbuch (bey Schwickert in Leipzig) dem wichtigern, oder Spanischteutschen Theile nach, wirklich vollendet ist. Der Herausgeber, der schon durch mehrere Uebersetzungen aus dem Spanischen rühmlich bekannte Hr. Bibliothekssekretär Schmid in Weimar, hat das Madriter Diccionario de la Real Academia in 6 Foliobänden dabey zum Grunde gelegt, und mit Benutzung des Sejournant, Sobrino, Stevens und Hornkees alles sehr fleißig zusammengestellt, was diese verschiedenen Hülfsmittel der Engländer, Franzosen und Holländer einzeln darboten. Wir können zugleich aus einer Buchhandlung, die schon mehrere saubere Abdrücke ausländischer Classiker geliefert hat, eine sehr niedliche und korrecte Ausgabe der sämtlichen Werke des Cervantes, den Don Quixot nach der Prachtausgabe und mit den verkleinerten Kupfern des Ibarra, ankündigen, auf welche, wenn das Unternehmen Beyfall findet, die obras escogidas sämtlicher spanischer Classiker in Prose und Versen folgen sollen.

Ankündigung

eines unter der Presse befindlichen

Geographisch-Statistischen

Wörterbuchs

über den

Obersächsischen Kreis

und die

Ober- und Niederlausiz.

Die Verfasser brauchen wohl über den Nutzen eines solchen Wörterbuchs sich nicht zu rechtfertigen, da fast alle Länder Europens nach und nach in dieser encyklopädischen Manier bearbeitet werden, und es erwiesen ist, daß sie sowohl für den gelehrten als ungelehrten Stand von gleich großem Nuzen sind. Nur davon möchte die Frage seyn, wie dieser Kreis Deutschlands, der ohne allen Zweifel in Rücksicht auf seine Bevölkerung zu den größten gehört, in Hinsicht auf seine Regenten, die höhere Geistes-Cultur seiner Inwohner, ihre Industrie und Kunstfleiß, ihren Handel, kurz auf alles, wodurch sich Nationen vor andern auszeichnen, aber unstreitig zu den ersten Kreisen Deutschlands gehört, bearbeitet worden? Die Verfasser haben hierüber nur Eine Antwort, und glauben das Publikum damit zu befriedigen, wenn sie ihnen den Reichthum der Materialien entgegen halten, den dieser Kreis vor allen andern darbietet. Diese Materialien zweckmäßig zu benuzen, die Widersprüche zu heben, und alles so zu ordnen, daß dadurch ein angenehmes Ganze entsteht, jede unnüze Weitläuftigkeit zu vermeiden, hingegen

und den erſten Worten deſſelben urtheilte, daß er ſich zu einem Dienſt vollkommen ſchiken würde, wozu eine gefallende Geſichts-Bildung und eine muſicaliſche Stimme die nöthigſten Gaben ſind. Allein Hippias hatte noch eine geheime Abſicht, die er durch dieſen Jüngling zu erreichen hoſte. Obgleich die Liebe zu den Wollüſten der Sinne ſeine herrſchende Neigung zu ſeyn ſchien, ſo hatte doch die Eitelkeit nicht weniger Antheil an den meiſten Handlungen ſeines Lebens. Er hatte, bevor er ſich nach Smyrna begab, um die Früchte ſeiner Arbeit zu genieſſen, den ſchönſten Theil ſeines Lebens zugebracht, die edelſte Jugend der griechiſchen Städte zu bilden; er hatte Redner gebildet, die durch eine künſtliche Vermiſchung des Wahren und Falſchen, und den klugen Gebrauch gewiſſer Figuren, einer ſchlimmen Sache den Schein und die Würkung einer guten zu geben wußten. Staats-Männer, welche die Kunſt beſaſſen, mitten unter den Zujauchzungen eines bethörten Volks die Geſeze durch die Freyheit und die Freyheit durch ſchlimme Sitten zu vernichten; um diejenigen, die ſich der heilſamen Zucht der Geſeze nicht unterwerfen wollten, der willkürlichen Gewalt ihrer Leidenſchaften zu unterwerfen; kurz, er hatte Leute gebildet, die ſich Ehren-Säulen dafür aufrichten lieſſen, daß ſie ihr Vaterland zu Grunde richteten. Allein dieſes befriedigte ſeine Eitelkeit noch nicht: Er wollte auch jemand hinterlaſſen, der ſeine Kunſt fortzuſezen geſchikt wäre; eine Kunſt, die in ſeinen Augen allzuſchön war, als daß ſie

mit

gegen aber auch nichts zu vergeſſen, was in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Rükſicht, und ſelbſt dem Weltbürger, intereſſant iſt, iſt Pflicht, deren die Verfaſſer eingedenk ſeyn werden.

Die Stettinſche Buchhandlung in Ulm, die ſich das Verdienſt zueignen darf, hierinn Proben abgelegt zu haben, wie ſehr ſie die Wünſche des Publikums ſchäzt, und die auch darinn keine Koſten ſcheuet, hat dieſes angezeigte Wörterbuch in Verlag genommen, und wird ſolches, nach dem Muſter ähnlicher, in ihrem Verlage erſchienenen Wörterbücher, in 3 mäßigen Gros-Oktavbänden herausgeben, auch den erſten Band bald nach der Oſtermeſſe 1797 liefern.

Diejenigen, ſo darauf zu pränumeriren geneigt, zahlen 1 Rthlr. 8 ggr. Sächſiſch, oder 2 fl. 24 kr. Reichsgeld an die Verlagshandlung frachtfrey und erhalten dagegen den Erſten Band franco bis Leipzig oder Frankfurt. Doch währt dieſe Pränumerationszeit nur bis nächſte Oſtern, da nach Erſcheinung des Erſten Bandes jeder 2 Rthlr. koſten wird.

Wer ſich mit Sammlung der Pränumeration bemühen will, erhält bey 10 Exemplarien das 11te umſonſt, und beliebe ſich deßfalls an die Verlagshandlung zu wenden.

Schmidts Geſchichte der Deutſchen wird von Hrn. Prof. Wilhiller, welcher zu dem Ende die ſämmtl. hinterlaſſene Manuſcripte des ſeel. Hrn. Schmidts erhalten hat, fortgeſezt, und hievon der Siebente Band der neuern Geſchichte, oder eigentlich der zwölfte Theil des ganzen Werkes, bis nächſte Oſtern 1797 in meinem Verlage herauskommen.

Ulm, im November, 1796.

die Stettinſche Buchhandlung.

Neuer Teutſcher Merkur.

4. Stück 1797.

Herausgegeben von C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Fragmente aus dem Tagebuche einer Reise nach Dänemark und Schweden, im Spätsommer und Herbste 1796 gemacht von Christ. Lud. Lenz, Lateinlehrer bey der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal. S. 301

II. Probe einer Uebersetzung der Pucelle d'Orleans, von A. W. Schlegel. — 330

III. Die Entdeckung eines geheimen Naturplans. Ein Gespräch. — 355

V. Aussichten zu einer teutschen Uebersetzung des Persischen Geschichtschreibers Mirchond, die in Wien veranstaltet wird. Von Hrn. OKR Böttiger. — 370

VI. Auszüge aus Briefen.

Ausländische Korrespondenz.

1. London. Neue Missionsanstalt. Satire auf den französischen Landtungsversuch. Erskine's Pamflet über den jetzigen Krieg. Valshains Schrift über das Armenwesen. Neueste Romane. — 378

2. London. Nachrichten von Mr. Burke, der teutschen Literatur und Kantischen Philosofie in England. — 382

3. London. Ueber die letzte politische Krise in England. Französische Kapernlist. Pinkertons Geschichte der Stuarte — 387

4. Madrid. Hrn. Lechevalier betreffend. — 390

Inländische Korrespondenz.

Wien. Theaterpatriotismus. — 391

VII. Noch ein Wort über die Originalität von Bürgers Leonore. Von Hr. A. W. Schlegel. — 395

VIII. Anekdote, vom verschiedenen Schicksal der Kantischen Schriften. — 396

IX. Nekrologie. Götter und Jünger. — 398

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man [illegible] bekanntermaſſen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch [illegible]

2) in allen Buchhandlungen zu finden [illegible] welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Adreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher ſeine Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur, ſich an irgend eine dieſer Adreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Anzeige.

Iſt meinem Verlag erſcheint:

Johann Gottlob Schneiders (Profeſſors in Frankfurt) neues kritiſches griechiſch-teutſches Handwörterbuch,

wodurch eine allgemein anerkannte Lücke unſerer Litteratur auf eine ſehr vorzügliche Art ausgefüllt wird. In allen Buchhandlungen findet man zur nähern Anſicht eine weitläuftige Ankündigung und Probe, die dem Werke ſelbſt die beſte Empfehlung ſeyn wird. Auſſerdem mache ich das dabey intereſſirten Publikum noch auf eine Anzeige des Herrn Hofrath Schütz in Jena, gewiß dem kompetenteſten Richter, im Intelligenzblatt der Litteratur-Zeitung N. 10. 1797. aufmerkſam.

Der erſte Band erſcheint in der nächſten Oſtermeſſe, der zweyte und letzte in der Neujahrsmeſſe 1798. Auch einen Vorſchlag zur Erleichterung der Anſchaffung des Ganzen, bey Empfang des erſten Theils, enthält [illegible] Ankündigung. Zöllichau im Februar 1797.

Friedrich Fromm[illegible]

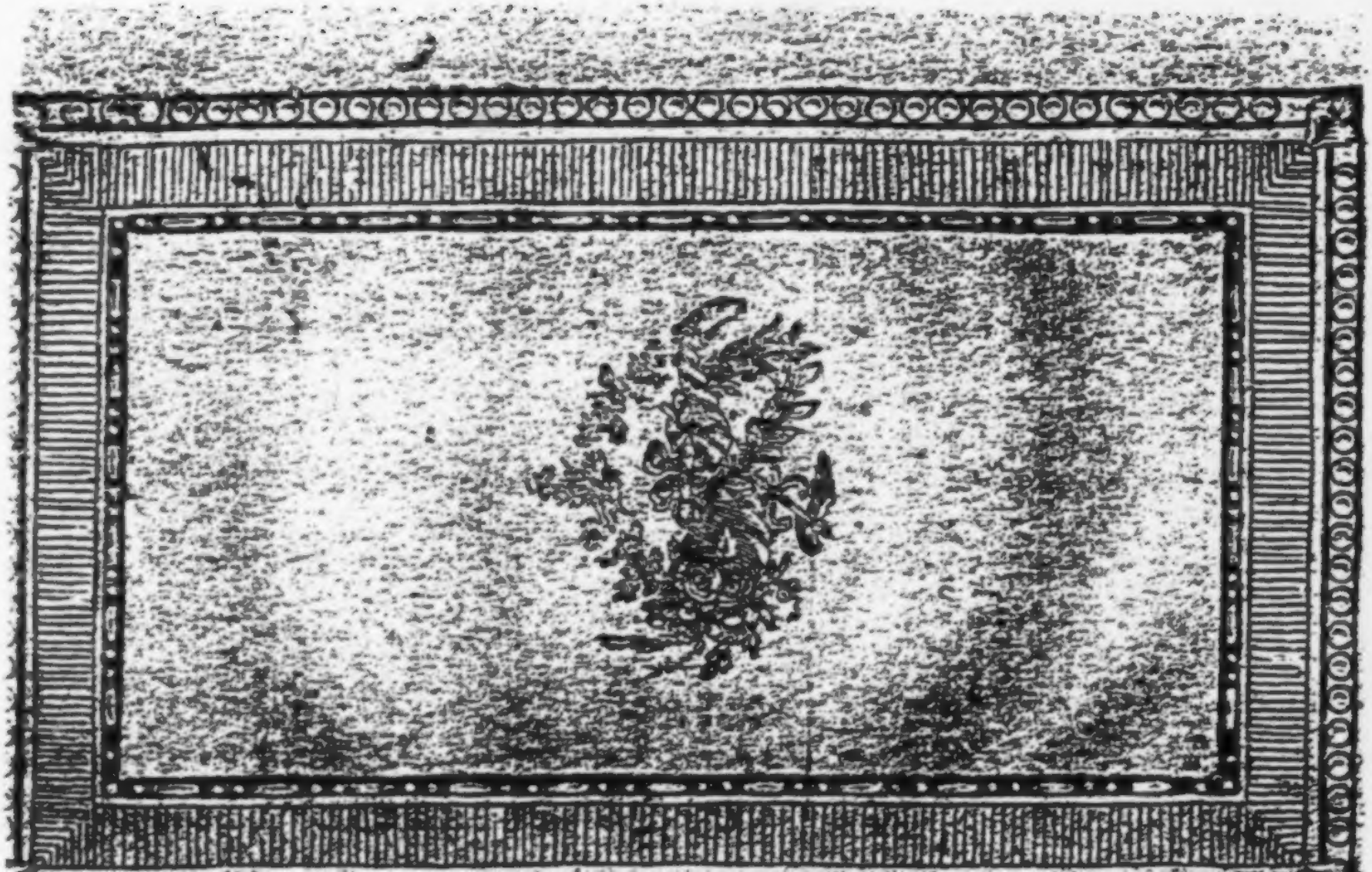

Der neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1797.

I.

Fragmente aus dem Tagebuche einer Reiſe nach Dänemark und Schweden im Spatſommer und Herbſte 1796 gemacht von Chriſt. Lud. Lenz, Lateinlehrer bey der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.*)

1.

Kaſſel. Simon. Exekuzionen. Schildbachiſche Kabinette. Klingender.

Zu Kaſſel traf ich bey dem gemäßigten und allgemein, ſelbſt bey Hofe, beliebten franzöſiſchen Geſandten Rivals einen ſehr verdienten Mann und bekannten Erziehungsſchriftſteller an, nach welchem ſo oft teutſche Erzieher und Menſchenfreunde ſich mit großer

*) Hr. Lenz, der dem Publikum ſchon durch frühere Schriften über die Lehrmethode das Latein durch Sprechen zu erlernen, die er in jüngern Jahren bey Baſedow in Deſſau übte, und neuerlich durch ſeine mit edelm Enthuſias-

großer Theilnahme aber vergebens erkundigt, und von dem ſie, wie auch ich, den teutſchen politiſchen Zeitungen geglaubt hatten, daß ſein Haupt unter der Guillotine gefallen ſey. Die Zeitungen aber hatten ihn mit einem andern guillotinirten Manne gleiches Namens verwechſelt. Ich fand ganz unvermuthet den vormaligen Profeſſor am Baſedowiſchen Filanthropin und nachmaligen Direktor der Erziehungsanſtalt zu Neuwied, Simon aus Straßburg, von deſſen moraliſchem Karakter noch zu meiner Zeit ganz Deſſau Gutes ſprach. Ein glaubwürdiger Franzoſe, der genauen Umgang zu Paris mit ihm gehabt hatte, erzählte mir nachher anderwärts folgendes von ihm. Simon ſtand wirklich eine Zeit lang auf der Liſte der zur Guillotine Beſtimmten. Einer ſeiner Feinde unter den fluchwürdigen Jakobinern hatte ihn darauf zu bringen gewußt. Allein man konnte ihm gar nichts, auch nur mit einigem Scheine, beweiſen, und er hielt ſich ganz ſtill. Robespierre war ehemals Simon's Freund geweſen, und Simon hatte ihn, ehe er ſich noch als das Ungeheuer zeigte, einmal öffentlich wegen einer wirklich guten That gelobt. Darum ſowohl als wegen der alten Freundſchaft ließ ihn Robespierre nicht

ums

mus fortgeſetzten Bemühungen die gänzliche Ausrottung des Pockenaiftes in Europa zu empfehlen, vortheilhaft bekannt iſt, machte dieſe Reiſe mit mehrern Zöglingen des Schnepfenthaler Inſtituts. Es werden hier nur kurze, fragmentariſche Auszüge aus ſeinen handſchriftlichen Erinnerungen an dieſe Reiſe geliefert. B.

umkommen. Simon verachtete ihn, haßte ihn wegen seiner blutdürstigen Grausamkeit, und ging nie in Paris zu ihm. Aber der Diktator begegnete ihm zur Zeit seiner Allmacht auf der Straße und drückte ihm, den er sonst geliebt hatte, wohlwollend die Hand. Dennoch floh Simon den Unmenschen, obgleich dies schon Ursache genug zu seiner Hinrichtung hätte werden können. Der Plan der Normalschulen in Frankreich ist größtentheils von ihm entworfen worden; aber die Ausführung fiel höchst verkehrt aus, weil die Franzosen, besonders die Pariser, noch gar keine Begriffe von einer vernünftigen und psychologisch-richtigen Pädagogik haben. Simon hatte Seminarien für künftige Schulen und Jugendlehrer zu ihrer Unterweisung und Uebung in der Methodik unter seinen Normalschulen verstanden und dies auch deutlich genug erklärt. In Paris aber verkehrte man alles, und trug den Schulseminaristen anstatt Methodologie die Wissenschaften selbst, und zwar ganz akademisch-professormäßig vor. Daher bewirkten auch einige Teutsche die baldige Vernichtung dieses Unwesens und des ganzen so verkehrt ausgeführten Instituts. Simon gab sich auch sonst noch alle Mühe, um in Frankreich Verbesserungen des öffentlichen Erziehungswesens zu befördern. Allein theils hatte man keinen Sinn dafür, theils konnte vor den fast unerschwinglichen Kriegsausgaben kein Geld dazu ausgemittelt werden. Da er nun im pädagogischen Fache nichts ausrichten konnte, so warf er sich ins diplomatische.

Er war, als ich ihn im Julius ſprach, Legazions-Sekretair bey der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Kaſſel und hatte ſeinen 15jährigen Sohn, der bey ihm lebte, zu Paris in der Nazionaldruckerey die Schriftſetzerkunſt erlernen laſſen, ungeachtet dieſer gebildete Jüngling wohl zu etwas höherm beſtimmt ſeyn dürfte. Jeder junge Franzos muß jetzt vorher ein Handwerk oder eine Kunſt erlernen, er mag Millionär ſeyn, Kaufmann, Seefahrer, Gelehrter, Krieger, Diplomatiker oder irgend ſonſt etwas werden wollen, ſonſt wird er nicht Staatsbürger.*) Man erinnere ſich hierbey, daß einige teutſche Pädagogen ſchon ſeit mehr als 10 Jahren dies vorgeſchlagen und wirklich bey ihren eigenen Söhnen ausgeführt haben. In Teutſchland lachte man ſie aus.

Zu

*) Allerdings iſt auch dieſer Artikel in die neue Konſtituzion aus Rouſſeau's Emil übergefloſſen. Nur iſt damit für die Sache ſelbſt ſehr wenig gewonnen. Die ganze Sache iſt, ſo wie ſie in der Konſtituzion ſteht, zu wenig motivirt, und gehört daher zu denjenigen iſolirten Sätzen, die ſo immer todter Buchſtaben bleiben werden, und von welchen das Urtheil eines Kenners gilt: On voit dans cette conſtitution trop de ces articles qui ne tiennent pas à l'enſemble, ou qui ont un but qu' ils n' atteignent pas. C' eſt que la conſtitution nouvelle eſt un compoſé d'excellens matériaux, mis en oeuvre par des legiſtateurs médiocres. Im neuen Magazin Encyklopedique année 2. Tom. II. n. 5. iſt ſchon die Unausführbarkeit dieſes Projekts für

Zu Kaſſel ſahen meine Jünglinge und ich folgendes. Im Wirthshauſe nahm der Hausknecht eine Menge Aale, ſchlug ihnen einen Nagel mitten durch den Kopf, ſchnitt unterhalb des Kopfes die Haut rund durch, riß ſie dann von da bis zum Schwanze ab, und ſchund die Thiere, wie Apollo den Marſyas, den wir ſo eben in dem meiſterhaften kapitoliniſchen Marmorbilde eines landgräflichen Palaſtes geſehen hatten; ſchnitt ihnen dann den Schwanz ab, ging fort und ließ die Thiere in ſolchem Zuſtande leben und zappeln. Er kam ſpät wieder, ſchnitt ſie alsdann der Länge nach auf, und riß ihnen die Eingeweide und Gedärme heraus. Noch lebten die Aale; bis ihnen zuletzt der Kopf ab, und ſie in Stücken zerſchnitten wurden. Als ein Zögling dieſem Menſchen über ſolches Verfahren etwas ſagte, lachte er uns herzlich aus, und machte ſich vielen Spaß aus den Windungen und Qualen der geſchundenen Thiere. Unmittelbar von dieſem Anblicke rief uns die Trommel zu den Kaſernen. Vier heſſiſche Deſerteurs, die, wie man uns erzählte, wider ihren

für wirklich wiſſenſchaftliche Erziehung ſcharfſinnig bemerkt worden, und alles was Bugny in einem neuen Aufſatz dagegen in eben dieſem Magazin n. 8. p. 527—540 wortreich erinnert hat, läuft darauf hinaus, daß in Republiken niemand ſeines Vermögens und ſeiner vorigen Subſiſtenz ganz ſicher, und jedermann daher am Ende auf ſolche Reſourcen eingeſchränkt ſey, die ihm überall und ſogleich Brod erwerben können!!

mit ihm ſterben ſollte. Schon lange hatte er einen jungen Menſchen geſucht, bey dem er das natürliche Geſchike, der Nachfolger eines Hippias zu ſeyn, in derjenigen Vollkommenheit finden möchte, die dazu erfodert wurde. Seine Gabe, aus der Geſtalt und Mine das Inwendige eines Menſchen zu errathen, beredete ihn, im Agathon zu finden, was er ſuchte; wenigſtens hielt er es der Mühe werth, den Verſuch mit ihm zu machen; und da er von ſeiner Tüchtigkeit ein ſo gutes Vorurtheil gefaſſet hatte, ſo fiel ihm nur nicht ein, in ſeine Willigkeit zu den groſſen Abſichten, die er mit ihm vorhatte, einigen Zweifel zu ſezen.

Drittes Capitel.

Verwunderung, in welche Agathon geſezt wird.

Agathon wuſte noch nichts, als daß er einem Manne zugehöre, deſſen äuſſerliches Anſehen ihm gefiel; als er bey dem Eintritt in ſein Haus durch die Schönheit des Gebäudes, die Bequemlichkeiten der Einrichtung, die Menge und die gute Mine der Bedienten, und durch einen Schimmer von Pracht und Ueppigkeit, der ihm allenthalben entgegen glänzte, in eine Art von Verwunderung geſezt wurde, die ihm ſonſt nicht gewöhnlich war, und die nur deſto mehr zunahm, wie er hörte, daß er die Ehre haben ſollte, ein Haus-Genoſſe

von

Willen, Soldaten zu werden gezwungen worden waren, liefen Spießruthen. Die Querpfeifer blies sen einen recht luſtigen Marſch zu den Trommeln. Zwey von ihnen bekamen, verſicherte uns hinterher ein Kriegsmann, „jeder wenigſtens 2000 Hiebe mit den Ruthen; das aber reiche noch nicht.“ Stücken Haut und Fleiſch hingen herunter, und einige Rückgradswirbel waren entblößt zu ſchauen. Mehrere gemeine Krieger hieben, ſtatt auf den entblößten Rücken, auf die Wulſt des darunter zuſammen gerollten Hemdes, ungeachtet der Gefahr, dafür jedesmal drey möglichſt harte Schläge mit dem dicken ſpaniſchen Rohre zu bekommen, die auch den meiſten dafür richtig zu Theil wurden. Denn ein Officier ging auf der Seite, wo wir ſtanden, auſſerhalb der Reihe neben dem Geſpießrutheten her, gab gewaltig auf die haucnden Soldaten Achtung, und applicirte faſt jedem Augenblick einem, der nicht aus voller Macht gehauen oder der das Hemde getroffen hatte, zwey bis drey Hiebe. Einem Zuſchauer, der ein junger Bürger oder Handwerksgeſelle zu ſeyn ſchien und dem vorbeygehenden Officier noch Raum genug ließ, hieb dieſer mit ſeinem Rohre queer über die Bruſt. Wohl die Hälfte der gemeinen Soldaten ſcherzte und lachte während des langen Aktus, und nicht wenige hieben aus allen Leibeskräften auf die zerfezten Rücken.

Wir gingen hierauf das Schildbachiſche Holz- und Naturalienkabinet zu beſehen. Schildbach iſt

eine

eine seltene Erscheinung; ein Mann von ganz niedriger Abkunft, der lange Zeit das Amt hatte, unter dem vorigen Landgrafen die zahmen und reißenden ausländischen Thiere des Thiergartens zu warten und zu füttern. Der Umgang mit den seltenen Thieren, die Beobachtung ihrer Lebensart, Nahrung und Karakter und die Liebe und Treue selbst reißender Thiere gegen ihn, ihren Wohlthäter, erweckte bey ihm den Geschmack am Studium erstlich der Thiergeschichte, und nach und nach aller drey Reiche der Natur. Er lernte, sagt man, nun als Mann erst lesen, um Naturhistorische Bücher gebrauchen, und schreiben, um seine eigenen Beobachtungen aufzeichnen zu können; arbeitete in der Naturgeschichte mit fast unerhörtem Eifer, lebte elend, um sich Bücher und ein Kabinet anschaffen zu können, lernte aber die Natur weit mehr aus Anschauen und Beobachtungen der freyen Natur selbst als aus Büchern kennen. Kurz, ohne allen mündlichen Unterricht hat es dieser vormalige Thierwärter so weit gebracht, daß er jetzt, wie mir selbst einige der ersten Männer in diesem Fache versicherten, einer der größten Naturhistoriker von ganz Teutschland ist. Bechstein erkennt sich in wichtigen Dingen dankbar für seinen Schüler. Und diesen Schuldbach, den Mann, der unsrer teutschen Nazion Ehre macht, kennt diese nicht, weil er nicht Lärmen bläst und schriftstellert, sondern im Stillen und Verborgenen arbeitet und der Welt nützt. Auch hat er in Kassel die Unterstützung, die einem so großen Verdienste

gehört, gar nicht gefunden, sondern fast immer kümmerlich leben müssen. Die Einrichtung seiner Holzsammlung ist einzig in ihrer Art, und ganz von der Erfindung dieses ausnehmenden Genies, das in Allen seinen eignen Gang geht. Er bildet auch Früchte aller Art auf eine unvergleichliche Art in Wachs, ohne je Anweisung erhalten zu haben, und hat sich auf diese Weise eine herrliche Sammlung gemacht. Das Linneische System hat er treflich inne, und weiß selbst unzählige seiner doppelten lateinischen Namen auswendig, ohne je ein Wort Latein gelernt zu haben. Ungeachtet er im Zeichnen und Malen nie unterwiesen worden ist, findet man doch an ihm einen Kenner der Gemählde und ihrer einzelnen berühmten Schulen. Dabey zeigt er ohne Eigennutz Jedermann sein Kabinet gerne, und man lernt nicht wenig aus seinen lehrreichen Bemerkungen dabey. Uebrigens zeigt er sich noch immer so schlicht und einfach wie der gemeinste Mann. Ehre dem Ehre gebühret! Wir werden zu Kopenhagen an dem Kunstverwalter Spengler ein würdiges Gegenstück zu Schildbach kennen lernen.

Zu Kassel besuchten wir den Professor Klingender. Dieser französische Prediger hat schon lange eine kleine Lehr- und Erziehungsanstalt, in der ich vor zehen Jahren auch junge Engländer antraf. Er gibt sich mit dem Unterrichte seiner Zöglinge ausnehmende Mühe, und ist ein Mann von Kenntnissen mancherley Art. Für die Naturgeschichte besitzt

ſitzt er eine kleine, aber wohlgeordnete Sammlung zum Unterricht, und in ſeinen Zimmern hängen viele Meiſterwerke ſeines verſtorbenen Schwiegervaters Tiſchbein, des groſſen Kaſſeliſchen Hiſtorien-Malers.

2.

Celle. Wichmanniſches Inſtitut. Irrenhaus. Der Prinz Magno Kavallo.

Zu Celle hielten wir uns mehrere Tage in einer der beſten Erziehungsanſtalten Teutſchlands, die ſchon ſeit vielen Jahren beſteht, in der des Paſtors Wichmann auf. Sie hat auch in den beyden todten Sprachen ſehr geſchickte Leute auf Univerſitäten geſchickt. Jetzt waren zwanzig fremde Zöglinge in derſelben, darunter auch aus England, Irland, Dänemark und der Schweitz. Das Erziehungshaus liegt ländlich in einer Vorſtadt und hat zwey geräumige Gärten. Die Beſcheidenheit des verdienten Wichmanns, der von ſeinem Inſtitute im Publikum nichts bekannt gemacht wiſſen will, verbietet mir, daſſelbe umſtändlicher zu ſchildern. Eins aber muß ich hinzufügen. Es hält gerade das Mittel zwiſchen der ſogenannten alten und neuen Pädagogik. Sehr nützlich iſt für die Zöglinge das im Fache der Konchylien beträchtliche Kabinet des franzöſiſchen Predigers, Profeſſor Roques, welcher Kenner der Natur ſchon längſt für Jung und Alt

unentgeldliche Vorlesungen über Naturlehre und Naturgeschichte gehalten hat.

Auch zu Celle in dem großen Irrenhause fand ich es bey sorgfältiger Erkundigung und vieler Unterredung mit den einzelnen Unglücklichen bestätigt, daß Leserey wollüstiger oder doch verliebter Romane, Gedichte und Schauspiele, fehlgeschlagene oder auch gekränkte Liebe, Wollust und vorzüglich Selbstschwächung, Ehrgeitz, Stoltz, religiöse Schwärmerey und mystische Grübeley, (insonderheit Studium der Offenbahrung Johannis bey Ungelehrten) die allgemeinsten Quellen der Verstandeszerrüttung und des nahmenlosen Elendes, welches das Herz des Zuschauers tief zerreißen muß, seyen. In diesem Cellischen Zucht- und Irrenhause, — auch hier sind noch Verbrecher und Unglückliche in denselbigen Mauern beysammen!! — welches zum Glück eines der größten Teutschlands ist, hat man indeß einen sehr seltenen und wenig wohlthuenden Anblick: einen Zuchtmeister, der, wie man fast allgemein zu Celle versichert, Züchtlinge sowohl als Wahnsinnige und Tolle mit Menschlichkeit, Freundlichkeit, Liebe und Milde behandelt. Schmalz ist dieses achtungswürdigen, freundlichen und nun schon vieljährigen Zuchtmeisters Name. Er verdient ein öffentliches Ehrendenkmahl. Denn ach! Howard, dieser edle Märtyrer der Menschenliebe, hat noch sehr wenig gewirkt; und auch unser Wagnitz predigte meist tauben Ohren.

In

In einem öffentlichen Garten bey Celle begegnete uns der aus der Berlinischen Monatsschrift bekannte Prinz Magno Kavallo, wie er sich nennt. Er ist lange für einen Zauberer, Profeten, Kryptokatholiken, Propagandisten, päbstlichen Emissarius, Böſewicht, Wahnſinnigen, Tartaren, Fürſten, gemeinen Mönchskopf u. ſ. w. gehalten worden; wahrſcheinlich aber iſt er das letzte, — ein gutmüthiger etwas am Verſtande geſchwächter Exmönch. Er ſprach, und zwar ziemlich vernünftig, auf italieniſch zu uns, allein er redete dieſe ſeine Mutterſprache ſo gemein, daß er mir in einem niedrigen Stande geboren und erzogen zu ſeyn ſchien. Sein Anzug war ſo närriſch als möglich, ein Mittelding zwiſchen dem eines heutigen tartariſchen und eines mit bunten Federn behangenen Mexikaniſchen Fürſten zur Zeit der Entdeckung Amerika's. Dieſer bedauernswürdige ſo wohlwollende und gern Jedermann ein kleines Vergnügen machende Menſch hätte nicht verdient, vor dem ganzen Publikum als ein Betrüger und Böſewicht hie und da vorgeſtellt zu werden. Er hat niemanden je Schaden gethan, ſondern beſchäftigte und beſchäftigt ſich noch jetzt im Stillen mit Versmachereyen und mit Verfertigung kleiner, kindiſcher Geſchenke für Könige, Fürſten und Bürgerliche. Jetzt hat er das einzeln gelegene Häuschen, in welchem er wohnt, durch einen Wall befeſtigt, und lud auch uns, wie Jedermann, freundlich ein, ſeine Feſtung zu ſehen. Für die Erfahrungsſeelenkunde iſt er immer eine wichtige Erſcheinung, und

werth

werth von einem Pſychologen, der ihn lange genug beobachtet hat, dereinſt ausführlich abgehandelt zu werden.

3.

Emigrirte in Hamburg und im Däniſchen.

In Hamburg, Altona und Kopenhagen fingen franzöſiſche Ausgewanderte an, die Nazionalkokarde aufzuſtecken, und wollten dadurch für Republikaniſchgeſinnte gehalten werden; denn faſt alle ſehnen ſich nach ihrem geliebten Vaterlande zurück. Einer ließ ſein neugebohrnes Söhnlein nicht taufen, ſondern trug es, anſtatt in die Kirche, zum franzöſiſchen Geſandten, ließ es in die Bürgerliſte einſchreiben und ſagte: „darf auch ich nie wieder nach Frankreich zurückkehren, ſo will ich doch meinem Sohne die Möglichkeit verſchaffen, einſt in dieſem goldnen Lande als Staatsbürger aufgenommen zu werden.“ Dieſe Unglücklichen wiſſen auf tauſenderley Art ſich ihr Brod zu erwerben und ſich in alle mögliche Geſchäfte und Arbeiten ſchneller zu ſchicken, als auſſer den Franzoſen vielleicht keine Nazion. Zu allem haben ſie natürliche Anlage und eine bewundernswürdige Leichtigkeit. Viele leben faſt nur bey Waſſer und trocknem Brode, und ſcherzen, pfeifen und ſingen dennoch beynahe den ganzen Tag. Keine policirte Nazion hat wohl ein ſo glückliches Temperament in grenzenloſem Unglücke. Sehr vortrefliche und ſittlich achtungswürdige Menſchen

ſcheu — man bedenke, wie viele bloß um der Guillotine willen flohen! — findet man unter den Ausgewanderten, ſelbſt unter den ärmſten, die ohne Ausſicht auf eine beſſere Zukunft dahin ſchmachten, Aber ihre natürliche Heiterkeit ſteht ihnen wie ein Engel zur Seite. Es war ein lieblicher, obwohl zugleich trauriger Anblick für uns im Garten des franzöſiſchen Kaffeehauſes, neben dem franzöſiſchen Schauſpielhauſe zu Hamburg eine Menge liebenswürdig heiterer und unbefangener franzöſiſcher Kinder beyderley Geſchlechts ſpielen und ſcherzen zu ſehen. Welche Gewandheit des Körpers und Geiſtes zeigte ſich ſchon an dieſen Kleinen! Die holden unſchuldigen ahndeten noch nicht ihre düſtere Ausſicht in die Zukunft und ihr trauriges Loos, das aber die Vorſehung bey manchen zu ihrem geiſtlichen und ſittlichen Heile lenken wird. Die braven Einwohner Hamburgs und Altona's erweiſen den ausgewanderten Franzoſen ſehr viel Gutes, auch wenn ſie des gerade entgegengeſetzten politiſchen Glaubens ſind. Sie nehmen ſie in ihre Häuſer und geben ihnen alle Arten von Geſellſchaften. Sie glauben daß man ſelbſt dem durch ſeine Schuld unglücklichen, als Menſchen und Bruder, Mitleid und Hülfe ſchuldig ſey. Daß aber auch viele franzöſiſche und weit mehrere holländiſche und brabantiſche Ausgewanderte noch viel baares Geld bey ſich führen oder insgeheim von Hauſe bekommen, iſt gewiß. So beſuchten wir unweit K. auf dem Lande ein holländiſches ausgewandertes Fräulein von L. welches für

den

den bloßen Aufenthalt in dem großen Waldgarten Sch. und einem kleinen Gebäude desselben ohne Obst, Gemüse und Holz jeden Monat hundert Thaler Miethe bezahlte, und nur wenige Bedienten und Pferde bey sich hatte.

4.

Kiel. Reinhold. Ehlers. Koopmans. Fabricius.

Zu Kiel leben Reinhold und Ehlers in wahrhaft brüderlicher Eintracht, obgleich der letztere durch jenen jüngern an Zuhörern verlohren hat, und beyder filosofische Lehrgebäude sehr verschieden sind. Reinhold genießt in Kiel, als Lehrer und als Mensch, die nämliche allgemeine Achtung wie vormals in Jena. Zu Kopenhagen, wo man Kantianer seyn muß, wenn man von jüngern Leuten nicht bedauert oder verspottet seyn will, wünscht man beynahe allgemein, daß Reinhold als Professor bey der Universität angestellt werden möchte. Nur Schade, daß die daselbst studirenden Norweger Anfangs selten das Teutsche verstehen! — Der durch seinen sittlichen Karakter und durch seine Verdienste als Schriftsteller, Lehrer und Vater des vortreflichen Kielischen Schulseminariums gleich ehrwürdige Ehlers, war für sein Alter noch munter und thätig, seiner vieljährigen häuslichen Leiden ungeachtet. Dieser Mitstifter der sogenannten neuen, aber nunmehr auch schon ziemlich heran-

wach-

wachsenen Pädagogie, und Senior aller lebenden neopädagogischen Schriftsteller, gab vor dreyßig Jahren als Rektor zu Segeberg sein Buch über Verbesserung der Schulen, Altona bey Iversen 1766, heraus, und wurde damals wegen mancher seiner Vorschläge, die nunmehr längst auch in vielen öffentlichen Gymnasien verschiedener teutscher Länder ausgeführt sind, für einen Schwärmer, Thoren und Halbwahnsinnigen erklärt. Vier Jahre später gab er die Gedanken vom Vokabellernen beym Unterricht in Sprachen, Ebendas selbst 1770, heraus. Er hat bis heut ununterbrochen fortgefahren, über Pädagogik nachzudenken, zu beobachten und fast alle wichtigere Schriften zu prüfen; hat später in seinen Schriften und in Kampens Revisionswerk treffliche Bemerkungen über pädagogische Gegenstände geliefert, und zu Kiel oftmals Vorlesungen über diese schwere Kunst gehalten, für welche die allermeisten, selbst die größten teutschen Universitäten noch keinen Professor angestellt haben. Nützlicher könnte wohl der Greis seine so wohlthätige Laufbahn nicht beschließen, als wenn er seine gehaltenen pädagogischen Vorlesungen, die ich aus einer nachgeschriebenen Handschrift kenne, nochmals überarbeitet in Druck geben wollte. Etwas Reiferes haben wir noch nicht, und sein System der Pädagogik, zu welchem uns vor mehr als zehn Jahren schon gelehrte Zeitungen Hoffnung machten, würde unsrer Nazion Ehre bringen, gleich wie Niemeyers zu Halle Grundsätze

der

von Hippias, dem Weiſen, zu werden. Er war noch im Nachdenken begriffen, was für eine Art von Weisheit dieſes ſeyn möchte, als Hippias, der indeß ſeinem Zahlmeiſter befohlen hatte, den Cilicier zu befriedigen, ihn in ſein Cabinet rufen ließ, und ihm ſeine künftige Beſtimmung in dieſen Worten ankündigte: Die Geſeze, Callias, (denn dieſes ſoll künftig dein Name ſeyn) geben mir zwar das Recht, dich als meinen Leibeigenen anzuſehen; aber es wird nur von dir abhangen, ſo glüklich in meinem Hauſe zu ſeyn, als ich ſelbſt. Alle deine Verrichtungen werden darin beſtehen, den Homer bey meinem Tiſche, und die Aufſäze, mit deren Ausarbeitung ich mir die Zeit vertreibe, in meinem Hör-Saal vorzuleſen. Wenn dieſes Amt leicht zu ſeyn ſcheint, ſo verſichre ich dich, daß ich nicht leicht zu befriedigen bin, und daß du Kenner zu Hörern haben wirſt. Ein Joniſches Ohr will nicht nur ergözt, es will bezaubert ſeyn. Die Annehmlichkeit der Stimme, die Reinigkeit und das Weiche der Ausſprache, die Richtigkeit des Accents, das Muntre, das Ungezwungene, das Muſicaliſche iſt nicht hinlänglich; wir fodern eine vollkommne Nachahmung, einen Ausdruk, der jedem Theile des Stüks, jeder Periode, jedem Vers das Leben, den Affect, die Seele giebt, die ſie haben ſollen; kurz, die Art, wie geleſen wird, ſoll das Ohr an die Stelle aller übrigen Sinne ſezen. Das Gaſtmal des Alcinous ſoll dieſen Abend dein Probſtük ſeyn. Die Fähigkeiten, die ich an dir zu entdeken hoffe, werden meine Abſichten mit

dir

der Erziehung. Möchten die Jugendfreunde den Patriarchen der teutschen Schulverbesserung um diese Wohlthat bitten! was ich seit zehn Jahren wiederholt, aber vergebens gethan habe.

Der Professor der römischen Beredsamkeit zu Kiel ist ein noch sehr junger Mann, ein durch seine Reise nach Italien anschauender Kenner der alten Kunstwerke, Torkil Baden, Sohn des Professors der Beredsamkeit zu Kopenhagen. Aber Vater und Sohn halten ihre Vorlesungen nicht in lateinischer, sondern dieser in teutscher, jener in dänischer Sprache. Beyde hörte ich indeß lateinisch sprechen, da sie in dieser Sprache angeredet wurden. Sie redeten dieselbe aber nicht so geläufig wie z. B. die Leipziger Professoren, die noch itzt lateinische Vorträge halten und in lateinischer Sprache viel disputiren und opponiren, was zu Kiel, zu Kopenhagen, und selbst in Upsala immer seltner geschiehet. Ein anderer Professor zu Kiel, Gadson Kooprmans, vormaliger Professor der Heilkunst in Holland, aus welchem er bey der vorletzten Revoluzion nach Dänemark auswanderte, den ich ebenfalls auf lateinisch sich unterreden hörte, hatte hierin große Stärke. Er hält auch zu Kiel seine Vorlesungen in lateinischer Sprache.

Der Naturhistoriker, Professor Fabricius, war mit seiner Frau in Paris, und man wußte nicht ob er nach Kiel zurückkehren würde. *) Mit seinem Buche

*) N. Teutsch. Merkur. März 1797. S. 287 ff.

Buche über die Universitäten, vorzüglich die dänischen, worinn er von Kiel und noch mehr von Kopenhagen so viel Bitteres sagt, waren gewisse Leute sowohl hier als dort sehr unzufrieden. Andre hingegen, und zwar bey weitem die meisten und stimmfähigsten, freuten sich, daß einmal ein Professor selbst mit seines Namens Unterschrift den Muth gehabt hätte die Wahrheit laut zu sagen, und dadurch vielleicht Heilung der Krebsschäden zu bewirken. Studenten und sogar gemeine Bürger haben diese für andre Leute sehr harte Speise mit großem Heißhunger verschlungen und gut verdaut. Zu beklagen aber ists, daß auch ein Mann wie Fabricius, der gerade dadurch, daß er sein neues System in lateinischer Sprache schrieb, ein Lehrer fast ganz Europa's geworden ist, und selbst in andern Welttheilen gelesen wird, den Werth des Gebrauchs der lateinischen Sprache und ihres Studiums zu tief herabsetzt.*)

5.

*) Zu den am Ende dieses rastlos aufstrebenden Jahrhunderts angestellten oder noch anzustellenden Revisionen dürfte doch wohl eine Revision dessen was uns bis heute die lateinische Sprache war, und was sie uns noch ferner seyn kann (mehr als alle Pasifrasieen und Pasigrasieen, wenn man die Sache nur recht zu legen wußte) nicht am unrechten Orte seyn. Im Jahr 1699 veranstaltete man in München noch eine neue Auflage der Historia sacrae Latinitatis des Jesuiten Melchior Inhofer, wo die kirchliche Heiligkeit dieser Sprache durch 6 Bücher hindurch bewiesen wird!! V.

5.

Fünen. Reventlow. Oeſt. Villaume. Freyheit der däniſchen Bauern.

Auf der Inſel Fünen hat ſeine Güter und wohnt ein Mann, der keine Mühe und Koſten, auch keinen Verdruß, z. B. von Seiten des, alle Neuerungen verfolgenden Biſchofs der Inſel, ſcheut, um ſeine Bauern aufgeklärter, beſſer und freyer zu machen, und dasjenige, was bey der jetzigen Generazion nicht mehr zu bewirken iſt, durch zweckmäßigen Schulunterricht wenigſtens der Nachkommenſchaft zu verſchaffen. Serit arbores, quae alteri ſeculo proſint. Es iſt der Graf Reventlow, der den Ehrennamen eines däniſchen Rochows verdient. Dieſer Mann hat in Trollenburg in Fünen ganz auf ſeine eigenen Koſten ein Privatſeminarium für Landſchullehrer errichtet, welches eins der beſten, die es bis jetzt giebt, ſeyn ſoll. In den däniſchen Staaten hat man, ſo viel ich weiß, nur zwey öffentliche, das Kieliſche und das Kopenhagner. Das letztere reicht für diejenigen Lande, worinn däniſch geredet wird, noch lange nicht zu; wenn man auch Norwegen, das noch kein Seminarium hat und überhaupt in Abſicht aufs Schul- und Erziehungsweſen noch in Finſterniß erhalten wird, gar nicht in Anſchlag bringt. Vernünftige Eltern und Gutsbeſitzer auf Fünen, auf Seeland und in Jütland nehmen Trollenburgiſche Seminariſten zu Hauslehrern und zu öffentlichen Landſchullehrern. Man kann denken,

daß

daß es eine gute Anſtalt ſeyn muß, da der Graf ſich ſo thätig um dieſelbe bekümmert, da Oeſt, den man aus dem ſechſten Bande des Kampiſchen Reviſionswerks und ſonſt als einen vortreflichen Pädagogen kennt, Lehrer der Seminariſten, und Villaume, gewiß einer unſrer denkendſten Erziehungsſchriftſteller, beſtändiger Rathgeber des Grafen iſt. Dieſer nahm Villaumen und deſſen ganze Familie vor einigen Jahren als einen Freund und Gehülfen zu ſich. Der Filoſof aber zog gern aus Berlin in jene Gegend, wo ſeine Lieblingsbeſchäftigung ſeitdem Feld- und Gartenbau iſt.

Uebrigens mache man ſich doch ja nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, allzu hohe Begriffe von dem Glücke und Wohlbefinden der freygemachten Bauern Dänemarks. Ihre ſogenannte Freyheit iſt gröſtentheils kaum des Namens werth. Die Behandlung von Seiten ihrer Vorgeſetzten iſt nur zu oft noch ſehr willkührlich, hart und niederdrückend; zuweilen beſteht ihre Befreyung bloß darinn, daß ſie vom Gute wegziehen dürfen, (was man aber wenigſtens den Verheuratheten und Kinderhabenden hinlänglich zu erſchweren weiß) daß ſie alſo nicht ganz mehr glebae adſcripti ſind. Und doch müſſen ſie ihre angebliche Freyheit theuer genug erkaufen. Die meiſten Rittergutsbeſitzer gewinnen in der Folgezeit dabey an baarem Gelde; nur Anfangs müſſen ſie zwanzig und dreyßig tauſend Thaler aufopfern? — nein! vorſchießen, — die ſie oder ihre Erben alls

mählig mit reinem Gewinn wieder bekommen. Dieß iſt der Fall bey den Meiſten. Sonſt wäre auch die Aufhebung der Leibeigenſchaft noch lange nicht ſo weit gediehen. Ueberhaupt bemerkte ich in dem Zirkel des Adels und der Vornehmen viel Widerwillen gegen die Aufklärung der niedern Stände und beſonders der Bauern. Zum Erſatz lernte ich aber auch manche treffliche Menſchen unter dem däniſchen Adel kennen, der im Ganzen wohl mit der vernünftigſte in Europa iſt und ſich in die Zeiten zu ſchicken weiß, und von dieſen habe ich Grund zu vermuthen, daß ſie aus reiner Güte und uneigennützigem Wohlwollen die Freyheiten, das Glück ihrer Bauern, zu befördern ſuchen. Dieſe werden nach Aufhebung der Leibeigenſchaft ſichtbarlich nicht nur wohlhabender, ſondern auch heiterer, arbeitſamer, thätiger. Die Bernsdorfiſchen Bauern, die am längſten frey ſind und nahe bey der Hauptſtadt wohnen, werden von Jahre zu Jahre reicher; und das kunſtloſe Denkmahl von Sandſtein, welches ſie ihrem Befreyer, der das erſte Beyſpiel in Dänemark gab, dem verſtorbenen Oheim des itzigen Staatsminiſters, hart an der Landſtraße ſetzen ließen, dünkte uns eben ſo vielen Werth zu haben, als die prächtigſten Denkmähler und die koſtbaren Standbilder zu Roß und zu Fuß, welche wir in Teutſchland, Dänemark und Schweden ſahen, alle zuſammen gerechnet, kaum Guſtav Adolfs Bildſäule ausgenommen.

Auf einer däniſchen Inſel war ein Edelmann von einer mehrjährigen Reiſe zurück gekommen. Ihn ver-

verlangte, ſein kleines Gut wieder zu ſehen, und er lud uns ein, mit ihm einen Spatzierritt dahin zu machen. Wir nahmen die Einladung an. Als wir nach einigen Stunden bey groſſer Sonnenhitze ſehr durſtig daſelbſt ankamen, ließ er durch den Bedienten, der auf dem Gute bekannt war, am Fenſter anklopfen und Milch fodern. Er wollte ſehn, ob man ihn noch kenne, da er im Auslande dick und fett geworden war. Der Bauer erkannte erſt den Bedienten, und dann auch ſeinen Herrn. Eilends kam er und ſeine Frau heraus auf den Platz; ſie brachten Milch und unaufgefodert auch Speiſe. Sie reichten demüthig und freundlich ihrem Herrn die kleine Gabe, wagten es aber nicht, ſich es merken zu laſſen daß ſie ihn kannten, oder ihn zuerſt anzureden. Er aß und trank, würdigte ſie aber keines freundlichen Blicks, noch weniger einer Anrede. Wie ein Sultan ſaß er auf ſeinem Roſſe. Wir übrigen redeten mit den Leuten, und dankten als wir fort ritten. Er dankte nicht und bezahlte auch nichts. Ein Fremder blieb zurück und bezahlte ein gutes Trinkgeld. Die armen Bauersleute wollten nichts annehmen, und ſagten, „das wären ſie ihrem Herrn ſchuldig; ſie wären nur froh, daß Gott ihren lieben Herrn, den ſie wohl erkannt hätten, geſund wieder heim geführt habe. Es thue ihnen aber weh, daß er nicht habe mit ihnen reden wollen, und ſie geringe Leute und Unterthanen deſſelben hätten ſich nicht unterſtanden, ihn anzureden.“

6.

Kirchenbeſuch in Sparesholm in Seeland.

Die zu dem Gute Sparesholm auf Seeland gehörige Dorfkirche war die erſte däniſche, die wir beſuchten. Der Kantor ſang vor, indem er die Kirche der Länge nach auf und abging. Da der wackere Mann taub iſt, ſo hörte er die Gemeinde nicht ſingen; dieſe wußte ſich auch nicht gehörig nach ihm zu richten, aber er überſchrie ſie alle. Beyde ſtimmten nicht überein, ſondern ſangen einige Sylben früher und ſpäter. Eine Orgel hat die Kirche nicht, und nie hatten wir einen ſo ſonderbaren Kirchengeſang gehört. Wir kamen unter dem erſten Liede an die Kirchthüre, konnten das Lied nicht finden, und baten alſo eine ankommende Frau, es uns aufzuſuchen. Sie aber lief ſogleich ungeheißen mitten in die Kirche, und hohlte jenen Vorſänger. Er kam zu uns, und ſuchte es uns auf; aber darüber war er noch mehr in Diſſonanz mit ſeiner kleinen Verſammlung gekommen. Ernſt und Andacht derſelben wurde dadurch nicht geſtört, ob man gleich in allen Winkeln der Kirche jedes Wort ſeiner durchdringenden Stimme verſtand. Hierauf ſtiegen wir eingeladen eine Treppe hoch in die adliche Kapelle. Bald hörten wir gerade unter derſelben eine den gedachten Vorſänger und die Gemeinde ſelbſt überſchreiende Rede während des Liedes, verſtanden vieles davon, ſahen aber den Redner nicht. Die Neugierde trieb mich, daß ich mich die Treppe hinunter

ſchlich. Da ſtand der eigentliche Prediger in der Thüre, den Rücken nach der Kirche gekehrt, und hielt eine pathetiſche Rede an etwa zwanzig Frauen, die in der Vorhalle ſtanden, und zum Theil vor Rührung weinten. Eine Frau hielt nemlich jetzt nach dem Wochenbette ihren erſten Kirchengang, wofür in der Rede Gott gedankt wurde. Jede Freundin der Kindbetterin muß alsdann dieſe zur Rede begleiten und feyerlich in die Kirche und zurück nach Hauſe führen. Beym Anfange der letzten Strofe des zweyten Liedes ging der erwähnte Kantor vorſingend auf die Kanzel, und detonierte daſelbſt das Lied mit mächtiger Stimme zu Ende, kam aber mit einer ganzen halben Zeile zu ſpät. Er hielt ein Gebet und einen rührenden Eingang. Sein weißes Schnupftuch hatte er neben ſich auf die Kanzel gelegt. Aber während des Kanzelliedes wendete er ſich ein wenig zur Seite, und bediente ſich im Angeſichte der ganzen Gemeinde des allernatürlichſten Schnupftuchs ohne ſich zu bücken. Nun hielt er eine ſo vortreffliche, geiſtvolle, rührende, tiefdurchdachte und fürs menſchliche Leben anwendbare Predigt, daß ich nicht leicht auf einem Dorfe etwas beſſeres gehört zu haben mich erinnere. Am Schluſſe fing er auf der Kanzel das Lied an, und ſtieg ſingend die Treppe herunter. Während dieſes letzten Geſanges entſtand ein Getöſe; alle vorhin erwähnten Begleiterinnen der Wöchnerin erhoben ſich aus ihren verſchiedenen Kirchſtänden, ſammelten ſich, zogen in feyerlicher Prozeſſion, die Wöchnerin an ihrer Spitze,

zum Altare und hinter diesem herum, und opferten, das heißt, sie legten für den Priester, wie er in Dänemark und Schweden noch fast allgemein genannt wird und sich selbst nennt, ein Scherflein auf den Altar. Der Mann, den wir predigen hörten, ist schon seit vielen Jahren Dorfschulmeister, hat studirt, und ist nachher durch einen Unfall taub geworden. Er ist gelehrter und belesener als die meisten dänischen Dorfprediger, wie mir an verschiedenen Orten versichert wurde. Wir werden in Upsala an dem berühmten Oedman, der zehn Jahre Dorfschulmeister gewesen ist, ein wichtiges Gegenstück finden.

7.

Vergleichung der dänischen und schwedischen Sprache.

Zu Helsingor landen diejenigen Schiffe, die Wasser, Lebensmittel und sonst etwas einkaufen wollen. Daher ist die Stadt und vorzüglich die Schiffsbrücke voll von Ausländern aller nach Stockholm und so weiter fahrenden Nazionen. Das Frauenzimmer des Mittelstandes, besonders des Kaufmannsstandes, spricht vier Sprachen, oft alle viere wie Muttersprache und gleich fertig, Dänisch, Englisch, Französisch und Teutsch, auch wohl überdies noch Italienisch und Schwedisch. Die Mannspersonen zu Helsingor reden zuweilen sieben und verstehen neun bis zehn lebende Sprachen, ohne Reisen in fremde Länder gemacht zu haben. Schwedisch

diſch iſt für einen Dänen, und umgekehrt Däniſch für einen Schweden, ſehr ſchwer zu ſprechen, weil beyde Sprachen gar zu nahe verwandt ſind. Selbſt wer mehrmals oder lange in beyden Ländern gelebt hat und jede fremde Sprache mit Leichtigkeit ſprechen lernt, kann gewöhnlich nur eine dieſer beyden Sprachen (richtiger, Mundarten) zu einer und derſelbigen Zeit reden, nemlich diejenige, die er zuletzt viel ſprechen hörte. Er vermengt, verwechſelt und verwirrt Anfangs beyde auf eine lächerliche Art. So ging es auch uns Ausländern. Die erſten acht Tage ſprachen wir faſt bloß Däniſch in Schweden, die folgenden vierzehn halb Däniſch und halb Schwediſch durch einander, die übrigen fünf Wochen zwar faſt ganz Schwediſch, doch ſo, daß uns alle Schweden entweder für Dänen hielten, oder doch alsbald ſagten, wir kämen gewiß aus Dänemark. Und umgekehrt war es der nemliche Fall, als wir aus Schweden nach Dänemark zurückgekehrt waren. Doch Dänen und Schweden haben nicht nöthig, die gegenſeitige Mundart zu lernen; jeder redet ſeine Landesſprache zu dem andern, und ſo verſtehen ſie ſich beynahe durchgängig. Der Däne findet die ſchwediſche Sprache abſcheulich, weil ſie, wie er ſagt, ſo gedehnt und ſingend oder vielmehr leyernd klinge, ſich auf ſo viele a endige, und doch barbariſch, rauh und hart töne. Der Schwede hingegen hält die däniſche Sprache für ekelhaft und unerträglich, weil ſie wenigſtens für Mannsperſonen ſo gar unmännlich,

dir beſtimmen; und vielleicht wirſt du in der Zukunft Urſache finden, den Tag, an dem du dem Hippias gefallen haſt, unter deine Glüklichen zu zählen. Mit dieſen Worten verließ er unſern Jüngling, und erſparte ſich dadurch die Demüthigung zu ſehen, wie wenig der neue Callias durch die Hoffnungen gerührt ſchien, wozu ihn dieſe Erklärung berechtigte. In der That hatte die Beſtimmung, die Joniſchen Ohren zu bezaubern, in Agathons Augen nicht edels genug, daß er ſich deswegen hätte glüklich ſchäzen ſollen; und über dem war etwas in dem Ton dieſer Anrede, welches ihm mißfiel, ohne daß er eigentlich wußte, warum? Inzwiſchen vermehrte ſich ſeine Verwunderung, je mehr er ſich in dem Hauſe des weiſen Hippias umſah; und er begrif nun ganz deutlich, daß ſein Herr, was auch ſonſt ſeine Grundſäze ſeyn möchten, wenigſtens von der Ertödung der Sinnlichkeit, wovon er ehmals den Plato zu Athen ſehr ſchöne Dinge ſagen gehört hatte, keine Profeſſion mache. Allein wie er ſah, was die Weisheit in dieſem Hauſe für eine Tafel hielt, wie prächtig ſie ſich bedienen ließ, was für reizende Gegenſtände ihre Augen, und was für wollüſtige Harmonien ihre Ohren ergözten, während daß der Schenk-Tiſch mit den ausgeſuchteſten Weinen und den angenehm betäubenden Getränken der Aſiaten beladen, den Sinnen zum Genuß ſo vieler Wollüſte neue Kräfte zu geben ſchien; wie er die Menge von jungen Sclaven ſah, die den Liebes-Göttern ähnlich ſchienen, die Chöre von Tänzerinnen und Lauten-Spielerinnen,

zärtlich, weichlich, kraft- und nachdruckslos klinge, und weil die Dänen nicht sowohl redeten als sängen und pisperten. Ich vermag nicht als Schiedsrichter aufzutreten, sondern kann bloß von meinem individuellen Gefühle sprechen. Beyde Sprachen klingen mir lieblicher, weicher, milder und angenehmer, als die allzu harte teutsche; für hart muß ich diese halten, weil mir gebildete Leute aus neun bis zehn Nazionen an verschiedenen Orten, alle unabhängig von einander und doch einstimmig, versichert haben, die teutsche Sprache sey sehr hart, ja die härteste aller europäischen Sprachen.

Die Schwedische scheint nach der italienischen und, wie mir mehrere Musikkenner, die in Griechenland gewesen sind, versicherten, nach der im Munde des sprechenden und singenden schönen Geschlechts über Alles lieblichen Neugriechischen Sprache, für den Gesang die schönste der europäischen Sprachen zu seyn. Vom gebildeten weiblichen Geschlechte geredet, hat sie mir etwas sehr wohlklingendes, und es schien fast mehr Musik als Sprache, was die Schauspielerinnen zu Stockholm, wo ich das Schauspielhaus fleißig besuchte, ganz kunstlos und natürlich in Prosa deklamierten. Aber im Munde der Mannspersonen klingt mir die schwedische Sprache größtentheils etwas rauh, furchtbar und polternd, oft auch widerlich. Dies liegt indeß wohl keineswegs in der Sprache selbst, sondern in dem rauhen, festen, unerschütterlichen, unverweichlichten, wahrhaft

haft männlichen Geiſte und Karakter, den die achtungswerthe ſchwediſche Nazion im Ganzen weit mehr als die meiſten andern nordiſchen Nazionen bis heut beybehalten hat. Ihre kräftige Mundart iſt der Abdruck ihres Geiſtes. Es iſt wahr, die Schwediſche wird weit mehr als die Däniſche, an welcher ich dieß gar nicht bemerkt habe, gedehnt, und faſt möchte man ſagen taktmäßig geſungen, ſowohl in den Geſprächen des gemeinen Lebens als auf den Schaubühnen und Rednerſtühlen. Allein dieß Singen (oder wie es die Dänen zu nennen belieben, dieß Leyern) der Sprache fällt nur in den erſten Tagen auf, und hatte für mich wenigſtens in den folgenden nichts widerliches. Gleichwie ſchon das bloße ſo helle a, auf welches ſich unzählige Wörter endigen und welches auch inverhalb der einzelnen Wörter häufiger, als in irgend einer der mir ein wenig bekannten neun lebenden und drey todten Sprachen vorkommt, den eigentlichen Geſang der Schweden ſo reitzend und anmuthig macht; ſo giebt es auch dem redenden Vortrage, wenigſtens des weiblichen Geſchlechts, eine ungemeine Annehmlichkeit und Wohlklang. Indeß leugne ich nicht, daß die ſchwediſche Sprache nicht ſelten einzelne und beträchtliche Härten in dem Beyſammenſeyn mehrerer Mitlauter hat, welche Härten die Däniſche weit ſorgfältiger und glücklicher vermeidet. Die däniſche Sprache iſt meinem Gefühle nach die weichlichſte unter allen Schweſtern der Teutſchen und Töchtern der Lateiniſchen. Jede dieſer neun Sprachen

ſcheint

ſcheint mir etwas mehr männlichen Nachdruck zu haben; mindeſtens kommen ihr ſelbſt die franzöſiſche, italieniſche und holländiſche hierin, dünkt mich, gleich. In ihrer Landesſprache zeigt ſich deutlich und ächt der Geiſt der liebenswürdigen däniſchen Nazion, dieſes friedfertigen, ruhigen, kühl-vernünftigen und gemäßigten, wohlwollenden und menſchenfreundlichen, äuſſerſt ſanften, biegſamen, nachgiebigen und zartempfindenden Volksſtammes, deſſen Bauern nur leider! durch den langen Sklavendruck der Leibeigenſchaft zu tiefer Unthätigkeit und Karakterloſigkeit herabgeſunken ſind; da hingegen der ſchwediſche ſich im Ganzen viel freyer fühlende, in ſeinem halben Naturſtande und in ſeinem vereinzelt liegenden Hüttchen bey der bitterſten Armuth zufriedene Bauer einen viel männlichern, kühnern und zum Erſtaunen uneigennützigen Karakter zeigt. Die däniſche Sprache hat etwas äuſſerſt mildes, biegſames, zartes und feines; ſie klingt ſelbſt in dem Munde eines däniſchen Matroſen noch nicht zu hart. Beynahe alles Rauhe iſt mit der größten Vorſicht aus ihr verbannt, und wird es noch immer mehr durch die edeln Dichter dieſer Nazion, deren Liedchen und kleine Geſänge honigſüß und voll der innigſten Rührung ſind. Hört man dieſe geiſt- und herzvollen Lieder ſingen, (und glücklich iſt die däniſche Nazion, weil ſie bey Tafel und ſonſt in Geſellſchaften weit mehr ſingt als die teutſche) ſo wird man wie bezaubert, und weiß nicht ob man das treffliche Talent des Dichters oder die

liebs-

liebliche Sprache mehr bewundern soll. Es ist also gewiß eine der glücklichsten Sprachen für die sanftern Dichtungsarten. Indeß wird der Professor Baggesen, wie Dänen behaupten, bald auch beweisen, daß ihre Sprache unter seiner Feder und Umbildung zur kühnen Darstellung der Homerischen Heldengedichte fähig ist. Ich zweifle auch gar nicht, daß sich die ungemeine Biegsamkeit der Sprache selbst zum Hexameter leicht bequemen werde. Ob aber Baggesen oder irgend ein dänisches Genie jetzt schon mit derjenigen Kraft und Stärke wie den Homer Bürger und Voß, den Horaz Ramler, den Balde Herder im Teutschen sprechen ließen, die epischen und lyrischen Dichter Griechenlands und Roms wird dollmetschen können, davon mag uns erst die Erfahrung überzeugen. *) Die Dänen sprechen im gemeinen Leben fast allgemein äusserst schnell; die Pre-

*) Dem Leser, dem diese Parallele zweier uns verschmisterten und von uns in der That zu wenig gekannten Sprachen einiges Vergnügen machte, empfehle ich in Absicht auf die dänische Sprache eine erst ganz kürzlich von Hrn. Bibliothekſekretair Ekkard in Kopenhagen herausgegebne Schrift über mehrere Vorzüge und Eigenheiten der dänischen Sprache. Ihre Vorzüge sowohl, als die der schwedischen hat auch Hr. Jenisch gut gewürdigt in seiner trefflichen Preisschrift: philosophisch kritische Vergleichung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens S. 480 ff. wo doch in der That nichts harmonischer gedacht werden kann, als die dort aus Baggesen angeführten dänischen Hexameter.

B.

Prediger wiſſen ſich mehr zu mäßigen, ſehr ſelten aber die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die zu Kopenhagen auf die Bühne für einen Ausländer faſt unerträglich ſchnell plappern und überdieß viel zu leiſe reden. Der große meiſterhafte Schauſpieler Schwarz gehört in Abſicht auf dieſe beyden Fehler zu den wenigen Ausnahmen. Er ſpricht langſam und laut. —

II.

Probe einer Ueberſetzung der Pucelle d'Orleans.

Der Nahme des Verfaſſers gegenwärtiger Probe einer freyen Ueberſetzung der Voltäriſchen Pucelle d'Orleans, über welche er das Urtheil der Liebhaber zu vernehmen wünſcht, iſt der gelehrten Welt durch eine ſo muſterhafte Dollmetſchung der Römiſchen Geſchichte des Dion Kaſſius bekannt, daß ſeine in teutſches Gewand umgekleidete Jeanne d'Arc auſſerordentlich reitzend ſeyn müßte, wenn ſie die Freunde der Geſchichtskunde und alten Litteratur dafür entſchädigen ſollte, daß Hr. P. die darauf verwandte Zeit nicht lieber der Fortſetzung und Vollendung jener verdienſtlichern Arbeit gewidmet hat. Vermuthlich hat er durch dieſes Spiel der kos-

miſchen

mischen Muse vielmehr eine diätetische Regel, welche allen mit anstrengenden Arbeiten beschäftigten Gelehrten nicht genug empfohlen werden kann, befolgen, als sich (was vielleicht noch schwerer gewesen wäre als die Manen des Dion Kassius zu befriedigen) um die Ehre beifern wollen, von Voltären ein Zweiglein aus seinem Lorberkranze zum Lohne zu erhalten, — wenn ich dem Hrn. v. Nikolay diesen Ausdruck aus einem seiner Ariostischen Gedichte abborgen darf. Ich gestehe, daß das Mädchen von Orleans, wiewohl ihm von Kennern und Liebhabern die Oberstelle unter den Voltärischen Dichterwerken zuerkannt wird, eben keines von denen ist, womit ich unsre Litteratur vor andern bereichert zu sehen wünsche. Wenn es aber ja übersetzt werden soll, so kann man, denke ich, mit Recht verlangen, daß die Nachbildung dem Urbilde an Leichtigkeit und Grazie, Witz, Laune, Geist und Salz so nahe komme, als dem talentvollsten Dichter in unsrer Sprache nur immer möglich wäre. Dies ist nicht mehr als was der Schöpfer eines von den Grazien vorzüglich begünstigten poetischen Werkes von seinem Uebersetzer fordern kann: und hierin tritt, nach dessen Tode, unstreitig das Publikum in seine Rechte ein. Ob Hr. P. dieser Forderung eine Genüge gethan habe, und (da ihm wohl selbst die seinem Versuch anklebenden Mängel nicht verborgen seyn können) ob eine sorgfältige Ueberarbeitung und Auspolierung hinreichen werde, sie zu befriedigen, überlassen wir dem Urtheil der Leser.

Ich

Ich hoffe demſelben nicht vorzugreifen, wenn ich ſage, daß ich Hrn Ps. Arbeit weder getreu genug finde, um eine Kopie der Voltäriſchen Pucelle, noch frey genug, um ein ſchönes Original zu ſeyn. Was mir das allernöthigſte ſcheint, iſt, daß ein Ueberſetzer dieſes komiſchen Heldengedichts ſich vor allen Dingen eine beſtimmte Idee von Voltärs Manier mache, und ſich dann zur Ausführung eine eigene Sprache bilde, welche, — ſo wie die Sprache und Diktion in Voltärs Pûcelle zwiſchen dem ſogenannten Stile de Marot und dem modernern Tone, der pikanten Drolligkeit und der gutlaunigen Perſifflage des Grafen Anton Hamilton das Mittel hält, — gleichergeſtalt eine Art von Mezzotinto zwiſchen dem Stil unſers Hans Sachs und dem der komiſchen Epopöen von Zachariä, oder dem des Dichters der Willhelmine ausmache; eine Miſchung, die mir das einzige Mittel ſcheint, ſich wenigſtens eines ſehr weſentlichen Theils des flüchtigen Salzes und der eleganten, durch ihre Unbefangenheit unſchuldig ſcheinenden Leichtfertigkeit des Originals zu bemächtigen. Daß hiezu ſehr viel Talent, Geſchmack und Gewandtheit des Geiſtes gehöre, iſt nicht zu läugnen; ich beſorge ſogar, daß dadurch aus dem, was nach Hrn. Ps. Abſicht ein bloßes Spiel zur Erhohlung ſeyn ſollte, eine ſehr ernſthafte mühſame Arbeit werden dürfte, wobey vielleicht das ſchwerſte wäre, dem Leſer die Mühe, die es dem Dichter gekoſtet hätte um ſo leicht zu ſcheinen, gänzlich unmerkbar zu machen: aber um

einen wohlfeilern Preis können wir das Lorberzweiglein, das hier zu gewinnen iſt, nicht geben. Es bedarf übrigens kaum der beyläufigen Bemerkung, daß eine zierliche, leicht und harmoniſch dahin flieſſende Verſifikazion (zu deren Anmuth der Gebrauch der rimes redoublées in Voltärs Pucelle ſo viel beyträgt) und eine gänzliche Freyheit von allen tadelhaften Nachläßigkeiten, als da ſind Flickwörter, harte Verſe, Auswüchſe und Einſchiebſel, wodurch bloß dem Reime fortgeholfen wird, u. ſ. w. Bedingungen ſind, wovon wir einem Dichter, der uns gefallen will, nicht das geringſte erlaſſen können. Nirgend iſt die Proprietät des Abdrucks, die von den ältern franzöſiſchen Kritikern ſo ſehr urgierte expreſſion unique, nothwendiger, als in einem ſcherzhaften Gedichte dieſer Art. Endlich verſteht ſich auch von ſelbſt, daß es Pflicht für jeden Ueberſetzer der Pucelle ſeyn wird, nicht nur die aſotiſchen Stellen und Epiſoden des Originals, welche ihr Urheber ſelbſt aus Achtung für die öffentliche Ehrbarkeit zu verläugnen ſich genöthigt ſah, gänzlich wegzulaſſen, ſondern auch über manche andre den Schleier der Grazien zu werfen, die nur ein Schriftſteller, wie der ehmalige (ſogenannte) Filoſof von Ferney, ſich für erlaubt halten konnte.

W.

Dem König Karl ward, in ſeiner Jahre Lenze,
Einſt zugeführt von Charis Götterhand,

Auf einem Ball zu Tours, (er liebte Spiel und Tänze
Mehr denn der Waffen Lerm, und Ruhm und Vaterland)
Ein Kind an dem, geschnitzt von Amors Händen,
Auch Neid und Mißgunst selbst nichts auszusetzen fänden.
Die ew'ge Jugend, so aus Hebens Augen strahlt,
War ihr auf Wang' und Mund und Stirn und Bruſt gemahlt.
Sie glich Latonens Kind an Stellung, Gang und Tracht,
War Alio beym Klavier, Arachne beym Filet,
Thalia wenn ſie ſang, Aglaja wenn ſie lacht,
Minerva bey dem Buch und Juno beym Souper.
Ihr fehlte nichts die Herzen zu entzücken;
Der Held, der König und der Weiſe
Trank gleiches Gift aus ihren Blicken,
Und alle ſie geſtanden leiſe:
Nie können Scepter, Bücher, Waffen,
Den Zehntel uns des Glücks verſchaffen,
Das wir aus dieſen blauen Augen,
Aus dieſem Purpurmunde ſaugen.

Sey König, Freund! kein Mädchen iſt dir ſpröde.
Zum erſtenmal ſah Karl heut die Blöde,
Und liebet ſie, und fühlt in ſeiner Bruſt
Den erſten Keim noch nie gefühlter Luſt.
Zum erſtenmal ſchielt mit verliebten Blicken
Mein Fürſt Agneſen an; (denn Agnes Sorel hieß
Das Mädchen das ihn Amor finden ließ)

Zum

Zum erſtenmal wagt er die Hand, zu drücken,
Haucht auf die ſchöne Hand die erſten Seufzer hin;
Nicht unerhört! ſo wahr ich ehrlich bin!
Ein zweyter Seufzer, der der Schönen Mund entflieht,
Verkündigt Karls Glück. Agneſe Sorel glüht
Von gleichen Flammen ſchon und ſchwört bey edlem Wein
Ihm Gegenliebe zu, ihm ewig treu zu ſeyn.
Nur angewöhnt, von ihren erſten Jahren,
Durch ihrer Nonne Zucht zur Mädchen-Sittſamkeit,
Sucht ſie Geräuſch und Lerm der Liebe zu erſparen,
Und bittet Friſt von ihm auf mehr gelegne Zeit.
Sie hüllte ſich in aller Mädchen Schleyer,
Und wußte nicht, daß er, aus Luft gewebt,
Die, ſo ihn trägt, ſo ſanft und dünn umſchwebt,
Daß ihn hindurch des Hofmanns Blick noch freyer
Und kühner dringt als wär' er gar nicht da.
Der Satyr, der die jüngſte der Dryaden
Im Silberquell und Nacht der Wälder ſah
Warm von der Jagd die Lilienglieder baden,
Sieht, trotz dem Quell, der ſilbern ſie umſchließt,
Dem Hain zum Trotz, der gern ſein Kind verſchließt,
(Wenn dieſes ſchon viel Erlen und viel Buchen
Des Freylers Blick ſchlau zu verſtecken ſuchen)
Gewißlich mehr als junge Maler ſehn,
Die, um die Kunſt des Schönen zu ſtudieren,
Mit Pinſel und Krayon um eine Lais ſtehn,
Und kaum, daß Lais lebt, an dem Modelle ſpüren.

lerinnen, die durch die Reizungen ihrer Geſtalt ſo ſehr als durch ihre Geſchiklichkeit bezauberten, und die nachahmenden Tänze, in denen ſie die Geſchichte der Leda oder Danae durch bloſſe Bewegungen mit einer Lebhaftigkeit vorſtellten, die einen Neſtor hätte verjüngern können; wie er die üppigen Bäder, die bezauberten Gärten, kurz, wie er alles ſah, was das Haus des weiſen Hippias zu einem Tempel der ausgekünſtellſten Sinnlichkeit machte, ſo ſtieg ſeine Verwunderung bis zum Erſtaunen; und er konnte nicht begreifen, was dieſer Sybarite gethan haben müſſe, um den Namen eines Weiſen zu verdienen, oder wie er ſich einer Benennung nicht ſchäme, die ihm, ſeinen Gedanken nach, eben ſo gut anſtund, als dem Alexander von Phera, wenn man ihn den Leutſeligen, oder der Phryne, wenn man ſie die Keuſche hätte nennen wollen. Alle Auflöſungen, die er ſich ſelbſt hierüber machen konnte, befriedigten ihn ſo wenig, daß er ſich vornahm, bey der erſten Gelegenheit dieſes Problem dem Hippias ſelbſt vorzulegen.

Viertes Capitel.

Welches bey einigen den Verdacht erweken wird, daß dieſe Geſchichte erdichtet ſey.

Die Verrichtungen des Agathon lieſſen ihm ſo viel Zeit übrig, daß er in wenigen Tagen in einem Hauſe,

Beym König war der Ritter Boldenhoff,
Wie Falſtaff feiſt. Das Land der Eſelfreſſer,
Das fett vom Schmalz geſchmauſter Braten troff,
Verließ er jung; ein Glück ſich ſuchend, größer
Als je ein Land, das zwanzig Fürſten nährte,
Das Rübezahl gebietheriſch durchſtrich,
Nicht Teutſchland dir, und dir nicht Polen glich,
Zu jener Zeit dem Rittersmann gewährte.
Ihn nahm das Glück bey ſeiner rechten Hand;
Sohn, ſprach es, du biſt dumm; drum will ich dich begleiten!
Warf über ihn ein ſchellenvoll Gewand,
Und Boldenhoff ließ von dem Glück ſich leiten,
Bis unverhofft, an der Saone Strand,
An König Karls Hof er was er ſuchte fand.
Ihn macht der Prinz zum Oberküchenmeiſter;
Denn, ſagt er ihm, dein wohlgepflegter Wanſt
Und feiſt Prälatenkinn beweiſen, was du kannſt.
Doch Eine Laufbahn nur umgränzt nicht große Geiſter!
Und Boldenhoff, von Glückes Hand geführt,
Steigt plötzlich höher auf, und wird — lacht nicht ihr Leute!
Zwar nennt der Bürgersmann das was er ward noch heute
Mit einem Wort, das man nicht gern im Munde führt.
Allein am Hof, der holden Gnade Sitz,
Wo Lebensart und Ueberfluß und Witz

Die

Die Kunſt erfand, nicht erſt in unſern Tagen,
Gefallend das was häßlich iſt zu ſagen,
Verſchönt man es und ſagt: des Prinzen Freund.

Nicht fern vom Ort wo Magdalis geweint
Stand eine Villa noch, die Boldenhoff gehöret,
Vom wilden Krieg verſchont, von Bedford nicht verheeret.
Zwar iſt es wahr, daß ſie nicht jenen glich,
Die Latiens Natur durch weiſe Kunſt verſchönen;
Daß hier kein lauer Weſt durch Pomeranzen ſtrich,
Und Kremoneſer nicht in Marmorſälen tönen.
Ein Landſitz ſonder Prunk; doch glaube ſicherlich,
Des Ritters Villa war geräumiger und beſſer
Als Oppeln, Ratibor und alle feſte Schlöſſer,
Die man zu jener Zeit von Kroſſens dürrem Sand,
Vom Boiko auferbaut, bis zur Jablunka fand.

Zu dieſer Villa nun, wo fern vom Hofgetümmel
(So ſagt des Hofmanns Mund) Glück, Ruh und Friede lacht,
Erkühnt ſich Boldenhoff, (denn heiter iſt der Himmel,
Und kurz und angenehm die monderhellte Nacht)
Sein Fräulein, das er ehrt, auf Landmannsfeſt zu bitten.
Sie ſieht ihn ſchalkhaft an, und fragt: ſind wir allein?
„Ja, fern von jedem Gaſt, ſo fern als von den Britten,
„Soll Filomelens Lied uns nur Geſellſchaft ſeyn.“
Herr Ritter, iſt's ein Wort? — „O Fräulein, ſicher“ —
Hören

Sie, liebſter Ritter! auf, ich werde ſie beſchweren;
Ich komme nicht allein, mein Mädchen bring ich mit.
Sie ſagt's, verneiget ſich, und mit geſchwindem Schritt
Geht ſie, wohin zu gehn ich ſelbſt Verlangen hätte,
Wär nur mein Lied vollbracht, geht fröhlich ſie zu Bette.
Der Schöpfung Meiſterſtück und Ehre
Entwandt ſich glanzvoll jetzt dem Meere;
Der Berge Spitzen färbten ſich.
Schon weckt die Gattin zum Genuſſe,
(Der jetzt der Morgentraum entwich)
Den trägen Mann mit einem Kuſſe;
Der fromme Klausner ſegnet ſich;
Der Lerche Morgenlieder tönen,
Und von den Augen unſrer Schönen
Flieht Nab, der Träume Königin.
Der ſeidne Vorhang rauſcht hernieder,
Ein Bad erfriſcht die Lilienglieder.
Ach, daß ich jetzt beſeelet bin!
O wär ich du, du Strumpf von grüner Seide!
Wie du ſo dicht am ſchönen Fuß geſchmiegt!
An ihrem Hals ein blitzendes Geſchmeide,
Ein Röckchen das um Silberhüften fliegt;
Ein ſeidnes Tuch, und dürft ich euch bedecken,
Ihr Zauberhöhn, wo ſich im lauen Schnee
Die Grazien mit Amoretten necken,
Und jede Kunſt der Sirn ſcheiterte!

Schön durch ſich ſelbſt und ſchon gewiß zu ſiegen,
Verſchmäht ſie heut der Städte Flitterpracht,
Läßt braunes Haar um Marmorſchultern fliegen,
Nicht von der Hand der Zofe weiß gemahlt;
Will nicht den Leib in Wallfiſchbarten ſchmiegen,
Die ein Eunuch zum Bollwerk ausgedacht.
Er wußte nicht, der Thor! daß Weiberliſt
Kein Kerker feſt, kein Bollwerk ſicher iſt.

Und nun geputzt in ländliches Gewand,
Der Venus gleich, die Charitinnen ſchmücken,
Nimmt ſie ein Rohr in ihre rechte Hand,
Und eilt den Huth aufs braune Haar zu drücken.
Die Zofe folgt; leicht, zefyrlich und munter
Schleicht ſie der Thüre zu, und hüpft die Stiege 'runter.
Ein Lindengang, mit dem der Dryas Hand,
Mit ſchlauer Kunſt Agneſens Hof umwunden,
Führt, nach Verlauf zwölf flüchtiger Sekunden,
Der Nymfen Paar an der Loire Strand,
Wo ſchön geſchmückt die Gondel wartend ſtand.
Sie ſteigen ein; der Nereiden Lieder
Ertönen rings im ſchilfumkränzten Fluß.
Was ſangen ſie? O Muſen, ſagt mirs wieder,
Das Weihelied bey Hermionens Kuß!
Da tanztet ihr von Pindus Höhn hernieder,
Und — Mäßigkeit verſchönert den Genuß!
Dieß goldne Wort ließt ihr in Wechſelchören,
Der Grazien Drey und ihr o Neune, hören.

Ihr ſanget's ihr! Auch mir habt ihr's geſungen!
Heil, Muſen, mir! ich ward von euch gelehrt!
Mich hätte ſonſt ein Unglücksmeer verſchlungen,
Mich hätte längſt mein banger Gram verzehrt!
Jedoch von euch auf Pindus Blumenwieſen,
Ein ſchuldlos Kind, zur Dichtkunſt angewieſen,
Hab' ich mich früh im Kaſtalis berauſcht.
Mich reitzten früh der Muſen Lorberkränze,
Ich habe früh der Charitinnen Tänze
Im Morgenroth am Helikon belauſcht.
Als ich noch mit der kleinen Hand
Um Frynens vollen Buſen ſpielte,
Und bey dem luſtgen Badgewand
Nicht mehr als bey der Schnürbruſt fühlte;
Als ich das Ding noch nicht verſtand,
Was mancher Weiber blaſſe Wangen —
Im May vom Ehemann verlangen,
Und noch von jungen Mädchen Nüſſe
Wohl lieber nahm als jetzund Küſſe,
War ich bey meinen treuen Schafen
Auf Pindus Höhen eingeſchlafen.
Urplötzlich wach ich auf; da ließ —
Rund um ſie tönten frohe Lieder,
Und um ſie ſproßten junge Roſen
Mich kleinen Knaben liebzukoſen —
Der Muſen frommes Chor ſich nieder.
Erato, die vom Chor allein

In Cypris wollustvollen Hain,
So sehr sie Jungfer ist, sich wagt,
Und ihren Schülern wieder sagt,
Was dort für schöne Tändeleyen
Für Jünglinge und Mädchen seyen,
Nahm Wasser aus der Hyppokrene,
Und goß damit in meine Brust
Gefühl für eine blonde Schöne,
Und zu den leichten Reimen Lust.
Von dieser schönen Kinderzeit
Sind meine Augen eingeweiht,
Zu sehn was Sterbliche nicht sehn.
Da wo sich feiste Domherrn blähn,
Wo Ritter und Prälaten sausen,
Seh' ich in ihrem dummen Hausen,
Trotz Ordenskreuz und Ritterband,
Den Spötter Momus bey der Hand.

Wohin, mein Freund? Was hast du für Begriffe?
Besinne dich! Dein Mädchen ist im Schiffe,
Und rings um sie ertönet, wie du weißt,
Der Naiae Lied, das uns Theognis preist.
Sanft ist der Fluß, es rauschen kleine Wellen;
Doch [illegible] winkt, und Zephyretten schwellen
Das seidne Segel an. Und um und neben sie
Tanzt fröhlich jeder Fisch und horcht der Melodie,
Die Nacs in der Fluth, die Dryas am Gestade.
Wohin die Gondel wallt, da jauchzt die Oreade,

Die ſie vom Felſen ſieht, da blühet das Geſtade;
Sie aber gleitet fort, und unter Scherz und Lachen
Erreicht den Landſitz ſie und ſteiget aus dem Nachen.

Der Muſe Dank, die ſie hieher gebracht!
Sie geh' indeß mit Boldenhoff frazieren;
Sie laſſe ſich in ſeinen Garten führen,
Was kümmert's mich? ich wünſch ihr gute Nacht!
Doch horch! was giebt's? Die Speiſen abgetragen!
(Agneſens Scherz hat ſüßer ſie gemacht)
Welch ein Tumult? Da rollt ein goldner Wagen;
Das Hifthorn ſchallt, vom Berge ſtürzt die Jagd.
Der König ſelbſt — was wird Agneſe ſagen? —
Der König ſelbſt und ſeiner Jäger Pracht!
Er kommt, er kommt im königlichen Schimmer,
Satt von Latonens Luſt, in's grünumhangne Zimmer;
Nicht fürchterlich, wie Jovs in Donnerwettern
Einſt Semelen in Kadmus Burg erſchien.
Der gute Fürſt! was ſoll't er ſie zerſchmettern?
Ein ſanftres Glück erwartet ſie bey ihm.
Mit jenem Blick, der Königen von Göttern
Zum Menſchenglück, zum Wohlthun ward verliehn,
Durch den ſie leicht den Roſenkelch der Freuden
Mit milder Hand rings um ſich her vergeuden;
Mit dieſem Blick faßt er Agneſens Hand,
(Da ſieht ſie ſcharlachroth und mit geſenkten Blicken,
Iſt ihrer unbewußt, und weiß ſie nicht zu drücken!)
Und, ſagt er, welch ein Glück, daß ich Geſellſchaft fand!

Die

Die Freude flieht den Hof und kriegeriſche Fahnen,
Ihr Sitz iſt weiches Moos; ſie weilt bey Unterthanen!
Ihr öffnet ſich mein Herz ſo willig und ſo gern,
Und, ach! von meinem Hof, wie iſt ſie da ſo fern!
Vergeßt es wer ich bin! in eures Kreiſes Mitte
Bin ich nicht König mehr. Der Freude Göttin ſchütte
Mit übervollem Maaß auf uns ihr Füllhorn aus!
Beginnt, beginnt den Tanz und nach dem Tanz den
Schmaus!
Und plötzlich läßt, ſüß wie Muſik der Sfären,
Von Boldenhoff mit ſchlauer Kunſt verſteckt,
Die Flöte ſich, die Violine hören;
Im andern Saal wird ſchnell ein Tiſch gedeckt.
Der Tanz beginnt in wechſelweiſen Chören,
Die Blödigkeit wird tanzend weggeſchreckt.
Lyäus weiß von keinen ſechzehn Ahnen;
Der liebe Gott macht alle Tänzer gleich.
Der König iſt, im Kreis der Unterthanen,
Ein Unterthan in Cypris Königreich.

Vorbey der Ball, (ich darf es nicht erklären,
Weils ohnehin ein jeder Leſer weiß,
Warum er nur bis Mitternacht darf währen)
Tritt Boldenhoff wie Falſtaff in den Kreis.
Durchs Knopfloch iſt ein Tellertuch gezogen;
On a ſervi. O deiner Zähne Zaun
Welch herrlich Wort, o Freund, iſt dem entflogen?
Ich komme mit, die Tafel anzuſchaun.

Säß

Süß iſt der Reim! Doch laßt uns nicht vergeſſen,
In dieſem Punkt könnt ihr Homeren traun,
Noch ſüßer iſts, ein Abendmahl zu eſſen
Das dieſem gleicht. Ein ſteyriſcher Kapaun
Dampft Wohlgeruch der Naſe reich entgegen,
Reitzt jeden Zahn ihn zu zermalmen an,
Heiſcht jede Hand ihn kunſtreich zu zerlegen,
Und zeigt wie gut der Koch ſein Handwerk kann.

O du, der Kochkunſt Preis und Ehre,
Dem Momus ſelbſt mit eigner Hand
In ſüßer Küchenatmoſfäre
Saucischen um die Schläfe wand;
Der oft in feiſter Köche Chöre
Und ſelten auf der Kanzel ſtand,
Herr Paſtor Germershauſen, lehre
Was man auf dieſer Tafel fand.
Mir ward nur Hausmannskoſt beſchieden,
Mein Tiſch iſt ſchmal beſetzt und klein;
Mir gab die Dichtkunſt Seelenfrieden,
Mich lehrte Klio heiter ſeyn.
Doch bannte ſie mich aus Palläſten,
Sie ſcheuchte mich von Schmauſereyn,
Und lehrte mich bey hohen Feſten
Vergnügt mit fettem Rahm zu ſeyn.
Du aber, den der Gott der Schmäuſe
Sich ſelbſt zum Prieſter auserſehn,
Du darfſt in friſcher Domherrn Kreiſe

Dich

Dich keck mit Kennermiene blähn.
Mann Gottes, dem Apicius
Das Küchenzepter neigen muß,
Verlaß das Dorf, wo Bauern deiner harren,
Und werde hier an meiner Statt zum Narren.

Taub iſt der Mann, für meine Bitten taub!
Kein Prieſter hört, wenn nicht Dukaten klingen.
Die Seele ſelbſt wird grauſer Flammen Raub,
Und wird erlöſt, ſobald wir Münze bringen.
Ich Armer, dem kein goldner Regen fällt,
Wie werd' ich ihn und Prieſterſtolz bezwingen?
So ſey es drum! Verzeih es mir die Welt;
Agneſens Mahl werd' ich ihr nicht beſingen!
Doch eben fällt's zur rechten Zeit mir ein.
Süß iſt ein Schmaus; doch ſüßer iſt und beſſer
Als Birkhuhn und Faſan mein alter Freund, der Wein.
So nenne denn, o Muſe, jene Fäſſer
Aus denen hier der Wein aus Gläſern lacht,
Agneſen warm und minder blöde macht.
Schau jenen dort! Er reift auf Dionys Hügeln,
Der roth im Glas des Rebhuhns Auge gleicht!
Cythere hat, der Liebe Bund zu ſiegeln,
Am Pregel mir ihn freundlich dargereicht.
Dort bot ſie mir zu einer guten Stunde,
(Schlank war ihr Wuchs und blond ihr lockigt Haar)
Mit Silberhand und roſenfarbnem Munde
Den Göttertrank aus Selmas Händen dar.

Die

wo alles Freude athmete, sehr lange Weile hatte. Zwar lag die Schuld nur an ihm selbst, wenn es ihm an einem Zeit-Vertrieb mangelte, der sonst die hauptsächlichste Beschäftigung der Leute von seinem Alter auszumachen pflegt. Die Nymfen dieses Hauses waren von einer so gefälligen Gemüths-Art, von einer so anziehenden Figur, und von einem so günstigen Vorurtheil für den neuen Haus-Genossen eingenommen, daß es weder die Furcht abgewiesen zu werden, noch der Fehler ihrer Reizungen war, was den schönen Callias so zurükhaltend oder unempfindlich machte.

Verschiedene, die aus seinem Betragen schlossen, daß er noch ein Neuling seyn müsse, liessen sich die Mühe nicht dauern, ihm die Schwierigkeiten, die ihm seine Schüchternheit, ihren Gedanken nach, in den Weg legte, zu erleichtern; und gaben ihm Gelegenheiten, die den Zaghaftesten hätten unternehmend machen sollen. Allein (wir müssen es nur gestehen, was man auch von unserm Helden deswegen denken mag) er gab sich eben so viel Mühe, diese Gelegenheiten auszuweichen, als man sich geben konnte, sie ihm zu machen. Wenn dieses anzuzeigen scheint, daß er entweder einiges Mißtrauen in sich selbst, oder ein allzugrosses Vertrauen in die Reizungen dieser schönen Verführerinnen gesezt habe, so dienet vielleicht zu seiner Entschuldigung, daß er noch nicht alt genug war, ein Xenocrates zu seyn; und daß er, vermuthlich nicht ohne Ursache, ein Vorurtheil

wider

Die Göttin wars, die einſt auf Idas Höhen
Anchiſen ſich zum reinen Kuß geſchenkt;
Die Göttin wars, die Paris nackt geſehen,
Kein ſterblich Weib die mich mit ihm getränkt.

Der Nebel weicht und zeigt der Vorwelt Wunder!
Idalia, vom ſcharfen Dorn geritzt,
Färbt roſenroth und zeuget dich, Burgunder!
Heil Bromio! wer iſt wie du verſchmitzt!
Komm, ſtarker Gott, komm her mit deinen Brüdern!
Nimm meine Bruſt zu deinem Tempel ein,
Begeiſtre mich zu dichteriſchen Liedern,
Und laß mich ſtark gleich deinem Nektar ſeyn!

Meer um dich herumgegoſſen
Und vom kalten Nord umbrauſt,
Felſen Naxus, wars beſchloſſen
Seit Neptun mit ſtarker Fauſt
Dich entwurzelt aus den Reihen
Himmelhoher Felſen riß,
Wohnung ſollt du ſeyn den Leuen;
Tyger ſonder Hinderniß
Sollen durch die Wüſte brüllen,
Sollen heulen um den Strand,
Wo der Wandrer Durſt zu ſtillen,
Bachus Trauben nimmer fand.

„Welch ein ängſtlich banges Sehnen!
„Wer zerſchlägt die Bruſt ſich dort?

„Welche

„Welche Seufzer, welche Thränen
„Tönen durch den öden Ort?“
Minotaurens wilder Sieger
Ließ sein trautes Mädchen hier;
Unter Löwen, unter Tyger
Floh der Unmensch fort von ihr.
Ariadne ringt die Hände.
Kreta's hundert Städte, hört!
Hört's im Donner! Ich Elende!
Liebte, glaubte, ward bethört!

Fürchterlicher, grauser, bänger
Schwärzt sich dort der ferne Hain;
Ariadnens Blick wird enger,
Schreckenvoll bricht Nacht herein.
„Warum ließ ich deine Küste,
„Vater Minos, und dein Reich?
„Wenn Pasifae es wüßte,
„Daß, geſcheuchten Rehen gleich,
„Hier, in Nacht und Finſterniſſen
„Und vom Boreas erſtarrt,
„Ihre Tochter beben müſſen,
„Bis ſie Löwenfutter ward!“

Welche tauſend Hörner blaſen?
Welch ein ſüßer Krokosduft?
Welche Korybanten raſen
Evan, Evoe durch die Luft?

Sey gegrüßet, Held und Sieger,
Der am fernen Indus focht!
Löwen, Panther, Luchs und Tyger
Hat dein Thyrſus unterjocht!
Schaue hier, der Unſchuld Rächer,
Ariadnens fliegend Haar;
Reich aus dem bekränzten Becher
Nektar, Heil und Troſt ihr dar!

Vom beſtirneten Gefilde,
Wo ſein goldner Wagen fliegt,
Schaut mit väterlicher Milde
Er herab, und iſt beſiegt.
Der unſichtbar dir zur Seite
Deine ſtolze Panther ritt,
König Eros lenkte heute
Ihren zügelloſen Schritt;
Durch des Aethers leere Wüſte,
Führt er von des Indus Meer
Dich zur felſenvollen Küſte
Minos Kind zur Rettung her.

Welche zauberiſche Scene?
Bin ich in Elyſium?
Welche ſr he Jubeltöne
Um Lyänes Braut herum?
Sie bequemlicher zu betten
Windet ſich aus Tellus Schooß,

Blum' an Blum', gereiht in Ketten
Thymian und Fenchel los;
Pappelbaum und Ahorn gatten
Sich zum wollustreichen Dach,
Und in ihren Silberschatten
Flötet Ariadnens Ach!

Faunen, fröhlicher gesungen!
Vater Bacchus hats vollbracht,
Hat gekämpfet, hat gerungen,
Minos Kind zur Frau gemacht.
Warme Wollustschauer gossen
Balsamthau auf sie herab,
Und die Rabenaugen schlossen
Sich von selbst zum Wollustgrab.
Unter feuerreichen Küssen,
Unter Zungen-Zauberspiel
Ward der Gürtel ihr zerrissen,
Und ihr welkes Kränzchen fiel.

„Auf, bekränzt mit Rebenlauben
„Schrosse Felsen rings am Meer,
„Und kein Hügel sey von Trauben,
„Sey vom edlen Weinstock leer!"
Also Bacchus, schlug allmächtig,
Schlug an Ariadnens Hand,
Rauhe Felsen — Evan! prächtig
Wandelt sich das öde Land!

Reben ſproſſen, keimen, blühen
Rings herum auf jeder Höh;
Reife Nektartrauben glühen
Schön an der Aegäer See.

Welch ein fröliches Gedränge!
Schau mit Schlangen in dem Haar
Trunkner Biſtoniden Menge,
Schau der Korybanten Schaar,
Die das Haupt mit Efeu krönen,
Deren feiſte Wange glüht;
Schau die Faunen, die Silenen,
Alle, alle ſind bemüht,
Unter Winzerlieder-Stammeln,
Unter Zecher-Hochgeſang,
Deſſen Gaben einzuſammeln
Der hier ſeinen Thyrſus ſchwang.
Töne lauter Lied und freyer!
Alle Trauben eingebracht,
Singe jetzt die Kelterfeyer
Die den Winzer fröhlich macht.
Drum ſo eilt in eure Bütten
Euern Korb von Trauben ſchwer
Jubeljauchzend auszuſchütten,
Macht der ſüßen Laſt ihn leer,
Und beginnt den Wein zu keltern,
Den Lenäus uns verliehn,

Nie zu kranken, nie zu ältern
Und von Frohſinn ſtets zu glühn.

Und auf ihren goldnen Wagen,
Den getreue Tauben ziehn,
Wird Cythere hergetragen;
Soll ſie dieſen Anblick fliehn?
Ihre Wange glühet röther;
Dieſe Farbe fodert Wein!
Laß, o Göttin, laß den Aether,
Heut auf Naxus froh zu ſeyn!
Beym Geſange ſüßer Lieder,
Bey der Cymbeln hellem Klang
Steigt die Göttin ſanft hernieder,
Sieht wie Ariadne krank.

Aber Bacchus ritzt behende
Mit dem Thyrſus den er trägt,
Eine ihrer Liljenhände,
Die ſie hin zum Faß bewegt.
Purpern ſtrömt zur guten Stunde
Und Lyäen zum Gewinn
Izt der Ichor ihrer Wunde
Auf die volle Kelter hin.
Vater Bacchus, welch ein Wunder!
Thyrſusträger, dein Gebot
Schafft aus Venus Blut Burgunder,
Färbte grüne Trauben roth!

Heil und Segen ſey dem Weine,
Der uns Venus Ichor zeigt!
Heil dem Nektar den ich meine.
Der nicht gleich zu Kopfe ſteigt!
Ihm ſey Preis von tauſend Zungen,
Ihm ſey hoher Lobgeſang
An Auguſtens Tiſch geſungen!
Holde Venus, habe Dank,
Daß der Hauch aus deinem Munde
Wohlgeruch ihm angeerbt,
Daß der Ichor deiner Wunde
Uns ihn purpurroth gefärbt!

Auch jener Wein den ich im Adlerneſte,
Das einſt Vulkan in einem Demantring
Mit Götterfauſt an des Olympus Veſte
Zu Polens Schutz in ehrnen Ketten hing;
Auch jener Wein, den ich aus goldnen Schaalen
Bey Spiel, Muſik und rauſchendem Geſang
Um Mitternacht bey attiſchfrohen Mahlen
Aus deiner Hand, o ſchöne Griechin, trank;
Auch jener Wein, den Cypris Eiland ſchenket,
Und den ſie dort mit eigner Hand gepflanzt,
Mit dem ſie dort die Charitinnen tränket,
Wenn ſie ſich müd' um Mitternacht getanzt;
Auch der iſt da, und heiſcht der blöden Schönen
Ein ſüßes Abendmahl mit ſüßerm Kuß zu krönen.

Pan,

Pannonien! und ſollte denn dein Wein,
Für den ich nie ſelbſt Syrakuſer tauſchte,
Dein goldnes Naß ſollt' es vergeſſen ſeyn,
Das täglich mich zwo Luſtren durch berauſchte?
Was wäre wohl am fernen Weichſelſtrand,
Am Karpathus, in wilder Scythen Horden,
Als Frynens Kuß mit der Präbende ſchwand
Und Krakau mich verſtieß, aus deinem Freund geworden?
Da ließeſt du die Sorgen von mir fliehn,
Und lehrteſt mich, in Bacchus heilgen Grotten,
Wenn Wetter ſchwarz den Horizont umziehn,
Den Dummkopf klug, den Heuchler ſtelz zu ſpotten.
Ich geb ihn Dir mit dankerfülltem Herzen
Den Weihrauch den ich betend niederwarf;
Soll neues Leid einſt meine Tage ſchwärzen,
Es ſey! wenn ich nur dein nicht mangeln darf!

Freund Maſius, du ließt des Priors Auen,
(Einſt tönte dort der Jeſen Harfenklang;
Noch läßt ihr Geiſt um Mitternacht ſich ſchauen,
Der reines Teutſch Tuiskons Enkeln ſang)
Um dir ein Schloß im Aether zu erbauen,
Das leider ſchnell wie Morgentraum verſank.
Sey ein Agent, dem hundert Prinzen trauen,
Den Braſchi ſelbſt für tauſend Skudi dang:
Doch ſag' ich dir, zwar leiſ' und ungehört,
Doch keck und dreiſt die Wahrheit in das Ohr,
Die leider oft im ſchönſten Traum uns ſtört:

Du warſt und biſt und bleibſt auf ewig Thor!
Wie glücklich ich, der ich in jenem Thal,
Wo murmelnd ſich der Mulde Najas ſchlängelt,
Den erſten Kuß von deinen Schweſtern ſtahl,
Als Mutterhand mich Knaben noch gegängelt!
Wie glücklich wir, da wir zum erſtenmahl,
Ein Luſtrum alt, mit Blumen in den Haaren
Berauſcht von Moslerwein bey deinem Vater waren!

Find ich dich hier, du edler Sorgenbrecher,
Der Britten Punſch, bey dem ich manche Nacht
An Klotzens Tiſch im Kreiſe muntrer Zecher
Die Sorgen weg und Schuldner ausgelacht!
Wie ſchwitzten wir beym ſiedendheißen Becher!
Wie ward uns warm vom glühenden Kamin!
Wir nannten uns des teutſchen Guſto Rächer,
Und glaubten keck, Apoll, von dir zu glühn.
Wie weidlich ward wer Klotzen angegriffen
Verhöhnt, verlacht, geſchimpft und munter ausgepfiffen!
Wir ſangen froh Freund Schirachs Kriegeslieder,
Und froher tranken wir dich Nickel Liſt hernieder.

Laybach A. J. Penzel.

III.

Die Entdeckung eines geheimen Naturplans.

Ein Gespräch.

Luzius. Kolumbulus, ein Filosof nach der Mode.

Luzius. Sage mir doch, aus welcher schönen Welt ihr Herrn Filosofen herkommt, wenn ihr uns mit begeisterter Miene so viel von Fortschritten zum Bessern — zum ewigen Frieden — zum höchsten Gute, und wie die herrlichen Sachen alle heißen mögen, vorerzählt? Denn daß hierbey nicht von der unsrigen, wo das alles ganz anders ist, und wo sittliche Verschlimmerung, ewige Kriege und zunehmendes höchstes Elend ihren großen Schauplatz vor unsern Augen aufgeschlagen haben, die Rede seyn könne, versteht sich, wie ich glaube, von selbst, und wird auch schon durch die hohe, geheimnißvolle, uns gänzlich unverständliche Sprache, die ihr meistens in jenen Nachrichten führt, und welche offenbar die Sprache edlerer Wesen aus einer andern höhern Welt ist, ausser allem Zweifel gesetzt.

Kolumbulus. Was willst du damit sagen? Freylich meinen wir in jenen Erzählungen diese Un-

wider dasjenige gefaßt hatte, was man im Umgang von jungen Personen beyderley Geschlechts unschuldige Freyheiten zu nennen pflegt. Dem sey inzwischen wie ihm wolle, so ist gewiß, daß Agathon durch dieses seltsame Bezeugen einen Argwohn erwekte, der ihm bey allen Gelegenheiten sehr beissende Spöttereyen von den übrigen Hausgenossen, und selbst von den Schönen zuzog, die sich durch seine Sprödigkeit nicht wenig beleidigt fanden, und ihm auf eine feine Art zu verstehen gaben, daß sie ihn für geschikter hielten, die Tugend der Damen zu bewachen, als auf die Probe zu stellen. Agathon fand nicht rathsam, sich in einen Wett-Streit einzulassen, wo er besorgen mußte, daß die Begierde, recht zu haben, die sich in der Hize des Streites auch der Klügsten zu bemeistern pflegt, ihn zu gefährlichen Erörterungen führen könnte. Er machte daher bey solchen Anläsen eine so alberne Figur, daß man von seinem Wiz eine eben so verdächtige Meynung bekommen mußte, als man schon von seiner Person gefaßt hatte; und die Verachtung, in die er deswegen bey jedermann fiel, trug vielleicht nicht wenig dazu bey, ihm den Aufenthalt in einem Hause beschwerlich zu machen, wo ihm ohnehin, alles, was er sah und hörte, ärgerlich war. Er liebte diejenigen Künste sehr, über welche, nach dem Glauben der Griechen, die Musen die Aufsicht hatten. Allein die Gemählde, womit alle Säle und Gänge dieses Hauses ausgeziert waren, stellten so schlüpfrige und unsittliche Gegenstände vor, daß

ferwelt, welche wir bewohnen, und ich denke, daß ſich dies vielmehr von ſelbſt verſtehe, da wir ja eine andere gar nicht kennen.

Luzius. Wie? ihr könntet alſo wirklich ſo grobe in die Augen fallende Ungereimtheiten von ihr behaupten?

Kolumbulus. Bewahre deine Vernunft, Sterblicher, und ſiehe zu, daß du nicht ſelbſt die größeſte Ungereimtheit begeheſt, wenn du unbeſonnener Weiſe unſre Filoſofie Ungereimtheiten beſchuldigeſt! Oder weißt du etwa nicht aus unſern Büchern, daß die Welt a priori ganz anders ausſieht, als ſie a poſteriori erſcheint, und daß ein himmelsweiter Unterſchied zwiſchen dem Dinge an ſich und der Erſcheinung iſt?

Luzius. Doch ja, ich beſinne mich wieder auf dieſe Wörter, und verſtehe ich anders ihre Bedeutung nicht unrecht, ſo heißen ſie in unſerm Falle ſo viel: in der Welt an ſich ſind die Menſchen gut, da iſt Friede und Glück; in der Welt der Erſcheinungen hingegen — leider! — von allem dem das Gegentheil. Willſt du mir nicht ſagen, liebſter Kolumbulus, wie man in die Welt an ſich kommt, um an allen jenen Herrlichkeiten Theil nehmen zu können? Denn vermuthlich biſt du dort geweſen, und weißt alſo den Weg dahin auch andern zu zeigen.

Kolumbulus. O barbariſche Unwiſſenheit! Nicht einmahl den wahren Sinn des Dinges an ſich

und

und der Erſcheinung zu kennen! Wie, Menſch? biſt du denn die ganze goldne Zeit über, wo wir Filoſofen die Menſchheit über das Noumenon und Fänomenon, über das was Transzendent und Transzendental iſt, und über dergleichen höchſt wichtige Dinge mehr aufgeklärt und erleuchtet haben, in einem tiefen Schlaf gelegen, daß noch eine ſo finſtre Unwiſſenheit um deinen Kopf herhängt? — Armer! du ſteckſt ja noch im Empirismus bis an die Ohren.

Luzius. Daß muß wahrlich ein trauriger Zuſtand ſeyn, weil du ihn ſo bemitleidenswerth findeſt! Ziehe mich alſo nur geſchwind aus dem Sumpfe heraus, ehe ich gar vollends in ihm verſinke. Nur laſſe, ich bitte dich, bei dieſem menſchenfreundlichen Geſchäft, wenn du dich anders dazu entſchließen kannſt, dein Transzendent und Transzendental und dieſe große Wörter alle hinweg. Denn ſo gut ſie ſich auch übrigens ihrer Länge wegen zu Seilen ſchicken, ſo möchteſt du mich doch an ihnen aus der böſen Grube nicht herausziehen, weil ich mich, mit Einem Wort, nicht daran anhalten kann. Gieb alſo meinem Unvermögen freundlich nach, und ſage mir ohne filoſofiſche Umſchweife in meiner eignen Sprache und Vorſtellungsart, wie es kommt, daß ihr Herrn in der Welt Dinge ſehet, von denen wir andre nicht das mindeſte wiſſen, ja wovon wir ſogar überall nur das Gegentheil gewahr werden?

Kolumb. Leider! ich ſehe ſchon, daß ich mich, um dir in einer ſo höchſt wichtigen Sache verſtändlich zu werden, gegen meine Gewohnheit zu deiner niedern populären Weiſe herablaſſen muß; ob es mir gleich eben ſo ſauer wird, als einem wohlbeleibten Manne, wenn er ſich zur Erde bücken ſoll. Stelle dir alſo vor, wir Filoſofen ſtünden auf hohen filoſofiſchen Wartthürmen, gegen das große Ziel der menſchlichen Beſtimmung hingerichtet, und ſähen unter uns die ganze Menſchheit auf dem Wege zu jenem Ziele. Hier haſt du nun mit wenigen Zügen das ganze Gemählde unſers erhabnen Standpunktes, und ſiehſt leicht, daß wir auf ihm jede Bewegung, und auch den leiſeſten und geringſten Fortſchritt der Menſchheit zu ihrer Beſtimmung deutlich bemerken, welches euch andern empiriſchen Weſen unten auf dem Schauplatze der Wirklichkeit nicht vergönnt iſt. Jezt höre aber auch das große Geheimniß der Natur. Uebel haben in der Welt die Hervorbringung des Guten zum Zwecke, ſo wie die Schmerzen, welche der Arzt in der Kur dem Kranken verurſacht, das Wohlſeyn des leztern zur Abſicht haben. Der gegenwärtige Zuſtand der Welt gewährt uns daher auch von unſern Wartthürmen ein herrliches und entzückendes Schauſpiel, indeß ihr andern gegen die wohlmeinenden Uebel, die ihr auf euch eindringen ſeht, in kindiſche Klagen ausbrecht, euch kleinmüthig und weinerlich gebehrdet, anſtatt daß ihr ihnen muthig und mit offnen Armen entgegen gehen ſolltet, da ſie es eben

ſind,

ſind, die euch gleich Engeln der Vorſehung jenem goldnen Ziele mit ſchnellen Schritten zuführen.

Luzius. Ich wünſchte wohl, daß euch dieſe holden Engel von euern hohen Thürmen herabzies hen, und mit uns hier unten brüderlich in Geſells ſchaft gehen heißen möchten, damit ihr doch auch wie andre ehrliche Leute, wie ſichs gebührt, dem goldnen Ziele immer näher gebracht würdet. Denn ich ſehe nicht, wenn es doch einmahl das Schickſal der Menſchen iſt, daß ſie mit Prügeln zu ihrer Beſtimmung fortgetrieben werden müſſen, warum es einigen erlaubt ſeyn ſoll, ſich von dieſem edlen Fortſchritte zu dispenſieren, um auf filoſofiſchen Thürmen bei unſrer Exekuzion Zuſchauer abzugeben, die lachen und in Entzückung gerathen, wenn wir heulen, dem harten Schickſale Beyfall zuklatſchen, das wir verfluchen, und ſeinen eiſernen Arm ermuntern, wenn er einmahl ein wenig müde zu werden ſcheint, auf die liebe Menſchheit loszuſchlagen; mit Einem Worte, die in unſerm Elende ihre Luſt und Zufriedenheit finden. Aber vielleicht ſeyd ihr auch keine wirklichen Menſchen, ſondern bloß die Erſcheinung von ihnen, da ihr weder denkt noch empfindet wie Menſchen?

Kolumb. Du ſchlägſt dich tapfer mit deinen eignen Irthümern herum. Indeſſen haſt du doch am Ende nicht Unrecht, wenn du auf die Vermuthung kömmſt, wir ſeyen vielleicht keine Menſchen, verſteht ſich nach deinem und dem gemeinen Begriff

von ihnen. Denn da wir durch filoſofiſche Abſtrakzion die gemeine empiriſche Menſchennatur wie eine beſchwerliche Haut, die über den beſſern Theil des Menſchen hergezogen iſt, gänzlich von uns abwerfen, ſo können wir freylich nachher in der verklärten Geſtalt reinvernünftiger und reinſinnlicher Naturen, worinn wir uns zum Ideal erheben, nicht mehr ſo empfinden und denken, wie du und deinesgleichen, die noch nicht nach unſrer Weiſe gleichſam filoſofiſch beſchnitten ſind, und die alſo jene empiriſche Vorhaut noch um ſich haben. Wenn du alſo mit dieſem groben empiriſchen Fell um Augen, Naſe und Ohren dir einfallen läßt, über das Ding an ſich und über die Erſcheinung, über die wahre Beſchaffenheit und geheime Tendenz der menſchlichen Dinge zu urtheilen, und unſre tiefe Bemerkungen und Ausſprüche darüber mit der Miene eines Meiſters zu kritiſieren; ſo kömmt es gerade ſo heraus, als wenn einer, der zugleich blind, taub und geruchlos iſt, über alle Gegenſtände dieſer Sinne räſonnieren, und denjenigen, der dieſe Sinne beſizt, in ſeinen Bemerkungen zurecht weiſen wollte. Wenn du uns am Ende gar noch vorwirfſt, daß wir auf unſern filoſofiſchen Wartthürmen nichts anders zu thun hätten, als müßig hin und her zu gaffen und uns aus euern Leiden ein Vergnügen zu machen, ſo ſcheint es als ob du noch obendrein den Verſtand verlohren hätteſt, und man weiß nicht mehr womit man eine ſolche Raſerey vergleichen ſoll. Wie? diejenigen denen die höchſten Angelegenheiten der

Menſch-

Menschheit auf dem Halse liegen, die mit rastloser Sorge Tag und Nacht über die menschliche Kultur wachen müssen, damit sie nicht still steht, und denen kaum soviel Zeit gelassen ist um sich ein wenig die Augen zu reiben, — die sollten müßige und noch dazu übelgesinnte Zuschauer in der Welt seyn? — Was lachst du so? Oder glaubst du vielleicht, es sey etwas geringes und es liege kein Verdienst darinn, die Oberaufsicht und das höchste Kommando über den Fortschritt der Kultur und euch widerspenstige Menschen zu führen, den untergeordneten Beamten und Führern ihre Vorschriften und Regeln zu geben, sich alle Augenblicke zu Ideen zu erheben, um den Gang der Kultur danach zu dirigieren, unaufhörlich neue Systeme als Marschrouten nach dem Ziele zu verfertigen, für gute und sichere Wege zu sorgen, endlich, zum Ueberfluß, noch das goldne Zeitalter in der Ferne kunstmäßig aufzubauen und schönstens auszumöblieren, und bei allem dem in der Geisterwelt, wo es nichts zu essen und zu trinken giebt, vielen Hunger und Durst zu ertragen, und durch das beständige Hineinsehen in Ideen sich die Augen zu verderben? Sage mir, hältst du das alles für nichts, oder für leichte ergötzende Geschäfte müßiger Zuschauer? Geschähe nicht alles, was du eben gehört hast, nach einem geheimen, erst neuerlich von uns entdeckten Naturplan, mit dem wir im Bunde stehen, wahrlich, wir würden uns wohl hüten, für ein undankbares unempfängliches Geschlecht soviel Schweiß und Arbeit zu verlieren.

Lu-

Luzius. Nach einem geheimen Naturplan, sagst du, den ihr entdeckt hättet, und mit dem ihr im Bunde steht? In der That, das klingt sehr geheimnißvoll und schauerlich erhaben! Ich will doch nicht hoffen, daß ihr heldenmüthigen Herrn der guten Mutter Isis noch in ihren alten Tagen zu Leibe gekommen seyd, und jenen geheimnißreichen Schleyer aufgehoben habt, den in ihren jüngern Jahren nicht einmahl ihre Lieblinge und Eingeweihten aufdecken konnten, und weswegen sich die erhabne Göttin auch auf einem ihrer Tempel mit der stolzen Inschrift brüstete: meinen Schleyer hat noch kein Sterblicher aufgedeckt! Wenn euch dieses schwere Abentheuer wirklich gelungen ist, so habt ihr freylich dadurch mehr als zu sehr bewiesen, daß ihr etwas mehr als bloße Menschen seyd, und es ist mir dann auf einmahl begreiflich, was ich bisher bezweifelte, daß ihr nehmlich im Besitz großer geheimen Wissenschaften und dergleichen seyn müßt, und demnach mehr wissen könnt als andre arme Sterbliche, die jene glänzendste und größte aller Eroberungen nicht gemacht haben.

Kolumb. Das denke ich auch. Und doch ist diese Entschleierung, wie du sie nennest, und die du dir so poetisch vorstellst, viel natürlicher zugegangen, als du vielleicht glauben möchtest; wiewohl ich damit nicht sagen will als wären bloß gemeine und gewöhnliche Kräfte fähig es nachzuthun, oder auch nur die große That zu begreifen. Denn was

unsern

unſern Naturen möglich und leicht iſt, das muß andern von dem gemeinen empiriſchen Schlage ganz auſſerordentlich, wunderbar, ja ſogar widerſinnig und ungereimt vorkommen.

Luzius. Das fange ich nun nach und nach zu begreifen an, will mich aber dennoch dadurch nicht abſchrecken laſſen, dieſe herrliche Geſchichte von dir zu hören, wenn es dir anders gefällt ſie mir zu erzählen, und es euch nicht etwa durch den Naturplan ſelbſt verboten iſt.

Kolumb. Keinesweges, mein Beſter! So höre ſie denn, die Geſchichte einer That, die ſich noch kommende Zeitalter mit Begeiſterung erzählen werden, und halte deine endliche Natur in Schranken, daß du nicht etwa im Gefühl ihrer Schwäche und ihres Unvermögens das göttliche Verdienſt durch irgend einen vermeſſenen und unheiligen Zweifel beleidigeſt.

Luzius. Ich will mir alſo, weil du es ſo haben willſt, den Maulkorb des Glaubens umſchnallen, und alles was du ſagen wirſt für baare Wahrheit halten. Wie könnten auch die nächſten Freunde und Eingeweihten der Wahrheit eine Lüge ſagen!

Kolumb. Nachdem wir endlich das gelobte Land der Wahrheit entdeckt, und nach vielen großen Heldenthaten, gegen welche die berühmten Thaten des Herkules ein wahres Kinderſpiel ſind, auch das

hundertköpfige Ungeheuer des Dogmatismus, das uns im Wege lag, gebändiget hatten —

Luzius. A propos! Da du vom Lande der Wahrheit sprichst, fällt mir eine Wundergeschichte ein, die euch beym Eintritt in dasselbe begegnet seyn soll, und die ich mit deiner Erlaubniß hier einschalten will, um jezt von dir selbst zu erfahren, ob sie gegründet ist. Ihr sollt nehmlich, soviel eurer waren, beym ersten Tritt auf den geweihten Boden in Spinnen verwandelt worden seyn, und dann, von dem eigenthümlichen Instinkt dieser edlen Wesen getrieben, euch auf der Stelle neben einander in die feinsten Systeme angesponnen haben, worinn ihr von nun an rastlos den unvergänglichen Faden der Wahrheit aus euch selbst herausspannt. Uebrigens sollt ihr doch nachher öfters von einem fürchterlichen gigantischen Gespenst, dem Skeptizismus, der von Zeit zu Zeit an eurer Grenze mit geschwungenem Besen erschienen ist, in nicht geringen Schrekken gesetzt worden seyn.

Kolumb. So war es ehemals. Jezt haben wir uns vor dem unbescheidnen Gaste in Sicherheit gesetzt, und spinnen ruhig für die Ewigkeit fort.

Luzius. Auch, sagt man, hättet ihr damahls das verwegne Abentheuer jener Titanen, die den Himmel stürmen wollten, gewagt, und es sey euch, vermuthlich weil jenes neuentdeckte Land der Wahrheit sehr hoch in der Luft, und also dem Himmel nahe

nahe liegt, glücklich gelungen, in ihn mit stürmender Hand einzubrechen, die Glückseligkeit von dem Thron zu stoßen, und einen gewissen kategorischen Imperativ, der ein sehr gestrenger und despotischer Herr seyn soll, darauf zu setzen. Auch sollt ihr bey dieser Gelegenheit dem lieben Gott sein Plätzchen angewiesen haben.

Kolumb. Davon ein andermahl. Jezt höre die Geschichte unsrer Entdeckung des geheimen Naturplans. Nachdem wir also das Land der Wahrheit in Besitz genommen und durch ein großes tapfres Heer von Systemen gegen feindliche Einfälle gesichert hatten, kehrten wir auf die Erde zurück, und legten, durch eine höhere Eingebung geleitet, die filosofische Wünschelruthe an. An dem Orte aber, wohin sie uns wies, gruben wir über tausend Klafter tief in den Boden hinab, bis wir endlich auf ein Gewölbe kamen, in welchem der erste Fußtritt, den wir darauf thaten, wie ein heftiges Donnerwetter nachhallte. Es ahndete uns gleich, daß wir auf dem großen moralischen Uhrwerke der Welt stünden, welches dieses Gewölbe verberge, überzeugten uns aber bald vollkommen davon, als wir mit dem Ohr am Boden lauschten, und hier ganz genau die regelmäßigen Bewegungen und das tönende Geklirr eines ungeheuern Räderwerks vernahmen, ja sogar das Planmäßige dabey deutlich bemerken konnten. Wir brächen hierauf ohne Umstände einen großen Quaderstein aus dem Gewölbe heraus, und

er seinen Augen um so weniger erlauben konnte, sich darauf zu verweilen, je vollkommner die Natur darin nachgeahmt war, und je mehr sich der Genie bemüht hatte, der Natur selbst neue Reizungen zu leihen. Eben so weit war die Music, die er alle Abende nach der Tafel hören konnte, von derjenigen unterschieden, die seiner Einbildung nach allein der Musen würdig war. Er liebte eine Music, welche die Leidenschaften besänftigte, und die Seele in ein angenehmes Staunen wiegte, oder das Lob der Unsterblichen mit einem feurigen Schwung von Begeistrung sang, wodurch das Herz in heiliges Entzüken und in ein schauervolles Gefühl der gegenwärtigen Gottheit gesezt wurde; und wenn sie Zärtlichkeit und Freude ausdrükte, so sollte es die Zärtlichkeit der Unschuld und die rührende Freude der einfältigen Natur seyn. Allein in diesem Hause hatte man einen ganz andern Geschmak. Was Agathon hörte, waren Syrenen-Gesänge, die den üppigsten Liedern des tejischen Dichters einen Reiz gaben, der auch aus unangenehmen Lippen verführerisch gewesen wäre; Gesänge, die durch den nachahmenden Ausdruk des verschiednen Tons der schmeichelnden, seufzenden und schmachtenden, oder der triumphierenden und in Entzükung aufgelösten Leidenschaft die Begierde erregten, dasjenige zu erfahren, was in der Nachahmung schon so reizend war; Lydische Flöten, deren girrendes, verliebtes Flüstern die redenden Bewegungen der Tänzerinnen ergänzte, und ihrem Spiel eine Deutlichkeit gab, die der Einbildungs-Kraft nichts zu errathen übrig ließ;

Sym-

ließen uns, nach einem kurzen Gebet, mit Hülfe des Blanchardschen Fallschirms in die finstre Unterwelt hinab. Nachdem wir auf diese Weise über vier und zwanzig Stunden gefallen waren, standen wir endlich auf der Axe, um die sich der Erdball dreht, mußten aber von hier aus, weil die brennbare Luft unsers Fallschirms bereits erkaltet war, die übrige Reise zu Fuße machen, und auf der Axe bis gegen den Nordpol hingehen, wo die Höhe und Tiefe der Erde, wie an den Eyern, in eine Spitze zusammen laufen. Hier rutschten wir nun bequem bis auf den Boden herab, nachdem wir uns zuvor im Vorbeigehen an dem Polarstern, der, wie bekannt, der Axe zur Angel dient, ein Licht angezündet hatten; denn durch das ganze unermeßliche Gewölbe herrschte eine schwarze fürchterliche Nacht, und wir waren alle Augenblicke in Gefahr, von einem nahen Rade ergriffen und in Stücken zerrissen zu werden. Besonders fehlte wenig, daß wir nicht von dem ungeheuren Perpendikel, der von einem Pole bis zum andern hin und wieder geht, und der sich uns eben aus der Ferne durch ein entsetzliches Sausen in der Luft ankündigte, wären erschlagen worden. Denn wir hatten uns kaum, von der vor ihm hergehenden Windsbraut gewarnt, so geschwind als möglich auf den Boden niedergelegt, als er mit einem fürchterlichen Sturm nahe über uns dahinflog. Wir nahmen hierauf einen andern Weg, und fingen unsre Untersuchungen an. Das erste und für uns das wichtigste, worauf wir stießen, war ein runder Mar-

mor-

morstein von einer ziemlichen Größe, auf dem mit goldnen Buchstaben die Aufschrift stand: Anno 1 bey Erbauung der Welt. Da es uns hieraus deutlich genug war, daß dies der moralische Grundstein der Welt seyn müsse, so machten wir uns ohne Zeremonie sogleich darüber her, den herrlichen Schatz zu heben, der für uns unter dem Marmor verborgen lag. Wir hoben den schweren Stein, nicht ohne Mühe empor, und zogen unter ihm ein langes Stück Pergament hervor, auf dem wir mit einemmahl hatten was wir suchten, nehmlich den ganzen geheimen Naturplan in seiner ursprünglichen reinen Gestalt. Auf der einen Seite des Pergaments stand die ganze moralische Einrichtung der Welt nach Prinzipien der reinen Vernunft und systematisch dargestellt; auf der andern folgten die Naturgesetze als Kategorien vollständig nach ihren Tafeln geordnet, welches alles unten noch zum Ueberfluß durch Noten erklärt war. Wir schrieben alles was wir fanden sorgfältig ab, und da dieser göttliche Plan nebst allem dem was er gewirkt hat, nachher in meiner filosofischen Geschichte der Menschhrit erschienen ist, so brauche ich hier nicht die Zeit mit seiner weitern Beschreibung zu verlieren. Du findest ihn dort in der reinsten Kopie, und kannst ihn, wenn es dir beliebt, bei mehrerer Muße aus diesem Buche studieren und auf diese Art vollkommen kennen lernen. Als wir nun besagter Maßen alles was das Manuskript enthielt, in unsre Schreibtafeln aufgenommen hatten, wandten wir uns endlich an das große

Uhrwerk ſelbſt, um es mit der Schrift, wie die Praxis mit der Theorie, zu vergleichen. Denn dieſes bewunderungswürdige Kunſtwerk einer allmächtigen Hand iſt, laut einer Note im Manuſkript, nach dem moraliſchen Naturplane eingerichtet, und dient ihm zum Vollziehungswerkzeuge, durch welches in der Welt alles genau und buchſtäblich erfolgt, was der Menſchheit in jenem geheimen Plane beſtimmt iſt, und zwar ſo, daß mit dem Zeiger am Uhrblatte, der nur Gradweiſe und ſehr langſam ſich fortbewegt, die Menſchheit, kraft des großen Naturgeſetzes der Sympathie, unwiderſtehlich und in demſelben Verhältniſſe zu ihrem Ziele fortrückt. Dieſes letzte Ziel aber, oder das höchſte Gut, fanden wir auf der großen Scheibe nach einem entſetzlich langen Umkreiſe, bey deſſen Anblick uns allen ein tiefer Seufzer aufſtieg, durch ein non plus ultra angezeigt, welches am Ende mit großen Buchſtaben neben einem eiſernen Haken ſteht, und wo, wenn einmahl der Zeiger hier angekommen iſt, nach unſerm Manuſkript, die Maſchine ſtille ſteht und die Menſchen ſich frey durch ihren eignen guten Willen regieren werden. Wir überſahen jetzt noch einmahl den ſchaudernd langen Weg bis zu dieſer angekündigten ſchönen Zeit, und hier war es, wo wir uns nicht enthalten konnten, einem geheimen Triebe der Menſchenfreundlichkeit in uns nachzugeben, und den trägen Zeiger an der Uhr eine große Strecke weiter vorwärts zu rücken, um unſre Gattung durch einen Sprung jenem glücklichen Zeitpunkte näher zu bringen.

gen. Auch hörten wir nachher, ſobald unſer Fuß wieder die Oberwelt betreten hatte, daß zu eben derſelben Zeit als wir dieſe Operazion mit dem Uhrzeiger vorgenommen hatten, hier oben Umwälzungen und Revoluzionen aller Art vorgefallen ſeyen, und daß wir alſo unſern großen Zweck mit der Menſchheit wirklich erreicht hatten. Bey Gelegenheit dieſer großen und gewaltſamen Sprünge hat nun freylich manches Individuum den Hals gebrochen, die Gattung ſelbſt iſt aber dadurch ihrem Ziele um vieles näher gekommen, und auf ſie allein iſt der Naturplan gerichtet.

Luzius. Daran hat wahrlich bey der franzöſiſchen R. oluzion niemand gedacht, daß ihr Herrn unten in der Maſchine die Menſchheit Sprünge machen ließet.

Kolumb. Und doch iſt es nicht anders. Schweige du aber davon! Die Beſcheidenheit erlaubt uns nicht, dieſes Verdienſt noch bey unſern Lebzeiten bekannt werden zu laſſen.

Luzius. Weil du es dann verlangſt, ſo will ich ſchweigen; ungeachtet es mir auch niemand glauben würde, denn die Sache iſt gar zu wunderbar. Ich hingegen, ich habe mich dir mit geſchloßnen Augen kühn in das Gewölbe nachgeſtürzt, und höre noch das Geklirr des großen Räderwerks und das Sauſen des ungeheuern Perpendikels ſo nahe

um meine Ohren, daß ich an der ganzen Geſchichte, trotz ihres wunderbaren, keinen Augenblick zweifeln kann.

V.

Ausſichten zu einer teutſchen Ueberſetzung des perſiſchen Geſchichtſchreibers Mirchond, die in Wien veranſtaltet wird.

Reiske, dieſer unermüdete Sammler und Werkmeiſter, auf welchen ſich wohl der Vers eines arabiſchen Dichters in Reiske's eigener Chreſtomathie anwenden ließe: — er erhielt Steine im Leben und Kränze im Grabe — hat uns bekanntlich am Abulfeda, ſo wie er aus ſeinem Nachlaſſe von einem edeln Muſenfreunde zu Tage gefördert worden iſt, ein klaſſiſches Werk über die Geſchichte der moslemiſchen Dynaſtieen beſonders in Vorderaſien geliefert. Die Freunde der orientaliſchen Literatur ſowohl als der Geſchichtskunde überhaupt wiſſen ſehr wohl, daß ein eben ſo vortrefflicher und noch weit vielumfaſſenderer Perſiſcher Geſchichtſchreiber Mirchond vorhanden iſt, der die ganze Hiſtorie von Ans

Anfang der Zeiten bis auf den groſsen Timur in ſich begreift. Er verfaſste ſein Werk aus ältern Quellen zu Herati in Chorassan im 15ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung, und wurde von ſeinem Sohn Chondemir epitomirt und fortgeſetzt, ſo daſs mit Hülfe dieſer Kontinuazion und einiger andern Quellen das Werk noch einige hundert Jahre fortgeführt und dadurch eine Weltgeſchichte, wie ſie nur der Orient geben kann, uns mitgetheilt werden könnte.

Lange kannte man dieſs koſtbare Werk nur aus den unvollſtändigen und fragmentariſchen Auszügen des Portugieſiſchen Jeſuiten Teixeira, deſſen Kompilazion auch mehrmals ins franzöſiſche und engliſche überſetzt worden iſt,*) und aus kleinen Bruchſtücken in Herbelots orientaliſcher Bibliothek, bis endlich der um die Archäologie des Orients ſo hochverdiente Hr. Hofrath v. Jeniſch in Wien auch dieſe Idee des thätigen Meninski, den Mirchond einmal ganz aus dem Schatze der kaiſ. orientaliſchen Akademie zu ediren, wenigſtens zum Theil ausführte, und gleichſam nur als Probe des Ganzen die Dynaſtieen der Tacheriden und Soſſariden, im 10ten Jahrh. nach Chr. G. zu Wien 1782 in gr. 4. perſiſch und lateiniſch mit einem gelehrten Kommentar abdrucken ließ. Dieſs Bruchſtück muſste alle Kenner im In- und

*) Die hieher gehörige Literatur findet man in Menſels mehr heimlich benutzter als öffentlich belobter Bibliotheca Hiſtorica Vol. P. II. p. 43. ff. ſehr fleiſsig zuſammengeſtellt.

Auslande nur um so begieriger aufs Ganze machen, und von allen Seiten äußerten schon damals sachkundige Männer den Wunsch, daß Hr. v. J. dieser Probe bald das Ganze nachfolgen lassen möchte. (Man vergl. die Göttinger Gel. Anz. 1782. S. 30 ff.) Allein wer den ungeheuern Aufwand berechnen kann, den der Abdruck eines solchen Werkes in der Originalsprache mit den nöthigen Uebersetzungen und Erläuterungen fordern würde, wird auch leicht ermessen, daß eine solche Ausgabe die Kräfte einer Privatunternehmung übersteigt, und daher bis jetzt eher gewünscht als gehofft werden durfte. Alles was seitdem geschehen ist, schränkt sich auf die Ausgabe eines andern Bruchstücks über die Sassaniden ein, das Sylvestre de Sacy seinen Memoires über die Persischen Alterthümer einverleibt hat.

Allein sollte es denn gar nicht möglich seyn, den Liebhabern diesen Garten der Wonne — so heißt eigentlich der Titel, den Mirchond seiner Geschichte im Persischen gab, — auf irgend eine bequemere Weise aufzuschließen? Sollte eine teutsche Uebersetzung des Werks, in der sich Treue mit Geschmack und darstellender Kunst verbände, nicht eben so gut auch beym großen lesenden Publikum Aufmunterung und Beyfall finden können, als so manche blaue und grüne Mährchenbibliothek, in der oft nur der Titel Verheißungen aus dem Orient enthält? Es haben wirklich einige verdienstvolle Zöglinge der

orien-

orientalischen Akademie zu Wien Hand ans Werk gelegt, und den Mirchond ins Teutsche übersetzt. Sachkundige Männer haben die Revision übernommen. Ein Geschichtschreiber, den Teutschland mit Stolz nennt, will eine Vorrede, will Berichtigungen und Anmerkungen dazu geben. Diese Nachricht macht gewiß nicht mir allein Freude, und ich glaubte sie daher allen Lesern dieser Zeitschrift nicht zeitig genug mittheilen zu können. Hier ist das nähere, was mir davon bekannt geworden ist.

Mirchonds Geschichte ist nichts weniger als eine occidentalische Mönchschronik, oder ein trockner Annalistenkram. Sie enthält die Ueberlieferungen der alten Welt in jenem orientalisch moralisirenden, aber auch ästhetisch merkwürdigen Tone aufgezeichnet, eine Menge manchmal sehr abentheuerlicher Anekdoten, die aber nicht bloß zur Kenntniß der Sitten und Denkart des Orients merkwürdig, sondern auch dem Kenner zu manchem Aufschlusse in der alten Sagengeschichte, zu mancher Parallele in der alten und neuen Weltgeschichte Fingerzeig sind. Ueberhaupt hat dieser Geschichtschreiber sieben Theile. 1) von den Divs, den ersten Menschen, Profeten, Weisen und Persischen Konigen bis auf Mohammeds Zeiten. Aus diesem Theile hat Sylvestre de Sacy die Sassaniden übersetzt. 2) das Leben Mohammeds; 3) die 12 Imans von Hause Ali und alle Chalifen, aber, natürlich, in beständiger Beziehung auf Persien; 4) die mit den

Chalifaten koexistirenden Dynastieen; 5) Dhengis-Chan und sein Haus; 6) Timur und sein Geschlecht; 7) das Leben Abulgasi Sultans Hussein Behadur Chans. Im ersten Theil findet man die ganze morgenländische Mythologie, die Sagen von Edris, Hud, Schadid und Schadad, Gog und Magog, Abraham, Salomon, Lockman. Hier könnte wohl manches schon aus frühern Quellen bekannte abgekürzt werden, wenn es nicht etwa in der Erzählung etwas eigenes hätte. Aber alles wegzuschneiden wäre doch nicht rathsam. Mögen es immer Fabeln seyn! Sie haben gewirkt, auf Weltreligionen gewirkt, auf Ideen, deren Wirkungen und Folgen unendlich groß waren. Aus dem 4ten Theile hat Hr. v. Jenisch seine Probe geliefert. Hier wird von mehrern Dynastieen Nachricht gegeben, deren Daseyn man bey uns noch nicht gewußt hat, und von manchen gesprochen, über die uns bisher aller chronologische und historische Zusammenhang fehlte. Dieser 4te Theil verdient also besonders Aufmerksamkeit, so wie der 5 und 6te. Von den übrigen darf vieles nur in fruchtbaren Auszug gebracht werden, und so könnte dieß ganze Werk in der Uebersetzung höchstens aus 5 mäßigen Oktav Bänden bestehen, die gewiß niemand ungelesen in seinem Bücherschranke stehn lassen würde.

Der rühmlichst verdiente Herr Hofrath v. Jenisch läßt dem ganzen Werke seine leitende Obsorge angedeihen, und wird es auch mit Anmerkungen, wie

wie man ſie von einem ſolchen Kenner erwarten kann, erläutern. Zum Theil hat ſich auch noch ein anderer Mann, der lange in der Türkey war, einer Reviſion unterzogen. Vorzüglich aber will der zur Beförderung alles Guten raſtlos wirkende Hr. Hofrath Johannes v. Müller in Wien das Werk ſeiner Pflege empfohlen ſeyn laſſen. Er wird dem Ganzen eine Vorrede und Einleitung vorſetzen, wodurch dieſe Geſchichte gleichſam erſt ihre Lokazion für uns in den Abendländern erhält; er wird Anmerkungen hinzufügen, und hin und wieder dieſe perſiſchen Erzählungen mit den griechiſchen, byzantiniſchen und andern uns bekanntern Ueberlieferungen in brauchbarere Ueberſicht bringen. In Anſehung der Piſchdadier und Kajaniden würde er hierbey beſondere Vorſchläge zu thun haben, wie ſich ihre ſo ſehr angefochtene und geprieſene Chronologie und Geſchichtserzählung mit den griechiſchen und ebräiſchen Hiſtorikern vereinigen ließen, u. ſ. w. Ueberhaupt hat dieſer als Geſchichtsforſcher und Geſchichtsſchreiber uns gleich ehrwürdige Mann mehr als Einen weitumfaſſenden Blick auf die noch ſo wenig angebaueten Gefilde der orientatiſchen Literatur geworfen. „Wie intereſſant, (ſo drückt er ſich ſelbſt darüber in einem ſeiner Briefe aus) wäre eine zuſammenhängende Darſtellung der perſiſchen Mythen und Geſchichten! Selbſt dem Romanenfreund gäbe ſie Stoff zur Beluſtigung und Kompoſizion, und dieß zu einer Zeit, wo von Kalkutta her das alte Indien aufgehellt wird und von den kaſpiſchen Päſſen ſich

Ruß-

Symphonien, welche die Seele in ein bezaubertes Vergeſſen ihrer ſelbſt verſenkten, und, nachdem ſie alle ihre edlere Kräfte entwafnet hatte, die erregte und willige Sinnlichkeit der ganzen Gewalt der von allen Seiten eindringenden Wolluſt auslieferten. Agathon konnte bey dieſen Scenen, wo ſo viele Künſte, ſo viele Zauber-Mittel ſich vereinigten, den Widerſtand der Tugend zu ermüden, nicht ſo gleichgültig bleiben, als diejenigen zu ſeyn ſchienen, die derſelben gewohnt waren; und die Unruhe, in die er dadurch geſezt wurde, machte ihm, was auch die Stoiker ſagen mögen, mehr Ehre, als dem Hippias und ſeinen Freunden ihre Gelaſſenheit. Er befand alſo für gut, ſich allemal, wenn er ſeine Rolle, als Homeriſt, geendiget hatte, hinweg und an einen Ort zu begeben, wo er in ungeſtörter Einſamkeit ſich von den widrigen Eindrüken befreyen konnte, die das geſchäftige und fröliche Getümmel des Hauſes, und der Anblik von ſo vielen Gegenſtänden, die ſeine moraliſchen Sinne beleidigten, den Tag über auf ſein Gemüthe gemacht hatten.

Rußlands Heere bis mitten in Medien ausbreiten. Dieß würde uns schon Mirchond und Chondomir leisten. Ihm könnte der Bari folgen, eine sehr merkwürdige morgenländische Universalhistorie, die etwa 3 Oktavbände betragen würde. So auch, was wie eine Einleitung wäre, die zu Konstantinopel türkisch gedruckte Geografie Dhichan Numa. Nicht weniger eine kleine Sammlung historischer Memoires über ein Land, welches im Occident noch gar keine eigentliche Geschichte hat, über die Krimm oder Taurien. Dann eine Fortsetzung des von Klosius edirten Chronicon peregrinantium über die Persische Revoluzion von 1722 u. s. w. auch aus dem Türkischen. Alle diese Bücher, und ich könnte deren noch mehrere nennen, würden über die Geschichte des Orients ein sehr mannigfaltig interessantes neues Licht verbreiten. Aber würde auch unser Teutschland dieß alles tragen und kaufen? Das ist die Frage."

Doch es ist ja hier nur zuerst von Mirchond die Rede. So kleinmüthig und mißtrauisch kann ich noch nicht gegen den soliden Geschmack des teutschlesenden, also teutschen Publikums*) seyn, um daran zu zweifeln, daß ein Verleger des Mirchond nicht

*) Hat der Ausdruck teutsches Publikum in den neuesten Zeitläuften überhaupt noch einen Sinn, so ist er gewiß auf die in Petersburg und Neu-York lebenden Teutschen eben so anwendbar, als auf die zwischen dem Rheine und der Weichsel wohnenden Allemannen.

nicht von allen Seiten thätige Theilnahme und Aufmunterung, besonders auch in jenem großen nordischen Reiche finden würde, das mit seinem Diadem den ganzen Osten wie mit einem Gürtel umschlinget, das den Koran für seine Moslems drucken und von hundert unerhörten Mundarten ein Glossarium verfertigen läßt. Nur Teutschlands Kaiserstadt hat eine orientalische Akademie, aus welcher solche Arbeiten ausgehn und vollendet werden können. Hier wäre also eine Laufbahn, wo es die Teutschen mit den Britten aufnehmen, und ohne allen Nazionaleigendünkel im voraus hoffen dürften, das Nützlichere geleistet zu haben, während jene das Glänzendere aufstellten. So eben erscheint in England unter Aufsicht des auch aus dieser Zeitschrift bekannten *) Major Ouseley heftweise ein Werk: Orientalische Sammlungen betitelt (Oriental Collections), worinn allerley Miscellan-Aufsätze über Sprachen, Naturgeschichte und Geografie des Orients in bunter Reihe auf einander folgen. Vier dünne Hefte auf halbunbedrucktem Papier kosten 2 Guineen, und schon ist die Subskripzion geschlossen. Der ganze Mirchond kann höchstens halb so viel kosten, und dieß sollte Teutschland nicht aufbringen können?

Non obtula adeo gestamus pectora Teucri.

Möge nur diese vorläufige Anzeige bald mehrere Stimmen zur Erreichung eines Zweckes vereinigen, mehr

*) S. das Juliusstück des N. Teutschen Merkurs 1796.

mehrere Kräfte zur Vollendung eines Werkes anspannen helfen! Es ist, was die Uebersetzung selbst anlangt, nicht von einem erst zu fertigenden, sondern von einem fast ganz vollendeten Werke die Rede.

Böttiger.

VI.

Auszüge aus Briefen.

1.

Ausländische Korrespondenz.

1.

London den 16 Febr. 1797.

Wenn, wie Shakspeare sagt, die ganze Welt eine Schaubühne ist, so heißt das Stück, was hier auf unserer Insel Jahr aus, Jahr ein aufgeführt wird, gewiß Speculation. Sie können sich kaum vorstellen, worauf der Brittische Erwerbgeist alles spekulirt. Auch das Christenthum giebt zu einer Menge recht kaufmännischer Spekulazionen Anlaß, wozu ich neuerlich auch eine Missionsanstalt rechnen möchte, wozu seit zwey Jahren ansehnliche Subskripzionen eröffnet und andächtige Seelen, besonders viele alte fromme Matronen, in Kontribuzion gesetzt

geſetzt worden ſind. Ich will gern glauben, daß einige Mitglieder des neuen Miſſionsvereins ſelbſt nur die Betrogenen ſind, wohin ich z. B. einen gewiſſen Prediger Bogun zu Gosport rechne, der über die ſchicklichſten Länder, wo noch jetzt Miſſionen gedeihen können, bey allen Einverſtandenen einen ſehr gründlichen Plan cirkuliren ließ. Dahin gehören auch mehrere Schwedenborgianer, deren Sekte noch immer zahlreich und wirkſam iſt, und nicht bloß zu den Etabliſſements auf Sierra Leone beyſteuert. Aber unleugbar ſtecken einige verſchmitzte Betrüger dahinter, die die beſten Summen für ſich behalten, und allenfalls einige arme Tröpfe von ſogenannten Miſſionairs zum Schein abſenden. Die erſte Miſſion ſoll, wie verlautet, in Otahiti das Chriſtenthum predigen!!*)

Noch immer kann man es bey uns nicht verſchmerzen, daß die Franzoſen mit ihrem Landungsprojekt auf Irland noch ſo mit heiler Haut davon gekommen ſind. Was mir unter den zahlloſen geſchriebenen und gepinſelten Karrikaturen darüber faſt noch am beſten gefallen hat,

*) Sehr intereſſante Nachrichten über dieſe Miſſionsſpekulazionen findet man in Briefen aus London in der neuen, ſehr empfehlungswürdigen Sammlung von Hr. Prof. Stäudlin: Beyträge zur Geſchichte der Philoſophie und Religion 1 Band, Lübeck, Lahn 1797. n. II. wo jedoch nur die rechte Seite der Medaille zu ſchauen iſt. B.

hat, iſt eine Stelle in einem neuen Epilog zu dem beliebteſten Schauſpiel dieſes Winters: die Kur fürs Herzweh, (a Cure for the Heart-ache) von Hr. Miles Peter Andrews. Denken Sie ſich die beſte komiſche Schauſpielerin in London, Mrs. Mattocks, die vor einem gedrängt vollen Hauſe unter andern witzigen Anſpielungen, (wo ſie auch einem Londner Alderman wirklich das Maaß zu einer Weſte für ſeinen dicken Bauch nimmt, indem ſie Scheere und Maaß auf der Bühne heraushohlt) einen Irländer in ſeinem breiten Dialekt (brogue) nachäfft und ihn ſo redend einführt:

The Frenchmen came exſpecting us to meet'em,
And ſure we all were ready there — to beat them,
With piping hot patatoes made of lead
And powder that would ſerve inſtead of bread
Then for the meat — Oh, ſuch fine legs of frogs
With warm dry lodgings for them in the bogs.
They came, alas, cry'd I, of ſorrows full
They made a conqueſt — No, they made a bull.

Ihre Leſer, die mit der Sprache bekannt ſind, werden in den unterſtrichnen Stellen die Iriſchen Bulls wohl ſelbſt leicht auffinden. Der Schluß bezieht ſich auf

den

den Einfall der Engländer, die die ganze Kreuzfahrt der Franzoſen nach Bantry-Bay einen Iriſchen Bull genannt haben. Man hat auch ſchon eine muſikaliſche Farce, unter dem Titel Bantry-Bay, in Koventgarden-Theater aufgeführt, welches den Göttern in der Gallerie eine wahre Sfärenharmonie iſt.

Von den literariſchen Neuigkeiten des Tages nenne ich Ihnen ein ſehr intereſſantes politiſches Pamflet von dem berühmten Oppoſizionsſachwalter Thomas Erskine, das ſchon 12 Auflagen erlebt hat: A view of the cauſes and the conſequences of the preſent War. London, Debrett 1797. 1 Sh. Es ſind ſehr ſtarke Aeuſſerungen darinn. So behauptet er, daß der Brittiſchen Freyheit nicht anders aufzuhelfen ſey, als durch ein allgemeines Stimmrecht zu den Parlamentswahlen und durch eine jährliche Erneuerung des Parlaments. Er billigt das Verfahren der Franzoſen, die, um frey zu ſeyn, den Adel mit Stumpf und Stiel ausrotteten, und ſagt gradezu, daß bloß deßwegen die Republik nach Karls I Tode in England nicht habe Wurzel ſchlagen können, weil der Adel geblieben wäre. Hieher gehört weiter eine ſehr gründlich geſchriebene Unterſuchung über das Armenweſen, dem eine große Reform bevorſteht, von dem edeln und freymüthigen Bellsham, dem ungedungenen Hiſtoriografen Georgs III. Remarks on the Bill for the better Maintain, Chance and Support of the poor now depending in the houſe of Commons. Lond. Ro-

binſon 1 ſh. und endlich ein neues Produkt des bekannten Godwin's, des Verfaſſers von Kaleb William: The Enquirer: reflections on Education, Manner, and Literature. In a ſeries of Eſſays. Robinson. 1 Vol. in 8. 6 ſh. Einzelne Aufſätze aus dieſer ſachreichen, freymüthigen Schrift würden gewiß auch in Ihren Journalen ſehr gern geleſen werden.

Die zwey neueſten Romane, die zu den lesbaren gehören, und wenn es denn doch überſetzt ſeyn müßte, überſetzbar wären, ſind Edmund and Eleonora, or Memoirs of the Houſes of Sommerfield and Gretton. by Edm. Marſhall. London 1797. Stokdale. 2 Vol. 8. (10 ſh. 6 d.) und von der bekannten Romandichterin Mrs. Gunning Love at firſt Sight. Aus dem Teutſchen wird fleißig überſetzt: Ende gut, alles Gut iſt das neueſte verengliſchte Produkt dieſer Art.

2.

London, d. 22 Febr. 1797.

Von Burke kann ich Ihnen jetzt noch folgendes ſagen. Dieſer arme Tullius iſt einer der Tiefverletzten, die des Tages Laſt und Hitze ſchwer gedrückt hat und die ſich nach der Heimath of poor humankind ſehnen. Sein einziger Sohn, ſein Troſt, ſein Stolz, ſein Alles, iſt ihm vor zwey Jahren plötzlich ins Grab gewelkt, als der junge Mann eben zu blühen anfing. Das erſchüt-

terte

terte den Vater und zerknickte ihn so se'r, daß er seitdem immer mit einem Fuße da steht, wo Ruhe seyn soll. Er ist auch wirklich dieses Erdenlebens so satt, daß er kaum noch einen seiner alten Freunde sieht. Er hat neuerlich ein gutes Werk gethan, vor dem ihm der Segen nachfolgen wird; es ist die Stiftung einer Schule für die Söhne der in engl Diensten gestorbenen, erschossenen, erschossenen Emigrirten. Diese schöne Anstalt unweit Windsor unterhält er theils aus seinem Beutel, theils aus Subskripzionen.

Ein sehr unangenehmer Umstand hat sich mit einem seiner Briefe zugetragen, der so eben öffentlich in Druck erschienen ist, und großen Lärm verursacht: A Letter from the R. H. Edmund Burke to his Grace the Duke of Portland containing 54 articles of Impeachment against Ch. J. Fox. Burke schrieb diesen Brief im Jahre 1793 ganz im Vertrauen an den Herzog v. Portland, um seine Erbitterung gegen Fox zu rechtfertigen. Der Abschreiber behielt heimlich eine Abschrift für sich, und gab sie nun dem gegen Burke aufgebrachten Buchhändler Owen gegen einen guten Ehrensold in Verlag. Burke's Freunde sind darüber äußerst aufgebracht, und sein jetziger rechtmäßiger Verleger Rivington hat in allen öffentlichen Blättern bekannt machen lassen, daß der Verkauf dieses ohne Wissen des Verfassers gedruckten Briefes durch einen Befehl aus der geheimen Kanzelley (Iniunction of the court of chan-

cery) allen Buchhändlern, die ſich damit befaſſen wollten, unterſagt worden ſey.*)

Bey dieſer Gelegenheit wird aber auch der Umſtand bekannt, den Burke weitläuftig in dieſem Briefe angeführt hat, daß Fox durch einen gewiſſen Hr. Adair gegen den Brittiſchen Geſandten in Petersburg beſonders negotirt und mit dem damals allmächtigen Potemkin ganz eigene Unterhandlungen gepflogen hat. Im Morning Chronicle ſtehn über dieſe ſehr ſkandaleuſe Geſchichte verſchiedene Briefe, die keinen aufmerkſamen Politiker entgehn dürfen.

Sie fragen mich, wie es mit der teutſchen Literatur und der Kantiſchen Filoſofie in England ſtehe? Aufrichtig geſagt, noch immer iſt die Zahl der Dilettanten für beiderley teutſches Gut — denn als Waare muß man einmal alles aus der Fremde eingeführte hier zu Lande vernommen werden — weit geringer, als man ſich bey Ihnen denken mag. Der beſte Ueberſetzer aus dem Teutſchen iſt noch immer der ſchon durch mehrere Ueberſetzungen

*) In England findet alſo geſetzmäßiger Schutz gegen eine Schändlichkeit ſtatt, die in Teutſchland oft begangen, aber nie beſtraft worden iſt, wenn man zur Befriedigung niedriger Leidenſchaften einen Brief ohne Mitwiſſen und Bewilligung des Schreibers einzeln oder in ganzen Sammlungen öffentlich in Druck erſcheinen läßt. In welchem Geſetzbuche finden ſich über das Recht der Briefe Verfügungen? B.

ſetzungen, als Trenks Leben und Lavaters Fyſiognomik, bekannte ehemalige Schauſpieler Thomas Holkroft. Vor wenig Wochen ſind Stolbergs Reiſen nach Italien von ihm überſetzt erſchienen, die hier mit auſſerordentlicher Begierde gekauft und für das beſte gehalten werden, was in neuern Zeiten über Italien geſchrieben worden. Ich beſuchte ihn vor kurzem ſelbſt, und ſchlug ihm eine Ueberſetzung von Göthe's Wilhelm Meiſter und Lafontaine's Haimeran von Flaming vor. Wollen zuſehn, ſagte der trockne, naſenbebrillte, gerade, aber eingefleiſchte Republikaner. „Aber was ich überſetze, muß nicht erträglich, auch nicht gut, ſondern ſehr gut ſeyn. Ich habe meine eigene Brille beym Sehen, und habe einen ſehr verwöhnten Gaumen.“ So weit Holkroft. Uebrigens giebt es der Pfuſcher unſerer Nazion im ſchönen Albion und beſonders in dieſer Metropole nur zu viel, die aus den teutſchen engliſche Werke machen. Aber es ekelt dem Magen vor dieſer loſen Speiſe. Denn wie G. Forſter, wie Wendeborn und wie Raspe engliſch zu ſchreiben, dazu gehört ein langes Indigenat. Und wenns einer auch gelernt hat, wird er dann dafür belohnt? Mit nichten. Die engliſchen Preiſe ſind ſehr, ſehr heradgekommen. Der ſprechenden Raben ſind jezt zu viele. Es ſind meiſtentheils Teutſche, welche ſichs einfallen laſſen ihre Mutterſprache an den Nagel zu hängen, um in einer Fremden idiomatiſchen Ueberſetzung, wie Holkroft ſich gut

Fünftes Capitel.

Schwärmerey des Agathon.

Die Wohnung des Hippias war auf der mittäglichen Seite von Gärten umgeben, in deren weitläufigem Bezirk die Kunſt und der Reichthum alle ihre Kräfte aufgewandt hatten, die einfältige Natur mit ihren eignen und mit fremden Schönheiten zu überladen. Gefilde voll Blumen, die aus allen Vortheilen geſammelt, jeden Monat zum Frühling eines andern Clima machten, Lauben von allerley wolriechenden Stauden, Luſt-Gänge von Citronen-Bäumen, Oel-Bäumen und Cedern, in deren Länge der ſchärfſte Blik ſich verlor, Häyne von allen Arten der fruchtbaren Bäume, und Irrgänge von Myrthen und Lorbeer-Hecken, mit Roſen von allen Farben durchwunden, wo tauſend marmorne Najaden, die ſich zu regen und zu athmen ſchienen, kleine murmelnde Bäche zwiſchen die Blumen hingoſſen, oder mit muthwilligem Plätſchern in ſpiegelhellen Brunnen ſpielten, oder unter überhangenden Schatten von ihren Spielen auszuruhen ſchienen. Alles dieſes machte die Gärten des Hippias den bezauberten Gegenden ähnlich, dieſen Spielen einer dichtriſchen und mahleriſchen Phantaſie, die man erſtaunt iſt, auſſerhalb ſeiner Einbildung zu ſehen. Hier war es, wo Agathon ſeine angenehmſten Stunden zubrachte; hier fand er die Heiterkeit der Seele wieder,

die

ausdrückte, zu Tage zu fördern. Dahin will ich aber keinesweges den wackern Hr. Mitſch den Apoſtel der Kantiſchen Filoſofie in London, gerechnet haben. Der Mann verſteht außer ſeiner kritiſchen Filoſofie auch die Sprache der Britten. Leſen Sie nur ſein meiſterhaft geſchriebenes Programm zur Einladung zu ſeinen Wintervorleſungen über die Kantiſche Filoſofie in dem fachreichen Monthly Magazine Octobr. 1796. p 702—5. Er wird auch in dieſem Jahre gewiß noch einen Abriß der K. Filoſofie unter dem Titel: An Analyſis of the perceptive and reaſoning faculties of the human mind drucken laſſen. Aber der Himmel gebe ihm Geduld und eine volle Börſe zum Ausdauern! Denn was er in jener Ankündigung ſelbſt ſagt: I have as yet met with little encouragement, but time muſt approach when the Kantean principles will be as generally admired and adopted by the Britiſh public as they are at preſent unknown and deſpiſed, davon iſt nur der erſte Satz ausgemacht, der letztere aber in dunkle Wolken eing hüllt.

Bey allem dem fängt man gewiß immer mehr an, anzuerkennen, daß wir noch große Schriftſteller haben, während die Britten ſie ſchon gehabt haben, und thäten die Schotten nicht, ganz bloß ſtehen würden.

J.

3.

London, d. 3ten März 1797.

Eben verkündigt der Kanonendonner von der Tower den Sieg, den der Brittiſche Meerlöwe über die Spanier erkampft hat. Die Dons (der gewöhnliche Zunahme der Spanier in England, 25 Linienſchiffe ſtark ſind von Admiral Jervis, deſſen Flotte nur 18 Linienſchiffe ſtark und noch obendrein durch Krankheit ſehr mitgenommen war, geſchlagen worden. So wäre es alſo doch noch ein Luſtſpiel, was ſeit 14 Tagen ganz Britannien in einer fürchterlichen Kriſe gehalten hat. Bey Menſchengedenken ſah es in dieſem Reiche nicht ſo furchtbar bedenklich aus. Nachdem die Bank in einer Woche 1300,000 Guineen (!) ausgezahlt hatte, und in augenſcheinlicher Gefahr war geſprengt zu werden, womit der Ruin des Reichs verbunden geweſen wäre, wurde den Montag, als 1ten März, den ſchon zahlreich verſammelten Haufen vor der Bank bekannt gemacht, daß jeder durch handbills an die aſſociirten Proprietairs und Bankiers befriedigt werden könnte. Seit der Inſurrekzion unter dem Prätendenten in Schottland im Jahr 1745 und jener mißlichen Lage im Jahre 1696 iſt dieſer Auftritt nicht erhört worden, der übrigens durch die beſondre Einmiſchung der Regierung doch manches Beiſpielloſe (unprecedented) hat, wie Fox in ſeiner meiſterhaften Parlamentsrede am 28ten Febr., die niemand ungeleſen laſ-

ſen muß, ſehr deutlich gezeigt hat. Soviel iſt ausgemacht, daß die Oppoſizionspartey wenigſtens mittelbar auf dieſen run on the bank ſehr gewirkt hat. Erskine's treffliches politiſches Pamflet, das in 6 Wochen 15 Auflagen gehabt hat und des vom Parlament durch eine Kabale ausgeſchloſſenen ſchottiſchen Lords Lauderdale Thoughts on Finance, ſuggested by the meaſures of the preſent ſeſſion (Robinſon 2 Sh. ſchon die dritte Auflage in 14 Tagen) worinn über die 61 Millionen Pf. St die Pitt in einem Jahr von 7ten Dec. 1795 bis eben dahin 1796 verbraucht hat, dem Miniſter eben kein Kopfpolſter untergelegt wird, hatten die Lärmglocke angezogen. Nun ſtürmte es zuerſt über die Provinzialbanken her, zu Newkaſtle u. ſ. w. Dieſe mußten nun bey der Hauptbank in London Kaſſe ſuchen. So kam der Sturm auch nach London. Auf einige Tage wirkte auch die höchſtſonderbare, und nur durch das Zuſammentreffen mit dieſer Kriſe erklärbare Landung von 1500 franzöſiſchen Galeerenſklaven ein Bruch des Völkerrechts, der alle Britten mit neuem Haß gegen die Franzoſen erfüllen muß) unweit Pembroke in der Bay von Fiſchguard. Der König ſelbſt kam Sontags zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit in die Stadt. Alles war in voller Gährung. Aber es iſt vorüber, und Pitt iſt mehr als je unumſchränkter Herr und Meiſter. — Wenn das Direktorium in Paris wüßte, wie ſehr es durch ſeine Landungsverſuche

ſuche Pitts Allmacht befeſtigte, ſo wäre vielleicht von dieſer tollen Idee nie wieder die Rede.

Unter andern Mitteln, deren ſich die Franzoſen bis jetzt bedienten, die Brittiſchen Kauffahrer im Angeſicht der engliſchen Küſten und Fregatten wegzukapern, iſt kürzlich folgendes entdeckt worden. Sie bemannen Kaper mit amerikaniſchen Matroſen. Das Schiff hat eine doppelte Flagge. Nähert es ſich den engliſchen Küſten, oder wird es von engliſchen Schiffen unterſucht, ſo weht die Amerikaniſche Flagge Die franzöſiſchen Soldaten aber halten ſich unterdeß in einem künſtlich gemachten Verſchlag unter dem Verdeck, wo auch Luftlöcher angebracht ſind, engzuſammengedrückt verſteckt. Iſt die Gefahr vorbey, und kommt ein Kauffahrer, ſo kriecht alles hervor; die franzöſiſche Flagge weht, und die Priſe iſt gemacht. Dieſer Betrug iſt neuerlich bey der Viſitazion eines verdächtigen Schiffes entdeckt worden. Nun wird man Brittiſcher Seits beſſer aufmerken.

Heute nur eine literariſche Nachricht. Der bekannte Antiquar John Pinkerton, der durch ſein ancient Scotch poems aus Maitland's Handſchriften und mehrern ältern Schottiſchen Geſchichtsurkunden ſich den Ruhm eines gelehrten Sammlers erworben hat, iſt nun auch mit ſeiner längſt angekündigten Geſchichte der Stuarte hervorgetreten. The Hiſtory of Scotland from the Acceſſion of the Houſe of Stuart to that of Mary.

With Appendixes of Original-papers. London, Dilly 1797. 2 Vol. in 4. (2 Guineen). Schon Gibbon hat in ſeinen Poſthumous Works Vol. II. p. 715 ſehr vortheilhaft von dieſem Werke geſprochen, das gröſſerntheils aus Papieren im Brittiſchen Muſeum kompilirt iſt, und die Periode von 1371 — 1542 umfaßt. Man muß indeß hier nichts als eine brauchbare Kompilazion alter Papiere erwarten. Die hiſtoriſche Kunſt iſt Pinkerton's Sache nicht, der ſich durch ſeine frühern Schriften ſchon manchen gegründeten Vorwurf unverſchämter Unwiſſenheit zugezogen hat. Indeß iſt durch dieſe Sammlung nun grade die Lücke ausgefüllt, die bis jetzt in der Schottiſchen Geſchichte noch übrig war. Die älteſte Geſchichte bis auf Malkolm III. oder zum Jahre 1056, hat Pinkerton ſelbſt in ſeinem 1789 erſchienenen Enquiry into the hiſtory of Scotland preceding the reign of Malcolm III. abgehandelt. Darauf folgen die Annalen von Schottland von Sir David Dalrymple bis 1371. Nun tritt Pinkerton's neues Werk ein. Von 1542 geht Dr. Robertſon's Geſchichte der Königin Marie und Jakobs VI an, und ſchließt das Ganze.

4.

Madrid, d. 19 Januar 1797.

Der auch bey Ihnen in Teutſchland durch ſeine perſönliche Gegenwart und durch die Heyniſche Bearbeitung

tung ſeines Verſuchs über Troja rühmlich bekannte Hr. Lechevalier iſt — per varios caſus endlich hierher an die weſtlichen Gränzen Europens gekommen, nachdem er außer Spanien ſchon alle übrigen großen Partieen Europens durchwandert hatte. Er hat ſich im vorigen Jahre von England aus einen Paſſeport verſchafft, um wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, welches er ſeit 6 Jahren nicht geſehen hatte, ohne eigentlich zu den Ausgewanderten gezählt werden zu können. Das Direktorium hat ihm alles das Seinige, vorzüglich auch ſeine literariſchen Papiere, die er in Frankreich zurückgelaſſen hatte, zurückgegeben und ihn, nachdem er ſich einige Monate in Paris aufgehalten, mit Aufträgen nach Madrid geſchickt, wohin er durch das ſüdliche Frankreich abgereiſt iſt. Wenn er ſeine Aufträge hier beſorgt hat, denkt er den weſtlichen Theil Frankreichs noch zu bereiſen, und dann noch eine große Reiſe nach Griechenland und Sizilien zu unternehmen.

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

Wien, d. 28 Febr. 1797.

Wenn die Theater das untrügliche Barometer des Nazionalgeiſtes ſind, ſo iſt der unſrige jetzt im höchſten Grade marzialiſch. Den Abend nach der Ankunft unſers mit Recht allgemein verehrten Erzherzogs Karl (am 21 Febr.) wurde im Nazionaltheater nächſt der

Burg

Burg eine ſchon im voraus von Alringer darauf verfertigte und, vom Kapellmeiſter Weigel geſetzte Kantate abgeſungen Man ließ dem Dichter alle Gerechtigkeit wiederfahren und zog dieſen Text dem am 12 Febr. am Geburtstage des Kaiſers hier und faſt auf allen Schaubühnen der öſterreichiſchen Erblande abgeſungenen Liede des patriotiſchen Haſchka (in der Manier des beliebten God ſave the king) weit vor. Schade nur, daß die muſikaliſche Aufführung nicht vorbereitet genug war. Zwey Abende nach einander war ganz Wien illuminirt, und es wäre noch mehrere Abende ſo fortgegangen, wenn nicht einiger dabey verübter Unfug ein Polizeyverbot veranlaßt hätte. Nun war aber auch auf allen kleinern Theatern Wiens guerre ouverte. Im Leopoldſtädter Theater wurde einigemale mit großem Zulaufe aufgeführt: Alles in Uniform für unſern König, vermuthlich von dem Leopoldſtädter fruchtbaren Theaterdichter, Henſler verfertigt. Im Theater auf den Wieden fügte Schikaneder zu ſeinem Tiroler-Waſtel den zweiten Theil wo es gewaltig kriegeriſch zugeht, und zu Ehren des Erzh. Karl ſogar mit Kanonen aufs Theater gerückt wird. Aber am meiſten griff ſich das Theater in der Joſefſtadt an. Hier wurde ein pantomimiſches Ballet die Eroberung von Kehl gegeben, wo eine Tänzerin den Helden Karl mit allen ſeinen Ordensinſignien vorſtellte, wie er ſeinen Adjutanten Befehl ertheilt, und dann mit ihnen in einem luſtigen Allegro

auf

auf der Bühne herumkapriolirt. Dabey marſchirte die ganze öſterreichiſche Armee über zwey bleſſirte Franzoſen!

Doch genug von dieſen Proben unſers Theaterpatriotismus. Zur Ehre unſerer braven Kaiſerſtadt ſey es geſagt, er kann nicht bloß ſpielen und ſingen; er kann auch handeln. Er durchdringt mit elektriſchen Schlägen alle Klaſſen und thut Wunder.

Und darum laſſen wir auch keineswegs den Muth ſinken, und ſchüren die Flamme in der Lebenslampe, weil noch Oel da iſt. Heute, am Beſchluſſe des Faſchings, ſind in unſerer Kaiſerſtadt über 150 Privatbälle und Tanzgeſellſchaften. Und ſchon ſind von Hufelands Kunſt zu leben 3 Nachdrücke, der eine ſogar auf Pränumeration (!!) angekündigt. Sie ſehen, wir leben gern, denn wir leben gut. Wenn das Direktorium dieſe Anekdote wüßte, es machte heute noch Friede.

VII.

Noch ein Wort über die Originalität von Bürgers Leonore.

Wenn Bürgers eignes Zeugniß in der Unterſuchung über den Urſprung der Lenore etwas gelten ſoll, ſo iſt ſie

ſie auf das beſtimmteſte entſchieden. Auch mir hat er auf die Frage, ob er kein älteres Gedicht dabey vor Augen gehabt, geantwortet: er habe einige Winke aus einem plattteutſchen Volksliede benutzt. Dieſes Volkslied ſey ihm aber nie vollſtändig vorgekommen; eine Freundin habe ihm nach dunklen Erinnerungen davon erzählt; nur wenige Zeilen, die ihr etwa im Gedächtniſſe hangen geblieben, habe ſie ihm vorſagen können, und unter dieſen ſeyen folgende geweſen:

Wo liese, wo lose
Rege hei den Ring!

„Wie leiſe, wie loſe bewegte er den Ring," als er nemlich in der Nacht vor die Thür der Geliebten kömmt. — Dieß Geſpräch iſt mir noch ſo genau erinnerlich, daß ich die Richtigkeit alles obigen zuverſichtlich verbürge.

Damals als Bürger mir dieß ſagte, war er weit entfernt vorauszuſehen, daß ſeine Lenore in England ein ähnliches Aufſehen wie in Teutſchland erregen, und daß man ſich einmal bey Zweifeln über ihre Originalität öffentlich auf ein Wort berufen würde, das er in einem vertraulichen Geſpräche hatte fallen laſſen. Aber auch, wenn eine ſolche abſichtliche Verheimlichung unmittelbaren Einfluß auf ſeinen dichteriſchen Ruhm gehabt hätte, ſo wäre er doch durchaus unfähig dazu geweſen. Alle die dieſen redlichen Mann perſönlich gekannt haben, werden darüber mit mir eins ſeyn.

Bedürfte es nach einem so unverwerflichen Zeugnisse noch anderer Gründe, so ließe es sich wahrscheinlich machen, daß Bürger die Balladensammlung, worinn das Original seiner Lenore stehen soll, gar nicht gekannt hat. Er hatte von keinem Fache der Literatur, auch nicht von dem, welches ihm am nächsten lag, von der Volkspoesie, eine vollständige gelehrte Uebersicht, so daß er alles oder das wichtigste darinn vorhandene hätte angeben können. In Ansehung der englischen Balladen, ob er sie gleich vorzugsweise studierte, schränkte er sich fast einzig auf Percy's Relicks etc. ein. Ihr Londonscher Korrespondent erwähnt den Titel der Sammlung nicht, worinn die ursprüngliche Lenore stehen soll: ich kann also auch nicht sagen, ob ich sie ehemals bey Bürgern gesehen. Da die Entdeckung aber in England selbst nicht sogleich im ersten Augenblicke gemacht worden, so muß das Buch wohl nicht zu den bekannteren gehören, und ist daher natürlicher Weise in Teutschland noch unbekannter geblieben. Es fragt sich sogar, ob es in den größern Büchervorräthen, woraus Bürger schöpfen konnte, z. B. in der Göttingischen Bibliothek, vorhanden ist.

Uebrigens gestehe ich, daß ich sehr begierig wäre, das Corpus delicti, ich meyne die ältere englische Ballade, zu sehen, um zu erfahren, ob unsre Lenore noch etwas anders als die Fabel mit ihr gemein hat, oder nicht. Ist jenes, so wird diese sonderbare Aehnlichkeit

mich

die er dem angenehmsten Taumel der Sinne unendlich weit vorzog; hier konnt' er sich mit sich selbst besprechen; hier war er von Gegenständen umgeben, die sich zu seiner Gemüths-Beschaffenheit schikten, obgleich die seltsame Denk-Art, wodurch er die Erwartung des Hippias so sehr betrog, auch hier nicht ermangelte, sein Vergnügen durch den Gedanken zu vermindern, daß alle diese Gegenstände weit schöner wären, wenn sich die Kunst nicht angemasset hätte, die Natur ihrer Freyheit und rührenden Einfältigkeit zu berauben. Oft wenn er beym Mond-Schein, den er mehr als den Tag liebte, so einsam im Schatten lag, erinnert' er sich der frohen Scenen seiner ersten Jugend, der unbeschreiblichen Eindrüke, die jeder schöne Gegenstand, jeder ihm neue Auftritt der Natur auf seine jugendlichen unverwöhnten Sinnen gemacht hatte, der süssen Stunde, die ihm in den Entzükungen einer ersten und unschuldigen Liebe zu Augenbliken geworden waren. Diese Erinnerungen, mit der Stille der Nacht und dem Gemurmel sanfter Bäche und der sanft wehenden Sommer-Lüfte, wiegten seine Sinnen in eine Art von leichtem Schlummer ein, worinn die innerlichen Kräfte der Seele mit verdoppelter Stärke würken; dann bildeten sich ihm die reizenden Aussichten einer bessern Zukunft vor; er sah alle seine Wünsch' erfüllt, er fühlte sich etliche Augenblike glüklich; und wenn sie vorbey waren, beredete er sich, daß diese Hoffnungen ihn nicht so lebhaft rühren, nicht in eine so gelassene Zufriedenheit senken würden, wenn es

mich in Erſtaunen ſetzen, aber nicht in dem Glauben an Bürgers Ausſage irre machen können. Iſt aber das letzte, ſo ſcheint es bey den engliſchen Kunſtrichtern, die unſrem Landsmanne ſein Eigenthum ſtreitig machen wollen, etwas handfeſte, ja mechaniſche Begriffe von der Dichtkunſt zu verrathen, daß ſie auf die Fabel eines epiſchen Gedichtes, alſo auf den bloßen Stoff, der durch die Behandlung erſt alles werden muß, ein ſo großes Gewicht legen.

Jena.

August Wilhelm Schlegel.

VIII.

Anekdote.

Verſchiedenes Schickſal der Kantiſchen Schriften.

Hr. Uhden ſchreibt aus Rom unter dem 8ten Febr. 1797 folgendes an einen ſeiner Freunde: „Geſtern ſah ich auf dem Tiſch eines Kardinals die Kritik der reinen Vernunft in der lateiniſchen Ueberſetzung, die wahrlich zur rechten Stunde in dieſer Zeit der dringendſten Noth angekommen ſeyn möchte. Der Kardinal verſicherte mich,

daß

daß er auch schon befohlen hätte, das Buch einzubinden. Sehen Sie das glorreiche Schicksal unserer Produkte in der ewigen Roma! Sie füllen wenigstens Lücken in den Schränken der Eminenzen."

Ein Reisender, der von Halberstadt über Eisleben kam, erzählte vor einigen Tagen folgendes: In Eisleben wollte ich mir schnell ein Buch heften lassen, und ließ daher bey einem Buchbinder, der in der Nähe des Gasthofes wohnte, fragen: ob er mir, während die Post mich einige Stunden zu verweilen nöthigte, in aller Eil etwas broschieren könnte? Ja, wurde mir zur Antwort, nur dürfe es nichts von Kant seyn. Die Antwort dieses antikantischen Buchbinders frappirte mich. Ich fragte weiter, und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß von Seiten des Konsistoriums dem Buchbinder auf dem Rathhause bey 10 Thaler Strafe aufgegeben worden, kein Buch über Kantische Filosofie fortan einzubinden!

IX.

Nekrologie.

Gotter. Jünger.

Gotter, der muntre Dichter der Freude, der Sänger der ſchalkhaften, oft auch ſtrafenden Laune, der gewandte und geniereiche Verskünſtler, der galliſche Urbanität und Feinheit auf die teutſche Bühne verpflanzte, und ohne Anhänger ſteifer Formen zu ſeyn, das Richtmaaß auch damals nicht weglegte, als alles über die geſprengten Feſſeln der altväteriſchen Poetik und hergebrachten Schicklichkeit jauchzte, dieſer Freund und Bildner ſeiner Freunde, dieſer Ermunterer jedes geſelligen Kreiſes iſt nicht mehr, und hat manche ſchöne Muſengabe ungereift und unvollendet gelaſſen. Er ſtarb den 18ten März. Ueber ſeinen Tod ſchreibt ein Freund folgendes: „Er rang ſchon ſeit einigen Wochen mit dem Tode. Aber am letzten Sonnabend Nachmittag hörte er auf zu ſterben, um mit den Stoikern zu reden. Er hatte noch vor einigen Monaten ſogar die Hoffnung alt bey einem ſchwächlichen Körper werden zu können. Dieß war ihm bey ſeiner Anhänglichkeit an die ſüße Gewohnheit zu leben genug. Aber nun ſanken die letzten Kräfte immer mehr. Er mußte ſehr viel von Krämpfen, Beklemmungen, Nervenzufällen leiden, zwiſchen denen er doch abwechſelnd ruhige, ſchöne Augenblicke hatte. Er reſig-

reſignirte endlich aufs Leben, ward ruhig, nahm bis in die letzten Tage vielen Antheil an den anweſenden und fernen Freunden, auch an den Seinigen, intereſſirte ſich noch einige Tage vor ſeinem Tode faſt nur noch mit Geberden und halbgebrochenen Worten lebhaft für den Geburtstag ſeiner Schweſter, war immer zärtlich gegen ſeine Gattin; er fantaſirte häufig, machte dann noch Verſe und ſang ſie. Einige Stunden vor ſeinem Tode hatte er noch einen heftigen Paroxysmus zu überſtehn. Dann ward er ſtiller und entſchlummerte ſanft. Er genoß in der Zeit, wo ich ihn hier kannte, gewiß allgemeine Liebe und Achtung."

Der teutſche Merkur rechnet es ſich zur Pflicht an, dieſem zarten und jetzt mehr als jemals unerſetzlichen Dichter in der Folge noch einige Blumen auf den Grabshügel zu ſtreuen, den wir ihm neben ſeinem lieben Eckhof wünſchen möchten. Jetzt wollte er ſich nur des traurigen Geſchäfts der Ankündigung entledigen.

Dieß iſt ihm um ſo trauriger, da wir auch noch von einer andern Seite den Verluſt eines ſehr ſchätzbaren Schauſpieldichters zu vernehmen haben.

Ueber Jüngers Tod ſchreibt ein anderer Freund aus Wien unter dem erſten März folgendes:

„Es hat mich ſelten etwas ſo erſchüttert, als Jüngers Tod. Den Tag zuvor war ich bey ihm geweſen.

Wir hatten kaum erfahren, daß er krank ſey. Er wohnte in einem entlegenen Theile der Stadt. Das Uebel kam unerwartet und nahm plötzlich über Hand. Als ich ihn ſah, zeigte ſich ein Anſchein von Beſſerung. Ich machte Anſtalt ihn den Händen der Aeskulape zu entreißen, die ſich ſeiner bemächtigt hatten. Es war zu ſpät. Den andern Morgen war er todt, oder getödtet, wenn ich meinen ganzen Unmuth in einem Worte ausſchütten ſoll. Auf eine ſolche Weiſe ſo in der Blüthe geknickt und gebrochen zu werden!"

Er litt in den letzten Jahren viel von Hypochondrie, deren Ausbrüche zuweilen ſehr ſonderbar waren. Allein man hat dieß auswärts zu ſehr vergrößert und übertrieben.

Auch ſein Verluſt iſt für die teutſche Bühne unerſetzlich. Auch er hatte die richtigern Begriffe von dem was unſerm Theater noth ſey, und es war nicht ſeine Schuld, wenn die Theater, die ihm am nächſten waren, ſo ſehr verwilderten.

Wer dichtet nun noch ein wahres Luſtſpiel in Teutſchland!

Frange leves calamos, et ſcinde, Thalia, capillos!

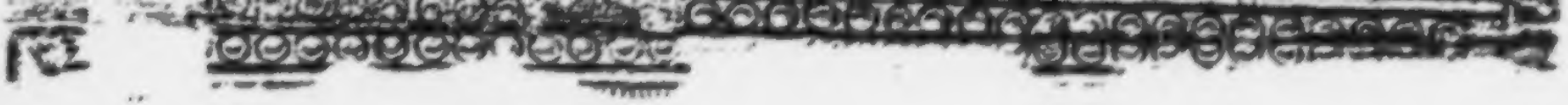

Neuer Teutſcher Merkur.

51. Stück 1797.

Herausgegeben von C. M. Wieland.

BIB
LIO
THE

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Meleagers aus Gadara Frühlingslied, von Mel-
beke. — 5

II. Ein Beſuch beym Präſidenten Waſhington. — 7

III. An Fernow in Rom, von Mayerk. — 12

IV. Zum innern Frieden der bürgerlichen Geſell-
ſchaft, von E. W. Ackermann. — 19

V. Inſchrift auf Kaiſer Franz II. von Hrn. v. Stu-
nenfels. — 25

VI. Ueber Dichtergeiſt und Dichtung der Letten,
von Merkel. — 29

VII. Ueber die vermeinten alten Feſtungswerke in
Nordamerika. — 50

VIII. Rom behalte ſeinen Apoll und Laokoon! Ein
Brief vom Architekt Vogel in Paris. — 59

IX. Auszüge aus Briefen.

1. Aus London. Ueber Horace Walpole, Mrs.
Inchbald, Sir J. Sinclair, Mounier. — 73

2. Aus London. Ueber Bertrands Me-
moiren, Vince, Lambert. — 77

3. Aus Rom von Fernow. Ueber die
Wegſchaffung der Antiken. — 80

4. Aus Königsberg. — 82

X. Literariſche Durchflüge. — 83

XI. Metrologie. Ueber Engelſchall. — 88

XII. Berichtigungen. — 92

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur, ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedition des N. Teutſchen Merkurs.

Ankündigung.

Von den antiken Vaſengemälden, den Erklärungen ſowohl durch den Hr. Oberkonſiſtorialrath Böttiger, als den Originalabdrücken aus Tiſchbeins koſtbaren Werke über die Hamiltoniſchen Vaſen in Neapel iſt ſo eben der erſte Heft fertig geworden. Der Text enthält auſſer den Einleitungen über dieſen ganzen Theil der Antike nach Hamilton auch zwey archäologiſche Abhandlungen über die Fabel des Bellerophons und einer griechiſchen Brautſchmückung. Beydes die Erklärungen ſowohl, als die Kupfer in groß Folio werden an Liebhaber auch von einander getrennt abgelaſſen. Weimar den 4ten May 1797.

Fürſtl. priviligirtes Induſtrie-Comptoir.

nur nächtliche Spiele der Phantaſie, und nicht vielmehr innerliche Ahnungen wären, Blike, welche der Geiſt in der Stille und Freyheit, die ihm die ſchlummernden Sinne laſſen, in die Zukunft und in eine weitere Sphäre thut, als diejenige, die von der Schwäche ihrer cörperlichen Sinne umſchrieben wird.

In einer ſolchen Stunde war es, als Hippias, den die Anmuth einer ſchönen Sommer-Nacht zum Spaziergang einlud, ihn unter dieſen Beſchauungen überraſchte, denen er, in der Meynung, allein zu ſeyn, ſich zu überlaſſen pflegte. Hippias blieb eine Weile vor ihm ſtehen, ohne daß Agathon ſeiner gewahr wurde; endlich aber redet' er ihn an, und ließ ſich in ein Geſpräch mit ihm ein; welches ihn nur allzuſehr in dem Argwohn beſtärkte, den er von dem Hang unſers Helden zu demjenigen, was er Schwärmerey nannte, bereits gefaßt hatte.

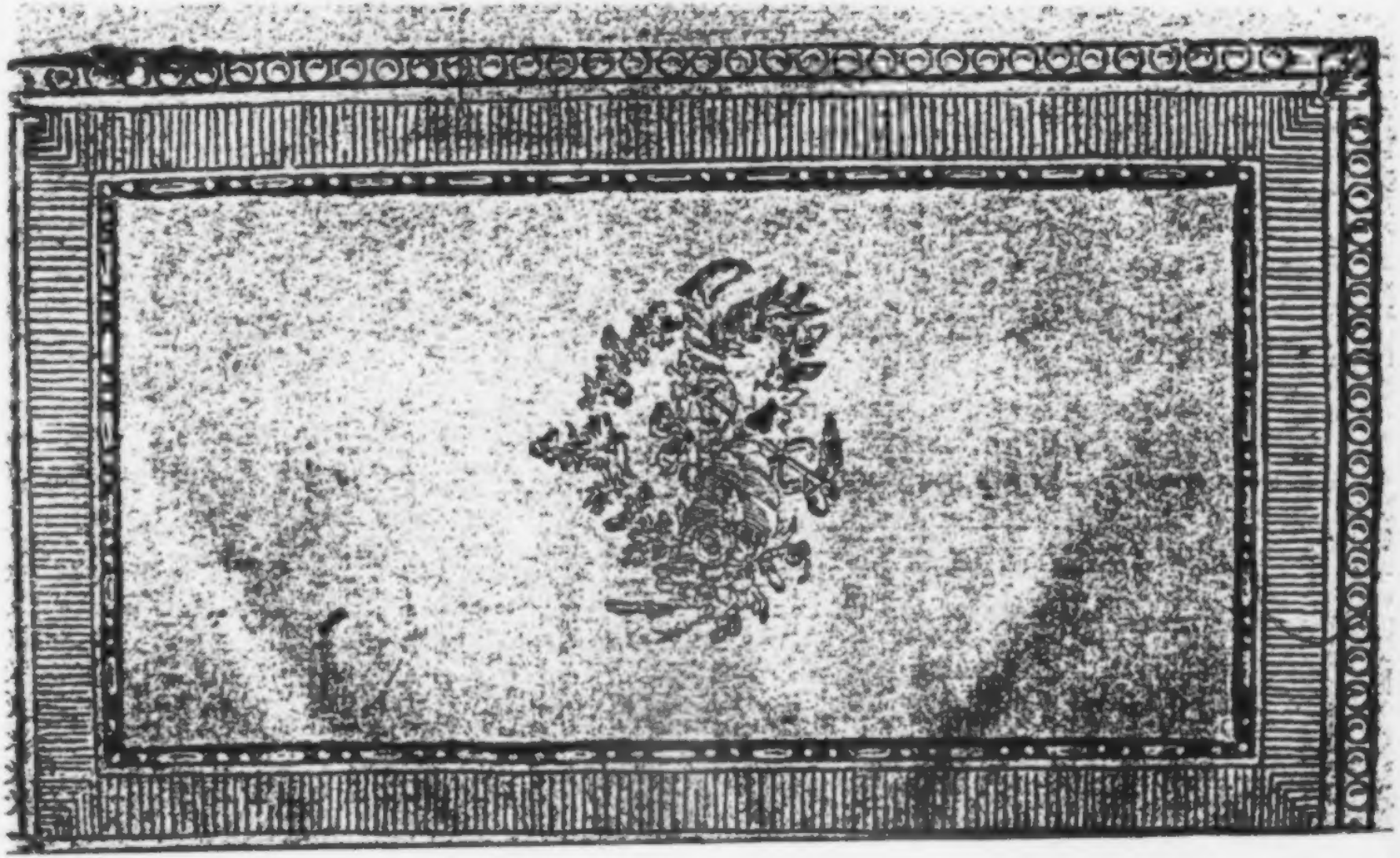

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1797.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1797.

Der neue
Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1797.

I.

Meleagers aus Gadara
Frühlingslied.

Sieh! der ſtürmiſche Winter
Räumt den milderen Himmel,
Roſig nahet der Frühling
Unter Lächeln und Blumenduft.

Und im grünen Gewande
Prangt beſchattet die Erde,
Zartbeblätterte Kräuter
Schmücken blühend den Buſen ihr.

Sieh! wie öffnet die Roſe
Sich auf lachenden Wieſen,
Und wie trinken die Wieſen
Seegentränſenden Morgenthau!

Von den Bergen hernieder
Schallt die Flöte des Schäfers,

Und es weidet am Anblick
Weißer Böckchen der Geißhirt ſich.

Sieh, jetzt ſchwimmen die Schiffer
Ueber blinkende Fluten,
Und am harmloſen Weſthauch
Blähen ſchwellende Segel ſich.

Horch! jetzt tönen dem Bakchus,
Bakchus, Träger der Trauben,
Unter Kränzen gelockter
Efeuranken Geſänge zu.

Bienen ſchaffen im Korbe
Süßen Honig, und führen
Aus geſammeltem Wachſe
Netzgeſtaltete Zellen auf.

Ringsum ſinget der Vögel
Chor aus ſchallenden Kehlen,
Halkyonen am Meere,
Schwalben zwitſchernd um das Gebälk;

Nachtigallen im Hayne,
Und der Schwan am Geſtade.
Laub umlockt die Gewächſe,
Und die blühende Erde lacht.

An flaumwangigen Aepfeln
Labt ſich ſtötend der Schäfer,

Zum Geſange der Vögel
Summet brütender Bienen Schwarm.

Bakchus tanzet und ſpringet,
Durch die wallenden Fluten
Eilt der Schiffer, und lieblich
Tönt im Lenze des Sängers Lied.

Oldenburg. G. J. F. Nöldeke.

II.

Ein Beſuch beym Präſidenten Waſhington *).

Filadelfia, den 6. Juny 1794.

Ich hatte die Ehre dem Präſidenten der vereinigten Nord-Amerikaniſchen Staaten durch ſeinen Sekretair Herrn Dandridge vorgeſtellt zu werden; er empfing mich ſehr höflich, las meine Empfehlungsbriefe und bat mich bey ſich zum Frühſtück.

*) Dieſe intereſſante Familienſzene, jetzt, wo der groſe Mann, den wir hier unter den Seinigen in edler Einfachheit erblicken, von der erſten Stelle ſeines Vaterlandes ins Privatleben ruhig zurückgetreten iſt, vielleicht noch intereſſanter als vor einigen Jahren, — iſt aus einer

Hier findet man wenig Hofzeremonie. Se. Excellenz würde ſich dawider empören und die Amerikaner ſie nicht erlauben.

Ich fühlte mich von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen, als ich dachte daß Waſhington, einer der größten jetzt lebenden Menſchen, der edle weiſe Wohlthäter der Welt, und wie ihn Mirabeau nennte, der Vertheidiger der menſchlichen Natur, der Freund beyder Welten, vor mir ſtünde. Man betrachte ihn als Feldherr mit unumſchränkter Macht an der Spitze einer ſiegshaften Armee, im Kabinette als Präſidenten der vereinigten Staaten, oder wie er als Privatmann auf ſeinem Gute arbeitet: immer iſt er der nemliche große Mann, dem es bloß darum zu thun iſt die Pflichten ſeiner jedesmaligen Lage gewiſſenhaft zu erfüllen. Sein Betragen iſt immer gleich unerſchrocken, ehrenvoll, gerecht, vaterlandsliebend und uneigennützig geweſen, ſo daß ſeine größten Feinde keinen tadelnswürdigen Zug

einer Reiſebeſchreibung eines engliſchen Manufakturiſten, Wanley, genommen, die von Hr. Hüttner in London aus der engliſchen Handſchrift überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, wo möglich, noch zur Oſtermeſſe d. J. im Verlag der Voſſiſchen Buchhandlung in Berlin gedruckt erſcheinen wird, und ihres mannigfaltigen Inhalts und ſtrenger Unpartheilichkeit wegen Liebhabern von guten Reiſebeſchreibungen mit Recht empfohlen werden kann.

B.

Zug in seinem Karakter finden können. Die väterliche Sorgfalt für die Soldaten seines Heeres, der große Eifer für die Erreichung des Endzwecks um welchen gekämpft wurde, seine Ausdauer der Kriegsstrapazen, ohne vom Vaterlande eine Vergütung dafür zu erhalten, und seine Wahl des Privatlebens als es wieder Friede geworden war; alles dies beweist hinlänglich die Lauterkeit seiner Absichten und ein von Vaterlandsliebe glühendes Herz. Seine an den Kongreß während des Krieges geschriebene Briefe, welche neulich in England herausgekommen sind, desgleichen sein Sendschreiben und letzter Befehl an die Armee der vereinigten Nord-Amerikanischen Staaten, zeigen auch daß er unter die guten Schriftsteller des Zeitalters gehört. Wenn man aber von diesem wahrhaft großen Manne auf die andern öffentlichen Diener des Staats blickt, so ist der Unterschied auffallend.

In seinem Aeussern ist Washington groß und hager, aber aufrecht, und hat mehr Anmuth als Würde. Er scheint sehr nachdenkend zu seyn und spricht langsam, weswegen ihn manche Leute zurückhaltend nennen; indessen sehe ich dies als die Folge zu vieler Anstrengung seines Kopfes an, denn mir wenigstens scheint er sehr leutselig und gefällig zu seyn. Als ich ihn sah, war er drey und sechzig Jahr alt; sein Geburtsjahr ist 1732 am 11ten Februar. Man merkt ihm aber sein Alter wenig an, weil er immer ausnehmend mäßig gelebt hat. In

seiner Miene ist eine gewisse Aengstlichkeit und ausserordentliche Empfindsamkeit sichtbar.

Ob er gleich große Aufmerksamkeit auf seine wohleingerichteten Regierungs-Geschäfte wendet und sich viel mit Feldbau beschäftigt, so wechselt er doch mit vielen der größten Leute in Europa Briefe, nicht über wissenschaftliche Gegenstände oder aus Ruhmsucht, sondern um sich durch sie über Landbau und alle Künste, die seinem Vaterlande nützen könnten, zu unterrichten.

Ich sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Manufakturist aus England sey, und theils wegen meiner Geschäfte, theils aus Neugierde die Sitten dieses Freystaats kennen zu lernen, Amerika durchreiste; besonders aber wünschte ich die hiesigen Manufakturen und unter diesen die Wollenfabriken, die mir am besten bekannt wären, zu besuchen.

Er fragte mich, was ich von der Amerikanischen Wolle hielte? worauf ich ihm sagte, daß ich zu Hartford in Konnektikut sehr gute und feine Wolle gesehen hätte, die, dem Vorgeben nach, aus Georgien gebracht worden wäre: im ganzen aber könnte ich die Amerikanische Wolle nicht loben, ob ich gleich dafür hielte, daß man sie sehr verbessern könnte. Ich sagte ihm ferner, daß ich zu meiner Verwunderung die ganzen zweyhundert und funfzig Meilen über, von Boston bis hieher, keine größere Heerde, als von zwanzig bis dreyßig Schafen ge-

geſehen hätte, und das nur noch ſelten; woher ich ſchlöſſe, daß man nicht Wolle genug in Nord-Amerika gewönne, um Manufakturen damit verſorgen zu können. Der Präſident bemerkte, daß er aus ſeinen eigenen Verſuchen wiſſe, wie ſehr ſich die Wolle verbeſſern ließe; denn er habe einige Zeitlang viele Mühe auf das Futter und die Zucht ſeiner eigenen Heerden in Mount Vernon verwendet und gefunden, ihre Vließe hätten ſich ſo verbeſſert, daß ſie ſtatt der vorigen zwey Pfund, zuletzt ſechs Pfund Stück für Stück gegeben; ſeit der Zeit aber wäre er durch wichtigere Geſchäfte verhindert worden, ſo ſorgfältig wie ehedem hierauf Acht zu haben, und die Vließe ſeiner Schafe gäben nun, wegen Vernachläſſigung, nur halb ſo viel, oder kaum drey Pfund Wolle. Bey dieſer Gelegenheit überreichte ich ihm eine meiner Abhandlungen über die Beförderung des Wollenhandels, welche er ſehr gütig aufzunehmen geruhte.

Die Frau Präſidentin übernahm es ſelbſt uns Kaffee und Thee einzuſchenken. Auſſer gebähten Brodſchnitten, friſchem Brode und Butter hatten wir auch zwey kleine Teller geräucherter Zunge, aber keine geröſteten Fiſche, was man ſonſt gewöhnlich hier findet. Mamſell Kuſtis, ihre Enkelin, ein artiges Mädchen von ſechzehn Jahren, und der Bruder derſelben, George Waſhington Kuſtis, etwa zwey Jahre älter als ſeine Schweſter, ſaßen neben ihr. Man ſah wenig Zeremonie

Sechstes Capitel.

Ein Gespräch zwischen Hippias und seinem Sclaven. (*)

Hippias.

Du scheinst in Gedanken vertieft, Callias?

Agathon.

Ich glaubte allein zu seyn.

Hippias.

Ein andrer an deiner Stelle würde sich die Freyheit meines Hauses besser zu Nutze machen. Doch vielleicht gefällst du mir um dieser Zurükhaltung willen nur desto besser. Aber mit was für Gedanken vertreibst du dir die Zeit, wenn man fragen darf?

Agathon.

Die allgemeine Stille, der Mondschein, die rührende Schönheit der schlummernden Natur, die mit den Ausdünstungen der Blumen durchwürzte Nachtluft, tausend angenehme Empfindungen, deren liebliche Verwirrung meine Seele trunken machte, sezte sie in eine Art von Entzükung, worinnen ein andrer Schau-

(*) Zur Verhütung alles Mißverstandes berichtet der Verfasser, daß, was Hippias hier und forthin scheinbares zur Behauptung des Epicureismus vormahlet, im folgenden Theile, worinn eine der wahren Religion und christlichen Tugend vollkommen günstige Philosophie die Oberhand behält, gründlich wird widerlegt werden; so daß dieses Blendwerk, wo die in den Zeiten des Pericles herrschende Philosophie, nach der historischen Wahrheit, in der Hülle einer Geschichte vorgetragen wird, vor der Wahrheit verschwinden soll, wie der Nebel vor der Sonne.

hier; ein einziger Bediente, ohne Livree, wartete auf, und eine silberne Wasserurne war alles was ich kostbares hier sah. Madam Washington sieht ein wenig älter als der Präsident aus, ob ich gleich höre, daß beyde in Einem Jahre gebohren sind. Sie ist klein und etwas untersetzt, übrigens einfach in ihrem Anzuge, und hatte eine gemeine Haube auf, unter welche ihr graues Haar ganz flach aufgeschlagen war. Während der Sitzungen des Kongresses in Filadelfia sind bey ihr alle Mittwochen und Sonnabende Gesellschaften, welche von einigen Levées genannt werden. Aber Antiföderalisten machen sogar hierwieder Einwendungen, weil dadurch ein Vorrang ertheilt und das Hofgepränge eingeführt werde.

Als wir von der Theetafel aufgestanden waren, besahen wir das Modell, welches ein Virginier, der mit uns frühstückte, dem Präsidenten zur Besichtigung gebracht hatte. Er wollte daran zeigen wie auf schiffbaren Kanälen Fahrzeuge von einer Schleuse zur andern vermöge eines Hebebaums gebracht werden können, welchen eine gewisse Menge Wassers emporträgt, das man zu diesem Behufe in einen Behälter pumpt; hierdurch sollten die theuren Schleusenthore erspart werden. — Leute, die Erfindungen gemacht und Vorschläge zu thun haben, wenden sich beständig an den Präsidenten, als ihren Beförderer und Beschützer, und ihre Einfälle mögen nun gut oder schlecht seyn, so

hört und nimmt er sie jedoch alle so an, daß keiner beleidigt wird.

Abends im Schauspiel. Das Theater ist bequem, geschmackvoll und eben so groß wie das in Koventgarden. Schauspieler, Dekorazion und der Anzug der sämmtlichen Zuschauer machten mich glauben, ich sey in England: denn beyde Geschlechter tragen sich meistens nach unserer Art. Die Inschrift über dem Theater ist sonderbar: „der Adler läßt kleine Vögel singen," das bezieht sich auf einem Vorfall in Filadelfia. Als man dieses Schauspielhaus aufbauen wollte, so setzten sich die Quäcker sehr dawider und bedienten sich alles ihres Einflusses im Kongresse um es zu hintertreiben, weil die Volkssitten dadurch verderbt und die Liebe zum Vergnügen zu sehr befördert wurde. Indessen wurde es endlich erlaubt und man wählte obiges Motto aus dem Shakspeare. Es leidet aber auch noch eine andere Deutung. Das Staatenshaus, wo der Kongreß versammlet ist, steht gerade gegen über; beyde Häuser sind in Chesnutstraße und spielen sehr oft zu gleicher Zeit, ohne daß der Adler, das Sinnbild des amerikanischen Freystaats, durch das Zwitschern dieser sogenannten Vögel gestört wird.

III.

An Fernow in Rom, im März 1797.

Laß mich, o Fantaſie, von deinem Wolkenwagen,
Der ſelbſt vorbey des Donnerers Wagen eilt.
Laß aus der trüben Wirklichkeit mich tragen,
Hin in die Fluren, wo mein Freund, mein Fernow weilt.
Was ſeh' ich! ſchon entſinkt die Binde
Dem Auge; ſchon umwehn die Winde
Mich mit dem Nektarduft
Der blühenden Orangenhaine;
Schon athm' ich ſie, die Luft
Heſperiens. — Im goldnen Abendſcheine
Schwebt unter mir in Himmelspracht —
O, Wonne die ich nie empfunden! —
Das Land das nur zu Schäferſtunden
Sich die Natur hervorgebracht;
Wo in des Glaubens finſtrer Nacht
Der alten Hoheit Abglanz ſtralet:
So wie der längſt geſunknen Sonne Pracht
Sich noch im Saum der Abendwolke mahlet.
Ich ſeh das Land der Brutus und Katonen,
Der Regulus und Scipionen,
Wo Maro's Hirtenflöte klang,
Und Flakkus ſeine Lieder ſang;

Wo Rafael erhabne Geiſter ſchuf
Und in erhabene Geſtalten hüllte,
Und Buonarotti's Schöpferruf
Den todten Stein mit Leben füllte;
Wo jener Gott noch thront in Belvederens Mauern, *)
Wo um Laokoon wir trauern;
Wo um die ſtolzen Trümmer ihrer Hallen
Der ſchönen Vorwelt Geiſter wallen;
Wo von dem Heiligthum der Gkazien
Noch hin und wieder Säulen ſtehn;
Wo über Felſen noch Blanduſia ſich gießt,
Und wo mein Fernow glücklich iſt.
Komm an mein Herz und fühl' in ſeinen Schlägen
Das Hochentzücken, Freund, das keine Sprache faßt!
O hat wohl einer ſüßern Laſt,
Als dieſer Seligkeit, ein ſterbliches Gefühl erlegen?
Wie glüht, wie wallt mein Buſen von dem Drange
Des innigſten Gefühls, wie brennt mir Wange
Und Herz vor Ungeduld, um durch verdoppelten Genuß
Der Gegenwart, durch wechſelſeitigen Erguß,
Durch treue Rechenſchaft von dem was wir gethan,
Gedacht, gefühlt, von jedem Schritt auf unſrer Bahn,
Die Zeit der Trennung wieder zu gewinnen
Und da den Faden wieder anzuſpinnen,
Wo das Verhängniß ihn zerhieb,
Und unſre Schiff' ins Meer weit von einander trieb.

*) Apollo di Belvedere; nicht der Pabſt.

O Freund, was läßt ſich ſchon in ſieben Jahren,
Wenn man ein Menſch und keine Auſter iſt, erfahren!
Ich ſah der ſchönen Raritäten Heer,
Die auf dem Markt des Lebens ſind zu ſchauen.
Zum Weinen ſah ich viel, zum Lachen noch weit mehr;
Oft mocht' ich kaum den Augen trauen.
Mein Thermometer wies faſt immer
Auf ſehr viel Wind, auf Kält' und wenig Sonnenlicht;
So wie's von jeher war, ſo fand ich's, und nicht ſchlimmer,
Jedoch auch beſſer wahrlich nicht.
Wohl ſind noch ſeit Aſtolfens Fahrt
Von jenen Fleſchen dort viel tauſend vollgeworden,
Worinn, wie männiglich bekannt, der Pinſelorden
Den überflüßigen Verſtand verwahrt.
O könnte mancher dorthin kommen
Nach jenem Zauberſchloß im Mond,
Es würd' ihm mehr als hundert Reiſen frommen
Nach Aachen, Spaa und nach Pyrmont.
Wie ſelten fand ich, Freund, ein Ding an ſeinem Ort!
Ich ſah erſchrecklich lange Ohren,
In Diademen hier, in rother Mütze dort;
Für Weiſe hier den Strick, dort Bänder für die Thoren.
Auch ſah ich einſt entzückt ein edles Volk ſich mühen,
Der Menſchheit theures Pfand, der Freyheit Baum, zu ziehen;
Da traten Räuber auf in bakchiſchem Tumult,

Sie

Sie häuften Leichen auf auf Leichen, Schuld auf Schuld.
Wild tanzten ſie und ſchrien, mit drohender Gebehrde:
„Die Freyheit blühet nur in blutgedüngter Erde!
„Nur der Barbar iſt frey, in Bürgerblut getaucht,
„Der Brod und Eiſen nur und keine Hoſen braucht!“
O armes, armes Volk, wie blutet mir das Herz,
Wenn ich auf deine Wunden ſehe!
Wer ruft nicht in gerechtem Schmerz
Weh über deine Mörder, wehe!
Wohl dir, wenn endlich nun ein neuer Tag dir lacht!
Kein ſüßes Traumbild dich entzücket,
Und wirklich aus des Sturmes Nacht
Der goldnen Freyheit Sonne blicket!

Heil teutſche Brüder uns! frohlockt mit mir!
Man gönnt uns doch den Kopf, wenn wir nicht vorlaut ſprechen;
Auch ſorgt man väterlich dafür,
Daß wir mit Denken ihn nicht allzuviel zerbrechen.
Sehr hoch und tief gelahrt fand ich mein Vaterland;
Es wimmelte von Doktorhüten;
Bedruckt ſah ich ſogar die Pfefferdüten,
Und manchen zentnerſchweren Band.
Alljährlich fand ich auf den Meſſen
Voll Würz und Salz viel Bücher, groß und klein;
Wenn gleich der Autor es vergeſſen,
So that es doch des Krämers Hand hinein.
Und an Geſchmack, da muß von allen Reichen

Ein

Ein jedes, traun! dem Vaterlande weichen.
Wirſt du im Muſenhain dich gleich umſonſt bemühn,
Du findeſt ſicher doch in Küch' und Keller ihn.

Ich ſah mit Trauern, ach, ſeitdem die Zeit verſchwunden,
Wo noch in hoher Weihe Stunden
Die Charis hold den Schleyer ſalten ließ
Und den Apellen ſich und Fidiaſſen wieß.
Seit jener Zeit die noch die Eingeweihten
Als Mumie entzückt, ſeitdem geleiten,
Uns nicht die Künſte mehr an ihrer Hand,
Gleich lieben Schweſtern ſanft hinab ins Schattenland.
Wir ſehen Mägde nur in ihnen
Die ſklaviſch unſern Sinnen dienen,
Und reichlich finden wir mit goldnem Lohn ſie ab,
Wenn ihre Kurzweil uns Behagen gab.
O ſeelig, wem, wie dir, aus Aſch' und Trümmern
Die Funken alter Kunſt noch ſchimmern!
Erhebe, Glücklicher, nur einen Augenblick
Dich aus den Armen der Kamönen,
Und wirf voll Mitleid einen Blick
In die beſchneyten Winterſcenen
Von Thrazien auf deinen armen Freund zurück.
Im Pantheon ſinkſt du in ſeliges Vergeſſen
Der Gegenwart, wenn mit Prozeſſion und Meſſen
Und ſeiner Schelle dich der Aberglaube neckt. —
Ich ſeh die Welt voll Trug, voll Prieſter und Deſpoten,

Und

Und kein Nepenthe wird dem kranken Geiſt geboten,
Kein Strahl durchbricht die Nacht die unſre Wildniß
deckt.
Auch dann, wenn Boreas entflieht,
Und Filomelens Zauberlied
Die ſchlummernde Natur zu Freudenfeſten wecket,
Der Himmel heiter lacht, und jeder Vogel hecket,
Sich jedes Stäubchen freut und alles blüht,
Und jede Wange glüht;
Auch dann, o göttliche Natur!
Fällt durch mein krankes Auge nur
Dein Bild auf einen trüben Spiegel.
Die Schwermuth hemmt der Freude raſche Flügel;
Sie folgt ins Schattenthal, ſie folget auf den Hügel
Mit gleichen Schritten meiner Spur.
Denn immer, ach! und immer
Stellt jene Welt ſich mir mit goldnem Zauberſchimmer
In ihrer Anmuth Fülle dar;
Die Welt, in welcher alles lebte,
Auf der die Charis gleich dem Weltgeiſt ſchwebte,
Wo Schönheit Tugend noch, und Tugend Schönheit
war.
Auf ewig iſt ſie uns verloren!
In unſre gothiſche Decembernacht
Bringt nie den ſchönen Tag die lieblichſte der Horen,
Wie ſie der Menſchheit ihn in Hellas einſt gebracht.
Auch du, o Freund, fehlſt ewig meinem Glück.

An jedem Ort der unſre Freundſchaft weihte,
Wo manchen frohen Augenblick
Des Lebens Genius einſt an den andern reihte,
Da ſuch' ich oft vergebens dich.
Dort in dem Buchenthal, an deiner Lieblingsquelle
Such' ich dein Bild in jeder Welle,
Und nimmer, nimmer find' ich dich!
Wenn auch ein ſüßer Wahn zuweilen mich betrügt,
Und dich mein Geiſt am Strand der Tiber findet,
So iſt's ein Traum, der ſchneller nur entſchwindet,
Je täuſchender er lügt.
O gütiges Geſchick, gewiß, du haſt hienieden
Einſt ſein Sabinum meinem Freund beſchieden
In wohlverdienter Lorber Schutz.
Laß es geſchehn, warum ich flehe,
(Verzeih mir, Freund, den kleinen Eigennutz!)
Und gieb es ihm, Geſchick, in meines Hüttchens Nähe.
O komm zurück ins Vaterland,
Dahin zurück, wo einſt mein Herz dich fand!
Laß dich dein Rom nicht weiter kümmern!
Du weilſt ja unter Trümmern nur von Trümmern,
Seit Pius ungerathner Sohn, *)
Zu ſtolz auf ſeine Siegesthaten,
Zu Föbus und der Muſen Hohn,
Italiens geheiligte Penaten

Von

*) Für ſeinen Sohn agnoſcirte der heil. Vater den General Buonaparte in ſeinem Handſchreiben.

Von ihrem zweyten Heerde riß,
Und an der Seine Strand verwies.

Ratzeburg. L. Nauwerk.

IV.

Zum innern Frieden der bürgerlichen Gesellschaften.

Eine Gelegenheitsbetrachtung.

„Wir sollen Gott stille halten, also auch denen die „an Gottes Statt sind, den Gewaltigen der Erde.“ Dieser allumfassende Grundsatz des leidenden Gehorsams findet sich in manchem allgemeinen Staatsrecht aus der Periode, wo die frommen Redensarten für baare Münze galten; aber er war vielleicht so böse nicht gemeint, als er in Praxi mitunter verstanden wurde. Natürlicher Weise gelingt dem Menschen die Nachahmung des Vollkommensten nur unvollkommen, und da wir hinter das Geheimniß von Gottes Haushaltung im Leiden, Züchtigen, Belohnen und Strafen der Erdenbürger schwerlich kommen, so war es immer ein gewagtes Unternehmen, diese im Regierungswesen kopieren, oder mit einer Repräsentazion derselben, vermöge eines übel interpretirten apostolischen Spruches, auftreten zu

plaz von unbekannten Schönheiten ſich vor mir aufthat; es war nur ein Augenblik, aber ein Augenblik, den ich um eines von den Jahren des Königs von Perſien nicht vertauſchen wollte.

Hippias (lächelt.)

Agathon.

Dieſes brachte mich hernach auf die Gedanken, wie glüklich der Zuſtand der Geiſter ſey, die den groben thieriſchen Leib abgelegt haben, und im Anſchauen des weſentlichen Schönen, des Unvergänglichen, Ewigen und Göttlichen, Jahrtauſende durchleben, die ihnen nicht länger ſcheinen als mir dieſer Augenblik; und in den Betrachtungen, denen ich hierüber nachhieng, bin ich von dir überraſchet worden.

Hippias.

Du ſchlieſſt doch nicht, Callias; du haſt wie ich ſehe, mehr Talente als du nöthig haſt; du kanſt auch wachend träumen?

Agathon.

Es giebt vielerley Arten von Träumen, und bey einigen Menſchen ſcheint ihr ganzes Leben Traum zu ſeyn; wenn dieſes Träume ſind, ſo ſind ſie wenigſtens angenehmer als alles, was ich in dieſer Zeit wachend hätte erfahren können.

Hippias.

Du gedenkeſt alſo vielleicht einer von dieſen Geiſtern zu werden, die du ſo glüklich preiſeſt?

wollen. Indeſſen erhob man mit Hülfe dieſes göttlichen Privilegii de non appellando die unumſchränkte Willkühr in — Gott ſey Dank! — vergangenen Zeiten, — freylich meiſtens ſtillſchweigend, — zu dem oberſten, unveräußerlichen Regal der Thronen, womit ſich aber oft Miniſter und Lieblinge „beyderley Geſchlechts“ beleihen ließen.

Ich entſcheide nicht, ob die praktiſche Mißanwendung jenes frommen Grundſatzes oft oder ſelten vorfiel; aber wenn, nach den Filoſofen, nichts ohne zureichenden Grund geſchiehet, ſo muß die beliebige authentiſche Interpretazion jenes und ähnlicher Sätze fühlbar genug geworden ſeyn, weil ſie den eben ſo unſchuldigen als allgemeinen und lebhaften Wunſch der neuern Zeiten, ein eben ſo ſicheres als gerechtes Verhältniß zwiſchen Regierenden und Gehorchenden, ingleichen zwiſchen dem Staate und ſeinen Dienern oder den Triebrädern ſeiner Verfaſſung feſtgeſetzt zu ſehen, hat hervorbringen können.

Mir kömmt es beym Nachdenken über die Beſchaffenheit unſrer Rechtswiſſenſchaft zum erſten merkwürdig vor, daß man zu allen aufgeklärten Zeiten die Rechte und Pflichten der Bürger unter ſich und ihre Dienſtpflichten gegen den Staat und alle hohe und niedere Obrigkeiten ſorgfältig abgewogen und umſtändlich vorgeſchrieben, daneben aber in der Beſtimmung der Rechte und Pflichten der Regenten und Vorſteher eine große Lücke gelaſ-

ſen

sen hat. Zwar scheint man sie stillschweigend fast allein an das natürliche Staatsrecht gewiesen zu haben; aber wer weiß nicht, wie wenig Autorität ein Recht haben müsse, das die verdächtigen Gelehrten drucken lassen? Und wie können bezweifelte Lehrsätze eine Richtschnur abgeben, da man Fälle hat, daß Fundamentalverträge, wenn ja deren hie oder da vorhanden sind, ihre Kraft verliehren, weil — in den Verfassungen nichts da ist, das sie kräftig aufrecht erhält?

Es ist mir aber zum andern eben so merkwürdig, daß man von Seiten der Gelehrten der Staatsgewalt viele Zweifel über das sogenannte Dominium eminens entgegen setzt, um die Freyheit des Privateigenthums zu retten, und daß man dagegen weit weniger lautes und allgemeines Aergerniß an der Willkühr gegen die beseelte Staatsmasse, z. B. an dem Milizverkauf, (den selbst Friedrich der Gewaltige mißbilligte) an dem Verfahren gegen die Dienerschaft, an dem Preßzwange, Bücherverbot u. s. w. nahm, welches doch gar ein Dominium eminens in personas civitatis voraussetzt und wenigstens in seiner Ausdehnung Freyheiten der Bürger und Rechten der Menschheit zu nahe tritt.

Man kann diesen wesentlichen Mangel an Vollständigkeit der Staatsrechtlichen Grundgesetze, oder eigentlich Grundverträge, nicht besser rügen, als es — ein König selbst gethan hat. Nemlich Kö-

König Tiſan ſeltenen Andenkens ſpricht in Wielands goldnem Spiegel *) ſo bündig als aufrichtig darüber; er ſtellt den Nutzen einer ſolchen Beſtimmung für die Regenten ſelbſt ſo überzeugend dar, daß ich es für die dritte und größte Merkwürdigkeit des Staatsrechts halten muß, wenn dieſe vortrefliche Stelle in der jetzigen Prachtausgabe von unſers Wielands Werken nicht neue Senſazion bey jeder allerhöchſten Behörde erregt, oder wenn ſie nicht die Triebfeder zur dereinſtigen Erhörung eines frommen Wunſches wird, durch deſſen Erfüllung die Mächtigen der Erde ihr Anſehen mit den ewigen Stützen des Vertrauens und der Liebe aller vernünftigen und redlichen Bürger umgeben können. Nur eine ſolche Beſtimmtheit kann den übeln Wirkungen der Unbeſtimmtheit abhelfen. Jene wird alles retten, was die größten Anſprüche eines edelmüthigen Regenten auf rechtmäßige Gewalt und Anſehen befriedigen kann; dieſe kennt für die Gewalthaber wie für ihre Anfechter keine Schranken, erregt einen ewigen Zwieſpalt, und es erkaltet (welches leider! dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen kann) immer mehr die verſtändige Eintracht und wohlthätige Harmonie zwiſchen allen Theilen der Staatsgeſellſchaft.

O gewiß, meine unbefangenen Leſer! Jener Wunſch nach einem eben ſo gerechten, als kraft der Verfaſſung zu reſpektirenden Verhältniß zwiſchen Haupt-

*) S. Sp. Th. IV. n. 11. S. 83 f. der Ausg. von 1773.

Haupt und Gliedern iſt nicht bloß natürlich, ſondern er hat auch ſeine Rechtfertigung, wie ſchon gedacht, in ſich ſelbſt, und ſeine reichliche Nahrung empfängt er von ſolchen Ereigniſſen jeder Zeit und jedes Landes, welche die Verabſäumung dieſes Verhältniſſes ſichtbar machen. Man ſieht ohne Erinnern, daß ein ſolcher Wunſch dereinſt gute oder böſe Folgen, höchſtwichtige Folgen haben müſſe; man ſieht auch von Welchen die Wahl abhängt: ob ſie den Kranz der Liebe und des Ruhms durch die Guten verdienen, oder wegen der Böſen vor den Richterſtuhl des Gewiſſens, der Mit- und Nachwelt gefordert werden wollen.

Alſo nicht bloß der Wunſch ſondern auch die Aeußerung deſſelben, wenn ſie eben ſo beſcheiden als freymüthig geſchiehet, iſt eben ſo erlaubt, als es auf der andern Seite nützlich und nöthig wäre, wenn erfahrne und rechtſchaffene Miniſter durch zweckmäßige Vorſchläge in dieſer Angelegenheit den Grund eines dauerhaften innern Friedens befeſtigen helfen wollten.

Wie mag nur der ein Feind der oberſten Gewalt heißen, der unhaltbare Stützen mit ſichern zu vertauſchen bemühet iſt? Er vermehrt vielmehr ihre Kraft, wenn er der übermäßigen Ausdehnung derſelben Schranken beſtimmt; ja er gewinnt ihr das Zutrauen und den willigen Gehorſam der Unterthanen, wenn dieſe die Unwandelbarkeit der Grundſätze und eine heilſame Richtung nach dem gemeinſchaftlich erwünſchten Zwecke gewahr werden.

Schade nur, daß man alle dieſe Behauptungen im Allgemeinen für das gelten läßt, was ſie ſind, daß man aber ſo leicht den beſondern Verſuch, die konkrete Anwendung verächtlich überſieht, oder argwöhniſch belauert, oder gar als Jakobinismus und Hochverrath ahndet! Wer es aber mit ſeinen Obern, mit ſeinesgleichen, wie mit dem Vaterlande überhaupt, redlich meint, der wird ſich dadurch nicht ſchüchtern machen laſſen. Ueberdieſes ſind beſcheidene Unterſuchungen und eifrige Wünſche für das gemeinſame Beſte in den Augen einer geſunden, großen Politik zu allen Zeiten ſchicklich, und nur ein böſes Gewiſſen, oder eine kurzſichtige Aengſtlichkeit verſteckt ſich hinter Aufſchub und drohende Gebote des Stillſchweigens.

Daraus aber, daß die Meinungen noch ſo getheilt und manche Grundſätze des natürlichen Staatsrechts beſtritten ſind, folgt eben die Nothwendigkeit einer wiederholten Prüfung und Berichtigung von Sätzen, welche Stützen der innern Ruhe abgeben ſollen. Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn hier oder da eine Geringſchätzung ſchon bewährter Grundſätze oder vorhandner Grundverträge offenbar wird? Ich glaube, es läßt ſich zweyerley daraus abnehmen. Einmal, daß in einer Staatsverfaſſung, wo ſolche Exploſionen vorkommen, wo ein Tel eſt notre plaiſir! zum Rechtfertigungsgrunde eines Verfahrens dient,*) ein Mangel an ihrer

*) Man erinnert ſich hierbey faſt unwillkührlich verſchiedener durch den Druck bekannt gewordenen Dienſtentlaſſungen verdienter Männer. D. V.

ihrer Garantie vorhanden ſey; und zum andern, daß man gute Lehren auf eine ehrliche jedoch offene Art ſo lange wiederholen und im Umlauf erhalten müſſe, bis ſie den menſchlichen Stolz zu einer edlen Nachgiebigkeit gebracht, die Ueberzeugung am rechten Orte befördert, oder die natürliche Güte ſo manches von Schmeicheley oder Selbſtſucht beſtrickten Herzens zum aufrichtigen Einverſtändniß erweckt haben.

Es ſind doch ſchon ſo manche Schwierigkeiten in der allgemeinen Staatsrechtslehre überſtiegen, es iſt auch manches wirklich beſſer und es iſt eine Höhe erreicht worden, auf der man den Zuſammenhang der Dinge leichter überſehen und eine noch lichtere Ausſicht in die Zukunft haben kann.

Laßt uns alſo hoffen, daß auf die Morgenröthe der guten Lehren und Vorſätze Licht und Wärme der Ausübung uns erquicken werde. Doch laßt uns nicht bloß als müßige Träumer uns an der Erwartung begnügen. Nein! Jeder helfe heilſame Wahrheiten auf erlaubten Wegen verbreiten, und in weſſen Bruſt ein ehrliches Herz ſchlägt, der helfe mit vorſichtigem Bemühen den giftigen Nebel der Vorurtheile, der Leidenſchaften und des verirrten Verſtandes zertheilen, der ſich zwiſchen Befehlende und Gehorchende, zwiſchen Regenten und Diener lagert, und jedem Theile des Andern Bild mit gefährlicher Täuſchung in feindſeliger Geſtalt zeigt.

E. W. Ackermann.

V.

Denkmahl teutſcher Dankbarkeit für Franz den Zweyten.*)

I.

Imperatori Caeſari Francisco II. Auſtriaco Auguſto Liberatori Pietas Publica Vovit.

Quod cum validiſſimi Gallorum exercitus inde ab oſtiis Rheni ultra ripas Danubii vaſtitatem late inferrent, terrorem undique ſpargerent, Germaniae cunctae ſervitutem minitarentur, principibus ſociis ſeu fide labefactata a communi foedere deficientibus ſeu conſtantia fracta cauſam publicam deſerentibus, omnibus formidine perculſis; unus invictum excelſi animi robur, populorum ſuorum aemulam caritatem, ductoris Caroli fratris conſilium atque virtutem, obſtinatam fidiſſimi exercitus adverſus quosvis eventus fortitudinem vrgentibus periculis oppoſuit, unus belli totius, ingentis, acerrimi in ſe converſam molem ſuſtinuit, unus elati ſucceſſibus hoſtis ſuperbiam ac ferocitatem multis magnisque cladibus retudit, unus ſalutem, libertatem, gloriam communis patriae vindicavit. CIↃIↃCCXCVI.

2.

*) Dieß von dem um Oeſterreichs und Teutſchlands Literatur und um wahre Aufklärung ſo hochverdienten, und die erkannte Wahrheit unerſchrocken bekennenden Hr. v. Sonnenfels meiſterhaft entworfene Denkmahl im Lapi-

2.

Kaiſer Franz dem zweyten, von Oeſterreich, Teutſchlands Befreyer, die öffentliche Dankbarkeit.

Als Frankreichs mächtige Heere fern her von den Mündungen des Rheins, hin über die Ufer der Donau, Verwüſtung verbreiteten, Schrecken überall vor ſich her ſandten, ganz Teutſchland mit Knechtſchaft bedrohten, und nun vereinte Fürſten, wankend in Treue und Pflicht, ab von dem öffentlichen Bunde fielen, oder, in ihrer Standhaftigkeit erſchüttert, die gemeinſchaftliche Sache verlieſsen, als Beſtürzung allgemein Entſchluſs und Thätigkeit gefeſſelt hielt; da ſtellte ER allein die unbeſiegte Stärke ſeines erhabenen Geiſtes, die wetteifernde Liebe ſeiner Völker, die Thatkraft und Kriegskunſt KARLS, ſeines Bruders, die feſt gegen jede Ereignung ausharrende Tapferkeit ſeiner treuen Heere den andringenden Gefahren entgegen; ſtand ER allein dem Sturme des ungeheuren, heftigen, ganz gegen ihn gewandten Krieges; ſchlug ER allein den wilden Trotz des auf errungene Vortheile übermüthigen Feindes, in vielen und gewaltigen Kämpfen danieder, ſchirmte ER allein das Heil, die Freyheit, den Ruhm des gemeinſchaftlichen Vaterlandes. 1796.

An

Lapidarſtyl, welches auch wirklich in Wien geſetzt und ausgeführt wird, durfte der teutſche Merkur nicht überſehn, wenn er ſich nicht eines gegründeten Vorwurfs ſchuldig machen wollte.

Anmerkungen.

Danubii. In dem erſten, beſonders gedruckten Entwurfe, ſtand Iſtri, wofür hier Danubii aufgenommen wird. Erſteres, als die allgemeine Benennung der Donau, in ihrem ganzen Laufe, ſchützet, nebſt einigen der älteſten Geografen, auch Geßner durch folgende Stelle: Ister: fluvius Europae permagnus, quod et Istrum dicitur, quando scilicet flumen sequitur, ut ait Probus. Hoc et Asdubanum et Danubius vocatur, auctore Servio. So gebraucht auch Freinsheim (Suppl. in Curtium L. I.) ſelbſt bey dem Urſprunge der Donau den Nahmen Iſter: Germani, qui usque a fontibus Istri, terras ad Sinum Adriaticum spectant, und ſieht Danubius als einen nur von den Teutſchen dem Iſter gegebenen Nahmen an: Nam Ister in Germania oritur: ipsi patrio vocabulo Danubium appellant. Indeſſen, da Plinius und die meiſten Schriftſteller, ſeit der Zeit als die Teutſchen den Römern mehr bekannt wurden, die Benennung Iſter, dem untern Theile, ubi Illyricum alluit, ausſchließend vorbehalten; ſo ſcheint ihr Beyſpiel an dieſem Orte für Danubius zu entſcheiden.

Aemulam Caritatem. Aemulam, wetteifernd, iſt in dieſem Abdrucke neu hinzu gekommen. Auf dieſes Beywort ſpricht in gegenwärtigem Denkmahle eine durch Gutmüthigkeit und durch feſte Geſinnungen für die öffentliche Ordnung ſchätzbare Nazion billig an, wo nicht bloß einzelne Bürger mit einzelnen Bürgern, ſondern Stände mit Ständen, Provinzen mit Provinzen, Reiche mit Reichen, ausharrend, durch ſo viele Jahre, den ehrenvollen Wettſtreit fortſetzen, ſich in Beweiſen ihrer Ergebenheit gegen einen bürgerliebenden Fürſten, und ihrer Anhänglichkeit für eine ſanfte, beglückende Verwaltung zu übertreffen, unter deren wachem Schutze die bürgerliche Freyheit keine anderen Schranken kennt, als welche ſich die Einſicht und Sittlichkeit des rechtlichen Mannes ſelbſt ſetzt; wo der Vorzug der Geburt beſteht, ohne die bürgerliche Gleichheit zu beleidigen, indem der Adel von den Geſetzen nur als Staatsbürger betrachtet wird, gleiche Pflichten mit allen übrigen Klaſſen trägt, vor den übrigen Klaſſen keine Vorrechte beſitzt; wo der unbekannteſte Abkömmling ſich mit der erlauchteſten Abkunft in Bewerbung zu ſetzen, und in ſeinen Anſprüchen und Ausſichten, unter der Gewährleiſtung unzähliger Beyſpiele, mit Freymüthigkeit zu ſprechen berechtiget iſt: „Hier gilt keine Unterſcheidung, als die ſich durch Fähigkeit und Verdienſt behauptet!“

VI.

Ueber Dichtergeiſt und Dichtung unter den Letten.

Eines der merkwürdigern Bücher, die neuerlich erſchienen, iſt die Nachricht vom Schickſale eines ſanften, aber hartbedrückten Volkes im nördlichen Europa, der Letten, unter folgender Aufſchrift: die Letten, vorzüglich in Liefland am Ende des filoſofiſchen Jahrhunderts, von G. Merkel. Leipzig 1797. Die hier von einem vieljährigen Beobachter dieſes Volks mit großer Freymüthigkeit erzählten Thatſachen liegen nun vor ganz Teutſchland aufgedeckt da, und es iſt zur Ehre der Menſchheit zu hoffen, daß ſie entweder widerlegt, oder — wenn dieß bey Berichten, wo ſich der Verfaſſer ſehr häufig auf Akten beruft, nicht möglich ſeyn ſollte — durch wirkſame Mittel für die Zukunft unmöglich gemacht werden mögen. Bis jetzt hat man die Schrift nur unterdrückt, nicht widerlegt. Damit ſind freilich Szenen, wie der Verfaſſer S. 154 ff. von der alles Gefühl empörenden Hauszucht des Liefländiſchen Adels erzählt, und die uns ganz unvermuthet aus dem kultivirten Europa unter die Weſtindiſchen Negerſklaven verſetzen, noch gar nicht aus dem Gedächtniſſe ausgetilgt. Es iſt aber zu

hoffen,

Agathon.

Ich hof' es zu werden, und würde ohne diese Hofnung mein Daseyn für kein Gut achten.

Hippias.

Beſitzeſt du etwan ein Geheimniß, körperliche Weſen in geiſtige zu erhöhen, einen Zaubertrank von der Art derjenigen, womit die Medeen und Circen der Dichter ſo wunderbare Verwandlungen zuwege bringen?

Agathon.

Ich verſtehe dich nicht, Hippias.

Hippias.

So will ich deutlicher ſeyn. Wenn ich anders dich verſtanden habe, ſo hältſt du dich für einen Geiſt, der in einen thieriſchen Leib eingekerkert iſt?

Agathon.

Wofür ſollt ich mich ſonſt halten?

Hippias.

Sind die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Fiſche, die Gewürme, auch Geiſter, die in einen thieriſchen Leib eingeſchloſſen ſind?

Agathon.

Vielleicht.

Hippias.

Und die Pflanzen?

Agathon.

Vielleicht auch dieſe.

Hippias.

Du baueſt alſo deine Hofnung auf ein Vielleicht. Wenn die Thiere vielleicht auch nicht Geiſter ſind, ſo biſt du vielleicht eben ſo wenig einer; denn das iſt ein-

hoffen, daß der neue Monarch dieſer Nazionen, der alle Schritte ſeines Regierungsantritts mit Güte und Menſchlichkeit bezeichnete, auch auf dieſe ſeufzende Nazion hören werde. Denn auch ſie ſind ſeine Kinder, und unſer edler Gleim kann, als proſetiſcher Dichter gewiß keine Unwahrheit geſungen haben, als er gleich nach der Nachricht von Rußlands Regentenwechſel den neuen Kaiſer lobpreiſend ausrief:

Singt ihn! So gut wie wir, hält er die Menſchenköpfe
Für ſchöne künſtliche koſtbare Gottgeſchöpfe,
Die man mit Fleiß erhalten muß.
Singt ihn! der Diamant in ſeiner goldnen Krone
Glänzt nicht wie Er! Er gab auf ſeinem Throne
Der Menſchheit ſeinen erſten Kuß!

Folgender Aufſatz von dem Verfaſſer jenes Werks führt uns ganz eigentlich in die Hütten, in die Freuden und Leiden dieſes unglücklichen Volks, und wird grade jetzt den Leſern des Merkurs nicht unintereſſant ſeyn, die ihn auch mit einigen frühern Aufſätzen im Merkur ähnlichen Inhalts vergleichen können.

B.

Sunt et nobis carmina. Virg.

Mit beflügelten Schritten eilen die Völker des weſtlichen Europa Hand in Hand den Weg zur höchſten

ſten Kultur hinan, und tauſend neue Entdeckungen, Erfindungen, Meiſterſtücke in allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt drängen ſich um ſie herum. Im öſtlichen ſieht es anders aus. Hier ſchleicht ſo manche Nazion in unabſehlicher Entfernung von jenen, geſenkten Hauptes und mit ſchweren Feſſeln, noch am Anfange der Laufbahn einher, und ach! kaum würdigen ihre glücklichern Schweſtern ſie eines Rückblicks. Man bemerkt nicht, daß ſie in dem glänzenden Zirkel fehlen. Ihre Bedrücker figuriren ſtatt ihrer, leiſten zwar nichts, aber repräſentiren deſto beſſer.

Die merkwürdigſte dieſer Unglücklichen iſt unſtreitig die alte, ehrwürdige Nazion der Letten. Einſt war ſie die freye und glückliche Beſitzerin weiter Länder:*) jetzt düngt ſie dieſelben mit blutigem Schweiße für ihre Zwingherrn. Mitten im Fortſchreiten zu höherer Bildung ward ſie angefallen von der Hyder Mönchsreligion, die in ſchweſterlichem Bunde mit kaufmänniſcher Habſucht und ritterlichem Räubermuth aus Teutſchland nach Liefland, bald auch nach Preußen herüberſtürmte. Sie rang, mannhaft rang ſie Jahrhunderte lang, — aber ſie ſiegte nicht. — Grenzenloſes Elend, Verkrüppelung ihres einſt ſo liebenswürdigen**) Karakters und Geiſtes, wie

*) Liefland, Kurland, Preuſſen und Litthauen; ſelbſt in der kleinen Tartarey findet man noch Lettiſche Stämme.

**) Man ſehe z. B. die Schilderung, die Baczko im erſten Theile der Geſchichte Preuſſens von ihnen, nach Duisburg und andern, entwirft.

wie ihres Körpers, war das Schickſal das ihre barbariſchen Ueberwinder über ſie verhängten.

Ich will verſuchen, ihren Geiſt in einigen flüchtigen Zügen zu ſchildern, und wähle dazu die Schöpfungen ihrer Fantaſie. Mit Recht ſpüret man dieſen bey allen Völkern ſo ſorgſam nach, denn nichts liefert der Völker-Fyſiognomik ſo wichtige Materialien, als eben die Dichtungen, welche, vorzüglich die religiöſen, gleichſam des os sublime, die erecti ad sidera vultus der Nazionen ſind. Hoffentlich wird alſo auch dieſer kleine Beytrag zu einer Zeit, da man die Dichtungen der Galen, Skandinavier, ſelbſt der Hindu und Tahitier ſo unermüdet ſtudiert, einige Theilnahme in Abſicht auf die armen Letten Anſpruch machen. Hätte man ſie deren früher gewürdigt, — vielleicht wären ihre Feſſeln nicht mehr.

— Die Mythologie aller halbgebildeten Völker ſieht einander ähnlich. Wo der Unkultivierte Thätigkeit in der unbelebten Natur zu entdecken glaubt, ahndet er Gegenwart höherer Weſen; und jedes unerwartete Ereigniß muß die That einer günſtigen oder feindſeligen Gottheit ſeyn. Der Lette alſo *) bevölkerte, wie der Grieche und Römer, die Elemente

*) Einzelne Züge der folgenden Nachrichten findet man in Heinrich dem Letten, Hiärn, und andern Liefländiſchen Geſchichtſchreibern, ſo wie in dem preuſſiſchen, denen Maczko folgte. Ich benutze hier vorzüglich eine handſchriftliche Nachricht. Von dem heydniſchen Glau-

mente mit Geistern und schuf sich noch ausserdem über- und unterirdische Welten, um den Spielraum seiner Fantasie noch weiter zu verbreiten als seine Sinne reichten. Sonne und Mond waren wohlthätige Gottheiten, die zum Besten der Erdenbewohner die Sterne erzeugt hatten. Aber dies waren nicht ihre einzigen Kinder; sie hatten noch andere, die auf goldfarbenen Pferden die Welt durchstreiften, Seegen verbreiteten und Pflanzen und Blumen hervorlockten. Im Dunkel der Wälder hauseten göttliche Wesen, aus dem Meere stiegen sie empor, um die Menschen zu besuchen; der Sturm war der Athem einer furchtbaren Gottheit, und der Donner das Waffengerassel der mächtigsten unter allen. In jeder Hütte verbreitete ein besonderer Schutzgeist seinen Segen: Hauswirth nannten sie ihn. Ihre Heerden, selbst ihre geliebten Bienen, denen sie den Meth verdankten, hatten ihre Beschützer. Auch die Geister ihrer Verfahren umschwebten die friedlichen Wohnungen und liessen sich an gewissen Tagen Opfermahle gefallen, bey denen der Hausvater in ehrfurchtsvoller Stille diente. Die obersten aller Gottheiten waren jene berühmten Pehrkuns, Patrimpus und Pihkolles, deren Dienst der Krive zu Romove versah. Jede hatte ihre heiligen Orte, heilige Tagsatzungen und Priester,

Aehnwele, so vormals allhier (in Liefland) im Schwange gewesen, aus dem Dokumentenkasten einer der ältesten adelichen Familien in Liefland.

Aehnliche Züge bietet uns, wie gesagt, die Religion aller halbkultivirten Nazionen dar; individueller karakterisiren sie aber die Feste. Die Letten hatten, wie man leicht denken kann, ihrer eine große Menge. Ich will nur ein Paar derselben beschreiben.

Das erste und wichtigste war allen Göttern, vorzüglich aber dem milden Pergruhbs, Knospenbrüter, gewidmet; daß es im Frühlinge gefeyert ward, erräth man leicht. Sobald günstige Witterung eintrat und die Blüthe des Nußstrauchs ausschlug, berief der Wirschskaitis, Oberbeter, das Völkchen der Gegend in einen heiligen Hayn zusammen. Ein feyerlicher Lobgesang ward angestimmt, dann ein Lämmerpaar, das junge, zierlich geputzte Mädchen herbeyleiteten, geschlachtet, und mit Reisern noch nicht tragender Obstbäume verbrannt: lauter Symbole der Hoffnung. Der Wirschskaitis leerte eine Schaale voll Meth, warf sie hinter sich und sprach: „Mächtiger Pergruhbs, Vater der Lebenden! Du verscheuchest den Winter, sendest deinen Segen aus über die Erde, und es sprießet Gras, es sprießen Blumen auf. Seegne unsere Aecker, und dämpfe das Unkraut! Seegne Wald und Garten! Jedes Aestchen werde ein Ast, daß Menschen und Heerden Schatten finden; jede Knospe werde Blüthe, jede Blüthe eine Frucht, daß Menschen, Bienen und Vögel Nahrung finden und dich preisen durch Genuß.“

Die Menge zog tiefer in den Hayn. Ein junger Stier ward einem höhern Altar zugeführt,

und

und mit empor geſtreckten Händen betete der Prieſter:

Pehrkun, Vater! Deine Kinder leiten
Zum Altare dieſes Opfer ſonder Fehl!
Segne, Vater, Pflug und Saat! Wie Binſen
Prunke kupferothes Stroh, mit groſſen Aehren
Hochgekrönt — mit ächten Körnern fülle ſie!

Alle hagelſchwere, ſchwarze Wolken
Treib hinweg auf große Sümpfe, Wälder,
Breite Wüſten, wo ſie keine Menſchen
Schrecken! Und gieb Sonnenſchein und Regen,
Sanften Regen, daß die Saat bekleibe! *)

Das Opfer geſchah, und eine zweite Schale ward geleert; die dritte gehörte Uhſing, dem Gotte der Bienen, der bey Methtrinkenden Völkern die Stelle des Bakchus vertreten mußte. „Ohne Hüter, „ſprach

*) Ein ähnliches Gebet an den Donnerer findet ſich in dem Werkchen: Ueber die Eſthen und ihren Aberglauben. — Man ſtelle ſich einen Augenblick den Prieſter im Aufzuge ungekünſtelter Ehrwürdigkeit vor, wie er mitten unter einem Haufen von Wilden den Donnergott bittet, keine Menſchen zu ſchrecken, und ihm gegenüber einen Erzbiſchof Albrecht, der, ein wahrer Räuberhauptmann, jährlich in Teutſchland herumzog, um ein neues Heer von Mördern gegen jene Armen zu ſammeln, die — ihren Pehrkun baten, keinen Menſchen zu ſchrecken.

der Wirschskaitis, „irrt deine kleine Heerde in Thälern und auf Bergen, durch Wiesen, Felder und Gärten umher; nur dein Auge zählet sie. Schütze sie! Schütze deine Vögelchen vor der Meise und der Schwalbe und vor Zauberey! Wenn sie im Nebel und Thau mit ämsigem Summen ihr Gold suchen, laß sie nicht vom Schlagregen niedergeworfen, vom Froste gelähmet werden; mehre sie, daß wir dich preisen mögen mit Gesang!"

Ein fröhlicher Tanz, an dem mit religiösem Eifer der Greis an seinem Stabe und der Säugling auf dem Arm der Mutter Theil nahm, beschloß die Feier. Jubelnd zog die Menge den segnenden Wirschskaitis an ihrer Spitze, nun von Dorf zu Dorf, und ward überall freundlich bewirthet. Von diesem herumziehen hieß das Fest „Kurzermi" wo nur Wohnungen sind.

Das Saat- und Erndtefest will ich übergehen, so wie das allegorische Blockfest, wo die ganze Familie, nach geendigten Jahresarbeiten, einen Stamm singend um die Hütte schleppte, dann ihn mit vielen Zeremonien in den Ofen steckte und bey seiner Wärme und Hellung ein frohes Mahl verzehrte. Ich komme dafür zu dem interessantesten, zum Lihgo-Feste.

Lihgo hieß der Gott der Liebe und aller Lebensfreuden bey den Letten; ihm feyerten sie eine ganze Sommernacht hindurch im Feste, das lange zum voraus schon der Gegenstand froher Erwartung für

den

den Mann wie für den Knaben, für das Mütterchen wie für die reifende Schöne, war. An diesem Feste wurden Zwistigkeiten beygelegt und Freyen geschlossen; an diesem Feste besuchten Verwandte einander, die sich das ganze Jahr durch nicht gesehen hatten; der Mann sah bey der kreisenden Methschale seinen entfernten Waffenbruder wieder, die Frau ihre Jugendgespielinnen, das Mädchen in Freyheit ihren Geliebten; für Kinder gab es zu schmausen und zu hüpfen. War es ein Wunder, daß alles schon vorher dieß Fest in frohen Erwartungen genoß, und beym Lihgoruf alle Mühseligkeiten leichter fand?

Kaum brach die heilige Dämmerung ein, so steckte der Wirschskaitis eine beharzete Tonne auf eine hohe Stange und zündete sie an: das war das Zeichen der beginnenden Feyer. Sogleich wallete, mit Eichenlaub und Blumen bekränzt, jede Familie aus ihrer friedlichen Hütte, die Entferntern aus dem Hayne, wo sie sich gelagert hatten, dem freundlichen Scheine entgegen. Ein Horn, ein Dudelsack oder eine Schalmei eröfnete den Zug, und Wagen mit Bier und Meth beschlossen ihn; Opfer, die im eigentlichen Sinne dem Gotte der Freude dargebracht wurden, da sie Freude über eine zahlreiche Versammlung verbreiten sollten. Wer nichts zu bringen hatte, trug wenigstens einen Arm voll wohlriechender Kräuter herbey, irgend einem Freunde einen weichen Sitz zu bereiten. Sobald das brüder-

liche Volk verſammelt war, ſtimmte der Prieſter einen Lobgeſang an, und die ganze Schaar ſtrömte ihren Dank gegen die Gottheit in frohen Tönen aus. Indeß hatten die Weiber das Mahl bereitet, und Reiche und Arme lagerten ſich neben einander ins Gras. Nicht lange ſo hüpften die Jünglinge und Mädchen empor zum Tanz; auch die Kinder hatten ihren Reihen. Die Dudelſäcke ertönten, — und vielleicht hat es nie auf der Erde Scenen allgemeinerer und höherer Freuden gegeben, als eine ſolche Lihgonacht in einem ganzen weiten Lande verurſachte. Tanz, Geſang, kreiſende Schaalen, traulichès Geſchwätz, durch die Schönheit der Jahreszeit noch ſüßer, noch beſeligender gemacht, wechſelten ab, bis die erſten Stralen der Sonne den Aufbruch ankündigten. Mit liebevollem Händedruck und geſtärktem Bruderſinn kehrten Lihgos Kinder zu ihren Geſchäften zurück.

Alle Götter und Feſte vermochten Prieſter- und Adeldruck den Letten zu rauben, nur den Gott der Liebe und Freude ließen ſie ſich nicht ganz nehmen. Die Mönche ſelbſt ſcheinen gefühlt zu haben, daß dieſe Forderung zu hart wäre. Sie ließen alſo das Feſt, nur ſetzten ſie an die Stelle des nordiſchen Amors — den Täufer Johannes. Faſt alle Gebräuche des alten Lihgo Feſtes wurden zu Ehren des jüdiſchen Anachoreten begangen und galten nun nicht mehr für Abgötterey. Itzt prangt, wie man leicht denken kann, ſein Name in den Lettiſchen Feverges

ſängen,

ſängen, aber den Refrein hat er doch noch immer der freudeſpendenden Gottheit laſſen müſſen. Einer z. B. ſingt:

„Gottes Söhnchen, freundlicher Johannes! Was führſt du im Fuder uns her? Blumenkronen für die Mädchen; für die Burſche Mardermützen.“ Aber dann fällt die Menge freudig ein: „Lihgo, Lihgo, Häuschen, Lihgo!“ *)

Man ſieht, daß dies Wort itzt bey den Letten iſt, was das Jo, Evan Evöe bey den Griechen war. Mehrere ſehr kraftvolle Ausdrücke ihrer Sprache kommen von demſelben her, z. B. Lihgoth und Lihgawing. Erſteres heißt im höchſten Maaße jubeln, und letzteres ruft der junge Burſche ſeinem Mädchen zu, wenn er ſie recht herzlich liebkoſen will. Ich weiß kein entſprechendes Wort dafür im Teutſchen zu finden. „Kleine Freudengottheit“ giebt wohl den Sinn wieder, aber nicht die innige Herzlichkeit des Lihgawing.

Dergleichen faſt unüberſetzbare Worte hat die lettiſche Sprache häufig. Sie iſt arm in Rückſicht auf Wiſſenſchaft und Kunſt, aber eine der reichſten an Ausdrücken der Empfindung und an maleriſchen

*) Jst präſidirt der Erbherr bey dem Lihgofeſte nach Vollendung der Saat. Er nimmt die noch gewöhnlichen Beyträge zum Liebesmahle in Empfang und giebt dafür einige Tonnen ſchmales Bier her. Siehe „die Letten in Livland. S. 56.

mal gewiß, daß du ein Thier bist. Du entstehest wie die Thiere, wächsest wie sie, hast ihre Bedürfnisse, ihre Sinnen, ihre Leidenschaften, wirst erhalten wie sie, vermehrest dich wie sie, stirbst wie sie, und wirst wie sie wieder zu einem bißchen Wasser und Erde, wie du vorher gewesen warst. Wenn du einen Vorzug vor ihnen hast, so ist es eine schönere Gestalt, ein paar Hände, mit denen du mehr ausrichten kanst als ein Thier mit seinen Pfoten, eine Bildung gewisser Gliedmaßen, die dich der Rede fähig macht, und ein lebhafterer Wiz, der von einer schwächern und reizbarern Beschaffenheit deiner Fibern herkommt; und der doch alle Künste, womit wir uns so groß zu machen pflegen, den Thieren abgelernt hat.

Agathon.

Wir haben also sehr verschiedene Begriffe von der menschlichen Natur, du und ich.

Hippias.

Vermuthlich, weil ich sie für nichts anders halte, als wofür meine Sinnen und eine Beobachtung ohne Vorurtheile sie mir geben. Doch ich will freygebig seyn; ich will dir zugeben, dasjenige was in dir denkt sey ein Geist, und wesentlich von deinem Körper unterschieden. — Worauf gründest du die Hofnung, daß dieser Geist noch denken werde, wenn dein Leib zerstört seyn wird? Was für eine Erfahrung hast du, eine Meynung zu bestätigen, die von so vielen Erfahrungen bestritten wird? Ich will nicht sagen, daß er

Worten. Wo ein Klang nachzuahmen iſt, giebt der Name deſſelben ihn treulich wieder; wo ein Thier, eine Erſcheinung durch irgend etwas die Fantaſie intereſſiren kann, ſpielt der Name darauf an. Noch immer heißt im vertrauten Geſpräche der Fuchs Bruder Graurock, der Bär Gevatter Breitfuß, der Wolf Waldräuber und Funkelauge, (von dem Leuchten ſeiner Augen in der Nacht) das Nordlicht die Geiſterſchlacht u. ſ. w. Ihr einfacher, allen Eindrücken der Natur offener Geiſt, ihre rege Fantaſie findet faſt ohne es zu wollen, was die Dichter kultivierter Völker oft mühſam ſuchen müſſen, und der Wohlklang ihrer Sprache unterſtützt ſie. Faſt jedes Wort können ſie nach Belieben auf einen Vokal ausgehen laſſen und ihre meiſten Diminutive endigen ſich auf ita und inga, wie viele italieniſche auf etto und ino.*) Auch widerfährt es vielleicht keinem Volke öfterer, daß es, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, in Verſen ſpricht. Man ſieht, daß der Ausſpruch des Verfaſſers der Lebensläufe in aufſteigender Linie Th. 1, S. 72. „Die lettiſche Sprache ſey ſchon halb Poeſie" ſehr gegründet iſt.

Bey

*) Der Italiener kann aus ſeinem Diminutiv wieder ein anderes machen, aber der Lette kann es noch im dritten und vierten Grade. So heißt brahlis, ein Bruder, brahlitis Brüderchen, brahlutis, kleines Brüderchen, brahlutitis, ganz kleines Brüderchen und bahluliuſch verkleinert noch mehr. S. darüber Stenders Grammatik, p. 51.

Bey einer ſolchen Sprache, ſolchen Anlagen und einer ſolchen Mythologie als die alten Letten hatten, konnte es ihnen nie an Dichtern fehlen. Alles ſang, alles dichtete; doch hatten ſie auch ihre beſondern Barden, die Waidelotte und Singenotte, die zugleich Gehülfen der Prieſter waren, und im Schatten der heiligen Hayne Belehrung und Vergnügen ihrem Volke erſonnen. Vornehmlich gab es drey Arten von Gedichten, Dſeesmes (der Litthauer ſagt Giesmes) Lieder ernſthaften Inhalts, Belehrungs- und Schlachtgeſänge, — Singes, bey dem Litthauer Daina, frohe Lieder, und Kalldes, Klag- oder Grabgeſänge. Von allen dieſen exiſtiren jetzt nur ſehr wenige und zwar in den Archiven alter adelichen Familien, *) und der Grund ihrer Vernichtung liegt in der Geſchichte.

Mit fürchterlicher Konſequenz erklärten nemlich die Mönche die Götter der Letten für Teufel, und ihre Gebräuche und Geſänge für verbrecheriſch. Wenn ein Lette oder Eſthe bey Begehung der erſtern ertappt wurde, ward er vormals verbrannt, ſpäterhin erhielt er die Kirchenſtaupe, und oft war ſchon das Abſingen eines alten Liedes Veran-

*) Ich werde vielleicht künftig dem Publikum ein Paar deraleichen vorlegen, unter andern den Grabgeſang Ayſens und Darnns, ein Siegeslied nach Zurücktreibung der Seeräuber von Sahnoſemnes oder Oeſel und ein Todlied auf Ymand, der den Biſchoff Berthold erſtach.

laſſung zu harten Strafen. Die beabſichtigte Folge konnte nicht ausbleiben. Ein Volk, dem abſcheulich gemacht ward was ihm ehrwürdig war, dem unter dem entſetzlichſten Druck auch der letzte Stab, das Andenken ſeiner hochherzigern und edleren Vorfahren geraubt wurde, mußte bald durch das Gefühl ſeines Unglücks und ſeiner erzwungenen Beſchränktheit zur Verworfenheit herabſinken. Die Vorzeit war ihm geraubt; wo ſollte es Muth hernehmen, für eine glücklichere Zukunft zu wirken? Dumpf und betäubt ſchleppte es die Laſten der Gegenwart, wie der Pflugſtier das Joch, und ſchien bald nur dazu geſchaffen.

Sobald das Loos der Leibeigenheit dieſer Nazion gefallen war, verſtummte ſie; weinend entfloh ihr Genius, und — lange ſchon, ein halbes Jahrtauſend ſchon, harrt er vergebens glücklicher Zeiten, die ihm die Rückkehr erlauben. Was unter dem Volke ſelbſt noch aus der beſſern Periode übrig geblieben iſt, ſind kleine Fragmente, unbedeutende Liebeslieder und Fabeln. In dieſen ſcheint, wie die oben angeführten Ausdrücke bezeugen, die Hauptſtärke der alten Volkslehrer gelegen zu haben. Ich muß dem Leſer wenigſtens eine der noch übrigen vorlegen, und überlaſſe ihm ſelbſt die Schlüſſe, die ſich aus denſelben ziehen laſſen.

„Als Pehrkun, hört ich einſt einen blinden Greis ſeinen Enkeln erzählen, die Welt gebohren hatte, ſah Pokulus voll Neid, daß alles ſchön

und

und gut war. Das allgemeine Glück verdroß ihn; er ſchuf den Waldräuber (den Wolf). Starke Knochen und Zähne gab er ihm, einen dicken Pelz und immer hungrigen Magen; nur ihm Leben zu ertheilen, vermocht er nicht. Da kam er zu Pehrkun und ſprach: „Freund, du haſt ſo viele und ſchöne Dinge gemacht, laß mir auch das Vergnügen etwas zu ſchaffen. Mein Sohn da iſt häßlich und unförmlich, aber ich werde ihn doch lieben. Gieb ihm Leben.“ Pehrkun lächelte; „du willſt das Verderben meiner lieben Schäfchen, ſagte er, aber dein Scheuſal wird Urſache ſeyn, daß die Reichen viele Armen ernähren, viele Waiſen als Hüter erziehen werden: es lebe!“ — Der ehrliche Alte fügte keine Moral hinzu, aber die Kinder ſannen nach und fanden ſie gewiß, — obgleich ein Kunſtrichter über die Erzählung den Kopf ſchütteln möchte.

Die lettiſchen Geſänge, wovon ein Nachklang übrig geblieben iſt, ſind von drey ganz verſchiedenen Gattungen. Die erſte beſteht aus den erwähnten Fragmenten, gewöhnlich nur zwey oder vier Zeilen ohne Reim, die mehr in Sprüchwortsform als wie Lieder, unter dem Volke herumgehn. Man erkennt ſie an den Gottesſöhnen, Sonnentöchtern, Erdgöttern u. ſ. w. die darinn vorkommen. Ein längeres Ganzes läßt ſich wohl nicht mehr aus denſelben zuſammenſetzen. Wer die alte Dichtungsart der Letten kennen will, muß ſie in dem ſtudieren, was ihre Unterdrücker zufällig aufbehielten.

Die

Die zweyte Gattung enthält Gedichte teutschen Ursprungs. Der ehrwürdige Präpositus Stender wollte auf den Geist seiner Anvertrauten durch die Produkte gebildeterer Nazionen wirken. Er übersetzte, und zwar sehr glücklich, viele teutsche Lieder ins Lettische. Sie fanden in wohlhabenden Gegenden Beyfall und der Reisende wird dort oft sehr angenehm überrascht, wenn er die lettische Hirtin bey ihrer Heerde eine bekannte Melodie anstimmen hört, hinlauscht, und ein reitzendes Liedchen von Weisse oder Hölty im lettischen Gewande wieder findet: eine Freude, die ich sehr oft gehabt habe. Indeß zeigen diese Produkte, so wohlgerathen sie auch sind, mehr von der Biegsamkeit der lettischen Sprache, als von dem Geist der Nazion. Nur im Munde der Schönen hüllt dieser sich noch in Wort und Melodie. Der liefländische Parnaß hat nur Musen, keinen Apoll. Mann und Jüngling, selbst das Weib trägt mit stummem Ernst die Last des feindlichen Schicksals; nur den Mädchen läßt ihr leichtes Joch Muth genug, mit jugendlich regem Gefühl Rosen in ihre Dornenkrone zu flechten.

Mädchen sind die Nazionaldichter: dies karakterisirt ihre Gesänge mit einem Zuge ganz. Fast alle drehen sich nur um die großen Angelegenheiten dieses Geschlechts: Liebe, Bewerbung, Hochzeit, oder sind kurze Ausbrüche irgend einer Empfindung, oder einer schalkhaften oft bittern Laune, kurz hingeworfen und vergänglich; Schmetterlinge, die bey

einem

einem heitern Sonnenblicke emporgaukeln und in der nächſten Minute nicht mehr geſehen werden. Gewöhnlich enthält ein ſolches Lied nur zwey oder vier Zeilen, die in einer einfachen Melodie ſehr monotoniſch abgeſungen werden, und am Ende fällt der Chor mit der Oktave des Grundtons in einem lang gezerrten Oh! ein. Es giebt aber doch auch längere Lieder, die immer wieder geſungen werden. Ich will hier von beyden Gattungen einige mittheilen, obgleich mit Bedauern, daß ich nur den Sinn, nicht die urſprüngliche reitzende Naivität wieder geben konnte.

I.

Lied der Bewerbung.

Freundliches Mütterchen! lieblich und ſchön
Iſt dein Töchterchen, ſchön wie der goldne Mohn!
Schön und ämſig dazu wie die Schwalbe
Wenn ſie ihr Neſt baut. Mütterchen gieb,
Gieb mir die liebliche Wirthinn, daß der Vater ſich freue!
Seidene Tücher kauf ich ihr an und breite
Flatternde Bänder. In zierlicher Haube
Beſucht ſie Mütterchen dann, und ſie nicht allein,
Schmeichelnde Enkel ſetzt ſie auf Mütterchens Schooß.
Giebſt du mir nicht die wirthliche Schöne,
So ſterb ich vor Sehnen, und wo begrabet ihr mich?
„Im Roſengarten, Nebelauge, begraben wir dich.

„Unter

„Unter Roſenblättern ſollſt du mir ſchlummern.
„Stattliche Roſen umkränzen jeden Frühling dein Grab,
„Und am feſtlichen Morgen laufen alle,
„Alle Mädchen ans Grab und ſchmücken ſich da" —
Freundliches Mütterchen, doch — doch gieb mir lieber die Tochter.

c.

Brautlied.

Hinter dem Hauſe wuchs eine Linde.
Ich Springerin, Meiſe,*) hüpfte hinauf,
Von Aeſten zu Aeſtchen hinauf.
Schon auf dem dritten erblickt' ich die Freyer;
Stattliche Freyer! Neun Wagen ziehn
Und hundert junge ſpringende Pferdchen heran.
Eile, Schweſterchen, eil' in die Kammer,
Ordne dein zierliches Haar und rücke den Kranz.
Mutter, ſchmücke ſie ſchön mit buntgenäheten Decken.
„Die Mutter ſchmückt mich nicht, ſie weinet zu ſehr"
So ſchmücke die Schwägerin dich, die weinet ja nicht.
„Die Schwägerin ſchmücket mich nicht, wir lebten in Hader! —
„Schmücke nun Schwägerin mich, nun trennen wir uns;
„Nun ſind unſere Aecker getheilt." —

Daß

*) Der Glückvogel unter den Letten.

Daß übrigens die Schwägerinnen wohl Urſach zum Zürnen haben mögen, bezeugt folgender Sarkasm, den man oft abſingen hört:

Glücklicher Bruder!
Wer hat ein goldneres Liebchen als du?
Die Hündin wäſcht dir die Schüſſel,
Die Ziege blattet den Kohl!
Chor: Oh!

In ſolchen Sarkasmen zeigen dieſe Improviſatricen die größte Stärke, und dem geringfügigſten Umſtand wiſſen ſie dieſelben anzuſchmiegen. So beſuchte einſt ein adelicher Knabe (mit ſeinem Lehrer) eine lettiſche Hochzeit. Er hatte einen Pelz von Iltisfellen an, denen man bekanntlich die Schweife läßt. Kaum war er herein getreten, ſo ſtimmte ein ſchalkhaftes Mädchen an:

Unſer gnädger Junker trägt
Einen Pelz von Ratzenſchwänzen.
Chor: Ratzenſchwänzen.
Künftig wird er ſelber Katze
Und uns Mäuschen rupft er dann.
Chor: Rupft er dann.*)

Eben

*) Ich kann mir es nicht verſagen, hier eine Anekdote anzuführen, die den Witz der Letten noch mehr zeigt, als jene Bitterkeit. Auf einer Reiſe hörte jemand im Kruge eine Menge Bauern darüber ſtreiten, ob die Prop-

pagan-

Eben dies Mädchen ſang denſelben Abend nach einem Streite, in dem ein ſchwacher Kleiner ihren rüſtigen Liebhaber angegriffen hatte, aber ſchlimm weggekommen war:

Mit dem rechten Hinterfuße
Schlug ein Haaſe aus und traf,
Traf mein Brüderchen!
Armer Bruder! Gerne hätt ich,
Gerne dich gerettet, nur —
Konnt ich vor Lachen es nicht.

Hier ſind ein Paar gefälligern Inhalts.

I.

Bienenlied.

Hochgeprieſen ſey die Biene,
Die im Nebel Schätze ſucht
Und im Sonnenſtrale ſitzend
Goldne Kronen flicht.

Kleine Bienen, große Bienen,
Honigwaben machen ſie. —

Kleine

pauzion eine Arbeit ſey. Endlich erhob ſich hinter dem Tiſch ein Geſicht, in dem man zwiſchen dem zottigten Bart und zotti-ten Haar kaum Naſe und Augen unterſcheiden konnte: „Thoren! ſprach es: wenn es eine Arbeit wäre, hätten wir's nicht längſt auf dem Hofe zur Frohne thun muſſen?“

Kleine Schweſter, große Schweſter,
Sey der Männer Pflegerin.

2.

Die frühe Lerche.

Liebliche Sängerin, kleine Lerche, woher,
Woher ſchon ſo früh? Noch decket Büſche und Stop-
peln
Funkelnder Schnee, der graue Stein nur iſt bloß
Und mummend liegen noch all meine Schäfchen im
Stall.
Liebliche Lerche, fliehe, damit nicht der Habicht,
Der tückiſche Habicht dich haſcht! — Im goldnen
Wagen
Raſſeln um die Ecke des Waldes gnädige Herrn:
Schweſterchen Lerche, nun fliehe ich auch! —

Weimar. Merkel.

zu nichts werde; aber dein Leib verliehrt durch den Tod die Form die ihn zu deinem Leibe machte; woher hoffest du, daß dein Geist die Form nicht verliehren werde, die ihn zu deinem Geiste macht?

Agathon.

Weil ich mir unmöglich vorstellen kann, daß der Oberste Geist, dessen Geschöpfe oder Ausflüsse die übrigen Geister sind, ein Wesen zerstören werde, das er fähig gemacht hat, so glüklich zu seyn, als ich es schon gewesen bin.

Hippias.

Ein neues Vielleicht? Woher kennst du diesen obersten Geist?

Agathon.

Woher kennst du den Phidias, der diesen Amor gemacht hat?

Hippias.

Weil ich ihm zusah wie er ihn machte; denn vielleicht könnt eine Bildsäule auch entstehn, ohne daß sie von einem Künstler gemacht würde.

Agathon.

Wie so?

Hippias.

Eine ungefehre Bewegung ihrer kleinsten Elemente könnte diese Form endlich hervorbringen.

Agathon.

Eine regellose Bewegung ein regelmäßiges Werk?

Hippias.

Warum das nicht? Du kanst im Würfelspiel von

unge-

VII.

Ueber die vermeinten alten Feſtungswerke in Nord-Amerika*).

Auszug eines Briefes.

Sie erinnern ſich, daß wir letzthin von den alten Feſtungswerken ſprachen, die man in einigen Gegens

*) Die Nachricht von den Nordamerikaniſchen Feſtungswerken hat, ſeit Carver zuerſt ſeine Nachricht davon bekannt gemacht hat, Voyages p. 56 ff. überall viel Nachforſchungen und Unterſuchungen veranlaßt. Meiners hat ſie in ſeiner Beſchreibung alter Denkmäler S. 16. zu ſehr ungleichartigen andern Erzählungen geſtellt. In London gab ein Hr. Benjamin Smith Barton Obſervations on ſome part of natural hiſtory, London, Dilly 1788. heraus, wo eine weitläuftige Abhandlung über dieſe vermeintlichen Spuren der älteſten Bevölkerung Nordamerikas voran ſteht. Noch ganz neuerlich hat der Major Jonathan Hart in den Transactions of the American philoſophical Society. Vol. III. n. 25. einen Brief on the ancient Works of Art in the weſtern Country an jenen Hrn. Barton abdrucken laſſen, worinn alles geſammelt iſt, was man von dieſen Denkmälern an dem Ohio, Scioto, Miami und andern in den Miſſiſippi ausſtrömenden Flüſſen bis jetzt weiß oder nicht weiß. Bey Grave-Creek gehn ſie, nach Hrn. Hart's

genden von Nordamerika, am Miſſiſippi und anderswo, gefunden haben will, und daß ich Ihnen ſchon damals meine Zweifel zu erkennen gab, ob dies nicht vielmehr Spiele und Produkte der Natur ſeyn könnten. Eine Stelle, die ich kürzlich in einem ſehr merkwürdigem Aufſatze von Hrn. Trulle' dem ältern, über die Thäler an der Somme, (welcher Fluß bekanntlich das gegenwärtige Departement dies

Hart's Ausſage, 10 Meilen weit bis an den Ohio und beſtehen in circular redoubts, ditches, walls and mounds ſcattered in every direction. Es ſind gewiß keine indiſchen Grabhügel, cairns; aber ſie beweiſen, meint der Verf. keinen geringen Grad von Kultur. Am merkwürdigſten iſt aber folgende Stelle in eben dieſem Aufſatze: „There are unequivocal proofs, that in the paſt ages the waters of the Miſſiſippi flowed 70 feet higher than at preſent. Was bedarf es, möchte man auch hier ausrufen, weiteres Zeugniſſes? — Die von Hrn. v. K. in dieſem Briefe vorgetragene Erklärung hat ſo viel einladende Wahrſcheinlichkeit, daß man in der That Mühe hat, ſie nicht ſogleich auch auf eine Menge anderer Thatſachen, ſelbſt in der Sagengeſchichte und Mythologie des alten Griechenlands, überzutragen. Der ſcharfſinnige Bergier gieng allerdings zu weit, wenn er in jeder Mythe des Herculeſ einen Damm oder eine Ablaſſung eines ſtehenden Sees entdeckt. Aber von dergleichen ſtagnirenden Flüſſen finden ſich doch in der That ſo viele Spuren im Alterthum, daß auch darum die hier in Anregung gebrachte Materie von Geologen und Archäologen eine wiederholte, genauere Unterſuchung verdienet.

ſes Nahmens, die ehemalige Pikardie, durchfließt) in dem Magazin Encyclopédique, Tom. V. 2 de Année, gefunden habe, hat mich wieder darauf gebracht, und mich in meiner Meinung noch mehr beſtätiget. Es würde zu weitläuftig ſeyn, Ihnen einen Auszug aus dieſer ganzen Schrift zu geben, ſo wichtig ſie mir auch ſcheint, und ſo ſehr ich es gewünſcht hätte. Aber viele der Beobachtungen ſind zu eigen für jene Gegenden beſtimmt, und gehören nur dem Geologen, ob ſie gleich für dieſen ſchöne Reſultate liefern.

Die Stelle, worauf es hier ankommt, ſteht S. 16. und lautet folgendermaßen: „Die übrigen Kennzeichen des mittleren Standes der Waſſer bey Ebbe und Fluth in dieſem ehemaligen See, (beym Ausfluſſe der Somme) findet man in den Tuffſtein-Maſſen und Lagen, die hier in mancherley Richtungen hinſtreichen. Dieſe Tuffſteinlagen ſind unter dem Waſſer entſtanden, und haben ſich durch die Strömungen auf ſo beſondere Weiſe gebildet, daß man ſie durchaus für Verſchanzungen (rétranchemens) halten könnte, die von Menſchenhänden gemacht worden. Ihre Länge beträgt, bald mehr bald weniger, funfzehn bis zwanzig Fuß, und ſie halten, auf dieſe Weiſe, zehn bis fünf und zwanzig Fuß in der Höhe. An gewiſſen Stellen laufen ſie mit dem Hügel parallel fort, an andern ziehen ſie ſich mitten durch das Thal. Eines von ihnen ſchließt (dem Lager Cäſars bey Tirencourt, Pecquigny nahe gegen

gegenüber) das Thal ſchräg zu; ein anderes ſetzt in genauer Linie durch, (zwiſchen Pont-de-Remy und Coquerel) noch ein anderes erhebt ſich aus dem trocknen Thale von Francière, bey Hangeſt u. ſ. w.

Halten Sie nun mit dieſem die Stelle in Karvers Reiſen, der noch am genaueſten jene Nordamerikaniſche Feſtungswerke beobachtet haben will, zuſammen, und ich laſſe Sie ſelbſt die Vergleichung machen. Die Stelle aber (Karvers Reiſen S. 38.) heißt ſo: „Ich ſtieg eines Tages am Ufer des Miſſiſippi, etliche Meilen unterhalb des Sees Pegin, ans Land, und während der Zeit daß meine Gefährten mein Mittagseſſen zurecht machten, ging ich herum, um die Gegend in Augenſchein zu nehmen. Ich war noch nicht weit gegangen, als ich auf eine hübſche und offne Ebene kam, auf der ich in einer Entfernung eine Erhöhung anſichtig ward, die wie eine Verſchanzung ausſah. Wie ich ſie genauer unterſuchte, ſo fand ich noch größere Urſache zu glauben, daß ſie wirklich vor einigen Jahrhunderten zu dieſem Endzwecke gedient habe. Sie war zwar jetzt ganz mit Gras bewachſen, allein ich konnte deutlich unterſcheiden, daß ſie ehemals aus einer vier Fuß hohen Bruſtwehr beſtanden, die ſich faſt auf eine Meile erſtreckte, und Raum genug für fünf tauſend Mann hatte. Ihre Figur war beynahe kreisförmig, und ihre Flanken erſtreckten ſich bis am Fluß. So ſehr dies Werk auch durch Läns

ge der Zeit gelitten hatte, so konnte man doch noch jeden Winkel daran unterscheiden, und es schien so regelmäßig und mit so vieler Kriegskenntniß aufgeworfen zu seyn, als ob Vauban es selbst angelegt hätte. Der Graben war nicht mehr sichtbar, allein es schien mir doch bey genauer Untersuchung, als ob einer da gewesen wäre. Auch seine Lage scheint zu beweisen, daß es zu einer Festung diente. Die Vorderseite davon stieß auf die Ebene und die Hinterseite auf den Fluß. Es gab in der Nähe keine Höhe, von der man es hätte bestreichen können, und nur etliche Eichen standen zerstreut um dasselbe herum. Die Tiefe des Bettes von Erde, womit es bedeckt war, bewies sein hohes Alter. Ich untersuchte alle Winkel und übrigen Theile mit grosser Genauigkeit, und habe oft nachher bedauert, daß ich nicht auf der Stelle einen genauen Abriß davon genommen. Zum Beweise, daß diese Beschreibung nicht von einer erhitzten Einbildungskraft herühre, erfahre ich nach meiner Rückkunft, daß Herr Pierre und verschiedne Handelsleute ähnliche Verschanzungen entdeckten, über die sie einerley Bemerkungen mit mir machten, ohne sie doch so genau untersucht zu haben als ich es that. Wie ein Werk von dieser Art in einem Lande entstehen konnte, das nach unsrer Meynung bisher blos der Sitz des Krieges zwischen unwissenden Indiern war, deren ganze Kriegswissenschaft vor zweyhundert Jahren noch blos im Bogenspannen bestand, und deren ganze Verschanzung noch jetzt ein dicker Busch

ist,

iſt, wage ich nicht zu beſtimmen. Ich habe eine ſo genaue Beſchreibung von dieſer ſonderbaren Erſcheinung gegeben als mir möglich war, und überlaſſe es künftigen Unterſuchungen zu entſcheiden, ob ſie von Natur oder Kunſt herrühre. Vielleicht geben meine Muthmaßungen Anlaß, die Sache einer genauern Betrachtung zu würdigen, die uns vielleicht ganz verſchiedene Begriffe von dem alten Zuſtande von Reichen machen wird, welche wir bisher blos für eine Wohnung der Wilden von den älteſten Zeiten an gehalten haben."

Hier haben Sie alſo die ganze Stelle. Ich muß Sie erſtlich die Gegend bemerken machen, wo ſich dieſe Verſchanzungen gefunden haben, nemlich am Ufer des Miſſiſippi, wenige Engl. Meilen vom Peginsſee. Dieſer See wird in der Karte, die uns Herr Karver giebt, ſelbſt als ein Theil des Miſſiſippi angezeichnet, und iſt daher, wegen Zuſtrömungen des Fluſſes, mehrern Veränderungen und wahrſcheinlich einer weitern Ausdehnung unterworfen geweſen. Nun beweiſet Herr Trauſle' in ſeiner Abhandlung, daß ähnliche Verſchanzungen am Sommefluß, als Lagen von Tuffſtein, ſich durch die Zuſtrömungen der Ebbe und Fluth gebildet haben; und er nimmt an, daß alle groſſe Flüſſe, minder oder mehr, ehemals als Seen exiſtirt hätten, die ſich nur durch die Zeit enger zuſammengezogen, damals aber noch mit dem Hauptmeere in Verbindung geſtanden hätten. Da ſich nun aber dieſe Verſchan-

zungen blos an den Ufern der groſsen Flüſſe in Nordamerika befinden, und in einer mit Hrn Traulle's Bemerkungen ſo ähnlichen Verbindung der Umſtände; ſo iſt wohl fürs erſte nicht zu zweifeln, daß ſie mit denen an der Somme ähnlichen Urſprung haben. Was ferner Hr. Karver bemerkt, daß die Gegend umher eben und flach ſey, und keine ausgezeichnete Anhöhe ſich in der Nachbarſchaft befinde, ſtimmt gleichfalls mit Hrn. Traulle's Bemerkungen vollkommen überein, nemlich, daß dieſe kleinen Erhebungen blos das Werk des von der Ebbe und Fluth zuſammengeführten Sandes und Schlammes ſeyen, über welchen ſich nachher die Lager von Tufſtein angeſetzet. Weit wichtiger für die Bemerkung wäre es geweſen, wenn Hr. Karver die innere Beſchaffenheit dieſer erhöheten Erdlagen hätte unterſuchen wollen; daraus würde es ſich eher ergeben haben, ob es nicht von der Natur bereitete, ſondern von Menſchenhänden zuſammengeführte Erdhaufen wären, welche letztere ſich doch ſchwerlich bey einem ſo langen Verfalle der Zeit, wie man hiezu annehmen müſste, ſo kenntlich würden erhalten haben. *)

Ich

*) Noch Eins muß ich hier bemerken, daß nemlich die Urſache der Lage, welche, wie Herr Karver bemerkt, jene Verſchanzungen vorzüglich zu Veſtungswerken dienlich machte, ſich leicht erklären läßt, wenn man annimmt, daß der Fluß bey engerer Zuſammenziehung in ſein Beite, die hintere Seite derſelben mehr abgeſchnitten habe, die vorderen Seiten hingegen,

gegen

Ich füge nicht mehr hinzu, weil Sie die übrigen Vergleichungen bey Leſung der intereſſanten Abhandlung des Hrn. Traulle' ſelbſt machen werden. Sie erlauben mir nur noch, daß ich Ihnen ein paar Stellen aus Büffon anführe, welche bezeugen, wie gewöhnlich ſich dieſe Feſtungs-ähnliche Geſtalt in Thälern und Gebirglagen, als eine Wirkung der hindurchſtrömenden Waſſer, auf unſerem Erdboden gebildet habe. Im zweyten Theile ſeiner Naturgeſchichte, über die Unebenheiten des Meergrundes und über die Meerſtröme, ſagt er: „Wenn man dieſes wohl begriffen hat, ſo wollen wir nun einen ſehr wichtigen Grund von dem angeführten beſondern Umſtand, oder von den zuſammenpaſſenden Winkeln der Berge und Hügel angeben, die ſich allenthalben zeigen und in allen Ländern des Erdbodens beobachtet werden können. Wenn man einen aufmerkſamen Blick auf Bäche, Flüſſe und alle ſtrömende Waſſer werfen will, ſo wird man gewahr, daß die Ufer, zwiſchen denen ſie laufen, allemal einander wechſelsweiſe entgegen ſtehende Winkel machen. Wenn alſo ein Strom ſich irgendwo krümmet, ſo bildet eines von ſeinen Ufern, an der einen Seite, einen Vorſprung oder einen ins Land eintretenden Winkel, und bey allen Krümmungen eines Stromes

gegen die Ebne zu, ſich leichter durch die wahrſcheinlich noch ſtehenden Waſſer des Sees gebildet haben. Uebrigens habe ich doch auch nie von Verſchanzungen gehört, welche man auf dieſe Art an Flüſſe ſetzte, auſſer vielleicht bey Uebergängen über Brücken.

wird dieſe Zuſammenpaſſung der einander wechſelsweiſe entgegenſtehenden Winkel angetroffen. Sie hat wirklich ihren Grund in den Geſetzen der Bewegung des Waſſers, und in der gleichmäßigen Wirkſamkeit der flüſſigen Körper. Es würde uns auch gar nicht ſchwer fallen, die Urſache dieſer Wirkung anzugeben; allein was brauchen wir hier mehr zu wiſſen, als daß dieſe Wirkung allgemein und durchgängig bekannt iſt? Denn der Augenſchein lehrt einen jeden, wenn das Ufer eines Stromes z. B. zur Linken ins Land einſpringt, daß hernach das entgegengeſetzte Ufer allezeit zur Rechten aus demſelben hervortritt."

Und weiter unten: „Es iſt alſo gar kein Wunder, wenn unſere, vom Seewaſſer ehemals bedeckte und aus dem Bodenſatz deſſelben erzeugten Hügel und Berge, durch die Bewegung des Waſſers in den Meerſtrömen dieſe regelmäßige Bildung, und lauter einander wechſelsweis entgegenſtehende Winkel erhalten haben." —

So weit Buffon, und ob ich gleich nicht die Aegyptiſchen Pyramiden als erſte Erzeugungen aus dem Waſſer annehmen möchte; ſo mag ſich doch auf unſerm Erdboden noch manches finden, das durch die beſondere Art ſeiner natürlichen Hervorbringung, als ein Werk der Kunſt oder des menſchlichen Fleiſſes, den nicht ſehr aufmerkſamen Beobachter täuſchen könnte.

v. K.

VIII.

Rom behalte ſeinen Apollon und Laokoon.

Paris den 6. April 1797.

Ich ſende Ihnen hier einen Aufſatz, den ich im Hiſtorien abdrucken ließ, der aber gewiß auch vielen Leſern des teutſchen Merkurs nicht unangenehm ſeyn wird. Es betrift ja eine Sache der civiliſirten Menſchheit, ein Mittel der höhern Kultur, deſſen Unverletzbarkeit jedem ächten Kosmopoliten wichtig ſeyn muß.

Alle Bildungskunſt beruht auf der Beobachtung der Menſchengeſtalt; dieſe iſt ihr Typus und Urbild. Da nun der höchſte Grad von Schönheit und Vollkommenheit dieſer Geſtalt in den Ländern nordwärts der Alpen niemals einheimiſch und folglich der Begriff davon den Völkern dieſer Gegend fremd iſt; ſo bleibt dieſen, um zur Vollkommenheit in den Künſten zu gelangen, kein ander Mittel übrig, als das Studium der Werke derjenigen Völker, die ſich nach einer vollendeten Natur ausgebildet haben. Offenbar iſt alſo die Vereinigung dieſer Werke das einzige zweckmäſſige Mittel zur Beförderung und Erleichterung dieſes Studiums, und offenbar muß die Zerſtreuung derſelben der neuern Kunſt einen unerſetzlichen Schaden bringen. Dieſe einfachen Begriffe von der Kunſt und ihren Mitteln

ſind

ungefehr alle drey werfen. So gut als dieſes möglich iſt, könnteſt du auch unter etlichen Billionen von Würfen einen werfen, wodurch eine gewiſſe Anzahl Sandkörner in eine cirkelrunde Figur fallen würde. Die Anwendung iſt leicht zu machen.

Agathon.

Ich verſtehe dich. Aber es bleibt allemal unendlich unwahrſcheinlich, daß die ungefehre Bewegung der Elemente nur eine Muſchel, deren ſo unzählich viele an jenem Ufer liegen, hervorbringen; und die Ewigkeit ſelbſt ſcheint nicht lange genug zu ſeyn, nur dieſe Erdkugel, dieſen kleinen Atomen des ganzen Weltalls auf ſolche Weiſe entſtehen zu machen.

Hippias.

Es iſt genug, daß unter unendlich vielen ungefehren Bewegungen, die nichts regelmäßiges und dauerhaftes hervorbringen, eine möglich iſt, die eine Welt hervorbringen kann. Dieſes ſezt der Wahrſcheinlichkeit deiner Meynung ein Vielleicht entgegen, wodurch ſie auf einmal entkräftet wird.

Agathon.

So viel als das Gewicht einer unendlichen Laſt, durch die Hinwegnahm eines einzigen Sandkorns.

Hippias.

Du haſt vergeſſen, daß eine unendliche Zeit in die andere Wagſchale gelegt werden muß. Doch ich will dieſen Einwurf fahren laſſen, ob er gleich weiter getrieben werden kann; was gewinnt deine Meynung dadurch?

ſind indeſſen, ſelbſt unter den aufgeklärten Nazionen, noch nicht allgemein genug bekannt, und die franzöſiſche Regierung hat daher neuerlich einige Verfügungen gemacht, die dieſen Grundſätzen durchaus entgegen ſind. Es iſt zwar dem Direktorium ſchon vor mehrern Monaten eine Vorſtellung dagegen übergeben worden, die von 50 der erſten franzöſiſchen Künſtler unterſchrieben war, worinn die nähere Unterſuchung der Sache und ein Rapport darüber durch das Nazionalinſtitut verlangt wurde; allein dieſe Vorſtellung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung. Indeſſen iſt die Sache nun zur Sprache gekommen, und wird nun ſowohl zu Paris als in London in Schriften und öffentlichen Blättern debattirt, und es iſt um ſo mehr Hoffnung daß die Antiken in Rom bleiben, da die griechiſchen Kunſtwerke, die nach Paris gebracht werden ſollen, nicht anders als über Meer, und alſo erſt nach dem Schluß des allgemeinen Friedens, transportiert werden können. — Es iſt daher höchſt nöthig die Aufmerkſamkeit der teutſchen Nazion, die bey dieſem Frieden eine Hauptrolle haben wird, auf dieſen Gegenſtand zu lenken. Auch das geſetzgebende Korps der Republik wird ſich nun für dieſe Sache und für die Erhaltung der Monumente in Italien intereſſiren, und dieſe Meynung wird durch die allgemein lobenswürdigen Wahlen mehrere entſchloſſene Vertheidiger im Rath der 500 erhalten.

David Vogel Baumeiſter von Zürich.
Paris rûe du Colombier No. 1334.

Brief

Brief an Hrn. Dupont de Nemours.

(Aus dem Hiſtorien n. 271.)

Die Idee, die Hauptſtadt des großen Volks, das nun die Bürgerfreyheit in Europa feſt gegründet hat, mit allem zu verherrlichen, was menſchliche Kunſt und Genie Erhabenes und Vortreffliches hervorgebracht; alles dort zu vereinigen, was zum Unterricht dieſer Nazion und des menſchlichen Geſchlechtes dienen kann, iſt wahrhaft groß und für die franzöſiſchen Bürger hinreißend. Allein der Enthuſiasmus für dieſe Idee ſoll die Nazion nicht über die Achtung für das hinausſetzen, was Wahrheit und Weisheit erfordern, und was im gegenwärtigen Falle nur von den Wenigen voraus bemerkt werden kann, die in den höhern Geheimniſſen der Kunſt und ihrer Geſchichte unterrichtet ſind.

Die Meiſterſtücke der Kunſt, beſonders der griechiſchen Bildungskunſt, werden in Paris weder für den Unterricht des Künſtlers, (ſelbſt des franzöſiſchen) noch für den Genuß des gebildeten Kunſtliebhabers, nie das ſeyn können, was ſie ihnen in Rom ſind, weil dieſe Meiſterſtücke in Paris nicht mehr, wie dort, in Verbindung mit ſo mancherley Monumenten und Gegenſtänden ſtehen, die zu ihrer Erläuterung und dazu dienen, ihren Werth tief zu fühlen, ſie ganz uns im Zuſammenhange unter ſich und mit andern zu ihnen gehörigen Gegenſtänden zu umfaſſen, und die wahren Grundſätze

der

der Kunſt dadurch zu entdecken, daß man den Gang des Genies in der Kunſt in ſeiner natürlichen Folge bemerken und durch alle Zeitalter verfolgen kann. In Paris wird dem Künſtler und dem Kunſtliebhaber der Vortheil fehlen, den ſie in Rom genießen, die Meiſterſtücke der Kunſt neben und in Gegenwart eines Menſchenſtamms zu ſehn, deſſen vollendete Geſtalt und Bildung zum nöthigen Kommentar dieſen Kunſtwerken dienen. In Paris werden dieſe Kunſtwerke nicht mehr unter dem heitern Himmel und in der reinen Luft Italiens ſtehn, die ſo viel dazu beytragen, die unbeſchreibliche Reinigkeit der griechiſchen Formen zu faſſen; auch werden ſie dieſelben in Paris nicht mehr von den unzerſtörbaren Monumenten altrömiſcher Gröſſe, Pracht und Kunſt, nicht mehr von dem herrlichen Gebäude umgeben ſehn, das die Natur ſelbſt zum würdigen Schauplatze für die Wunder der Kunſt gebildet zu haben ſcheint.

Ueberdies iſt das Klima der Stadt Paris, die unter dem 29ſten Grad der Breite liegt, das ſo vielen ſchnellen und heftigen Veränderungen der Luft und Witterung unterworfen und 5 Monate im Jahre mit Nebeln und Dünſten erfüllt iſt, gewiß nicht das ſchicklichſte in Frankreich, weder zur Ausſtellung noch zur Erhaltung der Werke hoher Kunſt. Auguſtus, ſelbſt ein Kunſtkenner, und von den großen Männern und Künſtlern ſeines Zeitalters berathen, verlegte das allgemeine Muſeum der auserleſenſten griechiſchen Kunſtwerke für das römiſche

Reich

Reich auf die Insel Samos und in den dortigen alten Junotempel, der ein ὑπαίθρον, d. i. dessen mittleres Schiff unbedeckt war. *)

Die Monumente aller alten Kunst, sind Werke des Genies erloschener Nazionen, welche die nahe Barbarey der Römer von den Gräbern des Heldenvolks weggeraubt hat, das der Eigenthümer und Urheber derselben war. Sie gehören nun dem ganzen menschlichen Geschlechte, und können mit Recht nie das besondere und ausschließende Eigenthum, weder einer Nazion noch einer Person werden. Die Staaten und Partikulären Italiens haben sich das Eigenthum dieser Monumente zugeeignet, weil sie das Verdienst hatten, dieselben aus den Trümmern ihrer Städte wieder hervorzuziehn. Fremde Fürsten und andere Reisende haben seither viele dieser Monumente nebst andern Kunstwerken angekauft, und dieselben, ohne auf das Recht der übrigen Völker und der allgemeinen Kunst zu achten, mit sich weggeführt. Allein wenn diese so geheißne Freunde und Liebhaber der Kunst das allgemeine Recht der Völker und der Kunst hierinn mißkannt; wenn die Könige und Edeln in Europa Italien seiner schönen Kunstwerke beraubt haben, einige, um sich den ausschließenden Besitz und Genuß dieser Werke zu verschaffen, wozu sie nicht das geringste Recht hatten; andre, um einen übermüthigen Luxus zu befriedigen, der ganz der Zeit des Attila würdig ist: — kann es nun wohl

der

*) Strabo Ed. 1707. p. 944.

der französischen Republik und ihren Grundsätzen geziemen, die bisherige monarchisch-aristokratische Barbarey hierin nicht nur nachzuahmen, sondern noch zu übertreffen, und sich einen noch größern Antheil an dem Raube Italiens und der Kunst zuzueignen? Welche kostbare Gelegenheit giebt ihn hingegen der Sieg und die Lage der Dinge, den Ruhm der französischen Nazion fest zu gründen und sich zugleich um die Menschheit und um die Künste verdient zu machen!

Diese Nazion hat sich sowohl durch die Festsetzung der Volksfreyheit und Menschenrechte in ihrer Staatsverfassung, die das karakteristische Kennzeichen der höhern Civilisazion und der wirklichen auf einen Vertrag gegründeten bürgerlichen Gesellschaft sind*), als durch die neuern

*) Die Ehre, Menschenrechte und Völkerfreyheit unter den neuern europäischen Völkern zuerst als Grundlage der bürgerlichen Verbindung erkannt und als Grundgesetz der Staatsverfassung eingeführt zu haben, gehört, wie bekannt, den teutschen und italienischen Handelsstädten des mittlern Zeitalters an. Freylich sind diese Städte seither, die einen unter das Joch benachbarter Fürsten, die andern hingegen unter das Joch einer Aristokratie gefallen, welche die Majorität der Bürger sich von der Minorität derselben auflegen ließ, und die freylich den Fortschritten der Humanität und der Civilisazion noch mehr als die Einzelnherrschaft entgegen ist. Diese Art von Aristokratie kann aber niemals unter einer großen und auf einen gewissen Grad ausgebildeten Nazion entstehen.

neuern Großthaten ihrer Armeen, und durch die ausgezeichneten Talente und Tugenden, die so viele ihrer Bürger in der gegenwärtigen Epoke bewiesen haben, einen vorzüglichen Rang unter den dermaligen europäischen Völkern, und dadurch eine Art Primatrecht in Sachen erworben, welche das allgemeine Recht und Interesse dieser Völker angehen. In Folge dieses Primats, welches die andern Völker so lange ehren werden, als die französische Nazion die damit verbundenen Pflichten ehrt, hat die französische Republik ein Recht, über alle alte oder öffentlichen Kunstwerke, die in dem ihren Waffen unterworfenen Theile Italiens zerstreut sind, zu verfügen; nicht, um dieselben ihrer Nazion zuzueignen, (denn dazu würde sie kein anderes Recht haben als das Recht des Stärkern) sondern einzig, um in Betreff dieser Kunstwerke das zu verordnen, was zum allgemeinen Fortgang der Bildungskünste im neuern Europa am vortheilhaftesten seyn kann; und das ist unwidersprechlich. Die zerstreuten Ueberbleibsel der alten, besonders der griechischen Bildungskünste, in einer allgemeinen öffentlichen Anstalt zu vereinigen, die im Namen und und unter dem Ansehen der französischen Republik bestehen muß, die aber, um ihrem Zwecke zu entsprechen, an keinem andern Orte Statt haben kann als in Rom wo das Klima, die Gegend und die Bildung der Menschenraße zusammenstimmen, um die Wirkung dieser Anstalt auf die Vervollkommnung der Künste zu sicheren und zu erhöhen, und wo überdies noch

die gröſste Anzahl feſter Monumente der altrömiſchen Kunſt und Pracht vorhanden, und zugleich noch ſo viele bisher unentdeckte Schätze der alten Kunſt vergraben ſind.

Als eine Folge dieſes Primats, kann es der Republik zuſtehn, aus dieſem gemeinſchaftlichen Schatze der Künſte ſolche Gegenſtände zu heben, die, ohne der Vollſtändigkeit und Leichtigkeit des allgemeinen Unterrichts in den Bildungskünſten zu ſchaden, zum Präliminarunterricht der franzöſiſchen Künſtler nöthig oder nützlich ſeyn könnten. Da aber die Erreichung dieſer Meiſterſtücke, und ſelbſt der Begriff ihrer Vollkommenheit, über die Fähigkeiten und Einſichten der Zöglinge der Kunſt erhaben ſind, ſo können die Originale ſelbſt nicht mehr zu ihrem Unterrichte beytragen als gute Gypsabgüſſe. Das Studium jener kann niemand unterrichten, als den ſchon ausgebildeten Künſtler, der aber noch neue Eindrücke anzunehmen und ſich dadurch zu vervollkommnen fähig iſt. Paris hat alſo, um der Mittelpunkt und die erſte Schule in Frankreich zu ſeyn, nicht die Originale der griechiſchen Bildungskünſte, wohl aber gute Gypsabgüſſe dabey nöthig, um den Geſchmack der Nazion nach dieſen Muſtern der Schönheit zu bilden, und in der Achtung für die wahren Grundſätze der Kunſt zu erhalten, und dann, um junge Künſtler von ihrer erſten Erziehung an zur richtigen, ſcharfen Zeichnung, zum weiſen Styl und zum einfachen und edlen Ausdrucke der alten Kunſt zu gewöhnen. In dieſem Studium vollendet, wird und muß

der

der junge franzöſiſche Künſtler nach Rom gehn, wo die Anſicht der Wunder der Kunſt, mitten unter den hohen Monumenten altrömiſcher Pracht und Größe, und in Vereinigung mit ſo viel andern Gegenſtänden, die zu ihrer Erläuterung und Erhöhung dienen, ohne allen Zweifel zur Entdeckung des Genies und der Talente kräftiger wirken wird, als wenn er der Anſicht einiger von dieſen Meiſterſtücken in Paris täglich, aber von gereiftem Kunſtverſtand und Kunſtgefühl entfernt, genoſſen hätte.

Eine achtungswürdige Klaſſe franzöſiſcher Bürger kann die Verſetzung der italiäniſchen Kunſtwerke nach Paris in der Abſicht wünſchen, damit die zahlreiche Klaſſe der aufgeklärten Einwohner dieſer Stadt, das edle Vergnügen haben können, dieſe Wunder der Kunſt zu ſehn und zu genießen. Allein dieſe Bürger werden dieſen Genuß gern dem Beſten der Künſte und der Ueberzeugung aufopfern, daß nur die Vereinigung dieſer Kunſtwerke in Italien am meiſten beytragen kann, Frankreich ſelbſt große Künſtler und Meiſterſtücke ſeiner eigenen Schule zu verſchaffen, Meiſterſtücke, die mit der Kunſtvollkommenheit, die nur bey dieſer Vereinigung zu erreichen möglich iſt, noch das beſondere Verdienſt verbinden, mit der vaterländiſchen Geſchichte, Sitten und Angelegenheiten in Beziehung zu ſtehn, welches ihnen für franzöſiſche Bürger ein ungleich größeres Intereſſe geben wird, als die Gegenſtände aus der Mythologie und aus der Geſchichte der Kirchenheiligen, die gewöhnlich in den Wer-

ken der Alten, und in denen der italiänischen Künstler dargestellt sind.

Die Meisterstücke der Kunst aus Italien nach Paris zu führen, um dem Volke dieser Stadt diese Trofäen der Nazionalsiege zum Schauspiel zu geben, und sein Verlangen zu befriedigen die Wunder der Kunst innerhalb seiner Mauern zu besitzen, könnte wohl nur als eine der Weisheit und Würde der Republik unangemessene Ursache angesehen werden, dieselben dem allgemeinen Unterrichte der Künstler zu entrücken: besonders da unleugbar und durch die Erfahrung bewiesen ist, daß dieses Volk für diese Schätze und ihren Besitz in kurzem vollkommen gleichgültig seyn wird.

Die auf den Besitz dieser Stücke und auf den Zufluß von Fremden, den derselbe Paris verschaffen würde, gegründete Finanzspekulazion ist eine zu unreife und von tiefer Sachkenntniß zu wenig unterstützte Idee, als daß die Regierung Maßregeln darauf gründen könnte, die sowohl auf die Künste, als auf den Ruhm der Republik Einfluß haben müssen.

Da es ja nicht die gute Meynung und der Enthusiasmus allein, sondern nur der auf Weisheit gegründete und durch sie geleitete Enthusiasmus ist, der große, der Menschheit nützliche Thaten und Rathschläge hervorbringt; da überdies jede Nazion nur dann groß ist, wenn sie sich gerecht, weise und großmüthig beweiset: so ge-

ziemt

ziemt es der französischen Regierung allerdings, reiflich zu untersuchen, was bey dieser Gelegenheit der Ruhm und das wahre Interesse der Republik erfordern.

Da die Siege der französischen Armeen die Republik zum Herrn der Litteratur- und Kunstschätze Italiens gemacht haben, und da das Primatrecht, welches sich die Nazion unter den dermaligen europäischen Völkern erworben hat, ihr ein Recht giebt, über diese Schätze zu verordnen: so erfordert der Ruhm und das Interesse der Republik, das zu verfügen, was diese Schätze für den allgemeinen Unterricht und Fortgang der Künste und Wissenschaften am nützlichsten machen kann.

Es ist das allgemeine Interesse der Litteratur und der Wissenschaften, daß alle Gegenstände dieses Fachs, die einzeln in ihrer Art sind, alle wichtige Kodices von den griechischen und lateinischen Schriftstellern, die einzelnen Handschriften in den orientalischen Sprachen, die Originalhandschriften merkwürdiger Litteraturwerke, einzelne merkwürdige Sammlungen in allerley besondern Gegenständen, wenn sie zu ihrer Erklärung nicht eine bestimmte Lokalität erfordern, nach Paris gebracht werden, um vereiniget in einer Stadt zu stehn, wo die Erhaltung und der Freygebrauch derselben zum Vortheil der Wissenschaften am meisten gesichert ist.

Das allgemeine Interesse der Litteratur, der Geschichtswissenschaft, vor allem aber das Interesse der

dadurch? Vielleicht ist die Welt immer in der allgemeinen Verfassung gewesen, worinn sie ist? — Vielleicht ist sie selbst das einzige Wesen, das durch sich selbst bestehet? — Vielleicht ist der Geist von dem du sagtest, durch die wesentliche Beschaffenheit seiner Natur gezwungen, diesen allgemeinen Weltkörper nach den Gesezen einer unveränderlichen Nothwendigkeit zu beleben? Und gesezt, die Welt sey, wie du meynest, das Werk eines verständigen und freyen Entschlusses; vielleicht hat sie viele Urheber? Mit einem Worte, Callias, du hast viele mögliche Fälle zu vernichten, eh du nur das Daseyn deines obersten Geistes ausser Zweifel gesezt hast.

Agathon.

Ich brauche zu meiner eignen Beruhigung keinen so weitläufigen Weg. Ich sehe die Sonne, sie ist also; ich empfinde mich selbst, ich bin also; ich empfinde, ich sehe diesen obersten Geist, er ist also.

Hippias.

Ein Träumender, ein Kranker, ein Wahnwiziger sieht; und doch ist das nicht, was er sieht.

Agathon.

Weil er in diesem Zustande nicht recht sehen kann.

Hippias.

Wie kanst du beweisen, daß du nicht gerad in diesem Punct krank bist? Frage die Aerzte; man kan in einem einzigen Stük wahnwizig, und in allen übrigen klug seyn; so wie eine Laute bis auf eine einzige falsche Sayte wohl gestimmt seyn kann. Der rasende

Ajax

Bildungskünſte, erfordert, daß alle zerſtreute Werke der Kunſt der alten Völker, beſonders der Griechen, in Rom vereinigt werden, wo ſchon ſeit 2000 Jahren der allgemeine Sammelpunkt dieſer Gegenſtände war, und wo ihre Würde und ihr Werth am beſten gefühlt und umfaßt werden kann. Damit aber dieſe Anſtalt das Gepräge der Huldigung trage, die das erſte unter den neuern europäiſchen Völkern der Kunſt und dem Genie der Alten darbringt, und damit dieſe, dem allgemeinen Unterrichte der Kunſt gewidmete Anſtalt die nöthige Feſtigkeit erhalte, und niemals der Veränderung einer monarchiſchen Verwaltung ausgeſetzt ſey, iſt es nöthig, daß dieſelbe im Namen und unter dem Anſehn der franzöſiſchen Republik errichtet werde und beſtehe.

Ein höchſt weſentlicher Vortheil, den dieſe Republik der Kunſt und dem Studium der Mahlerey verſchaffen kann, iſt, zu veranſtalten, daß die vornehmſten Meiſterſtücke der verſchiedenen Malerſchulen Italiens, unter der Aufſicht und im Namen der Republik, an den ertern vereinigt werden und bleiben, wo der vornehmſte Sitz jeder Schule war, und wo die Lokalitäten vorhanden ſind, die auf die Erfindung und Vortrefflichkeit dieſer Werke Einfluß gehabt haben. Dieſe Veranſtaltung iſt offenbar das einzige und zweckmäßigſte Mittel, dem Künſtler, der dieſelben ſtudiert, Gelegenheit und Leichtigkeit zu verſchaffen, den Gang des Genies des Erfinders zu verfolgen und das Geheimniß ſeines Talents zu entdecken.

decken. Es iſt bekannt, daß, um die Dichter des Alterthums, dieſe unübertreffſlichen Maler der Natur, ganz zu verſtehen, ſie ganz zu fühlen und ſie mit Genie nachzuahmen, nichts zuträglicher iſt, als ſie auf der Stelle zu leſen, wo und für welche ſie gedichtet haben.

Wenn die franzöſiſche Republik in den alten Städten Italiens die Denkmäler ihrer ehemaligen Gröſſe und der ausgezeichneten Talente ihrer Bürger ehrt, und dieſelben unter ihren Schutz nimmt, ſo wird die Erhaltung und Gegenwart derſelben ein wirkſames Mittel werden, unter den Einwohnern dieſes Landes früher oder ſpäter das Gefühl ihrer Würde, und, zum Beſten der Menſchheit und der Künſte, das Genie und die Talente wieder zu erwecken, welche die aus der politiſchen Verfaſſung Italiens entſtandene Erniedrigung bey der Nazion eingeſchläffert, aber nicht ausgelöſcht hat.

Durch Befolgung der Grundſätze der Gerechtigkeit, der Weisheit und der Groſmuth in den Verfügungen über die Schätze der Literatur und Künſte in Italien, wird alſo die Republik unfehlbar ihren Ruhm und ihr Anſehn feſt gründen, den Fortgang der Bildungskünſte in Europa befördern, und den Fortgang ihrer eigenen Kunſt am meiſten befördern.

Die Regierung, von dem patriotiſchen Enthuſiasmus den Glanz der Hauptſtadt zu erhöhen und der Nazionalkunſt beſondere Mittel zum Unterricht zu verſchaffen,

ſchaffen, hingeriſſen, kann bey der Berathſchlagung über dieſen Gegenſtand einiges überſehen haben, was zur Entſcheidung der Frage gehört, allein nur Künſtlern bekannt und geläufig ſeyn konnte. Indeſſen hat die Vortrefflichkeit der neuen Verfaſſung der Nazion Mittel vorbehalten, das Intereſſe der Republik auch in dergleichen Fällen gegen die Folgen der Menſchheitsgebrechen der Regierung zu ſichern. Der Friedensſchluß, der den für das Schickſal der ſchönen Künſte ſo wichtigen Plan der Regierung zur Wirklichkeit bringen ſoll, wird vor ſeiner Vollführung der geſetzgebenden Macht vorgelegt werden, deren Weisheit und Patriotismus das Intereſſe der Menſchheit und der Künſte, das mit dem Intereſſe der Republik aufs innigſte verbunden iſt, wohl zu erhalten wiſſen wird.

Paris am 4 April 1797.

David Vogel von Zürich, Bannmeiſter.

IX.

Auszüge aus Briefen.

Ausländiſche Korreſpondenz.

I.

London, d. 12. März 1797.

Wir haben neuerlich den rüſtigſten Klopffechter für die ächt biſchöffliche Rechtgläubigkeit, und den gelehrteſten und fantaſiereichſten Romanendichter durch den Tod verloren. Der erſtere iſt der Archidiakonus Travis, der ſich durch ſeine ſprudelnden Angriffe auf Gibbon und den wackern, gelehrten Marſh zur Aufrechthaltung der bekannten untergeſchobenen Stelle im erſten Briefe Johannis, berühmt gemacht hat. Der zweite iſt der Lord Orford, in der literariſchen Welt unter dem Nahmen Horace Walpole bekannt, deſſen Caſtle of Otranto durch ſeine grauſenden Geiſter- und Mordſzenen zuerſt in England den Ton zu der jetzt ſo beliebten fürchterlichen Gattung von Romanen angegeben hat. Jüngſter Sohn des vielgeprieſenen Miniſters Sir Robert Walpole, hatte er in ſeinen jüngern Jahren durch Reiſen und Studien aller Art ſich groſſe Kunſt- und Bücherkenntniſſe erworben, wovon ſein Catalogue of royal and noble authours, und (ſein Hauptwerk) die unter dem angenommenen Nahmen George Vertu herausgegeben

benen Anekdoten der Mahler, Anecdotes of Painters, in vier Quartbänden, worinn er ſich beſonders um Hogarth ſo verdient gemacht hat, unverwerfliches und fortdauerndes Zeugniß geben. Er hatte einen natürlichen Hang zu melancholiſchen, düſtern Schilderungen, und ein Beweis davon iſt ſein Trauerſpiel, the myſterious mother, welche aber nie ins große Publikum gekommen iſt, weil er in ſeiner Privatdruckerey zu Strawberry-Hill nur 50 Exemplare davon für ſeine vertrautern Freunde drucken ließ. Das Sujet iſt von einer ſo ſchrecklichen Begebenheit genommen, daß ſich das übrigens an poetiſchem Verdienſt ſehr reiche Stück durchaus nicht auf die Bühne bringen ließ. Walpole hat auch viele Beyträge zu More's Wochenſchrift die Welt und Gedichte in mehrern Sammlungen gegeben, die wohl neu zuſammen gedruckt zu werden verdienten. Seit 1761 hatte er ſchon aller Politik entſagt, und lebte nun bloß den Muſen, die ihn aber nicht vor der Gicht ſchirmen konnten, wodurch er viele Jahre gefoltert und in ſeinem hohen Alter zu einem Geſpenſt, wie er ſie ſelbſt ſo gut zu mahlen verſteht, ſkeletirt wurde. Mit ihm ſtirbt ſeine Linie aus, und ſeine Titel und ſeine großen Reichthümer gehen in eine andere Linie über. Sein Teſtament mit 7 Kodicillen iſt 22 Bogen lang, und äußerſt originell. Unter andern hat er 2000 Pf. dazu ausgeſetzt, daß ſeine Wohnung zu Strawberry-Hill mit allen Meubles und Zubehör, ſelbſt ſeine koſtbare Kupferſtichſamm-

ſammlung dazu gerechnet, auf alle Zukunft hinaus unverändert und unveräußerlich ſey.

Wir haben ein neues Luſtſpiel von Mrs. Inchbald, der beliebten Schauſpiel- und Romandichterin, erhalten, welches jetzt alle Nächte in Koventgarden geſpielt, und beſonders auch durch einige auf die neueſte Zeitgeſchichte ſich beziehenden Außenwerke ſehr populariſirt wird. Der Titel iſt Wives as they were, and maids as they are. Die gute Dichterin, ſagen unſere öffentlichen Blätter, wird große Noth haben, die Mädchen beſſer zu machen als ſie ſind, und die Weiber zu dem zurück zu führen, was ſie waren. Dazu müßte ſie durchaus die Hülfe des Lord Oberrichters von der King's bench haben. Dieß bezieht ſich auf einige ſkandalöſe Prozeſſe gegen Damen des erſten Ranges, die der ſchändlichſten Hazardſpiele von ihren eigenen Bedienten vor Gericht überwieſen worden ſind, und gegen welche Lord Kenyon in gewaltigen Amtseifer geräth. Wirklich überſteigt die Spielwuth unter den Frauen der erſten Zirkel alle Grenzen und alle Vorſtellung. Um dem Buchſtaben des Geſetzes, auf welchem hier alles allein beruht, auszuweichen, ſpielt man mit Zahlpfennigen, die aber bey einem gewiſſen Bankier ſogleich in Münze oder Banknoten umgeſetzt werden können.

Eine ſehr weiſe Maaßregel iſt die Ausprägung ſpaniſcher Piaſter, die jetzt die Bank ausgiebt. Es ſind ſchon 400,000 Stück ausgegeben. Sie ſind auf 4 Sh. 9 Pen-

9 Pence geſetzt, da ſie eigentlich nur 4 Sh. 6 Pence Gehalt haben. Allein dadurch wird das verderbliche Einſchmelzen und Wegſenden gehindert. Jeder Piaſter, auf welchem man König Georgs Kopf auf den Nacken des Spaniſchen Königs ſehr bedeutungsvoll geſetzt ſieht, iſt eine Werbe- und Kriegstrommel für Matroſen und Seeſoldaten zu dem ſo glücklichen Krieg gegen Spanien.

Der edle Schotte, Sir John Sinklair, von welchem wir ſo eben in öffentlichen Blättern einen trefflichen Plan zur Bewaffnung der Schottiſchen Clans gegen eine Invaſion leſen, der aber darum verworfen worden iſt, weil man dieſe wackern Koledonier durch eine ſolche Bewaffnung nicht gern an ihre alten Stammrechte erinnern möchte, hat ſich an die Spitze einer ganz unabhängigen Partey im Parlamente geſtellt, die bloß Staatserſparniſſe und Frieden zur reinen Abſicht hat. Sie beſteht jetzt ſchon aus 30 Mitgliedern, und könnte, wenn noch alt brittiſcher Geiſt in vieler Buſen ſchlägt, der Miniſterialkorrupzion ſehr gefährlich werden.

Den Plan zu einem Erziehungsinſtitut, das Hr. Mounier mit Genehmigung des Herzogs von Weimar auf ſeinem Luſtſchloſſe zu Belvedere errichten wird, findet man jetzt in allen Zeitungsblättern angekündigt. Es heißt hier a Seminary recently eſtabliſhed under the auſpices of the Duke of Saxe Weimar of one of his palaces near his residence for young Men of rank and

and fortune. Ein junger Graf Einſiedel aus Sachſen, der hier allgemein gefällt und in allen Zirkeln geſchätzt wird, hat viel dazu beygetragen, die teutſche Erziehung unſerer Gentry ſehr wünſchenswerth zu machen.

2.

London, d. 20. März.

Die Lieblingslektüre des Tages in den höhern Zirkeln macht ein aus der franzöſiſchen Handſchrift des Seeminiſters Bertrand de Moleville überſetzte Geſchichte des letzten Regierungsjahres Ludwigs XVI. Private Memoirs relative to the laſt year of the reign of Lewis XVI. translated from the Original Manuſcript of the author, which has never been publiſhed. 3 Vol. in 8. mit 5 Portraits der Königl. Familie. (1 Guinee.) Man weiß, daß der Buchhändler Kadell 600 Pf. für das Manuſkript gegeben hat, und er wird dabey keinen Verluſt haben. Bertrand meinte es ehrlich mit dem Könige, welches Zeugniß ihm auch Moore in ſeiner Geſchichte der Revoluzion giebt. Hier findet man aber auch die unleugbarſten Beweiſe, daß es der König ehrlich mit der Konſtituzion von 1790 meinte, die übrigens Bertrand ſo ſehr verwirft, als die nachmals den Franzoſen von einigen wenigen Böſewichtern aufgedrungene Republik. Auch nach Bertrands Ausſage war die Unentſchloſſenheit des Königs an allem Unglück Schuld.

Er

Er war zu gutmüthig, um die heftigen Mittel anzuwenden, ſo lange ſie ihn noch retten konnten. Bertrands Nutzanwendung an die Regenten iſt übrigens ganz im Geiſte der gewaltſamen Emigrirten. Vigour and firmneſs in exacting obedience; ſtrict Juſtice, but no benevolence, das ſind die Regeln, die auch bey unſern Ariſtokraten herzlichen Beyfall finden. In wenig Tagen erwartet man auch les derniers momens des Vaters Edgworth, der den unglücklichen König zum Blutgerüſte begleitete, im Druck zu ſehen.

Von Mrs. Radkliffs Italian iſt ſchon die dritte Auflage gemacht. Mit dieſem trefflichen Roman können Mr. Pratt's family ſecrets, obgleich in einer andern Gattung, in Parallele geſetzt werden. Jetzt iſt die Erwartung auf einen Roman geſpannt, die von Miß Lee in kurzem erſcheinen ſoll, und den Titel führen wird new Cantorbury Tales.

Bryan Edwards, der bekannte Geſchichtſchreiber der brittiſchen Kolonien in Weſtindien, hat an hiſtorical Survey of the French Colony in the island of St. Domingo in einem 4 Band (13 ſh.) herausgegeben. Das meiſte iſt bloße Kompilazion aus bekannten franzöſiſchen Schriftſtellern. Doch iſt das Buch wegen der beygefügten Kriegsnachricht aus den letzten 4 Jahren für den Geſchichtſchreiber merkwürdig, dem auch eine etwas

ältere

ältere Schrift eben dieſes Edwards über den Maroonkrieg History of the Maroon War. London, Stockdale 1795. nicht entgehen darf.

Als wahren Gewinn der Wiſſenſchaften kann ich Ihnen aber auch noch zwey andere, in dieſem Augenblicke erſt als fertig angekündigte Werke nennen, die beide ſchon durch ihre Verfaſſer die Empfehlung an der Stirn tragen. Samuel Vince, Profeſſor der Aſtronomie durch die Plumiſche Stiftung zu Kambridge, hat den erſten Theil ſeiner längſt erwarteten Aſtronomie erſcheinen laſſen: A complete Syſtem of Aſtronomy. Vol. I. in 4. (1 Pf. 4 ſh.) mit vielen Kupfern. Das ganze Werk ſoll 4 Bände ſtark werden, und das vollſtändigſte ſeyn, was wir bis jetzt über die Sternkunde beſitzen. Das zweite Werk iſt für die Pflanzenkunde und materia medica von großer Wichtigkeit. Der Vicepräſident der Linnäiſchen Geſellſchaft Aylmer Bourke Lambert, hat über die Gattung Cinchona ein ſehr belehrendes Werk herausgegeben, A Deſcription of the genus cinchona, comprehending the various ſpecies of Vegetables from which the Peruvian and other Barks are taken. London, White, in 4to. (12 ſh.) Dabey befinden ſich 13 Kupfertafeln, und unter dieſen auch die Abbildungen von der neueſten Rinde Tekamez Bark, von dem Orte in Peru ſo genannt, wo ſie neulich entdeckt worden iſt, und von der neu entdeckten Giftpflanze,

Ajax ſieht zwo Sonnen, ein doppeltes Thebe. Was für ein untrügliches Kennzeichen haſt du, das Wahre von dem was nur ſcheint; das was du würklich empfindeſt, von dem was du dir nur einbildeſt; das was du richtig empfindeſt, von dem was eine verſtimmte Nerve dich empfinden macht, zu unterſcheiden? Und wie, wenn alle Empfindung betröge, und nichts von allem was iſt, ſo wäre, wie du es empfindeſt?

Agathon.

Darum bekümmere ich mich wenig. Geſezt, die Sonne ſey nicht ſo, wie ich ſie ſehe und fühle; für mich iſt ſie darum nicht minder ſo, wie ich ſie ſehe und fühle, und das iſt für mich genug. Ihr Einfluß in das Syſtem aller meiner übrigen Empfindungen iſt darum nicht weniger würklich, wenn ſie gleich nicht ſo iſt, wie ſie ſich meinen Sinnen darſtellt, ja wenn ſie gar nicht iſt.

Hippias.

Die Anwendung hievon, wenn dirs beliebt?

Agathon.

Die Empfindung, die ich von dem höchſten Geiſte habe, hat in das innerliche Syſtem des meinigen den nehmlichen Einfluß, den die Empfindung die ich von der Sonne habe, auf mein körperliches Syſtem hat.

Hippias.

Wie ſo?

Agathon.

Wenn ſich mein Leib übel befindet, ſo vermehrt die Abwe-

pflanze, Hyänanche oder Hyänengift genannt. Für die Geſchichte und Behandlungsart der Seekrankheiten iſt das Werk von Th. Trotter wichtig, der Oberſchiffsarzt auf der Flotte des Admirals Howe geweſen iſt: Medicina nautica, or an Eſſay on the diſeaſes of the Seamen. Cadell, 8vo. (7 ſh.).

3.

Rom den 7. April 1797.

Zu meiner Beſchämung ſehe ich, daß ich Ihnen ſeit länger als einem halben Jahre nicht geſchrieben habe. Bey dem einförmigen Leben in Rom verſchwindet doch die Zeit in dieſem reitzenden Zauberkreiſe ſo ſchnell, daß man hier auf verlebte Jahre wie auf flüchtig verfloſſene Monathe zurück blickt. Wenn nicht die großen Begebenheiten in Italien den, mächtigen Genius der Zeit fühlbar machten, der ſeinen eiſernen Arm auch über Rom ausſtreckt, um jetzt das Strafgericht, womit er uns lange bedroht hat, zu vollziehen; ſo würde man in dem italieniſchen Leben der Kunſt kaum merken, daß es eine Zeit gebe.

Die Nichterfüllung der Bedingungen des in verwichenen Sommer mit dem Eroberer Italiens geſchloſſenen Waffenſtillſtandes belebte unſere Wünſche, daß eine günſtige Fügung der Dinge die Wegführung unſerer Kunſtſchätze verhindern möchte, auf einige Zeit mit neuer

Hoff-

Hoffnung und gerne wäre ich mit meiner Ihnen damals über das harte Schicksal Roms und der Kunst ertheilten Nachricht zum Lügner geworden; aber leider trifft dieses Loos jetzt nur die politische Infallibilität des heil. Vaters, die nun auch denen, die an seine religiöse Unfehlbarkeit glauben, in einem übeln Lichte erscheint, und jetzt ist, wenn nicht Wunder geschehen, an keine Rettung weiter zu denken. Der größte Theil der Statuen ist bereits eingepackt und mehrere sind wirklich schon weggeführt. Das Museum Klementinum scheint jetzt nur eine große Tischlerwerkstatt zu seyn, und die leeren Piedestalle und Wände in diesem prächtigen Tempel der Kunst gewähren einen traurigen Anblick. Von den Statuen, welche an freystehenden Extremitäten ergänzt waren, z. B. vom Laokoon, Antinous ꝛc. sind diese neuern Ergänzungen vorher abgenommen worden, und die, welche durch einen zu freyen Stand oder durch abstehende Theile der Beschädigung zu sehr ausgesetzt seyn würden, wie Apollo, Meleager, Laokoon, Antinous u. a. hat man mit Gyps bekleidet, sie überdem mit Blöcken von Travertinstein ummauert, durch eiserne mit Bley eingegossene Klammern wohlbefestigt und in äusserst starke, tüchtig zusammengefügte Kisten eingezimmert, dergestalt daß so leicht keine Beschädigung derselben zu befürchten ist. Die Arbeiter, welche man zu diesen Verrichtungen gebraucht, gehen damit sehr geschickt und erfahren um; sie haben eine besondere Gewandtheit im Heben, Fort-

ſchaffen und Einpacken der größten Statuen, und wiſſen durch eine ſehr einfache Mechanik die ſchwerſten Laſten mit Leichtigkeit zu bewegen.

Man fürchtet, daß, gewiſſen geheimen Artikeln zufolge, auch den beſten Statuen in Neapel, namentlich dem Farneſiſchen Herkules, dem ſchönen bronzenen Merkur, der Flora, der Büſte des Karakalla u. a. ein gleiches Schickſal bevorſtehe. Wirklich iſt, wie ein Augenzeuge mir verſichert hat, der Herkules, eben ſo wie die hieſigen Statuen, bis über den halben Leib in Gyps eingemauert, aber nur, wie man dort ſagt, um in ein anderes Gebäude transportirt zu werden, obgleich die Statue vor einigen Jahren ohne ſolche Bekleidung, bloß in eine Kiſte gepackt, von Rom nach Neapel gebracht worden iſt. Eine kleine Zeit wird auch dieſes Räthſel löſen.

Fernow.

4.

Königsberg, d. 12. April 1797.

Kant giebt noch in dieſem Jahre ſeine Anthropologie heraus. Er hat ſie noch immer zurückgehalten, weil die Studenten unter allen ſeinen Vorleſungen faſt nur dieſe noch beſuchten. Jetzt lieſt er gar keine Kollegia mehr, und findet alſo auch kein Bedenken weiter, dieß der Welt mitzutheilen. Es wird vor vielen ſeiner frühern unſterblichen Werke den Vorzug haben, daß es bey

einer

einer groſsen Fülle neuer Anſichten und merkwürdiger Anekdoten zugleich eine weit gröſsere Populärität hat, und auch den Uneingeweiheten ſogleich verſtändlich iſt.

Die vormalige gelehrte Ueberſetzerin unter Georg Forſter, Mad. Forkel, hat ſich hier mit einem Doktor der Rechte, Liebeskind, verheirathet.

X.

Literariſche Durchflüge.

2.

Unter den Muſengaben, die ſich dem Merkur bey ſeinen neueſten Durchflügen einladend darboten, war unſtreitig die ſechſte Sammlung der zerſtreuten Blätter von Herder eine der lieblichſten. Auch hier iſt wieder eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit mit tiefem Aufgreifen deſſen, was den Menſchen noth thut, und der zarteſten Einkleidung im ſchönen Bunde. Die zwey Bücher Gedichte und Reime, womit dieſe Sammlung anfängt, ſind Blumen, die, ſie mögen aus fremdem Boden hieher verpflanzt ſeyn, wie die ſchönen Nachbildungen nach der Dichterin Zappi, oder Originalgedichte des Verfaſſers ſelbſt, wie das ganze zweyte Buch, in dieſem Kranze verflochten gewiſs unverwelklich fortblühen.

Vorzüglich ſind die zwey Fragmente das Ich, und das Selbſt recht eigentlich zum Hausbedarf jedes Menſchen beſtimmt, der ſich gegen die hochbegünſtigte Abgötterey unſerer Tage, gegen den Egoismus, jenes Zaubermittels gern bedienen möchte, wovon der griechiſche Tragiker ſingt: εισιν επῳδαι και λογοι θελκτηριοι. Die folgenden Aufſätze enthalten Blicke, Stimmen, Ahndungen über das Land jenſeits des Grabes, über Wiederkommen der Seelen, Wiſſen und Nichtwiſſen der Zukunft, die man als ſo viele leiſe herüberflüſternde Stimmen aus der Geiſterwelt, als einen aus Völkern aller Zungen und Klimate zuſammengeſetzten Chorgeſang zu jenem Popiſchen Siſter ſpirit come a way! zu betrachten hat. Wer hört nicht gern einen Weiſen über Gegenſtände ſprechen, über die wir uns ſelbſt die Ammenmährchen des Thoren ſo gern vorerzählen laſſen? Den Beſchluß machen Heiligenlegenden mit einer Einleitung über den Geſichtspunkt, aus welchem betrachtet dieſe frommen Mährchen einen dichteriſchen und menſchlichen Werth erhalten können, und durch die Hand des Meiſters hier auch wirklich erhalten haben, indem dieſe 22 hier wiedererzählten Legenden an Friſchheit, Zartheit und reiner Menſchlichkeit im ganzen Blumengarten der teutſchen Dichtkunſt ſchwerlich viele ihres Gleichen finden dürften. Gedichte wie die Krone und der himmliſche Garten, verdienen ſtets die Legende der unſichtbaren, über die ganze Erde verbreiteten Kirche zu ſeyn.

Eine Sammlung ſüßer, kleiner Lieder, Amor und Pſyche überſchrieben, dürfte ſchwerlich in vieler Leſer Hände kommen, und verdiente es doch um der ihr eigenthümlichen Leichtigkeit, Reinheit und um des jugendlichen Frohſinnes willen, in welchem man ſogleich den alten, jedem gefühlvollen Teutſchen ſo theuren Dichtergreis erkennt, deſſen Scheitel die Grazien noch immer wie vor 40 Jahren mit Myrten und Roſen umkränzen. Die

62 anakreontiſchen Tändeleien ſind gleichſam eben ſo viele Situazionen, in welchen die ſang- und ſcherzreiche Pſyche des Dichters ſich doch immer ihres himmliſchen Urſprungs würdig zeigt, und kindliche Spiele in ernſte Lebensweisheit zu wandeln weiß. Man nehme z. B. das 64. Liedchen:

Freudenmacher, auch die kleinſten
hab' ich lieber als die größten
Büchermacher, die der großen
Blutvergießer große Thaten
auf die ſpäte Nachwelt bringen,
und mit ihren Lobpoſaunen
reizen, und der Blutvergießer
mehr noch machen, ſagte Pſyche.
Konnte ſie was beſſers ſagen?

Im hiſtoriſchen Fache gewährt der ſchon lange erwartete Grundriß der ältern Menſchengeſchichte von Hr. Profeſſor Woltmann, wovon jetzt der erſte Theil erſchienen iſt, den Kennern durch tiefgeſchöpfte Reſultate, den Liebhabern durch eine blühende Sprache und prägnante Darſtellung die befriedigendſte Unterhaltung. Die 66 Seiten der Einleitung enthalten in ſachreicher Kürze das hiſtoriſche Glaubensbekenntniß des Verfaſſers, deſſen Hoffnungen und Ausſichten jeder, der an Erziehung des Menſchengeſchlechts glaubt, gern beypflichten und ſich des Mannes freuen wird, der früh ſchon ſolche Rückblicke und Ueberblicke wagen konnte. Bei der hier reiflich gewählten ethnografiſchen Methode konnte der Verfaſſer in dieſem Bande nur die Aegypter und Juden durchgehn. Aber ſo oft auch ſchon dieſe Geſchichte durchgearbeitet worden ſeyn mag, ſo wird man doch überall ganz neue Anſichten und Zuſammenſtellungen finden, die dem vollendeten Werke einen ehrenvollen Rang unter den Nahmen zuſichern werden, die der Verfaſſer ſelbſt in der Einleitung S. 63 ff.

mit Ehrerbietung nennt. Bey Aegypten iſt oft auf Heerens treffliche Ideen Rückſicht genommen. Ueber einiges wird Hr. Heeren ſelbſt ſich zu rechtfertigen wiſſen. Wie fruchtbar ſind die Winke über die Bildung der eigentlichen merkantiliſchen Gelehrtenkaſte unter den Lagiden S. 84 ff. Ueber Bildung und Verbildung des judaiſchen Staats werden denkende Theologen ihr unbefangenes Urtheil ſagen müſſen. Freuen muß es dem Unpartheiiſchen, Samuel und David, jene Heroen eines nach einem ganz andern Maaßſtab zu meſſenden Zeitalters, hier nicht verleumdet zu ſehn, wodurch doch neuerlich ſo mancher kleine Voltaire ſich auch ein Lorbeerzweiglein zu brechen ſuchte. Von eben dem Verfaſſer iſt zu gleicher Zeit auch der Anfang eines Grundriſſes der neuern Menſchengeſchichte erſchienen, welche gleichfalls in gedrängter Kürze eine Reihe neuer Bemerkungen und Anſichten aufſtellt, die auf die Beendigung des Ganzen, wo ſich erſt urtheilen laſſen wird, die Aufmerkſamkeit nicht wenig ſpannen müſſen. Schon hier blickt überall der Hauptgedanke des Verfaſſers hervor, daß mit dem Eintritt der germaniſchen Nazion erſt allgemeiner Zuſammenhang in die Geſchichte kommt.

Auch in Teutſchland hat das Werk des gelehrten Roskoe in Liverpool, das Leben des Lorenz von Medici, viel Aufmerkſamkeit erregt. Es iſt durch allerley Urtheile gegangen, und die Hrn. Spittler und Menſel haben in öffentlichen Anzeigen die Arbeit des Fabbroni über eben dieſen Gegenſtand dem geprieſenen Werke des Engländers weit vorgezogen. Dieß hat aber den gelehrten Arzt und Geſchichtsforſcher, Herrn Kurt Sprengel, nicht abgehalten, uns eine meiſterhafte und durch ſeine reichhaltigen literariſchen Zuſätze dem Original ſelbſt voreilende Ueberſetzung zu liefern, die jeder Kenner für eine wahre Bereicherung unſerer hiſtoriſchen Literatur annehmen, und der Dilettant um des klaren

ten und anmuthigen Vortrags willen zu einer vergnügs lichen Sommerlektüre auf dem Lande machen wird. Wer wollte ſich nicht gern an der Hand ſolcher Führer in dies ſen Blüthenhayn der wiederauflebenden Künſte und Wiſ- ſenſchaften im Zeitalter der Mediceer nach Italien verſ ſetzt ſehn! Ein ſehr dankenswerthes Geſchenk auch für den gebildeten teutſchen Leſer ſind die der Ueberſetzung in der Sprache des Originals beygefügten Poeſie del magnifico Lorenzo di Medici, die Roskoe zum Theil zuerſt aus Italieniſchen Bibliotheken und Handſchriften bekannt gemacht hat. Daß aber der Ueberſetzer, der ſchon ſelbſt in ſeiner Geſchichte der Medizin eine ſchöne Skizze dieſes Zeitalters gegeben hatte, auch wohl ein ſolches Werk, wie der Engländer, ſelbſt zu ſchreiben Kenntniß und Darſtellungskunſt genug beſeſſen hätte, bes weiſt die in die Zueignung an ſeinen Bruder eingewebs te, mit wenigen, aber kräftigen und treffenden Zügen karakteriſirte Parallele zwiſchen dem Zeitalter des Perikles und Lorenzo zu Athen und Florenz.

Als eine wahre Bereicherung der Kunſtgeſchichte und Archäologie verdient der kürzlich bey Schneider in Nürnberg herausgekommene Katalog des berühmten Praunſchen Kabinets von dem raſtlos thätigen, kunſterfahrnen Hr. v. Murr: Deſcription du Cabinet de Mr. Paul de Praun à Nuremberg, 512 S. in gr. 8. mit 7 Kupfertafeln angeführt zu werden. Die mit den Bemerkungen des Kenners überall begleitete Sammlung umfaßt: 250 Gemälde, einige tauſend der ſeltenſten Kupferſtiche, beſonders eine faſt ganz komplette Sammlung aller von Albrecht Dürer. 1192 Gemmen, durch deren Bekanntmachung Winkelmann und Lips pert an vielen Orten berichtigt werden, und eine anſehns liche Münzſammlung.

Der neue Meßkatalog, der dießmal zum Umfang eines wohlbeleibten Buchs angewachſen iſt, giebt vielleicht

für

für die nächſten Monate einen reichen Stoff zu allerley Betrachtungen. Es finden ſich 10 Kochbücher, aber auch 10 Beyträge zur Regierungs- und Lebensgeſchichte der Kaiſerin Katharina darinn. Eine neue, lobenswürdige Einrichtung iſt es, daß die Romane und Schauſpiele am Ende eine eigene Rubrik erhalten haben; ein fürchterlicher Falanx der Zahl nach, wenn ſich nur nicht auf ſieben Achttheile derſelben, wie ſich ſchon aus den ſonderbaren Aushängeſchilden der meiſten ſchließen läßt, das bekannte nos numerus fumus anwenden ließe. Dieſe bis zur Superfötazion der Kaninchen gehende Fruchtbarkeit unſerer Romanſchreiber giebt zu ſehr ernſten Betrachtungen Anlaß. Die Zahl der aus der Lehre entlaufenen Studenten und unreifen Schriftſteller mehrt ſich durch dieſe erbärmliche Sudeley, die aber immer noch einen erbärmlichern Verleger und einen noch erbärmlichern Leſer finden, zu einer bedenklichen Kohorte. —

Unter den 210 Romanen iſt grade einer der intereſſanteſten, weil er durch ſeinen Titel täuſchte, nicht protokollirt worden, das Kampanerthal, oder über die Unſterblichkeit der Seele, von Jean Paul Richter. Doch vielleicht will der Verfaſſer dieß neue, merkwürdige Produkt ſeiner moraliſchen Fataſieſchöpfungen ſelbſt nicht unter dieß Kapitel gebracht wiſſen.

XI.

Nekrologie.

Engelſchall.

Marburg d. 25. März 1797.

Am 18ten dieſes Monats ſtarb hier ein, in vieler Rückſicht merkwürdiger Mann, der als Dichter und Artiſt rühm-

rühmlichſt bekannte, und als Menſch höchſt achtungswürdige Profeſſor der ſchönen Literatur, Hr. Joſeph Friedrich Engelſchall. Sein Beyſpiel beweiſet, daß der Menſch vieles durch ſich ſelbſt werden könne, wenn er nur will und das nöthige Ausdauern hat. Nur ſelten findet ein aufſtrebender Geiſt ſo viele Schwierigkeiten zu beſiegen, als der Entſchlafene fand; alle Umſtände ſchienen ſeiner eigenen Beſtimmung entgegen arbeiten zu wollen.

Schon als ein zarter Knabe verlor er, durch einen unglücklichen Fall von einer ſteinernen Treppe, ſein Gehör gänzlich. Man weiß, wie die Kenntniſſe eines Knaben beſchaffen zu ſeyn pflegen; und doch brachte es Engelſchall, der bald darauf auch ſeinen Vater durch den Tod verlor, bloß durch eigene Thätigkeit zu einer vorzüglichen Kenntniß der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache (wiewohl ſeine Ausſprache des Engliſchen und Italieniſchen nicht ganz rein war, weil er ſolche nur aus Büchern erlernt hatte), und zu einer nicht gemeinen Kenntniß der römiſchen Klaſſiker. Auch des Griechiſchen war er nicht unkundig. Dabey beſaß er ſchöne hiſtoriſche und geografiſche Kenntniſſe, und in der Mathematik war er ſehr geübt. Als lyriſcher Dichter und poetiſcher Erzähler zeichnete er ſich ſehr zu ſeinem Vortheil aus, und ſeine Epigramme erhielten den Beyfall eines Käſtner. Von vielen ſeiner Gedichte gilt es, was einmal ein Rezenſent von einem ſeiner vorzüglichern Gedichte ſagte: „ganz in ſich gekehrte, aus ſich ſelbſt wirkende Fantaſie, die zugleich anhaltend, und eben dadurch der unverkennbare Stempel wahren Genie's iſt, welches keineswegs in einer aufbrauſenden und augenblicklichen Heftigkeit beſteht; ferner ein Ideengang in immer neuen Bildern, die eben ſo wahr als ſchön gezeichnet ſind, bey anſcheinender Leichtigkeit eine ſehr überdachte Haltung des Ganzen, erhöht durch eine melodiſche Dikzion und einen ungemein korrekten Versbau.“

Abwesenheit der Sonne das Unbehagliche dieses Zustands. Der wiederkehrende Sonnenschein belebt, ermuntert, erquiket meinen Körper wieder, und ich befinde mich wol, oder doch erleichtert. Eben diese Würkung thut die Empfindung des alles beseelenden Geistes auf meine Seele; sie erheitert, sie beruhiget, sie ermuntert mich; sie zerstreut meinen Unmuth, sie belebt meine Hofnung; sie macht, daß ich in einem Zustande nicht unglüklich bin, der mir ohne sie unerträglich wäre.

Hippias.

Ich bin also glüklicher als du, weil ich alles dieses nicht nöthig habe. Erfahrung und Nachdenken haben mich von Vorurtheilen frey gemacht; ich genieſſe alles was ich wünsche, und wünsche nichts, dessen Genuß nicht in meiner Gewalt ist. Ich weiß also wenig von Unmuth und Sorgen. Ich hoffe wenig, weil ich mit dem Genuß des Gegenwärtigen zu frieden bin. Ich genieſſe mit Mäßigung, damit ich desto länger genieſſen könne, und wenn ich einen Schmerz fühle, so leide ich mit Geduld, weil dieses das beste Mittel ist, seine Dauer abzukürzen.

Agathon.

Und worauf gründest du deine Tugend? Womit nährest und belebest du sie? Womit überwindest du die Hinterniſſe, die sie aufhalten; die Versuchungen, die von ihr abloken, das anstekende der Beyspiele, die Unordnung der Begierden, und die Trägheit, welche die Seele so oft erfährt, wenn sie sich erheben will?

Seine Muse schätzten Gleim, Göckingk, Matthisson,*) der seel. Bürger und andere Meister der Kunst. Auch Er war ein großer Verehrer der Geistesprodukte dieser Männer, und rechnete überdies noch Wielanden und Herdern zu seinen Lieblingsschriftstellern. Seine durchdachten, und eben so anziehend als höchst korrekt geschriebenen prosaischen Aufsätze in dem Reusel'schen Kunstjournale, im T. Merkur, in der T. Monatsschrift (von Fischer und Genz) im Journale von und für Teutschland, im Schmidischen stilos. Journale u. s. w. fanden vielen Beyfall, und werden hoffentlich bald, mit einigen schon vollendeten, bisher noch ungedruckten vermehrt, in einer eigenen Sammlung erscheinen. Vorzüglichen Beyfall aber wird er sich durch seine musterhafte Biografie Tischbein's erwerben, die er recht con amore ausarbeitete, wovon im 3ten Stück der neuen artistischen Miscellaneen eine Probe steht, und die nun bald im Druck vollendet seyn wird.

Im Zeichnen und Malen brachte es Engelschall, ohne irgend eine fremde Anleitung erhalten zu haben, so weit, daß er als ordentlich angestellter Lehrer darinn Unterricht ertheilen konnte. Er hinterläßt eine schöne Sammlung von selbst verfertigten Zeichnungen und Gemälden; einige derselben sind auch in Kupfer gestochen worden. Seit ungefähr 4 Jahren war seine äußere Lage glücklich, da er sich vorher nur mühsam durcharbeiten mußte.

Sein Herz war die Güte selbst; wer ihn von dieser Seite kannte, der mußte ihn hochschätzen. Geradheit, fels

*) Unter andern schrieb mir einmal dieser vortreffliche Dichter: „Engelschall's Endymion trägt den Stempel wahres Genie's, und wird bleiben: denn

im Zeitenstrome schwimmen oben
die Werke, die den Meister loben."

seltene Bereitwilligkeit seinen Mitmenschen zu dienen, und uneigennützige Wohlthätigkeit waren Hauptzüge desselben. Er war geprüfter Freund, und rechtschaffener Bürger. Seine Lieblingsgöttin war Humanität. Kritische Sanskülotterieen verachtete er; und vergebens bemühten sich hie und da kleine Menschen, ihn durch kleine Nekereyen oder plumpe Ausfälle und Diktatorsprüche aus seiner Fassung zu bringen. Nur seine Freunde schmerzte das Bemühen, die Ruhe eines Mannes zu stören, der größtentheils in einer Ideenwelt lebte, und dessen Glückseeligkeit sich fast einzig auf geistige Genüsse beschränkte. Jedoch auch ihn betraf das Schicksal jedes guten Kopfs. „Das Wahre, Gute und Schöne, pflegte er oft zu sagen, wird, Trotz allen schiefen Urtheilen, dennoch bleiben, und dem Falschen, Schlechten und Häßlichen vermag kein partheiisches Lob bleibendes Daseyn zu sichern.“

Sein Geist war jugendlich-heiter; im engern Zirkel seiner Freunde war er sehr aufgeräumt, und wußte darinn den Geist des Frohsinns durch manchen witzigen Einfall zu erhalten. Nur selten ging er in Gesellschaft, sein ganzer Umgang schränkte sich auf sehr wenige Männer ein; am liebsten schloß er sich an junge Männer an, die ihn denn, sobald sie ihn kannten, wie ihren Vater liebten. Sein vertrautester Freund indessen war der jüngere Professor Justi, der sich schon in seiner zartesten Jugend an ihn anschloß, und mit welchem er in den letzten Jahren seines Lebens in seinem Hause, und — ungeachtet der beträchtlichen Verschiedenheit des Alters, — in der zärtlichsten Verbindung lebte. In den Armen dieses seines Freundes verschied er auch, im 58ten Jahre seines Alters, mit völliger Geistesgegenwart und sanfter Heiterkeit.

Friede sey um seinen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! —

XII.

Erklärungen an das Publikum.

Ich finde mich durch mehrere an mich geſchehene Anfragen bewogen, zur Steuer der Wahrheit hiemit öffentlich zu erklären, daß das im letzten Märzſtück des Merkurs abgedruckte Fragment eines Briefes aus Kiel von meinem Schwiegerſohn, dem Profeſſor Reinhold, weder geſchrieben noch eingeſchickt worden, noch auf irgend eine andere Weiſe von ihm herrühre oder veranlaßt worden ſey.

Weimar, d. 2. May 1797.

Wieland.

2.

Eisleben, d. 5. April 97.

— Der Reiſende, der vom Verbot der Kantiſchen Schriften erzählte, war nicht recht unterrichtet, oder der Buchbinder ein Wirrkopf. Das wirklich verbotene Buch ſind die Berichtigungen der Urtheile des Publikums über Kant. Köln am Rhein 1797. Aber von Kants Schriften iſt wenigſtens hier nicht die Rede geweſen.

Neuer
Teutſcher Merkur.

6. Stück 1797.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Orientaliſche Sagen. Auszüge aus dem Adſchaibal Machlubat, von Hrn. v. Hammer. S. 93
II. Beyträge zu Uzens Leben, von Degen. — 109
III. Minneliet, nach Herzog Ernſt von Anhalt, von Haug. — 124
IV. Sinngedichte, von demſelben. — 125
V. Ueber die Friedens-Ausſichten im Gebiete der Philoſophie, von Tiedemann. — 128
VI. Die Parallelwege im Thale Glenroy in der Grafſchaft Hochländern. — 143
VII. Epiſtel an Hrn. Falk in Berlin. — 149
VIII. Fortſetzung der Auszüge aus dem Tagebuch einer Reiſe durch Schweden im Spätherbſte des vorigen Jahrs. — 156
IX. Auszüge aus Briefen.
1. Philadelphia. Literatur und Vergnügungen der Nordamerikaner. — 168
2. Rom. Rafaels Verklärung in der Gemählde-gallerie des Vatikan. — 173
3. London. William Maſon. Neueſter Wahlergeſchmack. Lumisden. Schriften der Ackerbaukommiſſion. Gifford. Woolkot Nicholſons Journal. Joſua Reynold's Werke. — 176
4. Paris. Den Frieden betreffend. La Fayette's Befreyung. La Harpe. Literariſche Neuigkeiten. — 182
I. Lüneburg. Ueber Hamburg. — 188
X. Nekrologie. Alxingers Tod. — 190
IX. Berichtigung. — 192

Nachricht.

Auf den VI. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonniren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu haben, für welche Hr. Buchhändler Göschen in Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir in Hamburg wie bisher unsre Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs.

Ankündigung.

Mit dem dritten Stück des attischen Museums herausgegeben von C. M. Wieland, das schon seit in meinem Verlange erschienen ist, wird nun der erste Theil geschlossen, das Werk selbst aber ununterbrochen fortgesetzt. Das 3te Stück enthält folgende Aufsätze: I. Agathodämon, drittes Buch, von Wieland. II. Theophrast's Karakterschilderungen, nebst Einleitung und Anmerkungen von Böttinger. III. Kunsturtheil des Dionysius über Isokrates, nebst einer Nachschrift des Uebersetzers, von Fr. Schlegel.

Zugleich bemerke ich, daß die schon längst versprochene Uebersetzung der großen Markartney-Stauntonschen Reisebeschreibung nach China nun wirklich größtentheils vollendet ist, und der erste Band derselben noch vor Michaelis in meinem Verlage erscheinen wird. Dem teutschen Publikum ist übrigens schon aus frühern Ankündigungen bekannt, daß diese Uebersetzung von Dr. Hüttner in London, der selbst bey dieser Reise gegenwärtig war, verfertigt, und mit sehr interessanten Zusätzen bereichert wird, die schwerlich irgend einer andern Uebersetzung zu Theil werden dürften. Zürich, d. 20. May 1797.

Heinrich Geßner, Buchhändler.

Der neue

Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1797.

I.

Orientaliſche Sagen.

Auszüge aus dem Adſchaibul-Machlubat.

Erſte Erzählung. Alexander.

Als Alexander die Welt eroberte, den ganzen Umkreis derſelben durchzog, und ſich zugleich Kenntniſſe erwarb, ſchrieb er an Keid, den König Indiens: „Er möge kommen ihm zu huldigen; ſonſt wäre es wohl möglich, daß ſeinen Thron ein anderer beſteige.“ Keid antwortete ihm: „Die ganze Welt haſt du ſiegreich durchzogen, und itzt ſogar mein Reich erobert; aber wie magſt du wohl auf dieſe vergängliche Welt ſtolz ſeyn?“

„Und auf was biſt denn du ſtolz?“ ſchrieb ihm Alexander zurück.

„Auf meine Wiſſenſchaft — war die Antwort — die du mir nicht rauben kannſt.“ Zugleich ſchickte

Keid ihm zwey Gelehrte, einen Filoſofen und den Arzt Harum. Als ſie angekommen waren, ſchickte Alexander dem Filoſofen ein mit Schmalz angefülltes Gefäß.

Dieſer ſteckte tauſend eiſerne Stifte in das Schmalz, und ſendete es zurück. Alexander ließ die Stifte einſchmelzen, und dem Filoſofen die daraus gewordene Platte überbringen; und dieſer glätstete ſie ſo, daß der König dieſelbe als einen Spiegel wieder zurück erhielt.

Nun erſchien der Filoſof, und auf die von Alexander gemachte Frage, was er wohl glaube, daß durch den mit reinem Schmalz angefüllten Topf gemeint ſey, antwortete er: „Du wollteſt mir dadurch ſagen: weich und jedes Eindrucks empfänglich, wie das Schmalz, iſt mein Geiſt; aber wie das Schmalz von jedem fremdartigen Körper rein iſt, iſt auch er von jeder Kenntniß noch leer. Ich ſteckte eiſerne Stifte hinein, weil ich Willens bin in dein Gemüth wiſſenſchaftlichen Stoff zu legen; du machteſt daraus eine Platte, um mir zu verſtehen zu geben, daß dein Herz von Blutvergießen und Schlachten hart und von Eiſen ſey, und ich verwandelte dieſelbe in einen Spiegel, weil ich dich durch meine Lehren zu erweichen, durch meine Ermahnungen abzuſchleifen gedenke.“

Alexander ließ hierauf den Arzt rufen, und fragte ihn, woraus alle Krankheiten entſprängen? Darauf antwortete dieſer: „weil die Menſchen Dinge eſſen, deren ſchädliche Eigenſchaften ſie nicht kennen;“ und

als

als er wieder gefragt ward, worin alle Heilmittel beſtänden? antwortete er: „darin, daß die Menſchen Dinge eſſen, die mit Kunſt zu ihrem Heile bereitet worden ſind. Doch, fuhr er fort, will ich dir, o König, eine Arzney bereiten, kraft deren du nie verlangen wirſt was ſchädlich iſt.“ Alexander'n verlangte ſehr darnach, und als er dieſelbe zu ſich genommen hatte, entwichen alle ſchädlichen Begierden aus ſeinem Herzen: nur das, was gut und heilſam war, verlangte er in der Folge.

Einſt erblickte Alexander in ſeinem Ruhegemache ein fürchterliches Geſpenſt. „Wer biſt du?“ rief der König ihm zu. „Die Krankheit!“ ſchrie's und ſprang zugleich auf Alexandern hin, daß ein kalter Schauer ſeine Glieder durchbebte. Nun ging er hinaus; da fragte ihn der Arzt: „Warum biſt du denn ſo blaß?“ „Ich weiß es nicht,“ antwortete Alexander, und verhehlte ſein Uebel. Am folgenden Tage trat der Arzt mit dieſen Worten ins Gemach des Königs: „Eine Krankheit hat dich befallen; ich bin ja hier, um dich zu heilen. Warum haſt du mir dieſelbe verhehlet?“ „Ey, verſetzte der König, wenn du mich krank weißt, ſo iſt es deine Pflicht Arzneyen zu bereiten.“ Sogleich verfertigte er eine; und Alexander nahm ſie zu ſich. Als er darauf wieder in ſeinem Ruhegemache ſaß, erblickte er daſſelbe Geſpenſt, das zu ihm ſprach: „Ich geh von hinnen, denn dein Arzt hat eine Arzney bereitet, die mich ganz verzehret.“ Alexander ging jetzt heraus, und der

Hippias.

O Jüngling, lange genug hab ich deinen Ausschweifungen zugehört. In was für ein Gewebe von Hirngespinsten hat dich die Lebhaftigkeit deiner Einbildungskraft verwikelt? Deine Seele schwebt in einer beständigen Bezauberung, in einer Abwechselung von quälenden und entzükenden Träumen, und die wahre Beschaffenheit der Dinge bleibt dir so verborgen, als die sichtbare Gestalt der Welt einem Blindgebornen. Ich bedaure dich, Callias. Deine Gestalt, deine Gaben berechtigen dich nach allem zu trachten, was das menschliche Leben glükliches hat; deine Denkungsart allein wird dich unglüklich machen. Angewöhnt lauter idealische Wesen um dich her zu sehen, wirst du die Kunst niemals lernen, von den Menschen Vortheil zu ziehen. Du wirst in einer Welt, die dich so wenig kennen wird als du sie, wie ein Einwohner des Monds herum irren, und nirgends am rechten Plaze seyn, als in einer Einöde oder im Fasse des Diogenes. Was soll man mit einem Menschen anfangen, der Geister sieht? Der von der Tugend fodert, daß sie mit aller Welt und mit sich selbst in beständigem Kriege leben soll? Mit einem Menschen, der sich in den Mondschein hinsezt, und Betrachtungen über das Glük der entkörperten Geister anstellt? Glaube mir, Callias, (ich kenne die Welt und sehe keine Geister) deine Philosophie mag vielleicht gut genug seyn eine Gesellschaft müßiger Köpfe statt eines andern Spiels zu belustigen; aber es ist eine Thorheit sie ausüben zu wollen. Doch du bist jung;

die

Arzt goß das noch übrige Glas Arzney, welches er in seinen Händen hielt, zur Erde. „Warum dieß?“ — „Weil, während du im Ruhegemache warst, die Krankheit von dir wich.“ Alexander staunte über solche Wissenschaft, schätzte ihn besonders, und pflegte zu sagen, daß er ihm werther sey, als alle seine Schätze.

Deßwegen hat auch der Allmächtige im Koran gesprochen: Werden die, so Etwas wissen, denen, so Nichts wissen, wohl gleich gehalten werden?

Man sagt, Alexander'n habe die Neugierde angewandelt zu wissen, wo er wohl sterben werde. Ein Weiser verkündigte ihm: „Dort, wo die Erde Eisen und der Himmel Gold seyn wird.“ Als er nach Damagan gekommen war, erkrankte er, zog seinen Panzer aus und ruhte darauf; ein von Goldstoff verfertigtes Zelt beschattete sein Haupt. Da erinnerte er sich des Wortes der Weisen, und schrieb an seine Mutter folgenden Brief: „Wisse, daß die Mutter der Sterblichen der Tod, und ihr Vater das Verderben sey. Wem ein Pfand gegeben ist, dem wird es abgefordert; die Monde fallen und steigen wieder, und Sterblichkeit ist eine Bürde, die wir überall mit uns tragen. Wird gleich mein Reich zertrümmert, so werden doch die Denkmale meiner Kenntnisse bleiben; diese sind unsere eigenthümlichen Geburten. Jedes Kind, das ein Weib gebiert, ist mir geliehen. Glauben und Geduld

bald empfehl' ich dir, und wisse, o Mutter! daß, wenn ich gleich hier nimmer zu dir komme, du doch dort zu mir kommen wirst. Heil dir!"

Daraus lernen wir, daß Reich und Herrschaft nur vergänglichen Glanz gewähren, und der wahre Ruhm nur in der Wissenschaft bestehe.

Zweyte Erzählung. Lokman.

Lokman der Weise war ein schwarzer Sklave, den sein Herr zum Aufseher der übrigen bestimmt hatte. Diese murrten darüber. Eines Tages befahl man ihm ein Schaf zu tödten, und den besten Theil desselben zu bringen. Er brachte Herz und Zunge. Dann ward ihm aufgetragen ein anderes Schaf zu tödten, und den schlechtesten Theil desselben herzubringen. Er brachte abermal Herz und Zunge. Um die Ursach dessen befragt, gab er zur Antwort: „Kein Glied ist besser als Zunge und Herz, wenn sie weise sind, und kein Glied ist schlechter als Herz und Zunge, wenn sie unklug sind." „Da seht ihr seine Weisheit," redete der Herr die Sklaven an, „und warum ich ihn euch vorgesetzt habe?"

In vorigen Zeiten erwarb man sich durch Wissenschaft und Kenntnisse auch Macht und Herrschaft. Wenn ein Monarch starb, folgte ihm aus seinen Unterthanen der Weiseste, bloß damit die Wissenschaften blühen möchten, wie sie blühten unter Nuschirwan, und Bisurdschümihr, die ihren Namen

durch die Herausgabe des berühmten Werkes Kalila von Damana *), der Werke des Euklides und der Regeln des Schachspiels verewiget haben. Abdulmelek von Merwan **) pflegte seine Staaten jährlich in wissenschaftlicher Hinsicht zu bereisen, wobey er seine Beamten prüfte, die Geschickten mit Würden bekleidete, die Unwissenden derselben beraubte.

Deßwegen legte Gott dem Proseten die Worte in den Mund: Sprich, o Herr! vermehre meine Wissenschaft!

Wissenschaft ist zweyerley; erstens: Wissenschaft des Ewigen, daß du dein künftiges Schicksal kennest, und zweytens: Wissenschaft des Zeitlichen, daß du kennest die Welt und ihren Unbestand, ihren Stolz, ihre Ungerechtigkeit und ihre Nichtigkeit.

Sobald ich zum Gebrauch meiner Vernunft gelangte, fing ich an, meinem Schicksale nachzudenken. Ein Tröpfchen Wassers war ich erst in meiner Mutter Schooße, und als ich mich demselben entwunden hatte, weinte ich kraft- und hülflos um Brey und Muttermilch. Der süßen Nahrung entwöhnt, kroch ich und schlief ich im Staube herum, bis daß mir die Pein des Lernens, die Ruthe des Meisters und das Schelten des Aufsehers zu Theil ward. Dann kamen

*) Bey uns unter dem Titel der Fabeln des Bidpai bekannt.

**) Kalif der Moslemie von 685 bis 704.

kamen die Schwärmereyen der Liebe. Ich lief Mädchen und Weibern nach; ich knüpfte die Bande der Ehe. Hierauf folgten Nahrungssorgen und Krankheiten, der Haß der Feinde, der Groll der Weiber, die Pein der Gebrechen, das Elend des Alters.

Und gesetzt, es würde ein Mensch befreit von diesen Qualen geboren, so harret doch endlich seiner der Tod, der uns von unsern Gütern und unsern Freunden trennt. Keiner, und wäre er von allen Ungemächlichkeiten frey geblieben, kann ihm entfliehen. Der Mensch gleichet der Frucht am Baume, die, wenn sie sich vor Stürmen und Hagel gerettet hat, doch zuletzt reif wird und zur Erde fällt.

Weiter dachte ich: Sechzig Jahre sind der gewöhnliche Zeitraum des Menschenlebens; dreyßig davon verschlafen wir, und die Hälfte dieser dreyßig sind die Jahre der Jugend. Was bleibt uns wohl übrig zu thun in funfzehn Jahren? Was dürfen wir wagen zu unternehmen?

Als Knabe sah ich einst ein Traumgesicht. Am Ufer des Meeres ging ich einsam hin; da stellte sich meinen Blicken ein Pallast dar, aus dem ein Weib auf einer Wolke thronend mir entgegenschwebte. Sie gab mir einen Spiegel und sprach: Sie strömet fort die Welt verzehrend. Völker und Jahrtausende hat sie verschlungen, die Gefräßige! Bey Gottes Namen, des Allerbarmers! ein Zeitmaaß ist dem Menschen bestimmt worden, und es wird dahin rollen, und man wird seiner

nicht mehr gedenken! Der Sinn dieſes Traumes iſt: der Strom der Zeiten wogte als noch kein Menſch war, und der Strom der Zeiten wird fortwogen, wenn kein Menſch mehr ſeyn wird. Erſchaffen hat der Herr den Menſchen aus einem Tropfen Waſſer, und ihm gegeben das Geſicht und das Gehör, und ihn geleitet auf den rechten Weg, daß er ihm dankbar ſey! — Doch iſt ers nicht! — Er ſoll den Allmächtigen erkennen und zu ihm aufblicken, und für deſſen Wohlthaten ſein Dankgefühl ausſtrömen, und dann ſeine eigene Kräfte erforſchen. Der Spiegel will ſo viel ſagen als: Bey Gott dem Allwiſſenden! Er kann dir zeigen, was du ohne ſeinen Beyſtand nicht zu ſehen vermagſt.

Voll der ſteten Erinnerung des Vorhergehenden, habe ich dieſes Buch verfertiget, darin du himmliſche und irdiſche Dinge, Palläſte und Schlöſſer, Länder und Städte, Flüſſe und Meere ſehen wirſt. Wiſſe, daß ſie hervorgebracht worden ſind, damit auch du in deiner Seele etwas hervorbringen mögeſt. Gott der Herr ſpricht: Sie haben euch zurückgelaſſen Gärten und Quellen und Felder und herrliche Orte.

Dritte Erzählung. Das Buch.

Ein Mann beſaß ein ſchönes Weib, einen liebliches Garten und ein gutes Buch. Einen Tag ſpazierte er im Garten, den andern las er im Buche,

ſhe, am dritten freute er ſich der Liebkoſungen ſeines Weibes. Als ſich ihm der Tod nahte, ſprach er zum Garten: „Ich habe dich gewäſſert und dich gepfleget; heute, da ich von hinnen gehe, wie wirſt du dich verhalten?“ Eine Stimme erſcholl aus dem Garten: „Ich habe nicht Füße dir zu folgen; wenn du weggehſt, wird ein Anderer kommen und mich beſitzen.“ Verzweifelnd ging der Herr aus ihm weg zu ſeinem Weibe, zu dem er alſo ſagte: „Meines Lebens, meiner Kräfte Summe habe ich auf dich verwandt und vieles deinetwegen erduldet; heute werde ich von hier wegwandern; was willſt du thun?“ „Dienen will ich dir ſo lange du lebſt, und wenn du ſtirbſt, will ich weinen und klagen, dich begleiten, wenn ſie dich hinaustragen, bis an den Grasbeshügel; und wenn ſie dich verſenket haben, ſo kann ich dir zwar nicht folgen, aber weinen will ich wieder und klagen, und dann — einen andern Mann nehmen.“ Noch verzweiflungsvoller drehte ihr der Mann den Rücken zu, und redete das Buch an: „O Buch! ſcheiden muß ich heute von hier; was denkſt du wohl zu thun?“ „Begleiten will ich deinen Leichenzug, dein Vertrauter ſeyn im Grabe, und dein Helfer am Tage des Gerichts.“

Dieß lehret uns, daß die Wiſſenſchaft der beſte Vertraute ſey, und daß wir von allen Gütern dieſes Lebens nichts als unſere Kenntniſſe in das andere hinüber nehmen können. Profeten, Könige und Weiſe haben darin ihren Ruhm geſetzt. So

ſchrieb Adam ſein Buch *), Moſes den Pentateuchus, David die Pſalmen, Jeſus das Evangelium, und Balkis **), die Gemahlin Salomons, ein anderes vortreffliches Werk, und eben darum, weil ſie die Bücher ſo zu ſchätzen wußte, ward ſie die Gemahlin Salomons.

Vierte Erzählung. Salomon.

Als einſt Salomon in Gegenwart ſeines Veſiers Aſſaf und der Königin Balkis zu Mittage aß, ſprach dieſe: „Iſt es nicht möglich dieſen todten Fiſch wieder lebendig zu machen?“ Aſſaf erwiederte: „Die Gerechtigkeit pflegt ſonſt die Todten zum Leben zu erwecken; ich will daher verſuchen, ein wahres, gerechtes und billiges Wort zu ſagen, damit der Fiſch wieder lebendig werde.“ Nun ſprach er weiter: „Alles was in deinem Reich, o Königin, handelt und wandelt, iſt meiner Leitung unterworfen; doch möchte ich noch weit lieber Salomon ſeyn.“ Hier regte ſich der Fiſch. Dann ſprach Balkis: „Kein Weib beſitzt ſolch einen Mann wie ich; die Welt iſt ſeinetwegen und er meinetwegen da. Doch ſo oft ich einen jüngern Mann ſehe, rufe ich aus: Wollte Gott, daß auch Salomon noch ſo jung wäre!“ ***) Der Fiſch bewegte ſich zum zweytenmale.

Hier-

*) Jezirah, oder ein anderes apokryfes Fabelwerk.

**) Die Königin aus dem reichen Arabien.

***) Ob ſich unſere Damen, auch wenn es um etwas wichtigeres als die Belebung eines todten Fiſches zu thun wäre,

Hierauf ſprach Salomon: „Die Welt mit ihren Schätzen und Gütern iſt nur meinetwegen da. Auf der Erde und auf den Waſſern bin ich der Geſandte Gottes. Alle Reiche, alle Geſchlechter der Geſchöpfe, Thiere, Menſchen, Dämonen und Engel gehorchen mir; und doch, wenn zwey Menſchen zu mir kämen, der eine mit Geſchenken, der andere ohne Geſchenke, ſo würde mir derjenige, ſo die Geſchenke gebracht hätte, lieber ſeyn.“ So ſprach er, und der Fiſch ſprang lebendig in das daneben ſtehende Waſſergefäß *).

Fünfte Erzählung. Die Erfindung des Weins.

Dſchemſchid ſah einſt in ſeinem Garten, wie eine Schlange ſich an einem Baume emporzuwinden ſtrebte, um die Jungen eines Falken, der dort ſein Neſt

wäre, wohl zu einem ſo offenherzigen und wahren Worte als die weiſe Königin Balkis hier ſpricht, entſchlöſſen?

*) Der Erfinder dieſes Geſchichtchens hat ſich einer großen Ungerechtigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht ſchuldig gemacht. Er läßt Salomon zuletzt reden und das Wunder wirken, um dem König und Profeten nichts zu vergeben. Allein der heiligſte Profet und der mächtigſte König wird ſich leichter zu einer ſolchen kleinen Partheylichkeit bekennen, als eine kluge Frau den geheimſten Wunſch ihres Herzens ohne alle Verſtellung zur Sprache bringt. Auf Seiten der Königin iſt unſtreitig das größere Verdienſt um Wahrheit, und die Ehre des Wunders hätte ihr gebührt.

Neſt hütete, zu verzehren. Dſchemſchid ergriff einen Pfeil und nagelte damit die Schlange an den Baum. Nun kam der Falke, der ſich aus Furcht vor der Schlange entfernt hatte, mit einem Stück Holz im Munde zurück und legte es zu den Füßen Dſchemſchid's. Dieſer, wohl wiſſend was der Falke für ein kluger Vogel iſt, dachte ſich, daß vermuthlich in dieſem Holz eine geheime Eigenſchaft verborgen lies ge, womit er ihn für die Rettung ſeiner Jungen belohnen wolle. Er zeigte daher das Holz ſeinen Weiſen; aber Niemand wußte, zu was es gut ſeyn könnte. Endlich ſprachen ſie: „Die verborgene Kraft dieſes Stocks muß ſich zuerſt im Waſſer und in der Erde zeigen.“ Man legte daher das Holz ins Waſſer, ſo lange bis es aufgeſchwollen war, und ſteckte es dann in die Erde, wo es bald Sproſſen und Zweige zu treiben anfing, und Früchte trug. Die Frucht war die Traube, die man vorher in den Zeiten Dſchemſchid's nicht geſehen hatte. Da freute ſich Dſchemſchid, daß dieſe köſtliche Frucht in ſeinen Tagen zum erſtenmal erſchien, und dankte dafür Gott dem Allmächtigen, dem Speiſegeber, dem Geber des Trankes. Dann befragte er einen Weiſen um die Wirkung dieſer Frucht. Der Weiſe nahm dieſelbe, preßte ſie in ein Gefäß, beſah den Saft eine Zeitlang und ſprach: „Dreyfach ſind die Wirkungen dieſes Saftes. Als Moſt ſchenket er denen, die ihn trinken, die Kraft und das Feuer der Jugend, und ſtimmt das Gemüth zur Freude und Luſt; als Wein umhüllt er das Geſicht des Verſtandes mit einem Flor, daß

es die Qualen und Leiden dieſer Welt nicht ſieht; als Eſſig verhindert er die Fäulniß, löſet Krankheiten auf, ſtillt öfters den Durſt und ſchlägt die Galle nieder.“ Dſchemſchid ſprach hierauf: „Eine Wohlthat habe ich dem Vogel erwieſen, und mit ſo Vielen hat er ſie mir wieder vergolten! Mit Waſſer getränkt und in die Erde gepflanzt, hat mir der Stock Moſt, Wein und Eſſig gegeben; ſchämen müßte ich mich, wenn ich weniger wohlthätig ſeyn wollte als ein Vogel und ein Stück Holz.“

Sechste Erzählung.

Von dem Adel des Menſchen und den Wundern ſeiner Natur.

Als Gott der Herr die Welt erſchaffen hatte, ſprach der neubelebte Löwe zu einer Schaar Vögel, die hoch in den Lüften über ihm wegflogen und auf dem Gipfel eines Baumes ſich niederließen: „Was könnt ihr mit Fittigen begabt, die euch hoch über die Erde emportragen, wohl auf derſelben fürchten?“ „Die Menſchen!“ war die Antwort. „Der Menſch iſt doch ein Thier wie ich, fuhr der Löwe fort; wie iſt er denn im Stande euch zu erreichen?“ „Er erreicht uns zwar nicht in der Höhe der Lüfte, ſprachen die Vögel, aber er weiß uns herabzulocken auf die Erde, ſperret uns in Käfige ein, und tödtet und verzehret uns.“ Deß wunderte ſich der Löwe, und ward begierig den Menſchen zu ſehen. Da begegnete ihm das ſtolze Pferd im fliegenden Laufe

mit

die Einsamkeit deiner ersten Jugend und die morgenländischen Schwärmereyen, die etliche griechische Müßiggänger von den Egyptern und Chaldäern nach Hause gebracht, haben deiner Phantasie einen romanhaften Schwung gegeben; die übermäßige Empfindlichkeit deiner Organisation hat den angenehmen Betrug befördert; Leuten von dieser Art ist nichts schön genug, was sie sehen, nichts angenehm genug, was sie fühlen; die Phantasie muß ihnen andre Welten erschaffen, die Unersättlichkeit ihres Herzens zu befriedigen. Allein diesem Uebel kann noch geholfen werden. Selbst in den Ausschweiffungen deiner Einbildungskraft entdekt sich eine natürliche Richtigkeit des Verstandes, der nichts fehlt als auf andre Gegenstände angewendet zu werden. Ein wenig Gelehrigkeit und eine unpartheyische Ueberlegung dessen, was ich dir sagen werde, ist alles was du nöthig hast, um von dieser seltsamen Art von Wahnwiz geheilt zu werden, die du für Weisheit hältst. Ueberlaß es mir, dich aus den unsichtbaren Welten in die würkliche herabzuführen; sie wird dich anfangs befremden, aber nur weil sie dir neu ist, und wenn du sie einmal gewohnt bist, wirst du die ätherischen so wenig vermissen als ein erwachsner die Spiele seiner Kindheit. Diese Schwärmereyen sind Kinder der Einsamkeit und der Musse; ein Mensch der nach angenehmen Empfindungen dürstet, und der Mittel beraubt ist, sich würkliche zu verschaffen, ist genöthiget sich mit Einbildungen zu speisen, und aus Mangel einer bessern Gesellschaft mit den Sylphen umzugehen. Die Erfahrung

mit geſträubter Mähne, kraftvoller Stirn und rauchender Naſe. Vielleicht iſt dieß der Menſch, dachte der Löwe; denn Stärke und Anſehen iſt hier in hohem Grade vereint; und er redete es darum an. Das Pferd ſprach: „O Löwe! der Menſch fängt mich, zähmet mich mit Zaum und Zügel, zwingt mich, ſeiner Hand und ſeinem Sporn zu gehorchen, Laſten zu tragen, und wenn ich entkräftet bin, ſo tödtet und verzehrt er mich.“ Nicht lange darnach ſtieß ihm der mächtige Stier auf, von dem es ihm dünkte, daß er wohl der Menſch ſeyn könne. Allein der Stier belehrte ihn alſo: „In das Joch werd' ich geſpannt von dem Menſchen, gezwungen die Erde mit der Pflugſchaar zu durchwühlen, und wenn ich alt geworden bin, iſt die Schlachtbank mein Lohn, und das Eingeweide der Menſchen mein Grab.“ Hierauf erblickte er das langhalſige hohe Kameel, welches, von ihm eben ſo befragt, zur Antwort gab: „Keine Laſt würde meinen Rücken beſchweren, kein gewaltſamer Tod mir drohen, beſäße nicht der Menſch Stärke und Liſt genug mich ſeinem Willen zu unterwerfen.“ Auch Du biſt nicht der Menſch, dachte der Löwe; nun, ſo muß es wohl der lebendige Berg ſeyn, der ſich mir da naht, ſein ungeheures Füllhorn ſo geſchickt zu ſeinem Nutzen lenkt, und mit ſeinen Silberzähnen ſtrahlend majeſtätiſch einherſchreitet, daß die Erde erzittert. „Sey mir gepreiſt, o Menſch!“ ſprach er; aber der Elefant erwiederte: „O der Menſch! Er umgarnt mich, beſteigt meinen Hals, ſetzt Thürme auf

mei-

meinen Rücken, und belaſtet mich, bis daß ich ſterbe. Dann glättet er meine Zähne zu Elfenbein, macht Scepter und Königsſitze daraus, und thronet noch auf meinen Gebeinen.“ Endlich erblickte der Löwe ein kleines, ſchwaches, unanſehnliches Geſchöpf. „Du elendes Thier! ſprach er, fürchteſt du dich nicht vor dem Menſchen, vor dem die Mächtigſten unſers Reichs erzittern?“ Der Menſch bin ich! ertönte die Rede. „Du der Menſch!“ brüllte der Löwe erſtaunt. „Hat dir die Natur doch keine Waffen, keine Hörner, keine Zähne, keine Klauen gegeben! Einen Streich will ich dir verſetzen, und dadurch die ganze Schöpfung von deinem Unheile befreyen.“ „O Löwe! das kannſt du nicht!“ erwiederte der Menſch. „Warum nicht?“ ſprach der Löwe. „Weil ich von hier dir einen Schlag ſenden werde; ſende auch Du einen, wenn du kannſt.“ „Nun ſo komm näher, erwiederte der Löwe; denn von hier aus kann meine Klaue dich nicht erreichen.“ „Aber meine Hand ſoll dich erreichen,“ ſprach der Menſch, ergriff zwey Steine, und ſchleuderte ſie ins Antlitz des Löwen, daß beyde Augen aus ihren Höhlen rannen. „Jetzt erkenne ich, daß du der Menſch, jetzt weiß ich, warum du das Schrecken aller Thiere biſt!“ brüllte der Löwe, und als er fühlte, wie er beym Schweiſe fortgezogen ward, ſprach er: „Was machſt du? Willſt du mich in einen Käfig ſperren, wie den Vogel, oder mir Laſten auflegen, wie dem Kameele, oder mich mit Zaum und Zügel zähmen, wie das Pferd, oder dich meiner zum Pflügen bedie-

dienen, wie des Stiers, oder auf mir Thürme bauen, wie auf dem Elefanten?" „O nein!" antwortete der Mensch; „die Haut will ich dir abziehen, und dein Fleisch den Hunden vorwerfen, kraft des Vorranges, den mir Gott verliehen hat vor allen Thieren, deren er keinem als mir Vernunft und Erfindungsgeist gab."

Aus dieser Geschichte lernen wir, daß der Vorrang des Menschen weder in der Stärke, noch in der Gestalt, sondern bloß in der Vernunft bestehe. Durch sie ist er Herr des Meeres und des Landes. Durch ihre Hülfe zieht er den Fisch aus der Tiefe des Meeres, und den Vogel aus der Höhe der Lüfte. Durch sie fesselt er den Elefanten und reißt dem Löwen die Zähne aus, baut Paläste bis an die Zinnen der Himmel, und gräbt Schachten bis in den Abgrund der Hölle, schmiedet Waffen, um seine Feinde zu bezwingen, und stimmet Flöten, um das Ohr der Freunde zu vergnügen. Alles dieses hat er nicht sich, sondern der Gnade des Schöpfers zu danken, der diese Fähigkeiten eben so gut in andere Geschöpfe hätte legen können, wie er zum Beyspiel der Biene die Kunst verlieh, sechseckige Zellen zu bauen, zierlich und kunstreich, unnachahmbar dem kunstreichsten der Menschen.

Wien.

v. Hammer.

II.

II.

Beyträge zu Uzens Leben.

Uzens Leben iſt öfters beſchrieben und ſein Bild durch Mahler und Kupferſtecher in die Wette kopiert worden. Aber ſeine Biografen laſſen uns Uzen weder als Menſchen, noch als Freund, noch als thätigen Mann in ſeinem kleinen häuslichen Zirkel ſchauen. Für die Verehrer des wahrhaft unſterblichen Dichters, denen ſein Bildniß, nachdem dort ſein Saitenſpiel jetzt noch erhabener tönt als hier in ſeiner Theodicee, immer werth bleiben wird, muß ich im Vorbeygehen ſagen, daß daſſelbe, beſonders von Kupferſtechern, nie getroffen ward. Dem großen Manne ſelbſt war dieß unangenehm. Beſonders ärgerte er ſich über die von Haid in Augsburgs gelieferte Nachbildung, die ihm etwas Wanſtiges und Widerlich-aufgeblähtes gab, das Uz gerade nicht hatte. Zum Glück konnte er ſein vor dem Gött. M. A. 1797. ſtehendes Bild nicht mehr ſehen, in welchem er vollends zur Karrikatur wurde. Noch am beſten hat ihn May gemahlt, und nach dieſem Gemälde Bauſe am beſten geſtochen. Auch iſt er von Schweppe und Bock in dem zweyten Bande des fränkiſchen Archivs, beſonders was das Auge und die Mundgegend anlangt, erträglich getroffen. — Uz ſtarb als

ernannter wirklicher Königl. Preuß. geheimer Justizrath und Landrichter zu Ansbach am 12ten May 1796. Wenige Stunden vor seinem Ende ward ihm das Königl. Patent noch eingereicht. Sein Geist war aber schon im Begriff, sich allmählich von dem Staube zu trennen, und hatte wenig Gefühl mehr für eine irdische Erhöhung. Bloß durch ein „So?" gab er zu erkennen, daß er die so ehrenvolle Nachricht noch verstanden hatte. Bald darauf entschlummerte er an den Folgen des Schlags, von dem er einige Wochen vorher ziemlich erschüttert ward. Sonst genoß er, wozu seine genaue und regelmäßige Diät nicht wenig beytragen mochte, bis an sein Ende einer beynahe ununterbrochenen Gesundheit. Wenigstens erinnere ich mich während meines beynahe funfzehnjährigen Aufenthalts in Ansbach nicht, daß er jemals eigentlich krank gewesen wäre. Da es den Freunden des teutschen Dichterruhms nicht unangenehm seyn wird, aus dem Leben unsers ersten Odensängers einige doch wohl nicht ganz bekannte Züge kennen zu lernen, so will ich ihnen hier einige mittheilen, ohne dabey eben auf eine künstliche Einkleidung und Komposizion zu sehen.

Uzens Ruhm tönte, nachdem sein Freund Gleim, da er selbst zu schüchtern dazu war, die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte 1749. bekannt gemacht hatte, bald durch ganz Teutschland, weil man mit Recht hoffen durfte, dieser Dichter würde für dasselbe noch mehr werden, als einst Horaz für

Rom

Rom geweſen war. Je mehr man ihn aber auswärts pries und verehrte, deſto weniger kannte man ihn, weil er ein höchſt ſtilles und einfaches Leben führte, in ſeinem Vaterlande. Bloß einigen wenigen Geweihten und Aufgeklärten ſeiner Vaterſtadt, mit denen er in nähern Verhältniſſen lebte, ſtrahlte unverhüllt der Glanz ſeines Geiſtes. Der größere Haufe wollte oder konnte vielmehr nicht glauben, daß der kleine ſtille Mann für Teutſchland ſo bedeutend wäre. Und ſo lebte Uz, während er auch als Rechtsgelehrter fortarbeitete, bis in das reifere männliche Alter und in das Jahr 1763 hinüber, ohne daß er als Geſchäftsmann ein ſeinen Kenntniſſen eigentlich entſprechendes Amt erhalten hatte. Und auch den Hebel, der hierzu erforderlich war, mußte erſt ein Fremder, der nach Ansbach berufene Miniſter von Wechmar, ein großer Freund und Kenner der Gelehrſamkeit, mitbringen. Dieſer betrieb es, daß Uz Aſſeſſor des Landgerichts und Burgräflicher Rath wurde. Jetzt fing man an, aufmerkſamer auf einen Mann zu werden, mit deſſen Erhebung ein großer Staatsminiſter gleichſam debütirt hatte. Nun erſt, nachdem ſeine Ehre in und außer Teutſchland ſchon lange groß und herrlich war, lernte man Uzen auch in Ansbach kennen, und las und verehrte ihn daſelbſt. Die höhern Stände aber, ſelbſt der Fürſt, wußten immer noch wenig von ihm. In den ſiebziger Jahren endlich machte der Markgraf Alexander eine Reiſe nach Italien, und erhielt dadurch Gelegen-

heit, in Rom mit dem Horaz der Teutſchen, der ſchon über ein halbes Jahrhundert in ſeinen Staaten gewohnt hatte, näher bekannt gemacht zu werden. Ganganelli nemlich, oder der Pabſt Klemens XIV. ſchätzte ſich unter andern auch deßwegen glücklich, den Markgraf bey ſich zu ſehen, weil dieſer das Glück hätte, einen der erſten Dichter der Erde, den großen teutſchen Sänger Uz, ob er ſchon dieſen nur in einer italieniſchen Ueberſetzung leſen und bewundern konnte, in ſeinen Landen zu beſitzen. Der Markgraf wurde durch dieſe Bemerkung, die ihm, von dieſem Manne in dem Lande und an dem Orte gemacht, eben ſo auffallend als erfreulich war, nun ſelbſt für Uz in einem hohen Grade eingenommen, ſo daß er nach ſeiner Rückkehr dieſen merkwürdigen Mann ſogleich zu ſich kommen ließ, ihm ſeine Achtung bezeugte, und ihn von nun an ſo ſehr als jeder ſeiner aufgeklärteſten Bürger verehrte. So mußte alſo erſt durch verſchiedene und zum Theil ganz ſonderbare und unerwartete Reflexe Uzens Ruhm in Ansbach ſelbſt ſichtbar werden, von wo er doch eigentlich ausgefloſſen war. Der Markgraf freute ſich ſehr, als er im April des Jahrs 1790 Gelegenheit bekam, Uzen durch Uebertragung der Burggräflichen Direktorſtelle und Ertheilung des Karakters eines geheimen Raths ſeine Achtung zu bezeugen. Allein Uz, der für einen ſolchen Schmuck zu beſcheiden und ſchüchtern war, bat ſeinen Fürſten, ihm zu erlauben, daß ihm bloß an dem Direktor gnügen dürfe.

Uz beobachtete in allen Dingen die gröſste Ordnung, beſonders auch in ſeiner Lebensweiſe. Der Vormittag war ganz dem Amte heilig, der Nachmittag ganz dem Umgang mit den Muſen. Das nemliche Tiſchchen, auf welchem man die Laſten groſser juriſtiſcher Folianten, Quartanten und dicker Aktenbände liegen ſehen konnte, zeigte, wie in einer verwandelten Scene, gleich nach Tiſche das Schönſte und Neuſte aller Art, was die Vor- und Mitwelt hervorgebracht hatte. Kam man zur erſten Zeit, ſo war Uz ernſt und ſtill, wie die Werke ſelbſt, die auf ſeinem Tiſche lagen, und er ſah es nicht gern, wenn man ihn da lange ſtörte. Nach Tiſche hingegen konnte jeder den Sänger der Freude und Munterkeit an ihm finden. Dann unterhielt er ſich ungemein gern, und eine ungewohnte Heiterkeit floſs wie ein Nimbus um ſein Antlitz; da ſchmauchte er gewöhnlich ein Pfeifchen, oder er lieferte vielmehr den ſchönſten praktiſchen Kommentar zu der vierten Strofe in ſeinem Tabacksraucher. Mit Entzücken werde ich immer an jene Augenblicke denken, da ich bey dem Horaz der Teutſchen jenen Kommentar ſchauen konnte. Mit wahrer dichteriſcher Unverdroſſenheit pinkte da der zufriedene Greis, wenn die Pfeife nicht ſogleich fortbrannte, immer wieder und oft lange Feuer für ſeinen Schwamm, ſah mitunter durch die Lorgnette am kleinen niedrigen Fenſter hinab auf die Straſse, und war nun froh, wenn ſich aufs neue die bläulichen Kreiſe wie leichte Dichterideen hervorringelten. Da

theilte er unerinnert das Neueſte mit, was in den letzten Tagen zu ſeinem Leibregiment gekommen war; – (ſo nannte er die kleine auserleſene Bibliothek, die in ſeinem Stübchen in einem Glasſchranke ſtand, in deſſen Mitte die ihm von Gleim geſchenkte Vaſentaſſe prangte. Dieſe zwar kleine aber ausgewählte Schaar kam, nebſt allen ſeinen zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehörigen Werken, als ein Vermächtniß nach ſeinem Tode zur Gymnaſiumsbibliothek in Ansbach. — Da war er, mit Einem Wort, der frohe Weiſe, der jedem, weit entfernt von Anſpruch und Zwang — die überhaupt außer Uzens Karakter lagen — auf die freundlichſte und liebenswürdigſte Weiſe zu begegnen wußte.

Was die neueſte litteratur Schönes erzeugte, las er faſt alles, weil ſein ganzes Leben, ſehr wenige Zerſtreuungsſtunden ausgenommen, die er in den fruhern Jahren bey einem Freund oder in ſeinem Garten zubrachte, eine ſehr regelmäßig zuſammenhängende Lektüre war; daher man alles, was Uz kaufte und las, ſelbſt kaufen oder doch wenigſtens leſen durfte. Nur bey den neueſten teutſchen Dichtern machte er, wiewohl vielleicht nicht ganz ohne Vorurtheil, eine Ausnahme. Gegen deren größten Theil war und blieb er eingenommen, weil ſie meiſtens ihren Dichtungen, nach ſeiner Meinung, die edlen Formen nicht gaben, welche die Meiſter der Vor- und Nachwelt den übrigen ertheilt hatten. Bürgern hat er, ob er gleich ſeine Dichtertalente

te sehr schätzte, meines Wissens, im eigentlichen Verstande nie recht gelesen, weil er mit seiner Volksdichtung zu oft unter des Dichters Würde herabsank. Ich sprach oft mit ihm über unsere sogenannte Volksdichtung; allein seinen Beyfall erhielt sie nie. Fest wie sein Ruhm stand bey ihm der Grundsatz, daß auch der Volksdichter nie die Würde und den Adel seiner Kunst vergessen dürfe, weil er sonst den erhabenen Namen des Dichters nicht mehr verdiene. „Die Dichter der Griechen und Römer, sagte er, waren so gut wie unsere Volksdichter, Dichter für das Volk; aber man zeige mir doch einmal, wo sie sich nicht über das Gemeine empor gehoben hätten? Man zeige mir doch nur ein Tralirum, Larum, oder ähnliche Possen! Das verdient nicht den Namen der Dichtung; das ist Bänkelgesang u. s. w.“ Uz war der gelassenste, ruhigste Mann; auch den auffallendsten Gegenstand konnte er mit einem Achselzucken anhören, oder mit einem: „Ja, so gehts!“ begleiten. Nur dann, wenn es auf die neueste teutsche Dichtkunst kam, ward er überaus lebhaft; da erglühte seine Wange, da strömten seine Urtheile, da ward seine Stimme lauter und höher. Ein Zeichen, daß er da in Leidenschaft gerieth, weil er fürchtete, der so schnell gehobene Ruhm des teutschen Geschmacks möchte durch eine lose und leichtfertige Dichtungsweise nach und nach ganz von den Säulen herabgedrängt werden, von denen er bis an die siebenziger Jahre so unverändert getragen

wird dich hievon am beſten überzeugen können. Ich will dir die Geheimniſſe einer Weisheit entdeken, die zum Genuß alles deſſen führt, was die Natur, die Kunſt, die Geſellſchaft, und ſelbſt die Einbildung (denn der Menſch iſt doch nicht gemacht immer weiſe zu ſeyn) Gutes und Angenehmes zu geben haben; und ich müſte mich ganz mit dir betrügen, wenn die Stimme der Vernunft, die du noch niemals gehört zu haben ſcheinſt, dich nicht von einem Irrwege zurükrufen könnte, wo du am Ende deiner Reiſe in das Land der Hofnungen dich um nichts reicher befinden würdeſt, als um die Erfahrung dich betrogen zu haben. Izo iſt es Zeit ſchlafen zu geben; aber der nächſte ruhige Morgen den ich habe, ſoll dein ſeyn. Ich brauche dir nicht zu ſagen, wie zufrieden ich mit der Art bin, wie du bisher dein Amt verſehen haſt; und ich wünſche nichts, als daß eine beſſere Uebereinſtimmung unſrer Denkungsart mich in den Stand ſeze, dir Beweiſe von meiner Freundſchaft zu geben.„ Mit dieſen Worten begab ſich Hippias hinweg, und ließ unſern Agathon in einer Verfaſſung, die der Leſer aus dem folgenden Capitel erſehen wird.

wurde. Uz mochte vielleicht in manchen Stücken zu weit gegangen seyn. Allein er war bald nach der Schöpfung unsers veredelten Geschmacks auf dem Schauplatz, sah dem Riesengange unserer Kultur zu; sah die ewigen Werke gebähren, welche jede Folgezeit bewundern wird; sah, wie sich unsere Sprache von Ungewissenheit, Rohheit und Härte losarbeitete, und zu ihrer Festigkeit, Schönheit und Geschmeidigkeit emporhob; mit Einem Wort, er war Zeuge des ganzen großen Ausbildungsgeschäftes unseres Geschmacks, bey welchem die von den Originalen des Alterthums abgezogenen Regeln zur Richtschnur genommen wurden. Und nun bemerkte er auf einmal, daß man sich hin und wieder nach jenen einzigen Originalen wenig mehr richtete, und dem Anschein nach eine sogenannte gemeine Landesdichtung geltend machen wollte. Da mußte ihm denn freylich auffallend seyn, wenn manche poetische leichte Waare zu jenen Werken der teutschen Dichtkunst, die mit dem Stempel griechischer und römischer Vollendung gestempelt sind, gerechnet werden sollte. So sehr er auch Spott und Bitterkeit haßte, so konnte er über diese doch nicht mehr gebieten, sobald er auf unsere Dichterlinge zu sprechen kam, die sich gegen Plan, Komposizion, Wortfügung und Sprache alle Todsünden erlaubten, und doch auch — Dichter seyn wollten. Nicht minder war er allen reimlosen lyrischen Produkten abgeneigt, weil er den Reim durchaus für einen wesentlichen Schmuck der teutschen Dichtkunst hielt. Vorzüglich konnte er über

die

die Zwitterſprache entrüſtet werden, welche man ſich in den neuern Zeiten allmählig erlaubte. „Das iſt nicht teutſch, ſagte er, das iſt kauderwelſch.“ Auch hierin war er vielleicht bisweilen zu eigenſinnig, indem er ſelbſt manche Wortfügungen und Redeverbindungen in Ramlers Werken nicht gelten laſſen wollte. Mit Ramlern war er überhaupt auch deßwegen nicht zufrieden, weil er in der lyriſchen Blumenleſe den aufgenommenen Werken von ihrem urſprünglichen Geiſte zu wenig gelaſſen hatte. Meines Wiſſens ſteht nur ein einziges Uziſches Gedicht in jener Sammlung, und das nur wenig abgeändert. Aber ſchon über jene geringe Abänderungen war er unwillig. „Ich hätte es ihm ſchon ſagen wollen, ſagte er einmal ganz drollig zu mir, wenn ich von ihm hätte verändert ſeyn wollen. Was ging ihn fremde Waare an?“ Doch ließ er ſich das Abändern zur Noth noch gefallen; allein gegen das Traveſtiren hegte er einen unauslöſchlichen Haß. Ich wußte dieß Anfangs nicht, und fragte ihn einmal, ob er Blumauers Aeneis geleſen hätte? „Was? ſagte er, den leſen, der mir meinen Virgil verhunzt und lächerlich gemacht hat? Warum nicht gar! Den werde ich nie leſen.“ Wir debattirten lange über dieſen Gegenſtand. Aber der Greis blieb, wie in allen Fällen, feſt und ſtandhaft. Er hatte auch jene Aeneis nicht in ſeiner Bibliothek, ob er ſchon Blumauers Dichtertalente ſchätzte. An die Traveſtirer ſchloſſen ſich bey ihm die alten Dichter an, die nicht aufhören wollen zu

ſingen. Es war ein Vergnügen zu hören, mit welchem Eifer ſich der groſſe Sänger, der ſchon ſeit 1767 ſein Saitenſpiel aufgehängt hatte, über die fortſingenden alten Dichter äußerte. Da ſchien er unerſchöpflich in Spott und Laune. Natürlich war er ſelbſt mit ſeinem Gleim eben deßwegen nicht zufrieden. So oft ein neuer Almanach herauskam, zankte Uz über ſeinen Gleim. Wie glücklich ſchätzte ich mich, daß ich Zeuge eines ſolchen Zanks ſeyn konnte, und wie wird mancher Nachkomme wünſchen, daß er einem ſolchen Zanke hätte beywohnen können! Denn da war Uz ſo ganz Uz, nemlich der Dichter, der gerade da aufhörte, als ſein Geſang die Welt noch entzückte. Da flog plötzlich der Schleier weg, der vorher ſeine treuherzig freundlichpolternde Weiſe überdeckte. Ich ging daher, ſo oft die Almanache heraus waren, die Uz meiſtens las, zu demſelben, theils um ſie zu holen, (denn er war hierin äußerſt gefällig, und Stadt und Land las ſeine Bibliothek) theils um ſein Urtheil zu hören. Da zankte er denn gewöhnlich über ſeinen Gleim. „Ich habs dem alten — ſchon oft geſagt, ſprach er faſt jedesmal mit lieblich-zorniger Stimme, er möchte doch einmal aufhören, weil nichts mehr dabey herauskommt: denn ſeine Sache iſt auch nichts mehr, wie die meinige; aber es hilft nichts bey ihm! Kein Kalender wird gedruckt, worin der alte — nicht ſteht. Lieferte er lieber eine kritiſche Ausgabe von ſeinen Werken, das wäre geſcheider als jetzt ſein Versmachen!“ Wie wird mich der

Pa-

Patriarch unſers Geſangs, der ſeinen Uz nach mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr ſah, beneiden, daß er aus ſeines Uzens Munde dieſen Eifer nicht hören konnte! Er ſelbſt war daher ſeit 1767 durch nichts in der Welt mehr zu bewegen, etwas zu ſchreiben. „Ich habe genug zu ſchreiben, ſagte er, ich darf nur Akten ſchreiben. Das Dichten gehört nur für junge Leute; wir Alten müſſen ſchweigen und müſſen die Jungen ſingen laſſen.“ Auch hatte er wirklich damals ſchon alles vertilgt, was nach ſeiner Meinung der Aufnahme in ſeine Werke nicht würdig geweſen war. Nur durch außerordentliches Bitten brachte es bey ſeiner Durchreiſe Gökingk 1783 dahin, daß er noch das religiöſe Gedicht, der Chriſt, ſang, das nachher in dem Journal von und für Teutſchland erſchienen iſt. Als im Jahr 1790 zu Triesdorf die Jagdluſt Heinrichs IV aufgeführt ward, ließ ihn die Lady Craven bitten, etliche Verſe zu machen, welche von Jägern geſungen werden ſollten. Es gehörte viel dazu, ihn dahin zu bringen, daß er einwilligte. Endlich, nach vielem Widerſtreben auf ſeiner, und nach anhaltendem Bitten auf der andern Seite, machte er noch drey kurze Strofen, die ich aber nicht bey der Hand habe, und wovon mir nur noch die erſte und dritte im Gedächtniß iſt. Als ein merkwürdiges Fragment will ich dieſelben doch herſetzen

Unser Landesvater jagt,
Wie die Edlen pflegen;
Doch des Volkes Seele zagt
Seines Fürsten wegen.

— — — —

Helfen will er jedem gern,
Keinen gern betrüben;
Diesen guten lieben Herrn —
Wer sollt' ihn nicht lieben?

Seine Werke aber hat er sämmtlich schon vor mehrern Jahren noch einmal auf den Ambos gelegt, und die Verbesserungen einem Freunde mit dem Auftrag übergeben, daß nach seinem Tode, aber erst bey einer neuen Ausgabe, davon Gebrauch gemacht werden soll.

Ein großes Verdienst als Dichter erwarb er sich zu Ende der siebenziger Jahre bey der Verbesserung des neuen Ansbachischen Gesangbuchs, das er mit Junkheim gemeinschaftlich vollendete. Zu jener Zeit arbeitete er auch des Nachmittags an dem neuen Gesangbuche, und alle Tische waren damals bey ihm mit Liederbüchern bedeckt. Beyde Männer lieferten ein wahrhaft klassisches Werk, welchem der eine als Theolog, der andere als Dichter seine Form geben mußte. Der Fleiß, den dieselben auf dieses Liederbuch wendeten, ist wohl bey ähnlichen Sammlungen selten sichtbar geworden. Die ganze Kritik

wurde

wurde dabey ſchriftlich verhandelt, und die Akten, welche etliche Foliobände betragen, werden der Verfaſſer Nachruhm in dem Vaterlande auch bey den Nachkommen feſthalten. Einige Lieblingslieder änderte Uz allein, z. B. Befiehl du deine Wege. O Gott du frommer Gott u. ſ. w. Das erſte ward unter der Hand des erſten Meiſters des religiöſen Geſangs zu einem wahrhaft unſterblichen Werke, wie ſich jeder überzeugen kann, der es lieſt. Unter dem Landvolk verbreitete ſich zu jener Zeit das Gerücht, als habe Uz das Geſangbuch allein, und zwar nach eben dieſes Volkes Meinung nicht recht gemacht. Wenn nun gleich nach deſſen Einfuhrung die Bauern vor Uzens kleinem Häuschen vorbey gingen, ſo rückten ſie den Deckel in die Höhe, und riefen einander zu: „dort oben wohnt er, der Geſangbuchmacher!“

Kein Odendichter unſerer Nazion hat ſo viel erhabene Filoſofie mit ſolcher erhabenen und originellen Verſinnlichung, mit ſolcher Schönheit und mit ſolcher teutſchen Stärke geſungen als Er, ſo daß ich ſelbſt glaube, Uz möchte wenigſtens als filoſofiſcher Dichter dem Lyriker der Römer den Vorzug ſtreitig machen dürfen. Man konnte, wenn man mit dem edlen Manne ſo zuſammen war, ſeine Handlungsweiſe, ſeine biedere einfache Unterhaltungsart und ſein treuherziges Weſen der Hoheit ſeines Odengeſanges gegenüberſtellte, kaum begreifen, wie es möglich war, daß der Geiſt, der in dieſem Manne lebte,

ſich zu den nie erflogenen Höhen der Dichtung aufſchwingen konnte. Von dieſem Gedanken erfüllt und mir gleichſam ſelbſt entnommen, ſtand ich oft ſtumm und erſtaunend vor ihm, und dachte mir ihn, wie er einſt in dem kühnſten Odenfluge ſchwebte, den kaum die Pindare und Horaze erreicht hatten. Ich fragte ihn daher einmal, nicht, wie es möglich wäre, daß er der Filoſofie dieſes Gewand der Dichtung zu geben vermochte, ſondern nur, wie er zu der Wahl dieſes Gegenſtandes gekommen wäre? „Je nun, ſagte er, was wollte ich machen? Gleim tändelte und ſcherzte; Ramler beſang ſeinen Friedrich. Beyde hatten mir demnach ſchon das Beſte weggenommen. Ich mußte alſo wohl die Filoſofie wählen, wenn ich einen von uns auf dieſe Art noch unverſuchten Gegenſtand beſingen wollte.“ Einer Bemerkung darf ich hierbey nicht vergeſſen, die manchen, beſonders der äſthetiſche Erklärer der Dichter, zu Herzen nehmen darf. Trapp hatte in ſeinen Unterredungen mit der Jugend, Uzens Theodicee wie eine Horaziſche Ode erklärt. Ein Freund fragte deßhalb den Dichter, ob er denn alles das gedacht und empfunden hätte, was Trapp ihn denken und empfinden laſſe? „Ey, warum nicht gar! erwiederte er; da hätte man viel zu thun! Die Herren laſſen einen denken, was ſie mögen!!“ Sollte man das nicht bey manchem äſthetiſch-grammatiſchen Kommentar auf Horaz und andere Dichter anwenden können?

Uz las, wie ich schon oben sagte, alles Schöne, das in den neuesten Zeiten herauskam. Dabey studierte er aber unausgesetzt die alten Dichter fort, weil er sie für die einzige Norm und Richtschnur hielt, nach welcher die Bildung des Geschmacks aufrecht erhalten werden müsse. Gewöhnlich wechselte er alle Jahre ab. So erinnere ich mich, daß er im Jahr 1787 den Theokrit las; ein Jahr nachher fand ich — versteht sich immer des Nachmittags — stets den Pindar in seinen Händen. Diese Werke betrachtete er aber nicht durch die Teleskope der Kommentare und anderer Hülfsmittel, sondern im freyen ungestörten Anschauen von Angesicht zu Angesicht, weil er nie aufgehört hatte, ihr Vertrauter zu seyn.

Sortitus exitum facilem, qualem semper optauerat; denn sein Ende war sanft und still, wie sein Leben, und eine wahre Euthanasie, wie August sich ausdrückte. Einige Wochen vorher hatte er, als er eben ein Buch herabnehmen wollte, eine bedeutende Ahndung von einem Schlage, erholte sich aber wieder, vollendete mit voller Geisteskraft ein wichtiges Rechtsgeschäft, legte sich nachher, — und nach ein Paar Tagen entschlummerte der Mann, dessen Andenken keine Zeit vertilgen wird.

Degen.

III.

III.

Minnelied.

Nach Herzog von Anhalt.

Gar ungleich ſtehet uns der Muth,
Mir und des Waldes Vögeletn.
Sie lockt in ſtille kühle Hut
Der Aeſte Laub und Blüthenſchein,
Darunter dieſen lichten May
Geſang, Gezwitſcher und Geſchrey
Nach eig'ner Weiſe zu erneuen,
Und ihrer Liebe ſich zu freuen.

Immer dienen ohne Lohn,
Das iſt jämmerlich.
Wiſſet, ach! der Unglücksſohn,
Der es muß, bin ich.

Der Preislichen entwank' ich nie;
Ich bleibe ſtät, und acht' es Pflicht.
Doch ihrem Treuen lohnte ſie
Des wunden Herzens Dienſte nicht.
Ich trage meinen Schmerz umher,
Und lieb' und leide ſtändlich mehr.
Erbarmen, Königin der Minne.
O walter, daß ich Troſt gewinne!

Immer dienen ohne Lohn,
Das iſt jämmerlich!
Wiſſet, ach! der Unglückſohn,
Der es muß, bin ich.

Haug.

IV.

Sinngedichte.

Der geſchminkten Aurelie.

Dein Liebreiz ſollte zur Ueberſchrift haben:
„Hier liegt Aureliens Antlitz begraben.“

Aretin.

Bey Mädchen und Cypernwein
Sucht Aretin
Die Zeit zu tödten; allein
Sie tödtet ihn.

Verkündigung von der Kanzel.

Auch wollen wir zu milden Liebesgaben
Eliſe Truth euch ſehr empfohlen haben.
Die Fromme will ins Kloſter ſich begraben.
Doch leider! hat ſie nicht genug Vermögen,
Um das Gelübd der Armuth abzulegen.

Siebentes Capitel.

Worinn Agathon für einen Schwärmer ziemlich gut räsonnirt.

Wir zweifeln nicht, daß verschiedene Leser dieser Geschichte in der Vermuthung stehen werden, Agathon müsse über diese nachdruksvolle Apostrophe des weisen Hippias nicht wenig betroffen, oder doch wenigstens in einige Unruhe gesezt worden seyn. Das Alter des Hippias, der Ruf der Weisheit, worinn er stand, der zuversichtliche Ton, womit er sprach, der Schein von Wahrheit der über seine Rede ausgebreitet war; und was nicht das wenigste scheint, das Ansehen, welches ihm seine Reichthümer gaben; alle diese Umstände hätten nicht fehlen sollen, einen Menschen aus der Fassung zu sezen, der ihm so viele Vorzüge eingestehen muste, und überdas noch sein Sclave war. Allein man kann sich irren. Agathon hatte diese ganze emphatische Rede mit einem Lächeln angehört, welches fähig gewesen wäre, alle Sophisten der Welt irre zu machen, wenn die Dunkelheit und das Vorurtheil des Redners für sich selbst es hätten bemerken lassen; und kaum befand er sich allein, so war die erste Würkung derselben, daß dieses Lächeln sich in ein Lachen verwandelte, welches er zum Nachtheil seines Zwerchfells länger zurükzuhalten unnöthig hielt, und welches immer wieder anfieng, so oft er sich die Mine, den Ton und die Gebehrden vorstellte, womit der weise Hippias die nachdrüklichsten

Bibulus Erläuterung.

O fraget nicht, was mir den Waſſerabſcheu gab!
Fand nicht die ganze Welt im Waſſer einſt ihr Grab?

An Golo.

Schändlich! Rang und Gold erzwangen
Dir die Hand der Lady Quin;
Und Luzin nur ſitzt gefangen?
Einen Todſchlag hat Luzin,
Eine Heurath du begangen!

Fauls letzte Worte.

Des dummen Wanderns iſt auf Erden ſchon genung;
Bewahre mich, mein Gott, vor Seelenwanderung!

An Lottchen.

Wenn ich dir ſchwöre, Lottchen,
Daß ich dein Sklave bin,
Nennſt du mich einen Lügner,
Und wirſt zur Lügnerin.

Rath an Olan.

Du wählteſt das Fach des Sinngedichts.
Sey klüger, Olan, und ſchreibe — nichts.

An Nikolo.

Du findeſt alles dumm, nennſt alles faſeln, ſchmieren,
Du könnteſt dich am beſten recenſiren.

Ungleiche Theilung.

„Die beſten Weiber ſind fürwahr
„Ein ſüßes Uebel!“ ſpricht dein Eheſklav, Meliſſe!
Froh liſpelt deiner Buhlen Schaar:
„Er hat das Uebel, wir das Süße.“

Ueber Veit.

„Dumm ſchwatzt' ich geſtern,“ ſagte Veit.
Warum beſtimmt er eine Zeit?

An Brunehild.

Dein Portrait, Brunehild,
Iſt deines Bildes Bild.

Als die — Allee umgehauen wurde.

Die ſchönen Linden — ach! da liegen ſie umher!
Von unſern Vätern bleibt auch nicht ein Schatten mehr!

Juchs Apologie.

Kein Harpagon iſt Richter Juch.
Denn heute ſprach er einen Spruch,
Auf Ehre! nur für ſechs Dublonen —
Ich ſprächʼ ihn nicht für Millionen.

Atlas über Katharina's Schmuck.

Mir Himmelsträger thats die Kaiſerin zuver.
Sie trug ein Königreich an jedem Ohr.

Haug.

V.

Ueber die Friedens-Aussichten auf dem Gebiet der Filosofie.

Friede ist die Stimme, welche jetzt aus allen Enden von Europa ertönt; Friede, Friede ist das Wort, welches selbst aus den oft sehr dunkeln Kämmerlein der abstraktesten Metafysiker hervorschallt. Wer Frieden bietet und Frieden verspricht, ist eines fast allgemeinen Beyfalls der Menschen von allen Altern, Ständen und Beschäftigungen sicher; selbst die größere, mit der Filosofie sich nicht ausdrücklich beschäftigende Menge, will Frieden im Lande der Filosofie, um dann desto sicherer und mit mehrerer Bequemlichkeit auf dem im Frieden beliebten Systeme ruhen zu können.

Die kritische Filosofie hat sich also durch Zusicherung eines ewigen und unerschütterlichen Friedens an alle, die zu ihrer Fahne treten, und durch Verheißung, daß von nun an unter allen Metafysikern aller Zungen und Völker, Friede seyn solle, sobald sie vom hellen Mittagslicht ihrer neuen Theorie erleuchtet würden, nicht geringes Ansehen verschafft. Welcher gesetzte Filosof (denn die Jungen sind wie die angehenden Officiers fast allemal kampflustig) wird einer solche Zusicherung nicht gern die Hände bieten? und, nachdem er lange Jahre in stetem

Kampf

Kampf mit Zweiflern und Gegnern, ohne Ruhe für seinen Geist zu finden, hingebracht hat, nicht nach Frieden in seinen letzten Tagen schmachten?

Da es aber hier nicht auf einen Waffenstillstand, noch auf einen ewigen Frieden von einigen Jahrzehnden abgesehen ist: so wird eben so natürlich jeder, der völlige Beruhigung sucht, nicht bloß die Bedingungen, worauf der Friede gebaut werden soll, sondern auch die Verheißung desselben selbst mit möglichster Schärfe untersuchen, um sich zu vergewissern, ob der erstere zugestanden werden, und die letztere in der That vollkommenen Frieden bringen kann. Das erstere ist von mehreren in verschiedenen Schriften geschehen, ohne daß sonderlich darauf wäre geachtet worden. Ob deßwegen, weil man in der sichern Erwartung und lebhaften Hoffnung des Friedens diese Männer für eitle Schreyer, und ihre Gründe nicht für aufmerkenswerth hielt, mag dahin gestellt bleiben.

Das letztere hat man, so viel ich weiß, noch nicht gethan. Ich wage es also jetzt, um, so viel an mir ist, dazu wenigstens beyzutragen, daß der Friede nicht im Taumel der süßen Hoffnung unbesehens geschlossen, und daß er mithin, wenn er zu Stande kommen sollte, desto fester und dauerhafter werde.

In den Religionsstreitigkeiten hat man mehrmals gesehen, daß die Friedensstifter am Ende nur

eine Uebereinkunft in großen Formeln, ohne Einigkeit in den Begriffen verschlungen, also durch die Verwechselung eines bloßen Nominal-Friedens mit einem realen sich täuschten. Sollte das wohl auch jetzt mit dem filosofischen Frieden der Fall seyn? Ganz unmöglich ist dies nicht; also muß es mit aller möglichen Strenge untersucht, und nur mit dem Auge der Vernunft besehen werden.

Also, lieben Leute, ehe ihr entscheidet, höret mich auf einige Augenblicke ruhig an. Laßt uns die Sache scharf prüfen, aber nicht hadern, noch mit Achselzucken und Vornehmthun, oder mit Machtsprüchen vorschreiten; denn wisset, daß ihr durch dieses alles zwar manche übertäuben und eine Todtenstille erzwingen, aber nie eine feste und für künftige Jahrhunderte geltende Ausgleichung bewirken könnt, und daß die späten Enkel einst am meisten die verspotten werden, welche in der Sache der bloßen Vernunft mit dem größten Gepolter zu Werke gingen. Der Friede, welchen die kritische Filosofie anträgt, lautet im wesentlichen also: „Gebt der Ver„nunft die Ehre und bekennet, daß wir von den „Dingen an sich, das ist, von dem was sie außer „aller unserer Vorstellung sind, und von den Prä„dikaten die ihnen zukommen, wir mögen sie den„ken und uns vorstellen oder nicht, gar nichts wis„sen und wissen können! Dann hören von dem Au„genblicke an alle Sekten und Partheyen unter den „Filosofen auf, weil aller Streit unter ihnen nur

„dar-

„darauf geht, was die Dinge an ſich ſeyn mö„gen.“

So viel leuchtet auf den erſten Blick ein, daß hierdurch einer der wichtigſten Streitpunkte gänzlich gehoben wird; aber daß aller Streit nun gänzlich gehoben ſey, und daß von nun an gar keine Partheyen mehr entſtehen können, leuchtet noch nicht ein. Sind doch, der unleugbaren Erfahrung zufolge, ſelbſt unter den kritiſchen Filoſofen ſchon Zwiſtigkeiten entſtanden, die noch nicht beygelegt ſind, indem einige ſich für, andere aber gegen die Reinholdiſche Theorie des Vorſtellungs-Vermögens erklärt; einige die Exiſtenz aller Objekte auſſer uns, wo nicht gar aller Objekte überhaupt, aufgehoben, andere ſie als ausgemacht angenommen; andere das reale objektive Daſeyn Gottes für bewieſen, andere nur das ſubjektive Daſeyn deſſelben für dargethan erklärt; wieder einige über die Freyheit des Willens ſich ſo, andere anders erklärt haben. Gänzlicher Friede alſo wäre offenbar durch die kritiſche Filoſofie noch nicht errichtet.

Aber vielleicht meint man, es ſey bloß ein vollkommener Friede unter den bisherigen Partheyen geſtiftet, und geſteht alſo ſtillſchweigend, daß die glänzende Ausſicht auf einen ewigen allgemeinen Frieden in der ganzen Filoſofie um ein beträchtliches beſchränkt wird. Wenn das iſt, ihr bloßen Dilettanten der Filoſofie, dann werdet ihr wohl thun, eure Entſcheidung zurückzuhalten und eure

Freude zu mäßigen; denn wer weiß, wie viel eurer Streitigkeiten ſich noch über die Hauptpunkte der reinen Filoſofie bey ihrer weitern Anwendung hervorthun werden?

Daß dieſe ſich hervorthun müſſen, und daß ſelbſt unter allen bisherigen Syſtemen der Friede noch nicht gründlich geſtiftet iſt, will ich jetzt darzuthun ſuchen. Aber noch einmal, lieben Leute, höret mich gelaſſen an, und vergeßt auf einen Augenblick, daß ich gegen eure Lieblingsmeinung rede.

Die Frage: „wie ſind die Dinge an ſich beſchaffen?“ iſt nicht die einzige, welche die Metafyſiker beſchäftigt und beſchäftigen muß; nicht die einzige, welche ſie theilt und getheilt hat. Legt man ſie auch ganz zurück, oder nimmt man ſie für entſchieden an: ſo bleibt noch die andere, nicht minder weſentliche: „Die Gegenſtände, von welchen wir als Dingen an ſich nichts wiſſen, wie müſſen wir ſie uns vorſtellen? wie über ſie urtheilen? Da nach der kritiſchen Filoſofie wir uns alle Gegenſtände nur nach den Geſetzen unſers Vorſtellungs-Vermögens vorſtellen und nach den Geſetzen des Verſtandes denken und beurtheilen: ſo verwandelt ſich dieſe Frage in dieſe: „Wie müſſen wir über das Ich, über die Subſtanz, über die Welt und über Gott (nach den Geſetzen unſerer vorſtellenden und denkenden Kräfte) Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile abfaſſen? Dieſe Frage kann der Metafyſiker nicht abweiſen, weil ſeine ganze Wiſſenſchaft dar-

darauf angelegt iſt, hierüber Auskunft zu geben, und weil die Vernunft einige Entſcheidung derſelben ſchlechterdings fordert.

Sobald nun dieſe Frage zugelaſſen wird, entſtehen ſogleich alle vorige Streitigkeiten und Partheyen unter einer neuen Geſtalt von neuem. Es tritt nun ſogleich der Pantheiſt hervor, und behauptet, man müſſe ſich alles Exiſtierende als eine einzige Subſtanz vorſtellen, und denken: weil alle Vorſtellungsart der äußern Sinne täuſchend, die hingegen des abſtrakten Denkens und des bloßen Verſtandes, welcher zufolge nur ein Begriff der Subſtanz und des Exiſtierenden vorhanden iſt, der keine weſentliche Verſchiedenheiten zuläßt, wirklich vorhanden iſt. Das Waſſer iſt immer ein Waſſer, wenn es auch in mehreren Gefäßen oder Tropfen vorhanden iſt; der Körper immer ein Körper, wenn er auch in verſchiedenen Räumen angetroffen wird; ſo wie die Einheit eines Ackers nicht verſchwindet, wenn auch mancherley Hecken und Zäune durch ihn gezogen werden. Wie dieſe Hecken und Zäune willkührlich gezogen ſind, ſo ſind auch die durch unſere Sinne bewirkten Trennungen und Scheidungen bloße Folgen der Einſchränkung und Einrichtung dieſer Sinne, auf die alſo bey der Frage, wie die Subſtanz oder das wirklich Exiſtierende gedacht werden muß, keine Rückſicht zu nehmen iſt.

Ihm gegenüber ſtellt ſich ſogleich ſein alter Gegner, der Vertheidiger mehrerer Subſtanzen, mit

der Behauptung, daß wir uns das Existierende, oder die Substanz, als vielfach an Zahl vorstellen müssen; weil die Empfindungen und Vorstellungen der äußern Sinne nicht verworfen werden dürfen, indem auch sie einen wesentlichen Bestandtheil unserer Kenntnisse ausmachen; ja weil der Pantheist ihren Ausspruch darin wenigstens stillschweigend gelten läßt, daß er mehr als sich selbst als Substanz annimmt, welches ohne alles Zeugniß der äußern Empfindung nicht möglich ist, weil der innere Sinn allein von Dingen ausser uns nichts aussagt.

Es tritt sogleich der Materialist auf, und behauptet, daß Ich müsse als Modifikazion des Körpers, oder doch als ausgedehnte Substanz von uns angesehen werden; weil vermöge des allein gültigen Zeugnisses der äussern Sinne nichts unausgedehntes als Substanz gefunden wird, und weil wir keine lebenden oder denkenden Kräfte ohne ein materielles Subjekt jemals angetroffen haben.

Ihm stellt sich alsbald der Spiritualist mit dem Satze entgegen, daß das Ich als unmateriell, und nicht als Modifikazion des Körpers angesehen werden muß; weil, der Aussage des innern Sinnes zufolge, in ihm Bewußtseyn und Selbstthätigkeit gefunden werden, welche, nach der bestmöglichen Analyse der Vernunft, aus bloßen Materien, Partikeln und Kräften nicht erklärbar, noch mit diesen vereinbar sind.

Es

Es erſcheint ſogleich der Atheiſt, und lehrt, es ſey kein Gott, weil in der Sinnenwelt, ſo weit wir ſie erfahren, keine abſolut letzte Urſache wahrgenommen, ſondern vielmehr ein Rückgang ohne Ende bemerkt wird.

Ihm tritt der Theiſt, oder Deiſt, wie man ihn nennen will, gegenüber, mit der Verſicherung, daß allerdings eine abſolut letzte Urſache vorhanden iſt, da die innere Erfahrung, durch ſchärfere Betrachtung der Reihe unſerer Schlüſſe, das Daſeyn letzter Urſachen unwiderſprechlich lehrt.

Gleichergeſtalt und aus ähnlichen Gründen erſcheinen auch die übrigen bisherigen Partheyen unter neuer Geſtalt, und mithin iſt auf dieſem Wege noch kein gründlicher, und zu Recht beſtändiger Friede geſtiftet worden.

Höre ich recht, ſo ſchallt mir hier von fern etwas von Mißverſtand, oder Mißdeutung entgegen. Die kritiſche Filoſofie ſcheint ſich ein Thürlein offen gelaſſen zu haben, durch welches ſie dieſem Angriffe entſchlüpfen kann. Laßt uns dieß Thürlein genauer beſichtigen! Wie, wenn es vielleicht nur ein ſcheinbares wäre, das der Baumeiſter nur zur Symmetrie angebracht, oder in der Meinung es ſey fertig, ganz durchzubrechen vergeſſen hätte? Nur auf die Erfahrung, und nur ſo weit als dieſe reicht, ſagt ſie, dürfen unſere Begriffe von Subſtanz, Materie, einfachen Weſen und erſter Urſache, nebſt

allen

Stellen seiner Rede von sich gegeben hatte. Allein diese mechanische Bewegung machte bald ernsthaftern Gedanken Plaz, und es fehlte wenig, so hätte er sich selbst Vorwürfe darüber gemacht, daß er fähig gewesen darüber zu lachen, daß ein so grosser Unterschied zwischen Hippias und Agathon war. Ein Mensch, der so lebt wie Hippias, dacht' er, muß so denken; und wer so denkt wie Hippias würde unglüklich seyn, wenn er nicht so leben könnte. Ich muß lachen, fuhr er mit sich selbst fort, wenn ich an den Ton der Unfehlbarkeit denke, womit er sprach. Dieser Ton ist mir nicht so neu, als der weise Hippias glauben mag. Ich habe Gerber und Sakträger zu Athen gekannt, die sich nicht zu wenig däuchten, mit dem ganzen Volk in diesem Ton zu sprechen. Du glaubst mir etwas neues gesagt zu haben, wenn du meine Denkungsart Schwärmerey nennst, und mir mit der Gewißheit eines Propheten die Schiksale ankündigest, die sie mir zuziehen wird. Wie sehr betrügst du dich, wenn du mich dadurch erschrekt zu haben glaubst! O! Hippias, was ist das, was du Glükseligkeit nennest? Niemals wirst du fähig seyn, zu wissen was Glükseligkeit ist. Was du so nennst ist Glükseligkeit, wie das Liebe ist, was dir deine Tänzerinnen einflössen. Du nennst die meinige Schwärmerey; laß mich immer ein Schwärmer seyn, und sey du ein Weiser. Die Natur hat dir diese Empfindlichkeit, diese innerlichen Sinnen versagt, die den Unterschied zwischen uns beyden machen; du bist einem Tauben ähnlich, der die fröhlichen Bewegungen, welche die

allen übrigen angewendet werden; ſie ſind nichts als Regulative, haben aber in der Beſtimmung von Prädikaten, die wir nicht erfahren, und von Subjekten, die uns nicht gegeben ſind, keine Gültigkeit. Hierdurch werden alſo beyde, ſowohl der Pantheiſt als ſein Gegner, ſowohl der Materialiſt als der Spiritualiſt, ſowohl der Atheiſt als der Theiſt, abgewieſen, da ſie insgeſammt ihre Behauptungen weiter ausdehnen, als die Erfahrung reichen kann.

Noch einmal, lieben Leute, laßt uns dieß Thürlein recht beſehen! Man müßte dieſe Partheyen, nebſt den jetzt nicht genannten, wenig kennen; ja dieſe Partheyen alle müßten ihre eigene Stärke wenig kennen, wenn man glauben könnte, daß ſie ſich durch dieſen Spruch ſogleich werden abfertigen laſſen; und wenn ſie nicht ſelbſt aus ihm neue Kräfte zur Fortführung des Prozeſſes entlehnen ſollten. Mich dünkt ich höre ſie alle aus Einem Munde gegen den gedachten Ausſpruch folgendes erinnern: ihr friedliebende, obgleich gegen anders denkende nicht immer friedfertige Filoſofen von der kritiſchen Familie, erlaubet uns über euren Vereinigungs-Vorſchlag zweyerley zu bemerken.

Erſtlich wollt ihr, daß wir unſere ontologiſchen oder, wie ihr ſie nennet, tranſcendenten oder tranſcendentalen Begriffe nicht anders als auf und nach Erfahrung anwenden ſollen. Nun aber ſind wir insgeſammt der Meynung, nicht anders als nach

der

der Erfahrung unsere Systeme aufgeführt zu haben. Ich, der Pantheist, wende meinen Begriff der Substanz auf das an, was mein innerer Sinn und meine innere Erfahrung mich lehrt, welche beyde mir alles Existierende nicht anders als unter Einem Begriff enthalten darstellen, und mir nicht mehr als Einen Begriff der Substanz vorhalten. Ich, der Vertheidiger mehrerer Substanzen, berufe mich auf die Erfahrung der äussern Empfindung, und frage, ob ihr darinn nicht mehrere durch den Raum getrennte Substanzen antrefft? oder ob ihr euch enthalten könnt, dem Baume, dem Steine, den Nahmen Substanz beyzulegen? Ich, der Materialist, versichere euch, daß ich nach allem, was meine äussere Empfindung bis auf diesen Augenblick gelehrt hat, das Ich für ein ausgedehntes, theilbares, undurchdringliches Wesen nehme. Ich, der Spiritualist, behaupte nur, nach dem was mein innerer Sinn mich von der Spontaneität, dem Empfinden und dem Denken lehrte, das Subjekt dieser Kräfte für immateriell zu erklären. Ich, der Atheist, unterstütze mein Läugnen des Daseyns einer absolut ersten Ursache bloß auf die unbestrittne Erfahrung, daß eine solche in der ganzen Aussenwelt noch nicht gefunden worden ist. Ich, der Deist, berufe mich auf die neuere Erfahrung, welche mich in allem meinem Denken zuletzt auf eine ernste Ursache führt, die keiner fernern bedarf.

Wolltet ihr, Freunde, der kritischen Filisofie etwa erwiedern, was wir für Erfahrung ausgeben,

ſey in der That nicht Erfahrung, ſondern Folge einiger a priori in unſerer Denkkraft liegenden Formen: ſo müßten wir euch bitten, dieſe Antwort vorher wohl in Ueberlegung zu nehmen, und falls ihr ſie dennoch nicht zurückziehet, euch etwas näher zu erklären. Soll alles, worauf wir uns von beyden entgegengeſetzten Seiten berufen, nicht wirkliche Erfahrung ſeyn? Oder ſoll nur die eine Seite allein hier in eine Täuſchung verfallen ſeyn? Wir wollen auf einen Augenblick ſetzen, ihr wähltet das Letzte: Dann, fragen wir, mit welchem Recht erkennt ihr die Erfahrung der einen Seite für keine wirkliche Erfahrung? die z. B. der Seite, welche ſich auf die innere Empfindung beruft; denn von der vermuthen wir am erſten, daß ihr ihr die Benennung Erfahrung abſprechen werdet. Schwerlich könnt ihr etwas anders antworten, als, weil Subſtanz, Ich, Einfachheit, letzte Urſache, Begriffe der Vernunft ſind, die a priori der menſchlichen Natur eingepflanzt ſind, und mithin die Erfahrung, oder Wahrnehmung einzelner unter ſie gehörige Fälle, von den uns weſentlich beywohnenden Vernunftformen abhängt.

Indem ihr aber ſo antwortet, müßt ihr, ſobald ihr nur ein wenig am Aermel gezupft und an das Homeriſche βλεπειν προσσω και οπισσω erinnert werdet, gar bald bemerken, daß das nemliche auch auf die äuſſere Erfahrung angewendet werden kann. Auch dieſe Erfahrung hängt ja, eurer Theorie zufolge,

folge, von gewiſſen der Sinnlichkeit aufgedruckten Formen ab. Ja ſie hängt nicht bloß von den Formen, Raum und Zeit, ſondern von noch mehreren unläugbar ab; da es ausgemacht iſt, daß Farben, Gerüche, Töne nicht das ſind, was ſie unſere Empfindung ſeyn läßt. Kurz, es wird nicht wohl möglich ſeyn, die Ausſage der äuſſern Empfindung mit Gründen zu verwerfen, die nicht auch gegen die innere gekehrt werden könnten.

Geſetzt aber, ihr wählter das erſte, und ſprächet der Erfahrung, worauf unſere beyderſeitigen Partheyen ſich berufen, den Namen der Erfahrung ab: ſo würdet ihr euch in eine wo möglich noch größere Schwierigkeit verwickeln. Alsdann nemlich würde folgen, daß wir von allen ontologiſchen Begriffen gar keine Anwendung machen, und nichts in der Welt weder für Subſtanz, noch für einfach, noch für Urſache, noch auch für Eins oder Vieles, ausgeben dürfen. Dann hat alles Filoſofieren ein Ende, und wir können uns nur anſchicken, unſerer ſowohl als eurer Filoſofie das Grablied zu ſingen.

Unſere Rede, ihr wackern Kritiker, iſt noch nicht zu Ende. Ob gleich wir zu bemerken glauben, daß ihr gern Land ſehen möchtet: ſo müſſen wir euch doch noch um einige Geduld bitten. Alsdann könnt ihr die Schleuſen eurer Beredſamkeit ſo weit aufthun, als ihr nur wollet und möget. Fürs zweyte alſo: geſetzt es werde euch zugeſtanden, daß die ontologiſchen Begriffe nur auf die Erfahrung,

und

und nicht weiter als die Erfahrung reicht, angewendet werden sollen: so gewinnt ihr damit zur gründlichen Herstellung eines allgemeinen Friedens wieder nichts. Denn nun entsteht sogleich die Frage: wie müssen diese Begriffe selbst eingerichtet werden, um diese Anwendbarkeit zu haben? Welche Merkmale oder Bestandtheile sollen in die Definizionen derselben aufgenommen werden? Denn da diese Begriffe insgesammt so verschieden definirt werden können, und wirklich von verschiedenen sehr abweichend definirt worden sind; da sie mithin ohne alle Erklärung nicht gebraucht werden dürfen, weil man es den Worten allein nicht ansehen kann, in welchem Sinne sie zu nehmen sind: so dürft ihr ohne alle vorangeschickte Erklärung zur Anwendung der Begriffe nicht vorschreiten.

Nun bestehen alle Begriffe und Definizionen aus Elementen, entweder der äussern oder der innern, oder beyder Empfindung; selbst eure Formen a priori oder Gesetze des Denkens und Empfindens, kommen nur durch Empfindung zu unserm Bewußtseyn, und gehören folglich, wenn wir unter dem Entstehen der Begriffe nicht mehr verstehen, als ihr Gelangen zur Wahrnehmung, unter eine von diesen drey Klassen. Wolltet ihr also euch dafür entscheiden, daß nur Elemente des innern Sinnes in die Definizionen genommen werden sollen: so hättet ihr sogleich diejenigen unter uns zu Widersachern, die bloß äussere Empfindung und daraus gebildete

Be-

Begriffe und Grundſätze anerkennen. Wolltet ihr euch auf die entgegenſtehende Seite neigen, ſo hättet ihr alle die zu Gegnern, welche bloß Begriffe und Grundſätze des innern Sinnes gelten laſſen. Im erſten Falle würde eure Theorie über die allgemeinen Grundlagen der Erfahrung ſpiritualiſtiſch, im zweyten aber materialiſtiſch ausfallen; denn nach den erſten Begriffen würdet ihr entſcheiden müſſen, daß die Erfahrung materieller Weſen viel trügliches und bloß ſcheinbares enthält, daß hingegen nur das, was von geiſtigen Weſen die innere Empfindung ausſagte, als nicht wahre Erfahrung gelten kann: auf die Art ungefähr, wie ihr jetzt zwiſchen dem Phänomenon und dem bloßen Schein einen Unterſchied macht. Auf dieſem Wege iſt alſo zu keinem wahren Frieden zu gelangen.

Wolltet ihr hingegen in eure Begriffe beyderley Elemente aufnehmen, ſo könntet ihr zwar wohl eine Ausgleichung eher erreichen, indem ihr zu zeigen übernähmet, daß alle Streitigkeiten und Sekten daraus hervorquillen, daß der Begriff zu einſeitig angenommen worden, und indem ihr jeder Parthey etwas einräumtet, um dagegen von ihr etwas anderes zugeſtanden zu bekommen, und ſo die goldne Mittelſtraße zu treffen: allein das werdet ihr nicht können, ohne von eurer bisherigen Theorie manches aufzuopfern, oder mit euch ſelbſt in Widerſtreit zu gerathen. Denn nun würdet ihr nicht umhin können zuzugeſtehen, daß Gottes Daſeyn

für uns noch auf anderem als auf dem moraliſchen Wege erweislich iſt; daß wir materielle und unmaterielle Subſtanzen anzunehmen genöthigt ſind; daß die Theilung der Materie als endlich behauptet werden muß, u. d. m. ungeachtet wir nicht zu entſcheiden vermögen, ob das alles ſich auſſer unſerer menſchlichen Vorſtellung ſo verhält.

Dies alles, glauben wir in euren ſiegprangenden Mienen zu leſen, trifft uns nicht: auch hier iſt unſer Syſtem nicht völlig verſtanden worden! Erlaubt uns alſo, dieſer mögliche Antwort noch einige Bemerkungen entgegen zu ſtellen, damit die Sache, ſo viel es ſich thun läßt, von allen Seiten beleuchtet und der Entſcheidung deſto näher gebracht werde. In der Kritik der reinen Vernunft wird von den ontologiſchen Begriffen zuweilen ſo geredet, daß alles Sinnliche aus ihnen entfernt und die bloße reine Form im Verſtande und der Vernunft zurückgelaſſen wird. Wie alſo, wenn die kritiſchen Filoſofen, dieſem zufolge, zwey vorher nicht erwähnte Fälle aufführten, und entweder dieſe Begriffe ſo abzufaſſen ſich erklärten, daß ſie bloß das Gemeinſame beyder Elemente enthielten, oder auch ſo, daß ſie aus Elementen beſtänden, die aus keiner von beyden Quellen kämen?

Laſſet uns alſo zuförderſt den erſten dieſer Fälle in Augenſchein nehmen. Etwas beyden Gemeinſchaftliches hat ſich bis dieſe Stunde noch von keinem Filoſofen auffinden laſſen, und wir ſind uns

nach

nach der sorgfältigsten Untersuchung bewußt, dergleichen nicht haben finden zu können. Es läge euch also ob, das Allgemeine aufzuweisen, und dadurch von seinem Daseyn uns zu überführen, da wir selbst in euren Versicherungen es noch nicht angetroffen haben. Ist es euch nicht zuwider, so wollen wir einen kleinen Versuch machen, ob so etwas Gemeinsames aufgefunden werden mag. Der Karakter des Möglichen in Rücksicht der äußern Empfindung ist, daß etwas den fünf Sinnen dargestellt zu werden im Stande ist; der, in Rücksicht der innern Empfindung, daß es vorstellbar und denkbar ist. Beyde haben nichts Gemeinschaftliches; denn Empfinden und Vorstellen, oder Denken, erkennen bis jetzt kein höheres Geschlecht. Glaubt ihr das nicht, so seht zu, ob ihr eins entdecken könnt.

Sollte aber nach Hinwegnehmung beyder Merkmale nicht noch etwas übrig bleiben, welches den reinen Begriff darstellte? Auch so etwas haben wir noch nirgends, selbst bey euch kritischen Filosofen nicht, vorgefunden, und es ist uns nach der größten Anstrengung nicht möglich gewesen, es zu entdecken. Laßt uns zum Ueberfluß den Versuch an dem oben genannten Begriffe des Möglichen anstellen; nehmt aus ihm beyde angezeigte Merkmale hinweg, und sehet, ob noch irgend etwas zurückbleibt. Daß in der That auch euch nichts zurückbleibt, glauben wir nicht ohne Grund daraus schließen zu können, daß noch Niemand von euch die Kategorieen so erklärt

hat, daß ſie von beyderley Elementen nichts mehr enthalten. Selbſt der Urheber dieſer Filoſofie giebt keine Definizion von den Kategorieen, ob er gleich zu verſtehen giebt, er ſey im Beſitze derſelben.

Dieſe wollen wir denn alſo erwarten, ja ihn bitten, uns damit zu beſchenken, und beſonders ſein lang verſprochenes Doktrinal-System bald bekannt zu machen, damit wir aus deſſen Anſicht mehr als aus allen ſonſtigen Raiſonnements uns überzeugen können, ob wir mit unſern hier vorgetragenen Gründen, die uns bis jetzt vollkommen richtig ſcheinen, die Wahrheit getroffen haben. Wir beſcheiden uns übrigens gern, daß wir geirrt haben können, weil wir aus unzähligen Erfahrungen ſattſam belehrt ſind, daß die Raiſonnemens über eine noch nicht vorhandene, oder in der Erfahrung nicht vorliegende Sache, gar leicht einſeitig ausfallen; indem unſere mangelhafte und einſeitige Abſtrakzionen das vielſeitige Ding, Erfahrung, ſehr ſelten völlig erreichen.

Bis dahin alſo, daß das kritiſche Doktrinal-System alles vollkommen aufſchließt, was in der Vorbereitungslehre, und auch in dieſer Unterſuchung noch dunkel bleibt, werden die kritiſchen Filoſofen uns nicht verargen, wenn wir die Begründung eines ewigen Friedens auf dem Gebiete der Filoſofie durch ihre Theorie nur als verſprochen, nicht aber als ſchon erfüllt anſehen.

Tiedemann.

VI.

VI.

Die Parallelwege im Thale Glenroy in den ſchottiſchen Hochländern *).

Den 2ten Jul. 1796.

Nachdem ich den Pen-Nevis und ſeine majeſtätiſchen, ganz Schottland zum Wetterkegel dienenden Felſen verlaſſen hatte, und die Brücke von Spean, gewöhnlich die hohe Brücke genannt, paſſirt war, gelangte ich ohne weitere Unterbrechung in das berühmte Thal Glenroy. Dieß iſt ein reizender, von zwey Bergſeiten eingeſchloſſener Grund (a glen) unten längs einem Fluſſe, der mitten durchläuft, mit Wald wohl verſehen, und mit ſchönen Grasplätzen und romantiſchen Anſichten von allen Seiten durchſchnitten. Aber das merkwürdigſte darin ſind die ſogenannten Parallelwege, wie ſie hier ſehr paſſend genannt werden. Das Thal läuft vom

*) Der im letzten Stück des Merkurs befindliche Aufſatz über die vermeinten alten Feſtungswerke in Nordamerika, bewog einen ſich hier aufhaltenden Schottländer, uns aus dem handſchriftlichen Tagebuche ſeiner Reiſen folgende Nachricht mitzutheilen. Die ſtreitige Frage iſt: ſind dieſe Parallelwege ein Naturprodukt oder ein Kunſtwerk? Vielleicht beſchenkt uns irgend ein ſcharfſinniger Leſer des Merkurs mit einer befriedigenden Löſung dieſes Zweifels?

D.

die begeiſternde Flöte eines Damon in alle Glieder ſeiner Horer bringt, dem Wein oder der Unſinnigkeit zuſchreibt; er würde tanzen wie ſie, wenn er hören könnte. Die Weltleute ſind in der That nicht zu verdenken, wenn ſie uns andre für ein wenig mondſüchtig halten; wer will ihnen zumuthen, daß ſie glauben ſollen, es fehle ihnen etwas, das zu einem vollſtändigen Menſchen gehört? Ich kannte zu Athen ein junges Frauenzimmer, welches die Natur wegen der Häßlichkeit ihrer übrigen Figur durch ſehr artige Füſſe getröſtet hatte. Ich möchte doch wiſſen, ſagte ſie zu einer Freundin, was dieſe jungen Geken an der einbildiſchen Timandra ſehen, daß ſie ſonſt für niemand Augen haben als für ſie? Es iſt wahr, ſie hat keine unfeine Farbe, ihre Züge ſind ſo ſo, ihre Augen wenigſtens aufmunternd genug, und ſie iſt ſehr beſorgt, ihre Bewunderer durch Auslegung gewiſſer ſchlüpfriger Schönheiten für die Gleichgültigkeit ihres Geſichts ſchadlos zu halten; aber was ſie für Füſſe hat! Wie kann man einen Anſpruch an Schönheit machen, ohne einen feinen Fuß zu haben? Du haſt Recht, verſezte die Freundin, die der Natur nichts ſchönes zu danken hatte, als ein paar überaus kleine Ohren; man muß einen Fuß haben wie du, um ſchön zu ſeyn; aber was ſagſt du zu ihren Ohren, Hermia? So wahr mir Diana gnädig ſey, ſie würden einem Faunen Ehre machen. So ſind die Menſchen, und es wäre unbillig ihnen übel zu nehmen, daß ſie ſo ſind. Die Nachtigall ſingt, der Rabe krächzt, und er müßte kein Rabe ſeyn, wenn er

Fluſſe Spean in einer Nordweſtrichtung, und iſt auf beyden Seiten mit anſehnlichen, oben ebenen Bergen begränzt. Seine ganze Länge beträgt ungefähr 8 engl. Meilen, ſeine Breite aber kaum 1½ Meilen. In einer Erhöhung von ohngefähr 200 Fuß über dem im Thale laufenden Waldſtrom läuft in einer völlig horizontalen Linie eine ganz ebene Fläche von 24 Fuß Breite, von Anfang des Thales bis zu Ende, in einer breiten Straße fort, und ihr grade gegenüber iſt eine völlig parallellaufende Straße in eben der Höhe an dem entgegengeſetzten Gebirge angebracht. Zweyhundert Fuß über dieſer erſten Straße iſt eine zweyte, der erſten in der horizontalen Richtung und Aehnlichkeit beyder Parallelen völlig gleich, nur vielleicht noch etwas breiter. Hundert Fuß über dieſer zweyten Parallele läuft noch eine dritte, eben ſo wie die erſten zwey ſich anfangend und endigend. Die Landleute in dieſer Gegend nennen ſie in ihrer galiſchen Sprache Raghaid Mor na Feinè, oder die Straße von Fingals Helden. Die erſte Frage, die ſich mir aufdrängte, als ich auf einer dieſer Parallelſtraßen ſtand, war: iſt dieß von Menſchenhänden gemacht? Und iſt dieß der Fall, wozu gab man ſich die ungeheure Mühe, ſechs ſolche breite Wege über einander in den Berg zu hauen? Wie kommen dieſe Denkmäler einer ungewöhnlichen Anſtrengung menſchlicher Kraft, die man in dem klaſſiſchen Boden Italiens oder Griechenlands auf Rechnung der kultivirteſten Nazion ſchreiben, und vielleicht für ein

Sta-

Stadium oder einen Cirkus in Berge gehauen, halten würde, in dieſe nördlichen, einſamen Thäler Schottlands? Wo bekamen die Menſchen, die dieß erſtaunliche Werk vollendeten, die metallenen Werkzeuge dazu her? Warum ſehe ich nirgends dabey eine Spur von Brücken, die beyde Parallelen mit einander verbunden, oder auch die hie und da befindlichen Einſchnitte in den Wegen ſelbſt vereinigt hätten? Was bewog die Arbeiter grade zu dieſer horizontalen Richtung, die ſie nur durch Ueberwindung großer Schwierigkeiten in der Natur des Gebirges und der Lage der ganzen Gegend erreichen konnten?

Gewiß alle dieſe Fragen ſind wohl leichter aufgeworfen als beantwortet; und doch wird jeder, der dieß Wunder an Ort und Stelle ſelbſt zu unterſuchen Gelegenheit hat, ſich weit geneigter fühlen, in dieſen Parallelwegen die Wirkung menſchlicher Kunſt, als eines bloßen Naturſpiels zu erblicken. Denn iſt es bloß Werk der Natur, woher dieſe abgemeſſene Regelmäßigkeit, wo Anfang und Ende ſich einander ſo ähnlich ſehen, und jeder Theil des Weges ſo durchaus das Anſehen menſchlicher Kunſt in Abtragung und Aushauung eines Berges hat? Man denkt vielleicht hier an Baſaltſchichten, die wir in Staffa und vielen andern Gegenden ſo regelmäßig neben einander liegen ſehen. Allein es iſt ſehr bemerkenswerth, daß an beyden Bergen nirgends eine Spur von Felſen der Art zu entdecken iſt, und daß man auch beym Nachgraben nirgends

etwas der Art finden kann. Oder soll es Wirkung eines groſsen Wasserbehälters seyn, der sich vielleicht in verschiedenen Zeiten so weit einsenkte, und diese beyden Einschnitte auf beyden Seiten hinterlieſs? Aber die ganze Gegend hat nicht die geringste Anlage zu einem solchen See oder Loch, wie es in Schottland genannt wird. Das Thal ist auf beyden Seiten, oben und unten offen. Der zwischen durchgehende Waldstrom ergieſst sich in das Lochy und von da in die See.

Will man es für ein Werk der Kunst annehmen, so kömmt der Umstand in Betrachtung, daſs das so nahe dabey liegende Inverlochy in den ältesten Zeiten die Residenz der Kaledonischen Fürsten war, die diesem reizenden und romantischgelegnen Thale besonders gewogen seyn muſsten, da es ihnen weit und breit das beste Jagdrevier darbot. Noch jetzt ist es wegen der Menge des Wildes aller Art, wie es in den Hochländern zu finden ist, berühmt. Wer wollte die Gaukelspiele der Fantasie, die hier einen freyen Spielraum hat, sich allerley Geschichten und Wunder der Vorzeit mit dieser Erscheinung in Verbindung zu denken, alle ausmahlen! Ich selbst habe wachend und träumend die wundersamsten Muthmaſsungen und Fantasienspiele darüber gehabt, bin aber nach allem, was ich darüber gedacht und vermuthet habe, grade noch so ungewiſs, und vielleicht noch weit verwirrter, als ich beym ersten Anstaunen an Ort und Stelle selbst gewesen bin.

VII.

Eviſtel
an Herrn Falk in Berlin.

Zum Frieden Handſchlag, lieber Falk!
Du wirſt mich, glaub' ich, ſchwerlich kennen,
Sollt ich mich Dir auch dreymal nennen;
Doch thut das nichts. Man ſagt, Du ſeyſt ein Schalk,
Der, ſetzt er ſich auf ſeinen Stecken,
Ganz rüſtig iſt die halbe Welt zu necken.

Ich las nun deiner Büchlein drey,
Und fand, daß deine Schreiberey,
In welcher Du den Satyr treibeſt,
Und manchem Narrn die Kappe ſchreibeſt,
Ein Kind von Swiftſcher Abkunft ſey.

Das freut mich nun; denn wenn von Ruthen
Die Narren und die Schurken bluten,
So darf man hoffen, daß die Heerden
Am Gängelbande deiner Zucht,
Wenn ſie den Stachel endlich gnug verſucht,
Doch nach und nach geringer werden.

Doch, Freund, dein Amt iſt voll Beſchwerden.
Mit Wahrheit iſt man überall der Welt,

Sowohl den Böſen als den Frommen,
Beym erſten Augenblick nicht ganz willkommen;
Denn niemand will, daß ihm die Kappe ſchellt.
Und denkſt Du gar an Lohn und Dank
Für deinen Züchtigungsgeſang,
Dann haſt du höchlich dich betrogen,
Haſt ganz die Rechnung ohne Wirth gezogen,
Und ſitzeſt auf der lahmen Bank.

Ein kleines Häuflein kauft mit ſeinen Dreyern
Das neue Lied voll Pfeffer, und
Thuts fröhlich rings dem Nachbar kund,
Und lieſt und lacht und läßt Dich weiter leyern:
Die Menge wirft den Bannſtrahl auf die Schrift.
Doch dieſes alles ſchadet nicht.
Wenn aber Dir vom groſſen Schleicherorden
Ein Tropf, der tief getroffen worden,
Mit einem ſchönen Pfingſtgeſicht
Enkomien und Weihrauch ſpricht:
Dann, Freund, denkt er mit ſeinen ſüßen Worten
Dein Glück in ſeinem Keim zu morden;
Und dieſen fliehe mehr als Peſt und Gicht.

Er ſuchet Dir in ſeiner Klike
Mit überzuckerter Intrike
Sein fein gekochtes Gift zu miſchen,
Und heimlich ſchleichend dir zum Dank

In einem goldnen Labetrank
Dir dann die Miſchung aufzutiſchen.

Du haſt gewiß den Lohn gewußt.
Als Du der Thorheit und der Laſter Hyder
Entſchloßen, muthig, frey und bieder
Entgegen warfſt die offne Bruſt.

Die Männer, die mit eignen Augen ſehen,
Und ohne Stelzen überall
Beym Pfingſtbier und im Büchersaal
Auf ihren eignen Füßen gehen,
Die wiſſen Dir gewiß es Dank,
Wenn in melodiſchem Geſang
Durch deiner Gräber runde Stanzen
Die Imans bunt und kraus gemiſcht,
Zu herrlichen Portraiten aufgefriſcht,
Mit zierlichen Marotten tanzen.
Der Hahn kräht brav, und Daniſchmende ſpricht
Sarkaſtiſch Bauchgrimm für die Schranzen,
Und für die Edlen Morgenlicht.

Und mancher guten Seele wehte
Der Geiſt der ruhigſten Religion
In ihres Lebens Region
Aus deinem Wirrwar der Gebete.

Der Vater Franke würde lauſchen,
Und faſt, wenn Du die Zauberruthe rührſt

Und deinen Menſchen rund die Bühne führſt,
Für deinen Menſchen ſeinen tauſchen.
Das ſchöne Stückchen iſt ſo voll,
Mit allem Firlefanz behangen,
So närriſch weiſe, ſo vernünftig toll;
Und alle unſre Pfauenfedern prangen
An Tully, Lips und Alexander,
Oktav, Kartuſch und Käſebier,
Wie in der Welt im herrlichſten Gewirr,
Und ſchönſter Ordnung durch einander.

Ich danke, Freund, Dir manche Stunde,
Wo ich an deiner Muſe Hand
Mich labyrinthiſch durch die Runde
Der Thorheit unſrer Brüder wand,
Und lachend oft auch meine eigne fand.

Du ſprichſt mit Ernſt, und deine Sprache,
Die Feindin jeder Narrenzunft,
Spricht für die Sache der Vernunft,
Und dieß iſt eine heil'ge Sache.

Die Sprache darfſt Du nicht entweihen, —
Dein Vater ſelbſt, der ſtrenge Boileau,
Befiehlt mit gutem Grund es ſo, —
Zu niedern Alltagslitaneyen.

Du thatſt, ich meine, wohl nicht gut,
Daß Du, ein Mann, mit Knabenmuth,

Im Jucken deiner Federspule,
Die Männerschaft der ernsten Schule
Im Schnurrenton aufs Tabernakel trugst,
Und kühn vor deinem Richterstuhle
Sie mit der Fliegenklatsche schlugst.
Du hast nicht einen todt geschlagen;
Doch billig nur von manchem Biedermann,
Der Dich vorher sehr lieb gewann,
Für Dich nur Tadel heimgetragen.

Die bunten Schülerschaften Kants
Sind, troz den dunkeln Labyrinthen,
Durch die mit ihren eignen neuen Sünden
Sie die Vernunft in Nebel winden,
Doch wahrlich mehr als nur ein Drachenschwanz.
Gesezt, die Schule hätte sich
An deinem Satyr so versündigt,
Daß Du mit Recht ihr feyerlich
Längst offne Fehde angekündigt,
So spricht des Stückes ganzer Ton
Zu sehr dem Gegenstande Hohn:
Und edlen feingestimmten Herzen
Wird, troz des Witzes um sie her,
Mit dem Du sprächest, billig schwer,
In diesem Punkt auf diese Art zu scherzen.

Hat selbst der Matador der Spötter,
Der Fürst des Witzes, Vater Lucian,

Der

Der Schreck der Menſchen und der Götter,
Wohl jemals ſo etwas gethan?
Vielleicht nur Ariſtofanes
Mit ſeinem Rettichmagazine
Warf ſeinen Streich mit gleicher Miene
Nach Euripid und Sokrates.

Verzeih mir, Lieber, meinen Tadel!
Ich nehm ihn jeden Augenblick
Vor deinem beſſern Selbſt zurück.
Dein Geiſt hat Kraft, und deine Seele Adel.
Laß Du die kleinen Hummeln ſummen,
Und rede, weil auf dir Apollo ruht,
Mit deiner Suade Heldenmuth.
Wo andere verzagt verſtummen.

Wenn Donzen Rauch und Nebel ſtreuen
Und uns dem Schooß der alten Nacht,
Wenn ſchon die junge Morgenröthe lacht,
Monſenſikaliſch wollen wieder weihen;
Dann ſchlage Du mit deinem Blitz,
Der ringenden Vernunft zum Wohle,
Die mitternächtlichen Idole
Zurück zum Erebus in ihren Sitz.

Wenn zähnefletſchend ſtolze Baſſen,
Mit Feuerſchlünden rund umpflanzt,
Mit Pergament und Stahl umſchanzt,

Das letzte Mark der Hinterfaſſen
Bey ihrem Blutmahl ſchmelzen laſſen;
Dann ſprich Du wie mit Ungewittern,
Daß unter deinem Ungeſtüm
Der Unterdrückung Ungethüm
Vor Furcht die letzten Nerven zittern.

Wenn rechtliche Harpyen ſchwelgen,
Wenn glänzend vom geſtohlnen Gold
Der Räuber Lips im neuen Wagen rollt,
Brich Du ihm ſeiner Räder Felgen,
Und reiß dem feilen Böſewichte
Die Larve von dem Angeſichte.

Wenn Laſter Tugend unterjocht,
Und Bosheit kühn auf Macht und Anſehn pocht;
Wenn ſie den gelben, gift'gen Geifer,
Mit hohem glühendem Satansfeifer
Zu ſiebenfachem Menſchenelend kocht;
Dann wirf mit allen Flammen drein,
Und ſublimire deine Reize,
Dann, lieber guter Falk, dann beitze
Mit Vitriol und Höllenſtein.

Hat man dich einſt beleidigt, lache.
Die Männerchen, die vor der Zeit
Dich neckten, liegen in Vergeſſenheit,
Und ſind zu klein für deine Rache;

nicht dächte, daß er gut krächze; er hat noch recht, wenn er denkt, die Nachtigall krächze nicht gut; es ist wahr, dann geht er zu weit, wenn er über die Nachtigall spottet, daß sie nicht so gut krächzt wie er; aber sie würde eben so Unrecht haben, wenn sie über ihn lachte, daß er nicht singe wie sie; er singt nicht, aber er krächzt doch gut, und das ist für ihn genug. Aber Hippias ist besorgt für mich, er bedaurt mich, er will mich so glüklich machen, wie er ist. Das ist großmüthig! Er hat ausfündig gemacht, daß ich das Schöne liebe, daß ich gegen den Reiz, des Vergnügens nicht unempfindlich bin. Diese Entdekung war leicht zu machen; aber in den Schlüssen, die er daraus zieht, könnt' er sich betrogen haben. Der kluge Ulysses zog sein steinichtes kleines Ithaca, wo er frey war, und sein altes Weib mit der er vor zwanzig Jahren jung gewesen war, der bezauberten Insel der schönen Calypso vor, wo er unsterblich und ein Sclave gewesen wäre; und der Schwärmer Agathon würde mit allem seinem Geschmak für das Schöne, und mit aller seiner Empfindlichkeit für die Ergözungen, ohne sich einen Augenblik zu bedenken, lieber in das Faß des Diogenes kriechen, als den Palast, die Gärten, das Serail und die Reichthümer des weisen Hippias besizen, und Hippias seyn.

Immer Selbstgespräche, hören wir den Leser sagen. Wenigstens ist dieses eines, und wer kann davor? Agathon hatte sonst niemand, mit dem er hätte reden können als sich selbst; denn mit den Bäumen und

Nymphen

Die Menſchheit iſt nun deine Sache.
Weih dieſem göttlichen Geſchäfte, —
Und groß und herrlich iſt der Ruf.
Zu welchem Dich das Feuer Gottes ſchuf, —
In deiner Laufbahn deine Kräfte.

Die Menſchheit dankt dann deinem Nahmen,
Und ſetzt ihn in ihr Heiligthum
Als Wächter neben ihr Palladium;
Die Biedermänner ſprechen Amen,
Und einer Nachwelt warmer Dank
Iſt überall der ſchönſte Graßgeſang.

VIII.

Fortſetzung der Auszüge aus dem Tagebuche einer Reiſe durch Schweden im Spatherbſte 1796.

1.

Landſtraßen in Schweden. Wegefrohnen. Der Schneepflug.

Die Landſtraßen ſind in Schweden ſehr breit. Die untern Aeſte der nebenanſtehenden Bäume läßt man

man nicht, wie in Teutschland, so in den Weg hineinragen, daß man des Nachts, oder auch, wenn man einschläft, bey Tage auf offenen Postwagen immer Gefahr läuft, sein Leben zu verlieren; sondern sie werden sorgfältigst weggehauen. Ueber Landstraßen, Bauernpost (Extrapost) und Gasthöfe herrscht überhaupt in Schweden eine Polizeyaufsicht und Strenge, von der wir fast in ganz Teutschland gar keine Begriffe haben. Die Landstraßen sind durch ganz Schweden in einem so hohen Grade vortrefflich, daß ihm hierin kein anderes Land gleich kommen soll. Sogar auf unsern kleineren und größeren Nebenreisen, die wir nicht auf Hauptstraßen, sondern auf bloßen Dorfwegen machten, fanden wir niemals ein tief ausgefahrnes Geleis oder ein Loch, wo irgend ein Wagen hätte umfallen können. In Teutschland und in den dänischen Staaten mußten wir zuweilen Weggeld bezahlen, da wo im Sommer vor Löchern und tiefen Fuhrgeleisen oft der Wagen umfallen wollte, bey unserer Heimreise aber vor tiefem und ungebahntem Schnee mit vier Pferden beynahe nicht durchzukommen war. Auch zahlt man in Teutschland hier und da lange Jahre Chausseegeld voraus, wo erst künftig eine Chaussee angelegt werden soll, oder wo sie vielleicht schon eine halbe bis ganze Stunde weit geht, aber noch nicht befahren werden darf. Brückengeld wird beynahe überall eingefordert, auch wenn man daneben durchs Wasser fährt. Es kann gar nicht gezählt werden, wie oft man in Schweden über

kleine und große, hölzerne und steinerne Brücken fährt, da dieses Land so äußerst reich an Flüssen und Bächen ist. Aber nur zweymal wurde uns Brückengeld abgefordert. Es waren nemlich, nach einem Eisgange des vorigen Winters, große Brücken weggerissen worden, und die zu ihrer neuen Erbauung beytragenden armen Gemeinden und Kassen schlechterdings nicht im Stande gewesen, die Kosten aufzubringen. Wegegeld aber haben wir auch nicht ein einziges Mal in Schweden bezahlt; man kennt es, wie es scheint, dort selbst nicht dem Namen nach. Die Bauern müssen, ohne daß sie das geringste dafür bezahlt bekommen, die Wege ausbessern, wo möglich mit dem gröbsten Kies, der sich in den Fließwassern findet, und mit einer Schicht Sand darüber. So oft es geregnet hat, oder wenn es sonst beliebt, untersucht der Landshauptmann, oder ein von ihm Abgeordneter, die Wege, und unverzüglich muß das Schadhafte gebessert werden. Jeder Bauer hat gewöhnlich ein bestimmtes Stück des Weges in gutem Zustande zu erhalten, für welches er haften, und im Unterlassungsfalle hart büßen muß. Es geht mehrentheils so weit als seine Aecker, auf oder an welchen der Weg hinläuft. Warum aber diese Last, die auf alle Landeseinwohner allgemein fallen sollte, und zu der auch wohl der reisende Ausländer seinen Beytrag geben müßte, gerade bloß auf die Bauern fällt? Die Antwort hierauf ist leicht. Der Bauer ist ja das geborne, allgemeine Lastthier der übrigen Stände.

de. Er wird indeß doch lieber die Wege beſſern, als ſich ausſchließend zur Schlachtbank ausheben, auch wohl verkaufen laſſen. Niemand, verſicherte man mir an mehreren Orten, wird in Schweden gezwungen Soldat zu werden; das ganze Kriegsheer beſteht aus lauter Freywilligen, die ſich ſelbſt angeboten haben; und es iſt ein Heer voll Löwenmuth und unerſchütterlicher Standhaftigkeit. — Gegen den tiefen Schnee iſt ebenfalls geſorgt. Alle ein bis zwey Stunden weit ſahen wir einen Schneepflug (Snöplog) am Wege liegen. Dieß iſt ein längliches Dreyeck, und beſteht aus dicken, meiſt eichnen und auf die hohe Kante geſtellten Bohlen, die in der Mitte durch ein bis zwey eingeſtämmte Querbretter, oder auch eiſerne Stangen, gegen die Gewalt des Schnees aus einander gehalten werden, damit dieſer ſie nie zuſammendrücken könne. Hinten iſt der Schneepflug, etwas breiter als der breiteſte ſchwediſche Frachtwagen, oft auch als zwey gewöhnliche, das heißt, äußerſt ſchmale, Extrapoſtfuhrwerke. Sobald ein ſtarker Schnee gefallen iſt, müſſen alle Bauern aus der Gegend mit ihrem Zugvieh unentgeldlich und ungeſäumt herbeyeilen, zehn bis zwanzig, auch zuweilen dreyßig Pferde und Rinder vor den Schneepflug, an deſſen vorderer Spitze hierzu ein eiſerner Haken angebracht iſt, ſpannen, und Bahn machen, die unſrer ſchönſten Rennſchlittenbahn gleich kommen ſoll. Das hölzerne Dreyeck, das durch die Dicke und Schwere ſeiner Bohlen, und überdieß noch durch eiſerne Bände

ſchwer genug iſt, um durch den Schnee zu dringen, wirft dieſen auf beyde Seiten aus dem Wege hinaus; ſo wie unſer Pflugſchaar die tiefe Furche in der Ackererde bildet. Warum führen wir den wohlthätigen Schneepflug nicht auch in Teutſchland ein?

2.

Oeffentliche Sicherheit. Ein frommes Wirthsmädchen. Das geſtohlne Reiſeſchwert.

Was aber noch weit mehr werth iſt als die vortrefflichen Wege ſelbſt, iſt, daß man in Schweden, — ungeachtet der großen Wälder, die oft ſo dicht ſind, daß wohl kaum ein menſchlicher Fuß in dieſelben eingedrungen iſt, und durch die man zuweilen zehn bis zwanzig Meilen lang in einem fortfährt, — völlig ſicher und ohne alle Gefahr vor Räubern und Mördern reiſet. In andern Ländern hält man, oft unnöthiger Weiſe, aber immer zum ſittlichen Verderben der Einwohner und auf ihre Koſten, große ſtehende Heere, die außer dem Schildwachtſtehen und Exerzieren nichts zu thun haben und müßig gehen. Die Landſtraßen und Wälder werden von den Soldaten nicht beritten oder durchſtreift; und ſelbſt die ordinäre fahrende Poſt wird nicht eher von ihnen begleitet, als bis ſie erſt einmal beraubt und die Paſſagiere von den Poſträubern ver-

verwundet oder auch erſchlagen worden ſind. Man verſicherte uns in allen Provinzen, durch die wir kamen, einſtimmig, daß man in Schweden bey Menſchengedenken kein Beyſpiel von gewaltſamer Beraubung, noch weniger von Ermordung eines Reiſenden gehört habe; man reiſe auch bey der ſchwärzeſten Nacht mit vollkommenſter Sicherheit. Mehrmals fuhren wir ganze Nächte durch ſchwarze Wälder, und kamen darin nur alle zwey bis vier Stunden einmal an eine oder zwey elende Hütten, die Räuberhöhlen ähnlicher als menſchlichen Wohnungen ſahen. Ich geſtehe es, Anfangs befiel mich zuweilen ein kleiner Schauder; bald aber wurden wir ſo dreiſt, daß wir ſelbſt in dergleichen Löchern, die man Gaſtgeberhöfe (d. h. Poſtſtazionen) nennt, übernachteten und ruhig ſchliefen, obgleich beynahe nie ein Riegel an der Stubenthüre iſt, oft auch kein Schloß, daß man ſie zuſchließen könnte. Die Hausthür und alle Stuben- und Kammerthüren verſchließt ſelbſt in den größten Waldungen niemand. Kommt man nach Mitternacht an das Poſthaus, ſo ſteht alles offen; der fahrende Bauer muß das Bett der Wirthsleute im Finſtern aufſuchen, und dieſe oft gewaltig rütteln, ehe ſie erwachen und Licht anzünden, oder bey ſtrenger Kälte Feuer anſchüren. Man läßt ſich dann etwas zu eſſen oder zu trinken geben, bezahlt es alsbald und ſetzt ſich ans Feuer; die einzige Perſon aber, welche aufgeſtanden war, geht oft wieder zu Bette. Man könnte alles mit fortnehmen, wenigſtens Brauntwein u. ſ. w. unbezahlt

nach Belieben verzehren; dieſes aber traut der ehrliche ſchwediſche Landmann Niemanden zu. Man geht, während alles zu Bette liegt und ſchläft, fort, löſcht die Lampe aus und läßt alle Thüren offen, wie man ſie bey der Ankunft gefunden hatte. Glückliche Einfalt und Unſchuld der Sitten! In dem angränzenden Norwegen ſoll alles bisher Erzählte eben ſo, die Gaſtfreundlichkeit gegen reiſende In- und Ausländer aber noch größer und allgemeiner ſeyn als in Schweden. So ſicher alſo lebt man unter dem ſchwediſchen Landmanne, deſſen Armuth ein Teutſcher ſich kaum ſo bitter vorſtellen kann, als ſie wirklich iſt. Und doch giebts weder Bettler noch Räuber!

Eins der liebenswürdigſten Mädchen die ich in Schweden ſah, von ſechzehn bis neunzehn Jahren, lang und von griechiſcher Geſtalt, züchtig von Blick wie das Bild der Unſchuld, wurde, als wir um Mitternacht in ihre Hütte traten, von unſerm Fuhrmanne geweckt; ſie kam aus ihrer Kammer, begrüßte uns ehrbar, ſchürte auf dem Heerde ein hellloderndes Feuer an, das die ganze Stube erleuchtete, und reichte uns Trank und Speiſe. Wir mußten wohl zwey Stunden auf Pferde warten; ſie nahm indeſſen ein Gebetbuch aus dem vorigen Jahrhunderte, ſetzte ſich auf ein Bett, und las am Scheine des Feuers anderthalb Stunden lang Gebete; nur daß ſie abwechſelnd das Feuer unterhielt. Sie las halb laut, ſo daß ich das meiſte verſtehen

konn-

konnte. Dieß war nicht Heucheley: die gemeinen Leute in Schweden und faſt überall können nicht ganz heimlich leſen. Heitere Ruhe einer unſchuldvollen Seele ſtrahlte auf ihrem Antlitz, wahre, einfältig-herzliche Andacht aus ihren Augen. Matthiſſon's Betende: „Laura betet, Engelharfen hallen" u. ſ. w. fiel mir dabey ein. Jetzt traten vier rohe Frachtfuhrleute herein, darunter zwey junge Kerle von wüſtem Weſen waren; ſie reichte ihnen den verlangten Branteweim, das Andachtsbuch in der andern Hand haltend. Ihr Anſtand, und daß ſie ſich augenblicklich darauf wiederum ſetzte und in dem ſchwarz eingebundenen Buche fortlas, gebot den wild ausſehenden Menſchen Achtung. Sie verwandten zwar keinen Blick von ihr, die es nicht bemerken wollte; aber keiner war verworfen genug, um jetzt oder bey der Bezahlung und dem Abſchiede ſich die geringſte Unanſtändigkeit zu erlauben. — „Der Schein trügt!" rief man mir lächelnd zu, als ich einſt in Teutſchland von der betenden Jungfrau erzählte. Aber entreißet uns doch den ſchönen Glauben an Unſchuld und Tugend nicht; ihn, der uns bey dem Anblicke des herrſchenden Laſters einzig noch aufrecht erhält, und ohne den wir Menſchenfeinde werden würden! Selbſt wenn es nur ein Traum wäre, ſo würde es menſchenfeindlich ſeyn, uns aus ihm zu wecken.

Ein reiſender Schwede nimmt ſelten, mancher nie, ſeinen Koffer des Nachts von dem offnen Wa-

gen, den er an der Straße, wohl gar mitten im Walde, oder wenigstens in dem unverschlossenen Hofe des Dorfwirths, bey dem er übernachtet, stehen läßt. Die guten Bauern konnten nicht begreifen, was wir für argwöhnische Menschen wären, daß wir, wenn wir in der Nacht Stundenlang auf Pferde warten mußten, zuweilen hinaus nach unserm Koffer sahen, oder, wenn wir im Dorfgasthofe schlafen wollten, ihn gar in unser Schlafgemach herein holten. Aber Kleinigkeiten, wie er es nennt, als z. B. Stricke, Nägel, Hämmer, was man nothwendig mit sich führen muß, Peitsche u. dgl., die man unverschlossen im Wagen liegen läßt, zu stehlen, hält der schwedische Bauer meistens für keine Sünde; und über solche Dinge kann man daher nicht genug wachen. So haben sie uns z. B. Stricke, Käse, Brod, einen Stock und einen Reisesegen am lichten Tage fast unter unsern Augen entwendet. Kein Wunder! denn über die Pflichten, und besonders im Einzelnen, wird äußerst selten und wenig auf dem Dorfe, und überhaupt im Mittellande Schwedens, auf den Kanzeln und in den Schulen geredet.

Einst kamen wir gegen Abend an ein Posthaus, eine ganz einzeln gelegene und schmutzige Bauernhütte. Als wir wegfahren wollten, hatte man unser Reiseschwert vom Wagen gestohlen, außer welchem wir schlechterdings nichts zu unserer Vertheidigung bey uns hatten. Hinter und vor diesem Hause waren

viele Meilen lange Wälder. Werden wir je angefallen, dachte ich, so geschieht es heute; die Thäter, welche unsere nunmehrige Wehrlosigkeit wissen, sind vielleicht schon voraus in den finstern Wald geeilt. Wir hätten unvermuthet und aufs schnellste zurück fahren sollen, wo wir hergekommen waren. Aber in Schweden und dessen Wälder kann man nicht so leicht andere Wege wählen, ohne zwanzig bis vierzig Meilen Umweg zu machen. Von Dänemark nach Stockholm giebt es, so viel ich weiß, in der ganzen Breite Schwedens nur drey Straßen. Wir mußten auch sonst eilen; und in dem Hause schien es immer noch gefährlicher zu übernachten, als auf der offenen Landstraße des Waldes. Gewehr konnten wir hier nicht kaufen; nur das einzige Vertheidigungsmittel blieb uns übrig, einige Steine auf dem Wagen zu unsern Füßen zu legen, und starke Knittel zu unserer Wehre abzuschneiden. Zum nächsten großen Walde hatten wir eine Viertelstunde zu reisen. Kurz vor demselben kamen drey lange, wild aussehende Bauerkerle mit Knotenstöcken queer über die Straße herüber gegangen, und stellten sich alle drey dicht neben einander an den Weg, wo wir hart an ihnen vorbeyfahren mußten. Was konnten sie anders als Räuber und Mörder seyn? Nie war uns das begegnet als jetzt, wo man uns gerade entwaffnet hatte. Wie Bäume groß und still standen sie da, und erwarteten uns. Wir fuhren, daß wir sie aus dem Wagen erreichen konnten, nahe an ihnen vorbey, und riefen: „Guten

Nymphen reden nur die Verliebten. Wir müssen uns schon entschliessen, ihm diese Unart zu gut zu halten, und wir sollten es desto eher thun können, da ein so feiner Weltmann als Horaz unstreitig war, sich nicht geschämt hat zu gestehen, daß er öfters mit sich selbst zu reden pflege.

Achtes Capitel.

Vorbereitungen zum Folgenden.

Agathon hatte noch nicht lange genug unter den Menschen gelebt, um die Welt so gut zu kennen, als ein Theophrast sie zu der Zeit kannte, da er sie verlassen mußte. Allein was ihm an Erfahrung abgieng, ersezte seine natürliche Gabe in den Seelen zu lesen, die durch die Aufmerksamkeit geschärft worden war, womit er die Menschen und die Auftritte des Lebens, die er zu sehen Gelegenheit gehabt, beobachtet hatte. Daher kam es, daß seine lezte Unterredung mit dem Hippias, anstatt ihn etwas zu lehren, nur den Verdacht rechtfertigte, den er schon einige Zeit gegen den Character und die Denkungsart dieses Sophisten gefaßt hatte. Er konnte also auch leicht errathen, von was für einer Art die geheime Philosophie seyn würde, von welcher er ihm so grosse Vortheile versprochen hatte. Dem ungeachtet verlangte ihn nach dieser Zusammenkunft, theils weil er neugierig war, die Denkungsart eines Hippias in ein System gebracht zu sehen, theils

Abend, Freunde!" — „Großen Dank, meine Herren!" war ihre Antwort, und — weiter erfolgte nichts. Sie blieben noch eine Weile stehen, und sahen uns nach. Wir ließen jedoch die Pferde antreiben, was sie nur irgend zu laufen vermochten. Im Walde wurde es bald Nacht. Ein bis zweymal fuhren wir kurze Zeit darauf vor einzeln liegenden und abscheulichen Waldhütten, in denen wir Licht sahen und Männer stark sprechen hörten, vorbey. Die ganze Nacht reiseten wir durch Holz. Niemand griff uns an. Es bleibt aber immer ein ängstliches Gefühl, sich in fremden Ländern, besonders des Nachts und in ungeheuren Wäldern, aller Waffen beraubt zu wissen.

Ordinäre fahrende Post giebts, wie oben gesagt ist, in Schweden nicht; dagegen ist aber für Reisende durch eine Extrapost (Bauernpost) vortrefflich gesorgt. Von dieser Bauernpost muß ich doch einen Begriff geben.

Unsern bedeckten Reisewagen, der für die kleinen schwedischen Pferde zu schwer und für vier bis fünf Menschen eingerichtet war, ließen wir in Kopenhagen stehen. Wir bloß zwey durch Schweden Reisende kauften uns zu Gothenburg für funfzehn Thaler einen kleinen offenen Wagen, für welchen wir am Ende der schwedischen Reise zu Helsingborg acht Thaler bekamen. Einen eigenen Wagen muß man in diesem Lande fast nothwendig haben, weil die Bauern, die alle, und zwar nach einer festgesetzten Ord-

Ordnung, so oft sie die Reihe trifft, fahren müssen, gar nicht auf Reisewagen eingerichtet sind. Man hat Reisewagen für Ein Pferd, die man um vier bis sechs Thaler kauft, auf denen ein kleiner Koffer und zwey Menschen Platz haben, deren eines dann selbst die Zügel führt. Und so werden überall zwey Menschen durch ein Pferd fortgeschafft. Wohlfeiler kann man wohl auf keine Art zu Fuße reisen. Auch sieht man in Schweden fast nie Fußgänger. Die Handwerksbursche, die gemeinen Soldaten u. dgl. fahren gemeiniglich mit Extrapost, wenigstens, wenn zwey Personen zusammen kommen, gewiß. Der Bauer muß, ohne dafür etwas weiteres bezahlt zu bekommen, hinten nach kommen, um sein kleines Pferd auf dem nächsten Stazionshause abzuholen. Daß ihm ein Reisender dasselbe entführen könnte, läßt er sich nicht einfallen. Kommt er in einem Stazionshause an, so ist der unbekannte Fremde fast immer schon wieder weiter gereiset, und hat das Pferd oft aufs abscheulichste durch Peitschen und Jagen gemißhandelt. Sehr oft aber geht er auch seinem Pferde nicht nach, sondern einer seiner Nachbaren, der gerade um eben diese Zeit oder kurz darauf Reisende fährt, bringt ihm sein Pferd mit zurück. Mit uns reiseten z. B. einmal viele Meilen lang zwey Handwerksbursche auf diese Art, und unser jedesmaliger Fuhrmann nahm immer ihr Pferd mit zurück, wofür er zuweilen ein Schlückchen Brantewein, oft auch nichts bekam.

Die ſchwediſchen, faſt durchgängig unbedeckten, Reiſewagen ſind ſo klein und leicht, wie die dortigen Pferdchen. Die Achſen der Vorderräder ſind nur einen bis anderthalb Schuh hoch über der Erde, was nur bey ſo guten Landſtraßen angeht. Unſer Wagen für zwey Menſchen, zwey Pferde und einen ſchweren Koffer war ledig ſo leicht, daß ihn ein Knabe von zwölf Jahren eine Viertelſtunde weit gezogen hätte. Dieſe zweyſpännigen Wagen ſind ſo eingerichtet, daß man auch nur Ein Pferd vor dieſelben ſpannen kann.

Lenz.

IX.

Auszüge aus Briefen.

Ausländiſche Korreſpondenz.

I.

Filadelfia, den 26ſten Januar 1797.

Die Menſchen hier zu Lande haben etwas ſolideres zu thun, als Bücher zu ſchreiben und zu leſen. Erwerben und Genießen, das ſind die zwey Angeln, um die ſich alles Streben und Drängen der Nordamerikaner herum dreht. Mit den Mitteln zu beyden nimmt man es eben nicht ſo genau. Franklin's Geiſt iſt verwe-

het.

het. Nur die Nahmen ſeiner Stiftungen und ſeine Marmorbilder dauern noch *).

In der ganzen Zeit, ſeit ich von Neu York hier bin, iſt außer einer Lobrede auf den verſtorbenen Rittenhouſe, den Präſidenten der Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft, die der wackre Arzt Dr. Ruſch vor einer zahlreichen Verſammlung in einer presbyterianiſchen Kirche — denn die Kirchen ſind hier zugleich Hörſäle und Verſammlungszimmer — zu Ende des verfloſſenen Jahrs vorgeleſen hat, und die nun unter dem Titel: an Eulogium intended to perpetuate the memory of D. Rittenhouſe, beym Buchhändler Ormrod, Chesnutſtreet, (Preis 25 Cents) nebſt einem ähnlichen Portrait von Peale

*) Die Ausſage mehrerer glaubwürdigen Reiſenden vereinigt ſich darin, daß bey den meiſten Nordamerikanern der kaufmänniſche Egoismus alle edlern Neigungen verſchlungen habe, wenn ſie auch nicht ganz ſo verworfen und ausgeartet ſeyn ſollten, als ſie der Hr. von Bülow in ſeinem eben jetzt erſchienenen, aus Bruchſtücken in der Minerva ſchon bekannten Freyſtaat von Nordamerika in ſeinem neueſten Zuſtande (Berlin, Unger 1797.) geſchildert hat. Talleyrand Perigord, der ihrer Gaſtfreundlichkeit und ſo manchen öffentlichen Anſtalten (S. Genius der Zeit, Januar 1797.) übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat ſie doch neuerlich bey einer öffentlichen Vorleſung im Nazionalinſtitut in Paris im Ganzen ohngefähr eben ſo beſchrieben.

Peale zu verkaufen iſt. durchaus nichts im Drucke erſchienen. was als ein eigenes Produkt dieſes Landes angeführt werden könnte, und dieß in der Kongreßſtadt, in Filadelfia! Von Dr. Priſtley ſind Predigtvorleſungen (lectures) in Druck angekündigt, die er jetzt wöchentlich in einer Kapelle der Unitarier unter großem Zulaufe hält. Sonſt wird das Leſebedürfniß der hieſigen Damen, das auch hier wie überall nur in Romanleſereyen beſteht. reichlich von England aus beſorgt. Faſt mit jedem Schiffe kommen anſehnliche Sendungen der neueſten Romane und Zeitſchriften an. Doch zeigt ſich auch hier der nordamerikaniſche Krämerſinn darin, daß ſie faſt immer nur die wohlfeilen Nachdrücke kaufen. In allen Zeitungsblättern ſind beſtändig die Iriſh Editions at the very loweſt prices, oder die in Dublin wohlfeil nachgedruckten Ausgaben ausgeboten. Nur ſelten wird hier und in Neu York ſelbſt ein Nachdruck veranſtaltet, wie dieß z. B. neuerlich mit der beliebten engliſchen Wochenſchrift the Looker on der Fall geweſen iſt, den der thätigſte hieſige Buchhändler Ormrod, (Chesnutſtreet No. 41) ein Mann, den ich auch meinen teutſchen Landsleuten wegen amerikaniſcher Büchergeſchäfte empfohlen haben will, ſehr wohlfeil nachgedruckt hat. In andern Fächern wird faſt nichts gekauft als Werke über das gemeine engliſche Recht, engliſh Law-books. Denn das Advokaten-Gewerbe iſt hier ſehr einträglich, und auch in der Rechtsform, ſo wie faſt in allen übrigen

Punk-

Punkten, wird Nordamerika noch lange die folgsame Tochter seines Mutterlandes bleiben.

Wo sollte auch der Geschmack an Gelehrsamkeit und literarischen Beschäftigungen herkommen, da so wenig für Erziehungsanstalten und niedere und höhere Schulen gesorgt ist. Zwar fehlt es auch hier nicht an sogenannten Akademieen oder Pensionsanstalten; aber sie sind, wo möglich, noch seichter und unvollständiger als die englischen. Alles was man darin lehrt, schränkt sich auf Rechnen und Schreiben, und, wenn es recht hoch kömmt, auf Redeübungen ein, weil die jungen Republikaner zu Staatsrednern gebildet werden sollen. So steht eben jetzt, indem ich dieß schreibe, in allen hiesigen Blättern eine Ankündigung einer solchen Anstalt, die ein gewisser englischer Magister James Chambers zu Germantown, 6 Meilen von hier, errichten will. Hier wird statt aller übrigen Lehrgegenstände erzählt, daß in dem Erziehungshause ein großer Saal eingerichtet sey, wo die Zöglinge in Gegenwart der Lehrer und fremder Besuchenden täglich Reden halten würden, damit sie öffentlich mit Anstand und Nachdruck sprechen lernen. Dabey wird es als ein löblicher Vorzug dieser Anstalt gerühmt, daß kein Mulatte oder Neger darin als Zögling aufgenommen werde (no person of colour is admitted as a pupil into the above seminary).

Das Beschauen eines Naturalienkabinets wird hier faſt nur merkantilisch behandelt. Man bezahlt gewöhnlich

lich für die Entree einen halben Dollar. So zeigt ein gewiſſer Hr. Peale ſein mehr durch ſyſikaliſche Spielwerke, als naturhiſtoriſche Sehenswürdigkeiten ſich empfehlendes Muſeum täglich mehrere Stunden, wie es heißt, zum Beſten der Abgebrannten in Savannah.

Es ſind zwey gangbare Theater in Filadelfia, das alte und neue. Nur in dem neuen werden jetzt dramatiſche Vorſtellungen gegeben, wobey faſt jedem Stücke beygeſagt wird, wie viel Nächte nach einander es in London aufgeführt worden ſey. Im alten Schauſpielhauſe treibt jetzt ein italieniſcher Gaukler, Falkoni, mit ſeinen ſyſikaliſchen Taſchenſpielerkünſten und Ombres Chinoiſes ſein Weſen, und dieſer hat immer das vollere Haus.

Was Sadlerswells oder Aſtley's Amfitheater in London iſt, iſt hier das Pantheon, oder Rickett's Amfitheater. Auch hier wechſeln luſtige Balladen, Equeſtrian exerciſes, wobey beſonders die Wettrennen mit den kleinen Pferdchen (poney-races) allgemeinen Beyfall erhalten, Seiltänzerkünſte und Harlequinaden in bunten, nonſenſikaliſchen Wirwarr mit einander ab, und der Beſuch dieſes geſchmackloſen Allerleys iſt bey weitem unter allen die angenehmſte Modeunterhaltung.

S....

2.

2.

Rom, den 16ten April 1797.

Seit einigen Tagen iſt Rafaels Verklärung aus der Kirche S. Pietro in Montorio weggenommen und in die Gemählegallerie des Vatikan gebracht worden, um dort mit den andern Gemählden eingefargt zu werden; und man hat jetzt die ſeltene Gelegenheit, dieß treffliche Bild, das bisher nur aus der Ferne, in einer dunkeln Kirche und in einem ſchlechten Lichte, ſichtbar war, ganz in der Nähe und in dem vortheilhäfteſten Lichte zu betrachten. Künſtler und Liebhaber wallfahrten zu dieſem Bilde mit eben ſo großer Andacht wie der gläubige Katholik zu den Reliquien eines aus den Katakomben hervorgezogenen Märtyrers. In der That ſind die Kunſt des Mahlens und die Sorgfalt der Ausführung in dieſem Gemählde bewundernswürdig. Das Detail iſt überall mit großem Verſtändniß und erſtaunlichem Fleiß ausſtudiert, und die Formen des Nackten ſind mit dem Pinſel wie modellirt. Dieſe vollendete Ausführung in den kleinſten Theilen geht freylich auf dem Abſtande, aus welchem ein ſo großes Bild betrachtet werden muß, größtentheils verloren, und es iſt nicht zu läugnen, daß die Behandlung in Rafaels Freskogemählden größer und freyer erſcheint; aber es iſt doch intereſſant und erfreulich zu ſehen, wie ein großer Geiſt nach jeder Vortrefflichkeit und Vollendung ſtrebt. Man ſieht hier keinen der kecken Pinſelſtriche und Hiebe, die der Meiſter des Mechaniſchen,

weil er ſie mit einer gewiſſen Freyheit und Sicherheit hingeworfen hat, für Geiſt verkauft. Alles iſt hier mit Sorgfalt, Liebe und dem Streben nach Beſtimmtheit, ohne Oſtentazion und Manier, behandelt. Das Gemählde muß in dieſer Rückſicht groſſe Schönheiten gezeigt haben, als es noch neu und rein zu ſehen war. Jetzt ſind leider die Schatten, beſonders in der untern Hälfte, ſehr nachgeſchwärzt, und überdieß iſt das ganze Bild mit einer Schmutzrinde von Kerzendampf, Staub und Fliegenkoth überzogen, und manche Köpfe ſind auch in der Nähe und in dem beſten Lichte kaum mehr ſichtbar. Vielleicht gelingt es einer vorſichtigen und geſchickten Hand, dieſen Unrath ſo hinwegzunehmen, daß der Mahlerey kein Schaden zugefügt wird. Toſanelli, ein geſchickter und treuer Zeichner, der ſchon zu mehreren Kupferſtichen des Volpato und Morghen die Zeichnungen verfertigt hat, iſt noch in dieſen letzten Augenblicken beſchäftigt, eine Zeichnung nach dieſem Gemählde zu vollenden, und wir haben Hoffnung von Morghens Grabſtichel eine Nachbildung deſſelben zu erhalten, die des Originals würdiger iſt, als die, welche Dorigny und Pozzi davon geliefert haben. Dieß Bild iſt bekanntlich auf einer zuſammengefügten Holztafel gemahlt; dieſe iſt ſchon ſehr wurmſtichig. und man beſorgt mit Recht, daß es die Reiſe nach Paris ſchwerlich machen wird, ohne Schaden zu leiden. Die Mönche des Kloſters auf Montorio haben ſich auch hier als ächte Mönche gezeigt und dieſes

herr-

herrliche Bild durch Spuren ihres geſchmackloſen Unſinns geſchändet. Man findet an mehreren Stellen Löcher von Nägeln darin, mit welchen ſie die Teppiche zur Ausſchmückung des an den Weihnachtsfeſten vor dem Altar aufgeſchlagenen Chriſtkindleintheaters, Preſepio genannt, auf dem Gemählde feſtgenagelt haben. Hoffentlich wird ihm in Frankreich ein beſſerer Platz und eine menſchlichere Behandlung zu Theil werden.“

Sie haben mir in den Stücken des teutſchen Merkur, in welchen Sie meinen letzten Aufſätzen einen Platz gegönnt haben, eine Ehre erwieſen, die ich nicht verdiene. Ich habe mich ehemals praktiſch mit der Kunſt beſchäftigt; aber ſeit ich in Rom lebe, ſchränkt ſich mein Studium lediglich auf das wiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Fach derſelben ein. Ich kann mir darum das ehrenvolle Prädikat eines Künſtlers, von dem ich einen zu hohen Begriff hege, als daß ich glauben könnte, dieſen Nahmen durch meine geringen Verſuche verdient zu haben, nicht mit Recht zueignen. Eben ſo iſt es wahrſcheinlich ein Mißverſtändniß, das ſich vielleicht auf die im vierten Stück des Merkur v. J. befindliche Einleitung in eine Reihe von Vorleſungen über Aeſthetik ꝛc. gründet, daß mein Aufſatz über die Tapeten Rafaels eine Vorleſung genannt iſt. Er war nie zu einer Vorleſung beſtimmt, am wenigſten in Rom, wo er einer andern Form bedurft hätte. Ich ſchrieb ihn, weil ich glaubte, daß

weil er ſich von der Beredſamkeit deſſelben diejenige Art von Ergözung verſprach, die uns ein geſchikter Gaukler macht, der uns einen Augenblik ſehen läßt, was wir nicht ſehen, ohne es bey einem klugen Menſchen ſo weit zu bringen, daß man in eben demſelben Augenblik nur daran zweifeln ſollte, daß man betrogen wird. Mit einer Gemüthsverfaſſung, die ſo wenig von der Gelehrigkeit hatte, welche Hippias foderte, fand ſich Agathon ein, als er nach Verfluß einiger Tage an einem Morgen in das Zimmer des Sophiſten gerufen wurde, welcher auf einem Ruhbette liegend ſeiner erwartete, und ihm befahl ſich neben ihm niederzuſezen und das Frühſtük mit ihm zu nehmen. Dieſe Höflichkeit war nach der Abſicht des weiſen Hippias eine Vorbereitung, und er hatte, um die Würkung derſelben zu befordern, das ſchönſte Mädchen in ſeinem Hauſe auserſehen, ſie hiebey zu bedienen. In der That die Geſtalt dieſer Nymphe, und die gute Art womit ſie ihr Amt verſah, machten ihre Aufwartung für einen Weiſen von Agathons Alter ein wenig beunruhigend. Das ſchlimmſte war, daß die kleine Hexe, um ſich wegen der Gleichgültigkeit zu rächen, womit Agathon ihre zuvorkommende Gütigkeit bisher vernachläßiget hatte, keinen von den Kunſtgriffen verabſäumte, wodurch ſie den Werth des von ihm verſcherzten Glükes empfindlicher zu machen glaubte. Sie hatte die Bosheit gehabt, ſich in einem ſo niedlichen, ſo ſittſamen und doch ſo verführeriſchen Morgen-Anzug darzuſtellen, daß Agathon ſich nicht verhindern konnte zu denken, die

Gra-

dieſe vortrefflichen Kunſtwerke im Auslande weniger bekannt ſeyen, als ſie zu ſeyn verdienen, und daß er vielleicht manchen Ihrer Leſer intereſſieren könne. Verzeihen Sie mir dieſe kleine Berichtigung, die mir in verſchiedener Hinſicht nöthig ſchien.

3.

London, den 29ten April 1797.

Es iſt wieder ein Veteran der brittiſchen Dichtkunſt und Literatur abgetreten, der 70jährige Dichter William Maſon, Kanonikus von York. Er war ein gelehrter und beleſener Mann, und man will bemerkt haben, daß ſelbſt in ſeinen poetiſchen Produkten mehr Gelehrſamkeit und Kunſt, als Erfindungskraft und Genie zu finden ſey. Indeß werden ſeine Trauerſpiele Elfride*) und Karaktakus, und ſein bekanntes Lehrgedicht the Engliſh garden, ihm ſtets einen ehrenvollen Rang unter den brittiſchen Dichtern ſichern. Man hat gezweifelt,

*) Die Elfride des Hr. Maſon iſt in Teutſchland durch Hrn. Bertuchs Bearbeitung bekannt. Den engliſchen Garten hat Weiße überſetzt. Seitdem iſt aber vom Original eine Ausgabe mit einem ſachreichen und zweckmäßigen Kommentar erſchienen, The Engliſh Garden with commentaries and notes by W. Burgh. 1785. woraus ſich wohl in einen unſerer zahlreichen Gartenkalender oder Gartenmagazine noch brauchbare Auszüge machen ließen?

B.

ſelt, ob die bekannte ſatiriſche Epiſtel an den Baumeiſter William Chambers wirklich aus ſeiner Feder gefloſſen ſey, da man ihm ſo viel Originalität nicht zutrauen wollte. Er hat ſich nie ſelbſt darüber erklärt. Es wird ſich dieſt aber nun nach ſeinem Tode bald zeigen, da nicht zu zweifeln ſteht, daß man ihm eben die Pflege wird angedeihen laſſen, die er ſelbſt einigen Dichtern erwieſen hat, als Gray und Whitebread, (von welchen beyden er vollſtändige Ausgaben veranſtaltete) und auch von ſeinen Gedichten eine vollſtändige Sammlung beſorgen wird.

Ueber den jetzt herrſchend werdenden, und von der Königl. Mahlerakademie ſelbſt höchlich begünſtigten Geſchmack unſerer Mahler, im üppigen Kolorit der Venezianiſchen Schule nachzueifern, erſcheinen jetzt in Pamflets und Journalen mehrere ſatiriſche Ausfälle. Wahr iſt es, daß der bewunderte Reynolds und ſeine Schule grade im Kolorit am ſchwächſten waren, und daß alſo ſein Nachfolger auch hierin der Gegenfüßler ſeines Vorgängers zu ſeyn ſtrebt. Es hat der Präſident Weſt ſo eben ein großes Gemälde vollendet, Cicero das Grab des Archimedes ſuchend, nach der Angabe des bekannten Alterthumskenners Sir George Beaumont, ganz im Geiſte der wiedererweckten Venezianiſchen Schule, in welchem auch Treſcham eine Nymfe mit dem Kupido, und Weſtall einen Bacchus gemahlt hat. Frey,

lich fehlt zu Tizians Farben noch immer Tizians Pinsel!

Uebrigens ist unser literarischer Neuigkeitsmarkt dünner als je besetzt. Die teutschen Alterthumsliebhaber werden indeß durch die so eben herausgekommene Beschreibung der Ruinen und Alterthümer Roms und seiner Umgebungen (Remarks on the Antiquities of Rome and its Environs, being a classical and topographical Survey of the Ruins of that celebrated City, by Andrew Lumisden Esq. gedruckt in der Bulmerschen Officin, London, Nicol. 1797. gr. 4. mit vielen Kupfern. 1 Pf. 12 Sh.) ein Werk bekommen, was sich neben Donati, Nardini, Sauveboeuf und andern noch immer durch eigenthümliche Vorzüge empfehlen, und vielleicht einen Teutschen veranlassen wird, aus diesen und andern Hülfsmitteln eine Beschreibung der Roma novantiqua zusammenzusetzen, wie wir sie noch immer vergeblich wünschen *). — In einem ganz

ans

*) Wirklich ist auch schon im Intelligenzblatt der Allgem. Lit. Z. kürzlich eine Arbeit der Art, wo Lumisden mit dem trefflichen neuen Werke des Abate Guattani zusammengeschmolzen und ein Ganzes daraus gemacht werden soll, mit so bedeutenden Winken angekündigt worden, daß sich aus der dort bemerkten Vereinigung mehrerer Kenner und Gelehrten in Rom und Teutschland gewiß etwas ganz vorzügliches in seiner Art erwarten läßt.

B.

ändern, aber unmittelbar vielleicht noch hülflichern Fache iſt endlich von den ſchon lange angekündigten Denkſchriften und eingeſchickten Berichten bey der Königl. Ackerbaukommiſſion (Board of Agriculture), durch den dabey unermüdet thätigen Vicepräſidenten dieſer Geſellſchaft, Sir John Sinklair, wirklich der erſte Theil herausgegeben worden: Communications to the Board of Agriculture, on ſubjects relative to Husbandry and internal improvement. London, Nicol. 1797 gr. 4. mit 39 Kupfertafeln (1 Pf. 1 Sh.). Das Werk muß allen, für welche die in England aufs höchſte gebrachte Landwirthſchaft einiges Intereſſe hat, ſehr willkommen ſeyn, und als eine Folge der bekannten Reports über jede einzelne Grafſchaft angeſehen werden. Von politiſchen Pamflets verdient allenfalls nur des bekannten Giffords The Banditti (ſo heißen die Franzoſen noch immer bey der Hofpartey!!) unmasked, darum angeführt zu werden, weil man ſieht, wie weit bezahlte Partheywuth es treiben kann. Die Antwort eben dieſes Giffords gegen Erskine's ſchon 28mal aufgelegten, trefflichen Brief iſt zum großen Verdruß aller Partheygänger erſt in der zweyten Auflage angekündigt, wahrſcheinlich aber nicht einmal gedruckt.

Der berüchtigte D. Woolkot, vulgo Peter Pinbar, hatte volle zwey Jahre geſchwiegen, und man ſagte allgemein, er ſey an eben dem Halsübel erkrankt, das

einſt den plötzlich zum Stillſchweigen gebrachten Demoſthenes befiel, an der Silberbräune, (argyranche) die ihm eine Penſion vom König zugezogen habe. Auf einmal tritt er wieder mit einer Satyre auf: Das Jahr 1796. Erſtes und zweytes Geſpräch, wozu als zweyter Theil auch noch ein drittes und viertes Geſpräch angekündigt iſt. Schon die Aufſchrift enthält einen heftigen Ausfall auf Pitt.

Pitt claps his paws on ſomething every day
A hiſs at Royalty — a poor old play! —
Ere long he leaps on Peter's dove-like ſtrains,
And ſhould the Muſe be raviſh'd, what remains?

Da man die Witz- und Gallergüſſe dieſes Modedichters, ſo wie ſie ſonſt erſchienen, ſogleich in mehreren Nachdrücken vervielfältigte: ſo hat man die Originalausgabe jetzt dadurch kenntlich gemacht, daß dem Titelblatt ein Portrait des Autors von Opin beygefügt, und jedes Exemplar vom Verfaſſer ſelbſt ſignirt iſt. Zugleich iſt ſchon das Publikum auf ein anderes Muſengeſchenk deſſelben fruchtbaren Dichters aufmerkſam gemacht. Es beſteht in ſechs Landſchaften nach der Natur gemahlt, von Peter Pindar, und in Aqua-Tinta kolorirt von Alken, mit poetiſchen Werken über dieſe Szenen (poëtical alluſions to the Scenery).

Für angewandte Chymie und Fabrikwiſſenſchaft wird ohne Zweifel auch den Teutſchen folgendes mit dem 1ſten

April

April zuerſt erſchienenes Journal ſehr willkommen ſeyn: A Journal of natural Philoſophy, Chemiſtry and the Arts. Der Herausgeber iſt der durch ſein chymiſches Wörterbuch und mehrere technologiſche und mathematiſche Schriften bekannte W. Nicholſon. Das erſte Stück enthält eine Menge neue Erfindungen für Künſte und Fabriken, unter andern die Beſchreibung mehrerer ſehr wichtigen Verſuche mit Walzen zu drucken, die hydroſtatiſche Preſſe von Bramah's Erfindung u. ſ. w. Alle Monate kommt bey Robinſon ein Stück mit 4 bis 6 Kupfertafeln heraus, das 2 Sh. 6 P. koſtet.

Der vor 4 Jahren verſtorbene Joſua Reynolds war auch außer ſeiner gerühmten Kunſt ein vortrefflicher Schriftſteller, äſthetiſcher Beurtheiler und Literator. Einige ſeiner jährlichen Reden, die er als Präſident der Mahlerakademie hielt, ſind ſo viel ich mich erinnere, auch unter Ihnen durch Ueberſetzungen in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften bekannt geworden. Jetzt hat der bekannte Vertheidiger und Erklärer Shakſpeare's, Malone, Reynolds ſämmtliche Schriften in zwey prächtigen Quartbänden herausgegeben: The Works of Sir Joſua Reynolds, London, Cadell and Dav. (1 Pf. 16 Sh.) und der Sammlung, worin ſich auch die bis jetzt noch gar nicht gedruckte Reiſe Reynolds durch Holland und Flandern befindet, ſo wie auch der meiſterhafte Kommentar über Du Freſnoy's Mahlerkunſt, eine

intereſſante Biografie und Karakteriſtik der artiſtiſchen und ſchriftſtelleriſchen Werke Reynolds vorgeſetzt. Ein verſtändiger Ueberſetzer würde aus dieſen zwey ſehr verſchwenderiſch gedruckten Bänden ein beſcheidenes, aber ſehr nützliches Bändchen auch für teutſche Leſer herausſchmelzen können.

Geſtern iſt auch die Ausſtellung im Sommerſethouſe von der Königl. Familie in Augenſchein genommen worden. Davon in meinem nächſten Briefe.

4.

Paris, den 16ten Floreal (5. May) 1797.

Sie haben Recht. Paris kann jetzt mit weit mehrerem Rechte die Metropole von Europa genannt werden, als mit welchem ſich die Hauptſtadt der Britten dieſen Titel ſchon in öffentlichen Schriften ſeit einigen Jahren anmaßt. Es darf alſo Ihrem Journale ein regelmäßiger Briefſchreiber von hier nicht abgehen, wenn es nur auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch machen will. Und ſo werde denn monatlich einmal die Laſt von 20 Centner Briefen, die, nach einer neulich dem Rath der Fünfhunderte vorgelegten Berechnung täglich von hier abgehen, mit dem minimum eines Briefes an Sie vermehrt!

Die den 1ſten May durch eine Botſchaft des Direktoriums beyden Räthen officiell bekannt gemachte Unterzeich-

zeichnung der Friedenspräliminarien mit Oeſterreich hat ſelbſt die Eiskruſte unſerer gleichgültigſten Antirepublikaner — und dieß wenigſtens von außen zu ſeyn, gehörte ſchon lange zum guten Ton in jeder Geſellſchaft — auf einige Augenblicke aufgethaut. Der erſte Rauſch des Entzückens war anſteckend, und riß ſelbſt die Widerſpenſtigſten mit fort. Man vergaß auf einen Abend ſelbſt das neueröffnete Odeon und den in den Zimmern des Herz. v. Orleans im Palais Royal prächtig eingerichteten und nur durch Ballotage der Erzariſtokraten einem Fremden zugänglichen Cercle d'harmonie. Schon hat die auf Jean Debrys und Paſtorets Vorſchläge ernannte Kommiſſion ein Programmen zur Konkurenz aller franzöſiſchen Künſtler für die Errichtung zweyer Denkmale entworfen, die dieſe glorreiche Friedensnachricht auch der Nachwelt verkündigen ſollen. Daß auf dem Platz der Republik ein prächtiger Spitzkegel mit der Inſchrift: la France victorieuſe aux defenſeurs de la Patrie, errichtet werden wird, wiſſen Sie ſchon. Zum allgemeinen Friedensfeſt — denn niemand zweifelt nun hier auch an dem Frieden mit England — werden ſchon überall Anſtalten gemacht, und auch dieß Feſt ſoll ſich alle Jahre erneuern.

Es iſt nur Eine Stimme darüber, daß Frankreich dem wackern Carnot dieß erquickende Wehen der Friedenspalme zu danken hat. Ja, hätte er nicht an Rewbel

einen

einen ſo heftigen Gegner gehabt, ſo wäre der Friede mit Oeſterreich wahrſcheinlich auf eben dieſe Bedingungen ſchon vor zwey Monaten geſchloſſen und das Leben von mehr als 30,000 Menſchen erſpart worden. Carnot iſt es auch, der darauf drang, daß Buonaparte in den Friedensunterhandlungen auf la Fayette's Befreyung aus ſeinem Kerker in Olmütz antrage. La Fayette gehört zu den Kontumazirten, und kann alſo auch nach den Geſetzen nicht als Emigrirter behandelt werden. Uebrigens iſt von ihm ſelbſt nirgends die Rede. Er iſt ein zerbrochenes Volksidol. Aber man kann gar nicht ſatt werden, die heldenmüthige Aufopferung ſeiner Frau und ſeiner Töchter zu bewundern. Dieſe erwartet ein großer Triumf bey ihrer Rückkehr nach Paris.

So wie vor 2 Monaten Chenier's Satyren, Duelle und Ohrfeigen in den Tageblättern an der Tagesordnung waren, ſo iſt es jetzt ſeit einigen Wochen La Harpe's Apoſtaſie von dem Voltairiſchen Unglauben zur ächt katholiſchen Frömmigkeit. Seine zwey neueſten Schriften werden mit unbeſchreiblichem Heißhunger verſchlungen, und vielleicht hat nie eine Apologie eines Kirchenvaters ſo viel Wölfe und Schaafe, wenigſtens dem Schein nach, friedlich in einen Schaafſtall zuſammengebracht, als dieſe Laharpiſche Diatriben. Ganz unvermuthet kömmt nun der große Aſtronom und feurige Republikaner La Lande, und erklärt La Harpen's Klagelie-

der

ker für ein Zeichen ſeines kindiſch gewordenen Geiſtes; ſo wie der große Newton am Ende noch an der Offenbarung Johannis zum Narren geworden ſey. La Lande ließ dieſe Aeußerung im Journal de Paris einrücken. Darüber regnet es nun von beyden Partheyen giftige Epigrammen und Repliken.

Uebrigens iſt es freylich mit dem Gedeihen der Literatur in unſerer wiedergebornen Republik eine ſehr mißliche Sache. Wo könnten auch jetzt ſchon, wo noch immer die wichtigſten Staatsbegebenheiten ſelbſt den ungeduldigſten Erwartungen zuvoreilen, die dazu unentbehrliche Faſſung und Ruhe herkommen? Glauben Sie wohl, daß das fachreiche, und in ſeiner Art jetzt einzige Magazin encyclopédique — denn es kommt weiter kein bloß literariſches Journal in ganz Frankreich heraus — aus Mangel hinlänglicher Abnahme in Gefahr war aufzuhören, und daß nur die raſtloſe Thätigkeit und Uneigennützigkeit ſeines Herausgebers, Millin, durch Veränderung des Verlegers es zu erhalten vermochte? Politik und ſchlüpfrige oder abentheuerliche Romane, dieß ſind die einzigen beyden Modeartikel des Buchhandels. Delisle läßt ſeine Georgiques Françoiſes außerhalb Frankreich in Baſel drucken, wo auch neuerlich der prächtige Terenz von Brunk erſchienen iſt. Jetzt arbeitet Brunk, der ſich in Strasburg ſehr wohl befindet, und nur einen ſehr kleinen Theil ſeiner Bibliothek aus Bedürfniß in Paris

Gratien ſelbſt könnten, wenn ſie gekleidet erſcheinen wollten, keinen Anzug erfinden, der auf eine wohlanſtändigere Art das Mittel, zwiſchen der eigentlichen Kleidung und ihrer gewöhnlichen Art ſich ſehen zu laſſen, hielte. Die Wahrheit zu ſagen, das roſenfarbe Gewand, welches ſie umfloß, war eher demjenigen ähnlich, was Petron einen gewebten Wind oder einen leinenen Nebel nennt, als einem Zeug der den Augen etwas entziehen ſoll; und die kleinſte Bewegung entdekte Reizungen, die deſto gefährlicher waren, da ſie ſich gleich wieder in verrätheriſche Schatten verbargen, und der Einbildungskraft noch mehr als den Augen nachzuſtellen ſchienen. Dem ungeachtet würde unſer Held ſich vielleicht ganz wohl aus der Sache gezogen haben, wenn er nicht beym erſten Anblik die Abſichten des Hippias und der ſchönen Cyana (ſo hieß das junge Frauenzimmer) errathen hätte. Dieſe Entdekung ſezte ihn in eine Art von Verlegenheit, die deſto merklicher wurde, je gröſſere Gewalt er ſich anthat, ſie zu verbergen; er erröthete zu ſeinem gröſten Verdruß biß an die Ohren, er machte allerley gezwungne Gebehrden, und ſah alle Gemählde in dem Zimmer nach einander an, um ſeine Verwirrung unmerklich zu machen; aber alle ſeine Mühe war umſonſt, und die Geſchäftigkeit der ſchalkhaften Cyane fand immer neuen Vorwand ſeinen zerſtreuten Blik auf ſich zu ziehen. Doch der Triumph, deſſen ſie in dieſen Augenbliken genoß, währte nicht lange. So empfindlich die Augen Agathons waren, ſo waren ſie es doch nicht mehr als ſein moraliſcher Sinn; und ein

Gegen-

verkaufen mußte, an dem Plautus, zu welchem er schon seit mehreren Jahren einen trefflichen Apparat gesammelt hat.

Indessen zweifle ich doch nicht, daß, sobald nur alles etwas mehr in Ordnung seyn wird, auch Künste und Wissenschaften ihre alte Rechte wieder erlangen, und die bis jetzt zum Theil aus Fanatismus *), zum Theil aus Sanskulottismus unverantwortlich vernachläßigten Lehr- und Erziehungsinstitute in Gang kommen werden. Das Nazionalinstitut wirkt schon jetzt, wo es noch mit so grosen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und wo die Mitglieder ihre Pensionen oft mehrere Monate nicht bezahlt bekommen, doch immer weit mehr, als man nach der Lage der Dinge wohl erwarten sollte. Zum Beweis dienen Ihnen folgende Anekdoten, die vorgestern erst noch der Bürger Levesque, der verdienstvolle Uebersetzer des Thucydides, erzählte. Einige Mitglieder des Instituts waren auf die Spur gekommen, daß eine sehr kostbare Hands

*) Dieser ist besonders in vielen Departementern die Ursache der ganz vernachläßigten Erziehung. Denn wo auch wirklich die neuen Centralschulen eingerichtet sind, wollen doch viele Eltern ihre Kinder einem Institute nicht anvertrauen, das keinen Geistlichen der alten Ordnung an seiner Spitze hat, und wo, nach der Konstituzion, die Religion nicht mit in den Kreis des Unterrichts gezogen wird.

Anm. des Einf.

Handschrift des Virgil, die älteste nach der Florentinischen, die Niklas Heinsius aus der Königl. Bibliothek, zum Behuf seiner Vergleichungen für den Virgil, nach Holland mitgetheilt erhalten hatte, nach Heinsius Tod nicht wieder zurückgegeben, sondern nach verschiedenen Wanderungen, aus der Bibliothek des Samuel Hulsius 1730. von den Kuratoren der Universität Leyden für die dortige reiche Universitätsbibliothek erkauft worden seyn. Die Konservatoren der Nazionalbibliothek haben sich deßwegen an den Minister des Innern und diese hat sich wieder an unsern Gesandten Noel in Haag gewendet, auf dessen Betrieb die Leyder Universitätsbibliothek diesen Schatz an Frankreich zurückzugeben genöthigt seyn wird. —

Florian schenkte seiner Haushälterin noch vor seinem Tode die vollendete Uebersetzung des Don Quixote. Lange kannte diese Person nicht den Werth des Schatzes, in dessen Besitz sie war. Jetzt ist er durch einen Zufall entdeckt worden, und wird nächstens im Druck erscheinen.

Schlüßlich mache ich meinen lieben Landsleuten, die sich nach einem französischen Lesebuche zum Unterricht in der Sprache umsehen, auf den in kurzer Zeit zweymal gedruckten historischen Almanach aufmerksam: Histoire des hommes illustres qui ont honoré la France par leurs talens ou leurs vertus. Paris. Delaplace. 4 Vol. 12. (12 liv.) Bey jedem Tage im Jahre steht nach

dem

dem Sterbe- oder Geburtstag der Name eines berühmten Franzoſen mit einem Zuge, oder einer Reflexion aus ſeinem Leben. Der Gedanke iſt nicht neu, und ſo viel ich mich erinnere, auch von Seybold für Teutſchland ſchon ausgeführt. Allein der Geiſt, womit dieſe Kompilazion abgefaßt, und der Vortrag, worin alles eingekleidet iſt, erhebt ſich weit über das Gewöhnliche, und der Zuſatz auf dem Titel: ouvrage utile à l'éducation de la jeuneſſe, iſt kein leeres Aushängeſchild.

R...

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Lüneburg, den 1ſten May 1797.

Ich habe in den Oſterferien nur wenige Tage in Hamburg zugebracht, aber darin viel genoſſen und auch die Harmonie (deren meiſterhafte Einrichtung Sie unter andern aus dem literäriſchen Anzeiger kennen werden), die Schauſpielhäuſer ꝛc. nicht unbeſucht gelaſſen. Schröder ſcheint ſich nun vorzüglich nach einem gegen ein Mitglied ſeines Orcheſters verlornen Prozeß immer ernſtlicher zurückziehen zu wollen. Schon hat er ſein Haus an der Alſter an Schram und Karſtens gegen eine Leibrente veräußert. Seine Frau erſchien indeſſen am letzten Spieltage vor Oſtern einmal wieder als Agnes Bernauerin.

tin. Das franzöſiſche Theater gewinnt auf Koſten des teutſchen immer mehr die freylich nicht unverdiente Gunſt des Publikums, welches dort, des Spiels nicht zu gedenken, Orcheſter, Dekorazionen, Kleidungen ꝛc beſſer als bey Schröder findet. Daneben erhalten die pantomimiſchen Ballets, welche ein geſchickter Künſtler, Mr. Chevalier, anführt, außerordentlichen Beyfall. Daß ſich der Einfluß der franzöſiſchen Schauſpielerinnen auch auf das Gebiet der Mode erſtreckt, beweiſt ein Damenhut genannt à la caravane, den zuerſt eine Schauſpielerin in der Karavane von Kairo trug, und nun ein groſſer Theil der Hamburgiſchen Schönen ihr nachträgt. — Hamburg hat nun auch, wie andere große Städte, ſeine Fußbotenpoſt, deren Einrichtung Ihnen die Beylagen zeigen können. Dieſes Privatunternehmen muß vorzüglich Fremden, Kaufleuten, die oft mit Einſchlüſſen überhäuft werden, Vorſtädtern und Gartenbewohnern willkommen ſeyn. Ich ſah auch ſchon die Briefträger mit ihren Taſchen in voller Thätigkeit. Mancher ſetzt ſie auch wohl noch als Diener des Komus zur Erſchütterung ſeines eigenen Zwergfells in Bewegung. So erhielt ich ſelbſt mit der Fußbotenpoſt einen von einer unbekannten Donna Luiſe Bärenklau, welche mir mit herzbrechender Zärtlichkeit ihre Hand antrug. Ein Freund verrieth ſich hinter der Larve. Der jetzige blühende Wohlſtand der Hamburger zeigt ſich auch in der Bauluſt. An der Elbe und Alſter vorzüglich erheben ſich zahlreiche Landhäuſer im italieniſchen Geſchmack, welchen ein Baurath Ahrens nach ſeiner Rückkehr aus Italien verbreitet haben ſoll. Man ſpricht in Hamburg viel von einem neuen bey Blankneſe anzulegenden Handelsplatz. Dumourier lebt noch eingezogen in der Nähe von H. Jakobi, der Verfaſſer von Allwills Briefſammlung ꝛc. hauſt unter Schimmelmanns gaſtfreundſchaftlichem Dache.

X.

Nekrologie.

Alxinger.

Der Merkur würde ſich wohl immer gern des traurigen Geſchäfts, das ihm vom Alterthume zukommt, Schattenbegleiter, νεκροπομπος, zu ſeyn, wenigſtens für dieß Journal überhoben ſehen. Aber lange iſt ihm dieß Amt nicht ſo ſauer geworden, als heute, wo er den Tod eines ſehr edlen, als Dichter und Menſch hochachtungswürdigen Mannes, des Hrn. v. Alxinger, der wohl im ächten alten Sinn des Worts ein Vir Mercurialis genannt zu werden verdient, ankündigen ſoll.

„Ich habe, ſo ſchrieb er den 30ſten December 1796, „eben wieder den Sofokles geleſen. Unſere glänzende „Armuth bedarf der Schätze des Alterthums ſo ſehr. „Wie wohl thut es einem, auf alle Saft- und Kraftmänner wieder zur hohen Einfachheit jener Heroen zurückzukehren! Wie ſehr hat mich beſonders die Elektra entzückt! Kaum war ich fertig, ſo fing ich wieder von „neuem an. Selbſt die Härte der Elektra und ihre „fürchterliche Reden, die, wie Hamlets Dolchworte, das „Herz ihrer Mutter zerfleiſchen, ſelbſt dieſe fielen mir das „zweytemal nicht ſo unangenehm auf. Elektra iſt auf „das äuſſerſte gebracht. Kein Wunder, daß ſie bey einer „ſolchen Mutter verlernt hat, Tochter zu ſeyn. Aber „Oreſt ſpielt eine traurige Figur. Nun, daran liegt nicht „viel. — Wenn ich meinen Hauptbeſchäftigungen einige Augenblicke ſtehlen kann, ſo denke ich hier und da „Szenen aus den griechiſchen Tragikern fürs Attiſche „Muſeum zu überſetzen. Meine Hauptbeſchäftigung iſt „die Ausfertigung des Bliomberis, der mich, ſo viel

„ich

„ich auch im voraus gearbeitet habe, doch wohl noch ein „Paar Jahre Arbeit kosten wird. Habe ich das Gedicht „so vollendet, wie ich es wünsche, so will ich gern ster„ben. Recedam, ut conviva satur.“

Dieser Wunsch wurde ihm nicht gewährt. Doch hatte er die Freude, sein früheres Gedicht, den Doolin, noch in seiner neuem, fast ganz umgeschaffenen Gestalt mit allem Schmuck, den ihm Göschen zu geben vermochte, aufgeziert und mit 6 trefflichen Kupfern von John in Wien begleitet, beynahe ganz vollendet zu erblicken. Sein letzter Brief an Hrn. Göschen, der ihm weit mehr als bloßer Verleger war, drang noch auf eine Abänderung in diesem Gedichte, und würde, wenn er bekannt gemacht werden könnte, den edelsten Staatsmännern Wiens den unzweydeutigsten Beweis ablegen, welches Patriotismus, und welcher Dankbarkeit dieser oft verkannte und verunglimpfte Mann fähig war.

„Wissen Sie, schrieb er einige Zeit früher, daß Göschen meinen zwey papiernen Kindern — denn eine andere Decendenz habe ich nicht — Doolin und Bliomberis, eine prächtige Rüstung zubereitet? Ich wasche und kämme sie indessen, damit sie dem neuen Anzuge keine Schande machen. Den Doolin habe ich, es kleckt nicht, funfzehnmal durchgegangen, und in Rücksicht auf Diktion und Versbau fast umgeschaffen. Auch für den Bliomberis habe ich etwas gethan, und was noch mangelt, soll gleichfalls geschehen. Doch ist hier gewiß ungleich weniger nachzuhelfen.“

Was die sorgfältigste Feile, die strengste Kritik einem Gedicht zu geben vermag, hat dieser neue Doolin gewiß erhalten. Es ist das beste Vermächtniß, was A. den Teutschen hinterlassen konnte. Auch hatte er schon mit unerbittlicher Strenge eine Rezension seiner auserwählten Gedichte angestellt, die nun einer seiner würdigsten Freunde wahrscheinlich dem Druck übergeben wird.

Bey

Bey der neuen Theaterdirekzion war er als Hoftheatersekretair ernannt worden. Aber es währte lange, ehe ihm das Dekret dazu ausgefertigt wurde. „Die Leute glauben es gar nicht, pflegte er oft scherzend zu sagen, wie wenig Einfluß ich auf dieß ganze Theaterwesen habe; und doch möchte ich um alles in der Welt nicht, daß nur etwas davon, was da vorgeht, auf meine Rechnung käme." Es wäre sonderbar, wenn Hr. Haschka in dieser Stelle sein Nachfolger würde, wie man aus Wien versichern will. Müßte auch hier der Nachfolger, wie in der vormaligen Akademie der Vierzigen, seinem Vorgänger eine Lobrede halten, so würde der Redner in dem, was er der Großmuth Alxingers zu verdanken hatte, einen unerschöpflichen Stoff finden.

Das Todesurtheil, das ihm der Arzt ankündigte, empfing er mit der Fassung, die den Weisen ziemt. Der Genius mit der umgekehrten Fackel fand ihn bey einer Libazion. So wandelte er zum Nektarbecher oder Lethetrank in jenes Land, aus dem kein Wanderer zurückkommt. Have, candidissima anima!

XI.

Berichtigung.

Leipzig, den 20sten May 1797.

„Die Güter und Besitzungen des Hrn. Fürsten von Carolath sind nicht, wie es im 3ten Stück des dießjährigen Merkurs heißt, in Sequestrazion gekommen, sondern dieser in mannigfaltiger Rücksicht achtungswürdige Fürst hat selbst ein Auskommen mit seinen Gläubigern getroffen, wodurch diese nicht nur ihr Darlehn zurück, sondern auch mit 5 pro Cent verzinst bekommen."

Neuer Teutſcher Merkur.

7t Stück 1797.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Das Kabinett der Mode. S. 19

II. Horazens neunte Ode des dritten Buchs, von Fr. Aug. Eschen. —

III. Einige Züge zum Gemälde des britischen Seemanns, von Hrn. Hüttner in London. —

IV. Ueber die Ursachen der franz. Revolution. Aus einer ungedruckten Staatsschrift, von Gentz von Spirnenfels.

V. Auszüge aus Briefen.

1. Rom. Den Pabst betreffend. Buonaparte. Guattani's Roma antica. Vater Antonio Giorgi. Fortschaffung der Kunstwerke. —

2. Paris. Gegenwärtige Stimmung der französischen Nazion. —

3. London. Literarische Neuigkeiten. —

4. — — Ueber die Empörung in Sheerneß und den Aufruhr in Irland. —

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs.

Ankündigungen.

Von dem neuen Lafontainischen Roman: der Kamillo von Halden, von welchem der erste Theil schon zur Ostermesse ausgegeben wurde, wird nun auch der zweyte und letzte Theil in einigen Wochen die Presse verlassen, und so jede Nachfrage darnach bald befriedigt werden können.

Vancouver's Reisen, oder historical Account of an Expedition round the World from the year 1791 — 95, werden in unserm Verlage übersetzt, und mit J. R. Forster's Anmerkungen begleitet erscheinen. Auch Fr. Parkinson's Reise nach Ostindien, Peyrouse's Entdeckungsreise in den großen Ozean, Malaspina's spanische Entdeckungsreise, und Sylvard's Fußwanderungen werden in kurzer Zeit als einzelne Theile des Magazins der Reisebeschreibungen, und auch besonders zu haben seyn. Berlin den 26sten Juny 1797.

Vossische Buchhandlung.

Von dem, aus Heebers Briefen zur Beförderung der Humanität, 6tes Bändchen, S. 178 ff. jedem teutschen Leser bekannten Bonhomulien-Gedichte sind bey der Eröffnung der Rigaischen Stadtbibliothek, sind bey mir Exemplare zu haben. Riga, den 8ten May 1797.

J. Fr. Hartknoch.

Von des Hrn. Prof. Reil Erkenntniß und Kur der Fieber ist der Erste Band, welcher die allgemeine Fieberlehre enthält, bereits unter der Presse; er wird ohngefähr 36 bis 40 Bogen med. 8v. stark, und im September dieses Jahres fertig werden. Auf Verlangen und die Anschaffung dieses Buchs, welches höchstens aus 4 Bänden bestehen wird, zu erleichtern, wollen wir den Ersten Band für Einen Thaler und der Gedruckten Pränumeration denen Verlassen, die binnen jetzt und dem ersten Sept. c. a. 1 Thlr. 12 Gr. dafür erlegen oder postfrey an uns einschicken. Vom 1sten Sept. c. a. an wird der Ladenpreis 1 Thlr. 16 Gr. seyn. Halle, den 1sten Jun. 1797.

Gegenſtand, der dieſen beleidigte, konnte keinen ſo angenehmen Eindruk auf jene machen, daß er nicht von der unangenehmen Empfindung des andern wäre überwogen worden. Die Forderungen der ſchönen Cyane, das Gekünſtelte, das Schlaue, das Schlüpfrige, das ihm an ihrer ganzen Perſon anſtößig war, löſchte das Reizende ſo ſehr aus, und erkaltete ſeine Sinnen ſo ſehr, daß ein gröſſerer Grad davon, gleich dem Anblik der Meduſa, fähig geweſen wäre, ihn in einen Stein zu verwandeln. Die Freyheit und Gleichgültigkeit, die ihm dieſes gab, blieb Cyanen nicht verborgen; und er ſorgte dafür, ſie durch gewiſſe Blike, und ein gewiſſes Lächeln, deſſen Bedeutung ihr ganz deutlich war, zu überzeugen, daß ſie zu früh triumphiert habe. Dieſes Betragen war für ihre Reizungen allzu beleidigend, als daß ſie es ſo gleich für ungezwungen hätte halten ſollen; der Widerſtand, den ſie fand, forderte ſie zu einem Wettſtreit heraus, worinn ſie alle ihre Künſte anwandte, den Sieg zu erhalten; allein die Stärke ihres Gegners ermüdete endlich ihre Hofnung, und ſie behielt kaum noch ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt, den Verdruß zu verbergen, den ſie über dieſe Demüthigung ihrer Eitelkeit empfand. Hippias, der ſich eine zeitlang ſtillſchweigend mit dieſem Spiel beluſtigte, urtheilte bey ſich ſelbſt, daß es nicht leicht ſeyn werde, den Verſtand eines Menſchen zu fangen, deſſen Herz ſelbſt auf der ſchwächſten Seite, ſowohl befeſtiget ſchien. Allein dieſe Anmerkung beſtätigte ihn nur in ſeinen Gedanken von der Methode, die er bey

ſeinem

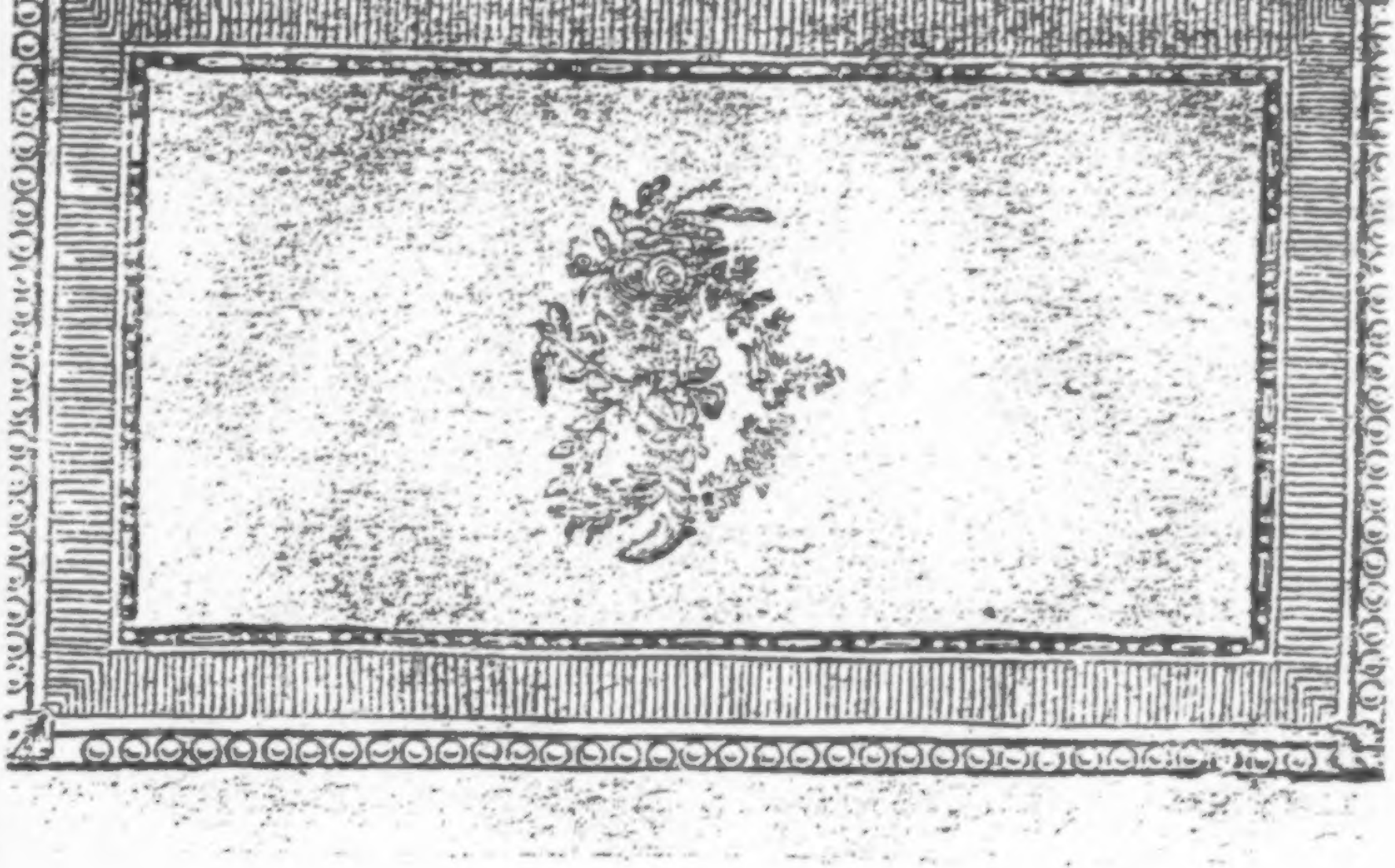

Der neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1797.

I.

Das Kabinett der Mode.

Die Mode. Aglaja.

Ein altes filoſofiſches Syſtem. Ein neues. Der Ritterroman. Die Heldengedichte. Die Geiſtergeſchichte. Ein Paar empfindſame Romane. Das Familienſtück. Xenien. Zwey Taſchenbüchlein. Das Trauerſpiel. Eine Rede. Der Menuett vom Podagra und Flegma geführt. Die Oper, drängen ſich vor dem Kabinette.

Der Ritterroman. Den will ich ſehen, der ſich unterſtehen wollte mir den Vortritt bey der Göttin ſtreitig zu machen, da ich, bey meiner Lanze! der Vorzüglichſte von euch allen bin!

Das alte filoſofiſche Syſtem. Ich will euch durch einen Sorites beweiſen, daß ihr alle mir den Vorrang laſſen müßt, wenn ihr euch nicht an der

beſten Welt, die ich mit mir bringe, gröblich verſündigen wollt.

Die Heldengedichte. Uns gebührt die Ehre vor euch, wir tragen auf jedem Flügel gekrönt mit Lorber einen heroiſchen Halbgott.

Der Ritterroman. Beym raſenden Orlando! ich nehme es mit allen euern heroiſchen Halbgöttern auf, und ſchlage ſie und euch und dieſen lahmen Sofiſten da ſammt ſeiner beſten Welt in die Flucht! Denn ich habe die höchſte Energie und alle Heldentugenden der alten Welt in mir, komme dieſer geſchwächten, nervenkranken Zeit zu Hülfe, und werde meinen großen Beruf gegen euch und gegen jedes Hinderniß mit Macht durchzuſetzen wiſſen. Gebt mir alſo aus dem Wege, ſag' ich, und laßt mich voran, damit ich nicht zu ſpät komme! Denn die Kur leidet keinen Aufſchub, wenn das Menſchengeſchlecht noch gerettet werden ſoll.

Das neue filoſ. Syſtem. Du maßeſt dir da meinen ausſchließenden Beruf an, Unverſchämter! Ich erziehe und bilde die Menſchheit zur geſunden reinen Natur. Doch wir wollen gleich hören, was für ein eitler ungeſchickter Empiriker du biſt. Sag alſo, wie denkſt du doch die Uebel dieſer Zeit zu heilen?

Der Ritterrom. Wie anders als mit Kraft und Energie der Seele, die ich ihr in lauter Liebe eingebe?

Das

Das neue filoſ. Syſtem. Davor behüte die reine Vernunft! Daraus entſtünde ja die entſetzlichſte Barbarei. O du gröſter aller empiriſchen Queerköpfe! Mit Ideen muß dieſe Kur geſchehen, wenn ſie vernünftig und heilſam ſeyn ſoll.

Das Familienſtück. Das iſt, mit deiner Erlaubniß, nicht wahr. Ideen ſind für die meiſten Menſchen zu theure und zu feine Präparate, die auf ihre grobe Natur wenig oder gar nicht wirken. Daher müſſen es lauter kräftige, einfache und wohlfeile Hausmittel ſeyn, womit die Heilung geſchieht.

Die Geiſtergeſchichte. Ihr irrt euch alle in der wahren Heilart, meine Freunde. Die Verderbniß iſt ſo groß, daß ihr nur durch übernatürliche Mittel und durch den Beyſtand höherer Weſen wahrhaft abgeholfen werden kann.

Der Ritterrom. Was kümmert mich all euer Geſchwätz da! Hier halte ich meine Lanze vor, und vor dieſem Schlagbaum werdet ihr hoffentlich alle Reſpekt haben. Aber wer ſeit denn ihr, daß ihr euch ſo frech herzudrängt, luſtiges Geſindel?

Die Xenien. Xenien ſind wir, wir geben uns
nicht für mehr noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Der Ritterrom. Das laßt bleiben, rath' ich, wenn euch eure Haut lieb iſt.

Das neue filoſ. Syſtem. Wenn nichts anders hilft, ſo ſehe ich mich gezwungen, meinen kategoriſchen Imperativ auf dich los zu laſſen, und der wird dich ſchon in die Grenzen der Ehrfurcht und Beſcheidenheit zurücktreiben.

Der Ritterrom. Das thue nur. Ich bin ſchon grimmigern Thieren begegnet, als dein kategoriſcher Imperativ ſeyn mag. (Zu den empfindſamen Romanen) Wie, liebe Schweſtern? Weint nicht ſo ſehr! Kommt! tretet näher herzu, und geht unmittelbar nach mir hinein, wenn das Kabinet geöffnet wird. Das feige Lumpenvolk dort will ich ſchon Reſpekt lehren, wenn es ſich darüber mokieren ſollte.

Das erſte Taſchenbüchlein. Wie iſt dirs, Brüderchen? Ich zittere vor dem Gedanken, wie übel unſer ſtrenger Herr Vormund, der Verleger, mit uns umgehen würde, wenn wir hier ſollten verdrängt werden.

Das zweyte Taſchenb. O! deswegen ſey gänzlich auſſer Sorgen! Wir ſind hier am Hofe pompös und herrlich mit allen möglichen Zeremonien angekündigt worden, und die Mode müßte weniger galant und neugierig ſeyn, um uns nicht die erwünſchteſte Aufnahme bey ſich finden zu laſſen. Auſſerdem kann ſie uns ja am allerwenigſten entbehren. Wer ſollte ihr denn ſonſt, gleich Vögeln des Frühlings, mit allerley luſtigen Geſängen die Zeit vertreiben, und ihr Herz in allen Melodieen der Liebe und

Freude

Freude unterhalten, wie sie es nur an uns gewohnt ist? Wir dürfen uns getrost unter diejenigen ihrer Freunde rechnen, denen sie mit offnen Armen entgegen kömmt, und die sie mit ihrer höchsten Gunst beehrt.

Das erste Taschenb. Ich muß gestehen, daß ich mir keine so stolzen Hoffnungen von unsrer Aufnahme machen kann. Oder weißt du etwa nicht, daß die Göttin die Taschen, diese unsre einzige Restirade, abzuschaffen anfängt? Dies ist doch, dünkt mich, Beweises genug, wie wenig sie uns geneigt ist.

Das zweyte Taschenb. Wie leer deine Furche ist! Jene Revoluzion hat die Mode erst hie und da bloß an den Hosen vorgenommen, vermuthlich, weil diese uns nicht geweiht sind. Aus Respekt gegen die Musen und Grazien hingegen wird sie die Taschen an den übrigen Kleidungsstücken gewiß noch um ein beträchtliches erweitern lassen; das sey versichert. — Aber sieh! das Kabinett öffnet sich. Wollen wir nicht zu singen anfangen, damit uns die Göttin hört, und dann vielleicht vor allen andern zu sich beruft? Ich habe ein niedliches paar Eß- und Trinkliederchen, die den Appetit zur Mahlzeit reizen, und die Trinklust wundersam befördern.

Das erste Taschenb. Dazu mag es jetzt wohl nicht Zeit seyn. — Aber was muß das dort für ein Mädchen seyn, das sich aus dem Kabinett so freundlich an unsre Gesellschaft wendet, und den großen Bengel mit der Lanze sachte zurückgehen heißt?

Das zweyte Taſchenb. Bey allen Grazien! die Schöne iſt mir gänzlich unbekannt. Laß doch hören, was ſie will! Denn mich dünkt, ſie hat uns etwas zu ſagen.

Aglaja. Habt ein wenig Geduld, Freunde! Ihr ſollt alle vor die Göttin kommen, nur Eins nach dem Andern. Du dort mit der Krücke, tritt zuerſt herein! Dein Alter und deine ehrwürdige Miene heiſchen dieſen Vorzug, (das alte filoſofiſ Syſtem erſcheint,) und meine Gebieterin ſucht gern zuweilen das Alte wieder hervor.

Die Mode. Wer und woher der Männer? Wo hauſeſt du? Wer die Erzeuger?

Das alte filoſ. Syſtem. Ein Syſtema Philoſophiae bin ich, große Göttin, komme aus einem Leipziger Buchladen her, wo ich Jahre lang ſo ſchwer gedrückt zu unterſt an den Bretern liegen mußte, daß mir Armen die eine Seite hier gänzlich lahm geworden iſt; weswegen ich denn auch genöthigt bin, mich, wie du ſiehſt, dieſer ſchmählichen Krücke zu bedienen. Mein Erzeuger aber, – denn eine Erzeugerin habe ich nicht, weil ich aus einem filoſofiſchen Haupte, wie Minerva aus dem des Jupiters, nur, wie es ſcheint, ohne ihre Unſterblichkeit, in voller Rüſtung der Wahrheit hervorgeſprungen zu ſeyn die Ehre habe, — mein wahrer einiger Erzeuger alſo iſt der ſelige höchſt ehrwürdige Filoſof Monadologus.

Die

Die Mode. Was kann ich aber zur Verbeſſerung deines Zuſtandes thun? Du ſiehſt ſchon ziemlich alt aus.

Das alte filoſ. Syſtem. Alt bin ich freylich, gnädigſte Gebieterin, und auſſer Kurs; aber du brauchſt mich nur mit deinem mächtigen Zauberſtab zu berühren, ſo blühe ich wieder in friſcher Jugend vor dir auf, werfe meine Krucke ab, und laufe mit dem neuſten Syſtem um die Wette durch die ganze Welt.

Die Mode. In der That, das iſt ſehr leicht geſagt! Doch laß einmal ſehen, was du noch vorzügliches und brauchbares enthältſt.

Das alte filoſ. Syſtem. Zuerſt die beſte Welt mit allen ihren Gütern.

Die Mode. O! über die ſind die Menſchen längſt hinaus gewachſen, und bringen ihre Köpfe nicht mehr darunter. Es iſt jezt allein die Rede von der freyſten Welt, wo nehmlich nicht nur die Köpfe, ſondern auch die Hände und alle übrigen Inſtrumente des Willens frey gelaſſen werden, ſo daß jeder überhaupt thun kann, was und wies ihm gefällt. Deine beſte Welt macht alſo ihr Glück nicht mehr. Weiter!

Das alte filoſ. Syſtem. Dann die geiſtige und ſinnliche Vollkommenheit in ihren wahrſten Geſtalten.

Die Mode. Ha, ha, ha! die geiſtige und ſinnliche Vollkommenheit! Das ſind lauter Unvollkommenheiten, mein altes Syſtem! Du mußt wiſſen, es

giebt nur eine wahre Vollkommenheit, die dadurch entsteht, daß jene verschiednen, deren du dich rühmst, geschickt in einander verschmolzen werden; eine Kunst, deren Entdeckung freylich erst in unsern Zeiten, und also viel zu spät für dich, gemacht worden ist. Aber ich erspare dir die Mühe, deine übrige Waare vollends herzunennen: denn vermuthlich ist sie alle in demselben alten groben Geschmack, an den sich die verfeinerte und veredelte Organisazion unsrer Zeit nicht mehr gewöhnen kann. Gehabe dich also wohl, und ertrage dein Schicksal mit Geduld! Die Quelle der Verjüngung findest du nicht mehr bey uns.

Das alte filos. System. Wehe mir! so bleibt denn gar keine Hoffnung für mich übrig! Ich unglückseliges Wesen bin dazu verdammt, von diesen grausamen Motten, die allenthalben an mir nagen, vollends aufgezehrt zu werden, oder am Ende vielleicht noch gar das weit entsetzlichere Schicksal zu erfahren, sammt meinen göttlichen Ideen und der besten Welt in einer verwünschten Käsebude jämmerlich zu Grunde zu gehn.

Aglaja. Beruhige dich, altes ehrwürdiges System! Wenn auch dieser leichte papierne Körper an dir, wie es ja allen körperlichen Dingen eigen ist, der Vergänglichkeit zum Raube wird, in deinen Wahrheiten, enthältst du auch nur wenige, wirst du dennoch von den Edelsten genutzt und geachtet fortleben. Denn in keiner Gestalt geht das Gute jemahls unter, und von dieser Seite bist du also über die

die wechſelnden Launen der Mode und des Zufalls eben ſo hoch erhaben, als du dich von einer andern ihnen tief unterworfen ſiehſt. Dies nimm zum Troſt von hier mit hinweg, und denke übrigens ein wenig filoſofiſch! (Das neue filoſofiſche Syſtem erſcheint.)

Die Mode. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem und jenem! Wie hoch und majeſtätiſch das neue die Beine aufhebt, als ſchritte es über die Wolken daher! Wie originell ſeine Gebehrden! wie fein und bewundernswürdig ſein ganzes Weſen! Sey mir willkommen! Was bringſt du mir, vortreffliches Syſtem?

Das neue filoſ. Syſtem. Demüthigſt lege ich hier die Pflichten und Rechte der Menſchheit zu deinen Füßen, und flehe dich um deine Gunſt und Gnade an.

Die Mode. Zwar weiß ich mit deinem Geſchenke ſelbſt nichts anzufangen; aber es iſt doch ſchön, über dergleichen Dinge zu herrſchen, und ſo ſey denn Du auch meiner Gunſt und Gewogenheit verſichert.

Das Familienſtück. Du ſiehſt hier in meiner Perſon, o mächtige Göttin, den moraliſchen Arzt des häuslichen Lebens, der allen ſittlichen Krankheiten und Angelegenheiten deſſelben durch die leichteſten und einfachſten Hausmittel höchſtens in zwey Stunden abhilft, und durch ſeine heilſame und weiſe angewandte Spezifika Frieden, Glück, Moral

ſeinem neuen Schüler gebrauchen müſſe; und da er ſelbſt von ſeinem Syſtem beſſer überzeugt war, als irgend ein Bonze von der Kraft der Amulete, die er ſeinen dankbaren Gläubigen austheilt, ſo zweifelte er nicht, daß Aga'hon durch einen freymüthigen Vortrag beſſer zu gewinnen ſeyn würde, als durch die reducriſchen Kunſtgriffe, deren er ſich bey ſchwächern Seelen mit gutem Erfolg zu bedienen pflegte. Sobald alſo das Frühſtük genommen, und die beſchämte Evane abgetreten war, fieng er nach einem kleinen Vorbereitungs-Geſpräch, den merkwürdigen Diſcurs an, durch deſſen vollſtändige Mittheilung wir deſto mehr Dank zu verdienen hoffen, da wir von Kennern verſichert worden, daß der geheime Verſtand deſſelben den buchſtäblichen an Wichtigkeit noch weit übertreffe, und der wahre und unfehlbare Proceß, den Stein der Weiſen zu finden, darinn verborgen liege.

lität und Tugend in jeder Gestalt, kurz, alles Gute und Schöne in diesem Leben wieder herzuteilen, oder alle diese Güter und Vollkommenheiten auf die natürlichste Weise in dasselbe einzuführen, im Stande ist. Ueber diese meine verdienstvolle Kunst aber können mir eine Menge ehrlicher und bedeutender Leute, als da sind Förster, Schulmeister, Fähndriche, Husarenmaiors, Pachter u. s. w. sammt ihren Familien, deren häusliches Leben ich in kurzem aus der schlimmsten bedenklichsten Lage in den schönsten Zustand versetzt habe, das vollkommenste und vollgültigste Zeugniß geben.

Die Mode. Ich kenne dich und deine Verdienste schon. Sage nur ohne Umstände, was du von mir verlangst; denn du scheinst von einer großen Angelegenheit bedrängt zu seyn.

Das Familienstück. Nun stehen aber seit einiger Zeit Verächter und geschworne Feinde der häuslichen Glückseligkeit gegen mich und meinen Ruhm auf, lästern meine heilsame Kunst vor der Welt auf die boshafteste und unverschämteste Art, und suchen, mit Einem Wort, mein Ansehn auf alle mögliche Art zu untergraben. Um dich zu bitten, o Gütige, daß du diesen heillosen Leuten kein Gehör geben, sondern sie, wie sies verdienen, als nichtswürdige Verläumder mit Verachtung von dir weisen wollest, komme ich in der Angst meines Herzens her zu dir, und berühre demüthig stehend den unterſten Saum deines Kleides.

Die

Die Mode. Lasse dir vor der Hand keine graue Haare darüber wachsen! Solang du nur mir noch gefällst, sollen dir deine Feinde mit allem ihrem Geschrey bey mir nicht schaden. Bis dahin bleib' ich dir wie zuvor in Gnaden gewogen. — Aber wer seyd ihr, die ihr so gewaltig hereinrauscht, und diese Menge Wind mit euch bringet?

Die Heldengedichte. Epopöen sind wir, erhabne herrliche Göttin!
Unser Gesang trägt Heldenthaten empor an die Wolken.

Doch seitdem du, unsre Gebietherin, dich nicht mehr nach uns umsiehst, und deine gnädigen Blicke von unserm Geschlecht gänzlich abgewandt zu haben scheinst, lassen wir den hohen Flügel traurig sinken, und mit ihm sinkt jede große heroische That, zur — Prose herab.

Die Mode. Ihr habt meinen Wink vorher wohl verstanden, daß ihr euch in meiner Gegenwart von eurer schwindelnden Höhe gefälligst herabließet. Ich danke euch dafür; denn eine Nervenschwäche macht mir den Schwindel seit einiger Zeit unerträglich, und das ist die Ursache, warum ich keinen Gefallen mehr an euren Flügen finden kann. Wenn es euch also um meinen Beyfall zu thun ist, so sorgt dafür, daß diese großen Flügel ein wenig gestutzt werden; und hiemit gehabt euch wohl! — Werden nicht meine Lieblinge bald an die Reihe kommen, Aglaja?

Aglaja? Du scheinst mir ihre Gegenwart so angenehm als möglich machen zu wollen, da du meine Sehnsucht nach ihnen so hoch treibst. (Der Ritterroman tritt in seinem ganzen Ornate herein.) Willkommen, Held mit der bezauberten Lanze und der muthig liebenden Seele! O! ich sehe es schon im Geiste, das schöne Schauspiel der mannigfaltigen schweren und reizenden Abentheuer, die du, Tapfrer, bestanden, und mit starker Hand, gleich Simsons Füchsen, an den Schwänzen zusammengebunden, davon führtest, um sie mich in Triumpf sehen zu lassen, und meine Seele mit unendlicher Lust und Freude zu umgeben. — Noch einmahl, sey mir von Herzen willkommen! Du bist mein angenehmster Gesellschafter. Keiner versteht es so gut, die Langeweile, diese kalte, gräßliche Furie, die mich so entsetzlich gelassen quält, zu bekämpfen und zu besiegen, als du, Held mit der bezauberten Lanze. — Wie? bleib Aglaja! Warum willst du so plötzlich hinweg?

Aglaja. Die empfindsamen Romane —

Die Mode. Aber ihr seyd mir doch die liebsten, ihr, meine leidenden zärtlichen Kinder! Nichts geht mir über eure Thränen, die unversiegbar und süß hervorquellen, ach! und wie Honig schlürft mein Herz den wehmüthigen, wonnevollen Gram eurer schönen Seelen hinein. Gewiß, ihr habt den ganzen Honigstock der Liebe in euch, und nährt und erquickt uns andre freundlich mit eurem Nektar und Ambrosia, ihr Guten! Kommt dann, laßt euch küssen,

ſen, meine Honigtöchter, und ſetzt euch auf meinen Schooß!

(Die Geiſtergeſchichte ſchwebt vermummt und geheimnißvoll herein.)

Die Mode. Ha! du erſchreckſt mich, ich ſchaudre vor dir zurück; aber das Uebernatürliche und Wunderbare, welches dich umgiebt, zieht mich an, und macht mir Vergnügen; ſollten mir auch gleich die Zähne dabey vor Angſt klappern, und der kalte Schweiß über meinen ganzen Leib ausbrechen; meine Luſt iſt nur deſto größer. Bleib alſo bey mir mit deinem Sauß und Grauß, mit deinen Geſpenſtern und Kobolden, und jage mir manchmal damit ein angenehmes Schrecken ein. — Aber was bringſt du mir für ein niedliches aufgeſtutztes Pärchen daher?

Aglaja. Es ſind zwey poetiſche Büchlein, die ſich deinen Taſchen empfehlen wollen.

Die Mode. Gut, daß ihr einmal ſelbſt kommt! Ich habe ſoviel angenehmes und reizendes von euch gehört, daß ich ſchon lange mit großer Sehnſucht die Hände nach euch ausſtreckte, und meine Taſchen bey eurem Namen ſich immer von ſelbſt weit aufſperrten, um ihre lieben Gäſte aufzunehmen. Seyd daher mir und ihnen ſchönſtens willkommen! Ihr werdet meinen Zeitvertreib mit vielen friſchen Blumen und manchen neuen Reizen ausſchmücken. — Nun, etwas anders! — Wie? da zieht ja ein ganzer Schwarm auf einmahl heran! Wer ſeyd ihr, dünnleibige luſtige Weſen?

Die

Die Xenien. Xenien nennen wir uns. Man
schickt uns als Küchenpräsente
Dir zur Tafel hieher. Nimm nur das Maul
nicht zu voll.

Die Mode. Danke bestens. Ihr habt ja etwas recht schmackhaftes, besonders hintenaus! Wahrlich, ein ganz neuer vortrefflicher Geschmack! und ich darf hoffen, unsre Meister werdens mir auch in der Folge nicht an euch fehlen lassen, da sie meinen Appetit einmal mit so reitzenden Leckerbissen bekannt zu machen gütig genug waren. (Das Trauerspiel schleicht indessen mit hängendem Korse herein.) Wie? Du kömmst sehr ungelegen. Was willst du bey mir?

Das Trauerspiel. Zuerst, o Grausame, will ich in der Ordnung einer verschmähten Geliebten zu deinen Füßen seufzen, jammern, heulen, verzweifeln, und dann in Ohnmacht fallen, und dies alles in der rührendsten Prose. Hernach soll mich nichts in der Welt verhindern, daß ich mich nicht vor deinen Augen mit einem spitzigen zweyschneidigen Bonmot durchsteche. Dann aber will ich mich zweymal nach einander, und immer auf eine andre, noch fürchterlichere Art, erschießen und vergiften; und wenn dich dies alles noch nicht rührt, und keine deiner Hände sich zum Beyfallklatschen erheben will, so komme dann heraus was da wolle, ich biete meiner ganzen Kunst auf, und sterbe vor dir eines langsamen entsetzlichen Todes unter konvulsiviſchen Verzuckungen dahin.

Die

Die Mode. Wenn dieſe Dinge, die du hier verſprichſt, nicht auf eine ſehr abenteuerliche, wunderbare, oder empfindſame Art geſchehen, ſo kannſt du dich ſicher darauf verlaſſen, daß mein Herz dabey nicht in die mindeſte Gefahr kömmt, und deine Kunſt überhaupt ihre Wirkung auf mich gänzlich verfehlt. Da du aber jenen dreyfachen Zauber der Seele nur ſehr unvollkommen in deiner Gewalt haſt, und mein Herz gegen alle übrigen Reitze und Schönheiten in den Lethe getaucht iſt, ſo magſt du dir die Mühe, mich auf deine Weiſe zu rühren und zu bewegen, billig erſparen. Indeſſen, damit du doch ſiehſt, daß ich Mitleiden mit dir habe, und dein Glück mir an der Seele liegt, ſo kannſt du aus den Händen meiner Freunde ſelbſt jene höhere Vollkommenheit und alle die Tugenden empfangen, die dir und deiner Kunſt noch zu ihrem höchſten Eindruck fehlen; und zwar ſoll dieſer Ritterroman hier, wie ein zweyter Herkules, deine Bühne von dem Unflath und den Schlacken eines alten übeln Geſchmacks entladen und reinigen, und dann ſich ſelbſt mit allen ſeinen Abenteuern, Lanzen und übrigen heroiſchen Attributen darauf etablieren. Dieſe Geiſtergeſchichte aber, die ich dir ebenfalls mitgebe, ſoll dich geiſtreich machen, indem ſie deine Bühne mit Geſpenſtern von allen Farben und Geſtalten, mit Wundern, Kobolden und dergleichen höchſt intereſſanten Dingen mehr, anfüllt. Weil du aber doch insbeſondere das Trauerſpiel biſt, ſo mögen dich dieſe empfindſame Romane aus der Fülle ihres

mits

mitleidigen Herzens mit rührenden Thränen, zärtlichen, herzbrechenden Klagen und wehmüthigen Seufzern verſehen; und auf dieſe Art werden die meine Lieblinge die ſchöne Geſtalt eines Geſchmacks geben, welcher dich und deine Kunſt bey mir wieder in Gnade und Aufnahme ſetzt. Amen.

Die Rede. Ich komme nicht hieher, um in die Zahl deiner Freunde aufgenommen zu werden, und dir auf irgend eine neue angenehme Art die Zeit zu vertreiben. Dazu bin ich ganz und gar nicht gemacht, und überhaupt hat unſer eins einen höhern und edlern Beruf. Wir Reden dienen bloß der Wahrheit und Gerechtigkeit, und geben uns mit der Wohlfahrt der Nazionen, oder mit den höchſten Angelegenheiten der Menſchheit ganz allein ab. Ich bin von einem ſtrengen Weltbürger an dich abgeſandt, habe die ernſte Stirn eines Kato, und werde dir alſo auch nur lauter ſehr ernſthafte Dinge ſagen. Nimm dich alſo zuſammen; denn ich muß dir jetzt einen Spiegel vorhalten, worinn du vor dir ſelbſt erſchrecken wirſt.

Die Mode. Ich bin darauf gefaßt. Laß nur hören! Aber mache es nicht zu lang, wenn ich bitten darf; denn vor der Thür ſtehn noch einige Supplikanten, die es mir leicht übel nehmen dürften, wenn ich zu lange vor deinem Spiegel ſtünde. Uebrigens, ſo ernſthaft du auch von oben ausſiehſt, werde ich mich doch nicht enthalten können, inzwiſchen manchmal ein wenig über die artigen Bocksfüßi

füße zu lachen, die unter deinem Rednertalar so zierlich hervorgucken.

Die Rede. (Deklamierend) Wie lang, o Mode, willst du noch unsre Geduld mißbrauchen, und trotz unsrer hohen Bestimmung und des Zeitalters, worinn wir leben, dein altes heilloses Narrenspiel in der Welt so forttreiben? Gehst du nicht mit uns edeln Geschöpfen um, als wären wir bloß zu deinem Spielzeuge da? Du verwandelst uns unaufhörlich von innen und von außen, wie es dir einfällt, giebst uns immer eine andre lächerlichere Gestalt, und was das schimmste ist, so machst du es mit dem, was wir unser Edelstes nennen, mit unserm lieben Verstande, nicht besser als mit allem Uebrigen. Da sind z. B. gleich unsre meisten Filosofen, mit deren Köpfen du nicht anders wie mit deinen Hauben spielst, und den guten Leuten, ohne daß sie selbst recht wissen wie ihnen dabey geschieht, alle Augenblicke einen neuen Kopf von einer andern Farbe und Faßon aufsteckst, und mit diesen neuen Putzköpfen entsetzlich viel Unheil in der Welt anrichtest. Denn was wir einzelne dabey ausstehen müssen, da diese ehrlichen Leute bey dem beständigen Wechsel ihrer Köpfe endlich auch keinen Unterschied mehr zwischen einem Kopf und einer Haube machen, und uns, die sie als ihre anvertraute Zöglinge betrachten, im ganzen Ernste zumuthen, unsre Köpfe von Zeit zu Zeit von ihnen abnehmen, und gegen andre, der Himmel weiß von welcher

Art, vertauschen zu lassen, — davon will ich gar nichts sagen; wiewohl es gewiß kein geringes Uebel ist, seines eignen Kopfs nicht einmal recht sicher zu seyn. Was aber die ganze Menschheit dadurch leidet, und die großen Gefahren, in die ihr Heil deswegen geräth, und die, mit Wenigem, darinn bestehen, daß der neue idealische Weltbau ungemein aufgehalten und gestört und der Einzug in das goldne Zeitalter immer weiter verspätet wird, wenn die Baumeister selbst jeden Tag mit andern Köpfen und Systemen auf dem Platz erscheinen, und heute immer wieder niedergerissen wird, was gestern aufgebaut wurde, — das ist das entsetzlichste, welches uns vor Angst und Bekümmerniß graue Haare macht. Denn wenn dies Spiel noch lange so fortgetrieben wird, so ist zu besorgen, daß diese alte mürbe und baufällige Welt, noch ehe wir uns mit Sack und Pack in die neue filosofische retten können, einmal plötzlich über unsern Köpfen zusammenstürzt, und uns alle um das reitzende Leben und die verheißne Glückseligkeit in jener idealischen Welt betrügt. — Auch haben uns die weisesten unter den Herrn Filosofen diese Gefahr längst deutlich genug dadurch zu erkennen gegeben, daß sie sich noch bey Zeiten aus dieser Welt davon machten, einige von ihnen in die Geisterwelt flüchteten, aus der sie um alles nicht auf diese wirkliche zurückzubringen sind; andere aber in eine ferne idealische Zukunft auswanderten, wo sie sich bey dem ewigen Frieden niedergelassen haben, und im Genusse des

höchs

höchſten Guts, dem ſie im Schooße ſitzen, und daß ihnen alle ſeine Schätze geöffnet hat, die Geſetztafeln der Freyheit und Gleichheit für jene Zeit verfertigen. Und dieſen iſt es wohl am allerwenigſten zu verdenken, daß ſie aus ihrem höchſt ſeligen Götterleben nicht mehr in dieſe unſichre, armſelige Gegenwart zurück wollen; wiewohl wir andern uns nur deſto ſchlimmer dabey befinden, da wir auf dieſe Art ihres lehrreichen Umganges und des höchſten Troſtes der Filoſofie in unſrer jetzigen mißlichen Lage entbehren müſſen. — Aber nicht genug, daß wir durch dich und deine Ausſchweifungen einer ſchönen glücklichen Zukunft beraubt werden; du nimmſt uns auch ſogar den Genuß an der Gegenwart mit dem guten Geſchmack an jenen ihren Schönheiten und Annehmlichkeiten, womit ſie, in Ermanglung eigner, die gefällige Kunſt der Dichter für uns auszuſchmücken bemüht iſt, und die uns leicht in ein ſüßes Vergeſſen aller jener filoſofiſchen Gefahren, welche unſre Exiſtenz umgeben, einſchläfern könnten, fehlte uns zum Unglück nicht eben jenes edle Vermögen, ſie wahrhaft zu genießen. Unſre Dichter, die wenigſtens eben ſo viel durch den Verdruß leiden, ihre freundlichen Gaben und die heilſamen Wirkungen, die ſie vom Genuſſe derſelben erwarten, an ihren Zeitgenoſſen verlohren zu ſehen, geben ſich alle nur erdenkliche Mühe, und erſchöpfen ihre ganze Erfindungskraft, um unſerm äſthetiſchen Sinne beyzukommen, und ihn zum reinen Geſchmacke auszubilden. Sie verwandeln ſich in dies

Agathon.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Vorbereitung zu einem sehr interessanten Discurs.

Wenn wir auf das Thun und Lassen der Menschen acht geben, mein lieber Callias, so scheint zwar, daß alle ihre Sorgen und Bemühungen kein andres Ziel haben als sich glüklich zu machen; allein die Seltenheit dererjenigen die es würklich sind, oder es doch zu seyn glauben, beweiset zugleich, daß die meisten nicht wissen, durch was für Mittel sie sich glüklich machen sollen, wenn sie es nicht sind; oder wie sie sich ihres guten Glükes bedienen sollen, um in denjenigen Zustand zu kommen den man Glükseligkeit nennt. Es giebt eben so viele die im Schooße des Ansehens, des Glüks und der Wollust, als solche die in einem Zustande von Mangel, Dienstbarkeit und Unterdrükung elend sind. Einige haben sich aus diesem leztern Zustand emporgearbeitet, in der Meynung, daß sie nur darum unglükselig seyn, weil es ihnen am Besiz der Güter des

Glüks

ſer Abſicht auf die vielfältigſte und wunderbarſte Art, verſuchen es in allen Geſtalten und Wirkungen an uns, erſcheinen bald als empfindſame Romane vor unſern Augen, bald als erſchütternde Rittergeſchichten, bald als grauſenerregende Geiſterlegenden, kurz in allen möglichen Geſtalten des Schönen; ja ſie ſteigen in ihrer Verzweiflung, wie Orfeus, mit der Leyer in der Hand in den finſtern Orkus ſelbſt hinab, um den guten Geſchmack unter den Todten aufzuſuchen, und ihn durch den Zauber ihrer Jammertöne hinter ſich nach auf die Oberwelt zu ziehen. Aber vergebens. Auch über den Orkus ſcheinſt du zu herrſchen; denn auch dort iſt der gute Geſchmack nicht zu finden; ſonſt hätten ihn unſre Orfeuſe gewiß mit ſich heraufgebracht. Unterdeſſen ſtehn wir da bis an den Hals in einem Meer von poetiſcher Wonne und Glückſeligkeit, die unſre Dichter rings um uns her ſtrömen, und können, wie Tantalus, keinen einzigen labenden und erfreuenden Zug aus dem reitzenden Ueberfluſſe thun, der ſich bis zu unſern Lippen erhebt. Vielleicht wäre unſer Unglück in dieſem entſetzlichen Zuſtande noch erträglicher, wenn man uns nicht dazu noch von allen Seiten zum Genuß aufmunterte, und manche nicht boshaft genug wären, uns wohl gar noch zur Mäßigkeit und zur heilſamen Diät zu ermahnen. Wer ſieht aber nicht, daß dies alles auf unſern gänzlichen Ruin zutreibt? Wir verwildern, werden barbariſch; bald löſcht der Genius der Menſchheit fliehend ſeine Fackel über uns aus; mit ihm fliehn

Poeten und Filoſofen von unſrer Seite, und hinter ihnen ſtürzt alles in eine ſchreckliche finſtre Barbarey zurück. Wenn nun auf dieſe Art hier alles für uns verlohren iſt, und wir mit frommer Reſignazion endlich zum Himmel hinauf blicken, von dem wir für alle unſere Leiden hier wenigſtens die Märtyrerkrone zu empfangen hoffen, ſo haben wir beynah denſelben niederſchlagenden Anblick, wie Hüon, als er in die Burg des Rieſen Angulaffer hinein wollte.

Denn vor dem Himmel ſtehn, mit Flegeln in der Hand,
Gar viele hochergrimmte, eh'rne Moraliſten,
Durch Kants Kritik belebt, und dreſchen als Puriſten
So hageldicht, das zwiſchen Schlag und Schlag
Sich unzerknickt kein Lichtſtrahl drängen mag.

Und da wir uns hier nicht nach Hüons Weiſe helfen können, ſo vergeht uns ſchon gleich beym Anlauf die Luſt nach dem Himmel und nach aller ſeiner Seligkeit. Aber auch an dieſem letzten und größten unſrer Unglücke biſt du Schuld; du läſt uns nicht aus unſrer Empirie zur reinen Moral aufkommen, ſondern färbſt und beſudelſt immer wieder von neuem, was die Filoſofie mit ſo vieler Mühe an uns rein gewaſchen hatte. Laß daher einmal nach von allen dieſen gefährlichen Ausſchweifungen und Immoralitäten; bekehre dich zur reinen Vernunft, wie ſichs gebührt, wenn du uns endlich nicht auf den argen Verdacht bringen willſt,

du seyst, Gott sey bey uns! das böse Prinzip selbst unter dieser verführerischen Gestalt der Mode.

Die Mode. Das habe ich nun wohl nicht zu besorgen, so lange noch der gröſste Theil der Filosofen in meinem Dienste ist. Aber dich warne ich vor ihrem gerechten Zorn, da du es wagst so ungebührlich von ihnen und ihrem edlen Geschäfte zu reden. Wahrlich, sie würden dich zwischen den Zähnen zerreissen, wenn du ihnen vor das Angesicht kämest. Was mich selbst betrifft, ich verzeihe dir deine Blasfemien gegen mich um manches Närrischen willen, das du doch mit unter vorgebracht hast.

(Das Podagra und Flegma führen den Menuett mit Ketten um die Beine herein)

Das Podagra. Und so kommen dann wir, ich, das duldsame Podagra, und dieses ehrliche Weib hier, das Flegma, mit unserm gefangenen Freunde, dem Menuett, auch vor dich, o Göttin, und bitten demüthigst um seine Loslassung, und um die Wiedereinsetzung in seine Rechte. Freylich sind es nicht eigentlich wir selbst, sondern die jungfräulichen Grazien, die diese Bitte an dich thun, und wir erscheinen hier bloß in ihrem Namen als ihre Bevollmächtigte und Gesandte, um dich durch unser Ansehn zu vermögen, daß du einige neue ihnen höchst ärgerliche Tänze ohne Erbarmen gänzlich aus der menschlichen Gesellschaft verbannen, und diesen schönen und rechtschaffnen Menuett da je eher je lieber wieder begnadigen möchtest; woran den drey göttlichen Schwestern um so mehr gelegen

ist,

iſt, da ſie bey ihrer bekannten groſsen Tanzluſt, doch nur den Menuett allein tanzen können, auf die neuern Tänze hingegen ſich ganz und gar nicht verſtehen, und daher die lange Zeit der traurigen Gefangenſchaft ihres Freundes über, dieſem ſchönen und reitzenden Vergnügen, dem Tanzen nemlich, gänzlich entſagen mußten.

Aglaja (lachend). Die armen Mädchen! — Aber ſagt mir doch, Freunde, glaubt ihr im Ernſte, daß dieſer Menuett der Tanz der Grazien ſey, und daß ſich ihr leichter fröhlicher Fuß gern an ſeinen bedächtigen und gezirkelten Schritt binden ließe?

Das Podagra. Allerdings, liebes Kind. Wir ſprachen ja aus ihrem Munde. Gewiß, es liegt ihnen nichts mehr am Herzen, als dieſen Menuet, den züchtigen, ehrbaren, wieder eingeführt zu ſehen.

Aglaja. Was euch doch die Grazien gethan haben müſſen, daß ihr ſie ſo mit aller Gewalt einen Menuett tanzen laſſen wollt! Wahrlich, ihr müßt ſehr erzürnt über ſie ſeyn.

Die Mode. St! — Mich däucht, ich höre Muſik vor der Thür. Ich bitte, laß ſie hereinkommen.

(Eine Oper erſcheint unter allerley abentheuerlichen Grimaſſen mit einem verzerrten Narrengeſicht, und gurgelt, von dem Dudelſack begleitet, Knittelverſe her.)

Die Mode. Bravo! Braviſſimo! — Welches ſinnreiche, feine Gebehrdenſpiel! welche herr-

liche Poeſie! welche bezaubernde Muſik! — Wie? Warum wendeſt du das Geſicht hinweg Aglaja, und hältſt dir die Ohren zu? Wahrlich, da verräthſt du keinen guten Geſchmack. — Sieh doch nur das allerliebſte Spiel an, und dann vollends die Naivitäten und witzigen Einfälle, die zwiſchen einem Strome ſchöner Empfindungen und erhabener Gedanken glänzend hervorſprudeln! — Aber jetzt — o ihr Götter! in welchen Himmel nehmt ihr uns auf! dieſer herzſchmelzende Geſang, dieſe ſanft hinſterbende Muſik, dieſer tiefe pantomimiſche Ausdruck des zärtlichſten Leidens! (Die empfindſamen Romane fallen in Ohnmacht.) — Wie? ihr ſchöne Seelen! O! wer könnte euerm reitzenden Beyſpiele wiederſtehen! — (Die Grazie flieht.)

II.

Horazens neunte Ode des dritten Buchs *).

Horaz und Lydia.

Hor. Als noch vormals du hold mir warſt,
Und den ſchimmernden Hals keiner der Jünglinge
Dir

*) Eine Stelle in Kloyſtocks grammatiſchen Geſprächen veranlaßte die Ueberſetzung. Die griechiſche

und

Dir mit lieberem Arm' umſchlang,
Selbſt kein Perſer-Monarch blühte ſo ſtolz
wie ich.

und teutſche Fügung der Gedanken und Worte wetteifern dort, unter den Namen Harmoſis und Vereinung als Perſonen aufgeſtellt, in Kürze des Ausdrucks. Harmoſis giebt der Vereinung mehrere Stellen aus griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern auf, um ſie in ihre Sprache zu übertragen, und die letztere iſt, wenn auch nicht immer Siegerin, doch nie Beſiegte. Endlich giebt ſie ihr auch einige Stellen aus Horazens Oden auf, und auch hierin unterliegt die Vereinung nicht; nur die Ode, welche ich hier überſetzt habe, geſteht ſie unter Bedingung ſolcher Kürze nicht übertragen zu können. Ich verſuchte ſogleich, wie weit es mir in einer ſolchen Uebertragung gelingen möchte, und da ich fand, daß die Schwierigkeiten nicht unüberſteiglig waren, und für Klopſtock, wie ich gewiß nicht mit Unrecht glaube, es noch weniger ſeyn mußten; ſo ſchien es mir, daß Klopſtock die teutſche Sprache hier nur nachgeben ließ, um nur irgendwo nachzugeben, und da nachzugeben, wo er wußte und vielleicht wünſchte, daß man ſie nicht als beſiegt anerkennen würde. Aber wenn dieſes auch dienen ſollte, den Schein der Partheilichkeit von der richtenden Einbildungskraft abzuwenden, ſo möchte dennoch mancher ſich nicht überreden laſſen, daß Klopſtock hier nicht oft, wenn auch nicht partheiiſch ſeyn wollte, es doch war. — Auch ich bin Teutſcher und freue mich in einer Sprache arbeiten zu können, die es verdient, daß Klopſtock, Wieland, Voß und andere ſie bildeten und bil-

den

Lyd. Als noch keine der andren dich
Mehr entflammte, noch nicht Lydia Chloen wich,
Blüht' ich Lydia vielgenannt,
Höh'res Ruhmes als du, Römiſche Ilia.

Hor. Mir herrſcht Thraciens Chloe nun,
Kundig holdes Geſangs mit der Cithare Spiel:
Für ſie fliehe den Tod' ich nicht,
Wird ihr bleibender Geiſt nur vom Geſchick
verſchont.

Lyd. Mit erwiederter Flamm' entglüht
Mich des Ornythus Sohn, Thuriums Kalais:
Zweymal litt' ich den Tod für ihn,
Wird mein Bleibender nur von dem Geſchick
verſchont.

Hor. Wie, wenn Venus uns wieder naht,
Und in ehernes Joch fügt die Getrennteten?
Wie, wenn Chloe, die blond', entweicht,
Und ſich wieder die Thür' öffnet der Lydia?

Lyd. Obwohl ſchöner als Sternenglanz
Er iſt, leichter als Kork du und von wild'rem Zorn
Als die tobende Adria,
Dir nur leb' ich ſo gern, ſterbe ſo willig dir!

Fr. Aug. Eſchen.

III.

den werden, aber gleichwohl möchte es uns in der Zukunft die Sprache mehr danken, daß wir ihr ihre Blöße zeigten, als daß wir gegen ihren Wunſch ſie mit erborgtem Mantel verhüllten.

III.

Ein Paar Züge zum Gemählde des brittiſchen Seemanns *).

Daß im engliſchen Wehrſtande der Seemann den Vorrang hat, iſt allgemein bekannt. Auf den Bühnen

*) Die auf der engliſchen Kanalflotte zu Portsmouth ausgebrochene, und von da mit der Schnelle eines elektriſchen Schlags auch über die übrigen Häfen verbreitete Empörung der Matroſen iſt für die Annalen der brittiſchen Marine eine ſo unerhörte, und in ihren Folgen für die See- und Landmacht ſo unüberſehbare Begebenheit, daß grade jetzt eine genauere Nachricht über die Disciplin des engliſchen Seemanns, wie wir ſie im folgenden Aufſatz von einem Mann erhalten, der faſt 3 Jahre auf einem engliſchen Kriegsſchiff in den ferneſten Meeren herumſchwamm, den Leſern dieſer Zeitſchrift ſehr willkommen ſeyn muß. Wie unwiſſend der gemeine Matroſe über alles bleibt, was außer ſeiner Sfäre liegt, beweiſt auch in der letzten Meuterey der aus Privatnachrichten bekannte Umſtand, daß der zweyte heftigere Ausbruch vorzüglich dadurch mit beſchleunigt wurde, weil man den Matroſen einzubilden ſuchte, daß der Ausdruck, die Bill wegen Erhöhung des Soldes ſey im Oberhauſe auf den Tiſch gelegt worden, (it has been ordered to lie on the table) ſo viel bedeute, als ſie ſey unter den Tiſch geworfen, oder verworfen worden (it was thrown under the

nen erſcheint er allemal mit den einnehmendſten Farben geſchildert; er wird laut beklatſcht, und einem Matroſen erzeigt man in ſeiner kleinen Provinzſtadt eben ſo viel Ehre, wenn er nach Hauſe kommt, als dem Veteran Howe oder den Wundermännern Sir Sidney Smith und Sir Edward Pellew, wenn ſie nach St. James gehen. Das alte Sprichwort: „die hölzernen Mauren von Alt-England," wie ſie ihre Seemacht heißen, iſt nicht minder bekannt, und ich habe oft geſehen, daß ein Matroſe nach wiederholten Bitten um eine milde Gabe, mit dieſem Lieblingsworte den härteſten Städter erweicht hat. Dieſe große Achtung hat ſeinen Grund in dem anerkannten Verdienſte der Seemacht um die Inſel. Wenn der Britte überhaupt das in Europa iſt, was er ſelbſt zu ſeyn glaubt und wir andere Völker oft ſo höhniſch läugnen; ſo iſt ganz beſonders ſein Seemann unſerer Aufmerkſamkeit werth. —

Da in England die Geſetze bloß den älteſten Sohn zum Haupterben eingeſetzt haben; ſo iſt es kein

the table). Ein großes Glück war es, daß die Matroſen nur auf einem einzigen Schiffe die Branteweinkammer erbrachen und ſich betranken. Wäre dieſe Unordnung allgemein eingeriſſen, ſo wäre unausſprechliches Elend die Folge davon geweſen. Denn ein betrunkener Matroſe auf ſeinem Schiffe iſt das wildeſte Thier, das die Sonne beſcheint.

kein kleiner Vortheil für den Vater vieler Knaben, in der Kirche und Seemacht zwey ehrenvolle und oft einträgliche Gelegenheiten zur Versorgung seiner Kinder zu finden. Allein der Sohn, der fürs Meer bestimmt ist, darf nicht zu viel von den Reizen der bürgerlichen Gesellschaft kennen lernen; sie würden ihm die Mühseligkeiten des rauhen Seelebens verleiden, und ihn das Meer für das, was es leider wirklich ist, halten lehren. Es ist auch ein Grundsatz unter den Seeoffizieren und Matrosen, daß wer nicht als Knabe auf die See kommt, nie ein guter Seemann wird, nie mit ganzer Seele am Seeleben hängt. Diesem zufolge schickt man den Jungen, der oft ein Lord, ein gebohrner Esquire, ein Gentleman von Familie ist, wenn man ihn zur See bestimmt hat, zeitig in die öffentliche Schule, und läßt ihn nur, nach Landessitte, an den Feyertagen nach Hause kommen. Vordem bereitete man diese Knaben nicht besonders auf ihr künftiges Leben vor; aber seit etwa 30 Jahren werden die zur See bestimmten jungen Leute in verschiedenen Anstalten, besonders in allen zur Schiffahrt gehörigen Wissenschaften, unterrichtet. Man sieht aber bey ihrer Aufnahme ins Schiff nie darauf, ob sie etwas wissen, sondern nur, ob sie Gesundheit und Feuer haben. Sie sind dann mehrentheils nicht über eilf Jahr alt, haben Kadettenrang und alle äußere Ehrenzeichen des Offiziers.

In Absicht auf Zucht, besonders verdorbener Mutterſöhnchen, kann wenig mit der englischen Schiffs-

ord-

Glüks fehle. Allein die Erfahrung hat ſie gelehrt, daß wenn es eine Kunſt giebt, die Mittel zur Glükſeligkeit zu erwerben, es vielleicht eine noch ſchwerere, zum wenigſten eine ſeltnere Kunſt ſey, dieſe Mittel recht zu gebrauchen. Es iſt daher allezeit die Beſchäftigung der Verſtändigſten unter den Menſchen geweſen, durch Verbindung dieſer beyden Künſte diejenige heraus zu bringen, die man die Kunſt glüklich zu leben nennen kann, und in deren würklichen Ausübung, nach meinem Begriffe, die Weisheit beſteht, die ſo ſelten ein Antheil der Sterblichen iſt. Ich nenne ſie eine Kunſt, weil ſie von der fertigen Anwendung gewiſſer Regeln abhängt, die nur durch die Uebung erlangt werden kann: Allein ſie ſezt wie alle Künſte einen gewiſſen Grad von Fähigkeit voraus, den nur die Natur giebt, und den ſie nicht allen zu geben pflegt. Einige Menſchen ſcheinen kaum einer gröſſern Glükſeligkeit fähig zu ſeyn als die Auſtern, und wenn ſie ja eine Seele haben, ſo iſt es nur ſo viel als ſie brauchen, um ihren Leib eine Zeitlang vor der Fäulniß zu bewahren. Ein gröſſerer und vielleicht der gröſte Theil der Menſchen befindet ſich nicht in dieſem Fall; aber weil es ihnen an genugſamer Stärke des Gemüths, und an einer gewiſſen Zärtlichkeit der Empfindung mangelt, ſo iſt ihr Leben gleich dem Leben der übrigen Thiere des Erdbodens, zwiſchen Vergnügen, die ſie weder zu wählen noch zu genieſſen, und Schmerzen, denen ſie weder zu widerſtehen noch zu entfliehen wiſſen, getheilt. Wahn und Leidenſchaften ſind die Triebfedern dieſer menſchlichen

ordnung verglichen werden. Der junge Midſchipman, wie er heißt, oft aus dem glänzendſten Hauſe, aus allem Ueberfluſſe des Lebens herausgeriſſen, und aller Bequemlichkeit beraubt, kommt nun aufs Schiff mit nicht mehr als einer hölzernen Lade, (ſo will es das Herkommen) voll Kleider, Wäſche ꝛc., ohne Freunde und Bedienten, jung und faſt gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen. Man erſtaunt, wie ſich hier der engliſche Knabe von denen anderer Völker unterſcheidet; er iſt nicht im geringſten verlegen oder heimſiech, und nur ſelten bläſt ihn dieſe Unabhängigkeit auf. Mit einem Gott behüte euch! ſchüttelt er ſeinen ſcheidenden Freunden die Hand, und iſt ſo froh auf dem ungewiſſen Elemente, als in ſeines hochgebohrnen Vaters Hauſe unter allem, was das Leben reizend macht.

Wir wollen dem Knaben in ſeine jetzige Behauſung und Einrichtung folgen. Er wohnt und ſchläft — neben oder über naſſen Ankertauen in einer mit Dünſten höchſt ekelhaft angefüllten Luft im Verbindeplatze, welcher ganz unten im Schiffe iſt, und Tag und Nacht bloß von einer qualmenden Lampe erleuchtet wird. Sein Bett, es ſey auch noch ſo niedlich und rein im Anfange, wird bald betheert. Das eindringende Seewaſſer, oder der Regen auf dem Verdecke machen es oft ganz naß, und der Matroſe, ſein Aufwärter, der ſich nur einmal wöchentlich waſchen muß,

trägt

trägt ſehr wenig dazu bey es ſauber zu erhalten. Die Wäſche des jungen Kadets, wir mögen ihn auch noch ſo köſtlich und reichlich ausſtatten, muß doch endlich einem Matroſen zum ſogenannten Waſchen gegeben werden, und in kurzem ſchmelzt ſein Vorrath durch Vernachläßigung, Veruntreuung und harten Dienſt bis auf ein paar Stücke herunter, die noch überdieß ſo mitgenommen ſind, daß ſie kein gemeiner Mann auf dem Lande tragen würde. So gehts auch mit der übrigen Kleidung, weil er ſich keine Aufmerkſamkeit für Anzug darf merken laſſen, ohne ſich dem Gelächter ſeiner Genoſſen auszuſetzen, das er wie den Tod fürchtet *). Aber ſeine Tafel? Jede Meß, das heißt, jede Tiſchgeſellſchaft hat ihren Knaben, der für ſie kochen muß, eine Kunſt, die er am Bord lernt. Eingepöckeltes Rind- und Schweinefleiſch, Erbſen, nicht ſehr wohlriechende Butter, Mehl, Sauerkraut, Roſinen und Brantewein oder Rum, das ſind etwa die ganzen Leckereyen der Helden, die ihr ſeeumgürtetes Eyland

vers

*) Beym Kapitain und den obern Offizieren leidet dieß ſeit einiger Zeit groſſe Ausnahmen. Der Aufzug eines Seeoffiziers war vordem mehrentheils ſo wie ihn Smollet ſchildert. Damals waren die Puderwolken, in welche ſich die Offiziere der franzöſiſchen Marine einzuhüllen pflegten, ehe ſie auf dem Verdecke erſchienen, ein beſtändiger Spott auf den engliſchen Kriegsſchiffen; aber jetzt ſind ſich die Offiziere beyder Nazionen hierin völlig gleich.

vertheidigen *). Und dieſe Lebensmittel ſind oft ſo, daß nichts als heißer Appetit durch Unwetter und Ermüdung erregt, ſie genießbar machen kann. Der Zwieback iſt gemeiniglich ſehr gut, verſteht ſich für eiſenfeſte Zähne. Aber wenn einmal die Würmer hineinkommen, dann gehört auch die Gutmüthigkeit eines Seemagens dazu, ſie wohlſchmeckend zu finden. Das Waſſer bleibt weit länger gut als Landleute glauben, und iſt, mit Wein oder Rum vermiſcht, faſt immer tauglich **).

Da

*) Man muß dieß von Kriegszeiten verſtehen, wenn ſie ſchon lange zur See geweſen ſind. Denn Schiffe, die ſo eben auslaufen, ſind auch mit Geflügel und Gartengewächſen verſehen.

**) Die Noth des Waſſermangels ereignet ſich ſelten, iſt aber, wie man leicht erachten kann, eine der ſchrecklichſten; ſie trifft insgemein nur kleine Schiffe in ſolchen Breiten, wo die Winde veränderlich und Windſtillen häufig ſind. Wenn das Schiff Holz oder Kohlen genug hat, ſo pflegt man in der äußerſten Noth Seewaſſer zu kochen und die Tropfen des aufſteigenden Dampfes zu ſammeln; eine ſehr kümmerliche Aushülfe. Einige tollkühne Matroſen, die ſich im letzten amerikaniſchen Kriege, wie man erzählt, auf einem offenen Boote von Boſton aus dem weiten Meere anvertrauten und glücklich in Portsmouth ankamen, waren lange Zeit ohne Trinkwaſſer, und halfen ſich dadurch, daß ſie täglich ihre ſämmtliche Kleidungsſtücke völlig naß anlegten. Die Feuchtigkeit drang durch die Schweißlöcher und rettete ſie vom Verdurſten.

Da man sich aber bald, besonders in solchen Lagen, an jede Kost gewöhnt, so würden die vorgeblichen Mühseligkeiten des Seelebens für den jungen Kadet nicht sehr groß seyn, wenn er sonst im Dienste geschont würde. Dieß geschieht aber nicht. Er muß seine Wachen eben so gut wie die Lieutenants und Matrosen thun. Auf allen englischen, und wahrscheinlich auf den meisten europäischen Schiffen, ist die Zeit in Wachen eingetheilt, deren fünfe aus vier, und zwey aus zwey Stunden bestehen, welche dann von Mittag zu Mittag einen Schiffstag ausmachen. Mit Ausnahme des Kapitains und nur weniger anderen, ist jeder Gesunde auf dem Schiffe gehalten, die dritte Wache zu thun, so daß er allemal zwey dazwischen frey hat. Man denke sich nun, wie der junge Kadet, der vorher im weichen Flaum bis an den hellen Tag zu liegen gewohnt war, sobald die Wachtglocke läutet, in der Nacht um 12 oder 4 Uhr im Finstern aus seiner Unterwelt in einem Nu auf das Verdeck fliegen, und sich dort dem Regen, Schnee und Sturme aussetzen, in jeden Winkel des Schiffs kriechen, auf die Maste klettern, kurz, wie ein alter abgehärteter Seemann allen Dienst verrichten muß *). Wehe ihm, wenn er Widerwillen

*) Der Herzog von Clarence, dritter Sohn des Königs von England, machte den letzten amerikanischen Krieg mit, und wurde, wie jeder andre Kadet, zu aller Art Dienst

len oder Weichlichkeit zeigt! Erſt muß er ſich dafür beym wachthabenden Lieutenant ausſchelten, dann beym Kapitain verklagen, ſich von ſeinen Kameraden auslachen und bey den Matroſen als einen Zärtling brandmarken laſſen. Ueberdieß iſt es jedem Kadet ſehr wichtig, den Dienſt mehr als obenhin zu lernen, um paſſieren zu können, das heißt, um die Prüfung in der Admiralität nach ſechsjährigen Dienſten zu beſtehen, und für beförderungsfähig erklärt zu werden.

Die Pünklichkeit im Dienſte, dieſes Trotzen aller Gefahren des fürchterlichſten Elements, dieſe Scheu vor Tadel, und dieſe Gewöhnung an unerbittliche Strenge hat den wohlthätigſten Einfluß auf die Bildung des jungen Seeoffiziers. Man lehrt ihn alle Kleinigkeiten der ſoldatiſchen Etikette, ſobald ſie das Anſehen der Achtung gegen obere Offiziere haben, beobachten *), und der Kapitain, den man ſehr richtig den König ſeines Schiffes nennt, iſt

Dienſt gebraucht, und von keiner Strapatze ausgenommen. Ich kenne einige Offiziere, die mit ihm gedient haben und von ſeinem Muthe und Wohlverhalten mit Lob ſprechen. Seine jetzige Entfernung vom Dienſte ſchreibt man der Mißbilligung des Krieges zu, die er beym Ausbruche deſſelben im Oberhauſe öffentlich zu erkennen gab.

*) Viele kleinlich ſcheinende Formalitäten werden als Hülfsmittel der Subordinazion wichtig. Jeder Offizier auf einem engliſchen Kriegsſchiffe, ſo oft er auf das

Ver-

ist so unerbittlich gegen die Kadetten, wenn sie unklug genug sind, schlechte Streiche zu machen, oder die Subordinazion im geringsten zu verletzen, daß er sie mit der sogenannten Katze mit neun Zähnen, das heißt, mit einem Strick der neun Enden hat, eben so wie den niedrigsten Matrosen schlagen lassen kann, und nicht selten schlagen läßt. Leser, welche die englischen Artikel in den Zeitungen nicht übergehen, werden sich erinnern, daß nur noch vor kurzem in London eine Mißhelligkeit zwischen dem berühmten Kapitain Vancouver und Lord Cämelford vorfiel, weil dieser von ersterem zur See mit jener Strafe war belegt worden.

In den Tagesstunden der zwey freyen Wachen ist der junge Kadet entweder beym Schulmeister, oder sich selbst überlassen. Im ersten Falle unterrichtet ihn der benannte Lehrer, welcher aber gleichen Rang mit ihm hat, in der Theorie der Schifs

Verdeck kömmt, muß gleichsam aus Achtung für den Ort den Huth abnehmen. Gemeine Matrosen dürfen nie darauf spatzieren gehen. Auch nehmen die englischen Seeoffiziere große Aergerniß an den Sitten französischer Kriegsschiffe, wo Faulbetten und Stühle auf das Verdeck gebracht werden, und die Matrosen Erlaubniß haben, dort Karte zu spielen. — Wenn Briefe an den Kapitain abgegeben werden, so nimmt sie dieser, ob er gleich auf dem Verdecke ist, nie sogleich selbst an, sondern ein jüngerer Offizier empfängt den Brief, überliefert ihn dem wachthabenden Lieutnant, und dieser sofort dem Kapitain.

fährt, und hilft ihm die täglichen Berechnungen der Länge und Breite und der Weite von dem Bestimmungsorte machen. Außerdem ist der Kadet völlig Herr seiner Zeit, die er mit Schlafen, Possen oder Büchern hinbringen kann. Die, welche lesen, verschlingen besonders die Seereisen eines Dampier, Anson, Forster u. s. w. Aber insgemein fehlt es entweder an Büchern, an Bequemlichkeit zum Lesen, oder nicht selten an Lust. Mithin sind Gespräche das größte Hülfsmittel wider Langeweile. Der junge Ankömmling hört den ältern Kameraden zu, die schon lange zur See gewesen sind, und mit unter weite Reisen gethan haben. Diese Söhne Neptuns haben eine ganz eigene Art zu erzählen, die höchst seemännisch und anziehend ist, und bedienen sich dabey einer Sprache, die der Neuling erst nach langer Zeit verstehen lernt. Solche Seeabentheuer erfüllen die Seele des jungen Hörers mit ganz neuen Begriffen, Vorurtheilen und Aussichten, und feuern ihn zu ähnlichen Thaten und Unternehmungen an. In den Wachen der schönen Sommernächte, wenn die kühlenden tropischen Winde, ein unabsehbarer klarer Himmel und volle Seegel, die das Schiff fest wie eine Mauer halten, zu traulichen Gesprächen einladen, findet man mehrentheils die jungen Kadetts auf dem Hintertheile des Schiffs, oder auf dem Vorderkastele *) in Gruppen einem ältern

*) Das erste englische Kriegsschiff, welches unter Heinrich VII. angefangen und unter Heinrich VIII. vollendet

ältern Schiffsgenossen zuhören. Wie ist es wohl möglich, die gewöhnlichen Bestandtheile einer empfänglichen Knabenseele zu haben, und nicht nach und nach eine glühende Neigung fürs Seeleben einzusaugen?

Wenn sie mit dem Kapitain und den Lieutnants speisen, welches sie nach der Reihe trifft, und wenn sie von diesen, die mehrentheils selbst vielen Seetreffen beygewohnt haben, und oft mit Narben bedeckt sind, die großen Thaten der englischen königlichen Marine, mit jener offenbaren Verachtung der Gefahr, mit herzlichem Fluchen auf die vertrackten Franzosen, und mit einer kaum glaublichen Sehnsucht nach fürchterlichem blutigen Gefechte, erzählen hören; dann entglüht das junge Herz, auch bald so etwas thun und erzählen zu können.

Die Midschipmen noch in der goldnen Feenzeit des Knabenalters, oder kaum darüber hinaus, leben zwar insgemein sehr verträglich und zufrieden zusammen, da es unter ihnen wenig Gelegenheit zur Eifersucht giebt, und da die Ausgeschlossenheit von der übrigen Welt Friedfertigkeit und gegenseitige Dienstleistungen noch weit nothwendiger als anderswo machen. Indessen wenn Fehden entstehen, und die Knaben, wie zuweilen der Fall ist, noch

det wurde, hatte auf dem Vordertheile eine Art von kleinem Kastele, das man aber in der Folge bald wegließ; indessen bleibt noch der Name fore-castle.

nicht kalt und rachgierig genug sind, sich nach den Vorschriften der Ehre morden zu wollen, wo sie dann bis auf die nächste Landung warten müssen; so fordern sie sich auf eine Faustparthie in den Mastkörben heraus (weil ihnen das Boxen nicht öffentlich erlaubt ist), wo sie sich derb abklopfen, und mit dem frohen Bewußtseyn herabsteigen, daß sie den Ruf ihrer persönlichen Bravheit begründet haben.

Wie man überhaupt gern seinen Stand preißt, so ist besonders der vielbelobte brittische Seemann ein Lieblingsgespräch des jungen Schiffskadets. Mit funkelndem Auge erzählt er, wie er selbst schon diesen oder jenen Landhund zum Schweigen gebracht; ferner, wie der König beym letzten Lever dem Admirale N. im Angesichte des großen Hofes die Hand geschüttelt, worüber sich die dabey stehenden Generale gewaltig geärgert, und wie Lord K. durch eine gewonnene Seeschlacht auf einmal den Krieg zum Vortheil von Alt-England gewendet habe, u. dgl.

Ob man nun gleich den Offizieren der Marine überall mit der größten Achtung begegnet; und ob sich gleich der junge Seefahrer nach langer Schiffskost nach den frischen Fleischtöpfen im Hafen zurücksehnt: so ist er doch kaum ein paar Wochen auf dem Lande gewesen, als er schon wieder anfängt, sich auf sein geliebtes Schiff zurückzuwünschen. Denn da während einer Zeit von mehrern ununterbrochenen Dienstjah-

jahren auf dem Schiffe das Seeleben ſchon tiefe Eindrücke zurückgelaſſen, und der junge Lehrling es nun ſchon lieb gewonnen hat, ſo fühlt er ſich zu Lande nicht mehr am rechten Orte. Er ſieht zwar, daß man ihn achtet, aber er muß bald merken, daß ſeine rauheren Sitten anſtößig werden, und daß ſogar ſeine Schiffsſprache, deren Erlernung ihm ſo viele Mühe gekoſtet hat, und die er für das Nichtweiter der Vollkommenheit hält, unter den unwiſſenden Landleuten lächerlich wird. Man wird ſich hierbey mit Vergnügen an Kotzebue's wohlgetroffenen Yack, oder, welches einerley iſt, an Smollet's Bowling und Rattling erinnern.

Aus dem Geſagten läßt ſich leicht abnehmen, wie die Verachtung, welche jeder Seemann überhaupt für alle Landleute äußert, erzeugt wird. Daher kommt auch einem Seeoffizier nichts vermeſſener und lächerlicher vor, als wenn ſich ein ſoldatiſches Verdienſt mit dem Seinigen meſſen will. Folgende Würdigung iſt wörtlich aus dem Munde eines Offiziers der Marine genommen. „Ich verſtehe," ſagt er, „meinen Dienſt vollkommen, und muß ihn „verſtehen, wenn ich ſteigen will; da hingegen der „Landoffizier durch Geld oder Einfluß ſeine Stelle „bekömmt, und außer ein Paar ärmlichen Manövern und Hokus-Pokus mit den Gewehren nichts „verſteht. Denn wie viele lernen ein Treffen „anordnen, oder nur ein Lager aufſchlagen? Wir

chen Maſchinen; beyde ſezen ſie einer unendlichen Menge von Uebeln aus, die es nur in einer betrognen Einbildung, aber eben darum wo nicht ſchmerzlicher doch anhaltender und unheilbarer ſind, als diejenigen die uns die Natur auferlegt. Dieſe Art von Menſchen iſt keines geſezten und anhaltenden Vergnügens, keines Zuſtandes von Glükſeligkeit fähig; ihre Freuden ſind Augenblike, und ihre übrige Dauer iſt entweder ein würkliches Leiden, oder ein unaufhörliches Gefühl verworrner Wünſche, eine immerwährende Ebbe und Fluth von Furcht und Hofnung, von Phantaſien und Gelüſten; kurz eine unruhige Bewegung die weder ein gewiſſes Maas noch ein feſtes Ziel hat, und alſo weder ein Mittel zur Erhaltung deſſen was gut iſt ſeyn kann, noch dasjenige genieſſen läßt, was man würklich beſizt. Es ſcheint alſo unmöglich zu ſeyn, ohne eine gewiſſe Zärtlichkeit der Empfindung, die uns in einer weitern Sphäre, mit feinern Sinnen und auf eine angenehmere Art genieſſen läßt, und ohne diejenige Stärke der Seele, die uns fähig macht das Joch der Phantaſie und des Wahns abzuſchütteln, und die Leidenſchaften in unſrer Gewalt zu haben, zu demjenigen ruhigen Zuſtande von Genuß und Zufriedenheit zu kommen, der die Glükſeligkeit ausmacht. Nur derjenige iſt in der That glüklich, der ſich von den Uebeln die nur in der Einbildung beſtehen, gänzlich frey zu machen; diejenigen aber, denen die Natur den Menſchen unterworfen hat, entweder zu vermeiden, oder doch zu vermindern — und das Gefühl derſelben einzuſchläfern,

hin-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20642 / 411

„hingegen müssen täglich und stündlich zur See uns„sere Wissenschaft üben. Wir theilen beständig Ge„fahren und Strapatzen mit unsern Matrosen; der „Landoffizier ist weichlich, und kennt wenig mehr „als den Namen von Unbequemlichkeiten u. s. w.“ Dergleichen einseitige Urtheile werden jetzt immer seltner, ob sie gleich vormals oft sehr schwer zu entscheidende Streitigkeiten zwischen beyden Partheyen veranlaßten.

Aber das Unnatürliche des Seelebens ist zu auffallend, als daß es nicht bald gefühlt, und wo möglich geflohen werden sollte. Mit den Jahren der Mannheit fällt meistens der Schleyer von den Augen. Ich bin oft erstaunt, Leute, die man für die erklärtesten Verfechter ihres Standes hielt, im geheimen, wo sie sich nicht zu verrathen glaubten, den höchsten Abscheu für ihre Lebensart an den Tag legen zu sehen. Wir kommen, sagen sie, jung zur See, ohne überlegen zu können, was für ein Leben wir antreten. Wir bleiben unwissend und werden noch roher, als wir vorher waren; zwischen vier hölzernen Mauern eingekerkert, allen Schrecknissen der Wellen überlassen, oft an Leute gekettet, die wir verabscheuen und auf dem Lande weit von uns entfernen würden, von allen weiblichen Geschöpfen ausgeschlossen, und endlich, ungeachtet unserer Verdienste, hintangesetzt, verachtet und vergessen.

Das bisher Gesagte bezieht sich, wie man gesehen hat, mehrentheils auf die Offiziere. Nun

noch

noch ein Paar Worte von den Matrosen insbesondere. Nichts ist natürlicher als die bekannte Rohheit dieser Menschengattung. Immer mit dem fürchterlichsten Elemente im Kampfe, der Sorge des Lebens nicht gewohnt, und durch den Umgang mit dem sanfteren Geschlechte nicht menschlicher gemacht, lachen sie des Gedankens, daß man irgend etwas anders in der weiten Welt als Orkane und Schiffbrüche fürchten oder scheuen könne.

Die meisten kommen freywillig als Knaben zur See, und diese werden in der Folge die flinkesten Matrosen. Sehr viele werden gepreßt oder im Trunke verführt, wo sie sich, voll herzerquickenden Porters, verplämpern und dem Werboffizier ein Wort geben, welches sie auf immer von bürgerlicher Glückseligkeit ausschließt. Ist der Rekrute nur einmal auf dem Schiffe, so wird ihm wenig Zeit gelassen über das nachzudenken, was er auf dem Lande zurückgelassen hat. Die unglaubliche Nacheiferung unter den Seeleuten macht, daß er bald seinen Dienst vollkommen erlernt, und nach einer sehr natürlichen Folge liebt. Denn der Matrose hat zur See für gar nichts zu sorgen. Seine Kleider, seine Kost und alle andere Nothwendigkeiten sind nie schlecht, ausgenommen wo es die Umstände nothwendig machen. Da seine Arbeit stark aber selten übermüdend ist, so gewähren ihm Schlaf und Speise die wahre Erquickung. Vor Unmäßigkeit im Trinken, zu welcher alle Seeleute mehr oder we-

niger geneigt sind, wird er mehrentheils durch die gefürchtete Schiffsgeißel gesichert, weil Vergehungen dieser Art allemal unausbleiblich bestraft werden. Wenn er außer seinen Wachen nicht etwa gelegentlich zu besondern Arbeiten gebraucht wird, so ist er ganz freyer Herr seiner Mußestunden. Stürme machen ihn selten zittern, er ist zu sehr daran gewöhnt; er kann viele Meilen schwimmen, und, ohne seinen Leichtsinn in Anschlag zu bringen, knüpfen ihn nur sehr dünne Bande an die Welt. Was bleibt dem sorglosen Manne nun übrig, als so heiter als möglich zu seyn, und seine freye Zeit vergnügt auszufüllen? *) Zu diesem Behufe hat beynahe jeder unter ihnen eine besondere Geschicklichkeit seine Schiffsgenossen aufzuheitern. Musik, ein Gedächtniß, mit den abentheuerlichsten Geschichten wohl versehen, und ein hoher Grad körperlicher Fertigkeiten und sogenannter Künste sind die gewöhnlichsten. In schönen Sommerabenden sieht man sie oft nach einer alten Geige, einem Brummeisen oder einer Flöte tanzen. In den Nachtwachen, wenn guter Wind und schönes Wetter sie abmüßigen, sitzen sie in Kreisen um einen alten Nestor, und ergötzen sich an dem unerschöpflichen Vorrathe von Schnacken, Balgereygeschichten und wirklich ausgestandenen Gefähr-

*) Dieses sorgenlose freye Leben verleitet nicht selten Mädchen, als Knaben verkleidet, Seedienste zu nehmen. Nur noch vor zwey Monaten entdeckte man eine solche Heldin, welche 8 Jahre gedient, sich sehr wohl aufgeführt, und vier Seeschlachten beygewohnt hatte.

fähedem des, wo nicht wahrhaftigen, doch glücklichen Erzählers. Die jüngern verkürzen sich die Zeit zuweilen mit drolligen Spielen, bey denen die Lust um desto größer ist, je unerwarteter, häufiger und treffender einer dem andern liebkosende Stöße und Schläge versetzen kann. Der leichte ungetrübte Muth des Matrosen gründet sich nicht minder auf die Zukunft, das heißt, auf die nächste Landung; denn man würde ihm Unrecht thun, wenn man glaubte, daß er weiter dächte. Da ihm der König seine Löhnung, die er zur See ohne dieß nicht brauchen könnte, erst bey der Rückkunft in den Hafen auszahlen läßt, und da seine Abwesenheit oft Jahre lang dauert, so freut er sich im voraus über die reichen Mittel, die er im Hafen besitzen wird, alle Vergnügungen zu genießen, die er so lange ungern entbehrt hat. Diese Hülfsquellen dauern gemeiniglich nicht lange. „Desto besser! sagt er; dann muß ich wieder zur See gehen, und mehr Geld verdienen". Niemand versteht das Verschwenden besser als der zurückgekommene Seemann. Dann zeigen sich meistens die höchsttraurigen Folgen einer langen Einkerkerung. Die gröbste Sinnlichkeit verursacht in kurzem schreckliche Krankheiten, und im Trunke kosten ihm Zwiste um öffentliche Dirnen nur zu oft das Leben, welches allem Wechsel der Witterung und allen Strapazen der See getrotzt hatte. Es ist ein gemeines Sprichwort zur See, daß genug Arbeit, genug Essen und genug Prügel den Matrosen bey guter Laune erhalten. Der mächtige Einfluß dieser

Dinge

Dinge fällt zu Lande weg, und die edle Freyheit wird gemeiniglich eine Quelle des größten Unglücks für den rohen Seemann. Nur wenige, welche verheurathet sind und Handwerke verstehen, bequemen sich, wenn sie nicht gleich wieder zur See gehen können, allgemach zum friedlichen Landleben. Sehr viele werden, sobald sie ihr Geld verpraßt haben, Straßenräuber, und endigen ihr Daseyn in Newgate durch den Henker.

Es gereicht der Nazion zur größten Ehre, und ist ein mächtiger Sporn für die Seeleute, sich den Gefahren des Dienstes in der königlichen Marine getrost zu unterziehen, daß verstümmelte und schwerverwundete Matrosen in zwey der besten Hospitäler, die Europa besitzt, aufgenommen, mit der wohlthätigsten Sorgfalt geheilt und auf Lebenszeit erhalten werden. Eins ist in Greenwich, und das andre, genannt Haslar Hospital, in Portsmouth. Nach den ersten Empfindungen des Mitleids über so viele, mitunter ganz junge Krüppel, wird einem ganz wohl ums Herz, wenn man die Reinlichkeit der Krankenzimmer, die Menge der Wärterinnen, die Güte der Kost, die frohe Miene der zahlreichen Geheilten, den Ueberfluß an allem Nöthigen, und selbst die Sorge für viele Bequemlichkeiten der unglücklichen Bewohner, bemerkt. Das Greenwicher Hospital war, wie bekannt, ehedem ein Pallast, und ist sehr schön an der Themse gelegen. Das Portsmouther übertrifft sehr viele unserer besten

Edel-

Edelhöfe an Größe und Bauart; aber beyde verdienen eine besondere Beschreibung.

London.

Hüttner.

IV.

Ueber die Ursachen der französischen Revoluzion.

Aus einer ungedruckten Staatsschrift.

Die Schrift, woraus dieses Bruchstück genommen ist, führte ursprünglich den Titel: Aussichten in die Zukunft. Von einem über die Einwirkung gegenwärtiger Weltbegebenheiten auf Staaten und Menschenglück besorgten Weltbürger. Die Absicht des Verfassers war, gegen die Mißgriffe zu warnen, welche die Machthaber in Ansehung der Mittel, Staatsumwälzungen vorzubauen, machen könnten. Daher gab er zur Einleitung einen kurzen Abriß von den Ursachen der französischen Revoluzion, und ging dann, wie man am Ende des Fragmentes liest, auf die Fehler über, die er im Allgemeinen besorgt, und deren Folgen für das Interesse der Völker und Regierungen von gleicher Wichtigkeit sind. Das Ganze war

bereits entworfen und zum Theil ausgeführt, als sich einige Verhältnisse änderten, die dem Verf. die Bekanntmachung dieser auf die Zeitumstände berechneten Schrift nicht mehr zuzugeben schienen. Seitdem ist noch viel mehr anders geworden; indessen bleibt es immer merkwürdig und scheint der Aufbewahrung nicht unwerth zu seyn, wie ein öffentlicher Mann und einer der vorzüglichsten Köpfe Teutschlands in jenem Zeitpunkt dachte und schrieb, und dieß unter den Augen einer Regierung, welche den Ruf hat, der Freyheit der Meinungen nicht sehr günstig zu seyn. Den Hauptgegenstand seiner Betrachtungen hat der Verf. nachher mit mehr Sorgfalt und Ausführlichkeit in einem größeren Werke behandelt, wovon wir den Lesern d. T. M. in einem der folgenden Stücke eine Probe mittheilen werden.

Anmerk. des Einsenders.

So sehr die Staatsveränderung Frankreichs bey ihrem gewaltsamen Ausbruche zuerst in Erstaunen setzte, so ist es doch jetzt bis zur Unwidersprechlichkeit dargethan, daß in der zwangvollen Lage, worin dieses Reich sich befand, eine Veränderung der Verfassung, oder, wie die französischen Schriftsteller sich so gern ausdrücken, eine neue Ordnung der Dinge, unvermeidlich war. Ein verderblicher Staatsplan in Ansehung der äußern Angelegenheiten; der unterdrückendste Despotismus

mus im Innern der Verwaltung; das auf das Höchste gestiegene Sittenverderbniß, welches sich zuletzt aller Klassen bemächtigte; dieß ist ungefähr der Umriß Frankreichs mit wenigen Hauptstrichen hingeworfen. Jedes dieser Uebel wäre für sich allein schon fähig, Reiche und Thronen über und umzustürzen, und hier arbeiten diese Uebel mit vereinter Kraft, die Größe eines blühenden Staats zu untergraben, die Wohlfahrt einer zahlreichen Nazion zu zerstören.

Von der Zeit an, da es Heinrich dem vierten gelungen war, seinen unversöhnlichen Haß gegen Spanien auf seine Nachfolger zu vererben, und die Demüthigung der Abkömmlinge Filipps des zweyten zu einem festen Grundsatze des Kabinets von Versailles zu erheben, von diesem Augenblicke an war der Untergang Frankreichs zugleich unterzeichnet. Wenn die Regenten Oesterreichs, auf welche mit Veränderung der spanischen Dynastie der Haß der Bourbone überging, fähig sind, Trost in dem Gedanken zu finden: daß ihre Feinde in dem Bestreben, sie zu Grund zu richten, den eigenen Untergang gefunden haben, so genießen sie gegenwärtig eine nur zu vollkommene Rache. Unläugbar trägt die Fortsetzung dieses Planes unter den Regierungen der drey Ludwige einen sehr großen Schuldtheil an der Unordnung der französischen Finanzen, an den ungeheuren Staatsschulden, welche, da die Zinsen die ordentlichen Staatseinkünfte verschlangen,

gen, die Regierung nöthigten, die Nazion durch gehäufte außerordentliche Erpressungen zu bedrücken; an dem ungeheuren Ausfall, der endlich, nachdem alle Künsteleyen einer bloßen Zeitaushülfe erschöpft waren, der Nazion nicht mehr verborgen gehalten werden konnte, und so die nächste Veranlassung zur Berufung der allgemeinen Stände gab, die aus 1200 Provinzialabgeordneten sich auf eine so entschlossene Weise in eine Nazionalversammlung umwandelten, und dem Könige die Zügel der Verwaltung aus den Händen wanden.

Ein neuerer französischer Schriftsteller *) hat durch die Nazionalgeschichte belegt, daß, Jahr gegen Jahr berechnet, immer das dritte Jahr durch Krieg geführt worden. Wofern diese Berechnung auch unter andern monarchischen Regierungen sich bestätiget, mit welcher Behendigkeit wird überall Elend das Volk, und Kraftlosigkeit den Staat erreichen! Denn zuverläßig vergüten zwey Jahre des Friedens all das Uebel bey weitem nicht, das ein Jahr des Krieges einer Nazion zufüget.

Wo es dem Gallischen Erbhasse gegen Oesterreich an einem Vorwande gebrechen konnte, die Nazion in Kriege zu verwickeln, da gebrach es denen, die an der Spitze der Geschäfte standen, nicht an Scharfsinn, Anlässe von einer andern Seite dazu aufzugreifen. Gleich übelthätigen Dämonen hauchten sie ihren Fürsten Vergrößerungsabsichten

und

*) Gudin, Supplement au contract social.

hingegen sich in den Besiz alles des Guten, dessen uns die Natur fähig gemacht hat, zu sezen, und was er besizt, auf die angenehmste Art zu geniessen weiß; und dieser Glükselige allein ist der Weise.

Wenn ich dich anders recht kenne, Callias, so hat dich die Natur mit den Fähigkeiten es zu seyn so reichlich begabt, als mit den Vorzügen, deren kluger Gebrauch uns die Gunstbezeugungen des Glüks zu verschaffen pflegt. Dem ungeachtet bist du weder glüklich, noch hast du die Mine es jemals zu werden, so lange du nicht gelernt haben wirst, von beyden einen andern Gebrauch zu machen als du bißher gethan hast. Du wendest die Stärke deiner Seele an, dein Herz gegen das wahre Vergnügen unempfindlich zu machen, und beschäftigest deine Empfindlichkeit mit unwesentlichen Gegenständen, die du nur in der Einbildung siehest, und nur im Traume geniessest; die Vergnügungen, welche die Natur dem Menschen zugetheilt hat, sind für dich Schmerzen, weil du dir Gewalt anthun must sie zu entbehren; und du sezest dich allen Uebeln aus, die sie uns vermeiden lehrt, indem du anstatt einer nüzlichen Geschäftigkeit dein Leben mit den süssen Einbildungen wegträumest, womit du dir die Beraubung des würklichen Vergnügens zu ersezen suchst. Dein Uebel, mein lieber Callias, entspringt von einer Einbildungskraft, die dir ihre Geschöpfe in einem überirdischen Glanze zeigt, der dein Herz verblendet, und ein falsches Licht über das was würklich ist ausbreitet; einer dichterischen Ein-

und die tolle Ehrſucht ein, ſich zu Schiedsrichtern aller Nazionen Europens aufzuwerfen. So fanden ſie leicht irgend einen Faden, die Anſprüche Frankreichs mit den öffentlichen Angelegenheiten aller Mächte zu verweben, und Kriege an Kriege zu reihen, worin die Nazion Blut und Schätze verſchwendete, und in dem Verhältniſſe, als ſich der Einfluß des Kabinets von Verſailles von außen zu vergrößern ſchien, an innerem Wohlſtande verlor. Aber im Gewirre dieſer Unordnungen, womit die Aufmerkſamkeit des Hofes und Volkes unausgeſetzt beſchäftigt blieb, erhielten die Miniſter ſich bey dem Anſehen und der unbeſchränkten Gewalt, die ſie in ruhigen Zeiten verjährt zu ſehen befürchten mußten. Die Nazion, von gemietheten Schriftſtellern getäuſcht, von dem Glanze der Scheingröße, worin ſie ihre Könige gehüllt erblickte, geblendet, war unbeſonnen genug, die Richelieu, die Mazarin, die Louvois, unter deren ſtürmiſchen Verwaltungen ſie nicht einen Augenblick zu Athem gekommen war, gegen die Miniſterſchaft des friedlichen Fleury zu erheben, und dieſen in Gaſſenhauern dafür zu höhnen, daß ſeine Unentſchloſſenheit, oder ſeine Furchtſamkeit, oder ſeine zum Plan gewordene Mäßigung, dem Königreiche einen Krieg erſparen wollte.

Man wäre verſucht, des Pariſer Völkchens zu lachen, wenn die dumme Frohheit nicht vielmehr Mitleid einflößte, die es bezeigte, als der unbe-

dachtſame Vergennes die Jugend und Unerfahrenheit Ludwigs des XVI. verleitete, ein Bündniß mit dem gegen ſeinen Mutterſtaat ſich auflehnenden Amerika zu ſchließen, und Britanien den Krieg anzukündigen. Die für die Zukunft und die Folgen ſtets kurzſichtige Menge hub Neckern, der mit dem Talent eines Mäcklers, ſich der Leitung der in Unordnung gerathenen Finanzen eines großen Staates zu unterziehen wagte, himmelan, weil er nicht, gleich ſeinen Vorgängern, Zehende auf Zehende *) häufte, und, anſtatt einem ausgeſaugten Volke neue Steuern aufzubürden, das mit den alten überall im Rückſtande war, in kleinlichen Friſtoperazionen einer Wechſelſtube ergiebige Hülfsquellen gefunden zu haben glaubte, bey gänzlicher Erſchöpfung der Schatzkammer, dem Aufwande eines koſtſpieligen Krieges zuzureichen. Seine Anlehen und Anlehen unter verſchiedenen Formen, aber unter immer den Staat gleich zu Grund richtenden Bedingungen, bereicherten einige ſeiner verſippten Handelshäuſer in Genf; indeſſen der durch die jährliche Abtragung der vielfältigen Leibrenten vergrößerte Ausfall der Staatseinkünfte Kalonnen in die

*) Der zehnte Pfennig (un dixieme) war der Name, unter welchem gröſtentheils der Kriegsbeytrag eingehoben ward. Es war Zehn von Hundert, und man hat geſehen, daß zwey und ein halb dixieme, alſo 25%, oder der vierte Theil aller Einkünfte — außer den ſchon laufenden ordentlichen Entrichtungen gefordert wurde.

die Nothwendigkeit ſetzte, den König vor den Augen der Nazion und Europens zahlungsunfähig zu erklären, und ihm zur Herſtellung der zerrütteten Finanzen den ſchlüpfrigen Schritt einer Nazional-Einberufung in Vorſchlag zu bringen.

Von dem ehrwürdigen Freunde Heinrichs des vierten, von dem Ordnung liebenden Sully an, den die Nachgiebigkeit des Königs gegen gnadenwerbende Günſtlinge ſo oft unbeugſam auf ihrem Wege fand, bis zu dem Säckelträger der Schlüpfrigkeiten Ludwigs des XV, zu dem ſchändlichen Terray *), und von dieſem abermal hinab bis zu dem zweydeutigen, oder nun nicht mehr zweydeutigen Kalonne, gab ſchon das angenommene politiſche Syſtem allein weder Haushaltung in Verwaltung der Finanzen, noch Ordnung zu. Betrachtet man nun vollends die aſiatiſche Ueppigkeit des Hofes; den ärgerlich koſtbaren Fuß, auf welchem

*) In der franzöſiſchen Urſchrift heißt dieſe Stelle: jusqu'au bourſier des lubricités royales. Der Name Säckelträger der Schlüpfrigkeiten Ludwigs, welcher dieſem abſcheulichen Terray beygelegt wird, ſpielt auf den bekannten Umſtand an, daß Ludwig der XV. den Frynen, bey denen er herum kam, für die Dienſte einer Nacht Billette an den Finanzminiſter Terray auf ungeheure Summen ausſtellte, welche dieſer richtiger bezahlen ließ, als die kleinen Gnadengehalte der im Dienſte des Vaterlandes ergrauten, zu Krüppeln gewordenen Offiziere.

chem die königlichen Mätreſſen unterhalten wurden; die ungeſtüme Zudringlichkeit und Unerſättlichkeit der Höflinge, der nur die Unverſchämtheit gleich kam, mit welcher ſie erkrochene Gnadengehalte verpraßten; und zu ſo vielen unreinen Abflüſſen, wodurch ſämmtliche Staatseinkünfte dahin ſchwanden, die drückendſte Behebungsart, welche den König und das Volk der Plünderung eines Heeres von Pächtern preisſtellte: wie hätte da nicht jede Quelle des allgemeinen Wohlſtandes verſiegen, nicht die Nazion durch Erpreſſungen jeder Art zu Boden getreten werden, nicht unter der Bürde unerſchwingbarer Entrichtungen zuletzt erliegen müſſen?

Und doch erträgt eine Nazion den Druck der Abgaben und die Plackereyen der Finanzen, wenn beſonderer Ruhm und Sieg ſie für das Opfer gleichſam entſchädigen, immer mit weniger Widerſetzlichkeit, als den Druck der Eigenmacht und die Launen der Willkühr. In Frankreich herrſchten Eigenmacht und Willkühr unter mannigfaltigen, unter allen Geſtalten; Despotismus der Könige, Despotismus der Miniſter, der Mätreſſen, des Adels, der Kleriſey, der Vorzimmer; Despotismus der Polizey und ihrer furchtbarſten Waffe, der Königlichen Verhaftsbriefe *).

Der

*) So glaubte man Lettres de cachet überſetzen zu müſſen, welche durch das Königliche Inſiegel ſich von andern Verhaftsbriefen unterſchieden, und daher Vorzugsweiſe ihren Namen erhielten.

Der Despotismus der Könige war vielleicht unter allen diesen der gelindeste, oder die Nazion glaubte sich dadurch vor den Augen anderer Völker doch weniger abgewürdigt. Die asiatische Formel, womit sogar die Bluturtheile schlossen: denn das ist unser Wille und Wohlgefallen, anstatt: denn das ist der Ausspruch des Gesetzes, hatte den Franzosen von jeher daran gewöhnt, das Wohlgefallen der Könige als das einzige Gesetz zu betrachten. Daher machten die gewaltsamen Aeußerungen der unumschränkten Gewalt in öffentlichen und Privatangelegenheiten auf ihn weiter keinen Eindruck; daher war die Nazion nicht darüber erstaunt, als im Jahr 1710 der Hof durch einen Ausschuß der Sorbonne den Ausspruch thun ließ: der König sey der Eigenthümer von dem sämmtlichen Vermögen und Einkommen seiner Unterthanen; und das leichtsinnige Paris fand es bloß unterhaltend (plaisant), als Ludwig der XIV. den armen Montespan vom Hofe verwies, weil er sich merken ließ, daß er sein Weib liebte *); und man nachher Richelieu'n, der das seinige nicht liebte, einen Königl. Befehl sie zu lieben zufertigte, und ihn durch die Bastille dazu zwingen wollte.

Der Ministerialdespotismus war für die Nazion erniedrigender. Sein Karakter war insgemein

*) Die Montespan war damals die herrschende Mätresse, und Ludwig der XIV war auf den Gemahl seiner Günstlingin eifersüchtig.

blutgierig, selbst unter dem weichern Fleury noch grausam, und hielt nicht allein das Volk, sondern selbst die Könige unter dem Joche. Zwang nicht der tyrannische Richelieu Ludwig den XIII., sich der Welt als ein Ungeheuer auf dem Throne zu zeigen, das Natur und Menschlichkeit verläugnete, und die Wittwe des großen Heinrichs, die Wohlthäterin des undankbaren Purpuraten, flüchtig im Auslande, in Erniedrigung und Mangel zu Grund gehen ließ? Zu welcher Ungerechtigkeit, zu welchen Grausamkeiten gegen seine Unterthanen konnte der Mörder des d'Ornano und Thuan den König nicht verleiten, nachdem die Unterwürfigkeit des Sohnes durch diese, gegen alles Flehen und Leiden einer Mutter ausharrende Unerbittlichkeit ihm Probe gestanden hatte? Ertrotzte nicht Fleury durch seine Zurückziehung nach Issy von Ludwig dem XV. die Entfernung und Verweisung des Herzogs von Kond', und wer sonst um die Person des jungen Königs den Absichten und dem Ehrgeize des alten Präzeptors im Wege stehen mochte? Und bewirkte er nachher nicht durch eben dieses Schmollen immer alles, was er von seinem Schüler durch gerade Vorschläge nicht erlangen konnte?

Man denke nun, ob diejenigen, die mit dem Hauch ihres Wortes stürzen konnten, wann es ihnen gefiel, allgemein gefürchtet wurden? Man denke, ob zu den Füßen derjenigen, von deren Gunst alle Aemter im Staate, alle Stellen

bey

bey der Armee, alle Pfründen der Kirche, kurz, von deren Gnade Orden und Ehrenstellen und Würden und alles abhängig war, wonach Ehrgeiz und Habsucht lechzen, ob zu den Füßen derselben der Hochmuth der Großen sich geschmiegt, der immer nach Gunst jagende Höfling gekrochen, gewedelt, ob Geschichte und Beredsamkeit und Dichtkunst und Meißel und Pinsel sich durch Schmeicheleyen entehrt, und Wissenschaften und Talente ihre hohe Bestimmung durch Niederträchtigkeit entweiht, oder wenigstens durch verrätherisches Verstummen verläugnet haben? Auch widersetzte man sich nicht ungestraft der Macht, vor der sich alles beugte. Die Eifersucht Richelieus sandte den unglücklichen Cinqmars, als er sich etwas tiefer in die Gunst Ludwigs des XIII. einzuwurzeln schien, beynahe aus der Königlichen Umarmung auf das Blutgerüst. Das Parlement, welches Vorstellungen gegen drückende Säckeledikte *) wagte, erfuhr die Demüthigung, daß der Sultan mit der Reitpeitsche in der Hand in Mitte desselben erschien, und ihm mit drohender Gebehrde die unbedingte Einzeichnung alles desjenigen gebot, was ihm der Vezier in Mund und Feder gelegt hatte. In den Statuten der Akademie der Vierziger wird der Gesellschaft ausdrücklich zur Pflicht gemacht, politische Werke nach der Absicht der Regierung zu behandeln. Der Sinn dieser Vorschrift bleibt nicht mehr zweydeutig, sobald man sich erinnert, daß

*) Edits boursaux.

Richelieu die Akademie gestiftet hatte, welche die Grundsätze des Despotismus in ein System zu bringen bestimmt war. Das nicht im Geiste der Akademie verfaßte Werk über die Wiederherstellung der Monarchie, zog dem tugendhaften St. Pierre von dem Ministerium eine Verfolgung zu, die nur mit seinem Leben endigte. Dieses Werk ist voll der vortrefflichsten Grundsätze über die öffentliche Verwaltung. Aber es war den Ministern ein Aergerniß, durch die Lehre, die es aufstellte: ein Volksbeherrscher könne der guten Köpfe nicht zu viel um sich her versammeln, nicht zu viele Einsichten um sich her vereinbaren, die Geschäfte nirgend zuverläßiger als durch Rathsversammlungen verwalten. Dieser unter allen Umständen bewährte Satz ward der allgemeinen Aufmerksamkeit durch den Umstand des Augenblicks wichtig; die Regierung des jungen Ludwigs stand Frankreich bevor. Die Befolgung desselben würde einen Fürsten vor tausend Klippen bewahret haben, der von der Zeit den großen Unterricht der Erfahrung noch nicht empfangen haben konnte. Es war das einzige Mittel, ihn von der Vormundschaft der Minister loszusagen, der er sich durch Vereinzelung, durch Entfernung von allem dem, was über den wahren Zustand des Volks die Augen zu öffnen fähig war, freywillig überlieferte. Eben darum aber wird ein solcher Rath gegen das Monopol eines despotischen Ministers überall ein unverzeihliches Verbrechen, so wie jedes gute Buch über

die

des XV. Minister war. Diese Buhlschwester vom zweyten Range, die unter den schrecklichsten Verzuckungen der Selbstvergiftung einen ihres lastervollen Lebens würdigen Tod nur zu spät gefunden hat, unterdrückte mit schamloser Offenheit den Finanzminister le Blanc, und ließ, wie ehemals Richelieu, eine eigne Kommission niedersetzen, welcher sie die unglücklichen Opfer ihrer Absichten und Rache, deren Menge die Bastille kaum fassen konnte, zur Verurtheilung bezeichnete. Diese Bertholet la Prie zerriß die bereits festgestellte Heurath des jungen Königs mit der Infantin von Spanien, welche man auf die beleidigendste Art nach Madrit zurückschickte; und, um mit Einem Zuge die Erniedrigung zu malen, worin unter dem Einfluß einer solchen Dirne alles versunken war, diese Bertholet la Prie ernannte in einer Beförderung zugleich sieben Marschälle, unter denen die meisten die Beweise ihrer Heldenkraft nur in Bertholets Schlafgemach abgelegt hatten; diese Bertholet la Prie ertheilte auf einmal 57 Ordensbänder zum Preise der schändlichen Gefälligkeit einer Vertrauten, die sich dazu verstand, eine Krankheit, die der Herzog Minister der Bertholet verdankte, auf ihre Rechnung zu nehmen *).

Der

*) La Prie hatte den Herzog angesteckt, der ihr darüber bittre Vorwürfe machte. Sie hingegen schob es mit der Unverschämtheit solcher Geschöpfe auf ihn zurück. Um

ih-

bildungskraft, die sich beschäftiget schönere Schönheiten, und angenehmere Vergnügungen zu erfinden als die Natur hat; einer Einbildungskraft, ohne welche weder Homere, noch Alcamene, noch Polygnote wären; welche gemacht ist unsre Ergözungen zu verschönern, aber nicht die Führerin unsers Lebens zu seyn. Um weise zu seyn, hast du nichts nöthig als die gesunde Vernunft an die Stelle dieser begeisterten Zauberin, und die kalte Ueberlegung an den Plaz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu sezen. Bilde dir auf etliche Augenblik' ein, daß du den Weg zur Glükseligkeit erst suchen müssest; frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird.

Zweytes Capitel.

Theorie der angenehmen Empfindungen.

Und wen anders als die Natur können wir fragen, um zu wissen wie wir leben sollen, um wohl zu leben? „Die Götter?„ Wenn eine Gottheit ist, so ist sie entweder die Natur selbst, oder die Urheberin der Natur; in beyden Fällen ist die Stimme der Natur die Stimme der Gottheit. Sie ist die allgemeine Lehrerin aller Wesen; sie lehrt jedes Thier vom Elephanten bis zum Insect, was seiner besondern Verfassung gut oder schädlich ist. Um so glüklich zu seyn als es diese innerliche Einrichtung erlaubt, braucht das Thier nichts

weiter,

Der Druck des Miniſter- und Mätreſſen-Deſpotismus hielt Hof und Stadt, den Adel und die übri-

ihrem Vorwurfe Wahrſcheinlichkeit zu geben, erſuchte ſie eine ihrer Freundinnen, bey der der Herzoge manchmal einzuſprechen pflegte, die Sache auf ſich zu nehmen, und vorzugeben: ſie ſey von ihrem Manne angeſteckt worden. Für eine ſo weit getriebene Gefälligkeit beſtimmte dieſe ſich nun das Ordensband des heiligen Geiſtes für ihren Mann aus, der weder durch Geburt noch Stand darauf einen Anſpruch machen konnte. Sobald es ruchbar wurde, daß er das Band erhalten ſollte, forderten es alle, die nach ihren Umſtänden ſich mehr dazu berechtigt glaubten, und Bertholet durfte es nicht wagen, durch Abweiſungen zur nähern Unterſuchung des Vorfalls Anlaß zu geben. So vermehrte eine ſchändliche Krankheit den glänzendſten Orden in Frankreich mit einem Zuwachſe von 57 Gliedern. — Ein Werk, das unverkleidet die wahre Geſchichte mittheilte, wie die Orden verliehen, und wie erworben werden, müßte zwar ſehr unterhaltend, aber für den Stolz nicht weniger niederſchlagend ſeyn. Die Fürſten bedenken nicht, daß das Recht Orden zu vergeben, gewiſſermaßen ein Prüfſtein ihrer Geſinnungen, ihrer Beurtheilung iſt, und wie viel ſie ſelbſt dabey auf beyden Seiten verlieren, ſowohl wenn ſie Kreuze und Bänder dem Unverdienſte verleihen, als wenn ſie ſolche dem Verdienſte verſagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Vergleichung niederzuſchreiben, die ſich mir anbietet. Die Orden bey den Männern ſind ungefähr das, was Juwelen bey

übrigen Volksklassen gleich sehr zu Boden. Die Volksklassen hatten noch den Druck des Adels insbesondere zu ertragen, von dem sie überall sich mit dem kränkendsten Uebermuth behandelt sahen. Die Geburt kannte nichts über sich; und unter sich vermengte sie alles in gemeinschaftlicher Geringschätzung, unter der Benennung gemeiner Mensch, mit der sie die beleidigendste Bedeutung verband. Ueberall stieß die Volksklasse auf Spuren einer solchen Geringschätzung, auf erniedrigende Unterscheidungen; selbst wenn sie den König anzutreten hatte, wurde sie nicht bey dem großen, ordentlichen Eingange des Hofes, sondern auf einer Hintertreppe, durch ein Nebenpförtchen, zum Gehör gelassen. Neuere Schriften wimmeln von Zügen, die das Zeugniß von der Verachtung ablegen, mit welcher der französische Adel von dem bürgerlichen Stande überhaupt zu denken und sich auszudrücken gewohnt war. „Es ist selten," schrieb der Mar-

den Weibern sind. Bey dem einen wie bey dem andern, wo das Publikum mit Verwunderung fragt: wie kommt dieses Weib zu Juwelen? wie kam dieser Mann zu dem Orden? wird die Antwort nicht sehr zu ihrer Ehre ausfallen. Ich würde daher dem Fürsten, der meinen Rath forderte, wie ers anzufangen habe, um das Ehrenzeichen des Verdienstes nie zu entweihen, mit dem Kaiser Galba versetzen: Wenn Sie eine gute Wahl zu treffen wünschen, — die Stimme des Publikums wird sie bezeichnen. Si velis eligere, conſenſu monſtratur. Tacit. hiſt. l. I. c. 16.

Marschall Richelieu in einem Briefe an den Kardinal Polignac, worin von einem der Gebrüder Paris, von Paris Douvernay die Rede ist; „es ist selten, einen vom Bürgerstande zu finden, der in das Große zu denken fähig wäre.“ In den Memoires von St. Simon liest man alle Augenblicke: „Er taugt wenig, wie alle seines Standes *). Ganz die Niedrigkeit der Denkungsart, die der gemeinen Abkunft eigen ist **)“, und hundert dergleichen Stellen, wo er der Rotüre ***) Erhabenheit in Gesinnungen, Anlage zu irgend etwas Großen durchaus abspricht. Man erläßt euch, aufgedunsene Patrizier! die Frage: von welchem Stande eure Ahnen, der erste Ursprung der Häuser, von denen ihr eure Abkunft abzuleiten so sehr zum Ruhm euch rechnet, und die so oft über ihre Abkömmlinge zu erröthen haben würden, von welchem Stande diejenigen, die zuerst den Adel in eure Familien gebracht haben, gewesen sind. Aber sprecht, waren Deskartes, Locke, Leibnitz und Newton, waren so viele andere, welche die Gränzen des menschs

*) Ne valant rien, comme tous ceux de son état.

**) Toute la bassesse de sentimens, apanage de la basse origine.

***) Ich habe das französische Rotüre beybehalten, weil, mir wenigstens, in unserer biedern Muttersprache glücklicher Weise kein Wort bekannt ist, welches dem französischen, nach dem damit verbundenen beleidigenden Begriffe, genau zusagte.

menschlichen Verstandes in das Unendliche hinausgerückt, war der Erfinder der Buchdruckerkunst, waren die Urheber so unzählbarer Künste, die den Umfang des nützlichen und angenehmen Genusses so sehr erweitert, so vieles zur Veredlung der Menschheit, zur Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, zum Glück des Lebens beygetragen haben, waren sie von Adel? Aber wisset — um euch Handlungen unter die Augen zu rücken, die ihr selbst mit gesehen haben könntet — wisset, diejenigen waren es, welche die Jugend Ludwigs des XV. zu allen den Unordnungen verführten, die ihn sodann zu einem Schandfleck des Thrones, zur Geissel seines Reichs und zum Abscheu seines Zeitalters machten, und vielleicht mit unter die nächsten Ursachen gezählt werden dürfen, welche die allgemeine Unzufriedenheit zur Empörung gereift haben; wisset, der Abschaum von Lasterhaftigkeit, Charolois, Graf Charolois, der einen Zeitvertreib darin fand, Arbeiter von den Baugerüsten herabzuschießen, und in den Verzerrungen des Schmerzens, in den Verzückungen des Todes eine teuflische Lust zu finden, der war von Adel, war von hohem Adel; und als der König, anstatt ihn wegen so gräulicher Handlungen der Strenge der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, ihn mehrmals begnadigte, und sich begnügte, zuletzt bloß zu erklären: er würde auch denjenigen begnadigen, der Charolois tödten würde; da konnte das französische Volk an die vollendete Ausartung der Verfassung in Aristokratie glauben, welche,

che, da ſie lange ſchon mehrere für die übrigen Bürgerklaſſen höchſt drückende, höchſt erniedrigende Befreyungen beſaß, nun es erreicht hatte, der Regierung die ſchrecklichſte Befreyung, die Strafloſigkeit der Verbrechen, zu entreißen.

Als in der berüchtigten Streitigkeit des Parlements mit den Herzogen und Pairs, in der ſogenannten querelle du bonnet, welche unter Ludwig dem XIV. ihren Anfang nahm, und noch unter der Regentſchaft fortgeſetzt wurde, die letzteren den Gliedern des Parlements vorwarf, ſie wären nur Menſchen vom dritten Stande; da waren dieſe klein geſinnt genug, ſich dadurch für erniedrigt anzuſehen, und man lieſt, ich weiß nicht ob mit größerem Befremden oder Unwillen, am Schluß einer Schrift, welche das Parlement den Anſprüchen der Großen entgegenſetzte, folgende Stelle: „Uneingedenk endlich, daß ſie ſelbſt einen Theil des Parlements ausmachen, dürfen ſie unſere Geſellſchaft, die erlauchteſte Geſellſchaft des ganzen Königreichs, mit zu dem dritten Stande zählen.“ Die Verachtung der Pairs verfehlte nicht ihr Ziel bey Leuten, die ſelbſt ſich dadurch verächtlich gemacht glaubten, daß ſie ein Theil desjenigen Standes ſeyn ſollten, der ſein Verdienſt in ſich ſelbſt ſucht, der den Adel, anſtatt ihn zu ererben, oft verdient, der durch die Maſſe von Einſicht, von Fähigkeit, von Betriebſamkeit, von Vermögen, die er in ſich vereiniget, ſogar durch ſeine Anzahl und Ausbreitung

jedem Staate wichtig, jeder wohlgeordneten Verfassung schätzbar seyn wird, und der, wenn die Gevres und Rochefoucaults bey dem lächerlichen Ranggezänk der Pairs mit den unehligen Söhnen Ludwigs des XIV. bis Unverschämtheit haben konnten, zu schreiben: „Verdienst, das die Zuneigung gewinnt und Hochachtung einflößt, habe keinen Rang, ertheile kein Recht, wo die Geburt fehlt,“ mit allgemeinerem Beyfalle auf seiner Seite sagen darf: „wo Verdienst, das allein Zuneigung gewinnt und Hochachtung einflößt, fehlt, da kann Geburt keinen Vorzug, kein Recht ertheilen.“ Jus dessen dient eine so ausgesprochene und öffentlich geäußerte Meinung immer zum Beweise, daß der französische Adel, durch die beständige Geringschätzung, welche er zu allen Zeiten in jeder Gelegenheit sich gegen andere Klassen des Volkes zu erlauben zum Standesplan machte, es zuletzt dahin gebracht habe, daß diese Klassen es in der That für Erniedrigung ansahen, nicht zu dem Adel zu gehören. Die folgenden Regierungen thaten alles, oder ließen alles geschehen, wodurch ein so schädliches Vorurtheil noch mehr Bestand und Festigkeit gewinnen konnte.

Und so boten sie willfährig ihre Hand zu allem andern, was die Bedruckung der Nazion vervielfältigen, das ist, die allgemeine Unzufriedenheit vergrößern und rechtfertigen, die Ursachen der öffentlichen Beschwerden vermehren konnte. Die Bartholomäusnacht, die Gräuel der Ligue, die

die Widerrufung des Edikts von Nantes, die gegen die Waldenser und Albigenser verübten empörenden Grausamkeiten, die Dragonaden, und die noch mehr unterdrückende Unduldsamkeit der Gesetze; sind eine Reihe von Ereignisse, wo der Despotismus, den die Klerisey mehr oder minder offenbar über die Nazion ausübte, sich in seiner ganzen Kraft und in seiner ganzen Tyranney entwickelte. Die Herrschsucht, der Eigennutz, die Religionswuth und Andächteley der Beichtväter, der Bischöfe, der abgelebten Mätressen, und überall im Hintergrunde die Argliſt der Jesuiten, fachten geschäftig die Flamme der Unduldsamkeit an, welche das Königreich von einem Ende zum andern verheerte. Indessen kann ein, obgleich übelgekannter Staatsvortheil wenigstens zum Scheingrunde des Widerspruchs vorgeschützt werden, warum, unter einer Folge von mehreren Königen und Miniſtern, die Regierung eine Lehre bey sich zu Hause durch alle Mittel des politischen und Religionszwangs unterdrückte, deren Anhänger sie im Auslande in dem langen Kampfe für Gewissensfreyheit mit dem Gelde und Blute der Nazion unterstützte, und für deren Aufrechthaltung in Teutschland sie bey dem Abschlusse des westfälischen Friedens sogar die beständige Gewährleistung über sich nahm. Aber, — sagen wir — was hätte nicht die Religion, deren erstes Gesetz allgemeine Liebe ist, was nicht die Menschlichkeit, die ihren Anspruch auf sanfte Duldung für die ganze Menschheit geltend macht, was hätte selbst die Afterpolitik auf

die Frage zu erwiedern: warum die Regierung in den spätern Zeiten die Streitigkeiten der Molinisten und Jansenisten wieder aufleben ließ, und zwischen zwey gleich fanatischen Rotten Parthey nahm? warum sie einen Wörterkrieg, der ohne höhere Dazwischenkunft bloß den Gassenliedern Stoff gegeben haben würde, zu einer ernsten Verwaltungsangelegenheit emporhob? warum sie Meinungen und Schriften, wo das für und wider der gesellschaftlichen Ordnung durchaus gleichgültig seyn konnte, die ohne Einmengung des öffentlichen Ansehens bald in die Verachtung und Vergessenheit, die sie verdienten, versunken seyn würden, eine solche Erheblichkeit beylegte, daß sie darüber das Königreich in Gährung brachte? Wie? die Bulle Unigenitus, deren Daseyn andere katholische Staaten durch kluges Stillschweigen nicht zu wissen affektierten, konnte der französischen Regierung Veranlassung geben, siebentausend Verhaftsbriefe, und noch darüber, auszufertigen? Wie? den Boyers, Bouetins, Beaumonts, und nach dem Vorgange dieser Pariser Fincasse, den fanatischen Bischöffen und Seelsorgern in allen Provinzen, konnte gestattet werden, wie vormals der Jansenist Noailles gethan, die Beichtzettel zum Zwangwerkzeuge ihrer Formel zu gebrauchen, die Sterbenden auf dem Todeslager durch Versagung der Sakramente zu ängstigen, und die Trostlosigkeit der Familien über den Verlust eines Gatten, eines Vaters, noch durch die ihm verweigerte Bestattung zu vermehren?

Wie?

Wie? und wenn das Parlement diesen Unordnungen nach seiner Pflicht Einhalt thun will, wenn es gegen die fanatische Widerspenstigkeit von den rechtlichen Mitteln, den Gesetzen und den Verordnungen der bestellten öffentlichen Gewalthaber Gehorsam zu verschaffen, Gebrauch macht, so sieht es sein Ansehen nicht bloß von der Regierung nicht gehandhabt, sondern durch auferlegte Widerrufung abgewürdigt, und den Anmaßungen des widerspenstigen Klerus vollkommen aufgeopfert? — Die Schritte des Hofes bey diesem Benehmen zwischen Priesterschaft und Magistratur wurden sichtbar durch die Nebenabsichten der Minister irre geführt, welche darüber frohlockten, das Parlement in Verlegenheit zu sehen, dessen natürliche Feinde sie von jeher waren; wie die Minister aller Orten Feinde von Rathsversammlungen seyn werden, deren Glieder dadurch, daß sie sich näher und fest aneinander schließen, weniger den Wirkungen der Ministerialempfindlichkeit ausgesetzt sind, und daher mit mehrerer Entschlossenheit sich ihr entgegenstellen können. Aber die Krone sollte nicht vergessen haben, daß das Parlement mit seinen Grundsätzen und seiner Einsicht, mit seinem standhaften Muthe von jeher die Rechte der Könige gegen die Ansprüche und Anmaßungen des Vatikans und Klerus verfochten hatte. Es war also unbedachtsam und undankbar gehandelt, das Ansehen des Parlements in diesem Streite gegen eine Verkörperung unterliegen zu lassen, die trotz der Wärme, mit der sie die Freyheit

der gallikaniſchen Kirche vertrat, immer mit mehrerer Hitze ihre Befreyung gegen den Staat und Mitbürger verfechten wird; die ſtets durch geheime Bande feſter an Rom als an ihrem Vaterlande hängt, und mit nie ſchlummernder Wachſamkeit in den engſten Schranken der Folgſamkeit gehalten werden muß, wenn ſie nicht bald alle Schranken über den Haufen werfen, ſich dem bürgerlichen Gehorſam, den bürgerlichen Pflichten ganz entziehen, und der öffentlichen Gewalt mit furchtbarem Anſehen die Stirn bieten ſoll. Frankreich konnte ſich beynahe zu gleicher Zeit mit dieſen Vorgängen von dem Bürgerſinne der Kleriſey überzeugen, — durch die Hartnäckigkeit, mit der ſie dem Finanzplane Machauts entgegen arbeitete, als er darauf antrug die Güter der Kleriſey, gleich dem Vermögen der übrigen Bürger, der ordentlichen Beſteuerung zu unterwerfen; durch die Unruhen, die ſie erweckte, um ſich in dem Beſitz ihrer bis dahin behaupteten ungerechten Befreyung zu erhalten; durch die aufrühriſchen Zuſammentretungen und verwegnen Vorſtellungen; durch die Widerſpenſtigkeit und den Trotz ſeines ganzen Betragens, wodurch die allgemeine Beſchuldigung mehr als Wahrſcheinlichkeit erhielt, daß die Fauſt des Zöglings der Jeſuiten von Bethune, Damiens, mit dem königsmörderiſchen Dolche zur Vertheidigung der Rechte des Klerus bewaffnet worden ſey.

Das Parlement, das in dem Streite mit der moliniſtiſchen Kleriſey bey der Regierung nicht die

Un-

weiter, als dieſer Stimme der Natur zu folgen, welche bald durch den ſüſſen Zug des Vergnügens, bald durch das ungeduldige Fodern des Bedürfniſſes, bald durch das ängſtliche Pochen des Schmerzens es zu demjenigen loket, was ihm zuträglich iſt, oder es zur Erhaltung ſeines Lebens und ſeiner Gattung auffordert, oder es vor demjenigen warnet, was ſeinem Weſen die Zerſtörung dräuet. Sollte der Menſch allein von dieſer mütterlichen Vorſorge ausgenommen ſeyn, oder er allein irren können, wenn er der Stimme folget, die zu allen Weſen redet? Oder iſt nicht vielmehr die Unachtſamkeit und der Ungehorſam gegen ihre Erinnerungen die einzige wahre Urſache, warum unter einer unendlichen Menge von lebenden Weſen der Menſch das einzige Unglükſelige iſt?

Die Natur hat allen ihren Werken eine gewiſſe Einfalt eingedrükt, die ihre mühſamen Anſtalten und eine genaue Regelmäßigkeit unter einem Schein von Leichtigkeit und ungezwungner Anmuth verbirgt. Mit dieſem Stempel ſind auch die Geſeze der Glükſeligkeit bezeichnet, die ſie dem Menſchen vorgeſchrieben hat. Sie ſind einfältig, leicht auszuüben, und führen gerade und ſicher zum Zwek. Die Kunſt glüklich zu leben, würde die gemeinſte unter allen Künſten ſeyn, wie ſie die leichteſte iſt, wenn die Menſchen nicht gewohnt wären ſich einzubilden, daß man groſſe Abſichten nicht anders, als durch groſſe Anſtalten erreichen könne. Es ſcheint ihnen zu einfältig, daß alles was ihnen die Natur durch

Unterſtützung fand, die es zu erwarten berechtigt war, ſah ſich überall mit der äußerſten Strenge behandelt, wo es mit den Abſichten und Vorgängen der Miniſter in geraden Widerſpruch kam, von denen ſeine Vorſtellungen, ſeine Bedenklichkeiten, den Maßregeln der Willkühr durch Eintragung in ſeine Regiſter das Siegel der geſetzlichen Förmlichkeit aufzudrücken, ſtets als Ungehorſam und ſtrafbare Widerſetzung behandelt wurden. In einer ſolchen Gelegenheit, unter der Miniſterſchaft des Kardinals Fleury, warf der Senat der Nazion ſich in die Arme des gutmüthigen Barjac, und hatte nur dieſer Zuflucht die Rettung von der Demüthigung zu verdanken, mit der er bedroht war. Barjac war erſter Kammerdiener, und durch vieljährige Dienſte der Vertraute des Miniſters. Wo das Wohlwollen deſſen, der dem Miniſter das Nachtkleid reichte, der oberſten Magiſtratur Schutz zu ertheilen fähig war, da müßte nicht weniger ſeine Abneigung vermögend geweſen ſeyn, den Untergang derſelben zu entſcheiden. Nach einer ſolchen Bemerkung wird es überflüßig, noch bey dem Uebermuthe ſtehen zu bleiben, den einzelne Geſchäftsmänner in den Vorzimmern der Großen zu ertragen, oder durch Geſchenke abzuwenden hatten. So ſahen in Rom Patrizier und Ritterſchaft ſich genöthigt, dem Dienſtgefolge Sejans knechtlich die Aufwartung zu machen, und es für eine Unterſcheidung zu halten, wenn ſie den Freygelaſſenen und Thürhütern deſſelben nicht unbekannt wa-

ren *). Die Miniſterſchaft in Frankreich war ein ununterbrochenes, ein von Nachfolger auf Nachfolger übergehendes Sejanat, mit furchtbarer Gleichheit in der Tyranney der Zwecke und Abſcheulichkeit der Mittel, unter denen der Polizeydespotismus das abſcheulichſte, aber auch das verabſcheuteſte war. Nur dadurch, daß Willkühr und Eigenmacht die Pariſer Polizey überall begierig zum Vorbild wählte, konnte das Vorurtheil von der vortrefflichen Einrichtung derſelben in ganz Europa ſo ſehr Umlauf und Glauben erhalten haben. Allerdings, wenn 30 Bezirksaufſeher, und 50 Sicherheitskommiſſäre, und ein Schwarm untergeordneter Aemtlinge, und ein noch ungleich zahlreicheres Heer von Ausſpähern, wenn eine unverfolgbare Verwicklung, eine alle Gewaltthaten begunſtigende Dunkelheit, ein Aufwand, der unermeßliche Summen, ſelbſt den ungeheuren Beytrag verſchlingt, mit welchem die Zügelloſigkeit Duldung oder Nachſicht geſeilſcht; wenn dieſe Merkmale die Vortrefflichkeit und den Vorzug einer Polizey bezeichnen, ſo war die Polizey von Paris die vortrefflichſte. Aber eine genauere Prüfung entdeckt darin eine Anſtalt, die nicht ſowohl für die Sicherheit der Bürger berechnet, als gegen ſie gerichtet war. Mit ſo vielem Prunke man die Beſorgung der minder wichtigen Theile aus-

*) Etiam Sextium atque Pomponium venerabamur: libertis quoque ac janitoribus ejus noveseere, pro magnifico habebatur. Tacit. Annal. VI, 8.

ausgekramt sah, so sehr und ganz waren die wichtigen Gegenstände vernachläßigt. Ein verlängerter Aufenthalt in Paris wird jedem bestätigt haben, worin alle Reisende übereinkommen, daß Betrügereyen aller Art, Diebstähle, gewaltsame Einbrüche, Beraubungen auf den Straßen, Zweykämpfe und Mordthaten in Paris alltägliche Erscheinungen waren, deren Erzählung auf die bereits daran gewöhnten Einwohner weiter keinen Eindruck machte. Nein! der Bürger des unbedeutendsten teutschen Städtchens ist unfähig, sich einen Begriff von dem elenden Hüttenwerk, der Unflätigkeit und dem mefitischen Gestanke ganzer Vorstädte *) zu machen, und von dem mehr als bettler-, mehr als räuberähnlichen ruchlosen Gesindel, das diese, Ansteckung und Sterblichkeit umher verbreitenden Sümpfe bevölkerte, und aus Abgang anderer Erwerbungswege größtentheils das Verbrechen zu seinem Brodgewerbe machte. In diesen Bezirken der Lasterhaftigkeit, des Elends und der Verzweiflung waren die Hebberts, Marats und Robespierres versichert, zu allen Gräuelthaten vorbereitete Werkzeuge ihrer Blutentwürfe legionenweise zu finden. Aber die bewunderte Polizey von Paris sah hier keinen Gegenstand, der ihren Blick auf sich zu ziehen verdient hätte; ihre Aufmerksamkeit war ganz und beynahe einzig auf die Ausspähung gerichtet.

*) S. Tableau de Paris, von Mercier.

Der berufene d'Argenſon hat den ſchändlichen Ruhm, dieſen Theil der tiberianiſchen Regierungskunſt in ein Syſtem gebracht zu haben. Er war es, der dem ſogenannten Bureau de décachetage Form und Beſtand gab, wo die Polizey durch Entſiegelung aller Briefe auf die Geheimniſſe der Bürger lauerte, der aber, weil es bald ruchbar ward und die Schreibenden behutſam machte, dadurch nicht mehr gewann als die Schande, das öffentliche Zutraven durch den abſcheulichſten Mißbrauch entweiht zu haben. Er war es, der mit ungeheurem Aufwande den Hof und die Stadt Paris und die Provinzen, das Innere aller Häuſer, aller Familien, aller Geſellſchaften mit Ausſpähern anfüllte; der die Schätze der Nazion verſchwendete, um Kundſchafter von allen Klaſſen, von beyden Geſchlechtern, Ausländer, Eingebohrne, von der Diplomatie, vom höchſten Range, mit dem Stern an der Bruſt, im Solde zu haben; der, nicht damit zufrieden, der Verrätherey des Dienſtvolks gegen ſeine Herrn einen Preis zu ſetzen, den Gräuel der Ausſpähung ſo weit trieb, die Treue der Gatten gegen einander, die Pflicht und Ehrerbietung der Kinder gegen Aeltern zu beſtechen, und dadurch die Bande zu zerreiſſen, die Verhältniſſe aufzuheben, die der Natur und bürgerlichen Geſellſchaft die heiligſten ſeyn ſollten, und mit deren Auflöſung die geſellſchaftliche Ordnung nothwendig zerfällt. Setzt man zu ſo vielen Abſcheulichkeiten noch die nicht geringere hinzu, daß er der Ausſchweifung Freybriefe, ſelbſt dem

dem Verbrechen die Strafloſigkeit unter der Bedingung zuſicherte, der Polizey als Kundſchafter zu dienen; ſo ſieht man, daß der Scharfſinn dieſes Satrapen des Despotismus der Erfindſamkeit ſeiner Amtsfolger alles zum voraus weggenommen, und ihrem Eifer nur das Verdienſt übrig gelaſſen habe, ſein Syſtem mit gleich unermüdetem Eifer fortzuſetzen. Und dieſes thaten ſie nur zu getreu, bis zu dem erſten Schlage, in welchem die lange zurückgehaltene allgemeine Unzufriedenheit ſo ſchrecklich ausbrach.

Eine Regierung, die nicht durch äußerſte Sorgloſigkeit eingewiegt, oder durch Zuverſicht auf die bewaffnete Zwangsmacht verblendet geweſen wäre, hätte die Warnungen und Anzeichen der glimmenden Gefahr in den ungeſtümen Freudensbezeugungen nicht verkannt, mit welchem das Volk die Rückkehr des Parlements feyerte, als Ludwig XV. die nach Pontoiſe verwieſenen Glieder zurückrief, und den ganzen Körper wieder an die Stelle der Königlichen Kammer einſetzte.

Eine nachdrückliche Vorſtellung gegen die Verhaftsbriefe, deren Zahl unter dem, den Miniſtern und Mätreſſen gleich knechtlich höfelnden Argenſon ins unendliche vermehrt wurde, hatte der Magiſtratur die Verfolgung, und zuletzt die Verweiſung zugezogen. Die Menge, die keine Verſtellung kennt, verbarg bey der Wiederkehr derjenigen, die ſie als ihre Vertreter betrachtete, ihr Gefühl nicht. Der

Zuruf: die Märtyrer unſerer Sache! von welchem der Pallaſt bey dem Eintritt der Verwieſenen ertönte, und der Lorberkranz, den die Wortführer des Volks dem Präſidenten der ungebeugten Magiſtratur anboten, ließen keinem Zweifel Platz, wie tief und allgemein der Abſcheu gegen die Werkzeuge der willkührlichen Gewalt gewurzelt, und welche hohe Wichtigkeit die öffentliche Meinung dem Siege beygelegt habe, den das Parlement bey dieſem Anlaſſe über den Polizeydespotismus erfochten zu haben ſchien. Ein Eichenkranz anſtatt des Lorbers von den erhaltenen Mitburgern, und vielleicht von der geretteten Familie der Bourbone, wäre die zukommlichere Belohnung für die Standhaftigkeit des Parlements geweſen, wenn ſeine herzhafte Vorſtellung die heilſame Wirkung gehabt hätte, den König zu bewegen, das Recht der Verhaftsbriefe aufzugeben, und durch dieſes Opfer den immer zunehmenden Haß der Nazion zu entwaffnen, vielleicht dieſelbe durch das Band einer verdienten Dankbarkeit wieder an ſich zu ziehen. Vergebens! Der Stolz der Miniſter war entſchloſſen, eine Waffe nicht aus den Händen zu laſſen, mit welcher ſie alles, was ſich ihrer Eigenmacht zu widerſetzen wagen durfte, zu Boden zu werfen verſichert waren. Ihre verrätheriſchen Vorſpiegelungen wußten die Eiferſucht der Regierung in das Spiel zu ſetzen, daß ſie die Verhaftsbriefe als ein weſentliches Vorrecht des Königlichen Anſehens, als eine koſtbare Juwele der Krone betrachtete, und, um ſogleich die

Exe

Epochen einander zu nähern, noch da die zusammenberufenen Reichsstände auf die Abschaffung derselben drangen, solche mit der nemlichen Hartnäckigkeit vertheidigte, mit welcher einst Karl I. von England für die Willkühr der Verhaftnehmung gegen das Parlement gerungen hatte. Die sich gleichen den Ursachen glichen sich auch in den traurigen Folgen. Die Unbeugsamkeit des Hofes gegen den billigen Wunsch der Nazion ward in Frankreich, was sie in England war, der erste Anstoß der allgemeinen Erschütterung; die erste Stufe, auf welcher der gutmüthige, aber übelberathene, absichtlich irre geleitete Ludwig XVI., wie damals Karl I, zu dem Blutgerüste hinanstieg.

Durch so vielfachen Druck zu Boden gehalten, konnte die französische Nazion sich nicht bis dahin emporrichten, um Tugenden zu haben. Das Beyspiel des Hofes, der Großen, der höhern Kirche, verbreitete das Verderbniß der Sitten, die Ansteckung des Lasters auf alle Klassen, und nichts war fähig demselben Einhalt zu thun. Wie hätte auch ein Hof, der sich selbst alle Ausschweifungen vorzuwerfen hatte, es wagen sollen, den Unordnungen Gesetze entgegen zu stellen? Jedes Gesetz würde eine beißende Satyre auf ihn selbst gewesen seyn; und die Strafloſigkeit der Großen war ein Freybrief für die Zügellosigkeit aller übrigen Klassen. — Sittenrichter ohne Einsicht, erbärmliche Vernünftler, die Ihr das eingerissene Verderbniß der

Sitten so gern auf Rechnung der Schriftsteller setzt, wisset: so oft von dem allgemeinen Sittenverderbniß einer Nazion die Rede ist, sucht man die Grundursachen desselben vergebens anderswo, als in dem Vorgange der obern Klassen. Allerdings werden schädliche Bücher das Uebel unterhalten, es vermehren; aber es ist vor ihnen schon da gewesen. Der Schriftsteller liefert nur Werke, wie der herrschende Geschmack der Leser sie fordert, nur solche, denen er Beyfall und Umlauf versprechen kann. In dem ernsten Sparta, in den ersten Jahrhunderten Roms würde keine Ode à Priape, keine Princesse de Babylon erschienen seyn; aber wo die bijoux indiscrets die Lieblingslektüre aller Putztische wurden, wo man in dem Lehrbuche der Verführung, les liaisons dangereuses, nicht die Erfindung des Schriftstellers, sondern die Geschichte der Zeit erkannte, da fanden die Schriftsteller wenig mehr an den Sitten zu verderben. Eine schmutzige Broschüre, ein gottloses Pamflet kann die Quelle der Verführung hie und da für einzelne Leser werden; aber es setzt verdorbene Leser zu Tausenden voraus, wenn eine Schrift dieser Art ihren Verleger reich macht. Das Volk, um alles mit Einem Worte zu sagen, — das Volk im Durchschnitt genommen, liest wenig; es hört, es sieht alles. Das französische Volk, das Volk von Paris hörte täglich, stündlich Erzählungen von den schändlichsten Ausschweifungen und Verführungen, die sich die Großen ungestraft erlaubten;

hörte,

hörte, wie Ehrbarkeit und Zucht, wie Treue in der Ehe, wie kindliche Verehrung, freundschaftliche Verbindung, Ehrliebe und Rechtschaffenheit, und jede Bürger- und Menschentugend zum Gespött und Spiel der guten Gesellschaft, und die nur zu sehr verdiente Benennung Roués *) zu einem Ehrentitel geworden, der bey den Weibern von hohem Fluge für eine Empfehlung galt. Es sah das Laster die eiserne Stirn mit Unverschämtheit emportragen, Weiber, wie sie das Bicêtre aufzunehmen erröthen würde, am Hofe glänzen, den Lohn der Verdienste für schändliche Dienste hingegeben; es sah vorzüglich das empörendste Aergerniß gleich der Thronfolge vererbt: einen öffentlichen Ehebrecher in Ludwig XIV, einen blutschänderischen Liebhaber seiner Tochter in dem Regenten Orleans, zwey Schwestern erst nach einander, dann zugleich in das Lager Ludwigs XV aufgenommen; es sah die Orgien von Choisi, die Verschwendungen, die Zügellosigkeiten, die Gewaltsamkeiten des Hirschgartens. Bey solchen Beyspielen war der Reiz verführerischer Schriften überflüßig. Wenn das Volk gelesen

*) Roué heißt, wie bekannt, ein Gerädderter, mit welchem Namen der Regent die Mitgenossen seiner Ausschweifungen selbst belegte. Wir Teutsche haben kein Wort, das dem Begriff Roué so genau zusagte, als unser Galgenvogel. Aber wir verstehen die Kunst noch nicht, Wörter dieser Art die Würde zu geben, die das französische Roué bezeichnet.

leſen hätte, es würde die ſchlüpfrigen Erzählungen Laſontaine's, die unzüchtigen Gemälde Crebillons, ſelbſt die ekelhaften Unfläthigkeiten Grecours, in Vergleichung mit dem, was es hörte und was es ſah, noch anſtändig und ehrbar gefunden haben.

Und wozu wären erſt noch Werke nöthig geweſen, die Religion zu untergraben, und allem, was der Menſchheit und bürgerlichen Geſellſchaft ehrwürdig ſeyn ſoll, die Achtung zu rauben? Das öffentliche Aergerniß, in welchem die reichſten Pfründner und Biſchöffe des Reichs in Paris lebten, wo ſie die Einkünfte der Kirche im Taumel des üppigſten Wohllebens verpraßten, und das Erbtheil der Armen in den unzüchtigen Schooß ihrer Beyſchläferinnen ausſchütteten, hatte den Spöttereyen Voltäre's längſt vorgearbeitet, der ſeinen Witz nur fruchtlos verſchwendet haben würde, wenn der Wandel der Prieſterſchaft ihren eignen Glauben an die Wahrheit der Religion bezeugt, wenn ihre Sitten die heiligen und nützlichen Religionslehren durch Ausübung gepredigt hätten. Aber wo der Gevatter der Fillon *), Dubois, wo der Kuppler und zugleich Liebhaber ſeiner Schweſter Tincin, wo der Putztiſchbeyſitzer und Kammerdichter der Etiole, Bernis,

*) Fillon war die berühmteſte Kuplerin in den Zeiten der Regentſchaft. Sie ſtand mit dem Kardinal Dubois auf ſo vertrautem Fuße, daß ſie ihn duzte und Compére Dubois nannte.

den Mund der Weisheit zu ſagen hat, in dieſe drey Erinnerungen zuſammen flieſſen ſoll.: Befriedige deine Bedürfniſſe, vergnüge alle deine Sinnen, und erſpare dir ſo viel du kanſt alle ſchmerzhaften Empfindungen. Und doch wird dich eine kleine Aufmerkſamkeit überführen, daß die vollſtändigſte Glükſeligkeit deren die Sterblichen fähig ſind, in die Linie eingeſchloſſen iſt, die von dieſen dreyen Formuln bezeichnet wird.

Es hat Narren gegeben, welche die Frage mühſam unterſucht haben, ob das Vergnügen ein Gut, und der Schmerz ein Uebel ſey? Es hat noch größere Narren gegeben, welche würklich behaupteten, der Schmerz ſey kein Uebel, und das Vergnügen kein Gut; und was das luſtigſte dabey iſt, beyde haben Thoren gefunden, die albern genug waren, dieſe Narren für weiſe zu halten. Das Vergnügen iſt kein Gut, ſagen ſie, weil es Fälle giebt wo der Schmerz ein größeres Gut iſt; und der Schmerz iſt kein Uebel, weil er zuweilen beſſer iſt als das Vergnügen. Sind dieſe Wortſpiele einer Antwort werth? Was würd' ein Zuſtand ſeyn, der in einem vollſtändigen unaufhörlichen Gefühl des höchſten Grades aller möglichen Schmerzen beſtunde? Wenn dieſer Zuſtand das höchſte Uebel iſt, ſo iſt der Schmerz ein Uebel. Doch wir wollen die Schwäzer mit Worten ſpielen laſſen, die ihnen bedeuten müſſen was ſie wollen. Die Natur entſcheidet dieſe Frage, wenn es eine ſeyn kann, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig läßt. Wer iſt, der nicht lieber vernichtet als unaufhörlich

nis, zur Kardinalswürde gelangten; da mußte eine Religion, an deren Spitze man solche Vorsteher sah, ihre Würde, ihre zur Tugend ermunternde, von dem Laster abhaltende Kraft längst verloren haben.

Ein Volk, das alles verloren hatte, selbst das Gefühl seiner Sittlichkeit, konnte leicht zu allem angetrieben werden, war alles zu unternehmen fähig. Von einem Zustande, der sich nicht mehr verschlimmern kann *), suchen einzelne Menschen sich durch Selbstmord zu befreyen, und Völker durch Revoluzionen. In der schrecklichen Gewißheit, sein Zustand könne sich nicht verschlimmern, galt ihm schon die Ungewißheit, ob er sich verbessern werde, für Hoffnung. Das Andenken Ludwigs XVI erwartet daher nicht erst die Rechtfertigung der Zukunft gegen die Verläumdung, die seinen Richtern einen Vorwand leihen sollte, Frankreich zu Grund gerichtet zu haben. Ein Bau, dessen Grundfeste von allen Seiten untergraben war, mußte bey dem ersten Windstoß einstürzen. Die Regierung Ludwigs XVI war nur der Zeitpunkt, nicht die Ursache des Sturzes, von welchem die Erschütterung weit umher empfunden werden wird, wofern Völker und Regierungen die fürchterliche Lehre dieses Ereignisses verschmähen oder mißverstehen sollten. —

Wien. Sonnenfels.

*) Quoties graviora sunt quae patiuntur homines quam quae metuunt.

Livius.

V.

Auszüge aus Briefen.

Ausländiſche Korreſpondenz.

I.

Rom, den 12ten May 1797.

Die große Frage, wird Pius der letzte Pabſt ſeyn? muß ſich bey ſeinen jetzigen Geſundheitsumſtänden bald entſcheiden. Man ſpricht von einer Bulle, durch welche der Pabſt noch vor ſeinem Tode alle frühern Verfügungen über die Etiquette des Konklave aufheben, und eine Pabſtwahl auch außerhalb Rom, wo nur die meiſten Kardinäle verſammelt wären, möglich machen werde. Andere glauben, der Kardinal Mattei werde Pabſt werden, aber hierauf ſogleich abdanken, und damit das Pabſtthum auf immer begraben. Dieſe Muthmaßung erhält dadurch viel Wahrſcheinlichkeit, weil Mattei gewiß nichts ohne Buonaparte's Genehmigung thun wird, und dieß ganz in deſſen Reformazionsplan zu paſſen ſcheint. Dieſer feurige Hannibal ſchreibt wie er ſiegt, und für ihn hat Italien kein Kapua. Die ihn kennen, rühmen ſeinen geraden, feſten und ſittlichen Karakter eben ſo ſehr als ſein Feldherrntalent. Man bemerkt, daß der hohe Ton, mit dem er in ſeinen drohenden Manifeſten

ſten imponirt, ſich in dem Grade mildert, als er leiſtet, was er verſprochen hat, und daß er mit dem Siege aus der Sfäre der Würgengel wieder zur Menſchlichkeit herabſteigt. Faſt alle päbſtliche Offiziere, die bey Faenza gefangen wurden und ihn geſprochen haben, ſind (was freylich nicht viel ſagen will) ſeine Bewunderer geworden. Einem Oberſten, der nach der Affaire gefangen vor ihn gebracht wurde, klopfte er lächelnd auf die Schulter, mit den Worten: matto, matto voi e voſtro Vecchio, che vi ha mandato!

Die Roma antica des Abbate Guattani beſitze ich ſelbſt, und kenne ſie ſehr wohl. Der Verfaſſer, der bekannter unter dem Nahmen des marito della Vinci (ſeiner Frau, einer berühmten Theaterſängerin) als unter ſeinem eignen Nahmen iſt, lebt jetzt in Bologna. Er war Herausgeber des vor einigen Jahren in Rom angefangenen, aber nicht fortgeſetzten ſehr guten antiquariſchen Journals, monumenti antichi, aus welchem die Kupfer zu der Roma antica hergenommen ſind, denen ſich auch das neue Werk in ſeinem Format (4) hat anpaſſen müſſen, ſo unbequem dieſes auch zu einem Wegweiſer für Reiſende und Beobachtende iſt. Für gewöhnliche Reiſende iſt dies Werk ſehr lehrreich, auch überhaupt der Wißbegierde der Liebhaber angemeſſen. Nur die intereſſanteſten Gegenſtände ſind ausgehoben, kurz, und meiſtens richtig dargeſtellt, und die Ordnung, in welcher

der Verfaſſer ſeine Fremden in Rom herumführt, iſt vortrefflich. Er läßt ſie zuerſt auf der Trajaniſchen Denkſäule ſich umſehen, die Spuren der alten Hügel im Ganzen bemerken, und zeigt ihnen darauf die Merkwürdigkeiten nach der Folge der Hügel, auf denen ſie ſich befinden, indem er von einem zum andern wandert. Im Einzelnen hat das Werk jedoch viele und mit unter grobe Fehler, und iſt überdieß mit einer unverzeihlichen Nachläßigkeit des Stils geſchrieben.

Vor einigen Tagen ſtarb allhier der verdienſtvolle und auch jenſeit der Alpen mit Recht geſchätzte Padre Maeſtro Agoſtino Antonio Giorgi, Auguſtiner, im 88ſten Jahre ſeines Alters, und noch dazu im Geruche der Heiligkeit; nicht ſowohl wegen ſeines Lebens, denn er war ſeiner freyen Meinungen wegen ſogar in den Ruf eines Janſeniſten gekommen, ſondern weil, wie die Römiſche wöchentliche Zeitung berichtet, noch am dritten Tage nach ſeinem Tode der Leichnam nicht ſtarr gefunden wurde, und auf eine Oeffnung der Ader reichlich Blut floß. Er wurde zwar darauf ſogleich begraben; allein viele gläubige Katholiken, und unter dieſen auch ſehr angeſehene Perſonen begehrten Läppchen von ſeiner Kleidung, die ihnen ausgetheilt wurden, per ſodisfar alla loro pietà.

Alle fromme Wünſche für die Erhaltung der Römiſchen Kunſtwerke auf ihrer alten Stätte, ſind leider unerfüllt

fällt geblieben. Der gröſste Theil derſelben iſt ſchon aus Rom fortgeſchafft. Mit der ſo ſchwierigen Auswahl der bedungenen Handſchriften ſind die Kommiſſairs noch nicht fertig. — Indeſſ hat ſich das römiſche Volk bey dieſen Entführungen ruhiger betragen, als man denken und nach dem Eindruck, den die überall weinenden und von Milch flieſſenden Madonnenbilder gemacht hatten, vermuthen ſollte. Die Franzoſen haben die Arbeiter gut bezahlt, und um dieſen Preis hat alles in Rom ſelbſt mit Hand angelegt, um abzuheben und einzupacken. Es war ein ſonderbarer Anblick, als der Trajan ſo durch die lange Galerie hindurch fortgezogen wurde, und ſo gleichſam von ſeinen Freunden auf immer Abſchied nahm. —

2.

Paris, den 5ten Prairial (5. May) 1797.

Die Epoche, in welcher ich meine Reiſe nach Paris angetreten habe, iſt für Frankreich von der gröſsten Wichtigkeit, und bietet mancherley Stoff zu Bemerkungen dar. Zwar waren die Wahlen in den Departementern, die ich durchirrte, ſchon geſchehen; aber die Nazion befand ſich noch in jener lebhaften Stimmung, welche dergleichen Epochen in Republiken gewöhnlich hervorzubringen pflegen. Dieſes hat mir die Gelegenheit verſchafft, die Abſicht, welche man bey den Wahlen gehabt hat, noch kennen zu lernen, und wenn man daraus einen richtigen Schluſs auf die Stimmung der Nazion

machen darf, ſo glaube ich nicht, daß es mir entgangen ſey. —

Sie werden ſich aus den Zeitungen noch erinnern, daß man die dießjährigen Wahlen für die Geſetzgebung als äußerſt wichtig anſah, und ſich von dem neuen Drittheil die Beförderung des Friedens und große Veränderungen in Anſehung der innern Verfaſſung verſprach. Alle Faktionen wurden dadurch in Bewegung geſetzt, und eine jede ſuchte ſie nach ihren geheimen Abſichten zu lenken. In den Grenzdepartementern ſtellten ſich eine Menge Ausgewanderter und Prieſter ein, um auf das Volk zu wirken; Ludwig XVIII. ſchickte geheime Agenten mit ſeinen beſondern Aufträgen dahin ab; England bediente ſich ſeiner Gelder, und die Jakobiner, Royaliſten, Ariſtokraten und Republikaner ihres Einfluſſes, ihrer Rednertalente, und mit unter auch der Furcht und des Schreckens. Eine jede von dieſen Faktionen ſuchte ſich die Mehrheit der Stimmen in den Wahlen zu verſchaffen. Da ſie alle unter einander uneins waren, und mit Heftigkeit und Erbitterung dabey zu Werke gingen, ſo hat es ſich getroffen, daß Männer gewählt worden ſind, die im Grunde zu keiner Parthey gehören, und nichts weiter als Talente und Rechtſchaffenheit für ſich haben. Wenn man ſie aber durchaus klaſſifizieren wollte, ſo würde man finden, daß ſie gröſtentheils Anhänger der erſten Konſtituzion ſind; denn der Sieg der Wüthenden von beyden Extremen iſt von keiner oder doch nur von ſehr geringer Bedeutung.

Im

Indeſſen bilden ſich doch noch immer zwey entſchiedene Partheyen, die, ſo entgegengeſetzt auch ihre Grundſätze ſind, dennoch nach einerley Zweck ringen. Beyde, Jakobiner und Ariſtokraten, wünſchen und ſuchen den Umſturz der gegenwärtigen Verfaſſung; erſtere, um das Schreckensſyſtem oder eine reinere demokratiſche Regierung an ihre Stelle zu ſetzen; und letztere, um die alte Regierung mit allen ihren gothiſchen Mängeln und Auswüchſen wieder herzuſtellen. Dieſe zwey Fakzionen könnten gefährlich werden, wenn die eine nicht aus lauter Brauſeköpfen beſtünde, und die andere mehrere Maſchinen in Bewegung ſetzen könnte, und beyde nicht nur die Regierung, ſondern auch eine große Majorität der Nazionen gegen ſich hätten. Zwar finden ſie hin und wieder einzelne Anhänger, aber im Ganzen genommen iſt doch die Nazion wider ſie. Das Volk iſt gegenwärtig der Revoluzionen ſo ſatt und müde, daß es ſelbſt die deſpotiſchſte Verfaſſung geduldig ertragen würde, ehe es ſich entſchlöſſe, ſich durch eine neue Revoluzion Linderung zu ſuchen. Dieſe Stimmung hauptſächlich unterſtützt und unterhält die Konſtituzion, und ſo lange ſie das geſetzgebende Korps und die ausübenden Gewalten in allen Stücken beobachten, werden ſich auch alle diejenigen, die noch etwas zu verlieren haben, an dieſelben anſchließen und ſie aus allen ihren Kräften unterſtützen.

In dieſer Stimmung habe ich das Volk in den Provinzen und in Paris angetroffen. Freylich giebt es Der-

partementer, in welchen ſie ſich mehr oder weniger zu der einen oder andern Parthey hinneigt; die überwiegende iſt jedoch allenthalben der Wunſch nach Ruhe und Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen. Nur in einigen Grenzdepartementern, und beſonders in denjenigen, in welche ſich viele Ausgewanderte eingeſchlichen haben, würde ich allein für die Ruhe der Einwohner beſorgt ſeyn. — Sie haben keinen Begriff, wie inkonſequent ſich die Emigrirten daſelbſt betragen; ja, im Juradepartement gehen ſie ſo weit, daß ſie die Wiederherſtellung des alten Syſtems laut und öffentlich predigen. England hat auf dieſes Departement große Summen verſchwendet, und einen nicht unbedeutenden Einfluß ſich daſelbſt zu verſchaffen gewußt. Wenn ſich die Bewohner deſſelben nicht während der Revoluzion außerordentlich bereichert hätten, und befürchten müßten, ihr Vermögen durch den Umſturz der gegenwärtigen Verfaſſung wieder zu verlieren; ſo würde ſich dort ſchon längſt eine neue Vendee gebildet haben, eine Vendee, die um ſo gefährlicher ſeyn würde, je größern Schwierigkeiten die Unterdrückung eines Aufſtandes in den Gebürgen des Jura unterworfen ſeyn müßte.

Ein Umſtand kommt der gegenwärtigen Verfaſſung auch noch ſehr zu Hülfe, und ſichert ihre Dauer. Ich will annehmen, was jedoch nichts weniger als ausgemacht iſt, daß die Mehrheit der Nazion die Wiederherſtellung der Königswürde wünſche. Dieſer Wunſch aber,

wenn er ja existirt, ist gewiß so unbestimmt, so dunkel, so verschieden modifiziert, daß es unter tausend kaum zehen geben wird, welche in Ansehung der Person des zu ernennenden Monarchen übereinstimmend denken. Ludwig XVIII. ist in ganz Frankreich verhaßt, und hat höchstens nur die Emigrirten erster Klasse für sich. Sein Bruder, der Graf Artois, darf, so lange er lebt, nicht nach der Krone ringen, und die Söhne des Herzogs von Orleans sind zu unvermögend sich eine Parthey zu werben. Könnte man sich über die Person des künftigen Monarchen von Frankreich vereinigen, so würde vielleicht die Dauer der gegenwärtigen Verfassung bedenklich seyn; so lange man aber darüber noch uneins ist, wird sie auch der Wunsch der Nazion nach Ruhe und Sicherheit gewiß aufrecht erhalten. Sie kann vielleicht mit der Zeit einige Veränderungen erleiden, aber man wird es gewiß zu verhüten suchen, daß sie nicht durch eine Revoluzion bewirkt werden. —

Ich habe mich nicht ohne Ursache so lange bey der Auseinandersetzung der gegenwärtigen Stimmung der Nazion aufgehalten. Sie wird ein großes Licht auf die Verhandlungen der Gesetzgebung und des ausübenden Direktoriums verbreiten; denn die Regierung muß jetzt noch, so wie ehmals, der Stimme des Publikums nachgeben, und wenn beyde im Widerspruch stehen, so trägt letzteres gewiß jedesmal den Sieg davon.

Die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien hat gewiß in ganz Teutschland große Sensazion gemacht; aber man würde außerordentlich irren, wenn man das nemliche von Frankreich annehmen wollte. — Ich war eben in Dole angekommen, als man sie dort erhalten hatte. Sie wurde dem Volke durch das Läuten der Glocken und Abfeuern der Kanonen angekündigt, und die Administrazion, von einer zahlreichen Bürgergarde begleitet, begab sich auf alle öffentliche Plätze, um die aus Louis le Saunier vom Departemente darüber erhaltene Publikazion bekannt zu machen. Als man das Läuten der Glocken vernahm, lief alles an die Fenster und auf die Straßen, um sich nach der Ursache davon zu erkundigen. La paix, la paix! war die allgemeine Antwort, und jedermann ging ohne anscheinende Merkmale von Zufriedenheit, und ohne sich über die nähern Umstände des Friedens zu unterrichten, wieder an seine Geschäfte. Diese Gleichgültigkeit habe ich auf meiner ganzen Reise bis Paris angetroffen; ja, an einigen Orten zweifelte man an der Aechtheit der Friedensnachrichten, an andern kannte man sie kaum. Wenn ich in den Wirthshäusern fragte, was es neues gebe, so hieß es zwar: on dit que la paix est faite; aber diese Antwort wurde mir jedesmal mit einer so gleichgültigen Miene gegeben, daß ich darüber in Erstaunen gerieth. Verlangte ich Zeitungen, so hieß es fast durchgängig, nous n'en avons pas, — und ich sah, was ich bis dahin kaum geglaubt hätte, und

lich gepeiniget werden wollte? Wer ſieht nicht einen ſchönen Gegenſtand lieber, als einen ekelhaften? Wer hört nicht lieber den Geſang der Grasmüke, als das Geheul der Nachteule? Wer zieht nicht einen angenehmen Geruch oder Geſchmak einem widrigen vor? Und würde nicht der enthaltſame Callias ſelbſt lieber auf einem Lager von Blumen in den Roſenarmen irgend einer ſchönen Nymphe ruhen, als in den glühenden Armen des ehernen Götzenbildes, welchem die Andacht gewiſſer Syriſcher Völker, wie man ſagt, ihre Kinder opfert? Eben ſo wenig ſcheint es einem Zweifel unterworfen zu ſeyn, daß der Schmerz und das Vergnügen ſo unverträglich ſind, daß eine einzige gepeinigte Nerve genug iſt, uns gegen die vereinigten Reizungen aller Wollüſte unempfindlich zu machen. Die Freyheit von allen Arten der Schmerzen iſt alſo unſtreitig eine unumgängliche Bedingung der Glükſeligkeit; allein da ſie nichts poſitives iſt, ſo iſt ſie nicht ſo wol ein Gut, als der Zuſtand, worinn man des Genuſſes des Guten fähig iſt. Dieſer Genuß allein iſt es, deſſen Dauer den Stand hervorbringt, den man Glükſeligkeit nennt.

Es iſt unläugbar, daß nicht alle Arten und Grade des Vergnügens gut ſind. Die Natur allein hat das Recht uns die Vergnügen anzuzeigen, die ſie uns beſtimmt hat. So unendlich die Menge dieſer angenehmen Empfindungen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt doch leicht zu ſehen, daß ſie alle entweder zu den Vergnügungen der Sinne, oder der Einbildungskraft, oder zu einer drit-

worüber ſich alle franzöſiſche Blätter beſchweren, daß ſich die Nazion um die wichtigſten Angelegenheiten, um das Betragen ihrer Regierung, wenig oder gar nichts bekümmert.

Das Volk ſcheint daher auch mit der Geſchichte der Revoluzion gänzlich unbekannt zu ſeyn, und kennt weder die verſchiedenen Triebfedern, welche auf dieſelbe gewirkt haben, noch auch die großen und wichtigen Epochen, die ſie auszeichnen. Zwar wird Ihnen jeder Franzoſe über die erſte Konſtituzion, den 10ten Auguſt, und den Sturz des Robespierre raiſonniren, aber gewiß ſehr wenige mit genauer Kenntniß der Sache. Der gröſte Theil der Nazion begnügt ſich damit, die verſchiedenen Benennungen der Fakzionen zu kennen, und man kann ſie in Bewegung ſetzen, wenn man dieſen oder jenen als einen Ariſtokraten, Orleaniſten, Anarchiſten oder Terroriſten verſchreit. Verlangen Sie aber den Grund und die Urſache dieſer Benennungen zu erfahren, ſo möchte ich faſt wetten, daß in den Departementern unter hundert kaum zehen gefunden werden, die Ihnen denſelben richtig anzugeben im Stande ſind.

Leben Sie wohl! Ich ſchreibe Ihnen wieder, ohne Ihre Antwort abzuwarten.

3.

London, den 20ſten May 1797.

Zu Vincent's Reiſe des Nearchus, einem Werke, das kaum vor der teutſchen Kritik die Probe beſtehen

dürfte, da der Verfaſſer viel zu wenig Linguiſt und Alterthumskenner iſt, um tiefer in die verwickelten Fragen der altindiſchen Nautik und Geographie eindringen zu können, geſellt ſich eine kleinere Ausgabe von dem bekannten Periplus des Hanno: The Voyage of Hanno, translated and accompanied with the Greek Text. by Th Falconer, Fellow of C. C. C. College, Oxford. Cadell, 8. (4 ſh.). Man findet hier die neuern Reiſenden verglichen, und den Hanno gegen die Einwürfe des Dodwell und anderer Zweifler ſcharfſinnig vertheidigt.

Um ſich eine Vorſtellung zu machen, aus welchem Geſichtspunkt die Miniſterialparthey, und man darf wohl ſagen, jeder Britte überhaupt, dem das Handelsmonopol ſeiner Nazion wichtig iſt, die Vergrößerung der franzöſiſchen Republik anſieht, und wie fürchterlich ihnen allen der Gedanke iſt, daß Frankreich durch den Beſitz der Niederlande die ausſchließliche Schiffarth des Rheins und der Schelde erhält, muß man eine ſo eben erſchienene Schrift leſen, deren Verfaſſer ein reicher, emigrirter Holländer iſt: Matthias Koops, a developement of the views of the French, in perſiſting to make the Rivers Rhine, Maeſe and Scheldt the boundaries of ther country. London, Stookdale (5 ſh.). In den Miniſterialblättern wird dieſe Schrift mit der Bemerkung angezeigt, daß jedes Mitglied des Ober- und Unterhauſes, das über die bevorſtehenden Friedensdebatten mit ſprechen wolle, die hier gegebenen Winke (z. B. England könne gar nicht, ohne ſeinen Ruin, in dieſe Beſitzergreifung willigen, und müſſe lieber alles daran ſetzen) als Baſis annehmen müſſe. Zur Erleichterung der Ueberſicht will dieſer Herr Koops auch Flußkarten der oben genannten Ströme auf Subſkripzion herausgeben. Leſer des Moniteur erinnern ſich, was Ducher in verſchiedenen Aufſätzen über die Eröffnung

der

der Schelde und der Befreyung des Rheins zu Gunſten des allgemeinen Handels geſagt hat. Allein dieß iſt es eben, was den allesverſchlingenden Egoismus dieſer Inſulaner zur Verzweiflung bringen muß.

The girl of the Mountains, von einer Miſtreß Porſons, (4 Vol Lane. 14 ſh.) iſt der neueſte Moderoman. Aber weit bedeutender wird manchem meiner Landsleute die Nachricht ſeyn, daß nun auch die drey letzten Theile von dem bekannten demokratiſchen, aber in ſeiner Art ſehr geiſtreichen Roman Hugh Trevor erſchienen ſind (Robinſon 10 ſh. 6 p.), deſſen Verfaſſer der auch um die Verpflanzung der teutſchen Literatur nach England rühmlich verdiente Thomas Holcroft iſt. Dieſer Holcroft war bis in ſein männliches Alter ein Schuſter. Auf einmal ſetzt er ſich, durch allerley Leſereyen angelockt, in den Kopf, etwas beſſeres zu werden, geht grades Wegs nach Frankreich und Teutſchland, lernt beyde Sprachen vortrefflich, und ſtudiert dann ſeine eigene unermüdet und mit dem gröſten Erfolge. Als er Lavaters Fyſiogonomik überſetzte, war es hier ein Fänomen, teutſch zu können, und ein ſo ſchweres Buch zu dolmetſchen. Nachher hat er, auſſer vielen andern, als Trenks Leben, auch die Oeuvres poſthumes de Frédéric II, und auch neulich Stollbergs Reiſen überſetzt. — Beckmanns Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen haben an John Stone einen kundigen Ueberſetzer erhalten, und ſind auf Velinpapier prächtig gedruckt erſchienen. Doktor Charles Burney hat eine neue Ausgabe des Pollux unter den Händen. Er iſt ein ſogenannter Schoolmaſter in Greenwich, und hat eine ganz vollſtändige Bibliothek in der alten klaſſiſchen Literatur, auch das neueſte, was in Teutſchland herauskommt. Ueberhaupt ſind alle die Burneys, Vater, zwey Söhne und die älteſte Tochter (jetzige Miſtreß d'Arblay, Verfaſſerin der Evelina, Kamilla u. ſ.

ſ. w.) Authors und Authoreſſes. Die jüngere Tochter wird es auch werden.

Unter den Werken, welche emigrirte Franzoſen hier herausgeben, iſt nach d'Ivernois *), des Genfer Finanziers, geiſtreichen, aber freylich etwas einſeitigen Schriften, vielleicht keins ſo wichtig und auch zu einer teutſchen Ueberſetzung mehr qualifizirt als folgendes: Eſſai hiſtorique, politique et moral ſur les révolutions, anciennes et modernes, conſidérées dans leurs rapports avec la revolution Françaiſe de nos jours, à Londres. Bayles. 3 Vol. 8. Der Verfaſſer hat während der Revolution weite Reiſen durch Nordamerika gemacht, und wahrſcheinlich treffender beobachtet als die meiſten Reiſenden vor ihm. Er iſt ein wahrer Kosmopolit, und an ihm habe ich die Nazion, der er noch immer mit ganzer Seele zugehört, zuerſt ſchätzen gelernt. — Von einer ganz andern Gattung, aber aus der teutſchen Handſchrift, von einem gewiſſen J. Wright über-

*) Von der letzten, gegen Kalonne gerichteten, und durch eine ganze Reihe unläugbarer Thatſachen ſehr intereſſanten Streitſchrift des d'Ivernois, Etat de finances et des reſſources de la république Françoiſe, an 1 Janvier 1796. iſt eben jetzt eine meiſterhafte Ueberſetzung von Hrn. Kriegsr. Gentz in Berlin erſchienen, die durch eine neue Ausſtattung, eine Fortſetzung des Finanzzuſtandes Frankreichs bis im April 1797. aus der Feder des Ueberſetzers, einen entſchiedenen Vorzug vor dem Originale ſelbſt erhalten hat. Durch dieſe lichtvolle und nur durch die mühſamſten Zuſammenſtellungen herauszubringende Ueberſicht des neueſten Finanzweſens von Frankreich, haben wir in Teutſchland ein Werk erhalten, das die Franzoſen in dieſer gedrängten Kürze und Zuverläßigkeit ſelbſt nicht beſitzen. Der ganze Titel iſt: Geſchichte der franzöſiſchen Finanzadminiſtrazion im Jahr 1796. Aus dem Franzöſiſchen des Ritters d'Ivernois überſetzt und bis zu Ende Aprils 1797 fortgeführt von Fr. Gentz. Berlin, Vieweg 1797.

überſetzt, iſt des Baron von Wimpfen Reiſe nach St. Domingo: a Voyage to St. Domingo in the years 1788 — 90. 1ter Band, 8. mit einer Karte. London, Cadell (6 ſh.). Es iſt im Vorübergehen dem neuen Ehemann, dem Prinzen von Wirtemberg, dediziert.

Für die Literatur der ſogenannten orientaliſchen Erzählungen und arabiſchen Mährchen iſt jetzt eine intereſſante Schrift von einem unſerer beſten Literatoren, Richard Hole. (der Ueberſetzer der Hymne auf die Ceres und Verfaſſer eines romantiſchen Heldengedichts Arthur) unter dem Titel erſchienen: Remarks on the Arabian Night's Entertainments, in which the Origin of Sinbad's Voyage and other oriental fictions is particularly considered. London, Cadell. 1 Vol. 8. (4 ſh.). Theilen Sie dieſe Nachricht Ihrem orientaliſchen Freunde in Wien mit. Er wäre der Mann, der die ſcharfſinnigen Muthmaßungen des Britten aus den Quellen, die jenem unzugänglich waren, da er keine orientaliſche Sprache verſteht, berichtigen und den Teutſchen ein vollſtändiges Werk über einen Theil der Literatur liefern kann, der nach Herbelot, Cardonne, Hyde, Richardſon, Reiske, Herder und einigen wenigen andern Meiſtern in dieſem Fache, noch immer nicht ganz aufs Reine gebracht iſt.

Von den Eſſays des Grafen Rumford iſt jetzt der ſechste Heft erſchienen. Er beſchäftigt ſich eben ſo, wie der vorige, mit Erſparniſſen beym Heitzen und Feuern, und iſt nicht weniger, als ſein Vorgänger, voll wichtiger Reſultate und Erfahrungen. Der beſondere Titel heißt: On the management of fire and the oeconomy of fuel, illuſtrated with plates. London, Cadell (3 ſh. 6d.). Die vorhergehenden 5 Eſſays *) ſind in einem

*) Die erſten 5 Eſſays ſind ſo eben unter dem Titel: Rumford's kleine Schriften politiſchen, philoſophiſchen

nem Bande nach der zweyten verbeſſerten Auflage für 16 Sch. zu haben, und verdienen auch in meinem Vaterlande allgemein geleſen und beherzigt zu werden.

Im mediziniſchen Fache darf ich für die teutſchen Aerzte nur drey neue Werke bemerken, des bekannten Sonderlings John Jones Medical, philoſophical and vulgar errors of various kinds conſidered and refuted. London, Cadell (4 ſh.); ein willkommener Beytrag zur populären Arzneykunde, und den zweyten Theil von des berühmten Wundarztes John Bell anatomiſchem Werke, the Anatomy of the heart and arteries, Cadell royal 8. (12 ſh.). Hier ſind die Kupfer dem Texte gleich zugegeben, und nicht, wie bey ſeiner Oſteologie und Syndesmologie, in einem beſondern Cahier in Quart getrennt. Endlich iſt auch von dem großen Alexander Monro in Edinburg eine treffliche anatomiſche Sammlung erſchienen: Three treatiſes on the brain, the eye and the ear. London, Robinſon, royal Quarto. 1 Vol. (25 ſh.) mit 21 vortrefflichen Kupfertafeln.

4.

London, den 10ten Juny 1797.

Wo es mit uns hinaus will, weiß Gott. Ueber die Empörer in Sheerneß giebt es, ſo viel ich höre, nur

Eine

phiſchen und ökonomiſchen Inhalts, Weimar, Induſtrie-Komptoir, von einem Sachverſtändigen verteutſcht, und mit einer lehrreichen Vorrede über die Lebensgeſchichte des Grafen von Rumford begleitet, erſchienen. Ueber die in einem der erſten Eſſays beſchriebenen Speiſungsmethode der Armen ſind ſchon in Leipzig ſehr befriedigende Proben angeſtellt worden. Alles iſt hier erprobt, und zum Wohle der leidenden und frierenden Menſchheit anwendbar.

B.

Eine Stimme, oder doch eine überwiegende Stimmenmehrheit, nemlich Verabſcheuung der treuloſen Böſewichter, beſonders des, auf dem großen 90 Kanonenſchiff, Sandwich, in der Kajüte des Admirals als Präſidenten der ſchwimmenden Republik ſich ſehr übermüthig geberdenden Parker und ſeines Gehülfen Davies. Parker, ſagt man, wurde als Offizier auf verſchiedenen Schiffen ſeiner zänkiſchen Aufführung wegen weggejagt, und rächt ſich nun fürchterlich. Man hält ihn für eine Art Robespierre, der alles durch Schrecken feſſelt. Die meiſten Delegaten der empörten Flotte beſtehen aus Unterſchiffern (mates) von Kauffartheyſchiffen, und die unruhigſten Köpfe ſind faſt lauter Irländer. Als eine Haupturſache des Mißvergnügens giebt man die harte Werbung oder das Preſſen der Matroſen in Irland an. Menſchen, die mehr als 1000 Pf. Sterling jährliche Einkünfte in Irland hatten, verſchwanden auf einmal, und wurden zu Matroſen gepreßt, ſobald man ihren Patriotismus gegen die Krone bezweifelte. So hat mancher junge Verſchwender ſeinen Oheim verrathen, deſſen Vermögen ihm begehrungswürdig ſchien.

Zur rechten Einſicht in dieſe Menteren gehört auch noch, daß die Flotte zu Sheerneß und in der Nore aus den älteſten und unbrauchbarſten Schiffen beſteht. Der Sandwich iſt faſt ohne Maſten. Schon ſeit 16 Jahren bemannt man keine Schiffe zu 64 Kanonen mehr, dergleichen hier die größere Zahl ſind. Natürlich hat man auch auf dieſer Flotte die Auswürflinge gebraucht, die man auf der andern Flotte nicht haben wollte. — Und dieſe haben nun freylich ſchon die ſkandalöſeſten Exzeſſe begangen, und nicht bloß die Königl. Proclamazion närriſch (foolish) genannt, ſondern auch wackere Schiffsoffizianten getheert und gefiedert (tarred and feathered) aufs Land geſchickt, und mehrere gradeswegs

aufs

aufgeknüpft. Eben jetzt iſt die entſcheidende Kriſe. Der Neptun, unter dem Kommando des wackern Gower, nebſt einer kleinen Flotte, die mit lauter Freywilligen bemannt iſt, ſind dieſen Morgen gegen die 24 Meuterſchiffe die Themſe hinuntergegangen, und Bürgerblut wird ohne Zweifel fließen müſſen. Wie die Sache ausſchlagen werde, iſt ganz ungewiß. Beyde, die Miniſteriaten und Oppoſizioniſten, bleiben ſtumm und ſchaudern über die ſchrecklichen Nachrichten, die man ſtündlich von Scheerneß erwartet. Ich lege Ihnen hier ein merkwürdiges Blatt, eine Anrede an alle treugebliebene Matroſen mit bey: a letter to the tars (die gewöhnliche Benennung der Matroſen vom Theergeruch) of old England. London, Debrett. 3 Pence von Pratt.

In Irland gehts zwar toll her. Da ſich aber dort kein Anführer der Empörer zeigen will, da es an Waffen fehlt: ſo glauben viele, daß die Mißvergnügten ohne fremde Hülfe nichts ausrichten werden. Es fehlt ihnen ſogar an Offizieren. Sie ſind eine tollkühne, undiſziplinirte Rotte abſcheulicher Bluthunde. Denn ob es einen verworfenern Pöbel geben könne, als den gemeinen Irländer, zweifle ich mit Recht. Auch die Religion miſcht ſich ein. Sie ſchneiden proteſtantiſchen Pfarrern und Gentlemen die Hälſe um Gottes willen ab. Im Ganzen herrſcht jene Stille in der Hauptſtadt und auf der Inſel (die Themſemünde ausgenommen, wo die Einwohner von bleichem Entſetzen ergriffen auswandern), welche vor großen Stürmen zu herrſchen pflegt.

Neuer
Teutſcher Merkur.

8. Stück 1797.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Friedenshymnen. S. 289
II. Andenken an den Dichter Ständlin. — 296
III. Die beweglichen Theater des Kurio, von Hrn. Fernow. — 307
IV. Ueber Antikennachgrabungen in Rom. — 331
V. Ueber den Mahler Kavaluzzi, von Hrn. Fernow. — 334
VI. Ueber Abbé Dellile und die Prachtausgabe seiner Georgika in Basel, von Hrn. OKR. Böttiger. — 339
VII. Auszüge aus Briefen. — 339
1. London. Wakefield und Dallaway über Troja. Turnbull. Darwin über die Boarding-schools. Romane. Aikins und Townsons Reisen. — 356
2. Paris. Ueber Paris. — 360
3. — — Literarische Nachrichten. — 367
4. — — Antiken. Villotson. Faujas St. Fonds Reisen. Politik. — 372
5. Röm. Pius VI. Zoega über die Obelisken. — 375
6. Aus Ungarn. Fanatismus in Raab. — 376
7. Berlin. Neue literarische Gesellschaft. Spalding. Kant. — 377
VIII. Anzeigen.
1. Zuverläßige Nachricht von der Behandlung la Fayette's und seiner Familie im Verhafte zu Olmütz. Vom Herausgeber. — 381
2. Ankündigung von Rosegartens Gedichten. — 385

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bey allen Postämtern abonniren.

ten Claſſe, die aus beyden zuſammen geſezt iſt, gehören. Die Vergnügen der Einbildungskraft ſind entweder Erinnerungen an ehmals genoſſene ſinnliche Vergnügen; oder Mittel uns den Genuß derſelben reizender zu machen; oder angenehme Dichtungen und Träume, die entweder in einer neuen willkührlichen Zuſammenſezung der angenehmen Ideen, die uns die Sinne gegeben, oder in einer dunkel eingebildeten Erhöhung der Grade jener Vergnügen, die wir erfahren haben, beſtehen. Es ſind alſo, wenn man genau reden will, alle Vergnügungen im Grunde ſinnlich, indem ſie, es ſey nun unmittelbar oder vermittelſt der Einbildungskraft, von keinen andern als ſinnlichen Vorſtellungen entſtehen können.

Die Philoſophen reden von Vergnügen des Geiſtes, von Vergnügen des Herzens, von Vergnügen der Tugend. Alle dieſe Vergnügen ſind es für die Sinnen oder für die Einbildungskraft, oder ſie ſind nichts. Warum iſt Homer unendlich mal angenehmer zu leſen als Heraclitus? Weil die Gedichte des erſten eine Reyhe von Gemählden darſtellen, die entweder durch die eigentümliche Reizungen des Gegenſtandes, oder die Lebhaftigkeit der Farben, oder einen Contraſt, der das Vergnügen durch eine kleine Miſchung mit widrigen Empfindungen erhöhet, oder die Erregung angenehmer Bewegungen, unſre Phantaſie bezaubern. — Da die troknen Schriften des Philoſophen nichts darſtellen, als eine Reyhe von Wörtern, womit man abgezogne Begriffe

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland, für drey Reichsthaler für den ganzen Jahrgang abonniret. Allwo iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur, ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutſchen Merkur.

Anzeigen.

Vom attiſchen Muſeum erſcheint zu Michaelis unfehlbar des zweyten Theiles erſter Heft. In Leipzig beſorgt die Wolfiſche Buchhandlung den Debit dieſer Zeitſchrift.

Von der für die franzöſiſche Literatur ganz unentbehrlichen Franke literaire, contenant les auteurs Français de 1771-96 iſt der erſte Theil (der die Buchſtaben A-D enthält) bey Hofmann in Hamburg in voriger Oſtermeſſe erſchienen, 8. 447 S. Der verdiente Herausgeber, Hr. D. Erſch in Hamburg, hat durch eine beſondere Anzeige bekannt gemacht, daß das Werk mit 3 Bänden geſchloſſen ſeyn werde. Man ſieht mit großem Verlangen dieſer Vollendung entgegen.

Von der neuen Clio, dem reichſten und zweckmäßigſten aller Journale, die Nachrichten und Auszüge von der neueſten franzöſiſchen Literatur geben, ſind in der Wolfiſchen Buchhandlung fürs Jahr 1797 bereits 4 Stücke erſchienen. Der Jahrgang beſteht aus 12 Stücken.

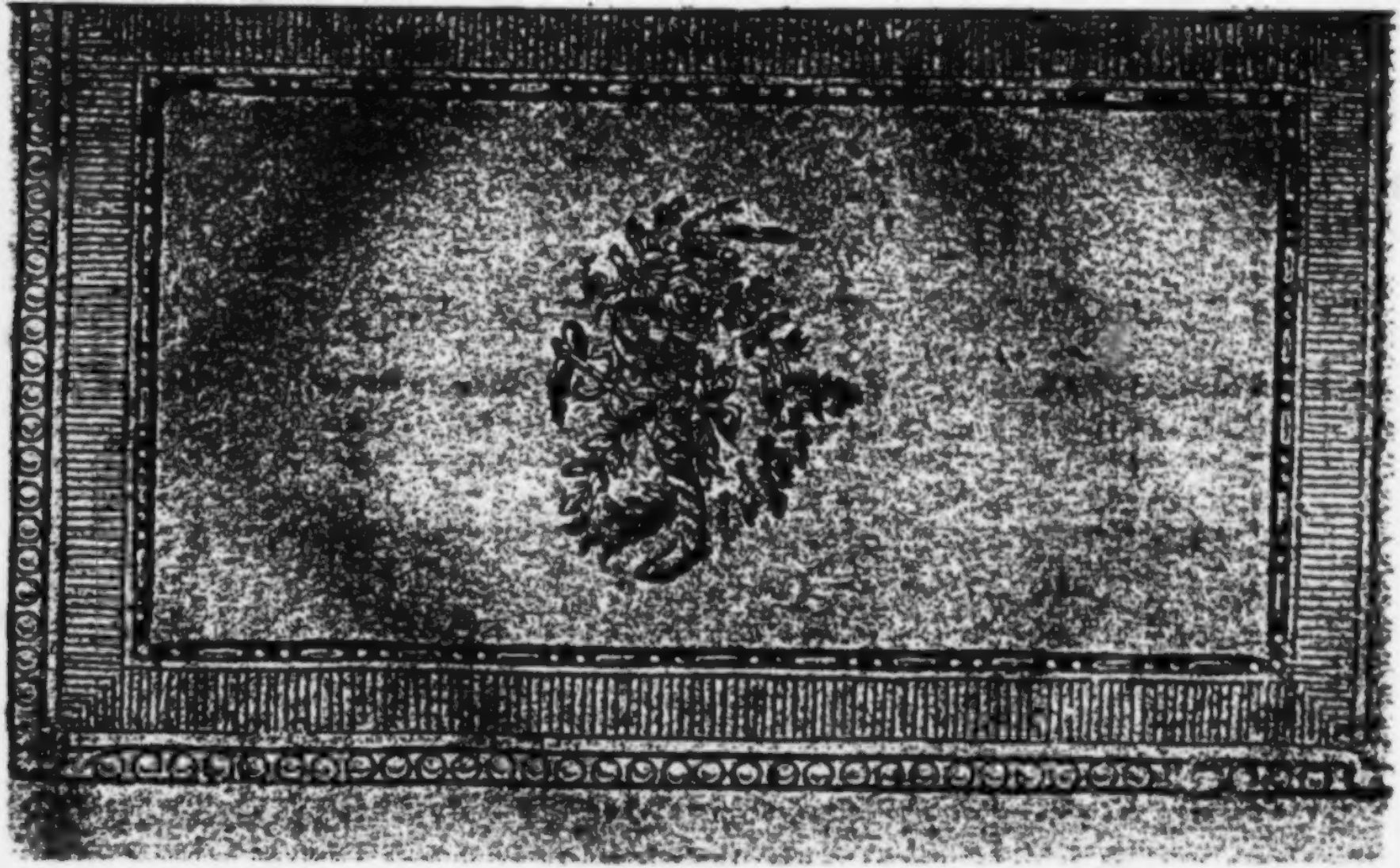

Der neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1797.

I.

Friedens Hymnen.

1.

Frühling und Friede.

Τίκτει δέ τε θνητοῖσιν Εἰρήνη μεγάλα
Πλοῦτον καὶ μελιγλώσσων ἀοιδῶν ἄνθεα *).

Frühling, holder Frühling, erſcheln dem Sänger!
Sieh, auf ſeine Leyer gelehnet horcht er
Lange ſchon mit gierigem Ohre deinem
Säuſeln entgegen.

Komm,

*) Was mag wohl die Urſache ſeyn, daß dießmal die holde, ſehnlicher als je erbetene Eirene ſo wenig honigtriefende Blumen des Geſanges hervorgebracht hat? Wenn Ariſtofanes in ſeiner Friedenskomödie die Eirene aus ihrem überirdiſchen Kerker befreyen läßt, ſo erſcheint außer der Opora, der Göttin des ländlichen Ueberfluſſes, auch die Theoria. Sollte die letztere etwa dießmal im Gefolge der Göttin vermißt worden ſeyn?

D.

Komm, o komm, du Schöner, du Guter! wehe
Liebewarmen Hauch um die Gluthen meiner
Stirne, daß die Flamme des Preisgesanges
Himmelan walle,

Reinen Glanz verbreitend umher in Lüften.
Denn nur Du erschmeichelst mit süßem Kosen
Blüthen von den Bäumen und Blüthen von der
Leyer des Sängers.

Horchet! — Tönt nicht schon das Gesumm der Bienen,
Und der Wachtel Schlag und der frühen Lerche
Trillern ins Gefilde der Nachtigallen,
Die ihn verkünden?

Ha! er kömmt, im Lichte der Morgenröthe
Sanft sich wiegend, auf der Zefyre Schwingen;
Köstliche Würze duften die Spezereyen
Seiner Begleiter.

Sehet, sehet dort! wie des Aethers Mantel
Fluthet, sein Smaragdengewand von einem
Pol zum andern hin mit Rubin und Perlen
Ueppig besäet!

Seine Haare Veilchen und Hyazinthen;
Seine Wange Feuer der Anemonen;
Rosenduft sein Odem, und seine Stimme
Sfärengesänge.

Sey mir hoch gepriesen, du schönster Jüngling!
Wonneschenker, Greiseverjünger, süßer
Freund der Jugend, Mehrer des Reichs der Schöpfung,
Liebling der Gottheit!

Aber — welche Göttin an deiner Seite? —
Seh ich? — träum ich? — Isis Afrodite, oder
Isis Asträa, die zur verlaßnen Erde
Wieder zurückkehrt?

Oder — Auge, täusche mich nicht! — Du bist es,
Du von hundert Städten bald hundert Monde
Heißersehnte, heißer erkämpfte, große
Göttin des Friedens!

Seht! des Haares Gold und der Stirne Silber
Leuchten itzt den Völkern zwey neue Sterne,
Land und Meere funkeln in ihres Kleides
Rosigem Abglanz.

Lieblich strahlt ihr Auge Betrügten Hoffnung;
Reizend lacht ihr Mund den Gekränkten Lindrung;
Neues Leben saugt aus der Fülle ihres
Busens die Erde.

In den Gürtel webten die ew'gen Horen
Eintracht, Ländergluck, Paradiesesruhe,
Stille Bürgertugenden, Milde, Weisheit,
Menschenveredlung.

Sehnſuchtathmend hangen die Erdbewohner
An des Gürtels Reiz, und der Sfären ſeel'ge
Bürger küſſen pſalmend im Jubelton den
Fußtritt der Holden.

Rauſchend tönen Chöre beglückter Völker
In die hohen Hymnen der Pierinnen
Und zum Tanz der Grazien, die vereint die
Göttin umſchlingen.

Sey mir hochgeprieſen, du ſchönſte Jungfrau!
Aller Künſte holde Geſpielin, jeder
Wiſſenſchaft Ernährerin, Allgeliebte!
Tochter des Himmels!

Ja! kein Ungefähr hat umſonſt den trauten
Freund dir zugeführt; und der ſchönſten Ahnung
Blume keimt aus euerem Liebesbündniß,
Frühling und Friede!

Ewig, ewig ſeyd ihr verbannt ins Reich des
Orkus, grauſe Wintergeſtalten! Mordluſt,
Raubſucht, Barbarey mit der Weisheitslarve,
Störiſcher Tollſinn!

Nun entſteigen ſchon dem verjüngten Erdkreis
Honigblüthen künftiger Seeligkeiten,
Die enteiſten Quellen der Duldung lispeln
Ruhe den Staaten.

Arm in Arm durchwallen die Völker nun die
Weite Segensflur der verschönten Menschheit —
Denn dieß ist Elysium, unabsehbar
Sterblichen Augen.

Heldenmüthig ringen sie künftig bloß die
Brüderkämpfe, wie sie gerungen wurden
In den Zeiten rühmlicher Thatengier in
Elis und Okas *).

Und nicht eingedenk des verflossnen Jammers,
Als um desto süßer ihr Glück zu schmecken,
Werden sie die rasende Gluth der Zwietracht
Ewig ersticken.

Nein! nicht Zufall hat euch zusamm geführet,
Schönste Göttin, schönster der Jahresgötter!
Eures Kusses himmlischer Duft verkündet
Goldene Zeiten,

Deren Morgenroth, wie der Rosenschein des
Neugebornen Jahrs nach verscheuchtem Winter,
Hold und liebvoll unseren aufgehobnen
Scheitel verkläret.

*) Okas, wo in den goldnen Zeiten der Araber die Wettstreite der Dichtkunst gehalten wurden.

Sey mir hoch gepriesen, du schönstes Brautpaar!
Dem der Fursten Aug', und das Aug' der Völker,
Dem die ganze Schöpfung mit Sehnsucht harrte,
Frühling und Friede!

Wien,

H..r.

2.

Friedensfeyer,
im May 1797.

Flieht, ihr des Jammers Schauernächte!
Ein Freudenstern beut seinen Gruß.
Mit Friedenspalmen in der Rechte
erscheint der Menschheit Genius.

Er ruft der Kriegerwuth: nicht weiter!
Die Sanftmuth wandelt vor ihm her,
und tausend würgensmüde Streiter
umarmen sich nun menschlicher. —

Aus wilden Kämpfern wurden Brüder;
ihr Losungswort ist: Heymath, Ruh!
und leiser schwebt der Frühling nieder,
und sieht entzückt der Szene zu.

Er könnt mit Blüthen zu verdecken,
wie vieler Blut die Erde trank,

und Hoffnungskeime da zu wecken,
wo vieler Menſchen Hoffnung ſank.
Er kömmt die Wunden ſanft zu heilen,
die furchtbar das Verderben ſchlug;
er kommt im Wehen zu ertheilen,
was Zwietracht ſonſt im Sturme trug. —

Nur Euch, ach! kehrt kein Frühling wieder,
euch, den der Blitz der Krieger traf;
des Jubels Laut tönt euch nicht wieder,
kein Ruf weckt euch vom Todesſchlaf.
Doch fromme Dankesthränen fließen,
euch von den Glücklichern geweiht,
und über eure Gräber ſprießen
die Saaten einer beſſern Zeit. —

Ertöne lauter, Freuden-Saite! —
Du Freund des Lichtes freue dich!
Du, der ſich an das Ganze reihte,
empfang vom Ganzen nun dein Ich.
Kann dich dein Pfad noch furchtbar dünken,
und ſchrecken ſeine Dämmerung?
Der Menſchheit Steigen durch dein Sinken
verbürget eine Vorſehung. —

Nicht Franken, Welſche, nicht Germanen,
der Menſchheit Sache hat geſiegt.
Das Vorurtheil verlohr die Fahnen,
und Unterdrückung ward bekriegt.

O Menſchheit! Menſchheit! dieſem Lenze
des Friedens bringe Opfer dar!
Du Nachwelt, winde dankbar Kränze;
es reift der Menſchheit großes Jahr.
Komm, Duldung, wandle in der Mitte
der Güte und Gerechtigkeit!
Komm wieder, heil'ge Unſchulds-Sitte,
und werde Genius der Zeit!

Zürich.

C. Graß.

II.

Andenken
an den Dichter Stäudlin.

Gotthold Friedrich Stäudlin iſt gebohren zu Stuttgart 1760, wo ſein Vater Regierungsrath, und ein ſehr rechtſchaffener, thätiger und einſichtsvoller Mann war. Stäudlin ſtudierte in Tübingen, machte einige Reiſen, ſetzte ſich ſodann im väterlichen Hauſe zu Stuttgart, wo er einige Jahre von dichteriſchen und ſchriftſtelleriſchen Produkten lebte; dieß ſein Lieblingsfeld aber bald zu unergiebig fand, ſich examiniren ließ, und als Kanzeleyadvokat mit gutem Erfolg praktizierte.

Schon

griffe bezeichnet, von denen ſich die Einbildungskraft nicht anders als mit vieler Anſtrengung und einer beſtändigen Bemühung, die gänzliche Verwirrung ſo vieler unbeſtimmter Schattenbilder zu verhüten, einige Ideen machen kann; wenn anders dasjenige ſo genennt zu werden verdient, was in Abſicht ſeines würklichen Gegenſtands in der Natur, kaum ſo viel iſt als ein Schatten gegen den Körper der ihn zu werfen ſcheint. Es iſt wahr, es giebt abgezogene Begriffe, die für gewiſſe enthuſiaſtiſche Seelen entzükend ſind; aber warum ſind ſie es? In der That bloß darum, weil ihre Einbildungskraft ſie auf eine ſchlaue Art zu verkörpern weiß. Unterſuche alle angenehmen Ideen von dieſer Art, ſo unkörperlich und geiſtig ſie ſcheinen mögen, und du wirſt finden, daß das Vergnügen, ſo ſie deiner Seele machen, von den ſinnlichen Vorſtellungen entſteht, womit ſie begleitet ſind. Bemühe dich ſo ſehr als du willſt, dir Götter ohne Geſtalt, ohne Glanz, ohne etwas das die Sinnen rührt, vorzuſtellen; es wird die unmöglich ſeyn. Der Juviter des Homer und Phidias, die Idee eines Hercules oder Theſeus, wie unſre Einbildungskraft ſich dieſe Helden vorzuſtellen pflegt, die Ideen eines überirrdiſchen Glanzes, einer mehr als menſchlichen Schönheit, eines ambroſiſchen Geruchs, werden ſich unvermerkt an die Stelle derjenigen ſezen, die du dich vergeblich zu machen beſtrebeſt; und du wirſt noch immer an dem irrdiſchen Boden kleben, wenn du ſchon in den empyreiſchen Gegenden zu ſchweben glaubſt. Sind die Vergnügen des Herzens weniger ſinnlich? Sie

Schon 1779 hatte er herausgegeben: Albrecht von Haller, ein Gedicht in 3 Gesängen, Tüb. 8., worin man gute Anlagen zur Versifikazion, dichterische Sprache, und Wärme der Imaginazion und des Herzens nicht, — desto mehr aber Reife im Plan und in Gedanken vermißte. 1781 erschienen von ihm: Proben einer teutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten, Stuttgart 8.; und 1782 eine „Sammlung vermischter poetischer Stücke." Die hexametrischen Uebersetzungen aus der Aeneide waren ein jugendlicher Versuch, dem es nicht an Dichtergeist, an glücklichen und gelungenen Stellen fehlte; jedoch hatte der Verfasser bey weitem sein Original nicht tief und anhaltend genug studiert, und sich überhaupt der lateinischen Sprache noch nicht sattsam bemächtigt. Die lyrischen Stücke versprachen schon mehr als alles bisherige, und zeugten unverkennbar von Stäudlin's Dichterberuf. 1783 gab er zu Leipzig heraus: Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand, 1ste Samml. — Eine akademische Geschichte, wo verschiedene Thatsachen aus der ersten Jugend des Verf. zum Grunde liegen; der Styl blühend, da und dort affektiert und mit Fraſen behängt; doch schimmert überall ein guter Kopf und ein fühlendes Herz durch. Die zweyte Sammlung blieb aus, vermuthlich weil die Geschichte für das größere Publikum zu lokal und zu personal war.

Von 1782 bis 87 gab St. ununterbrochen den Schwäbischen Musenalmanach heraus, und er-

warb ſich dadurch das Verdienſt, daß er manchen ſchlummernden Dichtergeiſt zur Prüfung ſeiner Kräfte und zu einer begeiſternden Nacheiferung weckte. Reinhard, Konz, Bührer, Weiſſer, Haug, der Verfaſſer dieſer Skizze, Lang, Hölderlin, Neuffer ꝛc., — wovon ſeitdem verſchiedene dem Publikum ehrenvoll bekannt geworden ſind, — ſtellten hier ihre jugendlichen Verſuche zuerſt der Beſchauung und dem Urtheil der Kenner aus, und wurden zu weitern Fortſchritten auf der Bahn der Muſen befeuert. Stäudlin ſelbſt lieferte immer beſſere Stücke in dieſe Blumenleſe, und machte beſonders damit Aufſehn, daß er mit unerwartetem Glück im Feld der Laune und der ſcherzhaften Satyre auftrat.

Auch Bodmers Apollinarien und deſſen nachgelaſſene Gedichte, die der unſterbliche Greis dem Jünglinge anvertraut hatte, gab St. 1783 zu Tübingen heraus. Sie enthalten unſtreitig mehr ächten und originellen Dichtergeiſt, als ganze Sammlungen der neuſten, noch ſo nett gedruckten und zierlich gedrechſelten Gedichtchen; haben jedoch auf unſern kritiſchen Wartburgen kaum einen Laut der Aufmerkſamkeit hervorgebracht.

Von der Periode an, da St. mit einigem Glück in ſeinem juriſtiſchen Berufskreiſe wirkte (1787), nahm ſein Eifer für die Dichtkunſt ſichtbar ab, und was er von Zeit zu Zeit hervorbrachte, ſtand keineswegs in dem erwarteten progreſſiven Verhältniß

mit

mit seinen vorhergehenden Geisteserzeugnissen. Auch war dieß nicht wohl möglich, da ihm seine Prozesse so viel Zeit wegnahmen, und so viel einbrachten, daß das, was an Muße übrig blieb, nur eben zum Lebensgenuß hinreichte, zu dem er in seiner genialischen Dichternatur einen überwiegenden Hang besaß. Unglücklicherweise fiel es ihm grade in dieser unpoetischen Periode ein, seine sämmtlichen Gedichte drucken zu lassen. Sie erschienen, 1788 der erste, und 1791 der zweyte Theil (Stuttgart, auf Kosten des Verf. in Kommission bey Mäutlers), und trugen überall das Gepräge des ungünstigen Gestirns, das über ihre Erscheinung waltete. Das Papier ist schlecht, und in Einem Bande oft 3 bis 4farbig; der Druck nachläßig und ungleich, die Auswahl und Zusammenstellung ungeregelt; Druckfehler gähnen den Leser überall wie böse Wundschäden an, und die so höchst nöthige Feile ist fast gar nicht gebraucht. Dieß haben verschiedene Freunde dem Verfasser mit allem Nachdruck bemerklich zu machen gesucht, aber nichts ausgerichtet, weil die Gedichte einmal erscheinen und erworben sollten, wenn gleich weder Zeit noch Laune da war, sie zu verbessern. Ein Rezensent in der O. D. Lit. Zeitung machte vor andern die Rechte des Publikums geltend, und traf den Dichter so empfindlich, daß er eine förmliche Fehde mit jener Zeitung begann.

Wäre Stäudlin ein gewöhnlicher Leyermann, ohne Naturberuf und angebohrnes Talent, gewesen;

sen; hätte man nicht von ihm im lyrischen und burlesken Fache schon treffliche Stücke gelesen, die einen Dichter der Nazion erwarten ließen: so wäre es niemanden eingefallen, sich über die Nachläßigkeiten seiner Sammlung so sehr zu entrüsten, und man hätte ihn schweigend der großen Siechkammer des Cervantes zuwandern lassen. So aber zerriß und zerpflückte hier ein Mann mit eigner Hand den Kranz seiner Dichterehre; er, den selbst Bürger auf seiner bekannten Bräutigamsreise nach Stuttgard, nach einem Umgang von wenig Tagen, für seinen ächten Mitbruder im Apoll erklärte, und der den so oft verkannten, gemißbrauchten, usurpirten und erkünstelten Stempel des poetischen Genius, dieses seltene und köstliche Geschenk des Himmels, unverkennbar auf der Stirne trug.

Als im Okt. 1791 Schubart starb, und die Familie sich nach einem Fortsetzer seiner Kronik umsah, trug sich Stäudlin an, und schloß mit der Wittwe einen Kontrakt ab, kraft dessen er für ¼ des ganzen Ertrags, die Herausgabe der Kronik auf sich nahm; wobey sich der Sohn (dem diese Unternehmung von Berlin aus schlechterdings untersagt war) anheischig machte, die Nordischen- so wie die Literatur- und Kunst-Artikel für das Blatt zu liefern. Aber St. war, wie man voraussah, diesem Unternehmen nicht gewachsen. Es fehlte

ihm

ihm an Kenntniſſen, an Lektüre, an dem unentbehrlichen hiſtoriſchen und literariſchen Fond, wodurch Schubart, nebſt ſeiner unverſiegbaren Laune, dieſem Volksblatt ein ſo allgemeines Intereſſe zu geben gewußt hatte. Dazu kam, daß er ein enthuſiaſtiſcher Anhänger der franzöſiſchen Freyheit war, und ſich zu einer Zeit, wo in Teutſchland noch die äußerſte Behutſamkeit nöthig war, Ausfälle und Herzenserleichterungen erlaubte, die auch nach überſtandener Zenſur noch immer höchſt auffallend ſeyn mußten. Die Folge war, daß die Kronik an Leſern beträchtlich abnahm, und im Sommer 1793 von Wien aus, endlich gar auf allen K. K. Poſtämtern verboten wurde. Unter dieſen Umſtänden dauerte ſie, da ſie jetzt mit beträchtlichen Koſten auf Schleifwegen herbeygeſchafft werden mußte, nicht lange mehr fort, und verſchied nicht ganz 2 Jahre nach dem Tod ihres Stifters.

Stäudlin zog ſich durch die Art, wie er die Kronik ſchrieb, viel Verdruß und Feinde zu, und verdarb es am Ende mit der Landesregierung zu Stuttgard dergeſtalt, daß er als ſogenannter Jakobiner und Enragé, bald nach dem Regierungsantritt des Herzogs Ludwig, die Weiſung erhielt, das Land zu verlaſſen, weil er durchaus auf keine Verſorgung hoffen dürfte.

Von dirser Zeit an sind mir die nähern Umstände seiner Existenz, wegen meiner Entfernung, weniger bekannt worden. Nur so viel weiß ich, Stäudlin zog sich ins Breisgau, lebte von Advokadenarbeiten und einer Zeitung, die er unter dem Titel Klio herausgab; hielt sich eine geraume Zeit in Lahr auf, und beschäftigte sich 1795 ernstlich damit, eine sorgfältiger ausgewählte und revidirte Sammlung seiner Gedichte herauszugeben, die er mit verschiedenen neuen bereichern wollte. Er kündigte sie auf Subskripzion an, und forderte seine Freunde mit vielem Nachdruck auf, ihm Liebhaber zu sammeln. Die Sache kam aber nicht zu Stande, wahrscheinlich, weil die zweyte Ausgabe zu schnell auf die erste folgte, und weil sich manche das erstemal in ihrer Erwartung betrogen fanden.

Als ich vorigen Herbst in Stuttgart war, erfuhr ich eines Abends plötzlich: Stäudlein sey von Lahr mit Empfehlungsbriefen nach Straßburg gegangen; habe da die Aufnahme und die Menschen nicht gefunden, die er sich versprochen; sey immer stärker in Geldmangel, in Schulden und in Melankolie versunken, und habe sich eines Abends in einem Anstoß von Verzweiflung — in den Rhein gestürzt, da er eben ein Gedicht „an die Manen seines Freundes Beeke" vollendet hatte, welcher kurz vorher im Rhein ertrunken war.

Schon eine Tirade in der letzten Ankündigung seiner Gedichte: „Wer weiß, ob ich nicht bälder

schlas

ſchlafen gehe, als Ihr alle glaubt?“ ließ eine traurige Verſtimmung ſeiner Seele befürchten. Man maß ſie aber der gewöhnlichen dichteriſchen Wandelslaune bey. Jetzt war die Theilnahme und Wehmuth, die dieſe Bothſchaft in Stuttgart unter ſeinen Freunden und Bekannten hervorbrachte, allgemein. Beſonders überraſchte ſie den Schreiber dieſes Beytrags mit Entſetzen; und es wird ihm ſtets unbegreiflich bleiben, wie ein Mann von 36 Jahren, voll Kraft, Geſundheit und Hoffnung, ausgerüſtet vor Tauſenden mit herrlichen Gaben, in einem Lande, wonach er ſich ſo lange ſchon ſehnte; ein Mann, der ſich ſeinem Vaterlande bereits ehrenvoll bekannt gemacht hatte, der ſich einer angeſehenen Verwandtſchaft und ſo vieler edlen Freunde zu erfreuen hatte, in der Mitte ſeiner Laufbahn, wo man immer beſſere, immer reifere Produkte von ſeiner Muſe erwartete, — an ſich ſelbſt weibiſch verzweifeln konnte!

Ståudlin beſaß einen jovialiſchen Humor, der ſeinen Umgang ungemein angenehm machte. Er ergötzte und heiterte ohne Mühe einen ganzen Zirkel durch ſeine drolligten Einfälle auf, und verſcheuchte durch ſeine poetiſche Licenz jeden Zwang und jedes Ermatten der Unterhaltung. Beym blinkenden Kelchglas, das er nach Dichterweiſe ſehr liebte, gab er oft treffende Impromptüs in Reimen. Das Talent ſuchte er überall auf, und man fand faſt immer

mer irgend einen ausgezeichneten Kopf in seiner Gesellschaft. Besonders schlossen sich verschiedene junge Theologen von Tübingen, welche das Wehen des Dichtergeistes in sich fühlten, mit Inbrunst an ihn an; und St. hatte die eigene Gabe, sie aufzumuntern und ihrer zarten Blüthe Stütze und Obdach zu leihen. Bisweilen gerieth er unter schlimme Brüder, die ihn zu Ausschweifungen hinrissen, welche seinem Geiste, seinem Körper und Beutel gleich verderblich waren. Nach einer anstrengenden Arbeit, wenn er eben eine nur etwas bedeutende Einnahme gehabt hatte, war er diesen Gefahren am meisten ausgesetzt. Diese Erholungen kamen ihm aber meist so hoch zu stehen, daß sie ihn weit abgespannter und finsterer als die Arbeit selbst zurückließen. Man sieht diese Abspannung verschiedenen seiner Gedichte deutlich an, und überhaupt lag in seiner Lebensart die Auflösung des öfters von seinen Freunden aufgeworfenen Räthsels über die Ungleichheit und das kaum begreifliche Mißverhältniß in seinen Produkten. Auch in seiner Prose für die Kronik fiel diese Ungleichheit jederman auf. Er trug sich oft Monate lang mit Einem Gedichte, machte heute eine Strofe und über eine Woche wieder eine; da konnte denn freylich weder Einheit des Plans, noch des Tons herauskommen.

Einige lyrische Stücke an Stella, zwey Balladen in Bürgers Manier, etliche pittoreske Arbeiten aus der schönen vaterländischen und der großen

Schwei-

Schweizernatur gehoben; endlich ein Paar ächte Kinder der Laune und des schalkhaften Spottes, sind wohl die hervorstechendsten Produkte seiner Muse. Wenn man seit mehreren Jahren in unsern Journalen und Gedichtsammlungen Sachen liest, die weiter kein Verdienst haben, als daß sie leicht und korrekt versifiziert sind; wenn Eigenthümlichkeit, Kraft und ächter Dichtergeist mit der steigenden Ueberverfeinerung leider! auch unter uns immer seltener werden; wenn einige Journal- und Almanachsbeyträger bloß durch die äußere Form, durch Sprachglätte, gemessene Korrektheit, mühsam zusammengeklaubte Fraſen, ausgezirkelte Eleganz, furchtsame Nachahmung, sonst ohne alles Dichtergenie, sogar eine Art von Ruf auf dem Pindus erschlichen haben: so verdienen gewiß die Produkte eines Mannes noch weit mehr Aufmerksamkeit, welcher so sichtbar zum Dichter berufen war. Man findet in Stäudlin's bessern Stücken anmuthige Bilder, leichte und weiche Versifikazion, da und dort Kraft, Schwäbische Naivetät und Herzlichkeit, enthusiastische Liebe für die schöne Natur, jovialische Laune, Anlage zum Spott und zum sarkastischen Scherz. Dagegen vermißt man Selbstständigkeit (fast immer schwebt ihm irgend ein Vorbild vor Augen, das selbst in seinen Sylbenmaßen noch nachhallt); man vermißt große selbstgedachte Ideen, hinlängliche Beschäftigung für den Verstand, klassische Korrektheit, männliche Festigkeit und Gewißheit, Feile, Studium, Belesenheit. Des Griechi-

schen, Englischen, Französischen, Italienischen war er gar nicht, des Lateinischen nicht hinlänglich mächtig. Von einer anhaltenden Lektüre hielt ihn Anfangs seine zerstreute Lebensart, in der Folge sein Beruf als Sachwalter ab. Er war kein Gelehrter, und hatte alles was er wußte mehr durch Umgang mit gelehrtern Freunden und eine fliegende Lektüre erbeutet, als durch ernstes Studium errungen. Inzwischen hätte ein Kopf wie der seinige diese Lücken gewiß noch ausgefüllt; und sein Talent ist nur um so achtungswürdiger, da es bey so kärglicher Nahrung doch so liebliche Früchte hervorgebracht hat.

Sehr verdient es Ständlin, daß der teutsche Nekrologist seiner ehrenvolle Erwähnung thue; sehr verdient er es, daß ein sachkundiger Freund seine bessern Gedichte sammle, des Verfassers eigene Verbesserungen benutze, seine letztern Stücke beyfüge, und das Ganze dem Publikum so übergebe, daß es ein würdiges, rührendes und daurendes Denkmal seines Daseyns sey.

S--l.

sind die Allersinnlichsten. Ein gewisser Grad derselben verbreitet eine wollüstige Wärme durch unser ganzes Wesen, belebt den Umlauf des Blutes, ermuntert das Spiel der Fibern, und sezt unsre ganze Maschine in einen Zustand von Behaglichkeit, der sich der Seele um so mehr mittheilet, als ihre eigne natürliche Verrichtungen auf eine angenehme Art dadurch erleichtert werden. Die Bewunderung, die Liebe, das Verlangen, die Hofnung, das Mitleiden, jeder zärtliche Affect bringt diese Würkung in einigem Grad hervor, und ist desto angenehmer, je mehr er sich derjenigen Wollust nähert, die unsre Alten würdig gefunden haben, in der Gestalt der personificirten Schönheit, aus deren Genuß sie entspringt, unter die Götter gesezt zu werden. Derjenige, den sein Freund niemals in Entzükungen gesezt hat, die den Entzükungen der Liebe ähnlich sind, ist nicht berechtiget von den Vergnügen der Freundschaft zu reden. Was ist das Mitleiden, welches uns zur Gutthätigkeit treibt? Wer anders ist desselben fähig als diese empfindlichen Seelen, deren Auge durch den Anblik, deren Ohr durch den ächzenden Ton des Schmerzens und Elends gequälet wird, und die in dem Augenblik, da sie die Noth eines Unglüklichen erleichtern, beynahe dasselbige Vergnügen fühlen, welches sie in eben diesem Augenblik an seiner Stelle gefühlt hätten? Wenn das Mittleiden nicht ein wollüstiges Gefühl ist, warum rührt uns nichts so sehr als die leidende Schönheit? Warum lokt die klagende Phädra in der Nachahmung zärtliche Thränen aus unsern Augen, da die

III.

Die beweglichen Theater des Kurio *).

Die Ideen, in zwey beweglichen Theatern ein ganzes Volk auf zwey Angeln herumzudrehen und aus

*) Dieſe von Herrn Fernow in Rom uns mitgetheilte Auflöſung eines ſo ſchwierigen, und ſelbſt von einem Kaylus noch gar nicht befriedigend erklärten antiquariſchen Problems wird gewiß vielen Leſern ſehr willkommen ſeyn, die ſich auch freuen werden, an Herrn Weinbrenner einen ſo ſcharfſinnigen und denkenden Architekten kennen zu lernen. Freylich bleiben auch nach dieſer Auflöſung, der von Seiten der Mechanik ſchwerlich etwas entgegenzuſetzen ſeyn dürfte, noch manche Zweifel übrig, die hier nicht beantwortet ſind; z. B. woraus will Herr Weinbrenner beweiſen, daß dieß Amfitheater des Kurio wirklich ſchon die elliptiſche Form gehabt habe, die wir am Koloſſeum und an andern ſpätern Amfitheatern unſtreitig bemerken? Saſen die Senatoren ſchon damals in der Orcheſtra nach römiſcher Sitte, oder blieben dieſe nach griechiſcher ganz frey? Im erſtern Falle wäre durch die Verwandlung zweyer Theater in ein Amfitheater eine gewaltige Unordnung entſtanden, indem die Senatoren die unterſten Stufenſitze ſchon beſetzt gefunden, und doch auch auf dem in einen Arena verwandelten Parterre keinen Platz weiter gehabt hätten. Hier müßte

beyden auf der Stelle ein Amfitheater zu bilden, gehört unſtreitig zu den kühnſten und koloſſalſten Aufgaben, welche je von einer ausſchweifenden, nur durch das Ungeheure zu befriedigenden Einbildungskraft dem Verſtande zur Ausführung vorgelegt worden ſind. Selbſt Plinius, der die größten und prachtvollſten Werke der römiſchen Baukunſt vor Augen hatte, betrachtete die beweglichen Theater des Kurio, von welchen er uns eine kurze Nachricht hinterlaſſen hat, als den höchſten Gipfel, der, wenn ich ſo ſagen darf, genialiſchen Tollkühnheit ihres Erfinders, und kann ſich bey der Beſchreibung derſelben nicht enthalten, ſeinem Unwillen über die Sittenverderbniß und den ungeheuern Luxus der Römer Luft zu machen.

Was indeſſen auch immer die Moral wider den Zweck ſolcher Werke und wider den Geiſt des Zeitalters, der ſie hervorzubringen vermochte, mit Recht einwenden mag, ſo fühlt man ſich doch gezwungen, dieſe Idee und ihre Ausführung als eins der kühnſten

also zuerſt ausgemacht werden: wann fing die beſtimmte Rangordnung in den Theatersitzen der Römer an? Hatte das römiſche Theater überhaupt zu ſeinen theatraliſchen Vorſtellungen eines Chors und alſo auch eines Orcheſters mit griechiſcher Beſtimmung nöthig? Ich würde das leztere aus guten Gründen ganz verneinen, und daraus die frühe Beſtimmung des Orcheſters zu bloßen Ehrenſitzen ableiten, wenn hier die Zeit dazu wäre.

B.

ſten Produkte des menſchlichen Erfindungsgeiſtes und der Mechanik zu bewundern. Unſer Zeitalter, unſere Verfaſſungen, und alles, was wir von moderner Größe und Pracht täglich um uns ſehen, ſteht zu weit unter der Größe und dem Luxus jener Zeiten des alten Roms gegen das Ende der Republik und unter den erſten Kaiſern, als daß wir, da wir nichts Aehnliches kennen, unſere Einbildungskraft zu einer lebendigen Vorſtellung von ſolchen Prachtwerken erheben könnten. Wir müſſen ſie uns mit Mühe durch todte Zahlen und Maaße begreiflich machen, und das Größte, was wir in dieſer Art kennen, kann uns nur als ein verjüngter Maaßſtab für ſolche Rieſenwerke dienen.

Unſere Theater, die einzige Anſtalt zu öffentlichen Volksbeluſtigungen die wir haben, mögen, wenn ſie ſehr groß ſind, zwey, höchſtens dreytauſend Zuſchauer faſſen. Was iſt aber dieß gegen die Theater des alten Roms, wo in dem kleinſten, in dem Theater des Marzellus, zwey und zwanzig Tauſend Zuſchauer Raum hatten? Das Theater des M. Skaurus, das nur für vier Wochen errichtet wurde, war mit dreytauſend bronzenen Statuen verziert, und faßte achtzig tauſend Menſchen. Ein Amfitheater, das hundert und zwanzig tauſend, ein Zirkus, der das ganze Volk der größten Stadt in Teutſchland, der zweyhundert und achtzigtauſend Zuſchauer auf ſeinen Sitzen enthalten kann, überſteigen unſere Vorſtellungskraft, und ſelbſt der An-

blick dieser Gebäude in ihren Ruinen giebt kein Bild von dem unendlichen Leben, von der Pracht und dem Getümmel, das sich einst darin drängte.

Wir würden an der Ausführbarkeit solcher und ähnlicher Werke zweifeln, wenn nicht noch Denkmähler jener ungeheuern Größe vorhanden wären, welche auch in ihren Trümmern noch fähig sind, den Nachrichten der alten Schriftsteller von ähnlichen oder größern Werken der Baukunst, von denen außer diesen Nachrichten keine Spur mehr vorhanden ist, Glauben zu verschaffen.

Die Transportirung und Aufrichtung der Obelisken, deren mancher mehr als eine Million Pfunde wog, waren mechanische Operazionen von ähnlicher Kühnheit, und vielleicht würde in neueren Zeiten ein Fontana selbst gezweifelt haben, daß es möglich sey, einen Obelisk, wie der des Petersplatzes, den er selbst aufrichtete, frey in die Luft zu heben und auf sein Piedestal zu stellen, wenn ihn nicht die Wirklichkeit davon überzeugt und seinen Verstand zur Ausführung dieser Aufgabe angespannt hätte.

Werke, wie die Obelisken, die alten Wasserleitungen, das Kolosseum, der Emissar des Fuzinischen Sees, die Cloaca maxima ꝛc. können uns überzeugen, daß die Nachrichten von den Labyrinthen, von kolossalen Androssingen und babylonischen Gebäuden, welche Herodot erzählt, keine

Mähr-

Mährchen ſind. Wir begreifen, daß Obelisken, Koloſſen und ganze Häuſer aus Einem Steine durch Menſchenhände bewegt und verſetzt werden konnten *), und zweifeln nicht mehr an der mechaniſchen Ausführbarkeit der ſinnreichen Idee des Kurio, den der Wetteifer mit dem Skaurus, deſſen Spiele er zu übertreffen ſuchte, ohne ſeinen Reichthum zu beſitzen, erfinderiſch machte.

Ehe wir die Auflöſung dieſes Problems näher kennen lernen, wird es nöthig ſeyn, die Stelle des Plinius anzuführen, in welcher er ſowohl dieſes Werk, als das Theater des M. Skaurus beſchreibt, welches eigentlich die Idee zu jenem veranlaßte. Sie kann uns zugleich einen Begriff von dem damaligen Aufwande reicher Privatperſonen geben.

*) Feron, ein König in Egypten, der Nachfolger des Seſoſtris, errichtete, da er durch ein gewiſſes Hausmittel von einer Augenkrankheit glücklich geheilt worden war, in allen berühmten Tempeln Denkmähler, worunter beſonders zwey Obelisken im Tempel der Sonne zu Saïs, jeder aus Einem Stein hundert Ellen hoch und acht Ellen breit, merkwürdig waren. S. Herodot B. II. Kap. CXLVIII. — S. ebendaſ. von den Androſſingen und Koloſſen des Königs Amaſis. Derſelbe König ließ ein Haus, aus Einem Stein gehauen, zehn Tagereiſen aus der Eleſantenſtadt nach Saïs bringen. Zweytauſend Mann brachten mit deſſen Transportirung drey Jahre lang zu. Das Haus war von außen 21 Ellen lang, 14 Ellen breit und 8 Ellen hoch; von innen hatte es 18½ Ellen Länge, 12 Ellen Breite und 5 Ellen Höhe.

Er sagt im sechs und dreyßigsten Buche seiner Naturgeschichte, nachdem er mehrere Werke der römischen Baukunst und zuletzt die des Kaligula und Nero als Muster eines ausschweifenden Luxus angeführt hat: „Aber auch die beyden Kajen oder Nerone sollen dieses Ruhms (am verschwenderischsten gebaut zu haben) nicht genießen. Ich werde zeigen, daß ihre unsinnige Baulust durch die Privatgebäude des M Skaurus noch übertroffen wurden, von dem ich nicht weiß, ob seine Führung des Aedilenamts, den bürgerlichen Sitten verderblicher, oder ob das Unheil, das sein Stiefvater Sylla dem Staat brachte, dessen unumschränkte Gewalt so viele Tausende verwieß, größer gewesen ist.

„Dieser Skaurus führte während seines Aedilenamts das größte Werk auf, das je Menschenhände gemacht haben, das nicht für eine bestimmte Zeit, sondern für die Ewigkeit erbauet schien. Es war ein Theater. Die Scene war drey Stockwerke hoch und hatte dreyhundert und sechzig Säulen, — und dieß in einer Stadt, welche ehedem einem der angesehensten Bürger (dem L. Krassus) nicht einmal sechs symmetrische Säulen ohne Rüge verstattete. Der untere Theil der Scene war von Marmor, der mittlere von Glas (eine seitdem nie wieder gehörte Verschwendung!), der obere von vergoldetem Täfelwerk. Die unteren Säulen waren zwey und vierzig Fuß hoch, und zwischen ihnen waren dreytausend bronzene Statuen aufgestellt. Der innere Raum

faßte

faßte achtzigtauſend Menſchen, dahingegen das Amfitheater des Pompejus, nachdem die Stadt ſich ſo ſehr erweitert und die Volksmenge ſich vermehrt hatte, nur für vierzigtauſend Zuſchauer hinlänglichen Raum enthielt. Nächſt dem war der übrige Apparat von Attaliſchen Tapeten, Mahlereyen und dem zur Aufführung erforderlichen Zubehör ſo groß, daß von dem, was man davon, als zum täglichen Gebrauch überflüßig, nach der Tuskulaniſchen Villa gebracht hatte, in dem von den boshaften Sklaven angelegten Brande für hundert Millionen Seſterzien (ungefähr drey Millionen Thaler) verbrannte.

„Die Betrachtung über dieſe ungeheuern Verſchwender überwältigt meinen Geiſt, drängt ihn aus der vorgeſetzten Bahn, und nöthigt mich eines noch tollkühneren Baues von Holz zu erwähnen. K. Kurio, welcher im Bürgerkriege unter Cäſars Parthey ſein Leben verlor, wollte das Leichenbegängniß ſeines Vaters durch Spiele feyern, aber er konnte es dem Skaurus weder an Reichthum noch an Aufwand zuvorthun. Er hatte keinen Sylla zum Stiefvater, keine Metella, welche die Güter der Verwieſenen an ſich kaufte, zur Mutter, keinen M. Skaurus, der ſo oft Princeps Civitatis und der Schlund war, in den zur Zeit der Marianiſchen Bande der Raub aus den Provinzen zuſammenfloß, zum Vater. Skaurus konnte es ſich ſelbſt nie wieder gleich thun; doch hatte er durch jenen Brand

wenigſtens den Vortheil, daß er künftig keinen Nebenbuhler im Verſchwenden mehr befürchten durfte, da er hier die Schätze des ganzen Erdkreiſes zuſammen geſchleppt hatte. Kurio mußte ſich alſo ſeines Erfindungsgeiſtes bedienen, und es lohnt der Mühe zu wiſſen, was er erfunden hat. Wir können uns dabey unſerer Sitten freuen, und uns (mit jenen verglichen) nach unſerer Art die Alten nennen.

„Er baute zwey große, neben einander ſtehende Theater von Holz; jedes ruhte ſchwebend auf einem drehbaren Angel. Auf beyden Theatern wurden des Vormittags Schauſpiele gegeben, und beyde ſtanden mit den Rücken gegen einander gekehrt, damit die Bühnen durch ihr Geräuſch einander nicht ſtörten. Dann wurden ſie ſchnell gedreht, ſo daß ſie mit den Vorderſeiten gegen einander ſtanden. Das Bretterwerk (der Scene) wurde hinweggenommen, die Flügel des Theaters ſchloſſen an einander und bildeten nunmehr ein Amfitheater, in welchem Kurio dem römiſchen Volk, nachdem er es ſammt den Magiſtraten alſo herumgefahren hatte, am Nachmittage Fechterſpiele gab.

„Was wird nun jeder am meiſten hier bewundern, den Erfinder oder die Erfindung? den Künſtler oder den Urheber? die Kühnheit des Gedankens oder der Ausführung? den Gebietenden oder den Gehorchenden? Am meiſten aber wird man wohl über die Tollheit des Volks erſtaunen, das ſich auf ſo unſichere, gefährliche Sitze wagte. Hier ſiehſt

du sie, die Sieger der Erde, die Ueberwinder der Welt, die Völker und Länder vertheilen, fremden Reichen Gesetze geben und unter dem Menschengeschlecht unsterblichen Göttern gleichen, — auf einer Maschiene hangen und ihrer eigenen Gefahr frohlocken! O die feilen Gemüther! Warum klagt man noch über Kannä? Welch ein Unglück konnte entstehen! Wenn Städte von Erdrissen verschlungen werden, so herrscht allgemeine Trauer unter den Sterblichen. Aber siehe hier das ganze römische Volk, wie in zwey Fahrzeugen auf zwey Angeln schwebend, und Zuschauer seines eigenen Kampfs mit der Lebensgefahr! Bey der leichtesten Beschädigung der Maschiene würde es des Todes seyn! Sucht man so die Gunst des Volks bey tribunizischen Versammlungen, daß man die Tribus in der Luft schweben läßt? Was würde dieser Mann auf der Rednerbühne geleistet, was würde er nicht über ein Volk vermocht haben, das er hierzu bereden konnte? In der That, es schien als ob das gesammte römische Volk bey den Begräbnißspielen am Grabmahle seines Vaters gekämpft habe. —

„Als die Angeln wankend waren und sich verrückt hatten, gab er seinen Prachtspielen eine andere Gestalt; er behielt die Form des Amfitheaters bey, und ließ am letzten Tage, auf zwey Scenen in der Mitte desselben, Athleten auftreten, dann im Augenblick die erhöhten Theile der Bühne (pulpita) wieder abbrechen, und führte noch an demselben Ta-

ge

ge die von seinen Gladiatoren auf die Arena, welche an den vorhergehenden Tagen gesiegt hatten. Und doch war dieser Kurio kein König, kein Imperator, kein reicher Mann; sein ganzes Vermögen bestand in der Zwietracht der Oberhäuptern (des Cäsar und Pompejus)." —

Wenn wir diese Stelle mit Aufmerksamkeit lesen, so werden wir vornehmlich auf drey Umstände stoßen, durch welche uns die Idee zwar höchst wunderbar und sinnreich, aber auch ihre Ausführung auf den ersten Anblick unmöglich scheinen wird. Der erste ist wohl die Schwierigkeit, eine so ungeheure Last, als die eines Gebäudes, das zwanzig bis dreyßigtausend oder noch mehr Menschen zu fassen vermöchte, und welches größer seyn würde als unsere größten Palläste und Kirchen — auf einem Angel sicher zu drehen; der zweyte, die Vereinigung zweyer mit dem Rücken gegen einander stehenden Halbzirkel zu einem völlig zusammenschließenden Amfitheater, und der dritte, die Möglichkeit einen olchen Bau von Holz haltbar zu konstruiren.

In Rücksicht der ersteren Bedenklichkeit lassen uns indessen die Gesetze der Mechanik soviel einsehen, daß es nicht unmöglich sey, eine so große Last zu bewegen, sobald nur eine verhältnißmäßige Kraft gefunden und angebracht werden kann. Die Last wird weniger ungeheuer erscheinen, wenn wir in Betrachtung ziehen, daß in dem vorliegenden Falle nicht das ganze Gewicht der Menschen und

des

winselnde Häßlichkeit in der Natur nichts als Ekel erwekt? Und sind etwann die Vergnügen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe weniger sinnlich? Dasjenige, was in dir vorgehen wird, wenn du dir die contrastirenden Gemählde einer geängstigten und einer fröhlichen Stadt vorstellest, die Homer auf den Schild des Achilles sezt, wird dir diese Frage auflösen! Nur diejenigen, die der Genuß des Vergnügens in die lebhafteste Entzükung sezt, sind fähig, von den lachenden Bildern einer allgemeinen Freude und Wonne so sehr gerührt zu werden, daß sie dieselbige ausser sich zu sehen wünschen; das Vergnügen der Gutthätigkeit wird allemal mit demjenigen in Verhältniß stehen, welches ihnen der Anblik eines vergnügten Gesichts, eines fröhlichen Tanzes, einer öffentlichen Lustbarkeit macht; und es ist nur der Vortheil ihres Vergnügens, je allgemeiner diese Scene ist. Je größer die Anzahl der Fröhlichen und die Mannigfaltigkeit der Freuden, desto größer die Wollust, wovon diese Art von Menschen, an denen alles Sinn, alles Herz und Seele ist, beym Anblik derselben überströmet werden. Laß uns also gestehen, Callias, daß alle Vergnügen, die uns die Natur anbeut, sinnlich sind; und daß die hochfliegendste, abgezogenste und geistigste Einbildungskraft uns keine andre verschaffen kann, als solche, die wir auf eine weit vollkommere Art aus dem rosenbekränzten Becher, und von den Lippen der schönen Cyane saugen könnten.

Es ist wahr, es giebt noch eine Art von Vergnügen, die beym ersten Anblik eine Ausnahme von mei-

des Gebäudes zu heben, sondern daß bloß die Frikzion, mit welcher diese Last auf die Horizontalfläche drückt, (wie z. B. die Last eines beladenen Wagens) zu überwinden ist. Um uns einen deutlichen Begriff von der Schwere dieser Last zu machen, wollen wir das Gewicht von jedem Menschen, einen in den andern gerechnet, zu 150 Pfunden annehmen, und so würde das Gewicht von 30,000 Menschen eine Summe von 4,500,000 Pfunden betragen. Rechnet man nun für die Last des ganzen Gebäudes eben so viel, so kömmt für beyde Theater die Summe von 9,000,000 Pfunden heraus, welche hier aber nicht gehoben, sondern nur gedreht werden dürfen, wo denn, wie wir weiter unten sehen werden, nicht nur durch die sinnreichangebrachten Drehepunkte oder Angeln, um welche sich die beyden Theater bewegen müssen, sondern auch durch die dabey anzubringenden Erdwinden und Flaschenzüge die Kraft ungemein und in mehr als einer Verdoppelung gewinnen muß; dergestalt, daß zu Einem solchen Theater, oder zur Hälfte des Ganzen, vermöge der Gesetze des Hebels nicht mehr Kraft, als etwa zur Aufrichtung eines Obelisken, wie der bey St. Peter, welcher nicht völlig eine Million Pfunde wägt, vonnöthen seyn würde. Wir sehen hier also wenigstens die Möglichkeit der Bewegung einer so ungeheuern Last.

In der zweyten Aufgabe, nemlich: die Punkte zu finden, aus welchen zwey mit den Rücken zu-

sam-

sammenstehende Halbzirkel oder Ellipsen, wenn sie gegeneinander gedreht werden, sich zu einem Amfitheater schließen, — beruht eigentlich das ganze Problem, so wie in der glücklichen Auflösung desselben der Werth und die Schönheit der Erfindung. Wäre diese Aufgabe wirklich gelöst, so würde die Ausführung eines solchen Werks im Großen bloß auf mechanische und architektonische Kenntniß und Geschicklichkeit beruhen.

Der Graf Kaylus hat diesen Versuch gemacht. Eine Nachricht davon mit einigen Abbildungen begleitet, findet man im 23sten Bande der Hiſtoire des Inſcriptions. Wenn man aber seine Ausführung mit der Stelle des Plinius vergleichen will, so wird man sich überzeugen, daß er der darinn enthaltenen Aufgabe keine Gnüge thut; daß er weder die Punkte, aus denen allein die geforderte Vereinigung zweyer halben Ellipsen zu einem sich völlig schließenden Amfitheater möglich ist, gefunden, noch diese Vereinigung wirklich geleistet, noch eine wahre amfitheatralische Figur herausgebracht hat.

Um diese Behauptung zu rechtfertigen, will ich die Hauptpunkte der in der Beschreibung des Plinius enthaltenen Aufgabe wiederhohlen, und dann die Art, wie der Graf Kaylus sie gelöst hat, damit vergleichen.

Die beyden Theater sollen beweglich seyn und schwebend auf einem Angel ruhen; sie sollen mit den Rückseiten gegen einander stehen, und sodann

umgekehrt, nach Hinwegräumung der Scenen, durch das Zuſammenſchließen der vier Ecken, ein Amfitheater bilden. Die Theater ſollen ſammt den Zuſchauern herumgedreht werden. So ſteht es ausdrücklich im Plinius. Ob alles dieß in der Wirklichkeit ſich ſo verhalten habe oder nicht, wollen wir dahin geſtellet ſeyn laſſen und uns ſo treu als möglich an den Text halten; obgleich der Graf Kaylus darinn, daß Plinius kein Augenzeuge dieſes Werks ſeyn könnte, weil er gegen hundert und dreyßig Jahre ſpäter ſchrieb, ein Recht zu finden glaubt, dem Text eine ſeinem Bedürfniß angemeſſene Auslegung zu geben. Das Weſentliche und Sinnreiche dieſer Erfindung, warum wir ſie eigentlich der Bewunderung werth halten, iſt und bleibt die Verwandlung der beyden Theater durch das vollkommene Zuſammenpaſſen der beyden halben Ellipſen zu einem Amfitheater, und ſo lange dieß zu finden nicht unmöglich iſt, muß es geſucht werden.

Die gewöhnliche Form der alten Theater war ein halber Zirkel, deſſen Bogen die Sitze der Zuſchauer und deſſen Breite die Scene enthielt. Die gewöhnliche Form der Amfitheater iſt eine Ellipſe, deren Breite zur Länge ſich ungefähr wie zwey zu drey verhält. Jedes der beyden Theater mußte alſo als ſolches einen Halbzirkel, aber beyde mußten nach ihrer Vereinigung eine elliptiſche Geſtalt bilden. Dieß letztere wird hier durch die Hinwegräumung der Scenen bewerkſtelligt, deren Tiefe un-

gefähr das Drittheil eines halben Zirkels betragen wird. Wenn also jeder Halbzirkel an seiner Breite noch um ein Drittheil verlängert wird, oder wenn man jedem Theater nebst seiner Scene eine halbe Ellipse einräumt, so werden beyde, wenn sie nach Wegschaffung der Scenen mit den innern Seiten an einander schließen, der Foderung des Plinius gemäß, ein Amfitheater bilden.

Der Graf Kaylus hat sich, durch die theils zu freye, theils zu pünktliche Auslegung jener Stelle, einerseits die wahre Auflösung des Problems unmöglich gemacht, aber sich auch zugleich andererseits, durch den gewählten Ausweg die Aufgabe so sehr erleichtert, daß, nach einigen Versuchen, jeder im Stande seyn müßte, sie auf diese oder eine ähnliche Art aufzulösen. Er behauptet, daß die Theater zwar mit den Rücken gegen einander, aber nicht dicht an einander gestanden, und nachher bey der Verwandlung in ein Amfitheater eben so wenig zusammen geschlossen haben können, und sieht sich genöthigt, in die, nach seiner Ausführung auf jeder langen Seite entstehende Lücke, ein beträchtliches Theil hinein zu schieben und so eine Art von amfitheatralischer Form hervorzubringen. Er nimmt wider die ausdrücklichen Worte des Plinius an, daß das Volk vor der Verwandlung ausgestiegen sey, obgleich die Stelle deutlich und bestimmt sagt, daß es auf den Theatern mit herumgedreht worden ist (populum romanum circumferens.)

ferens). Er meynt, das Volk werde nicht einige Stunden (so lange nemlich die Verwandlung wenigstens dauern mußte) müßig im Amfitheater gesessen haben; aber es ist bekannt, daß das römische Volk nicht nur ganze Tage lang mit unersättlicher Schauspielsucht im Cirkus oder Amfitheater zubrachte, sondern bisweilen schon am Tage vor den Spielen die Sitze einnahm. Hier wird es also schwerlich auf die Gefahr, seinen Platz zu verlieren, in der kurzen Zwischenzeit der Verwandlung, die Sitze ohne Noth verlassen haben, um so weniger, da es hier das ganz neue und schauerliche Vergnügen sammt dem Theater herumgedreht zu werden, genießen sollte. Kaylus versichert endlich geradezu, daß die Ausführung jener Aufgabe nach den Worten des Plinius, nemlich die Verwandlung zweyer mit den Rückseiten gegen einander gekehrten Theater in ein völlig zusammenschließendes Amfitheater, eine fysische Unmöglichkeit sey. Allerdings ist sie es nach seiner zu buchstäblichen Auslegung des cardinum singulorum versatili suspensa libramento. Hätte er sich hier eine gleiche Freyheit mit dem Sinne seines Textes genommen wie oben, und den Drehpunkt nicht bloß in der Mitte gesucht, um dem eingebildeten Gleichgewichte treu zu bleiben, so würde er ihn vielleicht an einem andern Orte gefunden und die Möglichkeit jene Aufgabe zu lösen nicht geradezu abgeläugnet haben. Aber gerade hier, wo eine Abweichung von dem Buchstaben nothwendig gewesen wäre, hat er sich pünktlich daran gehalten.

Wenn Plinius nicht Augenzeuge dieſes Werks war, und, wie es ſcheint, die Mechanik deſſelben nicht eingeſehen hat, ſo war nichts natürlicher als daß er glauben und ſagen konnte, jedes Theater habe auf ſeinem Angel im Gleichgewicht geſchwebt; denn jeder, der von einem ſolchen Werke erzählen hört, wird ſich daſſelbe einbilden, da es allbekannt iſt, daß ein Angel einen Körper da am leichteſten trägt, wo ſein Gleichgewicht iſt. Hier iſt es aber nicht darum zu thun, eine ſo große Laſt im Gleichgewichte ſchwebend zu tragen, ſondern ſie mit der leichteſten Mühe zu drehen, und zwar auf einen feſten Punkt dem Zwecke gemäß, der dadurch erreicht werden ſoll.

Soll nun die Auflöſung des Problems, ſo wie Plinius es fordert, wie es allein als eine ſinnreiche Idee zu betrachten, und wie es allein zu löſen möglich iſt, geleiſtet werden, ſo kann jenes verſatili ſuſpenſa libramento nur bedeuten, daß die Theater auf ihren beweglichen Angeln ſchwebend hingen, nicht aber daß ſie im Gleichgewicht hingen. Nach dieſer Auslegung, wo alſo der Drehepunkt nicht gerade in der Mitte ſeyn, und mithin das Theater nicht auf dem Angel im Gleichgewicht ſchweben darf, iſt allerdings die verlangte Verwandlung zweyer Theater in ein Amfitheater möglich. Ehe dieß gezeigt wird, wollen wir uns von dem Verfahren des Grafen Kaylus eine anſchauliche Einſicht erwerben. Fig. I. der beygefügten Zeichnung enthält die Darſtellung

ſeines

ſeines Prozeſſes. Nach verſchiedenen mißlungenen Verſuchen die Theater auf die geforderte Art, ſowohl mit dem Rücken als mit den Seiten zuſammen zu bringen, ſah er ſich genöthigt, von den Worten der Beſchreibung abzugehen, und die beyden Theater A A in einer ſolchen Weite von einander zu entfernen, daß die Ecken B B beym Herumdrehen nicht an einander ſtießen. Er brachte ſie alſo beynahe einen halben Durchmeſſer von a bis a aus einander. Nun konnte er ſie zwar ungehindert drehen, aber es entſtand auch auf jeder langen Seite des zu bildenden Amfitheaters eine große Lücke b b, in welche dann zwey Körper von viereckiger Geſtalt c c eingeſchoben werden mußten, um den amfitheatraliſchen Kreis zu ſchließen. Seine Drehpunkte nahm er mehr willkührlich als nothwendig in der Mitte des innern Halbzirkels bey x. Die Buchſtaben d zeigen die Periferien an, welche beyde Theater im Umdrehen beſchreiben *). Da hier die beyden Theater weder vor noch nach der Verwandlung an einander ſchließen, und darum zweyer großer Einſchiebſel bedürfen, ſo ſieht man ein, wie unvollſtändig der vorgelegten Aufgabe Genüge geleiſtet iſt, und der wirklich ſinnreiche Gedanke des Erfinders erſcheint uns hier als ein thörichter Einfall eines ausſchweifenden Verſchwenders, der nicht einmal der Auflöſung, geſchweige denn der Ausführung werth iſt.

Die Figuren in der Zeichnung des Grafen Kayſius beweiſen außerdem, daß er ſich bey ſeinem Ver-

*) Man ſehe Fig. 1. auf der S. 331 beygefügten Kupfertafel.

ſuche nur zwey doppelte Halbzirkel und kein rechtes Theater gedacht hat, da, nach den gewöhnlichen Verhältniſſen der antiken Theater, der Raum, welcher den Sitzen beſtimmt iſt, hier viel zu klein, der des Orcheſters hingegen um eben ſo viel zu groß angegeben iſt.

Der Graf Kaylus will, daß das den Theatern untergelegte Fundament, worauf der Angel ſich dreht, und welches den unter den Theatern angebrachten Rollen zur ebenen Bahn dient, zugleich auch zum Boden des Orcheſters und zur Arena des Amfitheaters dienen ſoll, ſo daß bloß die doppelten Halbzirkel, welche die Sitze enthalten, ohne den ſie verbindenden Zwiſchenraum der Orcheſtra, den Körper der zu drehenden Gebäude ausmachen würden. Dieſe Einrichtung führt aber in mehr als einer Rückſicht die größten Unbequemlichkeiten mit ſich; denn, nicht zu gedenken, daß auf dieſe Weiſe die Arena von dem Sande, womit ſie zu den Fechter- und Ringerſpielen überſchüttet wurde, immer wieder aufs ſorgfältigſte gereinigt ſeyn mußte, damit die Räder im Umdrehen kein Hinderniß fänden, ſo möchte ſchwerlich auch die ſtärkſte Holzverbindung im Stande ſeyn, ein ſo in der Mitte unverbundenes Theater beym Umdrehen vor dem Auseinanderbrechen zu ſchützen. Nächſt dem wird das, was dadurch vielleicht an der Laſt vermindert würde, auf einer andern Seite dadurch wieder vermehrt, daß der Drehpunkt in der Mitte der innern Periferie

bey

bey x, alſo gerade an dem Orte angebracht iſt, wo ſich die geringſte Laſt befindet. Die ſtärkſte Laſt iſt unſtreitig unter dem äußern Zirkel, wo die Stufen ſich am höchſten aufeinander thürmen, und dieſe ganze Laſt drückt nun nicht ſowohl auf den Zapfen, der ſie eigentlich tragen ſollte, als vielmehr auf die Räder, welche die Bewegung unterſtützen und erleichtern ſollen.

Aus allem dieſem erhellet zur Gnüge, daß man dem Grafen Kaylus wohl kein Unrecht thut, wenn man ſeine Auflöſung jener Aufgabe des Plinius einen mißlungenen Verſuch nennt.

Ich freue mich, den Freunden der alten Baukunſt und ſinnreicher Erfindungen eine glücklichere Auflöſung dieſes Problems mittheilen zu können, welche, indem ſie die von vielen bezweifelte und von vielen vergeblich geſuchte Ausführbarkeit wirklich darthut, zugleich die Wahrheit der vom Plinius gegebenen Beſchreibung dieſes künſtlichen Baues rettet.

Herr Weinbrenner, Architekt aus Karlsruhe, der während eines fünfjährigen Aufenthalts in Rom die Monumente der alten Baukunſt mit einer ſeltenen Gründlichkeit und Einſicht ſtudiert, und mehrere aus den Nachrichten der alten Schriftſteller bekannte Gebäude im Geiſte der alten Baukünſtler reſtaurirt hat, erlaubt mir ſeine Erfindung vorläufig bekannt zu machen, und ich bediene mich dazu um ſo lieber der eigenen Worte des Künſtlers, da ſie

seine Gedanken mit möglichster Deutlichkeit und Präzision darstellen.

„Ich glaube," sagt er in seiner mir mitgetheilten Beschreibung dieses Werks, „die zwey Drehepunkte der Theater mathematisch richtig ausgefunden zu haben, auf welchen allein es möglich ist, zwey halbelliptische Figuren (oder ein in der Mitte zertheiltes Amfitheater) so wider und gegen einander zu bewegen, daß sie sich bey der Drehung niemals im Wege sind, und doch bald mit den Rücken, bald mit den Scenen so zusammen kommen, daß jedesmal der lange Diameter eine gerade Linie ausmacht. Diese Drehpunkte in einer elliptischen Figur, wie sie zum Amfitheater erforderlich ist, finden sich, wenn man in dem Punkte, wo sich der lange und kurze Diameter kreuzen, s. Fig. II, a. eine Linie von 45 Graden b b. queer durch die elliptische Fläche zieht, und an den beyden Enden des langen Diameters c c. wieder eine andere Linie von 45 Graden c d. dagegen zieht. Wo sich dann diese Linien kreuzen, oder wo die zwey entstandenen Dreyecke a x c (wodurch der lange elliptische Diameter zu zwey Hypotenusen geworden ist) den rechten Winkel machen, da sind die beyden Drehungspunkte x. In einer elliptischen Figur können zu dieser Verrichtung keine andere Punkte statt finden, weil wechselsweise immer die beyden Katheten so zu stehen kommen, daß sie jedesmal gleich weit von den Drehepunkten entfernt sind, und folglich einander

gleich

nem Saz zu machen scheint. Man könnte sie künstliche nennen, weil wir sie nicht aus den Händen der Natur empfangen, sondern nur gewissen Uebereinkomnissen der menschlichen Gesellschaft zu danken haben, durch welche dasjenige, was uns dieses Vergnügen macht, die Bedeutung eines Gutes erhalten hat. Allein die kleinste Ueberlegung ist hinlänglich uns zu überzeugen, daß diese Dinge uns keine andre Art von Vergnügen machen, als die wir vom Besiz des Geldes haben; welches wir mit Gleichgültigkeit ansehen würden, wenn es uns nicht für alle die würklichen Vergnügen Gewähr leistete, die wir uns dadurch verschaffen können. Von dieser Art ist dasjenige, welches der Ehrgeizige empfindet, wenn ihm Bezeugungen einer scheinbaren Hochachtung oder Unterwürfigkeit gemacht werden, die ihm als Zeichen seines Ansehens und der Macht, die ihm dasselbe über andre giebt, angenehm sind. Ein morgenländischer Despot bekümmert sich wenig um die Hochachtung seiner Völker; sclavische Unterwürfigkeit ist für ihn genug. Ein Mensch hingegen, dessen Glük in den Händen solcher Leute liegt, die seines gleichen sind, ist genöthiget, sich ihre Hochachtung zu erwerben. Allein diese Unterwürfigkeit ist dem Despoten, diese Hochachtung ist dem Republicaner nur darum angenehm, weil sie das Vermögen oder die Gelegenheit giebt, die Leidenschaften und die Begierden desto besser zu befriedigen, welche die unmittelbaren Quellen des Vergnügens sind. Warum ist Alcibiades ehrgeizig? Alcibiades bewirbt sich um einen Ruhm, der seine Ausschweiffungen, seinen

gleich seyn müssen, welches hier durch die Konstruk-
zion der Dreyecke bewirkt wird.

„Bey dem Plan zu dem Amfitheater habe ich zur Arena eine elliptische Figur von demselben Verhältniß, welches die Arena des hiesigen Kolosseum hat, angenommen, wo sich der lange Diameter zu dem kurzen ungefähr wie 3 zu 2 verhält. Die beyden Theater sind dann durch die Form des Amfitheaters bestimmt, und werden, wenn das Amfitheater getheilt, die Scenen eingeschoben, und dadurch der Platz der Zuschauer um so viel verkleinert worden, als die Tiefe der Scene beträgt, ungefähr die Form des Herkulanischen Theaters bekommen.

„Da das Bretterwerk dieser Scenen (wie auch Plinius angiebt) heruntergelassen wird, und überhaupt nicht viel beträgt, so kann es nebst den Sitzen in der Orchestra, welche die Senatoren bey den Schauspielen inne hatten, vor dem Herumdrehen der Theater füglich heraus, und auf die Seite geschafft werden.

„Da dieß Gebäude zu den Zeiten der Republik aufgeführt wurde, so habe ich die Plätze für die Senatoren im Amfitheater, nach dem Beyspiel der Kaiserloge im Kolosseum, auf den langen Seiten, wo zuvor die Scenen der Theater waren, angelegt, da durch die hinweggeschafften Scenen an beyden Seiten eine Leere entstanden ist, welche dadurch bequem ausgefüllt wird. Sie können mit wenig Zeit

und Mühe zu diesem Behuf verwandelt werden. In diesem Fall würden auch die Senatoren der scheinbaren Gefahr (wenn man anders ein gut zusammen gefügtes Gebäude gefährlich nennen kann), welche Plinius vielleicht mehr als Kurio beherzigt hat, nicht ausgesetzt seyn. Sie könnten nach Endigung des Schauspiels ihre Plätze und die Theater verlassen, und nach geendigter Verwandlung ihre neuen Plätze über dem Podium in den Logen einnehmen; aber sie konnten auch sitzen bleiben. Die übrigen Sitze oder Gradinen für das Volk, deren meine Ausführung funfzig über einander enthält, habe ich auf die bey den alten Theatern gewöhnliche Art angelegt. Uebrigens habe ich mich mit der Größe dieser Gebäude auf die Zahl von dreyßig tausend Menschen überhaupt eingeschränkt. Plinius sagt zwar, Kurio habe das ganze römische Volk in seinem Theater herumgedreht; allein er sagt damit nichts bestimmtes. Wenn ich mithin diese Gebäude bloß für die obengenannte Volksmenge einschränke, so verliert die Idee des Kurio darum nichts von ihrer Größe; denn schon zu dieser Menschenzahl würde ein Gebäude von 400 Fuß Länge, 338 Fuß Breite und 96 Fuß Höhe erforderlich seyn, welches sich in zwey Theilen herumbewegen müßte, und unsern größten modernen Gebäuden an Größe nichts nachgeben würde.

„Die Theater bewegen sich auf einer ebenen, entweder festgemauerten oder von Holz verbundenen

Horiz

Horizontalfläche, und der Druck oder die Friksion beym Herumdrehen der Theater wird durch viele (wie unter den Gerüsten der Peterskirche) unter dem Gebäude angebrachte Räder, die alle konzentrisch und gegen die Drehpunkte gerichtet sind, beträchtlich vermindert und überall gleichförmig vertheilt. Appliziert man nun die Kraft durch Erdwinden und Flaschenzüge immer im rechten Winkel gegen den längsten Radius, der durch die Bewegung der Theater beschrieben wird, so zweifle ich nicht mehr an der Möglichkeit eines solchen Werks, und ich getraue mir es, mit hinlänglichen Kräften, im Großen auszuführen.

„Obgleich in meinem Verfahren die Drehpunkte sich nicht im Mittelpunkte der Schwere, sondern nahe an der äußern Seite des Halbzirkels befinden, so erleichtert doch gerade diese irregulaire Stelle derselben die Bewegung ausnehmend, denn die Drehpunkte liegen nicht nur nach außen zu, also unter der größten Last der Theater, sondern durch ihre Lage wird zugleich auch der Hebel verlängert, also die Kraft verstärkt, die entgegengesetzte Last des kürzern Radius vermindert und dadurch das Umdrehen erleichtert. Sie vereinigen also, indem sie den beabsichtigten Zweck erfüllen, zugleich alle mechanische Vortheile, auf welche man bey der willkührlichen Wahl des Ortes für die Drehpunkte Rücksicht nehmen würde.“

Wir sehen hier alle jene Forderungen erfüllt, und alle Schwierigkeiten glücklich überwunden, wel-

che in der Beſchreibung des Plinius die vorliegende Aufgabe begleiten. Die Theater ſind auf ihren Angeln beweglich, ſie ſtehen mit den Rücken gegen einander, ſie ſchließen ſich, wenn ſie gedreht werden, zu einem vollkommenen Amfitheater, und alles dieſes erfolgt auf die einfachſte und natürlichſte Weiſe.

Da das Detail eines ſolchen Werks ſich ohne Pläne und Zeichnungen nicht beſchreiben läßt, ſo ſchränke ich mich hier bloß auf die Erklärung der zur beſſern Einſicht des Gedankens unter No. II. beygefügten Figur ein, vermittelſt welcher der Leſer im Stande ſeyn wird, die Idee des Ganzen und die Möglichkeit der Ausführung beſſer zu verſtehen. Jeder kann, wenn er der gegebenen Anweiſung zufolge die Drehepunkte auf einem Stücke Papier von einer elliptiſchen Figur beſtimmt, und die Figur dann im kurzen Durchmeſſer in zwey Hälften zerſchnitten hat, das Experiment mit leichter Mühe ſelbſt verſuchen. Herr Weinbrenner iſt Willens, nach ſeiner nahen Zurückkunft in Teutſchland ein Modell von dieſem Werke zu verfertigen und eine ausführliche Beſchreibung deſſelben mit den nöthigen Riſſen und Zeichnungen bekannt zu machen, wo dann der Kenner eine vollkommnere Befriedigung ſeiner Wißbegierde erhalten wird.

Erklärung der Fig. II.

AA. Die beyden mit den Rücken neben einander ſtehenden Theater.

BB.

Fig. 1

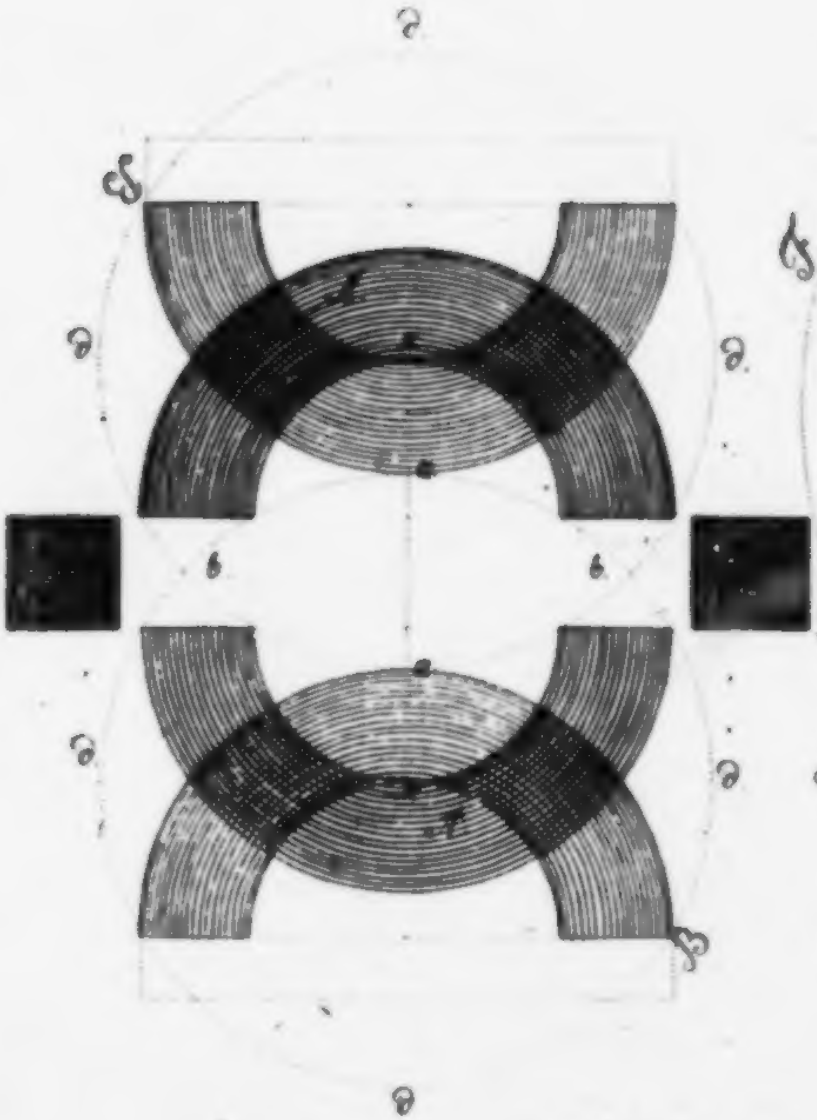

Fig. II.

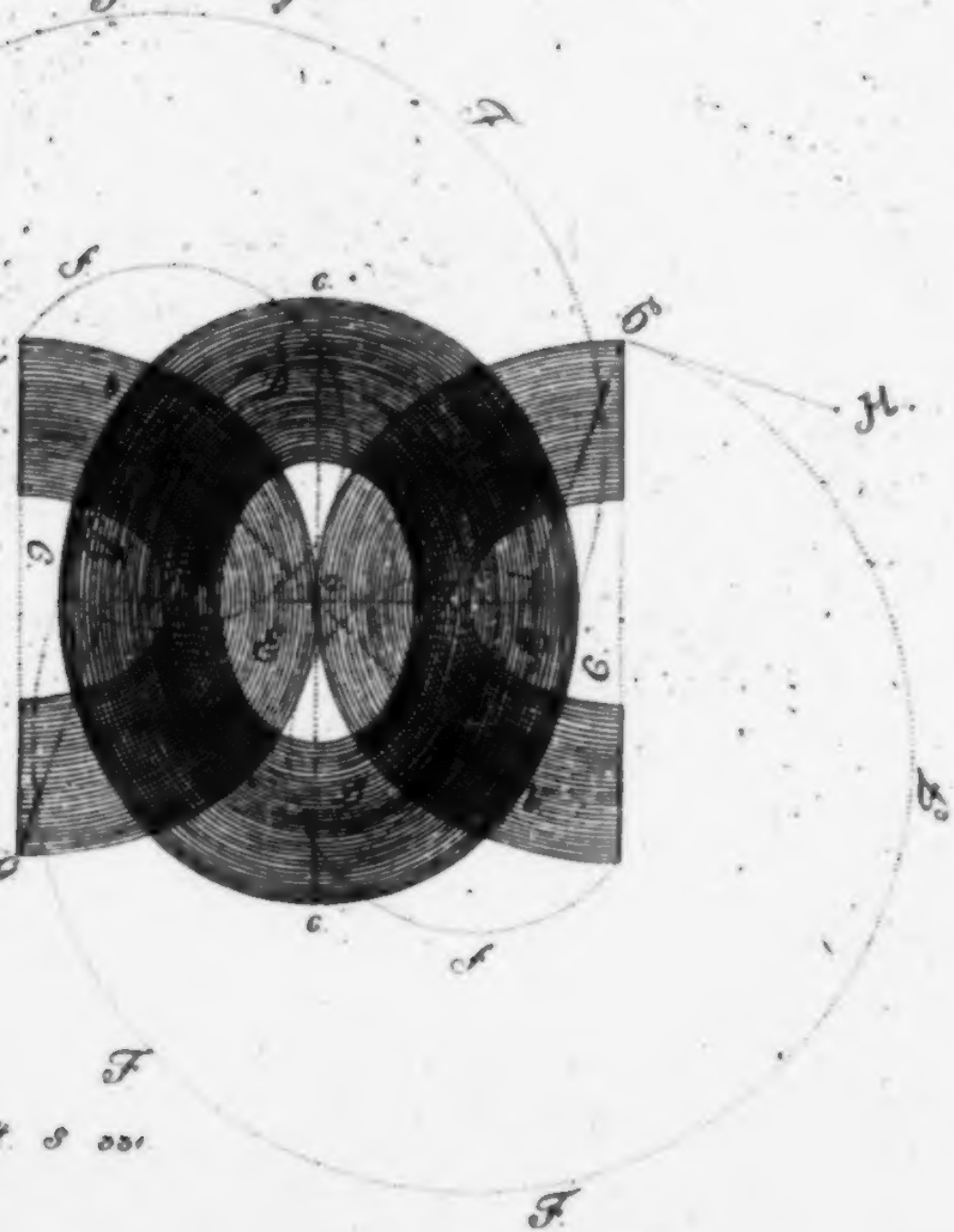

BB. Die Orcheſtra.

CC. Die Scenen.

D. Das Amfitheater.

E. Die Arena.

FF. Die groſse Periſerie, welche der lange Radius beym Herumdrehen der Theater beſchreibt.

ff. Die kleinere Periſerie, welche der kurze Radius beſchreibt.

GG. Die Ecken des Theaters, wo die Erdwinden angebracht werden.

HH. Die Erdwinden.

J. Die Linie, wo das Amfitheater ſich ſchlieſst.

Die übrigen Buchſtaben ſind bereits im Text erklärt.

Rom.

Fernow.

IV.

Ueber Antikennachgrabungen in Rom.

In der Brünner Zeitung 1797. No. 50. finde ich eben jetzt folgenden Artikel: „Laut Nachrichten aus

aus Italien hat man mit Beyhülfe der Franzoſen einige koſtbare Ueberbleibſel des Alterthums zu Piperno (dem alten Privernum), einer kleinen Stadt auf einem Berge, in der Campagna di Roma, entdeckt. Es ſind Manuſkripte und Bildhauerarbeit. Unter dieſer ſind vorzüglich die Statuen in koloſſaliſcher Größe des Tiberius und Klaudius, die Bruſtbilder des M. Aurelius, der zweyten Fauſtina und der Meſſalina von den beſten Meiſtern verfertigt und noch ganz unbeſchädigt."

Dieſe Nachricht könnte Unkundige leicht zu der irrigen Vorſtellung veranlaſſen, daß ganz neuerlich durch die Kunſtliebe der Franzoſen dieſer Fund gemacht worden ſey. Die Sache verhält ſich aber anders. Dieſe Scavazione iſt von dem bekannten Gavin Hamilton ſchon im Frühjahre 1796, als in jenen Gegenden noch an keine Franzoſen zu denken war, ausgeführt worden. Sehr poſſierlich klingt es, wenn der Zeitungsſchreiber von ausgegrabenen Manuſkripten ſpricht. Darunter ſind einige ganz unintereſſante Steinſchriften unter und neben den gefundenen Büſten zu verſtehen, die man zugleich mit ausgegraben hat. Die Statuen und Büſten, die hier als von den erſten Meiſtern angegeben werden, erheben ſich alle nicht über das Mittelmäßige, und die Büſten des Aurels und der Fauſtina ſind nicht einmal mittelmäßig zu nennen. Seitdem hat Hamilton noch auf der Straße nach Florenz, nicht weit von Ponte Molle, graben laſſen, und einige gute

Sta-

nen Uebermuth, seinen schleppenden Purpur, seine Schmäuse und Liebeshändel bedekt; der es den Athenienfern erträglich macht, den Liebesgott, mit dem Blize Jupiters bewafnet, auf dem Schilde seines Feldherrn zu sehen; der die Gemahlin eines spartanischen Königs so sehr verblendet, daß sie stolz darauf ist, für seine Buhlerin gehalten zu werden. Ohne diese Vortheile würde ihm Ansehn und Ruhm so gleichgültig seyn, als ein Hauffen Rechenpfennige einem corinthischen Wucherer. Allein, spricht man, wenn es seine Richtigkeit hat, daß die Vergnügen der Sinne alles sind, was uns die Natur zuerkannt hat, was ist leichter und was braucht weniger Kunst und Anstalten, als glüklich zu seyn? „Wie wenig bedarf die Natur um zu frieden zu seyn?„ Es ist wahr, die rohe Natur bedarf wenig. Ihre Unwissenheit ist ihr Reichthum. Eine Bewegung, die seinen Körper munter erhält, eine Nahrung die den Hunger stillt, ein Weib, schön oder häßlich, wenn ihn die Ungedult eines gewissen Bedürfnisses beunruhiget, ein schattichter Rasen, wenn er des Schlafs bedarf, und eine Höle, sich vor dem Ungewitter zu sichern, ist alles was der wilde Mensch nöthig hat, um in dem Lauf von achtzig oder hundert Jahren sich nur nicht einmal einfallen zu lassen, daß man mehr brauchen könne. Die Vergnügen der Einbildungskraft und des Geschmaks sind nicht für ihn; er genießt nicht mehr als die übrigen Thiere, und genießt wie sie. Wenn er glüklich ist, weil er sich nicht für unglüklich hält, so ist er es doch nicht in Vergleichung

mit

Statuen, besonders einen schönen Faun, nebst 16 Säulen aus orientalischem Alabaster und einigen gemahlten Wandverzierungen, gefunden. Weit mehr verdienten die dreyfachen Nachgrabungen des englischen Prinzen August eine besondere Bekanntmachung. Außer denen vor der Porta maggiore und unfern Frascati machte er vortreffliche Entdeckungen am Meere, da, wo man das Laurentinum des Plinius vermuthet. Hier fand man die vortreffliche und bis auf den einen Arm und am Theil des linken Schenkels vollkommen erhaltene Venus, die der Mediceischen und Dresdner völlig gleich zu setzen, und von der erstern nur in so fern verschieden ist, daß die Mediceische mehr jungfräuliches, diese noch mehr reifes und aufgeblühtes hat. Der ganze Kopf und die Hand, welche die Schaam bedeckt, sind hier vortrefflich erhalten. Außer 15 bis 16 kleinern und größern Statuen und Tronks, worunter der Tronk einer Niobe, fand man auch hier den jüngsten Sohn der Niobe und einen unvergleichlich schönen Kopf der Juno, weniger kolossal als die Ludovisische, aber eben so ideal. Alle diese Schätze sind nach England gegangen, und die Venus im Besitze des Prinzen von Wales, dem sie sein Bruder geschenkt hat. Außerdem verdienten wohl auch die neuerlich von den Häusern Colonna und Altieri durch Nachgrabungen auf ihnen zugehörigen Ländereyen akquirirten Alterthümer besondere Erwähnung.

B...r.

V.

V.

Ueber den Mahler Kavalluzzi.

Ich bin so frey, Ihnen einige Bemerkungen über die im fünften Stück des Merkurs für 1795, und im zweyten Stück für 1796 befindlichen Beyträge zur Geschichte der Künstler, mitzutheilen, da ich ihnen keinen schicklichern Platz zu geben weiß. Ohne die wohlgemeinte Absicht zu verkennen, welche Herrn J. bestimmt hat, die in den, während der Jahre 1783 bis 1788 wöchentlich zu Rom erschienenen memorie per le belle arti befindlichen Künstlernachrichten im Auszuge mitzutheilen, scheint es mir doch, daß sie als Beyträge zur Künstlergeschichte, besonders zum Füßlyschen Künstlerlexikon, für welches der Uebersetzer sie zunächst bestimmt hat, nicht wohl brauchbar seyn möchten.

Die in dem gedachten memorie etc., deren Herausgeber Herr de Rossi, jetziger Direktor der Portugiesischen Mahlerakademie in Rom, war, enthaltenen Nachrichten und Beurtheilungen mochten für die Kunstgeschichte des Tages interessant und nützlich seyn; aber für die Künstlergeschichte, welche nicht sowohl Anzeigen und Beurtheilungen einzelner Werke, als vielmehr summarische Urtheile über Kunstverdienst, Stil, Manier und Schule des Künstlers enthalten soll, sind sie unzulänglich. Herr de Rossi ist zwar, wie gesagt, Direktor der hiesi-

gen

gen übrigens unbedeutenden Portugieſiſchen Akademie der Künſte, aber er iſt, ohne ſeinen andern bellettriſtiſchen Fähigkeiten und Verdienſten zu nahe zu treten, weder ſelbſt Künſtler, noch gründlicher Kenner, ſondern ein Liebhaber, der zugleich den Gemählchändler macht, und eine kleine ausgewählte Sammlung von Niederländern beſitzt, wie man auſſerdem in Rom nicht findet. Auſſer den Kunſtnachrichten in den memorie hat Herr de Roſſi noch einige kleine Broſchüren artiſtiſchen Inhalts, z. B. einen Brief über drey Baſſirilievi von Kanova, und das Leben des verſtorbenen Mahlers Kavalluzzi geſchrieben, die aber, wie jene, ohne eigentliche Kritik abgefaßt, und, wie dieß in Italien gewöhnlich der Fall iſt, vielmehr Elogen als Beurtheilungen ſind. Jeder, der dieſe Schriften mit den Kunſtwerken vergleicht, wird ſich davon überzeugen können. Ueberdieß ſind die in den memorie etc. angezeigten Kunſtſtücke gröſtentheils Probeſtücke junger, ſich erſt bildender Künſtler, und wenn auch die darüber gefällten Urtheile wahr und gründlich wären, ſo können doch Uebungswerke junger Künſtler, deren Talent und Beruf oft noch ſehr zweydeutig ſind, noch keinen Anſpruch auf einen Platz in der Künſtlergeſchichte ertheilen. Eigentlich gehört der Künſtler, wie überhaupt jeder, deſſen Wirkſamkeit ſich nicht bloß auf ſein fyſiſches Daſeyn beſchränkt, der ſich um die Geſellſchaft auch für die Zukunft verdient gemacht hat, erſt nach ſeinem Tode der Geſchichte an, und nur ein entſchiedenes

Ver-

Verdienst kann ihm diese Ehre schon während seines Lebens erwerben. Mit unbedeutenden Nahmen ist weder der Künstlergeschichte, noch der Nachwelt gedient. Manche der in obigen Beyträgen gepriesenen Nahmen sind jetzt selbst in der hiesigen Künstlerwelt schon wieder vergessen; manche haben nach einem Zeitraume von zehn Jahren durch reifere und vollkommnere Werke ihre jugendliche Versuche schon selbst in Vergessenheit gebracht, und die Nachrichten von solchen, welche zur Zeit jenes Journals schon als gebildete Künstler bekannt und geschätzt waren, z. B. Angelika Kaufmann, Filipp Hackert, Maron, Kavalluzzi, Morghen ꝛc. sind viel zu armselig und unbedeutend, als daß sie jenen Zweck erfüllen könnten. Als vorläufige Anzeige, um den Verleger des Künstlerlexikons, der mit rühmlichem Eifer für die stete Vervollkommnung und möglichste Vollständigkeit dieses im Ganzen schätzbaren und einzigen Werke sorgt, auf die genannten Künstler unserer Zeit aufmerksam zu machen, können diese Beyträge nützlich seyn; aber so wie sie da sind, dem Inhalt wie der Form nach, kann wohl kein Artikel derselben mit gutem Fug in das Künstlerlexikon eingetragen werden.

Ich füge hier eine kurze zu diesem Zweck hinlängliche Nachricht von dem im November 1795 hier verstorbenen Mahler Kavalluzzi bey, der sich unter den Künstlern des heutigen Roms einen Nahmen erworben hatte, und den Italienern auch wohl

in

in ihrer gewöhnlichen hyperbolischen Art zu loben, den römischen Korreggio nannten. Das Historische in diesen Nachrichten ist aus Vinci's elogio storico etc. entlehnt.

Antonio Kavalluzzi ward 1752 zu Sermoneta, einem Städtchen auf den Volscischen Bergen, gebohren. Der Duka Francesko Gaetani von Sermoneta brachte ihn als einen Knaben von vierzehn Jahren nach Rom, wo er zuerst unter Stefano Pozzi, und nachher unter Gaetano Lapis die Mahlerey studierte. Er entfernte sich aber bald von der Manier seiner Meister, studierte vornehmlich nach Guido Reni, und späterhin nach Korreggio. In der Folge machte er mit dem Neffen des jetzigen Pabstes, dem Duka Braschi, eine Reise über Florenz, Bologna und Parma nach Venedig, und bildete sich allmählig eine eigene Manier, die, wenn auch wenigst geschmacklos als die seiner Lehrmeister, doch vielleicht noch fader, schlaffer und unbedeutsamer war, und in der man nicht sowohl den Nachahmer des Korreggio, als vielmehr der spätern bolognesischen Schule erkennt. Kavalluzzi war kein genialischer Erfinder; seine Arbeiten haben kein eigenthümliches Geistesgepräge. Eine unbestimmte, kleinliche Manier in der Zeichnung, kraftlose Formen, karakterleere süßlichte Gesichter, ein unwahres Fleischkolorit von einer wächsernen Klarheit und Mürbigkeit, und Gewänder, die ohne Stil und groben wollenen Decken ähnlich sind, ma-

chen den Karakter seiner Gemählde aus. Er übertrieb in der Ausführung das Vertreiben und Verblasen gern bis zur völligen Unbestimmtheit der Formen und Umrisse, und Alles wirkte bey ihm auf jenen erschlaffenden, bloß dem Auge schmeichelnden Reiz hin, der sich in der Kunst unserer Tage unter so mancherley Gestalten und Manieren zeigt, der mit einem guten Stil unverträglich ist, und dessen inhaltleere Unwahrheit in allen Theilen bey mechanischem Scheinverdienst es so schwierig macht, über Werke dieser Art ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Oeffentliche Arbeiten von diesem Mahler, wonach man sein Künstlerverdienst beurtheilen, und sich von seiner Manier eine anschauliche Kenntniß erwerben kann, befinden sich zu Rom in der neuen Sakristey von S. Peter, wo er auch die alten Mahlereyen von Giotto, welche daselbst aufbewahrt werden, ausgebessert hat; ferner in den Kirchen S. Spirito in Sassia, und S. Martino in Monte. Außerhalb sind Altarblätter von ihm zu Avignon, Loretto, Subiako und Pisa befindlich. Das am letzten Orte wird für sein bestes Gemählde gehalten. Im Pallast Serbelloni sind fünf Deckenstücke und acht Tondi von seiner Hand. Kavalluzzi war seit 1786 Mitglied der Akademie von S. Luka, und starb im November 1795.

Rom.

Fernow.

VI.

Ueber den Abbé Delille und die Prachtausgabe ſeiner Georgika in Baſel *).

Es ſind gewiß nur wenig Leſer des Merkurs, die nicht von dem erſten jetzt noch lebenden Dichter Frankreichs, dem Abbé Delille, etwas geleſen oder wenigſtens gehört haben. Eine teutſche Buchhandlung in Baſel wird das neueſte und vollendetſte ſeiner Gedichte, les Georgiques Françaiſes, mit aller einem Meiſterwerke zukommenden Pracht und Korrektheit drucken laſſen. Die Kupfer zur Prachtausgabe ſind in Paris beynahe vollendet, und alle Veranſtaltungen getroffen, daß dieſe Ausgabe auch in typografiſcher Rückſicht ein Denkmal des teutſchen Geſchmackes und Kunſtfleißes werde. Früher

*) Ich gebe dieß Bruchſtück als eine Probe meiner Fortſetzungen des Zuſtandes der neueſten Litteratur, der Künſte und Wiſſenſchaften in Frankreich, wovon zu Berlin bey la Garde 1795. 96. 2 Bändchen erſchienen ſind, und eine Fortſetzung auch durch den zweyten Band der Meyerſchen Fragmente aus Paris, und die trefflichen, bis jetzt aber nur die fyſikaliſchen Wiſſenſchaften umfaſſenden Schmeiſſeriſchen Beyträge nicht ganz überflüſſig gemacht worden ſind.

wird eine wohlfeilere Ausgabe die schon längst gespannte Neugierde, oder die durch äußere Umstände beschränkte Kauflust befriedigen, wobey die lobenswürdige Einrichtung getroffen ist, daß die Subskribenten zur Prachtausgabe diesen wohlfeilern, und nur als Vorläufer dienenden Abdruck, unentgeldlich erhalten.

Es ist also hier von einer teutschen Unternehmung die Rede, und in so fern kann auch der Merkur, der überhaupt, wie der unpartheyische Geschichtschreiber, weder für Heimath noch Verwandtschaft ein ausschließendes Vorurtheil hegt, davon eine vorläufige Nachricht ertheilen, die gewiß vielen Lesern dieser Monatsschrift nicht unangenehm seyn wird. Zuerst ein paar Worte von dem achtungswürdigen Verfasser, dem Abbé Delille selbst. Es gehen über ihn so viele und so verschiedene Gerüchte, daß die Nachrichten, die ich hier aus dem Munde eines Mannes mittheilen kann, der ihn in der letzten Zeit fast täglich sah, und aufs genaueste kennen lernte, schon darum nicht ohne alles Interesse seyn können.

Der Abbé Delille — sein Nahme seit der Revoluzion ist Montanier = Delille — ist nicht bloß als Lieblingsdichter seiner Nazion und Schriftsteller vom ersten Range, sondern auch wegen seiner mit dem Grafen Choiseul = Gouffier gemachten Reise nach Konstantinopel, auf welcher er jene geistreichen Briefe schrieb, woron einige zu jener

Zeit

Zeit auch in öffentlichen Blättern, als z. B. im Journal von Paris, mit großem Beyfall gelesen wurden, und überhaupt wegen der Liebenswürdigkeit seines Karakters und wegen der Annehmlichkeiten seines Umganges in und auſier Frankreich berühmt. Er ist dem Körper nach sehr häßlich; und doch war er vor der Revoluzion das Schooßkind aller Damen und der Liebling des Hofes. Denn er hat allen Geist, und doch nichts von der Bosheit des ihm übrigens an Körper eben so sehr, als in der so seltenen Verskunst gleichenden Pope, den er sich auch in seinen Gedichten, besonders in seinem noch ungedruckten Versuch über den Menschen, zum Muster genommen hat. Er ist nicht eigentlicher Geistlicher, sondern hat bloß die untern Weihen angenommen, um eine reiche Pfründe geniessen zu können. Von dieser, von seinen Besoldungen als Professor im College de France und als Mitglied der Vierziger, so wie von den Interessen seines eigenen Vermögens, hatte er vor der Revoluzion 30,000 Liv. jährliche Renten, von welchen ihm jetzt nur noch 600 übrig geblieben sind. Jetzt lebt er in Basel von den Früchten seiner neuen literarischen Arbeiten, nicht als Emigrirter, wie man so oft in öffentlichen Blättern gesagt hat, sondern mit Einwilligung der Regierung. Dieß ist die einzige Gefälligkeit, die er sich von den Machthabern seines Vaterlandes erbeten hat. Die Ehre, die ihm das Nazionalinstitut durch seine Wahl zum Mitgliede in der dritten Klasse erwies,

hat er verbeten; und wie konnte der erste Dichter der Nazion sichs auch zur Ehre schätzen, neben einem Chenier, Monvel, Mol: u. s. w. zu sitzen? Denn so untadelhaft auch die übrigen Klassen in diesem Institute besetzt seyn mögen, so schlecht steht es mit der Klasse der schönen Wissenschaften und Künste, die daher auch längst schon das Gespötte des Publikums gewesen ist. Der französischen Nazion sind jetzt nur drey Dichter übrig geblieben: Delille, Fontane und la Harpe. Indeß hat sich das Institut selbst dadurch geehrt, daß es erklärte, es werde die Delillen bestimmte Stelle stets für ihn offen lassen, und erst nach seinem Tode wieder besetzen.

Aber Delille ist nicht bloß ein geistvoller Dichter, ein Erzähler und Gesellschafter, der jeden Zirkel belebt und aufheitert; er ist auch ein vortrefflicher Mensch und von einer kindlichen Gutmüthigkeit. Dieß giebt seinem ganzen Wesen alle die Arglosigkeit und Herzlichkeit, die von jeher als das originelle Gepräge talentvoller Menschen, die für die gewöhnlichen Geschäfte und Verhältnisse des Lebens den rechten Maaßstab nur mühsam in sich finden konnten, von ihren Zeitgenossen erkannt und geschätzt worden ist. Er ist nicht um seines Verlustes willen, sondern aus der vollen Ueberzeugung, daß eine Republik für seine Nazion, oder vielmehr für den Zustand von Ueberverfeinerung und selbstsüchtigen Leidenschaften, in welchen sich diese Nazion befindet, ein wahres Unding sey, kein Freund

der

mit demjenigen, für den die Künste des Wizes und des Geschmaks die angenehmste Art der Bedürfnisse der Natur zu geniessen, und eine unendliche Menge von Ergözungen der Sinne und der Einbildung erfunden haben, wovon die Natur in dem rohen Zustande, worinn wir sie uns in den ältesten Zeiten vorstellen, keinen Begriff hat. Diese Vergleichung, es ist wahr, findet nur in dem Stand einer Gesellschaft statt, die sich in einer langen Reyhe von Jahrhunderten endlich zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit erhoben hat. In einem solchen aber wird alles das zum Bedürfniß, was der Wilde nur darum nicht vermisset, weil es ihm unbekannt ist; und ein Diogenes könnte zu Corinth nicht glüklich seyn, wenn er nicht ein Narr wäre. Gewisse poetische Köpfe haben sich ein goldnes Alter, ein Arcadien, ein angenehmes Hirtenleben geträumt, welches zwischen der rohen Natur und der Lebensart des begüterten Theils eines gesitteten und sinnreichen Volkes das Mittel halten soll. Sie haben die verschönerte Natur von allem demjenigen entkleidet, wodurch sie verschönert worden ist, und dieses idealische Wesen die schöne Natur genannt. Allein ausserdem, daß diese schöne Natur, in dieser nakten Einfalt, welche man ihr giebt, niemals irgendwo vorhanden war; wer siehet nicht, daß die Lebensart des goldnen Alters der Dichter, zu derjenigen, welche durch die Künste mit allem bereichert und ausgeziert worden, was der Wiz zu erfinden fähig ist, um uns in den Armen einer ununterbrochnen Wollust, vor dem Ueberdruß der Sät-

tigung

der Revoluzion; aber er hat nie an den thörichten Entwürfen einer Gegenrevoluzion auch nur von fern Theil genommen, noch irgend einer Fakzion gefröhnt. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat er oft laut gesagt, und seinen Freunden, Boissy d'Anglas, Herault-Sechelles und andern, schriftlich und mündlich mitgetheilt. Es ist merkwürdig, daß nicht allein der verrufene Chaumette, sondern selbst Robespierre seiner bey jeder Gelegenheit schonte, und, wo hundert Köpfe fielen, den seinigen in Schutz nahm. Einst trat Chaumette in den blutigsten Zeiten des Decemvirats freundlich zu ihm auf der Straße, und gab ihm wegen der Art, wie er seine Haare trug, die damals bey Kopfabschneiden verpönt war, eine wohlmeinende Warnung. Robespierre wünschte die Hymnen, die bey der berüchtigten Farce, der öffentlichen Anerkennung der Gottheit, abgesungen werden sollten, von Delille verfertigt. Der Dichter, der dieser Aufforderung nicht grade zu widerstehen konnte, dichtete eine Hymne, die selbst den Wohlfahrtsausschuß erschütterte, und — ungesungen blieb. Seitdem entfernte sich D. aus Paris, und hielt sich viele Monate zu Saint Diez in den Vogesen, zu Lupach, und bey Ferette auf den Grenzen von Montreville auf, wo er seine Fantasie mit der ihn umgebenden großen Naturscenen verschwisterte, und bald über die Bestimmung des Menschen, bald über die Gesetze der Dichtkunst nachdachte.

Er arbeitet alles in ſeinem Gedächtniſſe aus, und in ihm bewahrt er was vollendet iſt feſter und ſicherer auf, als in einer Schreibtafel oder einem andern Hülfsmittel der Schreibekunſt. So trägt er alle ſeine Werke, ſogar die 30,000 Verſe ſeiner Aeneide, in ſeinem Kopfe herum, und iſt dadurch, wie Taſſo, ein merkwürdiges Beyſpiel, wie unſtatthaft die Beſorgniſſe derer ſind, die ſich nicht vorſtellen können, daß eine ganze Ilias und Odyſſee, ohne alle Hülfe der Schreibekunſt, in dem Kopfe eines Rhapſoden vollkommen Platz gehabt habe. Er iſt daher auch äußerſt empfindlich darüber, wenn Bruchſtücke ſeiner noch ungedruckten Gedichte von lauſchenden Horchern wider ſeinen Willen aufgefangen und in Druck gegeben wurden, wie dieß mit einigen Epiſoden in ſeinem Gedichte über die Einbildungskraft in der Dekade und im Magazin Encyklopediq'ie wirklich der Fall geweſen iſt. Er erkennt dieſe ihm widerrechtlich entwendeten Probeſtücke gar nicht mehr für ſeine Arbeit, und kann er es vermeiden, ſo nimmt er ſie nicht einmal in die Gedichte auf, wohin ſie beſtimmt waren. Indeß beſitzt er doch eine Art von Manuſkript für jedes Gedicht, worin zwar auch ganze Stellen, aber ohne allen Zuſammenhang durch einander, meiſt aber nur Hemiſtichien, bald die erſte, bald die zweyte Hälfte des Verſes, aufgezeichnet ſtehen, ſo daß nur er mit Hülfe ſeines Gedächtniſſes das Fehlende ergänzen kann. Eines ſeiner Gedichte, das ziemlich ins Reine geſchrieben war, ſchnitt er in einem Augenblick

blick der Gefahr, um es den Händen und Vandalismen der Räuber zu entziehen, der Länge nach entzwey, und warf die eine Hälfte, also bald die erste, bald die zweyten Hemistichien, ins Feuer.

Seine frühern schon herausgekommenen Werke sind: erstlich, seine metrische Uebersetzung des Virgilischen Gedichts vom Landbau. Es ist bekannt, mit welchem ungetheilten Beyfall dieß Meisterwerk von allen Kennern aufgenommen worden ist. Die Franzosen weisen ihm, da eine solche Uebersetzung dem besten Originale gleich gilt, einen Platz unter ihren ersten Klassikern an. Voltaire sprach davon als von einer der kühnsten Unternehmungen, und einem der ersten Produkte dieses Jahrhunderts. Friedrich II. hielt sie und die Henriade für die zwey einzigen Originalwerke der französischen Literatur, die er in einer gewissen Epoche allein noch las. Seit Racine waren keine Verse von dieser Harmonie gebauet worden. Er vollendete sie schon in seinem 23sten Jahre, feilte aber dann noch viele Jahre daran. Er kannte übrigens ihren Werth so wenig, daß er sie für L. 3000 an Bleuel verkaufte, der wenigstens L. 80,000 bis 100,000 damit gewonnen hat. Seit ihrer Erscheinung ist kein Werk mehr mit solchem Enthusiasmus aufgenommen worden, als die Reisen des jungen Anacharsis. Ausgaben davon sind in allen Formaten und Gestalten erschienen. Die neueste Ausgabe in 18. ist die zwölfte dieses Formats. Es

ſind 12 Nachdrücke davon vorhanden. Die glänzende Quartausgabe, das erſte Werk, das Didot einen Nahmen gemacht hat, wird jetzt mit 10 Karolinen bezahlt. Bey dieſer Ausgabe befindet ſich auch der Diſcours préliminaire und die zahlreichen Anmerkungen, durch welche ſich der Verf. auch unter den franzöſiſchen Proſaikern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Bey den meiſten andern Ausgaben fehlen ſie ganz, oder man findet nur verſtümmelte Auszüge davon. Vollſtändig ſind ſie nur bey der ſogenannten Quartausgabe und bey der Originalausgabe in Oktav anzutreffen. Auf dieſe Ueberſetzung folgten nach einem langen Zwiſchenraume ſeine Gärten, les Jardins, ou l'art d'embellir les payſages Paris 1782. vier Geſänge in allen Formaten und oft wiederholten Ausgaben. Es vereinigen ſich bis jetzt alle Stimmen darüber, daß dieſes das am mehreſten dichteriſche Produkt im Fache des Lehrgedichts ſey, was die Franzoſen beſitzen *). Ich kann aber ohne alle Uebertreibung verſichern, daß es in Anſehung ſeines dichteriſchen Gehaltes, ſeines Planes und ſeiner Ausführung unendlich weit hinter dem neuen Gedichte ſteht, von welchem jetzt die

*) Ob die von Voigt neuerlich gelieferte Ueberſetzung, oder vielmehr Umteutſchung dieſes Gedichts mit allen den zahlreichen Einſchiebſeln und Einpfropfungen teutſcher Szenen und Nahmen dazu geeignet ſey, teutſchen Leſern auch nur etwas vom Genuſſe des Originals ſchmecken zu laſſen, iſt eine Frage, die ſich hier wenigſtens nicht genauer unterſuchen läßt.

die Rede ist, und worauf ich die Aufmerksamkeit meiner Leser in voraus zu richten wünschte.

Ich bin so glücklich gewesen, einen Mann, der in dem rechtmäßigen Besitz der Handschrift dieses Gedichts und vollkommen im Stande ist, diesem Meisterwerke der französischen Dichtkunst auch durch eine meisterhafte Deklamazion volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, vor den urtheilsfähigsten Richtern *) eine Vorlesung desselben halten zu hören, und möchte von diesem seltenen Genusse gern auch andern wieder etwas mittheilen. Allein es wäre eben so anmaaßend als zweckwidrig, vor der Erscheinung des Gedichts selbst, schon in eine vollständige Zergliederung und Beurtheilung seiner Schönheiten einzugehen. Ich begnüge mich also damit, nur den Plan desselben im Allgemeinen anzugeben, und einige Stellen daraus, deren Abschrift mir zu dieser Absicht gestattet worden ist, mitzutheilen. Mag sich doch nun ein jeder nach eigenem Belieben den Aristarchenstuhl zurechte rücken, und, wie es lange schon alle unberufenen Recensentengesellschaften gethan haben, sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Richter und Schöppen konstituiren!

Der Titel des Werks, das bey Levrault in Straßburg und Fr. Schöll aus Straßburg (jetzt J. Decker in Basel) zu Anfang künftiges Jahres unfehlbar erscheinen wird, ist: l'Homme des Champs ou les Géorgiques Françaises, Poëme en

*) Ich darf hier nur die ehrwürdigen Nahmen Herder und Wieland nennen.

4 chants par Monsieur Jacques Delille, je der Gesang zu 800 bis 1200. Versen

Der Gegenstand des Gedichtes ist die Kunst das Landleben zu genießen. Den Titel l'homme des champs hat es von einer Stelle des ersten Gesanges, worin der Dichter die erkünstelten Vergnügen des Landlebens beschreibt und verwirft. Unter denselben spricht er von dem Theater, das nur in Städte passe, und tadelt die thörichte Sitte, die Stadt mit allen ihren Künsten mit aufs Land zu nehmen. Er bricht in folgende Worte aus:

Laissez donc à Molé, cet acteur plein de grace,
Aux Fleuri, aux Contats, ces artistes chéris,
L'art d'embellir la scene et de charmer Paris.
Charmer est leur devoir. Vous, pour qu'on vous
estime,
Soyez l'homme des champs: votre rôle est
sublime,

Den Titel Géorgiques Françaile, hat das Gedicht als Pendant der Georgika Virgils, von welchen es gleichsam der zweyte moralische Theil ist.

Im ersten Gesange schildert der Dichter im Allgemeinen das Vergnügen des Landlebens, ohne Rücksicht auf die besondere Liebhaberey eines Mannes, der sich aus dem Gedränge der Stadt, aus dem Tumult bürgerlicher Unruhen auf das Land zurückgezogen hat. Im zweyten schildert er das Vergnügen des Freundes des Landbaues, und im drit-

dritten, des Naturforschers. Der vierte Gesang lehrt, wie der Dichter das Land und seine Freuden besingen muß. Dieser vierte Gesang macht gewissermaßen für sich selbst ein eigenes Werk, eine ars poetica für diese Art von Dichtung aus, und umfaßt im lieblichsten Kranze alles, was Vida, Boileau und Pope in ihren bekannten Meisterwerken, im Allgemeinen ausführten, wieder mit ganz neuen, individuellen Beziehungen.

Ich bemerke indessen, daß das Ganze dieser 4 Gesänge sich völlig gleich ist, und daß man kaum einige größere Stellen findet, wo dem Dichter die Flügel gesunken sind. Der dritte Gesang besonders ist sehr vollkommen, und der Erhabenheit des Gegenstandes, der Größe der Natur, angemessen.

An dem Gedichte hat der Verfasser seit 20 Jahren gearbeitet, größtentheils aber im Jahr 1794, während der Schreckensepoche, und im Jahr 1795 in den Thälern des Wasgaues. In Basel wurde es vollendet. Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben vielen Einfluß auf das Gedicht gehabt, und an manchen Stellen herrscht eine tiefe Melancholie, und eine Empfindsamkeit, die vielleicht in den Jardins am meisten gefehlt hat. Das Unglück Frankreichs hat den Dichter vollendet. Die würzreichste Blume entsprießt über den gefährlichsten Abgründen.

Hier einige Stellen zur Probe. Ich wähle aus dem 3ten Gesang die erhabene Stelle über die Epochen der Erde:

Mais

Mais ſans quitter vos monts et vos vallons chéris,
Voyez d'un marbre uſé le plus mince débri.
Quel riche monument! de quelle grande hiſtoire
Ses révolutions conſervent la mémoire!
Compoſé des débris de l'empire animé,
Par la deſtruction ce marbre fut formé.
Pour créer ces débris dont les eaux le pétrirent,
De générations quelles foules périrent!
Combien de temps ſur lui l'océan a coulé!
Que de temps dans leur ſein les vagues l'ont roulé!
En deſcendant des monts dans les profonds abimes,
L'océan autrefois le laiſſa ſur leur cimes.
L'orage dans les mers de nouveau le porta,
De nouveau ſur ſes bords la mer le rejetta,
Le reprit, le rendit. Ainſi rongé par l'âge,
Il endura les vents, et les flots et l'orage.
Enfin de ces grands monts humble contemporain,
Ce marbre fut un roc, ce roc n'eſt plus qu'un grain;
Mais fils du temps, de l'air, de la terre et de
l'onde,
L'hiſtoire de ce grain eſt l'hiſtoire du monde,

Anfang des zweyten Geſanges:

Heureux qui dans le ſein de ſes dieux domeſtiques,
Se derobe au fracas des tempêtes publiques,
Et dans un doux abri trompant tous les regards,
Cultive ſes jardins, les vertus et les arts!

Tel,

Tel, quand des Triumvirs la main enſanglantée
Diſputoit les lambeaux de l'Rome épouvantée,
Virgile, des partis laiſſant rouler les flots,
Du nom d'Amaryllis enchantoit les échos.
Nul mortel n'eût oſé, troublant de ſi doux charmes,
Lui demander pour qui ſa main portoit les armes.
Et lorsque Rome enfin laſſé de tant d'horreurs,
Sous un règne plus doux oublioit ſes fureurs,
S'il vint redemander au mâitre de la terre
Le champ de ſes ayeux que lui ravit la guerre;
Bientôt on le revit, loin du bruit des palais,
Favori du dieu Pan, courtiſan de Palès.
Fouler, près du beau lac où le cigne ſe joue,
Les prés délicieux de ſa chére Mantoue.
Là, tranquille au milieu des vergers, des troupeaux,
Sa bouche harmonieuſe erroit ſur ſes pipeaux,
Et ranimant le goût des richeſſes ruſtiques,
Chantoit aux fiers Romains ſes douces Géorgiques.
Comme lui je n'eus point un champ de mes ayeux,
Et le peu que j'avois, je l'abandonne aux dieux.
Mais comme lui, fuyant les diſcordes civiles,
J'échappe dans les bois au tumulte des villes,
Et content de former quelques ruſtiques ſons,
A nos cultivateurs je dicte des leçons.
Vous donc, qui prétendiez, profanant ma retraite,
En intriguant d'état transformer un poëte,
Epargnez à ma Muſe un regard indiſcret.

De ſon heureux loiſir reſpectez le ſecret.
Auguſte triomphant pour Virgile fut juſte,
J'imitai le poete, imitez donc Auguſte,
Et laiſſez moi ſans nom, ſans fortune, et ſans fers,
Rêver au bruit des eaux, de la lyre et des vers.

Bekanntlich ließ die Fürſtin Czartoriuska auf einem ihrer Landſitze in Pohlen, in einer dazu vortrefflich ausgewählten und eingerichteten Gartenparthie, den Sängern der Gärten und Natur S. Lambert, Pope, Thomſon und Delille, auf einer Pyramide ein ſchönes Monument errichten, und meldete dem letztern dieß ſelbſt in einem Briefe, der der Schreiberin eben ſo viel Ehre macht, als dem Empfänger, und der in der Anmerkung zu unſerm Gedichte auch ſeine beſondere Stelle erhalten wird. Darüber findet ſich gleich im erſten Geſange folgende Anſpielung, die zugleich eine Probe ſeyn kann, wie der Dichter mit unerkünſtelter Beſcheidenheit und Einfalt von ſich ſelbſt ſpricht:

Ne pouvés-vous encor y conſacrer les traits
De ceux par qui fleurit l'art ſecond de Cerès?
Pourrés-vous refuſer une place au poëte,
Qui fait aimer les champs et leur douce retraite?
Aſſis au dernier rang de la cour des neuf Soeurs,
Helas! je ne puis point prétendre à ces honneurs!
Mais du bel art des vers ſi quelque ami fidele,

Au

tigung zu bewahren; daß, sage ich, jene dichtrische Lebensart zu dieser sich eben so verhält, wie die Lebensart des wildesten Sogdianers zu jener? Wenn es angenehmer ist in einer bequemen Hütte zu wohnen als in einem holen Baum, so ist es noch angenehmer in einem geraumigen Hause zu wohnen, das mit den ausgesuchtesten und wollüstigsten Bequemlichkeiten versehen, und, wohin man die Augen wendet, mit Bildern des Vergnügens ausgeziert ist; und wenn eine mit Bändern und Blumen geschmükte Phyllis reizender ist als eine schmuzige und zottichte Wilde, muß nicht eine von unsern Schönen, deren natürliche Reizungen durch einen wohlausgesonnenen und schimmernden Puz erhoben werden, um eben so viel besser gefallen als eine Phyllis?

Drittes Capitel.

Die Geisterlehre eines ächten Materialisten.

Wir haben die Natur gefragt, Callias, worinn die Glükseligkeit bestehe, die sie uns zugedacht habe, und wir haben ihre Antwort. Ein schmerzenfreyes Leben, die angenehmste Befriedigung unsrer natürlichen Bedürfnisse, und der abwechslende Genuß aller Arten von Vergnügen, womit die Einbildungskraft, der Wiz und die Künste unsern Sinnen zu schmeicheln fähig sind. -- Dieses ist alles was der Mensch fodern kann, und wenn es eine

erhab-

Au défaut du ſuccès recompenſant le zèle,
D'un monument modeſte honore un jour mes chants;
Ah! qu'il ne le place pour un poëte des champs
Dans le fracas des cours, ni dans le bruit des villes!
Verts coteaux, frais vallons, prés fleuris, bois tranquilles!
Vous dont j'aimai toujours l'innocente douceur,
Vous, l'objet de mes vers, le charme de mon coeur,
Souffrés, que parmi vous ce monument repoſe,
Qu'un peuplier le couvre et qu'un ruiſſeau l'arroſe!
Mes voeux ſont exaucés! Du ſein de leur repos
Un eſſaim glorieux de belles, de héros
Qui, ſucceſſeurs polis des Sarmates ſauvages,
De l'antique Viſtule honorent les rivages,
Auprés de Saint Lambert, de Pope, de Thompſon,
Offre dans ſes jardins une place à mon nom!
Que dis-je? tant d'honneur n'eſt pas fait pour ma Muſe,
La gloire de ces noms du mien ſeroit confuſe.
Mais ſi dans un bosquet obſcur et retiré,
Il eſt un coin déſert, un réduit ignoré,
Au deſſous de Gesner, et bien loin de Virgile,
Hôtes de ces beaux lieux, gardes moi cet aſyle!
Content je vous verrai dans vos rians vallons
De l'art que je chantai, pratiquer les leçons,
Enrichir vos hameaux, parer leur ſolitude,

Des partis turbulens calmer l'inquiétude,
Heureux, ſi quelque fois ſous vos ombrages verts
L'Echo redit mon nom, vos bienfaits et mes vers!

Wer hat nicht, wenn von den nachahmenden Tönen in der Poeſie die Rede war, die ſo oft und bis zur Ungebühr belobten Verſe aus Pope's Eſſay on Criticism auf der Zunge gehabt: The ſound muſt ſeem an Echo to the ſenſe u. ſ. w. Man vergleiche damit im Gedächtniſſe folgende Stelle aus dem vierten Geſange der franzöſiſchen Georgika, und urtheile ſelbſt, welchem Dichter der Kranz zuerkannt werden müſſe.

Vous cependant, ſemés des figures ſans nombre,
Melés le fort au doux et le riant au ſombre;
Quels qu'ils ſoient, aux objets conformés votre ton.
Ainſi que par les mots, exprimés par le ſon.
Peignés en vers légers l'amant léger de Flore;
Qu'un doux ruiſſeau murmure en vers plus doux encore!
Entend-ou d'un torrent les ondes bouillonner?
Le vers tumultueux en roulant doit tonner.
Que d'un pas lent et lourd le boeuf fende la plaine,
Chaque ſyllabe pèſe, et chaque mot ſe traine.
Mais ſi le daim léger bondit, vole et fend l'air,
Le vers vole et le ſuit auſſi prompt que l'eclair.

Ain

Ainſi de votre chant la marche cadencée
Imite l'action et note la penſée.

Folgende Anekdote ſteht vielleicht hier zum Schluſſe nicht am unrechten Orte. In einer ausgewählten Geſellſchaft des alten Paris war über nachahmende Harmonie im Versbau geſprochen worden. Einige hatten ſie mit ſcharfſinnigen Gründen und den Beyſpielen der größten Meiſter vertheidigt, andere mit den bekannten Gründen gegen die ſogenannte mahlende Poeſie als müßiges Spielwerk und grammatiſche Deuteley verworfen. Der Chevalier Boufflers, der ſich in dieſem Zirkel befand, hatte ſich ſehr lebhaft für die letztere Parthey erklärt. Delille hatte gar nicht geſprochen. Kurz darauf bat man den Dichter, etwas für oder gegen die ſtreitigen Punkte aus einem ſeiner Gedichte zu recitiren. Er ſagte die eben angeführte Stelle. Boufflers rief hierauf mit der ihm eigenen Feinheit: Er macht es wie der Filoſof, dem man die Bewegung abſtreiten wollte: er ſchreitet. (Il a fait comme le philoſophe à qui l'on nioit le mouvement. Il a marché.)

Böttiger.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Ausländiſche Korreſpondenz.

1.

London, den 9ten July 1797.

Seit der Prof. Dalzel in Edinburg Lechevaliers Verſuch über die Ebene von Troja herausgegeben, und der paradoxe Bryant ſeine Stimme dagegen ſo laut erhoben hat, iſt auch bey uns dieſe Materie ein Lieblingsgegenſtand der Neugierde und Forſchung. Noch neuerlich hat der raſtloſe Vielſchreiber Wakefield, von deſſen Lukrez nun wirklich ſchon der erſte Theil (mit Bentley's wichtigen Verbeſſerungen) die Preſſe verlaſſen haben ſoll, ſeine Stimme gegen Bryant erhoben: A letter to Jacob Bryant in confutation of his hypotheſis on the War of Troy. Lond. Kearsly. (1 ſh. 6 d.). Man ſagt, die Geſellſchaften der Dilettanti und Antiquarier wollten beſondere Entdeckungsreiſen zu dem klaſſiſchen Boden der alten Troas gleich nach geſchloſſenem Frieden unternehmen laſſen. Der Ritter Ainsley, der vorige gelehrte Geſandte in Konſtantinopel, ſoll ſehr merkwürdige Unterſuchungen deßwegen angeſtellt, und manches

ches beſſer beobachtet haben, als Choiſeul-Gouffier und ſein Begleiter. Herr Prof. Dalzel wird in einer neuen Ausgabe von Lechevalier Gebrauch von den Papieren des Ritters machen. Bis dieſe erſcheint, können ſich meine Landsleute an eine ſo eben fertig gewordene Schrift eines Mannes halten, der in der doppelten Funkzion eines Geſandtſchaftspredigers und Geſandtſchaftsarztes zugleich, dem Ritter Ainsley überall hin gefolgt iſt: Conſtantinople antient and modern, with Excurſions to the Shores and Islands of the Archipelago and of the Troas, by James Dallaway M. B. London, Cadell. gr. 4. (1 Pf. 12 Sh.) Das Werk iſt durch die gewöhnliche Pracht des Papierverſchwendenden Drucks und der vielen Kupfer, welche doch faſt lauter Proſpekte und wenig neues und merkwürdiges enthalten, (man kann auch Exemplare mit kolorirten Kupfern zu 3 Pf. 3 Sh. haben) ſehr vertheuert, und würde für teutſche Liebhaber in einen ſehr mäßigen Oktavband zuſammengezogen werden können.

Bekanntlich hat die Luſtſeuche ſchon zu mancher Kontrovers Anlaß gegeben, wobey mehr als eine Feder ſtumpf geſchrieben worden iſt. Der Streitpunkt zwiſchen Britten und Franzoſen war ſchon lange der, ob die erſtern oder letztern die Weiber auf den Südſeeinſeln angeſteckt hätten? Noch neuerlich haben franzöſiſche Seefahrer die von den Sandwich und Freundſchaftsinſeln nach l'Orient

zurückkamen, ausgebreitet, daß nach der Aussage der dortigen Einwohner dieß schreckliche Gift erst durch englische Matrosen in jene Gegenden verpflanzt worden sey. Man will hier diese Schmach durchaus nicht auf sich sitzen lassen, und beruft sich auf die alte bekannte Aussage, daß diese Krankheit mit Bougainvilles Erscheinung in jenen Gegenden sich zuerst gezeigt habe. Die Sache ist so eben in des bekannten Wilhelm Turnbull Lues Venerea, die mit Zusätzen zum drittenmal bey Boosy erschienen ist, wieder zur Sprache gekommen.

Darwin, dessen Zoonomie in Teutschland durch so mancherley Gerüchte und Gerichte gegangen ist, den man aber hier noch weit mehr um seines Botanical Garden willen schätzt, hat sich nun auch im Fache der Pädagogik gezeigt, und darin ein Fach abgehandelt, das wirklich die Aufmerksamkeit eines so filosofischen Arztes und warmen Menschenfreundes vor vielen andern auf sich zu ziehen verdiente. Es foderte ein eigenes Buch, die Mißbräuche zu beschreiben, die sich in den englischen boarding-schools für junge Mädchen nach und nach eingeschlichen haben. Die meisten dieser weiblichen Erziehungsanstalten verfehlen ihres Zwecks, junge Frauenzimmer zu wirthschaftlichen Hausmüttern zu machen, so sehr, daß sie vielmehr die wahren Pflanzschulen der Intrigue und weiblichen Eitelkeit werden. Ueber alle diese Mißbräuche hat sich Darwin mit großer Freymüthigkeit erklärt,

und

und einen durchdachten, obwohl hier und da etwas paradoxen Plan entwerfen, der gewiß auch außer England ſtudiert zu werden verdient: A Plan for the conduct of female education in boarding-ſchools. London, Johnſon 1797. 4. (5 ſh.)

Arthur Aikin's neu herausgekommene mineralogiſche und botaniſche Reiſen durch North-Wales enthalten gute Beyträge zur Naturgeſchichte. Der Titel heißt: Journal of a Tour through North-Wales and Part of Shropſhire. London, Johnſon 8. (5 ſh.)

Graf Donamar iſt der neueſte teutſche Roman, der vor den engliſchen Ueberſetzungs-Spekulanten Gnade gefunden hat. Auch wird ſo eben von Lafontaines Clara du Pleſſis eine (aus dem franz. gemachte) Ueberſetzung ſehr pomphaft angekündigt. Die neueſten engliſchen Originalromane heißen: The Orphans of Snowdon. 3 Vol. London, Lowndeſs (11 ſh.) und The Gipſey Counteſs, ebendaſelbſt in 5 Vol. (18 ſh.), beyde aus der betriebſamen Feder der Miß Gunning, und the Caſtle of Bucktholme, London, Longman. 5 Vol. (12 ſh.)

Townſon's Reiſe durch die Oeſterreichiſchen Staaten, und beſonders durch Ungarn, iſt die wichtigſte neue Reiſebeſchreibung, obgleich dem Inhalte nach ſchon etwas veraltet, da die Reiſe ſchon 1783 gemacht, und alſo ſeitdem vieles in jenen Gegenden ſich gar nicht mehr

ähnlich iſt: Travels into Hungary, with a ſhort account of Vienna, by Robert Townſon. London, Robinſon 4. (1 Pf. 12 Sh.) mit einer großen Karte und vielen Kupfertafeln.

2.

Paris, den 25. Prairial (13. Juny) 1797.

Wer Paris vor der Revoluzion nicht gekannt hat, wird es ſehr lebhaft und glänzend finden. Auf den Boulewards, in den Tuillerien und auf allen öffentlichen Plätzen ſieht man eine große Menge wohlgekleideter Weiber und Männer; in den Straßen hört man nichts als das ewige Rollen der Wagen, und Konzerte, Opern und Bälle werden eben ſo häufig wie ehmals beſucht. Dem Anſcheine nach ſollte man nicht glauben, daß das Elend hier ſo groß ſey. Dieſes kommt daher, weil es unter einer Klaſſe von Bürgern eingeriſſen iſt, die ſonſt im Wohlſtande lebten, und jetzt lieber in ihren Dachſtuben ſterben, als das Mitleiden Anderer anflehen. Nur gegen Abend, wenn es anfängt dunkel zu werden, ſieht man ſie auf den öffentlichen Plätzen erſcheinen, und vermummt die Vorübergehenden um ein Almoſen anſprechen. Die Art und Weiſe, wie ſie ſich dabey benehmen, und ihr ſchüchternes Aeußere zeigen nur zu ſehr, wie hart es ihnen ankommt, von der Wohlthätigkeit ihrer Mitmenſchen zu leben.

Wenn

Wenn Fremde sich nicht ein besonderes Geschäft daraus machen, die Einwohner von Paris aufmerksam zu beobachten, so können ihnen diese Züge von Elend sehr leicht entgehen, und sie werden nur ihre glänzende Seite kennen lernen. Diese fällt sehr stark in die Augen, und man ist im Stande, sich nach dem ersten Anblick sogleich einen ziemlich richtigen Begriff davon zu machen. Zwar erscheinen die Weiber im Theater und auf den öffentlichen Promenaden nur selten in einer ausgesuchten Toilette, dafür aber zeigen sie sich in Konzerten und auf Ballen in dem größten Glanze. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, sie auf letztern zu sehen; aber gleich den ersten Tag nach meiner Ankunft konnte ich mich davon in einem Konzerte, welches im Theater der Straße Feydeau gegeben wurde, überzeugen. Ob ich gleich sehr zeitig dort ankam, so fand ich doch schon alle Logen besetzt, und es kostete mir Mühe, noch einen Platz zu finden.

Ich muß gestehen, der Anblick so vieler Weiber im schönsten und wollüstigsten Anzuge, und die große Menge Menschen im Parterre, in den Logen und auf den Gallericen gewährt eines der frappantesten Schauspiele, die man sich denken kann. In den Logen vom ersten Range erblickt man die Parvenus, Leute, die während der Revoluzion ihr Glück gemacht haben, und bey denen es sehr leicht durchblickt, daß sie höchstens auf die dritte oder vierte Gallerie hingehören. In den Logen vom zwey-

tem Range befinden ſich gewöhnlich die petites maitreſſes und die femmes entretenues. Ihr Anzug iſt äußerſt wollüſtig und elegant, und das ſchwarze in Zöpfe geflochtene, und um den Schwanenhals und die weiſſe Stirn gewundene Haar, giebt ihnen das Anſehen von Griechinnen. Im Hintergrunde dieſer Logen befinden ſich die Männer in viereckigten Rocken und kurzabgeſchnittenem ſträubigten Haar, eine Tracht, die weder edel noch zierlich iſt. In den Logen vem dritten Range wird man erſt die ehmalige Nobleſſe und alles, was ſonſt in Paris den Ton angab, gewahr. Die Revolution hat ſie dahin verſcheucht, und wenn ſie auch ihr Vermögen gerettet haben, ſo wagen ſie es doch noch nicht, ſich in den erſten Logen zu zeigen. Ihr Stolz würde es aber auch nicht zulaſſen, ſich unter die Parvenus zu ſetzen, wiewohl der Kontraſt zwiſchen ihnen und den neuen Großen nur um ſo mehr, und nicht zum Vortheil der letztern, in die Augen fallen würde. Die Anzahl der Zuhörer war dießmal größer wie gewöhnlich, weil jedermann vermuthete, daß es das letzte Konzert ſeyn würde. Die beſten Sänger und Tonkünſtler waren gegenwärtig, und das Orcheſter außerordentlich ſtark beſetzt. Eine Symſonie von Haydn wurde mit vieler Akkurateſſe ausgeführt; ein Violinkonzert von einem Frauenzimmer mit vieler Geläufigkeit und Ausdruck geſpielt, und eine Arie von Mozart aus Don Juan ganz vortrefflich geſungen. Aber dieſes war auch das Vorzüglichſte, was gegeben wurde, und was meinen

Bey-

erhabnere Art von Glükſeligkeit giebt, ſo können wir wenigſtens gewiß ſeyn, daß ſie nicht für uns gehört, da wir nicht einmal fähig ſind, uns eine Vorſtellung davon zu machen. Es iſt wahr, der enthuſiaſtiſche Theil unter den Verehrern der Götter ſchmeichelt ſich mit einer zukünftigen Glükſeligkeit, zu welcher die Seele nach der Zerſtörung des Körpers erſt gelangen ſoll. Die Seele, ſagen ſie, war ehmals eine Freundin und Geſpielin der Götter, ſie war unſterblich wie ſie, und begleitete (wie Plato homeriſirt) den geflügelten Wagen Jupiters, um mit den übrigen Unſterblichen die unvergängliche Schönheiten zu beſchauen, womit die unermeßlichen Räume über den Sphären erfüllt ſind. Ein Krieg, der unter den Bewohnern der unſichtbaren Welt entſtand, verwikelte ſie in den Fall der Beſiegten; ſie ward vom Himmel geſtürzt, und in den Kerker eines thieriſchen Leibes eingeſchloſſen, und durch den Verluſt ihrer ehmaligen Wonne, in einem Zuſtand, der eine Kette von Plagen und Schmerzen iſt, ihre Schuld auszutilgen. Das unendliche Verlangen, der nie geſtillte Durſt nach einer Glükſeligkeit, die ſie in keinem irrdiſchen Gut findet, iſt das einzige, das ihr zu ihrer Qual von ihrem vormaligen Zuſtand übrig geblieben iſt; und es iſt unmöglich, daß ſie dieſe vollkommne Seligkeit, wodurch ſie allein befriediget werden kann, wieder erlange, eh ſie ſich wieder in ihren urſprünglichen Stand, in das reine Element der Geiſter empor geſchwungen hat. Sie iſt alſo vor dem Tode keiner andern Glükſeligkeit fähig als derjenigen, deren ſie durch

Beyfall und meine Bewunderung erzwang; die übrigen füllten nur die Lücken aus, die man deſſen ungeachtet ſehr auffallend bemerkte.

Die Theater, ſo groß deren Anzahl auch iſt, werden nichts deſto weniger ſehr häufig beſucht. Den erſten Rang unter denſelben behauptet die groſſe Oper, die wegen einiger pantomimiſchen Ballette, welche dort gegeben werden, ungewöhnlich groſſen Zulauf hat. Das Ballet Pſyche wird noch immer ſo häufig beſucht, als wie es zum erſtenmal gegeben wurde, und die Plätze ſind außerordentlich rar, wenn auf den Anſchlagzetteln angekündigt iſt, daß Veſtris, der Sohn, in demſelben tanzen wird. Seit einiger Zeit hat man noch die Ballette Telemaque und la Chercheuſe d'Eſprit hinzugefügt, und es iſt hinlänglich, wenn eins von dieſen gegeben wird, um das Haus nie leer zu ſehen. Ich bin in allen dreyen geweſen, habe ſie aber nicht zu ſehr über allen Ausdruck erhaben gefunden, daß ich mit dem Enthuſiasmus der Pariſer davon ſprechen könnte.

Auf dem Theater in der Straße Feydeau giebt man ſeit kurzem eine Oper, zu welcher der Stoff aus der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges genommen iſt. Sie führt den Titel: der Major Palmer, der um dieſe Zeit Major unter dem Regiment Braun, das zu Berlin in Garniſon ſteht, geweſen ſeyn ſoll. Obgleich das Ganze aus Makbeth, Nina und andern Stücken zuſam-

ſammengeſtoppelt iſt, ſo thut es doch große Wirkung, und man kann ſich ſchwerlich der Thränen enthalten. Racine's und Voltaire's Trauerſpiele werden noch immer mit dem größten Beyfall gegeben, und haben ſo wie ehmals den ſtärkſten Zulauf. Die Revoluzionsſtücke ſind ganz in Abnahme gekommen, und das Publikum ſcheint keinen Geſchmack mehr daran zu finden. Da aber unterdeſſen wenig neue und gute Stücke gemacht worden ſind, ſo hält man ſich an die alten, und ſpielt heute noch, was man vor zehn und zwanzig Jahren geſpielt hat. Hierin iſt der Franzoſe weniger veränderlich als der Teutſche; denn außer Emilia Galotti, glaube ich nicht, daß heut zu Tage in Teutſchland noch Stücke gegeben werden, die über jene Epoche hinaus reichen. Nächſt den Theatern werden Tivoli und die Glaciers ſehr häufig beſucht. Erſteres iſt ein geräumiger Garten in der Straße Lazur, in welchem alle Sonntage und Donnerſtage ein Luftballon in die Höhe gelaſſen, und Feuerwerke und Illuminazionen gegeben werden. Den Eingang in dieſen Garten bezahlt man mit drey Livres, und dieſes macht, daß die Geſellſchaft dort weniger gemiſcht iſt, wie an andern öffentlichen Orten. Man geht daſelbſt ſpazieren, ſpielt, tanzt und ſpeiſt zu Nacht, bleibt aber nicht länger als höchſtens bis Mitternacht verſammelt. Unter den Glaciers iſt jetzt der pavillon d'Hanovre à la mode du jour. Es iſt ein Etabliſſement, das erſt ſeit kurzem beſteht, und den Vorzug

vor

vor allen andern erhalten hat. Die Dame Tallien und ihr Anhang soll es in Aufnahme gebracht haben; denn es ist hinlänglich, daß diese, wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit in Paris berühmte Frau, sich an irgend einen Orte öfterer als an andere begiebt, um sogleich den Zulauf dahin außerordentlich zu vermehren. Sobald sie erscheint, heißt es sogleich: Voyons Mad. Tallien! und alles drängt sich um sie herum und staunt sie an.

Die Theegesellschaften sind seit einiger Zeit hier sehr in Aufnahme gekommen. Man versammelt sich zu denselben nach 9 Uhr, spielt bis gegen Mitternacht, und bleibt bis nach ein Uhr an der Tafel. Dieß findet jedoch nur in den Häusern statt, die sich auf den Fuß gesetzt haben, zu bestimmten Zeiten dergleichen Gesellschaften zu geben; denn nicht alle Abendgesellschaften sind von dieser Natur. Die Gesellschaft ist in dieser Jahreszeit überhaupt von sehr geringem Belange, weil alle, die begütert sind und von gutem Ton seyn wollen, den Sommer auf dem Lande zubringen, und nur dann und wann in die Stadt kommen, um au courant des modes zu bleiben. Dieß ist alle Woche wenigstens einmal nöthig; denn Sie können sich keinen Begriff machen, mit welcher Schnelligkeit hier eine Mode die andere verdrängt. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihre Namen herzählen wollte; aber Sie werden sich einen schwachen Begriff davon machen können, wenn Sie mir erlauben wollen,

len, Ihnen einen Kupferstich, welcher die Aufschrift: boeuf à la mode führt, und hier viel Aufsehen gemacht hat, zu beschreiben. Das Ganze stellt einen wohlgemästeten Ochsen vor, welcher einen Hut à la merveillense auf dem Kopfe hat, große Ringe à la coeq in den Ohren, ein Halstuch, in welchem die Hälfte der Schnauze verborgen ist, und einen langen breiten Shawl, der um die Schultern geschlagen zwischen den beyden Vorderfüßen herabhängt. An den Vorderfüßen hat er schmale spitzige Schuhe, die mit Bändern, nach griechischer Art, befestigt sind, und an den Hinterfüßen tief herabhängende Stiefeln. Zu diesem allen fügen sie noch seinen mit einem Kamm en chignes heraufgeschlagenen Schwanz, und Sie haben ungefähr die neuesten Moden alle in einen — Ochsen vereinigt.

Diese Satyre ist beissender, wie alle diejenigen, die man seit einiger Zeit über die Incroyables und Merveilleuses gemacht hat. Sie wurde aber sogleich wieder durch eine andere verdrängt, die noch weit mehr Aufsehen machte, weil sie das Gesetzgebende Korps betrifft. Zwey verschiedene Kupfer stellen die Abreise der ausgetretenen, und die Ankunft der in das Gesetzgebende Korps eintretenden Deputirten vor. Erstere reisen in einem eleganten Kabriolette ab. Zur Seite eines der Deputirten, der ein wohlgenährter Incroyable ist, sitzt ein zierlich gekleidetes Frauenzimmer; zu ihren Füßen steht ein

Käfich und ein groſser Koffer, der hinten aufgebunden iſt, hat die Aufſchrift indemnités. Die Ankommenden hingegen reiten Mann und Frau auf Maulthieren; beyde ſind dürr und mager. Aus der Taſche des Deputirten hängt ein Papier heraus, welches pouvoir überſchrieben iſt, und ſeine Frau hat ein groſses Kreuz auf der Bruſt; ein Umſtand, der nichts weniger als unbedeutend iſt, und die neuen Deputirten, die ſich die Religion zu vertheidigen und wieder herzuſtellen anheiſchig gemacht haben, ſehr richtig charakteriſirt.

3.

Paris, den 13ten Meſſidor (1ten July) 1797.

Von literariſchen Erſcheinungen, die etwas mehr als Kinder des gegenwärtigen Augenblicks oder der gangbaren Politik wären, die tiefere hiſtoriſche Kenntniſſe, oder auch nur Kompoſizion und Feile verriethen, kann ich Ihnen leider! auch heute kaum etwas, das die Mühe lohnt, anzeigen. Kömmt ja noch etwas der Art zum Vorſchein, ſo iſt es gewöhnlich noch ein Bret, eine Trümmer, die auf glücklichere Zeiten vor der Revoluzion hindeutet, und nur durch ein ſeltenes Ungefähr über die Fluthen des Vandalismus einem libraire-imprimeur zugeſchwommen iſt, der das Strandrecht daran ausgeübt hat, und es jetzt als ſein Eigenthum anſieht. Bekanntlich iſt mit dem 45ſten Bande, der im Jahr 1792 erſchien, die

treſſ-

treffliche Sammlung der Memoires de l'Academie des Inſcriptions auf immer geſchloſſen worden. Einzelne Mitglieder jener Akademie hatten noch Abhandlungen liegen, die in den letzten Bänden nicht mit abgedruckt wurden, und ſo erſcheint auch wohl bisweilen jetzt noch eine gelehrte Abhandlung im Druck, die aber ſchon weit früher ihre Vollendung erhielt. Dahin rechne ich eine ſehr gelehrte und ſachreiche Fortſetzung über die Länder zwiſchen den Kaukaſus und den Kaſpiſchen Meere nach den Nachrichten des Alterthums, die hier mit neuen Reiſebeſchreibern verglichen werden, von Hrn. von Sainte Croix, die er ſchon 1789 in der Akademie vorgeleſen, ſeitdem aber mehrmahls überarbeitet hat. Sie iſt jetzt mit einer von Billecocq aus dem engliſchen überſetzten Beſchreibung der Kaukaſiſchen Länder *), und einem ſehr wichtigen Auszuge aus einem noch ungedruckten Reiſejournale eines Franzoſen, der im Jahre 1784 das mittägliche Rußland bereiſte, und dort auch unſern in jenen Gegenden ſehr berühmten Landsmann, den Doktor Reineggs kennen lernte, zu einem Ganzen vereinigt, unter dem Titel bey Janſen erſchienen: Memoires hiſtoriques et geographiques ſur le pays ſitués entre la mer noire et la mer Caſpienne, Paris 1797. 150 und 98 S. gr. 4. mit zwey neugearbeiteten Karten von Barbie, und einem wichtigen Wörterbuche der Kaukaſiſchen

*) Einen lehrreichen Auszug davon findet man ſchon im Magazin encyclopédique, Année I. n. XXIV.

ſiſchen Sprachen. In St. Croix Abhandlung wird Pevſſonel häufig berichtigt, und beſonders über die Richtung des Araxes und Cyrus, die zur Kenntniß des alten Karavanenhandels und ſo mancher anderer Punkte der alten Geſchichte ſo unentbehrlich, und doch bis jetzt ſo zweifelhaft war, viel neues Licht verbreitet. Kurz, in dieſem Werke iſt wirklich Gewinn für Länder- und Alterthumskunde anzutreffen, was ſich gradezu von keinem Werke, das ſeit einem Jahre in Frankreich erſchienen iſt, behaupten läßt.

Es war ein glücklicher Gedanke des bekannten Prof. Kailhava, aus den Komodien des Ariſtofanes (verſteht ſich nicht eben nach dem griechiſchen Original, ſondern aus der neuen Ausgabe des Brumoy) eine dramatiſche Rhapſodie aller der Szenen zu verfertigen, wo der griechiſche Komiker den von den Drangſalen des Peloponneſiſchen Kriegs geängſteten Athenern die Süßigkeit des Friedens vormahlt. Wir haben bekanntlich noch 3 Stücke des Ariſtofanes, die Acharner, die Lyſiſtrata und den Frieden, wo dieſer im edelſten Sinne des Worts ariſtokratiſche Dichter den Frieden ganz eigentlich zu ſeinem Sujet wählte, und die raubſüchtigen Kriegsverkündiger nach Verdienſt züchtigte. Aus dieſen iſt nun wieder ein Ganzes zuſammengeſchmolzen worden, unter dem Titel: Athènes pacifiée, comédie en trois actes et en proſe, tirée des onze pièces d'Ariſtophane. Paris,

Pougens. Man ſollte darauf ſchwören, es ſey nur von den Pariſern des heutigen Tages die Rede, ſo treffend läßt ſich faſt jedes Wort auch auf die neue Republik anwenden.

Vom erſten Meſſidor an iſt in einigen der geleſenſten Journale ein eigenes Bulletin der Spinnen gegeben worden, die der durch ſeine Arachnologie *) bekannte Quatremere Dijonnal in eigens dazu eingerichteten Zimmern ſpinnen läßt, und dadurch auf 24 Stunden vorher die eintretende Witterung unfehlbarer, als es durch irgend einen Kunſtapparat der Meteorologie geſchehen kann, voraus ſagt. Er verlangt von der Regierung ein eigenes Haus, um dieſe Wetterparcen nach Gebühr logiren und pflegen zu können. So viel auch ſchon von unſern Klüglingen darüber geſpottet worden iſt: ſo intereſſant und merkwürdig ſind doch die Erſcheinungen, die hier diplomatiſch beurkundet werden, und es iſt nur kindiſcher Muthwille oder Grimaſſe der Unwiſſenheit, die Sache, die einſt ſehr wichtig werden kann, bloß um des Befremdenden willen, lächerlich zu finden.

Unter den Kunſtſchätzen, die das geplünderte Rom hierher zollen muß, befinden ſich 5511 Matricen fremder Alfas

*) Man ſehe über dieß auf vieljährige mühſame, aber ſehr ſinnreiche Experimente gegründetes Werk eine gründliche Rezenſion in den Göttinger Anzeigen vom Jahr 1796.

Alfabete, die der in Rom befindliche Kommiſſair Monge aus der Druckerey der Propaganda genommen hat, und zugleich nebſt den 500 Handſchriften aus der Vatikanbibliothek in einer der nächſten Sendungen abſchicken wird.

Zum Glück iſt eben jetzt durch ein verſtändiges Dekret im Rathe der Alten der Vorſchlag, die vortreffliche Nazionaldruckerey in Paris aufzugeben, vernichtet, und dadurch auch dieſer Beute, von welcher Monge an den Miniſter des Innern ſchreibt: elle enrichit notre patrie, ſans appauvrir la nation, à la quelle nous la devons, ein ihr geziemender Platz erhalten worden. Von Rom iſt, den neueſten Nachrichten zufolge, ſchon der 2te Konvoi, der unter allen die trefflichſten Stücke enthält, als den Apollo von Belvedere, den Laokoon, den Torſo, den Meleager, den Antinous, die Ariadne und die Transfiguraziön von Raſael, ſo ſicher emballirt, daß der Wagen ganz ſtürzen könne, ohne daß die Käſten etwas leiden, abgegangen. Man hat hier ſchon in Journalen den Vorſchlag gethan, daß bey der Ankunft ein feyerlicher Triumfaufzug gehalten werden müſſe. Das Direktorium müſſe ſich in Ceremonie im großen Hofe des Muſeums verſammeln, und dieſe Troſeen mit klingendem Spiel und aufgezogener Wachparade empfangen. Wie dem eingeſargten Apollo bey einem ſolchem Empfang zu Muthe ſeyn muß?

Zu den sonderbarsten Erscheinungen gehört die heilige Farce, die man hier am zweyten Pfingstfeyertage mit dem fanatischen la Harpe gespielt hat. Die Gläubigen, die sich in einem Tanzsaale versammelt hatten, kränzten in la Harpens, demüthiger Gegenwart, während der Aufführung einer geistlichen Musik, die Büste des Apostels la Harpe. Welch ein Unterschied zwischen Voltaires Krönung im Theater Français, und der seines Schülers im Kreise der Rechtgläubigen! Und doch sind es nur zwey in entgegengesetzter Richtung fließende Bächlein aus einem Quell!

4.

Paris, den 18ten Messidor (6ten July) 1797.

Die herrlichen Kunstwerke Roms, die seit dem 9ten May wirklich auf der Reise sind, werden nicht in das Museum des antiques, deren Aufseher Millin und Barthelemy sind, sondern in die größern Säle im Louvre, wo das Museum national des arts errichtet ist, mitten unter den niedlichen Sklavenfiguren von Ludwigs XV und Heinrichs IV Bildsäulen, im bunten Allerley des französischen Geschmacks paradiren. Welch ein Tausch zwischen den Rotonden und Sälen des Vatikans oder des Kapitoliums und diesen Kunstgefängnissen im Louvre! *)

Ueber-

*) Diese Klage unsers wackern Korrespondenten, dem seine Bitterkeit über diesen schändlichen Kunstraub wohl zu verzeihen

eine freywillige Absonderung von allen irrdischen Dingen, durch Ertödung aller irrdischen Leidenschaften und Entbehrung aller sinnlichen Vergnügen, fähig gemacht wird. Nur durch diese Entkörperung wird sie der Beschauung der wesentlichen und göttlichen Dinge fähig, worinn die Geister ihre einzige Nahrung und diese vollkommne Wonne finden, wovon die sinnlichen Menschen sich keinen Begriff machen können. Solchergestalt kann sie nur, nachdem sie durch verschiedne Grade der Reinigung, von allem was thierisch und körperlich ist, gesäubert worden, sich wieder zu der überirrdischen Sphäre erheben, mit den Göttern leben, und im Unverwandten Anschauen des wesentlichen und ewigen Schönen, wovon alles Sichtbare bloß der Schatten ist, Ewigkeiten durchleben, die eben so grenzenlos sind, als die Wonne, von der sie überströmet werden.

Ich zweifle nicht daran, Callias, daß es Leute geben mag, bey denen die Milzsucht hoch genug gestiegen ist, daß diese Begriffe eine Art von Wahrheit für sie haben. Es ist auch nichts leichters, als daß junge Leute von lebhafter Empfindung und feurigen Einbildungskraft, durch eine einsame Lebensart und den Mangel solcher Gegenstände und Freuden, worinn sich dieses übermäßige Feuer verzehren könnte, von diesen hochfliegenden Schimären eingenommen werden, welche so geschikt sind, ihre nach Vergnügen lechzende Einbildungskraft durch eine Art von Wollust zu täuschen, die nur desto lebhafter ist, je verworrner und dunkler die Be-

zauber-

Ueberhaupt hat man hier keinen Begriff von archäologiſcher Benutzung dieſer Antiken. Man betrachtet dieſe ſogenannte antiquité figurée bloß als eine Modellſchule für Künſtler, die doch ſchwerlich je hier etwas davon abſehen werden. Das archäologiſche Studium liegt ganz. Zwar iſt im Nazionalinſtitut eine Section d'antiquité, allein die dahin gehörigen Gelehrten ſind, den alten le Blond ausgenommen, der ſchon längſt aufgehört hat etwas zu ſchreiben, nichts als gewöhnliche Literatoren. In ganz Frankreich kenne ich jetzt nur vier Männer, die das vordem in Frankreich ganz einheimiſche Alterthumsſtudium noch zu ihrer Liebhaberey machen, Millin in Paris, ein trefflicher Mann an Wiſſenſchaft und Karakter, Oberlin in Straßburg, der vormalige Präſident St. Vincent zu Aix, und Tronlé zu Abbeville.

Villoiſon, nach welchem Sie ſich erkundigen, wohnt noch immer in Paris. Aber er iſt lange Zeit in Orleans geweſen, um dort die Bibliothek des berühmten Henri de Valois zu unterſuchen, die ſich durch ein Vermächtniß jenes Gelehrten jetzt in Orleans befindet, und nicht allein viele Klaſſiker mit intereſſanten Marginalien von Valois Hand, ſondern auch koſtbare Hand-

zeiben iſt, ſtimmt faſt wörtlich mit Hrn. Meyers Bemerkungen überein, Fragmente aus Paris, Th. II. S. 190 f.

ſchriften, beſonders über die Geſchichte der griechiſchen Sprache, hat, wozu Valois, wie die von Burmann edirten Bruchſtücken in den emendationibus Valeſii beweiſen, große Vorarbeiten gemacht hatte. Mit dieſen Schätzen umringt, hat Villoiſon ſeiner ſeit mehrern Jahren ausgearbeiteten Geſchichte der griechiſchen Sprache noch mehr Vollſtändigkeit gegeben. Sie iſt nun faſt ganz vollendet, und ein ganz einziges Werk in ſeiner Art.

Die wichtigſte literariſche Erſcheinung, die ich Ihnen heute ankündigen kann, iſt eine Reiſebeſchreibung, Voyage en Angleterre, en Ecoſſe et aux îles Hebrides par Faujas-St.-Fond, 2 B. mit Kupfern, bey Janſen (Liv. 12). Man findet hier, obgleich die Reiſe ſchon vor 20 Jahren gemacht iſt, die intereſſanteſten Bemerkungen über die Steinkohlenbergwerke von Newcaſtle, über Derbyſchire, über die Fingalshöhle, u. ſ. w.

Unſer politiſcher Himmel iſt trüber als jemals. Die Sitzungen des Raths der 500 ſeit dem ſkandalenſen 1ten Meſſidor, die Uneinigkeit im Direktorium, wo nun zwey erklärte Partheyen, und an ihrer Spitze Reubel und Barthelemy ſind, die fortdauernde Verſchwendung der Regierung, der Ehrgeiz der Feldherrn, die wiederbelebten Klubs auf der einen, der Fanatismus der Prieſter und Heuchler auf der andern Seite, haben mich wenigſtens überzeugt, daß auch dieſes Drittel Frankreich nicht retten wird. Nur der Rath der Alten kann durch

ſeinen Muth noch ein Wunder thun, und zu dieſer Hoffnung berechtigen uns wirklich ſeine neueſten Verhandlungen. Aller Rechtſchaffenen Glaubensbekenntniß leſen Sie in einer neuen Broſchüre von Lacretelle dem jüngern où faut-il s'arrêter? mit der bekannten Kraft und Herzlichkeit dieſes wahrhaft edeln Patrioten zuſammengefaßt.

5.

Rom, den 4ten Juny 1797.

Die Noth macht erfinderiſch. Der 80jährige Pius hat ein Mittel gefunden, ſich täglich dem Volke mit blühendrother Geſichtsfarbe zu zeigen. Verſteht ſich, daß hier von keiner Weiberſchminke die Rede iſt. Zu ſolchen Künſten erniedrigt ſich kein Pabſt. Kurz, Pius iſt geſünder und munterer als je, und verwirrt allen, die auf ſeinen Tod rechnen, die Rechnung. — Der Kardinal Borgia hat in dem Augenblick, wo d' aufs neue emittirten Cedole faſt gar keinen Kours mehr hatten, durch Berechnungen Wege gefunden, wie die römiſchen Staatsſchulden abbezahlt, und auf einmal getilgt werden können. Verlangen Sie noch ſtärkere Beweiſe unſerer Erfindungskunſt?

Aber ſonſt ſtockt und ſtarrt alles, wie nie vorher. Es iſt ſehr öde. Alle Fremden ſind verſchwunden, und wer mag auch jetzt über die Alpen zu uns kommen! Von

Zoega's trefflichem Werke, das er, wie Sie wissen, schon seit mehrern Jahren auf ausdrücklichen Befehl des Pabstes über die Obelisken zu schreiben angefangen, dabey aber die älteste Menschenkunde auf ägyptischen Denkmälern überhaupt auf ganz neuen Wegen zu erforschen sich bemüht hat, sind in der Stamperia della camera wirklich gegen 600 Seiten im größten Folio gedruckt, und es näherte sich wenigstens einem Hauptabschnitte, von wo es bekannt gemacht werden konnte. Nun aber haben alle Druckereyen aufgehört, und die Künstler, die auf päbstliche Kosten die Platten dazu stachen, sind zerstreut oder durch Mangel gelähmt. Sie wissen vielleicht schon, daß Zoega hier ein eigenes Alfabet der Hieroglyfen giebt, und überhaupt an 900 wirklich verschiedene Hieroglyfen gefunden hat, im Ganzen aber weit mehr einreißt, als wieder aufbaut. —

6.

Schreiben aus Ungarn im May 1797.

In Ungarn gewinnt wieder Alles das Ansehen alter Barbarey und fanatischer Religionsschwärmerey. An einem Sonntage im März wurde zu Raab ein ganz neugebackenes Fest mit Aufzug der Bürgerschaft und aller christkatholischen Seelen gefeyert. Vor etwa hundert Jahren ist aus England zur Zeit der Revoluzion ein katholischer Priester nach Raab entlaufen, der daselbst eine

ziem-

ziemlich gute Pfründe erhielt. Er hatte ein Marienbild mit sich aus England gebracht, an dessen Wangen einige Flecken wie Blutstropfen entdeckt wurden. Nun fingirte man jetzt erst die Tradizion, als hätte diese Maria wirklich vor hundert Jahren gerade in der Fasten Blut geschwitzt. Der Raaber Bischoff, Josef Köngler, ein Jesuiter, wollte das Bild aus dem Dom, wo es aufgestellt war, wegnehmen lassen, um dem Volke nicht noch mehr Gelegenheit zu solchem Aberglaubrn zu verschaffen. Man bedrohte aber sein Leben. „Wenn es so ist," sagte er, „so soll es herumgetragen werden." Und nun kamen ein Paar Bischöffe, der Veszprémer, achtzig Jahr alt, und der Steinamagramer, die das Bild mit groſser Prozession herumtrugen. Der Raaber Bischoff entfernte sich, wegen — Beinschmerzen! Auch in der Bekehrungssucht nimmt man, wie vor Alters, tausend Künste vor, und raubt sogar unmündige, verlassene Kinder auf der Gasse.

2.

Inländische Korrespondenz.

Berlin, den 21sten Jun. 1797.

Im Teutschen Merkur habe ich neulich die Nachricht von der hier existirenden literärischen Gesellschaft unter Feslers Direkzion gelesen. Ich kann Ihnen mit Vergnügen melden, daß sich noch ihr eine zweyte zu eben

den Zwecken ſchon im Monat Januar vereinigt hat. Die Freymaurerloge Royale York de l'amitié hat ihr einen Saal ihres Hauſes zum Gebrauch eingeräumt, wo ſie ſich alle Freytage verſammelt. Die Sitzungen ſind abwechſelnd geſetzmäßige, die zum Vorleſen eigner Arbeiten und Unterredungen darüber, und geſetzfreye, die zu geſellſchaftlichen Unterhaltungen, Deklamirübungen, muſikaliſchen Akademien u. ſ. w. beſtimmt ſind. Nach der Sitzung genießt man ein frugales Mahl zuſammen. Auch erhöht der ſchöne Garten der Loge das Vergnügen der Geſellſchaft ſehr. Die Einrichtung dieſer Geſellſchaft weicht in vielen Stücken von der der erſtern ab, und ſoll nach den Verſicherungen derer, welche beyde kennen, noch vollkommner ſeyn. So iſt z. B. bey der erſtern ein Hauptfehler, daß die Damen das Stimmrecht haben, wodurch manche unangenehme Kolliſion kaum vermieden werden kann. Uebrigens iſt das Vernehmen zwiſchen beyden Geſellſchaften, ſo human auch die letzte der erſtern Freundſchaft anbot, nicht das beſte. — Die ganze Sache hat ſehr viel Gutes, aber etwas Großes muß man ſich von ihr noch nicht vorſtellen. Es iſt nicht viel mehr als eine Reſource, wo man eine etwas geiſtreichere Unterhaltung hat, als in den gewöhnlichen; wenigſtens wird der eigentliche Zweck, welchen man wohl bey Errichtung der letztern hatte, ſchwerlich ſobald erreicht werden. Noch iſt das Ganze zu ſteif, die Vorleſungen zu gezwungen, es ſind wenige da, die eigentlich das Weſen ſolcher Geſell-

sellschaften inne haben, und die es haben, sind meist unthätig. Bisher bestanden alle Sitzungen aus nichts als Vorlesungen, und man war immer verlegen um welche, die die Zeit ausfüllten; Unterhaltungen darüber fanden wenig statt. Daher kommt es denn, daß die meisten nicht wissen, was sie gehört haben, und manches vorgelesen wird, was besser verschwiegen wäre.

Der zu allem Guten thätige Feßler *), welcher auch die letzte Gesellschaft stiftete und Ehrenmitglied davon ist, hat den Plan, von den einlaufenden Aufsätzen, die gesammelt werden sollen, ein Journal zusammen zu setzen unter dem Titel Nemesis. Es wird aber lange Zeit nöthig seyn, ehe eine hinlängliche Anzahl dazu tüchtiger Aufsätze da ist. Eine Monatsschrift könnte es wohl auf keinen Fall werden. Folgender Einrichtung werden

Sie

*) Einen neuen Beweis seiner rühmlichen Thätigkeit giebt die von ihm vor kurzem bekannt gemachte Nachricht vom Erziehungsinstitut für Knaben zwischen dem 10ten und 14ten Jahre. (Berlin 1797 43 S. gr. 8.) Der Plan ist ganz auf Kantische Ideen gebauet, von deren Anwendbarkeit auf Pädagogik hier ein überzeugender Beweis abgelegt wird. Dabey ist er sehr bestimmt und doch vielumfassender, als irgend ein anderer, der mir neuerlich zu Gesicht gekommen ist, ja vielleicht nur in einer Stadt, die so reich an Lehrmitteln ist, wie Berlin, ausführbar. Möge der wackre Mann recht viel Unterstützung finden!

B.

Sie gewiß Beyfall geben. Ein verſchloſſenes Käſtchen, der Moniteur genannt, mit einer Oeffnung ſteht im Zimmer. In dieſes wirft derjenige, welcher in Rückſicht der Geſellſchaft etwas zu erinnern hat, oder über wiſſenſchaftliche Dinge Aufſchluß wünſcht, ſeine Gedanken ſchriftlich. Am Ende der Sitzung wird der Moniteur jedesmal geöffnet und die Fragen vorgeleſen, wo ſie entweder mündlich, oder, iſt dieß zu weitläuftig, ſchriftlich beantwortet werden. Auf dieſe Weiſe ſind ſchon ſehr intereſſante Sachen in Anregung gebracht worden. Mit der Zeit kann die Geſellſchaft einen ſehr reellen Nutzen haben, wenn ſie erſt etwas mehr Routine hat. —

Von Spaldings ſehnlich erwartetem Quinctilian wird auf Michaelis wohl der erſte Band erſcheinen. Bis jetzt ſind ohngefähr 5, Bogen davon gedruckt.

Die Studenten in Königsberg haben doch auch gezeigt, daß ſie die Filoſofie ſchätzen, deren erſter Lehrer bey ihnen iſt, und ihren Commilitonen in Jena, die Reinhold ſo ehrten, nicht nachſtehn wollen. Am 14. Juny haben ſie Kant durch eine ſolenen Muſik ein Gedicht, feyerliche Anrede und dreymaliges Vivat, ihre Freude bezeugt, daß er jetzt 50 Jahre hindurch Teutſchland durch ſeine Schriften belehrt hat. Von der Herausgabe ſeiner Anthropologie wird viel geredet.

VIII.

VIII.

Anzeigen.

1.

Zuverläſſige Nachricht von der Behandlung La Fayettes und ſeiner Familie im Verhafte zu Olmütz.

Unter dieſem Titel iſt dem Herausgeber des N. T. Merkurs unter dem Inſigel des K. K. Landpräſidiums in Niederöſtereich ſub Dato 28. May d. J. eine kleine Druckſchrift von 12 Oktavſeiten zugeſchickt worden, mit dem Anſinnen, ſelbige in dieſem Journal abdrucken zu laſſen, wofern es ihm anders ſeine Geſinnungen oder anderweitige Rückſichten verſtatteten. Der Eingang und der Schluß dieſer Broſchüre, zu welcher ſich Hr. Lorenz Leopold Haſchka öffentlich bekennt, iſt in ſehr harten Ausdrücken gegen verſchiedene teutſche Journale, vornehmlich gegen den Herausgeber der (teutſchen) Minerva gerichtet, welcher darinn beſchuldiget wird, hämiſcher und verläumderiſcher Weiſe, lügenhafte Nachrichten über die Behandlung und den Zuſtand des Marquis la Fayette und ſeiner Familie im Verhafte zu Olmütz zuerſt ins Publikum verbreitet, über zwey Jahre lang mit immer ſteigender Bitterkeit wiederhohlt, und ſogar bis nach England vor das öffentliche Parlament gebracht zu haben, u. ſ. w. Wäre die

Wahr-

Wahrheit dieſer Beſchuldigungen erwieſen, ſo geſtehe ich, daß mir ſelbſt die von Hrn. Haſchka gebrauchten harten Ausdrücke kaum hart genug ſcheinen würden, und ich würde es in jeder Rückſicht für Pflicht halten, auch an meinem Antheil meinen Unwillen über einen ſo ſchändlichen Mißbrauch der Preßfreyheit ſo lebhaft als möglich an den Tag zu legen. Da ich aber unmöglich von den Herausgebern der in dieſer Broſchüre benannten Zeitſchriften ſo ſchlimm denken kann, ſie einer vorſetzlichen Verfälſchung irgend eines Berichts über geſchehene oder noch geſchehende Dinge und hämiſcher verläumderiſcher Abſichten fähig zu halten, ſondern vielmehr überzeugt bin, daß ſie in der vorliegenden Sache von Perſonen, deren Glaubwürdigkeit ihnen nicht zweifelhaft ſchien, mit falſchen Nachrichten hintergangen worden, und durch Verbreitung derſelben bloß eine Pflicht der Menſchlichkeit zu erfüllen geglaubt haben mögen: ſo geſtatten mir, wiewohl ich mit jenen Journaliſten in keinem beſondern Verhältniß ſtehe, allerdings meine Geſinnungen nicht, durch Einrückung der ganzen beſagten Druckſchrift, mich auch nur des Scheins einiger Theilnehmung an jenen, bis jetzt unerwieſenen, Beſchuldigungen, wodurch dieſe Männer in die Klaſſe der verworfenſten Menſchen geſetzt werden, verdächtig zu machen. Mit deſto größerem Vergnügen würde ich hingegen eilen, den weſentlichſten und wichtigſten Theil der Haſchkaiſchen Broſchüre, nemlich den mit

Vor-

zaubernden Phantomen sind die sie hervorbringen; allein ob diese Träume ausser dem Gehirn ihrer Erfinder, und derjenigen, deren Einbildungskraft so glüklich ist ihnen nachfliegen zu können, einige Wahrheit oder Würklichkeit haben, ist eine Frage, deren Erörterung nicht zum Vortheil derselben ausfällt, wenn sie der gesunden Vernunft aufgetragen wird. Je weniger die Menschen wissen, desto geneigter sind sie, zu wähnen und zu glauben. Wenn anders als der Unwissenheit und dem Aberglauben der ältesten Welt haben die Nymphen und Faunen, die Najaden und Tritonen, die Furien und die erscheinenden Schatten der Verstorbnen ihre vermeynte Würklichkeit zu danken? Je besser wir die Körperwelt kennen lernen, desto enger werden die Grenzen des Geister-Reichs. Ich will izo nichts davon sagen, ob es wahrscheinlich sey, daß die Priesterschaft, die von jeher einen so zahlreichen Orden unter den Menschen ausgemacht, bald genug die Entdekung machen müßte, was für grosse Vortheile man durch diesen Hang der Menschen zum Wunderbaren von ihren beyden heftigsten Leidenschaften, der Furcht und der Hofnung, ziehen könne. Wir wollen bey der Sache selbst bleiben. Worauf gründet sich die erhabne Theorie, von der wir reden? Wer hat jemals diese Götter, diese Geister gesehen, deren Daseyn sie voraussezt? Welcher Mensch erinnert sich dessen, daß er ehmals ohne Körper in den etherischen Gegenden geschwebt, den geflügelten Wagen Jupiters begleitet, und mit den Göttern Nectar getrunken habe?

Was

Vorwiſſen ſeiner Obrigkeit bekannt gemachten officiellen Bericht des K. K. Feldzeugmeiſters und Feſtungs-Kommandanten von Olmütz, Freyherrn von Schröder, auch in gegenwärtigem Journal, ſo viel an mir iſt, verbreiten zu helfen, wenn er nicht ſchon in allen Zeitungsblättern abgedruckt erſchienen wäre. Er zeigt den Ungrund der bisher ins Publikum gekommenen unächten Nachrichten von der Behandlung des Hrn. v. La Fayette und ſeiner Familie, durch einen ſo umſtändlichen und ſo völlig glaubwürdigen Bericht, und giebt im Gegentheil von der guten Behandlung und dem Zuſtande der mehr beſagten Verhafteten ſo befriedigende Auskunft, daß Allen, die bisher an dem Schickſal derſelben aus Menſchlichkeit Theil genommen, nichts weiter übrig bleibt, als zu wünſchen, daß dieſe edle und unglückliche Familie bald in den Stand geſetzt werden möge, ſelbſt als Zeuge gegen die grundloſen Erzählungen, womit das Publikum bisher in Anſicht ihrer getäuſchet worden iſt, auftreten zu können.

W.

2.

Herr Ludwig Theobul Koſegarten zu Altenkirchen auf Wittow im Lande Rügen, kündigt eine neue, um die Hälfte vermehrte Ausgabe ſeiner Gedichte in zwey Oktavbänden ſplendid gedruckt und mit 10 Kupferſtichen von berühmten Meiſtern geziert, auf Subſkripzion zu 5

Tha-

Thalern im Golde an. Die Gelder werden zu Oſtern beym Empfang des Exemplars ausgezahlt. Lebhaftigkeit des Geiſtes, eine reiche Fantaſie und ein ſeltenes Studium des Wohlklangs zeichnen dieſe Gedichte, wovon mehrere zu den Lieblingsliedern der Teutſchen gehören, vor vielen andern vortheilhaft aus, und ſo verdient dieß Unternehmen gewiß alle mögliche Unterſtützung. Die Expedition des Merkurs wird mit Vergnügen Subſkribenten dazu ſammeln. Weimar den 19ten July 1797.

Das in Lauſanne von der Chanoineſſe Polier redigirte Journal littéraire de Lauſanne hat in den 5 Jahren, ſeit welchen es beſtehet, eine ſo große Menge angenehmer und belehrender Aufſätze nebſt ſo vielen Anzeigen in der Literatur aller ſchreibenden Nazionen aufgeſtellt, daß ſeine Fortſetzung wahrer Gewinn für die Unterhaltung ſo mancher Hungrigen am Geiſte iſt, die noch immer für ihre geiſtige Nahrung auswärts etwas zurichten laſſen müſſen, wenn es ſchmecken ſoll. Solchen kann die Nachricht ertheilt oder wiederholt werden, daß man dieß Journal noch immer in Frankfurt am Mayn für L. 15 den Jahrgang haben könne. Man darf ſich deswegen nur an das nächſte Kaiſ. Poſtamt addreſſiren.

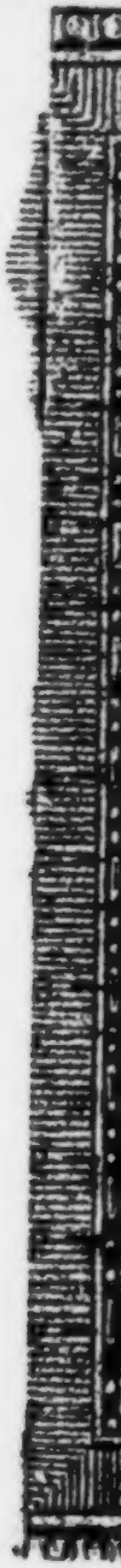

Neuer Teutſcher Merkur.

9. Stück 1797.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar, im Verlage bey Geo. Joachim Göſchen.

Inhalt.

I. Fortgesetzte Auszüge eines Tagebuchs einer Reise durch Schweden zu Ende des Jahres 1796, von Hrn. Lenz in Schnepfenthal. —

II. Gedichte von Münchhausen. —

III. Wiederholte Nachricht über deutsche Literatur. Von Hrn. OKR. Böttiger. —

IV. Brief eines aus Asien zurückkehrenden Deutschen an einen Freund in Rom. —

V. Zeitgedichte von Stein. —

VI. Ueber Verhütung der Duelle, besonders auf hohen Schulen. —

VII. Auszüge aus Briefen.

Ausländische Korrespondenz.

1. London. Litterarische Nachrichten. — 72

2. Paris. Die neuen Mitglieder der beiden Räthe betreffend. Bartheleny. — 74

3. Rom. Fortschaffung der Kunstsachen. — 84

4. Paris. Literarische Neuigkeiten. Die Theofilanthropen. — 86

5. Königsberg. Büchercensur in Liga. — 91

Inländische Korrespondenz.

1. Wien. Pendavid. — 91

2. Braunschweig. Aufgefundene Antiken in Wolfenbüttel. — 92

VIII. Literarische Nachflüge. —

3. Biografien. —

Nachricht.

Auf den VI. Teutſchen Merkur kann man ſich
1) bey allen löbl. Poſtämtern in unſerm
Teutſchland, [illegible]
2) in allen Buchhandlungen in [illegible] für
welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig
die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir in Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des VI. Teutſchen Merkur.

NOTE

Livres nouveaux et eſtampes, qui ſe trouvent chez J. Decker, Libraire à Bâle.

Les prix ſont en livres de France, des 24 équivalent à 11 florins d'Empire.

Arithmétique élementaire par demandes et réponſes, par Ithof, in-8. L. 2 10 s.

L'ami de la jeuneſſe ou choix de lectures contenant des anecdotes, des traits d'hiſtoire, etc. redigé par Couet-Villeneuve, in-16. L. 1. 16 s.

Abregé de l'hiſtoire des hommes illuſtres de Rome depuis ſa fondation par Romulus juſqu'au regne d'Auguſte; livre claſſique traduit du latin de Hommond, par Plaſſant le Houſſaie, 2 vol. in-12. L. 4.

De la communication entre le corps legislatif et le Directoire par rapport à la partie diplomatique, in-8. 12 s.

Les deſtinées de l'Europe, par le Marquis de Beaupuil St. Hilaire, in-8. L. 3. 12 s.

Eſſai hiſtorique, politique et moral ſur les revolutions anciennes et modernes, conſidérées dans leurs rapports avec la révolution françaiſe, par Mr. de Chateaubriand [illegible]

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1797.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1797.

Was für einen sechsten oder siebenten Sinn haben wir, um die Würklichkeit der Gegenstände damit zu erkennen, womit man die Geisterwelt bevölkert? Sind es unsre innerlichen Sinnen? Was sind diese anders als das Vermögen der Einbildungkraft die Würkungen der äussern Sinnen nachzuäffen? Was sieht das inwendige Auge eines Blindgebohrnen? Was hört das innere Ohr eines gebohrnen Tauben? Oder was sind diese Scenen, in welche die erhabenste Einbildungskraft auszuschweiffen fähig ist, anders als neue Zusammensezungen, die sie gerade so macht, wie ein Mädchen aus den Blumen, die in einem Parterre zerstreut stehen, einen Kranz flicht; oder höhere Grade dessen was die Sinnen würklich empfunden haben, von welchen man jedoch immer unfähig bleibt, sich einige klare Vorstellung zu machen; Denn was empfinden wir bey dem etherischen Schimmer, oder den ambrosischen Gerüchen der homerischen Götter? Wir sehen, wenn ich so sagen kann, den Schatten eines Glanzes in unsrer Einbildung; wir glauben einen lieblichen Geruch zu empfinden; aber wir sehen keinen etherischen Glanz, und empfinden keinen ambrosischen Geruch. Kurz, man verbiete den Schöpfern der überirrdischen Welten sich keiner irrdischen und sinnlichen Materialien zu bedienen, so werden ihre Welten, um mich eines ihrer Ausdrüke zu bedienen, plözlich wieder in den Schooß des Nichts zurükfallen, woraus sie gezogen worden. Und brauchen wir wohl noch einen andern Beweis, um uns diese ganze Theorie verdächtig zu machen, als die Methode,

Der neue

Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1797.

I.

Fortgeſetzte Auszüge eines Tagebuchs einer Reiſe durch Schweden zu Ende des Jahrs 1796, von Herrn Lenz in Schnepfenthal.

Der chriſtliche Wecker. — Herrnhuther in Schweden. — Lob der Schwedenborgianer. — Berühmte Aerzte in Dänemark und Schweden.

Eines Sonntags früh kamen wir in ein Dorf in Schweden, und durften, ob wir gleich ſehr zu eilen hatten, bis nach geendigter Kirche nicht weiter fahren. Denn es iſt ein Geſetz in dieſem Königreiche, daß man unter der Kirche nicht nur keine friſchen Pferde bekömmt, ſondern auch an jeder Kirche, vor der man gerade vorbeyfährt, und in welcher der Gottesdienſt angefangen hat, halten muß, bis er, ob er gleich oft vier Stunden dauert,

geendigt ist; gleichwie geschrieben steht: „Nöthige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde.“ Ehemals mußte der Reisende auch wirklich in die Kirche hinein gehen. Jetzt ist es so streng nicht mehr; und wo kein Schlagbaum neben der Kirche über die Landstraße geht, welcher dann während des Gottesdienstes verschlossen bleibt, fährt man jetzt meistens ungestört weiter. Ja, auch den Schlagbaum macht der Herr Schulmeister auf, wenn ihm laut vor der ehrbaren Gemeine die dringende Nothwendigkeit des eiligen Reisens vorgestellt und heimlich ein Geldstückchen in die Hand gedrückt wird. Dießmal konnten wir nicht weiter fahren; ich ging in die Kirche, und setzte mich auf ein Chor. Es war gerade Kirchweihfest und Erndtepredigt. Ich erwartete also, der Prediger werde seine Gemeine zur Freude und zur Dankbarkeit gegen den Geber der dießmal so reichlich ausgefallenen, und durch das herrlichste Wetter begünstigten Erndte, und dadurch zu guten Entschließungen zu stimmen suchen. Aber weit gefehlt! Es war eine donnernde Bußpredigt, daß einem die Haut schauerte. Als ich nun ganz erstaunt und halb betäubt kein Auge und Ohr von dem Redner verwandte, riß mich auf einmal ein fürchterlich hallender Fall auf dem hölzernen Fußboden der Kirche aus meiner Betäubung, so daß ich zusammen fuhr. Erschrocken, wie über ein Unglück, sah ich über die Brustwehr hinab, und erblickte eine fast riesenmäßig lange feyerliche Gestalt, mit langem, pechschwarzem, über

beyde

beyde Schultern herabhangendem Haar, mit ſtarkem, ſchwarzem Bart und kriegeriſchem Anſehen. Das Gewand war eigenthümlich, und anderwärts ſahen wir vorher und nachher, außer an ähnlichen Kirchendienern, nie deßgleichen. Es war vom gröbſten Tuche, ſehr weit im Leibe und in den Aermeln, hing gerade herab, und war mit großen, hocherhobenen meſſingenen Knöpfen (Buckeln, umbonibus) bis auf die Knöchel herab zugeknöpft. Die Farbe war dunkel-kaffeebraun. Der Kragen, die Aermelaufſchläge waren ziegelroth; eben ſo der doppelte und zwey Hände breite Saum, der vorn herunter und unten herum lief. Da ſtand dieſer Mann zwiſchen dem Altare und der Sakriſtey, aus der er hervor gekommen war, wie der Offizier bey der Muſterung mit ſeinem Eſponton. In der rechten Hand hielt er einen Stab, unten, um des ſtärkern Schalls willen, mit einem ſehr dicken Eiſen oder Bley beſchlagen, der weit länger als er ſelbſt und zum Zierath oben mit einem großen meſſingenen Knopfe verſehen war. Damit ſtieß er unverzüglich noch zweymal und ſo mächtig auf den Fußboden, daß die hölzerne Emporkirche zu beben ſchien. Ich hatte dergleichen Erſcheinung nie geſehen, traute meinen Augen kaum, und wußte mir es Anfangs ſchlechterdings nicht zu erklären. Auch ſaß mir Niemand nahe genug, daß ich darnach hätte fragen können. So ſtand der Mann eine geraume Zeit ganz ſtill. Endlich erhob er ſich in die Mitte der Kirche, und ſtampfte mit dem Stabe Einmal. Nach einem Weil-

chen ſchlug er dreymal mit flacher Hand, aber derb, auf die Seitenlehne eines Weiberſitzes. Und wozu dieß alles? — Dieſer Mann erſcheint nach dem Kanzelliede und dem vorgetragenen Hauptſatze der Predigt bis zum Ende derſelben, um die Schlafenden zu wecken. Durch drey gewaltige Stöße muß er ſeine Ankunft melden, und die Leute für das Einlegen in den Klingelbeutel erwecken; dann darf er ſpäterhin immer nur Einmal mit dem Stabe aufſtampfen, in der Nähe des Sitzes, wo er eine ſchlafende Perſon ſieht. Erwacht dieſe von dem Schalle noch nicht, oder ſchläft ſie bald darnach wieder ein, ſo ſchlägt er auf gedachte Weiſe mit der linken Hand auf. Die beyden nächſten Nachbaren, die den Schlafenden nach dieſem letztern gegebenen Zeichen nicht wecken, werden um ſo oder ſo viel Geld geſtraft. Der erwähnte Kirchenwecker ſtampfte und ſchlug ſehr vielmals während der langen Predigt; aber es half wenig oder nichts. Die Leute, welche theils noch von der wochenlangen Aerndte her, theils von dem drey bis vier Stunden langen Kirchwege in großer Hitze ermattet waren, theils aber auch ſich vorher, wie dort gewöhnlich, durch das ſo ſchläfrig machende Lebenswaſſer im Wirthshauſe zur Andacht vorbereitet hatten, ſchliefen faſt augenblicklich wieder ein. Unter dem letzten langen Kirchengebete war der Mann ſtill; ich hatte ihn nicht wieder gehört, geſehen und alſo vergeſſen. Während der hierauf folgenden Vorleſung einer obrigkeitlichen Verordnung, als ich ſelbſt

vor Müdigkeit von der Reise und — vor langer Weile halb entschlummert war, stieß der Mensch dicht hinter mir mit seinem Stabe so barbarisch auf den Fußboden der hohlen schallenden Emporkirche, daß ich gräßlich zusammenfuhr, an allen Gliedern zitterte, und bey schreckhaftern Nerven die fallende Sucht aus Schweden hätte mit heimbringen können. Seitdem schlief ich aus Furcht vor einem ähnlichen Schrecken nie wieder in einer schwedischen Kirche ein, deren ich viele besucht habe. Indessen so laut und stark stampfen diese Männer nicht überall auf, besonders in Städten nicht. Dafür aber stoßen sie hier die Schlafenden mit dem Stabe; und ich sah in der Gothenburgischen Domkirche, daß er mit dessen dickem Knopfe, weithinreichend, eine schlummernde Frau tüchtig an den Kopf stieß! — Bey dem gedachten Stampfen und Klopfen, wozu der leidige, auch zu Teutschlands Schande noch bestehende, Klingelbeutel sich noch gesellt, sollen nun der Zuhörer und der Prediger den Faden des Vortrags nicht verlieren!

Späterhin wohnte ich einer Gottesverehrung in dem äußerst einfachen Betsaale der Augsburgischen Brüdergemeine zu Gothenburg bey. Wie sehr stach diese gegen jene oben beschriebene, der „herrschenden" Religonsparthey, in der Domkirche ab! Welche hohe Einfalt und Würde, welche feyerliche Stille, welche unvergleichbare Zweckmäßigkeit überhaupt herrschte in ihr, und herrscht bekanntermaßen in

allen den Gottesverehrungen der Brüdergemeine aller vier Erdtheile! Ich wenigstens, der nie ein Mitglied dieser Gemeine war, und wahrscheinlich es auch niemals seyn werde, der aber doch den Werth der Sittlichkeit, der Gesinnung und der Reinigkeit des Lebenswandels, und zugleich den Einfluß des Glaubens an den göttlichen Stifter des Christenthums auf beyde, wie auf die Hoffnung einer seligen Zukunft, nicht verkennen kann, ich zähle diejenigen Stunden, die ich in dem Gothenburgischen, Stockholmischen und andern Betsälen der Brüdergemeine, und im Umgange mit so manchem ihrer Mitglieder (denn viele davon sind für den Ungeweihten ganz ungenießbar) zugebracht habe, unter meine besten, erbeiterndsten und bleibend-nützlichsten Stunden. Diese Gesellschaft ist, wie die der Quaker u. a., ein wahres „Salz der Erde," die das ihrige kräftigst beyträgt, daß die moralische Fäulniß, das Sittenverderben nicht noch weiter um sich greife, wenigstens ihre Mitte nicht anstecke; so daß diese sich rein „und von der Welt unbefleckt" erhalte, und zugleich ein Beyspiel der Sittenreinigkeit aufstelle *).

Ich

*) Zur genauern Kenntniß des neuesten Zustandes der evangelischen Brüdergemeinde, unter welcher auch ich sehr viele edle Menschen kennen lernte und noch verehre, empfehle ich die schon im vorigen Jahre herausgekommenen, aber noch viel zu wenig gekannten Briefe über

Ich bin allem Mystischen und aller Schwärmerey herzlich gram, und wünsche nichts mehr als allgemeine Verbreitung vollkommen deutlicher Begriffe. Aber der Wahrheit und Sittlichkeit war ich das obige Zeugniß schuldig, da ich wiederum auf dieser Reise so viele falsche und lieblose Urtheile, auch guter Menschen, über die Mystiker und die mystischen Gesellschaften gehört habe. Es sey mir bey dieser Gelegenheit vergönnt, noch einiges Geschichtliche von zwey religiösen Gesellschaften in Schweden zu erwähnen.

Zu Gothenburg schämen sich auch angesehene Kaufmannsfamilien „des Wortes vom Kreuze nicht, das der Welt eine Thorheit, ihnen aber, die da glauben, göttliche Weisheit ist," und besuchen öffentlich den Betsaal und die Versammlungen der Brüdergemeine. Wir verlebten einen sehr glücklichen Tag, in einer ungemein achtungs- und liebenswürdigen Familie dieser Art, die sich auf einem großälterlichen Landhause eingefunden hatte. Ein und zwanzig Töchter, Söhne und Kindeskinder, feyerten den Geburtstag der braven Großmutter. Nichts finsteres, mürrisches, unnatürliches

über Herrnhuth und die evangelische Brüdergemeinde, nebst Anhang, von Frohberger (einem Oberlausitzer Prediger, der durch Nachbarschaft und Verbindungen Herrnhuth sehr gut kennen lernte) Bautzen 1796.

ſahen wir hier. Die ganze Geſellſchaft war zur Fröhlichkeit, die aber in den Gränzen des Wohlſtandes und der Sittlichkeit blieb, geſtimmt. Vier oder, wenn ich mich recht beſinne, gar ſechs Kinder aus dieſer vortrefflichen Verwandtſchaft ſind neuerlich noch in der Brüdergemeine zu Chriſtiansfeld im Schleßwigiſchen erzogen worden. Die Töchter unter dieſen ſahen wie die Geſundheit ſelbſt aus, und die Züge der Unſchuld und Beſcheidenheit erhöhten noch die Roſen ihrer Wangen. Ueberhaupt iſt mir es vorgekommen, als fände man nicht leicht irgendwo ſo viele geſunde und blühende Geſichter der Jungfrauen beyſammen, als in den Schweſterhäuſern, den weiblichen Erziehungsanſtalten und den Verſammlungen der Augsburgiſchen Brüdergemeine, deren ich in und auſſer Teutſchland ſo manche beſucht habe. Vermiſchte Roſen- und Lilienfarbe iſt die gewöhnliche ihres Angeſichts.

Die Brüdergemeine hat in den verſchiedenſten Gegenden Schwedens Anhang. Doch ſollen in dieſem Königreiche die weniger ausgebildeten und die kenntnißloſen, aber Sittlichkeit und Religioſität liebenden Menſchen aller Stände, und überdieß die Aermeren am Geiſte, ſich mehr zu der Augsburgiſchen Brüdergemeine, hingegen die denkendſten Köpfe, die kenntnißreichſten Gelehrten erſter Größe, vorzüglich unter den Aerzten und Naturkennern, die edelſten Freunde der geſammten Menſchheit, die thätigſten Beförderer der richtig verſtandenen Aufklä-

klärung, der Naturwiſſenſchaften, der Schul- und Erziehungsverbeſſerung, ſich mehr zu der Schwedenborgiſchen Geſellſchaft halten. — „Unglaublich!“ höre ich mir zurufen. Aber doch iſt es ſo. Nicht wenige der liebens- und achtungswürdigſten Gelehrten von der ſo eben geſchilderten Art, die ich perſönlich und zum Theil ziemlich genau kennen lernte, Männer von der hellſten und reinſten Vernunft und zum Theil berühmte Schriftſteller, ſind wirklich Mitglieder der Schwedenborgiſchen Geſellſchaft. (Nennen werde ich ſie, als ſolche, dem Publikum nie) Folgt denn aber daraus nothwendig, daß auch dieſe Alle an das irdiſche neue Jeruſalem und an den verſtorbenen Schwedenborg, als an einen von der Gottheit begeiſterten und bey lebendigem Leibe in andere Welten entrückten Seher der Zukunft glauben müſſen? Daß ſie dieſen Erdenſohn nicht für einen zwar gutmüthigen, jedoch im Gehirne kranken Träumer halten können? Iſt's etwa nicht möglich, daß manche dieſer erleuchteten Menſchenfreunde, um edler, großer, vernünftiger, ſittlich und wiſſenſchaftlich heilſamer Zwecke willen, ſich zu der Gemeinſchaft ſeiner gläubigen und ihren Reichthum für gute Abſichten verwendenden Anhänger geſellen, um dann zugleich mit dieſen und durch dieſe Gutes in der Nähe und Ferne zu wirken? Das haben ſie wenigſtens ſchon längſt ſehr vielfältig gethan.

Ganz vorzüglich durch die Schwedenborgiſche Geſellſchaft, deren beyde Hauptſitze Stockholm

und

und London ſind, ſoll z. B. im Londoner Parlament vor wenigen Jahren die Bill zur Abſchaffung des Sklavenhandels, welcher Vorſchlag damals verworfen wurde! *) — eingebracht und die Aufhebung der Negerſklaverey mit ſo heiligem Eifer betrieben worden ſeyn; allein gegen Kaufmannsgeiſt, Verworfenheit der Geſinnung und Erkäuflichkeit

*) For you, whoſe temper'd ardour long has born
untired the labour, and unmoved the ſcorn;
in Virtue's faſti be inſcribed your fame,
and uttered yours with Howard's honour'd name,
Friends of the friendleſs. — Hail, ye generous band!
whoſe efforts yet arreſt Heavn's lifted hand;
around whoſe ſteady brows, in union bright,
the civil wreath and Chriſtians palm unite:
your merit ſtands, no greater and no leſs,
without or with the varniſh of ſucceſs;
but ſeek no more to break a Nation's fall,
for ye have ſav'd yourſelves — and that is all.
Succeeding times your ſtruggles, and their fate,
with mingled ſhame and triumph ſhall relate:
while faithful Hiſtory in her various page,
marking the features of this motley age
to ſhed a glory and to fix a ſtain,
tells how you ſtrove and that you ſtrove in vain.

Poëms by Anna Laetitia Barbauld. A new edition. London bey Johnſon 1792 am Ende der ſchönen Epiſtel an den edlen William Wilberforce, als den damaligen Wortführer der verletzten Menſchlichkeit und Gerechtigkeit gegen das Majeſtätsverbrechen der beleidigten Menſchheit.

die man uns vorschreibt, um zu der geheimnißvollen Glükseligkeit zu gelangen, welcher wir diejenige aufopfern sollen, die uns die Natur und unsre Sinnen anbieten? Wir sollen uns den sichtbaren Dingen entziehen, um die unsichtbaren zu sehen; wir sollen aufhören zu empfinden, damit wir desto lebhafter phantasiren können. Verstopfet eure Sinnen, sagen sie, so werdet ihr Dinge sehen und hören, wovon diese thierischen Menschen, die gleich dem Vieh mit den Augen sehen, und mit den Ohren hören, sich keinen Begriff machen können. Eine vortrefliche Diät, in Wahrheit; die Schüler des Hippokrates werden dir beweisen, daß man keine bessere erfinden kann, um wahnwizig zu werden. Es scheint also sehr wahrscheinlich, daß alle diese Geister, diese Welten, welche sie bewohnen, und diese Glükseligkeiten, welche man nach dem Tode mit ihnen zu theilen hoft, nicht mehr Wahrheit haben, als die Nymphen, die Liebesgötter und die Grazien der Dichter, als die Gärten der Hesperiden und die Inseln der Circe und Calypso; kurz, als alle diese Spiele der Einbildungskraft, welche uns belustigen, ohne daß wir sie für würklich halten. Die Religion unsrer Väter befiehlt uns einen Jupiter, eine Venus zu glauben; ganz gut; aber was für eine Vorstellung macht man uns von ihnen? Jupiter soll ein GOtt, Venus eine Göttin seyn: Allein der Jupiter des Phidias ist nichts mehr als ein heroischer Mann, noch die Venus des Praxiteles mehr als ein schönes Weib; von dem Gott und der Göttin hat kein Mensch in Griechenland den

keit war nichts auszurichten. Durch die Schwedenborgianer und ihr Geld wurde auf der Westküste von Afrika die Kolonie Sierra Leone, welche durch französische Seeräuber, ohne Wissen und Willen des Nazionalkonvents, zum Theil so schändlich zerstört und verbrannt worden ist, angelegt. Die Absicht des einen Theils der Schwedenborgischen Gesellschaft war dabey, von da aus ins Innerste Afrika's einzudringen, um daselbst das irdische neue Jerusalem aufzufinden, in welchem Gerechtigkeit blühen, das Urchristenthum sich völlig rein erhalten haben, und der Herr Christus selbst (vielleicht wohl gar sichtbar) mitten unter seinen Gläubigen wohnen und herrschen soll. Die Absicht der andern Mitglieder dieser großen Gesellschaft war dabey allerdings auch, von Sierra Leone aus bis ins innerste Afrika einzudringen, aber um die Natur der Völker und die Naturalien dieser noch ganz unbekannten Erdgegenden kennen zu lernen, also für die Menschen- und Naturkenntniß daraus große Vortheile zu ziehen; zugleich aber auch zur sittlichen Besserung und geistigen Ausbildung der Afrikaner das ihrige redlich beyzutragen. Jedoch hatten alle theilnehmenden und beytragenden Schwedenborgianer diesen letztern Zweck gemeinschaftlich. Man wollte sich bey den schwarzen Nazionen und ihren Königen, oder sonstigen schwarzen Beherrschern, an den sogenannten Sklavenküsten durch Liebe und Freundschaftsdienste, ohne alle Partheylichkeit für oder wider irgend eine einzelne Völkerschaft, Eingang zu

verſchaffen, und dann ſelbige allmählig dahin zu bringen ſuchen, daß ſie den Sklavenhändlern keine Sklaven mehr verkaufen wollten und möchten.

Man weiß auch bey uns, welche Wunderdinge von einer ungeheuer großen Stadt, Tombuktu, im innern Afrika erzählt werden. Alle Jahre ſollen einmal große Karavanen aus allen innern Gegenden Afrika's dahin ziehen, und eine erſtaunlich beſuchte Meſſe halten. Der Ort ſoll ſchön gebaut ſeyn, eine vortreffliche Polizey, große Reinigkeit der Sitten daſelbſt herrſchen, und Künſte ſogar ſollen dort blühen. Nur Schade, daß, ſo viel die Schwedenborgianer ſelbſt zu Stockholm im Oktober des vorigen Jahres 1796 wußten, noch kein Europäer bis dahin gedrungen, wenigſtens noch keiner mit Botſchaft von da zurückgekommen war. Aus Erzählungen einiger Afrikaner, die es vielleicht erſt ſelbſt wieder aus der zweyten, dritten Hand hatten, wollte man das alles erfahren haben. Dieſe Stadt Tombuktu nun iſt, ſo ſchließen die gläubigen Anhänger Schwedenborgs, entweder das neue Jeruſalem ſelbſt, oder wir würden, wenn wir zur Karavanenzeit dahin kämen, doch wenigſtens daſelbſt gewiß erfahren, wo das neue Jeruſalem liegt, ja wohl gar alsbald mit einem von der großen Meſſe dahin zurückkehrenden Zuge in dieſen gelobten Ort der Verheißung gelangen können. Wirklich haben ſie auch von Sierra Leone aus bereits treffliche Männer, darunter einen äußerſt kenntnißreichen

afa-

akademischen Lehrer, zur Entdeckung der Stadt Tombuktu und zugleich neuer, unbekannter Naturereignisse abgeschickt. Der Universitätslehrer aber hat nicht bis dahin kommen können, sondern ist bereits nach Europa zurückgekehrt; soll aber sichere Nachricht von dem Daseyn der wirklich sehr großen Handelsstadt Tombuktu, der er schon ziemlich nahe gekommen war, mitgebracht haben. Aus Sierra Leone machte er sich auf den Weg nach dem Innern dieses brennenden Erdtheils, ausgerüstet mit den gründlichsten Kenntnissen der Naturgeschichte, Naturlehre u. s. w. Er kam sehr weit, und fand die Völkerschaften im Innern mehrentheils gutmüthig, auch wohlwollend, namentlich gegen ihn, den weißfarbigen Menschen, desgleichen sie noch nie gesehen hatten. Aber nach einer ziemlich langen Reise in noch völlig unentdeckten Gegenden mußte er sich entschließen, nach der Schwedenborgischen Pflanzstadt zurückzukehren; vielleicht, weil er Gewißheit erhielt, daß er auf diesem Wege nicht nach Tombuktu gelangen könne? oder weil ein Krieg unter den schwarzen Völkern in jenem innern Lande von Afrika ausbrach? Er kam mit mehrern Wagen voll Naturalien in Sierra an, mit einer sehr großen, unschätzbaren Ausbeute seiner naturgeschichtlichen Entdeckungsreise. Zum Erstaunen groß war besonders die Menge neuer und ganz unbekannter Pflanzen, die er mitbrachte. Auch hatte er ein sehr genaues Tagebuch auf seiner ganzen Reise geführt,

und

und darin sowohl die Gegenden und Menschen aufs lebhafteste geschildert, als die unbekannten, neu entdeckten Naturalien aller drey Naturreiche, die er nicht mitnehmen konnte, aufs genaueste beschrieben, zum Theil auch abgebildet. Dieß alles ließ er in Sierra Leone zurück, und zog, getrieben von seinem Eifer für die Erweiterung seiner Naturkenntniß, und gebeten von den Gläubigen, jetzt auf einem ganz andern Wege, abermals aus, um Tombuktu zu finden. Kaum hatte er drey bis vier Tagereisen zurückgelegt, als er wiederum genöthigt war zurückzukehren. Ich habe nicht behalten, ob dießmal der Krieg zwischen den Wilden ausbrach, (ein von beyden Malen weiß ich, war dies der Fall) oder ob ihm aus der Kolonie Boten mit der Trauerpost nachgesendet worden waren. Kurz, er kommt zurück, und findet – alle seine Naturaliensammlungen, Papiere und Handschriften, nebst der Pflanzstadt selbst von den französischen Seeräubern verbrannt. Wer kann bey dieser Nachricht ungerührt und ohne Ingrimm gegen die neufränkischen Vandalen, ja gegen die mordbrennerischen Kriege überhaupt bleiben? Wäre der A. bey deren Landung zugegen gewesen, so hätte er wahrscheinlich alles gerettet. Denn selbst unter der Herrschaft der Jakobiner sind von den Neufranken die Dänen und Schweden und deren Eigenthum überall respektirt worden. Jedoch der Eifer der Freunde Schwedenborgs und der Naturforschung wurden durch jes

ne Unfälle nicht ermüdet. Sie bauen Sierra wieder auf, vielleicht auch um gröſserer Sicherheit vor civiliſirten (europäiſchen) Räubern und Mordbrennern willen, noch eine Pflanzung entfernt von der Seeküſte und tiefer im Lande, wo ſie hoffentlich ein nacktes, ſchwarzes Völklein finden, das europäiſchen Kriegern nicht gleicht. Außerdem ſchicken ſie jetzt einen dazu vorbereiteten jungen teutſchen Mann auf dem gerade entgegengeſetzten Wege, nämlich aus dem Nordoſten Afrikas, zur Auffindung Tombuktu's ab. Ueberdieß erfuhr ich noch vor einigen Tagen in Teutſchland, ein berühmter Schriftſteller und Naturforſcher S., der vor vielen Jahren ſchon einmal in Afrika eine Entdeckungsreiſe gemacht hat, habe ſich entſchloſſen, eine neue ins Innere deſſelben auf Koſten der Schwedenborgianer zu unternehmen. Iſt's wahr, ſo begleiten ihn meine heißeſten Wünſche dahin und zurück. Denn ich lernte dieſen edlen Menſchenfreund genau kennen, und weiß aus der allgemeinen Stimme ſeines Publikums, daß er einer der ſittlich-achtungswürdigſten Menſchen iſt, die ſein ſchwediſches Vaterland aufzuweiſen hat. So ſehr mit den gehörigen Sachkenntniſſen ausgerüſtet, als dieſer Arzt und Naturhiſtoriker es jetzt iſt, hat, ſo viel ich weiß, noch niemand eine afrikaniſche Reiſe unternommen. Wie gut iſts für die Menſchheit, daß es Leute giebt, die für Wiſſenſchaft und Menſchenwohl ſo ſehr glühen, daß ſie ſelbſt ihre Geſundheit und ihr Leben daran wagen! Zum Dank und Lohn ſchilt man

sie Schwärmer und Enthusiasten, und spottet der edelsten Märtyrer der Menschenliebe *).

Ich bitte bey dieser Gelegenheit die Schwedenborgische Gesellschaft, allen mit ihren Aufträgen ins innere Afrika Reisenden auch diesen mitzugeben oder nachzusenden, daß sie sorgfältigst zu erforschen suchen mögen, ob in diesem vermeintlichen Vaterlande der Pocken (Blattern, koppor, small-pox) und Masern (mälslingar; measles), und wo eigentlich sie endemisch und immerwährend sind; ob und wie oft und wodurch diese beyden Pestarten ganz

*) Daß die menschenfreundliche Etablissements von Sierra Leone ganz allein das Werk der edlen Schwedenborgischen Verbrüderung in England und Schweden sey, wußten wir auch schon aus einem interessanten Aufsatze in Zimmermanns Annalen der geograf. Wissenschaft Erster Jahrgang. Siebentes Stück, Seite 34 ff. vergl. Zweyter Jahrg. IV St. S. 317 ff. Die Schwedenborgianer, zu welchen auch der wackre Madström gehört, dessen Reisen und statistische Nachrichten über Sierra Leone durch Hrn. Prof. Sprengels Auszüge auch unter uns bekannt sind, haben sichs unglaubliche Summen kosten lassen, haben jeder Fehlschlagung frischen Muth entgegengesetzt, und schicken jetzt wieder zwey trefflich ausgerüstete Männer in jene Gegenden. Wer Gelegenheit gehabt hat, das new Jerusalem's Magazin zu sehn, das bloß für Brüder in England und den affiliirten Ländern erscheint, wird, wenn ihn kein Vorurtheil blendet, unter manchen schwärmerischen

Jan-

ganz von selbst und ohne Ansteckung entstehen und sich erzeugen, oder ob dieses, wie zu vermuthen ist, jetzt niemals und nirgendswo mehr geschieht, und ob sich nicht selbst im innern Afrika Völker finden, denen die Pocken und Masern bis auf den heutigen Tag noch ganz unbekannt geblieben sind; auch ob einheimische Völker Afrika's, und durch welche Mittel und Vorkehrungen, ingleichen mit welchem Erfolge, sie sich vor der Pocken- und Masernansteckung verwahren?

Aber man glaube ja nicht, daß die Schwedenborgische Gesellschaft bloß in fremden Erdtheilen

Fantasien auch die herrlichsten Aeußerungen allumfassender Menschen- und Bruderliebe, und die thätigste und uneigennützigste Wirksamkeit zum Guten nicht verkennen. Aus ihrem Schooße ging auch vor kurzem, wie glaubhafte Männer versichern, die neue Missionsanstalt für die Südseeinseln u. s. w. aus, wovon uns Hr. Prof. Stäudlin in seinen Beyträgen zur Geschichte der Religion, Th 1. S. 45 ff. aus Privatberichten und aus dem evangelischen Magazin lesenswürdige Nachrichten geliefert hat. Ob eine seit kurzem in Holland gestiftete Société établie à dessein d'accélérer la vraie religion, wovon eine Einladung an mehrere teutsche Gelehrte, aux hommes qui aiment la verité et la vertu, geschickt wurde, für oder wider die Schwedenborgianer sey, wage ich noch nicht zu bestimmen. Alle Aufmerksamkeit verdient auch diese Verbrüderung!

B.

Gutes zu wirken ſuche. Nein! auch in Schweden ſelbſt hat ſie deſſen ſchon viel geſtiftet. Sie bemüht ſich die niedrigſten, ärmſten und hülfloſeſten Volksklaſſen aus dem Stande der Rohheit, Gefühlloſigkeit, Unwiſſenheit und Unſittlichkeit herauszureißen, und unter ihnen eine heilſame, aber allmählige Erleuchtung, und zugleich ſittliche Beſſerung zu verbreiten. Sie ſtrebt beſonders aus allen Kräften, Verbeſſerung der Privaterziehung zu bewirken, und von weitem her eine Veredlung auch des öffentlichen Schulweſens einzuleiten und vorzubereiten. Zu dem Ende läßt ſie die beſten teutſchen Volksſchriften, Schulbücher, Erziehungs- und Kinderſchriften ins Schwediſche überſetzen, und verſchenkt derſelben eine große Menge. Jetzt aber geht ſie auch damit um, eine große Erziehungsanſtalt für Kinder, auch der ausgebildetern Stände nach den Grundſätzen, die ſich in Teutſchland durch Erfahrung nunmehr bewährt haben, anzulegen, und ſo mit gleichſam eine Muſterſchule zur Nachahmung aufzuſtellen; wie einſt das Deſſauiſche Filanthropin ſo viel zur Verbreitung beſſerer Schul- und Erziehungsgrundſätze in und außer Teutſchland beygetragen hat. Im naturgeſchichtlichen, phyſiſchen, mathematiſchen und mechaniſchen Fache vorzüglich wird dieſe Erziehungsanſtalt größere Männer (aus den Mitgliedern der Geſellſchaft) zu Lehrern erhalten, als vielleicht irgend ein anderes Erziehungshaus ſie hat. „Ob aber nicht, neben ſo vielem „Nützlichen, andrerſeits auch der Schwedenborgiſche

„sche Glaube durch diese Anstalt fortgepflanzt wer„den soll?“ dieß kann ich nicht beantworten. Nur so viel glaube ich zu wissen, daß die Schwedenborgianer eben nicht bekehrungssüchtig und Proselytenmacher zu seyn pflegen. Bey mir z. B. hat keiner der vielen, die ich kennen lernte, und deren mehrere mir doch ihr Vertrauen schenkten, einen Versuch hierzu gemacht. Nur folgendes fiel einmal vor.

Ein sehr gebildeter Gelehrter sprach, so oft er sich mit mir unterhielt, (und dieß geschah lange und sehr vertraulich) jederzeit über Erziehung, Aufklärung, ja Alles, so äußerst vernünftig und hell, daß ich erstaunte, hoch im Norden so geläuterte Einsichten zu finden, und mich innig freute. Späterhin erfuhr ich durch Andere zuverläßig, daß er ein recht steifgläubiger und eifriger Jünger Schwedenborgs sey; was ich aber bestritt und nicht für möglich hielt. Diese psychologisch-merkwürdige Erscheinung findet sich nämlich in Schweden gar häufig, daß die übrigens denkendsten, lichtvollsten und ausgebildetsten Köpfe unter den Gelehrten, sobald sie auf Schwedenborgische Dinge verfallen, oder durch das Gespräch darauf gebracht werden, in Absicht auf diese Gegenstände plötzlich und auf einmal von demjenigen verlassen zu seyn scheinen, was andere Ungeweihete gesunden Verstand zu nennen belieben. Jetzt ging ich zu dem lieben Manne, um Abschied von ihm zu nehmen. Er sprach noch lange, und eben so aufgeklärt und herzlich wie sonst, zu mir,

ohne ein Wort über ſeinen Glauben oder meinen erwartlichen Unglauben an Schwedenborgen zu äuſſern, was er nie gethan hatte, und worauf ich ihn auch jetzt nicht bringen wollte. Nur als er mir zum letztenmale traulich die Hand drückte, da er mich, wenigſtens in dieſem Leben, wahrſcheinlich nie wieder zu ſehen glaubte, zog er ein Büchlein hervor, ſchenkte es mir zu ſeinem (mir ohnehin theuren) Andenken, und bat mich, den Schluß der Vorrede, das heißt dasjenige, was daſelbſt von Schwedenborgs profetiſcher Seherkraft, als Beweis ſeiner göttlichen Inſpirazion, geſchrieben ſteht, zu leſen und zu beherzigen. Vermuthlich wollte der gute, menſchenfreundliche Mann ein Saamenkorn in mein jüngeres Herz pflanzen, das in demſelben keinem, wo nicht gar in Teutſchland wuchern ſollte. Die gedachte Vorrede will ich doch wörtlich getreu überſetzen und hierher ſchreiben; man wird daraus die Geſellſchaft der Schwediſchen Jugendfreunde näher kennen lernen. Stjern-himmelen....; ungdomen i lynnerhet til nytta..... framſtälde af Carl Aug. Biſchof. Oefwerſatt fron Tyskan. Til trycket befordrad af ſällskapet: Swenska ungdomens wänner. Med 12 taflor. (Das heißt: der Sternhimmel;... der Jugend inſonderheit zu Nutzen.... dargeſtellt, von C. A. Biſchof. Ueberſetzt aus dem Teutſchen. Zum Druck befördert von der Geſellſchaft: Freunde der ſchwediſchen Jugend. Mit 12 Kupfern.) Stockholm, tryckt i Kumblinska tryckeriet, 1796. 8. 92 Seiten.

desten Begriff. Man verspricht uns nach dem Tod ein unsterbliches Leben bey den Göttern; aber die Begriffe die wir uns davon machen, sind entweder aus den sinnlichen Wollüsten, oder den feinern und geistigern Freuden, die wir in diesem Leben erfahren haben, zusammengesezt; es ist also klar, daß wir gar keine echte Vorstellung von dem Leben der Geister und von ihren Freude haben. Ich will hiemit nicht läugnen, daß es Götter, Geister oder vollkommnere Wesen als wir sind, haben könne oder würklich habe. Alles was meine Schlüsse zu beweisen scheinen, ist dieses, „daß wir unfähig sind, uns eine richtige Idee von ihnen zu machen, oder kurz, daß wir nichts von ihnen wissen.„ Wissen wir aber nichts, weder von ihrem Zustande noch von ihrer Natur, so ist es für uns eben so viel, als ob sie gar nicht wären. Anaxagoras bewies mir einst mit dem ganzen Enthusiasmus eines Sternsehers, daß der Mond Einwohner habe. Vielleicht sagte er die Wahrheit. Allein was sind diese Mondbewohner für uns? Meynest du, der König Philippus werde sich die mindeste Sorge machen, die Griechen möchten sie gegen ihn zu Hülfe rufen? Es mögen Einwohner im Monde seyn; für uns ist der Mond weder mehr noch weniger als eine leere glänzende Scheibe, die unsre Nächte erheitert, und unsre Zeit abmißt. Hat es aber diese Bewandniß, wie es denn nicht anders seyn kann, wie thöricht ist es, den Plan seines Lebens nach Schimären einzurichten, und sich der Glükseligkeit deren man würklich geniessen könnte, zu begeben, um sich mit ungewis-

„Die schwedische Jugend, sagt die Vorrede, dieſe „Pflanzschule des schwedischen mitbürgerlichen Gan„zen, hat lange Zeit an hinreichenden und genugsam „thätigen Arbeitern für ihre Pflege, an genugsam „lebendigen Quellen für ihr Gedeihen und für ihr „Reifen zu nützlichen Früchten, Mangel gehabt. „Eine durch der Menschenliebe allgemeine und der „Freundschaft besondere und geheiligte Bande ver„einigte Gesellschaft hat daher zu einem Anfange „dem genannten Mangel und Fehler durch Ueber„setzung des gegenwärtigen Büchleins, von Herrn „Biſchof, einigermaßen abhelfen wollen. Denn „von allen größern und kleinern, in- und ausländ„dischen kosmologischen und astronomischen Büchern „hat die Gesellschaft, nach genauster Vergleichung, „keine für Leſer im allgemeinen und für die Jugend „und die Schulen insonderheit leichtere und ange„nehmere Grundlegung zur Sternkunde gefunden, „als Hrn. Biſchofs. Seine, größern Theils aus „des weitberühmten Herrn Bode zu Berlin Aſtro„nomie entlehnten Sterntafeln sind für das Auf„finden und Kennen der Sterne am Himmel, ohn„fehlbar die natürlichſten und leichteſten von allen, „zu dem nämlichen Zweck erfundenen Himmels„kugeln und Zeichnungen“.....

„Die Siebenzahl der Irrſterne und die doppelte „Siebenzahl ihrer Trabanten — nämlich für die „Erde einer, für den Jupiter vier, für den Sa„turn ſieben, deren zwey des Herrn Herrſchels

„Entdeckung ſind, und zuletzt die zwey von dem „nämlichen gefundene und zum Uranus gehörende, „trifft ſolchergeſtalt auf eine beſondere Weiſe voll„kommen ein (ſtimmt überein, rectat ſolides be„ſymmerligt vis in me.i) mit Herrn Schweden„borgs Theorie vom Jahr 1734, in deſſen Ope„ra philoſophica, woſelbſt er Tab. 25. 26. „27. zu nicht wenigern als drey verſchiedenen Ma„len die ſieben Planeten abzeichnet, und noch auſ„ſerdem einmal Tab. 27. eine Zeichnung von allen „vierzehn Trabanten giebt.“

Gothenburg hat jetzt drey treffliche Aerzte, Engelhard, (dieſer Greis iſt der Vater des Profeſſors der Heilkunſt Engelhard zu Lund) Dubb und Karlander. Einen vierten jungen, aber hoffnungsvollen Arzt, Joh. Jak. Ekmann, lernte ich zu Gothenburg, woher er gebürtig iſt, und wo er künftig ſeine Kunſt ausüben wird, kennen. Er iſt in frühern Jahren in der teutſchen Erziehungsanſtalt der Brüdergemeine zu Chriſtiansfeld erzogen worden, und hat zu Upſala ſtudiert. Ich fand ihn bey meiner Rückkehr aus Schweden in Kopenhagen wieder, wohin er gekommen war, um des Profeſſors Saxtorf, eines der erſten Geburtshelfer in Europa, Unterricht in dem Königl. Entbindungshauſe zu genieſſen, welches durch ſeine vortreffliche Einrichtung und unermüdete Sorgfalt ebenfalls zu den erſten in Europa gehört. Doch nicht bloß aus Schweden kommen bereits ausſtudierte Aerzte nach

Kopen-

Kopenhagen, um Saxtorfen und die andern großen Aerzte und Wundärzte dieser hohen Schule noch zu benutzen. So ist z. B. der Arzt und Geburtshelfer, Dr. Rinck zu Langensalz in Thüringen, ein würdiger Schüler Saxtorf's und andrer Kopenhagner Professoren. Ich kann bey dieser Gelegenheit mich nicht enthalten zu bemerken, daß Schweden und Dänemark eine große Menge der gründlichsten Aerzte besitzt, in deren Besitz sich jede Nazion Europa's glücklich schätzen müßte; daß überhaupt die Heilkunst in Schweden und Dänemark unter den übrigen Fächern des menschlichen Wissens mit dem glücklichsten Erfolge betrieben worden ist, daß sich die fast größten Köpfe beyder Nazionen gerade diesem so wohlthätigen Fache gewidmet haben, und daß die Universitäten Upsala und Kopenhagen (am letztern Orte die chirurgische Akademie mit einbegriffen; denn wer dürfte die großen Namen Kallisen und Winzlew vergessen?) eine beträchtliche Anzahl so vortrefflicher Professoren in der Arzneykunst und Wundarzneykunst, wie auch in den verwandten Fächern der Scheidekunst, der Naturlehre, der Naturgeschichte überhaupt und in der Pflanzenkunde insonderheit, u. s. w. besitzen, daß ihnen in diesen Fächern wohl schwerlich irgend eine hohe Schule Europa's und Nordamerika's vorzuziehen seyn dürfte. Kenner versicherten mir oft, daß auch die Universitäten Abo und Lund vortreffliche Lehrer in der Heilkunde, Naturgeschichte u. dgl. besitzen. Aber man muß auch wissen, wie es z. B. in Schwe-

den mit dem Studium der Heilkunst beschäfftigen ist.

Erstlich, kommen die, welche diese edle Wissenschaft studieren wollen, gemeiniglich bey weitem nicht so jung, unbärtig und kindisch auf die Universität, als leider nur zu oft und von Jahr zu Jahr immer mehr in Teutschland geschieht. Zweytens, kommen sie mit alten Sprachen besser ausgerüstet dahin, wenigstens mit der lateinischen, die z. B. jeder medizinische Student in Upsala zu mir redete. Drittens, hören alle Mediziner zu Upsala (da ich zu Obo und Lund nie war, so kann ich nur von Upsala sprechen) wenigstens fünf, gemeiniglich aber sechs, und noch jetzt zuweilen sieben Jahre lang Vorlesungen, schreiten auch bey weitem nicht so früh von der Anhörung theoretischer zu praktischen Vorlesungen, zum Klinikum, Hospital und Entbindungshause, und zum eigenen Mitpraktiziren schon auf der Universität fort, sondern setzen sich erst weit besser und weit länger in der Theorie fest. Viertens, haben sie ganz andere und über allen Vergleich strengere und härtere Prüfungen als in Teutschland auszuhalten, ehe sie zu Doktoren gemacht werden. Wie würden sich unsere Studierenden wundern, wenn es auf Einmal in ganz Teutschland eingeführt werden sollte, daß sie, wie es in Upsala immer geschieht, über ein ganzes Jahr lang fast in Einem fort Ausarbeitungen machen, öffentlich disputiren, und sich, ich weiß nicht wie vielmals, immer wieder von neuem und

immer ſtrenger und unerbittlicher examiniren laſſen müßten! Fünftens, reiſen die jungen ſchwediſchen Aerzte viel, und müſſen das beynahe thun, wenn ſie zu vorzüglichem Anſehen gelangen wollen. Denn es ſcheint in Schweden das heilſame Vorurtheil zu herrſchen, daß man allererſt durch Reiſen, durch anſchauende Beobachtung und Vergleichung ausländiſcher Kurarten und Medizinanſtalten verſchiedener Länder und Himmelsſtriche ein vollkommener Arzt werden könne. Einige reiſten und reiſen auf eigene Koſten (denn ſehr vermögende Leute ſöhne werden Aerzte), andre bald auf Königliche, bald auf Koſten der Univerſität Upſala und der dortigen Stipendien, bald unterſtützt durch anderweitige Privatvermächtniſſe. Noch Andre fahren als Schiffsärzte mit in beyde Indien, nach China u. ſ. w. So ſind die wahrhaft großen Männer unter den mediziniſchen Profeſſoren zu Upſala, Adolf Murray, Karl Peter Thunberg, Joh. Guſt. Akrel und Peter Aſzelius, der Oberdirektor des Chirurgieweſens, vormals weit und breit in Europa umher gereiſet. Aber die Upſaliſchen Lehrer Joh. Aſzelius, Profeſſor der Scheidekunſt, und Adam Aſzelius, botanices Demonſtrator, machten noch ganz kürzlich große Reiſen, von denen ſie vielleicht noch nicht heimgekehrt ſind; der eine von beyden in Afrika. Thunberg war, wie man ſchon aus ſeinen mehrmals ins Teutſche überſetzten Reiſen weiß, auch in Südafrika, Oſtindien, China und Japan. So ſind ebenfalls nicht wenige Stockholmiſche Aerzte

weit

weit gereiſet; und daß der Profeſſor Sparrmann zu Stockholm in Afrika geweſen, ja den Kookiſchen Entdeckungsfahrten beygewohnt hat, iſt unter uns aus Sparrmann's und Kook's überſetzten Reiſen allgemein bekannt. Aber auch in den übrigen angeſehenſten Städten des Königreichs findet man gewöhnlich einen oder den andern Arzt der außer Landes gereiſt hat. Die ſchwediſchen Aerzte beſuchen Kopenhagen, England und Frankreich, auch (obwohl ſeltener) Teutſchland, Holland und Italien. Die Kopenhagener mediziniſchen und chirurgiſchen Profeſſoren haben zum Theil gleichfalls beträchtliche Reiſen gemacht. Alle die gereiſten ſchwediſchen und däniſchen Aerzte verſtehen drey bis ſechs fremde Sprachen, laſſen ſich oft die neueſten mediziniſchen, in denſelben geſchriebenen Bücher kommen, und benutzen ſo die Schätze, Entdeckungen und Verbeſſerungen der Ausländer zum Vortheile ihrer Mitbürger und Zuhörer. Ich ſah z. B. bey den ſo eben erwähnten vier mediziniſchen Profeſſoren zu Upſala die neuſten mediziniſchen und naturhiſtoriſchen Schriften aus Teutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien; wiewohl ſie dieſen Männern oft drey und viermal höher, als ihr Ladenpreis iſt, zu ſtehen kommen, und eben ſo die beſten ausländiſchen gelehrten Zeitungen; obgleich z. B. die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung, welche ſie alle leſen, in Upſala jährlich nahe an dreyßig teutſche Reichsthaler koſtet. Welche Ehre und allgemeine Hochachtung verdienen nicht Männer, denen

nen es ſo ſchwer wird und ſo theuer zu ſtehen kommt, mit ihrem Zeitalter gleichen Fortſchritt zu halten, und die ſich es oft ſo ſauer werden laſſen und ſo viel aufopfern, um nur dieß zu können! In Kopenhagen, wo die ausländiſchen Bücher auch ſchon die teutſchen, ſehr vertheuert ſind, thun die meiſten mediziniſchen und chirurgiſchen Profeſſoren das nämliche, und verdienen darum gleiche Hochſchätzung.

Zu Gothenburg iſt unſers Fauſt's Geſundheits-Katechismus, aber einer der erſten Entwürfe deſſelben, ins Schwediſche überſetzt erſchienen. Eben ſo ſind die beyden däniſchen Ueberſetzungen, welche zu Kopenhagen gedruckt worden, nach den frühſten und unvollkommenſten Ausgaben gemacht. Die eine, von dem wirklichen Profeſſor Tode *), iſt — wie

*) In Dänemark giebt es eine Menge Titular-Profeſſoren aus mehreren Fakultäten. Kommt der Fremde in eine Geſellſchaft, ſo ſagt ihm der Wirth: „Hier habe ich die Ehre, Sie mit dem Herrn Profeſſor N. bekannt zu machen," oder dieſer ſagt auch ſelbſt: „Ich bin der Profeſſor N." Der Fremde nimmt ſich bey näherer Bekanntſchaft endlich die Freyheit zu fragen, in welchem Fache der Wiſſenſchaften der Hr. Profeſſor akademiſche Vorleſungen halte? Dieſer kommt dadurch in eine kleine Verlegenheit, reibt die Hände, räuſpert ſich, und antwortet mit etwas leiſer Stimme: „Ich gehöre nicht zur Univerſität und leſe keine Kollegia,

wie es ſich von dieſem, die däniſche Sprache klaſſiſch-ſchön ſchreibenden Teutſchen und großen Mediziner erwarten ließ, — nicht nur vortrefflich überſetzt, ſondern hat auch von ihm viele und ſehr ſchätzbare Verbeſſerungen, in den Sachen ſelbſt erhalten. Allein ſie iſt ſchon 1794 verfaſſet. Die andere iſt bloße, aber doch auch recht gute Ueberſetzung.

---

gia, des Königs Majeſtät hat mich nur der unverdienten Ehre gewürdigt, mir das Prädikat als Profeſſor beyzulegen." Faſt Jedermann in Dänemark und Schweden will gern einen Titel von einem andern Geſchäfte oder Amte, als das iſt, welches er wirklich bekleidet, haben, und ſchämt ſich des ſeinigen. Der reichſte Kaufmann, vielleicht ein Millionär, der ganzen Hunderten von Menſchen Brod verſchafft, kauft ſich den Titel Agent. Der Leibarzt und der Schulrektor (ein Theologe), die beyde von dem Juſtizweſen kein Jota verſtehen, heißen Juſtizrath. Der Profeſſer der Heilkunſt, Etatsrath. Titular-Agenten, Juſtizräthe, Konferenzräthe, Etatsräthe u. ſ. w. giebt es faſt ohne Zahl in Kopenhagen. Die Einnahme von dieſem Streben nach Titeln iſt nicht gering, zumal da die meiſten Betitelten auch noch alljährlich eine anſehnliche, eigene Titelſteuer erlegen müſſen. In Schweden achts nicht anders her. Da giebts Titular-Hofprediger, Direkteurs u. ſ. w. ohne Maaß und Ende im ganzen weiten Königreiche. Beſonders lieben die Buchdrucker und Buchhändler den Namen Directeur. Auch kaufte ſich einſt ein wohlhabender Schneidermeiſter dieſen Beynamen.

II.

Josef Friedrich Engelschall
am 12ten des Ostermonds.

Flins vernahm gerührt die Schwanenlieder,
Die der taube Harfner sang:
Unter seiner Saiten Klang
Drückt' er freundlich ihm die Wimper nieder.
„Folge, Barde, meinem Fackelscheine!"
Sprach der Gott, und schwebt' ihm vor.
Plötzlich standen sie im Götterhaine
Vor Walhalla's goldnem Thor.

Klingend theilten sich die Flügelthüren,
Und im leichten Alfentanz
Krönte mit dem Eichenkranz
Ihn umarmend eine der Walkyren.
Ihm vergeudete Idunens Schale
Heil'ger Dichter süßen Lohn.
Brudergrüße füllten Gladheims Thale,
Steigend zum Enherion.

Bundeswort und Gruß vom Bardenchore,
Hörnerschall und Harfenklang,
Säusellaut und Wettgesang
Tönten seinem nun verjüngten Ohre.

So erwacht, umhaucht vom Blüthenbaume,
Wenn der Bohne Düfte wehn,
Froh der Hirt aus einem Geistertraume,
Unter süßem Haingetön.

Lauschend trinkt er Wundermelodieen
In dem Lied der Nachtigall. —
Seliger horcht Engelschall
Auf der Barden Donnerharmonieen.
Himmlisch aufgelöst in Wonnethränen,
Vom Entzücken heiß entglüht,
Stürmt er nun, bey Telyns Zaubertönen,
Jubelnd mit ins Bragalied.

Erklärung.

Flink, der Wenden Todesgott. Er stand auf einem Flins- oder Feuerstein, trug einen brüllenden Löwen auf dem Haupt, und die nie mehr verlöschende Lebensfackel in der Hand.

Walhalla, die Wohnung der Helden und selig Gestorbenen in Asgard, der Götterstadt, oder dem nordischen Olymp.

Alfen, Engel, oder Genien der Menschen.

Eichenkränze, der teutsche, oder nordische Lorbeer.

Walkyren, eigentlich die Göttinnen der Schlacht. Sie führten die Helden und Barden in Walhalla ein, tränkten sie mit Meth, dem Trank der Götter, und beglückten sie in ihren Armen; — ewig schöne Jungfrauen.

Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit. Sie trägt die Aepfel ewiger Jugend in einer goldnen Schale; — Bragi's Frau.

sen Hofnungen zu weiden; die Frucht seines Daseyns zu verliehren, so lange man lebt, in Hofnung sich dafür schadloß zu halten, wenn man nicht mehr seyn wird! Denn daß wir izt leben, und daß dieses Leben aufhören wird, das wissen wir gewiß; ob ein andres alsdann anfange, ist wenigstens ungewiß, und wenn es auch wäre, so ist es doch unmöglich, das Verhältniß desselben gegen das izige zu bestimmen, da wir kein Mittel haben uns einen ächten Begriff davon zu machen. Laß uns also den Plan unsers Lebens auf das gründen, was wir kennen und wissen; und nachdem wir gefunden haben, was das glükliche Leben ist, den geradesten und sichersten Weg suchen, auf dem wir dazu gelangen können.

Viertes Kapitel.

Worinn Hippias bessere Schlüsse macht.

Ich habe schon bemerkt, daß die Glükseligkeit, welche wir suchen, nur in dem Stand einer Gesellschaft, die sich schon zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit erhoben hat, statt finde. In einer solchen Gesellschaft entwikeln sich alle diese manichfaltigen Geschiklichkeiten, die bey dem wilden Menschen, der so wenig bedarf, so einsam lebt, und so wenig Leidenschaften hat, immer müßige Fähigkeiten bleiben. Die Einführung des Eigenthums, die Ungleichheit der Güter und Stän-

de,

Gladheim, das Thal des himmliſchen Entzückens.

Enherien, die Lieder und Chorgeſänge der Helden und Seligen. Die Helden in Walhalla hieſen Enherien (Alleinſieger, Alleinkämpfer).

Teiyn, die Harfe des Dichtergottes.

Braga, der Gott der Beredſamkeit und Dichtkunſt. Er war ſowohl Vorſteher der Enherien in Walhalla, als der Barden auf Erden.

2.

An A. Gr. v. Münſter, geb. v. Omteda, als ſie die Harfe ſpielte.

Tochter Braga's, rühre Du
Oft uns noch die Saiten!
Laß Geſänge ſüßer Ruh
Deiner Hand entgleiten.

Komm, mit deinem Zauberton
Uns den Lenz zu ſingen:
Denn es naht der Winter ſchon
Auf bereiften Schwingen.

Zwiſchen Mund und Saiten ſchwebt
Roſſa auf und nieder;
Und aus deiner Harfe bebt
Lenz und Anmuth wieder.

Jünglinge und Mägdlein glühn
Hoch bey Teiyns Schalle,

Und dann winkt die sanfte Hlyn
Sie in Wingolfs Halle.

Dort schmückst Du den Schwesterkreis,
Freundliche Bardale!
Und empfängst den schönsten Preis
Aus Idunens Schale.

Erklärung.

Nossa, Göttin der Anmuth und Vortrefflichkeit.
Hlyn, Göttin der Freundschaft.
Wingolf, Tempel der Freundschaft.
Bardale, Lerche.

Münchhausen.

III.

Wie urtheilt das Ausland über teutsche Literatur?

Eine schon oft bemerkte und getadelte Eigenheit unserer Nazion ist das ängstliche Umherschauen und Aufhorchen nach dem, was fremde Nazionen von uns urtheilen, von uns entlehnen und unter sich aufnehmen mögen. Dieß zeigt sich besonders in unserer Literatur, wo es nicht zeitig genug durch ges

gelehrte Anzeigen und Intelligenzblätter ausposaunt und verkündigt werden kann, wenn irgend einem teutschen Schriftsteller in England oder Frankreich die Ehre wiederfahren ist, dort übersetzt, oder, welches unter zehn Fällen gewiß immer neunmal der Fall ist, von Stümpern und Hümplern aufs unverantwortlichste entstellt und verzerrt zu werden. Dieß Unwesen ist gerade jetzt höher als jemals gestiegen, und uns auch neuerlich in dem verkappten Franzosen, der in der Zeitschrift Humaniora uns so manche Beule eben nicht mit der sanftesten Hand aufgestochen hat, nachdrücklich verwiesen worden. Noch nie hat man so viel von der Liebhaberey geschwatzt, die man in Paris und London gegen unsere Literatur und unsere klassischen Schriftsteller in ganz unzweydeutigen Proben zu beweisen anfange, und noch nie hatte man vielleicht in diesen unermeßlichen Sammelplätzen der Korrupzion und Zerstreuung weniger Zeit und Lust, sich um unsere Schriftstellerey und Büchermacherey zu bekümmern, als gerade jetzt, wo in beyden Städten die Politik des Tages alles fremdartige Interesse verschlingen muß.

Ausgewanderte Franzosen warfen sich, wie hungerige Raben, auf einige vorzügliche Produkte unserer Literatur, und suchten die leicht zu bethörenden, gutmüthigen Teutschen zu überreden, daß es ihnen bloß um die Verherrlichung teutscher Autorehre zu thun sey, während sie oft hinter dem Rücken ihrer neuen Gönner ihrer verhaltenen Unge-

duld über dieſe barbariſche Pferdeſprache Luft machten, und dabey der ſpottenden Geberde nicht ſchonten,

nec linguae, ſitiat quantum canis Appula, tantae.

Ohne hier bey ſolchen Erſcheinungen zu verweilen, wie uns neuerlich der panegyriſche Ueberſetzer von Lichtenbergs Erklärungen Hogarthiſcher Karikaturen aufgeſtellt hat, darf ich mich hier wohl auf die Herren Wieland und Jakobi berufen, die das ausgezeichnete Glück genoſſen haben, in kurzer Zeit zum Theil mehr als einmal ins Franzöſiſche überſetzt zu werden. Beyde ſahen ſogar zum Theil dieſe Ueberſetzungen unter ihren Augen entſtehen; und doch dürften Beyde durch die Art, wie ſich nun ihre geiſtreichſten Produkte in jener ausländiſchen Einkleidung ausnehmen, bey weitem noch nicht befriedigt ſeyn, und die geiſtigen Schmecker zu Paris werden dabey nicht ermangeln, ihr altes Urtheil zu wiederholen, daß für einen Teutſchen Geiſt genug in dieſen Schriften zu finden ſey.

Ich möchte wohl die Mienen von Sieyes geſehen haben, als ein Teutſcher, der ihn beſuchte und von der gewaltigen Theilnahme, die dieſer Geſetzgeber Frankreichs, laut zuverläßigen Verkündigungen aus Paris, für die kritiſche Filoſofie und den Weiſen in Königsberg bezeugt haben ſollte, nicht wenig begeiſtert war, ſich dieſer neuen Errungenſchaft für die alleinſeligmachende Filoſofie in Sieyes Gegenwart lobpreiſend freute, und nun der

Fran-

Franzos ganz kalt versicherte, man thue ihm wirklich zu viel Ehre an, wenn man glaube, er habe bis jetzt die Zeit finden können, von Kant etwas mehr als die Uebersetzung seines ewigen Friedens kennen zu lernen.

Was hat man nicht sonst noch von der überhandnehmenden Liebhaberey der Franzosen an teutscher Literatur sich hier und da zu erzählen gewußt! Bey Gelegenheit einer Anzeige des Moniteurs in einem der gelesensten teutschen kritischen Blätter, wurde angeführt, daß jetzt in Frankreich 8 teutsche Zeitungen herauskämen. Das wäre denn eine sehr artige Wiedervergeltung, da jetzt in Teutschland gerade auch so viel französische Zeitblätter erscheinen.

Allein daß ja niemand zu voreilig darauf spekulire, in Paris ein teutscher Zeitungsfabrikant zu werden! Das einzige teutsche Blatt in Paris, was zum nothdürftigen Unterhalt einiger Mainzer Flüchtlinge von der Regierung bezahlt wurde *), der teutsche Zuschauer, hat aufgehört, weil die Quelle vertrocknete, die dieser kränkelnden Pflanze in einem fremden Klima noch einige Nahrungssäfte zuführte. Alle übrige sieben erscheinen, oder erschienen — denn einige haben schon aufgehört — im Elsaß. Nur zwey davon sind lesbar.

Und auf den Beyfall, den der stolze Britte von seinem Handelsthrone unserer Literatur zuwinkt,

*) Meyers Fragmente aus Paris, Th. I. S. 118.

würden wir ſicherlich eben ſo gern Verzicht thun, wenn wir eigentlich wüßten, wie viel er werth ſey. Wie man vor Zeiten aus Polen die beſten Tanzbären in unſere Gegenden kommen ſah, und ſich nun einbildete, dieß ſey das erſte und vorzüglichſte Produkt eines Landes, das unſtreitig zu den fruchtbarſten in Europa gehört: ſo ſchätzt der Engländer unſere literariſchen Produkte nur nach einigen abentheuerlichen Romanen und wilden Fantaſieflügen, die ſeit einiger Zeit von ſpekulirenden Ueberſetzern dort feil geboten, und von londoner Buchhändlern, die ihr Publikum kannten, verlegt worden ſind. Von unſern wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Schriften ſind bis jetzt äußerſt wenige ſo glücklich geweſen, durch alle die Einzäunungen, die die brittiſche Selbſtgenügſamkeit um ſich herumſtellte, hindurch zu dringen. Man denke nur, wie ſauer es ſich der arme Nitſch in London hat werden laſſen, um die Aufmerkſamkeit der dortigen Denker und Forſcher auf die Kantiſche Filoſofie zu richten, und wie wegwerfend und geringſchätzig im Ganzen die Urtheile der engliſchen Kunſtrichter gegen die wirklich mit vieler Sach- und Sprachkenntniß ausgeführte Ueberſetzung der Kantiſchen Grundſätze ausgefallen ſind *).

Ich

*) The principles of Critical philoſophy, ſelected from the Works of E. Kant and expounded by Beck, London and Hamburg (bey Hofmann) 1797. 454 S. gr. 8. Der Verf. nennt ſich einen Schüler Becks, und zeigt keine

Ich kann mich hier nicht entbrechen, meinen lieben Landsleuten, die ſich in manchen öffentlichen Blättern ſo viel von Gedeihen unſerer Literatur in England vorſchwatzen laſſen müſſen, und nun, wenn ſie hören, daß eine einzige Ballade von Bürger in kurzer Zeit viermal nach einander verengliſcht, und noch obendrein mit allerley Bild- und Schnitzwerk behangen wurde, ſchon von gewaltigen Eroberungen und einer Propaganda unſerer Literatur in Großbrittanien träumten, — eine Stelle aus dem Briefe eines wackern Teutſchen in London mitzutheilen, die wohl am beſten geeignet iſt, dieſen ſüßen Irrwahn, wo er etwa Platz gegriffen hätte, zu zerſtören. Schreiber des Briefs hatte mit vieler Wärme die Schrift eines berühmten teutſchen Arztes geleſen, über deren Werth und Gemeinnützigkeit in Teutſchland ſelbſt nur Eine Stimme iſt. Er wünſchte, daß ſie auch den Engländern bekannt werden möchte, für welche viele Stellen darin ganz eigentlich geſchrieben zu ſeyn ſchienen. Er machte daher bey mehrern Buchhändlern, die er durch ſeine Ver-

geringen Fähigkeiten zu einer ſolchen Ueberſetzung. Wahrſcheinlich wird das Buch mehr in Teutſchland ſelbſt als in England gekauft werden. Ueber Nitſch Bemühungen vergleiche man eine Flugſchrift: Kantiſche Filoſofie in England. London, 46 S. 8. Iſt auch der Druckort nur erdichtet, ſo iſt doch die dem ächten brittiſchen Geiſte hier geliebene Verachtung gegen die Kantiſchen Hirngeſpinſte ganz im Geiſte der Nazion ſelbſt gedacht.

hindungen genau kannte, die Runde, um ſie zu ei-
ner Ueberſetzung des Werks zu bewegen. Hier mag
er nun ſelbſt ſprechen: „Welche Kränkungen mußte
„ich da nach den abſchläglichen Antworten noch zur
„Zugabe annehmen! Manche dieſer ſtolzen Herren
„hielten einen Antrag der Art für ſo ſonderbar, daß
„ſie noch mit einem Sneer fragten, ob man denn
„wirklich Aerzte von Bedeutung bey uns habe? daß
„es kaum möglich ſey, irgendwo geſchicktere zu fin-
„den, als in this country u. ſ. w. Wahrlich,
„dieſe Selbſtgenügſamkeit überſteigt alle Vorſtel-
„lung. Nach den erſten Aufwallungen des Zorns
„erinnerte ich mich an das, was mir gleich anfäng-
„lich ein kleiner, aber höflicher Buchhändler vor-
„ausſagte: Believe me, you wont find any
„bookſeller for it. I don't queſtion the merit
„of the book. But the fact is, that no ſcien-
„tific German book has yet been translated,
„or very few, and the publick there thinks, from
„the many novels, ballads, romances
„translated from your language, that your
„whole Litterature is made up of ſuch ſtuff —
„and will of courſe not be eaſily perſuaded
„that you have any thing elſe worth ſpeaking
„of.“ Hier hätten wir alſo das wahre, unver-
fälſchte Urtheil von Old Roſtbeef über unſere Lite-
ratur. Auch wird jeder, der die engliſche Reviews
lieſt, faſt bey jeder Anzeige eines von teutſchen Bo-
den auf engliſchen verpflanzten Romans, Trauer-
ſpiels u. dgl. neue Beweiſe dazu in Menge ſam-

mela,

meln, und von ſeinem Glauben an die Ausbreitung unſerer Gelehrſamkeit und Literatur, die unter zehn malen neunmal erſt durch ein franzöſiſches Medium zu den Britten kommt, geheilt werden können *). Selbſt der Eifer, womit beſonders ſeit einiger Zeit mehrere junge Britten ſich auch ohne die gewöhnliche Handelsſpekulazion auf die Erlernung unſerer Sprache legten, und bloß deßwegen ſich mehrere Monate unter uns aufhielten, möchte nicht immer für einen vollgültigen Beweis gelten, daß man die Sprache um ihrer literariſchen Ausbildung und um

*) Nur ein Beyſpiel aus vielen. Der Ariſtarch, der des Lewis, eines Kenners unſerer Literatur, wie er bey ſeinem längern Aufenthalte in Weimar bewies, mit ungewöhnlichem Beyfall aufgenommenen, auch ſchon ins Franzöſiſche und Teutſche überſetzten Wunder- und Teufelsroman, der Mönch, Critical Review Febr. 1797. S. 194. ſehr richtig beurtheilt, hebt ſeine Kritik mit der bekannten Bemerkung an, daß das Grauſende und Unnatürliche entweder von dem noch rohen und zur Bildung aufſtrebenden, oder überverfeinerten und geſunkenen Geſchmack einer Nazion zeuge. Erſteres, fährt er fort, iſt der Fall jetzt in Teutſchland, der zweyte zeigt ſich bey uns. The ſame phaenomenon therefore which we hail as a favourable omen in the belles lettres of Germany, impreſſes a degree of gloom in the compoſitions of our countrymen. Man hält alſo unſere jetzige Geiſteserzeugniſſe für Bocksſprünge eines kräftigen Knaben, aus welchem bey reifern und geſetztern Jahren ſchon noch etwas werden könne.

der Schriftſteller willen lerne, die uns ſeit fünf Jahrzehenden ein goldenes Zeitalter unſerer Literatur geſchaffen haben. Es iſt hinlänglich bekannt, daß der Herzog von York, als Feldmarſchall der engliſchen Landmacht, neuerlich ſeine Wünſche ſehr deutlich zu erkennen gegeben hat, es möchten die jungen Engländer, die ſich ſchnell zu höhern Militairchargen emporſchwingen wollten, teutſch lernen, weil man ja immer nur in Teutſchland und wegen Teutſchland Krieg zu führen habe.

Indeß gelten überall Ausnahmen. Hierzu rechne ich einen ſehr wackern und rüſtigen Engliſchen Sprachforſcher, Herrn Herbert Kroſt, der ſich ſeit dem vorigen Winter in Hamburg aufhält, und vor kurzem einen ganz unzweydeutigen Beweis ſeiner entſchiedenen Liebhaberey für unſere Sprache, ſogar nach ihren Abſtammungen und Mundarten, abgelegt hat. Dieſer fleißige und um die Literatur ſeines Vaterlandes ſchon durch mehrere Werke verdiente Sprachforſcher beſchäftigt ſie ſeit mehrern Jahren mit einer neuen Ausgabe von Johnſons Wörterbuche, wozu er ſchon im Jahre 1793 mehr als 20,000 neue Wörter oder Bedeutungen aus den beſten Quellen geſammelt hatte, fand aber zur Herausgabe des Werks nicht hinlängliche Unterſtützung in dem reichen England. In ſeinem Briefe über die engliſche und teutſche Sprache *) verfüm

*) A letter from Germany to the Princeſs Royal of England on the Engliſh and German languages, by H. Croſt LL.

de, die Armuth der einen; der Ueberfluß, die Ueppigkeit und die Trägheit der andern, dieſes ſind die wahren Götter der Künſte, die Mercure und die Muſen, denen wir ihre Erfindung oder doch ihre Vollkommenheit zu danken haben. Wie viel Menſchen müſſen ihre Bemühungen vereinigen, um einen einzigen Reichen zu befriedigen! Dieſe bauen ſeine Felder und Weinberge, andre pflanzen ſeine Luſtgärten, noch andre bearbeiten den Marmor, woraus ſeine Wohnung aufgeführt wird; tauſende durchſchiffen den Ocean um ihm die Reichtümer fremder Länder zuzuführen; tauſende beſchäftigen ſich, die Seide und den Purpur zu bereiten, die ihn kleiden; die Tapeten, die ſeine Zimmer ſchmüken; die koſtbaren Gefäße, woraus er ißt und trinkt; und die weichen Lager, worauf er der wollüſtigſten Ruhe genießt. Tauſende müſſen in ſchlafloſen Nächten ihren Wiz verzehren, um neue Bequemlichkeiten, neue Wollüſte, eine leichtere und angenehmere Art die leichteſten und angenehmſten Verrichtungen, die uns die Natur auferlegt, zu thun, für ihn zu erfinden, und durch die Zaubereyen der Kunſt, die den gemeinſten Dingen einen Schein der Neuheit zu geben weiß, ſeinen Ekel zu täuſchen, und ſeine vom Genuß ermüdeten Sinnen aufzuweken. Für ihn arbeitet der Mahler, der Tonkünſtler, der Dichter, der Schauſpieler, und überwindet unendliche Schwierigkeiten, um Künſte zur Vollkommenheit zu treiben, welche die Anzahl ſeiner Ergözungen vermehren ſollen. Allein alle dieſe Leute, welche für den glüklichen Menſchen arbeiten, würden es nicht thun, wenn ſie nicht ſelbſt glük-

kündigte er seinen Landsleuten gleich anfänglich mit groſser Freude die Entdeckung, daſs man beym Studium der englischen Sprache durchaus das Niedersächsische und Plattteutsche zu Hülfe nehmen, und besonders das Buch aller Bücher, das Gedicht Reineke der Fuchs, in seinen ursprünglichen niedersächsischen Reimen fleiſsig studieren müsse. Um dieſs recht deutlich vor Augen zu stellen, sind auf eine groſse Tafel alle teutsche Umarbeitungen des Reineke bis auf die Göthische herab neben einander gesetzt, und auch sonst einzelne Versuche gemacht, an einigen Stellen die Uebereinkunft des Altenglischen mit einigen Reihen aus Reineke zu zeigen, dessen historischer und filosofischer Nutzen hier auch aus Heineccius u. s. w. erörtert wird *). Dann kommt Herr

LL. B. Fauche, Hamburg 1797. 96 S. 4. Er schreibt seine mannigfaltigen Sprachbemerkungen der nunmehrigen Erbprinzessin von Wirtemberg [illegible], wobey dem ernsthaften Grammatiker die Veranlassungen, seiner Gönnerin oft mitten im Laufe seiner Diskussionen eine Blume zu streuen, wäre es auch nur, um bey Erwähnung von Helgoland ihr das Lied eines Schiffbrüchigen und den Wunsch mitzutheilen, daſs sie doch ja nicht selbst dort Schiffbruch leiden möge — sonderbar genug in Wurf kommen.

*) Schade, daſs Herr Professor Lichtenstein, Herrn Kroft's würdiger Freund, ihm nicht auch auf Treuer's Abhandlung über Reineke, und noch weit mehr auf Herders fruchtbare Winke in den zerstreuten Blättern, Th. V. S. 219 ff. aufmerksam machte!

Herr Kroft auf Klopstocks Messias, aus dessen dritten und vierzehnten Gesang hier zwey schöne Stellen ausgehoben und zum Besten der Engländer, die bis jetzt nur die schlechteste aller Uebersetzungen davon besitzen, übersetzt und weitläuftig erläutert werden. Ueberhaupt spricht er bey jeder Gelegenheit von Klopstock mit einer Ehrerbietung, die wohl manchen teutschgebornen schönen Geist und Kunstjünger aus der neuesten Periode beschämen und belehren sollte, obgleich die Ideenverbindungen, wodurch er immer wieder auf Klopstock zurückkommt, oft etwas lyrisch und ausschweifend sind.

Um hiervon nur ein Beyspiel anzuführen, so führt ihn seine rege Einbildungskraft von dem Monathren, dem Nahmen eines klagenden Vogels (lanius inflaustus Linn) in einem altgedichteten englischen Gedicht, auf die Alsterschwäne in Hamburg, wobey er sich wieder der Spatziergänge erinnert, die Klopstock längs der Alster zu machen gewohnt sey. Von diesen kommt er auf die Schwäne im Ariost, die die Medaille großer Männer zum Tempel der Unsterblichkeit tragen, und von diesen zu dem frommen Wunsch, daß Klopstocks Alsterschwäne noch lange seine Medaille nicht wegtragen möchten. So gewiß jeder Teutsche, der es nie vergessen hat, was wir an Klopstock besitzen, und was wir ihm verdanken, mit dem Wunsche selbst, ganz prosaisch ausgedrückt, einverstanden seyn wird: so überraschend dürften doch viele die Wendung finden, durch welche

che er hier herbey geführt wird. Sehr merkwürdig iſt übrigens die Stelle (S. 14 ff.), wo Hr. Kroſt die Vortheile auseinanderſetzt, die den klaſſiſchen Dichtern der Britten durch das fleißige Studium der Bibelſprache erwuchſen. Bey dieſer Gelegenheit erzählt er in einer Anmerkung, daß ihm Klopſtock geſagt habe, daß, wenn er einiges Verdienſt um die teutſche Sprache habe, dieß vorzüglich der wunderſam vollendeten Bibelüberſetzung von Luthern zuzuſchreiben ſey. Der Verf. dieſes Aufſatzes erinnert ſich mit lebhaftem Vergnügen, eben dieß Geſtändniß, wo möglich noch ſtärker ausgeſprochen als es der Britte ausgeſprochen hat, aus des edeln Dichters Munde ſelbſt gehört zu haben. Es ſind aber auch ſonſt noch auf dieſen wenigen Blättern eine Menge ſchätzbarer Literaturbemerkungen aller Art, manche Paradoxe, z. B. daß Englands Sprache durch die nordamerikaniſchen Freyſtaaten einſt die herrſchende Weltſprache werden müſſe, Briefe berühmter Männer, z. B. Young's an Klopſtock, und ſelbſt eine teutſche Elegie eines Engländers an ſeine Geliebte, und ein Rath an die Hamburger Polizey, ihre Stadt beſſer zu pflaſtern, in ſeltſamem Gemiſch bey einander zu finden, und es kann niemand gereuen, dieſe engliſche Olla, auf teutſchem Boden eingeſchnitten, ſelbſt zu koſten.

Allein ſelbſt die Empfehlungen dieſes wackern Mannes, womit er in der hier angeführten Abhandlung den Britten die Unentbehrlichkeit unſerer

Spra-

Sprache zeigt, und unter andern sie sehr ernstlich auffordert, in Ansehung der Wortstellung etwas von uns zu lernen, zeigen nur allzu deutlich, wie gering sein Zutrauen auf den Eifer seiner Landsleute für diese Sache gewesen seyn mag. — Ich kann diesen Aufsatz nicht besser schließen, als mit der nachdrücklichen Warnung eines der ersten und gefühlvollsten Schriftsteller unsrer Nazion, des Verfassers der Briefe zur Beförderung der Humanität *). „Behüte Gott jeden Teutschen, daß er nicht „um französischen und englischen Ruhm schreibe. — „Die Mutter Zeit hat entschleiert, wohin uns die „Gallicomanie am Ende führte. Das Salz ist ge„kostet. Thue es die beste Wirkung, den ganzen „Gallizismus unserer obern Stände gelinde abzu„führen, und dem kalten besonnenen Teutschen den „Satz begreiflich zu machen, daß er nirgend anders „als in unserm Ulubiä, nach teutscher Weise, mit „der Nazion, die die unsrige ist, wo nicht witzig, „doch

*) In der neunten Sammlung S. 172 f. Diese ganze Sammlung ist dieser alten Unart teutscher Nazion, aus lauter Höflichkeit und Gefälligkeit gegen ausländische Anmaßung sich selbst zu verlieren, und sich demüthig zum Fußschemel machen zu lassen, worauf fremde Insolenz sich brüste, mit Kraft und Nachdruck gerichtet. Wer sich bey diesen Stellen, die ein zweyter Hutzen uns zuruft, nicht ertappt, wer sich bey den Funken Lessings nicht durchglüht und — verwundet fühlt, der trage seine Schmach jenseits der Alpen oder des Rheins, oder wandere in die große vagina gentium nach Nordamerika!

„doch vernünftig und glücklich seyn sollte. Jedes „Andere, fremde Affanzerey, ist vom Dämon.“

Auch rufe uns Klopstock selbst fleißig zu:

Nie war, gegen das Ausland,
Ein anderes Land gemacht, wie du!
Sey nicht allzu gerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!
Einfältiger Sitte bist du, und weise,
Bist ernsten tieferen Geistes!

Böttiger.

IV.

Brief eines aus Italien zurückkehrenden Teutschen an einen Freund in Rom.

München, den 30sten May 1797.

Meinem Versprechen gemäß hätte ich Ihnen, mein Lieber, gern schon aus Verona geschrieben; aber wir reisten zu schnell hindurch, und da wollt' ich lieber vollends das Tyrol zurücklegen, um meinem Briefe vielleicht einiges Interesse mehr zu geben.

Sie

Sie erhalten daher meine Nachrichten etwas später, aber dafür auch mannigfaltiger.

Im Bolognesischen zeigten sich zuerst die Spuren des Freyheitskrieges, und hier unter allen Ländern durch die ich kam, noch am tröstlichsten. An der Grenze empfingen uns freundliche Gesichter, die ihre Kokarden nicht gezwungen zu tragen schienen. Einige Landleute, die wir wegen der neuen Veränderung der Dinge befragten, äußerten, daß die Franzosen in ihrem Lande viel Gutes gestiftet hätten. Auch die Stadt Bologna bot einen ganz veränderten Anblick dar, dadurch, daß mehr Leben, mehr fröhliche Thätigkeit und freye Aeußerung herrschte. Sonst waren hier die Straßen mit Mönchen und Bettlern übersäet, jetzt sah ich fast gar keine, aber desto mehr Soldaten von mancherley Uniform, Cispadaner, Polacken, Franzosen, meistens von kriegerischem, zum Theil wildem Ansehen. Der Freyheitsbaum, der auf dem großen Platze aufgerichtet ist, hat kein so elegantes, theatralisches Ansehen, wie der in Modena und in manchen Venezianischen Städten, wo eigentlich die Franzosen ihn aufgerichtet haben, ohne daß das Volk Theil daran nahm. Er verhält sich zu diesen, wie eine Fahne, die im Kriege würdig ihren Dienst gethan hat, zu den Fahnen die in die Peterskirche geweiht wurden. Er ist mit Fahnen der Cispadaner umwickelt, die mit ihrem für Freyheit vergossenen Blute gefärbt sind, und hat das Ansehen, als ob er

schon

ſchon lange Zeit gewurzelt und in Wind und Wetter ausgehalten hätte. Die Nazionalgarde hat ein edles impoſantes Anſehen; die meiſten ſind in ſchöne Uniform gekleidet. Ich ſah ſie mit einer zahlreichen Bande blaſender Inſtrumente, welche Freyheitsgeſänge ſpielten, auf die Wache ziehen. Solche Dinge, ſo unbedeutend ſie ſind, tragen doch gewiß nicht wenig dazu bey, in den jungen Bürgern den Freyheitsenthuſiasm zu erhöhen. Die öffentlichen Anſchlägzettel ſind überall ſichere Stimmen des politiſchen Zuſtandes eines Staats; ich ſuchte ſie daher in jeder Stadt auf, durch die ich kam. In Rom las man darauf nur lange Kardinaltitel voran und hinten noch irgend eine Gelderpreſſung, oder die Ankündigung eines Feſt- oder Heiligentages; in Bologna von dem allen nichts, dagegen Bekanntmachungen neuer zum Beſten des Volks getroffener Einrichtungen, oder Ermahnungen an die Bürger, die noch übrigen Zeichen der alten Ariſtokrazie, die man hier und da noch bemerkte, Wappen, Livereyen ꝛc. vollends zu vertilgen. Man befürchtete gerade in dieſer Zeit Unruhen vom Volk, das über die Verlegung des Sitzes der Regierung von Bologna nach Mailand unzufrieden war. Bologna verliert durch dieſe Veränderung gewiß viel, ſowohl dem Scheine als der Realität nach, und man hatte deshalb, um die Ausbrüche der Unzufriedenheit zu verhüten, kurz vor unſerer Ankunft, die polniſche Legion einrücken laſſen, die gemeinſchaftlich mit der Nazionalgarde die Wachen beſetzt.

Die Gemählbegallerieen der Privatbeſitzer ſind ganz in ihrem alten Zuſtande; nur in den Kirchen vermißt man die ſchönſten Gemählde der Bolugneſiſchen Schule, und in S. Giovanni in Monte den herrlichen Rafael.

In Modena fanden wir eben die äußeren Zeichen der Freyheit, einen geſchmückten Freyheitsbaum, und an allen Hüten die dreyfarbige Kokarde. Hier las ich auch zuerſt die wahren Präliminarartikel des Friedens, nachdem ich längſt von der Lügenhaftigkeit derer, die in Rom und Neapel ausgeſtreut und gefliſſentlich verbreitet wurden, überzeugt geweſen war. Ich ſah mich hier in einem Buchladen um; der Buchhändler, ein gebildeter Mann, äußerte ſich mit großer Freymüthigkeit über die alte Regierung des Herzogs, über Pfaffenbetrügereyen ꝛc. und die Parallele mit der jetzigen fiel ſehr zum Vortheil der letztern aus. In Modena war die Republikaniſirung nicht ſowohl Werk des Volks, als vielmehr der Franzoſen, obgleich vorher ſchon ein Aufſtand von der muthigen Jugend gegen den Herzog erregt worden war. Die ſtarken Requiſizionen der Franzoſen haben das Land erſchöpft, aber ſie hielten immer die ſtrengſte Manneszucht. Unter den Prieſtern und Mönchen ſollen ſich die jüngern beſonders geneigt für die Sache der Franzoſen gezeigt haben. In den kleinen Landſtädten, z. B. in Karpi, ſahen wir häufig Nazionalgarden von gutem Anſehen, mit der Deviſe ordine als

Arms

Armband. Auch die Bauern führten über die starken Requisizionen der Franzosen Klage. Uebrigens sieht man bis nahe vor Mantua wenige Spuren des Kriegs, und die Felder waren gut angebaut. Der Hauptangriff geschah aber auf der entgegengesetzten Seite, wo viele Häuser niedergerissen, Bäume abgehauen und alle Zerstörungen des Kriegs noch sichtbar sind. Als ich diese Inselfestung wieder sah, erstaunte ich über die Kühnheit der Franzosen, sie durch Belagerung einnehmen zu wollen. Wir fanden in Mantua viele Gallier, zum Theil von fürchterlich wildem Ansehen, klein, abgerissen, mager, verbrannt, aber nach der Aussage ihrer Offiziere, Löwen in der Feldschlacht. Von hier an werden die Wehen des Freyheitskrieges, das Klagen über die Freyheitssoldaten, die sich bey so manchen Gelegenheiten auch als Helden in der Zügellosigkeit gezeigt hatten, vernehmlicher und lauter. Die fürchterliche Blockade, die drey monatliche Kost von Pferdefleisch, der schreckliche Mangel an Allem, besonders an Arzneyen, und eine mörderische Epidemie, die bereits angefangen hatte sich auch unter den Bewohnern auszubreiten, sind hier noch in zu frischem Andenken. Die Einwohner sehnen sich unter die Herrschaft Oesterreichs zurück, und auch nicht einmal ein kleines Häuflein hat sich für die Lombardische Republik erklärt. Man glaubt hier allgemein, Mantua werde dem Kaiser wieder zurückgegeben werden, und dieß hält wahrscheinlich manchen zurück. Auch in Villafranka,

dem erſten Venezianiſchen Städtchen, war bereits der Freyheitsbaum gepflanzt. Ich beſuchte eine redliche Bauernfamilie, um das Verfahren der Seidenwürmerzucht, die einen Hauptzweig der Induſtrie dieſer Gegenden ausmacht, näher kennen zu lernen. Ich befragte ſie über ihre gegenwärtige Lage; ſie wollten Anfangs nicht mit der Sprache heraus, aber bald wurden ſie offen und zutraulich, und beklagten ſich bitterlich über die Freyheitsmäuner. Ich erwartete dieß überall zu hören. Der Zug einer jeden, auch der diſciplinirteſten Armee iſt verheerend, und wer vermag das loſe, ſtreifende Geſindel in Ordnung zu halten? Aehnliche Klagen hörte ich eben ſo häufig über die Kaiſerlichen, beſonders über die Freykorps, von ihren eigenen Landsleuten, und wie manche franzöſiſche Regimenter ſind nicht bloße Freykorps! Man ruhmte den franzöſiſchen Generalen nach, daß ſie gegen alle Ausſchweifungen mit Wort und That möglichſt geeifert, und die mißhandelten Einwohner aufgefordert hätten, ihre Klagen vor ihnen zu bringen. In den Städten Verona, Roveredo, Trient, Botzen, wo eine ſtrenge Mannszucht möglich war, hielten ſie immer gute Ordnung; aber das arme Landvolk litt um ſo mehr von den rohen Ausſchweifungen und der Raubſucht des gemeinen Soldaten.

In Verona war alles ruhig, obgleich nur eine ſchwache franzöſiſche Beſatzung darin lag. Ich erkundigte mich beſonders nach den Umſtänden der letzten

lich zu seyn wünschten. Sie arbeiten nur für denjenigen, der ihre Bemühung für sein Vergnügen belohnen kann. Der König von Persien selbst ist nicht mächtig genug, den Zeuxes zu zwingen, daß er ihm eine Leda mahle. Nur die Zauberkraft des Goldes, welchem eine allgemeine Uebereinkunft der gesitteten Völker den Werth aller nüzlichen und angenehmen Dinge beygelegt hat, kann den Genie und den Fleiß einem Midas dienstbar machen, der ohne seine Schäze kaum so viel werth wäre, dem Mahler, der für ihn arbeitet, die Farben zu reiben. Die Kunst, sich die Mittel zur Glükseligkeit zu verschaffen, ist also schon gefunden, mein lieber Callias, sobald wir die Kunst gefunden haben, einen genugsamen Vorrath von diesem Steine der Weisen zu bekommen, der uns die ganze Natur unterwirft, der Millionen von unsers Gleichen zu freywilligen Sclaven unsrer Ueppigkeit macht, und der uns in jedem schlauen Kopf einen dienstwilligen Mercur, und durch den unwiderstehlichen Glanz eines goldnen Regens, in jeder Schönen eine Danae finden läßt. Die Kunst reich zu werden, Callias, ist im Grunde nichts anders, als die Kunst, sich des Eigenthums andrer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen. Ein Despot hat unter dem Schuz eines Vorurtheils, welches demjenigen sehr ähnlich ist, womit die Egypter den Crocodil vergötterten, in diesem Stük einen ungemeinen Vortheil: Da sich seine Rechte so weit erstreken als seine Macht, und diese Macht durch keine Pflichten eingeschränkt ist, weil ihn niemand zwingen kann, sie zu erfüllen;

letzten Insurrekzion in dieser Stadt. Das Ansehen und die Art der Gewährsleute, die mir darüber Auskunft gaben, schien Zutrauen zu verdienen. Ihrer Ueberzeugung nach hatte die Venezianische Regierung keinen Antheil an diesem Aufstande. Die Einwohner der Terra ferma, die lange schon unzufrieden über die Erpressungen der Franzosen, und des Drucks müde waren, erhielten von Venedig aus immer die Weisung, sich ruhig zu verhalten und die Neutralität nicht zu verletzen. Der Aufstand in Verona selbst war eine plötzliche Explosion, die durch einen kleinen Umstand veranlaßt wurde. Laudon schickte den General Neuperg von einigen Dragonern begleitet nach Verona, um mit dem französischen General Verabredungen über den Waffenstillstand zu treffen. Die Einwohner glaubten in ihnen die Vorposten von Laudons Armee zu erblicken, und fielen wüthend über die Franzosen her. Viele retteten sich auf das Kastel, viele wurden zu Gefangenen gemacht und etwa funfzig getödtet. Es ist eine Verläumdung, daß sie die Kranken in den Hospitälern getödtet haben. Von mehrern Hunderten, die daselbst krank lagen, wurde keinem ein Haar gekrümmt; nur zwey, die beynahe wieder genesen waren und sich zur Wehr setzten, und zwey französische Weiber, die mit Pistolen auf die Straße hinausliefen, wurden getödtet. Verona wurde 9 Tage lang von den Kastellen beschossen; ich sah das von hie und da traurige Spuren, verbrannte und beschädigte Häuser, und mancher Einwohner wur-

de ein Opfer. Uebrigens hat Verona im Ganzen weniger gelitten, als man erwarten konnte, und die Franzosen haben keine Rache weiter an der Stadt verübt. Sie zogen friedlich ein und halten seitdem Ruhe, Ordnung und strenge Mannszucht. An demselben Tage, als wir in Verona eintrafen, sollten sechs korsische Soldaten arquebusirt werden, welche geplündert hatten. Die Anzeige davon war an den Straßenecken angeschlagen. Indessen leiden bey aller Ordnung die Veroneser hart unter der starken Kontribuzion, die ihnen von den Siegern auferlegt ist. Auch hier war bereits der Freyheitsbaum errichtet. Ich las die gedruckte Predigt des Bischoffs, die er bey der Einweihung der Freyheitsfahnen gehalten hat. Sie ist vielmehr eine filosofische Rede über den wahren Sinn und die wesentliche Vortheile der Freyheit und Gleichheit. Ein aufgeklärter Geist athmet durchaus in ihr. Wer hätte noch vor einem Jahre geglaubt, daß in Italien von einem Bischoff eine solche Predigt gehalten werden könnte, die unsern aufgeklärtesten lutherischen Kanzelrednern Ehre machen würde. Dieser Apostel der Wahrheit genießt die größte Verehrung der Veroneser. Demungeachtet scheinen die Franzosen ihm nicht getraut zu haben, da sie ihn eine Zeitlang gefangen hielten.

Hinter Verona fängt nun eigentlich erst der interessante Kriegsschauplatz an, der hier und dort einen traurigen Anblick gewährt. Indessen sieht

man

man doch nirgends jene zwecklose muthwillige Verwüstungen, welche den Zug barbarischer Horden bezeichnen, und welche die Franzosen sich sogar unter dem gepriesenen Ludwig XIV, z. B. in der Pfalz, zu Schulden kommen ließen. Nur da, wo die Kriegsflamme unmittelbar wüthete, wo die Schlacht tobte, wo im heißen und blutigen Kampfe Verschanzungen erstürmt werden mußten, sieht man die unvermeidlichen Folgen davon, zerstörte Dörfer, verbrannte Häuser ꝛc. Aber die Felder prangten meistens schon wieder in ihrer alten Fruchtbarkeit; nur selten sieht man Frucht- und Maulbeerbäume abgehauen, und an sehr vielen Orten hat der Krieg dem äußern Anblicke des Reisenden gar keine Spuren zurückgelassen. Jenseits der Etsch, auf der Höhe von Chiusa, sah ich das so merkwürdige Rivoli. Es liegt in einem Kesselthale zwischen hohen Bergen. In dem letzten fürchterlichen Zusammentreffen beyder Heere, welches das Schicksal Italiens und den ganzen Krieg entschied, und wo Buonaparte sein großes Genie glänzender als je entwickelte, waren alle Berghöhen bereits von Oesterreichern besetzt. Die Zahl der Franzosen war geringe, keiner hatte entkommen sollen, und doch errangen sie durch einen gewaltig kühnen und muthigen Angriff des Alvinzischen Heeres, das auf dem hohen Montebaldo stand, den herrlichen Sieg, der ihnen 15000 Gefangene in die Hände lieferte. Je tiefer wir in Tyrol eindrangen, um so mehr wuchs mein Erstaunen, wie die Franzosen es wagen konnten,

ten, in dieſe engen Felſenſchluchten vorzudringen, wo ſie nebſt einer feindlichen Heeresmacht eine kriegeriſche Nazion gegen ſich hatten, die ihnen ſo leicht den Rückweg abſchneiden, und ſie dem Anſchein nach mit Steinen zu Tode werfen konnte.

Bis nahe vor Botzen trifft man von Zeit zu Zeit auf Oerter, wo blutige Treffen vorgefallen ſind. In Trient fanden die Franzoſen noch die meiſten Freunde; denn dort waren die Einwohner der Prieſterherrſchaft müde. Dort hörte ich bittere Klagen über die entſetzlichen Ausſchweifungen der öſterreichiſchen Freykorps und der Kroaten, die dem Lande mehr Schaden zufügten, als ſelbſt die Franzoſen, und über gewiſſe öſterreichiſche Offiziere, welche die Todten mehrere Tage lang bis zur ſtinkenden Fäulniß in den Hoſpitälern liegen ließen, um dieſe Zeit hindurch noch ihren Sold ziehen zu können, welches eine peſtartige Epioemie veranlaßte, durch die die Blüthe der Krieger und viele Einwohner hinweggerafft wurden. Der letzte Hauptangriff der Franzoſen unter Joubert auf die Oeſterreicher geſchah bey Salurn. Sie waren daſelbſt über die Gebirge geklettert und den Oeſterreichern in den Rücken gekommen, und nun flohen dieſe mit paniſchem Schrecken, ohne Raſt 14 Meilen weit bis zum Brenner in völliger Unordnung. Nur dadurch läßt ſich erklären, wie die Franzoſen den engen Paß zwiſchen Botzen und Brixen forciren konnten. In Botzen erfuhr ich noch manche Details über das letz-

te Vordringen der Franzoſen in Tyrol. Der Poſtmeiſter erzählte unter andern, daß der General Vukkaſſowich bey ihm im Quartier gelegen, aber ſich mit ſeinen Kroaten nur ſelten ins Freye hinausgewagt habe. Auf ihrer letzten Flucht brachen dieſe in den Keller des Poſtmeiſters und ſoffen ſeinen Wein aus, und als der General ſie daran hindern wollte, drohten ſie ihm ſelbſt mit Schlägen. Die Franzoſen fürchteten die feindlichen Soldaten nicht im geringſten, deſto mehr aber die Tyroler Bauern, die ihnen den größten Schaden zufügten, obgleich ihnen von den Obrigkeiten ſelbſt die Hände gebunden waren, durch den ausdrücklichen Befehl, diejenigen Franzoſen, welche ſich nicht von der Hauptſtraße entfernen würden, auf keine Weiſe feindlich zu behandeln. Der tyroliſche Bauer liebt ſein Vaterland, denn er iſt freyer Eigenthümer, iſt wohlhabend und genießt großer Rechte vor andern Unterthanen Oeſterreichs. Er fühlt ſich im Beſitz der Freyheit, und bedurfte dieſes Geſchenks von den Franzoſen nicht. Dieſe raubten ihm vielmehr ſein Vieh und ſeine bewegliche Habe, ſtatt ihm Vortheile zu bringen, und erregten dadurch ſeinen Haß. Die Erbitterung des Landvolks gegen die Franzoſen iſt laut und allgemein. Ihre den Franzoſen unzugängliche Berge und ihre treffliche Schützenkunſt gaben ihnen Muth ſich zu widerſetzen. Die kleinen Patrouillen, welche die Franzoſen von Botzen nach Brixen ſchickten, kamen immer beſchädigt zurück von den Steinwürfen der Bauern, und viele wur-

den einzeln weggepirscht. In Botzen selbst betrugen die Franzosen sich äußerst gut. Auf die Bitte der Einwohner lagerten sie sich außerhalb der Stadt, und ihre Requisizionen waren billig. Joubert soll ein guter, menschenfreundlicher Mann seyn; auch die andern Generale lobte man uns. Viele Offiziere waren wüthend über Buonaparte, daß er sie, wie sie argwöhnten, gefliſſentlich aufgeopfert habe; denn sie sahen das Gefahrvolle ihrer Lage ganz ein, und wirklich glich ihre Rettung einem Wunder. Der Landsturm zog sich über ihren Häuptern zusammen; sie waren zehn Tage lang in Botzen gewesen, als allenthalben auf den Bergen umher, zwischen denen Botzen wie in einem Kessel liegt, zahllose Schaaren bewaffneter Bauern erschienen. Laudon hatte einen großen Theil derselben organisirt, seine 1900 Mann regulierter Truppen, die er noch hatte, geschickt unter sie vertheilt, und die Anhöhen mit 17 Kanonen besetzt. Den Franzosen schien kein Ausweg mehr übrig. Joubert hielt Kriegsrath und schlug eine Kapitulazion mit Laudon, unter der Bedingung eines freyen Abzugs und der Bezahlung alles dessen, was sie verzehrten, vor. Aber zwey heldenmüthige Republikaner-Generale, deren einer ein Amerikaner ist, verwarfen alle Kapitulazion. Ihr Rath war, man müsse bey Brixen durchzukommen und sich mit Buonaparte zu vereinigen suchen. Der Rath war verwegen, aber die Ausführung glückte. Hätte ein zweyter Laudon, statt des — am Fuße des Brenners oberhalb Brixen gestanden,

so

ſo wären wahrſcheinlich alle Franzoſen zu Gefangenen gemacht worden. Sie zogen in der Nacht vom 4ten auf den 5ten in gröſter Stille aus Botzen ab, ſo daß die Einwohner ſelbſt ihren Abzug nicht gewahr wurden. Am frühen Morgen ritt Laudon mit ſieben Dragonern in die Stadt ein und wurde mit Jubel empfangen. Aber die Franzoſen hatten bereits einen zu groſſen Vorſprung gewonnen. Sie machten am erſten Tage fünf Poſten, oder zehn teutſche Meilen in Schlachtordnung mit brennenden Lunten. Auch von der Seite des Brenners zogen ſie ſich am ſelbigen Tage zurück, braunten die Brücken hinter ſich ab, und entkamen ſo glücklich durch das Puſterthal, daß die Einwohner nicht einmal ahndeten, daß dieß Flüchtlinge ſeyn könnten. Mittelwalde war der letzte Ort, bis wohin ſie vorgedrungen waren, 5 Stunden oberhalb Brixen im Thale zwiſchen rauhen Gebirgen, und noch eine Stazion vom Fuß des Brenners entfernt. Hier ſchlug das Kriegsungewitter fürchterlich ein. Beynahe der ganze Flecken wurde, in einem heißen Kampfe zwiſchen den Franzoſen und Oeſterreichern, wo die erſtern aus Zwölfpfündern mit Granaten ſchoſſen, ein Raub der Flammen. Die Franzoſen hielten ſich daſelbſt mit 5000 Mann, ungeachtet ſie das 9000 Mann ſtarke Korps des Generals Kerpen, der in Störzingen am Fuße des Brenners ſtand, und die muthigen, erbitterten Bauern gegen ſich hatten. Der Poſthalter dieſes Orts hatte ſich kaum erſt wieder ein Obdach von Holz für ſeine

Pfer-

Pferde gebaut, die er von aller ſeiner Habe beynahe nur allein gerettet hatte. Sein Loos war mir im Kleinen ein Bild der ſchrecklichen Verwüſtungen dieſes mörderiſchen Krieges. Als wir das erſtemal vor etwa anderthalb Jahren hier durch kamen, war er ein ſehr wohlhabender Mann; wir blieben bey ihm über Nacht und wurden trefflich bewirthet. Jetzt hat er kaum eine Stätte, wo er ſich vor dem Ungemach der Witterung bergen kann. Vier Häuſer, einſt ſein Eigenthum, liegen in Aſche. Er mußte nach und nach hundert Eimer Wein an die Franzoſen liefern, für die ihm nichts bezahlt wurde. Funfzehnhundert Gulden baares Geld wurden, an dem Orte, wo er es verborgen hatte, von den Franzoſen gefunden und geſtohlen. Seine Betten, alle ſeine Meubles, die er in feuerfeſten Gewölben verwahrt hatte, wurden muthwillig verdorben und zertrümmert. Am Tage der Schlacht konnte er ſich nicht mehr flüchten. Die franzöſiſchen Pikets ließen ihn nicht durch; einigemal waren die Flinten auf ihn gerichtet. Kaum noch erflehte er ſein Leben und flüchtete ſich in ein Kellergewölb; über ihm brannte das Haus und donnerten die Zwölfpfünder. Er rettete nichts als ſein nacktes Leben. Sein junges Weib hat vor Angſt und Jammer den Verſtand verlohren, und läuft ſeit der Zeit irre im Gebirge umher, und ſeine Kinder ſind hülfslos und unerzogen. Dieß iſt nur Ein Beyſpiel des Elends, das der Krieg über ganze Länder verbreitet. Er erzählte mir noch mehrere ähnliche Fälle

von individuellem Unglück, die wie das seinige sich in der Masse des Ganzen verlieren. Ueber die französische Generale konnte er sich nicht beklagen: sie versprachen ihm Ersatz und Genugthuung, aber das Wetter des Kriegs rollte so schnell vorüber, und nachher war es nicht mehr thunlich.

Auf meinem ganzen Wege durch Tyrol fand ich gleichsam Anstalten zu einem neuen Kriege, starke Truppenversammlungen von Peri an, wo die Oesterreichischen Vorposten auf venezianischem Boden standen, bis nach Botzen; stete Truppendurchzüge, Zufuhren von Mehl, Wein, Munizion ꝛc. Ueber die Zukunft liegt noch ein dichter Schleyer, und Italiens Schicksal scheint mir noch nicht so klar entschieden, als ich es zum Wohl dieses schönen Landes wünsche. — Hier haben Sie wenige einzelne Züge aus dem großen Gemählde der Kriegsbegebenheiten und des Schauplatzes, der so reich an kühnen Thaten und an Jammer und Elend für die unglücklichen Bewohner desselben war. Auch über längst bekannte Dinge hört man gern die Erzählung eines Augenzeugen, und darum darf ich hoffen, daß mein Brief einiges Interesse für Sie haben wird. Froh eil' ich jetzt meinem friedlichen Vaterlande zu. Leben Sie wohl.

V.

V.

Zeitgedichte.

1.

Stück aus einer Reisegeschichte des Königs von Schweden.

Im August 1797.

Bey Lützen sah der junge Held
Fruchtbares schönes Waitzenfeld.
Du bist mit meiner guten Schweden
Blut gut gedünget, dacht' er; — reden
Hört man ihn nicht! Tiefdenkend steht
Er lange, spricht mit sich, und geht
Nach langem Stehn, mit schnellem Schritte
Gedankenvoll in eine Hütte,
Setzt müde sich, schläft ein, und träumt
Und wacht, und redet ungesäumt
Von seinem Traume: „Tausend Todte
„Hab' er gezählt, ein Friedensbothe
„Sey nicht gekommen; Plötzlich hätt'
„Ihn Gustav Adolph angeredt:
„Du sollst mir keine Kriege führen,
„Das Leben nicht, wie ich, verlieren,

„Hätt'

füllen; so kann er sich das Vermögen seiner Unterthanen zueignen, ohne sich darum zu bekümmern, ob es mit ihrem guten Willen geschieht. Es kostet ihn keine Mühe, unermeßliche Reichthümer zu erwerben, und, um mit der unmäßigsten Schwälgerey in einem Tag Millionen zu verschwenden, hat er nichts nöthig, als denjenigen Theil des Volkes, den seine Dürftigkeit zu einer immerwehrenden Arbeit verdammt, an diesem Tage fasten zu lassen. Allein ausser dem, daß dieser Vortheil nur sehr wenigen Sterblichen zu Theil werden kann, so ist er nicht so beschaffen, daß er ein weiser Mann ihn beneiden könnte. Das Vergnügen höret auf Vergnügen zu seyn, so bald es über einen gewissen Grad getrieben wird. Das Uebermaaß der sinnlichen Wollüste zerstöret die Werkzeuge der Empfindung; das Uebermaaß der Vergnügen der Einbildungskraft, verderbt den Geschmak des ächten Schönen, indem für unmäßige Begierden nichts reizend seyn kann, was in die Verhältnisse und das Ebenmaaß der Natur eingeschlossen ist. Daher ist das gewöhnliche Schikſal der morgenländischen Fürsten, die in die Mauern ihres Serails eingekerkert sind, in den Armen der Wollust vor Ersättigung und Uebekdruß umzukommen; indessen, daß die süssesten Gerüche von Arabien vergeblich für sie düften, daß die geistigen Weine ihnen ungekostet aus Cristallen entgegenblinken, daß tausend Schönheiten, deren jede zu Paphos einen Altar erhielte, alle ihre Reizungen, alle ihre buhlerische Künste umsonst verschwenden, ihre schlaffen Sinnen zu erweken, und zehen tausend Sclaven

„Hätt' er geſagt. Du haſt Verſtand,
„Du ſollſt den Frieden, welchen Kant
„Geſchrieben hat, zu Stande bringen;
„Verſuch' es nur, es wird gelingen.
„Hätt' er geſagt! (Der junge Held
„Erzählte raſch) Die ganze Welt
„In Frieden! Das zu machen wäre
„Doch auch wohl nicht ein wenig Ehre.
Sprach's, und gelobte den Verſuch.
Wohl ihm! Er ſchreibe nur kein Buch;
Er lerne lieber von den Weiſen
Und Weiſeſten, und geh' auf Reiſen
Und ſpreche mit den großen Herrn,
Mit ſeines Gleichen, nah und fern,
Und ſage: „Jeder ſoll behalten
„Was er jetzt hat, und ſoll's verwalten,
„Und, wenns ihm Einer nehmen will,
„Der ſey ſogleich ein Krokodill
„In aller Augen! Du, ſagt, Du!
„Sey fromm! und will er nicht, ſchlagt zu!
„Schlagt Einen alle! bis er ſagt:
„Hört auf! und ſich bey ſich verklagt,
„Und Spott iſt, allgemeiner Spott,
„Auf allen, allen ſeinen Wegen."
Das ſag' er, das! Und gebe Gott
Zu dem Verſuche ſeinen Segen.

2.

Den 23ſten Auguſt 1797.

Als jüngſt Europa's jüngſter König
Ein Schlachtfeld ohne Todten ſah,
Und Todten-Knochen nur ein wenig,
Und ſich des Feldes freute, da
Stieg ſtracks ein Todter aus dem Grabe.
Mit friſch noch blutendem Geſicht,
Sah er den König an. Ich habe,
Sprach er, im Grabe Ruhe nicht,
Bis du die Tropfen friſchen Blutes
Abwiſcheſt mir, Monarch! Thu es!

Der König thats, und frohen Muthes
Ging der nun Reine fort, indeß
Der König ſtand, ihm nach zu ſehen. —
Allein der Todte kam zurück.

Die Todten werden auferſtehen,
Sprach er, und hatte Tod im Blick,
Und, knie! ſprach er, knie! ſchrieen
Zehntauſend Stimmen. Plötzlich lag
Der gute König auf den Knien.
Und ſchwöre, ſchrien ſie, „daß kein Tag,
„In deinem ganzen langen Leben
„Seyn ſoll, an dem du deine Pflicht,

„Nach

„Nach Landesvaters Ruhm zu ſtreben,
„Vergeſſen haſt, und daß du nicht
„Ein Held ſeyn willſt im Blutvergießen:
„Und, daß du keinen Tropfen Blut
„Sehn willſt auf Gottes Erde fließen,
„Als nur, wenn eines Tygers Wuth
„Das Dir vertraute Volk zerreißen,
„Hörſt Du? zerreißen will, und nur,
„Wenn Teutſchland, Sachſenland und Preuſſen
„Krieg haben!"

Und der König ſchwur!

Gleim.

VI.

Ueber Verhütung der Duelle, beſonders auf hohen Schulen.

Schon ſeit dem vorigen Jahrhundert haben die Regierungen faſt aller europäiſchen Staaten ihre Bemühungen verdoppelt die Zweykämpfe zu verhüten. Die ſtrengſten Strafen hielt man faſt allenthalben für das zweckmäßigſte Mittel eine Gewohnheit auszurotten, welche alte Ritterſitte immer mehr

ausgebreitet, und die älteren Geſetze ſelbſt gewiſſermaßen gebilligt hatten. Unſtreitig hört man jetzt ſeltener von Zweykämpfen in der burgerlichen Geſellſchaft als ehedem, und vielleicht hat allgemeine Verfeinerung mehr als Geſetze zu deren Verminderung beygetragen. Univerſitätsorte machen indeſſen eine Ausnahme, denn hier ſcheint ſich jene barbariſche Gewohnheit in ihrer ganzen Stärke zu erhalten, ja noch eher zu als abzunehmen. Ob Kultur und Verfeinerung der Sitten bis dahin weniger durchgedrungen, oder bey brauſenden jungen Leuten die Wirkungen davon geringer ſind; ob gewiſſe religiöſe Vorſtellungen in unſern Tagen zu viel von ihrer ehemaligen Wirkſamkeit verlohren haben; ob Verhetzungen an jenen Orten weniger zu verhüten ſind als anderswo, (unſtreitig der wichtigſte Grund) oder welcherley Urſachen auch immer ſonſt noch zu jener Erſcheinung mehr oder weniger beytragen mögen, will ich jetzt nicht weitläuftig unterſuchen; genug alle, denen das homo ſum, nihil humani a me alienum eſſe puto, am Herzen liegt, vorzüglich aber Eltern, welche im Begriffe ſind ihre Kinder auf hohe Schulen zu ſchicken, werden ſehnlich wünſchen, daß ſchleunig wirkſamere Mittel als die bisherigen geweſen ſind, gegen jenes Uebel angewendet werden. Selbſt viele junge Leute, welchen ihr Leben und ihre Geſundheit lieb iſt, werden die Geſetzgeber ſegnen, die ihnen in dieſem Punkte Sicherheit verſchaffen. Mit thränenden Augen klagten ſchon mehrere über den fürchterlichen Zuſtand

ſtand, worin diejenigen, welche einen Zweykampf ausſchlagen, gerathen. Kaum dürfen ſolche über die Schwellen ihrer Wohnungen gehen, ohne die kränkendſten Beleidigungen zu erfahren, welche, weil ſie ſo leicht zu verbergen ſind, auch von der aufmerkſamſten Polizey, wohl zu bemerken, von einer Polizey, wie ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden auf Univerſitäten möglich iſt, ſchwerlich verhindert werden können. Niemand, ſagte mir ein liebenswürdiger Jüngling, wünſcht mehr als wir ſelbſt, oder doch viele unter uns, welchen Pflicht und Tugend nicht leere Worte ſind, daß endlich einmal eine Gewohnheit aufhören möge, welche auch den ruhigen und friedfertigen täglich in die ſchreckliche Alternative bringen kann, entweder ſein Leben, wenigſtens ſeine Geſundheit zu wagen, oder ſich der Verachtung bloß zu ſtellen und den bitterſten Spott und Hohn zu ertragen.

Was iſt denn nun aber bey der Sache zu thun? Daß durch Schärfe der Strafen nichts ausgerichtet werden könne, ſpringt in die Augen. Wer ſieht nicht ein, daß eben dadurch gänzliche Strafloſigkeit entſtehe? Und geſetzt dieſes wäre nicht immer der Fall, ſo iſt doch noch aus einem andern Grunde auf hohen Schulen keine heilſame Wirkung davon zu erwarten. Ein Mann, welcher ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft lebt, der einem Hausweſen vorſteht, der Kinder hat u. ſ. w. könnte vielleicht noch mehr dadurch abgehalten werden; aber iſt dieſe

Wirkung auch bey jungen Leuten zu hoffen, welche sich gewissermaßen als isolirt betrachten? Schwerlich. Ich will einmal annehmen, daß die Todesstrafe auf jeden Zweykampf gesetzt würde. Was wird die Folge davon seyn? Mancher wird alsdann einen neuen Reiz fühlen sich darauf einzulassen. Dem Blutgerüste hofft er wohl zu entgehen, und nun ist noch mehr Ehre dabey zu erwerben als vorhin: die Ehre, seinen hohen Muth selbst durch die angedrohete Todesstrafe nicht niederschlagen zu lassen.

Nie wird das gehörige Verhältniß zwischen Vergehungen und Strafen merklich ohne schlimme Folgen verletzt, und für wen sind nicht schon die bisherigen Strafen auf den Zweykampf empörend, wenn sie einen Unglücklichen treffen, der nur zwischen der Schande von seinen, obgleich unbesonnenen, bisherigen Freunden verlassen und verachtet zu werden, und der Uebertretung der Gesetze zu wählen hatte? Ferner bedenke man, daß auch die bedauernswürdigen Eltern oft ohne ihre Schuld äusserst dadurch leiden. — Gründe genug zur Ueberzeugung, daß die allgemeinen Duellmandate, am wenigsten auf junge Universitätsbürger, mit Erfolg und mit Billigkeit anwendbar sind.

Einige haben vorgeschlagen, die Duelle zwar zu verstatten, aber nur unter Aufsicht der Obrigkeit, um sie auf diesem Wege unschädlich zu machen. Nicht übel, wenn die Partheyen nur die Obrigkeit

ten dabey zu Rathe ziehen und zum Beyſtande erbitten wollten! Beynahe ſieht es mit dieſem Vorſchlage aus, wie mit jenem: gewiſſe uns beſchwerliche Inſekten zu fangen, und nicht eher wieder loszulaſſen, bis man ihnen die Werkzeuge zum Beißen ausgebrochen hätte.

Wirkſamere Mittel die Quelle zu vermindern ſind unſtreitig die Verbeſſerung der Univerſitätspolizey, die Abſchaffung der Fechtſchulen, die in unſern Tagen an Orten, wo junge Leute zu den Künſten des Friedens gebildet werden ſollen, ſo auffallend unnütz und ſchädlich ſind; die Ausrottung der Orden und der landsmannſchaftlichen Verbindungen; ja, eine gänzliche Umformung unſerer Univerſitäten, deren Verfaſſung vielleicht nie gut war, und es am wenigſten in unſern Zeiten iſt. Aber leider! alle dieſe Mittel ſind weitausſehend. Manche Männer am Platze, welche viel dabey thun könnten, freuen ſich noch, wenn ſie an ihre Univerſitätsjahre gedenken, und wollen nicht gern die Spielwerkzeuge ihrer Jugend zertrümmern. Aber wenn auch dieſes nicht wäre, ſo erfordern doch alle Hauptreformen Zeit, und der Schade, gegen den ich jetzt ſchreibe, iſt dringend. Unlängſt haben auf einer der erſten Univerſitäten Teutſchlandes zwey junge Leute kurz nach einander ihr Leben dadurch verlohren. Welcher Menſchenfreund wird nicht wünſchen, ein Mittel dagegen in Ausübung gebracht zu ſehen, welches ſogleich, zuverläßig und ſpezifiſch wirkt, und ein

solches will ich jetzt vorschlagen. Ein Mittel aus dem Krankheitsstoffe selbst bereitet: Le poil de la bête.

Eitelkeit und ausschweifender Ehrgeiz ist die Quelle beynahe aller Schlägereyen. Man modifizire also die Strafe so, daß gerade jene Leidenschaften dem Verbrechen entgegen arbeiten. Vielleicht sagt man, es sey schon etwas ähnliches geschehen. In verschiedenen Gesetzen ist freylich schimpfliches Begräbniß der im Zweykampf Getödteten vorgeschrieben, und wieder andere Gesetze drohen den Duellanten, auch wenn keiner verwundet wird, Verlust des Adels und ähnliche Strafen. Aber das ist nicht die Art der Beschimpfung, welche ich meine. Durch jene leiden die Eltern und Verwandten (welche zwar unvermeidlich immer etwas mit betroffen werden) zu sehr, und was insonderheit den Adel betrifft, der erhält sich in der Meinung, trotz dergleichen Gesetzen, und allenfalls sucht der, welchem man seinen Federbusch nehmen will, ihn in einem andern Lande eben dadurch desto mehr geltend zu machen.

Jünglinge, die fast immer äußerst eifersüchtig darauf sind, gemachten Männern gleich geachtet zu werden, kränkt nichts so sehr, nichts demüthigt sie mehr, als wenn man sie wie Kinder, wie Schulknaben behandelt. Duellanten, und alle welche in einem gewissen Grade bey einem Zweykampfe Theilnehmer gewesen sind, lasse man also geisseln wie

Schul-

Schulknaben, und ich will mit meinem Leben dafür einstehen, ein Gesetz, welches diese Strafe festsetzt, wird sogleich alle Raufereyen verbannen. Warum wird es für schimpflich gehalten, einen Zweykampf auszuschlagen? Weil man voraussetzt, es geschehe aus Furchtsamkeit, und weil dem tapfern Manne Ehre mehr gelten soll als Leben und Gesundheit. Wird jene Strafe festgesetzt, so hat auch der furchtsamste die Entschuldigung: „Nicht aus Besorgniß mein Leben zu verlieren, sondern wegen der Gefahr verrathen und beschimpft zu werden, schlage ich mich nicht.“

Bey allen Duellen war bisher doch immer ein gewisser Grad von Publizität. Auch der muthigste wollte nicht gern sein Licht unter einen Scheffel setzen, um wenigstens bey seinen Kameraden den Preis seiner vermeinten Tapferkeit davon zu tragen. Aber nun ändert sich alles. Wer wird ohne zu erröthen nur jemanden zum Zweykampfe herausfordern? wer wird ein Kartel tragen, wer es annehmen wollen? Kurz, selbst der Ehrgeiz wird es verhindern.

Gewalthaber der Staaten! Euch, die ihr das Gute wollen müßt, Euch überlasse ich es, meinen Vorschlag näherer Prüfung bewährter Menschenkenner zu unterwerfen.

Ich hoffe nicht, daß man mir einwerfen werde, das Ehrgefühl könne durch Androhung einer solchen Strafe geschwächt werden, oder der Kavalier

müßte (nach dem gewöhnlichen Ausdruck) nichts auf ſich ſitzen laſſen, müßte angethane Beleidigungen ſelbſt rächen. Ich wiederhole es, dieſe Einwürfe erwartete ich nicht; macht man ſie aber dennoch, nun — dann habe ich weiter nichts zu ſagen, als: vitia viſceribus noſtris inſident, omnibus remediis majora.

H. B.

VII.

Auszüge aus Briefen.

I.

Ausländiſche Korreſpondenz.

1.

London, den 13ten Auguſt 1797.

Zwey Werke, von welchen ich Ihnen ſchon früher als ſpeedily to be publiſhed geſprochen habe, ſind nun endlich nach ziemlich langem Aufſchub wirklich erſchienen. Sir George Staunton's Reiſebeſchreibung der Engliſchen Geſandſchaft unter Makartney, und die von Mackenzie nach einem Legate von Macfer-

ſon

ven ihrer Ueppigkeit in die Wette eyfern, um unerhörte und ungeheure Wollüſte zu erdenken, welche fähig ſeyn möchten, wenigſtens die glühende Phantaſie dieſer unglükſeligen Glüklichen auf etliche Augenblike zu betrügen. Wir haben alſo mehr Urſache, als man insgemein glaubt, der Natur zu danken, wenn ſie uns in einen Stand ſezt, wo wir das Vergnügen durch Arbeit erkauffen müſſen, und vorher unſre Leidenſchaften mäßigen lernen, eh wir zu einer Glükſeligkeit gelangen, die wir ohne dieſe Mäßigung nicht genieſſen könnten.

Da nun die Deſpoten und die Straſſenräuber die einzigen ſind, denen es, jedoch auf ihre Gefahr, zuſteht, ſich des Vermögens andrer Leute mit Gewalt zu bemächtigen: So bleibt demjenigen, der ſich aus einem Zuſtand von Mangel und Abhänglichkeit empor ſchwingen will, nichts anders übrig, als daß er ſich die Geſchikkichkeit erwerbe, den Vortheil und das Vergnügen der Lieblinge des Glükes zu befördern. Unter den vielerley Arten, wie dieſes geſchehen kann, ſind einige dem Menſchen von Genie, mit Ausſchluß aller übrigen, vorbehalten, und theilen ſich nach ihrem verſchiednen Endzwek in zwo Claſſen ein, wovon die erſte die Vortheile, und die andre das Vergnügen des beträchtlichſten Theils einer Nation zum Gegenſtand hat. Die erſte, welche die Regierungs- und Kriegs-Künſte in ſich begreift, ſcheint ordentlicher Weiſe nur in freyen Staaten Plaz zu finden; die andre hat keine Grenzen als den

Grad

ſon beſorgte Ausgabe der Oſſianiſchen Lieder im Erſiſchen Originale. Von letzterer werden in England vielleicht kaum 50 Exemplare verkauft werden. So groß iſt das Vorurtheil der Engländer gegen dieſe Kaledoniſche Merkwürdigkeit.

Die raſtloſe Feder des Polygrafen Wakefield hat eben jetzt wieder eine Abhandlung über die Hekuba des Euripides in die Welt geſchickt, worin mehrere Angriffe auf Porſon vorkommen. Offenbar iſt Wakefild neidiſch darauf, daß Porſon's Ausgaben griechiſcher Trauerſpiele zu Eton, und in andern Schulen eingeführt worden ſind. Der Prof. Dalzel in Edinburg hat ſeine griechiſche Chreſtomathie, die auch in England viel Liebhaber gefunden hat, durch einen dritten Theil vollendet, worin ſehr brauchbare Auszüge aus den griechiſchen Dichtern, beſonders aus den Tragikern, mit einem Kommentar vorkommen.

Wollte ich Ihnen ſagen, wie ſehr ich fürchte, daß unſere Friedensunterhandlungen von allen Kennern bloß für ein Gaukelſpiel gehalten werden, ſo würde ich Ihnen nichts neues mittheilen. Aber ich traure von Herzen darüber. Die Leute werden hier immer aufſätziger, und das nicht zu deckende Deficit in den Taxen immer bedenklicher. Die Taxe auf die Uhren iſt äußerſt gehäſſig. Aber nun ſollen auch die muſikaliſchen Inſtrumente an die Reihe kommen. Wenn Sie einen einzigen Augenblick

Zeit haben und ſehen wollen, unter was für Geſindel und Teufelsbraten wir hier in London leben, ſo leſen Sie Colquhoun on the metropolis. Die Haare ſträuben ſich dabey. Mercier's dunkle Tinten ſind roſenfarbig dagegen.

2.

Paris, im July 1797.

Die letzten Tage vom Monat Floreal und die erſten vom Prairial waren für Paris und ganz Frankreich von der äußerſten Wichtigkeit. Aller Aufmerkſamkeit war auf die beyden Räthe und das Direktorium gerichtet. Man vergaß darüber die Siege Moreau's und Hoche's, und wenn man von der Abſchließung der Friedenspräliminarien ſprach, ſo geſchah es nur, um Zweifel darüber zu verbreiten, und das Betragen der Regierung auch über dieſen Gegenſtand verdächtig zu machen. Was für ein Syſtem werden die neuen Mitglieder der beyden Räthe befolgen? Wen wird das Loos aus dem Direktorium ausſtoßen, und wen wird man an des Ausgeſtoßenen Stelle zum Direktor erwählen? Dieſe drey Fragen machte ſich faſt jeder Einwohner von Paris zehnmal des Tages; die öffentlichen Blätter erſchöpften allen ihren Witz und ihre Satyre in der Beantwortung derſelben, und an allen öffentlichen Orten hörte man dieſe Materie abhandeln.

Die

Die Wahlen wurden für allgemein gut ausgegeben, wenigſtens von der herrſchenden Parthey; aber ob ſie wirklich auch gut republikaniſch ſind, das iſt eine Frage, welche die Zukunft nur allein entſcheiden kann. Eine gute Wahl iſt nach der heutigen Stimmung Frankreichs eine ſolche, wenn der Gewählte ein rechtſchaffener Mann, begütert iſt, Religion hat, und zu den Anhängern der erſten Konſtituzion gehört, oder ſelbſt ein Ariſtokrat iſt. Sie können ſich keinen Begriff davon machen, wie ſehr ſich hier die Grundſätze verändert haben. Die Mode der Demokratie und des Republikanismus iſt gänzlich abgekommen, und die des Royalismus und der Ariſtokratie an ihre Stelle getreten. Niemand nennet ſich mehr Bürger. In den beyden Räthen, im Direktorium und in einigen Adminiſtrazionen bedient man ſich nur allein dieſer Anrede, und ſie iſt dort zum Kanzleyſtyl geworden. Alles was Republikaner iſt, wird als Jakobiner verſchrieen, und dieſe dürfen, ohne ſich öffentlichen Mißhandlungen auszuſetzen, mit ihren Grundſätzen beynah nirgends mehr ans Licht treten. Es ſcheint überhaupt, wenn man annimmt, daß eine Revoluzion auch in den Köpfen der Franzoſen bewirkt worden iſt, daß ſie jetzt wieder rückgängig gehe; denn ſelbſt da, wo der Grund feſt war, auf welchem man das Gebäude der Demokratie aufgeführt hat, fängt er an zu wanken. Wie kann es ſich alſo in den Köpfen erhalten, die nur nach dem erſten Eindruck des Augenblicks und nicht nach Ueberzeugung han-

handelten? Die gegenwärtige Generazion wird nie Festigkeit darüber erhalten, aber die zukünftige kann dazu gelangen; nur muß alsdann die Regierung die öffentliche Erziehung diesem Gesichtspunkte gemäßer einzurichten suchen.

Es hatte sich zu Ende des Monats Floreal in Paris das Gerücht verbreitet, daß die Direktoren unter einander übereingekommen wären, daß einer von ihnen freywillig aus dem Direktorium austreten sollte. Man sprach von Entschädigungen, die man dem freywillig austretenden Mitgliede zugesichert habe, und nannte beyde, das Mitglied und die Summe, die es dafür erhalten sollte. Da die Konstituzion sich nicht bestimmt darüber ausdrückt, wie das Direktorium loosen solle, ob bey verschlossenen Thüren oder öffentlich, so wäre es leicht möglich gewesen, dem Glückerade den Umschwung zu geben, wodurch der Verherbestimmte auch durch das Loos würde ausgestoßen worden seyn. Aber damit war keine Parthey zufrieden, denn jede hatte ihre besondere Absichten, diesen oder jenen Direktor aus dem Direktorium austreten zu sehen. Unglücklicherweise nannte der allgemeine Ruf keinen von diesen, die man vorzüglich von der Bühne abzutreten zu sehen wünschte, und alle vereinigten sich in den Bürger le Tourneur. Um also dem Direktorium die Ausführung dieses Plans, wenn er existirte, zu erschweren, so ward durch ein Dekret die Art und

Weise

Weiſe der Ziehung genauer beſtimmt. Der Vorſchlag davon ging ohne Schwierigkeiten in beyden Räthen durch, und erhielt Geſetzkraft. Aber wie erſtaunte man, als das Direktorium ſich weigerte, ihn als Geſetz anzuerkennen. Die beyden Räthe und ganz Paris waren in Unruhe darüber, und es mußte zu einem Hauptſchlage kommen, wenn das ausübende Korps auf ſeinen Weigerungen beſtand. Da dem Direktorium das Recht nicht zuſteht, einem Geſetz die Bekanntmachung zu verweigern, wenn es nach den gewöhnlichen Formen und im Geiſte der Konſtituzion abgefaßt iſt. ſo trat es durch ſein gegenwärtiges Benehmen in den Stand der Rebellion gegen das geſetzgebende Korps, und konnte von demſelben entſetzt und vor das höchſte Tribunal geſtellt werden, wenn es nach vier und zwanzig Stunden ſeine Widerſetzlichkeit nicht aufgab. Das Direktorium hatte ſich von ſeinen geheimen Rathgebern irre leiten laſſen, und es kam nur darauf an, es vom Gegentheil zu überzeugen, um es auch zu andern Geſinnungen zu bewegen. Die Unterhandlungen zwiſchen ihm und dem geſetzgebenden Korps waren ſehr lebhaft, und man brachte es endlich dahin, daß es das Geſetz anerkannte, unterſiegelte und bekannt machte.

Den 30. Floreal ging die Ziehung im Luxemburg vor ſich. Es ſtrömte eine ungeheure Menge Volks dahin, um die leere Zeremonie mit anzuſehen. Die Direktoren

waren

waren alle in ihrer Amtskleidung, die innern und äußern Wachen verdoppelt, und der Etat-Major, ſo wie alle fremde und einheimiſche Miniſter gegenwärtig. Das Loos wurde gezogen, und le Tourneur de la Manche, den alle Wetten vorher beſtimmt hatten, durch daſſelbe aus dem Direktorium ausgeſtoßen. Nach der Konſtituzion mußte das Direktorium dem geſetzgebenden Korps ſogleich das Protokol dieſer Sitzung einſchicken. Dieſes geſchah noch denſelben Tag, allein es vermied in demſelben gefliſſentlich das Dekret anzuführen, und berief ſich bloß auf den darauf Bezug habenden Artikel der Konſtituzion. Mehrere Nächte hindurch waren um dieſe Zeit alle Wachen verdoppelt worden, ſtarke Patrouillen durchzogen die Straßen, und die Polizey, ſo wie die Inſpektoren der beyden Konſeils, waren permanent verſammelt geweſen. Man fürchtete Unruhen von Seiten der Jakobiner, ſo heißt es wenigſtens im Publikum; Dumolard beklagte ſich ſogar darüber im Rathe der Fünfhundert; aber da man ſonſt keine ſicheren Beweiſe davon zum Vorſchein gebracht hat, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß es nur ein Vorwand war, um die Republikaner noch mehr gehäſſig und verdächtig zu machen.

Den erſten Prairial trat das neue Drittheil in das geſetzgebende Korps ein. Es geſchah mit Würde und Anſtand, und kaum waren ſo viel Mitglieder gegenwärtig, als nach der Konſtituzion erfordert werden, um zu

den

den Deliberazionen überſchreiten zu können, ſo wurde Pichegrü einmüthig zum Präſidenten erwählt. Im Auslande wird man dieſe Wahl gewiß als einen Beweis der guten Organiſazion des gegenwärtigen geſetzgebenden Korps angeſehen haben. Es macht ihm auch in der That viel Ehre, einen Mann, den ganz Europa ſchätzt und liebt, zu dieſem erhabenen Poſten ernannt zu haben, und muß dem auswärtigen Publikum unſtreitig eine gute Meinung von den neuen Geſetzgebern Frankreichs beybringen. In den Departementern betrachtete man dieſe Wahl als eine glückliche Vorbedeutung für die wohlthätigen Anſtrengungen des geſetzgebenden Korps im Allgemeinen, und ſchien nun nicht mehr daran zu zweifeln, daß man die Ruhe und Ordnung im Innern erhalten und den Frieden bald herſtellen würde. Aber in Paris wo man die geheimen Triebfedern, welche das Konſeil leiten, meiſtentheils ſehr genau kennt, da wußte man, daß es aus keiner andern Urſache geſchehen war als um das Direktorium zu kränken. Pichegrü hatte das Unglück gehabt, ſich ſeine Ungnade zuzuziehen, und war von demſelben ſeiner Stelle entſetzt worden. Man konnte es alſo nicht empfindlicher kränken, als wenn man ihn in die Lage ſetzte, dem Direktorium Befehle zu ertheilen, die er ſonſt von demſelben hatte annehmen müſſen. Die Oppoſizionsparthey, die jetzt die herrſchende iſt, ſchmeichelte ſich, er würde ſie kräftig in der Herabſetzung des ausübenden Korps unterſtützen; denn wenn man die Konſti-

tuzion

tuzion umſtoßen oder verändern wollte, ſo mußte damit der Anfang geſchehen. Aber Pichegrü vergaß die ihm zugefügten Ungerechtigkeiten, dachte nur daran, daß er Bürger ſey, und ſein Republikanismus ließ nicht zu, dem Privathaß das allgemeine Beſte aufzuopfern.

Ich habe ihn nie präſidiren geſehen, ob ich gleich im Monat Prairial zu verſchiedenenmalen im Konſeil der Fünfhundert geweſen bin. Er arbeitete meiſtentheils in Kommiſſionen, zu welchen er ernannt worden war, und welche die militairiſchen Geſetze und Verordnungen revidiren und Verbeſſerungen darüber vorſchlagen ſollte. Ein Sekretair präſidirte gewöhnlich für ihn, und Pichegrü entging dadurch dem Zwange und manchen Unannehmlichkeiten, denen er auf dem Stuhle ausgeſetzt war. Doch als Tarbé den berüchtigten Rapport abſtattete, in welchem er ſich alles zu tadeln und herabzuſetzen erlaubte, was beynah in der ganzen Revoluzion war dekretirt worden, da führte er den Vorſitz. Er betrug ſich mit Würde und Kälte bey dem Lerm der darüber entſtanden war, und bedeckte ſich nur einige Minuten zu früh.

Das Konſeil der Fünfhundert beſchäftigte ſich ſogleich mit der Verfertigung der Liſte der Kandidaten, aus welchen der neue Direktor gewählt werden ſollte. Die Republikaner hielten auf die Generale Beurnonville, Maſſena, Augereau und Scherer; die Gemäßigten hingegen verlangten Barthelemy, Rhedon,

Car

Cochon und andere. Barthelemy erhielt die Mehrheit der Stimmen im Konseil der Fünfhundert, und kam in der Kandidatenliste, welche es dem Rathe der Alten zuschicken mußte, obenan zu stehen. Unter den Parisern gab es nur Eine Stimme, und diese war ganz zu seinem Vortheil. Er hat seine Hände nicht mit Blut befleckt, sagte man allgemein; er hat keinen Antheil an den Revoluzionsgreueln genommen; er ist gerecht und billig, und der einzige Mann, der vermöge seiner ausgebreiteten diplomatischen Kenntnisse im Stande ist, ein richtiges und unsrer Politik angemessenes System in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten einzuführen, und den Frieden zu beschleunigen. Der Rath der Alten, durch Portalis, dessen Stimme in demselben sehr überwiegend ist, gab dem allgemeinen Wunsche des Publikums nach, und Barthelemy ward zum Direktor ernannt. So groß die Freude des Volks darüber war, so ward sie doch durch die Furcht, daß er diese Würde nicht annehmen möchte, um vieles geschwächt. Alle Zeitungsschreiber, und besonders der Historien schienen sich ordentlich das Wort gegeben zu haben, ihm jede abschlägige Antwort unmöglich zu machen. Seine Freunde, sobald sie der Wahl gewiß waren, eilten nach Basel, um ihn zur Annahme zu bewegen. Ein junger Mensch, der sonst mit ihm in Verbindung gestanden, bat sich die Erlaubniß aus, ihm als Kourier diese Nachricht zu überbringen.

Barthelemy ſah ſich alſo durch den Wunſch der Nazion und die zudringlichen Bitten ſeiner Freunde genöthiget, einen Poſten aufzugeben, in welchem er ſich unſterblichen Ruhm erworben hatte, eine Nazion zu verlaſſen, die er ſo genau kennen gelernt hatte, daß er ſie lieben und ſchätzen mußte, und eine Würde anzunehmen, die ihm nichts als Unannehmlichkeiten im Proſpekte zeigte. Indeſſen hatte er doch einen großen Vortheil vor ſeinen Kollegen zum voraus. Das Zutrauen der Nazion hatte ihn zu dieſem erhabenen Poſten berufen, und ſcheint ihn auch auf demſelben erhalten zu wollen. Es war voraus zu ſehen, daß wenn das Volk mit dem Direktorium unzufrieden ſeyn würde, es jedesmal den Bürger Barthelemy davon ausnehmen würde. Seine Stimme hat nicht durchdringen können, man hat ihn nicht angehört! ſo heißt es jetzt, wenn das Direktorium einen der Nazion unangenehmen Beſchluß faßte. Barthelemy iſt noch immer der Liebling der Nazion, und zu ihrer Ehre wünſche ich, daß er es jederzeit bleiben möge.

Der Miniſter Benezech hatte allen Autoritäten in den Städten und Flecken, die Berthelemy auf ſeiner Reiſe paſſiren mußte, den Befehl ertheilt, ihm die ausgezeichneten Ehrenbezeugungen zu empfangen, und ihm den einem Direktor zukommenden Reſpekt zu beweiſen. In Paris hatte das Direktorium ſelbſt eine lan-

Grad des Reichthums und der Ueppigkeit eines jeden Volks, von welcher Art seine Staatsverfassung seyn mag. In dem armen Athen wurde ein guter Feldherr unendlichmal höher geschäzt, als ein guter Mahler; in dem reichen und wollüstigen Athen giebt man sich keine Mühe zu untersuchen, wer der tüchtigste sey, ein Kriegsheer anzuführen; man hat wichtigere Dinge zu entscheiden; die Frage ist, welche unter etlichen Tänzerinnen die artigsten Füsse hat, und die schönsten Sprünge macht? ob die Venus des Praxiteles, oder des Alcamenes die schönere ist? — Die Künste des Genie von der ersten Classe führen für sich allein selten zum Reichthum. Die grossen Talente, die großen Verdienste und Tugenden, die dazu erfodert werden, finden sich gemeiniglich nur in armen und emporstrebenden Republiken, die alles, was man für sie thut, nur mit Lorbeerkränzen bezahlen. In Staaten aber, wo Reichthum und Ueppigkeit schon die Oberhand gewonnen haben, braucht man alle diese Talente und Tugenden nicht, welche die Regierungskunst zu erfodern scheint. Man kann in solchen Staaten Geseze geben, ohne ein Solon zu seyn; man kann ihre Kriegsheere anführen, ohne ein Leonidas oder Themistokles zu seyn. Perikles, Alcibiades, regierten zu Athen den Staat, und führten die Völker an; obgleich jener nur ein Redner war, und dieser keine andre Kunst kannte, als die Kunst sich der Herzen zu bemeistern. In solchen Republiken hat das Volk die Eigenschaften, die in einem despotischen Staate der Einzige hat, der

lange Verordnung bekannt machen lassen, nach welcher der neue Direktor seinen Einzug halten sollte. Man wollte diese Feyerlichkeit recht glänzend und imponirend machen, und dem Volke ein Schauspiel geben, wodurch es gewissermaßen für den Pomp, welchen der Hof sonst bey dergleichen Gelegenheiten auszubreiten pflegte, schadlos gehalten würde. Aber Barthelemy der allen leeren Schimmer verachtet, und Feind von jedem unnützen Aufwande ist, kam allen diesen Anstalten durch seine Eilfertigkeit zuvor. Den Abend vorher gelangte er unbekannt in Paris an, stieg bey einem seiner Freunde ab, benachrichtigte den Präsidenten Carnot durch ein Billet von seiner Ankunft, und fuhr alsdenn in einem Miethwagen aufs Direktorium. Die Schildwache, die Niemand ohne eine specielle Erlaubniß eines Direktors in das Schloß Luxemburg hineinlassen darf, verweigerte ihm den Eingang. Ich bin der Bürger Barthelemy, sagte ihm der neue Direktor. Das kann wohl seyn, gab ihm der Soldat zur Antwort; aber ich kenne Sie nicht, und Sie haben keine Karte, folglich kann ich Sie nicht einlassen. — Der Thürsteher meldete ihn beym Präsidenten, und Barthelemy ward von ihm mit großen Freudensbezeugungen empfangen. Den folgenden Tag würde er installirt, und diese Zeremonie dem Publikum durch den Kanonendonner bekannt gemacht. Die Rede, welche er bey dieser Gelegenheit hielt, wurde allgemein applaudirt. Er spricht viel von Gerechtigkeit und Bil-

ligkeit, und will, daß dieſe Grundſätze die Schritte der Regierung ſowohl in den innern als äußern Angelegenheiten leiten ſollen. So hatte noch nie ein Direktor geſprochen, wenigſtens hatte man nie Urſache gehabt, ſo wenig an der Aufrichtigkeit dieſer Geſinnungen zu zweifeln als hier. Man ſchöpfte große Hoffnungen, erwartete viel Gutes von der neuen Organiſazion der Regierung, und ahndete kaum, daß das Ungewitter ſo nahe ſey, welches dieſe Hoffnungen vernichten, den Fakzionsgeiſt von neuem anfachen und die Harmonie gänzlich zerſtören würde, die bis hierher zwiſchen der geſetzgebenden und ausübenden Macht Statt, gefunden hatte.

W.

3.

Rom, den 4ten Augnſt 1797.

Die franzöſiſche ſehr thätige Konſul Belleville hat kürzlich in Livorno einen Raſael gefunden, der nach England eingeſchifft werden ſollte. Dieß giebt den Franzoſen einen neuen Beſchönigungsgrund ihres Kunſtraubs. Iſt es nicht beſſer, ſagen ſie, daß Kunſtwerke dieſer Art, in einem Nazionalmuſeum aufgeſtellt, der ganzen Künſtlerwelt zugehören, als daß ſie ein brittiſcher Nabob in ſeine unzugängliche Villa vergrabe?

Die erſten vier Transporte der Antiken, Gemälde und Handſchriften, die von den drey Kommiſſairen

Monge, Berthollet und Moitte gewählt wurden, sind nun wirklich schon abgegangen, und die ersten drey auch schon sicher und wohlbehalten in Livorno angekommen. Beym Abnehmen und Einpacken der Antiken hat sich der päbstliche Baumeister Valadier, den der Pabst selbst zu diesem Geschäfte bestimmt hatte, sehr thätig bewiesen, und durch seine verständige Anordnungen sehr vieles zur unversehrten Erhaltung beygetragen. Mariano, ein bekannter hiesiger Künstler, ist von den französischen Kommissairen zur Begleitung der Transporte und zu den nöthigen Restaurazionen, zu welchen man hier große Blöcke von altem Marmor gekauft hat, in Sold genommen worden, und wird künftig in Paris wohnen.

Den Gerüchten, als hätten einige Antiken, als z. B. die Gruppe Amor und Psyche, auf dem Wege Schaden gelitten, ist öffentlich widersprochen worden. Der fünfte und letzte Transport, der die größten Massen enthält, wird eingepackt und versiegelt so lange hier als Depot aufbewahret werden, bis er die Tiber hinab gehen und sicher nach Marseille eingeschifft werden kann.

Uebrigens ist unsere politische und ökonomische Lage die traurigste, die man sich denken kann. Wir sind mit Papiergelde überschwemmt, und dieß steht in ungeheurem Misverhältnisse gegen die klingende Münze. Nirgends ist ein Verdienst. Alles stockt. Der wackre Mah-

ler Schmidt aus Darmſtadt hat eine zweyte Kopie ſeiner Kleopatra vollendet. Wiſſen Sie einen teutſchen Kunſtliebhaber dazu? —

4.

Paris, den 2ten Auguſt 1797.

Unſere auswärtigen Kunſt- und Bücherplünderungen ſcheinen ungefähr eben ſo viel zum Gedeihen und zum Wohlſtand unſerer Literatur beyzutragen, als die unermeßlichen Kontribuzionen und Erpreſſungen im Auslande unſern Schatz bereichert haben. Beydes ſind Ergießungen ins Faß der Danaiden. Jedes brachte Mangel ſtatt Ueberfluß. Eben jetzt ſind 17 Wagen mit Kunſtwerken aus den obern Italien angekommen. Dieſe Sendung enthält alles, was die Kommiſſairen der Republik von Modena bis nach Bologna zuſammen gerafft haben, unter andern die h. Cäcilia von Rafael, und den Garten zur Schule von Athen, von ebendemſelben, den h. Hieronymus von Korregio, eine groſſe Zahl von Guercino, einen ſchönen Parmeſano, an 650 Zeichnungen, viele Medaillen und Bücher. Die 4 Konvois von den römiſchen Kunſtſchätzen ſind alle ſicher und wohlbehalten in Livorno angekommen, worunter ſich auch die 500 ausbedungenen Manuſkripte befinden. Allein wer wird dieß alles hier zu ſchätzen und zu genieſſen wiſſen? Wo wird man nur den Platz finden, dieß erträglich aufzuſtellen? Selbſt die habſüchtigſten Vertheidiger dieſer Entführungen fangen an, laut die Bedenklichkeit zu äuſſern, daß die Kommiſſaire ihre Vollmacht überſchreiten, und zu viel aus Italien fortſchleppen möchten. Indeß macht man Platz, ſo gut man kann. Unſer Muſeum des arts iſt ganz umgekehrt, und alle Gemälde darin unter einander geworfen. Man will es durch zwey Flügel vergrößern. Aber auch ſo wird es noch an Raume fehlen.

Mit

Mit unſerm Theaterweſen ſieht es mißlicher aus als je. Wir werden vor allem Ueberfluß Hungers ſterben. Als die Aſſemblee Konſtituante die uneingeſchränkte Freyheit der Theater dekretirte, hatte ſie gewiß keine andere Abſicht, als den ſchändlichen Mißbrauch aufzuheben, nach welchem ſich Ein Theater über alle übrigen den Befehl und Vorrang anmaaßte. Aber ſie dekretirte dadurch nichts als Verwirrung und Verderben für die wahre dramatiſche Kunſt. Die ins Unglaubliche vermehrten Theater wurden politiſche Klubs und Kampfplätze der Fakzionen, die beſten Schauſpieler wurden wechſelsweiſe von der Regierung ſelbſt verfolgt und proſcribirt; und um ein neues Theater nach dem andern beſitzen zu können, durfte man nicht mehr ſtreng in der Wahl der Subjekte ſeyn. Jeder Schauſpieler, der nur die Toga des Brutus oder den Mantel Kriſpins überwerfen konnte, dünkte ſich ſchon ein le Kain oder Preville zu ſeyn. Das neueſte Theater iſt im Odeon erſtanden, hat aber mit ſehr mittelmäßigen Stücken und noch mittelmäßigern Schauſpielern debütirt. Indeß drängt ſich jetzt alles dahin. Die Mode will es ſo. Man ſieht da die ſchönſten Frauen. Was bedarf es nun der dramatiſchen Künſte? Der bekannte Ducis hat ſeinen Oedipe chez Admète wieder aufs Theater gebracht, den er nun aber Oedipe à Colone nennt. Er hat die Rolle des Theſeus wieder hergeſtellt, der durch einen Traum erfährt, daß er ſterben müſſe, wenn niemand für ihn freywillig ſich dem Tode weihe. Dieß letztere thut Oedipus. Aber der Rolle des Theſeus kann man durchaus kein Intereſſe abgewinnen. Ein anderes neues Stück Geta iſt dem Inhalte und der Ausführung nach ein Sterbling. Das größte Glück hat neuerlich noch der Agamemnon von le Mercier nach Seneka und Alfieri gemacht. Daß Sedaine, dem wir mehrere allerliebſte komiſche Opern zu danken haben, geſtorben iſt, wiſſen Sie. In der neueſten Sitzung im Lycee republicain hat die beliebte

te Dichterin Konſtance Pipelet eine rührende, mit rauſchendem Beyfall aufgenommene Denkſchrift auf ihn vorgeleſen, die eben jetzt gedruckt wird.

In der neuen Literatur, worunter man hier auch die Filologie begreift, iſt eine völlige Todtenſtille. Ein einziger Artikel fällt mir ein, ein eſſai ſur les antiquités du nord, von Charles Pougens, wo von der Runenſchrift und den älteſten Scandinaviſchen Denkmälern die Rede iſt. Der ganze Verſuch kann als eine Probe gelten, was wir von Pougens Dictionaire etymologique zu erwarten haben, woran er ſeit Jahren arbeitet. Selbſt diejenigen Schriftſteller die bis jetzt nur durch Werke des Witzes und der Einbildungskraft glänzten, brauchen ihre Feder nun zur Politik. La Harpe *), Contanes, Garat & nard bekämpfen ſich auf Leben und Tod in dem Cl. f du Cabinet, dem Memorial und den Nouvelles politiques. Nur die fyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften finden noch na haſte Bearbeiter und Bereicherungen. Fauias de S. Fond hat ſein vor 20 Jahren in den Hebriden gemachte Reiſen, Pafumot, einer unſerer beſten Mineralogen, eine mineralogiſche Reiſe durch die Pyrenéen bekannt gemacht. Venturi hat eine intereſſante Abhandlung über die fyſikaliſchen und mathematiſchen Werke des Leonardo da Vinci herausgegeben, mit Bruchſtücken aus dieſen Werken, die mit andern Handſchriften aus Italien zu uns gebracht worden ſind. Der Titel heißt: Eſſai ſur les ouvrages phyſico-mathématiques de Leonard de Vinci, bey Duprat, 56 S. 4. Es iſt nur als eine Ankündigung aller Werke des da Vinci zu betrachten, die ſich nun in 13 Bänden vollſtändig zu Paris befinden. Cuvier arbeitet an einem Elementarwerke

*) Von ſeinem neueſten Werke über Helvetius hat Jean Decker in Baſel einen geſchmackvollen und ſehr zu empfehlenden Auszug veranſtaltet.

werke über die Naturgeschichte, Ventenas an einem Werke über die Botanik; Cousin und la Croix haben treffliche Werke für le Calcul integral et differentiel herausgegeben, und la Grange ist eben mit einem Werke fertig geworden, Théorie des fonctions analitiques, welches, wie man sagt, Epoche machen wird. Das Werk von la Croix führt folgenden vollständigen Titel: Traité du calcul differentiel et du calcul integral, Paris Duprat, 530 S. 4. mit vielen Kupfert. seln. Es kostet Liv. 15, und 9 Liv. bezahlt man Pränumeration auf die zwey folgenden Theile, womit das Ganze geschlossen seyn wird. Bey eben diesem Buchhändler ist auch eine stark vermehrte Ausgabe der Elémens d'Algèbre von Clairaut, durch la Grange und la Place besorgt, in zwey großen Oktavbänden neuerlich erschienen.

Der neue deistische Gottesdienst unter dem Nahmen Culte des Theophilantropes erregt dadurch Aufmerksamkeit, daß er offenbar von der Regierung selbst begünstigt und unterstützt wird. Die Gesellschaft nannte sich zuerst Theantropholes, und kündigte sich unter diesem Titel durch ein Manuel des Theantropholes an, das schon im September 1796 erschien. Damals bestand diese Verbindung nur noch unter wenig Einverstandenen. Jetzt haben sich weit mehrere angeschlossen, haben einen eigenen Versammlungssaal und Liturgie, und nennen sich um des Wohlklangs willen Theophilantropes. Wenn sie die vor kurzem darüber herausgekommene Schrift le culte des th. ou adorateurs de dieu et amis des hommes *) gelesen haben, so werden Sie auch schon wissen, daß hier alles ungefähr so sey, wie in gewissen freymaurerischen Versammlungen. Auch sind

*) Auch von dieser für Politik und Kirchengeschichte merkwürdigen Schrift hat Jean Decker in Basel vor kurzem einen medlichen Abdruck veranstaltet.

die hier abgedruckten Reden zum Theil ganz im Stile und Tone der Freymaurerreden abgefaſst, wie Ihnen ſchon die häufig vorkommenden Fraſen l'eternel geometre u. ſ. w. hinlänglich beweiſen werden. Natürlich macht die Sache, um ihrer politiſchen Tendenz willen, bey der royaliſtiſchen Majorität der Pariſer einiges Aufſehen, und es fehlt nicht an beißenden Ausfällen dagegen. Um dieſe und die opinion publique über die Religion überhaupt kennen zu lernen, empfehle ich Ihnen eine Broſchüre, lettre de Polichinelle à ſes comperes de la commiſſion des Cultes,

Diderots Religieuſe hat einen unglaublichen Abſatz, und wirkt mehr als zehn orthodoxe Ergießungen des la Harpe ſchaden können. Man hat eine Menge Nachahmungen davon gemacht, aber keine verdient davon genannt zu werden, als die Alexandrine de Bauny, ou l'innocence et la ſcélérateſſe. Par Lebrun-Toſſa, Paris, Galetti, 284 S. 12. Die Heldin des Romans wird von einem Beichtvater verführt, der die ganze Familie unglücklich macht, u. ſ. w. Es liegt eine wahre Geſchichte zum Grunde.

Zu den Werken, die bey unſerer Literatur vollendet liegen, die aber aus Mangel an Liebhaberey ſchwerlich ſo bald gedruckt werden dürften, gehört auch eine Ausgabe des Athenäus, von dem gelehrten und fleißigen du Theil, dem wir ganz neuerlich noch eine fleißige Ausgabe des Aeſchylus verdanken. An dieſem Athenäus hat du Theil ſchon ſeit 30 Jahren gearbeitet und, aufgemuntert von Turgot und Malesherbes, als dieſe edeln Männer Miniſter waren, ließ er ſchon Proben des Textes und der Noten beym jüngern Didot drucken, die noch in den Händen des Verfaſſers ſind. Die Ausgabe iſt ganz vollendet, und enthält mehr als 3000 Anmerkungen und Verbeſſerungen. Auch hat er eine fortlaufende Kritik über Villebrunes Ueberſetzung gemacht, und dieſe an mehr als 1000 Stellen berichtigt und vervollſtändigt. Wie ſehr

wäre

wäre es zu wünschen, daß ein teutscher Buchhändler sich mit Hrn. du Theil wegen dieser Ausgabe in Verbindung setzte *)!

5.

Königsberg, den 18ten August 1797.

Wie weit die neuerrichtete Büchercensur in Riga ihr Löse- und Bindeschlüsselamt ausdehnen wird, ist noch nicht hinlänglich klar. So viel ist gewiß, daß Hartknoch 7 Ballen neue Produkte der vorigen Messe noch auf der Grenze liegen hat, und auf seine dringenden Vorstellungen, die ihm das erstemal zurückgeschickt wurden, weil sie in teutscher Sprache abgefaßt waren, und erst ins Russische übersetzt werden mußten, noch keine Antwort erhalten hat.

Noch haben sie nicht angefangen zu brennen, aber folgende sind konfiszirt:

Die Letten von Merkel. Le Spectateur du Nord. Pantheon der Deutschen, 1r Band. Aus dem Oeuvr. de Voltaire bloß — die Korrespondenz mit der Kaiserin. Diderots Salon. Minerva, 1797. 4s. Allgem. teutsche Bibliothek. Allgem. Liter. Zeitung 1797 Januar. Göthens neue Schriften, 6r Bd. Wielands Werke, 25r Bd. Posselts Annalen, 1797. 1s. Geflickte Finken: Theol. Annalen. Krünitz Encyklopädie 43r und 70r Band.

2.

Inländische Nachrichten.

1.

Wien, den 18ten July 1797.

Unsere Polizey hat dem Hrn. Bendavid angedeutet, daß man seine Gegenwart in Wien nicht gerne sähe. Man

*) Dieß Wort ist nicht vergeblich gesprochen worden. Herr M. Schaffer in Leipzig, der verdiente Herausgeber des Athe-

Man ſagt ſich allerley Urſachen dieſer Verweiſung ins Ohr, ohne vielleicht auf die rechte zu treffen. Wahrſcheinlich hat ſeine eigene Nazion bey dieſem Verfalle die Hände im Spiel. Ich beklage, daß wir ihn verloren haben. Denn bey allen ſeinen Sonderbarkeiten, war er doch einer der fähigſten Köpfe unter den jüngern Schriftſtellern, die ich kenne. Es ſollte mir leid thun, wenn er, wie ich faſt beſorge, Lärmen von der Sache machte. — Unſerm Finanzdepartement ſteht eine groſſe Veränderung bevor. Man wird ſtrenge Unterſuchungen anſtellen. —

2.

Braunſchweig, den 14ten Auguſt 1797.

Das neueſte iſt, daß wir bald hier eine groſſe franzöſiſche Buchhandlung erhalten werden Unſer Herzog hat einem Emigranten zu dieſer Abſicht 3000 Thaler Vorſchuß gethan.

Von der Wanderung der Helmſtädter Akademie zu uns iſt alles ſtille, und ſelbſt diejenigen, die bis jetzt an die deshalb gegebenen Verſprechungen feſt glaubten, fangen an, wankend in ihrem Glauben zu werden. Die Beſorgniſſe wegen des Kriegs, die bis jetzt immer zum Vorwande wegen des Aufſchubs dienten, können nicht mehr als Hinderniſſe angeführt werden.

Vor kurzem iſt der Hr. v. Weltheim ſo glücklich geweſen, in einem Garten bey Wolfenbüttel eine ſchöne Säule von antikem Marmor, die als Gartenwalze gebraucht wurde, von dem Beſitzer für 5 Thaler zu erkaufen. Dieß veranlaßte ihn zu weitern Nachforſchungen, und er erhielt nun auch noch 2 treflich erhaltenen Säulen

Athenäus, wovon bis jetzt ein Band Text, ein Band Kommentar des Kaſaubonus und ein Band Ueberſetzung des Villebrune im Schäferſchen Verlage erſchienen ſind, hat ſich wirklich ſchon mit Hrn. du Theil deswegen in Verbindung geſetzt, und wird nächſtens das weitere bekannt machen. D.

kein Sclave iſt; man braucht ihm nur zu gefallen, um zu allem tüchtig befunden zu werden. Perikles herrſchte, ohne die äuſſerlichen Zeichen der königlichen Würde zu tragen, ſo unumſchränkt in dem freyen Athen, als Artaxerxes in dem unterthänigen Aſien. Seine Talente, und die Künſte die er von der ſchönen Aſpaſia gelernt hatte, erwarben ihm eine Art von Oberherrſchaft, die nur deſto unumſchränkter war, da ſie ihm freywillig zugeſtanden wurde; die Kunſt eine groſſe Meynung von ſich zu erweken, die Kunſt zu überreden, die Kunſt von der Eitelkeit der Athenienſer Vortheil zu ziehen und ihre Leidenſchaften zu lenken; dieſe machten ſeine ganze Regierungskunſt aus. Er verwikelte die Republik in ungerechte und unglükliche Kriege, er erſchöpfte die öffentliche Schazkammer, er erbitterte die Bundsgenoſſen durch gewaltſame Erpreſſungen; und damit das Volk keine Zeit hätte, eine ſo ſchöne Staats-Verwaltung genauer zu beobachten, ſo bauete er Schauſpielhäuſer, gab ihnen ſchöne Statuen und Gemählde zu ſehen, unterhielt ſie mit Tänzerinnen und Virtuoſen, und gewöhnte ſie ſo ſehr an dieſe abwechſelnden Ergözungen, daß die Vorſtellung eines neuen Stüks, oder der Wettſtreit unter etlichen Flötenſpielern zulezt Staats-Angelegenheiten wurden, über welchen man diejenigen vergaß die es in der That waren. Hundert Jahre früher würde man einen Perikles für eine Peſt der Republik angeſehen haben; allein damals würde Perikles ein Ariſtides geweſen ſeyn. In der Zeit worinn er lebte, war Perikles, ſo wie er war, der gröſte Mann

der

len von verde antico um eine Kleinigkeit zum Kauf. Man vermuthet, daß Heinrich der Löwe dieſe Alterthümer zur Erbauung einer Kapelle mit aus Italien gebracht habe.

VIII.

Literariſche Durchflüge.

3.

Biografieen.

Im Fache der Biografie hat uns die vorige Oſtermeſſe einige ſchöne und unverwelkliche Blumen auf den Gräbern edler teutſcher Männer gebracht. Nikolai hat ſeinem vieljährigen Pyrmonter Bade-Freunde Juſtus Möſer durch ein unterhaltend geſchriebenes und nach ſeiner Art mit mancherley literariſchen Nachrichten durchflochtenes Leben ein dankenswerthes Denkmal geſetzt, daß eigentlich zur Einleitung in die von Nikolai geſammelten kleinen vermiſchten Schriften Möſers beſtimmt iſt, aber auch beſonders verkauft wird. Man lernt daraus Möſer, den allbetrauten Staatsmann und Möſer den Schriftſteller genauer kennen. Der hier ausgezogene Geiſt der Möſerſchen Schriften, die Parallele mit Sturz, die Entſtehungsgeſchichte ſeiner Fantaſieen, und viele andere, ſehr zweckmäßige literariſche Winke werden jedem willkommen ſeyn. Nur Möſer den Menſchen, den Hausvater möchte man gern noch genauer geſchildert ſehen, als es hier geſchieht. Denn auch hier war er Muſter für ſeine Osnabrücker Mitbürger durch Simplicität und Entfernung alles Luxus

in

in seinen Umgebungen. Aehnlich und jedem Verehrer Mösers — und welcher Teutsche ist dieß nicht? — erfreulich sind auch beyde, zu Anfang und am Ende gegebene Abbildungen des unvergeßlichen Mannes.

Von einer andern Gattung ist die Biografie eines geschätzten teutschen Künstlers: Johann Heinrich Tischbein als Mensch und Künstler dargestellt von J. Fr. Engelschall. Nürnb. Raspe 173 S. in gr. 8. mit einem wohlgetroffenen Bildniß Tischbeins. Die Klage, die Hr. Huber in der Vorrede seines trefflichen Handbuchs über die Kupferstecher und ihrer Werke wegen der Schwierigkeit führt, auch nur die unentbehrlichsten Angaben zu den Lebensumständen teutscher Künstler genau zu erfahren, entsteht vorzüglich aus Mangel biografischer Nachrichten. Eine der geehrtesten und zahlreichsten teutschen Künstlerfamilien ist die Tischbeinische, und diese Biografie, die den 1789 in Kassel verstorbenen, berühmten Hofmaler zum Gegenstande hat, füllt eine sehr gefühlte Lücke sehr befriedigend aus. Sie gehört dem Inhalte und der Einkleidung nach zu den besten, die man in diesem Fache aufzuweisen hat. Engelschall war Freund des Verstorbenen und Kenner seiner Kunst. Mit der Verfertigung dieser Biografie beschloß er, wie sein edler Freund Hr. Prof. Justi in einer Nachschrift rührend bemerkt, seine eigene Laufbahn, und setzte sich, ohne es zu ahnden, zugleich selbst dadurch einen Denkstein auf sein Grab. Bey allen verdienten Lobsprüchen, die der Biograf einem Künstler ertheilt, dem nicht bloß Kassel und der Weiße Stein, sondern auch die Michaeliskirche in Hamburg und viele andere Sammlungen so vieles verdanken, und der gewissermaßen der Stifter einer eignen Kunstschule für Teutschland wurde, verbirgt er doch die Schwächen seines Helden nicht, deutet sie aber, wie sichs gebührt, mit zarter Schonung nur leise an. Man weiß, daß Kenner in seinem lebhaften Kolorit

lorit ſeinen zu bunten Vortrag und manche Härte in der Zuſammenſtellung der Farben tadelten, und die franzöſiſch-venezianiſche Manier in dem Schüler des Vanloo und Piazzetta nicht vermißten. Dieß berührt auch Engelſchall S. 87 mit vieler Feinheit. Vernachläſſigung des Koſtums iſt ihm in ſeinen hiſtoriſchen Stüken nicht ohne Grund vorgeworfen worden. Der Biograf läßt auch dieß nicht unbemerkt, und ſetzt S. 67 ſehr treffend hinzu: „ſeine handelnden Perſonen haben ſelten das Nazionalgepräge ihres Landes, es ſind keine Griechen oder Römer, ſondern Teutſche und Franzoſen.“ Aber man wird überall nicht bloß den Künſtler, ſondern auch den Menſchen, den Freund und Vater Tiſchbein aus dieſen Nachrichten liebgewinnen, und das vollſtändige kaiſonnirte Verzeichniß ſeiner Gemälde, Skizzen und Handzeichnungen (zuſammen 350 Nummern) macht den Beſitz dieſes Buchs jedem Kenner und Sammler unentbehrlich.

Unter dem Titel: Georg Forſter, Fragment einer Karakteriſtik der teutſchen Klaſſiker, hat Hr. Friedrich Schlegel im erſten Hefte des Lyceums der ſchönen Künſte dem ſo oft aus engbrüſtiger Politik verläſterten Manne, als Weltbürger und Schriftſteller, ein ſöhnendes Todtenopfer gebracht. Gerade ſo würde ſich Forſter ſelbſt beurtheilt und gewürdigt haben. Seine noch ungedruckten Briefe liefern dazu unwiderſprechliche Beweiſe.*)

Noch verdienen hier zwey biografiſche Verſuche aus älterer Geſchichte eine Erwähnung, wovon wenigſtens die eine reich an eigenen Forſchungen und gutgezogenen Reſultaten iſt. Der oben genannte, auch durch viele andere gemeinnützige und mit durchwärmender Herzlichkeit

ger

*) Der Merkur wird in den nächſten Stücken ſehr intereſſante Auszüge aus dieſen Briefen liefern können, da ſie ihm zu dieſer Abſicht mitgetheilt worden ſind.

geschriebenen Schriften *) bekannte Hr. Prof. Justi in Marburg hat der ehemaligen berühmten Schutzpatronin seines Wohnorts, der heiligen Elisabeth, ein schönes Denkmal gesetzt: Elisabeth die Heilige, Landgräfin v Thüringen, nach ihren Schicksalen und Karakter dargestellt. Zürich. Ziegler, 193 S. 8. mit einem Titelkupfer und der Abbildung des Begräbnißmonuments der Heiligen in der teutschen Ordenskirche zu Marburg. Daß es dem fleißigen Biograsen nicht etwa bloß um einen historischen Roman im beliebten Modegewande zu thun gewesen sey, beweist das in der 46 Seiten langen Vorrede mit Kennerschaft gewürdigte Quellenverzeichniß, und jener der Erzählung selbst mit Auswahl untergesetzte Beleg. Der Karakter der frommen, gutmüthigen Elisabeth ist gut aufgefaßt, und ohne falsch hineingetragenes Licht im Reflex ihres eigenen Zeitalters beleuchtet. An Schatten kann es einem Gemälde nicht fehlen, wo ein Magister Konrad von Marburg die Beichtvater- und Inquisitorrolle spielt. Dem heuchlerischen Buben ist hier nichts als volle Gerechtigkeit widerfahren. — Mehr auf bloße Unterhaltung und Wirkung durch den Kontrast guter und schlechter Karaktere berechnet, und ohne alle neue historische Prüfung geschrieben ist, Peter der Grausame, König von Kastilien. Ein Versuch historischer Darstellung. Berlin, Vieweg 178 S. in 8. Aber auch so kann es für eine zahlreiche Klasse der Leser, welchen endlich die lose Speise unserer Sagen der Vorzeit und Ritterromane zu ekeln anfängt, ein gesundes und schmackhaftes Gericht seyn.

*) So hat er ganz neuerlich einen Plan zur Verbesserung der Bürgerschule in Marburg nebst einem Vorschlage zur Errichtung eines Leichenhauses (Marburg, zum Besten armer Schulkinder 115. S. in 8.) herausgegeben, voll reifer Einsichten und regen Eifers für die gute Sache. Möge dieser gute Same einen dankbaren Boden finden.

Bey G. J. Göschen in Leipzig werden zu Michaelis 1797 folgende Bücher fertig:

Alxingers Doolin von Maynz. Ein Rittergedicht in 10 Gesängen ganz umgearbeitete Ausgabe in gr. 8. auf geglättetes Velin-Papier schönster Sorte mit 6 Kupfern von John 6 Thlr. dasselbe, Schreibpapier mit den nehmlichen Kupfern gr. 8. 3 Thlr.

Der verewigte Dichter hat dieses Werk noch vor seinem Tode vollendet und der Welt als ein schönes Vermächtniß hinterlassen. Mehr als acht Jahre hat er sein Genie und einen unermüdeten Fleiß der Verbesserung gewidmet; keine Strophe beynahe kein Vers ist unverändert geblieben, und so hat er sich selbst in seinem Doolin ein Denkmahl gesetzt, welches die Zeit nicht zerstöhren wird. Herr John und der Verleger haben sich bemühet durch Kupfer und Druck die Dankbarkeit öffentlich zu beweisen welche ihnen die Freundschaft des Dichters zu einer heiligen Pflicht gemacht hat.

Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der Moral, der Religion und Rechtslehre nach den Gründen der Vernunft von Fr. Heinr. Christ. Schwarz.

Erstes

Erstes Lehrbuch oder Katechismus der Vernunft 8. 8 gr. derselben vollständiges Lehrbuch in 2 Theilen 1 Thlr. 16 gr.

Auch dieses Werk ist in der zweyten Ausgabe ganz umgearbeitet und durch anhaltendes Nachdenken und Fleiß zu einem vortrefflichen Werke geworden, worin die auf den Titel angegebenen Gegenstände neu, gründlich und faßlich für alle Stände behandelt, und in einer edlen und andringlichen Sprache vorgetragen sind.

Die menschliche Natur und die Mittel ein hohes Alter zu erreichen, für Personen die sich einer sitzenden Lebensart widmen, insonderheit zur frühen Beherzigung junger Studierender auf Schulen und Universitäten. Von D. J. H. Jördens, Hofrath und praktischen Arzt.

Dieses Buch enthält einen deutlichen Unterricht von dem Bau und den Verrichtungen des menschlichen Körpers, von der Erhaltung seiner Gesundheit und der Gesundheit des Geistes. Die beygefügten anatomischen und physiologischen Abbildungen, nach den besten Mustern von Herrn Capieux gestochen und illuminirt, sind in der Absicht hinzugefügt um den nöthigen Vorschriften zur heilsamen Lebensordnung

deſto mehr Anſchaulichkeit und Nachdruck zu geben.

Predigten mit Hinſicht auf herrſchende Fehler und Bedürfniſſe unſers Zeitalters. 1 Thlr.

Ich glaube, daß ſich dieſe Predigten durch einen herzlichen Vortrag voll ſchöner Einfalt, durch eine natürliche Gedankenfolge in einer fruchtbaren Kürze, die nur Folge eines anhaltenden Nachdenkens über den Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfange ſind, durch die weiſe Wahl der Gegenſtände in Rückſicht des jetzigen Zeitalters auszeichnen und bekannt zu werden verdienen.

Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt nebſt der Analyſe einer komiſchen und tragiſchen Rolle. 10 gr.

Der Herr Verfaſſer ſagt in der Vorrede: da die Schauſpieler ſo geneigt ſind, ſich ihre Kunſt recht leicht zu machen; ſo bin ich darauf ausgegangen ſie ihm recht ſchwer darzuſtellen. Ich habe dem Schauſpieler zu dem Ende zu iſolieren geſucht, das heiſt, ich habe ihn zu einem vom Dichter getrennten Kunſtwerke, mithin zu einem durch ſich ſelbſt beſtehenden Weſen gemacht, und ihm die Bequemlichkeiten, welche er ſich aus der dramatiſchen Dichtung zur

Stütze

Stütze und zum Rückenhalt zueignen möchte, hinweg genommen.

Entwicklung des Jfflandischen Spiels in 14 Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater. 8. Leipzig bey G. J. Göschen.

Auszug aus einer öffentlichen Anzeige.

So unbedeutend dieses Werk auf den ersten Anblick scheinen mag, so wichtig ist es doch für die Kunst. Scharfsinnig und geschickt wird hier die Schauspielkunst in vierzehn der schönsten Rollen eines der größten Schauspieler entwickelt, von einem Manne der mit seltner Gelehrsamkeit Geschmack, Wärme der Darstellung und Kenntniß des Ganges der Kunst bey andern Nationen besitzt. So ist diese dramaturgische Schrift entstanden die unter die vorzüglichsten gehört, deren sich irgend eine Nation rühmen kann, und der Deutschen Kunst Achtung im Auslande erwerben wird.

Dem Kenner, der so glücklich gewesen ist Jffland spielen zu sehen, wird der Genuß durch Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger, Verfasser dieses Werks, wiederholt; der, dem dieses Vergnügen nicht zu Theil ward, wird einigermaßen entschädigt; der Liebhaber der mit Verstand genießen will, erhält Belehrung und der Schauspieler ein Handbuch, das für ihn nicht ohne Nutzen seyn wird.

Teutſcher Merkur.

15. Stück 1797.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig

Inhalt.

I. Ein Gespräch über Unsterblichkeit. — 92

II. Ueber die Volkssouverainität. Ein Probestück aus der sechsten Ausgabe des von Sonnenfelsischen Handbuches der politischen Wissenschaften. — 115

III. Die Gespielinnen am Grabmahl der Tochter Jefta's. Von Freudentheil. — 134

IV. Proben Horazischer Uebersetzungen. Von F. A. Eschen. — 139

V. Einige fliegende Blätter in Bezug auf den teutschen Merkur. — 143

VI. Holländische Theaterscenen. — 153

VII. Auszüge aus Briefen.

Ausländische Korrespondenz.

1. London. Literarische Neuigkeiten. — 166

2. London. Politische Neuigkeiten. Mouet morres. William Owen. Davies. Neuste Romane. — 171

3. Paris. Ueber den 18ten Fräktidor. Literarische Neuigkeiten. Kunstschätze aus Rom. — 173

4. Rom. Visconti. Antiken bey Pizerno. Abate Bella. — 183

5. Neapel. Antiquarische Nachrichten. — 185

Inländische Korrespondenz.

1. Von der Lahn. Lage der Bewohner jener Gegend. Ueber General Hoche. — 186

2. Breslau. Garve. Kansch. — 191

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich pränumeriren.

der Republik; der Mann der Athen zu dem höchsten Grade der Macht und des Glanzes erhub, den es zu erreichen fähig war; der Mann, dessen Zeit als das goldne Altar der Musen in allen künftigen Jahrhunderten angezogen werden wird; und, was für ihn selbst das interessanteste war, der Mann, für den die Natur die Euripiden und Aristophane, die Phidias, die Zeuxes, die Damonen, und die Aspasien zusammen brachte, um sein Privatleben so angenehm zu machen, als sein öffentliches Leben glänzend war. Die Kunst über die Einbildungskraft der Menschen zu herrschen, die geheimen, ihnen selbst verborgnen Triebfedern ihrer Bewegungen nach unserm Gefallen zu lenken, und sie zu Werkzeugen unsrer Absichten zu machen, indem wir sie in der Meynung erhalten, daß wir es vor den ihrigen sind, ist also, ohne Zweifel, diejenige, die ihrem Besizer am nüzlichsten ist, und dieses ist die Kunst welche die Sophisten lehren und ausüben; die Kunst, welcher sie das Ansehen, die Unabhänglichkeit und die glüklichen Tage, deren sie genieſſen, zu danken haben. Du kanst dir leicht vorstellen, Callias, daß sie sich in etlichen Stunden weder lehren noch lernen läßt; allein meine Absicht ist auch für izt nur, dir überhaupt einen Begriff davon zu geben. Dasjenige, was man die Weisheit der Sophisten nennt, ist die Geschiklichkeit sich der Menschen so zu bedienen, daß sie geneigt sind, unser Vergnügen zu befördern, oder überhaupt die Werkzeuge unsrer Absichten zu seyn. Die Beredsamkeit, welche diesen Nahmen erst alsdann verdient, wenn sie

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnirt, auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission- und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Postamt Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkurs.

Anzeige.

Den Freunden der teutschen Poesie, welche das Gedicht von Neubeck, die Grundbrunnen, schon kennen, oder doch durch die Beurtheilung in der A. L. Z. No. 243. aufmerksam darauf gemacht worden sind, wird die Nachricht willkommen seyn, daß, da die erste sehr wenig zahlreiche Auflage vergriffen, der Buchhändler Göschen, dessen Eifer für die Beförderung unserer Literatur durch umfassende typografische Unternehmung schon bekannt ist, eine neue geschmackvolle Ausgabe in groß Quart, mit großen lateinischen Typen, auf dem schönsten geglätteten Velinpapier, und mit Landschaften in aqua tinta geziert, veranstaltet, die entweder zur Oster- oder Michaelis-Messe des künftigen Jahres erscheinen wird. Da man immer noch behauptet, daß wir es in der typografischen Kunst den Ausländern nicht gleich thun können, so wird er sich bemühen, namentlich mit der in Basel erscheinenden Ausgabe von des Delille Georgiques Françaises zu wetteifern, wozu das teutsche Gedicht, von dem in einer der geachtetsten brittischen Zeitschriften schon eine Uebertragung ins Englische mit Anwendung auf das dortige Lokal gewünscht ward, während man es unter uns noch wenig bemerkt hatte, vollkommen in andern Hinsichten als Gegenstück betrachtet werden kann. Um für die Bedürfnisse aller Käufer zu sorgen, wird zugleich eine wohlfeilere kleine Ausgabe gedruckt werden.

Ich wiederhole di
an die Leſer dieſer Mo
ihren reſp. Buchhandlu
melden. Der Aufwand
des Journals feſtbeſteh
beſtellte Zahl drucken l
linze die unangenehme
ſem Jahre der Fall we

die ſchon im vorigen Jahre dringend wiederholte Bitte
onatsſchrift, ſich noch vor Ablauf des November bey
ungen oder Poſtämtern wegen den neuen Beſtellungen zu
nd iſt zu groß und der noch immer ſeit der Begründung
hende Preis zu gering, um auch nur Ein Stück über die
laſſen zu können, woraus denn freilich für manche Spät
Folge entſpringen muß, daß ſie, wie es ſchon in die-
ar, leer ausgehen müſſen.

Wieland.

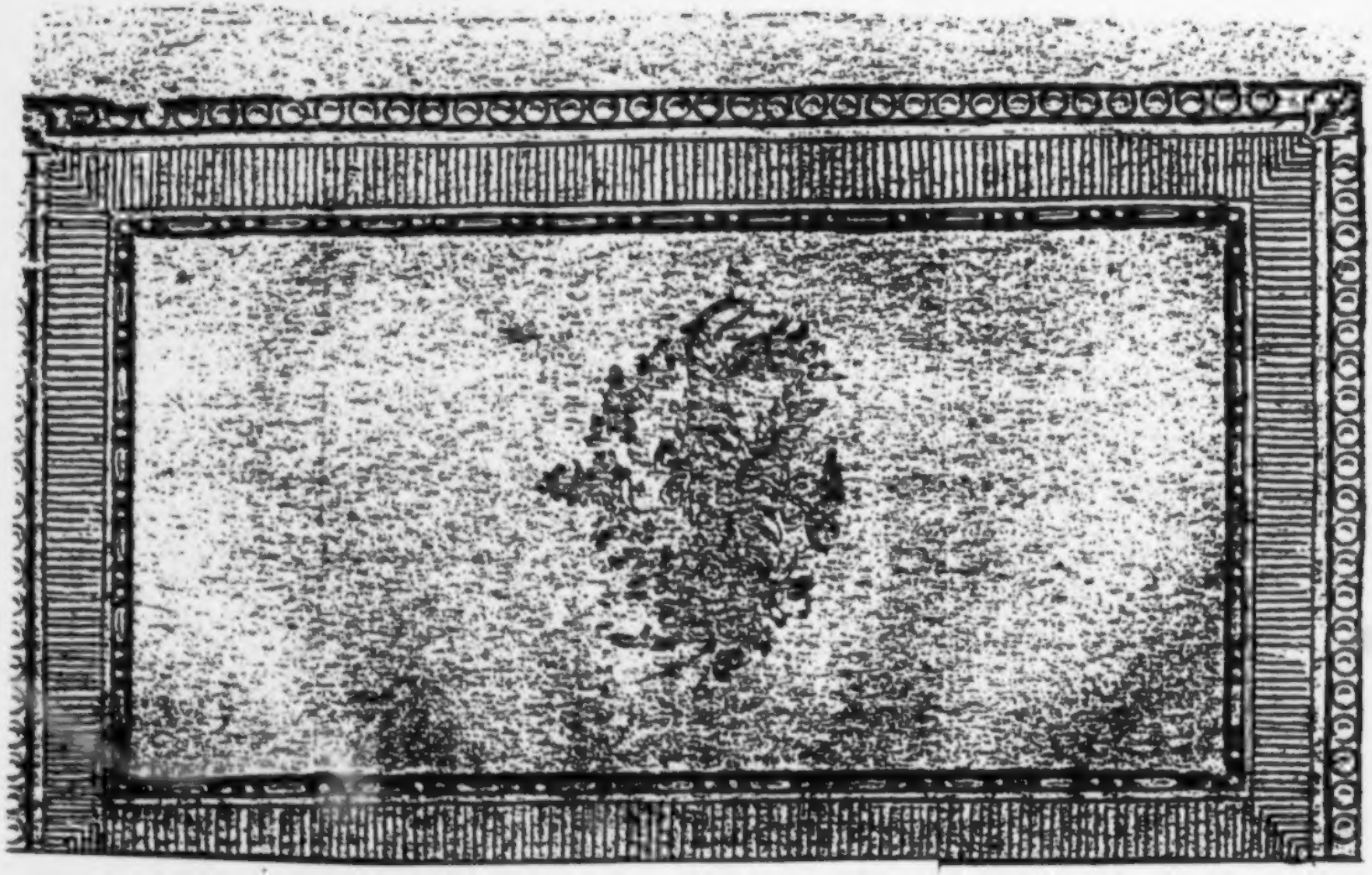

Der neue Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1797.

I.

Ein Geſpräch.

X. Wenn für uns Menſchen mit dieſem Leben alles aus iſt, welchen Vorzug verdient der edelſte Mann vor dem gröſten Böſewicht?

Geſundheit, Stärke und Schönheit des Körpers, Verſtand und andere ſogenannte Geiſtesgaben, Stand und Vermögen waren bey beiden gleich; das Volk, das beyder Karakter nicht kannte, erzeigte beyden gleiche Achtung; ſie erreichten beyde 90 Jahre, und ſtarben lebensſatt, ohne Hoffnung und ohne Furcht. Nun liegen beyde da, jeder eine Handvoll Staub, den der Wind verweht. Sage! welcher verdient den Vorzug?

U. Staub iſt Staub, und ein Staub iſt des andern werth.

X. Aber — als ſie beyde noch lebten, und du einmal beyden ins Herz ſaheſt, da ſprachſt du: dieſer,

ser, welch ein edler Mann! und jener, welch ein Böſewicht!

U. Was kümmert das den Staub? Keiner wird dadurch beſſer noch ſchlechter.

X. Aber — wenn ſie beyde im Leben wußten, daß du von ihnen urtheilteſt? —

U. Auch das macht den einen nicht beſſer, den andern nicht ſchlechter. Und was war ihnen das Urtheil eines Einzigen? Das Volk hielt beyde gleich, weil der eine zu ſeyn ſchien, was der andere war.

X. Aber — iſt nicht das was iſt mehr werth, als das was nur zu ſeyn ſcheint? Iſt Gold nicht mehr werth als Scheingold?

U. Wenn die Menſchen Scheingold und ächtes Gold nicht zu unterſcheiden wüßten, ſo hätte beydes für ſie gleichen Werth und gleichen Preis. So auch Scheintugend und ächte Tugend.

X. Aber du, der du einmal jenen beiden Leuten ins Herz ſahſt, was ſagſt du dazu?

U. Sie ſtrengten beyde alle ihre Kräfte an, der eine immer rechtſchaffen zu ſeyn, der andere es immer zu ſcheinen. Beyde erreichten in gleichem Maße ihren Zweck. Jetzt ſind ſie beyde gleich; denn, Staub iſt Staub.

X. Aber — eben dieſes Beſtreben zu ſcheinen was man nicht iſt, beweiſet doch, daß Rechtſchaffenheit

senheit ein Gut seyn muß, über dessen hohen Werth die Stimme des Menschengeschlechts einig ist.

U. Das wohl — Wenn es aber nur bloß auf den Nutzen ankäme, so wäre hier Seyn um nichts mehr werth als Scheinen. Ein böser Mensch, mit dem Schein der Tugend umgeben, kann für sich auf dieser Welt wenigstens so weit kommen, und auch sogar der Gesellschaft eben so wichtige Dienste leisten, als ein Guter. Ist nicht eine Banknote die das ganze Volk respektirt, eben so viel werth als baares Geld?

X. Aber — glaubst du denn nicht, daß es für den Menschen selbst besser wäre, lieber wahr und gerecht zu seyn, als nur so zu scheinen? Wie viel Mühe muß es nicht kosten, alle seine Reden und Handlungen zu übertünchen.

U. Gesetzt. Glaubst du denn aber, daß Ueberwindung großer Schwierigkeiten Verachtung verdiene? Glaubst du, daß Der unbedingt mehr werth sey, der sich die Sache leichter macht? Und, wenn der Böse fände, daß es auch nicht leicht sey, immer wahr und gerecht zu seyn; — und, wenn er fände, daß die Welt oft den Tugendhaften verfolgt und verachtet, und den Böswicht liebt und ehrt —

X. Aber das alles beweiset doch nur, daß niemand auf der Welt den wahren Werth eines andern Menschen bestimmt, noch bestimmen kann. Wie aber, wenn ein Mensch sich nicht mit fremden, sondern

dern mit seinen eigenen Augen betrachtet? wenn er in die Tiefen seines eigenen Herzens schaut, und sich selbst seinen eignen Werth bestimmt? —

U. Dann könnte er zu sich selbst sagen: „Ich „will, so lange mein Daseyn währt, wohl und ver„gnügt leben, geehrt, geliebt und wohl bedient seyn. „Durch was für Mittel ich dieses erlange, kann „mir gleich gelten; und wenn ich es erlange, was „will ich mehr? Ich habe meinen Zweck erreicht, bin „für meine Mühe belohnet, ehre mein Verdienst, „und freue mich meines Glücks. Was kümmert „mich das Wohl des Menschengeschlechts? Unser „längstes Leben ist nur ein Augenblick, und — „Staub ist Staub."

X. Aber wenn der Mensch glaubt, daß ein Gott sey, der gute Menschen mehr als böse schätze? —

U. Was zwingt ihn das zu glauben? Und wenn er's glaubte? — was kümmert ihn das Urtheil eines noch so hohen Wesens, das auf sein Wohl und Weh keinen deutlichen Einfluß zeigt? eines Wesens, das in dem Laufe dieser Welt den Guten vor dem Bösen keinen Vorzug zu geben scheint. Der Gerechte wächst und fällt wie der Ungerechte, und — Staub ist Staub.

X. Aber kann ein böser Mensch hier wirklich glücklich seyn?

U. Es scheint so.

X.

X. Aber ſcheinen iſt noch nicht ſeyn. Kann er ſich ſelbſt innerlich ohne Scham und Verachtung anſchauen?

U. Warum nicht? Er könnte ſich ſelbſt als ein höheres Weſen ehren, dem, ſo lange es da iſt, ſo viele gemeine Menſchen, oder ſogenannte vernünftige Thiere, zu Gebot und Gebrauche ſtehen.

X. Aber ich fühle es in meinem Innerſten — das kann nicht ſeyn. Und du, der du einmal jenen beyden Menſchen ins Herz ſahſt, ſprich nach deinem eigenen wahren Gefühl! Welchem von beyden gabſt und giebſt du den Vorzug?

U. O! dem edlen Mann! Aber — iſt das nicht vielleicht Vorurtheil unſerer Erziehung?

X. Das müßten Leute wie wir überwinden können. Kannſt du das? ich vermag's nicht.

U. Auch ich nicht. Aber was wir beyde nicht vermögen, können vielleicht andere.

X. Frage alſo denkende Menſchen.

U. Aber vielleicht ſchwebt uns allen insgeheim immer der eigene Vortheil vor, den wir davon hätten, wenn alle andre Menſchen gegen uns wahr und gerecht wären.

X. Man kann einem Menſchen ſein ganzes Glück zu danken haben, und dieſes laut erkennen, ohne ihn deswegen im Herzen hoch zu ſchätzen; man

kann durch einen andern unglücklich geworden seyn und sich laut über ihn beschweren, ohne ihn deswegen zu verachten. Ist's nicht so? — Wenn wir die Sache genauer betrachten, so findet sich's, daß wir den wahren Werth der Menschen gar nicht nach ihren Handlungen, sondern nach ihren Gesinnungen schätzen.

U. Aber wer in der Welt kann mit Zuverlässigkeit anderer Menschen Gesinnungen wissen?

X. Man beurtheilt einzelne Handlungen eines Menschen nach allen damit verbundenen Umständen; man vergleicht sie mit andern ähnlichen Handlungen; man schließt nach Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit; man versetzt sich ganz in die Stelle des zu beurtheilenden Menschen; man betrachtet, mit was für Gesinnungen man in dem gegebenen Falle hätte handeln können, oder hätte handeln sollen, und entscheidet dann, nach Regeln der Wahrscheinlichkeit, daß der und der diese oder jene seinen innern Werth bestimmende Gesinnungen gehabt habe.

U. Und irrt sich vielleicht gewaltig.

X. Das kann geschehen, und geschieht täglich, ändert aber die Sache nicht. Um den Werth eines Menschen, als eines Menschen, zu bestimmen (anders ist's, wenn wir ihn als Staatsmann, als Krieger, als Lehrer, als Geschäftsmann u. s. w. betrachten), will man nicht sowohl den äußern Zweck, nicht sowohl die Mittel der Ausführung, nicht den Erfolg,

im Stand iſt, die Zuhörer, wer ſie auch ſeyn mögen, von allem zu überreden, was wir wollen, und in jeden Grad einer jeden Leidenſchaft zu ſezen, die zu unſrer Abſicht nöthig iſt; eine ſolche Beredſamkeit iſt unſtreitig ein unentbehrliches Werkzeug, und das vornehmſte wodurch die Sophiſten dieſen Zwek erreichen. Die Grammatici bemühen ſich, junge Leute zu Rednern zu bilden; die Sophiſten thun mehr, ſie lehren ſie Ueberreder zu werden, wenn mir dieſes Wort erlaubt iſt. Hierinn allein beſteht das Erhabne einer Kunſt, die vielleicht noch niemand in dem Grade beſeſſen hat, wie Alcibiades, der in unſern Zeiten ſo viel Aufſehens gemacht hat. Der Weiſe bedient ſich dieſer Ueberredungs-Gabe nur als eines Werkzeugs zu höhern Abſichten. Alcibiades überläßt es einem Antiphon, ſich mit Ausfeilung einer künſtlichgeſezten Rede zu bemühen; er überredet indeſſen ſeine Landsleute, daß ein ſo liebenswürdiger Mann wie Alcibiades das Recht habe zu thun, was ihm einfalle; er überredet die Spartaner zu vergeſſen, daß er ihr Feind geweſen, und daß er es bey der erſten Gelegenheit wieder ſeyn wird; er überredet die Königin Timea, daß ſie ihn bey ſich ſchlafen laſſe, und die Satrapen des großen Königs, daß er ihnen die Athenienſer zu eben der Zeit verrathen wolle, da er die Athenienſer überredet, daß ſie ihm Unrecht thun, ihn für einen Verräther zu halten. Dieſe Ueberredungskraft ſezt die Geſchiklichkeit voraus, jede Geſtalt anzunehmen, wodurch wir demjenigen gefällig werden können, auf den wir Abſichten haben; die Geſchiklich-

keit,

ſondern die Abſicht oder den innern Zweck ſeiner Handlungen; kurz, man will ſeine Geſinnungen, ſeinen Karakter kennen.

U. Das iſt wahr; aber iſt's auch vernünftig?

X. Muß doch wohl, weil die ganz allgemeine Menſchen-Vernunft ſich dafür erklärt. — Leonidas beſetzte mit einer kleinen auserleſenen Schaar die Engen bey Thermopylä, um den Perſern das Eindringen in Griechenland zu wehren; er erſchlug viele tauſend Feinde und verbreitete Furcht und Schrecken im ganzen perſiſchen Heere; er ward überwältiget und mit allen ſeinen Begleitern niedergemacht; die Perſer drangen ein, und verheerten das Land — Leonidas ſtarb den Tod der Helden. „Den ſtarben viele; warum ſtarb Er ihn?" Er weihte ſich ſelbſt freywillig einem gewiſſen Tode, für die Freyheit, die Wohlfahrt und die Nazional-Ehre ſeiner Brüder, der Griechen, die nach ihm leben würden. „Waren „das ſeine aufrichtige Geſinnungen?" Alles was wir von ihm wiſſen, berechtigt uns das zu glauben. „Ein großer Menſch!" — Laſſen wir nun ſeine Geſchichte wie ſie iſt, und dichten ihr andere Geſinnungen an — Er wollte durch eine auffallende Probe ſeiner klugen Anordnung und Tapferkeit den großen König für ſich gewinnen, und mit ihm die Herrſchaft über Griechenland theilen. „O! der ſchlechte Menſch! „es geſchah ihm recht! Schade um die braven Leute, „die es mit ihrem Vaterland ehrlich meinten, und „ſo ſchändlichen Abſichten aufgeopfert wurden!"

U. Aber die Griechen —

X. Der Erfolg wäre für sie eben derselbe gewesen, ob Leonidas diese oder jene Absicht gehabt hätte. Auch priesen sie in jener berühmten Grabschrift nicht die Großthaten, sondern die edlen Gesinnungen des Helden und seiner Streitgenossen; nicht die That die sie kannten, sondern die Gesinnungen die sie doch immer nur vermuthen konnten. Aber, lassen wir die Griechen, und sprechen von uns selbst, die wir weder Griechen noch Perser sind. Müßten wir nicht sagen: für die Griechen zwar hat Leonidas viel gethan, er selbst aber war ein Thor; denn mit ihm war doch für ihn alles aus; Staub ist Staub.

U. Aber der Nachruhm!

X. Der Nachruhm? Was ist der Nachruhm für den der ihn hat? Und wer hat ihn? der Staub doch nicht — Was ist er überhaupt? Wie wird er ausgetheilt? und von wem? Wie weit reicht er? wie lange währt er? u. s. w. — Sokrates starb den Tod der Weisen, für erkannte Wahrheit und Recht. Es stand ihm frey sein Leben zu retten, wenn er das mit seinen Begriffen von Recht zu vereinigen vermochte; und er war der Mann, der den wahren Werth des Nachruhms zu würdigen verstand. Oder, würden wir ihn höher schätzen, wenn wir glaubten, daß er nur darum den Giftbecher getrunken habe, damit die Nachwelt viel davon schwatzen möchte? Ein Beyspiel wollte er lassen, das ist wahrscheins-

ſcheinlich; aber was hatte er davon? Machte das ſeinen Staub glücklicher und edler als andern Staub? Sage! folgt nicht aus dem allen, daß wir Den für den größten Menſchen halten, der für ſeine gerechte, große und gute Geſinnungen in dieſer unſerer Sinnenwelt gar keine Belohnung verlangt, noch hofft, noch hoffen kann?

U. Wahr, aber ſonderbar! Wir beſtimmen alſo den Werth oder Unwerth eines Menſchen, nicht nach dem, was er für ſich oder andere gethan, ſondern nach den Geſinnungen, aus und mit welchen er es gethan hat. Was gehen uns die Geſinnungen an?

X. Freylich ſonderbar! Laß aber einen Menſchen die höchſte Stufe des Glücks auf dieſer Welt erreicht, laß ihn auch viele Tauſend andre glücklich gemacht, und ſo lange er lebte, die größte Achtung und Liebe und Anbetung genoſſen haben! Sobald wir erfahren, oder nur mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß er nie mit Wahrheit und Gerechtigkeit, nicht aus anerkannter Pflicht, ſondern bloß aus eigennützigen Abſichten, und für dieſer Welt Lohn gehandelt habe — weg iſt alle unſre innere Achtung für ihn. Wir ſagen dann: „er war wohl ein „großer Fürſt, ein großer Held, ein feiner Staatsmann, ein großer Gelehrter; er mag allenfalls, „nach meinen Begriffen, ein großer Mann heißen; „aber, — er war kein großer Menſch — oder „gar — er war ein ſchlechter Menſch.“ —

U. Aber einen vernünftigen Grund muß das doch haben?

X. Haben? ich denke ja, wenn wir anders vernünftige Weſen ſind. Ob wir aber anders dieſen vernünftigen Grund wiſſen oder ergründen können? dies iſt eine andere Frage.

U. Ich dächte — die Natur hat uns ſo eingerichtet. Der Menſch iſt eine moraliſche Maſchine, oder ein moraliſches Thier, oder, um allen Streit über Worte zu meiden, ein moraliſches Weſen. Wahrheit und Gerechtigkeit iſt ſein eigenthümlicher, oder Ober-Inſtinkt, den er vor andern ihm ähnlichen Erdenweſen voraus hat. Wer nun dieſem Inſtinkt, — oder nennen wir es inſtinktartiges Gefühl, oder innern Sinn — kurz, wer dieſer ſeiner eigenthümlich-menſchlichen ſinnlichen Natur am gemäßeſten handelt, iſt der vollkommenſte Menſch, das vollkommenſte Weſen ſeiner Art, und wird von uns als ein ſolches verehrt.

X. Aber verehrten wir je irgend ein Thier, weil es ſeinem Inſtinkt gemäß lebt und handelt? Es kann nicht anders, ſagen wir, es muß ſo handeln. — Wenn wir zuweilen bey Betrachtung des Inſtinkts und Kunſttriebes der Thiere mit ehrerbietiger Bewunderung erfüllt werden, ſo war's wohl nie Ehrerbietung für das Thier das ſo handelt, ſondern für die Natur, oder die ſchaffende Weisheit, die es ſo eingerichtet hat.

U.

U. Indeſſen ſagen wir doch: dieſes Thier hat gröſsern, jenes geringeren Werth, als andere ſeiner Gattung.

X. Und denken dabey: dieß iſt beſſer, jenes ſchlechter eingerichtet oder gebohren, oder dieſes iſt ſtärker und geſünder, jenes ſchwächer und kränker u. ſ. w. Dabey iſt weder Ehre noch Schande.

U. Dennoch lehren und ſtrafen wir Thiere, die ſo handeln oder nicht ſo handeln als ſie handeln ſollten.

X. Das thun wir aber wohl nie deswegen, weil ſie ihrem angebornen Inſtinkt zuwider handeln, ſondern im Gegentheil deswegen, weil ſie ihn zu unſerm Vortheil oder Nachtheil befolgen. Wir betrachten ſie dann als Weſen denen wir Geſetze vorgeſchrieben haben, deren Befolgung oder Nichtbefolgung wir belohnen oder ſtrafen.

U. Sagen wir denn; die Menſchen gaben Geſetze, die jeder einzelne Menſch befolgen ſoll, und nach welchen jeder einzelne Menſch geſchätzt und gerichtet wird.

X. Sagen wir viel mehr: die Menſchen geben, äuſſern und erkennen innere Geſetze; ſie richten den Menſchen nach den erſtern, und ſchätzen ſeinen Werth nach den letztern. Gab's nicht Fälle genug, wo man ſich zu ſagen oder wenigſtens zu denken gedrungen fand: dieſer Menſch muß nach den gegebenen, oder nach allen vorhandenen Geſetzen, Strafe oder den Tod leiden, verdient aber demungeachtet groſse Verehrung? — und umgekehrt: dieſer Menſch

muß

muß nach den Geſetzen freygeſprochen oder belohnt werden, iſt aber demungeachtet ein ſchlechter Menſch, der Verachtung verdient? — kurz, wir kommen immer wieder dahin zurück: der Werth des Menſchen wird von uns nicht nach ſeinen Handlungen, ſondern nach ſeinen Geſinnungen beſtimmt; wir betrachten ſeine gute Geſinnungen nicht als etwas geſchenktes, ſondern als eigenes Verdienſt, und ſeine böſe Geſinnungen nicht als zufällige Schwachheit und Krankheit, ſondern als ſelbſtverdiente Schuld.

U. Aber noch einmal: was gehen uns die Geſinnungen an?

X. Das weiß ich nicht. Mit dem ganzen Erdenleben haben ſie nichts zu thun. Wenn unſer Daſeyn auf dieſe unſre Sinnenwelt beſchränkt ſeyn ſoll, ſo war — nach meiner Einſicht — der, welcher hier durch ſeine Kunſt den höchſten Grad des Erdenglücks erreichte, der größte Menſch; und der für Wahrheit nnd Recht leidende und ſterbende Tugendhafte — ein Narr.

U. Aber, wenn's wirklich ſo wäre? wenn uns unſere anders richtende Vernunft täuſchte?

X. O! dann — kannſt du dieſen unſeligen Gedanken verfolgen? Verſuch's!

U. Laſſen wir ihn. Aber, wenn's nicht ſo wäre; wenn unſre Vernunft Vernunft ſeyn ſoll, ſo

muß

muß ſie doch in dieſer für ſie ſo wichtigen Sache wenigſtens eine Spur zum Auswege ſehen.

X. Ich denke, die den Werth des Menſchen beſtimmende Geſinnungen müſſen mit etwas zuſammenhangen, das wir nicht kennen, nicht verſtehen, nicht wiſſen, noch wiſſen können; mit etwas, das wir uns unter der bildlichen Vorſtellung einer andern Welt, oder des Lebens nach dem Tode denken. Wiſſen wir denn was Gebürt, was Leben, was Tod, wiſſen wir was unſere ganze Sinnenwelt ſey? — Ein Strom bricht aus dunklen Felſen hervor, bietet ſich einen Augenblick unſern Sinnen dar, und ſtürzt ſich ſchnell in dunkle und unergründliche Tiefen. — So unſer Menſchenleben. — Wollten wir deswegen behaupten, daß das was wir davon ſehen alles ſey? Sind wir denn gewiß, daß wir der Weſen erſte ſind? und könnt's nicht Eines geben, dem jener Zuſammenhang, dem eine andere Verbindung, ein anderer Zuſtand der Dinge hell und offen da läge, den wir höchſtens nur ahnden können?

U. Ahnden, vermuthen, glauben. — Aber, warum denn nicht wiſſen?

X. Warum? — Warum ſind wir nicht größer als die vernunftloſen Elefanten? Warum leben wir nicht tauſend Jahre? Warum ſehen wir nicht die Bürger im Uranus? Warum ſprachen wir nicht mit dem Manne im Mond? Warum wurden wir gebohren? warum ſind wir Menſchen? ꝛc. ꝛc.

U. Aber was ich nicht weiß, darf ich doch auch nicht behaupten.

X. Auch nicht läugnen, noch gegenbehaupten — „Im Uranus wohnen vernünftige Wesen, die so „und so beschaffen sind, die so und so leben" u. s. w. Thorheit! woher weißt du das? „Im Uranus woh„nen gar keine vernünftige Wesen; im Uranus kön„nen keine vernünftige Wesen seyn" Thorheit! woher weißt du das?

U. Hier entscheidet größere und geringere Wahrscheinlichkeit. Aber, ist's nicht wahrscheinlicher, daß mein braver Freund, der gestern noch lebte und blühte, und heute da liegt — ist's nicht wahrscheinlicher, daß dieser Todte todt sey, als daß er lebe?

X. Ein witziger Einfall ist kein Beweis — Wissen wir denn was leben, wissen wir was todt seyn ist? Das was du da liegen siehst, war aus Staub zusammengesetzt und wird in Staub aufgelöst. Das was diesen Staub belebte, das was in unserm Freunde dachte, das was wir in ihm liebten und ehrten, das was seinen Werth als Mensch bestimmte, — das sahst du nie. — Ob dies nun lebe oder todt sey? das war die Frage.

U. Die niemand auf Erden entscheiden wird.

X. So lassen wir sie unentschieden.

U. Es iſt alſo doch einerley, ob wir annehmen: daß mit dieſem Sinnenleben für uns alles aus ſey, oder daß uns ein anderer Zuſtand erwarte?

X. Ich denke, nicht ganz einerley; ſo wenig es für uns einerley iſt, ob Sokrates ein Narr oder ein Weiſer war. — Wenn eine Lehre die Vernunft mit ſich ſelbſt einig macht; wenn ſie die Sittlichkeit ſtützt; wenn ſie den beſten Menſchen Beruhigung, Vergnügen und Troſt gewährt; wenn ſie zu guten und großen Geſinnungen und Thaten auffordert; wenn ſie das Glück der Menſchheit befördert —

U. Ja, wenn! — Aber bedenke doch! wie viel Unglück, Elend und Noth hat nicht die Lehre von einer andern Welt über die bethörte Menſchheit gebracht? hat ſie nicht ganze Nazionen bis zum thieriſchen Stumpfſinn erniedriget?

X. Nicht die Lehre von einer andern Welt, ſondern die ſpitzfündige Lehre davon: was man in dieſer Welt glauben, und leiden, und thun müßte, um in jener wohl aufgenommen zu werden. Was mißbrauchten böſe und thörichte Menſchen nicht? — Bedenke aber auch, wie viel gutes und großes jene Lehre von einem andern Leben geſtiftet, und wie viel böſes ſie von jeher verhindert habe. Laß erſt neun von zehn Theilen der Menſchen der Lehre huldigen, daß für ſie mit dieſem Sinnenleben alles alles aus ſey; laß ſie erſt alle glauben, daß ihr eigener ſinnlicher Vortheil ihr einziger wahrer Gott, und

ihre einzige Seligkeit sey! und siehe dann zu, ob es um diese Welt besser stehen werde — Ich zweifle sehr. Vestigia me terrent.

U. Aber könnte nicht jemand sich gegen die Lehren von einem andern Leben erklären, und doch ein rechtschaffner Mann seyn?

A. Warum nicht? so wie viele diese Lehren behaupten, und doch dabey schlechte und böse Menschen sind. — Aber, man kann auch mit einem großen Widerwillen gegen die Lehre von einer andern Welt ein sehr schlechter Mensch und schlechter Bürger, und mit einer starken Anhänglichkeit an diese Lehre ein sehr guter Mensch und guter Bürger unserer gegenwärtigen, bekannten und sichtbaren Welt seyn. — Die gesunde Vernunft schätzt den Menschen nicht nach seinem Glauben, sondern nach seinen Gesinnungen; glauben ist kein Verdienst und nicht glauben was man nicht wissen kann, keine Bosheits-Sünde. — Warum aber ein übrigens gesund und wohl denkender Mann ein erklärter Gegner einer Lehre seyn wollte — das begreife ich nicht. Wer wollte — wenn er es auch könnte — dem schwachen, zwischen Tugend und Laster schwankenden Mann eine wohlthätige Stütze, und dem den Richtern dieser Welt trotzenden Böswichte das letzte Schreckbild nehmen? — Ich dächte, es wäre mehr Verdienst, ein so heilsames Mittel zum Wohl der Welt zu erfinden — wenn es noch nicht erfunden wäre, — als es so ohne Grund zu verschrey

keit, ſich der verborgenſten Zugänge ſeines Herzens zu verſichern, ſeine Leidenſchaften, je nachdem wir es nöthig finden, zu erregen, zu liebkoſen, eine durch die andre zu verſtärken, oder zu ſchwächen, oder gar zu unterdruken; ſie erfodert eine Gefälligkeit, die von den Sittenlehrern Schmeicheley genennt wird, aber dieſen Namen nur alsdann verdient, wenn ſie von den Gnathonen die um die Tafeln der Reichen ſumſen, nachgeäffet wird, -- eine Gefälligkeit, die aus einer tiefen Kenntniß der Menſchen entſpringt, und das Gegentheil von der lächerlichen Sprödigkeit gewiſſer Phantaſten iſt, die den Menſchen übel nehmen, daß ſie anders ſind, als wie dieſe ungebetenen Geſezgeber es haben wollen; kurz, diejenige Gefälligkeit ohne welche es vielleicht möglich iſt, die Hochachtung, aber niemals die Liebe der Menſchen zu erlangen; weil wir nur diejenigen lieben können, die uns ähnlich ſind, die unſern Geſchmak haben oder zu haben ſcheinen, und ſo eifrig ſind, unſer Vergnügen zu befördern, daß ſie hierinn die Aſpaſia von Milet zum Muſter nehmen, welche ſich bis ans Ende in der Gunſt des Perikles erhielt, indem ſie in demjenigen Alter, worinn man die Seele der Damen zu lieben pflegt, ſich in die Grenzen der Platoniſchen Liebe zurükzog, und die Rolle des Körpers durch andre ſpielen ließ. Ich leſe in deinen Augen Callias, was du gegen dieſe Künſte einzuwenden haſt, die ſich ſo übel mit den Vorurtheilen vertragen, die du gewohnt biſt für Grundſäze zu halten. Es iſt wahr, die Kunſt zu leben, welche die Sophiſten lehren, iſt auf ganz andre

ſchreyen; geſetzt, daß es auch nur ein bloßes Noth- oder Hausmittel wäre — Bleiben wir aber bey unſerer Frage! — Der rechtſchaffene Mann, der ſich für die Lehre erklärt: daß mit dieſem Sinnenleben für uns alles aus ſey, wird doch den hohen Werth der Tugend fühlen; er wird denn doch, den für Wahrheit und Recht leidenden Unglücklichen innigſt hoch ſchätzen, und den glücklichen Böſewicht, der jenen wie einen verächtlichen Wurm unter die Füße tritt, mit Abſcheu und Verachtung betrachten; warum? das weiß, das ahndet er auch nicht — Und wie manche Anregung zu guten Geſinnungen und Thaten, wie viel Beruhigung, wie viel Vergnügen entbehret nicht ein ſolcher Mann?

U. Vergnügen? — wohl! — Aber, wenn dieſes Vergnügen vielleicht doch nichts mehr als die Frucht eines angenehmen leeren Traumes wäre?

F. Vielleicht — vielleicht auch nicht. — Und wenn's ſo wäre? — O dieſer Traum! — Ich ſtieg geſtern bey ſtiller Nacht, in dieſen ſchönen Traum vertieft, die nahe Höhe, bey meinem Garten hinauf; ſahe von da herab in's niedere Thal, und dachte mir alle Bewohner deſſelben in todten Schlummer verſenkt. Ich ſahe tief in mein Innerſtes; ich verſammlete die Schatten meiner entfernten und verſtorbenen Freunde um mich her; ich betrachtete lange voll Nachdenken den ſchön beſtirnten Himmel über mir, ſo viele Millionen Sonnen und Welten! — Ein heiliger Schauer, durchlief, wie ein elektriſcher

Schlag meine Nerven; meine Gedanken verſtummten; mein ganzes Gefühl war Anbetung, Freude, und Dank — Freund! nenne es Schwärmerey! nenne es Traum eines Wachenden — es kann und mag ſo heiſſen. Und doch — es war eine heilige und ſelige Stunde. — Meine Füße ſtanden auf dem Boden; meine Augen ſtarrten die Sonnen an; mein ganzer Körper war da auf der Höhe; aber ich — ich ſelbſt, ich war in einer andern Welt — Und du, mein Theuerſter! würdeſt du wohl ein ſo reiner uneigennütziger Freund ſeyn, wenn du nicht mit deinem edlen Herzen in einer andern Welt ſchwebteſt?

U. Bruder! Hand und Herz! *) — Ich ſage: vielleicht! — wer's ſtärker fühlt der ſprechet gewiß! es iſt für uns mit dieſem Leben nicht alles aus.

B. F. v. P.

*) Dieſe drey Worte rufe auch ich dem edlen Unbekannten zu, der mir dieſes in Materie und Form ächt Sokratiſche Geſpräch mitzutheilen die Güte hatte, und ein ſehr warmes Verlangen in mir erweckt hat, daß dieſes erſte nicht auch das letzte ſeyn möge!

W.

II.

Ueber die Volksſouverainität.

Ein Probeſtück aus der ſechſten Ausgabe des von Sonnenfelſiſchen Handbuches der politiſchen Wiſſenſchaften.

Die Muße und Ruhe des Gemüths, welche der Verfaſſer in einer beynahe gänzlichen Entfernung von Geſchäften genießt, — ein Glück, das er, dem Anſcheine nach, der guten Meinung und dem Eifer eines hohen Gönners für das Intereſſe der Theorie verdanket, zu deren Behuf, wie man glauben muß, in gegenwärtigen Zeitumſtänden mancher brauchbare Kopf der Praxis entzogen wird, — haben es ihm möglich gemacht, ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten wieder zur Hand zu nehmen, und vornehmlich einem Buche, das er gewiſſermaßen als das Werk ſeines Lebens anſieht, die letzte Sorgfalt zu widmen. Der Verfaſſer fand, wie jeder Schriftſteller, der es ſich angelegen ſeyn läßt ſeinen Produkten eine Art von Vollkommenheit zu geben, bey wiederholter Durchſicht, Veranlaſſung und Stoff zu mannigfaltigen Verbeſſerungen, Ergänzungen und Zuſätzen, wodurch das Handbuch der politiſchen Wiſſenſchaften in mehr als Einem Betracht eine völlig neue Geſtalt erhalten hat. Es erſcheinet nunmehr unter dem veränderten, auf ſeine erweiterte Brauchbarkeit hinweiſenden Titel: Handbuch der inneren Staats-

verwaltung mit Rückſicht auf Umſtände und Begriffe der Zeit, in vier Bänden, wovon der erſte bereits unter der Preſſe iſt.

Nach dem, was wir davon einzuſehen Gelegenheit hatten, glauben wir verſichern zu dürfen, daß die Erwartung, welche der Titel erwecken kann, nicht unbefriedigt bleiben wird. Wenigſtens wird man überall den feſten Tritt des ſich immer gleich bleibenden Mannes nicht verkennen, qui libera poſſet verba animi proferre, der, unbekannt mit der Beſorglichkeit, von der einen Parthey als Demokrat, wohl gar als Jakobiner, von der andern als Ariſtokrat und Despotenknecht verrufen zu werden, auf keine von beyden Seiten ſich hinneigt, entſchieden und ganz gegen jede Behauptung, die den Anmaßungen der Willkühr das Wort ſprechen, wie gegen jede Meinung welche die geſellſchaftliche Ordnung ſtören könnte, mit filoſofiſcher Unpartheilichkeit Wahres und Falſches ſichtet, und indem er überall unverletzbare Achtung gegen die beſtehende Verfaſſung äußert, eine ſeltene Freymüthigkeit mit derjenigen feinen Anſtändigkeit im Vortrage zu verbinden weiß, die auch ungefälligen Wahrheiten das Bedenkliche abnimmt und den Eingang erleichtert.

Nebſt vielen andern Zuſätzen, wodurch die drey Bände der Grundſätze der Polizey, Handlung und

und Finanz zu vier angewachsen sind, wird diese sechste Ausgabe besonders mit vielhaltigen Anmerkungen bereichert, die der Verfasser um den Zusammenhang des Textes nicht zu unterbrechen, immer zusammen an das Ende eines jeden Abschnittes hingeworfen hat. Manche dieser Anmerkungen sind ausführliche Abhandlungen über Gegenstände, die in dem Texte nur beyläufig berührt werden konnten. Wir haben die Wahl, dem Publikum eine derselben zur Probe mitzutheilen. Gleich unter den Anmerkungen zu dem ersten Abschnitte findet man eine kritische Excursion über den Begriff der Volkssouverainität. Vermuthlich ist es den Lesern nicht unangenehm, zu sehen, was ein Lehrbuch der Staatswissenschaften, das in Wien gedruckt und worüber in Oesterreich öffentlich vorgelesen wird, über einen so verrufenen Gegenstand enthält.

Wien, im Sept. 1797.

Ueber die Volkssouverainität.

Die Lehrer des allgemeinen Staatsrechtes bis auf Rousseau, kommen in dem Satze überein: daß „durch die verschiedenen Regierungsformen „an dem Wesentlichen der bürgerlichen Gesellschaft „nichts, sondern nur die Förmlichkeit, wie sich „der gemeinschaftliche Wille erklären sollte, ge-

ändert wird.“ Die Erklärung geschieht ihnen zufolge, von jetzt an nach Unterschied der Regierungsform entweder durch die Mehresten, oder den Ausschuß, oder den Alleinherrscher, da sie sonst durch allgemeine Uebereinstimmung geschehen mußte. Nach Rousseau hingegen wird bey Bestimmung der Regierungsformen, (Gouvernements) nicht die Art den allgemeinen Willen zu erklären, sondern nur die Art den allgemeinen Willen zu vollziehen, festgesetzt; (Contr. Social. 3tes B. 1—9. Hst.) aus welchem Vordersatze er dann die Folge zieht, daß die Erklärung des allgemeinen Willens, das ist, die gesetzgebende Gewalt, worin seiner Meinung nach allein die Oberherrschaft (Souveraineté) (2. B. 1—2. Hst.) bestehet, unter allen Regierungsformen dem Volke vorbehalten bleibe.

Dem Verfasser des Contract social kommt gleichwohl der traurige Ruhm nicht zu, die Meinung von der Volkssouverainität, welche die Köpfe so unglücklich mit der Souverainitäts-Wuth, wie sie *Lezay de Marnazia* nennet, entzündet hat, zuerst aufgestellt zu haben. Schon im 15ten Jahrhunderte ist diese Meinung von Althus in der *Politica methodice digesta*, weiters von dem unter dem Namen Junius Brutus vermummten Lanquet in dem heftigen Werke: *Vindiciæ contra Tyrannos* geäussert, von dem Jesuiten Lainez bey der Trienter Kirchenversammlung gegen die französischen Kardinäle geltend gemacht, und in den

Schrif-

Schriften ſeiner Ordensgenoſſen Salmeron und Marianna ſorgfältig fortgepflanzet worden.

Rouſſeaus Verbrechen gegen Staaten- und Völkerruhe war alſo eigentlich nur: den Satz von der unveräußerlichen Souverainität des Volkes abermal in Umlauf gebracht, und ſich dadurch zu dem ſchreckbaren Satze, mit welchem die Ruhe aller Staaten nur augenblicklich, nur bittweiſe beſtehen kann, von fern den Uebergang bereitet zu haben: zu dem Satze, der den Völkeraufſtand zu einer geheiligten Pflicht erhebet.

Die ſorgfältige, und nach ihrem ganzen Zuſammenhange durchgeführte Widerlegung dieſer Meinung, die mit der inneren zugleich die äuſſere Ruhe aller Staaten bedroht, die Sicherheit aller Verträge, den Beſtand aller Verhältniſſe von Volk zu Volk aufhebt, gehört in den Umfang des Staatsrechts. Ich nehme an dieſem Orte nach der veranlaſſenden Beziehung blos die Behauptung in Anſpruch: daß die Völker durch die Verſchiedenheit der gewählten Regierungsform, nicht, wie die verordnende, die geſetzgebende, ſondern nur, wie die vollziehende Gewalt auszuüben ſey, beſtimmt haben ſollen. Dieſe Behauptung ſteht nach der Theorie geprüft, im offenbaren Widerſpruche mit dem Gange, den die ſich erſt bildenden bürgerlichen Vereinigungen in ihren Entſchlieſſungen genommen haben konnten: Sie widerſpricht nicht weniger der

Ausübung der Nationen: und Sie wird endlich auch nur durch solche Gründe unterstützt, welche, anstatt die bürgerliche Ordnung zu befestigen, den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft selbst unmöglich machen würden.

Sie steht nach der Theorie im offenbaren Widerspruche mit dem Gange, den die sich erst bildenden bürgerlichen Vereinigungen in ihren Entschliessungen genommen haben konnten. Ein Volk sowohl wie der einzelne Mensch, beyde müssen zuerst bestimmen, was sie wollen, bevor zur Ueberlegung kommt, wie das Gewollte in Vollzug zu setzen sey. Nach diesem nothwendig bestimmten Gange der Berathschlagung, mußten die Hindernisse, eine Menge zu einem gemeinschaftlichen Beschlusse zu bringen, bey den zu Staaten sich bildenden Nazionen zuerst empfunden werden; und nur erst nach diesen konnte die Beschwerlichkeit in der Vollstreckung des Beschlossenen aufstoßen. Daher mußte auch die Abhilfe zuerst gegen das Hinderniß der gemeinschaftlichen Schlußfassung gesucht worden seyn. Die Völker mußten gesagt haben: Wir sehen, daß wir nicht übereinkommen können, alle dasselbe zu wollen: so gelte denn für unseren gemeinschaftlichen Willen, was die Mehresten, — was dieser Ausschuß weiser Männer, — was du, in dessen Einsicht und Rechtsliebe wir Zutrauen setzen, beschließen wer-

werdet. — Da entstanden nun nach Verschiedenheit der Anlässe, noch ehe von der Form der Vollstreckung die Frage an die Reihe gebracht werden konnte verschiedene Regierungsformen; und ihr Gegenstand war, die Uebertragung der gemeinschaftlichen Willenserklärung, also die Uebertragung der Gesetzgebung, das ist, der Oberherrschaft. Eine andere Ordnung der Dinge läßt sich nicht einmal begreifen. Denn die Bestimmung der Form auf die bloße Vollziehung angewendet, würde nicht ohne schon darüber vorgegangene gemeinschaftliche Willenserklärung haben geschehen können, wozu wieder vorläufig entweder die Beybehaltung der allgemeinen Uebereinstimmung, deren Nothwendigkeit man eben ausweichen wollte, vorausgesetzt werden muß: oder man mußte bereits übereingekommen seyn, die Mehrheit der Stimmen für Allheit gelten zu lassen, und dann war schon die Regierungsform der vorstellenden Demokratie als Form der Gesetzgebung da.

Die Behauptung Rousseaus widerspricht der Ausübung der Nationen. Die freye Ausübung der Nazionen ist immer der sicherste Ausleger ihres Willens. Sie haben so gewollt, wie sie wirklich handeln. Nun übt das Parlament von England, auf dessen Verfassung die Regierungsform dieses Reichs gegründet ist, ungezweifelt die Gesetzgebung aus: die Gesetze des deutschen Reichs werden auf dem Reichstage abgefaßt,

der eben so ungezweifelt die Bestandtheile der Regierungsform vereiniget; so werden in Frankreich, selbst nach der Verfassung von 95 die Gesetze von den zwey Versammlungen beschlossen: die französische Constitution unterscheidet ausdrücklich zwischen der gesetzgebenden Gewalt, welche die beyden Versammlungen ausüben, und der vollziehenden, die dem Direktorium zugetheilet ist: und bestimmte die Letztere, wie Rousseau behauptet, blos die Regierungsform, so müßte Frankreich in diesem Augenblicke nicht mehr eine Republik, sonderne eine Pentarchie genennet werden.

Die Gründe endlich, durch welche Rousseau sein Zerstörungssystem unterstützet, würden den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft selbst unmöglich machen. Sie sind in folgender Stelle vereiniget: „Ich sage: daß die Souverainität, da sie nichts anderes ist, als die Ausübung des gemeinschaftlichen Willens, nicht veräussert, und der Souverain, der nur ein Gesammtwesen ist, nicht vorgestellet werden kann. Die Gewalt kann wohl, aber keineswegs der Wille übertragen werden. (Contr. Soc. 2. B. 1. Hst.) Es ist wesentlich jeden dieser Sätze einzeln vorzunehmen.

„Der gemeinschaftliche Wille kann nicht veräussert werden.“ Rousseaus großes Talent, und von dem er oft Gebrauch machet, ist, durch

Begriffe von dem, was in sittlichem Verstande schön und gut ist gebaut, als diejenigen hegen, die von dem idealischen Schönen, und von einer gewissen Tugend, die ihr eigner Lohn seyn soll, so viel schöne Dinge zu sagen wissen. Allein, wenn du noch nicht müde bist mir zuzuhören, als ich es bin zu schwazen; so denke ich, daß es nicht schwer seyn werde dich zu überzeugen, daß das idealische Schöne und die idealische Tugend mit jenen Geistermährchen, wovon wir erst gesprochen haben, in die nehmliche Classe gehören.

Fünftes Capitel.

Der Anti-Platonismus in Nuce.

Was ist das Schöne? Was ist das Gute? Eh wir diese Fragen beantworten können, müssen wir, däucht mich, vorher fragen: Was ist das, was die Menschen schön und gut nennen? Wir wollen vom Schönen den Anfang machen. Was für eine unendliche Verschiedenheit in den Begriffen, die man sich bey den verschiedenen Völkern des Erdbodens von der Schönheit macht! Alle Welt kommt darinn überein, daß ein schönes Weib das schönste unter allen Werken der Natur sey. Allein wie muß sie seyn, um für eine vollkommne Schönheit in ihrer Art gehalten zu werden? Hier fängt der Widerspruch an. Stelle dir eine Versammlung von so vielen Liebhabern vor, als es verschiedne

kühne Uneigentlichkeit der Wörter sich zur Kühnheit der Begriffe einen Weg zu bahnen. Veräussern war hier das Wort nicht, sondern Uebertragen. Aber, wenn er geschrieben hätte: der gemeinschaftliche Wille kann nicht übertragen werden, so wäre der Satz weniger blendend gewesen, und jede Gemeinde, die einen Vertreter, einen Stimmführer bestellet, hätte ihn widerlegt: Doch, auch Veräussern, für Uebertragen hingestellet: warum sollte der gemeinschaftliche Wille nicht veräussert werden können, wenn jeder einzelne Wille veräussert werden kann, und der gemeinschaftliche Wille nur ein aus dem einzelnen Willen erwachsenes Gesammtwesen ist? Die Veräusserung des einzelnen Willens aber, und wohl selbst die Veräusserung der Person legt Rousseau bey dem gesellschaftlichem Vertrage sogar als nothwendige Bedingung zum Grunde. Alle diese Bedingungen (schreibt er, 1. B. 6. Hst.) ziehen sich nach ihrem wahren Verstande auf eine einzige zusammen: nämlich auf die vollkommene Veräusserung eines jeden Vertrags-Genossen, sammt allen seinen Rechten an die ganze Gemeinde.

Die Gewalt kann wohl übertragen werden, aber nicht der Wille. Alles ist hier Spitzfindigkeit und Zweydeutigkeit. Der Wille, das ist, das Vermögen zu begehren, wird nicht, kann nicht übertragen werden: dieß läugnet Niemand.

Aber

Aber das praktiſche Wollen, das iſt, das Vermögen, ſich zu beſtimmen, der wirkliche Gebrauch dieſes Vermögens kann, und dieſes Vermögen wird täglich in jeder Unterwerfung, in jeder Hingebung an die Leitung eines Andern übertragen. Hier widerſprechen, hieſſe den geſunden Menſchenverſtand aufheben wollen: und dafern von einer Menge ja etwas nicht übertragen werden kann, ſo verhält es ſich gerade im Widerſpiele mit dem, was Rouſſeau behauptet. Die Uebertragung des Willens läßt ſich bey einer Menge begreifen; aber nicht auch die Uebertragung der Kraft, als deren Aeuſſerung ohne ein phyſiſches Aggregat, ohne Zuthun von mehreren Kräften ſogar unmöglich iſt. Eine Menge wird allerdings ſagen können: entſcheide, das iſt, wolle du allein für uns alle; aber könnte ſie auch ſagen: Sey allein ſo ſtark, wie wir alle?

Doch, wozu wären noch erſt Beweiſe gegen den Verfaſſer des Contract Social nothwendig, da er ſelbſt die Unterwerfung des Willens ſogar ausdrücklich in die Formel, die den geſellſchaftlichen Vertrag ausſagt, aufnimmt. Dieſe Ausſage lautet bey ihm: Jeder von uns legt gemeinſchaftlich ſeine Perſon, und ſeine ganze Kraft unter die Leitung des öffentlichen Willens u. ſ. w. (1. B. 6. Hſt.) Die Frage zwiſchen Rouſſeau und der Gegenmeinung läuft daher zuletzt nur noch darauf hinaus: Ob dieſer gemeinſchaftliche Wille vorgeſtel-

gestellet werden könne? Rousseau streitet die Möglichkeit von der Vorstellung eines Gesammtwillens an. Aber er erkläre dann die Möglichkeit, daß Beschlüsse nach der Stimmenmehrheit als gemeinschaftlicher Wille entscheiden können. Ein Theil einer Volksversammlung, wenn auch gleich der größte Theil, ist immer nicht die ganze Versammlung; ist also da, wo die Beschlüsse eines Theils für den gemeinschaftlichen Willen gelten, immer nur Vorstellung des gemeinschaftlichen Willens, immer nur Vorstellung des Ganzen, und zuverläßig ist in der demokratischen Verfassung die Rechtsdichtung der Vorstellung weiter als irgend überall getrieben, indem eine stillschweigende Einstimmung des kleineren Theiles angenommen wird, obschon dieser Theil seine Nichtübereinstimmung ausdrücklich erkläret hat. Fassen wir das bisher gesagte zusammen: Die praktische Unmöglichkeit einer Staatsverwaltung durch die Stimmeneinheit ist von Jedermann anerkannt (S. die 6te Anmerkung). Entweder also, wenn der allgemeine Wille nicht vorgestellet werden kann, muß es ganz keine Erklärung des gemeinschaftlichen Willens geben, folglich wird ganz keine Gesetzgebung, folglich ganz kein Staat möglich, und das Menschengeschlecht zur ewigen Vereinzelung, mit allen den Unordnungen und Gräueln, die sie begleiten, verurtheilt seyn; oder, wenn Staaten

und ihre Verwaltung möglich seyn sollen, muß der allgemeine Wille eine Vorstellung zulassen.

Je mehr schon der Name *Contract social* selbst in den Augen so manchen Schriftstellers von Ruf für Beweis und Ansehen gilt, desto nothwendiger ist es, zu zeigen, wie wenig dieses Werk mit sich selbst übereinstimmend ist, wie wenig die darin durchgeführten Begriffe Zusammenhang und Haltung haben. Im zweyten Buche, zweyten Kapitel heist es: „Unsere heutigen Politiker, da sie die Souverainität in dem Grundbegriffe nicht theilen können, theilen solche nach dem Gegenstande. Sie theilen sie in Kraft und Wille, in gesetzgebende und vollziehende Gewalt, — bald vermengen, bald trennen sie diese Theile; sie machen aus dem Souverain ein Hirngespinnst, das aus bloßem Stückwerke zusammengesetzt ist. — Die Marktschreier in Japan zerstücken, sagt man, vor den Augen der Zuschauer ein Kind, werfen die Glieder desselben einzeln in die Luft, und machen dann, daß das Kind lebend und ganz herabfällt. Das ungefähr sind die Taschenkünste unserer Politiker; wenn sie erst den gesellschaftlichen Körper durch ein der Gauklerbude würdiges Blendwerk zerstücket haben, dann vereinigen sie, man begreift nicht wie, die Theile desselben wieder."

Uneingedenk dieses Ausfalls auf die heutigen Politiker nimmt Rousseau selbst die nämliche Zerstückung

stückung nicht nur selbst in seinem Systeme vor, sondern legt solche sogar als den einzigen Grund der Behauptung unter: daß die Regierung nur die Form der vollziehenden Gewalt bezeichne. „Der politische Körper (schreibt er z. B. 1. Hft.) hat die nämlichen Triebwerke, (wie der physische) man unterscheidet daran die Kraft und den Willen; diesen unter dem Namen der gesetzgebenden, jene unter dem Namen der vollziehenden Gewalt. Nichts geschieht, oder soll ohne ihre Zusammenwirkung geschehen." So wie Rousseau seinen gesellschaftlichen Körper nicht zusammensetzt, sondern zerstückt, ist er es, der daraus ein wahrhaftes Hirngespinnst macht, ein träges und durch die Trennung der zusammenwirkenden Triebwerke unbewegliches Wesen, wo das Vermögen, sich zu bestimmen, ohne Vermögen zu handeln, und wiederum das Vermögen zu handeln, ohne Vermögen sich zu bestimmen, wo die Souverainität gleich einer Büste ohne Glieder, wo die Regierung als ein Rumpf ohne Kopf gelassen ist. — Und man hat solche Aftervernunft so lange für tiefsinnige Weisheit aufgenommen! — Ich kehre wieder dahin zurück, wo ich beyseite gelenket habe.

Sobald unter der Voraussetzung eines Staatsvereins nicht blos die Möglichkeit, sondern selbst die Nothwendigkeit einer Vorstellung des gemeinschaftlichen Willens ausser Zweifel gestellt ist, so kann die Zufälligkeit in der Form dieser Vor-

Vorstellung das Wesentliche nicht verändern. Welche Form aus den drey einfachen oder mannigfaltig zusammengesetzten Regierungen ein Volk gewählt habe; es gab sich durch diese Handlung nicht einen vollziehenden Magistrat; es gab sich einen Souverain, einen Gesetzgeber der es leiten sollte; und es würde unmittelbar einen Widerspruch in sich selbst enthalten, eine Vertragsakte zu denken, die auf folgende Weise abgefaßt wäre: Da wir nicht Einsicht genug besitzen, uns selbst zu leiten, so wählen wir deine höhere Einsicht zu unserer Leiterin, mit dem Vorbehalte, daß wir dir vorschreiben, wie du uns leiten sollest.

Die Bestimmung der Form, nach welcher die öffentliche Verwaltung geführet werden sollte, war also nach dem Subjekte betrachtet, die Bestimmung: ob ein Monarch? ob Aristokraten? oder Berathschlagung des Volks den gemeinschaftlichen Willen erklären sollten? Dem Objekte nach, war sie Ueberlassung, durch beygesetzte Grundgesetze mehr oder weniger bedingt, an einen Monarchen, an einen Senat, an die Stimmenmehrheit, ein kompromiß ähnliches Uebereinkommen, und zwar nicht der Nazion, welche als eine moralische Person mit sich selbst nicht kompromittiren konnte, sondern der einzelnen Glieder der Nazion unter sich, die ihre wechselseitigen Rechte in die Hände eines Dritten legten, und seinen

Aus-

Ausspruch zu befolgen, sich verpflichteten. Die Nazion, welche bey dem Kompromisse nicht eintrat, kann also dasselbe als solche auch nicht aufheben.

Da diese Untersuchung nicht den Machthabern zu höfeln, und die Anmaßungen der Willkühr zu sichern, sondern ernstlich nur nach Wahrheit zu forschen, zum Zwecke hat, so ist es Pflicht, den Einwürfen, welche meiner geäußerten Meinung entgegenstehen, nicht beyseite zu weichen, sondern ihre Wichtigkeit zu prüfen. Der wichtigste Einwurf, und welcher von neueren Schriftstellern am lautesten erhoben wird, ist: „Es hänge von keinem Willen ab, in etwas einzustimmen, was mit dem eigenen Wohle des Wesens, welches will, streitet. Wenn daher ein Volk schlechterdings zu gehorchen verspricht, so löset es sich durch diese Handlung auf, es verliert die Eigenschaft eines Volkes; von dem Augenblicke, als es einen Herrn hat, giebt es keinen Souverain, und der politische Körper ist vernichtet.“ (Contr. social 2. B. 1. Hst.) Diese Stelle bietet einen Verstand an, in welchem sie keinen Widerspruch leidet, aber worin dann auch die Folge nicht enthalten ist, die man daraus ziehen will. Der Wille eines Volkes unterliegt den nämlichen Gesetzen, wie der Wille des einzelnen Menschen: und das oberste aller Gesetze, die der Wille erkennet, ist ungezweifelt: nichts unter der Vorstellung eines Uebels zu begehren. So kann also

die Zusage des gemeinschaftlichen Gehorsams, wenn selbige gleich ohne Vorbehalt geschieht, niemals als unbedingte Ueberlassung auf Gnade und Ungnade zu verstehen seyn, sondern die Wohlfahrt des Volkes als der Zweck der bürgerlichen Vereinigung, liegt bey der, wenn gleich schlechterdings gemachten Zusage der Unterwerfung, immer zur Grundbedingung; und kraft dieser ewigen Grundbedingung kann die ohne Vorbehalt gegebene Zusage des Gehorsams nur auf die Mittel, zu dem Zwecke zu gelangen, keineswegs aber jemals auf den Zweck des Vertrages selbst Beziehung haben. Es bedarf daher in der ausgefertigten oder stillschweigend gegebenen Unterwerfungsurkunde keines ausdrücklichen Beysatzes, um sich von Seite des Körpers oder des Einzelnen, in dessen Hände die Regierung geleget wird, gegen Mißhandlung, Unterdrückung und Willkühr zu verwahren. Denn es wäre noch mehr als Unsinn, nur zu denken, daß ohne einen solchen Beysatz die Urkunde den Verstand haben würde: wir, die wir um unseres Besten willen, uns dir unterwerfen, versprechen dir Gehorsam auf jeden Fall, du magst unser Bestes zur Absicht nehmen, oder unser Verderben. So überläßt täglich ein Kranker sich dem Arzte; und, ob dieser gleich durch unschickliche Behandlung den Kranken eben sowohl in die Grube bringen, als durch seine Kunst herstellen kann, so fällt dennoch nie Jemanden ein, sich erst zu bedingen, daß der Arzt ihn zu tödten, nicht

nicht berechtiget seyn soll. So besteigt der Reisende ein Schiff, und braucht nicht besonders auszudrücken: daß er nicht an Klippen geführt, oder ersäuft werden will; denn dieses liegt vorhinein in dem Zwecke seiner Handlung. Dagegen, — die Fortsetzung der Vergleichung wird nun die Folgerungen an beyden Seiten berichtigen, und solchergestalt den Einwurf heben — Dagegen braucht auch der Schiffspatron nicht erst ausdrücklich sich gegen den Reisenden zu verwahren, daß dieser nicht berechtiget seyn soll, ihm in die Leitung des Schiffs Einrede zu thun, oder ihn wohl gar, sobald jenem dünkte, das Schiff würde nicht wohl geleitet, über Bord zu werfen. Unter solchen Bedingungen würde kein Schiffspatron jemals einen Reisenden einnehmen, und eben so wenig würde, noch könnte ein Souverain jemals die Bedingung eingehen, durch die er beständig Unter der Einsicht des Volkes, das er leiten soll, zu stehen, überall seine Vorkehrungen durch den Widerstand der Menge gehemmt zu sehen, und sobald es dieser entweder von selbst, oder dazu aufgereizt, einfiel, mit der Regierung mißvergnügt zu seyn, besorgen müßte, abgesetzt, vertrieben, oder wohl gar guillotinirt zu werden.

„Setzet indessen, schreibt der Verfasser des Antimachiavells, oder: Ueber die Gränzen des bürgerlichen Gehorsams, S. 88. „setzet: ein Regent gebe den Befehl, daß alle acht Tage aus jedem

Stande zehn Menſchen zu ſeinem Vergnügen geſchlachtet werden; oder, daß ſeine Unterthanen Fechterſpiele vor ihm feyern, und nicht eher aufhören ſollen, bis die Hälfte davon umgekommen iſt; oder zwey ſeiner Armeen ſollen zum Spaße eine ernſthafte Bataille einander liefern, oder er wolle eine ganze Stadt mit ihren Einwohnern durch ein künſtliches Erdbeben in die Luft ſprengen." — Schriftſteller Deutſchlands! Schriftſteller meines Vaterlandes! Da euer Plan gleichwohl nicht ſeyn kann, durch ſolche empörende Zuſammenſtellungen für den Namen Regent in dem Herzen der Völker Abſcheu zu erwecken, welches aber auch dem, der eine ſo ſchändliche Abſicht hätte, nicht leicht mehr gelingen würde, ſeitdem die Septembriſirung, die Fuſilladen, die Noyaden, und die hölliſchen Mittel ſämmtlich, welche die vertilgende Wuth des republikaniſchen Fanatismus, um der Trägheit der Guillotine nachzuhelfen, erſonnen hat, alle Grauſamkeiten der Buſiris und Phalaris ſo weit hinter ſich gelaſſen, daß der Fluch und das Schrecken, welche die Namen Marat, Collot d'Herbois, Robespierre u. ſ. w. begleiten, den Abſcheu gegen die Namen der Domiziane und Kommodus beynahe gemildert haben: — Da nun dieſes bey Männern von Kopf, Herz und Ehre der Plan nicht ſeyn kann, o ſo ſprecht, was ſollte denn dadurch wohl erreicht werden, wenn ihr Fälle ausſinnet, die man ſich als moraliſch unmöglich denken muß, weil ſie nach der Natur durchaus unwahrſcheinlich

ſchiedne Nationen unter verſchiednen Himmelsſtrichen giebt; was iſt gewiſſer, als daß ein jeder den Vorzug ſeiner Geliebten vor den übrigen behaupten wird? Der Europäer wird die blendende weiſſe, der Mohr die rabengleiche Schwärze der ſeinigen vorziehen; der Grieche wird einen kleinen Mund, eine Bruſt, die mit der holen Hand bedekt werden kann, und das angenehme Ebenmaaß einer feinen Geſtalt; der Africaner wird die eingedrükte Naſe, und die aufgeſchwollnen dikrothen Lippen; der Perſianer die großen Augen und den ſchlanken Wuchs, der Serer, die kleinen Augen, die Kegelrunde dike und winzigen Füſſe an der ſeinigen begaubernd finden. Hat es mit dem Schönen in ſittlichen Verſtande, mit dem was ſich geziemt, eine andre Bewandtniß? Die Spartaniſchen Töchter ſcheuen ſich nicht, in einem Aufzug geſehen zu werden, wodurch in Athen die geringſte öffentliche Meze ſich entehrt hielte. In Perſien würd' ein Frauenzimmer, das an einem öffentlichen Orte ſein Geſicht entblößte, eben ſo angeſehen, als in Smyrna eine die ſich nakend ſehen lieſſe. Bey den morgenländiſchen Völkern erfodert der Wohlſtand eine Menge von Beugungen und unterthänigen Gebehrden, die man gegen diejenigen macht, die man ehren will; bey den Griechen würde dieſe Höflichkeit für eben ſo ſchändlich und ſclavenmäßig gehalten werden, als die attiſche Politeſſe zu Perſepolis grob und bäuriſch ſcheinen würde. Bey den Griechen hat eine freygeborne ihre Ehre verlohren, die ſich den jungfräulichen Gürtel von einem andern, als ihrem Manne

auflöſen

lich sind? Solche Ereignungen, wenn sie jemals an die Reihe kämen, wären Unordnungen der gewaltsam aus ihrem Geleise geworfenen Natur, wovon dann die Folgen andere gleich gewaltsame Unordnungen seyn würden; magnis sceleribus jura naturae intercunt*). Eigentlich wäre hier ein Zusammenstoß, ein Widerstreit bloß physischer Kräfte, zwischen welchen ein unglücklicher Staat hin und her geschleudert, zuletzt nur durch Entkräftung an einer oder der anderen Seite, meistens durch Erschöpfung an beyden, mehr zur Ohnmacht fernerer Bewegung, als zum Punkte der Ruhe gelanget. Et lasso jacuit defecta furore. — Die Geschichte aller Nazionen, aller Revoluzionen, sind hier die beweisenden Belege. Aber für diese Zeiten der Gräuelthaten und der Zerstöhrung werden keine Rechtsabhandlungen geschrieben, so wenig die Anweisungen der Baukunst für die Epoche einer Erderschütterung entworfen werden. Unter solchen Unordnungen sind Gesetzlichkeit und Vernunft ihrer Herrschaft entsetzet. Der Wirbel der Verwirrung ergreift alles, der Strom der Gewaltthätigkeiten reißt alles unaufhaltbar mit sich fort; es geschieht nicht, was geschehen soll, sondern, was geschehen kann. Und nie war der niedrigste Söldling des Despotismus so unverschämt, zu behaupten: Kaligula habe das Recht gehabt, dem römischen Volke mit einem Streiche den Kopf abzuschlagen; noch hat auch die zaghafteste Zensur die Stelle weggestrichen,

*) Seneca Controvers. L. 7. Contr. VII.

chen, wenn irgend in einem Werke vorkam: „das römiſche Volk ſey nicht verpflichtet geweſen, ſo bald Kaligulas Majeſtät den allerhöchſten Wunſch äuſſerten, ihm mit einem Streiche den Kopf abzuſchlagen, ſeinen Nacken allerunterthänigſt dem Streiche entgegen zu ſtrecken.“

Sonnenfels.

III.

Die Geſpielinnen
am Grabmaal der Tochter Jephta's *).

Du weilſt ſo lange, lieblichſtes der Mädchen!
Kühlt dich der Bach im Pomeranzenhain?
Pflegſt du des Lammes bey den Purpurlilien?
Freuſt du der Harfe dich im Kämmerlein?

Fragt nicht den Quell im Pomeranzenhaine,
O ſucht ſie nicht bey ihres Angers Lamm;
Sie freut im Kämmerlein ſich nicht der Harfe,
Tiefſchlummernd ruht ſie hier am Palmenſtamm.

Erwach!

*) vgl. B. der Richter II. 30–40.

Erwach! die winterlichen Wolken ſchwanden.'
Schon horcht die frohe Hirtin dort am Rohr
Der Taube Lied. Schon reifen rings die Datteln.
Empor zu Tänzen, Schläferin, empor!

Was ruft ihr ſie? Wann vor Jehovens Donner
Der Fels des Nebo bebt — ſie hört es nicht —
Und wann ſein Strahl des Meeres Grund erleuchtet —
Sie hebt vom Lager nie das Angeſicht.

Biſt du gefallen, Sella, Stolz der Jungfraun?
Am Cedernwalde ſtieg der Mond ſo ſchön.
Der Jäger ſprach: mich ſoll ſein Schimmer leiten.
Doch ach! ein Wetter barg den Strahl der Höh'n.

Hold blüht die Palme hier an deinem Hügel;
Doch lieblicher, o Sella, blühteſt du.
Dein Wort war ſanft, wie Thau der Morgenröthe;
Die Engel ſchirmten deines Herzens Ruh.

Sie nahten gern, wann von des Vaters-Stirne
Dein ſüßes Lied die Kummerfalte ſang,
Dem Oehlbaum, der ſein Haupt gefällig neigte.
So ſcholl am Schilfmeer Mirjams Feierklang.

Du hüpfteſt froh, wie Bienen an der Blüte,
Um Jephta her, hing im Gemach ſein Schild,
Und dachteſt liebevoll bey frommen Opfern
Des fernen Kriegers in dem Schlachtgefild.

Des Siegeskunde ſchall. Da wohſt du jauchzend
Der Aue ſchönſten Schmuck dir in den Kranz,
Und mahnteſt uns: Ihr Schweſtern, auf, entgegen!
Der Vater naht. Beginnt den Feyertanz!

Du zogſt den Reihn voran. Verbirg dich, Hindin!
Ein Löwe dräut. Hinweg in dein Geſträuch!
O Sella, meide deines Vaters Küſſe!
Sie weih'n dich, Arme, ja dem Schattenreich.

Doch ach! da fliegt ſie ſchon ihm an den Buſen:
„Willkommen, Vater! Ruhe nun am Heerd!
Der Hürde Schönſtes hab' ich dir erleſen,
Im Wäldchen ſüße Feigen dir genährt."

Er lächelt nicht. Der Held zerreißt im Harme
Sein Kriegsgewand, rauft ſich das bleiche Haar.
„Dein Siegsgeſang verhall in Todtenlieder,
Unglückliche, dir fodert der Altar.

Weh mir! Zum Opfer hab' ich Dich gelobet.
Warum traf mich des Feindes Lanze nicht?
Ein Quell der Wüſte, muß ich nun vertrocken.
Du Braut der Schatten, hülle dein Geſicht!"

„Das Vater, Vater! das haſt du gelobet?
O welche Hand wird deines Alters nun,
Iſt fern die Einzige, mit Liebe pflegen,
An welcher Bruſt wird deine Wange ruh'n?

Doch traure nicht! dein Mund hat ja geſchworen;
Mag deiner Tochter, was du ſchworſt, geſcheh'n.
Nur laß, o Vater, ſie mit den Geſpielen
Noch einmal zu den lieben Bergen geh'n.

Da will die Arme bey den Bäumen weinen.
Sie blüh'n ja fort, wann ihre Blüte ſinkt;
Da will ſie beten, daß ſie muthig kehre,
Und nicht mehr weine, wann die Flamme blinkt."

Geh Kindlein, geh! ſprach bang verhüllt der Vater.
Sie ſchied. Wir Jungfraun folgten trauervoll.
Euch Bergen Gottes, Thälern, Hainen, Quellen
Und dir, o Sonne, rief ſie Lebewohl!

Einſt klagte ſie, geneigt zum Harfenſpiele,
Um ihrer Jugend flügelſchnellen Traum;
Da ſchwebte durch die heitre Nacht ein Engel;
Vergoldet glänzte der Gewölke Saum.

„Was traurt das Opfer? Muthig zum Altare!
Holdſelige, dir fiel ein ſchönes Loos.
Bey Jael und Deborah prangt dein Name.
Die Schaar der Schweſtern fühlt in dir ſich groß.

Mag Himmelan die Ceder Gottes ragen;
Einſt ſieht der Hirt ſie blätterlos im Thal.
Du ſtrahleſt in der Morgenſterne Schimmer,
Die Enkelin ſingt Lieder um dein Maal.

Die Stimme ſchwand. Und wie von ſüßen Tränen
Erhob ſie ſich. „Wehlauf! der Vollmond ſchied
Schon zwier am Palmenhügel; auf ihr Lieben!
Mein Freier naht. Singt mir das Hochzeitlied!“

Wir folgten ihr zum häuslichen Gemache;
Wir reichten ihr die weiße Hülle dar.
Es bot ihr Gärtchen, ach! die letzte Blume.
Die Lilje ſchmückte bräutlich ihr das Haar.

Der Prieſter ſang. Die Opferflamme wehte.
Sie ſah ſie wehn und wandte nicht den Blick.
So ſchwang, da Siſſra fiel, im Siegesreigen,
Deborah, zu den Palmen ſich zurück*).

Sie iſt gefallen. Grauer Jephta traure,
Verdorrter Baum im blühenden Gefild!
An welcher Bruſt ruht fürder deine Wange?
Dir ſpringt kein Enkel koſend um den Schild.

O blüh'te ſie, dann möchteſt du veralten,
Der Tochter Hände pflegten Dein am Heerd,
Der Tochter Söhnlein forderte dein Eiſen,
Und Helden ſprächen: Er iſt Jephta's werth.

Ihr Hirten nahet, wann der Mittag glühet,
Dem Schatten dieſer Palme, ſinget ihr!
Verlaßt ihr Jäger, das Gebüſch der Hindin;
Entſpannt den Bogen, feirt mit Andacht hier.

Heil

*) Richter 4, 4. 5, 1.

Heil Sella dir! dich täuſchte nicht der Engel.
Du ſchimmerſt, wie der Morgenſterne Strahl.
Alljährlich ſingen, wann die Datteln reifen,
Wir Jungfraun ſegnend Lieder um dein Maal.

Dein Schlaf ſey ſanft, holdſeligſte der Weiber!
Du ſankſt ſo früh, doch lieblich in den Staub.
Wir weinen nicht. Dein Schatten liſpelt tröſtend:
Weint Schweſtern nicht! durch dieſer Palme Laub.

Freudentheil.

IV.

Proben Horaziſcher Ueberſetzungen.

Horazens funfzehnte Ode des fünften Buchs.

An Neära.

Nacht wars, und hell ſtrahlte der Mond an dem heiteren Himmel,
Umringt von kleinerem Geſtirn,
Als du, bereit zu verletzen die Macht der waltenden Götter,
Mir ſolches auf mein Wort beſchwurſt,

Jeſter

Feſter dabey mich umfangend mit ſchlanken Armen, als Efeu
Sich an erhabne Eichen ſchmiegt:
Bis noch der Wolf die Schafe bedroh' und die Schiffer Orion,
Der winterlich das Meer erregt,
Bis noch die Lüfte bewegen Apollos lockigtes Haupthaar,
Soll unſre Lieb' unwandelnd ſeyn.
O! viel wird meine Feſtigkeit noch, o Neära, dich ſchmerzen,
Denn iſt nur irgend Flaccus Mann,
Duldet er nicht, daß die Nächte du ſtets einem beßeren hingiebſt,
Und ſucht, die ihm gefall', erzürnt:
Und ſtandhaft wird nicht der Verſchmähete weichen der Schönheit,
Wenn einmal ihn Unwill' ergriff.
Und du, wer du auch ſeyſt, o Beglückterer, der du dich jezo
Auf meinem Unglück ſtolz erhebſt,
Seyſt du an Triſten ſo reich, wie du willſt, und Länderbeſitzung,
Und ſtröme dir Paktolus Flut,
Täuſche dich nicht des erneuten Pythagoras dunkles Geheimnis,
Und ſey ein Nireus nicht ſo ſchön;

Ach!

Ach! doch trauerſt du einſt, daß du dorthin trugſt deine Liebe:
Dann aber iſt das Lachen mein.

2.

Horazens dreizehnter Brief des erſten Buchs.

An Vinius.

So wie ich dich Abreiſenden oft und lange gelehret,
Gieb die verſiegelten Rollen, o Vinius, hin dem Auguſtus,
Wenn er geſund iſt und heiter, und endlich, wenn er ſie fodert.
Fehle nur nicht aus Eifer zu uns, und allzugeſliſſen
Bringe nicht Haß meinen Schriftchen, mit heftiger Sorge mir dienend.
Sollte dich etwa das ſchwere Gepäck des Geſchriebenen drücken,
Werfe dann lieber es weg, als daß du, wohin man dich ſendet,
Wild anläufſt mit der Laſt, und des Vaters Namen Aſina
Dir ein Gelächter erreg', und darob zum Geſpötte du werdeſt.
Brauche du wohl deine Kräfte durch Strom, Abhang und Moräſte.

Doch

Doch, den Entſchluß ausführend, ſobald dorthin du gelangeſt,
Führe du ſo die vertrauete Laſt: nicht unter der Achſel
Trage das Bündel der Bücher, ſo wie ein Schäfchen der Landmann,
So wie die Zecherin Pyrrha das Knaul geſtohlener Wolle,
Wie mit dem Hütchen die Sohlen der eingeladene Zunftmann.
Auch nicht öffentlich plaudre davon, wie du ſchwitzteſt, indem du
Liederchen trugſt, um damit zu beluſtigen Augen und Ohren
Cäſars. Wenn man dich auch viel bittet, ſo bleibe nicht. Jezo
Geh, leb wohl: nur taumele nicht und zerbreche den Auftrag.

Fr. Aug. Eſchen.

auflösen läßt; bey gewissen Völkern die jenseits des Ganges wohnen, ist ein Mädchen desto vorzüglicher, je mehr es Liebhaber gehabt hat, die seine Reizungen aus Erfahrung anzurühmen wissen. Diese Verschiedenheit der Begriffe vom sittlichen Schönen zeigt sich nicht nur in besondern Gebräuchen und Gewohnheiten verschiedner Völker, wovon sich die Beyspiele ins Unendliche häufen liessen; sondern selbst in dem Begriff, den sie sich überhaupt von der Tugend machen. Bey den Römern ist Tugend und Tapferkeit einerley; bey den Athenienfern schließt dieses Wort alle Arten von nüzlichen und angenehmen Eigenschaften in sich. Zu Sparta kennt man keine andre Tugend als den Gehorsam gegen die Geseze; in despotischen Reichen keine andre, als die sclavische Unterthänigkeit gegen den Monarchen und seine Satrapen; am caspischen Meere ist der tugenhafteste der am besten rauben kann, und die meisten Feinde erschlagen hat; und in dem wärmsten Striche von Indien hat nur der die höchste Tugend erreicht, der sich durch eine völlige Unthätigkeit, ihrer Meynung nach, den Göttern ähnlich macht. Was folget nun aus allen diesen Beyspielen? Ist nichts an sich selbst schön oder recht? Giebt es kein gewisses Modell, wornach dasjenige, was schön oder sittlich ist, beurtheilt werden muß? Wir wollen sehen. Wenn ein solches Modell ist, so muß es in der Natur seyn. Denn es wäre Thorheit, sich einzubilden, daß ein Pygmalion eine Bildsäule schnizen könne, welche schöner sey als Phryne, die kühn genug war, bey den

Olym-

V.

Einige fliegende Blätter
im Bezug auf den teutschen Merkur.

I.

Ueber Bürgers Quellen
und deren Benutzung.

Schon als ich in einem der vorigen Stücke des T. M. die Nachricht las, daß die Engländer das Original zu Bürgers Leonore wollten aufgefunden haben, war ich im Begriffe, Ihnen ein paar Bemerkungen aus meiner dahin einschlagenden Lektüre mitzutheilen, wurde aber verhindert. Erlauben Sie, daß ich jetzt, da mich No. VII. des 4ten St. aufs neue daran erinnert, es nachhole.

Von dem Stoffe der Leonore ist mir in denjenigen Sammlungen Englischer und Schottischer Lieder, die ich durchblättert habe, nie was vorgekommen. Aber wenn auch die Engländer wirklich etwas ähnliches aufgefunden haben, so fürchte ich, möchte ihr Nazionalstolz wenig dabey gewinnen. Ein Beyspiel, wie Bürger alte Stoffe zu benutzen pflegt, wird hinreichend seyn, es ins Klare zu setzen, um wie viel die Engländer sich mehr auf ihren hergegebenen Stoff, als wir Teutsche uns auf

die

die Bürgerische Bearbeitung und Ausbildung desselben zu gute thun dürfen. Der Bruder Graurock von Bürger ist bekanntlich nach seiner eigenen Angabe aus Percy's Reliques entlehnt. Percy's Reliques sind fast in aller Literatoren Händen, aber die teutsche Sammlung alter Balladen von Bodmer, in welcher das sogenannte Original jenes Bruder Graurocks unter dem Titel, die Pilgerin, übersetzt vorkömmt, ist weniger bekannt und gelesen, als sie es zu seyn verdiente. Vielleicht macht es doch den Lesern des Merkurs einiges Vergnügen, wenn diese Uebersetzung zur Vergleichung der Bürgerischen Ballade ihnen wieder ins Gedächtniß gerufen wird. Hie und da eine kleine Veränderung, um die Verse etwas lesbarer zu machen (denn es werden sich wenige so, wie Bodmer, in die Sprache jener alten Zeiten hineinstudieren, und gleichsam in sie verlieben können, um sich nicht, wenn der Vers etwas stolpert, im Genusse gestört zu finden,) wird der übrigen Treue nichts benehmen.

Die Pilgerin.

„Erzeig mir den Gefallen,
Sag an, mein lieber Hirt,
Wo führt der Weg gerade
Nach Meinrads Zelle hin?"

Hart ist der Weg und Meilenlang
Nach's guten Meinrads Zelle;

sind

Und geht durch Steigen krumm und wild;
Wie leicht verlörst du ihn!

„Und wären der Meilen noch so viel,
Und wären die Pfade noch so krumm;
Noch wär' er für meine Schuld zu gut,
So groß und schwer ist sie."

Bist aber so jung, so schön und zart,
Noch neu und unreif für die Welt,
An Listen zu arm, an Kräften zu schwach;
Dir wohnt so schwere Schuld nicht bey.

„Das sagtest du nicht, mein lieber Hirt;
Wenn du es wüßtest wie ich;
Bey wenigen Jahren und kleinem Witz
Lud ich die Schuld auf mich."

„Und was ich scheine, bin ich nicht,
Mein Kleid ist falsch und hehlet mich;
Zu Schmerz und Jammer geboren bin ich,
Ich bin kein Knabe, ein Weib bin ich."

„Ich war so grausam, und dachte so leicht,
Und konnt' ihn tödten, den besten Freund,
Ihn tödten, den ich, der mich geliebt,
Um den itzt Blut mein Auge weint."

„Ich sah, wie er mich liebt', und litt',
Allein sein Leid vergnügte mich;

Ich ſpottete ſein, und kannte nicht
Im ſtolzem Hohn mein eigen Herz."

„Er war von Wohlgeburt und reich,
Und an Geſtalt den Engeln gleich,
Voll Biederkeit, und, mich zu lieben,
Vom Himmel mit Zärtlichkeit begabt."

„Doch was er that, war mir nicht recht,
Sein Dienſt war gut, mein Lohn war ſchlecht;
Küßt' er die Hand, wild war mein Blick,
Ich ſchalt ihn, und zog ſie zurück."

„So floſſen Jahr und Monden hin,
Ich, Thörin, ſpielte mit ſeiner Noth;
Da ſucht' er eine Klauſ', und fand ſie auf,
Und ſtarb dann einen frühen Tod.",

„Ihm opfr' ich meiner Jahre Bluht*),
Und nehme den Pilgerſtab zur Hand,
Und bettle mein Brod vor fremder Thür,
Und trage voll Reu dieß graue Gewand."

„Und faſt' und bete bey Nacht und Tag,
Und will nicht raſten, und will nicht ruhn,
Will ſuchen eine Klauſ' in fernem Land;
Wie's that der Gute, will ich auch thun."

„Nun

*) Oberteutſch für Blühte, und etwas ausdrucksvoller als dieſes.

„Nun weißt du alles, wie's mir geschah,
Behalt' es bey dir, mein lieber Hirt,
Und zeig mir nun den geraden Weg,
Der mich nach Meinrads-Zelle führt."

Zeuch hin die Straße, und Gott mit dir!
Das Thal hinab zeuch hin von hier!
Wird's weiter dann, kehr zur Rechten dich!
Nun geh' im Frieden, und segne mich!

* * *

Im ersten Augenblick meint man wirklich das Original einer Bürgerischen Kopie vor sich zu haben, falls man nicht unmittelbar zuvor den Bruder Graurock gelesen hat. Allein auch der kleinmüthigste Verehrer seiner Muse wird sich im mindesten nicht vor einer Vergleichung scheuen, sobald er, statt einer unbestimmten Totalerinnerung, Bürgers Worte selbst anfängt:

Ein Pilgermädel, jung und schön,
Walkt' auf ein Kloster zu.
Sie zog das Glöcklein an dem Thor,
Ein Bruder Graurock trat hervor,
Halb barfuß ohne Schuh.

Weg ist schon die ganze vorige Scene, und eine neue steht mit wenigen Worten vor unsern Augen da. Die Pilgerin sucht nicht, weil sie ihren Ge-

liebten todt glaubt, ein Kloſter, um ihre Sünden abzubüßen, ſondern ihren Geliebten ſelbſt in einem Kloſter auf, und klagt nicht bey einem unbedeutenden Hirten, den ſie zufälliger Weiſe auf ihrer Straße trift, und auf die Art, wie ein anderer weder poetiſcher noch liebekranker Wanderer, d. h. auf die alltäglichſte Weiſe und Veranlaſſung fragt: „wo geht der Weg hin?“ und nach der Ergießung ihres Herzens endlich eine eben ſo alltägliche Antwort erhält: „dahin geht er!“ ſondern ſie ſteht ſchon vor dem Kloſter, und dem Bruder, der ihr öffnet, ſchlägt das Herz; er iſt es ſelbſt, den ſie ſucht, aber nicht mehr kennt, er, dem ſie die Liebenswürdigkeit ihres Verlornen ſchildert, dem ſie tiefe Reue über ihre Härte gegen ihn, ihren Gram, ihre Verzweiflung in Wort und Herzen leſen läßt, er ſelbſt, gegen den ſie ſeine Treue und Standhaftigkeit mit rührender Einfalt vertheidigt, und nun, da er todt ſeyn ſoll, vor ſeinen Augen den Stab weiter ſetzen, und der Heimath, wo ihr Trauter begraben liegt, durch die weite Welt entfliehen will.

Mag's thun, daß Regen mich befällt,
Wäſcht Regen aus der ganzen Welt
Doch meine Schuld nicht ab!

Wie glücklich in Hinſicht der Erfindung, und wie wohlthuend für den Leſer, der eben mit der Pilgerin aufs empfindlichſte leidet, endigt ſich nun die ganze Geſchichte, indem der Kloſterbruder, der

Zeuge

Zeuge ihres tiefen Grams und ihrer bitterſten Reue, und eben dadurch der wahrſten, feſtgewurzelſten, nie geahndeten und nimmer geträumten Liebe geworden iſt, ſich nun vor Freuden nicht mehr halten kann, und in die Worte ausbricht:

Heida! Feins Liebchen, nun kehr' um!
Bleib hier, und tröſte dich!
Feins Liebchen.. ſchau mir ins Geſicht!
Kennſt du den Bruder Graurock nicht?
Dein Liebſter, ach! — bin ich.

Und wer, der bisher die Leiden der Pilgerin (verſteht ſich mit einem Ohr, daß, wie Abrahamſon ſagt, neun Zolle über einem Herzen ſitzt) angehört und ſich in ihre Lage einempfunden hat, wird nicht mit ihr zittern, da ſich ihr Geliebter zu erkennen giebt, und nun wir hören, daß es eben noch Zeit iſt, beyde nach ſo langen, aus ungleichen Quellen gefloſſenen, gleichen Leiden auf ewig vereinigt und beyder Liebe gekrönt zu ſehen, und die ſanfte Freude treffend finden, die aus den letzten Worten athmet:

Gottlob! Gottlob! Nun fahre hin,
Auf ewig Gram und Noth!
Willkommen, o willkommen, Luſt!
Komm Herzensjung' an meine Bruſt!
Nun ſcheid' uns nichts als Tod!

Welch' ein ſchönes Ganze! und wie Zug für Zug und Wort für Wort der Natur und dem teutſchen Dichter eigen!

Nun ſage man mir noch, daß dieß nachgeahmt iſt! Veranlaßt iſt es von der alten Ballade, wie Newtons Theorie von dem Apfel, der ihm auf die Naſe fiel, und weiter nichts.

Gleichwohl rechnet Bürger dieſe Ballade ſelbſt unter die wenigen, deren Stoff er aus fremden Dichtern empfangen zu haben glaubt. Wenn er nun darin ſo ehrlich, und gerechter gegen Fremde als gegen ſich ſelbſt iſt, wie kann man ihm irgend eine Verheimlichung wahrer Nachahmung zutrauen? Und wenn er da, wo er bekennt, dem fremden Dichter ſo wenig als nichts dankt, wie mag es erſt mit eingebildeten Originalen von Balladen ausſehen, von denen er aus freyer Bruſt ausdrücklich ſagt, daß ihnen „der ſchärfſte literariſche Spürhund nichts fremdes abriechen werde?"

Hier iſt die ganze Stelle. Der Engliſche Literator beherzige ſie!

„Um derjenigen willen (ſagt Bürger), die von der Originalität eines darſtellenden Werks und dem Verdienſte ſeines Verfaſſers, Gott weiß was für ſeltſame Begriffe haben, muß ich offenherzig geſtehen, das ich den Inhalt zu einigen Gedichten aus fremden Sprachen entlehnet habe. Man bilde ſich aber nicht ein, als ob ich in ſolchen Fällen

das

das Original vor mir liegen gehabt, und Zeile bey Zeile verdollmetscht hätte. Oefters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich teutsch dar, und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen. Wer von dem Verhältniß dieser meiner teutschen Umbildungen zu den Originalen sich einen Begriff machen will, und etwa die wenigen englischen und französischen Stücke nicht bey der Hand hat, der vergleiche nur meine Nachtfeyer der Venus mit dem lateinischen Pervigilium Veneris; oder noch näher, mein Zechlied mit seinem der Raritat und Schnurrigkeit wegen vorangesetzten Originale. So viel ich hier ungefähr dem Lateiner schuldig bin, so viel oder nicht viel mehr bin ich anderwärts dem Britten und Franzosen schuldig geworden. Indessen will ich doch, um die Literatoren der undankbaren Mühe des Nachspürens zu überheben, alles, was nicht ganz mein eigen ist, getreulich hier anzeigen. Die Nachtfeyer, das Lied an Themiren, und das Zechlied führen das Bekenntniß an der Stirne. Das harte Mädchen, so wie das Lied an den Traumgott, hat, wo ich mich recht erinnere, nur einige Stellen aus einem englischen Dichter, ich weiß wahrhaftig nicht mehr aus welchem? entlehnt. Es ist aber immer auch möglich, daß sie ganz mein eigen sind. Adeline ist, dünkt mich, nach Parnell; das Dörfchen nach Bernard; die beyden Liebenden nach Rochon de Chabannes;

das vergnügte Leben nach Grecourt; der Bruder Graurock, die Entführung und des Schäfers Liebeswerbung sind nach altengliſchen Gedichten in Percy's bekannter Sammlung; und endlich zu der Umarmung hat, wo mir recht iſt, eine Elegie des Johannes Secundus Anlaß gegeben. So lang und nicht länger iſt meine ganze Beichte. Kaum wär ich ſchuldig geweſen, ſie ſo gewiſſenhaft abzulegen. Allen übrigen wird der ſchärfſte literariſche Spürhund nichts fremdes abriechen, es müßte denn ſeyn, daß die Geſchichte von Lenardo und Blandine in alten Novellen unter dem Namen Guiscardo und Gismunda ähnlich, die Schnurre der Weiber von Weinsberg aber in alten Chroniken vorkommt; und endlich die Handlung des braven Mannes als wahr erzählt wird. Wenn aber dieß der Originalität Eintrag thut, ſo bleibt — ſi parva licet componere magnis — ſelbſt Shakeſpear der poetiſche Schöpfer nicht mehr."

Und wer auf ſolche Art die Originalität eines Dichters in Anſpruch nimmt, möchte ich hinzuſetzen, der beweiſet nichts damit, als daß man ihm die Fähigkeit, einen Dichter zu würdigen, ſchlechterdings abſprechen muß. Wie geſagt, der engliſche Literator beherzige dieſes Bürgeriſche Selbſtbekenntniß, vergleiche im Stillen die Lenore mit ſeinem vermeynten Fund noch einmal, und ziehe ſich dann beſchämt oder beſcheiden mit dieſem ſeinem Fund zurück. Doch nein, er gebe uns ihn, und ſey verſichert,

Olympiſchen Spielen, in eben dem Aufzug worinn die drey Göttinnen um den Preiß der Schönheit ſtritten, das ganze Griechenland zum Richter über die ihrige zu machen. Die Venus eines jeden Volks iſt nichts anders als die Abbildung eines Weibes, die bey einer allgemeinen Verſammlung dieſes Volks für diejenige erklärt würde, bey der ſich die National-Schönheit im höchſten Grade befinde. Allein welches unter ſo vielerley Modellen iſt denn an ſich ſelbſt das ſchönſte? Der Grieche wird für ſeine roſenwangichte, der Mohr für ſeine rabenſchwarze, der Perſer für ſeine ſchlanke, und der Serer für ſeine runde Venus mit dem dreyfachen Kinn ſtreiten. Wer ſoll den Ausſchlag geben? Wir wollen es verſuchen. Geſezt, es würde eine allgemeine Verſammlung angeſtellt, wozu eine jede Nation den ſchönſten Mann und das ſchönſte Weib, nach ihrem National-Modell zu urtheilen, geſchikt hätten; und wo die Weiber zu entſcheiden hätten, welcher unter allen dieſen Mitwerbern um den Preiß der Schönheit der ſchönſte Mann, und die Männer, welche unter allen das ſchönſte Weib wäre: Ich ſage alſo, man würde gar bald diejenigen aus allen übrigen ausſondern, die unter dieſen milden und gemäßigten Himmelsſtrichen gebohren worden, wo die Natur allen ihren Werken ein feineres Ebenmaaß der Geſtalt, und eine angenehmere Miſchung der Farben zu geben pflegt. Denn die vorzügliche Schönheit der Natur in den gemäßigten Zonen erſtrekt ſich vom Menſchen bis auf die Pflanzen. Unter dieſen Auserleſnen von beyden Geſchlechtern würde vielleicht

ſichert, daß es uns in Teutſchland ebenfalls nicht an geſunden Augen noch ſo ſehr an secunda Petri fehlt, um ſeinen Fund nicht würdigen zu können, und daß wir noch genug Patriotismus und Kraft im Buſen fühlen, um unſer Urtheil nicht zu ſeinen Füßen und unſre Hände nicht in den Schooß zu legen, wenn man auf unſere Koſten ſtolziren will. So ſtolz die Engländer auf ihre ſchöpferiſchen Geiſter ſind, ſo ſtolz ſind es auch wir Teutſchen auf die unſrigen!

Gr—r.

VI.

Holländiſche Theaterſzenen.

I.

Amſterdam d. 10. May 1797.

Sie wiſſen, daß ich 14 Tage hier zugebracht habe, ohne an gewiſſe beſtimmte Geſchäfte gebunden zu ſeyn; und ſo, meiner eignen Willkühr überlaſſen, hatte ich keinen ſehnlichern Wunſch als denjenigen zu befriedigen, der eben weil ich ihn unterdrücken muß, jetzt wieder mit aller Lebhaftigkeit erwacht. Ich beſuchte drey verſchiedene Theater. Zuerſt lockte mich die teutſchgedruckte Ankündigung der

hochdeutſchen jüdiſchen Geſellſchaft, die zwey kleine Operetten, Alexis und Juſtine in zwey Akten, und die Apfelbäume und die Windmühle in einem Akte, dem Publikum zum Beſten zu geben verſprach. Da ich wußte, daß K. zu wenig für die jetzige politiſche Verfaſſung eingenommen iſt, um ein Theater zu beſuchen, worauf (ſo lautet der Anſchlagzettel) mit Erlaubniß des Raths der Gemeine, und im dritten Jahre der bataviſchen Freyheit, geſpielt wird, ſo ſagte ich nichts im Hauſe und ſchlich mich allein hin. Das Haus, welches das Theater umſchließt, und deſſen Sie ſich gewiß noch erinnern, iſt mit drey Eingängen verſehen. Das Innere iſt ſehr einfach, aber doch ſchön dekorirt. Vorzüglich gefiel mir die Beleuchtung wohl. An unſern teutſchen Theatern iſt mir immer das Anſtecken und Putzen der Lichter im Orcheſter und an den Logen anſtößig geweſen. Hier läßt ſich von oben herab ein großer Kranz mit Lampen nieder, der ſeine Helle über das ganze verſammelte Publikum wirft und volle vier Stunden brennt. Auf dem Vorhange ſieht man eine ſtrahlende Sonne und in der Mitte die Worte: *Spectemur agendo.* Das Theater iſt von mittlerer Größe. Die Höhe iſt nach Verhältniß der Tiefe zu groß, aber die Anordnung der Couliſſen, ſehr richtig und der Wechſel der Maſchienen geht überaus ſchnell. Die Ausführung der Stücke ſelbſt übertraf theilweiſe wirklich meine Erwartung: ſchade nur, daß grade der Liebhaber, ein kurzer, dicker Menſch, mit einem ächt jüdiſchen Geſichte,

ſichte, dann, wenn er am zärtlichſten ſang, in ein ſolches Gequäcke ausbrach, und die Hände grade in derſelben Attitüde in die Höhe hielt, als ob er ein altes Kleid entfaltete, um es käuflich an ſich zu bringen, ſo daß ich mich ſtets mit Widerwillen wegwandte. Dagegen ſangen zwey Mädchen bezaubernd ſchön, und die im erſten Stück die Rolle der Juſtine hatte, begleitete ihren Geſang noch mit der allerrichtigſten Aktion und Minenſprache; — ein ſeltner Fall bey Sängerinnen. Sie ſind theils zu ſorgſam darauf bedacht, nur allein durch ihre Stimme zu feſſeln, und vergeſſen darüber die Aktion; theils iſt der Theatergeſang der darin vorkommenden Wiederholungen, Läufe u. a. m. wegen, auch im Ganzen wenig geſchickt, ein richtiges Gebehrdenſpiel zuzulaſſen. Ein andrer Liebhaber der Juſtine, ein Dorfſchulze glaub' ich, (denn die Perſonen werden nie angegeben) ſang und ſpielte meiſterhaft, aber grade bey ihm war der jüdiſche Accent auch noch am hörbarſten. Die beyden Väter der Alexis und der Juſtine ſpielten, erſterer ſeinen Edelmann zu edelmänniſch, d. h. ſteif, kalt und ohne Theilnahme bey der Entdeckung daß Alexis ſein Sohn ſey; und letzterer ſeinen Bauer wie ein wahrer Bauer. Gröberes, platteres Spiel hab ich nie geſunden. Ihre Kleidung war, bis auf die friſirten Köpfe der Bauermädchen, ziemlich paſſend, aber die Geſichtsmalerey ſchlecht; vermuthlich hatten ſie auch nur Pfröpfe und Karmin gehabt. Die Muſik war vortrefflich und das Orcheſter ſehr zahlreich, — aber leider das Publikum

nicht

nicht so zahlreich. Ich erstaunte über die Leere des Hauses in einer Stadt, die an 300,000 Menschen zählt, und so viele Teutsche oder doch Teutschverstehende in sich faßt; und war schon im Begriffe, einen sehr nachtheiligen Schluß auf die ästhetischen Gefühle des Holländers zu machen, als ich bald darauf das gedrängt volle Holländische Theater sah. Um etwas ist mein Urtheil dadurch freylich günstiger ausgefallen; aber da es hier mehr die prachtvollen Ballets sind, die auf das staunende Publikum wirken, als das Schauspiel, so sehen Sie dennoch, lieber N. daß ich den Holländern kein Unrecht thue, wenn ich ihnen, mit den Teutschen gemessen, nur ungefähr halb so viel Geschmack für das Theater zutraue. Um 10 Uhr war das jüdischteutsche Schauspiel zu Ende, und ich gieng mit einem sehr zufriedenen Gefühle wieder nach Hause, träumte die ganze Nacht von Theater und Gesang, und nahm mir, als ich erwachte, gleich vor, den folgenden Tag das französische Schauspiel zu besuchen.

Moulinneuf et Dubus, Entrepreneurs associés, donneront à la salle lyrique (so fängt die Annonce jedesmal an) Paul et Virginie, und zum Beschlusse Le naufrage et les héretiers. Ersteres, eine große Oper von Collot d'Herbois, hatte schon lange meine Neugier und den Wunsch in meinem Herzen unterhalten, dieses so sehr gepriesene Stück doch bald einmal selbst zu sehen. Ich sah es, N.

Das

Das Stück ist hinreißend schön; sein Sujet äußerst einfach, ohne viele Verwickelung, der Knoten leicht gelöset. Paul und Virginie, ein Paar Kinder der Natur, leben mit ihren Müttern (zwey Schweſtern) auf einer Inſel in der ganzen Unbefangenheit ihrer kindlichen Gefühle und an einander hingezogen durch Uebereinſtimmung, Gewohnheit und durch — das unwiderſtehliche Etwas in unſrer Bruſt Ein Onkel Virginiens kommt auf die Inſel und nimmt ſie mit ſich. Es entſteht ein Sturm. Noch unſern von der Inſel wird ihr Schiff zerſchlagen. Paul wirft ſich ins Meer; Virginie wird gerettet und mit ihrem Geliebten vereinigt. Das iſt die ganze Verwicklung. Das Stück fing ſich mit einer Ouvertüre an, worin man am Ende das Geräuſch eines Gewitterregens ſehr täuſchend nachgeahmt hatte: denn als der Vorhang aufging, war ein ſtarker Regen hörbar, und die Wellen ſchlugen hoch auf. Der Schauplatz eine felſige Gegend mit Bäumen beſetzt. Paul und Virginie kamen beyde gelaufen, ein großes Tuch von der letztern über ſich ausgebreitet, um ſich vor der Näſſe zu ſchützen, und ſtellten ſich unter einen breitäſtigen Baum. Der Regen ließ nach. Paul ſtieg auf einen Baum, brach Früchte für ſich und Virginien, und eine der ſchönſten Scenen wurde dadurch veranlaßt. Ein ſolches Naturſpiel hatte ich nie geſehen. Die Neckereyen, das Küſſen, die Sprünge der beyden war über allen Ausdruck ſchön. Paul wurde von einem gewiſſen Berg: geſpielt, einem jungen Menſchen von 20 Jahren. Schade,

daß

daß Virginie etwas älter aussah! aber ihr naives Spiel machte sie zu einem wahren Kinde. Diese Scenen, die Scene der Trennung von einander — wo der Gesang nur zuweilen in wildes Geschrey überging, weil der Franzose überhaupt seine Leidenschaften zu leidenschaftlich darstellt — und die der Wiedervereinigung, griffen tief in das Herz hinein, und öffneten auch die allerverschlossenste Brust. Sie hätten im letzten Akte Paul auf den Knieen liegen, die Arme gen Himmel strecken, und mit jedem Donner, mit jedem Blitzstrahle den Nahmen seines geliebten Mädchens, welches sich jetzt in der Gewalt des tobenden Meeres befand, ausrufen hören und sehen sollen! — Und als seine Virginie auf den Trümmern des gescheiterten Schiffes, mit den Wellen kämpfend, in der Ferne vorüberschwamm — und er sich nun nicht länger hielt, vom Felsen herab ins Meer sprang und mit der geretteten Virginie und mit den übrigen Schiffsleuten zurück ans Ufer kam — es war erschütternd und erhebend, schmerzlich und doch süß. Die Dekorazionen waren so passend als möglich; das Kostum so richtig als die Aktion der Spielenden, und der Gesang (ich urtheile als Liebhaber) bezaubernd schön. Selbst das kleine Nachspiel, im Grunde nur Posse, ward rasch und ohne Ueberladung gespielt. Ich begreife mich selbst nicht, wie dieses französische Spiel mir auf einmal so gefallen kann, und das Emigrantenspiel in B. wollte mir doch nie behagen. Im Nachspiele war ein alter Schiffskapitain, der den Beyfall ganz verdiente,

diente, den er ſo reichlich ärndtete, in Kleidung, Akzion und Minenſpiel ſo ganz teutſch, daß ihm nur die Sprache zum Ausländer machte, und ich wirklich oft getäuſcht wurde. Einzelne Stellen in beyden Stücken, ein augenblickliches treffendes Spiel, oft nur eine paſſende Miene, wird hier ſehr lebhaft beklatſcht; und dieſe Gewohnheit, die ich in Teutſchland nirgends fand, vielleicht weil das Empfindungsſyſtem der Franzoſen leiſer zu berühren iſt, gefällt mir nicht übel, ob ſie gleich immer eine kleine Stöhrung veranlaßt. Das Theater an ſich iſt etwas größer als das Jüdiſche. Die Dekorazionen ſcheinen noch ziemlich neu und für die Bequemlichkeit der Zuſchauer iſt auf alle mögliche Weiſe geſorgt. Ich ging ganz befriedigt von hier, und drey Tage darauf in das Razionalſchauſpiel. Doch davon ein andermal.

2.

Kronesſteyn, in der Provinz Utrecht, 18. May 1797.

Wir ſind hieher gekommen, weil (wie die Herzogin Olivarez im Don Karlos ſagt)

„weil es einmal ſo die Sitte ſey,"

einige Tage oder Wochen auf der Campagne zuzubringen, d. h. mit andern Worten, die Stadt auf das Land hinauszutragen, und dieſer wohlhergebrach-

ten

ten Sitte zu Ehren werden denn auch wir 14 Tage auf dieser Campagne verleben, welche zum Glück mit seinem dazu gehörigen Wäldchen, mit seinen Teichen und Gärten keine von denen ist, wo man alles, nur keine Natur findet, und wo die Laubengänge und Hecken, wie Klaudius sagt, purer, purer Schneiderscherz sind. Nein wahrlich, es ist hier recht schön, so schön, daß wenn ich mich unter einen blühenden Baum oder an den großen Fischteich niederwerfe und meine Blicke weit hinaus über die fetten Anger und die weidenden Viehheerden bis an die letzte Grenze des umwölbenden Himmels schweifen, — daß ich wähne, ich sey wieder in meinem teutschen Vaterlande. Verdenken Sie mir diesen schuldlosen Wahn nicht, wenn ich ihn in einem Lande äußre, das mich so freundlich und zuvorkommend aufnahm. Undankbar werde ich gewiß nie dagegen seyn, aber auch sein Lobpreiser nie werden. Die Natur hat sich hier in einen zu ungleichen Streit mit den Elementen eingelassen, aus dem sie nie anders als überwunden zurückkommt. Und was ihr die Kunst gelassen hat, das sind Moräste, die sie ihr nicht hat nehmen können, oder Viehweiden, die sie ihr nicht hat nehmen wollen. Und nicht bloß die Natur, die sich in das Grün der Wälder und Wiesen, in den Blütenschnee der Bäume, in das Blau des Himmels kleidet, und mit dem Roth des Morgens ihre Wangen schminkt, nicht bloß die ist es, von der ich rede; auch die, welche in Menschenherzen wohnt, aus offnen freundlichen Augen hervor-

verſteht, im Druck der Hände ſpricht, aus anſtändig-freyem Witze athmet und jede Bewegung des Körpers leitet und verſchönert, — auch die vermiſſe ich hier; auch die hat hier den Kürzern gezogen und ſteht beſcheiden hinter dem Stuhle, auf welchem ihre Ueberwinderin im Siegsgefühl ſich bläht. Die Nazion theilt ſich jetzt in zwey ganz verſchiedene Klaſſen; Verdorben und verſchroben ſind beyde; aber die eine leidet an einer üblen Verdauung der droits de l'homme, die andre an einer noch ſchlimmern Verdauung der Bibel. Ich aber wiege mich jetzt im Schooße der Natur, — ich fühle mich ſo ſanft erwärmt von den Strahlen einer Sonne, die gleich wohlthätig über Böſe und Gute ſcheint. — Gehaßt habe ich noch nie, und — ach nein, ich bin wohl nur zu freygebig mit meiner Liebe geweſen, und eben daher — denn die Menſchen wollen einmal von Liebe nichts wiſſen — nur zu oft nachtheilig beurtheilt worden.

Den 20ſten May 1797.

Ich habe Ihren letzten Brief mit hierhergenommen, weil ich Ihnen eins und das andre darauf antworten wollte, was ſich hier in der freyen Natur, wo alles zu ungehinderter Ergießung auffordert, weit beſſer als in der ängſtlichen Stadt und unter den ärgerlichen Geſichtern derſelben, ſagen laſſen wird. Meiner Jugendliebe zu gefallen, gieng

ich zum drittenmal ins Schauspiel, und zwar in das Holländische. Das Haus ist (nachdem das alte bey der Vorstellung des Deserteurs, im Jahre 79 glaube ich, abbrannte) nah an dem Leidner Thor, aber von Holz gebaut, worüber ein Engländer den Einfall hatte zu sagen: nachdem das steinerne Schauspielhaus der Holländer abgebrannt sey, hätten sie, um es künftig vor Feuersgefahr zu sichern, ein hölzernes aufgeführt. Seine ganze freye Lage und die nach holländischer Manier überall angebrachten Fenster, wollen mir auch nicht gefallen. Man kann die Schauspieler sitzen und Rollen lernen oder wohl gar Tabak rauchen sehen. Nein, das ist nichts! Wie könnte ich mit theilnehmendem Gefühle einen Kato auf der Bühne sterben sehn, den ich, eine Stunde zuvor mit der Pfeife im Munde erblickt hätte. Schauspieler müssen wie Götter erscheinen und wie Götter verschwinden. Das Ganze ist recht prachtvoll. Ich stand da wie angezaubert, als ich hineintrat unter diese 2 bis 3000 Menschen, von denen aber gewiß kaum die Hälfte aus wahrem Geschmack am Theater, sondern theils um des Ballets willen, theils um sich der schönen und gallanten Welt zu zeigen, hier versammelt war. Das Theater selbst ist nur mittelmäßig groß, und seine Vorderbreite steht in einem ganz unrichtigen Verhältnisse mit seiner Seite, die viel zu schnell zusammenläuft. Aber die Mahlerey ist sehr gut, und die Mittelvorhänge haben das Auszeichnende, daß die Leinwand auf Holz befestigt ist, so daß sie beym Niedersinken

der Vorzug lange zweifelhaft seyn; allein endlich würde doch unter den Männern derjenige den Preiß erhalten, bey dessen Landesleuten die verschiednen gymnastischen Uebungen am stärksten, und Verhältnißweise in dem höchsten Grade der Vollkommenheit getrieben würden; und alle Männer würden mit einer Stimme diejenige für die schönste unter den Schönen erklären, die von einem Volke abgeschikt worden, welches bey der Erziehung der Töchter die möglichste Entwiklung und Cultur der natürlichen Schönheit zur Hauptsache machte. Der Spartaner würde also vermuthlich für den schönsten Mann, und die Perserin für das schönste Weib erklärt werden. Der Grieche, welcher der Anmuth den Vorzug vor der Schönheit giebt, weil die griechischen Weiber mehr reizend als schön sind, würde nichts desto weniger zu eben der Zeit, da sein Herz einem Mädchen von Paphos oder Milet den Vorzug gäbe, bekennen müssen, daß die Perserin schöner sey; und eben dieses würde der Serer thun, ob er gleich das dreyfache Kinn und den Wanst seiner Landsmännin reizender finden würde. — Laß uns zu dem sittlichen Schönen fortgehen. So groß auch hierinn die Verschiedenheit der Begriffe unter verschiednen Zonen ist, so wird doch schwehrlich geläugnet werden können, daß die Sitten derjenigen Nation, welche die geistreichste, die munterste, die geselligste, die angenehmste ist, den Vorzug der Schönheit haben. Die ungezwungne und einnehmende Höflichkeit des Athenienſers muß einem jeden Fremden angenehmer seyn, als die abgemessene, ernsthafte

gar keine Falten ſchlagen kann und auf einmal ganz daſteht. Die Idee iſt wirklich ſchön. Auf dem Vorhange zeigt ſich ein Bienenkorb, um welchen Bienen ſchwärmen, mit der Unterſchrift Yver, und zu beyden Seiten Neptun mit der Urne und Merkur mit dem Schlangenſtabe. Aber ich wollte, die beyden Herren wären in ihrem Olomp geblieben; ſo wie ſie hier ſtehen, machen ſie eine ſchlechte Figur. Man gab: het roode Kappje of het Hoogduitſch verdaald, und zum Beſchluß ein groſſes Ballet: Arleguin Shipbreuk en Dood. Vom erſten nur ſo viel, das der Geſang leidlich, aber die Aktion zum Beweinen kläglich war. Schauſpieler, deren ganzes Mienen- und Gebehrdenſpiel auf ſo wenige, einfache Zeichen eingeſchränkt war, habe ich ſelten geſehen, und ſo eine lobliche Eigenſchaft die Simplizität in Werken des Geſchmacks und der Darſtellung auch immer ſeyn mag, ſo verrieth ſie doch hier mehr Armſeligkeit und Dürftigkeit, die ſie vergebens zu verſtecken ſuchte, als daß ſie ein Spiel verſchönerte, welches einfach aber nie einfältig ſeyn darf. Die Franzoſen ſchweifen gern in den entgegengeſetzten Fehler aus, wie denn überhaupt die Beaux welche hierin das ſchwer zu treffende Medium halten, etwas ſelten ſeyn mögen. Dieſe, wenn ſie Pauſen in ihrer Rolle haben, ſtehen entweder wie angenagelt, ſchlagen den Arm unter und gaffen in die Zuſchauer hinein, oder ſpazieren auf dem Theater wie Menſchen herum, die gekommen ſind, um es zu beſichtigen und von einem

Hauswärter herumgeführt werden. Was mich einigermaßen mit ihnen wieder aussöhnt, ist, daß sie fleißig aus dem Teutschen übersetzte Stücke geben, nur gar zu viel Kotzebuische; Stücke von Isfland, Schröder, Gotter u. a. m. sehr selten. Große Ballette hatte ich noch nie gesehen. Sie können daher denken, wie mich das erste dieser Art, das noch dazu mit ausserordentlicher Pracht gegeben wurde, überraschen mußte. Es währte von 8 bis 11 Uhr, und der Tanzenden, die fast aus lauter ganz jungen Mädchen und Knaben bestanden, waren gewiß einige 40. Welcher Biegsamkeit, welcher Harmonie, welcher Schönheit in Stellungen, Beugungen und mannichfaltigen Modifikazionen ist doch der menschliche Körper fähig, wenn er früh dazu angeleitet und geübt wird! Recht sinnlich konnte ich mir hier die Tänze der Griechen denken. Ein Paar junge Mädchen machten Figuren mit ihren Körpern, grade wie uns die schwärmenden Tänze der Bachantinnen abgebildet werden, ganz hinten übergebeugt und die Arme hoch flatternd in der Luft. Der Wechsel der Maschinen gieng, wie durch ein Zauberwort, unglaublich rasch; — man durfte das Gesicht nicht einen Augenblick wegwenden. — Auge und Ohr schwelgten in süßen Befriedigungen. Auf meinem nächtlichen Heimgange ließ ich die gesehenen Erscheinungen noch einmal vor mir vorüberschweben: aber so lieblich auch selbst die Erinnerung noch war, so süß die musikalische den Tanz begleitende, und ihm gleichsam zur Erklärung dienende

nende Sprache in einzelnen Lauten meinem Ohre noch wiederhallte; so schloß ich doch nach einer unpartheyischen Zusammenstellung des Tanzes mit dem Schauspiele meine Gedanken mit dem Resultate: immer lieber ein halber Iffland, als ein ganzer Vestris zu seyn. Der Tänzer wirkt zu sehr nur auf die Sinne; der Schauspieler auf Sinn und Seele zugleich. Der Beruf des letztern ist daher höher und edler.

Außer diesen drei Truppen ist vor 14 Tagen nun noch eine vierte in der Stadt angekommen, die sich les Artistes françois nennt und in einem großen, aber von Bretern aufgeführten Hause spielt. Diese Gesellschaft hat das Besondere, daß sie fast lauter versificirte Dramen, als von Racine, Voltaire, Corneille u. a. giebt, und so recht lebhaft an das alte eigentliche französische Schauspiel und die Zeiten eines le Cain, Carlin, einer Clairon ꝛc., erinnert. Die Kunst der Deklamazion soll bey dieser Gesellschaft aufs höchste gestiegen seyn, und eine Demoiselle St. Val, première Actrice du Théatre françois, wie sie der Zettel nennt, welche immer die Hauptrollen spielt (als Medée, Sémiramis, Athalie, Mérope) in dieser Art unübertrefflich seyn. Noch habe ich dieses Theater nicht besucht, aber ich schleiche mich doch auch einmal hin. Die holländische und jüdische Gesellschaft haben aufgehört zu spielen, die beyden französischen fahren ununterbrochen fort. Der Musikdirektor der jüdisch-

teutſchen Truppe befindet ſich jetzt auf einer Reiſe nach Teutſchland, um Sänger und Sängerinnen zu einer teutſchen Oper zu engagiren, die im Winter etablirt werden ſoll, und worauf die angeſehenſten Häuſer bereits abonnirt haben.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Auswärtige Korreſpondenz.

1.

London, den 24. Auguſt. 1797.

Von der Originalausgabe von Staunton's Chineſiſcher Reiſebeſchreibung wird ein neuer Abdruck veranſtaltet, da der erſte ſchon in den erſten 14 Tagen, ſeines hohen Preiſes ungeachtet, vergriffen war und kaum alle Subſkribenten befriedigt werden konnten. Indeſſen wird dieſe neue Auflage an Werth der erſtern weit nachſtehen müſſen, da dabey alles auf die Kupfer ankommt, von welchen man hier zum zweytenmal nur die ſchlechteſten Abdrücke geben kann. Nicol, der Verleger, kündigt ſogleich eine wohlfeilere Ausgabe in 3 Oktavbänden an,

an, und eifert gegen alle Nachdrücke und Abkürzungen. Dieß geht auf die bey Stockdale angekündigte sehr wohlfeile Ausgabe, die in 10 Heften alles Brauchbare des großen Werks und selbst die zweckmäßigsten Kupfer liefern wird. Wöchentlich erscheint ein Heft, mit zwey bis drey Kupfern, und diese kosten nicht mehr als einen Schilling. So kann man das ganze Werk für $3\frac{1}{2}$ Thaler haben.

Es gereicht der Schottischen Nazion sehr zur Ehre, daß sie Hunter's Museum, die vorzüglichste anatomische Sammlung in Großbrittannien, die für den öffentlichen Gebrauch anzukaufen England nicht Gemeingeist genug hatte, sich zugeeignet hat. Es ist für die Universität Glasgow erkauft worden, und wird schon im künftigen Monat von London weggebracht.

Die zwey neuesten Theaterstücke sind the Italian Monk, nach dem bekannten Roman der Radkliff bearbeitet, von James Boaden, und the Irish Tar. Das letztere hat bey seiner ersten Aufführung in Haymarket außerordentlich gefallen. Schon der Titel ist ein lockendes Aushängeschild, da einem jeden dabey hundert Anekdoten von Irländern und Matrosen einfallen.

Von Burke's posthumous Works, die zu Anfange des künftigen Jahres erscheinen werden, ist bis

jetzt nur so viel bekannt, daß bey weitem der interessanteste Theil derselben ein Tagebuch seyn wird, das Burke viele Jahre hintereinander über die Geschichte der Zeit niederschrieb und My own Times betitelte. Auch soll ein sehr heftiges Pamflet gegen Frankreich dabey seyn. Die Herausgeber, Dr. King und Dr. Lawrence, werden dem Ganzen, das einen Band in groß Quart ausmachen soll, Burke's Lebensbeschreibung vorsetzen... Von Lawrence ist auch die ruhmvolle Karakteristik Burke's, die gleich nach seinem Tode fast in allen öffentlichen Blättern zu lesen war. Auf die eben jetzt angekündigten Three Memoirs on French affairs. Written in the years 1791. 1792. and 1793 von Burke haben schon zwey Franzosen Spekulazion gemacht, um sie noch warm von der Presse sogleich zu übersetzen. Die drey Memoriale sind für die Zeitgeschichte von unläugbarer grosser Wichtigkeit. Das erste schrieb Burke im Jahre 1791, als er durch seinen damals noch lebenden und mit Genehmigung des Ministeriums in Teutschland sich aufhaltenden Sohn die Nachricht empfangen hatte, daß es weder dem Kaiser noch dem Könige von Preußen mit dem Pilnitzer Traktat, den nur die Zudringlichkeit des Grafen von Artois erpreßt hatte! — (so heißt es ausdrücklich in der von Lawrence geschriebenen Vorrede zu diesen Memorialen, (it was in a manner extorted by the Count d'Artois, and never designed to be carried into serious effect) — wahrer Ernst seyn. Burke blies nun in diesem durch einen Minister dem Kö-

nige

nige von England ſelbſt vorgelegten Schreiben in die Lärmtrompete, und zeigte die fürchterliche Gefahr, die aus der Unentſchloſſenheit der Regenten, die Franzöſiſche Freyheits-Hyder zu erdrücken, für alle entſpringen müßte. Das zweyte Memorial iſt zu Ende 1792 gleich nach dem fehlgeſchlagenen Feldzuge des Herzogs von Braunſchweig geſchrieben. Burke zeigt darin hell und klar, daß dieß Unglück bloß daher gekommen ſey, weil man dem ausgewanderten franzöſiſchen Adel nicht hinlänglich Glauben beygemeſſen habe!! Das dritte Memorial iſt 1793 gleich nach dem unglücklichen Rückzug des Herzogs von York von Dünkirchen an den Miniſter geſchrieben, und enthält die beherzigungswerthe Regel, daß nichts einen Regenten in der öffentlichen Meinung ſo herabſetzen könne, als wenn er bey einer erlittenen Niederlage aus Ungeduld noch drohe.

Kurz, man muß dieſe unerbetene Rathſchläge, wovon keiner, wie die Vorrede ſelbſt bemerkt, dem Miniſter zur Ausführung geſchickt ſchien, ſelbſt leſen, um hundert wichtige Winke für die Geſchichte der Zeit daraus zu benutzen. Denn ſo einſeitig, übertrieben und gallſüchtig auch größtentheils dieſe Ergießungen ſeyn mögen, ſo treffend ſind doch auch viele Bemerkungen, und alle beweiſen wenigſtens, daß er keinem Miniſter fröhnte, ſondern aus voller Ueberzeugung die Sturmglocke zog.

Ein anderes wichtiges Werk, worauf die allgemeine Erwartung gespannt ist, ist eine vollständige Ausgabe von des verstorbenen Horace Walpole sämmtlichen Werken, die Robert Berry in 5 groß Quartbänden in diesem Winter herausgeben wird. Zwey Bände davon werden Briefe des Walpole mit den interessantesten Menschen seines Zeitalters von 1740 bis 1795, und viele bis jetzt absichtlich unterdrückte merkwürdige Essays enthalten und ganz neu seyn. Unter andern sollen auch zu seinem furchtbargrausenden Trauerspiele, the mysterious mother, das Walpole eigentlich für die berühmte Schauspielerin Mrs. Pritchard berechnete, die Zeichnungen in Kupfer gestochen werden, die Lady Diana Beauclark dazu gemacht, und die Walpole auf seinem Sitze zu Strawberry Hill den Fremden immer als eine der seltensten Seltenheiten gezeigt hat. Ueberhaupt aber sollen 164 Kupferstiche dazu kommen. Worauf man sich aber am meisten freut, sind Privatanekdoten vom Hofe Georgs I. und II., wo mancher lächerliche Auftritt ans Tageslicht gezogen werden wird, und die auf Chatterton sich beziehenden Papiere. Denn es ist bekannt, daß Walpole eine Hauptursache von Chatterton's unglücklichem Ende war, weil er ihm über seine vorgeblichen Gedichte von Rowley sehr harte Briefe geschrieben und seine Manuskripte während einer Reise nach Paris zurückbehalten hatte.

* * *

2.

London, den 19. September 97.

Es iſt nun ſo gut als entſchieden, daß alle Friedensunterhandlungen abgebrochen ſind. Das Ultimatum des wenigſtens zum semi-terreur ſich hinneigenden Direktoriums wird ſich kein loyaler Britte aufhalſen laſſen, und die Herren Republikaner jenſeits des Kanals hätten Mr. Pitt keinen größern Gefallen thun können, als daß ſie den ſtolzen Malmesbury ſo beleidigend für die Ehre Großbrittanniens zum zweytenmal zurückſchickten. Pitt kann ohne den Krieg nicht mehr ſtehen. Nun hat er bey der bevorſtehenden Wiedereröffnung des Parlaments gewonnenes Spiel. Er bekommt die 30 Millionen, die er fürs erſte zur Fortſetzung des Kriegs braucht, ohne Widerrede, und es iſt Zeit gewonnen, welches hier alles gewonnen heißt.

Freylich ſteigt die Erbitterung der immer zahlreicher und bedenklicher werdenden Oppoſizionspartey auf der andern Seite auch immer höher. Es kann nicht fehlen, daß unter den neuen Taxen viele ſehr verhaßte ſeyn müſſen. So ſpricht man z. B. von einer Taxe auf muſikaliſche Inſtrumente und auf die Betten(!). wobey die Oppoſizionsblätter die Bemerkung machen, daß Pitt der ſwiniſh multitude in ihren hovels natürlich nur Stroh zum Lager geſtatten könne. Man ſagt, daß die Oppoſizionsmitglieder gar nicht im Parlament erſcheinen würden.

den. Fox. Sheridan, Grey haben London ganz verlaſſen. Nur Erskine, der vergötterte Mann des Volkes, ſteht auf der Schildwache.

Die Irländer haben vor kurzem einen trefflichen Landsmann an dem Lord Mourtmorres verloren, der ſich mit kaltem Blute ſelbſt erſchoß. Seine Geſchichte des iriſchen Parlaments konnte dem hieſigen Miniſterium unmöglich gefallen, und eben ſeiner independenten Geſinnung wegen ſchlug die Tochter eines mächtigen Güterbeſitzers, der im Intereſſe des Miniſters iſt, ſeine Heirathsanträge aus. Dieß beleidigte ſeinen Stolz und trieb ihn zur Verzweiflung. Er war ein Sonderling, that aber im Geheimen viel Gutes, indem er immer eine beträchtliche Summe Geldes bey ſich hatte, um der Armuth, die er in ihren verborgenen Winkeln aufzuſuchen wußte, ſchnell beyzuſtehen.

Kennt man in Teutſchland ſchon das mit unglaublicher Mühe und Koſtenaufwand von William Owen beſorgte Wörterbuch der Wäliſchen Sprache, Welſh and Engliſh dictionary? Es wird jetzt am vierten Theil gedruckt. Mit dem ſechſten wird es geſchloſſen und dann ein Denkmal einer Sprache ſeyn, die zu der älteſten unſers Welttheils gehört, und als ein Sprößling des groſſen Galiſchen oder Celtiſchen Sprachenſtamms für die Geſchichte der Celten überhaupt, von großer Wichtigkeit iſt.

haſte und ceremonienvolle Höflichkeit der Morgenländer; das verbindliche Weſen, der Schein von Leutſeligkeit, ſo der erſte ſeinen kleinſten Handlungen zu geben weiß, muß vor dem ſteifen Ernſt des Perſers, oder der rauhen Gutherzigkeit des Scythen eben ſo ſehr den Vorzug erhalten, als der Puz einer Dame von Smyrna, der die Schönheit weder ganz verhüllt, noch ganz den Augen preiß giebt, vor der Vermummung der Morgenländerin oder der thieriſchen Blöſſe einer Wilden. Das Muſter der aufgeklärteſten und geſelligſten Nation ſcheint alſo die wahre Regul des ſittlichen Schönen, oder des Anſtändigen zu ſeyn, und Athen und Smyrna ſind die Schulen, worinn man ſeinen Geſchmak und ſeine Sitten bilden muß. Allein nachdem wir eine Regul für das Schöne gefunden haben, was für eine werden wir für das, was Recht iſt finden? wovon ſo verſchiedene und widerſprechende Begriffe unter den Menſchen herrſchen, daß eben dieſelbe Handlung, die bey dem einen Volke mit Lorbeerkränzen und Statuen belohnt wird, bey der andern eine ſchmäliche Todesſtrafe verdient; und daß kaum ein Laſter iſt, welches nicht irgendwo ſeinen Altar und ſeinen Prieſter habe. Es iſt wahr, die Geſeze ſind bey dem Volke, welchem ſie gegeben ſind, die Richtſchnur des Rechts und Unrechts; allein was bey dieſem Volk durch das Geſez befohlen wird, wird bey einem andern durch das Geſez verboten. Die Frage iſt alſo: Giebt es nicht ein allgemeines Geſez, welches beſtimmt, was an ſich ſelbſt Recht iſt? Ich antworte ja, und dieſes allgemeine Geſez kann kein andres ſeyn,

ist. Es hat dem Verfasser schon 10 Jahre Arbeit gekostet, und wird, wenn es vollendet ist, an 190,000 Wörter und an 10,000 Citata aus der alten brittischen Litteratur, mit Uebersetzungen zur Seite enthalten. Möchte doch bald etwas dergleichen auch für die eigentliche Erssische Sprache, für die Sprache Ossians geschehen! Einige Aussicht dazu ist durch eine hochländische Associazion gelehrter Schotten eröffnet, die in ihrer letzten Versammlung die noch übrigen Reste ossianischer Lieder zu sammlen und herauszugeben beschlossen haben.

Den auswärtigen Liebhabern der brittischen Theaters Lektüre wird es angenehm seyn zu erfahren, daß wir nächstens von eben dem Hrn. Davies, Schauspieler im Haymarket-Theater, dessen Kenntnisse in diesem Fache schon aus seiner Biografie Garriks bekannt sind, in drey Quartbänden eine vollständige Geschichte des englischen Theaters erhalten werden. Zwey Theile davon sind schon fertig gedruckt.*)

Die

*) Es ist doch sonderbar, daß bey der rastlosen Schreibseligkeit unserer Theatermänner — das Theater erscheint jährlich in unserer Litteratur mit ungefähr 200 Artikeln — Teutschland noch keine nur etwas vollständige und erträglich geschriebene Theatergeschichte aufweisen kann, die doch selbst durch ihre Verirrungen und Thorheiten ein so merkwürdiger Beytrag zur Sitten- und Kulturgeschichte eines Landes seyn müßte, das bey aller Zerstückelung und Ungleichartigkeit seiner einzelnen Theile, doch

gerade

Die neueſten Romane von einiger Bedeutung ſind folgende: The old friend with a new Face 3 Vol. (11 ſh.) Longman. Die Verfaſſerin iſt die ſchon in dieſem Fache bekannte Mrs. Parſons. The Miſterious Wife 4 Vol. by Gabrielli. Ferner: the Church of St. Silfrid 4 Vol. Robinsons. 14 ſh. Aber unter allen hat durch die Mannigfaltigkeit ſeiner abentheuerlichen Szenen und gutgezeichneten Situazionen neuerlich ein Roman von Mrs. Bennet großes Glück gemacht: The Beggar-girl, and her benefactors, in 7 Bänden, bey Lane. (1 Pf. 12 ſh.) Sara Duplessis iſt, leider nur aus dem franzöſiſchen, wie immer, ins engliſche überſetzt worden. Der Mönch von Lewis, das gräßlichſte Ungeheuer, was ſeit langer Zeit eine verbrannte Einbildungskraft hervorbrachte, iſt ſeit ſeiner Erſcheinung in 6 Monaten ſchon zum drittenmale aufgelegt!

* * *

S.

gerade in den Theatern aller ſeiner Hauptſtädte ſich ſo ähnlich ſieht. Die Franzoſen haben ihren Beauchamp, ihre hiſtoire du theatre depuis ſon origine, die Engländer ähnliche Geſchichten in Bändereichen Werken; auch wir haben über einzelne Theater, z. B. über das Hamburgiſche und Wieneriſche, gute Monographien. Nur an allgemeinen Ueberblicken fehlt es. Schon Gottſched ſammelete zu einem ſolchen Werke. Freilich noch zu früh! Aber was iſt ſeitdem geſchehen! Iſt es vielleicht noch zu früh!

B.

3.

Paris den 27. September 92.

Oui, la France eſt encore une fois ſauvée! Das ſagen nun freylich ſeit drey Dekaden alle öffentliche Verhandlungen, alle Mauerſchriften, alle Flugblätter, deren Mund nicht durch die erſchütternde Kataſtrofe vom 18ten Fruktidor geſtopft iſt. Aber ob wir es glauben können? — Der gute, ehrliche Boiſſy d'Anglas hat es hart gebüßt, daß er dem kalten Sieyes, als ihm dieſer, während die 95 Konſtituzion gezimmert wurde, einmal ein: Nachbar mit Rath! zurief, nicht Gehör gab. Sieyes verbat ſich damals die Direktorſtelle, weil er, des Radikalfehlers *) in der neuen Konſtituzion ſich bewußt, und unwillig, daß ſeine unité organiſée und ſeine jurie conſtitutionnaire verworfen worden waren,

*) Es wird gewiß niemand, den das neueſte Schauſpiel in Frankreich mit Trauer und Schmerz erfüllte, gereuen, die Bemerkungen noch einmal zu leſen, die ein Kenner der Staatskunſt und Geſchichte, Hr. K. R. Genz mit tiefer Einſicht und gleichſam in profetiſchem Geiſte über die Fehler der dritten Konſtituzion kurz nach ihrer Annahme ſeinen deutſchen Mitbürgern mittheilte. Man findet ſie im Oktober, November und Decemberſtück der von ihm herausgegebenen neuen teutſchen Monatſchrift 1795. Möchte es dem ſcharfſinnigen Verfaſſer gefallen, dieſe richtigen Aufſätze, mit den Belegen aus der Geſchichte des Tages beſtätigt, noch einmal in Umlauf zu bringen!

ren, keinen Platz einnehmen wollte, der nach zwey Jahren sich selbst vernichtet seyn, oder die gesetzgebende Gewalt vernichten mußte. Die Konstituzion ist durch die gesetzwidrige Ermächtigung des Direktoriums so gut als vernichtet, und es ist bitterer Spott, wenn die von den Triumvirn decimirten und wie die Knaben geschenchten zwey Räthe sich noch auf die heutige Stunde vorsagen lassen müssen, daß Rom gerettet sey, während Manlius selbst das Kapitol für sich erobert hat. Aber so lächerlich auch alle diese Vorspiegelungen der einzigen Gewalthaber, so ungegründet die aufgewärmten Beschuldigungen einer wirklichen, alle nun geächteten Mitglieder umfassenden Verschwörung seyn mögen: so augenscheinlich war doch in den letzten Zeiten die Tendenz der Majorität in beyden Räthen zur Auflösung der republicanischen Konstituzion, zur Herabwürdigung und Fesselung des Direktoriums, und zur Begünstigung der Priester und Emigrirten; und so mußte die Revoluzion derjenigen Gewalt, der die Armee gehorchte, gerade so gewaltthätig ausfallen, als es die neueste Geschichte zeigt. Die Saalinspekteren organisirten eine konstituzionswidrige Armee, und übten eine unerhörte Gewalt aus, und es war ungefähr die allgemeinherrschende Gesinnung dieser Parthey, die einer von diesen neuen Volkstribunen laut ausdrückte, als er bey der Besichtigung des neuen Saals für die 500 einen Arbeiter die Worte: Konstituzion des dritten Jahrs auf ein Buch eingraben sah, das von einer

ner Bildſäule der Republik gehalten wird: gravez legèrement; vous pourrez plus facilement effacer, quand il en ſera tems.

So viel ſcheint ausgemacht zu ſeyn, daß durch dieſe neue Kataſtroſe, deren Folgen für Frankreich und ganz Europa gar noch nicht zu berechnen ſind, die ſogenannte Republik aufs neue begründet, und nach einer unglaublichen Erſchlaffung eine neue, freylich nur durch gewaltſame Handgriffe hervorzubringende Spannung hervorgebracht worden iſt. Die größte Gefahr beſteht darin, daß Frankreich eine bloß militäriſche, alſo eiſerne Regierung bekommt. Für eine vierte Konſtituzion wird geſorgt, und dadurch dem Geſchrey der Unterdrückten, daß gar keine Konſtituzion mehr da ſey, zeitig genug begegnet werden. Die große Frage iſt jetzt nur, wie man die zwey Räthe — ergänzen ſoll?

Natürlich traf der Schlag zugleich die Edelſten und Unedelſten, die wirklichen Royaliſten und die nur die Freyheit der Konſeils heldenmüthig vertheidigenden Moderantiſten, einen Boiſſy, Dumolard, Lariviere, Paſtoret, Tronçon-Ducoudray, lauter Köpfe, die, wenn ſie auf immer für Frankreich verloren ſeyn ſollten, eine traurige Nachleſe zu jener fürchterlichen Hinrichtung der 21 Girondiſten ſeyn würden. Die Deportazion iſt, was man auch dagegen ausſprengen mag, mit militäriſcher Strenge nach Rochelle geſchehen, und ſie müſſen, wenn ſie nicht etwa auch einen ſolchen Schlupfwinkel

kel finden, wie Drouet auf Tenariffa, ohne Rettung nach Senegal wandern. Blut iſt bis jetzt nicht in Paris gefloſſen, außer was ſeit einigen Tagen die elſenfreſſeriſche Frankenlegion das letzte Vermächtniß von Hoche für das ungerathene Paris,*) in ihrer Ausſoderung gegen die Garniſon zu Hunderten vergoſſen und dadurch ein Vorſpiel der militäriſchen Metzeleien gegeben haben, die unſere Prätorianer vielleicht bald durch ganz Frankreich aufführen werden. Aber in der Vendée und im Departement Bouches de Rhone iſt es ſchon zu förmlichen Gefechten gekommen, die nur durch militäriſche Obermacht geſtillt werden konnten.

Alle Welt fragt nach Carnots Schickſal. Tauſend Gerüchte haben ſich über ſeine Ermordung, über ſeine Flucht verbreitet. Viele glauben ſteif und feſt, er ſey in der Gallerie im Luxemburg von Barras ſelbſt niedergeſtoßen worden. So viel iſt gewiß, daß die Triumvirs ihn, wie ein Wild, mit Netzen umſtellt hatten, und daß ſeine Flucht unglaublicher wäre als alles, was unſere Incroyables ſeit zwey Jahren ſo genannt haben. Und wer iſt je noch der Nemeſis entlaufen?

Der

*) Dieſe Legion de Francs wählte Hoche aus der ganzen Maaß- und Sambrearmee, und ließ ſie dem Direktorium nach Paris zu Hülfe marſchiren. Es waren Veteranen, die alle Wunden fürs Vaterland erhalten hatten, und die bey ihrem Eintritt in Paris öffentlich ſagten, qu'ils venoient mettre au pas la garniſon de la ville et qu'ils ſe ſerviroient des grenadiers et de dragons pour faire la ſoupe aux Francs.

Der Schlag des 5ten Septembers traf auch 35 Journale und ihre Redakteurs. Unter allen bedaure ich nur eins, den Historien des edlen, Wahrheit und Tugendliebenden Dupont. Die Art, wie er dieſe ſchändliche Behandlung durch die Reſignazion ſeiner Stelle ahndete, iſt der tiefgekränkten Unſchuld angemeſſen. Aber der Hiſtorien iſt darum doch verſtummt, und die Machthaber triumfiren mit Hohngelächter. An der Stelle der Verſtorbenen ſind Neugebohrne getreten, bey welchen man die pythagoriſche Seelenwanderung nicht verkennen darf. Leſen Sie z. B. nur das neuerſtandene Bulletin de Paris, welches an die Stelle der Quotidienne und des Veridique, die am häufigſten ins Ausland gingen, auch verſchickt wird. Sie werden Penelope's Freier, die mit fremden Kinnbacken lachen, auf jeder Seite erblicken. Schon früher hatte der neue, nun zum Direktor beförderte Polizeyminiſter das Ausrufen des Inhalts der Journale, ein treffliches Mittel, die Geſinnung des Volks zu bearbeiten, aufs ſtrengſte unterſagt, und dadurch einen von den hundert Fehlern gutgemacht, die ſein Vorgänger Kochon, ein unbeſcholtener Republikaner, nur nicht auf der Höhe des Terrorismus, in den Augen der Triumvirn begangen hatte.

Daß das Theater Français geſchloſſen, und die Königin Raucourt, wie ſichs in der Tragödie geziemt, ins Gefängniß gebracht, und daß überhaupt die ſtrengſte Theater- und Journalcenſur errichtet iſt, mag freylich

ſehr planmäßig und folgerecht ſeyn, kann aber eben ſo wenig mit gewiſſen, ſonſt allgemeinen üblichen Begriffen der republikaniſchen Freyheit in Einklang gebracht werden, als die donnernden Arretés des Direktoriums, nach welchen jeder bey einem Büreau angeſtellte oder ſonſt ein öffentliches Amt begleitende Franzos ſich bey Gefahr augenblicklicher Kaſſazion bürgern (citoyenniſer) laſſen muß.

Doch genug, mehr als genug ſchon von dem Saturn, der ſeine eignen Kinder frißt — treffender ſprach nie der große Vergniaud ein Wort, als dieß, womit er die Revoluzion bezeichnete — Ich ſoll Ihnen ja nur einen Monatsbericht von unſerer Literatur einſenden. Aber wie könnte unter den immer erneuerten Stürmen der Revoluzion die Ruheheiſchende Pflanze der Wiſſenſchaft und Kunſt wurzeln?

Was noch geſchieht, iſt auf das unmittelbare Bedürfniß der Zeit gerechnet. Krieg iſt aufs neue die Loſung des Tages. Da ſchickt ſich eine Abhandlung von dem Artillerie-Hauptmann Grobert über die zweyrädrigten Karren ſehr gut hin: Obſervations ſur les voitures à deux roues, pour l'uſage du commerce et le ſervice du canon en bataille, avec fig. Paris. Magimel. 128. S. in 8. und das Werk des berühmten Brücken- und Waſſerbaumeiſters Fabre, Ingenieur en chef des Ponts et Chauſſées depart. du Var, über die Eindämmung und Schiffbarmachung der Flüſſe: Eſſai ſur la théo-

théorie des torrens et des rivières, Paris, Bedaule 300 S. in gr. 4. mit 8 Kupfertafeln (15 liv.) iſt eine wahre Bereicherung der Hydrauliſchen Architektur. Es macht den Pendant zu Belidors bekannten Werke.

Die teutſchen Naturforſcher genießen ausgezeichnete Ehre bey uns. Der berühmte Berliner Ichthyolog Bloch, deſſen Abhandlung über den Gaſtrobranchus dem Nazionalinſtitute vorgelegt wurde, genoß während ſeines zweymonatlichen Aufenthalts bey uns in dieſem Sommer die ſchmeichelhafteſte Auszeichnung, und wurde ſehr angenehm überraſcht, als er bey einer Sitzung der phyſikaliſchen Klaſſe des Inſtituts grade über ſeine Entdeckungen eine Vorleſung halten hörte, obgleich niemand wußte, daß er ſelbſt gegenwärtig wäre. Noch allgemeiner iſt der Beyfall den der würdige Fabrizius aus Kiel erhält. Millin, der verdienſtvolle Herausgeber des Journal encyclopédique, hat ſo eben ſeine Reiſe durch Norwegen überſetzt, und der bekannte Verfaſſer der Araneologie Quatremere Dicjonval hat à l'illuſtre Fabricius in einem Supplementblatte des Journals von Paris einen chirurgiſchen Fall erzählt, wo ſeine Wetterſpinnen einem ſchönen Mädchen, der der Fuß abgelöſt werden ſollte, Leben und Bräutigam erhalten haben. Man läßt auch ſonſt dem teutſchen Fleiß große Gerechtigkeit wiederfahren, wie denn z. B. die France litéraire des braven Dr. Erſch in Hamburg *) alle hieſige Gelehrte in

*) Es wäre Undank, wenn die Liebhaber der franzöſiſchen Literatur dieß neue Denkmal echtteutſchen Fleißes ver-

Erſtaunen ſetzt. Cet hommage qu'un étranger rend à notre literature, ſagt mir Millin, contraſte extrêmement avec l'indifférence que nos compatriotes montrent pour elle.

Von der neuen Ausgabe von Montesquieu's Werken bey Bernard und Pleſſan iſt eben der 4te Theil erſchienen. Außer einem kleinen Bruchſtück eines Zuſatzes zum eſſai ſur le gout, das aus Bordeaux eingeſchickt worden iſt, hat ſich von den zahlreichen Handſchriften des großen Mannes nichts mehr gefunden. Als 1793 in B. das Blut zu fließen anfing, warf H. v. Secondat, Montesquieu's Sohn, viele Handſchriften ſeines Vaters aus Furcht, daß ſie ihm Unannehmlichkeiten zuziehen könnten, in den Kamin. Man hofft indeß doch noch, daß einige der vorzüglichſten auf einem andern Wege gerettet worden ſind.

Die

Erſch, dem wir auch das äußerſt brauchbare Allgemeine Repertorium der Literatur bey der Allg. Lit. Z. verdanken, nicht auf alle Weiſe unterſtützen wollte. Der erſte Theil unter dem Titel: la France littéraire contenant les auteurs François de 1771 à 1796 iſt bey Hofmann in Hamburg vorige Oſtermeſſe erſchienen, und enthält auf 145 S. in gr. 8. die Buchſtaben A — D. Hier findet man auch das auch wärtige gelehrte Frankreich, die merkwürdigſten Lebensumſtände der Verf. und ſelbſt die Ueberſetzungen in andere Sprachen mit einer Genauigkeit verzeichnet, die nichts als ſchnelle Vollendung des Ganzen zu wünſchen übrig läßt.

B.

als die Stimme der Natur, die zu einem jeden ſpricht: Suche dein Beſtes; oder mit andern Worten: Befriedige deine natürliche Begierden, und genieſſe ſo viel Vergnügen als du kanſt. Dieſes iſt das einzige Geſetz, das die Natur dem Menſchen gegeben hat; und ſo lang er ſich im Stande der Natur befindet, iſt das Recht, das er an alles hat, was ſeine Begierden verlangen, oder was ihm gut iſt, durch nichts anders als das Maaß ſeiner Stärke eingeſchränkt; er darf alles, was er kann, und iſt keinem andern nichts ſchuldig. Allein der Stand der Geſellſchaft, welcher eine Anzahl von Menſchen zu ihrem gemeinſchaftlichen Beſten vereiniget, ſezt zu jenem einzigen Geſez der Natur, ſuche dein eignes Beſtes, die Einſchränkung, ohne einem andern zu ſchaden. Wie alſo im Stande der Natur einem jeden Menſchen alles recht iſt, was ihm nüzlich iſt; ſo erklärt im Stande der Geſellſchaft das Geſez alles für unrecht und ſtrafwürdig, was der Geſellſchaft ſchädlich iſt, und verbindet hingegen die Vorſtellung eines Vorzugs und belohnungswürdigen Verdienſtes mit allen Handlungen, wodurch der Nuzen oder das Vergnügen der Geſellſchaft befördert wird. Die Begriffe von Tugend und Laſter gründen ſich alſo eines Theils auf den Vertrag den eine gewiſſe Geſellſchaft unter ſich gemacht hat, und in ſo ferne ſind ſie willkürlich; andern Theils auf dasjenige, was einem jeden Volke nüzlich oder ſchädlich iſt; und daher kommt es, daß ein ſo großer Widerſpruch unter den Geſezen verſchiedner Nationen herrſchet. Das Clima, die Lage, die

Regie-

Die aus Rom entführten Kunſtſchätze ſind wohlbehalten in Marſeille angekommen. Der Belvederiſche Apollo und Laokoon ruhen auf franzöſiſchem Boden. Ihr deß iſt die Art, wie man die ſchönen Bronzen in den Tuillerien ausgeſtellt hat, eben kein Beweis von dem verbeſſerten Kunſtgeſchmack unſerer Gewaltigen. Das Beſte iſt noch die ſchöne Einrichtung, nach welcher die unvergleichlichen Schätze von Handzeichnungen, die die Nazion beſitzt, in den Galerien des Apollo im Louvre dreymal jede Dekade beſehen werden können. Davon, und von den kunſtreichen Feſten zu St. Cloud, die in der That den Zauber aller Verzierungskünſte in ſich vereinigen, vielleicht in meinem nächſten Briefe.

4.

Rom, den 22. Auguſt 97.

— Das einzige Werk, was in unſerm verödeten Rom bald erſcheinen wird, iſt von Visconti, nemlich ſeine Erläuterung der, in den Ruinen der alten Stadt Gabii gefundenen Monumente. Ungefähr die Hälfte des Werks iſt ſchon gedruckt, und die Kupfer dazu vollendet; alſo dürfte es wohl noch vor Weyhnachten erſcheinen können.

So eben leſe ich in der Décade philoſophique No. 25. eine lächerliche Anzeige, die eine Berichtigung verlangt. Sie rührt vermuthlich von irgend einem unwiſſenden und unbeſonnenen franzöſiſchen Künſtler her. Die-

ſer giebt hier eine kurze Nachricht von einigen bey Piperno dem alten Privernum) kürzlich ausgegrabenen Antiken. Ce sont d'abord, ſagt er, des manuscrits et ensuite des sculptures etc. Denken Sie nicht, wenn Sie dieſes leſen, ſogleich an einen ausgegrabenen alten Bibliothekenſaal mit ſeinen Rollen, mit ſeinen Büſten und Hermen? Leider liegt aber dieſer herrliche Fund nur in dem falſchen Ausdruck des Einſenders dieſer antiquariſchen Nachricht. Statt manuscrits hätte er inſcriptions ſchreiben ſollen, denn dergleichen ſind dort mit einer herrlichen Statue des Tiberius und einigen Kaiſer-Büſten gefunden worden. Eine weitläuftigere Anzeige von dem zu Piperno, und von andern vor wenigen Monaten nicht weit von Oſtia gefundenen intereſſanten Monumenten hoffe ich Ihnen nächſtens zu ſchicken.

Der Jenaiſche Rezenſent des codice diplomatico della Sicilia hat mit Recht die Unächtheit dieſes Werkes vermuthet. Das ganze Buch iſt vom Anfange bis zu Ende eine betriegeriſche Erfindung. Warum und wozu dieſe gemacht iſt, bleibt noch ein Geheimniß. Der Neapolitaniſche Hof hat dem Herausgeber, Abbé Vella einen förmlichen Prozeß gemacht, und ihn zu funfzehnjähriger Gefängniß-Strafe mit Verluſt aller ſeiner geiſtlichen Benefizien verurtheilt.

5.

Neapel, den 1. Auguſt 97.

Ich ſchicke Ihnen hier den Anfang einer neuen Sammlung von Umriſſen nach altgriechiſchen und Campaniſchen Vaſen. Es iſt der erſte Heft, welcher aus 10 Blatt beſteht; die übrigen 5 Hefte werden folgen, bis es einen Band von 60 Blatt ausmacht, ſo wie die Hamiltoniſchen mit der Auslegung. Ich habe mir nach und nach einige Vaſen angeſchafft, um auch Originale ſelbſt zu beſitzen, und ich bin ſo glücklich geweſen einige gute zu bekommen, wie dieſe Kupfer zeigen; beſonders iſt No. 1. ſehr ſchön. Jede Figur hat eine vortreffliche Stellung; das Ganze muß nach einem ſchönen Bilde genommen ſeyn.

Ich habe auch ſeit einiger Zeit angefangen mir eine Sammlung geſchnittener Steine zu machen, und habe auch jetzo eine ziemliche Anzahl; darunter iſt ein Cameo, der unter die erſten gerechnet wird, die nur auf der Welt ſind, eine der ſchönſten grichieſchen Arbeiten die ſich bis zu uns erhalten haben.

Daß Italien das ſchöne Bild, die Verklärung von Rafael, verliert, müßte jeden Italiäner ſchmerzen, wenn er nur irgend Gefühl hätte. Es iſt ein unerſetzlicher Verluſt, nicht allein für Rom, ſondern für ganz Italien. Ein Schüler von mir, der jetzo in Rom iſt, hat bey der Gelegenheit, da es herunter genommen

wurde, eine Durchzeichnung davon gemacht, die mir sehr lieb ist. So bleibt einem doch die Erinnerung an dieses schöne Bild desto lebhafter.

Die Franzosen haben in Ober-Italien den Kunstwerken unbeschreiblichen Schaden zugefügt. So ließ Buonaparte das Refektorium, worin das Abendmal des da Vinci die Bewunderung aller Kenner machte, einigen hundert Kriegsgefangenen zur Wohnung anweisen, wodurch das herrliche Werk, das schon durch die Zeit einigen Schaden erlitten hatte, ganz zu Grunde gegangen ist.

W. Tischbein.

* * *

2.

Inländische Korrespondenz.

1.

Von der Lahn, den 25. Sept. 97.

Die Lage der Bewohner hiesiger Gegend wird mit jedem Tage schrecklicher. Nachdem sie fünf Jahre lang unter den schmählichen Streichen der Kriegsgeissel gesenfzt haben, raubt ihnen nun noch der unglückseeligste Waffenstillstand das letzte dürftige Restchen von Kraft. Nicht genug daß aller Frohsinn, alle Annehmlichkeiten des Lebens über die Gränzen gewandert sind; wenn die französischen Truppen nächsten Winter hier stehen bleiben (wie selbst dann zu besorgen ist, wenn der Friede mit Oesterreich noch in diesem Herbst reif werden sollte), so

ist tiefe Armuth, Hunger und Verzweiflung das Loos der Familien. Schon lange haben mehrere Bürger und Bauern Haus und Hof verlassen, um ihr Leben durch Knechtsdienste bey solchen zu fristen, denen vielleicht in kurzem ein gleiches Schicksal bevorsteht. Menschen, die sich sogar in Friedenszeiten nur kümmerlich durchbringen, sind itzt gezwungen, nebst sich und den Ihrigen noch einen oder mehrere ungnügsame Gäste täglich mit Speisen zu füttern, die sie ehedem als Leckerbissen ihrem eigenen Gaumen versagten, und die gegenwärtig dreymal so hoch kommen, als sonst. Einzelne Kaufleute und Lieferanten gewinnen; alles übrige darbt, und sieht mit stummem Jammer sein bischen Habe von Tage zu Tage zusammenschmelzen. Ein Theil der Gewerbe liegt darnieder; die Besoldungen stocken; die Künste sind völlig brodlos. Die Hausmutter scheidet sich mit schwerem Herzen von ihrem langsam erworbenen und sorgfältig erhaltenen Hausrath, der Gelehrte von seinem mühsam errungenen Bücherschatz, und so jeder von dem, was ihn ein lauteres Bedürfniß für entbehrlich zu halten lehrt.

Ich reiste kurze Zeit vor dem Tode des Generals Hoche in Geschäften durch Wetzlar, den Ort seines Hauptquartiers, und mußte grade an dem Tage daselbst liegen bleiben, wo die Nachricht von dem Siege der Directoren Newbell und Barras über Karnot und Barthelemy, oder von der Verhaftnehmung der royalistischen Konspiratoren ankam. Der Kourier traf in

der

der Frühe ein. Plötzlich wurde im Hauptquartier alles lebendig, die Offiziere liefen durch einander, Ordonanzen und Kourriere ritten und fuhren zu allen Thoren hinaus, und der Obergeneral gab seine Freude nicht weniger deutlich zu erkennen, als ein Theil seiner Leute, welche die Nachricht von der Gefangennehmung aller Emigrirten, wie sie sich ausdrückten, in der ganzen Stadt verbreiteten. Ich sah jenen mit Papieren in der Hand am Fenster stehen; ein lebhaftes Vergnügen malte sich auf seinem von der vorhergegangenen Krankheit zerstörten Gesichte. Aber er genoß den Triumf seiner Parthey nicht lange. Nachdem er mit seiner Frau einige Tage in Frankfurth zugebracht hatte, kam er zurück, beklagte sich aufs neue gebrauchte statt der von dem hiesigen Arzte vorgeschriebenen Mittel, die ihn zuvor hergestellt hatten, aus Mißtrauen oder Laune ganz die entgegengesetzten, und starb nach einem kurzen Krankenlager, drey Tage vor dem sechsten Neujahrsfest der Republik. Seine Krankheit war ursprünglich eine Lungenentzündung mit Bluthusten verbunden; er selbst nannte sie einen Katharr, den er auf der See davon getragen habe. Die Geschicklichkeit des teutschen Arztes hatte ihn beynahe gänzlich davon geheilt, als er sich durch die Erhitzung und Erkältung, der er sich auf der Reise nach Frankfurth in anhaltenden Regentagen aussetzte, ein sogenanntes konvulsivisches Asthma zuzog, das ihn beym zweyten Paroxysmus durch Suffokazion tödtete. Vielleicht trugen

Beide

neue Exzeſſe, vielleicht auch die ſtarken Gemüthsbewegungen, die ſein durch die Zwiſtigkeiten im Direktorium und den bekannten Truppenmarſch ins Innere von Frankreich gefährlich gewordner Stand, dann die plötzliche Nachricht von dem Sieg ſeiner Freunde hervorbrachte, nicht wenig zur Verſchlimmerung ſeines Uebels bey. Den folgenden Tag wurde er ſecirt, Abends der verſchloſſene Sarg mit ſeiner Leiche in einem ſchwarz ausgeſchlagenen und mit Kerzen und Hängelampen erleuchteten Zimmer ausgeſetzt, und den Mittag darauf in einem ſolenneren Zuge unter Läutung aller Glocken und dem Donner der Kanonen (den man von ſeinem Todestage an ununterbrochen hörte*) nach Neuwied abgeführt.

Hoche war, ſeine kränkliche gelbe Farbe abgerechnet, einer der ſchönſten Menſchen, die ich je geſehen habe. Ein ſtolzer, ſtarker Bau, und ein angenehmes Geſicht, deſſen Profil dem ſanften Ebenmaaß des Griechiſchen nahe kam, mit einem ſchwarzen, feurigen, obgleich zuletzt etwas verſtöhrten Auge, zeichnete ihn unter allen Offizieren ſeiner Armee aus. Im Umgang ſoll er ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn. Auch wünſchte ſich vor dem Anfange dieſes Feldzugs das ganze rechte Rheinufer Glück, im Fall einer neuen Okkupazion von einem Krieger erobert zu werden, der (wenn man die zweydeutige

Wor

*) Schon bey den ehemahligen Marechaux de France war es üblich, von ihrem Tode an bis ſie begraben waren beſtändig Kanonen abzufeuern.

Begebenheit von Quiberon ausnahm) überall, wie es heißt, mit so vieler Menschlichkeit gefochten, und nur mittelst dieser den Vendee-Krieg geendigt hatte. Diese gute Meinung verlor sich freylich zum größten Theil mit dem Gelde, das, selbst nach Ankündigung des allgemeinen Waffenstillstandes, zur Bestreitung der schweren Brandschatzung, zum Unterhalt der Truppen und zur Besetzung seiner kostbaren Tafel aus allen Beuteln floß, u. s. w. Inzwischen rührte manches, worüber man nicht ohne Ursache klagt, wahrscheinlich von der nach Teutschland mitgebrachten Kränklichkeit her. Sein Alter wird verschieden, zu 29, 31 und 33 Jahren angegeben. Sein junges, sehr niedliches Weib, das man noch vor wenigen Wochen auf den Bällen zu Wetzlar in einem einfach schönen Anzug und mit jesuitischer Leichtigkeit von ganzem Herzen tanzen sah, reiste mit ihrem kleinen Kinde eine Stunde nach dem Tode ihres Mannes zu ihren Eltern nach Metz, und wird ohne Zweifel ihren Verlust lange beweinen.

Heute erhielt ich durch einen Bekannten Hoche's Rechtfertigung wegen des Truppen-Marsches, deren Abdruck er nicht mehr zu sehen bekam. Der Titel ist: Pièces relatives à la marche des troupes detachées de l'armée de Sambre et Meuse pour se rendre à Brest, suivies d'une lettre du General Hoche au citoyen du Fresne II. Lion, membre du conseil des cinq cents etc. et d'une seconde lettre à Monsieur

Heur Welſch, negociant ä Francfort. L'an V de la republique Françaiſe. 35 Seiten in 4. Hoche zeigt durch ſeine mit Randgloſſen begleitete Originalbriefe an die Untergenerale, daß ſeine Abſicht keine andere geweſen ſey, als die ihm vom Direktorium gebotene, aber durch die royaliſtiſche Parthey aufgeſchobene und hintertriebene Expedizion nach Breſt und von da nach Irland ins Werk zu ſetzen, und daß es ſo lächerlich als boshaft ſey, ihn zum Ruheſtöhrer von Frankreich und zum Belagerer von Paris zu machen. Die zwey letzten Briefe betreffen die Verwendung der Kontribuzionsgelder, wovon, wie man hiernach glauben ſollte, die vollſtändigen Rechnungen noch in Druck erſcheinen werden.

2.

Breslau den 15. Sept. 97.

Nur ein einziges Werk von Bedeutung kann ich Ihnen von hier aus ankündigen, Garve's, des praktiſchen Filoſofen, der unter den empfindlichſten körperlichen Leiden die ungetrübte Heiterkeit ſeines Geiſtes und eine unerſättliche Wißbegierde behauptet, vortreffliche Schrift über Einſamkeit und Geſellſchaft, die noch in dieſem Jahre fertig werden, und als der dritte Theil ſeiner moraliſchen Verſuche erſcheinen wird. Die weitern Schickſale unſerer politiſchen Opfer werden Ihnen ohne Zweifel bekannt geworden ſeyn. So ſchuldig auch die übrigen befunden worden ſeyn mögen, ſo unſchuldig war

gewiß

gewiß der freymüthige, zur Verbeſſerung unſers katholiſchen Breslau durch ſeine Beyträge kräftig wirkende Arzt und Kreisphyſikus zu Militſch, Kauſch. Dieß ſcheinet unſer edler Miniſter v. Hoym ſelbſt dadurch zu bekennen, daß er das Kreisphyſikat, das Kauſch bekleidete, noch immer unbeſetzt läßt. Seine, mit anſtändiger Beſcheidenheit geſchriebene Vertheidigung *) macht in ganz Schleſien auſſerordentliche Senſazion, und man erwartet von der Gerechtigkeitsliebe des huldreichſten und gütigſten Königs mit Zuverſicht die Vernichtung der widerrechtlich gegen den armen Kauſch ausgeſprochenen Verbannung. —

*) Der Titel heißt: Kauſch's Schickſale. Leipzig, Voß. 1797. 332 S. 8. Es kann niemand gereuen, dieſe auch als pſychologiſche Selbſtbiographie intereſſante Schrift geleſen zu haben.

Nachricht.

Die berichtigenden Briefe des Hr. Doktor Gerbeß in Wien, und des Hr. Profeſſor Villaume aus Brahe Trolleburg werden unfehlbar im nächſten Stücke d. M. abgedruckt werden.

Regierungsform, die Religion, das eigne Temperament und der National-Character eines jeden Volks, seine Lebensart, seine Stärke oder Schwäche, seine Armuth oder sein Reichthum, bestimmen seine Begriffe von dem, was ihm gut oder schädlich ist; daher diese unendliche Verschiedenheit des Rechts oder Unrechts unter den policirtesten Nationen; daher der Contrast der Moral der glühenden Zonen mit der Moral der kalten Länder, der Moral der freyen Staaten mit der Moral der despotischen Reiche; der Moral einer armen Republik, welche nur durch den kriegerischen Geist gewinnen kann, mit der Moral einer reichen, die ihren Wohlstand dem Geist der Handelschaft und dem Frieden zu danken hat; daher endlich die Albernheit der Moralisten, welche sich den Kopf zerbrechen, um zu bestimmen, was für alle Nationen recht sey, ehe sie die Auflösung der Aufgabe gefunden haben, wie man machen könne, daß eben dasselbe für alle Nationen gleich nüzlich sey.

Die Sophisten, deren Sittenlehre sich nicht auf abstracte Ideen, sondern auf die Natur und würkliche Beschaffenheit der Dinge gründet, finden die Menschen an einem jeden Ort, so, wie sie seyn können. Sie schäzen einen Staatsmann zu Athen, an sich selbst, nicht höher als einen Gaukler zu Persepolis, und eine ehrbare Matrone von Sparta ist in ihren Augen kein vortreflicheres Wesen als eine Lais zu Corinth. Es ist wahr der Gaukler würde zu Athen, und die Lais zu Sparta schädlich seyn; allein ein Aristides würde zu

Neuer
Teutſcher Merkur.

11. Stück 1797.

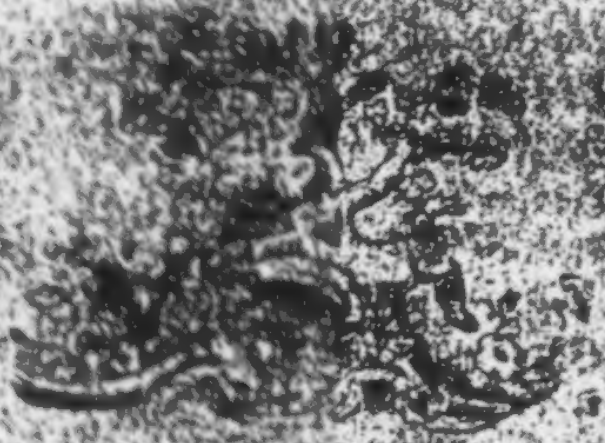

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Der Wein und das Waſſer. Ode von Klopſtock. . . . S. 1
II. Ueber die Beſtimmung und die Grenzen der dramatiſchen Mahlerey. Von Herrn Hermann. . . . — 1
III. Probeſtück aus Klingers neuer Ausgabe des Doolin von Mayntz, mit einer Vorerinnerung vom Herausgeber des T. M. — 2
IV. Ein Schreiben von Hrn. General de la Fayette und den Herren la Tour Maubourg und Bureaux Puſy, an den Herausgeber des T. M. mit Vorbericht und Zuſätzen von dem Letztern. . . . — 2
V. Epiſtel an Matthiſſon, von F. v. Köpken. — 2
VI. Auszüge aus Briefen.
Ausländiſche Korreſpondenz.
1. London. Literariſche Neuigkeiten. — 2
2. London. Politiſche Nachrichten. — 2
3. Paris. Gaznerin. Frieden. La Harpe's Eſſai. Doppe's Memoires. . . . — 2
4. Rom. Tiſchbeins Vaſenſammlung. Angelika Kaufmann. . . . — 2
Berichtigende Korreſpondenz.
1. Brahe Trolleburg. Das dortige Seminarium betreffend. . . . — 2
2. Wien. Ueber Jüngers Tod. — 2
VII. Literariſche Durchflüge. Politik. Mathematik. . . . — 2

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthaler für den ganzen Jahrgang abonniren; auch iſt derſelbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.

3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. priv. all. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Kalender-Anzeige.

Der vor einiger Zeit angekündigte Almanach zur Beförderung des allgemeinen und häuslichen Glücks, mit Kupfern, gezeichnet von Pozzi und Pecoux, und in einer ganz neuen Manier, von Hrn. Sigrist in Mannheim geſtochen, iſt nun für 2 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 8 ggr. in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben. Das Verſprechen des Verfaſſers (eines beliebten Schriftſtellers Teutſchlands), daß dieſer Almanach zum Begleiter gebildeter Leſer dienen, und ihn Eltern ihren Kindern, der Jüngling ſeinen Geliebten, der Bruder der Schweſter ꝛc. ohne Sorge zum Geſchenk geben könne, iſt, wie man mit Zuverſicht hofft, erfüllet. Auch am Aeußern ließ man es an nichts mangeln, was ihm eine gefällige Aufnahme verſchaffen könnte, und mit herzlicher Dankbarkeit wird man freundſchaftliche Winke zu weitern Verbeſſerungen aufnehmen, im Fall der Abſatz zur Fortſetzung reizen wird.

Behrenſche Buchhandlung.

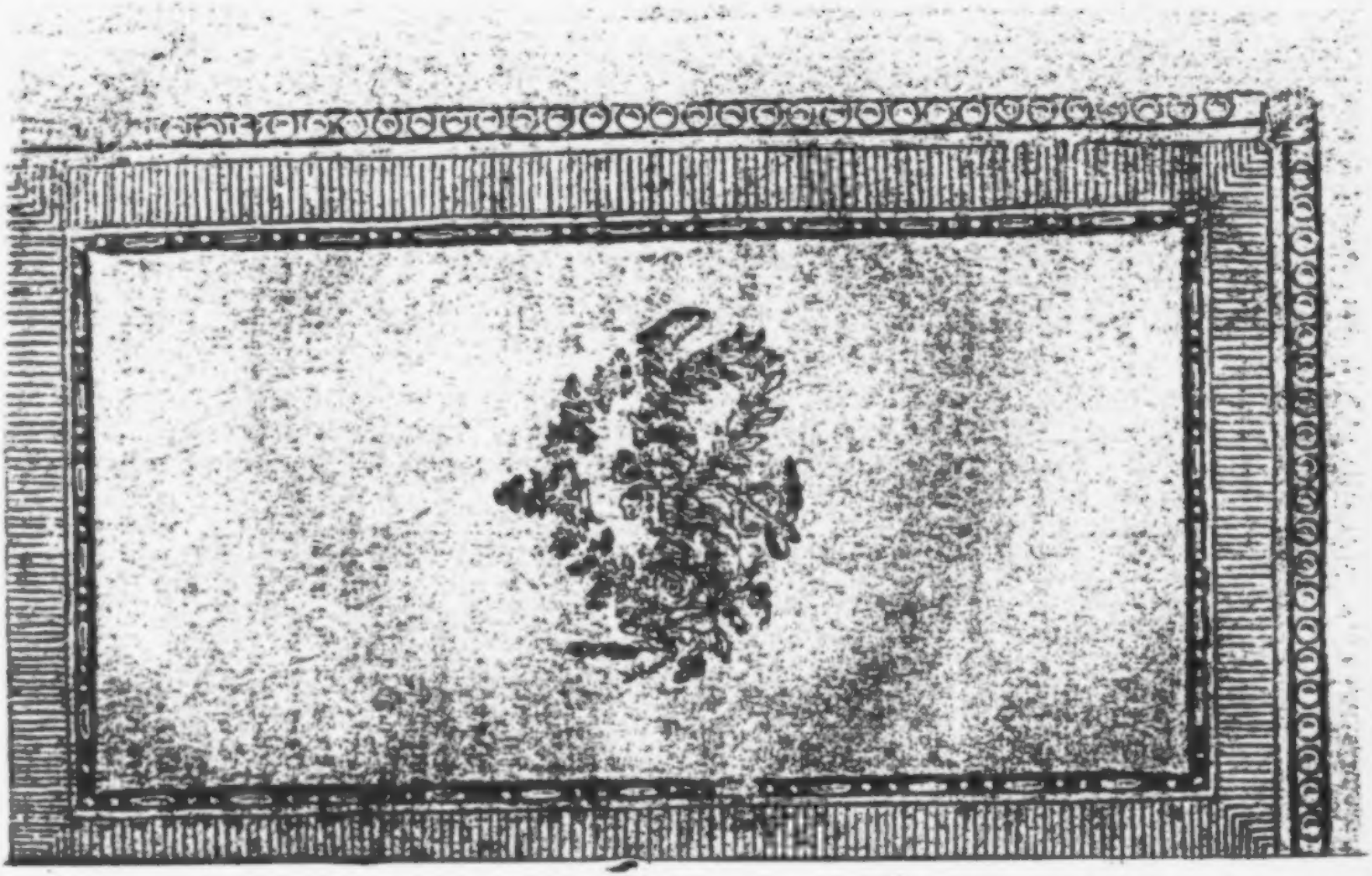

Der neue

Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1797.

I.

Der Wein und das Waſſer. *)

Den 20. December 96.

Weißt du auch, Gleim, noch, wie, o unduldigſten
Von allen Sängern, denen ſein Lob der Geiſt
Des Weins und ihrer eingab! wie wir,
Ruhend auf Roſen, und Schmidt uns freuten?

Im

*) Da ich (wenigſtens vor der Hand) nichts eigenes, das des Annehmens werth wäre, zu geben habe, ſo ſchätze ich mich deſto glücklicher, daß Freundſchaft und Gefälligkeit mich in den Stand geſetzt haben, dieſe noch ungedruckte Ode von dem größten Dichter unſrer Nation an den Einzigen noch lebenden von jenen, mit welchen ſich das goldene Alter unſerer Dichtkunſt begonnen hat, der kleinen Anzahl von Leſern mittheilen zu dürfen, die, in

Im kleinen Garten blühten nur ſie; und bald
Stand auf dem Marmor blinkend der alte Rhein!
Dem Wirth ein Wink; und alle Büſche
Wurden gepflückt, und der ganze Saal ward

Zu Röthe, ward durſtröhmet von ſüßem Duft:
Aus Roſen ragte halb nur die Flaſch' hervor,
Und kaum der Becher. Wag' es, Gleim, nicht
Mir zu erzählen, wie froh wir ſprachen!

Wie

dieſen Heſen des achtzehnten Jahrhunderts, noch Sinn und Herz für die liebenswürdigſte der Muſenkünſte aus einer beſſern Zeit gerettet haben. Gewiß wird auch in Ihnen, wie in mir, das mannigfaltige Vergnügen, das dieſe Ode als Kunſtwerk an ſich ſelbſt und ohne andere Rückſicht, gewähren muß, durch den Gedanken, von wem und für wen, und durch die Vergleichung des Jahrs (1796) in welchem ſie geſungen wurde, mit dem Zeitpunkt der jugendlichen Scene, deren genialiſche Wiedererinnerung den Stoff derſelben ausmacht, nicht wenig erhöht werden. Dieſe Gewißheit gebietet mir, meinem Herzen Einhalt zu thun, und den Leſer, der auch ein Herz hat, ſeinem eigenen Gefühl zu überlaſſen. Für einen ſolchen würde auch der kleine hiſtoriſche Kommentar, deſſen manche vielleicht benöthigt zu ſeyn glauben möchten, ſehr überflüſſig ſeyn; zumahl da nichts leichter iſt, als ſich die wenigen Umſtände, die das ſo lebendig dargeſtellte Gemählde jener fröhlichen Jugendſcene ganz vollſtändig machen, ſelbſt hinzuzudenken.

W.

Wie hell das Lied ſchall! Weſte verwehn, und ſelbſt
Die Silberquell' iſt eh wohl verſiegt. Was ging
Uns dieſes an? Wenn ſie auch wollte,
Konnte denn ſchweigen der Freuden frohſte?

Drey waren unſer, und der kryſtallenen
Gebäude zwey nur, eins nicht die Hälfte leer:
Und dennoch wallten wir, da hoch ſchon
Strahlte die Sonne, den ſpäten Heimweg

Mit jenem Sönnchen, welchem der Biene Kunſt
Den Docht beſeelet, welches dem Bücherſaal
Sonſt nur die Nacht entſcheucht, wenn Grübler
Endlich die durſtige Feder tränken.

Bekränzt das Haupt mir, Blüthen des Rebenhains:
Ich trug die Kerze! Aber, ach! ſchnell erloſch
Die kleine Sonne! Weik', o Reben-
Blüthe, nur weg; denn ich blies das Licht aus.

Weißt du auch, Gleim, noch, wie in den Kühlungen
Des hohen Ahorns, und in der Grotte Bach —
O glückte mir's, daß ich des Waſſers
Lob zu dem Lobe des Weines ſtimmte!

Am Bache ſaßen wir in den Friſchungen
Des Schattens. Wenig wurde der ſcheue Fuß

Zuerſt geſenkt, bald ganz vertiefet,
Nun auch das Knie, und gewandert ward dann

Selbſt in des Felſen Wölbung! Gehöhlet war
Die eingetauchte Hand, o wie ſchöpften wir!
Aus unſrer tiefen, vollen Urne
Rieſelt' es nicht in des Freundes Locken?

Des Dorfes Mädchen brachten den Aehrenkranz,
Durchſchimmert von der Bläue der lieblichen
Kornblume. „Gebet, gebt! doch ſchmucker
Wäret ihr uns, wenn ihr Eimer brächtet!"

Schnell ſtanden vor uns nicht danaidiſche
Geraume Eimer. Freude! die Waſſerſchlacht
Begann! Geſchehn ſind Thaten, derer
Jetzo noch Meldung des Pflügers Mund thut.

Da galt es Stärke, Kunſt: wer am weiteſten,
Im höchſten Bogen träfe des Auges Stern.
Fehlgüſſe lachten wir, der Hofhund
Bellte ſie, krähte der Henne Mann aus.

Hoch auf dem Hügel ſtand bey der Kirche Thurm
Der feiſte Küſter, zugelte keck nach uns
Durchs lange Rohr. Mit vollen Eimern
Schritten wir hin; doch er war entronnen.

Klopſtock.

II.

Ueber die Bestimmung und Grenzen der dramatischen Mahlerey.

Seit den Bemühungen Lessings, eine bestimmte Grenzlinie zwischen Poesie und Mahlerey zu ziehen und einer jeden ihr eigentliches Gebiet anzuweisen, hat, so viel mir bekannt ist, kein Kunstrichter die von jenem gebrochene Bahn weiter verfolgt und eine ähnliche Grenzbestimmung zwischen der Mahlerey und den mit ihr verwandten, wie sie, durch Gestalten darstellenden Künsten versucht. Da der Verfasser des Laokoon in den Begriff der Mahlerey die ganze bildende Kunst einschloß, so mußte, wenn auch die Grenze zwischen Poesie und bildende Kunst gezogen war, doch der Begriff der Mahlerey in eigentlicher Bedeutung, und der aus ihrem Wesen zu entwikkelnde eigenthümliche und höchste Zweck dieser Kunst noch einer genauern Bestimmung bedürftig bleiben; denn durch jene Sonderung war das Gebiet der Mahlerey noch nicht von den angrenzenden Gebieten der Plastik und Schauspielkunst geschieden.

Die Bildnerey stellt Gestalten, und die Schauspielkunst Handlung durch Gestalten dar; beydes thut auch die Mahlerey. Darum ist die Frage: „wo laufen die Grenzlinien dieser Künste zu

einer erlaubten Gemeinschaft ihrer Besitzungen in einander, und wo trennen sie sich?" — von nicht geringerer Wichtigkeit für die Kunstkritik, als jene Grenzbestimmung zwischen Poesie und bildender Kunst überhaupt. Ja hier, wo die Verwandtschaft der Zwecke so nahe und der Unterschied so fein ist; wo die Grenzlinie durch die in manchen Fällen erlaubte Gemeinschaft so leicht überschritten werden kann, sind Verirrungen um so schwerer zu vermeiden, nicht allein weil die Zweckwidrigkeit weniger beleidigend in den Sinn fällt, sondern auch weil die Mahlerey durch altes Herkommen und durch das Ansehen grosser Künstler gewissermaßen ein Privilegium erschlichen hat, bald in das Gebiet der Bildnerey, bald in das Gebiet der Schauspielkunst hinüber zu schweifen und dafür den Anbau ihres eigenen Feldes zu vernachläßigen.

Die neuere Kunst bietet unzähliche Beyspiele des nachtheiligen Einflusses unbestimmter und unrichtiger Begriffe vom Zweck der Mahlerey auf die Wahl und Behandlung des Vorwurfs dar. Wie oft sehen wir nicht, daß der Bildner die Bestimmtheit und ruhige Schönheit der Gestalt und des fysiognomischen Karakters dem Ausdruck heftiger Affekte aufopfert, ohne auch nur diesen Ausdruck, der sich in übertriebenen Stellungen und Verdrehungen des Körpers zeigt, zu motiviren (woher es denn kommt, daß solche Figuren bey aller Anstrengung nichts ausdrücken) — während andrerseits der Mahler in eine

Perſepolis, und eine Spartanerin zu Corinth wo nicht eben ſo ſchädlich, doch wenigſtens ganz unnüzlich ſeyn. Die Idealiſten, wie ich dieſe Philoſophen zu nennen pflege, welche die Welt nach ihren Ideen umſchmelzen wollen, bilden ihre Lehrjünger zu Menſchen, die man nirgends für einheimiſch erkennen kann, weil ihre Moral eine Geſezgebung vorausſezt, welche nirgends vorhanden iſt. Sie bleiben arm und ungeachtet, weil ein Volk nur demjenigen Hochachtung und Belohnung zuerkennt, der ſeinen Nuzen befördert oder doch zu befördern ſcheint; ja ſie werden als Verderber der Jugend, und als heimliche Feinde der Geſellſchaft angeſehen, und die Landesverweiſung oder der Giftbecher iſt zulezt alles, was ſie für die undankbare Bemühung davon tragen, die Menſchen zu entkörpern, um ſie in die Claſſe der idealiſchen Weſen, der mathematiſchen Puncte, Linien und Dreyecke zu erhöhen. Klüger, als dieſe eingebildeten Weiſen, die, wie jener Flötenſpieler von Aſpondus, nur für ſich ſelbſt ſingen, überlaſſen die Sophiſten den Geſezen eines jeden Volks ihre Bürger zu lehren, was Recht oder Unrecht ſey. Da ſie ſelbſt zu keinem beſondern Staatskörper gehören, ſo genieſſen ſie die Vorrechte eines Weltbürgers, und indem ſie den Geſezen und der Religion eines jeden Volkes bey dem ſie ſich befinden, eine äuſſerliche Achtung bezeugen, wodurch ſie vor allen Ungelegenheiten mit den Handhabern derſelben geſichert werden; ſo erkennen und befolgen ſie doch in der That kein andres als jenes allgemeine Geſez der Natur, welches dem Menſchen ſein

eignes

ſeelenloſe Nachahmung antiker Formen oder in theatraliſchen Effekt und Gruppenbau, oder in die Kunſt zu pinſeln die Schönheit und den Zweck der Mahlerey ſetzt, und dafür den natürlich wahren und ſchönen Ausdruck, die Bedeutſamkeit und Mannigfaltigkeit der Karaktere, die Deutlichkeit und das Intereſſe der darzuſtellenden Handlung vernachläßigt! Wie oft finden wir die ganze Kunſt ſeines Talents und einen mühſamen jahrelangen Fleiß an einen übelgewählten Gegenſtand verſchwendet, und müſſen, indem wir die mechaniſche Geſchicklichkeit und Geduld des Mahlers bewundern, zugleich ſeinen Mangel an Einſicht und Geſchmack in den höhern, weſentlichen Theilen der Kunſt bedauern!

Bey manchem Bilde, das eine intereſſante Scene aus einem Drama darſtellt, die uns in der wirklichen Aufführung oder auch beym bloßen Leſen deſſelben mächtig ergriffen und gerührt hat, fühlen wir, daß der Mahler bey aller Wahrheit, Schönheit und Kraft ſeines Werks unendlich weit hinter der lebendigen Darſtellung der Bühne zurückbleibt. Daß dieſe Schwäche der Wirkung ſich aber nicht in einem abſoluten Unvermögen der Mahlerey gründet, beweiſet dieſe dadurch, daß ſie fähig iſt, gewiſſe Gegenſtände in größerer Vollkommenheit und Schönheit zur Anſchauung zu bringen, als die Bühne ſelbſt, obgleich dieſe durch lebendige Geſtalten und wirkliche Bewegungen darſtellt und den mimiſchen Ausdruck durch die Rede unterſtützt. Dieſe Mängel und Vor-

züge, welche die Mahlerey an ihren Darstellungen zeigt, können in keiner andern Ursache, als in der, dem eigentlichen Zweck derselben mehr oder weniger angemessenen Wahl und Behandlung des Sujets gegründet seyn.

Wenn der Lessingische Satz: „nur das kann die Bestimmung einer Kunst seyn, wozu sie allein geschickt ist, und was sie ohne Beyhülfe einer andern am vollkommensten zu leisten vermag" seine Richtigkeit hat, so wird auch jede Kunst, wenn sie einen ihrem eigenthümlichen Zweck völlig angemessenen Gegenstand behandelt, fähig seyn, diesen Gegenstand vollkommener und schöner darzustellen, als irgend eine andere.

Vorausgesetzt nun, daß jede der drey obengenannten, durch ein gemeinschaftliches Medium ihrer Darstellungen (Gestalten im Raume) verwandten Künste, nebst dem allgemeinen Kunstzweck der schönen Darstellung interessanter Gegenstände, einen besonderen, ihr eigenthümlichen Zweck hat, so muß die Plastik, obgleich ihre Sfäre weit beschränkter ist als die der Mahlerey, und obgleich ihr die belebende Kraft der Farben, als ein wichtiges Mittel auf die Empfindung zu wirken, mangelt, doch in ihrer Beschränktheit mächtiger seyn, als die letztere, wenn diese dasselbe Objekt darzustellen unternimmt. Ungeachtet ihres großen Vorzuges, nebst der Gestalt auch die materielle Beschaffenheit der Gegenstände auszudrücken, erscheint die Mahlerey unver-

unvermögend neben der runden Bildnerey, wenn ſie die reine Schönheit der Formen darſtellen will. Mit aller Kunſt der Zeichnung, mit aller Magie der Farben und des täuſchenden Scheins vermag ſie doch jene überzeugende Wahrheit und Wirklichkeit der ſchönen Geſtalt, und den davon abhängenden innigen und reinen Genuß der Schönheit nicht zu bewirken, den die Bildnerey gewährt. Sie kann die Figur lebendiger, reitzender, aber nicht ſchöner darſtellen; und geſetzt ſie könnte es, ſo leiſtet ſie doch hier nicht nur weniger als ſie vermag, ſondern ſie leiſtet es auch unvollkommner als die runde Bildnerey, welche ſich in ihrer vollen äſthetiſchen Kraft zeigt, wenn ſie eine idealiſchſchöne Geſtalt bildet.

Eben ſo wird auch die Mahlerey, obgleich ihr die Realität der Körper, das wirkliche Leben der Bewegungen und des Ausdrucks und die eindringende Macht der Rede mangelt, obgleich ſie nur Einen Moment und für dieſen nur Einen Anſichtspunkt hat, dennoch im Stande ſeyn, eine ihrem eigenthümlichen Zweck völlig angemeſſene Handlung intereſſanter und ſchöner darzuſtellen, als die Bühne ſelbſt.

Was kann darum für die Kunſtkritik wichtiger ſeyn, als den eigentlichen Zweck und die Grenzen jeder dieſer verwandten Künſte genau zu kennen und derjenigen Eigenſchaft der Objekte nachzuforſchen, durch welche ſie ſich ausſchließend für die eine oder

für die andere ſchicken, und auf dieſe Weiſe die äſthetiſche Kraft einer jeden Kunſt rein und gleichſam in ihrem Brennpunkte zu erblicken?

Der allgemeine Zweck ſchöner Kunſt überhaupt iſt, durch Darſtellung äſthetiſcher Ideen zu gefallen; aber die Art der Darſtellung wird durch die Beſchaffenheit der Ideen und durch das Medium beſtimmt, durch welches ſie ihrer Natur nach allein vollkommen zum Anſchauen gebracht werden kann. So viel verſchiedene Media des äſthetiſchen Ausdrucks oder der ſchönen Darſtellung überhaupt möglich ſind, ſo viele Arten ſchöner Kunſt wird es auch geben können, die aber, bey aller Verſchiedenheit ihrer Darſtellungsarten und ihrer beſonderen Zwecke, doch als ſchöne Künſte ſämmtlich unter einem gemeinſchaftlichen höchſten Zweck enthalten ſind.

Als ſchöne Kunſt überhaupt iſt ihr allgemeiner und höchſter Zweck Schönheit; aber als beſondere Art ſchöner Kunſt beſtimmen die Art des Ausdrucks und der Gegenſtand, zu deſſen Darſtellung ſie vorzugsweiſe geſchickt ſind, den eigenthümlichen Zweck und das Gebiet, — ſo wie das Medium, deſſen ſie ſich zu ihren Darſtellungen bedienen, die Schranken einer jeden Kunſt.

Wenn darum nach dem höchſten Zweck der Mahlerey gefragt wird, ſo kann dieſer nicht nach dem, was dieſe Kunſt als Mahlerey, — ſondern er muß

nach

nach dem, was die Mahlerey als schöne Kunst am vollkommensten leisten kann, bestimmt werden. Die Mahlerey ist vor allen andern schönen Künsten fähig, körperliche Gegenstände so wie sie dem Auge erscheinen, in Gestalt und Farbe, ihrer formellen und materiellen Beschaffenheit nach, aufs täuschendste nachzuahmen. In diesem Vermögen besteht ihr eigenthümlicher Vorzug und ihre Stärke als Mahlerey in engster Bedeutung. Wäre aber dies zugleich ihre ganze Bestimmung als schöne Kunst, so würde die treueste, täuschendste Nachahmung der Gegenstände ihr höchster Zweck, — so würden die Trauben des Zeuxis, der Vorhang des Parrhasius, Bassano's gemahltes Buch, welches Annibale Carracci vom Tische wegnehmen wollte, und andere ähnliche Kunststückchen die größten Meisterwerke der Mahlerey seyn, weil in ihnen die Nachahmung und Täuschung aufs höchste getrieben war. Aber die Mahlerey soll uns nicht durch solche Täuschung äffen, sondern durch Schönheit gefallen; sie soll nicht Verwunderung sondern Theilnahme erregen.

Gestalt und Bewegung sind die beyden allgemeinsten Media der Darstellung. Die Künste, welche sichtbare Gegenstände behandeln, drücken mit der Gestalt auch zugleich ihre Bewegungen aus; doch findet der vollkommene Ausdruck beyder nur da statt, wo wirkliches, nicht bloß scheinbares Leben die Darstellung beseelt. In allen andern Fällen ist die Bewegung nur scheinbar, nur dem innern

Sinn

Sinn vernehmlich angedeutet; das bloße Auge ſieht nur verſchiedene, bleibende Stellungen, und die Fantaſie muß vollenden, was das Kunſtwerk nur andeuten kann.

Die bildenden Künſte ſind vornehmlich an das erſtere Medium (Geſtalt) und an das demſelben eis genthümliche Element (den Raum) gebunden. Sie können nur mittelbar durch mannigfaltige Stellungen der Figuren die Bewegung derſelben andeuten. Sie haben nur Einen Moment in dem die Bewegungen wie feſtgeheftet erſcheinen.

Dicht- und Redekunſt ſtellen bloß in der Zeit dar, und ihr Medium iſt Bewegung; aber ſie können auch mittelbar durch Beſchreibung Geſtalten andeuten. Sie führen die Theile derſelben dem Auge der Fantaſie vorüber; dieſe muß ſie dann erſt zu einem Ganzen, zu einem Bilde vereinen. Dieſe Künſte können darum auch eigentlich keine Bilder geben, ſondern nur ſchon vorhandene wecken.

Was beyde Künſte, jede auf ihr Medium beſchränkt, nur einzeln, und zur Hälfte bloß dem innern Sinne vernehmbar darſtellen können, das ſtellt die Schauſpielkunſt in vollkommenſter Vereinigung, wie im wirklichen Leben, durch beyde Formen des Ausdrucks (Geſtalt und Bewegung) dem äußern Sinne dar. Ihr ſtehen Geſtalt und Mimik, Sprache und Modulazion vereint als Mittel des äſthetiſchen Ausdrucks zu Gebot. Sie giebt den

wahrs

wahrſten und vollſtändigſten Eindruck von dem was ſie darſtellt; daher auch ihre größere Kraft das Gemüth zu bewegen, daher das ergreifende Leben, das hinreißende Intereſſe ihrer Darſtellungen.

Wäre die Macht zu rühren der höchſte Zweck und der Maaßſtab zur Würdigung der ſchönen Künſte, als ſolcher, ſo würde die Schauſpielkunſt vor allen übrigen, ſelbſt vor der Tonkunſt, einen unbeſtreitlichen Rang behaupten. Da aber nicht Intereſſe, ſondern Schönheit das Grundgeſetz der Kunſt giebt; da die Schönheit, an keinen Gegenſtand ausſchließlich geheftet, ſich mit den verſchiedenſten Formen verbindet; da ſie von allem Intereſſe unabhängig und in den mannigfaltigſten Erſcheinungen dieſelbe iſt: ſo wird es auch den übrigen Künſten möglich, mit der mächtigſten um den Preis der Schönheit zu ſtreiten und im eigenen Gebiethe eigenthümliche Vorzüge zu beſitzen, keiner mächtigeren unterordnet, keiner ſchwächeren vorgezogen zu werden. Im Chor der ſchönen Künſte behauptet jede neben der andern einen ſelbſtſtändigen Rang. Dies verpflichtet aber auch eine jede um ſo ſtärker, ſich aller Eingriffe in fremdes Gebiet zu enthalten, da jede nur in ihrem eigenen mächtig iſt.

Keine Kunſt iſt im Stande, den ganzen, in allen Anlagen vollkommen ausgebildeten Menſchen, wie er in der Natur nur unter dem Zuſammentreffen der günſtigſten Umſtände erſcheinen würde, aber nie wirklich erſcheint, wie nur die Vernunft

ihn

ihn unter dem ganzen Zweck ſeines Daſeyns als vollendet denkt und die idealiſirende Einbildungskraft ihn darſtellt, — das Ideal menſchlicher Vollkommenheit und Schönheit, — vollſtändig auszudrücken. Darum theilen die ſchönen Künſte, die ſich mit Menſchendarſtellung beſchäftigen, ihren verſchiedenen Fähigkeiten gemäß, ſich gleichſam in die mannigfaltigen Vollkommenheiten, deren die menſchliche Natur fähig iſt. Eine ſucht vornehmlich das Ideal ſeiner Geſtalt, eine andere das Ideal ſeines Karakters darzuſtellen; eine ſucht ſeine Empfindungs-, die andere ſeine Handlungsweiſe unter beſtimmten Zuſtänden in idealiſcher Schönheit auszudrücken; eine ſtellt ihn in höchſter geiſtiger, die andere in höchſter körperlicher Vollkommenheit und Schönheit dar. So leiſtet jede in ihrer eigenen Sfäre, was keine andere auf dieſelbe Art oder in gleichem Maaße leiſten kann, weil jede ihrer Natur nach an ein beſonderes Medium der Darſtellung gebunden iſt, das ſich beſſer für die eine als für die andere ſeiner mannigfaltigen Eigenſchaften ſchickt. Vergleichungsweiſe betrachtet, umfaßt freylich unter allen die Schauſpielkunſt den Menſchen am vollſtändigſten, und ſtellt ihn in den verſchiedenen möglichen Zuſtänden ſeines Daſeyns am wahrſten und lebendigſten dar.

Die bildende Kunſt hat es vornehmlich mit ſeiner Geſtalt und dem ſichtbaren Ausdruck an derſelben zu thun. Nur durch Geſtalten kann ſie zu

unſerer Einbildungskraft, zu unſerm Gefühle, zu unſerm Geiſte ſprechen; ſie ſind das nothwendige Wehikel der Schönheit und des Ausdrucks in ihren Darſtellungen; darum iſt es das erſte Ziel des Künſtlers ſchöne und karakteriſtiſche Geſtalten zu bilden.

Dicht- und Redekunſt ſtellen durch willkührliche, hörbare Gedankenzeichen, oder durch Worte dar. Dieſe ſind aber an und für ſich nur todte Zeichen abſtrakter Begriffe, die erſt durch Empfindungen und Bilder belebt werden müſſen, um einer belebenden Wirkung auf das Gemüth fähig zu ſeyn. Die äſthetiſche Kraft dieſer Kunſt beſteht vornehmlich darin, das ſie, durch Erweckung einer Menge von Ideen, Bildern und Empfindungen nach einem unterliegenden Zwecke, das Gemüth in ein freyes Spiel ſeiner Kräfte verſetzen. Die bildenden Künſte ſtellen ihr Objekt für die äußere, — Dicht- und Redekunſt das ihrige für die innere Anſchauung dar. Jene ſind darum vornehmlich geeignet, den äußern Menſchen, wie er erſcheint, dieſe den innern Menſchen, wie er durch Wort und That ſeine Denk- und Empfindungsart äußert, darzuſtellen.

Die Schauſpielkunſt hat es vornehmlich mit dem handelnden Menſchen zu thun, und ihr eigenthümlicher Zweck iſt: Karaktere in intereſſanten Situazionen handelnd durch wirkliche Menſchen ſo darzuſtellen, daß die Handlung ein ſchönes Ganzes ausmacht.

Der

Der Unterſchied zwiſchen den beſonderen Arten der bildenden Kunſt gründet ſich theils in der Art, wie ſie ſich ihres gemeinſchaftlichen Elements (des Raums) bedienen, theils in den Materialien, auf die ſie angewieſen ſind. Dadurch werden zugleich der eigenthümliche Zweck und die Schranken jeder bildenden oder zeichnenden Kunſt beſtimmt, deren es nur zwey Hauptarten geben kann, nemlich: wirklichrunde Bildnerey (Plaſtik) und ſcheinbarrunde auf einer Fläche durch Farben (Mahlerey.) Die Schauſpielkunſt ſtellt zwar auch durch Geſtalten dar, aber ſie bringt dieſe nicht hervor, hat alſo in ſo ferne mit den bildenden Künſten keine Verwandtſchaft.

Eine Menſchengeſtalt, wenn ſie nicht bloß als abſtrakte Form für den Verſtand da ſtehen, ſondern als ſchön gefallen ſoll, muß nebſt den ſchönen Formen auch Karakter und Leben zeigen. Schöne Geſtalten ohne Leben gleiten unempfunden über den Spiegel der Seele hin, und ohne Karakter hat die Menſchheit in der Geſtalt keinen Ausdruck. Beyde vereint ſind die Seele der ſchönen Bildung. Damit aber Karakter und Leben ſich durch ſichtbare Aeußerungen der Empfindung Anderer mittheilen können, ſo iſt nöthig, daß die Perſon in irgend einem beſtimmten Zuſtand, in einer Situazion oder Stimmung erſcheine, die entweder in der Einwirkung äußerer Dinge ihren Grund haben, oder aus der Selbſtthätigkeit des Karakters hervorgehen kann.

eignes Beſtes zur einzigen Richtſchnur giebt. Alles wodurch ihre natürliche Freyheit eingeſchränkt wird, iſt die Beobachtung einer nüzlichen Klugheit, die ihnen vorſchreibt ihren Handlungen die Farbe, den Schnitt und die Auszierung zu geben, wodurch ſie denjenigen, mit welchen ſie zu thun haben, am gefälligſten werden. Das moraliſche Schöne iſt für unſre Handlungen eben das, was der Puz für unſern Leib; und es iſt eben ſo nöthig, ſeine Aufführung nach den Vorurtheilen und dem Geſchmak derjenigen zu modeln, mit denen man lebt, als es nöthig iſt ſich ſo zu kleiden wie ſie. Ein Menſch, der nach einem gewiſſen beſondern Modell gebildet worden, ſollte, wie die wandelnden Bildſäulen des Dädalus, an ſeinen väterlichen Boden angeſeſſelt werden; denn er iſt nirgends an ſeinem Plaz als unter ſeines gleichen. Ein Spartaner würde ſich nicht beſſer ſchiken, die Rolle eines oberſten Sclaven des Artaxerxes zu ſpielen, als ein Sarmater ſich ſchikte Polemarchus zu Athen zu ſeyn. Der Weiſe hingegen iſt der allgemeine Menſch, der Menſch, dem alle Farben, alle Umſtände, alle Verfaſſungen und Stellungen anſtehen, und er iſt es eben darum, weil er keine beſondre Vorurtheile und Leidenſchaften hat, weil er nichts als ein Menſch iſt. Er gefällt allenthalben, weil er, wohin er kommt, ſich die Vorurtheile und Thorheiten gefallen läßt, die er antrift. Wie ſollte er nicht geliebt werden, er, der immer bereit iſt ſich für die Vortheile andrer zu beeyfern, ihre Begriffe zu billigen, ihren Leidenſchaften zu ſchmeicheln? Er weiß, daß die Menſchen von nichts überzeugter ſind,

Zuſtände ſind nicht nur ſpecifiſch verſchieden, ſondern jede Art derſelben iſt auch mehrerer Modifikazionen von der ruhigſten Stimmung bis zum höchſten Affekt fähig, ohne daß ſie darum immer von einer Handlung begleitet ſeyn dürften. Ruhe und Bewegung ſind die beyden allgemeinſten Zuſtände worin ein Gemüth ſich befinden kann; aber Freude und Traurigkeit, Selbſtgenügſamkeit und Bedürfniß, in ſich gekehrter Ernſt und auſſer ſich ſtrebende Fröhlichkeit u. a. m. ſind eben ſo viele beſondere Zuſtände und Stimmungen des Gemüths, die ſich dem ſympathetiſchen Gefühle Anderer auch ohne den Ausdruck des beſtimmten Moments einer Handlung durch Stellung und Miene verſtändlich mittheilen. Ein Standbild, welches des Ausdrucks irgend einer Stimmung gänzlich ermangelte, würde auch bey den beſtimmteſten Formen und Zügen ſeellos und bey der kontraſtirendſten Stellung ausdrucksleer erſcheinen und den Betrachter gleichgultig laſſen. Nur die Gemüthsſtimmung und ihr über die ganze Geſtalt und Stellung verbreiteter Ausdruck machen das Daſeyn einer wirkenden Seele ſichtbar; ſie geben dem Bilde Empfindung, Grazie, Geiſt und weken, nebſt dem mehr den Verſtand belebenden Wohlgefallen an der ſchönen Form, auch das ſympathetiſche Gefühl des Betrachtenden, und mit demſelben das höhere Wohlgefallen an der Schönheit des innern Lebens der Geſtalt.

Ich bringe hier bloß den Unterſchied in Erinnerung, welcher zwiſchen dem ſyſiſchen oder von Na-

turbedingungen abhängigen Karakter (dem Temperament), der aus der ganzen Bildung spricht, und dem moraliſchen, unter Freyheitsbedingungen ſtehenden Karakter der Perſon (der Geſinnung), welcher letztere vornehmlich aus den Zügen des Geſichts und dem Tragen des Körpers ſpricht, Statt findet. Beyde vereint machen die Fyſiognomie der Geſtalt aus. Da es aber in den bildenden Künſten weniger auf dieſen Unterſchied der inneren Urſachen des Ausdrucks, als vielmehr auf die äußere ſichtbare Wahrheit und Schönheit deſſelben ankommt, welche ſich dem fyſiognomiſchen Gefühle eines jeden ankündigen; ſo verſteht man in ihnen unter dem Karakter einer Figur den fyſiognomiſchen Ausdruck derſelben überhaupt, wie Natur und Freyheit vereint ihn im wirklichen Leben entwickelt und ausgebildet haben, und wie ihn das Gefühl immer als ein Ganzes auffaßt; doch ſo, daß es in der Fyſiognomie der Geſtalt vorzugsweiſe den fyſiſchen, und in der Fyſiognomie des Geſichts vorzugsweiſe den ſittlichen Karakter der Perſon wahrnimmt.

Der fyſiognomiſche Ausdruck, in ſo fern er in der Organiſazion gegründet und von fyſiſchen Umſtänden abhängig iſt, haftet an den Verhältniſſen der Formen und an der in der Farbe ſich zeigenden materiellen Beſchaffenheit des Körpers. In wie fern er aber zugleich auch durch die moraliſche Natur des Menſchen modifizirt wird, zeigt er ſich in den be-

weglichen, aber durch die Gleichförmlichkeit der oft wiederholten Bewegungen bleibend in die Form übergegangenen Zügen des Geſichts und in dem äußern Anſtande. Der pathognomiſche Ausdruck hingegen, welcher die Stimmung des Gemüths bezeichnet, ſpricht aus Stellung und Mienen.

Der ſichtbare Ausdruck der Seele an der Menſchengeſtalt iſt eben ſo verſchieden, als der Zuſtand, den er bezeichnet. Er kann entweder einen beharrenden (permanenten), oder einen vorübergehenden, (tranſitoriſchen), oder einen augenblicklichen (momentanen) Zuſtand der Perſon bezeichnen. Der beharrende Zuſtand iſt das im Wechſel der Gemüthsbewegungen bleibende Verhältniß zwiſchen den Gemüthskräften der Perſon, welches den Karakter derſelben begründet und ſich in der Fyſiognomie ausdrückt. Vorübergehende Zuſtände ſind die, in welche das Gemüth durch eine gewiſſe Richtung und Stimmung ſeiner Triebe und durch Kräfte verſetzt wird; hieher gehören die Leidenſchaften und Affekte. Dieſe Zuſtände ſind vorbeygehend, denn ſie dauern nicht länger als die Einwirkung der Urſachen durch die ſie erregt wurden. Augenblickliche Zuſtände finden nur bey wirklichen Handlungen Statt, wenn das Gemüth, und mit ihm der Körper, ſchnell von einem Moment der Thätigkeit zum andern übergeht.

Momentan iſt der Ausdruck immer, in ſo fern er bloß minniſch iſt und eine wirkliche Handlung,

einen Akt der Thätigkeit oder des Leidens, bezeichnet. Er ist und soll momentan seyn in allen Bildwerken, wo Menschen in einer bestimmten Aeußerung der Thätigkeit, d. i. wirklich handelnd vorgestellt sind. Die Gemüthsstimmung der handelnden Personen aber, der Zustand in dem sie sich befinden, der Affekt, mit dem sie handeln, kann nur transitorisch seyn: denn diese Stimmung ist nur in einer Folge mehrerer Momente vorübergehend; ihre Wirkung bleibt immer eine längere oder kürzere Zeit in der Erscheinung; sie hat eine Dauer, die mehr als einen Moment in sich begreift. Man muß darum den transitorischen Ausdruck von dem momentanen eben so unterscheiden, wie man pathognomischen und mimischen Ausdruck unterscheidet. Jeder Ausdruck nun, der den Karakter einer Person bezeichnet, heißt fysiognomisch und ist beharrend. Wenn er eine Stimmung des Gemüths, eine Leidenschaft, einen Affekt bezeichnet, so heißt er pathognomisch und ist vorübergehend. Wenn er aber einen Akt bestimmter Thätigkeit, die wirkliche Ausführung eines vorgestellten Zwecks, den Moment einer Handlung bezeichnet, so heißt der Ausdruck mimisch und ist augenblicklich.

Dies sind die drey möglichen, specifisch verschiedenen Arten des Ausdrucks, deren genaue Unterscheidung, so wie die richtige Kenntniß der Erscheinungsart eines jeden, für unsern gegenwärtigen Zweck von Wichtigkeit ist.

Der

Der fyſiognomiſche Ausdruck, beſonders des Geſichts, iſt zugleich die Baſis für die übrigen Arten des Ausdrucks, und auf ihm beruht der weſentlichſte Theil des Intereſſe, das wir an den handelnden Perſonen eines Gemähldes nehmen; er iſt darum auch einer der wichtigſten Beſtandtheile der bildenden Kunſt und darf keiner Figur eines dramatiſchen Gemähldes und überhaupt keinem Bildwerke mangeln, wenn es dem Zweck ſeines Daſeyns entſprechen ſoll: denn nur er giebt den Geſtalten Selbſtſtändigkeit, Wahrheit und Individualität. Von dem fyſiognomiſchen Ausdruck wird der pathognomiſche, und von dieſem wiederum der mimiſche getragen. Wo dieſer innere Zuſammenhang nicht ſichtbar iſt, wo die Handlung nicht der Stimmung aus der ſie entſpringt, und dieſe nicht dem Karakter der ſie empfängt, homogen erſcheint, da iſt die handelnde Figur nicht einig mit ſich ſelbſt, da iſt der Ausdruck unbeſtimmt; das Werk iſt nicht in der Empfindung des Künſtlers erzeugt, und als ein lebendiges Ganzes aus ſeiner Seele hervorgegangen. Ohne den individuellen fyſiognomiſchen Karakter einer Figur, ſie ſey in Ruhe oder in Handlung, iſt kein Intereſſe an derſelben möglich.

Von einem Gemüthe, das ſich, ohne eine beſtimmte Richtung, im freyen Gleichgewicht ſeiner Kräfte befindet, ſagt man: es iſt in Ruhe. Eben dieß ſagt man aber auch in den bildenden Künſten von einer Figur die nicht handelt. Hier bezieht ſich

die Ruhe bloß auf die Gestalt und die Art ihres Erscheinens. Die Seele kann bewegt, das Gemüth in einer sehr ernsthaften Beschäftigung seyn: so lange die innere Bewegung sich bloß in Stellung und Miene äußert, so lange sie nicht wirklich in Gebehrde und Handlung übergeht, ist die Gestalt in Ruhe. Der Begriff der Ruhe in den bildenden Künsten schließt also keines Weges innere Bewegung, sondern bloß das mimische Spiel der Gestalt, den Moment einer bestimmten Handlung aus. Unter allen bildenden Künsten ist dieser Zustand der Ruhe der Plastik vorzüglich angemessen, weil er zur Erreichung ihres höchsten Zwecks nicht nur zureichend, sondern auch der vortheilhafteste ist; sie kann Karakter, Leben und Grazie einer schönen Gestalt hinreichend in Stellung und Miene ausdrücken, ohne weder durch zu starke Bewegung der Schönheit der Formen zu schaden, noch durch ein zu lebhaftes Interesse die Betrachtung und den ruhigen Genuß derselben zu stöhren.

Gewöhnlich schränkt sich die runde Bildnerey auf einzelne Gestalten ein, und sie kann auch an ihnen ihren eigenthümlichen Zweck vollkommen erfüllen; denn das Ideal der schönen Gestalt mit dem individuellen Ausdruck eines schönen oder erhabenen Karakters ist ihre höchste Bestimmung. Aber sie ist darum nicht nothwendig auf einzelne Figuren eingeschränkt; sie kann auch mehrere in Einer Darstellung

lung vereinigen. Dadurch erweitert ſie zugleich ihr Gebiet in Rückſicht auf den Ausdruck und nähert ſich der Sfäre der Mahlerey, die nebſt dem Wohlgefallen an der Schönheit karakteriſtiſcher Geſtalten zugleich auch ein, in dem Sujet der Darſtellung, in dem pathognomiſchen und mimiſchen Ausdruck der handelnden Figuren gegründetes Intereſſe mit ſich führt. Je mehr ſie ſich aber im Geiſte der Darſtellung dem Zweck der Mahlerey nähert, um ſo ſtrenger muß ſie zugleich; ihre eigenthümliche, Beſtimmung im Auge behalten, und beſonders ſich hüthen, die Schönheit der Formen, die ihr erſtes und letztes Ziel ſeyn muß, dem Ausdruck der Affekte aufzuopfern.

Die Plaſtik iſt zwar im Stande, die Formen der Körper in gröſter Wahrheit und Schönheit darzuſtellen; aber die Materialien, auf die ſie angewieſen iſt, machen es ihr unmöglich, mit dieſer Wahrheit der Formen auch die materielle Beſchaffenheit der Gegenſtände auszudrücken; ihr Zweck verbiethet ihr ſogar alle Anſprüche darauf. Dadurch wird zugleich ihr Vermögen für den Ausdruck beſchränkt, deſſen ſie nur in ſo fern mächtig, iſt als er ſich durch Veränderungen an der Form offenbart. Alles was ſich durch Veränderungen an der Materie ausdrückt und was vorzugsweiſe nur die Mahlerey leiſten kann, liegt auſſerhalb ihren Grenzen.

An runden Bildwerken ſoll bloß die Form ſcheinen und gefallen. Wenn auch die Materie Aufmerkſamkeit erregen und ſcheinen will, ſo ſchadet ſie der

ruhigen Betrachtung und dem reinen Eindruck der Schönheit durch den materiellen Reiz, der, wenn er ſtark iſt, dem Auge ſogar widrig werden kann. Das höchſte, was die Plaſtik in der Behandlung des Stoffs zu leiſten vermag, iſt, daß ſie die Oberfläche des Körpers an dem ſie bildet, dieſer ſey Thon, Stein oder Erz mit zarteſter Sorgfalt und Liebe, aber bloß der Form wegen, und ohne der Materie einen ihr fremden, künſtlichen Reiz ertheilen zu wollen, behandle; daß ſie die Umriſſe mit reiner und ſtrenger Beſtimmtheit, aber zugleich ſo ſanft in einander übergehend bilde, wie die lebendige ſchöne Natur das Nackte zeigt. Nur auf dieſe Weiſe, nicht aber durch künſtliche Glätte, noch weniger durch Färbung des Steins mit Tinten, welche das blendende Weiß des Marmors brechen, ſoll das ſchöne Bild dem Leben, ſollen Marmor und Erz der Weichheit und Elaſtizität des Fleiſches näher gebracht werden. Hieraus entſpringt für die Behandlung plaſtiſcher Bildwerke das Geſetz: den Reiz der Materie ganz der ſchönen Form aufzuopfern.

Ein Standbild, das eine ſchöne männliche oder weibliche Geſtalt in einer bloß gefälligen Stellung, ohne beſtimmten pathognomiſchen und mimiſchen Ausdruck zeigt, erklärt ſich durch ihren fyſiognomiſchen Karakter. Der Blick weilt auf den ſchönen Formen, auf dem hohen oder lieblichen Ausdruck der ſie beſeelt; aber das ſympathetiſche Gefühl nimmt

ſie

ſie in keinen beſondern Anſpruch, weil ſie in keiner Situazion erſcheint, die Theilnahme erregen könnte. Die idealiſche Schönheit erhebt Geiſt und Herz durch die Idee einer vollkommenen Menſchheit, von der wir in ihr ein Abbild erblicken; ſie erregt Intereſſe, in ſo fern ſie eine ſchöne Individualität ausdrückt, aber dies iſt das reine Intereſſe an der Schönheit.

Erſcheint aber die Geſtalt im Ausdruck eines beſtimmten Zuſtandes, einer wirklichen Handlung; kündigt ihre Stellung, ihr Gebehrdenſpiel, ihr ganzer Ausdruck eine beſtimmte, thätige oder leidende Situazion an, ſo berechtigt ſie dadurch den Betrachtenden, der Urſache dieſer beſondern Erſcheinungsart nachzuforſchen; ſie erregt ſeine Theilnahme an ihrem Zuſtande. Er fühlt die Schönheit des Bildes und weidet ſeinen Sinn im Anſchauen derſelben; aber dies allein befriedigt ihn auch nicht: er wünſcht auch zu wiſſen, warum die Geſtalt in dieſer Situazion erſcheint, was ſie bedeutet, was der Künſtler dabey gedacht und empfunden, welchen Moment und warum er den und keinen andern gewählt hat. So entſteht ein von der Schönheit verſchiedenes, zwar an ſich von ihr unabhängiges, aber doch durch e fierhöhtes Intereſſe, deſſen Befriedigung auf das Vergnügen des Betrachtenden einen weſentlichen Einfluß hat; denn von der Verſtändlichkeit der Darſtellung hängt ein groſſer Theil des Wohlgefallens ab; ohne ſie iſt die äſthetiſche Wirkung des

Kunſtwerkes unvollſtändig. Man unterſcheidet alſo mit Recht das Intereſſe an der Schönheit von dem Intereſſe des Inhalts. Nur erſteres iſt frey und hat es bloß mit dem Geſchmack, — letzteres hängt ſich an den beſondern Gegenſtand und hat es mit der Empfindung zu thun. Erſteres findet in der bloßen Betrachtung des ſchönen Werkes, letzteres nur in der Kenntniß ſeiner Bedeutung volle Befriedigung. Erſteres kann wohl durch letzteres, dieſes aber nie durch jenes geweckt und verſtärkt werden.

Für jedes Werk bildlicher Darſtellung, welches auſſer der Schönheit noch einen bedeutenden Inhalt, alſo ein von derſelben unabhängiges Intereſſe hat, gilt alſo die Regel: die Darſtellung, oder das Kunſtwerk, ſoll durch ſich ſelbſt verſtändlich ſeyn.

Wenn man die Grenze einer Kunſt beſtimmen will, darf man nie vergeſſen, daß jede Kunſt, ſo wie jede freywirkende Kraft, einen gebotenen und einen erlaubten Zweck hat. Was eine Kunſt allein vollkommen leiſtet, was alſo zu ihrem Weſen gehört, das ſoll ſie vornehmlich und unter allen Umſtänden leiſten; das iſt ihr gebotener Zweck. Was ſie, ohne dieſen zu verletzen, ſonſt noch leiſten kann, das iſt ihr erlaubt; das iſt eine freye Erweiterung ihres nothwendigen Zwecks. Leſſing ſagt: eine Kunſt ſoll nicht alles was ſie kann. Man kann aber auch dieſen negativen Satz umkehren und mit gleicher

Wahr-

als von ihren Irrthümern, und nichts zärtlicher lieben als ihre Fehler; und daß es kein gewisseres Mittel giebt sich ihren Abscheu zuzuziehen, als wenn man ihnen eine Wahrheit entdekt, die sie nicht wissen wollen. Weit entfernt also, ihnen die Augen wider ihren Willen zu eröfnen, oder ihnen einen Spiegel vorzuhalten, der ihnen ihre Häßlichkeit vorrükte, bestärkt er die Thoren in dem Gedanken, daß nichts abgeschmakter sey als Verstand haben, den Verschwender in dem Wahn, daß er großmüthig, den Kniker in den Gedanken, daß er ein guter Haushalter, die Häßliche in der süssen Einbildung, daß sie desto geistreicher, und den Reichen in der Ueberredung, daß er ein Staatsmann, ein Gelehrter, ein Held, ein Gönner der Musen und ein Liebling der Damen sey. Er bewundert das System des Philosophen, die einbildische Unwissenheit des Hofmanns, und die grossen Thaten des Generals; er gestehet dem Tanzmeister ohne Widerrede zu, daß Cimon der gröste Mann in Griechenland gewesen wäre, wenn er die Füsse besser zu sezen gewußt hätte; und dem Mahler, daß man mehr Genie braucht, ein Zeuxes als ein Homer zu seyn. Diese Art mit den Menschen umzugehen, ist von unendlich grösserm Vortheil als man beym ersten Anblik denken möchte. Sie erwirbt ihm ihre Liebe, ihr Zutrauen, und eine desto grössere Meynung von seinen Verdienste, je grösser diejenige ist, die er von den ihrigen zu haben scheint. Sie ist das gewisseste Mittel, zu den höchsten Stufen des Glüks empor zu steigen. Meynest du, daß es allein die grösten Talente, die vorzüglichsten

Wahrheit sagen: Jede schöne Kunst kann und darf mehr als sie soll.

Wenn der plastische Bildner eine idealisch schöne Menschengestalt darstellt, die in Bildung, Stellung und Miene Karakter, Grazie und Geist zeigt, so erfüllt er in ihr den ihm pflichtmäßig obliegenden Zweck seiner Kunst. Stellt er seine Figur oder Gruppe ausserdem noch in einem bestimmten Moment einer Handlung dar; giebt er ihr ausser dem fysiognomischen Karakter auch einen bestimmten pathognomischen und mimischen Ausdruck auf eine Weise, daß mit der Bedeutsamkeit und dem Leben der Gestalten auch noch die Schönheit derselben erhöhet wird, so erweitert er dadurch die Schranken seiner Kunst mit genialischer Freyheit, und leistet was man eigentlich nur von der dramatischen Mahlerey zu fodern berechtigt ist.

Ist nun der rundbildende Künstler im Stande, eine einzelne Figur oder Gruppe in einer bestimmten Situazion und Handlung so darzustellen, daß weder die Schönheit der Formen, noch die Grazie des Ausdrucks, noch die Verständlichkeit des Inhalts leidet, so ist er allerdings berechtigt, auch bestimmte Handlungen und den ihnen entsprechenden Ausdruck momentaner Zustände in runden Bildwerken zu behandeln, und das Wohlgefallen an ihnen wird um so größer seyn, je vollkommener ihm die Vereinigung des Interessanten mit dem Schönen gelungen ist.

Zwey ſo nahe verwandte Künſte, wie Plaſtik und Mahlerey ſind, können auf viele Gegenſtände mit gleichem Recht Anſpruch machen und ſie mit gleichem Glück behandeln. Denn wie die Bildnerey ſich gleichſam über ihren gebotenen Zweck erheben und zu dem Gebiet der Mahlerey hinanſtreben darf, um ſo leichter kann dieſe, aus ihrer höheren Sfäre, ſich zu dem eigenthümlichen Gebiet der Plaſtik niederlaſſen und ſich auf bloße Repräſentazion ſchöner und karakteriſtiſcher Geſtalten einſchränken, weil der Zweck dieſer letztern Kunſt zugleich mit in dem ihrigen enthalten iſt; nur kann man dann nicht ſagen, daß ſie in ſolchen Darſtellungen ihren ganzen Zweck erfülle. Dies thut ſie nur wenn ſie das Höchſte leiſtet, deſſen ſie fähig iſt.

Es iſt darum ſchlechterdings unmöglich, für einzelne Fälle eine Grenzlinie des Erlaubten zwiſchen Plaſtik und Mahlerey zu ziehen. Hier kommt alles auf die Wahl und Behandlung des Gegenſtandes an. Schönheit der Formen, Karakter, Grazie, Geiſt ſind das gemeinſchaftliche Requiſit beyder Künſte. Die Kritik muß ſich alſo damit begnügen, ſowohl das einer jeden Kunſt Eigenthümliche, als das durch ihren Zweck ihr Gebotene aufs beſtimmteſte zu kennen und feſtzuſtellen. Jede erlaubte Erweiterung aber ſoll ſie billig dem freyen Fluge des ſchöpferiſchen Genie's überlaſſen, der auch da ſich neue Bahnen öffnet und die Kunſt mit Schönheiten bereichert,

reichert, wo die ſcharfſichtigſte Kritik und der hellſte Verſtand ihr Unvermögen bekennen müſſen.

Wenn es nun auch der Kritik nicht ziemt, dem freyen Genius, auſſer dem was ſein Kunſtzweck nothwendig fodert, beſtimmte Schranken zu ſetzen; ſo hat ſie doch das unbeſtreitliche Recht, ihn nach vollbrachtem Werk zur Rechenſchaft zu fodern, und daſſelbe prüfend gegen die feſte und ewige Regel der Kunſt zu halten. Sie darf beurtheilen, wie der Flug gelungen iſt, nicht aber ſich vermeſſen ihm die Bahn dazu vorzeichnen zu wollen. Laokoon und Niobe ſind, unter den Kunſtwerken des Alterthums, als ſolche über den gebotenen Kunſtzweck ſich erhebende, das Gebiet der Plaſtik mit glücklicher Kühnheit erweiternde Kunſtwerke zu betrachten. Sie vereinigen in einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit die Schönheit des Ideals mit dem Rührenden des pathetiſchen Ausdrucks. Sie ſtehen da als erhabene Markſteine, weit weit der Genius der alten Kunſt ſich der unbekannten Grenze des höchſten, mit der Schönheit vereinbaren Affekts genähert hat.

Der unterſte Grad des bildenden Kunſttalents (die bloße Nachahmung oder das Portrait ausgeſchloſſen) iſt wohl der: Geſtalten, deren Karakter ſchon in andern Vorbildern der Kunſt gegeben iſt, in bloß veränderter Stellung zu bilden. Schon mehr wird erfodert, um auch dieſe Geſtalten durch

pathognomiſchen und mimiſchen Ausdruck zu beſeelen, ſie in Affekt und Handlung zu ſetzen, ſo daß dennoch der Karakter der Geſtalten dem ihr zum Grunde liegenden Begriff getreu, daß die Stellung der Schönheit, der Ausdruck dem Affekt und die Bewegung der Handlung gemäß, — daß das Kunſtwerk als ein ſchönes, in ſich harmoniſches Ganzes erſcheine. Aber das ſchöpferiſche Genie begnügt ſich nicht damit, das ſchon Vorhandene bloß umzubilden. Es ſchafft ſelbſt die Weſen die es darſtellt, ergreift die Individualitäten der wirklichen Natur und erhebt ſie zu Idealen, die nun bey aller Individualität nicht mehr bloße Individuen, ſondern den Begriff der Gattung unter beſondern Beſtimmungen darſtellen.

Dieſes Vermögen, Idealgeſtalten in einer eigenthümlichen, durch einen aus der Erfahrung abſtrahirten Naturbegriff beſtimmten Individualität zu bilden, und ſo, durch eine zweckmäßige Vereinigung des generiſchen Karakters mit beſondern Merkmahlen, gleichſam eine neue Species des Kunſtideals zu erzeugen, iſt gewiß ein ſeltener Grad der hervorbringenden Bildkraft. Die größten Genien der alten Kunſt, ein Fidias, Praxiteles, Polyklet, Glykon ꝛc. ſchufen jene Götter- und Helden-Ideale, deren Geſtalten den ihnen unterliegenden Begriff in ſo vollendeter Beſtimmtheit und Schönheit darſtellen, daß ſie das Vorbild aller Künſtler für die von ihnen zuerſt aufgeſtellten Karaktere waren und ſeyn werden.

Aber

Aber noch ſparſamer als dieſe erſcheinen in der Kunſt jene erhabenen Geiſter, welche mit der hohen idealiſchen Schönheit Affekte zu gatten wiſſen, welche mit jener ruhig ſchaffenden Bildkraft, aus der, wie aus der Natur, neue mannigfaltige Formen eigenthümlicher, in ſich vollendeter Weſen hervorgehen, jenes kühne Feuer der Fantaſie, jene Energie des Gefühls vereinen, die allein in dem bildenden Künſtler das Talent für den lebendigen Ausdruck des Affekte begründen.

Jedes Idealbild iſt als eine beſondere Modifikazion der Verhältniſſe an der allgemeinen Normalform der menſchlichen Geſtalt zu betrachten. Dieſe Modifikazion aber iſt eigentlich nur fühlbar, und nur lebhaft gefühlt kann ſie von dem Künſtler wieder lebendig in ſeinem Werk ausgedrückt werden. Was der Verſtand davon begreift und der Zirkel davon ausmißt, das ſind nur die gröberen Verhältniſſe, die ſtärkeren Abweichungen; und es iſt eben ſo wenig möglich, durch das Wiſſen der Proporzionen eine dem gegebenen Begriffe gemäße Idealgeſtalt karakteriſtiſch zu bilden, als denn Mangel an foſſiognomiſchem Sinn, durch eine Theorie der Foſſiognomik, wenn es eine ſolche geben könnte, ein Foſſiognom zu werden. Das Verfahren des bildenden Genius im Erzeugen und Schaffen neuer Geſtalten iſt, wie jede Zeugung der Natur, ein dem Verſtande unbegreifliches Geheimniß; es iſt ein dynamiſcher Effekt der Einbildungskraft oder vielmehr der ganzen

zen Seele des Künstlers, und beruht in der durch keine Mühe zu ergründenden, geschweige zu erlernenden Fähigkeit, für jeden gegebenen Karakter eine ihm entsprechende Bildung in dem magischen Spiegel der Fantasie mit höchster Klarheit und Bestimmtheit erscheinen zu lassen, und sie so lange vor dem Blicke des Geistes festzuhalten, bis die Hand das geistige Urbild sichtbar nachgebildet hat.

Eben darum ist aber auch nichts thörichter, als dieses Geheimniß, das nur dem Genie zugänglich ist, durch eine geometrische Ausmessung der, an den verschiedenen Kunstidealen enthaltenen Proporzionen entziffern zu wollen. Die karakteristische Gestalt muß in der Einbildungskraft des Künstlers entstanden seyn; er muß das Urbild seines Werks bestimmt und vollendet in seiner Seele tragen. Zirkel und Maaß sollen im Gefühl, im Auge des Künstlers liegen, und nur zur Ueberzeugung für seinen eigenen Verstand mag er sie prüfend und berichtigend an seinen Entwurf legen. So, denke ich, schufen die alten griechischen Meister ihre Götter- und Heldenideale voll hoher Schönheit und Individualität; so schuf Michael Angelo's kühner Geist jene Riesenbildungen in der Sixtinischen Kapelle und zeichnete sie mit dem unverkennbaren Stempel der Originalität seines Genius. Mag immer der Lehrling mit Zirkel, Maaßstab und Senkbley das Fundament seines Studiums gründen und befestigen; mag er den verborgenen Geist der Kunst durch die Formel des Einmahleins

beſchwören; der Meiſter in der Kunſt muß dieſer Schulübungen nicht mehr bedürfen; er wird nach keinem Recept der Proporzionen, von alten Kunſtwerken abgeſchrieben, Geſtalten voll Karakter und Leben bilden.

Wir finden die ſchönſten und muſterhafteſten Verhältniſſe, das vollkommenſte Ebenmaaß, und was mehr als beydes iſt, eine lebendige Einheit der Geſtalt und des Karakters in allen guten Bildwerken des Alterthums; aber von jener ängſtlichen Ausmeſſung bemerken wir keine Spur an ihnen. Selten findet ſich, ſelbſt aus den beſten Zeiten der alten Kunſt, eine Statue, an der nicht leichte Abweichungen von dem ſtrengen Ebenmaaß und manche Nachläßigkeiten in den kleineren Theilen die ſichere Freyheit, womit jene Künſtler zu Werke gingen, ſichtbar machten. Sie achteten es nicht ſo wichtig, ob z. B. eine Hälfte des Geſichts eine Linie breiter oder ſchmäler war, als die andere; deſto wichtiger aber, daß das Bild Ausdruck und Leben erhalte: ſie ſtellten nur für das Augenmaaß, nicht für das Maaß mit Zirkel und Richtſcheit dar. Ja, es ſcheint ſogar, als ob durch dieſe kleinen Nachläßigkeiten Leben und Ausdruck des Bildes einen neuen Reitz gewönnen. Wie würden jene alten Meiſter lächeln, wenn ſie ihre Zwergenkel mit Zirkel und Lineal an den alten Götterbildern herumtappen ſähen um ihnen ihr Geheimniß abzulernen; wenn ſie hörten, daß wir tiefe Weisheit darin finden, daß ein Fuß des Apollo ei-

nige Minuten länger iſt als der andere, und durch eine Künſtlerkommiſſion unterſuchen laſſen, ob am Borgheſiſchen Fechter die Linie des Rückgrades mit der des Bauches parallel laufe oder nicht. Sie würden uns Glück wünſchen, daß wir ſo ſcharfſichtig und gründlich zu Werke gehen. Erſt in den Idealen aus Hadrians Zeiten und in manchen Werken moderner Künſtler finden ſich Spuren jener geiſtloſen Gewiſſenhaftigkeit, die allenfalls bey dem Geometer und Rechenmeiſter als Tugend gelten mag; aber ſie zeigen auch faſt immer jene Abſichtlichkeit und Kälte, welche beweiſen, daß es raiſonnirte, nicht gefühlte Kunſtwerke ſind.

Noch unanwendbarer wird die ſklaviſche Befolgung feſtgeſetzter Proporzionen, wo die Geſtalten im Ausdruck ſtarker Affekte oder ſolcher Handlungen erſcheinen, die bey einer ſchwierigen Stellung eine ſehr lebhafte momentane Bewegung erfodern. Hier können allein Empfindung, Geſchmack und das praktiſche Urtheil eines kunſtverſtändigen und geübten Auges das ſichere Richtmaaß und die Regel ſeyn, welche die Hand des Bildners leiten; frey und ungehemmt muß die Glut, die das Kunſtwerk beſeelen ſoll, aus der Seele des Künſtlers in den Thon und Marmor überſtrömen. Darum kann ein ſolches Werk auch nur einem Geiſte von vollendeter Ausbildung gelingen; denn es kommt dabey nicht bloß auf gründliches Verſtehen des menſchlichen Körpers, oder auf einen richtigen Beobachtungsgeiſt, oder auf eine feurige Fantaſie allein, — ſondern darauf

an,

an, daß alle dieſe zu einem ſeltenen Grade der Vollkommenheit ausgebildeten Kenntniſſe, Fertigkeiten und Talente in innigſter Harmonie und zugleich in der kühnſten und freyeſten Wirkſamkeit das Geſetz der Kunſtſchönheit ſicher befolgen.

Die Plaſtik kann auch dadurch, daß ſie Gegenſtände halbrund auf einer Fläche bildet, ihr Gebiet in gewiſſer Rückſicht erweitern und ſich der Mahlerey nähern. Die Vereinigung mehrerer Figuren zu einer Handlung geſtattet und fodert einen lebhafteren und mannigfaltigern Ausdruck. Was ſie aber in dieſer Art von Darſtellungen auf einer Seite gewinnt, verliert ſie wieder auf der andern. Das Basrelief hat alle Schranken der Mahlerey und nur den einzigen ihrer Vorzüge, daß es mehrere Figuren zu einem Bilde vereinigen kann. Es hat die ausgedehnte Fläche der Mahlerey, aber keine Tiefe und kann alſo von der Luftperſpektiv gar keinen, und auch von der Linienperſpektiv keinen regelmäßigen Gebrauch machen. Darum ſind Süjets, wo mehrere Figuren neben oder hinter einander auftreten, die, ohne den Ausdruck heftiger Affekte, ſchöne Stellungen und reitzende Beweggungen darbieten, vornehmlich feyerliche Aufzüge, Tänze, Opfer, Bacchanale ꝛc. wie wir ſie auf alten Basreliefs ſo oft und ſo ſchön vorgeſtellt ſehen, die ſchicklichſten Gegenſtände für dieſen Zweig der Bildnerey. Das Basrelief kann nicht wohl runde Gruppen, noch

weniger reiche Kompoſizionen von mehreren darſtellen. Dieſe Schranken begründen, ſowohl für die Wahl als für die Behandlung eines Sujets im Basrelief, andere Regeln als die ſind, welche die Mahlerey in der Kompoſizion dramatiſcher Darſtellungen befolgt. Nach der Schönheit der Formen, die dem bildenden Künſtler vor allem heilig ſeyn muß, hat er vornehmlich auf die Mannigfaltigkeit ſchöner Stellungen, auf Natürlichkeit und Grazie der Bewegung zu ſehen; dadurch kann ſie uns für das Mangelhafte im vollſtändigen Ausdruck der Handlung, welchen die halberhobenen Bildwerke ſelten leiſten, ſchadlos halten. Dennoch muß auch hier, wie überall, wo mehrere Figuren in einer Darſtellung beyſammen ſind, ein Zweck des Beyſammenſeyns das Band ihrer Vereinigung knüpfen.

Selten iſt ein Basrelief, ſo wie ein rundes Standbild oder wie ein Gemählde, ein ganz freyes, ſelbſtſtändiges Werk der Kunſt. Oefter hat es da, wo es ſich befindet, den Zweck der Verzierung und eine auſſer ihm liegende Bedeutung oder Beziehung, ſey es als Allegorie oder als Monument. Solche Umſtände können den Künſtler in der Wahl und Behandlung ſeines Gegenſtandes oft ſehr einſchränken; aber ſie dürfen ihm doch nicht ganz diejenige Freyheit rauben, ohne die ein Werk der Bildnerey kein ſchönes Kunſtwerk ſeyn würde. Muß er darum auch auf die Verſtändlichkeit ſeines Werks oft Verzicht thun, ſo ſoll doch immer die Schönheit in Geſtalt und Ausdruck ſein Hauptaugenmerk bleiben.

Die

sten Verdienste seyen, die einen Archonten, einen Heerführer, einen Satrapen, oder den Günstling eines Fürsten machen? Siehe dich in den Republiken um; du wirst finden, daß dieser sein Ansehen der lächelnden Mine zu danken hat, womit er die Bürger grüßt; ein andrer der emphatischen Peripherie seines Wanstes; ein dritter der Schönheit seiner Gemalin, und ein vierter seiner brüllenden Stimme. Gehe an die Höfe, du wirst Leute finden, welche das Glük, worinn sie schimmern, der Empfelung eines Kammerdieners, der Gunst einer Dame, die sich für ihre Talente verbürgt hat, oder der Gabe des Schlafs schuldig sind, womit sie befallen werden, wenn der Vezier mit ihren Weibern scherzt. Nichts ist in diesem Lande der Bezauberungen gewöhnlicher, als einen unbärtigen Knaben in einen General, einen Pantomimen in einen Staatsminister, einen Kupler in einen Oberpriester verwandelt zu sehen; und ein Mensch ohne alle Verdienste kann oft durch ein einziges Talent, und wenn es auch nur das Talent eines Esels wäre, zu einem Glüke gelangen, das ein andrer durch die grösten Verdienste vergeblich zu erhalten gesucht hat. Wer könnte demnach zweifeln, daß die Kunst der Sophisten nicht fähig seyn sollte, ihrem Besizer auf diese oder jene Art die Gunst des Glükes zu verschaffen? Vorausgesezt, daß er die natürlichen Gaben besize, ohne welche der Mann von Verstand in der Welt allezeit dem Narren Plaz machen muß, der damit versehen ist. Allein selbst auf dem Wege der Verdienste ist niemand gewisser sein Glük zu machen,

Die alten Künſtler haben, — weil bey ihnen dieſe Kunſt mehr Bezeichnung als Darſtellung des Gegenſtandes war, weil ſie meiſtens die Figuren nur als Zeichen von Ideen oder Handlungen zuſammenſtellten, — den Inhalt ihrer Basreliefs ſelten natürlich und vollſtändig ausgedrückt. Viele ihrer Basrelifs muß man nicht ſowohl betrachten, als vielmehr leſen können, um ſie zu verſtehen. Nach unſern jetzigen, unſtreitig richtigeren Begriffen von einem Kunſtwerke, — daß es nehmlich den Gegenſtand nicht bloß bezeichnen, ſondern wirklich darſtellen, daß es die Handlung nicht bloß andeuten, ſondern natürlich und vollſtändig ausdrücken ſoll, — ſind unter der großen Menge noch vorhandener alter Basreliefs die wenigſten in Rückſicht auf die Darſtellung des Inhalts als muſterhaft zu betrachten; nur die können es ſeyn, welche ſolche Gegenſtände behandeln, die nicht über das Vermögen dieſer Kunſt hinausgehen. Denn es iſt doch in Wahrheit eben ſo unrecht, einen Gegenſtand der Schönheit zu gefallen unvollſtändig zu behandeln, als die Schönheit der Wahrheit aufzuopfern. Wenn uns ihre Darſtellungen dennoch ſo ſehr gefallen, ſo haben ſie dies weniger der glücklichen Wahl als der Schönheit der Darſtellung, weniger der Vollſtändigkeit als der Grazie des Ausdrucks, zu verdanken. Das Gefällige in ihnen liegt (abgeſehen von dem Inhalt und dem antiquariſchen Intereſſe des Kunſtwerks) in der Vereinigung aller Theile zu einem ſchönen Bilde, in der Grazie womit die Geſtal-

ten ſich bewegen, in den ſchöngeworfenen Gewändern, mit einem Worte, in dem ſchönen Stil, worinn die Alten unerreichte Muſter ſind. Sie haben alſo in dieſen Werken zwar dem höchſten Zweck der bildenden Kunſt überhaupt (der Schönheit) genügt, aber nicht eben ſowohl der Bedeutſamkeit, die jedes Werk, das eine Handlung vorſtellt, nach Maaßgabe ihres Inhalts immer haben ſoll. Um die Basreliefs der Alten zu verſtehen, müſſen wir erſt das Konvenzionelle ihrer Kunſtſprache lernen. Der natürliche Ausdruck in ihnen iſt ſelten zum Verſtändniß der Handlung zureichend. Eben ſo oft finden wir auch die Schönheit nur in der, dem Bilde unterliegenden Idee, und nicht im dem Bilde ſelbſt. Dabey hat nun zwar die Fantaſie und der poetiſche Sinn ſeine Nahrung, aber das Kunſtwerk iſt gerade das nicht was es ſeyn ſoll, ein ſchönes Bild. Sichtbare Schönheit iſt in Werken der bildenden Künſte immer das erſte Erforderniß. — Dieſelbe Maxime, welche die Alten in ihren Basreliefs befolgten, nehmlich die Handlung mehr zu bezeichnen als wirklich darzuſtellen, ſehen wir auch in der aldobrandiniſchen Hochzeit befolgt, welche ganz im Basrelief-Stil kompouirt iſt, und die Vermuthung daß auch in der Mahlerey der Alten dieſe Maxime der beziehenden Darſtellung geherrſcht habe, wenigſtens nicht widerſtreitet.

In den Basreliefs der Neuern finden wir die Regel für Wahl, Behandlung und Stil der Kompoſizion, die halbrunden Bildwerken angemeſſen iſt,

noch

noch weit seltener beobachtet; ja ich besinne mich keines einzigen, das, in jeder dieser Rücksichten, als musterhaft gelten könnte. Sie fallen gewöhnlich in den entgegengesetzten Fehler und thun dessen zu viel, was die Alten zu wenig thaten. Sie komponiren wie die Mahler, übertreiben gern, wie dieser den Ausdruck, häufen den Grund mit Figuren an, stellen diese auf mehrere Gründe hinter einander, behandeln den Fond perspektivisch und bedienen sich aller Freyheiten, die nur dem Mahler zukommen und über die Grenzen des Basreliefs hinausliegen, ohne uns dafür, wie die halberhobenen Werke der Alten, durch Schönheiten anderer Art, durch Natürlichkeit, Grazie, Stil und feinen poetischen Sinn schadlos zu halten. Selbst die besten Basreliefs der neuern Kunst, die des Lorenzo Ghiberti an den Thüren der Taufkapelle zu Florenz, haben den Fehler, daß sie völlig mahlerisch angeordnet sind und nach der Sitte der ältern florentinischen Mahler mehrere Momente in einem Bilde enthalten, daß die Figuren auf mehrere Gründe vertheilt und die Fonds perspektivisch sind. Aber der Stil schöner Simplizität, die naive Wahrheit und Grazie des Ausdrucks, der heitere kindliche Sinn, womit diese Werke beseelt, die Liebe womit sie in der kunstreichen und meisterhaften Ausführung besorgt sind, lassen uns jene Mängel gern übersehen, und geben ihnen einen Rang neben den guten Bildwerken des Alterthums.

Rom. Fernow.

III.

Probestück

aus

Alxingers neuer Ausgabe

des Doolin von Maynz.

Vorerinnerung.

Alxingers allzufrühzeitiger Tod war nicht nur seinen nähern Freunden, die seinen ganzen Werth kannten und ihn eben so sehr um seines Herzens willen, als wegen seines Geistes, seiner Kenntnisse, seines feinen Dichtertalents und seines rastlosen Strebens nach dem Höchsten in der Musenkunst, zu schätzen wußten, sondern allen Liebhabern unserer Litteratur um so schmerzlicher, weil er uns gerade in dem Zeitpunkte seines Lebens entrissen wurde, da sein mit den Blüthen und dem Geiste der besten Alten und Neuern genährtes Genie durch ernstliches Studium und viele Uebung zu einer Reife gelangt war, von welcher man sich nicht nur die höchste Vollendung seiner frühern Werke, sondern vielleicht noch etwas Vollkommneres in eben demselben oder einem andern Fache versprechen konnte. Denn er vereinigte, zumahl in seinen letzten Jahren, in sich, was man selten beysammen antrift, Feuer und Fruchtbarkeit der Imagination

zion

zlen (jenes, ehemals vielleicht nur zu ungeſtüm, und dieſe, zu üppig) mit der größten Strenge gegen ſich ſelbſt und eine unermüdliche Beiferung, den Forderungen des Geſchmacks und Urtheils der Kenner und ſeinen eigenen ein Genüge zu thun. Wiewohl er ſich dem Horaziſchen „nonum prematur in annum“ bey ſeinen Gedichten ſo wenig unterworfen hatte als andere, ſo war doch ſein Doolin von Maynz kaum gedruckt, als er ſchon viel mehr als ſeine ſchärfſten Tadler an dieſem Werke (an welchem doch bereits in ſeiner erſten Geſtalt ungleich mehr zu loben als zu tadeln war) auszuſetzen hatte, und die Idee faßte, im Bliomberis ein an Stoff und Form vollkommneres Werk aufzuſtellen. Aber auch mit dieſem begegnete ihm bald eben daſſelbe; und ich ſelbſt kann bezeugen, wie wenig er, ohne ganz ungerecht gegen ſich zu ſeyn, mit beyden Werken zufrieden und wie feſt entſchloſſen er war, die Hand nicht eher von ihnen abzuziehen, bis er, als ſein eigener Ariſtarch, alle Pflichten des ſtrengſten Kunſtrichters an ihnen erfüllt, und ſie, in jeder Abſicht, dem Ideal klaſſiſcher Schönheit und Vollendung, das er ſich aus den Meiſterſtücken der Dichtkunſt in allen Sprachen abgezogen hatte, ſo nahe als ihm möglich wäre, gebracht haben würde.

Daß Alxinger dieſen guten Vorſatz an ſeinem Doolin wirklich und mit dem beſten Erfolg ausgeführt, wird einem jeden Liebhaber der Muſenkunſt, der dieſes ſchöne

und anmuthige Gedicht in der von Hrn. Göſchen kürzlich veranſtalteten neuen Ausgabe leſen und mit der alten Ausgabe vergleichen wird, Auge und Ohr, Gefühl und Urtheilskraft, auf allen Seiten in jeder Stanze und beynahe in jeder Zeile, beweiſen. Der hartnäckige und ausdaurende Fleiß, den der Dichter in dieſer Umbildung ſeines Lieblingsgedichtes (denn dies war es doch im Grunde, und mit Recht) gezeigt hat, iſt beynahe ohne Beyſpiel, und um ſo rühmlicher, da er Schwierigkeiten ohne Zahl, die vielleicht die Geduld jedes andern ermüdet hätten, überwinden mußte, um es zu dem Grade von Schönheit, Zierlichkeit und Korrektheit zu bringen, wovon das folgende in der frühern Ausgabe gänzlich fehlende Stück zu einer Probe dienen kann. Was er an Doolin that, würde er auch an Bliomberis gethan haben, wenn ihm die unerbittliche Moira Zeit dazu gelaſſen hätte. Aber die Unholdin mißgönnte ihm ſogar den Genuß, ſeinen ſo ſorgſam gepflegten, ſo ſtreng erzogenen Liebling aus der Hand der ſchmückenden Typografie vollendet, oder wie er es ſelbſt in einem Brief an Hrn. Göſchen ausdrückte, den Helden im goldenen Harniſch zu ſehen. Er erlebte den Anblick der durch typografiſche und chalkografiſche Verſchönerungskünſte aufs reichlichſte ausgeſtatteten und mit einer rührenden Einleitung von ſeinem Freunde, Hrn Göſchen, begleiteten neuern Ausgabe nicht. Fänden, wie wir den alten Dichtungen ſo gern glauben möchten, im düſtern

Schat-

Schattenreiche noch Mittheilungen statt; so würde der edle Künstler John, der dieß Gedicht durch mehrere meisterhafte Stiche vor allen seines Gleichen ausschmückte, und über dem letzten Blatte selbst auch von jener Moira ergriffen und fortgeschleppt wurde, dem trauernden Schatten die erste Nachricht, daß alles fertig sey, überbracht haben.

Es pflegt übrigens dem Publikum mit den Dichtern öfters eben so zu ergehen, wie mit andern Arten von Virtuosen. So konnten z. B. vor mehrern Jahren nur sehr Wenige, unmittelbar nachdem sie eine Mara mit Entzücken gehört hatten, gegen eine Todi gerecht seyn, und umgekehrt. Anstatt die eigene Vortrefflichkeit der einen und der andern unbefangen zu fühlen und unpartheyisch anzuerkennen, muß man eine an der andern, und fand es übel, daß Todi nicht Mara, oder Mara nicht Todi war. Eine Art zu verfahren, wobey niemand mehr verliert als diejenigen selbst, die sich dadurch des Vergnügens berauben, so sie weit reiner und in reicherm Maaße genießen könnten, wenn sie, weniger einseitig, alles Schöne sich gefallen ließen wie es ist und wo es ist, ohne das, so sie eben vor sich haben, bloß deßwegen gering zu achten, weil es, — vielleicht nicht einmahl im höhern Grade sondern nur auf andere Weise, schön ist. Gewöhnlich gehört der Verlauf einer gewissen Zeit dazu, bis die Meisten von dieser eigensinnigen Vorliebe für einen Günstling unter Dichtern oder andern Virtuosen zurückkommen; genug, früher oder später kommt

eine

eine ſolche Zeit, und hoffentlich wird ſie nun auch für meinen verewigten Freund Alxinger gekommen ſeyn! Als ſein Doolin zum erſten Mahl erſchien, befand ſich ein früheres romantiſches Heldengedicht im Beſitz einer (für etliche Jahre wenigſtens) ſo entſchiedenen Gunſt des leſenden Publikums, daß es damahls nur wenigen möglich war, dem auf eine edle und der lebhafteſten Aufmunterung würdige Art nacheifernden jüngern Dichter gehörige Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Aber nun iſt inzwiſchen ſo viele Zeit verfloſſen, daß ihm ſein Vorgänger bey niemand mehr ſchaden kann; und Doolin, wie er itzt erſcheint, kann um ſo gewiſſer auf den vollen Beyfall, der ihm gebührt, Rechnung machen, da es ſchwerlich irgend einem Leſer von Geſchmack, auch wenn er wollte, möglich ſeyn wird, ihn ohne einen hohen Grad von Wohlgefallen und Vergnügen zu leſen. So gut als alle frühern epiſchen und romantiſchen Dichter einen Platz für Oberon offen gelaſſen hatten, ſo gewiß findet ſich auch neben, und ſelbſt über dieſem, Raums genug, nicht nur für Doolin, ſondern noch für manches andere Meiſterwerk, womit die Zukunft unſre Litteratur in dieſem, noch lange nicht erſchöpften Fache bereichern wird.

W.

* * *

Aus dem Siebenten Geſange.

9.

Auf Rheins Geſilden keimt die Fröhlichkeit in Trauben,
Die gelb und röthlich blühn am holden Marneſtrand,
Wo vormals, wenn wir fromm der alten Sage glauben,
In öder Wüſteney ein einſam Hüttchen ſtand.
Ein Greis bewohnte dieß; ſein guter Sohn ernährte
Durch Fiſche, die der Fluß oft kärglich nur gewährte,
Den Vater und ſich ſelbſt; doch blieb dem armen Paar
Noch etwas, wenn der Fluß ganz unerbittlich war.

10.

Es blieb ihm eine kleine Ziege,
Mit deren Milch der Alte ſich erquickt,
Der gern und frohen Muths die Laſt der Armuth trüge;
Doch eine größere, der Schmerz des Sohnes, drückt
Den Unglückſeligen danieder.
Schon lange flieht der Schlaf des Jünglings Augenlieder,
Schon lang' umflort ſein Angeſicht
Geheimer Gram; doch das geſteht er nicht.

11.

Er zwingt ſich bey des Vaters Fragen
Ein läugnend Lächeln ab und weigert ſich zu ſagen,
Was für ein Wurm an ſeinem Herzen nagt.
Ein ſchönes Weib, das einſt, zu eifrig auf die Jagd,
Fern vom Gefolg' im Haine ſehl geritten,
Geleitet' er auf ihren Pfad zurück,
Und fühlt ſeit dieſem Augenblick
Was hoffnungsloſe Lieb' und Sehnſucht je gelitten.

12.

12.

Mit jedem Morgen floh er hin
Zum wild verwachsnen Ort, an dem er ſie gefunden.
Vergebne Müh! die ſchöne Jägerin
Iſt aus der Gegend weggeſchwunden.
Auch darf er nicht zu weit ſie ſuchen; ach! er weiß,
Daß hülflos, ſchwach und krank der Greis
Mit Sehnſucht ſeiner harrt und jeden Pulsſchlag zählet,
Wann ihm ſein Sohn, ſein Troſt, ſein Glück, ſein Alles
fehlet.

13.

Zehn Monden litt er ſo, ſich ſehnend in das Grab.
Einſt, als er, Stunden lang ſein Leiden überdenkend
Und in Melancholie ſtets tiefer ſich verſenkend,
Am Fluſſe ſaß; da war's, als zög' es ihn hinab.
Schon ſenket er das Haupt, doch ſeines Vaters Bildniß
Erſcheint ihm auf der Fluth; er nun, voll Bangigkeit
Sich rettend vor ſich ſelbſt, ſpringt wild empor, ſtürzt weit
Vom Ufer weg und fliehet durch die Wildniß.

14.

Schon ſeiner Hütte nah, ſieht er ein greiſes Weib;
Bleich iſt ſie und entſtellt von Jammer und Beſchwerde;
Am Stabe wankt einher ihr abgezehrter Leib,
Und, welken Pflanzen gleich, ſenkt ſich ihr Haupt zur Erde.
Ach, rufet ſie ihn an, mein Sohn, erbarme dich!
Drey Tag irr' ich umher, drey Tage labet mich
Kein Biſſen. Sieh, ich kann nicht weiter gehen.
Hilfſt du mir nicht, ſo iſt's um mich geſchehen.

15.

als ein Sophiſt. Wo iſt der Plaz, den er nicht mit Ruhm bekleiden wird? Wer iſt geſchikter die Menſchen zu regieren als derjenige, der am beſten mit ihnen umzugehen weiß? Wer ſchikt ſich beſſer zu öffentlichen Unterhandlungen? Wer iſt fähiger der Rathgeber eines Fürſten zu ſeyn? Ja, woſern er nur das Glük auf ſeiner Seite hat, wer wird mit gröſſerm Ruhm ein Kriegsheer anführen als er? Wer wird die Kunſt beſſer verſtehen, ſich für die Geſchiklichkeit und die Verdienſte ſeiner Subalternen belohnen zu laſſen? Wer wird die Vorſicht, die er nicht gehabt, die klugen Anſtalten, die er nicht gemacht, die Wunden, die er nicht bekommen hat, beſſer gelten zu machen wiſſen, als er?

Univ.-Bibl. München

Doch es Zeit einen Diſcurs zu enden, der für beyde ermüdend zu werden anfangt. Ich habe dir genug geſagt, um den Zauber zu vernichten, den die Schwärmerey auf deine Seele gelegt hat; und wenn dieſes nicht genug iſt, ſo würde alles überflüſſig ſeyn was ich ſagen könnte. Glaube übrigens nicht, Callias, daß der Orden der Sophiſten einen unanſehnlichen Theil der menſchlichen Geſellſchaft ausmache. Die Anzahl derjenigen die unſre Kunſt ausüben, iſt in allen Ständen ſehr beträchtlich, und du wirſt unter denen die ein groſſes Glük gemacht haben, ſchwehrlich einen einzigen finden, der es nicht einer geſchikten Anwendung unſrer Grundſäze zu danken habe. Dieſe Grundſäze machen die gewöhnliche Denkungsart der Hofleute, der

Leute

15.

So flehte ſie. Des guten Jünglings Herz
Vergißt die eigne Qual und denkt nur ihren Schmerz.
Er faßt ſie in den Arm, noch eh ſie ihre Bitte
Geendiget, und trägt ſie nach der Hütte.
Hier wartet vor der Thür der Greis im Abendroth.
Er höret, was geſchehn, er ſieht der Fremden Noth.
Doch wie ihr helfen? Ach! des Jünglings Netz beſchweret
Heut kein gefangner Fiſch, die Milch iſt aufgezehret.

16.

Sie ſehn ſich ſchweigend an, und eine Thräne rinnt
Von beider Angeſicht; doch ernſt und feſt beginnt
Der Alte nun: Nein, ſie ſoll nicht verſchmachten!
Komm, lieber Sohn, laß uns — die Ziege ſchlachten.
Du bebſt zurück, zu ſehr um mich beſorgt?
Was man dem Aermern ſchenkt, das hat man Gott geborgt,
Und er, der den Entſchluß mir in den Sinn gegeben,
Sorgt beſſer noch als du für deines Vaters Leben.

17.

Er ſprach's, und während noch der Sohn
Bloß ſeinetwegen zagt, zückt er das Meſſer ſchon,
Als jetzt die Fremd' herbey ſtürzt und ihm wehret,
Doch nicht, wie erſt, ſchwach, dürftig, alt;
In ſchimmerndem Gewand, in himmliſcher Geſtalt.
Sie iſt (der Jüngling wähnt, daß ihn ein Traum bethöret)
Sie iſt — die ſchöne Jägerinn,
Und reichet ihm die Hand und rufet: Nimm ſie hin!

18.

Dich wählet zum Gemahl die mächtigſte der Feen,
Die eure Tugend ſchwer geprüft,
Und wenn du oft in ſtillem Gram vertieſt
Den Hain um ſie durchirrt, dir zärtlich nachgeſehen.
Doch weg mit Traurigkeit! hier, wo mein treuer Freund
Zehn Monden hoffnungslos geweint,
Soll jedem Gram ein Lindrungs-Mittel keimen,
Und lieblich weiß und roth die Becher überſchäumen.

19.

Beym letzten Wort ſchwang ſie die Lilienhand
Zum Segen in die Luft. Die Wüſteney verſchwand.
Der Grund, nun milde, ward, ſo weit das Auge ſpähet,
Mit Trauben gelb und roth wohlthätig überſäet.
Der Moſt daraus gepreßt, hat die geheime Kraft,
Daß er im Trinkenden der Freude Taumel ſchafft.
So lange dieſer währt, ſchmerzt keine Seelenwunde,
Und neues Lächeln hängt am längſt entwöhnten Munde.

VI.

Ein Schreiben

von Hrn. General de la Fayette und den Herrn la Tour Maubourg und Büreaux-Puſy,

an den Herausgeber des T. M. mit Vorbericht und Zuſätzen von dem Leztern.

Die Leſer des T. Merkurs erinnern ſich ohne Zweifel noch der im 8ten Monatsſtücke d. J. unter Num. VIII. befindlichen Anzeige einer ſo genannten Zuverläßigen Nachricht von der Behandlung La Fayette's und ſeiner Familie im Verhaft zu Olmütz, welche mir von Hrn. Leopold Haſchka unter dem Inſiegel des K. K. Land-Präſidiums in Niederöſterreich zum Einrücken in den T. M. zugeſchickt worden war.

Wiewohl ich mich nun, anſtatt dem Begehren des Hrn. H. zu willfahren, auf eine bloße Anzeige des Daſeyns, Tons und Hauptinhalts jener Broſchüre, nebſt Anführung der Bewegurſachen, warum ſie nicht in extenso eingerückt werden könne, einzuſchränken für gut fand: ſo würden doch auch dieſe unterblieben ſeyn, wenn ich es nicht für Pflicht eines T. Reichsbürgers gehalten hätte, in einer Sache, worin gewiſſer Maßen

der perſönliche Karakter und Ruhm des höchſten Reichs-Oberhaupts kompromittirt zu ſeyn ſchien, jeden zuverläßigen oder doch die Präſumzion der Wahrheit und Authentizität für ſich habenden Bericht, der die in der Welt herumgehenden widrigen Gerüchte zu zerſtreuen geſchickt war, zur Wiſſenſchaft des Publikums bringen zu helfen, ſo viel er dazu Gelegenheit hätte.

Daß mir, wie ich höre, der poſitive Ton, worin ich mich über den beſagten Bericht ausgedrückt habe, von einigen welche ſchon damahls beſſer, als ich, wiſſen konnten, was an der Sache ſey, übel ausgedeutet worden ſeyn ſoll, würde mich in Verwunderung geſetzt haben, wenn ich funfzig Jahre jünger wäre; denn da würde ich freylich noch nicht wiſſen, daß ſobald eine Handlung eben ſo leicht in einem milden und vortheilhaften als in einem ſtrengen und nachtheiligen Lichte betrachtet werden kann, nichts natürlicher iſt als das letztere zu thun; weil es allerdings, was auch die Humanität einwenden mag, ſowohl der Weltklugheit als der Gutartigkeit des menſchlichen Herzens gemäß iſt, einen Jeden ſo lange für ſchwachmüthig, eigennützig und niederträchtig zu halten, bis er uns das Gegentheil augenſcheinlich und handgreiflich erwieſen hat.

Nun könnte ich zwar zu meiner Rechtfertigung ſagen, daß ein ſehr weiſer Mann, mit welchem ſo viel als möglich gemein zu haben einem Jeden, wer er auch ſey, zu

unendlicher Ehre gereichen würde, in Fällen dieſer Art, ſich zuweilen den Schein, als ob er die Wahrheit eines problematiſchen Satzes für ausgemacht annehme, nur darum gegeben habe, um entweder ſich ſelbſt oder einem andern den Weg zu bahnen, die Falſchheit deſſelben deſto auffallender darzuthun. Ich geſtehe aber gerne, daß mir dieſer Behelf hier nicht zu ſtatten kommt, ſondern daß ich damahls, da ich die Erzählungen von der ſchlimmen Behandlung des Herrn de la Fayette und ſeiner Mitgefangnen grundlos nannte und es als gewiß annahm, daß die Herausgeber der Minerva und des Genius der Zeit durch falſche Nachrichten hintergangen worden wären, wirklich und bona fide glaubte, es gebühre mir auf keine Weiſe, weder gegen die hiſtoriſche Wahrheit eines officiellen Berichts von einem K. K. General und Oberbefehlshaber der Veſtung Olmütz Zweifel zu erregen, noch dem Herrn Haſchka — den ich überhaupt nur von Hörenſagen, d. i. ſo viel als gar nicht kenne — zuzutrauen, daß er den vorgegebnen officiellen Bericht verſtümmelt, verfälſcht oder wohl gar unterſchoben haben könnte.

Indeſſen habe ich doch dem Laufe der Welt lange genug zugeſehen, um es ſchon damahls nicht für ſchlechterdings unmöglich zu halten, daß die Sache, wiewohl gegen alle Wahrſcheinlichkeit und Vermuthung, dennoch ſo beſchaffen ſeyn könnte, daß eine Beſtätigung des mehr-

beſagten Berichts aus dem Munde derjenigen, die am beſten wiſſen müſſen, wie ſie behandelt worden ſind, zu gänzlicher Vernichtung aller noch übrig bleibenden Zweifelsknoten, nicht ganz überflüſſig wäre: und in dieſer Rückſicht nahm ich keinen Anſtand, auch meines Orts in den allgemeinen Wunſch aller, keine perſönlichen Urſachen zum Gegentheil habenden, menſchlichen Menſchen in Europa öffentlich einzuſtimmen, „daß die edle und unglückliche Familie (von welcher die Rede war) bald in den Stand geſetzt werden möchte, ſelbſt als Zeuge gegen die grundloſen Erzählungen, womit das Publikum in Anſehung Ihrer getäuſcht worden, auftreten zu können. Ich denke nicht, daß ſelbſt der ſpitzfündigſte Sykofant aus dieſer Wendung einen andern Sinn herausdrehen könnte, als dieſen: das freye Zeugniß der beſagten Perſonen würde auf jeden Fall die Wahrheit an den Tag bringen, und die Grundloſigkeit der bisherigen Erzählungen von Behandlung der Gefangnen in Olmütz aufdecken, es ſey nun, daß ſie den Haſchkaiſchen Bericht beſtätigen, oder als Zeugen des Gegentheils auftreten müßten, falls ſich unglücklicher Weiſe die Täuſchung auf der entgegengeſetzten Seite fände.

Der beſagte Wunſch iſt endlich — Dank ſey dem Himmel, und (wofern das Journal von Paris Glauben verdient) einem Briefe des Direktors Barras an den General Buonaparte! — vor wenigen Wochen in

Er-

Erfüllung gegangen; und dies hat die Folge gehabt, die jedermann voraus sehen konnte. Denn nichts war natürlicher, als daß die Herren la Fayette, la Tour-Maubourg und Büreaux-Püſy, ſobald ſie wieder den freyen Gebrauch ihrer Zunge und Feder hätten, ſich nicht lange ſäumen würden, das Publikum, in welchem die Anzahl der Ungläubigen und Zweifler eine beträchtliche Majorität ausmachte, von Ihrer Seite ins Klare zu ſetzen.

Auf welche Weiſe dieſes ſogleich, unmittelbar nachdem ſie wieder freye Luft athmeten, geſchehen ſey, zeigte mir ſchon die in Num. 15. des Journal de Paris vom gegenwärtigen Monat Oktober (am 6ten Oktober unſers Styls) einverückte Declaration an den Hrn. Marquis de Chaſteller, (auf welche ſich in dem Schreiben an mich bezogen wird) noch deutlicher aber folgende Zuſchrift, die ich am 26ſten dieſes laufenden Monats von der Poſt erhielt, und welche ich, dem darin enthaltenen Anſuchen zufolge, in dieſem Journal bekannt zu machen, um ſo weniger Bedenken tragen kann, da zwey Pflichten hier zuſammentreffen, die mich gleich ſtark dazu auffordern: die Pflicht der Unpartheylichkeit und Gerechtigkeit gegen zwey unſchuldig angeklagte und ſchwer beleidigte, achtungswürdige Schriftſteller, und die nicht weniger heilige Pflicht, ſo viel an mir iſt, als Herausgeber eines Journals, das ſeit 24 Jahren im Beſitz iſt,

gemeinnützliche Wahrheiten in Umlauf bringen zu helfen, wenigstens die Möglichkeit zu verſuchen, ob dieſes merkwürdige Aktenſtück vor die Augen eines Monarchen kommen könnte, deſſen Weltgeprieſene Gerechtigkeitsliebe und Güte des Herzens keinen Augenblick zu zweifeln erlaubt, daß Ihm jeder Lichtſtrahl angenehm ſeyn werde, den die Wahrheit in das ſichtbare Dunkel dieſer fatalen Geſchichte fallen läßt.

Ich gebe hier das Schreiben der vorbenannten Herren, nach dem Original wörtlich abgedruckt, mit bloßer Auslaſſung eines allein mich ſelbſt angehenden ſehr verbindlichen Kompliments, wie man es ſich von der franzöſiſchen courtoiſie vorſtellen kann. Auf den Fall, daß einige unſrer Leſer deſſen benöthigt ſeyn könnten, habe ich eine möglichſt getreue Ueberſetzung beygefügt.

Kopie eines Schreibens des Hrn. La Fayette, La Tour Maubourg und Büreaux-Puſy an den Herausgeber des T. Merkur.

„Il nous eſt tombé dans les mains à notre ſortie d'Olmüz un pretendu détail de notre traitement, publié par ordre du Gouvernement Autrichien et ſous le nom d'un Monſieur Haska. Il eſt loin de

notre

notre intention et fort au deſſous de notre caractere de nous plaindre de ce que nous y avons éprouvé pendant quarante mois de captivité; mais cet ouvrage inculpe la bonne foi des plus illuſtres Senateurs de l'Angleterre, d'écrivains diſtingués d'Allemagne et nommement de M. M. d'Archenolz et Hennings, et par conſequent il nous met dans la néceſſité de démeutir des reproches, qui, comme nous le voyons par votre Journal, 1) peuvent en impoſer aux perſonnes les plus reſpectables et les mieux intentionées."

„Qu'il nous ſuffise, Monſieur, de Vous aſſurer, que presque toutes les aſſertions eſſentielles de cette piece ſont ou fauſſes ou défigurées; que qu'elle qu'ait pû être la complaiſance du Commandant d'Olmutz pour ſes ſupérieurs, il nous paroit impoſſible, que ſon procès-verbal n'ait pas été alteré et tronqué, et qu'enfin tous les faits énoncés par M. M. d'Archenoltz et Hennings ſont fondés ſur des details pris dans les lettres de Me. La Fayette, transmiſes à ſes parens par la voye même du Gouvernement Autrichien, et de plus conformes aux déclarations, que nous avons remiſes à M. le Marquis de Chaſteler, 2) ſpécialement chargé par S. M. I. de venir nous demander tous les renſeignemens relatifs à cet objet"

„Vous avez daigné, Monſieur, former le voeu de nous voir bientôt libres et en état de paroitre comme temoins dans cette queſtion: c'étoit nous ſommer du devoir de faire connoitre la vérité; nous vous la disons; et nous connoiſſons trop bien tout le credit que vous pouvez lui donner, pour ne pas vous prier inſtamment de vouloir bien la rendre publique; Vous montrer la juſtice c'eſt être ſûr qu'elle ſera rendue.

Agréez, Monſieur, etc.

Signé

Altona le 9. 8bre 1797.

Lafayette
La Tour Maubourg
Bureaux-Puſy."

* * *

Ueberſetzung.

„Uns iſt nach unſerm Abgang von Olmütz ein angeblicher umſtändlicher Bericht über unſre Behandlung in die Hände gefallen, der auf Befehl der Oeſterreichiſchen Regierung öffentlich und unter dem Nahmen eines Herrn Haſchka bekannt gemacht worden. Es iſt fern von unſrer Abſicht und gar ſehr unter unſerm Karakter, uns über das, was wir daſelbſt während einer vierzigmonatlichen Gefangenſchaft erfahren haben, zu beklagen; aber dieſe Schrift

Leute die ſich dem Dienſte der Groſſen gewidmet haben, und überhaupt derjenigen Claſſe von Menſchen aus, die an jedem Orte die edelſten und angeſehenſten ſind, und (die wenigen Fälle ausgenommen, wo das ſpielende Glük durch einen blinden Wurf einen Narren an den Plaz eines klugen Menſchen fallen läßt) ſind die geſchikten Köpfe, die von dieſen Maximen den beſten Gebrauch zu machen wiſſen, allezeit diejenigen, die es auf der Bahn der Ehre und des Glüks am weiteſten bringen.

Sechſtes Capitel.

Ungelehrigkeit des Agathon.

Hippias konnte ſich wohl berechtiget halten, einigen Dank bey ſeinem Lehrjünger verdient zu haben, da er ſich ſo viele Mühe gegeben hatte, ihn weiſe zu machen. Allein wir müſſen es nur geſtehen, er hatte es mit einem Menſchen zu thun, der nicht fähig war, die Wichtigkeit dieſes Dienſtes einzuſehen, oder die Schönheit eines Syſtems zu empfinden, welches ſeinen vermeynten Empfindungen ſo zuwider war. Seine Erwartung ſah, daß der weiſe Hippias aufgehört hatte zu reden, würde alſo nicht wenig betrogen, als Agathon, wie er ihm dieſe kurze Antwort gab: Du haſt eine ſchöne Rede gehalten, Hippias; deine Beobachtungen ſind ſehr fein, deine Schlüſſe ſehr bündig, deine Maximen ſehr practiſch, und ich zweifle

nicht,

Schrift greift die Redlichkeit der illüſterſten Senatoren von England, angeſehener teutſcher Schriftſteller und nahmentlich der H. H. v. Archenholz und Hennings an, und ſetzt uns folglich in die Nothwendigkeit die Unwahrheit dieſer Beſchuldigung zu bezeugen, da ſie, wie wir aus Ihrem Journal erſehen, 1) die reſpektabelſten und beſtgeſinnteſten Perſonen täuſchen können."

„Wir begnügen uns, M. H. Sie zu verſichern, daß beynahe alle weſentlichen Angaben in dieſer Schrift entweder falſch oder entſtellt ſind; daß, wie groß auch die Gefälligkeit des Kommandanten von Olmütz gegen ſeine Obern geweſen ſeyn könnte, es uns doch unmöglich ſcheint, daß ſein officieller Bericht nicht ſollte verändert oder verſtümmelt worden ſeyn, kurz, daß alle von den Herren v. Archenholz und Hennings angegebenen Thatſachen auf Details, die aus Briefen genommen ſind, welche Frau la Fayette an ihre Verwandten geſchrieben und durch Vermittlung der Oeſterreichiſchen Regierung an ſelbige gelangen laſſen, gegründet, und überdies den Erklärungen gemäß ſind, die wir dem Herren Marquis de Chaſteller zugeſtellt haben, 2) der den beſondern Auftrag von Sr. K. M. hatte, uns alle auf dieſen Gegenſtand ſich beziehende Erläuterungen abzufodern."

Sie, M. H. haben den Wunſch geäuſſert uns bald frey und im Stande zu ſehen als Zeugen in dieſer Sache zu erſcheinen; dies war ſoviel als uns

zur Pflicht, die Wahrheit an den Tag zu legen, aufs zufodern; wir ſagen ſie Ihnen, und wir kennen den Kredit, den Sie ihr geben können, zu gut, um Sie nicht inſtändig zu bitten, ſolche öffentlich bekannt zu machen," u. ſ. w.

Noten.

1) Niemand wird hoffentlich etwas dagegen haben, daß ich mich unter die Beſtgeſinnten zähle, und ich kann daher, da dieſe Stelle augenſcheinlich auf mich ſelbſt geht, nicht umhin, unter Beziehung auf meine obbeſagte Anzeige im Auguſt des L. M. zu erinnern, daß die Vorwürfe des Herrn Haſchka mir die Redlichkeit der Herrn v. Archenholz und Hennings nicht einen Augenblick haben verdächtig machen können; daß aus meinen Worten am angeführten Orte nichts, das einem ſolchen Mißtrauen ähnlich ſieht, gefolgert werden kann; und daß bloß der feſte und auf eine ſehr gute Abſicht gegründete Vorſatz, mit der kaltblütigſten Unpartheylichkeit in dieſer Sache zu Werke zu gehen, verhindern konnte, mich mit der Wärme, die meiner Hochachtung und Freundſchaft für dieſe edelgeſinnte und verdienſtvolle Männer gemäß iſt, auszudrücken. Nicht, daß ſie vorſetzlich hätten täuſchen wollen, oder auch nur aus Präcipitenz und Leichtgläubigkeit andre getäuſcht hätten, ſondern bloß: ich halte mich in Rückſicht auf die von Hrn. Haſchka publicirte officielle Nachricht überzeugt, daß ſie von Perſonen,

ſonen, deren Glaubwürdigkeit ihnen nicht zweifelhaft geſchienen, getäuſcht worden ſeyen, iſt was ich geſagt habe und ſagen wollte.

2) Da dieſe Stelle des hier publicirten Briefes durch die von dem Hrn. General la Fayette an den Hrn. Marquis de Chaſteller angegebene Erklärung ein ſtarkes Licht erhält, ſo halte ich nicht für überflüſſig, ſie, ſo wie ſie (nach Angabe der Hrn. Röderer und Corancé) aus einer Abſchrift in das oben angezogene Blatt des Journal de Paris gekommen iſt, hier, nebſt einer Ueberſetzung, mitzutheilen.

Déclaration du Général la Fayette.

Olmutz, 26. Jul. 1797.

„La commiſſion dont M. le marquis de Chaſteller eſt chargé, me paroit relative à trois points: 1) Sa Majeſté deſire que j'établiſſe l'état véritable de notre ſituation à Olmutz. Je ne ſuis pas diſpoſé à faire entendre des plaintes. Les circonſtances qui ont rapport à ce ſujet, ont été detaillées dans des lettres remiſes ou du moins envoyées au Gouvernement Autrichien, et qui ont été transmiſes par mon épouſe; et ſi S. M. après leur lecture n' eſt pas ſatisfaite des ordres qui ſont venûs de Vienne en ſon nom, je ſuis prêt à donner à M. le M. de Chaſteller tous les renſeignements, qu'Elle pourra deſirer.

2)

2) S. M. l'empereur et roi desire d'être assurée, qu'après mon élargissement je partirai immédiatement pour l'Amérique. Je lui ai souvent fait connoitre que telle étoit mon intention; mais comme une reponse conforme dans la circonstance actuelle paroitroit supposer le droit d'exiger cette condition, je ne puis juger convenable d'obtemperer à cette demande.

3) S. M. l'empereur et roi me fait l'honneur de me notifier, que les principes, dont je fais profession, sont incompatibles avec la securité du gouvernement autrichien, et que sa volonté est, que je ne puisse rentrer dans ses états sans sa permission spéciale. J'ai des devoirs à remplir dont je ne puis me délier moi-même. Je depends par les liens de ces devoirs des Etats-Unis, et avant tout, je depends de la France, et je ne puis contracter d'engagemens incompatibles avec les droits que mon pays peut exercer sur moi. Cela excepté, je puis assurer M. le Marquis de Chasteller, que mon intention invariable est de ne jamais mettre le pied sur aucun territoire sujet à la domination de S. M. le roi de Bohême et de Hongrie. En conséquence je soussigné m'engage envers S. M. l'empereur et roi, de ne jamais en aucun tems entrer dans ses états, sans avoir préalablement obtenu sa permission spéciale,

pour-

pourvû que cet engagement ne devienne pas contraire aux droits que mon pays a ſur ma perſonne.

Signé

Lafayette.

Erklärung des Generals la Fayette.

Olmütz, 26. Jul. 1797.

Der Auftrag, womit Herr Marquis de Chaſtelleler beladen iſt, ſcheint mir auf drey Punkte ſich zu beziehen:

1) Se. Majeſtät verlangen, daß ich die wahre Beſchaffenheit unſerer Lage in Olmütz angebe. Ich bin nicht diſponirt Klagen hören zu laſſen. Die Umſtände, die ſich auf dieſen Punkt beziehen, ſind in Briefen von meiner Gattin die der öſterreichiſchen Regierung zugeſtellt oder wenigſtens zugeſchickt worden, enthalten; und wenn Sr. Majeſtät nach Leſung derſelben mit den Befehlen, die in Dero Nahmen von Wien gekommen ſind, nicht zufrieden ſind, ſo bin ich bereit, dem Hrn. Marquis de Chaſteller alle Erläuterungen, welche Sie verlangen können, zu geben.

2) Se. Maj. der Kaiſer und König begehren verſichert zu ſeyn, daß ich nach meiner Freylaſſung unmittelbar nach Amerika abgehe. Ich habe Ihnen ſchon mehrmal zu erkennen gegeben, daß dies mein Vorſatz ſey: da aber eine entſprechende Antwort in

den

den gegenwärtigen Umständen ein Recht diese Bedingung zu fodern vorauszusetzen scheinen würde, so kann ich es nicht für schicklich halten, diesem Begehren zu gehorchen.

3) Se. Maj. der Kaiser und König erweisen mir die Ehre mich wissen zu lassen, die Grundsätze, zu welchen ich mich bekenne, wären mit der Sicherheit der Oesterreichischen Regierung unverträglich, und es sey ihr Wille, daß ich ohne Ihre besondere Erlaubniß Ihre Staaten nie wieder betreten solle. Ich habe Pflichten zu erfüllen von welchen ich mich nicht selbst entbinden kann. Ich hange durch die Bande dieser Pflichten von den vereinigten Staaten, und vor allen, von Frankreich ab, und ich kann mich in keine Verpflichtungen einlassen, welche mit den Rechten, die mein Vaterland über mich ausüben könnte, unverträglich sind. Dieses ausgenommen, kann ich den Hrn. Marquis von Chasteller versichern, daß mein unveränderlicher Vorsatz ist, niemahls wieder den Fuß auf irgend ein in der Herrschaft Sr. Maj. des Königs von Böhmen und Ungarn unterworfenes Gebiet zu setzen.

Jede Anmerkung oder Betrachtung, die ich den beyden Aktenstücken die ich hier bekannt mache, beyfügen wollte, würde ein Mißtrauen in den Verstand oder das Herz der Leser verrathen, dessen ich keinen würdig halten mag. Sie drängen sich, auch dem flüchtigsten, von selbst

ſelbſt in ſolcher Menge auf, daß man beynahe beſorgen muß, von ihnen, wie jener von den bezauberten Waſſerträgern in Lucians Lügenfreunde, beynahe überſchwemmt und erſtickt zu werden.

W.

V.

An Matthiſſon.*)

1796.

Dem Publikum, meynſt du, o Matthiſſon,
Sollt' ich die Spiele meiner Muſe geben? —
Du kenneſt mich. Mir ſelbſt und Freunden nur zu leben,
Und ſtill den Bach der Tag' hinabzuſchweben,
Dies war der höchſte Wunſch des Jünglings ſchon,
Er blieb's dem Mann. Und ach! je näher ich dem Ziele
Der Laufbahn komme, die mich mein Geſchick

Durch-

*) Daß dieß Gedicht nicht für das Publikum beſtimmt war, begreift ein jeder, der weiß, daß man ſeine Vermächtniſſe nicht auf offnem Markt abließt. Doch könnte man dem Verfaſſer, der in ſeine Bekanntmachung nicht gewilligt, leicht beweiſen, daß zwiſchen dem Teſtament eines Dichters und eines reichen Mannes in jeder Rückſicht ein groſſer Unterſchied ſey.

D. Einſender.

Durchwallen hieß, je ſtärker fühle
Ich dieſen Drang zu ſtillem Glück,
Je heiſſer ſehn' ich mich nach dunkler Schatten Kühle! —
Und jetzt, da meine Kraft ſchon ſinkt, jetzt rietheſt du,
Auf leichtem Nachen mich dem hohen Meere
Noch zu vertrauen? Sprich, wozu?
Vielleicht ein Körnchen ungewiſſer Ehre
Zu haſchen? — Freund, mich reitzt kein Autorruhm;
Den Schlummer einer Nacht verlier' ich nicht darum.

Und ſage ſelbſt, wie könnten die Geſänge,
Die meiner Zither nur ſo leiſ' entflohn,
Ein Ohr jetzt finden? Das Gedränge
Iſt, wie du weißt, ſo groß am Helikon.
Wie kommt ein Unbekannter durch die Menge?
An Föbus Hofe geht's wie in der großen Welt:
Bemerkt zu werden braucht man Nahmen;
Und dieſen zu erringen, hält
Jetzt ſchwer. Zwar viele Edle kamen
Durch ihr Verdienſt empor. Doch mehreren gelang
Es durch Kabale bald, und bald durch kühne,
Gewagte Sprünge; durch den Schutz der Freunde ſchwang
Hinauf ſich dieſer, der durch ſeine ſtolze Miene,
Und manchen hob der Zufall in die Höh.
Viel thut das Glück, mehr noch die Mode!
Das Publikum hat ſeine Lieblinge,
Und jeder ſeine Periode.
Was er in dieſer ſchreibt, ſey's Sinngedicht ſey's Ode,

Epiſtel, Dorfgedicht und Elegie,
Ja, ſey es ſelbſt Filoſofie
In Proſ' und Verſen; und verſteht man's, oder nicht;
Der Lieblingsautor ſchrieb's! Und ſchüttet er wie Waſſer
Es aus, man ſchlürft es wie der Praſſer
Tokayer auf. Schön iſt's! Wer wagt's, und widerſpricht?
Wer klug in dieſe Form ſich ſchmieget,
Aus Neigung oder Politik, der flieget
Oft, als ein glänzend Meteor,
Durch ſein Gewand — gepräget mit dem Stempel
Der Sprecher, die dazu durch ihr Exempel
Den Schnitt gegeben — mit empor.
Iſt dann der erſte Aufflug nur geſchehen:
Durch Uebung wächſt die Kraft; und, gleich dem jungen Aar,
Dem Neſte früh entſtürzt, ſtrebt Mancher in der Schaar
Der Adler oft hinauf zu neuen Höhen.

So war es jeder Zeit, ſo wird's auch künftig bleiben.
Tyranniſch herrſcht die Mode; ſie beſtimmt,
Was ſchön ſeyn ſoll; wer glänzen will, der nimmt
Blind ihre Launen an. Nur Aeltre ſträuben
Sich gern, und hangen noch am Ton der alten Zeit.
Drum, Freund, vertauſch' auch ich mein ſchlichtes altes Kleid
So wenig als den alten Freund. Aus Eitelkeit

Wie aber noch ein neues zu verſchreiben
Aus einem unſerer Bureaux d'esprit,
Das lohnt in meinen Jahren nicht der Müh'.
Denn, ſage ſelbſt, wer lieſt denn jetzt noch Poeſie?

Ausnahmen, weiß ich wohl, gab's immer.
Der unſichtbaren Kirche gleich,
Hat richtiger Geſchmack ſein eignes Reich,
Ein kleines Häuflein ſtets, das fern von Schimmer,
Treu der Natur, auf großer Alten Pfad
Fortwandelt, und ſich ſtill dem hohen Ziele naht.
Wenn Klopſtock noch ſein Palmumwehtes Haupt
Mit Pindars Lorbeer und dem Barditenſproß umlaubt;
Wenn Wieland ſeine Göttermahle
Uns giebt, und immer neu uns füllt die Nektarſchaale;
Wenn Gleim izt wie der Teyer ſingt, den Flug izt hebt,
Und mit Tyrtäus hoch auf Kriegesdonnern ſchwebt;
Wenn Klaſſus-Ramler ſtets nach höh'rer Schönheit ſtrebt;
Wenn mit des Meiſters Hand uns Schiller Ideale *)
Als unerfüllt entwirft, die er doch all' erreicht;
Wenn Iffigeniens Geſchick uns Göthe ſinget,
Und hier den höchſten Kranz Melpomenens erringet;
Wenn Voß izt ländlich ſpielt, Homeren nach izt fleugt;

Wenn

*) Seine Ode: die Ideale in ſeinem Muſenalmanach von 1796 iſt mir eine der ſchönſten neuen Oden, und ſein Don Carlos widerlegt allein ſeine zu beſcheidenen Zweifel gegen die Erreichung.

nicht, daß der Weg, den du mir vorgezeichnet haſt, zu der Glükſeligkeit würklich führe, deren Vorzüge vor meiner Art glüklich zu ſeyn, du in ein ſo helles Licht geſezt. Dem ungeachtet empfinde ich nicht die mindeſte Luſt ſo glüklich zu ſeyn, und wenn ich mich anders recht kenne, ſo werde ich ſchwerlich eher ein Sophiſt werden, biß du deine Tänzerinnen entläſſeſt, dein Haus zu einem öffentlichen Tempel der Diana widmeſt, und nach Indien ziehſt, ein Bramine zu werden. Hippias lachte über dieſe Antwort, ohne daß ſie ihm deſto beſſer gefiel. Und was haſt du gegen mein Syſtem einzuwenden? fragte er. Daß es mich nicht überzeugt, erwiederte Agathon. „Und warum nicht?„ Weil meine Erfahrung und Empfindung deinen Schlüſſen widerſpricht. „Ich möchte wohl wiſſen, was dieſes für Erfahrungen und Empfindungen ſind, die demjenigen widerſprechen, was alle Welt erfährt und empfindt.„ Du würdeſt beweiſen, daß es Schimären ſind. „Und wenn ich es bewieſen hätte?„ Du würdeſt es nur dir beweiſen, Hippias; du würdeſt nichts beweiſen, als daß du nicht Callias biſt. „Aber die Frage iſt, ob Hippias oder Callias richtig denkt?„ Wer ſoll Richter ſeyn? „Das ganze menſchliche Geſchlecht.„ Was würde das wider mich beweiſen? „Sehr viel. Wenn zehen Millionen Menſchen urtheilen, daß zween oder drey aus ihrem Mittel Narren ſind, ſo ſind ſie es; das iſt unläugbar.„ Aber wie, wenn die zehen Millionen, deren Ausſpruch dir ſo entſcheidend vorkommt, zehn Millionen Thoren wären, und die drey wären klug? „Wie müſte

das

Wenn Manso bald der Vorzeit Dichter wecket,
Bald uns den Pfad zu Cypris Heiligthum entdecket *);
Wenn Gotter, von den Grazien gelehrt,
Mit ihrer Lieblichkeit die höchste Kunst verbindet;
Wenn ihren Kranz die Muſ' um Göckingk, Tiedge windet,
Mit Wonne jeder ihre Lieder hört,
Und drin Horazens Lebensweisheit wieder findet;
Wenn mancher Bard' uns noch — wer nennt ſie all'? — entzückt;
Und du, mein Matthiſſon, auf Höhen wie in Grüften
Uns Blumen brichſt, die, mit der feinſten Wahl gepflückt,
So lieblich weit umher im kleinen Strauße düften,
Den manches Mädchen traut an ihren Buſen drückt; —
Wenn dieſen Dichtern auf Germaniens Altären
Noch Opfer glühn: ſo iſt es nicht der Mode Kleid,
Dem wir ſie weyhn. Ihr Nam' und ihr Verdienſt bewähren
Ihr Recht zum Ruhm und zur Unſterblichkeit.

Doch welcher Unterſchied, wenn jetzt zum erſten Male
Ein Dichter ohne Nahmen, ohne Freund,
Auf dem Parnaſſe vor dem Tribunale
Der Richter des Geſchmacks erſcheint!

*) In den Ueberſetzungen Taſſo's und den Dichter-Auszügen in Sulzers Nachträgen, und in der Kunſt zu lieben.

Er reicht sein Büchlein, das — mit Müh' und Fleiß
Geschrieben und gefeilt — er nun gedruckt, wer weiß
Wie oft? mit Vaterfreude durchgelesen,
Zum Kreditive hin. Man nimmts mit Vorurtheil
Schon in die Hand; — zu oft ist man getäuscht gewesen—
Und weil man denkt, es habe keine Eil,
Die Musen warten wohl, legt man indessen
Es still zurück. Oft wird's zum Glück vergessen;
Doch kommt es an die Reih' und zieht ein gutes Loos,
So ist's vielleicht Verdienst, doch öfter Zufall bloß.
Oft wagt's der Jüngling, der vom ersten Feuer glüht,
Auf die Gefahr, drängt sich heran.
Doch der erfahrne kältre Mann
Setzt nichts auf ungewisses Spiel; er zieht
Sich da, wo Zufall oder Glück
Die Wage führt, bescheiden gern zurück.
Dieß heischet jetzt die Weisheit auch von mir.
Zwar keiner kann Kritik so hoch als ich verehren;
Ich diente selbst ja sonst, als Priester, den Altären
Die ihr geweihet sind, ich lernte viel von ihr,
Und lasse noch so gern durch sie mich lehren;
Sie thut bloß ihre Pflicht. Doch, Freund, ich werde alt,
Ich fühl's; denn, im Vertrau'n, mich lassen die Gesänge,
Die jetzt als wunderschön, als göttlich von der Menge
Gepriesen werden, leider! oft so kalt.
Doch kann der Aristarchen Lob nicht trügen;
Drum muß es bloß an meinem Gaumen liegen.

Kein Wunder! Alter macht ihn ſtumpf. Doch eben drum
Kann meine Muſe wohl im gröſsern Publikum,
Wo bloſs das Seltne reizt, das Neue nur gefällt,
Kein Glück izt machen. In der groſsen Welt
Kann ſie auch nichts gewinnen, nichts verliehren.
Was ſollte denn die Schüchterne verführen,
Aus ihrer ſüſsen Dunkelheit,
Der ſie von jeher ſich geweyht,
Hervorzugehn, und ſich der Welt zu produciren?

Gern bleibt ſie drum zurück. Doch unterbricht
Den Umgang dieſs mit ihr und ihren Schweſtern nicht.
Wer liebte je ſie wärmer wohl als ich?
Sie waren früh mein Glück; und jetzt noch füllen
Sie meine ſüſs'ſten Stunden aus, beſuchen mich
So traulich oft. Doch opfr' ich ihnen nur im Stillen;
Zufrieden, wenn der fröhliche Geſang,
Der meinen Saiten leiſ' entklang,
Im kleinern Chor der Freunde wiederklingt,
Ein holdes Mädchen wohl ein's meiner Lieder ſingt,
Und oft, gelockt durch ſie, herab zum kleinen Mahle
Die Freude ſchwebt, und, wann zum Klange der Pokale
Geſang ertönt, die Flügel höher ſchwingt. —
O Freund, nur ſingen muſs man Lieder!
Es tödtet oft der Buchſtab' ihren Geiſt,
Wenn uns Geſang auf leichterem Gefieder,
Der Lerche nach, empor zum Himmel reiſst.

So ſtrömten einſt die dichteriſchen Gefühle
Von Hellas Sängern aus in Ton und Harmonie; —
Wir ſchreiben bloß. — So lockt' aus meinem Saitenſpiele
Die liebſten meiner Lieder Reiz der Melodie;
Dem Schooß der Freud' entſchlüpft, ertönten ſie
Der Freude nur, und ſtrebten nicht nach höherm Ziele.

Vom Stolze zwar auf meiner Freunde Lob geſchwellt,
Verirrte leider ſich von meiner Muſe Kindern
Bald dieß, bald jenes in die größre Welt.
Oft wußt ich's nicht; oft war es zu verhindern,
Die Vaterliebe wohl zu ſchwach.
Vergebens rief ich mit Horaz den Kühnern nach *),
Die Zeit, wo ihr verſchamt und züchtig allen
„Neugier'gen Blicken euch verbargt, ſie iſt vorbey!
„Ihr grämt euch, kleinern Kreiſen zu gefallen,
„Ihr haſſet Schloß und Riegel, wünſcht euch frey.
„So ſeyd ihr nicht bey mir erzogen!
„Geht nun, wohin euch das Geſchick
„Verſchlägt! Einmal dem Vaterheerd' entflogen,
„Sehn ihr zu ſpät euch wiederum zurück!" —
Sie achteten nicht drauf; auch ging's, wie ich geſagt,

Die

*) Odiſti claves et grata ſigilla pudico;
Paucis oſtendi gemis, et communia laudas.
Non ita nutrivus! Fuge, quo diſcedere geſtis,
Non erit emiſſo reditus tibi!

L. I. Ep. 20.

Die Freuden, die ſich ſtolz in gröſsre Klubs gewagt,
Sie wurden, nach Gebühr, mit ſcharfem Blick gemeſſen,
Und, wie gewöhnlich, hier gelobt, getadelt dort.
Viel ſchlüpften unbemerkt mit in der Menge fort,
Und — was das Beſte war — ſie wurden bald vergeſſen.

Feſt bleibt, o Freund, drum mein Entſchluß,
Jetzt, da am Pindus des Geſchmackes Wage
So ſichtbar wankt, die Handvoll Tage,
Die mir mein Schickſal giebt, nur friedlichem Genuß
Zu widmen. — Mögen dann auch die Erinnen
Entflammter Zwietracht jetzt von Teutſchlands Helikon
Die ſanftern Muſen und die Huldgöttinnen,
Und Sitt' und Anſtand zu verſcheuchen drohn,
Und ihre Prieſter ſelbſt die Tempel dort verheeren:
Ich bleibe treu den heiligen Altären
Der Grazien, die Streit und Zankſucht fliehn.

Still werd' ich des Geſangs der Edleren mich freuen,
Nach ihrem Muſter mich bemühn,
Auch meiner Muſe Kinder zu erziehn,
Und meinen Freunden dann die beſſern einſt zu weyhen.

Dir, Matthiſſon, der du ſchon früh
Dem Herzen deines Freundes theuer
Durch deines Oheims Liebe warſt, und ſie
So ſchön mir durch dein Herz und deine Leyer
Erſetzteſt; der du an dem Buſen der Natur
Jetzt ihren feinſten Reiz auf ländlich ſchöner Flur

Erſpähſt, ſetzt ihren Wundern auf dem Eiſe
Der Alpen ſtaunſt, und zu der Dichter heil'gem Kreiſe
Im hohen, immer gleichen Flug dich ſchwingſt,
Und um den Kranz mit Gray und Thomſon ringſt;
Dir, Theurer, dir empfehl' ich meiner Muſe Spiele.
Die Freundliche war mir Begleiterin
Im Lenz des Lebens, und erhielt mir frohen Sinn,
Und für die Freude wärmere Gefühle
In meinem Herbſte noch. Nimm, wenn ich nicht mehr bin,
Aus Freundſchaft für den Vater dann
Dich ſeiner Muſenkinder an.
Zwar iſt ihr Zweck erfüllt. Doch ſtreben
Sie einſt, nicht mehr bewacht von mir, ins Publikum,
So ſag' ihm: der, ſo dieſen Kleinen Leben
Und Daſeyn gab, begehrte keinen Ruhm.
Er liebte ſtille Häuslichkeit;
Und ſtatt zu Bällen, Aſſembleen,
Prunkmahlen, Spielparthie'n zu gehen,
Und dort Geſundheit, Geld und Zeit,
Aus Langerweile zu verlieren,
Von Politik zu raiſoniren,
Vornehmer Thoren Mienen zu ſtudieren,
Und ſich nach ihren Launen zu genieren,
Lebt' er ſich ſelbſt und den Kamönen; ihnen weyht
Er ſeine Muße, ſang, nicht um zu glänzen,
Nein, ſtrebte nach den höhern Kränzen

Der ſtillen weiſen Fröhlichkeit.
Der Glückliche erfaßte ſie; und dieſe Lieder
Sind dieſer Kränze Blätter nur, die nieder,
Auf ſeinen Aſchenkrug die Freundſchaft ſtreut.

Magdeburg.

F. v. Köpken.

VI.

Auszüge aus Briefen.

1.

Auswärtige Korreſpondenz.

1.

London, den 12. Oktober 1797.

Hoffentlich werden die Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revoluzion bald einen eigenen Bücherſchrank mit lauter Denkwürdigkeiten der Revoluzion, unter engliſcher Miniſterialautorität, von Emigranten geſchrieben, anfüllen können. Den private Memoirs von Bertrand de Moleville ſind die Memoiren des bekannten Marquis von Bouillé auf der Ferſe gefolgt. Memoirs relating to the French Revolution, by the M. de Bouillé, translated from the

French Manuſcript. London, Cadell 1797. in 8. (8 sh) Man findet hier unter andern ſehr intereſſante Nachrichten über die durch Bouille geleitete Flucht des Königs nach Varenne. Hätte die Gouvernante der königlichen Kinder nicht hartnäckig darauf beſtanden, in demſelben Wagen mit den Kindern und dem Könige zu fahren, und wäre der von Bouillé empfohlene Marquis d'Agoult an ihrer Stelle im Wagen geweſen; ſo hätte die Unternehmung wahrſcheinlich einen glücklichen Ausgang genommen. Auch la Fayette's und Neckers Schilderungen ſind, wo nicht unpartheyiſch, doch merkwürdig in dieſer Schrift. Beſonders iſt das, was er über la Fayette's ehrliche Abſichten und redlichen Freyheitsſinn ſagt, gewiß hier ein ſehr unverwerfliches Zeugniß. Seine Karakteriſtik dieſes ſo verläſterten und von unſern wüthenden Miniſterialblättern mit dem Titel: Mock-Waſhington getauften Mannes, faßt ſich in den Worten zuſammen: „he was nether an unprincipled man, nor a man of depraved morals, but he was not equal to the important ſituation to which he found himſelf raiſed.“

Sie können ſich kaum vorſtellen, mit welcher Begierde man die vor kurzem erſchienene Ueberſetzung von Tiſſots Denkmal auf ſeinen Freund Zimmermann in den obern Zirkeln hier lieſt, und wie begierig man die alten Weibermährchen von der heilloſen Illuminatenrotte, die ſich der leichtgläubige Tiſſot von ſeinem hypochon-

dris

briſchen Freunde aufſchwatzen ließ, und nun auch Barruel mit ſeiner Lärmtrompete ausbläſt, als ächte Wahrheit verſchlingt. Wird denn kein Teutſcher, der mit dem Hergang der ganzen Sache genau bekannt iſt, dieſem thörichten, aber gefährlichen Geſchwätz durch unwiderlegbare Thatſachen auf einmal ein Ende machen? *) Wenn es ſo fortgeht, ſo glaube ichs noch zu erleben, daß man die hieſigen Freymaurerlogen auch noch als landsverderbliche, mit der korreſpondirenden Geſellſchaft in Ver-

*) Allerdings ein ſehr beherzigungswerther Wunſch! Was der Hr. Bibliothekar Bieſter in den überhaupt ſehr leſenswürdigen Berliniſchen Blättern, S. 225 ff. im einzelnen zur Widerlegung der Beſchuldigungen gethan hat, die in Zimmermanns Leben den Berliniſchen Gelehrten gemacht worden ſind, könnte leicht, wenn es der Mühe lohnte, aufs Ganze angewendet werden. Allein in Teutſchland lacht jeder nur etwas Unterrichtete über dieſe Hirngeſpinſte, da es allgemein bekannt iſt, daß mit dem Jahre 1790 alle Illuminatenverbindungen völlig aufgehört haben. Die Akten darüber ſind in der Hand eines edeln Fürſten als heiliges Vermächtniß, und auf ſie kann, nöthigenfalls, öffentlich provocirt werden. Uebrigens hat auch der teutſche Ueberſetzer von Zimmermanns Leben (Hannover 1797) durch zweckmäßige Anmerkungen allen möglichen Mißverſtändniſſen vorgebeugt, und damit mag es denn immer ſo lange ſein Bewenden haben, bis eine weitläuftigere und beurkundete Biografie von Bode dieß alles ganz aufklären wird.

B.

Verbindung stehende Jakobinieren in die Aufruhrakte einschließen wird. Ein Vorspiel dazu hat ein wüthender Ministerialschriftsteller, D. Robson, in einem so eben erschienenen Pamflet gegeben, das den halsbrechenden Titel führt: Proofs of a Conspiracy against all the religions and governments of Europe, carried on in the secret meetings of Free-Masons. Der Mensch hat mit seiner unvergleichlichen Spürkraft ausgewittert, daß es in England 8, und in Schottland 2 Logen gebe, die mit den Illuminaten in Verbindung stehen!!

Für die Naturgeschichte ist ein wichtiges Werk in der Fortsetzung der Denkwürdigkeiten der Linnäischen Gesellschaft erschienen: Transactions of the Linnean Society. (printed for the Society, and sold by Mr. Price, at the Society's rooms.) Vol. III. (1 Pf. 5 sh.) Alle 3 Theile kann man für 3 Pf. St. haben. Von des berühmten Anatomen John Bell's Anatomie ist nun der zweyte Theil The anatomy of the heart and arteries gr. 8. mit Kupfern (12 sh) erschienen. Der dritte und letzte Theil, welcher die Viscera enthalten wird, soll nächstens auch erscheinen.

In der letzten Woche haben unsere beyden Theater einen für die Schauspielkunst interessanten Wettkampf begonnen. In Drurylane und Coventgarden wurde das Lieblingsstück von Beaumont und Fletcher, rule a

Wife

das zugehen?„ Können nicht zehn Millionen die Peſt haben, und Sokrates allein geſund herum gehen? „Dieſe Inſtanz beweißt nichts für dich. Ein Volk hat nicht immer die Peſt; Allein die zehn Millionen denken immer ſo wie ich. Sie ſind alſo in ihrem natürlichen Zuſtande, wenn ſie ſo denken; und wer anders denkt, gehört folglich entweder zu einer andern Gattung von Weſen, oder zu den Weſen, die man Thoren nennt.„ So ergeb ich mich in mein Schikſal. „Es giebt noch eine Alternative, junger Menſch. Du ſchämeſt dich, entweder deine Gedanken ſo ſchnell zu verändern, oder du biſt ein Heuchler„ Keines von beyden, Hippias. Läugne mir zum Exempel, wenn du kanſt, daß dir die ſchöne Cyane, die uns beym Frühſtük bediente, Begierden eingeflößt hat, und daß du verſtohlne Blike --„ Ich läugne nichts. „So geſtehe, daß das Anſchauen dieſer runden ſchneeweiſſen Arme, dieſes aus der flatternden Seide hervorathmenden Buſens, die Begierde in dir erregt, ihrer zu genieſſen.„ Iſt das Anſchauen kein Genuß? „Keine Ausflüchte, junger Menſch!„ Du betrügſt dich, Hippias, wenn es erlaubt iſt einem Weiſen das zu ſagen; ich bedarf keiner Ausflüchte. Ich mache nur einen Unterſchied zwiſchen einem mechaniſchen Inſtinct, der nicht gänzlich von mir abhängt, und dem Willen meiner Seele. Ich habe den Willen nicht gehabt, deſſen du mich beſchuldigeſt. „Ich beſchuldige dich nichts, als daß du meiner ſpotteſt. Ich denke, daß ich die Natur kennen ſollte. Die Schwärmerey kann in deinen Jahren keine ſo unheilbare Krankheit ſeyn,

daß

Wife and have Wife gegeben, und die Rolle der Eſtes ſania von den zwey größten Schauſpielerinnen, der vor kurzem fürs Theater wieder aufgelebten Mrs. Abingtön im Covent-Garden, und Mrs. Jordan für Drurylane, mit rühmlichem Wetteifer aufgeführt. In wenigen Tagen wird ein neues Stück von Cumberland, falſe Impreſſions, auf dem Coventgarden-Theater aufgeführt werden, wovon man ſich im voraus viel verſpricht. Auch wird zu Ende des Monats ein neues Stück von Reynolds, cheap-living, in Drurylane erſcheinen.

2.

London, den 20. Oktober 1707.

Der Sieg des nun zum Lord Viscount von Camperdown erhobenen wackern Duncan über die holländiſche Flotte am glorreichen 11ten Oktober — es iſt der 22ſte Sieg über die Holländer in den Annalen der brittiſchen Marine, und eben ſo groß als der von Admiral Blake im Jahre 1653 über den berühmten van Tromp erfochtene Sieg, wo gleichfalls 11 Schiffe in brittiſche Gewalt kamen — dieſer Sieg in dieſen kritiſchen Momenten hat Wunder gethan, und wenn ſich der hartnäckige Hageſtolz Pitt, wie einige öffentliche Blätter verſichern, mit dem großen Helden dieſes Tages verſchwägert, ſo iſt auch noch Dankbarkeit in der Welt. Denn dieſem Sieg iſt Pitt alles ſchuldig. Er iſt ihm

von

von irgend einer Gewalt über oder unter der Erde zum Heil und Troſt geſandt.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen die Ausbrüche des Freudentaumels auch nur im äuſerſten Umriſſe ſchildern wollte, die dieſer Sieg in ganz England. und dießmal auch — weil Duncan ein Schotte iſt *) — in Schottland hervorgebracht hat. Auf beyden Theatern Londons werden nach jeder Vorſtellung noch eigene koſtbare Repreſentations des Seetreffens gegeben, die zum Theil Meiſterſtücke in der Maſchinerie und Feuerwerkskunſt ſind. 8000 Pf. ſind ſchon für die Wittwen und Waiſen der getödteten Matroſen und Seeſoldaten ſubſkribirt, deren Zahl zur Ehre der Holländiſchen Bravour gröſſer als in einem der vorhergehenden Seetreffen iſt. In einem Morgenblatte iſt berechnet, daß die durch dieſen allgemeinen Landesjubel veranlaßten Illuminationen und Trinkgelage der Regierung in taxabler Konſumzion gewiß an 16000 Pf. St. einbringen. Denn das rule Bri-

*) Er iſt ein Hochländer, und hat, da er ein jüngerer Sohn war, bloß durch eigenes Verdienſt ſich emporſchwingen müſſen. Er iſt nicht bloß ein tapferer Seeheld, ſondern er kann auch die Thaten des Themiſtokles und Cimon in ſeinem griechiſchen Plutarch mit Fertigkeit leſen, da er, wie man es hier nennt, a deep-read Grick Scholar iſt. Auch war ſein Lieblingstoaſt bey Gaſtmälern immer: To the memory of Themiſtocles!

Anmerk. des Einſ.

Britannia kann doch nicht mit trockner Kehle gesungen werden. Aber was sind nun die für England dadurch gewonnenen Vortheile? Zuförderst wäscht es die Schmach der Empörung von den Matrosen in der Nore ab; es vernichtet alle Hoffnung der Franzosen, die sich auf das Mißvergnügen unserer Flotten gründete, und es hebt alle Besorgnisse einer Landung von Holland her auf. Aber es nährt auch den englischen Uebermuth, verstärkt aufs neue die alles mit Füßen tretende Ministerialparthey, macht, daß der gutmüthige John Bull aufs neue seinen Beutel zieht, und so mag es noch immer sehr problematisch seyn, ob es nicht besser für England gewesen wäre, diese Schlacht verloren als gewonnen zu haben. Die Holländer sind ohne Rettung gestürzt. Sie können in 10 Jahren keine auch nur mittelmäßige Flotte wieder ausrüsten, und in 20 Jahren keine solche Flotte auslaufen lassen, wie sie Duncan zerstörte.

Bey dieser alle Nebenbuhler zerstörenden Uebermacht pumpt England ganz ungeheure Summen aus allen Theilen des Kontinents durch sein Handelsmonopol. Aus Hamburg hat der Minister, und die mit ihm hiesigen associirten Häuser, allein in diesem Jahre in Goldstangen und Piastern für mehr als 4 Millionen Pf. St. gezogen. Selbst, was Sie nicht glauben sollten, alles aus den entferntesten Ländern zusammengeplünderte Gold Frankreichs fließt über die Schweiz und Hamburg in unsern bodenlosen

loſen Abgrund (bottomleſs Pit) *). In Paris, in den Departementern und ſelbſt bey den Armeen iſt die Konſumzion der engliſchen Waaren unbeſchreiblich. Auch dieß verlängert den Krieg. Und was Sie von den zahlreichen Priſen leſen, die von den franzöſiſchen Kapern weggenommen worden, das leidet auch noch ſeine Einſchränkung. Die meiſten von dieſen Priſen werden von den engliſchen Eigenthümern abſichtlich den franz. Kapern in die Hände geſpielt, weil ſie weit über ihren Werth aſſecurirt ſind, und die franzöſiſchen Korſaren dann durch Dazwiſchenkunft amerikaniſcher Agenten die Beute mit den engliſchen Schiffseigenthümern heimlich theilen. Denn die Engländer ſo gut wie die Franzoſen ſind jeder Niederträchtigkeit fähig, wenn ſie nur den Beutel füllt. Irland iſt jetzt ruhig. Aber es iſt die Ruhe vor einem Orkan. Könnten die Franzoſen 20,000 Mann und einige Millionen Geld dahin ſchicken, ſo wäre Irland auf immer für Großbrittanien verloren. So wie aber die Sachen jetzt ſtehen, begreife ich nicht, wie nur Frankreich auf irgend einer Seite, die Nordküſte Irlands ausgenommen, angreifen könne. Landen ſie irgend wo anders, ſo kommt ſchwerlich ein Mann davon. Bey dieſem ſcheinbaren Glück und dieſer Sicherheit ſieht doch jeder unabhängige Britte mit Entſetzen den Uebermuth der Miniſterialmänner. Denn ſo lange der Krieg glücklich iſt, und dieß

*) Ein bekanntes Wortſpiel, da der Namen des Miniſters auch eine Grube, einen Abgrund bezeichnet.

dieß muß er seyn bey den immer wachsenden, aus Frankreich selbst zuströmenden Hülfsmitteln, so lange wird England bezahlen, was Pitt und Dundas fordern. Es ist in der That sehr traurig, die Verblendung der Nazion zu betrachten, die von keiner Parlamentsreform wissen will, dem einzigen Mittel Frieden zu erhalten, und die Ueberreste unserer herabgeschwundenen Freyheit zu retten. Fox ist fest entschlossen, das jetzige Parlament nicht mehr zu betreten. Damit hört also die Oppoſizion auf, und damit das letzte Zutrauen, der Rest von Achtung, den die große Majorität des Volks für seine Repräsentanten hatte. Das Unglück ist, daß die meisten Oppoſizionsmitglieder selbst verächtlich und in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sind. Denn nimmt man ohngefähr ein halbes Dutzend aus, Norfolk, Northumberland, Gray, Erskine, so sind die übrigen alle ohne Karakter und Vermögen. —

8.

Paris, den 23. Oktober 1797.

— Garnerin, der selbst dem Theater de Vaudeville Stoff zu einem sehr unterhaltenden Spottstücke, Gilly Garnerin genannt, geben mußte, ist durch seines Freundes, la Lande's, edle Bemühungen, und durch seine eigene Unerschrockenheit von allem Verdachte der Charlatanerie losgesprochen. Er ist den 9ten Oktober wirklich in seinem Aerostat im Park von Mouſſeaux aufge-

gestiegen, und 5 Meilen von Paris, auf dem Wege nach Orleans, durch Hülfe seiner Parachüte, glücklich herabgekommen. Denn eine kleine Kontusion am Fuße ist nicht zu rechnen. Es klingt wunderbar, wenn man ihn von seinen überirdischen Meditazionen sprechen hört. „Ich befand mich, sagt er, dort oben über den Wolken eben so abgesondert, und eben so ruhig als in meinem Gefängnisse zu Ofen in Ungarn." Er läßt jetzt eine noch weitumfassendere Parachüte bauen, die zur Basis einen Zirkel von 452 Fuß umschreibt. Dieß Experiment und der Dame Lodoiska heroische Selbstvergiftung, wodurch sie ihrem Louvet ins Schattenreich folgen wollte, waren ungefähr die gemeininteressantesten Punkte der Unterhaltung, bis Berthier und Monge mit der Friedenspalme von Campo Formido erschienen. Der Eindruck den diese Nachricht in Paris gemacht hat, ist kaum mit etwas in der ganzen Revoluzion zu vergleichen. Und in der That, einen Frieden wie diesen, wo dritthalb Millionen Menschen von dem erobernden Sieger frey erklärt werden, hat die ganze neue Geschichte nicht aufzuweisen. Man muß bis in die Zeiten der Römer, bis auf den Jubel der Panhellenen in den Isthmischen Spielen, als Quinctius Flamininus nach dem Frieden mit Filipp III. sie frey erklärte, mit seinen Vergleichungen hinaufsteigen. Drey Punkte sind es, die zunächst aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die Grenzbestimmungen am Rhein, die Schweiz und Portugal.

tugal. Wegen der erſtern iſt es ausgemacht, daß die Maaß die Grenze der Republik bleibt; aber daraus folgt noch nicht, daß in den weiter vorwärts occupirten Ländern alles auf den alten Fuß zurückkommen müſſe. Der Schweiz ſtehen gewiß große Veränderungen bevor. Leſen Sie doch, ſobald ſie können, den zweyten ſo eben herausgekommenen Theil, von dem Eſſai ſur la conſtitution du Pays du Vaud, par le Colonel Fr César la Harpe. Paris, Batillot. I. Vol. 8. (5 Liv.), und vergleichen Sie damit, was eben dieſer, ſeinem Bruder ſo unähnliche Schriftſteller im Journal von Paris No. 29. geſagt hat, wo er beweiſt, daß 4 Fünftheile in der Schweiz Ilo ten, oder ein Eigenthum des letzten Fünftheils, ſowohl in den oligarchiſchen als demokratiſchen Kantons, ſind. Von Portugal ſagt man hier allgemein, daß es ſeit ſeinem neuen Bruch aus der Liſte der europäiſchen Staaten ausgeſtrichen, und Spanien zugetheilt ſey. —

Unſere ganze Literatur ſchränkt ſich jetzt beynahe bloß auf Ueberſetzungen aus dem Engliſchen ein, wozu die in Genf herauskommende, ſehr gut redigirte bibliothèque Britannique das ihrige beytragen mag, da man daraus ſogleich das neueſte und beſte der engliſchen Literatur kennen lernt. Das beſte hiſtoriſche Werk zur Zeitgeſchichte iſt, nach der vor kurzem erſchienenen Geſchichte der Feldzüge des Generals Buonaparte, fol-

gender Beytrag zur Revoluzionsgeſchichte: Memoires politiques et militaires du general Doppet, I. Vol. 8. (4 Liv.). Sie betreffen vorzüglich die Eroberung von Savoyen, die föderaliſtiſchen Unruhen, die Uebergabe von Toulon im Jahre 1793, die Belagerung von Lyon, und den Krieg mit Spanien bis auf den Frieden mit Spanien.

4.

Rom, den 7. Oktober 1797.

— Eben erhalte ich die Kupfer zum 4ten Theil der Tiſchbeiniſchen Vaſenſammlung, und die Nachricht, daß der Ritter Italinski auch den Text dazu ſchon vollendet hat, der auch ſchon gedruckt wird. Damit wird dieſes koſtbare Werk geſchloſſen ſeyn, und Tiſchbein wird ſeine eigenen Vaſen darauf folgen laſſen. Italinski hat von dem Kaiſer von Rußland ein Landgut mit 500 Bauern geſchenkt erhalten. — Hier zeigt das politiſche Wetterglas immer noch auf Sturm und Ungewitter. Ein groſſer Verluſt iſt der Abgang des Ritters Azara. Buonaparte's Bruder wird zwar höchlich geſeiert, aber auch allgemein für den Exequienſprecher der päbſtlichen Gewalt angeſehen. Dabey befinden ſich die Künſte natürlich nicht im gedeihlichen Zuſtande. Die edle Angelika trauert. Sie ſagt, ſie habe aus reiner Liebe zur Kunſt dieſen Aufenthalt gewählt. Nun wiſſe ſie nicht, was künftig geſchehen werde. Sie hat für den

Weih-

Weihbiſchof von Münſter, den Hrn. v. Troſt, eben zwey groſſe Bilder fertig gemacht, das eine, wo Chriſtus die Kinder ſeeguet, das zweyte, eine Verkündigung Mariä. Letzteres ſoll beſonders wegen der Neuheit der Kompoſizion viel Beyfall erhalten haben. Sie arbeitet wieder an einem Gemälde mit ſehr vielen Figuren. —

Glauben Sie übrigens den öffentlichen Nachrichten nicht, die unſern alten Pabſt immer in den letzten Zügen liegen laſſen. Vor 8 Tagen erhielt er ſchon mit allen möglichen Zeremonien die Kommunion und letzte Oelung, ſo ſehr hatte ihn eine Indigeſtion (die gewöhnliche Urſache ſeiner Krankheiten) angegriffen. Noch in derſelben Nacht half ſich ſeine unzerſtörbare Natur durch eine — Ausleerung, und den Tag daräuf ſuchte er ſchon wieder nach Büchern in ſeiner Bibliothek. Jetzt fährt er alle Morgen in eine der Hauptkirchen, geſtern ſelbſt im ſtärkſten Regen. Er nimmt ſich die kritiſche Lage ſeiner Sachen wenig zu Herzen, und nährt ſich, wie alle ſeine Unterhirten, mit glänzenden Hoffnungen.

2.

Berichtigende Korreſpondenz.

1.

Brahe Trolleburg im Sept. 1797.

Die Nachrichten von Trolleburg im 5ten Stücke des dieſjährigen Merkurs ſind nicht durchaus richtig, und

der Verfaſſer, der nie auf Trolleburg gekommen, hat aus keiner guten Quelle geſchöpft. Dem Grafen und mir hat er unverdientes Lob beygelegt, das uns bey Mißgönnern, die um die Wahrheit wiſſen, in ein nachtheiliges Licht ſetzen, und ſogar vielleicht über uns, als über Prahler, einen Anſtrich von Lächerlichkeit ergießen könnte. Den Biſchof hat er eben ſo ungegründet verdammt. Wäre der Biſchof der Mann, wie der Verf. ihn ſchildert, ſo könnte er uns wohl gar für die Urheber dieſer Beſchuldigungen gegen ihn halten, und die ganze Sache nach beſtem Vermögen zu hintertreiben ſuchen. Zum Glück iſt dieß nicht der Fall. Denn ich bezeuge es auf meine Wahrhaftigkeit, nie hab' ich vom Biſchof geſehen oder gehört, daß er irgend Jemand der Neurungen oder Meinungen halber verfolgte; und ich weiß, als Theilnehmer an der Sache, und bezeuge es feyerlich, daß er, der als Oberer der Geiſtlichkeit und Mitverwalter der Fonds und Einkünfte, woraus die Mittel zur Stiftung und Erhaltung des Seminariums genommen werden, durchaus konſulirt, und deſſen Einwilligung geſucht werden mußte, und der von der Regierung zum Kommiſſarius zur Anlegung des Planes und zum Direktor der Anſtalt, nebſt Andern ernannt wurde, — nicht allein Niemanden deßwegen verfolgt, ſondern ohne Weigerung der Gründung beygeſtimmt, und den Aufwand bewilliget hat.

Das Seminarium hat im May 1795 ſeinen Anfang genommen; und eines ſeiner Grundgeſetze iſt, keinen

daß ſie wider die Reitzung des Vergnügens ſollte aushalten können.„ Deßwegen vermeide ich die Gelegenheiten. „Du geſteheſt alſo, daß Cyane reizend iſt?„ Sehr reizend. „Und daß ihr Genuß ein Vergnügen wäre?„ Vermuthlich. „Warum quäleſt du dy dich dann, dir ein Vergnügen zu verſagen, das in deiner Gewalt iſt„ Weil ich mich dadurch vieler andern Vergnügen berauben würde, die ich höher ſchäze. „Kann man in deinem Alter ſo ſehr ein Neuling ſeyn?„ Was für Vergnügen, die allen übrigen Menſchen unbekannt ſind, hat die Natur für dich allein aufbehalten? Wenn du noch gröſſere kenneſt als dieſes, -- doch ich merke dich. Du wirſt mir wieder von den Vergnügungen der Geiſter, von Nectar und Ambroſia ſprechen; aber wir ſpielen izt keine Comödie, mein Freund. Die Erſcheinung einer Cyane in einem von den Gebüſchen meiner Gärten würde fähig ſeyn, ſo gar deinen Geiſtern Körper zu geben. „Hippias, ich rede wie ich denke. Ich kenne Vergnügen, die ich höher ſchäze als diejenigen, die der Menſch mit den Thieren gemein hat. „Zum Exempel?„ Das Vergnügen eine gute Handlung zu thun. „Was nenneſt du eine gute Handlung?„ Eine Handlung, wodurch ich, mit einiger Anſtrengung meiner Kräfte, oder Aufopferung eines Vortheils oder Vergnügens, andrer Beſtes befördere. „Du biſt alſo thöricht genug zu glauben, daß du andern mehr ſchuldig ſeyeſt, als dir ſelbſt?„ Das nicht; ſondern ich finde für gut, ein geringeres Vergnügen dem gröſſern aufzuopfern, welches ich alsdann genieſſe, wenn ich das

Glük

Seminariſten unter 4 Jahren des Unterrichts und der praktiſchen Bildung zu entlaſſen, woraus abzunehmen ſteht, wie viel Haus- und Schullehrer Fühnen, Seeland und Jütland daraus geholt haben. Die Wahrheit iſt, daß jetzt noch nicht mehr als 8 Zöglinge da ſind, daß die beyden älteſten erſt dieſen May aus dem Sachunterricht zur Methode übergingen, und ihre praktiſche Uebungen erſt im Herbſt anfangen werden. Das Koppenhagner Seminarium hat manche Lehrer geliefert, und das hieſige ſelbſt hat einen vorzüglichen Mann aus Jenes Zöglingen bekommen. Das hat der Verf. vielleicht mit dem hieſigen verwechſelt: Jenes wird, von einem Palais, worin es angelegt iſt, das Seminarium zu Blaagaard (Blôgôr, nach der däniſchen Ausſprache) genannt. Das hieſige iſt zwar durch die Mitwirkung, nicht aber auf Koſten des Grafen, geſtiftet: öffentliche Fonds gründeten und erhalten es.

Was mich perſönlich betrifft iſt theils unrichtig, theils Mißdeutungen unterworfen. Im Jahre 1793 verließ ich Berlin, nicht aber in der Abſicht nach Trolleburg zu ziehen, noch weniger auf einen Ruf von dem Grafen. Umſtände veranlaßten mich nachher, unterdeſſen eine Retraite bey ihm zu ſuchen, da ich durch einen zweyjährigen Briefwechſel mit ihm ſeinen Namen und ſeine Geſinnungen kannte. In dieſem Briefwechſel, und nachmals mündlich, haben wir häufig von Erziehung geſprochen, und ich habe ihm hierin einige Vorſchläge gethan. Soll das Rathgeben heißen? Immerhin! Aber ich

bin weder in dieſen und noch viel weniger in andern Dingen ſein Rathgeber, geſchweige denn ſein beſtändiger Rathgeber.

Was die Befreyung der Bauern angeht, beſteht dieſe, wenigſtens in Seeland, Fühnen und Jütland, nicht bloß in der Freyheit vom Gute wegzuziehen, ſondern auch in der Beſtimmung und Beſchränkung der Frohndienſte, die bisher ungemeſſen waren. Einige Gutsherren haben die Dienſte alle in eine mäßige Geldabgabe verwandelt, und den Bauern das Erbeigenthum gegeben; ſo daß dieſe, wenn ſie wollen, und ſo gut ſie können, ihre Güter verkaufen dürfen. Einige haben nicht allein die Gemeinheiten aufgehoben, ſondern noch jedem Bauer ſein Haus mitten in ſeinen Aeckern gebaut. — Dieſe Berichtigungen glaubte ich dem Publikum, wenn es ſich darum bekümmert, dem Däniſchen Gemeinweſen und uns ſchuldig zu ſeyn.

Villaume.

Nachſchrift des Herausgebers.

Indem ich dem Hrn. Verf. im Namen aller Leſer des Merkurs, denen Wahrheit lieb iſt, für dieſe gründliche Zurechtweiſung meinen Dank abſtatte, muß ich doch zur Entſchuldigung des nicht weniger Wahrheitliebenden, hier aber durch Erzählungen getäuſchten Verfaſſers anführen, daß in der Handſchrift ſeines Tagebuchs, das ich für den Merkur zu excerpiren die Erlaubniß erhielt, ausdrücklich

nach

nach den angeführten Worten über das Schullehrerseminarium zu Brahe Trolleburg ſich noch folgende von mir mit Unrecht weggelaſſenen Worte befinden: „Leider, bin ich nicht in Trolleburg geweſen. Da ich mit jungen Leuten reiſte, und wir uns verſpätet hatten, ſo konnte ich nicht. Aber in Odenſee, Kopenhagen und an vielen andern Orten hörte ich alles dieß aus dem Munde ſo vieler und glaubwürdiger Sachkenner, daß ichs zur Ehre Dänemarks und der Menſchheit nachzuerzählen kein Bedenken trage.“

B.

2.

Wien, den 29ten Auguſt 1797.

Jeder Muſenfreund bedauert Jüngers frühen Tod. Wer das Glück hatte, ihn mit ſeinen herzſtehlenden Eigenſchaften perſönlich zu kennen, wird bey der Erinnerung an ſeinen Verluſt lebhaft gerührt; aber äuſſerſt kränkend für ſeine Freunde, und ſchmerzhaft für jeden Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften iſt die im 4ten Stück des T. Merkurs eingerückte Beſchuldigung, daß Jünger aus Unwiſſenheit oder Nachläßigkeit ſeiner Aerzte geſtorben, getödtet, ſey. — Wer im Meer ertrinkt, wird beweint; aber namenlos iſt der Schmerz über den Tod eines geliebten Freundes, der mit eigner Kraft ſich aus einem Fluß gerettet haben würde, wenn ihn die Ungeſchicklichkeit ſeiner Helfer nicht ertränkt hätte. Ich glaube Dank

zu verdienen, wenn ich die am angeführten Ort gemachte Beſchuldigung für übereilt erkläre.

Die erſten Tage hat Jüngern ein Wundarzt behandelt. Ich ſah ihn den dritten Tag, fand Zeichen einer Leberentzündung, zeigte ihm ſeine Lage — aber er hoffte und wollte nur vom Wundarzt Hülfe, und war ungewöhnlich kalt gegen mich. Da die Krankheit damals abzunehmen ſchien, verließ ich ihn mit dem Entſchluß, nach einigen Tagen wieder zu kommen, und nach dem Glückwunſch wegen ſeiner Geneſung zu erklären, daß mich ſein Betragen gekränkt habe. Geſchäfte hinderten mich, ihn ſo früh als ich wünſchte zu ſehen, und als ich nach vierzehn Tagen kam, war er ſchon begraben. — Ich weiß zuverläßig, daß Aerzte, die nicht zu tödten pflegen, ihm die letzten fünf Tage ſeiner Krankheit beygeſtanden und Nächte bey ihm durchgewacht haben, aber ihn mit aller Mühe und Geſchicklichkeit nicht haben retten können. — Daß Jünger ſich die erſten Tage der unbefugten Sorgfalt eines Wundarztes anvertraut, und ärztlichen Beyſtand geflohen habe, hat der Einſender ſeiner Nachricht zu bemerken vergeſſen.

Schön ſagt Hr. v. Denis die große Wahrheit:

Wie unumſchiffbar die hohe Scylla
Sich in der ſiciliſchen Fluth erhebt, ſo
Steht im Oceane der Zeit der Tod, und
Keiner umſchifft ihn.

Doktor Gerbetz.

VII.

VII.

Durchflüge.

4.

Politik.

Wer könnte bey der so gewaltsam aufgeregten und unaufhaltsam fortstrebenden Tendenz unserer Zeitgenossen zu politischen Untersuchungen auch nur das vorzüglichste, was in diesem Jahre hierüber erschienen ist, hinlänglich umfassen? Auch hat sichs der freymüthige, auf alle Fortschritte des menschlichen Geistes stets aufmerksame Herausgeber des Genius der Zeit in den letzten Stücken jener Zeitschrift zum Geschäfte gemacht, die wichtigsten Erscheinungen in diesem Fache in gedrängter Kürze zu würdigen. Von einem der wichtigsten spekulativen Produkte in diesem Fache aus der Feder des edeln Pestalozzi *) sollen im künftigen Stücke des Merkurs Auszüge geliefert werden.

Ganz dem Bedürfnisse des Augenblicks angemessen, mit Kraft und wahrer Vaterlandsliebe im edelsten Sinn des Worts abgefaßt ist die Schrift: über den Geist des Zeitalters und die Gewalt der öffentlichen Meinung. Ohne Druckort 1797. 264 S. 8. Man erkennt sogleich den Verfasser der tiefeindringenden Versuche über das Gleichgewicht der Macht bey den alten und neuen Staaten. Was dort nur angedeutet werden konnte, wird hier weiter ausgeführt. Voran steht ein scharfaufgefaßter Ueberblick des Fortschrittes der praktischen Wissenschaften in Europa seit

*) Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Zürich, Gessner. 234 S. 8.

ſeit der Reformazion. Höchſt beherzigungswerth, wenn gleich nicht vollſtändig, iſt die Beantwortung der Frage im 5ten Kapitel: wie werden heutiges Tages Revoluzionen möglich? und eingreifender als gewöhnlich dieſe Parallele gezogen wird, iſt die darauf folgende Vergleichung der Reformazion mit der franzöſiſchen Revoluzion. Den Beſchluß macht im 9ten Kapitel ein Abriß des neueſten Europa mit wenigen, aber kräftigen Zügen. Spectamus, quae coram habentur, iſt das paſſende Motto aus dem Tacitus zu dieſer Schrift.

In einer ganz andern Stimmung mit ſtürmiſcher, oft erbitternder Heftigkeit und Selbſtſucht iſt eine Zeitſchrift geſchrieben: Europa's politiſche Lage, und Staatsintereſſe, wovon bis jetzt 5 Hefte erſchienen ſind, jeder Heft zu 6 Bogen. Man wird Aufſätze wie der im 4. Hefte über die Frage: was mag das Wort Integrität des Reichs in den Friedenspräliminarien zu ſagen haben? und die Unterſuchung im 4ten u. 5ten Hefte, worin gezeigt wird, daß die Feinde Großbrittanniens ſehr unrecht haben, zu wünſchen, daß die engliſche Regierung banquerot mache, da dieß die einzige mögliche Wiedergeburt jenes Reichs möglich mache, nicht ohne Intereſſe leſen, und der Darſtellung der Folgen, welche die große Koaliziion für Europa hatte, als die Theilung Polens, die Abſichten auf die Veränderung der teutſchen Konſtituzion, die Zerrüttung der Finanzen aller europäiſchen Mächte u. ſ. w. ſeinen Beyfall nicht verſagen können, wenn man auch vieles beſtimmter, ſehr vieles anſpruchsloſer ausgedrückt zu ſehen wünſchte. Uebrigens bedarf es keiner allzugeübten Spürkraft, um in dem Verfaſſer dieſer Zeitſchrift auch den Verfaſſer der Reiſen durch die Batawiſche Republik im Jahre 1796 und 97. 1r Th. zu erkennen, der ſich bey dem letztern Werke ſelbſt genannt hat. Herr Riem ſcheint doch nicht ohne Leidenſchaft und Haß zur Verfertigung ſeiner Reiſe, die aber faſt nichts als politiſche Raiſonnements enthält, gegangen

zu

zu ſeyn. Auch verwechſelt er, wie ſo viele ſeiner Unglaubensgenoſſen, den Mißbrauch, den Fanatismus und Eigennutz von den Lehren der beglückendſten Religion machten, zu oft mit dem Weſen dieſer Religion ſelbſt.

Es iſt bey allen Streitſachen, vorzüglich aber bey politiſchen Diskuſſionen, höchſt nothwendig, daß man ſein Urtheil nicht bloß auf die Akten der einen Parthey gründe; und dieß iſt doch unläugbar der Fall bey vielen blinden und unbedingt lobpreiſenden Herolden der Revolu zion. Um dieſe in ihrem Freyheitsenthuſiasmus etwas abzukühlen, und ſie auch die ſehr beſchauungswerthe Kehrſeite der Medaille ſehen zu laſſen, dient ganz vorzüglich eine vor kurzem in Hamburg erſchienene Schrift: Verſuche zu ſehen, mit dem treffenden Motto: Iliacos intra muros peccatur et extra *). Man entdeckt ohne große Mühe in dieſem Seher einen ſehr hellen und vorurtheilsfreyen Kopf, der in Hamburg, fern von allem Einfluſſe der Hofluft und kriechenden Schmeicheley, aber mit gerechtem Unwillen über die Anmaßungen eines Volkes ſchreibt, deſſen ausgeſtoßene und anerkannte Mitglieder er in groſſer Menge und in ſo grellen Abſtichen gegen einander täglich erblickt. Wer will nicht ſeine Karakteriſtik der Franzoſen im Ganzen S. 265 f. in jedem Zuge getroffen, wer nicht ſeine freylich oft bittere, und dadurch, was nicht gut iſt, erbitternde Strafrede gegen die tolle Anhänglichkeit der teutſchfranzöſiſchen Patrioten an die Neu-Franken, und das lächerliche Anſtaunen der groſſen Rollenſpieler in der Revoluzion, die der Verfaſſer bey ſeiner Anweſenheit in Paris in der letzten Hälfte des Jahrs 1792 zum Theil ſelbſt kennen lernte.

In

*) Bey B. G. Hoffmann, 1ter Theil, 400 S. gr. 8. Der Verfaſſer verſpricht am Ende der Abhandlung vor den Beylagen ſelbſt eine ſchnelle Fortſetzung des Werkes, und dieſer ſehen gewiß alle kühlen Forſcher und Beobachter der neueſten Welthändel mit Verlangen entgegen.

in bekannten Thatſachen gegründet finden? Niemand kann es geneuen, die in der 13ten Beylage von S. 338 bis 376 ſtark, aber wahr geſchilderten Szenen vom 10ten Auguſt und den folgenden Tagen, die der Verf. ſelbſt mit anſah, nochmals vor ſeinen Augen vorübergehen zu laſſen. Man erkennt überall den freymüthigen, keiner Parthey huldigenden, nur zuweilen im Unwillen der Hitze etwas zu heftigen Verfaſſer der Durchflüge durch Teutſchland, von welchen wir vor kurzem das 4te Bändchen erhalten haben, in welchem die Leiden der armen, von ihren eigenen Bürgern ſo unbegreiflich bedrückten Nürnberger ſo beredt geſchildert ſind. Ueber einen Vorwurf, den man ihm machen könnte, und vielleicht auch wirklich gemacht hat, drückt er ſich S. 268 folgendermaßen aus: „Ach, höre ich ſagen, man ſieht, der Verf. hat an den franzöſiſchen Papieren verloren. Angenommen, dieß wäre der Fall, ſoll er deſſalls nicht erzählen dürfen? Oder werden jene Fakta deswegen unwahr, weil Einer ſie aufſtellt, dem ſie das Seinige gekoſtet haben. Oder verbietet es wohl gar etwa die Delikateſſe, die gute Lebensart, Den einen Betrüger zu nennen, der uns betrogen hat?“ Alles wahr, werden die Gegner erwiedern. Aber ich gebe zu deinem Motto auf dem Titelblatte auch noch ein Sprüchelchen aus dem Horaz: male indicat omnis corruptus iudex; nur daß die Beſtechung hier bloß negatif iſt.

* * *

5.

Mathematik.

Als Ueberſicht einiger der nützlichſten und in jeder Rückſicht empfehlungswürdigen Produkte in dieſem Fache mag folgende Anzeige des durch ſolide und koſtbare Unternehmungen ſich ſehr auszeichnenden Buchhändlers, Hrn. la Garde in Berlin dienen.

Pina-

Pinakothek oder allgemeine Multiplications- und Divisions-Tafeln, herausgegeben von dem Erfinder, Johann Philipp Grüſon, Prof. der mathem. Wiſſenſch. beym Cadettencorps in Berlin. Nebſt einer Tafel aller Factoren von 1 bis 10500. 1798. in gr. 8. 3 Rthlr.

Es iſt unmöglich in wenigen Zeilen alle Vortheile aufzuzeichnen, die dieß nach einem ganz neuen Plan entworfene Werk jedem Rechner darbietet. Multiplication und Diviſion ſind in ein bloßes Anweiſen und Abſchreiben verwandelt, und die Anweiſung zeigt den Gebrauch dieſer Tafeln im gemeinen Leben und in allen Theilen der Mathematik. Durch die höchſte Simplicität in der getroffenen Einrichtung, werden alle Rechnungsfehler möglichſt vermieden. Der Gebrauch iſt ſo leicht, daß jedes Kind, was nur Zahlen leſen und ſchreiben kann, die weitläuftigſten Multiplicationen und Diviſionen zu machen im Stande iſt. Kurz, es iſt eine der nützlichſten Erfindungen unſerer Zeiten, die dem Mathematiker reichlichen Stoff zu noch andern nützlichen Erfindungen dieſer Art darbietet, die der Verfaſſer auch noch weiter verfolgen wird.

Supplement zu Leonhard Eulers vollſtändiger Anleitung zur Differenzialrechnung, nebſt andern wichtigen Unterſuchungen der höhern Analyſis und der kombinatoriſchen Analytik, v. J. P. Grüſon. gr. 8. 1797.

Jedem Beſitzer der Euleriſchen Differenzialrechnung wird dieſes Supplement willkommen ſeyn, worin, auſſer andern wichtigen Abhandlungen, auch häufig Berichtigungen der Euleriſchen Formeln und Vorſchriften vorkommen.

Groſſes Einmaleins von 1 bis 100000. Erſtes Heft von 1 bis 10000. von J. Ph. Grüſon in gr. Fol. 1798. 1 Rthlr.

Dieſes Coloſſaliſche Einmaleins ſoll Heftweiſe zu 10 und 10000 herauskommen, damit ſichs der Käufer mit aller Bequemlichkeit anſchaffen kann. Der erſte Heft iſt zur Michaelismeſſe erſchienen. Auch wird von la Grange's Meiſterwerke: Théorie des fonctions analytiques. Paris de l'imprimerie de la république. Prairéal an V. in gr. 4., welches nunmehr nach dem Tode des Hrn. Prof. Michelſen durch den Hrn. Prof. Grüſon überſetzt und mit Erläuterungen und Zuſätzen vermehrt wird, zu Oſtern 1798 die Ueberſetzung gewiß gleichfalls in gr. Quart erſcheinen.

Berichtigungen.

1.

Der im September-Stück des T. Merkurs v. d. J. S. 96 in der Anmerkung genannte Plan zur Verbeſſerung der Bürgerſchulen in Marburg, nebſt einem Vorſchlage zur Errichtung eines Leichenhauſes, rührt nicht von dem im Text genannten Profeſſor Hrn. Karl Wilhelm Juſti, dem Verf. der daſelbſt beurtheilten Biografie der heil. Eliſabeth her, ſondern von dem gleichfalls zu Marburg ſtehenden Superintendenten und Konſiſtorialrathe, Hrn. Leonhard Johann Karl Juſti. Da beyde Männer — nahe Verwandte — an einem Orte als Profeſſoren und Prediger angeſtellt ſind, und auch gemeinſchaftlich an einigen, der bibliſchen Literatur gewidmeten Journalen gearbeitet haben, ſo war dieſe Verwechſelung beyder um ſo leichter.

2.

Im Oktoberſtück S. 139 lies ſtatt Neuwied, Coblenz.

Glük meiner Nebengeschöpfe befördern kann. „Du bist sehr dienstfertig; gesezt aber es sey so, wie hängt dieses mit demjenigen zusammen, wovon izt die Rede ist?„ Das ist leicht zu sehen. Gesezt, ich überliesse mich den Eindrüken, welche die Reizungen der schönen Cyane auf mich machen könnten; gesezt, sie liebte mich, und liesse mich alles erfahren, was die Wollust berauschendes hat; eine Verbindung von dieser Art könnte von keiner langen Dauer seyn; aber würden die Erinnerungen der genoßnen Freuden nicht die Begierde erweken, sie wieder zu geniessen?„ Eine neue Cyane„ — würde mir wieder gleichgültig werden, und eben diese Begierden zurük lassen. „Eine immerwährende Abwechslung ist also hierinn, wie du siehst, das Gesez der Natur.„ Aber auf diese Art würde ichs gar bald so weit bringen, keiner Begierde widerstehen zu können. „Wozu brauchst du zu widerstehen, so lange deine Begierden in den Schranken der Natur und der Mäßigung bleiben?„ Wie aber, wenn endlich das Weib meines Freundes, oder welche es sonst wäre, die der ehrwürdige Name einer Mutter gegen den blossen Gedanken eines unkeuschen Anfalls sicher stellen soll; oder wie, wenn die unschuldige Jugend einer Tochter, die vielleicht kein andres Heurathsgut als ihre Unschuld und Schönheit hat; der Gegenstand dieser Begierden würde, über die ich durch so vieles Nachgeben alle Gewalt verlohren hätte? „So hättest du dich in Griechenland wenigstens vor den Gesezen vorzusehen. Allein was müste das für ein Hirn seyn, das in solchen Umständen kein Mittel ausfündig machen

könnte,

Neuer Teutſcher Merkur.

12. Stück 1797.

Herausgegeben von C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt

I. Fortgesetzte Auszüge aus dem Tagebuche einer Reise durch Schweden zu Ende des Jahrs 1796; von Hrn. Lenz in Schnepfenthal. S. 289
II. Assa. Ode von Herrn von H. — 303
III. Etwas über Theschedik's Institut zu Szarvasch in Ungarn. — 311
IV. Der neumodische Gärtner, von K. von Münchhausen. — 324
V. Noch Etwas über die Frage: Wie urtheilt das Ausland über teutsche Literatur? An Hrn. OKR. Böttiger, von Herrn Doktor Erich, nebst der Antwort des Hrn. OKR. Böttiger. — 325
VI. Auszüge aus Briefen.
Auswärtige Korrespondenz.
1. London. Literarische und politische Nachrichten. — 335
2. Copenhagen. Dänische Preßfreyheit. Brun. — 346
Inländische Korrespondenz.
1. Von der Lahn. Ueber den Fürstenaugenau. — 343
2. Hannover. Herrn von Berlepsch betreffend. Das Georgianum. — 349
3. Hamburg. Frau von Flachsland. — 358
4. Berlin. Medicinische Lehranstalten. Kunstausstellung. Ben David. Trauermusik. Gesellschaft der Freunde. Literarischer Streit über die Tabacksadministration. — 351
5. Berlin. Ueber den jetzigen König. Gräfin von Lichtenau. — 361
VII. Literarische Durchflüge. Romane. — 377

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Voßen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Besorgung besorgt.
3) Für Niedersachsen besorgt das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg, wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des T. Teutschen Merkur.

Ankündigung der Stauntonschen Reise.

Es wird gewiß allen Liebhabern einer unterhaltenden und nützlichen Lektüre angenehm seyn, zu erfahren, daß die längst angekündigte Uebersetzung der Chinesischen Gesandschaftsreise von Staunton nun wirklich in Leipzig in der Wolfischen Buchhandlung, und in der Verlagshandlung bei Hr. Geßner in Zürich zu haben ist, unter dem Titel: Reise der Englischen Gesandtschaft an den Kaiser von China, in den Jahren 1792. 93. aus dem Englischen übersetzt von J. Chr. Hüttner, Mitgefährten dieser Gesandtschaftsreise. Erster Band. 550 S. in gr. 8. (2 Thlr. 6 gr.) Der zweyte Theil mit den zu beiden Bänden gehörigen, unter der Aufsicht eines der ersten Künstler nachgestochenen Kupfern und Charten, wird zur Ostermesse ohnfehlbar nachgeliefert, und dann besitzt jeder Liebhaber für einen Viertel des Preises, den das mit Englischem Luxus weitläuftig gedruckte Original kostet, das ganze Werk nicht allein völlig unverstümmelt, und also nicht in gothdürftigen Kalenderauszügen, sondern auch von der Hand eines Meisters und Augenzeugen, der die einzelnen Bogen sogleich zur Uebersetzung im Lohn selbst erhielt, mit aller möglichen Sorgfalt übergetragen. Zürich den 12. Nov. 97.

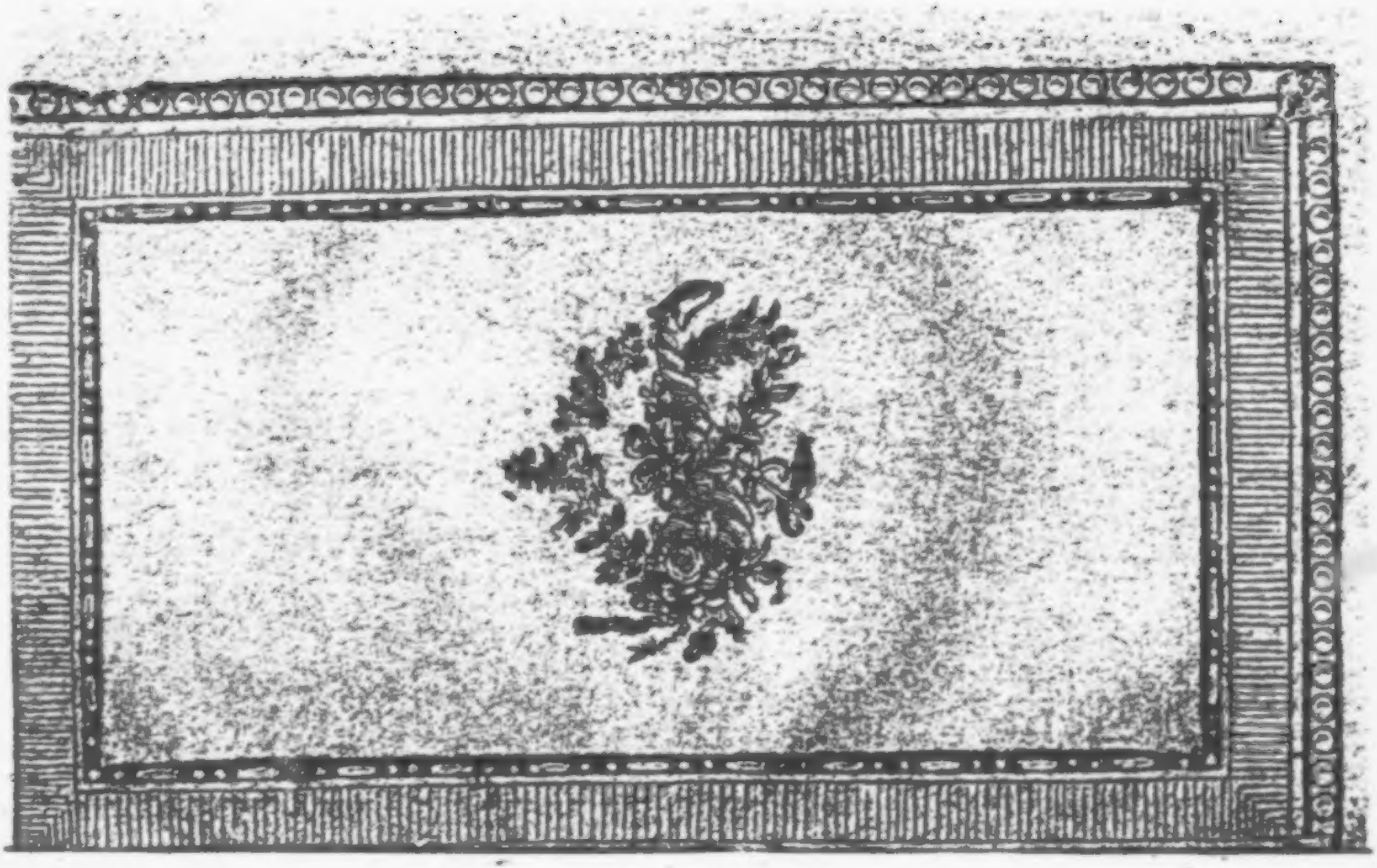

Der neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1797.

I.

Fortgeſetzte Auszüge

aus dem Tagebuche einer Reiſe durch Schweden zu Ende des Jahrs 1796, von Hrn. Lenz in Schnepfenthal.

1.

Die Bergveſte Bohus. — Nazionalhaß zwiſchen den Dänen und Schweden.

— Von Gothenburg fuhren wir nach Trolle hätta. Der Weg geht mehrentheils nahe an dem majeſtätiſchen Strome der gothiſchen Elbe hin, die zur Linken bleibt, und reizende Anſichten bildet. Zur Rechten hat man bald drohende Felſenmaſſen, bald lächelnde Gefilde und Hügel vor und neben ſich. Es war, mit Einem Worte, der abwechſelndſte und anmuthigſte Theil unſrer ganzen ſchwediſchen Reiſe. Meilenlang hatten wir auch das Schloß Bohus im Auge, welches die Schönheiten der

Aussicht ungemein erhöht. Diese sehr alte, aber verfallene Bergveste liegt fast drey teutsche Meilen von Gothenburg neben dem Städchen Koegelf, auf einem ganz kahlen Felsen in der Gothischen Elbe, von welcher es rings umströmt wird. Sie hat einen funfzig Famnar (Klaftern, etwa zu sechs Fuß) tiefen Brunnen. Es wurde damals davon gesprochen, daß sie, da sie so nahe an der Norwegischen Gränze liegt und gewissermaßen ein Schlüssel Schwedens ist, wegen künftiger Kriege mit Dänemark und Norwegen wieder hergestellt werden sollte. Solche Kriege befürchtet man immer. Der Nazionalhaß zwischen den Schweden und Dänen war bis vor wenigen Jahren noch schrecklich heftig und allgemein; izt hat ihn das, auch in den Norden stärker eingedrungene Licht der Vernunft bey den gebildetern Menschen etwas geschwächt, bey einigen Wenigen ganz vertilgt. Und die wahre Klugheit gebietet diesen beyden so braven Nazionen, sich aufs brüderlichste zu vereinigen, und fortdaurend aufs festeste gegen alle auswärtige List und Angriffe zusammen zu halten, weil, einzeln und getrennt, beyde gar bald ohne Rettung verloren seyn und unter fremdes Joch kommen würden. Ihr bisheriger Nazionalhaß läßt sich freylich aus ihren ehemaligen tausendjährigen Kriegen, wo sie beyde wie ächte Räuber und unmenschliche Barbaren plünderten, metzelten, mordbrennten, verheerten, und sklavisch unterjochten, sehr natürlich erklären. Nur sollten sie izt wenigstens bedenken, daß jene Zeiten der

Gei-

Geistesfinsterniß und barbarischer Roheit vorüber sind, und überlegen, was zur Erhaltung ihres von fremder Herrschaft unabhängigen Daseyns einzig Noth thut. Aber das ist noch immer den geblendeten Augen der Meisten verborgen! Noch schelten sie auf die nachbarliche Nazion bey jeder Gelegenheit, und sagen ihr alles Böse nach, was vormals vielleicht zum Theil gegründet war, aber nur allzu oft gerade auch von einer wie von der andern galt. Noch erzählen sie mündlich sowohl als in ihren gedruckten Kinderschriften und Schulbüchern den heranwachsenden Generazionen mit den gehässigsten Ausdrücken die ädlen (!!) Großthaten ihrer Vorfahren gegen die nachbarliche Nazion und die Schandthaten jener gegen die ihrige; vertheidigen, preisen alle Thaten ihrer Eroberer und Usurpatoren gegen das Nachbarland; verwirren, vernichten alle sittlichen Begriffe und Grundsätze ihrer Jugend, und erhalten dadurch einen wechselseitigen Nazionalhaß auf Kinder und Kindeskinder, der beyden Völkern einst den politischen Untergang bringen kann. Noch erzählt der vornehme und gemeine Pöbel bey den Gemählden der Land- und Seeschlachten, mit denen alle Residenz- und Lustschlösser beyder Königreiche angefüllt sind, den Einheimischen und Fremden mit Enthusiasmus und lächerlicher Großprahlerey die Eroberungs-Kriege seiner Landesleute; nie aber vernahm ich aus dem Munde oder der Schrift eines Dänen und Schweden die Wahrheit, daß beyde Völker damals ungerechte Barbaren waren,

im Grunde und im Ganzen keines beſſer oder ſchlechter als das andere handelte, und daß ſie ſich beyde in den Augen aller ſittlichen Menſchen durch die meiſten ihrer hochgeprieſenen Heldenthaten und Eroberungen mit ewiger Schande gebrandmarkt haben.

2.

Die Waſſerfälle bey Trollhätta.

Trollhätta liegt zwiſchen Gothenburg und Lidköping, ohngefähr acht Meilen von jener, ſieben von dieſer Stadt, und ſehr nahe bey Wenersborg. Reiſet man aus Kopenhagen zu Lande nach Norwegen, oder auch über Gothenburg, den ſogenannten weſtlichen Weg nach Stockholm: ſo iſt es nur ein Umweg von drey bis vier Meilen, über Trollhätta zu gehen. Dieſer Ort iſt von Seiten der Natur das Sehenswertheſte in ganz Schweden, vielleicht im ganzen Norden unſers Erdballes überhaupt. Das Dorf iſt am linken Ufer der Gothiſchen Elbe, längs ihren drey Waſſerfällen, welche die Trollhätta-Fälle genannt werden, zwiſchen kahlen Steinmaſſen und Klippen erbaut, über die man mit Lebensgefahr, wie es dem Ungewohnten ſcheint, von einem Hauſe zum andern klettern muß, über welche aber die Eingebornen mit ihren klappenden Holzſchuhen leichtfüßig wie Rehe laufen, ſo daß wir ihnen nicht nachkommen konnten. Mitten durch das ſehr lange und große Dorf iſt jedoch eine herrliche Fahrſtraße, theils ausgehauen theils mit Pulver ausge-

gesprengt. Auch hat das Dorf einen ungemein guten Gasthof zur Bewirthung der Reisenden. Die schönen Häuser liegen weit von einander, auf einem schauderhaft löchrigen und gefährlichen Boden, zwischen lauter Klippen, wo oft weit hin fast keine Hand voll Erde und kein Grashalm zu sehen ist. Hier klimmen und springen selbst die kleinen Kinder gleich jungen Gemsen an den Abgründen herum, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sieht man den fürchterlichen Felsenboden zwischen den Wohnungen, ferner mitten im Dorfe den alten und den neuen durch die Felsen gesprengten Kanal, der oft Haus tief, aber nirgends mit einer Brustwehr versehen ist, an welchem ganz dicht hin ein holpriger Fußpfad auf und nieder geht, und überdieß hart an den Häusern die schroffen Ufer der schrecklichen Wasserfälle: so sollte man wähnen, hier könne schlechterdings kein Kind dem Tode entgehen. Und doch hört man hier kaum von mehreren Unglücksfällen der Kinder und der Alten, als anderwärts im flachen Lande! So viel vermag tägliche Gewöhnung an Gefahren und daraus entstehende Unzaghaftigkeit.

Von den gedachten drey natürlichen Wasserfällen der Gothischen Elbe (Götha-Elfven) ist, nach Tuneld's Geographie öfer Sverige von 1793 Band 2, S. 202. jeder einzelne nur ohngefähr fünf Famnar (Klaftern), das heißt dreyßig Fuß, hoch. Von dem mittleren scheint mir, dem

Augenmaße nach, dieſe Angabe um ein beträchtliches zu gering. Alle drey liegen innerhalb einer Länge von dreyhundert Ellen (Alnar, die Alin zu zwey Fuß oder vier und zwanzig Zoll) aus einander; ſieben und eine halbe ſchwediſche Meile oberhalb des Ausfluſſes der Elbe fließen ſie in die offene See.

Der oberſte Waſſerſturz fällt zu beyden Seiten einer freundlichen, lieblichen, mit Waldung bedeckten Inſel. Vor einiger Zeit hatte Jemand vom jenſeitigen Ufer des Stromes im Boote einen Hund mit nach Trollhätta genommen, und ihn bey der Rückfahrt vergeſſen. Das treue Thier ſuchte lange Zeit ſeinen Herrn vergebens. Endlich wollte es nach deſſen Wohnung hinüber ſchwimmen, gieng aber allzu nahe bey dem Waſſerfalle in den Strom. Der Zug ergriff es in der Mitte deſſelben, warf es aber an dieſe, oberhalb ganz flache Inſel. Kein Menſch konnte den Hund retten. Man warf ihm jedoch aus Mitleiden von dem jenſeitigen hohen Felſenufer, zwiſchen welchem und der Inſel der Waſſerfall nicht ſo breit iſt als diesſeits, von Zeit zu Zeit große Stüken Brod auf ſeine Inſel. Und ſo hatte man ihn drey Wochen lang daſelbſt lebend geſehen, worauf er Hungers geſtorben oder auch von den Fluthen, als er ſaufen wollen, hinabgeriſſen ſeyn mag. Von den drey Inſeln, die in und zwiſchen den beyden oberſten Waſſerfällen liegen, könnte, glaube ich, kein Kaiſer ans Ufer geholt und gerettet werden,

auch

könnte, ſeine Leidenſchaft zu vergnügen, ohne ſich mit den Geſezen abzuwerfen? Ich ſehe, du kenneſt die Damen zu Athen und Sparta nicht.„ O! was das betrift, ich kenne ſo gar die Prieſterinnen zu Delphi. Aber iſts möglich, daß du im Ernſte geſprochen haſt? „Ich habe nach meinen Grundſäzen geſprochen. ‚Die Geſeze haben in gewiſſen Staaten, (denn es giebt einige, wo ſie mehr Nachſicht haben) nöthig gefunden, unſer natürliches Recht an eine jede, die unſre Begierden erregt, einzuſchränken. Allein da dieſes nur geſchah, um gewiſſe Ungelegenheiten zu verhindern, die aus dem ungeſcheuten Gebrauch jenes Rechts in ſolchen Staaten zu beſorgen wären, ſo ſiehſt du, daß der Geiſt und die Abſicht des Geſezes nicht verlezt wird, wenn man vorſichtig genug iſt zu den Ausnahmen die man davon macht keine Zeugen zu nehmen„, O Hippias! rief Agathon hier aus, ich habe dich, wohin ich dich bringen wollte. Du ſieheſt die Folgen deiner Grundſäze. Wenn alles an ſich ſelbſt recht iſt, was meine Begierden wollen; wenn die ausſchweifenden Forderungen der Leidenſchaft unter dem Nahmen des Nüzlichen, den ſie nicht verdienen, die einzige Richtſchnur unſrer Handlungen ſind; wenn die Geſeze nur mit einer guten Art ausgewichen werden müſſen, und im Dunkeln alles erlaubt iſt; wenn die Tugend, und die Hofnungen der Tugend nur Schimären ſind; was hindert die Kinder, ſich wider ihre Eltern zu verſchwören? Was hindert die Mutter, ſich ſelbſt und ihre Tochter dem meiſtbietenden Preiß zu geben? Was

hindert

auch wenn man alle Schätze der Erde böte: so weit hinaufwärts und so unwiderstehlich reißt der Strom oberhalb dieser Wasserfälle und zwischen denselben Alles fort.

„Einst wurde ein Mensch in einem Boote oberhalb des Falls vom Zuge des Wassers fortgerafft und an eine dieser Inseln verschlagen. Keine menschliche Macht konnte dem Unglücklichen helfen. Fast drey Tage lebte er so im Angesichte der traurenden Zuschauer. Endlich gab er durch Zeichen, (denn hören kann man bey diesem ununterbrochenen Wasserdonner nichts) zu verstehen, daß er bitte ihn zu erschießen. Wenige Menschen wollten es nicht auf sich nehmen, seine klägliche Bitte zu erfüllen; denn kein Einzelner konnte den Gedanken ertragen, daß er den elenden Mitbruder getödtet habe. Es kam also eine ganze Menge Menschen mit Büchsen, die man ihm zeigte, am nächsten Ufer zusammen. Er kniete nieder, betete, und empfahl seinen Geist in die Hände des allerbarmenden Vaters. Dann setzte er sich in Stellung, entblößte die Brust, und winkte, ihn von dem entsetzlichen Hungertode, der ihn schon so fürchterlich quälte, zu erlösen. Einer der Zuschauer gab darauf ein Zeichen, und nun schossen Alle zugleich auf den Rettungslosen. Er fiel."

Beym obersten Falle stürzt der Elbstrom nicht steil, sondern läuft nur sehr schnell über seinen schräg und allmählig abhangenden Felsengrund hernieder.

nieder *). Gewaltig, furchtbar und hoch empört, wälzt ſich mit einer ungeheuren Schnelligkeit Woge über Woge herab, ſo daß man wie ſchwindelnd und geblendet die einzelne mit den Augen nicht verfolgen kann. Und dieſe Wogen ſcheinen ſchon vom Anfange des Falles an, bis ſie, fern vom Falle, endlich wieder zur Ruhe gelangen und dann einen, wegen des Widerſpiels deſto lieblichern, glatten Waſſerſpiegel bilden, nichts als Schaum; einzelne düſtere Streifen im Abſchuſſe, wie in dem Strudel, ausgenommen. Unten ſtürzen ſie gräßlich wild und dröhnend über, unter und durch einander hin. Die unendlich kleinen in der Luft emporgeſpritzten Tropfen, dieſer Staubregen von unten nach oben hinauf, ſteigt drey bis vier Haushöhen gen Himmel empor. Man ſieht dieß ſo deutlich, weil im oberſten Waſſerfalle die lange Inſel mit einem dunkeln Haine bedeckt iſt; im mittlern Falle die

*) Sehr wahr, und auch auf die Trollhätta-Fälle anwendbar iſt, was Meiners in den Briefen über die Schweiz Th. 1. S. 33. ſagt: „Mehrere Reiſende haben vermuthet, daß der Rheinfall, bey Schaffhauſen, viel mehr Eindruck machen würde, wenn das Waſſer ſich nicht an einer ſchiefen Wand herunter wälzte, ſondern von dem oberſten Rande einer ſenkrechten Felswand in den leeren Luftraum fiele, und ſich alsdann in Staub oder feine Tropfen auflöſte. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch die gewünſchte Verwandlung alles Groſe verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geſchwindigkeit des fallenden Fluſſes bemerken könnte, die jetzt in ein ſo hohes Erſtaunen ſetzt.“

die steile und schwarzbraune Klippe starr emporragt, und unten jenseits der milchweiß überschäumten Abgründe aller drey Wasserfälle das entgegengesetzte Ufer der Elbe in einer sehr hohen, völlig schroffen und dunkeln Felsenwand sich gegen die Wolken thürmt. Die Felsenwand ist oben noch mit finsterm Nadelwalde bedeckt.

Als wir zum erstenmale die beyden obersten Fälle besahen, schien die Sonne darein, und unsre Augen wurden von dem über alle Beschreibung weißen Glanze des Schaums geblendet. Es war, besonders so im blinkenden Sonnenscheine gesehen, ein furchtbar schöner Anblick; ein milder Regenbogen, hoch oben in den empor sprühenden Staubwolken gebildet, überschritt ihn mit seiner Glorie.

Sehr schräg also läuft der Strom den obersten Wasserfall hinab. Eine Woge peitscht, verdrängt, verschlingt, begräbt die andre; Wasserhügel steigen und Schlünde gähnen auf, und das alles mit einer so wüthenden Schnelligkeit, daß das Auge des Schauers keine Sehkraft und die menschliche Sprache keinen Ausdruck dafür hat. Plötzlich und auf einmal ist der ganze, vorher finstere Strom milchweiß. Schrecklich tosende Brandung sprüht hoch hinan an das unerschütterliche Felsenufer Trollhätta's und bestürmt es — vielleicht seit jenem Augenblick, wo auf der jungen Erde hier die erste Eiskruste brach — mit immer neuem, immer ohnmächtigem Fluthengetöse.

Ungern ſchieden wir von dem erſten, nur dumpf tönenden Waſſerfalle. Aber mit der Stimme eines ſiebenfachen Donners rief uns der dröhnende zweyte oder mittlere, und bey weitem majeſtätiſchſte, welchen der gemeine Schwede von alten Zeiten her deſſ. Teufelsfall (djefvulens-vattenfall) nennt.

Gegen ihn ſchwindet alle Größe und Erhabenheit deſſen, was Menſchenhände in alten und neuen Zeiten, was geraubte durch Ströme Bluts erkaufte Schätze, was Millionen — gewonnene durch arme, zur Schlachtbank verkaufte Menſchenheerden — hervorgebracht und ſtolz gen Himmel gethürmt haben; gegen ihn, ſchwindet das Alles in nichts, oder ſcheint wenigſtens kleinlich, ein kindiſches Spielwerk.

Man denke ſich einen breiten tiefen Strom, der die größten Kauffahrteyſchiffe, ja Kriegsſchiffe tragen würde, könnten ſie nur hineingebracht werden. Vier und zwanzig, größere und kleinere, Flüſſe fallen in den Wenerſee, deren geſammtes Waſſer der Strom der Gothiſchen Elbe in ſich vereinigt; denn er iſt der einzige Ausfluß des Wenerſees in das offene Meer. Von dieſer mächtigen und oberhalb der Fälle ſchiffbaren Waſſermaſſe ſtürzen ohngefähr zwey Dritttheile zwiſchen einer Klippeninſel und dem linken Ufer am Dorfe Trollhätta (denn ein Drittheil fällt jenſeits der Klippe hinab), und ſtürzen auf einmal eng zuſammengezwängt und arbeitend, als ob ſie, um ſich Luft zu machen, die hohen

Fels

Felsenwände aus einander sprengen wollten, mit wüthender Gewalt nicht vollkommen senkrecht, doch aber sehr steil die Höhe eines Palastes hinab in den grundlosen, kochenden „Höllenstrudel" (helfvetesvattenhvirfvel). Kurze, aber dicke und runde Balken, abgeschälte und unbehauene Baumstämme von weichen Holzarten wurden in unserm Beyseyn, wie jederzeit vor Fremden, gegen ein Trinkgeld oberhalb des Falles ins Wasser geworfen. Mit Blitzes schnelle wurden sie von der Fluth hinabgeschleudert in die schäumende Tiefe, deren Anblick noch grauser und weit wundervoller ist als beym obersten Falle. Jetzt waren sie verschwunden. Nach langer Zeit, weit davon kamen sie endlich wieder zum Vorscheine. Hierauf gerathen sie aber fast immer in den stillen Wirbel einer kleinen Bucht, in welchem sie sich Wochen und Monate lang in dem nämlichen Kreise herumdrehen, oder auch zuweilen sich dem Ufer so nähern, daß sie mit langen Haken herangezogen werden können. Man hat mehrmals alte, untauglich gewordene Schiffe vorsätzlich in den obersten Wasserfall hinabgelassen. Die Menge der Zuschauer stand am Rande des Falles. Da ward durch Trompetenschall das Zeichen gegeben, oben das ausgeräumte Schiff durch Boote hinüber in den Strom gezogen und diesem überlassen. Feyerlich langsam schwamm es Anfangs daher. Bald bemerkte man, daß der Zug es ergriff; schneller und immer schneller, schwankender und reissender eilte es nun seinem unaufhaltbaren Untergange zu. Jetzt war es am obersten Rande

de ſeines Abhanges, in ebendemſelben Augenblicke aber auch ſchon den verfolgenden Blicken der ſtaunenden Späher unter dumpfem, Grauſenerregendem Getöne verſchwunden, und Gott nur weiß, wie tief hinabgedonnert in die unermeßlichen Schlünde, die der Waſſerſturz gewühlt hat. Eine lange Weile war auch keine Spur von ihm und ſeinen Maſten zu ſehen. Endlich erſchien weit unterhalb des Falles und in dem ſchon beruhigten Gewäſſer — das Schiff? — nein! „viel tauſendmal tauſend zerſtreute, kleine Trümmerchen und Splitter des Schiffes,“ wie unſer Führer, uns dieß erzählend, ſich ausdrückte.

Mitten im zweyten Waſſerfalle liegt ein Felſ. Könnte eine Brücke auf ihn hinüber geſchlagen werden, ſo wäre der Stand auf dieſem ſehr ſchmalen Felſeneylande einer der furchtbar-ſchönſten auf Gottes Erde. Wahre Brandungswogen ſchlagen mit dem dumpfen Gebrülle des Donners — am Ufer Trollhätta's zitterte ſchon das felſigte Land, wie bey einem Erdbeben, unter unſern wankenden Füßen — gegen die hohe und ſchroffe Klippeninſel empor. Jeden Augenblick ſcheint die empörte Maſſe der zu beyden Seiten neben ihm und gegen ihn raſenden Fluthen den kleinen Felſen aus ſeinen Wurzeln heben, hinabſchmettern, in des unergründlichen Strudels Höllentrichter begraben, und auf ewig den Augen der Sterblichen entreißen zu wollen. Aber dieſer „Berg Gottes, den Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenſtrahlen,“ ſteht ſeit Jahrtauſenden majeſtätiſch und unerſchütterlich.

Unter-

Unterhalb ſteht dieſer ſchwarzbraune Fels etwa vier Stockwerk hoch über den Strudel hervor, und iſt völlig ſenkrecht abgeſchnitten. Seine Oberfläche iſt beynahe eben und erhebt ſich in allmähliger Abdachung über das Waſſer, indem der Abhang und Sturz deſſelben erſt hier anfängt. Aber ſchon weit vor dem eigentlichen Falle iſt der Zug fürchterlich ſchnell und gewaltſam. Gräßliche Wogen laufen gleichſam Sturm an den Felſen, dringen, vom Zuge des Waſſers hinaufgeſchleudert, hoch und weit über ihn hin, zerſchellen aber augenblicklich darauf an ſeinem Scheitel, ſtürzen zerborſten — ein weißer Schaum — hernieder in den Waſſerfall, und bilden ſo eine Menge kleiner Waſſerfälle von des Felſens Oberfläche und ſteilem Seitenabhange hernieder.

Unter dem Waſſerfalle und der Klippe dampft, brauſet und tobt der blendend-weiße, kochende Strudel, ſo daß keine menſchliche Zunge und Feder, am allerwenigſten die meinige, es zu beſchreiben, kein Mahler es darzuſtellen vermag. Es ſcheint ein Kampf der empörten Elemente, um einander zu vernichten. Berge ſpringen empor und ſchwarze Klüfte öffnen ſich, aber jeden Augenblick iſt jegliche Stelle verändert. Von unten aus dieſem Strudel empor, und von den Seiten der Klippeninſel aus dem eigentlichen Waſſerfalle hinan, ſpritzen die donnernden Wogen, in deren Nähe man nicht mit einander reden kann, ihren Regen oder Nebel ſehr hoch über den Scheitel der Felſeninſel hinaus in die Lüfte,

re, und befeuchten die Insel und ihre kleinen Nadelbäume mit einer ewigen Nässe. Denn wer sollte es glauben? Bäume, ohne alles Aufhören, Tag und Nacht, es sey denn, daß ein heftiger Wind das emporsprühende Wasser einmal abwenden könnte, stark benetzt, pflanzen sich auf dieser Klippe fort. Es steht eine ganze Anzahl einzeln zerstreut darauf, deren einige zwey Klaftern hoch sind, triefend von dem Staubregen in schöner Grüne, und im Scheine der Sonne gleichsam mit blinkenden Diamanten und Perlen bestreut, auf dem ganz nackten und nur hier und da mit etwas lichtgrünem Moose bekleideten Felsen. Ein sehr hellweißer, abgestorbener und zwischen grünen Bäumchen beträchtlich emporragender astiger Stamm, erhöhte durch sein Abstechendes das Vergnügen der Aussicht auf dieser Zauberinsel. Wir wurden, auch wo wir weit höher standen, in der heitersten Luft so beregnet, daß wir bey dem damals brennendheißen Sonnenscheine vor Nässe der Kleidung und Kälte der Luft bis zum Zittern froren; ungeachtet jetzt, da es in drey bis vier Wochen vielleicht nicht einmal geregnet hatte, der Strom vergleichungsweise nur äußerst wenig Wasser enthielt, die Klippe also weit höher als sonst über dessen Fläche hinausragte. Ist der Strom angeschwollen, so gewährt der Sturz und unten sein Wirbel einen noch schauderhafteren Anblick, und es werden alsdann die Bäume auf der Klippe noch stärker benetzt. Wie hoch aber zuweilen der Strom an die Steininsel hinansteigt, ersahen wir daher, daß

viers

viereckigt langes behauenes Zimmerholz, wild über einander geworfen, in gar beträchtlicher Höhe über der dermaligen Wasserfläche auf des Felsens flacherer Seite lag. Menschen haben es nicht dahin geführt.

Weit prächtiger noch soll sich diese Klippe, wie auch das dießseitige Felsenufer, beym Sonnenscheine ausnehmen, wenn im härtesten Winter beyde mit Eise von den an und über einander schlagenden Wogen bedeckt sind, welches die allersonderbarsten Glanz- und Krystallgestalten bilden soll. Lange aber vermag kein Auge diese Blendung in der Nähe zu ertragen.

Erschütternd groß, begeisternd, bis zum Niederfallen und Anbeten der Allmacht, die man kaum näher und gewaltiger empfinden kann, ist das Schauspiel der Natur zu Trollhätta. Gewiß verdiente sie schon allein, daß man aus fernen Landen dahin reiste, was doch so selten geschieht! Und doch hat Schweden (und, wie ich höre und lese, auch das benachbarte Norwegen) sonst noch so zahllose Schönheiten der Natur, eine so unendliche Abwechselung von bald lieblich-holden, bald schauerlich-erhabenen Ansichten, daß beyde Länder verdienten, recht viel besucht zu werden. Und man reist ja in Schweden sicherer, mit dem Vorboten vielleicht auch schneller, gewiß aber wohlfeiler als in irgend einem gesitteten Lande der Erde, und hat in der Regel nur mit ehrlichen, äußerst genügsamen, gegen Fremde aber im höchsten Grade dienstfertigen und lieb-

reis

reichen Menſchen zu thun, welches am vorzüglichſten von dem edlen Bauernſtande Schwedens, der Krone dieſes Landes, gilt.

Vom dritten und unterſten Waſſerfalle bey Trollhätta weiß ich nichts Beſondres zu ſagen; ich habe ihn auch nicht in der Nähe geſehen. Er fällt allmähliger und ſchräger als die beyden andern, nimmt die ganze Breite des daſelbſt breitern Stromes ein, und in ihm liegt keine Inſel, kein Fels, wodurch ſein fallendes Waſſer zuſammen gedrängt werden könnte.

Waſſerfälle, auch höhere und ſteilere, giebt es in anderen Ländern genug, und wir ſelbſt ſahen weit höhere in Schweden, zu Elfcarlby und unweit Jönköping. Aber nach dem Niagara in Amerika giebt es wohl wenige, wo eine ſo ungeheure Waſſermaſſe eines ſchiffbaren Stromes ſo eingepreßt fällt; wo man auf Einmal drey ſo ganz verſchiedenartige Waſſerfälle überſchaut, zugleich aber auch zwey in ihrer Art eben ſo erſtaunenswürdige Unternehmungen durch Menſchenhände — den alten und den neuen Kanal — erblickt, und wo ſich alſo ein ſolcher erhabener Wettſtreit der Natur und Kunſt zeigt, wie zu Trollhätta. Ich ſchreite jetzt zu dieſen gleich wundervollen Wercken der Menſchen fort.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

---

hindert mich, wenn ich dadurch gewinnen kann, den Dolch in die Brust meines Freundes zu stossen, die Tempel der Götter zu berauben, mein Vaterland zu verrathen, oder mich an die Spize einer Räuberbande zu stellen; und, wenn ich anders Macht genug habe, ganze Länder zu verwüsten, ganze Völker in ihrem Blute zu ertränken? Siehest du nicht, daß deine Grundsäze, die du so unverschämt Weisheit nennest, und durch eine künstliche Vermischung des Wahren mit dem Falschen scheinbar zu machen suchst, wenn sie allgemein würden, die Menschen in weit ärgere Ungeheuer, als Hyänen, Tyger und Crocodille sind, verwandeln würden? Du spottest der Tugend und Religion? Wisse, nur den unauslöschlichen Zeugen, womit ihr Bild in unsre Seelen eingegraben ist, nur dem geheimen und wunderbaren Reiz, der uns zu Wahrheit, Ordnung und Güte zieht, und den Gesezen besser zu statten kommt, als alle Belohnungen und Strafen, ist es zuzuschreiben, daß es noch Menschen auf dem Erdboden giebt, und daß unter diesen Menschen noch ein Schatten von Sittlichkeit und Güte zu finden ist. Du erklärst die Ideen von Tugend und sittlicher Vollkommenheit für Phantasien. Siehe mich hier, Hippias, so wie ich hier bin, biete ich den Verführungen aller deiner Cyanen, den scheinbarsten Ueberredungen deiner Weisheit, und allen Vortheilen, die mir deine Grundsäze und dein Beyspiel versprechen, trotz. Eine einzige von diesen Phantasien ist hinreichend die unwesentliche Zauberey

II.

Aſia. *)

Gelinde, wie das Liſpeln der Morgenluft,
Erfriſchend, wie das Säuſeln der Dämmerung,
Erwärmend, wie des Mittags Stralen,
Wehet ein Lüftchen aus Oſtens Kammern.

Des Morgenlandes ſchwelgender Ueberfluß,
Die Fülle deß, was köſtbar und lieblich iſt, —
Wie ſie durch mehr als Ein Jahrtauſend
Wuchernd nach Weſten herüberſtrömt, —

Was Land und Meer dort Köſtliches zeitigten,
Vernunft und Dichtung Treffliches bildeten,
Erſcheint auf goldnem Wolkenbett vom
Geiſtigen Lüftchen emporgetragen.

Du

*) Dieſedem edlen, keinem Teutſchen, der Wiſſenſchaft ſchätzenden unbekannten Hr. Hofräth von Jeniſch, dem Vorſteher der Kaiſ. orientaliſchen Akademie in Wien, im Namen dieſer Akademie von einem ihrer Mitglieder, dem der Merkur ſchon mehrere Blüthen orientaliſcher Dichtkunſt verdankt, zugeſchriebene Ode athmet ſo viel Enthuſiasmus für orientaliſche Dichtkunſt und teutſchen Ruhm, daß jeder Patriot dem hier nur beſcheiden angedeuteten Wunſch eine ſchnelle Erhörung wünſchen muß. Und der goldene Frieden winkt ja nun mit ſeiner Palme auch dieſer holden Friedenskunſt!. D. H.

Du ſüßer Odem höherer Schöpfungen!
Du ſanfter Hauch des öſtlichen Genius!
Du ſollſt uns nicht entfliehen, ſollſt uns
Schwellen die Seegel zur weiten Luſtfahrt,

Hinüber ins geprieſene Vaterland,
Bis zu des Morgens leuchtenden Wohnungen,
Zu ſchauen dort im ſchnellen Fluge
Waſſer und Erde der lieben Heimath.

Denn ſüß wie Honigſeim iſt die Wanderung
In die Gefilde ſeliger Ahnenzeit;
Verdienſtlich iſt das Wallen zu den
Stätten verherrlichter Heiligthümer.

Du biſt die Heimath, Göttliche Aſia!
Du unſer wahres Vaterland, Aſia!
Erzeugerin der ganzen Thierwelt,
Sämmtlicher Meſchengeſchlechter Mutter.

Willkommen dann, Du theuerer Erdetheil,
Mit allen tauſendfältigen Reizungen
Der Schönheit, Jugend und der ew'gen
Zärtlichkeit wonniglich ausgeſtattet,

Wo Kraft und Anmuth, Weichheit und Feſtigkeit
Weit ſchöner, als in unſern geregelten
Bezirken, und o ſüßer Wunſch! auch
Einſtens ſo frey ſich die Hände biethen!

Willkommen dann, Du theuerer Erdetheil,
In deſſen Schooß der Tropfe belebender
Entwicklung niederrann, die Quelle
Lieblicher Dichtung noch immer fließet!

Ha! ſchauet, wie Sie mächtig verbreitet liegt
Vom Pole, weit bis über den Wendekreis,
Mit dem unzählichen Gewühl von
Rieſengebürgen, und Seen und Inſeln.

In hehrer Ruhe dehnet ſich oberwärts
Die fürchterliche Scheide *) der Völker hin,
Woraus ſo oft dem trägen Weſt zum
Schrecken verderbende Schwerter fuhren;

Woraus vielleicht noch einſt ein gewaltiges
Geſchlecht in unſre Gegenden wandern wird,
Geſchwächten Enkeln neues Blut und
Schäumenden Nervenſaft zu verleihen.

Drauf lehnt voll hohen Stolzes ſich Sina, die
Gekünſtelte, an alternder Wiſſenſchaft
Wie an Gemälden des durchſicht'gen
Thons mit Vergnügen die Augen weidend.

*) *Vagina gentium*, wird der nördliche Theil Aſiens genannt, woher die Völkerwanderungen den erſten Stoß empfingen.

Chataja, Sie, die Wohlgeruch Düftende;
Der Ganymeden Vaterland Choten; sammt
Dem Zauberthale Kischmir's und der
Goldenen Wüste *) bewacht von Greifen.

Ihr friedlichen Gestade von Indus und Bengala!
Ihr Weisheitssitze Benares, Kalikut! **)
Ihr ehrfurchtswürd'gen hohen Tempel,
Keneri, Jagenat, Elefante! ***)

O sendet uns aus Eueren Wölbungen
Verborgner Kenntniß sichere Weisungen,
Daß wir der Vorwelt Thaten bald vom
Modernden Schleier enthüllet schauen!

Heil Euch Medina, Mekka, Jerusalem!
Ihr edlen Städte! Euch, ihr Ruinen von
Palmyra! Dir Damask! und Dir, des
Griechischen Sängers Geburtsort, Smyrna!

Und Du Gepriesn'e, Theuere, Königin!
Geliebte, Schöne, Einzige! Persia!
Du Paradies, wo Zoroaster
Lehrete, Hafis und Saadi sangen.

Süß

*) Die Wüste Kobi, wo nach alten Sagen Greifen das Gold hüten.

**) Benares, die alte Akademie der Brahmanen, Kalikut die neue Akademie der Engländer.

***) So heißen die drey ältesten merkwürdigsten Pagoden.

Süß iſt es, ſüß durch traute Umarmungen
Im Kreiſe Deiner zaub'riſchen Gegenden
Aus dir allein den ächten Geiſt des
Morgenlands durſtiglich einzuſchlürfen!

Und Weh dem Kalten, der Dich vom Namen nur
Zu kennen ſich begnügend, nicht williger
Den ſchönſten Flittern jedes Glücks als
Deinem Genuſſe verzichten möchte!

Mit Sehnſucht harrt die Hohe Perſepolis
Des Oedipus, der Keile*) enträthſele;
Der Vorwelt Spuren gehen tief in
Uns noch verborgenen alten Schriften.

Das Zend**) hat ſchon der Franke, die Ve
das***) ſchon
Der Britte ausgeforſchet; und ſoll denn hier
Der Teutſche Nichts erforſchen? Lieſſen
Jones und Anquetil Nichts mehr übrig?

O nein! es ſchlummern Schätze der Wiſſenſchaft
Noch unerwecket, Schätze für Eckhels und
Büffons, für Eſtners und Jaquine,
Schätze für Herbelots und Sineden.

*) Die Inſchriften der Ruinen von Perſepolis beſtehen aus keilförmigen Buchſtaben.
**) Zend, die heiligen Bücher der Parſen.
***) Vedas, die heiligen Bücher der Indier.

Und haſt Du dieſe Schätze an uns gebracht,
Dann haſt Du wahrlich, Aſia! mehr gezollt,
Als uns bis heute alle Deine
Berge und Meere gezollet haben;

Als uns gezollt Dein mächtiges Inſelheer,
Von Niſon und von Ceïlon bis auf die
Maldiven, wo in zehen Riffen
Zehenmaltauſend der Inſeln flotten.

Ein größrer Schatz als Silber und Edelſtein,
Kaffee und Weihrauch, Seide und Bezoar,
Als Moſchus, Ambra, Spickenarde,
Roſenöl, Mumia, Gold und Myrrhen!

Jedoch — wohin, o Segel verirrſt du dich?
Gemach, gemach! — Vertraue dem Steuermann,
Der unſern Nachen ſchon ſo lange
Lenket mit günſtigem Wind und Wetter,

Und ihn bewahrt vor fährlichem Ungeſtüm.
Zwar ſieh! Er ſteuert itzt mit verdoppeltem
Beſtreben an dem Schiff' der Staatskunſt
Hin nach Illyriſchem Port und Boden.

Allein bald wird Er kehren mit freundlichem
Gemüthe, und den Nachen mit liebendem
Bemühn trotz Sturm und Wetter in den
Haven bewilligter Bitten führen.

III.

Etwas über Theſchediks Inſtitut zu Szarwaſch in Ungarn.*)

I.

Ungarn hat ſeit einigen Jahren bedeutende Fortſchritte in der Aufklärung gemacht, und wenn gleich nicht zu leugnen iſt, daß ſeine Einwohner mit ihren kultivirten Nachbaren in vielen Stücken keinen Vergleich aushalten; ſo kann doch der Wahrheitsfreund

*) Es ſind dem Merkur ſchon mehrere Aufſätze über die Vernichtung des praktiſch-ökonomiſchen Induſtrialinſtituts zu Szarwaſch eingeſchickt worden. Wäre nur die Hälfte von allem dem gegründet, was beglaubigte Männer darüber berichten: ſo wäre die Zertrümmerung dieſer ſchönen Anſtalt ein ewiger Vorwurf für Ungarn, oder vielmehr nur für die Gewaltigen in jenen Gegenden, die den unlauterſten Verläumdungen ſo ohne alle eigene Prüfung Gehör gaben. Der würdige Stifter dieſer Anſtalt war vor ungefähr 8 Jahren mit ſeiner durch ſeltene Einfachheit und Weisheit ſich auszeichnenden Gattin ſelbſt in unſeren Gegenden, und es iſt unleugbare Thatſache, daß er ſein ganzes ſauer erworbenes Vermögen ſeinem Vaterlande aufgeopfert hat. Unmöglich kann dieß den Edelſten dieſer Nazion, die durch Loyauté und Vaterlandsliebe jezt unter den Völkern Europens ſo hoch glänzt, und denen, die dem Throne des gütigſten Monarchen nahe ſind, bekannt geworden ſeyn.

das Gute unmöglich verkennen, welches besonders bey den ungarischen Protestanten anzutreffen ist. Wenn eine gute Erziehung die Basis aller Kultur und Glückseligkeit ist, so hat Pannonien erfreuliche Aussichten in die Zukunft; denn mit innigem Vergnügen bemerkt der beobachtende Menschenfreund, wie sich hier mit jedem Tage richtigere pädagogische Grundsätze verbreiten; und wie vortheilhaft die Schriften der besten Erzieher Teutschlands, eines Salzmann, Campe, Resewitz, Villaume u. a. m. auf Eltern, Erzieher, Lehrer und Schulverbesserer wirken, und den wohlthätigsten Einfluß auf die Bildungsart der sonst so verkehrt erzogenen Jugend haben. Unter mehreren Protestanten in Ungarn, die durch zweckmäßig eingerichtete Anstalten eine vernünftigere Erziehung zu verbreiten sich bemühen, nenne ich nur die würdigen Männer Tschisch, Liedemann, Porkonitzky. Daß dergleichen Bemühungen dem Auslande, und einem großen Theil des Inlandes selbst, unbekannt bleiben, daran ist wohl unter andern auch die übertrieben eingeschränkte Preßfreyheit schuld; daß sie aber oft fruchtlos sind, dieß ist die Wirkung schändlicher Kabalen, des Mangels an Gemeingeist, des Neides, des Religionsfanatismus und der eingeschränkten Vermögensumstände der ungarischen Nazion. Ein neuer Beleg dazu ist der Verfall eines vortrefflichen, nützlichen, und die schönsten Hoffnungen erregenden Institutes, welches ein für das Wohl der Mitbürger unermüdet thätiger evang. Prediger im Bekescher Komitate,

Herr

Herr Samuel Theschedik, vor einigen Jahren, mit der größten Aufopferung seiner Kräfte und seines Vermögens errichtete. Diesem würdigen, von vielen verkannten, und von übelgesinnten Obskuranten verleumdeten Manne, sind wir ungemein vieles in Ansehung der Schulverbesserungen schuldig, die unter unserm unvergeßlichen Josef II. unternommen und verordnet wurden. Es wäre zu weitläuftig alle die guten Vorschläge zu erzählen, die er bey dieser Gelegenheit that, und der Bemühungen zu erwähnen, die er an den Tag legte, als ihm die Aufsicht und Verbesserung von 16 Landschulen in der Bekescher Gespanschaft anvertraut wurde.

In der Schule zu Szarwasch, wo er Prediger war, führte er zuerst eine bessere Lehrmethode ein, vermehrte die Anzahl der Lehrer bis auf fünf, welche den Kindern die auf dem Lande nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten beybrachten, und in den müßigen Stunden hielt er diese zur Erlernung der verbesserten Landwirthschaft, der Bienenzucht, des Seidenbaus u. s. w. an; mit einem Wort, er stellte diese Schule innerhalb zehn Jahren so her, daß sie die Bewunderung aller wahren Patrioten auf sich zog und bald das Muster einer wohleingerichteten Landschule wurde. Josef II., welcher die Verdienste um Oekonomie und Industrie überhaupt über alles schätzte, entgingen die edlen Bemühungen Theschediks nicht, und zum Beweise seiner Zufriedenheit mit demselben, ließ er ihm und

seiner thätigen, vor einigen Jahren verstorbenen Gattin, durch dazu bestimmte k. k. Kommissaire, in der Kirche, vor der versammelten Gemeinde, zwey goldene Medaillen darreichen, deren jede 25 Dukaten schwer war.

Edeldenkende Männer forderten ihn von allen Seiten auf, seinen längst gemachten Plan zur Errichtung einer öffentlichen Industrial-Schule in Ungarn zu realisiren, und es wurde ihm Unterstützung versprochen. Theschedik suchte hierauf diesen Aufforderungen gemäß seine Privatanstalt in ein öffentliches praktisch-ökonomisches Institut umzuwandeln. Er legte in dieser Absicht ein sehr schönes, geräumiges und zweckmäßiges Schulgebäude auf einer kleinen Anhöhe an. Während des Baues machte er mit seiner Frau und seinem ältesten Sohne in pädogogisch-ökonomischer Hinsicht eine Reise nach Teutschland, theils um mehrere Schul- und Erziehungsanstalten, wie z. B. Schnepfenthal, zu besuchen, theils um seinen Plan zu einer Industrie-Schule verständigen Männern vorzulegen, und sich bey ihnen Raths zu erholen. Nach seiner Rückkehr richtete er diese Schule ein und verband damit eine Anstalt, in welcher künftige Erzieher, Schulmänner und besonders Oekonomen erzogen werden sollten; und so entstand sein praktisch-ökonomisches Institut, welches für Ungarn ein wahres Bedürfniß war. In einem großen Garten wurden den Zöglingen alle Theile der Landwirthschaft, des Seiden-, Wiesen-

und

aller dieſer Blendwerke zu zerſtreuen. Laß die Tugend immer eine Schwärmerey ſeyn, dieſe Schwärmerey macht mich glüklich, und würde alle Menſchen glüklich, und den ganzen Erdboden zu einem Himmel machen, wenn deine Grundſäze, und diejenige, welche ſie ausüben, nicht, ſo weit ihr anſtekendes Gift dringt, Elend und Verderbniß ausbreiteten.

Agathon wurde ganz glühend, indem er dieſes ſagte; und ein Mahler, um den zürnenden Apollo zu mahlen, hätte ſein Geſicht in dieſem Augenblik zum Urbild nehmen müſſen. Allein der weiſe Hippias erwiederte dieſen Eifer mit einem Lächeln, welches dem Momus ſelbſt Ehre gemacht hätte, und ſagte ohne ſeine Stimme zu verändern: Nunmehr glaube ich dich zu kennen, Callias, und du wirſt von meinen Verführungen weiter nichts zu beſorgen haben. Die geſunde Vernunft iſt nicht für ſo warme Köpfe gemacht, wie der deinige. Wie leicht, wenn du mich zu verſtehen fähig geweſen wäreſt, hätteſt du dir den Einwurf ſelbſt beantworten können, daß die Grundſäze der Sophiſten und Weltleute verderblich wären, wenn ſie allgemein würden? Die Natur hat ſchon davor geſorgt, daß ſie nicht allgemein werden, — doch ich würde mir ſelbſt lächerlich ſeyn, wenn ich deine begeiſterte Apoſtrophe beantworten, oder dir zeigen wollte, wie ſehr auch der Affect der Tugend das Geſicht verfälſchen kann. Sey tugendhaft, Callias; fahre fort dich um den Beyfall der Geiſter, und die Gunſt der etherischen

Göt-

und Ackerbaues, die Baum- Vieh- und Bienenzucht praktisch gezeigt. Auch war das Institut mit sieben Werkstühlen, worauf verschiedene Zeuge gemacht wurden, mit einer ansehnlichen, auserlesenen Bibliothek, einer Naturalien- und Produktensammlung, versehen. Theschedik hatte schon dakauf aus seinem eigenen Beutel 17,000 Gulden verwandt. Schon fieng es an zu blühen, schon verschaffte es im ersten Jahre seiner Existenz 468 armen Menschen Arbeit und Unterhalt, die ohne dieselbe bey der damaligen Theurung beynahe verhungert wären; schon vermehrte sich die Zahl der Zöglinge oder der sogenannten Praktikanten; schon wuchs auch um ein merkliches die Zahl der Schüler in den Klassen: (es waren ihrer, beyderley Geschlechtes, schon gegen 1000) aber keine Unterstützung erfolgte. Des Stifters Absichten wurden verkannt und durch empörende Verleumdungen verdächtig gemacht; und so sank dieß vortreffliche Institut zur Schande unsers Vaterlandes in sein voriges Nichts zurück. In einer Quartalschrift, deren Fortsetzung wegen übertriebener Strenge der Censur aufgegeben werden mußte, und die unter dem Titel: Novi Ecclesiastico-Scholastici Annales Evangelicorum etc. in Schemnitz erschien, befinden sich mehrere Aufsätze, die über die Einrichtung jenes Instituts und über die Geschichte der Entstehung desselben Auskunft geben. Der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes ist ein hoffnungsvoller junger Mann, der mit Theschediken und sei-

[redacted]

nem versunkenen Institute genau bekannt ist, und für die Verbreitung der Wahrheit ein lautschlagendes Herz hat.

Der Einsender.

2.

Der Genius der Zeit und die Göttin der Szarvascher Industrie. Den Manen des praktisch-ökonomischen Instituts zu Szarvasch *) geweiht.

Genius der Zeit. Noch nie, Schwester, sah ich dich so traurig. Was sollen die Thränen im Auge, was die härmende Miene bedeuten? — Hast du etwa einen Liebling, einen deiner vorzüglichsten Verehrer unter den Erdbewohnern verlohren? Umsonst traurest du nicht. —

Göttin der Industrie. Ich komme so eben vom Ufer des Crisius **) zurück, wo einer meiner Lieblinge im Verborgenen wohnt. Von diesem mußte ich mich trennen, ohne Hoffnung ihn je wieder auf diesem Planeten zu sehen. Dieß ist die Ursache meiner Wehmuth, meines innersten Schmerzes, meiner Thränen!

Gen.

*) Szarvasch ein Marktflecken im Bekeschcr Komitate über der Theiß.

**) Ein schöner Fluß der hinter dem Institute vorbey fließt.

Gen. d. Z. Ihn nie wieder sehn? — Wie verstehst du das? Erkläre dich näher.

Göt. d. Z. So ists. — Ich verlasse die Grenzen meines bisherigen Gebietes und dessen undankbare Bewohner; in freundlichern Gefilden will ich meinen Sitz aufschlagen und mein Füllhorn über die Fluren derjenigen ausgießen, die mich besser kennen, besser zu schätzen wissen.

Gen. d. Z. Was konnte dich aber, Theuerste! zu einem so bedeutenden, traurigen Entschluß bringen? Warum willst du ein Land verlassen, das du noch kaum recht betreten hast?

Göt. d. Z. Wie sollt' ich denn in einem Lande länger verweilen, woraus man mich mit Gewalt verdrängt? wie mein segnendes Füllhorn denen geöffnet halten, die meine Altäre niederreissen, und meinen Tempel zerstöhren?

Gen. d. Z. Und dieser Schandthat wären Ungarn, die so edlen, großmüthigen, tapfern Ungarn fähig gewesen, von deren Biedersinn und edlem Heldenmuth die Geschichte so viele glänzende Beweise aufzeigen kann?

Göt. d. Z. Eben dieselben. Von Religions-Fanatism irre geführt, fielen einige — ihre Anzahl ist nicht klein — über den Altar her, den mir Theschedik in einem verborgenen Winkel seines Vaterlandes errichtete, scheuchten diesen meinen

er-

erſten öffentlichen Prieſter in Ungarn hinweg, riſſen die Säulen um, und mit ihnen ſank das ganze ſchöne Gebäude, mein Tempel, die erſte Pflanzſchule für die ungariſche induſtriöſe Nachwelt — Theſchedik's praktiſch-ökonomiſches Inſtitut, an deſſen Einrichtung und Vervollkommnung er ganzer ſechzehn Jahre mit allem Fleiße gearbeitet hatte. — Man ſieht es ſinken; niemand eilt zu Hülfe, und wie mancher lacht nicht ſchadenfroh über den ihm ſo erwünſchten Verfall deſſelben! Es ſinkt und fällt, unbedauert, in ſein voriges Nichtſeyn zurück. Theſchedik wird für ſeine edle Bemühungen, für ſeinen unermüdeten Eifer, die Veredlung und das Wohl ſeiner Nazion zu befördern, für ſein männliches, unintereſſirtes Beſtreben, einem Hauptbedürfniſſe des Landes beſtmöglichſt abzuhelfen, verkannt, verſchrieen, verfolgt, auf mancherley Weiſe — Doch Wehmuth hemmet meine Stimme. — Ich ſtehe. —

Gen. d. Z. Nur noch ein paar Fragen, holde Göttin der Induſtrie! Hinterläſſeſt du nicht noch mehrere Verehrer, die, vereint mit Theſchedik, dir an einem andern, freundlichern, heiligeren Orte dieſes Landes einen neuen Altar, einen neuen Tempel, eine neue Pflanzſchule für die ungariſche Nachwelt, nach deinem Plan, nach deinen Geſetzen, erbauen möchten?

Göt. d. J. Ich habe hier der Anhänger und der ächten, thätigen Verehrer außer meinem Theſchedik nur wenige. Redſelige Maſchienen, die

meinen Namen mit angenommener, ſcheinheiliger Ehrfurcht nennen, aber weiter nichts thun, giebt es mehrere. Die meiſten kennen mich gar nicht, ſehen mich als ein Phänomen an, das noch nie an ihrem Horizonte erſchien, welches daher, nach ihrer Art zu denken, Unglück und Verderben profezeyt und alſo ganz natürlich Schrecken und Verlegenheit um ſich verbreiten muß. Bey ſolchen Umſtänden darf ich freylich noch lange an keinen Tempel in dieſer Gegend denken, wo ich mich wieder niederlaſſen könnte. — Theſchedik hat aber das Seinige als Privatmann gethan, er hat gezeigt, was Andere unter viel günſtigern Umſtänden thun könnten, thun ſollten. Von ihm fordere ich keine Aufopferungen mehr. Sein warmes, patriotiſches Herz ſoll mir Tempel und Wohnſtätte ſeyn, ſo lange es noch in ſeinem männlichen Buſen ſchlägt. Er hat ſein Vermögen, ſeine Kräfte nicht geſpart, das gemeine Beſte zu befördern; er hat Dinge bewerkſtelligt, über die jedermann ſtaunt. Nun hat er der Ruhe nöthig, er ſehnt ſich darnach, ich gönne ſie ihm. Er tritt des Bauens müde, von dem Bauplatz ab, und überläßt die Sorge fürs gemeine Beſte andern, die noch nicht wiſſen, es noch nicht erfahren haben, wie man diejenigen ungeahndet mißhandelt, die ſich für das gemeine Wohl matt und müde gearbeitet haben. — Sehnt ſich doch der Taglöhner, der nur Einen Tag 12 Stunden gearbeitet hat, nach Ruhe, Erholung, nach Erſatz der verlohrnen Kräfte, um Morgens wieder freudiger arbeiten zu können;

warum soll Der sich nicht nach Ruhe und Erholung der Kräfte sehnen, der sechzehn Jahre mit so vieler Anstrengung aller seiner Kräfte rastlos grarbeitet hat?

Gen. d. Z. Gedenkst du also nie mehr in diese Gegend zurück zu kehren, wohlthätige Göttin?

Göt. d. J. So lange die Finsterniß dieses Land noch bedeckt, ist an kein Wiederkommen zu denken. Nur dann erst, wenn es auch hier heller Tag wird, wenn wieder ein Theschedik aufsteht, dann erst versuche ich es vielleicht, mich hier wieder sehen zu lassen.

Gen. d. Z. Und wird dieß wohl bald geschehen?

Göt. d. J. Schwerlich! denn von jenem helleren Täge, den ich zur Bedingung meiner Wiedererscheinung ansetzte, sehe ich noch kaum eine schwache, gebrochene Dämmerung dort am entfernten Himmel Pannoniens hervorschimmern.

Gen. d. Z. Unter was für eine Rubrik soll ich nun aber diese traurige Begebenheit in das große Buch der Geschichte der Menschheit eintragen?

Göt. d. J. Meinem Urtheile nach gehört sie füglich auf die Kolumne mit der Ueberschrift: „Traurige Wirkungen des Religionsfanatismus;“, obgleich noch andere Ursachen, die ich jetzt nicht auseinander setzen will, zum Verfall dieser schönen, nützlichen Anstalt das ihrige beygetragen haben.

Gen.

Gen. d. Z. Wohl denn! ich will sie diese unerwünschte Begebenheit mit einer unverlöschbaren Schrift in das Buch der Menschengeschichte eintragen. Was wird aber die Nachwelt dazu sagen, wenn sie dieselbe unter einer so abscheulichen Rubrik findet und liest? —

Göt. d. J. Sie wird sich erstlich darüber wundern, wie Ungarn beynahe 800 Jahre in einer bestimmten Verfassung seyn, und einer solchen Anstalt bis jetzt entbehren konnte; einer Anstalt, die auf die Veredlung der Landesprodukte, auf Vermehrung der Nahrungszweige, auf Verbesserung des Schul- und Wirthschafts-Wesens, auf die moralische Bildung und Veredlung des gemeinen Volkes; mit einem Wort, auf thätige Beförderung des gemeinen Besten und unsers Entzweckes die wohlthätigsten Wirkungen hatte, und sie noch mehr gehabt hätte, wenn diese treffliche Anstalt nicht so bald untergraben worden wäre. Die Nachwelt wird sich wundern, daß Fürsten und Männer, die am Ruder des Staates stehen, eine solche Anstalt nicht zuerst in Anregung gebracht, sondern dieß einem Privatmanne überlassen haben, da es doch eigentlich die Sache ihres Berufs, ihres Standes gewesen wäre. Sie wird dieses Mannes, dieses eifrigen Patrioten Asche segnen, der mit Aufopferung seines eigenen Vermögens, seiner Bequemlichkeit, seiner Kräfte so viel für seine Nazion unternahm und that. Sie wird aber auch über die Gefühlo-

losigkeit und den Mangel an wahrem, thätigen Patriotismus einer Nazion erstaunen und seufzen, die noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts fähig war, eine, in ihrem Schooße schon aufkeimende Anstalt dieser Art gleich in ihrer Geburt ersticken und versinken zu lassen. Was aber zweytens die Ueberschrift der Kolumne betrift, so wird dieses die Nachwelt so sehr nicht mehr befremden; sie wird auch durch dieß Beyspiel des großen Hallers Ausspruch noch mehr bestätigt finden: „Nichts Böses ist geschehn, was nicht ein Priester that.“

Gen. d. Z. Wer sind aber jene wenigen Jünglinge, die mit thränendem Blick dich von ferne begleiten, und dort im Haine zerstreut herum irren?

Göt. d. J. Es sind Schüler Theschediks, die er von sich entlassen hat, denen er seine geprüften Grundsätze beyzubringen suchte und die das Geschick des sinkenden Instituts beweinen. — Siehst du, wie jedem das Herz im Busen heftiger schlägt, so oft er nach dem verlassenen, geliebten Auffenthalt zurück sieht; wie sehnsuchtsvoll ihre Blicke nach dem Krisius hingerichtet sind? „Dort, dort in jenem glücklichen Landhause, in der Gesellschaft unsers lieben Vaters Theschedik,“ denkt jeder, „haben wir nicht für die Schule, sondern fürs gemeinnützige Leben gelernt. Friede, Heyl und Segen, über unsern theuren, uns unvergeßlichen Lehrer!—

Gen.

Gen. d. Z. Wo wollen sie nun aber hin, die Entlassenen?

Göt. d. J. Einige von ihnen müssen ihre betretene Bahn verlassen, sich zu etwas anderem bestimmen, und einen Weg einschlagen, auf welchem sie einst ihrem Vaterlande, ihren Mitmenschen nützlich werden können. Einigen hingegen ist von einem patriotischen Großen des Reichs, dem Grafen Georg von Festetits, auf seinen Domainen jenseits der Donau, am Gestade des Balatons, ein neuer Wirkungsplatz angewiesen, wo sie von den Kenntnissen und Einsichten, welche sie sich in Szarvasch unter der Leitung Teschediks erworben haben, Gebrauch machen können. Dorthin werde ich mich wohl noch am ersten wenden, wenn ich mich einmal zum Rückzuge nach Ungarn entschließen sollte. Der Saame übrigens, den Teschedik ausgestreut hat, und der über der Theiß zwar aufkeimte, aber nicht Wurzel fassen, nicht sprossen konnte, ist deßwegen nicht ganz erstickt und erstorben; denn „nichts Wahres und Nützliches, was einmal in die Menschheit gekommen ist, geht verlohren; gesetzt auch, erst die späte Nachkommenschaft wisse es zu gebrauchen.“

„So sprach die vertriebene Göttin der Industrie, und schwung sich auf ätherischen Fittigen empor, sah sich noch einmal im sanften, leisen Dahinschweben nach den Ufern des Krisius und der Wohnung

ihres Lieblings um, wandte sich noch einmal mit einem holden Lächeln nach den Schülern Theschediks hin, und feyerlich erklangen ihnen die goldenen Worte: „Werdet so wie euer Lehrer ist, handelt so wie er, nützt eurem Vaterlande wie er; macht von dem, was ihr euch unter ihm erworben, gewissenhaften Gebrauch; verlaßt euch aber dabey nie auf die Hülfe und Belohnung des, o nur zu oft undankbaren Publikums und ihr werdet wahre Patrioten, thätige Beförderer des gemeinen Besten seyn. Der Seegen des Himmels über euch, meine Geliebten!" Mit diesen Worten entzog sie sich den Augen der staunenden, von Wehmuth erfüllten Jünglinge, und flog fort über Berg und Thal, glücklichern, gesittetern Völkern zu.

— S S —

IV.

Der neumodische Gärtner.

Ein Gärtner legte jüngst zum allgemeinen Besten
Bedächtlich einen Garten an.
„Hier, sprach er, sey der Ort, wo sich an seinen Festen
Mein Volk erholen und ergetzen kann."

Der Garten blüht; die Menge drängt hinan —
Doch, von den armen Leuten kann

Fast

Schönen zu bewerben; rüste dich, dem Ungemach, das dein Platonismus dir in dieser Unterwelt zuziehen wird, grosmüthig entgegen zu gehen, und tröste dich, wenn du Leute siehst, die niedrig genug sind, sich an irrdischen Glükseligkeiten zu weyden, mit dem frommen Gedanken, daß sie in dem andern Leben, wo die Reyhe an dich kommt, glüklich zu seyn, sich in den Flammen des Phlegeton wälzen werden.

Mit diesen Worten stund Hippias auf, warf einen verächtlichmitleidigen Blik auf den Agathon, und wandte ihm den Rüken zu, um ihm mit einer unter seines gleichen gewöhnlichen Höflichkeit zu verstehen zu geben, daß er sich zurükziehen könne.

Faſt keiner, als nur groſse Recken
Die Naſe übers Pförtchen ſtrecken.

Verſchloſſen iſt der Park dem Land- und Bürgersmann
Durch einen hohen Schrankenſchrein
Von feſtem Plankenwerk aus Mahagonybrettern.

Beym Volksgemurr am Pförtchen fällt mir ein
Ein teutſches Buch mit fremden Lettern *).

K. v. Münchhauſen.

V.

Noch Etwas über die Frage:

Wie urtheilt das Ausland über teutſche Literatur?

In Beziehung auf den Aufſatz im 9ten St. des T. M. An Hrn. O. K. R. Böttiger.

Schwerlich konnte irgend ein Teutſcher von dem Spotte des verkappten Franzoſen in der Zeitſchrift Humaniora über das Verkündigen der Achtung, die das Ausland unſerer Literatur erzeigt, ſo hart

*) Aber woher haben denn die ſogenannten teutſchen Lettern ihr Indigenat? Sind es nicht Mönchsbaſtarden derſelben Lettern, die hier fremde genannt werden?

D.

getroffen werden, als ich. Was andere meiner Landsleute in dieser Rücksicht im Einzelnen thun oder thaten, das that ich seit mehreren Jahren durch meine Verzeichnisse von Uebersetzungen aus dem Teutschen und die dazu gelieferten Vorreden in Massa. Sie, Hr. O. K. R., treten in dem obenerwähnten Aufsatze auf die Seite des verkappten Franzosen, und schränken die günstigen Ideen unserer Landsleute von der Achtung des Auslandes für unsere Litteratur nicht wenig ein. Ihre Bekanntschaft mit der ausländischen Litteratur würde Ihrem Urtheile schon an sich Gewicht geben, wenn es auch nicht von Beweisen unterstützt würde. Aber auch daran fehlt es Ihrem Aufsatze nicht. Zufällig mußten mehrere Umstände zusammen kommen, die Sie gerade jetzt zu einer ungünstigen Beantwortung der voranstehenden Frage bestimmten, die Sie vielleicht, zu einer andern Zeit, anders beantwortet hätten. Wenigstens lassen sich, meiner Ueberzeugung nach, für die Behauptung, daß die Franzosen und Engländer — von denen Sie nur allein sprechen, wie dieß in dem vorliegenden Falle sehr gewöhnlich ist — unsre Litteratur schätzen, eben so viele Belege anführen als für die entgegengesetzte; und es dürfte vielleicht nicht schwer fallen, von nicht unwichtigen einzelnen Franzosen und Engländern eine Menge bloß günstiger Urtheile zusammen zu stellen, deren Uebersicht dem teutschen Patrioten ein unvermischtes Vergnügen gewähren müßte. Die Unpartheylichkeit erlaubt dieß nicht; aber wohl verstattet sie, oder

viels

vielmehr ſie fodert mich auf, das günſtige Reſultat für unſre Literatur, das aus den in meiner Vorrede angeführten Datis ſich ergiebt, gegen Ihre ungünſtige Beantwortung der obigen Frage, durch Erinnerung an einige neue Thatſachen, einigermaßen in Schutz zu nehmen.

Welcher Teutſche kann es, wenn von den Franzoſen die Rede iſt, überſehen oder vergeſſen haben, wie günſtig in der zweyten öffentlichen Sitzung des Nazional-Inſtituts *) von uns Teutſchen

*) Ich brauche dieſe Gelegenheit, gewiſſen Landsleuten hierdurch zu erklären, daß dieſer Beweis der Anerkennung des teutſchen Verdienſtes einer der vorzüglichſten Beweggründe der Dedikazion meines gelehrten Frankreichs an das Nazional-Inſtitut war, wie auch der Schluß der Vorrede andeutet. Zugleich zeige ich den Freunden meines Werkes an, daß mir zur Fortſetzung und zu einem künftigen Nachtrage, außer mehreren Beyträgen von Landsleuten, Schweizern und Franzoſen in Teutſchland, auch aus Paris ſowohl wichtige Verbeſſerungen als Vermehrungen von verſchiedenen Schriftſtellern theils mittelbar, theils unmittelbar, zugekommen ſind. Dahin gehören: Blondin, Brulley, Cazangeac, Caſtel, Dumont, Framery, Gaullard-Deſaudray, le Grand d'Auſſi, Lalande, Cl. Mercier, Meſangère, Millin, Monralembert, Perſon, Me. Pipelet, Sacé, Thierry u. a. Vorzüglich habe ich in dieſer Rückſicht bisher dem Stifter des Lycée des Arts ſehr viel zu danken. Mehrere andere Beyträge darf ich noch mit Gewißheit erwarten.

schen gesprochen wurde? — Wem sind wohl die Urtheile verschiedener französischen Gelehrten ganz unbekannt geblieben, die im Journale Frankreich ein in Paris lebender Teutscher bekannt macht, aus dessen Briefen sich auch ergiebt, daß Sieyes, wenn er gleich nicht Kant versteht und unsere Litteratur nur sehr unvollkommen kennt, doch sehr günstige Ideen von ihr hat? Wer weiß es nicht, zum Theil eben aus dem teutschen Merkur, daß gerade diejenigen achtungswürdigen Gelehrten Frankreichs, die sich nicht vom Strudel des politischen Partheywesens fortreissen ließen, sich sehr ernstlich mit unserer wissenschaftlichen Litteratur beschäftigen? daß Jansen, Millin, Pougens u. a. wissenschaftliche Werke aus dem Teutschen übersetzen, zu einer Zeit, da Schriftstellerey dieser Art in Frankreich überhaupt eine sehr mißliche Sache ist? daß die vor einigen Jahren angefangene Uebersetzung von Müllers Schweizergeschichte noch fortgesetzt wird, und daß kürzlich erst ein Auszug aus Lavaters Physiognomik erschienen? — Arbeiten, die sicher nicht zu den leichtesten gehören — Außerdem könnte ich hier noch an manche gelegentliche Urtheile in den neuesten französischen Journalen erinnern; aber das Bisherige mag genug seyn zur Probe, wie Franzosen in Frankreich über unsere Litteratur denken. Verdächtig ist allerdings das Urtheil französischer Ausgewanderter, die in Teutschland leben. Aber aus eigener Erfahrung und aus vielfältigen Gesprächen mit hiesigen Gelehrten, die Wahrheit und

Schmeis

Schmeicheley zu scheiden vermögen; weiß ich, daß viele derselben von inniger Achtung für unsere Schriften durchdrungen sind, wenn gleich in ihren Augen die Litteratur ihres Vaterlandes noch immer bey weitem den Vorzug verdienen mag. Mehr als Einen öffentlichen Beweis hierin gaben — Mailhak und einige andere ungerechnet — der Herausgeber des Spectateur du Nord und einige seiner Mitarbeiter, bey denen Sie eben so wenig Achtung für die teutsche Sprache als für unsere Litteratur vermissen werden. Und diese Männer leben in hinlänglicher Unabhängigkeit, und verläugnen dabey ihren Nazional-Karakter so wenig, daß an gekünstelte Partheylichkeit schwerlich zu denken ist. — Was unsere Landsleute in Paris für die Schätzung unsrer Litteratur zu bewirken im Stande seyn werden, muß die Zukunft entscheiden *)

*) Erlauben Sie mir hier noch eine literarische Bemerkung über die teutsche Zeitung in Paris. Nachdem der teutsche Zuschauer eingegangen war, — dessen Absicht mit dahin ging, den Patriotismus in einigen Gegenden der halbteutschen Departements der alten Grenzen, vielleicht auch in den eroberten Ländern am linken Rheinufer zu nähren — versuchte ein anderer Teutscher in Paris, ein Schwab, eine neue Zeitung unter dem Titel: der Friedensbote 1797. Der Verfasser, ein Mann von Kopf und warmem Herzen, schrieb mit einer Kraft des Ausdrucks, die man nur in wenigen

Jetzt auch ein paar Worte von den Engländern. Die schlimmen Erfahrungen, die unser Landsmann in London mit dem Antrage der Uebersetzung eines teutschen medicinischen Buches machte, ist allerdings ein ärgerliches Seitenstück zu Wendeborns ähnlicher Erfahrung mit Michaelis Einl. in die Schr. d. N. B. Daß aber mehr wissenschaftliche Werke aus dem Teutschen und Englischen übersetzt sind, als man nach dem von Ihnen angeführten Urtheile eines Londoner Buchhändlers erwarten sollte, ergiebt sich aus den meinen Verzeichnissen angehängten Uebersichten der Uebersetzungen nach den Nazionen, mit Einem Blicke. Auch läßt sich dem Urtheile des einen Reviewer leicht das Urtheil eines andern entgegensetzen. Hier nur ein Beyspiel. Sie haben aus dem Critical Review ein hartes Urtheil über unsere Poesie citirt; ein sehr günstiges liefert dasselbe Journal im Anhang zum May bis Aug. 1796. Der Reviewer der Vossischen Luise beginnt seine vortheilhafte Anzeige auf folgende Art: „Schon oft haben wir Gelegenheit gehabt auf das hervorstechende Verdienst der Teutschen in jedem Fache der Litteratur aufmerksam zu machen, und mit Vergnügen bemerken wir unter uns die zunehmende Aufmerksamkeit auf die teutsche Sprache. Vorzüglich, fährt er fort, hat ihre Dichtkunst die höchsten Ansprüche auf unsere Be-

gen Blättern dieser Art findet (Proben davon liefert das Journal Frankreich); aber eben diese Kraft brachte ihm den Tod. Ein Verbot des Kais. R. P. A. war hinlänglich, die üppige Pflanze im ersten Aufkeimen zu ersticken.

Bekanntschaft; und der Umstand, daß es nicht weniger als vier Kompetenten gab, einer Bürgerschen Ballade Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist kein geringer Beweis, daß sie es verdiente. Längst hat sich Voß die Stelle des größten Meisters im Uebersetzen erworben, den je ein Land aufzuweisen hatte; und seine neuesten Schriften werden seinen Ruhm noch vermehren. Von seinen Verdiensten als Original-Dichter haben zwey Bände Schriften unbestreitbare Beweise geliefert; aber das Gedicht, das wir jetzt anzukündigen haben, hat die Sprache des Lobes arm gemacht." — Dergleichen günstige Urtheile von Engländern über unsre belletristische Litteratur sowohl, als über die wissenschaftliche, ließen sich noch mehrere aus den neuesten Zeiten anführen; daß es aber dem Engländer so schwer wird, Kants Verdienste anzuerkennen, befremdet weit weniger, wenn man auf den Kampf des Dogmatismus und Kritizismus in Teutschland selbst einen Blick wirft. Hier soll nur an die Stelle eines von Teutschen eingeführten und ausgebildeten Systems ein anders treten, dessen Urheber ebenfalls ein Teutscher war; — dort soll man althergebrachte Grundsätze von Filosofen, welche den Stolz des Landes ausmachen, mit einer neuen Lehre vertauschen, deren Studium nicht nur den ausländischen Ursprung gegen sich hat, sondern auch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, die selbst viele Landsleute des Urhebers ihr abgeneigt machen. Mit geringer Mühe ließen sich selbst aus teutschen Jour-

nalen eben ſolche Urtheile über die kritiſche Filoſofie ſammeln, als in der Flugſchrift Kantiſche Filoſofie in England vorkommen; die, wenn nicht mein Gedächtniß mich trügt, ihren Urſprung gröſtentheils einer ſehr ausführlichen Anzeige des Nitſchiſchen Werks im British Critic verdankt.

Hierauf, H. O. K. K., ſchränke ich mich vorläufig ein. Nur meine Achtung für Sie konnte mich bewegen, dieſe paar Worte jetzt und hier zu ſagen. Mehr darüber künftig an einem andern Orte.

J. S. Erſch.

Hamburg, im Nov. 1797.

Antwort an den Herrn Doktor Erſch in Hamburg.

Wer vermag es mehr, als Sie, mein H. Hr. D. den Grad der Hochſchätzung zu beſtimmen, den das Ausland teutſchem Verdienſte und Unverdienſte angedeihen läßt! Sie haben dieſer Würdigung ein eignes und in ſeiner Art einziges Werk gewidmet; Sie haben noch neuerlich durch Ihre France littéraire den Franzoſen ſelbſt gerechte Hochachtung gegen Ihre literariſchen Verdienſte abgezwungen. Ich laſſe mich daher von niemanden lieber, als von Ihnen widerlegen, und freue mich, weil ich es mir zur Ehre ſchätze, ein Teutſcher zu ſeyn, wenn Sie

Recht

Recht haben. Wirklich ſind mir auch ſelbſt ſeit kurzem einige nicht ganz unerhebliche Belege zur Hochſchätzung, die das Ausland unſern guten Schriftſtellern erweiſt, in die Hand gekommen. Dem wegwerfenden Urtheile einiger Londner Buchhändler darf ich z. B. ſogleich die glänzend gedruckte Ueberſetzung von Hufelands Kunſt das Leben zu verlängern entgegenſetzen, die ſo eben bey Bell, London 2 B. in 8. erſchienen, und im Critical Review mit lieberaler Anerkenung teutſches Verdienſtes angezeigt iſt. Allein ich möchte hierbey nochmals auf die zwey Punkte vorläufig aufmerkſam machen, die mich vorzüglich zum Niederſchreiben jenes Aufſatzes bewogen, welchem Sie Ihre Bemerkungen entgegenſtellen. Erſtlich kann mit allem, was Sie anführen, meine und des verkappten Franzoſen (in der Zeitſchrift Humaniora) Bemerkung ſehr wohl beſtehen, daß uns nichts übler anſtehe, als das ängſtliche Herumgucken ins Ausland, ob uns auch jemand dort überſetzen, oder — was unter zehn Ueberſetzungen gewiß neunmal der Fall iſt — verſtümmeln wolle? Auf dieſe echt teutſche Unart wollte ich in jenem Aufſatze auch von meiner Seite aufmerkſam machen, und ich füge noch jetzt hinzu, was ich aus dem Munde einiger der erſten Schriftſteller unſerer Nazion oft gehört habe: Wir ſchreiben nur für Teutſche und können unmöglich von dem Ausländer, wenn er uns erſt durch ein fremdes Organ kennen lernt, ſo verſtanden und aufgenommen werden, als wir wünſchen. Zweytens,

tens, die Wahl deſſen, wovon das Ausland allenfalls durch Ueberſetzungen Kenntniß nimmt, zeigt, im Ganzen genommen, ſo wenig Geſchmack und wahre Bekanntſchaft mit dem Werthe unſerer Litteratur, und hängt ſo oft vom blinden Ungefähr ab, daß ſtatt eines guten Buches, das einmal der Zufall einem erträglichen Ueberſetzer zuwirft, wenigſtens ſechs ſchlechten dieſe Ehre widerfährt, wodurch die Ausländer in ihren Vorurtheilen gegen unſere Litteratur nur aufs neue beſtärkt und verhärtet werden müſſen. Oder hat nicht eben jetzt, wo Huſeland einmal ſo glücklich war durchzudringen, auch die Ueberſetzung einer Bengeliſche Erklärung der Apokalypſe in England ihr Glück gemacht, ſo daß ſogar im Gentlemen's Magazin große Auszüge davon zu leſen ſind? und hat nicht der Profeſſor Robyſon in Edinburg aus den unter uns längſt vergeſſenen Gießner Annalen der Theologie erſt in dieſen letzten Monaten über die heilloſen Illuminaten in ganz England Lärm geblaſen, und ſeinen erſchrockenen Landsleuten von einer in Teutſchland noch exiſtirenden Bahrthiſchen Union (!) Wunderdinge erzählt? Verbitten wir uns doch lieber alle Dolmetſchungen, die dem lächelnden Ausländer nur unſere Blöſſen zeigen, und ſagen wir dann erſt, daß das Ausland gegen uns ungerecht ſey — und unſre Litteratur darf jetzt auf dieſe Gerechtigkeit wohl Anſprüche machen — wenn Gallier und Britten allgemein unſere Sprache lernen, nicht um darin vor der Fronte eines Regiments fluchen, oder

im

Agathon.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Geheimer Anſchlag, den Hippias gegen die Tugend unſers Helden macht.

Wir vermuthen, daß es einigen Leſern ſcheinen werde, Hippias habe in ſeinem Diſcurs bey Agathon einen gröſſern Mangel von Erfahrung und Kenntniß der Welt vorausgeſezt, als er, nach allem, was bereits mit ihm vorgegangen war, haben konnte. Wir müſſen alſo zur Entſchuldigung dieſes Weiſen ſagen, daß Agathon, aus Urſachen die uns unbekannt geblieben, für gut befunden habe, von dem glänzenden Theil ſeiner Begebenheiten, und ſogar von ſeinem Namen ein Geheimniß zu machen. Denn ſein Name war durch die Rolle, die er zu Athen geſpielt hatte, in den griechiſchen Städten allzubekannt worden, als daß er es nicht auch dem Hippias hätte ſeyn ſollen; ob dieſer gleich, ſeit dem er in Smyrna wohnte, ſich wenig um die Staatsangelegenheiten der Griechen bekümmerte, die er in den Händen ſeiner Freunde und Schüler ganz

wohl

im Winkel einer Schreibſtube mäkeln zu können, ſondern um unſere zweckmäßig abgefaßten Zeitungen und Journale zu leſen, und unſere beſten Schriftſteller aus der Quelle zu ſtudieren; wenn mit bewunderungswürdiger Vollſtändigkeit, um alles mit einem Wort zu ſagen, ein engliſcher Brüggemann bloß die teutſchen Ausgaben der Klaſſiker hererzählen, und ein franzöſiſcher Erſch Beyträge zu Meuſels gelehrtem Teutſchland liefern wird. Bis dahin ſey es mir noch immer erlaubt, mit dem teutſchen Klopſtock teutſchen Männern das Wort ſo oft es ſeyn kann, aufs neue zuzurufen: ſeyd nicht allzugerecht gegen das Ausland!

C. A. Böttiger.

Weimar, im Dec. 1797.

VI.

Auszüge aus Briefen.

Auswärtige Korreſpondenz.

I.

London, den 14. November 1797.

Burke's Name füllt noch immer alle Zeitblätter. Man hat drey verſchiedene Biografien von ihm. Der Buchhändler Rivington hält ſeinen handſchriftlichen

Nach-

Nachlaß auf alle Weiſe aus. Von den two Lettres on the Conduct of our domeſtic parties, including obſervations on the Conduct of the Minority during the ſeſſion of 1793. iſt ſchon die zweyte Auflage mit einer intereſſanten biograſiſchen Vorrede erſchienen. Es ſind nun aber auch ſchon ſeine ſämmtlichen Werke in 3 Quartbänden (3 Pf. 3 Sh.) ausgegeben, und gewiß, ſie können in keiner Sammlung zur Geſchichte der Revolution fehlen, da ſie die Stimme der durch miniſterielle Vorſpiegelungen irre geleiteten, loyalen Parthei am unverfälſchteſten enthalten.

An Appellazionen an den Patriotism der Britten bey vorwaltenden Umſtänden fehlt es nicht. Dergleichen iſt The voice of truth to the people of England of all ranks and deſcriptions, on occaſion of Lord Malmesbury's return from Liſle. Rivington (1 ſh. 6 d.)

Der neueſte Roman heißt Adeline de Courcy, London, Cadell 1797. 2 Vol. (6 ſh.) Die neueſte theatraliſche Unterhaltung gewährt ein Spektakelſtück, a Trip to the Nore (ein Abſtecher in die Nore), wo die perſpektiviſchen Vorſtellungen und Szenereien von Greenwich, der Nore, der königlichen Jacht, und vor allen die von den Holländern eroberten Schiffe, in der That ein ſehr impoſantes Schauſpiel gewähren. Ein betrunkener Greenwicher Invalide iſt dabey eine neue, ſehr beklatſchte Perſon auf dem brittiſchen Theater. Das Stück

wird

wird jetzt faſt alle Tage auf dem Drurylanetheater auf, geführt.

Nie iſt wohl eine Univerſitätswürde an einen würdigern Mann und mit größerm Rechte gegeben worden, als die neulich die Univerſität Glasgow dem vormaligen Stadtdirektor (Lord Provoſt) von Glasgow, dem jetzt zum Zeichen der allgemeinen Zufriedenheit zu einer Magiſtratsperſon von der Grafſchaft Middleſex oder London ernannten Patrik Colquhoun verlieh, indem ſie ihn zum Doktor der Rechte ernannt hat *).

Sir Charles Blagden, der bisherige Sekretair der königlichen Akademie, ein großer Kenner und Freund der teutſchen Sprache, hat ſeine Stelle niedergelegt.

Dr.

*) Es iſt der Verfaſſer des auch ſchon mehrmals in dieſer Zeitſchrift rühmlich erwähnten Werkes on the Police of the Metropolis, das in zwey Jahren 5 Ausgaben immer mit neuen Zuſätzen und Vermehrungen erhalten hat, eines Werkes, das mit dem richtigſten Scharfblick über die jedes menſchliche Gefühl empörenden Gebrechen der üppigſten Stadt, die die neuere Geſchichte kennt, die menſchenfreundlichſten Vorſchläge zur Milderung des Elends und des Laſters in dieſem Abgrund der Verderbenheit verbindet. Da das Werk wegen ſeiner lokalen Beziehungen im Ganzen faſt gar nicht zu überſetzen iſt, ſo werden wir die Leſer des Merkurs im künftigen Jahre mit einzelnen intereſſanten Bruchſtücken daraus zu unterhalten ſuchen.

B.

Dr. Gray, einer von den Trustees des brittischen Museums, wird wahrscheinlich dieß Sekretariat erhalten.

Wenn meine Ansicht nicht schief ist, so sind wir lange noch von dem Abgrunde entfernt, den die Franzosen und Holländer, aber bloß in ihren partheyischen Zeitungsnachrichten, um unsre paradiesische Insel ziehen. Der Staat, wie Sie besser wissen als ich, steht auf papierenen Kreditnen Stützen; aber da sein Fall den unglaublich reichen und wohlhabenden Statsbürger zerschmettern würde, so muß es noch gar sehr drunter und drüber gehen, ehe wir dahin gelangen, wohin das einöde, aber hoch und hohltönende Frankreich gebracht ist. Allein die Zeichen der Zeiten sind schlimm. Die Sitten sind so zügellos, die Entführungen junger Mädchen durch Greise, die Ehebrüche von Weibern, welche vier bis sechsmal Mütter gewesen, die Straßenräubereyen, die Bankerutte, die Hazardspielhöcher, die falschen Münzsorten, die steigenden Preise aller Sachen, die Taxen und ein langes et cetera — alles dieß, wenn ich es nur in dem kleinern Maaß betrachte, wie es in den Zeitungen erscheint, macht mich manchmal schaudern; ich wundere mich, daß ich noch eine Stunde länger in London bleiben kann. Aber dieß ist nichts gegen Irland. In Forens neulicher Rede heißt es: „Irland kann man nun bloß aus Privatbriefen kennen lernen, denn die Zeitungen wagen oder dürfen gar nicht mehr die Wahrheit schreiben.“ Nach allem, was man hört, ist dieß wahr. Mit jedem Paketboot

boote kommen Leute von dort her als Emigranten nach England. Der Soldat thut dort alles. — Und Pitt bleibt ſich bey allem dieſem immer gleich. In ſich verſchloſſen, weit ausſehend, droht er nie; er ſchlägt. Im Kabinette ſpricht er, ſagt man, wenig, aber alles verſtummt vor ſeinen Einſichten. Je mehr ich von dem Manne höre, deſto größer ſcheint er mir. Die Züge von ſeinem perſönlichen Muthe klingen, als ob man ſie aus einem alten Römer genommen hätte. Ich habe ſcharfſinnige Leute verſichern hören, daß er durch ſein Temporiſiren die pfiffigen Franzoſen gewiß überliſten würde. Dunkans glorwürdiger Sieg iſt eine der ſchönſten Federn in des Miniſteriums Krone, und man will ſagen, daß wir ohne dieſen einem traurigen Winter und einer gewiſſen Invaſion hätten entgegen ſehen müſſen. Wie der ganze Wirwarr enden wird, iſt ſchwer einzuſehen; aber man trägt ſich mit einer Aeußerung des Königs, welcher geſagt haben ſoll: „er werde der letzte König von England ſeyn, und ſein Sohn würde nicht den Thron beſteigen.“ — Niemand iſt mehr zu bedauern, als die nur an Hoffnung reichen Emigranten, welche alles verkauft hatten, und das gehaßte England verlaſſen wollten, als die neue Exploſion in Paris ſie auf immer ans Ausland kettete. Sehr viele ſind nach Amerika gegangen.

* * *

2.

Kopenhagen, den 4. Nov. 1797.

Das wichtigste ist, daß leider die dänische Preßfreyheit großen Einschränkungen nahe ist, und zwar durch die Schuld der Schriftsteller selbst. Es sind hier nemlich etwa ein Dutzend junger Männer, die erst seit kurzem aufgehört haben Studenten zu seyn, und nun schnelles Glück, wenigstens schnellen Ruf dadurch erwerben wollen, daß sie bey jeder Gelegenheit die wirklich milde und wohlthätige Regierung angreifen, und laut Revoluzion predigen. Die meisten sind Männer von großen Talenten, und das macht, daß man sich allgemein für sie interessirt, ohne übrigens ihre Behauptungen zu billigen. Mehr als einmal warnte man mich, nachdem man eine Lobrede auf einen von ihnen gehalten hatte, ihre Stimmung ja nicht für die Volksgesinnung zu halten. In der That befindet sich die Nazion unter der jetzigen Regierung so wohl, daß es für diesen Augenblick nicht möglich seyn würde, ihr Mißvergnügen einzuflößen; aber sollte man je, was der Himmel verhüte, die Maximen verändern, so könnten die Unruhstifter vielleicht bequemes Spiel haben. An der Spitze der Oppoſizion steht Konrad Malte Brunn, ein 22jähriger Dichter von einer unerschöpflichen ächt satyrischen Laune, der fließende schöne Verse macht, eben so schöne Prosa schreibt, und der Liebling, der Stolz der Nazion seyn würde, wenn seine Muse nicht so gefährliche Dinge sänge. Er war als Odendichter

dichter ſehr beliebt, als es ihm einfiel einen Ariſtokraten-Katechismus zu ſchreiben, — ein Meiſterſtück der Satyre, — und in einer andern Schrift, die ich aber nicht kenne, zu ſagen: wir wollen frey ſeyn, zum Trotz der Konſtituzion von 1660. Die Folge davon war, daß der Fiskal ihn anklagte, und Brunn nach der Inſel Hveen entwiſchte, wo er den Sommer damit hinbrachte, eine andere Schrift, die Fliegenklatſche, zu ſchreiben, und — ſeine Rückkehr zu ſolliciten. Sie ward ihm endlich erlaubt, aber kaum war er am Ende des Septembers hier angelangt, kaum hatte er angefangen ſeine Dankviſiten bey den Miniſtern zu machen, in denen er Verſprechungen gab und empfing, als ein neuer Vorfall ſeinen Dämon wieder erweckte. Er ſchrieb unter dem Titel: Tria juncta in uno, eine neue Schrift, die drey verſchiedene Aufſätze enthält. In einem derſelben läßt er einen griechiſchen Filoſofen den Ptolomäus Evergetes die neueſte Tagesgeſchichte von Kopenhagen erzählen. Natürlich ward der Fiskal wieder rege, und Brunn entfloh von neuem. Jetzt geht das Gerücht, er habe ſich erſäuft; hoffentlich eine Unwahrheit, denn immer wäre es ſehr Schade, wenn ein Jüngling von ſo großen Talenten, als Brunn zeigte, nicht Zeit behielte, von ſeinem Irrwege zurückzukommen. Jetzt iſt alles äußerſt gegen ihn erbittert, denn ſein Undank gegen die Miniſter iſt wirklich empörend. Ich war gegenwärtig als der Graf Schimmelmann die Nachricht erhielt,

daß B., den er schätzt, und den er noch vor ein paar Tagen äußerst freundschaftlich aufgenommen hatte, der Verfasser jener Piece wäre. Der edle Mann war vor Schmerz und Unwillen fast außer sich.

Der Vorfall, der Brunn zum zweytenmale strafällig zu werden reizte, war die Absetzung des Hof- und Stadtgerichts-Assessors Peter Collett, die Sie in der Hamburger Zeitung ohne Zweifel gelesen haben. Er hatte eine 5½ Bogen lange Beurtheilung von Birkners Werk, über Druckfreyheit und deren Gesetz, im Junius drucken lassen. Seine Schrift ward wenig gelesen, und war beynahe schon vergessen, als er durch einen Befehl der Kanzeley im Namen des Königs seines Amts entsetzt ward, „weil ein Mann, der zum Aufruhr anrathe, es „für erlaubt erkläre, die Regierung und Konstitution zu „verhöhnen und zu verspotten, behaupte, daß Beamte „nicht durch ihren Amtseid gebunden würden, und ein „tugendhafter Atheist das höchste Ideal menschlicher Kraft „und Vollkommenheit sey, unmöglich zum Richter taugen könne." Collett ließ diese Resolution drucken, und suchte in Anmerkungen zu beweisen, daß seine Worte uneigentlich ausgelegt wären ꝛc. Das ganze Publikum gerieth in Bewegung, fast alle Zeitschriften sprachen darüber, und jene Beurtheilung ward von neuem aufgelegt. Wer mit der Sache nicht unzufrieden war, tadelte wenigstens die Form des Verfahrens. Man erinnerte sich an

jene

jene Zeit, da ein anderer Bruun, ich glaube im Jahr 1786. zu hundert Thaler Strafe verurtheilt und zum Schulmeiſter geſchickt ward, ſich im Chriſtenthum unterrichten zu laſſen, weil er Erzählungen in Lafontaine's und Boccazens Geſchmack herausgegeben hatte; man gab ſatyriſche Kupferſtiche heraus ꝛc. Bald nachher entſtand ein zweyter Prozeß gegen einen Auditeur, der behauptet haben ſoll, die Souverainität ſey erſchlichen worden. Dieſe Vorfälle werden die Regierung bewegen, ein eigenes Geſetz für die Preſſe ergehen zu laſſen. Noch iſt es nicht erſchienen, aber man behauptet, daß es bald da ſeyn werde — In Teutſchland preiſt man die däniſche Freyheit der Preſſen, hier die teutſche. She's here, — she's there, — she's neverwhere!

Merkel.

* * *

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Von der Lahn den 6ten Nov. 1797.

Bey dem Wehen der Friedenspalme lebt in unſrer Gegend alles wieder auf. Der November wird zum May, und der Schimmer der ſchönſten Hoffnungen vergoldet ſeine Tage. Zwar ſind wir noch lange nicht wie

der im vollen und allgemeinen Genusse unsers Eigenthums, der Früchte unsers Fleißes, unserer Ruhe und Bequemlichkeit; zwar wechseln noch immer, außer den stehenden oder ewig erneuerten Einquartirungen, neue schwere Requisizionen und übermüthige Anforderungen ungezogener Kinder des Vaterlands mit der Freude tröstlicher Neuigkeiten, und dem Vergnügen ab, welches die Freygebigkeit dieses oder jenes Generals der höhern Klasse der Einwohner durch einen glänzenden Ball, oder der Umgang mit talentreichen und kultivirten Menschen (an denen bekanntlich die Armeen der Republik keinen Mangel haben) dem Freunde des Schönen und Guten gewährt; zwar bleibt es buchstäblich wahr, daß jede Woche, jeder Tag, neue Unglückliche macht, und daß man bis auf nächste Ostern eine ziemliche Anzahl von Menschen mehr am Bettelstabe wird gehen sehen, als wenn der Definitivfriede für Kaiser und Reich schon um die letztverwichenen abgeschlossen worden wäre: aber bey dem allen fühlen wir uns besser; die Symptome einer herannahenden allgemeinen Verzweiflung hören auf — und wo ist der Sohn des Jammers, dessen Auge sich nicht erhellte, wenn ihm ein Paar Tropfen von dem schmerzenstillenden Ueberreschen in Pandorens Büchse gereicht werden? Zudem haben wir von der besten Hand die gewissesten Versicherungen, daß unser guter Kaiser in dem Udinischen Frieden für das Teutsche Reich so wohl gesorgt habe, daß die Konstituzion und die gesetz

wohl verſorgt hielte. Da nun Agathon ſo ſorgfältig geweſen war, ihm alles zu verbergen, was einigen Verdacht hätte erweken können, daß er jemals etwas mehr als ein Aufwärter in dem Tempel zu Delphi geweſen; ſo konnte Hippias mit deſto beſſerm Grunde vorausſezen, daß er noch ein vollkommner Neuling in der Welt ſey, als weder die Denkungsart noch das Betragen dieſes jungen Menſchen ſo beſchaffen war, daß ein Kenner auf günſtigere Gedanken hätte gebracht werden ſollen. Leute von ſeiner Art können, in der That zehen Jahre hinter einander in der groſſen Welt gelebt haben, ohne daß ſie dieſes fremde und entlehnte Anſehen verliehren, welches beym erſten Blik verkündiget, daß ſie hier nicht einheimiſch ſind; geſchweige, daß ſie fähig wären, ſich jemals zu dieſer edeln Freyheit von den Feſſeln der geſunden Vernunft, zu dieſer weiſen Gleichgültigkeit gegen alles was die ſchwärmeriſchen Seelen Empfindung nennen, und zu dieſer verzärtelten Feinheit des Geſchmaks zu erheben, wodurch die Weltleute ſich auf eine ſo vortheilhafte Art unterſcheiden. Solche Leute können wohl Beobachtungen machen; allein da ihnen dieſer Inſtinct, dieſes ſympatetiſche Gefühl mangelt, mittelſt deſſen jene einander ſo ſchnell und zuverläßig ausfündig machen; oder deutlicher zu reden, da ſie von allem auf eine andre Art gerührt werden, als jene; und ſich, ſo ſehr ſie ſich auch anſtrengten, niemals an ihre Stelle ſezen können: ſo bleiben ſie doch immer in einem unbekannten Lande, wo ihre Erkenntniß nur bey Muthmaßungen ſtehen bleibt, und ihre Erwartung

graſiſche Integrität im Ganzen keiner Gefahr mehr ausgeſetzt ſeyn werden. Die öffentlichen Artikel dieſes Friedens, wie er von den beiden Räthen zu Paris ratificirt worden iſt, werden Sie bereits in den Tagesblättern geleſen haben. Es iſt um ſo weniger ein Grund vorhanden an ihrer Aechtheit zu zweifeln, da eben dieſe Artikel den oberſten Befehlshabern der franzöſiſchen Armee von Paris aus zugefertigt, und von ihnen in hieſigem Lande zuerſt durch den Druck bekannt gemacht wurden. Es bleibt nun alſo nichts als eine baldige Verſammlung des Kongreſſes in Raſtadt und die eifrige Betreibung und ſchleunige Beendigung des Friedensgeſchäfftes für unſer armes Teutſchland zu wünſchen übrig — welches im Grunde ſehr viel iſt. Möge nur kein gröſſerer oder kleinerer Geſchäfftsmann in irgend einer Provinz wohnen, der den Nahmen ſeines Fürſten mißbraucht, um unter die geladenen Gäſte neue Zankäpfel zu ſtreuen, durch die nie etwas geändert, aber wohl das Glück des Friedens verzögert, und Teutſchlands Siechthum immer gefährlicher gemacht werden kann. Möge dann aber mit den Qualen des Kriegs auch die innere Zwietracht, die Germaniens Eingeweide zerreißt, der Geiſt des unzufriedenen Uebermuths auf der einen und der Geiſt der Verfolgung und Willkühr auf der andern Seite — zwey Dämonen, die ſchon manchen guten Fürſten, wie manchem redlichen und aufgeklärten Staatsdiener ſo fürchterlich wurden — mögen ſie überall verſchwinden, wo ſie

entweder öffentlich umhergehn oder im Finstern lauern? Möge ein neues Blüthenalter der Teutschen Kraft, Thätigkeit, Verständigkeit und Kunst erwachen, worin, wie in dem größten Theile der schönen Periode vom siebenjährigen Kriege bis zum französischen, Fürst und Bürger an das große Werk der Aufklärung und Besserung gemeinschaftlich Hand anlegen, und so mit vereinten Kräften die Fundamente des allgemeinen und der besondern Staatsgebäude befestigen! Möge von der, zu nichts als zum Untergange edler Menschen oder ihrer eigenen Urheber und Beförderer dienenden Jakobinerjägerey in allen unsern, durch die Mäßigkeit und Gerechtigkeit der Regenten und den gebührenden Gehorsam der Unterthanen wie derbeglückten Ländern keine Spur mehr zu finden seyn!

Was aber auch Teutschlands guter Genius über seinen Erdkanton Gutes beschlossen haben mag, so bin ich gleichwohl überzeugt, daß noch mancher panische Schrekken die Herzen der Redlichen und manche eitle Freude die Gemüther der Uebelgesinnten in Bewegung setzen wird, bis es jedem frey steht, sich in dem nächsten besten Zeitungskomptoir die Rastädter Friedensartikel zu hohlen. In den öffentlichen Blättern wird schon präludiert. Aber die wahren Dissonanzen werden erst mit der Eröffnung des Kongresses angefangen. Dann werden Fantome aller Art den Tag verfinstern, und am Ende doch eine

glück-

glückliche Wahrheit ſtehen bleiben, die Teutſchland zwar manches nehmen, aber noch weit mehr geben und erhalten wird.

Neulich war General Augereau, Oberbefehlshaber der aus der Rhein- und Sambre-Armee zuſammengeſetzten Teutſchen Armee, bey uns. Wenn Sie den bekanntem Kopf des Julius Cäſar nehmen, ihm eine bleiche Geſichts-Farbe und ſchwarzes Haar in moderner Tracht geben, ihn auf einen ſtarken und anſehnlichen Körper ſetzen, und dieſen alsdann mit einer dunkelblauen Uniform bekleiden, die, ſelbſt mit Einſchluß der Stiefelränder, über und über in Gold geſtickt iſt, und endlich mit einem vergoldeten Pallaſch umgürten, ſo ſehen Sie Augereau, wie er ſich hier öffentlich gezeigt hat. Sein Gang iſt ernſt, ſeine Miene nachdenkend, ſeine Sprache wird zu Zeiten heftig. Es liegt etwas Großes in dieſem Menſchen, das ſich (zur Beſtätigung der Lavateriſchen Bemerkung) ſelbſt in ſeiner Handſchrift äußert. Er iſt ohne Zweifel eine der kräftigſten Stützen der Republik; ſeine Thaten in Italien ſprechen hinlänglich für ſeine militäriſchen Eigenſchaften. Ein Pariſer Journaliſt will dagegen auch wiſſen, daß er (ich ſetze hinzu, gleich andern großen Karakteren des Revolutionsſchauſpiels) nicht immer auf der Seite derjenigen ſtehe, die bey der größten Mäßigung nicht aufhören gute Republikaner zu ſeyn. Er ſucht ſeinem Vorgänger

Hoche

Hoche durch Gutheißung seiner Handlungen und Befehle alle mögliche Ehre zu erweisen. Er spricht gut Teutsch, und soll sich diese Fertigkeit und seine Kenntniß von Teutschland in vieljährigen, theils Oestreichischen, theils Preußischen Diensten erworben haben. Man wird nun sehen, ob die izige Bildung der Englischen Armee ihn zu neuen Lorbeeren rufen wird, da denen, die ihm in Teutschland zu Theil werden konnten, grade als er die Hand darnach ausstreckte, der Friede den Oelzweig unterschob.

Noch darf ich nicht vergessen die thätige Menschlichkeit und Billigkeit zu rühmen, mit der sich mehrere Generale der Republik, und nahmentlich der frugale Lefebre, angelegen seyn lassen, die auf den Einwohnern liegenden Verköstigungslasten zu vermindern. Man fühlt sehr wohl, wie drückend sie sind, und man thut vieles um die Mißbräuche und Excesse abzustellen, die sich übersehen lassen; ja, es sind nicht selten starke Operazionen einer guten Mannszucht zu erblicken. Ich bin auch noch besonders dem General Championnet das Zeugniß schuldig, daß er ein sehr liebenswürdiger Mann, und ein nicht bloß stiller, sondern auch freygebiger und wohlthuender Gast ist.

* * *

2.

Hannover den 1. Nov. 97.

Der Hr. v. Berlepſch hält ſich jetzt in Berlepſch auf, wird aber nun in ſeiner Sache ſelbſt als Schriftſteller auftreten, und hofft in alle ſeine Aemter wieder eingeſetzt zu werden. Er wird nächſtens mit einer doppelten Klage gegen Rehberg und Hrn. von Berg einkommen, und auf ſehr harte Beſtrafung ſeiner Gegner antragen. Zugleich ſammelt Berlepſch an Thatſachen gegen die Regierung und will eine Menge Ungerechtigkeiten ans Licht ziehen. Auf die Regierung und auf das Cell. Ob. Appell. Gericht hat auch der Herausgeber des 7ten Stücks das J. der leidenden Menſchheit einen ſtarken Ausfall wegen der Wedemeyerſchen Sache gethan. Gewiß werden beyde hohe Landeskollegien durch That und Handlung ſelbſt den beſten Gegenbeweis führen können. Unſer D. Stieglitz läßt jetzt eine Schrift drucken über die Verhältniſſe der Aerzte untereinander, und zum Publikum. Lentin, der an der Ruhr ſehr krank war, hat die ſtärkſte Praxis. Dr. Schäfer iſt an der Ruhr geſtorben. Markard hat gar keinen Ruf nach Berlin gehabt, aber man glaubt, er werde nach Kopenhagen kommen, wohin er itzt zur Kron-Prinzeſſin eingeladen worden iſt. Die Hannöv. Regierung hat eine treffliche Verordnung an die Poſtämter ergehen laſſen, die Fremden gut zu behandeln. Das aus dem Pageninſtitut wieder,

gebo-

geborene Georgianum ist noch im Werden. Man läßt noch nichts davon ins Publikum kommen. Die Neuadelichen und Bürgerlichen sind sehr dagegen. Der König hat eine Verordnung wegen dieser neuen Anstalt ergehen lassen, worinn er seine lieben Unterthanen aufmerksam macht, wie sehr er dadurch für das Wohl des Landes sorge. Man fürchtet, künftig würden die besten Stellen aus Georgianern besetzt werden. Die Läneburger Ritter-Academie kommt dadurch sehr herab. Der feine, höfliche, jeden mit Güte zuvorkommende Feder ist im Hanöv. sehr beliebt. Man meint, Sextro werde an Lessens Stelle berufen werden.

3.

Hamburg im November.

Sie kennen die Frau von Flahault als Verfasserin des lieblichen kleinen Romans: Adele de Senanges, welchen Huber nicht, wie man wünscht, übersetzt hat. Klopstock, der Freund der Verfasserin, pflegt zu sagen, es sey dieß fast der einzige Roman, den er mit einem sich immer gleichbleibenden Vergnügen bis zu Ende gelesen habe. Die edle Veranlassung, welche diesem zierlichen Werkchen das Daseyn gegeben hat, muß ich Ihnen schreiben. Sie wird Sie mit einer schönen Seele bekannt machen. Frau v. Fl. hat einen Sohn, an dem ihr Mutterherz mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit hängt. Bey ihrem Aufenthalt in England gab sie ihn

dort

dort in Penſion. Die einſt in Reichthum und Ueberfluß lebende Frau hatte jetzt nur 20 Piſtolen in ihrem ganzen Vermögen. Dieſe wollte ſie nicht angreifen, ſondern einzig zur Erziehung ihres Kindes verwenden. Um möglichſt wenig zu ihrer Subſiſtenz zu brauchen, nährte ſie ſich einzig von einer nahrhaften und ſehr wohlfeilen Art von Fiſchen. Da kommt ihr einmal der Gedanke ein, einen Roman zu vollenden, den ſie einſt zu ihrem Zeitvertreib angefangen, aber nicht für den Druck beſtimmt hatte. Sie verkauft die Handſchrift für 500 Piſtolen, und widmet nun dieſe anſehnliche Summe ganz der Erziehung ihres vielgeliebten und hoffnungsvollen Sohnes, den ſie ſeit einigen Jahren in dem Wichmanniſchen Erziehungs-Inſtitut in Celle erziehen läßt.

4.

Berlin den 26. Nov. 97.

— Zu meinem größten Vergnügen höre ich jetzt, daß man ſelbſt ſchon die Nothwendigkeit einer beſſern Einrichtung unſerer hieſigen mediciniſchen Lehranſtalten fühlt, und die hauptſächlichſten Mängel abzuſtellen willens ſey. Darunter gehört vorzüglich dieß, daß künftig die anatomiſchen Lekzionen des Kurſus nicht mehr von einem der Herrn Profeſſoren allein, auch nicht mehr dem Kandidaten lange vor Ablegung derſelben aufgegeben werden ſollen, auch ſoll dieſer nicht mehr ſelbſt die dazu erforderlichen Präparate machen; ſondern es ſoll ihm irgend

gend ein präparirter Theil vorgelegt werden, welchen er ex tempore demonstrieren muß. Aus dieser lobenswerthen Einrichtung, von welcher ich wünschte, daß sie nicht bloßer Plan bliebe, käme gewiß großer Nutzen, und eine Menge Mißbräuche würden wegfallen, welche bis jetzt die ganze Anstalt unnütz machen. Dabey würde die Zeit des Kursus verkürzt, und dadurch die andere Einrichtung, wovon ich Ihnen, wie mich dünkt, schon geschrieben habe, daß den Kandidaten künftig, statt des casus practici, ein Kranker in der Charité zur Behandlung gegeben werde solle, bequemer und anwendbarer gemacht. Indessen ließe sich doch noch immer fragen, ob der ganze Kursus, als anatomisches Examen betrachtet, bey einem andern als einem künftigen Fysikus so nöthig sey; und wenn auch dieß, ob eine Universität nicht das Nemliche in dieser Rücksicht leisten könne? Die ganze Einrichtung soll aber künftiges Jahr ihren Anfang nehmen. Die Nachricht, daß die Pépinière um 50 Subjekte solle vermehrt werden, bestätigt sich. Auch ist die Einrichtung gemacht, daß die Pensionair-Chirurge, aus denen die Regimentschirurge genommen werden, künftig nur aus dieser Pflanzschule gezogen werden. — Zu bemerken ist auch dieß, daß seit einiger Zeit über das bekannte Brownische System, welches hier eben keine Gönner hat, von einem Doktor Kraus Vorlesungen gehalten werden. — Der Herr Ben David hält diesen Winter Vorlesungen über das Kantische System.

Der

Der Aufſatz von ihm über die Elektricität an den Hr. Prof. Lichtenberg im Oktoberſtück des Berl. Archivs mag dem Publikum als Probe der Beſchäftigung der 2ten Litterariſchen Geſellſchaft dienen, von welcher ich Ihnen neulich ſchrieb. Sie hebt ſich durch gute Einrichtung und brauchbare neue Mitglieder immer mehr.

Ich verſprach Ihnen einiges über die Kunſtausſtellung zu ſchreiben, und werde, als Nichtkenner, meinem Verſprechen in ſo ferne Genüge leiſten, als ich Ihnen von einigen Stücken Nachricht gebe, welche am meiſten die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zogen. Dies urtheilte nun im Allgemeinen ſehr günſtig von der diesjährigen Ausſtellung, wie uns auch Hr Kosmann im neueſten Stücke der Denkwürdigkeiten berichtet, weswegen dieſelbe um 6 Tage verlängert wurde. Es erkennt faſt einſtimmig den Stücken des Hrn. Prof. Lütke, unter den Mahlereyen, und denen des Hrn. Dir. Schadow, unter den Bildhauerarbeiten, den Preis zu. Der Pinſel des erſtern lieferte zwey unnachahmlich ſchöne italiäniſche Landſchaften in Oel, welche zwar alle beyde nur Werke eines Meiſters ſind, unter denen aber das erſte, der Lago di Nemi, ſelbſt des Sujets wegen, das anziehendſte iſt. Es iſt eine Landſchaft, welche im Morgenlichte verjüngt hervorgeht, deſſen erſte Strahlen auf die Bäume und Hügel zur Linken des Sees fallen. Von den weſtlichen Bergen zieht die Nacht ſich zurück, und

die ganze Ebene ſcheint vom Pinſel des Mahlers eben aus ihrer Ruhe erwacht. Das Blau des Himmels iſt ruhig und rein, noch ungebleicht vom Mittagsſtrahle, und ſpiegelt ſich hell und klar auf der ebenen ſanften Waſſerfläche. Im Vordergrund zieht ein Bauer mit ſeinem Wagen und ein Mädchen, auf einem Maulthier reitend mit einem Tambourin, den Weg, der um den See führt; Figuren, welche durch das Leben, das ſie der Landſchaft geben, ſie deſto angenehmer machen. Die groſſe Einheit in dieſem Gemählde iſt, trotz ſeiner mannigfaltigen Gegenſtände, bewunderungswürdig; alles koncentrirt ſich auf dem See, der mit ſeiner klaren und milden Fläche in der groſſen Landſchaft, wie am blauen Himmel der Mond mit ſanftem Scheine glänzt. Das reine, und doch nicht blendende Licht, welches über die ganze Landſchaft gehaucht iſt, thut dem Auge unbeſchreiblich wohl. Das helle Waſſer des Sees iſt mit angenehmender Weichheit dargeſtellt; aber mehr noch zog der Schein des blauen Himmels, der ſich in ihm ſpiegelt, die Bewunderung auf ſich. Außerdem iſt mir kein Gemählde aufgefallen, welches ſo richtig und fein perſpektiviſch gezeichnet wäre. Es glänzte unter allen hervor, war auch in vorzüglichſtes Licht geſtellt. — Das Meiſterſtück des Hrn. Schadow iſt die marmorne Gruppe der jetzigen Königin mit ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Ludwig. Unſere ſchöne Königin ſchien überhaupt auch die Königin der Ausſtellung zu ſeyn, ſo oft war ſie in Lebensgröße und en medaillon

auf

alle Augenblike durch unbegreifliche Zufälle und unverhofte Veränderungen betrogen wird. Mit allen ſeinen Vorzügen war Agathon doch in eben dieſer Claſſe, und und es iſt alſo kein Wunder, daß er, ungeachtet der tiefen Betrachtungen die er über ſeine Unterredung mit dem Hippias bey ſich ſelbſt anſtellte, ſehr weit entfernt war, die Gedanken zu errathen, womit dieſer Sophiſt izt umgieng, deſſen Eitelkeit durch den ſchlechten Fortgang ſeines Vorhabens, und den Eigenſinn dieſes ſeltſamen Jünglings weit mehr beleidiget war, als er ſich hatte anmerken laſſen. Agathon, wenn er das würklich wäre, was er zu ſeyn ſchien, wäre (dachte der weiſe Mann nicht ohne Grund) eine lebendige Widerlegung ſeines Syſtems. Wie? ſagte er zu ſich ſelbſt, (ein Umſtand, der ihm ſelten begegnete) ich habe mehr als vierzig Jahre in der Welt gelebt, und unter einer unendlichen Menge von Menſchen von allen Ständen und Claſſen, nicht einen einzigen angetroffen, der meine Begriffe von der menſchlichen Natur nicht beſtättiget hätte, und dieſer junge Menſch ſollte mich noch an die Tugend glauben lehren? Es kann nicht ſeyn; er iſt ein Phantaſt oder ein Heuchler. Was er auch ſeyn mag, ich will es ausfündig machen. — — Gut! Das iſt ein vortreflicher Einfall! Ich will ihn auf eine Probe ſtellen, wo er unterliegen muß, wenn er ein Schwärmer, und wo er die Maske ablegen wird, wenn er ein Comödiant iſt. Er hat gegen Cyane ausgehalten, diß hat ihn ſtolz und ſicher gemacht. Aber das beweißt noch nichts. Wir wollen ihn auf eine ſtärkere Probe

ſezen;

auf Emaille und mit Paſtellfarbe abgebildet. Aber keine von allen dieſen Nachbildungen ſtellt ſie ſo genau und richtig, und mit ſo wahrer Grazie dar, als dies Kunſtwerk von Schadow. Das Portrait des Herrn Rath Tiſchbein zu Deſſau (unter No. 69) in Lebensgröße wird ihm gleichgeſetzt. Allein natürlich mußte das runde volle Bildwerk des Bildhauers vor dem bloß konvenzionellen Gemälde bey der Menge den Preis davon tragen. Ich weiß nicht, ob wir ſchon Verſuche weiblicher Statuen im neuern Koſtüme haben. Aber das fühle ich, daß das Griechiſche Gewand unſeren Schönen, die der Künſtler des Meißels werth hält, ſehr zu ſtatten kommt. Ohne dieß würde eine weibliche Statue ſich noch lächerlicher ausnehmen, als die übrigens nicht ſchlecht gerathene Statue Friedrich Wilhelms I. in altväteriſcher Uniform, mit ſteifem Hut und Kamaſchen, gegen dieſe ſchöne Gruppe abſticht. *) — Die vier ſchleſiſchen Gegenden von Herrn Reinhard, worunter der berühmte Zackenfall und Kuckelfall, ſind im ganzen nicht übel gerathen, ſie gehören wenigſtens mit unter die beſſern Landſchaftsgemählde. Ich weiß aber nicht, ob es der Gegenſtand, oder ein wenig Steifheit in der Ausführung iſt, die ſie ſo kalt und

*) Das Koſtum dieſer Gruppe von Schadow iſt nicht ganz antik, ſondern von dem Künſtler mehr nach eigener Fantaſie gearbeitet. Im künftigen Monatſtück durch die gütige Mittheilung des Meiſters ſelbſt mehr davon.

B.

frostig macht, — Die Gemählde des verstorbenen Dir. Rode sind gleich durch ihre Manier vor allen kennbar. Mag diese zu Nachtstücken ganz vortreflich seyn, oder mag durch sie bey Vorstellung von Schatten oder todten Körpern ein hoher Grad von Illusion hervorgebracht werden; so gefällt mir wenigstens das Stück unter N. 2, die Aufdeckung der Leiche des Darius, nicht. Es ist ein buntes Allerley ohne Einheit, ohne Karakter, ohne Haltung. Darius liegt übel verkürzt auf einem Wagen, und Alexanders Thränen (der außerdem hier ziemlich bejahrt erscheint) fließen gewiß nicht natürlich. — Das große, schöne Kniestück unter N. 31. verdient und erhielt allgemeinen Beyfall. — Ausgezeichnet zu werden verdient das Gemählde des Herrn Kügelchen: „Alfonso begräbt seinen alten Gefährten Oberon," vornehmlich wegen der schön gemahlten Cypressen, welche der Menge sehr gefielen. Aber der Himmel will ihm nicht gerathen. Die Luft ist wie mit Reif überzogen, auf beyden Stücken, und der Mond sieht etwas fieberhaft aus. — Die Stücke des Herrn Prof. Grätsch sind ihm gleich in der Anlage verdorben. Wenn Marius so auf den Trümmern von Karthago saß (N. 58.), so war es der Mühe kaum werth, daß seine Antwort nach Rom gebracht wurde! Das ist Marius nicht; es ist irgend ein gemeiner Römer, dem man es an den matten Augen und in den welken Muskeln ansieht, daß er eben einen Fieberparoxysmus gehabt hat. — Von der Madame Henri,

geb.

sium. Sein Fleiß ist groß, und er bezwingt durch ihn, was vielen hinderlich seyn würde. Platos Fädrus wird ihm bald vieles zu danken haben. — Vor etwa 3 Wochen war der Kapellmeister Reichard hier, und wurde von allen Prinzen sehr gut aufgenommen. Man vermuthete damals stark, daß er wieder würde berufen werden. Allein so viel ist gewiß, daß der König unter den drey ihm vorgeschlagenen Kompositeurs, Himmel, Righini und Reichard, dem erstern die Verfertigung der Trauermusik aufgetragen hat. Den Text verfertigt, auf Ramlers Empfehlung, der sich mit seiner Kränklichkeit entschuldigt, der Theaterdichter, Hr. Herklots. Auch der Professor Oberthür aus Würzburg hat sich eine Zeitlang hier aufgehalten. —

Jedem Menschenfreund muß die Nachricht angenehm seyn, daß ein großer Theil der Einwohner Berlins, Jüdischer Nazion, nicht bloß das frühe Beerdigen ihrer Todten unter sich abstellen, sondern selbst, durch die Errichtung eines der zweckmäßigsten Todtenhäuser, die Christen beschämen will. Es existirt hier nemlich schon seit einigen Jahren eine Gesellschaft unter dieser Nazion, die jetzt auch in fremden Ländern Mitglieder hat, und sich die Gesellschaft der Freunde nennt. Sie ist vom Könige bestätigt, und hat gegenseitige Freundschaft und Beystand aller Art zum Zweck. Diese hat jenen löblichen Vorsatz gefaßt, den sie trotz

aller

aller Hinderniſſe, welche ihr die Vorurtheile ihrer Nazion in den Weg legen, unter ſich ausführen will. Ich weiß, daß ſchon die zweckmäßigſten Vorſchläge dazu, unter andern vom Hrn. Doktor Oppenheimer, geſchehen ſind, welche wahrſcheinlich gedruckt werden. Möge ihnen ihr edles Unternehmen gelingen!

Die Errichtung der königlichen Tobaksadminiſtrazion, die der weiſe zögernde König wenigſtens für den Augenblick duldet, hat auch zu einem litterariſchen Streite Anlaß gegeben, welcher den Buchhändlern Felisch und Dieterich vielen Verdienſt verſchafft hat. Herr Prof. Kosmann ließ bey Dieterich zuerſt eine Schrift drucken: für und wider die Tobaksadminiſtrazion, eine nur zu einſeitige Brochüre, die er dem jetzigen Könige dedicirte. Da er in derſelben einiges hatte einfließen laſſen, was der Kaufmannſchaft beleidigend ſeyn konnte, ſo nahm ſich der Herr Gilden Sekretair Gründler der Zunft an, und ſchrieb dagegen einige ganz der Sache nach treffende Blätter, die aber wohl nicht Muſter einer litterariſchen Streitſchrift ſeyn dürften, unter dem Titel: Prüfung und Berichtigung der Betrachtungen des Herrn Kosmann ꝛc. bey Felisch. Kosmann, deſſen gelehrter Stolz in jener Schrift gekränkt war, ſchrieb nicht nur eine Beantwortung, ſondern belangte auch Herrn Gründler gerichtlich, da unterdeſſen ihn die Zunft

ſchon verklagt hatte. Kosmanns Mitverbundener in den Brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten, Herr Kriegsrath Fiſchbach hielt es für Schuldigkeit, ins Mittel zu treten, und ſchrieb gleichfalls eine Prüfung des Murrens wider die Tobaksadminiſtrazion. Die Helden tummelten ſich zum Vergnügen des Berliner Publikums weidlich herum, mit Waffen, die ſonſt auf literariſchen Kampfplätzen auſſer Mode gekommen ſind; denn auch Gründler erließ noch ein Sendſchreiben an Herrn Kosmann in Ciceronianiſchem Styl (ſo lautet würklich der Titel), aber eben nicht im freundſchaftlichſten Tone. Vor etwa 3 Wochen erſchien eine Schrift, die über alle drey Recht ſprach: Kosmann, Fiſchbach und Gründler; oder wer von ihnen hat Recht? von L*,*; und jetzt noch kömmt ein Pamflet nach, welches übrigens das vernünftigſte zu ſeyn ſcheint: von welchen Grundſätzen muß man ausgehen, wenn man über die Tobaksadminiſtrazion urtheilen will? bey Maurer. Das Publikum, welches von dem wohlfeilen Naſen- und Zungenkitzel ganz erſtaunlich viel hält, nimmt an dem Streite den lebhafteſten Antheil, und eine Streitfrage, die für die preußiſchen Staaten weit wichtiger iſt, als der Ausländer ſich vorſtellen kann, erhält durch dieſe Frikzion immer mehr Aufklärung.

J.

5.

Berlin den 27. Octobr. 1797.

Der Bau eines Tempels für Friedrich II. unterbleibt. Man wird ſich vor jetzt mit einer Statue zu Pferde begnügen, obgleich der neue König ſelbſt noch als Kronprinz den Plan des Hr. Hirt mit Beyfall geſehen hat. Aber als König hat er jetzt erklärt: „der Staat ſey nicht reich genug, die Koſten eines ſolchen Gebäudes tragen zu können. Es wären noch viele Verbeſſerungen in der Kultur zu machen, und dafür müſſe eher geſorgt werden, als für ein ſo theures Monument.“

Erwarten Sie übrigens nicht, daß Sie jetzt ſchon von groſſen Staatsveränderungen, Miniſterwechſel u. ſ. w. von hier aus hören werden. Unſer neuer König weiß, wie leicht etwas zerrüttet werden kann, und wird nicht eher in einzelnen Theilen ändern, als bis er das Ganze zu überſehn gelernt hat. Und daran fehlt es ihm wahrlich weder an Willen, noch an Kraft. An der letztern zweifelt niemand, der das Glück hatte, ihm näher zu ſeyn. Beſonders iſt ihm ſein Gedächtniß ſo auſſerordentlich treu, daß er nach vier und mehreren Jahren ſehr beſtimmt weiß, was man ihm geſagt hat. Die Leute, die als Deputirte verſchiedener Korporazionen Audienz beym Könige gehabt haben, bewundern alle die genaue Kenntniß des Details, die er in ſeinen Bemerkungen zeigte. So fragte er z. B. die Magdeburgiſchen

Kaufleute: „Der Handel iſt bey Ihnen ohne Zweifel zeither ſehr beträchtlich geweſen?“ — Ja, Ew. Maj. aber jetzt da wieder Friede iſt, wird er ſich vermindern. — „Während des Krieges hatten Sie doch nur meiſtens Tranſitohandel. Sie müſſen ſich nur Mühe geben, daß Magdeburg ſeinen eigenen Handel verbreitet.“ Als der O. K. Rath Sack neulich mit den übrigen Oberhofpredigern Audienz bey ihm hatte, beantwortete er alle einzelne Punkte der Anrede ſehr beſtimmt, und ließ ſich dann mit Hr. Sack in eine detaillirte Unterredung ein. „Sagen Sie mir doch, wie iſt es mit den Domkandidaten, von welchen immer einige auf Reiſen ſind?“ Er erkundigte ſich darauf, wie alt das Inſtitut ſey? wer es geſtiftet habe? u. ſ. w.

Noch immer ſpricht der König jeden, der ihn ſprechen will. Das kann er aber unmöglich in der Folge aushalten. Wenigſtens wird er, wie Joſef II. gewiſſe Tage in der Woche dazu beſtimmen müſſen. Die hieſige Judenſchaft hat ihm ſchriftlich Glück gewünſcht, und dabey geäußert: ſie hätten es nicht gewagt, perſönlich vor ihm zu erſcheinen. Bald nachher bekamen ſie eine ſchriftliche Antwort, worin es heißt: er würde ſie auch perſönlich gern ſehen. Der König hat ſehr freundlich mit ihnen geſprochen, und ihnen zuletzt geſagt: nun müſſen Sie auch noch zu meiner Gemahlin gehen.

Die

Die hohe Simplizität, und die zärtlichen, rührenden Familienverhältniſſe, die der König ganz ſo beybehält, wie er ſie als Kronprinz nicht zur Schau ſtellte, ſondern zum wahren Genuß häuslicher Freuden benutzte, müſſen bald auch auf die Reſidenz und alle Bürger unſers Staats einen geſegneten Einfluß äußern. Der König läßt die Zimmer im Schloſſe ſo einrichten, daß er mit ſeiner Gemalin und ſeinen Kindern ungetrennt zuſammen wohnen kann. Seine Familientafel iſt die vorige. Er geht zu Fuße aus dem kronprinzlichen Palais, was er jetzt noch bewohnt, zur Kour ins Schloß. „Gegen den Luxus, hat er neulich laut geäußert, läßt ſich kein vernünftiges Geſetz geben. Ich will in dieſem Stück ein Beiſpiel ſeyn, und es wird mich freuen, wenn man es in meinem Lande befolgt.“ Er ſteht ſchon um 5 Uhr des Morgens auf, und bald darauf kommt der einzige bis jetzt vortragende Kabinetsrath Menke (der ſchon unter Friedrich II. Kabinetsſekretair war) zum Vortrage, wo die Geſchäfte um ſo gehäufter ſeyn müſſen, da jetzt der König auch alles nacharbeitet, was ſeit dem 8ten Oktober noch unter der Krankheit ſeines Vaters liegen geblieben iſt.

Eine Aeußerung des Königs in Betreff der Staatsoffizianten muß ich Ihnen noch mittheilen. „Er wiſſe ſehr wohl, daß mancher geheime Rath drey und mehrere Aemter an ſich gerafft habe, und 5, bis 6000 Thaler

Beſoldungen ziehe, aber die Arbeit unmöglich alle beſtreiten könne, ſondern ſie von Subalternen machen laſſe, die ſich mit 300 Thalern kümmerlich behelfen müßten. Das ſolle abgeſtellt werden. Jeder Offiziant ſolle leben können, und keiner mehr Arbeit haben, als er zu beſtreiten im Stande ſey." Nicht lange vor Friedrich Wilhelms II. Tode ſtarb der geh. Finanzrath v. Arnim, der unter andern Geſchäfften auch die Sachen des groſen Potsdammiſchen Waiſenhauſes zu beſorgen hatte, und dafür aus der Kaſſe derſelben eine Zulage von 400 Thalern bekam. Als man dem neuen König vortrug, daß der Nachfolger dieſe 400 Thaler zum Beſten des Inſtituts zurückgeben könnte, ſagte er: „Nein! wer für das Inſtitut arbeitet, muß auch dafür bezahlt werden!" Ueber die Armee hat der König mehrmals geäuſert: „Er wolle eine ernährte Armee haben, die ihn liebe, und auf die er ſich verlaſſen könne."

Ungeheuern Aufwand foderte bis jezt das Baudepartement. Der neue König hat dem als Schriftſteller, Lehrer und ausführender Baumeiſter gleich verdienten Geheimen Oberbaurath Gilly ſein ganzes Zutrauen geſchenkt, in dem das Publikum längſt einen ſehr redlichen und unbeſtechbaren Mann verehrte. *)

Hier

*) Eins der gemeinnüzlichſten, nicht aus Fantaſieſpielen ſondern aus Erfahrung entſprungenen Werke in der bür-

ſezen; wenn er in dieſer den Sieg erhält, ſo muß er — ja, ſo will ich meine Nymphen entlaſſen, mein Haus den Prieſtern der Cybele vermachen, und an den Ganges ziehen, und in der Höle eines alten Palmbaums, mit geſchloßnen Augen und den Kopf zwiſchen den Knien, ſo lange in der nehmlichen Poſtur ſizen bleiben, biß ich, allen meinen Sinnen zu troz, mir einbilde, daß ich nicht mehr bin! — Diß war ein hartes Gelübde; auch hielt ſich Hippias ſehr überzeugt, daß es ſo weit nicht kommen würde, und damit er keine Zeit verſäumen möchte; ſo machte er noch an demſelbigen Tag Anſtalt, ſeinen Anſchlag auszuführen.

Zweytes Capitel.

Hippias ſtattet einer Dame einen Beſuch ab.

Die Damen zu Smyrna hatten damals eine Gewohnheit, welche ihrer Schönheit mehr Ehre machte als ihrer Sittſamkeit. Sie pflegten ſich in den warmen Monaten gemeiniglich alle Nachmittage eines kühlenden Bades zu bedienen, und, um keine lange Weile zu haben, nahmen ſie um dieſe Zeit die Beſuche derjenigen Mannsperſonen an, die das Recht eines freyen Zutritts in ihren Häuſern hatten. Dieſe Gewohnheit war in Smyrna eben ſo unſchuldig als es der Gebrauch bey unſern weſtlichen Nachbarinnen iſt, Mannsperſonen bey der Toilette um ſich zu haben; auch kam dieſe Frey-

Hier laſſen ſich alſo ohne alle kleinlichen Erſparungen manche anſtändige Einſchränkungen hoffen. Denn daß der neue König da, wo der Anſtand Pracht fodert, auch dieſe wünſche, beweiſt unter andern ſein Reglement wegen

bürgerlichen Baukunſt iſt das in dieſem Jahre von Hr. Geh. Rath. Gilly herausgegebene Handbuch der Landbaukunſt, vorzüglich in Rückſicht auf die Konſtruktion der Wohn- und Wirthſchaftsgebäude, Berlin, Vieweg. 1. Theil mit 26 treflich illuminirten Kupfern. in gr. 4. Dies Werk zeichnet ſich nicht bloß durch praktiſche Vollſtändigkeit, ſondern auch durch Gründlichkeit und Neuheit der Ideen aus, wovon unter andern die in mehrern Theilen des Werks unwiderleglich gezeigte Vortreflichkeit der Bauart durch Lehmpatzen zum Beweiſe angeführt werden kann, und wozu die auch in dieſem Jahre von eben dieſem Verfaſſer herausgegebene mit 8 illuminirten Kupfern erläuterte Abhandlung Ueber Erfindung, Conſtruction, und Vortheile der Bollendächer, Berlin, Vieweg. in gr. 4. gleichſam einen Anhang macht. Es iſt Pflicht des teutſchen Patrioten, zur Bekanntmachung eines ſolchen Werkes, ſo viel ein jeder kann, beyzutragen. Es werden tauſend Wohnungen der Landleute und Wirthſchaftsgebäude gegen ein Haus, wobey der Architekt höhere Kunſtfoderungen erfüllen kann und darf, nöthig. Wer den Armen, dem Landmann bequeme und dauerhafte Häuſer erbauen hilft, iſt ein Wohlthäter der Nazion, nicht der brandenburgiſchen, nicht der ſächſiſchen, ſondern der teutſchen.

gen der Todtenfeier auf den verſtorbenen König, wozu er 20,000 Thaler mit dem Bedeuten angewieſen hat, daß es ihm zwar lieb ſeyn werde, wenn man damit ausreiche, daß er aber wünſche, daß alles mit Geſchmack und Anſtand eingerichtet werden möge. Das feierliche Leichenbegängniß iſt den 11. December. Sontags nachher wird die Gedächtnißpredigt über den Spruch: Ehre dem Ehre gebührt, gehalten werden. Die Beſorgung des Trauerzimmers auf dem königl. Schloſſe und die Dekorazion in der Domkirche haben unter der Direkzion des durch das geſchmackvolle Ameublement des kronprinzlichen Palais ſchon hinlänglich als Kenner in dieſem Fache gekannten Herrn Hofmarſchalls v. Maſſow und des ſchon benannten Geh. R. Gilly, die Herrn Bock und Gentz erhalten, die auch ſelbſt eine Beſchreibung davon mit Kupfern in lavirter Manier angekündigt haben. Nach allem, was ich bis jetzt davon ſah, darf ich in voraus verſichern, daß dießmal hohe, antike Simplizität und wahrer Geſchmack nicht von prunkender Steifheit zu Boden gedrückt, ſondern ein Muſter aufgeſtellt werden wird, wie die Dekorazionskunſt eine ſolche Aufgabe zu löſen habe. *)

Flug-

*) Hr. Hofbauinſpektor Gentz hat ſchon durch eine kleine Probe: Briefe über Sicilien, in der neuen teutſchen Monatſchrift (Berlin, Vieweg) 1795. Decemb. S. 314. ff., wo über die von ihm ſelbſt aufs genaueſte unterſuchten Tempelruinen von Segeſt und Se-

li-

Flugschriften und Gelegenheitsbroschüren sind bis jetzt noch fast gar nicht erschienen. Man freut sich der heiter aufstralenden, Wärme und Fruchtbarkeit versprechenden Morgensonne, und sieht und hört lieber, als daß man läse und schriebe. Doch ist ein sehr merkwürdiger Brief an den König gedruckt, aber noch nicht öffentlich ausgegeben, ob gleich gar nicht zu zweifeln ist, daß er mit Bewilligung des Königs selbst werde verkauft werden. Der Verfasser ist der Bruder des eben genannten Baumeisters Gentz, der als Schriftsteller und Geschäftsmann allgemeingeschätzte Kriegsrath Gentz. Ihm ziemt es um so mehr freymüthig zu sprechen, da er laut seine Mißbilligung der französischen Revoluzion erklärt, und bey jeder Gelegenheit seine ungeheuchelte Loyauté bewiesen hat. *) Einige merkwürdige Stellen aus jenem Briefe verdienen vielleicht auch hier eine Stelle.

§ 7.

likunt in Sicilien vielleicht der feinste Kenner sprichtden wir nach so vielen vorhergängigen Beschreibungen darüber hören können — hinlänglich bewiesen, welchen scharfsinnigen Künstler und Gelehrten sein Vaterland in ihm besitze, und dadurch bey allen, die so etwas schätzen können, den lebhaftesten Wunsch erregt, daß er seine Bemerkungen sowohl über Sicilien und Italien, als über England aus seinen reichen Portefeuilles dem Publikum mitzutheilen Zeit und Lust haben möge.

B.

*) Seine geschmackvollen Uebersetzungen des Burke und Jucknois, seine scharfsinnigen, und durch den Erfolg bestätigten

Kri-

„S. 7. Es giebt in dem Zeitalter, worinn wir leben, „nur eine einzige ächt schmeichelhafte Art, einen Mo„narchen zu verehren — daß man ihn nicht für unwürs„dig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine ein„zige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen, daß „man sie ihm keinen Augenblick verhülle.“ Dieß aus der Einleitung. Aus dem Schreiben nur selbst die Stelle über Preßfreyheit. Doch, des Zusammenhanges wegen, auch die vorhergehende Stelle S. 20. „Unter „Ewr. Majestät erhabenem Schutze müsse alles, was „nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden „sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil „auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum „Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, „den ihm seine freye Wahl vorzeichnete. Kein ab„schreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, „kein kleinlicher Nothhelf eingebildeter Besorgnisse, keine „Ein-

Kritiken der neuesten franz. Konstituzion sind gewiß keinem gebildeten Leser dieser Monatschrift unbekannt. Daß wir eine schon vollendete Geschichte der Maria Stuart, und eine durch Jahrelange Vorbereitung gereifte Geschichte der franz. Revoluzion von ihm zu erwarten haben, darf wohl auch im voraus laut gesagt werden, da er nicht zu den Schriftstellern gehört, die ungeschriebene Bücher ankündigen, sondern mit unermüdeter Forschbegierde seinem Werke bedächtige Ausbildung zu geben wünscht, kurz, wie Thucydides sagt, ein κτῆμα ες ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα vor Augen hat. Möge es ihm nie an Muße dazu gebrechen! D.

„Einmiſchung in die Privatinduſtrie durch unnütze Re„glements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den „Kaufmann, aus ſeinem mit Freyheit hervorgebrachten „Produkt den gröſtmöglichen Gewinn zu ziehen. Was „reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um ſich „verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staats „und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen „mitwirken ſoll, — muß den Zwang nicht einmal fürchten, „viel weniger fühlen.“

„Von Allem aber, was Feſſeln ſcheuet, kann nichts „ſie ſo wenig ertragen, als der Gedanke des Menſchen. „Der Druck, der dieſen trifft, iſt nicht bloß ſchädlich, „weil er das Gute verhindert, ſondern auch, weil er uns „mittelbar das Böſe befördert. Von Religionszwang „darf hier nicht mehr die Rede ſeyn. Er gehört zu den „veralteten Uebeln, worüber — nur noch ſeichte Schwä„her deklamiren. Mit der Freyheit der Preſſe „verhält es ſich anders. Von einer falſchen, durch die „Zeitumſtände wenigſtens entſchuldigten Anſicht geleitet, „könnten hier ſelbſt weiſere Männer ein Syſtem begün„ſtigen, welches, aus ſeinem wahren Standpunkte betrach„tet, dem Intereſſe der Regierung nachtheiliger iſt, als „es je, auch in ſeiner ſchlimmſten Ausdehnung, den „Rechten des Bürgers werden kann.“

„Was, ohne alle Rückſicht auf andre Gründe, jedes „Geſetz, welches Preßzwang gebietet, ausſchlieſſend und

„peremtoriſch verdammt, iſt der weſentliche Umſtand, daß „es, ſeiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden „kann. Wenn neben einem jeden ſolchen Geſetze nicht „ein wahres Inquiſizions-Tribunal wacht, ſo iſt es in „unſern Tagen unmöglich, ihm Anſehen zu verſchaffen. „Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, iſt „ſo groß, daß jede Maaßregel, die ſie beſchränken will, „vor ihr zum Geſpötte wird. Wenn aber Geſetze dieſer „Art auch nicht wirken, ſo können ſie doch erbittern; und „das iſt eben das Verderbliche, daß ſie erbittern, ohne „zu ſchrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche „ſie gerichtet ſind, zu einem Widerſtande, der nicht im„mer nur glücklich bleibt, ſondern am Ende ſogar rühm„lich wird.“

Zum Schluß für heute ſchicke ich Ihnen noch eine Liſte von dem Vermögen der in Potsdam gefänglich ſitzenden Gräfin v. Lichtenau, deren Aechtheit ich Ihnen freylich nur dadurch verbürgen kann, daß ſie hier allgemein für ächt gehalten wird:

800,000 Rthlr. in der Amſterdamer Bank.
200,000 — in der Londner Bank.
300,000 — in Juwelen.
30 ¼ Centner Silber.
30,000 baar. — Dazu kommt das Palais in Berlin unter den Linden, unſtreitig das prächtigſte Privathaus in Berlin, ein Quarré mit ſehr langen Seitenflügeln, und dahinter ein von der Frau Gräfin erbautes Schau-

ſpiel-

ſpielhaus; eine Villa zu Charlottenburg mit einem weitläuftigen Park, ein ſehr großes Mobiliarvermögen, und mehrere vom König Friedrich Wilhelm II. ihr geſchenkte Landgüter, ſo daß man das ganze Vermögen ungefähr auf 3 Millionen ſchätzen kann.

VII.
Durchflüge.

6.
Romane.

Wenn das Jahr 1797 ſo überfließend reich an edlen Bacchusgaben geweſen wäre, als an einer geſegneten Romanerndte, was müßte das für ein unvergleichliches Weinjahr geworden ſeyn! Gewiß, man hätte, wie es bey außerordentlichen Weinerndten in Ungarn Gebrauch ſeyn ſoll, den Moſt aus Mangel an Gefäßen in wohlverwahrten Ciſternen aufheben müſſen! So aber ſcheint vielmehr die ungeheure Fruchtbarkeit des letztbenannten papiernen Artikels auf Mißwachs und Theuerung des erſtern, geiſtigern Produktes in mehr als einer Beziehung hinzudeuten. Denn könnten es die Proletarier unter den Romanfabrikanten auch nur bis zu einer Flaſche alten Stein- und Rheinwein bringen, ſo würden ſie dem ers

niedrigenden Gewerbe, Bier und Kaffee gegen ihre gleich bey der Geburt zum Makulaturtode reifen Sterblinge einzutauschen, irgend ein anderes Geschäft mit tausend Freuden vorziehen. Doch dem sey nun wie ihm wolle, die Weidemannische Buchhandlung verdiente ein eigenes Belobungsdekret von unserm unsichtbaren literarischen Amfiktyonenrathe, daß sie im verbesserten Meßkatalog diesen leichten, und doch so begünstigten Truppen unserer Literatur einen eigenen Platz, wäre es auch nur, um der Sicherheit willen, hinter der Fronte beym Troß und Gepäcke anwies. Es gewährt den Liebhabern solcher Evolutionen ein ganz eigenes Vergnügen, dieß vielköpfige, bunte Geschwader so in Rotten und Fähnlein abgetheilt neben einander aufmarschieren zu sehen, und es wäre unstreitig die handgreiflichste Unwahrheit und Lästerung, wenn jemand auf diese in Reih und Glied sich so munter schwenkenden Ehrenmänner die bekannte Schilderung anwenden wollte, die dort Falstaff von seinem Stich- und Schußfesten Krepkorps macht, oder gar die berühmten, und vom Horaz schon auf die Wortkritik angewandten Verse Homers auch hier parodiren wollte:

Wie die Blätter des Waldes, so sind der Romanen Geschlechter;
Dieß entschüttelt der Wind der Kritik, und wieder entsprossen
Andre dem Meßkatalog in lieblichen Tagen des Lenzes.

Bey so bewandten Umständen wird niemand so unbillig seyn, unserm Götterbothen, der so schon alle Hände

de voll zu thun hat, auch hier einen ganzen Transport von abgeſchiedenen Romanen zum Geleite ins Schattenreich aufzuhalſen. Er hat es hier nur mit Lebenden zu thun, oder ſolchen, die ihm wenigſtens alle Anzeigen zu einer gedeihlichen Lebensdauer zu haben ſchienen. Aber auch hier muß er auf alle Vollſtändigkeit Verzicht thun. Er nennt nur, was ihm gerade zunächſt lag, und hofft Unterlaſſungsſünden bald bey einer andern Gelegenheit wieder gut zu machen.

Der Nahme Rechlin iſt aus einem unſerer beſten Muſenalmanache ſchon vortheilhaft bekannt Mehr um dem zu früh hingewelkten, hoffnungsvollen Verfaſſer eine Blume auf ſeinen Grabhügel zu ſtreuen, als um ein vollendetes Kunſtwerk ſeiner Kompoſizion anzuführen, nennt der Merkur eine kleine, aber unterhaltende Erzählung, die erſt nach ſeinem Tode erſchien: Der Wunderbare, von K. Rechlin. Lübeck, Bohn 1797. 275 S. in 8. Die Szene iſt in Italien, und in der warm kolorirten Zeichnung glaubt man wirklich hier und da die Lokalfarbe jenes glücklichen Himmelſtrichs zu entdecken. Die Geiſtermummerey iſt gut angelegt, und erinnert an ein berühmtes Original, ohne durch ſklaviſche oder lächerliche Nachahmung zurückzuſtoßen. Der Knoten iſt durch Banditen und Pfaffenbetrug geſchürzt. Man würde ganz befriedigt ſeyn, wenn er am Ende mehr gelöſt als zerſchnitten würde. Aber auch ſo erhält dieſer kleine Roman voll guter Darſtellung, in edler, nur ſel-

ten etwas zu hochaufſchwellender Sprache, den Leſer bis ans letzte Blatt in Spannung, und iſt gewiß nicht die undankbarſte Lektüre in einem langen Winterabend.

Julchen Grünthal, eine Penſionsgeſchichte, wurde gleich bey ihrer erſten Erſcheinung mit verdientem Beyfall aufgenommen. Man fand, daß die Verfaſſerin, der es in Berlin nicht an Originalen zu ſolchen Gemälden fehlen konnte, recht nach dem Leben gemahlt habe. Es erſchien eine ſehr fehlgeariffene Fortſetzung von einer fremden Hand. Jetzt giebt die wahre Verfaſſerin eine völlige Umarbeitung des erſten Theils, und einen ganz neuen zweyten und letzten Theil: Julchen Grünthal, dritte durchaus veränderte Ausgabe. Berlin, Unger 1798. 2 Bände mit Kupfern und Vignetten von Chodowiecki. Alles erhält nun ſein volles Recht. Julchen trägt am Ende als Erndtekönigin den Kranz, wird und macht glücklich. Die Bekehrungs- und Beſſerungsgeſchichte der leichtſinnigen, aber nicht boshaften Heldin des Romans iſt mit einem tiefen Blick ins weibliche Herz niedergeſchrieben, und ſelbſt die im zweyten Theil etwas unvermuthet eintretenden neuen Perſonen belohnen uns für die kleine Mühe, erſt ſo ſpät Bekanntſchaft mit ihnen machen zu müſſen. Was die achtungswürdige Dichterin ſelbſt ſagt, ſie ſchreibe nur für einige Mitbürgerinnen, zu deren Veredlung ſie gern mitzuwirken wünſcht, wird ihr nicht fehlſchlagen. Es ſind Sze-

nen

heit nur den Freunden zu ſtatten, und, den beſondern Fall ausgenommen, wenn die hartnäkige Blödigkeit eines noch unerfahrnen Neulings einiger Aufmunterung nöthig hatte, waren die Liebhaber gänzlich davon ausgeſchloſſen. Unter einer groſſen Anzahl von Schönen, bey denen der weiſe Hippias dieſes Vorrecht genoß, war auch eine, die unter dem Namen Danae den erſten Rang in derjenigen Claſſe von Frauenzimmern einnahm, die man bey den Griechen Freundinnen, oder noch eigentlicher Geſellſchafterinnen zu nennen pflegte. Dieſe Gattung von Damen war damals unter ihrem Geſchlecht, was die Sophiſten unter dem männlichen; ſie ſtunden in keiner geringern Achtung, und konnten ſich rühmen, daß die vollkommenſten Modelle aller Vorzüge ihres Geſchlechts, wenn man die ſtrenge Tugend ausnimmt, die Aſpaſien, die Leontium und die Phrynen ſich kein Bedenken machten von ihrem Orden zu ſeyn. Was die Danae betrift, ſo machten die Mannsperſonen zu Smyrna kein Geheimniß daraus, daß ſie, ihrem Urtheil nach, an Schönheit und Artigkeit alle andre Frauenzimmer, galante und ſpröde, tugendhafte und andächtige, übertreffe. Es iſt wahr, die Geſchichte meldet nicht, daß die Damen ſich ſehr beeyfert hätten, das Urtheil der Mannsperſonen durch ihren öffentlichen Beytritt zu beſtätigen; allein ſoviel iſt gewiß, daß keine unter ihnen war, die ſich ſelbſt nicht geſtanden hätte, daß, eine einzige Perſon ausgenommen, die ſie niemals öffentlich nennen wollten, die ſchöne Danae alle übrigen eben ſo weit übertreffe, als ſie von dieſer einzi-

gen

nen aus der wirklich uns umringenden Welt. Nur diese Wahrheit kann einen bessernden Spiegel vorhalten.

Der mehr gepriesene als verstandene Liebling unserer Lesewelt, Jean Paul Richter, hat außer dem Kampanerthale, wo der Anhang ein Meisterwerk des teutschen Witzes werden konnte, uns auch mit einem Jubelsenior (Leipzig, Beygang 1797) beschenkt, in welchem wiederum ein Schatz von treffenden Beobachtungen, witzigen Vergleichungen und tiefgegriffenen Empfindungen jedem Leser, der zu lesen versteht, vor dem Mangel an Plan, vor so manchen üppigen Auswüchsen und nicht zart genug verschmelzten Dissonanzen entschädigen wird. Wer wollte nicht eine Reise machen, um so einen Jubelsenior kennen zu lernen, und so eine Predigt mit anzuhören? Nur die andern Nachbarinnen, besonders wenn es alte Jungfern wären, möchte man nicht gern in der Gesellschaft finden, in der man den Verf. selbst auch nicht vermuthet hätte.

Außer der Familie von Halden und einer zweyten, mit kritischer Sorgfalt vollendeten, und so zu einem neuen Werke geschaffenen Auflage des Rudolfs von Werdenberg, haben wir vom gepriesenen und verstandenen zweyten Liebling unserer Lesewelt, Lafontaine, auch vor kurzem einen neuen Theil seiner Familiengeschichte: St. Julien (Berlin, Vossische Buchh. 1798) in einem Theile, der das Ganze schließt, erhalten, und, was hier gleich gilt, mit dem reinsten Vergnügen gele-

ſen. Man darf nicht beſorgen, daß der in Erfindung und Ausführung immer neue Verfaſſer ſich in dieſer rührenden Geſchichte eines Emigrirten und ſeiner Familie wiederholt habe. St. Julien iſt kein Clairant. Wie liebenswürdig individualiſirt der Verf. den alten Julien durch die bis in ſeine friedliche Hütte in die Schweiz ihm nachfolgende Neigung, die Redekunſt ſeiner griechiſchen Lieblinge überall an den Mann zu bringen! Niemand wird übrigens die edle Tendenz eines Dichters, der allen ſeinen Werken den unverkennbaren Stempel wahrer Humanität aufdrückt, auch in dieſer neuen Kompoſizion überſehen können. In zerriſſene Herzen Balſam zu träufeln, angefeindeten und unſchuldig, nicht durch eigene Thorheit leidenden Menſchen ein Vorſprecher zu werden, iſt ein Beruf, dem der, das was er ſchreibt, ſelbſt fühlende Verfaſſer auch dießmal treu geblieben iſt. Was er in der trefflichen Anrede beym Eingang den neuen Republikanern zuruft: „Kein Dichter darf mehr, ſo lange die Erde ſteht, einen Plan zu einem Trauerſpiel erfinden; ihr habt ihm dieſe Mühe erſpart! Kein Zuſchauer wird noch ein Unglück für unwahrſcheinlich erklären: denn die Begebenheiten eurer verbannten Landsleute ſind ſchrecklicher!“ das läßt ſich auf den hiſtoriſchen Stoff dieſer Romandichtung anwenden. Was ſonſt eine Kette von Unwahrſcheinlichkeiten geweſen ſeyn würde, iſt hier leider an der Tagesordnung. Man hat ähnliche Beyſpiele aus der Geſchichte dieſer blutigſten aller Revo-

luzi-

luzionen, wie ein geſcheuchtes Mädchen ihren ihr fremdgewordenen Geliebten nicht ahndete, wie hier die Anne ihren Vorde unter der Verkleidung nicht entdeckt, (vielleicht das unwahrſcheinlichſte im ganzen St. Julien) und es gilt hier mehr, als irgendwo anders: le vrai même n'eſt ſouvent que fort peu vraiſemblable.

Noch hat Laſontaine in zwey vor andern ſich auszeichnenden kleinen Sammlungen, in dem bey Cotta erſchienenen Damenkalender auf 1798. und in dem von Hrn. Karl Reinhard herausgegebenen Romanenkalender auf 1798. kleinere unterhaltende Erzählungen geliefert. Der letztere enthält mehrere gut erfundene und angenehm vorgetragene Erzählungen von Huber, Starke, Bouterweck u. ſ. w. Wie ſchön, wenn der Herausgeber noch ferner nicht bloß auf Vorrath, ſondern auch auf die ſtrengſte Auswahl hält! Wir ſind in Verhältniß zu andern Nazionen noch ſo arm in dieſer Gattung, wo Eine glücklich gegriffene, glücklich gewendete Situazion, zu einer guten Erzählung geſchaffen, mehr werth iſt, und der Literatur dauerhaftern Gewinn bringt, als ganze Frachtwagen voll Sudeleien, die unſere Leſebibliotheken — ſonſt kauft dieß Auskehricht unſerer Litteratur niemand — an Lakayen und Kammermädchen und — die ihnen an Kultur gleich ſind, unter dem Aushängeſchild: Roman, ausböken.

In einem ganz andern Felde, im rauhen, Männer ernährenden Klima des Norden ſpielen die Suhmi-

ſchen Kämpferromane, die mit dem Titel: Suhms geſammelte Schriften 1. Theil (Magdeburg, Keil 1797.) von einem ſachkundigen Manne (man ſagt, von dem Hr. D. Rink in Langenſalza) aus den Däniſchen Urſchriften übergetragen und mit zweckmäßigen Anmerkungen erläutert worden ſind; ein guter Fund für die Romanzendichter, wenn ſie daraus zu lernen wüßten! — Aus dem Troſſe der grauſenden Spuk- und Abentheuergeſchichten verdienen die Verſchwornen (Gotha, Perthes 1797 2 Bände) vielleicht allein noch eine ehrenvolle Ausnahme, obgleich gegen Plan und Abſicht nicht weniges zu erinnern wäre.

Inhalt
des Jahrgangs 1797.

Januar.

I. Rafaels Tapeten. Erſte Vorleſung. Von Herrn Fernow in Rom. S. 3
II. Ueber die Fabel vom Kampf des Skamander mit dem Achill, aus der Ilias Buch XXI. Von Herrn Rath Lenz in Gotha. — 33
III. Herrn von Sonnenfels patriotiſches Vermächtniß. Ein Beytrag zur öſterreichiſchen Geſetzgebung. — 41
IV. Auszüge aus Briefen.
1. Auswärtige Korreſpondenz.
1. Aus London über Buttle. — 46

2. Aus Edinburg über Buchanan. S. 50
3. Aus Neapel von Herrn Direktor W. Tiſchbein. — 53
4. Aus Rom von Hrn. Kanonikus Uhden. — 55
2. Inländiſche Korreſpondenz.
1. Aus Halle, Hrn. Falk betreffend. — 57
2. Aus Dresden. Ueber Kunſtkabinette und Wackers Sammlungen. — 59
3. Aus Leipzig, Kirchliche Aufklärung in Sachſen. — 62
V. Die Muſenalmanache für das Jahr 1797. Ein Geſpräch zwiſchen einem Freunde und dem Herausgeber des Merkurs. — 64
VI. Ein Blick ins Haus der Gemeinen im November 1796. — Von Hrn. Hüttner in London. — 100

Februar.

I. Rafaels Tapeten. Zweyte Vorleſung. Von Hrn. Fernow in Rom. S. 105
II. Geſtändniſſe aus dem Kloſter. Von Hrn. Roman Schad, Benediktiner u. Prof. der Filoſofie. — 145
III. Auszüge aus Briefen.
1. Ausländiſche Korreſpondenz.
1. Aus Edinburg. Ueber die Antipathie der Schotten und Engländer. — 147
2. Aus London. Bürgers Leonore, Marsden's Katalog. — 151
3. Ein anderes Schreiben aus London. Peter Pindar. Preismedaillen. Richardſon. — 155
4. Aus Baſel. Ueber Kantiſche Filoſofie in Frankreich und Delille's Gedichte. — 158
5. Aus Königsberg. Ueber Hippels Schriften. — 160
2. Inländiſche Korreſpondenz.
1. Aus Prag. — 161
2. Aus Wien. Drey bey Gelegenheit des

Hungar

Hungarischen Landtags erschienene lateinische Gedichte betreffend. S. 162
IV. Die Musenalmanache für das Jahr 1797. Fortsetzung und Beschluß des im vorigen Stück angefangenen Gesprächs zwischen einem Freunde und dem Herausgeber des Merkurs. — 167

März.

I. Zur Geschichte der Verehrung der heil. Jungfrau. 2ter Theil. Von Hrn. Küttemüller. S. 205
II. Die Stimme vom Grabhügel. Sonnet von Hrn. K. W. Justi. — 223
III. Waren die Athenerinnen wirklich vom Theater ausgeschlossen? Von Hrn. OKR. Böttiger. — 224
IV. Wintergemählde. Von Hrn. Bury. — 253
V. Probe des Hindugesetzbuchs od. Verordnungen des Menu, aus dem 12 Kapitel. Ueber die Seelenwanderung. Von Hrn. Hüttner in London. — 259
VI. Auszug aus Jakob Bryants Beweis der Nicht-Existenz des alten Troja. Nebst einem Zusatz von B. — 247
VII. Ueber Retifs neuesten Roman: le coeur humain devoilé — 264
VIII. Auszüge aus Briefen.
1. Ausländische Korrespondenz.
1. Madrit. Konka's statistische Reisebeschreibung von Spanien. Neueste Entdeckungsreisen der Spanier. — 268
2. Edinburg. Eine Naturerscheinung und die Druiden-Denkmähler zu Stonehenge betreffend. — 270
3. London. Mrs. Radkliffs neuester Roman. John Gisforts Briefe über die französische Revoluzion. Agatha. Pratts neuste Schrift. — 273
4. London. Ueber den Landungsversuch der Franzosen. Burke's dritter Brief über den

den königsmörderiſchen Frieden. Dunnins Pamflet Vertheidigung der Univerſität Oxford gegen Gibbon. Verlegung der Weſtminſterſchule. Irelands Shakespeare-papers. Geſchichte des Hauſes Medici. S. 276

2. Inländiſche Korreſpondenz.

1. Berlin. Feßlers literariſche Geſellſchaft. Hirt — 281

2. Wien. Literariſche Neuigkeiten. — 285

3. Kiel. Fabricius. — 287

4. Breslau. Zuſtand der Literatur in Preußiſch Polen. — 289

5. Görlitz. Neumanns Tod. Nachr. v. der teutſch. gelehrten Geſellſchaft. Struve — 290

IX. Eine bekannte Anekdote. — 292

X. Literariſche Durchflüge. Erſter Durchflug. — 293

April.

I. Fragmente aus dem Tagebuche einer Reiſe nach Dänemark und Schweden, im Spatſommer und Herbſte 1796 gemacht von Chriſt. Lud. Lenz, Lateinlehrer bey der Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal. S. 301

II. Probe einer Ueberſetzung der Pucelle d'Orleans, von A. J. Penzel. — 330

III. Die Entdeckung eines geheimen Naturplans. Ein Geſpräch. — 333

V. Ausſichten zu einer teutſchen Ueberſetzung des Perſiſchen Geſchichtſchreibers Mirchond, die in Wien veranſtaltet wird. Von Herrn OKR. Böttiger. — 570

VI. Auszüge aus Briefen.

Ausländiſche Korreſpondenz.

1. London. Neue Miſſionsanſtalt. Satire auf den franz. Landungsverſuch. Erskine's Pamflet über den jetzigen Krieg. Balſhams

Schrift

Schrift über das Armenwesen. Neueste Romane. S. 378
2. London. Nachrichten von Mr. Burke, der teutschen Literatur und Kantischen Filoso fie in England. — 382
3. London. Ueber die letzte politische Krise in England. Französische Kapernist. Pinkertons Geschichte der Stuarte. — 387
4. Madrid. Hrn. Kechevalier betreffend. — 390

Inländische Korrespondenz.

Wien. Theaterpatriotismus. — 391
VII. Noch ein Wort über die Originalität von Bürgers Leonore. Von Hr. A. W. Schlegel. — 393
VIII. Anekdote, vom verschiedenen Schicksal der Kantischen Schriften. — 396
IX. Nekrologie. Gotter und Jünger. — 398

May.

I. Meleagers aus Gadara Frühlingslied, von Mölbeke. S. 2
II. Ein Besuch beym Präsidenten Washington. — 5
III. An Hernow in Rom, von Mauwerk. — 12
IV. Zum innern Frieden der bürgerlichen Gesellschaft, von E. W. Ackermann. — 19
V. Inschrift auf Kaiser Franz II. von Hrn. von Sonnenfels. — 26
VI. Ueber Dichtergeist und Dichtung der Letten, von Merkel. — 29
VII. Ueber die vermeinten alten Festungswerke in Nordamerika. — 50
VIII. Rom behalte seinen Apoll und Laokoon! ein Brief von Architekt Vogel in Paris. — 59
IX. Auszüge aus Briefen.
1. Aus London. Ueber Horace Walpole, Mrs. Inchbald, Sir J. Sinclair, Mounier. — 73
2. Aus London. Ueber Bertrands Memoiren, Vince, Lambert. — 77

3. Aus Rom von Fernow. Ueber die Wegschaffung der Antiken. S. 80
4. Aus Königsberg. — 82
X. Literarische Durchflüge. — 83
XI. Nekrologie. Ueber Engelschall. — 88
XII. Berichtigungen. — 92

Junius.

I. Orientalische Sagen. Auszüge aus dem Adschaibuli-Wachindat, von Hrn. von Hammer. S. 93
II. Beyträge zu Alzens Leben, von Degen. — 109
III. Minnelied, nach Herzog von Anhalt, von Haug. — 124
IV. Sinngedichte, von demselben. — 125
V. Ueber die Friedens-Aussichten im Gebiet der Filosofie, von Tiedemann. — 128
VI. Die Parallelwege im Thale Glenroy in den schottischen Hochländern. — 145
VII. Epistel an Hrn. Falk in Berlin. — 149
VIII. Fortsetzung der Auszüge aus dem Tagebuch einer Reise durch Schweden im Spatherbste des vorigen Jahrs. — 156
IX. Auszüge aus Briefen.
1. Philadelfia. Literatur und Vergnügungen der Nord-amerikaner. — 165
2. Rom. Rafaels Verklärung in der Gemählde-gallerie des Vatikan. — 173
3. London. William Mason. Neuester Mahlergeschmack. Lumisden. Schriften der Ackerbaukommission. Gisford. Woolkot. Nicholsons Journal. Josua Reynold's Werke. — 176
4. Paris. Den Frieden betreffend. La Fayette's Befreyung. La Harpe. Literarische Neuigkeiten. — 182
5. Lüneburg. Ueber Hamburg. — 189
X. Nekrologie. Klingers Tod. — 190
XI. Berichtigung. — 192

Jul.

Julius.

I. Das Kabinett der Mode. S. 193
II. Horazens neunte Ode des dritten Buchs, von Fr. Aug. Eschen. — 216
III. Ein paar Züge zum Gemälde des brittischen Seemanns, von Hrn. Hüttner in London. — 219
IV. Ueber die Ursachen der franz. Revoluzion. Aus einer ungedruckten Staatsschrift, von Hrn. von Sonnenfels. — 237
V. Auszüge aus Briefen.
1. Rom. Den Pabst betreffend. Buonaparte. Guattani's Roma antica. Vater Antonio Giorgi. Fortschaffung der Kunstwerke. — 272
2. Paris. Gegenwärtige Stimmung der französischen Nazion. — 275
3. London. Literarische Neuigkeiten. — 281
4. — — Ueber die Empörung in Sheerneß und den Aufruhr in Irland. — 286

August.

I. Friedenshymnen. S. 289
II. Andenken an den Dichter Ständlin. — 296
III. Die beweglichen Theater des Kurio, von Hrn. Fernow. — 308
IV. Ueber Antikennachgrabungen in Rom. — 331
V. Ueber den Mahler Kavaluzzi, von Hrn. Fernow. — 334
VI. Ueber Abbé Dellile und die Prachtausgabe seiner Georgika in Basel, von Hrn. OKR. Böttiger. — 339
VII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Wakefield und Dallaway über Troja. Turnbull. Darwin über die Boarding-schools. Romane. Aikins u. Townsons Reisen. — 356
2. Paris. Ueber Paris. — 360
3. — — Litterarische Nachrichten. — 367

gen Ungenannten übertroffen werde. In der That war ihr Ruhm von dieser Seite so festgesezt, daß man das Gerücht nicht unwahrscheinlich fand, welches versicherte, daß sie in ihrer ersten Jugend den berühmtesten Mahlern zum Modell gedient habe; und daß sie bey einer solchen Gelegenheit den Nahmen erhalten, unter welchem sie in Jonien berühmt war. Izo hatte sie zwar das dreißigste Jahr schon zurükgelegt, allein ihre Schönheit hatte dadurch mehr gewonnen als verlohren; und der blendende Jugendglanz, der mit dem May des Lebens zu verschwinden pflegt, wurde durch tausend andre Reizungen ersezt, welche ihr, nach dem Urtheil der Kenner, eine gewisse Anziehungskraft gaben, die man, ohne sich eines schwülstigen Ausdruks schuldig zu machen, in gewissen Umständen für unwiderstehlich halten konnte. Dem ungeachtet scheute sich, unter der Aegide der Gleichgültigkeit, worinn ihn damals ordentlicher Weise auch die schönsten Figuren zulassen pflegten, der weise Hippias nicht, seine Tugend öfters dieser Gefahr auszusezen. Er war der schönen Danae unter dem Titel eines Freundes vorzüglich angenehm, und die geheime Geschichte sagt so gar, daß sie ihn ehmals nicht unwürdig gefunden, ihm eine Zeitlang eine noch interessantere Stelle, bey ihrer Person anzuvertrauen; eine Stelle die nur von den liebenswürdigsten seines Geschlechts bekleidet zu werden pflegte. Diese Dame war es, deren Beyhülfe Hippias sich zu Ausführung seines Anschlags wider den Agathon bedienen wollte, dessen schwärmerische Tugend, seinen Ge-

4. — — Antiken. Villoiſon. Fauſas St. Fonds Reiſen. Politik. S. 372
5. Rom. Pius VI. Zoega über die Obeliſken. ſ ſ ſ ſ — 373
6. Aus Ungarn. Fanatismus in Raab. — 376
7. Berlin. Neue literariſche Geſellſchaft. Spalding. Kant. ſ ſ — 377
VIII. Anzeigen.
1. Nachricht von der Behandlung La Fayette's und ſeiner Familie im Verhafte zu Olmütz. Vom Herausgeber. ſ ſ ſ ſ — 381
2. Ankündigung von Roſegartens Gedichten. — 383

September.

I. Fortgeſetzte Auszüge eines Tagebuchs einer Reiſe durch Schweden zu Ende des Jahres 1796, von Hrn. Lenz in Schnepfenthal. S. 3
II. Gedichte von Münchhauſen. — 31
III. Wie urtheilt das Ausland über teutſche Litteratur? Von Hrn. OKR. Böttiger. — 34
IV. Brief eines aus Italien zurückkehrenden Teutſchen an einen Freund in Rom. — 47
V. Zeitgedichte von Gleim. ſ ſ — 62
VI. Ueber Verhütung der Duelle, beſonders auf hohen Schulen. ſ ſ ſ — 65
VII. Auszüge aus Briefen.
Ausländiſche Koreſpondenz.
1. London. Litterariſche Nachrichten. — 72
2. Paris. Die neuen Mitglieder der beiden Räthe betreffend. Barthelemy. — 74
3. Rom. Fortſchaffung der Kunſtſachen. — 84
4. Paris. Literariſche Neuigkriten. Die Theofilanthropen. ſ ſ ſ — 86
5. Königsberg. Büchercenſur in Riga. — 91
Inländiſche Korreſpondenz.
1. Wien. Ben David. ſ ſ — 91

2. Braunſchweig. Aufgefundene Antiken in Wolfenbüttel. ſ ſ S. 92
VIII. Litterariſche Durchflüge.
3. Biografien. ſ ſ ſ — 93

Oktober.

I. Ein Geſpräch über Unſterblichkeit. ſ — 97
II. Ueber die Volksſouverainität. Ein Probeſtück aus der ſechsten Ausgabe des von Sonnenfelſiſchen Handbuches der politiſchen Wiſſenſchaften. ſ ſ ſ ſ — 113
III. Die Geſpielinnen am Grabmahl der Tochter Jefta's. Von Freudentheil. ſ — 134
IV. Proben Horaziſcher Ueberſetzungen. Von J. A. Eſchen. ſ ſ ſ — 139
V. Einige fliegende Blätter in Bezug auf den teutſchen Merkur. ſ ſ ſ — 143
VI. Holländiſche Theaterſcenen. ſ ſ — 153
VII. Auszüge aus Briefen.
Ausländiſche Korreſpondenz.
1. London. Litterariſche Neuigkeiten. — 166
2. London. Politiſche Neuigkeiten. Montmorres. William Owen. Davies. Neueſte Romane. ſ — 171
3. Paris. Ueber den 18ten Früktidor. Litterariſche Neuigkeiten. Kunſtſchätze aus Rom. ſ ſ ſ ſ — 175
4. Rom. Viskonti. Antiken bey Piperno. Abate Vella. ſ ſ — 183
5. Neapel. Antiquariſche Nachrichten. — 185
Inländiſche Korreſpondenz.
1. Von der Lahn. Lage der Bewohner jener Gegend. Ueber General Hoche. — 186
2. Breslau. Garve. Kauſch. — 191

November.

I. Der Wein und das Waſſer. Ode von Klopſtock. ſ ſ — 193

II. Ueber die Bestimmung und die Grenzen der dramatischen Mahlerey. Von Herrn Fernow. ; ; S. 197
III. Probestück aus Alxingers neuer Ausgabe des Doolin von Maynz, mit einer Vorerinnerung vom Herausgeber des T. M. — 232
IV. Ein Schreiben von Hrn. General la Fayette und den Herren la Tour Maubourg und Bureaux Püsy, an den Herausgeber des T. M. mit Vorbericht und Zusätzen von dem Letztern. ; ; — 241
V. Epistel an Matthisson, von F. v. Köpken. — 255
VI. Auszüge aus Briefen.

Ausländische Korrespondenz.

1. London. Literarische Neuigkeiten. — 263
2. London. Politische Nachrichten. — 269
3. Paris. Garnerin. Frieden. La Harpe's Essai. Doppet's Memoires. ; ; — 275
4. Rom. Tischbeins Vasensammlung. Angelika Kaufmann. ; — 276

Berichtigende Korrespondenz.

1. Brahe Trolleburg. Das dortige Seminarium betreffend. ; ; — 277
2. Wien. Ueber Jüngers Tod. ; — 281
VII. Literarische Durchflüge. Politik. Mathematik. ; ; — 283

December.

I. Fortgesetzte Auszüge aus dem Tagebuche einer Reise durch Schweden zu Ende des Jahrs 1796, von Hrn. Lenz in Schnepfenthal. S. 289
II. Asia. Ode von Herrn von H. ; — 503
III. Etwas über Theschedik's Institut zu Szarväsch in Ungarn. ; ; ; — 511
IV. Der neumodische Gärtner, von K. von Münchhausen. ; ; ; — 524

V. Noch Etwas über die Frage: Wie urtheilt das Ausland über teutsche Literatur? An Hrn. OKR. Böttiger, von Herrn Doktor Erſch, nebſt der Antwort des Hrn. OKR. Böttiger. S. 325
VI. Auszüge aus Briefen.

Auswärtige Korreſpondenz.

1. London. Literariſche und politiſche Nachrichten. — 333
2. Kopenhagen. Däniſche Preßfreyheit. Venum. — 340

Inländiſche Korreſpondenz.

1. Von der Lahn. Ueber den Frieden. Augereau. — 343
2. Hannover. Herrn von Berlepſch betreffend. Das Georgianum. — 349
3. Hamburg. Frau von Hahnit. — 350
4. Berlin. Mediciniſche Lehranſtalten. Kunſtausſtellung. Von David. Trauermuſik. Geſellſchaft der Freunde. Literariſcher Streit über die Tabacksadminiſtrationen. — 351
5. Berlin. Ueber den jetzigen König. Gräfin von Lichtenau. — 362
VII. Literariſche Durchflüge. Romane. — 371

Neuer Teutſcher Merkur.

1. Stück 1798.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20643 / 412

Inhalt.

I. An Rina. Vom Verfaſſer der Nacht. S. 3
II. Gedichte von Eliſa. — 15
III. Ueber Colquhouns wichtiges Werk: die Polizey von London. Vom Hrn OKR. Böttiger. — 17
IV. Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über ſein Vaterland. — 40
V. Gedichte von Gries. — 57
VI. Briefe über die däniſche Literatur. Erſter Brief. Von Hrn. Merkel. — 62
VII. Bernſtorff. Vom Hrn. OKR. Böttiger. — 75
VIII. Auszüge aus Briefen.

Auswärtige Koreſpondenz.

1. London. Patriotismus der Engländer. Mrs. Godwins poſthumous Works. Roger Paine. Robertſons Geſchichte. Neue Theaterſtücke. — 81
2. — Prozeſſion in die St. Pauls Kirche. Reynolds Diſcourſes. Junius letters. Politiſche Nachrichten. — 84
3. Rom. Monumenti Gabini. Geſchichte der Umgebungen Neapels. — 88

Inländiſche Korreſpondenz.

1. Von der Lahn. Bedrückung der dortigen Lande. Flüchtige Umriſſe Neufränkiſcher Originale. — 90
2. Hamburg. Ueber Amerika. Vom Hr. von Bülow. — 94
3. Helmſtädt. Ueber die bey Wolfenbüttel aufgefundnen Antiken. — 98

Nachtrag zur auswärtigen Korreſondenz. Rom, Ueber den Aufſtand am 29. Dec. von Hrn. Fernow. — 101

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaſſen,

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch iſt derſelbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göſchen zu Leipzig die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt.
3) Für Niederſachſen behält das Kayſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unſere Aufträge.

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur ſich an irgend eine dieſer Addreſſen, die ihnen die bequemſte iſt, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutſchen Merkur.

Wir zeigen nur kürzlich an, daß die neueſte Staatenkunde von Hrn. Prof. C. J. Lange in Bayreuth nicht in monatlichen, ſondern in zwangloſen Heften erſcheinen wird; und daß unter andern, folgende Haupt-Rubriken darin vorkommen werden:

I. Eigene, noch ungedruckte, für unſer Journal beſonders bearbeitete Abhandlungen über ſtaatswiſſenſchaftliche Gegenſtände.

II. Diplomatiſche und aktenmäßige Berichte von den Reichsfriedensverhandlungen zu Raſtatt, der Quelle der wichtigſten und intereſſanteſten Neuigkeiten, für das gegenwärtigen und künftige Schickſal des deutſchen Reichs und ſeiner Verfaſſung.

III. Ausführliche Kritik der Verfaſſungen und Geſetze einzelner Länder, wozu deutſche Männer, denen das Wohl u. eine beglückende Verfaſſung des Vaterlandes am Herzen liegt, mit zu wirken, eingeladen werden.

IV. Staats Urkunden, mit Beleuchtungen und Bemerkungen.

V. Ausführliche Recenſionen der merkwürdigſten in die politiſche Litteratur einſchlagenden Schriften.

Jeder Heft beſteht aus 8 bis 9 Bogen in gr. 8. broſchirt. Vier Hefte machen einen Band aus, wofür der Preis 1 thl. 16 gr. Sächſ. oder 3 fl. Reichsgeld iſt.

Man braucht nur immer auf Einen Band zu abonniren, und kann die Beſtellung in jeder Buchhandlung und jedem Poſtamt machen. Hof, den 23. Decbr. 97.

Gottfried Adolf Grau.

danken nach, eine Beſchimpfung ſeiner Grundſäze war, die er viel weniger leiden konnte, als die allerſcharfſinnigſte Widerlegung in forma. Er begab ſich alſo zu der gewöhnlichen Stunde zu ihr, und war kaum in den Saal getreten, wo ſie ſich befand, und in den Bedürfniſſen des Bades, von zween jungen Knaben, welche eher ein paar Liebesgötter zu ſeyn ſchienen, bedient wurde; als ſie ſchon in ſeinem Geſicht etwas bemerkte, das mit ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit einen Abſaz machte. Was haſt du, Hippias, ſagte ſie zu ihm, daß du eine ſo tiefſinnige Mine mitbringt? Ich weiß nicht, antwortete er, warum ich tiefſinnig ausſehen ſollte, wenn ich eine Dame im Bade beſuche; aber das weiß ich, daß ich dich noch nie ſo ſchön geſehen habe, als dieſen Augenblik. Gut, ſagte ſie, das beweiſt, daß ich recht gerathen habe. Ich bin gewiß, daß ich heute nicht beſſer ausſehe als das leztemal, da du mich ſaheſt; aber deine Phantaſie iſt höher geſtimmt als gewöhnlich, und du ſchreibſt den Einfluß, den ſie auf deine Augen hat, großmüthig auf die Rechnung des Gegenſtands, den du vor dir haſt; ich wollte wetten, daß die häßlichſte meiner Kammermädchen, dir in dieſem Augenblik eine Grazie ſcheinen würde. Ich habe, verſezte Hippias, keine Anſprüche an eine lebhaftere Einbildungskraft zu machen als Zeures und Aglaophon, welche ſich nichts vollkommners zu erfinden getrauten als Danae. Welche ſchöne Gelegenheit zu einer neuen Verwandlung, wenn ich Jupiter wäre! — „Und was für eine Geſtalt wollteſt du annehmen, um zu gleicher Zeit meine Sprödigkeit

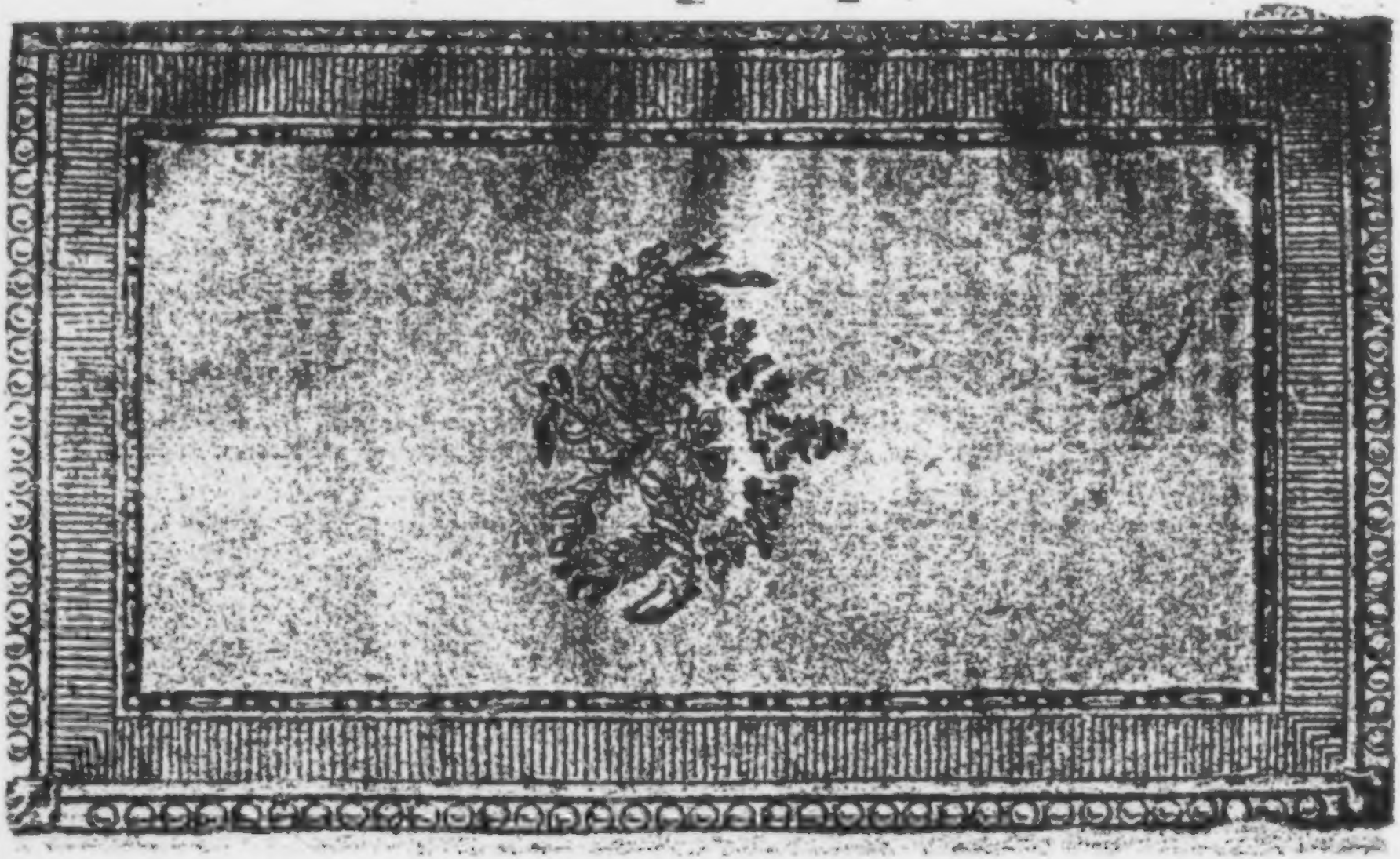

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1798.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weimar 1798.

Der neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1798.

I.

An Nina.

Vom Verfaſſer der Nachtr.

Süße, ſelige Gefühle
Reiner Liebe, werdet laut!
Weit entflohn dem Weltgewühle,
Athm' ich ſchon des Himmels Kühle;
Von der Liebe Höhen ſchaut
Mit dem ſeligſten Entzücken
Auf die Unterwelt mein Geiſt;
Alles ſchwindet meinen Blicken,
Was nicht hin zum Jubel reißt.

Holde, hehre Dichtkunſt, leihe
Deine Zaubertöne mir!
Dieſes Lied der Liebe weihe
Selbſt zur Feier; es gedeihe
Dir zur Ehre, Gattin, Dir:

Daß wer fühlet es erkenne,
Welche Wonne Liebe giebt,
Dich die Nachwelt lieb' und nenne,
Wie ſie Lauren nennt und liebt.

O, der Schönheit Roſenſchleier,
Sanfte Seel', umwallte hold,
Wonnelächelnd dich! das Feuer
Reiner Unſchuld ſtralte treuer
Von der Minne ſüßem Sold
Nie aus ſanftern Taubenaugen,
Als Dir, Rina! Engelgleich
Lächelten des Mädchens Augen,
Einſt des Mannes Himmelreich.

Deines vollen Buſens Beben,
Deiner Pfirſichwange Glut,
Deines Ganges ſtolzes Schweben,
Könnt' ein Marmorherz beleben:
Um ſo mehr mein feurig Blut.
Seelenadel, Weisheit, Tugend,
Sprach dein holdes Angeſicht;
In dem vollſten Glanz der Jugend
Schien mirs überirdiſch Licht.

Sanft wie Frühlingsmorgenſchimmer,
Wie der Bach durch Blumen fließt;

Ruhig wie des Mondes Flimmer,
Der in reine Herzen immer
Zärtliche Gefühle gießt:
So entſchwanden deine Tage,
Holdes Mädchen, ſanft und mild;
Bis der Liebe Wonn' und Klage
Auch dein zärtlich Herz erfüllt.

Liebe! wo, wo ſoll ich finden
Worte für dein Zartgefühl?
Arme Sprache! nein — empfinden
Läßt ſichs nur; die Töne ſchwinden
Selbſt dem ſchönſten Saitenſpiel.
O! dies neue ſüße Sehnen,
Das durch deine Seele drang,
Dieſes Schmachten, dieſe Thränen,
Singt kein ſterblicher Geſang.

Aber ſtärker noch erfüllte
Hoher Liebe Sehnſucht mich;
Oft ſchon ganz verzweifelnd, hüllte
Alles ſich in Schatten, füllte
Mit der tiefſten Schwermuth mich.
Da erſchien im Lichtgewande
Zauberiſch die Liebe mir,
Und die ſüßeſten der Bande
Rina! zogen mich zu dir.

O, der seligfrohen Stunde,
Die kein Jüngling schöner sah,
Als von deinem Rosenmunde,
Schamhaftzitternd, unserm Bunde
Hallt' ein ewig fesselnd Ja!
Himmelvorgefühl durchbebte
Mich in jenem Augenblick,
Als dein Kuß mich neu belebte,
Du, der Schöpfung Meisterstück!

Einzige, du Auserwählte!
Welch ein Blick voll Seligkeit,
Als die holde Anvermählte
Mir, den sie aus Allen wählte,
Liebe schwur in Ewigkeit!
Da durchglühte göttlich Feuer
Bei dem festen Druck der Hand
Ganz mein Innres; reiner, treuer
Liebt kein Paar, das Amer band.

Unsrer Liebe Morgen wallte,
Wie einst Edens goldne Zeit,
Sanft dahin; im Hain verhallte
Unser Kuß, rund um uns schallte
Ländliche Zufriedenheit.
Ganz erfüllt der Hochgefühle
Langersehnter goldner Traum,

Endlich ganz am Wonneziele,
Faßten unſer Glück wir kaum.

Jahre kommen, Jahre ſchwinden;
Unſre Liebe altert nicht.
O! im Andern ſelig finden'
Wir uns immer mehr. Verſchwinden
Kann der Schönheit glänzend Licht;
Aber unſers Bundes Treue
Schwächt und ändert keine Zeit;
Dieſe reine, keuſche Weihe
Endet mit der Ewigkeit.

Unſchuld, Grazie umſchweben
Magiſch, wie im Zauberglanz,
Huldin, dich; o! ſie erheben
Dich zum Ideal und geben
Dir den ſchönſten Myrtenkranz;
Den die Zeiten nicht entblättern,
Reihend noch auf Silberhaar.
Kann auf Erden was vergöttern,
O! ſo iſts dies Schweſternpaar.

Sanft an deiner Bruſt erzogen,
O Natur, und ſanft wie du;
Fern vom Strudel, deſſen Wogen
Manchen ſchon ins Elend zogen,

Lacht uns heitre Seelenruh.
Große Welt, dein reicher Schimmer
Rührt uns Glückliche nicht mehr;
Heuchlerin, du täuschest immer,
Ach! das Herz bleibt Freudenleer.

Reine, wahre, hohe Freude
Blüht um uns in sanfter Pracht,
Schimmert uns im Glanzgeschmeide,
Wenn Aurora dort die Weide,
Hier des Haines Schattennacht
Purpurgolden überschleiert,
Alles um uns Jubel tönt,
Unser Herz voll Andacht feiert
Den, der uns mit Wonne krönt.

Wann im stillen Abendschatten
Unsre Freundin Nachtigall
Liebe singt dem trauten Gatten,
Wann vom sanfthinsterbend matten
Klageton ihr süßer Schall
Jubelnd sich erhebt; dann schwindet
Um uns Thal und Hain und Flur.
Selig, wer sie ganz empfindet,
Deine Zauber, o Natur!

Wann im Schatten dunkler Linden
Vor des Sommers Gluten wir
Ruh' und ſanfte Kühlung finden,
O! wie leichtgeflügelt ſchwinden
Leb'umarmt die Stunden hier;
Wo uns duftend Roſen lächeln,
Ueber uns die Taube girrt,
Bachgemurmel, Zefyrfächeln
Wohllaut, Ruh' und Wonne ſchwirrt.

Wann der ſchönen Purpurtraube
Nektar unſre Keller füllt;
Goldne Frucht, von falbem Laube
Unverdeckt, zu ſüßem Raube
Ladend, Durſt und Hunger ſtillt;
Jeden Segen wir geſammelt,
Der des Herbſtes Hand entſank:
O! bey frohen Feſten ſtammelt
Unſer Herz dem Vater Dank.

Ruht im ſilberweißen Schleier
Flur und Hain, die Sternennacht
Stimmt den Geiſt zur höchſten Feier,
Und es ſchallt von meiner Leier
Staunend Lob des Schöpfers Macht.
O Natur! du lächelſt Segen
Ueberall und Seligkeit;

keit und deine liebe Gemalin zu hintergehen? Denn ich glaube kaum, daß unter allen geflügelten, vierfüßigen und kriechenden Thieren eines ist, das nicht schon einem Unsterblichen hätte dienen müssen, irgend ein ehrliches Mädchen zu beschleichen. Ich würde mich nicht lange besinnen, sagte Hippias; was für eine Gestalt könnte ich annehmen, die dir angenehmer und mir zu meiner Absicht bequemer wäre, als dieses Sperlings, der deine Liebhaber so oft zu einer gerechten Eifersucht reizt; der, durch die zärtlichsten Namen aufgemuntert, mit solcher Freyheit um deinen Naken flattert, oder mit muthwilligem Schnabel den schönsten Busen nekt, und die Liebkosungen allezeit doppelt wieder empfangt, die er dir gemacht hat. Es ist dir leichter wie es scheint, versezte Danae, einen Sperling an deine Stelle, als dich an die Stelle eines Sperlings zu sezen; bald könntest du mir die Schmeicheleyen meines kleinen Lieblings verdächtig machen. Aber genug von den Wundern, die du meiner Schönheit zutrauest; wir wollen von was anderm reden. Weissest du, daß ich meinem Liebhaber den Abschied gegeben habe? „Dem schönen Hiacinthus?„ Ihm selbst, und was noch mehr ist, mit dem festen Entschluß, seine Stelle nimmer zu ersezen. „Das ist eine tragische Entschliessung, schöne Danae„ Nicht so sehr als du denkest. Ich versichre dich, Hippias, meine Gedult reicht nicht mehr zu, alle Thorheiten dieser abgeschmakten Geken auszustehen, welche die Sprache der Empfindung reden wollen und nichts fühlen; deren Herz nicht so viel als mit einer Nadelritze

ver-

Auf den ſchönſten Blumenwegen
Wallen wir zur Ewigkeit.

Ja, durch Liebe ſelig, ſchwinget,
Sanft der Zeiten Flug zurück.
Schlingt, ihr Roſenketten, ſchlinget
Feſter euch um uns, es ſinget
Froh mein Herz der Liebe Glück.
Von der Unſchuld ſtets geleitet,
Mit dir Einklang, o Natur!
Von der Liebe hold begleitet,
Wird zum Tempe unſre Flur.

Auch uns trafen Erdenleiden —
Weſſen Pfade winden ſich
Stets durch Blumen? — doch ſie ſcheiden,
Wie ſie kommen, bald, und Freuden
Blühn daraus. Wie fürchterlich
Auch des Ungewitters Toben
Uns erſchreckte, heiter lacht
Schon der Himmel, und wir loben
Ihn, der gnädig uns bewacht.

In den ſchnell entſchwundnen Jahren,
Seit die Lieb' uns hold verband,
In den drohendſten Gefahren,
Haben wir ſo oft erfahren

Gottes

Gottes ſanfte Vaterhand.
Ihr vertraun wir ferner, wandeln
Lächelnd weiter bis zum Ziel;
Edel denken, edel handeln
Lohnt mit ſüßem Ruhgefühl.

O! welch ſanftes Wonnebeben
Wallt durch unſre reine Bruſt,
Sehen wir das frohe Leben
Derer, denen wir's gegeben.
Aber welche hohe Luſt
Wird uns dann — o dann beglücken,
Wann wir ihre Tugend ſehn;
Höher, wann wir — o Entzücken! —
Dort ſie alle wiederſehn.

Hebe dich mit ſtärkern Schwingen,
Muſe, über Welt und Zeit!
Möcht', o möcht' es dir gelingen,
Ganz der Liebe Glück zu ſingen,
Wandellos in Ewigkeit.
Urquell reiner, hoher Freuden
Biſt du, ſüße Liebe, du;
Und des Erdenwallers Leiden
Lohnſt du dort mit Himmelsruh.

Dort im reinſten Lichtgewande,
Strahlſt du heilig ſtets und hehr,
Kenneſt nicht die harten Bande,
Die ſo oft im Pilgerlande
Herzen ferrten; o! nicht mehr
Drohet Trennung ſüßem Bunde,
Trennung, ach! das Donnerwort,
Das oft in der frohſten Stunde
Wie ein Dolch das Herz durchbort.

Muthig! wenn auch wieder Leiden
Unſre heitre Stirne trübt;
Muthig! wenn wir, ach! einſt ſcheiden;
Hohe, nie empfundne Freuden
Lohnen den, der ſtandhaft liebt,
Dort, wo jeder Kummer ſchwindet,
Keine Trennung mehr uns droht.
Wahre Liebe überwindet
Alles, lächelt ſelbſt im Tod.

Ueber Grab und Moder heben
Wir den thränenvollen Blick
Auf zu jenem beſſern Leben;
Dem Entſchwundnen nachzuſchweben
Wird erſehntes, hohes Glück.
Auf dem ſtillen Raſenhügel
Und in der Zypreſſe Wehn,

Rauſchet ſanft des Todes Flügel:
Wiederſehen — Wiederſehn! —

Weine nicht ſo, Rina! — Leben
Wollen wir und ſelig ſeyn,
Bis zum höhern Wonneleben
Uns der Vater wird erhöben,
Uns des ſüßen Bundes freun.
O! kein Schickſal kann uns ſcheiden;
Ueber Sternen eint der Tod
Wieder uns zu hohen Freuden,
Ewig höher, hebt uns Gott.

Ja, du ſchufſt uns, reiner Liebe
Urbild! ähnlich die zu ſeyn;
Hehr und heilig ſind die Triebe
Wahrer, keuſchen Seelenliebe,
Aechter Tugend goldner Schein;
Der uns in des Lebens Sorgen
Süßen Himmelsfrieden ſtrahlt,
Gleich dem ſchönſten Frühlingsmorgen,
Wonnelächelnd Alles malt.

Sanft entrauſcht der Strom der Zeiten
Unſerm ſelig heitern Blick;
Mit den Silberwellen gleiten
Wir ins Meer der Ewigkeiten,

Schauen lächelnd ſtets zurück
Auf die ſchon entſchwundnen Jahre;
Ruhig in der Zukunft Nacht;
Von der Wiege bis zur Bahre
Durch die Unſchuld treu bewacht.

Mag es ſtürmen — es! wir wallen
Ruhig an der Tugend Hand;
Mag die Erd' in Staub zerfallen
Und ein Abgrund wiederhallen,
Wo einſt jene Sonne ſtand:
Mitten durch die grauſen Trümmer,
Wenn des Weltalls Axe bricht,
Leitet neuer Sonnenſchimmer
Höher uns die Bahn zum Licht.

Schall', o Silberton der Leier,
Mit allſiegender Gewalt!
Heilig iſt des Bundes Feier,
Heilig, heilig, wie das Feuer,
Das in meinen Adern wallt.
Sterbet nicht ihr ſüßen Töne,
Schwindet nicht im Strom der Zeit;
Krône meine Nina, krône,
Lorbeer der Unſterblichkeit!

II.

Gedichte.

1.

Lied an die Zeit *).

Es war eine Zeit, da lachte mich dies Leben,
In holder Frühlings-Schönheit an!
Dahin iſt die Zeit, wo all mein Seyn und Weben
In Geiſtes-Freuden ſanft zerrann.

Es war eine Zeit, da mir in Menſchenherzen
Nur Wonneglück entgegen ſchlug!
Dann kam eine Zeit voll bittrer Seelenſchmerzen,
Die zeigte mir viel Liſt und Trug.

Es litt in der Zeit mein Geiſt den tiefſten Kummer,
Und kehrte ſtill in ſich zurück;

Dann

*) Der Herausgeber des Merkurs freuet ſich, durch dieſe Probe gefühlvoller, nichts als wahre, ſelbſtempfundene Rührung athmender Geſänge, das Publikum auf eine kleine Sammlung von Liedern, die Naumanns Kunſt mit ihren Melodien beleben wird, aufmerkſam machen zu können. Nie wird die Zeit ſeyn, wo der verehrten Dichterin alle guten Menſchen gleichgeſtimmt zu fühlen aufhören werden.

Dann riß mit der Zeit mich aus dem Seelenſchlummer
Ein guter Geiſt zu meinem Glück!

Wer war dieſer Geiſt? es war der Geiſt der Liebe,
Der tief in Menſchenherzen wohnt;
Ihn lockt mit der Zeit voll himmliſch ſüßem Triebe,
Vernunft hervor, da wo ſie thront.

Und kömmt dieſe Zeit, dann wachen Lebensfreuden
Aufs neu' in unſrem Innern auf,
Es lehrt uns die Zeit von Idealen ſcheiden,
Und wandeln ſanft des Lebens Lauf.

O tröſtende Zeit, wenn mild der Seele Wunden
Vernunft die Heilung labend giebt.
O ſelige Zeit, wann Täuſchung gleich verſchwunden,
Das volle Herz ſelbſt dennoch liebt.

Es reift mit der Zeit die Fülle der Gedanken,
Dann trennt von Irrthum Wahrheit ſich.
So bringt ſelbſt die Zeit das Glück in ſichre Schranken,
Und lächelt mild, wann Täuſchung wich.

O heilige Zeit! bring' nur den Quell der Freuden
Im eignen Herzen ewig mir;
Und kommen dann auch des Lebens bittre Leiden,
So dank' ich Freunde dennoch dir.

2.

An Melinde.

Von der Hoffnung willſt Du ſcheiden,
Weil ſie Dich ſo ſehr betrog?
Mahlte ſie Dir nichts als Freuden,
War es ſie, die Dich belog?

Schwebteſt Du nicht in Gefilden
Einer beſſern Welt umher?
Dieſe wollteſt Du Dir bilden,
Wirklichkeit war Dir zu leer.

Schufſt Du Dir nicht Ideale
Einer ew'gen Wonnezeit?
Trankſt aus dieſer Zauberſchaale
Kurze Freuden, langes Leid!

Bey des leichten Nachens Schwanken
Löſcht der Hoffnung Fackel aus;
O, bey denen, die ſchon ſanken!
Wag' aufs Meer Dich nicht hinaus.

Warum hofft Du von dem Ruhme
Einen immer grünen Zweig? —
Handle gut, des Lobes Blume
Duftet und verblüht zugleich.

In der Liebe Seligkeiten
Träume Dir den Himmel nie!
Gut, und böſe Stunden ſtreiten,
Stöhren ihre Harmonie.

An der Freundſchaft edlem Buſen
Iſt ein ſchöner Ruheſtand!
Und die ſanft beſcheidnen Muſen
Bilden Dir Herz und Verſtand;

Sprechen: — „Freuden ſind geliehen
„Für den kurzen Augenblick;
„Wiſſe, daß ſie ſchnell entfliehen,
„Weisheit bleibe Dir zurück.„

Eine Hoffnung wird nie trügen,
Sie iſt weiſer Tugend Lohn!
Ueber Leidenſchaften ſiegen,
Führt uns hier zum Himmel ſchon.

Eliſa.

III.

Ueber Colquhouns wichtiges Werk:

die Policey von London.

London iſt in mehr als Einer Rückſicht für die neuere europäiſche Welt, was die Königin der Städte,

auf

auf ſieben Hügeln, für den alten Erdkreis (orbis Romanus) war. Schon vor mehr als 86 Jahren unternahm es ein franzöſiſcher Emigrirter, *) eine Parallele zwiſchen dem alten Rom und dem neuen London zu ziehn, wobey er, um London mit jener Rieſenſtadt des Alterthums in gehöriges Verhältniß zu bringen, die Millionen der Einwohner, die Lipſius und Voſſius, zwey Filologen der letzten Jahrhunderte, in jene alte Hauptſtadt der Welt verſammlet hatten, auf eine mäßigere Zahl herabſetzt, und ſobald man nur die Sklaven von den Freygebornen abrechnet, im Ganzen auch vollkommen recht hat. Wie viel treffender und angemeſſener mußte aber dieſe Vergleichung in unſern Tagen gefunden werden, wo dieſe ungeheure Stadt, wie man im Engliſchen ſehr witzig zu ſagen pflegt, ſich aus der Stadt verlaufen (run out of the town) und in einem Umfange von einigen teutſchen Meilen alle angränzenden Orte allverſchlingend ſich einverleibt hat! Das groſſe, auf Waffenfertigkeit und Eroberungsplane gegründete militäriſche Intereſſe der alten Roma iſt hier auf Albions hölzernen Bolwerken, auf Linien- und Kauffarteyſchiffe gegründet, und

*) Der Titel dieſer ſeltenen Schrift, die ich ſelbſt beſitze, heißt: Old Rome and London compared, the firſt in its full glory and the laſt in its preſent ſtate. By a Perſon of Quality. II Edit. London 1710. 158 S. in 8. Der Verfaſſer unterſchreibt ſich in der Zueignung an den Vicekönig von Irland de Souligné, Enkel des berühmten Du Pleſſis Mornay.

verwundet iſt, ob ſie gleich von Martern und von Flammen reden; die unfähig ſind etwas anders zu lieben als ſich, und denen meine Augen nur zum Spiegel dienen ſollen, um darinn den Werth ihrer kleinen unverſchämten Figur zu bewundern. Kaum glauben ſie ein Recht an unſre Gütigkeit zu haben, ſo bilden ſie ſich ein, daß ſie uns viel Ehre erweiſen, wenn ſie unſere Liebkoſungen mit einer zerſtreuten Mine dulden. Ein jeder Blik, den ſie auf mich werfen, ſagt mir, daß ich ihnen nur zum Spielzeug diene; und die Helfte meiner Reizungen geht an ihnen vorlohren, weil ſie keine Seele haben, um die Schönheiten einer Seele zu empfinden. Dein Unwille iſt gerecht, verſezte der Sophiſt; es iſt verdrieslich, daß man dieſen Mannsleuten nicht begreiflich machen kann, daß die Seele das liebenswürdigſte an einem ſchönen Frauenzimmer iſt. Aber beruhige dich; nicht alle Männer denken ſo unedel, und ich kenne einen, der dir gefallen würde, wenn du, zur Abwechslung, einmal Luſt hätteſt, es mit einem geiſtigen Liebhaber zu verſuchen. „Und wer kann das ſeyn, wenn man fragen darf?„ Es iſt ein Jüngling, gegen den deine Hyacinthe nur Meerkazengeſichter ſind, ſchöner als Adonis. — „Fi, Hippias, das iſt als wie wenn du ſagteſt, ſüſſer als Honigſeim. Du begreifſt nicht, wie ſehr mir vor dieſen ſchönen Herren ekelt.„ O! das hat nichts zu bedeuten; ich ſtehe dir für dieſen. Er hat keinen von den Fehlern der ſchönen Narciſſen, die dir ſo ärgerlich ſind. Kaum ſcheint er es zu wiſſen, daß er einen Leib hat. Das iſt ein

Menſch

auf den nunmehr faſt alleinigen Beſitz des Welthandels erbaut, ein bloß merkantiliſches geworden, ſo wie überhaupt alle große Kriege und Weltbegebenheiten ſeit zwey Jahrhunderten ſich faſt ganz allein um Kolonienerwerb und Handlungspolitik herumgedreht haben.*) Rom hatte ſeinen großen Haſen erſt am Ausfluß der Tiber, und ſelbſt dieſer war bloß der Stapelort des paſſiven römiſchen Handels, wohin die Flotten aus Kadix, Marſeille, Utika, Alexandria und dem ſchwarzen Meere nur dem alle Länder und Meere ſich zinsbar machenden Luxus mannigfaltige Befriedigungen überbrachten. Des heutigen Londons unermeßliche Macht und Größe beſteht aber gerade am meiſten darin, daß es nicht bloß die Hauptſtadt für die Verwaltung des Staats, ſondern auch für den brittiſchen Handel im Mutterlande ſowohl, als in allen Welttheilen und Koloniestaaten, kurz die Baſis des furchtbaren Koloſſes iſt, der mit dem einen Fuß in Bengalen und mit dem andern auf Jamaika und den Antillen ſteht, und in ſo fern nichts weniger als unverhältnißmäßig breit gegen die darauf ruhende Maſſe genannt werden kann. Dieß giebt London die unbeſchreibliche Betriebſamkeit und Gewerbſamkeit, dieſen Tag und Nacht raſtlos ſich umwälzenden Wirbel der Geſchäfftigkeit und des Genuſſes, den

*) Eine Idee, die vorzüglich der patriotiſche Büſch in mehreren ſeiner Schriften in Umlauf gebracht hat. Man vergleiche z. B. ſeine ſchöne Einleitung zu den neueſten Welthändeln.

den nie eine Stadt in der alten und neuen Zeit gehabt hat, und den die zum weiſen Kien-long abgeſandte brittiſche Ambaſſade ſelbſt in den Ringmauern des weit gröſſern und bevölkerten Pekings vermißte, *) Dieß berechtigt auch den Britten, ſeine an der Themſe thronende Auguſta ſelbſt ſchon ohne Scheu vor den übrigen Völkern Europens, die Metropole und Beherrſcherin der Welt zu nennen, **) und indem er ſich als einen Bürger dieſer Stadt denkt, mit verächtlichem Stolz auf alle andere Nazionen zu blicken, die, ſeinen Flotten zinsbar, nur zum Fußſchemmel ſeiner Gröſſe dienen.

Eine genauere Kenntniß dieſer Metropole iſt alſo nicht bloß den nazionellen Britten, ſondern auch allen Völkern dießſeits des Kanals, und vor allen den Teutſchen höthig, die gerade jetzt mehr als je in einer theils nothwendigen, theils auch ſehr ſchimpflichen Abhängigkeit und Unterthänigkeit von

*) Man vergleiche, was Sir George Staunton in dem jüngſt herausgekommenen Werke über die Geſandtſchaftreiſe, an authentic Account of an Embaſſy from the king of Gr. Britain to the Emperor of China. T. II. chapt. III. p. 186 ff. zur Vergleichung beider Hauptſtädte mit jenem edlen Stolze, der dem Britten wohl anſteht, bemerkt.

**) Man ſehe London conſidered as the Metropolis of Europe for the Operations of Commerce and Finance, ein merkwürdiges Pamflet, das 1796 bey Dulan und Comp. in London herausgekommen iſt. Tu regere ergento populos, Britranne, memento!

dieſer mächtigen Herrſcherin gehalten werden. *) Die Sitten, die Lebensart, die Kunſt- und Luxuserzeugniſſe Londons ſind dem ganzen übrigen Europa Geſetze und Bedürfniſſe geworden. Die Mißbräuche und Laſter, die dort herrſchen, werden in tauſend Kanälen ſchneller, als wir nur denken können, auch in unſere Moralität, in unſere bürgerliche und häusliche Verfaſſungen einfließen. Wer wollte alſo nicht auch unter uns ein Buch ſeiner Aufmerkſamkeit ganz vorzüglich werth halten, in welchem vom neueſten London das treueſte und mit den zuverläßigſten Belegen beurkundete Sittengemälde aufgeſtellt wird? Als im Jahre 1780 Mercier's Tableau de Paris zuerſt erſchien, wurden in kurzer Zeit im Auslande mehrere Nachdrücke davon veranſtaltet und viele 100 Exemplare verkauft. Gegen Einen Pariſer, der ſich ſelbſt in dieſem Spiegel ſehen mochte, konnte man tauſend Ausländer rechnen, die nicht ſatt werden konnten, dieß abſichtlich ins Dunkel gehaltene, vorſätzlich gebräunte Nachtſtück mit Wohlgefallen zu betrachten.**) Und

*) Man vergleiche eine Nachricht über den fürchterlichen Nachtheil der Handelsbilanz Teutſchlands gegen England in der teutſchen Nazionalzeitung 1797. No. 48. wogegen die von Hrn. Prof. Seybold in eben dieſer Zeitung 1798. No. 1. gemachten Erinnerungen wohl nur wenige überzeugen möchten.

**) Es iſt eine bekannte Sache, daß Mercier vor der Revoluzion in Paris ſelbſt faſt gar nicht gekannt und geleſen wurde. Auch jetzt wird ſein nouveau tableau de Pa-

ris,

Und doch war es Mercier bloß um Effekt und auffallende Kontraſte, weniger um Beſſerung und Abſtellung der von ihm ſelbſt als unheilbar beſchriebenen Gebrechen und Misbräuche zu thun. Seit zwey Jahren iſt in London ein Gemälde jener Stadt erſchienen, deſſen patriotiſcher Verfaſſer weit edlere Abſichten hatte, als bloß Staunen und Bewunderung zu erregen, der das Uebel an der Wurzel aufſucht und angreift, damit es beſſer werden möge, und, ſelbſt ein thätig eingreifendes Triebrad in der groſſen Sicherungsmaſchine des Londner Stadtregiments, aus eignen 20 jährigen Erfahrungen langgereifte Reſultate aufſtellen konnte.

Leſer, die nur etwas mit der neueſten engliſchen Literatur bekannt ſind, wiſſen ſchon aus mehrern allgemeinen Anzeigen,*) daß hier von keinem aus

ris, wovon wir einige lockende Proben im Journale Frankreich und in den neueſten Stücken von Röderers Journal d' économie politique leſen, nicht in Paris, ſondern in einer der anſehnlichſten Buchhandlungen von Berlin gedruckt.

*) Zum Beyſpiel im Intelligenzblatt der Allgem. Lit. Z. 1796. in der 6ten. Ueberſicht der engliſchen Literatur S. 946. Der Titel dieſer moraliſchen Noſologie von London, wovon auch ſchon im Merkur mehrmals geſprochen worden iſt, heißt: A treatiſe on the police of the metropolis containing a detail of the various crimes and misdemeanors — and ſuggeſting remedies for their prevention. Ed. IV. By a magiſtrate. London. 1797. S. 440 in gr. 8. In dieſer Auflage iſt auch ein ſehr brauchbares Regiſter angehängt.

dern Werke, als des edlen Schottländers, Colquhoun ſachreicher Abhandlung über die Polizey der Hauptſtadt Englands die Rede ſeyn könne. Ich habe die vierte, ſehr vermehrte und erweiterte Auflage dieſes Werkes vor mir, die es in weniger als zwey Jahren erlebte, und da es kaum zu erwarten iſt, daß von dieſem Buche eine vollſtändige teutſche Ueberſetzung gemacht werden könne, weil das meiſte darin nur durch eine ſehr beſtimmte Lokalkenntniß deutlich wird: ſo halte ich es um ſo mehr für meine Pflicht, auch meine Landsleute durch einige allgemein verſtändliche Auszüge daraus darauf aufmerkſam zu machen. Die Univerſität zu Glasgow hat, öffentlichen Nachrichten zufolge, ihren um ganz Britanien wohlverdienten Landsmann, zum Zeichen ihres Beyfalls, freywillig die Doktorwurde ertheilt. Auch iſt Hr. Colquhoun ſelbſt von den Miniſtern, denen er übrigens bey keiner Gelegenheit in ſeinem Werke ſchmeichelt, zu einer wichtigern Stelle in der Londner Verwaltung erhoben worden. Allein die ſüßeſte Belohnung für einen Mann, der faſt jeder Zeile das Gepräge des eifrigen Patrioten und Tugendfreundes aufgedrückt und ſich gewiß ſehr oft die Verſe ſeines ſchottiſchen Lieblingsdichters, Thomſon's vorgeſagt hat (*Summer*, 1603 ff.):

Send forth the saving Virtues round the land
In bright patroll: whith Peace and social Love
Undaunted Truth, and Dignity of mind;

der

ber ſchönſte, unverwelklichſte Kranz für einen ſolchen Mann wäre ein wirkſamer Erfolg dieſer Schrift, ein Erwachen der edeln engliſchen Nazion von ihrem Todesſchlaf, den ſie am Abgrunde eines unvermeidlichen Umſturzes ihrer ganzen Verfaſſung, eingewiegt von einer boshaften Rotte politiſcher Endormeurs, auf den Goldklumpen beyder Indien ſchlummert, ein freundliches Uebereinkommen aller Nazionen zur einer Hauptreform der durchaus unzulänglichen, zu viel oder zu wenig ſtrafenden Kriminalgeſetze, der Gefängniſſe, der Polizeyaufſichten. Es war allerdings eine Zeit in England, wo durch Verfaſſung, Gemeingeiſt und Stimmung der Nazion die Zwanggeſetze, die mit jeder gut eingerichteten Polizeyanſtalt nothwendig verbunden ſeyn müſſen, für eine Beeinträchtigung der häußlichen und bürgerlichen Freyheit galten; wo man das Wort Polizey nicht einmal in der Sprache hatte, und wo der Britte es für ein Vorrecht ſeiner Konſtituzion anſah, daß er keinem Polizeylieutenant, keinen Spionen und Auflaurern untergeordnet, im ungekränkten Genuße ſeiner perſönlichen Freyheit war.*) Man

*) Man vergleiche die ſchöne Anzeige des Colquhoun in der Bibliotheque britannique, Litterature 1797. T. IV. p. 300. ff. die im 39 Stück S. 447 ff. fortgeſetzt wird. Nur gegen den erſten Satz, womit die Anzeige beginnt, ließe ſich gleich verſchiedenes einwenden. Freilich bewunderten die Fremden den in tauſend Fäden kunſtreich verſchlungenen Knäuel der Pariſer Polizey, und wunder-

darf nur Sterne's empfindsame Reisen gelesen haben, um sich zu erinnern, wie furchtbar und abscheulich dem freien Britten die als musterhaft gepriesene Pariser Polizey vorkam. Er gab mit einem innern Stolze seine Börse dem Straßenräuber, und sah mit Wohlgefallen auf den Straßen in London und auf den Hogarthischen Karrikaturen die Laterne eines armen Konstables, der Frieden gebieten wollte, zertrümmert. Allein damals galt auch häusliche und öffentliche Tugend noch etwas; jeder Gentleman und oft selbst der niedrige Pöbel, übte im nöthigen Fall Gerechtigkeit an den niederträchtigen und frechen Beleidigern des guten Anstandes. Die Masse des Stoffs, der durchsäuert werden konnte, und des Sauerteigs selbst, war geringer. Damals gab es noch nicht 3000 Trödelbuden und Diebeslöcher in London; noch keine Klubs, wo Lehrjungen zum Bestehlen ihrer Herrschaften förmlich Unterricht erhielten; noch nicht 50 Spielhäuser, wo Damen vom ersten Stande durch abgefeimte Aufpasser und Kroupiers die unerfahrene Einfalt berückten; es wurde noch nicht innerhalb der Sterbelisten der Stadt jährlich für 2 Millionen Pf. Sterling von 21 Klassen verschiedener Betrieger und

Gau-

ten sich, in London fast gar nichts davon zu finden. Aber gerade dieß flößte auch dem Reisenden, der Zeit und Verbindungen genug hatte, um London genauer kennen zu lernen, gegen den Karakter der brittischen Nazion desto mehr Achtung ein. Nur in den letzten 3 Jahren hat sich in beyden Hauptstädten alles mächtig verändert.

Gauner gestohlen. Es war noch einiges Gefühl von Ehre und Schande unter den Menschen. Jetzt hat sich das Laster selbst überwachsen; es trotzt mit eisserner Stirn dem strafenden Gesetz, und wird nach jeder Bestrafung, die den Verbrecher nicht zur Jalsonsbay oder in jenes Land sendet, woher niemand je zurückkam, nur verstockter und ausgelernter.

Aus diesem unergründlichen Pfuhl der Verdorbenheit und Gesetzlosigkeit ist nur auf dem Wege Rettung, den der verständige Verfasser der vorliegenden Schrift überall andeutet. Ich hoffe mir den Dank der meisten Leser dieser Monatschrift zu verdienen, wenn ich in meinen Auszügen aus dieser Schrift einige der frappantesten Thatsachen zusammenstelle, und dadurch ihre Neugierde errege, das Werk selbst zu lesen. Denn in der That ist eigentlich nichts vergeblich, nichts ohne treffende Beziehung darin gesagt. Es sey mir erlaubt, diese Einleitung mit den Worten eines edlen Brittischen Freundes zu beschließen, womit er mir dieß Werk, als eins der wichtigsten und wohlthätigsten, das seit Howard und Rumford in England erschienen sey, überschickte:

„Ich wollte Ihnen anfänglich die Stellen aus„zeichnen, die mir der Aufmerksamkeit eines Aus„länders am meisten werth zu seyn schienen: allein „bey einem nochmahligen Durchlesen finde ich, daß „kein einziger Abschnitt einem Freunde der Menschheit gleichgültig seyn könne. Doch bitte ich Sie

„vor-

„vorzüglich auf die Bemerkungen aufmerksam zu
„machen, die Hr. Kolquhoun über die noch beste-
„hende brittische Gesetzgebung macht. Nichts kann
„abgeschmackter und unzulänglicher gedacht werden,
„als diese Gesetze, die sich lange schon selbst über-
„lebt haben. Oder ist der Verführer, der meine
„Frau, oder Tochter durch alle Kunstgriffe der
„Bosheit mit seinen Netzen bestrickt, unschuldig,
„während der Elende, der mir ein Brod oder eine
„Henne stiehlt, den Galgen verdient hat? Und
„doch ist das der Ausspruch der englischen Gesetze. —
„Die ungeheure Zahl von Wirthshäusern ist eines
„der größten Uebel in London, und nach diesen die
„Trödelbuden von alten Eisen, wovon Sie in
„Teutschland sich gar keine Vorstellung machen kön-
„nen. Besonders bitte ich auch auf das Heer von
„Müßiggängern zu merken, die bloß von ihrem Ver-
„mögen, oder von ihrem Witze, wie wir zu reden
„pflegen, leben, sie mögen von einem Stande seyn,
„von welchem sie wollen. Dieß ist eine Pest der
„Hauptstadt. Denn wundern Sie sich nur nicht,
„daß ich vom Witze der Müßiggänger spreche. Viele
„Tausende, die den bloßen Gedanken der Arbeit uns
„ausstehlich finden, leben so köstlich auf Unkosten
„derer, denen sie zu schmeicheln verstehen, daß sie
„einzeln so viel verzehren, als der Gehalt von ei-
„nem Dutzend Leipziger Professoren ausmacht. Es
„ist wahr, was ich Ihnen oft mündlich versichert
„habe, daß in London zugleich mit der fürchterlich-
„sten Hartherzigkeit die edelste Wohlthätigkeit zu

„Hause

„Hause ist.“ Aber der Fremde möchte doch weit „eher die erstere als die letztere empfinden. Mö„gen alle Fremde, die London kennen zu lernen „wünschen, dieß Werk erst gelesen und reiflich über„legt haben! Möge dieß Werk aber selbst auch „auf die im Ganzen so edle Brittische Nazion seine „Wirkung nicht verfehlen, da es von einem Mann „geschrieben ist, der, indem er die Gebrechen der „Gerechtigkeitspflege und die allgemeine Sittenver„derbniß, besonders der obersten und reichsten Klas„sen, ohne Schonung aufdeckt, dennoch zu gleicher „Zeit seine Seele mit wahrer Achtung gegen die „Offenheit, Großmuth und Energie, die unbestritte„ne Karakterzüge im Brittischen Volke sind, durch„drungen fühlt!“

Böttiger.

S. 373. u. f. Die Hauptstadt von England begreift außer London, Westminster und Southwark, nicht weniger als fünf und vierzig Dörfer, die jetzt sehr erweitert sind, eine große Menge Gebäude nicht zu rechnen, die in der Nähe auf offenem Felde stehen. Sie hat beynahe acht englische Meilen in der Länge, wenigstens drey Meilen in der Breite, und sechs und zwanzig im Umfange; enthält über 8000 große und kleine Straßen und Nebengassen, 65 Squares oder große, freye Plätze, und 162,000 Wohnhäuser, Fabrikhäuser und andere Gebäude. Man findet hier beynahe 500 Kirchen und Kapellen, nähmlich 246 Kirchen und Kapellen

Menſch wie man nicht viele ſieht, ſchön wie Apollo, aber geiſtig wie ein Zephyr; ein Menſch, der lauter Seele iſt, der dich, wie du hier biſt, für eine bloſſe Seele anſehen würde, und der alles auf eine geiſtige Art thut, was wir andere körperlich thun. Du verſtehſt mich ja, ſchöne Danae? „Nicht allzuwol; aber deine Beſchreibung gefällt mir nichts deſto minder. Du ſprichſt doch im Ernſt? „ Im ganzem Ernſt: Wenn du Luſt haſt die metaphyſiſche Liebe zu koſten, ſo habe ich deinen Mann gefunden. Er iſt platoniſcher als Plato ſelbſt -- denn ich denke, du könnteſt uns geheime Nachrichten von dieſem berühmten Weiſen geben. „Ich erinnere mich, antwortete Danae lächelnd, daß er einmal mit einer meiner Freundinnen eine kleine Zerſtreuung gehabt hat, die du ihm nicht übel nehmen mußt. Wo iſt ein Geiſt, dem ein hübſches Mädchen von achtzehn Jahren nicht einen Körper geben könnte?„ Du kenneſt meinen Mann noch nicht, erwiederte Hippias; die Göttin von Paphos, ja du ſelbſt würdeſt es bey ihm ſo weit nicht bringen. Du kanſt ihn Tag und Nacht um dich haben. Du kanſt ihn auf alle Proben ſtellen, du kanſt ihn – bey dir ſchlafen laſſen, Danae, ohne daß er dir Gelegenheit geben wird, nur die mindeſte kleine Ausrufung anzubringen; kurz, bey ihm kann deine Tugend ganz ruhig einſchlummern, ohne jemals in Gefahr zu kommen, aufgewekt zu werden. „Ach! nun verſtehe ich dich; es verlohnte ſich der Mühe nicht, den Scherz ſo weit zu treiben. Ich verlange keinen Liebhaber der ſich nur darum an meine Seele hält,

weil

pellen von der bischöflichen Kirche, und 187 Bethäuser für die andern Religionspartheyen und verschiedenen Sekten.*) — Die Anzahl der Einwohner von London wird, während der Sitzung des Parlaments, auf eine Million, zweyhundert und funfzigtausend Seelen geschätzt. —

Die Anzahl der öffentlichen und Privatschulen und anderer Erziehungsanstalten beläuft sich auf vier tausend und funfzig; eine Menge anderer Institute zur Beförderung der Religion und guten Sitten nicht gerechnet. Es finden sich hier zehn Gesellschaften der Wissenschaften, der nützlichen und schönen Künste; beynahe zweytausend milde und wohlthätige Stiftungen für Arme, Kranke, Hülflose und Nothleidende. (Asylums)

Wenn man diese mendliche Menge von vortreflichen und rühmlichen Anstalten überdenkt, von denen man zwar nicht erwarten kann, daß sie vollkommen seyn sollten, die aber doch sowohl in Ansehung des Umfanges als der Freygebigkeit und Großmuth ihrer Stifter und Erhalter unvergleichlich heißen können, und dem Nazionalkarakter der Britten zur höchsten Ehre gereichen: so verliert man sich in Erstaunen darüber, daß die Einwohner von London

*) Als Wendeborn 1785. seinen Zustand von Großbrittannien herausgab, zählte man 6000 Strassen und Gassen, und nicht über 125,000 Häuser. S. Th. II. S. 42. Welcher Zuwachs in 12 Jahren!

don keine wohlthätigeren Folgen davon empfunden, nicht nur in Rückſicht auf ihre Sittlichkeit, ſondern auch auf die Verhütung des äußerſten Elendes bey den niedrigſten Volksklaſſen, welches an keinem Orte in einem ſo hohen Grade ſichtbar iſt, als in London. Dieſes Erſtaunen ſteigt noch höher, wenn man hört, daß die Summe, die jährlich allein von London zur Unterſtützung der Armuth, theils an beſtimmten, theils freywilligen Abgaben verwendet wird, ſich auf 830,000 Pf. St. beläuft. —

S. 410 u. f. Da London nicht nur der Sitz der Regierung, der Geſetzpflege, der Gelehrſamkeit und der ſchönen Künſte, der Aufenthalt des Adels und der reichſten Perſonen aus jedem Theile des brittiſchen Reiches; ſondern auch die große Niederlage aller Manufakturwaaren des Landes, der Produkte der Kolonien und der Güter fremder Nazionen iſt: ſo begreift man leicht, daß es nicht nur die erſte Handelsſtadt, die gegenwärtig exiſtirt, ſondern auch eine der größten und ausgebreiterſten Manufakturſtädte vielleicht in der Welt iſt, ein Stapelplatz von beweglichem Eigenthum, das an Umfang, Größe und Werth auf der ganzen Erde ſeines gleichen nicht hat.

In dem einzigen Hafen von London laufen jährlich 13,500 Schiffe aus und ein, deren Ladung auf 70 Millionen Pf. St. geſchätzt wird, wovon 6 Millionen in den Zollhäuſern jährlich einkommen,

die

die ungeheure Accisabgaben nicht zu rechnen. Außer dieſer erſtaunlichen Menge von Kauffartheyſchiffen rechnet man über 40,000 Frachtwagen und Karren, die, mit inländiſchen, Kolonieen- und fremden Waaren beladen, ab und zugehen, und noch eine Summe von etwa 30 Millionen in Umlauf bringen. Den unermeßlichen Vorrath von Kaufmanns- und andern beweglichen Gütern aller Art, die in den verſchiedenen Seemagazinen, Bauholzniederlagen, Manufaktur- und Waarenhäuſern und andern öffentlichen Gebäuden niedergelegt ſind, und von einem Orte zum andern geführt werden, kann man wenigſtens auf 50 Millionen anſchlagen; nicht zu rechnen die beweglichen Artikel in Kriegs- und Transportſchiffen, in den verſchiedenen Arſenalen, Schiffswerften, und Niederlagen in dem Tower zu London, in Deptford, Woolwich, Scheerneß und in verſchiedenen kleinern Magazinen, die ſich auch auf 50 Millionen belaufen mögen: ſo daß die ganze Summe des beweglichen Eigenthums von London 220 Millionen Pf. Sterling beträgt. Nach dieſem nichts weniger als übertriebenen Anſchlage leuchtet es ein, daß die von mir angeſetzte Summe von 2,000,000 Pf. die jährlich in London auf 21 verſchiedenen Wegen geſtohlen wird, gar nichts unglaubliches habe, da es noch immer kaum 1 p. Cent iſt.

Die geſammte Brittiſche Marine, mit allen den ungeheuren Vorräthen, die in den Arſenalen, Schiffswerften und Magazinen vorhanden ſind, wird auf 40,182,000 Pf. St. geſchätzt. —

S. 33. Man weiß aus einer ziemlich genauen Angabe, daß in London alle Morgen über zwanzigs tauſend Perſonen aufſtehen, ohne zu wiſſen, wie oder wovon ſie den kommenden Tag leben, oder auch, wo ſie die folgende Nacht ſchlafen werden. —

S. 33. In und nahe bey London giebt es jetzt 3204 privilegirte Bier- und Brandtweinſchenken, und man rechnet, daß allein von der niedrigen arbeitenden Volksklaſſe in dieſen Schlupfwinkeln des Müßigganges und der Liederlichkeit jährlich in Bier und Brandtewein über 3 Millionen Pf. St. verzehrt wird. Hier ſieht man oft Aeltern mit ihren Kindern in zwey Tagen ſoviel von ihrem Tagelohn verthun, daß ſie davon eine Woche lang bequem zu Hauſe leben könnten; nicht zu gedenken, daß ſie ihre Geſundheit zerſtören, die Zeit verſchwenden, und ihre Kinder zur Liederlichkeit und Dieberey gewöhnen.

Die Anzahl der Perſonen, die ſich in und um London durch laſterhafte, geſetzwidrige und unſittliche Mittel erhalten und bereichern, kann mit ziemlicher Zuverläßigkeit auf 115,000 gerechnet werden. Dahin gehören alle die unzähligen Arten von Dieben, Spitzbuben, Falſchmünzern und Betrügern, die durch ganz eigene Benennungen unterſchieden und klaſſifizirt werden, (S. 144 u. f.) als da ſind Burglars, Pick-pockets, Sharpers, Swindlers, Highway Robbers, River Pirates u. ſ. f. Ferner gehört dahin eine groſſe Menge Juden, deren in Lon-

don auf 20,000, und in den großen Provinzial- und See-Städten 5 bis 600 gezählt werden) die, da sie keine Handthierung, kein mechanisches Geschäfte oder irgend eine nützliche Kunst treiben, größtentheils von Betrug, oder nach der Englischen Redensart, von ihrem Witze leben. Unter dem Vorwande, alte Kleider, und andere verbrauchte Sachen zu kaufen, ziehen sie im Lande herum, kaufen gestohlnes Gut um ein Spottgeld, und bringen zugleich schlechtes und falsches Geld in Umlauf. —

Noch eine merkwürdige Art von Betrügern sind die Wahrsager und Sterndeuter. Diese hintergehen die Leichtgläubigkeit des Publikums mit ihrem Vorgeben, aus der Sterndeuterey künftige Begebenheiten vorauszusagen, gestohlnes Eigenthum, glückliche Zahlen in der Lotterie ꝛc. zu entdecken, auf eine unglaubliche Weise; und eben so groß ist das Unheil und der Schaden, den sie, besonders während der Ziehung der Lotterie, in der Hauptstadt anrichten. Die Thorheit und Raserey unter dem gemeinen und betrogenen Volke geht so weit, daß sie das Unglück, welches die Lotterie veranlaßt, noch dadurch vermehren, daß sie dem vermeynten Sterndeuter Geld vorauszahlen, um ihnen glückliche Nummern zu sagen, worauf sie in der Lotterie setzen sollen. Einer von diesen Betrügern, der lange in London lebte, soll, in Verbindung mit seinen Gehülfen, durch die betrogene Leichtgläubigkeit der niedern Volksklassen auf 300 Pf. des Jahrs gewonnen haben.

ben. — Er nannte ſich ſelbſt in ſeiner Ankündigung einen Sternkundigen und Sterndeuter, und meldete, daß er Herren und Damen über Geſchäfte, Handel, Karakter, Reiſen zu Waſſer und Lande, Heyrathen, Kinder, Prozeſſe abweſender Freunde u. ſ. w. Rath ertheile; und ferner, daß er die Nativität genau ſtelle. Die Gebühr war eine halbe Krone.

Man zählt in London 50,000 liederliche Weibsperſonen aller Art, und 2080 Bordelle und andere übelberüchtigte Häuſer. —

S. 411. Der jährliche Betrag der öffentlichen und geheimen Diebſtähle, die in und um London auf tauſenderley Art und Weiſe begangen werden, mag ſich nach einem ungefähren Ueberſchlag auf 2,100,000 Pf. St. belaufen. Dieſe Summe, ſo groß ſie iſt, wird man doch nach der obigen Angabe von der ungeheuren Maſſe der beweglichen Güter, die beſtändig im Umlaufe iſt, bey einer fehlerhaften Polizey und mangelhaften Geſetzen ſehr begreiflich finden. Sie ſtellt zugleich ein trauriges Gemälde von dem durchgängig herrſchenden Sittenverderbniß dar, welches durch die Betrachtung noch merklich erhöht wird, daß unter denen, die ſich dieſer Verbrechen ſchuldig machen, Perſonen befindlich ſind, die wegen ihres Ranges und Standes ſchwerlich in den Verdacht gerathen ſollten, Betrügereyen entweder zu begehen oder zu begünſtigen, um ſich auf

Kosten der Nazion zu bereichern. Hieraus sieht man zugleich, welch ein geringer Theil der jährlichen Beraubung am öffentlichen und Privateigenthum auf Rechnung der Verbrecher kommt, die sich durch die Gewaltthätigkeiten, die sie verüben, allein bemerklich machen, und denen alle die Unbequemlichkeit, die das Publikum fühlt, gemeiniglich zur Last gelegt wird. —

S. 47. In London und in allen Städten, wo Schiffswerfte sind, findet sich eine Art Krämer, die sich seit etlichen Jahren erstaunlich vermehrt hat, die offene Läden halten, und mit abgetragenen Kleidern, alten Eisenwaaren u. dergl. handeln. Diese Krämer sind fast ohne Ausnahme die Abnehmer gestohlner Sachen aller Art, vom Nagel, Schlüssel oder einer Glasbouteille bis zu dem schätzbarsten und theuersten Hausgeräthe, Silber, Juwelen u. s. w. Diese Läden, deren Anzahl sich jetzt in London allein auf dreytausend erstreckt, sind in den Nebenstraßen und Seitengassen befindlich. So armselig ihr äußeres Ansehen ist, so findet man doch oft in den Hinterstuben viele reiche Waarenartikel, besonders von verschiedenem Haus- und Schiffsgeräthe, die hie und da heimlich entwendet worden, und von diesen Krämern oft nach falschem Gewichte und allemal unter Umständen gekauft worden, wo sie einen ungeheuren Profit machen. Die leichte und sichere Gelegenheit, die diese offene Läden darbieten, dergleichen gestohlenes Gut geschwind abzusetzen, und

dafür

dafür sogleich baares Geld zu bekommen, hat den heimlichen Diebstahl auf einen Grad ausgebreitet, der fast allen Glauben übersteigt. So geschieht es häufig, daß Diebe und Räuber den Abend vorher, ehe sie den Diebstahl begehen, ihre Kontrakte mit den Abnehmern schließen, so daß sie sogleich und noch vor Tagesanbruch ihren Raub in Sicherheit bringen können, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden.

Beym Ausladen der Kauffartheischiffe, besonders der Westindischen, werden die größten Diebereyen begangen. Man rechnet daß von jedem Schiffe des Tages nicht weniger als tausend Pfund Zucker, während des Ausladens, von den Abladern (lumpers) gestohlen werden; und der jährliche Verlust, den die Kaufleute, Schiffseigenthümer und Pflanzer an eingeführten Westindischen Waaren (ein Jahr ins andere gerechnet) durch Diebstahl und Beraubung erleiden, beläuft sich nach einer zuverlässigen Angabe auf 150,000 Pfund Sterling.

Unzählich sind die Erfindungen, Kniffe und Ränke, die bey diesen Diebereyen gebraucht werden. Außer den heimlichen und verdeckten Spitzbuben giebt es Rotten von kühnen Verbrechern, die unter dem Nahmen Flußräuber (River Pirates) bekannt sind, welche des Nachts auf der Themse in eignen Booten auf der Lauer liegen, und mit Gewalt wegnehmen, was sie beym Landen und Ausladen der

Schiffe habhaft werden können, und beſonders die Gelegenheit wahrnehmen, wann die Matroſen entweder im Schlafe liegen, oder nicht ſtark genug ſind ihnen Widerſtand zu thun. –

Um ſich einen Begriff von der Menge der Perſonen im Lande zu machen, die wenigſtens einen Theil von der räuberiſchen Rotte ausmachen, welche auf Beraubungen und gewaltthätige Handlungen ausgeht, darf man nur die Liſte der Gefangenen anſehen, die ſeit den letzten vier Jahren aus den acht verſchiedenen Gefängniſſen in und um London losgelaſſen worden, und zuſammen an der Zahl 11,934 betragen.

Unter den 21 Klaſſen, worin der Verfaſſer dieſes Werks die Betrüger, Gauner und Spitzbuben aller Art in London eingetheilt hat, machen die Betrügerinnen (female Harpers) eine eigene aus. S. 166. Sie kleiden ſich vornehm, geben ſich das Anſehn von Damen von Stande, wohnen Maſkeraden bey und erſcheinen ſogar am Hofe. Hier ſind ſie unverſchämt genug, ſich mitten in den Kreis des Adels zu miſchen, wo ihr Witz und ihre Hände beſchäfftiget ſind, Diamanten und andere Koſtbarkeiten, die ſich leicht verbergen laſſen, liſtiger Weiſe zu entwenden. Die Frau eines wohlbekannten Betrügers erſchien in einer höchſt geſchmackvollen Kleidung 1795 an des Königs Geburtstage bey Hofe, und ſtahl, nebſt ihrem Manne, der als Geiſtlicher gekleidet war, für 1700 Pfund

Pfund Sterling an Werthe, ohne einigen Argwohn zu erregen, und ohne entdeckt zu werden. —

Diese Betrügerinnen haben ihre eigene Häuser, wo sie sich an- und auskleiden, wenn sie an öffentlichen Orten erscheinen wollen; und es sind ihrer gemeiniglich 30 bis 40 auf allen Masteraden unter verschiedenen Karakteren, wo es ihnen selten fehlschlägt, einen beträchtlichen Raub davon zu bringen. —

Die Lage von England — so wie von jedem Lande in Europa — hat sich seit der französischen Revoluzion wesentlich verändert. Die Horde von Betrügern und Spitzbuben, die zeither aus allen Theilen von Europa nach Paris strömte, betrachtet nun London als die vornehmste und einträglichste Schaubühne ihrer Thätigkeit, und zwar aus zwey einleuchtenden Ursachen. 1) Da Paris von seinen Reichthum entblößt, sein Adel verbannt, und das aktive Eigenthum größtentheils vernichtet ist; so finden Betrüger und andere verderbte und lasterhafte Personen nicht mehr ihre Rechnung daselbst, und diese Hauptstadt hat für sie die vorigen Reizungen nicht mehr. 2) Die Unkunde der englischen Sprache — ein Umstand, der uns sonst einigen Schutz gewährte — ist kein Hinderniß mehr, der die Betrüger des festen Landes von London zurückhält. Zu keiner Zeit ward sie von Fremden so allgemein verstanden, oder die französische Sprache so allgemein, wenigstens von dem jüngern Theile der Einwohner dieses Landes, gesprochen. —

weil ihm das übrige zu nichts nüze iſt.„ Auch iſt derjenige, den ich dir anpreiſe, weit entfernt in dieſe Claſſe zu gehören; mache dir darüber keinen Kummer. Was du für die Folge einer phyſiſchen Nothwendigkeit hältſt, iſt bey ihm die Würkung der Tugend, und der erhabnen Philoſophie, von der er Profeßion macht. „Du machſt mich ſehr neugierig ihn zu ſehen; aber weiſt du, Hippias, daß meine Eitelkeit nicht zu frieden wäre, auf eine ſo kaltſinnige Art geliebt zu ſeyn. Es iſt wahr, ich bin dieſer mechaniſchen Liebhaber von Herzen überdrüßig; aber ich würde mit einem andern eben ſo übel zu frieden ſeyn, der gegen dasjenige ganz unempfindlich wäre, wofür jene allein empfindlich ſind. Ein Frauenzimmer findet allezeit ein Vergnügen darinn, Begierden einzuflöſſen, auch wann ſie nicht im Sinn hat ſie zu vergnügen. Die Spröden ſelbſt ſind von dieſer Schwachheit nicht ausgenommen. Wozu haben wir nöthig, daß uns ein Liebhaber ſagt, daß wir reizend ſind? Wir wollen es aus den Würkungen ſehen, die wir auf ihn machen. Je weiſer er iſt, deſto ſchmeichelnder iſt es für unſre Eitelkeit, wenn wir ihn aus ſeiner Faſſung ſezen können. Nein, du begreifſt nicht, wie ſehr das Vergnügen, das uns der Anblik aller der Thorheiten macht, wozu wir dieſe Herren der Schöpfung bringen können, alle andre übertrift, die ſie uns zu machen fähig ſind. Ein Philoſoph, der zu meinen Füſſen wie eine Turteltaube girret, der mir zu Gefallen ſeine Haare und ſeinen Bart kräuſeln läßt, der ſowol riecht wie ein arabiſcher Salbenhändler, der mir den

Hof

IV.

Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland.

Auf einer Reise durch einige Provinzen desselben *)

1.

Teutsches Theater in Presburg. Sommertheater daselbst. Ungarische Schauspielergesellschaft in Pesth. Theatralischer Geist in Ungarn.

Eine Reise durch die Liptauer, Turoczer, Trentschiner und Neutrer Gespanschaften nach Presburg, ist mit so vielen Beschwerlichkeiten verbunden, daß der Anblick der letzten Stadt, die man in einer ziemlich großen Entfernung, mit ihrem auf dem Fuße des Karpaths prangenden Schlosse ansichtig wird, nicht anders als angenehm seyn kann. Man sieht das Ziel seiner Ungemächlichkeiten, und kaum würde eine aus dem Fegefeuer erlöste Seele mit froheren Empfindungen den Vorsaal des Himmels betreten, als ich das Presburger Weichbild.

Unstreitig ist Presburg in jeder Hinsicht die erste, vorzüglichste Stadt in Ungarn. Die Gegend, in der

*) Diese Fragmente werden in einer eigenen Schrift mehr Ausführlichkeit erhalten.

der ſie liegt, iſt überaus ſchön, und erfüllt die Seele des gefühlvollen Wanderers, beſonders von einem der anmuthigen Hügel betrachtet, die gegen Weſten und Norden die Stadt umkränzen, mit dem reinſten, angenehmſten Genuſſe der harmoniſchen, in die ſchönſte Einheit ſich verſchmelzenden Mannigfaltigkeit lieblicher Naturgegenſtände. Wie ganz anders geſtimmt fühlt man ſich beym Eintritt in dieſe Stadt! Man bemerkt es gleich, daß ein milderer Genius über ſie waltet, und empfindet ſchon den Vorgeſchmack von dem aufgeklärten Teutſchlande. Sie iſt nur zehn Meilen von Wien entfernt, ſteht mit dieſer Reſidenzſtadt in großem Verkehr, und hat daher, was Sprache, Sitten und Lebensart betrift, mit ihr vieles gemein. Es weht in ihr ſchon mehr ein teutſcher als ungariſcher Geiſt, der einem ungemein wohlthut, da er die Freyheit des Menſchen nicht ſo ganz beſchränkt, und den höhern Kräften deſſelben mehr Spielraum verſtattet. Nicht, als wenn hier die Aufklärung ihren Tempel aufgeſchlagen hätte, und von allen Einwohnern verehrt, oder, auch nur durch die harte Bücherzenſur nicht auf alle Weiſe beeinträchtigt würde. Aber man hat doch in dieſer Stadt, mehr als an irgend einem andern Orte in Ungarn, Gelegenheit, mit der gelehrten Welt in Verbindung zu kommen, mit manchem helldenkenden Manne vergnügte Stunden, lehrreich für den Verſtand und ermunternd für das Herz, zu verleben, und viele Geiſtesprodukte des glücklicheren Auslandes, nach denen man ſich

in den andern Städten vergeblich umſieht, zu genießen. Licht und Finſterniß grenzen in dieſer Stadt nahe an einander; beydes will ich in einer Schrift nach Verdienſt würdigen, Ignoranten und Feinde der Aufklärung in ihrer Blöße darſtellen, und die Freunde und Beförderer des Wahren und Guten, als ſolche, meinen Leſern bekannt machen. Hier will ich mich bloß auf einige Nachrichten über die zwey ſittlichen Barometer jeder größern Stadt, das Theaterweſen, und über die herrſchende Lektüre in Presburg, einſchränken.

Presburg hat ein ſehr ſchönes, vor einigen Jahren neuerbautes teutſches Schauſpielhaus, an welches dicht ein großer, prächtiger Redoutenſaal mit einem ſchönen Kaffeehauſe grenzt. Die hieſigen Einwohner beſuchen erſteres ſtark genug, und ſcheinen überhaupt für ſchöne Künſte die meiſte Empfänglichkeit in Ungarn zu haben. Unter den Geſellſchaften, die hier ſeit der Entſtehung des Theaters ſpielten, gab es immer einige, die ihrer Kunſt Ehre machten, und den ungetheilten Beyfall des Publikums genoſſen. Die meiſten Direktoren derſelben waren brave und geſchickte Männer; einige vertraut mit den Muſen, und mancher an Gefühl und Geſchmack dem Serlo in Meiſters Lehrjahren, wenigſtens in einigen Zügen, ähnlich. Aber faſt keiner von ihnen erhielt ſich lange in Presburg; beynahe alle gingen zu Grunde, und verſanken in drückende Armuth. Bey vielen war Unklugheit, bey andern

übertriebene Gutherzigkeit, bey einigen auch Verschwendung, Schuld an ihrem Schicksale. Aber bey den Mehresten beförderten andere Umstände ihren Ruin. Unter andern trug dazu nicht wenig die neue Erbauung und Verschönerung des Schauspielhauses bey; denn nun mußte der Direktor der spielenden Gesellschaft für jede Vorstellung eine beträchtlichere, und im Verhältniß gegen die vorige Zahlung, eine zu starke Summe zahlen. Das Publikum gewann freylich bey der verschönerten Einrichtung des Theaters, aber jener mußte darunter leiden, da die Zahl der Zuschauer nie stärker wurde, als sie vorher war. Dazu kommt noch, daß die Logen für den Adel dem Entrepeneur wenig oder gar nichts eintragen, weil mehrere vermögendere Edelleute zur Errichtung des Schauspielhauses einige Summen vorgestreckt, und sich dabey in Rücksicht des Eintrittgeldes manches Vorrecht vor den übrigen Zuschauern ausbedungen haben. Da sich der größte Theil des Adels, der sich vorher in Presburg aufhielt, jetzt gewöhnlich entweder Pesth oder Wien zum Anfenthalsorte wählt, so sind die Logen fast immer leer.

Presburg liegt auch zu nahe an Wien. Man besucht das dasige Nazionaltheater; die Schauspieler und Einrichtungen gefallen, und man macht daher an den hiesigen Direktor Forderungen, deren Erfüllung ihn in dürftige Umstände versetzen muß. Bald soll er dieses oder jenes Subjekt entfernen; bald für geschmackvollere Dekorazion sorgen, bald

neue,

neue, noch nicht gedruckte Stücke geben, u. d. m. Thut er dieses nicht, so bleibt das Schauspielhaus sehr oft leer. Einigemal fand ich in demselben nicht mehr als höchstens zwanzig Personen; und doch wurden Stücke aufgeführt, die man unter die bessern zählen kann. Allein sie waren — nicht neu.

Ein großer Theil des hiesigen Publikums besucht nicht darum das Theater, um dadurch seinen Geschmack zu bilden, sondern aus Langerweile, und weil es nun einmal so Mode ist. Diejenigen Produkte, die den Vorzug der Neuheit haben, gesetzt sie wären auch noch so mittelmäßig, werden von diesem Theile des Publikums mit dem größten Beyfalle aufgenommen. Das wahrhaft Schöne, Naive, Erhabene der dramatischen Werke eines Lessing oder — Iffland, wird von den Wenigsten bemerkt und empfunden; daher Produkte dieser Meister nicht so häufig gegeben, und mit keinem so großen Beyfalle, als andere minder treffliche Stücke, aufgenommen werden. Die edle Simplicität im Ausdruck, in Anlagen und Ausführungen der Ifflandischen Familiengemählde wird nur von wenigen bewundert, und für das, was sie ist, für den reinen Abdruck einer schönen Seele, gehalten. Verunglückte Karaktere, wunderbare Thaten, Ausartungen von Kraftgenies, Karrikaturen, Ritter- und Zauberunfug, nur dieß wird vom größten Theile der Zuschauer beklatscht.

Alle

Alle Stücke welche auf dem hiesigen großen Theater aufgeführt werden sollen, müssen vorher dem Censor vorgelegt werden. Wenn man mit der Strenge der hiesigen Censur bekannt ist, so muß man sich nicht wenig wundern, daß in Presburg dennoch so manches Schauspiel, voll der kühnsten Freymüthigkeit, z. B. Schillers Fiesko und Don Karlos, Kotzebue's Graf Benjowsky u. d. m. gegeben wird. Aber freylich werden oft die schönsten Stellen weggestrichen, die daher entsprungenen Lücken nicht selten mit elendem Gewäsche ausgefüllt, oft sogar dem Ausgange des Stücks eine andere, gewöhnlich der wirklichen entgegengesetzte Wendung gegeben. So sah ich einmal Schillers Fiesko ganz verstümmelt vorstellen. Ueberhaupt läßt man freye Aeußerungen über Despotie, Freyheit und Republiken nicht leicht pässiren. Sie gehören zu den Kontreband-Waaren.

Manchmal werden auch Opern gegeben; allein nur Wenige können ihnen Geschmack abgewinnen, obgleich das Orchester nicht übel besetzt ist, und es nicht an guten Sängern und Sängerinnen mangelt. Bloß Schikaneders Produkte dieser Art erhalten von der Menge lauten Beyfall, einen starken Zulauf, und werden vielmals wiederholt. Seine Zauberflöte, besonders aber das Neue Sonntagskind, machte auch in Ungarn großes Glück, und wurde in Presburg erstaunlich oft aufgeführt. Wie Gesänge der Art, als z. B. die Schikanederschen sind,

von

von Menſchen, die ſich für kultivirt halten, gleich Nazionalgeſängen angeſtimmt werden können, dieß iſt für mich ein Räthſel, welches ich mir nur dadurch löſen kann, daß ich annehme, nicht die herzloſen Lieder an ſich; ſondern die herrliche Kompoſizion des vortrefflichen Mozart ſey ſchuld daran. Wenn man überall trallern hört:

„Wer niemals hat ein'n Rauſch gehabt,
„Der iſt kein braver Mann;
„Wer ſeinen Durſt mit Seidein löſcht,
„Fang' lieber gar nichts an, u. ſ. w."

ſo glaubt man ſich unter Abderiten zu befinden; nur, daß dieſe von einer viel ſchönern Stelle aus der Andromeda des Euripides, du, der Götter und der Menſchen Herrſcher, Amor u. ſ. w." bezaubert, oder vielmehr verrückt wurden. Wie nöthig wäre auch hier ein Hippokrates und einige Zentner Nieſewurz von der Güte der Anticyriſche. Wenn man dem bekannten Aloyſius Hofmann in ſeinem Einen Worte zur rechten Zeit auch ſonſt nicht beypflichten kann: ſo wird man doch ſeiner tadelnden Beurtheilung des Neuen Sontagskindes, welches von einer Nachttrute erzeugt zu ſeyn ſcheint, gern beyfallen. Jeder, in deſſen Kräften es ſteht, ſollte einem ſolchen Unweſen zu ſteuern ſuchen.

Kotzebue ſteht hier als theatraliſcher Dichter allgemein in großem Anſehen, und das Schauſpielhaus iſt ſicher voll, wenn eines von ſeinen Stücken

gegeben wird. Auch sind die Eindrücke stark, welche sie auf die Zuschauer machen. Ganz gewiß werden manche Herren ihr Wehe über den Geschmack der Presburger ausrufen; ob mit Recht? darüber wage ich kein entscheidendes Urtheil. Wahr ist's, daß fast keines von Kotzebue's Kunstprodukten ganz frey von ästhetischen Flecken ist; wahr, daß viele von denselben der gröbern Sinnlichkeit das Wort reden, der Moralität entgegen sind, und besonders der weiblichen Sittsamkeit zu nahe treten; wahr, daß man von dem Eindruck, den sie machen, keinesweges auf ihre Güte schließen kann, da sehr oft ein unverständliches, kauderwälsches Kanzelgeschwätz einem großen Theil der Gemeinde Thränen erpreßt; wahr endlich, daß der Geschmacksrichter, der bey der Beurtheilung schöner Kunstwerke als solcher, nicht auf ihre Wirkung, sondern bloß auf ihre Form und darauf zu sehen hat, daß sie den Forderungen des reinen Geschmacks Genüge leisten, mit den Kindern der fruchtbaren Kotzebueschen Muse nie ganz zufrieden seyn kann. Indeß scheint es mir doch ausgemacht zu seyn, daß sie unter die bessern, ja besten Produkte Teutschlands, so wie es ist, gehören; daß das Publikum, bey welchem sie Glück machen, wenn nicht auf der höchsten, doch auf einer mittlern Stufe ästhetischer Bildung steht; daß viele tausende denselben manche angenehme Stunden, manche gute Gesinnung, manchen edlen Entschluß zu danken haben, und daß gewisse Rezensenten nicht unpartheyisch und gerecht in Anerkennung ihrer Vorzüge

züge sind. Ich befand mich einmal in einer Gesellschaft, wo von Kotzebue und seinen dramatischen Werken viel gesprochen wurde. Mit Enthusiasmus wurden diese gepriesen, und mit dem Prädikat unübertrefflich beehrt. Nur Einer von den Anwesenden wollte nicht in das Lob des Zirkels einstimmen, sondern brachte dagegen alles vor, was bereits lange in der A. Lit. Zeit. gedruckt steht. Die Uebrigen, welche diese kritische Zeitschrift nicht gelesen haben mochten, und bloß nach ihrem individuellen Gefühle zu urtheilen schienen, befremdete der Tadel des Einen nicht wenig; sie erwiederten ihn mit einem spottenden Lächeln, und da er kein Ende machte, stand einer von den Anwesenden auf, und rief mit einem bittern Tone aus: „Wen Kotzebue's Stücke nicht rühren, der hat entweder ein steinhartes, oder ein so weiches Herz, daß kein einziger Eindruck haften kann!" Die Uebrigen gaben ihm auf verschiedene Weise ihren Beyfall zu erkennen. — Ueberhaupt würde man in allen ungarischen Städten, wo man etwas von Schauspielern weiß, auch bey Menschen, denen man einen gebildeten Geschmack nicht absprechen kann, sich in den Verdacht der Gefühllosigkeit, und des Mangels an ästhetischem Sinne bringen, wenn man sich tadelnde Urtheile über Kotzebue's dramatische Produkte erlaubte. Ich hörte in manchem Zirkel lange Stellen aus denselben herdeklamiren, und einmal hatte ich Gelegenheit, in der Ferne die Unterhaltung einiger nicht ungebildeten Mädchen zu belauschen, die ganz

zwang-

zwanglos ihren Gefühlen freyen Lauf ließen, und alles treuherzig hererzählten, was ihnen in der Sonnenjungfrau sehr gefallen habe. Eine von ihnen versicherte, daß besonders die Worte der Kora: „Ist es denn Schande Mutter zu seyn?“ einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hätten. Sie wiederholte mit einer sanften, herzlichen Stimme, der man es deutlich ansah, daß sie der Ausdruck eines starken Gefühls war, diese Stelle einigemal.

Nicht nur die theatralischen, sondern auch die übrigen Schriften Kotzebue's, z. B., die jüngsten Kinder meiner Laune, und die Leiden der Ordenburgischen Familie, werden in Presburg stark gelesen.

Im großen Theater zu Presburg wird nur des Winters wöchentlich dreymal, zuweilen auch viermal, gespielt. Es giebt aber daneben ein kleineres Schauspielhaus, welches man gewöhnlich das Sommertheater nennt, weil in dieser Jahreszeit der niedere und höhere Pöbel darinn amüsirt wird. Man könnte nichts Besseres erfinden, als ein solches Haus, wenn man es darauf anlegte, die Sitten des Volkes von Grund aus zu verderben, ihm alle Schaam, alle Gefühle für Bescheidenheit und Moralität zu rauben. Eine wenig regulirte, aus zusammengelauffenen teutschen Landstreichern bestehende Truppe, kramt hier unter öffentlicher Autorität ihre Unwissenheit, und ihre jedes züchtige Ohr höchst beleidigenden Späßchen und Einfälle

Hof zu machen, mit meinem Schooßhund ſchwazt und Oden auf meinen Sperling macht — ah! Hippias' man muß ein Frauenzimmer ſeyn, um zu begreifen, was das für ein Vergnügen iſt! — Ich bedaure dich; erwiederte der ſchalkhafte Sophiſt, daß du dieſem Vergnügen bey dem Liebhaber, von dem ich rede, entſagen mußt. Er hat ſeine Proben ſchon gemacht. Er iſt zärtlich wie ein junger Seufzer, aber, wie geſagt, er iſt es nur für die Seele der Schönen; alles übrige macht keinen gröſſern Eindruk auf ihn, als ein Gemählde, oder eine Bildſäule. Das wollen wir ſehen, verſezte Danae; ich verlange ſchlechterdings, daß du ihn dieſen Abend zu mir bringeſt; du wirſt nur eine kleine Geſellſchaft finden, die uns nicht hindern ſoll. Aber wer iſt denn dieſer Ungenannte, von dem wir ſchon ſo lange ſchwazen?„ Es iſt ein Sclave, den ich vor etlichen Wochen von einem Cilicier gekauft habe, aber ein Sclave, wie man ſonſt nirgends ſieht. Er iſt zu Delphi im Tempel des Apollo erzogen worden, und, ſo viel ich vermuthe, wird er ſein Daſeyn der antiplatoniſchen Liebe dieſes Gottes zu irgend einer artigen Schäferin zu danken haben, die ſich zu weit in ſeinen Lorbeerhayn gewagt haben mag. Er iſt hernach eine geraume Zeit zu Athen geweſen, und die ſchönen Reden des Plato haben die romanhafte Erziehung vollendet, die er in den geheiligten Haynen zu Delphi erhalten. Er gerieth durch einen Zufall in die Hände Cilicieſcher Seeräuber, und aus dieſen in die meinige. Er nannte ſich Pythokles; aber weil ich dieſe Art von Namen nicht

leiden

aus, und richtet auf dem Felde der Sittlichkeit und Schönheit eben so viel Unheil an, als die vielen unzüchtigen, sinnliche Wollust lautpredigenden Romane, welche die, gegen ächte, empfehlungswürdige Geistesprodukte weit strengere Bücherzensur wenig oder gar nicht berücksichtigt. Und doch sollte sie, wie es heißt, darauf ausgehen: dem Einreissen der Sittenlosigkeit Grenzen zu setzen! —

Das Presburger Sommertheater, eine Kopie vom Wiener, ist ein wahrer Schandfleck für die Stadt. Der Hanswurst, hier Kasperl genannt, bringt die elendesten Zoten, die sich nur denken lassen, vor; er raffinirt auf die schmuzigsten Ausdrücke; die übrigen Akteurs eifern ihm hierin nach, und die abgeschmacktesten, unsittlichsten, plumpsten Einfälle und Anspielungen werden am lautesten beklatscht. Es werden keine ordentlichen Stücke, sondern lauter von der Truppe selbst entworfene Possen aufgeführt, die weder Fuß noch Kopf haben. Alles wird extemporirt. Man glaube nicht, daß bloß der Pöbel niedriger Art dieses sittenverderbende Schauspielhaus besucht; ich habe zu meinem großen Erstaunen in demselben viele Kinder aus den gebildetern Ständen, Studenten und Standespersonen in Menge angetroffen; und Männer, welche diesem Unwesen in der Nähe unwillig zusehen, ohne doch zur Abschaffung desselben ein Wort zu wagen, versicherten mich, daß dieses allezeit so sey. Für jede Vorstellung wird der Stadt eine bestimmte Sum-

me

me gezahlt; daher es wohl kommen mag, daß sie keine Anstalt trifft, diese Schandbühne zu zerstöhren, und dem Volke auf einem andern Wege eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen.

Welchen tiefen Eindruck dramatische Vorstellungen machen können, und wie sehr man daher trachten sollte, sie durch zweckmäßige, strenge Wahl zum Besten des Volks zu benutzen, sieht jeder Menschenbeobachter ein. In Preßburg ereignete sich vor ungefähr 2 Jahren ein Fall, der dazu einen wichtigen Beleg liefert. Im Sommertheater wurde einmal eine Farce gegeben, worin Kasperle die Rolle eines Schneiders spielte. Er erlaubte sich lächerliche Ausfälle auf dieses Handwerk. Auf einige anwesende Schneidergesellen machte dieß einen so widrigen Eindruck, daß sie einmüthig beschlossen, an dem Hanswurst schwere Rache zu nehmen. Lautfluchend verließen sie das Theater, brachten noch mehrere Bursche zusammen, und versammelten sich haufenweise vor dem Schauspielhause. Allein Kasperle nahm heimlich die Flucht, und sie konnten ihre Absicht nicht erreichen. Den Tag darauf trafen sie ihn in einem öffentlichen Garten an, ließen sich mit ihm in ein Handgemenge ein, und nur der Beystand mehrerer herbeygeeilten Studenten konnte ihn ihrer Wuth entreissen. Die Schneidergesellen wurden nun auch gegen die Studenten erbittert, zogen das nächstemal in corpore wieder vor das Theater, um sich sowohl an den Komödianten, als auch an den

Musensöhnen zu rächen. Einige von ihnen hätten sogar den Vorschlag, das Schauspielhaus, welches von Holz erbaut ist, in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Nur durch die Dazwischenkunft einiger Professoren, der hiesigen katholischen Akademie, und durch Bitten und Vorstellungen anderer angesehenen Männer, wurde einer Bataille, die ganz sicher zwischen Schneidern, und Studenten vorgefallen wäre, vorgebeugt. Des Nachts darauf kam es aber doch zu blutigen Schlägereyen, wobey besonders einige von den erstern jämmerlich zugerichtet wurden. — Wie viel Gutes könnte ein Volkstheater bewirken, wie viele grobe Vorurtheile verdrängen, wenn es zweckmäßig eingerichtet wäre, und unter der gewissenhaften Aufsicht eines nicht nur geschmackvollen, sondern auch sittlich guten Mannes stünde!

Nur wenige Schauspieler und Schauspielerinnen sind ordnungsliebende, rechtschaffene und achtungswürdige Personen, und daher steht diese Klasse von Menschen auch hier und in andern ungarischen Städten in einem übeln Rufe, und der Menge sind die Prädikate Landstreicher, Religionsfeind, Komödiant und Schauspieler gleichbedeutend.

Bey dieser Gelegenheit will ich auch einiges über das ungarische Theater in Pesth sagen. Vor einigen Jahren kam hier eine ungarische Schauspieler-Gesellschaft zu Stande, deren Mitglieder meistens von Adel waren. Ihre Absicht war, den Geschmack

der Nation nach und nach zu veredeln, ſie für feinere Unterhaltung zu ſtimmen, den Patriotismus zu wecken und zu erhalten, und bey dieſer Gelegenheit auch die vaterländiſche Sprache mehr auszubilden. Ein ſehr ſchöner Zweck, der auch einigermaßen, doch nicht ganz ſo, wie man ſich verſprach, erreicht wurde. Der Plan ward den höhern Landesſtänden und der höhern Obrigkeit vorgelegt, von ihnen genehmigt, und von vielen Seiten wurden anſehnliche Beyträge verſprochen. Die wenigſten leiſteten nachher was ſie verſprachen. Oft hatte man Gelegenheit zu bemerken, wie ſehr die hieſigen Schauſpieler ſich belohnt, und zum unermüdeten Fortſchreiten in der Kunſt angefeuert fühlten, wenn Männer von Anſehn und Geſchmack, ein Orczy, Darvas, Vay und andere edeldenkende Patrioten, ihr Spiel durch ihre Gegenwart belebten. Mehrere Geſpanſchaften, z. B. die Szathmarer, Saboltſcher, Bekeſcher, Zempliner u. a. m. verwendeten ſich thätig für die Errichtung und Erhaltung eines Theaters, das auf nichts geringeres als auf Volksveredlung abzweckte. Die ſpielenden Perſonen auf demſelben waren keine hergelaufenen Vagabunden und unſtudirten Pfuſcher, ſondern die meiſten waren von Adel, vertraut mit den Muſen, ſtanden vorher in nicht unwichtigen Aemtern, und einige von ihnen bekleiden gegenwärtig wieder anſehnliche Poſten. Ihr Spiel verbeſſerte ſich mit jeder Vorſtellung; ſie eiferten den daſigen teutſchen Schauſpielern mit glücklichem Erfolge nach, und

viele kamen ihnen gleich. Unter den Männern zeichneten sich unter andern Kalmány und Váradi, unter den Frauenzimmern, Sehi-Rehat, Sehi-Rehakassaw und noch eine, deren Nahme mir nicht beyfällt, vortheilhaft aus.

Was den moralischen Karakter der Mitglieder dieser theatralischen Gesellschaft anbelangt, so waren sie von jeher fast durchgängig gute, aller Achtung würdige Menschen. Denn bey ihrer Wahl, die strenge war, sah man auch besonders auf ihre sittliche Denkungsart; auch beobachtete man nachher immer mit vieler Wachsamkeit ihre Aufführung. Originalstücke führten sie immer am besten auf. Die inländische Geschichte gab meistens den Stoff zu denselben her, der nicht selten eine schöne, glücklich gewählte Form erhielt. Zu den bessern ungarischen Originalprodukten gehören unter vielen andern folgende: Zrinyi, Etelka, Batory Maria, Hunyadi Familia, u. s. w. Dugonits, Professor an der Pesther Universität, Bessenyei und andere Männer von Geschmack und Dichtergeist, machten sich vorzüglich durch ihre dramatischen Werke um die theatralische Kunst in Ungarn verdient. Aus dem Teutschen, Französischen und Englischen sind mehrere Stücke ins Ungarische übersetzt worden, besonders manche von den Produkten Kotzebue's, auch etwas von Göthe. Die ersten wurden immer mit lautem Beyfall aufgenommen.

Mehrere Umſtände, beſonders innere Zwiſtigkeiten unter den Mitgliedern der Geſellſchaft, Mangel an hinlänglicher Unterſtützung, verſchiedene Kränkungen von Seiten des Direktors des teuſchen ungariſchen Schauſpielhauſes, Buſch, und andere ungünſtige Vorfälle haben die ungariſche Bühne in Peſth einigemal ſinken gemacht, und vor einiger Zeit völlig zu Grunde gerichtet. Es iſt Schade, daß ein ſolches Theater, welches ſchon zu blühen anfing, und ſo viele edle Früchte verſprach, gerade in der beſten Zeit wieder in ſein voriges Nichts zurück geſunken iſt. Vielleicht wäre dieſes nicht geſchehen, wenn die Geſellſchaft ihr eignes Schauſpielhaus gehabt hätte, und nicht gezwungen geweſen wäre auf der teutſchen Bühne zu ſpielen. Dieſe wurde immer gerade zur beſten Zeit, z. B. an Feſttagen und Jahrmärkten, wo das Theater voll geweſen wäre, der ungariſchen Geſellſchaft entzogen, und der teutſchen Truppe vom Direktor eingeräumt.

Die Geſchichte des ungariſchen Theaters zu Peſth, von der Entſtehung an bis zum Untergange deſſelben, findet man in einem leſenswerthen Werke, welches Erdödy, unter dem Titel: „Peſti Fáték-Szin“ in einigen Bänden heraus gegeben hat.

Einige von den Schauſpielern in Peſth begaben ſich nach der Auflöſung der daſigen Geſellſchaft nach Klauſenburg in Siebenbürgen, wo ſeit mehreren Jahren ein ungariſches Theater exiſtirt, welches unter dem Schutze eines eifrigen Patrioten, des Grafen

Veſelényi, ſteht, der vor vielen andern die Auszeichnung des Hofes verdient, ſie aber nicht genieſſen ſoll. Die Szathmarer arbeiten ebenfalls ſeit einiger Zeit an der Errichtung einer ungariſchen Bühne, welche auch ſchon längſt zu Stande gekommen wäre, wenn das Inſurrekzionsweſen die Ausführung des Vorhabens nicht gehindert hätte. Sogar in Bukareſt, in der Walachey, ſoll eine ungariſche Truppe ſpielen. Es ſcheint überhaupt ſich in vielen Gegenden Ungarns ein theatraliſcher Geiſt zu verbreiten, von dem zu wünſchen wäre, daß er die Roheit und Wildheit vieler Einwohner dieſes Landes milderte, und Geſchmack an ſchönen Künſten, woran es hier noch ſehr ſtark mangelt, hervorbrächte, beſonders da bey der öffentlichen und Privaterziehung auf die Ausbildung des Schönheitsgefühles wenig oder gar keine Rückſicht genommen wird. In Oberungarn hat man auch in den größern teutſchen Städten noch gar keine Vorſtellung vom Theater. Aber auf einigen ungariſchen Gymnaſien werden zuweilen, trotz des Vorurtheils, das dagegen herrſcht, von den Studenten (Gymnaſiaſten, Schülern) insbeſondre Schauſpiele aufgeführt. Auf einem der beſſern Lyzäen geſchah dieß im vorigen Jahre ſogar am Tage der öffentlichen Prüfung, nach derſelben. Es wurde ein Originalſtück, Ludwigs XVI. Tod, gegeben. Von welcher Beſchaffenheit daſſelbe geweſen ſeyn müſſe, wird man daraus ſchließen können, daß der unglückliche König vor den Augen der Zuſchauer guillotinirt wurde.

Es

Es floß ſogar Blut; denn der Hals des Strohmannes, welcher Ludwig XVI. vorſtellte und um den Kopf kam, war mit einer mit Blut gefüllten Blaſe verſehen. Nach der Exekuzion der Todesſentenz ward das Haupt des Königs dem Volke vorgezeigt, und das Stück endigte mit dem Ausrufe: „Es lebe die Republik!“ Der Profeſſor, der ſeinen Schülern die Erlaubniß gab, dieſes unſinnige Produkt aufzuführen, wurde angeklagt, und ſollte von ſeinem Amte ſuſpendirt werden. Dieſes geſchah zwar nicht, aber er zog ſich einen Prozeß zu, der bis jetzt noch nicht geendigt ſeyn ſoll.

Ottokar.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Gedichte.

1.

Die Federn.

Nach dem Engliſchen.

Dieſe Federn, weiß' und ſchwarze,
Die auf euren Häuptern prangen,
Ihr, voll zärtlichem Verlangen,
Holde Frau'n, verſchönern euch.
Allen ſcheint ihr, die euch ſehen,

Stolzen Lerchen, prächt'gen Pfauen,
Die auf friſch beblümten Auen
Frey einherſtolziren, gleich.

In der letzten Faſchingsoper,
Welch' ein Zauber unſrer Sinnen!
Dieſe gleich den Sultaninnen,
Jene China's Herrſcherin.
Nur wer auf den hintern Bänken
Vor den ſtolzen Federbüſchen
Wenig ſah, begann zu ziſchen,
Doch nur unterm Barte hin.

Dieſe ſchöne, fremde Sitte
Kam zu uns nicht aus Brittanien,
Noch aus Frankreich; auch aus Spanien,
Perſien und Peru nicht.
Nein! ich ſah, ihr Römerinnen,
Den Merkur mit leichten Schwingen
Von Olymp herab ſie bringen,
Kraft der Götterbotenpflicht.

Im Olymp, erzählt' er, läſſet,
Ihre Schönheit zu erhöhen,
Jede Göttin Federn wehen
Auf dem ſtolzen Lockenbau.
Selbſt die Eule rupfte Pallas,

Um mit Federn ſich zu ſchmücken;
Sie, mit den beſcheidnen Blicken,
Jüngferlich, von Augen blau;

Und Kupido's ſchöne Mutter
Rupfte nicht nur ihre Tauben,
Nein! ſie hat — ihr mögt es glauben! —
Mavors Helmbuſch ſelbſt geraubt.
So auch Jupiters Gemahlin,
Sie, die Königin der Frauen,
Schmückte mit dem Schweif der Pfauen
Ihr erhabnes Götterhaupt.

Billig, holde Liebestöchter,
Billig reizt euch das Verlangen,
Göttersrauen gleich zu prangen
Mit der Feder ſtolzer Pracht.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich, frechen Hohn im Blicke,
Einen Satyr, der voll Tücke,
Alſo ſpottend eurer lacht:

Dieſe Federn, holde Damen,
Die auf eurem Haupt ſich wiegen,
Fliegen freilich; doch es fliegen
Eure Köpfchen weiter noch.
Sind nicht Federn ſtolzer Pfauen,

leiden kann, so hieß ich ihn Callias, und er verdient so zu heissen, denn er ist der schönste Mensch, den ich jemals gesehen habe. Seine übrigen Gaben bestätigen die gute Meynung, die sein Anblik von ihm erwekt. Er hat Verstand, Geschmak, und Wissenschaft; er ist ein Liebhaber und ein Günstling der Musen; aber mit allen diesen Vorzügen ist er doch nichts weiter als ein wunderlicher Kopf, ein Schwärmer und ein unbrauchbarer Mensch. Er nennt seinen Eigensinn Tugend, weil er sich einbildet, die Tugend müsse die Antipode der Natur seyn; er hält die Ausschweifungen seiner Phantasie für Vernunft, weil er sie in einen gewissen Zusammenhang gebracht hat; und sich selbst für weise, weil er auf eine methodische Art raset. Er gefiel mir beym ersten Anblik, ich faßte den Entschluß, etwas aus diesem jungen Menschen zu machen; aber alle meine Mühe war umsonst; und wenn es möglich ist, daß er durch jemand zu recht gebracht werden kann, so muß es durch ein Frauenzimmer geschehen; denn ich glaube bemerkt zu haben, daß man nur durch sein Herz in seinen Kopf kommen kann. Die Unternehmung wäre deiner würdig, schöne Danae, und wenn sie dir nicht gelingt, so ist er unverbesserlich, und verdient nichts, als daß man ihn seiner Thorheit und seinem Schikſal überlasse.

Du hast meinen ganzen Ehrgeiz rege gemacht, Hippias, versezte die schöne Danae; bringe ihn diesen Abend mit; ich will ihn sehen, und wenn er aus eben denselben Elementen zusammengesezt ist, wie andre Erden-

Söhne

Auch der Tauben nicht, der ſchönen;
Sind die Federn eurer Treuen?
Rupfet ihr ſie täglich doch!

End', o Satyr voller Tücke,
Solch ein frevelhaft Beginnen!
Beiſpiel ſind die Römerinnen
Aechter Sitt' und edler Scheu.
Ja, es wallt in ihrem Buſen
Nach Lukreziens alter Adel;
Geiſt und Herz ſind ohne Tadel,
Sind voll Zärtlichkeit und Treu.

2.

Venezianiſches Gondolierlied.

Abends führ' im kleinen Nachen
Ich mein Mädchen, blond und ſchlank;
Doch es ward ihr ſchwer zu wachen,
Und ihr holdes Auge ſank.
Auf den Arm gelehnt das Köpfchen,
Sah ich ſie, dem Schlaf erliegen.
Weckt' ich ſie: des Kahnes Wiegen
Wiegte bald ſie wieder ein.

Und von Wolken halb umzogen
Glänzte Luna ſtill und ſchön;
Und es ruhten alle Wogen,
Und es ſchwieg der Winde Wehn.

Nur

Nur ein Lüftchen ſtahl ſich leiſe
Unter ihres Buſens Schleier,
Und von ſeinen Feſſeln freyer
Hob der Buſen ſich empor.

Ach! nach ihrer Schöne geizend,
Fühlt' ich ihre ganze Macht,
Sah ihr Antlitz, hold und reizend,
Und des Buſens Jugendkraft —
Und ich fühlte tief im Herzen
Tauſend wechſelnde Gefühle,
Wilder Regungen Gewühle
Und unnennbar ſüße Luſt.

Und ich hing mit trunknen Blicken
An der lieblichen Geſtalt.
Dieſe Flamme zu erſticken,
Fand ich nimmer mehr Gewalt.
Und ich warf mich zu ihr nieder,
Wollte ſchlummern, leiſe leiſe;
Doch ſo nah dem Feuerkreiſe
Find' ich ewig keine Ruh.

J. D. Gries.

VI.

Briefe über die däniſche Literatur. *)

I.

Kopenhagen, den 29. November.

Von der däniſchen Literatur ſoll ich Ihnen etwas ſchreiben? Gut, was eine Beſchäftigung von drey bis vier Monaten, die noch dazu von tauſend andern Beſchäftigungen und Genüſſen unterbrochen ward, gewähren kann, will ich Ihnen geben: einzelne Bemerkungen und Notizen. Sie werden meine Angaben für das was ſie ſind, für Meinungen, nicht für Urtheile nehmen. —

Im Ganzen ſcheint die däniſche Litteratur unter dem Zuſammenfluß ungünſtiger Umſtände vergebens empor zu ſtreben. Sie iſt ein ſteinigtes Gefilde, wo hier und dort

*) Wir haben die angenehme Ausſicht, eine Reihe von Aufſätzen über dieſen jedem teutſchen Literaturfreunde, dem die ſchöne Blüthen echter Kultur und Humanität in einem uns durch Sprache und Denkart verſchwiſterten Reiche nicht gleichgültig ſind, ſo willkommenen Gegenſtand in dieſer Zeitſchrift mittheilen zu können. Daß lebendige Anſchauung und ſtrenge Unpartheylichkeit die Feder führten, brauchen wir den Leſern, die den Verfaſſer als einen muthigen und beredten Vertheidiger unterdrückter Menſchenrechte kennen, nicht erſt zu verſichern.

D.

dort eine prachtvolle Pflanze in majeſtätiſcher Blüthe da ſteht — aber tauſend andre verkümmern um ſie her im unfruchtbaren Kies. Die Dänen ſchienen einſt den Teutſchen den Vorſprung abgewonnen zu haben. Was war die Aſtronomie in Teutſchland als Brahe beobachtete? Und was teutſche Dichtkunſt und Schriftſtellerei überhaupt, als Holberg ſang und ſchrieb? Aber dieſe Männer, ſo wie ſpäterhin Tycho Rothe während einer langen Zeit, ſtanden einzeln da. Freylich traten endlich Suhm, Lyxdorf, Sauisör, Thaarup, Ewald auf, und itzt, itzt glänzen Pram, Rahbek, Baggeſen, die beyden Brun, Horrebow, Storm u.a. Suhm ärndtet reiche Schätze auf den Gefilden der Vorzeit; Riegelſen ſchreibt Biografieen die man für muſterhaft hält; Falſen, Heiberg und Sander bringen Thalien und Melpomenen würdige Opfer; Malling, Thaarup und Colbiörneſen haben den Pomp der ernſten Beredſamkeit auf däniſchem Boden entfaltet; Calliſen, Tode, Sartorf und Abildgaard locken die Schüler Hygieens aus ihren teutſchen Tempeln an die Ufer des Sundes. Matte hat die Schätze der däniſchen Flora zum Eigenthum aller Nazionen gemacht. Der zweyte Abildgaard und Juul malen mit italiſcher Kunſt; Kunze und andre komponiren Harmonieen, auf die auch das Ausland mit Entzücken lauſcht ꝛc.: und eine lange Reihe junger talentvoller Männer ſtehen im Hintergrunde, fähig die Stellen dieſer ihrer Lehrer zu erſetzen, wenn ſie einſt hin-

gegangen sind. Aber alles das ist viel, sehr viel für eine Stadt, — sehr wenig für ein ganzes Volk. Alles was die Wissenschaften und Künste in Dännemark bis jetzt leisteten, zeigt mehr, wessen die dänische Nazion unter andern Umständen fähig wäre, als daß es ein grosses Ganzes bildete, auf das auch die Nachwelt mit Erstaunen hinblicken müßte. Die Ursachen, die von Zeit zu Zeit das Aufstreben des dänischen Geistes wieder niederdrückten, und Kunstfleiß und Aufklärung beschränkten, kann ich Ihnen hier nicht aufzählen. Nur einer bleibenden will ich erwähnen.

Sie ist der geringe Umfang der Nazion selbst. Die 3 oder 600,000 Menschen, die dänisch sprechen, haben nur eine Universität, und diese ist zugleich die Hauptstadt, die Residenz und der wichtigste Handelsort im Staate. Die Wissenschaften müssen also fürs erste nothwendig mit der Politik und dem Hof- und Handelsgeiste amalgamirt werden, — ein Proceß, bey dem sie selten gewinnen; — und dann ist das Publikum zu klein, als daß die Schriftsteller hinlänglich könnten aufgemuntert werden. Die Buchhändler wagen es höchst selten, ein beträchtliches Werk in Verlag zu nehmen, und können nur sehr mäßige Honorare geben, denn Kopenhagen beynah allein darf beym Absatz in Anschlag gebracht werden. Hier herrscht Parteysucht; was diese verdammt, ist auf ewig todt, und was sie erhebt, —

macht

macht dennoch kein groſses Glück, weil der Käufer zu wenige ſind. Das meiſte, was daher noch erſcheint, iſt wohlfeile Ueberſetzung, oder Pamflet, oder Zeitſchrift. Die lezte Art von Produkten iſt ſehr zahlreich, und man kann faſt ſagen, daß zwei Drittel der däniſchen Litteratur in derſelben verzettelt ſind. Es gab z. B. mehrere ſchäzbare Schriftſteller, die alt wurden und ſtarben, ohne daß ſie daran denken durften, eine eigene Sammlung ihrer Gedichte oder Aufſäze heraus zu geben. Sie hatten in den Journalen ſehr gefallen, aber ein eigenes Bändchen würde kaum die Druckkoſten eingebracht haben. Sollten Sie es glauben, daß von vielen ſelbſt neuen und wichtigen Werken bey dem lezten Stadtbrande alle in den Buchläden vorräthige Exemplare verbrannten, ohne daß noch jezt irgend ein Buchhändler wagen darf, eine zweite Auflage zu machen? Die wenigen, die dergleichen kaufen, ſind ſchon verſorgt, und auf das Ausland iſt gar nicht zu rechnen. Daß es vollends keine Prachtausgaben giebt und geben kann, iſt leicht einzuſehen. Das eleganteſte däniſche Produkt in typografiſcher Hinſicht iſt Baggeſens Ueberſetzung von Klimms Reiſen in Quart, mit ziemlich mittelmäſsigen Kupfern und auf Schreibpapier.

Dieſen Anſtoſs aus dem Wege zu räumen, giebt es nach meinem Bedünken nur ein Mittel. Die ſchwediſche Litteratur laborirt an demſelben Uebel, das die

 däni-

däniſche niederhält, und zwar ſo ſehr, daß in ganz Schweden faſt keine Buchhandlung iſt, die beträchtlich oder mit ihren ausländiſchen Schweſtern in Verbindung wäre; die norwegiſche iſt vollends nichts. Die Sprachen dieſer Völker ſind kaum ſo ſehr verſchieden, als der oberſächſiſche und öſterreichiſche Dialekt; könnten ſie ſich alſo vereinigen, eine derſelben zur allgemeinen Bücherſprache bey ſich zu machen, dann würde die ſkandinaviſche Litteratur bald, — was wahrſcheinlich weder die däniſche noch die ſchwediſche je vermögen wird, — mit der Literatur jeder andern Nazion wetteifern können. Vielleicht dient eine ſeit kurzem errichtete ſkandinaviſche Geſellſchaft dazu, einen ſolchen Schritt vorzubereiten. Sie hat 12 Mitglieder in Schweden, 24 in Norwegen und Dänemark, und auch in Teutſchland einige. Ihr Vorſteher iſt der Senior der däniſchen gelehrten Welt, Det eben ſo ehr- als liebenswürdige Suhm. Ihr Gegenſtand ſind Unterſuchungen über die nordiſche Geſchichte, Sprache und Natur, und vierteljährig wird ſie einen Band Schriften herausgeben. —

Struenſee hatte ein heroiſcheres Mittel erſonnen: er nahm alle ihm mögliche Maaßregeln, um die däniſche Sprache zu vertilgen, und die Dänen der teutſchen Nazion einzuimpfen. Aber mit Recht widerſetzten ſie ſich dem Einfalle des hochmüthigen Fremdlings, und er gewann nichts, als allgemeinen Haß. Für den

Augen-

Augenblick hätten die Dänen bey ſeinem Plane vielleicht gewonnen; aber hätten ſie nicht auf ſelbſtſtändigen Nationalgeiſt, und alle Schätze des Genius, die vor dieſer Periode erſchienen waren, Verzicht thun müſſen? Die zweihundert Völker, die man zuſammen die teutſche Nation nennt, wären um eines vermehrt worden, das bald eben ſo — doch, abrenuncio! Mich dünkt, dem menſchlichen Geiſt im Allgemeinen war es vortheilhaft, daß jener Entwurf fehlſchlug. Jede beſondere Sprache iſt ein beſonderes Organ der Vervollkommnung deſſelben, und es iſt beſſer, daß hier und da eines weniger ausgebildet ſey, als daß es ihm geraubt werde. Auf einzelne ſkandinaviſche ſogenannte Sprachen kann man das nicht anwenden: ſie ſind nur Dialekte einer Sprache.

Ihres gerechten Widerwillens gegen eine Vereinigung mit den Teutſchen und ihres ungerechten Haſſes gegen ſie ſelbſt ungeachtet, lieben die Dänen die teutſche Literatur ſehr. Alles was dieſe Vorzügliches hervorbringt, macht in Kopenhagen lebhafte Senſazion, wird mit Begierde geleſen, und ſchnell überſetzt, oder doch ausgezogen, wiſſenſchaftliche Werke ſowohl als dichteriſche, vorzüglich dramatiſche. Doch davon ein andermal. Nur das erlauben Sie mir anzumerken, daß die Teutſchen ſehr mit Unrecht dieſe Vorliebe durch Gleichgültigkeit erwiedern. Wir dürfen ſie es doch

ſo hoch empfinden, daß die Franzoſen und Engländer nichts Teutſches leſen, da ſie ſelbſt noch immer die nordiſche Literatur vernachläßigen? Die Franzoſen und Engländer kennen doch wenigſtens Wieland, Herder, Göthe, Gesner, Klopſtock, Leſſing ꝛc. aber ich habe mehrere teutſche Gelehrte geſprochen, die ſelbſt nichts von dem Daſeyn des originellen und in ſo mancher Rückſicht treflichen epiſchen Gedichts „Störkodder af Pram" wußten ꝛc ꝛc. ꝛc. —

Die Kantiſche und Fichtiſche Filoſofie iſt hier vorzüglich, wenigſtens in gewiſſen Zirkeln, jedermanns Sache. Oft hatte ich Gelegenheit von gründlichen Denkern zu lernen, aber noch öfter, zu bewundern, welch ein Lob den Herren im Munde der Säuglinge bereitet ward. — Auch die Xenien weiß man hier und dort auswendig, und manches von den patrietiſchen Flugblättern, welche die Teutſchen haſſen, freut ſich herzlich, dem Namen dieſes oder jenes Mannes, den er vorher nur bewundern konnte, eine Xenie — oder Antixenie — anhängen zu können. —

Journale ſind, wie ich ſchon ſagte, die gangbarſten Werke, und die Form derſelben iſt ſo beliebt, daß ſogar eine Ueberſetzung von Rouſſeau's Heloiſe als Journal erſcheint.

Die vorzüglichſten ſind: die Minerva. — Rahbek war der einzige Herausgeber, bis Collet abgeſetzt ward, und

und ſo, nach dem däniſchen Ausdruck, ſein Lebensbrod verlohr, da ihn denn der edle Mann mit einem anſehnlichen Honorar als Mit-Redakteur engagirte. —

Der Zuſchauer, der über jedes auch politiſche Ereigniß geiſtvoll und wirkſam mitſpricht, iſt gleichfalls von Rahbek.

Iris und Hebe enthält äſthetiſche Aufſätze und Gedichte. Unter den Herausgebern iſt auch Tode.

Ferner erſcheinen ein paar kritiſche Blätter, deren Titel mir nicht gegenwärtig iſt, und ein Journal „für Politik, Natur- und Menſchenkunde", das nur Auszüge ausländiſcher Werke liefert, und einen Doktor Philoſ. Othin Weiſſ zum Verfaſſer hat. — Ueberhaupt werden 16 bis zwanzig periodiſche Schriften gedruckt.

Von den literariſchen Produkten anderer Art etwas zu ſagen, wäre für einen Brief zu weitläuftig. Statt deſſen werde ich Ihnen über ein paar Schriftſteller ſelbſt, die ich kennen lernte, einige Notizen mittheilen: aber ohne alles Detail über ihre Perſönlichkeit. Ich kenne nichts Gehäſſigeres und Abgeſchmackteres, als an berühmten Männern das Alltägliche aufzuſpähen, und dann ihre Menſchlichkeiten, wie das Verdaute eines gewiſſen delikaten Vogels, als einen köſtlichen Schmauß aufzuſchäſſeln. Ja, ich halte es gradezu für ehrlos, ſich freundſchaftlich annehmen zu laſſen, und indeß mit

Söhne, so wollen wir eine Probe machen, ob Danae ihrer Lehrmeisterin würdig ist.

Hippias war sehr erfreut, den Zwek seines Besuchs so glüklich erreicht zu haben, und versprach beym Abschied, zur bestimmten Zeit diesen wunderbaren Jüngling aufzuführen, an welchem die schöne Danae so begierig war, die Macht ihrer Reizungen zu versuchen.

Drittes Capitel.

Geschichte der schönen Danae.

Die Dame, mit welcher unsre Leser im vorigen Capitel Bekanntschaft gemacht, hat vermuthlich einem guten Theil derselben nicht so übel gefallen, daß sie nicht eine nähere Nachricht von dem Character und der Geschichte derselben erwarten sollten; und wir sind desto geneigter, ihrem Verlangen ein Genüge zu thun, je nöthiger der Verfolg unsrer Geschichten zu machen scheint, daß der Leser in den Stand gesezt werde, der schönen Danae Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Die allgemeine Meynung zu Smyrna war, daß sie eine Tochter der berühmten Aspasia von Milet sey, die, nachdem sie in ihrer Vaterstadt die Kunst der Galanterie, wovon sie Profeßion machte, durch die Verbindung derselben mit der Philosophie und den Künsten der Musen, zu jenem Grade der Vollkommenheit erhoben hatte, der sie zur

der feindſeligen Gier eines Spions den gefälligen Wirth zu belauſchen. Der Schriftſteller kann und muß als ſolcher beurtheilt werden, aber als Menſch geht er, ſo lange er lebt, das Publikum nichts an, — wenn ſeine Schickſale nicht etwa die Theilnahme deſſelben verlangen.

Nach dieſen Prämiſſen will ich mit dem liebenswürdigen Greiſe, der als ſolcher an der Spitze der däniſchen Schriftſteller ſteht, anfangen, mit dem Kammerherrn Suhm, der noch im 70ſten Jahre mit jugendlichem Eifer an ſeinen hiſtoriſchen Unterſuchungen arbeitet. Daß der König ſeine Bibliothek gekauft hat, und ihm eine Penſion von 3,000 Thalern, ſeiner Gattin aber, wenn ſie ihn überlebt, jährlich 2,000 Thaler giebt, wiſſen Sie wohl ſchon. Sie iſt ſo anſehnlich, daß die königliche durch ſie 40,000 Doubletten erhält; doch hat er einige tauſend Bände zum eigenen Gebrauch noch zurückbehalten. Sie ſtand vorher dem Publikum ſo offen, als izt. Ganz Unbekannte erhielten aus derſelben was ſie wollten, wenn ſie nur ein Billet hinſandten. — Suhm iſt königlicher Hiſtoriograf; doch dies Amt bringt ihm übrigens nichts ein, als die Freiheit, alle Archive durchſuchen zu dürfen. Er benuzt ſie nicht, da er mit ſeinen Unterſuchungen nur bis zur Thronbeſteigung des Oldenburgiſchen Stammes gehen will. Seiner großen Verdienſte um die nordiſche Geſchichte

brauche ich nicht zu erwähnen: aber ſie iſt nicht das einzige Fach, in welchem er gearbeitet hat. Man hat auch Biografieen, Romane, proſaiſche Idyllen und Geſpräche von ihm. — Jezt eben erſcheint ſeine eigene Biografie, über die der edle Greis mit Recht den Kopf ſchüttelt, obgleich er ſo gefällig war, ſelbſt Data zu derſelben zu liefern.

Einer der vorzüglichſten Dichter iſt Pram, der faſt in allen Dichtungsarten ſich einen gerechten Ruf erworben hat. Er hat ein Heldengedicht geſchrieben, deſſen ich im Eingange ſchon erwähnte, und über das ich Ihnen vielleicht künftig etwas Näheres ſchreibe; ferner Romane, Luſtſpiele in Proſa, ein Trauerſpiel in Verſen, Satyren, Heroiden, Elegieen, Idyllen ꝛc. In allen erſcheint er als ein Mann von hoher dichteriſcher Fantaſie und ſtarkem, edelm Gefühl. — Er hat einen einträglichen Poſten in einem Departement des Kommerz-Kollegiums, und war dieſen Herbſt in Vorſchlag als Konſul in Algier. — Ueberhaupt beſizt die däniſche Sprache vier epiſche Gedichte; Peder Pocars von Holberg, und Bräger von Storm, ſind komiſche, — Jonathan von Nordohl Brunn iſt ernſter, — und Störkodder von Pram, gemiſchten Inhalts.

Den Profeſſor Rahbek nannte ich eben als den Redakteur zweier Journale. Er hat unter dem Titel proſaiſche Verſuche drei Bände intereſſanter kleiner

Romane und Schauſpiele herausgegeben, und als poetiſche Verſuche eine Reihe treflicher Gedichte. Sein Hauptfach ſind muntere Geſänge und Romanzen, in denen er ſehr glücklich iſt. Er beſchäftigt ſich izt mit einer Auswahl däniſcher Gedichte, die er aus den Zeitſchriften vor der Vergeſſenheit bergen will. Ich freue mich ſehr, genug däniſch zu verſtehen, um ſie benutzen zu können; denn von einem Manne von ſeinem Geſchmack und ſeiner kritiſchen Gelehrſamkeit läßt ſich etwas ſehr Vorzügliches erwarten.

Von Collet und Malte Conrad Bruun, den treflichen Odenſänger, der nach Schweden geflüchtet iſt, habe ich Ihnen in meinem vorigen Briefe geredet.

Baggeſen iſt izt in der Schweiz. Er iſt Probſt bey der hieſigen Univerſität. Seine neueſten Produkte ſind Erich Eyegod, eine groſe Oper, die von Kunzen komponirt worden iſt, und am nächſten Geburtstage des Königs wird gegeben werden, — und eine angefangne Ueberſetzung der Iliade, von der ich das erſte Buch als Manuſkript in Händen gehabt habe. Sein Holger Danſke, der ihn zuerſt in Teutſchland ehrenvoll bekannt machte, ward hier gleich nach der erſten Vorſtellung verboten.

Ohne Zweifel wird es Sie freuen zu hören, daß auch zwey teutſche Gelehrte von den Dänen ſelbſt unter ihre klaſſiſchen Schriftſteller gerechnet werden. Der

eine

eine iſt der berühmte theoretiſche Arzt, Profeſſor Tode. der nicht der Hygieia allein, ſondern auch den Muſen angenehme Gaben zu bereiten weiß. Er hat vorzüglich proſaiſche Satyren, poetiſche Fabeln und Briefe, und Schauſpiele geſchrieben, und noch manche Feierlichkeit belebt der jovialiſche Greis durch den Beytrag eines frohen Geſanges.

Der zweite iſt der Sekretär Sander, der ehemals als Lehrer am Filanthropin zu Deſſau ſtand, und als teutſcher Schriftſteller durch den Ambroſius Rund, durch eine Blumenleſe aus fünf Jahrgängen der allgemeinen teutſchen Bibliothek, eine in Mannheim gekrönte Preisſchrift über Synonyme ꝛc. bekannt iſt. Sein neueſtes däniſches Produkt iſt ein Trauerſpiel Nils Ebbeſon, das außerordentlichen Effekt bey der Vorſtellung that, aber noch nicht gedruckt iſt. Nächſt Samſon's Dyveken, das kürzlich ins Teutſche überſezt ward, halten viele dieſes Trauerſpiel für das beſte tragiſch-dramatiſche Produkt der neueſten Zeit in Dänemark.

Die Werke der hier lebenden teutſchen Schriftſteller, Marezoll, Münter, Schmidt Phiſeldek, Moldenhawer ꝛc. kennen Sie ſicher beſſer als ich. Von dem Theater, den Bibliotheken, der Univerſität, den öffentlichen Anſtalten ꝛc. ein andermal, wo ich auch noch manches über meinen jezigen Gegenſtand nachholen werde. Nur noch ein paar Worte über die Preßfreiheit.

Es iſt eine Kommiſſion niedergeſezt worden, um eine Preßverordnung abzufaſſen. Zum Glück beſteht ſie aus aufgeklärten einſichtsvollen Männern, ſo daß wohl nicht viel zu fürchten ſeyn wird. Indeß iſt alles in Aufruhr gerathen, und täglich erſcheinen Flugſchriften, die der Kommiſſion gewidmet ſind. Hier haben Sie einige Data zu einer Geſchichte der däniſchen Preßfreiheit.

Als Struenſee nur noch Leibarzt war, wirkte er ſie bey dem Könige im Jahr 1770 aus. Die Ertheilung derſelben iſt vom 4ten Sept. jenes Jahres. — Im J. 1771, den 5ten Okt. beſchränkte der Miniſter Struenſee ſie wegen der Pasquille, die gegen ihn erſchienen, in ſo weit, daß jeder Autor oder der Buchdrucker für das, was er bekannt mache, reſponſabel ſeyn, und daher kein Buch gedruckt werden ſolle ohne den Namen des Verfaſſers oder des Druckers. — Am 1ſten Aprill 1773. ſchlug ein königlicher Befehl den Prozeß gegen den Grafen Schmettau, wegen ſeiner „Blätter aus Liebe zur Wahrheit" nieder, weil die Neubegierde der Leute durch denſelben gereizt würde, die böſe und ſchädliche Piece zu leſen. — Im Jahr 1774. ward dagegen der Buchdrucker Thiele zu 50 Thaler Strafe verurtheilt, weil er ein ſatyriſches Werk, die Morpionade genannt, gedruckt hatte. Den 19ten Sept. 1779. ward der angefangene Druck einer Ueberſetzung von Werthers Leiden, als einer Schrift

die

die der Religion spotte, das Laster schmücke und den guten Sitten schade, verboten. — Im Jahr 1783 gab Th. Ch. Brunn Erzählungen nach Lafontaine und Boklaz, Freystunden genannt, heraus. Eine Kabinets-Ordre vom 16. Dez. 1783 ließ alle Exemplare konfisciren, verurtheilte den Verfasser zu 100 Thalern Strafe, oder Gefängniß bey Wasser und Brod, und befahl ihm bey Zuchthausstrafe, sich vom Bischoff Balle im Christenthum examiniren und dann von einem Priester oder Schulmeister unterrichten zu lassen; welches alles geschah. Cramers, Collets und des jüngern Brunns, — der sich nicht ersäuft, sondern versteckt hat, — Geschichte wissen Sie. — Der Auditeur, dessen ich in dem vorigen Briefe erwähnte, ist auf die Festung gebracht.

Merkel.

VII.

Bernstorff.

Gern hätte der Merkur
Daniens schöner Sitte, die selbst dem ruhenden Landmann
Freudighoffend das Grab jährlich mit Blumen bekränzt,

auch durch eine Blume auf des großen, im verflossenen Jahre zu seinen edlen Vätern versammelten Bernstorff Grab gehuldiget. Er war groß und wohlthätig für seine

Mit-

Mitbürger und ſeine Mitwelt durch das was er that, und was er unterließ, durch das was er aus eigener Ueberzeugung that, und das, was er aus fremder Ueberzeugung geſchehen ließ. Alle Freunde der Aufklärung und der wahren, nicht im Umkreiſe verdorrender Freyheitsbäume gepredigten, ſondern jedem in die Bruſt geſchriebenen Menſchenrechte werden dieſen zweyten Bernſtorff ſegnen, wie ſie den erſten ſegneten.

Was der Merkur in ſeinem fernern Standpunkte mehr wünſchen, als ſelbſt ausführen konnte, haben mehrere, die durch Vaterland und Pflicht noch näher Aufforderung dazu hatten, ſchon mit allgemeiner Zufriedenheit ausgeführt. Der Merkur, der ſo gern alle Stimmen der Edeln hören, und ſie ſammeln möchte, wagt es hier doch nicht, alles anzuführen, was ihm darüber zukam, und nennt ſtatt aller übrigen nur die mit männlicher Beredſamkeit und Freymüthigkeit abgefaßte Gedächtnißrede, die Hr. Profeſſor Hegewiſch in Kiel — ein Mann, den Teutſchland als Geſchichtsforſcher und Geſchichtsſchreiber ſchon lange ehrte, und neuerlich gern mit dem Nahmen des edeln Büſch zuſammen dachte — vor einer ſehr feyerlichen Verſammlung hielt, und nun auch durch den Druck bekannt machte. *)

Die

*) Der Titel dieſer leſenswürdigen Schrift: Rede zum Andenken des Grafen And. P. v. Bernſtorff — gehalten im großen Hörſaale der Univerſität zu Kiel den 28. Auguſt 1797 vom Profeſſor Hegewiſch. Kiel. 1797. 62 S. in 8.

Die gefahrreichſte Periode des öffentlichen Lebens jenes uns unvergeßlichen Staatsmannes war ohne Zweifel der kritiſche Zeitpunkt, wo faſt das ganze koaliſirte Europa auf ihn eindrang, zu Vernichtung Frankreichs gemeinſchaftliche Sache zu machen. Man weiß, daß B. Privatüberzeugungen nicht ganz mit den gewaltſamen Maaßregeln übereinſtimmten, die von der neuen Republik nach dem in ihr gährenden Auflöſungsſtoff faſt nicht getrennt ſeyn konnten; man weiß, daß ihm, als Menſchen, die Beobachtung jener Neutralität vielleicht ſogar Mühe koſtete. Aber das große allgemeine Intereſſe des Staats, deſſen Steuerruder er mit kluger Hand lenkte, überwog. Ein Schimmelmann, Kolbiörſen und andere Männer der Nazion ſprachen nicht vergeblich, und ſo erndete Dänemark durch ſeine ſtandhaft behauptete bewaffnete Neutralität die ſchönſten Früchte ſeiner friedlichen Geſinnung ein. Man wird gewiß begierig ſeyn, die Stelle in dieſer Rede zu leſen, die auf jene Verhandlung Beziehung hat. Hier iſt ſie, und mit ihr dem Redner, der dieß mit ſo tiefer Indignazion gegen die abſcheulichſte Ausgeburt neuer Politik, gegen das engliſche Aushungerungsſyſtem, und doch mit ſo edelen und gemeſſenen Ausdrücken zu ſagen wußte, unſere wahre Hochachtung.

S. 44. „Nicht ſeine perſönlichen Wünſche, ſondern die Grundſätze des Völkerrechts, und die Pflicht, die

die er dem Staate, dem er diente, ſchuldig war, wurden von Bernſtorff zu Rathe gezogen, als Dänemark von einigen Mächten zur Theilnahme an dem franzöſiſchen Krieg eingeladen wurde. Er verleugnete den Menſchen, um als gewiſſenhafter Staatsdiener ſeine Pflicht zu erfüllen.

„Einladungen zu Bündniſſen werden gewöhnlich mit Anerbietungen von mehr oder minder glänzenden Vortheilen begleitet. Wahrſcheinlich lagen auch ſolche bey den Unterhandlungen zum Grunde, die in unſern Tagen ſo große Verbindungen der Mächte hervorbrachten. Doch der Schleyer des Geheimniſſes, den nur die Zeit ganz zu heben mag, deckt dieſes noch. Wir wagen es nicht, ihn zu verſchieben. Nur das ſey uns vergönnt zu ſagen, nur das werde auch den Zeitgenoſſen ſchon bekannt, daß unſer Bernſtorff Gelegenheit gefunden, ohne Rückhalt zu äuſſern: „Dänemark wolle auf keine Weiſe die Unruhen anderer Reiche zu ſeinem Vortheile benuhen,' und nur dann in ein Bündniß ſich einlaſſen, wenn die Verbündeten zur erſten Grundlage deſſelben das gegenſeitige, heilige und unverbrüchliche Verſprechen machen würden, ſich bloß zu gemeinſamer Sicherheit und zur Herſtellung der Ruhe des erſchütterten Europa's, keineswegs aber zur Erreichung geheimer, eigennühiger Abſichten zu vereinigen." — Möge die unparthoyiſche Nachwelt entſcheiden, ob irgend eine Geſchichte

ſchichte alter und neuer Zeit etwas Gröſſeres und Edleres, einen reineren Zug wahrer Tugend und unbeſtechlicher Mäßigung anzuführen habe!

„Dänemark erklärte, daß es, den Grundſätzen des Völkerrechts gemäß, und der Pflicht zufolge, die es ſich ſelber ſchuldig ſey, die genaueſte Unpartheylichkeit beobachten wolle.

„Neue Vorſtellungen wurden verſucht, Dänemarks Geſinnungen wanken zu machen. Laſſet uns nie vergeſſen, wie Dänemarks König ſich von neuem erklärte: „Für mein Volk den Frieden zu erhalten, das ſeiner „bedarf, das iſt mein Wunſch, der meine Entſchlüſſe „beſtimmen muß.“ So lautete die ſchöne, die erhabne Antwort, die Bernſtorff im Namen des Königs dem brittiſchen Geſandten ertheilte.

„Dieſer Geſandte kündigte die unerhörten Maaßregeln an, durch die England die ſchrecklichſte Folge des Kriegs, den Hunger, auch über diejenigen Volksklaſſen in Frankreich zu bringen dachte, die ſonſt das Völkerrecht zu ſchonen befiehlt. Der Geſandte kündigte an, daß England, um dieſe Abſicht zu erreichen, den Dänen ihren rechtmäßigen, zu allen Zeiten, in dem Sinne des Völkerrechts für unſchuldig gehaltnen Handel, einen Handel, wozu Dänemark durch den ausdrücklichen

wahren Erfinderin derſelben zu machen ſchien, nach Athen gezogen war, wo ſie ſich ihrer ſeltnen Vorzüge auf eine ſo kluge Art zu bedienen gewußt, daß ſie ſich endlich zur unumſchränkten Beherrſcherinn des groſſen Perikles, der das ganze Griechenland beherrſchte, oder wie die comiſchen Dichter ihrer Zeit ſich ausdrükten, zur Juno dieſes athenienſiſchen Jupiters erhoben hatte. Allein die Vermuthungen, worauf ſich dieſe Meynung von der Abkunft der Danae gründeten, können nicht für hinlänglich angeſehen werden, das Zeugniß verſchiedner Geſchichtſchreiber zu überwägen, welche verſichern, daß ſie aus der Inſel Scios gebürtig geweſen, und nach dem Tod ihrer Eltern, in ihrem vierzehnten Jahr mit einem Bruder nach Athen gekommen, um in dieſer Stadt, worinn alle angenehmen Talente willkommen waren, durch die ihrigen ihren Unterhalt zu gewinnen. Die Kunſt, welche ſie hier trieb, war eine Art von pantomimiſchen Tänzen, wozu gemeiniglich nur eine oder zwo Perſonen erfordert wurden und worinn die tanzende Perſon, nach der Modulation einer Flöte oder Leyer, gewiſſe Stüke aus der Götter und Heldengeſchichte der Griechen, durch Gebehrden und Bewegungen vorſtellte. Allein, da dieſe Kunſt wegen der Menge derer die ſie trieben, nicht zureichte ſie zu unterhalten, ſo ſahe ſich die junge Danae genöthiget, den Künſtlern zu Athen die Dienſte eines Models zu thun; und erhielt dadurch auſſer dem Nuzen, den ſie davon zog, die ſchmeichelnde Ehre, bald als Danae, bald als Venus auf die Altäre geſtellt, die Bewunderung der Kenner und die Anbetung des Pöbels zu erhalten.

Bey

Inhalt ſeiner Verträge mit England berechtigt war, gewaltſamer Weiſe verwehren wolle.

„Mit Entſchloſſenheit, mit Würde, mit Nachdruck widerſprach Bernſtorff dieſen Anmaaßungen des brittiſchen Hofes, und foderte ihn mit feyerlicher, feſter Stimme auf, die Verträge zu halten, die Dänemark immer aufs gewiſſenhafteſte gehalten hatte. Er zeigte die Grundloſigkeit der Behauptungen, womit England ſeine auſſerordentlichen Maaßregeln rechtfertigen wollte, mit einer Deutlichkeit und Stärke, der ſelbſt in England lebhafter, warmer Beyfall gegeben wurde.

„Ueber jene Maaßregeln ſelbſt, allgemeinen Hunger über Frankreich zu bringen, die die Geſchichte künftig würdigen wird, gab Bernſtorff ſeine Mißbilligung mit einer Freymüthigkeit zu erkennen, die, wenn ſie nicht zum Unglück für die Menſchheit ſo ſelten wäre, wenn ſie jeder ungerechten Entſchlieſſung bey ihrer erſten Erſcheinung entgegen träte, Recht und Wahrheit, wo nicht immer, doch wenigſtens oft gegen die Angriffe willkührlicher Macht mit glücklichem Erfolge vertheidigen würde. Mit einem Anſcheine von Zweifel, der im Grunde die ſtärkſte Behauptung war, legte er dem engliſchen Hofe die Bedenklichkeit vor, ob es die Gerechtigkeit billigen würde, das ſchrecklichſte der Uebel, die der Krieg erzeugt, über die unſchuldigen Bewohner eines Landes, die ſchon unbeſchreiblich litten, bringen zu wollen? und

er

er erinnerte an einen Zeitpunkt, wo England ſelbſt das Ungerechte ſolcher Maaßregeln mißbilligt hatte. *)

B.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Auswärtige Korreſpondenz.

1.

London, d. 1. Decemb. 97.

Die ganze Nazion durchdringt jezt nur ein Geiſt der glühenden Rache gegen die Armée d'Angleterre. An eine Oppoſizion im Parlament iſt gar nicht mehr zu denken. Ein merkwürdiges Beyſpiel davon gab vorgeſtern der edle und ganz unabhängige Sir John Sinclair im Unterhauſe, da er feierlich erklärte, daß er die Motive gegen den Vorſchlag des Miniſteré, die neuen Staatsausgaben durch eine dreifache Erhöhung beſtimmter Steuern (triple Aſſeſſement of the aſſeſſed Taxes)

*) Bernſtorffs Karakter iſt ſehr gut gewürdigt in Henke's lehrreichem Archiv zur Kirchengeſchichte B. V. St. II. S. 294-305.

Taxes) zu decken, sogleich darum aufgebe, um dem unbändig drohenden Feinde zu zeigen, daß gar keine Verschiedenheit der Meinung mehr in diesem Lande statt fände. Ein einziges Koncert für die Wittwen und Waisen der im Treffen gegen die Holländer gebliebenen Matrosen in Birmingham hat 400 Pf. getragen, und es ist bekannt, daß dort vielleicht mehr als 30,000 zum Theil sehr reiche Fabrikanten und Kaufleute sind, die übrigens als Dissenters ganz gegen die jetzige Regierungsform stimmen. Die ganze Subskripzion wird auf 26,000 Pf. berechnet.

Eine literarische Erscheinung, auf die wohl auch in Teutschland bald spekulirt werden wird, sind die posthumous Works der kürzlich verstorbenen Mrs. Godwin, die aber unter ihrem frühern Namen Wolstoncraft bekannter ist. Sie erscheinen zu Anfang künftigen Monats in 4 kleinen Oktavbänden, und werden, außer dem Gegenstück zu ihren Rechten der Weiber, das den Titel führt: the Wrongs of Women, auch noch interessante Briefe und Miscellaneen enthalten. Ihr Mann, der berühmte Godwin, wird in einem eigenen Bändchen ihre Memoirs schreiben, so daß das Ganze aus 5 Bänden bestehn, und bey Johnson für 18 sh. zu haben seyn wird. Ihr Leben ist eine Kette von Unfällen und Leiden, die sie mit ungewöhnlicher Stärke und Fassung ertrug. Sie war eine muthige

thige Sprecherin, nicht nur für die Rechte ihres Geſchlechts, ſondern auch für die Revoluzion. Sie verſtand auch die teutſche Sprache, und überſetzte Salzmanns moraliſches Elementarbuch ins Engliſche.

Vor kurzem ſtarb hier ein großer Künſtler in ſeinem Fache, der Buchbinder Roger Paine. Sein klaſſiſcher Geſchmack verband Dauerhaftigkeit mit der größten Eleganz auf eine vorher in dieſem Gewerbe völlig unbekannte Weiſe. Die Verzierungen an ſeinen Bänden richteten ſich ganz beſonders nach dem Inhalt des Werkes, oder nach dem Zeitalter, in welchem der Schriftſteller geſchrieben hatte. Zu einem ſolchen Bande gab er eine eigene geſchriebene Erklärung, worin er Rechenſchaft von ſeiner Idee ertheilte. Für ſein Meiſterwerk wird ein Aeſchylus gehalten, der ſich in der Bibliothek des Grafen Spencer befindet, und 15 Guineen zu binden koſtete. Die Erfindungen, dieſen Tragiker tragiſch einzubinden, verdienten eine eigene Beſchreibung. So wird hier in England faſt jedes Geſchäfft, was in andern Ländern nur angelerntes Handwerk iſt, eine eigene Kunſt. Niemand mag a low mechanic ſeyn.

Eine ſehr wichtige Erſcheinung in der Literatur iſt ein neuer Theil von des großen ſchottiſchen Geſchichtſchreibers Robertſon Geſchichte von Amerika. Er hat ihn um politiſcher Meynungen willen nicht vor ſei-

nem Tode herausgeben wollen, und er enthält das 9te und 10te Buch ſeiner Geſchichte, Virginien bis aufs Jahr 1788. und Neu-England bis 1652. Es ſind zu den frühern Theilen Abdrücke in Quart und Oktav erſchienen.

Endlich iſt doch auch wieder im Koventgarden-Theater nach ſo vielen Quodlibets und Farcen, die man mit Unrecht Luſtſpiele nennt, ein rechtliches Schauſpiel von Kumberland aufgeführt worden. Es heißt die Verunglimpfung, falſe Impreſſions, und deckt die ſchändliche Handlungsart eines Sachwalters auf, der eine würdige Familie bey einer ſonſt edeln Witwe verhaßt zu machen ſucht. Um den Ernſt des Stückes zu mildern, hat der Dichter in der Familie ſelbſt ſehr grellabſtechende Karaktere gegen einander kontraſtirt, und daraus eine Menge lächerlicher Situazionen entwickelt. Dafür ſpukt aber auch ſchon wieder in Drurylane ein neues gräßliches Geſpenſterſtück, the Spectre in the Caſtle genannt. The merit of the drama now, ſagte jüngſt ein Kunſtrichter, is not to make the audience burſt with laughter, but die with fear.

2.

den 21. Decemb. 97.

Es iſt ein herrlicher in dieſer Jahrszeit in London ungewöhnlich heiterer Tag zur großen Prozeſſion in die St. Pauls Kathedrale. Ein Witzling machte eben die

Pa-

Parodie aus dem Marzial, die aber im Pentameter etwas ſtark hinkt:

Menſe pluit nono, decimo ſpectacula lucent.
Non minus imperii quam Ioue Duncan habet.*)

Es haben aus Greenwich und den umliegenden Orten Soldaten einmarſchieren müſſen, weil man wegen der dreifachen Taxe Exzeſſe gegen Pitt beſorgte. Den Abend wird im Koventgarden eine muſikaliſche Farce gegeben: Britains brave tars (Britanniens brave Matroſen) von O' Keeffe, um ſo, wie ein Morgenblatt ſagt, das Theater mit der Kirche in Harmonie zu bringen (to harmonize the theatre with the church). Schade, daß nicht Kumberland dieß Gelegenheitsſtück verfertigte, damit es nicht bloß für die obern Gottheiten in der Galerie, ſondern auch für den ernſthaftern Theil des Publikums eine Unterhaltung gewährt hätte!

Indem nun alles heute wegen des königlichen Dankfeſtes für die Seeſiege auf unſern Straßen gleichſam im Aufruhr iſt, will ich mich mit Ihnen über einige literariſche Gegenſtände unterhalten.

*) Das Diſtichon iſt eine verunglückte Parodie der bekannten Schmeicheley Marzials auf den Kaiſer Domizian, deſſen Schauſpiele früh das ſchönſte Wetter hatten, nachdem es die ganze Nacht Regenwetter geweſen war. Der Vers heißt im Original:

Nocte pluit tota, redeunt ſpectacula mane.
Diviſum imperium cum Iove Caeſar habet.

D.

Ein gewiſſer Mac Lormick hat abermals behauptet, daß die ſchönen Diſcourſes über Mahlerey, welche Reynolds hielt und herausgab, von Burke geſchrieben geweſen wären, der in anguſta re domi 4000 Pfund dafür erhielt. Da aber ſeine Hand ſehr klein und des Reynolds Geſicht ſchon dunkel war, ſo mußte man einen Kopiſten Burke's Mſkpt. zur Abſchrift anvertrauen. Auf dieſe Art ſoll das Geheimniß, dieſes ſic vos non vobis, ans Licht gekommen ſeyn. So viel iſt gewiß, daß Reynolds ſchon in reifern Jahren kaum einen korrekten Brief ſchreiben konnte. Des genannten Nicolsmiths memoirs of Burke werden jetzt ſtark geleſen. Was die Diskurſe anlangt, ſo wartet man ſehnlich, was Malone dazu ſagen wird; dies wird den Ausſchlag geben.

Vermuthlich ſind Ihnen die giftigen und partheyiſchen Satyren (aber darum nicht intereſſanter für die ſämmtliche engliſche Literatur.) purſuits of literature von unbekannter Hand zu Geſicht gekommen. Sie verdienen einen Blick von Ihnen.

Von den höchſt intereſſanten bekannten Briefen des nahmloſen Junius, welche wenigſtens alle Jahre ein paarmal neu aufgelegt werden, ſagte mir ein Herr neulich, es ſey gewiß, daß Richard Burke (ich glaube, ein Bruder des berühmten Edmund Burke) der Verfaſſer davon geweſen ſey. Unter allen engliſchen

Bü-

Büchern, die ich je geleſen, hat mich nie eines ſo intereſſirt wie des Junius lettera.

Das Irland ſo gut wie verloren iſt, daran zweifeln jetzt nur noch wenige. Der würdige und allgemein geſchätzte Lord Moira machte vor 6 Wochen ein ſo erſchreckliches Gemälde davon im Oberhauſe, daß dem Lord Grenville angſt und bange wurde. Moira ſagte noch zuletzt, er ſey erbötig, ſein Zeugniß vor dem Konſeil oder vor dem Hauſe abzulegen. Da er ein ſehr wahrhafter Mann iſt, ſo hat dieß ungemeinen Eindruck gemacht.

Unſer Pitt iſt ein wenig in Verlegenheit mit ſeinen dreyfachen Taxen. Das Haus wird die Bill ohne Zweifel paſſiren. Aber die Leute ſtemmen ſich ſehr dawider. „Wollen ſie nicht einwilligen, ſagte daher Pitt privatim, ſo reſignire ich; Er. Majeſtät mag einen geſchicktern Mann ausfindig machen.“ Die neue Taxe iſt ſo verhaßt, daß ganze Kirchſpiele ſich beredet haben, keine Vermehrung zu bezahlen, und man ſieht in einer Straße oft 6 bis 7 Zettel an den Fenſtern: this houſe is to be let.

Einer der erſten und geſchickteſten Kaufleute, Sir Francis Baring, hat neulich die Papierzahlung der Bank gerade zu a bankruptcy genannt. Auch iſt des Miniſters eigene Abſchilderung des Fundirungsſyſtems ein ſprechender Kommentar dazu.

Wenn Sie London sehen sollten, so würden Sie nicht wissen, ob wir Krieg hätten oder nicht. Alles dreht sich nach wie vor in der ewigen Runde des Genusses. Die Farohäuser, die falschen Münzer, die Banknoten-Schmiede vermehren sich monatlich, und die löblichen Entführungen und actions for criminal conversation nehmen bey weitem nicht ab. — Wo das hinaus will, weiß Gott. — Unglücklicher Weise ist nun auch Amerika verschlossen, weil sich hier das wahre oder falsche Gerücht ausgebreitet hat, daß sich dort alle Herbste die Pest selbst generire.

5.

Rom, den 9. Decemb. 97.

Das allgemeine, politische und moralische Elend Roms, der tiefe Todesschlaf, in den jetzt Künste und Wissenschaften hier versunken sind, das langsame Hinsterben des sich selbst überlebenden hierarchischen Staatskörpers in dem sich schon der aufgelöste, bey Befreyung eines Angelucci und anderer Eingekerkerten durch die allmächtigen Franzosen, sich immer mehr entbindende Gährungsstoff deutlich zeigt, sind lauter Gegenstände, von denen selbst der Blick herzloser Neugier sich sehr bald mit Widerwillen und Ekel wegwendet. Da lassen sich also auch wenig literarische Neuigkeiten auftreiben. Visconti's monumenti Gabini theilt der Prinz Borg-

hese

hese nur unter seine Freunde und Günstlinge aus, und sie kommen nie in den Buchhandel. *)

In Neapel ist aus der königl. Druckerey eine interessante Geschichte der Umgebungen Neapels, besonders von den Ausbrüchen des Vesuvs und den Nachgrabungen in Pompeji und Herkuleanum neulich erschienen, unter dem Titel: Disputationes Isagogicae ad Herculanenſium voluminum explanationem. Pars prima. fol. Dem Werke sind vortreffliche topografische Karten und viele in Kupfer gestochene alte Inschriften beygefügt. So hat gleich in der Vorrede Herr Rosini (nunmehr Bischoff) einige Epigramme des Filodemos sehr glücklich emendirt.

* * *

*) Eben darum sollten sie, so wie die Inscrizzioni Triopee, die Abhandlung über die Vase des Prinzen Poniatowsky, die Abhandlung über das gefundene weibliche Schmuckgeräthe und drey bis vier andere kleinere Schriften dieses verdienten Antiquars, von einer teutschen Buchhandlung zusammen abgedruckt und dadurch auch für unser Publikum gemeinnützlicher gemacht werden. An Liebhabern würde es gewiß nicht fehlen. Möchte doch Hr. Prof. Eichstädt in Jena seine Idee eine solche Ausgabe zu besorgen, noch nicht aufgegeben haben!

Bey einer ſolchen Gelegenheit trug es ſich zu, daß ſie von dem jungen Alcibiades überraſchet, und in der Stellung der Danae des Acriſius, welche ſie eben vorſtellte, allzureizend befunden wurde, als daß einem geringern als Alcibiades auch nur der Anblik ſo vieler Schönheiten erlaubt ſeyn ſollte. Auf der andern Seite wurde die junge Danae von der Figur, den Manieren, dem Stand und den Reichtümern dieſes liebenswürdigen Verführers ſo ſehr eingenommen, daß er keine groſſe Mühe hatte, ſie zu bereden ſich in ſeinen Schuz zu begeben. Er brachte ſie alſo in das Haus der Aſpaſia, welches zu gleicher Zeit eine Academie der ſchönſten Geiſter von Athen, und eine Frauenzimmer-Schule war, worinn junge Mädchen von den vorzüglichſten Gaben, unter der Aufſicht einer ſo vollkommen Meiſterin, eine Erziehung erhielten, welche ſie zu der Beſtimmung geſchikt machen ſollte, die Groſſen und die Weiſen der Republik in ihren Ruheſtunden zu ergözen. Danae machte ſich dieſe Gelegenheit ſowol zu Nuze, daß ſie die Gunſt, und endlich ſelbſt die Vertraulichkeit der Aſpaſia erhielt, welche, weit über die Niederträchtigkeit gemeiner Seelen erhaben, ſich mit ſo vielem Vergnügen in dieſer jungen Perſon wieder hervorgebracht ſah, daß ſie dadurch zu der Vermuthung Anlaß gab, deren wir bereits Erwähnung gethan haben. Inzwiſchen genoß Alcibiades allein der Früchte einer Erziehung, wodurch die natürlichen Gaben ſeiner jungen Freundin zu einer Vollkommenheit entwikelt wurden, die ihr den Nahmen der zweyten Aſpaſia erwarb;

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Von der Lahn, den 2. Januar. 98.

Es liegt noch ein dicker Nebel auf unſerm Schickſal, und in Raſtadt ſelbſt ſind vielleicht nicht drey Perſonen davon unterrichtet. Aber um ſo gröſſer iſt die Beſtürzung aller derer, welchen an der Erhaltung der jetzigen Reichsverfaſſung mehr als ſolchen gelegen iſt, die ihre Subſiſtenz den allgemeinſten und natürlichſten Bedürfniſſen der Menſchheit verdanken. Hierbey dauern die Einquartierungen, und was noch ſchlimmer als ſtehende Einquartierung iſt, die Durchmärſche, immer fort, und werden bey den itzigen neuen Beweggründen wieder ſo läſtig, als ſie je vor dieſem ſonderbaren Waffenſtillſtande waren. Täglich neue Geſichter, täglich neue Hausgenoſſen, deren Geſinnungen, Wünſche und Grillen man nicht kennt, und die Anfangs immer in ihrem Hauswirth einen wahren Feind zu ſehen glauben; anſtatt Eines Gaſtfreundes — nun manchen Tag drey, vier. Haben ſie etliche Tage oder Wochen in einer Stadt gelegen, ſo läſt der Kommandant bekannt machen: daß jeder Bürger ſeiner Einquartirung zum Abmarſch auf vier Tage Mundvorrath mitgeben ſollte. Es geſchieht, die Garniſon zieht den Morgen mit dem Geld in der Taſche ab, (denn zu eſſen bekommt ſie oft

auf

auf dem nächſten Dorfe wieder) und den Mittag rückt eine neue doppelt ſo ſtarke ein. So kann es kommen, daß auch ein mäßig belaſteter an einem ſolchen Tage ſo viel als 12 Mann zu verköſtigen hat. Man begreift nicht, wie es die meiſten Einwohner aufbringen.

Vom Gen. Hatry verſpricht man ſich viel gutes für dieſe Länder. Man hält ihn für einen billigen, graden aber verſchwiegenen Mann, und glaubt, daß ſeine itzige Beförderung zum Theil von dem Vertrauen des Direktoriums in dieſe letztere Tugend herrühre. *) Er iſt ein Mann von Erfahrung, und zeigt im Umgange viele, anſpruchloſe Liebenswürdigkeit.

Beylage.

Ein Paar flüchtige Umriſſe Neufränkiſcher Orlginale.

Nro 1. Ein groſſer ſtarkgebauter Mann, ſchwärzlichten Angeſichts; eine wahre männliche Heldenfigur. Er ſpricht in Geſellſchaft wenig, ohne darum zurückſtoſſend zu ſeyn. Unter vier Augen kann ihn ein militäriſcher Diſkurs leicht in Feuer ſetzen. Man glaubt ihn handeln zu ſehen, und ſeine Demonſtrazionen ſind ziemlich heftig, und ſogar fühlbar. Aber er ſpricht deſſen ungeachtet von einer gelieferten Schlacht nie anders,

*) Augereau, dem er eigentlich vorgezogen iſt, ſoll das Geheimniß mit Mayntz zu früh haben bekannt werden laſſen.

ders, als ein Künſtler von einem ſchönen Apollo ſprechen würde. — „Scheint Ihnen der Mann nicht etwas auf dem Herzen zu haben?“ — Er hat kein Geld, und iſt zu ehrlich, um durch ungerechte Mittel zu erſezzen, was ihm die Aushebung zum Kriegsdienſte geraubt hat. — „Wie? er wäre nicht von jeher Soldat geweſen?“ — Erinnern Sie ſich, wie er vorhin über Böhmen und die böhmiſchen Glasfabrikanten ſprach? Gut, dieſer Mann, der vom Krieg wie ein Polyb redet, und wie ein Leonidas ſieht, war vor der Revoluzion — ein Glashändler.

Nro. 2. Ein ſchöner und angenehmer Mann in den Dreyßigen; ein guter Soldat und Freund des vorigen. Seine Züge haben aber etwas — überbildetes, und ſeine Ideen einen eigenen romantiſchen Anſtrich. Wenn jener von militairiſchen Operazionen wie ein einſichtsvoller Taktiker ſpricht, ſo ſpricht dieſer davon wie ein Ritter des Mittelalters. Bey jeder Gelegenheit fallen ihm die Anekdoten des Hofes ein; er kennt eben ſo genau die Nahmen und Sippſchaften der vormahligen Herzoge, Markiſinnen u. ſ. w. als die Abgötter des Parterre. Kurz, er verbirgt nicht ganz gut die Qualität eines Ci-devant, die freylich in dem Feldzuge von 1796. und bis zum 18ten Fructidor in der Armee für eine Empfehlung galt.

Nro. 3. u. 4. Ein Mann von mehr Gutmüthigkeit, Edelmuth und zartem Gefühl, als ſein Aeußeres

zu erkennen giebt, das ins steife, plumpe und mürrische fällt. Er ist ein wackerer Krieger, und hat sich immer durch Biederkeit und eine billige Denkweise bey den Feinden empfohlen. Er nimmt nicht gern die alltäglichste Gefälligkeit an, ohne sie auf die feinste Weise zu belohnen. Sein Adjutant macht, wie alle Adjutanten, die Faßon. Ein kleines, äußerst feines, äußerst zierliches Männchen, das sich in abgemessenen Schritten neben und um seinen Prinzipal herum bewegt, sich langsam, sanft und sehr gut ausdrückt, und den Leuten die Artigkeiten sagt, die ihnen jener sagen möchte.

Nro. 5. „Ist das mein Zimmer?" — Man weist ihm sein Zimmer an, und eine Stunde drauf wird er zum Nachtessen gerufen. — „Ich wäre wohl lieber auf meiner Stube geblieben." — Es steht in Ihrem freyen Willen — „Schon gut! — Blumenkohl esse ich nicht — auch keine Karbonade — auch keinen Rehbraten — auch keinen Sallat" — Kann man sonst mit etwas aufwarten? — „Käse! — keinen Rheinwein — kein Bier — haben Sie Bourgogner?" — — Meine Frau kann nicht gegenwärtig seyn — „Gleichviel!" — Und nun spricht auch der Mensch kein Sterbenswörtchen, verschlingt ein Stück Käse nach dem andern, bequemt sich ihn mit ein paar Gläser Rheinwein hinabzuspühlen, weil kein Bourgogner zu haben ist, brummt eine gute Nacht, und schlägt hinter sich die

Thü-

Thüren zu. Den folgenden Mittag, wo er ein Paar Töne mehr von ſich giebt, geſteht er ſehr offenherzig, daß, wenn er in Frankreich wäre, und Einquartirung bekäme, er wenig Umſtände mit ihr machen und ſie nöthigenfalls mit einem Prügel zwingen würde, ſich wohl dabey zu befinden. Uebrigens iſt dieſer Menſch, der es überall ſo macht, einer der bravſten Soldaten in der Armee.

* * *

2.

Ueber Amerika.

Hamburg, den 19. Decemb. 97.

Wenn ich aus hundert und zehn Büchern das hundert und eilfte kompilirt hätte, wenn meine Nachrichten die Beſtätigung desjenigen geweſen wären, was man ſchon von Amerika zu wiſſen glaubte; ſo würde dieſes einer durch Vorurtheil geblendeten Menge ganz willkommen geweſen ſeyn. Allein Amerika von einer neuen Seite, der Wahrheit gemäß, karakteriſtiſch darzuſtellen, den Gemeinplätzen der Reiſebeſchreiber zu widerſprechen, ein durch die Namen Waſhington und Franklin verherrlichtes Volk, als auf einer ſehr untergeordneten Stufe der Geiſteskultur und auf einer noch tiefern

fern der praktiſchen Moral zu ſchildern; zu zeigen, daß die in den Wäldern verwilderten Nachkommen Iriſcher Defenders und Schwäbiſcher Tagelöhner, nichts mehr und nichts weniger ſind, als ſich von ihnen erwarten läßt: das mußte bey allen denen, welche, um ſich die Mühe des Selbſtunterſuchens zu erſparen, auf dem weichen Kiſſen vorgefaßter Meinung ſo gerne einſchlafen, ſehr unangenehme Empfindungen erregen. Der Name Republik iſt überdem nicht Empfehlung für Amerika; allein man bedenkt nicht, daß dieſer Staat mit allen Monarchieen gleichſam ſympathetiſch in herzlicher Freundſchaft, mit der franzöſiſchen Republik aber allein nur in Zwiſt lebt.

Ein anderes Vorurtheil iſt, man müſſe wider ganze Völker mit mehr Schonung verfahren, wie gegen Individuen. Dieſe ſey erlaubt, ſo zu ſchildern wie ſie ſind, über jene aber müſſe man ein ehrfurchtsvolles Stillſchweigen beobachten. Alſo eine Geſellſchaft Strafenräuber und Beutelſchneider beſteht zwar aus Schurken, das Ganze aber iſt ehrwürdig! Hat denn nicht jedes Ganze die Eigenſchaften ſeiner Theile? Ich will zwar nicht die Amerikaner ganz genau in eine Parallele mit einer ſolchen Rotte ſetzen; nur das Ungereimte jener Meinung habe ich zeigen wollen. Ich habe in meinem Buche geſagt, daß Ueberreſte von Tugend unter jedem Volke vorhanden ſeyn müſſen, oder es gehe zu Grunde. Wenn ich daher allgemein ſpreche, ſo verſteht ſich das von der Majorität. Dieſe ſonderbare Erklärung iſt nöthig, weil, als ich ſagte, das Filoutieren ſey in Amerika der Freyheit nachtheilig, man dieß ſo verband, als hätte ich behauptet, alle Amerikaner filoutierten. Leſer von Geſchmack würden es pinſelhaft gefunden haben, wenn ich geſagt hätte, nicht alle. Bücher die für Leute geſchrieben ſind, denen man alles vorſagen muß, ſind ſehr langweilig zu leſen.

Ich

Ich weiß nicht, ob man bemerkt, daß es ſchwer ſey mich zu widerlegen indem meine Urtheile über die Amerikaner auf di Geſchichte und nicht auf Anekdoten gegründet ſind. Dieſe Geſchichte ſey noch nicht geſchrieben, wird man einwenden; allein die ächten Briefe Waſhingtons, welche ich kommentire, ſind ein um ſo vollgültigeres hiſtoriſches Dokument, als ſie die Berichte dieſes Generals an ſeine Obern enthalten: worin die Dinge ſolalich der Wahrheit gemäß, und nicht ſo dargeſtellt werden, wie es dienlich iſt ſie dem Publikum zu zeigen. So lange man alſo nicht beweiſt, dieſe Briefe enthielten nicht eine ekelhafte Kette ſchlechter Handlungen des ſchmutzigſten Eigennutzes, ein finſteres Gemälde, faſt durch keinen Strahl der Tugend, außer durch diejenigen des Heerführers und einiger Mitwürker erhellt; ſo lange man nicht darthut, die Anzahl der Königlich-Geſinnten ſey nicht ſo überaus groß geweſen, wie doch unläugbar iſt, und die Amerikaner könnten ſchon wegen ihres Zuſammenwirkens zu einem Zweck den Namen einer Nation verdienen: ſo lange wird man auch meine daraus gezogene Folgerungen über geringe republikaniſche Tugend der Amerikaner zugeben müſſen Daß man ſehr anmaßend mir meine eignen Beobachtungen und Erfahrungen abläugnen wird, darauf bin ich längſt vorbereitet, und das will ich in aller Demuth dulden. Allein dieſe böſen offiziellen Briefe Waſhingtons, wirft man die nicht übern Haufen, ſo bleibt alles von mir aufgebaute unerſchüttert. Daher habe ich es auch verabſäumt nach Anekdoten zu jagen, und durch Zeitungs- und Kaffeehausautoritäten die Simplizität eines Gemäldes zu entſtellen, welches auf einem ſo ehrwürdigen Grunde beruht. *)

Die

*) Der Göttinger Rezenſent des Bülowiſchen Werkes über den Freyſtaat von Nordamerika nimmt es alſo

Die Erfahrung bestätigt schon früher, als ich glaubte, alle meine Voraussagungen. Schon schwindet der merkantilische Kredit Amerika's in sein voriges Nichts, aus welchem nur der Krieg ihn erhob. England herrscht uns unschränkt, und die Zeit wird meine Behauptung rechtfertigen, daß nur durch Bevölkerung des westlichen Gebiethes Amerika ganz allmählig dem Englischen Handelsjoche entzogen werden kann. Die amerikanischen Abgeordneten warten vergebens in den Vorzimmern des Direktoriums um geneigtes Gehör, und sie sollen vorher Abbitte thun, bevor man sich bis zur Unterhandlung mit ihnen herablassen will. Sind je die Gesandten eines zahlreichen freyen Volkes so herabwürdigend behandelt worden? Hat je ein freyes Volk dergleichen ungeahndet erduldet?

Als allgemeine Regel und Lehre fürs Publikum erlaube man mir folgende Bemerkung. Wenn jemand, der selbst in Amerika gewesen ist zum Vortheil jenes Landes schreibt, so gehört er entweder zu den Amerikanern, welche nicht leiden wollen daß man über sie, wiewohl nur ganz unschuldig, scherze, oder die Amerikaner haben ihn mit Land betrogen, welches er andern wiederum aufhängen will. Daß er erkauft sey, ist weniger wahrscheinlich, denn die Amerikaner lieben ihr Geld, dessen sie auch jetzt nicht viel mehr besitzen, mehr wie ihre Reputazion.

Ich

als ganz ausgemacht an, daß diese Briefe untergeschoben sind. Darüber hält denn doch selbst der sachkundigste Richter, Hr. Prof. Ebeling, sein Urtheil zurück und hat, nach allem, was die englischen und amerikanischen Zeitschriften darüber sagten, vollkommen recht, dieß noch nicht für so ausgemacht anzunehmen. Ich bitte den Hrn. v. Bülow, in diesem Journale seine Gründe für die Aechtheit bekannt zu machen, da sie gewiß vielen Lesern seines mit lobenswürdiger Freymüthigkeit geschriebenen Buches willkommen seyn werden.

Ich habe jedoch das Vergnügen gehabt, daß mir ein junger Berliner von Erziehung und Vermögen gestand, meine Nachrichten hätten ihn abgehalten nach Amerika zu gehen. Auch nur einer geretteten Seele wegen ist es werth ein Buch zu schreiben. Die unglücklichsten Nachrichten laufen von Emigranten von meiner Bekanntschaft ein. Ein geflüchteter Brabanter glaubte, mit 40000 Thalern Rest eines großen Vermögens könne man in Europa nicht leben; er geht nach Amerika. Er verliert seine 40000 Thaler durch den Bankerot eines Kaufmanns, der sich vergiftet. Ein junger Mann von Stande aus Sachsen heyrathet eine Amerikanerinn. Er wird durch Betrug ruinirt. Der Amerikanische Schwiegervater, bey dem er wohnte, war sehr liebreich, bis er erfuhr, der junge Mann sey ruinirt; hierauf warf er das neue Ehepaar auf die Gasse, u. s. w.

v. Bülow.

3.

Helmstädt, im December 97.

Im teutschen Merkur No. 9. des Jahrgangs 1797 p. 92 findet sich eine Nachricht von einigen antiken Marmorsäulen, welche der Herr Berghauptmann von Veltheim kürzlich der Vergessenheit und gänzlichen Vernichtung entzogen hat. Diese Nachricht ist jedoch folgendermaßen zu berichtigen: an der Heerstraße, die von Wolfenbüttel nach Braunschweig führt, bemerkte der B. H. von Velthheim eine überaus regelmäßig gearbeitete Säule, welche daselbst als Wahrstein vor einem Garten stand. Diese Säule war durch Länge der Zeit so verwittert, daß sie von einem gemeinen Kalksteine gar nicht zu unterscheiden war. Bey genauer Untersuchung glaubte der B. H. von Veltheim, das es eine Ausländische Marmorart seyn müsse. Er kaufte sie also sogleich vom Eigenthümer des Gartens, einem dortigen Maurer-

Maurermeiſter, für 5 Rthlr. Auch veranlaßte ihn dieß, weitere Erkundigungen einzuziehen, und ſo erfuhr er endlich, daß noch zwey ähnliche Säulen ſich im Beſitze anderer Einwohner von Wolfenbüttel befänden. Auf ſeine Bitte, überließen ihm dieſe ebenfalls beyde Säulen aus Freundſchaft gegen eine Kleinigkeit. Dieſe waren, gleich jener, durch Länge der Zeit und üble Behandlung ganz unkenntlich.

Alle drey Säulen wurden hierauf mit dem größten Fleiße geſchliffen und polirt, und da fand ſich denn, daß die erſte am Wege geſtandne Säule der ſchönſte Brocatello war. Sie iſt 7 Fuß lang, und im Durchmeſſer $1\frac{1}{2}$ Fuß. Die zweyte war ächter Verde antico von außerordentlicher Schönheit, $5\frac{1}{2}$ Fuß lang, im Durchmeſſer 1 Fuß. Die dritte ebenfalls der feinſte Verde antico, lang $3\frac{1}{2}$ Fuß, im Durchmeſſer 1 Fuß.

Sie werden jezt auf ſeinem Guthe Harbke verwahrt, das in ſeinem Park einen Schatz botaniſcher Naturmerkwürdigkeiten, und in dem Muſeum ſeines gelehrten und humanen Beſitzers eine Menge Kunſtwerke und Seltenheiten umfaßt, die wohl eine eigene weitläufige Beſchreibung verdienten. Aller Nachforſchungen ungeachtet, hat man bis jezt nicht mehr als dieſe drey Säulen zu Wolfenbüttel auffinden können. Daß ſie vom Herzoge Heinrich dem Löwen aus dem Oriente mit gebracht worden ſind, um eine Kapelle damit auszuſchmücken, iſt, nach Vergleichung aller Umſtände, wohl gewiß; wie denn im herzoglichen Muſeum zu Braunſchweig noch eine große Säule von ächtem und ſchönſtem Porfido verde antico aufbewahrt wird, welche jener Herzog zuverläßig aus Paläſtina mitgenommen hat.

Zu bedauern iſt es, daß vor mehreren Jahren die zweyte Säule von Brocatello dadurch vernichtet worden, daß man Kalk daraus gebrannt hat. Und ein Glück iſt es, daß jene herrlichen und ſeltenen Ueberbleibſel in die

und die ſchöne Danae legte ſich ſelbſt die Pflicht auf, eine Treue gegen ihn zu beobachten, die er nicht zu erwiedern nöthig fand. Da die Liebe zur Veränderung eine ſtärkere Leidenſchaft bey ihm war, als die Liebe die ihm irgend ein Frauenzimmer einflöſſen konnte, ſo mußte auch Danae, nachdem ſie ſich eine geraume Zeit in dem erſten Plaz bey ihm erhalten hatte, einer andern weichen, die keinen Vorzug vor ihr hatte, als daß ſie ihm neu war. So ſchwach Danae von einer gewiſſen Seite ſeyn mochte, ſo edel war ihr Herz in andern Stuken. Sie liebte den Alcibiades, weil ſie von ſeiner Perſon und von ſeinen Eigenſchaften bezaubert war, und dachte wenig daran, von ſeinen Reichthümern Vortheil zu ziehen. Sie würde alſo nichts von ihm übrig behalten haben, als das Andenken von dem liebenswürdigſten Mann ihrer Zeit geliebt worden zu ſeyn; wenn er nicht eben ſo ſtolz und freygebig geweſen wäre, als ſie, wider die Gewohnheit ihrer Geſpielen, uneigennüzig war. Ich verlaſſe dich Danae, ſagte er zu ihr, allein ich werde nicht zugeben, daß diejenige, die einſt dem Alcibiades zugehörte, jemals genöthiget ſeyn ſoll, dem Reichſten zu überlaſſen, was nur dem Liebenswürdigſten gehört. Mit dieſen Worten drang er ihr eine Summe auf, die mehr als zulänglich war, ſie von dieſer Seite auſſer aller Gefahr zu ſezen. Der Tod der Aſpaſia und die Veränderungen, die er nach ſich zog, bewogen ſie, wenige Jahre darauf Athen zu verlaſſen, und nach etlichen Begebenheiten, an denen ihr Herz keinen geringen An-

theil

Hände eines Mannes gekommen ſind, bey welchem ſie nicht nur vor der Gefahr der Zerſtörung geſichert, ſondern auch für die Erforſchung wichtiger Natur- u. Kunſtwerke noch einige Ausbeute geben werden. Wer würde dem Edlen nicht gern die Freude eines ſo glücklichen Fundes gönnen! Seine neueſte Schrift über das Vaterland der großen Onyxe iſt ein neuer Beweis ſeiner durch Scharfſinn und ausgebreitete Beleſenheit unterſtützten Unterſuchungen, und er verdient ganz das Elogium, welches unſere Univerſität in das, ihm vor kurzem überreichte Doktordiplom unter andern hatte einfließen laſſen: non magis antiqui generis ſplendore, quam liberalitate ingenii, limatoque judicii acumine, profunda rerum ſcientia, librorum in lucem editorum fama,*) in antiquarum hiſtoriarum artiumque monumentis illuſtrandis felicissima ſagacitate, generoſa bonarum literarum ſtudioſos juvandi voluntate conſpicuus, inſolitum equeſtris ordinis exemplum.

*) Möchte es ihm doch gefallen, uns bald mit einer Sammlung ſeiner einzelnen archäologiſchen Schriften zu beſchenken! Dieſen Wunſch that auch vor kurzem der wackere Millin in Paris, der ſeine Schriften alle zu beſitzen wünſchte, und von einigen ſchon in einer archäologiſchen Vorleſung Gebrauch gemacht hat.

D.

Nach-

Nachtrag zur auswärtigen Korrespondenz.

Rom, den 29. Decemb. 97.

Hier scheint das Ende der Dinge näher denn je zu seyn. Die unheilbare, täglich wachsende Zerrüttung der Finanzen, das abermalige Fallen des Papiergeldes, großer Mangel an Lebensmitteln, vornehmlich an Fleischwaaren, Holz, Kohlen und Oel, welches letztere jetzt seit einigen Wochen den Krämern an jedem Tage kärglicher zugemessen und mit Schildwachen vor den Boutiken zu erhöhten Preisen verkauft wird; ein laut murrendes, mißvergnügtes, bettelarmes Volk, das auf der einen Seite von fanatischen Pfaffen betäubt und eingeschläfert, auf der andern durch unruhige Köpfe, die sich Patrioten nennen und gern das Unterste oben kehren möchten, zum Aufstande gereizt wird; die tödtliche Krankheit in der der Papst jetzt aufs neue darnieder liegt; das Verdingen der jetzt nicht weniger wie die Franzosen gehaßten und gefürchteten Cisalpiner im Kirchenstaate, welche bereits St. Leo, Pesaro, Fano und, wie das Gerücht sagt, auch Macerata eingenommen haben; — sind lauter Vorboten vom nahen Ende dieser Welt, das uns neulich ein verbrannter Mönchskopf aus ganz andern Zeichen in einer eigenen Brochüre profezeit hat. Und ein Vorfall, der sich gestern Nachmittag ereignete und gewiß ernstliche Folgen nach sich ziehen wird, dürfte es vielleicht noch mehr, als alles Uebrige, beschleunigen.

Seit einigen Tagen hatte ſich in Rom ein dumpfes Gerücht verbreitet, daß ein neuer Aufſtand zur Revolution im Werke ſey; weil aber der letzte im verwichenen Sommer ſo lächerlich ablief, ſo ſchien niemand ſonderlich darauf zu achten. Indeſſen wurden doch bey den furchtbaren Vorbereitungen die Wachen und Patrouillen verſtärkt. In der ehegeſtrigen Nacht wurden einige Patrouillen angegriffen und dabey einige erſchoſſen und verwundet. Weiter erfolgte nichts bis geſtern Nachmittag, wo in Traſtevere, vor dem Pallaſt Corſini, den der franzöſiſche Geſandte Buonaparte bewohnt, eine Menge Volks aller Art, vornehmlich jene revolutionsluſtigen Patrioten und traſteveriner Pöbel ſich verſammelt hatten, um, wie jene ſich ausdrückten, mit dem Volke zu fraterniſiren und ſo das große Werk einzuleiten. Man fing an viva la libertà! viva la Republica Romana! zu rufen; bald aber kamen ſtarke Patrouillen von Linientruppen zu Fuß und zu Pferde hinzu, um den größtentheils wehrloſen Haufen zu zerſtreuen. Während der Lärmen immer größer wird, und eine Menge bekokardeter Patrioten ſich in den Pallaſt Corſini flüchtet, kommt der Geſandte Buonaparte, von vier franzöſiſchen Offiziers, die eben bey ihm ſpeiſten, begleitet, auf die Straße herab, um dem Volk zu bedeuten, daß er ſich nicht in ſeine Sache miſchen könne und daß es ſich ruhig hinwegbegeben, oder auf eine andere Art thun möchte, was es wollte. In derſelben Zeit hatte ſich auch eine ſtarke Patrouille von Linientruppen genähert. Einer der Franzöſiſchen Offiziers, der General Dûſaut, ein junger muthiger Mann von 27 Jahren, tritt mit dem Hut in der einen, und dem enblößten, niederhängenden Degen in der andern Hand, einige Schritte vor zu den Soldaten, um mit Ihnen zu ſprechen. Dieſe aber rufen ihm zu: zurück, oder wir ſchießen nieder,

was sich widersetzt! Er kommt demungeachtet näher, verlangt, daß sie ihn anhören sollen, und tritt bis zu den Bajonettspitzen der anschlagenden Soldaten vor. Jetzt giebt das erste Glied Feuer, aber die Gewehre versagen. Nun geht der General zurück. Indem feuert das zweyte Glied; er stürzt, in die Seite getroffen, vor dem Pallast nieder, und auch Buonaparte, der mit den andern nahe hinter ihm stand, soll von einer Kugel leicht an einem Backen gestreift worden seyn. Diese retten sich nun eiligst in den Pallast zurück. Dem gefallenen General gaben jetzt die Soldaten noch zwey Schüsse in die Brust, und einer derselben stößt ihn mit dem Flintenkolben an den Kopf, und schlägt ihn, da er sich noch regt, mit einem derben Kolbenschlage völlig todt. Der Leichnam blieb noch mehrere Stunden auf der Straße liegen, weil die Soldaten jeden zu schießen drohten, der aus dem Pallast trat; endlich ward er in der Nacht von den Bedienten des Gesandten in den Pallast getragen. Der letztere hat noch in derselben Nacht, des dringenden Zuredens des spanischen Ministers Azara und des Kardinalstaatssekretärs Doria ungeachtet, sammt allen seinen Leuten Rom verlassen. Er soll dem Staatssekretair gesagt haben: der Mord des Basseville hat Ihnen nur Geld gekostet; dieser wird Blut kosten. Der General Dufaut war mit der Schwester Buonaparte's, die sich hier bey ihm aufhielt, verlobt, und der folgende Tag war zur Vermählung bestimmt. Ausser ihm sind noch an demselben Tage, theils vor dem Pallast, theils bey Ponte Sisto, 6 andere Personen und 2 Kapuziner, erstere von den Soldaten, und letztere von den Patrioten, getödtet und verschiedene verwundet worden. Auch heute ist noch nicht alles ruhig. Der trasteveriner Pöbel hat diesen Mittag noch 4 Menschen, die man gestern mit dreyfarbigen Kokarden

den bemerkt haben wollte, und einen Soldaten erstechen. Alles, Pfaff und Laie, fürchtet nun die Folgen dieser höchst unbesonnenen, schändlich grausamen Handlung der von ihren Obern so übel instruirten Soldaten, und wir müssen uns gefaßt halten, die Früchte derselben mit den Schuldigen zu theilen.

Hermon.

Verbesserungen.

Im December 1797. S. 290 lies Longelf. Ebendas. Z. 5. von unten lies: wo sich beyde. S. 194. Z. 6. sind die Worte: ließen sie wegzustreichen.

Neuer Teutscher Merkur.

2. Stück 1798.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Gespräche unter vier Augen. Erstes Gespräch. Ueber die Vorurtheile. Vom Herausgeber d. T. M. S. 1

II. Italisches Auslieferungsgeschäft. Von Herrn Fernow. — 12

III. Und wie wird alles dieß in Paris aufgehaben seyn? Von Hrn. OKR. Böttiger. — 14

IV. Die Trennung. Aus einer Persischen Blumenlese. Von Hrn. v. Hammer. — 20

V. Gedichte. — 20

VI. Auszüge aus Briefen.

Auswärtige Korrespondenz.

1. London. Literarische u. politische Neuigkeiten. — 21

2. Straßburg. Reise von Basel nach Straßburg und Rastadt. — 21

Inländische Korrespondenz.

1. Von der Lahn. Ueber Frankfurt. — 223

2. Berlin. Vermischte Nachrichten. — 226

VII. Literarische Durchflüge.

7. Statistische Schriften. Reisebeschreibungen. — 231

Beylagen.

1. Brief über Ramdohrs Urania, und Proben daraus. — 235

2. Klopstocks Oden in zwey Bänden. — 252

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeigen.

Der neue Abdruck von Bayle's Dictionaire historique, der aus der Wolfischen Buchhandlung angekündigt wird, verdient gewiß die Unterstützung des Publikums, da es sich von Hrn. Wolf erwarten läßt, daß er theils die beym Abdruck eines solchen Werks besonders nöthige Aufmerksamkeit auf Korrektheit überall anwenden, theils auch die Supplemente von Chaufepié und andere Ergänzungen, die Hr. v. Schmidt Phiſeldeck im Allg. Lit. Anz. 1798. No. XVII. weitläuftiger angegeben hat, nach und nach darauf folgen lassen werde. Denn sehr viele Literatoren, die den Bayle noch nicht besitzen, wünschen doch in der That eine unveränderte Ausgabe des Bayle selbst auf eine so bequeme Weise, als hier auf Subskripzion angekündigt wird, in die Hände zu bekommen. Das Unternehmen ist also in so fern wirklich empfehlungswürdig.

In eben dieser Handlung ist auch von der neuen Klio 1797. das 7. und 8. Heft fertig geworden. Auch diese Monatsschrift verdient durch Auswahl und Vortrag den besten Zeitschriften über die französische Revoluzion beygezählt zu werden. Sie enthält die wichtigsten historischen Aktenstücke theils im Auszuge, theils von der Hand eines Kenners, wie Hr. Huber ist, beurtheilt.

Der Buchhändler La Garde in Berlin hat den Verlag des Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie übernommen, wovon in Paris die erste Lieferung in gr. Fol. erschienen ist, und 5 herrliche Blätter von den Ruinen von Pola, Spalatro und Ladro enthält. Liebhaber können sich deßwegen von nun an, an die la Gardische Handlung wenden, wo jeder Heft für 4 Thlr. zu haben ist.

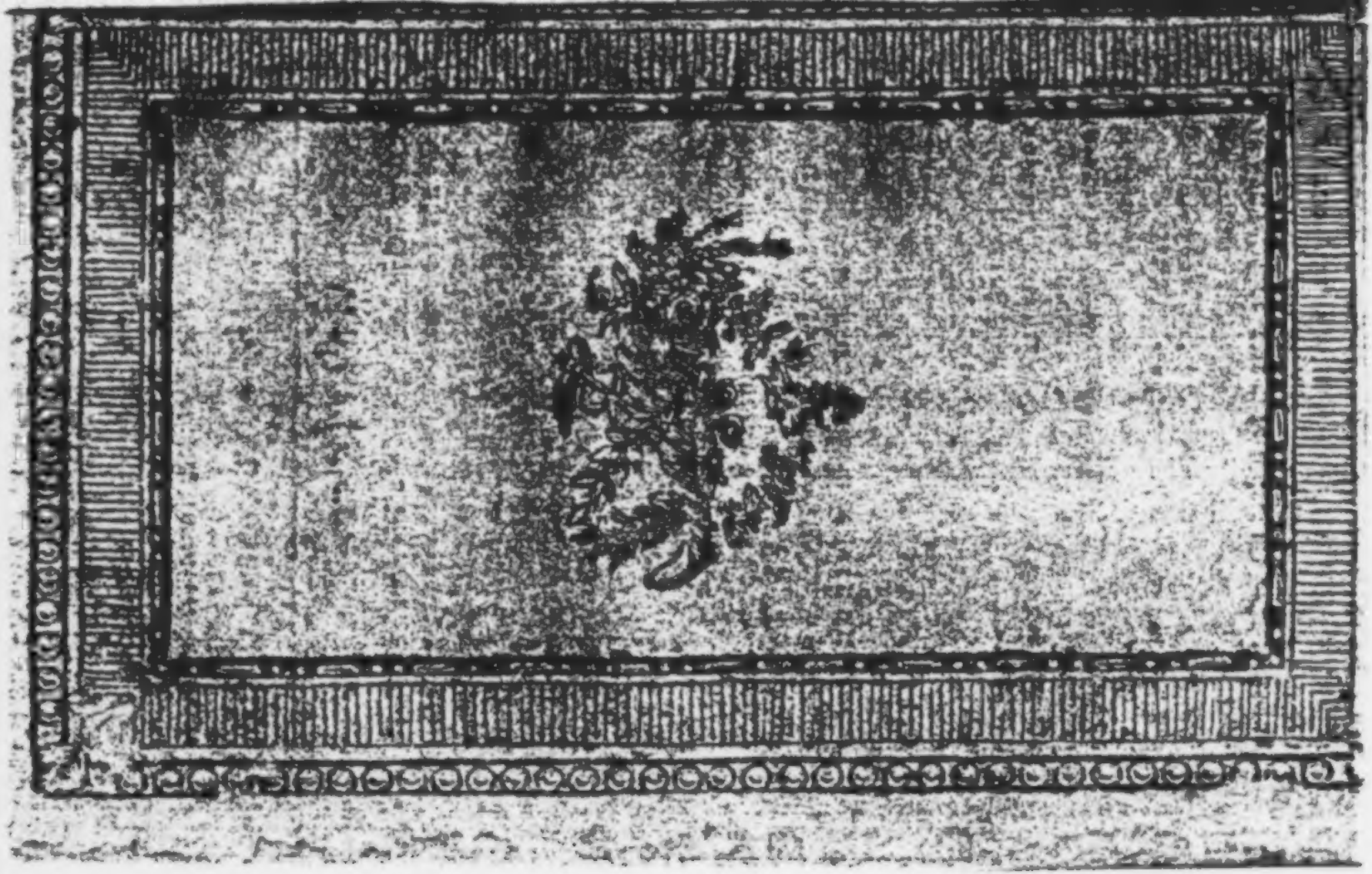

Der neue

Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1798.

I.

Geſpräche unter vier Augen.

Erſtes Geſpräch zwiſchen Geron und Sinibald.

Ueber die Vorurtheile.

Sinibald.

Darf man fragen, lieber Geron, was deinen inwendigen Menſchen ſo ſtark beſchäftiget, daß ich ſchon eine gute Weile vor dir ſtehe, ehe du mich gewahr wirſt?

Geron. Das ſollteſt du wohl ſchwerlich errathen, Sinibald.

Sinibald. Vielleicht doch! Arbeiteſt du etwa an einer neuen Konſtituzion für die — Kakogallinier?

theil hatte, Smyrna zu ihrem beſtändigen Siz zu erwählen. Hier hatte ſie Gelegenheit dem jüngern Cyrus bekannt zu werden, deſſen liebenswürdige Eigenſchaften durch die Feder des Xenophon eben ſo bekannt worden ſind, als der unglükliche Ausgang der Unternehmung, wodurch er ſich auf den Thron des erſten Cyrus zu ſchwingen hofte. Ihr erſter Anblik unterwarf ihr das Herz dieſes Prinzen, der ſo empfindlich gegen diejenige Art von Reizungen war, wodurch ſich die Schülerinnen der Aſpaſia von den lebenden Statuen unterſchieden, die in den Morgenländern zum Vergnügen der Groſſen beſtimmt werden, und in der That zu dem einzigen Gebrauch den dieſe von ihnen zu machen wiſſen, wenig Seele nöthig haben. Allein ſo ſchmeichelhaft dieſe Eroberung für ſie war, ſo konnte ſie doch nichts bewegen, ihn nach Sardes zu begleiten, und ihre Freyheit der Ehre aufzuopfern, die erſte ſeiner Sclavinnen zu ſeyn. Sie blieb alſo in Smyrna zurük, wo ſie durch die großmüthige Freygebigkeit des Cyrus, der ſich hierinn von keinem Athenienſer übertreffen laſſen wollte, in den Stand geſezt war, ihre einzige Sorge ſeyn zu laſſen, wie ſie auf die angenehmſte Art leben wollte. Sie bediente ſich dieſes Glüks, wie es der Name der zwoten Aſpaſia erfoderte. Ihre Wohnung ſchien ein Tempel der Muſen und Grazien zu ſeyn, und wenn Amor von einer ſo reizenden Geſellſchaft nicht ausgeſchloſſen war, ſo war es jener Amor, den die Muſen beym Anacreon mit Blumenkränzen binden, und der ſich in dieſer Gefangenſchaft ſo wol gefällt, daß

Geron. Pfuy!

Sinibald. Oder an Berichtigungen der Bedingungen, unter welchen die monarchiſche Regierungsform der republikaniſchen vorzuziehen iſt?

Geron. Eben ſo gern möcht' ich einen hölzernen Bock melken, oder mit einem Haarſieb Waſſer ins Faß der Danaiden ſchöpfen. Du weißt, wie ich über dieſe Dinge denke. Das ganze Weltall iſt, meiner Meinung nach, eine Monarchie, und, mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, gewiß die beſte, die man je ſehen wird. Dieß vorausgeſetzt, möchten die Bedingungen, unter welchen, auch auf dieſem kleinen oder großen Sonnenſtäubchen, das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt iſt, die monarchiſche Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden ſeyn. Aber für wen? und wozu? ſollte ein Mann von neuem thun, was ſeit Plato und Ariſtoteles von ſo vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laß die Filoſofen reden oder ſchweigen, die Welt geht ihren Gang; „die Könige regieren, und die Richter ſprechen das Recht.“ —

Sinib. Aber wie?

Geron. Das iſt eine andere Frage! Ich denke, wie ſie wollen, oder, ſo gut ſie können.

Sinib. Mit beidem iſt der Welt bisher nicht viel gedient geweſen.

Geron.

Geron. Was willſt du? Alles geht wie es kann, und wiewohl es durch ſo ſeltſame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wakre Leute ſich dadurch haben verleiten laſſen, zu glauben, die ganze Schöpfung, und die arme Menſchheit mit ihr, drehe ſich, wie ein blinder Gaul in einer Roßmühle, ewig in einem und ebendemſelben Kreiſe herum, ſo fällt es doch, von einem Jahrhundert zum andern, ziemlich deutlich in die Augen, daß es vorwärts geht; und ſo hoffe ich denn zu Gott, es werde ſich am Ende finden, daß doch alles gegangen ſey, wie es der Monarch und alleinige oberſte Direktor der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte, und der große Zweck —

Sinib. Verzeih, daß ich dir ins Wort falle, Geron! Der große Zweck der Menſchheit (denn, was über dieſe geht, iſt auch über unſern Horizont, und geht uns in ſo fern nichts an) kann doch wohl kein andrer ſeyn, als das Menſchengeſchlecht, dem dieſer Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben iſt, von Stufe zu Stufe unvermerkt ſo weit zu bringen, daß alle Menſchen nur Eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten haben, und, wenn ſie ſo weit gekommen wäre, keines andern bedürfte, als die allgemeine Vernunft, und alſo, in ſo fern, zu gleicher Zeit die reinſte und vollkommenſte Monarchie, und die freyeſte, wohlgeordnetſte und glücklichſte Republik wäre, die ſich nur immer denken läßt.

Geron. (lächelnd) So weit mit dir vorwärts zu fliegen, guter Sinibald, ſind meine Schwungfedern nicht mehr elaſtiſch genug. Ich kenne derzeit nur Eine Republik, die gerade das iſt, was ſie ſeyn ſoll —

Sinib. Und die wäre —?

Geron. Die, von welcher du und ich Mitglieder ſind, und die, Dank ihrer Unſichtbarkeit! in, mit und unter allen Monarchien, Tetrarchien *) und Anarchien, Ariſtokratien, Demokratien, Gynaikokratien und Hierokratien, ihren ſtillen Gang fortgeht, und ſo lange fortgehen wird, bis entweder die goldne Zeit, von der du ſprachſt, gekommen ſeyn wird, oder die allgemeine Konflagrazion, womit die alten Stoiker unſern Erdball bedrohten, dem ganzen bisherigen Weſen und Unweſen ein Ende machen, und eine neue verglaſete Schöpfung hervorbringen wird, über deren vermuthliche Beſchaffenheit, und was für eine Konſtituzion ſich wohl für glasartige Menſchen am beſten ſchicken möchte, wir uns die Köpfe nicht zerbrechen wollen.

Sinib.

*) Geron denkt vermuthlich mit dieſem Wort auf eine Epoke, da vier große Mächte, vermöge des reſpektabeln Rechts des Stärkern, über die Welt im Kleinen, oder das, was Geron ein großes Sonnenſtäubchen nannte, zu diſponieren anfingen; eine Epoke, deren nähere Beſtimmung die Kronologen unter ſich ausmachen mögen.

Sinib. Darin ſind wir einverſtanden. Aber auf dieſem Seitenwege hätten wir bald vergeſſen, daß du mir meine Frage noch nicht beantwortet haſt.

Geron. Und was war es denn gleich? — Ja, nun beſinne ich mich — du wollteſt wiſſen, womit meine Gedanken beſchäftigt waren, als du hereinkamſt. So rathe dann!

Sinib. Wenn es nicht die allgemeine Pacifikazion von Europa oder der Stein der Weiſen iſt, ſo geb ichs auf.

Geron. Nun, ſo wiſſe dann, Bruder! — ich arbeite — erſchrick nicht! — an einer Apologie — der Vorurtheile.

Sinib. Du? an einer Apologie der Vorurtheile? — Das geſteh ich! da hätt' ich lange rathen können, bis ich auf eine ſo ſeltſame Möglichkeit gefallen wäre! — Nun ja! freylich ſind die Materien, worüber ſich etwas Neues ſagen läßt, ziemlich verbraucht, und ſo kann es ſich ja wohl ereignen, daß ein Ehrenmann, der nichts anders zu thun hat, in die Verſuchung gerathen mag, ſich ſelbſt und die Welt mit Paradoxen zu unterhalten, um zu ſehen, wie weit es ihm gelingen könne, einer Abſurdität den Schein der Wahrheit zu geben.

Geron. Dies wäre dann doch nicht der Fall, lieber Sinibald. Denn, wofern ich auch nichts beſſers zu thun wüßte, habe ich nicht kleine Kinder

um mich, mit denen ich — ſpielen könnte? Oder kann ich nicht ſchlafen? Oder, wenn alles andre fehlt, mir wie Horaz helfen und — Verſe machen?

Sinib. Das wäre vielleicht nicht das ſchlimmſte, was du thun könnteſt.

Geron. Vielleicht, wenn ich Verſe machen könnte wie Metaſtaſio, der das beneidenswerthe Talent beſaß, zu jeder Tages oder Nachts Zeit, bey jedem Wetter, in jeder Gemüthsſtimmung, über jeden Gegenſtand, und auf jede Veranlaſſung, ſogar auf allerhöchſten Befehl, ſehr ſchöne Verſe zu machen. — Und doch, wenn mich die Feen auch mit dieſer ſeltnen Gabe begabt hätten, würde ich meine Apologie der Vorurtheile nicht in Verſen ſchreiben; — und gerade deßwegen, weil es mir dabey um nichts weniger zu thun iſt, als, wie du meinſt, mit der eiteln Kunſt, paradoxen Sätzen den Schein unentdeckter Wahrheiten zu geben, Paradoxe zu machen. Die ſchlichteſte Proſe, und wenn ſie noch proſaiſcher ſeyn könnte als Xenofons, iſt, däucht mir, gerade das rechte und einzig ſchickliche Vehikel, wenn es darum zu thun iſt, alte Wahrheiten gegen die Täuſchungen des Witzes, und der Sofismen einer falſchen oder fälſchlich angewandten Filoſofie, in den Schutz zu nehmen. Denn, daß du ja nicht etwa neue unerhörte Dinge von mir erwarteſt, über eine Materie, die, ihrer Natur nach, der ausgeſogenſte aller Gemeinplätze iſt —

Sinib.

Sinib. (lachend) Um so viel gröſser wäre die Ehre, auf einem so magern und zerſtampften Boden noch irgend ein oder anderes Blümchen oder Kräutchen auszufinden, das den Thieren, die ihn einige Jahrhundert lang abgefreſst haben, entgangen wäre.

Geron. Laſs uns ohne Metafern ſprechen, Sinibald. Die gemeinnützlichſten und darum die wichtigſten Wahrheiten ſind alt, und eben darum, weil ſie alt ſind, wirken ſie wenig. Es mag wohl einiges Verdienſt dabey ſeyn, wenn man ſie unter irgend einer neuen gefälligen Geſtalt wieder in Umlauf zu ſetzen weiſs. Aber mich däucht, dieſer Kunſtgriff thut ſelten eine andere Wirkung, als daſs man ſich an der neuen Einkleidung ergötzt, wenn ſie gefällig iſt, ohne daſs die alte Wahrheit ſelbſt dadurch in gröſsre Achtung kommt.

Sinibald. Ich habe doch wohl eher geſehen, daſs eine neue Perücke einen alten wurmſtichigen Herrgott, oder ein neuer Anzug eine in Verfall gekommene Mutter Gottes in einer Dorfkirche wieder zum Gegenſtand der eifrigſten Andacht bey unſerm guten Landvolk machte *).

Geron. Das mag bey alten Idolen angehen, Freund; aber ich zweifle ſehr, ob es mit alten Wahrheiten eben dieſelbe Bewandtniſs habe.

*) Sinibald iſt, wie man aus dieſer Rede ſieht, ein Katholik.

Wahrheit, mein Lieber, ist, wie du weißt, so sehr für den gesunden Menschenverstand, und dieser so ganz für jenen gemacht, daß sie für ihn gar keines Auffrischens und Herausputzens bedarf; je nakter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Uebel ist nur, daß das reine Gold der Wahrheiten, von welcher hier die Rede ist, durch die Länge der Zeit, durch die Veränderungen der Umstände, welche sie herbeyführt, und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit, nach und nach so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daß es endlich aufhörte Gold zu seyn, und von dem, was es ursprünglich war, nur noch der Nahme übrig blieb. Und dieser Nahme ist es dann, wodurch der große Hause betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln, und unter der Garantie des Nahmens sich verfälschte Waare für ächt aufhängen läßt.

Sinibald. Nur zu wahr! Aber was werden die Vorurtheile, die du in deinen Schutz nehmen willst, durch dieses Gleichniß und den Satz, den du dadurch erläutern willst, gewinnen?

Geron. Das erräthst du nicht, Sinibald? So stelle dir Wahrheiten und Vorurtheile als eine große Menge goldner Münzen von allerley Schwere, Gehalt und Jahrzahl vor, wovon einige ächt, andere falsch, die meisten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergestalt legiert wären, daß bey vielen

len ſich nur die Hälfte, bey andern nur der dritte oder vierte Theil reines Gold darin befände. Laß uns ein Land annehmen, worin dieſe ungleichartigen Goldmünzen unter der Gewähr eines geſetzmäßigen Stempels alle für ächt kurſierten, und erlaube mir noch (zum Behuf der Anwendbarkeit meines Gleichniſſes) zwey Umſtände vorauszuſetzen; erſtens, daß die ſtufenweiſe Verſchlechterung dieſer Münzen nach und nach in gewiſſen Epoken vorgegangen; und zweytens, daß alles Gold, ſo ſich in dieſem Lande befinde und befinden könne, in der beſagten Quantität gemünzten Goldes ſtecke. Nun laß uns annehmen, das Volk dieſes Landes hätte ſich lange Zeit mit dieſer Münze beholfen, ohne die Verfälſchung gewahr zu werden, es träte aber endlich eine Zeit ein, da die Ungelegenheiten einer ſolchen Münzverfaſſung ſich täglich immer ſtärker verſpüren ließen, und alſo dem Volke viel daran gelegen wäre, daß dem Uebel je bälder je lieber abgeholfen würde: was meynſt du, ſollte wohl eine weiſe Regierung in einem ſolchen Falle zu thun haben? — Die geringhaltige Münze auf einmahl außer Kurs zu ſetzen, würde eine höchſtnachtheilige Stockung im Handel und Wandel verurſachen, und einen Theil des Volkes auf einmahl um ſein ganzes Vermögen bringen. Man dürfte ſie alſo nicht anders als nach und nach, ſo unmerklich als möglich aus dem Umlauf nehmen, um ſie in der Münze, nach vorgängiger Scheidung, zu Goldſtücken von ächtem Gehalt umzuprägen. Damit aber der

Schade, der aus dem fortwährenden Umlauf einer Masse von Goldmünzen, die bisher an Zahlungswerth gleich, und doch so ungleich an reinem Gehalt wären, so viel möglich verhütet würde, wäre wohl kein ander Mittel, als diese Münze scharf probieren zu lassen, dann zu sortieren, und den äußern Preis einer jeden Sorte nach und nach auf den Befund ihres innern Werthes herabzusetzen; da sie dann immerhin noch so lange cirkulieren möchten, bis man sie ohne sonderlichen Nachtheil gänzlich außer Kurs setzen, und gegen vollgültige Stücke auswechseln könnte. Dünkt dich nicht, Sinibald, daß dies in dem vorausgesetzten Falle die Verfahrungsweise einer jeden verständigen Obrigkeit seyn würde?

Sinibald. Ich sehe, wo du hinaus willst, Geron, aber nicht, wie du bey der Anwendung deines Gleichnisses bestehen wirst. Da ich dir so viele Voraussetzungen erlauben mußte, so ist nicht mehr als billig, daß du mir eine einzige gestattest.

Geron. Von Herzen gern, und mehr als Eine, wenn du ihrer nöthig hast.

Sinibald. Ich denke mit dieser einzigen auszureichen. Gesetzt also, es fände sich glücklicher Weise irgend ein großmüthiger Adept, der sich erböte, deinem mit verfälschter Münze überladenen Volke auf einmahl davon zu helfen, indem er ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel oder wenig

nig Karate fein Gold mehr oder weniger in ihren unächten Goldstücken stecken möchte, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswerth, ohne allen Aufwechsel oder Abzug, geben wollte: würdest du deine Leute nicht für ausgemachte Thoren erklären müssen, wenn sie sich eines so vortheilhaften Tausches aus dem lächerlichen Grunde weigerten, „es wäre doch immer ein Achtel oder Sechstel oder Drittel fein Gold in ihrer Münze, dessen sie sich berauben würden, wenn sie das Anerbieten des Adepten statt finden ließen?

Geron. Dacht' ichs nicht, sobald ich dich mit deinem großmüthigen Adepten kommen sah! Ich wäre also deinem weisen Meister noch vielen Dank dafür schuldig, daß er mir die Mühe des Scheidens ersparte, die nun gerade nicht so kurzweilig ist, daß man ihrer, wenn es seyn könnte, nicht lieber überhoben wäre? Aber laß dir sagen, lieber Sinibald, daß mein Volk, glücklicher — oder, (in deiner Hypothese) unglücklicher Weise, keinen Glauben an deinen Goldmacher hat; daß es seinem filosofischen Golde nicht traut, und aus Furcht für gutes natürliches Gold, wovon doch immer noch ein Theil in seinen gewohnten Münzen steckt, eine Komposizion von gar keinem Werthe zu empfangen, lieber das Gewissere spielen, und das seinige, wie wenig es auch sey, behalten, als Gefahr laufen will, beym Erwachen aus einem Traum voll goldner Berge, nach Luft zu greifen und nichts zu haben.

Sini-

Venus ihn vergeblich bereden will, ſich in ſeine vorige Freyheit ſezen zu laſſen. Die Spiele, die Scherze und die Freuden, (wenn es uns erlaubt iſt, die Sprache Homers zu gebrauchen, wo die gewöhnliche zu matt ſcheint), ſchloſſen mit den lächelnden Stunden einen unauflöslichen Reyhentanz um ſie her, und Schwehrmuth, Ueberdruß, und Langeweile waren mit allen andern Feinden der Ruhe und des Vergnügens aus dieſem Wohnplaz der Freude verbannt.

Wir haben, däucht uns, ſchon mehr als genug geſagt, um unſre Leſer in keine mittelmäßige Sorge für die Tugend unſers Helden zu ſezen. In der That hatte er ſich noch niemals in Umſtänden befunden, wo wir weniger hoffen dürfen, daß ſie ſich werde erhalten können; die Gefahr worinn ſie bey der üppigen Pythia, unter den raſenden Bachantinnen und in dem Hauſe des weiſen Hippias, welches dem Stalle der Circe ſo ähnlich ſah, geſchwebet hatte, verdient nur nicht neben derjenigen genannt zu werden, welcher wir ihn bald ausgeſezt ſehen werden, und deren wir ihn gerne überhoben hätten, wenn uns die Pflichten eines Geſchichſchreibers erlaubten, unſrer freundſchaftlichen Partheylichkeit für ihn, auf Unkoſten der Wahrheit nachzugeben.

Sinibald. Deſto ſchlimmer für dein Volk, daß es ſo mißtrauiſch iſt, wo es in der That nichts zu fürchten und ſo viel zu gewinnen hat!

Geron. Das würdeſt du ihm nicht ſehr übel nehmen, wenn du bedächteſt, wie oft es ſchon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden iſt, die ſich für große Adepten ausgaben, und am Ende doch nur als Meiſter in der Kunſt, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden.

Sinibald. Du wirſt ſo billig ſeyn, lieber Geron, meinem Adepten zuzutrauen, daß es ihm weder an Willen noch an Vermögen fehlt, alle, die nicht aus unverzeihlichem Eigenſinn Augen und Ohren vor ihm verſchließen, zu überzeugen, daß ſein filoſofiſches Gold wahres Gold von vier und zwanzig Karaten iſt. Aber auch ohne das, würde dein Volk, wenn ich dich recht verſtanden habe, wenig bey meinem Weiſen Meiſter wagen.

Geron. Wie ſo?

Sinibald. Von dem Augenblick an, da es unter dem Volke bekannt worden iſt, daß ſich unter der cirkulierenden Geldmaſſe eine Menge falſcher und ſehr geringhaltiger Stücke finden, wird ſich natürlicherweiſe auch ein Mißtrauen verbreiten, das dem ehmaligen blinden Glauben des Volks an ſeine Münzen um ſo mehr Abbruch thun wird, da das Gerücht und die Einbildung bey ſolchen Gelegenhei-

ten das Uebel immer zu vergrößern pflegen, und es überdies nicht an Leuten fehlen wird, die aus Neugier oder Gewinnſucht, oder aus welchem andern Beweggrund es ſeyn mag, ſich die Mühe geben werden, die verdächtigen Münzen zu probiren, und dem Publikum, durch ihre Berichte und Warnungen, auch gegen die beſſern Mißtrauen beyzubringen. Laß uns, um bälder zum Ziele zu kommen, ſogleich die Anwendung dieſes Gleichniſſes auf den Gegenſtand unſers Geſpräches machen. Du verſteheſt unter den verſchiedenen Goldmünzen, die von alten Zeiten her unter deinem Volke herumlaufen, Wahrheit, Irrthum und Vorurtheile; Wahrheit iſt das feine Gold, Irrthum die falſche Münze, die Vorurtheile die geringhaltigen Stücke, welche mehr oder weniger werth ſind, je nachdem mehr oder weniger von jener oder dieſem darunter befindlich iſt. So lange das Volk die letztern für wahr hält, weil ihm nie eingefallen iſt an ihrer Aechtheit und Gültigkeit zu zweifeln, ſo ſollen ſie (wie ich dir einsweilen unpräjudicierlich zugeben will) ungefähr die nehmliche Wirkung thun, als ob ſie durchaus wahr wären. Aber wie lange wird das dauern? Gewiß nicht länger als die Leute von Niemanden in dieſem ihrem Glauben geſtört werden. Laß ſich einmahl eine Anzahl angeblicher Scheidekünſtler hervorthun, die ſich ein Geſchäfte daraus machen, die Vorurtheile und Meinungen des Volks auf die Kapelle zu bringen, und ihren wahren reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieſer Stunde an fängt das Gebäude

an

an zu schwanken, das bisher auf einem so lockern Grunde ruhte. Diese Wirkung wird zwar nicht sogleich merklich seyn; aber einem aufmerksamen Beobachter werden die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volks vorgeht, wiewohl das Uebel oft ziemlich lange im Stillen um sich greift, und daher, wenn es endlich zum Ausbruch kommt, Leute, die alles immer nur aus der nächsten Ursache erklären wollen, in mächtiges Erstaunen setzt.

Geron. Nur zu wahr! Und gerade diese Erfahrungssache ist es, was mich immer gegen die unzeitigen und unbehutsamen Volksaufklärer aufgebracht hat.

Sinibald. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Leute Schaden thun; aber ich sehe nicht wie du das verhüten willst; es wäre denn, du gedächtest dich für die Meinung der Königin Semiramis in den Göttergesprächen zu erklären, und darauf anzutragen, daß das Licht, das dem menschlichen Verstande durch die Kultur der Wissenschaften aufgeht, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, ausschließlich in der Verwahrung eines besonderen Ordens seyn sollte, der, unter der Kontrole der Regierung, dem Volke nur gerade so viel davon zutheilen dürfte, als seine Obern für gut fänden.

Geron. Nicht, als seine Obern für gut finden, sondern als dem Volke wirklich gut und heilsam ist.

Sini-

Sinibald. Und wer soll darüber entscheiden, wie viel Licht dem Volke gut und heilsam ist? Doch wohl seine Obern? Oder wem wolltest du es sonst auftragen? Wenn du es den Aufklärern überlassen wolltest; so werden sie eines von beyden thun; entweder sich selbst in ihrem Geschäfte keine Grenzen setzen, oder sich mit den Obern einverstehen, das arme Volk in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten, weil man doch nun einmal in dem Wahn steht, daß ein unwissendes Volk leichter zu regieren sey, als ein aufgeklärtes.

Geron. Die Erfahrung zeugt in unsern Tagen so laut vom Gegentheil, daß ich gewiß bin, die Zeit ist nahe, da man von diesem armseligen Wahn auf ewig zurückkommen wird. Der erste große Fürst, der Verstand und Kenntniß der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu seyn, „daß gesunder Verstand „allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, „unentbehrlich ist um — Mensch zu seyn," und der dieser Grund-Maxime in allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch ihre praktische Realisirung, ohne die geringste Erschütterung, still und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigsten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine große, und in ihren Folgen unendlich nützliche Verbesserung in seinem Staate bewirken, und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung sichrer, fester und weniger Reibungen und Stockungen

uns

unterworfen iſt, als die Regierung eines zum geſunden Verſtand reif gewordnen Volkes. Von der Wahrheit dieſer Maxime iſt bereits jedermann theoretiſch überzeugt; und es bedarf izt nur noch ein einziges, großes, ſtark in die Augen leuchtendes Beyſpiel, ſo wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — — oder der Bey von Tripoli über Barbaren und Sklaven herſchen wollen.

Sinibald. Bravo! So wären wir ja einverſtanden? Aber wo bleibt da die Apologie der Vorurtheile?

Geron. Die geht ruhig ihren Gang fort, Sinibald.

Sinibald. Du ſcherzeſt. Was hätte denn der geſunde Verſtand mit den Vorurtheilen zu ſchaffen? Von dem Augenblicke an, da ein Volk zum geſunden Verſtand reif geworden iſt, wie du es nenneſt, hat es keine Vorurtheile mehr, und bedarf keiner mehr.

Geron. Aber, mein guter Sinibald, das mußt du doch ſo gut wiſſen als ich, daß wir und jedes andere Volk auf dieſem Erdenrunde, noch ziemlich weit von dieſem glücklichen Zeitpunkt entfernt ſind; und daß man durch keinen Sprung dazu gelangen könne, davon hat uns hoffentlich der vergebliche Verſuch, den die große Nazion auf Unkoſten einer halben Million Köpfe, worunter eine gute Anzahl ihrer Beſten waren, gemacht hat, auf immer überzeugt. Wahrlich, bevor wir zu dieſem großen

Ziele

Ziele gelangen, werden noch allerley Anſtalten getroffen werden müſſen; und gerade an denen, die uns allein, nach und nach, ſo weit bringen können, fehlt es noch am meiſten. Bis dahin, mein Freund, werden wir wohl thun, unſern ſchreibſeligen Weltverbeſſerern zu empfehlen, daß ſie gewiſſe Vorurtheile unangetaſtet laſſen; und unſre Obern werden bloß ihre Schuldigkeit thun, wenn ſie den Herren, die nicht auf guten Rath hören wollen, ein wenig auf die Finger klopfen.

Sinibald. Ich ſehe wohl, daß ich mir vor allen Dingen eine kleine Erklärung von dir ausbitten muß; was das für gewiſſe Vorurtheile ſind, zu deren Unverletzlichkeit ein ſo wohl denkender Mann wie du ſeine Stimme ſo feſt entſchieden giebt?

Geron. Vor allen Dingen will ich dir eine kleine Geſchichte erzählen, wenn du Geduld haſt ſie anzuhören.

Sinibald. Sehr gern.

Geron. Es war einmahl ein Mann, der ſich viele Mühe gegeben hatte, ein guter Arzt zu werden, und dem es ſo wohl gelungen war, daß der Ruf ſeiner Geſchicklichkeit und ſeiner glücklichen Kuren in alle Lande ausging. Dieſer Ruf kam endlich auch bis zu den Ohren der Herrn Bürgermeiſter und Rath des durch den berühmten Jean Paul nicht weniger berühmt gewordenen Reichsſtädtchens Kuhſchnappel; und da ſie eben eines

Stadtarztes benöthigt waren, so wurden sie einig, den besagten Arzt unter ziemlich annehmlichen Bedingungen an diese Stelle zu berufen. Dieser mochte sich aus der Geschichte des berüchtigten Armen-Advokaten Siebenkäs eine Vorstellung von der löblichen Reichsstadt Kuhschnappel gemacht haben, die ihm von einigen Jahren Aufenthalt daselbst eine reiche Ernte neuer Beobachtungen zu Beförderung der Menschenkunde und Menschenliebe und zu Vermehrung seiner medicinischen Kenntnisse versprach. Kurz, er nahm den Ruf an, und fand an seinen neuen Pazienten, besonders denen vom dritten Stande ein wohlgesinntes Völkchen, das, auf den bloßen Ruf und das ehrliche Gesicht des neuen Stadtarztes hin, ihn mit einem Enthusiasmus aufnahm, der kaum größer hätte seyn können, wenn er bereits einige Dutzend wichtige Kuren an ihnen verrichtet gehabt hätte. Die guten Leutchen ließen sichs nicht einfallen, den Grund oder Ungrund dieses Rufs zu untersuchen; alles was die Natur oder ein glücklicher Zufall zu Genesung der Kranken that, schrieben sie treuherzig ihrem Aeskulap zu; aus jedem von ihm geheilten Schnuppen, Husten, oder Indigestionsfieber machten sie eine Wunderkur, unterwarfen sich allen seinen Vorschriften blindlings, schluckten mit dem gewissenhaftesten Gehorsam alle seine Pillen, Pulver und Tränkchen, und behaupteten gegen alle durchreisende Fremde, das seines Gleichen nirgends gefunden werde. Bey diesem auf lauter Vorurtheilen gegründeten Glauben an

ihren

ihren geſchickten und ſorgfältigen Stadtarzt hatte ſich nun der Senat und das Volk von Kuhſchnappel eine geraume Zeit wohl befunden, als ein naſeweiſer junger Patricier des Orts, der unter ſeinen Mitbürgern für einen großen Kopf paſſierte, auf den Einfall kam, eine Art Satire gegen Aerzte und Arzneykunſt herauszugeben, worin er zwar nicht in Abrede ſeyn wollte, daß der Poliater von Kuhſchnappel ein ſehr großer Arzt ſey, aber nur behauptete, an der Arzneykunſt ſelbſt ſey ganz und gar nichts; es gebe entweder gar keine Heilkräfte in der Natur, oder wenigſtens wüßten die Menſchen ſie weder zu finden noch anzuwenden; die Aeſkulapiſche Kunſt hätte von ihrer Erfindung an unendlich mehr geſchadet als genutzt; kurz, das ganze Medicinalweſen ſey eitle Scharlatanerie und Quakſalberey, und nicht um ein Haar beſſer als die Kunſt aus dem Kaffeſatz zu weiſſagen, Träume zu deuten und auf der Ofengabel nach dem Bloksberg zu reiten. Das Schriftchen machte Aufſehen und erregte Anfangs ziemlich allgemeinen Unwillen. Aber der junge Volksaufklärer war aus einem der erſten Häuſer in Kuhſchnappel, und hatte ſo viele Väter, Oheime, Schwäger, Vettern und Gevattern im kleinen und großen Rath, und war ein ſo geſchickter Meiſter in allen kleinſtädtiſchen freyen Künſten, daß er in kurzer Zeit einen Anhang bekam, unter deſſen Uebergewicht der Stadtarzt und ſeine Freunde endlich erliegen mußten. Zuſehends fiel nun das Anſehen des Mannes, den man vor wenig Jahren für einen

Wundenthäter ausgerufen hatte; seine Vorschriften wurden schlecht befolgt, seine Arzneien entweder unordentlich oder gar nicht eingenommen; man gebrauchte heimliche Pfuscher und Quakſalber, die immer wieder verdarben was er gut machte. Izt mißglückte ihm eine Kur nach der andern, und Er allein mußte die Schuld tragen. Starb ein Kranker, weil er nicht länger leben konnte, oder weil er das Opfer ſeines Eigenſinns u. des übrigen Benehmens der Seinigen wurde, ſo mußte ihn die Arzneywiſſenſchaft und der Stadtarzt getödtet haben. Aus Veranlaſſung einer epidemiſchen Krankheit, die in kurzer Zeit den vierten Theil der Einwohner wegraffte, wurde das Uebel endlich ſo arg, daß ein Hochedler Rath ſich nothgedrungen fand, den lange nicht geachteten Beſchwerden des Stadtarztes Gehör zu geben, und, nach vielen unnöthigen Unterſuchungen, Deputazionen, Relazionen und Debatten, endlich ein Dekret ergehen zu laſſen, wodurch den ſämmtlichen Einwohnern der Stadt und Landſchaft Kuhſchnappel bey hoher Strafe anbefohlen wurde, von nun an wieder an den Stadtarzt zu glauben, und in kranken Tagen ſich ganz allein an ihn und ſeine Vorſchriften zu halten. Aber an eben dem Tage, da dieſe Verordnung publicirt wurde, ließ der witzige Patricius ein Poſſenſpielchen auf dem Kuhſchnappliſchen Nazionaltheater aufführen, worin die Aerzte und ihre Kunſt durch alle Prädikamente lächerlich gemacht wurden. Dieſe Poſſe, der das Rathsdekret zur Folie diente, erhielt nun einen

deſto

deſto lebhaftern Beyfall; das Stück mußte nun einige Mahl hinter einander geſpielt werden, und in wenigen Tagen hörte man den Rundgeſang, womit es ſchloß, auf allen Gaſſen ſingen. Der Stadtarzt wurde des Handels endlich überdrüſſig; ſeine Menſchenkunde hätte ſich in Kuhſchnappel, wiewohl auf Unkoſten der Menſchenliebe, anſehnlich vermehrt, und es war da weiter nichts mehr zu thun noch zu lernen übrig. Er zog alſo von dannen, und bekam einen pivilegierten Pfuſcher zum Nachfolger, der zwar Mittel fand, ſich den bisherigen Widerſacher ſeines Ordens durch eine wohlgetroffene Ehverbindung mit einer verſchimmelten Baſe günſtig zu machen, und dem es daher an Unterſtützung von Seiten einer hohen Obrigkeit nicht fehlte: aber die Kuhſchnappler hatten nun einmal den Glauben an die Arzney-Wiſſenſchaft verloren, und da die obern Klaſſen des Staats dem Volke hierin ſelbſt bey jeder Gelegenheit mit böſem Beyſpiel vorgingen, ſo blieb die einmahl eingeriſſene Unordnung mit allen ihren ſchädlichen Folgen ein unheilbares Uebel bis auf dieſen Tag, und — mein Märchen iſt zu Ende.

Sinibald. (lächelnd.) Ich ſtatte dir dafür den gebührenden Dank ab, mein lieber Sokrates; und um dir die Mühe zu erſparen, durch eine lange Reihe kleiner hinterliſtiger Fragen, die ich mit möglichſter Einfalt zu beantworten hätte, nach Platoniſcher Art und Kunſt, mich am Ende auf den Punkt zu bringen, wo du mich haben willſt, will

Viertes Capitel.

Wie gefährlich es iſt, der Beſizer einer verſchönernden Einbildungskraft zu ſeyn.

Wenn eine lebhafte Einbildungskraft ihrem Beſizer eine unendliche Menge von Vergnügen gewährt, die den übrigen Sterblichen verſagt ſind; wenn ihre magiſche Würkung alles Schöne in ſeinen Augen verſchönert, und ihn da in Entzükung ſezt, wo andre kaum empfinden; wenn ſie in glüklichen Stunden, ihm dieſe Welt zu einem Paradieſe macht, und in traurigen ſeine Seele von der Scene ſeines Kummers hinwegzieht, und in andre Welten verſezt, die durch die vergröſſernden Schatten einer vollkommnen Wonne ſeinen Schmerz bezaubern: So müſſen wir auf der andern Seite geſtehen, daß ſie nicht weniger eine Quelle von Irrtümern, von Ausſchweifungen und von Quaalen für ihn iſt, wovon er, ſelbſt mit Beyhülfe der Weisheit und mit der feurigſten Liebe zur Tugend, ſich nicht eher loßmachen kann, biß er, auf welche Art es nun ſeyn mag, ſo weit gekommen iſt, die allzugroſſe Lebhaftigkeit derſelben zu mäßigen. Der weiſe Hippias hatte, die Wahrheit zu geſtehen, unſerm Helden ſehr wenig Unrecht gethan, als er ihm eine Einbildungskraft von dieſer Art zuſchrieb; ob wir ihm gleich in Abſicht des Mittels nicht völlig beyfallen können, wodurch ſelbige, ſeiner Meynung nach, am beſten in das

ich lieber den Kern aus deinem Märchen sogleich selbst heraus knacken, und gestehe dir also von ganzem Herzen zu: daß es mehr als Abderitische und Kuhschnappische Thorheit ist, wenn unsre Obern, nachdem sie das Fundament der Vorurtheile, worauf der Glaube des Volks an ihr Ansehen und die Unverletzlichkeit ihrer Personen, nebst seinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine Göttliche Sankzion des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böse, so wir in diesem gethan haben, beruhet, theils praktisch selbst untergraben, theils ungehindert von andern theoretisch untergraben lassen, gleichwohl bey Strafe gebieten wollen, daß das Volk glaube, was beynahe niemand mehr glaubt, und es in Ungnaden vermerken, daß der daher entspringende und sich überall in allen Ständen äussernde Kontrast unsrer Zeit mit den Tagen unsrer glaubenreichen und in ihren von Kindheit an eingesogenen Vorurtheilen webenden und lebenden Voreltern, endlich seine natürliche Wirkung zu thun anfängt. Ich gestehe ferner, daß, nachdem man der ganzen erstaunten und bestürzten Welt ungescheut das Beyspiel gegeben hat, *) daß man

*) Wenn es ohne Unterbrechung des Gesprächs geschehen könnte, möchte ich den Hrn. Sinibald wohl bitten, mir das Jahrhundert zu nennen, in welchem solche Beyspiele nicht häufig gegeben worden wären. Wir wollen

man alles, auch das ungerechteſte, zu dürfen glaubt ſobald man die Macht dazu hat und es uns ſo beliebt, es mehr als Thorheit iſt, noch von Gerechtigkeit zu ſchwatzen, und es irgend einem Andern übel zu nehmen, wenn er ſich, eben ſo gut als ſolche Beyſpielgeber, ermächtiget hält, alles zu thun was man ihm nicht wehren kann, u. ſ. w. Noch mehr, lieber Geron, ich geſtehe dir, und, wenn ich eine Stimme hätte, die ſich allen Menſchen auf Einmal hörbar und verſtändlich machen könnte, ſo würde ich es über den ganzen Erdkreis ausrufen, „daß Die Beyſpiele, die ſeit zehn Jahren gegeben worden ſind, geradezu auf den Umſturz aller bürgerlichen Geſellſchaft und Ordnung, aller Religion, Moralität und Humanität, losarbeiten; und daß es alſo die höchſte Zeit ſey, daß irgend ein Ver-

wollen unſrer Zeit nicht zu viel thun; ſie hat wegen aller Vorwürfe, die man ihr über dieſen Artikel macht, wenig mehr zu verantworten, als die vorhergehenden; und wenn ich die einzige hiſtoriſche goldne Zeit, (die Regierung Traians, Hadrians, und der beyden Antonine) ausnehme, ſo kenne ich keine Periode von 80 Jahren in der ganzen Geſchichte des kultivierteſten Theils der Erde, worin nicht immer der Stärkere den Schwächern unterdrückt hätte und die Wohlfahrt der Völker und das Leben von Millionen Menſchen ein Spiel des Ehrgeizes und der Vergrößerungsſucht, oder der Schwäche, des Eigenſinns, der Afterpolitik und der verächtlichſten Leidenſchaften einiger weniger Gewalthaber und ihrer Rathgeber geweſen wäre.

ſtändiger, Gerechtigkeit liebender, das Gute ernſtlich wollender und kennender, von lauter rechtſchaffenen Leuten unmittelbar umgebener groſſer Monarch ein beſſeres Beyſpiel gebe, und mit unerſchütterlicher Feſtigkeit nach Maximen handle, die auf dem ewig nothwendigen Grund alles Rechts beruhen. — Aber, noch Einmahl, was thut das alles zur Apologie der Vorurtheile?

Geron. Ich habe dir alſo mein Märchen vergebens erzählt?

Sinibald. Du willſt vermuthlich damit ſagen, es gebe wahre, wiewohl dumpfe Gefühle und Vorurtheile, an welche ſich feſt zu halten, dem unaufgeklärten und, vermöge der Natur der Sache, zahlreichſten Theil der Menſchen nicht nur nützlich, ſondern, wofern das Ganze beſtehen ſoll, ſogar nothwendig ſey: und dieſe Vorurtheile ſollten und müßten alſo reſpektirt werden; und das um ſo mehr, da ſie nur ſubjektiv betrachtet, Vorurtheile ſind, im Grunde aber, ſobald man ſie zu deutlichen Begriffen und Urtheilen entwickelt, wahr befunden werden, oder auf Wahrheit beruhen. Gut, lieber Geron! auch das geb' ich dir zu. Aber —

Geron. Ich bitte dich, kein ſofiſtiſches Aber!

Sinibald. Bona verba! Was könnte mirs helfen, dich und mich ſelbſt ſofiſtiſiren zu wollen? Wir haben ja einerley Zweck und arbeiten beyde an einem und demſelben Bau. —

Geron.

Gerdil. Eben deßwegen wünschte ich, daß wir nach einerley Plan arbeiteten.

Sinibald. Das kann nicht fehlen, sobald wir einander recht verstehen.

Geren. Also, dein aber?

W.

(Fortsetzung und Beschluß nächstens.)

II.

Italisches Ausleerungsgeschäfft.

A.

Rom, den 23. Novemb. 97.

Ich habe in diesen Tagen das vollständige Verzeichniß der sämmtlichen Kunstwerke, Antiquitäten, Manuskripte, Bücher und Naturalien, welche die Franzosen aus Italien weggeführt haben, erhalten. Die Kommission, welche die Auswahl derselben besorgte, hat es in Venedig aus ihrem Protokoll abdrucken lassen. Ich theile Ihnen daraus für diesmal bloß die Fortsetzung der genommenen Kunstwerke mit; das der Manuskripte ꝛc. soll nächstens nachfolgen. Leider sind diese nur den Orten, wo sie entwendet worden, und der Anzahl, nicht aber den Titeln nach angegeben. Indessen wird es auch so wenigstens zur vorläufigen Uebersicht des großen Raubes dienen können.

Was die Gemälde betrifft, so läßt sich, wenn der erste Zug der Neugier und der Jubel des Triumfs dort vorüber seyn wird, wohl nicht erwarten, daß die vielen Heiligenbilder, die, wie Sie sehen, fast allein das Verzeichniß füllen, jetzt, da sie ihren Altären entrissen, da das Interesse der Religion von ihnen getrennt ist, den lüsternen Augen und ungläubigen Herzen der überverfeinerten Pariser viel wahren Genuß gewähren, — noch weniger, daß sie einen guten Kunstgeschmack verbreiten werden. Indessen muß doch forthin Jeder, der die Geschichte der neuern Kunst und die verschiedenen Kunstschulen, die in Italien geblühet haben, aus ihren Werken studieren will, nothwendig nach Paris gehen, wo jetzt die Hauptwerke der Lombardischen Schulen so ziemlich beysammen sind. Es versteht sich, daß er vorher Rom und Florenz, — wo allein in Italien jetzt der Geist wahrer Kunst, wenn gleich nicht lebt, doch noch athmet, — besucht habe, um seinen Sinn dafür aufzuschließen und sich einen Maaßstab für die Schätzung alles dessen zu erwerben, was sich in den reichen Kunstmagazinen zu Paris jetzt beysammen findet. Dieser gute Geist der Malerey, für den die Franzosen, wie ihre Auswahl bewiesen hat, und wie ihr gegenwärtiger Stil beweist, bis jetzt wenig Sinn zu haben scheinen, athmet allein aus den Freskogemälden des Vatikan und aus den unscheinbaren, aber ehrwürdigen Werken der ältern Florentiner, die jenen großen Kunstgenien die Bahn ebneten, daß sie den Gipfel der neuern Kunst erreis

reichen konnten. Italiens Kirchen und Paläste sind ihres schönsten Schmuckes beraubt, aber Italiens eigenthümliche Kunst hat ihr Höchstes und Köstlichstes noch gerettet, und wird es behalten so lange die Wände dauern, an welchen Rafaels, Michael Angelo's und Lionardo's erhabene Geister sich sichtbar verklärt haben. Jetzt bleibt darum nichts mehr zu wünschen übrig, als daß die vielen großen Kirchengemälde in Frankreich so aufgestellt werden mögen, daß man sie, wie ehemals in oft dunkeln Kirchen, nicht bloß nothdürftig sehen, sondern auch bequem betrachten könne, und daß der Wahn, als ob in Paris nunmehr allein Heil und Segen für die Kunst zu finden sey, die jungen Künstler des Auslands, deren Talent sie des Glücks aus der Quelle zu schöpfen würdig macht, nicht verführen möge, diese Quelle künftig in Paris zu suchen. —

B.

Fortsetzung *) des Verzeichnisses der Kunstwerke, welche die Franzosen aus Italien weggeführt haben.

In Mantua.

Bey den Filippinern: eine Madonna von Andr. Mantegna. — Aus der Kathedralkirche: die Vers

*) Vergl. N. Teutsche Merkur. 1796. November. S. 296 ff.

Verſuchung des heil. Antonius von Paul Veroneſe; — St. Peter und St. Paul von Guiſoni. — Bey den Jeſuiten: Eine Verklärung Chriſti, von Rubens. — Aus dem Herzogl. Pallaſte: Fünf Handzeichnungen von Guercino. — Aus dem Pallaſt der Akademie: Büſte Virgils, Büſte des Euripides, Büſte des jungen Tiberius. — Aus der Andreaskirche: Büſte des Andr. Mantegna von Bronze.

In Peſaro und Fano.

Aus verſchiedenen Kirchen: Chriſtus übergiebt dem Petrus die Schlüſſel, von Guido Reni; — Ein heil. Johannes von Guercino; — eine Madonna mit dem Chriſtkinde, von Paul Veroneſe; — eine Beſchneidung von Barocci; — St. Peter und St. Andreas von demſelben; — eine Verkündigung Mariä von demſ.; — die heil. Michelina, von demſ.; — St. Thomas und St. Hieronymus, von Guido. Eine Pietà von Joh. Bellini; — Gott Vater, von Guido.

In Loretto.

Aus dem Päbſtl. Pallaſte: die Geburt der Madonna von Annibal Caracci; — eine Verkündigung Mariä von Barocci; — Chriſtus vor Pilatus, angebl. von Gerardo delle Notte. Eine Zeichnung, die Taufe Chriſti vorſtellend.

In

In Perugia.

Aus der Kirche S. Franzesko: eine Himmelfahrt der Madonna von Rafael; — die Madonna, S. Franzesko und S. Anton, von Paris Alfain; — eine Auferstehung Christi, von Peter Perugino; — Glaube, Liebe, Hoffnung, von Rafael. — eine Verkündigung Mariä; eine Anbetung der Könige; eine Darbringung im Tempel, sämmtlich von Rafael.

Bey den Filippinern: eine Himmelfahrt der Maria v. Guido. — Bey den Augustinern: der heilige Michael, der heilige Bartolomeus, der Evangelist Johannes, eine Madonna, St. Sebastian und eine Heilige, St. Augustin und St. Roch, eine Abnehmung Christi vom Kreuze, die Madonna, der heilige Augustin und ein Cardinal, diese acht Gemählde sind sämmtlich von Peter Perugino. — Die Madonna, die heil. Katharina und der heil. Augustin, von Barocci.

Aus dem Pallast: Die Madonna mit den Schutzheiligen der Stadt, von Peter Perugino. — Aus dem Hospital: die Familie der heil. Jungfrau, von dems. — Aus St. Peter: eine Auferstehung Christi, von dems. — Eine Anbetung der Könige, eine Auferstehung Christi, eine Taufe Christi, drey Gemälde von Rafael; — zwey Proseten in zwey Ovalen, von Peter Perugino; — Gott Vater, von dems.; — Abnehmung Christi vom Kreuz, aus Rafaels Schule; — die Madonna von Engeln

umgeben, von P. Perugino; — der heil. Benedikt, der heil. Placidus, und die heil. Cecilia, drey Gemälde von Rafael. — Aus der Kathedralkirche: Eine Kreuzabnehmung Chriſti von Barocci. — Die Vermählung der heil. Jungfrau von P. Perugino.

In Verona.

Aus der Kirche des heil. Zeno: Eine Madonna mit dem Chriſtkinde; der heilige Laurenz, nebſt andern Heiligen; St. Peter und andere Heiligen; eine Kreuzigung Chriſti mit vielen andern Figuren; Chriſtus am Oelberge; eine Auferſtehung Chriſti; ſechs Gemälde von Andr. Mantegna. Aus dem Pallaſt Bevilacqua: Skizze zu einem Gemälde das Paradies vorſtellend, von Tintoretto. — Portrait einer Frau mit einem weinenden Kinde; eine heil. Familie; zwey andere Gemälde; die Marter des heil. Georg; St. Barnabas legt einem Kranken das Evangelium aufs Haupt; fünf Gemälde aus der Schule des Paul Veroneſe; — eine Himmelfahrt der Maria, von Tizian. — Büſte des Auguſt; Büſte des Karakalla, beyde von Marmor. — Aus dem Kloſter S. Fermo: acht Baſſirilievi von Bronze, die Geſchichte des Königs Mauſolus vorſtellend; zwey Altäre von Marmor. —

Aus dem Muſeum: Drey Etruſciſche Vaſen; Fragment einer Inſchrift auf Porfyr; eine Griechiſche Inſchrift. — Aus dem Pallaſt Muzelli: 19 griechiſche und römiſche Münzen von Silber, 28 von

von Bronze. — Aus dem Pallaſt Veritä: 18 römiſche Münzen von Silber; 4 von Bronze.

In Venedig.

Aus St. Georgio maggiore: Die Hochzeit zu Kana, von Paul Veroneſe. — Aus St. Giovanni und Paolo: die Marter des heil. Petrus von Tizian; Chriſtus unter den Fariſäern, von demſ. — Aus St. Marco: der heil. Markus befreyet einen Sklaven aus den Händen der Türken, von Tietoretto. — Aus dem Pallaſt von St. Marco: der Glaube, St. Markus und andere Heiligen von Tizian; — Jupiter ſchleudert ſeinen Blitzſtrahl auf die Laſter herab, von Paul Veroneſe; die Tugenden der Kirche, von demſ.; der Raub der Europa, von demſ.; die Madonna, ein Doge und andere Figuren von Contarini. — Juno ſchüttet Reichthümer und Schätze über die Stadt Venedig aus, von Paul Veroneſe. Aus St. Sebaſtian: Chriſtus, der heil. Simon, die heil. Magdalena und Fariſäer, von Paul Veroneſe. — Alla Carità: die Auferweckung Lazarus von Leandro Baſſano. — Alla Madonna dell' Orto: St. Lorenzo nebſt andern Heiligen, von Pordenone; — St. Agneſe von Tintoretto. — Aus dem Albergo di St. Marco: ein Fiſcher der dem Doge einen Ring übereicht von Paris Bardone. — Aus St. Zacharia: die Madonna mit dem Chriſtkinde und der heil. Katharina, von Paul Veroneſe; die Madonna, ein Engel der auf der Geige ſpielt

und

gehörige Gleichgewicht mit den übrigen Kräften der Seele geſezt werden könne. Die ſchlaue Danae hatte ſich aus der Beſchreibung des Hippias eine ſolche Vorſtellung von dem Agathon gemacht, daß ſie alles gewonnen zu haben glaubte, wenn ſie nur ſeine Einbildungskraft auf ihre Seite gebracht haben würde. Hippias, dachte ſie, hatte nur darinn gefehlt, daß er ihn durch die Sinnen verführen wollte. Auf dieſe Vorausſezung machte ſie einen Plan, über den ſie nicht wenig vergnügt war; und dachte ſo wenig daran, daß die Ausführung ſie ihr eignes Herz koſten könnte, als Agathon ſich von der Gefahr träumen ließ, die dem ſeinigen zubereitet wurde. Endlich kam die Stunde, die dem Hippias beſtimmt worden war. Agathon begleitete ſeinen Herrn, ohne zu wiſſen wohin. Sie traten in einen Palaſt, der auf einer doppelten Reyhe von joniſchen Säulen ruhte, und mit vielen vergoldeten Bildſäulen ausgezieret war. Das Inwendige dieſes Hauſes ſtimmte vollkommen mit der Pracht des äuſſerlichen Anbliks überein. Allenthalben begegnete ihm das geſchäftige Gewimmel von unzählichen Sclaven und Sclavinnen, wovon die erſtern alle unter zwölf Jahren zu ſeyn ſchienen, und ſo wie die leztern von auſſerordentlicher Schönheit waren. Ihre Kleidung ſtellte dem Aug' eine angenehme Verbindung der Einförmigkeit mit der Abwechslung vor; einige waren in weiß, andre in himmelblau, andre in roſenfarb, andre in andre Farben gekleidet, und jede Farbe ſchien eine beſondere Claſſe zu bezeichnen, welcher ihre eigne Dienſte angewieſen

waren.

und andere Heiligen von Johann Bellini. — Bey den Jesuiten: die Marter des heil. Laurenz von Tizian. — Aus der Bibliothek von St. Marco: ein Basrilievo von Marmor, einen Opferzug die Suovetaurilia vorstellend. Büste des Kaisers Hadrian in Bronze; einen Camee von zweyfarbigem Agat, den Jupiter Aegiochus vorstellend (Visconti hat über diesen Stein eine Abhandlung geschrieben).

In Modena.

In dem im 11. Stück des Merkur des 96. Jahres gegebenen Verzeichnisse, S. 268 Z. 8 von unten sind die nach den Worten „noch aus Mailand ꝛc. bis zu Ende angeführten Gemählde, von No. 135 bis 148 inclusive, nebst den unter der Rubrik Modena stehenden Gemälde von No. 176 bis 181 inklusive sämmtlich aus dem Pallast und andern Schlössern des Herzogs von Modena genommen worden. Außer diesen enthält das Verzeichniß noch folgende, die eben daher sind.

Die Madonna, die heilige Katharina ꝛc. von Guercino; eine Madonna, von demselben, Christus vor dem Pilatus, von M. Angelo da Caravaggio; der heilige Bernardin von Siena von Ludwig Carracci; die Marter der heiligen Victoria von Borrini; die Vermählung der heiligen Jungfrau von Gennaro; Herodias empfängt das Haupt Johannis des Täufers von Guercino; die Darbringung des Christkindes im Tempel von Guido; eine

eine Kopie von der Nacht des Correggio in Dresden von Nogari; die Marter der h. h. Peter und Paul von Lud. Carracci; eine Geburt Christi von Guido; Christus am Kreuz und Magdalena von dems.; die Marter des h. Christof von Spada; der verlorne Sohn von dems.; die vier Elemente in vier Gemählden von Annibal Carracci; ein heil. Sebastian aus der Schule des Caravaggio; der h. Sebastian, der h. Bernard von Siena ꝛc. von Bononi; drey Gemählde, Triumfe und Schlachten vorstellend, angebl. von Julius Romanus; Christus am Kreuz von Pomarancio; der h. Franziskus von Guercino; St Peter und St Paul von dems. Ein Portraitkopf von Lana; ein Weib mit Kindern aus der Schule des Parmigiano; eine heil. Familie von Tiarini; 248 Zeichnungen von verschiedenen Meistern. Eine Zeichnung von der Kolonna Trajana in 3 Abtheilungen, angebl. von Julio Romano. Eine Zeichnung, welche eine Suite von Kaisern und den unter ihnen geschlagenen Medaillen enthält. Ein Band mit 118 Handzeichnungen von Landschaften, von verschiedenen Meistern. Ein anderer mit 45 Landschaften. Ein Band mit 62 Handzeichnungen von della Bella; noch ein Band mit 55 Landschaften, Handzeichnungen von verschiedenen Meistern. — Buste des M. Aurel; Büste des Lucius Verus, beyde in Marmor. Ein Centaur mit einem Knaben, Gruppe in Bronze. Büste eines Filosofen in Bronze. Ein weiblicher Arm in Marmor. Eine weibliche Büste in Bron-

ze. Eine etruſciſche Pallas in Marmor. Ein Cameo den Chriſtuskopf vorſtellend. 1212 alte und neue Münzen in Gold, Silber und Erz, worunter viele ſehr ſeltene und die meiſten wohl erhalten ſind.

C.

Fortſetzung des Verzeichniſſes der Manuſkripte, Bücher, Naturalien und Kunſtſachen, welche die Franzoſen aus Italien geführt haben.

a) Manuſkripte und Bücher.

In Mailand. 1) Aus der Ambroſianiſchen Bibliothek: 19 Manuſkripte, darunter 1 auf Papyrus, 2 auf Pergament, die übrigen auf Papier geſchrieben ſind; 14 Drucke aus dem XV. Jahrhundert. (Das Manuſk. auf Papyrus enthält die Alterthümer des Joſefus von Rufinus überſetzt, und iſt gegen 1100 Jahr alt. Unter den übrigen ſind 2 von Galiläi und 12 von Leonardo da Vinci's eigener Hand.) 2) Aus der Bibliothek Brera: 101 Drucke aus dem XV. Jahrh. und 23 moderne; 1 auf Holztafeln geſchnitten, und 2 Tafeln von Holz mit chineſiſcher und arabiſcher Schrift. (Unter den Drucken ſind 27 aus den Jahren 1460 bis 1470 und 25 erſte Ausgaben.)

In Monza. Aus der Bibliothek des Domkapitels: 134 Manuſkripte, größtentheils auf Pergament; 84 Drucke aus dem XV. Jahrh., darunter Einer

Einer auf Pergament. (Von den Manuſkripten ſind 91 vor dem XIII. Jahrhundert, und Eins derſelben iſt mit goldnen Buchſtaben auf purpurfarbigem Pergament geſchrieben. Von den Drucken ſind 7 vor 1470 und 8 erſte Ausgaben.)

In Pavia. 1) Aus der Bibliothek des teutſchen Kollegiums: 42 moderne Drucke. 2) Aus der Univerſitäts-Bibliothek: 77 moderne Drucke, darunter Hallers Werke mit Noten von ſeiner eigenen Hand.

In Bologna. 1) Aus der Bibliothek des Inſtituts: 3 Manuſkripte auf Papyrus; 34 neuere Manuſkr.; 24 Drucke aus dem XV. Jahrh. und 7 moderne. (Die neuern Manuſkr. enthalten das Kräuterbuch und die illuminirten Abbildungen der Thiere von Aldrovandus. Unter den ältern Drucken befinden ſich die Maynzer Bibel von 1462, der Laktanzius in Subiako gedr. 1465, und die römiſche Ausgabe des Auguſtin von 1467.) 2) Aus der Bibliothek des Kloſters von S. Salvator: 504 Manuſkripte, davon 11 auf Seidenpapier, 303 auf Pergament, und die übrigen auf Papier; 94 Drucke aus dem XV. Jahrh., davon 86 auf Papier und 8 auf Pergament; der berühmte Nekrolog von S. Maria del Reno auf Pergament. (Unter den Manuſkripten befindet ſich der berühmte Laktanzius aus dem VI. oder VII. Jahrh. und mehrere andere vor dem XIII. Jahrh. Unter den Drucken iſt die erſte Ausgabe des Ariſtoteles und

die Maynzer Bibel auf Pergament. 3) Aus der Bibliothek der Dominikaner: 2 Manuſkripte auf Pergament und 2 Rollen von Kalbleder. (Die erſte dieſer Rollen enthält einen Pentateuchus in hebräiſcher Sprache, der ſo alt iſt, daß man ihn einſt für eine Schrift von Esdra's eigener Hand hielt. Die zweyte iſt aus dem XI. Jahrhundert und enthält das Buch Eſther.)

In Ferrara. Aus der Univerſitäts-Bibliothek: 2 Drucke aus dem XV. Jahrhundert.

In Modena. Aus der Bibliothek des Exherzogs: 70 Manuſkripte, davon 30 auf Perg., die übrigen auf Papier; 24 Drucke aus dem XV. Jahrhundert, und 75 moderne Drucke. (5 der Manuſkripte ſind vor dem XV. Jahrh. und unter den alten Drucken befinden ſich 12 erſte Ausgaben, der decor puellarum etc.)

In Livorno. Aus dem Engländiſchen Magazin: 56 moderne Drucke.

In Mantua. Aus der Stadtbibliothek: 7 Manuſkr., davon 2 auf Pergament und 36 moderne Drucke. 2) Aus der Benediktiner-Bibliothek: 7 Manuſkripte, davon 6 auf Pergament, und 10 Drucke aus dem XV. Jahrh.

In Maſſa. Aus der Bibliothek der Exherzogin: 1 Manuſkr. und 3 Drucke aus dem XV. Jahrh.

In Fano und Peſaro. Aus verſchiedenen Bibliotheken: 5 Manuſkripte, davon 3 auf Pergament und 7 Drucke aus dem XV. Jahrh.

In

In Rom. Aus der Vatikaniſchen Bibliothek: 69 hebräiſche, ſyriſche, chaldäiſche Manuſkripte, davon 1 auf Leder, 6 auf Seidenpapier, 59 auf Pergament und 3 auf Papier. (49 derſelben ſind vor dem VIII., und mehrere davon aus dem VI. VII. und VIII. Jahrh.) 80 arabiſche Manuſkripte, davon 60 auf Seidenpapier, 3 auf Pergament und 17 auf Papier (4 derſelben ſind vor dem XV. Jahrhundert geſchrieben); 16 koptiſche oder ägyptiſche Manuſkripte, davon 12 auf Pergament und 4 auf Seidenpapier (12 derſelben ſind vor dem XIII. Jahrh. geſchrieben); 10 abyſſiniſche oder äthiopiſche Manuſkr.; 11 chineſiſche auf Papier; 124 griechiſche Manuſkripte, davon 36 auf Pergament, 35 auf Seidenpapier, 53 auf Papier (19 derſelben ſind vor dem XIII. Jahrh. geſchrieben); 190 lateiniſche Manuſkripte, davon 124 auf Pergament und 66 auf Papier, 66 derſelben ſind vor dem XIII. Jahrh. geſchrieben; unter dieſen befinden ſich der berühmte Vatikaniſche Virgil, ein Terenz, eine Anthologie und ein Werk über die Grammatik in Unzialbuchſtabenſchrift aus dem V. Jahrh.

In Venedig. Aus der S. Markus-Bibliothek: 172 griechiſche Manuſkripte, davon 138 auf Pergament und 34 auf Papier; 2 arabiſche Manuſkr. auf Seidenpapier; 32 lateiniſche und italieniſche Manuſkripte, davon 24 auf Pergament und 8 auf Papier. (Unter den griechiſchen Manuſkr. ſind viele vor dem XIII. Jahrh.; ſie ſind faſt alle

aus der Bibliothek des Kardinals Beſſarion, und ſehr wohl erhalten.

In Venedig, Padua, Treviſo und S. Daniel. Aus verſchiedenen Kloſterbibliotheken: 47 Manuſkripte, davon 40 auf Perg. und 7 auf Papier; 121 Drucke aus dem XV. Jahrh., davon 10 auf Perg. und 111 auf Papier (12 derſelben ſind vor 1471, und unter dieſen die Ausgabe des Durandus von 1459 auf Perg., und mehr als 50 erſte Ausgaben.) 59 Drucke von Aldus, darunter einer auf Pergament. Verſchiedene Bücher mit Muſiken, die gröſtentheils alt und ſehr ſelten ſind.

In Verona. Aus verſchiedenen Bibliotheken: 29 Manuſkripte, davon 22 auf Pergament, die übrigen auf Papier; 8 derſelben ſind vor dem XIII. Jahrh. 46 Drucke aus dem XV. Jahrh. unter dieſen ſind 2 vor 1470; 23 Drucke von Aldus, und ein modernes Werk.

b. Naturalien und Kunſtſachen.

In Mailand. Aus der Ambroſianiſchen Bibliothek: eine Säule von Bergkryſtall, 18 Zoll hoch; eine andere, 9 Zoll hoch, die inwendig Schörlkryſtallen enthält; eine Tafel von buntem florentiniſchen Marmor, 22 Fuß lang und 10 Fuß hoch.

In Pavia. Aus dem Naturalienkabinet: die Spallanzaniſche, aus 273 Nummern beſtehende Sammlung vulkaniſcher Produkte. 36 verſchiedene

Holz-

Holzarten; 2 Flaſchen aus Kokusfrüchten. Aus der Bibliothek der Akademie: Hallers Kräuterwerk in 60 Bänden.

In Modena. Aus dem Herzogl. Naturalienkabinet: Eine Vaſe von Bergkryſtall, ein ovaler Becher von Agath; eine Platte von buntfarbigem Quarz; eine Vaſe von Agath in Geſtalt zweyer Muſcheln; eine Schale von Amethyſt; ein ſieben Zoll hoher Becher von Blut-Jaspis; ein anderer Becher von Jaspis; ein anderer von Lapislazuli, mit Edelſteinen geziert; ein anderer von demſelben Stein, 5 Zoll hoch und 3 Zoll breit; eine Vaſe von Lapislazuli, 4 Pfund ſchwer; eine merkwürdige Muſchelverſteinerung; ein verſteinerter Menſchenſchädel.

In Bologna. Aus dem Kabinet des Inſtituts: ein monſtröſer Knochenauswuchs an dem Halſe eines Ochſen (Malpighi hat in einem Briefe dieſe Monſtröſität erklärt); 16 Perlen von verſchiedenen Größen, Farben und Formen; 23 Verſteinerungen von Sandkörpern; 200 Ruſſiſche Marmorarten; 157 Sicilianiſche Marmorarten; 132 quarzartige Steine, unter welchen mehrere Edelſteine befindlich ſind; ein elaſtiſcher Sandſtein von Peru, 9 Zoll lang und 6 Zoll 3 Linien breit. 8 Etuis, Vaſen, Schalen und Becher von Edelſteinen; ein 2 Pfund ſchweres Geſchiebe von gediegenem Gold; ein Bezoarſtein in Gold gefaßt; 10 Stufen von Gold, Silber und andern Metallen; ein merkwürdiger

Schwamm aus dem adriatiſchen Meer; 2 Stücken Bologneſer Schwerſpath. Eine Camera obſkura; ein Sonnenmikroſkop; ein Nachtmikroſkop.

In Loretto. Aus dem Schatze der heil. Jungfrau: 2 Schalen von Agath in Gold gefaßt; 2 Weihbecken mit ihren Sprengwedeln von Bergkryſtall; eine runde Schale und 2 Vaſen, gleichfalls von Bergkryſtall.

Fernow.

III.

Und wie wird alles dieß in Paris aufgehoben ſeyn?

Es iſt mehrmals über die in und außerhalb Frankreich ſo oft beſprochene Frage: ob es recht, oder auch nur zweckmäßig ſey, daß Buonaparte ſeinen Triumf mit den Kunſtplünderungen Italiens kröne? auch in dieſem Journale die Rede geweſen *). Die Sache iſt allen Widerreden und Gegenvor-

*) Vergl. May 1797. S. 59 ff. den Brief des Architekts Voael aus Paris. Auch hat ſeitdem Herr Meyer in ſeinen Fragmenten aus Paris Th. II. S. 194. die Hauptmomente gut berührt. Wir haben übrigens im Merkur

vorſtellungen zum Trotz ihren eiſernen Schritt vorwärts gegangen. Monge, der an der Spitze dieſer Ausleerungs-Kommiſſion ſtand, wozu außer ihm noch die Bürger Moitte und Thouin gehörten, hat ſich durch ſeinen dabey bewieſenen Eifer die Ehre erworben, der Mitüberbringer des glorreichen Friedensſchluſſes von Campo Formio zu ſeyn, und ſchon haben Pariſer Dilettanten in öffentlichen Blättern Vorſchläge gethan, wie der Triumfeinzug der ſchon ſeit 4 Monaten wohlbehalten in Marſeille angekommenen italieniſchen Kunſterobrungen mit ganz neuen Feierlichkeiten in Paris begangen werden könne. Man könne ſich den Jubel, den der Einzug dieſer Schätze in die Hauptſtadt der großen Nazion erregen werde, kaum lebhaft genug denken. Ein Liebhaber befürchtet indeß, es könnten bey dieſem Pomp doch allerley Unſchicklichkeiten vorfallen, und geräth daher auf den luſtigen Einfall, dem Vollziehungsdirektorium die Mühe einer Proklamazion an die franzöſiſchen Künſtler zu erſparen, und dieſe vorläufig ſelbſt zu entwerfen. Ich will nur einige der vorzüglichſten Sätze und Kraftfraſen

Merkur nur immer den artiſtiſchen Geſichtspunkt vor Augen gehabt. Eine ganz andere Frage iſt es, ob dieſe Kunſtplünderung nicht als Finanzoperazion für Paris von Wichtigkeit ſeyn könne. Hierüber finden ſich einige feine, auf Thatſachen gegründete Bemerkungen in der intereſſanten Schrift: Was mögen wohl die Folgen des Friedens mit Frankreich ſeyn? Heft 1. S. 136 ff.

waren. Agathon, auf den alles lebhaftere Eindrüke machte, als es nöthig war, um nach dem Maaßſtaab der Moraliſten genug zu ſeyn, wurde durch alles was er ſah, ſo ſehr bezaubert, daß er ſich in eine von ſeinen idealiſchen Welten verſezt glaubte. Allein eh er Zeit hatte zu ſich ſelbſt zu kommen, führte ihn Hippias in einen groſſen und hellerleuchteten Saal, worinn die Geſellſchaft verſammelt war, welche ſie vermehren ſollten. Er hatte kaum einen Blik auf ſie geworfen, als die ſchöne Danae ihm mit einer Anmuth und Leutſeligkeit die ihr eigen war, entgegen kam, und ihm ſagte, daß ein Freund des Hippias das Recht habe, ſich in ihrem Hauſe und in dieſer Geſellſchaft als einheimiſch anzuſehen. Ein ſo verbindliches Compliment verdiente wohl eine Antwort in eben dieſem Ton; allein Agathon war in dieſem Augenblik auſſer Stand, höflich zu ſeyn: Ein Blik, womit man den äuſſerſten Grad des angenehmſten Erſtaunens mahlen müßte, war alles, was er auf dieſe Anred' erwiedern konnte. Die Geſellſchaft, die er verſammelt fand, war aus lauter ſolchen Perſonen zuſammengeſezt, welche die Vorrechte des vertrauteſten Umgangs in dieſem Hauſe genoſſen, und die attiſche Urbanität, die von der ſpröden, regelmäßigen und manierenreichen Politeſſe der heutigen Europäer ſo ſehr verſchieden war, in einem ſo hohen Grad als Danae ſelbſt, beſaſſen. In einer Geſellſchaft nach der heutigen Art würde Agathon, in den erſten Augenbliken, da er ſich darſtellte, zu einer unendlichen Menge von boßhaften und ſpöttiſchen Anmerkungen Stoff gegeben ha-

daraus anführen. Sie ſind mehr oder weniger doch der treue Wiederhall der Geſinnung aller, die überhaupt in Frankreich an ſo etwas Theil nehmen können *).

„Bürger! dem Genie ſind neue Schranken zum „Wettkampf eröffnet. Die Meiſterſtücke Griechenlands ſind Euer! Paris, nicht Rom, iſt von nun „an der Mittelpunkt der Kunſt. Von heute an „werden unſere Künſtler den edeln, einfachen, natürlichen Stil ihrer Meiſter, der Griechen, annehmen. Das Volk übt durch die Betrachtung jener „Meiſterſtücke ſeinen Sinn, und verachtet alles „Manierirte. Der Tag, wo dieſe erbeuteten Schätze „unſere Mauern betreten, iſt feſtlich. Auf denn, „Bürger-Künſtler! das Direktorium überläßt euch „die Sorge, ihn gebührend zu feyern, ihn auf immer „merkwürdig in den Annalen der Kunſt zu machen. „Morgen iſt der Laokoonsſaal im Muſeum offen. „Verſammelt euch dort, erwählt euch Anführer und „vertheilt die Rollen. Die Kunſtmagazine der Nation ſollen euch geöffnet ſeyn. Ihr könnt unter „der Verantwortlichkeit Eurer Anführer nach Belieben daraus ſchöpfen. Die Republik bewilligt „euch auf dieſen Tag 200 Pferde; der Kriegsminiſter ſteht auch mit der nöthigen Reuterey und Miliz zu Dienſten. Mit einem Worte! Ihr ſollt auf „einen Tag über alles disponiren können, bis auf „die Finanzen, die jetzt zur Belohnung eurer Waffens

*) S. Decade philoſophique l'an 7. n. 5. p. 297 ff.

„fenbrüder zuſammengehalten werden müſſen. So „beginnt denn euer Werk. Das Direktorium und „die konſtituirten Gewalten erwarten Euch mit Eu„ren Troſeen im großen Hofe des Muſeums.“ So weit der ohnmaßgebliche Entwurf der Proklamazion. Und der Erfolg von allem dieſem? ruft nun der mit ſich ſelbſt zufriedene Schöpfer dieſes Plans. Den weiß ich ſelbſt nicht. Aber das weiß ich, ſetzt er hinzu, daß ſeltſame Dinge zum Vorſchein kommen würden. Ich kenne meine Herren Mitkünſtler. Sie haben eine warme Fantaſie. Sie perſonnifiziren euch alle Genien der Kunſt; ihre Wiederherſteller im 15 Jahrhundert, einen Rafael, Michel Angelo erblickt ihr da wieder mit leiblichen Augen. Was weiß ich! Griechen und Römer werden von den Todten erweckt, und auf gemahlte Wagen geſetzt, um Buonapartes Siegesfeſt zu feyern. Ihr werdets ſehen!

Noch iſt nichts zu ſehen geweſen. Denn die Haupttransporte aus Rom ſelbſt ſchwimmen noch auf der Rhone, oder wandeln noch in ſtiller Majeſtät hinter den vor ſie geſpannten Büffeln, die zur Veredlung der Racen gleichfalls aus Italien verpflanzt werden ſollen *). Und bis denn das alles

für

*) In den Sitzungen der fyſikaliſchen Klaſſe des Nazionalinſtituts las im vorigen Sommer Teiſſier Vorſchläge vor, wie die aus Italien erwarteten Büffel aus rauhere franzöſiſche Klima gewöhnt, und aus den damit an-

zu ſehen ſeyn wird, wäre es uns wohl noch erlaubt, mit aller hier ſo nothwendigen und heilſamen Reſignazion auf das, was etwa noch ferner über dieſe Kunſtſchätze im Rathe der himmliſchen und irdiſchen Olympier beſchloſſen ſeyn könnte, einige Betrachtungen darüber im Stillen anzuſtellen.

Fürs erſte ein Wort des Troſtes für ſolche meiſner Landsleute, die ſich über dieſe Kunſtplünderungen in Rom und den übrigen Italieniſchen Städten noch gar nicht zufrieden geben können. Wer hat nicht von jener ſchrecklichen Verbrennung Korinths durch den gefühlloſen Mummius gehört? Unzählige Kunſtwerke wurden dort, wo nach einem alten griechiſchen Dichter nur die Nereiden übrig blieben, um Thränen auf den rauchenden Aſchenhaufen ihres Lieblingsſitzes zu weinen *), ein Raub der

angeſtellten Verſuchen allerley nützliche Erfahrungen für die Viehzucht überhaupt abgeleitet werden könnten. Siehe Magazin encyclopédique, III Année T. IV. p. 96. Es iſt aber noch immer die Frage, ob ſich die italieniſchen Büffel oder die Kunſtwerke eher in Frankreich akklimatiren werden?

*) Antipater aus Sidon in einer rührenden Wehklage auf das verbrannte Korinth Analect. T. II. p. 20. L. läßt die Nereiden am Schluſſe ſagen:

Nur uns Nereiden verzehrte die leckende Gluth nicht,
Und am verödeten Strand weint Halcyone mit uns.

Man vergleiche T. II. p. 30. LXXXIV. und p. 1. II. zwey Epigramme, die uns neue Blicke in jenes grauſende Schau-

der Flammen. Aber Jahrhunderte darauf ſah Pauſanias noch einige durch den habſüchtigen Filopömen nach Pergamus in Aſien geſchleppte, korinthiſche Kunſtwerke ganz unverſehrt in den Tempeln und öffentlichen Plätzen der Pergamener *), und eben das köſtliche Bild des Malers Ariſtides, worauf Polybius, der dem brennenden Korinth zu ſpät zu Hulfe eilte, römiſche Kriegsknechte die Würfel ſpielen ſah **), wurde noch in der Folge eine Zierde des kunſtliebenden Roms. Strabo ſah es noch unter dem Auguſt im Tempel der Ceres von allem, was je Griechiſche Kunſt hervorbrachte, das bewunderungswürdigſte ***). Die Anwendung wird wohl ein jeder leicht ſelbſt machen. Ich mag kein Unglücksprofet ſeyn. Aber die neueſten Nachrichten aus Rom laſſen Auftritte befürchten, die uns an die Zeiten des Geiſerich und Konnetable von Bourbon erinnern könnten. Der ſchaffende Genius, der im obern Italien aus den ungleichartigſten und unvereinbarſten Theilen ein ſcheinbares Ganze bildete, wird dieſer ſo gewaltſam zuſammen geworfenen Maſſe nicht immer ſeinen Odem einhauchen können. Auch hier ahndet der Wohlunterrichtete Wiederhohlungen ſcheußlicher Bürgerkriege aus den frühern Jahrhunderten. Man leſe doch nur die in einem

der

Schauſpiel thun laſſen, wovon wir durch die Politik der Römer ſo wenig erfahren haben.

*) Pauſanias VII, 16. p. 292. ed. Fac.

**) Polybius XL, 7. T. V. p. 718. Schweigh.

***) Strabo VIII. p. 584. C.

der gelesensten Journale gegebenen Auszüge aus Benvenuto Cellini, und denke an die zerstörenden Ausbrüche einer rohen, losgefesselten Volksmenge, die sich in jedem Lande und in jedem Zeitalter vollkommen ähnlich sieht. Sollte man nicht schon in dieser Hinsicht alle nach Frankreich geschafften Kunstwerke für gerettet, und wo nicht aus der stürmischen See in einen ganz sichern Hafen, — denn auch das republikanische Frankreich hat keinen Freybrief vor dergleichen Auftritten *) — doch an einen weniger ausgesetzten Ankerplatz gebracht halten? Und möchte auch bey der Besitznehmung jener Kunstwerke manche unverzeihliche Vernachläßigung, dem Würfelspiel der römischen Soldaten ähnlich, vorgefallen seyn; so ist doch die Erhaltung eines vortrefflichen Kunstwerks selbst mit einiger Beschädigung immer noch tröstlicher, als die gänzliche Vernichtung desselben.

Aber gesetzt auch, daß der Handelsgeist des Italieners, der die Antiken und Kunstwerke schon lange als eines seiner ergiebigsten Landesprodukte anzusehen, und an den meistbietenden Ausländer zu verschachern gewohnt ist, eine so preißwürdige Waare selbst im Tumult der Leidenschaft zu zerstören für unklug gehalten hätte: wäre darum ihre Fort-

*) Aber selbst dann wird sich weder der politische noch religiöse Fanatismus noch einmal an den unschuldigen Kunstwerken vergreifen, da robespierrische Zerstörungsscenen ihrer Natur nach jetzt nicht wieder kommen können.

Fortdauer an den Orten, wo ſie der reiſende Kunſtliebhaber bis jetzt in Beziehung auf den einſt klaſſiſchen Boden ſo gern aufgeſtellt ſah, auch auf die Zukunft geſichert geweſen? Würde ein Nachfolger des Pabſtes Pius VI. um der auf tauſend Piedeſtalen glänzenden Inſchrift willen: e munere Pii Sexti, die darauf ſtehenden Kunſtwerke in dringender Geldnoth etwa mehr verſchont haben, als ſeine Vorgänger den von Sixtus V. geſtifteten Nothpfennig in der Engelsburg verſchonten? Es iſt alſo nicht bloß ein Scheingrund, den die franzöſiſchen Sachwalter dieſer Kunſtplünderung von der Gefahr der Vereinzelung und Verſchleppung hernehmen, die alle dieſe Kunſtwerke früher oder ſpäter bedrohte. Es hat dieß neuerlich niemand ſo ſtark geſagt, als der Verfaſſer des Feldzugs des Generals Buonaparte in Italien, in einem Anhange, wo man auch die Liſte der aus Rom geführten Kunſtwerke findet: **)

„Der Geldmangel und die Schwäche der römiſchen Regierung gab alle dieſe Werke, aus Mangel eines ſichern Vereinigungspunktes, der Zerſtreuung Preis. Bald würde man ganz Europa haben durchlaufen müſſen, um ſie wiederzufinden, und daran, ſie mit einander ſelbſt zu vergleichen, wäre gar nicht mehr zu denken geweſen. Nur reichen Leuten wären Vergleichungsreiſen möglich geworden.

Hät-

**) Campagne du general Buonaparte en Italie, (Paris, 97.) im Anhange p. 368. f.

„Hätten die Engländer nicht das am Ganges
„erpreßte Gold dazu angewandt, die Ufer der Tiber
„ihres alten Erbgutes zu berauben? Und wer sähe
„nicht lieber diese Schätze an den Ufern der Seine,
„als an den Ufern der Themse? Denn im Grunde
„war es wirklich so weit gekommen, daß sich wegen
„der römischen Kunstwerke alles auf diese Alternative
„zurückführen ließ. Hatte nicht Neapel schon aus
„dem Farnesischen Pallast den Herkules, die Flora,
„den Stier, die Antiope u. s. w. Florenz die ganze
„Sammlung in der Villa Medici an sich genom-
„men? Hatte nicht Dresden die Nacht des Cor-
„reggio aus Parma, Berlin zu Rom, oder viel-
„mehr in Paris selbst, die Sammlung des Kardi-
„nals Polignac gekauft? Hatte nicht der Antiken-
„Händler Jenkins aus den Palläſten Negroni, Bar-
„berini und Giustiniani die schönsten Stücke für
„London weggekauft, und trieb nicht der Ritter
„Hamilton zu Neapel einen bekannten Handel mit
„Gemälden, Kampanischen Gefäßen und Antiken?
„Ja, muß man es nicht den Franzosen noch für
„Mäßigung anrechnen, daß sie nicht auch vom
„Pabst noch foderten, er solle dem Prinzen Borghese
„den Gladiator, den Hermafroditen und einige an-
„dere Hauptstücke seines Museums für sie abkau-
„fen? Wahrscheinlich wird die Besorgniß, auch
„diese aus Rom wandern zu sehen, die Franzosen
„bald dahin bringen, auch von diesem Mittel Ge-
„brauch zu machen.“

So

So weit die Rechtfertigung. Nun kommen aber auch noch gute Wünsche, die mit unserer Hauptfrage in der genauesten Verbindung stehn. Auch diese Stelle verdient hier einen Platz.

„Für Frankreich bleibt nichts zu wünschen „übrig, als ein zum Empfang dieser Reichthümer „gut eingerichtetes Lokal. Alle Meisterwerke der „Malerey, der Bildhauerkunst, und der übrigen „bildenden Künste, wie man bisher gethan hat, „in einem einzigen Gebäude zu versammeln, heißt „sie einer plötzlichen Zerstörung aussetzen, und sie „den Gefahren eines völligen, unersetzlichen Ver„lustes bloßstellen. Weder das Louvre, noch die „Gallerie des Apollo, noch die des Museums, noch „der Tuillerien sind vor allen Gefahren einer Feu„ersbrunst gesichert. Wir haben vor zehn Jahren „den Pavillon der Flora brennen sehn. Ohne „schleunige Hülfe hätte das Feuer die Gemäldega„lerie ergriffen. Sie hängt mit dem Louvre zusam„men, und dieß Palais sowohl, als die Tuillerien, „ja die Galerien selbst, sind von einer großen Menge „Menschen bewohnt, die Küchen und Kaminfeuer „bedürfen und die traurigsten Unfälle veranlassen „können. In dem Museum des Vatikans und Ka„pitoliums raucht nie ein Kamin. Sie sind oben „und unten gewölbt und dem Feuer unzerstörbar. „Alle dergleichen Gebäude müssen so gebaut seyn. „Wann werden wir dieß zu bedenken anfangen? „Vielleicht dann, wenn es zu spät ist!“

Diese Wünsche verdienen gewiß die volleste Beherzigung, da alles, was bisher zur Erhaltung und Aufstellung der aus allen Gegenden zusammengehäuften Kunstschätze geschehen ist, die Besorgnisse der Künstler und Kunstliebhaber, daß Mangel an Fond in den öffentlichen Kassen, selbstsüchtige Kabale, stolze Unwissenheit der als Konservatoren angestellten Aufseher, und die auf weit wichtigere Staatsgeschäffte gerichtete Aufmerksamkeit der obern Gewalthaber, hier wenig gutes stiften werden, — eher bestärkt als vermindert haben. Ich will erst das anführen, was uns aus öffentlichen Blättern über die deßhalb getroffenen Veranstaltungen bekannt worden ist.

Von den 15 Kisten Gemälden und Zeichnungen, die im Sommer 1797 aus der Lombardei in Paris angekommen sind, wurden sogleich in dem Saale des Museums der Künste alle auf Holz gemahlten Schildereyen ausgestellt. Die Liebhaber sehen hier mit Entzücken die heilige Cäcilia von Rafael und den schönen Christuskopf in der Dornenkrönung von Tzian. In dem Saale, der den Namen Gallerie de s Apollo führt, wurden jeden 8, 9 und 10ten der Dekaden die kostbaren Handzeichnungen und Kartons gezeigt, die man aus den obern Theilen Italiens erbeutet hatte. Aber die Aufstellung der zahlreichsten Klasse von Kunstwerken, die kostbaren Gemälde auf Leinwand, mußte noch ausgesetzt bleiben, weil man kein Geld hatte, um die Rahmen

zu

zu bezahlen, worin ſie geſpannt werden müſſen. *)

Ferner: das Direktorium hat im November 1797 durch einen Beſchluß die vorläufige Aufſtellung der aus Rom erwarteten Kunſtwerke im Louvre in den Erdgeſchoſſen, die auf den jardin de l'Infante und auf den daranſtoßenden Quai die Ausſicht haben, auf ſo lange zu beſtimmen für gut befunden, bis alle übrigen Einrichtungen in dieſem Fache zu Stande gekommen ſind. **) — So wäre alſo proviſoriſch für das, was kommen ſoll, geſorgt.

Es iſt indeß ſehr natürlich, daß man aus dem, wie man die ſchon vorhandenen und aufgeſtellten Gemählde, Antiken und Kunſtwerke bis jezt zu ſchätzen und aufzuſtellen gewußt hat, auch auf die Behandlungsart ſchließt, deren ſich jene Ankömmlinge zu gewärtigen haben werden. Und da ſind in der That die Beſchuldigungen, die bey Gelegenheit

*) S. Decade philoſophique l'an 5. n. 36. p. 559 f. und daraus in einem vorgeblichen Briefe aus Paris in den Berliniſchen Blättern 1797. December, S. 399.

**) Dieß Arreté ſteht im bulletin de la republique n. 74. p. 3. Die hier angewieſenen von Heinrich IV. nach damaligem Geſchmacke koſtbar dekorirten Säle waren ſchon ſeit zwey Jahren zur Aufſtellung der Gemälde und Kunſtwerke beſtimmt. Man wird darüber mit Vergnügen einen Augenzeugen ſprechen hören in Meyers Fragmenten aus Paris Th. II. S. 192. ff.

ben; allein in dieſer war ein flüchtiger Blik alles, was er auszuhalten hatte. Die Unterredung wurde fortgeſezt, niemand ziſchelte dem andern ins Ohr, oder ſchien das Erſtaunen zu bemerken, mit der ſeine Augen die ſchöne Danae zu verſchlingen ſchienen; kurz, man ließ ihm alle Zeit die er brauchte um wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, wofern ſich anders dieſer Ausdruk für die Verfaſſung ſchikt, in der er ſich dieſen ganzen Abend durch befand. Vielleicht erwartet man, daß wir eine nähere Erläuterung über dieſen auſſerordentlichen Eindruk geben ſollen, welchen Danae auf unſern allzureizbaren Helden machte; allein wir ſehen uns noch auſſer Stand, die Neugierde des Leſers über einen Punct zu befriedigen, wovon Agathon ſelbſt noch nicht fähig geweſen wäre, Rechenſchaft zu geben: Soviel können wir inzwiſchen ſagen, daß dieſe Dame dem Anſchein nach niemals weniger erwarten konnte, eine ſolche Würkung zu machen; ſo wenig Mühe hatte ſie ſich gegeben, durch einen ſchlauen Puz ihre Reizungen in ein günſtiges Licht zu ſezen. Ein Kleid von weiſſem Taft, mit kleinen Streiffen von Purpur, und eine halberöfnete Roſe in ihrem ſchwarzen Haar, machte ihren ganzen Staat aus; und von der Durchſichtigkeit, wodurch die Kleidung der Cyane den Augen unſers Helden anſtößig geweſen, war die ihrige ſo weit entfernt, daß man mit beſſerm Recht an ihr hätte ausſezen können, daß ſie zu ſehr verhüllt ſey. Es iſt wahr, ſie hatte Sorge getragen, daß ein kleiner niedlicher Fuß, der an Weiſſe den Alabaſter übertraf, dem Auge nicht immer

entzo-

der dem Ueberwinder oder Befreyer Italiens in der großen Galerie des Louvre den 23 December v. J. gegebenen Fete im Rothe der Fünfhundert ſelbſt den Konſervatoren dieſes Nazionaldepots öffentlich gemacht wurden, gar nicht geeignet, uns über das gegenwärtige und zukünftige Schickſal dieſer Kunſtwerke hinlänglich zu beruhigen. Ich will den Hauptinhalt dieſer Verhandlung aus einem Pariſer Blatte in der Kürze anführen. *)

In der Sitzung von 28ſten Frimaire (18 December.) trat Marin mit folgender Mozion auf: „Ich komme, mich im Namen der Künſte gegen die „Nachläßigkeit zu beſchweren, die in der Anordnung „des Muſeums der Künſte herrſcht und gegen die Unordnungen, die dort über Hand genommen haben. „Die Meiſterſtücke eines Rafael, Karrache, Pouſſin, liegen in der abſcheulichſten Verwirrung über „einander geworfen. Ein Fremder, der hineintritt, „ſieht nichts als wüſte Zerſtörung. Wie iſt es möglich, „daß die ſeit zwey Jahren anbefohlene Einrichtung „und Anordnung bis auf den heutigen Tag nicht ſtatt „fand? Da ich durch meine Lage mehr als andere „im Stande bin, zu ſehen, was im Muſeum vorgeht: ſo will ich nur die Thatſachen ſprechen laſſen, wovon ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin."

„Die Gemälde von der holländiſchen und flandriſchen Schule liegen im Erdgeſchoſſe in feuchten

*) Journal de Paris l'an 6. n. 92. p. 371.

„ten Gewölben über einander aufgeſchichtet. Kaum
„können die im Salon in einer Höhe von 25 Fuß
„aufgehangenen Gemälde vor der Feuchtigkeit durch
„die Wärme geſichert werden, die man durch
„Heitzung darin unterhält. Welchen Beſchädigun-
„gen müſſen alſo die in feuchten Sälen im untern
„Geſchoſſe ausgeſetzt ſeyn? Die niederländiſchen
„Gemälde ſind aufs Gerathewohl unten an der
„Treppe hingeworfen. Die herrliche Hirſchjagd
„von Snyers iſt durch den Stoß einer Leiter durch-
„löchert. Die Arbeiter, die im Ausſtellungsſaale
„Säulen und andere Verzierungen fortſchleifen,
„jagen Wolken von Staub auf, zum Verderben der
„Meiſterwerke, womit die Wände behangen ſind.
„Gemälde auf Holz gemalt werden mit Hämmern
„abgenommen, durch deren verdoppelte, oft un-
„wiſſend geführte Schläge aufs Holz ſelbſt, die Far-
„ben und alle Fugen zerſtört werden. Tölpelhafte
„Saalaufwärter haben faſt kein anders Geſchäfft,
„als die koſtbarſten Stücke von einem Orte zum
„andern zu tragen, und indem ſie ſie ungeſchickt
„auf die Erde ſetzen, haben ſie ſchon einige Stücke
„zerriſſen. Viele Stücke von großen Meiſtern ſind
„durch unvernünftige Reſtaurazionen verdorben wor-
„den. Wozu dieſe ſchmäligen Schminken, deren
„ſich kein Italiener zu dieſer Abſicht bedient? In
„einem der Säle ſah ich einen großen Haufen über-
„einander liegen. Man zog eins davon mitten her-
„aus, ohne die andern vorher wegzunehmen.
„Durch die Reibung mußte das hervorgezogene

„und zunächst darunter liegende Gemälde gewaltig „leiden. Man hat Guercinis beſchnitten, um ſie „in Rahmen und Plätze, die gerade frey waren, ein„zupaſſen. Man hat einen Rafael auf friſche Lein„wand befeſtigt. Aber die Farben konnten die „mit dieſer Operazion unzertrennliche Feuchtigkeit „nicht aushalten, und ſind an mehrern Orten ver„bleicht. Und nun ſpricht man ſchon davon, ſie „anzufriſchen. Aber kann wohl jemand den dumm„dreiſten Dünkel beſitzen, ſich an ſolchen Meiſter„ſtücken zu vergreifen? Dieß alles habe ich mit mei„nen Augen geſehen, und ich will dem, der es ab„leugnet, den Beweis in die Hand geben. Es iſt „alſo hohe Zeit, dieſen Zerſtörungen Einhalt zu „thun. Es werde eine beſondere Kommiſſion er„nannt, die uns Mittel vorſchlage, wie die Säle „des Muſeums aufs ſchnellſte in Ordnung gebracht „und die Gemälde gerettet und gebührend aufge„ſtellt werden können.“ Der Vorſchlag wird angenommen und der Druck deſſelben beſchloſſen.

Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man dieß lieſt, und beſieht ſchnell das Datum des Zeitungsblattes, weil man es als ein verſpätetes Bruchſtück aus Gregoires Berichten über die Vandalismen des Schreckensſyſtems anſehen muß. Sollte man doch wirklich glauben, die ſämmtlichen Konſervatoren jenes Nazionaldepots theilten des Bürgers Mercier Kunſtgeſchmack und Liebhaberey, der jüngſt eine ſo herzbrechende Wehklage über die aus

ihrer

ihrer chaotiſchen Verworrenheit hervorgezogene Nazionalſammlung der franzöſiſchen Kunſtdenkmäler aux petits Auguſtins bloß darum anſtimmte, weil die erhabene, mit ſeltſamen Ideenreihen begeiſternde Konfuſion nun aufgehört habe. *)

Selbſt die nächſte Veranlaſſung zur Entdeckung dieſes Unfugs iſt nichts weniger als beruhigend für die Gläubigen an die Kunſt, die jedes Meiſters

*) Man leſe dieß ſonderbare Bruchſtück aus ſeinem neuen Tableau de Paris in Röderers Memoires d'économie politique T. V. p. 322. ff. „Welcher Genuß!“ ruft er in ſeiner Entzückung aus. „Ich wandelte über Grabſteine, Kronen waren unter meinen Füßen. Schonend ſchritt ich über das Geſicht und den Buſen der Königin. Die Mächtigen waren von ihrer Höhe herabgeſtiegen. Ich konnte Richelieu etwas ins Ohr ſagen und Turenne und Mallebranche fragen. Eine Wiedererſtehung aller Jahrhunderte! Ein verſteinertes Thal Joſafat. Boſſuet küßte die Kleopatra. Der zärtliche Racine lag mit der Naſe auf einem Grabſtein Fredegundens. Einen heiligen Bruno ertappte ich knieend mit gekreuzten Armen hinter einer Venus Kallipyge. — O Schmerz! o Jammer! dieſe köſtliche Verwirrung iſt nicht mehr, dieſe piquanten Kontraſte ſind verſchwunden. Die leidige Ordnungsſucht hat dieſen Tempel des Nachdenkens zerſtört. Da hat man klaſſifizirt, nach Jahrhunderten vertheilt, und die langweiligſte Monotonie iſt der ſublimſten Unordnung nachgefolgt. — Ach! nun iſts eine Raritätenkammer. Vorher war es das Univerſum des Denkers!“ Doch genug zur Probe! Spectatum admiſſi —

werk für ein Besitzthum der gebildeten Menschheit überhaupt, und die Orte, wo dergleichen aufbewahrt werden, für unverletzbare Heiligthümer halten. Denn ist gleich der Bericht einiger vom Lokal nicht genug unterrichteten teutschen Zeitungsschreiber ungegründet, daß die feyerliche Mahlzeit in der Gemäldegallerie selbst gegeben worden sey: so war doch der eine und vorzüglichste Theil dieses köstlichen Nazionaldepots, die Hauptgallerie der Gemälde, nur durch hölzerne Verschläge von dem Speisesaale getrennt, und man las damals die gegründete Bemerkung in Pariser Blättern, daß es die Vorsicht erfodere, auf beyden Seiten Feuerspritzen in Bereitschaft zu halten. *) Man denke nur, daß nach der von jenem Gastmale gegebenen Beschreibung im Saale ganze Tempel und Triumfbogen en transparent und mehr als 3000 Lampen brannten, und dieß an einem Orte, wo auf den Seiten, unten und oben die dem Feuer am wenigsten widerstehenden Kunstschätze der großen Nazion übereinandergehäuft sind!

Doch

*) Die Fete wurde in dem Theile der Gallerie gegeben, der an dem Pavillon der Flora anstößt und nur eine Verlängerung der eigentlichen Gemäldegallerie ist. Aber, heißt es weiter in dem Blatte, woraus diese Nachricht genommen ist: Bulletin de la republique n. 94. elle n'en est separée que par une cloison, à la verité très-epaisse, mais en bois, et partant combustible. — Peut-être seroit-il prudent de placer à ces deux points un détachement de pompiers.

Doch vielleicht widerlegt der Augenschein diese Anklage. Wer nur einiges Interesse für Kunst hat, muß dieß wünschen. Allein alles, was man von dem Erfolge der hierdurch veranlaßten Untersuchung aus öffentlichen Blättern erfahren hat, bestätigt nur allzusehr Marins heftige Beschuldigungen. Man muß dem Direktorium die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es den hier gerügten Mißbräuchen sogleich die nachdrücklichsten Weisungen entgegen stellte. Es hatten nemlich die Mitglieder des Konservatoriums dieses Depots sich in einem Schreiben über diese öffentlichen Anklagen beym Rathe der Fünfhundert beschwert und ihre Unschuld versichert. Marin bestand auf die Aussage der Kommission, die auch wirklich ernannt wurde, und deren Resultate Marin im Journale von Paris bekannt machte. *) Hier heißt es ausdrücklich: die Aufseher hätten alle Beschuldigungen, bis auf einige leicht zu beweisende, eingestanden, hätten die Schuld auf ihre Vorgänger geschoben u. s. w. worauf diese eine sehr kahle und unbedeutende Antwort einrücken ließen. Nun erst trat den 6 Nivose (29 Decemb.) das Direktorium durch zwey Beschlüsse ein, ahndete in dem erstern das gesetzwidrige Benehmen der Aufseher, die ohne Vorwissen des Direktoriums und des Ministers des Innern eine Kommission gefodert und angesprochen

 hätten,

*) Journal de Paris l'an. n. 6. 96., wo Marins Bericht, und n. 97. wo die Antwort der Administrazion des Museum darauf eingerückt ist.

hätten, und ernannte nun in einem zweyten Befehle die vier Kommissairs zur Aufsuchung der Kunstwerke in Italien, Monge, Barthelemy, Bertholet und Tinet, und außer diesen noch 28 Künstler, an deren Spitze David steht, nebst dem 80 jährigen Vien, dem Doyen der Pariser Künstler, Moreau, Lebrun, Sauvage u. s. w. zur schnellesten und genauesten Untersuchung der im Central-Museum der Künstler vorgefallenen Unordnungen und Beschädigungen. Dem Minister wurde aufgegeben, den Procès Verbal darüber in zwey Tagen einzugeben.*) Aber obgleich seit dem schon ein Monat verflossen ist, habe ich doch von dem Erfolge dieser Kommission bis jetzt in keiner Zeitschrift einige Erwähnung finden können.

Bis ich also den Lesern des Merkurs hierüber etwas befriedigendes mittheilen kann, sey es mir erlaubt noch zwey Aktenstücke zur Geschichte der französischen Kunstliebe beyzufügen. Das erstere ist ein Schreiben an die Herausgeber des Journals von Paris. Das zweyte der Auszug aus dem Brief eines verdienten teutschen Künstlers, der sich zur Zeit der berühmten Kunstausleerung selbst noch in Italien befand. Die sich von selbst ergebenden Folgen daraus zu ziehen, bleibt billig jedem Leser selbst überlassen.

* * * I.

*) S. Journal de Paris n. 100, wo die Befehle im Auszuge geliefert sind. Ganz abgedruckt stehen sie in der feuille politique, suite de n. 6.

I.

Brief an die Herausgeber des Journals von Paris, in No. 65. l' an. 6.

Alle in Italien gesammelte Kunstschätze sind von dort abgegangen. Die in Rom genommenen sind schon auf dem Wege von Marseille nach Paris. Die Kommissaire haben die Verzeichnisse derselben bekannt gemacht. Diese enthalten 228 Gemälde, 102 Statuen und Büsten, 1295 andere Antiken, 2543 Bücher, sowohl Handschriften als Drucke, auf Papier und Pergament, und 1051 Naturalien. — Man besorgte, es möchten diese Schätze vor der Ausführung der Plane, die zur Einrichtung des Museums entworfen worden sind, in Gewölben aufgehäuft, den Augen des Publikums noch lange entzogen bleiben. Allein ein Beschluß des Direktoriums weist ihnen vorläufig ihren Platz im Louvre an, wo sie sowohl in Absicht auf die gehörige Beleuchtung, als auf die äußere Aufschmückung ein ihrer würdiges Lokal finden, und wohin auch die Kunstschätze aus dem Schlosse von Versailles gebracht werden können. — Diese Aufstellung gewährt viele Vortheile, die von der äußersten Wichtigkeit sind. Diese Meisterwerke erhalten hierdurch ihre erste und wahrhafteste Bestimmung, als Muster zur Bildung des Geschmacks und Nachahmung für Künstler jedem zugänglich zu seyn. Zugleich aber, und das ist sehr wichtig, sind sie unter die Aufsicht aller guten Bürger gegeben, die über ihre gewissenhafte Erhaltung am besten wachen werden.

Auch

Auch hierin zeigt ſich der Vorzug einer republikaniſchen Verfaſſung vor einer monarchiſchen. Jedermann weiß, daß Ludwig XIV. ſich eine große Anzahl der vortrefflichſten Kunſtwerke für ungeheure Summen verſchaffte. Aber da ſie der Aufſicht und Sorgfalt ſolcher Männer übergeben waren, die nur dem Könige Rechenſchaft davon abzulegen brauchten; ſo ſind ſie durch ihre Nachläßigkeit und Veruntreuung theils genommen, theils zerſtört worden. Denn, um nur eins anzuführen, ſollte man ſichs wohl vorſtellen, daß die Mißbräuche hier ſo weit gingen, dem Diebſtahle geſetzliche Kraft zu geben? Nach dem Tode des Königs nahm der erſte Kammerdiener vier Gemälde, die ihm beliebten, und war nun ihr rechtmäßiger Beſitzer. Durch dieſen ſchreienden Mißbrauch ſind drey von den berühmten Pouſſins, deren Daſeyn nur noch aus Kupferſtichen bewieſen werden kann, unwiederbringlich verloren gegangen. Von allen den antiken Statuen, die Ludwig XIV. theuer erkauft und im Louvre, im ſogenannten Antikenſaale, aufgeſtellt hatte, iſt nicht eine mehr vorhanden. Die letzten davon hat ihr Aufſeher Marigni zur Ausſchmückung ſeines Landgutes zu Mesnard fortgeſchleppt, und er fand einen Schutzbrief für dieſen Raub im Raube ſeines Vorgängers Dantin, der die erſten zur Verſchönerung ſeiner Gärten fortgeſchafft hatte *). Außer den Statuen ſtan-

*) Beſcheidenheit und Vorſicht geſtatteten es vielleicht dem Hrn. Hofr. Hirt nicht, in ſeiner mit wahrem Kunſt-

pa-

ſtanden in dieſem Saale auch noch vortreffliche Gypsformen. Es kommt mir hart an, aber ich muß es ſagen, dieſe Formen haben im Jahre 1756 dazu gedient, im Hofe des Louvre die Löcher auszufüllen *). — Aus allem dieſem folgt der natürliche Schluß, daß die Meiſterwerke der Künſte der Kunſt ſelbſt angehören, daß die Künſtler aller Nazionen gewiſſermaßen ein Recht darauf haben, und daß

patriotismus gedachten, und kräftig geſagten Vorleſung über die Vereinigung des Kunſtſchatzes des Königl. Preuß. Hauſes im Berliniſchen Archiv der Zeit, 1797 December S. 499 ff. auch dieſen Grund gegen die bis jetzt dort beſtehende Vereinzelung der Kunſtwerke, und ihre Herabwürdigung zu bloßen Zimmer- und Gartenverzierungen geltend zu machen. Denn ſonſt würde es auch dort an Belegen, wie ſie unſer Briefſteller giebt, nicht gefehlt haben. Wie manche Antike, die ſchon Berger in ſeinem thesaurus Brandenburgicus anzieht, iſt jetzt nicht mehr zu finden! Auch das Polignacſche Verzeichniß zeigt manches, wonach man jetzt vergeblich ſuchen würde.

*) Dagegen ſind ſelbſt die bekannten Proceduren der Türken gegen die Ueberreſte griechiſcher Baukunſt noch ſehr verſtändig und verzeihlich. Denn, wenn dieſe eine Frieſe des Didymäiſchen Apollotempels in einen Waſſertrog, oder, wie Dallaway in ſeinem Conſtantinople ancient and modern p. 214 von den Pergameniſchen Tempelruinen erzählt, eine römiſche Säule in einen Kanonenlauft ausbohren, ſo findet dabey doch noch ein gewiſſes Anpaſſen des Mittels zum Zwecke ſtatt, der auf eine andere Weiſe nicht ſo leicht zu erreichen geweſen wäre.

entzogen würde; und die ganze Schönheit ihres Geſichts war nicht vermögend, den Agathon aufmerkſam zu erhalten, wenn ſich dieſer reizende Fuß ſehen ließ. Allein dieſes, und eine ſchneeweiſſe Hand mit dem Anfang eines vollkommen ſchönen Arms war alles, was das neidiſche Gewand den vorwizigen Bliken nicht verſagte; was es alſo auch ſeyn mochte, was in ſeinem Herzen vorgieng, ſo iſt doch dieſes gewiß, daß an der Perſon und dem Betragen der ſchönen Danae nicht das mindeſte zu entdeken war, das einige beſondere Abſicht auf unſern Helden hätte anzeigen können; und daß ſie, es ſey nun aus Unachtſamkeit oder Beſcheidenheit, nicht einmal zu bemerken ſchien, daß Agathon für ſie allein Augen, und über ihrem Anſchauen den Gebrauch aller andern Sinnen verlohren hatte.

Fünftes Capitel.

Pantomimen.

Nach Endigung der Mahlzeit, bey welcher Agathon beynahe einen bloſſen Zuſchauer abgegeben hatte, trat ein Tänzer und eine junge Tänzerin herein, die nach der Modulation eben ſo vieler Flöten die Geſchichte des Apollo und der Daphne tanzten. Die Geſchiklichkeit der Tanzenden befriedigte alle Zuſchauer; alles an ihnen war Seele und Ausdruk, und man glaubte ſie immer zu hören, ob man ſie gleich nur ſah. Wie gefällt dir dieſe Tänzerin,

daß ſie daher nicht öffentlich und geſichert genug ſeyn können *), damit keine Habſucht ihre Klauen darnach ausſtrecke, kein Dantin noch Marigni ſich ihrer bemeiſtere. Ich endige dieſen Brief mit dem Wunſche, daß ein genaues Verzeichniß unſers ganzen Nazionalkunſtſchatzes ſobald als möglich gedruckt und verkauft werden möge **). So erhält jeder Bür-

*) Dieß läßt ſich vorzüglich gegen die engliſchen Antikenaufkäufer erinnern. Die Antiken, die von den Privathäuſern und Villas der reichen Engländer verſchlungen werden, ſind für die Kunſtliebhaber auf immer verloren. Kaum, daß man aus Verzeichniſſen (wie die im English Connoiſſeur Lond. 1766. 2 Vol. wovon mir aber nicht einmal eine Fortſetzung bekannt iſt) ihre Fortdauer, oder aus den Zeitungen die Veränderung ihrer Beſitzer durch Aukzionen (ſo ſehe ich eben aus dem Gentleman's Magazine 1797. Octobr. p. 816., daß der ſchöne Bacchus den Hr. Hamilton von Poinshill vor mehreren Jahren von Jenkins in Rom für 1500 Pf. erkaufte, neulich in einer Aukzion von Hrn. Beckford zu Fonthill für 400 Guineen erſtanden worden iſt) zuweilen erfährt.

**) Ueberhaupt kann auf die möglichſttreue Verfertigung und Bekanntmachung ſolcher Verzeichniſſe nicht dringend genug aufmerkſam gemacht werden. Wann wird die Waltheriſche Hofbuchhandlung in Dresden das ſchon ſeit 10 Jahren vom verſt. Wacker vollendete Verzeichniß der Churfürſtl. Antikengallerie in Dresden bekannt machen? Dieſe Verzeichniſſe ſind daher auch dem Liebhaber willkommener als Kupferwerke, wo nur einzelne Stücke einer Sammlung, ohne alle Vollſtändigkeit und

Treue

Bürger eine Controlle in die Hand, um jeden mögs lichen Eingriff ins Nazionaleigenthum auf der Stels le zu bemerken, und zu ahnden.

2.

Auszug aus dem Briefe eines teutſchen Künſtlers.

— In Rom iſt die Auswahl der Gemälde und Antiken nur auf das gefallen, was einen groſſen Namen hat, und ſo ſind freylich die vorzüglichſten Statuen und Gemälde nicht verſchont geblieben, aber auch viele ergriffen worden, die nur ein franzöſiſcher Kunſtdilettant der Auswahl werth achten konnte. Deſto beſſer, werden Sie ſagen! ſo blieb des beſſern deſto mehr in Rom. Eben darum will ich über dieſe Auswahl weiter kein Wort verlieren, ſo viel ſich auch darüber ſagen ließe. Aber unbegreiflich bleibt es mir, wie die franzöſiſchen Commiſſairs das ungeſchickte Uebereinanderrollen der Gemälde auf Leinwand geſtatten, und ſo die herrlichſten Meiſterſtücke einem faſt unvermeidlichen Verderben übergeben konnten. Es werden immer 6 Stück

Treue, aufgeſtellt werden, wohin zum Beyſpiel die eben jetzt in Paris von Lenoir angefangene Sammlung: Monumens reunis au Muſeum des arts, gravés par les ſoins du Ct. Lenoir. 1re Livraiſon. Fol. gehört.

Stück solcher Gemälde in und über einander gerollt, und dann zum Versenden emballirt. Es ist gar nicht zu berechnen, was dieß bey Oelgemälden, wovon die meisten mehr als ein hundert Jahre zählen, zum Theil durch Restaurazion stark inkrustirt und überall zu einer solchen Behandlung viel zu spröde sind, für nachtheilige Folgen gehabt haben muß. Ich möchte bey ihrem Auspacken in Paris nicht zugegen seyn. Doch dieß kümmert die Herren wenig. Sie können ja frisch anpinseln. — Doch ich kann Ihnen noch einen andern Gallicismus erzählen, bey welchem Held Buonaparte selbst nicht von aller Schuld freyzusprechen ist. Sie kennen das vortreffliche Freskogemälde von da Vinci zu Mailand, das Abendmahl über der Thüre im Refektorium des Dominikanerklosters delle grazie. Während die Citadelle von Mailand von den Franzosen beschossen wurde, hatten diese im Klostergarten eine Batterie errichtet, womit sie die Oesterreicher in der Vestung beschossen. Natürlich wurde das Kloster mit allen seinen Kunstverzierungen dadurch der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt, und wirklich fielen auch einige Kanonenkugeln auf das Gewölbe des Speisesaals, wo sich jene Freskomalerey befindet. Die eine spaltete das Gewölbe, ohne es jedoch zu zerschmettern. Eine andere schlug gleich neben der Thür, über welcher das Gemälde angebracht ist, in den Saal. Aber der Genius der Kunst hielt seine schirmende Rechte über das zierlichste und vollkommenste aller Freskogemälde des

gro-

groſſen da Vinci *). Es blieb durchaus unverſehrt, und fand auch in ſo fern Gnade vor den Blicken des Generals Buonäparte, daß er durch einen bekannten franzöſiſchen Zeichner, dem Bürger Wikard **), eine Kopie davon machen und ſie nach Paris ſchicken ließ, wo ſie von Moreau dem jüngern in Kupfer geſtochen werden ſoll. Dieß alles war mir in Florenz erzählt worden, und ich freute mich mit allen Kunſtfreunden dieſer wunderbaren Errettung. Denken Sie ſich nun mein Erſtaunen, als ich bey meiner Rückreiſe nach Teutſchland in Mailand vor allen andern eine Wallfarth zum Abendmahl des da Vinci vornehme, und den Speiſeſaal in

eine

*) Wer das Gemälde auch nicht als eines der vollkommenſten Werke jenes Meiſters zu ſchätzen weiß, kennt es wenigſtens durch die bekannte ſchon von Vaſari erzählte Anekdote, daß Da Vinci den damaligen Prior des Kloſters als Judas darauf gemahlt habe, um ſich für ſeine Zudringlichkeit an ihm zu rächen. An mehreren Stellen deſſelben hatte die Zeit ihren Zahn und Richardſon ſeine Kritik geübt.

**) Der Bürger Wikard iſt ein talentvoller, in ſeiner Art kräftiger Zeichner, aber ein noch kräftigerer Demokrat. Nach ſeiner Rückkehr von Buonaparte, für welchen er die Schlacht bey Lodi zeichnete, ſuchte und erregte er durch ſein republikaniſches Heldenkoſtum in Florenz allgemeine Aufmerkſamkeit, gerieth aber eben dadurch kurz darauf in Venedig unter den Händen des erbitterten Pöbels in augenſcheinliche Lebensgefahr.

eine Kaserne für einige 100 gefangene Ungarn verwandelt finde, die durch ihren Tabacksrauch und andere Ausdünstungen dem herrlichen Werke, das schon sonst viel Schaden gelitten hat, den völligen Untergang drohten. Noch stand das mit Latten verschlagene Gerüst, auf welchem die Kopie abgenommen worden war; aber dadurch wurde das Gemälde selbst nicht vor dem Verräuchern und Einschmutzen gesichert. Ich erinnerte mich an die bekannte lächerliche Sage, daß dieß Gemälde in frühern Kriegsbedrängnissen, wo man befürchtete es zu verlieren, übertüncht, aber hernach von einem reisenden Engländer wieder ans Licht gebracht worden sey *), und wünschte, daß eine ähnliche Verhüllung dießmal möglich seyn möchte, da in dem weitläuftigen, Klosterreichen Mailand gerade dieser der Kunst so heilige Platz solchen Bewohnern angewiesen wurde. —

Böttiger.

*) Auch Bernoulli hat in seinen Zusätzen zu Volkmanns Italien, Th. 1. S. 74. dieser seltsamen Sage Erwähnung gethan.

IV.

Aus einer Perſiſchen Blumenleſe.

Die Trennung,

frey nach dem Perſiſchen.

Ferhad an Schirin.

Die Trennungsſtunde hat geſchlagen;
Mit Seufzern und mit lauten Klagen
Gedenk ich Dein.
Schirin, darf es Ferhad wohl wagen,
Mit Liebesflehen Dir zu ſagen:
Gedenke mein!

O ja! Er darf es ohne Scheuen;
Er darf ſich ja des Himmels freuen,
Geliebt zu ſeyn.
Darum, Du Schöne, Honigſüße!
Du Spenderin der Huri'küſſe:
Gedenke mein!

Gedenke mein in Augenblicken,
Wo Dich Natur und Kunſt entzücken,
Mit ihren Weih'n!
Wenn Ideale vor Dir ſtehen,
Und Deine Würdigung erflehen,
Gedenke mein!

Wenn ſich des Morgens Thore röthen,
Wenn Abends Nachtigallen flöten,
Im Mondenſchein;
Wenn Geiſter durch die Flieder rauſchen,
Wenn alle Sfären funkelnd lauſchen,
Gedenke mein!

Und findeſt Du bald durch Vergleichen,
Daß Tauſende mich überreichen,
An That und Scheitl;
Wird dann Dein Tadel mir beſchieden,
So ſcheite mich! — ich bins zufrieden:
Nur denke mein!

Wenns Dir gefällt mit Deinen Küſſen
Das Leben Andrer zu verſüßen
Im Herzverein:
Umſchloſſen ſelbſt von fremden Armen,
Schirin! Schirin! — nur aus Erbarmen
Gedenke mein!

Wenn aber nach des Schickſals Willen,
Ich bald entſchlafen bin im ſtillen
Cypreſſenhain;
Dann kannſt nur Du ein anders Leben
Mir durch Erinn'rung wiedergeben;
Gedenke mein!

Die Trennungsſtunde, hat geſchlagen,
Mit Seufzern und mit lauten Klagen
Gedenk' ich Dein,
O ja, Schirin! Ferhad darfs wagen
Mit Zuverſicht ſich ſelbſt zu ſagen:
Sie denket mein!

2.

Schirin an Ferhad.

Die Trennungsſtunde hat getönt,
Von Dir mit Seufzern ausgeſtöhnt,
So wehmuthsvoll, ſo trübe!
Ach! Deine Zweifel laſten ſchwer;
Ich denke Dein, — was willſt Du mehr?
Ich denke Dein mit Liebe.

Bey Fantaſie' und Sinnenſpiel,
Bey Zart- und Hoch- und Tiefgefühl,
Bey jedem ſüßen Triebe;
Im Cedernthal, im Roſenhain,
Beym Morgenroth, beym Mondenſchein
Gedenk ich Dein mit Liebe!

Iſt meiner Freude goldner Spul,
Iſt meiner Wonne Polſterſtuhl
Im Hof- und Weltgetriebe,

Was anders als Dein holdes Bild,
Wie Engelsmienen ſanft und mild
Gemalt von warmer Liebe?

Eh' rollt ſich zu des Aethers Plan,
Eh' ſtrömen Meere himmelan,
Und Waſſer bleibt im Siebe;
Eh' ändern Sonnen ihren Lauf,
Eh' daß ich könnte hören auf
Zu denken Dein mit Liebe!

Wenn ſelbſt das ſchwere Rad der Zeit
Des Weltenbaues Achſe heut
In Schutt und Graus zerriebe,
Ich dächte Dein auch fernerhin,
So lang ich noch ein Stäubchen bin,
Mit unzerſtörter Liebe.

Kühn mag ſich unſerm Talisman
Die ſchwarze Nacht des Nichtſeyns nahn! —
Befreyet vor dem Hiebe
Der ewigen Vernichtigung,
Wird blühen die Erinnerung
Von uns mit friſcher Liebe.

Geſetzt, es kämpfe ein Orkan
Von Wolluſt Deine Sinnen an,
Ein fremder Hauch zerſtiebe

Mein armes Bild wie leichte Spreu,
Vergeſſe mich; Ferhad! — es ſey!
Vergiß mich nur mit Liebe.

Die Trennungsſtunde hat getönt,
Von Dir mit Seufzern ausgeſtöhnt,
So wehmuthsvoll, ſo trübe!
Ach! Deine Zweifel drückten ſchwer,
Ferhad! — Nun zweifelſt du nicht mehr;
Du denkeſt mein mit Liebe!

Wien.

Hammer.

V.

Gedichte.

1.

Die Zuflucht.

An Herrn Prediger Samuel Theſchedik,
zu Szarvaſch in Ungarn.

Immer höher hebt zu Idealen
Sich vom Erdenrund der trunkne Geiſt,
Wenn der Wahrheit Sonnen ihn umſtrahlen,
Und der Freyheit holder Glanz umfleußt!

rin, Callias, fragte Danae den Agathon, welcher nur mittelmäßig aufmerkſam auf dieſes Spiel zu ſeyn ſchien, und der einzige war, der nicht beobachtete, daß die Tänzerin von unaemeiner Schönheit, und eben ſo wie Cyane, kaum mit etwas mehr als gewebter Luft umhüllt war. Mich däucht, verſezte Agathon, der izt erſt anfieng ſie aufmerkſamer anzuſehen, mich däucht, daß ſie, vielleicht aus allzugroſſer Begierde zu gefallen, den Character verläßt den ſie vorſtellen ſoll. Warum ſieht ſie ſich im Fliehen um? Und mit einem Blik, der es ihrem Verfolger zu verweiſen ſcheint, daß er nicht ſchneller iſt als ſie? -- Gut, ſehr gut! (fuhr er fort, wie die Stelle kam, wo Daphne den Flußgott um Hülfe anruft,) unverbeſſerlich! Wie ſie mitten in ihrem Gebet ſich verwandelt! Wie ſie erbleicht! Wie ſie ſchauert! Ihre Füſſe wurzeln mitten in einer ſchrekhaften Bewegung ein; umſonſt will ſie ihre ausgebreiteten Arme zurükziehen. -- Aber warum dieſer zärlichbange Blik auf ihren Liebhaber? Warum dieſe Thräne, die in ihrem Auge zu erſtarren ſcheint? -- Ein allgemeines Lächeln beantwortete die Frage Agathons. Du tadelſt gerade, verſezte zulezt einer von den Gäſten, was wir am meiſten bewundern. Eine gewöhnliche Tänzerin würde nicht fähig geweſen ſeyn, deinen Tadel zu verdienen. Es iſt unmöglich mehr Geiſt, mehr Feinheit und einen ſchönern Contraſt in dieſe Rolle zu bringen, als die kleine Pſyche, (ſo hieß die Tänzerin) gethan hat. Daphne ſelbſt war nicht beſtürzter geweſen, da ſie ſich verwandelt fühlte, als Agathon in dem Augenblik,

Leiſe ſchwebt er zu des Himmels Thronen;
Aber in der Feigheit niedern Zonen
Ahndet man der Gottheit Stimme nicht,
Wenn der freye Geiſt zum Geiſte ſpricht!

Sklavenketten klirren dumpf und düſter,
Und der Genius der Menſchheit weint;
Kaum daß noch mit leiſerem Geflüſter
Sich ein edles Geiſterpaar vereint!
Dir entfliehen, dieſer Welt entſchwinden
Mußt du, will die Seele Ruhe finden.
Ach! hienieden reiht ſich Schein an Schein,
Und der Beßre ſteht verkannt, allein!

Seelen, die ſich ganz der Weisheit weihen,
Herzen, die der Wahrheit offen ſtehn,
Brüder, die dem Todfeind gern verzeihen,
Ruhig in die Nacht der Zukunft ſehn,
Menſchen, die zur Menſchheit ſich erheben,
Männer, die vor keinem Thron erbeben,
Unerſchrocken handeln, wann die Pflicht
Lauter im geſtählten Buſen ſpricht!

Dieſe Seltnen lerne, Jüngling, finden;
Ihrer Liebe ſey dein Herz geweiht.
Sinn für Tugend, Drang nach Wahrheit binden
Dich an ſie, nicht Stand, nicht Raum und Zeit.

Troſt

Troſt — wenn jede Hoffnung mir verſchwunden,
Hat mein Geiſt in ihrem Geiſt gefunden,
Und wie ſtärkend iſt für mich ein Blick
Auf Dich, großer, edler Theſchedik!

Im Oktober 1797.

J. Glatz,
Mitarbeiter am Salzmanniſchen
Erziehungs-Inſtitut.

* * *

2.

An Schröder,
nach ſeiner Rückkehr zu der Bühne,
im Decemb. 1797.

Klagend ſang die lieblichſte der Muſen,
Als von ſeiner Tochter ſtarrem Buſen,
Nie zu kehren, Odoardo *) wich.
Aber heute nezt ſie nicht den Schleier;
Heute ſegnet ſie mit froher Feier
In dem Heiligthum noch einmal Dich.

Vielgeprieſ'ner in Thaliens Hallen!
Schröder! Deines Opfers Düfte wallen,
Hold den Himmliſchen, wie einſt, empor.

*) Schr. erſchien bey ſeinem Abgange von der Bühne als Odoardo in der Emilia Galotti.

Trug und Wahrheit lieblich zu vermählen,
Mächtig zu gebieten unſern Seelen,
Schwebſt Du — Dank Dir! — aus der Nacht hervor.

Folgt nicht ſchon mit ſchmerzlich ſüßem Schauer
Dir die Schaar der Tauſenden, o grauer
Lear, durch Wetter, Nacht und Wüſteney?
Lange noch entſchweb' in Dir der Aſche
Otto, Lear und Filipp *)! Ueberraſche
Oft uns mit des Geiſtes Konterfey!

Laß auf ſeliger Begeiſt'rung Schwingen
Oft uns zu Tarents Geſtaden bringen,
Deine Sorgen theilen, Konſtantin!
Wann der Zwietracht Fackel Deinen Hallen
Leuchtet, Julius und Guido fallen,
Deine Füße zu Karthäuſern fliehn.

Alſo zaubernd in geweihtem Kreiſe
Flüchte ſpät Dich mit dem Lorbeerreiſe
Deines Holſteins trautem Tibur zu.
Die Natur, die treu, wie ſie, zu bilden,
Dir den Griffel lieh, beſtreu mit milden
Blumen dort die Stäte Deiner Ruh.

Stade.

Freudentheil.

* * *

J.

*) König Lear, Otto von Wittelsbach, Filipp in Don Karlos, und Konſtantin im Julius von Tarent, gehören zu Schröders erſten Rollen.

5.

Alxingers Tod.

Ach! der ſeltenſte Freund entſchwebte dem Kreiſe der Freunde
Zu den Unſterblichen hin, die ihn ſo ſehnlich verlangt;
Und Polyhymnia klagt, es klagt Thalia, die Muſen,
Ihre Vertrauten All' jammern des früheren Tods!
Ja! es flohen mit Ihm die Freuden des ſchöneren Lebens,
Und das reinere Glück, welches nur Wenigen lacht;
Und der geiſtige Scherz, der freundlichſten Horen Begleiter,
Der am fröhlichen Mahl', ihre Geſpräche beſeelt.
Ach! es ſank ſein blühender Baum von Stürmen entwurzelt,
Und Filomela's Lied tönet den Auen nicht mehr,
Wo die Lieb' und die Freundſchaft in den Umſchattungen ruhte,
Wo aus Fernen ein Kreis forſchender Waller verweilt: —
Sieh', ein Hügel entſteigt an dieſer heiligen Stäte,
Myrthen und Roſen bekränzt. Sprich, Pyramide!
Du ſprichſt:
„Hier trotzt Stürmen des Dichters ſchlummernde Aſche,
— ſein Feuer
„Lebt im Herzen, es lebt bey den Unſterblichen dort.“—

Wien.

Gerning.

VI.

Auswärtige Korreſpondenz.

I.

London, den 10. Januar 1798.

Es war gewiß empörend und ein Beweis der gehäſſigſten Denkart, daß vor kurzem im Rathe der 500 zu Paris ein Bericht erſtattet wurde, nach welchem die Engländer die einige 20,000 franzöſiſchen Gefangenen, die ſich in ihrer Gewalt befinden, verhungern und in ihren Schmutzkerkern verfaulen laſſen wollten. Das Gegentheil iſt hier jedermann bekannt. Die meiſten franz. Matroſen und gemeinen Soldaten, die hier auf Unkoſten des Staats gefüttert wurden, befanden ſich bey ihrer Gefangenkoſt beſſer, als ſie ſich in ihrem Vaterlande bey ihrer dürftigen Lage befunden hätten. Wer kennt nicht den Unterſchied unſerer Lebensart und der franzöſiſchen, zwiſchen den old roaſt-beef und den frog eaters, wenigſtens aus Hogarth's Karrikaturen auch im Auslande? Allein das engliſche Miniſterium hat die franzöſiſche Regierung nun mit gleicher Münze bezahlt. Denn ſeit einigen Tagen lieſt man in allen Miniſterialblättern eine abſcheuliche Fabel, nämlich daß die Franzoſen, als ſie die öſterreichiſchen Gefangenen im letzten Feldzuge in Italien wegen ihrer Ueberzahl nicht alle hätten

ign

ten beherbergen können, mehrere Tauſende davon als Sklaven für die amerikaniſchen Bergwerke an die Spanier verkauft hätten. Ein engliſcher Freybeuter habe einen franzöſiſchen Transport erobert, worauf ſich 350 ſolcher öſterreichiſchen Schlachtopfer für die Bergwerke von Quito und Potoſi befänden. Mehrere dieſer Unglücklichen wären jetzt in London, hätten bey dem Kaiſerlichen Geſandten Gr. von Stahrenberg die ſchändlichſten Mißhandlungen ausgeſagt, die ſie von den Franzoſen erfahren, u. ſ. w. Um noch mehr Oel ins Feuer zu gießen, lieſt man jetzt in allen öffentlichen Blättern die Mißhandlungen, die der in Toulon gefangene General O'Hara zur Zeit des Robespierriſchen Schreckenſyſtems in Paris erfuhr, mit augenſcheinlichen Vergrößerungen. So belügen und verläumden ſich die Regierungen zweyer edler Nazionen, um jeden Funken friedlicher Geſinnungen in den Gemüthern des Volkes auszulöſchen! Doch hat ſich, wenn man die Behandlung der feindlichen Gefangenen beyder Nazionen unpartheyiſch vergleicht, die engliſche ungleich edler gegen die franzöſiſche genommen, als umgekehrt.

Es iſt ein neuer Heft von den Proceedings of the Society for the Diſcovery of the Interiour of Africa zu erwarten. Vorläufig leſen wir in allen öffentlichen Blättern die Neuigkeiten, die der von ſeinen Wanderungen zurückgekommene Schottiſche Wundarzt Mungo

Park

Park von der öſtlichen Richtung des Negers, den Lotosſagen, den Butterbäumen u. ſ. w. mitgebracht hat. Dieſe Nachrichten ſind äußerſt anziehend und wichtig für die Erdkunde *).

Das wichtigſte Werk iſt ohne Zweifel des D. Gillie, — eines gelehrten Schotten, der Robertſon's Nachfolger als Königl. Hiſtoriograf für Schottland und durch ſeine Bearbeitung des Iſokrates und Lyſias, ſo wie durch ſeine griechiſche Geſchichte, wahrſcheinlich im Auslande bekannter iſt als hier, wo man nur ſeine Parallele zwiſchen Friedrich II. und Filipp von Macedonien kennt — Ariſtotle's Ethicks and Politicks, comprising his practical philoſophy, translated from the Greeck and illuſtrated by Introductions and notes, the critical hiſtory of his Life and a new (Patritius iſt ſtatt gi-

*) Einige intereſſante Auszüge aus dem erſten Stücke des zweyten Theils der Proceedings von den Schickſalen und Entdeckungen des Majors Houghton, der mitten auf ſeiner Reiſe nach Tombuktu ſeinen Tod fand, und des D. Leidly und Mungo Park giebt Blumenbach in dem zweyten Stücke der allgemeinen geographiſchen Ephemeriden S. 209 ff. einer Zeitſchrift, die durch Inhaltsfülle und Zuverläßigkeit gleich bey ihrer Erſcheinung alle frühere Verſuche in dieſem Fache weit hinter ſich läßt, und die hochgeſpannten Erwartungen, die der Name ihres berühmten Redakteurs und die Vereinigung der ſachkundigſten Männer in allen Ländern Europens im voraus erregen mußte, vollkommen erfüllt.

B.

gebraucht) analysis of his speculative Works, London, Cadell and Davies 2 Vol. 4. (1 Pf. 16 sh.).

Murphy, dessen architektonisches Werk über das Kloster von Batalha und Reise durch Portugal einen guten Baumeister, aber trocknen Länder- und Menschenbeobachter gezeigt haben, ist noch einmal als Statistiker aufgetreten: A general view of the state of Portugal, Illustrated with a map and 15 other plates. 4. Cadell and Davies. (1 Pf. 7 sh.). Es ist nichts als Kompilazion, aber die Nachrichten über Brasilien und die andern Kolonien sind doch um der Quellen willen, die M. benützen konnte, wichtig.

Der neueste Roman von einiger Bedeutung ist von der beliebten Dichterin Mary Robinson: Walsingham, or the pupil of nature, a domestick story interspersed with poetry. 4 Vol. 12. Longman. 1798. 12 sh. Auch verdient the Castle an the Rock, or memoirs of the Elderlane-family, Symonds. 3 Vols. 10 sh. 6 d. eine ehrenvollere Ausnahme.

Lesen Sie doch, um von den Gesinnungen und Gründen der Oppozizion gegen die nun wirklich durchgesetzte Konfiskazionsbill, wie Pitt's neueste Taxenerhöhung genannt wird, eine richtige Idee zu bekommen, vor allen die neue Finanzschrift des Lord Lauderdale: a lettre on the present measure of Finance, in which the bill now depending in Parliament is particularly considered, Debrett. 1 sh. 6 d. Die beredtesten

Ver-

Vertheidiger des Miniſters bey den letzten, zwey Tage dauernden Debatten, wo die Bill durchging, waren D. Lawrence und Wilberforce. Der erſtere muß als Teſtamentsvollſtrecker von Burke, von welchem er einige Centner Rattenpulver gegen die franzöſiſchen Jakobiner geerbt haben ſoll, und der letztere als Pietiſt in öffentlichen Blättern jetzt viel leiden. Aber das ſtärkſte iſt wohl, daß im Morning Chronicle vom 8. Januar von 127 Parlamentsgliedern, die für den Miniſter ſtimmten, eine Liſte gegeben ward, woraus erhellet, daß ſie alle geradezu abhängig und ſalarirt ſind, ja viele darunter geradezu gegen ihre Inſtrukzion votirt haben. Dieß muß Wirkung thun. Außer dieſen haben 32 ſogenannte Independent membres, worunter der edle John Sinklair iſt, an dieſem Tage gar nicht geſtimmt.

Eine kleine Schrift wird hoffentlich den Sammlern für Ihre geografiſchen Efemeriden nicht entgehen, da ſie eine merkwürdige Nachricht von einer patriarchaliſch lebenden Menſchenfamilie am weſtlichſten Ende Europens, den Bewohnern der Inſel St. Kilda, enthält: An epiſtle from Lady Grange to Edward D — — written during her confinement in the island of St. Kilda, Cadell, 1798. 2 Sh. und ſchwerlich ins große Publikum durchdringen wird.

Der bekannte Mineralog und Reiſende, John Hawkins, hat das Schickſal gehabt, daß ſeine reichhaltigen

den Papiere, Zeichnungen, Bemerkungen über seine Reise in Griechenland und Kleinasien und seine übrigen Sammlungen in französische Hände gerathen sind. Er hatte sie den Händen des englischen Konsuls Foresti in Zante unglücklicherweise anvertraut, den die Franzosen, nachdem sie sich der Insel bemächtigt, gefangen nach Corfu geführt und seine sämmtliche Papiere weggenommen haben.

* * *

2.

Straßburg, im Jänner 1798.

Das wäre also das zweytemal, daß ich in Frankreich bin; das zweytemal, daß mich meine Neugierde antreibt, auf neue Erfahrungen auszugehen. — Dießmal hätte ich können daheim bleiben, denn die gemachte Ausbeute ist so gering, daß es sich kaum der Mühe lohnt, davon zu sprechen. Aber was ließe sich auch von Teutschen, die noch immer keine Franzosen seyn wollen, Neues erwarten? Was konnte ich mir für Aufschlüsse über ein Land und seine Bewohner versprechen, die der Partheygeist von jeder Mittheilung zurückhält? Was über eine Versammlung sagen, die zu ehrwürdig ist, als daß man es wagen dürfte, das heilige Dunkel, in welches sie sich gehüllt hat, aufzudecken? — Aber da Sie nun einmal darauf bestehen, daß ich Ihnen meine Reise von Basel nach Straßburg und Rastadt beschreibe, so will ich es thun, ob ich gleich, aufrichtig zu sprechen, nicht weiß, wie ich ihr einiges Interesse geben soll. Stände es mir frey, über Abderitismus und Dummheit mich auszulassen, ich könnte mehrere Foliobände damit anfüllen; aber es ist so eine kitzliche Sache, den Leuten die Wahrheit zu sagen, und sie verstehen sich so wenig darauf,

genblik, als er den Namen Pſyche hörte; er ſtokte mitten in einem Worte, das er ſagen wollte; er erröthete, und ſeine Verwirrung war ſo merklich, daß Danae, welche ſie der Beſchämung ſeines Tadels zuſchrieb, für nöthig hielt, ihm zu Hülfe zu kommen. Der Tadel des Callias, ſagte ſie, beweißt, daß er den Geiſt, womit Pſyche ihre Rolle geſpielt, ſo gut empfunden hat, als Phädrias. Aber vielleicht iſt er darum nicht minder gegründet. Pſyche ſollte die Perſon der Daphne geſpielt haben, und hat ihre eigene geſpielt; iſt es nicht ſo, Pſyche? Du dachteſt, wie würde mir's an Daphnens Stelle geweſen ſeyn? -- Und wie hätte ichs anders machen können, meine Gebieterin? fragte die kleine Tänzerin. „Du hätteſt den Character annehmen ſollen, den ihr die Dichter geben, und haſt dich begnügt dich ſelbſt in ihre Umſtände zu ſezen.„ Was für ein Character iſt denn das, erwiederte Pſyche. Einer Spröden, ſagte der weiſe Hippias; das iſt der lieblings-Character des Callias. Abermalige Gelegenheit zum Erröthen für den guten Agathon. Du haſt es nicht errathen, ſagte er; der Character, den Daphne nach meiner Idee haben ſoll, iſt Gleichgültigkeit und Unſchuld; ſie kann beydes haben, ohne eine Spröde zu ſeyn. Pſyche verdient alſo deſto mehr Lob, erwiederte Phädrias (für den ſie, wie die Geſchichte meldet, noch etwas mehr als eine Tänzerin war) weil ſie den Character verſchönert hat, den ſie vorſtellen ſollte. Der Streit zwiſchen Liebe und Ehre erfordert mehr Genie um nachgeahmt zu werden, und iſt für den Zuſchauer

rühren-

auf, daß es sich, bey Gott, der Mühe nicht lohnt, eine Feder darum anzusetzen. Und dann, so ist es noch eine unentschiedene Frage, womit man weiter in der Welt kommt, mit der Dummheit oder mit dem Verstande. Ich meinestheils erkläre mich für die erstere, und wenn ich an Sekten- und Ordenstiften Vergnügen fände, so würde ich einen der Dummheit errichten, und dieses sollte mir nicht so schwer werden, als Sie vielleicht glauben.

Es war im December voriges Jahrs, als ich Basel verließ. So still und traurig diese Stadt dem äußern Anscheine nach ist, ein so heftiges Feuer glimmt unter der Asche, und setzt alles in dem Innern der Häuser in Bewegung. Ein Theil der Einwohner ist es satt, Schweizer zu heißen, ein anderer möchte nun gern französisch seyn, und ein dritter wünscht zu bleiben, was er ist. Diese Partheyen reiben und stoßen sich so heftig an einander, daß eine allgemeine Explosion unmöglich lange mehr ausbleiben kann. Man versichert, die Aristokraten seyen in der Stadt am zahlreichsten, und ich habe keine Ursache daran zu zweifeln; aber auf dem Lande übertreffen gewiß die Freyheitshelden die Anzahl der erstern, und da die Masse des Volks unter solchen Umständen jedesmal den Ausschlag giebt, so steht zu erwarten, daß sie auch hier die Oberhand behalten werde. Ob die übrigen Kantone alsdann nachfolgen, ob sie das klügste Mittel ergreifen und freywillig thun werden, was sie über kurz oder lang gezwungen werden thun müssen, das werden Sie besser, als ich, beurtheilen können. Schon am 18ten Fruktidor gab ich die Schweiz verlohren. Heute bin ich dessen gewiß, und wünsche nur zum Besten der Menschheit, daß die Regierungen die Parthey ergreifen, wozu sie die Grundlage der schweizerischen Verfassung, der vortheilhafte Ruf, in welchem sie im Auslande stehen, und das Jahrhundert, in welchem wir leben, auffordern.

Aber

Aber von dieſem allem, das bin ich überzeugt, geſchieht nichts; ſie werden ſich in ſolchen Maaßregeln erſchöpfen, auf Winkelriede rechnen, zu den Waffen greifen, und zu ſpät einſehen, daß ſie gefehlt haben. Hätte die Schweiz nichts weiter, als einen äußern bewaffneten Feind zu befürchten, und lebten wir nicht in einem Zeitalter, wo Revoluzionen zu den gewöhnlichen Dingen gehören; ſo würde es hinreichend ſeyn, gewöhnliche Mittel aufzubieten, um die drohende Gefahr abzuwenden. Aber die Politik, die vor hundert Jahren anwendbar war, verfehlt, und muß heute ihren Zweck verfehlen; die gegenwärtigen Zeitläufte erfordern neue Staatsmaximen, und da, wo Alles auf dem Spiele ſteht, müſſen uns keine Formen mehr abhalten, um das Ganze, oder doch den wichtigſten und ſchätzbarſten Theil davon, zu retten.

Mit dieſer Ueberzeugung verließ ich Baſel, und betrat zum zweytenmal den Boden der franzöſiſchen Republik. Da das Wetter trübe und neblicht war, ſo konnte ich kaum zehn Schritte um mich ſehen; indeſſen bemerkte ich doch in Bourg libre mehrere neue Häuſer, die alle erſt ſeit einigen Jahren erbaut zu ſeyn ſchienen. Ich wurde hier auf die gewöhnliche Art viſitirt und mein Koffer plombirt. Dieſer Unannehmlichkeit muß man ſich unterwerfen, weil man auf dem Wege nach Colmar das Territorium der Stadt Mühlhauſen berührt; ich ſage berührt, denn man fährt auf der Landſtraße höchſtens nur zehn Schritte auf demſelben hin. Mich wunderts, daß die franzöſiſche Regierung bis jetzt angeſtanden hat, dieſe Stadt der Republik zu inkorporiren; denn ihre Lage iſt von der Art, daß, unter den jetzigen Umſtänden, für beyde Theile der größte Nachtheil daraus entſpringt. Aber es ſoll, wie man mich verſichert hat, nächſtens geſchehen; die Mühlhäuſer werden es ſelbſt verlangen, und alsdann, können Sie ſich leicht denken, wird man ihnen ihre Bitte nicht abſchlagen.

Ich traf in Colmar den General Augereau an, obgleich sein Hauptquartier dahin noch nicht verlegt war. Die Garnison schien mir nicht beträchtlich zu seyn, und in den Dörfern, die ich durchreiste, wurde ich nur wenige Soldaten gewahr. Aber desto mehr traf ich auf dem Wege von Colmar nach Straßburg an; sie marschirten bald in einzelnen Trupps, bald mit Bagage und dem nöthigen Zubehör versehen. Die Straße ist durch die häufigen Durchzüge, die seit dem Kriege hier geschehen sind, so verdorben, so grundlos, daß es fast unmöglich ist, zu Fuße zu gehen. Es ist die höchste Zeit, daß die Regierung Anstalten trifft, sie auszubessern; denn, wenn es noch so ein paar Jahre fortginge, so würde man am Ende alle Augenblicke mitten auf der Straße liegen bleiben müssen.

Es war gegen Abend, als ich in Straßburg ankam. Ich bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung unter den Einwohnern, und die Stadt schien mir so gut erleuchtet, daß ich geneigt war, ihr hierin den Vorzug vor allen andern einzuräumen, die ich bis jetzt gesehen hatte. Aber ehe ich noch an das Wirthshaus gelangte, in welchem ich abzusteigen gedachte, ward ich meinen Irrthum inne, und wurde gewahr, daß es eine Illuminazion seyn sollte. Da ich mir nicht bewußt war, daß der 30. Frimaire ein republikanischer Festtag sey, so konnte ich mir diese Erscheinung nicht erklären. Ich hielt den Ersten an, dem ich begegnete, und fragte ihn nach der Veranlassung dieser Illuminazion. Er antwortete hastig: sie geschieht zu Ehren des Generals Buonaparte, der diesen Abend hier erwartet wird! — und ging seiner Wege. Mit dieser Erklärung war mir wenig gedient, denn ich wußte, daß der italienische Held gar nicht mehr, oder doch erst in einigen Wochen, nach Rastadt zurückkehren würde. Endlich aber erfuhr ich im Hotel Luckner, daß sie zu Ehren des

Frie-

Friedens mit dem Kaiser angestellt werde, und dieses war mir hinreichender Grund, mich durch den Augenschein zu überzeugen, ob sie dieser wichtigen Veranlassung entspreche.

Ich betrachtete den hohen Münsterthurm, der sich ziemlich gut ausnahm, ob er gleich kärglich erleuchtet zu seyn schien, das Departementshaus, an welchem die Figur der Freyheit, und die Municipalität, an welcher einige der vorzüglichsten Siege des Buonaparte transparent illuminirt waren. Die Häuser der Stadt zeichneten sich nicht besonders aus, und ich habe viele bemerkt, die gar nicht erleuchtet waren. Eine wogende Masse von Soldaten und Pöbel füllte die Straßen, Freyheitslieder wurden hin und wieder gesungen; aber jene Heiterkeit fehlte, die nur ungetrübte Zufriedenheit hervorzubringen vermag.

Diese Stimmung habe ich überhaupt unter allen Klassen von Einwohnern bemerkt. Sie sind im Ganzen genommen alle noch Teutsche, und machen einen Unterschied zwischen sich und den Welschen, wie sie ihre Mitbürger aus den andern Departementern nennen. Der Nazionalhaß, der in dem Teutschen tief gegen den Franzosen eingewurzelt ist, hat sich unter ihnen noch nicht verlohren, die Revoluzion scheint ihn von neuem angefacht zu haben, und der Bauer, der auch jetzt noch, nach geschlossenem Frieden, seine Söhne durch die Requisizionen unbarmherzig wegraffen sieht, kann sich nicht davon überzeugen, daß er der französischen Nazion angehöre und mit ihr innig verbunden sey. Dieser Umstand giebt der allgemeinen Unzufriedenheit über die Revoluzion und die bestehende Verfassung immer mehr Nahrung; aber da das Militair in Straßburg sehr zahlreich ist, und darüber keinen Spaß versteht, so wagt man es nur in Ge-

heim, ſeine Galle darüber auszugießen. Dafür aber ſucht man ſich durch Undienſtfertigkeit und Halsſtarrigkeit an ihm zu entſchädigen, und beträgt ſich ungefähr eben ſo gegen Offiziere und Gemeine, wie man in Teutſchland ſich gegen die Emigranten benimmt. Ich habe mit mehreren darüber geſprochen, und ſie haben ſich alle mit vieler Bitterkeit über den Mangel an Hoſpitalität ihrer teutſchen Mitbürger ausgelaſſen, und es hat mir geſchienen, als wenn ſie daran gar nicht zweifelten, daß ſie noch einmal Gelegenheit erhalten würden, ihnen dieß alles wieder zu vergelten.

Da ich nicht geſonnen war, mich lange hier aufzuhalten, ſo hatte ich mich mit wenig Addreſſen verſehen. Aber ſie würden mir nicht viel geholfen haben, denn der Partheygeiſt tödtet hier allen geſelligen Umgang; und da Straßburg klein iſt, und ich möchte beynah ſagen, auch klein- und reichsſtädtiſche Sitten hat, ſo können Sie ſich leicht denken daß ich mir nicht viel Mühe gegeben haben werde, in Familien bekannt zu werden. Glücklicherweiſe iſt ein franzöſiſches Theater hier, und ſo ſchlecht es auch iſt, ſo bringt man doch gern einen Abend in demſelben zu, wenn man nichts beſſers zu thun hat. Die Konzerte und Bälle, an welchen es hier nicht fehlt, ſind wegen der herbeyſtrömenden Menge eben nicht reizend, und zu den kleinern geſchloſſenen Zirkeln wird niemand hinzugelaſſen, der nicht irgend einem Mitgliede derſelben angelegentlich empfohlen iſt.

Ich ließ alſo meinen Paß von dem Kommandanten unterſchreiben, und machte mich auf nach Raſtadt. An der Schiffbrücke, die über den Rhein geſchlagen iſt, mußte ich ausſteigen, und meinen Paß dieß- und jenſeits des Rheins vorzeigen. Die hier befindlichen Batterieen ſind ſtark mit Kanonen beſetzt, und daß dabey befindliche Militair

litair liegt in elenden Hütten über einander gehäuft, und muß alles von der Kälte und Witterung ausstehen. Kehl sieht gegenwärtig einem Steinhaufen ähnlich; die Straßen sind verschüttet, kein Mensch wohnt mehr in demselben, und man sieht nur hin und wieder noch die verfallenen und zerstörten Mauern der Häuser und Kirchen. An dem Wege, der nach Rastadt führt, hat man jedoch schon wieder angefangen sich anzubauen, und ich habe Häuser bemerkt, die auf der Linie der neuen Verschanzungen liegen, die der General Angereau nach geschlossenem Frieden erst hat anlegen lassen. Warum man dieses an dem rechten Rheinufer gethan hat, begreife ich nicht, zumal da jetzt in der ganzen Gegend kein Kaiserl. Soldat mehr zu sehen ist.

Es war gegen Mittag, als wir in Rastadt anlangten, und das erste, was mir auffiel und neu vorkam, waren die silberbeblechten Lauser, die Livreebedienten, die Ordensbänder und Sterne, mit welchen ich die Leute in den Straßen herumlaufen und fahren sah. Ich konnte keine Nachtherberge mehr finden, und mußte in einem Wirthshause vom dritten oder vierten Range absteigen. Die ungewöhnliche Stille, die ich hier antraf, und keineswegs erwartete, frappirte mich außerordentlich; mein Wirth, ein großer und tiefer Politiker, erklärte sie mir aus der starken Beschäftigung der anwesenden Herren Gesandten, und da ich eben nicht aufgelegt war, weiter darüber nachzudenken, so begnügte ich mich mit seiner Erklärung. Des Abends ging ich in die französische Komödie, und sah einen großen Theil der fremden Gäste beysammen. Das Stück und die Schauspieler waren gar nicht übel, aber es fehlte ein französisches Publikum; die größten Feinheiten und Wendungen gingen verlohren, und wobey die Pariser unsinnig würden geklatscht haben, das wurde hier kaum bemerkt.

Ein bloß neugieriger Reisender, wenn er nach Rastadt kommt, findet so wenig Stoff seine edle Wißbegierde zu befriedigen, daß ich es keinem rathen würde, auch nur über die Schwelle deswegen zu gehen. Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe hierher zu kommen, in schlechten Birthshäusern zu logiren, theuer zu bezahlen, rasend spielen zu sehen und kein Wort von den Verhandlungen des Kongresses zu erfahren. Die Herren Negociatoren sind so geheimnißvoll und verschwiegen über die Lage der politischen Angelegenheiten Europens und über den Gegenstand ihrer hiesigen Versammlung, daß es unmöglich ist, das Geringste von ihnen heraus zu bekommen. Man sieht es ihnen wohl an, daß sie sehr beschäftigt sind, aber ihr Geheimniß zu lösen, ist keinem Sterblichen gegeben. Eben so verschwiegen sind ihre Sekretaire, Kammerdiener und das ganze von ihnen abhangende Personale; und was auch die teutschen und französischen Zeitungsschreiber, Journalisten und Politiker darüber schwatzen, schreiben und dem gutmüthigen Volke erzählen mögen, so bin ich doch überzeugt, daß keiner bis jetzt noch die wahre Beschaffenheit der hiesigen Verhandlungen errathen oder getroffen hat.

Ich für mein Theil bescheide mich gerne mit Geduld, würde aber doch entsetzlich lachen, wenn jedermann am Ende einsähe, daß er sich geirrt hat. Es geschähe ihnen ganz recht, den hochweisen Herren, die alles besser wissen wollen wie andere, und doch zu einer und der nämlichen Klasse gehören. Die Abstuffungen bestimmen zwar den Unterschied, aber er verliehrt sich in der Entfernung, und das große Ganze trifft allein unser Auge. Auf die Art es zu sehen kommt alles an; einige brauchen Brillen dazu, andere Ferngläser, und wenige nur erblicken es mit unbewaffneten Augen. Es geht uns aber sehr oft wie dem Thales: indem wir nach dem Himmel sehen, fallen wir

in

in eine Grube; das Gewöhnliche, das Nahe iſt uns zu gemein, wir ſuchen das Entferntere und ſehen über den Wald die Bäume nicht.

Doch halt! ich will ja nicht raiſonniren, ſondern beſchreiben, und dann muß ich Ihnen wohl ſagen, daß ich am Neujahrstage die ganze hohe Geſandtſchaft zuſammen habe ſpeiſen ſehen. Es fiel doch ſehr auf, daß die Bürger-Geſandten der franzöſiſchen Republik in ganz ſchlichten Röcken zwiſchen Bändern und Sternen da ſaßen, und auch nicht das Geringſte an ſich hatten, was den Zuſchauern in ihnen die Repräſentanten der Geſetzgeber von Europa zu erkennen gegeben hätte. Viele hatten geglaubt, ſie würden bey dieſer Gelegenheit in einem beſondern Koſtüme erſcheinen; aber die franzöſiſchen Geſandten haben bis jetzt noch keins, und dann, ſo macht heut zu Tage der Rock nicht mehr den Mann. — Nachdem ich mich, ſo wie alle meine anweſende Landsleute, daran genug geärgert hatte, ließ ich anſpannen und fuhr wieder nach Straßburg zurück. Einige Geſchäfte werden mich noch wenige Tage hier aufhalten; aber ſobald ich ſie beendigt habe, komme und ſage ich Ihnen das übrige mündlich.

* * *

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Von der Lahn, den 20. Jänner 1793.

Bey der allgemeinen Verſtöhrung, die in dieſem Theile von Südteutſchland herrſcht, und bey einem Zuſtand der

Gemüther, der ſie faſt bloß für politiſche Gegenſtände empfänglich macht, werden Sie leicht begreifen, warum ich Ihnen dermalen nicht mit litterariſchen Neuigkeiten aufwarten kann, die von ſo großer Bedeutung wären, als dasjenige, was Teutſcher Geiſt und Fleiß auf einem vom Frieden beſchirmten Boden hervorbringt, wenn die Litteratur auf dem unſrigen auch überhaupt gut gediehe. Schon die Univerſität Marburg liegt in einem ſolchen glücklichen Lande; aber nicht innerhalb meines Geſichtskreiſes. In der reichen Stadt Frankfurt herrſcht zwar, außer dem dominirenden Handelsgeiſt, auch viel bürgerlicher Gemeingeiſt; aber für Wiſſenſchaften und Geiſteskultur im Grunde gar keiner. Der dortige Buchhandel iſt immer anſehnlich genug, aber meiſt Tranſitohandel; und wenn auch einige ſchätzbare Privatmänner daſelbſt exiſtieren, die die Muſen lieben, und durch Bücher- und Kunſtſammlungen ehren, ſo leuchtet ihr geiſtigeres Licht doch ſo ſchwach neben dem blendenden Glanze des Goldes, daß es einem Fremden ſchwer wird, ſie zu entdecken. Denn in der Stadt weiß man von ihnen eher alles, als daß es talentvolle und gelehrte Männer ſind. Die Eßlingeriſche und die noch glänzendere Fleiſcheriſche Leſegeſellſchaft ſind zu Grunde gegangen. Es exiſtiert gegenwärtig nur noch eine kleinere in einem Winkel der Stadt. Schon vor dem Kriege kamen die öffentlichen litterariſchen Inſtitute, Stadtbibliothek und Gymnaſium, (wovon die erſtere gar nicht unbeträchtlich, aber in mehrern Fächern ſehr unvollſtändig iſt) durch den Bau der Barfüßerkirche in Unordnung. Ein großer Flügel von dem gemeinſchaftlichen Gebäude derſelben wurde abgebrochen, der größte Theil der Bücher ein Stockwerk höher in einem engen Raume zuſammengepreßt, und die Schule nachher durch den nahen Bau über zehn Jahre lang beunruhigt. Noch jetzt ſteht das Schulgebäude wie Rudera eines verfallenen Kloſters da.

Als vor vier Jahren der letzte Bibliothekar ſtarb, der, wenn auch kein anderes Verdienſt, doch das der Pünktlichkeit hatte, erbot ſich der würdige Hr. Dr. Graubs, ein vortreflicher Litterator und Mathematiker, dieſes Amt unentgeldlich zu ſeinem Vergnügen zu verwalten, und für die bisherige ſehr geringe Bibliothekarbeſoldung — ich glaube von 300 Gulden — ſich einen Cuſtos zu halten, falls man es ihm ohne die übliche Kugelung (das Loos durch zwey verſilberte und eine vergoldete Holzkugel) übertragen wollte. Aber die Reichsſtadt wollte ſich lieber dieſen reellen Gewinn, als die wohlhergebrachte Kugelung nehmen laſſen, die bey der Wahl der Rathsglieder immer zu entſchuldigen, auch wohl durch die beſondere Verfaſſung Frankfurts zu vertheidigen iſt, von der aber bey der Wahl eines Bibliothekars in jedem Fall dasjenige gilt, was Sokrates einſt von der Bohnenwahl der Athenienſer ſagte. Das Gymnaſium hat vor einigen Jahren eine gute Akquiſizion an dem Lehrer der dritten Klaſſe, Herrn M. Moſche gemacht, der ein Sohn des ehemaligen Seniors und ein Zögling der Jenaiſchen Akademie iſt, und aus reinem Enthuſiasmus für die Litteratur und das Schulfach ſeine Landpfarre, und ſomit die nahe Ausſicht auf eine Stadtpfarre, reſignirte. Wahrſcheintich wird mit der Zeit Xenofon an ihm einen einſichtsvollen Bearbeiter finden. Seinem Freund und ehemaligen gelehrten Mitbürger zu Jena, dem Konrektor Eichhoff in Weilburg, verdankt die wegen der Zweckmäßigkeit der Lehranſtalten, und der Sittlichkeit, die unter den Schülern herrſcht, ſehr empfehlenswerthe Schule in dieſer letztern Stadt großentheils ihren ſeitherigen Flor, den der Friede hoffentlich wieder erneuern wird. Der würdige Senior, Dr. Hufnagel in Frankfurt, fährt inzwiſchen fort durch ſeine wahrhaft ſchönen Kanzelvorträge, durch ſeinen herzlichen Umgang und ſeinen übrigen Einfluß auf die öffentliche Bildung, gleich ſtark

Auf-

rührender, als die Gleichgültigkeit, die ihr Tallias geben will. Und zudem, wo ist die junge Nymphe, die gegen die Liebe eines so schönen Gottes wie Apollo ist, gleichgültig seyn könnte? Ich bin deiner Meynung, sagte Hippias. Daphne flieht vor dem Apollo, weil sie ein junges Mädchen ist; und weil sie ein junges Mädchen ist, so wünscht sie heimlich, daß er sie erhaschen möge. Warum sieht sie sich so oft um, als um ihm zu verweisen, daß er nicht schneller sey? Wie er ihr so nahe ist, daß sie nicht mehr entfliehen kann, so fleht sie dem Flußgotte, daß er sie verwandeln soll. Grimasse! Warum stürzte sie sich nicht in den Fluß, wenn es ihr Ernst war? Sie that was eine Nymphe thun soll, da sie den Flußgott anrief; das war in der Ordnung: Aber wer konnte auch fürchten, so schnell erhört zu werden? Und in welchem Augenblik konnte sie es weniger wünschen, als in eben diesem, da sie sich von den begierigen Armen ihres Liebhabers schon umschlungen fühlte? Hatte sie sich denn aus einem andern Grund ausser Athem gelaufen, als damit er sie desto gewisser erhaschen möchte? Was ist also natürlicher als der Unwille, der Schmerz und die Traurigkeit, womit sie sein Betragen erwiedert, da sie die Arme, womit sie ihn -- zurükstossen will, zu Lorbeerzweigen erstarret fühlt? Selbst der zärtliche Wink ist natürlich; die Verstellung hört auf, wenn man in einen Lorbeerbaum verwandelt wird. War nicht dieses das ganze Spiel der Psyche? Und kann etwas natürlicher seyn? Es ist der Character

eines

Aufklärung und Herzensbesserung zu befördern. — Der durch seinen Benno, eine schöne Geistesfrucht der frühesten Jugend, und nachher durch andere poetische Werke den Lesern des Merkurs bekannt gewordene Hr. Th. W. Broxtermann, ist gegenwärtig Herzogl. Pfalz-Birkenfeldischer Hofrath und Archivar in Landshut. Er hat sich im verwichenen Sommer einige Monate zu Wetzlar aufgehalten, um sich mit dem Reichsprozeß in der Nähe bekannt zu machen. Er steht auf dem Punkt eine metrische Uebersetzung des Popischen Versuchs über den Menschen zu vollenden, die, nach einigen Proben zu urtheilen, ein klassisches Werk in ihrer Art werden muß. Es würde unbescheiden seyn, etwas von einem größern Heldengedichte zu verrathen, zu dem er im Stillen die Anlage macht. — In einiger Zeit wird der erste Theil einer humanistischen Encyklopädie, die unter Aufsicht des Hrn. G. R. R. Hezels in Gießen veranstaltet wird, einen Beweis liefern, wie weit die Schulmänner und andere Gelehrte der hiesigen Gegend mit den allgemeinsten Forschungen in diesem Fach der Litteratur fortgerückt sind.

2.

Berlin, den 24. Jan. 1798.

Der wirkliche Prozeß und die Verhöre der Gräfin Lichtenau sind vor einigen Tagen angefangen. Sie befindet sich in einem der Königl. Häuser, im Garten am heiligen See in Potsdam, wo sie auch vorher gewohnt hat; sie darf im Garten spatzieren gehen, wird auf das anständigste von ihren Leuten bedient, hat ihre Mutter bey sich und den Hofmeister ihres Sohnes zum Gesellschafter. Was man übrigens über sie schreibt, ist abgeschmacktes und niedriges Geschwätz. Die Schmähsucht des Publikums hat sich noch nicht erschöpft; fast täglich erscheinen neue Gedichte, Holzschnitte ꝛc., und es scheint fast,

faſt, als wenn gewiſſe Buchdrucker dieſe Gelegenheit ergriffen hätten, um einen permanenten Erwerbszweig aus dieſer Neuigkeitsſucht der Berliner zu machen. Die Verwegenheit der Kolporteurs geht in der That ſehr weit; ſie verkaufen unter andern ein Armenſünderlied, ſo wie es bey allen hieſigen Hinrichtungen üblich iſt, mit dem Zuſatze: „auf die Woche wird ſie abgethan.“ Auch die ſogenannte höhere Schriftſtellerey weiß manches Lückchen mit dieſen Begebenheiten des Tags zu füllen. Das neuerdings erſchienene erſte Heft der Jahrbücher der Regierung Friedrich Wilhelms III. hat ſie wenigſtens gut benutzt. Der Hauptredakteur dieſer Annalen ſoll der Prof. Wippel am Kadettenkorps ſeyn. — Es iſt in der That ſeit einiger Zeit über den Preuß. Staat, und Berlin insbeſondere, ſo vieles geſchrieben, daß es ſonderbar zugehen müßte, wenn ein künftiger Geſchichtſchreiber Mangel an Materialien hätte. Das Schreiben an den Konvent zu Raſtadt, unter dem Druckort Hamburg, zu deſſen Verfaſſer man den Kanonikus Riem macht, hat doch auch hier Aufſehen erregt, und wurde in einem Tage vergriffen. Bey Vieweg d. j. iſt die erſte Sammlung von Briefen über Berlin erſchienen, unter dem Druckort Landau, welche unter allen, was über dieſe Stadt geſchrieben iſt, gewiß keinen hohen Platz einnehmen. Der Verfaſſer iſt, obgleich er ſelbſt es nicht geſteht, der bekannte Dr. Davidſon. Die Bambocciaden, welche wohl am launigſten manche hieſige Verhältniſſe perſifliren, werden, zum großen Aergerniß Gottſchalk Neckers, der Juden und mancher leicht zu errathenden Perſonen, fortgeſetzt.

Die Studenten der Univerſität Halle haben dem Könige durch 3 Deputirte, welche ihm auf einem ſammtnen Küſſen ein Gedicht überreichten, zu ſeiner Thronbeſteigung gratulirt, und um Begnadigung der wegen der letzten

Duelle

Duellgeschichte in Inquisizion Gerathenen gebeten, auch das Versprechen erhalten, daß der König, so viel ihm möglich sey, für dieselbigen thun wolle. Dem Konsistorialrath Niemeyer, welcher als Deputirter des Waisenhauses da war, hat der König versichert, ihm sey nichts angelegner, als für Wittwen und Waisen zu sorgen. Ein wahrhaft Königliches Wort! Es ist daher zu hoffen, daß durch ihn dem sinkenden Flor der Frankischen Anstalt werde abgeholfen werden. — In der Emilia Galotti (welche, da die Rollen ganz neu vertheilt waren, ziemlich schlecht besetzt war, und ebenso schlecht exekutirt wurde) erschien der König zum ersten Male wieder öffentlich im Schauspiele. Er wurde zwar mit lautem Beyfall empfangen; aber das Publikum — wenn anders unser Parterr mit dem Publikum gleichgeltend ist — gab sich dabey ein gewaltiges Dementi, indem es die Mad. Unzelmann, welche als Gräfin Orsina in diesem Stücke wieder zum ersten Male auftrat, mit dem nämlichen Jubel und Bravorufen empfing, wie eine halbe Stunde vorher den König, welches dem Könige gewiß keine große Achtung von der Delikatesse des Publikums einflößen mußte. Er verließ auch bald das Schauspiel. Ueberhaupt scheint mir das Bravorufen sich nur für den zu schicken, der sich eine Beurtheilung und Würdigung Anderer anmaßen kann, mag also wohl in die Logen des Pariser Konvents gehören, schickt sich aber keineswegs in unsere Verfassung, um einem geliebten Könige seine Hochachtung und Ehrfurcht zu erkennen zu geben. Sie wissen indessen selbst, was unser Parterr bedeutet, und wie ungerecht es seyn würde, die Berliner im Ganzen darnach zu beurtheilen. Der dux operarum theatralium ist größtentheils ein gewisser Referendarius Schütz, der Redakteur der berlinischen Dramaturgie (und wie man sagt auch ihr Verfasser — obgleich sie jetzt, dem Vorgeben nach, von einem andern be-

beſorgt wird). Er und der jüngere Nikolai ſollen auch den Kupferſtich der Mad. Eunike größtentheils betrieben haben, welcher ſie als Margarethe in den Haſ geſtolzen darſtellt. Sie verdiente es allerdings in dieſer Rolle abgebildet zu werden, denn die Naivität, Unbefangenheit und die hohe Täuſchung, welche ſie hineinlegt, ſind in der That bewunderswürdig. — Aber die Zeichnung, welche ein hieſiger Mahler aus Schweden, Mahmens Maheke, gemacht hat, iſt ſchlecht: ſie iſt groß und ohne die geringſte Anmuth vorgeſtellt. Der Stich hingegen iſt fein und gut. — Seit geſtern höre ich, daß das Religionsedikt aufgehoben iſt; doch verbürge ich es nicht. Nur dieß weiß ich gewiß. Auf die bekannte Kabinetsordre des Königs an alle Chefs und Präſidenten hatte der Miniſter Wöllner ein Reſkript an die Inſpekzionen, ohne Wiſſen des Konſiſtorii, ergehen laſſen, worin er ganz gegen den Sinn der Ordre, die Prediger und Lehrer mehr als einmal ermahnt, nach dem Religionsedikt zu leben und zu lehren. Der König, welchem dieß zu Geſicht kommt, unterſtreicht das Wort Religionsedikt, wo es vorkommt, mit rother Dinte, und erläßt ein äußerſt derbes Kabinetsſchreiben an Wöllnern, welches mehr werth iſt, als die meiſten biſchöflichen Hirtenbriefe und ein halbes Dutzend Konciliumbeſchlüſſe. Es kommen darin unter andern die goldnen Worte vor: „Vernunft und Filoſofie müſſen die unzertrennlichen Gefährten der Religion ſeyn. Dann wird ſie durch ſich ſelbſt feſt ſtehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die ſich anmaßen, ihre Lehrſätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen.“ Auch wird ausdrücklich richtige Exegeſe darin, als der Grundpfeiler aller Religionstheorie, empfohlen. Man ſagt, Wöllner habe dieſes Kabinetsſchreiben ſelbſt im Kollegio vorgeleſen!! Man muß in der That viel vertragen können, um auch ſo noch auszuharren. — Morgen wird Reichardt im Opernhauſe frei-

nen Brennus geben. Er ist mit 1200 Thlrn. als Kapellmeister wieder engagirt, und wird sich den Winter hier, den Sommer in Giebichenstein aufhalten. — Zur Verfertigung der Trauerkantate war mit Herklots auch der Prof. Spalding vorgeschlagen; aber ersterer bekam den Vorzug. — Am 10 Jan. feyerte die Gesellschaft für Humanität ihr einjähriges Stiftungsfest. Es wurde bey dieser Gelegenheit eine zweckmäßige Rede über das freye Interesse für Wissenschaft und Kunst als Bedürfniß unserer Zeit gehalten, und nachher ergötzte man sich bey einem frohen Mahle und dem schönen Gesang des Hrn. Hurka und der Dem. Brouwer. Ein auf diese Feyerlichkeit verfertigtes und von Görlich komponirtes Lied schicke ich Ihnen hierbey. — Am Sonntage feyerte die Loge Royale York dem Könige zu Ehren ein Dankfest, wegen des ihr verliehenen Protektorii, welches als Erklärung der Gesinnungen über Maurerey für alle Logen in den Preuß. Staaten von großer Wichtigkeit ist. — Der wackre Bendavid ist vors erste dadurch gesichert, daß er von dem Banquiershause Fließ, als Buchhalter eines großen Fideikommisses, angenommen ist, und dadurch leicht auf 4 bis 500 Thaler steht.

Wenn nur unser gute König erst das Nothwendigste beseitigt hat, wird er gewiß auch für Wissenschaften und Künste alles thun, was sie fördert und ermuntert. Kürzlich stattete der Minister von Heinitz einen Bericht über den Zustand der Kunstakademie ab. Der König bestätigte uneingeschränkt das Institut, und da in dem Berichte auch das Monument auf Friedrich II. erwähnt wurde, und zugleich der von Hrn. HR. Hirt so patriotisch und anständig vorgeschlagene Vereinigung der Kunstwerke des Königl. Hauses Meldung geschah, so war die Antwort: daß er den edlen Zweck des letztern nicht verkenne, aber daß dieß und die Errichtung

tung des Monuments keine von den dringenden Sachen wären, und man ſich alſo noch Zeit zu fernerer Ueberlegung nehmen könne. Niemand wird der Weisheit dieſes Aufſchubs, aber auch die Hoffnung nicht verkennen, die in dieſer Aeußerung den Freunden der Kunſt ſchimmert. Noch eins! Auf die Vorſtellung des gelehrten und thätigen Kurt Sprengel in Halle, mit welchem für die Botanik dort eine neue fröhliche Periode beginnen wird, hat der König, trotz ſo vieler dringenden Staatsbedürfniſſe, doch ſogleich 500 Rthlr. zur Verbeſſerung des botaniſchen Gartens auszahlen laſſen.

VII.

Durchflüge.

7.

Statiſtiſche Schriften. Reiſebeſchreibungen.

Mit dem Jahre 1798 haben zwey Monatsſchriften ihren Anfang genommen, die, wenn gleich von verſchiedenem Zwecke und Umfange, doch beyde nach richtig gefaßtem Plane berechnet, und, ſo weit ſich aus den erſten zwey Stücken, die ſchon erſchienen, urtheilen läßt, auch eben ſo zweckmäßig in der Ausführung gerathen ſind. Die Allgemeinen geographiſchen Ephemeriden, herausgegeben von F. von Zach, Wei-

mar. Industrie-Komptoir, vereinigen nach einem in dieser Ausdehnung noch nie versuchten Plane alles Neue, was sowohl in der Astronomie und den damit verwandten mathematischen Wissenschaften, als auch in der mathematischen, physischen und politischen Weltkunde literarisch wichtiges in Europa verhandelt wird. Die Hauptrubriken sind a) mathematische und statistische Abhandlungen. b) Recensionen der neuesten Reisebeschreibungen und statistischen Werke. c) Beurtheilung der neuesten in- und ausländischen Karten. d) Korrespondenz-Nachrichten, welchen bey jedem Stücke noch ein besonderes Intelligenzblatt beygefügt ist. Gleich die umfassende, durchgreifende Einleitung im ersten Stücke verräth die Hand des Meisters, der einen solchen Plan nicht nur zu entwerfen, sondern auch auszuführen allen innern und äußern Beruf hat. Die Kartenrecensionen zeigen die vertrauteste Bekanntschaft mit diesem jetzt noch so verworrenen Theile der geografischen Literatur, und berechtigen zu nicht gemeinen Erwartungen von einer ganz neuen Landkarten-Unternehmung, die von dem Herrn von Zach dirigirt werden wird. Die Korrespondenz-Nachrichten von allen Sternwarten Europa's und aus den Briefen der ersten Männer in ihren Fächern, eines la Lande, Oriani, Triesnecker, Burkard, Schröter, Tralles, eines Blumenbach, Sprengel u. s. w. die schon in diesen ersten zwey Heften aus ihren Schätzen reichliche Spenden ertheilt haben, machen dieß Journal zu einem Vereinigungspunkt des Neuesten in allen oben genannten Fächern. Die mit englischer Nettigkeit und teutscher Genauigkeit gestochene kleine Karte von China beym zweyten Hefte enthält auf einem kleinen Raume alles Gute und Neue des kostbaren Kartenatlasses der Macartney-Stauntonschen Reise nach China, und Abhandlungen, wie die in eben diesem Stücke befind

ſindliche Ueberſicht der Fortſchritte der Geografie in Rußland, erhellen auf einmal ganze, dunkle Regionen in der Wiſſenſchaft. — Es wäre undankbar, wenn man ein ſolches Unternehmen unter die gewöhnlichen Kunſt- und Buchhändlerſpekulazionen ſetzen wollte. Die Nazion, die ein ſolches Journal aufzuweiſen hat, kann ſtolz darauf ſeyn, und die Sternwarte Seeberg bey Gotha wird durch den wahrhaft edlen v Zach bald mit mehrerem Recht auf ſich anwenden können, was von der Wohnung des Eratoſthenes im Muſeum zu Alexandria geſagt wurde: der Späher miſt dort den Himmel, und überſchauet die Erde. — Nur einen kleinen, aber für uns Teutſche gerade jetzt höchſt intereſſanten Theil dieſer Erde, die Länder der Preußiſchen Monarchie, umfaßt das mit dieſem Jahre angefangene, von dem patriotiſchen und um die Typografie vielſeitig verdienten Buchhändler, Hrn. Unger, unternommene Journal: Jahrbücher der Preußiſchen Monarchie. Auch hier liegt ein vielumfaſſender, aber wohl durchdachter Plan zum Grunde. Man kann vorausſehen, daß der Reichthum der Materie bald mehr als einen Heft monatlich erfordern wird. Denn bis jetzt umfaßt es größtentheils nur den nächſten, aber freylich auch wichtigſten Kreis. Durch eine im zweyten Stücke, Seite 189. abgedruckte Kabinetsordre erhält es gewiſſermaßen für alle Nachrichten, die vom Kabinett des Königes ſelbſt ausgehen, ein officielles Anſehen. Und dieſe Nachrichten ſind alle ſo rein und herzerhebend, entwickeln uns mit jedem Blatte ſo viele neue Züge von Klugheit und Menſchlichkeit des wahrhaft preiswürdigen Monarchen, und ſind in dieſen Tagen, wo wilder Revoluzionsſchwindel und ungezügelte rohe Gewalt jeden Freund der Geſetze und ſtillen Muſenkünſte mit banger Ahndung erfüllt, ſo tröſtend, daß ſchon um dieſer hier beglaubigten Nachrichten willen, dieſe Zeitſchrift nicht

bloß von allen loyalen Preußen, sondern auch von allen Teutschen, die in diesem Könige das Heil ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes, und den gekrönten Vertheidiger aller wahren Aufklärung zu finden hoffen, recht fleißig gelesen zu werden verdient. Die zahlreichen und genauen Tabellen, die jedem Hefte beygefügt sind, sind dem Statistiker von großem Werthe, und die Kunst- und Theaterartikel sind, wie die Proben in diesem Stücke beweisen, in guten und unpartheyischen Händen. Bringt man nun nebst den hier angeführten zwey neuen Monatsschriften noch das neue Tageblatt: die Weltkunde, in Anschlag, die durch Klugheit der Zusammenstellung, Freymüthigkeit des Urtheils, und Fülle des Ausdrucks, selbst den gepriesensten Blättern des Auslandes den Rang streitig macht, über die bis jetzt gangbaren teutschen Zeitungsblätter aber ihr Haupt so weit emporhebt,

Als vor dem zähen Gesproß des Schlingbaums ragt die Cypresse:

so wird man eingestehen müssen, daß für die Literatur der Länder- und Menschenkunde dieß neue Jahr in Teutschland eben so merkwürdig angefangen hat, als es für die Verfassung und Regierungsform seiner 300 größern und kleinern integrirenden Theile wahrscheinlich endigen wird.

Unter einer zahlreichen Menge anderer statistischen Werke dürfte wohl Hrn. Storchs historisch-statistisches Gemälde des Russischen Reichs unter der Regierung Katharina der Zweyten, Riga, Hartknoch 1797. 2 Theile (mit einer vortrefflichen, aber später ausgegebenen illuminirten Karte) schon darum die Aufmerksamkeit aller Liebhaber besonders verdienen, weil über jene seltne Frau, die es weit leichter war zu verlästern als zu fassen, von mehrern Orten, und besonders von Frankreich her, die lächerlichsten, aber doch

doch gierig aufgefangenen Erzählungen verbreitet worden sind, denen man statt aller Widerlegung diese aus Archiven und beglaubigten Urkunden von der Quelle selbst geschöpften Nachrichten entgegensetzen kann. Man kennt Hrn. Storch schon durch seine Skizzen, und seine Beschreibung von Petersburg, als einen unterhaltenden Schriftsteller und feinen Beobachter. Auch dieß Werk ist durch angenehmen Vortrag und lebhafte Darstellung so unterhaltend, wie die anziehendste Reisebeschreibung, und darf sich in so fern noch ein größeres Publikum versprechen, als die durch Gründlichkeit und Ausführbarkeit nicht weniger einpfehlungswürdigen Werke von Friebe und Georgi, die auch im vorigen Jahre erschienen sind. Die trocknen Tabellen und Verzeichnisse hatte Storch in seiner statistischen Uebersicht des Russischen Reichs, Riga, 1795 Fol. schon vorausgeschickt, wiewohl auch jenes Werk dem Statistiker unentbehrlich ist.

Die prächtige, lang erwartete Staunton: Macartneyische Reise nach China hat in der Göttinger gel. Anzeige und in Zachs Esemeriden strenge Beurtheiler gefunden, die mit ihr verfahren sind, wie es recht war. Aber sie kann darum doch in keiner Sammlung der Reisebeschreibungen fehlen, und wird auch durch ihre Mannigfaltigkeit und die neue Mandarinenwelt, die sie den Schaulustigen aufschließt, jedem, der bey dieser Art von Lektüre Nutzen mit Vergnügen zu verbinden wünscht, beydes in vollem Maaße gewähren, da sie an dem Mitgefährten dieser Reise, Hrn. Hüttner in London, einen getreuen und geschmackvollen Uebersetzer gefunden hat: Reise der englischen Gesandtschaft nach China. Mit Karten und Kupfern. Zürich, H. Geßner 1798. 2 Theile. Der zweyte Theil wird mit den sorgfältig nachgestochenen Kupfern zur Ostermesse nachgeliefert. Man wird damit Hrn. Hüttners eige-

jungen Mädchens; eines von denen jungen Mädchen, verſteht ſichs, mein lieber Callias, wie man ſie in dieſer materiellen Welt findet. Ich ergebe mich, verſetzte Agathon; die Tänzerin hat alles gethan, was man von ihr fodern konnte, und ich war lächerlich zu erwarten, daß ſie die Idee ausführen ſollte, die ich von einer Daphne in meiner Phantaſie habe. Agathon hatte dieſes kaum geſprochen, als Danae, ohne ein Wort zu ſagen, aufſtund, der Tänzerin einen Wink gab, und mit ihr verſchwand. In einer kleinen Weile kam die Tanzerin allein wieder zurük, die Flöten fiengen wieder an, und Apollo und Daphne wiederholten ihre Pantomime. Aber wie erſtaunte Agathon als er ſah, daß es Danae ſelbſt war, die in der Kleidung der Tänzerin die Perſon der Daphne ſpielte! Armer Agathon! Allzureizende Danae! Wer hätte es glauben ſollen? Ihr ganzes Spiel drükte die eigenſte Idee des Agathon aus, aber mit einer Anmuth, mit einer Zauberey, wovon ihm ſeine Phantaſie keine Idee gegeben hatte. Die Empfindungen, von denen ſeine Seele in dieſen Augenblikken überfallen wurde, waren ſo lebhaft, daß er ſich bemühte, ſeine Augen von dieſem zu ſehr bezaubernden Gegenſtand abzuziehen; aber vergeblich! Eine unwiderſtehliche Gewalt zog ſie zurük. Wie edel, wie ſchön waren ihre Bewegungen! Mit welch einer rührenden Einfalt drükte ſie den Character der Unſchuld aus! Er ſah noch in ſprachloſer Entzükung nach dem Orte, wo ſie zum Lorbeerbaum erſtarrte, als ſie ſchon wieder verſchwunden war, ohne das Lob und das Hän-

deklat-

ne Nachricht von der brittiſchen Geſandtſchaftsreiſe, Berlin, Voſſiſche Buchhandlung 1797, um ſo leichter verbinden können, da die letzte nur ein kleines Bändchen ausmacht, und als eine Zugabe zum größern Werke gelten kann. Eine zweckmäßige Bearbeitung des großen, aber nur zur Hälfte genießbaren Stedmanniſchen Werks über Surinam: Stedmann's Nachrichten von Surinam, Auszug aus dem engliſchen Original; mit einer Karte und Kupfern. Hamburg, Hofmann 1797, verdient gleichfalls als ein wahrer Gewinn der nützlichen und unterhaltenden Reiſelektüre empfohlen zu werden. Die Herren Krieß und Jakobs in Gotha haben dieſe Auszüge gemeinſchaftlich geliefert, und ſich ſelbſt, wie in der Vorrede erzählt wird, auf eine ſo muſterhafte Weiſe dabey kontrollirt, daß es gewöhnlichen Ueberſetzungsfabrikanten gar ſehr als Beyſpiel anzuempfehlen wäre. Das Tagebuch eines biedern engliſchen Buchhändlers aus Wiltſhire auf einer Reiſe durch die nordamerikaniſchen Freyſtaaten im Jahr 1794 hat durch des Ueberſetzers, des oben genannten Hrn. Hüttners in London, belehrende Anmerkungen, und eine ausführliche Vorrede über die Schwindeleyen des Nordamerikaniſchen Länderverkaufs, große Vorzüge vor dem Original, und für allerley Leſer ein gleichſtarkes Intereſſe erhalten: Hrn. Wanſey's Tagebuch einer Reiſe durch Nordamerika. Berlin, Voſſiſche Buchhandl. 1797. Es wird auch zugleich mit Hearne's Reiſen einen neuen Theil des beliebten Reiſemagazins ausmachen. Das freymüthige, aber noch nicht widerlegte Werk Hrn. v. Bülows Freyſtaat von Nordamerika wird hierbey gewiß auch nicht überſehen werden, ſo ſchmerzhaft es auch dem wahren Kosmopoliten ſeyn muß, daß dieſe fröhlichknoſpende, ſo ſchön ſich entwickelnde Blüthe der Humanität ſo bald der Mehlthau niedriger Erwerbſucht vergiftet, und die hoffnungsvollen Mit-

bür-

bürger eines Franklin und Waſhington ſo ſchnell, der großen Maſſe nach, in a vile, money-making tribe ausarteten.

Wer Italien, wie es war, gern noch zum Abſchied ſo überſchauen möchte, wie man beym letzten Sonnenſtral noch einmal eine ſchöne Gegend überblickt, den würde es nicht gereuen, zu G. A. Jakobi's Briefen aus der Schweiz und Italien, Lübeck, Bohn 1797 zurückzukehren. Die jugendliche frohe Theilnehmung, mit der dieſer Reiſende im Jahre 1792 alles beobachtete, und der anſpruchloſe, gefällige Ton, in welchem er dieſe Beobachtungen vorträgt, geben ihnen einen Vorzug vor manchen mühſamern Kompilazionen und wortreichen Entdeckungsreiſen in dieſem klaſſiſchen Boden.

Etwas neues aus Paris ſind die erſt vor einigen Wochen erſchienenen vertrauten Briefe über Frankreich und Paris, 1797. Erſtes Bändchen. Zürich, H. Geßner 1798. Der Verf. geht über die Schweiz und den Jura in dieß Land der Freyheit ein, und ſchildert daher im Anfang jene Gegenden, die gerade jetzt daran ſind, ein kleiner Vorhof eines großen, aber etwas wüſten Hauſes zu werden. Seine Bemerkungen über den Barometerſtand der öffentlichen Meinungen kurz vor dem 18ten Fruktidor werden jedem um ſo willkommener ſeyn, da ſich der übrigens warm für die Freyheit fühlende Verfaſſer, in dem man einen gebeugten Theilnehmer an den Schickſalen Polens entdeckt, durch keinen unzeitigen Enthuſiasmus fortreißen läßt. Vielleicht würde er noch lebhafter intereſſiren, wenn er mehr Sache als Raiſonnement gäbe. Vielleicht iſt aber gerade dieß wieder vielen ſehr willkommen, da man die Sachen doch aus den öffentlichen Blättern ſchon weiß, und hier nur in die individuelle Anſicht eines unbeſtochenen Zuſchauers verſetzt ſeyn will.

Beylagen.

I.

Brief an den Herrn O. C. R. Böttiger über Ramdohrs Urania, und Proben daraus.

Liebſter Freund!

Sie wünſchen einige Nachricht von dem Werke des Herrn von Ramdohr über die Liebe, welches in der nächſten Oſtermeſſe bey mir erſcheinen wird. Der Gegenſtand iſt in der That ſo intereſſant, daß das Werk allgemeine Aufmerkſamkeit erregen muß, und der Verfaſſer hat ihn ſo behandelt, daß er ihre gemachten Erwartungen nicht täuſchen wird. Selten werden ſich die zu einer Unterſuchung über die Liebe nöthigen Eigenſchaften in einer Perſon ſo glücklich vereinigt finden, als bey Herrn v. Ramdohr, Gründlichkeit, Scharfſinn, Geſchmack, Kenntniß der Welt, des Menſchen und der Fortſchritte der Filoſofie, Gaben der Beobachtung, Delikateſſe, Studium der Sprache und der Geſchichte. Im Beſitz dieſer Eigenſchaften hat ſich der Verfaſſer die Arbeit nicht leicht gemacht, nicht für eine vorübergehende Unterhaltung geſchrieben; ſein Werk iſt die Frucht vieler Jahre, eines

anhaltenden Fleiſſes und eines unermüdeten Geiſtes. Hören Sie ihn darüber ſelbſt: „Ich habe nicht das Herz durch dunkle Rührungen reizen, oder die Einbildungskraft durch Bilder des Außerordentlichen entflammen zu wollen. Ich habe geſucht, Ideen und Ausdrücke, die in der Filoſofie des gemeinen Lebens im Umlaufe ſind, näher zu beſtimmen, den Genuß des geſelligen Lebens durch Ausſichten auf Veredlung und Verſchönerung der Liebe zu erhöhen."

Der Titel iſt: Venus Urania. Der erſte Theil iſt der Natur, der zweyte der Veredlung und Verſchönerung, der dritte der Geſchichte der Liebe gewidmet.

Der Filoſof wird richtige Beſtimmung und Auseinanderſetzung der Begriffe, der denkende Mann und die denkende Frau, der unbefangene Jüngling und das ſo leicht getäuſchte Mädchen werden den Karakter der wahren und edlen Liebe rein und feſt gezeichnet, die Mittel zu ihrer Ausbildung und zur Dauer ihres Glücks angegeben finden, und alle werden durch Darſtellung der mannigfaltigen Geſtalt, worin ſich die Liebe bey verſchiedenen Völkern, in verſchiedenen Zeitaltern gezeigt hat, unterhalten und unterrichtet werden.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Inhalt des erſten Theils etwas ſpecieller und einige Einleitungen dieſes Theils vorlege.

Erstes Buch.

Liebe als einzelne, vorübergehende Aufwallung, oder als Affekt betrachtet.

Einleitung.

Wie! Ich liebe Vergnügen und Leben, und denn noch zuweilen Schmerz und Tod! — Ich liebe das Wohl des Menschen, und liebe den Genuß der Nahrungsmittel, die Ergetzung des Auges an leblosen Gegenständen! — Ich liebe mich selbst, und wieder meine Feinde! — Ich liebe meinen Herrn, der hoch über mir steht, und liebe meinen Untergebenen, und liebe die mir gleich sind, Freunde, Gatten! — Ich liebe eine Undankbare, zu meiner Marter lieb' ich sie; und ach! der Wonne, der unaussprechlichen Seligkeit! Ich liebe die mich liebt, das Du meines Ich's, das Ich meines Du's! — Welche Unbestimmtheit in den Begriffen, welche ganz verschiedene Verhältnisse und Empfindungen unter Einem Nahmen!

O Liebe! alle Menschen ahnden deine Nähe, und huldigen deiner Macht! Aber von jeher hat es nur wenige gegeben, die dein Wesen begriffen haben! Bald wirst du mit jeder Art der Lust und des Verlangens verwechselt; bald mit jedem Bande der Anhänglichkeit, bald mit jedem leidenschaftlichen Streben nach Besitz und Genuß! Wie hat man, ums dich zu erkennen, immer mehr auf die äußern Wirkungen gesehen, die du hervorbringst, als auf den

Gehalt der innern Gesinnung, die allein dein Daseyn begründet! Wie hat man jeden Akt von Wohlwollen, von Wohlthätigkeit, von Aufopferung so freygebig auf deine Rechnung gesetzt, unbekümmert darum, ob Begeisterung für Vollkommenheit und Schönheit, kluge Besorgung des eigenen Vortheils, Achtung für Pflicht und Selbstwürde, Aneignung des fremden Zustandes, und so manches andere bloß eigennützige oder beschauende Gefühl, nicht den näheren Anspruch auf jene Aeußerungen hatte! Ja! Hat man nicht sogar die Wirksamkeit körperlicher Triebe, deren vollständige Befriedigung den Mitgenuß Anderer als nothwendig voraussetzt, mit dir, o Liebe! verwechseln mögen?

So bist du gesucht und gefunden worden an Orten, wo du nicht warst! Aber du bist auch da verkannt worden, wo du wirklich erschienest! Man hat nicht gefühlt, daß jedes wonnevolle Bestreben, den Menschen, den wir als Person neben uns erkennen, um seinetwillen zu beglücken, dir gehört, und daß alle Anhänglichkeit, alle Leidenschaft nur in so fern deinem Einflusse zugeschrieben werden kann, als jene Empfindung in diesen Verhältnissen die herrschende ist.

Zweytes Buch.

Wesen der Liebe, als dauernde Anhänglichkeit betrachtet.

Einleitung.

Gespielinnen meiner Jugend! Ihr, von denen ein Theil mir noch gegenwärtig die ungemischtesten Freuden des Lebens bereitet; ein anderer, durch Tod und weite Entfernung von mir getrennt, mein Herz mit wehmüthigen und dennoch süßen Erinnerungen erfüllt! — Brüder, edle Brüder! ihr, mit denen ich lange die Pflichten und Freuden des Hausgenossen theilte, Hand in Hand die Bahn verfolgte, welche die Würde, einem Stamme guter Bürger anzugehören, vorschrieb, und denen ich jetzt bey der ehrenvollen Bestimmung, fürs Vaterland zu kämpfen, nur mit meinen Bekümmernissen und meinem Zurufe folgen kann! — Vor allen aber du, mir selbst gewählter Vater, erster meiner Freunde, Führer, Leiter meiner Jugend, Stütze meines reifern Alters! Euer Andenken soll besonders in meiner Seele herrschend seyn, während daß ich liebende Anhänglichkeit von der bloß liebenden Aufwallung unterscheide.

Zuneigung ist das Werk eines Augenblicks, aber Anhänglichkeit setzt Angewöhnung zum Voraus, unsere Zuneigung auf eine bestimmte Person zu richten.

Schon Thiere machen uns aufmerksam auf diesen Unterschied. Seht das freundliche Windspiel an, wie es durch Anschmiegen und reizende Wendungen hüpfender Spiele jedem Vorübergehenden zu schmeicheln, und Freude um sich her zu verbreiten

ten ſucht! Dagegen beißt der mürriſche Hund des Hirten jeden Fremden von ſich ab, nimmt Speiſe und Liebkoſung nur von der Hand des angewöhnten Herrn, begehrt wehklagend nach deſſen Gegenwart bey der kleinſten Trennung, und wird ſelbſt durch die härteſte Begegnung nicht von ihm zurückgewieſen. Ja! man erzählt, was unſer Herz ſo geneigt iſt zu glauben, daß Thiere dieſer Art, gleich troſtloſen Geliebten, ihr Leben auf dem Grabe des geraubten Freundes geendigt haben. Eine gleiche Verſchiedenheit zeigt die Natur gewiſſer Geflügel. Der Haushahn iſt unſtreitig einiger ſympathetiſchen Gefühle, die liebenden Aufwallungen ähneln, gegen die ihm zugelaufenen Weibchen fähig. Er kratzt für ſie das Körnchen auf, deſſen Genuß er ſelbſt entbehrt, und zu dem er ſie herbeylockt. Aber jedes neue Weibchen kann das verlorne erſetzen, wenn der mörderiſche Stahl die angewöhnte Gattin von ſeiner Seite gerafft hat.

Wie ähnlich iſt die Verſchiedenheit der Karaktere der Menſchen, dieſen verſchiedenen Anlagen der Thiere! Wie viele giebt es unter ihnen, denen die Natur viel Sympathie, viel allgemeines Wohlwollen ins Herz gelegt hat, und die bey dem ſtets regen Wunſche, daß Alles froh und zufrieden um ſie her ſey, ſich an keine einzelne beſtimmte Perſon hängen können! Wie viele, die eben ſo unfähig ſind, die ſtärkeren Pflichten zu erfüllen, welche engere Verbindungen auflegen, als ihre höhern Süßigkeiten

zu genießen! Wie wenig beweiſet auf der andern Seite die ſtärkſte Anhänglichkeit an eine beſtimmte Perſon für allgemeine Menſchenliebe! Man pflegt zu ſagen: Allmanns Freund, Niemands Freund! Laßt uns mit eben dem Rechte ſprechen: Freund der Perſon, fremd der Art! So ſelten geht beydes neben einander.

Drittes Buch.

Von der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen.

Einleitung.

Heiliger Trieb! beſtimmt von der Natur zur Erfüllung hoher Zwecke! Holder Trieb! Geber der höchſten ſinnlichen Freuden; Geber ſo vieler andern, die dem innern Menſchen gehören! Edler Trieb! Gegengewicht, mildernder Gefährte unſerer ſelbſtiſchen, zerſtörenden Triebe! Urſtoff der ſtärkſten Bande unter den Menſchen! Mittler älterlicher Zärtlichkeit! Beförderer heroiſcher Freundſchaft! Zeuger, Mehrer, Tröſter alles deſſen, was lebt und webt in der Natur! — Geſchlechtstrieb! Warum haben Unverſtand und Mißbrauch ſo oft deine wahren Züge in einem Afterbilde entſtellt, und ſelbſt dem Gebrauche deines Nahmens den Vorwurf der Unanſtändigkeit zugezogen?

Jetzt, da ich tiefer in deine Natur einzudringen ſuche, zeige dich mir in Begleitung jener deiner

Ge-

Gefährten, Schamhaftigkeit und Anstand, die sich im Menschen zugleich mit dir entwickeln, und nur durch Rohheit oder Ausartung von dir getrennt werden. Und du, Liebe zur Wahrheit! laß mich nie vergessen, daß selbst reine Seelen über die Wahl ihrer Ausdrücke wachen sollen, und daß Unbeschei-denheit dir eben so zuwider ist als übertriebene Zartheit! Beyde stehen der Harmonie des sittlichen Karakters, deinem ersten Gesetze und deinem höchsten Triumf im Wege! So werde ich mit jungfräulicher Hand nur den obern Mantel von der Natur abnehmen, und ihr den innern Schleyer nicht entziehen, der ihre Mysterien vor den Augen des Ungeweihten verhüllet, ohne ihre Umrisse dem mehr Erfahrnen zu verstecken!

Es ist ein gröser Irrthum, — ein Irrthum, der bisher alle unsere Untersuchungen über die Natur des Unterschiedes zwischen dem Erhabenen und Anmuthigen gehemmt hat, — wenn wir die Verschiedenheit der Geschlechter und ihren gegenseitigen Zug zu einander bloß auf dasjenige Verhältniß eingeschränkt haben, worin sich lebendige Creaturen gegenseitig befinden. Vielleicht können schon leblose Körper in diesem Verhältnisse von Geschlechtsverschiedenheit, und mittelst derselben in einer genauern Verwandtschaft mit einander stehen!

Doch, der Beweis dieses Satzes liegt hier außer den Grenzen meines Zwecks. Offenbar aber stehen schon leblose Körper, welche durch sinnliche Ein-

drück

deklatſchen der Zuſchauer zu erwarten, welche nicht Worte genug finden konnten, das Vergnügen auszudrüken, das ihnen Danae durch dieſe unerwartete Probe ihres Talents gemacht hatte. In wenigen Minuten kam ſie ſchon wieder in ihrer eignen Perſon zurük. Wie ſehr iſt Callias dir verbunden, ſchöne Danae, ſagte Phädrias indem ſie hereintrat! Du allein konnteſt ſeinen Tadel rechtfertigen, nur diejenige konnte es, die liebenswürdig genug iſt, um die Sprödigkeit ſelbſt reizend zu machen. Wie ſehr wäre ein Apollo zu bedauren, für den du Daphne wäreſt! „Es war glüklich für den guten Agathon, daß er, indem dieſes mit einem bedeutenden Blik geſagt wurde, in dem Anſchauen der ſchönen Danae ſo verlohren war, daß er nichts hörte; denn ſonſt würde ein abermaliges Erröthen die Auslegung zu dieſem Text gemacht haben. Das Lob dieſer Dame, und ein Geſpräch über die Tanzkunſt füllte den Ueberreſt der Zeit aus, welche dieſe Geſellſchaft noch beyeinander zubrachte; ein Geſpräch, deſſen Mittheilung uns der Leſer gerne nachlaſſen wird, da wir ſeine Begierde nach angelegenern Materien zu befriedigen haben. Nur dieſen Umſtand können wir nicht vorbeygehen, daß Agathon bey dieſem Anlaß auf einmal ſo beredt wurde, als er vorher tiefſinnig und ſtillſchweigend geweſen war; eine lächelnde Heiterkeit ſchimmerte um ſein ganzes Geſicht, und noch niemal hatte ſein Wiz ſich mit ſolcher Lebhaftigkeit hervorgethan. Er erhielt den Beyfall der ganzen Geſellſchaft, und die ſchöne Danae ſelbſt konnte ſich nicht enthalten,

ihn

drücke auf uns wirken, mit der Reizbarkeit unſerer Sinnenorgane in dem doppelten Verhältniſſe der Geſchlechtsverwandtſchaft und des Gleichartigen; und dieſer Satz wird mir bereits wichtig genug, um den Beweis davon in der Folge zu übernehmen.

Es iſt ein groſſer Irrthum, — ein Irrthum, der bisher der Unterſuchung über die Natur des Unterſchiedes zwiſchen Freundſchaft und Geſchlechtsliebe ſehr im Wege geſtanden hat, — wenn wir die Geſchlechtsverſchiedenheit unter den Menſchen in dem Verhältniſſe derjenigen Perſonen gegen einander ausſchließend aufgeſucht haben, welche durch Körperverbindung zur Fortpflanzung der Gattung beytragen können, und ihrer äuſſern Bildung nach als geſchickt dazu erſcheinen. Oft trägt diejenige Perſon, welche allgemeinen äuſſern Kennzeichen nach zu den Frauensperſonen gerechnet wird, mehr männliche Anlage an ſich, als diejenige, welche man im gemeinen Leben zu den Mannsperſonen zählt; und eben dieſe Verwechſelung tritt oft bey unſerm Geſchlechte ein.

Mehr. Es iſt falſch, daß nur die Körper eine Geſchlechtsverſchiedenheit zeigen, und vermöge derſelben nach Verbindung ſtreben! Nein! auch Seelen fühlen den Zug der Geſchlechtsverwandtſchaft zu einander, und diejenige Zärtlichkeit, welche darauf beruht, iſt weit verſchieden von der Freundſchaft zweyer Seelen von ähnlichen Geſchlechtsanlagen.

Es iſt falſch, es iſt nicht wahr, daß der urſprünglichen Beſtimmung der Natur nach die Triebe nach

Kör-

Körperverbindung ſich nur auf ſolche Körper richten, welche in der Vereinigung mit einander zur Fortpflanzung geſchickt ſind. — Es iſt nicht wahr, daß die Regſamkeit dieſer Triebe allemahl an äußern Erſcheinungen am Körper wahrgenommen werde, und daß der Zweck und die Begünſtigung derſelben in derjenigen Handlung beſtehe, welche als die letzte Urſach jener Fortpflanzung der Gattungen angeſehen wird.

Wie wichtig ſind alle dieſe Behauptungen zur wahren Beſtimmung der Geſchlechtsliebe und ihrer verſchiedenen Modifikazionen, je nachdem Triebe des Körpers oder der Seele darin prädominieren! Wie wichtig zur Wegräumung ſo manches Mißgriffs, der ſich in die Erörterungen über Begeiſterung und Schwärmerey für Schönheit und Vollkommenheit an todten, lebenden und überſinnlichen Gegenſtänden eingeſchlichen hat!

O! daß bey meinen folgenden Unterſuchungen die Unbeſtimmtheit der Begriffe des großen Haufens, oder die falſche Richtung, welche die Bemühungen ſeiner Wegweiſer genommen haben, die Armuth der Sprache, und die Rückſicht auf die Forderungen des Anſtandes mir nicht zu viele Hinderniſſe in den Weg gelegt hätten! Wie ſchwer iſt mir die Wahl des Ausdrucks geworden! Wie ſorgſam habe ich geſucht, mich an bekannte Worte zu halten, welche das wahre Verhältniß der Sache wenigſtens im Ganzen bezeichneten, und mir nur die Mühe übrig ließen, allgemeine Wahrnehmungen auf beſtimmte Begriffe zurückzuführen!

ren! Aber wie ſelten hat mir dieß gelingen können! Ich habe mich nach langjährigen Bemühungen endlich doch begnügen müſſen, eigene Benennungen für unentwickelte Begriffe zu erſchaffen; zufrieden, nur durch eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen bekannten Nahmen und dem wahren Gehalt der Dinge der Aufmerkſamkeit und dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen!

Viertes Buch.

Von der Freundſchaft und von der Geſchlechtszärtlichkeit.

Einleitung.

Ich darf es ohne Anmaßung behaupten: es hat uns niemand bis jetzt eine Erklärung von der Freundſchaft gegeben, die dem Fehler der Unbeſtimmtheit ausweiche, oder den Launen der Sprache des gemeinen Lebens begegnete, welche bald jede Einträchtigkeit bey vorübergehender Bekanntſchaft, bald nur leidenſchaftliche Aufopferung mit dieſem Nahmen bezeichnet. Wenigſtens hat man bis jetzt Freundſchaft von Geſchlechtszärtlichkeit nicht gehörig unterſchieden. Man hat geſagt: Freundſchaft ſey ein ſchwächerer Grad der Liebe! Aber was heißt hier Liebe? und worin beſteht ihre Stärke? Hat man nicht das Wort eines Freundes, der zu dem andern ſprach: deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!

Man

Man hat gesagt: Freundschaft sey Gutthätigkeit gegen Personen, die wir uns verbinden wollen. Aber Freundschaft ist angewöhnte Stimmung, nicht ein einzelner Akt; Freundschaft ist nicht selbstisch, sie beglückt nicht um verbindlich zu machen. Wie! der Wollüstling, der das unerfahrne Mädchen, das künftige Opfer seiner Lüste durch Geschenke zu gewinnen sucht; der enthusiastische Liebhaber des Schönen, der den Virtuosen liebkoset; handeln die als Freunde?

Man hat gesagt: Freundschaft sey die Knüpfung zweyer Herzen zu einem gemeinschaftlichen Zweck; eine Verschränkung der Herzen und Hände in Leid und Freude, selbst unter Gefahren. — Schönes Bild einer angewöhnten oft liebenden, oft aber auch fein selbstischen Genossenschaft! Unterscheidest du den Gemeingeist der Sekten, der Partheyen, der Familien, der Mitbürger eines Staats, ja, sogar der Theilnehmer einer Lage, von der Freundschaft?

Man hat gesagt: Freundschaft sey Anhänglichkeit an Menschen, die durch ihre innere Vortrefflichkeit uns selbst Nutzen und Vergnügen zuführen, und den Wunsch in uns hervorbringen, sie wieder zu beglücken. Aber diese Anhänglichkeit, wenn sie auch der Liebe und nicht der Pflicht, nicht dem Beschauungshange und der feineren Selbstheit gehören sollte, unterscheidet Freundschaft weder von dem liebenden Patronat, noch von der liebenden Genossenschaft. Ja, es giebt unstreitig auch Freundschaften unter schlechten Menschen.

Man hat gesagt: Freundschaft sey die Zusammensetzung zweyer Personen zu einer. Richtig! Aber unterscheidet sie sich dadurch von Geschlechtszärtlichkeit?

Endlich hat man gesagt: Freundschaft sey Liebe zwischen Personen von dem nämlichen Geschlechte. Wahr! Aber wie vieldeutig sind die Worte: Liebe und Geschlecht, in dem Munde des großen Haufens!

Wir haben beydes bisher zu erklären gesucht, und ich hoffe, es wird uns nicht schwer werden, diesem letzten, an sich richtigen Begriffe die nähere Bestimmung zu geben.

Fünftes Buch.

Von der Leidenschaft der Geschlechtsliebe.

Einleitung.

Wenn wir von Kindheit auf das Bedürfniß fühlen, uns an ein gefühlvolles Wesen ganz und ausschließlich zu ketten; wenn die dunkle Ahndung einer mit uns für uns geschaffenen Hälfte, unsre einsamen Tage, einsam mitten im Getümmel der Welt, zu Jahren mißt; wenn bey dem ersten Strahl ihres endlichen Anblicks das Leben einer neuen Schöpfung für uns aufgeht; wenn die Unruhe des unbestimmten Sehnens sich in das deutliche Bewußtseyn der Unentbehrlichkeit des angebeteten Gegenstandes verwandelt; wenn wir ängstlich nach der Wonne der Vereinigung streben, alles aufopfern, selbst das Leben,

ben, für die Gewißheit, geliebt zu ſeyn; — und wenn wir ſie nun haben, dieſe Gewißheit, unſer Leben hingeben möchten, um ſie immer und immer ſtärker zu empfinden; hingeben möchten, dieſes Leben eher als die Ueberzeugung zu verlieren, an der allein der Werth unſerer Fortdauer liegt; getrennt von dem Geliebten keine Wonne, kein Genügen, kein Dulden und kein Daſeyn kennen; darum aufſuchen, darum gern genießen iede Freude mit ihm — darum gern entbehren, darum ſchmacklos finden jede Freude ohne ihn; — ſinnen, träumen durch ihn; — weben, leben in ihm; — Ja! dann haben wir ein Herz für Leidenſchaft; ja! dann fühlen wir im engſten Sinne Liebe!

Ha l'amore! ſagt der Italiener mit der Rührung des Mitleidens. Ha l'amore! der Arme iſt krank an Liebe! Mit ſtolzem Erbarmen ſagt der Teutſche: er iſt verliebt; der Thor geht irre durch Liebe! Ach! und wohl iſt Leidenſchaft der Liebe Krankheit! Krankheit der Seele und des Körpers! Wohl iſt ſie eine Art von Wahnſinn! Ein fieberhafter Wechſel von Ueberſpannung und Ermattung aller Lebensgeiſter, von finſtrer Wuth und extatiſcher Entzückung! Mit einem Worte: ein Wechſel von Hölle und Seligkeit!"

Göſchen.

2.

Klopstocks Oden, in 2 Bänden,

als der 1. und 2. Band

von Klopstocks sämmtlichen Werken.

Die gute Aufnahme der kostbaren Ausgabe von Wielands sämmtlichen Werken ist ein Beweis von der Liebe unserer Nazion zu ihrer Litteratur, und hat der Nazion die Achtung ihrer besten Schriftsteller erworben, welche nicht ohne Einfluß auf Vollendung künftiger Geistesprodukte bleiben wird. Mich hat die Unterstützung, welche ich dabey gefunden habe, zur dankbaren Anstrengung aller meiner Kräfte bey ähnlichen Unternehmungen ermuntert, und die Ausgabe von Klopstocks Werken soll, nach meiner Ueberzeugung, in Ansehung der Korrektheit, des Papiers, des Druckes und der Kupfer, als ein schönes Werk der Typografie gelten können; auch dann noch gelten können, wenn ihr Verleger längst vergessen seyn wird.

Klopstock ist der Vater der edleren teutschen Dichterſprache. In seinen Oden hat er ein noch unerreichtes Vorbild aufgestellt, was unsere Sprache durch gehaltreiche Kürze, durch Klang und Verhältniß, durch Kontrast des Starken und Sanften überhaupt, durch Studium des Sylbenmaßes in sinnlicher Darstellung des Gedankens vermag, und hat sie über alle lebende Sprachen durch Nachbildung der Griechischen Dichterſprache erhoben. Nicht nur den

ins

innern Gehalt, ſondern auch durch die groſse Zahl neuer, theils noch nie, theils in fliegenden Blättern zerſtreut gedruckten Oden wird dieſe vollſtändige Sammlung, deren erſter Band 87 und der zweyte Band 108 Oden enthält, jedem Verehrer der teutſchen Litteratur eine der angenehmſten Erſcheinungen ſeyn.

Beyde Bände ſind fertig gedruckt und werden zu Ende des Monats März ausgegeben. Um die Liebhaber wegen Vorſchuſs nicht in Sorge zu ſetzen, um mir bey ruhiger Ausführung des ſchönen Druckes keinen Zwang aufzulegen, habe ich weder Subſkripzion noch Pränumerazion verlangt, ſondern bitte nur jetzt um baare Bezahlung, und liefere gleich bey Empfang das Werk. In jeder Buchhandlung Teutſchlands wird eine Probe des Drucks gezeigt und Beſtellung gegen Empfang des Betrages angenommen.

Ich habe zwey ſchöne und eine gewöhnliche Ausgabe veranſtaltet:

	in Ld'or à 5 Rthlr.
Eine ſchöne Ausgabe in Quart mit 2 Kupf. von John zu	Rthl. 20 : — gl.
Eine ſchöne Ausgabe in gr. Oktav, ohne Kupf. zu	" 10 : — "
Die gewöhliche Ausgabe in gr. 8. auf Schrbpr.	" 2 :
Nach der Oſtermeſſe iſt der Preis	" 2 : 12 "
Dieſelbe auf Druckpr.	" 1 : 16 "
Nach der Oſtermeſſe iſt der Preis	" 2 :

Die

Die schönen Ausgaben sind beyde auf einerley geglättetem Velin-Papier bester Sorte, wie zu der Quartausgabe von Wielands Werken genommen ist, gedruckt. Zu der Oktavausgabe gehören zwar eigentlich keine Kupfer, weil der Künstler in diesem Format nichts Bedeutendes ausführen kann; doch erhalten die Liebhaber dieser Ausgabe, welche sich bis Ostern melden, die zwey vortrefflichen Kupfer der Quartausgabe, ohne etwas dafür zu bezahlen.

Obige Preise gelten nur bis zur Ostermesse; hernach wird der Preis der schönen Ausgabe von der Willkühr der Herren Buchhändler abhängen, welche sich mit einem so kostbaren Werke auf ihre Gefahr versehen haben. Es ist einleuchtend, daß der Verleger solcher Werke wegen der Seltenheit und Kostbarkeit des Papiers nur eine kleine Anzahl Exemplare drucken kann.

Von Ostern bis Michaelis erscheinen von diesen Werken der 3. bis 6. Band; und die übrigen so bald als möglich. Das Ganze wird ungefähr aus 10 Bänden bestehen.

Die Oden haben neben dem Titel: Werke, auch ihren eigenen Titel für diejenigen, welche solche allein, als ein für sich bestehendes Ganzes, ohne die übrigen Werke anschaffen wollen. Leipzig, d. 6. Febr. 1798.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

Neuer
Teutſcher Merkur.

3. Stück 1798.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar, bey Carl Ludwig Hoffmann.

ihn von Zeit zu Zeit mit einem Ausdruk von Vergnügen und Zufriedenheit anzusehen; indessen daß in seinen nur selten von ihr abgewandten Augen etwas glänzte, für welches wir uns umsonst bemühet haben, in der Sprache der Menschen einen Nahmen zu finden.

Sechstes Capitel.

Geheime Nachrichten.

Wir haben von unserm Freunde Plutarch gelernt, daß sehr kleine Begebenheiten öfters durch grosse Folgen merkwürdig werden, und sehr kleine Handlungen uns nicht selten tiefere Blike in das Inwendige der Menschen thun lassen, als die feyerlichen Handlungen, wozu man, weil sie dem öffentlichen Urtheil ausgesezt sind, sich ordentlicher Weise in eine gewisse mit sich selbst abgeredete Verfassung zu sezen pflegt. Die Gründlichkeit dieser Beobachtung hat uns bewogen, in der Geschichte der Pantomime, welche das vorige Capitel ausfüllt, so umständlich zu seyn; und wir hoffen uns deßhalb vollkommen zu rechtfertigen, wenn wir diese Erzählung durch dasjenige ergänzen, was die liebenswürdige Psyche betrift, mit welcher der Leser schon im ersten Buche, wiewol nur im Vorbeygehen, bekannt zu werden angefangen hat. Diese Psyche, so wie sie war, hatte bißher unter allen Wesen, welche in die Sinne fallen, (wir sezen diese Einschränkung nicht ohne

Inhalt.

I. Gespräche unter vier Augen. Zweytes Gespräch. Ueber den neufränkischen Staatseid Haß dem Königthum! Vom Herausgeber d. T. M. . . . . S 259.

II. Das abgebrannte Schloß in Kopenhagen, Fragment aus einem Tagebuche. . — 283

III. Worte der Zeit. Von Gleim. . — 264

IV. Kunstnachrichten.

1. Statue der Minerva zu Cori gefunden, von Hrn. Hernow. . . — 299

2. Flaxman's und Piroli's Kupferwerk zu Dante's Divina Comedia, von Hrn. Professor Morgenstern. . — 305

V. Sonette von Hrn. Gries. . — 311

VI. Les Orientalistes François, Ode imitée d' Horace, mit Uebersetzung, von Hrn. von Hammer . . . — 317

VII. Auszüge aus Briefen.

Auswärtige Korrespondenz.

1. London. Ueber das englische Ministerium. — 323

2. Zürich. Die Schweizer Revoluzion betreffend. . . — 338

3. Mitau. Jetzige Regierung von Kurland. 342

Inländische Korrespondenz.

1. Wien. John. Dr. Gall . — 343

2. Halle. Vermischte Nachrichten. — 345

VIII. Camille Jordan an seine Committenten über die Revoluzion vom 18. Fructidor. — 350

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist dasselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3)

9) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des N. Teutschen Merkur.

Ariosts Orlando.

Noch wünschte man in Teutschland immer vergeblich eine vollständige und geschmackvolle Uebersetzung von des göttlichen Ariost Orlando furioso zu besitzen. Die Franzosen haben eine klassische Uebersetzung von Tressan, die Engländer von Hoole. Wir Teutsche besaßen bis jetzt zwar zwey vollständige Uebersetzungen, die eine von Mauvillon, die andere von Heinse. Beide sind aber nicht nur prosaisch, sondern die erstere auch äußerst steif und schleppend, und die letztere, aus zu großer Buchstäblichkeit in Flüchtigkeit, unteutsch und unlesbar. Werthes versuchte den Orlando in ottave rime überzutragen, blieb aber bey den ersten acht Gesängen stehen. Bern 1779. Jetzt muß es jedem Leser und jeder Leserin, die gern einmal einen reinen Eindruck vom ganzen Orlando haben möchte, und doch der Sprache in dem Grade nicht mächtig ist, um ungehindert das Original lesen zu können, angenehm seyn, zu hören, daß bey Hr. Gesner in Zürich eine metrische Uebersetzung in freien Jamben, nach den Stanzen des Originals abgetheilt, erscheinet, wovon 1797 und 1798 die ersten 2 Theile herausgekommen sind (bis jetzt 15 Gesänge), die nicht nur das Gedicht selbst mit aller Treue und Lebhaftigkeit wiedergiebt, die man von einem Uebersetzer billiger Weise verlangen kann, sondern auch aus den zahlreichen Commentatoren die zweckmäßigsten Erklärungen beyfügt, und alle Anspielungen und Dunkelheiten erklärt, die aus den Sitten des Zeitalters und der Chevalerie einige Aufklärung bedürfen. Der Verfasser gieng nicht unvorbereitet zu diesem schweren Unternehmen. Er übte seine Kräfte vorher durch eine Uebersetzung der contes et fabliaux die unter dem Titel: Erzählungen aus dem 12. und 13. Jahrhunderte mit historischen und kritischen Anmerkungen, Hake, Ruff, 5 Theile, herausgekommen sind.

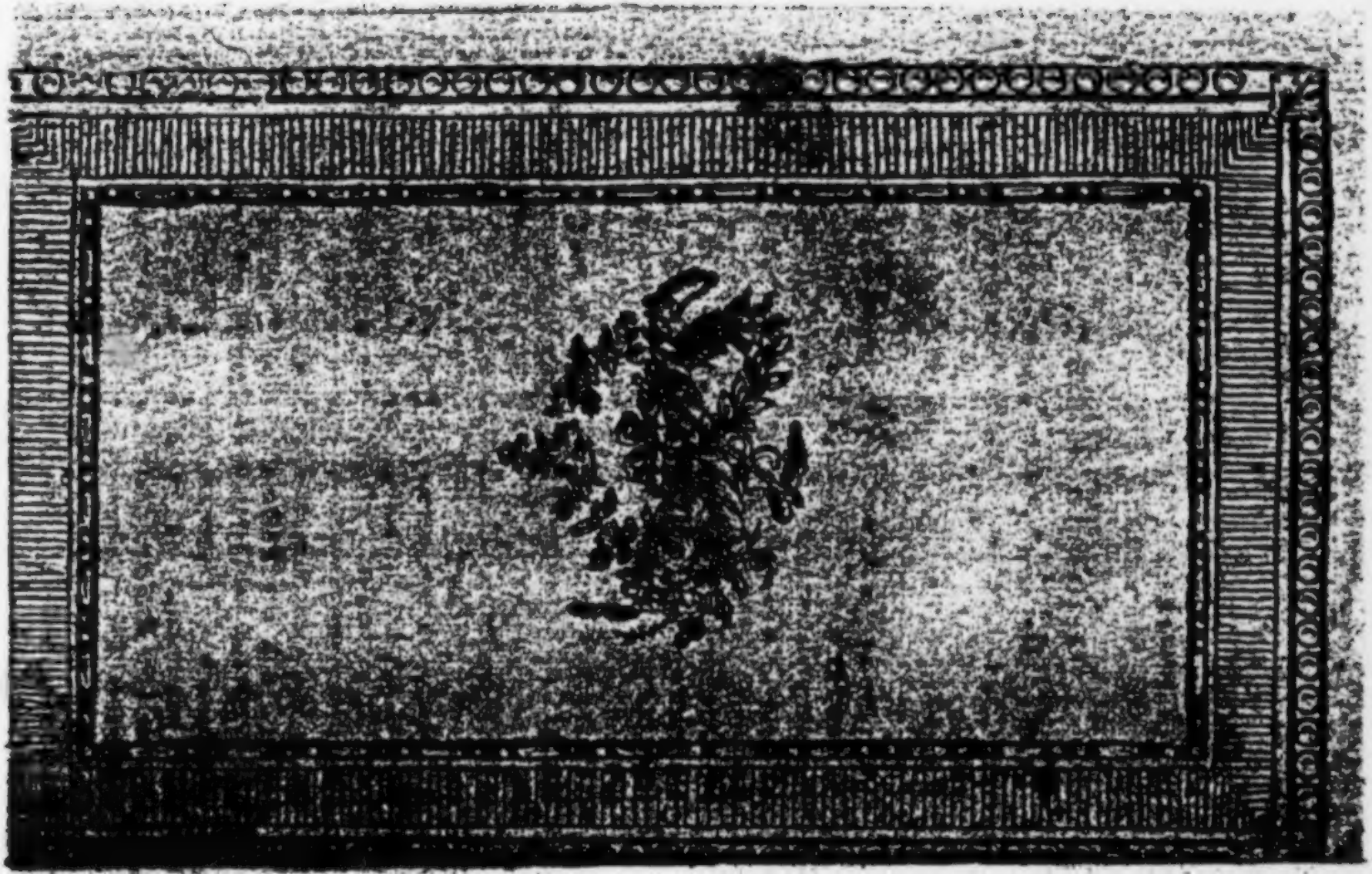

Der neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1798.

I.

Geſpräche, unter vier Augen.

Zweytes Geſpräch, über den neufränkiſchen Staatseid „Haß dem Königthum!“.

Wilibald. Heribert.

Wilibald.

Sie haben es alſo wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königthum Haß zu ſchwören?

Heribert. Mußt' ich nicht?

Wil. Was nennen Sie müſſen? Kein freyer Menſch, oder, was nach meinem Begriff das nehmliche ſagt, kein Menſch, muß was er nicht will?

Her. Sie meinen also, ich hätte mich lieber todt schießen oder deportieren lassen sollen? Sie sind sehr gütig.

Wilib. So gestehen Sie mir wenigstens, daß die Freyheit, auf welche die große Nazion sich so viel zu gute thut, von einer sehr sonderbaren Art ist. Wahrlich, ihr andern Neufranken seyd die genügsamsten Leute von der Welt, wenn ihr damit zufrieden seyd, daß man euch doch wenigstens die Wahl läßt, ob ihr lieber einen sinnlosen Eid schwören oder sterben wollt.

Herib. Wir gehorchen dem Gesetz. Was hat ein wahrer Republikaner, das ihm heiliger wäre als Gehorsam gegen das Gesetz? Erinnern Sie Sich der schönen Grabschrift nicht, welche den 300 Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bey Thermopylä für Griechenlands Freyheit aufopferten, gesetzt wurde? „Wandrer, sage den „Spartanern, daß wir hier gestorben sind, „um ihren Gesetzen zu gehorchen."

Wilib. Die Fälle scheinen mir nicht dieselben zu seyn. Leonidas und sein edles Häufchen starb um dem Gesetze zu gehorchen; Sie und ihre Mitbürger gehorchten dem Gesetz um zu leben. Aber der große Unterschied liegt in der Beschaffenheit des Gesetzes selbst. Jenen muthete ihr Vaterland nichts zu, als was, im Nothfall, die Pflicht eines jeden guten Bürgers in jedem Staat ist, — für die Rettung

tung des Staats sein eignes Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen hingegen muthet — nicht Ihr Vaterland — sondern eine unter republikanischen Formen despotisierende Regierung zu, entweder etwas ganz vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten und Pflichten der Menschheit unverträgliches zu thun, oder allein zu entsagen, was den Werth des Lebens ausmacht.

Herib. Alle Dinge können von mehrern Seiten angesehen werden, und da es nicht immer von uns abhängt, wo wir stehen wollen, sondern meistens die Nothwendigkeit, — eine Gesetzgeberin, der die Götter selbst unterthan sind, — uns unsern Posten anweist, so kann uns nicht übel genommen werden, wenn wir jeden Gegenstand so ins Auge fassen, wie er sich aus dem Punkte, wo wir stehen, darstellt. Einem ächten Republikaner erscheint das Königthum in einer hassenswürdigen Gestalt. Belieben Sie wohl zu merken, daß ich das Königthum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen liebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich itzt einen nennen, den ich mir vor allen zum Herrn wählen würde, wenn ich einen wählen müßte. Aber das Königthum ist an sich selbst, und also immer, unter jeder Ansicht hassenswürdig, und der beste aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den daß er — König ist.

Wilib. Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegengesetzten Meinung. Ich gestehe Ihnen ein, daß weise und gute Könige von jeher wenigstens eben so selten gewesen sind, als weise und gute Archonten, Konsuln, Direktoren, Bürgermeister, Schultheissen, u. s. w. Ich gebe Ihnen zu, daß man ohne Mühe zehn hassenswürdige Könige in der Geschichte finden wird, gegen einen, der sichs wirklich Ernst seyn ließ, die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu verdienen; aber was an dem Königthum, an sich selbst, hassenswürdiges seyn sollte, kann ich nicht sehen.

Herib. Wie doch Vorurtheile, die man von Kindesbeinen an eingesogen hat, auch einen verständigen Mann verblenden können!

Wilib. Vorurtheile? Ich bin mir, über den Gegenstand, wovon wir sprechen, nicht nur keines Vorurtheils bewußt, sondern im Gegentheil, ich bin mir sehr deutlich bewußt, daß meine Urtheile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

Herib. Was verstehen Sie unter Königthum?

Wilib. Das ist es eben, was ich Sie fragen wollte? Denn es dünkt mich nicht, daß wir einerley Begriffe mit diesem Worte verbinden. Ich wollte wetten, sobald Sie das Wort Königthum hören oder aussprechen, stellt sich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verschwenderischen Hofes dar,

und in deſſen Mitte irgend ein ſtolzer, ehrgeiziger, willkührlich herrſchender Sultan, vor welchem Alles kriechen muß, oder ein ſchwacher, träger, wollüſtiger Schach, den Niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und beſternten Sklaven umringt, die im Grunde ſeine Herren ſind, und den ohnmächtigen Abgott mit einem Vulkaniſchen Gewebe, einem ihm ſelbſt unſichtbaren, unzerreißbaren Faden, dergeſtalt umwunden haben, daß er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles böſe, ſchändliche, haſſenswürdige, wovon Sie jemahls als von Attributen oder unmittelbaren Folgen einer deſpotiſchen, tyranniſchen und unklugen Regierung gehört und geleſen haben, unzulängliche, zum Theil barbariſche Geſetze, das ſchreiendſte Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienſt hintangeſetzt, die Tugend verachtet, das Laſter belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verſchwendet, verpraßt, unwürdigen Günſtlingen und unerſättlichen Buhlerinnen preisgegeben; eine ſtolze, übermüthige, raubgierige Kaſte, deren grenzenloſe Ueppigkeit des Elends eines zu Boden getretnen Volkes ſpottet; eine Kaſte, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichthümer des Landes, alle Früchte des Fleißes ſeiner arbeitenden Einwohner an ſich zu ziehen, und mit dieſen letztern ſo zu theilen, daß ſie ſelbſt jeden Genuß für ſich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen,

gen, zum Eigenthum überlaſſen hat — kurz, alle Mißbräuche und Greuel, die ſich in einer verdorbenen monarchiſchen Regierung nur immer denken laſſen, alle Laſter und Uebelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieblinge, und der übrigen, welche, näher oder entfernter vom Thron, an der Ausübung der höchſten Gewalt Antheil haben; mit der ganzen Litaney von Uebeln, die aus einer langen Reihe heilloſer Regierungen hervorgehen, und mit deren Aufzählung ich in einem ganzen Tage nicht fertig werden würde, — das alles ſtellt ſich Ihnen mit dem Worte Königthum auf einmahl in einem verworrenen, hellönenden, gigantiſchen Bilde vor die Seele; und Sie haben ſich dermaßen angewöhnt, dieſes Wort mit dieſem Bilde zu verknüpfen, daß es Ihnen unmöglich fällt, ſelbſt, wenn Sie Sichs vorſetzten, den reinen Begriff deſſen, was das Königthum an ſich ſelbſt und vermöge ſeines Weſens iſt, feſt zu halten. Hab' ichs getroffen, Freund? Oder können Sie ſagen, daß es anders iſt?

Herib. Ich läugne nichts; es iſt ungefähr wie Sie ſagen. Auch iſt das Königthum, dem ich meinen Haß geſchworen habe, und zu ſchwören verpflichtet wurde, kein anderes als eben dieſes Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein ſo gräſſliches Bild entworfen haben. Und können Sie läugnen, daß es gerade dieſes Bild iſt, was im Gemüth eines unbefangenen Leſers zurückbleibt, der die beynahe übermenſchliche Geduld gehabt hat, ich

will nicht ſagen, das ganze Korpus der Geſchichte vom Herodotus an, ſondern nur die Geſchichte der Europäiſchen Königreiche und ihrer Selbſtherrſcher, von den vier letzten Jahrhunderten her, mit einiger Aufmerkſamkeit zu durchleſen?

Wilib. Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen läugnen wollte; denn ich müßte Ihnen meine Gründe angeben, und, da ſich immer wieder vieles dagegen einwenden ließe, ſo würden wir uns unvermerkt in einen Proceß ohne Ende verwickelt ſehen. Ich will Ihnen alſo lieber für diesmahl und der Wahrheit übrigens unpräjudicierlich, eingeſtehen, die Geſchichte der Könige gebe, im Durchſchnitt genommen, kein beſſeres Reſultat; aber was beweiſet das gegen das Königthum an ſich ſelbſt? Oder, wie können Sie einen Vorwurf gegen daſſelbe ſo ausſchließlich geltend machen, der alle menſchliche Einrichtungen und Anordnungen gleich ſtark trift? Nach ihrer Art zu räſonieren müßten Sie, z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unverſöhnlichen Haß ſchwören; denn wer weiß nicht, daß von allen den Uebeln, die von jeher das Unglück der Menſchen in den policierten Staaten gemacht haben, keines iſt, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlaſſung, oder die Mittel, oder der Zweck geweſen wären? Aus dem nehmlichen Grunde müßten Sie auch, mit dem Paradoxe liebenden Sofiſten Mercier, den bildenden Künſten Haß ſchwören; denn es iſt nicht zu läugnen,

Urſach hinzu, ſo ſeltſam ſie auch in anti-platoniſchen Ohren klingen mag) den erſten Plaz in ſeinem Herzen eingenommen, und er hatte, ſeitdem ſie von ihm entfernt war, kein Frauenzimmer geſehen, die nicht durch die bloſſe Erinnerung an Pſyche alle Macht über ſein Herz und ſelbſt über ſeine Sinnen verlohren hätte; deren Bewegungen, wie man weiß, ſonſt nicht immer mit den erſtern ſo parallel lauffen, als gewiſſe Romanenſchreiber vorauszuſezen ſcheinen. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo war dieſes nicht die Würkung derjenigen heroiſchen Treue und Standhaftigkeit in der Liebe, welche in beſagten Romanen zu einer Tugend von der erſten Claſſe gemacht wird; Pſyche erhielt ſich im Beſiz ſeines Herzens, weil ihm die Erinnerungen, die er von ihr hatte, angenehmer waren, als die Empfindungen, die ihm irgend eine andre Schöne einzuflöſſen vermocht, oder weil er bißher keine andre geſehen hatte, die ſo ſehr nach ſeinem Herzen geweſen wäre. Eine Erfahrung von etlichen Jahren beredete ihn, daß es allezeit ſo ſeyn würde, und daher kam vielleicht die Beſtürzung, wovon er befallen wurde, als der erſte Anblik der ſchönen Danae ihm eine Vollkommenheit darſtellte, die ſeiner Einbildung nach allein jenſeits des Mondes anzutreffen ſeyn ſollte. Er müſte nicht Agathon geweſen ſeyn, »wenn dieſe Erſcheinung ſich nicht ſeiner ganzen Seele ſo ſehr bemeiſtert hätte, wie wir geſehen haben. Niemals, däuchte ihn, hatte er in einem ſo hohen Grad und in einer ſo ſeltnen Harmonie alle dieſe feinern Schönheiten, von denen gemeine Seelen

nicht

daß dieſe von jeher als ſehr wirkſame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Prieſterſchaft und der Ueppigkeit, dem menſchlichen Geſchlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber, wozu hätte ich nöthig, Sie ſo weit aus unſerm Wege zu führen? Wollen Sie Sich überzeugen, daß Sie, aus ebendenſelben Gründen und nach eben derſelben Art zu ſchließen, der Demokratie ſelbſt den herzlichſten Haß zuzuſchwören ſchuldig ſind?

Herib. Das würde ſchwer halten!

Wilib. Nicht halb ſo ſchwer als Sie itzt glauben mögen. Da Sie ſo gütig geweſen ſind, mich ſo eben vom Leſen des ganzen ungeheuern Korpus der Geſchichte des Königthums zu diſpenſieren, ſo wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumuthen wollte, die Geſchichten aller Alten und Neuern Republiken zu durchleſen, um ſich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu verſichern. Ich verlange nichts als eine Lektür, womit Sie in einem paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Leſen Sie nur mit Aufmerkſamkeit und Geduld die Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges von Thucydides (etwa in der Ueberſetzung von Ihrem Mitbürger *Levesque*), und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende gekommen ſind, die Demokratie nicht wenigſtens eben ſo haſſenswürdig finden als das Königthum, und im Verfolg dieſer kaum ein und zwanzig Jahre umfaſſenden Geſchichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines

Helden

Helden Buonaparte eine gar jämmerliche Figur macht; wenn Sie, sage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksversammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmahl für einmahl — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünschen: so will ich — doch Nein! — Da müßten Sie von einer so monströsen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokratie besessen seyn, daß es nicht billig wäre, wenn ich unschuldiger dafür büßen sollte.

Herib. Ich verspreche Ihnen, den Levekischen Thucydides zu lesen, und, was noch mehr ist, ich bekenne, schon bevor ich ihn gelesen habe, daß ich von der Liebenswürdigkeit und den derben populären Reizen der Demokratie nicht so mächtig bezaubert bin, daß ich eines so stark wirkenden Gegenmittels schlechterdings benöthigt wäre.

Wilib. Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Direktorium läßt es in der That daran nicht fehlen.

Herib. Gleichwohl, wenn ich auch — wie wir Menschen sind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politischen Venus Volgivaga nun einmal geschworen habe, zu verspüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königthum, oder (weil Sie es so wollen) auf das häßliche Zerrbild desselben, das sich ein für allemahl in meiner Einbildungskraft festgesetzt hat, zu werfen, um das sinkende Flämmchen durch den

Haß des lettern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

Wilib. (lächelnd) Billig sollt' ich Sie, zur Strafe, in Ihrem verstockten Sinne dahin gehen lassen. Aber, da wir doch bereits so alte Freunde sind, kann ich Sie unmöglich in einer so ungerechten Leidenschaft befangen sehen, ohne zu versuchen, ob ich Sie nur wenigstens so weit bringen könne, das Königthum und die Republik mit einerley Wage und Gewicht zu wägen, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß Ihre Vorliebe für die letztere sich unvermerkt in die Sachen mischen, und das Uebergewicht derselben, dadurch, daß sie sich selbst ganz leise auf ihre Schale legt, entscheiden wird.

Herib. Sie sollen mich so billig finden, als man von einem Amoroso nur immer verlangen kann.

Wilib. Um also ehrlich und aufrichtig, wie Leute, die sonst nichts bey der Sache gewinnen wollen als Wahrheit, zu Werke zu gehen, so lassen Sie uns auf eine Weile vergessen, was Königthum und Demokratie, gewöhnlich, von Jeher in der wirklichen Welt (oder, wie man in der Schule spricht, in concreto) gewesen sind; lassen Sie uns von beyden alles Zufällige absondern, um — nicht etwa ein schönes Ideal und Hirngespenst von einem Utopischen Königreich oder einer schlaraffenländischen Demokratie, an die Wolken

ken hinzumahlen, — sondern nur bloß den Begriff, was das Königthum ist um Königthum, und Demokratie um Demokratie zu seyn, fest zu halten. Lassen Sie uns dann beyde gegen einander stellen, und sehen, worin sie einander gleich und worin sie verschieden sind, und — es wird sich zeigen, was herauskommt; denn ich will nichts vorhersehen. — Sagen Sie mir also, wenn wir beyde Begriffe von allen zufälligen Accessorien entkleiden, was bleibt uns bey dem Worte Königthum zu denken übrig, als ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen, und bey dem Worte Demokratie, ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen des ganzen Volkes ist?

Herib. Gut — Und was wollen wir nun mit diesen bis auf die Külchen abgeschälten Begriffen machen? — —

Wilib. Eine kleine Geduld! Sie sehen, daß ich, ehe wir weiter gehen können, verschiedene Postulate voraussetzen muß, über welche wir beyde vermuthlich einig sind.

Herib. Wie meinen Sie das?

Wilib. Z. B. was ein Staat und was die höchste Gewalt im Staat ist?

Herib. Setzen Sie immer getrost voraus, daß wir von diesen und andern ersten Elementen der Staatswissenschaft einerley Begriffe haben.

Wilib.

Wilib. Ferner: was der letzte Zweck einer ſolchen Vereinigung freyer und vernunftfähiger Weſen iſt? daß dieſer Zweck ohne Geſetze, denen Alle gehorchen, nicht erreicht werden kann? und daß die höchſte Gewalt im Staate, in Rückſicht auf ihn ſelbſt, bloß dazu da iſt, dieſen Geſetzen Gehorſam zu verſchaffen?

Herib. Immer weiter!

Wilib. Hauptſächlich aber wollen wir nicht vergeſſen, daß der Einzige, der in der Monarchie die höchſte Gewalt in Händen hat, ein Menſch iſt, der dieſe Gewalt durch Menſchen über Menſchen ausübt; und daß das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menſchen beſteht, die dieſe Gewalt über ſich ſelbſt ausüben.

Herib. (lachend.) Verſteht ſich! — Sie holen weit aus.

Wilib. Freilich verſteht ſichs; nur daß es in praxi alle Augenblicke vergeſſen wird, und daß dieſes Vergeſſen ſehr ſchlimme Folgen hat. Endlich muß ich mir noch ausbitten, als etwas Erwieſenes vorausſetzen zu dürfen, daß die Natur es beym Menſchen darauf angelegt habe, ein freyes und vernünftiges Weſen aus ihm zu machen.

Herib. Es giebt, wie Sie wiſſen, Leute, die Ihnen dies ſo leicht nicht eingeſtehen würden: aber von einem Republikaner haben Sie am allerwenigſten

ſten zu befürchten, daß er ſie über dieſen Punkt ſchikanieren werde.

Wilib. Nach allen dieſen Vorausſetzungen laſſen Sie uns der Sache näher rücken. Wir ſind ohne Mühe einig darüber worden, daß das Königthum in der höchſten Gewalt eines Einzigen über ein ganzes Volk beſtehe. Aber wie kommt dieſer Einzige zu einer ſolchen Gewalt über ſo viele? Derer, über welche er ſie ausübt, ſind vielleicht viele Millionen, und er iſt nur Einer! Ja, wenn er ein Weſen von höherer Natur, etwa Voltärs Mikromegas, oder einer von den Genien der Lampe (in Tauſend und einer Nacht), oder Beſitzer von Salomons Siegelring wäre! Aber er iſt an Seele und Leib nichts als ein Menſch, wie ſie auch: alſo, noch Einmal, wie kommt der Einzige zu einer ſo großen Gewalt über ſo viele?

Herib. Ich ſehe wohl, daß es mir wenig helfen würde, wenn ich ſagte: es gebe ein Mittel, wodurch ein einzelner Menſch allerdings Millionen zwingen kann zu thun was er will.

Wilib. Sie meynen doch nicht etwa Zaubermittel?

Herib. Wenn er nur erſt, auf einem ganz natürlichen Wege, Mittel gefunden hat, ſich eine hinlängliche Anzahl derber, wohlbewaffneter und zu allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuſchaffen, die ihm blindlings gehorchen —

Wilib.

Wilib. So wird es ihm freylich nicht ſchwer fallen, friedſame wehrloſe Männer, Weiber und Kinder zu ſeinen Sklaven zu machen. Aber, wie kam er dazu, ſich diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er ſich nun die übrigen unterwirft? Er, der doch mit ſeinen Paar Armen nicht Tauſende und Hundert Tauſende zwingen konnte, ſeinen Willen zu thun?

Herib. Das war es eben was ich vorhin meynte. Ich muß Ihnen alſo ſchon zugeſtehen, was Sie, wie ich merke, zugeſtanden haben wollen, „daß der erſte Monarch die höchſte Gewalt nur durch freywillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte.“

Wilib. Der erſte, ſagen Sie? Und warum nicht auch alle ſeine Nachfolger, und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon, bis auf den heutigen Tag? Denn der nehmliche Grund gilt für alle. Es iſt lächerlich, ſich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menſchen, geſchweige über Millionen herrſchen, wenn ſie ſich nicht beherrſchen laſſen wollten.

Herib. Dagegen iſt viel zu ſagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernſt glauben können, es gebe auf der ganzen Erdfläche ein ſo dummes Volk, das ſich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüſtling, einem Blödſinnigen, einem Taugenichts oder Wütherich, von einem Klaudius, Kaligula, Nero, Kommodus, Heliogabalus, u. ſ. w. beherrſchen

schen ließe, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

Wilib. Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und schließen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut, auf das was es nicht kann! Schon der einzelne Mensch hat oft gute Ursachen, lieber ein ziemlich großes Uebel zu ertragen, als sich einem, gewissen, oder auch nur besorglichen, noch größern auszusetzen. Bey ganzen Völkern vereinigen sich unzählige Ursachen, die den Arm der Menge, wie sehr sie auch zum Widerstand gereizt wird, wenigstens sehr lange zurückhalten. So lange sich ein Volk beherrschen läßt, will es beherrscht seyn; so lange es duldet, will es dulden: und daß es sich beherrschen läßt, daß es duldet, ist ein sichres Zeichen, daß sein Zustand wenigstens erträglich ist.

Herib. Vergessen sie nicht, daß ein von langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäuschtes Volk durch Unwissenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menschliche Natur entehrenden Thierheit herabgewürdigt werden kann.

Wilib. Das ist einer von den Gemeinplätzen, worauf sich eure Redner und Sofisten seit einem Paar Jahrzehenden weidlich herumgetummelt haben. Aber wer die untern Volksklassen genauer kennt, weiß wie sehr auch dieser Punkt übertrieben wird.

Wen-

Menſchen können nie aufhören Menſchen zu ſeyn; und je länger die groſſe Springfeder der Menſchheit, die **Vernunft**, bey einem Volke gedruckt worden iſt, deſto ſtärker iſt die Gewalt, womit ſie, ſobald ſie nur ein wenig Luft bekommt, in ihren natürlich freyen Stand zurückſchnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freylich ihren **Nero** einige Jahre. Aber wie lange zitterten nicht euere auf ihre vorgebliche Freyheit und Gleichheit ſo übermüthig trotzenden Republikaner vor dem Bürger **Robespierre**, in Vergleichung deſſen Nero nur ein ausgelaſſener Knabe war? Auf **dieſem Wege** gewinnen Sie nichts gegen das Königthum, lieber Heribert! Laſſen Sie uns auf den unſrigen zurückkommen. Die Rede iſt itzt nicht vom **Mißbrauch**, ſondern von der **Quelle** der höchſten Gewalt; und ich denke, wir ſind nun darüber einverſtanden, daß es vermöge der Natur der Sache keine andere ſeyn kann, als überlegte **freywillige Unterwerfung**. Laſſen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen. Wir haben vorher als ein Poſtulat, das wir beyde für erwieſen und unumſtößlich wahr annehmen, vorausgeſetzt: daß die höchſte Gewalt im Staat, wenn wir dieſen bloß für ſich und ohne Rückſicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da ſey, den Geſetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorſam ſchuldig ſind, dieſen Gehorſam wirklich zu verſchaffen. Ich will damit nicht ſagen, daß ein guter Regent nicht noch mehr thun könne, und aus moraliſchen ſowohl als aus ſtaatsklugen Beweggrün-

den,

den, sogar verbunden sey noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieses mehr hängt zu sehr von zufälligen Bedingungen und vornehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebnen Umständen zu thun möglich ist, ab, als daß es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfarth des Staats, als der letzte politische Zweck desselben, ist auch der Zweck der Gesetze, die, als nothwendige Mittel zu Erreichung desselben betrachtet, jedem Bürger seine Rechte garantieren und seine Pflichten vorzeichnen. Da die Gesetze, wovon hier die Rede ist, unmittelbar in der Natur des Menschen, und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, also nicht von irgend eines Menschen Willkühr, Laune oder Privatinteresse abhängig, sondern so ewig und nothwendig sind als die allgemeine Vernunft, die höchste Gesetzgeberin aller freyen Wesen: so war, ist und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königthum ganz unschuldig ist, wenn jemahls Jemand gesagt hat oder künftig sagen wird, daß der Wille des Regenten die Quelle des Gesetzes sey. Richtig hingegen kann gesagt werden, der Monarch, in so fern er Handhaber und Vollstrecker des Gesetzes ist, wolle nichts, als was das Gesetz will; und in so fern seine Verordnungen, die Vollziehung desselben, und überhaupt die Erhaltung der Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfarth, nicht zum Vorwand, sondern zum wirklichen Endzweck haben, aber auch nur unter dieser Bedingung,

nicht geührt zu werden fähig sind, vereiniget gesehen. Ihre Gestalt, ihre Blike, ihr Lächeln, ihre Gebehrden, ihr Gang, alles hatte diese Vollkommenheit, welche die Dichter den Göttinnen zuzuschreiben pflegen. Was Wunder also, daß er in den ersten Stunden nichts als anschauen und bewundern konnte, und daß seine entzükte Seele noch keine Zeit hatte auf dasjenige acht zu geben, was in ihr vorgieng. In der That waren alle ihre übrigen Kräfte so gebunden, daß er wieder seine Gewohnheit in dieser ganzen Zeit sich seiner Psyche eben so wenig erinnerte, als ob sie nie gewesen wäre. Allein als die junge Tänzerin zum Vorschein kam, welche die Person der Daphne spielte, so stellte einige Aehnlichkeit, die sie würklich in der Gesichtsbildung und Figur mit Psyche hatte, ihm auf einmal, wiewohl ohne daß er sich dessen deutlich bewußt war, das Bild seiner abwesenden Geliebten vor die Augen; seine Einbildungskraft sezte durch eine gewöhnliche mechanische Würkung Psyche an die Stelle dieser Daphne, und wenn er so vieles an der Tänzerin auszusezen fand, so war es im Grunde nur darum, weil die Vergleichung den Betrug des ersten Anbliks entdekte, oder weil sie nicht Psyche war. So gewöhnlich dergleichen Spiele der Einbildung sind, so selten ist es, daß man den Einfluß deutlich unterscheidet, den sie auf unsre Urtheile oder Neigungen zu haben pflegen. Agathon selbst, der sich von seiner ersten Jugend an eine Beschäftigung daraus gemacht hatte, den geheimen Triebfedern seiner innerlichen Bewegungen nachzuspüren, merkte dennoch nicht

haben ſie ſelbſt die Kraft des Geſetzes. Der unbeſchränkteſte Monarch kann, vermöge der Natur der Sache, in keinem andern Sinne Geſetzgeber ſeyn, und kein weiſer und guter Fürſt wird es je in einem andern Sinne ſeyn wollen. — Eben ſo wenig kann oder wird er ſich anmaßen, die Oberſtrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein beſonderer Vertrag zwiſchen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Theil der höchſten Staatsgewalt überlaſſen iſt, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit, oder zu andern willkührlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger, zu mißbrauchen; denn auch dieſe Gewalt kommt ihm nur zu, in ſo fern er der höchſte Handhaber und Gewährsmann der Geſetze iſt, und ſie kann ſich — wenn man allenthalben den beſcheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Geſetzes in beſondern Fällen zu mildern, ausnimmt — nicht weiter erſtrecken als auf die Oberaufſicht über diejenigen, denen er die Gerechtigkeits-Pflege an ſeiner Statt anvertraut hat. Endlich iſt auch der Monarch, in ſo fern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Attribut der höchſten Gewalt zuſteht, keineswegs der Eigenthümer, ſondern nur der oberſte Haushalter des Staatsvermögens. Jede Verſchwendung, jede überflüſſige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabſäumt werden müſſen, jede bloß willkührliche Dispoſizion über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menſchen ſich einen

Theil

Theil ihrer Nothdurft entziehen müſſen, iſt ein Mißbrauch ſeiner Gewalt, die kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit ſeiner Pflichten kennt, ſich ſelbſt erlauben wird. Alles dieß, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaßten Begriff des Königthums; und nun bitte ich Sie, was iſt in dem allen, was einen vernünftigen Menſchen berechtigen könnte, dem Königthum Haß zu ſchwören? Iſt es der Nahme? Unter jedem andern Nahmen bleibt die Sache eben dieſelbe. Iſt es die Sache? Auch dieſe iſt und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft eben dieſelbe, und es verändert nichts im Weſen der höchſten geſetzmäßigen Staatsgewalt, ob ſie in Einer Perſon koncentriert, oder unter viele vertheilt wird. Wo wäre denn alſo das Haſſenswürdige?

Herth. Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weiſe, wie die meiſten Könige von jeher ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königthum zu argumentieren —

Wilib. Verzeihung, daß ich Ihnen in die Rede falle! Aber Sie ſollten nicht ſchon wieder vergeſſen haben, daß ich es Ihnen bloß darum nicht erlauben kann, weil Sie mir ſonſt erlauben müßten, aus eben demſelben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentieren: wobey am Ende nichts heraus käme, als daß wir uns genöthigt fänden, aller bürgerlichen Geſellſchaft und Regierung zu entſagen, und, nach Hans Jakob

Rouſſeaus Vorſchlag, in die Wälder zu unſern vierfüßigen Verwandten zurückzukehren.

Herib. So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmahls zu verſichern, daß das Königthum, dem ich Haß geſchworen habe, von dem, deſſen Attribute Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realiſiert ſehe, abgeleitet haben, mächtig verſchieden iſt. Denn es iſt kein anderes, als das Königthum Ludwigs des 13ten, 14ten, 15ten und 16ten und aller, die dieſen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingeſtehen, daß an dieſem Königthum mehr zu haſſen als zu lieben iſt.

Wilib. Was den Einwurf betrifft, daß Sie meinen Begriff vom Königthum nirgends realiſiert ſehen, ſo hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel geſunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der anſehnlichſten Europäiſchen Reiche auf eine Art realiſiert ſehen, die auch die hartnäckigſten Gegner der Monarchie mit derſelben ausſöhnen, und vielleicht den Neid der großen Nazion ſelbſt erregen wird, die, auf eine ſo beyſpielloſe Art, erſt durch rhetoriſche und ſofiſtiſche Gaukelkünſte, dann durch Sanskülotism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füſſilladen ungefähr auf eben die Art republikaniſiert worden iſt, wie Molierens Sganarel zum Arzt wider ſeinen Willen kreirt wird. — Doch, verzeihen Sie mir dieſe kleine, von Ihnen ſelbſt veranlaßte,

Ab-

Abſchweifung. Ich wollte ſagen, wenn ich auch Ihnen, aus alter Freundſchaft, den mentalen Vorbehalt, „daß Ihr beſchworner Haß nur den „Mißbrauch der königlichen Gewalt und der ehs„mahligen franzöſiſchen *Royauté*, wie ſie unges„fähr ſeit des dreyzehnten Ludewigs Zeiten war, „gelte,“ wenn ich Ihnen auch dieſen Vorbehalt, als das einzige Mittel aus der Verlegenheit zu kommen, paſſieren laſſe: ſo bleibt es doch immer von der dermahligen Franzöſiſchen Regierung ſehr unverſtändig, ungerecht, unpolitiſch und unnütz, einen ſolchen Eidſchwur in einer unbeſtimmten Formel, die dem Königthum überhaupt und an ſich ſelbſt gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen iſt, zur unumgänglichen Bedingung des franzöſiſchen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amt, zu machen. Dem Königthum an und für ſich Haß zu ſchwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Geſellſchaft, der Religion, den Wiſſenſchaften und Künſten, der Schiffarth und dem Seehandel und zehen Tauſend andern Dingen, deren Mißbrauch und Verderbniß der Menſchheit großen Schaden thut, Haß zu ſchwören. Ob es klug ſey, zu einer Zeit, da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt, oder im Begriff iſt Frieden zu machen, ihnen einen ſo inſultanten Beweis von Verachtung und böſem Willen zu geben, laß' ich Sie Selbſt urtheilen. Und zu welchem Ende beſtehen Ihre Fünfmänner ſo eiſenfeſt auf einem ſo unklugen, ſo ungereimten, ſo nonſenſikaliſchen

Eide? Was soll er beweisen? Was für Sicherheit giebt er den regierenden Demagogen, daß der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundsätze und ihrer Regierung sey? Um wie viel ist er kräftiger, als wenn ein Wucherer bey seiner Ehre, oder ein Jude bey Jesus, Marie und Josef schwört? Gegen Einen, der sich ein Bedenken macht, giebt es zehen Tausend, die den Eid ablegen, ohne das geringste dabey zu denken, oder mit der Ausflucht des Euripidischen Hippolytus: „mein Mund hat nur geschworen, nicht mein Herz" ihr Gewissen hinlänglich gesichert zu haben glauben. Die Franzosen sind, seit der Revoluzion, so oft in den Fall gesetzt worden falsche Staatseide zu schwören, haben so oft, was sie vor kurzem bey hoher Strafe schwören mußten, wieder bey noch höherer Strafe abschwören müssen, daß es kein Wunder wäre, wenn sie die Maxime des Spartanischen Generals Lysander: „Männer spielen mit Eiden, wie Knaben mit Würfelknochen" längst zur ihrigen gemacht hätten. Ich sage nichts von der tyrannischen Absurdität, freyen Menschen durch ein Zwanggesetz zuzumuthen, daß sie auf eine Meinung schwören sollen, die entweder itzt nicht die ihrige ist, oder es vielleicht morgen nicht mehr seyn wird. Ein ehrlicher Mann kann, indem er der Nothwendigkeit nachgiebt, der Republik Treue und Gehorsam schwören, ob er gleich, wenn es von ihm abhinge, beydes lieber einem Könige zuschwören möchte; seine Meinungen von Republik und Königthum hängen nicht von seiner

ner Willkühr ab; er kann nicht schwören, daß er glaube, was er nicht glaubt: aber er kann beschwören, daß er sich der itzt bestehenden Regierung unterwerfen, und nichts gegen sie unternehmen wolle; und mehr kann man mit Recht nicht von ihm fordern. Wozu also, ich frage Sie nochmahls, der gehässige Eid, das Königthum zu hassen?

Heribert. Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverhohlen sagen? Unsre Bürgerdirektoren sind von dem allen, was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstößig ist, sagen läßt, so völlig überzeugt, als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revoluzion herab, sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig, oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sey, kümmert sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermahlige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das Einzige, das ihnen Noth ist, für das sie Alles thun, Alles wagen, Alles aufopfern. Diese haine à la royauté, die wir schwören müssen, ist eine albèrne und dem Anschein nach ganz zwecklose unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als Abracadabra,

Plektron, Aski, Kataski, und andere dergleichen Zauberwörter. Aber hat nicht unsere ganze Revoluzion ihren Erfolg solchen Wörtern, wobey sich niemand was bestimmtes dachte, zu danken? Das erste, was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Ding, das er sehen soll und nicht sieht, einen Nahmen schöpfe, und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen weiß machen, er liebe oder hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederholt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so seyn, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten; und das sonderbarste ist, daß das Abrakadabra zuletzt seine Wirkung thut, und der Mensch wirklich in ganzem Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm anfangs völlig gleichgültig war. Glauben Sie mir, das ist der Schlüssel zu diesem Räthsel. Unsre Gewalthaber merkten, daß der Haß gegen die vormahlige Königliche Regierung in den Herzen des französischen Volkes erkaltet war, und daß, im Gegentheil, eine geheime Sehnsucht nach der alten Ordnung der Dinge sich wieder in eben dem Maße äusserte, wie die guten Leute gewahr wurden, daß diese Freyheit und Gleichheit, womit die Herren bisher so große Wunder gethan hatten, nur leere Gespen-

ster

ſter waren, die man ihnen in einem magiſchen Rauch hatte erſcheinen laſſen. Es war alſo hohe Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taſchenſpieler-Formel zu erfinden, womit man den Folgen der Lauigkeit, die ſeit einiger Zeit unter unſerm Volke über Hand nimmt, entgegen wirken könnte. Man läßt uns alſo bey jeder Gelegenheit, einzeln und in Maſſe, dem armen Königthum Haß ſchwören. Das Volk ſchwört, und fühlt entweder gar nichts dabey, oder weiß doch ſelbſt nicht recht was: aber der Schwur wird ſo oft erneuert, wir hören ihn ſo oft, und beynahe täglich, von andern ſchwören, unſer Ohr und unſere Lippen werden ſeiner ſo gewohnt, daß es uns zuletzt ſeyn wird, als fühlten wir wirklich etwas widerliches und ſchauderhaftes bey dieſem Wort, — und das Mittel hilft doch wenigſtens eine Zeitlang, was es helfen kann.

Wilib. Ihre Erklärung läßt ſich hören; wiewohl ich ſehr zweifle, daß Ihre politiſchen Zauberer, wenn ſie ſo etwas abzwecken, eine ſonderliche Wirkung davon verſpüren werden. Wenigſtens wird es nicht auf lange helfen; und bey einem Volke, wie das Ihrige, das ſo leicht von Einem Aeuſſerſten zum andern überſpringt, könnte ſich der erkünſtelte und erzwungene Haß des Königthums am Ende wohl gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern, und allen, die ihre Knie vor dieſem Baal gebeugt haben, eben ſo gefährlich werden könnte, als es der 14te Auguſt dem Königthum war.

Herib. Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abſcheu vor neuen Revoluzionen bewahren, der itzt, wenn mich nicht alle Anſcheinungen täuſchen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausſchweifungen in den Gemüthern unſers Volkes getreten iſt. *)

Wilib. Hoffen Sie nicht zu ſanguiniſch, mein Freund! Die vielgeſtaltigen und niemahls ruhenden Fakzionsgeiſter arbeiten dem guten Dämon der Nazion zu eifrig entgegen, als daß Sie auf das Bedürfniß der Ruhe, wie ſtark es auch von dem Volke

*) Daß dieſes die dermahlige Stimmung der größeren Majorität des franzöſiſchen Volkes, und höchſt wahrſcheinlich das einzige ſey, wodurch es verhindert wird, das quinquemviraliſche Joch abzuwerfen, wird, unter andern, auch durch die neulich in Zürich bey Heinrich Geßner herausgekommenen vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris im J. 1797. beſtätiget. Dieſe Briefe ſind von einem Manne von hellem Kopf, der einen kalten ruhigen Beobachtungsgeiſt mit vieler Einſicht, Menſchenkunde, und allen zu einem guten Beobachter auf einem ſolchen Schauplatze erfoderlichen Sprach- und Sachkenntniſſen verbindet, geſchrieben, und verdienen von einem Jeden geleſen zu werden, der ſich von dem dermahligen Zuſtande der Sachen in Frankreich einen Begriff, auf welchen ſich ein vernünftiges Urtheil gründen läſſet, verſchaffen will.

Wolke gefühlt wird, ſo ſicher rechnen dürfen. Aber ich müßte Ihnen einen Rath, und, ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt das einzige Mittel, Ihr Gemeinweſen, mitten unter ſeinen Siegen, Triumfen und Eroberungen, vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

Herib. Wie Sie ſprechen! Sie könnten einem, der leichter als ich zu ſchrecken wäre, angſt und bange machen. Aber — weil doch auch der Rath eines Feindes nicht immer zu verachten iſt, — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

Wilib. Es iſt — entſetzen Sie Sich nicht gar zu ſehr! — es iſt — weil ſie doch keinen König mehr wollen, und in der That auch, ſo lang' es noch Bourbons giebt, keinen haben können — ihre Konſtituzion vom Jahr 1795, die nach dem ungeheuren Riß, den ſie am 18ten Fruktidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je bälder je lieber ſelbſt ins Feuer zu werfen, und — einen Diktator zu erwählen.

Herib. Einen Diktator?

Wilib. Oder Lord Protektor, oder Protarchon, oder wie ihr ihn ſonſt nennen wollt. Der Nahme thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann iſt, dem ihr die unumſchränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einen ad hunc actum ernannten Diktatoren beylegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt.

über, was bey dieſem Anlaß in ſeiner Phantaſie vorgieng, bis der Nahme Pſyche, dieſer Nahme, deſſen bloſſer Ton ſonſt Muſik in ſeinen Ohren geweſen war, ihn erſchütterte, und in eine Verwirrung von Empfindungen ſezte, die er ſelbſt zu beſchreiben Mühe gehabt hat; wenn wir anders hievon nach der beſondern Dunkelheit, die in unſrer Urkunde über dieſe Stelle liegt, urtheilen dürfen. Was auch die Urſache dieſer Beſtürzung geweſen ſeyn mag, ſo iſt gewiß, daß er weit davon entfernt war nur zu argwohnen, der Genius ſeiner erſten Liebe ſtuze vielleicht darüber, eine Neben-Nebenbuhlerin in einem Herzen zu finden, welches er von Pſyche allein ausgefüllt zu ſehen gewohnt war. Sein Selbſtbetrug, wofern es anders einer war, ſcheint deſto mehr Entſchuldigung zu verdienen, weil dieſer geliebte Nahme würklich ein wenig Augenblike ſeine ganze Zärtlichkeit rege machte. Er bemerkte nun erſt deutlich die Aehnlichkeiten, welche die beyden Pſychen mit einander hatten; er vergliech ſie mit einem Vorurtheile, welches der Abweſenden ſo günſtig war, daß die Gegenwärtige ihr nur zum Schatten dienen mußte; ja wir wiſſen nicht, ob eine ſo lebhafte Erinnerung nicht endlich der ſchönen Danae ſelbſt Abbruch gethan hätte, wenn dieſe, gleich als ob ſie durch eine Art von Divination errathen hätte was in ſeiner Seele vorgieng, auf den glüklichen Einfall gekommen wäre, ſich an den Plaz der kleinen Tänzerin zu ſezen, um die Vorſtellung auszuführen, welche ſich Agathon von einer idealiſchen Daphne gemacht, und deren die Geſchmeidigkeit ihres

Gei-

könnt. Ich räsonniere so. Wenn ihr dem Königthum nicht einen so unauslöschlichen Haß geschworen hättet, und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein liebenswürdiger junger Mann, von großem hohen Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel Klugheit als Muth, von dem festesten Karakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich Selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobey ein andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann seyn, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen giebt, und dessen Genius alle andre in Respekt zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revoluzion euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt ihr einen Diktator suchen, der Alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber, aus vielerley Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie seyn, und wenn er sogar einen ausländischen Nahmen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er alle die Eigenschaften, die ich zu eurem Diktator nöthig finde, und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen

großen

großen Nahmen in der Welt gemacht hätte, und im Besitz der allgemeinen Achtung stünde, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bey der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn, durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Herib. Buonaparte also!

Wilib. Wer anders?

Herib. Und auf wie lange?

Wilib. So lange als er es ausdauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger je besser.

Herib. (mit komischem Ernst) Buonaparte Diktator der großen Nazion! Der Vorschlag hat etwas einleuchtendes. Wir werden ihn in Ueberlegung nehmen.

Wilib. Ich fordre alle eure Köpfe in beyden Senaten heraus, einen bessern zu thun.

Herib. Fast sollt' ich es selbst glauben.

Wilib. Die Sache mag noch einige Schwierigkeiten haben. Aber der Hauptpunkt ist doch, euch recht von den großen Vortheilen zu überzeugen, welche die Alleinherrschaft, zumahl eines solchen Mannes wie mein Diktator, vor einer jungen,

von

von Partheyen und Fakzionen zerriſſenen Demokratie hat, wenn es darauf ankommt, einen zu Grunde gerichteten und bereits in moraliſche Verweſung gehenden Staatskörper von 30 Millionen Gliedern wieder zu beleben und aufblühen zu machen. Ich bin Ihnen ohnehin noch die Vergleichung des Königthums mit der Demokratie ſchuldig, und wenn es Ihnen recht iſt, ſo entledige ich mich dieſer Schuld bey der erſten Gelegenheit.

Herib. Sehr gern. Es kann bey unſrer nächſten Zuſammenkunft geſchehen, wenn Sie Luſt dazu haben, und wir uns wieder unter vier Augen beſprechen können.

W.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

II.

Fragment aus einem Tagebuch.

Das abgebrannte Schloß in Kopenhagen.

Schon den Morgen nach meiner Ankunft in Kopenhagen machte ich eine Entdeckungsreiſe. Um nehmlich das Vergnügen der Ueberraſchung zu genießen, vermied ich es, mir irgend eine vorbereitende Weiſung geben zu laſſen, und begann meine Walls-

Wallfahrt, ohne einen andern Führer, als die Karte der Stadt.

Ich wanderte die unabsehlich lange schnurgerade Königinstraße, fast immer zwischen Palläſten hinab, gelangte so auf den Neumarkt, dessen Schönheit mich überraschte, und dann gleich wieder in enge schmutzige Gäßchen, die sich in beständigen Krümmungen zwischen halb verbrannten Gemäuern, Schutthäufen und bretternen Scheunen hinwanden. Nur hier und dort hatte sich wieder ein schönes Gebäude emporgerichtet, um dem Wanderer die verherrlichte Auferstehung auch der übrigen zu verbürgen. Aengstlich eilte ich fort, und fand mich unvermuthet vor einem mit Schiffen bedeckten Kanal. Jenseit desselben stand eine Menge hölzerner Hütten in bunter Verwirrung. Man sah beym ersten Blicke, nur die Noth habe sie dort für kurze Zeit zusammengedrängt. Hinter ihnen ragte eine ungeheure Ruine, ohne Dach und Fenster, hoch und schreckend hervor. Es war — das Symbol verwitternder Macht — es war, sicher die merkwürdigste und größeste Trümmer des nordischen Europa, das abgebrannte Königsschloß.

Erwarten Sie nicht, daß ich eine Beschreibung seiner vernichteten Herrlichkeit versuche. Ein Paar Data reichen hin. Es hatte einst sechs Reihen hoher Gemächer über einander, umschloß mit seinen noch stehenden Nebengebäuden vier sehr große Höfe, und enthielt alles, was eine Reihe von Jahrhunderten

hin-

hindurch, der Stolz und die Prachtliebe souverainer reicher Könige aufzuhäufen vermochte.

Der Erzbischof Absalon erbaute auf dem ganz von schiffbaren Kanälen umfangenen Platz zuerst 1168 ein Schloß, das Friedrich IV. umbauete und Christian VI. ganz niederriß, um das itzt zerstörte aufzuthürmen. —

Die Hütten, welche die wohlthätige Regierung den Abgebrannten der Stadt hier aufführte, versteckten den Eingang. Endlich fand ich ihn, und ein Bekannter bot sich zu meinem Begleiter an. Er führte mich eine breite Treppe hinauf. „Sie ist von Marmor," sagte er bedeutend; in dem Augenblick standen wir vor einer Thüre von unbehobelten Brettern. Ich klinkte sie auf und befand mich in einem dumpfigten Holzschuppen, wo mir vier oder fünf halbnackte Kinder entgegen staunten. An der Spitze einer Marmortreppe war der Anblick überraschend; doch — ist es nicht dieselbe, auf der Struensee sogar zum Blutgerüste hinaufklimmte? dachte ich, und ging weiter.

Ich kam durch eine lange Reihe hoher Säle; keiner hatte mehr eine andere Decke, als das Blaue des freundlichen Himmels; in allen lagen große Kehrichthaufen; Gras keimte auf dem marmornen Fußboden, und an jeder Wand beynahe hatten sich in Lumpen gehüllte Menschen, wie Schwalben, Nestchen hingeklebt. Manche hatten einen Fensterbogen,

gen, eine Mäuer, zwey Backsteine breit, angesetzt, eine Wand vor, ein schräges Dach mit einem Schornsteine herabgezogen, und das war der Schauplatz des häuslichen Glücks einer ganzen Familie. Wo man einst in den höchsten Genüssen schwelgte, stahlen sich itzt längs den Wänden dünne Rauchwolken unter Kesseln voll Linsenbrühe hervor; wo man einst von einem Vergnügen ermattet, Erholung in den Armen eines neuen suchte, weint itzt vielleicht oft unbefriedigter Hunger.

Ich war auf dem Wege, sehr erbauliche Betrachtungen über die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks zu machen. „Hier waren die Gemächer der unglücklichen Königin Mathilde," sagte mein Führer mit trübem Ernste, und indem brach aus einem jener nids de rat eine Rotte zerlumpter Kinder hervor, und jagte sich mit kreischendem Gelächter zwischen den Trümmern herum. — Die ganze Ansicht veränderte sich mir. Ich sah die liebenswürdige, bedauernswerthe junge Frau, — so schildert sie jetzt das Mitleid der ganzen Nazion, — hier in jener Nacht, die sie in den längst bereiteten Abgrund stürzte, mit der Verzweiflung kämpfen, die Hände ringen, und das hoffnungslose Auge vergeblich zum Himmel um Rettung wenden, die keine Macht der Erde ihr mehr gewähren konnte. Ich sah die Kabale, die Hinterlist, den nagenden Neid, den herzlosen Ehrgeiz,

„die buntgekappten Titel-Harlekine,
„mit niederm Sklavenſinn und hoher Bruſt"

die auch den beſten Hof umſchwärmen, ſich hier ohne Raſt und Schonung foltern und gefoltert werden. — Itzt, — der Keſſel dampft, die Sonne ſcheint, und das Glück der nackten Bewohner iſt vollendet. —

Geſchwind aus der geſpannten Stimmung zu kommen, weiß ich nichts beſſers als Ihnen die Anekdote zu erzählen, die mich ihr im Schloß entriß. Wie ich da ſtand, an einem zertrümmerten Pfeiler gelehnt, auf einem Schutthaufen der noch vor kurzem ein Prunkgemach war, dünkte ſie mir eine luſtige Sage der Vorzeit.

Vor fünf oder ſechs Jahren beſuchte ein Gelehrter aus dem ſüdlichen Europa Kopenhagen. Unter anderm Sehenswürdigen zeigte man ihm auch die königlichen Wohnzimmer, und er, wie es denn ſo ſeine üble Gewohnheit ſeyn ſoll, ſchrieb auch hier überall Plattitüden hin, die er für weiſe Sprüche hielt. Unglücklicher Weiſe erfuhr das der Schloß-Inſpektor, Juſtizrath B—b-g, ein Mann der im Schnürleibe der Etikette und der Jurisprudenz Greis geworden war. Gleich den folgenden Morgen ging dieſer, den Degen an der Seite, den ſeidenen Hut in der Linken, in der Rechten einen Schwamm und hinter ſich einen Bedienten mit einem ſilbernen Waſchbecken, durch alle Gemächer, um eigenhändig das unhöfliche „Mene mene tekel" fort zu waſchen.

waſchen. Dann ließ er ſich beym Kronprinzen melden, und referirte: „Wie daß ein fremder Prieſter ſich nicht entblödet die allerhöchſten Gemächer zu beſudeln, er, B—d—g, aber bereits in unterthänigſter Devozion ſothanen Unrath abgethan.“ —

Von hieſigen Gelehrten wird nichts beym Brand verlornes ſo ſehr bedauert, als die königliche Handbibliothek, die 40,000 Bände ſtark war, und die koſtbarſten Ausgaben alter und neuer Werke und die wichtigſten Staatspapiere enthielt. Sie hätte, wie man behauptet, geborgen werden können, wenn die Bibliothekare nicht den Kopf verloren hätten. Eine Menge Studenten fanden ſich zum Retten ein, aber jene Herren erklärten, — ſie dürften ohne königlichen Befehl nicht öffnen!

Ein wackrer däniſcher Matroſe zeigte mehr Geiſtesgegenwart. Zwey Männer hatten ſich ſo lange im dritten Stock mit Löſchen aufgehalten, daß alle Stiegen hinter ihnen weggebrannt waren. Gedrängt von den immer näher rückenden Flammen, wagen ſie einen Sprung auf den Balken. Der eine, ein Seeoffizier, erreichte ihn glücklich, aber ſein Gefährte brach beyde Beine, und auch hier war kein Mittel mehr den Boden zu erreichen. Lange vermochte ihr überlautes Jammern nicht einmal, bey dem Ziſchen und Flackern der Flammen und dem Getöſe einſtürzender Gemächer, die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſie zu richten. Endlich erblickt

blickt man ſie: aber blaß und ſtarr ſteht alles da. Jede Leiter war zu kurz; keine Rettung ſchien möglich. Jetzt lief ein Matroſe vorüber. Man zeigt ihm den Vorgang, und ohne Bedenken klettert er die längſte Leiter hinauf, und wirft das Ende eines Seils ſo lang in die Luft, bis der Seeoffizier es ergreifen und befeſtigen kann. Dann klimmt er längs demſelben empor, nimmt einen von den Unglücklichen auf die Schultern, gleitet längs dem Seile hinab zur Leiter, dann wieder hinauf — in wenig Minuten waren beyde in Sicherheit. Alle Anweſenden ertheilten dem heldenmüthigen Seemann Geſchenke, und der Kronprinz ſoll ihm eine Penſion gegeben haben.

G. M.

III.

Worte der Zeit.

Als der König das Krankenbett verlassen hatte.

Im Februar 1798.

Gottlob! der König ist nicht mehr im Krankenbette!
Wenn Gott Ihn uns genommen hätte,
Wie so ganz anders wär's auf dieser seiner Welt!
Auf dieser wäre dann kein Held
In Menschlichkeit, wie Er!
In jener aber wäre
Der große Mensch, der Menschheit Ehre,
Sein großer Oehm, und Er!
Er! unsre Hoffnung, unsre Freude,
Sie wären glücklich, wären Beyde
Dort glücklicher, als hier.
Was aber wären wir?
Wir in der bessern Zeit neulebende, wir Preußen,
Die wir den Durst nach ihr, den heißen,
Schon löschten, ach! im Traum getäuschte wären wir!

* * *

Den Tag nach der Thronbesteigung fragte der Graf von Haugwitz den König, wie er heißen wolle?

Geistes sich so schnell und so glüklich zu bemächtigen gewußt hatte. Einen schlimmern Streich konnte sie in der That der einen und der andern Psyche nicht spielen. Beyde wurden von ihrem blendenden Glanze, wie benachbarte Sterne von dem vollen Mond, ausgelöscht. Und wie hätte ihn auch das Bild seiner abwesenden Geliebten noch länger beschäftigen können, da alle Anschauungskräfte seiner Seele, auf diesen einzigen bezaubernden Gegenstand geheftet, ihm kaum zureichend schienen, dessen ganze Vollkommenheit zu empfinden; da er diese sittliche Venus mit allen ihren geistigen Grazien würklich vor sich sah, zu deren blossen Schattenbild ihn Psyche zu erheben vermocht hatte?

Wir wissen nicht, ob man eben ein Hippias seyn müste, um zu glauben, daß gewisse Schönheiten von einer nicht so unkörperlichen, wiewohl in ihrer Art eben so vollkommenen Natur, weit mehr als Agathon selbst gewahr wurde, zu dieser Verzükung in die idealischen Welten beygetragen haben könnten, worinn er während dem pantomimischen Tanz der Danae sich befand. Die Nymphen-mäßige Kleidung, welche dieser Tanz erforderte, war nur allzugeschikt diese Reizungen in ihrer ganzen Macht und in dem mannigfaltigsten Lichte zu entwikeln; und wir müssen gestehen, die Göttin der Liebe selbst hätte sich nicht zuversichtlicher als die untadenliche Danae dem Auge der schärfsten Kenner, ja selbst den Augen einer Nebenbuhlerin, in diesem Aufzug überlassen dürfen. Der Charakter der ungeschminkten

Friedrich Wilhelm der Dritte, ſagte der König; Friedrich der Dritte iſt mir zu vornehm!

Der alte Gleim, dem man's erzählte, ſagte:

Das iſt Beſcheidenheit! Er kennt ſich ſelbſt zu wenig.
Er ſieht den großen Oehm, und ſeine Wangen glühn;
Er werde nur ein teutſcher König,
So übertrifft er ihn!

Als in den Zeitungen ſtand, der König wolle nicht gelobt ſeyn, ſagte der alte Gleim:

Ihn loben ſoll man nicht, wer aber kanns denn laſſen?

* * *

Als man fürchtete, der Maſernkranke König könne die Augen verlieren.

Im Februar 1798.

Mit dieſen Augen ſah der König ſeine Kinder,
Die Millionen um ſich her,
Sich Seiner freun! Würd' er ein Blinder,
Und ach! ſäh er ſie dann nicht mehr
Sich Seiner freun, der arme König!
Und hätt' er aller Herrn und aller Knechte Geld,
Dann hätt' er doch nur allzu wenig
Der Freuden Seines Throns, auf dieſer — Lumpenwelt.

* * *

An

An unſre Dichter.

Lobt ihn noch nicht, er that der Thaten noch zu wenig,
Ob wohl ſich ſeiner ſchon die Königshaſſer ſcheun;
Lobt ihn noch nicht, er wird in Jahr und Täg ein König,
Dem alle Königshaſſer ſchwören, ſeyn.

Weh uns! der Römer ſpricht uns Hohn,
Uns! uns! an unſerm Rhein;
Wir ſollen eine Nazion,
Wir Teutſche! nicht mehr ſeyn.

Er will es! Unſre Ritter ſehn
Und hören, was er will,
Und brennen nicht, und ſichn, und ſtehn,
Am rechten Ufer ſtill.

Und unſre Fürſten rüſten ſich
Zu keiner Gegenwehr;
Wir haben keinen Friederich,
Und keinen Herrmann mehr?

Weh uns! der Römer ſpricht uns Hohn,
Und nimmt uns unſern Wein!
Wir werden eine Nazion,
Doch keine Teutſchen ſeyn.

* * *

Ein ſtatiſtiſches Geſpräch.

G.

In Teutſchland wimmelts von Verräthern,
Ich glaube, jedes Dach deckt einen Böſewicht.

V.

Kann ſeyn! ich glaub' es aber nicht!
Sind welche, ſo ſind ſie von keinen teutſchen Vätern,
So haben teutſche Töchter ſich,
Die eine Möglichkeit glaub' ich,
Wie giebt man's aufs gelindeſte? vergangen!

G.

Kann ſeyn! Doch wer mag wohl die Schlangen,
Die unſere Eurydicen
So an die Ferſen biſſen — fangen?

* * *

Die Erfahrung im achtzigſten Jahre.

Erlebt hab' ich, daß alle Menſchen
Geſpenſter glaubten, und daß Keine
Sie glaubten; was erlebt man nicht?
Erlebt hab' ich, daß alle Teutſche
Teutſch waren, und daß Keine, Keine!
Teutſch waren; was erlebt man nicht!

IV.

Kunſtnachrichten *).

1.

Statue der Minerva zu Cori gefunden.

Rom, den 29. Dec. 1797.

Ich habe in der vorigen Woche, in Geſellſchaft einiger Künſtler, eine Wallfahrt nach den Tempeln von Cori gemacht, und auf dieſer kleinen Reiſe Gelegenheit gehabt, die ſchöne Statue der Minerva, welche ein Weinbauer, im Anfange des verwichenen Monats, etwa eine Miglie von Velletri, durch Nachgraben in ſeiner Vigne gefunden hat, zu betrachten. Da dieſe Statue zu den Vorzüglichſten gehört, was ſeit langer Zeit von den Antiken wieder ans Tageslicht gekommen iſt, ſo will ich Ihnen eine ausführliche Nachricht davon mittheilen.

Die Statue iſt von griechiſchem Marmor, aufrechtſtehend, koloſſal, zwiſchen 13 bis 14 römiſche Palmen hoch, und, bis auf die beyde Arme, welche

*) Der Merkur hat die angenehme Ausſicht, künftig durch die freundliche Theilnahme mehrerer Kunſtfreunde dieſen Artikel in jedem Monatsſtücke fortſetzen zu können.

abgebrochen ſind, und in mehreren Bruchſtücken daneben gefunden wurden, ſehr wohl erhalten. Der Kopf der Figur trägt den gewöhnlichen griechiſchen Helm mit hoher Kuppel und dem ſpitzigen Viſier mit zwey augenähnlichen Oeffnungen; er iſt ganz ſchlicht, ohne alle Verzierung. Der Kamm (crista) auf der Kuppel des Helms mangelt, aber ein darauf befindliches Loch zeigt, daß er beſonders eingeſetzt geweſen iſt.

Das Geſicht iſt an allen Theilen völlig unverletzt; es hat die reinſte Idealform und iſt von hoher ernſter Schönheit, dem Karakter der Göttin gemäß, der mir in dieſem Kopf noch glücklicher erreicht ſcheint, als in dem berühmten koloſſalen Minervenkopf in der Villa Albani, welcher letztere etwas zu flache, magere Wangen hat, welcher der ſchönen Form des Geſichts ſchadet. Die Lippen und Augenlieder ſind mit dem feinen ſcharfen Rande eingefaßt, den man an verſchiedenen andern Bildwerken des hohen Stils, unter andern an dem Kopf der ſchönen Amazone, welche aus dem Muſeum Pio-Clementinum nach Paris gegangen iſt, bemerkt. Der Mund iſt von vorzüglich reiner und ſchöner Zeichnung, und drückt, in den niedergehenden Winkeln, den ſtrengen Ernſt der jungfräulichen Göttin aus, die keinen Liebreiz fühlte. Die vorn unter dem Helm ſichtbaren Haare ſind in der Mitte geſcheitelt, ſchlängeln ſich in kleinen anliegenden Partheien über die Schläfe nach den Ohren herum, und

fallen,

fallen, hinten in einen Schopf zuſammengebunden, kurz auf dem Nacken hinab. Sie ſind härter gearbeitet, als die Haare an den Köpfen der Niobe und ihrer Töchter, etwa ſo, wie ſie ſich an den Amazonen, oder an einigen bronzenen Köpfen zeigen. Augen und Mund ſind ſonderbar mit einer ſchwachen violetten Tinte gefärbt, welche an erſteren nicht allein den Augapfel, ſondern auch die Augenlieder und die zwiſchen dieſen und den Brauen befindliche Vertiefung über den Augen einnimmt, und am Munde ſind gleichfalls nicht die Lippen allein, ſondern auch der ganze Umfang der Oberlippe, von den Mundwinkeln bis an die Naſe und ein Theil der Unterlippe, mit derſelben Tinte gefärbt; die Anfangs, als die Statue aus der feuchten Erde kam, lebhafter geweſen ſeyn mag, jetzt aber ſo ſchwach iſt, daß ich ſie, in der etwas dunkeln Wagenremiſe, wo dieſe Statue gegenwärtig liegt, nur eben entdecken konnte, und wahrſcheinlich überſehen hätte, wenn ich nicht vorher darauf aufmerkſam gemacht worden wäre. Die römiſchen Antiquare hypotheſiren vielerley über dieſe Schminke. Die Bekleidung der Figur iſt der, in der Gallerie der Villa Albani befindlichen ziemlich ähnlich. Sie beſteht in einer über den Hüften gegürteten, bis auf die Füße hinabreichenden Tunika, in einem weiten Mantel (chlamys) mit ausgezacktem Saume, und der mit Schlangen umwundene Aegide vor der Bruſt. Unter den Füßen trägt ſie etwa zwey Zoll hohe, oben feſtgebundene Sohlen.

Nach

Nach der Richtung der rechten Schulter zu urtheilen, hielt die Figur den rechten Arm erhoben, wahrscheinlich um den Speer darin zu halten; der linke hingegen hängt nieder, und war, wie die Fragmente desſelben beweiſen, im Ellenbogen vorwärts gekrümmt; wahrſcheinlich hielt ſie in dieſer eine Opferſchale. Von dieſen Attributen hat ſich indeſſen keines gefunden. Beyde Arme, ſo wie auch der Kopf, nebſt dem Halſe über der Bruſt, ſind aus beſondern Stücken verfertigt, und in dem Rumpf eingeſetzt geweſen, welcher letztere, ſammt der Baſe, ganz aus einem Marmorblock beſteht.

Der Stil dieſer Statue trägt, ſowohl im Nackten als in den Gewändern, unverkennbar den Karakter aus der Zeit des hohen Stils der alten Kunſt an ſich. Dennoch glaube ich nicht, daß ſie ſelbſt ein altgrichiſches Original aus jener Zeit, ſondern vielmehr eine Kopie aus den Kaiſerzeiten nach irgend einem ältern vortrefflichen, wahrſcheinlich bronznen Werke, iſt. Die Arbeit und Art der Ausführung, die, bey einer ſcheinbaren Trockenheit und Härte, doch mehr eine nachgeahmte als natürliche Dürftigkeit des Mechanismus zeigt, macht mir dieß wahrſcheinlich. Dergleichen läßt ſich aber beſſer im Sehen wahrnehmen, als mit ſichern Gründen erweiſen. Das Nackte iſt mit großer Sorgfalt geendigt und ſehr glatt, jedoch ohne geglättet zu ſeyn; die kleinen Falten des Fleiſches, die ſich hier und dort, z. B. am Halſe zeigen, ſind, ſo wie man auch

an dem Hals des Apollokopfs im Giuſtiniani bemerkt, mit harten Linien bloß eingeſchnitten. Das Gewand iſt ſehr einfach im Wurf und Faltenſchlag, und entſpricht gleichfalls dem Karakter des hohen Stils völlig; es iſt weniger geendigt, und man ſieht noch überall die Spuren des Zahneiſens.

Da die Statue der Länge nach auf dem Rücken liegt, alſo nicht anders, als ſehr nahe und theilweiſe betrachtet, und nicht im Ganzen auf einmal überſehen werden kann, ſo läßt ſich auch der wahre Karakter und die Schönheit des Ganzen jetzt nicht wohl in einem Totaleindruck auffaſſen, und dieſem gemäß ein ſicherer Ausſpruch thun; doch ſchien ſie mir von höherer Geſtalt und nicht ſo gar ſtarkem und männlich breitem Bau in Bruſt und Schultern zu ſeyn, als die beyden Minervenſtatuen in der Gallerie der Villa Albani und im Pallaſt Giuſtiniani, welche letztere, obgleich ſie das Gepräge ächter altgriechiſcher Arbeit hat, doch in Rückſicht der reinen Idealgröße der Formen, beſonders des Geſichts, mit dieſer neugefundenen nicht verglichen werden kann, wenn ſie ihr auch im Ausdruck des Karakters gleich ſeyn möchte; daher dieſe letztere wohl unter den hier befindlichen Minervenſtatuen künftig den erſten Rang einnehmen wird, und gewiß einen würdigen Anfang machen könnte, eines der leeren Piedeſtals in unſern geplünderten Muſeen wieder einzunehmen, wenn unter den jetzigen zerrütteten Umſtänden Roms die Erfüllung dieſes Wunſches aller Kunſtfreunde zu hoffen wäre.

Wegen

Wegen dieſer Statue hat ſich jetzt zwiſchen dem ehemaligen Eigenthümer der Vigne, — einem Pfaffen, der ſie bereits vor drey Jahren an den jetzigen Beſitzer verkauft hat, — und dem letztern, der ein armer Bauer iſt, ein Prozeß entſponnen. Der geiſtliche Herr, welchen nach dem Gewinn aus dieſem koſtbaren Fund gelüſtet, behauptet, daß der Verkauf der Vigne nicht rechtskräftig geſchehen ſey, und hat, um ſeiner Behauptung mehr Nachdruck zu verſchaffen, die Statue vorläufig an den Nepote des Pabſtes verkauft. Der Bauer hingegen hat ſie ſammt dem Prozeß, den er wegen ſeiner Armuth nicht führen könnte, dem hieſigen Bildhauer Paccetti, für 3000 Piaſter und eben ſo viel Studi in Papiergeld überlaſſen, und man erwartet nun auf weſſen Seite die Schale der römiſchen Themis, die ihrer Unpartheylichkeit wegen eben nicht im beſten Rufe ſteht, ſich neigen werde. Indeſſen ſoll der Oberaufſeher der Alterthümer, Abbate Viskonti, einigen kauflustigen Engländern vorläufig erklärt haben, daß dieſe Statue um keinen Preis aus Rom gehen ſolle *).

Fernow.

* * *

2.

*) Dieſe Nachricht muß vielen Liebhabern in Teutſchland um ſo willkommener ſeyn, weil ſich wirklich mehrere ganz unſtatthafte Gerüchte darüber aus Rom verbreitet haben. Z. B. die Statue ſey von hohem Alter und habe in der Ausführung etwas etruscisches!! Man erzählt, daß einige

2.

Flaxman's und Piroli's Kupferwerk zu Dante's Divina Comedia.

Es macht mir Vergnügen, Ihnen ein Kunstwerk aus Italien anzeigen zu können, daß Sie vielleicht noch nicht näher kennen. Wenigstens erinnere ich mich nicht, in irgend einem unsrer öffentlichen Blätter etwas davon gelesen zu haben. Auch den Herren Heyne und Fiorillo in Göttingen, denen sonst in diesem Fache nicht leicht etwas entgeht, war meine Erzählung davon neu. Ich rede von einer Kupfersammlung, deren Titel ist:

La Divina Comedia di Dante Alighieri, cioè L'Inferno, Il Purgatorio et Il Paradiso. Disegnata da Giovanni Flaxman, Scultore Inglese, ed incisa da Tommaso Piroli Romano, 1793, In possesso di Tommaso Hope, Scudiere, Amsterdam,

Die Sammlung besteht außer dem Titelblatt aus 110 Blättern, wenn ich richtig gezählt habe. Sie enthält bloße Umrisse; aber an allen, wie an jener Linie des Apelles, erkennt man die Hand — was

ge Säulenschäfte, kleine versilberte und vergoldete Idolen und andere Anticaglien darneben gefunden worden, und schließt daher auf die Ruinen eines Tempels, dessen Bild diese Minerva gewesen sey.

ten Unſchuld, welchen ſie ſo unverbeſſerlich nachahmte, ſchien dadurch einen noch lebhaftern Ausdruk zu erhalten; aber einen ſo lebhaften, daß ein jeder andrer als ein Agathon dabey in Gefahr geweſen wäre, die ſeinige zu verlieren. Freylich hatten die übrigen Zuſchauer Mühe genug, ſich zu enthalten, die Rolle des Apollo in ganzem Ernſte zu machen; aber von unſern Helden hatte Danae nichts zu beſorgen; und ſie fand, daß Hippias nicht zuviel von ihm verſprochen hatte. Dieſe materiellen Schönheiten, die er nicht einmal deutlich unterſchied, weil ſie in ſeinen Augen mit den geiſtigen in Eins zuſammengefloſſen waren, mochten den Grad der Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen noch ſo ſehr erhöhen, ſo konnten ſie doch die Natur derſelben nicht verändern; niemals in ſeinem Leben waren ſie reiner, Begierden-freyer, unkörperlicher geweſen. Kurz, ſo widerſinniſch es jenen aus gröberm Stoff gebildeten Erdenſöhnen, welche in dem vollkommenſten Weibe nur ein Weib ſehen, ſcheinen mag, ſo gewiß war es, daß Danae mit einer Geſtalt und in einem Aufzug, welcher (mit dem weiſen Hippias zu reden) einen Geiſt hätte verkörpern mögen, dieſen ſeltſamen Jüngling in einen ſo völligen Geiſt verwandelte, als man jemals diſſeits und vielleicht auch jenſeits des Mondes geſehen hat.

was sag' ich — den Geist des Meisters. So wie Dante selbst der Michelangelo der italienischen Dichtkunst, zuweilen auch ihr Rafael ist: so setzt auch der Schöpfer diese seelenvolle Züge bald durch die kühne Erhabenheit, die gigantische Größe, die unerschöpfliche Fülle der Fantasie Buonarotti's in Erstaunen; bald durch die mit der edelsten Einfalt gepaarte hohe Schönheit und Grazie von Sanzio's Himmelsgestalten in Entzücken. Mit Wenigem Viel! dieß scheint das Gesetz gewesen zu seyn, das der Künstler sich vorschrieb, und in manchen seiner Blätter auf eine bewundernswürdige Weise geübt hat. Ein Fest, wie bey diesem Genusse, ist mir lange nicht geworden. Jede Forderung, die an sie der Meister seiner Kunst thun kann, wird er befriedigt sehen. Der Anatomiker Sömmering fand, wie ich hörte, die Anatomie der menschlichen Figuren, der Thiermaler Pforr *) die Zeichnung der

zum

*) Joh. Georg Pforr, Mitglied der Kunstakademie zu Kassel und Hanau, ein Schwager des Direktors Tischbein in Neapel, ist einer der ersten Pferdemaler unsrer Zeit. Ich sah vortrefflich gemalte Pferde bey ihm: Englische, Neapolitanische, Arabische ꝛc. ꝛc., alle nach der Natur gezeichnet, und in Oel mit großer Wahrheit und Delikatesse ausgeführt. In der Landschaft die zum Hintergrund dient, hat er zugleich das Vaterland der Pferde, und in den angebrachten Personen die Nazion jedesmal treu dargestellt. Seit vielen Jahren hat er jede Gelegenheit ergriffen, die vielen fremden Pferde, die durch Frankfurt

zum Theil wunderbar gestalteten Thiere meisterhaft, u. s. w. Ein bloßer Dilettant, wie ich, bewunderte die ergreifende Wahrheit des Ausdrucks, den Geist stiller, hoher Einfalt, der in dem Ganzen waltet. Ich könnte Ihnen von manchen einzelnen Blättern erzählen, die noch nach ein paar Monaten, obgleich ich sie nur Einmal sah, und leider nichts darüber aufgezeichnet habe, mir lebhaft vorschweben: von Ugolino und seinen Söhnen, von Francesca da Polenta und ihrem Trauten, von dem fast auf allen Blättern wieder erscheinenden Dante und Virgil, und von den feinen Modifikazionen im Ausdruck der wechselnden, übermannenden

den

furt am Mayn, seinem Wohnort, geben, zum Studium der verschiedensten Racen zu benutzen. Sehr sorgfältig hat er, wie sich's gehört, die Anatomie des Pferdes studiert. Gern stellt er sie in gewissen, bestimmten Handlungen dar. Er war jetzt damit beschäftigt, einen Theil dieser Gemälde in Kupfer zu radiren, und in braun abgedruckten oder sauber illuminirten Abdrücken bestweise herauszugeben. Die Proben, die ich sah, mögen leicht zu dem Vorzüglichsten gehören, was man in dieser Art hat. — Auf die illuminirten Blätter von trefflicher Zeichnung, die er zu Hunersdorf's Anleitung, Kampagnepferde abzurichten, geliefert hat, ist in Meusel's neuen Miscellaneen artist. Inhalts, VI. Stück 1797 schon aufmerksam gemacht. Er malt auch andere Thiere. So sah ich ein karakteristisches Bild vom Schooßhunde des Erbprinzen von Hessen-Kassel bey ihm.

den Affekte jenes, und der leidenſchaftloſern Ruhe dieſes Reiſegefährten, u. ſ. w. Doch — was könnte Ihnen mit meinen höchſt unvollkommenen Beſchreibungen gedient ſeyn? Sie müſſen ſelbſt ſehen.

Freylich iſt das Werk von ungemeiner Seltenheit. Denn die Platten, die der bekannte Banquier Hope in London, ehemals in Amſterdam, auf ſeine Koſten und ausſchließend für ſich ſtechen ließ, ſollen auf der See verloren gegangen ſeyn *), und der Abdrücke daher nur etwa vier bis fünfe exiſtiren. Sie fragen, wo ich ſie denn ſah? Auf meiner letzten Herbſtreiſe in Frankfurt am Mayn, beym Maler Pforr. Das Exemplar gehört dem Bildhauer Wulff aus Kaſſel, der in Italien geweſen iſt und ſich jetzt in Frankfurt aufhält. Es beſteht aus Probenabdrücken auf ungleichem Papier. Er bekam es von Flaxman ſelbſt. Dieſer machte, wie man mir erzählte, mehrere Zeichnungen eines jeden Sujets, und

*) Ich erinnere mich geleſen zu haben, Michelangelo habe ein Exemplar der Divina Comedia mit breitem Rande beſeſſen, auf welchem er die maleriſchen Stellen des Werks ſkizzirt habe. Dieß Exemplar ſey auf dem Meere untergegangen. — Ein ähnliches Schickſal hätte alſo zwey ſo ähnliche Werke getroffen. Sonderbare Uebereinſtimmung! Oder weiſen dieſe Sagen vielleicht auf eine nähere Beziehung beyder auf einander hin? Hat der Engliſche Künſtler vielleicht gar die unſichtbar gewordenen Zeichnungen des großen Italieners benutzen können? —

und die beſten davon wurden mit Hülfe ſeiner geſchmackvollen Frau zum Werke ausgewählt. Die Originalzeichnungen ſollen große Vorzüge vor den Kupfern haben.

Gewiß werden Sie mit mir wünſchen, daß dieſe ſeltnen, meiſterhaften Blätter in Teutſchland durch einen treuen, geiſtvollen Nachſtich allgemeiner würden. Zu einer neuen Ausgabe des Dante wären ſie eine köſtliche Zugabe. Der in den meiſten Fällen nur zu gegründete Vorwurf, daß Kupfer bey klaſſiſchen Dichterwerken der Fantaſie des Leſers mehr die Flügel lähmen als heben, würde ein Werk, worin mit dem Dichtergenius ein verwandter Künſtlergenius ſo glücklich wetteiferte, nicht treffen. Freylich gehörten nicht gemeine Talente dazu, die Delikateſſe jedes Zuges, das Bedeutende jedes Stiches zu erreichen; allein da es blope Umriſſe ſind, ſo könnte es einer geübten, mit Geiſt geführten Hand doch ſo ſchwer nicht fallen. Einem Riepenhauſen z. B. der uns Hogarth's Werke mit ſo entſchiedenem Erfolg nach Teutſchland verpflanzte, würde es wahrſcheinlich gelingen. Indem ich den lezten Nahmen nenne, kann ich mich des Wunſches nicht erwehren, jene Blätter nur mit wenigen Lichtenbergiſchen, das iſt, gedankenſchweren, Worten kommentirt zu leſen. Hätt' ich ſie wenigſtens nur bey mir gehabt, als ich neulich in Göttingen auf Lichtenberg's Zimmer war, um ſeine Bemerkungen darüber zu hören. Seiner in ihrer

rer Art einzigen ſatiriſchen Laune würden ſie freylich nur ſparſamern Stoff gegeben haben; aber den reichſten gewiß ſeinem reinen, ſcharfen Sinn für alles, was den Stempel des Wahren und des Schönen, zumal in mikroſkopiſchen Zügen, trägt.

Ich ſah bey Hrn. Pforr einige aus freyer Hand gemachte Verſuche ſeines zwölfjährigen Sohnes, jene Blätter nachzuzeichnen. Der Knabe hatte meiſt ſo beſtimmt aufgefaßt und ſo richtig getroffen, daß er mich zu der Hoffnung berechtigte, er würde in einigen Jahren unter ſeines trefflichen Vaters Anleitung wohl der Mann werden können, jenes Meiſterwerk nicht unglücklich nachzuſtechen.

Halle, den 24. Jan. 1798.

Karl Morgenſtern.

Nachſchrift.

Der gütige Einſender dieſer Nachricht verdient gewiß aufrichtigen Dank, daß er auf dieſes Werk neue Aufmerkſamkeit erregen wollte. Es ſey mir indeß erlaubt, nach der Verſicherung eines mir ſehr achtungswürdigen Kenners hier zu bemerken, daß dieſe Umriſſe zum Dante gar nicht ſo ſelten in Rom ſind, als den Hrn. Prof. Morgenſtern verſichert wurde, und daß ſie noch jetzt bey dem Kupferſtecher Piroli um ſehr billige Preiſe zu haben ſind. Eben dieſer ſachkundige Beurtheiler hielt das ihm angebotene Exemplar nicht einmal der Mühe werth,

mit

mit aus Rom zu nehmen, ungeachtet er der Erfindung Hrn. Flaxmann's gern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er vielen Vorstellungen durch kluge Benutzung der Gemälde von Mantegna, und anderer alten Meister zu Florenz, viel Anziehendes zu geben und sich geschickt in das Zeitalter des Dante zu versetzen gewußt habe. Eben dieser Flaxmann verfertigte für Hrn. Hope ähnliche Engravings zur Ilias und Odyssee, zu jedem Gesange eins, wobey er vorzüglich die Vasenabbildungen in der Manier der Tischbeinischen Umrisse geschickt anzuwenden, aber auch oft sonderbar genug mit seinen eigenen Erfindungen zu amalgamieren wußte. Von diesen habe ich mehrere bey einem durchreisenden Engländer gesehen, ohne das Neue schön, oder das Entlehnte glücklich angewandt zu finden. Uebrigens werden diese Flaxmannischen Zeichnungen in Rom selbst von manchen teutschen Künstlern sehr geschätzt. Wie viel mehr muß dieß diesseits der Alpen der Fall seyn!

B.

V.

Sonette.

I.

Herrlich ist's, wenn auf der Bahn der Ehre
Des Besiegers Name laut erklang;

Lorbeer lohnt dem, der mit Hydern rang?
Aber das iſt's nicht, was ich begehre.

Glücklich, wenn aus nie erforſchter Sfäre
Hoher Weisheit Licht den Geiſt durchdrang!
Aber lieber möcht' ich, daß Geſang
Von der Muſe mir gegeben wäre.

Wäre mein Petrarka's ſüßer Ton,
Schenkt' ein Gott mir ſeine mächt'gen Schwingen,
Dann, o Schöne! ſprächſt du Lauren Hohn;

Und dein Name — bis zur Gottheit Thron!
Sollt' er hoch von Stern zu Sterne dringen —
Singen möcht' ich nur, um dich zu ſingen.

2.

Aus welchem reinen Himmelsſtoff gewoben,
Von welchem Gott, auf welcher Götterflur
Ward Sie erzeugt, an welcher die Natur
Hienieden wies, was ſie vermag dort oben?

Dieß goldne Haar, vom Weſte leicht gehoben,
Trug je ſo ſchön es eine Göttin nur?
Wies je ein Herz ſo klar der Gottheit Spur?
Und ob es ſchon mich tödtet, muß ich's loben.

Nichts Göttliches hat wahrlich der erblickt,
Den ihrer Augen Glanz noch nie entzückt,
Ihr Athem nie, wie Zefyr, mild gefächelt.

Nicht weiß, wie Amor Wunden heilt und ſchlägt,
Wer nie erfuhr, wie ſie das Herz erregt,
Wie hold ſie redet und wie hold ſie lächelt.

Nach Petrarka, Th. 1. Sonn. 125.

3.

Haſt du, Holde, mir das Band zerriſſen,
Das geheimnißvoll, mit leichter Hand,
Chloe ſelber um den Hut mir wand
Unter tauſend liebevollen Küſſen?

„Nimmer ſollſt du meine Liebe miſſen —
Sprach ſie lächelnd — bis dieß Zauberband
Einſt an einem fernen Felſenſtrand
Eine Schön're dir vom Hut geriſſen.“

Ach! ſie ſagt' es mit profet'ſchem Sinn!
Chloe's Zauber, glatt iſt er verſchwunden;
Selbſt ihr Bild floh mit dem Bande hin.

An den Kopf nur hatte ſie's gebunden;
Aber du, o holde Sängerin,
Haſt es feſter um mein Herz gewunden.

4.

Die Roſe.

Süßes Kind des neugebohrnen Lenzen,
Erſtling der erſtandenen Natur,
Leicht entſproſſen auf der zarten Flur
Unter junger Horen Früchtlingstänzen!

Um ihr ringelnd Lockenhaar zu kränzen
Pflückte dich die Freundin der Natur;
Doch ſie gab dich mir — ich ſah die Spur
Friſchen Thau's auf deinen Blättchen glänzen;

Sah voll Luſt auf deinen Kelch hernieder,
Sah entzückt die ſanfte Miſchung glühn,
Sah der Liebe Roth, der Hoffnung Grün —

Und der Holden blaues Auge ſchien
Mir zu ſagen, ſanft wie ihre Lieder:
„Liebe, hoffe — bald ſehn wir uns wieder.“

5.

Traurend ſaß ich an des Fluſſes Wellen,
Tief verſenkt in düſtre Fantaſie,
Suchte Freuden, ach! und fand ſie nie —
Und ein Thränenſtrom fing an zu quellen.

Da begann die Fluth empor zu ſchwellen;
Ihr entſtieg die holde Sympathie —
An der ſüßen Rede kannt' ich ſie —
Ihr gelang's, mein Auge zu erhellen.

Traure nicht — ſo ſprach ſie — du mein Sohn!
Die ſich einmal meinem Dienſte weihen,
Kann die Zwietracht ſelber nicht entzweyen.

Nimm die Laute; meinen Zauberton
Will ich hülfreich deinem Sange leihen —
Und ich ſang — und Liebe war mein Lohn.

6.

6.

Wie lieblich Filomelens Klagen ſchallen,
Vielleicht um ihre Kleinen, ihren Gatten!
Wie ſüße Melodien durch dieſe Schatten
In ſo bewegten Tönen zu mir wallen!

Die mir ſo tief im Buſen wiederhallen,
Sie laſſen nimmer meinen Schmerz ermatten.
Wer durfte ſich ſo eitle Furcht geſtatten?
So müſſen Götter auch dem Tode fallen?

O ſüßer Trug! wie leicht war's, ihm zu trauen!
Zwey Augen, wähnt' ich, heller wie die Sterne,
Beſieget nie des Grabes dunkelnd Grauen.

Jetzt kann ich wohl des Schickſals Rath durchſchauen;
Es will, das lebend ich und weinend lerne,
Nie ſey auf das, was uns entzückt, zu bauen.

Nach Petrarka, Th. 2. Son. 1, 2.

Gries.

Nachſchrift.

Ich habe gegen den ſchätzbaren jungen Dichter, von deſſen jede Aufmunterung verdienendem Talente der Merkur ſchon mehrere ſchöne Proben mitgetheilt hat, eine kleine Pflicht zu erfüllen, welche, wofern mein Gedächtniß mir nicht öfters ſeine Dienſte zu verſagen anfinge, ſchon im Januar, beym Abdruck der niedlichen Ueberſetzung der ehemals ſo beliebten Canzonetta Romana,

Agathon.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Was die Nacht durch in den Gemüthern einiger von unſern Perſonen vorgegangen.

Wir haben ſchon ſo viel von der gegenwärtigen Gemüthsverfaſſung unſers Helden geſagt, daß man ſich nicht verwundern wird, wenn wir hinzuſezen, daß er den übrigen Theil der Nacht in ununterbrochenem Anſchauen dieſer idealen Vollkommenheit zubrachte, die ſeine Einbildungskraft mit einer ihr gewöhnlichen Kunſt, und ohne daß er den Betrug merkte, an die Stelle der ſchönen Danae geſchoben hatte. Dieſes Anſchauen ſezte ſein Gemüth in eine ſo angenehme und ruhige Entzükung, daß er, gleich als ob nun alle ſeine Wünſche befriediget wären, nicht das geringſte von der Unruhe, den Begierden, der innerlichen Gährung, der Abwechslung von Froſt und Hize fühlte, womit die Leidenſchaft, mit der man ihn, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, behaftet glauben konnte, ſich ordentlicher Weiſe anzukündigen pflegt.

Quelle piume bianche o nere etc. hätte erſtattet werden ſollen. Ich erinnerte mich nehmlich erſt, da mir die Federn vor kurzem im beſagten Monatsſtück des M. wieder vor die Augen kamen, daß ich das Italiäniſche Original dieſer Kanzonette, nebſt einer Ueberſetzung in Verſen ohne Reim, und einer ungemein glücklich paſſenden, von Mlle Schröter dazu komponierten Melodie, ſchon im Decembr des Merkurs von 1780 gegeben hatte, und, vermuthlich in einer kleinen Anwandlung von Laune, da mir ſelbſt der Verſuch einer Ueberſetzung in Reimen nicht hatte gelingen wollen, mir die etwas unvorſichtigen Worte hatte entfahren laſſen: „Wer dieſe Kanzonette in gleicher Versart, ohne ſonderlichen Verluſt, mit Reimen überſetzen könnte, der ſollte mir der große Apollo ſeyn.“ Wiewohl ich nun von Hrn. G. verſichert bin, daß ihm ſeine Beſcheidenheit nicht erlauben wird, ſich dieſer Art von Wette (die ihm, aller Vermuthung nach, nicht einmahl bekannt war) nach dem ſtrengen Rechte gegen mich zu prävalieren, ſo kann ich doch, da er ſo geſchickt und glücklich zu Stande gebracht hat, was ich für unmöglich hielt, an meinem Theile nicht weniger thun, als öffentlich zu erklären: daß er die Wette auf eine ſeinem Talent Ehre machende Art gewonnen hat, und daß ich jenes „erit mihi magnus Apollo“ für ein Glück bedeutendes Wort halte, das dieſem liebenswürdigen Zögling der Muſen, wenn er fortfahren wird in ihrem Tempel ſo fleiſſig zu

dienen, wie bisher, für den Beyfall und die Freundschaft aller φιλελλήνων Bürge ist.

W.

VI.

Les Orientalistes français.

Ode imitée d'Horace. Ode 12. L. I.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumes celebrare Clio?

Quels grands hommes célébrerai-je,
Me livrant à mes saints transports?
O Lyre! à qui consacrerai-je
Tes ravissans accords?

Quels accens des bords de la Seine
Retentiront jusqu'à Damas *),
Depuis que la riante Irène
Vers nous porta ses pas?

Que les chars de triomphe et gloire
Perdent à nos yeux leurs attraits,
Et que les hymnes de victoire
Cèdent aux chants de paix.

*) Le paradis des Orientaux.

Ma

Ma verve s'allume à la flamme
Du Génie heureux de l'Orient.
Il s'eſt emparé de mon ame
Pour chanter dignement

Ces hommes, qui par leur ſcience
Volant au delà l'Archipel
En Aſie ont cueilli pour la France
Un laurier éternel.

Herbelot, ce géant immenſe,
Le Peintre des Orientaux;
Lui, dont la corne d'abondance
N'a pas eu des égaux;

A qui la poëſie et l'hiſtoire,
Les loix et la religion
Rendent à chaque inſtant la gloire
Que leur prête ſon nom.

Le Jail je ne veux point me taire
De Vous, ni de Vous, Renaudot,
Docte Ryer! vôtre grammaire *)
Aura le premier lot.

Repandons par-tout la louange
De ces deux La Croix, pere et fils!
L'un tira Timour de la fange,
Et l'autre Can Ginghix.

Après

*) C'eſt à Ryer que nous devons la premiere grammaire turque.

Après eux? — Je balance encore —
Sera-ce Desguignes, Marin,
Marigny? l'hiſtorien du Maure,
Cardonne l'Africain?

Ou bien les voyages illuſtres
De Volney, Caylus, Le Vaillant,
Ou ces contes, qui par vingt luſtres
Diſtinguerent Galland?

Langlès mérite une couronne,
C'eſt un cédre ſur le Carmel;
Et de Sacy deja rayonne
Comme Mithras *) au ciel.

O Vous dont la noble hardieſſe,
Faiſant naitre l'occaſion **),
Saiſit des tréſors de ſageſſe,
Anquetil du Perron!

Soit que Vous nous montriez l'étoile
D'un legislateur des humains;
Soit que Vous arrachiez le voile
Aux ſecrets des Bramins;

Vous

*) Mithras le Génie du Soleil, le Phébus des anciens Perſans.

**) On ſait avec quel courage le jeune Anquetil ſut vaincre tous les obſtacles, qui s'oppoſerent à ſon noble deſſein, et combien il lui couta d'efforts pour nous apporter les anciens écrits des Perſans et des Indiens.

Vous brillez toujours dans le temple
De la belle immortalité,
Laiſſant à ſuivre cet exemple
A la poſtérité.

Frankreichs Orientaliſten.

Nach der 12. Ode im 1. B. des Horaz.

Welche Thaten, welchem berühmten Mann ſoll
Ich im Taumel höh'rer Begeiſtrung ſingen?
Wem, o Lyra! ſoll ich den Zauber weihen
Deiner Akkorde?

Welche Töne ſollen nun wiederhallen
Von der Seine bis an die Flur Damaskus.*),
Nun Irene, ſie, die Geliebte aller
Völker, zurückkehrt?

Nun bereits die Siegestroſä'n in unſern
Augen ihre Reize verloren haben;
Nun ſchon ſtatt Triumfsgeſängen Friedens-
Lieder erſchallen?

Ha! die Fackel meiner Begeiſtrung hat des
Morgenlandes Genius angeflammet!
Meine Seele hat Er ergriffen, daß ich
Würdig beſänge

Jenen Adlerſchwung der verklärten Männer,
Deren Fittig über den Archipel hin
Schwe-

*) Damask, das Paradies der Morgenländer.

Schwebend, Dir, o Gallia! morgenländ'ſche
Lorbeern herbeytrug.

Dich, o Herbelot! den gewalt'gen Rieſen,
Dich, des ganzen Orients Allumfaſſer,
Deſſen Horn verſpendender Fülle ſeines
Gleichen nicht findet;

Dem die Fackel, dem die Geſchichte jener
Völker, ihrer Sitten und Grundgeſetze
Stets die Ehrenzinſen geborgter Kenntniß
Dankbar bezählet.

Singen, ſingen will ich von Dir, Reyer, der
Du der erſte Lehrer der Sprache heißeſt;
Will nicht dich, Lejay, noch von Dir, gelehrter
Renaudot, ſchweigen!

Preislich will ich ſingen gerechten Lobſpruch
Von Lacroix, dem Vater und ſeinem Sohne.
Dieſer glänzt ein Thatenverkünder Timur's,
Jener Dſchengiſen's.

Und nach Ihnen? — Wahrlich, ich zweifle, wen ich
Nennen ſoll? — Marin? Marigny? Desgui-
gnes?
Soll vielleicht mein Dankgeſang Cardonnen
Gelten, dem Mauren?

Oder Euern mächtig geprieſ'nen Reiſen,
Le Vaillant! Volney! Kaylus? Vielleicht den
Zau-

Zaubermährchen, denen Galland nicht kleinen
Sterblichen Ruhm dankt?

Sehet! Langlesens Name, wie sproßt er wuchernd
Aehnlich einer Ceder am Berge Karmel!
De Sacy! wie strahlt er am Himmel gleich dem
Lenkenden Mithras!

Endlich Dir, mein Anquetil, Heil und Preis Dir!
Dessen kühner Muth die Gelegenheit beym
Haare zu sich reissend, verborgne Schätze
Mühsam gewonnen.

Magst du uns das Siebengestirn Zerduschtens,
Des Gesetzgebers der Vorwelt zeigen,
Oder von dem Heiligsten Brahma's muthig
Zerreißen den Vorhang;

Immer glänzest Du in dem Sonnentempel
Schöner hochverdienter Unsterblichkeit, der
Nachwelt, die auf Dich mit Fingern weist, ein
Würdiges Beyspiel!

Wien.

Hammer.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Auswärtige Korreſpondenz.

1. *)

L... den 8ten Febr. 1798.

Ich weiß nicht, wie man mit ſolcher Zuverſicht annehmen kann, daß der Bruch zwiſchen England und Frankreich

*) Dieſen nicht von unſern gewöhnlichen teutſchen Korreſpondenten in London, ſondern von einem Nazionalbritten, deſſen Namen unter den achtungswürdigſten Gelehrten Englands ſteht, ſo wie er hier abgedruckt iſt, teutſch geſchriebenen Brief nimmt der Merkur mit um ſo größerem Vergnügen auf, weil das löbliche audiatur et altera pars auch hier gerade jetzt mehr als je zu empfehlen iſt, da, durch den Strom der öffentlichen Meinung fortgeriſſen, auch die beſten Köpfe unter den teutſchen Schriftſtellern ſeit einiger Zeit Partie gegen England genommen zu haben ſcheinen, und in das allgemeine Kriegsgeſchrey einer andern Nazion, die ſehr wohl weiß, was ſie will, aus voller Bruſt einſtimmen, ohne zu wiſſen, was ſie wollen. Wenn Cato im römiſchen Senate ſein in unſern Tagen ſo ungereimtes Mache

reich von Seiten Englands veranlaßt wurde. Daß die Franzoſen den Engländern zuerſt Krieg erklärten, iſt eine Thatſache, die niemahd läugnen kann; und wie die Briſſottiſten einige Monate nach der Kriegserklärung geſtürzt wurden, war ein Hauptklagepunkt gegen ſie dieſer, daß ſie ihr Vaterland in einen Krieg mit England verwickelt hätten. Auch daß ſie lange vor der Kriegserklärung den Entſchluß dazu gefaßt hätten, hat der General Dumourier zu der Zeit, da Lord Auckland mit ihm

nachgebrauchtes: delenda eſt Carthago! wiederholte, lallte es ihm wahrlich kein Patriot des achäiſchen Bundes, kein Filopömen oder Aratus nach; denn jeder Knabe in Corinth oder Argos wußte, daß die auf Eiſen gegründete, mit Eiſen herrſchende römiſche Soldatenrepublik, nach Zerſtörung dieſes Carthago, ihre Hand auch nach ihrem Staatenverein ausſtrecken, und alle jene glatten Worte, womit einſt Flaminius den auf den Iſthmus verſammelten Panhellenen die Freyheit ankündigen ließ, für Zahlpfennige erklären würde, womit man nur groſe Kinder betrüge. Wirklich brannten auch Carthago und Corinth in Einem Jahre. Kein unterrichteter Britte wird den Mißbrauch läugnen, den ſeine Nazion im Einzelnen von ihrer Uebergewalt in beyden Indien machte, und ein Colquhoun deckt ohne alle Schonung die Eiterbeulen und Blutſchwären auf, womit der ungeheure Waſſerkopf dieſes in ſeinen obern Theilen viel zu ſaftreichen Körpers, London ſelbſt, behaftet iſt. Der nüchterne, ärmere Teutſche wird dieß alles noch weit lebhafter empfinden, und keinesweges gut heißen. Aber

er

ihm unterhandelte, um einem Friedensbruch, wo möglich, zuvor zu kommen, dieſem ſelbſt eingeſtanden, wie Lord Auckland neulich im Oberhauſe verſicherte. Man kann zwar einwenden, daß nicht immer derjenige, der die erſte feyerliche Erklärung thut, als der angreifende Theil zu betrachten ſey. Denn, wenn eine Regierung völlige Gewißheit hat, daß eine fremde Macht, ſobald der Plan dazu reif iſt, ihr den Krieg erklären wird, wie der König von Preußen vor ſeiner Kriegserklärung gegen

er wird darum das bey weitem überwiegende Gute nicht verkennen, was ſelbſt nur dieſer Maſſe von Kraft und Reichthum hervorzubringen möglich war. Er wird in den noch immer freyen Britten eine Schutzmauer gegen den hereinbrechenden militäriſchen Despotism und die ihm auf dem Fuße nachfolgende Barbarey und Niedertretung aller ſchönen Menſchenkünſte verehren, am wenigſten aber dann mit einſtimmen, ſobald es auf das ſo gehäſſig vorgeſtellte Monopol des britiſchen Handels ankömmt, als wenn die Wahl zwiſchen Monopol und Nicht Monopol, und nicht vielmehr (zum Unglück einer verblendeten Welt) zwiſchen Monopol und Zerſtörung des Mittelpunktes aller Weltinduſtrie wäre, als wenn das Wort Monopol, von einer Nation gebraucht, im höhern kosmopolitiſch-merkantiliſchen Sinne nicht eine ganz andere Bedeutung, als die gemeine hätte u. ſ. w. Armes, verrathenes Teutſchland, wenn ſelbſt nahmhafte teutſche Schriftſteller Hamburg, Oculum illum Germaniae, lieber in der Hand der Franzoſen ſähen, bloß damit den Britten wehe geſchehen möge!!

B.

Was die Danae betrift, welche die Ehre hatte, dieſe erhabene Entzükungen in ihm zu erweken, ſo brachte ſie den Reſt der Nacht wo nicht mit eben ſo erhabenen doch in ihrer Art mit eben ſo angenehmen Betrachtungen zu. Agathon hatte ihr gefallen, ſie war mit dem Eindruk, den ſie auf ihn gemacht, zufrieden; und ſie glaubte, nach den Beobachtungen, die ihr dieſer Abend bereits an die Hand gegeben, daß ſie ſich ſelbſt mit gutem Grunde zutrauen könne, ihn, durch die gehörigen Gradationen, zu einem zweyten und vielleicht ſtandhaftern Alcibiades zu machen. Nichts war ihr hiebey angenehmer als die Beſtätigung des Plans, den ſie ſich über die Art und Weiſe, wie man ſeinem Herzen am leichteſten beykommen könne, gemacht hatte. Es iſt wahr, daß der Einfall, ſich an die Stelle der Tänzerinn zu ſezen, ihr erſt in dem Augenblik gekommen war, da ſie ihn ausführte; allein ſie würde ihn nicht ausgeführt haben, wenn ſie nicht die gute Würkung davon mit einer Art von Gewißheit vorausgeſehen hätte. Hätte ſie in dem erſten Augenblik, da ſie ſich ihm darſtellte, in ihren Gebehrden, oder in ihrem Anzug das mindeſte gehabt, das ihm anſtößig hätte ſeyn können, ſo würde es ihr ſchwer geweſen ſeyn, den widrigen Eindruk dieſes erſten Augenbliks jemals wieder gut zu machen. Agathon mußte in den Fall geſezt werden, ſich ſelbſt zu hintergehen, ohne es gewahr zu werden; und wenn er für ſubalterne Reizungen empfindlich gemacht werden ſollte, ſo mußte es durch Vermittlung der Einbildungskraft und auf

eine

Oeſterreich im Jahre 1756 hatte, thut ſie auch dann, wenn ſie den erſten öffentlichen Schritt macht, weiter nichts, als was die Klugheit erfordert, um die drohende Gefahr bey Zeiten abzuwenden. Ehe aber dieſe Einwendung bey der gegenwärtigen Frage gelten kann, muß man erſt beweiſen, daß die Franzöſiſche Regierung, zu der Zeit, nicht da ſie den Krieg gegen England am 1ſten Februar 1793 erklärte, ſondern da ſie den Entſchluß dazu faßten, welcher der öffentlichen Erklärung, nach Dumourier, mehrere Monate vorherging, die völlige Gewißheit hatte, daß die Engliſche Regierung ihr den Krieg erklären würde, auch wenn ſie England und Holland (denn einen Angriff auf Holland mußte England damals als einen Angriff auf ſich ſelbſt betrachten) in Ruhe ließe. Dieſen Beweis aber hat noch niemand geführt; obgleich aus Liebe zur einen, und aus Haß der andern Parthey, es gewöhnlich ohne weitere Unterſuchung angenommen wird, daß England der angreifende Theil wäre, ſo wie es noch immer Leute giebt, die trotz den beyden Geſandtſchaften von Lord Malmesbury, und den Bemühungen des Engl. Miniſteriums Frieden wieder herzuſtellen, dieſem allein die Schuld der Fortſetzung des Kriegs aufbürden. Doch geſetzt, daß der Krieg im Engliſchen Kabinette beſchloſſen wurde, ehe der Jakobiner Klubb, das ehemalige Franzöſiſche Kabinett, zu dieſem Entſchluß gekommen war, folget daraus, daß der Krieg von Seiten Englands veranlaßt wur-

de? Es iſt bekannt, daß am Ende des Jahres 1792, alſo vor dem Friedensbruch mit England, Frankreich nicht mehr ein Volk, das bloß für ſeine Freyheit kämpfte, ſondern daß es ſchon ein übermüthiger Sieger geworden war. Schon damals hatte es ſich der Kaiſerl. Niederlande bemächtigt, ſchon damals das Holländiſche Gebiet verletzt, hatte Maynz und Frankfurt erobert, Savoyen weggenommen, eine Flotte im mittelländiſchen Meere ausgerüſtet, die Inſel Sardinien angegriffen, die Küſten von Italien bedroht, und am 19ten November eben dieſes Jahres hatte der Konvent das berühmte Dekret gemacht, wodurch es allen Völkern Hülfe verſprach, die ſich gegen die Regierung ihres Landes empören wollten. Ich frage nun jeden billig denkenden Mann, ob nicht dieſe Umſtände das Engliſche Miniſterium, es möchte wollen oder nicht, hätten zuletzt zwingen müſſen, ſich zu einem Kampfe mit Frankreich in Bereitſchaft zu ſetzen? War es zu erwarten, daß nach der Eroberung von Holland, und dem großen Zuwachs, den Frankreich zu ſeiner Seeküſte und zu ſeiner Marine dadurch erhalten mußte, ſeine Regierung nicht die erſte Gelegenheit ergreifen würde, England mit verdoppelter Macht zu überfallen, und, ſowohl als die andern Nachbarn Frankreichs, wo möglich, zu unterjochen? Welchem von beyden war am meiſten zu trauen, der Verſicherung, daß ſie keine feindſeelige Abſichten auf England hätte, welche ſie, kaum drey Wochen vor ihrer öffentlichen Kriegserklä-

rung, dem Englischen Ministerium durch ihren Gesandten in London im Januar 1793 gab, oder dem Ehrgeiz und der Eroberungssucht, welche sie durch ihre Handlungen bewies? War es zu vermuthen, daß ein Volk, welches von jeher der Nebenbuhler Frankreichs war, ein Volk, das wegen seines Reichthums und seiner Größe ein Gegenstand des Neides und des Hasses von ganz Europa ist, allein unangetastet bleiben würde? daß der natürliche Wunsch eines jeden Franzosen, England zu unterdrücken, sich mit der Vergrößerung ihrer Macht vermindern würde, und endlich gar aufhören, nachdem Frankreich die Kraft erlangt hätte, das beneidete und verhaßte Land nach seinem Willen zu züchtigen? Hat nicht die ganze Verfahrungsart der Französischen Regierung seit 1792 sehr deutlich bewiesen, daß, sobald es ihr Interesse ist, und sobald sie das Vermögen hat, irgend einem Volke Gesetze vorzuschreiben, keine Neutralität, keine Gerechtigkeit, keine Erkenntlichkeit sie von ihrem Vorhaben abhalten? Hat nicht das neueste Beyspiel von der Schweiz, einem Land, dem Frankreich seine Errettung von Hungersnoth im J. 1793 und 1794 zu verdanken hatte, diese Behauptung vollkommen bestätigt? Daß die Regenten Frankreichs allen Unternehmungen, auch der schändlichsten, einen Anstrich der Gerechtigkeit zu geben wissen, ist bekannt; damit aber können nur Unwissende, oder solche, die die eiserne Ruthe nicht selbst gefühlt haben, geblendet werden. Ist der prächtig klingende

de Spruch: „Krieg dem Throne, aber Frieden der Hütte,“ womit ſie alle Menſchen zu verführen ſuchten, ein einzigesmal beobachtet worden?. Man frage die armen Teutſchen am Rheine, in Schwaben, in Franken, ob darnach gehandelt worden iſt? Mußten nicht die Holländer, obgleich bloß dem Statthalter der Krieg erklärt wurde, ihren vorgeblichen Errettern hundert Millionen Gulden bezahlen, außer andern unzähligen Requiſizionen, und noch dazu eine Franzöſiſche Armee in Sold nehmen, damit ſie nichts gegen den Willen ihrer Schutzherrn vornehmen möchten? Stehen nicht jetzt ihre eigenen Truppen auch unter dem unmittelbaren Befehl des Franzöſiſchen Obergenerals in Holland? Iſt nicht ſchon die Bataviſche, iſt nicht ſchon die Cisalpiniſche, und wird nicht jede andere von den Franzoſen zu errichtende Republik eine Sklavin des Direktoriums? Und mußte nicht ein ſo ſcharfſinniger Staatsmann, wie Pitt, ein Mann, der gegen ſeine Tadler in dem ſelbigen Verhältniß ſtehet, wie Achilles gegen Therſites, oder Virgil gegen Bavius, alles dieſes vorausſehen? Man nehme alſo die Sache, wie man will, man erlaube, daß Frankreich der angreifende Theil ſey, oder erlaube es nicht, ſo wurde doch in jeder Rückſicht der Krieg zwiſchen England und Frankreich von Seiten des letzten veranlaßt.

Einige werden zwar einwenden, daß Engländer ſelbſt, wie Fox, Sheridan, Grey, und andere

Mitglieder der Oppoſizions-Parthey, die ganze Schuld des Bruchs zwiſchen England und Frankreich den Engl. Miniſtern geben, und behaupten, daß dieſe ohne alle Urſache Händel mit Frankreich ſuchten. Hierbey muß ich bemerken, daß viele Teutſche Völker, entweder (durch die Oppoſizions-Zeitungen und Journale irre geführt) eine ganz falſche Vorſtellung von der Engl. Oppoſizions-Parthey haben; oder, wenn das nicht iſt, die Behauptungen bloß deswegen wiederholen, weil ſie dadurch ihr eigenes Syſtem unterſtützen. Sich in einen Streit mit den letzten einzulaſſen würde umſonſt ſeyn, weil Vernunftgründe nichts helfen könnten; die erſten aber, welche Wahrheit ſuchen, und ſie bloß wegen eines falſchen Unterrichts verfehlt haben, werden ſich gewiß eines beſſern überzeugen.' In Teutſchland ſieht man die Engl. Oppoſizions-Parthey durch ein gefärbtes Glas: man ſieht aber die Gegenſtände nicht in ihrer wahren Farbe, ſondern nur die Farbe des Glaſes, wodurch die Strahlen ans Auge kommen. Diejenigen aber, die Gelegenheit gehabt haben, eine lange Reihe von unpartheyiſchen Beobachtungen in England ſelbſt anzuſtellen, wie Kätner, der einſichtsvollſte und richtigſte Schriftſteller über England, den Teutſchland aufzuweiſen hat, wiſſen wohl, daß nicht immer Vaterlandsliebe die Triebfeder ſey, welche die Oppoſizions-Parthey, insbeſondere die jetzige, in Bewegung ſetzt, oder daß die Mitglieder derſelben die Abſicht haben in jedem Falle die Wahrheit zu reden. In

der

der That iſt ihre einzige Abſicht, das Wohl des Vaterlandes mag dabey beſtehen oder nicht, die Miniſter zu ſtürzen, damit ſie ſelbſt an ihre Stelle treten mögen; und um dieſen Zweck zu erreichen, erlauben ſie ſich oft den Gebrauch der allerelendeſten Sofiſtereyen, und behaupten Dinge, die ſie unmöglich ſelbſt glauben können. Ich will nur ein einziges Beyſpiel anführen. Wie Pitt im November 1796 meldete, daß eine Landung entweder in England oder in Irrland von den Franzoſen bald verſucht werden würde, und deswegen antrug, daß die Nazion ſich bewaffnen ſollte, wendete Fox alle ſeine Beredſamkeit an, zu beweiſen, daß die ganze Sache ein ungegründetes Gerücht ſey, daß der Antrag des Miniſters keinen andern Zweck habe, als die Nazion durch eine vermehrte Armee in einen Zuſtand der Sklaverey zu verſetzen, und was dergleichen mehr iſt. Er ſtimmte alſo gegen den Antrag, daß die Nazion ſich bewaffnen ſollte, und das zu einer Zeit, da ganz Europa von dem Vorhaben der Franzoſen wußte, und kaum ſechs Wochen, ehe die Expedizion wirklich Statt fand. Und, um die Inkonſequenz auf höchſte zu treiben, machte er, wie die Sache vorbey war, den Miniſtern die bitterſten Vorwürfe über eine vermeinte Vernachläßigung der Vertheidigungsanſtalten, welche, nach ſeiner vorigen Behauptung, hätten gänzlich unterlaſſen werden ſollen. Dieſer iſt nun der Mann, deſſen Worte für Orakel gelten.

Ich rathe jedermann, der sich einen richtigen Begriff von einer Englischen Oppositions-Parthey machen will, Sir John Dalrymple's Memoirs zu lesen, worin er Thatsachen finden wird, hauptsächlich im zweyten Theile, die mehr Aufklärung geben werden, als alles, was ich hier zu sagen vermag. Ich erwarte auch nicht, so laut ist die Stimme der Teutschen gegen England, vieles auszurichten. Man freut sich schon im voraus über den erwünschten Fall einer Nazion, welche jetzt den Alleinhandel von Ost- und West-Indien besitzt, ohne dabey zu denken, daß an diesem Alleinhandel nicht England, sondern Frankreich Schuld ist; denn zweymal, und das letztemal ohne die mindeste Entschädigung zu verlangen, hat England durch seinen Gesandten, zuerst in Paris, zuletzt in Lille, dem Französischen Direktorium freywillig angeboten, alle Besitzungen in Ost- und West-Indien, die es von Frankreich erobert hatte, zurückzugeben, und zweymal ist das Anerbieten mit Hohn und Verachtung abgewiesen worden. Man freut sich über die verhoffte Unterdrückung einer Nazion, die ganz Europa, wie man sagt, in Kontribuzion setzt, weil sie Waaren für ganz Europa fabricirt, ohne zu überlegen, daß es jedermann frey steht, Engl. Manufakturwaaren zu kaufen oder nicht (denn England kann nie, wie Frankreich thun kann, die Herrschaft auf dem festen Lande mit der Herrschaft der See vereinigen), daß niemand sie aus Zwang, und eben so wenig aus Liebe zu den Engländern

kauft,

kaufe, sondern weil sie entweder besser oder wohlfeiler sind, als die Waaren, die man anderswo bekommt. Endlich, freut man sich über die Vollendung von Frankreichs Größe, die durch die Eroberung von England erreicht werden soll, ohne dabey zu denken, daß nachdem diejenigen, die schon unumschränkte Herren auf dem festen Lande sind, auch die Herrschaft der See an sich gerissen haben, ein Handelsdespotismus daraus entstehen wird, der die teutschen Kaufleute, nicht zu eingebildeten, sondern zu wirklichen Sklaven machen muß. — Möchten nur die teutschen Gelehrten, die in den gelesensten Zeitschriften Teutschlands Nachrichten vom literarischen und politischen Zustande Großbrittaniens mittheilen, nicht bloß aus einseitigen Akten referiren! So haben sich selbst in den Uebersichten der Engl. Literatur in der Allg. L. Z. vermuthlich aus dem jetzt so partheyischen Analytical Review, einige äußerst harte und unstatthafte Urtheile eingeschlichen. Hier liegt No. 169. der Intelligenzblätter von 1797 vor mir. Ich merke daraus folgende Stelle an: Seite 1396. „Die durch die Härte des Prozesses „schon so erbitterten Gemüther müssen aufs äußerste aufgebracht werden, wenn sie A Narrative of the sufferings J. F. Palmer, and W. Skirving, during „a Voyage to New South Wales, lesen, und aus „diesem beglaubigten Bericht die empörenden Mißhandlungen vernehmen, die diese bedauernswürdigen Opfer „der Partheywuth von einem Unhold von Schiffskapi-

„tain

„tain erdulden mußten, der vielleicht gar mit Gold da„zu gedungen war, dieſe Unglücklichen mit Bitterkeit zu „tränken.“

Wenn Menſchen, wie Palmer, Skirving, Muir ꝛc., die ſich alle mögliche Mühe gaben, theils durch ihre Handlungen, theils durch öffentliche Reden in Edinburg und andern Städten Schottlands, die glücklich eingeſchränkte monarchiſche Verfaſſung Brittaniens zu ſtürzen, und an deſſen Statt eine nach der lächerlichen Einbildung demokratiſche Regierungsform einzuführen; wenn dieſe Menſchen nach allen Formen des Rechts in einem öffentlichen Gerichtshof in Edinburg angeklagt wurden, und ein Jury, gegen deſſen Mitglieder die Angeklagten ſelbſt nichts einzuwenden hatten, einſtimmig entſchied, daß die Beſchuldigungen gegen ſie erwieſen waren, weiß ich nicht, wie man ſolche Vaterlandsverräther bedauernswürdige Opfer der Partheywuth nennen kann. Mit gleichem Rechte könnte man jeden Straßenräuber, und jeden Mörder, der ſeine verdiente Strafe bekäme, ein Opfer der Partheywuth nennen. Ich habe ſeit kurzem mit einem Schottländer über eben dieſen Gegenſtand geſprochen, und er hat mir verſichert, daß, da er ſelbſt zu der Zeit in Edinburg gegenwärtig geweſen, er ein Zeugniß von den empörenden Handlungen und Reden, insbeſondere des Hrn. Palmer ſelbſt, ablegen könne; daß den Angeklagten bey ihrem Verhör alle mögliche Gerechtigkeit

keit widerfahr; daß der Prozeß, anſtatt eine Partheyſache zu ſeyn, von jedem Freunde ſeines Vaterlands gebilligt, und für nothwendig gehalten wurde; daß der Gerichtshof gar nicht willkührlich verfuhr, ſondern daß ein ſchon längſt vorhandenes Geſetz erſt nach dem völligen Beweis der Beſchuldigungen vollzogen wurde. Sonderbar alſo, daß man in Teutſchland ſolche Menſchen in Schuß nehmen ſollte, und doch entweder ſtillſchweigen, oder gar ſeinen Beyfall geben, wenn Männer, wie der edle Friedensſtifter und Menſchenfreund Barthélemi, und der großmüthige, um ſein Vaterland unendlich verdiente Pichegrü, durch einen bloßen Machtſpruch des Direktoriums auf ewig verbannt werden, um in dem brennenden Himmelsſtrich von Guiana während dem noch übrigen Theil ihres Lebens zu verſchmachten. So verfährt man nicht in Britannien, dem vermeinten Lande der Sklaverey; denn eine Franzöſiſche Direktorial-Inquiſizion, die ohne alle Form eines Prozeſſes verdammt und deportirt, iſt noch nicht unter den Britten eingeführt, und wird es auch nicht, bis es den Beförderern des Menſchenglücks gelingt, einen Freyheitsbaum am Ufer der Themſe zu pflanzen.

Was die Beſchuldigung betrifft, daß Palmer und Skirving auf der Reiſe nach Botany Bay ſchlecht behandelt wurden, ſo kann ich mir leicht vorſtellen, daß ein roher Schiffskapitain, dem ſein Vaterland lieb iſt, und der

eine ſolche Art geſchehen, daß die geiſtigen und die materiellen Schönheiten ſich in ſeinen Augen vermengten, und daß er in den leztern nichts als den Widerſchein der erſten zu ſehen glaubte. Danae wußte ſehr wohl, daß die intelligible Schönheit keine Leidenſchaft erwekt, und daß die Tugend ſelbſt, wenn ſie (wie Plato ſagt) in ſichtbarer Geſtalt unausſprechliche Liebe einflöſſen würde, dieſe Würkung mehr der blendenden Weiſſe und dem reizenden Contour eines ſchönen Buſens, als der Unſchuld, die aus demſelben hervorſchimmerte, zuzuſchreiben haben würde. Allein das wußte Agathon noch nicht; er mußte alſo betrogen werden, und, ſo wie ſie es angieng, konnte ſie mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit hoffen, daß es ihr gelingen würde.

Der weiſe Hippias hatte zuviel Urſache, den Agathon bey dieſer Gelegenheit zu beobachten, als daß ihm das geringſte entgangen wäre, was ihn von dem glüklichen Fortgang ſeines Anſchlags zu verſichern ſchien. Allein er ſchmeichelte ſich zuviel, wenn er hofte, Callias werde, in dem ecſtatiſchen Zuſtande, worinn er zu ſeyn ſchien, ihn zum Vertrauten ſeiner Empfindungen machen. Das Vorurtheil, welches dieſer wider ihn gefaßt hatte, verſchloß ihm den Mund, ſo gern er auch dem Strome ſeiner Begeiſterung den Lauf gelaſſen hätte. Eine Danae war in ſeinen Augen ein ſo vortreflicher Gegenſtand, und das was er für ſie empfand, ſo rein, ſo weit über die brutale Denkungsart eines Hippias erhaben; daß er durch eine unzeitige Vertraulichkeit gegen dieſen Ungeweyhten beydes zu entheiligen geglaubt hätte.

beſtändig ſein Leben für ſein Vaterland wagt, ſehr wenig Reſpekt für erwieſene Verräther haben wird. Wenn er aber ſeine Gefangenen wirklich mißhandelte, ſo war ſein Betragen allerdings ſträflich; denn jene wurden nur verdammt vierzehn Jahre aus Britannien zu bleiben, nicht, auf der Reiſe nach ihrem Verbannungsort gepeinigt zu werden. Es iſt gar nicht meine Abſicht, dieſen Schiffskapitain, der mir gänzlich unbekannt iſt, in Schutz zu nehmen: aber ehe ich ihn verdamme, muß ich ſtärkere Beweiſe haben, als die einſeitige Nachricht Palmers, die gar nicht als ein beglaubigter Bericht zu betrachten iſt. Denn, nicht zu gedenken, daß ſein moraliſcher Karakter nicht ſo beſchaffen war, daß man alles auf ſein bloßes Wort glauben könnte, iſt unmöglich über Mißhandlungen zu urtheilen, wenn man die Veranlaſſungen nicht weiß, welche der Gemißhandelte ſelbſt dazu gegeben hat. Daß nun ſein Betragen gegen den Schiffskapitain äußerſt empörend war, iſt wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, wenn man aus ſeinem vorigen Betragen ſchließen darf; denn er war ein ſehr hochmüthiger Menſch, und hatte ſogar die Kühnheit, wie der oben genannte Schottländer, der zugegen war, mir verſichert hat, kurz vor ſeinem Verhör ganz öffentlich zu ſagen, daß der Lord Juſtice Clerk (ein ehrwürdiger und allgemein geſchätzter Mann) vor ihm im Gerichtshof zittern ſollte. Dieß ſey nun wie es wolle, der Schiffskapitain mag gereizt worden ſeyn, oder nicht, er mag ſelbſt ein

Un-

Unhold, und ſeine Gefangenen die liebenswürdigſten der Schöpfung ſeyn, ſo iſt doch die Vermuthung, daß er mit Gold dazu gedungen wär, dieſe Unglücklichen mit Bitterkeit zu tränken, eine ſo harte Beſchuldigung der Engliſchen Regierung, (denn von der Regierung allein hatte der Schiffskapitain ſeine Verhaltungsregeln zu empfangen), daß niemand, nicht einmal mit einem vielleicht, ohne den Beweis davon zu führen, ſo eine Beſchuldigung hätte wagen ſollen. Den Beweis aber kann niemand geben; und nichts als Unwille, wozu kein wahrer Grund vorhanden iſt, gegen die Engliſche Regierung hätte ſo einen Gedanken erregen können. Daß die Regenten von Frankreich alle ihre Kräfte anwenden, um die Engländer gehäſſig zu machen, daß ſie in der Abſicht Unwahrheiten ausſtreuen, wie neulich von der Behandlungsart der franzöſiſchen Gefangenen in England, die in der That, anſtatt gemißhandelt zu werden, durch die Freygebigkeit der Engliſchen Nazion bis jetzt ernährt worden ſind, da ſie ihre eigene Regierung (die verpflichtet iſt ſie zu verſorgen, ſo wie England für ſeine Gefangenen in Frankreich ſorget, und, wenn ſie nicht Hungers ſterben ſoll, ſorgen muß) ihrem Schickſal, obgleich drey und zwanzig Tauſend an der Zahl, überlaſſen hatte, — daß die Franzoſen, ſage ich, nichts unterlaſſen, was den Engländern wehe thun könnte, iſt kein Wunder. Aber daß ruhige teutſche Beobachter, die von den Franzoſen nichts zu hoffen, von den Engländern nichts zu fürchten

haben, denen jene nichts zu Liebe, und diese nichts zu Leide thun, die Verfahrungsart der einen mit solcher Wärme loben, die Verfahrungsart der andern mit solcher Bitterkeit tadeln können, ist mir unbegreiflich. Den Weyhrauch, den man so gern den Franzosen streuet, verlangen die Dritten nicht; sie verlangen aber — was niemand, ohne sich selbst zu beleidigen, versagen darf — Gerechtigkeit!

2.

Zürich, den 10. Febr. 1798.

— Jeden Tag, ja jede Stunde seit ungefähr einem Monate, wechselten die Erwartungen und Auftritte. Die Gefahr von Seiten Frankreichs schien immer dringender zu werden — das Waatland war nun revoluzionirt, und also ganz für Bern verloren. Die Hülfsforderungen dieses Kantons wurden immer dringender — die französischen Truppen näherten sich immer mehr den Grenzen der teutschen Kantons, und unser Volk war nicht bereitwillig, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, ungeachtet den seit 1795 inhaftirten und exilirten Landangehörigen unbedingte Amnestie, Ersatz der Ehre und Gelder bußen, dem laut geäußerten Wunsche des Landes zufolge, ertheilt war. Kurz, alle Umstände zusammen genommen, scheint eine totale Veränderung unserer Verfassungen und Verhältnisse vom Schicksale beschlossen zu seyn. Alle Proklamazionen, die das Volk zum Eingeben

seiner

seiner Beschwerden an eine Kommission, die aus Gliedern der Regierung und der Bürgerschaft bestand, aufriefen, halfen nichts mehr, für alles war es zu spät. Basel war der erste Ort, wo die Regierung Freyheit und Gleichheit deklarirte; Luzern, Freyburg, Solothurn, Schafhausen, Bern, und den letzten Montag auch Zürich, folgten diesem Beyspiele. An eben diesem Tage ward auch unsre Bürgerschaft auf die Zünfte zusammen gerufen und unsere Konstituzion zu Grabe getragen. Diese Stunde war gewiß auch jedem bloßen Zuschauer feyerlich, und mannigfaltig die Ideen und Gefühle, die sich in ihm bey der Betrachtung, wie wenig das Schweizervolk im Ganzen zu einer solchen Totalveränderung der Verhältnisse reif sey, darboten. — Die Aufrechthaltung der Konstituzion mit Leib, Leben, Ehre und Gut schallte noch 24 Stunden früher allenthalben, und dann in 24 Stunden später, Freyheit und Gleichheit!! — Unsere Regierung hat sich zwar nur noch provisorisch deklarirt, und eine Kommission von Bürgern und Landleuten, die sich nächsten Montag schon versammeln, soll die neue Konstituzion auf jene Basis von Freyheit und Gleichheit gründen. — Sie abstrahiren sich leicht aus dem bisher gesagten, daß nur der Drang äußerer Umstände diese Veränderung in unsern Regierungen bewirken konnte, und was jetzt ungefähr in diesem nagelneuen Verhältnisse die wechselseitige Stimmung zwischen Stadt und Land, Regenten und Regierten sey. — Der Städter aus seinen Kor-

men und Vorrechtsgenüssen, die ihm seit Jahren magere Kost spendeten, herausgehoben, mit dem Landmann auf Einen Fuß gesetzt; der Landmann durch die Worte Freyheit und Gleichheit aufgestört aus einer Lage, in der er oft klagte, ohne sich eigentlich der Gebrechen seiner Verhältnisse bestimmt bewußt zu seyn; beyde auf einmal, wie durch einen Zauberschlag, in eine neue Lage (denn Ordnung kann ich es doch nicht heißen) versetzt! —

Den 16ten Febr.

Seit dieser Zeit hat sich nichts merkwürdiges ereignet. Das Komitee in Stäfa, das sich eigenmächtig formirte, und alles mögliche that, unser Volk vom Ausziehen an die Berner Grenzen abzuhalten, auch wirkliche Proklamen in vielen Gegenden verbreitete, die, vereint mit der Sauvegarde des fränkischen Chargé d'affaires Mengaud, durch die er allen Widriggesinnten Schutz der allmächtigen Republik versprach, und die Schweizer Aristokraten-Regierung Garant für jede Mißhandlung solcher Leute machte, — die natürliche Wirkung thaten, daß, anstatt des gewohnten Sukkurses, nur einige Bataillons marschirten, dieß Komitee ist im Begriff sich aufzulösen. Morgen werden auch diese Gegenden ihre Deputirten wählen, und nächsten Mittwoch sitzt zum erstenmale in pleno die Landeskommission, die aus $\frac{3}{4}$ Landleuten und $\frac{1}{4}$ Stadtbürgern besteht, welche die neue Konstitu-

zion

zion entwerfen und dem Volke zu Stadt und Land seiner Zeit zur Sankzion vorlegen soll. — Sie glauben gar nicht, welches gewaltige Mistrauen, hauptsächlich vom Lande gegen die Stadt, herrschte, und zum Theil noch herrscht, so laut auch Freyheit und Gleichheit deklarirt waren. — Die Franken gedenken es bloß den Aristokraten, nicht uns Bürgern auf dem Lande! tönte von Dorf zu Dorf, und so heissen auch die dringendsten Erklärungen: das Land ist in Gefahr! nicht viel. — Ein Glück, daß die Hülfsforderungen von Bern und Solothurn nicht mehr so ganz dringend waren. Nun kam das laute Begehren des Landes, nach den Grundsatzen von Freyheit und Gleichheit, Egalität der Repräsentazion, also nach dem Grade der Bevölkerung drey Viertel vom Lande und ein Viertel von der Stadt. Auch dieß Begehren ist gewährt, und nun ist Ruhe zu hoffen. —

Die Franken stehen noch immer an den Grenzen, doch ohne weiter ins Innere des teutschen Berner Kantons eingerückt zu seyn. — So sind wir jetzt in einer Lage, in beständig gespannter Erwartung der Dinge, die von aussen und innen über uns kommen sollen. Was die Erderschütterer mit uns eigentlich vorhaben, liegt noch im Dunkeln. Doch höchst wahrscheinlich wollen sie uns zur République une et indivisible kreiren, nach einem bereits entworfenen Plane von Ochs und la Harpe, und uns so zu einer Existenz hinaufschrauben, in der

wir aus hunderterley Gründen es nicht lange aushalten können!

5.

Mietau, vom 15. Jan. 1798.

Sie können Sich schwerlich vorstellen, wie glücklich und zufrieden wir unter unserer gegenwärtigen einsichtsvollen Regierung leben; auch haben wir die Freude, daß sie uns häufig Gelegenheit giebt, ihr unsere Dankbarkeit auf mancherley Art zu bezeigen. So ist zum Beyspiel die Vermögensteuer der ersten Gilde von 100 Rubel auf 200, der zweyten Gilde von 50 auf 100, der dritten Gilde von 10 Rubel auf 40 erhöht, und die männlichen Glieder einer jeden müssen für den Kopf noch drey Rubel Rekrutensteuer geben. Alle Güter im russischen Reich hingegen, und die Bürgerklassen, welche Kopfsteuer bezahlen, müssen von je 500 Seelen 3 Rekruten in natura stellen. Gerne tragen alle Stände diesen geringen Beytrag zu der Macht unsers glorreichen Monarchen ab, der gegen die erlauchten Flüchtigen einen so großmüthigen Gebrauch von seinen Einkünften macht, und Ludwig XVIII. den Nießbrauch der Wohnungen unserer vormaligen Herzoge so großmüthig gestattet.

Auch hoffen wir bald mit einem neuen Zolltarifse beschenkt zu werden. Er ist schon in Riga, aber noch nicht publicirt worden; indeß hat die frohe Neugier doch schon folgendes von seinem Inhalte erlauscht: Alle Werth-Waaren sollen künftig nur über Riga und Petersburg

eins

eingeführet, und der Zollthaler zu 140 Kop. gerechnet werden. Unter der vorigen Regierung galt er nur 125 Kop.

Der Zoll auf Zucker, Kaffee, engl. Bier, eingeführtes Salz (das nördliche Rußland hat nämlich keine eigenen Salzwerke), ausgeführtem Flachs und Leinsaamen wird erhöht.

Muſikaliſche Inſtrumente zahlten ſeit anderthalb Jahren 32 pro Cent, von Oſtern an werden ſie aber 60 pro Cent Zoll ertragen. Dieß wird ein kräftiges Beförderungsmittel der ruſſiſchen Jagdmuſik werden.

Auch unſere Policey iſt thätig für die öffentliche Ruhe. Sie hat alle Masqueraden verboten, und die Freymaurer-Lozen geſchloſſen.

Eine noch wohlthätigere Wachſamkeit aber zeigt das Cenſuramt in Riga. So langte jüngſt ein Paquet mit Büchern zum Unterricht der Kinder an; auch dieſe ſah man ſorgfältig durch, und konfiscirte aus demſelben verſchiedenes, z. B. Funks Naturgeſchichte und Welands Sittenlehre. —

* * *

I.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Wien, den 14. Febr. 1798.

Der edle John, den eine voreilige, aus ſeiner gefährlichen Krankheit entſtandene Nachricht ſchon todt ſag-

te; lebt noch wirklich, und ſeine Geſundheit beſſert ſich zuſehends. Das erſte Kupfer zu Klopſtocks Oden, nach einer Zeichnung von Schnorr: Siona, iſt eben vollendet, und hat den ungetheilten Beyfall aller Kenner. Möge dieſer fleiſſige, geſchickte Künſtler, der, als Freund und Vater, einer der edelſten Menſchen iſt, noch lange ſeinen Kindern und Freunden leben!

Von Dr. Galls Vorleſungen kann ich Ihnen noch nichts beſtimmtes ſagen; ich habe ihn noch nicht vorleſen gehört, obſchon ich ihn einigemal beſucht habe. Seine Sammlung abgeformter Köpfe iſt ſehenswerth: ich will verſuchen, wie viele mir davon einfallen. Joſef II. Dichter: Reher, Alxinger, Jünger, Meißner, Sofie Wilhelmine Maiſch, deren ſchönen Chorgeſang am Geburtstag guter Frauen Sie wohl aus dem dießjährigen Taſchenbuch für Frauen (Tübingen bey Cotta) kennen werden. Künſtler: Mahler Unterberger. Schauſpieler: Lange, Bergopzom. Mechaniker: Voigtländer, Frater David. Aerzte: Sallaba, Spenluch, Hunzowski, Gall. Muſiker: Greibich. Sechs Köpfe hieſiger Neger. Ferner: Wurmſer und eine beträchtliche Anzahl Köpfe von Offizieren. Dieſe ſind es, die mir aus einer Sammlung von einigen hundert Büſten im Gedächtniſſe blieben. Seine Sammlung von Thierſchädeln iſt ſehr zahlreich Zu einem Werke, das er einſt herausgeben dürfte, liefert ihm der als

Arzt,

Arzt, Augenarzt, Staaroperateur und als anatomiſcher Zeichner nur zu wenig bekannte, äußerſt geſchickte Dr. Beer, von dem ich Ihnen einſt vielleicht mehr werde ſchreiben können, ſehr genaue Miniaturzeichnungen. Ich bin mit den engländiſchen Lectures on heads zu wenig bekannt, um zu entſcheiden, ob Gall's Behauptungen mit den engliſchen zuſammentreffen; doch mit Lavatern geht er nicht eines Weges, da bloß die Beobachtungen über die feſten Theile des Kopfes ihn beſchäftigen, und er nicht den leidenſchaftlichen, ſondern den intellektuellen Karakter zu beſtimmen ſucht.

Chladny, der Erfinder des Euſons, iſt hier. Kotzebue iſt ſeit 3 Wochen hier, und hat bereits Alxingers Stelle eingenommen. Citoyen Bernardotte iſt ſeit dem 8. Febr. mit zwey Sekretairen und zwey Adjutanten in einem Gaſthofe einlogirt, den er, wie man ſagt, mit einem an der Taborbrücke, folglich wenigſtens eine halbe Stunde außer der Stadt, gelegenen weitläuftigen Gebäude vertauſchen wird.

2.

Halle, im Febr. 1798.

Daß wir kein Schauſpiel bekommen, wiſſen Sie ſchon. Warum? das weiß ich nicht. Es ſcheint beynah, als ſey es ein Vorrecht der Monologen auf die Dialogen eiferſüchtig zu ſeyn. Zerſtreuung allein kann man nicht vorſchützen. Warum duldete man ſonſt Luft- Seil- und

Zweytes Capitel.

Eine kleine metaphyſiſche Abſchweiffung.

Es giebt verſchiedne Gattungen von Liebe, daß es, wie uns ein Kenner derſelben verſichert hat, nicht unmöglich wäre, drey oder vier Perſonen zu gleicher Zeit zu lieben, ohne daß ſich eine derſelben über Untreue zu beklagen hätte. Agathon hatte in einem Alter von ſiebzehn Jahren für die Prieſterin zu Delphi etwas zu empfinden angefangen, das derjenigen Art von Liebe gleich, die, nach dem Ausdruk des Fieldings, ein wolzubereiteter Roſtbeef einem Menſchen einflößt, der guten Appetit hat. Dieſe Liebe hatte, ehe er ſelbſt noch wußte, was daraus werden könnte, der Zärtlichkeit weichen müſſen, welche ihm Pſyche einflößte. Die Zuneigung, die er zu dieſem liebenswürdigen Geſchöpfe trug, war eine Liebe der Sympathie, eine Harmonie der Herzen, eine geheime Verwandſchaft der Seelen, die ſich denen, ſo ſie nicht aus Erfahrung kennen, unmöglich beſchreiben läßt; eine Liebe an der das Herz und der Geiſt mehr Antheil nimmt als die Sinnen, und die vielleicht die einzige Art von Verbindung iſt, welche, (wofern ſie allgemein ſeyn könnte) den Sterblichen einigen Begriff von den Verbindungen und Vergnügen himmliſcher Geiſter zu geben fähig wäre. Wir ſehen voraus, daß unſre meiſten Leſer bey dieſer Stelle die Naſe rümpfen, und

zweifeln

Drathtänzer, englische Voreuter, reisende Virtuosen, Tanzbären, und was in diese Kategorie gehört, wochenlang hier? Von Verschlimmerung der Sitten kann auch dabey die Rede nicht seyn; denn kein Prorektor trägt ja Bedenken, den jungen Leuten ihre sogenannte Kommerse zu gestatten, wo sie bis tief in die Nacht hinein Trinklieder brüllen, und durch Saufen ihre Gesundheit zu Grunde richten. Genug davon! — Ich kann Ihnen die sehr angenehme Nachricht mittheilen, daß der vortreffliche Eberhard nicht abgeneigt ist, trotz dem Kaltsinn des Publikums, das jetzt nur nach kritischen Kruditäten lechzt, seine Synonymik, dieß scharfsinnige und interessante Werk, fortzusetzen *).

Klein

*) Woher mag es wohl kommen, daß dieß wichtige Werk in der Literaturzeitung noch immer unangezeigt ist?

d. Eins.

Dieß werden die Hrn. Redakteurs am besten zu beantworten wissen. Nur glaube ich den achtungswürdigen Einsender, der hier in seinem Briefe noch die Muthmaßung äußerte, es geschähe wahrscheinlich darum, weil Eberhard zu den Dissentern von der kritischen Episkopalkirche gehöre, versichern zu können, daß ein Schütz und Hufeland einer solchen Ungereimtheit unmöglich fähig seyn können. Wahr ist es übrigens, daß Hrn. Prof. Eberhard's Versuch einer allgemeinen teutschen Synonymik, wovon bis jetzt zwey Theile gr. 8. bey Ruff in Halle erschienen sind, zu den wenigen klassischen Werken über unsere so vieldeutige und so häufig

Klein fährt noch immer fort, dem Geiſt unſers Zeitalters gemäß, mit Gewandtheit und Kraft dem juriſtiſchen Schlendrian entgegen zu arbeiten. So etwas kommt denn freylich den Pandektenmännern immer ungelegen. Er vereinigt ausgebreitete Kenntniſſe mit Urtheilskraft und geläutertem Geſchmack. Der alte ehrwürdige Forſter geht noch immer mit ſeinem Zeitalter fort. Jovialiſch aufgeweckt wie er iſt, ſieht man ihn überall gern. Ein Karakter, der uns an die Grenze der Menſchheit führt, ein Mann im ächten Sinne des Worts, und zugleich ein Kind, an Hingebung und Naivität; kurz, ein wahrhaft großer Menſch, und der eben deßhalb zu oft verkannt wird. Forſter müßte in England leben!

Er

mißbrauchte Sprache gehören, die Gründlichkeit und philoſophiſchen Scharfſinn mit Anmuth und Mannigfaltigkeit verbinden. Daher wunderte ich mich auch gar nicht, als ich vor einiger Zeit in der Seitentaſche eines Reiſewagens, deſſen Beſitzer in wichtigen Aufträgen nach Paris ging, Eberhard's Synonymik fand, und von jenem beyder Sprachen äuſſerſt kundigen, in beyden als Schriftſteller bekannten Reiſenden die Verſicherung erhielt, er habe kein kritiſcheres und unterhaltenderes Buch zu ſeinem beredten Reiſegefährten wählen können. Gewiß, hier iſt mehr als Girard, Roubaud und Konſorten! Wie lehrreich, und ſelbſt durch ausgebreitete Literatur wichtig iſt gleich zum Anfang des erſten Theils die ſchön durchdachte Theorie der Synonymik überhaupt! Und doch wie kaltſinnig iſt dieß Werk aufgenommen, wie gar wenig in öffentlichen Blättern erwähnt worden!

Er paßt nicht in unſre ärmlichen, ökonomiſch-politiſchen Univerſitätsverhältniſſe.

Lafontäne beſuche ich öfters in ſeiner freundlichen Gartenreſidenz. Sie kennen ihn perſönlich! Alſo kein Wort mehr! Sie wiſſen, daß er ein eben ſo liebenswürdiger Menſch als Schriftſteller iſt. —

Curt Sprengel iſt jetzt botaniſcher Profeſſor. Dadurch iſt ſein äußeres Schickſal einigermaßen verbeſſert, wiewohl noch lange nicht, wie er es verdient. In der That iſt es empörend, wenn die vorige Regierung Männer, wie er und der edle Green, beynahe darben ließ, indeß ſie elenden Kabalenſchmieden und Wundermännern Penſionen von 12 bis 1300 Thalern auswarf. C. Sprengel giebt uns jetzt ein Specimen antiquitatum botanicarum, das der Vorläufer eines wichtigen Werks über die Homonymie der Botanik ſeyn wird.

Herr Bispink hat eine zahlreiche Leſebibliothek, in der ſelbſt der Kenner der engliſchen und franzöſiſchen Literatur auf manches Buch ſtößt, das ihn höchſt angenehm überraſcht. Er ſelbſt iſt ein Mann von Einſicht und Geſchmack, ein thätiger Beförderer alles Guten.

Daß uns Prof. Morgenſtern verläßt, und den Ruf nach Danzig, unter der Bedingung, gelehrte Reiſen machen zu können, angenommen hat, wiſſen Sie vielleicht ſchon. In dem Weſen dieſes hoffnungsvollen jungen Mannes herrſcht feine, attiſche Urbanität, nur hier und da vielleicht eine zu große Aengſtlichkeit, die mir aber

denn

denn doch zehnmal lieber iſt, als die aufgeblaſene pedantiſch ausgemeſſene Katheterkadenz, die leider nicht allein auf Univerſitäten einheimiſch iſt. — Von unſern Luſtbarkeiten, an denen, mit Wieland in der Muſarion zu reden,

„Allein der Name luſtig tönt,
Wobey man künſtlich lacht, und ungezwungen gähnt"

läßt ſich wenig ſagen. —

Das Konzert allein verdient Aufmerkſamkeit. Es ſteht unter der Direkzion des verdienſtvollen Muſikdirektors Türk. In der Wahl der Stücke ſind ihm theils durch das Publikum, theils durch andere Umſtände zuweilen die Hände gebunden; aber die Exekuzion, in ſo fern ſie ſein Werk iſt, fällt immer brav, und in Betracht eines ſo abwechſelnden Orcheſters, ich möchte ſagen, bewundernswürdig aus. Von dieſen Winter hindurch mit ungetheiltem Beyfall aufgeführten Singſtücken nenne ich Ihnen bloß Axur, Clemenza di Tito, und die ganz im Göthiſchen Geiſt, und mit Göthiſcher Simplicität empfangene Kompoſizion zu Erwin und Elmire von Reichard. Unter den Sängern und Sängerinnen zeichnen ſich Dem. Weinmann, Dem. Barth und Herr Tüchtler (ein junger Künſtler, der viel Muſik hat), ſehr zu ihrem Vortheil aus. Durch ſein ſimples, aber höchſt durchdachtes und geſchmackvolles Orgelſpiel, hat mich Türk angenehm überraſcht. Ueberhaupt wünſchte ich, dieſer Meiſter entſchlöſſe ſich etwas von ſeinen Kirchenmuſiken herauszugeben! Was ich davon gehört habe, iſt in einem durchaus edlen, reinen, anziehenden Stil. Er arbeitet jetzt an einer Violinenſchule, im Geſchmack ſeiner großen Klavierſchule; ein Geſchenk, daß von der Hand eines ſolchen Meiſters gewiß jedem Liebhaber dieſes Inſtruments höchſt willkommen ſeyn muß.

Wolf, die Zierde unſerer Univerſität, iſt von ſeiner Krankheit faſt gänzlich hergeſtellt. — Er wird es jetzt wohl

wohl nicht bedauren, den Ruf nach Holland abgelehnt zu haben. Einer ſeiner hoffnungsvollſten Schüler, Herr Prof. Heindorf in Berlin, hat ſo eben zu ſeiner Magiſterpromozion ein Specimen coniecturarum in Platonem, 36 S. gr. 8. herausgegeben. Die Verbeſſerungen, die hier auf wenig Seiten über Platos Fädrus, wovon wir eine neue Ausgabe von Hrn. Heindorf zu erwarten haben, und die Bücher von den Geſetzen zuſammengedrängt ſtehen, ſind größtentheils eben ſo glücklich, als in dem Genius der Platoniſchen Schreibart gegründet, und beweiſen hinlänglich den Beruf, den Hr. Heindorf zu einer vollſtändigen Ausgabe dieſes noch immer faſt bloß nach dem Stefaniſchen Texte gekannten Gottes der Filoſofen durch Fleiß und Anſtrengung erhalten hat.

Noch ein junger Mann von nicht gewöhnlichen Kenntniſſen aus der Wolfiſchen Schule, Hr. Rietmer aus Breslau, wird uns nächſtens mit einer Homeriſche Chorografie, dieſen neuerlich ſchon ſo oft ventilirten Gegenſtand, beſchenken, wodurch wahrſcheinlich mehrere Wolfiſche Ideen, die ſich aus ſeinen Prolegomenen, wegen der gedrängten Kürze, nur errathen laſſen, in ein helleres Licht geſetzt werden dürften. Von dieſen Prolegomenen hat kürzlich der gelehrte, und mit der griechiſchen Kritik vertraute Franzöſiſche Geſandte in Berlin, der Bürger Caillard, eine meiſterhafte Anzeige in Millin's Magazin encyclopédique einrücken laſſen.

VIII.

Camille Jordan an ſeine Committenten über die Revoluzion vom 18. Fruktidor.

Noch immer hängt über die berüchtigte Gewalthandlung des 18ten Fruktidor ein undurchdringlicher Schleyer, der

der durch alle die Beſchuldigungen und Anklagen, womit die ſiegende Parthey ihren Eingriffen in die Konſtituzion und ihren geſetzwidrigen Proſtripzionen und Deportazionen einen Anſtrich von Geſetzmäßigkeit zu geben geſucht hat, eher verdichtet, als weggezogen worden iſt. Auch dürfte vor der Hand aus Frankreich ſelbſt, wo Denk- und Preßfreyheit unter weit drückendern Feſſeln ſchmachtet, als je unter den moliniſtiſchen Cenſoren Ludwigs XIV, wenig Aufklärung darüber zu erwarten ſeyn. Als vor kurzem (in der Sitzung des 23. Pluvioſe, oder 11. Febr.) nach mehreren Dekaden einmal von der Kommiſſion die Rede war, die, dem Scheine nach, zur Unterſuchung der Verſchwörungsakten vom 18. Fruktidor niedergeſetzt wurde, ſagte Bailleul, ſelbſt Mitglied dieſer Kommiſſion, daß man lange auf die Mittheilung der Akten habe warten müſſen, die ſich in den Händen des Polizeyminiſters befunden hätten; daß ſie aus zwey Oktavbänden in lauter Chiffern beſtünden, und daß man lange keinen Dechiffreur habe finden können (!). Kurz: alles was Bailleul ſagt *), iſt ſo lahm und ungereimt, daß ſich die Verlegenheit, in welcher die Kommiſſion ſich befindet, um offenbare Gewaltthätigkeiten mit erlogenen Aktenſtücken zu beſchönigen, ich möchte wohl ſagen, mit Händen greifen läßt. Schwerlich dürfte alſo auch die in jener Sitzung des Raths der 500 ſo pomphaft geprieſene und an die Mitglieder vertheilte Schrift: le 18. Fructidor, uns unpartheyiſche Thatſachen unter den Augen des Luxemburgiſchen Quinquevirats mitzutheilen gewagt haben. — Aber eben darum ſcheint es unbegreiflich, wie es ſehr nahmhafte Geſchichtſchreiber und Schriftſteller in Teutſchland geben kann, die aus blinder Anhänglichkeit gegen die franzöſiſchen Machthaber die unerwieſenen und lächerlichen Beſchuldigungen des Royalismus, womit man

einen

*) Journal de Paris, l'an 6. n. 144.

einen Carnot, Barthélemy, Boissy d'Anglas (den enthusiastischen Freyheitsstifter und Schöpfer der nun zertrümmerten Konstituzion), Dumolard, und die übrigen edlen Schlachtopfer jenes Begräbnißtages der franz. Freyheit, dem leichtgläubigen Volke verhaßt zu machen gesucht hat als wahr annehmen. Ja, es ist in der That empörend, daß man in seiner knechtischen Ehrfurcht vor der großen Nazion, oder, vielmehr vor ihren jetzigen Despoten, so weit gehen konnte, diesen auch in unsern gelesensten Zeitblättern einen Pichegrü zu schlachten. Wozu die sonderbare Ankündigung neuer Thatsachen, daß Pichegrü wider seinen Willen Holland erobert habe, woraus doch, wenn es auch bewiesen würde, noch gar nicht folgte, daß der, so lange es dem Vaterlande selbst galt, löwenmüthig kämpfende, aber den Plünderungs und Vergrößerungsplanen der ihm im Rücken stehenden Freyheitsapostel gänzlich abgeneigte Held ein Verräther gewesen sey? Als wenn über die Revoluzion vom 18. Fruktidor nicht so schon verkehrte Begriffe genug in der Welt ausgestreut wären! Gewiß es ist ein sehr trostloses Zeichen unserer Zeit, die so blindlings dem übermüthigen, und durch ihre Zertretung aller Gesetzlichkeit über die bessere, aber furchtsammere Parthey siegenden Despotism huldigt, daß sich für einen Mann, für dessen republikanische Lauterkeit der Unbefangene noch jetzt Leib und Leben verwetten könnte, den man mit der Auswahl von Frankreichs besten Köpfen, dem Opfer der verruchtesten Kabale, in wilde Regionen schleuderte, daß sich für einen Pichegrü fast kein Mensch mehr interessirt, und daß man, indeß die Macht, und immer nur die Macht, das Erstaunen und die Bewunderung aller Menschen beschäftigt, einem solchen Manne noch einen tödtlichen Stoß in der öffentlichen Meinung versetzen, und anstatt die Begebenheit, von der er das Opfer wurde, näher zu beleuchten, in seinem frühern, von dieser Begebenheit durch Jahre getrennten Betragen herumwühlen

wählen kann, bloß um dem Direktorium neuen Stoff zu leeren Deklamazionen zu liefern. Bey einer solchen Stimmung, oder vielmehr Verblendung vieler unserer beredtesten und Tonangebenden Journalisten, ist es doppelte Pflicht des unpartheyischen Menschenfreundes, der doch noch Etwas vor dem eisernen Fußtritt der alle Rechtsgründe und Vernunftschlüsse höhnenden Gewalt sichern und retten möchte, dem noch unbefangenen Theile des Publikums, — wäre es auch nur ein kleines Häuflein, das seine Kniee noch nicht vor den Idolen des heutigen Tags gebeugt, sein Ohr der bessern Belehrung noch nicht verschlossen hat — Nachricht von solchen Schriften und Abhandlungen zu geben, die richtigere Vorstellungen über die Geschichte des Tages verbreiten, und allgemein verbreitete Irrthümer siegreich bekämpfen. Dahin gehört, meines Bedünkens, ganz vorzüglich die interessante Schrift eines der redlichsten unter den Deputirten, die der Bannstral des 18. Fruktidors traf: Camille Jordan, député du Rhone, à ses commettans, sur la revolution du 18. Fructidor. (In der Schweiz gedruckt, aber unter dem fingirten Namen: Paris, 26. Vendemiaire l'an 6. 144 S. gr. 8.*) Wer noch einen Zweifel hat, ob Pichegrü und die edlen Patrioten, die sich im Hotel Clichy verbanden, nicht wirklich konspirirten, der lese diese mit ruhiger Fassung, ohne alle Deklamazion und Rednerkünste, edel und einfach, wie die unterdrückte Wahrheit sprechen muß, geschriebene Vertheidigung, und er wird selbst wider seinen Willen eingestehen müssen: wahrlich, diese Männer waren der zweyte Theil zu den edeln Ci-

tons

*) Wir haben eine Uebersetzung dieses wichtigen Aktenstücks von der Feder des, um die Wahrheit in einem von Faktionswahn aller Art geblendeten Zeitalter nicht wenig verdienten Hrn. KR. Gentz in Berlin zu erwarten. Vorläufige Auszüge s. im Journal Frankreich 1798. 1stes Stück.

rondisten, die unter Robespierre bluteten! Zu schüchtern, um die offne Fehde zu beginnen, oder zu patriotisch, um das Signal des unvermeidlichen Bürgerkriegs zu geben, sanken sie unter der eisernen Keule stirnloser Gesetzübertreter, die, seit sie den ersten widerrechtlichen Schritt, den Krieg mit Venedig, gewagt hatten, immer neue Verbrechen gegen die Konstitution ersannen, um Impunität der frühern zu erringen. Man wird nicht ohne tiefe Rührung die am Schlusse der Schrift so herzlich gesprochenen Ermahnungen zum friedlichen Ausdauern und zur Duldung des Unrechts um des Vaterlands willen lesen, und bey Worten, wie diese sind: Loin de nous tous le condamnable voeu, que forma Camille en s'éloignant des murs de Rome! keine erkünstelte Gleichgültigkeit, sondern tiefgefühlten, selbst im Exil noch mit dem hohen Geiste der Aristiden und Thrasybulen dem unterdrückten Vaterlande *) durch Rath und That gegenwärtigen Patriotismus finden, und statt einzustimmen in das Gekrächze der Raben dies- und jenseits des Rheins, die um des Aases willen den Nachzug der Adler machen, mit jenen geächteten, aber in den Tafeln der unbestechbaren Geschichte ewig glänzenden Freyheitskämpfern ausrufen: O passi graviora! dabit deus his quoque finem.

*) Camille Jordan war Deputirter von Lyon, und den die Committenten dieser im Laufe der Revolution von Paris aus unablässig gequälten Commune ist seine Schrift gerichtet. Man wird sich nun weniger wundern, daß das Direktorium bey den jetzt herannahenden Wahlen das arme Lyon wieder in Belagerungsstand erklärte. Die Lyoner möchten sich ja vielleicht an den Zuruf ihres Camille am Schlusse dieser Schrift erinnern: ne cessez de reclamer ces Assemblées primaires — allez avec courage et confiance y porter encore vos voeux.

Neuer
Teutscher Merkur

zweifeln werden, ob wir uns selbst verstehen; allein wir lassen uns dieses gar nicht anfechten. Sancho, wenn er (wie es ihm zuweilen begegnete) eine Menge schöner Sachen vorgebracht hatte, wovon weder sein Herr noch irgend ein andrer, oder auch er selbst etwas verstehen konnte, pflegte sich damit zu trösten, daß er sagte: Gott versteht mich; und der Geschichtschreiber des Agathons kan es ganz wohl leiden, daß diese und ähnliche Stellen seines Werkes von allen andern Lesern für Galimathias gehalten werden, da er versichert ist, daß *** ihn versteht —— Agathon könnte also von dieser gedoppelten Art von Liebe, wovon eine die Antipode der andern ist, aus Erfahrung sprechen; allein diejenige, worinn jene beyden sich in einander mischen, die Liebe, welche die Sinnen, den Geist und das Herz zugleich bezaubert, die heftigste, die reizendste und gefährlichste aller Leidenschaften, war ihm mit allen ihren Symptomen und Würkungen noch unbekannt; und es ist also kein Wunder, daß sie sich schon seines ganzen Wesens bemeistert hatte, eh es ihm nur eingefallen war, ihr zu widerstehen. Es ist wahr, dasjenige was in seinem Gemüthe vorgieng, nachdem er in zween oder drey Tagen die schöne Danae weder gesehen, noch etwas von ihr gehört hatte, hätte den Zustand seines Herzens einem unbefangnen Zuschauer verdächtig gemacht; aber er selbst war weit entfernt das geringste Mißtrauen in die Unschuld seiner Gesinnungen zu sezen. Was ist natürlicher, als das Verlangen, das vollkommenste, und liebenswürdigste unter allen Wesen,

nachdem

Inhalt.

I. Gespräche unter vier Augen. Drittes Gespräch. Was ist zu thun? Von dem Herausgeber d. T. M. S. 355
II. Wohlthun und Dankbarkeit, eine Erzählung, von K. W. Justi. — 383
III. Beyträge zur Geschichte des Waffenstillstandes von 1797 und 1798. — 390
IV. Ueber die dänische Sprache und die Bibliotheken in Kopenhagen. Von Merkel. — 435
V. Auszüge aus Briefen.
Auswärtige Korrespondenz.
1. London. Politische und literarische Nachrichten. — 446
2. Paris. Verbreitung der teutschen Literatur in Frankreich. — 448
Inländische Korrespondenz.
1. Berlin. Wöllner. Hermes. Grichtenau. Der Komet. — 451
2. Von der Lahn. Abtretung des linken Rheinufers. — 455
3. Aus Kursachsen. Das Dresdner Gesangbuch. — 460
4. Aus Göttingen. Dr. Reimer. De Luc. — ebd.
VI. Ankündigung. — 462

Nachricht.

Auf den VI. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in ganz Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2)

a) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

2) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkurs

Neue Werke der H. Geßnerischen Buchhandlung in Zürich.

Vom attischen Museum, wovon der 1te Heft des zweyten Bandes C. Wielands metrische Uebersetzung der Aristophanischen Demagogen, mit Einleitung und Anmerkungen enthaltend, noch zu Ende des Jahrs 1797 erschienen ist, kommt zu bevorstehender Ostermesse der 2te und 3te Heft heraus, welcher unter andern eine metrische Uebersetzung der Aristofanischen Wolken enthalten wird. Von den Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts von Pestalozzi sind nur noch wenig Exemplare vorräthig. Von den Briefen über Frankreich und Paris im Jahr 1797 hat das zweyte Bändchen so eben die Presse verlassen, so wie von Makartney's Gesandtschaftsreise nach China, der zweyte und letzte Band, nebst den Kupfern und Karten unfehlbar zur Jubilatemesse ausgegeben wird. Auch wird die Ausgabe des Hrn. Pfyf. Bryan von Cicero de finibus bonorum et malorum in zwey Theilen gleichfalls zur Messe ausgegeben werden können. Alle diese und die älteren Werke meiner Verlagshandlung sind für beständig in der Wolfischen Buchhandlung zu Leipzig in Kommission zu haben.

Zürich, d. 24. März 1798.

Heinrich Geßner.

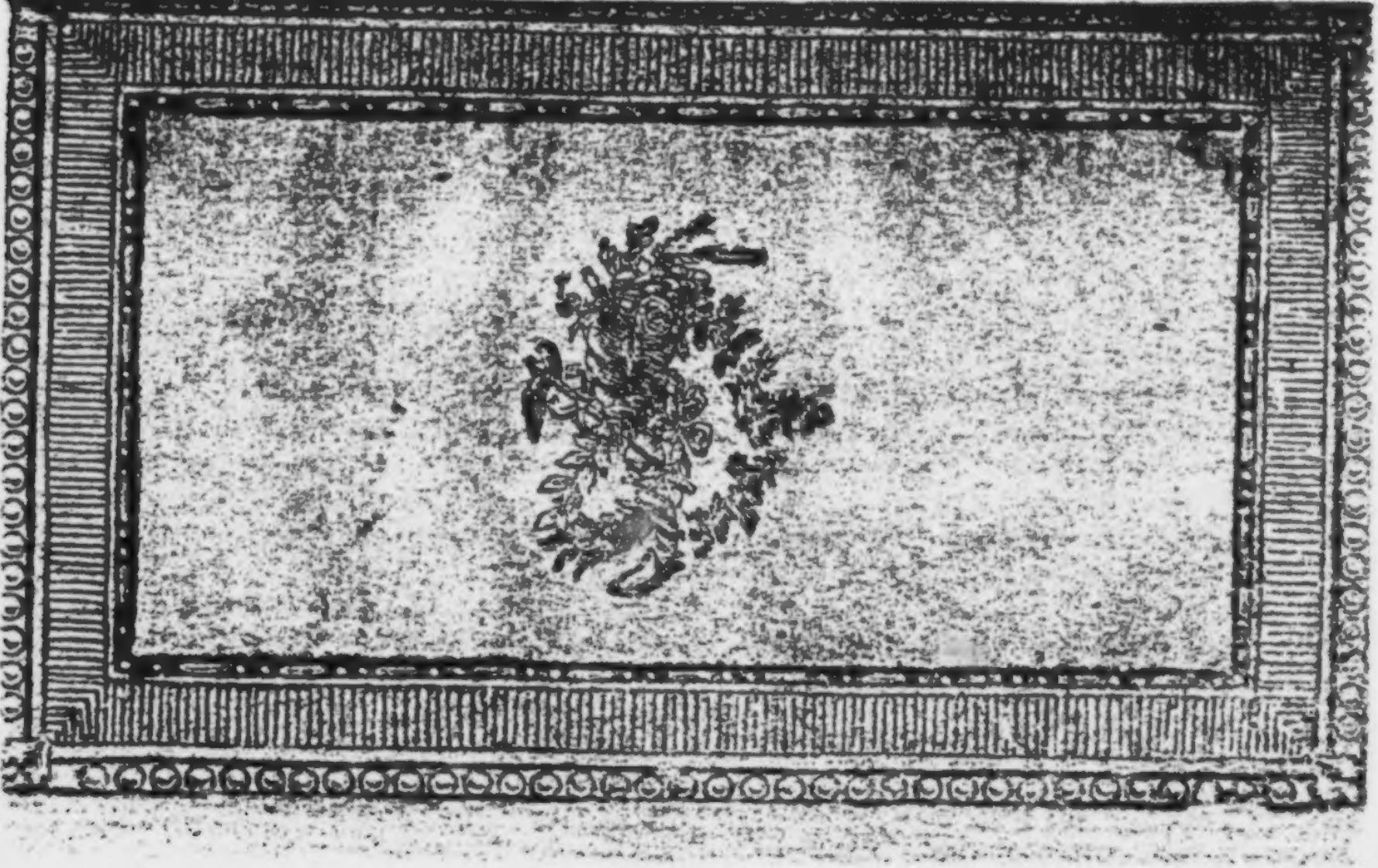

Der neue

Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1798.

I.

Geſpräche unter vier Augen.

Drittes Geſpräch.

Was iſt zu thun?

Wilibald und Heribert.

Wilibald.

So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick ſehen müſſen, da mein armes Vaterland, — dieſes einſt ſo mächtige, ſo ehrwürdige Germanien, das im Stande ſeiner rohen Freyheit von dem allgewaltigen Rom ſelbſt nicht bezwungen werden konnte, ſich von Euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Maſſe Thon behandeln, und, nach ihrer Willkühr, weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgeſtalten laſſen muß! So

weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dieß wäre alles, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

Heribert. (ihm in die Rede fallend) sich nie endigen, oder nur mit Teutschlands gänzlichem Umsturz endigen sollte? Das letzte wollen Sie doch nicht? und das erste ist nicht mehr zu ändern. Was ist also zu thun?

Wilib. Wenn wir noch wären, was unsere Vorväter in jenen Zeiten waren, da alle übrige Völker Europens, sogar die auf ihre damahligen Vorzüge in Kultur und Aufklärung stolzen Italiäner, noch mit Achtung von den Teutschen sprachen, — so wäre diese Frage bald beantwortet. Wenn wir noch Energie, noch alten Bruderſinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns selbst, noch Vaterlandsliebe und Nazionalgeist hätten —

Herib. Vaterlandsliebe? Nazionalgeist? — Lieber Wilibald, wozu dieser Eifer? Und wenn Sie ihn sogar in jedem einzelnen Teutschen entzünden könnten, wozu? Was würde, da die Sachen nun einmahl so weit gekommen sind, damit ausgerichtet? Soll die teutsche Nazion in Masse aufstehen?

Wilib. (Tief ersenfzend) Sie haben recht! Ich vergaß, daß wir das nicht können, — nicht dürfen, wenn wirs auch könnten; ich vergaß, daß wir keine Nazion sind; daß wir das ungeheure Bild sind, das König Nebukadnezar einst im

Traus

Traume ſah, — „deſſen Haupt war von feinem „Gold, ſeine Bruſt und Arme von einem Silber, „ſein Bauch von Erz, ſeine Schenkel von Eiſen, „ſeine Füße halb von Eiſen und halb von Thon.“ *)

Herib. Und Sie wundern Sich noch, daß dieſe Füße von dem gewaltigen Stein, der auf ſie herabfiel, zerſchmettert wurden?

Wilib. Da Sie Sich doch dieſes Umſtandes ſo gut erinnern, ſo wiſſen Sie wohl auch was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eiſen, Thon, Erz, Silber und Gold, und „wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und „der Wind verwehte ſie, daß man ſie nirgends „mehr finden konnte.“

Herib. Und Sie, mein Freund, erinnern Sich auch noch, daß „der Stein, der das Bild ſchlug, „zu einem großen Berge ward, und die ganze „Welt erfüllte?“

Wilib. Ich bitte Sie, laſſen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem Ort. Mir ſchaudert vor allen dieſen Aehnlichkeiten! O der Berg, der Berg! der dreymahl verwünſchte Berg! Es iſt ſchwer, lieber Heribert, den Gedanken zu ertragen, daß ein Staat, deſſen majeſtätiſcher Bau, ſelbſt in ſeinem Verfall, der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, daß ſowohl durch ſeine geografiſche Lage, Größe, Fruchtbarkeit

*) Daniel II. V. 31. u. f.

und Bevölkerung, als durch das, was ſeine Bewohner ſchon ſind, und unter günſtigen Umſtänden noch werden könnten, zur Grundfeſte des policierten und aufgeklärten Europa beſtimmt iſt, daß ein ſolches Reich dem neufränkiſchen Koloß, der ſich auf einmahl über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgeſtell dienen ſoll! Es iſt ſchwer, den Gedanken zu ertragen, daß drey oder vier franzöſiſche Advokaten das Schickſal von vierzig bis funfzig Millionen Menſchen entſcheiden, und weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns ſelbſt hätten helfen können, verſchlummert haben, ſich nun ermächtiget finden ſollen, uns in unſrer gewohnten Lebensordnung zu ſtören, und uns, wie jener alte Räuber, mit Gewalt in ihr eiſernes Bette zu legen, um ſo lange an uns zu ſtümmeln und zu recken, bis wir ſo kurz oder lang ſind als ſie uns haben wollen.

Herib. Hoffentlich iſt es ſo arg nicht, wie Sie Sichs in dieſem düſtern Augenblick vorſtellen. Geſetzt aber, es wäre, wie iſt zu helfen?

Wilib. Daß dieß noch die Frage iſt, das iſt es eben, was mich und alle biedere Teutſche ſo mißmüthig macht.

Herib. Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Teutſchen ſeyd nun einmahl, im ſtrengen Sinn des Worts, keine Nazion, ſondern ein Aggregat von mehr als zweyhundert größern, kleinern, noch kleinern,

nern, und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das geſtehen Sie ſelbſt, und dagegen hilft kein Nazionalſtolz, keine Selbſttäuſchung. Daß dieſes Aggregat ſich nun auf einmahl einbilden ſoll eine Nazion zu ſeyn; daß es mit geſammter Kraft, wie Ein Mann, aufſtehen und Vermögen, Leib und Leben aufopfern ſoll, um die Dauer einer unhaltbar gewordnen Verfaſſung zu verlängern, und die hohen Vorrechte der Römiſchkatholiſchen Ritterſchaft aufrecht zu erhalten, — wer kann das erwarten? Was geht alle dieſe Menſchen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tiroler, der Halberſtädter, der Meklenburger, der Wirtembergerg u. ſ. w. unglücklicher ſeyn, wenn den Abkömmlingen der altteutſchen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürſten zu werden?

Wilib. Wenn dieſe Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bey dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmäßig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, daß unſerm Volke, wie jedem andern in der Welt, eben nicht ſehr viel daran gelegen iſt, ob es mit einem krummen oder graden Stabe geweidet wird. Aber wem iſt an der Integrität des Reichs, in ſo fern ſie dermahlen in Gefahr iſt, mehr gelegen, als eben dieſer ſo zahlreichen Klaſſe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des teutſchen Reichs ſind, und, wenn ſie für Einen Mann ſtünden, und

der Heldengeiſt ihrer Vorfahren noch in ihrem Buſen loderte, ſo viel zu Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völkern des Erdbodens thun konnten?

Herib. (leiſe vor ſich) Da müßten ſie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Wilib. (ohne darauf zu achten, fortfahrend) Glauben Sie, daß ein Franz von Sickingen, ein Ulrich von Hutten, ein Schärtlin von Burtenbach, den Ereigniſſen unſrer Tage ſo gelaſſen und unthätig zugeſehen hätte?

Herib. Ich bitte Sie, guter Wilibald, ſehen Sie Selbſt die Dinge mit etwas mehr Gelaſſenheit an, und reden Sie nicht, als ob Sie im ſechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener alttentſchen Helden weder an Muth noch gutem Willen fehlt; ſie ſind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn ſie einer alles mit ſich fortreiſſenden Gewalt weichen müſſen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten ſelbſt, wenn ſie in dieſem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, mehr thun können, als unmuthig ihre zottellockigten Heldenköpfe ſchütteln, und — in ihre Gräber zurückſinken?

Wilib. Leider iſt es, wie Sie ſagen. Und ſo wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: was iſt zu thun?

Herib.

Herib. Sehen Sie Sich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie Sich wie Sie wollen und können, ſtrengen Sie alle Nerven und Sennen ihrer Erfindungskraft und Ueberlegung bis zum reiſſen an, Sie werden kein anderes Reſultat herausbringen, als die goldne Maxime, die ſo lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht, „der Nothwendigkeit nachgeben.“

Wilib. Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau ſagen wollen?

Herib. Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Voreltern eine uralte, ehrwürdige, Gothiſche Burg mit allen Zubehören, Thürmen und Thürmchen, Zinnen und Schießſcharten, ſteilen Windeltreppen, kleinen Zimmern, großen Sälen voll Hirſchgeweihen und geharniſchter Ahnen, Rüſtkammern, Gewölben, Kellern, Waſſergräben und Zugbrücken, geerbt, und dieſe edle Familie hätte ſich, mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten, ſeit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen, die inzwiſchen in der Welt vorgegangen, in und mit dieſer unbequemen, finſtern, winklichten, kalten, feuchten und muffichten alten Burg beholfen ſo gut ſie gekonnt und gewußt; hier und da wäre auch wohl eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geſchmack umgeſtaltet und verziert, oder eine dunkle Winterſtube mit etwas mehr Licht verſehen,

nachdem man es einmal gesehen hat, immer zu sehen? Solche Schlüsse macht die Leidenschaft. „Aber was sagte denn die Vernunft dazu? „ die Vernunft? O, die sagte gar nichts. Uebrigens müssen wir doch, es mag nun zur Entschuldigung unsers Helden dienen oder nicht, den Umstand nicht aus der Acht lassen, daß er von der schönen Danae nichts anders wußte, als was er gesehen hatte. Der Charakter, den ihr die Welt beylegte, war ihm gänzlich unbekannt; er hatte noch keinen Anlaß, und, die Wahrheit zu sagen, auch kein Verlangen gehabt, sich darnach zu erkundigen.

Drittes Capitel.

Worinn die Absichten des Hippias einen merklichen Schritt machen.

Inzwischen waren ungefehr acht Tage verflossen, welche dem stillschweigenden und melancholischen Agathon, zu grossem Vergnügen des boshaften Sophisten, achthundert Jahre dauchten, als dieser an einem Morgen zu ihm kam, und mit einer gleichgültigen Art zu ihm sagte: Danae hat einen Aufseher über ihre Gärten und Landgüter vonnöthen; was sagst du zu dem Einfall, den ich habe, dich an diesen Plaz zu sezen? Mich daucht, du würdest dich nicht übel zu einem solchen Amte schiken; hast du nicht Lust in ihre Dienste zu tretten? Ein Wort, welches Bestürzung und übermäßige Freude, Mißtrauen

und

die beräucherten Decken neugetüncht und bemahlt, alle Kreuzgänge und Vorsäle in eine Menge kleiner Zimmerchen und Degagemens verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit so viel in dem alten Wesen verändert und moderniſiert worden, daß das Ganze zuletzt das Anſehen eines ſeltſamen und in ſeiner Art einzigen Mitteldings von einem altgothiſchen Ritter- und Zauberſchloß, und einem, in verſchiedenen Epoken nach verſchiedenen Planen, ſtückweiſe zuſammengeflickten Italiäniſch-Franzöſiſchen Palaſt, gewonnen hätte; alle dieſe Veränderungen aber hätten der Feſtigkeit und dem Zuſammenhang dieſes weitläuftigen Gebäudes unvermerkt großen Abbruch gethan; ſo, daß es ſich hie und da ſtark geſenkt, fürchterliche Riſſe bekommen, mit Einem Wort, ſo baufällig geworden wäre, daß endlich den edeln Bewohnern ſelbſt (von ihren Dienern und Knechten nichts zu ſagen), ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht ſonderlich wohl darin zu Muth geweſen wäre. — Sie hätten zwar ihr möglichſtes gethan, dem Uebel zu ſteuern, hier und da friſche Balken durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Riſſe ausgeſtopft und zugemauert, im Uebrigen die Sache Gott befohlen, ſich gute Tage gemacht, und was künftig zu thun ſeyn möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenſchaft überlaſſen; es wäre aber freylich weder mit jener Flickerey, noch mit dieſer Reſignazion, der Sache geholfen geweſen. Inzwiſchen wäre in einem benachbarten Land ein ſchreckliches

liches Erdbeben ausgebrochen, deſſen Bewegungen ſich weit umher verbreitet, und auch die beſagte alte Gothenburg ſo kräftig erſchüttert hätten, daß einige Thürmchen und Angebäude wirklich eingeſtürzt, und das Hauptgebäude in einen ſo ſchadhaften Stand gekommen wäre, daß die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Geſetzt nun, in dieſer Lage der Sachen meldete ſich ein fremder Baumeiſter —

Wilib. O ja, bey Theut und Wodan! ein feiner Baumeiſter!

Herib. Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man ſieht ja mehr als Eine Probe, daß er kein alltäglicher Baumeiſter iſt — wenn er einen Vorſchlag zu thun hat, ſo muß er gehört werden.

Wilib. Aber ich bitte Sie, welch ein Vorſchlag!

Herib. Nun, nun! der Vorſchlag ließe ſich doch immer hören, dächt' ich; oder wiſſen Sie einen beſſern?

Wilib. Freund Heribert, Ihr Gleichniß iſt nicht viel tröſtlicher als Nebukadnezars Traum. Ich will nicht läugnen, was nur ein Wahnſinniger läugnen könnte. Es ſteht um das bewußte Gebäude freylich ſo ſo! Es hatte ſchon in der erſten Anlage weſentliche Fehler, iſt ſchon ſo oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt ſo ſchwach zuſammen, hat ſo wenig Ebenmaß in den Verhält-

niſſen ſeiner Theile; — überdieß wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich, — mehrere wiſſen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu ſagen, wenn die Sache nicht zu notoriſch wäre. — Und doch, ohne das verwünſchte Erdbeben hätten wir, und ſogar unſre Nachkommen, nach Gottes willen, uns vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zuſammen gefallen wäre.

Herib. (laut auflachend) Wirklich? was Sie für ein gutmüthiger Mann ſind, Wilibald! Sie ſind wirklich zu bedauren, daß Ihnen das neidiſche Schickſal die Glückſeligkeit nicht gönnen will, ſich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine ſo tröſtliche Ausſicht giebt. Ich muß geſtehen, Sie haben ſich über großes Unrecht zu beklagen.

Wilib. Aber was geht unſre Burg euere Baumeiſter an? Wir können und werden uns ſchon ſelber helfen, wenn wirs nöthig finden.

Herib. Seyn Sie ſo billig zu bedenken, daß der fremde Baumeiſter einer Ihrer nächſten Nachbarn iſt, und verlangen Sie nicht, daß es ihm gleichgültig ſey, in was für Umſtänden ein Gebäude ſich befindet, deſſen Einſturz ſeine eigne Wohnung beſchädigen könnte. Aber laſſen wir alle dieſe Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu ſpät. Das Erdbeben hat nun einmahl ſeine fatale Wirkung gethan, es muß für das Unterkommen der dadurch

beſchädigten geſorgt werden; die Frage iſt nur, wie und woher?

Wilib. Was wäre Ihr Rath, Heribert, wenn Sie zu rathen hätten?

Herib. Die ganze Familie iſt natürlich in großer Bewegung. Daß etwas gethan werden müſſe, iſt augenſcheinlich. Darin ſtimmen alle überein. Aber was? Da ſitzt der Knoten, ein ſehr verwickelter, den entweder weiſe Klugheit auflöſen muß, oder Alexanders Schwert zerhauen wird.

Wilib. Zum letztern ſoll es hoffentlich nicht kommen, wofern nicht alle über und unterirdiſche Mächte ſich verſchworen haben uns Sinn und Muth zu rauben. Aber laſſen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange geſpielt haben, und die, wie paſſend ſie auch in einigen Punkten iſt, doch in andern uns nur zu Trugſchlüſſen verführen würde. So iſt es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unſrer alten Gothiſchen Burg einſtürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufgeben, und die Thatſachen, wovon die Rede iſt, an ſich ſelbſt erwägen, ſo iſt klar, daß es nur auf den freyen Willen des franzöſiſchen Directoriums ankäme, gemäßigter in ſeinen Forderungen zu ſeyn, und von einer ſo offenbar ungerechten Anmaßung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem franzöſiſchen Gebiet iſt, abzuſtehen: ſo wie es unſrer Seits nur Mangel an Energie, Nazionalſtolz,

ſtolz, Patriotism und Gemeingeiſt iſt, wenn wir uns jemahls bequemen, durch eine ſo demüthigende Nachgiebigkeit unſre Schwäche und Blöße vor der ganzen Welt aufzudecken.

Herib. Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung ſeyn; denn ich glaube, auch der tapferſte und biederſte Mann könne ohne Schamröthe nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegentheil das ungleich größere Uebel wäre. Auf die Frage: „ob die Franzöſiſche Republik ſo unrecht daran thue, das erobert linke Rheinufer, zur Entſchädigung fürs Vergangene und Sicherſtellung für die Zukunft, zurückzubehalten, wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubniß, nicht einlaſſen. Sie gehört ungefähr unter eben dieſelbe Rubrik, wie die Fragen: mit welchem Recht die Republiken Pohlen und Venedig ihrer politiſchen Exiſtenz beraubt, und unter auswärtige Mächte ausgetheilt worden, die, unter andern Umſtänden, nie daran gedacht hätten, ſich ein Recht an die Beherrſchung dieſer Staaten zuzueignen. Aber, wie geſagt, wir wollen itzt, mit Beſeitigung der Rechtsfrage, bloß als Thatſache zum Grunde legen, daß die Franzöſiſche Republik das linke Rheinufer nun einmahl im Beſitz hat, und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

Wilib. Die erſte Frage wäre alſo: ob dem T. Reiche zugemuthet werden könne, einem ſo wichtigen integranten Theil ſeines Staatskörpers gutwillig zu entſagen?

Herib.

Herib. Laſſen Sie uns die Frage lieber ſo ſtellen: wäre es wohlgethan, wenn das Teutſche Reich, ſo wie die Sachen nun ein Mahl ſtehen, ſich ſelbſt zumuthen wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wieder zu erobern?

Wilib. (macht eine Grimaſſe, ſcheint etwas ſagen zu wollen, und ſchweigt mit halb offnem Munde)

Herib. Ich ſagte ausdrücklich: „ſo wie die Sachen nun einmahl ſtehen.“ Ich bitte Sie alſo, verſetzen Sie Sich nicht wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr ſind und nicht wieder kommen können; laſſen Sie die Ritter und Helden des 16ten und 17ten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen, und ſagen mir nur: wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten ſie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewiſſen zu Fortſetzung des Krieges rathen?

Wilib. (die Achſeln zuckend) Da dieß nicht die Meinung der beyden mächtigſten Fürſten zu ſeyn ſcheint, und ein hinlänglicher Beyſtand einer großen, aber zu weit entfernten Nordiſchen Macht weder gewiß, noch, aus ſehr weſentlichen Rückſichten, von den Teutſchen ſelbſt zu wünſchen iſt, ſo bleibt freylich wenig Hoffnung übrig —

Herib. Ich ſage Ihnen, auch wenn die beyden mächtigſten Reichsfürſten ſich entſchließen könnten, Antheil an einem ſolchen, dem erſten Anſehen nach,

ſehr

ſehr patriotiſchen Kriege, den thätigſten Antheil zu nehmen, ſo iſt doch höchſt wahrſcheinlich (um nicht gewiß zu ſagen), daß Teutſchlands gänzlicher Untergang die Folge eines ſolchen Krieges ſeyn würde. — Es wäre denn, daß Sie ein Mittel wüßten, etliche hundert Tauſend Mann und einige Tauſend Kanonen mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftſchiffen in möglichſter Geſchwindigkeit an den Rhein zu transportieren, und (was ich nicht zu vergeſſen bitte), daß Sie noch überdieß ein Arkanum hätten, dieſes ungeheure Kriegsheer wenigſtens ein paar Monate lang von bloßer Luft leben zu laſſen.

Wilib. Wir reden von einer ſehr ernſthaften Sache, Heribert!

Herib. Auch ſpreche ich im höchſten Ernſt. Teutſchland kann und will keinen Krieg mehr aushalten. Oder meynen Sie, daß es an dem unſäglichen Elend, das die letzten drey Jahre über Eine Hälfte dieſes Reichs gebracht hat, nicht ſchon mehr als genug habe? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was wahrſcheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu ſagen, dem größten Theile des teutſchen Menſchen-Aggregats wenig oder nichts gelegen iſt?

Wilib. An der Erhaltung des Ganzen iſt allen gelegen, oder ſie verkennen ihr wahres Intereſſe gänzlich.

Herib.

Herib. Da treffen Sie den rechten Fleck, Wislibald! die Rede kann itzt nicht davon seyn, was das bisherige teutsche Staatsrecht zuläßt oder nicht; noch davon, was gute Patrioten wohl wünschen möchten und lieber sehen würden. Ueber alles besondere Interesse geht das Allgemeine; über allen konventionellen Gesetzen steht ein höchstes, als kein heiliges und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz, das Heil, die Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein Leben zu retten, opfert man ein Glied auf: warum sollte das T. Reich nicht einen zwar beträchtlichen, aber verhältnißmäßig doch nicht unentbehrlichen Theil seines Körpers — seiner Existenz aufopfern?

Wilib. Sie setzen aber auch immer den ärgsten Fall auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück ist veränderlich; es kann sich wenden, und endlich einmahl auch wohl die gerechte Sache begünstigen.

Herib. Victrix causa Diis placuit. Verlassen Sie Sich nicht zu viel, weder auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, noch auf die Veränderlichkeit des Glücks. Aber gesetzt auch, was doch so ganz und gar nicht wahrscheinlich ist, nach einem neuen, vieljährigen, blutigen und zerstörenden Kriege, der gewiß von beyden Seiten mit kannibalischer Wuth und Grausamkeit geführt würde, der dem teutschen Reich das Leben von Myriaden seiner blühenden Jünglinge und zu nöthigern und bessern Geschäf-

ſchäften als zum rauben und morden brauchbaren Männer koſten, eure Fürſten und Herren ihrer Länder und Beſitzungen berauben, eure Städte verwüſten, eure Dörfer und Landſchaften in Brand ſtecken, und in Einöden verwandeln, eure Weiber und Kinder den ſchändlichſten Mißhandlungen und einem Elend, wovon die bloße Vorſtellung unerträglich iſt, Preis geben würde, — geſetzt auch, die Wiedereroberung des verwüſteten Bodens der ehemals ſo blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieſes Krieges, könnten Sie, als ein redlicher, teutſcher Patriot, und als ein Menſch — zum Kriege rathen?

Wilib. (Seufzt, hält die Hand vor die Stirn und ſchweigt.)

Herib. Ich ſehe, daß ich Sie ängſtige. Laſſen Sie uns die Augen von dieſer Seite wegwenden. Die Sache hat mehr als Eine Seite, und alles könnte ſehr leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geſchehen iſt, ſollte den Teutſchen billig zur Warnung dienen. Der Geiſt der Freyheit und Gleichheit, den unſre Revoluzion über alles Fleiſch ausgegoſſen zu haben ſcheint, und der bereits ſogar im Reich der Ottomanen zu gähren beginnt, hat auch in Teutſchland eine weit größere Anzahl von Köpfen, als man ſich vielleicht vorſtellt, ſchwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unſer Direktorium weiß es, rechnet darauf, und wird, wenn es zur Fortſetzung

des

des Kriegs käme, ſeine Maßregeln darnach nehmen. Sie ſehen, wie ſchnell und leicht es die Demokratiſierung des ganzen Ariſtokratiſchen Theils von Helvezien bewerkſtelligt hat; eine Revoluzion, von der, nur noch vor drey Monaten, keine einzige Schweizerſeele ſich träumen ließ, weder daß ſie ſo nahe ſey, noch daß ſie ſo leicht, wie man eine Hand umkehrt, zu Stande kommen könnte. Sie dürfen es für gewiß nehmen, daß unſre Gewalthaber dieſe Erfahrung nicht angeſtellt haben, ohne, bey Gelegenheit, fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umſtand nicht zu überſehen, daß das Helvetiſche Landvolk gröſtentheils keine, oder verhältnißmäßig nur ſehr unbedeutende Beſchwerden über ſeine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, dieß möchte in Teutſchland nicht überall der Fall ſeyn. — Dem Verſtändigen iſt ein Wink genug; und Sie können Sich nun alles weitere ſelbſt ſagen.

Wilib. Ich geſtehe, dieß verdient von unſern Obern, und vornehmlich von unſrer edeln Ritterſchaft, deren Intereſſe itzt hauptſächlich auf dem Spiele ſteht, wohl beherziget zu werden. In der That iſt die Geſchichte der Berner-Revoluzion, mit allen ihren kleinſten Umſtänden, in Abſicht der praktiſchen Folgerungen, die ſich dem Staatsmann, der ſeine Kunſt auf Menſchenkenntniß baut, darbietet, von der höchſten Wichtigkeit; und wenn ſie auch ſonſt nichts lehrte, als wie wenig man ſich ſo

und Hofnung, Erblaſſen und Glühen zu gleicher Zeit ausdrükte, würde uns wohl zuſtatten kommen, die Verwirrung auszudrüken, worein dieſe Anrede den guten Agathon ſezte. Sie war zu groß, als daß er ſogleich hätte antworten können. Allein die Augen des Hippias, in denen er einen Theil der Bosheit laſe, die der Sophiſt zu verbergen ſich bemühte, gaben ihm bald die Sprache wieder. Wenn du Luſt haſt, dich auf dieſe Art von mir loß zu machen, verſezte er mit ſo vieler Faſſung als ihm möglich war, ſo hab ich nur eine Bedenklichkeit . . „ Und dieſe iſt? „ . . daß ich mich ſehr ſchlecht auf die Landwirthſchaft verſtehe. Das hat nichts zu bedeuten, antwortete der Sophiſt; du wirſt Leute unter dir haben, die ſich deſto beſſer darauf verſtehen, und das iſt genug. Im übrigen glaube ich, daß du mit Vergnügen in dieſem Hauſe ſeyn wirſt. Du liebeſt das Landleben, und du wirſt Gelegenheit haben alle ſeine Annehmlichkeiten zu ſchmeken. Wenn du es zufrieden biſt, ſo geh ich, um dieſe Sache in Richtigkeit zu bringen. Du haſt dir das Recht erkauft, mit mir zu machen was du willt, erwiederte Agathon. Die Wahrheit zu ſagen, fuhr Hippias fort, ungeachtet der kleinen Mißhelligkeiten unſrer Köpfe, verliehr ich dich ungern: Allein Danae ſcheint es zu wünſchen, und ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie; ſie hat, ich weiß nicht woher, eine groſſe Meynung von deiner Fähigkeit gefaßt, und da ich alle Tage Gelegenheit haben werde, dich in ihrem Hauſe zu ſehen, ſo kan ich mirs um ſo eher gefallen laſſen, dich an

eine

gar auf ein treugesinntes Volk, und wie gar wenig auf sich selbst verlassen darf, so wäre sie wahrlich lehrreich genug für jeden, dem noch zu rathen ist.

Herib. Setzen Sie auch den Fall, das teutsche Bürger- und Landvolk sey mit seiner dermahligen Verfassung und Regierung noch so wohl zufrieden —

Wilib. Das können wir auch, glaube ich, von einem ansehnlichen Theil der teutschen Provinzen sicher voraussetzen.

Herib. Ich will sogar den gerechten Haß, der noch immer in den Gemüthern der Einwohner des im Jahr 1796 so übel von uns mißhandelten Schwaben- und Frankenlandes gegen die Franzosen kochen muß, mit in den Anschlag bringen; und gleichwohl behaupte ich, daß die bloße Verzweiflung bey Vorstellung alles Jammers, den die Fortsetzung des Krieges von Feinden und sogenannten Freunden über sie bringen würde, hinlänglich seyn müßte, im Fall die Unsrigen mit Feuer und Schwert in der Einen Hand, und mit Freyheit und Gleichheit in der andern, vor ihre Gränzen rückten, eben dieselbe Wirkung auf diese Menschen zu thun, die in Helvezien der bloße Gedanke, „es noch besser zu haben," hervorgebracht hat. — Die Folgen einer solchen Revoluzion, — es sey nun, daß sie gelänge, oder daß sie allen Jammer eines tödtlichen

Kam-

Kampfes zwiſchen den größern Mächten und unſrer Republik, noch mit den Greueln eines wüthenden Bürger- und Baurenkrieges in den Eingeweiden Teutſchlands vermehrte, überlaſſe ich Ihnen ſelbſt zu erwägen, oder vielmehr ſich darin zu verlieren; denn ſie ſind unermeßlich.

Wilib. Ich geſtehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerſtands-Plan, und ſogar aus meinen eifrigſten Wünſchen herausgeſchreckt, und, ehe ich mein Vaterland der Gefahr demokratiſiert zu werden ausſetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer, mit allem ſeinem Zubehör, auf immer und ewig ab.

Herib. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen, zu ſo ſcharfen Maßregeln gegen Sie zu ſchreiten. Da wir uns nun über dieſen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, ſo wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweyten übergehen, und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürſten, die, durch die Einverleibung ihrer Länder und Beſitzungen in die Franzöſiſche Republik, verlieren, entſchädiget werden ſollen?

Wilib. Wenn ich, was Gott verhüte! ein Republikaner wäre, ſo würde ich ſagen: müſſen denn dieſe Fürſten entſchädigt werden? Und wie kommen die Neufränkiſchen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und

Fürſten von dem ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmahl zu einer ſo zärtlichen Theilnahme an dem Intereſſe der durch ſie ſelbſt beſchädigten Fürſten?

Herib. Vermuthlich, weil unſre Machthaber es, vor der Hand, ihren Abſichten gemäß finden, einige große Häuſer in Teutſchland aufrecht zu erhalten. Sie müſſen wiſſen, wenn wir gleich ein wenig Jakobiner ſind, ſo ſind wir doch, ſeit einiger Zeit, gar ſchlaue und weitſehende Politiker geworden.

Wilib. So ſcheint es. Aber da ich kein Republikaner, ſondern — ein ehrlicher Teutſcher bin, ſo hätte ich wohl große Luſt darauf zu beſtehen, daß Ihre Bürger-Direktoren ſich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, und uns ſelbſt überlaſſen möchten, wie wir mit den unſrigen fertig werden wollen.

Herib. Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort zu geben, als die, ſo der Bürger Mengaud den Berner Deputierten gegeben haben ſoll: „So iſt der Wille des Direktoriums.“

Wilib. Geſtehen Sie, Bürger Heribert, daß man über eine ſo arrogante Sprache toll werden könnte.

Herib. Das wäre nur deſto ſchlimmer für Sie, lieber Wilibald; denn das Direktorium will nun einmahl was es will, und hat, wie man ſagt, nicht

nicht nur die Entschädigung der spoliierten Fürsten, sondern sogar seine Antwort auf die Frage woher? zu einer absoluten Bedingung des Friedens gemacht.

Wilib. Bey Gott, das ist hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt also nichts übrig, als zu allem, was diese Mächtigen auf Erden wollen, ein demüthiges Ja zu nicken?

Herib. Das möchte dermahlen wohl der beste Rath seyn. Aber gedulden Sie Sich! Vermuthlich wird es nicht immer so bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an andere kommen, und gebe der Himmel, daß sie dann die Macht, die in ihren Händen seyn wird, bescheidener gebrauchen als wir.

Wilib. Es sind schon anderthalb Jahre, daß ich von Säkularisazion unsrer geistlichen Fürstenthümer und Reichs-Gotteshäuser, und von Vertheilung der Reichsstädte unter die übrig bleibenden weltlichen Fürsten als von einer beschlossenen Sache hörte. Aber damahls hing die Ausführung noch von dem ungewissen Ausgang des Krieges ab, und so wie dieser beynahe täglich einen andern Anschein gewann, so sanken und stiegen wechselsweise die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Itzt, da die Stunde der Entscheidung gekommen ist, scheint das Uebergewicht der ersten so groß zu seyn, daß in der andern nichts übrig bleibt, als die federleichte

Hoffnung, die Großmuth Euerer Allgewaltigen zu rühren.

Herib. Das erinnert mich an die Mutter, die den Krokodil durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wieder zu geben. Aber, wie gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinen Politik zu seyn, wieder herzustellen; und, da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmahl für Nazionalgüter erklärt werden sollen, und wir so großmüthig sind, die Ansprüche, die wir in Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Nahmen geltend machen konnten, aus einer Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Vertheilung zu reden haben.

Wilib. Die Sache scheint noch in weitem Felde und großen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, zumahl, da Niemand Lust bezeugt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergrößern, oder vergrößern zu lassen.

Herib. Wenn es itzt das erste Mahl wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maßregel zu Entschädigung derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemuthet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders

ders Ernſt damit iſt, nicht wundern laſſen. Aber da der Fall im Weſtfäliſchen Frieden ſchon vorgekommen iſt, und Kaiſer und Reich ſich damahls ermächtiget hielten, zwey anſehnliche Erzbisthümer und mehrere Bisthümer in weltliche Erbfürſtenthümer zu verwandeln, als das eiſerne Geſetz der Noth, und das dringende Bedürfniß des Friedens, dieſes Auskunftsmittel unvermeidlich machten: ſo iſt nicht einzuſehen, warum ähnliche Umſtände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maßnehmungen berechtigen ſollten. Es wäre denn, daß man in der Meynung ſtünde, ein ſo verzweifeltes Hülfsmittel könne nur durch einen dreiſſigjährigen Krieg einigermaßen gerechtfertigt werden.

Wilib. In der That kann ich es Niemanden übel nehmen, der in einem ſolchen Falle keine andre Wahl, als zwiſchen ſiegen oder ſterben, gelten laſſen wollte.

Herib. Um Vergebung, Wilibald! das möchte doch wohl nur dann angehen, wenn ein Fürſt der Kirche, der dieſen Spruch zu ſeinem Wahlſpruch machen wollte, wie Julius II oder der berüchtigte Biſchoff von Münſter Chriſtof von Galen, in eigner Perſon für die unverletzlichen Rechte ſeiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte, dem ſtrengen Rechte nach, nur in den alten Ritterzeiten, mittelſt eines Zweykampfs, wobey der infulierte Kämpfer doch nur ſein eigen Leben in die Schanze geſchlagen hätte, Statt gefunden haben.

Wilib. Ich bin verſichert, wenn das Franzöſiſche Direktorium (wie ich nicht hoffen will) mit dieſem fatalen Bruch in die Reichsverfaſſung am Ende noch durchdringen ſollte, ſo werden die Biſchöffe, die der Rettung des Ganzen ein ſo groſſes Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienſtliche Art thun, und ſich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrſchaft über die Herzen aller guten Menſchen erwerben, die ſich im Grunde für Diener und Vorſteher der Kirche beſſer ſchickt, und zu dem groſſen moraliſchen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes beſſer paßt, als irdiſche Hoheit und weltliche Regierungsſorgen.

Herib. Und dieſes Opfer wird ihnen um ſo leichter werden, da das Haupt der Kirche, Pabſt Pius V Selbſt, ſeinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichſten Beyſpiel vorleuchtet, und der täglich näher kommenden Demokratiſierung der Stadt Rom und deſſen, was vom Kirchenſtaat noch übrig iſt, mit einer Gleichmüthigkeit und Ergebung entgegen ſieht, die dem heiligſten und demüthigſten aller ſeiner Vorfahren auf der Cathedra Petri Ehre gemacht hätte. Sie wiſſen, lieber Wilibald, wiewohl mich mein Schickſal zu einem Bürger der fränkiſchen Republik gemacht hat, ſo bin ich doch keiner von denen, die das Mahlzeichen des apokalyptiſchen Thiers an der Stirne tragen; ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Anti-Chriſt; und ich geſtehe

Ihr

Ihnen, daß ich es unſern Gewalthabern nicht verzeihen kann, daß ſie dem ehrwürdigen Greis, den ſelbſt ein Mahommedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalay-lama, aus ſo vielfacher Rückſicht, oder doch wenigſtens ſeines hohen Alters wegen, mit ſchonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage ſeines Lebens ſo unbarmherzig zu verbittern fähig ſind.

Wilib. Was ſollten Menſchen von ihren Geſinnungen und Grundſätzen nicht fähig ſeyn? Seit dem 18ten Fruktidor befremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich ſag es mit bittrer Wehmuth, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abſcheulichkeit von den letzten Generazionen dieſes ſo dyſter und ſchauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erſchlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen zuſammenknüpft und einander unentbehrlich macht; die armſeligen Wahnbegriffe, die ſich beſonders in dieſen letzten zehn Jahren ſo vieler Köpfe bemächtigt haben, und die Verdorbenheit der Herzen vollſtändig und unheilbar machen; ein gefühlloſer Egoism, der alles nur auf ſein individuelles Selbſt bezieht, andre Menſchen nur als Mittel und Werkzeuge ſeiner eignen Zwecke behandelt, und beym Anblick der unglücklichen Opfer ſeiner ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften und Plane, das ſchwache, ſich noch entgegenſträubende Menſchheitsgefühl durch will-

kührliche Begriffe und sofistische Vernünfteleyen zu betäuben weiß; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung alles dessen, was den Menschen, wenn sie nicht von Stufe zu Stufe bis zur hassenswürdigen und ekelhaften Unnatur der Swiftischen Yahoos herabsinken sollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muß; die wilden Leidenschaften und der wuthende, sich alles erlaubende Haß, die kalte Mordlust und die barbarische Zerstörungswuth, womit die kultiviertesten Nazionen in Europa einander den Untergang geschworen haben und mit blindrasender Selbstaufopferung zubereiten; alle diese karakteristische Zeichen unsrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben sie dem, der einst bessere Zeiten sah, und nun, beynahe mit völliger Gewißheit, daß seine Enkel noch schlimmere sehen werden, aus der Welt geht!

Herib. Beruhigen Sie Sich, guter Wilibald! Alle diese Uebel, an welchen unser seinem Grabe zueilendes Jahrhundert tödtlich krank liegt, und aus deren Zusammenstellung Ihre unvermerkt überspannte Einbildungskraft ein so melancholisches Bild unserer Zeit entworfen hat, sind im Grunde doch nur Eine Seite des wirklichen Zustandes der Menschheit in der wichtigen Epoke, worin wir leben. Wenn wir beyde jetzt dazu gestimmt wären, so würde wohl Ihnen oder mir nichts leichter seyn, als ein sehr schönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen seinen Zügen gleich wahr

und

und treffend wäre, und deſſen Anblick nicht fehlen könnte, die düſtern Ahnungen einer noch ſchlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüthe zu verbannen, und es vielmehr mit wohl gegründeten Hoffnungen und heitern Ausſichten in einen ſchönen Tag, der, nach dem gegenwärtigen Sturm, der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewiß iſt die Kriſis, worin Europa ſich in dieſem Augenblick mit ſo gräßlichen Zuckungen hin und her wirft, eine der heftigſten, die ſich jemahls ereignet haben. Ich betrachte ſie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwiſchen dem guten und böſen Genius der Menſchheit, in welchen wir alle verflochten ſind, weil beyde Gegenkämpfer in jedem Menſchen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Daß der Orkan, den ein ſolcher Kampf erregen muß, die Grundpfeiler der menſchlichen Geſellſchaft erſchüttert, hier und da gräuliche Verwüſtungen anrichtet, alte morſche Thronen und nicht länger haltbare Verfaſſungen umſtürzt; daß die aus ihrem Schlaf geſchreckten, betäubten, alles für ihre Exiſtenz fürchtenden Menſchen die Beſonnenheit verlieren, und, indem jeder nur ſich ſelbſt retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und ſinnlos gegen einander anrennen, und ſich ſelbſt mit andern ins Verderben ſtürzen; daß in einem ſolchen Sturm alles fallen mußte, was nur noch auf ſchwachen Stützen ſtand; daß unter ſo vielen über einander ſtürzenden Ruinen unvermeidlicher Weiſe Schuldige und Unſchuldige begraben wurden, und, dem Anſchein nach,

eine Freundin abzutreten, von der ich gewiß bin, daß dir ſo begegnet werden wird, wie du es verdieneſt. Agathon beharrte in dem Ton der Gleichgültigkeit, den er angenommen hatte, und Hippias, dem es Mühe genug koſtete, die Spöttereyen zurükzuhalten, die ihm alle Augenblike auf die Lippen kamen, verließ ihn, ohne ſich merken zu laſſen, daß er wüßte, was er von dieſer Gleichgültigkeit denken ſollte. Das Betragen Agathons bey dieſem Anlaß wird ihn vielleicht in den Verdacht ſezen, daß er ſich bewußt geweſen ſey, daß es nicht richtig in ſeinem Herzen ſtehe, warum hätte er ſonſt nöthig gehabt ſich zu verbergen? Allein man muß ſich der Vorurtheile erinnern, die er wider den Sophiſten gefaßt hatte, um zu ſehen, daß er vollkommen in ſeinem Charakter blieb, indem er Empfindungen vor ihm zu verbergen ſuchte, die einem ſo unverbeſſerlichen Anti-Platon ganz unverſtändlich oder vollkommen lächerlich geweſen wären. Die Freude, welcher er ſich überließ, ſo bald er ſich allein ſah, läßt uns keinen Zweifel übrig, daß er damals noch nicht das geringſte Mißtrauen in ſein Herz geſezt habe. Dieſe Freude war über allen Ausdruk.

Liebhaber von einer gewiſſen Art können ſich eine Vorſtellung davon machen, welche der allerbeſten Beſchreibung werth iſt; und den übrigen würde dieſe Beſchreibung ohngefehr ſo viel helfen, als eine Seekarte einem Fußgänger. Die unvergleichliche Danae wieder zu ſehen; nicht nur wieder zu ſehen, in ihrem Hauſe

Gutes und Böses, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird, — das alles sind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer so heftigen, tiefen und weitverbreiteten Erschütterung. Aber nichts wirklich Gutes, Nichts in sich selbst Bestehendes, kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird bälder als wir glauben den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schließen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehende Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger seyn, — gleichviel unter welcher Form und Verfassung! — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edeln Nahmens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Kultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Wilib.

Wilib. Hier, Freund, iſt meine Hand! — Ein einzelner, im Verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber alles, was ich vermag, ſey dieſem Zwecke gewidmet! — Laſſen Sie uns, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit unſrer Lage, oder der Art, wie wir über beſondere, nie ganz rein auflösbare politiſche Probleme denken, Sie als Republikaner, Ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unſers Geiſtes und Willens, das Wahre, das ewig wahr bleibt, das Gute, das Allen gut iſt, befördern helfen. Dieß iſt es, was wir zu thun haben; für alles übrige wird der Himmel ſorgen.

W.

II.

Wohlthun und Dankbarkeit.

Eine Erzählung, die nicht erdichtet iſt.

Auf Adler-Schwingen hebt ſich kühn empor
Hin zum Alliebenden der Menſchenfreund,
Der wohlzuthun ſich müht; er macht ſich werth
Und ähnlich dem, der Güte ſieht und lohnt,
Der reichlich Gutes giebt, wenn's auch der Menſch
Sich nicht erbat, der, was er nur erſchuf,

Mit

Mit weiſer Huld auf Vaterhänden trägt.
Durch Wohlthun naht der Staubes-Sohn ſich Gott;
Er ſey Monarch, er baue ſelbſt ſein Feld;
Man nenn' Kalifen ihn, man nenn' ihn Fürſten,
Er heiße Derwiſch, oder Prieſter, ſey
Ein Teutſcher, Indier, ein Jud', ein Parſe,
Bekenner Mohamed's — — er thue Gutes,
So harret ſein des Wohlthuns Palmenkranz;
Und ſieht kein irdiſch Auge, was er thut,
Des Allbelohners Blick' entgeht es nicht.

Bey ſeinem Herrſcher ſaß zur Abendzeit
Einſt Ali, Abas-Sohn *), der Liebling des
Kalifen Mamoun; da erſchien ein Mann,
Geführt von Reiſigen mit blankem Schwert,
Gefeſſelt Hand und Fuß. — Der heitre Blick
Im offnen Antlitz des Kalifen ſchwand;
Sein zürnend Auge rollte ſeitwärts auf
Den Liebling: „da, nimm den Gebundnen hin,
Und hüte ſein mit ſtrengſter Wachſamkeit,
Damit ſein Leben zum gewiſſen Tod
Gefriſtet werde. Wann der neue Tag
Den Aufgang röthet, führ' ihn vor Gericht!"
So ſprach der Herrſcher mit geſetztem Ton,
Und Ali, fürchtend, ſelbſt des Zornes Flamme
Sich auszuſetzen, ſchloß darauf ſogleich

Den

*) Ali-Ibn-Abas.

Den Fremdling ein in seinen Harem, wo
Des Frevlers, der sich naht, der Tod erharrt.

Auf des Gefang'nen Antlitz stand, vermischt
Mit Edelmuth, der Unschuld sprechend Bild;
Einnehmend war sein Blick, und innre Ruh
Brach aus der tiefgefurchten Stirn hervor,
Wie durch Gewölk ein heitrer Sonnenblick.

An unbelauschter, sichrer Stelle fragte
Theilnehmend Ali nach dem Vaterland
Des Fremdlings. „Damas ist die Vaterstadt
Von mir; — sprach dieser — und mein Haus liegt dort
Im Viertheil von der größesten Moschee!"

„Der Himmel (rief entzücket Ali aus)
Ergieße seinen Thau auf diese Stadt,
Und segne tausendmal den Theil, in dem
Du dorten wohnetest; denn er umschließt
Den Edeln, der mein Lebensretter war!"

Der Fremdling stutzt', und sprach mit Gluth im Blick:
„Dein Retter? — ich beschwöre dich, erzähle,
Von Anfang mir, wie Alles sich begab!"

Die Wonne der Erinn'rung röthete
Des Abassiden Antlitz; er begann:
„Lang ist es, daß der Emir deiner Stadt,
Von dem Kalifen seines Amts entsetzt,

Im

Im Elend' ſeufzt, und daß ich, im Gefolge
Des neuen Stellvertreters, viel Gefahr
Und alles Ungemach der Reiſ' erfuhr.
Wir kamen endlich zu der hohen Burg
Von Damas, wähnten uns der Ruh zu freun;
Doch bald *) entſtand ein Streit in dem Palaſt,
Der mir und Jedem Untergang und Schmach
Verkündet'. In der Wirrung wildem Kampf
Fand ich mein Heil durch einen raſchen Sprung
Durchs Fenſter, floh in euer Viertheil, fand
Der Menſchheit Schmuck, den Freund, der liebevoll
Mich aufnahm, und in ſeinen Harem führte,
Damit ich Flüchtling jener Wuth entging.
Vier Wochen lang verbarg und labte mich
Der Edle, bis ein Karavanenzug
Nach Bagdad, meiner hehren Vaterſtadt,
Sich rüſtet', und der Wunſch daheim zu ſeyn,
Mit höchſter Kraft in meiner Bruſt erwachte.
Jedoch, entblößt von Geld und Unterſtützung,
Schien dieſes Rettungsmittel mir verloren.
Lang ſchloß mir Schaam und Schüchternheit den Mund;
Ich wankte hin und her, bis ich zuletzt
Die Heimathsreiſ', auf gutes Glück, beſtimmte.

Der

*) Da nämlich Ali-Iba-Abas und ſein Begleiter vom Palaſte des Statthalters Beſitz nahmen, erhob ſich der Streit zwiſchen dem alten und neuen Statthalter, wovon der letztere die Soldaten zum Aufruhr gereizt hatte.

Der Tag des Abſchieds kam; und ſieh! da ſtand
Auf einmahl mein geliebter Freund vor mir,
Beſchenkte mich mit einem edlen Roß,
Mit einem Maul *) und einem Mohrenſklaven,
Mit Geld und Nahrungsmitteln, und empfahl
Den Reiſenden, als ſeinen Freunden, mich.
Ließ dann mich ſeufzend fort. — O! könnt' ich ihn —
(Hier rollten Thränen ſeine Wang' herab)
O! könnt' ich einmahl noch den Edlen ſchauen,
Vor ihm mein Herz im vollſten Dankgefühl
Ergießen, und an meine Bruſt ihn drücken!
Willkommen ſollte dann der Tod mir ſeyn!" —

„Erfüllt ſind deines Herzens Wünſche, Freund!
(Rief, heitern Ernſt im Blick, der Fremdling aus)
Schau her mir ins Geſicht **), und frag dein Herz!
Kennſt

*) Maulthier. Da unter den ältern teutſchen Sprachkennern Luther, und unter den neuern Mendelsſohn und Wieland ſich des Wortes Maul, ſtatt Maulthier, bedient haben, ſo trug ich kein Bedenken, daſſelbe zu thun.

**) Die Zeit, die ſeit dieſer Begebenheit verſtrichen war, und mancherley Kummer hatten ſein Geſicht allerdings verändert; bey genauerer Aufſuchung ſeiner Züge aber fiel es dem Abaſſiden nicht ſchwer, ſeinen großmüthigen Erretter wieder zu erkennen, zumal da noch die genau zutreffenden Umſtände des Fremdlings hinzu kamen, die jeden Zweifel vernichteten.

Kennſt du den Mann nicht mehr, der ſeine Pflicht,
Den Bruder aus der Noth zu retten, einſt
An dir gethan, da drohende Gefahr
Des Aufruhrs dich umgab?“ —
„O, Heil mir!“ — rief
Im Taumel des Entzückens Ali laut,
Umarmte ſeinen Retter, und die Thräne
Des Dankes rann von ſeiner glüh'nden Wange
Hin auf des Freundes Wang'. Dann riß er ſchnell
Die Ketten dem gebund'nen Edlen los,
Die, wie er jetzt erfuhr, nur Höllenneid
Der Bosheit ihm geſchmiedet, die dem Arm
Der Gattin ihn entzogen, und dem Glück
Der ſüßen Vaterfreuden. „Noch weiß ich
(Fuhr jetzt der Fremde fort) mein Schickſal nicht;
Doch ſollt' ich bluten, tröſte, Freund, mein Weib!“

„Nein! bluten wirſt du nicht, dieß ſchwör' ich dir!
Nimm dieſe Seidenſtoffe, und dieß Gold,
Und eile fröhlich deiner Gattin zu!
Mich treffe des Kalifen ganze Wuth!“

„Wie? ſterben wollteſt, Edler, du für mich?
Ha, nie geſchehe's! Von meiner Unſchuld nur
Such deinen Herrſcher, du, zu überführen.
Wie ſollt' an meiner Statt ein Edler ſterben?“

Und immer zaudert' er. Vergebens drängt
Der Abaſſide thränend ihn zur Flucht.

Zuletzt riß dieſer ſich, voll Dankgefühls,
Von ſeinem edlen Freunde weg, und flog
Zu dem Kalifen hin, da kaum das Licht
Sich von der Dämmrung ſchied. Er kam, und fand
Gehüllt in feuerfarbnen Mantel ihn.

„Wie?“ (fragt' ergrimmt ihn Mamoun) „aus dem Kerker
Gabſt du den Fremdling los? — Möcht' Allah mich
Verdammen, ſtirbſt du nicht, an ſeiner Stelle!“

Dumpf tönt' in Ali's Ohren dieſes Wort; —
Doch lauter tönt' des reinſten Dankes Stimme
In ſeiner Bruſt. — „Monarch der Welt, vernimm,
Der Mann voll Hochgefühls und Edelſinns,
Auf den du zürnſt, beging den Frevel nie,
Deß man ihn zeiht. Fürwahr! Verläumdung nur,
Der Tugend Schatten und des Neides Kind,
Zog vor Gericht und in den Kerker ihn!“

Dann meldet er den Vorgang ſeinem Herrſcher,
Der ungern und erzürnt ſein Ohr ihm lieh,
Den aber doch der Wahrheit Macht beſiegte,
Dem bald der Bosheit Ränke ſich enthüllten,
Und dem zuletzt, als ihn der Abaſſide
Beſchwor, ihn lieber ſelbſt dem Haß zu opfern,
Als ſeinen Freund, ſein ſtolzes Aug' in Thränen
Des Mitleids überging.

„Man führ' (gebot er)
Den angeklagten Fremdling zu mir her! —
Vergeben ſey ihm jeder Schein von Fehl!"
Er kam. „Sieh! dieſem dankſt du (ſprach er deutend
Auf ſeinen Liebling) die Begnadigung!"
Dann rief er näher ihn zum Throne hin,
Schenkt' ihm ein Feyerkleid, zehn Pferd' und zehen
Kamele, zehen Mäuler, und zehntauſend
Zechinen gab er ihm; empfahl ihn drauf,
In einem Brief von ſeiner eignen Hand,
Dem Bey von Damas, mächtig ihn zu ſchützen.
Des Wohlthuns Genius ſah dieſe Szene,
Und wehte mit der Palme unſichtbar
In aller Dreyen Seelen Himmelsluſt! —

Marburg.

K. W. Juſti.

III.

Beyträge zur Geſchichte des Waffenſtillſtandes von 1797 und 1798. *)

I.

Der 22ſte April.

Nie war noch im ganzen Laufe dieſes Kriegs die Erwartung Teutſchlands, und vornehmlich der Länder,

*) Der ehrliche Wilibald könnte kaum etwas zeitmäßigeres und zweckdienlicheres für den Merkur in Beſchlag

ge

der, welche das Lokal zu dem blutigen Schauspiele hergeben mußten, höher gespannt gewesen, als gegen das Frühjahr von 1797. Von den übermäßigen Anstrengungen, von exorbitanten Beyträgen und Brandschatzungen, von drückenden Einquartierungen, verheerenden Seuchen und dem herzzerstöhrenden Wechsel froher Hoffnungen und unerwarteter Schreckensscenen, kurz, von allen Drangsalen eines fünfjährigen außerordentlichen Kriegs ermattet, seufzte dieser Theil des Vaterlandes unaufhörlich nach einem Erretter, und die Aussichten waren so verworren; Frankreich schien so wenig die über die Grenzen geschickten Truppen wiedersehen zu wollen; das entfernte Wien die Greuel der großen Fehde so schwach zu empfinden, und die Hand des allregierenden Pitt in den Ideen beyder Mächte mit einem so magischen Erfolge zu spielen, daß man sich in Hinsicht auf andre vieljährige Kriege sagen mußte, daß dieser Erretter vielleicht noch nicht gebohren sey. Die Einnahme von Kehl im Jänner, und die Eroberung der Hüninger Brückenschanze im Anfang des Hornung, waren im Grunde eben so unbedeutend für die Sicherheit des rechten Rheinufers, als mühevoll und kostspielig, — wie das die Folge

genommen haben, als folgende, von einem glaubwürdigen Zuschauer niedergeschriebenen Beyträge, die durch ihre ächte Humanität und Germanität gewiß auf den Beyfall aller teutschgesinnten Leser die gegründetsten Ansprüche machen können, und deren ununterbrochene Fortsetzung unfehlbar versprochen werden kann.

zu seyn, unter ihren Augen zu leben, ihres Umgangs zu geniessen, vielleicht . . ihrer Freundschaft gewürdiget zu werden . . hier hielt seine entzükte Einbildungskraft stille. Die Hofnungen eines gewöhnlichen Liebhabers würden weiter gegangen seyn; allein Agathon war kein gewöhnlicher Liebhaber. Ich liebe die schöne Danae, sagte Hyacinthus, da er nach ihrem Genuß lüstern war; eben darum liebt ihr sie nicht, würde ihm die Sokratische Diotima geantwortet haben. Derjenige, der in dem Augenblik, da ihm seine Geliebte den ersten Kuß auf ihre Hand gestattet, einen Wunsch nach einer grössern Glükseligkeit hat, muß nicht sagen, daß er liebe.

Viertes Capitel.

Veränderung der Scene.

Danae hatte von der Freygebigkeit des Prinzen Cyrus, ausser dem Hause, welches sie zu Smyrna bewohnte, ein Landgut, in der anmuthigsten Gegend ausserhalb dieser Stadt, wo sie von Zeit zu Zeit einige dem Vergnügen geweyhte Tage zuzubringen pflegte. Hieher mußte sich Agathon begeben, um von seinem neuen Amte Besiz zu nehmen, und dasjenige zu veranstalten, was zum Empfang seiner Gebieterin nöthig war, welche sich vorgenommen hatte, den Rest der schönen Jahrszeit auf dem Lande zu geniessen. Wir widerstehen der Versuchung, eine Beschreibung von diesem

ſehr deutlich zeigte, und ſchon die reißende Gewalt erwarten ließ, mit welcher ſich Frankreichs Heeresmacht im Sommer von 1796 an den Reichsfeſtungen vorbey bis an die Donau fortgewälzt hatte. Im Norden von Teutſchland hatte das zum Glück der Menſchheit mächtige Preußen Oelbäume gepflanzt, und bewachte ſie mit ſeinen Truppen und denen ſeiner Alliirten. Daß dieſe Provinzen willkührlich wieder zum Schwert greifen ſollten, war ein Gedanke, den ſich nur überkluge Zeitungsſchreiber beykommen laſſen konnten; und daß auch die übrigen teutſchen Länder, — die jetzt in der That ausſchließlich das Reich auszumachen ſchienen — ſich an den Baſeler Frieden hätten anſchließen ſollen, verbot die Gegenwart der Kaiſerlichen Heere, die Schwäche und unglückliche geografiſche Lage einiger Stände, die Privatrückſichten anderer, die Politik der erſchreckten geiſtlichen Fürſten, und vielleicht ſelbſt das Intereſſe des franzöſiſchen Freyſtaats, der doch auf allen Fall eine Wahlſtatt zur Verfechtung ſeiner Anſprüche bedurfte.

Die beyderſeitigen Armeen ſchied nur der Rhein und ein unbeſtimmter Waffenſtillſtand, der zuerſt am Niederrhein, dann, nach der Beſitznehmung der Hüninger Schanze, auch am Oberrhein errichtet wurde. Die Nachrichten aus den Hauptſtädten, die Zurüſtungen und Bewegungen unter den Truppen, die fortgeſetzten Arbeiten der Kaiſerlichen in den Feſtungen Mainz und Ehrenbreitſtein, und die Verſchan-

ſchanzungen, mit welchen ſich die Franzoſen auf den Nothfall im Beſitz vom linken Rheinufer bis nach Trier hin zu ſchützen ſuchten, vorzüglich das Ehrenbreitſtein gegenüber angelegte Fort de Marceau — alles deutete auf neue Feindſeligkeiten, und nur die glücklichen Fortſchritte des Italikers und die menſchlichen Geſinnungen des edeln Erzherzogs Karl ließen einige Hoffnung übrig, den Stillſtand nicht mehr unterbrochen, ſondern vielmehr in einen endlichen Frieden aufgelöſt zu ſehen. Dieſe Hoffnung wurde aber auch, je drohender auf der einen Seite die Gefahr wurde, auf der andern deſto lebendiger. Buonaparte's Kanonen flammten immer näher der Reſidenzſtadt zu, die ſich, gefaßt den Feind vor ihren Thoren zu ſehen, eiligſt mit Schanzen und Paliſaden umgürtete. Ungeachtet die ruheliebenden und ruhegewohnten Oeſterreicher dieſe Kataſtroſe nicht ganz als eine erwünſchte Gelegenheit betrachteten, der Regierung ihre Treue und Ergebenheit zu beweiſen, und die Meinungen in Abſicht deſſen, was von der langen Fortſetzung dieſes Kriegs zu halten ſey, nur allzu ſehr getheilt waren: ſo kam doch durch Vorſchub der Landſaſſen und Unterthanen eine ganz anſehnliche Macht zuſammen, die man in die Hände des Monarchen legte, um ihn und ſich ſelbſt gegen die mit jedem Tage wachſende Gefahr vorläufig geſchützt zu wiſſen. Alle Fremden wurden aus der befeſtigten Stadt gewieſen; die Großen und Reichen öffneten ihre Kaſſen, ſtellten ihre Hausbedienten unter die Fahnen des Kaiſers,

und auf dieſe Weiſe wurde eine groſſe Armee von ſogenannten Freywilligen aus allen Klaſſen von Staatsbürgern auf die Beine gebracht, welche in verſchanzten Lagern den Ausgang des letzten Kampfes der regulierten Truppen abwartete, während in Ungarn, Böhmen und Tyrol das Aufgebot mit möglichſter Schnelle betrieben wurde, und man ſich auch von dem noch beſtehenden Venezianiſchen Staat eine günſtige Beywirkung verſprach. Inzwiſchen eilte der Erzherzog Karl, unter der Sicherheit eines kurzen Waffenſtillſtandes, von Judenburg nach Wien, und das Friedenswerk ſchien jetzt mehr als je mit Ernſt und Eifer gehandhabt zu werden, aber auch nie Krieg und Friede hitziger um die Herrſchaft unſeres Erdtheils zuſammen gerungen zu haben.

Zwiſchen dieſen ganz verſchiedenartigen Anzeigen ſchwankte die öffentliche Erwartung ängſtlich hin und her, und wenn auch die bedeutende Reiſe des Erzherzogs Karl erſt ſpäter in den Gegenden des Rheins und von Maynz bekannt wurde, ſo war man doch ſchon ſo ziemlich von der Lage der Dinge in Kärnthen und Steyermark unterrichtet, als das peinigende Räthſel ſich am grünen Donnerstage (d. 13. April) unglücklicherweiſe durch die Auskündigung des Waffenſtillſtandes von Seiten der Franzoſen löſete. Am Niederrhein zweifelte beynahe Niemand an einem ſchleunigen Rückzug der Oeſterreicher. Die Armee war ſchwach, die Gegend ausgeſogen, und zur Vertheidigung wenig, zum Angriff

faſt

faſt gar keine Anſtalt gemacht. Die Franzoſen führten aus, was ſie ſchon den ganzen Winter über laut geſagt hatten; ſie gingen, indem eine andre ihrer Kolonnen von Düſſeldorf aufbrach, bey Bensdorf und Neuwied über den Rhein, und griffen den linken Flügel der Kaiſerlichen mit der gewöhnlichen Heftigkeit an. Der tapfere Kray, an der Spitze von 6000 Mann, muß, nach einem hartnäckigen Gefechte, der Uebermacht weichen, und, von dem retirierenden Werneck verlaſſen, ſich in Eile und mit großem Verluſt zurückziehen — ein Vorfall, der in den Akten des zu Schwetzingen über beyde Generale gehaltenen Kriegsgerichts genauer entwickelt und zuverläßiger hergeſtellt ſeyn muß, als es von jedem Geſchichtſchreiber zu verlangen iſt, der nicht Gelegenheit gehabt hat, ſelbige einzuſehen. Der Rückzug der ganzen Armee erfolgte nun mit großer Schnelle, und zum Theil mit der ſchrecklichſten Unordnung. Lefevre verraumte mit ſeinen Jägern den Kaiſerlichen den Paß bey Montabaur und Limburg, und eilte über Königſtein grade auf Frankfurt zu, um den Obergeneral Hoche, der Wernecks Hauptarmee verfolgte, daſelbſt bey offenen Thoren zu empfangen.

Es war Sonnabends den 22ſten April um Mittag, als man in Frankfurt aus der Ferne her öftere dumpfe Schüſſe vernahm. Viele hielten dieſe Töne für das Getöſe der Meſſe, andre glaubten mit mehrerem Rechte, daß die Franzoſen, die man

ſchon ſeit zwey Tagen, mit der ſchwachen Zuverſicht auf eine Sage von der Neutralität der Stadt, erwartete, jetzt wirklich im Anmarſch ſeyen. Der Oeſterreichiſche Kommandant ſaß in ſeinem Quartier an der Tafel, und ſchien nicht zu ahnen, daß er mit ſeiner geringen Garniſon heute noch ein Gefangener der franzöſiſchen Kohorten werden könnte; obgleich nachher die Rede ging, daß ihm der Magiſtrat von Frankfurt, durch den Pfarrthurmwächter benachrichtigt, die Annäherung derſelben habe anzeigen laſſen. Aber plötzlich zog ein Auftritt ganz verſchiedener Art von dem, welchen der Kanonenſchall verkündigte, die Augen des Zuſchauers an. Ein lautes Jubelgeſchrey erfüllte die Straßen. Ein Strohm von Menſchen, der mit jedem Momente wächſt, folgt einem franzöſiſchen Kourier bis vor das Bethmänniſche Haus, die Wohnung des Kommandanten, und Friede! Friede! iſt das allgemeine Loſungswort. Alte und Junge ſtürzen aus den Häuſern; alles lebt, alles jauchzt; ein Zauber ſcheint auf die Stadt gefallen zu ſeyn. Das Haus, wo der Kourier abſtieg, wird belagert, und weil jeder ſehen und hören will, ſo erfährt man nur zu ſpät für ſeinen Wunſch die Zuverläßigkeit der tauſendſtimmigen Verkündigung.

Herrſcher, oder Repräſentanten, oder wie ihr heißt, von denen ein Wort, ein Federzug viele Millionen zu ſeligen Weſen höherer Art, oder zu elenden Erdenwürmern umſchaffen kann! Das Winſeln

und

und Röcheln blutender Kriegsopfer, flüchtende Familien und brennende Hütten habt ihr vielleicht nicht gehört und geſehen — wie ich und meines gleichen; aber von Wonneſcenen, wie die angedeutete, ſeyd ihr vielleicht in noch volkreichern Städten, wenn ſchon nicht in einem ſolchen Augenblick, Zeugen geweſen. Wart ihr Menſch genug, um euch von ihnen eine Thräne der Rührung entlocken zu laſſen, o, ſo laßt dieſe heilige Quelle nie wieder gänzlich verſiegen! ſo müſſe ſie jedesmal von ſelbſt wieder zu rinnen anfangen, wenn euer Mund gebietend oder verſtattend den ſchrecklichen Nahmen des Kriegs ausſprechen will!

Der Kommandant ſprengte mitten durch das Gedränge nach dem Beckenheimer Thor — wo, wie er jetzt wußte, ſeine Vorpoſten mit der franzöſiſchen Avantgarde im Handgemenge begriffen waren — um dem feindlichen Anführer den Abſchluß des allgemeinen Waffenſtillſtands anzuzeigen. Die ganze Menſchenmaſſe gerieth in Bewegung, und begleitete ihn unter das Thor, wo ſich auf beyden Seiten der Wall mit Männern, Weibern und Kindern bevölkerte. War aber jetzt in der Stadt eine Ebbe, ſo kehrte in wenigen Minuten die Fluth mit ſtürmender Schnelligkeit zurück. Aus dem verworrenen Geſchrey des fliehenden Volks konnte man kaum ſo viel abnehmen, daß die Franzoſen im Begriff ſeyen in die Stadt zu dringen. Schrecken und Zagen befiel die erſt noch ſo hoch entzückten

Ge-

Gemüther. Es war wie ein naher Donner über einem Hauſe, worin das glücklichſte, zwangloſeſte Feſt begangen wird. Alles eilte in die Thüren; die Meßbuden wurden zugeſchlagen; wer auf den Straßen war, rettete ſich. Einige Kompagnien Kaiſerl. Küraſſier flogen im Galopp zum Thor herein, durch die ganze Länge der Stadt, und, ohne ſich einmahl umzuſehen, über die Maynbrücke bis nach Sachſenhauſen. Aber es folgte ihnen — Niemand. Freylich begriff nun kein Menſch, wie dieſe Sache zuſammenhing, und in der folgenden ſtundenlangen Todtenſtille ſchwebten die meiſten Einwohner noch immer zwiſchen der Beſorgniß, daß die Franken, trotz der erhaltenen Bothſchaft, die Stadt einnehmen wollten, oder daß der Friede abermahls eine Lüge ſey, und dem tröſtlichen Gedanken, daß nur eine zufällige Verkettung von Umſtänden die Flucht der wenigen Oeſterreicher veranlaßt habe.

Gegen fünf Uhr ſtand Lefevre und einige andere franzöſiſche Generale mit dem Kaiſerl. Kommandanten und den Deputirten der Stadt auf dem Balkon des rothen Hauſes. Man erfuhr, daß, als Obriſt Mylius vor das Thor gekommen, auf Begehren zu Lefevre gebracht worden ſey, ihm die Ankunft des Friedenskouriers gemeldet, und die Einſtellung der Feindſeligkeiten verlangt habe, dieſer ihm erſt 10 Minuten Zeit zu ſeinem Vorbringen geſtattet, ihm aber nicht habe glauben wollen, und, aller Proteſtazion ungeachtet, und ob er gleich ohne Bedeckung

deckung war, den Degen abnehmen und auf die Oesterreicher Feuer geben lassen. Diese, oder eine kurz vorgehende Decharge jagte die Dragoner hinein. Allein der am Thor kommandierende Oberslieutenant Brezinsky oder Brzezinsky vom Regiment Manfredini, hatte die Geistesgegenwart, den Schlagbaum niederzulassen, einen Theil der Dragoner mit den verfolgenden Franzosen auszuschließen, und auf letztere zu feuern; ein Streich, dem Frankfurt für dießmahl allein seine Rettung dankte. — C'est une feinte d'Allemand! soll Lefevre zu Mylius gesagt haben. — Sehen Sie zu, antwortete dieser, ob wir im Vertheidigungsstand sind. Betrachten Sie die Wälle! — Dieses sehr natürliche Argument that seine Wirkung. Lefevre bemerkte, daß die Festungswerke auf eine sehr unkriegerische Weise garnirt waren, gebot Stillstand, ritt, um diesen überall anzusagen, und die Wälle ringsum zu beaugenscheinigen, um das Glacis, und errichtete nachher, bis auf weitere Ordres vom Obergeneral, mit Mylius eine vorläufige Konvenzion, welche die angegebenen Umstände zum Theil ausdrücklich bestätigte.

Der französische Schildkourier Buonaparte's hätte freylich, wenn er den Kommandanten begleitet hätte, jeden Zweifel sogleich gehoben, und selbst einzelnen Menschen das Leben gerettet. Aber noch weit mehreren rettete er, — dessen außerordentliche Eile, nebst dem Rath des Wirths im weißen Lamm

zu

zu Augsburg, über Mergentheim, als den kürzeſten Weg zu reiſen, allein Urſache war, daß dem Blutvergießen noch ſo früh Einhalt geſchah, — noch weit mehreren rettete er das Leben dadurch, daß er, durch Nachrichten oder Vermuthungen geleitet, ſeinen Weg durch das Friedberger Thor gerade dahin nahm, wo Hoche's Hauptarmee herunterzog, und ſich eben, in der Gegend von Windecken, mit der Werneckiſchen in Aktion befand, um beyden Generalen die in Leoben erhaltenen Depeſchen vom 17ten April einzuhändigen, wovon die eine die profetiſche Aufſchrift gehabt haben ſoll: Au General Hoche à Francfort. Ungeachtet der Baron Werneck, oder einige ſeiner Officiere verſicherten, daß es jammerſchade ſey, daß der Waffenſtillſtand ihm grade in dieſem Augenblick den Arm habe aufhalten müſſen, weil ein Paar Stunden ſpäter die franzöſiſche Armee auf das Haupt geſchlagen geweſen wäre; ſo iſt doch aus manchem Umſtand und aus der Ausſage zuverläßiger Zeugen ganz das Gegentheil abzunehmen, und vielmehr zu glauben, daß die Franzoſen ihm, deſſen Mouvement retrograde gradeswegs in die Urne des Flußgottes führte, ohne den Waffenſtillſtand den Rückzug abgeſchnitten haben würden. Denn außerdem, daß ſie mittelſt der Frankfurter Maynbrücke ſogleich das andere Ufer gewonnen haben würden, war ſchon in dieſem Augenblick eine Menge Reuterey durch den Fluß gewadet, die nachher zum Theil durch Frankfurt zu den ihrigen zurückgebracht wurde.

Die

Die Franzoſen waren bitterböſe über den Frieden. Die Generale und Kommiſſaire mußten die reiche Schatzgrube, aus der ſie ſchon einmahl ſchwerbeladen weggegangen waren, vor ihren Augen zufallen ſehen, und die gemeinen Chaſſeurs hätten wahrſcheinlich die Verwirrung des erſten Eindringens benutzt, um ſich tumultuariſch in den Beſitz desjenigen zu ſetzen, was ihr niederer Rang ihnen nicht erlaubte ſich mit Methode und Bequemlichkeit zu verſchaffen. Sie hätten um ſo gewiſſer die erſten Straßen und Meßbuden geplündert, da die Generale den Gemeinen ſchon bey der vorhergehenden Einnahme von Frankfurt unter Jourdan goldene Berge verſprochen, jeden Exceß bey Lebensſtrafe verboten, aber übrigens nachher nicht mehr daran gedacht hatten, ihnen für ihre Mühe, ihre forcierten Märſche, und ihre löwenmäßige Tapferkeit auch nur ihre völlige Löhnung auszahlen zu laſſen, worüber man mehr als einen ehrlichen Soldaten der Republik klagen hören konnte *).

2.

*) Ein künftiger Geſchichtſchreiber dieſes Feldzugs vergeſſe doch ja nicht, beyläufig zu bemerken, daß damahls durch die ſpäte Uebergabe von Frankfurt, bey den beſten Löſchanſtalten, in der Judengaſſe allein ungefähr 140 Häuſer eingeäſchert wurden, der kleinen Feuersbrünſte in einzelnen Straßen nicht zu gedenken. Die Frankfurter wären nicht Schuld, daß ihre Stadt ſo ſpät übergeben wurde, bey deren ſchwachen Werken es eine militäriſche und moraliſche Todſünde iſt, ſich gegen eine Armee darin zu halten.

ſem Landgut zu machen, um dem Leſer das Vergnügen zu laſſen, ſich daſſelbe ſo wohlangelegt, ſo prächtig und ſo angenehm vorzuſtellen als er ſelbſt will. Alles, was wir davon ſagen wollen, iſt, daß diejenigen, deren Einbildungskraft einiger Unterſtüzung nöthig hat, den ſechszehnten Geſang des befreyten Jeruſalems leſen müßten, um ſich eine Vorſtellung von dem Orte zu machen, den ſich dieſe griechiſche Armide zum Schauplaz der Siege auswählte, den ſie über unſern Helden zu erhalten hoffte. Sie fand nicht für gut, oder konnte es nicht über ſich ſelbſt erhalten, ihn lange auf ihre Ankunft warten zu laſſen; und ſie war kaum angelangt, als ſie ihn zu ſich rufen ließ, und ihn durch folgende Anrede in eine angenehme Beſtürzung ſezte: „Die Bekanntſchaft, die wir vor einigen Tagen mit einander gemacht haben, wäre, auch ohne die Nachrichten, die mir Hippias von dir gegeben, ſchon genug geweſen, mich zu überzeugen, daß du für den Stand nicht gebohren biſt, in den dich ein widriger Zufall geſezt hat. Die Gerechtigkeit, die ich Perſonen von Verdienſten widerfahren zu laſſen fähig bin, gab mir das Verlangen ein, dich aus einer Abhänglichkeit von dem Hippias zu ſezen, welche die Verſchiedenheit deiner Denkungsart von der ſeinigen, dir in die Länge beſchwehrlich gemacht hätte. Er hatte die Gefälligkeit, dich mir als eine Perſon vorzuſchlagen, die ſich ſchikte, die Stelle eines Aufſehers in meinem Hauſe zu vertreten. Ich nahm ſein Erbieten an, um das Vergnügen zu haben, den Gebrauch

2.

Bestätigung der Friedensnachricht. Demarkazionslinie. Hoche's Requisizion. Heidelberger Kongreß. Friedensprojekte.

Nachdem noch am 23ten April eine Staffette von Wien die Nachricht nach Frankfurt gebracht hatte, daß der Waffenstillstand in Italien auf zehn Tage verlängert, und dadurch die Friedenshoffnung aufs neue belebt worden sey — eine sehr niederschlagende Erscheinung für diejenigen, welche nicht begriffen, daß, vermöge der Ankunft des Leobener Couriers, die Bewohner der Rhein- und Maygegenden den Abschluß weit eher wissen mußten, als das Wiener Publikum; so erfuhr man endlich bestimmter, wie, grade nach Ablauf dieses am 7ten April errichteten Waffenstillstands, am 17ten die Präliminarien wirklich zu Eckenwald bey Leoben unterzeichnet worden; mit dem Zusatz, daß auch das Teutsche Reich in dieselben eingeschlossen sey, und daß Graf Saurau diese große Neuigkeit in Wien von Amts wegen verkündigt habe. Da man zugleich vom Oberrhein die Nachricht von Moreau's Uebergang bey Bischoffsheim erhielt, so glaubte man um so mehr Ursache zu haben, über eine Begebenheit froh zu seyn, die allein die unabsehbaren Folgen eines neuen Eindringens der Fränkischen Armee in das Herz von Teutschland verhindern konnte. Unterdessen wurden, nach mehreren Deliberazionen, über die Stellung, welche die beyden

den Heere bis auf weitern Befehl einnehmen ſollten (wobey die Franzoſen von den Oeſterreichern die Räumung der Stadt Frankfurt, und dieſe von jenen den Ruckzug über den Rhein oder wenigſtens über die Lahn, verlangten), zwiſchen Hoche und Werneck endlich feſtgeſetzt; daß, weil die Kaiſerlichen vor Ankunft des Friedensbothen noch im Beſitze von Frankfurt geweſen ſeyen, ſie auch daſelbſt bleiben, die Franzoſen ſich hinter die Nidda zurückziehen, und dieſes Flüßchen die Abſonderungslinie machen ſollte; welche Uebereinkunft denn auch ſogleich in Vollzug geſetzt wurde, aber nichts weniger als erwünſcht für die neuerdings von Hoche beſetzten Länder war. Dieſe mußten in dem Augenblick wünſchen, entweder ſogleich wieder vom Feinde verlaſſen zu werden, oder wenigſtens, wie im Jahr 1796, dadurch Luft zu bekommen, daß die franzöſiſche Armee ſich von reichern und minder ausgehungerten Gegenden Meiſter machte, und ihre Maſſe ſich durch Gewinnung einer größern Länderfläche verdünnte. So war der Abfluß gehemmt, und die unbedeutenden Orte Höchſt, Vilbel, Friedberg, Butzbach, Gießen, Wetzlar, Weilburg, Limburg, Montabaur, Dillenburg u. ſ. w. trugen nun allein die Laſt, die außerdem auf mehrere Reichskreiſe vertheilt worden wäre. Man kann leicht denken, daß alles mit Unruhe nach der Entſcheidung der noch immer problematiſchen Frage verlangte: ob die Franzoſen, und auf der andern Seite die Kaiſerlichen, ſtehen bleiben, oder in gleicher Entfer-

nung aus einander weichen würden, bis der Definitivfriede sie beyderseitig in ihre Heimath führte. Täglich, stündlich erwartete man seine Erlösung. Aber hundert widersprechende Gerüchte, und der leidige Trost, daß es noch schlimmer seyn könnte, und — doch einmahl zwischen Kaiser und Franzosen Friede sey, blieb das einzige, das man der gerechten Betrübniß, in den Händen des Feindes zu seyn, entgegenstellen konnte. Doch über alle Maßen groß war die Bestürzung, als, nachdem sich Werneck, auf Ansuchen der Einwohner, bey Hoche um Abstellung der kleinern Requisizionen und Erpressungen französischer Untergenerale und Offiziere verwendet hatte, dieser, „um solchen willkührlichen und gesetzwidrigen Handlungen seiner Untergebenen zu steuern," mit der großen Kontribuzionsliste hervortrat, wodurch neben dem ausdrücklichen Befehl: „daß die Truppen, wie bis dahin, ferner so fort leben, und für ihren Unterhalt durch den Weg der Requisizionen gesorgt werden sollte, die durch den Kriegskommissär jeder Division angeordnet werden sollten" — auf die Länder „zwischen der Sieg, und dem Rhein und der (Preußisch-Hessischen) Demarkazionslinie auf der andern" — eine Summe von drey Millionen und 725,000 Livres Brandschatzung, mit zum Theil sehr unverhältnißmäßiger Repartizion, ausgeschrieben wurde; und voran zugleich der Auftrag an die Mittelkommission (Commission intermédiaire) zu Bonn geknüpft war, von den Ländern zwischen der Sieg und Roer auf der einen,

und

und dem Rhein und der Demarkazionslinie auf der andern Seite, eine Summe von einer Million und 800,000 Livres zu erheben. Man begriff nicht, wie der feindliche General, nach der ihm geſchehenen officiellen Anzeige vom Abſchluß der Friedenspräliminarien noch Brandſchatzung ausſchreiben könne; aber noch weit weniger begriff man, wie es möglich ſey, daß die öſterreichiſchen Truppen und der Kaiſerl. Hof dieſen Einbruch in das Völkerrecht nicht hindere, und es geſchehen laſſe, daß die gemachten Auflagen an Geld und Naturalien mit der größten Strenge, ja mit Grauſamkeit beygetrieben wurden; zumahl da inzwiſchen am 1ſten May zu Regensburg ein Vortrag des Direktorialgeſandten zur Diktatur gekommen war, wodurch die allgemeine Verſicherung: „daß der Kaiſer den Waffenſtillſtand auch für das teutſche Reich abgeſchloſſen habe,“ diplomatiſche Gewißheit erhielt. Anfangs glaubte man, es liege bloß daran, daß Hoche noch nicht vom Direktorium die Beſtätigung dieſer Nachricht erhalten habe; andre meynten, es werde ſich wohl geben, wenn erſt von beyden Theilen die Ratifikazion erfolgt ſey; noch andre wollten ganz zuverläßig wiſſen, daß die Franzoſen keine 14 Tage mehr dieſſeits des Rheins ſtehen bleiben würden; welches Einmahl dadurch, daß mehrere Regimenter von der Wormſiſchen Armee aufbrachen, und ſich nach Schwaben und Franken zurückzogen, dann durch die Dislokazionen in der franzöſiſchen Armee ſelbſt, und endlich durch den militäriſchen Kongreß, der

wegen des Standes der Truppen in Heidelberg gehalten werden ſollte, wahrſcheinlich wurde. Und durch dieſe Muthmaßungen ließen ſich in der That mehrere Stände und Kommunen der eroberten Länder verleiten, die Zahlung und Ablieferung nicht bloß von einem Tage zum andern zu verzögern, ſondern, ſchwach wie ſie waren, ihren überlegenen Feinden mit Widerſpenſtigkeit und Trotz zu begegnen; gewannen aber freylich nichts damit, als daß man nun mit doppelter Härte gegen ſie verfuhr, enge Termine ſetzte, die Requiſizionen erhöhte, Geiſeln wegſchleppte u. ſ. w. Denn der Heidelberger Kongreß ging nach kurzen Berathſchlagungen aus einander, ohne daß man am Niederrhein eine günſtige Wirkung davon verſpürte, und die Zeitungsneuigkeit, daß von dem Augenblick an, wo die Nachricht von der Ratifikazion im Hauptquartier zu Friedberg angekommen ſey, laut der ſchon von den Aemtern einlaufenden Berichte, alle Kontribuzionen wirklich ſiſtiert worden, und die Republik die Verpflegung der Truppen vergüten werde, blieb — was ſie war.

Was ſich hierbey zu Hoche's Vertheidigung ſagen läßt, iſt folgendes: Erſtlich geſchah durch dieſe Kontribuzionsliſte den Bedrückungen, welche einzelne Officiere ausübten, zum Theil wirklich Einhalt; wenn ſchon das Taſchenſpiel der Kommiſſäre dabey fortdauerte. 2) Die Armee wurde von der Republik nicht bezahlt, und die Obergenerale hatten ſchon in

den

den vorhergehenden Feldzügen Vollmacht, alle Bedürfnisse von den eroberten Ländern zu erheben. 3) Hoche bediente sich seiner Gewalt so lange, als ihm von der andern Seite kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, und vielleicht war die Einstellung dieser Art von Feindseligkeiten gegen das Reich in den Leobener Präliminarien nicht ausdrücklich verabredet.

Die allgemeine Landesnoth gebahr denn auch mancherley Friedensprojekte, wenigstens haschte sie gierig nach allem, was in dieser Art von nah oder fern herbeykam; und reichten zuverläßige Thatsachen und die bescheidenen Vermuthungen einsichtsvoller Weltkündiger nicht zu, so behalf sie sich mit den Luftgebilden der Tagsblätter, den grotesken Geschöpfen politischer Spaßmacher und den Träumen der Kabbalisten; wenn gleich die angeführte Registratur vom 1ten May nichts anders erwarten ließ, als daß bis zum abgeschlossenen Definitivfrieden von beyden Seiten ein möglichst tiefes Stillschweigen über die Bedingnisse beobachtet werden würde. In Frankreich erlaubte dieß freylich die Verfassung am wenigsten, und daher empfing man von dort aus, in der Bothschaft des Direktoriums an die beyden Räthe vom 30sten April, drey Hauptartikel, denen alle die, welche jenen Umstand beherzigten und bemerkt hatten: daß in den letztern Feldzügen die Pariser Nachrichten von Krieg, Friede, Waffenstillstand, Rheinübergang u. s. w.

w. immer die früheſten und ſicherſten geweſen waren, mit Recht unbedingten Glauben beymaſſen *). Die drey Artikel waren 1) Verzichtleiſtung auf Belgien von Seiten des Kaiſers; 2) Anerkennung der Grenzen Frankreichs, ſo wie ſie durch die Geſetze der Republik dekretiert worden ſind. 3) Die Errichtung und Unabhängigkeit einer Republik in der Lombardie. In Betreff des teutſchen Reichs war zwar hieraus nur ſehr wenig abzunehmen, und während man in Teutſchland den zweyten Artikel in Verbindung mit der mehrbemerkten Regiſtratur **) dahin

*) Gewiß iſt es äußerſt intereſſant und nützlich, am Ende einer durchlebten Periode, die ſich mit einer großen, langerwarteten Begebenheit ſchließt, zurück zu ſehen, und zu bemerken, von wem, und nach welchen Gründen dieſe am richtigſten vorausgeſehen, und durch welche, Anfangs vernachläßigte Verboten ſie angekündigt wurde. Dieß rechtfertige den Verfaſſer, wenn er ſich öfters in das Gebiet der Meinungen und zu Dingen verirrt, die ein anderer unter die vergeſſenswerthen rechnen würde, und mache die Leſer aufmerkſam, wo dieſer Zweck weniger deutlich in die Augen ſpringen ſollte.

**) „Daß ſich zwar," erklärten die Kaiſerl. Geſandten dem Reichstag, „die Artikel der Präliminarien noch zur Zeit nicht bekannt machen ließen; ſo viel ließen aber Ihre K. K. Majeſtät das Römiſche Reich verſichern, daß Allerhöchſtdieſelben die Integrität des Reichs und ſeiner Verfaſſung zur Baſis des künftigen Friedens legen, keinen eigenen Vortheil für ſich dabey ſuchen, und von dieſem Grundſatz auch in der Folge nie abgehen würde."

dahin auslegte: daß das Gebiet der Republik ſich unter andern auf dem linken Rheinufer nicht über die bis dahin geſetzlich beſtimmte Grenze ausdehnen ſollte, folglich die Zurückgabe dieſes beträchtlichen Stücks von Teutſchland im Ganzen, oder der noch nicht inklavierten Theile deſſelben, zu Leoben förmlich ſtipuliert worden ſey, rückte der Volksrepräſentant Poultier zur Beruhigung ſeiner eben daſſelbe muthmaßenden Nazion in dem Ami des lois folgende Bemerkungen ein: „Bey aller Freude über die publicierten Friedenspräliminarien fragt man ſich gleichwohl, was nun aus der Rheingrenze werde? Ich antworte, daß das Haus Oeſterreich uns den Theil Teutſchlands, welcher zwiſchen Maas, Rhein und Moſel liegt, nicht hat abtreten können; und die Urſache davon iſt ſehr natürlich, weil nehmlich jenes Haus davon nicht Meiſter iſt. Oeſterreich hat uns die Belgiſchen Provinzen abgetreten, weil dieſe ihm einſt zugehörten. Allein die übrigen Lande auf dem linken Rheinufer gehörten theils den geiſtlichen Kurfürſten, theils den Pfalzgrafen am Rhein, oder einigen andern Fürſten und Grafen, zu deren Abtretung es mithin der Beyſtimmung jener Fürſten oder des teutſchen Reichstags bedarf. Auch ſoll deßfalls auf einem Kongreſſe zu Bern näher traktiert werden. Es ſcheint außer Zweifel, daß in dem Falle, wo es unmöglich ſeyn wird, die Rheingrenze ganz durchzuſetzen, wenigſtens der Theil der teutſchen Reichslande, welcher Kölln, Bonn, Aachen u. ſ. w. in ſich faßt, uns nicht wird verwei-

gert werden können. Besonders würde es unverantwortlich seyn, letztere Reichsstadt, wie auch Köln ꝛc. fahren zu lassen, wodurch niemand anders verlieren würde. Wir wollen dem Directorium und dem gesetzgebenden Korps diese wichtigen Ansprüche anheim geben. Uns soll es genug seyn, den Franzosen zu erkennen zu geben, daß der Kaiser in den Friedenspräliminarien uns nicht hat abtreten können, was ihm nicht zugehörte," u. s. w.

* * *

5.

Etwas von Neutralitäten.

Zu einer Zeit, wo unter den Einwohnern der noch im Kriege begriffenen teutschen Länder kaum ein und der andre Spekulant war, der nicht, wie Dikäopolis auf dem Theater zu Athen, für sich und sein Haus Friede mit Frankreich hätte schließen mögen, war es, trotz allem was Rigoristen einwenden, keinem Stande mit Recht zu verargen, wenn er, von fünfjährigen Reichsfrohndiensten erschöpft, die im Baseler Frieden dargebotene Gelegenheit ergriff, und sich für befugt hielt, dem Gesetze der Noth mehr, als den Erfordernissen des Reichsverbands und des Wiener Hofs, zu gehorchen. Warum nicht alle so schwerbedrückten Stände zu diesem Mittel ihre Zuflucht nahmen, ist oben mit wenig Worten angedeutet worden. Und freylich gelang es

jes

jenen einzelnen zum Theil ſehr ſchlecht mit der Rolle, die ſie aus landesväterlicher Geſinnung gegen ihre unausſprechlich unglücklichen Unterthanen, und aus Selbſterhaltungspflicht, übernommen hatten. Sie empfanden es leider allzu ſehr, daß der Weg nach der Donau durch ihre Länder ging, und daß nur ein voller Schatz und ein zahlreiches und rüſtiges Militär ſie vor neuen Anſprüchen der franzöſiſchen Heere eben ſo ſicher hätte ſtellen können, als es der Landgraf von Heſſen und die Sächſiſchen Fürſten blieben. Unter ihnen war Frankfurt, die Fürſten von Solms-Braunfels und die Reichsſtadt Wetzlar mit dem Kammergerichte. Man glaubt, daß es der erſten nach mehrern, ſeit dem Baſeler Frieden an ſie ergangenen Verboten und Drohungen des Kaiſerl. Hofs endlich gelungen ſey, die Einwilligung deſſelben zu der ihr vom Direktorium geſchenkten Neutralität zu erhalten. Vor dem 22ſten April war der Frankfurter Bürgerſchaft noch nichts von dieſer Neutralität bekannt gemacht worden. Was man in der Stadt davon wußte, gründete ſich bloß auf Muthmaßungen und geheimnißvolle mündliche Verſicherungen der unterrichteten Regierungsmitglieder. Aber als die franzöſiſche Armee ſich dem Stadtgebiete näherte, fand es der kluge Magiſtrat für nöthig, den Einwohnern eine Art von Talisman in die Hände zu geben, wodurch ſie ſich, nach dem, was man von den Eigenheiten der Franzoſen wußte, bey einer gewaltthätigen Einnahme der Stadt, allenfalls noch allein gegen Miß-

brauch davon zu machen, den ich deinen Verdienſten und meiner Denkungsart ſchuldig bin. Du biſt frey, Callias, und vollkommen Meiſter zu thun was du für gut befindeſt. Kan die Freundſchaft, die ich dir anbiete, dich bewegen bey mir zu bleiben, ſo wird der Nahme eines Amtes, von deſſen Pflichten ich dich völlig freyſpreche, wenigſtens dazu dienen, der Welt eine begreifliche Urſache zu geben, warum du in meinem Hauſe biſt; wo nicht, ſo ſoll das Vergnügen, womit ich zu Beförderung der Entwürfe, die du wegen deines künftigen Lebens machen kannſt, die Hand bieten werde, dich von der Lauterkeit der Bewegungsgründe überzeugen, welche mich ſo gegen dich zu handeln angetrieben haben. Die edle und ungezwungene Anmuth, womit dieſes geſprochen wurde, vollendete die Würkung, die eine ſo großmüthige Erklärung auf den Empfindungsvollen Agathon machen mußte, „ was für eine Art zu denken! was für eine Seele! „ Konnt' er weniger thun, als ſich zu ihren Füſſen werfen, um in Ausdrükken, deren Verwirrung ihre ganze Beredſamkeit ausmachte, der Bewundrung und der Dankbarkeit Luft zu machen, deren Uebermaß ſeine Bruſt zerſprengen zu wollen ſchien. Keine Dankſagungen, Callias, unterbrach ihm die großmüthige Danae, was ich gethan habe, iſt nicht mehr als ich einem jeden andern, der deine Verdienſte hätte, eben ſowohl ſchuldig zu ſeyn glaubte . . Ich habe keine Ausdrüke für das was ich empfinde, anbetungswürdige Danae, rief der entzükte Agathon, ich nehme dein Geſchenk an, um das Vergnü-

handlung schützen könnten *). Man hatte ganz richtig wahrgenommen, daß in der Regel ein gedrucktes Blatt und ein Siegel über den gemeinen Franzosen eine außerordentliche Gewalt habe; man heftete deßwegen nicht nur allerwärts an der Grenze und an einzelnen Höfen und Gärten des Frankfurter Gebiets, nach dem Beyspiel von Hessen, Zettel mit den Worten an: Territoire de Francfort, pays neutre, sondern theilte auch in der Stadt selbst die Neutralitätsurkunde in zwey Sprachen gedruckt, in allen Häusern aus. Daß die meisten Einwohner sie in dem Augenblick erhielten, wo die Ankunft des Friedenskouriers sie überflüssig gemacht hatte, war eine Folge von nicht vorauszusehenden Umständen. Denn sonst würde zuverläßig eine Veranstaltung unterts

*) Die Franzosen haben im Grunde nur in wenig Städten geplündert; wo sie ohne Schwertstreich einzogen, so viel ich weiß, nie: aber wenn ihnen der Eingang erschwert wurde, so war es immer zu fürchten, zumahl von den undisciplinierten Chasseurs. Auf dem Lande wurden dagegen von diesem und jenem streifenden Trupp viele Excesse begangen, und selbst in Städten beym Retirieren. Man muß sich aber um so mehr in Acht nehmen, hierin ein voreiliges Urtheil zu fällen, da z. B. in Limburg einmahl erst die abziehenden Kaiserlichen, und dann die einrückenden Franzosen die Häuser ausraubten. Am schlechtesten betrugen sich in dieser, wie in jeder andern, Rücksicht die Emigrirten-Regimenter. Der Himmel wolle sie und die Engländer nie wieder auf teutschen Boden führen!

terblieben seyn, die das Kaiserl. Militär, welches nun im Besitze der Stadt blieb, so unglaublich übel deutete — ein Militär, das im Bewußtseyn einen unglücklichen Krieg allzu lang und mit allzu schlechten Anstalten fortzuführen, das stärkste Mißtrauen gegen alles hegt, was nicht die Sprache der Erbländer spricht, und zu wenig von der Politik, von den Rechten der teutschen Konstituzion, und selbst von dem kläglichen Zustand der Länder, worin es Krieg führte, unterrichtet, in jedem Mißvergnügten einen Jakobiner wittert *).

Die Kosten, die Frankfurt durch die Einnahme im Julius 1796 gehabt hätte, konnte man, mit Einschluß der Einquartierungs- und Verköstigungslast und des geheimen Lösegeldes für die nach Givet abgeführten Geiseln, ohne Uebertreibung auf zwölf Mil-

*) Es bedarf keiner Erinnerung, daß diese Regel ihre großen Ausnahmen hat. Ich selbst kenne sehr respektable Helden und Menschen unter den Kaiserl. Offizieren, und würde sie nennen, wenn mein Lob ihnen nicht in den Augen der leider allzu zahlreichen und mächtigen politischen Dominikaner ein gefährliches Merkmahl anheften könnte. Aber einen darf ich doch nennen, weil er durch Geburt und Rang dem Gift dieser verderblichen und verächtlichen Geschöpfe eben so unerreichbar, als über die ländervorheerenden Intriguen ehrsüchtiger Geschäftsführer erhaben ist; — und das ist der tapfere, der allgeliebte Erzherzog Karl, Oesterreichs Friedensfürst!

Millionen Gulden anſchlagen; eine ungeheure Summe für eine Stadt, deren Aerarium, nach der Berechnung der Statiſtiker, eine jährliche Revenüe von nicht mehr als 500.000 Gulden hat; und vielleicht iſt jener Koſtenanſchlag, wenn man alle Ausgaben und Schäden zuſammen nimmt, noch zu gering. Ohne die ſehr gute Verwaltung der öffentlichen Gelder und die außerordentlichen Nahrungsquellen, die der blühende Handel beſtändig offen erhält, würde es unbegreiflich ſeyn, wie dieſe Stadt, nach einem ſolchen Blutverluſt nicht bereits zu einer größern Schwäche herabgeſunken wäre; zumal wenn man bedenkt, daß ſie ſchon vorher im Jahr 1792 an Köln eine Brandſchatzung von einer Million Gulden bezahlt, und außer den freywilligen, im Grunde aber gezwungenen Anleihen an gewiſſe Potentaten, nach einander, der Franzoſen, Preußen, Heſſen und Oeſterreicher geſpeiſt und getränkt hatte.

Dieſe Stadt nun, die es ſehr wohl fühlte, daß auch ein Rieſenkörper aufgerieben werden könne, und genau wußte, daß ihre Eroberung, obgleich aus einem ganz verſchiedenen Grunde, für die Sambre- und Maas-Armee beinahe einen eben ſo gewaltigen Reiz habe, als für die Kreuzfahrer, die Einnahme von Jeruſalem; daß ſie bey jedem neuen Feldzug das erſte Ziel ihres Strebens, ſo wie Wien das zweyte ſey und ſeyn werde; daß man ſie als die Schatzmeiſterin von Teutſchland, als das Vaterland des Goldes anſah, war glücklich genug, unmittelbar vom franzöſiſchen Directorium die Verſicherung

zu

zu erhalten, daß ſie, wegen ihres edeln und billigen Betragens, im Fall einer neuen Beſitznehmung, als neutral behandelt werden ſollte. Es iſt aber deſſen ungeachtet nichts gewiſſer, als daß nur die unerwartete Ankunft des Friedenskouriers und die Beſonnenheit des Kaiſerl. Oberlieutenants, ſie außer Nothwendigkeit ſetzte, dieſe Neutralität noch einmahl bezahlen zu müſſen; daß ferner die franzöſiſchen Truppen, ſo lange ſie auf dem Stadtgebiete ſtanden, d. h. bis nach ihrem Rückzug hinter die Nidda, auf Koſten ihrer jetzigen Freunde lebten, und daß gar nicht auszumachen iſt, wie viel in dieſer kurzen Zeit das Hauptquartier des Generals Hoche der neuen Verlegenheit der Stadt zu danken hatte. Ein gewiſſer Einwohner dieſer Gegenden, der in Angelegenheiten ſeiner Kommune zu Hoche nach Friedberg reiſen mußte, kam im Geſpräch mit dieſem unter andern auch auf die Neutralitäten der kleinern Stände in den okkupierten Ländern. Der Obergeneral behauptete, daß er durch die Neutralitätsdiplome, womit Wetzlar und der Fürſt von Braunfels ſich ſchützen wollten, um deßwillen nicht gebunden ſey, weil ſie nicht vom Direktorium ſelbſt ertheilt oder unterzeichnet ſeyen. Eine ganz andre Sache, meynte er, ſey es mit Frankfurt: dieſes beſitze eine ſolche authentiſche Verſicherung. „Et Vous n'y êtes pas" — ſetzte jener hinzu, und Hoche erwiederte dieſe freymüthige Replik mit einem ſtummen Lächeln.

Das

Das Reichskammergericht zu Wetzlar hatte ſich — da eine neue Verlegung dieſes Tribunals wegen des großen Archivs, des Mangels an Fuhren, und der Weigerung vieler Städte, es in ihren Schooß aufzunehmen, an die Unmöglichkeit grenzte — um ruhig fortwirken zu können, ſchon früh an den König von Preußen gewandt, und um ſeine Vermittelung beym Direktorium angeſprochen. Nach mancherley Unterhandlungen erhielt es endlich die Zuſage, daß man die dem Kammergericht anhängigen Perſonen und die Archive deſſelben reſpektieren würde; weil das aber ſo viel als nichts hieß, ſo wiederholte es ſeine Vorſtellungen, und bekam endlich kurz vor der neuen Annäherung der Franzoſen für Kammer und Stadt ein Aequivalent einer vollkommenen Neutralität. In der gedruckten und öffentlich angeſchlagenen Declaration faite par ordre du Directoire executif pour l'equivalent d'une neutralité complette de la Chambre Imperiale er de la ville de Wetzlar — in einem Antwortſchreiben des damahligen Miniſters der auswärtigen Geſchäfte, de la Croix, an den Preußiſchen Bothſchafter Sandoz-Rollin in Paris, auf deſſen Anſuchen im Nahmen des Königs — heißt es: — „le Directoire — ſe prêtera volontiers, à faire jouir et la ville de Wetzlar et la Chambre Imperiale des avantages de la neutralité — il va donner les ordres les plus precis, pour que les papiers de la Chambre de Wetzlar ſoient preſervés de tout inconvenient, et que

les

les perſonnes et des proprietés des membres de la Chambre et des habitans ſoient reſpectées — il aſſurera même à la ville et à ſon territoire l'exemtion de toute contribution militaire, s'il eſt prouvé, qu'elle ne fournit aux ennemis de la Republique aucun contingent en hommes ou en argent" (das war bewieſen). Nur eine vollkommene Neutralität, welche eine gänzliche Entfernung der Armee von der Stadt und ihrem Gebiet in ſich ſchlöſſe, ſey um deßwillen nicht zuzugeſtehen, weil der Uebergang, den Wetzlar über die Lahn darbiete, viel zu wichtig ſey, als daß das Direktorium darauf Verzicht leiſten könnte, u. ſ. w. — Wer hätte nach dieſer bündigen und officiellen Zuſage nicht glauben ſollen, daß Wetzlar vor feindlichen Forderungen eben ſo ſicher ſeyn müſſe, als die eignen Städte der Republik? Nichts weniger! In den erſten Tagen, nachdem das Kammergericht und die Stadt Deputazionen nach Friedberg an den Obergeneral geſchickt und ihm die Urkunde hatte überreichen laſſen, wurde zwar die Neutralität von ihm und ſeinen Untergeordneten anerkannt und genau beobachtet, und der Fürſt von Braunfels, der ſich im eigentlichſten Sinn an den Baſeler Frieden angeſchloſſen, und im J. 1796 durch Heſſen und Preußen gleichfalls die Neutralität, und zwar in ähnlicher Form wie Wetzlar, erhalten, auch unter Jourdans Kommando die guten Folgen davon verſpürt hatte, genoß anfänglich eben dieſes Vorzugs. Aber ſehr ſchnell und ohne irgend eine beſondere Ver-

anlassung änderte sich das System der militärischen Gewalthaber. Der Furst von Braunfels stund auf der großen Kontribuzionsliste vom 29sten April mit 80,000 Livres oben an, und Wetzlar folgte mit 60,000. Beyden Ständen wurden schon Tags zuvor Truppen zugetheilt, Requisizionen zugeschrieben, und auf die Vorstellungen derselben geantwortet: man könne auf die vorgezeigten Neutralitätspatente keine Rücksicht nehmen, weil dem Kommando der Armee noch keine Befehle darüber vom franz. Direktorium zugekommen wären. Zur Beytreibung der Brandschatzung wurde sofort in Wetzlar der Kammergerichtspräsident, Graf zu **Oettingen-Wallerstein** (jetziger Kammerrichter), der vom Kammerdirektorium allein anwesend war, nebst zwey Assessoren und zwey der reichsten Bürger als Geiseln aufgehoben, und sollten eben nach Lich abgeführt werden, als man noch in der Geschwindigkeit durch eine neue Negoziazion ihre Freylassung bewirkte; worauf Graf **Oettingen** und der Ass. Bar. v. **Riedesel** sogleich zu dem Erzherzog **Karl** als Deputierten abreisten, ohne jedoch etwas sonderliches zur Aufrechthaltung der Neutralität zu bewirken, und Tags darauf neue Geiseln ausgehoben wurden. Während dem wurde der regierende Fürst von Braunfels, ungeachtet seines Karakters als Preuß. General-Major, in seinem Schloß arretiert. Die Berufung auf die ausdrückliche Zusicherungen von Paris und auf die Anerkennung dieser Neutralität durch den vorigen Oberbefehlshaber der Armee, die Vorstellung

lung von dem äußerſt graden und aufrichtigen Benehmen des Fürſten, die Verwendungen des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und der Preuß. Geſchäftsträger — Alles war vergeblich. Der Fürſt mußte ſich insgeheim mit einer Summe, die ungefähr die Hälfte der angeſetzten betrug, loskaufen, und erhielt erſt dafür ein neues Dokument von Hoche, deſſen Inhalt freylich, ſo lange dieſer lebte, beſonders da der Fürſt die Bekanntſchaft der franzöſiſchen Untergenerale nicht vernachläßigte, im Ganzen treng beobachtet wurde. Wetzlar mußte gleichfalls ohne Rettung 48,000 Livres bezahlen, wozu das Kammergericht zwey Fünftel und die Stadt drey Fünftel beytrug, und woraaf Hoche ſchriftlich erklärte, daß er ferner keine Brandſchatzung und Naturairequiſizion auferlegen wolle; — ein Verſprechen, das jedoch, wie man nachher ſah, nicht die Lieferungen zu den koſtbaren Generalstafeln, die Lieferungen an Heu und Stroh für die Kavallerie, und am wenigſten die Laſt der Einquartierung und des Speiſens der Truppen aufhob, wovon das Braunſchweigiſche Land forthin nichts mehr wußte.

* * *

4.

Friedensausſichten und Bedrückungen. Räumung des rechten Rheinufers. Hoche's Truppenmarſch ins Innere von Frankreich. Die Feyer des 10. Auguſts.

Während man in den Zeitungen von nichts als von dem allgemeinen Jubel las, den die Unterzeich-

nung der Friedenspräliminarien in den Oesterreichischen Ländern und in dem südlichen Teutschland verbreitet habe, ächzte man in der Gegend zwischen dem Rhein, Mayn und der Sieg unter dem lästigsten Druck der feindlichen Heere. Unaussprechlich ärgerlich war es für die, welche ihn fühlten, sich von dem Egoism der übrigen Teutschen so ganz vergessen zu sehen, und das Jauchzen Dieser klang in ihren Ohren beynahe wie der Spott eines Feindes. Franken, Schwaben, Bayern und die Rheinpfalz wurden zwar von den Oesterreichern auch nicht geschont; die Fruchtrequisizionen derselben überstiegen in der Folge sogar die der Franzosen. Aber wenn man täglich von der immer weitern und endlich von der gänzlichen Räumung der Kaiserl. Erbstaaten hörte, so glaubte man, nach einem hundertmahl längern und schwerern Leiden, doch wohl auch auf eine gleich schleunige Befreyung Anspruch machen zu dürfen. Jener glückliche Gang der Dinge in der Ferne vermehrte die Ungeduld der Einwohner um ein beträchtliches, so wie er wieder mehreren gutmüthigen Seelen zu einem baldigen gleichen Schicksal die eitle Hoffnung gab. Es gewann auch wirklich mehrmahl das Ansehn, als ob die Franzosen, durch einen Artikel der Friedenspräliminarien oder durch eine neue Konvenzion genöthigt, das rechte Rheinufer verlassen würden. Bald ging die Artillerie über die Lahn, bald zog ein Korps von mehreren tausend Mann über den Rhein, bald sah man ein Städtchen, das erst einige Wochen lang 5 — 600 Mann beherbergt

und

und ernährt hatte, plötzlich auf eine Nacht mit einer Einquartierung von 3 bis 4 Tausend belegt, und am folgenden Morgen ganz ohne Garnison; — für die Leichtgläubigkeit das sicherste Zeichen eines allgemeinen Abmarsches. Aber oft rückte gleich am Nachmittag eine neue Garnison von der entgegengesetzten Seite ein, und in vierzehn Tagen hatte man nach dem Abmarsch dieser, oder nach einem mehrmahligen Wechsel, seine alten Gäste wieder. Man merkte erst spät, daß es die Politik der Generale mit sich brachte, die Truppen öfters von einem Ort zum andern zu verlegen, um erstlich sie stets in Bewegung zu erhalten, sie nicht an einer Stelle anwurzeln und in weichliche Ruhe versinken zu lassen; zweytens, um auf diese Weise alle Faktzionen zu zerreissen, die sich bey einem langen Stand der Truppen in derselbigen Gegend unter ihnen anspinnen könnten, und drittens, um bey der verschiedenen Wohlhabenheit der Ortschaften und Landesstriche, einestheils alle Soldaten der Armee das Gute mit dem Schlechten genießen zu lassen, anderntheils, der Folge wegen, diesen Plätzen sobald wieder Luft zu machen, als sich ein größerer Mangel einzustellen begann.

Gegen das Ende des Monats May sprach man besonders stark von der Räumung des diesseitigen Rheinlandes. Die ganze Rhein- und Mosel-Armee, verkündigten die Tageblätter, sey hinüber gegangen, und die Sambre- und Maas-Armee würde ihr,

gen zu genieſſen, dein freywilliger Sclave zu ſeyn; eine Ehre, gegen die ich die Crone des Königs von Perſien verſchmähen würde. Ja, ſchönſte Danae, ſeitdem ich dich geſehen habe, kenne ich kein gröſſeres Glük als dich zu ſehen; und wenn alles, was ich in deinem Dienſte thun kan, fähig ſeyn kan, dich von der unausſprechlichen Empfindung, die ich von deinem Werthe habe, zu überzeugen; würdig ſeyn kan, mit einem zufriednen Blik von dir belohnt zu werden . . o Danae! wer wird denn ſo glüklich ſeyn als ich? Laßt uns, ſagte die beſcheidne Nymphe, ein Geſpräch enden, das die allzugroſſe Dankbarkeit deines Herzens auf einen zu hohen Ton geſtimmt hat. Ich habe dir geſagt, auf was für einem Fuß du hier ſeyn wirſt. Ich ſehe dich als einen Freund meines Hauſes an, deſſen Gegenwart mir Vergnügen macht, deſſen Werth ich hoch ſchäze, und deſſen Dienſte mir in meinen Angelegenheiten deſto nüzlicher ſeyn können, da ſie freywillig und die Frucht einer uneigennüzigen Freundſchaft ſeyn werden. Mit dieſen Worten verließ ſie den dankbahren Agathon, in deſſen Erklärung einige vielleicht Schwulſt und Unſinn, oder wenigſtens zuviel Feuer und Entzükung gefunden haben werden. Allein ſie werden ſich zu erinnern belieben, daß Agathon weder in einer ſo gelaſſenen Gemüthsverfaſſung war, wie ſie; noch alles wußte, was ſie durch unſere Indiſcretion von der ſchönen Danae erfahren haben. Wir wiſſen freylich was wir ungefehr von ihr denken ſollen; allein in ſeinen Augen war ſie eine Göttin; und zu ihren Füſſen liegend konnte er, zumal bey der

Ver-

mit Ausschluß der Division von Grenier, folgen, welche letztere bis zum Abschluß des Friedens die Demarkazionslinie besetzt halten sollte. Dieß sey eine Folge des am 10ten gehaltenen Heidelberger Kongresses. Eine Truppenverminderung ging wirklich vor. Sie war aber theils bloß scheinbar, und nichts weiter als eine Verlegung, theils — ob sich das gleich nicht ganz mit Gewißheit sagen läßt — ein Vorspiel von dem, was nachher die okkupierten Länder auf kurze Zeit in so große Freude und Paris in so großen Schrecken setzte.

Auf diese Weise täuschte man sich und seinen Schmerz von einer Woche zur andern, und harrte auf Neuigkeiten aus Italien. Wenn auch die Franzosen nicht weichen wollten, so glaubte man doch, daß nach der getroffenen Einleitung der Abschluß des Definitivfriedens unmöglich mehr fern seyn könne. Und wer in aller Welt — die Geschäftsführer ausgenommen — erwartete nicht ein gleiches? Die Ankunft des engl. Staatssekretärs Hammond in Wien erschreckte Anfangs nur wenige; man hatte ihn schon an einem andern Hof ankommen und wieder abreisen sehen. Aber sie gewann bald eine bedeutendere Gestalt, als dem gänzlichen Schweigen der Friedensfama die Befestigung und Verproviantierung von Ulm und die Schanzarbeiten zu Ingolstadt und zu Wien selbst, anstatt aufzuhören, mit verdoppelter Thätigkeit wieder anfingen. Daß die Venezianischen Händel Einfluß auf den Gang des

Frie-

Friedensgeschäftes haben könnten, muthmaßte selbst nach dem endlichen Hinsterben des geflügelten Löwen nur dieser und jener; aber dagegen versprach man sich desto mehr von den neuerwachten Unruhen in Irland und dem nachherigen Matrosenaufstand auf den englischen Schiffen, wodurch man Pitts eisernen Sinn, dessen Druck Teutschland weit stärker als England selbst empfand *), endlich einmahl gebrochen zu sehen hoffte.

Das erfreulichste Ereigniß dieser Tage war der endlich — durch Vorstellung des Erzherzogs Karl, oder durch den geheimnißvollen Heidelberger Kongreß, oder durch das Flehen der Armuth und geschickte Unterhandlungen — bey Hoche erwirkte Nachlaß von einem Fünftel an jeder einzelnen Summe der großen Brandschatzung. Unterm 28sten Floreal (17ten May) erließ der Obergeneral noch überdem eine Proklamazion, wodurch dieser Nachlaß bestätigt, und zugleich alle Requisizonen aufgehoben wurden, die nicht zur Subsistenz der Truppen und Pferde unumgänglich nothwendig wären. Es war ein großes Geschenk, was Hoche hierunter den eroberten Ländern machte. Aber man müßte nicht wissen, was Einquartierungen, Generalstafeln, Durchmärsche, Fuhren, Vorspann und die geheimern Ausgaben eine Kommune kosten, wenn man glauben wollte, daß das ganze Uebel gehoben gewesen sey. Bey

*) Der eiserne Pitt kämpfte, wie einst Filipp, mit silbernen Lanzen.

der ungeheuern Menge von Menſchen, die ſeit 1792 auf der kleinen Fläche von der Sieg bis zum Mayn, und von dem Rhein bis an das Heſſiſche, ihren Unterhalt gefunden hatten, glich es beynahe einem Wunder, oder mußte wenigſtens zum feurigſten Dank gegen die Vorſehung erwecken, daß auch in der Folge dieſes unglücklichen Waffenſtillſtandes, ſelbſt nach vorhergehendem ſtarken Viehſterben, wo bey manches Dorf nicht ein Stück übrig behielt, dennoch keine Hungersnoth ausbrach. Die Theurung war übermäßig groß; aber für Geld waren alle Lebensmittel zu haben.

Und ſo ging denn in immerwährender Unruhe, in Trauer und Hoffnung, der Junius und ein Theil des Julius hin. Die Anzeigen vom Frieden waren und blieben widerſprechend. Oeſterreich rüſtete ſich unausgeſetzt; die Franzoſen gingen ab und zu; das Hin- und Wiederreiſen des Grafen Meerfeld und Markis de Gallo in Italien deutete auf nichts weniger als auf ernſtliche Friedensabſichten und ein feſtes Syſtem; das Kaiſerl. Hofdekret vom 18ten Junius wiederhohlte umſonſt, daß alle Feindſeligkeiten zwiſchen der fränkiſchen Republik und dem teutſchen Reich aufhören ſollten, verſchob durch ſeine Verſpätung und ſeinen unbeſtimmten Inhalt die Ausſichten immer weiter, und ſetzte nicht einmahl den Ort des zu haltenden Friedenskongreſſes feſt, — um deſſen Aufnahme vorher und nachher nicht weniger Städte als ehedem im ganzen Griechenland um die Ehre ſtritten, den Dichtervater gebohren zu haben.

haben. Bern, Paris, Basel, Augsburg, Frankfurt, Regensburg, Ulm, Lille, und sehr früh schon Rastadt, hatten jede zu einer gewissen Zeit die öffentliche Meinung für sich. Weil die Kaiserl. Partey die Verzögerung des Friedens schlechterdings vom Wiener Hof ablehnte, und einzig in der Republik finden wollte; so wünschte man sich nicht wenig Glück, als der Friedensstifter Barthelemy im Triumf von Basel nach Paris zog, um von der Volksgunst auf die unselige Höhe gehoben zu werden, auf welcher er sich zu erhalten entweder nicht Arglist, oder nicht innere Festigkeit genug hatte. Bald hieß es nun an einem schönen Morgen, der Friede sey unterzeichnet, und es würde gar kein Kongreß statt haben, indem der Kaiser den Wunsch des Reichs wegen der Vollmachtsübernahme erfüllen würde; bald war Pitt entlassen; bald hatte die schwimmende Republik im Eingang der Themse die Regierung genöthigt, ernstliche Unterhandlungen anzuknüpfen; bald sollte, unter dem Vorwand, die Besitzergreifung in Franken zu rächen, Oesterreich in Verbindung mit der französischen Republik die Waffen gegen Preußen kehren, und die Truppen des letztern Staats, nebst den Sächsischen und Hessischen, schon auf dem Marsche seyn; bald sollten die Kaiserlichen erst die Schwäbischen und Bayerischen Bisthümer und Stifter, oder doch Mantua besetzen; bald die Franzosen, unter Preußens Zulassung, die Demarkazionslinie durchbrechen und ins Hannöverische einrücken.

Inzwiſchen war General Hoche von Friedberg nach dem Rhein gegangen, reiſte in den anliegenden Städten umher, und ſchien etwas ſehr wichtiges vorzubereiten. Von Paris aus erfuhr man, daß eine neue Landung in England oder Irland im Werke ſey, und daß man Hoche'n, der ſie kommandieren ſollte, deßhalb täglich erwarte. Den Befehl dazu bekam er wirklich bey ſeiner Zurückkunft aus Holland, wohin er um eben dieſe Zeit in einer geheimen Angelegenheit eine kurze Reiſe machte, und nahm endlich ſeinen Weg nach Paris. Zugleich erfolgte nun das, was man ſo lange umſonſt gehofft hatte: die Sambre- und Maas-Armee ging bis auf eine Diviſion über den Rhein, und nahm zum Theil ihren Marſch ins Innere von Frankreich. Hoche wird in Briefen und Zeitungen als neuer Kriegsminiſter genannt; man hört aber bald wieder, daß er dieſen Poſten nicht erhalten, oder ſelbſt ausgeſchlagen habe. Auf allen Fall ſieht man ihn ſchon in Breſt, wo ſich die Truppen verſammeln ſollten, und, in beſſerem Einverſtändniß mit den Elementen als vordem, auf der Küſte des ſtolzen Eilandes; als ſich in Paris ein Vorfall ereignet, der den Geſichtspunkt, aus dem man Anfangs dieſen Truppenmarſch betrachtet hatte, gänzlich verrückt, die Politiker in Staunen und Verwirrung ſetzt, und Hoche'n in einem Lichte zeigt, wovon man erſt durch die Begebenheiten des 18ten Fruktidors erfährt, daß es nichts als ein Blendwerk der ſchwärzeſten Kabale geweſen. Paris wird über die Annäherung der

Trup-

Truppen rebelliſch, Hoche, der nur aus Unkunde der Geſetze ſie der Hauptſtadt ſo nah gebracht hatte, heißt öffentlich ein Verräther, ein Feind des Vaterlandes; man überredet das Volk, daß er die Stadt habe blokieren, die ſaufherrſchenden Vorſteher der Nazion, durch welche die beleidigte Menſchheit in den Perſonen der Prieſter und einiger weltlichen Emigrirten mit der Republik wieder ausgeſöhnt worden ſey, ſtürzen, und ſich und ſeine anarchiſchen Geſellen auf den Thron der Diktatur heben wollen. Der gerechte Pichegrü, Frankreichs Ariſtides, ſteht ſelbſt gegen ihn, und vollendet dadurch die Erbitterung der Bürger und die Verwunderung der Weltbeobachter. Hoche, der erſt nach ausgebrochener Unruhe den 20ſten Jul. in Paris ankommt, reinigt ſich ſo gut er kann von dem auf ihn geworfenen Verdacht; der Präſident des Raths der 500 veranſtaltet das bekannte Dekret zur Sicherung von Paris, und die Truppen kehren zur gröſten Beſtürzung der Rhein- und Lahnbewohner in die vorige Standquartiere zurück, zugleich mit ihrem Feldherrn, der ſich für ſeine Bereitwilligkeit zur Vollziehung der aufgetragenen Unternehmung, durch eine feindliche Rotte politiſcher Myſtificateurs, ſo ſchändlich belohnt geſehen hatte *).

*) Hoche ſcheint wirklich unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ob er nicht die Nebenabſicht, ob er nicht den geheimen Auf hatte, den gewaltſamen aber nothwendigen Maaßregeln eines 18ten Fruktidors Nachdruck zu geben? habe ich oft

Hoche ſchlug nach ſeiner Wiederkehr ſein Hauptquartier zu Wetzlar auf, ließ ſeine Frau von Metz zu ſich kommen, und ſuchte im Schooße ſeiner Familie die Anfeindungen ſeiner royaliſtiſchen Gegner zu vergeſſen. Wetzlar war in den letzten Feldzügen ein Hauptverſammlungs- und Tummelplatz für die Generale beyder Armeen. Die lachende Gegend, die Zirkel der Aſſeſſoren und Prokuratoren, die Geſelligkeit dieſer und überhaupt aller Klaſſen von Einwohnern und die zuvorkommende Höflichkeit, womit man dort gewohnt war Fremden zu begegnen, machten Wetzlar in Friedenszeiten zu einem der Angenehmſten unter den kleinern Orten von Teutſchland. Es verlor dieſen Karakter ſelbſt zu einer Zeit nicht ganz, wo die zerſtörende Hand des Kriegs überall im Fyſiſchen und Moraliſchen ſo große Veränderungen hervorbrachte. Und dieß war der Grund, warum die erſten Militärperſonen, ſobald ſie nicht in dem glänzenden Frankfurt oder in dem glücklichen Maynz leben konnten, ihre Zuflucht am liebſten zu Wetzlar nahmen. Hoche benutzte Anfangs die prächtige Paſſenheimiſche Wohnung auf der Burg Friedberg; als ſie aber in der Folge der dortigen Konkurrenz ſchon zu

von Unpartheyiſchen fragen hören, welche nicht abgeneigt waren es zu bejahen. Wir überlaſſen die Entſcheidung der Zukunft. — Der Witz, oder vielmehr die naive Unwiſſenheit der gemeinen franz. Soldaten ſprach bey ihrer Rückkunft von einer Neutralität der Stadt Paris, weil ſich ihr bis auf eine gewiſſe Strecke keine Truppen nähern dürften.

zu sehr ausgesogen war, um die Kosten eines Hauptquartiers zu bestreiten, wählte er Wetzlar zu seinem Aufenthalt, wo sich vor ihm der Divisionsgeneral Lemoine und der Chef des Obergeneralstabs Cherin sehr wohl befunden hatten, und wo man auch ihm mit so vieler Achtung begegnete, als er nach den oben bemerkten Vorfällen nur immer erwarten konnte. Man gab, der Theurung ungeachtet, ihm und seiner Familie zu Ehren häufig Gesellschaften, Bälle und Koncerte, und es lag sicher nicht an den gutmüthigen Einwohnern dieses Städtchens, wenn er sich in einem feindlichen und feindlich behandelten Lande nicht wohl befand.

Hier nun war es auch, wo er bey der Annäherung des 10ten Augusts Anstalten traf, das auf diesen Tag angeordnete Nazionalfest mit einem Pomp zu begehen, welcher seiner geheimen und sehr wichtigen Tendenz entspräche. Es war eine wahre Schreckenspost, als man zu Wetzlar erfuhr, daß bis dahin 4 bis 500 Generale und Officiere in der Stadt einquartiert werden sollten. Allein es geschah, und Wetzlar mußte, sammt der konkurrierenden Gegend, das Schauspiel, das man ihnen gab, theuer genug bezahlen.

Am Abend des 9ten Augusts war beynahe der ganze militärische Adel der Sambre- und Maas-Armee in den engen Mauern von Wetzlar versammelt, und fünf Viertelstunden von der Stadt auf einem Berge, hinter dem schön gelegenen Fräuleinstift Alten-

tenberg, wo mehrere Regimenter zu Fuß und zu Pferde im Walde kampierten, ein Platz zugerichtet, auf welchem die Hauptfeyerlichkeit vorgehen ſollte. In der Mitte deſſelben ſtund eine 36 Fuß hohe achteckigte Pyramide von Holz, mit einer großen dreyfarbigen Freyheitsmütze von bemahltem Blech auf der Spitze. Auf den vier Seiten des Fußgeſtells las man folgende Inſchriften: 1) A la Republique triomphante. 2) Aux manes des heros morts en defendant la patrie et la liberté. 3) Au courage François, à la Victoire, qui l'accompagne. 4) A la fidelité Republicaine. Die acht Seiten der Pyramide waren den acht Diviſionen der Armee gewidmet. Hier ſtunden die Inſchriften: 1) Diviſion Lefevre. Semblable aux Legions de Fabius, elle a rempli le ſerment, qu'elle avoit fait, de vaincre. 2) Diviſion Grenier. Elle a dû ſes nombreux ſuccès au courage, à ſa prudence. 3) Diviſion Championnet. Elle s'informe du lieu ou ſont les ennemis et jamais de leur nombre. 4) L'Artillerie. Elle eſt, comme le maitre des Dieux, depoſitaire des foudres vengereſſes. Genie. Par ſes conceptions les forteresſes ſont aneanties; c'eſt par lui qu'on ſupplée au nombre. 5) Huſards. On les trouve toujours dans le ſentier de l'honneur. 6) Chaſſeurs à cheval. Leur preſence ſuffit pour le gain des batailles. 7) Dragons. Qu'importe le danger? il n'en connoiſſent pas. 8) Cavallerie. Elle ne s'ebranle

que

que pour vaincre. — Oberhalb dieſer acht Inſchriften befanden ſich acht (von einem Mahler des Orts mit Ignoranz und Unſchicklichkeit gemahlte) Köpfe mit den Nahmen Franklin, Wilhelm Tell, Rouſſeau, Voltäre, Sidney, Brutus, Helvetius, Sokrates.

Das Feſt wurde mit dem Anbruch des ſchönen Sommertags durch den Donner der Kanonen angekündigt, der ſich von Zeit zu Zeit von neuem hören ließ. Gegen 8 Uhr rückten die Truppen aus ihren verſchiedenen Lagern aus, und bildeten um die Pyramide ein groſſes Viereck. Die Feldmuſiken waren unter die Korps vertheilt, und eine zahlreiche Muſik ſtund um die Pyramide. Gegen 10 Uhr kam Hoche, von allen andern Generalen, Adjutanten, Ordonnanzen und Kavallerie begleitet, in einer Pracht, die ein partheyiſcher Zuſchauer, oder ein franz. Kato, leicht zu groß für einen Republikaner finden konnte, die aber bey dem franz. Militär überall nichts ungewöhnliches iſt. Die Muſik empfing ihn mit patriotiſchen Melodien, und die Kanoniere gaben eine allgemeine Salve. Er umritt das Viereck der Truppen, ſprach freundlich mit einzelnen Soldaten, und begab ſich darauf an die Pyramide, wo er vom Pferd herab mit aller Gewalt einer natürlichen Beredſamkeit eine der Feyerlichkeit angemeſſene Rede hielt. Er erinnerte die Truppen an die Veranlaſſung des Feſts, und zwar gleich Anfangs mit ſichtbarem Rückblick auf die fortwährende Gährung zu Paris, und auf ein Ereigniß, das ihm ſo viel Kummer

Verbindlichkeit, die er ihr hatte, natürlicher Weiſe, dieſe Danae nicht mit einer ſo philoſophiſchen Gleichgültigkeit anſehen, wie wir andern.

Agathon war nun alſo ein Hausgenoſſe der ſchönen Danae, und entfaltete mit jedem Tage neue Verdienſte, die ihm dieſes Glük würdig zeigten, und die ſeine geringe Achtung für den Hippias ihn verhindert hatte, in deſſen Hauſe ſehen zu laſſen. Da nebſt den beſondern Ergözungen des Landlebens dieſe feinere Art von Beluſtigungen, an denen der Wiz und die Muſen den meiſten Antheil haben, die hauptſächlichſte Beſchäftigung war, wozu man die Zeit in dieſem angenehmen Aufenthalt anwendete; ſo hatte er Gelegenheit genug, ſeine Talente von dieſer Seite ſchimmern zu laſſen; und ſeine bezauberte Phantaſie gab ihm ſo viele Erfindungen an die Hand, daß er keine andre Mühe hatte, als diejenigen auszuwählen, die er am geſchikteſten glaubte, ſeine Gebieterin und die kleine Geſellſchaft von vertrauten Freunden, die ſich bey ihr einfanden, zu ergözen. So weit war es ſchon mit demjenigen gekommen, der vor wenigen Wochen es für eine geringſchäzige Beſtimmung hielt, in der Perſon eines unſchuldigen Anagnoſten die Joniſchen Ohren zu bezaubern.

In der That können wir länger nicht verbergen, daß dieſe unbeſchreibliche Empfindung (wie er dasjenige nannte was ihm die ſchöne Danae eingeflößt hatte) dieſes ich weiß nicht was, welches wir, ſo wenig er es auch geſtanden

mer verurſacht hatte, und rühmte dankend ihre Thaten für Freyheit und Vaterland. „Indeſſen, Freunde!“ fuhr er fort, „darf ich es euch nicht verhehlen: ihr dürft dieſe furchtbaren Waffen, womit ihr ſo oft den Sieg errangt, noch nicht weglegen. Ehe wir dieſes thun, werden wir vielleicht erſt die innere Ruhe zu befeſtigen haben, welche Fanatiker und Rebellen, im Streit mit den Geſetzen der Republik, zu erſchüttern trachten. Wie ſehr betrügen ſie ſich, dieſe treuloſen Feinde! Ohne an das Volk, ohne an euch zu denken, ſinnen ſie nur darauf, Frankreich wieder in die Sklaverey zu bringen, wovon ihr daſſelbe auf immer befreyt habt. Gleich den Rathgebern Ludwigs XVI vor dem 10ten Auguſt, hoffen ſie uns Herren, hoffen ſie uns den Fanatismus, die Intrigue, die Beſtechung, die Zerrüttung der Finanzen wieder zu geben, unſere republikaniſchen Einrichtungen und die Männer herabzuwürdigen, welche wichtige Dienſte geleiſtet haben. Dieſes ſind die Waffen, die ſie gebrauchen, um eine Auflöſung des Staatsverbandes zu bewirken, die ſie nachher für eine Wirkung der Umſtände ausgeben werden. Laßt uns ihnen die Aufrichtigkeit, den Muth, die Uneigennützigkeit, die Liebe der Tugenden, die ſie nur dem Nahmen nach kennen, entgegenſetzen, und ſie werden überwunden werden! Aber ich bin gewiß, eure Gegenwart und die Unerſchütterlichkeit der Regierung wird zur Aufrechthaltung der Konſtituzion, die ich mit euch in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten ſchwöre, hinreichend ſeyn.“

Sobald die Rede geendigt war, erſcholl der allgemeine, oft wiederhohlte Ruf: Vive la republique! Vive la nation! Die Rede wurde im Druck ausgetheilt. Um das Feſt recht militäriſch-feyerlich zu begehen, fing ein vortrefflich angeordnetes und ausgeführtes Manövre an, worin mit einigen Zuſätzen die auf derſelben Höhe vorgefallene Affäre vom Julius 1796 vorgeſtellt wurde *). Nach der Tafel wurden bey der Pyramide Wettſpiele gehalten; die Soldaten zeigten ihre Stärke im Wettrennen zu Pferd, im Laufen, Springen, Ringen, u. ſ. w. und die Sieger erhielten Pferde, Uhren und andere Sachen von Werth zur Belohnung Ein Feuerwerk und ein Freyball in der Stadt machte den Schluß der Feyerlichkeit, bey welcher alles mit mehr Ordnung ablief, als man von der allgemeinen Begeiſterung fröhlicher Soldaten der Freyheit erwartet hatte.

Aus der Rede des Obergenerals läßt ſich abnehmen, was durch dieſes glänzende Feſt eigentlich bezweckt werden ſollte. Schon vor demſelben waren mehrere Officiere von den Generalen (die, wie die ganze Armee, allezeit eine außerordentliche Anhänglichkeit an Hoche'n bewieſen) unter vier Augen befragt

*) Am 15. Junius 1796 wurden die Franzoſen ebendaſelbſt vom Erzherzog Karl geſchlagen, als Werneck ſchon zu retiriren angefangen hatte. Am 6ten Julius kamen ſie aber, nachdem der junge Held an den Oberrhein gegangen war, wieder und drangen durch.

fragt worden: ob ſie nöthigenfalls für ihre Leute einſtehen könnten? — Man theilte Proklamazionen aus, worin die Soldaten von den Urſachen ihres Rückmarſches unterrichtet, und ihnen die gefährlichen Abſichten einer geheimen Royaliſtenparthey zu Paris geſchildert wurden. Die Generale ließen ihre Erbitterung gegen die Machthaber Frankreichs mehrmahls laut werden; ſie ſchienen nun wirklich Luſt zu haben auszuführen, was vorher, nach ihrer Behauptung, eine bloße verläumderiſche Anſchuldigung war, und ſprachen, falls dieß nicht möglich wäre, zum großen Schrecken des Landes gar von einer wandelnden Republik (republique ambulante), die ſich außerhalb der Grenzen Frankreichs bilden, und bis auf beſſere Zeiten durch das Mittel der Requiſizionen erhalten würde, weßwegen auch ſofort in der Gegend ein oder mehrere Lager abgeſteckt werden ſollten. Dieß führte denn gradeswegs zu den Greueln einer Teutſchen Vendee, und nur dieſer Zwieſpalt hätte noch gefehlt, um das Land in eine Wüſte zu verwandeln.

Nachdem man nun lange insgeheim machiniert und die Truppen elektriſiert hatte, ſo erklärte ihnen Hoche am 10ten Auguſt öffentlich, was für ein Abenteuer ihrer noch warte. Seine Popularität, die Spiele, der Reiz, den ſelbſt ein trocknes Feſt für einen Franzoſen haben würde, und eine reichliche Spende von Brod, Fleiſch, Wein und Brandtwein, vereinigten ſich geſchickt genug, um alle Gemüther für den Obergeneral und ſein Syſtem zu gewinnen.

An

An einer Tafel von 460 Kouverts, im Kloſtergarten von Altenberg, woran Hoche mit den anweſenden Officieren ſpeiſte, hatte der Geiſt der Oppoſizion den Vorſitz, und benutzte die Macht einer feſtlichen Freude, um ſich neue Partheygänger zu werben. Ueberlaut wurde hier der Club de Clichy ein royaliſtiſcher Heckwinkel geheißen, die vornehmſten Volksrepräſentanten unter den Koryfäen der Gegenrepublikaner genannt, Spottlieder gegen ſie abgeſungen, und nebſt andern Pamfleten gleichen Inhalts vertheilt. Es iſt kein Zweifel, daß, wenn in dieſem Augenblick ein entſcheidender Streich hätte ausgeführt werden ſollen, die Armee zu allem bereit geweſen wäre, zumahl da es bey ihrer Liebe gegen Hoche, und ihrem Abſcheu vor jedem Schatten des Royalismus, im Grunde nicht ſchwer hielt, ſich dieſer Bereitwilligkeit zu verſichern.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

IV.

Ueber die däniſche Sprache und die Bibliotheken zu Kopenhagen.

Wie zur Beurtheilung einzelner Menſchen, ſo giebt es auch eine Fyſiognomik zur Beurtheilung ganzer Völker,

die aus einzelnen Zügen die Beſchaffenheit des allgemeinen Karakters errathen läßt. Was für jene das Auge, iſt für dieſe die Sprache: die Verrätherin der Reizbarkeit oder Apathie, der Energie oder Schlaffheit, des Stumpfſinns oder der Geiſteskraft. Sie, der Körper den der Geiſt ſelbſt ſich ſchafft, trägt ſtets das treueſte Gepräge deſſelben, und modelt ſich nach ihm, wie das geſchmolzene Glas nach dem Hauche, der es durchdringt. Aus dem Klange ihrer meiſten Wörter, aus ihrer Fügung, aus den Auf- und Abſtuffungen die ſie ihrer Bedeutung geben kann, ſelbſt aus der Energie ihrer Flüche und Liebkoſungswörter gehen Reſultate hervor, welche die Erfahrung nie widerlegt. Die Bemerkung iſt nicht neu: indeß erlauben Sie mir immer, ſie durch ein Paar Beyſpiele zu belegen.

Es giebt eine Sprache in Europa, deren runde volle Töne mit gleicher Wahrheit die leiſeſten Wünſche der Sehnſucht — hauchen, wenn ich ſo ſagen darf, und das Brauſen der Wuth mit zermalmender Erhabenheit hintoſen; die dem ernſten Redner den würdevolleſten Wörterpomp, dem Poſſenreißer die ſchmutzigſten Zoten darbietet, und ſelbſt im gemeinen Leben, bloß durch eine veränderte Endigung, die Bedeutung jedes Wortes verkleinern, verkleinern und wieder verkleinern, vergrößern, mit Verächtlichkeit oder Würde ſtempeln kann. Das Volk, das ſie ſpricht, muß Zunder für jede Leidenſchaft ſeyn, muß

die

die höchſte Reizbarkeit haben, muß leicht zu jeder Stufe der Vollkommenheit hinauf, zu jeder Verworfenheit herab ſteigen können, — wird der Kenner ſagen, ſollte er auch nicht gleich errathen, daß — der Italiener ſie ſpricht.

Wie ſehr iſt ihre weſtliche Nachbarin von ihr verſchieden! Ihr, die aus Eleganz oft indecent wird, jeden Uebelklang vermeidet, und doch weder ſanft noch ſonor, nachdrücklich iſt, ohne kraftvoll zu ſeyn; höflich, ſchmeichelnd iſt, ohne Zärtlichkeit, faſt jede Sylbe lang oder kurz brauchen, und doch keinen Hexameter bilden kann; ihr ſieht man es beym erſten Blick an, daß ſie jenem wechſelliebenden Volke gehört, das Witz an die Stelle jeder Empfindung ſetzt, bonmotiſirend ſeine Verfaſſung umſtürzt; von einem Gaſſenhauer beſeelt, furchtbare Heere niederſtürmt, und durch das weiſeſte Raiſonnement noch nicht bewogen werden konnte, lächerlichen Titeln ganz zu entſagen.

Mit dieſer geiſtreichen Koquette, der nichts fehlt, als — ein Herz, verglichen, iſt die Sprache des geſetzten, nicht ſowohl geſchmeidigen, als gefügigen Teutſchen eine bedächtige, weiſe Hausfrau, die aber doch ihre pathetiſchen und eleganten Stunden hat. Im täglichen Leben geht ſie ihren ſichern ruhigen Gang, nennt jedes Ding bey ſeinem vollen Namen, und iſt anſtändig, obgleich ohne Zierlichkeit und beſondere Würde; aber in Kiſten und

Kammern bewahrt ſie reichen Putz in Menge, anzuthun, wenn ein feſtlicher Anlaß gebeut. So anſpruchlos die teutſche Sprache im gemeinen Leben iſt, ſo findet ſich doch keine ſchöne Form einer alten oder neuen Sprache, in die ſie ſich nicht fügen könnte, — wie der Teutſche ſelbſt in jede mögliche Staatsverfaſſung.

Wollen wir die Allegorie fortſetzen, ſo iſt die däniſche Sprache ein unſchuldvolles naives Mädchen, das noch nicht im Alter der Leidenſchaften ſteht, aber doch ſchon die Vorempfindungen derſelben hat. Wir wollen der aufblühenden Schönen näher ins ſanfte Auge ſehen.

Alles trägt an ihr die Glätte der Leidenſchaftloſigkeit. Die blonden Däninnen reden nicht: ſie girren mit ſo weichen gutmüthigen Modulazionen, daß ein Fremder, der die Sprache nicht inne hat, glauben möchte, ſie thäten unaufhörlich zärtliche Bitten. Das klingt im Geſpräche nicht übel, und auf einem bequemen Sofa eine reizende vollwangige Jomfru (ſo heißen die unverheuratheten bürgerlichen Damen, die adlichen, Fröken) eine Erzählung hinſpinnen zu hören, iſt in einer Stunde der Abſtimmung eine angenehme Unterhaltung, auch wenn man kein Wort davon verſteht. Auf dem Theater hingegen, wo ſie mit Anſtrengung ſprechen, iſt es widerlich; denn da verwandelt ſich das Girren in Gurgeln. Die Männer ſcheinen beſtändig mit großväterlicher, kaltblütiger Vollſtändigkeit zu räſonniren. Selbſt wenn ſie zürnen,

nen, was aber ſehr ſelten iſt, poltern ſie nicht; brauſt aber ja einmal eine heftigere Leidenſchaft auf, ſo wird der Laut kreiſchend, nie hochtönend

Die Worte entſprechen ihrem Klange. Sie ſind richtige, vollſtändige Beſtimmungen, aber frey von allem Bildlichen, laſſen ſie die Fantaſie unbeſchäftigt, und haften treu an der nackten Wirklichkeit. Daher gehören viele Worte, die in Teutſchland ſo platt ſind, daß kein Dichter wagen würde ſie zu brauchen, im Däniſchen faſt unverändert zum höhern Styl; und viele edle teutſche Ausdrücke bekommen, wenigſtens für ein teutſches Ohr, einen unausſtehlich platten Klang durch die däniſche Umwandlung. Ich geſtehe es aufrichtig, als ich in einer ſehr pathetiſchen Scene eines Trauerſpiels: „Lykſalige Menneſke," für, „glückſeliger Menſch!" und, „Nu, vär nu fornuftig," für, „ſey doch vernünftig!" hörte, wär' ich beynah, zum großen Aerger meiner gerührten Nachbarn, in ein lautes Gelächter ausgebrochen.

Eine ähnliche Wirkung thut auf Fremde der Klang des Pronomens, hun, ſie, und han, er; noch mehr aber des Poſſeſſivum, hans, ſein; z. B. in dem ſchönen Chor im 3ten Akt der Kora:

Seine Stimm' ertönt in unſern Herzen,
Hans Röſt in vore Hierter lyder.

Doch, man muß gerecht ſeyn. Was einem Ausländer platt dünkt, iſt es darum nicht, und wer die däniſche

Sprache nach dem erſten Eindrucke aburtheilen wollte, würde ſo lächerliche Prätenſion verrathen, als jener Spanier *), der das Teutſche für eine Pferdeſprache erklärte.

Ein beſonders karakteriſtiſcher Zug der däniſchen Sprache iſt es, daß ſie gar keine Diminutiva hat. Sie kann nicht einmal Mädchen, Knäblein ſagen, ſondern muß beyde Begriffe bedachtſam aus zwey Wörtern zuſammenſetzen: lille Pige, kleine Magd, ſmaa Dreng, kleiner Knabe. Gleiche Blutblütigkeit zeigt ſie in ihren Flüchen. Der ärgſte, den man aus dem Munde des roheſten Matroſen hört, iſt „Pein und Tod!“ Wie zahm gegen die engliſchen, ruſſiſchen und ſelbſt teutſchen Verwünſchungen! Dieſe Ruhe im Ausdruck entſpricht übrigens völlig dem ruhigen Fluß der Empfindungen bey dieſer liebenswürdigen Nazion.

Indeß werden Sie mit Recht aus ihr ſchließen, daß die däniſche Sprache keinen großen Reichthum an Werken im höhern tragiſchen Stil beſitzt. Die erhabenſten Trauerſpiele der däniſchen Bühne ſchwingen ſich nicht über die Sfäre des bürgerlichen im Teutſchen hinaus, und ein erhabenes Heldengedicht hat ſie gar nicht aufzuzeigen. Daß ſie aber ſolcher Produkte unfähig wäre, folgt nicht daraus. Wenigſtens iſt ſelbſt das verlorne Paradies vom Profeſſor Schönheider, einem ausübenden Arzte, ſehr gut ins Däniſche überſetzt, und

*) Karl v.

und die wenigen Oden des vertriebenen Freyheitsschwärmers Brun haben einen sehr erhabenen Schwung.

Im Ganzen steht die dänische Sprache der teutschen an Kraft und Schönheit weit nach; aber sie hat auch wieder manchen Vorzug vor derselben. Daß sie ihre Artikel, meistentheils nach Belieben, vorsetzen oder suffigiren kann, giebt ihr viele Mannigfaltigkeit in der Konstrukzion; die Sanftheit, das Schmelzende in der Aussprache, die häufig wiederkehrende Sylbe „ei", das Verschlucken der Endkonsonanten, gewährt ihr im Gesange einen Reiz, welcher der teutschen fehlt.

Vorzügliche Stärke zeigt sie im Naiven und Komischen, und keine andere Sprache hat vielleicht einen ähnlichen Reichthum an dazu tauglichen Ausdrücken. Von dieser Seite, besonders da drey Viertheile ihrer Wörter aus dem Teutschen *) herstammen, und ohne Mühe wieder in dasselbe zurückgeleitet werden können, bietet sie den teutschen Dichtern wichtige Schätze an. So manches ausdrucksvolle teutsche Wort, das verloren ging, oder seine Bedeutung veränderte, findet man in ihr, in der ursprünglichen Schönheit wieder, und der Wunsch, den der Verf. der unerreichbaren Louise einst that, das Plattteutsche, seines Natürlichen und Herzlichen wegen, zur

*) Für mich war es sehr überraschend, eine Menge liefländischer Provinzialismen, die man in Teutschland gar nicht versteht, als ächt dänische Wörter kennen zu lernen.

ſtanden hätte, ganz ungeſcheut Liebe nennen wollen, in dem Lauf von wenigen Tagen ſo ſehr zugenommen hatte, daß einem jeden andern als einem Agathon die Augen über den wahren Zuſtand ſeines Herzens aufgegangen wären. Wir wiſſen wol, daß die Umſtändlichkeit unſrer Erzählung bey dieſem Theile ſeiner Geſchichte, den Ernſthaftern unter unſern Leſern, wenn wir anders dergleichen haben werden, ſehr langweilig vorkommen wird. Allein die Achtung, die wir ihnen ſchuldig ſind, kan uns nicht verhindern, uns die Vorſtellung zu machen, daß dieſe Geſchichte vielleicht künftig, und wenn es auch nur aus einem Gewürzladen wäre, einem jungen noch nicht ganz ausgebrüteten Agathon in die Hände fallen könnte, der aus einer genauern Beſchreibung der Veränderungen, welche die Göttin Danae nach und nach in dem Herzen und der Denkungsart unſers Helden hervorgebracht, ſich gewiſſe Beobachtungen und Cautelen ziehen könnte, von denen er vielleicht einen guten Gebrauch zu machen Gelegenheit bekommen möchte. Wir glauben alſo, wenn wir dieſem zukünftigen Agathon zu Gefallen uns die Mühe nehmen, der Leidenſchaft unſers Helden von der Quelle an in ihrem wiewohl noch geheimen Lauf nachzugehen, deſto eher entſchuldiget zu ſeyn, da es allen übrigen, die mit dieſen Anecdoten nichts zu machen wiſſen, frey ſteht, das folgende Capitel zu überſchlagen.

Büchersprache erhoben zu ſehen, iſt im Grunde durch das Däniſche ſchon erfüllt.

Sollten dieſe Gründe nicht hinreichen, das Studium der däniſchen Sprache in Teutſchland, ſelbſt von dem großen wiſſenſchaftlichen Gewinn, den ſie gewähren kann, abgeſehen, allgemein zu machen, beſonders da ſie ſo leicht iſt? *)

Um zu zeigen, wie innig ſie ſich dem Teutſchen anſchmiegt, und mit welcher geringen Mühe man ſie ſich daher zu eigen machen könnte, erlauben Sie mir, Ihnen einige däniſche Verſe beyzufügen. Ich wähle Baggeſens Nachahmung von Bürgers Lenardo und Blandine dazu. Sie fängt an:

Blandine ſad biſſet, Lenardo ſtod der,
Ungdommelig Munterhed ſtraalte fra hver:
Hun meſſem Prindſeſſer en lyſende Seel,
Han Yndlingers Ziir, dog den Skiönneſtes Steel.
Til Lands og til Vands, fra Paris og fra Rom
Manafoldige Forſter og Herrer der kom,
Med Guld, og med Perler, og Ringe belaeſſt.
At frie til den Skiönne, ſom hver kunde beſt.
Men aldrig Prindſeſſen var Perler og Guld
Og Ringe med glimrende Stene ſaa huld
Som Roſen, der vidned'paa ſneehvide Broſt,
Af Yndlingen hemmelig plukket og kyſt ꝛc. **)

Kei

*) Die tauglichſte Grammatik für Teutſche lieferte 1797 der berühmte Prof. Tode, den ich auch als Dichter angeführt habe.

**) Wörtlich heiſen dieſe Verſe: „Blandine ſaß drüben, Leonarde ſtand hier; jugendliche Munterkeit ſtralte von beyd

Kopenhagen hat drey dem ganzen Publikum offen ſtehende Bibliotheken, deren Gebrauch ſo völlig unbeſchränkt iſt, daß auch Fremde nach Hauſe erhalten was ihnen gefällt. Die einzige zur Sicherheit abzweckende Maaßregel iſt, daß der Empfänger einen Schein ausſtellt, auf dem ſeine Wohnung ꝛc. notirt iſt. Vierzehn Tage vor dem Schluß des Jahres ergeht dann in den Zeitungen eine allgemeine Aufforderung, das Entlehnte zurück zu ſtellen, und am letzten December darf kein Buch mehr abweſend ſeyn. Wer den Aufruf nicht reſpektirt, wird ohne Umſtände durch die Polizey dazu angehalten. Den 2ten Januar kann er ſich aber ſchon wieder holen, weſſen er bedarf.

Die anſehnlichſte Bibliothek iſt die groſſe Königliche, die in einem unbeſchädigten Seitengebäude des abgebrannten Schloſſes ſteht. Im Jahr 1786 füllte ſie nur noch einen ungeheuren Saal, jetzt drey, und in jedem gehen noch groſſe Gallerien herum. Dieſen ſchnellen Anwachs verdankt ſie der Beyfügung verſchiedener groſſen Privat-Bibliotheken, z. B. der Thottſchen und Suhmſchen. Sie hat 3000 däniſche Thaler jährlichen Einkommens; aber dieſe reichen oft nicht zu, und der Kronprinz ſollte die nöthigen Zuſchüſſe verſagen.

Ihr Aeußeres iſt nichts weniger als glänzend. Durch ein Thor, das einem Scheunen-Thore gleicht, kommt

beyden. Sie, unter den Prinzeſſen eine leuchtende Sonne; er, der Jünglinge Zier, hinter der Schönſten Stuhl. — Zu Land und zu Waſſer, von Paris und Rom, kamen mannigfaltige Fürſten und Herren dorthin, mit Gold und mit Perlen und Ringe belaſtet, um die Schöne zu freyen, ſo gut jeder konnte. Doch nie war die Prinzeſſe Perlen und Gold, und Ringen mit glimmernden Steinen ſo hold, wie der Roſe, die auf der ſchneeweißen Bruſt welkte, vom Jünglingen heimlich gerſtükt und geküßt." Die wörtliche Ueberſetzung zeigt vorzüglich, wo die däniſche Sprache durch Suſſigirung und Weglaſſung des Artikels gewann.

man in ein ſchmutziges Vorhaus, ſteigt eine gewundene Stiege hinauf, und gelangt dann in ein dunkles Zimmer, wo die Sekretaire der Bibliothek mit Entgegennehmung der Empfangſcheine und Austheilung der Bücher beſchäftigt ſind. Rechts und links ſind zwey Säle, und eine lange Windeltreppe höher, der dritte ſogenannte nordiſche Saal, weil er vorzüglich ſkandinaviſchen Produkten und der nordiſchen Geſchichte gewidmet iſt.

Auch dieſe Säle zeigen keine auffallende Pracht, obgleich der eine mit Marmor gepflaſtert iſt; aber die beſte Zierde iſt die hohe Humanität der däniſchen Nazion, die ſich hier in hellem Glanze zeigt. Neben dem letzten Saal iſt ein großes Zimmer, das im Winter ſorgfältig geheizt wird, und mit allen nöthigen Bequemlichkeiten, ſelbſt mit Papier zum Excerpiren, verſehen iſt. Es iſt bloß für diejenigen beſtimmt, welche die Bibliothek benutzen wollen, ohne die Unbequemlichkeit des Fortſchaffens der Bücher zu haben. Immer traf ich das Zimmer mit Leſern beſetzt, und ein Student iſt gegenwärtig, um jedem herbey zu ſchaffen, was er nur wünſcht. Ueberhaupt wird dieſe Bibliothek ſo ſtark benutzt, daß im Decemb. 1797 viertauſend Bände ausgeliehen waren.

Ihr Vorſteher iſt der berühmte Prof. Moldenhauer. Seine Verdienſte um ſie wird von allen Dänen dankbar erkannt; er hat ſie faſt zuerſt in Ordnung gebracht. Jetzt iſt er mit Verfertigung eines Realkatalogs beſchäftigt, der aber wohl ſobald nicht geendigt ſeyn wird. Man beſchuldigt ihn, daß er, mit einiger Ungerechtigkeit gegen die übrigen Fächer, zu viel auf ſeine Lieblingswiſſenſchaft Naturgeſchichte wende. Auch das mit war man unzufrieden, daß er den Plan hatte, die Doubletten verkaufen zu laſſen. Patriotiſche Dänen wünſchten, daß ſie lieber zur Begründung einer neuen Bibliothek in Norwegen angewandt würden.

Seine

Seine Gehülfen ſind Hr. Prof. Nyerup, von dem ich gleich mehr ſagen werde, und der bekannte, ehemals in Göttingen lebende gelehrte Eckardt. Außer dieſen Herren iſt hier auch der Sohn eines berühmten Reiſenden, — — r, mit dem Titel Sekretär, angeſtellt. Er ſoll ein junger Mann von Talenten ſeyn, der ſich wahrſcheinlich einſt vortheilhaft würde ausgezeichnet haben, wenn man — vorzüglich ſollen dieß einige ſchöngeiſteriſche Damen thun, — ihm nicht zu frühe eingebildet hätte, er ſey ein großer Gelehrter. Es wäre Schade, wenn ihn das wirklich zum Pedanten vollendete.

Die zweyte Bibliothek gehört der Univerſität. Sie ſteht über der Trinitäts-Kirche, und man ſteigt durch den bekannten runden Thurm *), auf dem ein Obſervatorium iſt, zu ihr hinauf. Sie iſt beſonders reich an alten isländiſchen Handſchriften, die alle Spuren davon tragen, Jahrhunderte lang in den isländiſchen Rauchſtuben Familienſchätze geweſen zu ſeyn. Arnas Magnanus ſchenkte ſie hierher, nebſt 15,000 Thalern zu ihrem Drucke. Bekanntlich ſind ſchon verſchiedene erſchienen. Auch ſie ſteht dem Publikum zu beliebigem Gebrauch offen. Ihr Vorſteher iſt der ſchon erwähnte Prof. Nyerup, der noch kürzlich Bernſtorfs Leben herausgab; ein Mann von ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen und einer ſeltnen Herzensgüte, der aber, weil er nicht die Kunſt verſteht Geräuſch zu machen, wenig hervorgezogen wird, und von einem mittelmäßigen Einkommen ſtill und thätig lebt.

Die dritte Bibliothek ſteht in der prächtigen Amalienſtraſſe, in einem geſchmackvollen Hauſe. Der verſtorbene General Claſſen vermachte ſie dem Publikum mit einem Fond von zehntauſend Thalern. Sie iſt vorzüglich der Naturwiſſenſchaft in allen ihren Theilen gewidmet, und die

*) Kein abgeſchmackter Einfall eines großen Mannes wird wohl häufiger erzählt, als der, daß Peter der Große einſt bis zur Platteforme dieſes Thurmes hinauffuhr.

die vorräthigen Werke aus andern Fächern ſollen, ſo wie jenes zunimmt, ausgeſchoſſen und verkauft werden. Gegenwärtig iſt ſie noch nicht ſehr betrachtlich, aber weil ſie eine Menge Journale und gelehrte Zeitungen hält, die dem Publikum mit der einnehmendſten Gefälligkeit vorgelegt werden, iſt ſie die beſuchteſte von allen.

Der Saal iſt mit der Büſte des Stifters geziert; unglücklicherweiſe macht dieſs Denkmal eine etwas lächerliche Figur. Auf einem Säulenſtumpf liegt ein Haufen kleiner Kanonenkugeln; auf dieſen ſteht, mit der Mündung, eine vergoldete Kanone, von deren Culaſſe das menſchenfreundliche Geſicht des guten Claſſen ſo lächelnd herabſchaut, als wenn er ſelbſt ſich über ſeinen Stand luſtig machen wollte. Den Anlaß zu dieſer barokken Idee gab der Umſtand, daß Claſſen, welcher General hieß, ohne je im Militair geweſen zu ſeyn, eine noch beſtehende Stückgießeren anlegte. Jene Kanone war das erſte verfertigte Stück, und ward, laut der Inſchrift, mit 375 ſcharfen Schüſſen probiert, um — auf die Mündung geſtürzt zu werden.

Merkel.

V.

Auszüge aus Briefen.

Auswärtige Korreſpondenz.

I.

London, d. 1. März 1798.

Nie iſt der brittiſche Nazionalgeiſt thätiger und einiger geweſen, als jetzt. Die weſtliche und ſüdliche Küſte

von

von England gleichen einer ungeheuren Feſtung, deren Laufgraben die See ſelbſt iſt. Ein gewiſſer la Meſurier hat die beſte Schrift über die Vertheidigungsanſtalten der Küſte herausgegeben. Die Sea fencibles ſind eine vortreffliche Miliz an den gefährlichſten Orten, da man die Landung möglich hält. Es ſind lauter geübte Seeleute, die als Landſoldaten und Matroſen zur Bewaffnung der Böte gleich gut gebraucht werden können. Ueberall ſind Depots von Piken, wo ſich jeder Landmann bewaffnen kann. Ueberall ſind Allarm- und Verſammlungsplätze angegeben. Kurz, ganz England iſt in Belagerungsſtand erklärt, die Belagerten aber leben alle Tage in Jubel und Freuden. — Man ſpricht davon, daß die Habeas corpus Akte auf eine kurze Zeit ganz ſuspendirt werden dürfte. Geſtern wurden auf einmal 150 Verhaftsbefehle aus der Kanzeley des Herzogs von Portland ausgefertigt. Durch die Ergreifung der 5 Irländer, die nach Frankreich von Margate aus überſetzen wollten, ſind gewaltig viel Anhänger der vormaligen korreſpondirenden Geſellſchaft, ſelbſt Vornehme, kompromittirt. Die vor kurzem vervielfältigten Gefängnißzimmer im Tower könnten bald angefüllt werden.

Als politiſches Pamflet verdient wohl folgende Schrift, die man mit Unrecht dem Lord Auckland zuſchreibt, die meiſte Aufmerkſamkeit: Conſiderations upon the ſtate of publick affairs at the Beginning of the Year 1798. Part the firſt. Rivington 2 Sh. Aehnliche Conſiderations kamen im Jahre 1796 heraus, und erregten damals allgemeine Aufmerkſamkeit. Der erſte Theil dieſer neuen Betrachtungen iſt ganz Frankreich gewidmet, von deſſen gegenwärtigen Machthabern folgendes Bild entworfen wird: „Das mächtigſte Reich Europas iſt in der Gewalt der unumſchränkteſten Despoten. Alle Erzeugniſſe „der alten und neueroberten Provinzen, die Ernte jedes „Fruchtackers, die Arbeit jedes Arms iſt der Willkühr

„des

„dieſer Gewalthaber unbedingt überlaſſen. Was da iſt, „iſt ihre. Was ſie nicht nehmen, iſt ein Geſchenk, was „ſie verſchonen, iſt Großmuth. Ihr halber Terrorism „iſt Mäßigung; ihre Verhaftung Menſchlichkeit; ih„re Transportazion Abſcheu vor Menſchenblut. Ihr „Ruhm, daß es noch Extreme giebt die ſie ſich verſagten. „Ihre Güte, daß noch ſchlimmere Dinge ungethan ſind. „Die Standarte ihrer Preßfreyheit iſt der Redakteur.“ Man ſieht wohl aus dieſer Probe, daß jemand Burke's Geiſt beſchworen, aber dafür nur ein Irrlicht aus faulen Dünſten erzeugt, erhaſcht hat.

Die neue Literatur iſt äußerſt kahl und arm. Man wärmt auf, wie's gehen will. So hat jemand aus Boswell's berühmtem dicken Buch über Johnſon eine neue Suppe gekocht, die er Dokter Johnſon's Tafelreden betitelt. Cumberland's Obſerver iſt zum 5 oder 6tenmal aufgelegt, und hat nun zur Zugabe eine Ueberſetzung von Ariſtofanes Wolken erhalten, die auch unter dem Titel: The clouds of Ariſtophanes with notes critical and explanatory. Dilly 1798. beſonders zu haben ſind, und in der That nicht zu den ſchlechteſten Ueberſetzerprodukten gehören. Von Carr's Ueberſetzung des Lucians iſt der 4te und 5te Theil erſchienen, von Townſend's Reiſen durch Spanien eine neue ſtark vermehrte Auflage. Aber alles iſt jetzt auf die neue Ausgabe von Robert Walpole's Schriften geſpannt, worunter 2 Bände völlig neu ſeyn, und die Chronique ſcandaleuſe von mehr als 40 Jahren, in dem intereſſanteſten Briefwechſel, den man ſich nur denken kann, enthalten werden.

2.

Paris, d. 19. Venteſe (9. März) 1798.

Ich habe von der Verbreitung teutſcher Litteratur in Frankreich, und beſonders in Paris, einige nicht unge-

grün-

gründete Hoffnung, und glaube, daß unſere Sprache wirklich in Frankreich immer mehr und mehr werde ſtudiert werden. Da es im vorigen Jahre über dieſen Gegenſtand in dem teutſchen Merkur einigemal zur Sprache gekommen iſt: ſo glaube ich Ihnen die Gründe, wenigſtens zum Theil, angeben zu müſſen, worauf ich jene Hoffnung gründe. Wirklich lernen ſchon viele Perſonen Teutſch, und bedauern ſehr, es nicht früher gelernt zu haben. Herrn Millin, der ſich alle Mühe giebt, der teutſchen Sprache und Litteratur bey ſeinen Landsleuten Gerechtigkeit zu verſchaffen, brauche ich Ihnen nicht zu nennen. Guyton Morveau lieſt ebenfalls teutſch. Prony ſagte neulich, er habe es ſich feſt vorgenommen, teutſch zu lernen. Ob Fourcroy teutſch verſteht, weiß ich nicht; indeſſen ſagte er neulich von der teutſchen Sprache, c'eſt une langue extrêmement riche, und ſchon bey verſchiedenen Anläſſen ſagte er, er wünſche, daß ſie in Frankreich mehr ſtudiert würde. General Moreau lernt mit vielem Eifer teutſch, und bedauert ſehr, es nicht früher ſtudiert zu haben. Camus ließ in einer Sitzung des Institut national den teutſchen Gelehrten volle Gerechtigkeit widerfahren, und äußerte den Wunſch, daß die franzöſiſchen Gelehrten eben ſo gerecht gegen die teutſchen ſeyn möchten, als die teutſchen es gegen ſie ſind. Biſchoff Grégoire bedauerte unlängſt ebenfalls, daß die teutſche Sprache nicht fleiſſiger in Frankreich ſtudiert werde. Die neue Ausgabe von Gottſcheds Grammatik, die beym Buchhändler König erſt vor etlichen Tagen erſchienen iſt, wird hier ſehr ſtark gekauft. In dem Lycée republicain, wo ſchon ſeit deſſen Stiftung Unterricht in der engliſchen und italieniſchen Sprache gegeben wird, wird nun auch in der teutſchen Sprache Unterricht ertheilt; und in den teutſchen Stunden ſind immer eben ſo viele Zuhörer, als in der engliſchen und italieniſchen. In vielen hieſigen Erziehungshäuſern

fern wird die teutſche Sprache auch mit in den Unterrichtsplan aufgenommen. Noch erſt vor einigen Tagen bot ſich in den petites affiches ein Franzoſe, der einige Zeit in Teutſchland gelebt hat, an, nach Adelungſchen Grundſätzen Unterricht in der teutſchen Sprache (langue qui deviendra ſi intéreſſante par nos relations politiques et commerciales) zu geben. Der bekannte Dichter Chenier hat Werthers Leiden neulich in ein Trauerſpiel verarbeitet, das wir nächſtens aufgeführt ſehen werden. Aber der Liebling unter allen teutſchen Dichtern für die Franzoſen bleibt doch Geßner. Bey Renaudot wird in wenig Monaten eine neue geſchmackvolle Ausgabe ſeiner Werke in 4 Oktavbänden mit 50 niedlichen Kupfern von Moreau dem jüngern erſcheinen, die alle frühere Ausgaben an wahrem Geſchmack weit hinter ſich zurücklaſſen dürfte.

Die Verhältniſſe mit den vielen, nun mit der Republik vereinigten teutſchſprechenden Departementern tragen wohl auch gewiß das ihrige zur Verbreitung des Studiums der teutſchen Sprache bey. Ein Werk, von dem ich in dieſer Hinſicht beſonders viel Gutes erwarte, iſt, das von Hrn. B... einem würdigen teutſchen Buchhändler, der ſich jetzt hier aufhält, projekturte. Es ſoll eine Art Encyklopädie ſeyn, um den Franzoſen einen Ueberblick von Teutſchland und teutſcher Litteratur zu geben, ein kleines Taſchen-Wörterbuch, teutſche Grammatik, Geografie, Topografie und Geſchichte von Teutſchland, Anzeige der vorzüglichſten teutſchen Schriftſteller, nebſt einem räſonnirten Verzeichniß ihrer beſſern Schriften, und eine teutſche Chreſtomathie mit interlinearischer franzöſiſcher Ueberſetzung.

An der Tagesordnung unſerer politiſchen Litteratur ſind noch immer die heftigſten Invektiven und Aufforderungen gegen England. Dahin gehören z. B. Lettre d'un Français à Mr. Pitt, ou Examen du ſyſtème

ſuivi par le gouvernement britanique envers la France. Paris, Dupont. 30 S. 8. Der Verf. kommt hier nur bis aufs Jahr 90, findet aber hier ſchon Stoff genug, die feindlichen Abſichten Englands gegen Frankreich zu enthüllen. In jeder Rückſicht wichtiger iſt la Politique du gouvernement anglais devoilé par S. F. Dubrocca 300 S. 8. Paris, Deſeſſarts. Das patriotiſche Schauſpiel la deſcente en Angleterre hat ſich der kluge Buonaparte verbeten. Dafür hat ein Dichter le Voeu des Français ſur la deſcente en Angleterre, 30 S. 8. erſcheinen laſſen, die wenigſtens die Muſen nicht eingegeben haben.

* * *

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Berlin, den 18ten März 1798.

Der ſchon lang erwartete entſcheidende Streich iſt endlich geſchehen. Wöllner iſt mit zwey andern Miniſtern an einem Tage gefallen, und an ſeine Stelle iſt der Präſident von Maſſow zu Stettin, ein ſehr biederer und thätiger Mann, zum Chef des geiſtlichen Departements ernannt. Zeit war es in der That! Die öffentlichen Schmähſchriften ſchonten ſeiner ſo wenig mehr, daß er in einem Pamflet, betitelt der Konvent der Thiere, ſogar als Eſel im Holzſchnitt zu ſehen war, und man fing ſchon an, ihn für einen wahren ἐνάγεστον zu halten. Auch trägt man ſich hier mit einem Memorial des Geheimenrathes Amelang an den König, in welchem er um Reviſion ſeines Prozeſſes nachſucht, und unter andern ſagt, ob der König dulden wolle, daß ein Mann in ſeinem höchſten Kollegio ſäße, von dem im Obſkuranten-Almanache

Fünftes Capitel.

Natürliche Geschichte der Platonischen Liebe.

Die Quelle der Liebe, sagt Zoroaster, oder hätte es doch sagen können, ist das Anschauen eines Gegenstandes, der unsre Einbildungskraft bezaubert. Der Wunsch diesen Gegenstand immer anzuschauen, ist der erste Grad derselben. Je bezaubernder dieses Anschauen ist, und je mehr die an dieses Bild der Vollkommenheit angeheftete Seele daran zu entdeken und zu bewundern findet, desto länger bleibt sie in den Grenzen dieses ersten Grades der Liebe stehen. Dasjenige was sie hiebey erfährt, kommt anfangs demjenigen ausserordentlichen Zustande ganz nahe, den man Verzükung nennt; alle andere Sinnen, alle würksamen Kräfte der Seele scheinen stille zu stehen, und in einen einzigen Blik, worinn man keiner Zeitfolge gewahr wird, verschlungen zu seyn. Dieser Zustand ist zugewaltsam, als daß er lange dauern könnte; langsamer oder schneller macht er der Empfindung eines unaussprechlichen Vergnügens Plaz, welches die natürliche Folge jenes ecstatischen Anschauens ist, und wovon, wie einige Adepten uns versichert haben, keine andre Art von Vergnügen oder Wollust uns einen bessern Begriff geben kan, als der unreine und düstre Schein einer Pechfakel von der Klarheit des unkörperlichen Lichts, worinn, nach der Meynung der Morgenländischen Weisen, die Geister als in ihrem Elemente leben.

die nachtheiligſten Dinge geſagt würden! Als ein Schreiben an einen König iſt es in der That originell; aber es kann unmöglich von einem Weltmann ſeyn, wie A. iſt.

Mit Wöllnern haben auch Hermes, Hillmer, Hecker und Woltersdorf ihren Einfluß verlohren. Doch iſt es ein ſchöner Zug in der Kabinetsordre, daß der König ſagt, wenn dem ungeachtet eine Gemeine ſeyn ſollte, welche Hermes zu ihrem Prediger zu haben wünſchte, ſo ſtehe es ihr frey, ihn zu wählen. Es heißt, daß ſie wieder nach Schleſien gehen werden. Natürlich iſt die Läſterchronik voll von bösartigen Anekdoten über ſie. Man erzählt unter andern, daß einer von dieſen Herrn ſich täglich ein Klyſtier von dem beſten alten Rheinweine habe ſetzen laſſen. Das wird er nun wohl einſtellen müſſen. Seine 500 Thlr. Penſion würden noch um ein Drittheil zu gering ſeyn, die Miethe des Hauſes zu bezahlen, worin er bisher wohnte. Wöllner hat keine Penſion erhalten. Er ſoll ſich ſehr kläglich darüber gebehrdet, und ſogar beym General Rüchel beklagt haben, wie er, ein ſo treuer und aufrichtiger Diener des Staats und der Kirche, deſſen Religionsedikt noch einmal zu ſeiner Zeit wieder werde aufgeſucht werden müſſen, noch dazu ein ſo armer und uneigennütziger Mann (der, wohl zu merken, zwey Rittergüter beſitzt), eine ſolche Behandlung verdiene. Der biedre Rüchel hat ihm geradezu geantwortet, der König habe bey ſeinem Verfahren nichts Geringeres, als die Stimme des ganzen Volks gefragt, und an dieſer müſſe denn doch wohl etwas Wahres ſeyn! Man ſagt hier allgemein, daß eine geheime Verbindung, die den vorigen König umſtrickt hielt, den Papismus wieder habe einführen wollen.

Mit dieſem Repräſentanten des Oberkonſiſtoriums wird nun auch wohl Jenes Reich ſelbſt ein Ende haben. Der Streich iſt für ganz Teutſchland entſcheidend, wenn

anders die Proteſtanten die hauptſächlichſten Depoſitäre der Aufklärung ſind, und deren Erwartungen und Hoffnungen ſich jetzt alle vorzüglich auf die Preuß. Staaten concentriren. Traurig war es anzuſehen, wie der gewaltige Landeskatechismus auf allen Lutheriſchen Schulen und Gymnaſien von der dritten Klaſſe bis zur unterſten dominirte. Auch die Knaben freuen ſich, dieſer Plage los zu werden. Wie mir glaubwürdige Männer verſichern, ſo wird an einem neuen vernünftigern gearbeitet. Die Schulen ſollen überhaupt den König ſehr intereſſiren. — Daß muß man den Herren nachſagen: ſie waren ſehr konſequent. Mögen die Leute aber auch immer das Fortſchreiten der Vernunft um ein Jahrzehend aufgehalten haben, ſo ſind doch während der Zeit auch keine Rückſchritte geſchehen. Um ihr Syſtem völlig durchzuſetzen, ſoll H. geäußert haben, fehle nichts, als die Lektüre der Alten ganz auf Schulen abzuſchaffen, und nur das neue Teſtament zum Griechiſchen, und den Minucius, oder allenfalls eine Chreſtomathia patriſtica zum Lateiniſchen zu laſſen, da nur auf dieſe Weiſe eine Radikalkur ſtatt finde.

Auch die Gräfin Lichtenau iſt vor einigen Tagen nach Glogau mit ihrer Freundin und Lektrice, Mlle. Chapuis, transportirt worden, wo ſie jährlich 4000 Thlr. bekommt, als Zinſen von 100,000 Thlr. Ihr übriges Vermögen, heißt es, wird ihren und der Gr. Ingenheim Kindern zufallen. Sie war lange ein Gegenſtand des öffentlichen, meiſt ſehr ungezogenen und pöbelhaften Spottes. Noch kürzlich hat eine Brochüre: „geheime Korreſpondenz der Gr. v. L.“ viel Skandaleuſes und Unwahres von ihr erzählt. Das Leben derſelben, unter dem Titel: Verſuch einer Biografie der Gräfin Lichtenau, auch ein Produkt des Tages, iſt ohne Witz und Gehalt, und hat keinen Werth, als daß

die Nahmen der interessirten Personen alle geradezu aus-
gedruckt sind. Die Paralleien, welche man zwischen ihr
und einer gewissen Dame, die neulich verblichen ist,
gezogen hat, waren interessant. Sie wetteiferten beyi-
nah beyde in Celebrität. Denn die letzte hat wahrlich
eben so viele, und gewiß mit unter weit witzigere
Köpfe in Bewegung gesetzt. Die Standrede am
Sarge der Madam S. enthält unter einigen guten
Einfällen vielen plumpen Witz. Aber nur genauere Per-
sonalkenntniß kann sie recht interessant machen. Man
giebt drey Verfasser davon an, den Buchh. M. d. j., den
Hrn. R. S. und den M. T., von denen der eine das Ju-
ristische, der andere die Realia dazu gethan, der dritte den
Witz darüber gegossen hat. — Auf diese erschien eine Ant-
wort der seeligen Madam aus Elysium, wie man sagt,
vom Kriegsrath M., der in der ersten Schrift ziemlich
derbe Streiche bekommen hatte, und eben so viele an den
R. S. wieder austheilt. Die Herren Standredner ha-
ben sich aber auch dagegen wieder männlich verantwortet.
Wenn wir nur noch einen Aristofanes hätten, der all
dieß Wesen zu einer guten Farce verarbeitete!

Welche Furcht man hier vor einem Kometen gehabt
hat, der gerade auf uns zukommen sollte, werden Sie
schon aus öffentlichen Blättern wissen. Auch den hat die
Buchhändler- und Skribler-Spekulazion nicht unange-
tastet gelassen. Hr. Prof. Kiesewetter hat auch dabey
ein Paar Bogen, „über den großen und furchtbaren Ko-
meten" in die Welt geschickt. Nicht minder hat er dem
lachlustigen Parterr in einer Posse, von Iffland, in
einem Akt, der Komet betittelt, ein Paar Abende das
Zwergfell erschüttert.

Das Monument, das Hr. Shadow auf den Prin-
zen Ludwig machen sollte, wird nun nicht ausgeführt.
Er hat dafür den Auftrag bekommen, eine Statue des

berühmten Fürsten von Dessau, gewöhnlich der alte Dessauer genannt, für den Wilhelmsplatz zu machen.

2.

Von der Lahn, d. 23. März 1798.

So ist denn also das linke Rheinufer abgetreten! Die Amputazion ist gemacht, und die blutende Kriegerin Germania kommt als Krüppel aus dem Lazareth des Friedenskongresses unter den Händen der versammelten Wundärzte hervorgehinkt. Ein Staat der ein und untheilbar wäre, wie Frankreich vor und nach der Revolution, wie Pohlen — ich wollte sagen wie Rußland, wie Dänemark, wie Preußen und wie die meisten Monarchien der Erde, würde durch eine solche Verminderung des Flächeninhalts nur kleiner werden; er könnte endlich als ein Zwerg gegen seine vorige Riesengestalt erscheinen; aber er würde noch ein vollständiger Körper seyn. Unser Staatskörper hat seit dem Westfälischen Frieden wahre, nur durch das Medium des sogenannten Teutschen Reichsverbands zusammenhängende moralische Glieder; er ist Föderativstaat, obgleich einzig in seiner Unterart, und dieser Gedanke mag allein das gebrauchte Bild rechtfertigen, wenn eine kühle Einbildungskraft es für eine Karrikatur ausschreien wollte.

Können Sie sich vorstellen th. F., daß bey uns, daß in Rastadt selbst, noch viele Menschen, von übrigens sehr gesunden Sinnen, leben, die nach den Operazionen der Armee von Mainz, und dem Blute, das bey der Mannheimer Brückenschanze geflossen ist, nach den oft wiederhohlten dringenden und dringendsten Forderungen der Franzosen, nach der endlichen zustehenden Erklärung der Reichsdeputazion, und nach der Annahme der Abtretung von Seiten der franz. Gesandtschaft, doch noch an die Rückgabe glauben, und das Ganze für ein Blendwerk

der hochpolitischen Republik zur Zähmung des engl. Stolzes, oder, wie sich einmahl Jemand im Merkur ausdrückte, für ein den Tag verfinsterndes Fantom halten? die ihre — Nasen zum Pfand setzen, daß die Loyauté der großen Nazion, durch die Fürsprache des Wiener Hofes erweckt, im beabsichtigten Frieden mit England, dem teutschen Reich mit dem verlornen Beine ganz zuverlässig wieder ein Geschenk machen werde? —

Sie kennen die Stelle der letztern franz. Note: On peut donc actuellement travailler efficacement au bonheur des peuples, en s'occupant sans relache et sans delai à prevenir pour toujours le fleau de la guerre par une promte pacification, dont la rentrée des troupes dans l'interieur sera la premiere conséquence. Diese Stelle hat mir abermahls Gelegenheit gegeben, mich über die glückliche Organisazion der Menschengattung zu freuen. Weil unmittelbar darauf die Festsetzung einer zweyten Basis, nehmlich der der Sekularisazion als einer zulässigen Idee, verlangt wird: so überzeugte man sich sehr bald, daß die Annahme dieses Vorschlags den Rückzug der Truppen aus den rechten Rheinländern zur unmittelbaren Folge haben würde. Ich kann Sie aber von guter Hand versichern, daß die franz. Gesandtschaft in Rastadt lacht, wenn man ihr etwas vom Abmarsch der Truppen vor Endigung des Geschäftes vorspricht. Und für die, welche Schadloshaltung zu begehren haben, möchte wohl das Stehenbleiben derselben viel, ja alles werth seyn. Denn die Franzosen werden die Entschädigungen bestimmen helfen; sie werden — das sagen sie selbst — kein Instrument unterzeichnen, wodurch nicht die ganze große Angelegenheit bis auf die geringsten Punkte erledigt wird. Das arme Schwaben! dieß steht wohl jetzt zunächst auf dem Spiele!

Inzwischen ist es richtig, daß die Truppenmasse sich bey uns ziemlich vermindert hat, und dieß als Folge der

angefangenen Bildung der engl. Armee. Die Preise der Lebensmittel fallen merklich, und wir fangen wieder ein klein, klein wenig an Luft zu schöpfen. Nach einer alten Hausregel soll man sich aber nicht zu früh freuen; und darum will ich auch kein Wort zum Preis unsers jungen Glücks mehr hinzusetzen.

Von Rastadt könnte ich Ihnen noch manche Partikularitäten sagen, worunter eine der besondersten die ist, daß, wie man mich versichert hat, der Gedanke von der Rheingrenze, wie sie jetzt als Basis angenommen ist, oder von der Abtretung des ganzen linken Rheinufers, erst in Rastadt selbst entstanden ist; daß der gewitzigte Advokat Treilhard auch noch den Niederrhein von Andernach an — also auch das noch, erhalten zu können geglaubt und — verstanden hat; ferner, daß von der Aufhebung der drey geistlichen Kuren gar nicht die Rede, und die Säkularisazion ihrer Länder diesseits des Rheins gar nicht zu erwarten ist; daß die Reichsdeputazion die Entschädigungsarbeit dem Reichstag zuzuweisen, und den Einfluß von Frankreich auf dieselbe abzuwenden bemüht ist; daß eine gewisse Macht in Süden ein gewisses ausbedungenes Stück Land im Reichsfrieden zugestanden haben, und eine gewisse Macht in Norden es nicht erlauben will, an welche sich überhaupt der hohe Klerus anlehnt; daß diese Macht in Norden für den Statthalter von Holland eine gleichfalls schon 1795 ausbedungene Entschädigung in Westfalen durchsetzen will, eine Republik in Nordwesten aber sich die Nachbarschaft verbitten; daß Frankreich den Knoten dadurch lösen will, daß es das Hannöverische in die Entschädigungsmasse wirft, diese Operazion aber sonst von keiner Seite recht beliebt werden will; daß, weil der noch nicht vereinigte Willen dreyer großer Mächte über unser Vermögen, unsere Ruhe, unsere Gesundheit und unser Leben entscheidet, die Kongreß-

greßdeputazion vor August oder September ſchwerlich unterſchrieben haben wird.

Unus homo nobis — ach! daß ich hinzuſetzen könnte: reſtituet rem! Und wie ſehr verdienten die Anſtrengungen des patriotiſchen Albini dieſen Eichenkranz aus der Hand des Bonus Eventus! Er ſpricht und handelt als Mann, als Teutſcher. Sie haben vielleicht gehört, daß die Franzoſen die ernſthafte Sprache, womit er die bedrückte teutſche Nazion und das beleidigte Völkerrecht verficht, belachen, weil er keine Feuermäuler hat, die mitſprechen könnten? Glauben Sie doch nicht, daß ein Franzoſe im Herzen lacht, wenn man ihm die Wahrheit ſagt; — ſie haben Reſpekt vor ihm. Unermüdet in ſeinen Geſchäften, eingeſchränkt in ſeinen Ausgaben, ſtark und wahr in ſeinen Schritten — ſo iſt Albini. Er iſt ein Menſch; aber mag er doch vordem gethan haben, was er will: ſeinen Nahmen nenne die Geſchichte immer mit Ehrfurcht, wenn ſie das unglückliche Ende des franzöſiſchen Weltkriegs erzählt!

Ehrenbreitſtein wird immer enger eingeſchloſſen. Der brave Faber wird es übergeben müſſen, und die Republik wird bald auf dem ganzen rechten Ufer des Rheins Warten und Feſten haben, wodurch ſie Teutſchland wie die Bataviſche und Cisalpiniſche Republik dominiert. Fuimus Troës!

Ueber Ihre Fragen wegen des wahrſcheinlichen Einfluſſes der Abtretung und Municipaliſierung der teutſchen Provinzen auf die teutſche Sprache und Literatur in derſelben iſt man getheilter Meinung, und die Aſpekten bis jetzt ſind wirklich zweydeutig. Von der einen Seite betrachtet, muß die Republik die Amalgamierung aus allen Kräften betreiben, um die durchaus nicht ruhigen, die noch lange nicht mit der Diſpoſizion über ihre Köpfe einverſtandenen Leute in ſelbigen Gegenden — wenn man mir den Ausdruck verzeihen kann — zu entteutſchen.

Sie

Sie muß ihnen die Nazionalsprache und Nazionalsitten, sie muß ihnen alles nehmen, was sie abhalten kann, ihr mit Leib und Seele anzuhängen. Von der andern Seite aber entspricht ihrer Politik der Gedanke nur zu sehr, diese vormahlige Teutsche im Besitz eines Mittels zu lassen, wodurch die Verbindung mit ihrem Trans- und unserm Cisrhenanien unterhalten wird, um desto leichter bey der nächsten Veranlassung diesen — oben beschriebenen Staatskörper zu helvetisieren. Vielleicht sieht die franz. Regierung wohl ein, daß, wenn die Herrscher die Sprache der Beherrschten mit Gewalt verdrängen wollten, diese, wie Sie bemerken, gleich den Elsassern, ihren lieben vaterländischen Sitten nur desto hartnäckiger anhängen würden, und daß der Druck in anscheinenden Kleinigkeiten durch den gefährlichsten Gegendruck vernichtet werden könnte. Vielleicht wird, um eben dieses und um noch andrer Gründe willen, — als z. B. um teutsche Musensöhne hinzuziehen, und ihnen außerdem daß sie dort ihr Geld verzehren, republikanische Gesinnungen einzuflößen — Mainz eine paritätische Centralschule werden, wo von den Kathedern in teutscher und französischer Sprache gelehrt wird. Bis jetzt sind noch alle Bekanntmachungen und Befehle der französischen Regierungskommissäre in den zwey Sprachen gedruckt worden. Die teutsche Sprache wird aber um so gewisser in dem jenseitigen Rheinlande fortleben, da der Bürger und Bauer sich in dieser ihrer Muttersprache noch immer werden predigen lassen, und die Regierung sich, wenn sie ihren Grundsätzen getreu bleibt, in den geistlichen Verkehr schlechterdings nicht mischen darf, auch wohl ohne große Unbilligkeit Niemanden befehlen kann, entweder eine französische Predigt anzuhören, die er nicht versteht, oder im Stande der kirchlichen Exkomunikazion zu leben. Auch werden sicher die teutschen Journale, die man jenseits zu lesen gewohnt ist, und-

dann die selbst an kleinen Orten errichteten Lesebibliotheken, noch lange zur Aufrechthaltung der teutschen Litteratur, vielleicht sogar zu ihrer Ausbreitung in Frankreich, beytragen; ein Kanal, den sie bey den frühern Invasionen teutscher Länder noch nicht hatte, und auch nicht hätte benutzen können, weil sie damahls noch allzu unbedeutend war. Doch von allem dem ist noch nicht die Rede in einem Lande, wo die neuen statistisch-politischen Einrichtungen noch nicht vollendet sind, und wo anderntheils auch der Klubbistenspuk die franz. Regierungsbevollmächtigten noch zu oft zu geschehenen Dingen zurückzieht, als daß sie an alle Erfordernisse der Zukunft denken sollten.

3.

Aus Kursachsen im Febr. 1798.

Sehr weislich erschien bald nach dem Leipziger neuen Gesangbuche das Dresdner, was, wo nicht zur Verdrängung jenes berechnet ist, doch mit günstigern Augen angesehen, und dessen Einführung solglich kräftig befördert wird. Es enthält noch viel, viel Volksglauben. Aber es wird gerade wegen der darin befindlichen theologischen Schulsprache beym Volke, dem diese verworrenen, von Kindheit auf eingesogenen Begriffe geläufig sind, mehr Eingang finden. Im Leipziger hat man zwey, im Dresdner nur Einen Schritt zur Aufklärung gethan. Sonderbar ists, daß man schon im voraus öffentlich gegen jede teutsche, gemeinverständliche Kritik des Dresdner Gesangbuchs protestirt hat.

4.

Aus Göttingen im März 1798.

Wir haben einen neuen Privatlehrer, D. Reimer, einen Mann von sehr ausgezeichneten mathematischen und

huma-

humaniſtiſchen Kenntniſſen, bekommen, von deſſen brennendem Eifer für die Wiſſenſchaften man ſich ſehr ſchöne Hoffnungen zu machen hat. Sein Hauptſtudium iſt die Geſchichte der Mathematik. Er hat eine herrliche Probe davon in einer beſondern Schrift gegeben, worin er die Geſchichte des für die Vervollkommnung und Erweiterung der mathematiſchen Wiſſenſchaften ſelbſt ehemals ſo wichtigen Problems von der Findung zweyer mittlern Proportionalen (Hiſtoria problematis de Cubi duplicatione etc. Göttingen 1798. 222 S. 8.) abhandelt, und manche Erläuterungen einzelner Punkte der Geſchichte der Mathematik und Erklärung dunkler Stellen in den Klaſſikern, vorzüglich aber des berühmten Epigramms vom Eratoſthenes, giebt, deſſen wahrer Sinn noch von Niemanden enträthſelt worden iſt. Dieſe Abh. iſt nur die Vorläuferin einer vollſtändigen Geſchichte der Mathematik, zu welcher, ſo wie zu kritiſchen und filoſofiſchen Bearbeitungen der alten griechiſchen Mathematiker und Mechaniker, auch des Vitruvius, von dem Verf. Vorbereitungen gemacht werden.

Wir haben auch einen neuen Profeſſor der Gnoſeologie an dem berühmten de Luc bekommen. Doch ſcheint es nicht, als wenn es bey ihm auf Vorleſungen angeſehen wäre. Wenigſtens ſteht nichts davon im Lekzionsverzeichniſſe auf künftiges Sommerhalbjahr, wo nur Herr Prof. Seyffer beyläufig den collegam amiciſſimam begrüßt hat. Es giebt Leute, die in de Luc nur einen miſſum apoſtolicum aus Windſor erblicken. Wenigſtens wird nun die ächte moſaiſche Kosmogonie bey uns in Ehren gehalten, und nicht ketzeriſch beſtritten werden.

Dieſes innerliche Vergnügen äuſſert ſich bald durch die Veränderungen, die es in dem mechaniſchen Theil unſers Weſens hervorbringt; es wallt mit hüpfender Munterkeit in unſern Adern, es ſchimmert aus unſern Augen, es gießt eine lächelnde Heiterkeit über unſer Geſicht, und giebt allen unſern Bewegungen eine neue Lebhaftigkeit und Anmuth: es ſtimmt und erhöhet alle Kräfte unſrer Seele, belebt das Spiel der Phantaſie und des Wizes, und kleidet, ſo zu ſagen, alle unſre Ideen in den Schimmer und die Farbe der Liebe. Ein Liebhaber iſt in dieſem Augenblik mehr als ein gewöhnlicher Menſch; er iſt (wie Plato ſagt) von einer Gottheit voll, die aus ihm redet und würket; und es iſt keine Vollkommenheit, keine Tugend, keine Heldenthat ſo groß, wozu er in dieſem Stande der Begeiſtrung und unter den Augen des geliebten Gegenſtands nicht fähig wäre. Dieſer Zuſtand dauert noch fort, wenn er gleich von demſelben entfernt wird, und das Bild deſſelben, das ſeine ganze Seele auszufüllen ſcheint, iſt ſo lebhaft, daß es einige Zeit braucht, bis er der Abweſenheit des Urbildes gewahr wird. Aber kaum empfindet die Seele dieſe Abweſenheit, ſo verſchwindet jenes Vergnügen mit ſeinem ganzen bezauberten Gefolge; man erfährt in immer zunehmenden Graden das Gegentheil von allen Würkungen jener Begeiſterung, wovon wir geredet haben; und derjenige der vor kurzem mehr als ein Menſch ſchien, ſcheint nun nichts als der Schatten von ſich ſelbſt, ohne Leben, ohne Geiſt, zu nichts geſchikt als in einöden

Wild-

VI.

Ankündigung.

Der Merkur würde mit Vergnügen die Ankündigung des zweyten Theils des Noth- und Hülfsbüchleins, von Hrn. R. Becker in Gotha, überall, wohin sein Flug reicht, auszustreuen und der Aufmerksamkeit seiner Freunde und Freundinnen zu empfehlen suchen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß er damit jetzt schon zu spät käme, und daß jeder Beförderer wahrer praktischer Aufklärung unter dem Stande, der die Basis der Staaten und in unsern Tagen das Zünglein in der Waage ausmacht, worin die alten Staatsverfassungen gewogen und nicht selten zu leicht befunden werden, der Fortsetzung einer Volksschrift, deren erster Theil 16 rechtmäßige Auflagen erlebte, und 130,000mal verkauft wurde, mit Verlangen entgegen sehen, sie auch, wenn sie erschienen ist, nach Vermögen ausbreiten und vertheilen werde. Unseres Orts wird gewiß geschehen, was recht ist, und auch das zu gleicher Zeit angekündigte Mildenheimische Liederbuch von 400 lustigen und ernsthaften Gesängen so gern, als irgend ein Kranz, auf Heliconischer Aue gepflückt, und von Melpomenens eignen Händen gewunden, aufgenommen und zur Erwerbung ächter Tugend, die den Kopf nicht hängt, benutzt werden.

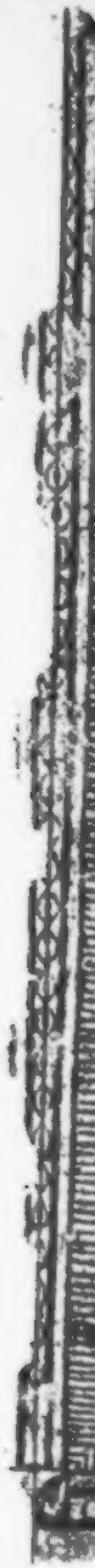

Neuer Teutſcher Merkur.

5. Stück 1798.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Gespräche unter vier Augen. Viertes Gespräch, über Demokratie und Monarchie. Vom Herausgeber d. T. M. 3
II. Gedichte. 49
III. Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte des Waffenstillstandes von 1797 und 1798. 54
IV. Auswärtige Korrespondenz.
Rom. Ueber das neueste Rom. Oeffentliche Blätter. Rollins Römische Geschichte. Visconti. 99

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen

1) bey allen löbl. Postämtern in und außer Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. priv. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkurs.

Neue Verlagsbücher

der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar

Oster-Messe 1798.

Abriß, kurzer, der ältern Geschichte des Pfarrbaus bey Elze im Hochstifte Hildesheim und ausführlichere

zählung des Neueſten, was in der Sache geſchehen iſt. 8. 3 gr.

Bilderbuch, biographiſches, für die Jugend, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. Mit Kupfern. 1r und 2r Heft. In rothen Umſchlag geheftet. gr. 4. 16 gr.

Borkhauſen, M. B. Beytrag zur Kenntniß der verderblichen Fichtenraupen, und ihrer Wirkungen auf Waldungen und Hüthungen. 8. 4 gr.

Crell, D. L. neueſtes chemiſches Archiv. Erſter Band. 8. 1 Rthlr.

Gilbert, J. F. A. Almanach oder Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker auf das Jahr 1798. Neunzehnter Jahrgang. klein 8. 14 gr.

Deſſen praktiſche Vortheile und Verbeſſerungen pharmaceutiſch-chemiſcher Operationen für Apotheker. Zweyte ganz neu ausgearbeitete Sammlung. 8. 1 Rthlr.

Hoffe, D. H. P. C. Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte. IVr Bd. 4s Stück. Mit dem Bildniß des Herrn Raths Oberthür. 8. 12 gr.

Hoffmann, C. A. Taſchenbuch für Aerzte, Phyſiker und Patientenfreunde, zur bequemen Ueberſicht der Reſultate aller bekannten Zeiten genauer unterſuchten Geſundbrunnen und Bäder Teutſchlands und der angränzenden Länder. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. In einen Umſchlag geheftet. 8.

Mayer, Herrn, hiſtoriſche Romane. Aus dem Franzöſiſchen von Fr. Schulz. Zweyte Ausgabe. 8. 16 gr.

Merkel, G. Supplement zu den Letten, vorzüglich in Liefland. Nebſt einer Urkunde. In einen Umſchlag geheftet. 10 gr.

Pabſt, die 3 Lugano. 5 gr.

Wielands Oberon in fünf Aufzügen. Als Dekorations- und Maſchinen-Stück bearbeitet, von Gottfried Buſch von Buſchen, nebſt einem Prolog von C. F. D. Grohmann. gr. 8. 8 gr.

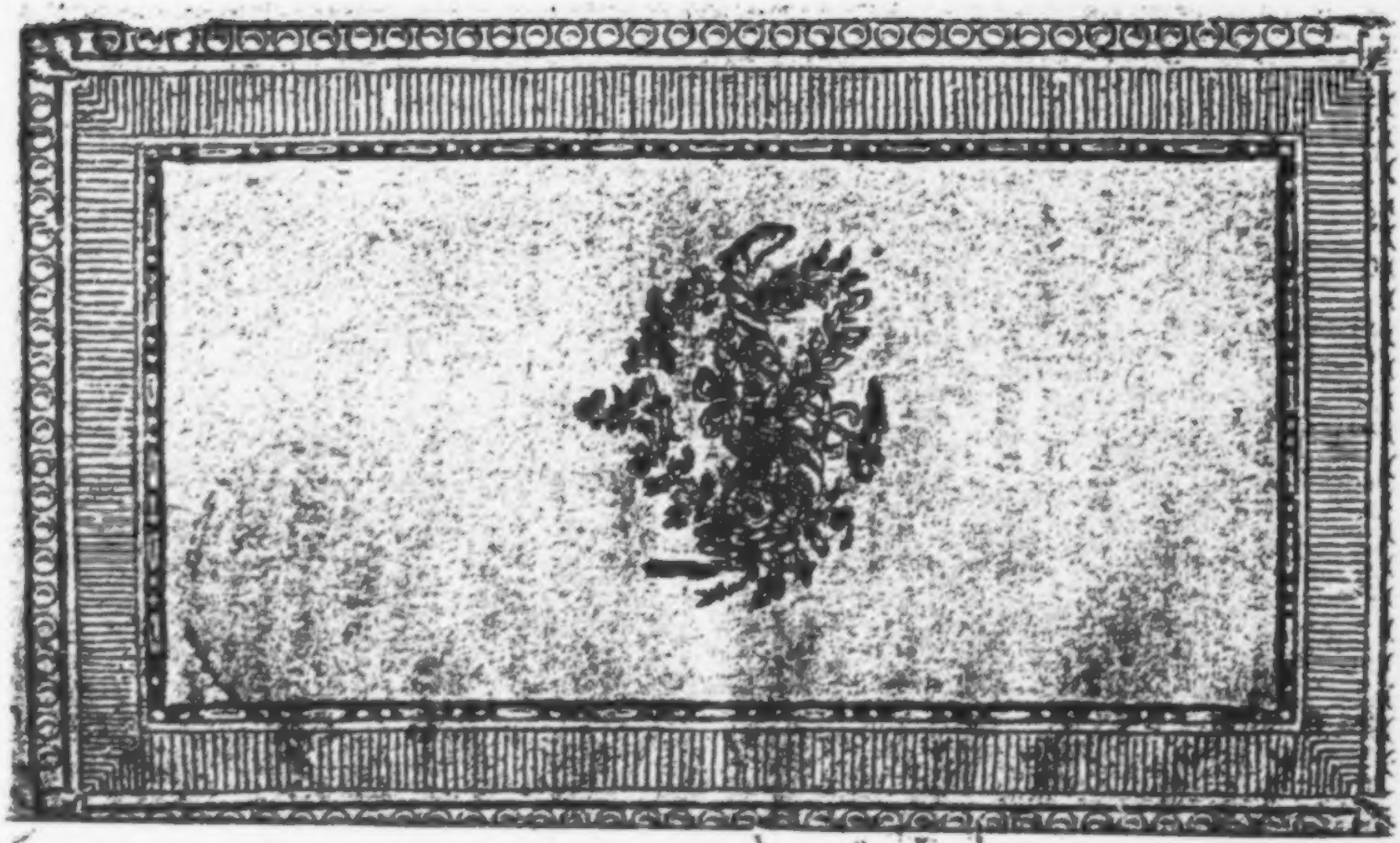

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1798.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Weimar 1798.

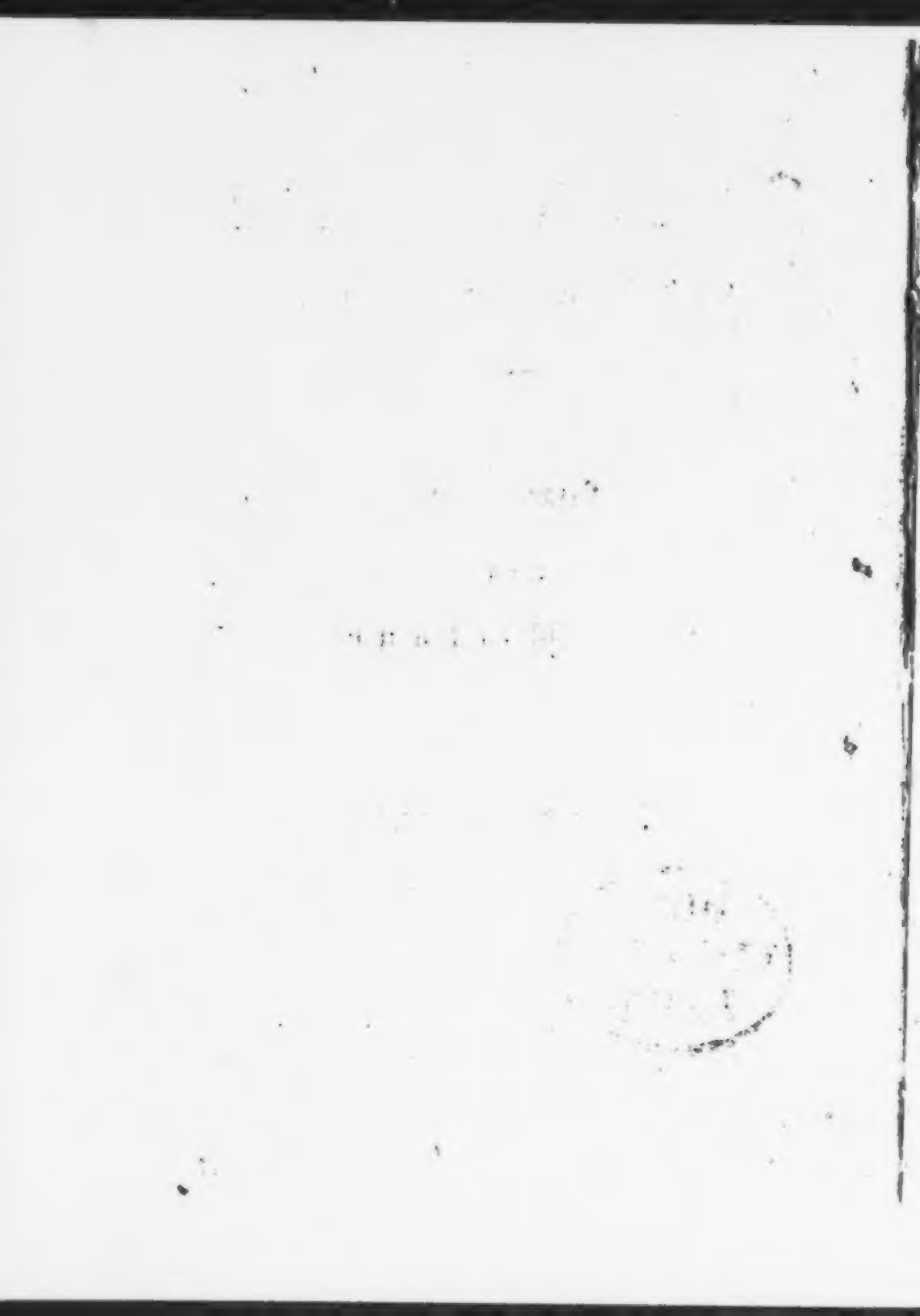

Der neue
Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1798.

I.

Geſpräche unter vier Augen.

Viertes Geſpräch, über Demokratie und Monarchie.

Dum vitant ſtulti vitia, in contraria currunt.
Horat.

Gismund. Ottobert.

Gismund.

Sie ſind alſo, wie ich merke, ein ſehr entſchiedner Monarchiſt?

Ottobert. Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen; freylich mit einigen Bedingungen, wie Sie ſich vorſtellen können, und übrigens jeder andern ehrlichen Verfaſſung unbeſchadet.

Wildniſſen wie ein Geſpenſt umherzuirren, den Nahmen ſeiner Göttin in Felſen einzugraben, und den tauben Bäumen ſeine Schmerzen vorzuſeufzen; ein klägli-cher Zuſtand, in Wahrheit, wenn nicht ein einziger Blik des Gegenſtands, von dem dieſe ſeltſame Bezau-berung herrührt, hinlänglich wäre, in einem Wink dieſem Schatten wieder einen Leib, dem Leib eine Seele, und der Seele dieſe Begeiſterung wieder zu geben, durch welche ſie ohne Beobachtung einiger Gradation von der Verzweiflung zu unermäßlicher Wonne übergeht. Wenn Agathon dieſes alles nicht völlig in ſo hohem Grad erfuhr, als andre von ſeiner Art, ſo muß dieſes ver-muthlich allein dem Einfluß beygemeſſen werden, die ſeine werthe Pſyche noch in dasjenige hatte, was in ſeinem Herzen vorgieng. Allein wir müſſen geſtehen, dieſer Einfluß wurde immer ſchwächer; die lebhaften Farben, wo-mit ihr Bild ſeiner Phantaſie ehemals vorgeſchwebt hatte, wurden immer matter; und anſtatt daß ihn ſonſt ſein Herz an ſie erinnert hatte, mußte es izt von ohngefehr und durch einen Zufall geſchehen. Endlich verſchwand dieſes Bild gänzlich; Pſyche hörte auf für ihn zu exi-ſtiren, ja kaum erinnerte er ſich alles deſſen, was vor ſeiner Bekanntſchaft mit der ſchönen Danae vorgegan-gen war anders, als ein erwachſener Menſch ſich ſeiner erſten Kindheit erinnert. Es iſt alſo leicht zu begreif-fen, daß ſeine ganze vormalige Art zu empfinden und zu ſeyn, einige Veränderung erlitt, und gleichſam die Farbe und den Ton des Gegenſtands bekam, der mit einer ſo unumſchränkten Macht auf ihn würkte. Sein

Gism. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich nicht begreifen kann, wie man, in unsern Tagen, wenigstens den Gesinnungen und Wünschen nach, etwas anders als ein Republikaner seyn kann.

Ottob. Und Mir fällt es eben so schwer, zu begreifen, wie jemand, wenn er sich auch im Jahre 1791 oder 92 von diesen trügerischen Sirenen, Freyheit und Gleichheit, hätte locken lassen, in unsern gegenwärtigen Tagen noch im Ernst von ihnen eingenommen seyn kann.

Gism. Ist's möglich, daß Freyheit und Gleichheit keinen höhern Werth in Ihren Augen haben?

Ottob. Keinen so hohen als Sicherheit und Ordnung.

Gism. Ob wir einander auch wohl recht verstehen?

Ottob. Ich zweifle selbst.

Gism. Es wäre um eine Erklärung zu thun. Ihrer Meynung nach ist die monarchische Verfassung die beste?

Ottob. Für Sicherheit und Ordnung. Und nach Ihrer Meynung —

Gism. ist die demokratische die beste unter allen, wenn anders Freyheit und Gleichheit zum Glücke der Menschen wesentlich sind.

Ottob.

Ottob. Wenn nun gerade itzt, da wir von dieſen Dingen ſprechen, Jemand daher käme, der ſich anheiſchig machen wollte, Ihnen zu beweiſen, oder (was noch ärger iſt) Sie zu überweiſen, daß die demokratiſche Regierungsform mit dem letzten Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft in geradem Widerſpruch ſteht; daß ſie, weit entfernt, die einzige zu ſeyn, worin ein Volk von einiger Größe und Kultur zum Genuß der Freyheit und Gleichheit, die Ihnen ſo ſehr am Herzen liegen, gelangen kann, vielmehr diejenige iſt, worin die wenigſte Freyheit und Gleichheit Statt findet; daß ſie alſo, anſtatt die vollkommenſte Staatsverfaſſung zu ſeyn, die ſchlechteſte und verwerflichſte von allen, und die Idee eines großen demokratiſchen Reichs, als Reſultat einer politiſchen Theorie betrachtet, eines der abſurdeſten Hirngeſpenſter iſt, die der Mißbrauch der Vernunft jemahls ausgedacht hat, — was würden Sie dazu ſagen?

Gism. — Ich? Ich würde ſagen, daß er — mich eben ſo leicht überzeugen könnte, daß der Schnee ſchwarz, die Sonne ein Ziegelofen und der Mond eine papierne Laterne ſey.

Ottob. Nehmen Sie Sich in Acht! Er könnte Sie beym Worte nehmen. Er iſt Ihnen näher als Sie denken. Denn, um Sie nicht länger aufzuziehen, der Mann, der ſich deſſen, wenn Sie wollen, unterfangen wird, bin ich Selbſt.

Gism. Sie? — Nun gut! So bin Ich es itzt, der Sie beym Worte nimmt! — Und was soll es gelten, wenn Sie mich nicht überzeugen? Was wollen Sie verlohren haben?

Ottob. Sie werden mir erlauben vorauszuſetzen, daß Sie weder ein Schwärmer,

Den alle Nieſewurz von drey Antieyren
Nicht heilen könnte —

noch ein Familiare des groſſen Triumvirats ſind, deſſen ſich täglich mehr enthüllender Plan nichts geringeres zu ſeyn ſcheint, als nach und nach, von Volk zu Volk, in möglichſt kürzeſter Zeit, den ganzen Erdboden zu demokratiſieren. Wären Sie das erſte, ſo würden vernünftige Gründe wenig über Sie vermögen; wären Sie das andere, ſo könnten Sie in Ihrer innerſten Seele überzeugt ſeyn, daß ich recht habe, und würden ſich dennoch keinen Augenblick bedenken, ſo zu reden und zu handeln als ob ich unrecht hätte. Aber, dieſe beyden hier nicht zu beſorgenden Fälle ausgenommen, unterwerfe ich mich, wofern ich Sie nicht überweiſe, jeder Bedingung, die Sie mir auferlegen wollen.

Gism. Z. B. auf der Stelle Demokrat zu werden?

Ottob. Zu werden? Das iſt viel begehrt! Wenn Sie noch ſagten, „es zu ſcheinen" — auch das wäre noch immer hart genug. — Aber, wenn ich Weib und Kind durch kein ander Mittel vom Schickſal des Ugolino retten könnte, als

durch

durch eine ſolche Heucheley, ſo müßt' ich ja wohl wider Willen mit den Wölfen heulen. Denn ſo weit hab' ich es in der Tugend nicht gebracht, daß ich der Wahrheit ein ſolches Opfer zu bringen vermögend wäre.

Gism. Ohne Zweifel würden auch die Koryfäen der großen Nazion, auf dem Gipfel der Macht von deſſen Spitze herab ſie der Welt Geſetze geben, zu großmüthig ſeyn, Ihre Tugend auf eine ſolche Probe zu ſetzen. Hoffentlich kämen Sie mit der Deportazion nach Cayenne davon.

Ottob. Wenn Sie, etwa in der Meynung meine Strafe dadurch zu ſchärfen, mich zu Barthelemy und Piſchegrü in Eine Hütte ſperrten, ſo wollte ich ihrer Großmuth wirklich noch eine ſchöne Lobrede halten. — Aber unſer Geſchäft' iſt ernſthaft, und wir müſſen uns in einen andern Ton ſtimmen, wenn Sie wirklich Luſt haben, das gefährliche Abentheuer zu wagen.

Gism. Das beſte iſt, das ich weder ein Neufränkiſcher, noch Bataviſcher, noch Cisalpiniſcher, noch Helvetiſcher Republikaner bin, und alſo nichts weiter dabey wage, als entweder in meinem Glauben beſtärkt, oder von einem Wahn geheilt zu werden, der, wofern er als Wahn befunden werden ſollte, gewiß keiner von den unbedeutenden wäre.

Ottob. Das Einzige, was ich mir vorläufig ausbedingen müßte, wenn es ſich nicht unter Män-

nern wie wir von Selbſt verſtünde, iſt, daß wir uns beyde des gemeinen Disputanten-Rechts begeben, unſern Schuſtack gegen einander auszuleeren, uns einander mit luſtigen Abſtrakzionen, idealiſchen Meteoren und gehöruten Syllogismen auf den Leib zu rücken. Wir gehen von Begriffen und Grundſätzen aus, die von jeher bey allen geſunden Menſchen gegolten haben, ſtützen uns auf Thatſachen, die kein Vernünftiger läugnen kann, und erſchrecken vor keinem Reſultat, das uns auf dieſem Weg' entgegen kommt.

Gism. Nehmen Sie kühnlich an, daß wir über dieſe Präliminarien einverſtanden ſind.

Ottob. Darf ich, ehe wir vorwärts gehen, fragen, ob Sie die Nachrichten von Neuſeeland kennen, die wir den Entdeckungsreiſen des berühmten Kapitän Cook zu danken haben?

Gism. Ich kenne ſie aus der Hawkesworthiſchen Sammlung und Forſters Beſchreibung ſeiner Reiſe um die Welt.

Ottob. Sie wiſſen alſo, daß die Einwohner dieſer großen Südſee-Inſel ſich noch auf einer ſo niedern Stufe der Kultur befinden, daß wir ihren Zuſtand, ohne Gefahr zu irren, für den rohen Naturſtand des Menſchen annehmen können. Gewiß iſt wenigſtens, daß ſie zwar in einer Art von kleinern oder größern Horden leben, aber das Bedürfniß in eine bürgerliche Geſellſchaft zuſammen

zu treten, noch so wenig fühlen, daß sie nicht einmahl einen Begriff von ihr zu haben scheinen.

Gism. Ich ahne den Gebrauch, den Sie von diesen Wilden machen wollen. Wir würden vielleicht in den nordwestlichen und südlichen Theil jener Hälfte der Erdkugel noch andere Halbmenschen finden, die uns die gleichen Dienste thun könnten; aber, wenn Sie wollen, mag es bey den Neuseeländern bleiben.

Ottob. Ich wählte sie bloß darum zu Repräsentanten des rohen Naturstandes, weil mich dünkt, daß sie nur wenig Schritte zu thun hätten, um zur bürgerlichen Verfassung zu gelangen, welche (wie Sie mit mir überzeugt sind) der eigentliche wahre Naturstand des Menschen ist.

Gism. Unstreitig. Aber zur Sache, wenn ich bitten darf.

Ottob. Wenn sich nun unsere Neuseeländer einmahl einfallen ließen, die wenigen Schritte, die sie noch zu thun haben, um zu den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft zu gelangen, wirklich zu thun, wie müßten sie es anfangen?

Gism. Das ist bald gesagt. Das ganze Volk, falls es zu zahlreich ist um sich auf einem einzigen Platze zu versammeln, erwählt vor allen Dingen eine Anzahl Repräsentanten, und bekleidet sie mit der Vollmacht, in seinem Nahmen eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Konstituzion zu entwerfen,

um ſie dem ganzen Volke, als dem einzigen rechtsmäßigen Suverän des neuen Staats, zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

Ottob. Wozu wäre denn eine ſolche Konſtituzion nöthig?

Gism. Welche Frage! Wie könnten die neuen Verhältniſſe, die durch Einführung der Agrikultur und des Landeigenthums unter ihnen entſtehen werden, ohne poſitive Geſetze ſtatt finden? Und ſollten etwa die vielen gemeinſamen Geſchäfte, die eine Verbindung dieſer Art nothwendig macht, ſich von ſelbſt abthun? Wenn unſre neuen Bürger Geſetze haben ſollen, müſſen ſie doch wohl eine geſetzgebende Gewalt, wenn die Geſetze angewandt werden ſollen, eine Richterliche, und wenn beyde gegen einheimiſche und auswärtige Kolliſionen, Anmaßungen und Eingriffe geſchützt, und die Geſchäfte der Republik beſorgt werden ſollen, eine vollziehende Gewalt haben und die Rechte, Pflichten und Grenzen dieſer Gewalten müſſen genau beſtimmt und geſchickt in einander gefügt ſeyn.

Ottob. Da hätten unſere Neuſeeländer ein hübſches Stück Arbeit vor ſich!

Gism. Warum nehmen Sie aber auch eine noch ſo rohe und von der vollkommenſten Art der Civiliſierung noch ſo weit entfernte Nazion dazu?

Ottob. Der bloßen Bequemlichkeit wegen.

Gism.

Gism. Wie viele Stufen der Kultur hat ſie noch erſt zu erſteigen, bis es nöthig oder der Mühe werth iſt, ihr eine ſo künſtlich organiſierte Verfaſſung zu geben?

Ottob. Eine ſo künſtliche Verfaſſung? Ich dächte, Ihren Grundſätzen nach, gäbe es keine einfachere, der Natur nähere und gemäßere, als die, worin das Volk der Suverän, und Freyheit und Gleichheit die Baſis des allgemeinen Zuſtandes deſſelben iſt?

Gism. Das iſt ſie auch bey einem noch kleinen, armen, unwiſſenden, auf die bloßen unentbehrlichen Bedürfniſſe des animaliſchen Lebens eingeſchränkten Volke. Aber kein Volk, das in der Kultur bereits einige Fortſchritte gethan und Raum ſich auszubreiten hat, wird lange innerhalb ſo enger Gränzen ſtehen bleiben. Es wird nach und nach zu einer großen Menge anwachſen, durch Betriebſamkeit und Kunſtfleiß ſich ausbilden, bereichern, verfeinern, kurz in einen Zuſtand übergehen, wo ihr eine künſtlicher organiſierte Konſtituzion nöthig iſt.

Ottob. Das iſt keine Frage! Der Fehler lag alſo, mit Ihrer Erlaubniß, darin, daß Sie unſre rohen Neuſeeländer, die weder ſchreiben noch leſen noch räſonnieren können, zuſammen treten ließen, um ſich eine Konſtituzion zu geben. Denn ich ſetze Tauſend gegen Eins, daß ſie das nicht thun würden. Sie kämen zuſammen, wählten den ſtatt-

lichſ-

lichſten und tapferſten Mann aus ihrem Mittel ohne an eine Kapitulazion mit ihm zu denken, zum Kö-nig, gäben ihm die erfahrenſten und verſtändigſten unter den Alten als Räthe und Richter über die vorfallenden Streitigkeiten zu, und das ganze Volk behielte ſich das Recht vor, in allen die ganze Gemeinheit betreffenden Sachen eine entſcheidende Stimme zu haben. Das ginge denn ſo eine Zeit lang fort, bis die Könige, denen es weder an Verſuchungen noch an Mitteln, ihre willkührliche Gewalt zu mißbrauchen, fehlen könnte, es endlich ſo arg machten, daß das Volk ſich empörte, das Königthum abſchaffte, und, weil es nun einmahl gewohnt wäre, von Leuten aus gewiſſen, um den Staat verdienten Familien regiert zu werden, dieſen die Führung der öffentlichen Geſchäfte überließen. Die neue Ariſtokratie ginge nun wieder eine Zeit lang wie ſie gehen könnte, bis ſie ſich aus ähnlicher Veranlaſſung, wie oben, je nachdem die Umſtände es mit ſich brächten, aber immer mehr auf eine tumultuariſche Art als mit kaltblütiger Beſonnenheit, bald in eine mehr oder weniger mit Ariſtokratie vermiſchte Demokratie, bald in uſurpierte oder aufgetragene Herrſchaft eines Einzigen, endlich in eine regelmäßige Monarchie verwandelte, und wenn auch dieſe zuletzt, aus welcher Urſache und Veranlaſſung es ſey, zuſammen ſtürzte, ſich wieder in die Anarchie der urſprünglichen Freyheit und Gleichheit zurückgeworfen fände. Alle dieſe

Ab-

Abhäutungen und Umwandlungen wollen wir alſo unſere Neuſeeländer auf einmahl überſpringen laſſen, und ſie in dem eben beſagten Zuſtande von Anarchie, aber auch auf der Stufe von Kultur nehmen, welche, wie Sie ſagten, zu einer künſtlich organiſierten repräſentativen Demokratie vorausgeſetzt werden muß. Aber meine vorige Frage kommt auch hier wieder. Was wäre denn die eigentliche Urſache, warum eine ſolche Organiſazion unentbehrlich wäre? Sie erwähnten vorhin neue Verhältniſſe. Worin könnten dieſe unter freyen und gleichen Menſchen beſtehen?

Gism. Schon die bloße Ungleichheit des Vermögens, die, unter jeder Verfaſſung, eine natürliche Folge der fortſchreitenden Kultur und vieler zufälliger Urſachen iſt, muß endlich Verhältniſſe und Mißverhältniſſe hervorbringen, die denjenigen, für welche ſie drükend ſind, deſto unleidlicher vorkommen müſſen, je häufiger ſie in einer populären Verfaſſung daran erinnert werden, daß Freyheit und Gleichheit unverlierbare Menſchenrechte ſind. Aber ſo iſt nun einmahl die Unvollkommenheit der menſchlichen Dinge. In einem policierten Staate kann, vermöge der Natur der Sache, nur der kleinſte Theil des Volks ſich in einem großen Wohlſtande befinden, und zu einem vorzüglichen Grad von Einfluß und Anſehen im Staat gelangen. Aber die Geſetze der Demokratie garantieren doch allen übrigen ſo viel Gleichheit und Freyheit, als vermöge

ernſthaftes Weſen machte nach und nach einer gewiſſen Munterkeit Plaz, die ihm vieles, das er ehmals mißbilliget hatte, in einem günſtigern Lichte zeigte; ſeine Sittenlehre wurde unvermerkt freyer und gefälliger, und ſeine ehmaligen guten Freunde, die etheriſchen Geiſter, wenn ſie ja noch einigen Zutritt bey ihm hatten, muſten ſich gefallen laſſen, die Geſtalt der ſchönen Danae anzunehmen, um vorgelaſſen zu werden. Vor Begierde der Beherrſcherin ſeines Herzens zu gefallen, vergaß er, ſich um den Beyfall unſichtbarer Zuſchauer ſeines Lebens zu bekümmern; und der Zuſtand der entkörperten Seelen däuchte ihn nicht mehr ſo beneidenswürdig, ſeitdem er im Anſchauen dieſer irrdiſchen Göttin ein Vergnügen genoß, welches alle ſeine Einbildungen überſtieg. Der Wunſch immer bey ihr zu ſeyn, war nun erfüllt, dem zweyten, der auf dieſen gefolget ſeyn würde, dem Verlangen ihre Freundſchaft ſchaft zu beſizen war ſie ſelbſt gleich anfangs großmüthiger Weiſe zuvorgekommen, und die verbindliche und vertraute Art, wie ſie etliche Tage lang mit ihm umgieng, ließ ihm von dieſer Seite nichts zu wünſchen übrig. Er hatte ihre Freundſchaft, nun wünſchte er auch ihre Zärtlichkeit zu haben .. Ihre Zärtlichkeit! .. Ja, aber eine Zärtlichkeit, wie nur die Einbildungskraft eines Agathons fähig iſt, ſich vorzuſtellen. Kurz, da er anfieng zu merken, daß er ſie liebe, ſo wünſchte er wieder geliebt zu werden. Allein er liebte ſie mit einer ſo uneigennüzigen, ſo geiſtigen, ſo begierdenfreyen Liebe, als ob ſie eine Sylphide geweſen

wäre;

mögе der menſchlichen Natur und der Natur eines Staats überhaupt, nur immer denkbar iſt.

Ottob. Freylich, die Natur! die Natur! die arme menſchliche Natur, und ihre widerſpänſtigen Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Unarten und Laſter werden den armen Geſetzen, wiewohl ſie (wie Sophokles ſagt) des Himmels leibliche Töchter ſind, immer große Schwierigkeiten und Hinderniſſe entgegenſetzen! Und die bloß moraliſchen Mittel, dem Uebel abzuhelfen oder wenigſtens Einhalt zu thun, wollen leider! immer nicht zureichen! — Aber, da hier juſt der Knoten ſitzt, ſo werden Sie mir erlauben, ein wenig genauer nachzufragen, was es mit der beſagten Garantie der Geſetze für eine Bewandtniß hat. Das Volk iſt der wahre und einzige Suverän im Staat, nicht ſo?

Gism. Allerdings.

Ottob. Und giebt ſich ſelbſt Geſetze?

Gism. Durch ſeine Repräſentanten.

Ottob. Und wählt ſeine Repräſentanten ſelbſt?

Gism. Es ernennet wenigſtens die Wähler derſelben aus ſeinem Mittel.

Ottob. Und die Repräſentanten erhalten ihre Vollmachten vom Volke?

Gism. Wenigſtens die allgemeine, kein Geſetz zu geben, das nicht dem höchſten über alle, der Wohlfarth des Volks, gemäß ſey.

Ottob.

Ottob. Und ſind für die Art und Weiſe, wie ſie ein ſo wichtiges Amt geführt haben, ihrem Suverän, dem Volke, verantwortlich?

Gisin. Eigentlich nicht. Wie ſollte das mögs lich ſeyn? Bedenken Sie ſelbſt, wer würde mit der Laſt einer ſolchen Verantwortlichkeit Geſetzgeber ſeyn wollen?

Ottob. Alſo, um Sie nicht mit längern Fragen zu ermüden, das Volk giebt ſich, theils mittelbar theils unmittelbar, ſeine Geſetze und alle ſeine obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt, und darin beſteht die Garantie ſeiner Rechte?

Gisin. Wie meynen Sie das?

Ottob. Das Volk hat keinen Garant ſeiner Suveränität, Freyheit und Gleichheit, als die Geſetze, und die Geber, Handhaber und Vollzieher derſelben: Oder, wiſſen Sie noch eine andere Garantie?

Gisin. (nachdenkend und etwas verlegen) Ich weiß keine.

Ottob. Es müßte nur die heilige Inſurrekzion ſeyn; ein Vorrecht, deſſen Ausübungen ſo ſchwer zu beſtimmen und von ſo mißbeliebigen Folgen iſt, daß die Bürger, in deren Händen die höchſte vollziehende Gewalt liegt, nicht zu verdenken wären, wenn ſie alles in der Welt verſuchten, um ihrem launiſchen Suverän den Gebrauch einer ſo gefährlichen Prärogative unmöglich zu machen.

Gisin.

Gism. Wenn Direktoren, Gesetzgeber und Richter ihre Schuldigkeit thun, so bedarf es dessen nicht, und die Gesetze sind hinlänglich, Jedem sein Recht zu garantieren.

Ottob. Sie wissen aber, lieber Gismund, wie es leider! mit der menschlichen Natur beschaffen ist, und in welchem ewigen Kriege das Privatinteresse, der Durst nach Gewalt und Gold, der Ehrgeiz, der Neid, die Rachsucht, die Eitelkeit, Trägheit, und Wollust, kurz, alle Leidenschaften und Unarten des menschlichen Herzens mit unsern Pflichten zu Felde liegen! Nun haben aber alle unsre Gesetzmacher, Direktoren, Minister, Kommissäre, Departements- und Muncipalitäts-Verwalter, und Mägistrats-Personen aller Gattung den großen Fehler, daß sie Menschen sind. Sie werden also ihre Schuldigkeit nicht thun —

Gism. Dafür werden Sie doch die Demokratie nicht verantwortlich machen wollen, Ottobert?

Ottob. Nicht dafür, sondern daß sie alle diese Menschen so behandelt als ob sie mehr als Menschen wären; ein Vertrauen in sie setzt, das nur die wenigsten verdienen; eine Macht in ihre Hände legt, deren sie sich, so oft es ihnen beliebt, zur Entkräftung oder Ausweichung des Gesetzes, und zum Vortheil ihrer Privatabsichten und Leidenschaften, so willkührlich als möglich bedienen werden.

Gism Giebt es denn unter so vielen nicht auch weise und tugendhafte Männer? und wo könnten

wir

wir ſie zu finden hoffen, wenn ſie nicht in einer frey und gleich konſtituirten Republik zu finden wären?

Ottob. Nur machen ſie allenthalben eine gar winzige Minorität aus, und Ihre groſse Demokratie braucht eine ſo ungeheure Menge Staatsdiener! — Geſetzt aber, es wären der verſtändigen, tauglichen und guten Menſchen gerade ſoviel, als zu Beſetzung aller, oder doch der wichtigern Staatsbedienungen vonnöthen wären: werden die Wähler ſichs auch immer Ernſt ſeyn laſſen ſie zu ſuchen, und das beſcheidene wahre Verdienſt vom Scheinverdienſt, das oft weit beſſer in die Augen fällt, und den rechtſchaffnen Mann, der ſich eher verbirgt als anbietet, von dem zudringlichen verſchmitzten Heuchler, der alle Rollen mit Gewandtheit und Anſtand zu ſpielen gelernt hat, immer zu unterſcheiden wiſſen? Haben Sie wohl, lieber Gismund, jemahls genauer erwogen, was es auf ſich hat, dem Volk die Wahl ſeiner Geſetzgeber und Regenten zu überlaſſen? Der weiſe Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt als von einem weiſen, der Redliche von einem andern als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und ſittliche Eigenſchaften andrer Menſchen, zumahl ſolcher die durch Glücksumſtände, Erziehung und andre Verhältniſſe zu einer ihm fremden Klaſſe gehören, richtig ſollte urtheilen können, müſste es dazu nicht nur einen Maſsſtab haben, den es weder hat noch haben kann; es müſste

auch von Vorurtheilen, Leidenſchaften, perſönlichem Intereſſe und fremdem Einfluß frey ſeyn. Können Sie aber glauben, daß die eigentlichen Gewalthaber in der Republik, die Männer, die über den Nazionalſchatz und die Armeen diſponieren, und einen großen und wichtigen Theil der öffentlichen und einträglichſten Bedienungen nach Willkühr zu vergeben haben, es jemahls bey den Volkswahlen darauf ankommen laſſen werden, was für Männer das Volk zu ſeinen Repräſentanten und obrigkeitlichen Perſonen ernennen möchte? Verlaſſen Sie Sich darauf, daß dieſe Herren ihr eigenes Intereſſe zu gut verſtehen, um nicht alle dieulichen, erlaubten und unerlaubten, Maßregeln zu nehmen, daß wenigſtens die Mehrheit der Erwählten aus Männern nach ihrem Herzen beſtehe? Oder, wofern es auch, wie in Frankreich bey der Wahl des neuen Drittels der geſetzgebenden Räthe von 1797, anders ausgefallen wäre, ſo werden ſie bald genug Vorwände zu einem achtzehnten Fruktidor finden, und dann für die Zukunft ſich beſſer vorzuſehen wiſſen. — Die Republikaner breiten ſich ſo gern über den alten Gemeinplatz, wie ſchädlich dem Staat ſchwache Fürſten ſind, aus. Ich kenne keinen ſchwächern und untauglichern Suverän; keinen, der mit weniger Kenntniß der Sachen urtheilt, und mit weniger Beſonnenheit handelt; keinen, der mehr in den Händen ſeiner Diener iſt, und durch Schmeicheley und verſtellte Wärme für ſein Intereſſe leichter gewonnen, durch Furcht oder Hoffnung leichter an

der

der Naſe geführt werden kann, als das Volk. Welch ein Suverän! — Aber wie könnte auch ein demokratiſches Volk ſich ſelbſt lange verbergen, daß die lächerliche Titularſuveränität, womit man ſeiner unter vertieften Kniebeugungen ſpottet, eine bloße Schaukel iſt, vermittelſt deren Leute, die in einer andern Ordnung der Dinge nicht einmahl bemerkt worden wären, ſich zu den höchſten Stellen emporſchwingen, und daß es ſich, in ſeinen Repräſentanten und den Depoſitarien ſeiner höchſten Gewalt, Oberherren gegeben hat, von deren Meinungen, Willkühr und perſönlichem Intereſſe ſein ganzes Schickſal abhängt? Wie blind das Volk auch gewöhnlich zu ſeyn pflegt, wo ihm geſunde Augen am nöthigſten wären, ſo einfältig iſt es nicht, ſich durch die lächerliche Affektazion des Bürgertitels täuſchen zu laſſen, und nicht zu ſehen, was die Herren Bürger unter dieſer durchſichtigen Hülle zu verbergen glauben. Wenn Ihr demokratiſches Volk ſich auch in allem andern irrte, darin allein wird es bald genug ins Klare kommen; denn die Thatſachen, die ihm die Augen öffnen müſſen, werden bald genug handgreiflich ſeyn. Oder wie lange wird es wohl von dem Tage an, da drey oder fünf Obergewalthaber (gleich viel unter welcher Benennung) den erſten Zug aus dem Zauberbecher der Hoheit und Gewalt gethan haben, wie lange, meynen Sie, daß es währen wird, bis ſie entſchloſſen ſind, ihn, wo möglich, nie wieder aus den Händen zu geben? Und, wofern ihnen hierin ein

Ziel geſetzt iſt, werden ſie, die ſo viele Mittel dazu in den Händen haben, ſich nicht in Zeiten im geſetzgebenden Senat, unter den Armeen, unter dem Volk, unter allen, die ſie durch Intereſſe oder Hoffnung an ſich zu feſſeln wiſſen, einen ſo ſtarken Anhang machen, daß ſie entweder (unter dem gewöhnlichen Vorwand) eine Abänderung des Geſetzes zu ihrem Vortheil bewirken können, oder, wenn ſie auch von ihrem Poſten abtreten müſſen, noch immer im Beſitz eines Anſehens und Einfluſſes bleiben, der ſie ihren Nachfolgern furchtbar machen wird?

Gism. Vergeſſen Sie nicht, Freund Ottobert, daß die Gewalten in der repräſentativen Demokratie ſo genau von einander geſchieden, und durch eine lange Stufenfolge von Subordinazion ſo gut gegen einander abgewogen ſind, daß es unmöglich iſt, die Rechte des Volks, — die unter der Herrſchaft eines Einzigen keine andere Sicherheit haben als den Karakter und guten Willen dieſes Einzigen, — mit größrer Behutſamkeit und Weisheit ſicher zu ſtellen.

Ottob. Und ich bitte Sie dagegen, nicht zu vergeſſen, daß, da die Geſetze zum Beſten des Volks und vornehmlich zu ſeiner Sicherheit gegen jene lange Hierarchie von hohen und niedern Staatsbeamten, da ſind, das perſönliche Intereſſe dieſer letztern nothwendig erfordern muß, die Porzion von Gewalt, die jeder in den Händen hat, auf alle mögliche

liche Weiſe in ihren eignen Nutzen zu verwenden, und indem ſie das Geſetz gegen alle, die ihnen nichts zu dieſer Abſicht helfen können oder wollen, mit Strenge geltend machen, ſich ſelbſt und ihre Freunde ſo viel und oft davon zu dispenſiren, als nur immer möglich iſt. Weil dies aber nur alsdann mit Sicherheit geſchehen kann, wenn ſie ſich zu Werkzeugen ihrer Obern und der herrſchenden Fakzion gebrauchen laſſen: ſo wird das letzte Reſultat hievon ſeyn, daß das vorgebliche Gleichgewicht, worin die Gewalten einander halten, nichts als ein täuſchendes Blendwerk iſt; daß, anſtatt einander einzuſchränken, vielmehr eine Art von ſtillſchweigender Zuſammenverſchwörung zwiſchen ihnen ſtatt findet, und daß am Ende die oberſte Gewalt, welche alle Zügel und Stränge in den Händen hält und nach Belieben anziehen oder nachlaſſen kann, kein andres Geſetz befolgt als ihren Willen, ſo wie ſie keinen feſtern Willen hat, als in jedem Kolliſionsfall ihrem perſönlichen Intereſſe alles aufzuopfern. Sollten Sie, mein Freund, etwa noch zweifeln können, daß dies der natürliche Gang der Sachen in einer ſehr großen Demokratie iſt, ſo erinnern Sie Sich an alles, was ſeit zwey Jahren, und beſonders ſeit dem 18ten Fruktidor, in Frankreich vorgegangen iſt, und Sie werden eine Uebereinſtimmung zwiſchen meiner Theorie und der republikaniſchen Praxis finden, die, wie mich däucht, die zuverläßigſte Probe iſt, daß ich recht gerechnet habe.

Bism. (etwas mißmuthig) In einem so düstern Lichte hab' ich die Sachen freylich nie gesehen.

Ottob. Wenn der Anblick nicht sehr fröhlich ist, so kann das Licht nichts davor; denn ich habe die Sache in das helle Sonnenlicht gestellt.

Bism. Aber was kann die demokratische Verfassung vor den Mißbrauch, den verkehrte Menschen von ihr machen? Oder geht es in der monarchischen etwa anders her?

Ottob. Sehen Sie nicht wie viel ich schon gewonnen habe, wenn es in der Demokratischen nicht um sehr viel besser geht? — Aber lassen wir itzt die Monarchie an ihrem Ort, um nicht zu weit aus unserm Wege zu kommen. Ich sage also, die demokratische Verfassung kann sehr viel vor den Mißbrauch, der von ihr gemacht wird. Denn darin liegt eben ihr wesentlichster Fehler, daß sie nicht auf die wirkliche Beschaffenheit der Menschen, und auf das was diese in der bürgerlichen Gesellschaft suchen und von ihr erwarten, berechnet ist. Oder, noch richtiger zu reden, der größte und gröbste Mißbrauch, der von der demokratischen Form gemacht werden kann, ist, wenn man einen einer andern Form gewohnten Staat, zumahl ein großes Reich, mit Gewalt in sie hinein zwängt. Als Uebergang aus dem rohen Naturstand, als eine der untersten Stufen der Civilisierung, mag sie eine Zeit lang gelten, und dann einer den Fortschritten

in

in der Kultur angemeßnern Einrichtung Platz machen. Eine gute Art von einem Hirtenvolke von wenigen Tauſenden, ein Völkchen, das, von der übrigen Welt abgeſchieden, in unzugangbaren Bergen lebt, und ſich von der urſprünglichen Einfalt der Natur nur wenig entfernt, könnte ſich Jahrtauſende lang ganz gut mit ihr behelfen. Aber in einem großen Reiche, das mehrere Jahrhunderte lang einen hohen Rang unter den erſten Mächten des Erdbodens behauptet hat, eine repräſentative Volksregierung an die Stelle der Monarchie zu ſetzen, würde, ſogar in dem unmöglichen Falle, daß die Umgeſtaltung ohne die geringſte Erſchütterung, während eines magiſchen Schlafs der ganzen Nazion, hätte bewerkſtelligt werden können, ein thörichtes und freſelhaftes Unternehmen geweſen ſeyn: thöricht, wenn die Leute nicht wußten was ſie thaten, freſelhaft, wenn ſie es wußten. Denn es iſt nun einmal Natur der Sache, daß dies Unternehmen ſich über lang oder kurz entweder in einer ungeheuren Anarchie, oder in einer militäriſchen Deſpotie hinter einer republikaniſchen Maske, endigen muß: in jener, ſobald das Volk ſich ſeiner ihm vorgeſpiegelten Souveränität in Ernſt gebrauchen, die Oberaufſicht über ſeine Diener ſelbſt führen, und, wenn ſie die ihnen anvertraute Gewalt überſchreiten, ſich ſelbſt Recht gegen ſie ſchaffen will; in dieſer, wenn es, im Vertrauen auf die Konſtituzion, ſeinen Repräſentanten und Staatsdienern eine ſo ungemeßne Macht überläßt, daß die

wäre; und der kühnſte Wunſch, den er zu wagen fähig war, war nur, in derjenigen ſympathetiſchen Verbindung der Seelen mit ihr zu ſtehen, wovon ihm Pſyche die Erfahrung gegeben hatte. Wie angenehm (dacht er) wie entzükungsvoll, wie ſehr über alles, was die Sprache der Sterblichen ausdrüken kan, muſte eine ſolche Sympathie mit einer Danae ſeyn, da ſie mit Pſyche ſchon ſo angenehm geweſen war! Zum Unglük für unſern Platoniker war dieſes ein Plan, wozu Danae, welche dieſes mal keine Sylphide ſpielen wollte, ſich nicht ſo gut anließ, als er es gewünſcht hatte. Sie fuhr immer fort ſich in den Grenzen der Freundſchaft zu halten, und, die Wahrheit zu ſagen, ſie war entweder nicht geiſtig genug, ſich von dieſer intellectualiſchen Liebe, von der er ihr ſo viel ſchönes vorſagte, einen rechten Begriff zu machen; oder ſie fand es lächerlich, in ihrem Alter und mit ihrer Figur eine Rolle zu ſpielen, die, nach ihrer Denkungsart, ſich nur für eine Perſon ſchikte, die im Bade keine Beſuche mehr annimmt; wenn ſie gleich allzu beſcheiden war, ihm dieſes mit Worten zu ſagen, ſo fand ſie doch Mittel genug, ihm ihre Gedanken über dieſen Punct auf eine vielleicht eben ſo nachdrükliche Art zu erkennen zu geben. Gewiſſe kleine Nachläßigkeiten in ihrem Puz, ein verrätheriſcher Zephir, oder ihr Sperling, der indem ſie neben Agathon auf einer Ruhebank ſaß, mit muthwilligem Schnabel an dem Gewand zerrte, das zu ihren Füſſen herabfloß, ſchienen ſeiner ätheriſchen Liebe zu ſpotten, und ihm Aufmunterungen zu geben, die ein minder bezauberter Liebhaber nicht

Verſuchung und die Leichtigkeit ſie zu mißbrauchen zu groß iſt, als daß ehrgeitzige und habſüchtige Menſchen der Gelegenheit widerſtehen ſollten. Je feiner in dieſem letzten Falle das Gewebe des Geſetzes iſt, wodurch man ihnen die Hände gebunden zu haben glaubt, je leichter werden ſie ſich, ſo oft es ihre Abſichten erfordern, davon loszuwickeln wiſſen; je künſtlicher die Maſchine iſt, die den Staat im Gang erhalten ſoll, je bälder wird man Mittel finden, ſie zu vereinfachen, und an die Stelle eines verwickelten, ſchwergehenden, alle Augenblicke ſtockenden Druckwerks, das raſche und mächtige Triebrad der willkührlichen Gewalt zu ſetzen. — Und was hätten nun unſre Neuſeeländer, die, nach unſrer Vorausſetzung, aus ihrem rohen Naturſtande, wo ſie ſich im wirklichen Beſitz der unbeſchränkteſten Freyheit und vollkommenſten Gleichheit befanden, herausgegangen, und nach Jahrhunderten von Kultur endlich ſo weit gekommen wären, für eines der policierteſten, ausgebildetſten und aufgeklärteſten Völker der Erde zu gelten, und in allem, was zur Verfeinerung des Geſchmacks, der Sitten und der Lebensweiſe gehört, die Geſetzgeber aller übrigen zu ſeyn, — was hätten ſie damit gewonnen, ſich mit plötzlicher Begebung aller Vortheile der Policierung, die ſie in ſo langer Zeit errungen hätten, auf einmahl wieder in den nehmlichen Stand der Freyheit und Gleichheit zurückſchleudern zu laſſen, aus welchem ſie, um ſich beſſer zu befinden, vor einem Paar Tauſend Jahren heraus getreten wären?

Gieni.

Gism. Sehr wenig, wenn dies wirklich der Fall wäre. Aber wie können Sie nur einen Augenblick vergessen, welch ein unendlicher Unterschied zwischen einem solchen Rückfall in den Neuseeländischen Naturstand, und zwischen dem Unternehmen ist, einer sehr gebildeten Nazion, mit der Befreyung von einer unwürdigen und nicht länger erträglichen Unterdrückung, den Genuß aller Vortheile ihrer Lage, ihrer Kultur und ihres Kunstfleißes und den freyen Gebrauch aller ihrer Kräfte zu ihrer möglichsten Vervollkommnung, durch eine auf die ersten und wesentlichsten Menschheitsrechte gegründete Konstituzion auf ewig zu versichern?

Ottob. Sie haben wohl gethan, sich des Wortes Unternehmen zu bedienen. Ob nicht, indem man einen so großen Zweck durch ein so widersinnisches Mittel bewirken wollte, etwas unternommen wurde, das aus dem ganz simpeln Grunde, weil es unmöglich ist, nie zu Stande kommen wird, — das war eben die Frage, die ich durch alles bisher gesagte beantwortet glaubte. Die Freyheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policierung und Kultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander widersprechen und aufheben.

Gism. Nach Ihrer Theorie müßten wir unsern wesentlichsten Menschenrechten entsagen, um der zweydeutigen Vortheile der Kultur habhaft zu werden. Wahrlich, eines solchen Opfers sind diese

nicht werth! Lieber mit Hans Jakob Rouſſeau auf allen Vieren in die Wälder zurück!

Ottob. Wer fordert denn aber ein ſolches Opfer, als – eben der demókratiſche Despotism, der einen verworrnen, unbeſtimmten, vieldeutigen Begriff von Freyheit und Gleichheit, und ein ganzes Wörterbuch voll neuer, hochtönender, halbgriechiſcher und von Niemand, außer ihm ſelbſt, recht verſtandner Wörter zu eben ſo vielen mit vulkaniſcher Kunſt geſchmiedeten Feſſeln zu machen weiß, womit er euch an Händen und Füßen verſtrickt, und zu allem zwingt, was ihm beliebt? Wer fordert dieß Opfer als der demokratiſche Despotism, der die Geſetze ſelbſt, die euch euere Freyheit garantieren ſollen, in Werkzeuge der unleidlichſten Unterdrückung verwandelt, und unter dem Vorwand, „daß die Rettung der Republik das höchſte Geſetz ſey, ſo oft es ſein perſönliches Intereſſe erfordert, alle Schranken durchbricht, hinter welchen ihr euere Perſonen und euer Eigenthum in Sicherheit gebracht zu haben glaubtet; und dem es an dieſem Vorwand, vor welchem alle Geſetze ſchweigen müſſen, nie fehlen kann,“ da es bloß von ihm abhängt, das Heil der Republik ſo oft und ſo lange es ihm beliebt, in Gefahr zu ſetzen? — Die bürgerliche Geſellſchaft verlangt von dem rohen Naturmenſchen, der ſich in ihren Schutz begeben will, nichts, als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Geſellſchaft iſt.

iſt. „Du willſt, ſpricht ſie zu ihm, deiner Perſon, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits beſitzeſt, oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkſt, eine Sicherheit verſchaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verſpreche ſie dir. Ich garantiere dir Schutz gegen jede Beleidigung: aber du begreifſt, daß ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenſchaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu beſorgen haben könnte, ſicher ſeyn will. Du entſagſt alſo deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur ſo weit es zu dieſem Zweck unumgänglich nöthig iſt; du hörſt auf, dein eigner unumſchränkter Herr, Geſetzgeber und Richter zu ſeyn, und unterwirfſt dich allen Geſetzen, die ich zu Bewirkung der allgemeinen Sicherheit gegeben habe, weil ſie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leiſten. Du wünſcheſt aber auch an den Vortheilen und Genüſſen Antheil zu haben, die uns Policierung und Kultur verſchaffen: dieß iſt unmöglich, wofern du dich nicht in die Ordnung einſchränken läſſeſt und dich allen den Geſetzen unterwirfſt, ohne welche die mannigfaltigen Verhältniſſe, in die du zu Erreichung jener Abſicht nothwendig verflochten werden wirſt, alle Augenblicke zu Kolliſionen Anlaß geben würden, die deine eigene Sicherheit in Gefahr ſetzen und die öffentliche Ruhe ſtören würden. Laß dich die dir ganz neuen Wörter „Geſetz, Pflicht, Einſchränkung, unterworfen, gehorchen ſollen, müſſen,“ an die dein

Ohr

Ohr ſich nun gewöhnen muß, nicht erſchrecken! Sie bezeichnen lauter unnachläßige Bedingungen deiner Sicherheit, des freyen, aber der Geſellſchaft unſchädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohlſtandes, der die Frucht deſſelben ſeyn wird. Du unterwirfſt dich bloß den Geſetzen der Vernunft; du gehorchſt bloß denen, die zu Handhabung dieſer Geſetze beſtimmt ſind; du erfüllſt keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich iſt, mußt nichts als was du ſollſt, und ſollſt nichts, als was die Geſellſchaft, deren Mitglied du wirſt, rechtsmäßig an dich zu fodern hat. Noch biſt du dein eigner Herr; es hängt bloß von dir ab, ob du dich mit mir auf dieſe Bedingungen einlaſſen willſt oder nicht: iſt aber der Vertrag einmahl zwiſchen uns geſchloſſen, ſo ſteht er feſt, und ich bin berechtigt, dich zu Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen biſt, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannſt.

Gidm. Das alles, ſollt' ich denken, ſpricht die demokratiſche Republik von Wort zu Wort zu jedem ihrer Mitglieder —

Ottob. Wie könnte ſie anders? Das Uebel iſt nur, das ſie auch ſonſt noch Etwas ſpricht, das mit dieſer Grundſprache aller bürgerlichen Geſellſchaften in geradem Widerſpruch ſteht, und daß gerade dieſer Widerſpruch das iſt, was ſie zur Demokratie macht. Indem ſie die Suveränität des Volks proklamiert, giebt ſie dem Staat eine unſichre betrüg-

trügliche Grundlage, und vergißt abſichtlich, daß unabhängige Naturmenſchen eben dazu in bürgerliche Geſellſchaft treten, um ihrer bisherigen perſönlichen Suveränität zu ihrem eignen Beſten zu entſagen. Indem ſie unbeſtimmte Freyheit und Gleichheit proklamiert, ſie überall als Schild und Wahrzeichen aushängt, und zum ewigen Loſungswort ihrer Bürger macht, erweckt ſie in dem unverſtändigen großen Haufen Erwartungen, die ſie weder zu erfüllen gedenkt, noch erfüllen könnte, wenn ſie auch wollte. Ginge ſie ehrlich und redlich zu Werk, ſo ſagte ſie den Leuten gerade heraus, weſſen ſie ſich zu ihr zu verſehen hätten. — Soll ich Ihnen ſagen, Gismund, wie Ihre geliebte Demokratie in dieſem Falle ſprechen müßte?

Gism. Laſſen Sie hören!

Ottob. So ſtellen Sie Sich dann den Genius der Demokratie mit ſeinen gewöhnlichen Attributen vor, einen Eichenkranz um die Stirn, die Konſtitution in der einen Hand, und eine Pike, ſo groß wie der höchſte Lerchenbaum mit dem Freyheitshuth auf ihrer Spitze, in der andern, wie er auf dem höchſten Gipfel des zum Altar der Freyheit und Gleichheit geweihten Montblank ſtehend, den ringsum verſammelten, mit geſpitzten Ohren und gaffenden Mäulern aufhorchenden Völkern Europens zuruft: Ihr Völker Europens, höret meine Rede und nehmet den Sinn meiner Worte wohl zu Herzen! Eine neue Ordnung der Dinge iſt im Werk, eine lange

Reihe

Reihe goldner Jahrhunderte rückt heran. Hand in Hand steigt die strenge Nemesis mit der heilbringenden Asträa vom Himmel herab, die Ketten der Völker zu zerbrechen, alle Gebrechen der Menschheit zu heilen, und allen ihren Beschwerden abzuhelfen. Alle selbstsüchtigen und menschenfeindlichen Leidenschaften, alle verderblichen Ausgeburten der falschen Staatskunst, alle schwarzen Erfindungen des fanatischen Aberglaubens, alle Gesetze, womit eine betrügerische und bestochene Rechtsgelehrsamkeit dem tyrannischen Mißbrauch der Gewalt einen Anstrich von Recht und Gemeinnützigkeit zu geben suchte, mit allen andern Ungeheuern der Hölle, die seit Jahrtausenden den Erdboden verwüsten und die wohlthätigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu Mitteln der Erniedrigung und Unterdrückung des Menschengeschlechts und zu Quellen seines bittersten Elends gemacht haben, werden in den Abgrund zurück stürzen. Allgemeines Wohlwollen wird ein unauflösliches Bruderband um alle Kinder der Erde schlingen, ewiger Friede die Völker aller Zonen zu einer Einzigen Familie machen. Das lieblichste, schönste und erhabenste, was begeisterte Profeten und Dichter in herzerhebenden Gesängen von einer Zukunft, welche niemand zu sehen hoffte, geweissagt haben, wird vor euren Augen in Erfüllung gehen. Denn ich biete Euch allen in dieser Hand Freyheit und Gleichheit an, die einzigen Mächte, die alle diese Wunderdinge, diese neue Schöpfung glücklicher Menschen und goldner Zeiten, diesen Himmel

auf

auf Erden, wirklich machen können. „Aber höret auch die unnachläßlichen einzigen Bedingungen, unter welchen Euch dieſe Glückſeligkeit angeboten wird. Von der Stunde an, da ihr von Freyheit und Gleichheit Beſitz nehmet, erkennet Ihr alle die Vernunft für euere oberſte Regentin, und ſchwöret ihr für jeden Augenblick euers Lebens unbedingten Gehorſam und unverbrüchliche Treue Von dieſer Stunde an entſagt Ihr jedem eigennützigen Triebe, der mit der allgemeinen Wohlfahrt ſtreitet. Alle euere Leidenſchaften und Wünſche ſchweigen vor dem heiligen Geſetze des gemeinen Beſtens, und ihr ſuchet euern höchſten Ruhm, euer höchſtes Glück in der pünktlichſten Erfüllung aller euerer Pflichten. Ihr ſeyd alle frey und gleich, aber keinen Augenblick länger als ihr der Vernunft gehorcht. Sie, und die mit ihr gleich ewige Nothwendigkeit, ſind nun euere einzigen Gebieterinnen, und der bloße Gedanke, euch von ihrer Herrſchaft los zu machen, würde Freyheit und Gleichheit zu einer Quelle des bitterſten Elends machen. Da nichts ohne Form beſtehen kann, ſo bringe ich Euch diejenige, unter welcher dieſe Töchter des Himmels das Glück euers Lebens machen ſollen, in dieſer Konſtituzion. Aber vergeſſet keinen Augenblick, daß ſie kein magiſcher Talisman iſt, daß die Bedingungen, unter welchen allein ſie ein Gut für Euch iſt, immer in euern eignen Händen bleiben. Ihr zufolge werdet Ihr künftig euere Obrigkeiten ſelbſt erwählen. Hütet Euch in der Ausübung dieſes großen, aber

ge-

gefährlichen Vorrechts, unbedachtsam und nachläßig, oder unlauter und partheyisch zu verfahren. Jeder gebe seine Stimme, mit der gewissenhaftesten Redlichkeit gegen das Vaterland und sich selbst, dem Manne, den er unter allen seinen Mitbürgern für den tauglichsten und rechtschaffensten hält, ohne auch nur ein Wort mit andern deßwegen abgeredet zu haben, oder den geringsten Einfluß von aussen auf sich wirken zu lassen. — Diejenigen, die Ihr durch diese freye Wahl bevollmächtigt habt, in der Versammlung der Gesetzgeber, in den Gerichtshöfen und im obersten Vollziehungsrath euern allgemeinen Willen, der niemahls etwas anders als der Ausspruch der Vernunft selbst seyn kann, auszusprechen, anzuwenden und zur Vollziehung zu bringen, betrachten sich von Stunde an, als Menschen, die, mit den schwersten Pflichten belastet, dem Volke, dem sie angehören, der Nachwelt und der ganzen Menschheit von jedem ihrer Schritte Rechenschaft schuldig sind. Sie vergessen sich selbst, und kennen kein anderes Interesse als das Allgemeine. Keine Leidenschaft trübt jemahls die Heiterkeit ihres Verstandes oder die reine Lauterkeit ihres Willens. Ehrgeiz, Eifersucht, Partheylichkeit, Ränke, Kabalen, Fakzionen sind etwas unerhörtes unter ihnen; sie würden das Licht der Sonne durch ihren Anblick zu beflecken, und die Luft mit ihrem Athem zu verpesten glauben, wenn sie jemahls fähig wären, das Gesetz zu verdrehen, das Recht zu beugen, nach Gunst oder Ungunst zu sprechen, sich auf Unkosten

ihrer

ihrer Mitbürger zu bereichern, vom gemeinen Gut, das ihrer Verwaltung anvertraut iſt, das geringſte in ihren Privatnutzen zu verwenden, und überhaupt in ihrem öffentlichen Karakter leichtſinnig, launiſch, leidenſchaftlich und ſelbſtſüchtig zu verfahren. Keiner, wie hoch ſein Poſten, wie groß ſeine Gewalt und die durch ſeine Hände gehenden Summen des Nazionalſchatzes waren, verläßt ſeine Stelle reicher als er ſie angetreten, und derjenige, der mehrere Jahre lang mit der höchſten Würde in der Republik bekleidet war, ſetzt ſeinen höchſten Ruhm darein, arm in ſeinen vorigen Privatſtand zurückzutreten. Jeder, der vermöge ſeines Amtes um eine oder mehrere Stufen höher als andere ſteht, erkennt es für ſeine Pflicht, in Edelmuth, Mäßigung, Nüchternheit, Genügſamkeit, Beſcheidenheit und jeder andern häuslichen, bürgerlichen und politiſchen Tugend den übrigen zum Beyſpiel und Vorbild zu dienen, und erfüllt dieſe Pflicht mit deſto größrer Strenge, weil er weiß, daß der Staat nur ſo lange glücklich ſeyn und beſtehen kann, als dieſe Tugenden den allgemeinen Volkskarakter ausmachen. Das Volk ehrt ſeine Vorſteher durch Vertrauen und Gehorſam, und beweiſet ihnen beydes, auch wenn es die Weisheit ihrer Maßregeln und Verordnungen nicht ſogleich einzuſehen vermag. Die Vorſteher hingegen ehren die Würde der menſchlichen Natur in jedem ihrer Mitbürger; der fleiſſige und redliche Taglöhner dünkt ſie ihrer aufmerkſamſten Vorſorge eben ſo werth als der reichſte Eigenthümer, und der Bür-

nöthig gehabt hätte. Danae hatte Urſache mit der Würkung dieſer kleinen Kunſtgriffe zufrieden zu ſeyn. Agathon, welcher ſich angewöhnt hatte, den Leib und die Seele als zwey verſchiedene Weſen zu betrachten, und in deſſen Augen Danae eine geraume Zeit nichts anders, als (nach dem Ausdruk des Guidi) eine himmliſche Schönheit in einem irdiſchen Schleyer geweſen war, vermengte dieſe beyden Weſen je länger je mehr in ſeiner Phantaſie mit einander, und er konnte es deſto leichter, da in der That alle körperlichen Schönheiten ſeiner Göttin ſo beſeelt, und alle Schönheiten ihrer Seele ſo lebhaft aus dieſem reizenden Schleyer hervorſchimmerten, daß es beynahe unmöglich war, ſich eine ohne die andre vorzuſtellen. Dieſer Umſtand brachte zwar keine weſentliche Veränderung in ſeiner Art zu lieben hervor; doch iſt gewiß, daß er nicht wenig dazu beytrug, ihn unvermerkt in eine Verfaſſung zu ſezen, welche die Abſichten der ſchlauen Danae mehr zu begünſtigen als abzuſchreken ſchien. O du, für den wir aus großmüthiger Freundſchaft uns die Mühe gegeben haben, dieſes dir allein gewiedmete Capitel zu ſchreiben, halte hier ein und frage dein Herz. Wenn du eine Danae gefunden haſt (armer Jüngling! welche Molly Seagrim kan es nicht in deinen bezauberten Augen ſeyn?) und du verſteheſt den Schluß dieſes Capitels, ſo kömmt unſre Warnung ſchon zu ſpät, und du biſt verlohren, fliehe, von dem Augenblik an, da du ſie geſehen; fliehe und erſticke den Wunſch ſie wieder zu ſehen? Wenn du das nicht kanſt; wenn du, nachdem

du

ger, dem ihre Hülfe am nöthigſten iſt, iſt der erſte der Gehör erhält. Ein allgemeiner Geiſt der Ordnung, der Billigkeit, der Mäßigung, der Vaterlandsliebe und der Humanität athmet durch alle Glieder des Staats, giebt ihm wahre und ewige Einheit und Untheilbarkeit, und indem jeder Einzelne mit allen andern wetteifert der beſte Bürger zu ſeyn, glaubt er in jedem einen beſſern und würdigern zu ſehen als er ſelbſt iſt. — Dies, ihr Völker, ſind die Bedingungen, unter welchen Freyheit und Gleichheit euch glücklich machen werden! Dünken ſie euch ſchwer? — vielleicht wohl gar, unmöglich zu erfüllen? — Deſto ſchlimmer für Euch! Denn ich habe euch keine andere zu geben, und kann von dieſen keine Sylbe nachlaſſen. Aber höret nun auch, was die Folgen ſeyn werden, wenn Ihr das gefährliche Geſchenk aus meinen Händen annähmet, ohne weder Willen noch Vermögen zu haben, dieſe Bedingungen zu erfüllen —

Gism. Ich bitte Sie, Ottobert, laſſen Sie Ihren demokratiſchen Genius kein Wort weiter ſagen! Nach der indirekten Satire, die er von der Spitze des Montblank auf die armen Demokraten herab deklamiert hat, indem er ihnen ſagte, was ſie ſeyn ſollten und nicht ſind, wäre es zu grauſam, die Unglücklichen noch zu nöthigen, in einem Spiegel, deſſen wenig ſchmeichelhafte Wahrheit ihr zartes Auge zu ſehr beleidigen würde, auch noch ſehen zu müſſen, was ſie ſind. Laſſen Sie ihn

immerhin wieder verſchwinden; ich werde ihn nicht zurückrufen; denn durch ihn ſind auch meine ſchönen wonniglichen Träume von Freyheit und Gleichheit, auf Ordnung und Sittlichkeit gegründet, mit Unſchuld und Güte gepaart, von Muſen und Grazien verſchönert, — wie leichte Wolkengebilde und Luftſchlöſſer der Fee Morgana in Nichts dahin geſchwunden.

Ottob. Es wäre doch wirklich ſonderbar, wenn Sie jemahls an die Möglichkeit geglaubt hätten, ſolche Ideale — an Menſchen — durch Menſchen realiſiert zu ſehen.

Gism. Gutmüthige Herzen haben Augenblicke, wo ſie ſo leicht glauben, was ſie wünſchen! Und daß es nie beſſer mit dem Menſchengeſchlechte werden, daß es ſogar immer ſinken und ſinken, und eine verderbte Generazion immer eine noch verderbtere zeugen ſoll, iſt ein ſo niederſchlagender troſtloſer Gedanke, daß ich ihn kaum ertragen kann. — Ich geſtehe Ihnen unverhohlen, daß die verſchiedenen Anſichten, unter welchen die franzöſiſche Republik ſeit den fünf bis ſechs Jahren, die ſie zählt, ſich der Welt darſtellt, mich öfters in meinem Glauben irre gemacht haben. Aber, wie oft auch mein Herz und meine Vernunft ſich gegen ſie auflehnten, immer kam ich doch auf den Gedanken zurück: die franzöſiſche Republik kann wenigſtens nicht mehr gegen die Demokratie überhaupt beweiſen, als die Regierung eines Kaligula oder Nero, eines

Heinrichs VIII oder Karls IX gegen die Monarchie; und noch in diesem Augenblick, nachdem Sie mich mit Gründen, die ich nur durch Sofistereyen und Schikanen anfechten könnte, überwiesen haben, daß die Demokratie, die ich zu sehen wünsche, nur in Utopien zu suchen sey, kann ich eine Stimme nicht zum schweigen bringen, die in meiner innersten Seele für sie spricht; und wenn ich schon Ihren Einwürfen keine, auch nur mir selbst genügende, Vernunftschlüsse entgegensetzen kann, so nöthigt mich doch ein nicht übertäubliches Gefühl, an meinem alten Glauben fest zu halten, daß ohne Freyheit und Gleichheit der Rechte kein Heil für die Menschheit sey.

Ottob. Wir sind dem Punkte, der uns vereinigen wird, unvermerkt ganz nahe gekommen. Die stolzen herrischen Anmaßungen der französischen Gewalthaber, die zu unsrer heutigen Unterredung Gelegenheit gaben, werden mich allemahl, so oft die Rede von Staatsformen ist, reizen, jeder andern, selbst dem wenig anlockenden Despotism der hohen Pforte zu Stambul, den Vorzug vor der Demokratie einzuräumen. Daß sie diese Anmaßungen bis zur politischen Intoleranz treiben, und die Form ihrer noch immer, in sich selbst, zwischen Seyn und Nichtseyn schwankenden Republik, als das vollkommenste Modell aller möglichen Verfassungen, der ganzen Welt, wie es scheint, aufzwingen wollen, das ist es eben, was jeden gesunden Kopf gegen sie auf-

aufbringen, und Unterſuchungen veranlaſſen muß, die, je ſchärfer und kaltblütiger dabey verfahren wird, deſto weniger zu ihrem Vortheil ausfallen können. Wahrlich, eine Republik, die ſchon, da ſie gepflanzt wurde, nur durch Ausrottung einer unendlichen Menge ſchöner und nützlicher Gewächſe Wurzel faſſen konnte, die ſchon in ihrem erſten Keim und in ihrer früheſten Entfaltung mit dem Blut eines ſchuldloſen und guten Königs und einer ungeheuren Anzahl der vorzüglichſten und verdienſtvollſten Menſchen genährt werden mußte, um unter den düſtern verpeſteten Einflüſſen der Atheiſterey und Ruchloſigkeit, und unter allen Greueln der Anarchie und Barbarey des ſchmählichſten Sansküllottism und der unmenſchlichſten Fakzienswuth, durch eine zwar wunderähnliche, aber nur zu ſehr begreifliche Kombinazion von innern und äuſſern Urſachen, mit fürchterlicher Geſchwindigkeit zu einem Baum heranwuchs, deſſen ſchwarzer Todesſchatten die halbe Erde bedeckt, und alles, was unter und neben ihm ſteht, ſchmachten, hinwelken und verdorren macht, — eine ſolche Republik hat wahrlich kein Recht zu verlangen, daß alle Völker der Erde ſich freywillig nach ihrem Bilde umgeſtalten, und ihre Grundſätze zu den ihrigen machen ſollen; und es iſt die unerträglichſte Tyrannie, Millionen friedfertiger und bey ihrer bisherigen Verfaſſung ſich wohlbefindender Menſchen mit Gewalt zu einer Veränderung zu zwingen, von welcher ſich vermuthen, und zum Theil mit Gewißheit vorausſehen läßt, daß ſie eine Quelle von unzäh-

zählichen Uebeln und unabſehlichem Elend für ſie werden wird. — Und gleichwohl, ſo groß iſt der Hang der Menſchen zur Veränderung, ſo mächtig wirkt in den einen der Gedanke, daß ſie bey einer allgemeinen Umwälzung wenig oder nichts verlieren und vielleicht ſehr viel gewinnen könnten, in andern ein dunkles Vorgefühl, vielleicht auch eine Rolle dabey zu ſpielen, — und ſo verblendend iſt der Glanz, den eine Reihe glücklicher Erfolge auf dieſe politiſchen, in einem ſelbſtgemachten Chaos arbeitenden Demiurgen wirft, daß in den noch ſtehenden Staaten die Zahl der Menſchen nicht unbedeutend iſt, die den Fortſchritten des Jakobiniſchen Revoluzionsgeiſtes, nicht bloß mit der größten Gleichgültigkeit, ſondern zum Theil mit Freude und übel verhehlter Sehnſucht entgegen ſehen, bereitwillig alles mögliche zu ihrer Beſchleunigung beyzutragen, und inzwiſchen, bis es in ihrer Gewalt ſeyn wird, ein Mehreres zu thun, wenigſtens die Neufränkiſchen Revoluzions-Maximen zu verbreiten, und den zerſtörenden Planen jener neuen Leveller dadurch den Weg zu bereiten, daß ſie den beſtehenden Staatsformen und Regierungen alles Vertrauen und alle Achtung zu entziehen ſuchen, ihre Mängel und Mißbräuche in das gehäſſigſte Licht ſtellen, das Gute an ihnen verkennen, und dagegen die neufränkiſche Demokratie für das höchſte Meiſterſtück des menſchlichen Verſtandes und die einzige Staatsverfaſſung, die ſich mit den Rechten der Menſchen vertrage, ausgeben. Dieſe Lage der Dinge, und

dieſer böſe Genius unſrer Zeit, drang mich in dieſen letzten Jahren, genauer nachzuforſchen, wie die verſchiedenen Staatsformen ſich gegen den Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft und das allgemeine Beſte der Menſchheit verhalten. Wie einleuchtend auch die Behauptung des engliſchen Dichters Pope,

For forms of Government let Fools contest,
What e'er is best administerd, is best, *)

beym erſten Anblick ſcheinen mag, ſo kann ſie doch vor einer ſcharfen Prüfung nicht beſtehen. Denn die beſte Staatsverwaltung kann zwar die einer fehlerhaften Verfaſſung beywohnenden Radikalgebrechen mildern und überpflaſtern, aber niemahls aus dem Grunde heilen; und die ſchlechteſte kann das weſentliche Gute einer weiſen und wohlberechneten Konſtituzion nicht anders als durch ihre völlige Vernichtung gänzlich unwirkſam machen. Das Reſultat, das, wie ich glaube, eine unbefangene Unterſuchung jedem Wahrheitsforſcher, ſo gut wie mir, geben wird, iſt dieſes: die monarchiſche Regierungsform iſt mehr auf Sicherheit und Ordnung, die demokratiſche mehr auf Freyheit und Gleichheit berechnet; jene iſt dem Menſchen, der erſt noch gebildet werden ſoll, dieſe dem bereits gebildeten natürlicher und angemeßner. Indeſſen waltet der große Unterſchied vor, daß, ſobald beyde Formen

*) Laß Thoren über Form des Staats ſich zanken,
Die beſte iſt die beſtverwaltete.

auf wirkliche Staaten und Menſchen, wie ſie nun einmahl ſind, angewandt werden, die Monarchie den Hauptzweck, für den ſie berechnet iſt, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurückbleibt, weil Freyheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt, und die Regierung jene nur auf Koſten dieſer, oder dieſe auf Koſten jener garantieren kann. Uebrigens tragen beyde ein ſehr wirkſames Princip der Verderbniß in ſich, mit dem Unterſchied, daß, wenn jene Jahrhunderte dauern kann, bis ſie in einen unterdrückenden Deſpotism ausartet, dieſe kaum ſo viele Jahrzehnte dauert, bis ſie, um der Anarchie zuvorzukommen, die immer wie an einem dünnen Faden über ihrer Scheitel ſchwebt, ſich in eine noch härter drückende Oligarchie verwandeln muß. In jener erhält ſchon allein der feſtgeſetzte Unterſchied der Stände, Klaſſen und Unterabtheilungen, bey der offen gelaßnen Möglichkeit, ſich durch Glück oder Verdienſte höher hinauf ſchwingen zu können, durch bloßen, aus Gewohnheit beynahe unbemerkten Druck und Gegendruck das Ganze in Ordnung: in dieſer unterhalten die raſtloſeſten aller Leidenſchaften, Ambizion, Eiferſucht und Begierde immer mehr zu haben, und die Partheyen und Fakzionen, deren Triebräder ſie ſind, den Staat in immerwährender Gährung. Die Demokratie gleicht einer am Fuß eines unruhigen Vulkans liegenden Stadt, welche zwar der Erſchütterungen

und

ſchaffnen Menſchen als eine ewig feſtſtehende Maxime anerkannt werden müſſe: daß jede Regierung ſchuldig ſey, die heraebrachte und beſtehende Verfaſſung aller andern Völker zu reſpektieren, und daß jede Anmaßung, einen Monarchiſchen oder Ariſtokratiſchen Staat, unter dem illuſoriſchen Vorwand, das Volk in Freyheit und Gleichheit zu ſetzen, mit Gewalt der Waffen zu demokratiſieren, ein höchſt ungerechter und unerträglicher Eingriff in die allgemeinen Rechte der Völker ſey, welchem alle übrigen ſich mit vereinten Kräften zu widerſetzen nicht nur berechtigt, ſondern, wenigſtens ihrer eigenen Sicherheit wegen, ſogar verbunden ſind. Wenn unſer Nachbar Belieben trägt, ſein eigenes Haus einzureiſſen, um ein beſſeres oder ſchlechteres aus den Trümmern aufzubauen, das mag er! Wir haben kein Recht, es ihm zu wehren. Aber wenn er nun käme und wollte uns, unter dem Vorwand der Nachbarſchaft und ſeines guten Willens gegen uns, unſre Häuſer ebenfalls niederreiſſen, und uns nöthigen, neue nach dem Modell des ſeinigen zu bauen, ſo könnte uns doch wohl niemand verdenken, wenn wir uns einer ſo unziemlichen und ungelegnen Anmaßung mit Fäuſten und Ferſen entgegen ſetzten.

Gism. Der Himmel bewahre uns und alle ehrliche friedfertige Leute vor ſolchen Nachbarn! — Wir ſind nun, denke ich, über alle dieſe Dinge ziemlich Einer Meinung, lieber Ottobert. Aber vermuthlich wollten Sie, da Sie vorhin ſagten, wir wären

wären dem Punkte, worin wir völlig zuſammentreffen würden, unvermerkt ganz nahe gekommen, noch etwas anders damit ſagen.

Ottob. Sie geſtanden mir, Ihr Glaube, daß ohne Freyheit und Gleichheit kein Heil für das Menſchengeſchlecht ſey, beruhe mehr auf einem unüberredlichen Gefühl, als auf deutlichen Vorſtellungen. Ich glaube mir dieſes Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen ſagen zu können, in wie fern es Stimme der Wahrheit iſt. Unläugbar iſt Freyheit ein natürliches, rechtmäßiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigenthum des Menſchen, in ſo fern er durch ſeine Vernunftsfähigkeit dem allgemeinen Syſtem der vernünftigen Weſen angehört. Als ein ſolches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgeſteckt, zu deſſen Erreichung er alle ſeine Kräfte zu gebrauchen ſchuldig iſt, und kein Weſen im Weltall kann ihn im vernunftmäßigen Gebrauch ſeiner Kräfte hindern, ohne ſich an den erſten und heiligſten Geſetzen der Stadt Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menſchen zum Sklaven machen, d. i. ihn wider ſeinen Willen als bloßes thieriſches oder mechaniſches Werkzeug gebrauchen, iſt daher (den einigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Geſellſchaft nöthig iſt, mit den gehörigen Einſchränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menſchliche Natur, und der ſchändlichſte, ungeheuerſte aller Frevel.

Was

du diese Warnung gelesen, nicht willst: so bist du kein Agathon mehr, so bist du was wir andern alle sind; thue was du willst, es ist nichts mehr an dir zu verderben.

Sechstes Capitel.

Worinn der Geschichtschreiber sich einiger Indiscretion schuldig macht.

Die schöne Danae war sehr weit entfernt, gleichgültig gegen die Vorzüge des Callias zu seyn, und es kostete ihr würklich, so gesezt sie auch war, einige Mühe, ihm zu verbergen, wie sehr sie von seiner Liebe gerührt war, und wie gern sie sich dieselbe zu Nuz gemacht hätte. Allein aus einem Agathon einen Alcibiades zu machen, das konnte nicht das Werk von etlichen Tagen seyn, und um so viel weniger, da er durch unmerkliche Schritte, und ohne, daß sie selbst etwas dabey zu thun schien, zu einer so grossen Veränderung gebracht werden mußte, wenn sie anders dauerhaft seyn sollte. Die grosse Kunst war, unter der Masque der Freundschaft seine Begierden zu eben der Zeit zu reizen, da sie selbige durch eine unaffectirte Zurükhaltung abzuschreken schien. Allein auch dieses war nicht genug; er mußte vorher die Macht zu widerstehen verliehren; wenn der Augenblik einmal gekommen seyn würde, da sie die ganze Gewalt ihrer

Was die Gleichheit betrifft, ſo iſt klar, daß, wenn wir von einer Anzahl Menſchen alles abziehen, worin ſie verſchieden ſind, und wodurch ſie zu einzelnen Perſonen werden, etwas übrig bleibt, worin ſie alle einander gleichen, nehmlich die der Menſchheit eigene Art der Organiſierung unſers animaliſchen Theils, und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieſer Gleichheit iſt, daß jeder Menſch verbunden iſt, in jedem andern ſeine eigene Natur, ſeinen Bruder in der Schöpfung, anzuerkennen, und ſich jeder Art von Verletzung des Rechts deſſelben an Selbſterhaltung und freyen Gebrauch ſeiner Kräfte, zu enthalten. Man kann daher ſehr richtig ſagen, daß die Gleichheit, an welche alle Menſchen gleichen Anſpruch haben, in der Freyheit ſchon enthalten ſey: und das große Loſungswort der Jakobiner, Sankülotten und Anarchiſten, Freyheit und Gleichheit, iſt ein ganz unnöthiger, oder vielmehr, ein bloß zu ihren geheimen Fakzionsabſichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freyheit iſt ſchon alles geſagt.

Eigentlich zu reden wird kein Menſch frey gebohren; oder giebt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geſchöpf als ein neugebohrnes Kind? Eben ſo gewiß iſt, daß unſre Vernunftfähigkeit ſich auſſer dem Stande der Geſellſchaft nie entwickeln würde, und daß die ſehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmenſch auf den unterſten Stufen des geſellſchaftlichen Stan-

des

des (z B. der Neuholländer oder Esquimo) erhalten kann, dem Zweck der Natur kein Gnuge thut. Der unpolicierte Mensch ist nur so lange gut, bis eine Leidenschaft in ihm erregt wird, und alle seine Leidenschaften sind gewaltthätig, stürmisch und unbändig; seine Vernunft vermag wenig und meistens nichts über seine animalischen Triebe,

Jura negat sibi nata. —

und er lebt daher in immerwährender Unsicherheit und offner Fehde mit andern seines Gleichen. Dies treibt ihn zuletzt früher oder später in den Stand der policierten Gesellschaft, den einzigen der seiner Natur und Bestimmung gemäß ist, und ausserhalb welchem er schlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen System der Wesen seyn soll. Er entsagt in diesem neuen Stande keinem seiner unverlierbaren Naturrechte, und erhält für das traurige Recht der Selbsthülfe, dessen er sich vermöge der Natur dieses Standes begeben muß, in der Garantie seiner Sicherheit, die der Staat auf sich nimmt, mehr als Ersatz. Er unterwirft sich, um seines eigenen Besten willen, einer Regierung nach Gesetzen; er soll und darf aber keinem andern gehorchen als dem ewigen Gesetz der Vernunft, und solchen positiven Gesetzen, die mit jenem in keinerley Widerspruch stehen. Kein Volk ist daher berechtigt, sich, weder für sich selbst, noch viel weniger für seine Nachkommen, der bloßen Willkühr andrer Menschen zu unterwerfen. Absolute, oder despotische

ſche Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie ſind alſo drey gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen, und würden, eben darum weil ſie der menſchlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer ſeyn können, wenn ſie ſich nicht in ihrer innern Organiſazion ſowohl als in der Regierungsverwaltung mehr oder weniger einer vermiſchten Form näherten; wenn die Gewalthaber ſich nicht ſelbſt die Hände bänden, und ſich gefallen ließen, daß ihrer willkührlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewiſſer Korporazionen, und feſtgeſetzte Ordnung in der Juſtizpflege und Staatswirthſchaft Grenzen geſetzt werden, und das Ganze dadurch einige Konſiſtenz erhielte. Da aber, auf Seiten des Volks, die Nothwendigkeit, zu Verhütung eines gröſsern Uebels ein kleineres, ſo lange bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen, und ein an blinden Gehorſam gewöhntes, gänzlich von ihm abhängendes Kriegsheer, von Seiten des Deſpoten, beynahe das Einzige ſind, was in ſolchen Staaten die Sicherheit des Volkes ſowohl als der Regierung ausmacht, und die Aufhaltung der furchtbaren Kataſtroſe gröſtentheils von der unbeſtimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moraliſcher Urſachen *) abhängt, die Beſchleunigung derſelben hingegen durch einen alles mit ſich fortreiſsenden

*) Z. B. von der Religioſität des Volks, ſeiner Liebe zu der Perſon des Fürſten, der Sorgfalt des Hofes immer für panem et Circenſes zu ſorgen, u. dergl.

ſenden Strohm zufälliger Ereigniſſe bewirkt wer-
den kann: ſo dringt uns ſchon die bloße Staats-
klugheit mächtige und gebieteriſche Bewegungs-
gründe auf, ſolchen Möglichkeiten zuvor-
zukommen, und freywillig zu thun, was
zu ſpät iſt wenn man es gezwungen thun muß.
Ich weiß wohl daß Staaten ſo wenig als andre
einzelne Körper ewig dauern können: aber es bleibt
darum nicht weniger wahr, daß manche große Mo-
narchie, die ſeit vier tauſend Jahren aus der Reihe
der Dinge verſchwunden iſt, durch Anwendung der
gehörigen Mittel, ihre Exiſtenz um Jahrhunderte
hätte verlängern können; und daß nur ein Staat,
worin die perſönliche Freyheit des Bürgers und
die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums
mit der unverletzlichen und unbeſtrittnen Autorität
der Regierung durch ein unzertrennliches Band
verknüpft, durch weiſe Grundgeſetze hinlänglich be-
ſtimmt, und durch eine wohlberechnete Vertheilung
der höchſten Gewalt garantiert ſind, auf innere
und äuſſere Ruhe, allgemeinen Wohlſtand, Reſpekt
gebietendes Anſehen unter den übrigen Mächten,
und langwierige Dauer, mit einem hohen Grade
von Gewißheit rechnen kann. Der Ruhm, aus
eigner Bewegung der Stifter einer ſolchen
Staatsverfaſſung zu ſeyn, iſt, wenn mich
meine Ahndung nicht trügt, irgend einem weiſen
und großmüthigen Könige in dem nächſtkommenden
Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Urſache
auch die Britten haben mögen, in dieſer Hin-
ſicht

ſicht auf die ihrige ſtolz zu ſeyn, ſo zeigt doch ihr gegenwärtiges augenſcheinliches Sinken, daß ſie weſentliche Fehler in ihrer Anlage haben müſſe, welche der verbeſſernden Hand der weiſeſten Klugheit bedürfen. Indeſſen könnte ſie immer, da ſie doch die einzige in dieſer Art iſt, einem künftigen Lykurg zum Muſter dienen, ſowohl deſſen was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder beſſer zu machen wäre.

Gism. Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, ſollt' es auch der letzte unſers Lebens ſeyn, zu ſehen, da ein großer Fürſt, — der durch eine ſolche That alle Trajane und Mark-Aurele weit hinter ſich ließe, — Göttern und Menſchen dies herrliche Schauſpiel zu geben großherzig genug wäre! Wie wohl getröſtet könnten wir dann dieſes Leben verlaſſen, um unſern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daß es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich ſey, im ſichern Schatten eines ewigfeſtſtehenden Throns als freye, gute und glückliche Menſchen zu leben!

W.

II.
Gedichte.

1.
An Britannia.

Britannia! du, durch der Götter Willen,
Hochthronend in dem Ocean,
(So lang um deinen Fuß noch seine Wogen brüllen,
Dir freudig unterthan!)

Die, oft bekriegt und immer siegreich, tausend
Verschwornen Feinden fester stand,
Als der empörten Fluth, umsonst Verderben brausend,
Dein ew'ger Felsenstrand:

Laß alle deine Donnerschlünde rüsten,
Mit Blitzen sie gewaffnet seyn,
Und siebenfachen Tod von deinen sichern Küsten
Auf deine Meere dräu'n;

Laß um dich her die fürchterlichen Flotten,
Die der Battaver zitternd nennt
Und der Iberer flieht, des Uebermuthes spotten,
Der tollkühn dich verkennt.

Genuß aus des Reichthums unerschöpfte Quellen,
Verwandl' in Kriegsgeräth das Gold,
Das, seit Jahrhunderten, Beherrscherin der Wellen!
Der Erdkreis dir gezollt;

Schreck' aus dem Rath, aus deinen Heldenreihen,
Mit Pallas Schild, den Eifergeiſt,
Die Zwietracht und den Haß ſelbſtſüchtiger Partheyen,
Der ins Verderben reißt;

Daß nur der Geiſt in ihrer Mitte throne,
Der Filipp's tauſend Segel ſchlug,
Der Quebecks Wäll' erſtürmt', und frey, durch jede Zone,
Den ſichern Löwen trug.

Denn ſieh! ein Volk, das große Völker meiſtert,
Vor welchem Thronen untergehn,
Und neue Staaten, durch ſein Zauberwort begeiſtert,
Aus Schutt und Graus erſtehn,

Dein ſtolzer Feind, Europa's Ueberwinder
Durch Muth und puniſch ſchlauen Geiſt,
Der, wie Karthago's Held, der neuen Schöpfung Kinder
Dir Feindſchaft ſchwören heißt,

Der Gallier, voll Grimm und Neid, erhebet
Den blut'gen Arm, im Waffenklang,
Nun gegen dich allein; er, dem der Erdkreis bebet,
Schwört dir den Untergang!

Dir, die du noch im ungetrübten Glanze
Des Ruhmes, göttlich ſtark und reich,
Wie deine Felſen ſtehſt an Helm und Schild und Lanze
Der hohen Pallas gleich!

Soll ſeine frech mißbrauchte Macht, des kühnen
Erobrers ungerechte Wuth,
Gewaltiger als hier an vorgeworfnen Dünen
Des Unerſchaffnen Fluth,

Dein Felsgeſtad' aufbrauſend überſchwellen?
Nicht, wie die Woge, die wir ſehn,
An deinen Küſten ſich das Rieſenhaupt zerſchellen
Und ſchäumend untergehn?

Zu groß, im Haſſe ſelbſt, um blind zu wüthen,
Nicht unverſöhnlich, wie dein Feind,
Kamſt du, voll Lorbern, ihm den Oehlzweig anzubieten,
Um den die Menſchheit weint.

Er aber ſchlug die Rachſucht nicht in Bande,
Lieh nur dem frechen Stolz ſein Ohr,
Und ſchrieb dir, Siegerin, ein Bündniß voller Schande,
Ein ſchimpflich Opfer vor!

Die Larve fiel; wir ſehn in ihrer Blöße
Die Bürgerfürſten. Raubſucht, Neid
Und Furcht vor ihres ſchlau getäuſchten Volkes Größe
Entflammt den neuen Streit,

Ruft liſtig erſt und rächt dann die Empörung,
Stürzt die Verträge wieder ein,
Verbeut dem Friedlichen, geſichert vor Verheerung,
Selbſtſtändig frey zu ſeyn!

:: Erhebe deine göttergleiche Stirne,
Nach deren Schmuk der Franke geizt;
Laß die Gorgone dräu'n, Britannia! und zürne,
Zum höchſten Zorn gereizt;

Daß deine Neider die geträumte Landung
Zu ſpät im feuchten Tod bereu'n!
Und wann nur Trümmer ihrer Maſten, in der Brandung
Am ſchäumenden Geſtein,

Nur Leichen ſeiner ſchnöd verrathnen Brüder
Dem Harrenden am bangen Strand
Der Rache Boten ſind: dann beut zum Frieden wieder
Ihm deine ſtarke Hand!

N.

2.

Die heilige Schaar der 300 Schweitzer Jünglinge.

„Als Filipp auf dem Schlachtfeld von Chäronäa die hei-
„lige Schaar der Thebaniſchen Jünglinge todt neben ein-
„ander liegen ſah, vergoß er Thränen, und ſagte: Ster-
„ben müſſen diejenigen welche glauben,
„dieſe haben unrecht gethan oder unrecht
„erduldet!" —

Floß

Floß auf Euch der wilden Sieger Zähre,
Wie einſt Filipps milde Thräne floß,
Die der ſchönern Menſchlichkeit zur Ehre
Aus Tyrannenaugen ſich ergoß?

Der Tyrann war König! „Ihr ſeyd Freie,
„Führt die Freyheit in der Alpen Schooß!
„Lohnt mit Tod die edle Bundes-Treue,
„Höhnt das Blut, das Euer Schwert vergoß!“

Der Tyrann war König, und die Thräne,
Ehrte hoch den überwundnen Feind;
„Ihr befleckt der Heldenthaten Szene,
„Und die Wahrheit flieht wo Ihr erſcheint!“

F. Brun, geb. Münter.

Aus dem Hamb. Correſpond. No. 50. „Unter den Ver„ner Truppen befand ſich ein Corps von 800 Jüng„lingen, die ſich verſchworen hatten, eher zu ſterben „als ſich zu ergeben. Von dieſen 800 ſind 7 übrig „geblieben.“

rer Reizungen an ihm zu prüffen entſchloſſen war. Eine zärtliche Weichlichkeit mußte ſich vorher ſeiner ganzen Seele bemeiſtern, und ſeine in Vergnügen ſchwimmende Sinnen mußten von einer ſüſſen Unruhe und wollüſtigen Sehnſucht eingenommen werden, ehe ſie es wagen wollte, einen Verſuch zu machen, der, wenn er zu früh gemacht worden wäre, gar leicht ihren ganzen Plan hätte vereiteln können. Zum Unglük für unſern Helden erſparte ihr ſeine magiſche Einbildungskraft die Helfte der Mühe, welche ſie aus einem Uebermaß von Freundſchaft anwenden wollte, ihm die Verwandlung, die mit ihm vorgehen ſollte, zu verbergen. Ein Lächeln ſeiner Göttin war genug, ihn in Vergnügen zu zerſchmelzen; ihre Blike ſchienen einen überirdiſchen Glanz über alles auszugieſſen, und ihr Athem der ganzen Natur den Geiſt der Liebe einzuhauchen: Was müßte denn aus ihm werden, da ſie zu Vollendung ihres Sieges alles anwendete, was auch den unempfindlichſten unter allen Menſchen zu ihren Füſſen hätte legen können? Agathon wußte noch nicht, daß ſie die Laute ſpielte, und in der Muſik eine eben ſo groſſe Virtuoſin als in der Tanzkunſt war. Die Feſte und Luſtbarkeiten, in deren Erfindung er unerſchöpflich war, um ihr den ländlichen Aufenthalt angenehmer zu machen, gaben ihr Anlaß, ihn durch Entdekung dieſer neuen Reizungen in Erſtaunung zu ſezen. Es iſt billig, ſagte ſie zu ihm, daß ich deine Bemühungen, mir Vergnügen zu machen, durch eine Erfindung von meiner Art erwiedre. Dieſen Abend will ich dir

III.

Beyträge zur Geſchichte des Waffenſtillſtandes von 1797 und 1798.

(Fortſetzung von S. 455. d. ver. St.)

5.

Hoche's Krankheit. Der 18te Fruktidor. Der Rückfall des Obergenerals; ſein Tod und Begräbniß; ſeine Körperbildung; ſein Karakter; ſeine häuslichen und öffentlichen Verhältniſſe.

Wider Erwarten verließen die verſammelten Truppen das Altenberger Lager gleich am folgenden Tage, und die Offiziere kehrten ebenfalls auf ihre Poſten zurück. Alles war in der vorigen Ordnung, und Hoche lebte, dem äußern Anſcheine nach, ruhig mit den Seinigen zu Wetzlar. Bald aber klagte er über Bruſtbeſchwerden. Er habe, ſagte er zu denen, die mit ihm umgingen, bey der verunglückten erſten Expedizion nach Irland auf der See einen Katharr bekommen, der nicht gehörig geheilt worden ſey, und den die darauf folgenden Strapatzen des kurzen Feldzugs in Teutſchland noch verſchlimmert hätten. Trübe Schwermuth und eine leicht gereizte Aergerlichkeit wurden bald die Gefährtinnen ſeines körperlichen

lichen Uebels, und durch die falsche Behandlung des französischen Arztes, der bey der Kur wenigstens das Klima der Gegend nicht mit in Anschlag brachte, (das schon an sich, vermöge der spitzen Bergluft, dem hektischen Hoche unmöglich wohlthun konnte) ging es mit seiner Gesundheit täglich schlechter. Der wackere junge Stadtfysikus zu Wetzlar, Dr Wendelstadt, der endlich zu ihm gerufen wurde, fand ihn (wie ein Korrespondent des T. Merkurs im 10ten Stück von 1797 richtig bemerkt hat) in dem Zustand einer mit Bluthusten verbundenen Lungenentzündung, und stellte ihn durch einen vordem gescheuten Aderlaß und zweckmäßige Arzneymittel in kurzem fast gänzlich wieder her. Aber der Tod hatte ihn nun einmahl unter seinen Schlachtopfern ausersehen. Doch mußte er sich noch, ehe er diese Welt verließ, ohne seine unmittelbare Beywirkung, an seinen Feinden in Frankreich auf eine glänzende Weise gerächt sehen.

Den 8ten September in der Frühe weckte man ihn auf, um ihm folgende von Paris angekommene Depesche einzuhändigen.

Paris le 18. Fructidor à midi.

Pendant la nuit les troupes ont pris les armes; le peuple indigné eſt reſté debout dans les faux-bourgs; les inſpecteurs de la ſalle ſont arretés et traduits au Temple. Pas une ſeule goutte de ſang n'a été verſée. Deux cents cinquante Deputés republicains ſont reunis à l'O-

léon; leur ſéance va commencer; les journaliſtes Chouans ſeront arretés; les Grenadiers du corps ligislatif et les invalides defilent devant le Directoire, qu'ils viennent remercier d'avoir ſauvé la Republique. Carnot s'eſt ſauvé dans la nuit; Barthelemy eſt caché chez lui; les conſpirateurs fremiſſent et la Republique triomphe. Salut et embraſſemens.

Signé: P. Barras.

Ein Verzeichniß der Arretirten lag bey.

Eine geräuſchvolle Lebendigkeit verkündigte im Hauptquartier das frohe Ereigniß. Hoche ſelbſt war ausgelaſſen luſtig, und räumte der ſüßen Leidenſchaft wahrſcheinlich mehr Gewalt über ſich ein, als der geſchwächte Körper ertragen konnte. Die Depeſche wurde abſchriftlich an alle Untergenerale geſchickt, und den Teutſchen kein Geheimniß daraus gemacht. Die Franzoſen glaubten, daß dieſe um deßwillen einen lebhaften Antheil an der großen Neuigkeit nehmen müßten, weil die Exploſion den lang erwarteten Frieden — der, noch immer ein ſchwacher Embryo, wieder durch Pitt und Malmesbury von Lille aus vergiftet werden ſollte — ohne Widerrede beſchleunigen werde; und jedermann weiß, daß dieſe Vorherſehung ſehr richtig war, wenn auch der Friede für Teutſchland dadurch verſchlimmert wurde.

Zur Zerſtreuung und gänzlichen Erhohlung beſuchte Hoche hierauf mit ſeiner Frau die Frankfurter Meſſe. Unglücklicherweiſe fiel in den dazu gewählten Tagen anhaltendes Regenwetter ein. Er erhitzte und erkältete ſich, und kam unpäßlich in ſein Hauptquartier zurück. Er dachte ſich nun ſelbſt durch laue Bäder, Zuckerwaſſer und andre ganz unangemeſſene Mittel zu helfen. Das konvulſiviſche Aſthma, das er ſich zugezogen hatte, wurde tödtlich, und, ohne von ſeinem vorigen Arzt und dem von Lauterbach herbeſchriebenen, einſichtsvollen Tilenius gerettet werden zu können, erſtickte er, unter allen mit dieſer Todesart verbundenen Schmerzen und dem fürchterlichſten Geſchrey und Geſtöhne, am 19ten September Morgens um 4 Uhr, in einem Alter von nicht mehr als 29 Jahren und 3 Monaten *). Sein unglückliches Weib verließ mit ihrem Kinde, einem Mädchen von anderthalb Jahren, eine Stunde nach ſeinem Tode die Stadt, und nahm in Thränen und Wehklagen den Weg zu ihren Eltern nach Metz.

Es wurden Kouriere mit der Trauernachricht an das Direktorium und an die Diviſionen der Ar-

*) Zufolge einer offiziellen Druckſchrift von 1 Bogen in 4. unter dem Titel: Deſcription de la pompe funebre faite par l'armée de Sambre et Meuſe à ſon General en chef Lazare Hoche (eigentlich Louis Laz. H.) d'après l'ordre du General de diviſion Lefebvre, Commandant par interim.

mee abgefertigt, und von Viertelſtunde zu Viertelſtunde auf dem Kirchhofe der Stadt eine Kanone gelöſt. Folgenden Morgen um 4 Uhr, als um die Stunde des Tags zuvor erfolgten Hinſcheidens, geſchahen kurz hinter einander 24 Kanonenſchüſſe, und drauf wieder jede Viertelſtunde einer. An demſelbigen Morgen wurde die Leiche in Gegenwart aller anweſenden Aerzte und der franzöſiſchen und Stadts-Chirurgen geöffnet, und man fand noch beſonders in der Luftröhre ein Concrementum morganicum (Polyp), welches ſich entzündet hatte und brandig geworden war. Der Verfaſſer der in der vorhergehenden Note angezogenen Schrift ſetzt hinzu, man habe die Sekzion vorgenommen, pour constater les causes de la mort, et s'assurer, que le poison n'y avoit point eu de part, und bezeugt eben damit, was auch der Chirurgien en chef adjoint Pouſſielgue in ſeinem Precis ſur la maladie et la mort du General Hoche (worauf nachher die beſſere Krankheitsgeſchichte von Tilenius folgte) verſichert hat. Es iſt unbegreiflich, wie man nach dieſen zuverläſſigen Ausſagen ſachverſtändiger Augenzeugen dem von boshaften oder ſchwarzgallichten Menſchen erſonnenen Mährchen von Hoche's Vergiftung noch itzt in Frankreich Glauben beymeſſen kann *). Hätte ſich dieſer

*) Noch im letzten December ſagte die Gazette nationale de Franke, indem ſie die Wahrheit einer Anekdote bekräftigte, wonach eine Frau in Paris den General Buonaparte vor Gift-

dieſer Verdacht nur halbwegs beſtätigt, ſo ſey man verſichert, daß die Sambre- und Maas-Armee gewiß nicht vergeſſen haben würde, den Mord aufs ſchärfſte zu ahnden. So etwas hätte wenigſtens eine große Reluizionsſumme eingetragen. Aber es war von Seiten der Generale auch keine Rede mehr davon. — Etliche an einander ſtoßende Zimmer im Sterbhauſe *) wurden ſchwarz ausgeſchlagen, und Abends der verſchloſſene Sarg im hinterſten derſelben auf einem Paradebette ausgeſetzt, wo er bis zur Abfahrt ſtehen blieb. Bey dem Scheine von Ker-

Giftmiſcherey habe warnen laſſen, und, als man zu ihr gekommen, auf dem Boden in ihrem Blute gefunden worden ſey: „Il faut donc rattacher cet evenement, qui ne sauroit être fortuit ou isolé, à un plan d'assassinats medité chez nos ennemis, et executé deja sur le pacificateur de la Vendée. D'autres têtes illustres sont marquées" etc. S. Gazette des Deux-Ponts 1797. Nr. 355. Es giebt nichts lächerlicheres.

*) Hoche wohnte und ſtarb zu Wetzlar im Hauſe des würdigen Kammergerichtsbeyſitzers Hrn. v. Neurath; eine Anmerkung, die ich für Reiſende mache, weil mir es ſelbſt intereſſant war, dieſes zu wiſſen. Seit dieſem Winter ſoll es nun auch bey dem Hauſe ſpuken. Allnächtlich in der Geiſterſtunde kommt ein Löwe und ſetzt ſich auf die Stufen vor der Hausthüre. Zu Zeiten trägt er auch wohl eine Krone auf dem Kopf. Wenn es Hoche's Schatten iſt, ſo erſcheint er wenigſtens in keiner unedlen Geſtalt. Hätte Hoche Venedig erobert, ſo würde ich ihn für den Löwen des heil. Markus halten, der mit dem Geiſt ſeines Feindes zu ringen käme.

Kerzen und hängenden Todtenlampen ſah man auf demſelben kreuzweiſe Degen und Säbel des Obergenerals liegen, um die ſich ein ſchwarzer Flohr, ein Lorbeerkranz und ſeine dreyfarbige Scherpe ſchlang. Drüberhin lag noch die Bürgerkrone von Eichenlaub. Auf beiden Seiten des Sargs ſtunden zwey kleine dreyfarbige Fahnen. In dem ſtillen Zimmer wankten wenige Wachen mit ihren blinkenden Gewehren ſchauerlich hin und her. In der Nacht kam General Lefebvre, Hoche's einſtweiliger Stellvertreter, an, und am 21ten Mittags ging der Leichenzug unter dem Donner der Kanonen und Musketen und unter Läutung aller Glocken nach Koblenz ab. Huſaren, Artillerie, Grenadiere und Chaſſeurs marſchierten in gemiſchten Abtheilungen voraus. Eine rührende Trauermuſik verkündigte den heranrückenden Sarg des Helden. Er ſtund auf einem ſchwarz behangnen Wagen mit ſechs ſchwarz behangnen Pferden beſpannt, und war geziert wie vorher. Neben demſelben ging Hoche's Leibkompagnie von Teutſchen Grenadieren mit geſenktem Gewehr. Vier Guides *) ritten an den vier Ecken des Wagens mit brennenden Fackeln, zwey Aides de camp vor demſelben und zwey Generaladjutanten hinter ihm her. Hierauf folgten die Diviſionsgenerale Lefebvre, Grenier, Championnet und Klein, der Generalſtab, die übrigen Guides und ein Eskadron Kavallerie.

Wer

*) Eine Art Leibwache für die Generale.

Wer nie geſehen hat, wie der Tod Menſchen verſöhnt, hätte es hier wahrnehmen können. Man ſah unter den Zuſchauern nicht ſelten Thränen flieſſen. Auch machte wirklich der ganze feyerliche Kondukt, der ſchwarze Wagen zwiſchen den glänzenden Uniformen mit Trauerflöhren, die rothflammenden, qualmenden Fackeln am hellen Mittag, die ſchnelszenden Töne einer gut ausgeführten Muſik, von den bald einſtimmigen bald widerſtrebenden lauten klagender Glocken begleitet und von der ernſten Stimme des Geſchützes unterbrochen, verbunden mit dem Andenken an den ſchönen Todten und dem ſichtbaren Schmerz ſeiner äuſſerſt anhänglichen Leute, einen herzerſchütternden Eindruck. Hoche hatte in dem Augenblick wenig Feinde um ſich her.

Der Zug ging über Braunfels, Weilburg, Limburg und Montabaur, und wurde überall mit militäriſchen Ehren empfangen. Bey Ehrenbreitſtein kam ihm der kaiſerliche Kommandant, der biedere Sechtern, entgegen, und geleitete den Sarg unter dem Kanonendonner der Feſtung bis an den Rhein. Jenſeits ſchläft Hoche neben ſeinem Waffenbruder Marceau. Vier Cypreſſen und ſechs Römiſche Fähnchen mit Inſchriften *) und Kränzen

von

*) General en chef à 24 ans. An 1er de la Republique.
Il debloqua Landau. An 2 de l. R.
Il pacifia la Vendée. An 3 et 4 de l. R.
Il vainquit à Neuwied. An 5 d. l. R.
Il chaſſa les fripons de l'armée. An 5 d. l. R.
Il dejoua les conſpirateurs. An 5.

von Eichenlaub und Lorbeer ſchmückten ſein Grab. Die Redner, die ihn preiſen wollten, — Lefebvre, Grenier und Championnet — machte der Schmerz ſtumm. Ein Grenadier trat aus dem Gliede, näherte ſich dem Grabe, und warf einen Lorbeerkranz mit den Worten darauf: „Hoche, im Nahmen der Armee gebe ich dir dieſen Kranz!“ —

Ich wünſchte, die Geſchichtſchreiber aller Nazionen hätten uns von allen ihren Helden und übrigen großen Männern, die ſie ſelbſt ſahen, neben dem moraliſchen Porträt auch einen genauen Umriß der körperlichen Bildung hinterlaſſen, und ihre Epitomatoren und Ueberſetzer ihn in ihre Werke aufgenommen. Wir würden glauben, ſie ſelbſt geſehen zu haben. Was wir von ihnen läſen, würde ein ganz andres Licht, eine ganz andre Haltung gewinnen. Friedrich den Großen ſah und ſieht man noch immer in ganz Teutſchland, ſo oft von einer ſeiner Thaten oder Privathandlungen die Rede iſt, weil ſeine auffallende Phyſiognomie, ins ſchönere oder häßlichere gezeichnet, aber doch immer im ganzen richtig, eine Zeit lang an allen Wänden zu finden war. Mit dem unglücklichen Ludwig XVI. hat es dieſelbe Bewandtniß. Mehrere Biografen haben jenem Wunſch auch wirklich ein Genüge geleiſtet. Wer ſtellt ſich aber z. B. einen Fabius, einen Scipio Afrikanus, ſelbſt den Macedoniſchen Welteroberer deutlich vor? Von einigen großen Männern des Alterthums wiſſen wir nur, daß ſie

dieſes

dieſes oder jenes Gebrechen an ſich gehabt haben. Und doch ſind weder dieſe Menſchlichkeiten noch ein auffallendes Geſicht allein der Abſchilderung fähig. Die Porträtierung durch Worte würde im Zeitalter der Buchdruckerey dauerhafter als ſelbſt die durch Münzſtempel ſeyn; und was ſagt uns eine Munze von der Statur, von der Farbe, von dem Auge? Kann ich einem künftigen Geſchichtſchreiber (denn ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich nur ein Erzähler bin) mit dem Porträt des gewiß merkwürdigen Hoche dienen, — hier iſt es.

Größte Mannslänge; ſtarke, volle Glieder, eine männlich breite Bruſt; das Ganze beynahe ein jugendliches Heldenideal. Sein Kopf dem ſchönen Körper angemeſſen, klein, wie es die Regel der ſchönen Kunſt mit ſich bringt. Ein längliches, mehr hageres als volles Geſicht, in der letzten Zeit von gelblicher Farbe. Eine Stirn mittlerer Breite; eine ſanft herabgeſchnittne, feine, eher einwärts gebogene als gekrümmte Naſe, ein ſanfter Mund und das völlige runde Kinn der Kunſt. Ein etwas tief liegendes ſchwarzes, feuriges Auge, ſchwarzes Haar und ſchwarze, vorn ein wenig verwachſene Augenbraunen. Ein ſtolzer Anſtand; Ernſt mit Freundlichkeit verbunden; Stille und Abgezogenheit; ein feſter, zuweilen raſcher, aber dennoch bedachtſamer, zuſammengehaltener Gang.

Einen

den Wettstreit der Sirenen und der Musen geben, ein Stük des berühmten Damons, das ich noch aus Aspasens Zeiten übrig habe, und das von den Kennern für das Meisterstük der Tonkunst erklärt wurde. Die Anstalten sind schon dazu gemacht, und du allein sollst der Zuhörer und Richter dieses Wettgesangs seyn. Niemals hatte den Agathon eine Zeit länger gedaucht, als die wenigen Stunden, die er in Erwartung dieses versprochenen Vergnügens zubrachte. Danae hatte ihn verlassen, um durch ein erfrischendes Bad ihrer Schönheit einen neuen Glanz zu geben, indessen daß er die verschwindenden Stralen der untergehenden Sonne einen nach dem andern zu zählen schien. Endlich kam die angesezte Stunde. Der schönste Tag hatte der anmuthigsten Nacht Plaz gemacht, und eine süsse Dämmerung hatte schon die ganze schlummernde Natur eingeschleyert; als plözlich ein neuer zauberischer Tag, den eine unendliche Menge künstlich versteckter Lampen verursachte, den reizenden Schauplaz sichtbar machte, welchen die Fee dieses Orts zu diesem Lustspiel hatte zubereiten lassen. Eine mit Lorberbäumen beschattete Anhöhe erhob sich aus einem spiegelhellen See, der mit Marmor gepflastert, und ringsum mit Myrten und Rosenheken eingefaßt war. Kleine Quellen schlängelten den Lorberhayn herab, und rieselten mit sanftem Murmeln oder lächelndem Klatschen in den See, an dessen Ufer hier und da kleine Grotten, mit Corallenmuscheln und andern Seegewächsen ausgeschmükt hervorragten, und die Wohnung der Nymphen dieses Wassers

zu

Einen Körper, wie dieſer war, im achtzehnten Jahre zu kopieren, würde kein ſchlechtes Studium für einen Bildner geweſen ſeyn.

Seinen Karakter ſollte uns ein Mann ſchildern, der oft und lange mit ihm umgegangen iſt. Bis dieß geſchieht, wollen wir uns mit folgenden aus der Ferne beobachteten Zügen behelfen. Hoche war ein Menſch von überaus ſtarken Leidenſchaften. Ein Kind der Revoluzion, ein bloßer Parvenü, wie er war, fand er auf der ſchnell erſtiegenen Höhe wahrſcheinlich kein narkotiſches Heilkraut gegen ſie, und der große Wechſel ſeines Glücks machte ſie vielleicht nur noch tobender. Er war aber ſtolz ohne abſchreckend zu ſeyn, ehrgeizig ohne Großſprecherey, doch glanzſüchtig, machte nicht ungern den Alexander unter den Feldherrn, und unterhielt auf Rechnung der eroberten Länder eine Tafel, die für einen Krieger allzu koſtbar und leckerhaft war *); dagegen war er wieder einnehmend im Geſpräch, dankbar gegen erwieſene Dienſte, menſchenfreundlich und gefällig, ſo oft gewiſſe andre Umſtände nicht in Betracht kamen, und ſelbſt dann, in geſunden Tagen, und wenn man ſein Zutrauen gewonnen hatte, zu behan-

*) Die erſte Tafelrequiſizion zu Friedberg betrug im Geldanſchlag 110 N. Louisd'or oder 1210 Gulden Rheiniſch, und die meiſten Ingredienzien reichten nur für den erſten Tag hin. Darunter war das auserſuchteſte Geflügel, Back- und Zuckerwerk aller Art, beſonders allerley Obſtgeleen, und die feinſten ausländiſchen Weine.

behandelt; aber mißtrauiſch in einem hohen Gra-
de *); mäßiger im Eſſen und Trinken als in der Ge-
ſchlechtsliebe, deren zu häufiger Genuß an ſeinem
frühen Tode nicht wenig Antheil hatte; durch Wi-
derſtand leicht aufgebracht, und gegen ſein Ende hin
durch jede Kleinigkeit, ja, wohl hart bis zur
Tyranney **); überhaupt aber ſehr beſorgt
ſich ein Vermögen zu machen. Aus dieſem
Geſichtspunkt allein muß man ſeine Finanzoperazio-
nen betrachten, die an Erpreſſung grenzten, und der
Armee eben nicht ganz zu gut kamen. Seine heim-
lichen Feinde, der Sturz, den er täglich zu fürchten
hatte, ein Weib und ein kleines Kind, die er ſehr
liebte, und die zuletzt über alle ſeine Ideen ausge-
goſſene Melankolie waren die Triebfedern dieſes
Geizes. Das böſe Beyſpiel andrer Generäle beſtärk-
te ihn, und die allerdings höchſt tadelnswürdige
Achtloſigkeit des Direktoriums in Betreff der Be-
handlung der eroberten Länder und der verſtatteten
Neutralitäten machte ihn kühn. Gegen ſeine Unter-
gebenen

*) Man leſe hier noch einmahl den Schluß des oben in der Note eingerückten Briefs an das Direktorium.

**) Als in ſeinen letzten Tagen mehrere Nachrichten von ſeinem Betragen, vielleicht mit nicht ganz ehrenvollen Bemerkungen, in einem Frankfurter Zeitungsblatt erſchienen, diktirte er dem Wetzlarer Magiſtrat eine neue Kontribuzion von 100,000 Laubthalern auf den Fall, wenn er noch etwas von ſich in der Frankfurter Zeitung läſe. Zugleich begehrte er, daß alle Fremden aus der Stadt getrieben werden ſollten.

gebenen war Hoche äußerſt gut; als Krieger klug und brav; für die Ehre, für den Sieg ſcheute er keine Gefahr, keine Anſtrengung, wenn er auch ſonſt ein Schwelger war.

Vielleicht dienen folgende, aus der Rede des Bürgers Daunou bey Hoche's Leichenfeyer zu Paris *) entlehnte Lebensumſtände zur Erklärung mehrerer von dieſen Karakterzügen. Hoche's Vater war Soldat, und er ſelbſt ſtund beym Ausbruch der Revoluzion als ſolcher unter dem Regiment der Gardes Françoiſes. Zur Zeit der Schlacht bey Hondſchooten war er General-Adjutant, drauf wurde er Obergeneral der Moſelarmee, und indem er die Armee des Rheins mit ihr unter ſeinem Kommando vereinigte, ſprengte er die Weiſſenburger Linien. Aber plötzlich ſchmachtete, wie Daunou ſagt, der Befreyer des Elſaſſes im Kerker. Die Anklagakte gegen ihn war ſchon aufgeſetzt; er ſollte vor dem mörderiſchen Tribunal erſcheinen, als am 9ten Thermidor Robespierre fiel und die Gefängniſſe aufſprangen. Hoche geht in die Vendee, ſperrt in Quiberon die von Pitt an der Küſte ausgeworfenen Emigranten ein, nachdem er ſie bey Karnak geſchlagen hat, und bringt die franzöſiſchen Aufrührer durch Verſtand und Menſchlichkeit zur Ruhe. Er kommt nach Paris zurück, wird illegaler Grundſätze beſchuldigt, und kann ſich lang aus den Netzen politiſcher Intris

*) M. ſ. das Journal Frankreich, 1797, 11tes Stück.

Intriganten nicht loswickeln, bis er zuletzt, von dem öffentlichen Verdacht gereinigt, dem General Jourdan im Kommando der Sambre- und Maas-Armee folgt. Den Schein von Zweydeutigkeit und anarchischen oder fakziösen Gesinnungen, den er einmahl an sich trug, benutzten die Clichiens *), und er hatte bis an sein Ende unaufhörlich mit heimlichen Feinden zu kämpfen.

Eben diese Kämpfe gaben denn auch, wie zum Theil schon bemerkt worden ist, seiner Gesundheit den letzten Stoß. Er lebte bis zum 18ten Fruktidor in einer immerwährenden Unruhe; denn er sah sich von den Emissären seiner herrschenden Feinde bis nach Teutschland verfolgt, und wenn er Gift bekommen hätte, so wären die Teutschen sicher daran unschuldiger als diese gewesen. Er war so sehr mit seinen Verhältnissen beschäfftigt, daß er sich in Gesellschaften sehr wenig mit den Anwesenden unterhielt. Nachdenkend und allein, oder Arm in Arm mit seinem Schwager Debelle, schlenderte er auf und ab; man sah ihm an, daß er sehr unglücklich war.

Glücklicher war er in seinem Hausstande. Sein Weib, eine zartgebaute, niedliche Blondine, die er von den Puppen zu Hymens Altar geführt hatte, und die dennoch zu klug war, um die Verirrungen seines Temperaments zu ahnden, sein liebes Kind,

*) Sie waren es auch, die, als er Kriegsminister werden sollte, laut einwandten, er habe das dazu erforderliche Alter von 30 Jahren noch nicht erreicht.

ſein Schwager Debelle, General der Artillerie, und der Nireus der Armee, wenn Hoche Achill war, die Schweſter der Obergeneralin, Debelle's Frau, die die Fehler ihres Wuchſes durch ein ſanftes Geſicht, durch Herzensgute und Talente erſetzte, umfaßten ihn mit warmer Zärtlichkeit und bildeten einen ſchönen Zirkel um ihn her.

Hoche genoß nach ſeinem Tode die Ehre, die einen Krieger mehr als Lorbeern ziert, — von vielen beweint zu werden. Unter allen Traurenden iſt vielleicht ſein noch lebender Vater in Paris am bedauernswürdigſten, ſo neidenswerth ſein Loos auf der andern Seite dem großen Herzen eines edlen Republikaners ſcheinen muß. „Es iſt," — ſagt der Verfaſſer des angeführten Aufſatzes im Journal Frankreich am Schluſſe, — „es iſt ein groſſer und ſchöner Gedanke, wovon uns die Alten das Beyſpiel gegeben haben, zu der Todesfeyer deſſen, den man beweint, alle diejenigen herbey zu rufen, die ihm theuer waren (wie das zu Paris geſchah). Hoche's ehrwürdiger Vater, der mitten unter den vornehmſten Magiſtratsperſonen der Republik die Büſte ſeines Sohns begleitet, ruft uns den Greis ins Gedächtniß zurück, der mitten unter den Anführern des Heeres der Bundsgenoſſen die Ueberbleibſel ſeines Sohns Hippias begleitete, der auch auf dem Wahlplatze der Ehre geblieben war. Wie der Griechiſche, ſo war auch der Franzöſiſche Greis in tiefe Traurigkeit verſunken; wie jener ſchritt er weinend einher, und ſagte und wiederohlte nur die einzigen, durch

Seufz

Seufzen und Schluchzen oft unterbrochenen Worte: Mein Sohn, mein Sohn, o mein lieber Sohn, ſo werde ich dich nie wieder ſehen!"

* * *

6.

Linkes Rheinufer. Letzter Kriegsſchrecken. Friede.

Unmittelbare Folgen des 18ten Fruktidors waren die Wiedervertreibung der zurückberufenen Geiſtlichen, von denen man ſelbſt in Teutſchland ganze Schaaren umkehren und durch die Armee eskortieren ſah; dann die Abreiſe des Lord Malmesbury von Lille und eine merkliche Beſchleunigung des Friedensgeſchäffts in Italien. Wenigſtens verkündigte alles, daß bald ein entſcheidender Streich geſchehen müſſe. Zu gleicher Zeit erfolgten aber auf dem linken Rheinufer die längſt erwarteten politiſchen Exploſionen. Umſonſt hatte man oft und vielfältig von der Anhänglichkeit der Transrhenauer — oder, wie ſie ſich nachher ſelbſt nannten, der Cisrhengner — an ihre alte Verfaſſung geſprochen; umſonſt war vielleicht ſelbſt in dieſem Augenblick die Mehrheit derſelben im Herzen für die Teutſche Konſtituzion. Freyheitsprediger zogen im Lande herum, warben künftige Republikaner an, und fanden bald Gelegenheit, willige und nicht willige zu Einer bejahenden Stimme zu vereinigen. Ein Theil der Unterthanen glaubte wenig Urſach zu haben,

ſich in das vorige Joch ſeines — Beamten zurück zu wünſchen, und meinte, die Franzöſiſch-Teutſchen Friedensrichter und Maires, die Mittelkommiſſion zu Bonn, oder die von Hoche vor dem Anfange des Feldzugs aus Landesräthen niedergeſetzten Regierungen zu Kreuznach, Zweybrücken u. ſ. w. *) wären doch noch menſchlicher mit ihnen verfahren; bey dem Verfaſſungstauſch, wenn es auch nicht beſſer würde als es gerade itzt ſey, könne man nichts verlieren. Ein andrer ſehr großer Theil konnte es nicht gut genug bekommen, und dachte ſich eine Republik wie eine Feenwelt. Ein dritter hatte gegen ſeine Teutſchen Oberherrn geſündigt, gereizt oder nicht, das war gleich viel; er hatte von ihrer Rückkehr Strafe zu gewarten. Ein vierter hatte die Ausſicht durch eine freye Rheinbefahrt und durch die Vortheile des Handels in einem Freyſtaat unendlich zu gewinnen. Ein fünfter hatte vordem unter Pfaffendespotismus und Gewiſſenszwang geſchmachtet. Den Bauern ſchmeichelte der Gedanke von Iſopolitie und Bürgerrecht; — und ſo öffneten ſich jenen Werbern überall Zugänge zu den Geſinnungen der Einwohner.

Vor-

*) Schon im März 1797 ſetzte Hoche an 6 oder 7 Orten, und nahmentlich zu Zweybrücken, Kreuznach, Koblenz, Köln, Aachen und Jülich, Regierungen aus den alten Regierungsmitgliedern und Beamten nieder, welche zugleich Kammercollegia vorſtellten, und die Revenüen zum Beſten der Republik bezogen. Es giengen inzwiſchen mit dem Perſonale dieſer Regierungen mehrere Veränderungen vor, ſo wie überhaupt bisher die von den Franzoſen vergebenen Stellen auf dem linken Rheinufer ſehr unſicher, ſtets Kabalen ausgeſetzt, und mit äuſſerſt geringen, und zum Auskommen unzulänglichen Beſoldungen verbunden waren.

Vorſpiegelungen, Verſprechungen und Drohungen thaten bey denen, welche noch nicht gewählt hatten, das ihrige; manche ganze Familie wurde durch Ueberredung eines einzigen Mitglieds gewonnen, und endlich ſahen die armen Leute nichts als die ſehr deutliche Alternative vor ſich: ob ſie ſich forthin von den Franzoſen als Freunde behandeln laſſen, und entweder der Rechte franzöſiſcher Bürger, oder doch der Vortheile einer gewiſſen Konſtituzion genießen, oder ob ſie noch länger die Märtyrer einer Verfaſſung ſeyn wollten, die ſie nicht ſchützte, die für ſie beynahe eine Antiquität geworden war, deren Machthaber ſie verlaſſen und ſeit vier Jahren vom feindlichen Druck nicht befreyt hatten, auch gar nicht ſchienen, ſie durch die ſanftere Hand des Friedens, oder durch die Gewalt der Waffen befreyen zu wollen oder zu können; einer Verfaſſung, deren umſtändlichen Vollzug bey den beſten Geſetzen ſie nur zu wohl kannten, und gegen welchen die Raſchheit der franzöſiſchen und einer ähnlichen Regierung ihnen entzückend vorkommen mußte. Auf dieſe Weiſe gelangten denn die Freyheitsſtifter in kurzem und ohne große Mühe zum Beſitz vieler tauſend Unterſchriften, und das Werk, welches ſie etwa bis zur Hälfte gebracht hatten, vollendeten ein Paar Beſchlüſſe der Mittelkommiſſion zu Bonn, kraft welcher diejenigen Gemeinden, die den Freyheitsbaum gepflanzt und ihre Wünſche dahin geäußert hätten, daß ſie die republikaniſche Regierung unter dem Nahmen der Cisrhenaniſchen Republik an-

nehmen wollten, vom 1ten Vendemiär (22ten Sept.) an von allen Lehngefällen und Zehnden (die ſie bisher an die Franzoſen abtragen mußten) befreyt und den unter ihnen befindlichen Juden der Judenzoll abgenommen wurde, und endlich dieſe Gemeinden ſogar die Zuſage erhielten, von allen Einquartierungen frey zu werden; — wovon ich nicht weiß, ob ſie vollkommen erfüllt worden iſt, wenn man gleich wirklich die Verlegung der Truppen von ihnen zu ſolchen, welche noch Anhänglichkeit an das Teutſche Reich zeigten, mit gutem Erfolg als Bekehrungsmittel gebrauchte. So wurde unter andern in Köln ſchon am 17ten Sept. der Freyheitsbaum unter Muſik und Glockengeläut vor dem Rathhaus aufgerichtet, und der in Eiſen gegoſſene Kopf eines gewiſſen, vor ungefähr 100 Jahren als Aufrührer hingerichteten Jülich im Triumf mitgetragen. Den zweyten Tag darauf führte der Gen. Trigny und der franzöſ. Kommiſſär Rhetel den neugewählten Magiſtrat ein, welcher in die Hände des Kommiſſärs den Eid ablegte: „den Geſetzen der franzöſiſchen Republik zu gehorchen, die ihm in deren Nahmen zukommenden Befehle getreu zu vollziehen, und die Verbreitung der Grundſätze von Bürgerſinn und Freyheit nicht zu hindern.“ Aehnliche Dinge geſchahen zu Bonn, zu Aachen und an andern Orten, und es war vorauszuſehen, daß, wenn nicht ein ſchleuniger und für das Teutſche Reich vortheilhafter Friede, und die unmittelbare Ablöſung der Franzoſen durch die Teutſchen Gewalten der neuen Pflan-

zung

gung Einhalt thäte, im folgenden Frühjahr ein ganzer Wald von Freyheitsbäumen ſich vom Stift Baſel bis nach Kleve erſtrecken würde; — eine Ahndung, die itzt, nur mit andern Zwiſchenumſtänden, ſchon in Erfüllung gegangen iſt und noch geht, ohne daß gewiſſe angebliche Kaiſerliche und Preußiſche Proklamazionen etwas anders als einen kurzen Aufſchub bewirken könnten. Wir werden unten wieder darauf zurückkommen; hier muß ich nur noch den Beyſatz machen, daß allen Anzeigen nach diejenigen nicht irrten, welche Hochen den Urſprung oder doch eine ſehr thätige Begünſtigung jener politiſchen Umwandlung zuſchrieben, und daß von ihm auch in dieſer Rückſicht gilt, was bey ſeiner Todesfeyer in Paris die Inſchrift einer Säule neben dem Altar des Vaterlandes von ihm ſagte: Er war im Begriff der Buonaparte des Rheins zu werden. Es iſt nur zu wahrſcheinlich, daß es der einladendſte Gedanke für ſeinen Ehrgeiz war, ſich, dem Italiäniſchen Helden gleich, auf dem Schauplatze von Europa ein groſſes, lautredendes Monument zu bauen, eine mächtige Republik aufblühen zu laſſen, auf die er lebenslänglich mit ſtolzer Zufriedenheit als auf ſein Geſchöpf herabſehen könnte. Vielleicht gab jene, nach Neufränkiſchen Begriffen nicht bloß erlaubte, ſondern auch in ſich gewiſſermaſſen erhabene Nacheiferung dem werdenden Staate ſogar den Nahmen; und vielleicht wartete Hoche nur auf dringendere Geſuche der Unterthanen, um plötzlich als Vater der Eisrhenana hervorzutreten.

zu seyn schienen. Ein kleiner Nachen in Gestalt einer Perlenmuschel, der von einem marmornen Triton emporgehalten wurde, stuhnd der Anhöhe gegen über am Ufer, und war der Siz, auf welchem Agathon als Richter den Wettgesang hören sollte.

Siebentes Capitel.

Magische Kraft der Musik.

Agathon hatte seinen Plaz kaum eingenommen, als man in dem Wasser ein wühlendes Plätschern, und aus der Ferne, wie es ließ, eine sanft zerflossene Harmonie hörte, ohne jemand zu sehen, von dem sie herkäme. Unser Liebhaber, den dieser Anfang in ein stilles Entzüken sezte, wurde, ungeachtet er zu diesem Spiele vorbereitet war, zu glauben versucht, daß er die Harmonie der Sphären höre, von deren Würklichkeit ihn die Pythagorischen Weisen beredet hatten; allein, während daß sie immer näher kam und deutlicher wurde, sah er zu gleicher Zeit die Musen aus dem kleinen Lorberwäldchen und die Sirenen aus ihren Grotten hervorkommen. Danae hatte die jüngsten und schönsten aus ihren Aufwärterinnen ausgelesen, diese Meernymphen vorzustellen, die, nur von einem wallenden Streif von himmelblauem Byssus umflattert, mit Cithern und Flöten in der Hand sich über die Wellen erhuben, und mit jugendlichem Stolz untadeliche Schönheiten vor den Augen ihrer eifersüchtigen Gespie-

len

Der Friede, welcher den neuen Staatsverband dieſer Republik auflöſen, und das ſo lang abgetrennte Glied Germanien wieder anfügen ſollte, erſchien inzwiſchen noch immer nicht. Die Noth auf dem rechten Rheinufer war groß, war unſäglich. Aber weil alle auf den Kongreß zu Udine gerichteten Augen monatelang nichts geſehen hatten, als das Ab- und Zugehen der Geſandten und den Wechſel der Kouriere, ſo waren ſie endlich des Schauens müde, und — wie Fontäne bey Champfort von den armen Seelen im Fegfeuer ſagt — die Leute wurden das Ding zuletzt gewohnt; das heißt aber weiter nichts, als: ſie hatten ſich nach und nach mit dem Gedanken vertraut gemacht, ein Raub der Armuth und des Hungers zu werden, — wenn ſie es noch nicht wirklich waren, und ſich nun vorgeſetzt, ſo lange zu zehren und herzugeben als es gehen wollte; ein Zuſtand und eine Denkweiſe, die für die Sicherheit der Thronen gewiß zehnmahl gefährlicher ſind, als ein noch ſo allgemein verbreitetes Studium der Menſchenrechte.

In einer ſolchen Stimmung der Gemüther kam, mit der Nachricht von Augereau's Ernennung zum Obergeneral einer Teutſchen Armee, der Aufruf des Direktoriums an die Truppen an, ſich bis zum 15ten Vendemiär (6ten Okt.) marſchfertig zu halten. Es war ſchrecklich, ein halbes Jahr lang umſonſt gehofft, umſonſt ſo viel Ungemach erduldet zu haben. Aber wer noch nicht, auf obbeſagte Weiſe, gleichgültig gegen die öffentlichen Begebenheiten

geworden war, freute ſich, daß wenigſtens die leichenartige Ruhe, die tödtende Stagnazion, durch einen Stoß erſchüttert werden ſollte, der ſchneller als der ſtärkſte Kourierwechſel zum Ziele führen mußte. Von dem Ultimatum des Wiener Hofs verſprach man ſich nichts als eine Beſtätigung der Kriegspoſt, und war bey dieſer Idee unendlichemahl zufriedener, als da noch unmittelbar vor der Friedensbotſchaft von guter Hand die Nachricht ankam, daß der Waffenſtillſtand auf ſechs Monate verlängert worden ſey. Wenn man ſo wenig Luſt beſaß, Friede zu ſchließen, daß man ſich in ſechs vorhergehenden Monaten nicht genähert hatte, wozu konnte dieſer neue klägliche Waffenſtillſtand führen, als — zum Kriege? Aber noch an demſelbigen Tage wurden die beklommenen Herzen endlich erleichtert. Von allen Orten her beſtätigte ſich's, daß der Friede mit dem Hauſe Oeſterreich zu Kampo-Formio bey Udine am 17ten Oktober unterzeichnet worden ſey; und hatte man dießmahl gleich die Anzeige ſelbſt zuerſt von Teutſcher Seite erhalten, ſo empfing man doch den Inhalt des Friedenstraktats wieder zuerſt von Paris. Der Chef des Obergeneralſtabs Cherin ließ einen Auszug aus dem Courier de l'Europe drucken, der die Artikel vollſtändig und in der Form lieferte, wie ſie vom Direktorium officiell bekannt gemacht worden waren.

7.

Erwartungen Teutſchlands. Weiteres Schickſal der Cisrhenaniſchen Republik. Die Uebergabe von Maynz.

Man iſt dem patriotiſch geſinnten Verfaſſer eines Briefs im 12ten Monatsſtück des Teutſchen Merkurs von 1797. S. 343. die Gerechtigkeit ſchuldig, daß er, ſo wenig es ſeit der Uebergabe von Maynz den Anſchein hat, als ob ſeine Verkündigungen in Erfüllung gehen ſollten, doch ganz nach den Erwartungen ſprach, die man ſich dazumahl allerwärts in Südteutſchland von der beym Abſchluß des Formidaniſchen Friedens getragenen Fürſorge des Kaiſers für das Reich machte, und wozu dieſes in ſo hohem Grade berechtigt ſchien. Es waren zu jener Zeit mehrere Briefe wichtiger Staatsmänner und ſogar mächtiger Fürſten im Umlauf, die ganz andre Dinge verſprachen, als man in einer folgenden Friſt von acht Wochen erleben mußte. Das Kaiſerliche Hofdekret vom 1ten November forderte die zum Raſtädter Friedenskongreß deputierten Stände, im Nahmen der Geſetze und kraft der durch die Geſetze beſtehenden Kaiſerlichen Autorität, dringendſt auf, in ſtets lebhafter Erinnerung der ſchweren Pflichten eines Reichsdeputierten, dem großen Erhaltungsgeſetze der Einheit und Geſammtheit des Teutſchen Reichs in geſetzlicher Verbindung mit deſſen Oberhaupt unverrückt getreu, das gemeinſame Intereſſe und Wohl des Teutſchen Vaterlandes mit edlem

Pflicht-

Pflichtgefühl und Teutſcher Standhaftigkeit wirkſamſt zu unterſtützen, und alſo vereint mit ihrem Reichsoberhaupte, den längſt gewünſchten, auf die Baſis der Integrität des Reichs zu gründenden billigen und anſtändigen Frieden beſtens zu befördern und zu beſchleunigen. Man nahm als ausgemacht an, daß dieſe Baſis längſt feſtſtehe, weil ſchon das Hofdekret vom 18ten Junius es mit dürren Worten geſagt hatte *). Man glaubte, daß ſie durch den Formidaniſchen Frieden unerſchütterlich geworden ſeyn müſſe, weil Männer von Einſicht und Verbindungen es behaupteten, weil ſich im Grunde nichts anders erwarten ließ, weil das Hofdekret vom 1ten November es eher bejahte als verneinte, — und hoffte wenigſtens auf die eben darinn ertheilte „Zuſicherung des nachdrücklichſten Kaiſerlichen Schutzes bey dem bevorſtehenden Friedensgeſchäffte."

Die Cisrhenaniſche Republik ſchien bald nach Hoche's Tod in ihr voriges Nichts zurückzuſinken. Es iſt ungewiß, ob dieſer Todesfall, oder ein verändertes Syſtem in Paris, oder die Vorſtellung des Kurs

*) „Es ward in den Friedenspräliminarien zugleich auch auf die gedachte Einleitung des allgemeinen Reichsfriedens der Bedacht genommen, und darinn feſtgeſetzt — daß ein Kongreß von beyderſeitigen Bevollmächtigten zu beſchicken, und der Hauptfriede auf die Baſis der Integrität des Reichs abzuſchließen ſey." In dem eingerückten franzöſiſchen Artikel des Traktats: „Il sera tenu un congrès formé de plenipotentiaires reſpectifs, pour y traiter et conclure la paix definitive entre les deux puiſſances ſur la baſe de l'intégrité de l'Empire Germanique.

Kurkölnischen Gesandten beym Reichstag und die Verwendung des Kaisers diese Erscheinung hervorgebracht habe. Mehrere Tage vor Ankunft der Friedensnachricht wurde der Kaiserliche Obrist Mylius von Frankfurt aus mit geheimen Aufträgen an den Interims-Kommandanten Lefebvre nach Wetzlar geschickt, und es ging allgemein die Rede, daß seine Sendung die Republikanisierung des linken Rheinufers betreffe. Lefebvre habe ihn versichert, daß sie bloß eine Veranstaltung des General Hoche gewesen sey, und nun, nach dessen Absterben, alles weitere unterbleiben werde. Einige Zeitungen behaupteten, das Direktorium habe einen ausdrücklichen Befehl zur Einstellung der Organisazion gegeben, und die darauf Bezug habenden Verfügungen der Mittelkommission zu Bonn annulliert. Wenn dieß aber auch seine Richtigkeit hat, so ist doch in den dortigen Ländern nie etwas davon officiell bekannt geworden, indem viele Einwohner noch bis zur Ankunft des Bürgers Rudler an die Cisrhenanische Republik glaubten. Daß Hoche's Tod eine gewisse Aenderung in der Sache machen konnte, ist sobald ausgemacht, als erwiesen ist, daß er den Plan der Cisrhenaner zu dem seinigen machte; daß aber die Mittelkommission zu Bonn wirklich einen geheimen Befehl erhalten, daß die französische Regierung die Errichtung des neuen Freystaats, besonders nach erfolgtem Frieden, nicht mehr genehmigen wollte, weil sie forthin andre Zwecke im Auge hatte, und daß die neuen Republikaner dieß merkten, ist um deßwillen

len wahrſcheinlich, weil, bey der faſt einſtimmigen Vermuthung der Pariſer Politiker, auch auf dem linken Rheinufer itzt mehr von einer Vereinigung mit Frankreich die Rede war, und unter andern, als am 1ten December zu Paris die Cisrhenaniſche Souveränitätsakte durch Deputierte von Bonn dem Rath der 500 übergeben wurde, (der aber die Sache an den Friedenskongreß nach Raſtadt verwies) in dem beygefügten Schreiben geſagt wurde: Nous avons lieu d'eſperer qu'un peuple, qui ſe prononce ſi courageuſement, ne ſera pas trouvé indigne, d'être reuni au peuple François. Inzwiſchen iſt es richtig, daß während der ganzen Gährung die Ideen und Hoffnungen der Landesbewohner zwiſchen einem eignen Freyſtaat und der Territorialverbindung mit dem Franzöſiſchen hin und her ſchwankten, und der Gedanke von einem Cisrhenanien erſt zu der Zeit aufkeimte, wo der Freyheitsſinn ſchon die Köpfe entzündet hatte, und die meiſten Unterſchriften beyſammen waren. Anfangs wußte man von nichts anderm, als daß die Leute über den Rhein Franzöſiſch werden wollten. Hin und wieder rührte die itzige Stille auch von den Erwartungen her, die der Friede des Kaiſers in den jenſeitigen Ländern eben ſowohl als im diſſeitigen Teutſchland aufregte. Manche Einwohner freuten ſich, daß ſie wieder Teutſche heißen ſollten; andre wollten wenigſtens nichts thun, was ihnen in dieſem Fall Nachtheil bringen könnte. Aber allzu gutherzig waren diejenigen Politiker, welche dieſe

Stille

Stille als einen von den vielen untrüglichen Beweisen ansahen, daß für die Zurückgabe des jenseitigen Länderstrichs an das Reich nichts mehr zu fürchten sey.

Schon unmittelbar nach bekannt gewordenem Frieden las man Pariser Briefe, die von nichts weniger als einer solchen Restituzion wissen wollten. Einer derselben verkündigte nahmentlich, als eine aus dem Munde des Direktors Rewbell kommende Neuigkeit in triumfierendem Tone: daß Maynz und das ganze Land am Rhein nun entschieden gewiß ein Eigenthum der französischen Republik werden würde. Man konnte sich das nicht vorstellen. Wenn Rewbell's Versicherung auch ächt war, so schien sie mehr auf die Beruhigung der Fragenden abgesehen zu seyn, als eigne Ueberzeugung zum Grunde zu haben. Man lachte zu der Nachricht, die ein öffentliches Blatt aus einem andern Pariser Briefe vom 5ten November mittheilte: „es sey durch einen geheimen Hauptartikel des Formidanischen Friedens ausgemacht worden, daß Venedig und die Terra ferma bis an die Etsch nicht eher den kaiserlichen Truppen eingeräumt werden sollten, bis dagegen die Stadt Maynz und die übrigen auf dem linken Rheinufer von den kaiserlichen Truppen besetzten Orte in gleicher Art den französischen eingeräumt seyn würden.“ Selbst als um die Zeit, wo sich der Reichsfriedenskongreß in Rastadt zu versammeln anfing, der Bürger Rudler vom Direktorium den Auftrag erhielt, die Länder zwischen der Maas und dem Rhein und zwischen dem

Rhein

Rhein und der Moſel vorläufig in Departemente und Kantone einzutheilen, hielt man dieſe Veranſtaltung für nichts weiter als einen blinden Schreckſchuß, wodurch Frankreich die Teutſchen Stände zu beſſern Bedingungen, und beſonders zur Entrichtung einer deſto ſtärkern Loskaufsſumme bewegen wollte; oder man hielt, indem man die Ausdrücke: Länder zwiſchen der Maas, dem Rhein und der Moſel, in einem engern Sinne nahm, höchſtens den Niederrhein von unterhalb Koblenz an bis nach dem Lütticher- und Klevers lande für verloren.

Ein ganz andres Anſehen gewann freylich die Sache, als, nach vorhergegangenen Konferenzen des kaiſerlichen Feldzeugmeiſters Grafen Latour mit Buonaparte zu Raſtadt und mit General Augereau, die kaiſerliche Armee bis auf das Kreiskontingent die Rheingegenden zu räumen anfing, die Franzoſen dagegen zuerſt unter Gen. Lefebvre vor Maynz und Ehrenbreitſtein rückten, ſodann, durch einen Beſchluß des Direktoriums vom 19ten Frimär (9ten Dec.), General Hatry, bisheriger Inſpecteur de l'Armée, zum General en chef einer Armée de Mayence mit dem Auftrag ernannt wurde: „die militäriſchen Operazionen in Beziehung auf die Beſitznahme von Maynz und auf die Vollziehung des zu Kampo-Formio geſchloſſenen Friedenstraktats zu leiten;“ *) — als die franzöſiſchen Geſandten

zu

*) „Il eſt ſpecialement chargé, de diriger les operations militaires relatives à l'occupation de Mayence et à l'execution du traité de Campo-Formio.“

zu Raſtadt am 16ten December erſtlich neue unbeſchränkte Vollmachten von der Reichsdeputazion beygebracht zu ſehen verlangten, indem die Baſis der Reichsintegrität, wovon die erſte Inſtrukzion ſpreche, völlig unzuläſſig ſey, und gleich darauf hinzuſetzten, daß ſie auch dann nicht traktieren würden, wenn nicht zugleich die Feſtung Maynz ihren Truppen übergeben ſey, ja! daß (was ſchon der angeführte Beſchluß ſagte) die Republik durch eine ausdrückliche Verabredung zur Beſetzung dieſer Feſtung das Recht erlangt habe; — als endlich Rudler Anſtalt machte, das ganze jenſeitige Land, mit Einſchluß des Oberrheins, zu departementiſieren, die Franzoſen allerwärts von den Civilgewalten den Eid der Treue für die Republik begehrten, und aufs neue ein Freyheitsbaum nach dem andern aufſtieg.

Da die Uebergabe von Maynz zu den wichtigſten Begebenheiten des Tags gehört: ſo iſt es vielleicht nicht unintereſſant, eine ausführliche Erzählung des Hergangs zu beſitzen. Die deßfalſigen Verhandlungen zu Raſtadt, und die damit in Verbindung ſtehenden über die Rheingrenze überhaupt, finden ſich umſtändlich an andern Orten aufgezeichnet, und werden daher hier als bekannt vorausgeſetzt.

Es war am 3ten December, als die franzöſiſchen Truppen auf der ganzen Linie jenſeits des Rheins plötzlich Befehl zum Aufbruch erhielten, und gegen Maynz vorzurücken anfingen. Sie beſetzten in der

Nacht

Nacht die umliegenden Ortſchaften Mombach, Zahlbach, Bretzenheim u. ſ. w. Die Kommiſſäre verſammelten noch vor Tages Anbruch die Bauern zu Mombach, und erklärten ihnen, daß ſie von nun an franzöſiſche Bürger ſeyen. Den folgenden oder zweyten Tag darauf marſchierte ein Detaſchement Franzoſen aus Mombach nach dem Hardenberg, um die dort ſtehenden Oraniſchen Truppen abzulöſen. Der Oraniſche Offizier weigerte ſich, ſeinen Poſten zu übergeben, und bat um Erlaubniß, zuerſt vom kaiſerlichen Gouverneur, Bar. v. Neu, Verhaltungsbefehle einzuhohlen, welches ihm von dem franzöſiſchen Offizier bewilligt wurde. Ein vom Bar. v. Neu abgeſchickter Adjutant hielt eine Unterredung mit dem letztern, worauf dieſer wieder mit ſeinen Leuten nach Mombach abzog. Neu war ohne Zweifel bis dahin noch nicht inſtruiert, dieſe Ablöſung zuzugeben. Er war überhaupt nicht gleich anfänglich mit dem ganzen Geheimniſſe, oder doch nicht mit allem bekannt, was er dabey zu thun hatte. Er erhielt nur von Zeit zu Zeit Staffetten vom Generalkommando des Grafen Stader, auf welchen jedesmahl die Stunde bemerkt war, in der er ſie eröffnen dürfe. Eine derſelben brachte ihm endlich auch den Befehl, ſein Kommando an den Maynziſchen General Rüdt abzugeben, indem die kaiſerlichen Truppen Befehl hätten, mit Ausſchluß des Kreiskontingents, die Rheingegend zu verlaſſen. Während dem nun noch drey Bataillons Darmſtädter in Maynz einrückten, fingen die Kaiſerli-

len entdekten. Allein kleine Tritonen, blieſen, um ſie her ſchwimmend, aus krummen Hörnern, und nekten ſie durch muthwillige Spiele; indeß daß Danae mitten unter den Muſen, an den Rand der kleinen Halbinſel herabſtieg, und, wie Venus unter den Gratien, oder Diana unter ihren Nymphen hervorglänzend, dem Auge keine Freyheit ließ, auf einem andern Gegenſtande zu verweilen. Ein langes ſchneeweiſſes Gewand floß, unter dem halbentblößten Buſen mit einem goldnen Gürtel umfaßt, in kleinen wallenden Falten zu ihren Füſſen herab; ein Kranz von Roſen wand ſich um ihre Loken, wovon ein Theil in kunſtloſer Anmuth um ihren Naken ſchwebte; ihr rechter Arm, auf deſſen Weiſſe die Homeriſche Juno eiferſüchtig hätte ſeyn dürfen, umfaßte eine Laute von Elfenbein. Die übrigen Muſen, mit verſchiednen Sayteninſtrumenten verſehen, lagerten ſich zu ihren Füſſen; ſie allein blieb in einer unnachahmlich reizenden Stellung ſtehen, und hörte lächelnd der Aufforderung zu, welche die übermüthigen Syrenen ihr entgegenſangen. Man muß ohne Zweifel geſtehen, daß das Gemählde, welches ſich in dieſem Augenblik unſerm Helden darſtellte, nicht ſehr geſchikt war, weder ſein Herz noch ſeine Sinnen in Ruhe zu laſſen; allein die Abſicht der Danae war nur, ihn durch die Augen zu den Vergnügungen eines andern Sinnes vorzubereiten, und ihr Stolz verlangte keinen geringern Triumph, als ein ſo reizendes Gemählde durch die Zaubergewalt ihrer Stimme und ihrer Sayten in ſeiner Seele auszulöſchen. Sie ſchmeichelte ſich nicht zu viel.

ſerlichen das jenſeitige Land zu räumen an. Die Franzoſen folgten ihnen auf dem Fuße bis unter die Vorwerke, und beſetzten, um die Blokade vollſtändig zu machen, itzt auch von der andern Seite die Oerter Flörsheim, Hochheim, Mösbach u. ſ. w. Maynz wird nun täglich von franzöſiſchen Generalen, Kommiſſären und Offizieren beſucht. Die Gaſthäuſer, die Komödie, das Kaſino, ſind voll von dieſen unerwarteten Gäſten; ſie beſtellen ſich Wohnungen auf ihren demnächſt erfolgenden Einmarſch, und ſagen laut aus, daß Maynz ſammt dem ganzen linken Rheinlande im Formidaniſchen Frieden abgetreten ſey. Die Kaiſerlichen unterhandeln mit ihnen über den Verkauf ihrer Magazine, und geben nach und nach dieſe, nebſt Munizion und unbrauchbarem Artilleriewesen, theils an ſie, theils an Maynzer Bürger und Juden ab. Zu eben der Zeit kommt der churmaynziſche Hofrath Rau von Raſtadt, um der Maynzer Regierung anzuzeigen, daß die Feſtung werde übergeben werden müſſen, trifft Anſtalt, die Effekten des Kanzlers v. Albini einzupacken, und geht mit obiger Nachricht ſogleich weiter zu dem Kurfürſten nach Aſchaffenburg ab.

Nachdem die Maynzer mehrere Tage in der ſonderbarſten Ungewißheit gelebt hatten, ward Baron Rüdt endlich am 17ten December von dem Obergeneral der neuen Armee von Maynz zu Wisbaden aufgefordert, die Stadt zu übergeben. Rüdt ſchickt den franzöſiſchen Adjutanten zu dem noch in Maynz anwe-

anweſenden General Neu, mit der Aeußerung, daß er, Rüdt, noch nicht Gouverneur von Maynz ſey, und auch ohne Einwilligung ſeines Kurfürſten die Stadt nicht übergeben könne. Neu weigert ſich aber, etwas in der Sache zu thun, (er ſoll geantwortet haben: er habe noch keine Befehle dazu; auch ſey es unſchicklich, Maynz beſetzen zu wollen, ſo lange ſich noch kaiſerliche Truppen darinn befänden) ſchickt ſogleich einen Rapport an Stader, und Rüdt Kouriere an den Kurfürſten und nach Raſtadt an den Herrn v. Albini.

Als am 20ten December Hatry noch keine Antwort von Rüdt hatte, ſo erließ er ein neues Schreiben an ihn, worinn er ihn bat, ihm die begehrte Entſchließung des Kurfürſten mitzutheilen *). Rüdt entſchuldigt ſich in der Antwort mit Mangel an Inſtrukzion von Aſchaffenburg und Raſtadt, wohin er das Aufforderungsſchreiben abgeſandt habe, und verweiſt ihn abermahls an ſeinen Vorgeſetzten, den kaiſerlichen General Neu, der wirklich noch in der

*) „J'ai eu l'honneur de vous prevenir par une lettre du 27. frimaire (17. decembre) que l'intention de la republique Françoiſe etant de faire occuper la ville de Mayence par les troupes que je commande, il ne pouvoit être accordé une prolongation d'armiſtice à S. A. S. l'Electeur de Mayence jusqu'à la fin du congrès de Raſtadt, à moins que S. A. ne donne ſur le champ aux magiſtrats les ordres de recevoir les troupes de la republique dans la ville" etc.

Stadt kommandiere. Dieß veranlaßt den General Hatry, gleich am folgenden Tage seinen Generaladjutanten Mortier mit einem Schreiben nach Aschaffenburg an den Kurfürsten selbst abzufertigen, worinn er erklärt, daß, wenn der Kurfürst nicht binnen 24 Stunden dem Ueberbringer den Befehl an seine Civil- und Militär-Bedienten und an den Oesterreichischen Kommandanten einhändigte, die Stadt zu übergeben, der Waffenstillstand zwischen ihm und der Republik aufgehoben wäre, Maynz bombardiert, und das Kurfürstenthum aufs neue ein Schauplatz des Kriegs werden würde. Mortier kommt Abends an, wird aber nicht vorgelassen, unter dem Vorwand, Se. Kurfürstl. Gnaden gäben Abends keine Audienz. Indessen schickt der Kurfürst den General v. Pfürd ins Gasthaus zu Mortier, um sich wegen seiner Depeschen zu erkundigen. Mortier übergiebt sie, und bedingt sich eine schnelle Antwort. Darauf wird noch in der Nacht Konferenz gehalten, mit Hinzuziehung des gerade anwesenden Würzburgischen geheimen Referendars. Im Schlosse wird alles gepackt. Den folgenden Tag in der Frühe verlangt Mortier Antwort. Er bekommt Audienz bey dem Kurfürsten, der ihn nöthigt, an der Tafel zu bleiben und die Antwort durch einen Kourier abzusenden. In dieser bezeugt der Kurfürst sein Erstaunen über die Aufforderung von 24 Stunden Frist, beruft sich auf Waffenstillstand und Völkerrecht, auf die angefangenen Friedensunterhandlungen in Rastadt, auf die Unmög-

lich-

lichkeit, eine Feſtung zu übergeben, über welche ſeinem General noch nicht vom kaiſerlichen Souverneur das Kommando übertragen ſey; verlangt den Inhalt der angeblichen Konvenzion zu wiſſen, kraft welcher die franzöſiſchen Truppen Maynz beſetzen ſollten; verſpricht jedoch, ſobald er mit hinlänglicher Freyheit traktieren könne, das Verlangen des Obergenerals unter der Bedingniß zu erfüllen, daß durch eine billige Kapitulazion den Maynzer Einwohnern ohne Unterſchied ihr Eigenthum geſichert, und die Verfaſſung bis zum Abſchluß des Reichsfriedens unangetaſtet erhalten würde.

Am 25ten kommt Mortier mit einer zweyten noch dringendern Aufforderung an den Kurfürſten. Dieſer ſchlägt die Uebergabe ab; es wird alles wieder in Eile gepackt, und der Kurfürſt iſt bereit nach Würzburg abzureiſen. Als Mortier eben nach Wisbaden zurückgehen will, kommt ein Kourier von Raſtadt an den Kurfürſten an; Mortier wird zurückgehalten, und der Kurfürſt giebt ihm die ſchriftliche Verſicherung mit, daß er den verlangten Befehl erlaſſen werde. Er ſoll die Frage hinzugefügt haben: ob er nun ſicher in Aſchaffenburg bleiben könne? worauf Mortier geantwortet haben ſoll, ja; und wenn ihre Operazionen ſie etwa Mayn-aufwärts führen ſollten, ſo würde er dem Kurfürſten zuvor Nachricht davon geben.

Indeſſen waren ſchon einige von den Klubbiſten oder ſogenannten Patrioten von 1793 nach Maynz gekommen, und wiederhohlten öffentlich mit großem Jubel, was vorher Briefe und die franzöſiſchen Offiziere von dem Schickſal der Stadt verkündigt hatten. Es wurde ſchon ein Siegel für die künftige Munizipalität verfertigt, und am 22ten und 23ten December, unter andern Machinazionen zur Befeſtigung des Reichs der Freyheit unter den Einwohnern, ein Aufruf an die beleidigten Maynzer Patrioten und ein angeblicher Brief an die Maynzer Bürger von dem vormahligen Profeſſor Hofmann im Druck ausgetheilt. „Nicht mehr ferne," fing der erſtere an (welcher mit den Worten: der Ausſchuß der Maynzer Patrioten, unterzeichnet war) — „nicht mehr ferne iſt der Zeitpunkt, der das Ende unſerer Erniedrigung, unſerer Leiden und unſerer Verfolgung ſeyn wird! — Bald — bald hat eine neue Ordnung der Dinge in Maynz Statt!! Je wichtiger dieſe Epoche für uns iſt, deſto glänzender müſſen wir ſolche durch unſer eigenes Betragen machen. — Wir haben das Beyſpiel des 25ten Julius 1793 vor uns. — Patrioten! wer von euch denkt nicht mit Grauſen dieſes ſchrecklichen Tages? Aber mit welchem Entſetzen müſſen itzt nicht erſt unſere Quäler bey der Erinnerung an denſelben erbeben?" u. ſ. w. — „Laßt uns vor der Hand genügen an dieſer heimlichen und deſto ſchmähligern Rache, welche eine allgütige, allgerechte Vorſicht ſelbſt an ihnen für uns vollſtreckt!

Laßt

Laßt uns ſie überraſchen, dieſe Unmenſchen, mit unerwarteter Großmuth; laßt uns ihnen zeigen, wie ſehr der wahre Patriot von dem gemeinen Alltagsmenſchen verſchieden, wie niedrig dieſer, wie erhaben jener handle!" u. ſ. w. — Von dem zweyten wollte man in Maynz wiſſen, daß er von Wisbaden, dem franzöſiſchen Hauptquartiere, in die Stadt gekommen ſey, und an ſeiner Authentizität zweifeln. „Schon damahls," hieß es darinn, „als ich noch unter euch zu leben das Glück hatte, entging mir die frohe Bemerkung nicht, daß der größere und klügere Theil von euch für die gute Sache, welche die franzöſiſche Nazion bisher mit ſo unendlich viel Aufopferung vertheidigte, eingenommen, der kleinere dagegen, den Intereſſe an Fanatismus und Ariſtokratie kettete, geſchworner Feind der Freunde und Verfechter der Aufklärung war. Als Patriot aus Grundſätzen ergriff ich beym Ausbruche der fränkiſchen Staatsrevoluzion mit männlicher Entſchloſſenheit eine Parthey, deren Thatkraft von den ewigen Geſetzen der Natur und Vernunft geleitet ward, und von der ich vorausſah, daß ſie ſich den glücklichſten Erfolg ihrer edlen Bemühungen zu verſprechen hatte. — Auch eure Veſte wurde wahrſcheinlich bloß deßhalb mehrmahlen in dem gegenwärtigen Kriege belagert und wieder befreyt, um deſto gewiſſer in die Hände eines glorreichen Volks zu fallen, deſſen Energie eurer Stadt jenen Flor zuſichert, welcher eine nothwendige Folge ihrer höchſt

vortheilhaften Lage an einem der segensreichsten Flüsse seyn muß," u. s. w.

Am 26ten kam nun der vom Kurfürsten versprochene Kabinetsbefehl an die Maynzer Regierung an. Es wurde von dem Maynzer Kriegsrath und dem größten Theil der Regierungsmitglieder eine Konferenz gehalten, der auch der Weihbischoff, der Minister v. Deel und der Vizedom von Bibra beywohnten. Man entschloß sich kurz, auf diesen Befehl zu kapitulieren, und noch den nehmlichen Abend ging Hofrath Molitor nach Wisbaden, um die Sache bey Hatry und Lefebvre einzuleiten. Hatry weigerte sich durchaus eine Kapitulazion einzugehen, berief sich auf den Befehl des Direktoriums, daß er Maynz vermöge eines Artikels im Formidanischen Frieden einnehmen sollte, und verwies die Maynzer auf die loyauté Française, indem er in allen Dingen die genaueste Ordnung zu halten versprach. Nach mehrern vergeblichen Versuchen gelang es endlich, ihn, — der unterdessen an Rüdt einen Adjutanten abgefertigt hatte, um mit ihm, wie er's nannte, eine militärische Konvenzion zu verabreden, auch zur Abschließung einer Civilkonvenzion zu bewegen, wovon jene am 28ten, diese am 29ten December unterzeichnet wurde. Da Hatry aber die meisten Vorschläge der letztern an das französische Gouvernement verwies, so war im Grunde wenig mehr als die Form damit gewonnen.

Die

Die Darmſtädtiſchen Bataillons, deren Einzug oben angemerkt worden iſt, marſchierten ſchon am 27ten in der Frühe wieder ab. Sie ſollten vom kaiſerlichen General eine Marſchroute erhalten, die ſie aber anzunehmen verweigerten, mit der Aeußerung, ſie nähmen nur von ihrem Landgrafen Befehl an, wohin ſie ihren Marſch zu richten hätten. Vom Kaiſerlichen waren an dieſem Tage nur noch das Bataillon Straſoldo, 2 Bataillons Laſcy, 1 Bataillon Ungariſche Infanterie, 1 Abtheilung Rothmäntler und Huſaren in der Stadt; die übrigen waren bisher nach und nach, gewöhnlich in der Abenddämmerung, ohne Geräuſch abgezogen. Ihre Artillerie und Munizion ging durch das franzöſiſche Lager gegen Frankfurt, und die Franzoſen ſchickten ihnen zur Beſchleunigung ihres Abmarſches Pferde aus dem Rheingau und von dem Hundsrücken, und einigemahl ſelbſt von ihren eigenen. Auch wurden während der Zeit die franzöſiſchen Truppen vor Maynz aus den kaiſerlichen Magazinen und Beckereyen mit Brod verſehen; — lauter Dinge, die einen Uneingeweihten äußerſt befremden muſten, und worüber auch der fränkiſche Kreisgeneral Rheingraf von Salm und der Darmſtädtiſche ihre Unzufriedenheit gegen Neu auf eine ſehr empfindliche Art äußerten. Die Maynzer Soldaten mußten zu gleicher Zeit ihre Waffen in das Zeughaus abliefern.

Durch alle dieſe ſonderbaren, aber endlich nur zu erklärbaren Erſcheinungen gereizt, ſtieg die Erbitte-

bitterung der Maynziſchen und andern Kreisgarniſonen, ſo wie des größern Theils der Maynzer Bürgerſchaft, gegen die Oeſterreicher aufs höchſte. Es verbreitete ſich das Gerücht, als ſollten die Maynzer mit in die öſterreichiſchen Erblande geſchleppt werden, wogegen dieſe erklärten, daß ſie dieß auf keinen Fall geſchehen laſſen, und lieber unter der franzöſiſchen Armee Dienſte nehmen würden. Es gab einige ernſtliche Vorfälle in der Stadt, wobey ſich mehrere hundert Gemeinen nebſt ihren Offizieren öffentlich auf dem Markt und in den Straßen mit einander herumſchlugen, viele verwundet und etliche getödtet wurden. Die Kaiſerlichen wurden dadurch bewogen ihren Kommandanten zu bitten, daß er ſie nicht mehr in einzelnen Bataillons, ſondern zuſammen an einem Tage möchte abmarſchieren laſſen.

Dieß geſchah denn am 29ſten Dec. Abends, und zwar mit klingendem Spiel, zur großen Verwunderung derjenigen Bürger, welche ſich bisher noch nicht von der bevorſtehenden nahen Veränderung überzeugt, oder geglaubt hatten, daß Maynz nur gemeinſchaftlich mit den Oeſterreichern von den Franzoſen beſetzt werden würde. Zu gleicher Zeit kam eine Kompagnie franzöſiſcher Grenadiere von Kaſſel her durch die Stadt marſchiert und beſetzte das Gauthor, und eine andre in der Feſtung Kaſſel das Wisbadener. Am folgenden Morgen, bevor noch die Maynzer Truppen abmarſchieren konnten, rückten ſchon zwey

Bas

Bataillons Franzoſen ein, löſten die Maynzer auf den noch beſetzten Poſten ab, und letztere (von denen vorher auf Befehl des Maynzer Kriegsraths alle vom linken Rheinufer gebürtigen Individuen ihres Dienſtes entlaſſen worden waren) nahmen nun ihren Weg über Kaſſel nach Aſchaffenburg und Miltenberg. Izt hielten die Franzoſen ihren feierlichen Einzug. Eine Deputazion aus der Regierung, dem Vizedomamt und geiſtlichen Gericht ging ihnen entgegen, und der Vizedom überreichte der franzöſiſchen Generalität die Schlüſſel der Stadt.

Die erſten Tage waren für die Maynzer Einwohner eben nicht die ruhigſten und angenehmſten. Es waren nur für ungefähr 4000 Mann Einquartierungsbillets auf dem Stadthauſe gemacht worden, und Lefebvre brachte eine weit größere Anzahl mit. Die ärmſten Leute bekamen ohne Gnade 10 bis 20 Mann in's Quartier. Man glaubte, daß das Vizedomamt und die Regierung abſichtlich die Einrichtung mit den Einquartierungen ſo getroffen habe, daß dadurch der Unwille der ſtärkern Volksklaſſe gegen die Franzoſen rege werden mußte; worüber Lefebvre, als man ihm dieſe Vermuthung mittheilte, ſich dermaßen entrüſtete, daß er ſelbſt in Begleitung einiger Offiziere auf das Stadthaus lief, und den Anweſenden die ſtärkſten Schimpfnahmen, und, was noch ſtärker war, die Protokolle und Bücher an die Köpfe warf. Außerdem war die Freude ſeiner Leute über die Einnahme der Stadt

ſo

Die Sirenen hörten auf zu ſingen, und die Muſen antworteten ihrer Ausforderung durch eine Symphonie, welche auszudruken ſchien, wie gewiß ſie ſich des Sieges hielten. Nach und nach verlohr ſich die Munterkeit, die in dieſer Symphonie herrſchte; ein feyerlicher Ernſt nahm ihren Plaz ein, das Getön wurde immer einförmiger, bis es nach und nach in ein dunkles gedämpftes Murmeln und zulezt in eine gänzliche Stille erſtarb. Ein allgemeines Erwarten ſchien dem Erfolg dieſer vorbereitenden Stille entgegen zu horchen, als es auf einmal durch eine liebliche Harmonie unterbrochen wurde, welche die geflügelten und ſeelenvollen Finger der ſchönen Danae aus ihrer Laute lokten. Eine Stimme, welche fähig ſchien, die Seelen ihren Leibern zu entführen, und Todte wieder zu beſeelen (wenn wir einen Ausdruk des Liebhabers der ſchönen Laura entlehnen dürfen) eine ſo bezaubernde Stimme beſeelte dieſe reizende Anrede. Der Innhalt des Wettgeſangs war über den Vorzug der Liebe, die ſich auf die Empfindung, oder derjenigen, die ſich auf die bloſſe Begierde gründet. Nichts könnte rührender ſeyn, als das Gemählde, welches Danae von der erſten Art der Liebe machte; in ſolchen Tönen, dacht Agathon, ganz gewiß in keinen andern, drüken die Unſterblichen einander aus, was ſie empfinden; nur eine ſolche Sprache iſt der Götter würdig. Die ganze Zeit da dieſer Geſang dauerte, däuchte ihn ein Augenblik, und er wurde ganz unwillig, als Danae auf einmal aufhörte, und eine der Sirenen, von den Flöten ihrer

Schwe-

ſo groß, daß die Ruhe ihrer neuen Brüder nicht wenig in's Gedränge kam, und man konnte überall zufrieden ſeyn, wo die in der That nicht ganz wohlgezogene Lefebvriſche Avantgarde es dabey bewenden ließ, ſich einen ſogenannten petit coup ſur la prise de Mayence zu trinken.

Schon an dem Tage der Einnahme kam der gröſßte Theil der ausgewanderten 93er Patrioten zurück. Auch verſammelte ſich ſchon eine Société patriotique, oder der Ausſchuß der Maynzer Patrioten, welcher den Generalen Hatry und Lefebvre eine Petizion übergab, Niemand vor der Hand mit ſeinen Habſeligkeiten aus Maynz ziehen zu laſſen, um dadurch wegen ihres eingezogenen und geplünderten Vermögens Regreß zu haben. Sie wurde ſogleich bewilligt, und ſehr wenige erhielten für ihre Perſon, und Niemand für ſeine Güter einen Paß.

Auf Anſuchen dieſer Patrioten ertheilte nun auch Lefebvre Befehle an ſeine Truppen und an das Vizedomamt (welches als proviſoriſche Municipalität in ſeinen Amtsverrichtungen blieb), das Feſt zur Pflanzung des Freyheitsbaums auf den 18ten Nivos oder 7ten Jänner zu veranſtalten. Es erſchien vom Vizedomamt eine Proklamazion, worin die Bürger zu dieſer Feyerlichkeit und zugleich dazu eingeladen wurden, von nun an die freyfarbige Kokarde aufzuſtecken. Kanonenſchüſſe verkündigten in der Frühe das Feſt. Um 11 Uhr ging der militäriſche Zug,

in

in Begleitung der Stadträthe, der Bürgerhaupt-leute und des Vizedomamts, zu dem Freyheitsbaum, welcher den ganzen Morgen vor dem Stadthause, auf deſſen Altan zwey dreyfarbige Fahnen wehten, en parade gelegen hatte. Ihn umgaben 30 weiß-gekleidete Mädchen von 12 Jahren, mit Nazional-ſcherpen geſchmückt. Die verſammelte Bürger- und Judenſchaft ſchloß ſich an obigen Zug an, und ſo ging die ganze Menge nach dem teutſchen Ordens-hofe, Hatrys Hauptquartiere, wo die Generalität beyſammen war, bey der ſich auch die Patrioten von 93 eingefunden hatten. Unter verdoppeltem Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken ſetzte ſich der Zug in Bewegung nach dem großen Markt. Gemiſchtes Militär mit Muſik, dann die Bürgermuſik mit zwey großen Nazionalfahnen, die Stadträthe und das Vizedomamt gingen dem mit republikaniſchen Deviſen gezierten Freyheitsbaum voran, welchen die 30 Mädchen mit Blumenkörben und die zur Pflanzung nöthigen Werkleute umringten. In geſchloſſenen Reihen folgte ihm das Korps der Maynzer Bürgerſchaft; dieſem die 93er Patrioten, welche ſich durch Abſingen von Freyheits-Hymnen auszeichneten, und welchen ſich mehrere von den übrigen Maynzer Bürgern angeſchloſſen hatten; endlich die ganze Generalität mit dem Stabe. Der Freyheitsbaum wurde auf derſelben Stelle gepflanzt, wo er von 92 bis 93 geſtanden hatte. Der Vize-dom von Bibra hielt eine teutſche Rede, welche anfing: „Liebe Bürger und Freunde! Da wir hier

mit

mit der Pflanzung des Freyheitsbaums beschäftigt sind, so freuet es mich unendlich, bey euch eine Eintracht und ein Zutrauen zu sehen, wobey allein der Bürger glücklich seyn kann" — und hierauf noch eine französische Anrede an die Generalität. Nach ihm sprach der Obergeneral Hatry zum versammelten Volke. C'est aujourd'hui, erklärte er ihnen unter andern, que vous êtes enfin tous freres et François. Auf seine Rede folgten die der Bürger Metternich und Retzer. Von den beyden Nazionalflaggen wurde eine auf die Spitze des Domthurms und die andere auf den Balkon des Stadthauses gepflanzt. Abends war die ganze Stadt erleuchtet.

Noch am nehmlichen Tage kam Petersen, Vizepräsident von der Distriktsregierung zu Kreuznach, nach Maynz, und versiegelte die Kassen der Hofkammer, des Vikariats und des Pfandhauses. Die Regierung wurde vom Kurfürsten abgerufen, allein man verweigerte ihr die Pässe, und sie sah sich also genöthigt zu bleiben wo sie war.

Am 11ten Jan. Abends kam endlich der französische Regierungskommissär Rudler in der Stille an. Eine dreyfarbige Fahne auf dem Altan des gräflich Stadionschen Hauses, das ihm zur Wohnung eingeräumt worden war, und das Abfeuern der Kanonen, verkündigte am folgenden Morgen seine Gegenwart. Die Generalität, die Zünfte, der Klerus, die Patrioten von 93, das Vizedomamt

amt u. ſ. w. machten ihm ihre Aufwartung, und er etablierte ſogleich ſein Büreau, wozu er mehrere vorzügliche Köpfe von den 93er Patrioten auswählte. Einer zweyten beſonderen Deputazion der Geiſtlichkeit, die ihm am 14ten die traurige Lage der ſämmtlichen Stifter, Korporazionen und der einzelnen Geiſtlichen vorſtellte, zugleich aber verſicherte, daß ſie bereit ſeyen, in allen den Verordnungen des Regierungskommiſſärs nachzuleben, gab er zur Antwort: daß er mit dieſer Aeuſſerung ſehr zufrieden ſey, daß er den Klerus ſeines Schutzes verſichere, und daß jeder Geiſtliche, gleich den Niederländiſchen, 15,000 Livres in Bons erhalten würde. Uebrigens ſeyen alle Korporazionen hiermit aufgehoben.

Nachdem an eben dem Tage der Freyheitsbaum auch zu Kaſſel mit großem Gepränge gepflanzt, und Abends zu Ehren des Bürgers Rudler in Maynz ein glänzender Ball gegeben worden war (wobey das anweſende Frauenzimmer durch ein Neufränkiſches halbnacktes à la Grecque dem Pariſer Koſtum huldigte), wurde am 15ten der Anfang der Organiſazion dadurch gemacht, daß Rudler eine Proklamazion an die Einwohner erließ, Vizedomamt und Stadtrath aufhob, und eine neue Munizipalverwaltung und Friedensrichter in den drey Bezirken der Stadt anordnete. Peterſen begab ſich mit einem großen Gefolge nach dem Stadthauſe, kündigte, gemäß den Beſchlüſſen des Kommiſſärs Rudler, dem alten Stadtrath und Vizedomamt ſeine

Entlaſſung an, inſtallierte die neue Munizipalität, hielt eine der Handlung entſprechende Rede, worin er verſicherte, Maynz würde nie mehr Teutſch werden, da der Rhein künftig die Grenze der Republik beſtimmen würde; hing den neuen Munizipalbeamten die dreyfarbige Scherpe um, ſtellte die neuen Friedensrichter vor, und fuhr mit dieſen neuen Gewalten zu Rudler zurück. Nachmittags ritt eine Devutazion, von einem Detaſchement Huſaren begleitet, durch die Stadt, und verkündigte unter Trompetenſchall die neue Munizipalität und ſomit den Anfang der neuen Verfaſſung. Die nun aufgehobene Regierung und die übrigen Dikaſterien verlangten von Rudler aufs neue Päſſe zur Abreiſe, die ihnen aber nochmahls abgeſchlagen wurden, und bis jezt noch nicht ertheilt ſind. Hr. von Vibra hatte das traurige Loos, ſich aus der Stadt verwieſen und ſein ganzes Vermögen zum Beſten der Republik konfiſciert zu ſehen. Die Patrioten behaupteten Beweiſe zu haben, daß vorzüglich Er an ihrer tumultuariſchen Mißhandlung und der Ausplünderung ihrer Häuſer nach der Einnahme der Stadt im Jahr 93 Schuld geweſen ſey.

Geſchrieben im Februar 1798.

IV.

Auswärtige Korreſpondenz.

Rom den 14ten April.

Sie wundern ſich vielleicht, daß ich Ihnen während der intereſſanten Zeit, die das neue Rom in das neueſte umgewandelt hat, noch keine Zeile geſchrieben habe. An Stoff hätte es mir in der That nicht gemangelt; aber gerade die Menge deſſelben und die Gährung, welche die plötzliche Miſchung ſo unvereinbar ſcheinender Elemente, wie Papiſt und Republikaner, Sklaverey und Freyheit, Aberglaube und Nichtglaube, Kardinalshut und Freyheitsmütze ꝛc. hervorbringen mußte, — haben mich nicht dazu gelangen laſſen. Allmählich ſcheint ſich nun das wilde, chaotiſche Gemiſch aufzuklären. Schaum und Hefen füllen zwar noch den größten Theil des Gefäßes und werden ihn noch wohl eine Zeitlang füllen; aber die Zeugung iſt doch glücklich vollbracht und der Embryo der neuen Schöpfung gewinnet täglich mehr Form und Leben. Mit dem neuen Geiſte, der die wiedergebohrne Roma jetzt beſeelt, hat ſich auch ihre Phyſiognomie, wenigſtens in den beweglichen Zügen, auffallend verändert. Die feiſten, verbuhlten Mönche, die winzigen und witzigen Abatucci und die zuckerſüßen Paſticetti, welche ſonſt Roms Pflaſter traten, ſind hinweggeweht, wie Spreu von der Tenne. Rothſtrumpf und Violettſtrumpf ſind ganz verſchwunden. Dieſe ſammt den Pfaffen hat man in alle Welt geſandt. Die Abatchen ſind in ernſte Enkel des Brutus und Kato, und die ſeſyrlichen Stutzer in Helden der Römiſchen Legion mit Schnurbärten, gewaltigen Federhüthen und grauſamen Säbeln umgewandelt. Statt des traurigen Viva Maria! das ſeit zwey Jahren unaufhörlich erklang, tönt jetzt die luſtige Karmagnole und der Marſeillermarſch, und ſtatt der Legenden und Wundergeſchichten werden auf Straßen und Plätzen

tyren wider den Pabſt zum Verkauf ausgerufen. Der Exprinçipe Kolonna, der zu dem glorreichen päbſtlichen Feldzug im verwichenen Jahre ein Regiment Soldaten auf eigene Koſten ausrüſtete, und die Prinzen Barberini und Doria ziehen jetzt als gemeine Nazional-gardiſten, von irgend einem Schneidermeiſter angeführt, ganz demüthig auf die Wache, ſtehen Schildwache und gehen Patrouillen, während Angelucci auf dem Thron ſitzt, und franzöſiſche Huſaren, mit ihren Konkubinen zur Seite, die Tabakspfeife im Munde und die Weinflaſche in der Hand, in den prächtigen Karoſſen des Exadels den Korſo auf- und niederfahren. Ich glaube, Sie haben an dieſen wenigen aber wahren Zügen, die ſich mit hundert andern ähnlichen täglich darbieten, genug, um ſich daraus die Phyſiognomie des neueſten Roms zuſammen zu ſetzen. Aber die wahre Geſtalt, die unter dieſer komiſchen Maske verborgen iſt, iſt nichts weniger als anziehend und ergötzlich. Nur die Ueberzeugung, daß das Wehe der Gegenwart Heil und Segen für die Zukunft ſeyn wird, kann den Beobachter bey heiterem Muthe erhalten; denn Roms wirklicher Zuſtand iſt traurig. Dieſer Staat iſt ein aus einer langwierigen tödtlichen Krankheit Geneſender, der erſt jetzt, mit dem wiederkehrenden Leben, ſeine tiefe Erſchöpfung und ſein Elend fühlt. Ueberdem iſt die Medizin koſtbar; die Aerzte laſſen ſich mit dem, was die alte Regierung noch übrig gelaſſen hat, ihre Mühe theuer bezahlen, und die Kommiſſäre ſind hier wie überall unerſättliche Blutigel. Aber mehr noch als an phyſiſchen Kräften, mangelt es an geiſtiger Energie und an dem Lichte, welches ſie aus dem Schlummer weckt. Unter der päbſtlichen Regierung war Lautdenken ein Hauptverbrechen, und das Volk in Unwiſſenheit und Stupidität zu erhalten, das große Problem der Maſſenpolitik. Es iſt darum kein Wunder, daß auch aus der gebildetern Menge, der nun Zunge und Hände gelöſt ſind, bis jetzt noch kein einziger talentvoller

Kopf

Kopf hervorragt. Die meiſten, welche, nach der Entfernung aller Kreaturen des Pabſtes, in öffentlichen Aemtern angeſtellt ſind, ſind völlig Fremdlinge darin, die nicht einmahl ein Ruder, geſchweige das Steuer des Staats zu führen verſtehen; deshalb geſchieht auch jetzt noch faſt alles auf Verordnung des franzöſiſchen Generals. Im Tribunat ſitzen einige junge Männer von Fähigkeit, Karakter und gutem Willen; aber ſie vermögen ſelten durchzudringen; denn in den Köpfen der größern Zahl kämpfen Nacht und Licht noch zu ungleich mit einander, welches immer der Fall iſt, wenn die Nacht ſich drinnen und das Licht draußen befindet. Die Tribunen ſind auch bisher am thätigſten geweſen; im erſten Monathe bekleidete ein Mann von Energie, der Exprieſter Gagliuffi, die Präſidentenſtelle. Senat und Konſuln ſtehen noch zu ſehr unter franzöſiſcher Vormundſchaft, als daß ſie ſich in eigener Kraft zeigen könnten. Unter den letzten iſt Viſconti, der der gelehrten Welt als Alterthumskundiger rühmlich bekannt iſt, unſtreitig der aufgeklärteſte und fähigſte zu dieſem Amte. Vor einiger Zeit ward im Tribunat beſchloſſen, zum Andenken der Staatsveränderung und zur Ehre der franzöſiſchen Mutterrepublik, ein öffentliches Denkmahl, welches in einer marmornen Gruppe beſtehen ſoll, auf dem Platz des Kapitols zu errichten. Bey der Berathſchlagung darüber entſtand ein Streit, ob die Konkurrenz bloß unter vaterländiſchen Künſtlern, oder ob ſie allgemein ſeyn ſollte? Die, welche das erſte wollten, waren der Meynung, daß das Denkmahl nur durch den patriotiſchen Enthuſiasmus eines Römers die Vortrefflichkeit erhalten könne, durch die es ſeinem erhabenen Zwecke würdig entſpreche; andere, die weder von dem Patriotismus noch von dem Kunſtverdienſt ihrer Landsleute ſo hohe Begriffe haben mochten, behaupteten dagegen, daß der Patriotismus allein die Geſchicklichkeit nicht verleihen könne, die zu einem guten Kunſtwerk erfordert werde, und daß die Konkur-

renz allgemein seyn müsse; um so mehr, da es zugleich ein neuer Triumf der Freyheit seyn würde, wenn auch aristokratische Genies zur Verewigung ihrer Thaten beytrügen; und es ward für eine allgemeine Konkurrenz entschieden. Der gute Mark Aurel, der bisher das Kapitol aeziert hat, soll nun seinen so lange behaupteten Platz der siegreichen Freyheitsgöttinn einräumen. Das französische Direktorium hat zwar dem Römischen Volk mit seinem Schutze zugleich versprochen, daß kein öffentliches Kunstwerk mehr aus Rom weggeführt werden soll; dies scheint sich aber bloß auf das einzuschränken, was wirklich öffentlich unter freyem Himmel steht: denn außer dem Kunstschatz der Villa Albani, der bis auf das letzte Fragment eingepackt wird, halten die Kommissäre auch noch eine Nachlese im Kapitolinischen Museum und in der Vatikanischen Bibliothek, und vielleicht wird auch Mark Aurel, wenn es vorher privatisiert seyn wird, auf seinem schönen Pferde noch nach Paris reiten müssen. Rom wird schrecklich an Kunstwerken geplündert. Von dem Pallast der Villa Albani und dem halbrunden Gebäude gegenüber, das bloß den Kunstwerken gewidmet war, sind Plan und Aufriß genommen worden, um, wie man sagt, in Paris auf den elysäischen Feldern zwey ihnen ähnliche Gebäude zur Aufstellung dieses Museums zu erbauen *).

Ein anderer heftiger Kunststreit erhob sich neulich im Senat, im Saal der Kuriazier: (so genannt von einer grossen Freskomahlerey des Guiseppe d'Arpino, welche den Kampf der Horazier und Kuriazier darstellt, und die eine Wand des Saals einnimmt) wo der Senat seine Versammlungen hält. In diesem Saale stehen vier schlechte kolossale marmorne Statuen der Päbste Leo X Medici, Sixtus V Peretti, Urban VIII Barbarini, und Paul IV Caraffa, welche den Raum des Saals einschränken und der Versammlung im Wege stehen. Man wünschte sie hinweg, und es ward darüber berathschlagt, ob man sie fortschaffen

*) Was wird Winkelmanns Geist in Elysium dazu sagen!

schaffen solle oder nicht. Endlich wurden einige Kunstverständige gerufen, welche über den Werth der Statuen urtheilen sollten. Diese erklärten, daß die Arbeit schlecht sey, und daß der Transport mehr kosten würde, als die Statuen werth seyen. Einer that also den Vorschlag, ihnen den Kopf und die Arme abzuschlagen, und sie, als alte Steine, zu andern Arbeiten zu verkaufen. Viele hielten dies für einen Vandalismus, und wollten, daß sie stehen blieben; und so währte der Streit eine Zeitlang fort, bis endlich einer der Senatoren, Nahmens Benedetti, um ihre Wegschaffung durchzusetzen, das vom franzöſ. Direktorium bekannt gemachte schöne Miniaturgemählde von den Päbsten hervorzog und vorzulesen anfing. Er hatte kaum bis zur Hälfte gelesen, als alle dahin übereinkamen, daß es langweilig sey Dinge anzuhören, die man schon wisse, und Zeit, zum Mittagsessen zu gehen. So endete der Kunststreit und die Sitzung.

Seit der Staatsveränderung erscheinen hier zwey öffentliche Blätter, davon das eine sich il Banditore della Verità, und das andere il Monitore di Roma nennt. Beyde erzählen die Begebenheiten des Tages, und räsonnieren dann der Länge und Breite nach darüber. Der Verfasser des ersten heißt Mallio; er schrieb ehedem die Annalen von Rom. Der Verf. des Monitore heißt Lamprodi. Beyde Blätter erheben sich nicht über das Mittelmäßige.

Im neuesten Rom ist bis jetzt kein neues litterarisches Produkt erschienen. Zwey neue Uebersetzungen von Rollins Römischer Geschichte und eine von Rousseau's Werken sind angekündigt, und werden, wie hier gewöhnlich mit neuen Büchern geschieht, weil die Drucker, Autoren und Käufer meistens gleich arm sind, wöchentlich zu 3 bis 4 Bogen herausgegeben. Eigentlicher Buchhandel existiert hier gar nicht: der Bücherhandel schränkt sich bloß auf einen Trödelkram ein. Auswärtige Sachen muß sich jeder selbst kommen lassen.

Visconti hat eine Beschreibung der vorzüglichsten Bildwerke im Kasino der Villa Borghese ausgearbeitet, wozu

bereits

Schweſtern begleitet, kühn genug war, es mit ſeiner Göttin aufzunehmen. Allein er wurde bald gezwungen anders Sinnes zu werden, als er ſie hörte; alle ſeine Vorurtheile für die Muſe konnten ihn nicht verhindern, ſich ſelbſt zu geſtehen, daß eine faſt unwiderſtehliche Verführung in ihren Tönen athmete. Ihre Stimme, die an Weichheit und Biegſamkeit nicht übertroffen werden konnte, ſchien alle Grade der Entzükungen auszudrüken, deren die ſinnliche Liebe fähig iſt; und das weiche Getön der Flöten erhöhte die Lebhaftigkeit dieſes Ausdruks auf einen Grad, der kaum einen Unterſchied zwiſchen der Nachahmung und der Wahrheit übrig ließ. Wenn die Sirenen, bey denen der kluge Ulyſſes vorbeyfahren mußte, ſo geſungen haben, (dachte Agathon) ſo hatte er wohl Urſache, ſich an Händen und Füſſen an den Maſtbaum binden zu laſſen. Kaum hatten die Sirenen dieſen Geſang geendiget, ſo erhub ſich ein frolokendes Klatſchen aus dem Waſſer, und die kleinen Tritonen ſtieſſen in ihre Horner, den Sieg anzudeuten, den ſie über die Muſen erhalten zu haben glaubten. Allein dieſe hatten den Muth nicht verlohren: Sie ermunterten ſich bald wieder, und fiengen eine Symphonie an, wovon der Anfang eine ſpottende Nachahmung des Geſanges der Sirenen zu ſeyn ſchien. Nach einer Weile wechſelten ſie die Tonart und den Rhytmus, und fiengen ein Andante an, welches in wenigen Tagen nicht die mindeſte Spur von den Eindrüken übrig ließ, die der Syrenen Geſang auf das Gemüthe der Hörenden gemacht haben konnte. Eine ſüſſe Schwer-

bereits viele Kupfer gestochen sind. Es war auf ein Prachtwerk angelegt, und nach dem, was ich davon gesehen habe, würde es das Werk vom Museum Pio-Klementinum noch übertroffen haben. Es sollte, wie die kleinen Werke über diese Villa und das Museum Gabinum in groß Oktav mit den bloßen Umrissen der Figuren, bloß zu Geschenken dienen. Vor der Hand wird es nun wohl liegen bleiben, denn der Bürger Borghese hat jetzt schwerere Ausgaben zu machen, als ehemals der Prinz. So ehrenwerth eine solche Freygebigkeit ist, so führt sie doch für alle die, welche sich ihrer nicht zu erfreuen haben, das Ueble mit sich, daß sie diese Werke, auch wenn sie sie gerne bezahlen wollten, nicht bekommen können. Zum Glück für diese kommen dann und wann einige von den verschenkten Exemplarien, die in unwürdige Hände gefallen sind, in den Trödel, und auf diese Weise kann mancher Liebhaber auch dazu gelangen. Es wäre gewiß ein nützliches und vortheilhaftes Unternehmen, wenn andre theure Prachtwerke von Museen, welche der wenig bemittelte Liebhaber sich nicht anschaffen kann, auf die Art wie das Visconti'sche Werk vom Museum Gabinum, in kleinem Format und mit den bloßen Umrissen der Figuren herausgegeben würden. Zur anschaulichen Erklärung der Beschreibungen ist dies hinreichend, und von den höhern Schönheiten des Stils in Formen und Ausdruck erhält man auch aus den großen Werken keine richtige Idee; dazu ist die Anschauung der Originale oder wenigstens guter Gipsabgüsse unentbehrlich. Auf diese Weise würde sich z. B. das theure Werk des Pio Clementinischen Museums zu einer wohlfeilen Ausgabe in eben so viel Quart- oder Oktavbänden mit den bloßen getreu verkleinerten Umrissen der Figuren reduzieren lassen. Kurz vor der Revoluzion, als der spanische Thaler 5 bis 6 Scudi in Zetteln galt, war dies Werk in der päbstlichen, jetzt nazionalen Chalkographie, welche die Preise nicht erhöhen durfte, eine Zeitlang um 12 Pezzi duri zu kaufen, statt daß es sonst 36 Zechinen kostete. Jetzt haben die Franzosen alle vorräthige Exemplare in Beschlag genommen.

Fernow.

Neuer Teutſcher Merkur.

6s Stück 1798.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Wie steht es um die teutsche Kreisverfassung? S. 105
II. Ueber die Schwedische Sprache, von D. Ekmann, aus Schweden. — 119
III. Ueber Washington's Briefe und N Amerika, von Hrn. v. Bülow. — 129
IV. An Herrn D. Guldener von Lobes, Epistel von Ratschky. — 137
V. Künste und Wissenschaften.
1. Nachricht vom Nazional-Institut der Römischen Republik, von Kernow. — 142
2. Ueber Erhaltung transrhenanischer Alterthümer. — 152
3. Mechanografische Gemälde, von Hrn OLR. Böttiger. — 155
VI. An Gleim, von Josef v. Retzer. — 168
VII. Auszüge aus Briefen.
1. Bristol. Stimmung der Englischen Nazion, — 172
2. London. Literarische Neuigkeiten. — 176
3. Oxford. Ausgabe der Originaltexte Ossians. Von J. Macdonald. — 178
4. Wien. Literarische Nachrichten. — 180
5. Wien. Vermischte Nachrichten. — 184
6. Dresden. Berichtigung, das neue Dresd. Gesangbuch betreffend. — 196
7. Leipzig. Stand der Preßfreiheit in England. — 197

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Vom Attischen Museum, herausgegeben von C. M. Wieland, Zürich, bey Geßner (Leipzig, in Kommission bey Wolf) ist der zweyte Heft des zweyten Bandes erschienen. Er enthält die Fortsetzung von Theofrasts Karakterschilderungen von Hr. Hottinger mit filologisch-kritischen Anmerkungen und eine metrische Uebersetzung der Wolken des Aristofanes vom Herausgeber selbst. Voran ein Bericht, unter der Uebersetzung erläuternde Anmerkungen.

* * *

Schilderung des Gebirgsvolks von Appenzel. Von J. G. Ebel, Doktor der Medicin. Mit 6 Kupfern. Leipzig, Wolf. 1798. 478 S. in gr. 8. Eine sehr interessante Schrift gerade in fruchtbarsten Moment der jetzigen so schmerzhaften und von so theuern Operateurs bewirkten Wiedergeburt dieses Landes. Noch nie, sagt der patriotische Usteri in einem kurzen Vorberichte, sind die kleinern Kantone, von welchen doch die Freyheit der ganzen, übrigen Schweiz ausging, einer solchen Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Das Ganze ist eine Reisebeschreibung, die von Bodensee anfängt und auf den Alpen Außerrhodens sich schließt. Allein bey weitem der größere Theil enthält einzelne historische und statistische Bemerkungen, mit den unterhaltendsten Anekdoten und Sittengemälden durchwebt, die sich nur von einem filosofischen Arzt und Menschenfreund unter diesen unverderbten Kindern der Natur sammeln ließen. Man glaubt, nach so vielen Beschreibungen und Reisen durch die Schweiz, doch noch ganz unbekannt mit der dortigen Lebensart gewesen zu seyn, wenn man z. B. im 13ten Abschnitt die Alpenwirthschaft beschrieben liest. Hier findet man auch zuerst die verschiedene Kühreihen kritisch neben einander gestellt und in Noten gesetzt, woraus erhellet, daß der in den Stolbergischen Reisen mitgetheilte Kühreihen nicht ganz ächt ist.

K.

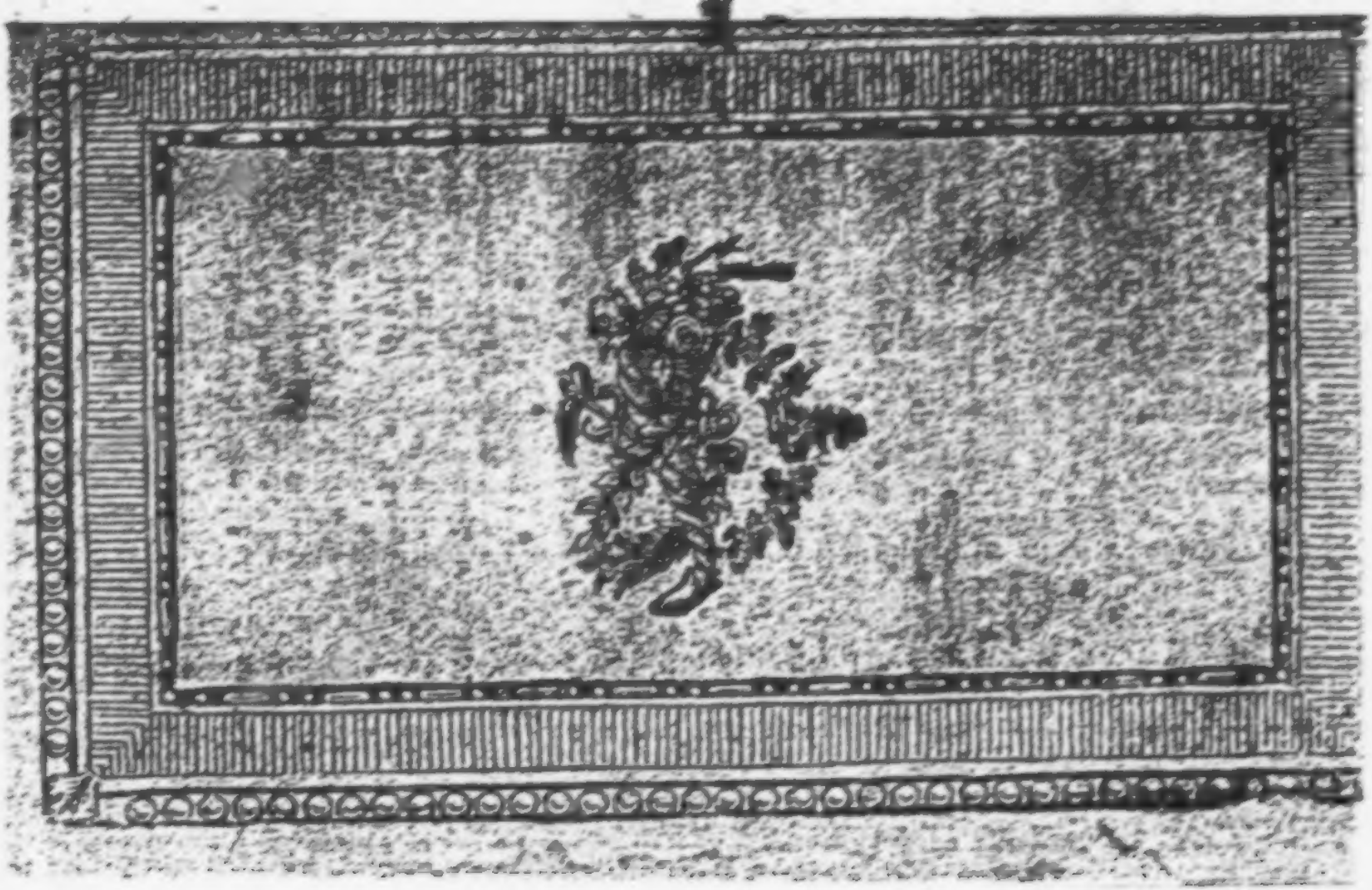

Der neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Jun. 1798.

I.

Wie ſteht es um die Teutſche Kreisverfaſſung?

Der Friedenskongreß zu Raſtadt hat iezt für eine natürliche und, ſo Gott will, dauernde Grenze des heiligen Römiſchen Reichs geſorgt, und will uns die goldne Frucht des erkämpften Friedens in Teutſchlands verjüngter Geſtalt ſchenken. Laſſet uns wenigſtens hoffen, daß wir durch dieſes theure Opfer den Sturm beſchwören, und das leichter gewordene Staatsſchiff deſto ſicherer in den Hafen retten werden, um mit Eifer, Klugheit und edler Selbſtverläugnung Hand an eine dauerhafte Ausbeſſerung zu legen.

Unter andern wichtigen Folgen dieſes geografiſchen Verluſtes wird auch ſein Einfluß auf die bisherige politiſche Eintheilung der zehn Reichskreiſe und auf ihre Verfaſſung bemerklich ſeyn. Es kann ſo nicht bleiben, oder man müßte ſich mit einem ab-

getragenen Galakleide behelfen wollen, das um Aermel und Taſchen, oder um die halben Hintertheile gekommen iſt, und nun nicht einmahl zur robe de chambre mehr taugt. Daher verſteht es ſich nicht nur von ſelbſt, daß des Kaiſers Majeſtät der, in den Wahlverträgen von alten Zeiten her ihr zur Sorge gemachten Ergänzung und Wiederherbeybringung der Reichskreiſe auf einmal überhoben iſt; ſondern, was noch wichtiger iſt, unſer desvaliertes Vaterland bedarf in dieſer Rückſicht einer neuen und zugleich einer beſſern Ordnung der Dinge. „Schon das bloße Aufhören der alten würde etwas beſſeres ſeyn!" Man ſchelte dieſe Behauptung nicht als Kühnheit! ſie wird ſich aus dem was folgt von ſelbſt rechtfertigen.

Es giebt freylich in dieſer politiſchen Gährung ſo viele Gegenſtände der Beherzigung, daß man das Kreisweſen leicht aus den Augen verlieren, oder für minder wichtig halten kann. – Aber es darf doch wohl der Patriot ein Wörtchen fallen laſſen? Für ihn iſt es Herzenserleichterung, und ein kleines Saamenkorn kann mit nützlichen Früchten wuchern, wenn es der Teutſche Genius auf guten Boden führt.

Man würde mir aber ſehr unrecht thun, wenn man die folgende Schilderung einer ſchädlichen Sache für einen Angriff der Perſonen ausgeben wollte. Der beſte Wille ſo vieler achtbarer Kreisdeputierten muß dem Widerſtand erliegen, der aus der Natur der Sache hervorgeht, und vielleicht machte die Zuſam-

ſammenſetzung manches Teutſchen Reichskreiſes aus ſo vielen, und zum Theil ſo ganz kleinen Ständen, die Fortdauer des Kreisweſens bisher zu einem nothwendigen Uebel.

Ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich unſere Teutſche Kreisverfaſſung für eine von denjenigen vielen Reichsanſtalten anſehe, die den wenigſten Teutſchen recht bekannt ſind, oder deren Gebrechen man mit dem indolenten Troſte überſehen hat, daß ſich ſo viele Nacken unter dieſe Laſten beugen müſſen. Es iſt alſo nöthig, darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſe Kreisverfaſſung in ihrer Stiftung den Keim zu übeln Folgen trug, daß ſie in ihrer ausgedehnten Ausübung gemißbraucht wurde, und am Ende eine Richtung anzunehmen ſcheint, die die Landeshoheit der Stände angreift, und das Vermögen der Unterthanen bedenklich zu ſchwächen droht, ohne je dafür der Nazion im Ganzen einen erheblichen Nutzen geleiſtet zu haben. Unſere meiſten Anſtalten im Staate ſind freylich raſche Erzeugniſſe des Nothſtandes. Die Menſchen legen, wie bekannt, nicht gern die Hand eher ans Werk, als bis die Zeit zu einer gründlichen Einrichtung halb vorbey iſt; dazu kömmt, daß dort, wo die Hülfe herkommen ſoll, die Noth nicht leicht wahrgenommen wird. Der Geiſt der Zeit iſt, wie Hamlets Geſpenſt, leider! denen unſichtbar, die ihre Maaßregeln darnach nehmen ſollten! — Oft ſind ſolche Anſtalten Hülfsmittel, die man wider die kriegeriſche oder

ſelbſtſüchtige Geſinnung der Menſchen erſann, und die wieder dieſer Geſinnung zum Raub werden.

Die Kreisverfaſſung entſtand unter ähnlichen Verhältniſſen. Als man ſich nehmlich in Teutſchland mit dem Fauſtrechte das Leben lange genug recht ſauer gemacht und tapfer ausgeblaſen hatte, verfiel man endlich auf den Gedanken, wenigſtens unter einander ſelbſt dauerhafte Ruhe und Ordnung zu verſuchen. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts bot Kaiſer Maximilian I, auf dringendes Anſuchen der Stände, die Hand zu Aufrichtung eines beſtändigen Landfriedens und Reichsregiments, weil er das gegen die Bewilligung der Türkenhülfe und eines Römerzugs nöthig hatte. Zu Handhabung dieſer neuen Ordnung der Dinge errichtete man nun, mit Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, die Kreisverfaſſung, erſtlich mit ſechs, hernach mit zehn Kreiſen. Dieſe Theilung eines ohnehin zwieſpaltigen Reichs war ſo gefährlich nicht, als es dem erſten Anblick nach ſcheinen möchte, weil es im Grunde nur Organiſazion eines Theils der exekutiven Gewalt war. Vielmehr hatte dieſe Anſtalt für das damalige dringende Bedürfniß einiges Verdienſt, indem ſie ſo viele Köpfe wenigſtens nothdürftig unter zehn Hüte brachte, da es nicht möglich war, ſie unter Einen Hut zu bringen. Nur Böhmen und Preußen ließen ſich nicht mit darunter ſtecken, wie man gern wollte. — Wenn wir, im Vorbeygehen, einen eilenden Blick auf den Einfluß werfen, den dieſe

dieſe Anſtalt auf die Teutſche Reichsverfaſſung überhaupt gehabt haben mag, ſo ſcheint es, daß ſie zur Aufrechthaltung der kleinern Stände vieles beytrug, weil ſie, in ſo fern ſie eine Art von Abſonderung und Ordnung einführte, den Mächtigern ſo viele Schranken mehr vorzog und die Wachſamkeit auf ihre Schritte erleichterte. Sie war alſo in ſo fern den Regenten ſehr nützlich, für deren Erhaltung die Nazion Kreis-Römermonate bezahlte *). Aber als eine Art von Theilung betrachtet, mußte ſie für die Teutſchen, als Nazion, auch alle nachtheilige Folgen haben; es entſtand Mangel an Einheit und Kraft, Gelegenheit zu ewigen Rang- Kreisgrenz- und Kreis-Standſchafts-Streitigkeiten, die einen Aufwand von edler Zeit und Kräften auf Armſeligkeiten zog; es gab nunmehr außer dem Intereſſe der einzelnen Stände, ein Schwäbiſches, Rheiniſches, Oberſächſiſches Kreisintereſſe, neue Kolliſionen u. ſ. w. Doch wir dürfen die zwey wichtigen Uebel des Kriegs- und Schuldenweſens der Kreiſe nicht vergeſſen. Wer kann nach den neueſten Ereigniſſen zweifeln, daß dieſe Anſtalt, die den Teutſchen Wehrſtand neu organiſieren helfen ſollte, dem Ruhm der Teutſchen Tapferkeit eine tiefe Wunde ſchlug, und die Wirkung ihrer Waffen faſt unheilbar lähmte? Denn nun wurde die Kreis-Exekuzionsverfaſſung

*) Ein Kreis-Römermonat iſt eine Geldabgabe, die von den Ständen nach dem Maaßſtab ihrer Reichsmatrikel, oder Taxe, wornach ſie zu den Reichslaſten kontribuiren, zu der Kreiskaſſe geliefert wird.

muth bemächtigte sich Agathons; er sank in ein angenehmes Staunen, und freywillige Seufzer entflohen seiner Brust, und wollüstige Thränen rollten über seine Wangen herab. Mitten aus dieser rührenden Harmonie erhob sich der Gesang der schönen Danae, welche durch die eifersüchtigen Bestrebungen ihrer Nebenbuhlerin aufgefordert war, die ganze Vollkommenheit ihrer Stimme, und alle Zauberkräfte der Kunst anzuwenden, um den Sieg gänzlich auf die Seite der Musen zu entscheiden. Ihr Gesang schilderte die rührenden Schmerzen einer wahren Liebe, die in ihrem Schmerzen selbst ein melancholisches Vergnügen findet; ihre standhafte Treue und die Belohnung, die sie zulezt von der zärtlichsten Gegenliebe erhält. Die Art wie sie dieses ausführte, oder vielmehr die Eindrüke, die sie dadurch auf ihren Liebhaber machte, übertrafen alles was man sich davon vorstellen kan. Sein ganzes Wesen war Ohr, und seine ganze Seele zerfloß in die Empfindungen, die in ihrem Gesange herrscheten. Er war nicht so weit entfernt, daß Danae nicht bemerkt hätte, wie sehr er ausser sich selbst war, und wie viel Mühe er hatte, um sich zu halten, aus seinem Siz sich in das Wasser herabzustürzen, zu ihr hinüber zu schwimmen, und seine in Entzükung und Liebe zerschmolzene Seele zu ihren Füssen auszuhauchen. Sie wurde durch diesen Anblik selbst so gerührt, daß sie genöthiget war, die Augen von ihm abzuwenden, um ihren Gesang vollenden zu können: Allein sie beschloß bey sich selbst, die Belohnung nicht länger

auf-

die Basis und Norm der Kriegstruppen-Aufstellung; man dachte auswärtige Feinde wie die Landsfriedensbrecher, oder wie das heimische Raubgesindel von allerley Stande, zu paaren zu treiben. Man glaubte alles gethan zu haben, wenn man den Kreissoldaten an die Stelle des Lehnsoldaten schob, und begnügte sich mit dem Schein einer Militärverfassung selbst alsdann noch, als die wiederhohlte Erfahrung eine so zusammengesetzte Reichsarmee mit dem Spotte der Freunde und Feinde entehrt hatte. So unterlag die persönliche kriegerische Eigenschaft des Teutschen, ehemals das Schrecken der größten Reiche, seiner Landesverfassung: und muß diese selbst nicht vielleicht unter den Folgen ihrer zu lang gepflegten Mängel erliegen?

Es ist auch die Frage, ob die Kreisverfassung allein ihren Zweck erfüllte, den Fehden und Unsicherheiten ein Ende zu machen? Denn man mußte z. B. noch 1572 dem bedrängten Bischoff von Bamberg ein eylend Hülff von einem Hauptmann mit 100 Pferden von gesammten Reich verwilligen u. s. w. Der wachsenden Kultur und Industrie scheint also auch ein Theil des Verdienstes zu gebühren, daß sich diese innern Krämpfe des Staatskörpers nach und nach stillten. Jedoch es hätte alles gut seyn mögen, wenn sich die Anstalt innerhalb der Grenzen ihres Zwecks, nehmlich der Handhabung des Landfriedens, der Exekuzionsordnung und allenfalls des Münzwesens gehalten hätte. Um mehrerer Bequemlichkeit

lichkeit willen mußten ſich aber die Kreisverſamm-lungen zu den dadurch erleichterten Aufſtellungen der Mannſchaft in den häufigen ſogenannten Reichs-kriegen, zur Ablieferung der Reichszahlungen in vol-len Summen u. d. m. benutzen laſſen. Dazu kam die beſſer gemeinte als gefaßte Idee, daß man die Kreistage nicht bloß zur Beſorgung gemeiner Sicherheit, ſondern auch zu Erzielung allerley gemei-nen Nutzens zu gebrauchen dachte, als ob das in einer ſo komponierten Verſammlung ausführbar ſey? Ueber alle dieſe Dinge kam es denn her, daß die Kreiszuſammenkünfte in manchen Kreiſen ſelbſt in Friedenszeiten ſo häufig waren, und daß man Römermonate über Römermonate in die Kreiskaſſen lieferte, wofür man etwa binnen Einhundert Jah-ren und drüber öffentlich keine Berechnung der oft großen Kriegsſummen, wohl aber etliche Patente wider das Zigeuner- und Bettelweſen, wider die Handwerksburſche, das Lotto u. dergl. bekam, die jeder Kreisſtand nach Belieben hält oder auslegt.

Hier ſteht doch wohl der Zweck und Nutzen mit dem ungeheuern Aufwand von Mitteln im verkehr-ten Verhältniß? Und fürwahr, wenn man alle Staatsverfügungen nach dieſem Maaßſtabe kaufen müßte, ſo wäre das gemeine Beſte mit keinem Gel-de zu bezahlen.

Was entſtand aus dieſer angemaaßten Vervielfältigung der Geſchäffte anders, als eine Vermeh-rung der beſoldeten Kreisſtellen? und da die neue

Kriegsmode keine Kreisobersten mehr litt, sondern Kreis-Feldmarschallieutenants, Kreis-Feldzeugmeisters gegen die Feinde daraus machte, so konnten diese auch nicht mehr um die bloße Ehre, oder, wie es die alten Reichsgesetze treuherzig nannten, ohne Wartgeld und Belohnung *), dienen, und man mußte sich mit Vermehrung der Römermonate behelfen. Es klingt ordentlich naiv was Pütter darüber sagt:

„Um diese nun salarieren und andere öffentliche Kosten bestreiten zu können, sind nach der Hand auch gemeinsame Abgaben, und wegen dieser letztern wieder neue Aemter eingeführt worden." **).

Man kann es den Kreisverwaltungen eben nicht schuld geben, daß sie an ihren Staatsgeheimnissen zu Verräthern geworden, und dem großen Teutschen Publikum eine deutliche Nachricht von der Administration zum Besten gegeben hätten. Aber Leute, die einige Blicke in die Rechnungen gethan haben wollen, versichern, daß sie wenigstens die Wirthschaft der ältern Zeiten nicht für karg ausgeben könnten, wo sich sogar Hochzeitgeschenke für die lieben Kinder der Kassierer und dergl. in Ausgabe befänden ***) ꝛc. Wie es also bey den alten Publizisten hieß:

*) R. Absch. zu Augsp. 1555. Bl. 96.

**) Anl. z. t. St. R. B. II. c. 6. §. 210. der Hebenthalschen Uebersetzung.

***) Relata referuntur.

hieß: „Es seyen zehn Kreise ins Reich ausgetheilt,“ nicht aber, „das Reich ist in zehn Kreise getheilt“ *); so könnte man auch mit kammeralistischer Präcision sagen: „nicht die Kreise haben Kassen,“ sondern, „die Kassen haben Kreise.“ —

Wir gehen zum zweyten Hauptübel fort. Bey den häufigen Kriegen, die das Reich geführt hat, ohne es eben zu wollen, waren diese Kreisanstalten eine traurige Gelegenheit für die Stände, um, außer ihren eigenen, Schulden in corpore zu machen; und gerade diejenigen Kreise, die sichs zum Heil des Ganzen mit unaufhörlichen Versammlungen, oder Disputierübungen im Teutschen Staats- und Zeremonialwesen recht sauer machten (eigentlich machen mußten), geriethen in das vornehme Unglück des Schuldenwesens, dem andere Kreise entgingen, indem ihre Stände seit dem vorigen Jahrhundert zu Hause blieben und jeder für sich allein sorgte.

Diese Bemerkung leitet uns von selbst auf den Schluß, daß die Lebendigkeit der Kreisverfassung, die vielen Kreistage, Kreisassociazionen und Kreiskorrespondenzen zu unserm Teutschen Nutz und Frommen eben so entbehrlich als nachtheilig **) sind, wie

*) Weil einige Theile, wie Böhmen, Mömpelgard, die Italiänischen Lehen ꝛc. nicht in die Kreise gehören.

**) Oder ist es kein Nachtheil für das arme Franken, daß der Kreis die ihm von Preußen vor etlichen Jahren angebotene Auswirkung der Neutralität mit Frankreich ablehnen? Mußten die einzelnen Stände nicht das Jahr darauf

wir daraus ſehen, daß ſich andere Kreiſe ohne ſie nicht ſchlechter beholfen haben. Zum Beyſpiel mag das Schulden- und Ausgabe-Barometer des Fränkiſchen und Oberſächſiſchen Kreiſes dienen:

A.	B.
Der Fränkiſche Kreis hat	**Der Oberſächſiſche Kreis weiß**
1) hohe und niedere Kreis-Kriegschargen, Kreis-Kaſſenämter und eine Menge Stellen zu beſolden.	1) ſo wenig davon, daß er, Gott ſey Dank! nicht einmal eine Kreiskaſſe aufzuweiſen hat.
2) Die Franken haben a) Privat- b) Landes- c) Landesherren- d) Reichs- (ſeit etwa 1793) e) Kreisſchulden f) alljährliche Kreis-Römermonate.	2) Die Oberſachſen haben es in dieſem lamentablen Alfabet nur bis auf die Buchſtaben a. b. c. d. gebracht, und wiſſen bisher von keiner Kreisſchulden-Verzinſung, noch von Kreis-Römermonaten.

Dieſe Schulden belaufen ſich auf Millionen, und, wenn man bedenken will, daß die Kreisabgaben nach dem traurigen Matrikularfuß geleiſtet werden, über deſſen Mißverhältniß die Klagen ſo alt als deſſen Einführung ſind, ſo kann man ſich einen Begriff von dem Nachtheil machen, den manches kleine Kreisland, der

dieſen ſteifen Patriotismus fruchtlos feindlichen und freundlichen Heeren bezahlen?

der sieben Vortheile, die uns die alten Publiziſten vorerzählen, ungeachtet, von dieſer Verfaſſung zu ertragen hat *).

Wenn aber auch die Kreisſtände bloß auf ihr eignes Intereſſe und auf Verhütung einer doppelten Landesverſchuldung ſehen wollten, ſo müßten ſie die tiefere Verſchuldung von löblichen Kreiſes wegen ernſtlich verbitten, das Finanzweſen in ſtrenge Unterſuchung und Reform nehmen, und zugleich ein wachſames Auge auf die Verſammlungen haben, welche neuerer Zeit ganz eigne Staatsrechts-Grundſätze aufſtellen, die deſto eher zur Schmälerung der Gerechtſame einzelner ſchwacher Stände gemißbraucht werden könnten, weil ſie ſich hinter das neugeprägte Wort von einer ſubdelegierten Kreisſtaatsgewalt verſtecken, wovon uns allen noch zur Zeit der deutliche Begriff fehlt. Mit Hülfe einer ſolchen Zauberformel glaubt man die Stände zu allen Beſchlüſſen ohne Unterſchied durch die Mehrheit der Stimmen verbinden zu können; und doch herrſcht ſo ſelten in der Mehrheit der Stimmen die Freyheit derſelben, wie man weiß. Man ſcheint alſo von Seiten der anmaaßenden und von Seiten der nachgebenden Stände vergeſſen zu haben, daß der jüngſte Reichsabſchied §. 183. nichts weiter verordnet, als daß bloß:

„In

*) So koſten z. B. bloß die Kreis-Römermonate einem gewiſſen kleinen Theile eines Reichslandes binnen 100 Jahren über Eine Tonne Goldes.

„In Creysshandlungen, über die in der Exekutionsordnung enthaltene und dahin gehörige Verfassungssachen, jederzeit die majora statt haben sollen.“

Wie leicht überschreiten dereinst die Abgeordneten, von Beyspielen und Selbstgefühl gereizt, ihre Vollmachten ganz, und verwandeln, unter dem Schatten der Unachtsamkeit auf ihr Benehmen, das Interesse des Kreises in ein Interesse der Kreisversammlung, oder doch der mächtigern Stände?

Der Oesterreichische, der Nieder-, der Obersächsische Kreisbewohner hat also eine bisher von den allerwenigsten erkannte Wohlthat dadurch genossen, daß sich bey ihm seit Menschengedenken keine hochansehnliche Kreisversammlung des allgemeinen Besten ferner annahm. — Wer sollte es wohl glauben, daß in Obersachsen das leidige Zeremoniel einmahl etwas Gutes stiftete, indem es Anlaß gab, daß die Kreistage plötzlich verschwanden, wie jetzt in Frankreich Diplome und Ordensbänder? Der Konsistorialpräsident Magnus Saul von Gotha war der Ehrenmann, dem man billig von den in Sachsen seit einem Jahrhundert ersparten Kreisschulden ein stattliches Denkmahl setzen sollte. Er fuhr bey der Zusammenkunft im Jahre 1683 mit sechs Pferden auf. Das schien der Kurfürstlichen Gesandtschaft für einen Herzoglichen Gesandten zu viel zu seyn, und da man billig erst über eine standesmäßige (heut zu Tage würde man sagen,

der

der reinen oder praktiſchen Vernunft gemäße) Anzahl von Pferden einig werden wollte und Ueberlegung brauchte, ſo mußte natürlich das ganze Oberſächſiſche Kreiswesen bis dahin in einen erwünſchten Stillſtand gerathen, welches nichts weiter als die Erſparniß einer, nach phyſiokratiſcher Kraftſprache, verzehrenden Anſtalt zur Folge hatte; denn man merkte auch nicht die kleinſte Verrückung an dem ernſten Gange des Teutſchen Staatsuhrwerks, ſeitdem das Oberſächſiſche Kreisrad immobil gemacht war. Auch hat man nicht gehört, daß die Innwohner dieſes Kreiſes je einen Seufzer der Sehnſucht ausgeſtoßen hätten.

Ich glaube nicht, daß einem unbefangenen Leſer, das heißt, einem ſolchen, der weder die Abſetzung der gelehrten Allongeperücken, noch andre Teutſche Alterthümer bedauert, bey Leſung dieſer Nachricht etwas anders als der Wunſch übrig bleiben kann, daß bey der bevorſtehenden Entſcheidung über das mit Wolken umhüllte Schickſal unſers biedern Vaterlandes, dieſer Gegenſtand, der von ſo vielen Seiten wichtig iſt, in die reifſte Ueberlegung genommen und ſo behandelt werden möge, daß alles beſſer und nicht das Uebel ärger werde, weil falſche oder eigennützige Theorien oft nur neue Fehler vor die Stelle der ältern ſchieben, und es in ſolchem Falle beſſer iſt, gar keine, als eine üble Verfaſſung zu haben.

Noch iſt die wichtige Frage übrig:

„Was ſoll bey einer neuen Einrichtung aus den Kreisſchulden werden?“

Die armen Kreiſe, die darunter ſeufzen, ſind meiſtens das Opfer ihrer geografiſchen Lage geworden, indem ſie dem einzigen, der Teutſchen Ehre und Ruhe ewig wichtigen Feinde in Weſten ſo nahe lagen, daß ſie der Tummelplatz der Kriege und der Heereszüge wurden. Sie könnten daher das Rhodiſche Geſetz de jactu, oder vielmehr das dieſem zum Grunde liegende höhere, allgemeine Rechtsprinzip, billig auf ſich anwenden, und eine Theilnahme aller Reichsglieder um ſo mehr in Anſpruch nehmen, weil unter dieſen Schulden keine kleinen Vorſchüſſe für die Reichs- und kaiſerlichen Heere begriffen ſind. Leichter aber würde es freylich zu machen ſeyn, wenn man dieſen Reichs- und Kreisſchulden-Maſſen etliche geiſtliche Länder zur Hypothek unterlegte, da dieſe von den lachenden Erben, auf die ſie vielleicht bald übergehen, füglich mit übernommen werden könnten; ſonſt möchte es gar mit der Zeit unſern Reichs- und Kreisſtaatsgläubigern an einer ſichern Hypothek ermangeln.

Denn an eine Vertheilung der Kapitalſummen auf alle Reichs- und Kreisländer iſt, wie geſagt, ſchwerlich zu denken; auch würde dieſe, in alter Manier, höchſt ungerecht ausfallen, oder die Gläubiger über den Streit bey der Art und Weiſe der Vertheilung um alle menſchenmögliche Geduld bringen.

Da

Da fromme Wünſche in Teutſchland ordentlich zu Hauſe und ſelbſt in den Reichsgeſetzen erlaubt ſind, ſo hat man kein Bedenken tragen dürfen, dieſen Beytrag zu liefern, der wenigſtens als Karakteriſtik unſerer Verfaſſung einiges Verdienſt haben mag.

Vielleicht iſt aber der Zeitpunkt vor der Thüre, wo alle fromme Wünſche, in ſegenbringende Anſtalten verwandelt, das Feſt ihrer Wiedergeburt feyern; und wohl dann dem Manne, oder ſeinen Nachkommen, daß ſie Söhne Germaniens ſind!

II.

Ueber die Schwediſche Sprache.

Wenn es wahr iſt, daß die Sprache eines Volks einen richtigen Maaßſtab zur Beurtheilung deſſelben darbietet; ſo wird man auch umgekehrt aus dem Karakter einer Nazion auf ihre Sprache einen ſichern Schluß machen können. Um ſo viel eher werden Sie, und jeder, der mit der Geſchichte des Schwediſchen Volks bekannt iſt, mir Glauben beymeſſen, wenn ich verſichere, daß dieſe Nazion, an der man, bey allen Hinderniſſen, die ſich von jeher ihrer politiſchen ſowohl als wiſſenſchaftlichen Ausbildung entgegenſtellten, kraftvolle Thätigkeit und Energie des Körpers und des Geiſtes gewiß nicht verkennen wird,

eine

aufzuſchieben, welche ſie einer ſo vollkommenen Liebe ſchuldig zu ſeyn glaubte. Endlich endigte ſich ihr Lied; die begleitende Symphonie hörte auf; die beſchämten Sirenen flohen in ihre Grotten; die Muſen verſchwanden; und der ſtaunende Agathon blieb in trauriger Entzükung allein.

Achtes Capitel.

Eine Abſchweiffung, wodurch der Leſer zum Folgenden vorbereitet wird.

Wir können die Verlegenheit nicht verbergen, in welche wir uns durch die Umſtände geſezt finden, worinn wir unſern Helden zu Ende des vorigen Capitels verlaſſen haben. Sie drohen dem erhabnen Charakter, den er bißher mit einer ſo rühmlichen Standhaftigkeit behauptet, und wodurch er ſich zweifelsohne in eine nicht gemeine Hochachtung bey unſern Leſern geſezt hat, einen Abfall, der denenjenigen, welche von einem Helden eine vollkommene Tugend fordern, eben ſo anſtößig ſeyn wird, als ob ſie, nach allem was bereits mit ihm vorgegangen, natürlicher Weiſe etwas beſſers hätten erwarten können.

Wie groß iſt in dieſem Stüke der Vortheil eines Romanendichters vor demjenigen, welcher ſich anheiſchig gemacht hat, ohne Vorurtheil oder Partheylichkeit,

eine männliche und ausdrucksvolle Sprache redet. Manchem fremden, ungewohnten Ohre möchte sie wohl gar wegen einiger Härten, wovon sie allerdings nicht frey ist, etwas rauh klingen, wenn nicht die häufig vorkommenden Vokale, besonders das wohlklingende a, die Beleidigung bald wieder vergüteten. Indeß ist es wohl diesem Zusammentreffen von Wohlklang und einigem Uebellaut (Dissonanz) vorzüglich zuzuschreiben, daß, wie Herr Lenz (von dem der Merkur mehrere treffliche Beobachtungen über Schweden und dessen Bewohner geliefert hat) sehr richtig bemerkt, die Schwedische Sprache im Munde der Frauenzimmer wohlklingend und lieblich, von Männern aber, im gewöhnlichen Gespräch, ernsthaft und kräftig, im Tone der Leidenschaft hingegen gesprochen, hart und fürchterlich lautet, je nachdem, den Umständen und der Geistesstimmung gemäß, die Aussprache mit mehr oder weniger Nachdruck geschieht, und aus dem Vorrathe der härtern oder mildern Worte geschöpft wird.

Mit der Dänischen Sprache ist die Schwedische so nahe verwandt, daß, wer nur eine von diesen inne hat, die andere ohne große Schwierigkeit verstehen wird. Das Dänische unterscheidet sich hauptsächlich durch den Gebrauch der weichern Mitlauter, als b für p, d für t u. s. w. und durch e und æ für a, von dem Schwedischen. Sehr wenige Benennungen beyder Sprachen haben mit einander gar keine Aehnlichkeit, und noch kleiner ist die Zahl der

Wörter,

Wörter, die, obgleich faſt gleichlautend, doch verſchiedene Bedeutung haben. Dieſe wenigen aber veranlaſſen oft die lächerlichſten Mißverſtändniſſe zwiſchen Schweden und Dänen. So z. B. bedeutet Kone im Däniſchen eine ehrbare Frau, Kona aber im Schwediſchen eine liederliche Weibsperſon, und reiſende Dänen ſollen ſich daher in den entlegenern Provinzen Schwedens mehrmals Unannehmlichkeiten dadurch zugezogen haben, daß ſie verheirathete Weiber Kone titulierten, deren Männer ſich durch dieſe Benennung zur Ehrenrettung ihrer unbeſcholtenen Ehehälften für verbunden achteten. Die gewöhnlichſten Mißverſtändniſſe geſchehen durch die Wörter rolig und værelſe. Erſteres bedeutet im Däniſchen ruhig, ſtill, im Schwediſchen munter, luſtig; mit dem andern aber (Schwed. varelſe, von vara, ſeyn) bezeichnet man in Dänemark ein Zimmer, in Schweden den Begriff Weſen, vorzüglich menſchlicher Art. Daher wird ein Däne, dem ein Schwede z. B. von einer Geſellſchaft ſagt: där var roligt (es ging da ſehr luſtig zu), oder von einem Menſchen: han är en rolig man (er iſt ein munterer, aufgeräumter Mann), gewiß glauben, daß die Geſellſchaft ſehr ſtill und langweilig geweſen ſey, und daß der erwähnte Menſch eine ruhige oder träge Gemüthsart beſitze. Eben ſo wird ein Schwede, der beym Eintritt in einen däniſchen Gaſthof gefragt wird, ob er ein værelſe haben wolle, gewiß um die Antwort auf dieſe ihm ſonderbar ſcheinende Frage verlegen ſeyn.

Die Dänische Sprache ist weicher und sanfter als die Schwedische, und hat daher vielleicht vor dieser manchen Vorzug; gewiß ist sie aber dagegen auch weniger männlich und kraftvoll, und wird deßwegen, besonders von Männern gesprochen, für einen fremden Zuhörer bald ermüdend.

Ein Hauptunterschied zwischen beyden Sprachen scheint mir in dem Ton und der Stimme zu liegen, womit sie gesprochen werden, und dieser ist so groß, daß, nach meiner Ueberzeugung, gleichbedeutende und fast gleichlautende Wörter aus dem Munde eines in Affekt versetzten Schweden, auf einen beyder Sprachen Unkundigen viel stärkern Eindruck machen werden, als aus dem Munde eines dem vorigen gleichgestimmten Dänen. Wenn z. B. beyde mit denselben Worten Zorn ausdrücken wollten, so würde gewiß der mit erschütternder Stimme zürnende Schwede weit furchtbarer scheinen als der aufgebrachte kreischende Däne. Im allgemeinen sprechen die Dänen, besonders wenn sie anhaltend und mit einigem Eifer reden, in einem jammernden, klägli-chen Tone, und haben etwas leyerndes, taktmäßiges in der Aussprache; die Schweden hingegen reden mit einer reinern, mehr hochtönenden Stimme. Beyde Nazionen machen einander den Vorwurf einer gedehnten, singenden Aussprache, die jede an sich selbst nicht bemerkt; ein Zeichen, daß hierüber weder ein Schwede noch ein Däne kompetenter Richter seyn kann, sondern die Streitfrage Ausländern zur Entscheidung überlassen werden muß.

Dimi-

Diminutiva hat die Schwediſche Sprache ſo wenig als die Däniſche, und muß daher, wie dieſe, jede Verkleinerung durch ausdrückliche Beyſetzung des Wortes „klein" bezeichnen. Allein, ob ſie gleich hierin der an Diminutiven ſo reichen Teutſchen Sprache nachſtehen muß, ſo hat ſie andrerſeits den Vorzug vor derſelben mit der Däniſchen gemein, daß ſie ihre Artikel ſuffigieren und die Paſſiva durch ein zum Aktivo hinzugeſetztes s viel kürzer andeuten kann, als die Teutſche mit dem Worte „werden." So heißt z. B. haſſen auf Schwediſch hata, auf Däniſch hade; gehaſſet werden, auf Schwediſch hatas, auf Däniſch hades. Alſo könnte wohl der, wegen des Unvermögens Worte ohne Zuſammenſetzung von mehrern zu verkleinern, der Däniſchen Sprache neuerlich gemachte Vorwurf von zu großer Bedächtlichkeit, der Teutſchen in anderer Hinſicht von jener zurückgegeben werden.

Wenn man bedenkt, wie wenig bisher in Schwediſcher Sprache, in Vergleichung mit der Teutſchen, geſchrieben worden iſt, — aus denſelben Urſachen, die Herr Merkel im 1ten Stück des dießjährigen Mercurs in Abſicht auf die Däniſche ſehr richtig angegeben hat; ſo wird man an ihr nicht den Grad der Ausbildung erwarten können, den die Teutſche ſchon lange erreicht hat, und man wird ſich nicht wundern, daß ſie dieſer an Reichthum von Wörtern und Mannichfaltigkeit der Mittel, Gedanken und Begriffe auszudrücken, einen großen Vorzug zugeſtehen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20644 / 413

muß. Jedoch hat sie in wenigen Jahren, seitdem sie den französischen Flitterputz, womit sie lange Zeit ihre Blöße zu decken suchte, abgeworfen, und sich ganz in ihr eigenes würdigeres Gewand gehüllt hat, in ihrer Vervollkommnung starke Fortschritte gemacht. Auch kann man von der Schwedischen Akademie *), deren Bemühungen die Sprache fast alles zu verdanken hat, mit Sicherheit erwarten, daß sie dieselbe auf der Stufe, worauf sie jetzt steht, nicht verlassen, sondern der möglichsten Vollkommenheit immer näher bringen werde.

Fast in allen Arten der Rede- und Dichtkunst hat die Schwedische Sprache vorzügliche Arbeiten aufzuweisen. Erlauben Sie mir, Ihnen von diesen einige der besten kürzlich zu nennen.

Im

*) Diese von Gustav dem 3ten gestiftete Akademie besteht nur aus 18 Mitgliedern, und hat einzig den Zweck, mit der Kultur der Sprache die Aufmunterung der schönen Wissenschaften zu verbinden. Sie hält jährlich in Gegenwart des Königs eine öffentliche Sitzung, in welcher Preisaufgaben in der Rede- und Dichtkunst gegeben, und die des Preises würdig erkannten Schriften abgelesen und belohnt werden. Während der Vormundschafts-Regierung wurde sie, unter dem Vorwand einiger, von dem Hofmunker Gilfverstolpe in einer Rede gebrauchten zu freyen Ausdrücke, von dem Herzog Regenten geschlossen, ist aber von dem jetzigen Könige gleich nach seinem Regierungsantritte wieder eröffnet worden. Gegenwärtig sind mehrere Mitglieder mit Ausarbeitung eines Schwedischen Lexikons beschäfftigt.

Im dramatiſchen Fache ſind wenige, aber vortreffliche Stücke geliefert worden. Unter dieſen zeichnet ſich vorzüglich die Nazional-Oper Guſtav Waſa von Kellgren aus; ein Werk, das in Hinſicht auf dichteriſchen Werth gewiß keiner Oper des Auslandes nachſtehen darf, und bey welchem Tonkunſt (die Muſik iſt von Naumann), Mahlerey und Schauſpielkunſt alles aufzubieten ſcheinen, um bey der Aufführung eine des erhabenen Gegenſtandes würdige Wirkung hervorzubringen. Die ſchönen Opern Medea von Lidner, und Alarnes utwandring (die Auswanderung der Aſen) von Leopold, ſind in Schweden niemahls, erſtere aber in England mit vielem Beyfall gegeben worden. Folke Birgerſon, eine neuere Oper, deren Verfaſſer mir unbekannt iſt, ſoll, wie ich höre, bey der Aufführung Glück gemacht haben.

Ein gutes Schwediſches Trauerſpiel kenne ich nicht; dagegen ſind mehrere Luſtſpiele, hauptſächlich diejenigen, welche Guſtav den 3ten zum Verfaſſer haben, und denen wahre Begebenheiten der ältern Schwediſchen Geſchichte zum Grunde liegen, von vorzüglichem Werthe. Auch für die Zukunft kann ſich die Theaterdichtkunſt von Herrn Lindegren, einem jungen Manne, deſſen erſtes, gewiß nicht verdienſtleeres Stück: Der verſöhnte Vater, vor kurzem ins Teutſche überſetzt worden, manchen Gewinn verſprechen.

Da indessen die Anzahl der Schwedischen Originalschauspiele, im Verhältniß zu den vielen Vorstellungen, die in Stockholm fast das ganze Jahr hindurch auf drey Theatern gegeben werden, immer sehr gering war, so hat freylich das meiste aus fremden Sprachen entlehnt werden müssen. Vorzüglich ist aus dem Französischen vieles übersetzt worden, und erst vor wenigen Jahren hat man mit Kotzebue's Theaterstücken (welche damahls, so wie die Uebersetzung seiner übrigen Arbeiten, sehr gut aufgenommen wurden) angefangen, die Nazion mit den Produkten der Teutschen Schaubühne bekannt zu machen.

In der epischen Dichtkunst hat sich Kellgren durch in Horazischem Geiste geschriebene Oden, Satiren und Episteln, und durch eine Menge kleinerer Lieder, einen bleibenden Ruhm erworben. Alle seine Arbeiten zeugen von Witz und Feuer der Einbildungskraft, mit ächt philosophischem Geiste und reinem kritischen Geschmack in hohem Grade verbunden. Lange wird sein Vaterland den frühzeitigen Tod dieses Dichters betrauren, so wie den Verlust Lidners, des warmen Sängers der edlen, sanften Empfindungen. An manchen seiner Gedichte vermißt man die kritische Feile; aber hingerissen wird man demungeachtet von der hohen Begeisterung für Menschlichkeit und alle die Menschheit ehrende Gefühle, welche sie athmen. Kein bleibenderes Denkmal konnte diesen beyden Dichtern gesetzt

werden,

werden, als das, welches Rosenstein, ein Mann, auf den Schweden in mehr als Einer Rücksicht stolz ist, und dem es die Bildung und den Unterricht seines hoffnungsvollen jungen Königes verdankt, ihnen in seiner meisterhaften Vorrede zu der, nach ihrem Tode erschienenen Ausgabe ihrer Werke gestiftet hat.

Auch an Bellman verlohr Schweden vor einigen Jahren einen Dichter von nicht gewöhnlichen Talenten. Seine Muse verweilte zwar am liebsten bey der niedrigsten Volksklasse, in Zechstuben und Trinkgelagen; aber diese schilderte sie mit solcher Originalität und Wahrheit, daß man, auch in der Abbildung der häßlichen Natur, den Meister nicht verkennen, und dem Genie des Dichters gewiß eben die Achtung schenken wird, die man einem Karavaggio, Ostade, Teniers und andern großen Mahlern, deren Pinsel sich mit Darstellung gleicher Gegenstände beschäfftigte, nicht vorenthalten kann. Seine Lieder hat er selbst in Musik gesetzt, und ihnen dadurch noch mehr Lebhaftigkeit gegeben, so daß sie, zum Klaviere gesungen, einen unterhaltenden Zeitvertreib gewähren.

Die Grafen Creutz und Gyllenborg haben sich durch ihre vortrefflichen Gesänge, und letzterer vorzüglich durch sein schönes Heldengedicht Tåget öfver Belt (der Zug über den Belt, unter Karl X), großen Ruhm und ein um so ehrenvolleres Verdienst um die Schwedische Dichtkunst erworben,

da sie die Schwierigkeiten, welche die Sprache, zu der Zeit als sie sangen, dem Dichter entgegenstellte, so glücklich besiegt und aus dem Wege geräumt haben. An guten ländlichen Gedichten in Schwedischer Sprache fehlte es gänzlich, bis vor kurzem der an Geistesgaben wie an Rang gleich erhabene Reichsmarschall, Graf Oxenstierna, (der durch seine ins Teutsche übersetzte Gedächtnißrede auf Gustav den 3ten vortheilhaft bekannt ist) durch sein meisterhaftes Gedicht, Skördarne (die Erndten) diese Lücke sehr glücklich ausfüllte.

Noch verdienen Leopold, Sjöberg und Franzén zu den Dichtern gezählt zu werden, die ihrem Vaterlande Ehre bringen. Von Leopold hat man, außer oben genannter Oper, eine geschmackvolle Sammlung erotischer Gedichte, und Sjöberg hat ebenfalls eine Auswahl seiner poetischen Arbeiten herausgegeben. Beyde sind würdige Mitglieder der Schwedischen Academie. Franzéns Gedichte, die bisher nur zerstreut erschienen sind, besingen mit Anmuth und Wärme Natur, Unschuld und Einfalt.

Von Schwedischen Uebersetzungen ausländischer Dichterwerke *), deren Zahl sehr gering ist, verdient nur die meisterhafte Uebertragung der Gesänge des Anakreons genannt zu werden, welche v. Paykull geliefert hat, der selbst manches, des Tejischen Dichters nicht unwürdige Lied gesungen hat.

Es

*) Eine prosaische Uebersetzung von Klopstocks Messias, die ich nicht gesehen habe, soll sehr mißlungen seyn.

mit Verläugnung des Ruhms, den er vielleicht durch Verſchönerung ſeiner Charakter, und durch Erhebung des Natürlichen ins Wunderbare ſich hätte erwerben können, der Natur und Wahrheit in gewiſſenhafter Aufrichtigkeit durchaus getreu zu bleiben! Wenn jener die ganze grenzenloſe Welt des Möglichen zu freyem Gebrauch vor ſich ausgebreitet ſieht; wenn ſeine Dichtungen durch den mächtigen Reiz des Erhabnen und Erſtaunlichen ſchon ſicher genug ſind, unſre Einbildungskraft und unſre Eitelkeit auf ſeine Seite zu bringen; wenn ſchon der kleinſte Schein von Uebereinſtimmung mit der Natur hinlänglich iſt, die Freunde des Wunderbaren, welche immer die gröſſeſte Zahl ausmachen, von ihrer Möglichkeit zu überzeugen; ja, wenn er volle Freyheit hat, die Natur ſelbſt umzuſchaffen, und, als ein andrer Prometheus, den geſchmeidigen Thon, aus welchem er ſeine Halbgötter und Halbgöttinnen bildet, zu geſtalten wie es ihm beliebt, oder wie es die Abſicht, die er auf uns haben mag, erheiſchet: So ſieht ſich hingegen der arme Geſchichtſchreiber genöthiget, auf einem engen Pfade, Schritt vor Schritt in die Fußſtapfen der vor ihm hergehenden Wahrheit einzutreten, jeden Gegenſtand ſo groß oder ſo klein, ſo ſchön oder ſo häßlich, wie er ihn würklich findet, abzumahlen; die Würkungen ſo anzugeben, wie ſie vermöge der unveränderlichen Geſeze der Natur aus ihren Urſachen herflieſſen; und wenn er ſeiner Pflicht ein völliges Genügen gethan hat, ſich gefallen zu laſſen, daß man ſeinen Helden am Ende um wenig oder nichts ſchäzbarer findet, als

der

Es ist nicht zu fürchten, daß mit den itzt genannten Dichtern, die fast alle während der, für die schönen Wissenschaften und Künste so fruchtbringenden Regierung Gustavs des 3ten gebildet wurden, die Dichtkunst in Schweden aussterben werde; denn im Hintergrunde stehen noch mehrere junge Männer, die, durch abgelegte Proben ihres Genies, das Vaterland zu großen Erwartungen berechtigt haben; und auch von dem jetzt regierenden Könige darf man hoffen, daß er, als Beschützer des Heiligthums der Musen, in die Fußtapfen seines großen Vorgängers treten werde, der selbst auf dessen Altar die würdigsten Opfer dargebracht hat.

D. Ekman.

III.

Ueber

Washington's Briefe und N. Amerika.

Daß der Herausgeber des Teutschen Merkurs so gütig ist zu bemerken, durch mein Werk über N. Amerika habe ich, indem ich die Binde von den Augen „so vieler, die nicht sehen konnten oder wollten, gerissen, für ganz Teutschland ein verdienstliches Werk gethan, und einen Kranz ob servatos cives verdient," macht mir um so mehr Freude, da ein

solcher Kranz die einzige Belohnung war, welcher ich nachzuringen strebte.

Der vor dem Publikum geäußerte Beyfall des Herausgebers des Teutschen Merkurs und der Minerva, das vortheilhafte Urtheil, welches Kriegsrath Gentz, zu mir und zu andern, über mein Buch fällte; und daß sogar Professor Ebeling, welcher doch, da er nach Materialien arbeitet, welche ihm die Amerikaner zuschicken, gewohnt ist, Amerika nur von der vortheilhaften Seite zu betrachten, nicht umhin kann zu gestehen: „daß ich ganz richtig erzähle, daß ich gegründete Bemerkungen mache, daß ich in manchen Dingen offenbar Recht habe, daß er meine Theorie der politischen Gewalten nicht bestreiten wolle *); alles dieses zusammengenommen läßt mich glauben, daß meine gemeinnützige Schrift ihren Endzweck, den Teutschen richtigere Begriffe von Amerika zu geben, nicht verfehlt hat.

Washington's offizielle Briefe halte ich für offiziell, weil Washington es gedruckt gesagt hat, und weil Professor Ebeling es auch gedruckt gesagt hat. Alles dieses findet man in v. Archenholz Minerva, August 1797, unter den Miscellaneen des Herausgebers. Einige Privatbriefe Washington's an verschiedene seiner Freunde sind, laut Washington's eigner Erklärung, untergeschoben. Er bezeichnet in

*) Eigne Worte Ebelings, Hamburgische Neue Zeitung 15ten Jul. 1797. und ein Urtheil, welches die Wahrheit gleichsam abgedrungen hat.

in jener Erklärung jeden dieser unächten Briefe, deren es sechs giebt. Washington's offizielle Briefe sind aber nie, weder von Washington noch von irgend einem andern, für unächt erklärt worden. Die handschriftlichen Originale derselben, sagt Professor Ebeling (Minerva August 1797), sind in den Archiven des Kongresses niedergelegt.

In Amerika zweifelt niemand, von welcher Parthey er auch sey, an der Aechtheit von Washington's official letters. Mir waren diese Briefe selbst der stärkste Beweis ihrer Aechtheit. Sie sind ganz der Hand dieses Feldherrn würdig. Kriegs-, Menschen- und Staatskunde leuchtet aus jeder Seite hervor. Aus diesen unschätzbaren Briefen, und nicht aus falschen Berichten oberflächlicher Reisenden, kann man die Amerikaner kennen lernen.

Das Teutsche Publikum muß zu meiner Schilderung Amerika's und seiner Bewohner noch mehr Vertrauen fassen, wenn es bemerkt, daß sehr kompetente Richter zu gleicher Zeit ein ähnliches Urtheil fällen. Hieher gehören der Aufsatz, welchen der französische Minister Taleyrand Perigord im Nazionalinstitut zu Paris über die Amerikaner und ihren Handel vorgelesen hat, und (nicht Wansey's Tagebuch, sondern) die Teutsche Vorrede zu Wansey's Tagebuch, in welcher mit so vieler Kenntniß Amerika's so viel karakteristische Züge, mit Meisterhand gezeichnet, zusammengedrängt sind.

Ein

Ein Gemählde indeß, in welchem kaum etwas anders wie Schatten iſt, kann nie ſo gefallen, als wenn Licht und Schatten, ſchöne und häßliche Formen, kontraſtierend neben einander geſtellt, dem Auge die ſchönen bemerklicher und gefallender machen. So eilt der Leſer in dem angenehmen Sittengemählde England und Italien zu der reizenden Schilderung Englands, wenn er aus übergroßer Gutmüthigkeit an den nachtheiligen Zügen, womit der Verfaſſer das moraliſche Italien karakteriſiert, weniger Gefallen finden ſollte. — Indeſſen glaube ich, nach reiflicher Ueberlegung, den Schatten in meinem Buche nicht ſtark genug aufgetragen zu haben. So habe ich das Klima viel zu gelinde behandelt, und ſehr Unrecht gethan, ſolchen berühmten Männern, wie Büffon und Pauw, in ihren nachtheiligen Urtheilen über Amerika zu widerſprechen. Der Winter von 1797 war ſo ſtreng in Boſton und Filadelfia, daß Reiſende erfroren, und in eben dieſem Jahre generirte wiederum die Hitze im Monat Auguſt die Peſt. In Neu-England ruhte der Winter ohne Unterbrechung während vier ganzer Monate (December bis März incl.) mit eiſerner Hand auf der erſtarrten Erde. Hierauf folgte kaltes, unangenehmes Wetter bis tief in den Junius hinein; dann gleich die Hitze eines glühenden Ofens. Die Theurung war in Filadelfia während dieſer Kälte ungeheuer; ein bis zwey Dollars für einen Kohlkopf u. ſ. w. Im Herbſt ſind Fieber aller Gattungen eine allgemeine Landesplage. Das gelbe Fieber iſt allgemei-

gemeiner wie man glaubt, da es öfters auf dem Lande unter der Benennung von Gallenfieber (bilious complaint) wüthet. Im Monat August, zur Zeit der großen Hitze, habe ich alle Morgen einen stinkenden Nebel aus der Erde aufsteigen sehen. Der Nebel in Amerika beißt wie Rauch in den Augen und stinkt nach Schwefel. Ich muß hier anführen, was ich neulich noch in einem allgemein gelesenen kritischen Blatte bemerkte. In Portsmouth in Virginien wird selten jemand, welcher dort gebohren, älter wie 20 Jahre. Der Verfasser des dort rezensierten Buches, ein Wundarzt auf der Englischen Flotte, sah einen abgelebten Greis, mit zitterndem Haupte und Silberhaaren von 20 Jahren. Wahrlich, ein reizender Himmelsstrich! Bekannt ist schon längst, daß selten ein gebohrner Amerikaner über 50 Jahre auf dieser Erde herum wandelt.

Im Julius, August und September sieht man, auch in den mittlern Staaten, allenthalben nur bleiche Gesichter. Wird man in dieser Jahreszeit durchnäßt, so hat man sogleich das Fieber. Der Susquehannah ist sonderlich ein Fieberfluß. Alle Morgen und Abende entsendet er einen mit Fiebermiasma geschwängerten Nebel. Die Fieber sind seit mehrerer Entholzung des Landes häufiger geworden. Die Blätter der Bäume sind Lungen, welche die schädlichen Ausdünstungen absorbieren. Nicht allein die Ausdünstungen der Moräste sind in Amerika ungesund, sondern auch die Dämpfe der Erde überhaupt, und

selbst

selbst des klarsten fließenden Wassers. Es scheint, als wenn dieser Welttheil bestimmt war, immer mit Wald bedeckt zu bleiben, und nur von Waldmenschen bewohnt zu werden, da die Ungesundheit des Klima's durch die Kultur so sehr zugenommen hat. Es ist leicht zu erachten, wie glücklich ich mich schätze, diesem eisernen Himmel entronnen, und in die mildere Luft Nordteutschlandes versetzt zu seyn.

Das Genesee-Land, von den Amerikanischen Landjobbers und ihren Emissarien in Teutschland als ein Paradies ausposaunt, wird alle Herbste durch epidemische Fieber verwüstet. Die 500 Teutschen Landleute, welche der Landjobber Morris aus Teutschland dorthin gelockt hat, sind also auf die Schlachtbank geliefert. Wer weiß übers dies noch, was er alles mit diesen seinen Sklaven vornimmt?

Die Region des Frostes erstreckt sich in Nordamerika bis zum 27ten Grade der Breite herab.

Doktor Schöpf hat, meiner Meinung nach, Nordamerika am richtigsten beschrieben.

Weniger Nahrungsstoff in gleichem Volumen, weniger Nahrungsstoff auf gleicher Fläche, ist mit einem Worte das karakteristische Unterscheidungszeichen der neuen Welt von der alten.

Man hat dort sehr viel kubischen Inhalt verschluckt, und doch nur eine kärgliche Mahlzeit gethan. Hunger kehrt bald wieder zurück.

Es giebt in Konnektikut Ochsen von 2800 Pfund; allein in dieser Masse ist weniger Nahrungsstoff als in einem ungleich kleinern Ochsen der alten Welt. Diese Ochsen sind doch, ungeachtet ihrer Dicke, niedriger wie die Europäischen. Man kann ohne Gefahr in Amerika Ochsen und Schafe auf einem Kleefelde weiden lassen. In Europa geht das nicht; hier würden diese Thiere bersten, weil mehr Nahrungsstoff in dem Klee ist.

Was fand denn Kolumbus auf Hispaniola, als er es entdeckte, womit sich die Einwohner hätten nähren können? Im Thierreich einige Eidechsen, und im Pflanzenreich nur den Advokatenbaum (l'Avocatier). In Sierra Leona hingegen wächst Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr wild, wie es aus einem Berichte des Schwedischen Botanisten Afzelius zu ersehen ist. Orangenfrüchte, Ananas u. s. w. findet man allenthalben in den Wäldern, und Indigo wächst wie Unkraut überall. Welch eine Ueberlegenheit hat Afrika nicht im Thierreich über Amerika! In Sierra Leona sind 12000 Kaffeebäume gepflanzt, deren viele von der in den Wäldern gefundenen wilden Gattung sind.

Die Kolonisazion von Afrika, welche, ungeachtet die Franzosen die Stadt Forrtown in Sierra Leona zerstörten, doch immer ihren Gang fortgeht, da im Gegentheil seit dieser Epoche die Kolonisten, welche vorher in der Stadt zusammengedrängt lebten, sich im Lande zerstreut und auf mehrere Kultur des Erdbo-

dens gelegt haben, muß eine für Europa sehr heilsame merkantilische Revoluzion veranlassen. Tropische Produkte werden für Europäische Erzeugnisse eingetauscht werden. Sie werden wohlfeiler, da das nahe Afrika sie in großem Ueberfluß erzeugen kann. Die edlen Metalle wandern dann nicht mehr nach China und Ostindien, die Schiffahrt wird nicht mehr in so großer Ferne getrieben, und der Norden mit dem Süden der alten Welt durch den Tauschhandel, den einzigen für beyde Theile vortheilhaften, mit einander verbunden.

Es ist in den Zeitungen viel von dem blühenden Zustande der Amerikanischen Banken gesprochen worden. In einem Lande, wo keiner dem andern traut, bringt man lieber sein Geld in die Banken. Ob nun gleich in Amerika wenig Geld ist, so läßt das allgemeine Mißtrauen doch alles vorhandene Silber in die Banken zusammenfließen, und dieß macht denn doch am Ende Etwas aus. Wenn nun die Bank bauen läßt, so bezahlt sie mit ihrem Papier. Silber braucht sie bloß zum Diskontieren, und dazu bedarf es nicht viel. Diese Banken geben weit mehr Papier aus, als sie würden realisieren können; sie sind also eigentlich schon längst bankerott.

Hamburg den 14. Febr.
1798.

v. Bülow.

IV.

An Herrn D. Guldener von Lobes.

Enzersdorf nächſt Medling im Sommermond 1795. *)

Ego dixi: in dimidio dierum meorum vadam ad portas inferi.

Quaesivi residuum annorum meorum.

ISAIAS.

Mein theurer Freund, mein edler Hippokrat,
Wie dank' ich deinem weiſen Rath,
Der, als die Schwermuth jüngſt mich plötzlich übermannte,
Mich aus dem Leichenhaus der dumpfen Kaiſerſtadt
In Gottes freye Luft verbannte!
Entlediget vom bangen Vorgefühl,
Bald in des Knochenmanns Behauſung zu verweſen,
Bewohn' ich frohes Muths mein ländliches Aſyl,
Und freue gläubig mich der Hoffnung, zu geneſen.

Vom

*) Bey zwey Lieblingen der Muſen, deren der ſcherzhafte Dichter hier erwähnt, wird nun Merkur ſein Geſchäft, als Herold der Schatten und Nekropompos zu verrichten und ihnen dieß Andenken ihres Freundes traulich zu erzählen haben.

Vom Dämon der Hypochondrie
Durch manche Truggeſtalt der kranken Fantaſie
Geängſtigt, war ich ſchon zur groſſen Reiſe fertig,
Und des fatalen Schnitts der Parze ſtets gewärtig.
Des Freundes Troſt, des Arztes Zuſpruch, nichts
Begütigte den Gram, der mich darniederbeugte,
Und bebend denk' ich jetzt noch jenes Traumgeſichts,
Das einſt mein ſchwarzes Blut in meinem Haupt erzeugte.

Entſeelt (ſo ſchien es mir im Traume) lag ich da
Auf einem Leichenbrett, und ſah
Mich rings von einer Schaar Leidtragender umgeben.
Mit kaltem Gleichmuth ſprach der Eine, der ſo eben
In's Zimmer trat, „Gott tröſt' ihn! Vor Verlauf
„Des letzten Herbſts bereits gab ich ihn halbweg auf.
„Sein Körper war ſchon längſt hinfällig, und er ſiechte
„Seit mehr als einem Jahr. So geht's! dieß ſind die Früchte
„Des unabläſſigen Studierens. Hätt' er nur,
„Als er ſchon kränkelte, die Kräfte der Natur
„Geſchont, und mäßiger geleſen und geſchrieben,
„So hätt' er es vielleicht noch lange fortgetrieben."
„Ja, ja, ganz recht! das ſag' ich auch," Verſetzt' ein Andrer, deſſen Bauch
Den ſichtbaren Beweis von wohlverdauter Nahrung
Zur Schau trug — „Denken ſtört, wie Männer von Erfahrung

„Ver

der ſchlechteſte unter ſeinen Leſern ſich ohngefehr ſelbſt zu ſchäzen pflegt.

Vielleicht iſt kein unfehlbarers Mittel mit dem wenigſten Aufwand von Genie, Wiſſenſchaft und Erfahrenheit ein geprieſener Schriftſteller zu werden, als wenn man ſich damit abgiebt, Menſchen (denn Menſchen ſollen es doch ſeyn) ohne Leidenſchaften, ohne Schwachheit, ohne allen Mangel und Gebrechen, durch etliche Bände voll wunderreicher Abentheure, in der einformigſten Gleichheit mit ſich ſelbſt, herumzuführen. Eh ihr es euch verſeht, iſt ein Buch fertig, das durch den erbaulichen Ton einer ſtrengen Sittenlehre, durch blendende Sentenzen, durch Charaktere und Handlungen, die eben ſo viele Muſter ſind, den Beyfall aller der gutherzigen Leute überraſchet, welche jedes Buch, das die Tugend angreift, vortreflich finden. Und was für einen Beyfall kan ſich ein ſolches Werk erſt alsdenn verſprechen, wenn der Verfaſſer die Kunſt oder die natürliche Gabe beſizt, ſeine Schreibart auf den Ton der Begeiſterung zu ſtimmen, und, verliebt in die ſchönen Geſchöpfe ſeiner erhizten Einbildungskraft, die Meynung von ſich zu erweken, daß ers in die Tugend ſelber ſey. Umſonſt mag dann ein verdächtiger Kunſtrichter ſich heiſer ſchreyen, daß ein ſolches Werk eben ſo wenig für die Talente ſeines Urhebers beweiſe, als es der Welt Nuzen ſchaffe; umſonſt mag er vorſtellen, wie leicht es ſey, die Definitionen eines Auszugs der Sittenlehre in Perſonen, und die Maximen des Epictets in Handlungen

„Behaupten, das Verdauungswerk.
„Gewohnt, auf dieſen Punkt mein ſtetes Augenmerk
„Zu richten, las ich ihm den Text nicht ſelten tüchtig.
„Was half's? ihm war und blieb ſein Wohlſeyn minder wichtig
„Als ſeine Kleckſerey. Er trieb es, wie vorhin;
„Denn er war überhaupt ein Mann voll Eigenſinn,
„Und, unter uns geſagt! nie ganz im Kopfe richtig.
„Doch g'nug hievon! der Arme hat es nun
„Vollendet. Gott der Herr laß ihn im Frieden ruhn!"

Durch dieſes abgeſchmackte Plaudern
Der Kondolentenſchaar nicht ſonderlich ergetzt,
Beſchloß der Traumgott nun, nicht länger da zu zaudern.
Er flog mit mir davon, und ſtaunend ſah ich jetzt
In Hugelmanns Kaffeehaus mich verſetzt.
Schon hatte man hier allerſeits mit Schaudern
Die Botſchaft meines Tods vernommen, und der Mund
Des Einen machte ſie beſtürzt dem Andern kund.
Mit der erhabnen Kunſt des Quarambol's beſchäfftigt,
Glaubt Alxinger kein Wort, bis alles es bekräftigt.
Der Sänger Doolins hört nunmehr zu zweifeln auf,
Und läßt, wie folgt, den Klagen freyen Lauf:
„So iſt er denn dahin! er dauert mich von Herzen.
„(Ich werd' auf dieſe Art noch die Parthie verſcherzen)
„Er war ein Ehrenmann, mein Freund, mein andres Ich.
„(Ey, immerfort collé, das iſt doch ärgerlich.)

„Er war nicht ohne Kopf und unermüdet fleißig.
„(Marqueur, wie zählt er denn? längſt hatt' ich zwey
und dreyßig.)
„Ich liebt' ihn, wenn mir gleich ſein Hang zur Ironie
„Oft mißfiel. (Sachte, Freund! Sie geben nun à qui.)
„Könnt' ich ihn dem Avern entreißen, o ich gäbe
„Dem Tode willig und bereit
„Ein Jährchen meiner Lebenszeit
„Als Löſegeld dafür, ſo wahr ich leib' und lebe."
A—— r ſchüttelte bey dieſem frommen Wunſch
Für ſeinen Theil den Kopf, und ſchlürfte ſeinen Punſch.
Und F——r, tief gebeugt von Kummer,
Verfiel in einen ſanften Schlummer.

Itzt führte Morfeus mich aus dieſem Zufluchts-
ort
Der Müßiggängerzunft, wo Türke, Chriſt und Jude,
In träger Ruh vereint, ihr Pfeifchen ſchmauchen, fort,
In Freund Blumauers Bücherbude.
Hier heiſcht' ein Muſaget (ein Sachſe, wie es ſchien;
Dem Dialekte nach war's wenigſtens kein Wiener)
Die Sammlung meiner Poeſien.
Der Prinzipal, der, ſeit mich die Berliner
Bibliothek verrief, ſich während eines Jahrs,
Wenn's gut geht, eines Exemplars
Entlaſſet, ſandte froh ſtracks einen Handlungsdiener
In das Verlies des Hintertheils
Der Offizin, wo nebſt der Logik Kreils

Und

Und Ayrenhoff's Theaterſtücken
Auch meine ſämmtlichen Poetereyen, ach!
Verurtheilt ſind, kein Taglicht zu erblicken.
Der raſche Bote fand mein Werk in einem Fach,
Das der Makulatur, woran es nicht gebrach,
Gewidmet war, und brachte dem Gebieter
Der Bude den mit Staub bedeckten Ladenhüter.
Mein alter wackrer Freund, als er dem fremden Mann
Das Buch gab, dachte mein, und plötzlich trat das Waſſer
Ihm in die Augen. „Ey!" begann
Der Käufer, „kannten Sie den ſeligen Verfaſſer?"
Der biedre Skarron Wiens bejaht' es, und ſodann
Erhob der Biograf Fauſtins die Stimme. „Schade,"
Sprach er, „daß nun ſein Tod den Reſt der Striegliade
„Uns vorenthält!" Flugs rief hier ein Zelot
Des filoſofiſchen Utopiens: „Bey Gott!
„Durch das, was ich davon geleſen,
„Bin ich nicht ſehr erbaut geweſen.
„Sein hämiſches Poem zeigt' es zu offenbar,
„Daß er im Sold der Obſkuranten war.
„Wahrſcheinlich wollt' er ſich, wie viele ſeines gleichen,
„Auf Koſten der Vernunft ein beßres Amt erſchleichen."

Entrüſtet, daß man mich und meine Denkungsart
Aus miſanthropiſchem Partheygeiſt ſo mißkannte,
Und ungeſcheut mich einen Gleißner nannte,
Raſft' ich mich haſtig auf, und ward

Zu meinem Troſt gewahr, daß ich noch Leben fühlte,
Und nur im Traum die Todesſcene ſpielte.

Beym großen Gott Apoll, der, o geliebter Freund,
Als Schutzpatron der Heil- und Dichtkunſt uns vereint,
Beſchwör' ich dich, entzieh, wenn ich um Hülfe flehe,
Mir deine treuen Dienſte nicht,
Und ſorge, daß dieß Traumgeſicht
Spätmöglichſt in Erfüllung gehe!

J. F. Ratſchky.

V.

Künſte und Wiſſenſchaften.

1.

Nachricht von dem Nazional-Inſtitut der Römiſchen Republik.

Die für die Einrichtung und die Geſchäffte des Inſtituts, unterm 30ten März gegebenen Geſetze ſind folgende: 1) Das Nazional-Inſtitut beſteht aus 48 wirklichen in Rom reſidierenden Mitgliedern, und aus 48 aſſozirten Mitgliedern in den übrigen Departementern der Republik. 2) Das Inſtitut iſt in zwey Klaſſen getheilt, nach folgender Tafel:

Klaſſe

Klasse der mathematischen und fysischen Wissenschaften.

Sekzionen.	wirkl. Glieder.	Assozirte.
Mathematik	— 4	4
Naturlehre	— 4	4
Chemie	— 4	4
Naturgeschichte	— 4	4
Anatomie	— 4	4
Ackerbau	— 4	4

Klasse der Filosofie, Litteratur und schönen Künste.

Sekzionen.	wirkl. Glieder.	Assozirte.
Filosofie	— 4	4
Politische Wissenschaften	— 4	4
Geschichte und Alterth.	— 4	4
Grammatik und Redekunst	— 4	4
Poesie u. Musik	— 4	4
Bildende Künste	— 4	4

3) Jede Klasse ernennt aus ihren Mitgliedern einen Präsidenten und einen Sekretär. Der Präsident bleibt ein Jahr und der Sekretär zwey Jahre im Amte. Keiner kann zwey Jahre nach einander Präsident, oder vier Jahre nach einander Sekretär seyn. 4) Die Präsidenten der beyden Klassen haben abwechselnd einen Monat lang den Vorsitz im gan-

zen Institut, und so auch jeder Sekretär. 5) Jede Klasse des Instituts hält in jeder Dekade zwey Privatsitzungen. Jede dieser Sitzungen soll wenigstens zwey Stunden dauern, und sich mit Lesung von Aufsätzen und mit Untersuchungen über die Gegenstände derselben beschäfftigen. Zu diesen Sitzungen können auch Fremde, welche die Wissenschaften oder Künste üben, hinzugelassen werden; ihre Anzahl darf aber nicht 24 übersteigen. 6) Die Mitglieder beyder Klassen versammeln sich am 5ten jedes Monats zu einer gemeinschaftlichen Sitzung, welche solchen Geschäfften und Berathschlagungen gewidmet ist, zu denen die Einstimmung Aller erfordert wird, zu Wahlen und allem dem, was die Verwaltung und die innern Angelegenheiten des Instituts betrifft. Von diesen Sitzungen sind die Fremden ausgeschlossen. 7) Das Nazional-Institut hält in jedem Jahre vier öffentliche Sitzungen, nehmlich am 15ten Vendemiaire, am 15ten Nevoso, am 15ten Germile, und am 15ten Messidor. In diesen lesen die Mitglieder Abhandlungen, Reden und poetische Ausarbeitungen vor, welche zu diesem Zweck in jeder Klasse durch die Stimmenmehrheit gewählt werden. 8) Die Glieder des Instituts halten in jeder Dekade vier öffentliche Lekzionen, nehmlich zwey von einem Mitgliede der ersten, und zwey von einem Mitgliede der andern Klasse. Diese Vorlesungen werden in den Monaten Messidor, Termidor und Fruttidor ausgesetzt. 9) Die im vorhergehenden Artikel bestimmten öffentlichen Kursus betreffen im ersten Jahre die Wissenschaf-

ſchaften der erſten Sekzion in jeder Klaſſe, im zweyten Jahre die der zweyten Sekzionen u. ſ. w. in jedem folgenden Jahre. 10) Jede Klaſſe ernennt im Monat Meſſidor jedes Jahres diejenigen Mitglieder, welche während der neun Monate des folgenden Jahres die in den beyden vorigen Artikeln benannten Lekzionen zu halten haben. 11) Jede Klaſſe des Nazional-Inſtituts ſtellt in jedem Jahre eine Preisbewerbung aus. Sie beſtimmt und kündigt die Gegenſtände an, empfängt und unterſucht die Arbeiten der Mitwerber, und erkennt den Preis zu. Die Austheilung der Preiſe geſchieht in den öffentlichen Sitzungen. 12) Für die erſte Einrichtung des Inſtituts ernennt der kommandierende General der franzöſiſchen Armee die Mitglieder derſelben. 13) Wenn in der Folge die Stelle eines wirklichen oder aſſoziirten Mitgliedes durch den Tod, oder durch Entlaſſung, oder auf andere Weiſe erledigt wird, ſo reichen die Glieder der Sekzion, in welcher die erledigte Stelle iſt, ihrer Klaſſe die Namen von fünf Kandidaten ein. Die Klaſſe reduziert die Zahl auf drey, unter welchen ſodann das ganze Inſtitut Einen wählt. 14) Um unter den, von der Klaſſe vorgeſchlagenen, drey Kandidaten zu wählen, ſtellt das ganze Inſtitut zwey Stimmenſammlungen an, jede einzeln; die erſte über die zwey Kandidaten, welche, dem Alfabet nach, die erſten ſind; die zweyte über den dritten und denjenigen der beyden erſten, welcher in jener die meiſten Stimmen erhalten hat. Der, welcher in der zweyten Stimmung die meiſten erhält, wird zum Mitgliede

aufgenommen. 15) In jedem Jahre wird vom Minister des Innern für die Kosten des Instituts eine Summe ausgesetzt, welche den Werth von 20,000 Myriogrammen Getreide ausmacht, nehmlich 15,000 zur Vertheilung unter die wirklichen Mitglieder, nach der Anzahl der besondern, gemeinschaftlichen und öffentlichen Sitzungen, die jeder unter ihnen besucht haben wird; 2000 zum Honorar der beyden Mitglieder, welche die im 8ten und . ten Artikel bestimmten öffentlichen Vorlesungen halten; 1000 für die beyden jährlichen Preise, 500 für jeden, und 2000 zu andern Ausgaben. 16) Die assoziirten Mitglieder des Instituts haben, wenn sie sich in Rom aufhalten, das Recht allen Sitzungen des Instituts und der beyden Klassen beyzuwohnen, Abhandlungen vorzulesen, und an den Untersuchungen Theil zu nehmen, wie die wirklichen Mitglieder; aber bey den Wahlen, bey der Vertheilung der Preise und bey den Berathschlagungen haben sie keine Stimme, so wie sie auch für die Sitzungen, denen sie beywohnen, keine Entschädigung erhalten. 17) Jedes wirkliche Mitglied der einen Klasse wird als ein assoziirtes Mitglied der andern angesehen. 18) Die wirklichen Mitglieder des Instituts treffen selbst alle die Verfügungen, welche sie für die Einrichtung desselben zuträglich halten; nur darf keine den gegenwärtigen Gesetzen zuwider seyn. 19) Das Nazional-Institut wohnt in corpore den öffentlichen Festen bey, und hat seinen Sitz gleich nach den Konsuln und Ministern. 20) Die Sitzungen des Instituts werden im

Vatis

Vatikan gehalten, in den von dem Konsulat dazu bestimmten Zimmern. 21) Das Institut hält am 16ten Germile seine erste öffentliche Sitzung. 22) Das erste Geschäfft des Instituts soll seyn, einen ausführlichen Plan des öffentlichen Unterrichts auszuarbeiten und dem Tribunat vorzulegen. Dieser Plan soll die untern und obern Schulen, die zur Erlernung besonderer Wissenschaften und Künste zu errichtenden Anstalten, überhaupt alle litterarischen und sittlichen Institute umfassen, welche auf das Wohl des Römischen Volks Einfluß haben können, und vornehmlich soll er ein System für die Einrichtung der Nazionalfeste enthalten. 23) Wenn bis zum nächsten 15ten Vendemiale das Institut die in dem vorhergehenden Artikel geforderte Arbeit dem Tribunat noch nicht überreicht haben wird, so soll es von Rechts wegen aufgelöst und vom Konsulat aus neuen Mitgliedern wieder errichtet werden, unter denen nicht mehr als die Hälfte der vorigen Mitglieder wieder aufgenommen werden dürfen. 24) Alle Akademien und litterarischen Gesellschaften, welche gegenwärtig in den acht Departementern der Republik bestehen, sollen in ihrem Bestand bleiben, und provisorisch ihre Verfassungen und Rechte behalten, vorausgesetzt, daß diese nicht wider die Konstituzion und die Gesetze streiten.

Verzeichniß der bis jetzt ernannten wirklichen Mitglieder des Nazional-Instituts.

In der Klasse der mathematiſchen und fyſiſchen Wiſſenſchaften.

Für die Mathematik: Peſſuti, Calandretti, Mari, Franchini.

Für die Naturlehre: Scarpinelli, Gandolfi, Settel, Franceſconi.

Für die Chemie: Camillo Corona, Martelli, Morichini, Armanni.

Für die Naturgeſchichte: Petrini, Ghiſmondi, Barberi, Nicolao Martelli.

Für die Anatomie: Lupi (Arzt), Traſmondi (Wundarzt), Angelucci, Flajani.

Für den Ackerbau: Doria, Xuarez, Zaccaleoni, Vacker.

In der Klasse der Filoſofie, Litteratur und ſchönen Künſte.

Für die Filoſofie: Moncada, Bottazzi, Fantoni, Teſta.

Für die politiſchen Wiſſenſchaften: Lampredi, Nicolao Corona, Toriglioni, —.

Für Geſchichte und Alterthumskunde: Viſconti, Marini, Zoega, Dagincourt (der letzte hat die Stelle ausgeſchlagen).

Für Grammatik und Redekunſt: Ignazio Roſſi, Solari, Gagliuffi, —.

Für

zu verwandeln; umſonſt mag er beweiſen, daß die unfruchtbare Bewunderung einer ſchimäriſchen Vollkommenheit, welche man nachzuahmen eben ſo wenig wahren Vorſaz als Vermögen hat, das äuſſerſte ſey, was dieſe wakere Leute von ihren hochfliegenden Bemühungen zum Beſten einer ungelehrigen Welt erwarten können: Der weiſere Tadler heißt ihnen ein Zoilus, und hat von Glük zu ſagen, wenn das Urtheil das er von einem ſo moraliſchen Werke des Wizes fällt, nicht auf ſeinen eignen ſittlichen Charakter zurükprallt, und die geſundere Beſchaffenheit ſeines Gehirns nicht zu einem Beweiſe ſeines ſchlimmen Herzens gemacht wird. Und wie ſollte es auch anders ſeyn können? Unſre Eitelkeit iſt zuſehr dabey intereſſiert, als daß wir uns derjenigen nicht annehmen ſollten, welche unſre Natur, wiewohl eignen Gewalts, zu einer ſo groſſen Hoheit und Würdigkeit erhalten. Es ſchmeichelt unſerm Stolze, der ſich ungern durch ſo viele Zeichen von Vorzügen des Stands, des Anſehens, der Macht und des äuſſerlichen Glanzes unter andre erniedriget ſieht, die Mittel (wenigſtens ſo lange das angenehme Blendwerk daurt) in ſeiner Gewalt zu ſehen, ſich über die Gegenſtände ſeines Neides hinauf ſchwingen, und ſie tief im Staube unter ſich zurüklaſſen zu können. Und wenn gleich die unverbeſſerbare Schwäche unſrer Natur uns auf der einen Seite, zu groſſem Vortheil unſrer Trägheit, von der Ausübung heroiſcher Tugenden loszählt; ſo ergözt ſich doch inzwiſchen unſre Eigenliebe an dem ſüſſen

Wahne,

Für Poeſie und Muſik: Lamberti, Guglielmi Chigi, Romiti.

Für die bildenden Künſte: Canova, Camuccini (Mahler), Volpato, Cerachi (Bildhauer).

Am 4ten d. M. (15ten Germile) hielt das Inſtitut ſeine erſte Verſammlung in der Stanze des Heliodor, wo es von den Konſuln eingeſetzt wurde, und ſeine Präſidenten und Sekretärs für beyde Klaſſen wählte. Peſſuti iſt Präſident der erſten und Viſconti der zweyten Klaſſe. Am folgenden Tage war die erſte öffentliche Sitzung. Sie ſollte in der Stanze der athenienſiſchen Schule gehalten werden; weil aber dieſe zu einer öffentlichen Verſammlung zu klein befunden wurde, ſo wählte man den Saal des Konſtantin dazu. Die Sitzung dauerte von 4 bis 6 Uhr Nachmittags. Der Bürger Camillo Corona, Arzt und Miniſter des Innern, eröffnete die Sitzung mit einer wohl abgefaßten energiſchen Rede, worin er unter andern ſagte: „Die Filoſofie, welche bereits vor mehrern Jahren dieſe heiligen Dächer (des Vatikan) beſuchte, um ſie vor den Blitzen des zürnenden Himmels mit Gewitterableitern zu ſichern, hat ſich nun endlich auch in dieſe Säle, aus denen ſie bisher durch unerbittliche Bannflüche verwieſen war, einen Weg gebahnt und den Blitzſtrahl des neuen Jupiters ausgelöſcht, eripuit coelo fulmen ſceptrumque tyrannis.“ Er beſchloß ſeine Rede mit der Schilderung eines republikaniſchen Filoſofen und einem Aufrufe an die Wahrheit, unter dem lauten

lauten Beyfall der Verſammlung. Nach ihm las der Bürger Martelli eine filologiſch botaniſche Abhandlung über die Papyruspflanze, die aber für eine öffentliche Sitzung ein wenig zu lang und zu gelehrt war, und den Zuhörern lange Weile erregte. Der Bürger Gagliuffi, Sekretär des Inſtituts und Präſident im Tribunat, ermunterte die Verſammlung wieder durch eine kurze, aber kraftvolle und ſchön rezitierte Rede über die Art der Beredſamkeit, welche dem Rath der Tribunen gezieme; am Schluſſe derſelben verſprach er eine Schrift über dieſen Gegenſtand, die er bereits bearbeite, und von welcher er dieſe Rede als Ankündigung zu betrachten bat. Der Pater Solari las über dieſelbe Materie einen kleinen, in lateiniſcher Sprache ſchön geſchriebenen Aufſatz vor. Nach ihm rezitierte der Bürger Lamberti einen patriotiſchen Hymnus, und der Exprinzipe Chigi ein Sonett zum Lobe der Republik, worin er ſeine Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für ſein freyes und wiedergebohrnes Vaterland bezeugte; da er aber bekanntlich das Geld mehr liebt als billig iſt, ſo hielt man ſeine Verſicherungen für taube poetiſche Blüthen. (Dieſer patriotiſche Muſenſohn ließ vor drey Jahren die vortreffliche, in ihrer Art einzige Allee von alten immer grünen Eichen, welche von Albano nach Lariccia zum alten Hain der Diana führte, und die Luſt aller Einheimiſchen und Fremden war, die dieſe Gegend beſuchten, völlig aushauen, und verkaufte das Holz für 2000 Skudi.) Den Beſchluß machte der Filoſof Bottazzi

mit

mit einer Abhandlung, worin er zu beweisen suchte, daß auch das unwissendste Volk (wie etwa das Römische) ein kompetenter Richter über den Despotismus seines Beherrschers sey, und dem zufolge das Recht habe ihn zu enthronen. Sie war eben keine glänzende Probe seiner Beweiskraft und ihr größtes Verdienst bestand in der Kürze. Während der Sitzung kamen die französischen Kommissärs Monge, Fayboult, Daunou und Florent in die Versammlung, und der Bürger Korona wurde aufgefodert, seine bey Eröffnung der Sitzung vorgelesene Rede noch einmal zu wiederholen; aber die Nacht übereilte ihn, ehe er sie zum zweytenmal zu Ende bringen konnte. In der folgenden Privatsitzung wurden innere Angelegenheiten der Gesellschaft verhandelt, besonders die Verlegung des Versammlungsortes in ein anderes weniger abwärts gelegenes Gebäude. Ferner ward beschlossen, daß den Gesandten der Republik in Paris und Mailand der Auftrag gegeben werde, die dortigen Nazionalinstitute um die Mittheilung der, zur Einrichtung des Schul- und Erziehungswesens in jenen Republiken getroffenen Verfügungen zu ersuchen und die vorzüglichsten wissenschaftlichen Journale aus Frankreich für das Institut kommen zu lassen. Als besonders nützlich und für jedes wissenschaftliche Institut unentbehrlich schlug Zoega die Anschaffung der Jenaer allgem. Lit. Zeitung vor. Die hiesigen Gelehrten sind mit der teutschen Literatur völlig unbekannt, und Zoega ist der einzige im Institut, der

sie

ſie kennt und ſchätzt, und im Stande iſt, ſeinen Kollegen einen würdigen Begriff von ihr zu geben. Gewiß iſt unter allen Fächern des Inſtituts keines beſſer beſetzt als das der Alterthumskunde durch die beyden Archäologen Viſconti und Zoega, und keines ſchlechter als das der Filoſofie. Moncada, Bottazzi, Fantoni und Teſta ſind lauter dunkle Nahmen, aber gewiß iſt ihre Filoſofie noch dunkler. Der erſte iſt ein alter abgelebter Dominikaner, der zweyte ein Sfratato oder Ex-Mönch; die beyden letzten ſind gegenwärtig nicht in Rom. Es hat Mühe gekoſtet die 48 Gelehrten zuſammen zu finden, und doch möchten ſchwerlich alle die literariſche Adelsprobe beſtehen.

2.

Ueber die Erhaltung transrhenaniſcher Alterthümer.

W. d. 6ten May 1798.

Wenn die franzöſiſche Regierung ſich's künftig angelegen ſeyn läßt, ſo weit ſie reichen kann, die Ueberbleibſel des klaſſiſchen Alterthums vor dem Untergange zu ſichern, ſo haben wir nun auch Hoffnung zur Erhaltung der Römiſchen Denkmäler in den neuen Ländern der Republik am Rhein und an der Moſel. Es war traurig anzuſehen, wie die Barbarey bisher mit dieſen Schönheiten verfuhr, die ſelbſt in ihrer jetzigen Zertrümmerung dem Auge noch

ſo

ſo wohl thun, und insbeſondere dem Architekten noch immer zum belehrenden Muſter dienen können. Ich hielt mich im Anfange des vorigen Jahres acht Tage lang in Geſchäfften zu Trier auf. Wenn ich hier die große Römiſche Mauer an der einen Seite des Kurfürſtlichen Schloſſes anſah, oder bey dem ſogenannten Altthor, oder Albthor, ſtand (vielleicht eine vormahlige prokonſulariſche Wohnung), und dieſe Reſte von reinen Formen und ſanften Verhältniſſen großer Maſſen betrachtete, und die Mauerarbeit ſelbſt, die durch die korrekteſte Zuſammenfügung hochrother Ziegel mit feſtem Kalk eine wahre Moſaik bildet: ſo that ich den Wunſch, daß dieſe und ähnliche Reliquien des Alterthums wenigſtens ſo lange der Zeit trotzen möchten, bis unſere Baumeiſter und Bauherrn nichts mehr daran zu lernen hätten. Als ich mich ſchon mehrmahl an ihnen ergötzt hatte, berichtete man mir eines Morgens, daß in der Nacht ein Stück Mauer von dem Altthor eingefallen ſey. Ich ging hin um die Verwüſtung zu ſehen, fand ſie aber nicht beträchtlich. Ich fragte einen von den Arbeitern, welche mit Wegräumung des Schutts beſchäftigt waren, und, um die Mauer gleich zu machen, auch noch ein Paar halbloſe Steine wegbrachen, ob nun das ganze Gemäuer abgetragen werden ſollte? Nein! ſagte er, das übrige kann nun noch eine Zeitlang ſtehen. Einem Tagelöhner, der nie etwas von dem klaſſiſchen Alterthum gehört hatte, war dieſe flegmatiſche Antwort zu verzeihen; man verſicherte mich aber, und ich konnte es ſelbſt ab-

nehmen, daß dieſe Dinge höhern Orts mit eben ſo gleichgültigen Augen angeſehen wurden. Wie viel würde man in Weimar oder in Wörlitz darum geben, wenn man ein ſolches Altthor in den Park einſchlieſſen könnte!

Reſte von Römiſcher Kunſt entdeckt man in und bey Trier allenthalben. An der Neuen Pforte daſelbſt ſind ein Paar alte Reliefs eingemauert, die den Bauleuten zufällig unter den Werkſtücken ſcheinen in die Hände gerathen zu ſeyn. Rechts, wenn man hinausgeht iſt an der Ecke der Mauer ein Quaderſtein eingeſetzt, an deſſen einen Seite ich an den etwas beſchädigten Figuren den Perſeus mit dem Meduſenkopf in der Hand, die angeſchloſſene Andromeda, und zwiſchen ihnen das Seethier in Fiſchform erkannte; auf der andern Seite dieſes Steins ſteht eine Amazone mit Schild und Streitaxt. Die Figuren ſind etwa 1 $\frac{1}{2}$ Schuh hoch. Die Arbeit war wohl nicht die vortreflichſte; doch würde ein ganzer, langer Fries mit ſolchen Figuren, den man vielleicht zu der Zeit, wo das Thor gebaut wurde, noch hätte zuſammenfinden können, allemahl von Werth ſeyn. Zur linken Hand iſt ein ſchön gearbeiteter Hippokamp oder vielmehr Seedrache, und auf der andern Seite deſſelben Steins ein Triton mit einem Rohrſtab in der Hand, aber mit einem wahren Hippokampenſchweif. Zu St. Matthias vor der Stadt fand ich im Kloſterhof unter einer Thürtreppe in der Mauer ein Triklinium und die untere Hälfte von einem

Skri-

Skiniarius. Von dem Amfitheater entdeckt man die Periferie nur durch die Erhöhung der darüber geschütteten Erde, und es ist jetzt ein Weinberg. Das bekannte Denkmal zu Igel hat durch den Krieg sehr gelitten; die Soldaten haben die Reliefs und Inschriften zerhauen.

Vielleicht hebt man dort in Zukunft noch manchen Schatz, der nicht bloß dem Liebhaber des Gelbes und dem Raritätenkrämer, sondern auch dem Schönheitskenner Freude machen wird; was man von einem, meines Wissens, noch so wenig durchsuchten Lande und in welchem die Römer so lang etabliert waren, fast mit Zuverlässigkeit voraussehen kann.

3.

Mechanografische Gemälde.

Unter dieser Benennung stellte die letzte Leipziger Ostermesse in ihrem besuchtesten Mittelpunkte, in einigen Zimmern von Auerbachs Hof, eine Reihe von Tableaux auf, welche die Aufmerksamkeit aller Einheimischen und Meßfremden auf sich zogen, und in der That durch Erfindung und Ausführung sich ein Recht erwarben, zu den geschmackvollesten und sehenswürdigsten Ausstellungen dieser an Kunstprodukten aller Art fruchtbaren Messe gerechnet zu werden.

Man erblickte in drey Zimmern nacheinander mehrere auf blau, roth, grau oder violet gegründeter

Leinewand aufgetragene Monochromen, oder Gemälde in einer einzigen Farbe, antike Figuren zu 3 bis 4 Fuß Höhe, voll Leben und Grazie. Man kann ſich kein täuſchenderes Relief denken, als dieſe Figuren geben, die man in einer gewiſſen Entfernung durchaus für erhabene Werke der Plaſtik und nicht für Farbenflächen halten ſollte. Meiſterhaft iſt die Vertheilung des Nackenden und Bekleideten, das Studium in den Gewändern und dem Faltenwurfe, die Anordnung und Stellung der Figuren im einzelnen und gegen einander. Das Ganze iſt im ächten Geiſt der Antike mit edler Einfachheit und jener beſcheidenen Sparſamkeit in den Mitteln, die gerade nur ſo viel aufwendet als nöthig iſt, und dadurch ſicherer ans Herz ſpricht, als durch den kunſtreichſten Ueberfluß, mit ſo viel Präciſion und Reinheit in den Umriſſen ausgeführt, daß man immer aufs neue zu ihrer Betrachtung zurückkehren möchte. Und obgleich alle dieſe Figuren auf eine gewiſſe Maſſe berechnet ſind und gleichſam aus ſich ſelbſt herauszugehn ſcheinen, ſo iſt doch alles ſo leicht drappirt, die Stellungen ſind ſo frey und ungezwungen, und über das Ganze iſt eine ſolche Grazie ausgegoſſen, daß hier zwey Dinge, die man wohl ſonſt für unvereinbar halten möchte, ganz beſtimmte, ſtark hervortretende Maſſen und die leichteſte Schwingung und Vertreibung der Farben, an ihren äußerſten Enden gleichſam zuſammengeknüpft ſcheinen. Gerade darin beſteht das Neue dieſer Erfindung, die außer dem Pinſel, welcher vielleicht nur zur Vollendung gebraucht

braucht wird, noch gewiſſe mechaniſche Vorrichtungen (wahrſcheinlich Patrons) vorausſetzt, und das durch der gegebenen Form und der bezweckten Wirkung im voraus völlig gewiß iſt.

Dieſe gegebene Form oder Idee iſt daher auch hier, wie überall, die Seele des Kunſtwerks, und von ihr will ich verſuchen, mit Worten eine Beſchreibung zu geben, da das Werk ſelbſt durchaus geſehn und nur nach dem Eindruck, den das Ganze macht, beurtheilt ſeyn will. Die Ideen zu dieſen Figuren ſind alle von dem Direktor der Düſſeldorfer Akademie, dem Hrn. Profeſſor Langer, deſſen klaſſiſcher, durch ununterbrochenes Studium alter Kunſtwerke gebildeter Geſchmack den Kennern ſchon längſt bekannt und erprobt war. Er hat ſich zu dieſer Unternehmung, die nicht ſeit heute und geſtern entſtanden iſt, ſondern mit nicht geringem Aufwande ſeit mehrern Jahren vorbereitet wurde, mit Herrn J. Böninger, einem verdienſtvollen, mit wahrer Liebe zur Kunſt durchdrungenen Kaufmann in Duisburg, verbunden, und mit vereinten Kräften ſind nun beide dahin gekommen, eine Gallerie von Wandgemälden aufzuſtellen, die in dieſer Reinheit und Vollkommenheit noch nirgends vorhanden ſind, und unſerer bis jetzt noch ſo unbeſtimmt herumgreifenden, und in den ſonderbarſten Arabesken und Schnörkelwerken herumirrenden Zimmerverzierungskunſt eine neue, für Vereinfachung, und was überal gleichbedeutend iſt, Veredlung des Geſchmacks ſehr wünſchenswerthe Richtung geben könnten.

Die bis jetzt vollendeten und gröſtentheils in Leipzig ſchon aufgeſtellten Figuren beſtehen aus den 9 Muſen, aus 4 gröſsern Superportes, den Prometheus, Dädalus, Orfeus und Arion vorſtellend, aus Dreyfüßen zur Einfaſſung oder zur Ausfüllung der ſchmalen Zwiſchenräume, aus einem kleinern Tableau, 4 tanzende Figuren nach einer Antike in der Villa Borgheſe gearbeitet, aus 8 tanzenden und opfernden Figuren nach Rafael zu Frieſen, Superportes und einzelnen Gruppirungen anwendbar, und aus zwey groſsen Gemälden, einem ſtehenden Amor und einer liegenden Penelope. Alle vorher angeführten Figuren ſind Monochromen, oder in einer einzigen Farbe, meiſt grau in grau, dem Marmor oder Alabaſter ähnlich, oder ziegelroth auf rothem Grunde wie Terra Cotta, ausgeführt. Nur die zwey letztern, Amor und Penelope, ſind Polychromen und enthalten die erſten Verſuche, die Mechanografik auch auf wahre Gemälde anzuwenden. So ſind bey der liegenden Penelope alle Hauptfarben gelb, roth, blau, grün und weiſs in der Bekleidung und den Gewändern des Bettes etwas gewagt neben einander geſtellt. Die mechaniſche Behandlung erlaubt eine beliebige Abänderung der Farben, und ſo könnten ſich Liebhaber in der Folge die Farbengebung nach ihrem eigenen Geſchmacke beſtimmen. Hier wird ſich noch vieles durch weitere Uebung verfeinern und vollenden laſſen.

Die Muſen ſind ſämmtlich ſitzend, in Stellungen und Beſchäftigungen vorgeſtellt, wie ſie ihren

durch

Wahne, daß wir eben ſo wunderthätige Helden geweſen ſeyn würden, wenn uns das Schikſal an ihren Plaz geſezt hätte.

Wir müſſen uns gefallen laſſen, wie dieſe gewagten Gedanken, ſo natürlich und wahr ſie uns ſcheinen, von den verſchiednen Claſſen unſrer Leſer aufgenommen werden mögen: Und wenn wir auch gleich Gefahr laufen ſollten, uns ungünſtige Vorurtheile zuzuziehen; ſo können wir doch nicht umhin, dieſe angefangene Betrachtung um ſo mehr fortzuſezen, je gröſſer die Beziehung iſt, welche ſie auf den ganzen Innhalt der vorliegenden Geſchichte hat.

Unter allen den übernatürlichen Charaktern, welche die mehrbelobten romanhaften Sittenlehrer in einen gewiſſen Schwung von Hochachtung gebracht haben, ſind ſie mit keinem glüklicher geweſen, als mit dem Heldenthum in der Großmuth, in der Tapferkeit und in der verliebten Treue. Daher finden wir die Liebesgeſchichten, Ritterbücher und Romanen, von den Zeiten des guten Biſchofs Heliodorus biß zu den unſrigen, ſowol von Freunden, die einander alles, ſogar die Forderungen ihrer ſtärkſten Leidenſchaften, und das angelegenſte Intereſſe ihres Herzens aufopfern; von Rittern, welche immer bereit ſind, der erſten Infantin, die ihnen begegnet, zu gefallen, ſich mit allen Rieſen und Ungeheuern der Welt herumzuhauen; und (biß Crebillon eine bequemere Mode unter unſre Nachbarn jen-

durch Kunſtallegorie des Alterthums ſchon früh beſtimmten Attributen angemeſſen ſind. Kalliope, die Muſe des Heldengedichts und die Anführerin des lieblichen Schweſterchors, ſitzt vor einer Büſte Homers, den ſie zu krönen im Begriff iſt. Neu und witzig iſt die Idee des Kranzes. Eine ſich in den Schwanz beißende Schlange, das bekannte Symbol der Ewigkeit, bildet hier in der aufgehobenen Hand der Muſe das Diadem für den Kopf des in ewigem Nachruhm lebenden Dichters. Statt der Armlehne am Seſſel dient ihr die Tuba, worauf ſie den einen Arm ſtützt, und an der Baſis des Seſſels erſcheint als Relief eine fliegende Fama, in die Trompete ſtoßend. Macht und Wirkung der Muſe (numen) iſt dadurch vollkommen ausgedruckt, und das Mechaniſche der Ausführung gewährt den Vortheil, daß man der ganzen Figur unbeſchadet die Büſte, die gekrönt wird, mit irgend einem andern ſelbſtbeliebigen Dichterkopf vertauſchen und ſo die Apotheoſe ſeines Lieblings nach Willkühr leiten kann. Die Muſe der Geſchichte, Klio, iſt in der Attitüde des Aufzeichnens, wie wir ſie auf alten Bildwerken finden, die Tafel, worauf ſie mit dem Griffel ſchreibt, aufs linke Knie ſtützend, vorgeſtellt. Sie ſetzt zu dieſer Abſicht den linken Fuß auf einen runden Fußſtuhl, den man an den hervorgehenden Bücherrollen für ein Skrinium oder eine antike Bücherkapſel erkennt. Ihre Miene iſt ernſt, ungetrübt, ruhig, wie die Seele eines Geſchichtſchreibers ſeyn ſoll, der ſeinen erhabenen Beruf kennt.

Die Terpſichore erhält durch einen Bachiſchen Tanz, der als Relief auf dem Fußtritt angebracht iſt, ihre beſtimmte Bezeichnung. Eine ſehr edle Figur iſt die Urania. Mehr als die andern Schweſtern verhüllt, thront ſie rückwärts anlehnend auf einem Seſſel, mit übergeſchlagenen Händen auf einer ihr im Schooß liegenden Himmelskugel. Ihr vorwärtsſpähender Blick und das Sternendiadem in ihren Haaren bezeichnet die Muſe der Aſtronomie, wie ſie im Zeitalter der Alexandriner zuerſt ausgebildet wurde.*) Bey der Polyhymnia, die die Füße ſehr maleriſch über einander geſchlagen hält, iſt die Sängerin zur Lyra (κιθαρῳδός, fidicina) durch die Oeffnung des Mundes gut angedeutet.**) Euterpe bläſt mit inniger Luſt die Doppelflöte. Sie iſt die Muſe der feſtlichen Freude, der Trink- und Tafellieder (Skolien) und des herzerfreuenden

*) Die Urania hat, ſo wie faſt alle übrigen Muſen ihre jetzt allgemein bekannten und angenommenen Attribute zuerſt im Muſeum zu Alexandria erhielten, auch die übrigen auf der dortigen Sternwarte empfangen. Dort, wo überhaupt die Gelehrſamkeit zuerſt zunftmäßig und fakultätsartig getrieben wurde, mußten ſich auch die Muſen klaſſifiziren, und jede ihr eigenes Departement ſich zutheilen laſſen. Davon anderswo weitläuftiger.

**) Ihr, der unter den römiſchen Kaiſern die alle übrigen Theaterſpiele verdunkelnden Pantomimentänze geweiht wurden, hätte vielleicht durch eine vielröhrige Pfeife oder eine Sambuka zu Füßen mit Hinſicht auf jenen Umſtand noch eine genauere Beſtimmung gegeben werden können.

den Schmauſes. Dieß wird hier durch ein ihr zu Füßen ſtehendes Gefäß, daß ich lieber für ein Salbölgefäß (Alabaſtron) als einen Weinkrug halten möchte, ſehr fein bezeichnet. Erato, der die Alexandriner zuerſt das Departement der Liebe, kurz das romantiſche Fach unſerer neuen Dichtkunſt anwieſen, erhält hier durch einen auf der Chelys, oder dem Reſonanzſchilde der Lyra angebrachten Amor ihr unverkennbares Merkmal. Auch ſie ſingt zur Lyra, deren Zaubertöne ſie mit tiefſtem Gefühle auffaßt. Melpomene, die, durch eine ſonderbare Verwechslung der Begriffe, die Muſe des Trauerſpiels geworden iſt, hält die Heroenkeule mit der Rechten unter das Kinn, und blickt nachdenkend auf eine Amfora neben einem Altar, in deſſen Feſtons in der Mitte eine tragiſche Maske angebracht iſt. Die Amfora war oft ein Preis der Sieger im Alterthume. In der Stellung der Thalia iſt eine auf Gemmen und Reliefs mehrmals vorkommende, höchſtmaleriſche Mänadenbewegung mit vielem Verſtande nachgeahmt. Sie gehört zu den ausdruckvollſten der Sammlung. Rückwärts gekehrt blickt ſie auf eine mit Entzücken emporgehaltene komiſche Maske. Der Kranz, womit die Maske geſchmückt geweſen war, iſt auf den Arm herabgegitten. Mit der Rechten drückt ſie die Flöten an ihre Bruſt, wovon aber nur die eine ſichtbar iſt. Doch wie wenig vermag dieſe trockne Andeutung dieſem und den übrigen Schweſterbildern volle Gerechtigkeit zu verſchaffen! Das Gefällige

und Ungezwungene, die Anmuth in den Gewändern, die Richtigkeit der Zeichnung, ohne alle Trockenheit und Steifheit, die schöne Gegeneinanderstellung der Hände und Füße, wogegen so oft gesündigt wird, die Mannigfaltigkeit und der Reichthum in den bey jeder Muse verschiedenen Stellungen und Beywerken müßte durchaus selbst gesehn werden.*) Sie macht der Erfindung und Ausführung des Hrn. Direktors Langer in den Augen jedes unbefangenen, durch die Antike gebildeten Kenners mehr Ehre, als ein Schock Karrikaturen, wie sie als Zeichnungen zu unsern Prachtausgaben und als Kupferstiche in unsern Kunsthandlungen in vollen Schaaren von Messe zu Messe auftreten. Nur das verdienet noch, als ein Beweis seines feinen Kunstsinnes, bemerkt zu werden, daß er die größere Schwierigkeit, neun Stellungen für die 9 Musen zu erfinden, dem bequemen Nachkopirer der bekannten Musenbilder im Vatikan, zu Portici, und auf einigen alten Reliefs absichtlich verzog, theils, weil er sich zum sklavischen Nachahmer zu stolz fühlte, theils

*) Mit Vergnügen kann ich hier anmerken, daß Hr. Leo, Buchhändler in Leipzig, die Umrisse dieser 9 Musen in Kupfer stechen zu lassen entschlossen ist. Wie vielseitig ist nicht der Gebrauch, den unsere Kunstallegorie gerade von diesen Figuren für architektonische und typografische Verzierungskunst machen kann, wenn man ihre Anwendbarkeit nur erst ganz gefaßt hat? Wie willkommen würden sie z. B. vor den einzelnen Gesängen von Göhe's Hermann und Dorothea gewesen seyn?

theils auch, weil er bloß sitzende Musenabbildungen geben wollte, die, wie bekannt, in den noch übrig gebliebenen Werken des Alterthums weit seltener (von einigen Musen nie) vorkommen. Und wie zweckmäßig war gerade diese sitzende Stellung für Figuren, die auch zu Wandverzierungen in Speisesälen oder Wohnzimmern bestimmt sind, und nicht bloß auf Gallericen und Versammlungsplätze rauschender Vergnügungen berechnet wurden.*)

Und sollten nicht diese sitzenden Musen in ihrer ruhigern, meist betrachtenden Stellung sich unserer Lebensart und Studierweise überhaupt mehr nähern, als die gewöhnlichen Vorstellungen des Alterthums, die doch auch diese Attitüde keineswegs ausschließen? Dazu kommt der Vortheil, daß man bey dieser Stellung, (wie auch schon bey der jetzigen Ausstellung an einem Tableau zu sehn war, wo Terpsichore und Euterpe einander gegenüber sitzen, mit einem zierlichen Dreyfuß in der Mitte) bey eintretendem Bedürfniß eines breitern Wandgemäldes, zwey Musen schicklicher mit einander gruppiren und auf den in der Mitte anzubringenden Altar

*) Gewiß kommt auf die Wahl der Stellungen, worin die für unsere Zimmer bestimmten Figuren (seyen es Gemälde, Gypse oder Kupferstiche) aufgeführt sind, nach Maaßgabe des Gebrauchs, wozu jedes Zimmer dienen soll, weit mehr an, als sich selbst unsere geübten Verzierungskünstler vorstellen. Die Tänzerinnen aus den Herculan wurden in der Gallerie eines Vorsaals gefunden, nicht in einem Wohnzimmer.

Altar oder Dreyfuß ein ſelbſtbeliebiges Emblem, die Büſte eines geliebten Menſchen, oder wodurch man ſonſt die Figuren mit ſich ſelbſt in nähere Beziehung zu bringen hofft, leichter anbringen kann.

Zur Erleichterung dieſer Abſicht haben die Unternehmer ſchon auf mehrere Nebenfiguren Rückſicht genommen, wovon aber bis jetzt nur zwey Dreyfüße, beyde ſehr zierlich komponirt und im reinen Geſchmack des Alterthums, zu ſehen waren. Wer mit den Kunſtdenkmälern des Alterthums bekannt iſt, weiß welchen unerſchöpflichen Reichthum von Erfindungen in dieſer einzigen Zier- und Nutzmeubel die griechiſchen Künſtler zu zeigen wußten. Man kann von Hr. Langers vertrauter Bekanntſchaft mit den Alten und fruchtbarer Fantaſie auch hier die ſchönſte Mannigfaltigkeit erwarten, ſo wie dieß auch mit 9 Amors und mehrern Masken, die für kleinere Felder über und neben den größern Figuren und zu Frieſen und Einfaſſungen beſtimmt ſind, gewiß der Fall ſeyn wird. *)

Mit

*) Man muß nur nicht vergeſſen, daß es bey dieſer mechanographiſchen Erfindung vorzüglich um Verzierung eines ganzen Zimmers, wozu man die Maaße nur einzuſchicken braucht, zu thun ſey. Dieß lernt man am beſten aus den kleinen gemahlten Muſtertafeln verſtehn, wovon ein Exemplar bey der Ausſtellung ſelbſt den Liebhabern in die Hände gegeben wurde. Hier ſieht man ganze Wände in beliebiger Farbenabwechslung mit dieſen Figuren zuſammengeſetzt.

Mit eben so vielem Geschmack und tiefem Eindringen in die reinen Formen des Alterthums waren die 4 größern Superportes, Orfeus und Arion, Prometheus und Dädalus ausgeführt. Ich behalte mirs vor im nächsten Monatsstücke des Merkurs auch hiervon eine kurze Beschreibung zu liefern, und überhaupt von dem weitern Fortgang dieser Unternehmung von Zeit zu Zeit in dem von nun an feststehenden Kunstartikel dieser Monatsschrift Nachricht zu geben. Jetzt genügt es mir, durch diese vorläufige und noch sehr unvollständige Anzeige die Leser nur vorläufig auf folgende drey Punkte aufmerksam gemacht zu haben. Erstlich: wir haben durch die öffentliche Ausstellung der mechanografischen Malereien in voriger Ostermesse zu Leipzig eine in dieser Vereinigung der Mittel ganz neue, nicht etwa bloß projektirte, sondern seit Jahren vorbereitete und nun schon in völligem Gang befindliche, jede Bestellung aufs promteste bedienende Wand- und Zimmerverzierung erhalten. Zweitens: dieser neuen Verzierung gleicht an geistreicher Erfindung und wahrer Simplicität antiker Formen, in welchen allein Anmuth mit Wahrheit sich paart, nichts in den bis jetzt oft bis zur Ungebühr vervielfältigten und durch das in seiner Art einzige Racknitzische Werk noch häufiger hervorgelockten Bilderbüchern und Ideenmagazinen, wodurch nachahmungswürdige Mustertafeln für architektonische Dekorazionen aufgestellt werden sollen. Drittens: Mit der Schönheit verbindet sich auch verhält-

hältnißmäßige Wohlfeilheit. Denn ob gleich die Preiſe dieſer Figuren beym erſten Anblick ſehr beträchtlich zu ſeyn ſcheinen,*) ſo verſchwindet doch dieſer Anſchein gänzlich, wenn man die faſt unverwüſtliche Dauer ſolcher auf die dichteſte Brabantiſche Leinewand aufgetragenen Oelfiguren betrachtet, die ein Dutzend der beſten Papiertapeten und wenigſtens eine viermal angefriſchte oder erneuerte Freskomalerey, wie ſie faſt allgemein jetzt Mode ſind, überleben müſſen; wenn man ferner die Erſparung in Anſchlag bringt, daß man auf eine ſolche Tapete nicht erſt wieder neue koſtbar gefaßte Gemälde und Kupferſtiche aufhängen dürfe, da ſie das Bedürfniß der Tapeten und Gemälde zugleich vollkommen befriediget, und endlich überlegt, daß dieſe in ewig jugendlichem Geiſte des Alterthums gedachten und ausgeführten Göttergeſtalten und Figuren nie alt und dem an ſie gewöhnten Auge langweilig werden können, mithin auch bey ihren verſtändigen Beſitzern der Ueberdruß, der uns jetzt oft alle zwey Jahre die Gemälde und übrigen Verzierungen unſerer Säle und Zimmer abzuändern gebietet, kaum irgendwo zu beſorgen iſt.

Möge

*) Eine genaue Preisliſte der in Leipzig ausgeſtellten Gemälde findet man im dießjährigen Juniusſtück des Journals des Luxus und der Moden. Man bezahlt jede Figur einzeln nach der Größe, und vergütet von dem übrigen Raum nur den Preis der Leinwand und der Farbe.

Möge auch dieſe Anzeige manchem, der ſich von ihrem Grund oder Ungrunde durch den Augenſchein noch nicht belehren konnte, gewagt und einer zu feuriger Bewunderung verdächtig ſcheinen. Das größere Publikum, das ſchon ſo manche Kunſt auf teutſchem Boden geboren ins Hospital des Auslandes ſchickte, und mit fremden Namen geſtempelt begierig zurückkaufte, wird ja wohl auch hier ſeine Maaßregeln zu ergreifen wiſſen, und ſollte mein Enthuſiasmus für eine Sache, von welcher ich mir lieber gar eine Reinigung unſers verſchnörkelten, modernantiken Zwittergeſchmacks verſprechen möchte, zu hoch aufloderu, mit vollen Waſſereimern noch zeitig genug herbeyeilen.

Böttiger.

VI.

Farbe. Man muß aber alle Maaße des Zimmers, das man auf ſolche Weiſe ausſchmücken will, genau beſtimmt überſchicken, und die Grundfarbe der Wände im voraus wählen. Die theuerſte Grundfarbe iſt lillas oder violet, und von dieſer allein getraut ſich auch die Unternehmung nicht die Gewähr wegen der Dauer zu leiſten, da ſie nur allzuleichte verbleicht. Die Leinwand dazu muß alle aus den Niederlanden verſchrieben werden.

VI.

An Gleim.

Bey Ueberſendung meines und des Herrn von Sonnenfels Bildniſſes. *)

Vier ſchloſſen aus dem Zirkel meiner Freunde **)
In Einem Jahr das Aug' auf ewig zu;
Verachtend meine boshaft dummen Feinde
Sucht' ich im Schooße neuer Freundſchaft Ruh.
Beklemmt eilt' ich durch Schleſiens Gefilde,
Gedüngt von Oeſtreichs Blut, woraus der Keim

Den

*) Der berühmte, um Teutſchlands Literatur vielfach verdiente und zur Beförderung alles deſſen, was frommt und Lob verdient, raſtlos thätige Verfaſſer bedarf unſers Ruhmes nicht. Der Merkur, dem er dieß Gedächtnißblatt aufzuheben gab, freut ſich um ſo mehr, es bekannt zu machen, da der Dichter in dieſer herzlichen Epiſtel, wie überhaupt auf ſeiner ganzen Frühlingsreiſe, der ſie ihre Entſtehung verdankt, auch ohne goldenen Schlangenſtab das ſchönſte Geſchäft Merkurs, entfernte und daher oft auch entfremdete Provinzen durch die Einigung guter Menſchen enger zu verknüpfen, unabläſſig betrieben und eben dadurch mit dem ξεμης ἑρμηνὸς και λογιος eine wahre Affinität behauptet hat. D. H.

**) Alxinger, Blumauer, Jünger und Nägelsberger, der letztere bekannt durch teutſche und lateiniſche Gedichte nebſt einem vortrefflichen Kommentar über Horazens Dichtkunſt.

ſeits des Rheins aufgebracht hat) beynahe von lauter Liebhabern, welche nichts angelegners haben, als in der Welt herumzuziehen, um die Nahmen ihrer Geliebten in die Bäume zu ſchneiden, ohne daß die reizen, deſſen Verſuchungen, denen ſie von Zeit zu Zeit ausgeſezt ſind, vermögend wären, ihre Treue nur einen Augenblik zu erſchuttern. Man müſte wohl ſehr eingenommen ſeyn, wenn man nicht ſehen ſollte, warum dieſe vermeynten Heldentugenden in eine ſo groſſe Hochachtung gekommen ſind. Von je her haben die Schonen ſich berechtiget gehalten, eine Liebe, welche ihnen alles aufopfert, und eine Beſtändigkeit, die gegen alle andre Reizungen unempfindlich iſt, zu erwarten. Sie gleichen in dieſem Stüke den groſſen Herren, welche verlangen, daß unſerm Eifer nichts unmöglich ſeyn ſolle, und die ſich ſehr wenig darum bekümmern, ob uns dasjenige, was ſie von uns fordern, gelegen, oder ob es überhaupt recht und billig ſey, oder nicht. Eben ſo iſt es für unſre Beherrſcherinnen ſchon genug, daß der Vortheil ihrer Eitelkeit und ihrer übrigen Leidenſchaften ſich bey dieſen vorgeblichen Tugenden am beſten befindet, um einen Artabanus oder einen Grafen von Commynges zu einem gröſſern Mann in ihren Augen zu machen, als alle Helden des Plutarchs zuſammengenommen. Und iſt die unedle Eigennüzigkeit oder der feige Kleinmuth, womit wir (zumal bey jenen Völkern, wo der Tod aus ſittlichen Urſachen mehr als natürlich iſt, gefurchtet wird) den gröſeſten Theil der bürgerlichen Geſellſchaft angeſtekt ſehen,

viel-

Von Friedrichs Lorbeer sproß, mit meinem Bilde
Das du begehrtest, zu dir, Vater Gleim!
In Breßlau's Mauern zog ich ein, zufrieden.
Schon hörte Manso'n mein entzücktes Ohr,
Den Dichter, der bald Bernard bald Oviden,
Und Tasso bald, zum Muster sich erkohr.
Doch Garven, ach! noch drückt mein Aug' die Zähre
Die über dieses Edlen Schicksal floß!
Ihn sah ich nicht, der jüngst der Weisheit Lehre,
Wie Rom sie schöpft, in deutsche Herzen goß!
Nah den vom Viadrus bespülten Auen,
Wo Frankfurth die Bewundrung an sich reißt,
Konnt' ich in Einer Stadt vereinigt schauen
Des Handels Blüthe mit dem Heldengeist.
Im Brudergarten mir entgegen strahlte
Dein Auge, Friederich du Einziger!
Der erste Sonnenstrahl, der es bemahlte,
War prachtvoll und erhaben, so wie Er.
Am Monumente Leopolds verweilte
Ich ehrfurchtsvoll; denn welcher Fürst erwarb
Mehr Ruhm als Er, Er der zu retten eilte
Und als ein Held in dem Erretten starb?
Ich stand am Grabe Dariés des Weisen, *)
Der manches Vorurtheil danieder schlug;
Ihn wird die spätste beßre Nachwelt preisen,
Trotz seiner Neider Heucheley und Trug.

Die

*) Wer kennt nicht die Verdienste dieses Mannes?

Die Neſſel pflückt' ich an der Todesſtätte
Des Menſchenfreundes und des Dichters Kleiſt;
Dir, Gleim, ſey ſie geweiht! wer anders hätte
Wie du, vereint, des Todten Herz und Geiſt?
So dacht' ich, hingeriſſen vom Getümmel
Der Fantaſie, die Alles hehr uns mahlt.
Urplötzlich theilte ſich der Wolkenhimmel,
Und vor mir ſtand des Dichters Luftgeſtalt.
„Sey, ſprach er, mir an meiner Gruft gegrüßet!
Als Kind ſchon, weiß ich, haſt du mich geehrt.
Die Thräne, die dir von der Wange fließet,
Iſt meines wärmſten Bruderkuſſes werth.
Zeuch ruhig hin zur Königin der Städte;
Der Ehr'n und Freuden manche warten dein.
Schließ dich an Nikolai's Freundſchaftskette
Und ſeiner Trauten herrlichen Verein.
Umarme dort auf königlicher Veſte
Den edlen Langhans *), Schleſiens Vitruv,
Der an der Spree des ſtolzen Roms Palläſte,
Athenens Propyläen wieder ſchuf.
Sanft ruheſt du an Gedike's und Bieſters,
Und liebevoll in deines Gökingks Arm.

Ein

*) K. Geh. Rath und Hofbauamts-Direktor, dem Berlin viele ſeiner herrlichſten Gebäude, beſonders das Brandenburger Thor, die Litteratur die Rede über das Verhältniß verſchiedener der vornehmſten Stälte in Europa u. ſ. w. zu verdanken hat.

Ein Kuß von Tellern, der den Stolz des Prieſters
In Weisheit ſucht, macht deine Wange warm.
Und Zöllner, Spalding *) — doch wie kann ſie nennen,
Die Edlen Alle **), dein dankbares Lied!
Du wirſt ſie an dem Druck der Hand erkennen,
Durch Sympathie, die ihre Bruſt durchglüht.
Doch Ramlern, den du hoffſt in wenig Stunden
Zu ſehn, entzieht das Schickſal deinem Blick';
Er iſt als Schwan dem Erdenkreiſ' entſchwunden,
Ihn ruft nicht Denis*** Brief noch Kuß zurück.
Auch Gleim wirſt du nicht ſehn; Dein Bild, geleitet
Von Gökingks Hand, iſt glücklicher als du!
Es kommt zu Gleim, von Sonnenfels begleitet!
Sieh nun mit Gleichmuth deinen Feinden zu.
Wenn Eudämonja unter Volksverkehrer
Durch eines Hoffmanns Wahn getäuſcht dich zählt,
Verachtʼ es, da dich Sonnenfels, dein Lehrer,
Als Dichter ſchätzt, als Menſch zum Freunde wählt.

*) Vater und Sohn.

**) Die Miniſter von Heinitz, von Struenſee, von Luchesini, der General von Kunheim, von Beyer, Denina, der Berliniſche Neſtor der franzöſiſchen Litteratur, ein ehrwürdiger Greis, wie Fontenelle fröhlich und witzig.

***) Der Verf. dieſer Epiſtel hatte einen für ihn eben ſo ehrenvollen als für Ramlern freundſchaftlichen Brief von dem in jedem Sinne des Worts ehrwürdigen Denis bey ſich, geſchrieben am nämlichen Tage, als Ramler ſtarb.

Gleims Beyfall drücket der Verachtung Stempel
Tief deinen Feinden auf; nimm in den Reih'n
Der Dichter itzt in seinem Freundschaftstempel
Das dir von ihm bestimmte Plätzchen ein.
Mein Stolz ist, daß ich Deutschland angehöre,
Und dieser Stolz sey auch dein Eigenthum.
Wie Friedrichs Glorie, zu Deutschlands Ehre
Unsterblich, bleibet Gleims und Ramlers Ruhm."

Berlin,
den 20. April 1798.

Joseph von Retzer,
aus Wien.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Auswärtige Korrespondenz.

1.

Bristol, den 7. May 1798.

Ich verschob absichtlich die Erfüllung des Versprechens, das ich Ihnen bey meinem Abschiede aus Deutschland gab, weil ich erst mit eigenen Augen sehen, und die wahre Lage der Dinge in London und in den Seestädten erfor-

schen

ſchen wollte, ehe ich von den Hoffnungen und Beſorgniſſen unſers glücklichen, seeumgürteten Paradieſes etwas Beſtimmtes zu melden unternähme. Ich bin nunmehro über 600 (engl.) Meilen in England herumgereiſt, habe Portsmouth und eine große Zahl der wichtigſten Plätze des Königreichs beſucht, außer den Beobachtungen, die mir ein dreywöchentlicher Aufenthalt in London und ein faſt unausgeſetzter Beſuch des Unterhauſes darbot — und das Reſultat von allem dieſen iſt, „daß alles hier zu Lande, die Land- und Seemacht, der Ackerbau, der Handel und die allgemeine Volksſtimmung gerade ſo iſt, wie ſie jeder Britte wünſchen mag. Ueberall iſt der echte, alte brittiſche Geiſt erwacht, und wer jetzt noch wegen einer Landung in Furcht ſeyn wollte, iſt ein Geiſterſeher. Könnten doch die betrogenen Menſchen jenſeits des Kanals die wahre Lage der Dinge hier ſehen! Sie würden ihren Machthabern fluchen, uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und der Welt Friede geben. Was mich am meiſten überraſchte, war, die Verbitterung gegen die Franzoſen am allerheftigſten bey dem gemeinen Manne und in den niedrigſten Volksklaſſen zu finden. In Portsmouth, wo ich mich zwey Tage bey meinem Bruder aufhielt, hatte ich häufig Gelegenheit mit Matroſen und Seeſoldaten der im dortigen Hafen befindlichen Schiffe zu ſprechen. So oft ich von den Abſichten der Franzoſen zu ſprechen anfangen wollte, ließen ſie mich für Ungeduld gar nicht ausreden, und riefen unter einer Menge heftiger Flüche, die ich ſelbſt kaum verſtand: „Wir blaſen ſie glattweg

aus dem Waſſer, wenn ſie Muth genug haben, uns die Zähne zu weiſen, und haben ſie den nicht, ſo wirbeln wir ſie hinab zur Hölle!" Unter den Offizieren fand ich überall kalte Entſchloſſenheit und Gefühl für Pflicht, unter den gemeinen Seeleuten die ſtrengſte Zucht und die höchſte Verachtung ihrer Feinde. Und gerade ſo muß es ſeyn. Der Offizier muß ſeinen Feind achten, der Matroſe muß ihn verachten. Statt eines heimlich brütenden Ungemuths der, wie mir einige Anhänger der Oppoſizion verſichern wollten, ſeit der Meuterey in der Nore noch in den Gemüthern der Seeleute lauern ſolle, fand ich die herzlichſte Einigkeit und Begeiſterung fürs Vaterland in 14 Linienſchiffen, die ich mit meinem Bruder zu Portsmouth beſuchte. Vor 5 Tagen ſprach ich mit dem Oberſten Fiſcher, dem Adjutanten von Sir Charles Gray, auf den Poſten von der Seeküſte von Kent und Euſſex. Ich befragte ihn um die Stimmung der Truppen auf ſeinen Poſten, und erfuhr nun, daß des Kriegsminiſters Dundas Maaßregeln zur innern Vertheidigung bewundernswürdig ſeyen, daß nicht weniger als 18 Regimenter im Innern des Königreichs um die Ehre gebeten haben, an die Küſten Frankreich und Flandern gegenüber verlegt zu werden, und daß er in 15 Stunden 25,000, in 24 Stunden 50.000 disciplinirte Infanterie und 5000 Reuterey mit der erforderlichen Artillerie und Mundvorrath auf eine Woche innerhalb ſeines Sprengels zuſammen ziehen könne. Der Mann, der mir dieß ſagt, verdient um ſo mehr Glauben, da er

übrigens

übrigens ein sehr kalter Mensch und den Maaßregeln der Regierung eben nicht über die Gebühr zugethan ist. Morgen gehe ich nach Edinburg, wo, wie ich höre, der Patriotismus eben so stark ist, als in irgend einem Theile unserer jetzt durchaus einträchtigen Insel.

Ich hörte Sheridan's Rede im Parlemente mit unbeschreiblichem Vergnügen. Die Begeisterung, die alle Mitglieder und Zuhörer ergriff, ist nicht auszudrücken. Ganz London feyerte diesen Tag. Pitt konnte sich vor Vergnügen kaum auf seinem Sitze halten, und die helle Freude funkelte aus seinen Augen während des Theils der Rede, wo Sh. vom rasenden Ehrgeiz und den Planen Frankreichs gegen England sprach. Alle Welt preist Sh. wegen dieser Rede, und verwünscht Fox. Fast an allen Ecken und Straßen finde ich die Worte, oft sehr fehlerhaft, angeschrieben: Damnation to Fox and every rascal who would patiently see the Gallic cock treading British poultry" oder auch nur: „Pitt for ever, the true heart of oak."

In Irland gehts freylich bunt über. Aber auch hier treibt das hundertzüngige Ungeheuer sein Spiel. In einem Brief aus Belfast sagt der Schreiber desselben: „Hier ist alles ruhig, aber große Excesse werden in und um Cork herum begangen" — und in einem Brief von demselben Datum aus Cork heißt es: „Traurige Nachrichten von den Ausschweifungen der vereinigten Irländer

von Belfaſt und den Unmenſchlichkeiten, womit die Hochländiſchen Reaiwenter gegen ſie verfahren u. ſ. w.“ Der Schluß aus dieſen handgreiflichen Widerſprüchen ergiebt ſich von ſelbſt.

2.

London, den 10ten May 1798.

Bey der jetzt allgemein herrſchenden kriegeriſchen Stimmung verſtummen die Muſenkünſte. Der Verfaſſer des ſatiriſchen Werks, worin weder Freund noch Feind geſchont iſt, der Purſuits of Literature, iſt außer allem Zweifel Hr Matthias. Die Sache iſt auch ſchon Stadt- und Landkundig. In einem der geleſenſten Tageblätter ſtand kürzlich eine Ode mit der Ueberſchrift: The Purſuer of literature purſued, und dem Motto aus Horaz: hic niger eſt. Selbſt darin liegt eine Anſpielung auf die Perſönlichkeit des gallſüchtigen Verfaſſers. Er iſt nicht mit Nahmen genannt, aber durch den Reim und das Versmaaß bis zum Greifen kenntlich gemacht. Nur zwey Strofen daraus zur Probe:

O were this ſcribler for a time
Struck dumb as Zacharias,
Who could regret the ſpiteful rhyme
Of little black * * *

Say couldſt thou gain the butt of ſack
And ſalary, that Pye has?

Would

Would it not cheer thy Visage black
Thou envious rogue * * *

Jeder kann da, wo die Sternchen stehn, Matthias hinzudenken, und doch fällt diese Bezeichnung nicht in die Gerichtsbarkeit der Pasquillantenakte. Zum Vers stehn der zweyten Strofe muß man sich erinnern, daß der jetzige Hofpoet Pye, dessen weitschichtiger Kommentar über Aristoteles Poetik wohl auch bey Ihnen bekannt ist, für seine Neujahrsode einen Gehalt von 400 Pf. bezieht, um deren willen er schon manchen Puff, besonders von Peter Pindar, aushalten mußte. Hierbey erinnere ich mich einer neuen skurrilen Ergießung dieses eben benannten Volksdichters auf die bekannte Mozion des Bischofs von Durham, daß die Röcke der Operntänzerinnen länger gemacht werden möchten, um welcher willen Hr. Perry, der Herausgeber des Morning Chronikle, so schlimm angekommen ist. Sie führt die Ueberschrift: Odes of decency to the Bishop of Durham on his opera-reformation. By P. Pindar.

Der Geschmack in Romanen wird immer abscheulicher und geisterreicher, ohne im geringsten geistreich zu seyn. Die neuesten Günstlinge der Romanleser sind Dusseldorf, or the Fratricide. 3 Vol. 10 sh. 6. d. Lane, Miller. Die Verfasserin ist eine Mrs Macenzie. The Rector's Son von der Miß Plumptre. Animated Skeleton. 2 Vol. 6 sh. Lane, Miller. Diese

zwey ſind Nachahmungen nach dem Teutſchen. Endlich, was wohl der Univerſaltitel der ganzen gangbaren Romanenrubrik ſeyn könnte: More Ghoſts. 3 Vol.

Das wichtigſte Werk für Geſchichte iſt Franklin's (von deſſen Reiſe der zweyte Theil noch immer nicht zu haben iſt) History of the Reign of Shaw-Aulum, the preſent Emperour of Hindoſtan, in einem papierreichen Quartband mit Kupfern. H. Walpole's poſthumous Works in 5 Quartbänden werden zwar als fertig angekündigt, ſind aber meines Wiſſens bis jetzt nur an die Subſkribenten ausgegeben. Sie koſten 10 Guineen. Zwey Bände ſind völlig neu.

Wir erwarten jetzt des Kammerdieners Ludwigs XVI. Clery's Journal mit um ſo größerer Begierde, da öffentliche Blätter erzählen, daß es weder in Wien noch in Berlin hätte gedruckt werden können. Clery ſelbſt wird von den Emigrirten des erſten Ranges und vielen andern hochgehalten und ſoll ein liebenswürdiger Mann ſeyn. Sein Buch wird franzöſiſch und engliſch gedruckt.

3.

Oxford, *) den 25. April 1798.

— The Originals of Oſſian with the literal Latin translation will appear in leſs than two years. I ſpoke

*) Da häufige Anfragen wegen der ſchon mehrmals im Merkur erwähnten Ausgabe der Originaltexte Oſſians, deren

vielleicht weniger interessirt, eine sich selbst ganz vergessende Großmuth und eine Tapferkeit, die von nichts erzittert, zu vergöttern? Je vollkommener andre sind, desto weniger haben wir nöthig es zu seyn; und je höher sie ihre Tugend treiben, desto weniger haben wir bey unsern Lastern zu besorgen.

Der Himmel verhüte, daß unsre Absicht jemals sey, in schönen Seelen diese liebenswürdige Schwärmerey für die Tugend abzuschrecken, welche ihnen so natürlich und öfters die Quelle der lobenswürdigsten Handlungen ist. Alles was wir mit diesen Bemerkungen abzielen, ist allein, daß die romanhaften Helden, von denen die Rede ist, noch weniger in dem Bezirke der Natur zu suchen seyen als die geflügelten Löwen und die Fische mit Mädchenleibern; daß es moralische Grotesken seyen, welche eine müßige Einbildungskraft ausbrütet, und ein verdorbner moralischer Sinn, nach Art gewisser Indianer, desto mehr vergöttert, je weiter ihre verhältnißwürdige Mißgestalt von der menschlichen Natur sich entfernet, welche doch, mit allen ihren Mängeln, das beste, liebenswürdigste und vollkommenste Wesen ist, das wir würklich kennen —— und daß also der Held unsrer Geschichte, durch die Veränderungen und Schwachheiten, denen wir ihn unterworfen sehen, zwar allerdings, wir gestehen es, weniger ein Held, aber desto mehr ein Mensch, und also desto geschikter sey, uns durch seine Erfahrungen, und selbst durch seine Fehler zu belehren.

ſpoke with Mr. Mackenzie very ſeriously upon the ſubject and eſpecially regarding the additions that Macpherſon may have inſerted by way of connexion of the different parts of the larger poems of Fingal and Temora, requeſting him to leave out of his edition all ſuch interpolations. He promiſed this and ſaid „That nothing but the real poems of Oſſian ſhall appear." I am ſorry they will take ſo much time before publication, and yet I could not but agree with Mr. M. that it is better to have them well done tho' ſlowly, than hurried and careleſsly, being a national work and an eternal monument of the Gaelic language —

I. Macdonald.

* * *

2.

deren Beſorgung Macpherſon ſelbſt in ſeinem Teſtamente Hrn. Mackenzie aufgetragen hat, an mich geſchehen ſind: ſo glaube ich nichts beſſeres thun zu können, als die Stelle eines Briefs, worin die befriedigendſte Antwort gegeben wird, mit Bewilligung des mir ſtets verehrungswürdigen Schreibers, hier wörtlich abdrucken zu laſſen, und zugleich zu erinnern, daß dieſer tiefe Kenner der galliſchen Sprache mir ſeine Bemerkungen über Aechtheit des Oſſians bey Gelegenheit der auch für Oſſian merkwürdigen Reiſen von Faujas de St. Fond zur Bekanntmachung hinterlaſſen hat, und daß ich dieſe vielleicht ſchon im nächſten Stücke dieſer Monatsſchrift bekannt zu machen anfangen werde.

B.

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Aus Wien.

Wien den 1. May 1798.

Es iſt traurig daß ſeit kurzer Zeit Wien ſo viele Beyträge zu dem Nekrolog ſeiner verdienſtvollen Männer zu liefern hat. Binnen zwey Jahren haben wir Alxingern, Blumauern, Jüngern, den Frater David, Unterbergern, Hunzoſzy, Salaba, Jakobi, Regelsbergern, und jezt in zwey Tagen den würdigen Mathematiker Metzburg, und den Chymiker und Mineralogen Bode verloren. Wenn die Ueberreſte geſchäzter und geliebter Perſonen als Reliquien ihren Verehrern theuer ſind, ſo können dieſe ſich wenigſtens damit tröſten, die Crania der Genannten nebſt vielen andern eben ſo wichtigen in der intereſſanten Schädelſammlung des Dr. Gall zu finden, wo ihre Köpfe nicht nur vor dem Zahne des Moders geſichert ſind, ſondern auch nach ihrem Tode noch lehrreich und nuzbar werden. Dr. Gall, der ſeit einiger Zeit mündliche Kollegien oder vielmehr freundſchaftliche Unterhaltungen über den Gegenſtand ſeiner Beobachtungen gehalten hat, um zu verhindern, daß davon keine falſchen Begriffe im geſellſchaftlichen Publikum verbreitet werden möchten, iſt nun geſonnen, eben ſo vorläufig allen Miss-

vers

verſtändniſſen, die in der Leſewelt durch unrichtige Darſtellungen ohne ſein Zuthun entſtehen könnten, durch eine kleine Schrift, die er auf Michaelis auf Subſkripzion, herauszugeben Willens iſt, vorzubeugen.

Sie wird den Titel führen: Dr. Galls Grundſätze über das Gehirn, und über die Möglichkeit, daraus Geiſtes- und Gemüths-Anlagen zu beurtheilen, und im Kurzen einen Ueberblick ſeiner neu aufgeſtellten Grundſätze enthalten, die er dann in einigen Jahren in einem größern Werke mit ſchönen Kupfern weiter auszuführen gedenkt. Unſer Theater-Journal iſt in der Geburt erſtickt. Sachkundige haben demſelben gleich bey ſeiner Ankündigung keine Dauer proſezeihet. Unſer verehrungswürdiger Denis hat auf Ramlers Grab dieſe Blume geſtreuet.

Ramleri Vatis
Austriaci
Anno aetat. LXXIV.

Nenia nulla Tibi, nec funus inane paretur,
Urna ſupervacuo nulla ſtet officio.
Qui vivens Flacci citharam, Ramlere, tenebas,
Nunc Flacci pennis tolleris albus olor. *)

Amico vati
Deniſius

Auch

*) L. II. Od. 20 Hor. Od. IV. Raml.

Auch seinem würdigen Freunde Metzburg, der am Peregrinustage erkrankte, hat er einen Zweig um seine Urne geflochten:

In funus amicissimi Georgii Metzburgii.

Te reducem a sacris Peregrini suscipit aris
Lectus, et a lecto suscipit heu! tumulus.
Mensus es in terris radio duo regna; coronant
Nunc immensa tuum regna caput radiis.

Nächstens wird hier eine geschmackvolle Sammlung der in verschiedenen Journalen und Flugschriften zerstreuten bessern deutschen Gedichte, deren Verfasser ihre Werke nicht gesammelt haben, ans Licht treten, unter dem Titel: Zerstreute Blumen deutscher Dichter. Jeder Liebhaber der Dichtkunst, der da weiß, wie unangenehm ihm oft das Zusammenschreiben oder nur Zusammensuchen solcher, in verschiedenen Werken zerstreuten Stücke ist, muß einer solchen Sammlung mit Vergnügen entgegen sehen.

Nicht bald hat im Publikum eine politische Schrift so vieles und so wohl verdientes Aufsehen gemacht, als die getreue Darstellung des Auflaufes welchen die französische Bothschaft durch Aushängung einer dreyfarbigen Fahne den 13. April 1798. in Wien veranlaßt hat. Wenn man auch nicht einen unserer größten Staatsmänner als

den

den Verfaſſer dabey nennte, ſo würde doch niemand darin die Stimme der ruhigen, durch ihr Selbſtgefühl imponirenden Wahrheit, durch das Organ eines in der Führung der Geſchäfte und der Feder gleichgewandten Mannes ausgedrückt, verkennen. *) —

Eben erhalte ich noch genauere Nachricht von der Schrift, womit uns Dr. Gall in kurzem beſchenken wird.

Er wird erſtens von dem Gehirne der Thiere und Menſchen handeln, daſſelbe blos in Beziehung auf die Menge untereinander vergleichen, und daraus das Reſultat ziehen, daß das Gehirn die höhere Urſache der Gemüths- und Geiſtes-Eigenſchaften ſey. Um die Möglichkeit und Richtigkeit dieſer Argumentazion von Auſſen nach Innen begreiflich zu machen, wird er beweiſen, daß in dem Menſchen von der Entſtehung der Knochen an, folglich lange vor der Geburt, bis auf den lezten Lebenstag, der Bau des Schädels ſich ſtets nach dem Gehirne, nicht aber das Gehirn nach dem Bau des Schädels richte. Hierauf wird er von den Organen der Gemüths- und Geiſtesei-

gens

*) Man giebt zwar in öffentlichen Blättern den H. Glave von Kobielski, im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, als Verfaſſer an. Allein ſachkundigere Männer ſteigen noch höher hinauf, und nennen den allgemein verehrten Grafen v. Saurau. B.

genſchaften reden, zeigen, daß jedes Organ ſeine beſondere Stelle habe, und daß ſie alle von einander getrennt ſind. Endlich von den Hülfsmitteln und Hinderniſſen in der Erkenntniß der Organe, wobey auch die Stufenleiter von der Veredelung des Gehirns vom lezten Inſekte bis zum edelſten Menſchenkopfe vorkommen wird.

* * *

2.

Wien den 3ten May 1798.

Unter den Produkten der bildenden Künſte, womit ſie dem Frieden gleichſam ihre Erſtlinge weihen, gehört zuverläſſig unſeres Direktors der Akademie, des edlen Füger's, Arbeit unter die vorzüglichſten. Ein Gemählde, welches den Erzherzog Karl in voller Rüſtung vorſtellt, wie er von ſeinem Ahnherrn dem groſſen Rudolf von Habsburg mit einer Krone beſchenkt wird, iſt ſeines Pinſels würdig. Im blinkenden Harniſche ſteht der jugendliche Held, vor ihm liegt Jourdan zu Boden geworfen, und zürnend entfernt ſich Moreau mit unverwandtem Auge gegen ihn gerichtet. Aus ſeiner Gloria neigt ſich Rudolf herab, den ſiegenden Enkel zu ſegnen und ihm des Verdienſtes Lorbeer aufs Haupt zu drücken, indeß ein Harfner mit ſilbernem Seitenklang die Thaten des Helden der Nachwelt verkündet. Mit Vorwiſſen des Direktors haben die beyden Künſtler Pfeifer und Herzinger den Stich dieſes Blattes übernommen, und

und in ihrem Werke der Wirkung des Gemähldes soviel möglich nachzukommen gesucht. — Ein zweytes ist das Portrait des Finanzministers Herrn Grafen von Saurau. Es stellt ihn in Lebensgröße vor, von den militärischen Attributen des Aufgebotes in Niederösterr. welches er allein leitete, umgeben. Nicht bloß die äusseren Züge sind es, die der Künstler hier vorstellte, es ist auch Geist in diesem Körper; er scheint nicht bloß zu leben, er lebt wirklich. — Auch ist er nun mit zwanzig Zeichnungen zu Klopstocks Messiade zu Ende. Mag immerhin Klopstock mit Angelika's Zeichnungen unzufrieden gewesen seyn, hier würde er den Künstler umarmen, der so edel, rein und erhaben darstellt. Eine dieser Zeichnungen ist bereits in des bekannten Kupferstechers John Händen, und würde von seinem Fleiße auch vielleicht schon beendiget seyn, hätte ihn nicht wieder eine Krankheit aufs Lager geworfen. Noch drey sollen zu gleichem Endzwecke, nemlich zur Prachtausgabe von Klopstocks Werken, gestochen werden. Schade, daß die übrigen sechzehn nicht auf gleiche Art den Liebhabern der Kunst und der Musen in die Hände kommen sollen! Schade überhaupt, daß Füger, welcher durch seinen Alexander, durch seinen Tod des Germanikus und so manche andere historische Gemählde bewies, welche Kenntnisse, welche Schönheit der Komposizion, welche Stärke des Ausdrucks er besitze, noch keine Gemählde für den hiesigen Hof zu verfertigen befehliget ward! Die ältere sowohl als die neuere Geschichte des Hauses Oesterreich ist reichhaltig an Begebenheiten, die durch den Pinsel dieses bey uns nicht wie er es verdient geschätzten Künstlers verewigt werden könnten.

Unter den Schülern dieses Meisters zeichnen sich Kinniger, als Kupferstecher in geschabter Manier, und als historischer Zeichner, welcher eine besondere Zartheit des Gefühles mit vielem Geschmacke und einer

korrekten Zeichnung verbindet, und Abel als hiſtoriſcher Mahler aus. Der erſtere iſt auch bereits im Auslande bekannt; der letztere beſchäftigt ſich nun mit einigen hiſtoriſchen Gemählden aus dem Leben Hermanns, wozu er die Schlacht mit Varus und ſeinen Legionen, die Zurückkunft des ſiegenden Herrmanns in die Arme Thusneldens, die ihm liebend den Lorbeerkranz darbringt, und den Tod deſſelben wählte. Nur das Letzte iſt bereits vollendet, an den erſteren zweyen feilt der ſorgſame Künſtler noch immer, um ſeines Meiſters nicht unwerth zu ſeyn.

Die hieſigen Privatgemählde-ſammlungen, unter welchen ſich die des Fürſten Aloys von Lichtenſtein und des Grafen von Lamberg, die auch eine treffliche Sammlung antiker Vaſen enthält, ſo vortheilhaft auszeichnen, haben nun einen neuen Zuwachs durch die des Grafen von Truchſes erhalten, welche er von Wurzach hieher flüchtete. Die ehrw. P. P. Dominikaner überließen dem Grafen zur Aufſtellung ſeiner Gemählde die Zimmer der ehmaligen Geſchwindiſchen und Windhagliſchen Bibliothek, und einige Nebengebäude, deren Wände aber nicht zureichten die vielen Gemählde zu faſſen. Der an Erfindungen reiche Beſitzer verdoppelte daher einen großen Theil des Raumes durch hölzerne Wände, welche über einander liegen, und ſich in Angeln bewegen, ja oft durchſchnitten ſind, um auf beyden Seiten Gemählde zu halten, welche ſich um eine Spindel drehen, und wechſelsweis hervorgebracht werden können. Eine Menge ſeltener Gemählde der berühmteſten Meiſter von bewundernswürdiger Schönheit ſind hier aufgeſtellt, und in Schulen abgetheilet. Der Graf ſelbſt, welcher nun nach Raſtadt abgegangen iſt, empfieng die Fremden mit ungemeiner Höflichkeit, und war unermüdet die Fragen der Liebhaber und Kenner zu beantworten. Er iſt geſonnen dieſe ſchöne Sammlung, wie man ſagt, um einen

Preis

Preis von 3 bis 400000 fl weizugeben. Vielleicht daß unſer Kaiſerhof, wenn es anders gewiß iſt, daß die kaiſ Sammlung von dem Belvedere in ein geräumigeres Gebäude übertragen werden ſoll, ſie zur Vermehrung derſelben ankauft; wenigſtens verdient ſie gewiß unter Wiens Merkwürdigkeiten einen vorzüglichen Platz.

Dieſe Merkwürdigkeiten der Kaiſerſtadt haben ſich auch mit einem neuen zoologiſchen und foſſilaliſchen Kabinette vermehrt, welches auf Koſten des Hofes mit wahrem kaiſerlichen Aufwande errichtet ward. Der zoologiſche Theil der Naturgeſchichte wird zwar von einzelnen Gelehrten hier fleißig betrieben, allein eine Sammlung dafür blieb noch immer unter den frommen Wünſchen. Das Thierkabinet der hieſigen hohen Schule iſt zwar durch den Fleiß und das rühmliche Beſtreben des öffentlichen Lehrers der Naturgeſchichte, Hr Jordan, wohlgeordnet und gut erhalten, allein, einige Seltenheiten, z. B. das Skelet eines Elefanten und eines Kameeles, die Hr. Prof Barth für daſſelbe verfertigte, ausgenommen, zu unbedeutend, um mit den Sammlungen auf andern Univerſitäten verglichen zu werden. Dieſem Mangel nun wollte der Hof abhelfen, beſtimmte große Summen zum Ankaufe einzelner Sammlungen, ließ einen ganzen Flügel des Bibliothekgebäudes von drey Stockwerken dazu einrichten, und nahm ein ganz eignes Perſonale hiezu in den Sold. Zum Aufſeher wurde Hr. Probſt v. Ebert beſtimmt. Im unteren Stockwerke befinden ſich drey Zimmer und ein großer Saal für die größeren Säugthiere, von welchen die ſeltneren größtentheils aus der Menagerie zu Schönbrunn hieher gekommen, gut geſtopft und ſo aufgeſtellt ſind, daß man von allen Seiten herumgehen und ſie beſehen kann. Auerochſen, Kameele, Hirſche, Affen, Meerkatzen, Bären, Schaafe, Hunde u. a. m. ſind hier in beträchtlicher Anzahl oft mit ihren Jungen vorhanden; man-

che Mißgeburten unſerer Hausthiere ſind ſehenswerth. Die Verzierungen der Zimmer ſind geſchmackvoll, oft überraſchend, oft die ganzen Zimmer in ländliche Wohnungen, Gegenden oder Ruinen umgeſtaltet, deren Erfindung und Ausführung der Landſchaftsmahler Schönberger beſorgte. Indeſſen ſieht man es dieſer Sammlung 4füßiger Säugthiere um ſo mehr an, daß ſie erſt kürzlich entſtanden ſey, da der Raum ſehr groß, und wahrſcheinlich für beträchtlichen Zuwachs berechnet iſt. Deſto anſehnlicher iſt die im zweyten Stockwerke aufgeſtellte Anzahl der verſchiedenſten in- und ausländiſchen Gattungen von Vögeln, mit ihren Neſtern, Eyern und Jungen, (Aves hornotinae) welche ſich überhaupt auf einige Tauſende belaufen mag. Viele kleinere Säugthiere, beſonders aus der Ordnung der Nagenden (Glires) und der Reiſſenden Ferae), ſind hier untergetheilet. Der Eintritt in dieſe Zimmer iſt überraſchend; man wandelt zwiſchen Bogengängen, von welchen man die Ausſicht in die ſchönſten Gegenden, mit welchen die Wände bemahlt ſind, genießt; der Vorgrund, oder der eigentliche Raum zwiſchen den Lauben und der Wand, iſt mit Stauden, Bäumen, Waſſerfällen, Springbrunnen, Bauerhäuſern, Hühnerhöfen und d. gl. ausgefüllt, zwiſchen welchen die ſehr ſchön erhaltenen Thiere größtentheils ſo angebracht ſind, daß man aus ihrer Stellung, oder den Gegenſtänden bey welchen ſie ſich befinden, auf ihre Lebensart, oder ihren Aufenthalt ſchlieſſen kann. So beſchleichen die Wieſelgattungen die Hühnerhöfe; über dem Taubenſchlage ſchwebt der Habicht; der Geyer entflieht mit ſeinem Raube; der Neuntödter verzehrt die geſpießten Inſekten; in Ruinen niſtet die Eule, von der Mauerſchwalbe umſchwirrt u. ſ. w. Die Vögel ſind alle mit Queerzetteln, an den Aeſten der Bäume angebracht, verſehen, welche den linnäiſchen, teutſchen und lateiniſchen Namen enthalten. Damit dieſe Thiere weder vom Staube noch von den Inſekten beſchädigt werden,

Wir können indeß nicht bergen, daß wir aus verſchiednen Gründen in Verſuchung gerathen ſind, der hiſtoriſchen Wahrheit dieſes einzige mal Gewalt anzuthun, und unſern Agathon, wenn es auch durch irgend einen Deum ex Machina hätte geſchehen müſſen, ſo unverſehrt aus der Gefahr, worinn er ſich würklich befindet, herauszuwikeln, als es für die Ehre des Platonismus, die er bisher ſo ſchön behauptet hat, allerdings zu wünſchen geweſen wäre. Allein da wir in Erwägung zogen, daß dieſe einzige poetiſche Freyheit uns nöthigen würde, in der Folge ſeiner Begebenheiten ſo viele andre Veränderungen vorzunehmen, daß die Geſchichte Agathons würklich die Natur einer Geſchichte verlohren hätte, und zur Legende irgend eines moraliſchen Don Eſplandians geworden wäre: So haben wir uns aufgemuntert, über alle die ekeln Bedenklichlichkeiten hinauszugehen, die uns anfänglich ſtuzen gemacht hatten, und uns zu überreden, daß der Nuzen, den unſre verſtändigen Leſer ſogar von den Schwachheiten unſers Helden in der Folge zu ziehen Gelegenheit bekommen könnten, ungleich gröſſer ſeyn dürfte, als der zweydeutige Vortheil, den die Tugend dadurch erhalten hätte, wenn wir, durch eine unwahrſcheinlichere Dichtung als man im ganzen Orlando unſers Freunds Arioſt finden wird, die ſchöne Danae in die Nothwendigkeit geſezt hätten, in der Stille von ihm zu denken, was die berühmte Phryne bey einer gewiſſen Gelegenheit von dem weiſen Xenocrates öffentlich geſagt haben ſoll.

mögen, ſind die Vierecke der Nebengeländer mit Spies gelglaſe ausgefüllt, deſſen Reinheit kaum bemerken läßt, daß man durch eine Wand von den Gegenſtänden getrennt ſey. Da hier keine Vorleſungen gegeben werden, ſo hat man die Thiere nach keinem Syſteme, ſondern bloß nach den Welttheilen zuſammengeſtellt, die ſie bewohnen, und die Gegenden ihres Aufenthaltes durch die verſchiedenen Pflanzen und andere Kennzeichen karakteriſirt. Ein fyſikaliſches Kabinet, nebſt einer Maſchinenſammlung, füllt eine Reihe von Zimmern des erſten Stockwerkes, unter welchen beſonders ein großes Elektroſor von 8 Schuhen im Durchmeſſer, ein großer Brennſpiegel von 6 Schuhen, ein vollſtändiger elektriſcher Apparat, und einige merkwürdige Maſchinen des verſtorbenen Hofrathes Knaus ſich auszeichnen. Auch eine Inſektenſammlung ſoll vorhanden ſeyn, wurde uns aber nicht vorgezeigt. Jeder Freund der Naturgeſchichte wird dieſe Sammlung mit Vergnügen durchziehen, und bliebe noch etwas zu wünſchen übrig, ſo wäre es ein Aufſeher, welcher den Beſuchenden gefällig einige Kenntniſſe mittheilen, einige Gegenſtände erklären würde. Auch die Aufſchriften ſind hin und wieder unverſtändlich oder falſch geſchrieben, z. B. k. k. vierfüßiges Thierkabinet, Peitel-Maßen (Beutelmeiſe) u. d. gl. und geben zu manchen Spöttereyen Anlaß. Dieſes Kabinet iſt alle Mittwoche gegen Eintrittskarten offen.

Unſeres unvergeßlichen Monarchen Joſefs II. Bildniß in Erz gegoſſen iſt beſtimmt den Platz zwiſchen dem Bibliothekgebäude zu verherrlichen. Die Verfertigung der Statue wurde dem Bildhauer Zauner übertragen, welcher bereits die ganze Statue von Gips geformt, und hierüber die nöthigen Modelle abgegoſſen hat. Sie ſtellt ihn als Imperator gekleidet zu Pferde vor. Die Basreliefs des Piedeſtals beziehen ſich auf die merkwürdigſten Thatſachen ſeiner Regierung.

Eine andere Verschönerung dieser Stadt entstand durch einen neuen Spaziergang, welcher auf der Bastion der Burg gegenüber angelegt ward, und aus mehreren Alleen besteht, zwischen welchen in der Mitte ein niedliches Gebäude zu Abendmusiken bestimmt erbaut ist.

Daß die Musik hier unter die vorzüglichsten Vergnügungen gezählt wird, ist Ihnen ohnehin bekannt. Gegenwärtig ist Hayden der verehrteste von den hiesigen Komponisten; ihm zunächst steht Josef Weigl, sein Pathe, ein Eingebohrner, der durch mehrere Ballete und Opern, neuerdings aber durch seinen Amor marinaro, den ungetheilten Beyfall der Musikfreunde erhielt. Von Hayden wurde dieser Tage auf Veranstaltung des hiesigen Adels beym Hr. Fürsten v. Schwarzenberg eine neue Kantate, die Schöpfung, gegeben, welche gewiß das vollendetste Werk dieses großen Mannes ist. Freyhr. v. Swieten, welchem Wissenschaften und Künste von jeher ihre Unterstützung danken, der selbst Kenner und Virtuose ist, und also die Forderungen des Komponisten an den Dichter genau kannte, ist der Uebersetzer des Textes von Dryden, welcher die sieben Tage der Schöpfung in sich begreift. Die Musik hat eine Kraft der Darstellung, welche alle Vorstellung übertrift; man wird hingerissen, sieht der Elemente Sturm, sieht es Licht werden, die gefallenen Geister tief in den Abgrund sinken, zittert beym Rollen des Donners, stimmt mit in den Feyergesang der himmlischen Bewohner. Die Sonne steigt, der Vögel frohes Lob begrüßt die steigende; der Pflanzen Grün entkeimt dem Boden, es rieselt silbern der kühle Bach, und vom Meeresgrunde auf schäumender Woge wälzt sich Leviathan empor. Aber über allen Ausdruck ist das Gemählde der Schöpfung des Menschen. Die Stellen:

Gen Himmel aufgerichtet ſteht der Menſch,
Ein Mann, und König der Natur.

Die breit gewölbt erhabne Stirn
Verkünd't der Weisheit tiefen Sinn,
Und aus dem hellen Blicke ſtrahlt der Geiſt,
Des Schöpfers Hauch und Ebenbild.

An ſeinen Buſen ſchmieget ſich
Für ihn, aus ihm geformt,
Die Gattinn hold und anmuthsvoll.

In froher Unſchuld lächelt ſie,
Des Frühlings reizend Bild,
Ihm Liebe, Glück und Wonne zu.

ſind von außerordentlicher Wirkung. Mit den Geſchaffenen fühlt man Dank, betet, und liebt, freuet ſich des Morgenſternes und der Kühle des Abends, koſtet Früchte und ſchlürft der Blumen Duft ein. Mit dem Lobgeſange Gottes endet dieß unſterbliche Werk. Schon ſind drey Tage ſeit dem glücklichen Abende verfloſſen, und noch klingt es in meinen Ohren, in meinem Herzen; noch engt der Empfindungen Menge ſelbſt bey der Erinnerung die Bruſt mir.

In den Geſellſchaften der Muſikliebhaber ſteht Fräulein Chriſtine Gerardi unter allen Sängerinnen am erſten Platze; ein vortrefliches Organ, Biegſamkeit und Wohlklang der Stimme, eine ſchöne Geſtalt, ſprechende Züge, und vor allem ein feuriges Auge, geben jedem Worte Kraft, jedem Tone, der ihrer Bruſt entſteigt, Anmuth.

Auch Dr. Chladni aus Wittenberg lebt nun ſchon einige Monate hier unter uns. Die Muſikfreunde

freuen ſich ſeines Enſons, die Fyſiker ſeiner ſcharfſinnigen akuſtiſchen und anderer Bemerkungen; jeder, der ihn näher kennen lernet, ſchätzt ihn ſeines vortreflichen Kopfes und Herzens wegen; in keiner Wiſſenſchaft fremd, weiß er Jedermann ſeine Geſellſchaft angenehm zu machen. Eine Menge Anekdoten, die ihm ſeine vielfältigen Reiſen darbieten, und die ſein außerordentliches Gedächtniß ſo treu behält, ermuntern jeden geſellſchaftlichen Zirkel, in dem er ſich befindet. Merkwürdig ſind ſeine hier angeſtellten Verſuche über das verſchiedene Verhalten des Tones in verſchiedenen Gasarten, wenn die Luft oder die Gasart ſelbſt der ſchwingende Körper iſt, wie z. B. in einer Pfeife. Prof. Jacquin der jüngere verfertigte hiezu die Gasarten, welche in eine Glocke gefüllt wurden, die oben einen Hahn zum Zuſchließen hatte; über dieſem Hahne war eine Blaſe angebracht, die mit der beſtimmten Gasart ebenfalls gefüllt ward, und von welcher das Gas durch den Hahn in eine innerhalb der Glocke angebrachte metallne Pfeife gedruckt werden konnte. Die Reſultate dieſer mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit unternommenen Verſuche ſind ſehr merkwürdig, und werden von ihm nächſtens im Voigtiſchen Magazine für die Naturkunde bekannt gemacht werden.

Von Herrn Prof. Jacquin dem Vater iſt der 1te Band ſeines hortus Schönbrunnenſis erſchienen, der die Abbildungen vieler ſeltenen Pflanzenarten enthält, welche in dem unter ſeiner Aufſicht ſtehenden, und an afrikaniſchen Gewächſen ſo reichhaltigen botaniſchen Garten des k. k. Luſtſchloſſes Schönbrunn geblüht haben.

Für jeden Menſchen, welchem die Leiden ſeiner Mitbrüder am Herzen liegen, und der ſich thätig beſtrebt ihnen abzuhelfen, ſind die Verſuche des Augenarztes Beer mit den Blinden, welche am ſchwarzen Staare leiden, merkwürdig. Dieſe Menſchen, welche von jedem andern Augenarzte als unheilbare Unglükliche fortgewieſen werden, wenden ſich nun an ihn, und die Erfah-

fahrung bewies, daß viele derſelben ſeiner Theorie gemäß bloß durch die Hebung der Urſache ihres Unglücks durch innere Mittel wieder hergeſtellt werden können. Ich war ſelbſt Augenzeuge, daß ein Judenknabe, welcher von unterdrückter Krätze bereits mehrere Jahre auf einem, und ſeit längerer Zeit auch auf dem zweyten Auge den ſchwarzen Staar hatte, durch remedia antiſcabioſa vollkommen hergeſtellt ward, wobey die Krätze neuerdings ausbrach. Auch ſeine Staar-Operazionen werden von einer großen Menge Fremder und Einheimiſcher beſucht, da er der einzige von den hieſigen Augenärzten, Niemanden den Zutritt verweigert, und in ſeinen Operazionen ſehr glücklich iſt. Er zieht die undurchſichtige Linſe ſammt der Kapſel, in welcher ſie eingeſchloſſen iſt, heraus; daher ſeine Operirten nie in Gefahr kommen, durch Verfinſterung der zurückgebliebenen Kapſel nochmahls zu leiden. Ueber 600 Unglücklichen hat er bereits durch Operazionen geholfen, und ſo mancher Familie ihren Vater, ſo manchen Kindern ihre Mutter, ſo manchen Eltern ihre Kinder wieder gegeben — Freude in ſo manches Leben gebracht, das ſonſt trübe und elend dahin gefloſſen wäre. Die anatomiſchen Zeichnungen dieſes edlen uneigennützigen Mannes laſſen durch ihre Genauigkeit und Schönheit alles hinter ſich, was ich je in dieſer Art geſehen habe. Was ließe ſich für die Zergliederungskunſt erwarten, hätte das gute Glück den verehrungswürdigen Hr. Sömmering mit dieſem Manne an einen Platz geſtellt, und die Vereinigung ihrer Bemühungen möglich gemacht! Seine Privatvorleſungen über Augenkrankheiten werden von einer Menge fremder Aerzte beſucht.

Von dem am 13. April hier vorgegangenen Tumulte haben Sie wahrſcheinlich durch den Ruf und durch die Zeitungen manches gehöret; indeß iſt dieſer Auftritt, an und für ſich betrachtet, ſehr geringfügig. Höchſtens vielleicht ein paar tauſend Menſchen mochten hieran Theil genommen haben, von denen noch überdies ein großer

Theil bloß durch Neugierde hingelockt war. Es verbreitete ſich unter dem von dieſem Vorgange (dem Aushängen der Nazionalfahne) gar nicht unterrichteten Volke der Ruf, daß dieſe Fahne ein vielleicht verabredetes Zeichen zum Aufruhre ſey, und man wünſchte, bat und forderte endlich ihre Wegnahme. Gereizt durch beleidigende Beſchimpfungen der Hausleute des B. Bernadotte, wurde endlich die Fahne von einem Manne, der an der Mauer hinaufkletterte, herabgeriſſen, die Fenſter eingeworfen, die Thore eingebrochen, und das ſchon zubereitete Nachtmahl größtentheils aus den Geſchirren zu Boden geworfen, und die Geſchirre zertrümmert. Die letzte Ausſchweifung war durch die Unbeſonnenheit der Dienſtbothen des Bothſchafters veranlaßt worden, welche auf die Eindringenden Feuer gaben; allein von den Gebliebenen und Verwundeten, die in ſo mancher auswärtigen Zeitung paradiren, weiß man hier nichts. Auch erfuhren wenigſtens drey Viertheile der hieſigen Einwohner erſt am andern Morgen den ganzen Auftritt, weil ſie zu ihrem Mißvergnügen beym Kaffee keine Sahne erhielten, da die Stadtthore bis nach 8 Uhr zur Verhütung alles weitern Auflaufes geſchloſſen geblieben waren. Einen Beweis, wie wenig man zu dieſen Gewaltthätigkeiten vorbereitet war, giebt gewiß, daß man Anfangs die Fenſter des Gebäudes größtentheils mit Brod einwarf, und erſt ſpäter von einigen nahen Bauſtellen Steine herzu trug. Die Nähe meiner Wohnung machte mich zum Augenzeugen einer Handlung, von deren Rechtlichkeit oder Veranlaſſung ein bloßer Zuſchauer nicht aburtheilen kann.

Als Kotzebue nach langer Erwartung endlich hier ankam, hoffte man von ihm, daß er dem hieſigen Theater eine ganz neue Geſtalt, ein ganz neues Leben mittheilen würde. Dieſe Freude wurde bald durch ein ſehr mittelmäßiges Stück vom Schauſpieler Lippert geſtöret, welches unter dem Titel: Keiner iſt, was er ſcheint, nur einigemal gegeben ward. Dann folgte

Ziegs

Zieglers Lorbeerkranz, der ungemein gefiel, immer ein volles Haus gab, aber selten gegeben ward, woran wohl die Krankheit des Schauspielers Lange in der Folge Schuld seyn mochte. Die Erwartung war indessen auf Kotzebue's silberne Hochzeit aufs höchste gespannt; seit dem December sollte sie schon immer gegeben werden. Ueberdies versprach man sich viel von dem Stücke, mit welchem ein Lieblingsschriftsteller der Bühne seine persönliche Ankunft auszeichnen würde; allein man war bey der Aufführung nicht ganz zufrieden; die Unwahrscheinlichkeiten, welche man im Plane und in den Entwickelungen zu finden glaubte, die zu sehr gehäuften anareisenden Situazionen, der für das hiesige Publikum so wenig interessante Streit und die Anspielungen auf Kotzebue's Recensenten waren die allgemeinen Beschwerden, die man dagegen anführte. Ein nachheriges Ritterstück nach Schlenkerts Friedrich mit der gebissnen Wange, von, Gott weiß Wem verfertigt, gefiel wieder nicht; und ein kleines Gelegenheitsstück am Jahrtage des Auszuges des hiesigen Landsturmes von Kotzebuen selbst hätte ohne die schönen Theaterdekorazionen, und die artige Musik des Kapellmeisters Weigl gleiches Schicksal gehabt. Ueberhaupt fürchtet das hiesige Publikum, manches gute Stück Iffands, Babo's und dergl. vielleicht entbehren zu müssen, wozu es freylich keinen andern Grund angeben kann, als daß es bis jetzt so wenige von den ältern, und gar kein neues von diesen Theaterdichtern zu sehen bekam. Ein zweyter Grund der Unzufriedenheit mag auch wohl vielleicht darinn liegen, daß Kotzebue das Publikum des Hoftheaters nach jenem der Vorstadttheater beurtheilt. Immerhin mögen die Fratzen eines Kasperle, die niedrigkomischen Rollen eines Schikaneders auf diesen Bühnen gefallen; auf der Nazionalbühne pflegt sich das anständigere Publikum, der gebildetere Adel auch ohne Nordlicht und ohne Schulmeisterscenen zu unterhalten. Bey der tiefen Kenntniß alles desjenigen, was aufs Herz wirkt, bey der ausgezeichneten Gabe eines

flie-

fließenden gefälligen Dialoges wäre es doch Schade, wenn der Verfaſſer des Bruderzwiſtes, der mit dem ungetheilteſten Beyfalle gegeben ward, ſich zum niedrigkomiſchen Dichter herabwürdigen ſollte. Sein Theaterjournal wurde noch vor ſeiner Erſcheinung unterdrückt, und den Pränumeranten die Vorausbezahlung zurückgegeben.

2.

Dresden 20. May 1798.

Der Verfaſſer eines Briefes aus Churſachſen über das Dresdener Geſangbuch im 4ten Stück des dießjährigen Merkurs iſt offenbar der Sache nicht wohl kundig geweſen, hat auch vielleicht ſeine eigenen Gründe gehabt, ſie in einem falſchen Lichte vorzuſtellen; denn falſch iſt es gewiß, was er von der unmittelbaren Folge des hieſigen Geſangbuchs auf das Leipziger als einer weislich veranſtalteten Erſcheinung ſchreibt, die allenfalls gar zur Verdrängung des lezteren berechnet ſeyn könnte. Die Dresdener Sammlung war zum Theil ſchon abgedruckt, ehe die Leipziger erſchien; man konnte alſo gar nicht daran denken, dieſer entgegen zu arbeiten. Allerdings wird jene mit günſtigeren Augen angeſehen; das darf nicht geläugnet werden, da die erſte Auflage von 31000 Exemplaren binnen 8 Wochen vergriffen iſt, und in 3 Monaten 46000 Exempl. abgeſetzt ſind, ohne daß alle die befriedigt wären, welche darnach gefragt haben. Inzwiſchen hat man die Einführung auf keine Weiſe anders kräftig befördert, als durch den Werth des Buches ſelbſt und durch vorhergehende einfache Ankündigung deſſelben. Nehmlich man befolgte bey der Dresdener Liederſammlung das Hauptgeſetz „die äußerſt mannigfaltigen Bedürfniſſe derer, denen ſie beſtimmt war, feſt im Auge zu behalten, und wo möglich jeder Klaſſe etwas zu geben, was ihr nützlich und brauchbar ſeyn könnte."

könnte." Daher enthält sie denn freylich noch viel Volksglauben, und es findet sich zwischen ihr und der Leipziger S. ein merklicher Unterschied. Das ist wahr. Aber wenn es heißt: dieser Unterschied sey gerade durch die von unsern Sammlern (dem D. Reinhard, D. Tittmann, Präsid. v. Zettwitz) beybehaltene theologische Schulsprache entstanden: so läßt sich in der That hierüber mit einem Manne nicht reden, der verworrene, von Kindheit auf eingesogene Begriffe mit einer solchen Sprache verwechselt. Er hat seine besondere Aufklärung, von welcher wir um Einen Schritt zurückzustehen uns nicht schämen dürfen.

Was übrigens die Protestazion gegen jede deutsche gemeinverständliche Kritik des Dresdener Gesangbuches betrift: so hat ein ausserhalb der Residenz lebender Prediger aus eigener Bewegung dieselbe in das Intelligenzblatt der A. L. Zeitung eingelegt. Bedachter Prediger wird dies, wo es nöthig seyn sollte, öffentlich bezeugen. Einem Dresdener wird man wohl ohnehin die Unvorsichtigkeit nicht zutrauen, daß er eine Kritik des Dr. Gesangb. sich darum verbitte, damit die Hofgemeine dadurch nicht irre werde; die Hofgemeine, die bekanntlich aus dem gebildetsten Theile des Dresdn. Publicum besteht, und bey Aufnahme der neuen Liedersammlung nicht nur den übrigen Stadtgemeinen, sondern überhaupt jeder Gemeine, bey der eine Verbesserung des kirchlichen Gesanges vorgenommen werden soll, ein in jeder Hinsicht musterhaftes Beyspiel gegeben hat.

4.

Leipzig den 14. April 1796*)

Allerdings hat Perry wegen einiger persönlichen Ausfälle gegen den Bischof von Durham in der Morning

*) Da in eine der vorhergehenden Briefe aus London von Perry, dem Herausgeber der Morning Chronikle, die Rede

ning Chronikle Strafe geben müſſen, aber darum iſt dieſer Zeitung der Hals gar nicht gebrochen, wie Sie vermuthen, denn ſie lebt und webt, wie vorher. Es wäre mir auch gar nicht lieb, wenn es anders wäre: denn Oppoſizions Zeitungen müſſen wir haben. Nur müſſen dieſe, ſo wie andere Schriften, ſolche Regeln beobachten, daß gute und unſchuldige Menſchen nicht der Bosheit und der Verläumdung ſchlechter Menſchen Preis gegeben werden. Politiſche Schriftſteller können eigentlich nicht mehr verlangen als völlige Freyheit ihre Meynung über das Betragen derjenigen, welche die Regierung handhaben, in politiſcher Rückſicht heraus zu ſagen; ſie können nicht mehr verlangen, als Staatsmänner, inſofern dieſe als Staatsmänner handeln, nach Herzensluſt tadeln zu dürfen. Schriftſteller, die dieſe Freyheit genießen, haben wirklich keine Urſache über Einſchränkung zu klagen; und dieſe Freyheit genießt die Morning Chronikle noch, und wird ſie genießen, ſo wie jede andere Zeitung die in England herauskommt. So bald aber der Schriftſteller, er mag in einer Zeitung, oder in einem andern Werk ſeine Gedanken dem Publikum mittheilen, den moraliſchen Karakter eines andern ſey es Privatmann oder Staatsmann, angreift, und Unwahrheiten, welche dem guten Rufe eines braven Mannes ſchädlich ſeyn könnten, auszuſtreuen ſucht, müſſen die Geſetze eines jeden, auch des freyeſten, Landes, ſolche Angriffe beſtrafen: ſonſt würde eine äuſſerſt ungerechte Eintheilung der Freyheit Statt finden, und ſie würde am meiſten denjenigen zu Theil werden, die ſie am wenigſten verdienen. Auf dieſen Grundſätzen, welche jederman für Grund-

Rede war, ſo wird folgende Bemerkung eines gelehrten Nazionalengländers aus Leipzig über den Stand der Preßfreyheit in England gewiß auch hier am rechten Orte ſtehn.

B.

So wiſſet dann, ſchöne Leſerinnen, (und hütet euch, ſtolz auf dieſen Sieg eurer Zaubermacht zu ſeyn,) daß Agathon, nachdem er eine ziemliche Weile in einem Gemüthszuſtand, deſſen Abſchilderung den Pinſel eines Thomſons oder Geßners erfoderte, allein zurükgeblieben war, wir wiſſen nicht ob aus eigner Bewegung oder durch den geheimen Antrieb irgend eines antiplatoniſchen Genius den Weg gegen einen Pavillion genommen, der auf der Morgenſeite des Gartens in einem kleinen Hayn von Citronen-Granaten und Myrthenbäumen auf joniſchen Säulen von Jaſpis ruhte; daß er, weil er ihn erleuchtet gefunden, hineingegangen, und nachdem er einen Saal, deſſen herrliche Auszierung ihn nicht einen Augenblik aufhalten konnte, und zwey oder drey kleinere Zimmer durchgeeilet, in einem Cabinet, welches für die Ruhe der Liebesgöttin beſtimmt ſchien, die ſchöne Danae auf einem Sofa von nelkenfarbem Atlas ſchlafend angetroffen; daß er, nachdem er ſie eine lange Zeit in unbeweglicher Entzükung und mit einer Zärtlichkeit, deren innerliches Gefühl alle körperliche Wolluſt an Süßigkeit übertrift, betrachtet hatte, endlich

—— —— von der Gewalt der allmächtigen Liebe bezwungen,

ſich nicht länger zu enthalten vermocht, zu ihren Füſſen kniend, eine von ihren nachläßig ausgeſtrekten ſchönen Händen mit einer Inbrunſt, wovon wenige Liebhaber

Grundsätze der Gerechtigkeit anerkennen wird, beruhen die Englischen Rechte über die Preßfreyheit. Jedermann darf schreiben was er will, so lange er bloß mit dem politischen Karakter eines Ministers, oder irgend eines andern Mitglieds des Ober- oder Unterhauses zu thun hat: und wenn der Herausgeber der Morning Chronikle bloß politische Artikel, welche allein in eine politische Zeitung gehören, eingerückt hätte, wäre er gewiß nicht zur Rede gestellt worden. Er wollte sich aber mit politischen Bemerkungen nicht begnügen, sondern entweder seine Bosheit oder seinen Witz durch Schimpfen befriedigen. Deswegen und nicht wegen politischer Aeußerungen hat er sowohl als der Drucker vor den Schranken des Oberhauses erscheinen müssen. Die Angeklagten haben auch keinesweges geleugnet, daß der Zeitungsartikel, welcher der Gegenstand der Klage war, eine schändliche Schmähung wäre, und wirklich Strafe verdiente; und sie suchten sich bloß aus dem Grunde zu entschuldigen, daß sie den Artikel in der Eile, ohne den Inhalt desselben genau zu überlegen, in ihre Zeitung eingerückt hätten. Die Entschuldigung aber konnte nicht gelten; denn sie wußten schon vorher, wie jedermann in England weiß, daß der Herausgeber und der Drucker einer Zeitung für alles haften müssen, sie mögen es selbst geschrieben haben oder nicht. Es kann auch nicht anders seyn: denn die Verantwortung muß irgendwo liegen, und der Herausgeber und der Drucker einer Zeitung sind die wenigen Personen unter denjenigen, die damit zu thun haben, welche man habhaft werden kann, da die andern Theilnehmer in Verborgenheit bleiben, und die Vorsicht nehmen, alle Artikel, die Folgen haben könnten, ohne Vorwissen auch des Herausgebers zum Zeitungsbureau zu schicken. Wenn nun der Herausgeber solche anonyme Bemerkungen in die Druckerey senden, und der Drucker dies drucken dürfte, ohne die mindeste Verantwortung zu haben, so wäre kein Mittel vorhanden der allerschändlichsten Verläumdung Einhalt zu thun, und jeder anonyme

Schrift-

Schriftsteller könnte den Herausgeber und Drucker einer Zeitung, ohne Hinderniß, zum Werkzeuge seiner Bosheit machen. Wenn diese aber ihren Autor kennen und ihn angeben wollen, wird die Strafe dem Autor zuerkannt. Ob nun Herr Perry, der Editor der Morning Chronikle, den Artikel, wovon jezt die Rede ist, abfaßte oder nicht, und im letzten Falle, ob er den Autor kannte oder nicht, so mußte seine Zeitung im Auge der Zensur als seine Schrift betrachtet werden. Aber der Drucker, könnte man sagen, sollte nicht mit gestraft werden. Freylich nicht in einem Lande wo alle Schriften, ehe sie in die Druckerey gehen, censirt werden müssen; aber in London weiß man nichts von einer Censur, und deswegen hat der Herr der Druckerey, der in England verpflichtet ist alle Korrekturbogen durchzusehen, eine Verantwortung die nach einer Censur nicht statt finden kann. Der Herr der Druckerey vertritt in England die Stelle des Censors, in so fern als er für das, was er drucken läßt, selbst stehen muß. Folglich war es nicht ungerecht, daß er, sowohl als der Editor der Morning Chronikle, zur Verantwortung gezogen wurde. Glauben Sie aber gar nicht, daß die Morning Chronikle an politischer Freyheit verlieren wird: sie wird in Zukunft dieselbigen freymüthigen Aeußerungen gegen die Regierer wie vorher enthalten, und wenn sie in der Folge weniger Enthusiasmus für die großen Nahmen sollte blicken lassen, einen Enthusiasmus, der während dem größten Theil dieses Kriegs der Morning Chronikle eher das Ansehen eines Französischen Ministerial-Blatts, als einer Englischen Oppozizionszeitung gegeben hat, so schreibe man es ja nicht einem politischen Zwang zu, der in England nicht existirt, sondern der wahren Ursache, welche schon einige Zeit vor diesem Vorfall gewirkt hat, nemlich daß die Gelehrten selbst, die an dieser Zeitung arbeiten, zuletzt eingesehen haben, daß sie in der Freundschaft und Brüderschaft der großen Nazion ihre Rechnung nicht finden werden.

Neuer Teutſcher Merkur

7s Stück 1798.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Gespräche unter vier Augen. Fünftes Gespräch. Was wird endlich aus dem all[illegible] werden? Vom Herausgeber d. T. M. — 61
II. Hymnos an den Delischen Apollon. Aus dem Griechischen der Homeriden. Von F. A. Eschen[illegible] — 81
III. Was ist Volkssouveränität? — 84
IV. Auszüge aus dem Tagebuche einer Reisenden. — 94
V. Künste.
1. Italienische Kunstplünderungen. — 98
2. Das Museum Borgianum zu Veletri. — 102
3. Köhler in Petersburg. — 104
4. Josef Eckhel. — 105
5. Die Klaramannischen Kupferwerke. — 106
VI. Wer ist Er, der Staatsmann? Von Herrn Archenholz. — 107
VII. Miscellen. — 110
VIII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische Neuigkeiten. — 193
2. St. Petersburg. Literarische Nachrichten. — 203
3. Amsterdam. Ruhnkenius. Wyttenbach. De Bosch. — 264
IX. Ankündigungen.
1. Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre 1791 bis 1793. — 307
2. London und Paris. Eine Zeitschrift. — 311

Nachricht.

Auf den T. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und außer Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist

2) In allen Buchhandlungen zu finden [illegible]

welche Hr. Buchhändler Beſelin zu Leip[illegible]

die Haupt-Kommiſſion und Verſendung beſorgt

für Niederſachſen behält das Kayſerl. [illegible]

bis Addreß- und Zeitungs-Comtoir zu [illegible]

Hamburg wie bisher auf Ihre Aufträge

Wir erſuchen daher alle Leſer des T. Merkur, [illegible]

gegen eine dieſer Addreſſen, die ihnen die be[illegible]

iſt, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutſchen Merkur.

Zur Kenntniß der neueſten Schweiz.

Auf dieß Land müſſen in dieſem Augenblick die maſſen Augen von ganz Europa geheftet ſeyn. Unter der eiſernen Zuchtruthe ſeines übermächtigen und übermüthigen Nachbars zu Boden getreten, athmet es ſelbſt mit Bayonetten umringt noch kühne Laute der Freiheit. Wer ſie vernehmen will, leſe die von zwey edeln Männern aus Zürich, die ſelbſt dem Volkscathe in Aarau gehören, vierteljährig herausgegebene Zeitſchrift: Der ſchweizeriſche Republikaner, herausgegeben von Eſcher und Uſteri, die ſeit dem 1. May d. J. bey H. Geßner in Zürich erſcheint. Man findet hier nicht nur die zuverläßigſten Bulletins der Verhandlungen zu Aarau in größter Ausführlichkeit, ſondern auch andere Aufſätze von echtrepublikaniſchem Schrot und Korn, wohin z. B. die kräftige Adreſſe an die franzöſiſ. Nazion von den Zürcher Baumeiſter David Vogel, das ſchöne Freiheitslied von Suter, eine Parodie nach God save the King, die Bemerkungen über Erzbiſchöfe u. ſ. w. gehören. Unter ſolcher Autorität, mit ſolchem Geiſte geſchrieben, darf der Schweizeriſche Republikaner durchaus nicht mit den gewöhnlichen Zeitungen verwechſelt werden. Der Geſchichtſammler und der Menſch findet gleich ſtarke Befriedigung in dieſer officiellen Urkundenſammlung. Man abbonnirt ſich vierteljährig auf 52 Nummern mit 1 Rl. 15 Kr. oder halbjährig auf 104 Nummern mit 2 fl. 30 Kr.

Der neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1798.

I.

Geſpräche unter vier Augen.

Fünftes Geſpräch. *)

Was wird endlich aus dem allen werden?

Walther und Diethelm.

Walther.

Ich geſtehe Ihnen, Diethelm, von allen unſeligen Folgen, die der Sturz der Franzöſiſchen Monarchie nach ſich gezogen hat, iſt in meinen Augen die unſeligſte, daß ſie die Hälfte der Menſchen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuß unſers Daſeyns ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt herausgeworfen, und in eine peinliche Lage verſetzt hat, worin die Ungewißheit deſſen, was vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden,

*) Es wurde ſchon im verwichnem April gehalten.

den, unſer Schickſal ſeyn wird, alle Nerven unſers Geiſtes lähmt, alle unſre Freuden verbittert, und uns alle Luſt benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beſchäftigen, durch welche eine Zukunft, die gewiſſer Maßen unſer eigenes Werk iſt, eine idealiſche Gegenwärtigkeit für uns erhält, die, nach meinem Gefühl, allem ſinnlichen Genuß vorzuziehen iſt. Wer hätte Luſt ſeinen Acker zu beſtellen, wenn er voraus wüßte, ſeine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerſchlagen, oder von Heuſchrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigſtens ſeine Einbildung den gewünſchten Erfolg als etwas wahrſcheinliches vorſpiegelt? Wer kann während dem Ausbruch eines wüthenden Vulkans ruhig an ſeinem Fuße wohnen? und wem könnt' es einfallen, ſich neben einem ſo gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

Diethelm. Sie ſind auch gar zu ängſtlich, Freund! Wir leben, Dank ſey dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen dieſen Unfug anrichten.

Walther. Was nennen Sie weit? War Venedig, Modena, oder der Kirchenſtaat etwa näher? Was fragen dieſe neuen Vandalen, deren ungeſtümen Zug weder Flüſſe noch Waldſtröme, weder Abgründe noch Felſen wo Adler und Lämmergeier niſten, aufzuhalten vermögen, was fragen ſie nach näher oder weiter? ſie, die, gleich einem ausgetretenen See, ihr Ufer mit jedem Augenblick fortrücken,

rücken, und gar bald die entfernteſten Völker zu ihren Nachbarn zu machen wiſſen.

Diethelm. Da wäre freylich das Land glücklich, das, ex providentia naturae, mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem ſich die ſtolzen Wellen dieſes reiſſenden Waſſers brechen mußten.

Walther. Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer deſſelben wurden, daran gefehlt? Aber gegen dieſen Verderber hilft kein Damm, ſchützt kein Bollwerk. Jene nordiſchen Barbaren, die das alte Römiſche und Bizantiniſche Reich überſchwemmten, reſpektierten doch überall die Religion und die alten Gebräuche und Gewohnheiten der bezwungnen Länder: aber dieſe Barbaren von einer noch nie geſehenen Art, treten alles, was der Menſchheit von jeher heilig war, im Nahmen der Vernunft mit Füßen, drängen den Völkern ihre Geſetze im Nahmen der Freyheit auf, und rauben, morden und zerſtören Kraft der unverlierbaren Menſchenrechte.

Diethelm. Die neueſten Thaten der großen Nazion haben, wie ich ſehe, Ihre Galle in Aufruhr geſetzt, lieber Walther, und nun erſcheint Ihnen alles gräßlicher als es wirklich iſt, zumahl da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen ſind.

Walther. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form seyn mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte Anderer respektiert. Ich werde die Ehrfurcht nie vergessen, die man ganzen Nazionen schuldig ist: aber eben darum werde ich die Nazion, welche Sie die Große zu nennen belieben, nie für die Handlungen der Wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten, und ein Zusammenhang von Umständen und Ereignissen, der in der Geschichte ohne Beyspiel ist, eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über diese allein werde ich Zeter schreien so lange noch Luft durch meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als Briareus, und alle Tage einen unter die Guillotine legen mußte.

Diethelm. Ich bitte Sie, lieber Walther, mäßigen Sie, wenn's möglich ist, Ihren Eifer, und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden.

Walther. Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

Diethelm. Kein Menschenfreund, kein Weltbürger — das ist doch wohl das ärgste was Sie mir sagen wollten? Aber Ihr Herz erinnerte Sie

ſich eine Vorſtellung zu machen jemals verliebt genug geweſen ſind, zu küſſen, ohne daß ſie daran erwacht wäre; daß er hierauf noch weniger als zuvor ſich entſchlieſſen können, ſo unbemerkt als er gekommen, ſich wieder hinwegzuſchleichen; und kurz, daß die kleine Pſyche, die Tänzerin, welche ſeit der Pantomime, man weiß nicht warum, gar nicht ſeine Freundin war, mit ihren Augen geſehen haben wollte, daß er eine zimliche Weile nach Anbruch des Tages, allein, und mit einer Mine, aus welcher ſich ſehr vieles habe ſchlieſſen laſſen, aus dem Pavillion hinter die Myrthenheken ſich weggeſtohlen habe.

Neuntes Capitel.

Nachrichten zu Verhütung eines beſorglichen Mißverſtandes.

Die Tugend (pflegt man dem Horaz nachzuſagen) iſt die Mittelſtraſſe zwiſchen zween Abwegen, welche beyde gleich ſorgfältig zu vermeiden ſind. Es iſt ohne Zweifel wol gethan, wenn ein Schriftſteller, der ſich einen wichtigern Zwek als die bloſſe Ergözung ſeiner Leſer vorgeſezt hat, bey gewiſſen Anläſen, anſtatt des zaumloſen Muthwillens vieler von den neuern Franzoſen, lieber die beſcheidne Zurükhaltung des jungfräulichen Virgils nachahmet, welcher bey einer Gelegenheit, wo

die

ſogleich daß ich beydes bin, und das harte Wort blieb in Ihrem Munde ſtecken. Auch mir iſt es ſchon mehrmahls ergangen wie Ihnen. Wer ſollte nicht unmuthig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Uebermacht trotzend, nicht einmahl für nöthig hält, ihren Handlungen einen Anſtrich von Anſtändigkeit, geſchweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unſerm Unwillen nichts beſſer machen, und im Gegentheil, je leidenſchaftlicher wir zu Werke gehen, deſto mehr Gefahr laufen Alles gar zu einſeitig zu beurtheilen, und darüber vielleicht das einzige Mittel zu überſehen, wodurch dem Uebel geholfen werden könnte, ſo bleibt uns denn doch nichts anders, als unſre Gefühle zum Schweigen zu bringen, und mit möglichſter Gelaſſenheit ſo lange zu ſuchen, bis wir den Geſichtspunkt getroffen haben, aus welchem ein Weltbürger, der, auſſer dem nil humani a me alienum, ganz und gar kein perſönliches Intereſſe dabey hätte, die Sache betrachten müßte.

Walther. Gut! Ich verſpreche Ihnen, ſo ſanft zu ſeyn wie ein Lamm, und wir wollen doch ſehen, aus welchem Geſichtspunkt Sie in dem politiſchen Syſtem, nach welchem die Gewalthaber der großen Nazion handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

Diethelm. Dazu will ich mich eben nicht anheiſchig gemacht haben.

Walther. Sie thun wohl daran! Denn so wie General Berthier, von der Zinne des eroberten Kapitols herab, die Manen des Kato, Pompejus, Cicero und Brutus hervorrief, so citiere ich hiemit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Hippias, und aller übrigen Sofisten, deren Leben uns Filostratus beschrieben hat, und fordre sie heraus, mit aller ihrer Geschicklichkeit eine schlimme Sache gut zu machen, das neueste Betragen der besagten Gewalthaber gegen die Helvetischen Republiken zu rechtfertigen! Ich setze zum voraus, daß Sie wenigstens aus der allgemeinen Weltkunde, (welche die res gestas Francorum mit einem historischen Enthusiasmus, der zuweilen in den dithyrambischen übergeht, erzählt) von allen Thatsachen hinlänglich unterrichtet sind. Und nun frage ich Sie, haben Sie iemahls zwey ähnlichere Dinge gesehen, als die Vorwurfe, die der Wolf in Fäders Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das Direktorium sein gewaltthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizer Kantons gründet?

Diethelm. Ich überlasse dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf sich zu nehmen. Das Schaf wurde freylich feindseliger Absichten und geheimer Einverständnisse mit den Feinden Isegrimms beschuldigt.

Walther. Gesetzt auch, (was doch wenigstens sehr zweifelhaft ist) es wäre etwas wahres an diesen

ſen Beſchuldigungen, geſetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete ſich vor ihm, hätte auf alle Fälle ſich um einigen Schutz bey dem Leoparden beworben, und dergleichen, — was wär' es denn am Ende? Was kann Iſegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen ſeine eigne Perſon, oder Frau Gieremund, ſeine Hausfrau, und die jungen Welfe, ſeine Familie, wird es ſich beygehen laſſen, das friedſame Thier, das ſo froh iſt, wenn man es nur ruhig graſen läßt? Es wäre lächerlich, noch ein Wort darüber zu verlieren. Geſetzt aber auch, die vorgeblichen Miſſethaten der Regierungen zu Bern, Freyburg, u. ſ. w hätten einige Ahndung verdient — und gewiß, eine wörtliche war für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Laſt gelegt werden konnte, mehr als genug: was hatte das Volk in dieſen Ländern verſchuldet, um aus ſeiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfaſſung, worin es ſich ſeit Jahrhunderten wohl befand, auf einmahl herausgeworfen, und entweder allen Folgen der Empörung gegen die Geſetzmäßige Regierung Preis gegeben, oder wenn es ſeiner Pflicht getreu blieb, in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, ſich zu Vertheidigung des Vaterlandes zu bewafnen, und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen ſolchen Vorwand zu warten ſchien, ſich ſelbſt und ſeinen Bundesgenoſſen eine blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein, ſagen ſie, wir kommen nicht als Feinde des

Volks, wir kommen bloß es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreyen; wir kommen dem ganzen Helvezien die unschätzbaren Güter, Freyheit und Gleichheit, zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist wie ihr alle wißt, und die dreyzehn Kantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamsten Sklaverey gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zusammen zu schmelzen." — Was die Befreyung von den aristokratischen Ungeheuern betrift, welche das unglückliche Schweitzervolk bisher so barbarisch **busirisiert** und **neronisiert** haben sollen, so stand also ganz Europa bisher in einem falschen Wahn, da es die Schweitzer für ein freyes und glückliches Volk hielt! So lebten sie selbst in dem unbegreiflichsten Selbstbetrug, sich für frey zu halten, da sie doch Sklaven waren! Alle Fremden, von allen Nazionen Europens, die einige Zeit in der Schweitz aufhielten, stimmten bisher darin überein, daß die aristokratische Regierung der Berner ein Muster einer edeln, gerechten, sanften und das Glück der Untergebenen machenden Staatsverwaltung sey. Dies lehrte schon der bloße Augenschein einen jeden, der sich das Vergnügen machte, die verschiednen Landschaften, Thäler und Gebirge dieses ansehnlichen Kantons zu durchwandern; und wiewohl niemand behaupten wird, daß die Berner allein von dem allgemeinen Loos der

Mensch-

Menſchheit die Ausnahme gemacht hätten, ſo könnten ſie doch kühnlich die ganze Welt auffodern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichſten Verſtande Volk nennt, glücklicher und zufriedner geweſen wäre als das ihrige. Sey es doch, daß eine Anzahl Ariſtokratiſcher Familien im Waadtlande misvergnügt waren, keinen Antheil an der Regierung zu haben; ſey es, daß gegen etliche einzelne Perſonen, die vor einigen Jahren als Ruheſtörer in Unterſuchung kamen, härter als der Klugheit gemäß war, verfahren worden wäre: was für eine Befugniß hatte die franzöſiſche Regierung, ſich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu miſchen? Wenn die angeblich Unterdrückten ſie um Schutz und Beyſtand anriefen, berechtigte ſie das, ſich zum Richter zwiſchen dieſen Partikularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen? Gab es ihr ein Recht, die bisherigen Magiſtrate der Helvetiſchen Freyſtaaten mit dem verhaßten und unverdienten Nahmen von Tyrannen zu brandmarken, und das Volk unter dem Verſprechen ihres kräftigſten Schutzes gegen ſie aufzuwiegeln? Aber auch über dieſe Vergewaltigung, wie offenbar ſie immer gegen das allgemeine Völkerrecht ſtreitet, wollen wir hinausgehen. Sey es damit zugegangen wie es will, die Helvetiſchen Ariſtokratien ſind nicht mehr: die vormahlige Konſtitution iſt in allen Städten der Schweitz aufgehoben; die Minorität hat, mehr oder weniger nothgedrungen, hier und da ſogar mit ziemlich guter Art, der

Majorität nachgegeben; die Basler, Schafhauser, Lucerner, Zürcher, u. s. w. haben etwas gethan, wozu ihnen der alte König Theseus von Athen schon vor 3000 Jahren das Beyspiel gab, und, indem sie ihr städtisches Bürgerrecht auf alle in ihrem Land Angesessnen ausdehnten, aus Stadt und Landschaft einen einzigen Bürgerstaat, oder das, was die Griechen, im eigentlichen Sinn des Worts, Polis nannten, gemacht. Das gesammte Volk in jedem dieser unabhängigen Freystaaten ist im Begriff, sich eine neue, auf Freyheit und Gleichheit gegründete Verfassung zu geben. Hatte nun die französische Republik nicht alle Ursachen zufrieden zu seyn? Was konnte sie mehr verlangen? War nicht dies schon viel mehr als sie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billiger Weise zumuthen durfte? Und dennoch ist sie nicht zufrieden. Sie besteht darauf, die dreyzehn Kantons auch noch in eine einzige untheilbare Republik umzugießen. Wünscht dies etwa das Helvetische Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl rascher Köpfe ausgenommen, ist es der ernste Wunsch und Wille der unendlich größern Majorität, in ihrem bisherigen Eidgenössischen Verhältniß gegen einander auf dem alten Fuß zu verbleiben; und sie sind so überzeugt, daß die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für sie paßt, daß sie den hartnäckigsten Widerstand finden, und, wofern die französische Parthey durchdringt, wahrscheinlich das Grab der Schweizerischen Ruhe und Eintracht

seyn

seyn wird. Gesetzt nun auch — was ich keines-wegs eingestehe — das, was die meisten Helvezier der Amalgamierung, die das Direktorium mit ihnen vornehmen will, so abgeneigt macht, wäre bloßes blindes und irrendes Vorurtheil, wer gab der französischen Regierung ein Recht, freye, uns abhängige Menschen mit Gewalt von ihren Vorurtheilen zu befreyen? Oder genügt den politischen Jakobinern etwa an dem Recht, welches ehmahls die religiosen Jakobiner (die Dominikaner) hatten, einen Irrglaubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch, was fragen sie nach dem, was wir andern Recht nennen? Recht ist was sie wollen, und sie wollen was ihnen beliebt, und was sie wollen das können sie auch, und werden es so lange können, als die grosse Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Frasen und chansons fanatisieren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mitregieren möchten, und aus Sanskülotten, die nur beym Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

Diethelm. Sie haben Sich, mit aller Ihrer Gelassenheit, ein wenig aus dem Athem deklamiert, lieber Walther. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen und Ihnen offenherzig sagen was ich von der Sache denke. Den Helveziern Vorwürfe zu machen, daß das alte sero sapiunt seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt

hats

hat, wäre unfreundlich. Die Menſchen ſind nun einmahl ſo geartet, daß ſie zu dem, was zu ihrem Beſten dient, nicht durch Vernunftſchlüſſe oder Reflexion über fremde Erfahrungen, wie nahe ſie ihnen auch liegen, bewogen, ſondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bey den Haaren hingeſchleppt werden müſſen. Niemand iſt durch die angeſtaunten, unerwarteten, und doch ſo natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieſes letzten Jahrzehends weiſer, wohl aber ſind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch verkehrter worden. So kommt es denn, daß man das, was im rechten Momeht auf eine verdienſtliche und kluge Art hätte gethan werden können, zulezt ohne Verdienſt und ſo, wie uns gebieteriſche Umſtände dazu dringen, thun muß. Ob die einfache Form, in welche das Franz. Direktorium die Helvezier gießen will, ihnen ſo ſchädlich ſeyn werde als ſie zu glauben ſcheinen, iſt ein ſehr verwickeltes Problem, zu deſſen Auflöſung eine vollſtändigere Kenntniß des Landes und ſeiner Einwohner gehörte als ich beſitze. Für Ja und für Nein ſcheinen ſtarke Gründe vorzuwalten. Die ſtärkſten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verſchiedenheit der Religion und in dem großen Unterſchied der Stufe der Kultur und Aufklärung, worauf ſich die Einwohner des einen Kantons in Vergleichung mit denen von einem andern befinden; indeſſen zweifle ich kaum, daß die Ungeneigteſten, wenn ſie die Gründe ihres Widerwillens angeben müßten, vor dem Richterſtuhl

ſuhl der Vernunft nicht damit auslangen würden. Aber gerade dies und daß ſie wahrſcheinlich die Kompetenz dieſes Richters nicht anerkennen würden, beweiſet, däucht mich, gegen die momentane Schicklichkeit der Sache. Auf der andern Seite ſcheinen die Vorſteher der franz. Republik, die auſſer ihrer allein ſeligmachenden, einen und untheilbaren politiſchen Kirche kein Heil ſehen, wenigſtens ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpiniſchen Nachbarn dadurch zu beweiſen, daß ſie es mit ihnen eben ſo gut meynen als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und ſie ſelbſt hart genug zuſetzen mußten, bis es ſich in dieſes, ihm noch weniger paſſende unbequeme Koſtum hineinzwängen ließ. Freylich tönt es ein wenig komiſch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe ſich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit verſichert: die Schuhe müſſen dir ganz vortrefflich ſitzen, mein Kind, denn ich habe das Maß dazu an meinem eigenen Fuße nehmen laſſen.

Walther. Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratiſche Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag, ſo darf man ihr doch, denke ich, ohne ſich an ihrem guten Herzen zu verſündigen, bey den großmüthigen Mittheilungen ihrer zuvorkommenden Gnade, immer etwas mehr Rückſicht auf ſich ſelbſt zutrauen, als ſie, aus Schonung gegen die Schwachen, zu nehmen das Anſehen

haben

haben will; ein Punkt, worüber uns, wenn sie offenherzig seyn wollten, die Batavische, Cisalpinische und Ligurische Republiken ein Wort ins Ohr sagen könnten. Uebrigens ist ziemlich auffallend, daß man mit den guten Helveziern nicht viel Komplimente macht, so sehr sie auch, vermöge der Menschenrechte und des Prinzips der Freyheit, Gleichheit und Volkssouveränität, berechtigt wären, von der großen Nazion auf den Fuß der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiß mit dem Tone, den man sich z. B gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Rastatt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputazion spricht. Man sagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Lust mit den Schweitzern gänzlich zu brechen; indessen ist es eben nichts seltenes, daß einer, dem es gar nicht um Händel zu thun ist, sobald er merkt daß der Andere noch friedfertiger ist als er selbst, einen imposanten Ton annimmt und dadurch seinen Zweck erreicht. Widersetzen sich die Helvezier im Ernst, desto schlimmer für sie! Die Zeit ihrer alten Triumfe ist nicht mehr. Wenn sie auch noch eben dieselben alten Schweitzer wären, die bey Sempach und Morgarten und Grandson und Murten siegten, und die Morgensterne und Schlachtschwerter ihrer Väter noch mit eben so mächtigem Arm führten, so ist doch leicht vorauszusehen, daß sie zuletzt unterliegen und für das Verbrechen, ihre Freyheit und Gleichheit nach ihrer Weise handhaben zu wollen,

fürch-

die Angola's und Verforand's alle ihre Mahlerkunſt verſchwendet, und ſonſt nichts beſorget hätten, als daß ſie nicht lebhaft und deutlich genug ſeyn möchten, ſich begnügt uns zu ſagen:

„ Daß Dido und der Held in Eine Höle kamen. „

Allein wenn dieſe Zurükhaltung ſo weit gienge, daß die Dunkelheit, welche man über einen ſchlüpfrigen Gegenſtand ausbreitete, zu Mißverſtand und Irrtum Anlaß geben könnte: So würde ſie, däucht uns, in eine falſche Schaam ausarten; und in ſolchen Fällen ſcheint uns rathſamer zu ſeyn, den Vorhang ein wenig wegzuziehen, als aus übertriebener Bedenklichkeit Gefahr zu lauffen, vielleicht die Unſchuld ſelbſt ungegründeten Vermuthungen auszuſezen. So ärgerlich alſo gewiſſen Leſerinnen, deren ſtrenge Tugend bey dem bloſſen Nahmen der Liebe Dampf und Flammen ſpeyt, der Anblik eines ſchönen Jünglings zu den Füſſen einer ſelbſt im Schlummer lauter Liebe und Wolluſt athmenden Danae billig ſeyn mag; ſo können wir doch nicht vorbeygehen, uns noch etliche Augenblike bey dieſem anſtößigen Gegenſtande aufzuhalten. Man iſt ſo geneigt, in ſolchen Fällen der Einbildungskraft den Zügel ſchieſſen zu laſſen, daß wir uns lächerlich machen würden, wenn wir behaupten wollten, daß unſer Held die ganze Zeit, die er (nach dem Vorgeben der kleinen Tänzerin) in dem Pavillion zugebracht haben ſoll, ſich immer in der ehrfurchtsvollen Stellung gehalten habe, worinn man ihn zu Ende des vorigen Capitels geſehen hat.

fürchterlich büßen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Gesichtspunkt, woraus man das Verfahren der franzöſ. Gewalthaber, — dem ich, um Ihnen meine Gelaſſenheit zu beweiſen, ſeinen wahren Nahmen nicht geben will — anſehen müßte, um es nur erträglich zu finden.

Diethelm. Dieſen Geſichtspunkt hat uns der ſcharfſinnige und beredte Herausgeber der Allgem. Weltkunde in ſeinem No 49. bereits angegeben. Ich ſage nicht, daß das Verfahren der Gallofränkiſchen Republik dadurch gerechter oder edler oder großmüthiger werde, als es aus jedem andern Geſichtspunkt in allen geſunden Augen erſcheint: aber dafür werden Sie auch ſo billig ſeyn, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daß ſie, wie alle andre Gewalthaber in der Welt, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maßregeln, in jedem Falle ſo handeln, wie es ihrem Intereſſe am gemäßeſten iſt.

Walther. Von einer Republik, die auf die Rechte der Menſchheit gegründet ſeyn will, und mit den großen Zauberworten, Freyheit und Gleichheit, Vernunft, Filoſofie und Filantropie ſo viel Geräuſch und Geklingel macht, ſollte man doch wohl mit gutem Fug ein beſſeres Beyſpiel erwarten dürfen.

Diethelm. Von einer Republik, ſagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken

Athen,

Athen, Sparta, Korinth, Karthago, oder dem glorreichen Vorbilde der Gallofränkischen, der großen Räuberrepublik Rom gelernt? Erinnern Sie Sich doch der edeln Unverschämtheit, womit die Atheniſchen Bevollmächtigten den armen Inſulanern von Melos, die ſich auch die Freyheit nehmen wollten ihre Unabhängichkeit gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verſtändniß öffneten. „Reden wir mit einander wie verſtändige Männer" ſagten ſie zu den Meliſchen Deputierten; „Grundſätze der Gerechtigkeit geltend machen, ſchickt ſich nur für Partheyen, die einander an Stärke gleich ſind; wo dies der Fall nicht iſt, da gebührt es ſich, daß der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabey finden beyde ihren Vortheil."

Walther. O gewiß! Der Stärkere gewinnt einen Sklaven, und der Schwächere trägt unter den Flügeln ſeines Beſchützers wenigſtens eine Art von Exiſtenz zur Ausbeute davon. Es liegt freylich klar am Tage, daß die Gallofränkiſche Republik jenen altrepublikaniſchen Grundſatz, in ſeiner ganzen Ausdehnung und Stärke, auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft deſſelben ſehen wir die Batavi ſche und Liguriſche Republik in ein Modell der Franzöſiſchen nach verjüngtem Maßſtabe gegoſſen, und die Ciſalpiniſche nach eben dieſem politiſchen Kanon neu zuſammengeſetzt. Nun iſt die Reihe an Helvezien, und ſeit wenigen Tagen auch an der

hel-

heiligen Stadt Rom und am Kirchenstaat Das Direktorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerstand, besetzt das Kapitol, citiert die Mänen des Kato und Brutus, ruft die Freyheit des römischen Pöbels aus, und Pius VI. ist, wie man eine Hand umkehrt, aus einem suveränen Fürsten in den Oberpfarrer von S:t Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daß die große Republik an die Stelle des aristokratischen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Register der unabhängigen Staaten verschwunden ist, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervorrief. Wie lange wirds noch währen, so kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? und wessen Parma und Florenz sich zu getrösten haben, mögen sie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muß noch Karthago vertilgt werden, — oder vielmehr, wenn wir die pomposen Deklamazionen des Direktoriums und seiner Präsidenten hören, so ist es schon vertilgt, und die Herren Bürger sind ihrer Sache so gewiß, daß, wenn Bonaparte nicht weiser gewesen wäre, die Siege, die sie an der Themse und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik schon anticipando gefeyert worden wären. Hoffentlich werden sie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang stehen! Lord Bridport sagte zwar ein großes Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer auf seiner Seite ist, so hat er mehr gesagt als er

halten kann. Wenn London unendlich reicher iſt als Karthago, ſo iſt hingegen nicht zu läugnen, daß die Gallofranken eben ſo ſieggewohnt, eben ſo tapfer, eben ſo gut angeführt, und noch zehnmahl raubgieriger als die Römer ſelbſt ſind. Alles, was Montesquieu von dem werdenden Rom ſagt, paßt auf dieſes an die Ufer der Seine verſetzte neue Rom entweder ſchon itzt, oder wird, vermöge der Natur der Sache, künftig an ihm wieder wahr werden. Es muß in dieſem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder ſiegen, oder fallen um nie wieder aufzuſtehen. Und was ſagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

Diethelm. Weg damit! Ich mag nichts mit weiſſagenden Genien zu thun haben. Die Wage beyder Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der liebenswürdigſte aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwiſchen treten, und dadurch dem gräßlichſten Schauſpiel von allen, die unſer Jahrhundert geſehen hat, zuvorkommen!

Walther. Ich wünſche es — ohne Hoffnung, und befürchte — was ich mir ſelbſt nicht geſtehen mag. Nichts als mein unbeweglicher Glaube an die göttliche Nemeſis tröſtet mich mit der Möglichkeit, daß der Augenblick der ſtrengvergeltenden Gerechtigkeit, der, ſpäter oder früher, gewiß kommen wird, eben ſo wohl früher kommen könne. Indeſſen ſchweben wir Allemannier und Germanen, das mächtigſte — und unvermögendſte Volk — und Nicht-Volk von Europa, in ängſtlicher Unge-

wiß-

wißheit, was aus unſrer Verfaſſung, die ſchon lange aufgehört hat zu ſeyn und nie gut genug war um dauern zu können, am Ende noch werden ſoll.

Diethelm. Die Unterhandlungen, die dies entſcheiden ſollen, ſind, in der That, die erſten in ihrer Art, jene der Athener und Melier etwan ausgenommen. Germanien wehrt ſich für ſein uraltes Nazional Eigenthum mit — diplomatiſchen Waffen: Die große Republik mit Machtſprüchen. Ich will, ſagt ſie. — Du willſt, wozu du kein Recht haſt, ſagen wir. Ich will aber, ſagt Sie. — Nun, ſo nimm die Hälfte; denn die Hälfte iſt mehr als das Ganze, ſagt der weiſe Heſiodus. — „Ihr treuherzigen Seelen, ſeht ihr denn nicht, daß wer mir eine Hälfte giebt, weil er muß, beſſer thäte die andre gleich mit zu geben?“ — Nun, ſo nimm denn das Ganze (p. p. daß du daran erſticken möchteſt!), ſagen wir endlich. — Gut, daß ich es ſchon habe, ſagt Sie. — Aber, ſetzen wir hinzu, wir behalten uns zwey bis drey Schock Klauſeln und Reſervate in casum casus vor. — Davon verſtehe ich nichts, ſagt Sie. — Wollte Gott, Bürgerin Republik, du hätteſt unſre Lünig und Ludewig und Moſer und Pütter ſo gut ſtudiert wie wir! — „Wohl mögen ſie euch bekommen! Ich mache mirs bequemer. Ich ſtudiere nichts — als, für meinen Hausgebrauch, ein wenig, die Natur und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige, in großen Schlangenkreiſen ſich fortwälzende Grenze Mutter Natur hier zwi-

ſchen mir und euch fließen läßt! Was diſſeits iſt, bleibt mein; was auf euerer Seite iſt, will ich euch, damit alles friedlich und ſchiedlich zugehe, vertheilen helfen.“ — Wir bitten ſich keine Mühe zu machen; wir wollen uns ſchon ſelbſt vergleichen, ſagen wir; aber die Republik iſt eine eigenſinnige Dame. Sie werden ſehen, Walther, daß ſie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werden's am Ende machen müſſen, wie der Hof zu Turin und Madrid, wie die Holländer, wie die Lombardiſchen Fürſten, wie Genua, wie Venedig, wie die Graubundter, wie die Schweitz, wie Se. Päbſtliche Heiligkeit und das ganze heilige Kollegium. Sie will, und wir, als die klügern, geben nach. Wären wir die Athener, und ſie die Melier, ſo wärs umgekehrt.

Walther. Soll ich Sie beneiden oder ausſchelten, Diethelm, daß Sie in einer ſolchen Kriſis über einen ſo ernſthaften Gegenſtand noch ſcherzen können?

Diethelm. Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Waſſerflüſſen Babylons hinſetzten und Klagelieder über unſer armes Jeruſalem anſtimmten, oder, wie Jonas, im Schatten unſrer Kürbislaube mit dem lieben Gott zu hadern anfingen, würde etwas dadurch beſſer werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daß ich ernſthaft ſeyn ſoll, ſo nehmen Sie wenigſtens ein Wort des Troſtes von mir an. Man ſchmählt und zürnt

zürnt über das immer weiter um ſich freſſende leidige Revoluzionsweſen, und will mit ofnen Augen nicht ſehen, daß eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daß eine von den großen Spindeln der Platoniſchen Parzen abgewunden, ein großer moraliſcher Cyklus durchlaufen, und eine Revoluzion in der ganzen Menſchheit im Schwung iſt, wodurch ſie ſich zulezt auf Einmahl, zu ihrem eigenen Erſtaunen, um ein beträchtliches vorwärts gerückt ſehen wird. Und wehe uns, wenn es anders ginge! Denn ginge es nicht ſo, ſo würde, da es, bey aller unſrer Kultur und Aufklärung, endlich mit der allgemeinen Verderbniß des Herzens, der Grundſäze, Triebfedern und Maximen bereits bis zur ſtinkenden Fäulniß und zur Auflöſung alles bindenden Leims, der die menſchliche Geſellſchaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen iſt, ſo würde, ſage ich, ohne dieſe Umbildung zu einem neuen Leben, wozu ich in allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüſtungen und Anſtalten zu ſehen glaube, nichts anders als die gänzliche moraliſche Verweſung erfolgen, und das ſcheußliche Aas, wenn es endlich ausgegährt hätte, in Staub und modernde Knochen zuſammenfallen müſſen. Dank ſey dem Himmel, daß noch Rettung möglich iſt; daß eine freye, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weiſen, zu gründlicher Heilung der moraliſchen Todkrankheit unſers Zeitalters, den größten Uebeln, die auf uns und unſre Nachkommenſchaft herandringen, noch zuvorkommen könnte! Wollen die

Mächtigen nicht — denn aufs wollen allein kommt es hier an — so wird das große Werk der Natur darum nicht weniger seinen Riesengang fortgehen. Könnten wohl Kastor und Pollux, Herkules und Theseus, und alle Starken der alten, mittlern und neuen Zeiten zusammengenommen, mit ihren vereinigten Armen, einen Kometen in seinem Lauf aufhalten? Wahrlich, Freund! eben so wenig werden alle Despoten, Demagogen, Hierofanten und Sofisten der ganzen Welt mit vereinigter Gewalt diese große sittliche Revoluzion aufhalten, zu welcher alles vorbereitet ist, zu welcher sich alles hinwälzt, und die mit jedem Augenblicke sich dem Punkt ihrer Reife und Vollendung nähert. — Sind Sie nun mit mir zufrieden, Walther? oder wollen Sie noch mehr?

Walther. Nichts, als daß wir den Zeitraum bis zur Erfüllung Ihrer Weissagung, schon hinter unserm Rücken haben möchten!

II.

Hymnos an den Delischen Apollon.

Aus dem Griechischen der Homeriden.

Nimmer vergessend gedenk' ich des Fernhintreffers Apollon,
Welchem die Götter erbeben in Zeus Palast, wann er eintritt:

Pfeil-

Plözlich ſpringen ſie auf von dem Siz bey ſeinem Her-
annahn,
Alle zugleich, und geſpannt trägt jener den ſchimmernden
Bogen.
Leto allein doch bleibt bey dem donnerfrohen Kronion:
Denn ſie löſet den Bogen ihm ab und den Köcher, ver-
ſchließt ſie,
Und nachdem mit den Händen ſie dann von den mächti-
gen Schultern
Nahm das Geſchoß, ſo hängt ſie es auf an die Säule des
Vaters
Oben am goldenen Stift, und führt ihn ſelbſt auf den Seſſel.
Aber den Nektar reicht in dem goldenen Becher der Vater
Seinem geliebten Sohne mit Gruß: auch die übrigen Götter
Sezen ſich nieder ſodann, und es freut ſich die herliche Leto,
Daß ſie gebohren den mächtigen Sohn, den Führer des
Bogens.

Heil dir, ſelige Leto! denn glänzende Kinder gebahrſt du,
Fibos Apollon, den Herrſcher, und Artemis, Freundin des
Pfeiles,
Sie auf Ortygia's Inſel, und ihn auf der felſigen Delos,
Dort an das große Gebirg' und den Kynthiſchen Hügel dich
lehnend,
Dicht bey dem Stamme der Palme, wo Inopos Waſſer da-
hinſtröme.

Wie doch ſoll ich dich preiſen, da jeglicher Preis dir ge-
bühret!

Denn dir ſchallen, o Föbos, rings die geſungenen Lieder
Ueber das rinderernährende Land und über die Inſeln;
Dir ſingt jeglicher Gipfel und rauhvorſpringender Felszack
Hoher Gebirg', und jeglicher Strom, der zum Meer ſich hinabſtürzt,
Und die Geſtade, von Fluten umringt, und die Buchten des Meeres.

Sing' ich, wie Leto zuerſt dich gebahr zur Freude den Menſchen,
Als ſie am Kynthiſchen Berge ſich lehnt' auf der felſigen Inſel,
Auf der umfloſſenen Delos? Es flutete dunkel die Woge
Ueber das Land rings aus, von den brauſenden Winden getrieben.

Dorther ſprangſt du ans Licht und beherſchſt nun die Sterblichen alle,
Alle, ſoviel nur Kreta befaßt und das Land der Athener,
Uni Aegina, die Inſel, das ſchiffberühmte Euböa,
Aegä Peiretiä auch, und nahe dem Meer Peparethos,
Athos, der thrakiſche Berg, und des Pelions luſtige Scheitel,
Thraciens Samos auch, und des Ida's ſchattende Höhen,
Skyros dann, und Fokäa, das ſteile Gebirg' Autokanä,
Lemnos, die unwirthbare, die ſchöngebauete Imbros,
Lesbos, der herrliche Siz des Makar, des Aeolionen,
Chios auch, die vor allen geſegnete Inſel des Meeres,
Mimas ſchroffes Geſtein und Korykos luſtige Scheitel,
Klaros glänzendes Land, und das ſteile Gebirg' Aeſagea's,
Samos,

hat. Wir müſſen vielmehr beſorgen, daß Leute, welche nichts dafür können, daß ſie keine Agathons ſind, vielleicht ſo weit gehen möchten, ihn im Verdacht zu haben, daß er ſich den tiefen Schlaf, worinn Danae zu liegen ſchien, auf eine Art zu Nuze gemacht haben könnte, welche ſich ordentlicher Weiſe nur für einen Faunen ſchikt, und welche unſer Freund Johann Jacob Rouſſeau ſelbſt nicht ſchlechterdings gebilliget hätte, ſo ſcharfſinnig er auch (in einer Stelle ſeines Schreibens an Herrn Dalembert) dasjenige zu rechtfertigen weißt, was er „ eine ſtillſchweigende Einwilligung abnöthigen „ nennet. Um nun unſern Agathon gegen alle ſolche unverſchuldete Muthmaſſungen ſicher zu ſtellen, müſſen wir zur Steuer der Wahrheit melden, daß ſelbſt die reizende Lage der ſchönen Schläferin, und die günſtige Leichtigkeit ihres Anzugs, welche ihn einzuladen ſchien, ſeinen Augen alles zu erlauben, ſeine Beſcheidenheit ſchwerlich überraſcht haben würden, wenn es ihm möglich geweſen wäre, der zauberiſchen Gewalt der Empfindung, in welche alle Kräfte ſeines Weſens zerfloſſen ſchienen, Widerſtand zu thun. Wir wagen nicht zuviel, wenn wir einen ſolchen Widerſtand in ſeinen Umſtänden für unmöglich erklären, nachdem er einem Agathon unmöglich geweſen iſt. Er überließ alſo endlich ſeine Seele der vollkommenſten Wonne ihres edelſten Sinnes, dem Anſchauen einer Schönheit, welche ſelbſt ſeine idealiſche Einbildungskraft weit hinter ſich zurüke ließ; und (was nur diejenigen begreiffen werden, welche die wahre Liebe kennen,) dieſes Anſchauen

erfüllte

Samos, von Quellen erfüllt, und Mykale's erhabenes Berghaupt,
Auch Miletos, und Kos, bewohnt vom Meropischen Volke,
Und die erhabene Knidos, und Karpathos windiges Eiland,
Naxos und Paros auch, und, rauh von Felsen, Rhenäa.

Solche durchwandelte Leto, vom Fernhintreffenden schwanger,
Ob wohl eines der Länder dem Sohne Wohnungen baute.
Doch es erbebete jedes und fürchtete; keines von ihnen
Wagt' es, so fruchtbar es war, des Föbos Geburt zu empfahen.
Endlich gelangte zur Delos sie hin, die herrliche Leto,
Und sie befragte sofort, und sprach die geflügelten Worte:

Möchtest du wohl, o Delos, die Wohnung meines Erzeugten
Föbos Apollons sein und erbaun den begüterten Tempel?
Nimmer ja wird dir nahen ein anderer, nimmer dich ehren:
Weder an Rindern noch Schafen, so glaub' ich es, wirst du gesegnet,
Trägst nie Wein, und es wachsen dir nie zahllose Gewächse.
Hättest du aber den Tempel des Fernhintreffers Apollon,
Ringsher würden die Menschen sodann Hekatomben dir bringen,
Hier sich versammlend; es stiege dir stets ein unendlicher Dampf auf
Unter der Fremdlinge Hand; denn der eigene Boden ist fruchtlos.

Sprachs, und es freute ſich Delos und redete, ſolches erwiederte:

Leto, du herrlichſte Göttin, du Tochter des mächtigen Kronos,
Gerne wohl möcht' ich empfahen des fernhintreffenden Herſchers
Föbos Geburt; denn in Wahrheit, ich bin jezt ſchrecklich berüchtigt
Unter den Menſchen, doch dann ja gewänn' ich köſtlichen Ruhm mir!
Dieſes Gerede nur fürcht' ich und will es dir, Leto, nicht bergen:
Denn von gewaltig verderbendem Geiſt, ſo ſagen ſie, werde
Jener Apollon ſeyn, und mit Macht die unſterblichen Götter
Und auf der nährenden Erde die ſterblichen Menſchen beherſchen.
Heftige Furcht nun hab' ich darob im Herzen und Geiſte,
Daß er, erblickt' er nur erſt des Helios leuchtende Strahlen,
Dann auch die Inſel verachte, denn rauh ſind meine Gefilde,
Und aufſtampfend den Fuß in des Meers Untiefen mich wirble.
Dort dann umwogen mich ſtets mit Gewalt die tobenden Fluten
Rings, und ein anderes Land wählt jener ſich, welches ihm gut dünkt,
Dort ſich den Tempel zu bauen und dichtbepflanzete Haine.
Aber in mir dann beraen Polypen ſich, dunkele Robben
Machen ſich ſorglos Wohnungen drin, und es mangeln die Völker.

Aber

Aber o möchteſt du, Göttin, mit großem Eide mir ſchwören,
Daß hier jener zuerſt ſich den prangenden Tempel erbaun wird,
Als weißagenden Ort den Sterblichen, aber ſodann auch
Rings bey den anderen Menſchen: denn viele ja ſollen ihn preiſen!

Sprach es, und Leto ſchwur mit dem großen Eide der Götter:
Wiſſe nun dieſes die Erd' und der weite Himmel darüber,
Und das Gewäſſer des Styx, das untere: (ſolches betheuernd
Schwören die ſeligen Götter den größten und ſchrecklichſten Eidſchwur)
Wahrlich, es ſoll hier immer, geweiht dem Föbos Apollon,
Duften Altar und Hain, und er ſoll dich ehren vor allen!

Als ſie ein ſolches geſchworen und ſo den Eid ſie geendet,
Freuete Delos ſich ſehr um des Fernhintreffers Erzeugung.
Leto nun ward neun Tag' und neun der Nächte durchdrungen
Von tiefſchmerzenden Wehn der Geburt; und die Göttinnen alle,
Welche die edelſten ſind, umgaben ſie, Rhea, Dione,
Und die erforſchende Themis, und, brauſend im Meer, Amfitrite,
Andre der Göttinnen auch; nur Here nicht, lilienarmig:
Denn in der Wohnung Kronions, des wolkenverſammlenden, ſaß ſie.
Aber allein die Göttin der Wehn, Eleithya vernahm's nicht,
Weil

Weil auf dem hohen Olympos ſie unter dem goldnen Gewölk ſaß.

Denn dort wehrt' ihr mit Klugheit die lilienarmige Here,
Die ſich ereiferte, daß den untadlichen mächtigen Sohn nun
Leto in kurzem gebähre, die Göttin mit ringelnden Locken.

Iris entſandten ſie drum von der ſchöngebaueten Inſel,
Daß Eleithya ſie hohl'; und verhießen ein köſtliches Halsband,
Lang neun Ellen und künſtlich aus goldenen Fäden bereitet.
Abwärts aber zu rufen befahlen ſie, daß nicht mit Worten
Here den Gang abwehrte, die lilienarmige Göttin.
Als nun ſolches vernommen die windſchnell laufende Iris,
Eilte ſie hin, und die Weite des Raums vollbrachte ſie ſchleunig.
Aber zum Sitze der Götter gelangt, dem hohen Olympos,
Rief ſie die Eleithya, die helfende Göttin der Wehen,
Schnell aus dem Saal', und ſie redete dann mit geflügelten Worten
Alles genau, was die Göttinnen ihr, die Olympiſchen, hießen.
Alſo beredete jener ſie leicht das Herz in dem Buſen,
Und ſie enteilten darauf, gleich ſchüchternen Tauben am Gange.

Als nun Delos betrat die Göttin der Wehn Eleithya,
Nahete jener ſofort die Geburt, und ſie rang zu gebähren,
Und mit den Armen umfaßte die Palme ſie, ſtützte die Kniee
Gegen die blühende Flur, und es lächelte fröhlich die Erde;

Und

Und ſchnell ſprang er ans Licht, und die Göttinnen jauchzeten alle.

Treffender Föbos, es badeten nun mit der lieblichen Flut dich
Heilig und rein Göttinnen und wickelten dich in ein weißes
Zartes und neues Gewand, mit goldener Bind' es umſchlingend.
Doch nicht ſäugt ihn die Mutter, den Föbos mit goldenem Schwerdte,
Sondern es reicht' ihm Themis Ambroſia dar und des Nektars
Lieblichen Trank mit den Händen, die heilige; und es erfreute
Leto ſich, daß ſie gebohren den mächtigen Führer des Bogens.
Aber, o Föbos, ſobald die unſterbliche Koſt du genoſſen,
Hielten die goldenen Binden nicht mehr dich zappelnden Knaben,
Hemmten die Feſſeln dich nicht, und es löſte ſich jegliches Band auf.
Doch zu den Göttern ſofort, den unſterblichen, redete Föbos:

Sey mir die Leier anjezt und der krümmende Bogen erwählet!
Aber den Menſchen verkünd' ich des Zeus wahrhaftigen Rathſchluß.

Alſo ſprach er und ſchritt auf das weitgebahnete Land hin,
Föbos, der Fernhintreffer, der lockige. Aber es ſtaunten Alle

Alle der Göttinnen ihm, und es prangte von laſtendem Golde
Delos rings, da ſie ſchaute Kronions Geſchlecht und der Leto,
Fröhlich darob, daß der Gott ſie gewählt, ihm den Tempel zu bauen,
Unter den Inſeln und Ländern, und herzlicher ihrer ſich freuet;
Und ſo blühte ſie auf, wie mit Blumen des Waldes ein Berghaupt.

Aber du ſelbſt, Ferntreffer, du Herſcher mit ſilbernem Bogen,
Wandelſt nun bald, o Apollon, zu Kynthos felſigen Höhen,
Und bald ſchwärmeſt du wieder umher zu den Inſeln und Männern.
Dir ſind viele der Tempel und dichtbepflanzeten Haine,
Jeglicher Gipfel geweiht und rauhvorſpringender Felszack
Hoher Gebirg', und jeglicher Strom, der zum Meer ſich hinabſtürzt:
Aber der Delos am meiſten erfreuſt du dich, Föbos, im Herzen.
Hieher gehn ſich verſammlend Jaoner langes Gewandes,
Auch von den Kindern begleitet und ſittſamdenkenden Frauen.
Dieſe gedenken nun dein und erfreuen dich, eifernd im Fauſtkampf
Und im Geſang' und Tanze, nachdem ſie errichtet das Wettſpiel.
Für Unſterbliche traun! und von immer blühendem Alter

Ach-

Achtete leicht sie ein Mann, wenn sie dort vor dir sich versammlen,
Denn er erblickt ja von allen die Anmuth: fröhlichen Herzens
Schaut er die Männer daselbst und schönegegürteten Weiber,
Und schnelllaufenden Schiff' und die Menge der köstlichen Güter:
Dann dies herrliche Wunder annoch, dem ewiger Ruhm bleibt,
Delos blühende Mädchen dem Weithintreffenden dienend:
Diese, nachdem sie gepriesen zuerst den Föbos Apollon,
Leto sodann auch, und dich, o Artemis Freundin des Pfeiles,
Denkend der vorigen Männer zugleich und der vorigen Weiber,
Singen das feirende Lied und bezaubern die sterblichen Menschen.
Allen Menschen die Stimm' und das Schlagen der klappernden Schalen
Wissen sie nachzuahmen mit Kunst: leicht möchtest du glauben,
Jeglicher töne dir selbst; so bilden sie schön den Gesang aus.

Aber es sey uns Apollon und Artemis immer gewogen;
Und Heil allen euch, Mädchen! o denket meiner auch nachmals,
Wenn von den Menschen vielleicht, den erdebewohnenden, einer
Hieher kommend euch fragt, ein weitumirrender Fremdling:
„Sagt

„Sagt mir, o Mädchen, wer iſt der geliebteſte euch von den Sängern,
„Der hier wandelt, und weſſen Geſang erfreut euch am meiſten?“
Dann antwortet ihm alle zugleich mit lobenden Worten:
„Das iſt der blinde Mann, er wohnt in der felſigen Chios,
„Deſſen Geſänge ſind ewig die herrlichſten unter den andern.“
Euren Ruhm dann beſtändig verkünden wir, wo zu den Menſchen
Wir auf der Erd' hinwandeln in ſchöngebaueten Städten:
Und leicht glauben ſie uns, denn es iſt ja lautere Wahrheit.

Doch nie ſoll mein Geſang den Fernhintreffer vergeſſen,
Ihn mit dem ſilbernen Bogen, den Sohn der lockigen Leto.

F. A. Eſchen.

III.

Was iſt Volksſouveränität?

Ehe dieſe Frage beſtimmt beantwortet werden kann, müſſen folgende drey berichtiget werden.

I.

Was iſt Volk?

II.

Was iſt Souveränität?

III.

III.

Wem kann das Prädikat souverän vernünftiger Weise zukommen?

Sind diese drey Fragen erschöpft, so giebt es sich mit der vierten: was Volkssouveränität sey? von selbst.

1.

Volk ist ein Aggregat von Menschen, zu einer ausschließenden Sozietät verbunden. Die Form dieses Verbandes ist hier ganz gleichgültig. Gründet sich dasselbe auf durchdachte Regeln und Gesetze, so ist es vernünftig, und mithin gut. Eine unvernünftige Sozietät ist ein Gedanke ohne allen Sinn. Man hat dafür jedoch ein Wort, nehmlich Anarchie, um den Zustand zu schildern, in welchem sich z. B. die Franzosen unter Robespierre befanden, und unter Babeuf befinden sollten.

Dies Aggregat besteht aber aus Individuen von ganz ungleichen, oft ganz heterogenen, einander aufhebenden geistigen und körperlichen Kräften, und hieraus folgt beiläufig, daß es mit der berühmten Gleichheit und Freyheit, und mit der auf sie gegründeten Gleichheit der Rechte, — wenigstens in rein filosofischem Sinne, noch lange nicht so weit richtig sey, als manche Leute glauben, und als manchen daran liegen mag, daß man es glaube.

Man kann dieſe groſſe, zu einem ausſchließenden Sozietätsendzweck verbundene Maſſe von Individuen füglich in zwey Hauptklaſſen theilen, nehmlich:

in Mündige und Unmündige.

Dieſe zwey Rubriken zerfallen ſtufenweiſe in faſt unendliche Unterabtheilungen.

Wenn man annimmt, was angenommen werden muß, ſo haben Natur, Talente, Erziehung, Politik und Beſtimmung, unter die Unmündigen das ganze Weibliche Geſchlecht, alle Kinder und Jünglinge, und die zahlloſen, an Geiſt und Körper mehr oder weniger Imbecilen bereits verſetzet. Die wenigen allenfalſigen Ausnahmen, (und ich bin ſehr geneigt, ohne alle weitere Unterſuchung jedes hieher rubrizierte Individuum als Ausnahme gelten zu laſſen, ſobald es will, jedoch unbeſchadet des Einwandes, den jeder andere als ich dagegen zu machen haben könnte, oder machen wollte) beweiſen nur, wie immer, die Regel. *)

II.

Dies vorausgeſetzt, wird ſich nun die zweyte Frage: Was iſt Souveränität? erörtern laſſen.

Sou-

*) Wer mündig ſey, folgt nun von ſelbſt, wenn das Weibliche Geſchlecht, die Kinder, die Jünglinge, und die Imbecilen aller Arten und Klaſſen abgezogen werden. Ob es dann wohl ſo viel Mündige in filoſofiſchem und politiſchem Sinne unter der Sonne geben werde, als mancher denken mag, ergiebt ſich nun ganz leicht.

erfüllte ſein Herz mit einer ſo reinen, vollkommnen, unbeſchreiblichen Befriedigung, daß er alle Wünſche, alle Ahnungen einer noch gröſſern Glükſeligkeit darüber vergeſſen zu haben ſchien. Vermuthlich (denn gewiß können wir hierüber nichts entſcheiden) würde die Schönheit des Gegenſtands allein, ſo auſſerordentlich ſie war, dieſe ſonderbare Würkung nicht gethan haben; allein dieſer Gegenſtand war ſeine Geliebte, und dieſer Umſtand verſtärkte die Bewundrung, womit auch die Kaltſinnigſten die Schönheit anſehen müſſen, mit einer Empfindung, welche noch kein Dichter zu beſchreiben fähig geweſen iſt, ſo ſehr ſich auch vermuthen läßt, daß ſie den mehreſten aus Erfahrung bekannt geweſen ſeyn könne. Dieſe nahmenloſe Empfindung iſt es allein, was den wahren Liebhaber von einem Satyren unterſcheidet, und was eine Art von ſittlichen Grazien ſogar über dasjenige ausbreitet, was bey dieſem nur das Werk des Inſtinkts, oder eines animaliſchen Hungers iſt. Welcher Satyr würde in ſolchen Augenbliken fähig geweſen ſeyn, wie Agathon zu handeln? —— Behutſam und mit der leichten Hand eines Sylphen zog er das ſeidene Gewand, welches Amor verrätheriſch aufgedekt hatte, wieder über die ſchöne Schlafende her, warf ſich wieder zu den Füſſen ihres Ruhebettes, und begnügte ſich, ihre nachläßig ausgeſtrekte Hand, aber mit einer Zärtlichkeit, mit einer Entzükung und Sehnſucht an ſeinen Mund zu drüken, daß eine Bildſäule davon hätte erwekt werden mögen. Sie muſte alſo endlich erwachen. Und wie hätte ſie auch

Souveränität ist nichts anders, als die höchste, unumschränkteste von jedem determinierenden Einfluß ausser sich unabhängige Herrschermacht.

III.

Wird dies als richtig angenommen, (und in politischem Verstande wird wohl niemand daran zweifeln, am allerwenigsten diejenigen, welche die Souveränität vor sich reklamieren, und eben so wenig diejenigen, welche sich dieser Reklamazion unterwerfen müssen) so ergiebt sich nun,

„daß das Prädikat der Souveränität, vernünftiger Weise, nicht dem großen Haufen der Unmündigen, sondern nur dem ganz kleinen „Theile der Mündigen eines Volks, zukommen könne. Hieraus aber folgt unwiderleglich „daß es

IV.

Im eigentlichsten Wortverstande gar keine Volkssouveränität geben könne; daß mithin die Frage: was ist Volkssouveränität? genau neben die gestellt werden müsse: ob es einen Mann im Monde gebe?

Den Einwurf, von der großentheils schon politisch anerkannten Souveränität des Französischen Volks hergenommen, erwarte ich hier ganz unausbleiblich. Gehörte weiter nichts dazu, um sie ausser allem Zweifel zu setzen, als daß ich, Ins

dividuum, ſie zugeben müßte, ſo hätte alles Fragen ein Ende. Wenn Millionen mir die Frage vorlegen: ob ich ſie für ſouverän halten wollte, oder nicht? ſo antworte ich, von Herzen und kategoriſch, darauf ein deutliches und vernehmliches: ja, aus dem ganz kleinen Grunde, der im Verhältniß des Einzelnen Mannes gegen Millionen liegt. Allein jener Einwurf beweiſet am Ende doch nur für die politiſche Lage Frankreichs gegen die übrigen, durch Konvenienz, oder durch Waffengewalt und Glück, zu Anerkennung der Souveränität des Franzöſiſchen Volks genöthigten Völker; nicht aber für die filoſofiſch unrichtigen Sätze: daß Unmündige mündig, oder daß zweymal zwey ſieben ſey, oder daß es — einen Mann im Monde gebe. Ein anderes iſt die Wahrheit eines Dinges an ſich; ein anderes diejenige Meynung, die man über daſſelbe in politiſchen Rückſichten laut äuſſern darf, oder nicht.

Grün bleibt grün, und wenn es gleich möglich wäre, daß Frankreich es dahin brächte, daß alle Nazionen der Erde es roth nennen müßten, weil man es dort ſo nenne.

Allein, könnte man ſagen, alle Individuen aller Klaſſen in Frankreich, mit Einſchluß der eroberten Länder, erkennen doch den Grundſatz der Volksſouveränität an, und auf denſelben iſt die demokratiſche

Ver-

Verfassung gegründet. 25 Millionen Menschen *) werden doch wissen, was sie wollen!

Ich antworte, daß eben diese ungeheure Anzahl von Individuen gegen euch beweise; weil es unmöglich ist, daß 25 Millionen Menschen wissen können, was sie wollen, so lange meine Definizion von Volk. (Fr. 1.) filosofisch richtig ist. Von allen den Millionen Menschen also, die man mir entgegenstellt, wissen, nach meiner lebendigsten Ueberzeugung, alle Unmündige nicht was sie wollen, eben darum, weil sie unmündig sind; und unter den Mündigen selbst nur die Eingeweihten des großen Plans, den alle Welt anstaunt, bekämpft, und — dem wir zuletzt, wir wollen oder wollen nicht, uns werden fügen müssen.

Von diesem Plane war vor einigen Jahren viel zu reden; und fürwahr man hat es daran nicht fehlen lassen. Izt, da er so klar daliegt, daß man ihn nothdürftig durch ein Sieb erkennen kann, lohnt es weiter der Mühe nicht. Er wird ausgeführt, und der Volksglaube an Volkssouveränität eben so allgemein werden, als es ehmahls der Volksglaube an Fürstensouveränität war. Aber, wohl verstanden: immer nur Glaube, und immer nur dunkler Glaube: denn bloß auf ihm beruhen beyde Sou-

*) Ich will 25 Millionen Menschen, mit eben so viel Millionen multipliziert zugeben.

veränitäten. Die Mündigen aller Völker wußten zu allen Zeiten, woran sie sich hierüber zu halten hatten. Sie schwiegen klüglich, so lange reden nichts half; das heißt, so lange das Volk noch keine Ohren für gewisse Worte hatte. Als sie merkten, diese Ohren seyen lang genug gewachsen, so wagten sie wenig oder nichts, wenn sie laut sagten: Glaubt nicht mehr an Fürstensouveränität, sondern an eure eigene! Sobald die Fürsten die laute Predigt dieses neuen politischen Evangeliums nicht mehr hindern konnten, wares um ihre Souveränität geschehen. *) Wo sie noch besteht, haben sie das bloß dem kleinen Umstand zu danken, daß ihren Völkern die Ohren noch nicht lang genug gewachsen sind, das heißt ungefähr: daß dieses oder jenes, ihre Souveränität noch glaubende Volk noch nicht Baham genug ist, um sich selbst für einen — Sultan zu halten.

Bedenkt man wohl, aus was für Individuen die große Masse, die man Volk nennt, (S. Fr. 1.) bestehe, so wird man zugeben, daß es gar kein Wunder sey, wenn, ganz leidlich angeschlagen, 999999 Unmündige auf 1 wirklich mündigen gerechnet werden können; daß besagte 999999, als Souverän gedacht, ein ausgemachter Schach Baham seyn müssen, und daß also die

*) Das beweisen Amerika, Holland, Schweiz, Frankreich, Italien u. s. w.

die kleine Anzahl von 30 Mündigen unter 30 Millionen allein der wahre Souverän seyen, der den dickbelobten ungeheuern Heerwurm, Schach Baham genannt, führt wohin er soll, und ihm weiß macht, was er glauben soll.

Sollte das alte Regime in Frankreich, das freylich mit allen seinen politischen und sittlichen Desicits keinen Pfifferling mehr werth war, und auch ohne alle Revoluzion kein Jahrhundert mehr sich hätte erhalten können, mit einem neuen verwechselt werden, so war, nach der sehr klugen, auf die richtigste Sach- und Menschenkunde berechneten Ueberzeugung der mündigen Franzosen, kein kürzerer und einfacherer Weg dazu, als Vertilgung des alten politischen Volksglaubens an Königssouveränität. Aber das einzige Mittel zu diesem großen Zauberstück war auch nur das, daß sie dem Volke einen neuen politischen Glauben an seine eigene Souveränität in die Hand gaben. — In die Hand wirklich! denn mittelst dieser bewies sich das Volk sogleich, so gut als irgend ein Schach Baham, dem solche Beweise geläufig sind, es sey allein der Souverän Frankreichs! Mehr wollten und brauchten die wenigen Mündigen nicht! Die Façon überließen sie der neuen Majestät, und schmauchten sie theils selbst quantum satis ein, — wie z. B. Cloots und Barrere, — theils erlaubten sie ihm, sich das Rauchfaß, nach allem Gelüsten

ſo viel es wollte, ſelbſt an den Kopf zu ſchlagen. Daher litt der neue Souverän ganz geduldig, daß in kurzem ſtatt Einer Baſtille Hunderte aufſtiegen; daher ließ er es ruhig geſchehen, daß, für ein Defizit von 50 Millionen, gar bald eins von Millionen in die Tauſende entſtand; daher ließ er ſich ein filoſofiſches Faſten nach dem andern, ein Maximum u. d. m., ſammt allen zahlloſen Requiſizionen, mit Einſchluß der Requiſizionen der Hunderttauſende von Köpfen, die Robespierre für die große Münzmaſchine, die Guillotine, verlangte, ꝛc. gefallen! Und wie ging das alles zu? Wie geſagt, auf die allernatürlichſte Art von der Welt! Der Souverän, Volk genannt, glaubte, das alles thue er ſelbſt, in Kraft der ihm zuſtehenden Souveränität. Das war das ganze Geheimniß! Und das wäre denn kein Schach Baham? Und es wäre nicht wahr, daß unter 30000000 Unmündigen, oder $\frac{1}{2}$, oder $\frac{1}{3}$, oder $\frac{1}{4}$, oder gar $\frac{1}{1000}$ Mündigen Menſchen, die ſich für ſouverän, oder, welches einerley iſt, für mündig halten dürfen, weil 30 unter ihnen dies zu einem gewiſſen Behuf für gut finden, dreyßig Millionen weniger dreyßig Mann nicht wiſſen können was ſie wollen?

Und wohl allen übrigen Völkern, wenn es doch ihren Beherrſchern nie eingefallen wäre, ſich in dies große politiſchfiloſofiſche Experiment zu miſchen! Wenn doch, während dem, daß jene 30 Mündige Franzoſen, allenfalls auf ihren und ihres Volks Gewinn oder Verluſt, in ihrem eigenen

Bezirk

Bezirk aufräumten, und ehrlich erklärten, sie wollten es ihres Orts keinem verwehren, vor seiner Thür zu kehren, man sie hätte gehen lassen, und beliebt haben möchte, vor seine eigenen Füße zu sehen! Was ist nun die Folge davon gewesen? Was kann — o, was wird sie noch werden, da die Französischen Mündigen — fürwahr, als solche, sehr respektable Köpfe! — einmahl das Geheimniß gefunden haben, zu verhindern, daß nicht leicht jemand ohne genaue Rechenschaft zu geben, etwas wollen dürfe, was ihrem großen Plan nicht entspräche!

Und so wird er denn wohl ausgeführt werden; so wenig es auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, und aller traurigen Erfahrungen ungeachtet, an Widerstande von innen und aussen noch eine Zeitlang fehlen wird. Wer noch irgend ein Gefühl für die Menschheit, und für sich selbst, übrig hat, wird freylich wünschen, daß die Riesenschritte, mit welchen die obbesagten Mündigen über die Häupter der Völker einherschreiten, die arme weinende Humanität nicht gar zu Staube treten; – daß, wie auch ihr Plan sey, — sie dabey das Glück der Völker nicht bloß im Munde, ihr eigenes aber im Herzen, tragen, und daß sie die Ausführung ihrer Ideen nicht Männern übergeben mögen, die selbst nicht unter die Mündigen, — das heißt hier, unter die Weisen, Guten, Menschlichen, — gehö-

ren, und die am Ende, (wie ſchon da geweſen iſt) nichts weiter auf das Händeringen der Unglücklichen antworten können, als: das hängt nicht von mir ab; wendet euch an den da! Denn bekanntlich hatte dieſer Herr der da — keine Ohren, keine Augen, und kein Herz für Humanität und Menſchenrechte!

IV.

Auszüge

aus dem Tagebuche einer Reiſenden. *)

Rom d. 13ten Novbr. 1795.

Ich gebe Dir nur einzelne Töne! Meine Empfindungen, Gedanken, Erinnerung und Gegenwart wirken zu mächtig auf mich, als daß ich irgend eines Details fähig bliebe; — allein auch einzelne Töne wer-

*) Gerade jezt, wo auch in der ewigen Roma (!) nach wenig Jahren alles ſo ganz anders iſt, werden dieſe Bruchſtücke aus dem Tagebuche einer Reiſenden, die wir den Leſern des Merkurs wohl kaum zu nennen brauchen, da ihr reines Auffaſſen jedes feinen Kunſteindruckes, ihr reger Eifer ihre Kenntniſſe zu erweitern, und das zarte Empfundene richtig mitzutheilen, auch hier, wie in frühern Mittheilungen, unverkennbar iſt – gewiß die Leſer des Merkurs zu mancher Parallele und Betrachtung führen, denen dieſe Note nicht vorgreifen darf.

werden für den Harmonie, der das ganze Gewebe der leicht bewegten Aeoliſchen Harfe kennt! So ſey denn Dir jeder ſtammelnde Laut geweiht, o trauter Genius meines Lebens! Du, der mir immer gleich nahe iſt, an den kalten Geſtaden der heimiſchen Inſel, auf den Gipfeln der Alpen, oder unter den Trümmern Roms!

Villa Borgheſe.

Es war der ſchönſte Morgen, und ich fühlte mich ganz unter Italiens Himmel. Dieſe Villa iſt mit holdem elyſiſchem Reiz übergoſſen. Grouppe ſteht freundlich an Grouppe geſchmiegt; die dunkle Stecheiche ſchirmt die zarte Thränenweide, welche die ergoſſenen Locken in den ſpiegelnden Teich des Aeskulap-Tempels ſenkt. Runde Hügel wogen auf und ab, Pinien tragen leicht verwobene grüne Schirme in den blauen Himmel. Künſtler arbeiten im Freien und nehmen aus der unerſchöpflichen Fülle der angenehmſten Umriſſe und Schattenſtellen, die Vor- und Hintergründe, und oft die ganze Szene ihrer Gemählde.

Prächtig iſt gleich beym Eingang in dieſen Zaubergarten der Hinblick über Rom an den Janikuls und Monte Mario hinan. Erhaben von der andern Seite der Villa, auf einer freyen Wieſe, die Ausſicht über die beherrſchten Ebenen zurück, bis an den Soraktes und die beſchneiten Bergrücken von Sabina.

Campo vaccino
oder
Forum romanum.

Ich trat leiſe ſchauernd auf den geweihten Boden, und ſah mit einer Empfindung die nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen iſt, Trümmer auf Trümmer gehäuft, und die Nachwelt auf der Vorzeit dahin ſchreiten. Es wäre mir unmöglich geweſen laut zu reden, um nicht heilige Schatten zu ſtören, in ihrem leiſen Wehen um uns! Dieſe via ſacra die ich kaum zu betreten wagte — jene Ferne des Aventiniſchen Berges; die Nähe des Palatiniſchen, des Kapitoliniſchen Hügels — Ich erſtieg noch keinen! — Dieſe mächtigen Hallen des Friedens-Tempels, und die Rieſenmauern des Koliſäums! Lebet wohl für heute! Ich entfliehe Euch und mir ſelbſt!

Den 14ten.

Angelika Kaufmann.

Sie kam am Morgen gütig meinem Beſuche zuvor. Eine Frau zwiſchen 50 und 54 Jahren. Die ſanfteſte Weiblichkeit, und ein holdes in ſich Geſchmiegtſeyn karakteriſieren dieſe edle Künſtlerin. Ihre Stimme iſt das lieblichſte Organ einer zart empfindenden Seele, welche, einem getreuen Echo gleich, jeden verwandten Ton zurück giebt. Sehr ſchön und ruhig hell iſt ihr Auge, in deſſen ſtill verweilendem Blicke ihr Künſtlerſinn, wie das Abendroth auf einer reinen Waſſerfläche, ſich ſpiegelt. Sie umzeichnet durch

dieſes

ſich deſſen länger erwehren können, da ihr bisheriger Schlummer würklich nur erdichtet geweſen war? Sie hatte aus einer Neugierigkeit, die in ihrer Verfaſſung natürlich ſcheinen kan, ſehen wollen, wie ein Agathon bey einer ſo ſchlüpfrigen Gelegenheit ſich betragen würde; und dieſer lezte Beweis einer vollkommnen Liebe, welche, ungeachtet ihrer Erfahrenheit, alle Annehmlichkeiten der Neuheit für ſie hatte, rührte ſie ſo ſehr, daß ſie, von einer ungewohnten und unwiderſtehlichen Empfindung überwunden, in einem Augenblik, wo ſie zum erſtenmal zu lieben und geliebt zu werden glaubte, nicht mehr Meiſterin von ihren Bewegungen war. Sie ſchlug ihre ſchönen Augen auf, Augen die in den wollüſtigen Thränen der Liebe ſchwammen, und dem entzükten Agathon ſein ganzes Glük auf eine unendlich vollkommnere Art entdekten, als es das beredteſte Liebesgeſtändnis hätte thun können. O Callias! (rief ſie endlich mit einem Ton der Stimme, der alle Sayten ſeines Herzens widerhallen machte, indem ſie, ihre ſchönen Arme um ihn windend, den Glükſeligſten aller Liebhaber an ihren Buſen drükte,) ——— was für ein neues Weſen giebſt du mir? Genieſſe, o! genieſſe, du Liebenswürdigſter unter den Sterblichen, der ganzen unbegränzten Zärtlichkeit, die du mir einflöſſeſt. Und hier, ohne den Leſer unnöthiger Weiſe damit aufzuhalten, was ſie ferner ſagte, und was er antwortete, überlaſſen wir den Pinſel einem Correggio, und ſchleichen uns davon.

dieſes Auge gleichſam jeden Gegenſtand, bey dem es verweilet, mit Anmuth.

St. Giovanni a laterano.

Dieſe Mutter der Kirchen iſt groß und ſchön geſchmückt ohne Ueberladung. In dieſem heitern Tempel ſteht ein antiker porfirner Sarkofag, der, wie man mir ſagte *), die Gebeine des Markus Agrippa einſchloß, aber aus dem Pantheon, welches der große Mann erbaute, weggenommen und hiehergeſezt ward, wo er die Ueberreſte eines Pabſtes aus dem Hauſe Corſini bewahrt. Auf der Treppe vor der Kirche iſt die Ausſicht entzückend. Rechts liegt Frescati am Abhang des Albaniſchen Berges. Verflächung und weiter Durchblick zwiſchen den Albaniſchen und den Sabiniſchen Bergen; das Land der alten Volsker und Equier; Preneſte, jezt Paleſtrina im Thale; dann das Sabiner-Land, die Schneerücken ſeiner Gebirge, und das weiß blickende Tibur, auf dem Vorberge hingelagert; der Aquedukt prachtvoll durch die Ebne bis ans Gebirg gezogen. Rechts näher das runde Grabmahl der Metella.

Kollſäum.

Geſtern umblickte ich es nur von auſſen. Heute wagte ich mich in die Arena. Mahleriſche Theile der hängenden, und im genaueſten Wortverſtande oft nur

*) Freund Hirt ſagte mir ſpäter, „dies ſey ungewiß.“

nur ſchwebenden Mauren, ſchöner blauer Himmel durch die Hallen glänzend; Fülle des Grüns das dieſe Gemäuer umſtrickt und in die Hallenräume hinabweht. Lorber- und Feigenbäume ſprengen oft die Steine auseinander mit ihren ſtarren Wurzeln. — Epheich und Jasmin ranken umher, und ſcheinen das verſinkende Denkmal der Größe mit den zarten Banden der Natur zu umflechten, und von neuem zuſammen zu halten. Wenn du in die Schattenſeite des Gebäudes tritſt, umfängt dich die dunkle Größe deſſelben mit Schaudern, indem du die mächtige Ründung den Luftraum einſchließen ſiehſt, und von der verfallenen Senkung bis zur vollendeten Höhe mit meſſendem Blicke ſteigſt.

Palatiniſcher Berg,
Ruinen der Kaiſerpaläſte.

Hier war mir eine neue alte Welt aufgethan! Wir gingen neben dem Bogen des Titus hinauf. Aus dem Schooße dieſer Ruinen, wo man neben den Subſtrukzionen im tiefen Schatten geht, auf altem Gemäuer; wo über den verſinkenden Trümmern die ſchon wieder verfallenden Farneſiſchen Paläſte und Gärten trauren. Wo ich hinabblicke ins alte heilige Forum und mit tiefem Ton der Wehmuth alles die Seele empfängt, wo von den Bädern des Titus, die in einzelnen Rieſenmaſſen zerriſſen daſtehn, über den Esquilin, Palatin, bis an den Aventin, alles ein ungeheurer Schutthaufen iſt, auf dem die jetzige Römerwelt

welt wie zerstörte Ameisen herum wimmelt — wo Kolisäum, Bogen des Konstantin und des Titus ehrwürdig dastehn — wo dort die zwey Säulen von Remus und Romulus, hier der See des Kurtius, und die drey Säulen des Jupiter Stator mich in die Wiege Roms versezzen, während ihr drey majestätischen Säulen des Jupiter Tonans und der Bogen des Sextimius Severus mich gewaltsam hin und her reißet, von der Wiege Roms bis an sein Grab! — Ach, seyd freudig begrüßt, schöne Säulen des Tempels der Eintracht! bey euch verweilet mein Geist mit Liebe, in der Erinnerung an den hohen Kamillus und die schönsten Zeiten Roms!

Schön ist der Ausblick unter dem Schatten der von üppiger Vegetazion überwölbten, dunklen Mauern und Hallen, über die Tiber hin und an den Janikulus hinan, der so ruhig daliegt, in der späten Jahrszeit noch mit frischem Grün bekleidet und mit Villen besäet. Dort auf der ersten Stufe liegt die Kirche Pietro Montorio, und Rafaels Verklärung! Dort auf dem äussersten Gipfel die Villa Millini, in deren Zipressen mein Herz sich hinsehnt; weit hin streben luftig die Pinien der Villa Corsini in reine Lüfte! — Allein immer von neuem zieht der Kapitolinische Hügel meine Blicke an. Er ist mir so sehr nah! Allein noch hält ein inneres Beben mich vom Kapitol zurück! Ich scheue meine eigne Bewegung, wenn ich nun

diesen

diesen Weg hinangehe — den die Katone, die Brutus, die Scipionen betraten. — Ach, Du kennst ja dies Herz, das so oft dem vollströmenden Quell seiner Gefühle erliegt!

Wir stiegen von der ersten Terrasse, neben der plätschernden, von Mauerraute und Adiantum umrankten Fontaine hinauf, und ich fand mich unter einem Obdach von dichtverschränkten immer grünen Eichen- und Johannisbrodbaum-Wipfeln, wie in einer dämmernden Grotte. Die Erde ist bedeckt mit Bruchstücken von Säulengestellen, Knäufen, Korniſchen und Architraven. Auf einem Säulenblock liegt ein Architrav als Tisch; 8 bis 10 Knäufe stehen rings wie Stühle umher; alles ist still, und nur der Marmor redet! Unter die gesenkten Aeste der Eichen sieht man hinab ins Campo vaccino, und dorthin über die Tiber — welch ein Platz! und welche Sehnsucht giebt ein hohes Gefühl nach allen Verwandten unsrer Seele!

Sonnenuntergang vom Vorplatz der Kirche Pietro Montorio.

Der erste Sonnenuntergang über das zu meinen Füßen hingebreitete Rom! Kaum war ich mir meines Selbst bewußt, und mein schwebender Geist durchflog gleich schüchtern den Zeitraum, der vom Palatiniſchen, Kapitoliniſchen, und Aventiniſchen Hügel, bis an das hohe Kreuz der Peterskuppel sich zusammen drängt, und den Luft-

Luftkreis der über der unerschöpflichen Fülle dessen, was war und ist, sich wölbt! Monte cavo stieg aus Wolkenrauch wie ein ossianisches Gebilde der Vorzeit empor, und sein Scheitel, der die hohe Burg des Bundesgottes trug, ward vom Abendspurpur begossen! Frascati's weisse Häuser gluhsten am Berge. Albano lag im Ferndust. Auf der andern Seite trat Tivoli auf seinem Bergfuß hervor, dunkelblau stauden die Sabine, dunkelblau der Sohn der Ebne, der zackigte Soractes. Dort steht neben dem grünen Monte Testaccio die graue Pyramide des Cestius, wo die hohe Luise und M.....n, doch unentdeckt von unserm Fernrohr, heute wandeln; denn wir gehen oft iedes seinen eignen Weg, dann wieder zwanglos zusammen, und fliegen wie Bienen umher in den Auen der Kunst und Geschichte, so lange der Tag leuchtet. Abends aber versammeln wir uns, und tragen ein in die Zelle der Erinnerung und Freundschaft.

Noch schweife ich in großen Bögen wie ein schüchterner Vogel an Roms Umrissen herum. Alles ist noch unentwickelte Empfindung. Nach und nach werde ich suchen meine Kreise immer enger zu ziehn.

St. Pauls-Kirche.

Den 15ten.

Der Weg dahin durch Rom ist höchst interessant; unter dem Portikus der Oktavia hin,

der jezt mitten im Gräuel des Fischmarkts und der Fleischerbänke steht; dann zwischen dem Doppelbogen des Janus und dem Vesta-Tempel ob der Tiber hin, die weißmarmornen Ruinen des Pons consularis (jezt Ponte rotta) vorbey. Dort wallten vielleicht vom nahen Tempel die Vestalen über den Strom! Hier ist auch der Ort wo Horatius Cocles die Brücke gegen die Tarquinier vertheidigte, und die heilige Tiber den siegreichen bewaffneten Krieger ehrfurchtsvoll ans Gestade trug! Dann fährt man an der andern Seite des Palatins, unter den ungeheuren Ruinen, zwischen ihm, und dem Aventin hin, bis an die alte Stadtmauer des Aurelianus, die durch ihre aufgeflickten gothischen Zinken einen sehr grellen Kontrast mit der hohen ernsten Pyramide des Cestius macht, welche triumfirend aus der barbarisch sie umklammernden Mauer hervorstrebt, ein unverwüstbares Symbol der Dauer! Unversehrt von den Elementen steht sie da, und nur das freundliche Leben der Vegetazion entkeimt dem weissen mahlerisch angegrauten Marmor. Allein ich fürchte für die Zusammenfügung der Marmorquader den wilden Feigenbaum diesen Steinsprenger, dessen entlaubte Aeste ich in der Höhe sah. — Nun grade aus bis nach St. Paolo! Einsam liegt die graue ehrwürdige Basilica, und man tritt unwillkührlich verstummend hinein! Kalte Lüfte strömen dir aus dem weiten Raum entgegen, und scheinen lebendig den hohen Säulenhain zu durchwehn! 120 antike Säulen

len ſtehen hier; aber da ich heute allein war, kann ich dir Namen und Vaterland der ſchönen Fremdlinge nicht verkünden. Aegyptiſcher Granit prangt in den ſanft verſchmelzenden Farben des Urſtoffs. Säulen von Porfier tragen die Altäre; 24 mächtige marmorne Säulen ſtehen, 12 an jeder Seite des langen Schiffs. 7 ungeheure Doriſche, von verſchiedener Dicke und verſchiedenem Geſtein, trennen das eigentliche Schiff vom längeren Theil der Kirche. Soviel Pracht ohne kleinlichen Schmuck, ſo viel Einheit, iſt für mich wahrer Kirchenſtil! Doch ward die ſchauerliche Majeſtät dieſes Tempels mir zu mächtig, und überhaupt muß ich mich ſelbſt bey dir verklagen! Rom ſtimmt den wehmüthigen Ton meines Herzens zur tiefſten Melankolie! An eine dieſer griechiſchen Säulen geſchmiegt, war mirs, als ob mein Herz im Buſen in Thränen dahinquölle! Aber kann es wohl anders ſeyn, hier wo keine Gegenwart lebt, und nur die Vergangenheit redet? Doch verſpreche ich dir, mich zu waffnen ſo viel ich vermag.

Peters-Kirche.

In beginnender Dämmerung, wo der ungeheure, und doch eingeſchloßne Raum, nur noch die Koloſſalen-Maſſen umſchwebte, erſchien mir das gröſte Gebäude der Welt in hoher Herrlichkeit. Wie halb verlöſcht flimmerten die hundert ſilbernen Lampen über dem Grabe der Apoſtel, durch den Weyrauch-Dampf. Ich ging, und ging, und ſtand ſtille —

die Ferne vor und hinter mir messend, ging wieder, ohne sie zu erreichen! Der Schimmer schien zu fliehen, doch ward er heller -- wie wenn bey trüber Herbstnacht ein hochwandelnder Sturm das Gewölk von den Gestirnen wegtreibt — Endlich war ich am Hochaltare, und aus Himmelhöhen floß der Kuppel röthliches Abendlicht noch auf mich herab, während alle 4 Ecken des Kreuzes sich in Dunkelheit verlohren. Wie von einem mächtigen Geiste fühlte ich mich ergriffen, und an die Stelle geheftet auf der ich stand. — Es war als ob Michael Angelo's Genius mich anwehte! Dann wandelte ich um den Hochaltar und setzte mich auf die Stufen zu der Tribuna, nah an dem Grabe des Pabstes *) dessen Andenken die stille Feier dieser Stunde nicht beflecke! Ich verweilte bis zum letzten Aufrufe ehe man die Kirche schloß. Einsam wandelten im werdenden Dunkel einzelne Gestalten langsam und halbgesehn wie Fantome mir vorbey; wir begegneten uns kaum, um wieder vor einander im Schatten der Pfeiler zu verschwinden! Wie eine nur dahin gestellte Dekorazion erschien Bernini's Kolonnade, als ich den Tempel verlief. Diesen Eindruck von nur Dekorazion hat mir dieser Zwang ur Peters-Kirche immer, und immer wieder aufs neue gemacht. Die überhäufte Menge der Statuen auf dem flachen Dache des Säulenganges, und ein ich weiß nicht was von Unbefriedigtseyn, welches mein Auge immer im Verhältniß der Säulen

*) Alexander Borgia.

lendicke zu ihrem Intervall empfand, mag wohl die mir selbst halb unbekannte unentwickelte Ursache hievon seyn. Ich brachte am Abend noch einige Stunden bey Angelika zu, die hold und still vieles mit mir redete. Wie ist sie bescheiden! Ich sahe immer den Kranz des Blümleins Wunderhold um ihre Stirn.

Den 16ten.

Regen in Strömen und Scirocco-sturm! Dann flüchtet man sich in die Peters-Kirche, die als ein hohes selbstständiges Wesen dasteht, und innerhalb ihrer ungeheuer dicken Mauern, eine eigene Atmosfäre hat, auf welche die äussere Witterung nur langsam einwirkt, in welche vorübergehende Stürme gar keinen Einfluß haben; weswegen es im Winter der wärmste, im Sommer aber oft ein tödtlichkalter Spatzierplatz ist. Allein wie drückte mich heute beym Tageslicht die Nähe der ungeheuren Pfeiler! und wie verleidete mir diese glanzvolle, bunte ungeordnete Pracht den ruhigen Genuß der Größe! Auch nahm ich grosses Aergerniß an den Statuen des Bernini, die zum Theil Besessenen gleichen, mit berganſträubendem Haar und durch einen unmotivirten Sturm verblasenen Gewändern. Nein, die Stunde um Sonnenuntergang bis zur Dunkelheit bleibe die Stunde meines Besuchs an die Peters-Kirche, bis ich mich am Anschaun der Größe genug gesättigt habe, um ohne Ungeduld unter den geschmacklosen Details das Beste auszuheben.

Kapitol.

Endlich hinauf! Ein Schauer nach dem andern rieselte mir vom Haupt herab! Denn wenigstens iſt doch der Grund alt! Auch zeigt man ſeitwärts beym Hinaufgang nah an der Höhe Quaderſteine nach der Weiſe der Alten behauen. Das jetzige Kapitol ſteht umgewendet, und kehrt ſeinen hintern Theil dem alten Forum zu! Wir aber gingen hinauf unter die hohen Geſtalten der Kapitoliniſchen Statuen, die ihren ehrenvollen Platz mit Recht einnähmen, auch wenn die Fronte des neuen Kapitols aufs Forum der alten Römer blickte.

Erſtes Zimmer.

Kapitoliniſche Vaſe. Anmuth der Form; hingegoſſene Leichtigkeit der Baſſi rilievi. Sarkofag mit der Amazonen Schlacht. Welches Leben in zwangloſe Symmetrie geordnet; welche leichten Umriſſe der Geſtalten; welche Fulle ohne Ueberladung! Sarkofag mit der Fabel des Endymion; keuſche Luna, oder vielmehr ſanfte Artemis, wohl dem, der ſo in ſorgenfreyer Blüthe des Daſeyns von deinem linden Pfeile getroffen wird!

Zweytes Zimmer.

Dieſer ſogenannte Antinous ſteht für mich da, ein hohes Ideal der Unſchuld, in zarteſter Blüthe des Lebens! hervorgegangen aus der Fantaſie eines edlen Künſtlers, würdig in beſſeren Zeiten

Aber wir fangen an, zu merken, wiewohl zu ſpäte, daß wir unſern Freund Agathon auf Unkoſten ſeiner ſchönen Freundin gerechtfertiget haben. Es iſt leicht vorauszuſehen, wie wenig Gnade ſie vor dem ehrwürdigen und glüklichen Theil unſrer Leſerinnen finden werde, welche ſich bereden (und vermuthlich Urſache dazu haben) daß ſie in ähnlichen Umſtänden ſich ganz anders als Danae betragen haben würden. Auch ſind wir weit davon entfernt, dieſe allzuzärtliche Nymphe entſchuldigen zu wollen, ſo ſcheinbar auch immer die Liebe ihre Vergehungen zu bemänteln weiß. Indeſſen bitten wir doch die vorbelobten Lukretien um Erlaubnis, dieſes Capitel mit einer kleinen Nuzanwendung, auf die ſie, ſich vielleicht nicht gefaßt gemacht haben, ſchlieſſen zu dürfen. Dieſe Damen (mit aller Ehrfurcht die wir ihnen ſchuldig ſind, ſey es geſagt) würden ſich ſehr betrügen, wenn ſie glaubten, daß wir die Schwachheiten einer ſo liebenswürdigen Creatur, als die ſchöne Danae iſt, nur darum verrathen hätten, damit ſie Gelegenheit bekämen, ihre Eigenliebe daran zu kizeln. Wir ſind in der That nicht ſo ſehr Neulinge in der Welt, daß wir uns überreden laſſen ſollten, daß eine jede, welche ſich über das Betragen unſrer Danaë ärgern wird, an ihrer Stelle weiſer geweſen wäre. Wir wiſſen ſehr wohl, daß nicht alles, was das Gepräge der Tugend führt, würklich ächte und vollhaltige Tugend iſt; und daß ſechszig Jahre, oder eine Figur, die einen Sylvanſatyren entwafnen könnte, kein oder ſehr wenig Recht geben, ſich viel auf eine Tugend zu gut zu thun, welche vielleicht

ten zu leben, als die waren in denen man Antinous vergötterte! Aber welche leiſe Züge der Trauer in dieſem holden Antlitz? Welches Hingeſenktſeyn bey ſo viel Fülle des Lebens? „Er iſt verpflanzt in arge Zeiten,“ und fühlt Roms Schmach! Ach, die Zeiten der Heroen ſind vorüber! und zum Heros könnte dieſe Geſtalt hinanreifen! Pſyche und Amor ſtehen ihm gegenüber. Wer nennt dieſe ſüßeſte aller Gruppen, „einen zum holdeſten Bilde gewordenen Kuß“? Mir ſcheinen die Geſtalten zarter empfunden, als es dem Künſtler gelungen iſt die Häupter und zumal die Geſichter zu vollenden. Pſyche (die einzelne Figur) darnieder gebeugt, ſchaut ängſtlich empor zur Drängerinn! Ganz im ſublimen Stil der Niobe-Töchter in Florenz! Eben ſo zarte Hüllen der Seele ſind die unentfalteten Formen dieſes Körpers. Sie harrt einer milderen Sonne, und ſchon die Erde ward ihr zum Tartarus! „Pſyche ſeufzt in dieſer Kerkerhalle“ — Dieſes ganze Gedicht von Salis umtönte mich, während ich die holde Gefangene anſchaute. Aber, o weh! die Felſenlaſt der Schmetterlingsflügel! Dem erſten Blick ſcheint ſie unter ihnen zu verſinken! Man glaubt daß ſie angeſetzt ſind von einem ſpäteren Künſtler. Das Kind mit dem Schwan, ein Urbild kindlichen Frohſinns, naiſer Grazie und lieblicher Unbehülflichkeit.

Drittes Zimmer.

Der groſſe Saal.

Der ſterbende Fechter machte einen ſehr tiefen Eindruck auf mich. Man ſieht das todtnahe Hinſinken im Antlitz; allein der Körper ſtützt ſich noch durch die mechaniſche Kraft der geübten ausgearbeiteten Glieder. Die Amazone mit der Wunde. Welcher Schmerz in dieſen geſchärften Zügen, doch ohne alle Entſtellung! Der Marmor ſcheint zu erbleichen. Die unbedeckten Theile des Körpers verrathen, zumal im Uebergange des Halſes zu den Schultern und im ſtärkeren Rippenbau, ſo wie an den Muskeln des Unterarms, eine etwas über weibliche Formen hinausgehende Stärke und Entwickelung der Theile. Doch iſt die zweyte Amazone mein Liebling, noch ganz jung und mägdlich. Welch Gewand! und wie rein heben ſich die Umriſſe dieſer Geſtalt daraus hervor! Welch ein ſanft verlängertes Oval, dieſes Antlitz, mit wehmuthigem Ernſt behaucht!

Juno des Kapitols. Tadelloſe reife Schönheit, Pracht und Fülle ſind in dieſer Geſtalt vereinigt, ruhiges Bewuſtſeyn, daß ſie die erſte ſey im Olymp und auf Erden! Man ſchaut ſie an mit Bewunderung ohne liebend zu verweilen.

Viertes Zimmer. Büſten.

Markus Brutus: dies iſt ungewiß, und ward es meinem phyſiognomiſchen Gefühl immer mehr,

je

je öfter ich dies Antlitz betrachtete. Mark-Aurel; innige Güte und Feinheit der Empfindung offenbaren sich in diesem Kopf, welcher dem der Natur ganz gleicht. Der sterbende Alexander war mir eine liebe Erinnerung des Florentinischen, dem er jedoch sehr untergeordnet ist. Dieser ist übrigens nach meinem Gefühl nicht sterbend, sondern bis zum Tode betrübt; vielleicht nach dem Morde seines Freundes. Kapitolinische Ariadne. Ich that einen Ausruf des Entzückens wie ich sie sah. Sie ist mir ganz so lieb im Ausdruck ewiger Seligkeit als Niobe im Ausdruck erstarrenden ewigen Schmerzes. Wie eine Morgenwolke des Thaus schwebt noch eine süße Betäubung über ihrer Stirn, und drückt die Augenlieder sanft herab. Schöne Ariadne! Du bist noch nicht ganz erwacht aus der Gewitternacht von Naxos zur Herrlichkeit des Olympos! dein geblendetes Auge vermag noch nicht das volle Licht des Lebens und der Liebe aufzufassen — allein du ahndest doch schon, was du noch nicht begreifest, daß du selig bist, selig wurdest durch deinen Tod! Denn was sind alle diese Götterentführungen anders, als Sinnbilder schneller sanfter Todesarten, — Wagen des Elias? Faustina, Gemahlin des Mark-Aurel, eine der lieblichsten und am wenigsten vollendeten Büsten Roms. Leichtsinn, ein Wasserspiegel auf dem jeder Windhauch schnell wieder verglättete Spuren hinkräuselt, übrigens angenehm freundlich, und wie ich immer mit Wieland glaubte, ohne alles Arge.

Auch war die Fülle von dummen, albernen, tükkiſchen Gesichtern da, wie ſie auch heut zu Tage noch unter uns herum laufen. Köpfe von Weibern mit allen Narrheiten der Mode, aus den Zeiten des verſunkenen Roms, belaſtet, z. E. loſe Perrücken — alle dieſe Herrlichkeiten, Manufaktur-Arbeit, für klingende Münze gemeißelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Künſte.

1.

Italieniſche Kunſtplünderungen.

Die Nachrichten über das Schickſal der vorzüglichſten Antiken und Gemählde, die ſich in Roms Privatſammlungen in den Kirchen befanden, widerſprechen ſich ſo ſehr *), daß man jezt nur einzelne Laute davon hören, und was die Zeitungstrompete verkündet, ſo lange dahingeſtellt ſeyn laſſen muß, bis beglaubigte Ausſagen der Augenzeugen damit verglichen werden können.

So viel iſt gewiß, daß durch ein Dekret des Conſulats alle aus Klöſtern, Kirchen und Kapellen ge-

nom-

*) So ſagen z. B. Briefe aus Paris, man erwarte dort täglich die Ausſtellung der Tapeten Raphaels, während anderer berichten, der Kaiſer Paul habe ſie für 20,000 Dukaten gekauft.

nommnen Kunſtwerke und Gemählde in beſondere Centralmuſeen der einzelnen Stadtſekzionen gebracht werden ſollen. Man weiß aber ſchon, wie gefährlich eine ſolche Ortsveränderung überhaupt iſt, und wie viel davon auf dem Wege zum neuen Muſeum zu verſchwinden pflegt; die Nachtheile gar nicht zu gedenken, die aus der unvermeidlichen Anhäufung und falſchen Aufſtellung der oft nur für eine einzige Stelle, auf einen einzigen Geſichtspunkt bearbeiteten Kunſtwerke nothwendig entſpringen muß.

Die in ihrer Art unübertroffene Sammlung in der Villa Albani, Winkelmanns Stolz und Muſeum, iſt den neueſten Nachrichten zufolge nicht vereinzelt worden, ſondern ſchon zum Transport nach Paris eingepackt.

Aber höchſt traurig und von unabſehbaren Folgen für Studium und Geſchichte der Künſte ſind die ſchon Monate lang dauernden öffentlichen Verſteigerungen der beſten und berühmteſten Gemählde und Denkmäler, wobey England, wie ſchon beym Ausbruch der Revoluzion in Frankreich der Fall war, aufs neue der Schlund wird, der alles verſchlingt und, in hundert unzugänglichen Villas vereinzelt, auf immer vor den Augen der Kenner und Liebhaber vergräbt. Schon vor einigen Monaten las man in engliſchen Tagblättern eine nachdrückliche Warnung, daß der loyale Britte doch ſeine Guineen nicht auf dem römiſchen Kunſtmarkt verſtreuen, und den brittiſchen Erbfeind dadurch nicht neue Quellen

des

des Erwerbs eröffnen möge. Damit kann man nun folgende Ankündigung im Daily Advertiser und den vorzüglichsten londner Blättern vergleichen, die wir schon viele Tage nach einander darin gelesen haben.

Gemählde der ersten Meister, eben aus Rom angekommen.

„In Whitcomb's street, Leicesterſquare ist täglich von früh um 9 Uhr bis Abends um 6 Uhr eine Ausstellung von Gemählden zu sehen, wie sie nie kostbarer über die See kamen. Nur die jetzigen Umstände von Italien konnten eine solche Sammlung möglich machen. Sie besteht ganz allein aus ächten Meisterstücken von Rafael, Dominichino, Titian, der Carrache, Guercino, Guido, Paul Veronez, Tintoret, Schidone, Velasquez, Carlo Dolci, Pouſſin, völlig unversehrt und erhalten. Man wird sich eine Vorstellung von ihrer Kostbarkeit machen, wenn wir sagen, daß, alle übrigen Unkosten ungerechnet, bloß die Fracht und Versicherung 3300 Pf St. betrug. Dabey befindet sich auch eine superbe Sammlung alter griechischer Vasen und einige große Antiken in Marmor. Entree 1 Sh.“

Es ist, wie ein Augenzeuge versichert, die Kauflust der Reichen in England noch nie so hoch gestiegen gewesen, als jezt. *) Das Europäische Mu-

*) „Einer meiner Freunde, schreibt mir mein Korreſpondent, fand bey einem Kunsthändler in London einen schönen Claude

Muſeum *) ſtellt täglich neue Schätze auf, die aber kaum einige Tage aufgeſtellt ſtehn, und dann ſchon in die Hände eines Ravobs oder Virtuoſen gewandert ſind. Eben wird die ſeltne Sammlung von Gemälden und Handzeichnungen des letzten Herzogs von Argyll verſteigert, worunter ſich mehrere Gemälde von Giulio Romano, Pouſſin, Vanorl, Rembrandt, Berchem u. ſ. w. befinden, die erſt Karl 1 beſaß, die dann in die Hände des Grafen von Arundel kas

Claude Lorrain und betrach ihn vorläufig für 40 Pf. Als er den andern Morgen wieder hin'kam, war er den Abend vorher für 100 Pf. verkauft worden."

*) Ich erinnere hier nur für einige Leſer des Merkurs, daß dieſer groſſe Verkaufſaal für Gemählde in King'ſtreet, St. Jamesſquare, der ſeit 1791. beſteht, alle Gemälde, die man dort zum Verkauf aufſtellt, für eine Proviſion von 5 P. Cent aufnimmt, wovon die Hälfte gleich beym Aufgeben des Gemäldes nach der Taxazion, die andere Hälfte beym Verkauf an die Unternehmer bezahlt wird. Dafür kann man das Gemälde ein ganzes Jahr dort ausſtehn laſſen, und, iſt es nur von einigem Werthe, ſicher ſeyn, daß es nicht lange ſtehn werde. Vom Maymonat an iſt es alle Tage von 12 Uhr Mittags offen. Man bezahlt, wie bey andern Exhibitions, jedesmal 1 Sch. für die Einlaſſung und erhält einen gedruckten Katalog beym Eintritt. Dieſe Kataloge ſind jezt für die Geſchichte der Kunſt derzeit merkwürdig, da man oft daraus allein beſtimmen kann, wo berühmte Gemälde, die vor dem in Frankreich oder Italien bewundert wurden, hingekommen ſind.

kamen, und zu den Hauptſtücken des engliſchen Kunſtbeſitzes gehören.

2.

Das Muſeum Borgianum zu Velletri.

Bekanntlich war zu Veletri ein Familienſitz des Hauſes Borgia, einer der erſten Familien des geiſtlichen Roms (einer casa papale). In jener Villa, die das Oberhaupt der Familie bewohnte, befand ſich, als ein Fideikommiß, das durch ganz Europa berühmte Muſeum Borgianum, das ſeinen unermeßlichen Umfang und ſeinen Ruhm dem edeln Kardinal Borgia verdankte, der als Sekretär der Propaganda ſeit einer langen Reihe von Jahren ſeinen ganzen weitreichenden Einfluß und alle ſeine Einkünfte auf deſſen Erweiterung und Bereicherung verwandt, und ſo einen für die Kunſtgeſchichte und Völkerkunde höchſt merkwürdigen Schatz zuſammengebracht hatte. Man fand dort mit gelehrter Genauigkeit die Kunſtwerke und Alterthümer der Aegypter, Volsker, Hetrurier, Griechen, Römer, der Indier, Chineſen, Araber, ja ſelbſt der Nordaſiatiſchen Völker und der Mexikaner aufgeſtellt. Eine ganz neue Welt eröffnete vorzüglich die altägyptiſche und kufiſche Sammlung dieſes Kabinets, durch deren Hülfe es vielleicht allein einmal möglich geweſen wäre, über die Räthſel am Nil zu einem ſichern Aufſchluß zu gelangen. Eben ſo unterrichtend waren in ihrer Art die Denkmäler der alten Volsker, wovon Veletri ſelbſt einſt der

Haupt-

Hauptſitz geweſen war. Durch die glückliche Vereinigung vieler in den umliegenden Gegenden ausgegrabener Alterthümer gelangte man zu ganz neuen Reſultaten über jenes alte Urvolk des mittlern Italiens, und Borgia hatte zu dieſem Behuf einen eigenen Gelehrtenverein, die Academie der Voleker genannt, geſtiftet. Wer hat nicht den Namen dieſes großmüthigen und uneigennützigen Beförderers aller Künſte und Wiſſenſchaften, der ſo ſchön in die Fußſtapfen des großen Alexander Albani trat, mit Achtung und Dankbarkeit ausſprechen hören? Bey uns denkt man den Namen Borgia immer mit den Namen Zoega, Schow, Adler, Münter, Heeren, Wad und mehreren anderen in Verbindung. Großmüthig geſtattete er den unumſchränkten Gebrauch ſeines Muſeums jedem, der dazu Beruf in ſich fühlte. Großmüthig gab er, der nach ſeinem Stande arm genannt werden konnte, zum Druck und Kupferſtich vieler Werke, die ſeinem Muſeum ihr Daſeyn verdanken, die Unkoſten und ließ den Gelehrten den Gewinn davon. *) Er war der aufgeklärteſte Denker, der munterſte Geſellſchafter, der freundlichſte Aufnehmer der Fremden in Rom. Und dieſer Mann iſt, wie ein niedriger Verbrecher, aus dem römiſchen Gebiete deportirt, und — ſein

*) Man vergleiche unter andern die Vorrede zu Wads Foſſilia Aegyptiaca Muſei Borgiani. Velitris 1794 in 4. die der gelehrte Naturforſcher Wad von Velletri aus datiert, wobey er die andern durch Borgias Freygebigkeit erſchienenen Werke nahmhaft macht.

ſein ſchönes Muſeum in Veletri, wo unglücklicherweiſe gleich anfänglich die Einwohner an der Inſurrekzion gegen das neue, ihnen verhaßte Freyheitsevangelium Theil genommen hatten, iſt ausgeplündert und zerſtört worden.

3.

Herr Köhler in Petersburg.

Einer unſerer gründlichſten Archäologen und Kunſtkenner, Hr. Köhler in Petersburg, war bis jezt bey der aus Warſchau dahingebrachten Zaluskiſchen Bibliothek angeſtellt, und machte ſich um ihre Einrichtung und Anordnung ſehr verdient. Jezt hat ihm Kaiſer Paul die Direkzion ſeiner eigenen ſehr beträchtlichen Privatbibliothek in der kaiſerl. Eremitage anvertraut, womit zugleich die Oberaufſicht über die Sammlungen der geſchnittnen Steine *) und alter Münzen verbunden iſt. Beyde Sammlungen gehören zu den vorzüglichſten und reichſten in Europa. Die Sammlung der geſchnittenen Steine iſt noch überdieß zur Beförderung des Studiums der Glyptik mit einem Vorrathe von mehr

*) Von dieſer Sammlung und einigen beſonders merkwürdigen Steinen in derſelben hat Hr. Köhler ſchon beſondere Rechenſchaft gegeben; in einigen Abhandlungen, die ſich im 1ten und 2ten Theile des Journals von Rußland befinden, woraus man die Kunſt- und Alterthumskenntniſſe dieſes verdienſtvollen Mannes genauer kennen lernt. Sie ſind auch in einzelnen Abdrücken beſonders erſchienen.

niemand jemals verſucht geweſen iſt, auf die Probe zu ſtellen. Wir zweifeln mit gutem Grunde ſehr daran, daß diejenigen, welche von einer Danae am unbarmherzigſten urtheilen, an ihrem Plaz einem viel weniger gefährlichen Verſucher als Agathon war, die Augen auskrazen würden: Und wenn ſie es auch thäten, ſo würden wir vielleicht anſtehen, ihrer Tugend beyzumeſſen, was eben ſowohl die mechaniſche Würkung unreizbarer Sinnen, und eines unzärtlichen Herzens, hätte geweſen ſeyn können. Unſer Augenmerk iſt bloß auf euch gerichtet, ihr liebreizenden Geſchöpfe, denen die Natur die ſchönſte ihrer Gaben, die Gabe zu gefallen, geſchenkt —— ihr, welche ſie beſtimmt hat, uns glüklich zu machen; aber, welche eine einzige kleine Unvorſichtigkeit in Erfüllung dieſer ſchönen Beſtimmung ſo leicht in Gefahr ſezen kan, durch die ſchäzbarſte eurer Eigenſchaften, durch das was die Anlage zu jeder Tugend iſt, durch die Zärtlichkeit eures Herzens ſelbſt, unglüklich zu werden: Euch allein wünſchten wir überreden zu können, wie gefährlich jene Einbildung iſt, womit euch das Bewußtſeyn eurer Unſchuld ſchmeichelt, daß es allezeit in eurer Macht ſtehe, der Liebe und ihren Forderungen Grenzen zu ſezen. Möchten die Unſterblichen (wenn anders, wie wir hoffen, die Unſchuld und die Güte des Herzens himmliſche Beſchüzer hat,) möchten ſie über die eurige wachen! Möchten ſie euch zu rechter Zeit warnen, euch einer Zärtlichkeit nicht zu vertrauen, welche, bezaubert von dem großmüthigen Vergnügen, den Gegenſtand

ihrer

mehr als 30,000 Pasten und Schwefelabgüssen fast aller bekannten Sammlungen in Europa versehen, so daß wir bey dem bekannten Fleiße und tief eindringenden Studium des nun ganz in sein Fach versetzten Hn. Direktors gerade von Petersburg aus über die so verwickelte Glyptik die neuesten und vollständigsten Aufklärungen erwarten dürfen. Hr. Direktor Köhler verbindet mit seinen Kenntnissen auch einen sehr liebenswürdigen Karakter und eine zuvorkommende Dienstfertigkeit. Eine fröhliche Aussicht nach Norden für Kunstliebhaber!

4.

Josef Eckhel.

Die Freude, die jeder Liebhaber der Numismatik über das nun glücklich vollendete Meisterwerk Eckhel's, seine Doctrina numorum veterum empfinden mußte, wovon zur lezten Ostermesse der 8te Band erschienen ist, wird durch die Trauernachricht getrübt, daß der durch Gelehrsamkeit und biedere Dienstfertigkeit gleich schätzbare Verfasser nicht mehr unter den Lebendigen ist. Die Wissenschaft hat durch ihn einen ihrer Epopten, die Freundschaft einen treuen Verehrer verloren. Wer wird den Cypressenkranz um seine Urne winden, wer ihm die Blume, auf den Höhen des Pindus gepflückt, auf seine Asche streun? Möchte doch derselbe Kenner, der den siebenden Band seiner Münzkunde vor kurzem so richtig in der Allgem. Lit. Z. zu würdigen wußte, und der, selbst ein Einwohner der glänzenden

Kaiſerſtadt, dies alles aus weit nähern Geſichtspunkten beurtheilen kann, uns über Eckhels archäologiſche und literariſche Verdienſte, über ſeine Reiſen, ſein ſchönes Werk über die geſchnittnen Steine, und ſeine Münzkunde, die er mit ſeltener Uneigennützigkeit ohne alles Honorar dem Buchhändler überließ, recht bald eine weitläuftigere Beurtheilung ſchenken! Sic lumet luperbiam quaeſitam meritis!

5.

Die Flaxmanniſchen Kupferwerke.

Eine Bemerkung, die ich aus dem Munde eines ſehr achtungswürdigen Kenners, der erſt vor 8 Monaten Italien verlaſſen hat, über Hn. Prof. Morgenſterns Beurtheilung der Flaxmanniſchen Kupferwerke anfügte, hat eine Gegenbemerkung veranlaßt, die ich den Leſern des Merkurs nicht vorenthalten darf. Nur erbitte ich mir zugleich die Erlaubniß, meinen würdigen Freund, dem ich dieſe Bemerkung vor dem Druck mittheilte, auch noch einmal das Wort vergönnen zu dürfen. Ich bin bloßer Referent in der Sache und darf mir alſo durchaus kein eigenes Urtheil anmaßen. Uebrigens iſt mein Freund ſehr gern erbötig, ſein Urtheil, wenn es verlangt werden ſollte, ſelbſt mit Nennung ſeines Namens zu beſtätigen. Hier alſo ſowohl Replik als Duplik:

„Im dritten Stück des neuen teutſchen Merkurs finde ich einen Brief des Herrn Profeſſor Morgenſterns

sterns über Herrn Flaxmanns: La Divina Comedia di Dante Alighieri etc. in welchem dieses Werk nach Würden gelobt ist; zugleich befindet sich bey diesem Briefe eine Nachschrift von einem Herrn B. Es scheint, als ob Herr B. durch die Nachrichten eines Kunstkenners verleitet, dem Ruhm des Flaxmannschen Werkes und dessen Seltenheit nicht ganz Gerechtigkeit widerfahren ließe. Ich bin so glücklich, einen Original-Abdruck der vier Flaxmannschen Kupferwerke, nemlich, das nach dem Dante, der Odyssee, der Iliade und den Tragödien des Aeschylus, zu besitzen, die ich in Rom selbst mit Mühe bekommen habe. Von den drey letztern waren auch dazumal, (im Jahr 1794.) wie man mir gewiß versicherte, nur wenige Exemplare zu haben. La Divina Comedia etc. habe ich in Rom durch Hülfe meines Freundes Wolf, (nicht Wulf) der nemliche dessen Exemplar der Herr Professor Morgenstern beym Thiermaler Herrn Pforr gesehen hat, erhalten. Als gewiß wurde mir es auch gesagt, daß davon nicht mehr als funf Exemplare existirten.

„Wahrscheinlich hat der achtungswerthe Kenner nur einen vielleicht unglücklichen Nachstich, den Herr Piroli als ein so braver Künstler gewiß nicht besorgt haben kann, gesehen; denn sonst würde er es wohl der Mühe werth geachtet haben, dieses so schäzbare Werk aus Rom mitzubringen.

„Das Werk nach den Tragödien des Aeſchylus, von welchem die Gräfin Dowager Spencer die Platten beſizt, und das, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, in den ſchönen Formen und der geiſtvollen Zeichnung, das vorzüglichſte iſt, ſcheint Herr B. da er deſſen gar nicht erwähnt, wohl nicht zu kennen.

„Daß Flaxmann ſeine Erfindungen mit den Tiſchbeinſchen Vaſenabbildungen amalgamiert habe, ſcheint mir nicht ganz günſtig geurtheilt zu ſeyn; denn die Tiſchbeinſchen Zeichnungen ſind nur getreu kopierte Konture von griechiſchen Original-Gefäßen; Flaxmanns Künſtlergenius aber ſympathiſirte gewiß zu ſehr mit dem Genius des Dichters, als daß ſeine Erfindungen nicht eben ſo originell ſeyn ſollten, als die des Dichters durch welche ſie veranlaßt wurden; denn wer die Umriſſe, die mit ſo vielem Feuer gleichſam niedergeſchrieben ſind, aufmerkſam zu betrachten Gelegenheit hat, der wird finden, daß das vielleicht nach den Tiſchbeinſchen Vaſenabbildungen Entlehnte den kleinſten Antheil an dem Werthe des Ganzen hat.

„Durch das immerwährende Studium und fleißige Kopieren der alten Statuen und Gemälde macht ſich der talentvolle Künſtler nach und nach mit denſelben ſo vertraut, prägt die ſchönen Formen und Maſſen ſeiner Einbildungskraft ſo ein, daß ſeine eignen Ideen und Entwürfe alsdann das Gepräge der Antike haben; und würde Raſael, Michel Angelo, und alle berühmte Künſtler Italiens, ſo groß

geworden seyn, wenn sie nicht die alten Statuen und Gemälde vor Augen gehabt, und sich nach diesen gebildet hätten?

„Daß die Flaxmannschen Werke nicht nur von manchen, sondern von allen teutschen, und andern Künstlern meiner Zeit in Rom geschäzt, sehr geschäzt wurden, bin ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen, und wenn sie diesseits der Alpen nicht allgemein nach Verdienst gewürdigt werden sollten, so ist wohl dieß die Ursache, weil man nur in Rom hohes Gefühl für Kunst und ihre Werke erlangen kann, und dieses Gefühl sich leider im nördlichen, für die Künste so ungünstigen Klima endlich verliert.“

Dresden, am 26. May 1798.

H.

„Es mag seyn, daß die Kupferstiche von Flaxmanns Entwürfen 1794 in Rom noch selten gewesen sind. 1797 waren sie es nicht mehr. Einen Nachstich derselben giebt es nicht. —

„Die Zeichnungen nach dem Aeschylus möchten vielleicht nur bloß Fantastischer als die andern gedacht seyn, und das gilt leider für einen Vorzug; wenn aber Hr. H. förmlich beweisen wollte, daß diese Zeichnungen wesentlich besser seyen, und seinen Beweis mit haltbaren Gründen unterstützen müßte: so würde er ohne Zweifel bald sehen, daß er mehr gewagt als er zu leisten im Stande ist. Denn zum guten, zum vortrefflichen Kunstwerke ge-

hört noch etwas mehr als dergleichen „Umrisse die mit so vielem Feuer gleichsam niedergeschrieben sind.“

„Daß Flaxmann sich an den Styl der alten Vasen gehalten, ist kein Tadel; er hat auch in den Zeichnungen zum Dante den Styl des Giotto und des Orcagna nachgeahmt, und verdient Lob dafür; denn solches ist geschickt und am rechten Orte geschehen. Aber ein „Kunstwerk kann darum noch nicht als vortreflich gepriesen, oder für einen Kanon ausgegeben werden, wenn es nicht durchaus verwerflich ist. Auch beweist der von Hrn. H. angeführte Umstand, auf den er viel Gewicht zu legen scheint,“ daß Flaxmanns Werke von allen (?) teutschen und andern Künstlern zu seiner Zeit in Rom geschätzt, sehr geschätzt wurden.“ — nichts, gar nichts. Weiß er denn nicht, daß zu einer andern Zeit die Arbeiten des Bernini und des Peter von Cortona ebenfalls geschätzt, ja noch mehr geschätzt gewesen sind? und doch vermißt sich heut zu Tage auch der schlechteste Kunstjünger sie zu tadeln und zu verachten. Würde aber Hr. H. sich's wohl im Ernste getrauen darzuthun, daß Flaxmann (der freylich in einem andern Styl arbeitet) mehr wirkliches Verdienst besitze als einer der so eben genannten Künstler, wenn wir ihn dazu auffordern sollten?

"Die Invektive gegen Teutschland, mit welcher Hr. H. seinen Aufsatz zu schließen für gut befunden, wollen

wollen wir ihm — verzeihen. Man iſt dergleichen ſchon gewohnt zu hören. Viele verachten ihr Vaterland, und einige ſchimpfen ſogar, und dünken ſich deſto weiſer dabey. Die meiſten behaupten, nirgends ſey der Geſchmack ſchlechter, nirgends werde die Kunſt geringer geachtet, der Künſtler weniger geſchätzt, ermuntert, belohnt. Sagten ſie uns doch lieber, wo für die Künſte mehr gethan wird als in Teutſchland, und bey welcher Nazion dieſelben jetzt ſo vorzüglich blühen, daß wir ſie darum zu beneiden hätten!"

M.

Böttiger.

IV.

Wer iſt Fox, der Staatsmann?*)

Leipzig, den 22. May 1798.

Der Verſuch, den ich neulich machte, mein Vaterland gegen einige unverdiente Beſchuldigungen zu vertheidigen,

*) Die lebhafte Hochachtung, welche der Herausgeber des Merkurs ſtets für den verdienſtvollen Herausgeber der Minerva empfunden hat, und auch jetzt noch empfindet, kann dadurch gewiß nicht beeinträchtigt werden, daß Hr. v. Archenholz mit einem Dritten, der ſonſt im Merkur ſein

welcher ins dritte Stück des N. T. Merkurs eingerückt worden iſt, hat auf der einen Seite das Glück gehabt, von vielen einſichtsvollen Männern für überzeugend gehalten zu werden; auf der andern Seite aber das Unglück, in einem Schriftſteller, deſſen Urtheil vielen Einfluß hat, den gröſſeſten Unwillen zu erregen. Der Hr. v. Archenholz nemlich, in dem AprilStück ſeiner Minerva p. 188. iſt darüber ſo aufgebracht, daß er mich nicht nur „einen blinden Anhänger des despotiſchen Engliſchen Miniſteriums", ſondern ſogar „einen Partheygnecht" zu nennen beliebt, und ſagt, daß ich mir Behauptungen

ſein politiſches Glaubensbekenntniß über ſein Vaterland ablegte, in eben dem Fall ſich befindet, in welchem ſo manches ehrwürdige Mitglied der brittiſchen Oppoſizion von jeher mit der Miniſterialpartheu ſtand. Wie halten es auch hier am liebſten mit Butler im Hudibras:

and as for our part we ſhall tell
the naked truth of what befell,
and as an equal friend to both
the Knight and Bear, but more to truth;
With neither faction ſhall take part,
But give to each her due deſert;

und nach dieſem Grundſatz der Billigkeit konnten wir dem uns als Gelehrten und Menſchen gleich achtungswürdigen, wahrheitliebenden Verfaſſer dieſes Briefs einen Platz in dieſer Zeitſchrift nicht verweigern, da ihm zur Führung ſeiner Sache keine eigene Zeitſchrift zu Gebote ſteht.

tungen erlaube, „die nur die Partheywuth erzeugen kann.“ Ueber dieſe Ausdrücke will ich gar nicht klagen. Denn was weiter nichts beweiſt, als den Unwillen des Tadlers, kann unmöglich dem Getadelten Wehe thun: wohl aber kann es dem Tadler ſelbſt ſchaden, weil er dadurch eine Blöße giebt, indem man ſelten ſeine Zuflucht zu ſolchen Ausdrücken nimmt, außer da wo ſolide Argumente fehlen. Und daß ſolide Argumente wirklich fehlen, zeigt ſein ganzer Aufſatz: denn es iſt nicht einmal ein Verſuch darin gemacht worden, meine Beweiſe zu widerlegen, welches vor allen Dingen hätte geſchehen ſollen, ehe ſo ein entſcheidendes Urtheil gegen mich geſprochen wurde. Der Verfaſſer beruft ſich zwar auf Erskine's Schrift, und behauptet, daß ſie das Gegentheil von dem, was ich zu beweiſen ſuchte, „zur höchſten moraliſchen Evidenz“ gebracht habe, und vermuthet zu gleicher Zeit, daß ich dieſe Schrift, da ich anders zu denken wage, nicht einmal geleſen habe. Ich kann aber verſichern, daß ich dieſe Schrift im Original, noch ehe die Ueberſetzung in der Minerva erſchien, geleſen und geprüft hatte; daß ich aber keinesweges die moraliſche Evidenz darin fand, welche der Hr. v. A. zu finden glaubt. Mehrere ſehr ſcharfſinnige Politiker ſind eben ſo unvermögend, dieſe moraliſche Evidenz zu entdecken, als ich. Es wird genug ſeyn, Herrn Harper, Repräſentanten für Süd-Karolina im Amerikaniſchen Kongreß, zu nennen, der im vorigen Jahre ein Werk zu Filadelfia herausgab, welches folgenden Titel

führt: Observations on the dispute between the United States and France, addressed by R. G. Harper, one of the Representatives in Congress for the State of South Carolina, to his Constituents in May 1797. Dieser einsichtsvolle Schriftsteller, nachdem er mehrere Thatsachen angeführt hat, um zu beweisen, daß die Französische Regierung schuld an dem gegenwärtigen Kriege sey, fällt sein Urtheil über diejenigen die anders denken, und über H. Erskine insbesondere, in folgenden Worten: „Und doch giebts Männer, Männer sogar von Talenten und Einsichten, die in allen diesen Dingen noch immer blind bleiben; Männer, welche, indem Frankreich ganz öffentlich Eroberungspläne gegen alle seine Nachbarn schmiedete, und eben so öffentlich durch alle Mittel der Kunst und der Gewalt diese Plane in Ausführung zu bringen eilte, dem ohnerachtet glaubten, daß Frankreich beleidigt und angegriffen wurde, weil Frankreich an der Stirne seiner eigenen Akten es sagte! Aus einem Pamflet, das H. Erskine neulich herausgegeben hat, welches eine sinnreiche und plausible Apologie für die Englische Oppositionspartheyist, erhellt, daß er und seine Freunde im Parlement, ob sie gleich allerdings hohe Ansprüche auf Geistesvermögen und Scharfsinn machen dürfen, noch immer in dem Irrthum bleiben, bloß die Behauptungen Frankreichs in Betracht zu nehmen, und seine Thaten gänzlich aus der Acht zu lassen." *) Da

*) Diese Stelle steht in einer Anmerkung p. 95. der dritten Ausgabe, welche zu London im Anfang dieses Jahres gedruckt

ihres Liebe glüklich zu machen, ſo leicht ſich ſelbſt vergeſſen kan! Möchten ſie endlich in jenen Augenbliken, wo das Anſchauen der Entzükungen, in die ihr zu ſezen fähig ſeyd, eure Klugheit überraſchen könnte, euch in die Ohren flüſtern: Daß ſelbſt ein Agathon, weder Verdienſt noch Liebe genug hat, um werth zu ſeyn, daß die Befriedigung ſeiner Wünſche euch die Ruhe eures Herzens koſte.

Zehentes Capitel.

Welches alle unſre verheyrathete Leſer, wofern ſie nicht ſehr glüklich oder vollkommne Stoiker ſind, überſchlagen können.

Die ſchöne Danae war keine von denen, welche das, was ſie thun, nur zur Hälfte thun. Nachdem ſie einmal beſchloſſen hatte, ihren Freund glüklich zu machen, ſo vollführte ſie es auf eine Art, welche alles was er bisher Vergnügen und Wonne genannt hatte, in Schatten und Wolkenbilder verwandelte. Man erinnert ſich vermuthlich noch, daß eine Art von Vorwiz oder vielmehr ein launiſcher Einfall, die Macht ihrer Reizungen an unſerm Helden zu probieren, anfangs die einzige Triebfeder der Anſchläge war, welche ſie auf ſein Herz gemacht hatte. Die perſonliche Bekanntſchaft belebte

Da nun die Schrift des H. Erskine, für welche ich ſonſt alle mögliche Achtung habe, ins beſondere für die Artigkeit und Mäßigung die darin herrſcht, welche allen Bewunderern dieſes großen Mannes ſehr zu empfehlen iſt, das was ſie hat beweiſen wollen, nehmlich daß das Engliſche Miniſterium allein Schuld an dem Kriege ſey, nicht nur nach meinem Urtheil, welches für jetzt als nichts zu betrachten iſt, ſondern nach dem Urtheil anderer, die gewiß eben ſo viele Einſichten haben als mein Tadler ſelbſt, nicht bewieſen hat: ſo war eine ſchnöde Herabwür-

druckt wurde: und damit niemand glauben möge, daß die Anmerkung nicht vom Verfaſſer ſelbſt herrühre, ſagt der Londner Editor in ſeiner Vorrede p. VII. The Note there contained is in the original edition! Ferner, damit niemand glauben möge daß ich partheyiſch überſetzt habe, will ich die Engliſchen Worte ſelbſt hinzu fügen. And yet there are men, men too of talents and information, who remain blind to all this; who, while France was openly forming projects of empire againſt all her neighbours, and openly preſſing forward their execution by every mean of artifice and force, believed that ſhe was injured and attacked, becauſe in the face of her own acts ſhe ſaid ſo! From a late pamphlet, published by Mr. Erskine and containing an ingenious and plauſible apology for the Engliſch Oppoſition, it appears that he and his friends in Parliament, who have certainly high pretenſions to ability and information, are ſtill perſiſting in this error of regarding the declarations of France, and wholly overlooking her actions.

würdigung eines Aufsatzes, bloß aus dem Grunde, weil er mit der Erskin'schen Schrift nicht übereinkäme, allerdings sehr unschicklich. Männer, die über diesen Punkt anders denken als der H. v. A., hatten gewiß das Recht, statt einen Machtspruch in der Form eines Orakels, eine genauere Vergleichung beyder Schriften zu erwarten. Was mich betrifft, so wünsche ich nichts sehnlicher, als daß unpartheyische und kaltblütige Richter die Thatsachen die ich angeführt, und die Schlüsse die ich daraus gezogen habe, mit der Erskin'schen Schrift vergleichen mögen; und wenn sie entscheiden sollten, daß die Thatsachen als falsch, und die Schlüsse als unrichtig durch jene Schrift schon im voraus bewiesen wurden, so will ich mich gern ihrem bessern Urtheil unterwerfen. Nach dem aber was im April Stück der Minerva bereits gesagt worden ist, darf dieses Urtheil nicht von dem H. v. A. gesprochen werden: denn ein Richter, der durch seine Leidenschaften sich so weit verleiten läßt, Ausdrücke der Art wie ich oben angeführt habe, zu gebrauchen, kann er nicht einmal das Vermögen besitzen, über diesen Gegenstand ein richtiges Urtheil zu fällen. Hierüber sage ich jetzt weiter nichts, weil ich ein Pamflet in der Arbeit habe, in welchem vorzügliche Rücksicht auf die Erskin'sche Schrift genommen werden soll.

Ich fahre also fort zu folgenden sehr harten und unverdienten Beschuldigungen. „Der Briefsteller — sey er

wer

wer er wolle, ich habe nichts mit seinem Range, Karakter, und Talenten zu thun, sondern betrachte ihn hier bloß als einen Partheyknecht — lästert den edlen Fox in dem Tone der schmutzigsten Ministerialblätter, vertheidigt die durch das Verfahren der Englischen Tribunäle bey ganz ähnlichen Fällen erwiesenen Justiz Werde in Edinburg, und erlaubt sich andere Behauptungen, die nur die Partheywuth erzeugen kann."

Was die erste Beschuldigung betrifft, „daß ich Herrn Fox durch Unwahrheiten lästere, so würde es mir sehr leid thun irgend jemanden zu lästern, hauptsächlich auf die Art, wie der H. v. A mich angegriffen hat: und wer mich kennt, wird mir gewiß das Zeugniß geben, daß ich in keinem Falle eine vorsätzliche Unwahrheit sagen würde. Ich läugne gar nicht, daß ich meine Meinung über das Betragen der Oppositionsparthey überhaupt, und des H. Fox insbesondere, sehr frey herausgesprochen habe: ich habe aber nichts gesagt, das ich nicht durch Thatsachen unterstützen könnte. Und wer soll denn mir dieses Recht benehmen? Soll ein Teutscher Schriftsteller einem Engländer sagen: „Du darfst den heiligen Karakter eines Englischen Staatsmanns nicht antasten"? Wie lang haben die Häupter der Oppositionsparthey ein Privilegium genossen, das kein Engländer für die Häupter der Ministerialparthey verlangen würde? Mit dem Privatkarakter irgend eines Staatsmanns, sey er im Ministerium,

oder

oder in der Oppoſizion, hat kein Schriftſtelle: was zu thun. Dieſen anzutaſten wäre Verläumdung, wäre Läſterung: und es thut mir in der That Wehe, wenn ich zuweilen auf Stellen ſtoße, in welchem Pitts Privatkarakter, der gewiß — ſeine politiſchen Fehler mögen ſo groß ſeyn wie man ſie haben will — ſo rein iſt, wie ein menſchlicher Karakter ſeyn kann, ohne Schonung herabgewürdigt wird. In meinem ganzen Aufſatz aber habe ich bloß das politiſche Betragen der Engliſchen Oppoſizionspartheyn unterſucht; und von dieſem habe ich weiter nichts geſagt, als was ſo einleuchtend iſt, daß ich mich wundern muß, wie jemand, der ſelbſt in England geweſen iſt, und über England geſchrieben hat, es in Zweifel ziehen kann. Um dem Einwurf zu begegnen, daß Engländer ſelbſt, wie Fox und andere Mitglieder der Oppoſizionspartheyn, die ganze Schuld des Bruchs zwiſchen England und Frankreich den Miniſtern geben, bemerkte ich daß niemand ſich auf ihre Behauptungen in dieſer Sache berufen dürfte, weil ihre einzige Abſicht wäre die Miniſter zu ſtürzen, damit ſie ſelbſt an ihre Stelle treten möchten, und daß ſie, um dieſen Zweck zu erreichen, ſich oft den Gebrauch der elendeſten Soſiſtereyen erlaubten, und Dinge behaupteten, die ſie unmöglich ſelbſt glauben könnten. Das Beyſpiel das ich anführte, um dieſes zu beſtätigen, war folgendes: daß im Herbſt des Jahres 1796, nicht lange vor dem Verſuch der Franzoſen in Irland zu landen, und nicht ſehr lange vor ihrer wirklichen

Lan-

Landung in Wales. Hr. Fox behauptete, die Franzosen hätten keine solche Absicht, daß die ganze Sache ein ungegründetes Gerücht wäre, welches die Minister ausstreuten, in der Absicht ihre Macht durch eine Vergrößerung der Armee zu vermehren und so weiter. Um die Wahrheit dieses Beyspiels zu beweisen, will ich einige Stellen aus Fox eigenen Reden anführen; ich will sie auch im Original, und zwar nicht aus einem „schmutzigen Ministerialblatt", sondern aus einer reinen Oppositionszeitung, dem Morning Chronikle, anführen. Die Debatte, wo es eigentlich zum votiren kam, über die Bill zur Vermehrung der Armee, um England in Vertheidigungsstand zu setzen, war am 2ten Nov. 1796. An diesem Tage wurde der Rapport der allgemeinen Committee über die Bill vorgelegt, und Hr. Fox stimmte dagegen.*) Er fing seine Rede an mit folgenden Worten. „My utter disapprobation of this bill, upon the general grounds as well as of the particular parts of it, **) etc. Aber die Debatten über die erwartete Landung, und über die Nothwendigkeit überhaupt, das Königreich in Vertheidigungestand zu setzen, wurden am 18ten und 31sten Oktober

*) Wie es zum votiren kam (denn in der allgemeinen Committee selbst wurde nicht votirt) waren überhaupt nur dreyßig Stimmen dagegen.

**) Morn. Chron. 3. Nov. 1796.

Oktober gehalten. *) In der Debatte vom 18ten Oktober ſagte Hr. Fox. „I believe that the idea of an invaſion is as viſionary, as that of ſucceeding in it. — I do not ask any thing to carry on the war abroad, under the maſk of defending us at home. — If it ſhould turn out not an extravagant hypotheſis, that all this ſtory about an invaſion is a mere pretence, to gain the conſent of the people to the meaſure, which is here propoſed, and that the real object is very different, **) etc. Am 31 Oktober, da über denſelbigen Gegenſtand wieder debattirt wurde, verſicherte H. Pitt die Wirklichkeit und die Größe der Gefahr in den ſtärkſten Ausdrücken; er ſagte, die Miniſter würden dafür verantwortlich ſeyn, nur könnten ſie jetzt, ohne die Klugheit zu verletzen, ihre Quellen nicht öffentlich angeben. Und doch wiederholte H. Fox auch an dieſem Tage was er vorher geſagt hatte. Wörtliche Auszüge aus ſeiner Rede ſind folgende. ***) „In times of danger it might be proper to ſuspend inquiry, but from

*) Ich nannte bloß den Monat November. Ob aber die Debatten theils am Ende Oktobers, theils Anfangs Novembers, oder alle im Anfang Novembers gehalten wurden, iſt eine Sache, worauf hier nichts ankömmt.

**) Dieſe Stellen ſind wörtlich aus der Morning Chronicle vom 19ten Oktober 1796. abgeſchrieben.

***) Morning Chronicle, 1 Nov. 1796.

from general appearances, there did not ſeem to be any immediate proſpect of invaſion. — If miniſters were exciting an alarm, merily to extend their influence and confirm their power, there was room at leaſt for heſitation. — I think they aim at the heart of the conſtitution. — If to repel an invaſion of Great Britain was their real intention, etc.

Aus dieſen Stellen erhellt zur Genüge, daß ich keine Unwahrheit von H. For geſagt habe: und falls es nicht genug ſeyn ſollte, um meinen Tadler zu befriedigen, will ich noch ein Beyſpiel anführen, welches von der elendeſten Sofiſterey und Chikane zeugt, die man nur denken kann. Der König hatte in der Rede, mit welcher er das Britiſche Parlement eröffnete, geſagt: „You will feel this peculiarly neceſſary at a moment, when the enemy has manifeſted the intention of attempting a deſcent on theſe kingdoms"; und in der Rede mit welcher der Vicekönig von Irland das Irländiſche Parlament eröffnete, war folgende Stelle in der erſten Periode: „The ambitious projects of our enemies have threatened to interrupt the happineſs and proſperity of his people by making a deſcent on this kingdom and Great Britain. Zu gleicher Zeit ſagte er, daß dieſe erwartete Landung die Urſache wäre, warum das Parlament ſo zeitig zuſammen ge-

rufen würde. Am 18ten Oktober wurde die Stelle aus der königlichen Rede, die ich meist angeführt habe, nochmals im Brittischen Unterhause vorgelesen: es wurde darüber debattirt, und der Vorschlag getan, daß eine Bill zur Vermehrung der Miliz eingeführt werden sollte. Unter diesen Umständen war es schlechterdings unmöglich, daß irgend iemand, geschweige ein so scharfsinniger Staatsmann wie Fox, sich einbildete, die Minister meynten eine Landung in Ost- oder West-Indien. Der Ausdruck „in these kingdoms" (in diesen Königreichen) leidet durchaus keine andere Auslegung als in Grosbritannien und Irland. In der Rede des Vicekönigs von Irland, welche in der Morning Chronikle vom 19ten Oktober gedruckt wurde, und also H. Fox am 31 Oktober nicht unbekannt seyn konnte, wird Grosbritannien mit Nahmen genannt; alle Debatten im Brittischen Unterhause am 18ten Oktober (an welchen H. Fox thätigen Antheil nahm und durch die Stellen, die ich oben angeführt habe, deutlich bewies, daß er wohl wüßte was die Ausdrücke bedeuteten) setzten voraus, daß die Landung in Grosbrittannien oder Irland zu erwarten wäre. Pitt und Dundas hatten sich alle beyde sehr deutlich erklärt; und wenn ja ein Zweifel noch übrig geblieben wäre, so mußte der Vorschlag ein neues Korps Miliz zu errichten welches nicht ausser Landes geschickt werden dürfe, völlig entscheiden, daß eine Landung zu Hause gemeint wäre. Demohnerachtet affektirte H. Fox am 31 Oktober, da die De-

halte

hatte erneuert wurde, eine gänzliche Unwiſſenheit, ob die Miniſter eine Landung in England, oder in Jamaica, oder in Oſt-Indien beſorgten. *) Wenn dieſes nicht Soſiſterey, wenn dieſes nicht Chikane iſt, ſo weiß ich nicht, was ich Soſiſterey oder Chikane nennen ſoll. Fiuet in ſeiner Rede am 2 Nov. ſagte er: „I have obſerved in the laſt ſpeech of the Lord Lieutenant of the ſiſter kingdom, there is not expreſſed the ſame appréhenſion of an invaſion, as was communicated from the throne to the Parliament of Great Britain.“ **)

*) Seine eigenen Worte, welche ich aus der Morning Chronicle vom 1 Nov. abſchreibe, ſind folgende: „If the Miniſter really thought this island in conſidgrable danger of being invaded, let him say so, in order that we may know what we are to prepare for: but if he alluded only to some foreign parts of his Majeſty's dominions, when he talked of an invaſion, let him ſtate the nature of the danger, because that might vary the ſpecies of preparation we ſhould make. For inſtance, the preparations, which we ſhould make for the invaſion of this island, would be of a very different nature from that of a preparation againſt the invaſion of the island of Jamaica: nor would any of his majeſty's dominions in the Eaſt or Weſt Indies bear all equal to us, as an object to be guarded againſt, as that of an invaſion of this island: and therefore before we go to the remedy, it is neceſſary we ſhould know the nature of the evil.“

**) Morning Chronicle, 3 Nov. 1796.

Hier giebt er wiederum zu was er vorher in Zweifel gezogen hatte; und auf der andern Seite, was wohl zu merken iſt, läugnet er geradezu, daß der Vicekönig von Irland dieſelbige Gefahr einer Landung ahndete. Unwiſſenheit in dieſer Sache konnte er nicht vorſchützen, denn der Ausdruck „I have observed (ich habe bemerkt") ſetzt voraus, daß er die Rede geleſen hatte: und doch ward in dieſer Rede die Gefahr aufs deutlichſte bezeugt. Endlich, wenn der Gegenſtand mir nicht ſchon ekelhaft geworden wäre, könnte ich Stellen anführen, worin dieſer große Staatsmann ſich ſelbſt auf die auffallendſte Weiſe widerſpricht. Aber genug, und mehr als genug!

Auf die Beſchuldigung einer rechtſchaffenen Brittiſchen Jury, gegen welche die Angeklagten ſelbſt nichts einzuwenden hatten, will ich nichts antworten: denn ſie verdient keine Antwort. Auch iſt es unter meiner Würde auf die Anklagen zu antworten, daß ich ein „Partheyknecht" ſey, und mit „Partheywuth" ſchreibe. Die Unabhängigkeit und Eingezogenheit, in welcher ich ſeit mehreren Jahren, von allen Partheyen in England entfernt, hier in Leipzig lebe, mag zur Widerlegung der erſten Beſchuldigung, und der Ton in welchem der ganze Aufſatz geſchrieben wurde, zur Widerlegung der letzten dienen. In der That, wer die beyden Aufſätze vergleicht, könnte faſt vermuthen, daß der H. v. A. einen Misgriff

dieſes Vorhaben durch den Geſchmak, den ſie an ihm fand; und der tägliche Umgang, die Vorzüge Agathons, und, was in den meiſten Fällen die Niderlage der weiblichen Tugend wo nicht allein verurſacht, doch ſehr befördert, die anſtekende Kraft, das Sympathetiſche der verliebten Begeiſterung, welcher der göttliche Plato mit Recht die wunderthätigſten Kräfte zuſchreibt; alles dieſes zuſammen genommen, verwandelte zulezt dieſen Geſchmak in Liebe, aber in die wahreſte, zärtlichſte und heftigſte, welche jemals geweſen iſt. Unſerm Helden allein war die Ehre aufbehalten (wenn es eine war) ihr eine Art von Liebe einzuflöſſen, worinn ſie, ungeachtet alles deſſen, was uns von ihrer Geſchichte ſchon entdekt worden iſt, noch ſo ſehr ein Neuling war, als es eine Veſtalin in jeder Art von Liebe ſeyn ſoll. Kurz, er, und er allein, war darzu gemacht, den Widerwillen zu überwinden, den ihr die gemeinen Liebhaber, die ſchönen Hyacinthe, dieſe tändelnden Geken, an denen (um uns ihres eigenen Ausdruks zu bedienen) die Hälfte ihrer Reizungen verlohren gieng; gegen alles was die Mine der Liebe trug, einzuflöſſen angefangen hatten.

Die meiſten von derjenigen Claſſe der Naturkündiger, welche mit dem Herrn von Büffon davorhalten, daß das Phyſikaliſche der Liebe das beſte davon ſey, werden ohne Bedenken eingeſtehen, daß der Beſiz, oder (um unſern Ausdruk genauer nach ihren Ideen zu beſtimmen) der Genuß einer ſo ſchönen Frau als Danae war,

gethan, und, anſtatt meinen Aufſatz zu ſchildern, den ſeinigen geſchildert habe.

Herbert Marſh.

VII.

Miscellen.

1.

Aus Schweighäuſers Vorrede zum Epiktet ſieht man, daß die Nazional-Bibliothek zu Paris doch in ſolcher Ordnung ſeyn muß, daß man die Handſchriften, ſelbſt ſchon ſolche die erſt neuerdings aus Italien gekommen ſind, benutzen kann. Schweighäuſers Sohn, Gottfried, hat deren mehrere an Ort und Stelle verglichen, wobey der Beyſtand von Dutheil und Millin ſehr gerühmt wird.

2.

Eine neue Eroberung für Länder- und Völkerkunde in Europa ſelbſt iſt die Beſitznehmung des venezianiſchen Dalmaziens und Iſtriens durch Oeſterreich. Vorher hatte die Venediger Ariſtokratie, ſelten einem Reiſenden geſtattet, ſich dort umzuſehn, ſo daß jene paradieſiſche Gegenden für das übrige Europa faſt ganz terra incognita

blieben. Man erinnere ſich nur an die bittern Klagen, die der engliſche Architekt Adams in ſeinem Vorberichte zu den Ruins of Spalatro über die Eiferſucht der venedigger Regierung führt, die ihm ſeine Zeichnungen kaum halb zu vollenden geſtattete. Es iſt von einem ſo mächtigen und geografiſche Aufklärung überall befördernden Gouvernement, als das öſterreichiſche iſt, mit Recht zu erwarten, daß es nun ohne kleinliche Beſorgniß allen Kunſt- und Naturliebhabern jene Gegenden öffnen und ſo ſeine Eroberungen zur Beſchämung aller, die an den Titeln zu dieſer Beſitznehmung zweifelten, auch eine Eroberung für die Wiſſenſchaften ſeyn laſſen werde. Nach neuern Nachrichten aus Wien haben ſchon mehrere gelehrte Wiener Entwürfe zu Entdeckungsreiſen in jene Gegenden gemacht, welchen die Regierung gewiß keine Schwierigkeiten in den Weg ſtellen wird. Unter andern haben die verdienſtvollen Grafen Deym und Salm in dieſem Frühjahre eine Reiſe dahin angetreten. Vielleicht iſt manchem ein Verzeichniß der Schriften nicht unangenehm, die bis jezt zur genauern Kenntniß jener Gegenden gebraucht werden könnten. Neben Fortis Viaggio dürften auch folgende Werke anzumerken ſeyn. 1) Topografia Veneta. Venezia 1787. 2) Lovrichs Bemerkungen über die Reiſe des Abb. Fortis, welche in Fabri's Stadt- Land- und Reiſebeſchreibungen überſezt erſchienen. 3) Fortis Lettera al Sig. Lovrich. In Brescia 1777. 4) Fortis Saggio d'oſſervationi ſu-

pra l'Isola di Cherso e Ofero. 1771. 4) Nutrizio Grisogono notizie alla storia naturale della Dalmatia. 1780. 5) Spon et Wheler voyages d'Italie, de Dalmatie etc. 6) Villa Viaggi in Dalmatia e Levante. Torino 1668. 7) Beschreibung des Königreichs Dalmatien. Nürnberg 1723. 8) Ruins of Spalatro. 9) In der letzten Oster-Messe, Beschreibung von Seeösterreich. 10) Lebrets Magazin 6 St. 11. Meusels historische Litteratur 1781. III. 12) Vitelliano Donati Saggio d'istoria naturale dell' Adriatico. — Ueber Istrien besonders. 1) Hacquets Oryctographie. 2) Pocoke. 3) Heinzens Magazin 1. B. 3. St. 4) Meusels Literat. V. St. 1781. 3 Einen Brief in Schlözers Briefwechsel 12. Heft. Endlich verdienen noch ganz besonders die unter dem Titel Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie zu Paris herauskommenden Kupfer eine rühmliche Erwähnung. Der durch seine Zeichnungen zu Choiseul Gouffiers malerischer Reise rühmlich bekannte Cassas hat auch hierzu die Zeichnungen gemacht. Es sind bis jezt 4 Lieferungen in gr. Fol. jede zu 6 Blättern erschienen, die niemand ohne Vergnügen ansehn wird; z. B. den Wasserfall des Rirecca oberhalb St. Canciano, die Ruinen zu Spalatro u. s. w. Das Ganze wird aus 15 Heften bestehn, worunter 2 Hefte Text. *)

*) Der Buchhändler La Garde in Berlin hat dies Werk von dem Kupferstecher Mee in Paris in Verlag übernommen, wohin sich Liebhaber nur wenden dürfen, um sie für den billigsten Preis zu erhalten. B.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

I.

Auswärtige Korreſpondenz.

London, den 5. Juny 1798.

Eben iſt von Wielands Oberon eine von außen glänzende Ueberſetzung in Stanzen erſchienen: Oberon a Poem. From the German of Wieland. By Will. Sotheby. London, Cadell. 2 Theile in 8. (12 Sh.) Die Kritiken beyder Nazionen mögen entſcheiden, ob dieſer Verſuch beſſer geglückt iſt, als einige frühere. Dieß iſt wenigſtens die erſte ganz vollſtändige gedruckte Ueberſetzung, *) und ſie wird allgemein mit großem Vergnügen geleſen.

Der

*) Wahrſcheinlich zielt der Verf. des Briefs auf eine andere Ueberſetzung des Oberon, wovon Hr. HR. Eſchenburg im deutſchen Muſeum eine ſehr kunſtreich gearbeitete Probe abdrucken ließ. Der frühe Tod des Verfaſſers hinderte die Bekanntmachung des ſchon vollendeten Ganzen. Auch eine franzöſiſche metriſche Ueberſetzung des Oberon, die einen Grafen von Borch in Petersburg zum Verf. hat, iſt in der letzten Meſſe erſchienen. Möge der ehrwürdige Dichter, deſſen Lieblingsgedicht dieſer doppelte Schlag traf, hierbey keine Gelegenheit finden, Klopſtocks Klage eines Gedichts (Oden Th. II. S. 216. der Quartausgabe) auch auf dieſe Ueberſetzungen anzuwenden!

D.

Der raſtloſe, oder wie der Verfaſſer der pursuits of Literature von ihm ſagt, ſeine Hand noch aus dem Grabe herausſtreckende Thomas Pennant*) hat uns mit einem neuen Produkt kompilatoriſcher Fertigkeit, a view of Hindoſtan, beſchenkt, der in 2 prächtigen Quartbänden (Preis 2 1/2 Guinee) ſo eben erſchienen iſt. Für ſolche, die andere koſtbare Werke über dieſe Baſis des brittiſchen Koloſſes ſich nicht anſchaffen können, mag dieſe Sammlung immer willkommen ſeyn. Allein den Teutſchen, die die Arbeiten eines Sprengels darüber beſitzen, iſt ſicher nichts neu darin.

Der jetzige Sekretär der königl. Geſandtſchaft, der um Beförderung der Literatur verdiente, auch der teutſchen Sprache kundige Joſef Planta, kündigt jetzt auf Subſkripzion eine Geſchichte des Schweizerbundes von ſeiner früheſten Entſtehung bis zu ſeiner jüngſten Auflöſung, in einem Quartbande, mit einer Karte an. Es iſt ein populäres Thema für die jetzigen Zeitläufte. Denn das Betragen der Franzoſen gegen die arme Schweiz hat alles, was noch gegen den Miniſter war, gegen den Deſ-

*) Man erinnert ſich, daß Pennant ſchon vor 5 Jahren ſeinen literariſchen Tod in einer kleinen Autobiografie, die uns Hr. Timäus in Lüneburg überſetzt, und mit R. Forſter's Beyträgen bereichert geliefert hat, feyerlich erklärte.

potismus dieſer unberufenen Freyheitsapoſtel empört. So werden nun die Engländer auch unſers edlen Müllers Geſchichte — denn dieſe wird Pianta doch vor allen hier nutzen — etwas genauer kennen lernen.

Auch Burke's Leben von Biſſet iſt erſchienen, Life of Edmund Burke, by Rob. Billet. Cawthorne. 8. 8 ſh. Man kann es nun mit M'cormick's Memoiren vergleichen. Aus beyden wäre wohl ein Ganzes zu machen, was auch teutſchen Leſern ſehr intereſſant ſeyn würde.

Noch wichtiger iſt vielleicht eine ſo eben erſchienenen Statiſtik des türkiſchen Reichs, die keinesweges eine Kompilation aus Rycaut, d'Ohſſon, Tott, Peyſſonel u. ſ. w wie das letzte Werk von Dallaway, ſondern das Reſultat vieljähriger Erfahrungen eines ſich dort aufhaltenden Geſchäftsmannes iſt, des Herrn W. Eton: A ſurvey of the Turkiſh Empire, London, Cadell, 1 Band in gr. 8. (8 ſh.) Beſonders für den jetzigen Zeitpunkt intereſſant ſind ſeine Bemerkungen über den Freyheitsdurſt der Neugriechen, die Machinazionen der verſt. Kaiſerin von Rußland, dieſen Freyheitsgeiſt dort zu unterhalten, und den Zuſtand des engliſchen Levantehandels. Er dringt darauf, daß die Levant Company aufgehoben, ein ganz anderes Quarantainereglement entworfen, und der ganze Handel neu organiſirt werden müſſe.

Auch

Auch über Neu-Süd-Wallis iſt ein neues Werk angekündigt, das den bisherigen Richter und Sekretär jener Kolonie, David Collins, zum Verfaſſer hat: An Account of the Engliſh Colony of New-South-Wales, from the departure of the firſt Embarkation in the year 1787. to the 29 th Septembre 1796. in 4. bey Kadell. Es werden viele Karten und Kupferſtiche von Heath, Lowry und Nagel nach Originalzeichnungen dazu verfertigt, worauf Ausſichten, Cäremonien der Landes, eingebornen u. ſ. w. vorgeſtellt ſind. Auch über Neuſeeland befinden ſich intereſſante Auszüge aus den Papieren des Gouverneurs King, davey.

Dagegen dürfte die prächtige Ausgabe von Vancouver's Reiſen durch Vancouver's Tod wohl einen beträchtlichen Aufſchub leiden. In dieſem Jahre iſt nun auf keinen Fall an ihre Erſcheinung zu denken.

Der geleſenſte und in Verhältniß erträglichſte Roman heißt Caſtle on the Rock, or Memoirs of the Elderland family. 3 Vol. Symonds. 1 ſh. Daneben verdienen etwa höchſtens Clermont, eine Novelle in 4 Bänden (16 Sh.) und The Rock, or Alfred and Anna 2 Bände 8 ſh. einer Erwähnung. Kotzebue's Graf Beniowsky iſt dem Stranger bald gefolgt, und unter dem Titel Count Beniowsky, a Tragi-Comedy (4 ſh.) im Druck erſchienen. Auf dem Theater wird er

wohl

wohl nie erſcheinen. Die Rolle der Aſanaſja beleidigt zu ſehr das ſittliche Gefühl der Engländerinnen.

2.

St. Petersburg, den 8. May 1798.

Mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß der bekannte Dichter, Hr. v. Nicolay, kaiſ. wirklicher Staatsrath und Kabinetsminiſter zum Präſidenten der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden iſt. Jedermann freut ſich, daß unſere durch große Unternehmungen längſt ausgezeichnete Akademie unter einem ſo männlichen und ſachverſtändigen Chef aufs neue blühen wird. Noch iſt rege Strebſamkeit für teutſche Literatur in unſerer Kaiſerſtadt. Von Hrn. Oberſten v. Klinger iſt gewiß noch vieles zu erwarten, ſo wenig ihm auch ſeine Berufsgeſchäfte beym Kadettenhauſe, wo er die beſtändige Aufſicht über eine Kadettenkompagnie und die abwechſelnde Beſorgung des Ganzen hat, Muße zu literariſchen Beſchäftigungen übrig zu laſſen ſcheinen. Herr Hofrath Storch, der beym Geh. Kabinet angeſtellt iſt, weiß ſeine Zeit, deren uneingeſchränkter Gebrauch ihm durch ſeinen Gönner den Grafen van Bedsborosko geſtattet wird, ſehr zweckmäßig zu ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen anzuwenden, an deren Früchten ganz Europa mit Vergnügen Theil nimmt. Auch dieſe Oſtern ſind von Petersburg aus mehrere nicht unbeträchtliche Beyträge zur Literatur geliefert worden, wovon die meiſten gewiß auch der teutſchen

ſchen Leſewelt willkommen ſeyn werden. Denn um hier der metriſchen Ueberſetzung des Oberon ins Franzöſiſche von einem Grafen v. Borch gar nicht zu gedenken, hat unſerer wackerer Soltau ſeine völlig umgearbeitete Ueberſetzung des Butleriſchen Hudibras in einem ſo zierlichen äußern Gewande erſcheinen laſſen, daß man nun erſt ſagen kann: Sir Hudibras ſey mit ſeinem Ralph auch unter uns zu Ehren gekommen. *) Wir haben aus eben der Feder, der wir noch neulich die Wanderungen Ibn Hafis zu Bagdad verdanken, die Geſchichte eines Teutſchen der neueſten Zeit erhalten, die gewiß zu den merkwürdigſten Produkten gehört, die im Fache der pſchychologiſchen Romanen erſchienen ſind. Auch fängt ſich mit dem ſo eben erſchienenen 1 Theil der Annalen der Regierung Katharina's der Zweyten ein Geſchichtswerk über dieſe einzige Monarchin an, das an der lauterſten Quelle des Ruſſiſchen Staatsarchivs ſelbſt geſchöpfte diplomatiſche Wahrheit mit einer edeln Unpartheylichkeit und einem ſehr angenehmen Vortrag

*) Dieſe durch Hrn. Atkinſon, einem engliſchen Künſtler in Petersburg, und Hr. Mayr mit karakteriſtiſchen Kupfern in getuſchter Manier geſchmückte, ſehr ſplendid bey Nicolovius in Königsberg gedruckte Ausgabe einer Ueberſetzung, wie ſie keine andere Nazion aufzuweiſen hat, verdient in dieſer ihrer ſehr vortheilhaften Umarbeitung die volle Aufmerkſamkeit des Publikums, das gern lachen, und dabey wiſſen möchte, warum es lacht.

traa zu verbinden weiſs. Der erſte Theil umfaſst Kathárinens Geſetzgebung mit mehreren ganz unbekannten Nachrichten und Geſetzentwürfen. *)

3.

Amſterdam den 4ten Juny 1798.

Mit Ruhnkenius Tode hat die Filologie ihren Dopen in Holland verloren. Er iſt dem braven Santen nur allzubald nachgefolgt. Sein letztes Geſchäft war die Bearbeitung des Schellerſchen Lateiniſchen Wörterbuchs für die Holländiſchen Schulen. Er hatte ſich dabey zweyerley zum Geſetz gemacht, was er auch im erſten Theile, der wirklich ſchon abgedruckt iſt, ſorgfältig beobachtet hat. Er märzte alle Wörter und Bedeutungen aus, die bey keinem Schriftſteller aus den klaſſiſchen Zeitaltern der römiſchen Sprache vorkommen, und lieſs alle antiquariſchen Erklärungen weg, weil dieſe ſeinen Vorleſungen über die römiſchen Alterthümer hätten Eintrag thun können. Denn in dieſen Vorleſungen müſſen ſehr triviale Sachen geſagt werden, da die jungen Herrn äuſserſt roh und unvorbereitet in ſie eintreten.

*) Beyde Werke ſind vorige Meſſe bey Hartknoch in Leipzig erſchienen, und gehören unläugbar, ein jedes in ſeinem Fach, zu den vollwichtigern Ertrag der letzten Oſtermeſſe. Ueber das erſtere hat ſich der leicht zu errathende Verfaſſer weitläuftiger im Int. Bl. der A. L. Z. erklärt.

B.

war, an ſich ſelbſt betrachtet die vollkommenſte Art von Vergnügungen in ſich ſchlieſſe, deren unſre Sinnen fähig ſind; eine Wahrheit, welche, ungeachtet einer Art von ſtillſchweigender Uebereinkunft, daß man ſie nicht laut geſtehen wolle, von allen Völkern und zu allen Zeiten ſo allgemein anerkannt worden iſt, daß Carneades, Sextus, Cornelius Agrippa, und Bayle ſelbſt ſich nicht getrauet haben, ſie in Zweifel zu ziehen. Ob wir nun gleich nicht Muth genug beſizen, gegen einen ſo ehrwürdigen Beweis als das einhellige Gefühl des ganzen menſchlichen Geſchlechts abgiebt, öffentlich zu behaupten, daß diejenigen Vergnügungen der Liebe, welche der Seele eigen ſind, den Vorzug vor jenen haben: So werden doch nicht wenige mit uns einſtimmig ſeyn, daß ein Liebhaber, der ſelbſt eine Seele hat, im Beſiz der ſchönſten Statur von Fleiſch und Blut, die man nur immer finden kan, ſelbſt jene von den neuern Epicuräern ſo hoch geprieſene Wolluſt nur in einem ſehr unvollkommnen Grade erfahren würde; und daß dieſe allein von der Empfindung des Herzens jenen wunderbaren Reiz erhalte, welcher immer für unausſprechlich gehalten worden iſt, biß Rouſſeau, der Stoiker, ſich herabgelaſſen, ſie in dem fünf und vierzigſten der Briefe der neuen Heloiſe, in einer Vollkommenheit zu ſchildern, welche ſehr deutlich beweißt, was für eine begeiſternde Kraft die bloſſe halberloſchene Erinnerung an die Erfahrungen ſeiner glüklichen Jugend über die Seele des Helvetiſchen Epictets ausgeübt haben müſſe. Ohne Zweifel ſind es Liebhaber von dieſer Art, Saint

ten. *) Wer sein Nachfolger werden wird, läßt sich jetzt noch nicht voraus bestimmen. Vor der Hand bleibt die Stelle ganz unbesetzt, und die Witwe, deren trauriger Gemüthszustand diese großmüthige Unterstützung doppelt verdient, behält den Genuß des ganzen ansehnlichen Gehaltes. Sollte indessen Leiden die einzige Landesuniversität werden, was sehr wahrscheinlich ist, so wäre wohl Wyttenbach der einzige würdige Nachfolger des großen Ruhnkenius wenn man nicht Wolf oder Jakobs — denn diese gelten in Holland fast allein als große Filologen — aus dem Auslande hinberuft.

Von Wyttenbachs Plutarch hat nun auch der dritte Theil (nach der Quartausgabe) die englische Presse verlassen. An eine Ausgabe der Biografien ist wenigstens von Wyttenbachs Seite gar nicht zu denken. Er ist sehr unzufrieden mit dem Gebrauch, den die Tübinger und Leipziger Herausgeber von seinem Plutarch gemacht haben. Schade ist es, daß er nicht, wie es einmal den Anschein hatte, Ruhnkenius jüngere, sehr liebenswürdige Toch-

*) Einige treffende Bemerkungen auch über Gelehrsamkeit und Erziehung im neuesten Holland findet man in den vertrauten Briefen aus Holland im Frühjahr 1797. Aus den Dänischen übersetzt. Hamburg, Bohn. 184. S. Es wird niemand gereuen, diese kleine Schrift voll feiner Bemerkungen und Anekdoten durchgeblättert zu haben.

Tochter — die ältere iſt blind — geheyrathet hat. Dadurch wären Ruhnkenius Papiere geſichert worden. Der Bürger de Boſch, der die anſehnliche Stelle eines Stadtſekretairs in Amſterdam bekleidet, und einen Theil ſeines Vermögens auf eine herrliche Privatbibliothek gewandt hat, hat vor kurzem den dritten Theil der Ueberſetzung der Anthologie von Hugo Grotius erſcheinen laſſen. Er iſt ſo glücklich geweſen, einiges aus den Papieren Dorvilles, die mit ſeinen Erben nach England gewandert waren, von dorther zu erhalten. Dieß und was er ſonſt in ſeinen Schedulis haben mag, ſoll einen vierten Theil dieſer Anthologie ausmachen. *) Uebrigens gehn die filologiſchen Arbeiten der Batavischen Gelehrten einen unglaublichen Schneckengang. Sie laſſen ſich daher auch von ihren Verlegern nie ein Honorar bezahlen, um nicht getrieben zu werden, und ſchütteln über die Frühgeburten teutſcher Filologen bedenklich die Köpfe.

An-

*) Der teutſche Filolog wird ſeine Sehnſucht nach dieſer Erſcheinung nach den Foderungen zu regeln wiſſen, die Jakobs in den Prolegg. ad Animadv. in Epigr. Gr. p. CXXVII. f. vorträgt. Ich beſorge übrigens keineswegs von Kennern einer Uebertreibung bezüchtigt zu werden, wenn ich den Anfang dieſes Kommentars über die Anthologie von Jakobs für eines der reichſten und wichtigſten Geſchenke der letzten Meſſe erkläre. Die ausführlichen Prolegomenen ſind ein Meiſterwerk der gerechten, aber beſcheidnen Kritik, der Kommentar ein Blumenkranz feiner Bemerkung zu einer ſchönen Blumenleſe. B.

IX.

Ankündigungen.

1.

Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre 1791 bis 1795.

Bekanntlich haben wir den Verlag dieſes wichtigen Werkes ſchon vor einiger Zeit von der Expedition der Allgem. Literatur Zeitung zu Jena übernommen. Daß der Wunſch und die häufigen Anfragen und Aufforderungen der Beſitzer des A. Repertorii wegen der Fortſetzung deſſelben nicht früher erfüllt wurde, hieng weniger von unſerm guten Willen als von der Unterſtützung des Publikums ab. Da wir indeſſen dieſen Verlag gewiß mehr aus warmen Eifer für die Literatur, und um ein ſo vortreflich angefangenes und allen Gelehrten unentbehrliches Werk nicht wieder ins Stocken gerathen zu laſſen, als um eine lukrative Spekulazion zu machen, unternahmen, ſo werden wir auch gewiß Alles, was in unſern Kräften ſteht, thun, um dieſen Zweck zu erreichen. Wir kündigen daher mit Vergnügen an, daß wir uns nun in Stand geſetzt ſehen das zweyte Quinquennium, oder das

Allgem. Repertorium der Literatur für die Jahre 1791 — 1795.

zu liefern, und zeigen, in Beziehung auf die beſonders gedruckte ausführliche Ankündigung, hiermit nur kürzlich an:

1) daß dies zweyte Quinquennium des Allg. Repertorii, eben so wie das erste aus drey Quartbänden bestehen, und ohngefähr 10 Alphabete stark werde;

2) daß wir, da dies Werk in zwey Druckereyen gedruckt wird,

a) den I. Band zur diesjährigen Leipziger Michaelis-Messe,

b) den II. Band zur Oster-Messe 1799.

c) den III. Band zu Johannis-Tag 1799.

gewiß zu liefern gedenken, und, um häufige Verwirrung zu vermeiden, nur einerley Ausgabe, nemlich auf gutes Druckpapier machen. Sollten Liebhaber ihre Exemplare auf holländ. Papier verlangen, so erwarten wir bis zum 12 July ihre ausdrückliche Bestellung darauf. Der Pränum. Preis von einem solchen Exemplare kann nicht geringer als zwölf Thlr. Sächs. Crrt. seyn.

Als eine Zierde des Werks werden wir das sehr ähnliche und vortrefflich gestochene Portrait des großen astronomischen Entdeckers Hn. Herschel beyfügen.

3) Daß wir den Ladenpreis des ganzen Werks, der freylich im Jahre 1790 von der Exped. der A. L. Zeit. auf 8 Thlr. Sächs. Crrt. gesetzt wurde, und wobey sie beträchtl. Schaden litt, in dieser und

mehr

mehr andern Rücksichten auf zehn Thlr. Sächs. Crrt. setzen müssen. Wir schlagen aber dabey zugleich, um den Besitzern des ersten Repertorii die Anschaffung dieses zweyten zu erleichtern,

4) den nämlichen Weg der Pränumeration ein, der beym ersten Statt fand, und nehmen auf jeden Band, so lange der Druck desselben dauert, also:

a) auf den I. Band bis Michaelis d. J.
b) auf den II. Band bis Ostern k. J.
c) auf den III. Band bis Johannis k. J.

zwey Thlr. 16 gl. Sächs. Crrt. Pränumeration an; welche sich aber schließt, sobald der fragliche Band fertig und geliefert ist, mit welcher Lieferung er in seinen Ladenpreis zu 3 Rthl. 8 gl Sächs Crrt. eintritt. Wir wünschen daher, daß alle Liebhaber sich dieses beträchtlichen Vortheils der Pränumeration bedienen, und sich das A. Repertorium lieber zu Acht Thlr. als zu Zehn Thlr anschaffen möchten.

5) Haben wir auch dem Wunsche vieler Gelehrten nachgegeben, und werden eine gewisse Anzahl Exemplare der ganzen Auflage in folgende 9 wissenschaftliche Hauptabtheilungen, wie schon beym ersten A. Repertorio geschah, zerlegen, nämlich:

a) die theolog. Literatur von 1791 — 1795.

b) die juriſtiſche und ſtaatswiſſenſchaftl. Literatur v. 1791 — 1795.

c) die medizin. nebſt Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte v. 1791 — 1795.

d) die philoſophiſch-pädagogiſche v. 1791 — 1795.

e) die mathematiſche, nebſt Kriegswiſſenſchaft, Oekonomie, Technologie, und Handelswiſſenſchaft v. 1791 - 1795.

f) die hiſtoriſch-geographiſche Literatur v. 1791 — 1795.

g) die philologiſch belletriſtiſche, v. 1791 — 1795.

h) die Literatur der Wiſſenſchaftkunde, Allgem. Literairgeſchichte und vermiſchten Schriften v. 1791 — 1795.

i) das allg. alphabetiſche Verzeichniß der von 1791 — 1795 erſchienenen in- und ausländiſchen Schriften, mit ihren Ladenpreiſen, und Hn. Herſchels Portrait,

und jedem Liebhaber alſo die Literatur ſeines eignen Fachs der Wiſſenſchaften, auf Verlangen, überlaſſen können. Die Preiſe dieſer einzelnen Abtheilungen können wir jezt noch nicht beſtimmen, und werden ſie bey Lieferung eines jeden Bandes des A. Repertorii anzeigen.

6) Da wir dem verehrten Publiko nunmehr mit Gewißheit verſichern können, daß das Allgem. Reper-

torium

torium der Literatur, von einem Quinquennio zum andern, richtig fortgesetzt wird, und kein Gelehrter nun mehr befürchten darf, sich statt eines fortgehenden unentbehrlichen Leitfadens durch das ungeheure Labyrinth der Literatur und des Bücherwesens, ein bloßes Fragment zu kaufen, viele Gelehrte und öffentliche Bibliotheken aber ihren Entschluß sich das A. Repertorium anzuschaffen, nur bis zu der Gewißheit, daß es für die Folge richtig fortgesetzt werde, verschoben haben, so zeigen wir diesen hierdurch an, daß sie noch von dem Ersten Repertorio sowohl complette Exemplare zu 8 Thl. Sächs. Crt. Ladenpreis mit 25 Prozent Rabat, oder zu 6 Thlr. Netto, als auch von den oben No. 6. angeführten 9 wissenschaftlichen Abtheilungen, um die bekannten bisherigen Preise davon haben, und von uns verschreiben können. Wir liefern alles bis Leipzig, Nürnberg und Frankfurt a. M. frey.

7) Alle Liebhaber können sich mit Ihren Bestellungen und Pränumerazionen entweder an ihre vorigen Kollekteurs, durch welche sie das erste Repertorium erhielten, und welchen wir noch eine billige Provision akkordiren, oder direkt an uns hieher, oder auch an den Hn. Hofkommissarius Fiedler in Jena, in frankirten Briefen wenden. Sie er-

halten, ſobald uns die Pränumeration eingeht, einen gedruckten, und von uns eigenhändig unterſchriebenen Pränumerations-Schein, gegen welchen ihnen jeder Band bey ſeiner Erſcheinung ohne weitere Nachzahlung, abgeliefert wird.

Uebrigens werden wir dies Geſchäft mit der von uns gewohnten Ordnung und Genauigkeit beſorgen.

Weimar, den 7. Juny 1798.

F. S. privil. Induſtrie-Comptoir.

* * *

2.

London und Paris.

Eine Zeitſchrift.

In unſerm Verlage erſcheint noch im Laufe dieſes Monats

London und Paris Eine Zeitſchrift,

mit dem Motto an der Stirne:

Quicquid quos Tamiſis nutrit, quos sequana rident
Gaudia, diſcurſus noſtri eſt farrago libelli.

Wir müſſen über das, was ihren äußerſt intereſſanten Gegenſtand betrifft, die Leſer auf den ausführlichen gedruckten Plan und Ankündigung dieſes neuen literariſchen Produkts, der in allen Buchläden und auf allen Poſt-

Postämtern zu haben ist, verweisen, da er keines Aus-zugs fähig ist, sondern ganz gelesen werden muß. Nur mit Einem Worte können wir sagen, daß unser London und Paris kein politisches Zeitblatt, sondern ein fortgehendes geistreiches Gemälde der Menschen-Massen, wie sie während dieser folgeschwangern Weltbegebenheiten in London und Paris, von tausend Begierden und Bedürfnissen gepeitscht, im buntesten Gewühl sich täglich herumtreiben, eine mit jedem Morgen erneuerte Scene des lebendigsten Menschenlebens, kurz ein Tableau mouvant dieser beyden ungeheuern Städte, von teutschen und geübten Beobachtern an Ort und Stelle selbst, im Momente der regesten Bewegung aufgefaßt und niedergeschrieben, und periodisch aufgestellt ist und seyn soll. Diese Zeitschrift will also blos vergnügen, scherzen, unterhalten und treu erzählen was heute in Paris und gestern in London zu sehen war. Sie liefert lauter Original-Aufsätze, und als Belege dazu die interessantesten Pläne und Zeichnungen, die witzigsten und pikantesten Karrikaturen und Spottbilder, und die berühmtesten Songs und Vaudevilles, die in London und Paris die Neuigkeit des Tages ausmachen — Dies sey zum Fingerzeige genug. Jetzt noch ein Wort über die Einrichtung dabey.

1) Jedes Stück wird fünf, vielleicht auch mehr Bogen Text, und gewöhnlich 4 Kupfertafeln in 8vo und 4to enthalten. Von den Kupfern werden 2 gewöhnlich

lich koloritte Karrikaturen oder andere interessante Gegenstände, 2 hingegen andere Zeichnungen, Plane und notirte Gesänge liefern.

2) Alle 6 Wochen erscheint regelmäßig ein Stück, in farbigen Umschlage geheftet, und 8 Stücke werden einen Jahrgang oder Band mit Titel und Register ausmachen. Bey der Anhäufung der Materien und dem Reichthume des uns vorliegenden Stoffs wird es uns leicht seyn den heurigen ersten Jahrgang, obgleich derselbe später als mit Anfange des Jahres beginnt, mit Ende des Jahres 1798 sicher zu vollenden, und es werden also heuer die Stücke etwas schneller auf einander folgen.

3) Man abbonnirt sich auf diese Zeitschrift bey allen guten Buchhandlungen, Postämtern, Intelligenz und Zeitungs-Komptoirs, für den Jahrgang mit 1 Karolin oder 6 Thlr. 8 gl. oder 11 Gulden Reichsgeld.

4) Mit Versendungen einzelner Exemplare können wir uns nicht befassen. Wollen aber Privat-Kollekteurs sich wenigstens für fünf Exemplare abbonniren, und uns die Pränumeration baar einsenden, so erhalten dieselben entwedee das fünfte Exemplar frey oder zwanzig Prozent Rabat vom Geld-Betrage. Wir spediren ihnen die Bestellungen franko Leipzig, Nürnberg und Frankfurt a. Mayn.

5) Wir bitten alle Liebhaber um schleunigste Bewirkung ihrer Bestellungen; da das erste Stück schon unter der Presse ist, und unverzüglich erscheinen wird.

Weimar, den 31. May 1798.

F. S. privil. Industrie Komptoir.

Preux und Agathons, welchen es zukömmt, über die berührte Streitfrage einen entscheidenden Ausspruch zu thun; sie, welche durch die Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Gefühls eben so geschikt gemacht werden, von den physical schen, als durch die Zärtlichkeit ihres Herzens, oder durch ihren innerlichen Sinn für das sittliche Schöne, von den moralischen Vergnügungen der Liebe zu urtheilen. Und wie wahr, wie natürlich werden nicht diese jene Stelle finden, die den Verehrern der animalischen Liebe unverständlicher ist als eine Hetruscische Aufschrift den Gelehrten. —— „ O, entziehe mir immer diese berauschenden Entzükungen, für die ich tausend Leben gäbe! —— Gieb mir nur das alles wieder was nicht sie, aber tausendmal süsser ist als sie „ ——

Die schöne Danae war so sinnreich, so unerschöpflich in der Kunst (wenn man anders dasjenige so nennen kan was Natur und Liebe allein, und keine ohne die andre geben kan) ihre Gunstbezeugungen zu vervielfältigen, den innerlichen Werth derselben durch die Annehmlichkeiten der Verzierung zu erhöhen, ihnen immer die frische Blüthe der Neuheit zu erhalten, und alles Eintönige, alles was die Bezauberung hätte auflösen, und dem Ueberdruß den Zugang öfnen können, klüglich zu entfernen; daß sie oder eine andre ihres gleichen den Herrn von Büffon selbst dahin gebracht hätte, seine Gedanken von der Liebe zu ändern, welches vielleicht alle Marquisinnen von Paris zusammengenommen nicht von ihm erhalten würden. Diese glükseligen Liebenden

Neuer
Teutſcher Merkur.

1793

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Fragmente aus einer Abendunterhaltung der Zeller'schen Mittwochsgesellschaft. — 305
II. Gedichte. von Möller. — 12
III. Fortsetzung der Fragmente über Rom, aus dem Tagebuche einer Reisenden. — 31
IV. Gedichte nach Minnesängern, von Gottl. Leon. — 50
V. Betrachtung über einen bekannten politischen Satz. — 54
VI. Ueber Ossian und den Karakter der Schottischen Hochländer, v. J. Macdonald. — 341
VII. Beym Anblick des von der Chalkographischen Gesellschaft in Dessau in Kupfer gestochnen Porträts des alten Fürsten Leopold von Dessau. Von Gleim. — 359
VIII. Ueber das Salzmannische Erziehungsinstitut in Schnepfenthal. Brief eines Dänen. — 360
IX. Sonette von Gries. — 378
X. Künste
1. Der Thiermahler Pforr. — 117
2. Ueber das Museum zu Veletri und einige andere römische Kunstsammlungen. — 389
3. Auswahl vorzüglicher Gemmen aus der Stoschischen Daktyliothek. — 390
4. Millins und Gurlitts archäologische Abhandlungen. — 393
5. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste. — 395
XI. Urtheile des Auslands über die Kantische Philosophie. — 395
XII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische Neuigkeiten. — 398
2. Von der Lahn. Schicksal des dasigen Landes. — 400

Nachricht.

Auf den VI. Teutschen Merkur kann ich mich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe

(2)

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Adreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Adressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeigen.

Wir Teutschen haben eigentlich nur ein Gemeingut. Das ist unsere schriftstellerische und filosofirende Aufklärung. Der Professor von Dillingen oder Paderborn kann sich so wenig ganz davon los sagen, als der in Göttingen oder Jena. Gerade die Universitäten sind wenigstens die sichtbaren Stapelplätze und Centralpunkte derselben. Darum muß eine genau und sich jährlich erneuernde Uebersicht aller teutschen Universitäten aller Konfessionen dem Literator gleichsam sein eigenthümlicher Staats- und Adreßkalender seyn. Seit 6 Jahren waren die von Hrn. Prof. Murgang in Halle herausgegebenen akademischen Taschenbücher Unikum geworden. Nun hat sich Hr. Prof. K. W. Juki in Marburg mit ihm zu Annalen der teutschen Universitäten verbunden, wovon der erste Jahrgang auf 1791. (Marburg, Kayser. Buchhandl. 669 S. in 8.) in voriger Ostermesse erschienen ist. Dank den edlen Männern, die, manche Beschwerde und harte Zurückweisung nicht achtend, uns diese reiche und genaue Universitätsstatistik von 32 gangbaren hohen Schulen gaben! In welchen Betrachtungen giebt dem Denker und Patrioten manche Hieroglyfe in diesem akademischen Kuhboden teutscher Gelehrsamkeit nicht Stoff und Anregung!

Dem Schweizer Republikaner, von Escher und Usteri geschrieben, der bey Hrn. Gessner in Zürich herauskömmt, und die fortdauernden interessanten, ächtrepublikanischen Verhandlungen zu Aran offiziell und am weitläuftigsten erzählt, ist der ihm drohende Sturm diesmal noch glücklich vorübergegangen. Es erscheinen noch immer wöchentlich 5 Blätter davon. Jedes solide Postamt nimmt Bestellungen darauf an.

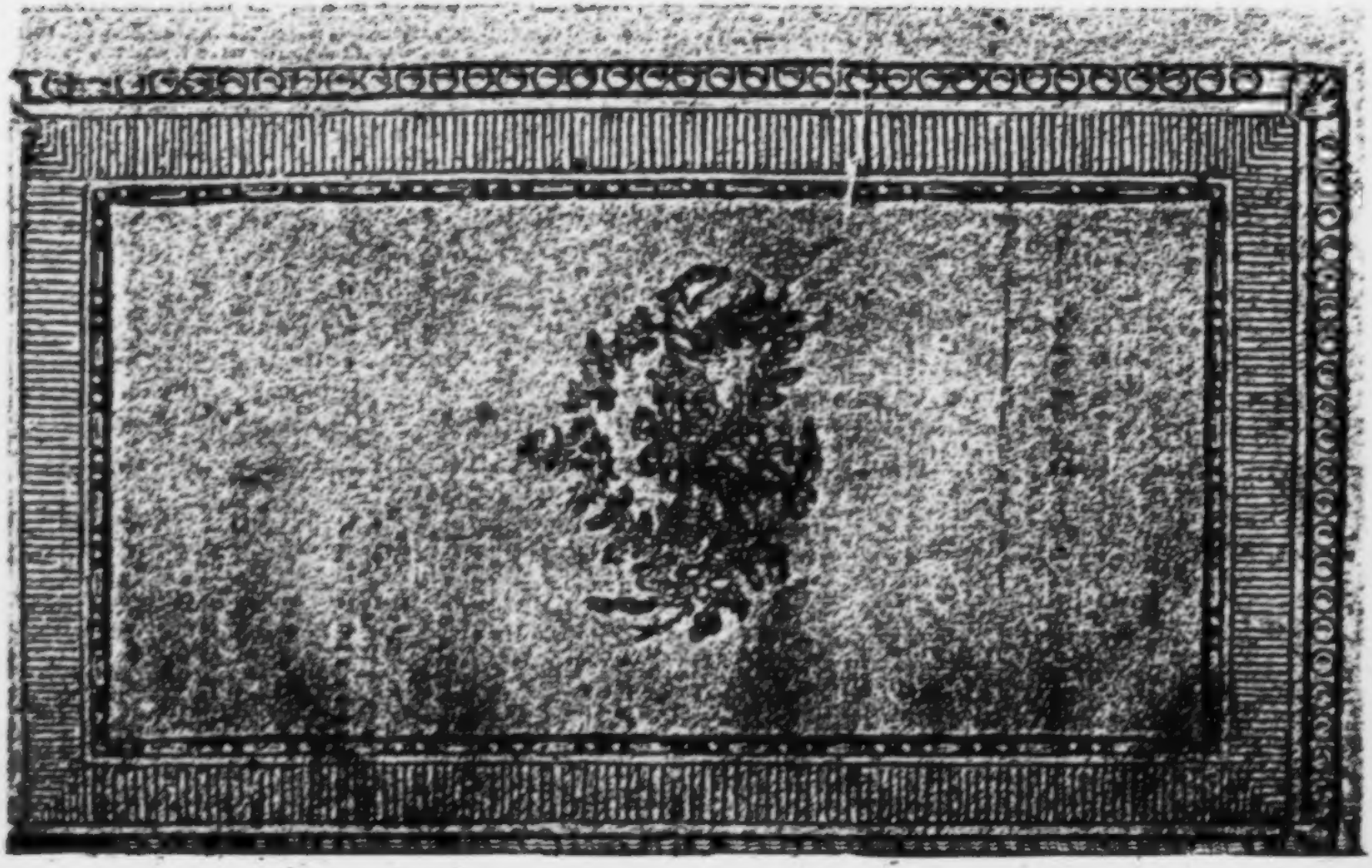

Der neue,
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1798.

I.

Fragmente
aus einer Abendunterhaltung in der Feßlerſchen Mittwochsgeſellſchaft. *)

1.

Der überliſtige Tod, ein jüdiſches Mährchen.

Gumpricht, ein dürftiger Jude in einem kleinen Städtchen, ſuchte bey allen ſeinen Nachbaren, reichen

*) Niemand wird in dieſen Fragmenten den allgemein verehrten, ſcharfſinnigen Verfaſſer der Verſuche über den Geſchmack und den Schwindel verkennen, der auch im Scherze unterrichtend iſt. Ich ergreife dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, ihm für die belehrende Unterhaltung zu danken, die mir ſeine geiſtreichen Geſpräche und eine Vorleſung über die Luftarten in jenem fröhlichen Mitt-

chen und armen, einen Gevatter für seinen neugebornen Sohn, dessen Beschneidungstag sehr nahe war. Umsonst; niemand wollte sich, wegen des nach allgemeiner Sitte damit verbundenen Geschenkes, zu dieser gottgefälligen Handlung verstehen.

Von Wehmuth gedrückt saß Gumpricht trostlos vor seiner Thüre, dem Unglücke nachdenkend, für seinen heute zu beschneidenden Sohn keinen Gevatter zu finden, und vollends keinen, der wohlthätig die Kosten der Mahlzeit und des Wochenbettes ertragen hälfe; als plötzlich ein abgerissener umherziehender Israelit von frommer und ehrbarer Miene vor ihm stand und nach der Ursache seines Kummers fragte.

Gumpricht erzählte ihm mit Thränen seine Noth. Ach wie gern, sagte der Fremde, übernähme ich das heilige Geschäft! Aber leider bin ich arm, wie du siehst! Uebertrage es mir, ich bitte dich! Ich helfe dir Gottes Segen erflehen.

Und Gumpricht faßte Muth; der Beschneider wurde geholt, die Ceremonie vollbracht und das Mahl geendigt. Nun nahm der Gast seinen Wirth allein in das Zimmer. Weißt du auch wer der Gevatter deines Sohnes war? fragte er ihn. Dieser zuckte erschrocken die Achsel; vor ihm stand — der

Mittwochszirkel, dem die Leser auch diese fortzusetzenden Fragmente verdanken, so vorzüglich gewährten.

der Todesengel; erblaßt zu seinen Füßen lag Gumpricht.

Stehe auf! rief der gute Engel (der nie aus Lust, immer auf Gottes Geheiß Leben verlischt); stehe auf! fürchte nichts Leides! Dich zu prüfen und dir beyzustehen bin ich gekommen; dein Schicksal das deine steinherzige Brüder nicht erweicht, hat mich gerührt, mich den Tod! Und nun höre! Euer baares klingendes Unwesen steht unter der Gewalt keines Engels; aber zu einem Gewerbe will ich dich einweihen, das dir bald Reichthümer wie Sand am Meere bringen soll. Du sollst von nun an die Gabe besitzen, mich, sonst unsichtbaren, an jedem Krankenbette zu sehen. Siehst du mich zu dessen Kopfe, dann stirbt der Kranke; bin ich zu dessen Füßen, so genest er. Darnach richte dich! Findest du mich unten, so stelle dich ängstlich, zucke bedenklich die Achsel und weissage Gefahr; verordne aber was dir einfällt, der Kranke stirbt nicht. Erblickst du mich oben, so verkündige den gewissen Tod, wenn auch alle Aerzte Heilung versprechen. Nun wandele alle deine geringe Habe in glänzendes Gold um, eile nach F..., und bezahle dich zum Doktor.

Dies gefiel dem Gumpricht. Noch eins, großer Engel, ehe du gehest! rief er seinem Wohlthäter zu; versprich mir auch, damit ich nicht zum Lügner werde, deine Stelle am Bette nie zu verändern. Denn siehe, wenn du heute zu des Kranken Füßen

ſteheſt, ich Geneſung verheiße, und morgen du zum Kopfe hinwanderſt, wie werde ich da beſtehen?

Einem Engel, auch des Todes, iſt ſeine Sage heilig! erwiderte dieſer nicht ganz willig; meinen Standort verlaſſe ich nie, das ſey verſichert! — Fort war er.

Nach drey Wochen (ſo lange dauerte die Reiſe) war Gumpricht ein Doktor, und nach ſechſen der berühmteſte Arzt in der ganzen Gegend. Ihm genaſen alle Kranke; denn die, welche ſterben mußten, überließ er zeitig unter mancherley Vorwand andern Aerzten. Daher ſtrömte alles ihm zu; ſein Haus ward belagert vom Gemeinſten bis zum Vornehmſten; alle erbaten ſich ihr Leben von Gumpricht, und ihm war der Ehre und des Reichthumes kein Ende. Den ächten Künſtlern war er ein Aerger und unbegreiflich, dem Volke eine wohlthätige Gottheit, und er, unkundig aller Wiſſenſchaft, ſelbſt des Schreibens und Leſens, entſchuldigte ſeine großen Thaten, auf die gewöhnliche Weiſe der Dummen, durch angebornes Genie und praktiſches Auge, das ihm der Himmel plötzlich verliehen.

Einſt ließ ein reicher Biſchof ihn rufen, der ein vieles und viel gelebt, den Tod, weil ſich in ihm nicht recht viel leben läßt, gar ſehr verabſcheute, und gleichwohl an einer Krankheit darnieder lag, deren Greuelnamen zu unſern Zeiten jedes biſchöfliche Ohr zergällt und den ich aus Achtung

für

für den ſinnreichſten Taxenmeiſter nicht ausſprechen mag; an einer Krankheit, der ſelbſt ſein engliſches Leibarzt, den er erſt vor kurzem nebſt einem Packe Putzſcheeren und einem Herſchelſchen Fernglaſe aus London ſich kommen ließ, nicht beykommen konnte. Einen Beutel Gold brachte der Bote gleich mit, und noch zehn wurden Gumprichten verſprochen, wenn er dem frommen Manne auf die Beine hälfe.

Aber mit Schrecken fänd er beym Eintritt in das Zimmer ſeinen wohlthätigen Engel zum Kopfe des Bettes. Von Ruhm- und Gewinnſucht gefoltert, überdachte er was zu thun ſey? Nun erinnerte er ſich des Verſprechens ſeines Freundes, ſeinen Standort nicht zu verlaſſen; ſogleich wurden zwey Heyducken gerufen, welche die Bettſtelle herumdrehen mußten, und da ſtand nun der Engel zu den Füßen des Kranken. Fürchterlich drohend verſchwand dieſer ſeinem Geſicht; aber der Prieſter genas.

Nicht lange nachher überraſchte Gumprichten der Engel des Todes in ſeiner grimmigſten Geſtalt. Ha! elendes Menſchengezücht! rief er ihm zu, undankbares Geſchöpf! hinab mit dir auf der Stelle! — Gnade, Herr Engel! ſtammelte dieſer zitternd am ganzen Leibe. — Nichts von Gnade! hinab mit dir! war die wüthige Antwort des Göttlichen. — Nicht um mein Leben, das ich mit Recht verwirkt, verſetzt der Feige, nicht um dieſes, um meine Seligkeit bitte ich dich! — Deine Seligkeit? fragt jener verwundert; was habe ich mit dieſer zu ſchaf-

sen? — Tödte mich nicht, antwortet der Bebende, bevor ich mein Sterbegebet verrichtet! Verdammt bin ich sonst, wie du wohl weißt! Ich bitte dich im Namen meines Sohnes! — Gut! sagt der schonende Gottesbote, eile und bete! — Ach gütiger Engel erwidert der Verschlagene! Dein Zorn ist gerecht, aber ich fürchte er ist zu jähe; du wirst ihn nicht so lange zähmen bis ich das Gebet vollendet, und komme ich nicht bis zum Amen, so bin ich verloren! Versprich, o versprich deine Rache bis zu diesem letzten Worte aufzubewahren! — Ich verspreche es, spricht der Beleidigte ungeduldig; denn einem Engel, auch des Todes, ist seine Sage heilig; nun eile! — Ha! wohl mir! jauchzt der Listige; wohl mir, ich bin deiner los! Verschwunden ist mir die Lust zum Beten; wandelt sie einst mich an, so finde dich zum Amen ein, aber ja nicht früher! Denn einem Engel, auch des Todes, ist seine Sage heilig! — Knirschend vor Zorn entfloh der Langmüthige.

Gumpricht glaubte sich nun der Sterblichkeit gesichert. Mit seiner Wunderkunst hatte es freylich ein Ende, denn sein Meister erschien ihm nicht mehr; aber er begab sich zur Ruhe, und seine gehäuften Reichthümer verbürgten ihm das genußvollste Leben.

Einst machte er eine Lustreise zum benachbarten Freund durch einen Wald; da vernahm er aus dem Dickicht her ein ängstliches Geschrey nach Hülfe, unterbrochen von röchelnden Tönen eines Sterbenden. Er eilt hin, und ach! wen findet er da? seinen

benden, brauchten, um ihrer Empfindung nach, den Göttern an Wonne gleich zu ſeyn, nichts als ihre Liebe: Sie verſchmähten izt alle dieſe Luſtbarkeiten, an denen ſie vorher ſo viel Geſchmak gefunden hatten; ihre Liebe machte alle ihre Beſchäftigungen und alle ihre Ergözungen aus: Sie empfanden nichts anders, ſie dachten an nichts anders, ſie unterhielten ſich mit nichts anderm; und doch ſchienen ſie ſich immer zum erſtenmal zu ſehen, zum erſtenmal zu umarmen, zum erſtenmal einander zu ſagen, daß ſie ſich liebten; und wenn ſie von einer Morgenröthe zur andern nichts anders gethan hatten, ſo beklagten ſie ſich doch über die Kargheit der Zeit, welche zu einem Leben, das ſie zum Beſten ihrer Liebe unſterblich gewünſcht hätten, ihnen Augenblike für Tage anrechne. Welch ein Zuſtand, wenn er dauern könnte! —— ruft hier der griechiſche Autor aus.

Eilftes Capitel.

Eine bemerkenswürdige Würkung der Liebe, oder von der Seelenmiſchung.

Ein alter Schriftſteller, den gewiß niemand beſchuldigen wird, daß er die Liebe zu metaphyſiſch behandelt habe, und den wir nur zu nennen brauchen, um allen Verdacht deſſen, was materielle Seelen für Platoniſche Grillen erklären, von ihm zu entfernen; mit

nen alten Vater halb nackt im Blute ſchwimmend. Ha! biſt du es, Entarteter? ſchluchzte der Greis; der Ruf deiner Habe drang zu mir in fernem Lande, und mich ließeſt du im Elend verderben! Da durchbettelte ich mich von Ort zu Ort zu dir her, um mit meinem Anblick dein Felſenherz vielleicht zu erweichen. Aber hier überfielen mich Räuber und durchſtachen mir die Bruſt. Für dieſe Welt bedarf ich nun, Gottlob, deiner Hülfe nicht mehr, aber wohl für jene. Mein Gedächtniß iſt geſchwunden; eile und ſage mir das Sterbegebet von Wort zu Wort vor, damit ich ruhig in den Schooß Abrahams wandele. Aber eile! meine Seele ſchwebt auf den Lippen.

Und Gumpricht, betäubt von dem Anblick und den gerechten Vorwürfen ſeines Vaters, befriedigt ſeinen Wunſch auf das pünktlichſte.

Kaum war das letzte Amen über ſeine Lefzen, als das ſterbende Fantom ſich in den fürchterlichen Rächer umwandelte. Ha, Nichtswürdiger! ſchrie er ihm zu, nun ſollſt du mir nicht entwiſchen! Wiſſe, einem Engel, auch des Todes, iſt ſeine Sage heilig! Du haſt das Sterbegebet bis auf das Amen vollendet; hin und modere!

(Die Fortſetzung im folgenden Stücke.)

II.

Gedichte. *)

An Matthiſſon.

Wie an dem Blumenkelche die Biene hängt,
Wenn warmer Lenzſtral ſich vom Olymp ergießt:
So hing oft meine trunkne Seele,
Lieblicher Sänger, an deinen Liedern.

Ich war ein Knabe; weniger galt mir noch
Apollons Lorbeer als der Cyanenkranz,
Den am Johannisfeſt Theona
Mir auf die fliegenden Locken drückte.

Da ſcholl mir Hölty's lieblicher Harfenton,
Und bange Sehnſucht ſchwellte zum erſtenmal
Den Buſen mir: voll Unmuths ſtreut' ich
Nun in die Lüfte Theona's Kränze.

Der Lenz kam wieder; jubelnd begrüßt den Lenz
Im Gang zum Buchenhayne der Knabenſchwarm;
Nur ich floh ihre Spiel', und einſam
Irrt' ich in tieferen Haynesſchatten.

Hier

*) Mit Vergnügen empfing der Merkur dieſe Verſuche. Von der pflegenden Hand unbeſtechlicher Kritik gewartet, werden dieſe Blüthen, wenn ſie auch Fruchtknoten anſetzen, in der Folge einen lieblichen Kranz bilden.

Hier weilt' ich ſinnend: feyerlich rauſcheten
Die Blätterreichen Wipfel, ich glühete,
Und um des Knaben Seele ſchwärmten
Geiſter der Lieder im bleicheren Glanze.

Ich ward ein Jüngling; rauſchender tönte mir
Des Mäoniden Schlachtgeſang, und Virgils;
Doch ſüßer reizten mich Tibullens
Zärtliche Klagen, Katullens Scherze.

Oft tönte mir am blumigen Quellenrand
Des Tejers Myrtumflochtenes Saytenſpiel;
Oft träumt' ich mir bey Flakkus Liedern
Anio's Stromfall und Tiburs Schatten.

Dann lauſcht' ich Utzens glühendem Sonnenflug',
Und Kleiſtens Frühling'; hohe Begeiſterung
Umwehte mich bey Klopſtocks Oden;
Aber noch ſchwieg mir die Liederharfe.

Da tönte mir, in Silberakkorden des
Harmonikons dein liebliches Saytenſpiel,
Und, glühend in Begeiſtrung, weiht' ich
Euch, Pieriden, mein Erſtlings-Opfer.

* * *

An die Freude.

Du, die mit goldnem Stabe
Uns Feenwelten ſchaft,

Der Götter ſchönſte Gabe,
Voll ew'ger Jugendkraft,
Die ſelbſt in öde Wüſten
Sibiriens ſich ſenkt,
An deren Mutterbrüſten
Sich jedes Weſen tränkt!

Dir lächelt aus der Wiege
Des Säuglings heitrer Blick,
Es ſtralen ſeine Züge
Dein Roſenlicht zurück:
Ach! unter deinem Flügel,
Gewebt aus Morgenroth,
Sieht er nicht, was im Spiegel
Der fernen Zukunft droht.

An deinen Händen hüpfet
Mit federleichtem Sinn,
Der jeder Sorg' entſchlüpfet,
Der muntre Knabe hin;
Du hilfſt ihm Kränze flechten
Ins leichtgelockte Haar,
Und beutſt mit milder Rechten
Ihm Ball und Kegel dar.

Als Venus einſt dem Schaume
Des dunkeln Meers entſtieg,
Und rings im weiten Raume

Die Schöpfung feyernd ſchwieg,
Da ſchuf aus Aetherbläue
Kronions Finger dich;
Und hold empfing als neue
Gefährtin Cypris dich.

Drum beutſt du, im Geleite
Der Göttinn, durch das Land
Der Jugend, ſüße Freude!
Dem Jüngling deine Hand.
An deinen Buſen ſinket
Er voll Begeiſtrung hin;
Der Pfad durch's Leben dünket
Ihm ewig Frühlingsgrün.

Doch wenn der kühne Zecher
Geſättiget ſchon ſchien,
Reichſt du der Freundſchaft Becher
Voll neuer Wonn' ihm hin.
Er ſinkt, mit Wonnebeben,
In eines Freundes Arm,
Und fühlt zum neuen Leben
An ſeiner Bruſt ſich warm.

Wenn in des Tages Mühen
Des edlen Mannes Kraft
Im heiligen Bemühen
Für Tugend ſchier erſchlafft,

Trittſt du, voll Engelmilde,
Am Abend zu ihm hin,
Und tröſteſt mit dem Bilde
Erfüllter Pflichten ihn.

Und ſieht am ſtillen Abend,
Satt von des Lebens Mahl,
Der Greis, am Weſt ſich labend,
Der Sonne letzten Stral:
Dann nahſt mit Engelsküſſen
Im Abendglanze du,
Und ſeine Augen ſchließen
Mit Lächeln noch ſich zu.

An' deiner Seite gehet
Die Hoffnung, ewig hold,
Ihr Roſenſchleyer wehet
Um deiner Locken Gold;
An deinem Arme wallet,
In ſanfter Dämmerung,
Vom Abendroth beſtralet,
Die Rückerinnerung.

O gute Göttinn, ſchwebe
Stets meinem Pfade vor;
Dein Roſenfinger webe
Um mich der Hoffnung Flor.
Dann wall' im ſtillen Frieden

Ich meine Bahn hinab,
Und deine Silberblüthen
Umſäuſeln noch mein Grab.

* * *

An eine Roſenknospe.

Als du wardſt, ertönten Adons Lieder,
Aeos ſah mit Lächeln auf dich nieder,
Und die Horen, in des Mondes Glanz,
Schlangen um dich Reihentanz.

Sylfen gaukeln ſcherzend um dich, Süße,
Zefyrs buhlen rings um deine Küſſe;
Amor ſelbſt, als goldnes Veilchen, liegt
Deinem Buſen angeſchmiegt.

Einſt, beym Liederreichen Traubenmahle,
Schlingſt du dich um duftende Pokale,
Oder webſt, beym Charittinnen-Tanz,
Dich in Pſychens Haar zum Kranz.

* * *

Buonaparte.

Ihn ſehn möcht' ich, den dreyßigjährigen Heroen,
Auf deſſen Stirn ſich Muth mit Menſchlichkeit vereint;
Ihn ſehn, im Schlachtgewühl, wenn tauſend Tode drohen,
Ihn ſehn, als Gatten, Freund.

Ihn ſingen möcht' ich, ihn, den unerreichten Krieger,
Der ſchon ſo früh Unſterblichkeit errang,
Und, in dem ſchweren Kampf mit Leidenſchaften Sieger,
Sich ſelbſt bezwang.

Dresden. Noeller.

III.

Fragmente über Rom,

aus dem Tagebuche einer Reiſenden.

(Fortſetzung. S. Julius. S. 285.)

Den 19ten November.

Der ſchönſte Tag lockte mich ins Freye, und wir machten mit unſerm lieben Fernow die kleine Reiſe nach der Villa Millini auf der Höhe des Janikulus. Ich ritt auf einem ſchrecklich ſtoßenden und dabey ſcheuen römiſchen Gaul, den Obelisk von Heliopolis vorbey, zur Porta del Popolo heraus, die Via Flaminia entlang bis an Ponte Molle, dann den angenehmen Weg an der Tiber zwiſchen dem Strom und den kleinen grünen Hügeln, die ſich an Monte Mario anlehnen. Es ging ziemlich ſteil den Berg hinan, bis an die Villa Madama, die von Giulio Romano erbaut iſt, dem Könige von Spanien gehört, und ehedem von der Donna Olimpia v. Parma bewohnt

gewes

gewesen ist. Hier ward, der Sage nach, die Bartholomäus-Nacht geboren, und ich sah den Ort mit geheimem Grausen. Diese Villa hat ein verödetes Ansehn. Im Garten pflückten wir süße Orangen von einem freystehenden Baum, der die Fülle goldener Aepfel im dunkelglänzenden Laube halb verbarg. Von hier aus, wo die Aussicht hinab sehr reich ist, folgten wir, unter Fernows Leitung, einem kleinen Fußsteige der an wildbebuschten Hügeln sich hinaufwindet. Alles war grün. Eichen, Brombeeren und Schlehen waren es noch, und die Fülle von immer grünen Stauden und Gebüschen umgab mich, mit der süßen Wirklichkeit dessen, was ich so lang mir erträumte.

Durch die Hügel öfneten sich seitwärts äusserst frappante Perspektiven aufs Tiber-Thal und gegen die Nordöstlichen Gebirge. Dunkelblau stand der Soraktes; mit Nebel behängt waren die Sabinischen Berge. Nun hatten wir die hohe freye Wiese des Janikulus erreicht, und Fernow führte mich an den Abhang, auf den Stein eines alten Gemäuers, von wo man einen uneingeschränkten Hinabblick hat, Rom auf seinen eilf Hügeln, das ganze Tiberthal, und die Campagna überblickt. Wahrlich, ein grosser und Seelenhebender Augenblick! Ach, wer das alles mit einem Gefühl, einem reinen, vollen, kräftigen Gedanken der Ruhe umfassen könnte! Mir ist Roms Jugend so lieb, und ich verweile am liebsten an den vier alten Hügeln,

geln, am Theil des Thales gen Albanum, Sabina, ꝛc. — mit kindlicher Freude. Anmuthig liegt der Pincius, sein Rücken mit dem Grün von Zypressen, Pinien und Eichen, und den Villen Borghese, Ludovisi, Doria, u. a. m. bedeckt! Nie sah ich einen Strom sich freyer und kühner schwingen, als den Vater Tiberinus durch die Campagna di Roma! Wie schön ist die Biegung, mit welcher er sich um das grüne Schlachtfeld des Konstantius in Ponte Molle hineinschlingt! Sein Gestade ist gut angebaut hier unter mir, und die hohen Lombardischen Schilfkränze *) stehen ihm wohl an. Prachtvoll steigt die Peterskirche aus der Prunkstadt des Vatikans; rechts grünen die Gärten Pamfili, links die von Korsini auf kleinen Anhöhen; dort liegt auch der untere Theil des Janikulus. Nun wandelte ich unter dem herrlichen Gothischen Gewölbe dieser Zypressen-Allee, die einzig ist in ihrer erhabenen melancholischen Schönheit! Unter des schwärzlichen Grünes hoher Wölbung sieht man die verwandte Höhe der Peterskuppel, und erblickt den jenseitigen Himmel, durch die Fenster der hohen Laterne.

Seitwärts ordnet sich, wie in einer wohl ausgestellten Gallerie, ein Gemälde des überblickten Roms nach dem andern, zwischen den Säulen der

Zy-

*) An diesem Rohr, das bis zu einer ansehnlichen Höhe aufschießt, werden die Weinreben in der Campagna aufgebunden.

einem Worte, Petronius, bedient ſich irgendwo eines Ausdruks, welcher ganz deutlich zu erkennen giebt, daß er eine verliebte Vermiſchung der Seelen nicht nur für möglich, ſondern für einen ſolchen Umſtand gehalten habe, der die Geheimniſſe der Liebesgöttin natürlicher Weiſe zu begleiten pflege. Jam alligata mutuo ambitu corpora animarum quoque mixturam fecerant, ſagt dieſer Oberaufſeher der Ergözlichkeiten des Kayſers Nero; um vermuthlich eben daſſelbe zu bezeichnen, was er an einem andern Ort ungleich ſchöner alſo ausdrükt:

Et transfudimus hinc & hinc labellis
Errantes animas ——

Ob er ſelbſt die ganze Stärke dieſes Ausdruks eingeſehen, oder ihm ſo viel Bedeutung beygelegt habe, als wir; iſt eine Frage, die uns (nach Gewohnheit der meiſten Ausleger) ſehr wenig bekümmert. Genug, daß wir dieſe Stellen einer Hypotheſe günſtig finden, ohne welche ſich, unſrer Meynung nach, verſchiedene Phänomena der Liebe nicht wohl erklären laſſen, und vermöge welcher wir annehmen, daß bey wahren Liebenden, in gewiſſen Umſtänden, nicht (wie einer unſrer tugendhafteſten Dichter meynt) ein Tauſch, ſondern eine würkliche Miſchung der Seelen vorgehe. Wie dieſes möglich ſey zu unterſuchen, überlaſſen wir billig den weiſen und tiefſinnigen Leuten, welche ſich, in ſolzer Muſſe und ſeliger Abgeſchiedenheit von dem Getümmel dieſer ſublunariſchen Welt, mit der nüzlichen

Zypressenstämme — oder eine Himmelspiegelnde Krümmung der Tiber schlüpft, ohne die Gestade sichtbar zu berühren, wie zwischen Luft und Erde vorbey; die optischen Täuschungen werden alle Augenblicke neu, und ihre Reize durch die Dünste des Herbsttages erhöht, die in tausend Gestaltungen umher gaukeln. Erst wenn man die dunkle Massen dieser Kork- und Stecheichen, die Himmelanstrebende Pinie, die schwankende Schönheit der Zypresse in blaue Lüfte getragen sieht, lernt man die Gruppen und den Baumschlag Italienischer Mahler verstehn — ihre Kühlung säuselnden Schatten. Lieblich war hier auf diesem Naturkannevas das leichte Dämmern der Olivenbäume am Abhang des Hügels, im Abstich mit den dichten Schatten die seinen Gipfel krönen. Aber über alles entzücken mich die römischen Ferneü! Wenn nun die Sonne sinkt, und duftig die Berge sich heben, dort der alte Albaner (jezt Monte Cavo) wo die Burg des Jupiter Latialis stand, wo Frascati (Tusculum) im Purpur am Abhang liegt, die hohen Schultern aus den Wolken hebt. Die Ebene nach Ostia zu liegt öde, und versank in Dünsten, die bey Sonnenuntergang in wechselnden Farben glänzten; auch die steigende Campagna gen Viterbo liegt in öder Trauer! Wir hatten unser Mittagessen nachkommen lassen, und verzehrten es im Freyen in einer Nische über dem Brunnen, dessen Rand unser Tisch war, und aus dessen Tiefe

jeder hinein gerufne Ton mit harmoniſchem Klang zurückſchallt.

Den 20ten.

Vatikan.

Ich wandelte heute mit den Freunden, und Hirt, der Treue, war unſer Begleiter. Auch ich bewunderte den Torſo und gewann ihm ein Intereſſe ab, das ich mir ſelbſt nicht zugetraut hatte. „Ob er auf der Käule geruht" — „ob er ſeine ſüße Hebe auf den Knieen gewiegt"? Das mögen Hirt, Heinze oder Herder entſcheiden! Aber die hohe Wahrheit, Beſtimmtheit und weiche Vollendung konnte auch ich empfinden. Man ſieht, man fühlt die Muskeln mächtig anſchwellen auf der ausgebeugten Seite des Körpers, ruhen an der eingebeugten, und wie unter einer Waſſerfläche ihre Kraft nur hervorſpielend. Apollonius, Neſtors Sohn v. Athen, war der große Künſtler der dieſen Marmorblock belebte.

Vorſichtig führte Hirt uns ins Cortile del Belvedere, und zeigte uns erſt links die ſchöne Porfirne Doriſche Säule. — Dann ſtanden wir an der reizenden Herme der ſchönen Bacchantin — und plötzlich erſchien uns Apollo; für mich ganz, einzig und auf immer Gott des Lichts! Fernhinſchauer, ſendet er Pfeile des Geiſtes aus der hohen gedankenerfüllten Stirn! Er bedarf nicht den Bogen zu ſpannen, um zu treffen. Freundlich

iſt

iſt der Mund; Milde eröfnet die rechte Hand; friedlich ruht das Gewand, auf der wie zum Redebegleitenden Geſtus ausgeſtreckten Linken. So erſchien mir der Apoll des Vatikans; ſchöner, edler, erhabner als alles was ich vor ihm ſah. Nichts von Hohn und Zorn war mir an ihm ſichtbar — allein hier mußte ich ſcheiden für heute vom Vatikan. Ich kann das Stehen nicht ertragen, und hatte mich vor Apoll ſo vergeſſen, daß ich beynah, von plözlicher Erſchöpfung ergriffen, zu ſeinen Füßen nieder geſunken wäre — ein trauriges Opfer!

Ich flüchtete mich zu Angelika, und brachte ihr die Gedichte ihres lieben Landsmannes v. Sälis, als einen Beweis ſeiner Achtung für ſie, mir von ihm anvertraut. Wir verweilten ein Stündchen in ihrer Werkſtatt, „dem Tempel der ſittlichen Grazien.“ Außer einigen Portraits, die zwar ſämmtlich idealiſirt waren, mir aber vielleicht um deſto beſſer gefielen, war mir ihr neuſtes Gemählde „Pſyche und Amor“ unausſprechlich lieb. Pſyche hat unvorſichtig das für Juno aus der Unterwelt geholte Gefäß von Proſerpina's Nachttiſch eröfnet — Stygiſche Dünſte ſteigen daraus hervor, umnebeln ihre Sinne, beklemmen ihr Herz — Sie verſinkt erbleichend, und ſenkt, einer geknickten Morgenblume gleich, das zarte Köpfchen auf die Lilienbruſt herab, welcher ſo eben aus den halbgeöfneten, erblaßten Roſenlippen der lezte Hauch entfliehn will. — Allein plözlich ſteht Amor, der liebende

Allgegenwärtige, neben ihr! Thränen entquellen ihren schon geschlossenen Augen. Mit seinen goldenen Locken faßt er die fallenden Perlen auf. Seelige Psyche! Es war die lezte Prüfung! Die verschwebteste Leichtigkeit, und ein holder Aetherischer Reiz sind über dies Gemälde verbreitet. — Die zarten Umrisse, in denen Psyche fast sichtbar nur verhüllt ist, sind vielleicht das Geistigste was je ein Pinsel hervorgebracht hat. *) Hier vernahm ich mit Freuden aus Angelika's Munde, daß Apollo auch ihr denselben Eindruck beym ersten Anblick gemacht; daß auch Sie weder den Besieger des Python, noch weniger den grausamen Vertilger der holden Kinder Niobe's in ihm ahnde, sondern die ewig heitre und milde Klarheit des Gottes des Lichts und der Musen.

Abends zog eine Leichenprozession unsere Fenster vorbey. Die vermummten Gestalten der schwarz und weiß verlarvten Begleiter zogen Fackeln tragend in langer Reihe den spanischen Platz hinauf an der Propaganda hinweg. Die Todte lag unbedeckt im offenen Sarge, und der Mond schien ihr aufs bleiche Leichengesicht. Es war bis zum Entsetzen schauerlich.

Den

*) Dies Gemählde befindet sich jezt in der Sommerwohnung der Regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau zu Luisium bey Dessau.

Den 21ſten.

Kapitol.

Heute war der gelehrte Antiquar Zoega mein Begleiter; dieſer beſcheidne Weiſe, den Rom ehrt, und den wir Dänen mit Stolz als unſeren Landsmann uns zueignen. Wie gerne gehe ich mit ihm! Sein ſtiller humaner Sinn und die melancholiſche Empfänglichkeit ſeiner Seele ſtimmen ſo ſehr in meine Art zu ſehen, und ſeine Belehrungen ſind ſo faßlich, als ſein Geſchmack fein iſt. Beneide mich um die Führer, unter denen ich Glückliche wählen darf!

Wir verweilten heute beſonders bey den Sarkofagen, aus deren ſanfter Bilderſprache der zarte, alles mit dem Grazienſchleyer umhüllende Geiſt der Griechen dir noch wie verhallende Harmonien entgegen tönt, und Sokrates und Platons Weisheit aus dem verſtummenden Grabe Himmelan ſteigt. Beſonders merkwürdig iſt der kleine Sarkofag rechts an der Thüre des erſten Zimmers. Mit der Fabel des Prometheus beginnend, folgt der zarte Ideengang durch eine Reihe ſeelenvoller und holder Bilder dem Leben durch Aufgang und Mittag bis ans ſtille Schatten-Thor des Todes. Aurora entſteigt dem Ozean; Prometheus raubt dem Vulkan den belebenden Funken; Mnemoſyne naht, und Minerva mit dem Schmetterling, dem Belebten, um dies Leben zu beſeelen, durch Bewußtſeyn und Erinnerung.

rung. Psyche und Amor ſtehen in ſüßer Umarmung — Mittag und Vollendung des Daſeyns durch Liebe! Helios ſtrahlt das Mittagslicht der Fülle und des Lebens auf ſie herab. Was zwiſchen Liebe und Tod unſer ödes Daſeyn verlängert, überſchwebt der Geiſt des Griechen!*) Merkur erſcheint, der ſtille Schattenführer! Die Parzen vollenden ihr Werk! Der Genius ſenkt ſeine Fackel über dem Erſchlafenen, und Prometheus büßt mit ewiger Reue, nagendem Geyer, daß er das Unſterbliche mit dem Vergänglichen gepaart und die leichtſchwebende Pſyche in den engen Kerker gebannt hat! Die andern Sarkofage dieſes Zimmers, mit dem Raub der Proſerpina, dem Endymion in Morfeus Schooße (dem die leicht wandelnde Göttinn vom Amor geführt leiſe naht), mit der Amazonen-Schlacht, der Geſchichte der Chryſeis, den Muſen, und Plato, Sokrates oder Homer an den Endſtücken — führen dich alle in die, wie von einem heiteren Abendlicht, eröfnete Welt reizender Bilder und hoher Reſultate der erhabenſten Filoſofie und Dichtung, und in die ſchöne Blüthenzeit des menſchlichen Geiſtes zurück! Schillers Strofe umtönte mich:

Da

*) Der Stil dieſes Basreliefs verräth ohngefähr das 4te Jahrhundert. Allein noch iſt der griechiſche Übergang darinn. Am kurzen Hauptende ſtehen Adam und Eva mit der Schlange; alſo war vielleicht der Todte ein Chriſt.

„Da trat noch kein scheußliches Gerippe
„An das Bett des Sterbenden: ein Kuß
„Nahm das lezte Leben von der Lippe.
„Still und traurig senkt ein Genius
„Seine Fackel; sanfte heitre Bilder
„Scherzen selbst um die Nothwendigkeit,
„Und des Schicksals Spruch erscheint uns milder
„Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.“

Ich sagte diese Strofe Zoega'n aus dem Gedächtnisse; sie entzückte diesen Griechen wie mich. Ich schreibe sie hier wieder aus dem Gedächtniß ab, und bitte Schillern um Verzeihung, wenn ich etwa, unversehens, durch ein unrechtes Wort die Harmonie des Verses beleidige. — Warum gab er uns nicht schon längst die Sammlung seiner zerstreuten Gedichte? Warum muß man so manches geliebte Herzenslied immer erst aus den Zeitschriften zusammen suchen?

Ich begrüßte aufs neue meine Lieblinge unter den Statuen, und Zoega zeigte mir die für authentisch erkannten unter den Büsten. — Ach, Nero, Domizian, Karakalla, Geta (jener schaut wild mit Mörderblick auf den Bruder), Klaudius — Scheusale!! Sanfter Mark-Aurel, und du große Agrippine, ich flüchte zu euch — Wie tief ist der lang erduldete, tief verbissene Schmerz im Antlitz Agrippinens eingegraben! Interessant ist die Folge der 4 Mark-Aurel Köpfe vom Knaben

ben bis zum Jüngling und Mann hinan! Wie die jugendliche Fröhlichkeit der Unschuld der heißeren Sonne des mühsamen Thronlebens weicht — und so nach und nach das Gesicht des trauten sorgenvollen, treuen Alten, mit allen seinen Kummerfalten entsteht! Ich wollte heute nichts neues sehn; nur eine schöne Buste der Ariadne zeigte mir Zoega noch. Sie ist traurend auf Naxos und interessant als Gegenstück der Großen. Dann die Ideal-Busten der Sappho, des Plato, Homer, und Epikur.

Den 22sten.

Hinaus zur Porta Pia, den sogenannten Bacchus-Tempel vorbey, auf den Hügel über den Steinbrüchen der Puzollana, wo ehedem das Lager des Kamillus gegen die Gallier stand! Unser lieber Hirt erklärte uns alles im vor uns hingebreitetem Gefilde der Vorwelt. — Unter uns strömte der Anio (iezt Teverone) durchs Thal. Dort war der heilige Berg (ein kaum erhabner Hügel), von dem Menenius Agrippa durch die sinnreiche Fabel von dem Bauch und den Gliedern das entrüstete Volk beruhigte und nach Rom zurück führte, wo denn die Tribunen freirt wurden. Dort jenseits dem Anio standen bey der zweyten Belagerung Roms die Gallier. Hier die Römer diesseits, dies Flüßchen nur war zwischen ihnen. — Dort schritt der Gallische Goliath trotzig einher, und Manlius Torquatus errang den

ehrens

ehrenvollen Beynahmen, und wusch die Schmach des Vaters von der Familie ab, den Schimpf des Tarpejiſchen Todes. Dorthin über dem Blachfeld und der Brücke lag das Land-Haus des Faon, wo Nero nach ehrloſem Leben eines elenden Todes ſtarb — welches Feld jezt Sarpenara heißt. Rechts erſcheint von einem Hügel zum andern der Aquedukt des Markus Agrippa, der das, der Diana geweihte Waſſer der Aqua Virgo nach Rom leitet, wo es in die Fontana Trevi ſich ergießt, und als das beſte und reinſte Waſſer von Rom noch jezt unter dem Namen Aqua Virgo bekannt iſt. Links ſtehen die Kalkgebirge Sabinums; dann hebt ſich aus der Senkung dazwiſchen der Bergſtoß des Albaniſchen und Fraskatiſchen Hügels, und der hohe Monte Cavo (alles Volkane der alten Welt) mit den Waldumgebnen Seen von Nemi und Albano. Dort ſtand das Sabiniſche Quirinum auf dem Hügel (das Ganze iſt der Algidus der Alten); und die zu den Füßen der hohen Sabinen hingereihten Monticellen waren mit Städten bedeckt, die jede zu ihrer Zeit die junge Roma umſonſt zu unterdrücken ſtrebten. Welch Leben der Bevölkerung in dieſem jezt ſo Menſchenleeren Thale! — Dort rechts endlich ſtand Kollatia, wo Lukrezia fiel und ſtarb um ſich wieder zu erheben!

IV.

Gedichte nach den Minnesingern.

1.

Frauengruß.

Nach Leopold von Seven.

In dem Wald und auf der Haide
Waltet schon der bunte May,
Seiner Blumen Augenweide
Macht uns aller Sorgen frey.
Ist die holde Frau mir gut,
Eeht, so kränzen,
Gleich dem Lenzen,
Blum' und Blüth' auch meinen Muth.

Selig, dem der Vögel Singen
Und des Mayen lichter Schein
Gute Sommerkunde bringen!
Will sein Herz sich beyder freun,
So hat es in jedem Wahl.
Blumen sprießen,
Vögel grüßen
Rings den May auf Berg und Thal.

Frauengunst setzt mich in Freuden
Mehr, denn aller Blumen Zier;

chen Speculation beſchäftigen, die Art und Weiſe ausfündig zu machen, wie dasjenige was würklich iſt, ohne Nachtheil ihrer Meynungen und Lehrgebäude, möglich ſeyn könne. Für uns iſt genug, daß eine durch unzählige Beyſpiele beſtätigte Erfahrung auſſer allen Zweifel ſezt, daß diejenige Gattung von Liebe, welche Schaftesbury mit beſtem Recht zu einer Art des Enthuſiasmus macht, und gegen welche Lucrez aus eben dieſem Grunde ſich mit ſo vielem Eifer erklärt, ſolche Würkungen hervorbringe, welche nicht beſſer als durch jenen Petroniſchen Ausdruk abgemahlt werden können.

Agathon und Danae, die uns zu dieſer Anmerkung Anlaß gegeben haben, hatten kaum vierzehn Tage, welche freylich nach dem Calender der Liebe nur vierzehn Augenblike waren, in dieſem glükſeligen Zuſtande, worinn wir ſie im vorigen Capitel verlaſſen haben, zugebracht: als dieſe Seelenmiſchung ſich in einem ſolchen Grade bey ihnen äuſſerte, daß ſie nur von einer einzigen gemeinſchaftlichen Seele belebt und begeiſtert zu werden ſchienen. Würklich war die Veränderung und der Abſaz ihrer gegenwärtigen Art zu ſeyn, mit ihrer vorigen ſo groß, daß weder Alcibiades ſeine Danae, noch die Prieſterin zu Delphi den ſpröden und unkörperlichen Agathon wieder erkannt haben würden. Das dieſer aus einem ſpeculativen Platoniker ein practiſcher Ariſtipp geworden; daß er eine Philoſophie, welche die reinſte Glükſeligkeit in Beſchauung unſichtbarer Schönheiten ſezt, gegen eine Philoſophie, welche ſie in ange-

Meiner Herrin Hulden ſcheiden
Unmuth, Sorg' und Gram von mir.
Es entband der ſchweren Buß
Mich alleine,
Die viel Reine,
Durch der Minne ſüßen Gruß.

2.

Liebesprobe.

Nach Heine. Burggrafen von Rietenburg.

Verſuchet mich die Wunderholde,
So bin ich deß gar unbeſchwert:
Dann werd' ich gleich dem reinen Golde,
Das man in hoher Glut bewährt:
Je mehr ihr's präft im Feuertiegel,
Je treuer hält es Preb' und Siegel.
Je klarer, lautrer wird ſein Schein,
Und ſchöner, denn zuvor, euch ſeyn.

Will ſie, daß ich von ihr ſoll ſcheiden,
Der ich gedient mit treuem Muth:
Hilf Gott! ſo will ich's gerne leiden,
Wie weh' es auch dem Herzen thut:
Doch daß ſie mich ſo loſe kränket,
Und meiner Dienſte nicht gedenket,
Dies nur verhärtet mir das Brod;
Und fällt mir bittrer, denn der Tod.

3.

Verstohlne Minne.

Nach Steinmar.

Hoch preis' ich dich, Sommerszeit!
An nun mag ich schauen
Die mir Seel' und Leib erfreut,
Meines Herzens Frauen.
Deine Grüne lockt die Traute
Wohl nach manchem Balsamkraute:
Leise lose spür' ich dann,
Wo ich sie erhaschen kann.

Sachte, sacht', ihr Mädchendiebe!
Wahrt euch bey verstohlner Liebe,
Daß euch Huhn und Hahn nicht kräht,
Und kein Mütterchen erspäht!

Sie verschloß der Winter lang,
Mir zum bittern Leide:
Heute nahm sie ihren Gang
Auf die Blumenhaide;
Zierte sich zum Reigentanze
Mit dem schönsten Mayenkranze.
O was koset' ich so viel
Mit dem süßen Herzgespiel!

Sachte, sacht', ihr Mädchendiebe!
Wahrt euch bey verstohlner Liebe,

Daß euch Huhn und Hahn nicht kräht,
Und kein Mütterchen erspäht!

Innig freu' ich mich der Stuhd',
Als sie lauscht im Garten;
Und, den Finger leis' am Mund,
Mir gebeut zu warten.
Wie bin ich so hoch gemüthet,
Wenn die Mutter sie nicht hütet,
Die sie immer sorglich macht,
Daß sie mich einst nimmt in Acht.

Sachte, sacht', ihr Mädchendiebe!
Wahrt euch bey verstohlner Liebe,
Daß euch Huhn und Hahn nicht kräht,
Und kein Mütterchen erspäht!

Mütterchen stellt mir fürwahr
Manche böse Falle:
Wachsam bin ich, wie der Spar *)
Vor des Käutzleins Kralle.
O ich weiß mich gut zu warnen;
Sie soll nicht den Sperling garnen,
Weil des Losen Hinterlist
Schlauer als das Ahnchen ist.

Sachte, sacht', ihr Mädchendiebe!
Wahrt euch bey verstohlner Liebe,

Daß

*) Spar, Sperling oder gemeinhin Spatz.

Daß euch Huhn und Hahn nicht kräht,
Und kein Mütterchen erspäht!

Steinmar! höhe deinen Muth!
Wird dir die viel Ehre,
Dann, so stehet Hab' und Gut
Auf des Dirnchens Ehre.
Gott gewährt dir dann die Krone
Seines Himmels selbst zum Lohne.
Was des Golds die Welt beschert,
Das erwiegt nicht ihren Werth!

Steinmar! Heil dir, Mädchendiebe!
Lohnet dich verstohlne Liebe:
Dann laß' Huhn und Hahn nur krähn,
Und die Mutter immer spähn!

Wien. Gottlieb Leon.

V.

Betrachtung
über einen bekannten politischen Satz.

Die Frage „ob ein aufgeklärtes Volk leichter zu regieren sey, als ein unaufgeklärtes?" ist, seit der Zeit, daß man die bekannte

kannte Frage: ob man das Volk täuschen dürfe? öffentlich aufwarf, so laut verhandelt worden, daß nunmehr, und zwar mit allem Rechte, jeder denkende Erdbürger Theil an ihrer Auflösung nehmen zu müssen glaubt.

Wer jene erstere Frage unbedingt und geradezu verneint, wird gewöhnlich ein Obskurant genannt; wer sie geradezu und unbedingt bejaht, trägt den Nahmen eines Jakobiners. Es ist also eben keine ganz gleichgültige Sache seine Meynung über diese der Menschheit so wichtige Angelegenheit laut zu sagen, zumal in einem Zeitpunkt, wo Partheynahmen aller filosofischen kalten Untersuchung so leicht ein Ziel setzen, und Rechthaberey an ihre Stelle tritt. Ich gäbe mein unmaßgebliches Votum sehr gern laut ab, wenn ich nur wüßte, wie ich mich vorläufig sattsam protestando gegen Jakobinismus und Obskurantismus verwahren könnte; denn ich bin so wenig geneigt mich unter die Reihen des erstern als des letztern zu stellen. Vielleicht erreiche ich meinen Zweck einigermaßen, wenn ich erkläre, man könne jene wichtige Frage, als Abstraktum, gar wohl bejahen, ohne darum gerade ein Jakobiner zu seyn, und sie gar wohl verneinen, ohne ein Obskurant zu seyn. Dies zu beweisen, ist hier mein Zweck nicht; ich bekenne es aber als meinen — ich hoffe ganz unschädlichen Glauben, sollte er auch gleich beyden Partheyen nicht recht seyn, da er mich freylich

lich als ein Wesen ankündigt, das — zu keiner von beyden gehören will und kann.

In der Voraussetzung übrigens, daß ich so viel Recht habe, meine Meynung über jene Frage zu eröffnen, als Jakobiner, Obskuranten, Moderate ꝛc., will ich dieselbe hier, mit aller geziemenden Resignazion und Bescheidenheit, als meine Privatmeynung, die sich gern einer bessern Ueberzeugung unterwirft, niederlegen. Wenn in dem Satze:

„ein aufgeklärtes Volk ist leichter zu regie„ren, als ein unaufgeklärtes",

wie es scheint blos von der Bequemlichkeit der Regierung die Rede seyn sollte, so glaube ich meines Orts, es lohne der Mühe nicht einmal, so viel Geräusch damit in der Welt, die lesen kann, gemacht zu haben; denn, ganz gewiß ist es dem bequemsten und faulsten Sultane, wie alle ältere und neuere Erfahrung sattsam bestätiget hat, eben so leicht, und noch weit leichter, sein dummes Volk zu regieren, als der hellsehendsten Regierung (jeder Form) ihr aufgeklärtes. Im erstern Fall darf Se. Hoheit — wozu doch sehr wenig gehört! — nur um einen leichten Gran klüger, oder minder dumm seyn, als das Volk, und obendrein mit der anerkannten Macht, ungestraft so viel dumme und alberne und grausame Streiche treiben zu können, als sie will, versehen seyn, und nichts in der Welt wird leichter seyn, als die Regierung eines

sols

ſolchen Erdegottes über ausgemachte Sklaven. Ein gleiches würde auch bey einem Senate von lauter Robespierren und Clootſen ſtatt finden.

Im zweyten Falle aber iſt es ganz gewiß nicht minder leicht, ein aufgeklärtes Volk zu regieren; nur ſetzt dies die nothwendige Bedingung voraus, daß die Regierung — die Form derſelben iſt hier ganz gleichgültig — in jeder Rückſicht dem Volke immer um eben ſo viel Schritte aller Art von ſittlicher und phyſiſcher Kraft überlegen ſey und bleibe, als nöthig ſind, um daſſelbe ganz unbezweifelt und lebendig zu überführen, ſeine Regenten ſeyen ihm überlegen, es könne alſo dieſelbe, wie ſie iſt, nicht entbehren, ohne zugleich ſein Glück auf die Spitze zu ſtellen. Eine mächtige Forderung in einem Zeitalter, in welchem die Menſchheit ſo weit vorgerückt iſt!! —

Aus der bejahenden Antwort wollte man zugleich die Folge abziehen, die Volksaufklärung ey ſchon um deswillen von den Regenten auf alle nur mögliche Weiſe zu befördern, weil es ihnen ſelbſt die ſo ſchwere Regierungslaſt erleichtere, indem — wie man pro captatione, und ich glaube gern in der beſten Abſicht, hinzuſetzte — ein aufgeklärtes Volk leichter gehorche als ein ſtöckiſches, dummes und ſklaviſches.

Es liegt auſser meinem Zweck, dies übrigens ganz wohlgefundene Argumentum pro captatione näher zu beleuchten, weil ich ohnehin jedem Regenten — in ſofern ich mir ihn als aufgeklärt genug denke, um durch ein Sieb ſehen zu können — zutrauen darf, er werde, ohne den allermindeſten Seitenblick auf ſeine Bequemlichkeit, ſtraks finden, wozu er ſich verbindlich mache, wenn er es einmal im Ernſt übernimmt, über ein aufgeklärtes Volk zu regieren. Allein ich nehme mir die Freyheit, an dem Satze ſelbſt, daß ein aufgeklärtes Volk leichter gehorche als ein unaufgeklärtes, noch manches näher zu beſtimmen. Ich bejahe und verneine ihn alſo keinesweges geradezu. Doch dies beyſeite!

Ich bitte nur, ſtatt aller weitern Erörterung, mir zuzugeben, daß

a) nicht zu erwarten ſey, daß Wahlregenten, wie Erbregenten, immer und allezeit auch gerade die aufgeklärteſten Köpfe des Volks ſeyn können.

b) daß die Erfahrung von Nimrod an bis auf den Augenblick, da ich dieſe Betrachtung niederſchreibe, beſtätige, die Salomonen, oder allenfalls die Friedr. II., die Titus, und wie die ſehr wenigen noch heiſſen mögen, die unſtreitig beſſer und klüger waren als die zu regierende Maſſe, ſeyen auf Thronen eben ſo ſelten, als die Lykurgen auf Senatorſtühlen.

Wenn

Wenn nun dieſe beyden auf Geſchichte und Erfahrung ruhende Heiſchesätze unwiderleglich ſind, ſo ſollte ich glauben, es ſey nicht übel, den abſtrakten, in die wirkliche Welt nicht wohl einzureihenden Satz: ein aufgeklärtes Volk ſey leichter zu regieren als ein nichtaufgeklärtes, fahren zu laſſen, wenigſtens ſo lange, bis wir die Mittel gefunden haben, uns erſt Regenten aller Regierungsformen anzuſchaffen, welche ohne Frage, und anerkannt, klüger, weiſer, beſſer (das begreife ich hier unter dem Worte aufgeklärt, und ich wüßte nicht was es weiter heißen ſollte?) ſeyen, als die von ihnen zu regierenden aufgeklärten Völker. Und welche ungeheure Forderung iſt das in unſern aufgeklärten Zeiten an die Regenten!! Mich dunkt, es ſey ausgemacht, daß die Begriffe gehorchen — oder regiert werden, und gebieten, es ſey nach Willkühr, oder in Kraft und nach Maasgabe der weiſeſten Geſetze, oder regieren, immer zwey ungleiche Kräfte voraus ſetzen, eine ſchwache und eine ſtarke, ohne deren Daſeyn es überall weder Regenten noch Regierte geben könne. Daraus folgt dann unausbleiblich, daß das Recht des Stärkern, beruhend auf dem Gefühl der Schwäche des Minderſtarken, die Baſis jeder Art von Regierung, der gelindeſten wie der barbariſchſten, der klügſten wie der tolleſten, ſey. Der Vorzug der erſtern vor der letztern beſteht blos darin, daß geiſtige und ſittliche größere Kraft dem Regenten das Uebergewicht über den Regierten gebe, da hingegen die

letztere blos Wildheit und Knochenkraft zur Grundlage hat. Bringt man aber, es sey durch welche Art von Revolution es wolle, beyde bisher ungleiche Kräfte ins Gleichgewicht, so hört sofort der Unterschied zwischen Regenten und Regierten auf. Das gleich aufgeklärte Volk wird und kann dem ihm nur gleich aufgeklärten, also ihm in dieser Rücksicht völlig gleichen, Regenten nicht mehr gehorchen. Es ist im reinsten Wortverstande mündig; es bedarf keines Regenten, weil es seiner vollkommen entbehren kann; so wie das entfesselte Sclavenvolk seinen Tyrannen ebenfalls in Staub tritt. In diesem Fall ist Anarchie die Folge; in jenem? — bleibt die Sache vor der Hand noch ein Problem in praktischem Verstande, das weder Frankreich, noch Holland, noch Cisalpinien bisher befriedigend aufgelöset haben. Wie lange noch? und was dann für die regierenden Könige, Fürsten, Senatoren ꝛc. übrig bleibe? mögen sie selbst ermessen, und aus diesem wenigen abnehmen, wie durchaus und unnachläßlich es für ihre Regentenexistenz, wenn ihnen anders noch etwas daran liegt, es sey, der wahrhaften Regententugend, nach welcher sie Volksaufklärung schuldigster Maaßen auf alle Weise befördern, auch die Weisheit noch hinzuzufügen, in der Aufklärung ja nicht hinter dem Volke zurückzubleiben. Ich weiß vollkommen, wie sehr viel dazu gehöre; allein sie wollen nun einmal, welches sehr löblich ist, nur über aufgeklärte Völker regie-

nehmen Empfindungen, und die angenehmen Empfindungen in ihren nächsten Quellen, in der Natur, in unsern Sinnen und in unsern Herzen sucht, vertauschte; daß er von den Göttern und Halbgöttern, mit denen er vorher umgegangen war, nur die Grazien und Liebesgötter beybehielt; daß dieser Agathon, der ehmals von seinen Minuten, von seinen Augenbliken der Weisheit Rechenschaft geben konnte, izt fähig war, (wir schämen uns es zu sagen) ganze Stunden, ganze Tage in zärtlicher Trunkenheit wegzutändeln —— Alles dieses, so stark der Abfall auch ist, wird dennoch den meisten begreiflich scheinen. Aber daß Danae, welche die Schönsten und Edelsten von Asien, welche Fürsten und Satrapen zu ihren Füssen gesehen hatte, welche gewohnt war, in den schimmerndsten Versammlungen am meisten zu glänzen, einen Hof von allem, was durch Vorzüge der Geburt, des Geistes, des Reichthums und der Talente würdig war, nach ihrem Beyfall zu streben, um sich her zu sehen: Daß diese Danae izt verächtliche Blike in die grosse Welt zurükwarf, und nichts angenehmers fand als die ländliche Einfalt, nichts schöners als in Haynen herumzuirren, Blumenkränze für ihren Schäfer zu winden, an einer murmelnden Quelle in seinem Arm einzuschlummern, von der Welt vergessen zu seyn, und die Welt zu vergessen —— daß sie, für welche die Liebe der Empfindung sonst ein unerschöpflicher Gegenstand von wizigen Spöttereyen gewesen war, izt von den zärtlichen Klagen der Nachtigall in stillheitern Nächten biß zu

Thrä-

gieren (ich sage absichtlich nicht herrschen, denn dieser Begriff setzt Willkühr voraus, und diese duldet kein aufgeklärtes Volk, und kann sie nicht dulden, oder es ist nicht aufgeklärt). Wollen sie denn das, so müssen sie fühlen, daß der Satz:

„ein aufgeklärtes Volk ist leichter zu regie„ren als ein unaufgeklärtes",

nur dann wahr sey, wenn der Regent dem Volke in der Aufklärung immer voraus bleibt, folglich auf ihre Bequemlichkeit im allermindesten nicht berechnet sey, vielmehr sie, wenn sie ihn anerkennen, zur höchsten und unaufhörlichen Anstrengung aller Kräfte des Verstandes und Herzens verpflichte. Wer A sagt, muß B sagen wollen.

Es ist gut, daß sie hierüber unabläßig reflektiren; nicht für sich allein, sondern auch für die Ruhe des Staats und der Völker. Es ist, da wir nun einmal so weit vorgeschritten sind, fürwahr keine Kleinigkeit mehr, den väterlichen Thron zu besteigen, oder sich auf den Stuhl eines Senatoren zu setzen, der besser und weiser war als sein Nachfolger. Man kann den Regenten nicht zu viel sagen, was sie wagen, wenn sie Volksaufklärung befördern, und für sich selbst und bey Bildung ihrer Nachfolger nicht immer voraus bleiben, oder gar darin zurückbleiben. Wer ein Menschenfreund, ein Patriot, ein treuer Diener des Staates seyn will,

der trage alles, was er vermag, dazu bey, dieſe Ideen den Regenten wichtig machen zu helfen. Ihm ſelbſt kann man keinen reinern Beweis von Achtung und Anhänglichkeit geben.

Es iſt aber nicht genug an dem edlen Stolze, nur aufgeklärte Volker regieren zu wollen; nicht genug, durch eine faſt übermenſchliche Anſtrengung es dahin zu bringen, unter einem edlen, weiſen, aufgeklärten Volke durchaus — und in ſofern man ſein Regent ſeyn will — der edelſte, weiſeſte, aufgeklärteſte Mann zu ſeyn: man muß auch damit die Gabe — und das Glück! — verbinden, bey dem Volke, das ſo hell ſieht, und das nichts glaubt als was es ſieht, das ſich durch keinen Schein täuſchen läßt, es dahin zu bringen, daß es an dem geiſtigen und ſittlichen Uebergewicht ſeines (oder ſeiner) Regenten glaube. Was dazu gehöre, kann ich in dieſem kleinen Aufſatz nicht näher entwickeln, und überlaſſe es denen, welche am meiſten — oder vielmehr allein — dabey intereſſiert ſind, hierüber reiflich nachzudenken.

Wenn ich nun obiges alles vorausſetze, ſo ſollte ich glauben, man thue nicht übel, wenn man den Satz: „ein aufgeklärtes Volk ſey leichter zu regieren als ein unaufgeklärtes, wenigſtens vor der Hand, mit folgendem verwechſelte, der eben ſo nützlich iſt, und weniger Anlaß zu Streit über Bockswolle giebt:“

„Nur

„Nur das Volk iſt leicht zu regieren, das, mit Ueberzeugung, an das ſittliche Uebergewicht ſeines (oder ſeiner) Regenten glaubt.“

Dieſer Satz legt dem Regenten Pflichten auf, deren Ausübung ſein und des Volkes Glück in gleichem Grade befördert. Er hat nochdazu Vorzüge vor jenem Satze, (wenn ich mich nicht ſehr irre) die jedem wohlwollenden und weiſen Manne gleich in die Augen fallen müſſen, und unter andern den, daß er mehr direkt an das Herz des Volks und der Regenten geht, als der erſte Satz; folglich den Endzweck, Glück der Menſchheit, vielleicht weniger ſchimmernd in Worten, aber gewiß nicht minder kräftig, befördern hilft.

VI.

Ueber Oſſian und den Karakter der Schottiſchen Hochländer.

Es ſind beynahe 14 Jahr, daß der als Naturforſcher und Chemiker bekannte franzöſiſche Gelehrte Faujas de St. Fond eine ſcientifiſche Reiſe durch England und einen Theil von Schottland machte, der ſonſt ſelten bereiſt wird. Den Inhalt und Werth der hierdurch veranlaßten Reiſebeſchrei-

bung, die, durch die Stürme der einbrechenden Revolution verspätet, erst voriges Jahr zu Paris erscheinen konnte, haben kritische Blätter schon hinlänglich gewürdigt. Ihre Haupttendenz ist, dem Lieblingsstudium ihres Verfassers gemäß, mineralogisch, und darum ist es für Teutschland Gewinn, daß die Uebersetzung dieser Reise in die Hände eines Kenners, der einen großen Theil von Großbrittannien selbst bereiste, und mit einem der scharfsinnigsten englischen Mineralogen in genauen Verbindungen stand, Hrn. Prof. Wiedemanns in Braunschweig, gekommen ist. Wir haben hier aus der Hand eines Meisters keine gewöhnliche Uebersetzung zu erwarten.

Zu der Zeit, als das Original in unsere Gegenden kam, genoß ich das Glück einer engen freundschaftlichen Verbindung mit einem in jeder Bedeutung des Worts edeln Schottländer, James Macdonald, Esq. der in den westlichsten Hebriden geboren, bis in sein 12tes Jahr in der Nazionalsprache Ossians, in der galischen, erzogen, durch alle Kenntnisse, die neuere europäische Kultur in Sprachen und Wissenschaften gewährt, zur Bewunderung ausgebildet, mit großem und tiefem Wissen ein reges Zartgefühl für alles, was die Menschheit angeht, verband, und während seiner uns allen unvergeßlichen Anwesenheit in Weimar von den tales of former times, von Ossian's Liedern, von Morven und den Szenen der Ossianischen Lieder, die er selbst oft besucht hatte, und von dem zum

Theil

Theil noch fortdauernden alten Nazionalgeist und Bardengesang der Hochländer oft mit Rührung sprach. Da nun Faujas bey seinen Reisen in jenen Gegenden überall auch alles so getroffen, und für die Aechtheit der so oft, und mit so seichten Gründen auch unter uns bestrittenen Ossianischen Lieder ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt hatte: so ersuchte ich meinen Freund, mir seine Gedanken beym Lesen dieser Reisebeschreibung schriftlich aufzusetzen, damit das, was im engern Kreise oft besprochen worden wäre, auch einem größern Publikum, dessen Aufmerksamkeit noch neuerlich durch Herders schönen, belehrenden Aufsatz über Ossian *) aufs neue für diesen Gegenstand geweckt worden war, Vergnügen und Unterricht gewähren möchte. So entstand folgender Aufsatz, zu dessen Bekanntmachung ich von dem würdigen Verfasser die uneingeschränkte Erlaubniß erhielt.

Er befindet sich jezt selbst wieder in seinem heimischen Inselande, und schrieb mir unter dem 11. Juny aus Oban, einem Orte, den die Leser des Faujas sehr gut kennen, den Inseln Mull und Staffa gegenüber, folgendes: „Morgen gehe ich nach Staffa, um noch einmal der Fingalshöhle meine Ehrerbietung zu bezeugen. Heute früh durchstreifte ich die Gegenden, die durch Ossian's Lieder klassischer Boden geworden sind, namentlich das waldige Morven, und wünschte mir meine teutschen Freunde

*) S. Horen 1795. St. 10. S. 85. ff.

de hieher, damit wir Ossians Geist auf den mit Wolken umkränzten Bergen und an den Nebeldampfenden Quellen beschwören und von ihm Sagen der Vorzeit hören möchten. — Sie sehen, ich nehme ungefähr dieselbe Reiseroute, die Faujas de St. Fond auch nahm, und ich muß hier beyläufig bemerken, daß die Genauigkeit, womit er diese Gegend beschrieben hat, bewundernswürdig ist, und immer mehr einleuchtet, je sorgfältiger man sie an Ort und Stelle selbst mit der Natur vergleicht."

Möge Kaledonien einen seiner edelsten Söhne einst noch einmal zu uns zurückkehren lassen!

Böttiger.

Bey Durchlesung der Reise nach Schottland und in die Hebriden von Faujas de St. Fond, wurde ich von der überall hervorleuchtenden Redlichkeit und Unpartheylichkeit des Verfassers sehr angenehm überrascht. Die Werke vieler andern Fremden über Großbrittannien sind selten so frey von ungerechtem Tadel oder übertriebenem Lobe. Obgleich ein unbefangener Britte, nach einer Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes seines Landes mit der Schilderung wie sie hier gegeben wird, glauben mag, daß dem Reichthum, den Manufakturen und dem äußerlichen Ansehen seines Vaterlandes nicht volle Gerechtigkeit widerfahren sey; so muß er doch zugeben, daß der Unterschied zwischen der

Beſchreibung und der Wirklichkeit entweder nicht weſentlich wichtig, oder auch den Verbeſſerungen und Fortſchritten zuzuſchreiben ſey, die nach dem Jahre 1784, wo dieſe Reiſe unternommen ward, erfolgt ſind. Der Verfaſſer behauptet durchaus eine ſo ungeſchminkte ſchlichte Art von Erzählung, daß man überall den Augenzeugen darin erblickt, und in dieſer Rückſicht unterſcheidet er ſich von vielen andern berühmten Reiſenden, deren Beſchreibungen, ſo mühſam ſie auch geſammelt, und mit Landkarten und andern Urkunden belegt ſind, den Karakter der Ungewißheit und Unzuverläſſigkeit an der Stirne tragen. Wer die Gegenden und Plätze, die der Verfaſſer dieſer Reiſe erwähnt, ſelbſt geſehen hat, muß ſo gleich eingeſtehen: der Verfaſſer iſt ein ehrlicher Mann, er hat wirklich alle die Gegenden geſehen, die er beſchreibt, und iſt wirklich in der Geſellſchaft der Männer geweſen, deren Bemerkungen und Ausſprüche er niedergeſchrieben.

Der Theil, der das meiſte Neue enthält und folglich dem Weltbürger am intereſſanteſten ſeyn mag, iſt der, welcher von den Hochländern und den Inſeln bey Schottland handelt. Dieſer Theil hat beſonders viel innere Merkmale der Aechtheit ſowohl, als Beweiſe von ſcharfſinnigem Forſchungsgeiſte und Güte des Herzens, die dem Verfaſſer die Liebe aller Gutdenkenden zuſichert. Der Schreiber dieſer Bemerkungen hat in den Jahren 1795 und 1796. ebendaſſelbe Land, und faſt immer in derſelben Rich-

tung

lung wie der Verfaſſer, bereiſet; und er hat das Vergnügen, die Leſer eines Werks, welches ſeine Landsleute, die Hochländer, betrift, zu verſichern, daß, die unvermeidlichen Abweichungen abgerechnet, welche die ſchnelle Verbeſſerung der Landſtraßen und das Einſtrömen der Reichthumer nach dem Amerikaniſchen Kriege veranlaßt haben, in der hier gegebenen Beſchreibung nichts weſentliches zu ändern iſt. In ſofern ein Fremdling in der Sprache und den Sitten der Hochländer ſie unterſuchen konnte, hat Faujas es nicht nur mit Unpartheylichkeit, ſondern auch mit Genauigkeit und einem wahrhaft filoſofiſchen Geiſte gethan. Wäre nur die Beobachtung der Menſchen und Sitten noch mehr in ſeinem Plane geweſen, und hätte ſie mit der Mineralogie ſeine Aufmerkſamkeit nur getheilt; hätte er ferner nur noch einige der größten und bevölkertſten weſtlichen Inſeln, als Sky und Long-Island, anſtatt Mull, der traurigſten und unfruchtbarſten von allen, beſucht; ſo würden ſeine Schilderungen mit Pennant ſelbſt weteifern.

Auffallend iſt die hier ſo oft vorkommende Erwähnung Oſſian's und ſeiner Geſänge. Niemand in den Hochländern iſt unbekannt mit dem Namen oder den Gedichten des größten der Kaledoniſchen Barden, noch mit den vielen Ueberlieferungen, die ihn und ſein Heldenalter betreffen. Ein gebornet Hochländer, der über die ſtreitige Aechtheit von Oſſians Gedichten fleißig nachdachte, der die Schwie-

rig-

rigkeiten in Ansehung der mündlichen Ueberlieferung von vielen tausend Versen mehrere Jahrhunderte hindurch, ohne Hülfe der Schrift, mit seiner eigenen Erfahrung von dem, was er in seinem Vaterlande sah und hörte, verglich, und häufige Gelegenheit hatte, sowohl Ausländer darüber zu sprechen, als auch die gründlichsten Schriften der Kritik, die in den neuern Sprachen darüber erschienen, zu lesen, darf sich wohl erlauben, seine Meynung über diese Materie zu sagen. Er seines Theils hegt darüber gar kein Zweifel, indem er viele hundert dieser Verse, die alle einstimmig dem Ossian zugeschrieben werden, und die innere Evidenz des nämlichen Verfassers in sich führen, von Personen aller Art in entfernten Inseln und Distrikten mit so wenig Abweichungen widerholen hörte, daß er über die Wunder des menschlichen Gedächtnisses allemal erstaunte. Von den Personen, die sie recitirten, hörte er, daß sie diese Lieder von ihren Vätern und Großvätern gelernt hätten, die sie ebenfalls von ihren Großvätern, und sofort seit undenklichen Zeiten, lernten. Viele Personen erreichen in diesen Inseln das Alter von hundert und mehr Jahren. Im J. 1795. starb zu Glenkilry in Perthshire, Misstres Spalding von Ashintully in einem Alter von 132 Jahren, so daß in tausend Jahren nicht so viele Generazionen unter diesem Volke wegsterben, als in den wärmern Himmelsstrichen. Es ist wahr, viele Stücke werden dem Ossian zugeschrieben, deren Alter gewiß nicht bis zum Eintritt der Cudeer

oder der Einführung des Christenthums in die Hochländer hinaufreicht; und man findet auch bald, daß sie der Muse des Sohnes Fingals unwürdig sind. Ossian's Name wird immer mit Liebe und Ehrfurcht ausgesprochen. Seine Stücke haben ihre eigene karakteristische Einfalt und Milde, zum Beyspiel Carthon und Darthula, die Macpherson bekannt machte, und welche in dem Munde aller Hochländer sind, sind dem Sinne nach gerade so, wie sie in Macpherson's Uebersetzung stehen, wiewohl die unnachahmlichen Reize der abwechselnden Sylbenmaaße dadurch ausgelöscht sind.

Alle Stücke, die der Hochländer hersagen kann, sind einzeln, ohne Verbindung zu einem langen Epos, und enthalten nur die Beschreibung von einer Handlung, als einem Kriegszug, einer Heyrath, einem Begräbniß oder einer Schlacht; nie kommt etwas in der Gestalt eines in Kreis geschlossenen epischen Gedichtes vor. Der Hochländer hört alle Stücke, die Macpherson, und viele, die er nicht übersetzt hat, und bewundert die Treue der Uebersetzung, indeß er mit dem Uebersetzer unzufrieden ist, daß er jene köstlichen Stücke, deren Bau keine epische Einkleidung ohne Zwang vertragen kann, ihrer ursprünglich einfachen Gestalt sowohl, als ihrer unverfälschten Anspruchlosigkeit beraubt hat. Aber kann der zweifelsüchtigste Kunstrichter, der die Sprache versteht (die leider D. Samuel Johnson nicht verstand), an der Existenz eines Dichters

zweis

Thränen gerührt werden —— oder wenn ſie ihren Geliebten unter einer ſchattichten Laube ſchlafend fand, ganze Stunden, unbeweglich, in zärtliches Staunen und in den Genuß ihrer Empfindungen verſenkt, neben ihm ſizen konnte, ohne daran zu denken, ihn durch einen eigennüzigen Kuß aufzuweken, — daß dieſe Schülerin des Hippias, welche gewohnt geweſen war, nichts lächerlichers zu finden, als die Hofnung der Unſterblichkeit, und dieſe ſüſſen Träume von beſſern Welten, in welche ſich empfindliche Seelen ſo gerne zu wiegen pflegen —— daß ſie izt, beym dämmernden Schein des Monds, an Agathons Seite auf Blumen hingegoſſen, ſchon entkörpert zu ſeyn, ſchon in den ſeligen Thälern des Elyſiums zu ſchweben glaubte —— mitten aus den berauſchenden Freuden der Liebe ſich zu Gedanken von Gräbern und Urnen verliehren, dann ihren Geliebten zärtlicher an ihre Bruſt drükend den geſtirnten Himmel anſchauen, und ganze Stunden von der Wonne der Unſterblichen, von unvergänglichen Schönheiten und himmliſchen Welten phantaſieren konnte, und, von den Wünſchen ihrer grenzenloſen Liebe getäuſcht, in der Hofnung einer immerwährenden Dauer izt ſo wenig Ausſchweifendes fand, daß ihr kein Gedanke natürlicher, keine Hofnung gewiſſer ſchien; dieſes wären in der That Wunderwerke der Liebe, und Wunderwerke, welche nur die Liebe eines Agathons, nur jene Vermiſchung der Seelen, durch welche ihrer beyder Denkungsart, Ideen, Geſchmak und Neigungen in einander zerfloſſen, zuwege bringen konnte.

Welches

zweifeln, deſſen Namen er beſtändig mit allem, was in der Volkspoeſie zierlich und rein iſt, in Verbindung hört? Mag Oſſian das Ganze oder nur einen Theil von dem, was ihm zugeſchrieben wird, verfaßt; mag er in dem 3ten, 5ten oder 9ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung gelebt haben; mag die Schreibekunſt ſeinen Landsleuten bis zur Einführung derſelben durch die chriſtlichen Mönche, einige Jahrhunderte nach ſeinem Tode, ganz unbekannt geweſen ſeyn; und mag keine einzige Zeile von Oſſians Gedichten ſchriftlich abgefaßt geweſen ſeyn bis auf unſere Zeiten, als Macpherſon ſie aus den Erzählungen alter Männer vom Jahre 1751 bis 1762 ſammelte: alles dies thut nichts die groſſen Streitfragen zu verneinen; das Daſeyn und die Ehre Oſſian's, und der Ruhm, der dadurch auf ſeine Landsleute zurückfällt, bleiben dieſelben. Die Gedichte ſind vorhanden. Die Gegenden und Flüſſe führen noch heutiges Tages denſelben Namen, womit ſie Oſſian benannt hat. Er wird von Jung und Alt erwähnt. Seine Gedichte werden mit erſtaunlicher Aehnlichkeit (ſo erſtaunlich, daß kein Menſch es glauben kann, ohne die Erfahrung gemacht zu haben) von allen denen hererzählt, die einige derſelben auswendig wiſſen. Sie tragen die unzweydeutigſten innern Kennzeichen einfacher Sitten, und einer gänzlichen Unkunde des Chriſtenthums und der heutigen Policirung ſowohl, als eine Diktion, die reich an Dialogen und kurzen Wiederhohlungen iſt, welche keine Kunſt der Nachahmung je

erreis

erreichen konnte; und dies alles beweist, daß sie die Frucht eines sehr erhabenen Genius in einem frühen Stande der Gesellschaft sind.

Vorerwähnte Person, nachdem sie Wolfs Proles gomena zum Homer und andere Bücher der Art gelesen, wird allen, die sie in Betreff der Aechtheit dieser Gedichte des Ossian und der Existenz ihres Verfassers fragen, die standhafte Erklärung thun: „Ossian hat existiert. Er war ein großer Dichter. Einige seiner Stücke, die gelegentlich und ohne einige Rücksicht auf eine epische Form verfaßt worden, sind auf unsere Zeiten gekommen." Dies wurde durch die Lebensart und Lieblingsbeschäftigungen der Hochländer möglich gemacht, eines Volks, das ein Hirtenleben führte, seine Volkspoesie enthusiastisch liebte, und eben diese Gedichte, wovon die Rede ist, bey allen öffentlichen Gelegenheiten zu wiederholen pflegte; eines Volks, das zum Theil in den Schulen der Barden seine einzige Bildung erhielt, die bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, ja in Long-Island bis zum Jahre 1746 fortgedauert haben, und allemal von den angesehensten Männern im Lande unterstützt wurden. Einige seiner Stücke haben sich in großer Reinheit erhalten. Viele sind jetzt schon verloren gegangen, die Macpherson zu seiner Zeit noch hätte bekommen können. Mehrere waren aber schon damals untergegangen, weil er seine Sammlung schon zu spät anfing. Dieser Verlust ist der veränderten Lebensart der Einwohner zuzuschreiben, die von ihrem

dem urſprünglichen Hirtenſtande zu dem der Manufakturiſten und ordentlicher Arbeiter in allen Zweigen des Kunſtfleißes, in dem kurzen Zeitraume ſeit 1732 weiter vorgerückt ſind, als in tauſend Jahren vor dem Anfange dieſes Jahrhunderts; und von Oſſian's ſämmtlichen Gedichten würde ſchon jezt, oder wenigſtens vor der Mitte des folgenden Jahrhunderts, keine Spur mehr übrig ſeyn, wenn Macpherſon ſie nicht gerade noch aus der Vergeſſenheit gerettet hätte. Er iſt der Solon und Hipparchus unſeres Barden. — Es iſt gewiß, Oſſian war der größte unſerer Dichter, wiewohl nicht der älteſte, da er ſelbſt ſo viele andere erwähnt, die er in ſeiner Jugend geliebt, oder deren Werke er von alten Männern gelernt hatte. Viele ihm zugeſchriebene Stücke mögen von Ullin, Fillan und andern gedichtet worden ſeyn, aber die kleineren Stücke, die in Macphersons Ueberſetzung ſtehen, ſind zuverläſſig größtentheils von Oſſian; und alle ſind im Ganzen treu, vielleicht nur zu zierlich überſetzt.

Da die Aechtheit von Oſſians Gedichten, ja ſogar die Exiſtenz des Dichters ſelbſt, aus Nazionalfeindſeligkeit und Parthenhaß in Zweifel gezogen worden iſt; ſo muß die öftere Erwähnung dieſes Barden von unſerm Autor, während er die wildeſten Gegenden der Hochländer bereiſete, wo dies alles nie einen Augenblick bezweifelt wurde, jedem aufrichtigen Leſer willkommen ſeyn. Das Zeugniß der Miß Maclean (gegenwärtig die Gemahlin des

Obriſten Elephane, die noch in der Blüthe der Geſundheit und Schönheit in Iſeſhire lebt) iſt gewiß nicht zu verachten. Auch verdient bemerkt zu werden, daß die Originale von Oſſians Gedichten vergangenen Sommer von Hrn. Mackenzie in London in Druck gegeben worden ſind, und die, ſo die Celtiſche Sprache verſtehen, werden bey Vergleichung derſelben mit Macpherſon's Ueberſetzung finden, daß das oben gefällte Urtheil richtig iſt.

Die Inſel Staffa iſt für Naturforſcher ein ihrer Neugierde würdiger Gegenſtand, als der Ort, wo bekanntlich in Europa die größte Menge von Baſalt und in den größten Verſchiedenheiten der Form zu ſehen iſt. Unſer Reiſende wählte eine ſchlimme Jahreszeit zu ſeiner Reiſe, da in dieſen Gegenden das Wetter von der Mitte des Septembers bis zu der Frühlingsnachtgleiche gewöhnlich ſehr ſtürmiſch iſt. Der Verfaſſer dieſer Bemerkungen reiſete im J. 1795. eben den Weg, den Hr. Fauias genommen, und von dem Ende des Julius bis in die Mitte des Septembers ſah er keine Welle, erfuhr nichts von einem Windſtoß der auch das ſchwächſte Boot in den Hochländern hätte in Gefahr ſetzen können. Für künftige Reiſende, die dieſe wilden und romantiſchen Gegenden voll roher Majeſtät zu beſuchen wünſchen, wo das ungelehrteſte, aber auch vielleicht unverdorbenſte Volk in Europa lebt, mögen folgende Erinnerungen nützlich ſeyn.

Ver-

Verlasse die Niederlande von Schottland zwischen dem 1sten und 20sten August. Gehe in einem Wagen von Glasgow bis Inverary längs den Ufern des Lochlomond, wo durch Vermittelung des edlen und würdigen Herzogs von Argyle (er ist noch in einem Alter von 79 Jahren am Leben) drey vortrefliche Gasthöfe seit dem Jahre 1786 erbauet worden sind. Miethe Hochländische Bediente und Hochländische Pferde für den übrigen Theil der Reise nach Westen und Norden. Vertraue deine Person den Pferden des Landes, die sehr sicher gehen, und die Bedienten — wenn sie dir von einem Gastwirth oder einem andern an dem Orte bekannten Hochländer empfohlen worden — werden dich auch treu und ehrlich bedienen. Deine eigenen Bedienten laß in Inverary, oder schicke sie zurück nach dem Niederlande, und laß sie da an dem Orte, wo du auf deiner Rückkehr einzukehren gedenkst, als in Glasgow, Dunkeld oder Inverneß, auf dich warten. Die Hochländer haben die Fremden gern, aber können ihre Bedienten nicht leiden, die sie als Müßiggänger, Taugenichtse und Schurken betrachten, die zu nichts gut sind, als die Weiber zu verführen. Man läuft hier keine Gefahr, beraubt oder ermordet zu werden, indem kein Beyspiel der Art seit einem halben Jahrhunderte vorgekommen ist. Stehe früh auf, und verlaß nie spät des Abends deine Wohnung. Verschaffe dir so viele Empfehlungsschreiben als möglich, und vermeide nicht aus falscher Delikatesse die Häuser der Einwohner, die den Be-

ſuch und das Zutrauen eines Fremden allemal für eine Ehre halten. Je mehr Fragen du thuſt, je herzlicher biſt du willkommen. Lache nur nicht über die Vorurtheile des Volks: mit Gründen kannſt du gegen Aberglauben und das andre Geſicht (the ſecond ſight) ſtreiten, aber lache nicht darüber. Führe Taback in guter Quantität mit dir, und verlaß nie ein Haus, ohne einige Lebensmittel mitzunehmen, auf den Fall, daß die Flüſſe anſchwellen ſollten (und dies kann in einer Viertelſtunde geſchehen) und du einige Tage zwiſchen zwey Stazionen bleiben müßteſt, ohne über den Strom ſetzen zu können. Dies ereignet ſich indeß nur an wenigen Orten, wo die Brücken nicht ſo gut als gewöhnlich ſind. Nimm was dir angeboten wird, ſollteſt du es auch hernach wegwerfen; deine Verſchmähung würde als eine Beleidigung und Unhöflichkeit ausgelegt werden. Biete nie weniger Geld als einen Schilling an, weil ſie den, der eine geringere Summe anbietet, für einen Niederländer oder einen Engliſchen Kaufmann halten, den ſie mehr als irgend ein andres menſchliches Weſen haſſen und verachten. Iß nicht von allen Arten Fiſchen, die dir vorgeſetzt werden. Einige Gattungen ſind für ſchwache Magen Gift. Fodere Milch, Vögel, Eyer und Kartoffeln in den Gaſthöfen, weil dieſe Dinge immer zu haben und in ihrer Art gut ſind. Vermeide ja allen Zank und Streit über den Preis deſſen, was du verlangſt; weil die Hochländer nur ein Wort haben, und den,

der

der feilschen will, für einen Betrüger oder Krämer halten. Suche durch Munterkeit und Freundlichkeit ihren guten Willen zu gewinnen, welches leicht ist; denn wenn sie keine Zuneigung für dich fühlen, so bist du hundert kleinen Neckereyen ausgesetzt, die beym Uebersetzen über Flüsse oder beym Einsteigen in ein Boot zwar nicht gefährlich, aber doch sehr unangenehm seyn können. Teutsche sind bey den Hochländern sehr geschätzt, weil sie für gute Soldaten und für bieder und zuverlässig gehalten werden. Diese Meinung hat sich seit dem siebenjährigen Kriege durch das Betragen des großen Friedrichs von Preussen verbreitet, als acht Hochländische Bataillons auf dem festen Lande wider die Franzosen dienten. Folglich gewinnt ein teutscher Reisender allemal in den Hochländern, wenn er sein Vaterland nennt. Laß deinen Bedienten ja zurück; denn sonst wirst du beständig mit seinen Klagen über die Unverschämtheit und Neckereyen der Hochländer geplagt werden, die ihnen einen verächtlichen Namen (Fart-catchers) geben, der immer auf Kosten des armen Bedienten zu lachen macht. Du kannst ein Mädchen von jeglichem Stande auf die Wange küssen, ohne daß es übel genommen wird; aber gehst du weiter, oder erlaubst dir selbst gegen die geringste Weibsperson Unanständigkeiten, so ist dein Leben in beständiger Gefahr. Küsse nicht den Damen die Hand; es wird für Spötterey und unter der Würde des Mannes gehalten. Nimm von Glasgow Shillings in Menge mit, weil in den Hochländern kleine

Münze selten ist. 'Nimm auch Pennant's und Knox's Reisen mit, und Ainsley's Karte von Schottland; eine Flasche und ein mit Leder bedecktes Horn, um Getränke mitnehmen und trinken zu können; einen guten Vorrath von Hemden und Strümpfen, und vornehmlich gute Schuhe. Gedenkst du eine Reise zur See zu machen, die kein Mensch, außer einigen Inselbewohnern, seit dem Ende des letzten Jahrhunderts gemacht hat, nämlich nach St. Kilda, eine Reise, die ich aus Erfahrung der kleinen Beschwerde vollkommen werth erkläre; so mußt du die Niederlande zu Anfang des July verlassen, und von Long-Island vor Ende dieses Monaths unter Segel gehen. Du wirst dort eine Gesellschaft von ungefähr 180 Personen finden, die nichts von Geld wissen, nichts von dem, was in der Welt vorgeht, in zehn oder zwanzig Jahren kaum einmal etwas davon gehört haben, und die liebenswürdigsten, lustigsten und gutherzigsten Leute auf Gottes Erdboden sind. Du wirst erstaunen über ihre Musik, ihr Talent zur Dichtkunst, ihre Gewandtheit in Ersteigung der ewigen Klippen-Mauern ihrer Insel, die an einigen Orten 200 Klaftern hoch über der See sind, und mehr Arten verschiedener Seevögel sehen, als jede andere Gegend von Europa darbietet.

VII.

Beym Anblick des von der Chalkografiſchen Geſellſchaft von Deſſau neuerlich in Kupfer geſtochenen Portraits des alten Fürſten Leopold von Deſſau.

Das iſt mein alter Fürſt, mein alter!*) den zu lieben
Kunſt war! Lebt' er zu dieſer trüben
Unzeit, mit ſeiner ſtarken Hand
Hätt' er aus dir, o Vaterland,
Den Teufel längſt ſchon ausgetrieben

Gleim.

*) Um Einiger willen, die, wie einſt Ariſtipp, nur das Tempus der Gegenwart kennen; und das Präteritum unſerer Literatur freylich weder in der Alg. Lit. Z. noch in der neuen Alg. D. Bibl. finden, ſtehe die Anmerkung hier, daß der ehrwürdige Dichtergreis einſt in ſehr frühen Jahren Privatſekretair dieſes Fürſten Leopold, gewöhnlich der alte Deſſauer genannt, geweſen iſt.

VIII.

Ueber das Salzmannische Erziehungsinstitut zu Schnepfenthal. *)

Leipzig, den 8. May 1798.

Sie wissen, daß ich die Schnepfenthalische Erziehungs-Anstalt unter die größten Merkwürdigkeiten zähle, die ich auf meinen Durchflügen durch Teutschland

*) Es ist neuerlich durch eine berühmte Kabinetsordre an eine berühmte Akademie der Wissenschaften, wo es unter andern heißt: „sie möge die verschiedenen Systeme der sittlichen und gelehrten Erziehung von den unbestimmten und irrigen Grundsätzen reinigen, welche die Fantaße einiger exaltirten Pädagogen eingeführt hat" allerley über exaltirte Grundsätze der neuen Pädagogik gesprochen worden. Von mancher Erziehungsanstalt in und außer der Königsstadt tönte wohl auch ein leiseres oder lauteres: Herr, bin ich's? Niemand als wer diese Worte schrieb, ist befugt darauf zu antworten: du bist! Daß es aber eine der berühmtesten Erziehungsanstalten in unsern Gegenden auch von fernher nicht treffen könne, mag die hier eingerückte Aussage eines Augenzeugen beweisen, der selbst kein Teutscher, doch alle Kultur des Teutschen mit dem reinen, offenen Wahrheitssinn eines Dänen verbindet, und gewiß auch als Ausländer in die Bemerkung eines großen, edeln teutschen Mannes einstimmt, der unsere Erziehungsanstalten und Universitäten saß die ein-

Welches von beyden bey dieſer Vermiſchung gewonnen oder verlohren habe, wollen wir unſern Leſern zu entſcheiden überlaſſen, von denen der zärtlichere Theil vielleicht der ſchönen Danae den Vortheil zuerkennen wird: Aber dieſes, däucht uns, wird niemand ſo roh oder ſo ſtoiſch ſeyn zu läugnen, daß ſie glüklich waren — felices errore ſuo — glüklich in dieſer ſüſſen Bethörung, welcher, um dasjenige zu ſeyn, was die Weiſen ſchon ſo lange geſucht und nie gefunden haben, nichts abgeht, als daß ſie (wie der griechiſche Autor hier abermal mit Bedauern ausruft) nicht immer währen kan.

land gesehen habe. Da man natürlich gern und mit Liebe von dem redet, wovon das Herz voll ist, so ergreife ich ihr freundschaftliches Anerbieten mit doppeltem Vergnügen, einige Umrisse von dem Aeussern und Innern jener Anstalt für ihren Merkur aufzunehmen, zumal da ich nicht weiß, ob und wann ich dazu kommen werde, meiner ersten Absicht gemäß etwas Ausführlicheres darüber für eine unserer Dänischen Zeitschriften niederzuschreiben.

Salzmann kündigte im J. 1784 seine neue Erz. Anstalt durch eine Schrift an, die er noch etwas über Erziehung nannte. Ohne eigne Mittel begann er sein Werk, ein andrer Aug. Herm. Franke, blos im Vertrauen auf Gott und die gute Sache, und führte sie, mit felsenfester Beharrlichkeit, trotz aller Schwierigkeiten aus. Er kaufte das Gut Schnepfenthal in einem angenehmen Thal mit sehr reizenden Umgebungen, und baute auf einer beträchtlichen Anhöhe ein schönes, geräumiges Erziehungshaus, ganz nach seiner Bestimmung eingerichtet. Die Aussicht von hier in die umliegende Gegend ist schön; vorzüglich zeigt sich im Hintergrund das Gothaische Schloß Friedenstein und hinter ihm die Sternwarte, wo der berühmte Zach

einzigen Institute nennt, die jedes Ausland mit Recht ehrt (Briefe zur Beförd. der Humanität. Th. V. S. 107.)

über Himmel und Erde herrscht, auf dem Seeberg sehr vortheilhaft. Die Zimmer sind hoch, hell und geräumig, die Schlafsäle luftig, die Lehr- und Speisesäle von hinreichender Größe; der Betsaal geht durch zwey Stockwerke hindurch und hat oben eine Gallerie; die Wohnungen der Dienerschaft, so wie alle Küchen- und Wirthschaftsgeschäfte, sind im Souterreins verlegt. Der Herzog von Gotha interessirte sich für die neue und im Werden begriffene Anstalt mit einer seltnen Wärme, und ließ es an Aufmunterung und kräftiger Unterstützung nicht fehlen. Das Vertrauen der Freunde einer verständigen, milden, humanen Erziehung besaß Salzmann längst, und ihm verdankte er bald eine größere Anzahl Zöglinge als er sich anzunehmen vorgesetzt hatte und als sein Hausraum umfassen konnte. Nun baute er ein zweytes, dem erstern an Größe und Umfang gleiches Haus. Die Anstalt hat einen so gesegneten Fortgang gehabt, daß beyde Häuser kaum mehr die Menge ihrer Einwohner fassen. Bedenken Sie nur folgendes Personale. 1) Salzmann mit seiner Frau und vielen eignen Kindern; 2) die Mme Ausfeld, Witwe des verstorbnen Prof. der Theologie in Jena, und ihre Schwester Dlle Krausnichfeld, zwey äußerst würdige Erzieherinnen, welche die sämmtlichen kleinen Kinder, vornehmlich Mädchen in den Jahren, da sie noch keinen Antheil an der Erziehungsanstalt nehmen, nebst noch einigen Pensionärinnen unter ihrer Aufsicht haben und ihre abgesonderte Oekonomie führen; 3) ungefähr

10 Lehrer, von denen 4 verheyrathet sind, aber nur 2 mit in diesen Häusern wohnen, die auch eigne Kinder haben. 5) Sechs bis acht männliche und weibliche Domestiken. Neben den angegebnen Gebäuden ist noch ein drittes vom Buchhändler und Buchdrucker Müller errichtet worden, in dessen Druckerey alles, was für das Institut bestimmt ist, und überhaupt Salzmanns und andrer Lehrer Schriften gedruckt werden. Was die Reihersche Buchdruckerey in Gotha, die das ausschließende Privilegium hat, nicht bestreiten kann, darf hier gedruckt werden. Die Pressen schwitzen immer von den Schriften einheimischer und auswärtiger Autoren. Das Schönste, was ich aus dieser Offizin gesehen habe, waren Gutsmuths Gymnastik und Spiele. Fleiß und Betriebsamkeit, welche der Salzm. Erz. Anstalt überhaupt das Daseyn gegeben, haben auch den unfruchtbaren, steinigten Platz, auf welchen diese Häuser angelegt sind, in einen Garten umgeschaffen. Ein hübsches Bassin vor dem Hause ist eben so nützlich als gefällig für das Auge. Der Weg aus dem Thale herauf ist mit italienischen Pappeln besetzt. Oben sind lauter Reihen von Kirschbäumen gepflanzt. Hinter dem Wohnhause ist die Reitbahn; höher hinauf ein fruchtbares, gut gehaltnes Gärtchen, welches durch die vereinigte Arbeit der Lehrer und Zöglinge entstanden ist, und von Jahr zu Jahr erweitert wird.

Es sind alle Anlagen gemacht, welche erwarten lassen, das diese für das Land so wichtige Anstalt

sich

sich immer weiter ausbreiten, und daß hier eine Kolonie engverschwisterter, durch frommen Sinn, durch Reinheit der Sitten, durch Einfachheit der Lebensweise und durch nützliche Thätigkeit ausgezeichneter Menschen entstehen werde, welche alles Gute der Brüdergemeinen in sich vereinigen, verschiedene Fehler derselben aber vermeiden dürfte. Schon ist mehr als Ein Lehrer durch Familienbande an diese Anstalt geknüpft; eine neue Generation von Kindern und Kindeskindern verspricht der Verbindung Bestand, und immer größere Ausdehnung. Salzmann ist ganz zum Führer und Oberhaupt einer Gemeinde gemacht. Sein Ansehen hat etwas Patriarchalisches. In seinem Gesicht wie in seiner ganzen Haltung ist etwas Abgespanntes, Leidendes; sein Aeußeres wie seine Sitten sind äußerst schlicht. Ein gewisses in sich gekehrtes, wohl gar finstres und verschloßnes Wesen nimmt nicht im ersten Augenblick für ihn ein; aber ein freundlicher, gutmüthiger Zug in seinem Gesicht zieht doch bald näher an, und im Familien- und Freundeskreise heitert sich seine Stirn auf, und der Ernst verwandelt sich in muntre Jovialität Gegen seine Kinder und Pflegesöhne ist er ganz das, was dort vom Odysseus gerühmt wird: πατὴρ δ' ὡς ἤπιος ἦεν, ein lieber, gütiger Vater, und daher hängen sie auch mit Herzlichkeit an ihm. Die Organisazion dieser großen Anstalt ist unläugbar zum Theil von der frühern Desauer Anstalt, bey welcher Salzmann als Liturg stand, entlehnt; manches ist auch, vornehmlich in

der

der äußern Form der Gottesverehrungen, den Brüdergemeinen nachgebildet. Aber gewiß findet man hier alles in einer größern Vollkommenheit als in irgend einer der bekannten größern Erziehungsanstalten Teutschlands. Die Geschichte der Anstalt, das tägliche Thun und Lassen dieser großen Familie findet man theils in den Nachrichten von Schnepfenthal, theils in der Schnepfenthalischen Zeitung, die vom J. 1790 an als Handschrift für die Freunde der Erz. Anst. herauskommt, verzeichnet. Salzmanns Grundsätze über Erziehung sind hinlänglich bekannt. Aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen macht er natürlich, wie jeder verständige Mann, von Zeit zu Zeit Abänderungen und Verbesserungen im Einzelnen; aber im Wesentlichen bleibt sein System wohl dasselbe, nemlich das der eudämonistischen Pädagogik. Ein Gebäude, nach einem strengen System der kritischen Filosofie aufgeführt, wie es etwa Heusinger in seiner Erziehungskunst aufstellt, oder wie es unser treflicher Christiani in seinen Beyträgen zur Veredlung der Menschheit entworfen hat und in seinem sehr gut gegliederten Institut zu Kopenhagen zu realisiren sucht, muß man hier nicht suchen; aber fast alles, was sich durch eine verständige Empirie leisten läßt — und das ist gewiß mehr, als was durch bloße razionale Begriffe ohne Zuthat der Erfahrung ausgerichtet werden kann — findet man hier sicher geleistet, und befindet sich nur desto besser dabey.

Was von jeder Erzieh. Anſtalt von ſolchem Umfang unzertrennlich iſt, muß man freylich auch von dieſer bey allen ihren überwiegenden Vorzügen bekennen. Das Vortheilhafte der häuslichen Erziehung, der Familien-Geiſt, das Gute, welches der gemiſchte Umgang beyder Geſchlechter für die Politur der Sitten und für die Annehmlichkeit des Lebens hat, geht mehr oder weniger verloren. Das weibliche Publikum, auf welchem die ganze Laſt eines ſo weitläuftigen Haushaltes liegt, kann wenig an der Geſellſchaft Theil nehmen. Sie haben ihre Geſchäfte und ihren Tiſch für ſich, und miſchen ſich nur bey Familienfeſten unter den Schwarm der Männer und Knaben. Je mehr einzelne Familien aber in der Folge entſtehen, deſto eher kann auch dieſes durch die jetzige Lage der Umſtände etwas alterirte Gleichgewicht einer allſeitigern Erziehung im gemiſchten Umgange der Geſchlechter, ſo weit dieſer in ſolchen Anſtalten überall möglich und dienlich iſt, hergeſtellt werden. Doch auch jezt ſchon geſchieht, was füglich geſchehen kann. Die Zöglinge haben in jedem Anliegen, Zutritt zu Salzmanns Gattin, welche Pflegemutter und Hausfrau im würdigſten und vollkommenſten Sinne des Wortes iſt. Die kleinſten Zöglinge, ungefähr 4 an der Zahl, die erſt 5 : 6 Jahre alt ſind, einen eignen Lehrer und Aufſeher, beſondre Stunden und eine abgeſonderte Wohnung haben, verſammelt Salzmann täglich einige Stunden um ſich, und einen andern Theil ihrer Zeit bringen ſie unter weiblicher Aufſicht und

Gesellschaft zu, welche wenigstens für Kinder dieses Alters so höchst wohlthätig, ja unentbehrlich ist. Die ländliche, isolirte Lage dieses Erziehungshauses hat ihre Unbequemlichkeiten, ja, man darf wohl sagen, ihre Nachtheile. Der Knabe, (ja wohl der Erzieher selbst, wenn er nicht ohne Unterlaß über sich wacht) der nicht in der Lage ist, täglich von Fremden, von Menschen der höhern Stände und feineren Weltsitten gesehen und bemerkt zu werden, oder sich in Verhältnissen mit ihnen abzuschleifen, läßt sich allmählig gehen; er vernachläßigt sein Aeusseres, kommt in Gefahr in eine bäurische Plumpheit zu gerathen, und wird sich Anstand, Höflichkeit und ein zuvorkommendes Wesen schwerer zu eigen machen; wiewohl es bey einer Erziehung, die nur recht angefangen wird, allerdings möglich ist, daß auch auf der ländlichen Flur, und gerade auf ihr vielleicht am ersten, jene ächte Höflichkeit und Aufmerksamkeit erworben werde, die eine Tochter der Menschenliebe, der Dienstfertigkeit und des Wohlwollens ist. Dagegen hat das isolirte Leben, welches das Land darbietet, gar manche wesentliche Vortheile für den Erzieher. Wenn für unsern Christiani in mehr als einer Hinsicht die Nachbarschaft einer großen, üppigen, blendenden Stadt drückend ist, so hat Salzmann dagegen auf seinem Landhause freyere und ungebundnere Hände, die Erziehung, ohne fremde Einwirkung und Störung, ganz nach seinem Wohlgefallen zu leiten. Hier ist keine Verstimmung des rechten Tons durch den Umgang der

Jus

Jugend mit fremden verbildeten, an künstliche Bedürfnisse gewöhnten, verdorbnen Knaben zu fürchten; die Jugend sieht nicht die Beyspiele des geachteten Lasters, der herrschenden Vorurtheile, der Eitelkeit, der Gleißnerey und andrer unlautrer Leidenschaften, welche uns täglich auf dem Theater der großen Welt begegnen und welche zu verführerisch für ein Alter sind, bey dem sittliche Grundsätze noch nicht tiefe Wurzel geschlagen haben können. Ich darf wohl mit Ihrer Zustimmung noch hinzusetzen: die Jugend wird hier ihres Lebens mehr froh. Ist es nicht genug, daß wir den größten Theil unsers Lebens hindurch uns in den Fesseln konvenzioneller Verhältnisse bewegen, daß wir uns dann der Tyranney der Mode und der Etikette nicht entziehen dürfen? Wollen wir darum (mit einem gewissen Scheine wohlwollender Gesinnungen) unsern Kindern ein freyeres Leben, viel körperliche Bewegung, Spiele und Vergnügungen im Freyen entziehn, weil unsre bürgerlichen Einrichtungen es mit sich zu bringen scheinen, daß die meisten Menschen, vorzüglich des Mittelstandes und der höhern Stände, an ein sitzendes Leben in eingeschloßnen Zimmern, selbst in ihren Erholungsstunden an Assembleen und Spieltische, gebunden sind, und so filantropisch erzogne Kinder folglich dereinst bey einen zwangvollen Stubenleben sich elend fühlen würden? Nein, gerade darum, weil wir fühlen, daß diese zuletzt beschriebne Lebensweise eine wahre vita non vitalis sey, wollen wir was uns fehlt wenigstens unsern Kindern zu

geben

geben ſuchen, jene Glückſeligkeit eines frohern und freyern ländlichen Lebens; überzeugt, daß ſo erzogne Kinder doch auch dereinſt in bürgerlichen Verhältniſſen ſich einen Theil jenes Lebensgenuſſes, ſollte es auch mit einigem Abbruch der Aſſembleen und Spieltiſche geſchehen, zu bewahren wiſſen werden.

Durch eine natürliche Ideenverbindung führt mich dieſer Gegenſtand auf die gymnaſtiſchen Uebungen. Auch meine Erwartung war in hohem Grade auf dieſelben, wie ſie in Schnepfenthal getrieben würden, geſpannt; nicht nur, weil ich von dem großen Meiſter, der dieſe Kunſt dort lehrt, auf ſeine Schüler ſchließen konnte, ſondern auch, weil ich häufig, ſogar in Gotha, ſagen hörte, das ſey die Hauptſache, die in Schnepfenthal vorzugsweiſe getrieben werde. Das Ziel, auf welches man es dort anlegte, ſey, körperlich geſunde und ſtarke Menſchen zu bilden. Zu meinem Erſtaunen wurden nun in der Zeit, daß ich mich in Schnepfenthal aufhielt, dieſe angeblichen Hauptlekzionen, um die ſich doch jener Sage nach in Schnepfenthal alles herumdrehen ſollte, ganz und gar nicht gegeben, und ich mußte mich damit begnügen, hie und da einige mit Geſchicklichkeit ausgeführte Uebungen zu ſehen, und mir übrigens ſowohl hier, als nachher von Freunden, die dem gymnaſtiſchen Unterricht hier beygewohnt hatten, über die Sache referiren zu laſſen. Da erfuhr ich denn, daß die Schnepfenthaliſche Jugend gewiß nicht den zehnten Theil der Zeit auf Gymnaſtik ver-

wende, die ein jeder römiſche Knabe oder Jüngling weiland im Gymnaſium mit Leibesübungen zubrachte. Nur in den Sommermonaten, und wenn kein heftiges Regenwetter den Uebungen im Freyen entgegen iſt, werden täglich vor Tiſche von 11 bis 12 Uhr gymnaſtiſche Uebungen an einem kühlen, ſchattichten Platze angeſtellt. Da in derſelben Stunde noch andrer Unterricht ertheilt wird, ſo ſind nicht einmal alle täglich zugegen, ſondern es kommen nur auf jeden Zögling wöchentlich einige Stunden Gymnaſtik, und in jeder Stunde kommen auf jedes einzelne Individuum nur wenige Minuten, weil der Natur der Sache nach nicht alle Zöglinge auf einmal geübt werden können. So wenig wird hier die Gymnaſtik getrieben, daß ſie vielmehr unbeſchadet der übrigen Zwecke der geiſtigen Ausbildung etwas mehr getrieben werden könnte! Indeß erſetzt hier Luſt und Eifer der meiſten jungen Leute auf der einen, und die Geſchicklichkeit des Pädotriben auf der andern Seite, was dem Unterricht an Extenſion abgeht. Die Uebungen erſtrecken ſich ſo ziemlich über alle Theile des Körpers, und jede einzelne iſt wieder auf mannichfaltige Art abgeſtuft, ſo daß ſchon an 200 Aufgaben in der Gymnaſtik vorkommen, die vom Leichtern zum Schwerern fortgehen. Hiedurch wird nicht ſowohl Mannichfaltigkeit zum Vergnügen der ſich übenden Jugend bezweckt, ſondern hauptſächlich Abſtufung in Uebung der Kräfte und Geſchicklichkeiten des Körpers, langſames Fortgehen vom Leichtern zum Schwerern und die dadurch allein

mög-

Agathon.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Ein Besuch des Hippias.

Zufällige Ursachen hatten es so gefüget, daß Hippias sich auf einiche Wochen von Smirna hatte entfernen müssen, und daß die Zeit seiner Abwesenheit gerade in diejenige Zeit, worinn die Liebe unsers Helden und der schönen Danae den äussersten Punkt ihrer Höhe erreichte. Dieser Umstand hatte sie gänzlich Meister von einer Zeit gelassen, welche sie zum Vortheil der Liebe und des Vergnügens so wohl anzuwenden wußten. Keiner von Danaes ehemaligen Verehrern hatte sich erkühnt, ihre Einsamkeit zu stören; und die Freundinnen, mit denen sie ehmals in Gesellschaft gestanden war, hatten zu gutem Glük alle mit ihren eignen Angelegenheiten so viel zu thun, daß sie keine Zeit behielten, sich um Fremde zu bekümmern. Zudem war ihr Aufenthalt auf dem Lande nichts ungewöhnliches, und der allgemeine Genius der Stadt Smirna war der Freyheit in der Wahl der Vergnügungen allzugünstig, als daß eine Danae (von der man ohnehin keine

vestali-

mögliche Verhütung alles Schadens. Noch beſondere Uebungen im Schwimmen werden im Sommer an mehreren Tagen der Woche gegen Abend vorgenommen. Die Zöglinge ſchwimmen in allen möglichen Lagen. Die Fertigkeit und Ausdauer Mancher ſteigt bis zu anſehnlichen Graden. Drey der Geübteſten ſchwammen im vorigen Sommer mit mehreren um die Wette und erhielten den Preis, indem ſie eine Strecke von faſt 5000 Pariſ. Schuhen, ohne abzuſetzen, durchſchwammen. Nimmt man die Umſchweife, die ſie machten, dazu, ſo kann man die ganze Länge ohne Uebertreibung auf ½ geograf. Meile ſetzen. Gutsmuths, der ſeit vorigem Jahr das Schwimmen lehrt, hat, vorzüglich nach Anleitung des Bernardi (den Prof. Kries in Gotha überſetzt hat) viele Verſuche und Beobachtungen über das Schwimmen angeſtellt. Sie haben ſchon ſeinen Schwimmkatechismus in Händen, worinn er die Schwimmkunſt nicht blos nach der neuen italieniſchen Schule, ſondern auch nach den ältern Theorien entwickelt, welche Bernardi nur ſehr oberflächlich kannte und von welchen er mit einem im voraus dagegen eingenommnen Gemüthe ſchrieb. Mit ſeinem Lehrbuch der Gymnaſtik (ſo wie auch den Spielen) hat Gutsmuths in und außer Teutſchland großes Glück gemacht. Er hat das Verdienſt, die Gymnaſtik, deren Werth man ja wohl in dieſen Zeiten der Nazionalkriege, der Revoluzionen und des wieder aufwachenden Heroismus nicht länger verkennen wird, zu Ehren gebracht und die Einführung derſelben an mehr als

Einem Orte, wie mich der Augenſchein auf meinen Reiſen gelehrt hat, veranlaßt zu haben. Auch unſer Chriſtiani läßt, wie billig, in ſeinem Inſtitut die Gymnaſtik nach Gutsmuths Grundſätzen lehren. Zur Literatur und Geſchichte der Gymnaſtik und der Spiele beſitzt und macht Gutsmuths wichtige Sammlungen, und er könnte einmal eine intereſſante Bibliotheca gymnaſtica et ludoria herausgeben.

Den Cyklus der Gegenſtände des Unterrichts werden Sie im Ganzen weit genug und einer liberalern Erziehung angemeſſen finden. Man wird wenig Gegenſtände vermiſſen, die in der Erziehung des Menſchen und Bürgers, wie ſie das Bedürfniß unſerer Zeit erfordert, vorkommen müßten. Indeß ſah ich mich doch vergebens nach einem, wenigſtens propädeutiſchen Unterricht in der Filoſofie um. Für die erwachsnern Zöglinge wäre eine Einleitung in die Logik, die Seelenlehre, die Aeſthetik, oder vielmehr ein encyklopädiſcher Kurſus über die filoſofiſchen Wiſſenſchaften, wie ſie etwa in Snells freylich noch mangelhaftem Lehrbuche abgehandelt worden, ein dringendes Bedürfniß. Könnte man nicht auch erwarten, daß in einer Anſtalt, welche Bürger des Staates bildet, ein allgemeiner Unterricht über die bürgerliche Verfaſſung und die Geſetze derſelben ertheilt werde?

Ich ſetze Ihnen hier die Namen der Lehrer her und füge, ſo weit ich mich deſſen erinnere, bey, worin ein Jeder vorzüglich Unterricht ertheilt. Der Direktor Salzmann unterrichtet

richtet in der Religion, in der Naturgeschichte, vorzüglich der Botanik, welche nach dem Linnäischen Sexualsystem abgehandelt wird, und wodurch vornehmlich der Beobachtungsgeist erregt, der Scharfsinn und selbst das Gedächtniß geübt werden soll, und endlich auch in der Kenntniß der Sternbilder. Seine beyden Schwiegersöhne, Lenz und Weißenborn, theilen sich in das Fach der alten Literatur, vorzüglich der lateinischen Sprache, und ertheilen auch in neuern Sprachen Lekzionen, jener im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, dieser im Englischen. In seinen wenigen Nebenstunden beschäftigt sich Lenz noch besonders mit den menschenfreundlichen Forschungen über die Ausrottung der Blattern, und sucht die Harthörigkeit seines Publikums mit edelm Enthusiasmus zu überwinden. Möge er in Verbindung mit dem edeln Junker endlich einmal überall Gehör finden! Gutsmuths besorgt den geografischen Unterricht, Alberti den historischen, Ausfeld den Unterricht in Mathematik und Fysik, la Serre in der französ. Literatur, Buddeus im Zeichnen, Blasche in Pappurbeiten und andern mechanischen Künsten. Melsheimer besorgt den Unterricht der ganz kleinen Elementarschüler; Dr. Braun aus Waltershausen giebt Unterricht in der medizinischen Anthropologie, wobey er sich wohl billig nicht so weit über die Osteologie verbreiten dürfte, als er nach den Heften, die ich vor mir gehabt habe, thut. Diakonus Credner aus Waltershausen, ein geschickter Mineralog, hat auch eine

Zeit lang einen Kursus der Mineralogie mit den Zöglingen gemacht. Als eine besondre Merkwürdigkeit muß ich hier noch der geschickten Lehrerinnen gedenken, welche um den Unterricht der kleinsten Knaben und Mädchen im Teutschen, in der Naturgeschichte, der Geografie und im Französischen wesentliche Verdienste haben. Vier sehr gut unterrichtete Töchter von Salzmann, zwey verheyrathete und zwey noch ledige, geben regelmäßige Lehrstunden. Reiten wird kunstmäßig von Salzmanns ältestem Sohne gelehrt, der auch in der Technologie u. d. gl. Unterricht ertheilt. Musik und Tanzkunst wird noch von besondern Maitres gelehrt. Man darf nur einige dieser Lehrstunden mit besucht haben, um sich zu überzeugen, daß hier junge Leute sehr gute Kenntnisse einsammeln können, und daß sie wirklich im Ganzen — denn wo ist eine Lehranstalt, in welcher nicht einzelne Schüler Ausnahmen machten? — sehr gut unterrichtet sind. Selbst in der alten Literatur, insonderheit im Lateinischen, haben einzelne Zöglinge recht gute Kenntnisse, so wenig auch die ganze Tendenz des Institutes, wie der meisten neuern Anstalten dieser Art, eine besondre Begünstigung dieser Studien zu verrathen scheint. Neben wissenschaftlichen Kenntnissen bemerkte ich auch mit Vergnügen andre Fertigkeiten der jungen Leute, z. B. im Zeichnen, im Landkartenmachen, in Papp- und Drechslerarbeit, im Modelliren von Geräthschaften, im Lackiren u. dergl. Betriebsamkeit und Gewandtheit in praktischen Geschäften kann man

übers

überhaupt als das Karakteriſtiſche dieſer Zöglinge anſehen. Als Hülfsmittel zum Studium der Naturgeſchichte dient die umliegende ſchöne und reiche Natur; was nicht in den nächſten Umgebungen zu finden iſt, wird durch ein nicht zu verachtendes Naturalienkabinet erſetzt, in welchem man auch einige fyſikaliſche Werkzeuge findet. Unter die dringendſten Bedürfniſſe einer Erziehungsanſtalt, zumal die auf dem Lande und fern von Bibliotheken iſt, gehört eine wohlgewählte und der Beſtimmung, daß ſie die Hauptbücher für jede Wiſſenſchaft zum Behuf der Lehrenden und der Lernenden enthalte, entſprechende Büchersammlung, und es iſt kaum begreiflich, wie es Inſtitute geben kann, in welchen man es entweder den Lehrern zumuthet, vielleicht bey ſpärlichem Gehalt, für ihr Fach ſelbſt die literariſchen Hülfsmittel herbeyzuſchaffen, oder wo man es darauf ankommen läßt, daß der Unterricht bey literariſcher Armuth und Entbehrung von Büchern auch höchſt dürftig und mangelhaft ausfalle. Auch an dieſes Bedürfniß iſt in Schnepfenthal gedacht worden, und es iſt eine artige Büchersammlung von mehr als 1000 Bänden da, in der aber freylich, ſo viel mich eine flüchtige Anſicht lehrte, große Lücken zu ergänzen ſind, wenn kein Fach der Wiſſenſchaften oder Sprachen, welches dort gelehrt wird, unbedacht bleiben ſoll. Man ſollte, wenn erſt ein hinlänglicher Fond ausgemittelt wäre, jährlich etwa einmal einen Zettel unter den ſämmtlichen Lehrern zirkuliren laſſen, auf welchen jeder die Bücher verzeich-

zeichnete, die ihm für sein Fach wichtig oder unentbehrlich schienen. Diese Stimmen sammelte dann der Direktor und suchte nur bey Anschaffung der Bücher zu verhuten, daß nicht ein Fach auf Kosten der andern begünstigt, sondern zwischen allen eine gewisse billige Proporzion getroffen würde. Eine solche höchst nöthige Bibliothek konnte auch, wie es auf manchen Schul- und Erzieh. Anstalten der Fall ist, dahin ausgedehnt werden, daß man von Zeit zu Zeit neue Lesebücher zur Belehrung, zur Unterhaltung, zur Bildung des Geschmacks der Jugend in dieselbe anschafte, und denen, die daraus Bücher zum Lesen erhielten, einen gewissen Beytrag bezahlen ließe. Die Lehrer in Schnepfenthal sind nicht gerade mit Lehrstunden überhäuft; ich glaube nicht, daß Einer im Durchschnitt täglich über drey Lehrstunden giebt, und mehr sollte man auch Niemanden zumuthen, von dem man etwas Besseres als Taglöhnerarbeit erwartet. Sie haben ein oder höchstens ein paar Fächer zu besorgen, denen sie sich ganz widmen können und in denen sie daher, wie der Erfolg lehrt, desto mehr leisten. Der schwerste und schweißvollste Theil ihres Berufs ist die stete Aufsicht über die Zöglinge, von denen jeder Lehrer einige auf seinem Zimmer hat. Das Saure dieses Berufs erkennt auch Salzmann an, und sucht den Lehrern ihr mühevolles Tagewerk unter andern dadurch zu erleichtern, daß er jedem jährlich einen Monat Ferien verwilligt, die er zu einer beliebigen Zeit, entweder auf einmal, oder in verschiednen Terminen

minen nehmen und zur Erholung und Abspannung, zu Reisen, zu literarischen Arbeiten u. dgl. verwenden kann. Salzmann hat die Erlaubniß in seinem eignen Betsale Gottesverehrungen zu halten, an welchen auch die Landleute der Nachbarschaft Geschmack finden und fleißigen Antheil nehmen. Sie kennen die einfache und zweckmäßige Einrichtung dieser Gottesverehrungen, in denen auch Manches nach dem Herrnhutischen Kultus kopiert ist. Der Vortrag des Lehrers oder Predigers wechselt immer mit Gesang ab. Der letztre ist einfacher, langsamer und feyerlicher als in den protestantischen Kirchen gewöhnlich ist. Die ausgewählten Liederverse werden jedesmal auf einem eignen Blatte abgedruckt. Schade, daß Salzmann an reimlosen Versen Geschmack findet, die doch gewiß nicht so viel Gefälliges, Einschmeichelndes und Singbares als die gereimten haben, und daher am wenigsten für den Kirchengesang geeignet zu seyn scheinen! Den Geist der Salzmannischen Vorträge kennen Sie aus den von ihm herausgegebnen Gottes- und Jesus-Verehrungen, auch aus seiner Hauspostille. Er hat sich einen hohen Grad von Popularität und Klarheit zu eigen gemacht. Wäre bey dem Licht noch etwas mehr Wärme und in seiner Deklamazion etwas weniger Eintönigkeit, so würde er wenig zu wünschen übrig lassen. Alle für das Haus wichtige Begebenheiten, das Einweihungsfest, die Aufnahme oder Entlassung eines Zöglings u. s. w. werden sehr schön den Gottesverehrungen

eingeflochten und dadurch geheiligt. Mit den Feyerlichkeiten der Aufnahme oder der Entlassung und mit der Austheilung eines Ordens, welchen aber nur höchst wenige durchaus musterhafte Jünglinge erhalten, ist ein Ritual verbunden, welches offenbar aus Maurerischen Weihungen abgeschattet ist, das, wenn es nicht zu oft und nicht immer auf einerley Weise wiederholt wird, und wenn von Seiten des Hierofanten ein hoher Grad von Wärme und Innigkeit der todten Ceremonie Geist und Leben einhaucht, allerdings tiefen Eindruck zu machen im Stande ist. Doch, so viel ich auch noch in petto habe, muß ich dennoch hier abbrechen, wenn ich nicht statt eines Briefes ein Buch schreiben will. Möge das wenige, was ich gesagt habe, meine Achtung für eine so nützliche Anstalt und den ehrwürdigen Stifter derselben ganz bezeugen, und die frohe Empfindung an den Tag legen, die mir der Anblick einiger meiner jungen Landsleute in dieser Anstalt, wo gewiß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnt, nothwendig einflößen mußte!

IX.

Sonette.

1.

Du haſt geſiegt, Entſchluß! Es iſt geſchehen,
Und losgeriſſen hab' ich mich von ihr!
Ach! dieſer Qual der ſehnenden Begier
Vermocht' ich länger nicht zu widerſtehen.

Ihr Götter, immer ſie vor Augen ſehen,
Sie, eures Himmels, eurer Erde Zier —
O nehmt ſie wieder, oder gebt ſie mir!
Wo nicht — ſo laßt in Sehnſucht mich vergehen!

Feindſel'ge Pflicht, wie hart iſt dein Gebot!
Doch nur zu bald ſchon wird mein Herz ſich rächen;
Ich floh mein Glück und wählte meine Noth.

Und immer muß ich zu mir ſelber ſprechen:
Sie lieben, Götter, ach! das iſt Verbrechen;
Doch ach! ſie meiden — weh mir! das iſt Tod.

2.

Die Ruhe hofft' ich wieder zu gewinnen,
Die, seit ich dich sah, meiner Brust entwich,
O Laura, und verlohr die Ruh' und dich!
Dir zu entfliehn — welch thörichtes Beginnen!

Und wollt' ich bis an's fernste Meer entrinnen,
Am fernsten Meer umschwebt dein Bildniß mich;
Zu tief mir senkt' es in den Busen sich,
Es zu verbannen kann ich nichts ersinnen.

Und wenn ihr doch dem gern getäuschten Sinn,
Ihr Götter! diesen einz'gen Trost nur ließet;
Doch auch den einz'gen nehmt ihr grausam hin.

Wenn im Moment, da es mein Arm umschließet,
In leere Luft das theure Bild zerfließet,
Dann fühl' ich's zehnfach, daß ich einsam bin.

veſtaliſche Tugend foderte) über die ihrigen, wenn ſie auch bekannt geweſen wären, ſehr ſtrenge Urtheile zu beſorgen gehabt hätte.

Allein Hippias war kaum von ſeiner Reiſe zurükgekommen, ſo ließ er eine ſeiner erſten Sorgen ſeyn, ſich in eigner Perſon nach dem Fortgang des Entwurfs zu erkundigen, den er mit ihr zu Bekehrung des allzuplatoniſchen Callias gemeinſchaftlich angelegt hatte. Die beſondere Vertraulichkeit, worinn er ſeit mehr als zehn Jahren mit ihr gelebt hatte, gab ihm das vorzügliche Recht, ſie auch alsdann zu überraſchen, wenn ſie ſonſt für niemand ſichtbar war. Er eilte alſo, ſo bald er nur konnte, nach ihrem Landgute; und hier brauchte es nur einen Blik auf unſre Liebende zu werfen, um zu ſehen, wie viel in ſeiner Abweſenheit mit ihnen vorgegangen war. Ein gewiſſer Zwang, eine gewiſſe Zurükhaltung, eine Art von ſchamhafter Schüchternheit, welche ihm beſonders an der Pflegtochter Aſpaſiens faſt lächerlich vorkam, war das erſte, was ihm an beyden in die Augen fiel. Wahre Liebe (wie man längſt beobachtet hat) iſt eben ſo ſorgfältig ihre Glük, ſeligkeit zu verbergen, als jene froſtige Liebe, welche Coquetterie oder Langeweile zur Mutter hat, begierig iſt, ihre Siege auszupoſaunen. Allein dieſes war weder die einzige noch die vornehmſte Urſache einer Zurükhaltung, welche unſre Liebenden, aller angewandten Mühe ungeachtet, einem ſo ſcharfſichtigen Beobachter nicht entziehen konnten. Das Bewußtſeyn der Verwandlung

3.

Auf ihrem grauen Wagen kommt die Nacht
Die Sterne ſtreuend auf des Himmels Bogen;
Beſänftigt ruhn des wilden Meeres Wogen.
Es ſchweigt der Wind, kein ſterblich Auge wacht.

Nur meines huldigt nicht der hohen Macht,
Ihm iſt des Schlummers ſüßer Troſt entzogen;
Nichts löſcht die Glut, aus ihrem Blick geſogen,
Als die allein, die ſie mir angefacht.

Ach! ſo entſpringt aus einer einz'gen Quelle
Das Süß' und Herbe, das mein Daſeyn nähret;
Dieſelbe Hand giebt Balſam mir und Wunden.

Mir heitert mir die Nacht ſich auf zur Helle;
Mich tödtet's, kaum daß Leben wiederkehrt —
Wann werd' ich doch von dieſer Qual geſunden?

Nach Petrarka's 121ſtem Sonett.

4.

Du wilder Strom aus tiefen Bergesquellen,
Der ungeſtüm durch jene Felſen dringt,
Wohin dein Lauf dich unwillkührlich bringt,
Folgt meiner Liebe Sehnſucht deinen Wellen.

So ſtröme fort mit immer raſchem Schwellen,
Das nicht Ermüdung, Schlummer nicht bezwingt,
Bis wo ein friſcher Grün dich ſanft umſchlingt,
Von ſchönerm Licht die Wogen ſich erhellen.

Dort iſt es, dort, wo ſie, die Holde, weilt,
Die deinem Ufer ſolchen Glanz ertheilt.
Vielleicht gedenkt ſie mein — o dürft ich's wähnen!

Gedenkt des Fernen — o ihr Wellen, eilt
Der Holden Fuß zu küſſen, bringt die Thränen
Der Lieb' ihr hin und mein unendlich Sehnen!

Nach Petrarka's 173ſtem Sonett.

5.

5.

Ihr süßen Hügel, nur bey euch ist Rast!
Denn ob ich floh — o sagt, wie konnt' ich fliehen?
Euch such' ich stets; die Amor mir verliehen,
Sie trag' ich ewig, diese theure Last.

Doch wenn ich dies erwäge, staun' ich fast.
Ich fliehe, doch umsonst ist mein Bemühen;
Ich kann mich nicht dem süßen Joch entziehen,
Und näher bringt mich nur die eitle Hast.

So wie den Hirsch, schon fast des Todes Beute,
Der mörderische Pfeil in seiner Seite,
Je mehr er flieht, nur immer tiefer trifft:

So flieh' auch ich mit diesem Pfeil im Herzen,
Der mich verzehrt; doch süß sind diese Schmerzen,
Und ich erliege bald dem holden Gift.

Nach Petrarka's 174stem Sonett.

6.

6.

Ich sahe sie; ihr himmlisches Gesicht
Schien strahlend mir von einem höhern Leben,
Bewundrung mußt' ich ihren Reizen geben;
Doch sagt' ich mir: das ist die Liebe nicht.

Ich hörte sie; wie wenn ein Engel spricht,
So schien der Ton den Lippen zu entschweben,
Ich fühl' ihn tief im Busen wiederbeben;
Doch sagt' ich mir: das ist die Liebe nicht.

Jezt ist sie fern, und ach! an allen Tagen
Umschwebt mich ihrer Züge Harmonie,
Umschwebt mich ihrer Töne Melodie.

Ich fühle tief an meinem Herzen nagen
Der Sehnsucht Glut, und immer muß ich sagen:
Ach! dies ist Liebe — oder keines nie!

7.

Ich nahm ſie nicht, ſie hat ſie mir gegeben;
Sie gab ſie nicht, ſie neigt' ihr Haupt mir dar:
„Nimm eine Roſe dir aus meinem Haar!“ —
Ich höre noch der Töne ſüſſes Schweben.

Vor Wonne fühlt' ich meine Hand erbeben,
Und lange wählt' ich in der bunten Schaar,
Ward immer noch die ſchönſte nicht gewahr;
Der ſchönſte Reiz ſchien jede zu umweben.

Doch zürne nicht, o du, der Roſen Zier!
Daß meine Hand die ſüße Stelle dir
Geraubt, die über alle dich erhöhet.

Wie Zefyrs Hauch iſt Blüthenreiz verwehet.
Wärſt du gewelkt, ſie hätte dich verſchmähet;
Doch auch verblüht biſt du die ſchönſte mir.

8.

Iſt mir ein Bild aus jener Welt erſchienen?
Täuſcht mich ein Wahn erregter Fantaſie?
Von Himmelsglanz umſtrahlt erblick' ich ſie,
Und Heilige beeifert ihr zu dienen!

Die Engelhuld in dieſen ſanften Mienen,
Der edeln Züge ſchöne Harmonie,
Der ſeelenvolle Blick — ſie iſt es, ſie!
Wer dürfte noch zu zweifeln ſich erkühnen?

O Rafael, du ſuchſt das Ideal,
Das deine Hand mit Götterkraft belebet,
Du ſuchſt umſonſt es in der Sel'gen Zahl!

Mitleidig ſah ſie unſers Lebens Qual;
Sie ſtieg herab in dieſes Erdenthal —
Und Edens Roſen blühen wo ſie ſchwebet.

Grieß.

X.

Künſte.

1.

Der Thiermahler Pforr.

Der ſchnelle und frühe Tod dieſes als Künſtler und Menſchen gleich ſchätzbaren Mannes iſt zwar für ſeine Kunſt ſelbſt ein unerſetzlicher Verluſt, und Frankfurt hat einen der Männer weniger, die kein Fremder ohne Belehrung und Zufriedenheit beſuchte. Allein zur Beruhigung derer, welche die erſten zwey Hefte ſeines koſtbaren und in ſeiner Art einzigen Werks, die Darſtellung der verſchiedenen Pferderacen, *) beſitzen, muß wenigſtens die Nachricht dienen, daß nicht allein die 4 Gemälde, welche zum dritten und letzten Hefte beſtimmt ſind, ſchon längſt von ihm vollendet waren, ſondern daß auch ſchon drey davon in Kupfer geſtochen und

*) Es ſind bis iezt 2 Hefte davon erſchienen, jeder Heft zu 4 Blättern in gr. Folio. Das Blatt koſtet 1 Carolin, und iſt in Betracht der äuſerſt mühſamen und vollendeten Ausführung gar nicht zu theuer. Mehr als ein Drittheil dieſer Blätter iſt nach England gegangen, wo Pforr ungemein geſchätzt und vielleicht mehr, als in ſeinem Vaterlande ſelbſt, gekannt ward. Man vergleiche übrigens, was ein Augenzeuge, der ihn noch im vorigen Spatherbſte beſuchte, von ihm erzählt. N. T. Merkur 1798. St. 2. S. 306.

zum Abdruck völlig fertig sind, und das vierte von einem Freunde des Verstorbenen mit der Sorgfalt wie die übrigen, gestochen und kolorirt werden wird. Es darf hierbey ein Zug von der edeln Wohlthätigkeit der Frankfurter nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Wenig Tage nach seinem unvermutheten Tode — er starb plötzlich in der Gegenwart eines seiner Freunde, als er sich eben noch ein Pferd zum Ausreiten auf den Nachmittag bestellt hatte — war schon von mehreren Freunden des Verstorbnen eine Subskripzion von 800 Fl. zu Stande gekommen, die man der Wittwe (einer Tochter des berühmten Tischbein in Kassel, wo Pforr auch geboren und gebildet ist) zur Erziehung ihrer hoffnungsvollen, auch für die Kunst viel versprechenden Söhne jährlich zahlen wird, und die sich wahrscheinlich noch höher belaufen dürfte, da sie noch nicht geschlossen ist. Pforr war übrigens auch darum kein gewöhnlicher Thier- und Pferdemahler, weil er zugleich eine Menge anderer Hülfskenntnisse und Fertigkeiten besaß, die zwar alle in sein Studium eingriffen, aber von so manchen seiner Kunstgenossen zu ihrem eignen Nachtheile nur allzusehr vernachläßigt werden. So hatte er zum Behuf seiner kolorirten Blätter von den verschiedenen Pferderacen lange und mühsame Studien in Reisebeschreibungen und geografischen Werken gemacht, wovon auch die Hintergründe jener Tafeln hinlänglich zeugen. Denn da erkennt man in der Landschaft sogleich das Vaterland der Pferde, und in den dabey angebrachten

Per-

Personen das Nazionalkostum. So hatte er nicht bloß zu Hunnerdorfs Anleitung, Campagnepferde abzurichten, *) die lehrreichen und genauen Kupfer gestochen, sondern er verstand auch alle Künste der Reitbahn selbst aus dem Grunde, war ein fertiger Reiter und ein vielerprobter Kenner der Pferde auch in merkantilischer Rücksicht. Möge dieser kleine Denkstein einen seiner Freunde bewegen, den T. Merkur noch etwas mehr über diesen merkwürdigen und von allen, die ihn kannten, aufrichtig geschätzten Künstler mitzutheilen!

2.

Ueber das Museum zu Veletri und einige andere römische Kunstsammlungen.

Nach den neuesten Briefen aus Italien ist es nicht gegründet, daß das Borgianische Museum zu Veletri zerstört und zerrissen sey, wohl aber die Art, wie der edle Borgia gemishandelt wurde. **) Er hatte freylich über die

*) S. über dies wichtige Werk Meusels neue Miscellaneen artistischen Inhalts 1797. im 6ten Stück. Beyläufig bemerke ich, daß von dieser sachreichen, und keinem Kunstliebhaber entbehrlichen Sammlung, deren ununterbrochne Fortsetzung dem Eifer des Herausgebers und Verlegers gleich viel Ehre macht, in voriger Messe das 8te Stück erschienen ist.

**) Vergl. Posselts neueste Weltkunde. N. 184. S. 750.

Art, wie die Sammlungen der Propaganda und ihre Druckereyen von den Eroberern in Beschlag genommen wurden, sein Mißfallen nicht unterdrücken können, und dies ist in den Augen der Allbegehrenden schon Hochverrath. Die Matrizen und Schriften aller orientalischen Sprachen, die sich in der Propaganda befanden, sind von Monge nach Civita Vecchia geschickt und dort zur Expedizion von Buonaparte eingeschifft worden. Da der Beynahme Italicus den Italienern selbst nicht recht gefällt, so nennen sie Buonaparte schon vorläufig Indicus.—Das Museum der Villa Albani ist noch unversehrt. Unter den teutschen, jetzt noch in Rom befindlichen Künstlern, hat Reinhard selbst nach der Abreise seines großen Gönners des engl. Prinzen August, noch immer das größte Ansehen. Der ehrliche Karsten ist vor kurzem gestorben. Hr. Uhden hält sich als Preußischer Resident nicht mehr in Rom, sondern in Florenz auf.

3.

Auswahl vorzüglicher Gemmen aus der Stoschischen Daktyliothek.

Durch den vor kurzem fertig gewordenen vierten Heft dieser Sammlung ist nun der erste Band eines Werkes *) vollendet, das durch die seltene Kunstfertigkeit der

*) Der vollständige Titel des Werkes ist: Auswahl vorzüglicher Gemmen aus der Sammlung, die vormahls der Baron

wandlung, welche ſie erlitten hatten; die Furcht vor dem comiſchen Anſehen, welches ſie ihnen in den Augen des Sophiſten geben möchte; die Furcht vor einem Spott, vor dem ſie die muthwilligen Ergieſſungen bey jedem Blike, bey jedem Lächeln erwarteten; dieſes war es, was ſie in Verlegenheit ſezte, und was den artigſten Geſichtern in ganz Jonien etwas Verdrießliches gab, welches von einem jeden andern als Hippias für ein Zeichen, daß ſeine Gegenwart unangenehm ſey, hätte aufgenommen werden müſſen. Allein dieſer nahm es für das auf, was es in der That war; und da niemand beſſer zu leben wußte, ſo ſchien er ſo wenig zu bemerken, was in ihnen vorgieng, machte den Unachtſamen und Sorgloſen ſo natürlich, hatte ſo viel von ſeiner Reiſe und tauſend gleichgültigen Dingen zu ſchwazen, und wußte dem Geſpräch einen ſo freyen Schwung von Munterkeit zu geben, daß ſie alle erforderliche Zeit gewannen, ſich wieder zu erholen, und ſich in eine ungezwungene Verfaſſung zu ſezen. Wenn Agathon hiedurch ſo ſehr beruhiget wurde, daß er würklich hoſte, ſich in ſeinen erſten Beſorgniſſen betrogen zu haben, ſo war die feinere Danae weit davon entfernt, ſich durch die Kunſtgriffe des Sophiſten ein Blendwerk vormachen zu laſſen. Sie kannte ihn zu gut, um nicht in ſeiner Seele zu leſen; ſie ſah wohl, daß es zu einer Erörterung mit ihm kommen müſſe, und war nur darüber unruhig, wie ſie ſich entſchuldigen wollte, daß ſie, über der Bemühung den Charakter des Agathons umzubilden, ihren eignen oder doch einen guten Theil davon verloh-

ren

der Zeichner und Kupferſtecher, von welchen die 48 in dieſem Theile befindlichen Kupfertafeln geliefert worden ſind, und die geſchmackvollen Erläuterungen des Gelehrten, der den Text dazu verfertigte, unſtreitig zu den zweckmäßigſten und, wenn man die Folioausgabe mit dem doppelten (franz. und teutſchen) Text in Anſchlag bringt, auch zu den prächtigſten antiquariſchen Kupferwerken gehört, die unſer Vaterland ähnlichen Werken des Auslandes entgegenſtellen kann. Der erſte Heft enthält 15 Abbildungen

von Ph. v. Stoſch beſaſs, die ſich jezt aber im königl. Preuſs. Cabinette befinden. Mit myth. und artiſtiſchen Erläuterungen begleitet von Fr. *Schlichtegroll*. 1 Band. Nürnberg, Frauenholz 1797. Die Originalkupferplatten, die von den erſten Künſtlern in Teutſchland und Frankreich, von einem Müller, Klauber, Guttenberg u. ſ. w. geſtochen ſind, befinden ſich bey der ſplendiden Ausgabe in Roy. Folio, die man mit franz. und teutſchem Texte haben kann. Die franz. Ueberſetzung hat Hr. Rath Bridel in Gotha beſorgt. Die Kupfer zur wohlfeilern Quartausgabe ſind zwar nur Nachſtiche, aber doch auch von Dietrich, Schratenſtaller und andern braven Künſtlern ſehr gut gearbeitet. Der Ladenpreis eines Heftes der prächtigen Originalausgabe in Fol. iſt 5 Thaler, der Quartausgabe nur 2 Thaler. Ich kenne kein ausländiſches Kunſtwerk in gleicher Güte von dieſer Wohlfeilheit. Wie viel Geld verſchwendet jezt unſer Publikum an unnütze Bilderbücher, geſchmackloſe Moden- und Ameublementsjournale! In dieſen Gemmenabbildungen iſt Schönheit und Wahrheit im engſten Bunde.

ägyptischer Gottheiten, der zweyte Vorstellungen von der Cybele, dem Jupiter und der Juno, der dritte die Dioskuren, Jo, Ganymed, Hebe und Minerva; der vierte umfaßt die Ceres, Diana mit ihrem Fabelkreise, eine Parce und den Merkur. Es sind lauter vorzügliche Steine aus der reichen Stoschischen Sammlung gewählt, die jezt im Antikentempel unweit Sans-Souci ein köstliches Besitzthum des Preußischen Hauses ist. Möge der würdige, um Förderung teutscher Kunst vielfältig verdiente Frauenholz, als Verleger dieses Werks, Unterstützung genug finden, auch noch den versprochnen zweyten Theil dieser Gemmenabbildungen liefern zu können! In ihnen würden dann gerade erst die Vorstellungen auftreten, die auf geschnittnen Steinen die zierlichsten und anziehendsten sind, das Reich des Eros, die Bacchanalien, die Arbeiten des Herkules, die Helden vor Theben und vor Troja. Denn in den höhern Götterabbildungen gestattete der enge Raum den alten Gemmenschneidern nicht Umfang und Erhabenheit genug, und es ist wahrscheinlich, daß eben darum die Scalptoren aus den Zeiten des ersten und großen Stils nur die Köpfe der vornehmsten Götter geschnitten haben, und daß daher alle die Vorstellungen, wo ganze Figuren oder Gruppen jener Götter vorkommen, zu einem weit spätern Zeitalter gehören.

4.

Millins und Gurlitts archäologiſche Abhandlungen.

Der gelehrte Alterthumsforſcher und Aufſeher über die Antiken in der Pariſer Nazionalbibliothek, A. L. Millin *), war der erſte, welcher in Paris ſeit 4 Jahren öffentliche Vorleſungen über die Archäologie und das Kunſtſtudium der Antike hielt. Er entwarf zu dieſer Abſicht eigne kleine Lehrbücher, die ihm dabey zum Leitfaden dienten, und auch in Teutſchland mit vielem Beyfall aufgenommen worden ſind. Mit vorzüglichem Fleiß war ſeine Einleitung zum Studium der geſchnittnen Steine gearbeitet, und davon iſt nun ſchon die zweyte faſt um die Hälfte vermehrte Auflage zu Anfange dieſes Jahrs zu Paris erſchienen. Introduction à l'étude des pierres gravées. Seçonde édition Paris, Fuchs (3 liv.) wobey ſich nicht nur das vollſtändigſte Verzeichniß der Nahmen von Steinſchneidern, die ſich auf griechiſchen Steinen eingegraben haben, ſondern auch am Ende eine ſehr brauchbare bibliotheca glyptographica befindet, in welcher der gelehrte Forſcher, wider die Gewohnheit ſeiner Landesleute, auch eine ſehr ausgebreitete und genaue Kenntniß

*) Ueber die vielſeitigen Verdienſte dieſes Mannes, der Humanität im edelſten Sinne des Worts nicht blos lehrt ſondern auch übt, ſ. die 9 Ueberſicht der franzöſiſchen Literatur im Intelligenzblatte der Alg. L. Z. und das Journal London und Paris. St. 2. S. 178.

der teutſchen Literatur in dieſem Fache verräth. Beym Katalog der alten Steinſchneider benutzte Millin in dieſer neuen Ausgabe die handſchriftlichen Bemerkungen ſeines Freundes Visconti. Ueberall ſind bedeutende Zuſätze hinzugekommen, und die Schrift iſt ein wahrer Gewinn für dieſen noch ſo verwickelten Theil der Archäologie.

Einer unſerer verdienteſten Schulmänner, Hr. Direktor und Prof. Gurlitt zu Kloſterberaen welches unter ſeiner Leitung aufs neue aufblüht, hat angefangen in ſeinen Programmen archäologiſche Gegenſtände auf eine gemeinnützige Weiſe abzuhandeln. Sein erſtes Programm lieferte leſenswürdige Zuſätze zu Winkelmanns Leben; darauf ſchrieb er: über die Gemmenkunde, und ganz neuerlich: über die Moſaik. Man findet hier mit reifer Beurtheilung und großer Beleſenheit alles zuſammengetragen, was nur teutſcher Fleiß und Genauigkeit in ſo vielen größern und kleinern Werken zerſtreut auffinden konnte. Es verdienen daher dieſe Gelegenheitsſchriften ein beſſeres Schickſal als gewöhnlich dergleichen Schriften zu haben pflegen. *) Erſt müſſen im Einzelnen Abhandlungen der Art vorausgehen, ehe eine allgemeine Literatur der Archäologie, zu welcher uns Hr. Prof. Beck in Leipzig ſchon ſeit einigen Jahren Hoffnung gemacht hat, mit Erfolg geſchrieben werden kann. Hoffentlich wird Hr. Prof. Gurlitt noch mehrere Kapitel der alten Kunſt auf eben dieſe Weiſe durchgehn.

5.

Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte.

Die zweyte Abtheilung der von Hr. HR. Eichhorn in Göttingen entworfenen und ſchon in 5 Abtheilungen angefangenen Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften ſeit der Wiederherſtellung derſelben

*) Sie ſind auch alle in den Buchhandel gekommen, und bey Keil zu haben.

ben bis an das Ende des 18ten Jahrhunderts, — eines Werkes, das, beyläufig zu erinnern, einen encyklopädischen Ueberblick aller Wissenschaften auf einen ganz neuen Weg beabsichtigt, und in Absicht auf Fülle der Literatur und genaues Quellenstudium durch die Schätze der Göttinger Universitätsbibliothek alles übertreffen wird, was das Encyklopädieenlustige Ausland bis jezt in diesem Fache aufstellte,*) — gehört ohne Widerrede zu den brauchbarsten Werken über die Geschichte der neuern Kunst

*) Folgende Theile sind bereits erschienen: 1) Einleitung. Allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neuern Europa. Von Eichhorn 1 Theil. (Hiervon sollte die Fortsezung nicht so lange ausbleiben. Die Einleitung sollte gewissermaßen allen übrigen Mitarbeitern Plan und Umrisse vorgezeichnet haben, damit das Werk nicht durch unverhältnißmäßige Ausdehnung unter sich selbst erliege. Oder will Hr. HR. Eichhorn erst die Vollendung des Ganzen erwarten? Dann bedurfte es aber überhaupt keiner Einleitung, sondern, was wohl jeder bey Liebhaber der Literatur wünschen muß, eines Epilogs, der in gedrängter Uebersicht alle Resultate der einzelnen Abtheilungen zusammenfaßte, und ein schönes Vermächtniß dieses absterbenden Jahrhunderts an das nachkommende wurde, dem es gleichsam seine Meritentafel vorhielte und ihm zuriefe: sieh, so weit kam ich!) 2) Aus der zweyten Abtheilung die hier angeführte Geschichte der zeichnenden Künste, von Fiorillo. 1 Theil. 3) Aus der vierten Abtheilung, der Mathematik. a) Geschichte der Mathematik von Kästner, bis jezt 2 Theile (ein treffliches Buch, voll Untersuchung und neuer Resultate, die Frucht eines ganzen thätigen Menschenlebens! b) Geschichte der Kriegskunst von Hoyer 1 Theil. (Auch von einem Kenner in seinem Fache. Man lese nur gleich die Vorrede mit den lichtvollen Ueberblicken über die Kunst zu tödten) 4) Geschichte des Studiums der klassischen Literatur von Heeren. Hiervon ist bis jezt nur der Anfang des ersten Theils, die sachreiche, sehr interessante Einleitung erschienen. Wer möchte nicht mit Verlangen der Fortsezung entgegensehen! 5) In der 5ten Abtheilung, die Geschich te

der

Kunſt und befriedigt ein Bedürfniß, das täglich gefühlt und beklagt, aber noch nie mit einem ſo kritiſchen Stu dium der koſtbaren und zahlreichen Quellen in dieſem Fa che der Literatur, und einem ſo weit umfaſſenden Blick zu erfüllen unternommen wurde. Hier iſt mehr als was die Franzoſen in ihren Mahlerbiografien, was Bromley in ſeiner philoſophical and critical hiſtory of the fine Arts, was Zanetti und Lanzi leiſteten. Welch eine Reihe von Nachforſchungen in wie vielen koſtbaren Werken, die vielleicht nur die Göttingiſche Bibliothek in dieſer Vollſtändigkeit beſitzt, ſetzt dieſe Bearbeitung der Künſtlerliteratur voraus! Ganz beſonders fruchtbar und reich iſt die Einleitung über die zeichnenden Künſte im Mittelalter von Konſtantin dem G. bis auf die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Wie viel wiſſenswerthes und neues erfährt man z. B. hier über die Moſaiken, jenes Lieb lingsſpielwerk des byzantiniſchen Prunkgeiſtes. Die Ge ſchichte ſelbſt umfaßt in dieſem Theile die Mahlerey in Rom und Toscana. Man wird hier nichts bedeutendes vermiſſen, und über jeden Meiſter und jedes Meiſterwerk immer die Hauptquelle nachgewieſen finden, woraus ge wöhnlich alle verunſtaltende Ueberlieferung der Nachbeter und Reiſebeſchreiber floß. Auch in Abſicht auf Einklei dung und Sprache hat dieſe Geſchichte ſo viel Klarheit

und

der Naturwiſſenſchaften a) Geſchichte der Chemie 2 Theile, von J. Fr. Gmelin, acht bis zum letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts, alſo bis auf die neue große Umſtaltung dieſer Wiſſenſchaft durch Lavoiſier. b Geſchichte der Fruk von Murhard. Erſten Bandes erſte Hälfte, die Aeronautik und Barometrie enthaltend — Wer möchte nicht dieſem Unternehmen einen ſchnellen Fortgang und eine glückliche Beendigung wünſchen! Mit dem allgemeinen Repertorium der Literatur, deſſen Fortſetzung durch Hr. D. Erſch auf die Jahre 1791 — 1795 nun auch gewiß iſt, beurkundet dieſe Encyklopädie aufs neue den Ruhm der Teutſchen, daß ſie die Literatoren und Bibliothekare von ganz Europa ſind.

und Anmuth, als der Gegenſtand ſelbſt nur immer geſtattete. Hr. Fiorillo geſteht am Ende der Vorrede, daß ſein Werk dieſe letzten Vorzüge hauptſächlich der thätigen Beyhülfe ſeines Freundes, des Hrn. Prof. Schlegel in Jena, verdanke.

Böttiger.

XI.

Urtheile des Auslands über die Kantiſche Filoſofie.

1.

Magazin encyclopédique, 3 an. n. 21. p. 63. aus einem Aufſatze: Etat préſent de la philoſophie en Allemagne.

„Die teutſchen Filoſofen theilen ſich in zwey Heerhaufen. Der eine Wortführende iſt die Kantiſche Schule. Sie hat ſich der meiſten fil. Lehrſtühle bemächtigt, dirigirt die meiſten kritiſchen Blätter und lockt die Jugend durch Neuheit und Verachtung der Empirie, wobey man gelehrt ſeyn müßte. Der andere beſteht aus Leibnitzianern oder ſolchen, die ſich gar kein Meiſterwort aufdringen laſſen wollen. Ihre Schriften werden bitter, zuweilen nicht ohne Bosheit, von der herrſchenden Schule angezeigt, ſie werden oft gemißhandelt und ſchreyen daher über den Verfall der wahren Filoſofie. Ein unpartheyiſcher Beobachter ſollte daraus den Schluß ziehn, daß es mit dem Studium der Filoſofie in Teuſchland noch nicht ſo weit gekommen ſey, als man ſich einbildet. Die Herſchaft einer Sekte, ſie mag ſeyn welche ſie wolle,

ſo

so lange sie nicht allgemein für eine Wahrheitsverkündigung angenommen werden kann, ist den Fortschritten der Wissenschaften allezeit schädlich. Indessen beweist sie doch, daß eine große Neigung zum Filosofiren da sey. Die Teutschen können also noch Filosofen werden, wenn sie es gleich noch nicht sind.

Der Meister der neuen Filosofie selbst hat sich über den Sinn seiner Kategorien nicht deutlich erklärt, und erklärt nur sehr wenige seiner Schüler für ächte Schüler. Daß diese neue Filosofie entsetzlich dunkel und großen Misverständnissen ausgesetzt seyn müsse, beweist schon der Umstand, daß sich ihre Bekenner unaufhörlich über Misverständnisse ihrer Gegner beschweren. Noch fehlt viel daran, daß alles in dem neuen System bewiesen sey, wenn man nicht scholastische Sofismen für Beweise gelten lassen will. So hat die Filosofie, statt zu gewinnen, nur verloren, und ist bey den meisten jungen Leuten in ein bloßes Studium der Worte und sinnloser Fraseu ausgeartet.

Der unpartheyische Zuschauer dürfte daher wohl den streitenden Parteyen zurufen, daß es mit der großen kritischen Reform aller Filosofie noch zu früh sey. Dazu wird es dann Zeit seyn, wenn in der Analyse der Ideen und in der Psychologie nichts mehr zu thun übrig ist."

2.

Edinburg, den 8. Juny 1798.

— Kants Schriften sind durch einen gewissen Willich hier sehr empfohlen worden. Er machte den teutschen Sprachmeister und gab sie seinen Schülern in die Hände. Allein kein Mensch wollte Geschmack daran finden, obgleich Willich selbst das neue filosofische Evangelium aus allen Kräften verkündigte. Er ging als Arzt zum Gefolge eines unserer Abgesandten, und schüttelte den Staub über die ungläubige Stadt. Unser Professor der Logik, Mr. Finlayson, ein Mann von Gelehrsamkeit

und

und vielem Scharfſinn, ſagte zu mir: „Es iſt mir unbegreiflich, wie ein Volk von ſo gutem natürlichen Verſtande, wie die Teutſchen, ſich von einem ſolchen Bettlermantel über alten Plunder ſo bethören laſſen kann (how it can be befooled by ſuch ſhabby dreſs for old ſtuff), da ſie leicht ſehen könnten, daß es eine Miſchung der alten ſtoiſchen und neuen Filoſofie des Schaftesbury u. ſ. w. iſt.“ Sie können ſich leicht vorſtellen, daß mich dieſe Läſterungen gegen die Kantiſche Filoſofie nicht wenig erſchreckten. Ich tröſtete mich damit, daß ich glaubte, nur dieſer Mann ſey ſo ſehr mit Vorurtheilen gegen ſie eingenommen. Allein ich hörte überall in Edinburg dieſelbe Sprache führen. Kurz, obgleich Schottland viel Aehnlichkeit mit Nordteutſchland, ſelbſt in der Denkart des Volkes, hat, ſo fand ich doch einen groſſen Unterſchied. Schottland muß etwas für die wirkliche Beſchauung gemachtes, ſubſtanzielles haben, wenn es über eine neue Schule oder Lehrmeinung in Entzücken gerathen ſoll, dagegen der Teutſche, den Gründlingen und andern gefräßigen Fiſchen gleich, nach jedem Köder, wenn es auch nur ein Schatten wäre, ſchnappt, ſobald das Ding nur nach etwas abentheuerlichen und neuen ausſieht. —

XII.

Auszüge aus Briefen.

1.

London, den 28. Juny 1798.

Von den Transactions der Linnäiſchen Geſellſchaft iſt der vierte Theil erſchienen.

Das intereſſanteſte Buch, das ich Ihnen für jezt nennen kann, ſind Obſervations on the Manners and Cuſtoms of Italy: with Remarks on the Importance of Britiſh Commerce on that Continent. London, Cadell.

dell. 1798. (6 Sh. in 8.) Der Verfaſſer wird nicht genannt, ſondern nur im allgemeinen als ein Mann bezeichnet, der durch die Regierung autheriſirt wurde, über den brittiſchen Handel mit Italien Unterſuchungen anzuſtellen. Wirklich kommen mehrere ſtatiſtiſche Nachrichten hier vor, die auch meinen Landsleuten in Teutſchland willkommen ſeyn müſſen, da gerade der Geſichtspunkt, in wiefern Italiens Handel faſt ganz in den Händen der Engländer war, ziemlich neu iſt. Der Vf. ſcheint eigentlich ein Arzt zu ſeyn, und nimmt jede Gelegenheit wahr, naturhiſtoriſche und mediziniſche Beobachtungen einzuſtreuen. So findet man hier intereſſante Bemerkungen über den Gebrauch des Opiums bey Krankheiten nach der orientaliſchen Sitte. Auch über den letzten Ausbruch des Vesuvs 1794 ſind hier manche Nachrichten nachgeholt, die man in Hamilton's, in den Transactions befindlichen, Nachrichten nicht findet.

Eine andere Schrift, die Aufmerkſamkeit verdient, iſt eigentlich ein Oſtindiſches Produkt, in ſofern ſie zuerſt zu Calkutta erſchien. The Indian Obſerver, being a Series of Eſſays and Literature. By the late Hugh Boyd, Eſq. Der durch ſeine Reiſen bekannte Campbell hat ſie herausgegeben, und Boyd's Leben vorausgeſetzt, worin es aufs neue durch alle möglichen Vermuthungen wahrſcheinlich gemacht wird, daß Boyd der Verf. von Junius Briefen geweſen, ſo wie auch von den ſchönen Gedichten, die bey ihrer erſten Erſcheinung den Namen Malcolm Mac Greger an der Stirn trugen.

Vancouver iſt zwar vor 2 Monaten geſtorben; aber dies legt der Erſcheinung ſeiner Reiſe kein Hinderniß in Weg. Sie erſcheint, wie ſchon in allen öffentlichen Blättern angezeigt iſt, in 14 Tagen bey Robinſons unter dem Titel Hiſtorical account of an expedition round the world undertaken in the year 1790-95. in the Hiſcovery, Sloop of war, by Capt. George Vancouver in 3 Quartbänden Text und 34 Karten und

Aus-

ren hatte. Mit diesen Gedanken hatte sie sich in den Stunden der gewöhnlichen Mittagsruhe beschäftiget, und war noch nicht recht mit sich selbst einig, wie weit sie sich dem Sophisten vertrauen wolle; als er in ihr Zimmer trat, und mit der vertraulichen Freymüthigkeit eines alten Freundes ihr entdekte, daß es die Neugier über den Fortgang ihres geheimen Anschlags sey, was ihn so bald nach seiner Wiederkunft zu ihr gezogen habe. Die Glükseligkeit des Callias (sezte er hinzu) schimmert zu lebhaft aus seinen Augen und aus seinem ganzen Betragen hervor, schöne Danae, als daß ich durch überflüßige Fragstüke das reizende Incarnat dieser liebenswürdigen Wangen zu erhöhen suchen sollte. Und findest du ihn also der Mühe würdig, die du auf seine Bekehrung ohne Zweifel verwenden mußtest? Der Mühe? sagte Danae lächelnd; ich schwöre dir, daß mir in meinem Leben keine Mühe so leicht geworden ist, als mich von dem liebenswürdigsten Sterblichen, den ich jemals gekannt habe, lieben zu lassen. Denn das war doch alle Mühe —— Nicht ganz und gar, (unterbrach sie Hippias) wenn du so aufrichtig seyn wilt, als es unsrer Freundschaft gemäß ist. Ich bin gewiß, daß er an keine Verstellung dachte, da er noch in meinem Hause war; und die Veränderung, die ich an ihm wahrnehme ist so groß, verbreitet sich so sehr über seine ganze Person, hat ihn so unkenntlich gemacht, daß Danae selbst, auf deren Lippen die Ueberredung wohnt, mich nicht überreden soll, daß eine solche Verwandlung im Schlafe vorgehen könne. Keine Zurükhal-

Aussichten in einem besondern Foliobaud, und kostet 6 Guineen. Nach dem, was ich schon davon zu sehn Gelegenheit gehabt habe, wird die Ausbeute dieser Reise für Länder und Völkerkunde sehr gering, für mathematische Geographie und Nautik aber sehr bedeutend seyn. Weit über die Hälfte des Textes und der Kupfer enthalten nur genauere Bestimmungen über die Verbindung des nördlichen Atlantischen und friedlichen Oceans. Alles Gemeinnützige und Gemeininteressante wird man bey dem Papierverschwendenden Nachdruck des Originals in einen mäßigen Oktavband zusammenbringen lassen.

Von dem schottischen Arzt und Mineralogen Townsson hoffen mineralogische und statistische Kenner durch Uebersetzer gefunden haben wird, ist die in jenen Reisen versprochene angekündigte Mineralogie nun wirklich erschienen: The philosophy of Mineralogy, by R. Townson. London, White. in 8. 7 sh. Der Mann ist kein Nachbeter, und sein neues System verdiente wohl die Prüfung der Kenner.

Neben dem bekannten Repertory of Arts and Manufactures und Nicholson's chemischem und technologischem Journal erscheint nun noch ein drittes Magazin, welches an Reichhaltigkeit und Umfang seine beyden Vorgänger zu übertreffen verspricht und auch den teutschen Künstlern, Technologen und Chemikern sehr willkommen seyn wird. Das erste Stück ist so eben erschienen und führt den Titel: The philosophical Magazine. mit Kupfertafeln von dem geschickten Kupferstecher Lowry. Es kömmt monatlich heraus und kostet 2 sh. die Nummer. Die Kupfer zum ersten Hefte sind Cartright's Dampfmaschine die Struktur der Krystalle, ein Ofen um malleables Eisen zu schmelzen, und des Vignes neuer Apparat das Wasser zu impregniren. Ein Vorzug dieses Magazins ist auch der, daß viele ausländische Erfindungen, die bis jezt den Engländern unbekannt blieben, darin mitgetheilt und aus fremden Sprachen übersetzt werden. Das

erſte Stück enthält 22 gröſsere Aufſätze und einen Anhang von kleinern Nachrichten aus allen Theilen der naturhiſtoriſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften.

Zu Darwin's leſenswerthem Verſuch über weibliche Erziehung geſellt ſich nun noch von der bekannten Schriftſtellerin für ihre Schweſtern Priscilla Wakefield eine für die Kenntniß Englands wichtige Schrift: Reflections on the present condition of the female sex, with suggeſtions of its improvements. Johnſon. 3 Sh. Zu beſſern wäre denn freylich ſehr viel, wie die täglich häufiger werdenden ſkandaleuſen Chepro-zeſſe, Entführungen u. ſ. w. hinlänglich beweiſen. Auch iſt die Verf. nichts weniger, als eine bloſſe ſprachſelige Moralitätskrämerin. Sie trifft mit jedem Worte.

Die fruchtbare aber noch immer unerſchöpfliche Romandichterin, Charlotte Smith, hat uns wieder mit einem neuen Produkt ihrer ſentimentaliſchen, durch eigene Unglücksfälle zur Melancholie geſtimmten Weiſe, the young Philoſopher. 4 Vol. (Cadell 16 Sh.) beſchenkt, das ſich noch immer ſehr vortheilhaft durch Wahrheit in der Darſtellung und lebendige Schilderung des Geiſtes der Zeit vor den jezt kourſirenden Wechſelbälgen, den Ritter- und Geſpenſtergeſchichten, auszeichnet. Ein anderer Roman Roſalinda de Tracey. 3 Vol. in 12. (11 Sh.) von einer Miß Tomlins, die auch ſchon als Romandichterin bekannt iſt, betritt die ausgetretene Spur der Ritterromanen mit etwas mehr Wahrſcheinlichkeit, als gewöhnlich dieſe Art von Erdichtungen zu haben pflegen.

2.

Von der Lahn, den 30 Jun. 1798.

Könnte ich Ihnen doch etwas beſſeres von unſerm Schickſal melden, als daß es noch immer daſſelbe iſt! Wir

wer-

werden unſern Beſuch nicht los, und erſchrecklich iſt der Gedanke, daß auch das nächſte Jahr ihn noch bey uns finden könnte. Dennoch enthalten die neueſten Raſtädter Nachrichten nichts, was uns dieſe Furcht benehmen dürfte. Das einzige Gute und zugleich das einzige Erhebliche was wir von derther hören, iſt, daß das Raſtädter Friedensgeſchäft ohne das Entſchädigungswerk nicht wird für beſchloſſen angeſehen werden; daß die Franzöſiſche Regierung zwar den wichtigen Vortheil genießen ſoll, ein entſcheidendes Wort bey der neuen Austheilung beträchtlicher Stücke des Teutſchen Reichs zu führen, dafür aber auch der Friede deſto gewiſſer allgenügend werden, keine ewige Sollizitatur der Beſchädigten bey dem Reichstag und keine auf den Einſturz der ganzen Verfaſſung abzielende Kabalen und Fürſtenzwiſten zu beſorgen ſeyn ſollen.

Die Auflöſung der Raſtädter und Selziſchen Räthſel hängt vielleicht gar von Buonaparte's Glück auf ſeinem Zug nach Aegypten und Indien ab. — Wer weiß ob wir nicht zufrieden wären, wenn dieſer billige und beſcheidene Alexander nach eigenem Gutdünken den Knoten zerhauen dürfte? Mit der Entſcheidung des Schickſals der Reichsritterſchaft, der wechſelſeitigen Abtretung der Länder-Parkalen u. ſ. w. ſind ja nur erſt ein paar Fäden aufgeſchlungen. Aber lächerlich und in doppelter Hinſicht empörend iſt es, wenn die franzöſiſche Geſandtſchaft der Reichsdeputazion Zögerung verwirft. Im Ganzen iſt die Stimme aus Raſtadt leiſe und abgebrochen wie die Stimme der Vorzeit; und doch hallt ſie noch vernehmlicher an Teutſchlands entlegenen Felſen wieder, als ſie, nach der allgemeinen Verſicherung, in dem geheimnißvollen Kongreßorte ſelber tönt.

Die Franzoſen haben vor 8 Tagen Hausviſitazion bey uns gehalten. Da ſich vorher ein dumpfes Gerüchte

davon verbreitete, so war man ungewiß; ob es den Emigrirten oder den englischen Waaren oder den Waffen gelte. Es zeigte sich daß die letzte dieser Vermuthungen die ächte war, und wer sich überraschen ließ, wurde wirklich entwaffnet; doch auch solchen, deren Amt es mit sich brachte Degen zu tragen, dieses Rüstzeug auf Vorstellung insgeheim wieder zurückgegeben.

Selbst bey der Unsicherheit des Augenblicks unserer künftigen Befreyung und bey allen Plagen, die der fortwährende französische Besitz unserer Länder mit sich bringt, dürfen wir die Bewohner des linken Rheinufers nicht beneiden, von denen man traurige Dinge zu hören bekommt. Ob dieses bloß Wirkung der Neuheit, Folge der Unbekanntheit der französischen Regierung mit dem neuen Terrain und den schlechten Menschen ist, die daselbst in der Verwirrung ihren Vortheil suchen; oder ob wirklich die Rheinprovinzen der stiefväterlichen Pflege der Prokonsuln anheim gegeben bleiben sollen muß die Zeit lehren. Gewiß ist noch wenig zu ihrem Wohlbefinden geschehen, nicht einmal die nöthige Einrichtung zum abgesonderten Aufenthalt der Garnisonen getroffen. Alles klagt über die Bedrückung von Glücksrittern, und über tumultuarische Justizpflege.

Der gefoderte Nachschuß von 30 pro Cent. auf die Wiener Bankobligazionen hat hier zu Lande großen Eindruck gemacht. Es ist eine harte Pflicht, um die Zinsen von 10,000 Gulden zu bekommen (und sie um ein Procent erhöht zu sehen), baare 300 Gulden zubüßen, und in Ermangelung des Baaren, Obligazionen niedrig verkaufen zu müssen, um die übrigen zu erhalten. Die Sache ist um so bedenklicher für das allgemeine Wohl, da gute Rechner gegen die Zweckmäßigkeit dieser Finanzoperazion in Absicht auf den Kredit starke Zweifel erregen. Einen weit größern Lärm würde, wegen der ungleich größern Anzahl der Interessenten im Reich, eine ähnliche Nachfoderung auf die Bethmännischen Obligazionen machen. Aber da sey der Himmel vor und alle gute Finanzminister!

Neuer Teutſcher Merkur.

9. Stück 1798.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Fragmente aus einer Abendunterhaltung in der Feßlerschen Mittwochsgesellschaft. Fortsetzung. S. 3
II. Epistel an Fr. S. v. l. Roche. Von J. F. v. Meyer. — 11
III. Feldblümchen. Von Fried. Rochlitz. — 18
IV. Epistel an einen Podagristen. Von C. F. Pockels. — 24
V. Heldentod aus Seelengröße. Aus dem Liter. Nachlaß Engelschalls. — 35
VI. Fortgesetzte Auszüge aus dem Tagebuche einer Reise durch Schweden, zu Ende des Jahres 1796. Von Herrn Lenz in Schnepfenthal. — 39
VII. Epode. Von C... — 63
VIII. Nekrolog. Nachrichten über Josef Eckhel. — 66
IX. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische Neuigkeiten. — 75
2. Paris. Ueber die jetzige Lotteriewuth in Paris. — 80
X. Ankündigung und Proben eines Holsteinischen Idiotikons, von Joh. Fried. Schütze. — 93

Nachricht.

Auf den N. Teutschen Merkur kann man sich bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abbonnieren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3)

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Anzeige.

In der Hoffmannischen Buchhandlung zu Weimar ist erschienen: v. Crell, L. neuestes chemisches Archiv 1r Bd. 8. 1 Rthlr.

In diesem Bande befinden sich, nach dem Plane des Herrn Bergraths von Crell, die Freunde der Scheidekunst mit dem bekannt zu machen, was die gelehrten Gesellschaften aller kultivirten Nazionen zum Nutzen dieser Wissenschaft geleistet haben; 1) chemische Bemerkungen aus den Abhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1763 bis 1765. 2) Auszüge aus den drey ersten Bänden der Abhandlung der Mathematik und der Naturlehre, welche an diese Akademie von verschiedenen Gelehrten eingesandt worden. 3) chemisch-physische Aufsätze aus den neuern Abhandlungen der Kayserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg von 1750 und 1751. 4) Auszüge aus den filosofischen Transactionen der Königl. Gesellschaft in London von 1753 und 1754. — Gewiß würden diese Aufsätze für viele, welche sich jene theuern Werke nicht anzuschaffen vermochten, ein verborgener Schatz geblieben seyn; und der Herr Herausgeber hat sich also um diese, so wie um die Wissenschaft selbst, ein neues Verdienst erworben, welches gewiß mit Danke anerkannt werden wird.

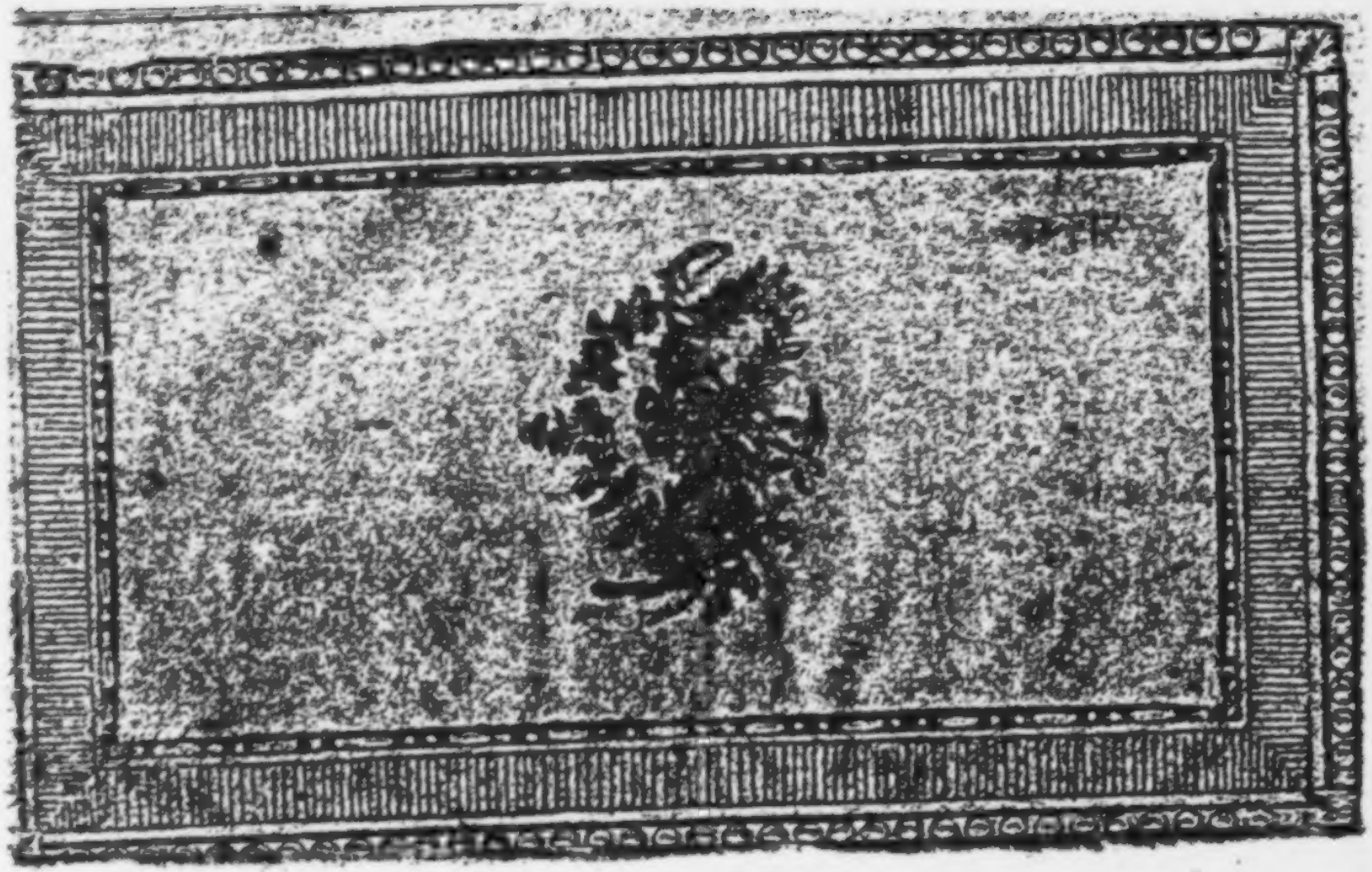

rükhaltungen, schöne Danae, die Würkungen zeugen von ihren Urſachen; ein groſſes Werk ſezt groſſe Anſtalten voraus; wenn ein Callias dahin gebracht wird, daß er wie ein Liebling der Venus herausgeputzt iſt, daß er mit einer Sybaritiſchen Zunge von der Niedlichkeit der Speiſen und dem Geſchmak der Weine urtheilt; daß er die wollüſtigſten Läuffe eines in Liebe ſchmelzenden Liedes mit entzüktem Händeklatſchen wiederholen heißt, und ſich die Trinkſchale von einer jungen Circaſſerin mit unverhülltem Buſen eben ſo gleichgültig reichen läßt, als er ſich in die weichen Polſter eines Perſiſchen Ruhebettes hineinſenkt —— wahrhaftig, ſchöne Danae, das nenn ich eine Verwandlung, welche in ſo kurzer Zeit zu bewerkſtelligen, ich keiner von allen unſterblichen Göttinnen zugetraut hätte. Ich weiß nicht, was du damit ſagen willſt, erwiederte Danae mit einer angenommenen Zerſtreuung; mich däucht nichts natürlichers, als alles, worüber du dich ſo verwundert ſtellſt; und geſezt, daß du dich in deinem Urtheil von Callias betrogen hätteſt, iſt es ſeine Schuld? Wenn ich dir die Wahrheit ſagen ſoll, ſo kan nichts unähnlichers ſeyn, als wie du ihn mir abgeſchildert und wie ich ihn gefunden habe. Du machteſt mich einen Pedantiſchen Thoren, den Gegenſtand einer Comödie erwarten, und ich wiederhohle es, du magſt über mich lachen ſo lange du willt, Alcibiades ſelbſt im Frühling ſeiner Jahre und Reizungen war nicht liebenswürdiger als derjenige, den du mir für ein comiſches Mittelding von einem Phantaſten und von einer Bildſäule gegeben haſt.

Der Neue
Teutſche Merku
vom Jahre 1798.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1798.

Univ. Bibl.
München

Der neue
Teutſche Merkur

9. Stück. September 1798.

I.

Fragmente
aus einer Abendunterhaltung der Feßlerſchen Mittwochsgeſellſchaft.

Fortſetzung (S. Auguſt. S. 305)

1.

Der Narr und der Baſtart, eine F.

Ein Nar. und ein Baſtart, beyde in ihrer ſtadt gekannt und verachtet, entſchloſſen ſich z men auf Reiſen zu gehen, nachdem ſie die getroffen ſich einander nicht zu verrathen. Bündel auf dem Rücken, den Stab in der wanderten ſie von Dorf zu Dorf. Alles ging gut. Die erſte Stadt erreichten ſie in tiefer und auf ihr Anklopfen ward ihnen das kleine ſc Pförtchen geöfnet. Der Baſtart geht voran Narr nimmt ſeinen Stock quer über den Leib, t und drängt ſich, und kann nicht durch. Er

wohl ein rechter Narr! sagt der schläfrige Pförtner dem das Spiel zu lang dauerte; warum nimmt er seinen Prügel nicht in der Länge? — Ein Narr? ruft jener, ich ein Narr? — Woher weiß der Herr dieß? Das hat ihm gewiß dieser hier gesteckt. So wisse er nur, dieser Geselle ist ein Bastart!

Wenn die Handlungen der Menschen noch so laut ihren schlechten oder thörichten Sinn verkündigen, müssen es doch oft falsche Freunde seyn, die ihn unter die Leute gebracht.

2.

Etwas über Raum und Zeit, als Momente der Association.

Zu den Associationsmomenten, d. i. zu den Beschaffenheiten der Gegenstände, vermöge welcher die Seele auf ihrem Gange von der Vorstellung des Einen zu der Vorstellung des Andern geleitet wird, gehört, wie bekannt, die Ordnung, ihr Beysammen- oder Nacheinanderseyn nach einer gewissen Regel; so wie umgekehrt die Unordnung oder die Regellosigkeit den Fortgang der Seele unter mannichfaltigen Gegenständen erschwert. Es gründet sich darauf die Verwandtschaft, welche Vollkommenheit, Harmonie und Symmetrie unter mehreren Vorstellungen stiften, da diese Verhältnißbegriffe nichts anders ausdrücken, als die Existenz mehrerer Dinge nach der Regel der Uebereinstimmung der Mannichfaltigkeit zur Einheit.

Die

Die ausführlichere Auseinanderſetzung die Geſetzes, ſo wie der Lehre von der Aſſociazion üb haupt, findet man unter andern auch im Herzſch Verſuch über den Schwindel *), und ſetze gegenwärtig nur folgendes hinzu: Zu den V wandtſchaften, welche aus der Ordnung entſpring gehört auch diejenige, welche die Dinge von den begleitenden Vorſtellungen des Raumes und Zeit erhalten, die im Grunde nichts anders ſi als eine Art von Ordnung in der Seele, nach w cher allein es ihr möglich iſt, die Dinge ſinnli d. i. neben oder nach einander anzuſchauen.

Raum und Zeit machen daher eine wichtige V bindung zwiſchen Vorſtellungen die unter ihrer V wandtſchaft ſtehen, und man weiß, ohne daß ich t häufigen Beyſpiele erwähnen darf, wie ſehr gleichört che und gleichzeitige Veränderungen und Begebenheit ſich einander in der Seele erhalten und erreg Und in ſo fern befinden ſie ſich mit den übrigen ſociazionsmomenten, mit der Einerleyheit, Aehnlichkeit, der Kauſalität u. ſ. w. einer Reihe. Hingegen unterſcheiden ſie ſich v möge der Eigenthümlichkeit ihres Weſens dadur daß ſie nicht, wie dieſe, bloß Verwandtſchaftsmit anderer Vorſtellungen ausmachen, ſondern zugle ſelbſt Gegenſtände ſind, welche für ſich mit ande in Verwandtſchaft treten, ſie in der Seele herbeyr ſen und von denſelben herbey gerufen werden. De

*) S. 35. u. ſ. w.

obſchon Raum und Zeit nichts als gewiſſe Erkenntnißformen in unſerer Seele ſind, ſo betrachtet ſie doch eben die ſinnliche Erkenntniß, deren Form ſie ſind, als Anſchauungen außer uns, und ſieht ſie irriger Weiſe als reelle Behälter an, in welchen die Gegenſtände ihr Daſeyn haben. Und mehr bedarf es nicht, um ſie zu Objekten zu machen, die mit den in ihnen exiſtirenden Dingen verbunden ſind und ſich einander wechſelsweiſe in der Vorſtellung reproduciren. Nicht nur zwey Perſonen, die ich an einem Orte oder zu einer Zeit geſprochen, bringen ſich unter einander vermittelſt dieſer Gemeinſchaft in meiner Seele hervor, ſondern ſelbſt der Ort und die Zeit an ſich erwecken die Vorſtellung dieſer Perſonen in mir. Bey dem Gedanken der Wolfelbütteler Bibliothek kann ich mich nie der Vorſtellung von Leſſing, und bey der Erinnerung an den ſiebenzehnten Auguſt nie die Vorſtellung vom Tode des Königs erwehren.

Raum und Zeit müſſen daher in Anſehung des Aſſociazionsgeſchäfts in zwerfacher Rückſicht betrachtet werden, als Verwandtſchaftsmittel und als verwandtbare Gegenſtände. Zwiſchen dieſen beyden Rückſichten giebt es eine ſehr merkliche Verſchiedenheit. Als Verwandtſchaftsmittel iſt die Zeit viel wirkſamer als der Raum. Wenn ich zu verſchiedenen Zeiten an Einem Orte zwey Perſonen geſprochen oder zwey Begebenheiten beobachtet habe, ſo bringen dieſe ſich deshalb nur

ſelten

ſelten in meiner Seele einander hervor; hingeg
Dinge, die zugleich, d. i. zu einerley Zeit, meine A
merkſam'eit beſchäftigt haben, erlangen dadurch ei
ſtärkere Verkettung, und ich gehe ſehr leicht von
nem zum andern über. Die Menſchen, die ein jed
das Jahr über auf ſeinem Zimmer ſieht, ſo v
die Vorfälle, die ſich während einer Reihe von J
ren in ſeiner Straße ereignen, ſtehen offenbar, we
ſonſt kein Verwandtſchaftsverhältniß zwiſchen ihr
Statt hat, außer wegen des ihnen gemeinſchaftlich
Ortes, faſt in gar keiner Verbindung unter eine
der. Keine von den geſehenen Perſonen, kein
von den ſich ereigneten Vorfällen wird deshalb i
Vorſtellung von den andern in dem Gemüthe auf
gen. Die Gemeinſchaft der Zeit aber iſt ſchon v
mächtigerm Einfluß auf die Reproduktzion der V
ſtellungen. Zu einer und derſelben Zeit unterno
mene Handlungen oder ſich zugetragene Begebenh
ten, wenn ſie auch in Anſehung des Ortes v
noch ſo großer Verſchiedenheit ſind, als z. B. zu
aus der Ferne erhaltene wichtige Nachrichten, tre
in eine enge Verbindung zuſammen, und zwar
eine deſto engere, je weniger die Zeiten ihrer Geg
wart in der Seele von einander abſtehen. Die
die uns während einer und derſelben Woche auf
ſtoßen, ſtehen in einer ſchwächern Verwandtſchaft u
ter einander, als ſolche, die ſich während eines v
deſſelben Tages uns darſtellen; dieſe in ei
ſchwächern als ſolche, die wir in einer und derſel
Stunde wahrnehmen, und ſolche die uns einmal

völlig gleicher Zeit gegenwärtig waren, bleiben oft, wenn sie nur überhaupt für unsere Aufmerksamkeit hinreichendes Interesse hatten, auf immer an einander gefesselt, so daß die Seele mit dem stärksten Abstraktionsvermögen ausser Stand ist sie zu trennen. Und bloß auf diesem Bande der Gleichzeitigkeit beruht die Aneinanderhaftung der Wörter mit den Sachen welche sie bezeichnen, wenn sie auch sonst keine andere Verwandtschaft unter sich haben, als daß sie zu gleicher Zeit ein oder mehrere Male in die Seele übergetragen worden sind. Eine Aneinanderhaftung, die es dem Menschen fast immer so äußerst schwierig macht, sich in der Sprache, deren er mächtig ist, ein Wort zu denken ohne zugleich den durch dasselbe angedeuteten Gegenstand, so wie diesen ohne das ihn bezeichnende Wort sich vorzustellen.

Als verwandtbarer Gegenstand aber ist der Raum eine weit ergiebigere Reprodukzionsquelle, in Ansehung der mit ihm in einem nahen Verhältnisse stehenden Dinge, als es die Zeit in Ansehung der mit ihr verwandten Gegenstände ist. Wiederanschauung eines Ortes erweckt mit den lebhaftesten Farben auch minder wichtige Vorstellungen, die wir in demselben von Personen, Unterredungen oder Begebenheiten einst gehabt, in der Seele, wenn sie anders überhaupt während ihrer Gegenwart einigermaßen unsere Aufmerksamkeit beschäftigt haben; die Zeit thut dieses in einem viel minderm Grade. Die

Vor-

Vorſtellung eines Gegenſtandes, die durch ſie in un
wieder rege gemacht werden ſoll, muß ſchon eine ſeh
intereſſante geweſen ſeyn, muß mit Lebhaftigkeit e
ſchienen und einen tiefen Eindruck hinterlaſſen h
ben. Mit den Vorſtellungen von gewöhnliche
Schlage befindet ſie ſich nur in einer loſen Verſchle
ſung, die von dem ſchwächſten Ideenfluſſe, der dazw
ſchen fährt, auf immer gelöſt wird. Daher iſt d
Erinnerung an meinen verſtorbenen Freund ſicher
und ſtärker, wenn ich den Ort erblicke wo er ſtar
als wenn ich in dem Kalender den Tag ſehe an wel
chem er ſtarb. Und die Urſache dieſer Verſchieden
heit iſt leicht einzuſehen. Der Ort iſt in der An
ſchauung eben derſelbe, der er bey der Entſtehun
der Vorſtellung war; der Zeit hingegen fehlt es a
dieſer Identität. Ihr Weſen beſteht eben in einer
beſtändigen Schwinden, und die Einerleyheit eine
Tages mit einem andern verfloſſenen gründet ſic
bloß auf eine willkührlich raiſonnirte Zeiteintheilung
die auf das Gemüth, ſo wie auf die Beſtimmun
des Ideenganges in der Seele, von keiner mächtige
Wirkung ſeyn kann.

Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die Orts
verwandtſchaft überhaupt von ſo großem Einfluß
auf den Gang und den Grad mancher Empfindun
iſt, wovon ich hier ein nicht ganz unmerkwürdige
Beyſpiel anführen will. Die Qualen der Sehnſuch
nach abweſenden Geliebten, Freunden oder Kinder
ſind viel herber, wenn dieſe ſich von uns, als wenn

wir uns von ihnen entfernt haben. Die geringfügigsten Gegenstände, mit denen sie in unserm Kreise in dem schwächsten Verhältnisse standen, und vorzüglich der Ort wo sie zu leben und zu weben pflegten erregen alle Augenblicke in unserer Einbildung die Vorstellung ihrer Bilder von neuem, und erhalten im Gemuthe den Trieb nach ihrem nähern Genusse immer lebhaft. Sind wir hingegen selbst abwesend, so entbehren wir nicht nur der Zurückgelassenen; sondern auch der mit ihrer Vorstellung verbundenen Dinge, welche dieselbe zu erwecken, und erweckt, ihr eine beharrliche Gegenwart in unserer Seele zu erhalten vermögend sind. — Und aus eben dem Grunde ist, so widersprechend es auch im ersten Augenblicke scheint, umgekehrt, die Freude des Widersehens der geliebten Personen in uns größer, wenn wir nach unserer Heimath zu ihnen, als wenn sie zu uns zurückkehren, da im ersten Falle der Ort und die übrigen mannigfaltigen mit ihnen in näherm Verhältnisse stehenden Gegenstände zugleich durch ihren Anblick uns überraschen und die Hauptempfindung ungemein verstärken; ein Zusatz von Wirkung, der dem Affekt abgeht, wenn dessen Gegenstand sich zu uns begiebt.

Wenn eine Verſchiedenheit zwiſchen Agathon und den Beſten iſt, für w he ich ehmals aus Dankbarkeit, Geſchmak oder Laune, Gefälligkeiten gehabt habe, ſo iſt ſie gänzlich zu ſeinem Vortheil; ſo iſt es, daß er edler, aufrichtiger, zärtlicher iſt, daß er mich liebet, da jene nur ſich ſelbſt in mir liebten; daß ihn mein Vergnügen glüklicher macht als ſein eignes; daß er das großmüthigſte und erkenntlichſte Herz mit den glänzen, deſten Vorzügen des Geiſtes, mit allem was den Umgang reizend macht, vereinigt beſizt. —— Welch ein Strom von Beredſamkeit, rief Hippias mit dem Lächeln eines Fauns aus; du ſprichſt nicht anders als ob du ſeine Apologie gegen mich machen müßteſt; und wenn habe ich denn was anders geſagt? Beſchrieb ich ihn nicht als liebenswürdig? Sagt' ich dir nicht, daß er dir die Hyacinthe, und alle dieſe artigen gaukelnden Sommervögel unerträglich machen würde? Aber wir wollen uns nicht zanken, ſchöne Danae. Ich ſehe, daß Amor hier mehr Arbeit gemacht als ihm aufgetragen war; er ſollte dir nur helfen, den Agathon zu unterwerfen; aber der übermüthige kleine Bube hat es für eine gröſſere Ehre gehalten, dich ſelbſt zu beſiegen; dieſe Danae, welche bißher mit ſeinen Pfeilen nur geſcherzt hatte. Bekenne, Danae —— Ja, (fiel ſie ihm lebhaft ein) ich bekenne, daß ich liebe wie ich nie geliebt habe; daß alles was ich ſonſt Glükſeligkeit nannte, kaum den Nahmen des Daſeyns verdient hat; ich bekenne es, Hippias, und bin ſtolz darauf, daß ich fähig wäre, alles was ich beſize, alle Ergözlich-

II.

Epiſtel

an

Fr. S. v. l. Roche. *)

Nein! nicht umſonſt verrieth es uns dein Mund
Du ſeyſt die Schweſter von den Feen.
Was die Beſcheidenheit nur ſcherzend zu geſtehe
Erlaubte, that uns ja die ſchönſte Probe kund;
Mehr als die glänzendſten Beweiſe,
Die je ein zauberiſcher Stab,
Schwarz oder weiß, auf einer Wolkenreiſe
Von ſeiner Meiſterin erhabnen Künſten gab.
Zwar kamſt Du nicht in diamantner Pracht;
Zwar mußte nicht vor Dir die Erde beben;
Zwar ſahn wir nicht, als Diener deiner Macht
Auf luft'ger Bahn behende Sylfen ſchweben —
Sie wirkte ſtill, wie Wahrheit, Geiſt und Liebe
Und o! für dein Geſchenk, Du güt'ge Zauberin,
Konnt' auch der Geiſter Königin
Uns keine beſſ're Schätze geben.
Dein liebend Herz, dein anmuthsvoller Ton,
Die Würde, die, mit Grazien verſchwiſtert,

T

*) Nach einem Beſuche, den der Verf. mit einigen ſei Freunde bey ihr in O. gemacht hatte.

Den Blick dem ſie entſtrahlt nie mit dem eiteln Hohn
Der Uebermächtigkeit und finſterm Ernſt umdüſtert;
Auf ruhig lächelndem Geſicht
Der Glanz von himmliſchen Vergnügen;
Der ewig friſche Reiz in mütterlichen Zügen,
Der noch um Silberhaar der Jugend Veilchen flicht;
Das ſanfte, magiſche Gewicht,
Dem alle Herzen willig unterliegen!
Dein weisheitsreicher Unterricht;
Das feine Was, das ſelbſt den Halbbarbaren,
Der, kalt in ſich gezwängt, ſeit vielen langen Jahren
Dem Geiſt der Menſchlichkeit kein Körnchen Weihrauch bringt,
Zum Glauben an das Glück der Bruderliebe zwingt,
Und kurz dein ganzes mildes Seyn,
Das, ſtärker als Magnet, zu dauerndem Verein
An deine Seele Seelen kettet,
Den Frohen froher macht, und wen verborgne Pein
Mit Dornenſtichen ritzt, auf Edens Roſen bettet:
Dieß war dein Talisman — dieß deine Zaubereyn.

Es ſank auf Mayaeblüm und Flieder
Ein goldner Abend ruhig nieder,
Und ringsum lächelte die feyernde Natur;
Die Weſte haſchten ſich auf buntgeſtickter Flur,
Und Filomele ſang das zärtlichſte der Lieder.
Da wallten wir auf weicher Raſenſpur

Von

Von deinem ſtillen Heiligthume,
Geſtärkt durch geiſtigen Genuß.
Zur lautern Stadt zurück Doch wie ein Genius
Umſchwebt uns ſtets dein Bild, und jede Frühlingsblume,
Die unſer Aug' an Tellus Bruſt erblickt,
Wird in Gedanken ihm zum Opferkranz gepflückt.
In einer Lethe hehrer Liebe
Schwimmt unſer Geiſt; mit ſchmeichelndem Gewühl
Umgaukelt ihn ihr ſanftes Wellenſpiel,
Und öffnet unſre Bruſt dem ſchönſten Menſchheitstriebe
Der Freundſchaft Flamme wogt mit neubelebter Gluth,
Und rührt elektriſch alle Herzen;
Vor ihr zerſchmelzen ſchnell der Seele Schmerzen
In Luſt, und geiſtiger ſcheint unſer Blut
Durch neue Glieder hinzuſcherzen.
Wir ſchränken Arm in Arm, wir fühlen uns verwandt
Wie Zwillingsbrüder ſind, wir ſchwören uns aufs neue
Im Innerſten den Eid der Brudertreue,
Und ſpühren über uns der Mutter Segenshand.

Auf einmal ſchien die Erde weit und breit
Mit einem Zauberlicht umgoſſen;
Elyſium ſtund vor uns aufgeſchloſſen
In ſeiner ew'gen Blühenzeit,
Wo Pſyche ſich des ſchönern Daſeyns freut,

Und

Und durch des Mayns ſmaragdne Ufer floſſen
Die Wellen der Vergeſſenheit.
Ein wärm'res, himmliſcheres Leben
Erleuchtet jezt des Lenzes junges Grün;
Der Dornſtrauch ſcheint von Roſen ſchwer zu blühn,
Und amethyſtne Körner glühn
Im Ambraduft der blüthenreichen Reben.
Die Welt iſt neu, geſtählt der müde Sinn
Mit neuer Kraft zum Dulden und zum Handeln,
Und fühlt es, ſie und ihn ſo glücklich zu verwandeln,
Sey nur ein Werk der holdſten Zauberin.

Wie reich, o weiſeſte Sofie,
Biſt Du durch dieſe Wundermacht!
Es beugt vor ihr die Brut der alten Nacht,
Der Plagen Heer, in Demuth ſeine Knie;
Sie wirkt, daß um dich her die ſchönſte Erde lacht,
Und läßt, wenn Diſteln ſich auf deinen Bahnen zeigen,
Aus ihren Stacheln neue Blumen ſteigen.
Dein Leben iſt ein Gang durch einen Blüthengrund,
Und wer Dir auf den Weg begegnet,
Wird ſtets mit Mutterhuld von deiner Hand geſegnet,
Und deine Hand macht ihn geſund.
O Kunſt, an welche nie die Caglioſtro reichen,
Was kann der Götterfurcht, die du hervorruft,
gleichen?

Ja! Weisheit, Weisheit macht allein
Den [illegible]terblichen zum Gott, zum Wunderthäter
Verkehrt die Wettennacht in einen Rosenäther,
Des Kerkers dumpfe Gruft in Tempe's Frühlingshain
Dies mächtigste von allen Zauberriegeln
Hemmt Zeit und Glück in ihrem Lauf
Hebt zur Vollendungswelt auf raschen Meisterflügel
Und schließt das Thor von Paradiesen auf.
Zwar jene Weisheit nicht wovon in heissen Tiegeln
Ein Paracels, gebleicht durch abergläubische Zucht
Den fabelhaften Erzstein sucht,
Und, stets getäuscht von Pulvern und Metallen,
Statt seinem Wahn, erträumten Mächten flucht
Auch die nicht, welcher zu Gefallen
Hilarion in Bärenhöhlen kriecht,
Des Büßenden bespornte Geißeln knallen,
Und der Trappist in stummen Mauern sieht.
Nein! jene, die der goldnen Freude Schwester,
An ihrem Arm nur lebt und blüht,
Und die mit gleicher Scheu des Lasters Schlangennester
Als wie die Folterbank erfundner Tugend flieht.
Sie ist des Lebens Licht, erhabner Liebe Zunder,
Schafft Tugend ohne Schmerz, und Wunder – ohne Wunder.

Besäß' ich sie! Die zugewogne Zeit
Würd' ich sokratisch froh genießen;

Er

Erſt lernen, was die Welt für Luſt und Unluſt beut,
Wo Wahrheit lebt, wo Irrthum Unkraut ſtreut,
Wo Licht zu ſpenden iſt, wo Leiden zu verſüßen;
Dann wirken, ohne Trotz und ohne Eitelkeit,
Und einſt, wann auf mein Haupt das Alter Flok-
ken ſchneit,
In einer holden Einſamkeit
Vor Thoren mich, vor Freunden nie verſchließen —
Verbeſſ're auch noch dann was Beſſerung erlaubt.
Doch grämt' ich nie umſonſt mich wie die Hera-
klite,
Daß König David dort, grauſamer als ein
Scythe,
Dem Urias ein ſchönes Weib geraubt.
Und ſchlöß' ein überſchwerer Stein,
Den Niemand ungeſtraft begehrte anzufaſſen,
Das höchſte Gute ſelbſt in einen Abgrund ein;
Ich würd' ihn ruhig liegen laſſen.
Daß Harpax über ſeinem Gold
Der Dürftigen vergißt und ſchön'rer Erdenfreuden,
Und aus den Säcken nur die ſchweren Rollen rollt,
Um an ein großes Nichts den Reichthum zu vergeuden;
Daß eine Paſia, die erſt in ſtetem Spiel
Und der Adoniſſe unendlichem Gedränge
Sich dreymahl funfzehn Jahr gefiel,
Izt, weil der bleichern Locken Menge
Ihr aus dem Spiegelglas in's Feuerauge graut,

Ihr

Ihr Amathunt verſchließt und ſich Kapellen baut;
Daß Megapomp bey ſeinen Bacchanalen
Die hungrigen Klienten ſchmachten läßt,
Die doch mit ihrem Schweiß ſein goldnes Freudenfeſt
Und ſeine Auſternſupp' und ſeinen Wein bezahlen;
Daß Flor, der heil'ge Mann vom heil'gen Schlüſſelamt,
Aus lauter Chriſtenthum die ganze Welt verdammt;
Daß Weltverbeſſerer, von Menſchheitslieb' entflammt,
Die falſchen Hirten erſt von ihrer Heerde ſcheiden,
Und drauf mit blut'gem Stab in Tygerkrallen weiden —
Mir thät' es leid. Doch könnt' ich gar nichts thun,
Auch Einen nur von ihnen zu bekehren;
So würd' ich beſſer ja bey meinen Ulmen ruhn,
Und Den, der Alles weiß, durch meine Trägheit ehren.

J. J. v. Meyer.

III.

Feldblümchen. *)

A. Geduld, Freund, und Glauben an die Menschheit; auch an die Zeitgenossen! Freylich sind sie noch lange nicht, was der Menschenfreund wünscht; noch werden sie von gewaltsamen Fiebern durchschüttelt, und glühende Hitze wechselt bey ihnen mit erstarrendem Frost. Das Wort Freyheit macht sie noch schwindlich; das Gebiet der Filosofie dient ihnen meistens nur noch zur Stechbahn; reine Moralität glänzt seit kurzem erst — in Büchern; sie drehen sich zwischen Rohheit und Ueberkultur umher. —— Nun, vom öftern umdrehen muß ja ges

*) Das Publikum sollte ja wohl um seines eignen Vortheils und Vergnügens willen schon zwey Schriften des hier sprechenden Verfassers genau kennen: Meine Freuden und Leiden, als Jungfrau, Gattin und Mutter, und die jüngst erschienene: Erinnerungen zur Lebensklugheit (Züllichau, Darnmann), wobey sich eine Erzählung von Lafontaine befindet. Beyde eignen sich durch feine Bemerkungen und Blicke, besonders ins weibliche Herz, und durch eine edle, gewogene Sprache zur Mitgliedschaft in einer kleinen Bücherſammlung, die man zum Hausbedarf, nicht zur Parade in sein Lesezimmer setzt.

gewaltsames Erbrechen entstehen; aber durch Erbrechen reiniget sich der Magen —

B. Aber, Freund, wie wenn das öftere Erbrechen von einem Magen zeugte, der gar nichts mehr vertragen kann?

A. Sind dir doch deine Hyacinthen dies Jahr fast sämmtlich verdorben.

B. Ich vergaß Sand zur fruchtbaren Erde hinzuzuthun: da sind manche träge versault, andere in üppige Blätter aufgeschossen, ohne Blumen zu bringen.

A. Wie wir Menschen, wenn das Schicksal den Boden, auf dem wir gedeihen sollen, nicht mit — dürrem Sande vermischte.

1.

A. Willkommen, herrliche Sonne! Willkommen an dem rauhen kalten Aprilmorgen! Wie sie die Welt um uns her entschleyert und zugleich unser Inneres erwärmt! Willkommen, sprechendes Bild wahrer Aufklärung! Auch deren Licht erhellt und erwärmet zugleich.

B. Ja, wenn sie nur nicht auch feuchte ungesunde Dünste aus dem Boden zöge! —

A. Eine kleine Geduld, und mehr und helleres Licht; da verſchwinden ſie bald.

B. Aber ehe ſie verſchwinden und das Licht geſiegt hat? —

A. Da muß man ſich freylich verſehen und — warm halten: dann iſt der Schade nicht ſo groß.

2.

B. Siehe, wie groß ſie ſcheint bey ihrem Aufgang — noch einmal ſo groß, als in einigen Stunden!

A. So gleichfalls die Aufklärung! Vor zehn bis zwanzig Jahren frohlockten wir über das gewaltige Licht, das uns erleuchte: jezt iſt der Jubel verhallt — Die Sonne iſt unſerm Scheitelpunkt näher; aber eben darum ſehen wir ſie kleiner.

3.

B. Aber das Blenden! —

A. Ey nun — je höher ſie ſteht, deſto leichter ſchirmt dich dein Hut dagegen! Freylich, gegen Seitenlicht weiß man kaum, wie man ihn ſetzen ſoll! —

B. Sage mir nichts von der leichten Verführbarkeit der wahrhaftig Unſchuldigen! Jede Roſe hat ihre Dornen von der Natur. —

A.

lichkeiten von Smirna, alle Anſprüche an Beyfall, alle Befriedigungen der Eitelkeit, und eine ganze Welt voll Liebhaber wie eine Nußſchale hinzuwerfen, um mit Callias in einer mit Stroh bedekten Hütte zu leben, und mit dieſen Händen, welche nicht zu weiß und zärtlich dazu ſeyn ſollten, die Milch zuzubereiten, die ihm, vom Felde wiederkommend, weil ich ſie ihm reichte, lieblicher ſchmeken würde, als Nektar aus den Händen der Liebesgöttin.

O, das iſt was anders, rief Hippias, der ſich nun nicht länger halten konnte, in ein lautes Gelächter auszubrechen; wenn Danae aus dieſem Tone ſpricht, ſo hat Hippias nichts mehr zu ſagen. Aber, fuhr er fort, nachdem er ſich die Augen gewiſcht und den Mund in Falten gelegt hatte; in der That, ſchöne Freundin, ich lache zur Unzeit; die Sache iſt ernſthafter als ich beym erſten Anblik dachte, und ich beſorge nun in ganzem Ernſte, daß Callias, ſo ſehr er dich anzubeten ſcheint, nicht Liebe genug haben möchte, die deinige zu erwiedern. Ich erlaſſe dem Hippias dieſe Sorge, ſagte Danae mit einem ſpöttiſchen Lächeln, welches ihr ſehr reizend ließ; das ſoll meine Sorge ſeyn; und mich däucht, Hippias, welcher ein ſo groſſer Meiſter iſt, von den Würkungen auf die Urſachen zu ſchlieſſen, ſollte ganz ruhig darüber ſeyn können, daß ſich Danae nicht wie ein vierzehnjähriges Mädchen fangen läßt. Die Götter der Liebe und Freude verhüten, daß meine Worte einen übelweiſſagenden Sinn in ſich faſſen, erwiederte Hippias! Du

A. Ach, die weiße auch? —

B. Beklage das loos der meiſten Frauen nicht allzu ſehr. Gerade aus Druck und Dulden geht zarte liebliche Weiblichkeit hervor: — mitten unter Schneegeſtöber und Sturmgeheul blüht das erwünſchte Schneeglöckchen auf.

A. Das Schneeglöckchen! — Aber wahrlich keine erquickende Roſe!

A. Die Idee des Malers iſt nicht übel, wenn auch nicht neu. Schon mehrere, denk' ich, haben die Mode als ein launenvolles Mädchen auf einem Rade ſtehend vorgeſtellt.

B. Das Rad, das Rad gefällt mir ſo ſehr! — Was brächte ſie nicht wieder ins Licht herauf, das ſie vorher in die Nacht hinabgedreht hatte!

A. Sogar die Filoſofen! Iſt doch der ehrliche Kruſius, melankoliſchen Andenkens, jezt wieder in die Höhe gedreht worden! Wahrhaftig, ſo viel des Mannes profetiſche Theologie vorauswußte — das wußte ſie doch wohl nicht! Und jezt! — Ein wenig ſonderbar iſts doch!

B. Gar nicht. Seitdem uns der ſcharfſinnige Quatremere d'Isjonval mit ſeinem Calendrier Aranéologique beſchenkt hat, gehört es gewiſſermaßen

maßen zum Ton, ſich eine düſtere Spinne aus dem Winkel der Rüſtkammer hervorzuſuchen und ſie ihr Weſen im Staatszimmer treiben zu laſſen. Sie finden an dem Thierchen ſchon nicht mehr bloß Geſchicklichkeit, ſondern auch Annehmlichkeit. Selbſt unſere Damen haben ſich vorgenommen nicht mehr davor zu erzittern.

A. Siehe die gewaltige Eiche, wie kräftig ſie mit ihren Armen dieſen weiten Kreis umfaßt und mit ihrem Haupt den Wolken zuſtrebt; indeß die kleinen Bäumchen am Spalier kaum bis zu ihren niedrigſten Zweigen reichen. So ſteht der Held des Zeitalters unter ſeinen Zeitgenoſſen! —

B. Und die gewaltige Eiche trägt keine nützliche Frucht: aber die kleinen Bäumchen am Spalier!

A. Das nenn' ich geſprochen im Geiſt des Zeitalters! Ich, ich überall der Mittelpunkt! Und überdies — der Menſch lebt ja nicht vom Brod allein. —

B. Das gemeine Schriftſtellerleben hat Aehnlichkeit mit dem Bettlerleben: wer den ganz eigenen Genuß des Müßiggehens oder Schreibens einmal empfunden hat, der läßt nicht davon; und predi-

gen,

gen, inquiriren und züchtigen, dort mit haſel nen, hier mit literariſchen Ruthen, hilft nichts —

A. Sondern Ernähren!

B. Wie? —

A. Im Arbeitshauſe, dort der Stadt, hie des Staats.

B. Gut und nicht gut, wenn's auch möglic wäre. Denn die wirklichen Genie's — werde die nicht darin unterdrückt?

A. Sey ohne Sorgen! die bekömmſt du ebe ſo wenig in das Arbeitshaus des Staats, als ächt Bettlergenie's in dein Spinnhaus. Zufrieden mi dem ſchimmlichen Brod im Sack, mit dem Gränz ſtein unter dem Haupt, lachen ſie eurer Polizey un triumfiren über eure Bettelvögte.

I.

A. Wie warm, wie lieblich und heiter iſt de heutige Märztag! Siehe, der Birkenwald hat ſcho den Winter vergeſſen und ſtreut tauſendfältige Saamen dem neuen Frühlinge aus!

B. Freund, ein Bild des Troſtes, wen auch wir im erſten Jahre unſrer Exiſtenz, im Er denleben, nur Blätter tragen können. Dort blü het ein neuer Frühling auf, und auch wir ſtreue dann Seegen umher.

2.

A. Wähle ein anderes Bild: denn siehe, da kommen die Vögel des Himmels und fressen den Saamen auf!

B. Aergern dich diese Geringen und Kleinen? Nicht doch! auch dann hat er ja Nutzen geschaffe!

Leipzig. Friedrich Rochlitz.

IV.

Epistel

an einen Podagristen,

von

C. F. Pockels.

— tam nil durum, quod non tolerantia vincat.
Ioannes Secundus. Eleg. II.

Du armer, gichtisch-kranker Mann,
Hör' auf, zur Heilung deiner Plagen,
Hippokrates, Galen, Kardan,
Selbst den berühmten — Löwenzahn,
(Der Könige nur heilen kann!)
In deinem Filz um Rath zu fragen.

Half

Half dir ein Aeskulap durch ſeinen Talismann?
Du magſt nur den Montaigne fragen;
Der große Denker wird dir' ſagen:
Daß doch der Arzt nur — flicken kann,
So hoch auch, wie er meint, die Herrn ihr Mäschen tragen.
Und ich — ich ſoll dir nun ein Heilungsmittel ſagen!
Du willſt mich beym Apoll verklagen,
Wenn ich gefühllos blieb. Wohlan!
Zerſtreuen will ich dich, ſo viel ich kann,
Und mein Gedicht mag dieſes Stücklein wagen.
Vielleicht kuriert dich armen Mann
Mein Recipe, mein beſſrer Löwenzahn
Viel ſichrer, als ein ganzer Wagen
Voll Taſſia und Enzian.

Zwar könnt' ich Anſanas gleich zu deinem Troſte ſagen,
Daß ſelbſt der große Tartarchan,
Und tauſend, die in Staatskaroſſen jagen,
Und Kronen, auch wohl — Hörner tragen,
An dem verwünſchten Zipperlein,
An Krämpfen und an — Ohrenpein
Sehr oft und hart darnieder liegen,
Und daß es nichts Geringes ſey,
Mit Männern, die die Welt beſiegen,
Auf Purpur ſich und Thronen wiegen,
In hoher Kompagnie an gleicher Maladey
Auf einem Krankenſtuhl zu liegen.
Allein du fühlſt zu tief, daß dieſe Schlüſſe trügen.

Auch könnt' ichs wagen, durch die — Farmazie
Der Wolfischen Filoſofie,
Liegt auch ein Theil von ihr ſchon in den letzten Zügen,
Dein Höllenübel zu bekriegen.
„Exempli gratia, daß es zur Harmonie
Der allerbeſten Welt gehöre,
Daß darin Alles — relativ,
Und alles Schiefe grad', und alles Grade ſchief,
Und alles Tiefe flach, und alles Flache tief,
Und dennoch jedes Ding in ſeiner Sfäre
Das beſte Ding der Dinge wäre;
Daß es zum Grundprinzip der beſten Welt gehöre,
Daß Titus lacht, wenn Kajus weint,
Daß heut es ſtürmt, und nach den Ungewittern,
Die deines Königs Burg, dein Hüttchen dir zerſplittern,
Die Abendſonne wieder ſcheint;
Daß endlich ſelbſt das größte Miſigeſchick,
Dem kleinſten Tropfen gleich, nach einem Augenblick
Im tiefen Ocean der Ewigkeit verſchwinde,
Und doch das große All der Welt,
Mit allem, was es in ſich hält,
Als Kettenglied in einen Knoten binde."
Allein das Podagra verhunzt die beſte Welt.

Auch könnt' ich dir fein ſtoiſch demonſtriren:
„Den Weiſen müſſe nichts verführen,

Mit

Mit einem ſchwarzen Glas die Dinge anzuſehn;
Er müſſe wie ein Fels in Waſſerfluthen ſtehn,
Und mit des Gleichmuths goldner Wage
Zu ſeines Kindes Hochzeittage
Wie zu des Kindes Grabe gehn.
Selbſt Schmerz beruhe nur auf falſchen Einbildungen
Denn Epiktet, von dieſem Satz durchdrungen,
Ließ ruhig einſt ſein kerngeſundes Bein
Von einem groben Klotz zerſchlagen,
Und keiner hört den großen Dulder klagen;
Denn Schmerz war ihm nur leerer Sinnenſchein.

Doch ach! du fühlſt bey allen Arzeney'n,
Die Zeno's Jünger vorgeſchlagen,
Daß, armer Kranker, deine Plagen
Nicht ſchwinden, ſondern ſich erneu'n,
Und daß dein angeſchwollnes Bein
In ſeiner heißen Folterpein
Kaum fähig iſt, den dünnſten Flaum zu tragen
Ha! Zeno, hör' ich dich jezt klagen,
Ariſto, Apollonius,
Antipater, Archedamus,
Chäremon, Chryſipp, Klaudius,
Kleanthes, Dionyſius,
Herr Epiktet, Papyrius,
Und wie die Herrn auf es und us

Im Buche des Fabrizius *)
Nach Stand und Würden zu ertragen,
War — unter uns gesagt! nicht recht gescheidt.
Denn nur ein Schwachkopf darf es wagen,
Der Leidensstunde Bitterkeit
Und ihrer Qualen — Ewigkeit
Zu — Schlussfiguren zu bestreiten.
Sey richtig, Freund! Auch ich bin jenen Leuten,
Zu weißen und in schwarzen Läuten,
So ungeneigt, die gegen — Wirklichkeit
Und Selbstgefühl, mit kalter Festigkeit
In ihren Syllogismen streiten,
Und doch kein Arcanum Arzney
Durch ihrer Säure Zauberkey
Und ihrer Sprüche taukes Ey —
In dessem Jammer dir bereiten.
Ich gab dir einst den bessern Rath,
Nach jener mädchenvollen Stadt
Auf Amors Fittig hinzufliegen,
Und dort ein schönes Weib in deinem Arm zu wiegen.
Weil, wie uns männiglich bekannt,
Gott Hymens starke Wunderhand
Viel tausend Kranke schon vom Grabe weggebannt.

Du

*) In seiner Bibliotheca graeca, worin die Meister und Handlanger der Stoischen Fakultät nach dem Alfabet gar zierlich aufgestellt werden.

Du folgteſt, Theurer, meinen Gründen,
Du eilteſt hin, ein treues Weib zu finden,
Und Hymen warf um euch ſein dreyfach ſchönes Band.
Weg war dein Folterſchmerz durch Amors Zauberbinden:
Du ſahſt die ganze Welt in roſigem Gewand;
Ein jeder Kuß ſchien dir den Himmel zu verkünden,
Ein jeder Kuß Cytherens Unterpfand,
Daß dich dein Podagra nie ſolle wieder finden.
So ſchien's. — Allein Cythere bleibt,
So gern wir uns mit ihr verbinden,
So viel auch dein Lukrez von ihren Wundern ſchreibt,
Doch immer noch ein — Frauenzimmer,
Verſpricht ſehr viel, erfüllt nicht immer,
Was ſie durch Hymens Kuß verheißt.
Heut lacht ſie uns im ſchönſten Roſenſchimmer,
Doch morgen bleicht ſie uns wie eines Hamlets Geiſt,
Und zwingt uns, oft gar herbe Beeren
Selbſt in dem Paradies der Liebe zu verzehren.

Ach! guter Freund, wie oft betören
Der Hoffnung Bilder uns mit ihren Schmeicheley'n,
Durch ihren Farbenſchmuck und ihre Zauberey'n!
Fortuna ſpielt mit ihren ſchönſten Gaben,
Weil ſie von Anbeginn den Wankelmuth geliebt,
Und nie ein reines Gut, nur Gall' und Nektar giebt.
Und wenn wir uns an ihren Honigwaben,
Von ihrem Reiz getäuſcht, im Sinnentaumel laben,

Ur

Urplötzlich einen Dorn in unſern Buſen ſchießt. —
Ein weiſer Schutzgott, der uns liebt,
Will uns vielleicht durch dieſen Dorn gewöhnen,
Nach beſſern Gütern uns zu ſehnen,
Als jenen, die Fortunens Füllhorn giebt.
Ein Schutzgott muß es ſeyn, der uns durch Gram und Thränen
Zu reinigen, zu bilden ſich bemüht,
Und uns ſo oft hinweg vom Sange der Sirenen
Mit ſanfter Hand an ſichre Ufer zieht.
Ein Schutzgott muß es ſeyn, von allen Himmelsſöhnen
Der freundlichſte, der für die Menſchheit glüht.

Denn ſieh, der ſchwache Menſch, wie er nun einmal iſt,
Kann, da er nichts ſo gern, als ſeine — Puppen küßt,
Und nichts ſo leicht als ſich und ſeinen Zweck vergißt,
Ein langes Glück gar ſelten tragen.
Wir ſehen ja, wie er den ew'gen Wechſel ſucht,
Wie ſehr die Stille haßt, das Einerley verflucht,
Wie tauſend Wünſche ihn und tauſend Launen jagen,
Wie ſie ihn locken, gängeln, plagen;
Wie trunken er vom Kuß Fortunens glüht,
Wie blind und gierig ſie in ſeine Arme zieht,
Und wie er nur, nur ihren Schmuck zu tragen,
Nach ſeelenloſen Freuden geizt.
Der Göttin voller Buſen reizt
So leicht den Uebermuth, des Thoren kleine Seele,

Wer

liebeſt, ſchöne Danae; du wirſt geliebt; kein würdigers Paar glüklich zu ſeyn, kein geſchikteres ſich glükklich zu machen, hat Amor nie vereiniget. Erſchöpfet alles, was die Liebe reizendes hat! Trinket immer neue Entzükungen aus ihrem nektariſchen Becher; und möge die neidenswerthe Bezauberung ſo lang als euer Leben dauern!

Zweytes Capitel.

Eine Probe von den Talenten eines Liebhabers.

In einem ſo freundſchaftlichen und ſchwärmeriſchen Ton ſtimmte der gefällige Sophiſt ſeine Sprache um, als Agathon hereintrat, und ihnen einen Spaziergang in die Gärten vorſchlug, worinn er ſich das Vergnügen machen wollte, ſie mit einer in geheim veranſtalteten Ergözung zu überraſchen. Man ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und nachdem Hippias eine Reihe von neuen Gemählden, womit die Galerie vermehrt worden war, geſehen hatte, begab man ſich in den Garten, in welchem, nach Perſiſchem Geſchmak, groſſe Blumenſtüke, Spaziergänge von hohen Bäumen, kleine Weyher, künſtliche Wildniſſe, Lauben und Grotten in aumuthiger Unordnung unter einander geworfen ſchienen. Das Geſpräch ward izt wieder gleichgültig, und Hippias

wußte

Verblendet ſeinen Sinn, giebt der Vernunft Befehle,
Und wirft ihn aus ſich ſelbſt hinaus. —
Auf ſeine Scherben ſtolz, flieht er ſein ſtilles Haus,
Baut nun Palläſte ſich und hohe Tempelſäle,
Und ſchmückt ſein Steckenpferd mit Gold und Perlen aus.
Sonſt labte ſich beym ländlich frohen Schmaus
Der Fröhliche an ſeinem Brunnenwaſſer,
Mit ſich zufriedener, als dort der reiche Praſſer
An ſeltner Koſt und ſeltnem Wein.
Doch lacht dem Armen nun Fortuna's Sonnenſchein,
So wird das kleine Mahl, der Quell im Eichenhain
Nicht mehr des Schlemmers Lippen gnügen;
Er geizt nach Fäſſern, die am Rhein
In eines Biſchofs Kellerlein
Und Bremens Bacchustempel liegen.
Sonſt gab der minder reiche Mann
Dem Fremdling nur ein Paar Gerichte:
Jezt fängt ſein Tiſch bey dem Gewichte
Der Schüſſeln laut zu krachen an.
Sonſt ſchlief er nach dem Arbeitstage
In ſeiner Gattinn Arm mit Engelfrohſinn ein;
Jezt hat er Kopf- und Magenpein,
Schwelgt taumelnd bis zum Glockenſchlage
Des Morgens hin, und ſchläft mit — Grillen ein.

O! hätte doch das Glück durch ſeine Schmeicheley'n
So manchen nicht empor gehoben,

So manchen nicht gelockt, so manchen nicht — verschroben;
So würd' ihn sein erhitztes Blut,
Ein Starrsinn, sein verstimmter Muth
Nicht hin und her in Narrenkappen jagen;
So würd er nicht sein Hab und Gut
Hinab in Libers Keller tragen,
Nicht Weib und Kind mit tausend Launen plagen,
Beym kleinsten Sturme nicht verzagen,
Nicht über Höllenqual der langen Weile klagen,
Nicht ein Geweih auf seiner Stirne tragen,
Und nicht der Spott der — klugen Lachet seyn.
Drum ist es wahrlich gut, daß seinen Sonnenschein
Das Glück uns nicht zu reichlich spendet,
Und selbst in seinen schönsten Hain,
Damit es uns nicht ganz verblendet,
Auch Regen, Sturm und Hagel sendet!

Doch nun zur Wunderkur, zur Heilung deiner Plagen,
Die ich versprach! Denn daß sie wirken muß,
Wird Tissot, Selle, Medikus,
Und Wolf und Kant und Mendelssohn dir sagen.
Auch darfst du dir aus Indien,
Aus Peru und Arabien
Den Götterbalsam nicht verschreiben,
Nicht täglich dir viel hundert Mahl,
Zur Mildrung deiner Folterqual,

Mit

Mit Wolle Händ' und Füße reiben,
Darfſt dabey Folianten ſchreiben,
Und in dem Hochzeitkämmerlein
Nicht kalt, wie Xenokrat der Mann von Marmorſtein
In deiner Laura Armen bleiben.
Darfſt dabey ſelbſt Champagnerwein,
Bis alle deine Gäſte — hinken,
Bis ſie auf Morfens Polſter ſinken,
Auf ſchöner wunder Liebe trinken.
Dieß Mittel ſchränkt dich nirgends ein,
Und mildert wahrlich deine Pein.
Geduld! Geduld! heißt dieſe Wunderkur;
Für den Effekt bürgt die Natur.

Geduld! du weiſeſte der Feen,
Du Göttinn auf dem Felſenthron,
Durch deren Heldenarm ſo mancher Erdenſohn
Dem größten Mißgeſchick entflohn,
Du leuchteſt uns, wenn wir kein Lämpchen ſehen,
Wenn in der Mitternacht uns ſ türm' und Dolche drohn.
Du biſt der Tugend Kind, du biſt der Tugend Lohn.
Du, fromme Göttinn, machſt dem Sklaven ſeine Ketten,
Dem Kranken ſeinen Gram und ſeine Matterbetten
Erträglich und oft federleicht. —
An deinem Wunderſtabe ſchleicht
Das Alter ruhig fort mit ſeinen Zentnerbürden,
Und blickt voll Hoffnung himmelan.

Durch dich geſtählt verliert der große Mann
Getroſt ſein Hab' und Gut und ſeine Würden,
Wenn ohne Glanz und Gold der Thor nicht leben kann.
Du machſt das lange Jahr zur Stunde;
Du heilſt der Mutter Seelenwunde,
Wenn an des Kindes Sarg die Mutterthräne rann.
Du knüpfſt die Liebe feſt in ihrem Liebesbunde,
Du labſt die Weinende mit deinem Roſenmunde,
Wenn alle Hoffnung ſchwand, und alles Glück zerrann.
Du reichſt dem armen Unterthan
Bey ſeinem Druck ſo oft den einz'gen Labebecher,
Wenn ihm ſein Nabob, ſein Tyrann
Nur Peitſchen, Feſſeln, Todeskörcher,
Nicht Billigkeit, nicht Fürſtenmilde zeigt,
Und keine Thränenfluth ſein kaltes Herz erweicht.
Gleich bleibſt du, Göttinn, dir in allen Lebensplagen,
Gleich groß und ſtark und heldenkühn;
Die Welt mag untergehn, du wirſt nicht zagen,
Nicht murren, wanken nie, und nie — entfliehn!

V.

Heldentod
aus Seelengröße. *)

Der Tod des Ritters Ayaſſa, der ſich, ſo ſagt man, großmüthig für die Rettung ſeines Hauſens aufopferte, iſt ſchon längſt unter den gebildeten Nazionen Europens im Lobrednerton erzählt, von Dichtern beſungen, und in Kupferſtichen verewigt worden. Ich muß indeſſen geſtehen, daß mir die Sache von jeher ſtarke Spuren einer franzöſiſchen Verzierung zu haben ſchien, ſo ſehr auch mein eignes Herz ſich bey jeder großen That erweitert, und ihr gerechte Bewundrung zollt. Mistrauiſch gegen mein Urtheil, hielt ich immer damit zurück. Da aber einer unſerer beredteſten Geſchichtſchreiber, Hr. von Archenholz, in ſeiner ſchönen Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, dieſen Vorfall wieder rege gemacht, und ihn für die größte, edelſte und außerordentlichſte Privathandlung von allen, die im ganzen Kriege bekannt worden ſind, erkläret hat: ſo ſey mir's erlaubt, einige meiner Zweifel dagegen anzuführen. Ich will damit Niemandes Urtheil vorgreifen, und noch weniger die Tugend des Rit-

*) Aus dem literariſchen Nachlaſſe des den Muſen und der frohen Freundſchaft zu früh entriſſenen Dichters Engelſchall.

ters Ayasaſſa verdächtig machen. Sey er immer ein feuriger Jüngling, voll hoher Begriffe von Ehre und Pflicht geweſen; nur daß man ihm keine Geſinnungen beylege, die er in dieſem Augenblicke ſchwerlich hatte!

Die Geſchichte, ſo wie ſie Hr. von Archenholz erzählt, iſt dieſe: „Der Ritter Ayaſaſſa, ein junger franzöſiſcher Offizier vom Regiment Auvergne, der ein Detachement kommandirte, wurde in der Nacht in einem Walde von den Alliirten überfallen. Es war finſter, und er in einiger Entfernung von ſeinem Haufen. Auf einmal wird er ganz allein von einer Kriegsſchaar umringt. Hundert Bajonette zum Stoß bereit, gegen ſeine Bruſt gerichtet, drohen ihm bey dem geringſten Laut einen augenblicklichen Tod. Der große Cond: ſagte: „Man zeige mir eine Gefahr, wo keine Rettung möglich iſt, und ich werde zagen.“ Es war keine für den Ritter denkbar, wenn er ſeinen Leuten die Gegenwart des Feindes zuſchrie; ja ſelbſt die Rettungs der Seinigen war durch ſeinen Tod nicht geſichert. Umſonſt! Ayaſaſſa dachte nur an ſeine Pflicht. Er rief: „Auvergne, hier ſind Feinde!“ und im nemlichen Augenblick wühlten alle Bajonette in ſeinen Eingeweiden.“

Wenn man dieſe Erzählung aufmerkſam lieſt, ſo iſt es in der That ſchwer, ſich des Gedankens gänzlich zu entſchlagen: ob nicht der Ritter, weit entfernt an eine Selbſtaufopferung zu denken, vielmehr

mehr um Hülfe gerufen habe? Es iſt in der Natur der Sache, daß ein junger feuriger Mann in einem ſolchen überraſchenden Augenblick unter allen möglichen Maßregeln gerade die unweiſeſte gewählt habe. Was dieſe Vermuthung zu beſtärken ſcheinet, ſind die eignen Worte des Ritters, ſo wie ich ſie in einer franzöſiſchen Relazion geleſen zu haben mich erinnere. Sie lauten daſelbſt alſo: à moi, Auvergne, voilà l'ennemi! Dachte der Ritter bloß an Rettung ſeiner Leute, wozu das à moi? Sodann waren es, nach eben dieſer Relazion, engliſche Grenadiers, die den Ritter umringt hatten, deren Anzahl er bey der Dunkelheit nicht erkennen konnte, und deren Drohungen er höchſt wahrſcheinlich nicht verſtand. Er konnte freylich aus ſeiner Lage ſelbſt abnehmen, daß ihm der geringſte Laut das Leben koſten würde: allein findet in ſolchen Augenblicken kalte Ueberlegung ſtatt? — Und wenn, wie Hr. von Archenholz ſelbſt ſagt, der Ritter wußte, daß die Rettung der Seinigen durch ſeinen Tod nicht geſichert würde, verdient alsdann dieſe vorgegebene Aufopferung den Namen von Heroismus? Ich laſſe gern jeder großen und edlen Handlung Gerechtigkeit widerfahren: aber ich fürchte ſehr, die That des Ritters Avaſaſſa möchte das im Grunde nicht ſeyn, was ſie durch die darſtellende Kunſt des Erzählers geworden iſt.

Weniger zweydeutig iſt folgende Anekdote, die unter den einzelnen ſchönen Handlungen, die der

ſiebenjährige Krieg mitten unter ſeinen zahlloſen Uebeln hervorbrachte, bemerkt zu werden verdient. Sie iſt ganz einfach erzählt, und aus einer franzöſiſchen Relazion wörtlich entlehnt. Man darf alſo dem Zeugniß eines Feindes wohl trauen. Der Vorfall iſt dieſer:

Gegen Ausgang des Jahrs 1759 ſuchte der Anführer eines Detachements von der franzöſiſchen Armee die Stadt Herborn im Naſſauiſchen, worin ſich eine ſchwache Beſatzung von den Alliirten befand, zu überrumpeln. Er kam vor Tagesanbruch bey einem ihrer Thore an. Die Beſatzung wurde nichts davon inne. Man öffnete das Thor; ein Jäger und ein Huſar kamen heraus, und gingen hierauf die Runde. Der franzöſiſche Befehlshaber, der ſich mit einigen ſeiner Leute in der Nähe befand, legte ſich mit denſelben im Gebüſche zur Erde, und ließ dieſe Runde vorbeygehen, die alsdann abgeſchnitten und gefangen genommen wurde. Der Anführer der Franzoſen ſtellte beyden Gefangnen vor, wie ſie ihm und ſeinem Korps das Thor leicht öffnen könnten, und, wenn ſie es nicht thäten niedergemacht werden ſollten. Der Huſar wankte, und ließ ſich überreden. Der Jäger aber gab auf dieſe Drohungen die entſchloſſne Antwort: „Ich will lieber ſterben, als meine Kameraden und mein Vaterland verrathen.“

So

So handelte ein Teutſcher mit Vorbeda und Ueberlegung! Schade, daß der Name d edlen Mannes, den kein Schwan auffing, Strohme der Vergeſſenheit davon geſchwommen i

---

VI.

Auszüge

aus dem Tagebuche eines Reiſend durch Schweden.

Vorhaben, die Oſt- und Weſtſee für d Schifffahrt zu verbinden. — Der hi zerne Weg über Felſen, Thäler u Sümpfe; ingleichen der alte und der neue Kanal zu Trollhätta.

Man ging in Schweden ſchon längſt mit d rieſenmäßigen Vorhaben um, allmählich die d großen inländiſchen Seen, den Mälar, Hj mar, Wetter und Wener unter ſich, die Oſ (den finniſchen und botniſchen Meerbuſen) mit Weſtſee (dem Kattegatt und dem atlantiſchen M meer) zu verbinden, und eine ununterb chene Schifffahrt von Stockholm bis Gothenb quer durch das ſüdweſtliche Schweden zu bewerk

ligen. Der Gewinn davon würde für die Ausfuhr und Einfuhr, für Handel, Gewerbe, Nahrungszweige und Wohlstand der nicht durch ihre Schuld so tief verarmten Nation unermeßlich seyn; zumal wenn, wie es sich von dem neunzehnten Jahrhundert erwarten läßt, Privilegien und Monopolien abgeschaft, allen Städten, Dörfern und einzelnen Menschen die gleichen Rechte für Handlung und Schifffahrt zurückgegeben, und nicht, wie bisher in Schweden geschah, einzelnen Städten ausschliessende und ungerechte Vorrechte vor den übrigen Städten verstattet, und endlich die, alle Ehrlichkeit der Nazionen vernichtenden, und doch ihren Zweck verfehlenden, Waarenverbote aufgehoben würden. Der inländische und ausländische Verkehr würde durch diese Verbindung der Ost- und Westsee äußerst erleichtert, der Absatz der Natur-Erzeugnisse (kunftig, bey der aus ihrem Todesschlummer erweckten Nazion, auch der Fabrikate) des innern Landes, wo nun Alles stockt und unbenutzt liegt, befördert, und die Schifffahrt unvergleichbar kürzer und sicherer werden. Die zahllosen und gefährlichen Scheeren längs der schwedischen Seeküsten würden, wie die Stürme des Meeres, vermieden. In den kleineren Flüssen und schmalen Kanälen kann man bey jeder Art Wind fortkommen; dort läßt man es ziehen, hirt läßt man es, mit Stangen gegen die Seitenwände des Grabens, fort; und dem Oeresund, also auch dem dänischen Zolle bey Helsingör, welcher den Schweden eine so äus

serst

wußte es ſo zu lenken, daß Agathon unvermerkt veranlaßt wurde, die neue Wendung, welche ſeine Einbildungskraft bekommen hatte, auf hundertfältige Art zu verrathen. Inzwiſchen neigte ſich die Sonne, als ſie beym Eintritt in einen kleinen Wald von Myrthen- und Citronenbäumen, an welchen die Kunſt keine Hand angelegt zu haben ſchien, von einem verſteckten Concert, welches alle Arten von Singvögel nachahmte, empfangen wurden. Aus jedem Zweig, aus jedem Blatte ſchien eine beſondere Stimme hervorzugehen; ſo volltönig war dieſe Muſik, in welcher die Nachahmung der kunſtloſen Natur in der ſcheinbaren Unregelmäßigkeit phantaſierender Töne, die lieblichſte Harmonie hervorbrachte, die man jemals gehört hatte. Die Dämmerung des heiterſten Abends, und die eigne Anmuth des Orts vereinigten ſich damit, um dieſem Luſthayn die Geſtalt der Bezauberung zu geben. Danae, welche ſeit wenigen Wochen eine ganz neue Empfindlichkeit für das Schöne der Natur und die Vergnügungen der Einbildungskraft bekommen hatte, ſahe ihren ſich ganz unwiſſend ſtellenden Liebling mit Augen an, welche ihm ſagten, daß nur die Gegenwart des Hippias ſie verhindere, ihre ſchönen Arme um ſeinen Hals zu werfen: als unverſehens eine Anzahl von kleinen Liebesgöttern und Faunen aus dem Hayn hervorhüpfte; jene von flatterndem Silberflor, der mit nachgeahmten Roſen durchwürkt war, leicht bedekt; dieſe nakend, auſſer daß ein Epheukranz, mit gelben Roſen durchflochten, ihre milchweiſſen Hüften ſchürzten, und um die kleinen vergoldeten Hör-

Perſt verhaßte Sache und ſchon allein Veranlaſſung genug zu ewiger Feindſchaft und zu künftigen mörderiſchen Kriegen iſt, würde großentheils ausgewichen.

Der Mälarſee iſt bey Stockholm bereits mit der Oſtſee für die Schifffahrt verbunden, und ſeine weſtliche Spitze dehnt ſich nach dem Wenerſee hinwärts. Würde aber, wie zu befürchten ſteht, der Boden zwiſchen dem Mälar und dem Wener unbezwingbar gefunden: ſo glaubt man, daß ſich beyde mit dem Wetterſee verbinden laſſen, der in einiger Entfernung nach Süden hin zwiſchen beyden liegt, und ſich durch den Motalaſtrom, Norrköping vorbey, in die Oſtſee ausleert. Der Landſee Hielmar iſt ſchon durch einen Kanal bey der Stadt Arboga mit dem Mälar vereinigt. Dieſer Kanal iſt zwar weder tief noch breit genug, beweiſt aber doch die Möglichkeit einer Schifffahrt zwiſchen beyden Seen. Um vermittelſt der gedachten drey oder vier großen Landſeen eine Seegelfahrt von der Oſt- in die Weſtſee quer durch Schweden zu eröffnen, müßte hier und da ein Strich Landes durchſtochen, auch wohl eine Viertelmeile lang ein Berg und Fels mit ſtehen bleibendem Gewölbe von unten durchgraben, ein ſchon vorhandener kleiner Fluß erweitert oder vertieft, und alsdann durch eine Menge angelegter Schleuſen das Schiff oftmals in die Höhe gehoben und herabgeſenkt werden. Denn die Abdachung und der Rücken des Landes zwiſchen den verſchie-

denen Seen und den beyden Meeren, die Lage der Landseen, also der Fall der Gewässer, — alles dieß ist abschreckend hoch, und bey weitem das größte Hinderniß des gesammten Vorhabens. Allerdings scheint die Ausführung des Ganzen ein herkulisches Unternehmen zu seyn. Allein wie Vieles hat der menschliche Geist und ausharrender Muth nicht schon seit Jahrtausenden ausgeführt, was man Anfangs als Schimäre verspottete! Und was Ein Jahrhundert nicht zu vollenden vermag, können ja die folgenden fortführen. Gesetzt aber, das Ganze wäre schlechterdings unausführbar, und die Nachwelt müßte auch dieser Unternehmung dereinst eine ähnliche Grabschrift dichten wie der stets fertige Ovid seinem Facton setzt *): so ist doch Geld und Arbeit keineswegs verloren. Gewiß würde wenigstens ein Theil des Unternehmens ausgeführt; und durch jeden neuen Kanal gewinnt die innere Industrie beträchtlich. Ehre also und Nachahmung der Nazion, die dergleichen nur wohlthätige und friedliche Riesenentwürfe zu Stande bringen will!

Um einen anschaulichern Begriff von der großen Schwierigkeit der Unternehmung, von den um die natürlichen Wasserfälle herum zu führenden Kanälen, und von der Menge künstlicher Wasserfälle nebst ihren Fangschleusen, die nothwendig sind, zu geben,

*) Hic situs est Phaëthon, currus auriga paterni;
Quem si non tenuit, *magnis tamen excidit ausis*;
Ov. M. 2, 328.

geben, ſetze ich aus der genaueſten und beſten Beſchreibung Schwedens, die es bis jezt giebt, aus *Tuneld's geographie öfver Sverige.* Sjunde uplagen. Stockolm hos A. J. Nordſtröm 1793. Band 1, S. 34 — 39. und aus anderen Stellen derſelben einige Angaben hierher: „Der, zwölf Meilen *) lange und neunthalb Meilen breite, ungefähr dreyzehnhundert Inſeln enthaltende Mälar liegt ſechs Fuß **) höher als die Oſtſee. Er läuft zu Stockholm durch den Nord- und Südſtrom in das Meer aus. Schon zu Königs Erik des vierzehnten Zeit war es im Vorſchlage, um der Oreſund fahrt auszuweichen, eine Durchfahrt zwiſchen Stockholm und der Weſtſee, durch den Mälar, Hjelmar über Litſtig zum Wener und der Gothiſchen Elb zu öffnen. — Der Hjelmar iſt ſieben Meilen lang, und liegt neun und ſiebenzig Fuß höher als die Oſtſee. Dieſer Hjelmar iſt durch Kanal, Schleuſenwerk und Fluß der Stadt Arboga bereits mit dem Mälarſee vereinigt. Er hat ſonſt ſeinen Ausfluß in den Mälar, durch den Torshellaſtrom. — Der Wetter iſt funfzehn Meilen lang und vier breit. Er hat ſeinen einzigen Ausfluß durch den Motala-Strom, Norrköping vorbey, in die Oſtſee; aber durch mehr als vierzig Waſſergänge fließt ihr

*) Eine ſchwediſche Meile hat achtzehn tauſend Ellen. Zwey ſchwediſche Meilen geben ungefähr drey teutſche.

**) Ein ſchwediſcher Fuß hat zwölf Zoll, jeden von zwölf Linien.

ihm das Waſſer zu. Er liegt zweyhundert und zwey und neunzig Fuß höher als die Weſt- und Oſtſee, und hundert und ſechs und vierzig Fuß höher als der Wener. Man hat darauf gedacht, eine Seegelfahrt aus dem Wetterſee bis zur Oſtſee einzurichten, durch den Motala-Ström, durch den See Roy (der hundert und zehn Fuß höher als die Oſtſee liegt), und vermittelſt eines zu führenden Grabens und einer Waſſerleitung zwiſchen Norrköping und Söderköping. Auf dem Reichstage 1756 wurde feſtgeſetzt, ein Fahrwaſſer für Böte vom Wetterſee bis nach Norrköping, durch den Motalaſtrom und durch die Seen Bor, Roy und Glan zu eröffnen. Der Motalaſtrom hat bey Norrköping einen großen Waſſerfall, ſechzehn Fame *) tief. Der Wener iſt vierzehn Meilen lang, ſieben breit, und liegt hundert ſieben und vierzig Fuß höher als die Weſtſee. Auf dem Reichstage 1741 wurde der Beſchluß gefaßt, von dem Wener aus eine Durchfahrt ſowohl vermittelſt der Gothiſchen Elbe nach Gothenburg, als auf der andern Seite nach der Stadt Oerebro (nahe am Hjelmar) einzurichten. Die letztere ſollte vermuthlich geſchehen vermittelſt des Sees Skager (er liegt vier und achtzig Fuß höher als der Wener, zweyhundert zwey und dreyßig Fuß höher als die Weſtſee), der durch den Fluß Gullſpang in den Wener ausfließt, und vermittelſt des Sees Toft, der zweyhundert zwey und funfzig

*) Klaftern, Lachter, Faden. Der Fame wird in Schweden etwa zu ſechs Fuß gerechnet.

zig Fuß höher als das Meer liegt und durch den Oerebro Fluß in den Hjelmar fällt, so daß der Skager und der Toft durch einen Graben vereinigt werden könnten. Man meynt, die beste Einrichtung eines Fahrwassers für Böte zwischen dem Wener und Mälar würde seyn, von der schwarzen Elbe, die in den Wener fällt, einen Graben durch einen tief und dreyßig Ellen (l. a.) hohen, und etwas über eine Viertelmeile langen Erdstrich bis zum Elflong zu ziehen. Dieser Elflong, ein See in Wermland und zwar im Bergwerks-Distrikte von Nora, fließt durch den Järle Fluß bey Arboga in den Mälar aus, und ist, nächst der schwarzen Elbe (die oben an dem Kortfors Bruk noch dreyßig Ellen höher als der Elflong liegt), das höchste Gewässer unter allen denen, die sich in Westmanland, Wärmeland, Nerike, Ost und West-Gothland finden. Die Wasserfläche des Elflong ist vierhundert neun und dreyßig Fuß höher als die Ost- und Westsee." — So weit Tuneld. Ich gehe nun zu der Schiffbarmachung der Gothischen Elbe über.

Hundert sieben und vierzig Fuß fällt (nach Tuneld) in Allem das Wasser der Gothischen Elbe *) von ihrem Anfange am Wenersee bis zum Aus-

*) *Elf* oder *älf* heißt im Schwedischen ein großer und zugleich reißender Fluß.

Ausfluſſe in die Nordſee. Sie entführt dem Wener alsbald mit einem ſtarken, aber nicht hohen Waſſerfalle, der eine halbe Meile von der Stadt Wenersborg und eine (ſchwediſche) Meile von Trollhätta gelegen iſt, der Ronnums-Fall heißt, und die Ausfahrt aus dem Wener verhindert. Ueber ihn iſt, zwiſchen zwey Klippen, eine Brücke gebaut. Um das Waſſer dem Ronnums-Falle vorbey zu leiten, ließ König Karl der Neunte nicht weit von Wenersborg aus dem, mit dem Wener zuſammenhängenden See Waßbotten einen ſechs und dreyßig Schritte breiten Kanal führen, welcher der Karls-Graben genannt wird. Vermittelſt zweyer Schleuſen, deren jede einen Fall von neun Fuß hat, gehen nunmehr die großen, dreymaſtigen Fahrzeuge des Wenerſees mit ihren Laſten von Eiſen u. ſ. w. aus Wärmeland u. ſ. f. durch den in neueren Zeiten wieder gereinigt und abgeteuften Karls-Graben bequem bis Trollhätta.

Aber hier können die Schiffe wegen der drey, von mir ſchon beſchriebenen Waſſerfälle nicht weiter. Sie werden alſo ausgeladen, und die Waaren müſſen, bis der Neue Trollhätta-Kanal fertig ſeyn wird, um die Trollhätta-Fälle herum bis zu dem unten beruhigten Gewäſſer des Gothiſchen Elbſtroms bey Okerſtröm auf der Achſe gefahren werden. Zu dieſem Behufe iſt eine hölzerne Brücke erbaut, die über rauhe Felſen, über Thäler, Abgründe und Sümpfe geht, nach

Tus

Tunelb viertausend Ellen (alnar) *) lang ist, und richtiger ein hölzerner Weg hieße. Sie ist drey schmale Wagen breit. Auf ihr werden alle Waaren der zu Trollhätta ankommenden Schiffe, — vorzüglich das viele aus Wärmeland nach Gothenburg gehende Eisen und das aus der Nordsee ins innere Schweden eingeführte Getreide — von oben nach unten und von unten nach oben auf ganz niedrigen, schmalen und vierrädrigen, bloß mit zwey Pferdchen bespannten Wagen fortgeschaft. Nur eine ganz kleine Last, von bestimmt so und so viel Pfund, darf ein solches Wäglein einladen. Dieser Brücke, die wegen der häufig hoch hervorstehenden Bolen sehr mühsam zu betreten ist, und die wir kaum in einer halben Stunde zu durchlaufen vermochten, dienen ganze, der Länge nach gelegte Bäume zur Unterlage. Quer über diesen Bäumen liegen, doppelt auf einander, Bolen (drey bis vier Finger breit dicke Breter). Die Brücke geht nicht gerade, sondern sehr oft in mehr und minder beträchtlichen Krümmungen zwischen Anhöhen und Felsen herum, und ist an einigen Orten so abschüssig, daß jeder Wagen seinen Hemmschuh anlegen muß. Bald liegt sie ganz dicht auf dem Erd-

*) Die schwedische Elle (aln) enthält zwey Fuß oder vier und zwanzig Zoll. Tausend schwedische Ellen machen tausend und zwanzig Stralsundische, und achthundert fünf und funfzig Brabantische Ellen. — Diese und ähnliche Bestimmungen entlehne ich aus Möller's äußerst genauem Schwedischen Wörterbuche.

Erdboden; bald ſteht ſie auf Einmal wieder ſehr hoch über denſelben, ſo daß einen beym Hinabſehen in die Abgründe ſchwindelt. Auch geht ſie mehrmals hin und her über furchtbar tiefe Stellen des Neuen Kanals, an dem jezt noch gearbeitet wird. In beyden letzteren Fällen ruht ſie, dort auf ſenkrechten Maſtbäumen, hier auf ſchräg gegen des ſchmahlen Kanales Seitenwände eingepaßten Stützen. Ein Geländer hat ſie nirgends. Die „Krone", wie die Schweden ſprechen, hat zur Erbauung dieſer Brücke einen Vorſchuß von ungefähr hunderttauſend (teutſchen) Reichsthalern, ſagt man, gethan. Jezt wird ſie von gewiſſen Handlungshäuſern in Gothenburg unterhalten, gegen ſechs Schillinge für Ein Schiffpfund (vierhundert Pfund Victualiengewicht) Eiſen, und vier Schillinge für eine Tonne (tunna) mit Gütern; außer dem Faktoreygelde. Wenn der Neue Kanal nebſt ſeinen Schleuſen fertig ſeyn und die Schiffe fahren wird, dann ſoll dieſe Brücke, als unnütz, abgetragen werden.

Als Fortſetzung des ſchon alten Entwurfs die Oſt- und Weſtſee zu verbinden, ließ die „Krone" im Jahre 1716 bis 1718, von wo an aber die Arbeit liegen blieb, und dann wieder im J. 1748 bis 1755 um die zwey oberſten Waſſerfälle Trollhätta's herum auf der linken, öſtlichen Seite der Gothiſchen Elbe einen Kanal graben, in welchen ein Theil des Elbwaſſers eingelaſſen werden ſollte, und durch den immer ein und daſſelbige Schiff (in

den

den Fangſchleuſen emporgehoben oder niedergelaſſen, zwiſchen dem Weſer und der Nordſee hin und her gehen könnte. Man grub dieſen Kanal, der jezt der alte genannt wird, und ſeine drey Schleuſenfalle fertig; oder vielmehr, man ſprengte ihn mit Pulver aus, und half mit dem Meiſel nach, ſo daß die Wände vollkommen glatt und ſenkrecht wurden, und der Grund des Kanals eben war. Denn Alles, ſo weit der Alte Kanal geht, und auch der vielleicht größere Theil desjenigen Landſtriches, den der Neue durchlaufen wird, iſt Ein zuſammenhängender Granit-Fels. Daher iſt es eben ein herkuliſches Unternehmen. Mehrere Tonnen Goldes wendete die Krone auf den Alten Kanal; aber umſonſt. Sie wurde ſehr arg betrogen; manche Aufſeher bereicherten ſich, wie man allgemein verſichert, und endlich, nachdem Alles fertig und das Waſſer bereits eingelaſſen war, konnte kein Schiff durch den Kanal gehen. Man hatte der Schleuſen zu wenige angebracht, und dieſe waren viel zu tief — beſonders die mittlere — als daß irgend eine Thüre den Druck des Waſſers, von dem allzuhohen Schleuſenfalle, hätte aushalten können Die Schleuſenthüren wurden zerdrückt und weggeriſſen von der andringenden Waſſermaſſe, ob ſie gleich unzerſtörbar ſtark gemacht zu ſeyn ſchienen, und ſich noch überdies oben gegen den Schwibbogen des Felſens lehnten, unter welchem der Kanal hier durchgebrochen iſt, indem man dieſen unterhalb der Schleuſenfälle abſichtlich hatte ſtehen laſſen, damit

der obere Theil der hohen Schleusenthore einen standhaften Widerhalt an dem Felsengewölbe fände. *)

Schauerlich tief geht der sehr schmale Alte Kanal an einigen Stellen zwischen seinen senkrechten und glatt behauenen Granitwänden hinunter. Ueber die Oberfläche des Wassers, das ihn noch jezt durchströmt, ragen eine lange Strecke hindurch die ausgehauenen Felsenwände drey bis vier Stockwerke hoch hervor; besonders in der dritten, der Polhems-Schleuse. Oberhalb derselben kommt zwischen niedrigen Felsenufern die beträchtliche, und Schiffchen zu tragen fähige Wassermasse langsam, und still mit Spiegelfläche daher, und stürzt nun auf Einmal, vollkommen senkrecht, die acht und zwanzig Ellen herab. Unten sprüht, woget und tobt

*) Nach Büsch hatte die oberste der drey Schleusen acht und zwanzig schwedische Fuß; die zweyte oder mittlere (Polhems-Schleuse von dem allzukühnen Angeber und Ausführer dieses Alten Kanals genannt) sechs und funfzig Fuß Fall!! Die dritte und unterste sollte drey und dreyßig Fuß Fall haben. Da ich aber nicht gern schon gedruckte Dinge wiederholen möchte, so verweise ich auf des Professor Joh. Gr. Büsch zu Hamburg Reise durch Schweden. Hamb. bey Bohn 1783, wo dieser gründliche Sachkenner S. 9 bis 26 von noch andern Ursachen der Unausführbarkeit des Alten Kanals, und über die Schiffbarmachung des Gothischen Elbwassers redet.

ner ſich ſchlangen, die aus ihren ſchwarzen kurzlokichten Haaren hervorſtachen. Alle dieſe kleine Genii ſtreuten aus zierlichen Körbchen von Silberdrat die ſchönſten Blumen vor Danae her, und führten ſie tanzend in die Mitte des Wäldchens, wo Gebüſche von Jaſminen, Roſen und Acacia eine Art von halbcirkelndem Amphitheater machten, unter welchem ein zierlicher Thron von Laubwerk und Blumenkränzen für die ſchöne Danae bereitet ſtand. Nachdem ſie ſich hier geſezt hatte, breiteten die Liebesgötter einen Perſiſchen Teppich vor ihr aus, indem von den kleinen Faunen einige beſchäftigt waren, den Boden mit goldnen und criſtallenen Trinkſchalen von allerley niedlichen Formen zu beſezen, andre unter der Laſt voller Schläuche mit poſſierlichen Gebehrden herbeygekrochen kamen, und im Vorbeygehen den weiſen Hippias durch hundert muthwillige Spiele nekten. Auf einmal ſchlupften die Grazien hinter einer Myrrthenheke hervor, drey jugendliche Schweſtern, deren halbaufgeblühte Schönheit ein leichtes Gewölk von Gaſe mehr zu entwikeln als zu verhüllen eiferſüchtig ſchien. Sie umgaben ihre Gebieterin, und indem die erſte einen friſchen Blumenkranz um ihre ſchöne Stirne wand, reichten ihr die beyden andern kniend in goldnen Schalen die auserleſenſten Früchte und Erfriſchungen dar; indeß die Faunen den Hippias mit Epheu kränzten, und wohlriechende Salben über ſeine Glaze und ſeinen halbgrauen Bart herunter-goſſen. Beyde bezeugten ihr Vergnügen über dieſes kleine Schauſpiel, welches das lachendſte Gemählde

von

tobt das gefallene Waſſer in lauter Schaum aufgelöſt. Zu beyden Seiten gehen lang hin die ſchroffen, hohen Felſenmauren. Es iſt daher ſchwarze Finſterniß in der Tiefe. Deſto herrlicher prangt darin der milchweiße, ſtürmende Schaum dieſes durch Kunſt hervorgebrachten Waſſerfalles. Die herabgeſtürzte Fluth geht nun eine kleine Strecke in der Schleuſe fort, und ſo kommt ſie an ein Felſenthor, unter deſſen Gewölbe ſie hindurch brauſt. Dieß iſt der oben erwähnte Schwibbogen, den Polhem ſtehen ließ, um durch ihn die Schleuſenthüren von oben gegen den Druck des wüthenden gefallenen Waſſers zu ſchützen. Er dient jezt nur noch zu einer Brücke über den Alten Kanal. Auf ihm ſtanden wir, gerade in der Mitte dem künſtlichen Schleuſenfalle gegenüber. Menſchen warfen, wie immer vor ankommenden Fremden, gegen ein Trinkgeld, oberhalb der Schleuſe kurze, dicke Balken in den Strom; ſie ſtürzten mit dem Waſſer herab in den kochenden Strudel unter dumpfem Gekrache. Die ganze lange Schleuſe war mit heraufſprühendem Regen und Nebel angefüllt, der hoch in die freye Luft hinauf drang und auch uns auf der Klippenbrücke benetzte. Die Sonne, die wir etwas ſeitwärts im Rücken hatten, ſchien gerade darein, und ein doppelter Regenbogen ſtand etwa zwanzig Schritt weit von uns gegen die ſchwarze Felskluft. Aber er ſah ganz ſo aus, als ob Gold unter ihn gezogen wäre, das von ſeinen dünnen und matten Regenbogenfarben nur wie ein äußerſt

zarter Schleyer bedeckt wurde. Dieſe Vergoldung, oder vielmehr goldfarbene Unterlage des Regenbogens, rührte vermuthlich von ſeinem dunkelfarbigen nahen Hintergrunde, der glänzenden, jezt zugleich von der Sonne beſchienenen Felſenwand her. Noch merkwürdiger war es, daß hier nicht bloß der obere Halbzirkel des Regenbogens, ſondern zugleich auch der untere, alſo ein vollkommener Zirkel, zu ſehen war; nur daß die untere Hälfte weit ſchwächer und matter, als die obere, war. Lägen dieſe künſtlichen Waſſerfälle nicht ſo nahe an den beſchriebenen natürlichen, gegen die ſie in ein Nichts verſchwinden: ſo würde man gewiß auch ſie als ein ſehr erhabnes Schauſpiel bewundern.

2.

Der neue Kanal zu Trollhätta.

Da die Krone, abgeſchreckt durch das Mißlingen ihres Unternehmens, das Vorhaben, einen ſchiffbaren Kanal um die Waſſerfälle Trollhätta's führen zu laſſen, ganz aufgegeben hatte: ſo vereinigte ſich endlich lange nachher eine patriotiſche Privat-Geſellſchaft von Kaufleuten Gothenburgs und anderer Städte des Königreichs, deren Jeder eine größere oder kleinere Akzie nahm, und denen ſich auch andere begüterte Vaterlandsfreunde beygeſellten, zum Verſuche eines neuen Kanals. Die Geſellſchaft erhielt die Bewilligung des vorigen Königs, ohne den Grund und Boden der Erde, oder vielmehr des kahlen Felſenlandes, das durchſchnitten

ten und ausgesprengt werden sollte, bezahlen zu dürfen. Dieser Boden wurde ihr von der Krone dazu geschenkt. Sie hat nunmehr die Arbeit an ihrem Neuen Kanale schon über die Hälfte — und zwar das Schwerste dabey, die Durchschneidung der tiefsten Granitfelsen — vollbracht, und die größten Hindernisse besiegt. Kunstverständige behaupten, es könne nun, unter der einzigen Voraussetzung daß es am Gelde nicht fehlen werde, die Vollendung des großen Werkes durch nichts mehr aufgehalten noch weniger unmöglich gemacht werden. Aber die unternehmende Privatgesellschaft hat es auch anders angefangen, als vormals die Krone. Sie hat nicht nur die besten Kunstkenner und Feldmesser gebraucht, sondern auch die Sache länger und sorgfältiger untersuchen, die Entwürfe genauer und von mehreren erfahrenen Sachkennern prüfen lassen, und den Neuen Kanal in viel weiterer Entfernung, als der Alte geht, vom Bette des Gothischen Elbstromes zu führen, und ihm, wenn ich mich recht besinne, eilf Schleusen zu geben beschlossen, da der Alte (königliche) Kanal deren nur drey hatte. Man sieht, wie viel langwieriger und kostspieliger der Neue Graben wird. Allein es ging auch hier, wie sonst gar oft in der Welt: der kürzeste Weg war nicht der beste, sondern der weit längere Umweg ist es, und führt, zwar langsamer, später und mit mehrerer Mühe, aber dafür auch sicherer zum Ziele. Nach vier bis fünf Jahren, bey vollkommen so wie bis hierher fortgesetzter Arbeit, hofft man

die erſten Schiffe aus dem Wenerſee durch dieſen Neuen Kanal glücklich in die Nordſee gelangen zu ſehen. Großen Segen wird die gelungene Ausführung über die Nachkommen bringen; obſchon manche der wackeren Theilhaber an der Anfangs ſo gewagt erſchienenen und verſpotteten Unternehmung, da ſie der Tod früher abrief, keine Früchte ihrer Bemühungen mehr ſchmecken werden. Wohl dieſen, wenn ſie, wie es von mehreren Mitgliedern der Kanalgeſellſchaft verſichert wird und allerdings glaublich iſt, nicht aus eigennütziger Abſicht, ſondern aus reiner Liebe für die ſchwediſche Mit- und Nachwelt ihr Gold und ihre Mühe aufopferten! Geſchenke an Geld ſind von würdigen Vaterlands-Freunden auch dazu dargebracht worden. Ob man wohl in Teutſchland durch Unterzeichnungen und durch Vereinigung von Privat-Leuten auch ein ſo großes, heilſames, Anfangs ſo unſicher und ſchwierig erſcheinendes Werk zu Stande bringen könnte? Wollen wir uns immer von Engländern, und nun auch von den ſo äuſſerſt geldarmen Schweden beſchämen laſſen? und in allen Stücken (unter andern auch im Schulweſen), worin wir uns, mit Bewilligung der Herrſcher, doch ſelbſt rathen und helfen könnten, erſt auf Hülfe, Geld-Unterſtützung oder Ausführung durch Dieſe harren, und Sie bey jeder kleinern und gröſſern Unternehmung darum anflehen, gleich als ob die ganze Nazion aus hülfloſen Kindern und aus Unmündigen beſtünde? Hier in Trollhätta

hätta sehen wir ein herrliches Beyspiel zur Nachahmung.

In großen Krümmungen läßt die Akzien-Gesellschaft ihren Kanal durch den fast unbezwingbar scheinenden Felsengrund brechen. Da, wo er auf flachem Boden oder Sumpfgrunde oben über die Erde hinweggeht und gar nicht in diese hinein gegraben werden darf, fährt man zu beyden Seiten ungemein dicke Mauern auf, zwischen welchen das Wasser fließen soll, und füllt hinter diesen Mauern Alles mit Steinen und Erde aus, oder lehnt auch gleichsam einen Festungswall, um sie zu stützen und das Auslaufen des Wassers zu verhüten, an dieselbigen. Einmal wird der Neue Kanal auch durch einen sehr großen, aber wenig tiefen Fischteich, oder einen kleinen See, der, wie man mir wenigstens versicherte, nicht abgeleitet und ausgetrocknet werden kann, gehen; man denke, zwischen wie dicken Mauren und mit wie kostspieligen Verrichtungen! An diesem kleinen See war die Mauerarbeit bey unserer Anwesenheit, am Ende des Jahres 1796, noch nicht angefangen. Großentheils aber wird der Kanal tief durch den Felsengrund gesprengt und alsdann mit dem Fäustel bearbeitet; an vielen und langen Stellen zwey, an einigen mehr als drey Stockwerk tief. Wie viel geringer als beym Alten Kanale die Tiefe der, wenn ich nicht irre, eilf Schleusen seyn wird, ergiebt sich von selbst. Drey Jahre lang hatten, als wir nach Trollhätta

samen, immerfort täglich zwischen neunhundert und tausend Menschen am Neuen Kanale gearbeitet; darunter ungefähr hundert Handwerksleute, Maurer, Bergleute, Schanzgräber, nebst den erforderlichen Schmieden u. s. w.; die übrigen größtentheils Soldaten, die dazu Urlaub erhalten, und alle freywillig sich dazu erbieten. Die, vom so sauer arbeitenden Burger und Bauer ernährten stehenden Heere, die außer den Paar Stunden des täglichen Exerzirens in Friedenszeiten meist nur zur Zierde Schildwache stehen, werden aus Unthätigkeit sittlich verdorbener und selbst für den Krieg schlechter; auch verpflanzen sie ihr Sittenverderbniß dann weiter unter die Landeseinwohner. Wann wird man doch endlich anfangen, die stehenden Heere überall zu Anlegung von Kunststraßen und zur Wegebesserung überhaupt, zu Austrocknung luftverpestender Sümpfe und Stadtgräben, zur Abtragung der, den freyen Luftzug abhaltenden Wälle vormaliger und längst ganz unbrauchbar gewordener Festungen, zur Urbarmachung unangebauter Gegenden, oder zu Bepflanzung der Heiden (z. B. der Lüneburgischen und der mancherley Dänischen) mit Waldung, u. s. w. anzuwenden? Welche heilsame Wunderdinge ließen sich durch ganze, militärisch zur Arbeit kommandirte Regimenter und ihre Ingenieurs und Schanzgräber in Kurzem ausführen! — Die guten Leute erhielten einen Zuschuß zu ihrer fortlaufenden Lohnung, und verrichteten

teten dann ihre Arbeit eben ſo gern als zu Trollhätta.

Die Soldaten haben zu Trollhätta in mehreren, von der Kanal-Geſellſchaft errichteten, großen Baraken, oder einer Art hölzerner Kaſernen, freye Wohnung. Wir beſahen Eine dergleichen, worin für dreyhundert Mann die Betten, welche mit einer wollenen Matratze bedeckt waren, dreyfach hinter einander ſtanden. Es war ſehr reinlich und ordentlich darin, und Luftzug genug in den vier Wänden, um die Ausdünſtung der Schlafenden auszutreiben und friſche Lebensluft hereinzuführen. Die am Kanale arbeitenden Soldaten bekommen täglich vier Schillinge (etwas über zwey teutſche gute oder Churſächſiſche Groſchen). Die Handwerksleute und übrigen ordentlich gelernten Arbeiter, die nicht Soldaten ſind, erhalten täglich zwölf Schillinge; welches in Schweden außerordentlich gut bezahlt heißt. Ueberdies liefert die Unternehmer-Geſellſchaft den tauſend Arbeitern alle Lebensbedürfniſſe um einen ſehr niedrigen Preis, und doch recht gut. Und es ſind auch ſonſt durchgängig vortreffliche Anſtalten von ihr getroffen worden. So hat ſie auch z. B. ein Krankenhaus für die erkrankten und beſchädigten Arbeiter erbaut, worin dieſe ganz unentgeldlich genährt, gepflegt und geheilt werden; welches wir aber, an Mangel an Zeit, im Vorbeygehen nur von außen ſahen. Bis jezt iſt, ſagte unſer Führer, nur erſt Ein Menſch bey der Kanalarbeit ums Le-

ben gekommen; beschädigt sind viele worden, jedoch nicht tödtlich. Neun Arbeitsmänner aber wurden einst auf Einmal von Pulver, das zum Sprengen der Felsen bestimmt war und Feuer fing, erschlagen. Auch einen eigenen Prediger hat die Gesellschaft für ihre Arbeiter angenommen, und wird ihn so lange besolden, bis der Kanal fertig ist; einen jungen, gebildeten und liebenswürdigen Mann. Er hat eine kleine Erziehungsanstalt in seiner Wohnung, und unter seinen Zöglingen einen von der Insel Ceylon. So fangen auch schwedische Dorfprediger an, mit ihren Fähigkeiten und Kenntnissen jungen Leuten, die sie in Pension nehmen, nützlich zu werden; was in Teutschland schon längst von sehr vielen Dorfpfarrern, oft mit dem gesegnetsten Erfolge, geschehen ist. Die Kanal-Gesellschaft hat eine Menge Wohnhäuser, Vorrathshäuser und Werkstätte (Schmieden u. s. w.) auf ihre Kosten zu Trollhätta errichten lassen; alles, wie in den schwedischen Dörfern und Städtchen gewöhnlich, durch und durch von bloßem Holze und ohne Mauerwerk.

Ein Kapitän, der ungefähr an der Mitte des Kanals, also weit vom Orte Trollhätta wohnt, führt im Namen der patriotischen Aktien-Gesellschaft, die Europa zum Muster dienen kann und recht viele Nachfolger finden möge! — die höchste Aufsicht über das Ganze der Arbeit. Der neue Kanal ist (ausgenommen in dem kleinen See) schon größtentheils

tentheils ſichtbar; nur aber an den meiſten Stellen noch lange nicht tief und rein genug ausgearbeitet. Wir gingen, oder wir klimmten vielmehr zwiſchen und über das zerriſſene und ſchauderhafte Felſenland, und mußten erſtaunen zu ſehen, was vereinigte Kräfte einer Privatgeſellſchaft, und was Menſchenhände auszuführen vermögen; heut zu Tage freylich durch Schießpulver unterſtützt, und alſo doch immer weit weniger bewundernswerth als z. B. der Römer und andrer alten Völker Wege unter Felſenbergen durchgebrochen, ihre unterirdiſchen Labyrinthe, Lautumien, Hypogeen und Krypten, ihre Bäder mit mehreren hundert Kammern in Felſen gehauen, u. dgl. m.

Zwiſchen dem unterſten der drey Trollhätta-Fälle und der Nordſee finden ſich noch einige Waſſerfälle in der Gothiſchen Elbe, deren höchſter, nämlich der Lilla-Edet, jedoch nur zwölf Fuß hoch iſt. Sie werden alle, durch bereits vorhandene und brauchbare Fangſchleuſen, von Booten befahren.

3.

Die Stadt Lidköping, ihr Bauplan zur Verhütung großer Feuersbrünſte; und der hohe Berg Kinnekulle.

Von Trollhätta reiſeten wir, auf lebenslang mit majeſtätiſchen Bildern ſeiner Natur- und Kunſtwun-

wunder erfüllt, nach Lidköping. Es liegt im Hintergrunde eines sehr breiten, südlichen Busens des Wenersees, sechs und dreyßig schwedische Meilen von Stockholm, und dreyzehn von Gothenburg; da wo der ansehnliche und kleine Segel tragende Fluß Lida in den Wener fällt. Der Name Lidköping bedeutet Kaufstadt, Marktstadt an der Lida; von Köpa, kaufen. Auf der einen Seite der Lida liegt die, eben durch diese Absonderung von dem Untergange vormals beym großen Brande gerettete, kleinere Alt-Stadt; auf der andern Seite, die große Neu-Stadt. Diese letztere ist in Absicht des Marktplatzes und der Straßen, also von Seiten des Erbauungeplanes, wohl eine der schönsten kleineren Städte Europens, und ganz musterhaft angelegt. Der Markt bildet ein vollkommenes und aufs herrlichste geebnetes Viereck, ist nur an den Häusern gepflastert, übrigens sehr festgetretener natürlicher Sandgrund, und darum niemals naß oder schmutzig. Sein Flächeninhalt ist von so außerordentlichem Umfange, daß ich mich nicht erinnere, je einen so großen Marktplatz gesehen zu haben. In seiner Mitte steht das hölzerne Rathhaus, mit einem thurmartigen Dachwerke. Es ist dunkelroth, vermittelst einer Mischung von Alaun u. s. w. angestrichen; wie es die meisten ganz hölzernen Häuser der Städte und Dörfer in so manchen Provinzen Schwedens sind, um durch diesen salzigen Anstrich das Holz gegen die Witterung und Fäulniß zu verwahren. Schade, daß dieses unansehnliche

von der Welt machte; als eine zärtliche Symphonie von Flöten aus der Luft, wie es schien, herabtönend, die Augen zu einer neuen Erscheinung aufmerksam machte. Die Liebesgötter, die Faunen und die Grazien waren indeß verschwunden, und es öfnete sich der Danae gegenüber die waldichte Scene, um den Liebesgott darzustellen, auf einem goldnen Gewölke sizend, welches über den Rosenbüschen von Zephyren emporgehalten wurde. Ein schalkhaftes Lächeln, das sein liebliches Gesicht umscherzte, schien die Herzen zu warnen, sich von der tändelnden Unschuld dieses schönen Götterknabens nicht sorglos machen zu lassen. Er sang mit lieblicher Stimme, und der Innhalt seines Gesangs drükte seine Freude aus, daß er endlich eine bequeme Gelegenheit gefunden habe, sich an der schönen Danae zu rächen. „Gleich der Liebesgöttin, meiner Mutter (sang er) „herrscht sie unumschränkt über die Her„zen, und haucht allgemeine Liebe umher: Von ih„ren Bliken beseelt, wendet ihr die Natur, als ihrer „Göttin, sich zu; verschönert, wenn sie lächelt, trau„rig und welkend, wenn sie sich von ihr kehrt: Ver„lassen stehn die Altäre zu Paphos, die Seufzer der „Liebenden wallen nur ihr entgegen; und indem ihre „siegreichen Augen ringsum sie her jedes Herz ver„wunden und entzüken, lacht sie, die Stolze, meiner „Pfeile, und trozt mit unbezwungner Brust der Macht, „vor welcher Götter zittern: Aber nicht länger soll sie „trozen; hier ist der schärfste Pfeil, scharf genug ei„nen Busen von Marmor zu spalten, und die kälteste

liche Gebäude auf des Marktes Mitte steht! Er würde sonst, wäre er ganz leer und könnte man demnach aus seinem Mittelpunkte in seine Straßen hinaussehen, als große und symmetrisch unbauete Fläche, einer der schönsten Marktplatze seyn. Aus jeder seiner drey Seiten laufen drey schnurgerade, breite und zum Theil sehr lange Straßen hinaus; symmetrisch alle, vom Marktplatze ausgesehen, und einander gerade gegenüber stehend. Die vierte Seite des Marktes abe· stößt an den Lida Fluß. Aus ihrer Mitte führt die artige, steinerne Brücke über diesen in eine ebenfalls gerade Straße der Alts Stadt hinüber. Zur linken Hand ist dicht am Markte der Landungs- und Ankerplatz für die aus dem Wenersee angekommenen Schiffe, die offen gelassene Aussicht auf den hier hart am Markte erfolgenden Ausgang der Lida in den Wener, und fernhin auf den hohen See selbst. Land ist jenseits des Sees nicht zu sehen. Nur an Einer Stelle des Gesichtskreises wird die unbegränzte Wasser-Aussicht lieblich unterbrochen und zu einer, besonders bey Sonnenuntergang, unbeschreiblich reizenden Ansicht. Auf der entgegengesetzten Seite des Busens steigt nämlich einer der höchsten Berge ganz Schwedens, die Kinnekulle, majestätisch als mitten aus dem See empor, und, wie es uns vorkam, bis in die Wolken hinan. Seine Höhe scheint unermeßlich zu seyn; man meynt, den himmelhohen Spitzberg (Pico) zu erblicken, ehe man noch seine Insel (Teneriffa) selbst gewahr wird. Diese entzückend

zückend optiſche Täuſchung entſteht daher, daß jenſeits des Buſens und Sees kein Berg, kein Hügel weiter, als die ganz in den See hinauf laufende Kinnekulle in einer weit umher ſehr flachen Gegend liegt, ſo daß auch das ebene Land gar nicht zu ſehen iſt. Daher erhebt ſich der Berg ſo rieſenmäßig aus den Fluthen. Wie bezaubert, und von den Einwohnern vielleicht für wahnſinnig gehalten, mag ich wohl eine ganze Stunde auf Einer und derſelben Stelle des Marktes geſtanden haben, die Augen unverwandt nach dem, ſonſt wegen ſeiner Entfernung himmelfarbenen, jezt aber bey untergehender Sonne dunkel azurblauen und vor dem hell vergoldeten Hintergrunde des vollkommen heiteren Himmels prunkenden Bergrücken und ſeinen erhabenen Gipfel gerichtet. Den Schnee und das ewige Eis ſah mein: Einbildungskraft deutlich auf ſeinem Haupte glänzen, obgleich ich an dieſem ſchwülen Herbſttage ſchwitzte. Schnell ward der kühne Entſchluß gefaßt, dieſe ätheriſche Höhe zu erſteigen, und ihrer unabſehbaren Ausſichten zu genießen, es koſte was es wolle; und zugleich die den Geiſt erhebende Hoffnung genährt, daß vielleicht ein Ausländer zuerſt vor allen Schweden, ja vor allen Sterblichen, den Montblanc des Nordens erklimmen werde. Das erſte, was ich Abends an der Wirthstafel that, war, mich nach der näheren Beſchaffenheit des Berges zu erkundigen, ohne es jedoch merken zu laſſen, daß er mir wunderbar und ſehr hoch vorkomme! Die ganze Geſellſchaft wußte mir nichts weiter von ihm

zu saaen, als, welches wirklich gegründet ist, daß an ihm die herrlichsten Obstarten ganz Schwedens wachsen, die vorzüglich nach Stockholm und Gothenburg verführt würden. Es seien aus allen Erkundigungen zu erhellen, daß noch nie irgend ein Einwohner Kiolepunge seine Spitze betreten habe, ob man gleich sehr bequem in Einem Tage, und quer über den Meerbusen in einem Boote auch sehr wohlfeil, hin und her kommen könnte. Ein Apotheker jedoch war in der Gesellschaft, ein liebenswürdiger und äußerst dienstfertiger Mann, der, seiner Kunst zu Folge, Pflanzenkenner seyn mußte. Dieser sagte mir, im vollen Ernst und nicht, um uns zum besten zu haben: „Am Fuße der Kinnekulla und noch hoch an derselben hinan wachsen alle Früchte Frankreichs, und auf ihrem Gipfel nur lappländische Gewächse und Isländisches Moos." — Kein Anwesender hatte etwas dagegen zu erinnern. Wir werden bald auf seinem Gipfel anlangen; und was wir da wirklich fanden berichten.

Lenz.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Epode.

Hörst du den Mord durchs Dickicht heulen
Als eines Menschen Stimme tönt;

Hörst

Hörſt du das Klagegeſchrey der Eulen,
Das ſchaurig in den Büſchen ſtöhnt:

So hör' doch auch des Hirten Flöte
Bey frohen Reihen auf bethauter Flur,
Beym Purpurſchein der ſtillen Abendröthe
Und beym Erwachen der Natur.

Siehſt du den Sumpf das Land beſiegen,
Wo keine Hand mehr Furchen zieht;
Siehſt du die Felder öde liegen
Daß kaum ein Dornſtrauch da noch blüht:

Sieh auch das neue Land voll Aehren,
Hör itzt im alten Flußbett Sichelton;
Für Nebgewinn, den Menſchen hier entbehren,
Bringt Kohl und Obſt dem Fleiße ſichern Lohn.

Fühlſt du von Schauer dich umgeben,
Wobey das Blut erkaltend ſtarrt,
Und fühlſt du unter dir die Erd' erbeben,
Zagſt vor der Zukunft Gegenwart:

So fühl' auch dann das Säuſeln der Zefyre,
Werd' auch des kältern Klima's froh,
Brauch nicht den Sinn blos gleich dem Thiere,
Und fürchte nicht, daß alles Glück entfloh —

Beym Klange ſchmetternder Trommeten
Verſtummen tändelnde Schalmey'n.
Man ruft: Auf! Volk, ein Volk zu tödten!
Mordlanzen ſchließen ſich in Reih'n —

Der Friede kommt; ihm wird ein Lied geſungen
Er kündigt Segen an der Flur.
Fürs Vaterland mit Siegerlaub umſchlungen
Hält Wiederſehn den Abſchiedeſchwur.

Die Sichel dehnte ſich zum Schwerdte,
Der Acker darbt, der Landmann weint.
Was Schwerdt und Flamme nicht verzehrte,
Nahm höhniſch lachend ihm der Feind —

Doch fand'ſt du nicht im Krieg oft Herzen,
Die man im Frieden ſuchte und nicht fand?
Die Mitgefühl mit fremden Schmerzen
Untrennbar feſt mit uns verband?

Hier trieb das Heer verruchter Knechte
Die Edeln fort; der Himmel wich,
Die Hölle übte ihre Rechte.
Und Volkswuth tobte fürchterlich —

Und wären auch der Edeln viel gefallen,
Gewann die Menſchheit nur durch ſie,

So iſts Gewinn; denn nutzt nicht allen
Der Untergang der Despotie?

Verlaſſen, hülflos und verwayſet
Steht die entadelte Natur;
Die Engel fliehn, die Hölle kreiſet —
O ſiehſt du nicht der Teufel Spur?

Das Leben muß nicht über's Sterben trauern;
Tod iſt ein neuer Lebensruf —
Thut der nicht wohl, der aus den Raubſchloßmauern
Ein Haus für Fleiß und Armuth ſchuf?

S....

VIII.

Nekrolog.

Nachrichten über Joſef Eckhel. *)

Der am 16ten May hier ſehr ſchnell am Gedärmsbrande verſtorbene Hr. Joſef Eckhel, (k. k. Rath, der freyen Künſte und der Weltweisheit Doktor, Direkt

*) Ich ſtatte dem würdigen Verf. dieſer Nachrichten für ihre Mittheilung um ſo mehr meinen Dank ab, weil dadurch

rektor des k. k. Antikenkabinets, und Profeſſor der Alterthumskunde an der hieſigen Univerſität) befand ſich am Tage vorher Vormittags eben bey dem Freyherrn von Locella*), als ihn die Krankheit mit ſolcher Heftigkeit überfiel, daß er nicht mehr nach ſeiner Wohnung gebracht werden konnte; und ſo verſchied er im Bette ſeines vertrauteſten Freundes am folgenden Tage nach zehn Uhr vormittag.

Er war den 13ten Jänner 1737 zu Enzesfeld in Oeſterreich unter der Enns geboren, und zeigte ſchon in den untern lateiniſchen Schulklaſſen ſeine überwiegende Neigung für die klaſſiſche Literatur, und beſonders für die alte Geſchichte und ihre Hülfswiſſenſchaften. Den 17ten Oktober 1751 trat er in den Jeſuitenorden, wo er ſich mit großem Eifer auf die Filoſofie, Mathematik und Theologie, und auf die hebräiſche und griechiſche Sprache legte. Im Jahre 1766 lehrte er an der k. k. Thereſianiſchen Ritterakademie, und ſchon vorher zu Steyer in Oeſterreich ob der Enns die lateiniſchen Grammatikalſchulen, ſo wie er auch eine Zeitlang die k. k. Edelknaben in den ſchönen Wiſſenſchaften unterrichtete.

durch mein im Julius d. J. S. 265 geäußerter Wunſch wenigſtens zum Theil erfüllt wird. Seit dem hat auch Heyne in den Gött. Anz. N 106. ein ſchönes und wahres Wort über Eckhel geſprochen.

*) Dem berühmten Herausgeber des Xenofon Eſeſius.

Von 1768 bis 1771. bekleidete er an dem hiesigen Universitäts-Gymnasium das Lehramt der Dicht- und Redekunst auf eine so zweckmäßige Weise, daß mehrere der beliebtesten Oesterreichischen Schriftsteller (z. B. Hr. v. Alxinger, der überhaupt unter Eckhels dankbarste Schüler gehörte) ihre vorzügliche Bildung großentheils seinem lichtvollen Unterrichte verdankten. Allein immer blieb die Alterthumskunde überhaupt, und die alte Numismatik insbesondere seine Lieblingswissenschaft, der er alle seine Nebenstunden widmete, bis er endlich 1772, nach seines Lehrers, des geschickten P. Khells Tode, die Aufsicht über das Münzkabinet des hiesigen Jesuiten-Kollegiums erhielt.

Im Augustmonath desselben Jahres ertheilten ihm seine Obern, auf sein dringendes Verlangen, die Erlaubniß, eine antiquarische Reise nach Italien zu unternehmen.

Seine gründliche, viel umfassende Gelehrsamkeit, verbunden mit einem edlen, an alles was er für wahr, gut und schön hielt, sich innig anschließenden Karakter, erwarben ihm die ungeheuchelte Freundschaft der berühmtesten Gelehrten Italiens, vorzüglich der Herren Lanzi, Marini und Odorici.

In Florenz erhielt er von dem Großherzoge, nachmahligen Kayser Leopold II. den Auftrag, das großherzogliche Münzkabinet in Ordnung

nung zu bringen. Nachdem er dieſes Geſchäft auf eine eben ſo ſchnelle als meiſterhafte Art zu Stande gebracht hatte, wurde er von der Kaiſerinn Maria Thereſia zum Direktor des k. k. Kabinets der antiken Münzen ernannt. Unmittelbar darauf erhielt er auch die Stelle eines Profeſſors der Alterthumskunde an der hieſigen Univerſität, und ließ es nun ſeine angelegentlichſte Sorge ſeyn, ſeinem Platze Ehre zu machen.

Von Natur mit einem ſeltenen Scharfſinne verſehen, dem auch die kleinſten Lücken ſeines Faches nicht entgingen; bekannt mit den vorzüglichſten ältern und neuern Sprachen, und den beſten Schriftſtellern aller kultivirten Nazionen; vertraut mit allen Theilen der Alterthumskunde im weiteſten Umfange, ohne doch in den übrigen Zweigen des menſchlichen Wiſſens fremd zu ſeyn; unermüdet beſorgt, durch kritiſches Studium der Ueberreſte des Alterthums ſeine Kenntniſſe zu erweitern, ohne den Sinn für geſellſchaftliche Vergnügungen zu verlieren, unternahm er es, die koſtbaren Schätze der ihm anvertrauten Münzſammlung der gelehrten Welt mitzutheilen.

Bloß aus Liebe zur Wiſſenſchaft, ohne Ausſicht auf irgend eine Belohnung, oder auf merkantiliſche Vortheile, ja ſogar mit Aufopferung eines Theils ſeines Vermögens, gab er von 1775 an eine Reihe vortrefflicher Schriften heraus, deren kronologiſches Verzeichniß weiter unten folgen wird.

Alle dieſe Werke (worunter ſein Choix des pierres gravées mit einer vorzüglichen typografiſchen und artiſtiſchen Eleganz ausgeführt wurde, und in der Buchdruckergeſchichte Wiens als eine ſehr merkwürdige Erſcheinung gelten muß) ſind mit einem ſolchen Fleiße ausgearbeitet, daß ſie als Muſter für Schriften dieſer Art aufgeſtellt zu werden verdienen. Ueberall zeigt ſich der beleſene Antiquar, der aber nur das nöthigſte anführt, und die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer durch Anhäufung von Citaten zu zerſtreuen fürchtet; überall der ſtrenge Kritiker, der, ſtets auf Wahrheit hinſehend, Irrthümer mit tiefſpähendem Blicke entdeckt, mit edler Freymüthigkeit rügt, und mit glücklichem Scharfſinne berichtigt; überall der beſcheidene Mann, der, fern von Hypotheſenſucht, ſeine Unwiſſenheit lieber offen geſteht, als durch Aufſtellung grundloſer Konjekturen eine dunkle Sache noch mehr verdunkelt; überall der ſein Publikum ehrende Schriftſteller, der ſelbſt auf unbedeutend ſcheinende Gelegenheitsſtücke diejenige Sorgfalt verwendet, womit auch Kleinigkeiten bearbeitet ſeyn müſſen, wenn ſie den Beyfall ſachverſtändiger Leſer verdienen ſollen.

Dieß waren ungefähr die vornehmſten Eigenſchaften des Verſtorbenen, als Gelehrten betrachtet; Eigenſchaften, die freylich ſelten bey Einem Manne in dem Grade zuſammen treffen, in dem ſie Eckhel beſaß, die aber doch zuſammen treffen mußten, um einen Schriftſteller zu bilden, der in ſeiner Wiſſen-

ſchaft

„ Seele in Liebesflammen hinwegzuſchmelzen. Zittre,
„ ungewahrſame Schöne! dieſer Augenblik ſoll Amorn
„ und ſeine Mutter rächen! Tiefſeufzend ſollſt du auffah-
„ ren, wie ein junges Reh auffährt, das unter Ro-
„ ſen ſchlummernd den geflügelten Pfeil des Jägers
„ fühlt; ſchmerzenvoll und troſtlos ſollſt du in einſa-
„ men Haynen irren, und auf öden Felſen ſizend den
„ ſchleichenden Bach mit deinen Thränen mehren. „

So ſang er und ſpannte boßhaft-lächelnd den Bo-
gen; ſchon war der Pfeil angelegt, ſchon zielte er nach
ihrem leichtbedekten Buſen: als er plözlich mit einem
lauten Schrey zurükfuhr, ſeinen Pfeil zerbrach, den
Bogen von ſich warf, und mit zärtlich ſchüchterner Ge-
behrde auf die ſchöne Danae zuflatterte. O Göttin,
vergieb, (ſang er, indem er bittend ihre Knie um-
faßte) vergieb, vergieb, ſchöne Mutter, dem Irtum
meiner Augen! wie leicht war es zu irren? Ich ſahe
dich für Danae an.

In dem nehmlichen Augenblik, da er dieſes ge-
ſungen hatte, erſchienen die Grazien, die Liebesgötter
und die kleinen Faunen wieder, und endigten dieſe
Scene mit Tänzen und Geſängen, zum Preis derje-
nigen, welche auf eine ſo ſchmeichelhafte Art zur Göt-
tin der Schönheit und der Liebe erklärt worden war.
Dieſes überraſchende Compliment, welches damals noch
den Reiz der Neuheit hatte, weil es noch nicht an die
Daphnen und Chloen ſo vieler neuern Poeten ver-

ſchwendet

ſchaft Epoke machte, und für ſie allein mehr leiſtete, als Jahrhunderte vorher von Mehrerengeleiſtet worden war.

Aber mitten unter dieſen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ließ er ſich immer angelegen ſeyn, die Pflichten des Direktors auf das gewiſſenhafteſte zu erfüllen.

Theils brachte er es dahin, daß einige ſchätzbare Sammlungen alter Münzen (z. B. die Ilgneriſche, worinn ſich mehrere anekdote Städtemünzen befanden, und jene des Grafen Arioſti, die eine ſehr anſehnliche Reihe ſilberner Kaiſermünzen enthielt, und aus Khells Schriften ſehr vortheilhaft bekannt iſt) mit dem k. k. Schatze vereinigt wurden: theils ſuchte er alle Gelegenheiten auf, das Kabinet durch den Ankauf einzelner intereſſanter Stücke zu bereichern, wovon er die wichtigſten in ſeiner Sylloge I. herausgab; theils endlich wurden durch ſeine Bemühungen die koſtbaren geſchnittenen Steine aus der k. k. Schatzkammer, dem Schloſſe Ambras in Tirol, und der Verlaſſenſchaft des Herzogs Karl von Lothringen in das k. k. Antikenkabinet, als ihren eigentlichen Platz verſetzt, und dadurch der Vergeſſenheit, die ihnen drohte, entriſſen. Eben ſo ſchätzbar war er von Seiten ſeines Herzens.

Ihm gebührt das ſo viel bedeutende Lob eines ehrlichen Mannes im ganzen Sinne des Wortes.

Die Hauptmaxime, die er bey seinen Handlungen nie aus den Augen verlor, war: stets zu sprechen wie er dachte, und zu handeln wie er sprach. Als tiefer Denker prüfte er jede Meinung lange und sorgfältig, ehe er sie zu der seinigen machte. Allein hatte er sich einmahl von ihrer Richtigkeit überzeugt, so konnte ihn nichts bewegen, da zu schweigen, wo er reden zu müssen glaubte. Diese Offenheit, verbunden mit der strengsten Gerechtigkeitsliebe und Unpartheylichkeit, machte ihn allen, die ihn näher kannten, um so schätzbarer, da sie durch eine unverstellte Bescheidenheit, diesen Stempel großer Seelen, gemildert wurde. Niemand konnte geneigter seyn als Er; fremdes Verdienst zu ehren und gegründeten Tadel zu benutzen.

Dasselbe bescheidene, schüchterne Mißtrauen gegen sein eigenes Urtheil zeigte sich auch bey der Wahl seiner Freunde. Aber wen er seiner Freundschaft oder Unterstützung werth gefunden hatte, der besaß an ihm gewiß den wärmsten Freund, den thätigsten Beschützer.

Als ein abgesagter Feind des Egoismus und wahrer Patriot, unterstützte er (zuweilen mit eigener Aufopferung) das inländische Verdienst überall, wo er es zu finden glaubte.

Es ließen sich aus seinem ehrenvollen Leben viele Belege zu dieser Behauptung sammeln; aber Ein Beyspiel mag die Stelle aller übrigen vertreten, da

es

es seinen liebenswürdigen Karakter im schönsten Lichte zeigt.

Der sehr geschickte, und leider! zu früh verstorbene Diplomatiker Heyrenbach hielt auf der hiesigen hohen Schule außerordentliche diplomatische Vorlesungen, ohne doch dafür den gewöhnlichen Lehrer-Gehalt zu beziehen, weil damals der Diplomatik auf der Wiener Universität noch kein eigener Lehrstuhl angewiesen war. Eckhel sah voraus, daß auf diese Art Heyrenbach seine Vorlesungen unterbrechen müßte, und zugleich außer Stand gesetzt würde, sich diesem Fache ausschließend zu widmen. Um nun weder der vaterländischen Jugend den Unterricht in einem wichtigen Zweige der menschlichen Kenntnisse entziehen zu lassen, noch auch zuzugeben, daß den Wissenschaften ein so hoffnungsvolles Subjekt verloren ginge, theilte er seinen Lehrer-Gehalt von 800 fl. mit ihm, so lange Heyrenbach lebte, das ist bis 1779, und hatte das lohnende Bewußtseyn, durch diese seltene Großmuth die Pflichten des Freundes und des Gelehrten in hohem Grade erfüllt zu haben.

Seine Schriften sind, außer einer grammatikalischen Erklärung des Proseten Haggai, die er in seinem zwey und zwanzigsten Jahr verfertigte und der hebräischen Sprachlehre des P. Engstler in Grätz beyfügte, und einer teutschen Rede auf die Reise Kaiser Josefs II. nach Rom, folgende:

Odae duae, quum Joſephus II. et Joſepha Bavariae princeps nuptiis jungerentur. Viennae Auſtriae. 1765. 4.

Numi veteres anecdoti ex muſeis Caeſareo Vindobonenſi, Florentino Magni Ducis Etruriae Granelliano nunc Caeſareo, Vitzaiano, Felleticſiano, Savorguano Veneto, aliisque. Vienna: Auſtriae. 1775. 4.

Catalogus Muſei Caeſarei Vindobonenſis numorum veterum, diſtributus in partes II. quarum prior monetam urbium, populorum, regum, altera Romanorum complectitur. Vindobonae. 1779. Tom. II. in Fol.

Sylloge I. numorum veterum anecdotorum theſauri Caeſarei. Viennae. 1786. 4.

Deſcriptio numorum Antiochiae Syriae, ſive ſpecimen artis criticae numariae. Viennae. 1786.

Kurzgefaßte Anfangsgründe zur alten Numismatik. Wien. 1787. 8.

Choix de pierres gravées du Cabinet Impérial des Antiques, repréſentées en 40 planches. A Vienne en Autriche. 1788. Fol.

Doctrina numorum veterum. Vindobonae. 1792—1798. Vol. octo in 4.

Ad

Ad Carolum Archiducem cum laureatis fascibus Vindobonam reversum. A Joanne Garthenio Mantuano. 1797.

IX.

Auszüge aus Briefen.

Ausländische Korrespondenz.

I.

London, den 24. July 1798.

Wir werden bald auch in England eine eigene Bibliothek über Homerische Kontroverspunkte aufstellen können. *) In den so eben fertig gewordenen 4ten Theil der

*) Es wäre eine sträfliche Undankbarkeit gegen teutschen Sammlerfleiß und ächtkritischen Scharfsinn, wenn ich nicht bey dieser Gelegenheit einer erst vor wenig Wochen ausgegebenen Schrift gedächte, wo man ohngefähr alles zusammengestellt findet, was bis zur Vollendung derselben zu Anfang dieses Jahres über das Lokal von Troja geschrieben war: Die Ebene von Troja nach dem Grafen von *Choiseul Gouffier* und andern neuen Reisenden, nebst einer Abhandlung des Maj. *Müller* in Göttingen und Erläuterungen über den Schauplatz der Ilias von C. G. *Lenz. Mit Kupfern.* Neu-Strelitz Michaelis. 1798. 206.

in

der Verhandlungen der Edinburger königl. Geſellſchaft hat Prof. Dalzel eine weitläuftige Vorleſung abdrucken laſſen, von welcher er an ſeine Freunde auch beſondere Abdrücke austheilte: Ms. Chevalier's tableau de la plaine de Troye illuſtrated and confirmed. From Vol. IV. of transactions of the R. Society of Edinburgh 1798. 93. S. in 4. Hier wird auch von S. 57 an Bryant's Abhandlung gegen Le Chevaliers Beſchreibung der Ebne von Troja mit vieler Beſcheidenheit widerlegt und überhaupt eine ganze Reihe von neuen Nachrichten über die Lage von Troja aus Briefen von Liſton, u. ſ. w. beygebracht. Die Schrift iſt ein leſenswerther Nachtrag zur Schrift von Chevalier, die unſern teutſchen Landsleuten durch Heyne's Bemerkungen noch intereſſanter geworden iſt. Nun iſt aber ein weit heftigerer Gegner mit gewaltiger Rüſtung gegen Bryant aufge-

ge-

in gr. 8. Hier kommt uns von Hermanſtadt aus in Siebenbürgen Licht über das Lokal von Troja. (Die hiſtoriſch wichtige Vorrede wird dem Leſer dieß Räthſel löſen). Hier ſind Auszüge aus Bryant's Streitſchriften, hier eine geometriſche Würdigung des Lokals der Ilias von einem bekannten Göttinger Ingenieur, ingleichen Auszüge aus Briefen von Liſton, Sibthorp, Hawkins u. ſ. w., und endlich eine gründliche, mit vielen neuen Anſichten und Bemerkungen durchwebte Abhandlung, von dem gelehrten Herausgeber, Hr. R. Lenz ſelbſt.

B.

geſtanden, der wohl auch von den teutſchen Filologen einige Beachtung verdient. A vindication of Homer and the ancient poets and hiſtorians who have recorded the ſiege and fall of Troy: in answer to two late publications of Mr. Bryant. By L. B. S. Morrit. Esq. Cadell (12 Sh. mit einer Karte und 5 Kupfern auf der Stelle von Troja ſelbſt gezeichnet).

Für die Literatur überhaupt verdient folgendes Werk die Prüfung unſerer teutſchen Literateren: An Introduction to the literary hiſtory of the fourteenth and fifteenth Centuries. Cadell. 1798. in 8. (3 Sh.)

Von Schiller's Don Karlos iſt eine metriſche Ueberſetzung erſchienen. Von La Peyrouſe's Reiſe kommt in wöchentlichen Heften, der Heft zu 1 Schilling (das Werk zu 30 Heften), eine Ueberſetzung bey Stockdale heraus. Zugleich wird aber auch bey Rivington eine ſplendide Ausgabe des Originals und der Ueberſetzung in 2 groſſen Quartbänden mit allem Zubehör von Heath und Neale geſtochen, angekündigt.

Allerdings ſind die Athenian letters, nach welchen Sie fragen, ſchon früher als Handſchrift für Freunde gedruckt, auch ſogar in Dublin nachgedruckt worden, und in ſofern iſt die jezt erſchienene Ausgabe bey Kadell und

Das

Davies allerdings, wie auch auf dem Titel ſteht, a new edition. Allein weder die erſte Ausgabe noch der Abdruck in Irland haben dem Buche, das damals bey ſeiner Erſcheinung nur von ein paar Reviewers bemerkt wurde, die verdiente Celebrität gegeben, und man kann die jetzige Bekanntmachung als die erſte Allgemeine anſehn. *)

Von den wichtigen Conſiderations upon the ſtate of publick Affairs in the Year 1798. iſt bey Rivingston ſo eben das dritte Stück erſchienen, das ſich mit dem innern Zuſtande und der allgemeinen Polizey von Großbritannien beſchäftigt. Im 4ten und letzten Stück wird die Rede von den Irländiſchen Händeln ſeyn, worüber ſo eben ein höchſt merkwürdiges Pamflet, a View of the Irish Inſurrection, in allen Händen iſt, das dem armen kranken Pitt und allen denen, die ſeine gewaltſamen Maaßregeln ausführen halfen, eben keine Roſen ſtreut.

Von

*) Ich habe eine davon zu machende Ueberſetzung ſchon früher in anderen Blättern angekündigt. Der Verfaſſer der Reiſen des jungen Anacharſis ſchrieb an den Grafen von Hartwick, als er ihm die für Freunde veranſtaltete Ausgabe zugeſchickt hatte: er hätte gewiß den Plan aufgegeben, je einen Anacharſis zu ſchreiben, wenn er das Daſeyn dieſer Briefe hätte ahnden können. Dieß erzählt der engliſche Herausgeber dieſer neuen Ausgabe in der Vorrede.

Von Rumford's Essays ist nun durch die Erscheinung des 8. und 9ten Stücks der zweyte Theil geendet. Das 8te Stück behandelt die Fortpflanzung der Hitze in verschiedenen Körpern; das 9te Stück besonders wichtig und unserer Holzhungersnoth angemessen) vom Ursprunge der Hitze, die sich durch Reibung entwickelt.

Endlich hat auch ein Serjeant bey der Leibwache Macartney's auf der Chinesischen Ambassade sein Tagebuch über diese Reise nur auf Subskription herausgegeben: The Journal of Mr. Samuel Holmes, Serjeant Major, during the attendance of the Guard on Lord Macartney's Embassy to China — from the Original diary, kept during that Expedition. London, printed by Bulmer, 1798. Es liest sich sehr gut, und wo der Serjeant in seinem Fache, ist z. B. in der Beschreibung einer Chinesischen Wachparade, wo die Soldaten die Flinte in der einen, und den Sonnenfächer in der andern Hand haben, ist er sogar gründlich So viel erhellt auch hieraus daß die Gesandtschaft während ihrer ganzen Anwesenheit in China beständig in einer Art von Gefangenschaft gewesen ist.

* * *

2.

Ueber die jetzige Lotteriewuth in Paris.

(Aus den handschriftlichen Briefen eines Teutschen in Paris)

Paris, den 16ten Prairial. 6.

Voici la liste! Voici la liste! so hörte ich heute fast zwey Stunden lang die Rue de la loi und die umliegenden Straßen ertönen. Diese Liste sind die 5 Zahlen die heute in der Lotterie herausgekommen sind. Es ist unglaublich mit welcher Wuth die hiesigen Einwohner in die Lotterie setzen, und welcher Zulauf jedesmal bey der Ziehung ist. Welcher Freund der Menschheit hätte in den schönen Tagen der Revoluzion, und bey der Aufhebung der Lotterie, sich je einfallen lassen, daß einst diese ansteckende Seuche von unsern eigenen Gesetzgebern uns würde mitgetheilt werden; daß ein Mercier, der ehedem so stark gegen dieses Uebel gesprochen, nun alle mögliche Sofismen aufbieten könne, um die Resolüzion, worinn die Wiedererrichtung der Lotterie vorgeschlagen wurde, annehmen zu machen; — und aus welcher Absicht? Um die einträgliche Stelle eines Direktors derselben, die man ihm versprochen hatte, zu erhalten! O principes! O Nation regénerée! Nicht genug, daß eine Menge Lotterie bureaux, gleich Heuschrecken, sich über ganz Paris ausgebreitet haben, schickt jedes derselben noch einige Colporteurs in

den

ſchwendet worden war, ſchien ihr Vergnügen zu machen; und der doppelt beluſtigte Hippias geſtand, daß ſein junger Freund einen ſehr guten Gebrauch von ſeiner Einbildungskraft zu machen gelernt habe. Dachte ich nicht, Caſſias, ſagte er leiſe zu ihm, indem er ihn auf die Schultern klopfte, daß ein Monat unter den Augen der ſchönen Danae dich von den Vortheilen heilen würde, womit du gegen Grundſätze eingenommen wareſt, die du bereits ſo meiſterhaft auszuüben gelernt haſt.

Der übrige Theil des Abends wurde auf eine eben ſo angenehme Weiſe zugebracht, biß endlich Hippias, welcher den folgenden Morgen wieder in Smirna ſeyn mußte, in einem Zuſtande, worinn er mehr dem Vater Silen als einem Weiſen gliech, von den kleinen Faunen zu Bette gebracht wurde.

Agathon hatte nun nichts dringenders als von Danae zu erfahren, was der Gegenſtand ihrer einzelnen Unterredung mit dem Hippias geweſen ſey. Man wird es dieſer Dame zu gut halten können, daß ſie die Aufrichtigkeit ihres Berichts nicht ſo weit trieb, ihm das Complot einzugeſtehen, worein ſie ſich von dem Sophiſten anfangs hatte ziehen laſſen; und deſſen Ausgang ſo weit von der Anlage des erſten Plans entfernt geweſen war. Die zärtlichſte und vertrauteſte Liebe verhindert nicht, daß man ſich nicht kleine Geheimniſſe vorbehalten ſollte, bey deren Entdekung die

den Straßen herum, um auch manche, die nicht von selbst ihr Geld gebracht hätten, daran zu erinnern. Den ganzen Tag, in welchem Quartier man auch sey, besonders aber im Mittelpunkte der Stadt, hört man: voila le gros lot! qui est ce qui veut gagner 9000 Livres (oder jetzt eine Summe) pour 15 Sols (oder 24 Sols)? Die welche Lotteriezettel in den Straßen verkaufen, erheben zu selten über diese geringen Summen: allein in den bureaux werden sehr beträchtliche Summen eingesetzt, und zwar meistens von wenig vermögenden Leuten, Bedienten, Handwerksgesellen, armen Rentiers. (Diese sind es, die Karte Lotteriespieler, so daß letzthin jemand die Lotterie la ressource des Rentiers nannte) Mädchen u. s. w. die sich um andern alles abzwacken, um nur ihre 6, oft 30 bis 50 Liv. auch wohl noch mehr, in der Lotterie aufs Spiel zu setzen. Wären es nicht auf eine andere Art unglücklich gemacht werden wäre, so erwartete ich bald eine der tollsten romanhaften Geschichte zu hören. Es war einst eine Zeit in Frankreich, wo jedermann, der ein gewisses Einkommen hatte, für jede Jahreszeit besondere Kleider hatte. Ein Bedienter war auch von der Lotteriesucht angesteckt worden; da der Frühling zu Ende war, wanderte er mit den Frühlingskleidern seines Herrn ins Leihhaus, um Geld in die Lotterie zu bekommen. Er dachte: bis mein Herr diese Kleider wieder nöthig hat, habe ich Einsatz so viel gewonnen, daß ich nicht nur die Kleider wieder lösen, sondern

dern auch noch reich seyn kann. Der Sommer endigte sich allmählich. Da sein Herr die Herbstkleider statt der Sommerkleider genommen, wanderten auch diese in den Lombard. Zu Ende des Herbstes war noch immer der Reichthum nicht angekommen; er wollte nun sein Glück forciren, und versetzte daher auch noch die Herbstkleider. Beym ersten schönen Frühlingsmorgen wollte nun sein Herr wieder die Frühlingskleider anziehen. Der Herr geräth in Wuth, der Bediente au desespoir. Das übrige können Sie sich leicht selbst dazu denken. Heut zu Tage hat man aber natürlich solche Vorfälle nicht mehr zu befürchten, weil die Garderobes nicht mehr so gut fournirt sind. — Außer den Colporteurs giebt es noch eine andere Klasse von Leuten, welche aus der Lotteriewuth der Pariser Vortheil zu ziehen wissen. Besonders in der Gegend des Louvre, einem der ersten Mittelpunkte des Lebens und Webens unserer Hauptstadt, halten sich Leute auf, welche den Liebhabern für einen Sol die Nummern vorhersagen, die bey der nächsten Ziehung der Lotterie herauskommen werden. Einige haben blos ein kleines Glücksrad, worinn die 90 Nummern sind, aus welchem die Liebhaber die Treffer oder Nieten herausziehen können. Andere haben einen prächtigern Apparat; eine Puppe sieht auf einem mit Bändern, Fähnchen und Inschriften gezierten Postament, welches wieder auf einer Art von Tisch steht; aus dem Mun-

Aus diesem Testamente kommen die gut seyn sollenden Nummern heraus, zum Nutzen und Frommen aller dieser Badauds; denn selten fehlt es diesen Leuten an Leichtgläubigen, und überdies sind sie noch von einer Menge Neugieriger umgeben. Hier noch eine der Inscriften dieser Glücksgöttin: Oh vous qui passez, lisez! Je suis la deesse de la vérite, je vous annonce votre horoscope; je prédis le passé et l'avenir, et je vous dis les bons Numeros de la loterie Nationale !!! — Kommt nun die Stunde heran, wo die Lotterie soll gezogen werden, so kann man fast nicht durch die Gegend der Rue neuve des petits champs, wo die Ziehung vorgenommen wird, gehen. Nicht nur eine grose Menge von denen, welche ihr Geld gewagt haben, wollen sogleich wissen ob sie etwas oder nichts bekommen, sondern auch alle die Colporteurs, welche Lotteriezettel verkauft haben, und eine Menge Knaben, Weiber und Mädchen, stehen schon mit Papier und Bleystift gerüstet; und so wie die 5 Nummern gezogen sind, durcheilen sie die verschiedenen Quartiere von Paris mit ihrem Geschrey: Voilà la liste! Voilà la liste! die sie denn um einen oder zwey Sols, und zwar in ziemlicher Menge, und immer in vollem Lauf verkaufen. *) Jedes Büreau,

*) So sah ich z. B. schon mehrmals Leute in der Zeit, wo die Lotterie gezogen wird, mit banger Erwartung an dem Fenster

in welchem etwas gewonnen worden, zeigt nach der Ziehung sorgfältig diese Gewinnste auf einem Aus-

hän-

Fenster auf einen mit den gezogenen Nummern vorbeyeilenden Commissionaire harren. Wenn sie diesem zurufen zu warten und nicht in größter Eile herabsteigen, so erwartet er sie nicht, weil er befürchten muß, daß ein anderer vor ihm in die entfernteren Quartiere kömmt. Die Gruppen der Umstehenden, welche selbst einzesetzt haben, und nun selbst gleich wissen wollen, wie glücklich oder unglücklich sie sind, wäre ein Gegenstand für Chodowiecki's Grabstichel und Hogarths Pinsel. Die bange Sehnsucht aller, mit welcher sie jede neuausgestreckte Zahl verschlingen; wie hier einige sich recht kindisch freuen, und sogleich eilen um einen à compte zu holen, (denn die gewonnenen Summen werden erst acht Tage nach der Ziehung ausbezahlt) oder die Anweisung, die ihnen gleich nach der Ziehung auf die ihnen gebührende Summe gegeben wird, mit einigem Verlust gegen baares Geld umzusetzen, und sich damit sogleich gütlich zu thun, so daß man nicht selten 1 oder 2 Stunden nach der Ziehung schon hin und wieder Betrunkene sehen kann, die jedermann ihr Glück entgegenlallen, heute (wenigstens für einige Stunden) reich geworden zu seyn und 75 Livres gewonnen zu haben; — wie dort andere mit verlängerten Gesichtszügen eine Nummer nach der andern erscheinen sehen; wie sie theils in Gruppen versammelt, theils einzeln jammern, und, die Verzweiflung auf der Stirne, sich und der Lotterie und denen die sie erdacht und wieder eingeführt, fluchen, weil sie sehr oft mit entlehntem Gelde in dieselbe gesetzt; wie sie sich fast zu entschließen scheinen,

Hängezettel an ſeinen Fenſtern an, und einige hungrige Fiedler zeigen ſich gewöhnlich bald darauf vor dieſem Büreau, um die gaffende Menge auf dieſe Glücksgrube aufmerkſam zu machen, und ſie zu bewegen ein anders mal ihr Geld hieher zu bringen. Von Zeit zu Zeit haben die Direktoren der Lotterie auch die Vorſicht in den Zeitungen einen beträchtlichen Gewinn auszupoſaunen. Schon die eingeſetzten Quinen ſind mehr als hinlänglich die gewonnenen Summen zu decken. Man denke alſo welcher Blutigel dieſes Etabliſſement für Frankreich iſt! Und doch ſind immer die Kaſſen leer. Es iſt als wenn ein Fluch darauf läge.

Paris den 19. Praireal VI. So eben wurde ich gereizt ein kleines Pamflet, welches in den Straſſen

nen, nie mehr ſich von der Glücksgöttin närren zu laſſen, — dies alles gäbe herrlichen Stoff zu Karrikaturen. Allein die Entſchlüſſe ſind gewöhnlich von keiner langen Dauer; denn beſonders in den letzten vor der Ziehung hergehenden Stunden ſind die, welche noch in die Lotterie ſetzen wollen, ſehr eſt à la queue. Dies ſah ich noch dieſen Morgen, wo eine Stunde vor der Ziehung an einem Lotteriebüreau im Palais Egalité eine queue von wenigſtens 12 Perſonen war. Ueberhaupt ſind die meiſten ſtarken Lotterieſpieler immer auf die letztern Nummern erpicht. Dieß wiſſen die Colporteurs ſehr wohl; daher hört man ſie an den letzten Tagen immer rufen: voilà mon dernier! oder: voici mes derniers! je n'en ai plus que ceux-ci!

ausgerufen wurde, zu kaufen. Da es ein Raritätsſtück von Dummheit iſt, und doch dergleichen Gegenſtände auch in unſern Plan gehören, ſo will ich Ihnen etwas davon mittheilen. Einen Auszug daraus zu geben, iſt faſt unmöglich, da die Ideen zuſammenhängen wie Oehl und Waſſer. Der Titel iſt: Grande vérité dévoilée aux yeux du peuple, concernant le dernier tirage de la loterie nationale — und die Unterſchrift: Préſenté à l'adminiſtration de la loterie nationale le 19. Prair. par Prevoſt, rue de la harpe No. 150. — Der Bürger dévoileur de la grande vérité fängt ſein Gewäſch mit folgender Stelle an, die für die Liebhaber franzöſiſch da ſtehn mag: Depuis longtems, la méchanceté s'exerce pour tourner en ridicule les opérations approuvées par le gouvernement républicain françois; l'audacieuſe effronterie lache ſon mot, et les différens partis acharnés à mediter ſur les moyens de renverſer l'ordre ſocial, vont attaquer juſque dans ſes derniers retranchemens l'inſtitution ſolemnelle qui donne l'eſpoir au malheureux, et qui lui prête des moyens de conſolation. — (Jezt wiſſen wir doch auch wozu die Lotterie eigentlich nüze iſt. L'eſpoir des malheureux!! Ob nicht Meiſter Prevoſt ein bureau de lo-

lotterie hält??) Nun fährt er fort zu erzählen, daß bey der letzten Ziehung der Lotterie die ambitieux und amateurs de grands gains das Mistrauen der Zuschauer hätten erregen wollen, indem sie ausstreuten, es sey Betrug untergelaufen. *) Dann preist er sich glücklich d'être né dans la France, devenue république à l'aide d'une sage constitution, celle de l'an 3. und macht nebenher den Ministern einen Bückling. Drauf schilt er wieder über die esprits factieux, se marquant du dehors imposant du patriotisme, welche stets Unfrieden zu stiften suchen. Die Ziehung der Lotterie geschieht unter den Augen eines großen Theils des Volkes; es kann also kein Betrug geschehen. (Der Schluß ist ja ganz klar!) — In gewissen Verwaltungen sind Leute, denen es sehr leid wäre, wenn sie sich so vor dem öffentli-

 chen

*) Aus den Zeitungen habe ich seitdem gesehen, daß man entdeckt hatte, die Administration der Lotterie habe die 3 Nummern, worauf am meisten gesetzt worden war, unter sich. Dieser Bericht wirkte so stark auf die Bewohner der Faubourgs (die, wie bekannt, seit den ersten Epochen der Revolution immer gleich zum Dreinschlagen bereit sind), daß sie sich in beträchtlichen und ziemlich bewaffneten Haufen vor etliche Bureaux jener Vorstadt versammelten, und Druk zu treiben drohten, wenn man nicht noch zu rechter Zeit kräftige Gegenanstalten getroffen hätte. Es soll mich wundern, wenn man jetzt nicht wieder einen tiefangelegten Plane der Royalisten eine gute Wirkung zuschreibt.

den Tribunal des Volkes neuen mürten, pour justifier leurs prétentions et l'admiſſion des marchés qui leur ont été trop légèrement accordés.... Les langues préparées man denkt hier faſt unwillkürlich an eine Lunge sowie beim Charcutier) et bondissent dans ses carrefours contre la loterie nationale; dies ist aber vergebens: die Nation braucht Geld um die Ausgaben des Krieges zu bestreiten. Endlich zum Schluß, den so nöthig als etwas extra schönes heraus, heißt es: Oui, citoyens, ne vacillez jamais en doute les vérités qui vont vous être présentées: les succès couronnent les efforts d'une grande nation, ses victoires doivent enorgueillir ceux qui les ont achetées au prix de leur sang, et puisque vous avez fous vos yeux des décisions unanimes et inébranlables, des résolutions fermes et raisonnables, un plan de reunion tendant au même but, envisagez-les comme les moyens de salut qui nous relient: en un mot, les lois sont vos liberatrices, et vous pouvez être nos liberateurs. — Il n'eſt point de levain empoiſſonné dont l'effet ne ſe détruiſe quand la raiſon y adminiſtre à propos des ſecours Peuple citoyens, jetzt kommt die Hauptſache) la Loterie nationale eſt ſous la ſauvegarde des lois et récréée par elles: ſon adminiſtration eſt pure, ſes adminiſtrateurs ſont integres, la ſageſſe du gouvernement veille à ce qu'il ne ſe commette point d'abus; (und

nun

nun das die Fabel lehrt!) livrez-vous donc avec confiance à ce jeu naturel, qui accompagne l'espoir et fait des geureux. (Bey Gelegenheit des Wortes geureux könnte ich mich in eine kritiſche Diskuſſion einlaſſen, ob man nemlich ſtatt dieſer offenbar falſchen Leſeart lieber heureux oder gueux leſen ſolle? Et fait des gueux wäre allerdings eine Fraſe die wahr wäre; aber aus dem vorhergehenden zu ſchließen ſollte man vermuthen, der Verf. habe heureux ſchreiben wollen.)

Den 20. Prair. VI. Es ſcheint, dieſer Prevoſt, der geſtern die grande verité ſur la loterie nat. dem Volke mittheilte, macht ſichs zu einem beſondern Geſchäfte, ich weiß nicht ſoll ich ſagen ſich und die Loterie lächerlich zu machen, wenigſtens geſchieht dieß gewiß bey vernünftigen Leuten, oder den unvernünftigen Janhagel zum Lotteriesetzen aufzumuntern. Ich kaufte heute ein kleines Büchelchen, welches man zwar ſeit langer Zeit am pont-neuf u. a. O. feil ſchreyt, worauf mich aber das, was ich Ihnen oben über die Lotterie ſagte, aufmerkſam machte. Der Titel iſt, Explication des principaux ſonges, d'après les plus grands philoſophes, et les meilleurs Numeros de la Loterie qui correſpondent à chaque rève. Nun ſtehen auf 10 Seiten die Träume in alfabetiſcher Ordnung, und bey jedem Traum 3 Nummern der Lotterie,

welche derſelbe anzeigen ſoll. Die Buchſtaben A, X, Y und Z haben nichts. Den Schluß macht: Numeros heureux pour cette année: 2, 17, 21, 27, 36, 50, 79, 88. (Es iſt aber, wohl verſtanden! keine Jahrszahl in dem Büchelchen angegeben, wie etwa in den neuen geiſtlichen und weltlichen Liedern, gedruckt in dieſem Jahr, die man in Teutſchland auf den Jahrmärkten verkauft) — worauf noch ein Avis au lecteur folgt, den ich ganz herſetze, weil dies Büchelchen, ſo wie das in dem Avis angekündigte, ſtarken Abſatz hat, und es alſo gewiſſermaſen zu den Zeichen der Zeit gehört. „Ceci n'eſt qu'un petit extrait d'un ouvrage intitulé, la combinaiſon Egyptienne, ou l'amusement des ſociétés, avec gravure. (Dies teile Produkt findet man ſogar bey einigen ſogenannten Buchhändlern.) Cet ouvrage contient pluſieurs ſecrets divertiſſans, moyens de deviner le nom, l'age, le jour de naiſſance, le pays natal, la profeſſion, la demeure, la penſée et l'argent qu'une premiere perſonne venue a dans ſa poche. Manière de faire revéler à une femme tout ce que l'on veut. L'explication entière de tous les rêves, et les meilleurs numeros de la Loterie qui y correſpondent. Hiervon gleich etliche Pröbchen. Le calcul du fameux Caglioſtro pour la Loterie. Manière ſimple pour apprendre ſoi-même à tirer les Cartes, d'après le ſavant Eteil-

la.

Eigenliebe ihre Rechnung nicht finden würde. Sie begnügte ſich alſo ihm zu ſagen, daß Hippias viel Gutes von ihm geſprochen, und ſie verſichert habe, daß er ihn weit aufgewekter und artiger finde als er vorher geweſen; es hätte ſie bedünkt, daß er mehr damit ſagen wollen, als ſeine Worte an ſich ſelbſt geſagt hätten; ſie hätte aber eben ſo wenig daran gedacht ihn zum Vertrauten ihrer Liebe zu machen, als ſie Urſache hätte, eine Achtung zu verbergen, welche man den perſönlichen Verdienſten des Callias nicht verſagen könne; im übrigen hätte ſie ſeine Munterkeit auf die Rechnung der Zeit, welche das Andenken ſeiner Unglüksfälle ſchwäche, und der vollkommnern Freyheit geſchrieben, die er in ihrem Hauſe hätte. Agathon ließ ſich durch dieſe Erzählung nicht nur beruhigen; ſondern, wie ſeine Einbildungskraft gewohnt war, ihn immer weiter zu führen, als er im Sinne hatte zu gehen, ſo fühlte er ſich, nachdem ſie eine Zeitlang von dieſer Materie geſprochen hatten, ſo muthig, daß er ſich vornahm den Scherzen des Hippias, wofern es demſelben je einfallen ſollte über ſeine Freundſchaft mit Danae zu ſcherzen, in gleichem Ton zu antworten; eine Entſchlieſſung, welche (ob er es gleich nicht gewahr wurde) in der That mehr Unverſchämtheit vorausſezte, als ſelbſt ein langwieriger Fortgang auf den Abwegen, auf die er verirrt war, einem Agathon jemals geben konnte.

la... Maniere de connoitre le caractere d'une perſonne ſelon ſa phyſionomie. L'explication des étoiles fixes, ou ſigne zodiaque etc. — Nun die verſprochenen Pröbchen der Traumdeutung: " Ane, voir, c'eſt malice. 3. 2. 9.... Boeuf, voir, ſignifie un ſervice que l'on nous rendra. 13. 9. 25.... Charrette, en deſcendre ou y monter, denote la perte de ſon honneur. 10. 5. 5..... Dents, les ſentir arracher, ſignifie apprendre la mort de quelqu'un; les voir arracher à d'autres, denote qu'un de vos amis va vous faire aveu d'un crime. 2, 70, 75.... Groſeilles, en manger, c'eſt le terme de ſes malheurs. 56. 87. 89.... Hannetons, ſignifie des importunités. 4. 5. 6... Lard, en couper, ſignifie la mort de quelqu'un, en manger, c'eſt maladie. 46. 8. 7.... Muraille, ſauter par deſſus, ſignifie joie. 31. 3. 8..... Mort, ſign. mariage ou baptême. 1. 43.... Oyes, en voir pluſieurs enſemble, ſignifie que vous ſerez en concorde avec vos parens. 19. 4. 8.... Pâté, en faire, c'eſt honneurs; en manger, c'eſt manque de nourriture. 16. 5. 8. (Dies iſt ohngefähr wie jener, der zu einem Bettelweib ſagte, welches auch, wie gewöhnlich, ſechs Kinder und kein Brod hatte: ſi vous n'avez pas de pain, mangez des brioches.) ... Pomme, manger, ſignifie colère. 53. 44. 55... Puce, c'eſt ennui. 45. 67. 85... Poux, c'eſt richeſ-

ſes,

ors. 69. 54. 53. — Sed obe! jam satis superque est! — Was sagen Sie zu diesem allerliebsten Traumsbüchlein? und zu der Erzdummheit unsers höhern und niedern Pöbels, der an mehr als eine solche Alfanzerey noch steif und fest glaubt, und statt durch Schaden klug zu werden.... Doch Pöbel bleibt ja immer Pöbel, und ist es oft nur deste mehr, je weniger man aus seinem Aeußern Pöbel vermuthet. —

Den 26. Prairéal VI. So eben sehe ich an mehrern Lotteriehäusern ein Jugement du tribunal correctionel anschlagen, welches einen hiesigen Limonadier zu 8 Tägiger Gefängnißstrafe und 6000 Liv. Geldbuße verurtheilt, weil er insgeheim eine fremde Lotterie hielt. Im Wiederbetretungsfalle werden ihm noch schwerere Strafen angedroht. Uebrigens wurde er noch verurtheilt, auf seine Kosten den gegen ihn ergangenen Spruch drucken und anschlagen zu lassen.

X.

Ankündigung und Proben eines Holſteiniſchen Idiotikon, oder Sammlung plattteutſcher, alter und neugebildeter Wörter, Redensarten, Volkswitzes, Sprüchwörter, Sprüchreime, Wiegenlieder ꝛc. von Joh. Friedr. Schütze, Königl. Dän. Kanzeley-Sekretair.

I. Ankündigung.

Lange war die plattteutſche eine meiner Lieblingsſprachen. Mich zog die Derbheit, Energie, Drolligkeit derſelben in Worten, Redensarten, Volkswitz und Witzeleien, Reimſprüchen, Wiegen- u. a. Liedern an die ich theils in Schriften, theils in hohen und niedern ſtädtiſchen und ländlichen plattteutſchen Zirkeln Holſteins ſammelte. Richers Idiotikon gab mir den erſten Anlaß; ich fand, daß es, blos aus und für Hamburg genommen und gegeben, ſehr unvollſtändig war. Ich beſchrieb mein Exemplar auf den Rand, bis kein Raum zum Nebenſchreiben mehr da war, und fing dann an auf Blättern zu ſammeln. Während kleiner Reiſen in Holſtein und der daſelbſt in plattteutſchen ſtädtiſchen und ländlichen Zirkeln gepflogenen

ner Unterhaltungen kam mir die Idee, meine Sammlung zu einem holsteinischen Idiotikon auszudehnen. Ich suchte nach, was in Zeitschriften, in den Schlesw. holst. Provinzialberichten, den Schlesw. holst. Anzeigen, dem Journal von und für Teutschland, in Kirchenbeschreibungen u. a. Werken von Beyträgen zur Ditmarsischen u. a. niederteutschen Eigenheiten der holsteinischen Mundart zu finden und anzuwenden war. Den weitem aber mehr und das Bedeutendste lernte ich nur aus dem Munde und in den Kreisen des sogenannten gemeinen und gemeinsten Mannes; doch lieferte auch der nicht sogenannte, in der höhern platteutschen Welt seine Zuthaten. So kam ich dahin, meine Idee noch mehr zu erweitern, aus alten und neuen Wörtern, Sprüchen, Wiegenliedern, Reimspielweisen, Anekdoten, die oft eine Redensart zum Daseyn brachten, wie z. B. bey Bootsitten das Sprüchwort: he hört mit tom Kinde; bey Hark, das: he kennt de hark nich!) alte und neuere Sitten und Gebräuche zu deuten und zu erläutern, und einen Beytrag zur

holsteinischen Volks-Sitten-Geschichte

zu liefern. *) So würde sich mein Werk auch zu einem Unterhaltungs- und Lesebuche eignen.

Ich

*) Etwas Aehnliches leistete Hr. J. C. Schmid in s. Versuch eines Schwäbischen Idiotikons 1785.

Ich hätte hier die beſte Gelegenheit, dem Leſer dieſer Ankündigung darzuthun, daß die Kenntniß alter, mehrentheils nur noch beym gemeinen Manne gangbarer Landesſprachen zur Bereicherung der Sprachen überhaupt viel nütze; daß man durch die Kunde derſelben manchen harten Knoten in der Geſchichte, wie in alten auf die Enkel fortgepflanzten Prozeſſen zu löſen (und folglich im zwieſachen Wortverſtande zu gewinnen) im Stande ſeyn dürfe; ja daß man die provinziellen und örtlichen bürgerlichen Lebensweiſen, Sitten und Gebräuche beſſer aus meinem Idiotikon als aus dem Umgange mit lebendigen Idioticis oder aus Büchern, die blos erzählen ohne zu erklären, erlernen könne und möge. Da mir aber der Schlendrian des Vorauspreiſens in gelehrten — oder obwohl gedruckten doch nicht gelehrten, Vorreden und Ankündigungen nie hat behagen wollen, ſo will ich mich hüten, in dieſen Fehler zu fallen. Dafür aber will ich dem Leſer dieſer Ankündigung, um ihn zur Beförderung der Sache und des Buchs anzureizen, noch ein paar Worte nicht blos von dem ſagen, was er zu erwarten, ſondern auch von dem, was er nicht zu erwarten haben wird.

Wo andre holſteiniſche Idiotiſmen-Sammler ſich in gewagten wahrſcheinlichen Ableitungen von Wörtern zweifelhaften Urſprungs und in Wizeleyſucht verlohren, wozu das Etymologiſiren leicht verleitet, habe ich nur das Erheblichſte anderer auszuheben, und Schrift und Sinn nachzuweiſen für hinreichend gehalten. Ich ſelbſt habe

mich

mich an das mir wahrſcheinlichere, wie in Anſehung der Rechtſchreibung an die Ausſprache zu halten geſucht. Daß ferner viele — ich ſage es im Voraus — ſehr viele ſogenannte Gemeinheiten, Duritäten und Rudităten in dieſer Sammlung vorkommen, wird man nicht mir, ſondern der Sprache anrechnen und wenn man will, zum Vorwurf machen. Ich halte die ſchamhafte oder vielmher ſchämerige Enthaltſamkeit und Decenz der Lexikografen und Idiotismen-Sammler für nicht blos übertrieben, ſondern lächerlich, die, wie z. B. manche Franzoſen und Neufranken, gewiſſe Wörter und Redensarten in ihren Wörterbüchern vergeblich ſuchen laſſen, weil etwa die Wörter zu natürlich ſind. Je natürlicher je reichhaltiger, und je reicher je beſſer!

Daß ich endlich zur Erläuterung und zum beſſern Verſtändniſſe einiger holſteiniſch-niederteutſchen Wörter und Redensweiſen, außer Stellen aus alten und neuen plattteutſchen Gedichten Anderer, auch die meinigen zu Rath und Beyſpiel zog, wird man mir nicht als Eitelkeit und das untergeſetzte Ihre nicht zu hoch anrechnen. Wiſſen doch oft groſſe und kleine, berühmte und unberühmte Lehrer und Decenten zur Erläuterung und Einimpfung ihrer Hypotheſen, Heiſch- und Wageſätze ihren Hörern des Wortes und Alumnen nichts beſſers an die Hand zu reichen als — ſich ſelbſt.

Auf Oſtern 1799. erſcheint die Erſte Lieferung des holſteiniſchen Idiotikons von A bis E in einem mäßigen Oktav-

Oktavbande, dem noch zwey andere folgen. Der Buchhändler. Hr. Hammerich in Altona übernimmt die Mühe der Subſtripzions-Sammlung. Den Preis für jeden Band, der beim Empfange deſſelben zu entrichten iſt, wird die möglichſte Billigkeit beſtimmen. Ich erſuche die Beförderer nützlicher Unternehmungen, ihre Namen und die Anzahl aller zu beſtellenden Exemplare an Hrn Hammerich oder mich ſpäteſtens vor Ablauf des laufenden Jahres einzuſenden, da ſie dem erſten Bande vorgedruckt werden. Altona den 1ſten May 1798.

Nachricht. Den Holſteinſchen Gelehrten, dem dienſtfreundlichen St. in H. u. a., die mich bisher mit Beiträgen unterſtützten, danke ich im Voraus für ihre Theilnahme ſo wie für ihr günſtiges Vorurtheil, und empfehle auch dies Gute ihrer fernern Mitſorge.

II. Probe.

Abend (Avend Brem. W. B. — vom alten Aven, fallen.)

Nadem as nu de Avendt quam
Joſeph de frome Jeſum nam.

Cantica ſacra Hamb. 1588.

Der Holſteiner ſagt Abend.

Kaßabend vom alten Kaß, Karſt: Chriſtus, (Schlesw. Holſt. Anzeige 1751. 53 St.) Weihnachtsabend. Er heißt auch Vollbuttabend, der volle Dauben-Abend, weil am Abend vor Weihnacht der Holſteinſche Landmann dem Geſinde außerordentlich zu beköſtigen und vollauf Eſſen zu geben pflegt. Vogar dem Rindvieh und den Kühen wird in einigen Gegenden Holſteins, z. B. im Kirchſpielen, am Weihnachtsvorabend beſſeres Futter und vollauf in die Krippe gelegt und vor derſelben ein Licht geſetzt. Die alten Holſteiner hat-

Boſſdoek, Bruſttuch,

Boſſfüer, kleines Wärmfeuer (R.) gleichſam um die Bruſt zu wärmen.

Boſſgatt bedeutet in Holſtein das gewöhnlich herzförmige Befeſtigungsloch, das die Nähterin vorn am Ende des Einſatzes der Hemden fügt, den Worten nach das Bruſtgatt.

Randoſſen, gemeine Benennung der männlichen Liebespflege, von rammen, pfählen, und Boſt.

Boſſticken, Bruſtluchen, Boſtremel, Buſenſtreif am Hemde.

Boſſlappen, flanellener Bruſtlatz, den die holſtein. Matronen zur Wärme unterm Leibchen tragen.

He hett et up de Boſt, er iſt heiſer, hat Bruſtweh.

Dat Kind krigt de Boſt, das Kind wird geſäugt.

Se hett en ſlimme Boſt, ſagt man von einer ſtillenden oder ſäugenden Mutter und Amme, deren Bruſt wund iſt und ſchmerzt. An de Boſt leggen, auch dee Titjen geven, ſäugen. En ſware Boſt, ſchwere d. i. rauhe Bruſt.

He ſmitt ſik in de Boſt, er bläht ſich, iſt hoffärtig.

Hochböſtig, ſtolz, hoffärtig, die Bruſt aufwerfend.

Wol oft bedrügt
En rood Geſicht,
Bruun Haar un witte Böſte. (Voß)

Verbeſſerung.

Im Junius-Stück des Merkurs S. 171. unten in der zweiten Anmerkung iſt nach dem Worte Denina aus Verſehen die Worte: und Herian, ausgelaſſen worden, welches man zu verbeſſern bittet.

Neuer Teutſcher Merkur.

10. Stück 1798.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Fragment eines Geſpräches zwiſchen einem Fremden und Geron. Vom Herausgeber d. T. M. . . . . S. 10

II. Probe einer neuen Ueberſetzung des Taſſo, v. J. D. Gries. . . . . — 11

III. Rhapſodiſche Gedanken über die zweckmäßige Benutzung der Materie der Muſik, v. Fr. Rochlitz. . . . . — 15

IV. Preußens allgemein verehrtem Monarchen, den 3. Aug. 1798. Von K. W. Daßdorf. — 17

V. Ueber Jean Paul Richter, von Fr. v. Oertel. . . . . — 17

VI. Kunſtnachrichten.

1. Aus Neapel. } Von Herrn L. R. Ger- — 17
2. Aus Rom. } ning. — 18

3. Ueber Hrn. Böhningers mechanegraphiſche Fabrik. . . . . — 18

4. Kardinal Borgia. . . . . — 18

5. Ueber den Bildhauer Kanova. — 18

VII. Auszüge aus Briefen.

1. Zürich. La Harpe. Stapfers Wochenblatt. Prof. Ith. . . . — 19

2. London. Literariſche Neuigkeiten. — 19

3. Maynſtrohm. Die Länder auf der rechten Rheinſeite betreffend. . . — 19

4. Halle. Ueber Ruhnkenius. — 20

5. Berlin. Prof. Engel. . . . — 21

6. — Erweiterungen der Akademie der Wiſſenſchaften. Hofrath Hirt. Hawkins Kunſtſachen aus Griechenland. . . — 21

VIII. Anzeige. . . . . — 21

Nachricht.

Auf den N. Teutſchen Merkur kann man ſich bekanntermaßen,

Drittes Capitel.

Convulsiviſche Bewegungen der wiederauflebenden Tugend.

Wenige Tage waren ſeit dem Beſuch des Hippias verfloſſen; als ein Feſt, welches er alle Jahre ſeinen Freunden zu geben pflegte, Gelegenheit machte, der ſchönen Danae und ihrem Freunde eine Einladung zuzuſenden. Weil ſie keinen guten Vorwand zu geben hatten, ihr Ausbleiben zu entſchuldigen, ſo erſchienen ſie auf den beſtimmten Tag, und Agathon brachte eine Lebhaftigkeit mit, welche ihm ſelbſt Hofnung machte, daß er ſich ſo gut halten würde, als es die Anfälle, die er von der Schalkhaftigkeit des Sophiſten erwartete, nur immer erfordern könnten. Hippias hatte nichts vergeſſen, was die Pracht ſeines Feſts vermehren konnte; und nach demjenigen, was im zweyten Buch von den Grundſäzen, der Lebensart und den Reichthümern dieſes Mannes gemeldet worden, können unſre Leſer ſich ſo viel davon einbilden als ſie wollen, ohne zu beſorgen, daß wir ſie durch überflüßige Beſchreibungen von den wichtigern Gegenſtänden, die wir vor uns haben, aufhalten würden.

Agathon hatte über der Tafel die Rolle eines wizigen Kopfs ſo gut geſpielt; er hatte ſo fein und ſo lebhaft geſcherzt, und bey Gelegenheiten die Ideen, wovon ſeine Seele damals beherrſcht wurde, ſo deutlich verrathen;

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland mit drey Reichsthalern für den ganzen Jahrgang abonnieren; auch ist derselbe
2) in allen Buchhandlungen zu haben, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.
3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an jene eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste, zu wenden.

Die Expedizion des T. Teutschen Merkur.

Anzeigen.

Ich bin gesonnen, das Portrait der Herrn Hofraths Lafthtson, nach einem sehr ähnlichen Gemälde des Herrn Rath Tischbein in Dessau, in punktirter Manier in Kupfer zu stechen und kündige dieses Blatt, welches 12 Zoll in der Höhe und 10 Zoll in der Breite halten wird, auf Subskripzion zu 3 Rthlr. Sächsisch, hiermit dem Publikum an. Die Nahmen der Subskribenten werden postfrey an mich nach Wörlitz bey Dessau eingesandt. Wer die Mühe des Sammelns übernehmen will, erhält das zehnte Exemplar gratis. Der Subskripziens-Termin bleibt bis Ostern offen.

Wörlitz bey Dessau den 9ten Septemb. 1798.

W. Arndt.

Von der neuen Volksschrift: das helvetische Volksblatt, welches unter der Direktion des Ministers der Erziehung, des H. Stapfers, durch eine Verbindung der edelsten Patrioten Helvetiens herauskommt, und schon das erste Blatt erschienen. Wer sich unmittelbar an die Verlagshandlung: Heinrich Geßner in Zürich wendet, erhält den ganzen Jahrgang für einen Gulden.

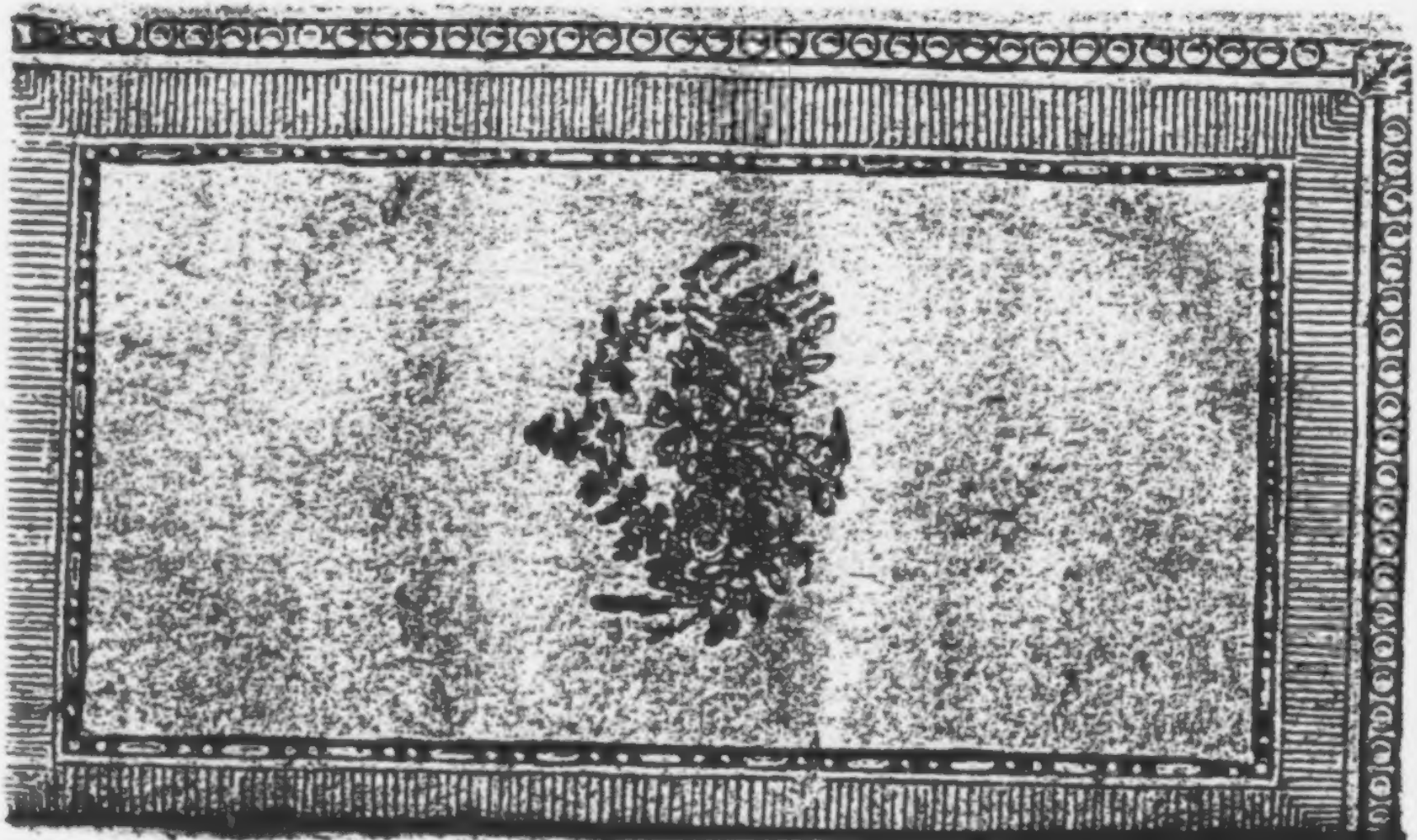

Der neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1798.

I.

Fragment eines Geſprächs zwiſchen einem ungenannten Fremden und Geron.

Der Fremde.

Sie ſcheinen die Kunſt zu regieren für ſehr ſchwer zu halten?

Geron. Schwer oder leicht, je nachdem ſie getrieben wird.

Der Fremde. Ich verſtehe Sie; es gehört nicht viel dazu ein Pfuſcher zu ſeyn.

Geron. Freylich nur der große Künſtler kennt die wahren Schwierigkeiten ſeiner Kunſt, und fühlt ſich immer unter dem Ideal, wozu er ſich zu erheben ſtrebt.

Der Fremde. Das ſchlimmſte wäre alſo, wenn man dazu gebohren iſt, eine Kunſt zu treiben, worin man nicht hoffen kann ein Meiſter zu werden. Der Sohn eines großen Mahlers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in ſich fühlt, ſich in der Kunſt ſeines Vaters hervorzuthun: aber der älteſte Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürſten muß regieren, wie wenig Fähigkeit er auch beſitzen mag ein vortreflicher Regent zu werden.

Geron. Das iſt freylich in Erbreichen nicht anders.

Der Fremde. Sollte dies nicht ein entſcheidender Grund gegen die Erbreiche ſeyn?

Geron. Dieſe Frage wäre auch dann nicht leicht zu beantworten, wenn wir einander länger kennten als ſeit einer Viertelſtunde.

D. Fremde. Wir ſprechen unter vier Augen; und überdies hoffe ich, Sie müſſen, wie kurz auch unſre Bekanntſchaft iſt, bereits gemerkt haben, daß Sie nichts bey mir wagen. Mein höchſtes Beſtreben iſt als ein ächter Weltbürger zu leben, und dem Willen nach bin ich es bereits, wiewohl ich, den Jahren nach, vielleicht noch unter die Novitzen des Ordens gehöre.

Geron. Wenn ich Ihnen meine Meinung unverhohlen ſagen ſoll, ich denke nicht, daß der Umſtand,

ſtand, deſſen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entſcheide.

Der Fremde. (mit einem ſcharfen Blick in Gerons Augen) Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

Geron. Weil ich es für einen auſſerordentlich ſeltnen Fall halte, daß ein Menſchenkind gebohren werde, aus welchem ſich nicht ein Virtuos in der Regierungskunſt, oder, was mir gleichviel bedeutend ſcheint, ein guter und weiſer Fürſt bilden ließe.

Der Fremde. Es giebt ja wohl in jeder Kunſt viele Stufen. Nicht jeder Mahler kann ein Rafael Sanzio, nicht jeder König ein Friederich der Einzige ſeyn. Aber es gehört auch ſchon viel dazu, die dritte oder vierte Stelle nach dem Erſten zu behaupten. Mit mittelmäßigen Fähigkeiten wird man, denke ich, in allem was man treibt, immer mittelmäßig bleiben.

Geron. Erlauben Sie mir auch eine Frage. Wenn Sie zum König gebohren wären, wollten Sie nicht zufrieden ſeyn, wenn Sie es ſo weit bringen könnten, den Nahmen eines zweyten Mark-Aurels von der Nachwelt zu verdienen?

Der Fremde (ſich einen Augenblick beſinnend.) Allerdings.

Geron. Und doch war Mark-Aurel, wie Sie wiſſen werden, gewiß nicht was man einen

Mann von großem oder glänzendem Genie nennt, und Niemand wird ihn, in Ansehung seiner Naturgaben und Talente, mit einem Alexander, oder Julius Cäsar, oder mit dem großen König, den Sie eben nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er allein also wäre, däucht mir, schon genug, um zu beweisen, daß man mit einer mittelmäßigen Anlage wo nicht ein großer, doch ein sehr vortrefflicher Fürst seyn könne, — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muß, wenn es sein eigenes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so seyn? Mittelmäßige Fähigkeiten können durch eine vortreffliche Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

Der Fremde. Dies war freylich der Fall bey Mark-Aurel. Aber, was ist seltner, als daß Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

Geron. Schlimm genug! Indessen beweiset dies nichts gegen die Erbreiche. Alles was daraus folgt, ist: daß die Sorge für eine zweckmäßige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden, und durch die Konstituzion selbst Anstalt getroffen seyn sollte, daß der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers eben so außerordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, dermahlen der Fall einer vortrefflichen ist.

Der

Der Freunde. Das wäre wohl zu wünſchen. Aber wie manches ſollte ſeyn, das nicht iſt und ſchwerlich zu erwarten ſteht? Nehmen wir die Welt einſtweilen wie ſie immer war, und ſetzen den Fall, ein König ſey zu der groſſen Kunſt, die er treiben ſoll, nicht erzogen worden; er habe keine Urſache ſich zuzutrauen, daß er dieſen Mangel durch die Stärke ſeines Genies und den Umfang ſeiner Naturgaben erſetzen könne, und fühle ſich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuſcher zu ſeyn, ertragen zu können — (er hält ein.)

Geron. (nach einer kleinen Pauſe) Sollten Sie wirklich anſtehen, was da zu thun wäre?

Der Freunde. Es giebt freylich mehr als Einen Ausweg — Etwa, die Krone niederzulegen, und, wie ein altrömiſches Knabenſpiel foderte, den beſten Mann im Reiche zum König zu machen?

Geron. Bevor Der gefunden wäre, dürfte wohl das Reich lange zu Trümmern gegangen ſeyn.

Der Freunde. (lächelnd) Oder ſich vom Directoire zu Paris einen Obergeneral und einen Commiſſaire du Gouvernement auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der franzöſiſchen Republik umgeſchaffen werden könnte?

Geron. Das wäre ein wohlausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

Der Fremde. In der That dürften die 700 Gesetzgeber und die fünf Direktoren, die man dann bekäme, schwerlich viel besser zu ihrem neuen Beruf erzogen seyn, als der Einzige, mit dem die Monarchie sich behelfen müßte.

Geron. Zu allem Glück giebt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und sicherer zum Zweck führen könnte.

Der Fremde. Lassen Sie hören!

Geron. Erlauben Sie, daß ich mir den Fall, wie Sie ihn selbst gesetzt haben, nochmahls bestimmt vorstelle. Sie nehmen einen König an, der zum regieren nicht erzogen wurde, und Ursache hat oder zu haben glaubt, daß er diesen Mangel durch sein Genie nicht ersetzen könne, und der gleichwohl den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunst, wozu er berufen ist, ein Pfuscher zu seyn. War es nicht so?

Der Fremde. Ganz richtig.

Geron. Ich sage Ihnen also, daß ich nur nach diesen wenigen Zügen beynahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daß dieser König gut regieren wird.

Der Fremde. Im Ernst? Erklären Sie Sich näher.

Geron. Ich glaube zwey wesentliche Eigenschaften eines preiswürdigen Regenten bey ihm voraussetzen zu können: daß er den aufrichtigen Willen hat, seiner großen Pflicht ein Genüge zu thun; und daß er, eben darum weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorschwebt, die er sich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr ist als er zu seyn glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernstliche und feste Wille ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die ihm mangelnden Kenntnisse zu erlangen; und die mit diesem Bestreben verbundene anhaltende und immer zweckmäßige Uebung seiner Geisteskräfte wird diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens macht Uebung mit Kenntniß den Meister; und beyde stehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menschen.

Der Fremde. Sehr tröstlich!

Geron. Auf der andern Seite wird sein bescheidenes Mißtrauen in die Hinlänglichkeit seiner Einsichten ihn bewegen, sich um bewährt rechtschaffene und taugliche Gehülfen und Rathgeber umzusehen.

Der Fremde. Ein schweres, mißliches Geschäft! Welch ein Scharfblick, welche Ruhe, und wie viel Menschenkenntniß wird dazu erfodert! Ei-

nem Fürſten muß es beynahe unmöglich ſeyn, ſich in der Wahl nie zu irren.

Ceron. Schwer, aber gewiß nicht unmöglich; zumahl wenn man die Vorſicht gebraucht, keiner Vorneigung oder Abneigung Gehör zu geben, deren geheimen Grund man ſich nicht recht deutlich machen kann, oder ſich ſelbſt nicht laut geſtehen darf.

Der Fremde. Bedenken Sie, daß er beynahe unter lauter Unbekannten wählen muß, die ſich ihm immer nur von ihrer ſchönſten Seite zeigen, und gegen jede Probe, worauf er ſie etwa ſtellen möchte, im voraus von Fuß zu Kopf gerüſtet ſind.

Ceron. Die Bekannten ſind in dieſer Anſicht vielleicht noch gefährlicher als die Unbekannten. Perſonen, die immer um uns ſind, haben zu viele Gelegenheit unſre ſchwache Seite auszufinden, und ſich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem einen oder andern gelingen ſollte, ſich unvermerkt unſers Herzens zu bemächtigen. Wir ſind gegen ſie nicht auf unſrer Hut, *trauen ihnen alles Gute zu*, ſehen ihre Fehler in einem mildernden Lichte, oder werden ſie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein ſehr angenehmer Geſellſchafter oder auch wohl ein ſehr getreuer Diener, und doch weit entfernt ſeyn,

den

verrathen; daß Hippias ſich nicht enthalten konnte, ihm in einem Augenblik, wo ſie allein waren, ſeine ganze Freude darüber auszudrüken. Ich bin erfreut, Callias (ſagte er zu ihm) daß du, wie ich ſehe, einer von den Unſrigen worden biſt. Du rechtfertigeſt die gute Meynung vollkommen, die ich beym erſten Anblik von dir faßte; ich ſagte immer, daß einer ſo feurigen Seele wie die deinige, nur würkliche Gegenſtände mangelten, um ohne Mühe von den Schimären zurükzukommen, woran du vor einigen Wochen noch ſo ſtark zu hängen ſchieneſt. Zum Glük für den guten Agathon rettete ihn die Darzwiſchenkunft einiger Perſonen von der Geſellſchaft, mitten in der Antwort, die er zu ſtottern angefangen hatte; aber aus der Unruhe, welche dieſe wenige Worte des Sophiſten in ſein Gemühl geworfen hatten, konnte ihn nichts retten.

Alle Mühe, die er anſtrengte, alle Zeitkürzungen, wovon er ſich umgeben ſah, waren zu ſchwach ihn wieder aus einer Verwirrung herauszuziehen, welche ſogar durch den Anblik der ſchönen Danae vermehrt wurde. Er mußte einen Anſtoß von Uebelkeit vorſchüzen, um ſich eine Zeitlang aus der Geſellſchaft wegzubegeben, um in einem entlegnen Cabinet den Gedanken nachzuhängen, deren auf einmal daherſtürmende Menge ihm eine Weile alles Vermögen benahm, einen von dem andern zu unterſcheiden. Endlich faßte er ſich doch ſo weit, daß er ſeinem beklemmten Herzen durch dieſes oft abgebrochene Selbſtgeſpräch Luft machen

konnte:

den Grad von Zutrauen zu verdienen, deſſen man jener Eigenſchaften wegen gewürdiget wird.

Der Fremde. Um ſo größer alſo die Schwierigkeit, von der ich ſprach.

Geron. Bey allem dem wird ein ſelbſt rechtſchaffner Mann im Punkt der Rechtſchaffenheit das Wahre gar leicht vom bloßen Schein unterſcheiden. Das nehmliche gilt von allen andern Eigenſchaften, wovon er die Kennzeichen an ſich ſelber findet. So wird, z. B. ein geſetzter beſonnener Mann, der ſich ſelbſt in ſeiner Gewalt hat und immer mit Ueberlegung handelt, ſich niemahls einem leichtſinnigen, leidenſchaftlichen und brauſenden anvertrauen.

Der Fremde. Unglücklicher Weiſe giebt es keine Menſchen ohne Fehler, und was auf einem geringen Poſten eine wenig bedeutende Unart iſt, kann auf einem wichtigen ein groſſes Laſter ſeyn: und doch findet man ſich nur gar zu oft genöthiget, bey der Wahl eines Subjekts zu einem wichtigen Poſten, groſſe Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenſchaft, die der Mann in einem hohen Grade beſitzt, zu überſehen.

Geron. Ich zweifle ob dies, zumahl in groſſen Staaten, ſo leicht der Fall ſeyn könnte. Eine unentbehrliche Eigenſchaft macht darum nicht allezeit auch den Mann unentbehrlich, der ſie beſitzt, ſie aber zur Schutzwehre für ſeine Fehler oder Laſter mißbraucht. Die brauchbaren, ſogar die ſehr

vorzüglichen Menschen sind in unsern Tagen nicht so selten, daß man genöthigt seyn sollte, einem Subjekt, seiner besondern Brauchbarkeit wegen, — die oft nicht einmahl das ist, wofür sie gehalten wird, — den Mangel einer auf seinem Posten unentbehrlichen Tugend, oder gar das entgegengesetzte Laster zu gut zu halten.

Der Fremde. Zum Beyspiel?

Eleren. Mangel an Humanität, und dagegen gefühllose, bey jeder Gelegenheit in Härte und Grausamkeit ausbrechende Rohheit, an einem Kriegsbefehlhaber: Leichtsinn und leidenschaftliche Hitze an einem Richter: kleinliche Kargheit an einem Vorsteher der Staatswirthschaft: Hang zur Wollust und Ueppigkeit an jedem, dessen Fach unermüdete Selbstthätigkeit fodert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes seyn möchten, so wird es immer an einem dieser Laster genug seyn, damit er unter gewissen Umständen an einem wichtigen Posten großes, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit Einem Worte, daß ohne entschiedene Rechtschaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angesehen werden müsse, ist eine Maxime, bey deren strikter Befolgung jeder große und kleine Staat sich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent sich eine Ausnahme zu machen erlauben sollte.

Der

Der Fremde. (nachdem er eine kleine Weile etwas finſter vor ſich hingeſehen, ſich auf einmahl mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend) Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längſt zu wiſſen, daß die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrift, von Alters her nicht im beſten Rufe ſtehen: und doch ſind das die Menſchen, von denen ſich ein König dermaßen umlagert ſieht, daß ich beſorge, er iſt und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen wie er will.

Geron. Das wäre allerdings ein groſſes Unglück — für die Welt, und noch mehr für ihn ſelbſt.

Der Fremde. Wie wollen Sie, z. B. daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterſcheiden könne?

Geron. Gewiß eine ſchwere Aufgabe, ſogar für einen bloßen Privatmann, geſchweige für einen König, — vorausgeſetzt nehmlich, daß wir ganz heimlich und ohne es uns ſelbſt zu geſtehen, geſchmeichelt ſeyn wollen. Wo dies aber der Fall nicht wäre, — was freylich ziemlich ſelten ſeyn mag, — ſcheint mir nichts leichter; ſo ſtark und unverkennbar ſind die Züge, wodurch ſich der Freund vom Schmeichler unterſcheidet. Wiewohl ich damit nicht in Abrede ſeyn will, daß wohl auch der Freund ſeine Pillen vergolden oder verſüßen muß, wenn er ſeine gute Abſicht nicht verfehlen will.

Der Fremde. Glauben Sie daß ein König einen Freund haben könne?

Geron. — Unter einer einzigen Bedingung, Ja.

Der Fremde. Und diese Bedingung?

Geron. Wenn er dem Freunde gegenüber immer vergessen kann daß er König ist, und der Freund es nie vergißt.

Der Fremde. (Nach einer Pause.) Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wohl noch eine Bitte an Sie thun.

Geron. Beynahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

Der Fremde. Sie haben Sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hineingedacht, daß es Ihnen was leichtes seyn muß, mein Verlangen Statt finden zu lassen. Bilden Sie Sich also auf einige Minuten ein, Sie seyen der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit seines Berufs lebhaft fühlte und den ernstlichen Willen hätte, ihm, soviel in seinen Kräften stünde, die völligste Genüge zu thun; wie würden Sie ihm rathen es anzufangen?

Geron. (Ein wenig verlegen) Ich würde — ihm sagen, daß ich — Verzeihen Sie! Ich gestehe, Sie

Sie haben mich mit einer Frage überraſcht — auf die ich nicht gefaßt bin.

Der Fremde. Entſchuldigen Sie meine Zudringlichkeit. Ich wünſche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wieder kommt.

Geron. Sie ſagten vorhin, daß Sie ſelbſt als ein ächter Weltbürger zu leben wünſchten, und legten mir ſehr viel damit. Es würde Sie alſo nicht befremden können, wenn Ich ihrem jungen Könige den Rath eines Weltbürgers gäbe? — Denn ich geſtehe, daß ich zu dem, was man gewöhnlich einen Politikus nennt, eben ſo verdorben bin wie zum Höfling.

Der Fremde. Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beſte der Menſchheit am Herzen liegt.

Geron. Und doch bin ich gewiß, daß ich mich bey der Rolle, die Sie mir zu ſpielen geben wollen, gar zu linkiſch benehmen würde. Ich kann mich ſelbſt unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den Freund eines Königs denken. Wie wenn Sie mich lieber zu ſeinem guten Genius als zu ſeinem Freunde machen wollten? Wir würden beyde dabey gewinnen: ich, die Unſichtbarkeit; und mein Telemach, daß er meine Eingebung für ſeinen eignen Gedanken halten, und ihn deſto gewiſſer ausführen würde.

Der

Der Fremde. (lächelnd) Halten Sie ihn für so eigenwillig?

Geron. Es ist etwas sehr natürliches, daß einer lieber Flötenspieler als Flöte seyn mag.

Der Fremde. Gut! Denken Sie sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre dann das erste, das Sie ihm eingeben würden?

Geron. Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weitere Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen groben Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

Der Fremde. Lassen Sie das, und denken nicht schlimmer von mir als Sie Ursache haben.

Geron. Das erste also, wozu er sich, meiner unbemerkten Eingebung zu Folge, an einem schönen Morgen entschließen sollte, wäre: sich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu griechisch-teutsche Uebersetzung der Selbstgespräche des vorerwähnten Kaisers Mark-Aurel, oder (wie der Verfasser selbst sie betitelt hat) seiner zwölf Bücher an und über sich selbst, machen zu lassen, und sie in einem kleinen Taschenformat, als ein unzertrennliches Vademekum immer bey sich zu tragen.

Der

Der Fremde. Ihre Meynung iſt vermuthlich nicht, daß es als ein Talisman wirken, ſondern daß es fleißig geleſen und meditirt werden ſoll. Dazu aber beſorge ich, wird ihr junger König nicht immer aufgelegt ſeyn. Die Könige, ſagt man, leſen nicht gern.

Geron. Ein großer Fehler, den ſich die Könige, mit ihrer Erlaubniß, abgewöhnen ſollten. Friederich der Große las viel.

Der Fremde. Immer könnte es ihm, wo nicht an Luſt, doch öfters an Muße fehlen.

Geron. Das darf es nicht, wenigſtens nicht ſo lange ich ſein Genius bin, und wenn er auch deswegen einige Briefe oder Papiere weniger leſen, oder ſeine Miniſter eine Viertelſtunde im Vorzimmer warten laſſen müßte.

Der Fremde. Ich geſtehe zu meiner Beſchämung, daß ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Nahmen nach kenne.

Geron. Es iſt nur ein kleines Buch, aber gewiß der reichhaltigſten eines. Ich betrachte es als ein koſtbares Reliquienkäſtchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm geweſen iſt, ſeinen Geiſt und ſein Herz der ganzen Menſchheit, aber vornehmlich allen, die zum regieren berufen ſind, vermacht hat. Denn gerade dieſe ſind es, die einen deſto nützlichern Gebrauch

brauch davon machen könnten, weil er bloß für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein homerischer Alcinous zu seyn begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Rathgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und nicht eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Konferenz mit dem Geiste Mark-Aurels seines vollgültigen Beyfalls versichert hätte.

Der Fremde. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Mark-Aurels nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt; und Ihre Meynung mit allem dem kann wohl keine andre seyn, als unserm Telemach eine Art von Hülfsmittel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen, und anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urtheile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

Gereon. Sie haben mich so gut verstanden, daß ich jede andre Antwort auf Ihre vorige Frage für überflüssig halte. W.

II.

Probe
einer neuen Ueberſetzung des Taſſo.

Des befreyten Jeruſalems
Sechszehnter Geſang.

1. Und iſt der reiche Bau, und ſo das innen
Im tiefſten Schooß', als Mittelpunkt im Kreis,
Ein Garten liegt, nicht ſchöner zu erſinnen;
Selbſt die berühmteſten geben ihm den Preis.
Verworr'n umgeben ihn des Schloſſes Zinnen,
Mit Kunſt erbaut durch der Damonen Fleiß.
Unmöglich iſt's, in dieſen Irrgewinden
Zum Garten den verſchlungnen Weg zu finden.

2. Doch durch des Schloſſes größern Eingang gehen
Die Ritter — hundert zählet der Pallaſt.
Die Thore von getriebnem Silber drehen
Auf goldnen Angeln ihre reiche Laſt.
Erhobne Bilder ſind darauf zu ſehen;
Die Kunſt beſiegt den Stoff; ſie ſcheinen faſt
Zum Leben nur der Sprache zu entbehren:
Traufſt du dem Blick, ſo glaubſt du ſie zu hören.

3. Hier ſieht man unter den Macon'ſchen Frauen
Die Spindel drehn Alcides hohe Macht.
Der Himmelsträger, der des Orkus Grauen
Beſiegte, ſpinnt — und Amor ſieht's, und lacht.

Auch Jole iſt ſpottend hier zu ſchauen,
Das ſchwache Weib in rauher Heldentracht,
Die Keul' in ihrer Hand: den zarten Rücken
Scheint viel zu hart die Löwenhaut zu drücken.

4. Ein Meer erblickt man auf der andern Seite;
In grauen Wogen ſchäumt die blaue Fluth.
Zwey Flotten ſieht man hier, bereit zum Streite,
Und aus den Waffen blitzet helle Glut.
Vom Golde flammt die ungeheure Weite,
Es brennt ganz Leukate von Kriegeswuth.
Die Römer führt Auguſt in die Gefahren,
Anton des Orients zahlloſe Schaaren.

5. Gleich Inſeln, losgeriſſen von den Wogen,
Gleich Felſen, die ſich großen Felſen nahn:
So mit den hochgethürmten Schiffen flogen
Jetzt dieſe gegen jene wüthend an.
Schon fliegen Pfeil' und Bränd' in weiten Bogen
Und neuer Mord bedeckt die feuchte Bahn;
Da ſiehe — noch iſt ganz der Sieg getheilet —
Die fremde Fürſtinn, die der Schlacht enteilet!

6. Da flieht Anton, flieht, und entſagt dem Triebe
Der Weltbeherrſchung, die ſich ſchon ihm weiſt.
Doch flieht er nicht, weil ihm nicht Muth noch bliebe;
Der folgt er, die ihn fliehend mit ſich reißt.
Gleich einem, dem von Zorn und Schaam und Liebe
Zugleich erglühet der erregte Geiſt:
So kehrt er bald zum zweifelhaften Glücke
Der Schlacht, bald auf der Segel Flucht die Blicke.

7.

konnte: Wie? —— Ich bin erfreut, daß du einer von den Unſrigen geworden? —— Iſts möglich? Einer von den Seinigen? —— Dem Hippias ähnlich? —— Ihm, deſſen Grundſäze, deſſen Leben, deſſen vermeynte Weisheit mir vor kurzem noch ſo viel Abſcheu einflößten? —— Und die Verwandlung iſt ſo groß, daß ſie ihm keinen Zweifel übrig läßt? Gütige Götter! Wo iſt euer Agathon? —— Ach! es iſt mehr als zu gewiß, daß ich nicht mehr ich ſelbſt bin! —— Wie? ſind mir nicht alle Gegenſtände dieſes Hauſes, von denen meine Seele ſich ehmals mit Ekel und Grauen wegwandte, gleichgültig oder gar angenehm worden? Dieſe üppigen Gemälhde —— dieſe ſchlüpfrigen Nymphen —— dieſe Geſpräche, worinn alles, was dem Menſchen groß und ehrwürdig ſeyn ſoll, in ein comiſches Licht geſtellt wird —— dieſe Verſchwendung der Zeit —— dieſe mühſam ausgeſonnenen und über die Forderung der Natur getriebenen Ergözungen —— Himmel! wo bin ich? An was für einem jähen Abhang ſind ich mich ſelbſt —— welch einen Abgrund unter mir —— O Danae, Danae! —— hier hielt er inn, um den troſtvollen Einflüſſen Raum zu laſſen, welche dieſer Nahme und die zauberiſchen Bilder, ſo er mit ſich brachte, über ſeine ſich ſelbſt quälende Seele ausbreiteten. Mit einem ſchleunigen Uebergang von Schwermuth zu Entzükung, durchflog ſie izt alle dieſe Scenen von Liebe und Glükſeligkeit, welche ihr die leztverfloßnen Tage zu Augenbliken gemacht hatten; und von dieſen Erinnerungen mit einer innigen

Wol-

7. Und in des Nils tiefverſteckter Dichte
Erwartet er in ihrem Schooß den Tod.
Doch auf der Holden lächelndem Geſichte
Sieht er den Troſt für alle ſeine Noth. —
So war mit mancher lieblichen Geſchichte
Das Thor gezirt, das Jenen Eingang bot.
Die Ritter laſſen jetzt die ſchöne Pforte
Und nahn ſich muthig dem verdächt'gen Orte.

8. Wie der Mäander mit verirrter Welle
Oft zwiſchen krummen Ufern zweifelnd weilt,
In's Meer die Waſſer ſendet, die zur Quelle,
Und ſo ſich ſelbſt oft zu begegnen eilt:
So, und verwirrter noch, wie ſie die Schwelle
Betreten, finden ſie den Weg getheilt.
Doch jenes Buch, vom Zaubrer dargeboten,
Zeigt ihnen ihren Weg und löſt den Knoten.

9. Und wie ſie ſich dem Labyrinth entwinden,
Wird nun der ſchönſte Garten offenbar;
Denn Florens ganzer Schatz iſt hier zu finden,
Und dort ein See, wie der Kryſtall ſo klar;
Beſonnte Hügel neben dunkeln Gründen
Und Wald und Grotten bieten reich ſich dar.
Und um den Reiz des Ganzen zu erhöhen,
Die Kunſt, die alles ſchafft, iſt nie zu ſehen.

10. Es ſcheint — ſo miſcht die Kunſt ſich mit dem Wilden —
Selbſt das Erkünſtelte nur wie Natur,
Und dieſe ſcheinet ſpielend nachzubilden
Die Kunſt, die ſonſt nur folget ihrer Spur.
Sogar die Luft in dieſen Luſtgefilden
Iſt Zauberwerk; mit Bäumen prangt die Flur,
Die ew'ge Blüth' und ew'ge Früchte zeigen:
Die brechen auf, da die ſich reifend neigen.

11. Hier bricht die Feig' hervor, dort reift die Feige
Am gleichen Stamm, vom gleichen Blatt verhüllt.
Hier hangen Aepfel an demſelben Zweige,
Der eine grün, der andre goldumhüllt.
Daß ſie der Sonne ſich entgegen neige.
Rankt üppig ſich die Reb' empor und ſchwillt;
Hier blüht die Traube noch in herber Hülle,
Dort glänzt ſie purpurn mit des Nektars Fülle.

12. Anmuth'ger Vögel weiche Töne quellen
Wetteifernd aus dem grünen Laub hervor.
Die Lüfte ſäuſeln mild durch Laub und Wellen,
Und beyde ſchmeicheln dem entzückten Ohr?
Schweigt der Geſang, ſo ſcheint die Luft zu ſchwellen,
Sie liſpelt leiſer, tönt der Vögel Chor.
Sey's Zufall oder Kunſt: doch bald entfliehen
Begleitend, wechſelnd bald die Melodien.

13. Doch einer fliegt, deß farbiges Gefieder
Und Purpurſchnabel keiner mehr erreicht.
Er löſt die breite Zung' und flötet Lieder,
So künſtlich, daß es unſrer Sprache gleicht.
Jetzt ſinget dieſer feltne Vogel wieder,
Dem bald verſtummend jeder andre weicht.
Sie ſcheinen all' aufmerkſam ihm zu lauſchen,
Und ſelbſt die Winde hören auf zu rauſchen.

14. O ſieh — ſo ſang er — wie der jungen Roſe
Beſcheidnes Haupt der Knospe kaum entſteigt,
Erſt halb enthüllt und halb verſteckt im Mooſe,
Und ſchöner nur, je minder ſie ſich zeigt!
Doch öffnet ſie dem buhlenden Gekoſe
Der Weſte ſich — wie bald ihr Haupt ſich neigt!
Iſt ſie es noch, die kaum ſich von den Chören
Der Liebenden und Jungfraun ſah begehren?

15. So ſchwindet, ach! mit eines Tages Schwinden,
Des Erdenlebens ſchnell verblühtes Glück!
Des Maien Antlitz wirſt du wieder finden:
Der Jugend Blüthe bringt kein May zurück.
So laßt uns denn am Morgen Kränze winden;
Ach! bald entflieht der Sonne heitrer Blick.
Brecht Amors Roſen: liebt, da Gegenliebe
Noch lohnen mag des Herzens ſüße Triebe!

16. Er schweigt, und wie von Beyfall hingerissen,
Beginnt der Chor von neuem den Gesang.
Die Tauben girren unter heißern Küssen,
Es fühlet jedes Thier der Liebe Drang.
Der keusche Lorbeer, selbst die Eiche müssen;
So scheint's, sich beugen ihrem süßen Zwang.
Es scheinet Erd' und Meer, von Lust durchdrungen,
Zu weihn der Liebe süße Huldigungen.

17. Doch ungerührt vom Reiz so holder Töne
Und solcher Lieblichkeit geht dieses Paar,
Und härtet streng sich gegen alle Schöne,
Und so besiegt's die liebliche Gefahr.
Jetzt zwischen Laub und Laub zeigt eine Szene
Sich ihrem Blick — Ist's Täuschung oder wahr?
Sie sehn der beyden Liebenden Gekose;
Er ruht in ihrem Schooß, sie sitzt im Moose.

18. Ihr goldnes Haar, ein Spiel der Sommerlüfte,
Schwimmt auf der Brust, die kein Gewand verhüllt;
Sanft angeweht vom Hauch wollüst'ger Düfte.
Glüht schmachtend ihr Gesicht, von Lust erfüllt.
Ihr feuchtes Auge droht mit süßem Gifte,
Ein zitternd Lächeln funkelt hold und mild.
Sie beugt sich über ihn, der seine Augen
Voll Glut erhebt, die Schönheit einzusaugen.

19. Er hänget gierig mit entflammten Blicken
An ihrer lieblichen Geſtalt, und glüht.
Sie neigt ſich, Küſſe ſanft ihm aufzudrücken,
Die ſie vom Aug' und von den Lippen zieht.
Er ſeufzt ſo tief in dieſen Augenblicken,
Als ob ihm lechzend ſchon die Seel' entflieht,
Mit ihrem Körper ſeinen zu vertauſchen.
Die beyden Krieger ſtehn verſteckt und lauſchen.

20. Ein glänzender Kryſtall hängt ihm zur Seiten,
Ein wunderbar Geräth der Zaubrerinn.
Sie ſtehet auf und giebt ihm, dem Geweihten
In die Geheimniſſe der Lieb', ihn hin.
Er, Glut im Blick, ſie, holde Lieblichkeiten,
Sie ſehn Ungleiches an mit gleichem Sinn:
Sie läſſet den Kryſtall ihr Bildniß mahlen;
Er ſpiegelt ſich in ihrer Augen Strahlen.

21. Sie iſt zu herrſchen ſtolz, und er zu dienen,
Sie in ſich ſelbſt beglückt, und er in ihr.
O wende, ſpricht er, dieſe holden Mienen,
Die ſo beſel'gen, Selige, zu mir!
Denn, weißt du nicht? das wahre Bild von ihnen,
Du ſiehſt in meiner flammenden Begier
All' ihre Wunder, deiner Schönheit Siegel.
Sie zeigt mein Buſen mehr, wie dieſer Spiegel.

22 O könnteſt du, die mich verſchmäht, erblicken,
Wie ſchön es iſt, dein eignes Angeſicht:
Wie ſie wie dann — nichts kann dich ſonſt beglücken —
Dein Auge ſchmachten in dem eignen Licht!
Kein Glas vermag ſolch Bildniß auszudrücken,
Ein Paradies faßt ſolch ein Spiegel nicht.
Der Himmel ſey dein Spiegel; in den Sternen
Nur kannſt du deine Reize kennen lernen.

23 Armida lächelt, ohne zu verwenden
Den Blick, und ſetzt die ſchöne Arbeit fort.
Sie flicht das Haar, ſie ordnet mit den Händen
Die reizende Verwirrung hie und dort.
Dann, um den Reiz des Anzugs zu vollenden,
Verſtreut ſie Blumen, jed' an ihren Ort.
Und mit des Buſens eigner Lilienfülle
Paart ſie die fremde Roſ', und ſchließt die Hülle.

24. Nicht ſchöner wird der ſtolze Pfau erblicket,
Legt er des Schweifes Pracht dem Auge bloß,
Noch Iris, wenn im Licht' auch Purpur ſchmücket
Und Gold den thauigen, gewölbten Schooß.
Doch über alle Zierde noch entzücket
Der Gürtel; nackt auch macht ſie ihn nicht los.
Sie wußte Gefälliges mit Form zu binden;
Kein Andrer kann des Gürtels Miſchung finden.

25. Verliebtes Weigern und wollüſtig Sehnen
Und holden Zwiſt und Frieden ſtill beglückt,
Und Lächeln, Schmeichelworte, ſüße Thränen
Und feuchte Küſſe, Seufzer, halb erſtickt;
Dies wußte ſie zuſammen zu gewöhnen,
Bis es an ſanften Gluten ſich verdickt.
So wußte ſie den Gürtel zu bereiten,
Und ſchlang ihn leicht um ihre holden Seiten.

26. Wie ſie nun völlig ihren Putz geendet,
Sagt ſie ihm küſſend Lebewohl und geht.
Am Tage kommt ſie nicht hervor und wendet
Zur Arbeit ſich mit magiſchem Geräth.
Er bleibt zurück; ſo hat ſie ihn geblendet,
Daß er vergebens ihr zu folgen ſteht;
Und ganz vertieft in ſeiner Liebe Träumen,
Irrt er nun einſam unter Wild und Bäumen.

27. Doch wenn die Freundinn der verliebten Diebe,
Die dunkle Nacht, beginnt den ſtillen Lauf,
Dann pflegen ſie der ſüßen Luſt der Liebe;
Ein treues Dach nimmt die Beglückten auf. —
Jetzt eilt Armida, ob ſie gern auch bliebe,
Zu ernſterem Geſchäft in's Schloß hinauf;
Da zeigen ſich, die des Gebüſches Brüſtung
Verſteckt, die beyden ihm in prächt'ger Rüſtung.

28. Wie wenn, entfernt den rühmlichen Beſchwerden
Des Kriegs, das Roß in trägem Müßiggang
Entzäumt umherirrt, buhlend mit den Heerden,
Und nun vernimmt der Kriegsdrommete Klang,
Dann wiehernd grüßt mit muthigen Geberden
Des Stahles Blitz, voll kriegeriſchem Drang,
Und ſchon die Rennbahn wünſcht, und ſchon, beſtiegen
Von ſeinem Herrn, mit Kriegenden zu kriegen:

29. So unſer Held, wie ihm mit einem Male
Der Blitz der Waffen vor dem Auge ſchwebt;
Getroffen von dem kriegeriſchen Strahle
Fühlt ſich ſein hoher Geiſt auf's neu belebt,
Ob lockend auch mit ihrer Zauberſchale
Die Wolluſt ſüß ihn zu berauſchen ſtrebt.
Indeß naht ſich Ubald und zeigt den Rücken
Des diamantnen Schildes ſeinen Blicken.

30. Er wendet auf den Strahlenſchild die Blicke
Und wird in ihm ſein ganzes Bild gewahr,
Wie weibiſch ihn ein weicher Anzug ſchmücke,
Wie Wolluſt duſte ſelbſt Gewand und Haar.
Er ſieht, daß ihm ein Schwerdt die Seite drücke,
Ein Schwerdt, das nur ein Stück des Putzes war.
So eingefaßt war es, nur eitle Zierde,
Ein ſchlechtes Werkzeug kriegriſcher Begierde.

51. Wie einer, den ein tiefer Schlaf umnachtet,
Nach langem Nichtſeyn wieder auf ſich regt:
So kehret er, indem er ſich betrachtet,
Zu ſich zurück. Doch dieſen Anblick trägt
Sein Auge nicht, es ſinket; er verachtet
Sich ſelbſt, weil ihn die Schaam zu Boden ſchlägt.
Er möchte, ſich der Schande zu entziehen,
Bis zu der Erde Mittelpunkt entfliehen.

52. Jetzt ſpricht Ubald, ihm neuen Muth zu reichen:
Ganz Aſien und Europa kämpft entbrannt;
Wer Ruhm begehrt und folgt des Kreuzes Zeichen,
Kämpft jetzt in Syrien um das heil'ge Land.
Nur du, Sohn Bertholds, ſchwelgeſt hier im weichen
Genuß der Wolluſt, fern und unbekannt?
Dich rühret nicht das Weltenungewitter,
Dich, eines Weibes unterlegnen Ritter!

53. Ha! welcher Schlaf hält deine Kraft gefangen?
Wie? oder lockt ſie dieſer niedre Frohn?
Das Heer und Gottfried harren mit Verlangen,
Dein harrt das Glück und dein des Sieges Lohn.
Verhängnißvoller Held! wohl angefangen
Iſt dieſer Krieg; auf! end ihn! Das du ſchon
Bekämpft, der Heyden Volk, ſoll von der Erden
Durch dein allmächtig Schwerdt vertilget werden.

34. Er ſchweigt. Der edle Jüngling ſteht beklommen,
Verſteinert, ſprachlos, doch nur kurze Zeit.
Denn wie der Zorn der Scham den Raum genommen,
Der Kämpfer der Vernunft in hartem Streit,
Und ſtatt der Röth' ein edlers Feu'r entglommen,
Das ſich entflammt mit wilder Schnelligkeit:
Da wirft er ab den eiteln Schmuck, die weichen
Verzierungen, der Knechtſchaft niedre Zeichen;

35 Und eilet ſchnell, um aus den Irrgewinden
Des Labyrinths ſich wieder zu befreyn.
Armida muß indeß erſchlagen finden
Den Wächter ihres Thors. Ein banger Schein
Voll Angſt durchbebt ſie, doch die Zweifel ſchwinden;
Sie ſieht's, ihr Liebling läſſt ſie allein.
Sie ſieht — o möchte ſie es nie erblicken!
Er kehrt der ſüßen Wohnung ſchnell den Rücken.

36. Laut will ſie rufen: Soll ich dich verlieren?
Grauſamer, warum fliehſt du? Doch die Bruſt
Verſiegt die Wort', und niederſinkend ſchüren
Die Glut ſie heißer an. Ach! unbewußt
Von wem, ſieht ſie den Liebling ſich entführen,
Ein mächt'ger Weſen raubt ihr ihre Luſt.
Sie ſieht es ein; doch braucht ſie alle Künſte
Der Zauberey zu nichtigem Gewinnſte.

Wolluſt durchſtrömt, konnte ſie oder wollte ſie vielmehr den Gedanken nicht ertragen, daß ſie in einem ſo beneidenswürdigen Zuſtand unter ſich ſelbſt herunterge-ſunken ſeyn könne. Göttliche Danae, rief der arme Kranke in einem verdoppelten Anſtoß des wiederkehrenden Taumels aus; wie? Kan es ein Verbrechen ſeyn, das Vollkommenſte unter allen Geſchöpfen zu lieben? Iſt es ein Verbrechen glüklich zu ſeyn? —— In dieſem Ton fuhr Amor, (welchen Plato ſehr richtig den gröſten unter allen Sophiſten nennt) deſto ungehinderter fort ihm zuzureden, da ihm die Eigenliebe zu Hilfe kam, und ſeine Sache zu der ihrigen machte. Denn was iſt unangenehmers, als ſich ſelbſt zugleich anklagen und verurtheilen müſſen? Und wie gerne hören wir die Stimme der ſich ſelbſt vertheidigenden Leidenſchaft? Wie gründlich finden wir jedes Blendwerk, womit ſie die richterliche Vernunft zu einem falſchen Ausſpruch zu verleiten ſucht? Agathon hörte dieſe betrieglichе Apologiſtin ſo gerne, daß es ihr gelang, ſein Gemüthe wieder zu beſänftigen. Er ſchmeichelte ſich, daß ungeachtet einer Veränderung ſeiner Denkungsart, die er ſich ſelbſt für eine Verbeſſerung zu geben ſuchte, der Unterſcheid zwiſchen ihm und Hippias noch ſo groß, ſo weſentlich ſey als jemals. Er verbarg ſeine ſchwache Seite hinter die Tugenden, deren er ſich bewußt zu ſeyn glaubte; und beruhigte ſich endlich völlig mit einem idealiſchen Entwurf eines ſeinen eignen Grundſäzen gemäſſen Lebens, zu welchem er ſeine geliebte Danae ſchon genug vorbereitet glaubte,

37. Was immer nur für ungeweihte Worte
Mit frevlem Mund Theſſaliens Zauberinn ſpricht,
Was die Geſtirne hemmt an ihrem Orte,
Und Schatten aus den Gräbern bringt an's Licht,
Sie wußt' es alles; doch der Höllen Pforte
Bleibt ihr verſchloſſen, und antwortet nicht.
Sie läßt den Stab und ſucht auf andrem Wege,
Ob nicht der Schönheit Zauber mehr vermöge.

38. Sie eilt ihm nach, läßt Schaam und Ehre ſinken;
Wo ſind die Siege, die ſie einſt geziert,
Sie, die zuvor allein mit ihren Winken
Der Liebe Reich, ſo groß es iſt, regiert?
Sonſt ſah man Stolz und Haß im Aug' ihr blinken,
Sie rühmte gern, und haßt die ſie gerührt.
Nur ſie gefiel ſich, Andere gefielen
Ihr nur zu ihrer ſchönen Augen Zielen.

39. Verlaſſen nun, verſchmähet und verachtet,
Verfolgt ſie ihn, der ſie verachtet itzt.
Durch Thrän' und Klage zu erhöhen trachtet
Sie ihren Reiz, der ihr allein nicht nützt.
Sie eilt ihm nach; der Ferſen Zartheit achtet
Den rauhen Felſen nicht, der ſie zerritzt
Sie ſchickt Geſchrey voraus auf ihrem Pfade,
Doch ſie erreicht ihn erſt am Meergeſtade.

46. Doch wiſſ' auch dies — du wirſt noch mehr mich haſſen,
Denn ſchimpflicher und ſchlimmer ſcheint dies noch:
Ich täuſchte dich, durch Liebe dich zu faſſen;
Gewiß iſt's eine ſchlimme Täuſchung doch,
Die jungfräuliche Blüthe pflücken laſſen,
Die Schönheit beugen unter fremdes Joch;
Sie als Belohnung Tauſenden verſagen,
Um als Geſchenk ſie Einem anzutragen!

47. Sey immerhin auch dies mir eine Sünde,
Und treibe fort dich, was ich dir gethan!
Nichts ſey, was dich an dieſen Ort noch binde,
Den kaum ſo gern noch deine Blicke ſahn.
Auf! geh zu Schiffe, kämpf' und überwinde!
Stürz' unſern Dienſt! ich treibe ſelbſt dich an.
Was ſag' ich unſern? nicht mehr mein! Ich weihe
Nur dir, grauſamer Abgott, meine Treue.

48. Nur dies ſey mir vergönnt: mit dir zu gehen!
Auch unter Feinden iſt die Bitte klein.
Mag ſeinen Raub der Räuber auch verſchmähen?
Schmückt den Triumf nicht der Gefangnen Reihn?
Mich ſoll das Heer bey deiner Beute ſehen;
Noch dies ſoll deinem Ruhm gegönnet ſeyn,
Daß du, die dich verachtete, verachtet;
Sey als verworfne Sklavinn ich betrachtet!

49. Verworfne Sklavinn! Ha, für wen bewahren
Soll ich dies Haar für dich ja nicht mehr schön?
Geraubt sey ihre Länge diesen Haaren!
Die Sklavinn heißt, soll man als Sklavinn sehn.
Ich folge dir bis in der Feinde Schaaren,
Will dir zur Seit' im heißen Treffen stehn.
Die Pferde führen, dir die Lanzen halten,
Sey mein Geschäfft; ich kann es wohl verwalten.

50. Schildträger, Schild, — wozu du mich erkohren,
Ich bin es gern; für dich nicht schon' ich mein.
Sie müssen diese Brust, den Hals durchbohren,
Die Waffen, eh' auf dich sie dringen ein.
Vielleicht ist kein Barbar so wild geboren;
Mich zu erhalten, schont er sicher dein.
So wird der Rache schreckliches Vergnügen
Noch dieser Reiz, wie er auch sey, besiegen.

51. Elende, wie? Kannst du dich noch verlassen
Auf deinen Reiz? Ach! wo ist sein Gewicht? —
Sie stockt; denn wie ein Quell aus Felsenmassen,
So strömt die Flut von ihrem Angesicht.
Sie sucht ihm das Gewand, die Hand zu fassen
In fleh'nder Stellung; doch er leidet's nicht,
Und er vermag der Liebe zu verwehren
Den Eingang, und den Ausgang seinen Zähren.

52. In ſeinem Buſen, durch Vernunft erkaltet,
Facht Liebe nicht die alten Flammen an;
Das Mitleid nur, zwar züchtiger geſtaltet,
Doch ihr Gefährt', ſchleicht leiſ' an ihn hinan,
Und rührt ihn ſo, indem es leiſe waltet,
Daß er die Thränen kaum verbergen kann.
Doch hält er in ſich dieſe ſanfte Regung
Und ſtellt ſich kalt mit weiſer Ueberlegung.

53. Er ſprach darauf: Armida, o wie kränket
Dein Zuſtand mich, und könnt' ich dich befreyn
Von dieſer Glut, in deine Bruſt geſenket!
Denn wahrlich, weder Haß noch Zorn iſt mein,
Noch will ich Rach'; an kein Vergehn gedenket
Mein Herz, du ſollſt nicht Sklavinn, Feindinn ſeyn.
Du fehlteſt, es iſt wahr; du haſt die Mitten
Im Lieben wie im Haſſen überſchritten.

54. Doch menſchlich ſind und häufig dieſe Flammen,
Die Glauben und Geſchlecht und Jugend nährt.
Ich fehle ſelbſt und kann dich nicht verdammen,
Damit auch mir Verzeihung ſey gewährt.
Erinnerungen, die von dir mir ſtammen,
Sie ſey'n in Freud' und Leid mir lieb und werth.
Ich will dein Ritter ſeyn, ſo weit nur Glauben
Und Ehr' und Krieg es immer mir erlauben.

55. Geendet ſey, dem wir uns hier ergaben,
Auch dir mißfalle nun die ſchnöde Luſt!
Sie ſey in dieſer Einſamkeit begraben
Und ihr Gedächtniß ſchwind' aus unſrer Bruſt!
Nie ſoll Europa hievon Kundſchaft haben,
Der Welt ſey dieſe That nur unbewußt.
Nicht ſey entehrt durch dieſes Schimpfes Bürde
Dein edles Blut, dein Reiz und deine Würde!

56. Bleib hier in Fried'! Ich gehe jezt; begleiten
Darfſt du mich nicht, nach höherem Befehl.
Bleib, oder mag ein andrer Weg dich leiten;
Bekämpf den Schmerz, der Weisheit fehlt's nicht fehl. —
Sie blickt, indem er ſpricht nach allen Seiten
Und hat der Unruh und des Zorns nicht Hehl.
Verachtung ſtrahlt aus ihren wilden Blicken.
Sie kann nicht mehr die inn're Wuth erſticken:

57. O nimmer hat in zärtlicher Erwarmung
Aus Azzo's Blut Sofia dich gezeugt!
Nein! nur des Meers und Kaukaſus Umarmung;
Dich hat Hyrkaniens Tigerinn geſäugt.
Was hehl' ich noch? Hat menſchlicher Erbarmung
Das Ungeheur den wilden Sinn gebeugt?
Ha! koſten ſeinem Auge meine Schmerzen
Nur eine Thrän', und Seufzer ſeinem Herzen?

58. Was übergehn? was wiederholen? Flüchtig
Enteilt er mir, und bet ſich kaum mir an!
Ein edler Sieger, achtet er für nichtig
Des Feindes Schuld, dem er den Sieg gewann.
O hört den weiſen Rath! O hört, wie züchtig
Xenokrates von Liebe ſchwatzen kann!
O Götter, werden Frevler nur verſchonet,
Und Tempel ſtürzt ihr, die ihr ſelbſt bewohnet?

59. Geh nur, Grauſamer, geh mit dieſem Frieden,
Den du mir ſchenkeſt; geh, und laß mich hier!
Bald folg' ich dir, von dieſem Leib geſchieden;
Untrennbar, wie dein Schatten, folg' ich dir
Mit Brand und Schlangen, gleich den Eumeniden;
Wie meine Liebe ſey der Rache Gier.
Und führet auch durch Klippen und durch Welle
Das Schickſal dich bis zu des Kampfes Stelle:

60. Dann, Böſewicht, im Blut und unter Leichen
Daliegend, dann bezahlſt du meine Pein!
Dann wird dein Flehn mit Luſt mein Ohr erreichen;
Du rufſt Arminden; o wie ſoll's mich freun —
Sie endet nicht, denn ihre Sinnen weichen;
Des Schmerzens Krampf hält ihren Flüchen ein.
Sie ſinkt, ein kalter Schweiß benetzt die Glieder,
Ohnmächtig ſchließet ſie die Augenlieder.

61. Dein Auge ſinkt, Armida, dir mißgönnet
Den letzten Troſt das neidiſche Geſchick.
Elende, ſieh! des Schmerzens Thräne brennet
In ſeinem Aug', o ſchlag' empor den Blick!
Ach! hörteſt du, wie zärtlich er dich nennet,
Du fändeſt ſelbſt in deinem Elend Glück.
Er giebt, was er vermag; du wirſt's nicht wähnen,
Er ſagt dir Lebewohl mit heißen Thränen.

62. Was ſoll er thun? Auf dieſem nackten Hügel
Sie laſſen, die mit Tod und Leben ringt?
Ach! Zärtlichkeit und Mitleid' hält die Zügel.
Nothwendigkeit nur iſt's, die ihn bezwingt.
Er geht; die Weſte ſpannen leichte Flügel,
Der Nachen wird von ihrem Hauch beſchwingt.
Das goldne Segel fliegt durch Meer und Wogen;
Er ſucht das Land, doch ſchnell iſt's ihm entzogen.

63. Wie jene ſich erhohlt, und nimmt, wie klaglich
Und einſam alles um ſie her iſt, wahr;
Da rief ſie: Floh er doch? So war's ihm möglich
Mich zu verlaſſen in des Tod's Gefahr?
So konnt' ihn nichts verweilen? Unbeweglich,
Reicht' er mir nicht das kleinſte Labſal dar?
Und lieb' ich noch? Genügt's, daß am Geſtade
Ich ungerächt mich hier in Thränen bade?

64. Ha! wozu Thränen? Hab' ich keine Waffen
Als diese? Ja, verfolgen will ich ihn!
Der Himmel soll ihm keine Freystatt schaffen,
Der Abgrund nicht ihn meiner Rach' entziehn.
Ich hab', ich halt' ihn! Aus dem Busen raffen
Will ich sein Herz als Beyspiel soll es glühn.
Der Wildheit Meister, ihn will ich beschämen
In seiner Kunst — Doch eitles Unternehmen!

65. Weh dir, Armida! Wie du ihn gefangen,
Da galt es Grausamkeit; er war es werth,
Der Grausame. Jetzt, da er dir entgangen,
Sind Rach' und Zorn zu spät zurückgekehrt.
Und dennoch sey nicht fruchtlos mein Verlangen,
Ward jemals Schönheit und Verstand erhört.
O mein verschmähter Reiz, dein ist die Sache;
Du bist beleidigt, gieb denn du mir Rache!

66. So sey denn diese Schöne zur Belohnung
Dem, welcher sein verfluchtes Haupt mir bringt!
O meine tapfern Ritter, keine Schonung!
Schwer ist das Werk; doch rühmlich, wenn's gelingt.
Ich, meine Schätze, meine reiche Wohnung,
Sind dessen Theil, der Rache mir vollbringt.
Will man um diesen Preis mich nicht besitzen,
Natur, so kann dein Reiz mir wenig nützen!

67. Unſel'ger Reiz, auf ewig ſey verlohren!
Mir iſt der Thron, das Leben mir verhaßt,
Und alles mir. O wär' ich nie gebohren!
Nur Rach' erleichtert mir des Lebens Laſt. —
So hat ſie mit erſticktem Laut geſchworen,
Und hat nicht mehr am öden Ufer Raſt.
Das wilde Haar, der Augen Flammen zeigen,
Wie hoch in ihr der Rache Gluten ſteigen.

68. Sie ruft, kaum über des Pallaſtes Schwelle,
Dreyhundert Götter des Avern herauf.
Es ſchwärzt mit Wolken ſich des Himmels Helle,
Der ew'ge große Stern erblaßt im Lauf.
Es heult der Sturm, es kracht der Fels; die Hölle,
So ſcheint's, thut unter ihrem Fuß ſich auf.
Den weiten Umfang des Pallaſts erfüllen
Geheul und Zischen und Gebell und Brüllen.

69. Ein dichtes Dunkel, dem die Nacht nicht gleichet,
Hüllt undurchdringlich ihn in Schatten ein.
Auf Augenblicke nur wird es verſcheuchet
Durch rother Blitze fürchterlichen Schein.
Es ſchwindet endlich, und, zwar noch gebleichet,
Dringt Phöbus durch; noch iſt die Luft nicht rein.
Auf einmal iſt der mächt'ge Bau verſchwunden,
Und ſeine Stäte wird nicht mehr gefunden.

70. So wie zuweilen schreckliche Gestalten
Von Wolkenbildern in der Luft entstehn,
Die schnell durch Sturm, durch Sonne sich entfalten
Und wie des Kranken Fiebertraum vergehn:
So schwindet der Pallast; nichts bleibt erhalten,
Als Grauen der Natur und Felsenhöhn.
Armida steigt in den bereiten Wagen
Und wird nach ihrer Weis' empor getragen.

71. Sie fährt auf Wolken, theilt mit schnellem Fliegen
Den Aether; Blitz und Sturm sind ihr Gewand;
Durchstreift die andre Welt auf ihren Zügen
Und Länder, uns noch fremd und unbekannt,
Läßt Herkuls Säulen, läßt Hesperien liegen
Und Afrika, von Sonnenglut verbrannt.
Nicht eher lenkt vom Meere sie den Wagen,
Bis er an Syriens Küsten sie getragen.

72. Sie eilt nicht nach Damask sie will nicht schauen
Das Vaterland, wo sie sonst gern gelebt.
Sie lenkt den Wagen nach den wilden Gauen,
Wo sich ihr Schloß aus dem Gewässer hebt.
Dort meidet sie die Diener und die Frauen,
Nur Einsamkeit ist's jetzt, wonach sie strebt.
Hier überläßt sie sich des Zweifels Kämpfen,
Doch bald gelingt's dem Zorn die Scham zu dämpfen.

um ihr selbigen ohne längern Aufschub vorzulegen. Er kehrte nunmehr, nachdem er ungefehr eine Stunde allein gewesen war, mit einem so aufgeheiterten Gesicht zur Gesellschaft, welche sich in einem Saale des Gartens versammelt hatte, zurük, daß Danae und Hippias selbst sich bereden liessen, seinen vorigen Anstoß einer vorübergehenden Uebelkeit zuzuschreiben. Ergözlichkeiten folgten izt auf Ergözlichkeiten so dicht aneinander, und so mannigfaltig, daß die überladene Seele keine Zeit behielt sich Rechenschaft von ihren Empfindungen zu geben; und nach Gewohnheit des Landes wurde die ganze Nacht biß zum Anbruch der Morgenröthe in brausenden Vergnügungen hingebracht. Die Gegenwart der liebenswürdigen Danae würkte mit ihrer ganzen magischen Kraft auf unsern Helden, ohne verhindern zu können, daß er von Zeit zu Zeit in eine Zerstreuung fiel, aus welcher sie ihn, sobald sie es gewahr wurde, zu ziehen bemüht war. Die Gegenstände, welche seinen sittlichen Geschmak ehmals beleidiget hatten, waren hier zu häufig, als daß nicht mitten unter den flüchtigen Vergnügungen, womit sie gleichsam über die Oberfläche seiner Seele hinglitscheten, ein geheimes Gefühl seiner Erniedrigung seine Wangen mit Schamröthe vor sich selbst, dem Vorboten der wiederkehrenden Tugend, hätte überziehen sollen.

Dieses begegnete insonderheit bey einem pantomimischen Tanze, womit Hippias seine gröstentheils vom Bacchus glühenden Gäste noch eine geraume Zeit nach

Mitter-

73. Ich will mich jetzt, ſo ſpricht ſie, eh' erheben,
Als der Aegypter noch den Oſt bewegt.
Ich will mir jede fremde Weiſe geben,
Und jede Kunſt ſey jetzt von mir gepflegt.
Den Mächtigſten will ich zu Willen leben,
Daß um die Wett' ihr Eifer werd' erregt.
Kann ich die Rache nur zum Theil vollführen,
So will ich Ehr' und Namen gern verlieren.

74. Nicht tadle mich mein Oheim und mein Hüter!
Er wollt' es ſo, er klage ſelbſt ſich an.
Zu ſchlechter That für weibliche Gemüther
Führt' er zuerſt den ſtolzen Geiſt hinan.
Er raubte mir das köſtlichſte der Güter,
Die edle Scheu'; er macht das Weib zum Mann.
Was Liebe thut und Rache thut, erdulden
Muß er's, was es auch ſey: ihm kommt's zu Schulden.

75. So ſpricht ſie, und nach Fraun und Rittern ſendet
Sie ſchnell, und ſammelt ihre ganze Macht.
All ihre Kunſt, ihr Reichthum, wird gewendet
Auf Kleider und Geräth von ſtolzer Pracht.
Dann zieht ſie eilig fort; ihr Treiben endet
Nicht eh, noch hat ſie Ruh bey Tag und Nacht,
Bis ſie in Gaza's ſonnigen Gefilden
Den Glanz endeckt von bundsverwandten Schilden.

J. D. Gries.

nicht weniger erſtaunen, jene Schwierigkeiten ſo meiſterhaft überwunden zu ſehen. Noch mehr zu verlangen, wo mehr zu leiſten in der That faſt unmöglich ſcheint, wäre Ungerechtigkeit; doch zweifle ich nicht, daß Hr. G. ſelbſt, deſſen feinem Gefühl, Gewandheit des Geiſtes und hartnäckigem Fleiß ich alles zutraue, in der Folge manche Stelle noch glätter zu polieren, und ſeiner Nachbildung hier und da noch mehr das Anſehen eines Originals zu geben vermögend ſeyn wird.

W.

III.

Rhapſodiſche Gedanken

über

die zweckmäßige Benutzung der Materie der Muſik. *)

1.

Die Materie einer Kunſt iſt das feſt Beſtimmbare, Gegebene, der gleichſam zu berechnende Inhalt

*) Der Verf. dieſes, allen Kennern der Tonkunſt gewiß nicht unintereſſanten Aufſatzes hatte ſich ſchon früher in einer

halt ihrer Werke; im Gegenſatz der Form, d. h. deſſen, was ſich nicht feſt von außen her beſtimmen läßt, was dem Künſtler nicht von außen her gegeben wird, was den nicht zu berechnenden Inhalt ſeines Werks ausmacht, ſondern deſſen Geiſt, das Eigenthümliche des Genie's, das Willkührliche deſſelben in der Behandlung der Materie. So ſind die allgemeine Materie aller Mahlerey ſichtbare Gegenſtände, welche auf Empfindung wirken, darzuſtellen durch Farben; im beſondern z. B. in einer mahleriſch dargeſtellten Flucht nach Aegypten, die von der Geſchichte gegebenen Perſonen und allgemeinen Karaktere Joſefs, der Maria, des Kindes. Wie nun aber der Mahler im allgemeinen ſeine Gegenſtände wählt, gruppiert, in was für Situazionen, in was für Empfindungen er ſeine Figuren ſetzt ꝛc.; im Einzelnen, wie er in ſeiner Flucht nach Aegypten

einer nicht genug beachteten Schrift: Blicke in das Gebiet der Künſte (Gotha, Perthes. 1796.) in dem Abſchnitt, den er muſikaliſche Fragmente überſchrieb, ſehr fein über die hier vorkommenden Punkte erklärt. Gegenwärtiger Aufſatz kann als eine Probe der Abhandlungen dienen, die wir in der ſo eben erſcheinenden allgemeinen muſikaliſchen Zeitung (Leipzig, Breitkopf und Härtel) von ihm zu erwarten haben. So viel ich von den Mitteln und Mitarbeitern jener Zeitung zu erfahren Gelegenheit gehabt habe, lächelt Polyhymnia dieſem neuen Inſtitute freundlicher, als ſo manchem andern, das mit dem erſten Zahne noch in den Windeln ſtarb.

ten die von der Geſchichte gegebenen Data benutzt, wo er die Szene anlegt, wie er die gegebenen Karaktere Joſefs, der Maria, des Kindes, durch Bildung, durch Miene, durch Handlung hervorleuchten läßt u. ſ. w., das gehört zur Form ſeiner Kunſt und ſeines Werks; das läßt ſich dem, der nicht Kunſtgeiſt und Kunſtgefühl hat, das läßt ſich auch dem Schüler nicht lehren (wohl von ihm kopieren); das iſt Geiſt, hat nicht Fleiſch und Bein, läßt ſich deshalb nicht abzirkeln und abmeſſen; das läßt ſich ſelbſt von dem nicht wörtlich beſchreiben, den es begeiſtert — wie die Liebe.

2.

Die Materie der Tonkunſt nennet der Name ſchon: Töne ſind's, und zwar Töne nach einander und zuſammen hörbar — Melodie und Harmonie. Es ſind aber Töne, welche menſchliche Neigungen und Leidenſchaften ausdrücken. Folglich nicht willkührliche, wie z. B. die Worte der Sprache zur Bezeichnung nicht ſinnlicher Begriffe ꝛc.: ſondern gegebene, von der Natur der Leidenſchaften ſelbſt beſtimmte Töne. Zu dieſen kommen, gleichfalls als Materie der Muſik, gewiſſe Zeitmaaße, in welchen alle Ausdrücke menſchlicher Neigungen und Leidenſchaften einhergehen, und welche analog ſind den Wallungen des Bluts zur Zeit erregter Leidenſchaft — wie z. B. das Hüpfende der Freude, das Schleichende der Schwermuth, das langſamfeſte des Ernſtes, das abgebrochen heftige des Zorns u. ſ.

ſ. w. Töne alſo und Tempo's ſind die Materie der Muſik: die Kunſt verbindet ſie dann zum ſchönen Werk — davon ſey aber hier die Rede nicht.

3.

Jeder, der ein Muſikſtück ſetzt, bedient ſich dieſes Materiellen der Tonkunſt, gut oder ſchlecht, zweckmäßig oder unzweckmäßig. Der zweckmäßige Gebrauch deſſelben macht eine Kompoſizion noch nicht wahrhaftig ſchön, ſondern nur richtig, recht; er macht noch nicht daß man ſie leben muß, ſondern nur daß man ſie nicht tadeln kann: aber der unzweckmäßige Gebrauch macht ſie gewiß ſchlecht, denn er macht ſie zu einem Widerſpruch in ſich ſelbſt, zu einem Nichts.

4.

Die Anweiſung zum rechten Gebrauch der Materie einer Kunſt bildet noch lange keinen Künſtler; der wahre Künſtler bedient ſich vielmehr ſeines Stoffs, und bedient ſich deſſen zweckmäßig, auch ohne dieſe Anweiſung zu haben oder doch ihrer nothwendig zu bedürfen: aber bey dieſer wohlverſtandenen Anweiſung und Fleiß wird der blos geſchickte Arbeiter (ohne wahres Genie, ohne wahren Kunſtgeiſt) doch kein ganz ſchlechtes Produkt — z. B. in der Muſik kein ſolch Gemengſel alles deſſen was nur tönen will, keine Anglaiſen im erhabnen Styl, keine Kirchenmuſik im tanzmäßigen, wie man jezt wohl

nicht

nicht selten hört — liefern, und der wahre Künstler vielleicht ein desto besseres Werk. Sie ist also nüzlich, diese Anweisung; und zwar nicht nur den angeführten Personen, sondern auch dem Liebhaber, zur Beförderung eines gründlichern Geschmacks, zur richtigern Schätzung musikalischer Wérke; dem Psychologen, die Wirkungen der Kunstwerke auf den menschlichen Geist zu erläutern; dem Naturforscher, den festen unwandelbaren Schritt, das unwiderstehliche gewaltige Wort der Natur auch hier zu bewundern, u. s. w.

5.

Jede menschliche Neigung und Leidenschaft hat ihre Töne und ihr Tempo, so wie jeder Begriff sein Wort. In ganz anderm Tempo ruft der Fröhliche: Wie wohl ist mir! oder der Schwermüthige: Mir mir ists aus! Bey starker Leidenschaft läßt sich beydes, Ton und Tempo, von einem gebildeten musikalischen Gehör sogleich und ganz deutlich auffassen und niederschreiben: und in so fern wäre eine Bezeichnung der Deklamazion durch Noten möglich. Welches sind nun die für Musik darstellbarsten Neigungen und Leidenschaften? Natürlich die innigsten und stärksten. Der Maler kann versteckte Empfindungen ausdrücken, weil er zugleich den Empfindenden darstellt, da der Musiker nur die Empfindungen ausdrücken kann, und folglich leichter vag, unverständlich, unwirksam werden kann — was auch deswegen so oft geschichet. Durch was

für

für Melodieen, Harmonieen und Tempo's, durch was für außerwesentliche Hülfsmittel seiner Kunst kann aber der Komponist jene Neigungen und Leidenschaften am deutlichsten und wirksamsten, ohne jedoch zum Kopisten der Natur zu werden und die Gränzen einer schönen Kunst zu überschreiten — ausdrücken? Hierüber, dünkt mich, müßte sich jene Anweisung, von der vorhin gesprochen wurde, ausbreiten. Es sey mir erlaubt nur einen kleinen flüchtigen Versuch zu machen über die Materie der musikalischen Darstellungen von den Empfindungen des Erhabenen; des Großen, Mächtigen, Erschütternden (welches hier allenfalls zusammen genommen werden kann); des eigentlich Schönen, Angenehmen und Lieblichen; und endlich des Niedlichen.

6.

Es ist außer meinem Zweck mich hier über die Natur und Beschaffenheit aller dieser Empfindungen weit auszubreiten. Wer sie nicht kennet, wer sie nicht fühlt, wenigstens ahndet, dem würde keine Zergliederung nützen; wer Leitung seiner Ideen und Gefuhle sucht, findet sie in vielen Theorien der Aesthetik, in Lehrbüchern der Anthropologie ꝛc. Wir setzen voraus, man weiß, was erhaben, was groß ꝛc. ist und geben nur einige Hauptmomente an.

7.

7.

Die Empfindungen des Erhabenen ſind das Bewußtſeyn eines hohen Grades von Wirkſamkeit, Konzentrierung, Exaltierung unſers ganzen Weſens, welches Bewußtſeyn ſeinen erſten Grund hat in den Anlagen unſrer überſinnlichen Natur, und welches uns über den Einfluß gewöhnlicher alltäglicher Dinge erhebt, d. h. uns frey macht von ihrem Einfluß, uns ſelbſt dadurch mächtiger, größer, höher fühlen läßt, als dieſe Dinge ſelbſt ſind; — alſo Etwas einem edlen Stolze Aehnliches. Daher ſind auch die Aeußerungen erhabner Empfindungen in den körperlichen Bewegungen und folglich auch in der Mimik den Aeußerungen ſolches Stolzes ähnlich). Urſprünglich iſt der Ausdruck (vielleicht auch die Empfindung ſelbſt) von ſichtbaren Gegenſtänden hergenommen, und dann auf alles, auch nicht Sichtbare, das die nehmlichen Empfindungen weckt, alſo auf alles Analoge angewendet. So ergiebt ſich aus den ſichtbaren Eigenſchaften erhabener Gegenſtände die Materie eines erhabenen Tonſtücks, als analog mit jenen.

8.

Die Gegenſtände des ſichtbar Erhabenen ſind z. B. von großer Stärke bey verhältnißmäßig großer Höhe. Dem erſtern iſt in der Muſik nichts näher verwandt als Fülle der Harmonie, (daher iſt es leichter ein erhabnes Chor, als eine erhabene Arie

zu ſchreiben), Ausweichung in fremde Tonarten — aber nicht bizarre, ſondern kühne, nicht erſchlichene, ſondern in Feſtigkeit und Simplizität einhergehende; lang und voll gehaltene Noten, nicht viel verziert durch figurierende Nebenbegleitung, ſondern nur von einfacher (wenn auch dabey voller) Begleitung unterſtützt, unterhalten, verſtärkt. Dem erſtern iſt in der Muſik nichts näher verwandt, als Weite der Intervallen, welche die Höhe angiebt, indem ſie ſich in die Tiefe ſenkt; und die Tiefe, indem ſie ſich zur Höhe aufſchwingt. (Um bekannte Inkonvenienzen zu vermeiden, wird man ſolche Intervallen lieber dem Akkompagnement, als den Singſtimmen geben). Beydem iſt analog eine ernſte, langſame und kräftige, nicht oft wechſelnde, ſondern ſich ſelbſt gleichbleibende Bewegung, — Tempo und Taktart. Beym Exekutieren laſſen dergleichen Tonſtücke nichts von äußern Verzierungen zu als Forte und Piano, Crescendo und Decrescendo; dieſes aber — nicht etwa blos um Abwechſelung ins Ganze zu bringen, ſondern hauptſächlich weil es den Geiſt nach und nach zur Höhe und Kraft emportreibt, oder zur Erholung ein wenig herabſinken läßt; weil auch dadurch die allerwichtigſten Stellen deſto mehr Kraft, Gewalt und hervorſtechendes erhalten.

9.

Am reinſten, unverzierteſten findet man den Ausdruck der Erhabenheit in den Kompoſizionen für den

Mitternacht vom Einſchlummern abzuhalten ſuchte. Die Tänzerin, ein ſchönes Mädchen, welches ungeachtet ſeiner Jugend, ſchon lange in den Geheimniſſen von Cythere eingeweyht war, tanzte die Fabel der Leda. Dieſes berüchtigte Meiſterſtük der eben ſo vollkommnen als üppigen Tanzkunſt der alten, von deſſen Würkungen Juvenal in einer von ſeinen Satyren ein ſo zügelloſes Gemählde macht. Hippias und die meiſten ſeiner Gäſte bezeugten ein unmäßiges Vergnügen über die Art, wie ſeine Tänzerin dieſe ſchlüpfrige Geſchichte nach der wollüſtigen Modulation zwoer Flöten, allein durch die ſtumme Sprache der Bewegung, von Scene zu Scene biß zur Entwiklung fortzuwinden wußte. — Jenes, und Homer ſelbſt, rieſſen ſie, konnte nicht beſſer, nicht deutlicher mit Farben oder Worten, als die Tänzerin durch ihre Bewegungen mahlen. Die Damen glaubten genug gethan zu haben, daß ſie auf dieſes Schauſpiel nicht Acht zu geben ſchienen; aber Agathon konnte den widrigen Eindruk, den es auf ihn machte, und den innerlichen Grauen, womit ſein Gemüth dabey erfüllt wurde, kaum in ſich ſelbſt verſchlieſſen. Er wollte würklich etwas ſagen, welches allerdings in der Geſellſchaft, worinn er war, übel angebracht geweſen wäre; als ein beſchämter Blik auf ſich ſelbſt, und vielleicht die Furcht belacht zu werden, und den ausgelaſſenen Hippias zu einer allzuſcharfen Rache zu reizen, ſeine Rede auf ſeinen Lippen erſtikte; und weil doch die erſten Worte nur einmal geſagt waren, den vorgehabten Tadel in einen gezwungenen Beyfall ver-

den alten Kirchengesang, vornehmlich in Italien aus dem 16 und 17 Jahrhunderte. Palästrina, vielleicht der erhabenste Komponist der alten Zeit, Allegri, Benedetto Marcelli, die ihm wenig weichen, sind bekannt genug, aber mehr den Namen nach, als aus ihren Werken. *)

10.

Auch das Erhabene hat nicht nur seine verschiedenen Grade, sondern auch seine besondern Modifikazionen. Pindars Oden haben Erhabenheit, Horazens auch: aber verschiedene. Statt einer für gegenwärtigen Zweck zu weitläuftigen Zersetzung des Gegenstandes führe ich einige ganz bekannte Beyspiele an, welche zu weiterm Nachdenken leiten können. In Händels Messias, diesem Schatz für wahre Musik, ist z. B. das Chor: Uns ist ein Kind gebohrrn — erhaben, aber freudig erhaben; das Hallelujah gleichfalls, aber höher, jubelnder; das Chor: Würdig ist das Lamm — noch höher, aber eben um deswillen schwerer nachzuempfinden, und deshalb bey weitem nicht für Jedermann, nicht für

*) Da der Genius dieser Werke nur durch Beyspiele anschaulich gemacht werden kann, zu diesen aber hier der Ort nicht ist: so wird sich der Verf. irgendwo in der Neuen Leipziger musikalischen Zeitung, welche von Michael dieses Jahres bey Breitkopf und Härtel herauskommen wird — durch vorgelegte und zergliederte Sätze dieser würdigen Urväter der wieder aufgelebten Musik deutlich zu machen bemühen.

jede Stunde und Stimmung — wie die Empfindung ſelbſt. Es wirkt ungefähr wie die Szene zwiſchen Marquis Poſa und König Filipp in Schillers Dom Karlos. Den letzten Theil des Chors: Fürwahr er trug unſre Krankheit, die Worte: Und der Herr warf unſer aller Sünde auf ihn — möchte ich düſter erhaben nennen.

II.

Die Empfindung des Großen, Mächtigen, Erſchütternden iſt das Gefühl einer vielumfaſſenden Wirkſamkeit der Seele in ihrer geiſtigen und thieriſchen Kraft erregt, von einer Menge mehr oder weniger klarer Vorſtellungen in ein Ganzes verbunden. Auch dieſer Ausdruck (vielleicht auch dieſe Empfindung) iſt urſprünglich hergenommen vom Geſichtsſinn, vom Anblick einer in verhältnißmäßig weiten Räumen zu einem Ganzen verbundenen Menge von Gegenſtänden des Geſichts, von großen ſichtbaren Maſſen, die aber weniger einfach ſind als beym Erhabenen — ſodann angewendet auf analoge, auch gar nicht ſichtbare Gegenſtände. (Man ſagt auch ein großer Gedanke, große Geſinnung ꝛc.) Dieſe Empfindung unterſcheidet ſich vielleicht auch dadurch von den erhabenen, daß ſie nicht ſo nahe, als die erhabenen, und faſt nie mit Bewußtſeyn verbunden iſt mit den hohen moraliſchen Anlagen unſrer Natur, mit den Ideen der Gottheit, Unſterblichkeit ꝛc.; daß ſie mehr Irdiſches hat, mehr

Furcht

Furcht erregt als Ehrfurcht, mehr erſchüttert als erhebt, u. ſ. w.

12.

Was jenen ſichtbargroßen Gegenſtänden in der Myſik analog iſt, iſt die Materie des muſikaliſchen Ausdrucks dieſer Empfindungen. Alſo ein Gedräng von einer Menge dem erſten Anſchein nach unvereinbarer und doch zu einem Ganzen vereinter Harmonieen; eine Fülle, ein Reichthum des Akkompagnements vieler und verſchiedener Inſtrumente; ſehr reiche Behandlung und, beym Exekutieren, ſtarke Beſetzung der Stimmen; des Uniſono — aber nicht ſowohl das langſam gehaltene, wie beym Erhabenen, ſondern mehr das kühner, wilder hervorbrechende (ſo wie ſchon das tobende Schreyen eines großen Haufens von Menſchen dieſe Empfindungen hervorbringt); Melodieen, welche großen Umfang der Höhe und Tiefe, rauhere Intervallen haben; ſehr kühne Ausweichungen in fremde Tonarten, nicht zu ſehr geglättet, weil ſie ſonſt nur immer Einen Gedanken, ſo aber eine Vielheit der Gedanken in Einen zuſammengepreßt darſtellen; ein heftigeres Tempo, als beym Erhabenen, oder kürzere Noten im eben ſo langſamen; ſchnellere, gewaltſamere Abwechſelung des Forte und Piano, als im Erhabenen; mehr Figuriertes in den Nebenſtimmen, als dort, und zwar nicht nur um im Allgemeinen die Maſſe zu vermehren, ſondern beſonders um noch mehrere

und ſcheinbar verſchiedene Vielheit in das Ganze zu bringen, u. ſ. w.

13.

Es iſt ſchwerer dies mit Worten zu beſtimmen, als das Erhabene, das Niedliche u. d. gl., weil es zuſammengeſetzter iſt. Beyſpiele machen dies aber allgemein verſtändlicher, als das Erhabene, weil das letztere zu empfinden nicht jeder, jenes aber, jeder empfindungsfähige Menſch geſchickt iſt. Kein Komponiſt der Welt, hat, meines Bedünkens, dieſe Empfindungen gewaltiger ausgedruckt als Mozart, und hierin gerade iſt ſeine eigentliche Stärke, die ihn ſelbſt aufzehrte. *) Man ſtudiere, — aber dies nicht allein, weil man da durch einige kleine Unebenheiten geſtört werden könnte — ſondern höre auch Stücke von ihm, wie ich deren die vorzüglichſten hieher gehörigen anführen will; und man kennt dieſe Gattung muſikaliſchen Ausdrucks ganz, oder man lernt ſie nie kennen. Man ſtudiere und höre mehrere Sätze ſeines D. Giovanni (beſonders die Overtura, die Szene der Geiſtererſcheinung, und das Finale des erſten Akts); ſeines Idomeneo (beſonders das Finale des erſten Akts, und die Szene Volgi intorno lo ſguardo, o Sire, im letzten); das Finale des erſten Akts ſeiner übrigens meiſtens mittelmäßigen Clemenza

d.

*) Mehreres hierüber denke ich zu ſagen in noch unbekannten Anekdoten aus dieſes Meiſters Leben, in der ſchon genannten Zeitung.

di Tito; seine beyden Symfonieen aus C dur und Es dur; und vor allen verschiedene Sätze seines Requiem, z. B. den Satz: Rex tremendae majestatis — — Wäre es möglich, daß unsere Sänger noch die Fugen Sebastian Bachs stark besetzen und doch präzis exekutieren könnten: so müßten sie die Empfindungen, von denen wir sprechen, gleichfalls in reichem Maaß erwecken. Der Kenner schaudert beym Lesen mancher. Gluck und Reichardt haben gleichfalls Chöre versucht, die gewaltsam erschüttern sollen (letzterer z. B. in seinem Brennus): aber theils sind ihre Forderungen an die Sänger übertrieben — d. h. es liegt nicht in der Schwierigkeit, wie bey Bach und zuweilen bey Mozart, sondern in der Natur der Sache und der menschlichen Stimmen, daß sie nicht würdig exekutiert werden können; theils scheinen diese Männer hier die Natur zu sehr zu kopieren, und daher aus den Gränzen schöner Kunst zu verfallen.

14.

Die Empfindungen des im engern Sinn Schönen, des Lieblichen, Angenehmen unterscheiden sich von allen andern hauptsächlich durch Sanftheit nicht ohne Lebhaftigkeit, und sind genug karakterisiert, wenn man sagt, daß die Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit die vorzüglichsten derselben sind.

15.

Wer die Mittel, wodurch die Mahlerey diese Empfindungen ausdrückt und beym Beobachter ihrer Werke erregt, kennet, der findet auch leicht das diesen Analoge in der Musik. Dort überall die sanfte Wellenlinie der Schönheit: hier sanfte Melodieen, d. h. in Ansehung der Materie solche, wo die Töne in nahen Intervallen, ohne Sprünge, in gezogenen Noten, oft in gebundenen Triolen u. d. gl. einhergehen; dort überall sanfte allmähliche Uebergänge der Glieder der schönen Figur in einander: hier die geglättetsten Uebergänge in Ausweichungen in nahgelegene andere Tonarten; dort Licht und Schatten sehr gemäßigt vertheilt, sanft gehalten, mild in einander übergeleitet: hier Resonanzen, welche in die seltenen Dissonanzen (diese beyden machen das Kolorit der Musik aus), sanft hinschmelzen, wo die letztern so mild als möglich aufgelöst werden, u. s. w.

16.

Zu diesen Haupteigenschaften eines lieblichen Tonstücks – zu diesen fließenden Melodieen, gelinden und sparsamen Ausweichungen, sanften Auflösungen kömmt noch ein leichtes, fließendes, eben so wenig stark einherschreitendes als hüpfendes Tempo und eine diesem gemäße Taktart; ein sich leicht an die Melodie anschmiegendes Akkompagnement, besonders auch in gezogenen Noten und mit fleißigem Gebrauch der sanften Blasinstrumente, vornehmlich

lich der Flöten, Waldhörner, Klarinetten, Fagotten; der ganz eigene ſanftere Ton faſt aller Inſtrumente (ſogar auch der Menſchenſtimme) in den mittlern Tönen *; keine ſchnellen Rückungen des Forte und Piano, und beym Exekutieren der Vortrag des erſteren mehr als mezzo forte, das mezzo forte faſt als piano; und endlich in Anſehung des Ganzen ein leicht faßlicher Plan, und daher nicht zu volle Harmonie, ohne Gelehrſamkeit, oder mit ſo verſteckter, daß ſie als Natur und ungelehrt erſcheinet — das letztere, weil dieſe Empfindungen ſtets mehr oder weniger angränzen an Liebesgefühle, mehr ſinnlich ſind, als etwa die Empfindungen des Erhabenen, mithin auch ihr Ausdruck weniger, als der Ausdruck des Erhabenen, den Verſtand beſchäftigen darf.

17.

Beyſpiele ſind unnöthiger, weil ſie häufiger ſind, und die Sache an ſich ſchon deutlich genug iſt. Naumanns, Pergoleſi's Arien dieſer Gattung ſind eben ſo gut Beyſpiele zur Verdeutlichung, als Muſter zur Nachahmung. Händel war darin ſelten, aber dann auch ſehr glücklich. Beweis vom letztern iſt unter andern das Muſter eines ſchönen Satzes

*) Dieſes beſonders iſt ſo offenbar, daß man es nicht anders als Unſinn nennen kann, wenn ſo viele neueſte Opernkomponiſten Arien, welche dieſe Empfindungen ausdrücken und erregen ſollen, mit — dem Sänger ausgepreßter übermäßiger Höhe und Tiefe überladen.

dieſer Gattung, die Arie im Meſſias: Er weidet ſeine Heerde — Andere hier gleichfalls glükliche Komponiſten zu geſchweigen. Auch dieſe Empfindung hat bekanntlich ihre mannichfaltigen Grade; ſie kann bis zur Schwermuth herabſinken, oder bis zur Gluth aufflammen — (mithin muß auch der muſikaliſche Ausdruck derſelben dieſe verſchiedenen Schattierungen annehmen, obſchon der Hauptkarakter bleibt, mithin auch die Materie ihn darzuſtellen). Im letztern glänzte vornehmlich Gluck; hier iſt gerade das Feld, wo dieſer ganz eigene glühende Mann Bewunderung verdient, und gewöhnlich am wenigſten findet, indeß man ſeine Ausſchweifungen anſtaunt, welche doch Tadel verdienten.

13.

Das Niedliche iſt das Kleine, welches die Beſchaffenheit des Großen ausdrücken will — aber nicht ſeine Gröſſe und Kraft (nicht etwa das Große im verjüngten Maaßſtabe, nicht etwa ein Klavierauszug eines erhabenen Satzes; dieſer bleibt auch da erhaben): ſondern mit einer gewiſſen Schwäche, Kleinigkeit, doch Schuldloſigkeit, wobey man ſeine Unvollkommenheit deſto leichter verzeihet, ſeine Vollkommenheit deſto angenehmer findet. Wem das undeutlich iſt, der denke an Kinder und deren ganzes Thun und Weſen. An dieſen iſt alles niedlich. Sie ähneln den Erwachſenen, aber unter den angegebenen Beſchränkungen. Das Niedliche verſetzt uns

unſere Seelen in eine leichte, tändelnde, ſpielende mehr gutgelaunte als beſtimmtfrohe Thätigkeit; und dadurch macht es uns Vergnügen. Wer Etwas Höheres und Stärkeres nicht durchempfinden kann, liebt dies Vergnügen am meiſten. Daher findet alles Niedliche, daher finden beſonders auch niedliche Kompoſizionen ein ſtarkes Publikum, vornehmlich unter Weibern, Sanguiniern ꝛc. und je mehr dieſe über die allgemeine Stimme vermögen, deſto lauter iſt der Beyfall, den dergleichen Kunſtwerke erhalten.

19.

Die materiellen Hülfsmittel das Niedliche muſikaliſch auszudrücken ſind: ſchmeichelnde, tändelnde Melodieen, dieſen gemäße Taktart; ſcheinbare — mehr ſcherzweiſe, kurz und flüchtig angewendete, mehr angedeutete als ausgeführte kontrapünktiſche Behandlung eines ſehr leichten, oder im Gegentheil vertändelte Behandlung eines ernſthaften Thema's (wie mit ganz eigenem Geiſte in manchen Haydnſchen Symſonieenrondo's); Anſprüche auf Größe durch Fülle des Akkompagnements u. d. gl aber ohne Ausdauer, ohne tieferes Eingreifen, vielmehr mit baldigen Abbrechungen, baldigem Ueberhüpfen in leichtere, kleinlichere, launige, faſelnde Ideen und Spiele; beſondere Benutzung der Inſtrumente, der Geigen zur Zierlichkeit (wie etwa in Mozarts Terzett der Zauberflöte: Seyd uns zum zweytenmal willkommen —) wunderliches Gegeneinanderſtellen

der

der heterogenſten Inſtrumente; wenig Tiefe der Bäſſe, außer in jener mehr komiſchen Anwendung; wenig Diſſonanzen, oder ſchnell herbeygezogene, ſchnell verlaſſene — um das Gemüth zu täuſchen, welches beym erſten es für ernſtlicher gemeynet hielt; öfteres und überraſchendes Wiederkehren des Thema's, ohne eben weſentliche und tiefgedachte Veränderungen, u. d. gl.

20.

Alles dies läßt ſich beſſer im Soloſatz als im Chor anwenden; beſſer von kleinen, als ſehr reich beſetzten Orcheſtern aufführen — wie die meiſte neueſte Muſik. Am allerbeſten gehört es ins Rondo, welches daher in unſern Zeiten ſo beliebt iſt, ſo wie dieſe Liebe ein Beweis von Niedlichkeitsgeiſt iſt. Wegen dieſes ſo gemeinen Geiſtes ſchreiben die meiſten neueſten Komponiſten ſehr viel in dieſer Gattung, vorzüglich die neueſten Italiener und Franzoſen. Paiſiello, Cimaroſa, Martin, Gretry und andere; — ihre Arbeiten ſind gut und erreichen ihre Abſicht vollkommen. Viele neueſte Teutſche verſuchen es, dieſes Niedliche und Große ſonderbar genug zuſammen zu ſchmelzen (wahrſcheinlich in der Einbildung dann groß zu ſeyn, und niedlich zu ſcheinen, und folglich allgemein zu gefallen), und liefern Misgeburten, welche beſonders in der Inſtrumental- und komiſchen Opermuſik jezt überhand genommen haben. Nur Joſef Haydns vielgeſtaltiger Geiſt iſt auch im Niedlichen nicht nur

glück-

verwandelten. Er hatte nun keine Ruhe, bis er die schöne Danae bewogen hatte, sich mit einer von ihren Freundinnen aus einer Gesellschaft wegzuschleichen, aus welcher die Grazien schamroth wegzufliehen anfiengen; und sein Unwille ergoß sich während daß sie nach Hause fuhren, in eine scharfe Verurtheilung des verdorbenen Geschmaks des Sophisten, welche so lange dauerte, bis sie bey Anbruche des Tages wieder auf dem Landhause der Danae anlangten, um die von Ergözungen abgemattete Natur zu derjenigen Zeit, welche zu den Geschäften des Lebens bestimmt ist, durch Ruhe und Schlummer wiederherzustellen.

Viertes Capitel.

Daß Träume nicht allemal Schäume sind.

Die Stoiker, dieser strenge moralische Orden, dessen Abgang der vortrefliche Präsident von Montesquieu als einen Verlust für das menschliche Geschlecht ansieht, hatten unter andern Sonderlichkeiten, eine grosse Meynung von der Natur und Bestimmung der Träume. Sie trieben es so weit, daß sie sich die Mühe gaben, eben so grosse Bücher über diese Materie zu schreiben, als diejenigen, womit die gelehrte Welt noch in unsern Tagen, von einigen weisen Mönchen über die erhabne Kunst, die Gespenster zu prüfen und zu bannen, be-

glücklich, ſondern auf ganz eigne Weiſe und ganz ausgezeichnet glücklich. Im Allgemeinen (Ausnahmen zugeſtanden) könnte man vielleicht behaupten: Im Ausdruck des reinen Erhabenen iſt das ältere Italien; im Ausdruck des Großen, Mächtigen, Erſchütternden, das neuere Teutſchland; im Ausdruck des Schönen, Lieblichen, das mittlere Italien und neuere Frankreich; im Ausdruck des Niedlichen, das neueſte Italien und Frankreich — am glücklichſten geweſen.

Friedrich Rechlitz.

IV.

Preußens allgemein verehrtem Monarchen. *)

den 3ten Auguſt 1798.

Fallitur, egregio quisquis sub Principe credit
Servitium, nunquam libertas gratior extat
Quam sub Rege pio. —

Claudian.

Monarch! für Deſſen theures Leben
Und ſeiner ſchönen Thaten Lohn

Sich

*) Der edle, ächtpatriotiſche Dichter, der ſich auch bey Verfertigung dieſes Liedes das Pindariſche: halte, mein Geiſt

Sich zu der Allmacht ew'gem Thron
Izt tauſend Wünſche froh erheben,
Weil Dich ein edles Volk als Vater liebt und ehrt:
Ach, hör' im jauchzenden Gedränge
Der laut Dich ſegnenden und Freudetrunknen Menge,
Die neue Liebe Dir und neue Treue ſchwört,
Auch auf die herzlichen frohlockenden Geſänge.
Hier an der nachbarlichen Elbe Strand,
Wo längſt ein gutes Volk den Beſten Fürſten fand. —

Verzeih daher, Monarch! wenn ſchüchtern ſich in Deine
Verſchwiſter Barden Nachtigallen Haine
Auch einer Lerche Lied verirrt,
Die unter den erhabnen ſchönen
Und melodienvollen Tönen
Durch leiſe Jubel Dir kaum hörbar wird.
Wer, kann er auch den Flug des Adlers nicht erreichen,
Darf wohl an einem Feſte ſchweigen,
Das auf dem Throne Dir zum erſtenmal erſcheint,
Wo alle Deine Tapfren, Treuen,
Sich ihres guten Königs freuen,
Und jeder Tugend und Geſetze Freund
Mit ihren Segnungen die ſeinigen vereint.

Denn

Geiſt, den Bogen deiner Lieder auf den göttlichen Adler des Zevs! vorſaate, findet jeden teutſchen Leſer in gleicher Empfindung und gleichen Wünſchen geſtimmt.

Denn ja, Du biſt es werth, von jedem Volk der Erden,
Das Sittlichkeit und Ordnung ſchätzt,
An Fürſten-Tugenden, wie unſres ſich ergötzt,
Verehret und geliebt zu werden.
Wer ſo, wie Du, mit wohlverdientem Preis
Die Wiſſenſchaft und Kunſt froh zu ermuntern weiß,
Wer ſelbſt in ſeiner Pflichten Kreis
So muſterhaft als König wandelt,
Als Vater und Gemahl gleich groß und liebreich handelt;
Wer nie ſein Ohr dem Bittenden verſchließt
Und in das bange Herz Troſt und Erquickung gießt;
Wer nie ein edleres Entzücken
Und keine ſchön're Sorge kennt,
Als nur ein treues Volk durch Wohlthun zu beglücken,
Und ſtets von regem Eifer brennt,
Das ſtille Glück gehoffter beſſrer Zeiten
Mit ſegensvoller Hand wohlthätig zu verbreiten: —
O der verdienet ſeiner Väter Thron;
O der verdient den Dank von jeder Nazion;
O der verdienet, daß ein Engel
In weiblicher Geſtalt an Seiner Seite ſteht,
Und Ihm des Lebens Glück durch treue Lieb' erhöht,
Und ſegnend und geſegnet mit Ihm geht. —

So wirſt Du dann, Monarch, in deines Volkes Mitte
Verehrt, geliebt und glücklich ſeyn,
Dich Deinen Herrſcher-Pflichten freudig weihn,

Und Sie, die Himmliſche, wird jeden Deiner Schritte,
Mit Myrth' und Roſen überſtreun,
Durch holde Lieblinge Dein Vater Herz erfreun,
Und jedes treue Volk Dich ſegnend beneden.
Ja, Edler Fürſt! nichts kann je einen Thron erſchüttern,
Der nur auf Huld und Weisheit ruht;
Denn Dich beſeelet Friedrichs hoher Muth
Auch bey den nahen Ungewittern:
Und Teutſchland, das auf Dich entzückt
Als ſeinen Stolz und Retter blickt,
Darf für die Zukunft nicht mehr zittern.

Dresden. K. W. Daßdorf.

V.

Ueber

Jean Paul Richter.

Herrn Friedrich Schlegel gewidmet.

Alle die, zu denen Jean Pauls Genius faßlich ſpricht, bezeugen einſtimmig, daß ſeine Dichtungen ihr Herz zugleich erweichen und ſtärken, erſchüttern und ſtillen, ihre Seele über das Leben erheben und mit dem Leben ausſöhnen, ihren Geiſt mit den reichſten

ſten Ideen, und zu eignen befruchten; daß ſein Humor, eins mit ſeiner Erhabenheit, (die Verachtung des Kleinlichen mit der Begeiſtrung für's Große) ſie auf dem Standpunkte befeſtigt, wo ſie ihr moraliſches Ich vor der Verſtimmung durch bürgerliche Verhältniſſe, ſeine Menſchenliebe auf dem, wo ſie es vor der Verſtimmung durch Selbſtſucht ſichern. Könnte nun dieſen Dichtungen wirklich der Name eines Kunſtwerks abgeſprochen werden, ſo wäre der Schade nicht für ſie, ſondern für dieſes, und wir müßten dann nur auf eine neue Benennung ſinnen, die ihren Werth bezeichnete.

Wenn eine neue Naturerſcheinung unſern Geiſt mit Erſtaunen und Bewunderung erfüllte, wenn ein Komet unſerm Planeten genug ſich nähern könnte, um, dem Monde gleich, unſre Nächte zu erleuchten, möchte dann immer einer den Beweis verſuchen, dieſer Anblick ſey nicht erhaben; es würde nichts dabey herauskommen, als die Mühe ein neues Wort dafür zu erfinden. Führte er aber zum Grunde ſeines Beweiſes gar das an, daß er des Kometen Ankunft nicht vorher berechnet habe: ſo wurde er damit nicht mehr Glück bey uns machen, als Herr Friedrich Schlegel mit ſeinen Urtheilen über Jean Paul Richter.

„Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" umwebt nie etwas anders als ein Kunſtwerk, und da iſt es, wo uns nur immer eine wahre Idee in einer ſchönen Form erſcheint. Die Wahl

und die Stellung der Formen hängt von dem Stoffe den ſie ſinnlich darſtellen, weit inniger ab, als ſich ein Theoretiker geſtehen will, der die Reinheit und Freyheit der Form gern mit ihrer Leerheit erkauft, der nicht ſieht, daß die einſeitig geprieſene Simplicität derſelben erſt durch den Reichthum der Ideen, die zu formen ſind, ihren Werth gewinnt, daß alſo dieſe Simplicität, ſelbſt in der glänzendſten Darſtellung, in dem frappanteſten Style noch nicht verfehlt wird, wenn nur eben die Idee, die auszudrücken iſt, den Schimmer des Ausdrucks nothwendig macht. Die Kunſt iſt der Brennſpiegel, in dem ſich alle Strahlen der menſchlichen Natur koncentriren, und es gehört eine Anſchauung, eine Analyſe der leztern dazu, um das Weſen der erſtern von allen Seiten zu beſtimmen. Leer und todt iſt die Beſtimmung des Begriffs der Sittlichkeit ohne empiriſche Kenntniß der Leidenſchaften und Triebe, die der moraliſche Menſch nach reinen Vernunftgeſetzen lenken und regieren ſoll; leer und todt iſt die Beſtimmung des Begriffs der Kunſt ohne empiriſche Kenntniß der menſchlichen Natur und des unerſchöpflichen Stoffs, den der Künſtler nach äſthetiſchen Geſetzen beherrſchen ſoll. *) Jede reine Theorie iſt ein Geiſt, der

*) Dieſe Beſtimmung erhält nämlich ihr Leben erſt durch die Ueberzeugung, daß in der Erfahrung kein Fall gegeben werde, der die Anwendung des Begriffs unmöglich mache. Hätte der Menſch ſtatt der Hand einen Pferdehuf, ſo könnte die Beſtimmung des Begriffs der Sittlich-

der erſt von der Erfahrung das Organ erwartet, wodurch er uns ſein lebendiges Daſeyn zeige

Wenn Herr Friedrich Schlegel mit ſeinem Syſtem a priori nicht auslangt, um einen Dichter, der ſich in ſeinen Wirkungen auf uns als einen ächten Künſtler offenbart, gehörig zu würdigen, ſo gelingt's ihm nicht beſſer, wenn er die Griechheit zu Hülfe ruft. Denn wie jede Idee ihre eigenthümliche Form verlangt, um dargeſtellt zu werden, ſo erfordern die neuen Ideen, die der immer fortſchreitende menſchliche Geiſt unaufhörlich entwickelt, auch eigenthümliche neue Formen. Ein Beyſpiel davon ſind eben die karakteriſtiſchen Kennzeichen, die Jean Pauls Genius von dem griechiſchen Dichter unterſcheiden — ſein Humor, ſein religiöſer Schwung, ſeine Menſchenliebe. Den erſten hatten die Griechen in dem ſchönſten Zeitalter ihrer Dichtkunſt darum nicht, weil in Staatsverfaſſungen, wo ſich der Menſch frey als ein harmoniſches Ganzes entwickeln kann, wo er und der Bürger nicht divergiren, die Achtung des Wahren ſich nicht als Verachtung des Wirklichen äuſſern darf; religiöſer Schwung, wie wir ihn dem Glauben an einen höchſten, moraliſchen Geſetzgeber verdanken, mußte denen fehlen, deren Götter nur veredelte, oft gar nur mächtigere Menſchen waren; und die Begeiſterung der Menſchen-

lichkeit und der Kunſt immer dieſelbe ſeyn; lebendig in dem Menſchen zu werden, vermöchte ſie bey dieſem empiriſchen Hinderniß doch nicht.

liebe kannten die griechiſchen Dichter ſo wenig, daß die größten Helden des erſten derſelben grauſam und unmenſchlich erſcheinen, — ein Zeugniß, nicht gegen die Dichter, ſondern gegen ihr Zeitalter und deſſen rohe Sitten. Zählen wir alſo blos dieſe drey Quellen ſo unzähliger neuer Einfälle, Empfindungen und Ideen, die zur ſinnlich vollkommnen Darſtellung eben ſo viel neue Formen verlangen, ſo erkennen wir deutlich, daß ein neuerer Dichter in eine griechiſche Theorie der Kunſt nicht einzupaſſen, ſondern einzupreſſen wäre. Nicht der abſichtlichen Wahl, ſondern dem Mangel eines ſo reichen Stoffes, wie dieſer es offenbar iſt, dürfen wir die gerühmte griechiſche Dichtereinfalt beymeſſen; und wenn Homer jezt lebte, ſo zweifeln wir ſehr, ob er Herrn Friedrich Schlegels Theorie zu Ehren, dieſen Stoff wegwerfen würde, um ja die fatalen moraliſchen Wirkungen eines Meiſterwerks zu vermeiden, ja nicht zu intereſſiren, ja nicht die Herzen zu rühren, zu erheben, zu veredeln, um ja ſo einfach, d. h. ſo leer zu ſeyn, als es Herr Friedrich Schlegel fordert.

Friedrich von Oertel.

VI.

VI.

Kunſtnachrichten.

1.

Neapel, bis zum 30ſten April 1798. *)

In dieſem Heſperien genießt man ſchon der wohlthätigen Früchte des würdigſten Friedens. Das Gebäude der ſogenannten Studii wird eifrig zum Nazional-Muſeum eingerichtet, und das Herkulaniſche zu Portici ſoll ihm ſobald möglich einverleibt werden. Auch ſind die beſten Gemälde von Capo di monte dazu beſtimmt; ſchon ſind durch Anordnungen unſers Tiſchbeins die meiſten Statuen und Büſten, an deren Spitze der Farneſiſche Herkules und die Flora prangen, da aufgeſtellt, und die wegen Abformungen in der Porzellainfabrik befindlichen herrlichen Stücke folgen ihnen nach. Die 52000 Bände und 3000 Manuſkripte ſtarke Bibliothek iſt bereits daſelbſt in Ordnung, und der Katalog wird jetzt auf Königl. Koſten gedruckt.

*) Alle Leſer des Merkurs werden mit mir dem gütigen, durch ſeine jüngſte Anweſenheit in jenen uns faſt verſchloſſenen Gegenden ſo wohl unterrichteten Einſender dieſer zwey Briefe um die Fortſetzung dieſer Nachrichten bitten.

Das Tischbein-Italinskysche Werk der Hamiltonischen Vasen geht mit dem eben erschienenen 4ten Bande zu Ende; es enthält zusammen 242 Vasen. Eine Art Fortsetzung aus Privat-Sammlungen hat Tischbein weiter unternommen und 4 Hefte davon geliefert, wovon indessen der Text noch mangelt. Italinsky findet die teutsche Umarbeitung seiner Beschreibung zu — gelehrt.

Tischbein, den die Nachwelt noch immer mit Dankbarkeit nennen wird, und der das Studium der griechischen Kunst mit griechischem Geiste befördert, führt seine Ideen zum Bilder-Homer immer weiter, und hat bereits über 100 Tafeln dazu fertig. Nächstens oder anderwärts die Beschreibung hiervon, und mehreres von einem dazu gehörigen Thierwerke zur Karakteristik des Menschen aus der Natur der Thiere. Von dieser wissenschaftlichen Bearbeitung der griechischen Kunst vernachläßigt er seinen Pinsel nicht. Sein neuestes grosses 12 Schuh hohes und 14 breites Gemälde mit 9 Figuren ist ein Meisterstück, und stellt den nervigten Hektor vor, der dem Paris seine Weichlichkeit vorwirft. Verlegen ist Helena; sie wendet den halben Blick auf ihren Geliebten; Zärtlichkeit sprechen ihre trüben Augen und entscheiden für ihn. — Der befeuerte Paris bleibt neben ihr sitzend; er wundert sich über Hektors Kühnheit, die nur ihm geweihte Gynäkonitis zu betreten. Einzelne Kupfer dieses Bildes und der homerischen Helden läßt Tischbein mit eig-

ſchenkt worden iſt. Sie theilten die Träume in mancherley Gattungen und Arten ein, wieſen ihnen ihre geheime Bedeutungen an, gaben den Schlüſſel dazu, und trugen kein Bedenken, einige Arten derſelben ganz zuverſichtlich dem Einfluß derjenigen Geiſter zuzuſchreiben, womit ſie alle Theile der Natur reichlich bevölkert hatten. In der That ſcheinen ſie ſich in dieſem Stük lediglich nach einem allgemeinen Glauben, der ſich von je her unter allen Völkern und Zeiten erhalten hat, gerichtet, und dasjenige in die Form einer ſchlußförmigen Theorie gebracht zu haben, was bey ihren Großmüttern ein ſehr unſichers Gemiſche von Tradition, Einbildung und Blödigkeit des Geiſtes geweſen ſeyn möchte. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo iſt gewiß, daß wir zuweilen Träume haben, in denen ſo viel Zuſammenhang, ſo viel Beziehung auf unſre vergangne und gegenwärtige Umſtände, wiewohl allezeit mit einem kleinen Zuſaz von Wunderbarem und Unbegreiflichem, anzutreffen iſt; daß wir uns um jener Merkmale der Wahrheit willen geneigt finden, in dieſem leztern etwas geheimnisvolles und vorbedeutendes zu ſuchen. Träume von dieſer Art den Geiſtern auſſer uns; oder, wie die Pythagoräer thaten, einer gewiſſen prophetiſchen Kraft und Divination unſrer Seele beyzumeſſen, welche unter dem tieffen Schlummer der Sinne beſſere Freyheit habe, ſich zu entwikeln: So ſinnreiche Auflöſungen überlaſſen wir denjenigen, welche zum Beſiz jener von Lucrez ſo enthuſiaſtiſch geprieſenen Glükſeligkeit, die Urſachen der Dinge einzuſehen, in

einem

ner Anhülfe von seinen geschickten Schülern abzeich
nen, und das Portefeuille manches Reisenden trag
sie mit Freuden davon. Dieses Gemälde wird nac
Rußland verlangt, aber die jungen Künstler wolle
dagegen mit Bittschriften einkommen, damit es de
Akademie einverleibt werde. — Filipp Hac
kert, schon ein Veteran in der Kunst, fährt for
mit jugendlicher Stärke und fleißiger Leichtigkeit di
Welt mit seinen Gemälden und Bisterzeichnungen z
bereichern. Sein Pinsel hat sich seit einigen Jahren
noch mehr verbessert; einige neue Sonnens Auf=
und Untergangs, auch Nebelstücke geben seinem Co
lorit die wohlthätigste Wärme. Er macht keine
Gouache=Zeichnungen mehr. Nikodemus aus
Rastadt mahlt glücklich Bildnisse, und arbeitet viel
für die königliche Familie. Riedel aus Oestreich
liefert gute täuschende Kopieen von den Hauptgemäl
den der Gallerie auf Capo di monte. Kniep
aus Hildesheim zeigt sich immer mehr als veredelter
denkender und dichtender Künstler, und kommt seinem
Freunde Tischbein, dem Erwecker seines Genius, an
griechischem Kunstgeist' am nächsten. Zwar nicht mit
leichter Hackertischer Stärke, aber mit großem Fleiß
und einer holden Sanftheit, die seinen Karakter aus=
drückt, entwirft und vollendet er seine Bisterzeich=
nungen, die von edlen griechischen Gestalten belebt
sind und uns in die lieblichste Zeiten der Dichtkunst
zurückführen. Zwey seiner besten jüngst verfertig=
ten großen Kompositzionen sind des Ulysses Abschied
von der Circe und seine Ankunft bey der Kalypso an

der Grotte. Ihm iſt ein ſchweres Problem in der Malerey gelungen: wie 3 Bäume, zweymal hinter einander ſtehen, ſo zu richten ſind, daß, wenn etwas davon weggenommen würde, das übrige wieder ein Ganzes bilde, was auch auf Schlachten und andere Gegenſtände anwendbar wäre.

Ducros von Viel in der Schweitz, ehemals der Handlung gewidmet, hat eine eigne, in Tivoli träufelnden Virtuosen erſonnene beſirnißte Manier von Gouache Zeichnung Gemälden, die er hinter Glas ſtellt und wovon ſein Beſchützer Hamilton viele theuer nach England verkauft. Auch lieferte er dem Premier-Minister Acton einen Saal voll. Schöne klaſſiſche Naturgegenden Griechenlands, z. E. Helikon und Parnaß mit Arkadien, Argos, Euböa, Lesbos ꝛc hat er nach ſchlechten Skizzen gut bearbeitet.

Der Maler Denis, aus den Niederlanden, liefert vortreffliche, beſonders Nebelgemälde, und iſt ein würdiger Nacheiferer Hackerts.

Ein franz. Künſtler Pegnignon iſt noch zu kalt und oberflächlich in ſeinen Bilderzeichnungen und ſeine Figuren ſehen ſtark nach Gallogräzien. Er giebt indeß zu beſſeren Hoffnungen Anlaß. Als Liebhaber liefert in dieſem Fache der Abbé Foulon Lehrer der Prinzeſſinnen hübſche Arbeiten, und daß die Königin (bey den laſtenden Staatsgeſchäften) noch immer die Kunſt und teutſche Literatur liebt, auch

auch selbst noch als Erzherzogin 3 Stücke geätzt hat, ist rühmlich bekannt.

Georg Hackert fährt fort mit glücklichem Grabstichel seines Bruders Gemälde zu verewigen. Die Ansichten von Pompeji sind mit dem 5ten und 6ten Stücke geendet. Die neue große Ansicht Roms, von der Via Appia auf halbem Wege nach Albano ist auch fertig, und nun ist er mit der Uebersicht der Campi Flegrei und aller umliegenden Inseln von dem Kamaldulenserkloster aus beschäftigt, wobey sein Bruder die Gegenstände mit bewundernswürdiger Genauigkeit darstellte, welches Bild er noch verkleinerter in Kupfer bringt.

Vom Hamiltonischen Werke der Campi Flegrei sind etwa noch 30 Exemplare übrig; ein Padre Menage, der daran mitarbeitete und nun in Kalabrien sich befindet, besitzt noch viele Zeichnungen von den liparischen Inseln, vom Aetna ꝛc die einmal zur Fortsetzung dienen könnten. Jene Unternehmung kostete Hamilton 2000 Pf. Sterl.; aber 500 Exemplare brachten dies wieder in einem Jahre ein. Seine Vasen-Sammlung ist eingepackt, weil er nach England zurückberufen ist, und nicht weiß, ob und wie er zurückkehrt. Seine Reise wird wo möglich über Wien, Weimar, Frankfurt und Göttingen gehn, und seine griechische Gemahlin wird ihn überall hin begleiten.

Vivenzio's Vasenwerk soll seine Nolanische Sammlung in 3 Bänden enthalten; der 1ste Band von 32 Tafeln wird bald erscheinen. Sie sollen durch Zeichnungen nicht veredelter und dadurch ungetreu werden, und eben darum die verschiedenen Arten der Zeit und Arbeit besser auseinander setzen.

2.

Rom, bis zum 15ten May 1798.

Die Musen Borghese und Pamfili, die Gallerien Borghese, Colonna, Pamfili, Corsini, Alghieri ꝛc. sind nicht von den Franzosen feindlich heimgesucht worden. Es war einmal die Rede, daß der berühmte Fechter in der Villa Borghese „der franz. Republik Vergnügen machen würde"; weil jedoch den Eigenthümer die Ueberlassung nicht vergnügen konnte, so unterblieb es. Die bey Veletri gefundene Statue der Minerva, worüber unser Fernow schon alles gesagt hat, fand ich beym Restaurateur Monge, einem sehr einfachen klugen Manne, der sie gar lieb hat, und zur Transalpirung bereitet. — Das etwa 250 Statuen und 150 Büsten starke Museum des nach Wien emigrirten Kardinal Albani wird schon in einigen hundert Verschlägen zur Abreise bethätigt; die Villa selbst wollte General St. Cyr beziehen, der vormals Maler gewesen, und sich als schützender Freund unsrer edlen Angelika zeigte. Die mancherley meist für Engländer gemahlten Bilder dieser

gro-

großen Künstlerin waren keiner konfiszirenden Untersuchung ausgesetzt. Doch kann ihre Aengstlichkeit an die Zukunft nur mit Zittern denken, obgleich die Franzosen überall ihren Maximen folgen, und weder Gelehrte noch Künstler unedel behandeln. Sie hatten sogar unsern, in Sachen der Meynung nach Tivoli verbannten Maler Poeten Müller in Schutz genommen. Angelika, noch voll warmer Anhänglichkeit an das teutsche Vaterland, das manche andre unteutsche Germanier in fremdem Wohlbehagen gerne vergessen, will einst freundlichen Bitten folgen, und spricht davon, nach Weimar zu ziehn,

Sie hat Einladungen von der Königin von Neapel und der kunstliebenden Großherzogin von Toskana ausgeschlagen und scheint nun an Italien genug zu haben; auch die holden Ufer der Brenta, wohin sie sich nach Padua begeben wollte, werden sie hoffentlich nicht fesseln. Herders in seiner Art einziges Bild von ihrem Pinsel folgt mir nach; es verdient, von Müller gestochen, die Frauenholzische Sammlung zu verherrlichen. Auf jedem Fall soll es, und zwar ganz nach Angelika's Wunsche, gestochen werden.

Unter den hiesigen lebenden teutschen Künstlern sind folgende noch besonders werth genannt zu seyn. Schmidt aus Darmstadt, ein Historien- und Miniatur-Maler von angenehmem Kolorit.

Wächter aus dem Würtembergischen zeigt sich in großen Kompositionen, und wählt oft Gegenstände

stände der biblischen Mythologie. Sein Hiob in stummer Betrachtung mit den beyden Freunden ist ein vortreffliches Gemälde. Von Rohden aus Kassel mahlt Landschaften, studiert fleißig und erregt die besten Hoffnungen. Der nun bald zurückkehrende Dresdner Architekt Roos hat sich viele Kenntnisse gesammlet, und wird seinem Vaterland Ehre bringen — Rafaels Tapeten, die an einen Engländer verkauft waren, sollen nun einem französischen Händler zugehören, der sie in Frankreich zur Schau ausstellen will.

Die neue Roma bietet übrigens manches anziehende Schauspiel dar. Bey allen Beraubungen der Sieger Ober-Italiens ist doch genug übrig, um in ihrem Schooß ein seliges Jahr zu verleben, und sehen und fühlen zu lernen!

Steht doch die hohe Peterskirche noch, vor welcher selbst die Begeisterung starrt! Sind doch die heiligen Mauergemälde des göttlichen Rafael, und des Kunst-Riesen Michael Angelo unentweiht, und unwegtragbar! Und das Museum Borgheſe, das Kapitolinische (wo die franz. Foderungen schon fast abgekühlt hinkamen und, ausser Monge, eben nicht allzukenntnißvoll sich zeigten) und die Gallerie Borgheſe, Pamfili, Colonna, das Pantheon, die Obelisken, Brunnen, und die Trümmer des alten Roms — sind diese nicht mehr der Verwunderung würdig? Ist nicht das Natur-Wun-

der

der Tivoli allein der Reiſe vom fernſten Norden der werth? —

Laſſen wir alſo über alles Geſchehene immer die heilende Lethe fließen! Iſt Galliens Lutezia was ſie in der ſchönen Kunſt werden ſoll und kann, ſo wollen wir gerne, wo nicht über Aegypten und Griechenland — doch über Italien zu ihr hinwallen und näher ihre Verwandlungen betrachten.

J. J. Gerning.

(Die Fortſetzung folgt.)

3.

Ueber Hrn. Böhningers mechanografiſche Fabrik.

Den neueſten Nachrichten aus Duisburg zufolge wurde durch die fortdauernden politiſchen Gährungen in jenen Gegenden die weitere Vervollkommnung der Anſtalt merklich gehindert. So unterbrachen zweymalige Hausdurchſuchungen in Düſſeldorf alle Arbeiten des Hrn. Direktor Langers. Die dadurch entſtandene Hemmung veranlaßte die Herren Böhninger und Langer in der Mitte des Septembers eine Reiſe nach Paris zu machen, um dort Künſtler und Kunſtſachen für das Unternehmen zuſammen zu bringen. Sie verſprechen ſich für beydes dort reiche Ausbeute.

4.

Kartinal Borgia.

Es sind wiederholte, sehr ernstliche Versuche in Paris selbst gemacht worden, um das Loos dieses edeln Mannes zu mildern, und seine Sammlung zu Veletri für ihn zu erhalten. Beydes ohne den geringsten Erfolg. Man fürchtet außerordentlich für die Erhaltung des Museums zu Veletri, da gerade dort die heftigsten Explosionen der Insurrektion von Ferentino und Terracina statt gefunden haben, und überall viel Soldaten einquartiert sind. Da die Sammlung für Borgia verloren ist, wird man suchen, sie so unversehrt als möglich nach Paris kommen zu lassen.

5.

Über den Bildhauer Kanova.

Dresden, den 5. September 1798.

Ich habe den grosen Bildhauer Kanova aus Rom hier gesprochen. Er war in Gesellschaft des Principe Rezzonico, vormaligen Senators von Rom, auf einer Reise durch Teutschland einige Zeit lang hier, und ließ den Kunstschätzen unserer Stadt alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Er besah einigemal unsere Antikengallerie, und es mußte gewiß jedem Liebhaber angenehm seyn, die Urtheile eines so kompetenten Richters über die Hauptstücke derselben zu vernehmen. Er zieht die Venus im Athle-

tens

ten-Zimmer allen übrigen noch vorhandenen, außer der Medizeischen, vor, hält den sogenannten Alexander für einen Antinous mit restaurirtem Kopfe, und findet in der Minerva mit der Gigantomachie in Reliefs auf dem Limbus des Gewandes eines der merkwürdigsten Stücke, die aus dem Alterthume übrig sind.

Er wurde von den Franzosen sehr freundlich behandelt, und erhielt selbst von Paris eine Einladung, seine Kunstwerkstätte dorthin zu verlegen. Allein er rechnet darauf, daß auch in Rom wieder bessere Tage kommen werden; und läßt dort in seinem Attelier von seinen Gehülfen rasch fortarbeiten. Die Franzosen kauften von ihm zwey fertige Gruppen um jeden Preis, den er ansetzte, und hätten gern mehr gehabt. Er lobte den General St. Cyr als einen billig denkenden Mann, der, selbst ein Künstler, besonders die Künste beschützte und manchem Sultanism der Kommissairs des Direktoriums nachdrücklich steuerte.

Vom Museum Pio-Klementinum und Kapitolinum ist weiter nichts weggenommen, als was schon nach der ersten Kapitulazion ausgeliefert werden mußte. Aber die ganze Villa Albani ist wie ausgeleert, die Gemälde um eine Kleinigkeit an Juden, die jetzt herrlich gedeihn, verschleudert, die Antiken aber zum Transport nach Paris eingepackt. Ein ähnliches Schicksal haben auch die Propaganda und die Besitzungen des päbstlichen Nepoten erfahren.

Der

Der Kardinal Borgia lebt in Padua, wohin ſich überhaupt die meiſten römiſchen Großen geflüchtet haben. Kanova war eben beym franz. General Muralt, als man ihm den Vorſchlag that, das Museum Borgianum für die Republik in Beſitz zu nehmen und — zu verkaufen. Der wackre Künſtler ſtellte dem franz. General vor, daß dieſe Sammlung zwar viele Raritäten, aber keine Koſtbarkeiten von innerm Werth enthalte, und rettete dadurch das Muſeum von den raubgierigen Händen der Kommiſſaire.

Kanova genoß als Venezianer und wegen ſeiner nach Venedig gelieferten Kunſtwerke eine Penſion von 100 Thaler von der Republik, die ihm nun auch der Kaiſer fortzuzahlen verſprochen hat. Er arbeitet jezt an 5 koloſſale Statuen, wovon eine die Maaße des Farneſiſchen Herkules haben wird.

VII.

Auszüge aus Briefen.

Ausländiſche Korreſpondenz.

1.

Zürich, den 1. September 1798.

Seit der wackre La Harpe in unſerm Direktorium iſt, bekommt alles ein frölichers Anſehn. Der neue Allianztraktat

einem vollern Maasse gelangt sind als wir. Indessen haben wir uns doch zum Gesez gemacht, den guten Rath unsrer Amme nicht zu verachten, welche uns, da wir noch das Glük ihrer einsichtsvollen Erziehung genossen, unter Aufführung einer langen Reihe von Familienbeyspielen, ernstlich zu vermahnen pflegte, die Warnungen und Fingerzeige der Träume ja nicht für gleichgültig anzusehen.

Agathon hatte diesen Morgen, nachdem er in einer Verwirrung von uneinigen Gedanken und Gemüthsbewegungen endlich eingeschlummert war, einen Traum, den wir mit einigem Recht zu den kleinen Ursachen zählen können, durch welche grosse Begebenheiten hervorgebracht worden sind. Wir wollen ihn erzählen, wie wir ihn in unsrer Urkunde finden, und dem Leser überlassen, was er davon urtheilen will. Ihn däuchte also, daß er in einer Gesellschaft von Nymphen und Liebesgöttern auf einer anmuthigen Ebne sich erlustige. Danae war unter ihnen. Mit zauberischem Lächeln reichte sie ihm, wie Ariadne ihrem Bacchus, eine Schaale voll Nectars, welchen er an ihren Blikken hangend mit wollüstigen Zügen hinunterschlürfte. Auf einmal fieng alles um ihn her zu tanzen an; er tanzte mit; ein Nebel von süssen Düften schien rings um ihn her die wahre Gestalt der Dinge zu verbergen, und tausend liebliche Gestalten gaukelten vor seiner Stirne, welche wie Seifenblasen eben so schnell zerflossen als entstuhnden. In diesem Taumel tanzte und hüpfte er eine Zeit lang fort,

traktat mit Frankreich iſt gröſtentheils ſein Werk. Feſt, überlegend, thätig, ein Feind der Sanskülotterie, giebt er in Verbindung mit dem für Erziehung und Kultur beſonders thätigen Le Grand und dem wackern Claire der ganzen Organiſazion einen neuen Umſchwung. Die Gefahr des Krieges fürchten wir nicht zu ſehr. Das durch das Gerücht ſo ſehr vergröſerte Korps der Oeſterreicher beſteht höchſtens aus 6 bis 8000 Mann in Vorderöſterreich bis gegen Tyrol.

Haben Sie ſchon Peſtalozzi's treffliches Wort an die Geſetzgeber von Aran geleſen? Ein ſchönes, menſchliches Aktenſtück im Archiv des Zeitalters. Auch die Rede verdient aufbehalten zu werden, die den Regierungsſtatthaltern in allen Kantonen auf das in unſerm Kanton den 16. Auguſt gehaltene Beeidigungsfeſt zugeſtellt wurde. Beſonders aber mache ich Sie auf ein Volksblatt aufmerkſam, deſſen Herausgabe von dem Miniſter der Künſte und Wiſſenſchaften, dem Bürger Stapfer, ehemali, n Prof. in Bern, veranſtaltet wird. Eine Anzahl Exemplare werden durch die Regierung im Lande vertheilt werden. Wer es auswärts kaufen will, — und es wird gewiß auch groſes Intereſſe fürs Ausland haben, — bezahlt auf den Jahrgang für 25 ganze Bogen nicht mehr als einen Züricher Gulden. Gewiß muß es jedem wahren Menſchenfreund intereſſant ſeyn, dieſe humane Stimme des Genius der

Schweiß aus unserm Revoluzions-Wesen erschallen zu hören. Der Zweck dieses Volksblattes ist Volksaufklärung und Volksbildung im ächten Sinne dieser Wörter, Erweckung der Vaterlandsliebe, Erschaffung des Gemeingeistes. — folglich die Gegenstände desselben: Belehrung des Volkes über die Natur, die Geschichte, die nothwendigen Resultate unserer Revoluzion, damit seine Aufmerksamkeit mehr auf die Aussichten, die sie für Entwickelung der Menschenkräfte und Erhöhung des Volkswohlstandes eröfnet, als die partiellen Uebel gelenkt werde, die sie nach sich gezogen hat. — Ferner, faßlicher Unterricht über den Geist, die Absichten und Folgen der Gesetze und Verfügungen der höchsten Gewalten, Erklärung dunkler Ausdrücke, populare Erläuterung der darin vorausgesetzten Kenntnisse und Grundbegriffe. — Dann Berichtigung herrschender Vorurtheile und Irrthümer, welche das Zutrauen zu der Regierung untergraben und die Kraft der Gesetze schwächen. Endlich, Verbreitung nützlicher Einsichten über Gewerbe, Pflichten und Rechte des Bürgers, wie auch der verschiedenen Beamten im Staate. —

Die geschichtlichen, moral. polit. ökonom. statistischen Aufsätze über erwähnte Gegenstände in diesem Volksblatte sollen in möglichst populärem Styl, ohne Zwang mit einander abwechseln, aber immer, dem Zwecke zu

folge,

folge, die Tendenz haben, Moralität, Zufriedenheit mit den Fügungen der Vorsehung, und Bereitwilligkeit zur Einführung der verfassungsgemäßen Anstalten zu erzeugen und zu erhalten. Materialien zu solchen Aufsätzen werden unter andern auch seyn: Zeitbegebenheiten die in Helvezien sich ereignen, oder darauf Einfluß haben, Gesetze, Verfügungen, Libelle, Gerüchte.

Die übrigen Minister werden dem Minister der Wissenschaften aus ihrer Korrespondenz Winke über Zeitbedürfnisse und Volksirrungen geben, die er durch den Redakteur zur Benutzung an die Mitarbeiter gelangen lassen wird. Der Titel dieses Volksblattes wird seyn: Wochenblatt zur Belehrung der Staatsbürger über ihre Pflichten und Rechte.

Dieß sind die Ideen der Minister der Wissenschaften über die Natur und Einrichtung eines Volksblattes, das das Wichtigste und Beste in jedem Staate, und besonders in einem Staate, dessen Verhältnisse sich neu organisiren, Volksaufklärung im ächten Sinne des Worts, und Volksbildung zum Gegenstande hat; *) und ich freue mich Ihnen sagen zu können, daß die hellern

*) Beym Abdruck erhalt ich das erste Stück des helvetischen Volksblattes. In der trefflichen Einleitung wird man die Hand des edeln Stapfers nicht verkennen. Auch die erste hier abgedruckte Revolutionsskizze, ein Bauerngespräch über die vorgebliche Abschaffung der Religion ist im wahren Volkston.

B.

Köpfe der Schweitz, sich mit ächtem Patriotismus zu diesem edlen Zwecke unserer Regierung vereinigen. Unser bekannte, auch Teutschland als scharfsinniger Historiker bekannte Hr. Füßli, Antistes Heß, Professor Ith in Bern, Pfarrer Lavater, Professor Bräm, der würdige Bruder unsers Tacitus Müller, Prof. in Schafhausen, kurz, Leute aus allen Kantonen, Glauben und Meinungen, zeigen, wie gesagt, den wärmsten Eifer ihre Gaben auf diesen schönen Altar des Vaterlandes zu bringen. — Das Ausland sieht gewiß mit Interesse auf dieses Emporstreben des bessern Genius der Schweitz, von der er durch den Drang innerer und äußerer Umstände gewichen schien. Von dem würdigen Ith in Bern haben wir ein neues interessantes Werk: Ueber die Grundlagen der helvetischen Staatsverfassung und eine darauf zu errichtende Nazionalerziehung zu erwarten, und seine Anthropologie wird nun auch fortgesetzt werden.

2.

London, den 5. September 1798.

Es sind in diesem Sommer mehrere längst erwartete große Werke erschienen, die gewiß zum Theil auch in Teutschland sehr willkommen seyn werden. Die Gesellschaft der Dilettanti oder Alterthumsliebhaber hat nun aus Wood's und anderer Reisenden Papieren auch den zweyten Theil von den Ionian Antiquities in gr.

gr. Fol. mit 20 Kupfertafeln erſcheinen laſſen. Es koſtet bey Nicol. 3 Pf. 14 Sch. Vom wohlfeilern Nachdruck der in Kalkutta gedruckten Aſiatic Reſearches, der unter dem Titel Diſſertations and miſcellaneous pieces relating to the Antiquities of Aſia cet. erſcheint, iſt nun auch der 4te Theil erſchienen, der über Jones Tod hinaus geht. Von Georg Forſter's Reiſe von Bengalen nach England, die bis jetzt ſo ſelten war, daß der zweyte Theil gar nicht aufgetrieben werden konnte, weil die Oſtindiſche Geſellſchaft faſt gar keine Exemplare aus Kalkutta heraus ließ, iſt nun ein zweyter Abdruck in 2 Quartbänden bey Faulder (1 Pf. 16 Sch.) zu haben. Auch iſt endlich von den ſo lange gewünſchten und mit unverzeihlicher Langſamkeit in Oxford abgedruckten aſtronomiſchen Tabellen des königl. Aſtronomen Bradley der erſte Theil unter dem Titel: Aſtronomical Obſervations, made at the royal Obſervatory at Greenwich from the Year 1750 to 1762. in Folio erſchienen, und koſtet bey Elmsley 5 Guineen. — Für die Politik des Tages dürfte folgendes Pamflet von der größten Wichtigkeit ſeyn: The Cauſes of the Rebellion in Ireland diſcloſed, in an addreſs to the people of England, by an Iriſh Emigrant. Johnſon. 2 ſh. Hier wird unwiderſprechlich gezeigt, daß die Beresfords oder die ſogenannte Junto of the Caſtle die armen Irländer zur höchſten Verzweiflung durch ihre abſcheulichen Maaßregeln getrieben haben. — Wundern Sie ſich nicht, wenn Sie auf Ihre

Bücher und Journale von hier so lange warten müssen. Wollen Sie wohl glauben, daß unser teutscher Buchhändler Escher, der doch nach Hamburg ein schönes Geld zahlt, noch kein Blättchen, nicht einmal einen Katalog aus Leipzig von der Ostermesse erhalten hat? Die Schuld liegt gänzlich an dem unglaublich überladenen Handel in Hamburg und London. Wo Kisten für Millionäre, und wo mit einemmale 126 westindische Schiffe, wie in der Themse, ankommen, da muß die elende Papierkiste des Buchhändlers, höchstens 100 lumpige Pfund werth, zurück stehen, oder der Kapitain wirft sie unten in den Raum, wo das Seewasser alles verdirbt, wie das neulich der Fall bey einem meiner Freunde in der City war, der alles zurücksenden mußte.

Was an Kollnet's neuen Reisen in den stillen Ozean ist, werden Sie ungefähr aus den Auszügen sehn, die davon für die Allgemeinen geographischen Ephemeriden eingeschickt worden sind. Kollins Beschreibung von Neu Süd-Wallis ist interessanter. Aber der elegante Gilpin übertrifft sie beyde in seinen neuesten Werke: Observations on the Western parts of England, relative chiefly to picturesque Beauty, with plates. Cadell. 8. 25 Sch. Dieser Mann schreibt mit großem Interesse und wird stark gelesen. Es würde mir schwer werden ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne den Mund voll zu nehmen. Morrit in

seiner

ſeiner Vindication of Homer hat Bryant's tolle Paradoxen derb abgefertigt, aber mit Würde. *) Obſervations on the Manners and Cuſtoms of Italy (by Brooke) Cadell, ſcheint mir ein ſehr verſtändiges Reiſebuch zu ſeyn. Die Ausbrüche des Veſuvs im Jahr 94 ſind meiſterhaft geſchildert, und ſeine Bemerkungen ſind auserleſen und neu. Jetzt haben wir auch ein Anti-jacobin Review and Magazin or Monthly political Cenſor. (Wright)! Gilrey, der groſſe Karrikaturiſt, hat die Idee ſo drollig gefunden, daß er

 eine

*) Hr. Morrit iſt, wie mir einer meiner Freunde aus England berichtet, ein trefflicher junger Mann von ungefähr 28 Jahren. Voll Enthuſiasmus für den klaſſiſchen Boden Griechenlands ging er von der Univerſität Kambridge, wo er für einen deep-read Greek Scholar paſſirte, geradeswegs nach Neapel, wo er zwey geſchickte Zeichner engagirte, und ſich mit ihnen nach Griechenland einſchiffte. Hier brachte er 3 Jahre in den ehrwürdigſten Ueberreſten der Vorzeit zu, und kam zu Anfange dieſes Jahrs mit herrlichen Portefeuilles bereichert in ſein Vaterland zurück. Die erſte Frucht dieſer Reiſe iſt die ſchon im letzten Stücke des Merkurs ausführlich erwähnte Schutzſchrift für den Homer, wobey ſich mehrere von ſeinen Künſtlern an Ort und Stelle aufgenommene Plane befinden. Von ſeinem Eifer für alte Kunſt und Literatur iſt um ſo mehr zu erwarten, da er ein jährliches Einkommen von 20, 000 Pf. Sterling und groſſe Güter beſitzt.

eine Karrikatur also benannt hat. Der Herzog von Bedford ist als ein grosses Meerthier vorgestellt, in dessen Gesellschaft die Opposizion sich ins Publikum wagt.

Der von mir schon mehrmals erwähnte Doktor Willich, der in Edinburg den teutschen Sprachmeister und Lehrer der Kantischen Filosofie machte vom letztern auch einige Proben im Englischen erscheinen liess, ist Gesandtschaftsarzt der Sächsischen Gesandtschaft geworden, und hat vor kurzem eine chemische Untersuchung des warmen Sprudels bey Bristol herausgegeben, und diätetische Regeln für die Brunnenkranken. Der German doctor wird gewiß hier mehr Glück machen, als der German philosopher.

Von unsern neuesten dramatischen und Romanprodukten kann ich Ihnen wenig tröstliches verkündigen. In beyden Fächern sind jetzt die aus Teutschland verpflanzten Produkte an der Tagesordnung. Hr. Render, erst in Oxford, nun in Kambridge Lektor der teutschen Sprache, ein gewaltiger Lebemann, hat vor kurzem den Grafen Benjowsky von Kotzebue übersetzt. Auch liefert man jetzt The history of my father, or how it happened that was born, a Romance from the German of Kotzebue, und selbst englische Originalromane hängen schon das teutsche Schild aus, wie z. B. The Midnight-

bell,

bell, a German ſtory 3. Vol. 10 ſh. Sonſt giebt es auch More Ghoſts (mehr Geiſter) 3 Vol. 10 ſh. und the new Monk 3 Vol. 10 ſh. Das ſind Nahmen von Moderomanen. Kratters Natalie und Mädchen von Marienburg ſind auch für die hieſigen Theater bearbeitet.

2.

Inländiſche Korreſpondenz.

1.

Maynſtrohm, den 11. Auguſt 1798.

Das Sprüchwort ſagt, die Zeit bringt Roſen. Den Ländern am Rhein, Mayn, an der Lahn, Sieg u. ſ. w. hat ſie aber gewiß noch keine gebracht. Vielmehr geht daſelbſt wieder alles mögliche Unkraut, Dornen und Diſteln, ja Gift- und Schwindelkräuter in weitwuchernder Fülle auf. Dieſe Länder ſind neuerdings wieder ein wahrer Kriegsſchauplatz geworden. So will es die Franzöſiſche Republik, dieſes Schreckensmeteor unſerer Tage; ſo will es — das traurigſte Verhängniß einer unbegreiflichen Verſehung. Joubert hat Hatrys Stelle als Oberhaupt der Armee von Maynz eingenommen. Was von den Dingen, die um uns her vorgehen, ihm zur Laſt fällt, weiß ich nicht; denn ich kenne ihn nicht. Aber zu bedauern iſt er wenigſtens, wenn er ſeine neue Laufbahn mit neuen Bedrückungen eröffnen muß. Vor ungefähr vierzehn Tagen wurden zu Maynz für vier Millionen

Lieferungskontrakte abgeſchloſſen, und die Unternehmer auf die Brandſchatzungen angewieſen, welche von den eroberten und zu erobernden Ländern erhoben werden ſollten. Ehe dieß bekannt wurde, trafen die Generale diſſeits plötzlich Anſtalten zur Aufnahme von 36 bis 40,000 Mann. Zu gleicher Zeit entblühten zu Raſtadt die Friedensprojekte von Albini und Martens. Jedermann jauchzte. Zu Selz, „hieß es," iſt unſer Heil entſchieden! Preußen und Oeſterreich bieten ſich die Hände, um eine Welt zu beglücken. Der Direktorial des Reichs handelt nach höherer Eingebung. Die ankommenden Franzoſen vereinigen ſich mit den friſch ausrückenden Kaiſerlichen, zur Bildung der Exekuzionsarmee." — Man kennt die Proteſtazion der franzöſiſchen Geſandten gegen etwas, was ſchon im November 1797 an der Zeit war.

Ein Theil der angeſagten Truppen bezog nun wirklich ſeine Quartiere, und eröffnete den ausgeſogenen Ständen und Territorien den Willen der Republik, daß ſie noch einmahl den Finanzen Frankreichs zu Hülfe kommen ſollten. Die Trieriſchen, Maynziſchen, Darmſtädtiſchen, Naſſauiſchen Unterthanen u. ſ. w. beſolden alſo nun wieder die Armee des Reichsfeindes, und während man ſich anderwärts mit eßbaren Kleinodien den Magen überlade, und ſein vermeintlich überflüſſiges Gold dem räuberiſchen Spielglück verſchüttet, theilt dort der tiefverſchuldete

Mit-

bis auf einmal der Nebel und seine ganze fröliche Gesellschaft verschwand: Ihm war als ob er aus einem tiefen Schlaf erwachte; und da er die Augen aufschlug, sah er sich an der Spize eines jähen Felsens, unter welchem ein reissender Strom seine sprudelnden Wellen fortwälzte. Gegen ihm über, auf dem andern Ufer des Flusses, stand Psyche; ein schneeweisses Gewand floß zu ihren Füssen herab; ganz einsam und traurig stand sie, und heftete Blike auf ihn, die ihm das Herz durchbohrten. Ohne sich einen Augenblik zu besinnen, stürzte er sich in den Fluß hinab, arbeitete sich ans andre Ufer hinüber, und eilte, sich seiner Psyche zu Füssen zu werfen. Aber sie entschlüpfte wie ein Schatten vor ihm her, ohne daß sie aufhörte, sichtbar zu seyn; ihr Gesicht war traurig, und ihre rechte Hand wieß in die Ferne, wo er die goldnen Thürme und die heiligen Hayne des delphischen Tempels ganz deutlich zu unterscheiden glaubte. Thränen liessen bey diesem Anlaß über seine Wangen herab; er strekte seine Arme, flehend, und von unaussprechlichen Empfindungen beklemmt, nach der geliebten Psyche aus; aber sie floh eilends von ihm weg, einer Bildsäule der Tugend zu, welche unter den Trümmern eines verfallnen Tempels, einsam und unversehrt, in majestätischer Ruhe auf einem unbeweglichen Cubus stand. Psyche umarmte diese Bildsäule, warf noch einen tiefsinnigen Blik auf ihn und verschwand. Verzweifelnd wollte er ihr nacheilen, als er sich plözlich in einem tiefen Schlamme versenket sah; und die Bestrebung, die er anwendete,

sich

Mittelmann des Bürger- und Bauernſtandes mit den Fremdlingen den Ertrag eines Jahrs, durch deſſen Segen er ſich etwas zu erholen gehofft hatte. Die einzelnen Kontribuzionsſummen, die mir noch nicht alle bekannt ſind, werden Sie, nebſt den ohne Zweifel nachfolgenden Naturalrequiſizionen durch die Zeitungen erfahren. Der Fürſt von Braunfels hat ſeine Neutralität renovirt. Für Frankfurt fürchtet man einen Beſuch; für unſere übrigen Maynländer nicht weniger. Ganz-Franken, und noch weit mehr, iſt zu allen Stunden den Siegern offen.

Es entſteht hier die Frage; ob denn das Teutſche Reich nicht Waffenſtillſtand habe? ob nicht die bekannte Demarkazionslinie an der Ried den nichtbeſetzten Ländern zum Schirm dienen müſſe? — Geſetzt, Sie wollten darüber mit einem Neufränkiſchen Offizier ſtreiten, ſo ſtellt er Ihnen ſogleich den erſtaunenswürdigen Satz als Faktum entgegen: daß mit nichten ein Waffenſtillſtand mit dem Reich oder für daſſelbe abgeſchloſſen, und die im April 1797 verabredete Scheidelinie weder von kaiſerlicher noch franzöſiſcher Seite ratifiziert worden, folglich nur als eine temporäre Uebereinkunft zwiſchen den damaligen Generalen anzuſehen ſey. Die Frage wird, um der Sonderbarkeit willen, vor den Obergeneral gebracht, und dieſer beſtätigt die Verſicherung des Franzoſen mit einem ſpöttiſchen Lächeln über den Aberglauben der anders meinenden.

Was mag Hermann und die Schatten unserer heldenmüthigen Väter denken, wenn sie auf ihren Wolken daherfahren und ihr entnervtes, ihr gemißbrauchtes Volk sehen? — Aber mußten Sie sich denn nicht längst von den Schwächlingen hinwegwenden?

Ich höre allerwärts Leute sich in den bittersten Schimpfreden gegen Frankreichs Machthaber und Heere erschöpfen. Mir, dem nichts auf dem ganzen Erdkreis über die Wahrheit geht, mir scheint Frankreichs Uebermuth (wenn man ihn nur nicht mit den sinlosesten Ankündigungen aus den ersten Tagen der Revolution vergleichen will), mir scheinen die niedlichen Schleier, womit es die Ausgeburten seiner Politik zu verkleiden weiß, mir scheinen seine Finanzrisse und Vergrößerungsprojekte, mir scheinen alle seine Schritte und Wortäußerungen, so hart alle diese Dinge sind, und so wenig sie daseyn sollten, doch vollkommen natürlich, übrigens ganz und gar nicht neu oder originell, sondern eine zusammengesetzte Kopie, wovon man dem Geschichtskundigen und Weltkenner die Urbilder nicht zu zeigen braucht. Es sind kräftige Nachahmungen, es sind — Repressalien. *) Ich finde das Betragen seiner Heere gegen Teutschland b e y

so

*) Wie mancher Antirepublikaner liest mit Wonne die mißbilligenden Urtheile wahrheitliebender Richter gegen Frankreich, und merkt nicht — daß auch von ihm die Fabel gilt!

ſo bewandten Umſtänden ſogar noch gemäßigt. Daß aber eben die Umſtände ſo ſind; daß man die ſchönſten Theile des armen Teutſchlands jenen gefräßigen Schwärmen preis giebt und preis geben läßt; daß man das Haus zuſammenbrennen läßt, ehe man ſich über die Art ſeiner Löſchung vereinigt; daß man reichere Pares ſtillſchweigend bevollmächtigt, über ſich und ſeiner Völker Wohl und Weh von hier bis auf einen unbeſtimmten Termin nach ihrer Konvenienz zu entſcheiden — das iſt es, worüber einem ehrlichen Teutſchen das Herz zerſpringen möchte. Doch was würden ganze Bogen voll Klagen und Beſchwerden helfen? Wo iſt der Richthof, der über ſie erkennt? Das Rad der Zeit iſt aus dem Geleiſe getreten. Die Seufzer einer ganzen Nazion können es nicht wieder hineinwehen. Es drängen ſich dem Nachdenkenden von allen Seiten ſo viele Betrachtungen auf, daß der Geiſt ſich bey der Berathſchlagung über das, was man wünſchen und fürchten ſoll, nur in dunkle Abgründe verliert, aus welchen ihm kein Rückweg als der einzige traurige einer unbedingten Reſignazion offen bleibt.

Unſere abgeſchiedenen Brüder zu Maynz und auf dem übrigen linken Rheinlan i ſind wegen der ſchweren Abgaben, welche ſie drücken, beſonders der indirekten Auflagen auf Artikel der Konſumzion, Gerichts- und Stempelgebühren, Päſſe u. ſ. w. wahrhaft zu beklagen. Ohne eine baldige Aenderung iſt der Ruin dieſer Länder unausbleiblich.

bleiblich. Auch das Verfahren gegen die, welche man Emigranten nennt, wird hin und wieder durch die Einmischung der Leidenschaften und Privatverhältnisse manches neuen Potentä und seiner Anhänger und Ohrenbläser zu streng, um nicht ungerecht und himmelschreyend zu seyn. Gleichwohl schreibt man mir, daß die konstituirten Gewalten im Ganzen, und vornehmlich in jener Hauptstadt des Donnersbergsbezirks, welche fast bloß aus Teutschen bestehen, ihre Herkunft in ihren Handlungen eben nicht verläugnen, ja, daß der Festigkeit, womit sie ihre Kommunen gegen manche Anmaßungen entfernter Befehlshaber vertheidigen, alles Lob gebührt. Auch für die Akademie wird gut gesorgt, und durch den schnellern Gerichtsgang soll schon mancher unglückliche chronische Justizpazient seine lang entbehrte Gesundheit wieder gefunden haben. Vielleicht ist es mir möglich, Ihnen über diese Anstalten und besonders über die Centralschule von Maynz in einiger Zeit befriedigendere Nachrichten zu ertheilen.

A.

Halle, den 4. September 1798.

Die Nachrichten, welche Ihnen unlängst aus Amsterdam über den verstorbenen Ruhnkenius mitgetheilt wurden, dürften Sie wohl selbst ein wenig seltsam gefunden haben. Im Ernste, ich wurde etwas böse auf den Amsterdamer Korrespondenten, der uns von dem gro-

ßen

ßen Manne so wenig interessantes zu sagen wußte: denn ob Hr. Wyttenbach die eine Mamsell Ruhnkenius, welche nicht blind ist, heurathen werde, und ob es Schade wäre, wenn er dieß nicht thäte — darüber wird sich die gelehrte Welt und der Leser des Teutschen Merkurs nicht gar sehr den Kopf zerbrechen. Weit angenehmer und lehrreicher würden für uns einige umständlichere Anzeigen von Ruhnkenius nachgelassenen Schriften gewesen seyn. Folgende Bemerkungen möchten deshalb nicht ganz überflüßig seyn; sie sind gewissermaaßen eine kleine Ehrenrettung des sel. Mannes, und ich sähe dieselben gern in Ihrem Merkur als ein Gegenstück zu jenem Schreiben aufgeführt.

Der Verfasser des genannten Aufsatzes erwähnt mit keinem Worte der Herausgabe von den Scholiis inedi-tis in Platonem, die Ruhnkenius bereits im Jahr 1765 öffentlich ankündigte, und wovon er an Ernesti schrieb, daß er darin domicilium laudis suae zu setzen Willens sey. Gerade da, wo der Korrespondent von Frühgebur-ten teutscher Filologen spricht, möchte die Erwähnung dieser Spätgeburt an ihrer Stelle gewesen seyn. Selbst der Ausdruck domicilium laudis hätte sich von Holland aus vielleicht am besten erklären lassen. Vielleicht setzen die großen Gelehrten jenes Landes ihre Ehre nicht in un-unterbrochenen Kommentarien über bekannte und oft bearbeitete Schriftsteller. Ein ganz anderes Ge-

schäft

ſchäft ſcheint es ihnen, entweder einen wenig bearbeiteten Autor ſo zu behandeln, wie er noch nicht behandelt war, und ſtatt die vorigen Interpreten in eigenen Saft und Blut zu verwandeln, etwa dem ganzen Haufen ihrer Anmerkungen, ſo wie er iſt, ſeinen ſelbſtgemachten beyzufügen (wie dieß Ruhnken. beym Velleius Paterculus that), oder ſelbſt eine Editio Princeps zu geben, wo etwas Altes zuerſt aus Handſchriften erſcheint, und vielleicht auch mit neuen wirklich eigenen Erläuterungen verſehen wird. Dieſer Art war die Beſchäftigung des vortrefflichen Mannes mit den gedachten Scholien. Er hatte ſie ſeit beynahe 40 Jahren aus verſchiedenen Bibliotheken mühſam zuſammen gebracht, und verweiſt bereits in ſeiner neuen Ausgabe des Timäus öfters auf dieſelben, als auf ein ſchon fertiges Buch. In der That ſind auch die Scholien ſelbſt ſeit mehrern Jahren bey P. und S. Luchtmans zu Leyden ganz abgedruckt, ungefähr ein Alfabet ſtark. Allein die Anmerkungen dazu hat er unvollendet, und was er dazu geſchrieben, ungeordnet hinterlaſſen. Nachrichten aus Leyden zufolge, die ich vor mir habe, hat er die Herausgabe und Vollendung dieſes Werkes, kurz vor ſeinem Hinſcheiden ſorgfältig dem Hrn. Prof. Wyttenbach in Amſterdam, als dem Exekuter ſeines Teſtamentes, und dann zunächſt dem Hrn. Prof. Wolf zu Halle, der ihn ungefähr um die nähmliche Zeit, als ich mich in Leyden aufhielt, mit einem ſehr nahen Bekannten von mir beſuchte, übertragen.

Ich sah neulich diese Scholien mit den Nehplatonischen Schriftstellern, welche Hr. St. Croix angekündigt hat, verwechselt: aber diese beyden haben mit einander sehr wenig gemein. Jene Scholien erläutern schwere historische Punkte, seltene Ausdrücke, Sprachwörter u. d. gl. kurz sie sind filologisch: Diese Schriftsteller treiben Filosofie, so gut dieselbe in ihren Zeiten zu haben war; denn mitunter scheinen sie ganz unfilosofische Grillen auszukramen. Von ihnen möchte man wirklich sagen, sie kämen für unser Zeitalter etwas spät; jene Scholien hingegen kommen zu jeder Zeit recht. Irre ich nicht, so ist einiges von den Scholien selbst nunmehr in dem gelehrten Nachlasse des Altorfer Professors Siebenkees anticipirt. Auch das Lexikon des Timäus hätten viele ediren können, die einen griechischen Kodex zu lesen wußten — wenn es nur einzig um das Edirey solcher Schriften zu thun wäre.

Die Nachricht über die holländische Bearbeitung des Schellerschen Lexikon ist schielend und verfälscht, und ihr Verf. hat den Veränderungen, welche in Holland mit diesem Wörterbuch vorgenommen wurden, eine ganz eigne Deutung gegeben. Die Deutung welche ich hier zu machen Gelegenheit habe, dürfte der Wahrheit wohl etwas näher kommen. Ich werde dieselbe um so viel freyer ohne alle anderweitige Rücksichten darlegen können, da ich sie von Ruhnkenius selbst, aus seinem eignen Munde,

eben ſo wie die übrigen Nachrichten in dieſem Schreiben, vernommen habe. Die Sache iſt dieſe. Seit lange wünſchte man ein beſſeres lateiniſches Wörterbuch für Schulen. Durch die ganze lange Periode der ältern Heroen der bataviſchen Gelehrſamkeit hatte es an einem ſolchen Buche leider — oder glücklicher Weiſe? gefehlt. Man ging darum Ruhnkenius an; er ſchlug eine verkürzte und zum Handgebrauch bequeme Ueberſetzung des von Hrn. Scheller ihm nicht lange vorher zugeſchickten Lexikon vor. Ein paar Schulmänner in Leyden wurden von dem Buchhändler engagirt, und Ruhnkenius gebeten, ihnen ſeinen Rath, und dem Werk ſelbſt am Ende eine Vorrede zu geben. Daß Ruhnken. ſelbſt, der von der teutſchen Sprache ungefähr ſo viel als Friedrich II — ehemals verſtanden, jetzt aber längſt ſo vergeſſen hatte, daß er kaum in einer teutſchen gelehrten Zeitung eine Periode mit Gewißheit zu verſtehen im Stande war — kein Wunder, wenn man die Zeit bedenkt, wo er Teutſchland verließ — daß dieſer Mann ohne andere Rückſichten zu beachten, die Kompilazion des teutſchen Schulmannes ſich zur Ueberſetzung gewählt habe, würde man kaum einen Lehrer der unterſten Klaſſe, der nur etwas von dem Herausgeber des Rutilius Lupus und Velleius Paterculus gehört, glauben machen können. Eben ſo widerſinnig iſt die Idee, daß Ruhnkenius um ſeinen Vorleſungen über die Röm. Antiquitäten keinen Eintrag zu thun, dieſe Artikel in dem Schellerſchen Lexi-

kon

ken sorgfältig ausgestrichen habe. Wußte denn der Einsender nicht, daß Ruhnkenius bey seinen Vorlesungen über Röm. Alterthümer weitläuftige Kompendien zum Grunde legte? und steht darin nicht weit mehr, als in dem Scheller'schen Lexikon? Er ging vielmehr von dem Grundsatz aus, daß es ein Lexikon latinae linguae, ein Wörterbuch, kein Sachenbuch seyn müsse.

Was uns endlich der mehrgedachte Korrespondent über den Zustand der Schulen in Holland hinzuschreiben für gut fand, ist kaum einer ernstlichen Widerlegung werth. Ruhnkenius selbst war wenigstens damit sehr wohl zufrieden; aber freylich legte man damals nur die alten Sprachen zum Grunde. Ueberhaupt, wenn man erwägt, daß z. B. Valkenarische Ausgaben, wie diejenigen von Euripidis Phoenissae und Hippolytus sind, in den Vorlesungen zum Grund gelegt wurden, so möchte man in Versuchung kommen, die Holländischen Studierenden um ihre Unwissenheit zu beneiden. Ich rede von dem bisherigen Zustand der holländischen Schulen: denn die Aussicht in die Zukunft ist so erfreulich nicht; zumal wenn die bisherigen großen Muster der ächten Gelehrsamkeit, wie es beynahe das Ansehn hat, in diesem Lande nach und nach aussterben sollten.

Berlin, den 14. August 1798.

Es iſt nun entſchieden, daß wir Engeln hier behalten. Sie wiſſen, daß der König auf Iffands unverſänglichſte Vorſtellung gleich nach Ramlers Tode ihm 400 Thaler aus der Theaterkaſſe bewilligte; und 200 bekam er von der Akademie. Nach Preußiſchen Geſetzen müſſen alle Penſionen im Lande verzehrt werden. Engel kam nach Berlin, ſchrieb aber dem Könige: von 600 Thalern könne er nicht leben; der König möge alſo ſeine Penſion vergrößern, oder er müſſe auch den 400 entſagen. Er hat eine ſehr gütige Antwort bekommen: „für dieſes Jahr wären alle Penſionen ſchon angewieſen; aber im folgenden werde der König ſeinen Wunſch erfüllen.“ *)

4.

*) Der Leſer dieſer MS. bedürfen wohl kaum jetzt noch der Erinnerung, daß Engel, dieſer Filoſof für die Welt, ſich neuerlich auch als Filoſofen für den Thron in ſeinem Fürſtenſpiegel (Berlin, bey Unger. 1798. 308 S.) auf eine Weiſe gezeigt hat, der ihm die Hochachtung und den Dank des ganzen germaniſchen (nicht bloß preußiſchen) Volkes verdienen muß. Der goldene Spiegel in lieblicher Fikzion für Scheſchianiſche Fürſten iſt hier Wahrheit geworden. Bekanntlich hielt Engel dem jetzt regierenden Könige von Preußen, als Kronprinzen, moraliſche Vorleſungen. Die geprüfteſten Reſultate derſelben finden wir hier in der edelſten Form freymüthig und

ſich herauszuarbeiten, war ſo heftig, daß er daran erwachte.

Ein Strom von Thränen, in welchen ſein berſtendes Herz ausbrach, war die erſte Würkung des tiefſen Eindrukes, den dieſer ſonderbare Traum in ſeiner erwachten aber noch ganz von ihren Geſichten umgebnen Seele zurükließ. Er weinte ſo lange und ſo heftig, daß ſein Hauptküſſen ganz davon durchnezt wurde. Ach Pſyche! Pſyche! rief er von Zeit zu Zeit aus, indem er ſeine gerungenen Arme wie nach ihrem Bilde ausſtrekte; und dann brach eine neue Fluth aus ſeinen ſchwellenden Augen. Wo bin ich, rief er wiederum aus, und ſah ſich um, als ob er beſtürzt wäre, ſich in einem mit Perſiſchen Tapeten behangnen, und von tauſend Koſtbarkeiten ſchimmernden Zimmer auf dem weichſten Ruhbette liegend zu finden —— O Pſyche —— was iſt aus deinem Agathon worden? — O unglüklicher Tag, an dem mich die verhaßten Räuber deinem Arm entriſſen! —— Unter ſolchen Vorſtellungen und Ausruffungen ſtund er auf; gieng in heftiger Bewegung auf und nieder, warf ſich abermahl auf das Ruhbette, und blieb eine lange Zeit ſtumm, und mit zu Boden ſtarrenden Bliken unbeweglich, wie in Gedanken verlohren, ſizen. Endlich raſte er ſich wieder auf, kleidete ſich an, und ſtieg in die Gärten herab, um in dem einſamſten Theil des Hayns die Ruhe zu ſuchen, welche er nöthig hatte, über ſeinen Traum, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand und die Entſchlieſſungen,

4.

Berlin, den 17. August 1798.

Sie wissen, daß der König der Akademie der Wissenschaften die königliche Bibliothek und die sogenannte Kunstkammer untergeordnet hat. Das Direktorium der Akademie ernannte Hrn. Hofrath Hirt zugleich mit Hrn.

freymüthig (man getraute sich unter der vorigen Regierung in Berlin selbst kaum, sie zu drucken) vor ganz Deutschland ausgesprochen. Abschnitte, wie die Landes-Druckfreyheit, die Zeitvertreibe und das herrliche Schlußkapitel: die Sicherheit, sollte jetzt in allen Zeitschriften und Zeitungen den Herrschern und den Beherrschten laut und immer aufs neue vorgesagt werden. Man schreye nicht: Alles dieß Bitten und Schreiben hilft zu nichts! Ich antworte mit dem Gleichnisse der Frau von Necker, deren Mélanges jetzt Frankreich mit verdientem Beyfall lieset: les idées raisonnables fortement prononcées germent enfin; elles représentent cette plante étrangere qui, après dix ans de stérilité, fleurit dans une seule nuit, et attire autour d'elle le concours de tous les Botanistes. Und daß hier das Samenkorn gut sey, beweist ja zunächst der geliebte Monarch selbst, in dessen Jugendseele es zuerst gelegt wurde, und von welchem nun Engel am Schlusse seines Fürstenspiegels ausrufen könnte: „Junge Prinzen, die ihr zu Regenten bestimmt seyd! Ihr habt nach Westen gesehn und ihr habt zittern gelernt. Gehet nach Nordosten und lernet aufhören zu zittern!“

CR Meierotto zum Oberaufseher über die Medaillen. Hr. Hirt nahm es an mit der Bedingung, wenn die Medaillen und Gemmen von Potsdam damit verbunden würden. Der König genehmigte diesen Vorschlag, und der Aufseher der Kunstkammer und Medaillen im Berliner Schloß, Hr. Bibliothekar Henry, ist wirklich in Potsdam, um alle diese Kunstschätze von dort abzuholen. Dies wäre nun der erste Schritt in dieser Art von Anstalten. Ich wünsche nur, daß jezt die Akademie der Künste eben so glücklich seyn möge in Errichtung eines Museums der Statuen und der Gemälde-Gallerie. Hr. Hirt ist jezt mit der Endigung dieses Plans, wozu er vom Kurator, dem Minister von Heinitz, den Auftrag erhielt, beschäftigt, und wird ihn bey der öffentlichen Sitzungen künftigen Monat vorlegen. — Der als Mineralog schon längst bekannte Engländer Herr Hawkins, der von Griechenland auf seiner Rückreise nach England einige Tage hier verweilte, zeigte seinen hiesigen Freunden sehr schöne Sachen. Er war schon früher einmal im Orient. Diese seine letzte Reise dauerte fünf Jahre, und beschränkte sich einzig auf das Innre von Griechenland, einige Inseln, und Troja, alles blos in antiquarischer Rücksicht. In Topografie und Geografie hat er sehr viel gethan. Er war viermal in Olympia; seine Risse sind genau hierüber; aber keine Spur mehr weder vom Hippodrom, noch Stadium. Für mich waren folgende Zeichnungen besonders merkwürdig. a) Der Tem-

pel

pel bey Figalia von Iktinus erbaut, wovon die meiſten Säulen ſtehen; ſein Plan iſt genau hierüber. b) Ein Thor von Mycenä, das Pauſanias beſchreibt; c) nicht weit von da das ſogenannte Grabmal der Clytemneſtra. d) Ein Tempel zwiſchen zwey hohen Bergſpitzen in Euböa ohne Säulengang. — Letztere drey ſind höchſt merkwürdig wegen ihres hohen Alters, das der Erfindung der Wölbungen voranging, und ſo deutlich den Gang zeigt, den dieſe Erfindung genommen hat. — Es iſt nun beſtätiget, daß die gemahlten Vaſen durch ganz Griechenland gefunden werden. Hawkins fand ſie überall; ich ſah aber nur Fragmente hievon, die in jeder Rückſicht den Großgriechenländiſchen gleich ſind. Die größere Gefäße konnte er nicht auspacken laſſen. — Das Schönſte was er mir zeigte, war ein kleines Tafelrelief in getriebenem Bronze, das höchſte, was ich in dieſer Art je ſah. Es ſtellt Paris und Helena mit zwey Liebes-Göttern vor. Es iſt im vorigen Winter zu Dodona gefunden. Seine Sammlung griechiſcher Münzen, beſonders vom Peloponnes, iſt einzig. Unter den Gemmen beſitzt er nichts vorzügliches. *)

An-

*) Nach dieſen Nachrichten hat Hr. Hawkins das koſtbarſte ſeines Alterthumsfundes bey ſich. Aber vieles, was nicht tragbar iſt, erwartet noch in Morea eine friedlichere Ueberfahrt. In der neueſten Decade philoſophi-

Anzeige.

Auf Verlangen des Hrn. von Archenholz bemerken wir, daß ſeine Antwort auf Hrn. Herbert Marſh's Entgegnungen im 3ten Stück des Merkurs im Auguſtſtück ſeiner Minerva zu finden ſey.

ſophique N. 35. S. 499. wird dieſer die Gelehrſamkeit überhaupt intereſſirenden Sammlung ein ſicheres Geleite vom franzöſiſchen Gouvernement verſprochen, das dadurch nur die Grauſamkeit der Britten, die ſie an Banks's Pflanzentransport neulich bewieſen, erwiedern würde. Mit Recht ſagt dort der Redakteur: La république des Lettres eſt une et indivisible: ſes diverſes provinces ne ſont jamais en guerre entre-elles, du moins à coups de canons!

B.

Druckfehler.

S. 171. lies ſtatt Rechlitz: Rochlitz.

S. 187. lies ſtatt Gering: Gerning.

Neyer

Teutſcher Merkur.

11. Stück 1798.

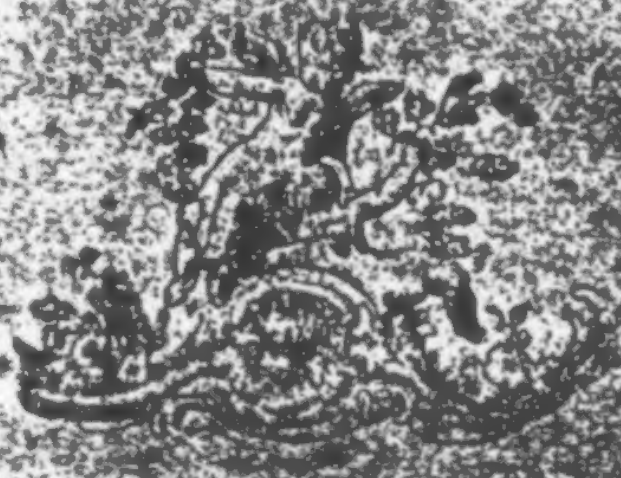

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

Inhalt.

I. Fortsetzung der Fragmente aus der Abendunterhaltung in der Feßlerschen Mittwochsgesellschaft. S. 213
II. Sitten Liefflands in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Von Hrn. Merkel — 223
III. Rafaels Marie in der Gallerie zu Dresden. Von Hrn. Pr. Morgenstern. — 240
IV. Ode auf Nelsons Sieg bei Abukir, lateinisch und teutsch. — 249
V. Die Aehrenlese auf einer Sommerreise durch Sachsen. — 252
VI. Anekdoten und Charakterzüge.
1. Madame Reiske. — 270
2. Viotti und Mozart. — 273
VII. Kunstnachrichten.
1. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Kunst in Rom. Von Hrn. Fernow. — 279
2. Ueber die Berliner Kunstausstellung in diesem Jahre. — 290
VIII. Neubecks Gesundbrunnen, eine typographische Merkwürdigkeit. — 296
IX. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische Neuigkeiten. — 298
2. Wien. Frater Paulinus. — 302
3. Berlin. Lieblingslektüren. — 304
X. Erklärung des Herausgebers des T. M. über eine im Reichs-Anzeiger befindliche Beschwerde eines Augsburgers. — 305
XI. Ankündigungen.
1. Pallas neue Reisen. — 307
2. Isslands dramatische Werke. — 309

Nachricht.

Auf den VI. Teutschen Merkur kann man [illegible] bekanntermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und [illegible] Teutschland mit drey Reichsthalern für [illegible] ganzen Jahrgang abbonnieren; auch ist der [illegible]

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Kommission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Komptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedizion des N. Teutschen Merkur.

Anzeigen.

1.

Von Attischen Museum herausgegeben von C. M. Wieland ist in der letzten Michaelismesse der dritte und letzte Heft des 2ten Bandes erschienen. (Zürich, bei H. Geßner. Leipzig, in Commission bei P. P. Wolff.) Er enthält: 1) Das Ende der Wolken des Aristophanes, nebst Erläuterungen des Herausgebers in XVII Abschnitten. 2) Beyträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts, vorzüglich der Hetären zu Athen, von Hrn. Prof. Jacobs in Gotha. Diese Zeitschrift wird ununterbrochen fortgesetzt. Dem dritten Bande soll ein allgemeines Register über alle 3 Bände beygefügt werden.

2.

Unerachtet der beträchtlichen Auflage welche wir vom Damen-Calender auf 1799. herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, und andern — gemacht haben, so haben wir doch bereits keine Exemplarien mehr, und müssen daher die zahlreiche Menge der weitern Liebhaber bis Ende Novembers um Geduld bitten; früher ist es nicht möglich die neue Auflage und gute Kupferabdrücke zu liefern. Wer sich bis dahin bei uns meldet erhält bei 5 Exempl das 6te gratis. Einzelne Exemplarien kosten 2 Fl. 24 Kr.

Tübingen, den 30. Oct. 1798.

J. G. Cottasche Buchhandlung.

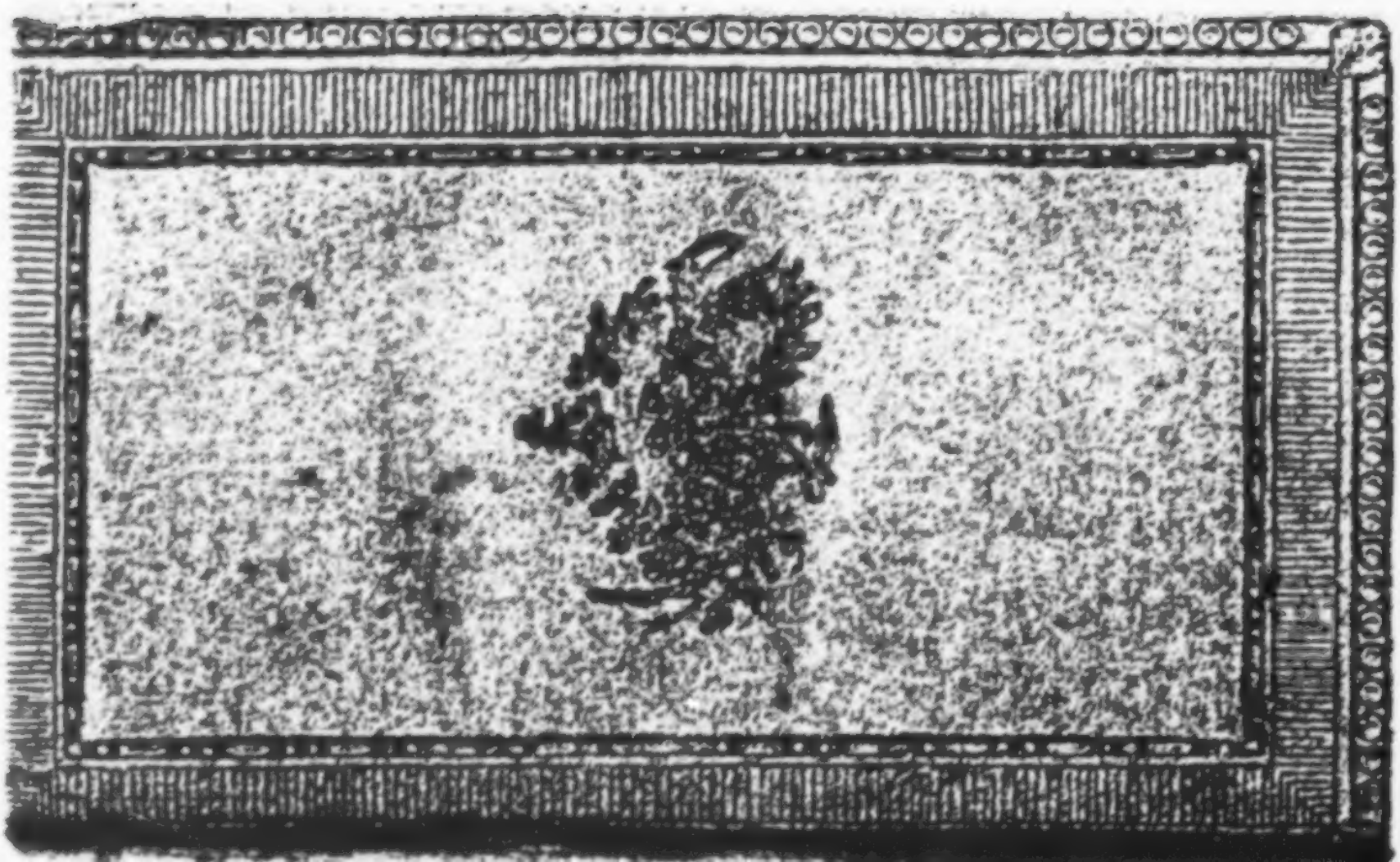

Der neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1798.

I.

Fragmente aus der Abendunterhaltung in der Feßlerſchen Mittwochsgeſellſchaft.

Fortſetzung einer Erzählung des Herrn Hofraths Lichtenberg. *)

Die Verſteigerung der Kunſtſammlung des Sir Hans Sloane kam, wie ich aus zuverläſſigen Quellen weiß, nicht zu Stande. Es waren der Kaufluſtigen zu wenig; die Erben fanden bey der Vereinzelung der Stücke ihre Rechnung nicht, und entſchloſſen ſich das Kabinet für einen Liebhaber aufzubewahren, der alles zuſammen erſtehe. Und dieſer fand ſich wirklich nach mehreren Jahren. Es war ein reicher teutſcher Baron, der bloß um ſeine übergroße

*) S. Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1798. von G. C. Lichtenberg. S. 154.

große Kuriositätensucht zu befriedigen, schon die halbe Welt durchreist hatte, und in London, wo er sich lang aufhielt, unter den Namen der kuriose Baron allgemein bekannt war. Er besaß selbst schon eine merkwürdige Sammlung außerordentlicher Dinge, und brachte nun diese für eine erhebliche Summe an sich. Er vergrößerte sie beständig und kehrte mit seinem Schatze nach seinem Vaterlande zurück, wo ich in B.. seine Bekanntschaft machte. Ich fand seinen Vorrath mit einigen in Teutschland erworbenen Stücken bereichert, die, meiner Meynung nach, alle übrigen an Seltenheit und Nützlichkeit weit übertrafen, und von denen ich einige beschreiben will. Der Mann war übrigens, so wie ich ihn kennen gelernt, gewandt in allen Wissenschaften, voller Liebe zu seinem Gegenstande und im höchsten Grade unkigennützig. Er zeigte und demonstrirte seine schöne Sachen einem jeden umsonst, ohne zu deren Lobe den erhaltenen Beyfall eines Königs oder Kaisers anzuführen. Auch schlug er den Karakter eines Physicien du Roi aus, den man ihm unter der Bedingung aufdringen wollte, daß er das Erklären der wunderbaren Erscheinungen, die er darstellte, unterlasse.

1.

Eine Flasche mit der Aufschrift: der mimische Frosch.

Sie enthält einen lebendigen Frosch, der mit dem bedeutendsten Mienenspiel, vieler Rührung und

die er zu faſſen habe, nachdenken zu können. Unter allen Bildern, welche der Traum in ſeinem Gemüthe zurükgelaſſen hatte, rührte ihn keines lebhafter als die Vorſtellung der Pſyche, wie ſie mit ernſtem Geſicht auf den Tempel und die Hayne von Delphi wieß —— die geheiligten Oerter, wo ſie einander zuerſt geſehen, wo ſie ſo oft ſich eine ewige Liebe geſchworen, wo ſie ſo rein, ſo tugendhaft ſich geliebt hatten,

wie ſich im hohen Olymp die Unverkörperten lieben.

Dieſe Bilder hatten etwas ſo rührendes, und der Schmerz, womit ſie ihn durchdrangen, wurde durch die lebhafteſten Erinnerungen ſeiner ehmaligen Glükſeligkeit ſo ſanft gemildert, daß er eine Art von Wolluſt darinn empfand, ſich der zärtlichen Wehmuth zu überlaſſen, wovon ſeine Seele dabey eingenommen wurde. Er verglich ſeinen izigen Zuſtand mit jener ſeligen Stille des Herzens, mit jener immer lächelnden Heiterkeit der Seele, mit jenen ſanften und unſchuldsvollen Freuden, zu welchen, ſeiner Einbildung nach, unſterbliche Zuſchauer ihren Beyfall gegeben hatten: Und indem er unvermerkt, anſtatt die Vergleichung unpartheyiſch fortzuſezen, ſich dem ſchleichenden Lauf ſeiner erregten Einbildungskraft überließ; däuchte ihn nicht anders, als ob ſeine Seele nach jener elyſiſchen Ruhe, wie nach ihrem angebohrnen Elemente, ſich zurükſehne. Wenn es auch Schwärmereyen waren, rief er ſeufzend aus, wenn es auch bloſſe Träume waren, in die mein halbabgeſchiedner, halbvergötterter

Geiſt

Grazie alle Tänze der Vigano, die Wien und Berlin bewundert, aufs beste nachahmt.

II.

Die Kontrabandiere.

Eine Tabakspfeife von einer ganz eigenen Structur. Sie besteht aus einem sehr großen Meerschaumkopf und einer Röhre aus einem besondern elastischen Harze, die sich bis auf einige und dreyßig Meilen weit ausdehnen läßt. In ihrem natürlichen Zustande hat die ganze Pfeife die Länge von zwey Fuß, und man kann sich ihrer ganz bequem in der Stube bedienen; setzt man aber durch einen Druck verschiedener angebrachten Federn die elastische Kraft der Röhre in Thätigkeit, so kann man sie nach Belieben und bis auf die erwähnte Entfernung verlängern. Man kann sie auch wie eine Bombe bis zu einer beliebigen Höhe schießen, von wo dann ihr schwerer Kopf nach dem Orte hinunterſinkt, wohin man ihn haben will, während daß die ganze Röhre sich parabolisch in der Luft erhält. Es versteht sich daß keinen geringen geometrischen Kenntniſſe vorausgesetzt werden, um beym Abdrucken den gehörigen Winkel zu treffen, und dem Kopfe gerade die erforderliche Höhe zu geben, um ihn beym Hinabsteigen eben an den Ort den man beabsichtigt hinzubringen.

Der Erfinder dieser Maschine, ein sehr großer praktischer Meßkünstler, war ein außerordentlich

ſtarker Tabackraucher von ſehr verzärtelter Naſe. In ſeinem Wohnorte konnte er ſelten Taback nach ſeinem Geſchmacke bekommen; er mußte ſich alſo immer erſt aus einer vier und dreyßig Meilen weit entfernten Handelsſtadt Proben ſchicken laſſen, und dann, nachdem er ihre Güte fand, die Sorten verſchreiben oder abſchreiben, welches ihm viele Mühe und Koſten machte. Durch ſeine große Erfindung erſparte er ſich beydes. Er ging gewöhnlich, um in der Stadt kein Aufſehen zu machen, mit ſeiner Pfeife zum Thor hinaus, richtete und drückte ſie ſo an, daß der Kopf vor dem Fenſter ſeines Korreſpondenten in Hamburg kam. Dieſer ſtopfte ihn, zündete den Taback an, und der Künſtler rauchte. Fand er die Sorte gut, ſo verrauchte er auf der Stelle die ganze Pfeife, und mit der nächſten Poſt erhielt er davon einen anſehnlichen Vorrath; gefiel ſie ihm nicht, ſo hörte er auf zu rauchen, die Pfeife verloſch, und der Freund, der dieß Zeichen des Tadels merkte, füllte den Kopf gleich mit einer andern Sorte und wieder mit einer andern, bis er die rechte traf.

Doch dieß war nur eine Kleinigkeit. Einen weit größern Vortheil genoß er von ſeiner Erfindung zu einer Zeit, da in ſeinem Vaterlande eine Tabacksfirma errichtet und kein fremder Taback ohne ſchwere Verzollung eingelaſſen wurde. Da bezog er eine Wohnung vor der Stadt, und ſo oft ihm die Luſt ankam, ſchnellte er ſeine Pfeife nach Hamburg zu ſeinem Freunde hin, und rauchte zu Hauſe. Als die

Ver-

Verwalter des Königlichen Instituts dieſe Erkünſtlung erfuhren, wollten ſie ſie ihm, und zwar nach dem Ausſpruche ihrer eigenthümlichen Juſtiz, geradezu verbieten. Er aber, ein Mann von Kraft und Anhang, wußte ſie zu zwingen, ſich mit ihm dem Urtheile der Landgeſetze zu unterwerfen. Der Streit machte wegen ſeiner Neuheit viel Aufſehen. Die Kläger behaupteten, Beklagter rauche offenbar im Lande fremden Taback unverzollt; dieſer bewies aus dem Königlichen Edikt, daß der Zoll nur auf eingebrachte Blätter, nicht auf eingeſogenen Rauch gelegt ſey, und behauptete, daß kein Staat einem Bürger wehren könne, ausländiſche Dämpfe und Dünſte, die uns doch ſo oft ein Wind zuführt, in ſich zu nehmen, und daß bis jetzo noch in keinem Zolltarif auf Erden Körper in dieſem Aggregatzuſtande mit einer Abgabe belegt worden wären. Der Prozeß ging durch alle Inſtanzen; die Entſcheidung fiel bald auf dieſe, bald auf jene Seite aus, und eben ſollte der letzte Ausſpruch des Tribunals erfolgen, als ein weiſerer Regent auf einmal ſeinen Unterthanen die Freyheit ihrer Naſenweide wieder ſchenkte, und unſer Künſtler wieder in die Stadt zog.

3.

Die kritiſche Laus. *)

Ein Thier, welches die ſeltene Idioſyncraſie hat, daß es auf einem Kopfe, der mit ächter kritiſcher

*) Je ne puis rien nommer, ſi ce n'eſt par ſon nom, j'appelle un chat un chat, et Rollet un fripon.
Boileau.

Filosofie angefüllt ist, sich sehr wohl befindet und mit einer Art von stolzer Selbstzufriedenheit einherschreitet; auf einem Kopfe ohne alle Filosofie Anfangs stille steht, dann alle acht von sich streckt und einschläft. Auf einen vom alten Wolfischen System eingenommenen gesetzt, läuft es wie wuthend im Kreise umher, zum Andeuten daß hier, wie in der kritischen Filosofie gezeigt wird, in die Definitionen schon die Resultate hineingelegt werden, die man nachher daraus zu deduciren vorzieht, und also ein Zirkel im Demonstriren gemacht wird; und auf einem unächten, falschen, geistlosen, blos mit kritischen Wörtern überfüllten und doch anspruchsvollen Kopf geräth es in die heftigsten Zuckungen wie die Wunschelruthe, wo sie auf Wasser schlägt. Man kann also hier sicher auch auf einen Wasserkopf schließen. Es muß täglich eine Stunde lang auf dem Körper eines wahren kritischen Filosofen gefüttert werden. Deshalb kann der Besitzer Teutschland nicht verlassen, und auch da seinen Aufenthalt nur auf wenige Städte einschränken. Er fürchtete sehr, das arme Thier werde es nach dem Tode des großen Stifters dieser Schule aus Mangel an Nahrung nicht lange machen.

Zufolge einiger seiner letzten Versuche glaubte er die erwähnten verschiedenen Aeußerungen des wunderbaren Geschöpfs nicht nur über den Inhalt der Köpfe, sondern auch über den Inhalt der Bücher, auf welche man es setzt, entdeckt zu haben, und war gesou

geſonnen, wenn er dieſes völlig beſtätigt fände, die nächſte Meſſe ein kritiſches filoſofiſches Journal unter dem Titel: Die Laus, oder einzig wahres Kriterion der ächten und unächten Filoſofie, herauszugeben, das gewiß durch ſeine Untrüglichkeit manches andere kritiſche Journal beſchämen, und ſeinen Urhebern weit gewiſſer die Unſterblichkeit ſichern werde, als Peter Pindar's berühmtes Gedicht über eine ähnliche Probe, die mit einem königlichen Haarbewohner auf den Köpfen des ganzen Hofhalts vorgenommen wurde. *)

Er war übrigens, wie er mich verſicherte, noch einigen außerordentlichen Stücken auf der Spur, die zu erhalten er ſein halbes Vermögen wagen und deren Beſitz, den er ſich durchaus nicht entgehen laſſen wollte, ihn höchſt glücklich machen würde. Er hätte ſie ſchon flüchtig geſehen, und machte mir vorläufig folgende Beſchreibung davon.

1. Ein äußerſt fein ſkeletirter kategoriſcher Imperativ, dem ſchärfſten menſchlichen Auge in ſeiner natürlichen Lage durchaus unſichtbar; nur wenn deſſen Axe verdreht, oder wenn es mit einem Glaſe bewafnet wird, das einige miliardmal vergröſiert, erblickt man ſo Etwas vom Scheine einer ſehr regelmäßigen Figur, welche erhabenern verklärten Organen höchſt reizend ſich darſtellen muß.

*) The Louſiad.

2. Ein Genie in Spiritus. Es iſt ein kleines faſt ganz durchſichtiges männliches Figürchen, an dem man nur die Hirnſchale und den Magen deutlich unterſcheiden kann. Jene iſt ganz leer, und man erblickt in demſelben nichts als einen Tropfen Queckſilber der ſich beſtändig herumwirbelt; dieſer iſt anhaltend in der heftigſten Verdauungsbewegung, wenn auch gar nichts darin iſt. Dieß Weſen kann kein: ſechs Stunden ohne Nahrung bleiben; es wird ſonſt wüthend und drohet das Glas zu zerſprengen. Die Nahrung beſteht jedesmal in einem Paar Fragmenten aus einer der neueſten Zeitſchriften und einigen Tropfen Kurfürſtlich bitter Magenwaſſer.

3. Eine Monduhr, welche den großen Vorzug vor jeder Sonnenuhr hat, daß ſie die Stunden und Minuten anzeigt ſelbſt wenn der Mond gar nicht ſcheint, indem die Anzeige nicht durch den Schatten eines Stiftes geſchieht, ſondern vermittelſt eines Räderwerks, das entweder von der Anziehungskraft des Mondes, durch welche er Ebbe und Fluth bewirkt, oder von einer andern ſeiner eigenthümlichen Kräfte, durch welche er ſo viel Einfluß auf Nerven- und Würmerkrankheiten hat, in Bewegung geſetzt wird. — Ob nun der innere Mechanism auf Waſſer oder Nervenfäden beruhet, weiß er nicht, und dieß ſpannt vorzüglich ſeine Neugierde.

II.

Sitten Liefflands

in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. *)

Unſtreitig bilden die letzten Jahre des funfzehnten und die erſte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts eine der wichtigſten, lebenvollſten Perioden der neuern Geſchichte; denn in ihr begannen die großen Anlagen der vorhergehenden Zeiten ihre Früchte zu bringen, und zwar alle beynah zugleich, um die wohlthätige Erndte deſto reicher und ſicherer zu machen. Faſt in allen Gebieten des menſchlichen Geiſtes

*) Die Vorzeit Liefflands (Berlin, Veſſiſche Buchhandlung, mit Kupfern) von dem als Schriftſteller und Menſch gleich achtungswürdigen Verfaſſer der Letten, gehört unſtreitig zu den lebendigſten und klarſten hiſtoriſchen Produkten der vorigen Oſtermeſſe, und iſt jetzt gewiß ſchon in den Händen aller, die den Spiegel nicht darum ſchimpfen oder zerbrechen, weil er die ungeſchminkte Wahrheit zurückſpiegelt. Wie rührend ſind die Schilderungen des patriarchaliſchen Hirtenlebens unſrer erſten Bewohner Liefflands, ihrer Feſte, ihrer Geſänge, ihrer Götter, und wie erſchütternd die darauf folgenden Greuelſzenen und Kreuzzüge! Der Verf. hat uns aus dem zweyten Theile, der zur Oſtermeſſe erſcheinen wird, folgende Probe hier aufzuſtellen erlaubt.

ſich machte ſie Epoche, und muß die Seele des unbefangenen Beobachters eben ſo ſehr mit Bewunderung der Gegenwärtigen, als mit hohen Ahndungen künftiger Wunder erfüllt haben.

Franz Gioja von Amalfi hatte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die Anwendung entdeckt, die ſich vom Magneten auf die Schiffahrt machen ließ. Unter Eduard II hatte ſich ein Mönch aus Oxford zuerſt der Leitung des Wundersteines anvertraut, und Island durch ihn erreicht; aber erſt 1492 führte er Colon nach Amerika, erſt 1497 Gama nach Oſtindien.

1431 ungefähr war der Gebrauch des Schießpulvers erfunden. In Europa hatte er bald aufgehört, Eigenthum einzelner Heere zu ſeyn und ſie unüberwindlich zu machen; aber bey den neuentdeckten Nationen der andern Welttheile ſicherte er die Uebermacht der Europäer und den Beſitz jener Schätze, die ſie ſelbſt umgeſtalten ſollten: das wichtigſte Reſultat ſeiner Erfindung, wie ich glaube.

Schon die Araber in Spanien und die Kreuzzüge hatten wieder einige Kenntniſſe im ſüdweſtlichen Europa und manche einzelne Blüthe der ſchönen Kunſt hervor gerufen. Schon unter dem Schutz des großen Cosmus von Medici hatten die griechiſchen Flüchtlinge in Italien Liebe zur Wiſſenſchaft und Kunſt erweckt; doch erſt Lorenz von Medici, der 1492 ſtarb, machte ſie an den Höfen Mode,

und

und nun fand ſie faſt zu gleicher Zeit Beſchützer, wie Emanuel von Portugal, Leo der Zehnte, Franz der Erſte und viele ſeiner Zeitgenoſſen.

1440 erfand man die Buchdruckerkunſt. Lange hatte ſie nur allmählich und unbemerkbar zur Ausbreitung geſunderer Begriffe gewirkt, als Luther ſeinen ewig unvergeßlichen Kampf gegen die Mönchs-Religion begann. Nun erſt entfaltete ſie ihre ganze wohlthätige Kraft und erzeugte wahre Publicität, dieſe furchtbare Nemeſis, vor der auch gekrönte Verbrecher erblaſſen. Mit dieſem neuen Organ, deſſen Mangel ſeine Vorgänger erlegen waren, bewaffnet, begünſtigt ſelbſt durch ſeine erlauchten Feinde, die in den Wiſſenſchaften das Licht beſchützten, deſſen Sache er führte, erhob ſich Luther zu ſeiner hohen Beſtimmung, ſtürzte beym erſten Angriffe Hunderte von Klöſtern nieder und vernichtete die Herrſchaft der kriegeriſchen Halbmönche in Preußen; *) — nicht der kleinſte ſeiner Siege.

Welchen Einfluß mußten alle die Phänomene zuſammen nicht auch auf die Sitten jenes Zeitalters haben! Der feine und gelehrte Leo berief Künſtler und Gelehrte an den Hof, der ehrgeizige und galante Franz die Damen; der leidenſchaftliche Heinrich ſchaltete mit dem Glauben und der Denkungsweiſe ſeiner Unterthanen, wie ſeine Begierden geboten; Spanien lehrte der Zufluß des amerikaniſchen

*) Luther war es, der Albrechten zuerſt den Rath ertheilte, Preußen zu ſäkulariſiren.

schen Goldes höheren Prunk und Weichlichkeit. Selbst in Polen war der Einfluß der großen Begebenheiten des Zeitalters auf die Sitten so sichtbar, daß man 1513 plötzlich die alte Nazionaltracht mit der jetzigen vertauschte, Waffen als Theile des Putzes trug, gelehrte Gymnasien besuchte, u. s. w.

Doch ich verlasse den großen Schauplatz, um mich auf den Flemern einer einzelnen Provinz einzuschränken, der in wenigerm Mißverhältniß zu meinen Kräften steht.

Auf Liefland konnte nur ein sehr matter, zurückgebrochener Stral von dem Lichte fallen, das die im südlichen Europa wieder erstandenen Wissenschaften und die großen Entdeckungen entzündete. Aber zwey andere Umstände, Resultate derselben, wirkten desto gewaltsamer auf den Karakter und die Sitten seiner Bewohner. Dies war die funfzigjährige Ruhe, die es seit Plettenbergs rußischen, durch Geschütz errungenen Frieden genoß, und die Reformazion. Beyde wären einem gut eingerichteten Staate sehr heilsam gewesen; aber einem solchen als Liefland war, mußten sie den Untergang bereiten, wie ein ungesunder Körper aus den heilsamsten Nahrungsmitteln nur neuen Krankheitsstoff zieht.

Die Feder seiner Kraft, das Bindungsmittel seiner sehr ungleichartigen Bestandtheile, war die Energie, der Standesgeist, und die streitbare Verfas-

Geiſt ſich wiegte —— welch eine ſelige Schwärmerey! Und wie viel glüklicher machten mich dieſe Träume, als alle die rauſchenden Freuden, welche die Sinnen in einem Wirbel von Wolluſt dahinreiſſen, und wenn ſie vorüber ſind, nichts als Beſchämung und Reue, und ein ſchwermüthiges Leeres im unbefriedigten Geiſt zurüklaſſen!

Vielleicht werden unſre Leſer aus demjenigen, was damals in dem Gemüthe unſers Helden vorgieng, ſich viel Gutes für ſeine Wiederkehr zur Tugend weiſſagen. Aber mit Bedauern müſſen wir geſtehen, daß ſich eine andre Seele in ſeinem Inwendigen erhob, welche die Würkung dieſer guten Regungen in kurzem wieder unkräftig machte; es ſey nun, daß es die Stimme der Natur oder der Leidenſchaft war, oder daß beyde ſich vereinigten, ihn ohne Abbruch ſeiner Eigenliebe wieder mit ſich ſelbſt und dem Gegenwärtigen auszuſöhnen.

In der That war es bey der Lebhaftigkeit, welche alle Ideen und Gemüthsbewegungen dieſes ſonderbaren Menſchens charakteriſierte, kaum möglich, daß der überſpannte Affect, worinn wir ihn geſehen haben, von langer Dauer hätte ſeyn können. Die Stärke ſeiner Empfindungen rieb ſich an ſich ſelbſt ab; ſeine Einbildungskraft pflegte in ſolchen Fällen ſo lange in geradem Lauf fortzuſchieſſen, bis ſie ſich genöthiget fand, wieder umzukehren. Er fieng nun an, ſich zu überreden, daß mehr Schwärmerey als Wahrheit und Ver-

laſſung der Ritter, die nur durch beſtändige Kriege fortdauern konnten, und auch die andern immer bedrohten Stände wachſam und in der Uebung ihrer Kräfte erhielten. Es war eine Eroberungsmaſchine; Plettenberg fand dieſe abgenutzt; er ſetzte ſie in Ruhe, und — ſie zerfiel.

Er ſchloß daurenden Frieden mit den Nachbarn, und glich alle Mißverhältniſſe der Ritter unter ſich und mit den Geiſtlichen und Bürgern aus. Jetzt endlich konnte der Landmann Acker beſtellen, ohne zu befürchten, daß ihn ein Feind am Pfluge erwürgte, wenn es nicht etwa ſein eigener Erbherr that; jetzt konnte der Bürger friedlich ſeines Gewerbes warten, oder Pläne zum kaufmänniſchen Gewinn entwerfen und ausführen, ohne ſeinen Erwerb zur Vertheidigung ſeiner Stadt hingeben, oder ſeine Werkzeuge von Zeit zu Zeit mit dem Harniſche vertauſchen zu müſſen; jetzt las der Geiſtliche mit Bequemlichkeit ſeine Meſſe und pflegte ſeines Leibes. Jeder ging ſeiner nützlichen oder unnützen Beſtimmung nach, und Reichthum und Wohlſtand erfüllten das Land; nur — der Ritter war müſſig und überflüſſig. Er gehörte nicht in das glückliche Ganze, das ſich im langen Frieden bildete; ſeine Regel verbot ihm an dieſen Segnungen der Ruhe als Menſch Theil zu nehmen. Nur beſtimmt Unheil zu ſtiften, ſtand er unter den thätigen Staatsbürgern unwillig da, wie eine gefeſſelte Hyäne unter fröhlichen Hausthieren. Hatte er ſich nie

durch

durch seinen Stand unglücklich gefühlt, so mußte es jetzt geschehen, und das einzige Mittel diese Empfindung zu mildern, war — entnervende Schwelgerey.

Konnte ihm noch etwas dabey in Schranken halten, so war es Ehrfurcht gegen seine Regel und Religiosität. Aber jetzt begann die Reformazion. Er lernte, und seine Begierden machten ihn zum willigen Schüler: er lernte, daß die Pflichten, die man ihm aufgebürdet hatte, lächerlich und lasterlich seyen; daß alles, womit man ihn an dieselben ketten wollte, nichts Wirkliches und Wesentliches habe, als was sein eigener Aberglaube ihm lieh. Verschwunden war sofort aller Standesgeist, alle Achtung gegen seine Regel, so daß selbst die Titel von Meistern und Gebietern ihm ekelhaft und lächerlich wurden. Der ganze Orden war forthin nichts mehr, als ein stockender Automat, dessen beseelende Feder Luther zerbrochen hatte. Aus Konvenienz blieben die Ritter noch an ihrem Platz; aber dafür lebten sie nach Russows, des Annalisten, Versicherung, in Ehebruch und Blutschande, hielten sich öffentliche Beyschläferinnen, die sie nach einiger Zeit mit Ordensgütern ausstatteten, und kannten keine Beschäftigung, als Hetzen, Jagen, Spielen und Schmausen, wobey sie im Lande umher fuhren und sich auf allen Gütern hoch traktiren ließen: eine schlimme Vorbereitung auf kriegerische Zeiten. Wer seine Stelle im Staate nur aus Eigennutz behält,

nur

nur zum Schwelgen benützt, wird ſie nie mit Koſten ſeines Lebens vertheidigen wollen.

Traulich geſellten ſich die Geiſtlichen ihnen in dieſer Lebensart bey. Auch ihnen war es Regel, Konkubinen zu halten, und dies ſah man für anſtändiger an, als die Ehe. Ein revalſcher Domherr, der ſich wirklich in Teutſchland verheurathet hatte und ſeine Frau nachkommen ließ, ſchenkte einem, der um das Geheimniß wußte, ein gemäſtetes Schwein, damit er die Gattin für bloße Konkubine ausgäbe. Die evangeliſchen Prediger folgten dieſer Sitte und hielten ſich, — ein ſehr ſonderbarer Name, — „Ruthgeberinnen.“ Uebrigens, ſagt Ruſſow, ſeyen die meiſten von ihnen „ſtumme Hunde“ geweſen, die nur dadurch gelten wollten und galten, daß ſie Spaßmacher und luſtige Geſellſchafter waren. Die einzigen, die noch über Schämhaftigkeit hielten, waren — die Stallknechte des Ordens. Wenn dieſe einen aus ihren Mitteln über einer unzüchtigen That ertappten, führten ſie ihn in Proceſſion mit Trommeten und Pfeifen durch die Stadt, warfen ihn ins Waſſer, und führten ihn dann feyerlich und triefend wieder heim.

Das Bild der weltlichen Stände aus dieſem Zeitalter iſt nicht anziehender. Der Wohlſtand, die Frucht des Friedens, gab ihnen überflüßige Mittel zum Genuß; aber ſie hatten noch nicht Bildung genug, ihn zu verfeinern, und der Ausſchweifung das Ekelhafte zu nehmen, oder ihn gar in geiſtigen

Freu-

Freuden zu ſuchen. Cypris und Bacchus herrſchten in Liefland; aber ihren Thron deckte ein zottiges Bärenfell und das Jubeln ihres Verehrers war, mit ihrem Girren in mildern Himmelsſtrichen verglichen, Luſtgebrüll plätſchender Robben.

Der Luxus, vorzüglich im Anzuge, war ungeheuer, und auch hierin ging der Orden mit einem verderblichen Beyſpiele vor. Ein Komthur trug eine Kette von ſeinem Golde, die ein und zwanzig Pfund wog, und ein anderer ließ immer drey Trompeter vor ſich her ziehn. Die Edelleute hielten Paradehengſte, die nur zum Courbettiren taugten, und gleichwohl oft mit 9 Laſt oder 405 Scheffel bezahlt wurden. Eine Edelfrau ließ einen Schneider aus Teutſchland kommen, um ihrer Tochter ein Brautkleid zu machen. Die adelichen Bräute waren ſo mit Geſchmeide belaſtet, daß ſie kaum gehen konnten, und von dem Silberſchmucke einer bürgerlichen, ſagt ein Augenzeuge, hätte man eine anſehnliche Handlung anlegen können, die eine ganze Familie ernährt hätte. Einen ſonderbaren Kontraſt mit dieſem Prunk machte es, daß die Geſellſchaftsſäle mit hölzernen Bänken geſchmückt waren, mit Heu ausgeſtreut wurden, und Plettenberg eine eigene Strafe darauf ſetzen mußte, wenn jemand das genoſſene Bier im Tanzſaal wieder von ſich gäbe.

Ueberhaupt behandelte man den Putz und die Gelage wie Staatsſache. Der Magiſtrat der Städte ließ zuweilen den Töchtern der Handwerker auf öffent-

öffentlicher Gasse den Schmuck abreißen, wenn sie sich den Kaufmanns-Töchtern gleich gekleidet hatten. Plettenberg und die folgenden Heermeister hielten mehrere Landtage, um den Werth der Hochzeitgeschenke, des weiblichen Geschmeides u. s. w. zu bestimmen; ja, als sich der Adel 1543 versammelt hatte, um über die Lage des Staats zu berathschlagen, war einer der wichtigsten Beschlüsse der, wie sich ein Unadelicher im Tanz gegen eine Adliche betragen müsse, und daß die Jünglinge sich dabey der unzüchtigen Handgriffe, die Fräulein des Liebäugelns und der Possen (des Degens und Affens) enthalten sollten. Dafür vernachläßigte man die Erziehung der Jugend, und suchte ihr nur den Ehrgeiz eines Trinkers einzuflößen, so daß es sehr gewöhnlich war, vierzehnjährige Knaben graubärtigen Saufern Bescheid thun zu sehn.

Um uns den Adel zu schildern, zählt uns der Annalist seine Feste auf. Sie waren in ein System gebracht, und auch ich glaube die Sitten des Zeitalters nicht besser darstellen zu können, als durch die Beschreibung der Gelage, die seine Hauptbeschäftigung ausmachten.

Die wichtigsten waren die Hochzeiten, die durchgehends zwischen Weihnachten und Ostern begangen wurden, da sie in dieser Zeit keinen andern Festen Eintrag thaten.

Schon ein Vierteljahr vorher ſandte man Bothen durch das ganze Land, um alle Bekannten in die benachbarte Stadt einzuladen, weil jeder Edelhof zu klein war, ſie zu faſſen. Gewöhnlich fanden ſie ſich an einem Sonnabende ein, und ritten dann in zwey Haufen aufs freye Feld. Hier hielt der Angeſehenſte von ihnen eine Rede an ſie, dankte ihnen für ihre Erſcheinung im Namen des Brautpaars, und bat ſie, alle Fehden und allen Groll während der Hochzeitfeyer bey Seite zu ſetzen. Sie gelobten es mit empor geſtreckten Händen, hielten einen feyerlichen Zug durch alle Gaſſen der Stadt, und begaben ſich dann, nach abgelegtem Reuterzeuge, auf die Gildeſtube oder das Verſammlungshaus der Bürger, zum Mahl. Aus einer ſonderbaren Demuth ward kein Wein bey demſelben gereicht, aber dafür das Bier aus hölzernen Gefäßen, die groß genug waren Kinder darin zu baden *), ſo reichlich genoſſen, daß man den Boden mit Heu beſtreuen mußte, um in dem Sumpf nur noch gehen und tanzen zu können. Man trank ſich ungeheure Quantitäten Bier zu, und ſetzte etwas darein, dabey den Becher nicht vom Munde zu bringen, indem man wäh-

*) Die eigenen Worte des Annaliſten. Bier ſcheint das eigenthümliche Getränk des liefländiſchen Adels geweſen zu ſeyn. Er verbrauchte es ſo häufig, daß er nicht Gerſte oder Malz genug verſchaffen konnte. Ein Edelmann verwunderte ſich einſt ſehr, als ihm ſein Verwalter für ein verfloſſenes Jahr nur 18 Laſt, 1080 Scheffel, Malz für die Haushaltung in Rechnung brachte.

während des Trinkens immer wieder zufüllen ließ. Wer nicht Bescheid that, mußte erwarten, die Beleidigung wenigstens durch einen Messerstich gerächt zu sehn. Ueberhaupt setzte der Biergeist bald die breiten Klingen, die man mit beyden Fäusten schwang, in Bewegung, so daß sich die Frauenzimmer auf Tische und Bänke flüchten mußten, und die Wundärzte nach geendigtem Schmause viel zerhauene Köpfe und Arme zu besorgen hatten. Mitten durch das Getümmel tönten von allen Seiten Buhlenlieder und unsaubere Späße.

Am Sonntage wurden die Verlobten mit Trommeln und Trompeten in die Kirche zur Trauung begleitet, bey der es der Anstand forderte, daß die Braut sich recht lange um das Jawort bitten ließ. Mehrere Tage vergingen dann unter ähnlichen Gastmählern.

Auf gleiche Weise beging man die Taufen, bey denen eigene Schreiber angenommen werden mußten, um die vielen Einladungsbriefe zu fertigen.

Im Sommer hielt man fast an jedem heiligen Tage bey den Kirchen offene Trinkversammlungen, wo die Bauern sich nach dem Beyspiel ihrer Herrschaften berauschten, und diese indeß in der nahen Wohnung des Pfarrers lärmend ihre viehische Lustbarkeit trieben.

Im Herbst hielt man die W a c k e n, das heißt, man ließ sich von einer Anzahl Bauernwirthen, die man

eine Wacke nannte, bey Entrichtung der jährlichen Abgaben ein großes Gastmahl anstellen, zu dem man seine Nachbarn und Freunde einlud. Große Güter hatten viele Wacken, und wenn sie auf dem einen geendigt waren, zog man aufs andre, und dehnte so diese Lustbarkeit bis zur Weihnacht aus, wo wieder die Hochzeiten Tagesordnung wurden.

Man sieht, daß dem Adel Schmausereyen Geschäfte waren; er ward von den Ordensbrüdern noch darin übertroffen, und die Bürger eiferten ihm nach. Auch die Hochzeiten der letztern glichen öffentlichen Festen, zu denen alle in einer Stadt anwesende Fremde eingeladen werden mußten; aber bey ihnen ward vorzüglich Wein gereicht, und ein ungeheurer Schatz von Silbergeräthe zur Schau gestellt. Jede Bürgergilde hatte in Riga ihr Vogelschießen, dessen Preis ein schwerer silberner Vogel und der Königstitel war. Im Frühling erwählte man mit jubelnder Feyer Maygrafen, und am Weihnacht-Abende pflanzten die Jünglinge der Stadt eine Tanne mitten auf dem Markte, zündeten sie in der Nacht an, und umtanzten sie mit den jungen Mädchen, bis die sinkende Flamme sie in den Tanzsaal zurückschickte.

Das Bild des Adels war ekelhaft; das der Bauern in diesem Zeitalter ist äußerst traurig. Die Reformazion war nicht bis zu ihnen durchgedrungen, ohne daß sie deshalb Katholiken geblieben wären. Sie hießen seit Jahrhunderten Christen, ohne in den

Leh-

lehren des Christenthums unterrichtet worden zu seyn. Die Reformatoren hatten also nichts bey ihnen aufzuräumen: auch verstanden sie nicht ihre Sprache, und niemanden war daran gelegen, ihnen deutlich zu werden. Man verjagte die Mönche, hob die Klöster auf, zog ihre Güter zu den Ordensbesitzungen und setzte allenfalls hier und dort einen neuen Geistlichen hin: das war alles, was die Bauern von der Religionsveränderung gewahr wurden; und damit waren wenigstens die Klosterbauern sehr unzufrieden, weil sie den neuen Herrn mehr Abgaben und Frohndienste leisten mußten, als die Mönche gebraucht hatten. Die neu angesetzten Prediger waren Ausländer, die sich nicht darum bekümmerten, die Landessprache zu lernen, und nur bey Gastmälern glänzten. Allenfalls predigten sie teutsch, und bald sahen die Bauern die Kirche nur für den Ort an, wo der Kirchmeßtrunk begangen wurde, und sie durch einige abergläubische Gebräuche aus der heidnischen und katholischen Zeit Segen für ihre Heerden erkauften. Mehrere Kirchen wurden von den Edelleuten niedergerissen, um die Materialien zu andern Gebäuden zu verwenden. Bauerschulen gab es nicht, und so wandelte die Reformazion über die Letten und Esthen hin, ohne sie im geringsten aus ihrer Barbarey zu ziehen: ja, sie versanken nur noch tiefer darin.

Die meisten ließen sich gar nicht mehr mit ihren Weibern trauen, und verließen sie, sobald sie alt

und kränklich wurden; ein Verfahren, dem die Edelleute ruhig zusahen, da es ihnen einen Rechtsschein mehr gab, den Kindern als Bastarden das geringe elterliche Vermögen zu entziehn. Oft warteten sie, um sich desselben zu bemächtigen, nicht bis die Erwerber gestorben waren. Die revalischen Verhandlungen vom Jahr 1535 zeigen nur zu offenbar, daß Menschen, die ihr Leben damit zugebracht hatten, den Großherren Mittel zur Völlerey zu erwerben, sobald sie so unglücklich waren das Alter der Kraft zu überdauern, aus ihrer Hütte verjagt wurden, und keinen andern Zufluchtsort hatten, als die Spitäler der Städte.

Wir haben oben ein Beyspiel gesehen, wie gering der Adel das Leben der Leibeigenen schätzte. In dieser ganzen Periode ward nichts für sie gethan. Ihre Bedrückungen hingen noch immer ganz von der boshaften und eigennützigen Willkühr der tertschen Tyrannen ab, und bloß die Gültigkeit der grosherrlichen Rechte suchte man durch Landtags-Recesse zu sichern, welche das Ausliefern entflohener Leibeigenen und die Form vorschrieben, in welcher der Erbherr sie zum Tode verurtheilen sollte.

Bey der Ueppigkeit und den Lastern, in die alles versunken war, kann man leicht denken, daß weder Gemeingeist noch Vaterlandsliebe mehr existiren konnten. Die Bischöfe unterhandelten heimlich mit den Russen, und forderten sie auf, die Beleidigungen zu rächen, die sie durch die Reformazion leiden

muß-

nunft in ſeiner Betrübniß ſey; er glaubte bey näherer Vergleichung zu finden, daß ſeine Leidenſchaft für Danae durch die Vollkommenheit des Gegenſtands gänzlich gerechtfertiget worden, und ſo vorzüglich ihm kurz zuvor die Glükſeligkeit ſeines delphiſchen Lebens, und die unſchuldigen Freuden der erſten noch unerfahrnen Liebe geſchienen hatten; ſo unweſentlich fand er ſie izt in Vergleichung mit demjenigen, was ihn die ſchöne Danae in ihren Armen hatte erfahren laſſen. Das bloſſe Andenken daran ſezte ſein Blut in Feuer, und ſeine Seele in Entzükung; ſeine angeſtrengteſte Einbildung erlag unter der Beſtrebung eine vollkommnere Wonne zu erfinden.

Pſyche ſchien ihm izt, ſo liebenswürdig ſie immer ſeyn mochte, zu nichts anderm beſtimmt geweſen zu ſeyn, als die Empfindlichkeit ſeines Herzens zu entwikeln, um ihn fähig zu machen, die Vorzüge der unvergleichlichen Danae zu empfinden. Er ſchrieb es einem Rükfall in ſeine ehmalige Schwärmerey zu, daß er ſich durch einen Traum, welchen er mit aller ſeiner ſonderbaren Beſchaffenheit, doch für nichts mehr als ein Spiel der Phantaſie halten konnte, in ſo heftige Bewegungen hätte ſezen laſſen. Das einzige, was ihn noch beunruhigte, war der Vorwurf der Untreue gegen ſeine einſt ſo zärtlich geliebte und ſo zärtlich wiederliebende Pſyche. Allein die Unmöglichkeit von der unwiderſtehlichen Danae nicht überwunden zu werden; (ein Punct, wovon er ſo vollkommen als von ſeinem

eignen

mußten. Die Gebietiger des Ordens ſelbſt ſahen ihre weltlich gewordenen Brüder in Preußen mit Neid an, ſuchten nur für ſich und ihre Verwandten Schätze zu ſammeln und heimlich fortzuſchaffen. Wenn ſie noch nicht die Schlöſſer und Güter des Ordens ſelbſt verkauften, ſo unterblieb es wohl nur deshalb, weil ihnen die Gelegenheit dazu fehlte. Sobald ſie ſich im folgenden Kriege darbot, entſchloſſen ſie ſich leicht dazu, und bereiteten ſo die große Verrätherey des Heermeiſters vor.

Die Ordensbrüder und Vaſallen wußten ihren Vorgeſetzten kein höheres Lob zu geben, als daß ſie ohne Zwang mit ihnen ſchwelgen könnten, und daß es ohne Folgen bliebe, wenn ſie ihnen auch einmal ein Trinkgefäß im Rauſch an den Kopf würfen. Der Adel, der die Bauern unterdrückte, ſuchte auch die Städte zu ſchwächen, und ſogar auszuhungern, indem er jenen oft L..bot, Lebensmittel zum Verkauf dahin zu bringen. Die Bürger endlich waren ſelbſt in Partheyen getheilt, indem ſehr oft die Kaufleute die Handwerker nicht für Bürger anerkennen wollten, und ſie auf tauſendfache Art drückten. Zeigten ſie ja noch einigen Gemeingeiſt, ſo war es gegen die armen Eingebohrnen; ſie hielten ſtreng darauf, daß keiner derſelben den Handel oder ein Handwerk lernen durfte. Dafür waren ſie deſto gleichgültiger gegen das Staatsintereſſe. Selbſt zu der Zeit, da man täglich den Einbruch des Zaars fürchten mußte, war es eine der vorzüglichſten Spekulazionen der

liefländischen Kaufleute, Geschütz und Ammunizion nach Rußland zu führen, das sich nicht leicht auf einem andern Wege damit versehen konnte. Iwan zog während seiner langen Rüstung aus Liefland selbst die Mittel, dies Land zu verderben.

So reifte denn alles im Schooße der Schwelgerey und der Selbstsucht zur leichten Beute des ersten Feindes; sie würden das Land zu Grunde gerichtet haben, auch wenn man nicht so sehr die Kriegsverfassung vernachlässigt hätte, als wirklich geschah, und als ein einziges Beyspiel hinlänglich zeigt. Einst, während der Gefangenschaft des Erzbischofs Wilhelm und seines Koadjutors, erschallte das Gerücht durchs Land, eine preußische Flotte kreuze an der Küste, und ein Heer nähere sich den Gränzen. Es geschah ein allgemeiner Aufruf zu den Waffen, und — doch der naive Russow selbst mag erzählen, was dadurch bewirkt ward.

„Briefe über Briefe, sagt er, gingen durch Tag und Nacht an die Landsaßen umher, daß sie stracks Angesichts des Schreibens nach dem Werth ihrer Güter sich rüsteten und an den Strand und die Häfen sich verfügten, um dem Feinde zu wehren. Da war bey vielen sichern des Kriegs Unerfahrnen, weder Knecht noch Rüstung, noch Schätzung der Güter vorhanden: die Stalljungen und die alten Sechs-Ferdings *) Knechte, die sich beweibt und bereits halb

*) Ferding, unter diesem Namen zirkuliren die schwedischen Oere in Liefland. Es ist merkwürdig, daß dort sol

halb todt getrunken hatten, mußten ins Feld. Da sie den alten verrosteten Harnisch über die Haut bekamen, und fortziehen sollten, nahmen sie zuvor einen guten Rausch zu sich, und gelobten sich taumelnd, bey einander zu leben und zu sterben. So zogen sie hin, und die Frauen, Jungfrauen und Kinder weinten, und heulten ihnen nach, als wenn diese Krieger nie wieder kehren sollten. Als sie nun an den Strand gelangten, war da weder ein Schiff noch ein Mensch vorhanden, nichts das sie bedrängte, als nur ihr eigener Greuel allein, und nachdem sie dort einige Wochen still gelegen, und ihre Rüstwagen und Biertonnen ausgeleert hatten, zogen sie heim, nach ihrem Bedünken nicht ohne Ruhm und Preis."

Luxus und entfesselte Schwelgerey, innerer Zwist und Mißtrauen bey allen Ständen, Mangel an Vaterlandsliebe bey dem sklavischen Volke, selbst an Standessinn bey den obern Klassen, Veruntreuung in allen Theilen der Staatswirthschaft, Vernachlässigung der Kriegsanstalten; giebt es untrüg-

fast nichts als ausländische Münzsorten im Umlauf sind. Außer den Oeren giebt es preußische Dütgen, unter dem Namen Marke, lüneburgische und sächsische Zweygroschenstücke, die Fünfer heißen, weil sie fünf Oere gelten: Viertel- und halbe Piaster, die Orte und halbe Thaler genannt werden, und endlich ganze Piaster und holländische Albertus Thaler. Die russischen Münzen nimmt man sehr ungern.

lichere Todeszeichen für einen Staat? Und in dieſem Zuſtande traf Lieſland mit dem jugendlich aufſtrebenden, machtvollen Rußland, das ein großer Mann beherrſchte, zuſammen. Konnte es dem Zerſchellen entgehn? —

Merkel.

III.

Rafaels Marie
in der Gallerie zu Dresden.

Fragment aus dem Tagebuch eines Reiſenden.

Den 11. Jul. 1798.

Noch einmal beſuch' ich die Gallerie, in der ich ſeit anderthalb Monden ſo manche ſchöne Stunde lebte. Zum letzten Male. Mit gemiſchter Empfindung geh' ich durch die langen Säle, wo hier und dort, dort und hier, ein köſtliches Bild, oft mit Wolluſt betrachtet, zu neuer Betrachtung winkt. Ihr winkt vergebens! — Schon ſteht der Wagen bereit, der mich aus dieſer durch den Bund ſchöner Natur mit ſchöner Kunſt ſo anziehenden, wie durch Eure Nähe, **', * und **, harmoniſche Seelen!

dop-

doppelt unvergeßlichen Gegend hinweg, der mich nächſtens ſelbſt aus dem Vaterlande, aus der Mitte alles deſſen, was bis dahin mir werth und theuer war, an ein mir fremdes, vielleicht mir ewig fremdes Geſtade eines nordiſchen Meeres führt.

Ich gehe das Tauſendſchön der Niederländiſchen und der andern Schulen vorüber. Ich weile nur noch bey den Blüthen eines glücklichern Himmels. Hier wend' ich ungern den Blick von deinem, der Natur unnachahmlich wahr nachgeahmten Farbenſchmelz, Tizian; ungerner von deinem Lichtzauber, von der Anmuth und dem Liebreiz deiner Menſchen, deiner Heiligen und Engel, ſanfter Correggio! Doch das, was nur zum Auge ſpricht, läßt im Moment des Scheidens kälter; ſelbſt das, was nur das Herz in ein ſchmelzendes Gefühl des Lieblichen, Gefälligen verſetzt, kann ich verlaſſen. Mein Blick hängt da, wo dem innern Sinn eine höhere Welt ſich aufthut; da, wo des Geiſtes ewiges Sehnen nach Stille, Reinheit, Einfalt, Ruhe, allein Genüge findet: an Rafaels Marie.

Das Kind im Arm, ein Urbild ſanfter Weiblichkeit, und dennoch hoher Majeſtät, naht ſie *) auf Wol-

*) Abſichtlich brauch' ich dieſen unbeſtimmten Ausdruck. Trägt ſchwebendes Gewölk Marien, oder geht ſie auf ruhendem einher? Dieß iſt ſchwer zu beſtimmen, da der Maler ſelbſt in der Bewegung etwas Unbeſtimmtes gelaſſen hat. Man könnte auch ſagen: ſie ward ſtehend vom

Wolken. Zu ihren Füßen knien der heilige Vater Sixtus *), und links die heilige Barbara. Mit welcher Unbefangenheit, ſich ihrer eignen Hoheit unbewußt, ſinnend in ſich geſenkt, als ob die anbetende Verehrung um ſie her für ſie nicht da wäre, tritt ſie auf der Wolke, mit ätheriſch ſchwebendem Berühren, ſo daß das Gewölk nicht einſinkt, zum Heil Sixtus daher! Doch iſt's die göttliche Mutter, die Königin der Erde. Leiſe, mit unendlicher Feinheit, hat Rafael die letztere Idee angedeutet. Wie? Der gelbe Mantel des heil. Vaters ſchlägt ſo zurück, daß er durch ſeinen linken Zipfel ungezwungen einen Zirkelabſchnitt bildet, der nicht ſo beſtimmt, nicht ſo abgeſchnitten da ſeyn könnte, wenn nicht der Zipfel des Mantels auf einer Kugelform ruhte. Auch der übrige Theil der linken Seite des rothaufgeſtürzten Mantels liegt ſo; die Madonna tritt ſo auf, und der Schatten des Gewölkes links von ihr iſt ſo gehalten, daß man unwillkührlich auf die Idee des mit Wolken bedeckten Erdballs geführt wird, über welchen die ſelige Mutter, die heilige Jungs-

dem Gewölk heran getragen, und tritt in dieſem Augenblick, auf jenem luftigen Boden, der Scene möglichſt nahe. So viel iſt gewiß, die Figur iſt noch nicht ganz in Ruhe; und eben jene unbeſtimmte, ſanfte Bewegung gibt ihr einen eignen Zuſatz von Grazie, ſo wie der Draperie mehr Mannichfaltigkeit und Schwung.

*) Es iſt ein Anachronismus, wenn im gedruckten Verzeichniß der Dresdner Gallerie S. 189. Papſt Sixtus der Fünfte angegeben wird.

Jungfrau wandelt. *) Ohne harte Bestimmtheit, die das zarte, luftige Gebilde der hohen Fantasie zerstört haben würde, hat der dichtende Künstler nur verloren angedeutet, was die, die ihm nachahnden mögen, leicht finden werden. Für andere malte er nicht.

Sollte jener erhabene, genialisch hingeworfene Zug nicht Allen sich zeigen, so spricht dagegen die Darstellung rein menschlicher Gefühle zu jedem Gemüthe, das diesem Bilde nahet. Wie traulich der Knabe mit dem kurzen, blonden Haar, das die Lüfte höherer Regionen zerwehen, sich an sie anschmiegt, an die holde, liebende Mutter! — Aber so kindlich er auch sich an die mütterliche Wange lehnt, so läßt doch seine erhobene Stirn die hohen Gedanken ahnden, die einst diesen Himmelsbogen herauf reifen werden; so blickt doch der Gott ihm tief aus der feuchten Wölbung des ernsten, dunkeln Auges; so ruht doch gewichtig auf der bedeutungsvoll gezogenen Lippe göttliche Genügsamkeit. Selbst die Art, wie er den linken Arm auf das übergeschlagene rechte Bein stützt, kündigt die Festigkeit, die Selbstständigkeit des künftigen Mannes an. Wie fast in allen heiligen Familien Rafaels, macht der männliche Knabe

mit

*) Dresdner und auswärtige Künstler, die gerade in meiner Nähe in der Gallerie arbeiteten, gaben mir, als ich sie auf diese Idee aufmerksam machte, einstimmig zu, daß sie wirklich im Gemälde liege, ob sie gleich meinten, die Bemerkung sey noch von Niemand gemacht.

mit der ganz weiblichen Mutter auch hier den bedeutendſten Gegenſatz.

Von Mariens ſchlanker, höherer Geſtalt, deren dunkelblondes Haar ein grau bräunlicher Schleier, und deren Leib ein blauer, vom Aether etwas empor gelüpfter Mantel umwallt, ſenkt ſich der Blick auf den knieenden Greis zu ihrer Rechten. Er ſchauet zu ihr mit geſetzter Ehrfurcht hinauf; die Linke legt er an ſeine Bruſt; mit dem Zeigefinger der Rechten ſcheint er auf etwas außer dem Gemälde zu deuten. Empfiehlt er vielleicht das Kloſter, für welches dieß beſtimmt war, der Huld der göttlichen Mutter? So ſcheints mir. Dieſes Blatt war, erzählt man, für ein Kloſter zu Piacenza, *) wo Rafael eine Verwandte hatte, ihr zu gefallen, gemalt. Patronin deſſelben war die heil. Barbara; als Stifter gibt man einen Pabſt Sixtus an. Beyde nebſt der Madonna anzubringen, war vorgeſchrieben. — Wenn man dieß weiß, ſo wird die glückliche Auflöſung einer an ſich weniger dankbaren Aufgabe intereſſanter, und die Vortreflichkeit der Kompoſizion und des Ausdrucks, jener beyden Stücke, worin Rafael unter den Malern unerreicht und unerreichbar da ſteht, auch in dieſem Bilde heller einleuchtend.

Die dem h. Sixtus gegen über knieende h. Barbara **) ſieht mit ſtiller Heiterkeit hernieder, im ſeligen

*) Aus dieſem Kloſter ſoll es Auguſt der Dritte 1754 für 17000 Dukaten gekauft haben.

**) Ihr Attribut, der Thurm, der, der Legende nach, ſie ehmals einſchloß, iſt glücklich verſteckt. Kaum bemerkbar,

ligen Bewußtſeyn des Heils, das dem von ihr geliebten und beſchützten Ort durch den erflehten Segen der Mutter Gottes auf ſpäte Zeiten wird. Es iſt ſo viel Innigkeit, ſo viel Beſcheidenheit und Reſignazion, und zugleich (wenn ich recht ſehe,) ſo viel Sinn weiblicher Häuslichkeit, dem in der Stille des lieben Eigenthumes wohl iſt, in dieſem mit anſpruchloſer Grazie knieend niederſehenden Mädchen, daß man auch von ihr noch ſchwerer den Blick wenden würde, zögen nicht die beyden in Anbetung ganz verſunkenen Engel, die ſich auf das Poſtament ſtützen, hinter welchem die Erſcheinung vorgeht, die Aufmerkſamkeit auf ſich, und dann unaufhaltſam wieder auf die Gruppe, deren Göttlichkeit in ihrer Andacht ſich ſpiegelt, ſich verklärt.

Dieß ſind nicht Engelköpfe Guido's oder Correggio's; nicht himmliſch liebliche Kinder, von der anmuthigſten Fantaſie mit dem weichſten Herzen erzeugt. Es ſind Rafaeliſche Engel; wahre Aeonen, wie ein erhabener Verſtand ſie denkt und für den Verſtand denkend malt; Weſen, in deren Knabenköpfen wir Geiſter ahnden, gegen die unſre Newtone Knaben ſind.

Du von den beyden Engelbrüdern mit himmelandringendem Auge, der du den Finger auf die heilige Lippe legſt, — du verſtehſt, was dem Sterblichen

bar, tritt er hinter den grünen Vorhang, der drey Seiten des Gemäldes großen Theils begränzt, zurück.

cken verſagt iſt, die glühendſte Anbetung mit dem tiefſten Denken in demſelben Moment zu paaren — O könntest du einen Augenblick nur das Gefühl und den Gedanken mit mir theilen, mit dem du empor-ſchauſt!

Und, wie dieſer, ſchauen aus den Tiefen des Aethers, in welchen jenes weiße Licht verſchmilzt, das Marien und ihr Kind umfließt, Myriaden von Engelköpfen, wie vom blauen Aether ſelbſt gewoben, und daher in dieſen Milchſtraßenſchimmer ſich verlierend, zu der Glorreichen anbetend empor. Kein Jubel unterbricht ſie. Es herrſcht heilige Stille. Der Seraf legt den Finger auf den Mund. Auch für den Seraf iſt das höchſte der Gefühle das unausſprechliche.

Wer denkt bey einem ſolchen, für die Seele gemahlten Bilde an Reiz für's Auge, an Kolorit und Helldunkel? — Doch iſt das Kolorit nicht ſchlecht. Vielleicht in Moriens Kopf muß es, als er aus des Künſtlers Händen kam, ſehr gut geweſen ſeyn, da es noch jetzt gut iſt. Manche feinere Nüanzen der Karnazion an dem Kinde und den beyden halben Engelsfiguren und offenbar, in jenem durch Beſchädigung, in dieſem durch Nachdunkeln der Schatten, verloren gegangen. Es klingt paradox; aber es iſt wahr: ein blendenderes Kolorit, ein glänzenderes Helldunkel würde der reinen Wirkung der hohen Einfalt, der ſtillen Größe dieſes Bildes geſchadet haben.

Es

eignen Daseyn überzeugt zu seyn glaubte.) Der Verlust aller Hofnung, Psyche jemals wieder zu finden, (welchen er, ohne genauere Untersuchung, für ausgemacht annahm;) beydes schien ihm gegen diesen Vorwurf von grossem Gewicht zu seyn; und um sich desselben gänzlich zu entledigen, gerieth er endlich gar auf den Gedanken, daß seine Verbindung mit Danae mehr die Liebe eines Bruders zu einer Schwester, eine blosse Liebe der Seelen, als dasjenige gewesen sey, was im eigentlichen Sinn Liebe genennt werden sollte; eine Entdekung, die ihm bey Vergleichung der Symptomen dieser beyden Arten von Liebe, unwidersprechlich zu seyn däuchte. Diese Vorstellungen stiegen nach und nach, zumal an einem Orte, wo jede schattichte Laube, jede Blumenbank, jede Grotte, ein Zeuge genoßner Glükseligkeiten war, zu einer solchen Lebhaftigkeit, daß sie eine Art von Ruhe in seinem Gemüthe wieder herstellten; wenn anders die Verblendung eines Kranken, der in der Hize seines Fiebers gesund zu seyn wähnt, diesen Nahmen verdienen kan. Doch verhinderten sie nicht, daß, diesen ganzen Tag über, ein Eindruk von Schwermuth und Traurigkeit in seinem Gemüthe zurükblieb; der Bilder der Psyche und der Tugend, welche er so lange gewohnt gewesen war zu vermengen, stellten sich immer wieder vor seine Augen; umsonst suchte er sie durch Zerstreuungen zu entfernen; sie überraschten ihn in seinen Arbeiten, und beunruhigten ihn in seinen Ergözungen; er suchte ihnen auszuweichen, der Unglükliche! und wurde nicht gewahr, daß eben dieses ein

Es iſt zu verwundern, daß die ungemeine Präciſion, mit welcher man hier auch Nebenſachen ausgeführt findet, wie z. B. den gelben Mantel des h. Sixtus, worauf mehrere Heiligenbilder geflickt ſind, dem Eindruck der Simplicität und Ruhe, den das Ganze macht, ganz und gar nicht nachtheilig wird. So glücklich iſt alles ſich Hervordrängende, Schreyende vermieden, ſo weiſe jeder Theil dem Ganzen untergeordnet.

Jener Eindruck der Einfalt wird außer dem weniger in die Augen fallenden Kolorit, außer der bekannten Reinheit Rafaeliſcher Umriſſe, außer der kleinen Anzahl von Hauptfiguren, vorzüglich auch unterſtützt durch jenen Geiſt des Friedens und hoher Stille, der über den Tiefen dieſer nur in ihrem Innerſten bewegten Gemüther waltet. — Da man das Stück gerade theilweiſe kopirte, und es, abgenommen von ſeiner gewöhnlichen Wand *), an einem Fenſter auf der Staffeley ſtand: ſo fiel mir gegen über Annibal Caracci's Himmelfahrt Mariens ins Auge. Sie ſchwebt, nein! ſie fährt, aus dem Grabmal erſtanden, von Engeln getragen, empor. In dieſem prachtvollen Emporfahren iſt Würde, Majeſtät; man ſieht eine Monarchin, die in ihr Reich unter dem Jauchzen und Muſiciren der Himmliſchen, und unter der inbrünſtigſten Verehrung

*) In der mittlern Abtheilung der neuern Gallerie.

rung der auf der Cdre Zurückgelassenen triumfirend einzieht. Aber wie ganz anders würde Rafael diesen Gegenstand behandelt haben! *)

Hinweg den Blick von Annibalis emporfahrender Himmelskaiserin; zurück zu dem rein weiblichen Wesen, das, ursprünglich ein stilles Veilchen der Flur, so schön und so mild und so gut, und doch so ernst und würdig und groß, bewegt und dennoch in so tiefer Ruhe, in ihr Innres verloren, in ihr eigenstes Selbst zurückgezogen, kaum ihres Kindes gedenkend, und doch den holden Knaben so zart und sorglich tragend, — jetzt mit Liebe, jetzt mit Ehrfurcht die Seele erfüllt; jede Begierde schweigen macht, und doch unendliche Sehnsucht hervorruft! Ungesättigt vom stundenlangen Anblick betracht' ich von neuem das liebliche Oval dieses von dunkelblondem Haar umfloßnen Kopfes, mit dem wallenden Schleier; diese heitere, freye Stirn; dieses dunkle, so ruhig sinnende, sanft schwärmende Auge; diese reinen, unentweihten Lippen des geschlossenen, nicht lächelnden, nicht redenden, und doch so unaussprechlich zart zum innern Ohr sprechenden Mundes — Doch, ich entweihe mit Worten sie nicht. Ich verliere

*) Daß er ihn wenigstens in diesem Bilde, vor dem ich sitze, nicht behandelt hat, ist mir klar. Die ihn hier doch finden wollen, haben Rafaels Werk wohl schwerlich lange genug, wenigstens nicht unbefangen genug, betrachtet.

liere mich von neuem im Schauen der Mutter und des göttlichen Kindes. —

Ich komme, Freunde; ich komme . . . Leb wohl, himmliſche Geſtalt, deren Urbild ich auf Erden nicht finde. Leb wohl! Mein! Bleib mir ewig, beide [illegible]!

Ich [illegible] mich zurück. Mein Blick fällt noch einmal auf die teuflſch Bilder, und ſieht ſie nicht. Das ganze bunte Farbengemiſch ſchwimmt zuſammen in der bebenden Thräne. Rafaels Bild bleibt. Es lebt unauslöſchlich in meiner Seele.

Morgenſtern.

IV.

Auf Nelſon's Sieg bey Abukir.

Jam tenet portum peregrina claſſis
Dant fugam viles trepidam coloni;
Gallicae ſervant vigiles carinae
Oſtia Nili.
Jam maris pallent vada ſancta rubor.
Jamque opes celat tremebunda Gangis
Ora; victorem timet imbecillis
India ſaevum.

Ecquid in tantis hominumque nullae
Nec Deûm vires aderunt periclis?
Omnis et rerum ſine ſpe ſalutis
Corruet ordo?
En viget terror marium, Britannus!
Vela per totum tumefacta ſplendent
Cominus pontum tonitruque miscet
Proelia vindex.
En flagrat princeps, Oriens; ſodales
Invicem praebent alimenta flammis;
Seriae lampas ſubito perquit
Timoleontem.
Evolant tandem reſonas in auras.
Nec ducem remex iuvat efferatus;
Se vident cinctas reliquae maligno
Omine puppes.
Ipſe ſe cernens Bonapars ſuperbi
Victimam moestus populi propinquam.
Heu, gemit, ſignas, Obelisce, noſtram,
Perfide, cladem!

Ueberſetzung.

Eingelaufen im Hafen iſt ſchon das pilgernde Schiffsheer;
Furcht und Zittern befällt die fliehende feige Beſatzung,
Und die Mündung des Nils bewachen fränkiſche Maſten.
Schon verbleichen des rothen Meeres heilige Fluten,

Der

Des erſchreckenen Ganges Ufer verſtecket die Schätze,
Und vor den rauhern Sieger erbebt das weiche Hindoſtan
Alſo wäre bey ſolcher Gefahr nicht menſchliche Kraft
mehr,
Nicht der Götter Gewalt zur nahen Rettung vorhanden?
Hoffnungslos ſtürzt denn die Ordnung der Dinge zu-
ſammen!
Doch Britannien ſteht noch voll Kraft, des Oceans
Schrecken;
Nahe der Küſte ſchimmert das Meer von ſchwellendem
Segeln.
Hört, im rächenden Donner beginnt die ſchreckliche
Seeſchlacht.
Orient lodert, der Erſte, jetzt auf, und ſeine Begleiter
Werden gegen einander die Nahrung der wüthenden
Flammen.
Leht, Timoleon brennt, und Artemiſiens Fackel
Zündet die Ernſte an, und endlich ſteigen die Orlegs
Hoch zu den Wolken auf; ihr Krachen erſchüttert die Küſte.
Nicht mehr rettet den Führer die Stärke des wilden
Matroſen.
Bonaparte, — es ſchwellt ihm die Bruſt des Unter-
gangs Ahndung —
Liehet ſich ſelbſt vom ſtolzem Volke zum Opfer verſendet.
Ah, erſeufzt er, verwünſchtes Denkmal ägyptiſcher
Größe,
Heliskus, du zeichneſt der Franken Unfall auf immer!

V.

Die Aehrenlese
auf einer Sommerreise durch Sachsen.

Wenn gleich Reisende zu Wagen und zu Pferde, zu Fuß und in ihrem Zimmer, die meisten Früchte auf diesem Felde eingerndet haben, so bleibt doch immer noch Etwas für eine kleine Nachlese übrig, und des Sammlers Mühe ist belohnt, wenn er nur einige volle Aehren in seinen Kranz binden kann.

Ich reiste in der frölichen Erndtezeit mit zwey Freunden durch Sachsen, und habe einige leichte Bilder, Kontraste und Ideen von dieser Wanderschaft mitgebracht, (deren Ziel bloß die Erholung von Geschäften und von Anstrengung war) die ich den Lesern vertraulich mitzutheilen gedenke.

Begegnis Museum in Leipzig.

Hier sieht man, wie das Jedermann, dem an einer mit üppiger Fülle von Gerichten besetzten Tafel die Wahl wehe thut.

Der heutige litterarische und politische Heißhunger der Lesewelt wird in diesen mit allen möglichen Zeitungen, Flugschriften, Journalen und Prachtwerken ausstaffierten Zimmern, soll man sagen, mehr befriediget, oder mehr geweckt? Der Gelehrte, der

Ge-

Geſchäftsmann, der Müßige, wie der eitle Neugierige, kann ſich hier mit wenigen Koſten von dem Neueſten in der Litteratur und vom Weltlauf unterrichten; er kann ſeine Ideen Freunden und Fremden aus allen Gegenden mittheilen; er kann von erſtern die andre Seite, oder doch eine andere Anſicht der Dinge ſehen lernen, und von letztern manches Neue hören. Dies Alles bewirkt einen Umſatz der öffentlichen Meinungen, die ſich mit einander befreunden; und ſo hilft auch dieſes Inſtitut eine größere Gleichförmigkeit mancher Grundideen befördern, die für den Menſchen, wie für den Bürger, die wichtigſten ſind; eine Uebereinſtimmung in weſentlichen Dingen, indeſſen zugleich die Mode unſerer Tage die entfernteſten Länder nach einerley Schnitte zu kleiden anfängt. Ein ſolcher ungekränkter Genuß der Geiſtesprodukte muß den edeldenkenden Sachſen eben ſo ſehr an ſeine kluge Regierung binden, als dagegen jedes kleinmüthige Verbot der Preß- und Leſefreyheit in manchen Gegenden den wißbegierigen Biedermann wider ſeinen Willen den Stachel des Unmuths in die Bruſt drückt.

Heilige Menſchenkenntniß! Man bedenkt nicht, daß man das am wenigſten thut, was man ſagen und denken darf. Wem man Zunge und Augen binden will, der wird ſeine Fäuſte am erſten brauchen, weil er ſchon einmal zu ſehr an das Licht gewöhnt war, um ſich durch Nacht und Dunkel gängeln zu laſſen.

So lange die Franzoſen bloß Spottlieder ſangen, waren ſie leicht zu regieren, und ſo lange die Teutſchen ſchreiben und leſen dürfen, ſtehen dieſe bedächtlichen Menſchen nicht von dem bequemen Polſter der Gewohnheit auf, um ihr Alles auf eine einzige Karte zu ſetzen; zumal da ſie noch keine zuverläſſige Nachricht davon haben, was ihre Nachbarn jenſeit des Rheins bey dem Haſardſpiel für ihr häusliches Glück gewannen.

Herr Beygang verdient Beyfall mit ſeiner koſtbaren Unternehmung; er erſpart, hoffentlich ohne ſeinen Schaden, manchem Gelehrten die Anſchaffung theurer Werke, ohne daß dieſer nunmehr auf die Kenntniß derſelben Verzicht thun müßte. Wir eilenden Reiſenden gingen mit der unangenehmen Vorſtellung hinweg, daß uns unſere entfernte Lage keiner Theilnehmung an einem ſolchen Reichthum des Unterrichts und des Vergnügens verſtattete.

Das ſchöne Geſchlecht und die Mode.

Für die Lorgnetten ſolcher blinden Reiſenden wie wir, die nach Sterne's Eintheilung ungefähr zwiſchen die Klaſſe der müßigen und empfindſamen Reiſenden zu ſtehen kommen, iſt kein Gegenſtand des Zeitvertreibs und ſanfter Eindrücke ſicher. Die Bedenklichkeiten, die Einer unter uns vorher gegen das weite Reiſen hatte, waren bloß durch die Hoffnung ſchöner Anblicke überwogen worden; und wären uns ſolche nicht häufig auf unſerm Wege aufgeſtoſſen, ſo hätte ich den Wirth oder den Kutſcher

ſehen

ſehen mögen, der es mit unſrer übeln Laune ausgehalten haben würde. Aber wir waren in — Sachſen. Sachſen iſt fürwahr das Land der Blondinen. Wir ſahen beſonders in den Mittelſtädten ungemein viel artige, blonde Geſtalten, liſtig von Miene, leicht in Geberden und Sprache, niedlich in der Kleidung. Ich unterſtand mich ein Gleichgewicht zwiſchen den höhern und geringern Klaſſen des weiblichen Geſchlechts in ſo fern zu bemerken, daß die Natur letztere öfters mit friſchem Blut und ſchlankem Wuchs ausgeſtattet hatte, indeſſen jene von der Kunſt mit mehrerm Anſtand und einer größern Leichtigkeit in der Bewegung verſehen waren. Uebrigens ſchienen die Vornehmern am vornehmſten in Leipzig, und am artigſten in Dresden zu ſeyn. Die Kleidertracht unterſcheidet ſich wenig von der allgemein üblichen, die ſich, wenn wir in einer ſo ſchwankenden Materie nicht irren, dem Karakter der Simplizität zu nähern ſcheint, und vielleicht den Beuteln der Hausväter eine nothwendige Erholung gönnen will.

Das ſonſt fliegende Haar der ſächſiſchen Schönen zieht ſich jetzt faſt gewaltſam an den Halswirbeln hinauf. Mit den Hälſen mußten wir wahres Mitleid haben, weil ſie in der drückenden Hitze eine breite Binde einſchnürte. Und wenn einſt die Mode das dicke Gewebe abſtreift, was wird es da für Katarrhe und böſe Hälſe geben?

Der jetzige Schnitt der ſchlotternden Mannskleider benimmt ſogar dem beſten Staatskanzuge das geputzte, feſtliche Anſehen.

Dresden ſelbſt behauptet eine ächtrepublikaniſche Freyheit in der Kleidertracht; hier wandeln alle Farben und alle Formen herum. Selbſt die Haarbeutel und Perucken behaupten noch vieles Anſehn. Die ernſthafte Hofgalatracht der Damen mit den laſſen Taillen und großen Fiſchbeinröcken ſticht gewaltig gegen die allgemeine Tracht ab, und flößt einem Bewunderung gegen die kluge Erfindung der erſten Hälfte des Jahrhunderts ein, die den Höfen ein ſo lange reſpektirtes Geſetz gab.

Runde Hüte, Pantalons und Gillets haben ſich hier allgemeiner Toleranz zu erfreuen, die beweiſet, daß die ſachſiſche Regierung ihre Zeit nicht mit Kleinigkeiten verdirbt, und die dieſen unſchuldigen und bequemen Formen recht ſehr zu gönnen iſt, ſo lange ſie aus den Ruſſiſchen Kriminalakten nicht wirklich einer Verſchwörung wider den Staat überführt werden. Nach unſrer ſorgfältigſten Unterſuchung haben wir kein verborgenes Gift darinn finden können, und vielmehr unter manchem rothen oder dreyfarbigem Gillet ein rechtes altteutſches Unterthanenherz ſchlagen hören.

Wir könnten noch von einem gewiſſen weiſen den, heldenartigen Schritt der Frauenzimmer u. ſ. w. erzählen; aber man muß nicht alles wiederſagen, was man im Vorbeygehen ſieht.

Ein

vollſtändiger Beweis ſey, daß es nicht ſo richtig mit ihm ſtehe, als er ſich ſelbſt zu überreden ſuchte.

Fünftes Capitel.

Ein ſtarker Schritt zu einer Cataſtrophe.

Danae liebte zu zärtlich, als daß ihr der ſtille Kummer, der eine wiewohl anmuthige Düſternheit über das ſchöne Geſicht unſers Helden ausbreitete, hätte unbemerkt bleiben können; aber aus eben dieſem Grunde war ſie zu ſchüchtern, ihn voreilig um die Urſache einer ſo unerwarteten Veränderung zu befragen. Es war leicht zu ſehen, daß ſein Herz leiden müſſe; aber mit aller Scharfſichtigkeit, welche den Augen der Liebe eigen iſt, konnte ſie doch nicht mit ſich ſelbſt einig werden, was die Urſache davon ſeyn könne. Ihr erſter Gedanke war, daß ihm vielleicht ein zu weit getriebner Scherz des boshaften Hippias anſtößig geweſen ſeyn möchte. Allein was auch Hippias geſagt haben konnte, ſchien ihr nicht genugſam, eine ſo tiefe Wunde zu machen, als ſie in ſeinem Herzen zu ſehen glaubte. Das Intereſſe ihres eignen brachte ſie bald auf einen andern Gedanken, deſſen ſie vermuthlich nicht fähig geweſen wäre, wenn ihre Liebe nicht die Eitelkeit überwogen hätte, welche bey den meiſten Schönen die wahre Quelle deſſen iſt, was ſie uns für Liebe geben

Ein Polizeykonzert.

Reisende, welche sich lieber eines Miethwagens als der Extrapost bedienen, bekommen ein Stück Chaussee von der Positstraße zwischen Wurzen und Meissen nicht zu sehen, und müssen, wie auch die Frachtfuhrleute, einen kleinen Umweg über Oschatz machen. Doch ist dieser Weg im Sommer sehr angenehm zu befahren. Wir kamen eines Abends von Sonnenglut abgemättet und mit Sandstaube bedeckt in Oschatz an, und siehe um Mitternacht bekamen wir mit hoher Erlaubniß der Polizey, die wahrscheinlich im tiefsten Schlafe lag, ein Ständchen, das seines Gleichen nicht hatte. Soviel man ohne Licht urtheilen konnte, waren die Hunde aus der ganzen Stadt truppweise auf dem Markte versammelt, die nach Art der Chöre wechselnd, aus tiefen und hohen Kehlen, die ganze Nacht eine solche disharmonische Vokalmusik aufführten, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, oder die heil. Siebenschläfer dadurch um ihre Ruhe gekommen wären. Aufrichtig zu sagen, hätten wir lieber geschlafen, und unser Reisegefährte (der ein Geistlicher und in der alten Geschichte bewandert ist) versicherte ernsthaft, daß er doch lieber die ganze Nacht die Horas von den sechs Canonicis hätte singen hören wollen, die einst Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange, als Absenker des Stifts Meissen, in seine Lieblingsstadt Oschatz verpflanzt habe. —

Es giebt gleichwohl ein ganz neues löbliches Polizeygesetz in Sachsen, welches das Herumlaufen der Hunde, und noch mehr ihr Beissen und Singen, durch ein anzulegendes Gebiß streng untersagt. Der genaue Inhalt der Verordnung läßt sich hier nicht angeben, weil die größte Hälfte des Exemplars, das ich im Rathhause zu Markranstädt durchlief, abgerissen war.

Dieserley Verbote haben oft darum kein dauerhaftes Ausharren, weil sie, neben etlichen ausführbaren Vorschriften, zu viel strenge oder unthunliche enthalten, und es ist ein Erfahrungssatz der Staatswissenschaft, daß ein Gesetz, das in etlichen Punkten nicht gehalten werden kann, sehr bald in keinem mehr gilt; so wie man sich durch die Nachsicht gegen vornehme Uebertreter des Strafrechts über die geringere vergiebt.

Es geht mit dem so oft umsonst wiederholten Verbote des Schnellfahrens in den Straßen nicht besser. Mit solchen Thieren von Einfluß, wie Pferde und Hunde sind, muß man sich in Acht nehmen, und der große Haufen der gemeinen Hunde weiß sich bald hinter einen Jagdhund von Ansehen zu stecken, um Dispensazion von den Gesetzen zu erhalten. — Wenn es erlaubt ist, von der Hundepolizey einen Uebergang auf einen ungleich wichtigern Gegenstand zu wagen, so vergönne man mir

Ein-

Einige Worte über Geſetzgebung

ſo zu ſagen Anfragsweiſe hinzuwerfen.

Nach der Theorie ſtelle ich mir unter Geſetzgebung die weſentlichſte und ehrwürdigſte Anſtalt im Staate vor, weil ſie eine künſtliche Ergänzung des reinen Willens und der beſten Einſicht der Staatsglieder iſt; zwey Bedingungen die dieſen Gliedern eben ſo oft mangeln, als ſie zur Erreichung des gemeinſchaftlichen Zwecks unentbehrlich ſind. Es müßten alle Geſetze von Einem Geiſte belebt, ſie müßten die Unterhalter, die Wecker, die Vertheidiger des reinen Willens und der beſten Einſicht ſeyn. Ihre Vorſchriften müßten das Volk auf eine Bahn leiten, auf der es ihm möglich würde, ihrer nach und nach weniger zu bedürfen.

Natürlich können dergleichen Reſultate dieſer Einſicht und reiner Abſicht nur von dem Geiſte ſolcher Männer empfangen und gebohren werden, die den Menſchen und das Land in allen Beziehungen kennen, die die Menſchheit lieben, und um der Verwandtſchaft willen die großen Schwächen ſchonend in Schranken halten; von Männern, in denen eine lange Erfahrung das Gefühl nicht erſtickt hat, ſondern nur beherrſchen hilft; von Männern endlich, die ſich nicht fragmentariſch und zufällig, ſondern anhaltend und ſyſtematiſch mit dieſem Theile der Regierung beſchäftigen. Alles dieſes ſind bekannte Dinge, kann man ſagen; aber doch, warum ſind

ſie

ſie der Praxis ſo fremd? Muß man das Ideal ganz aus den Augen laſſen, weil es ſo ſchwer zu erreichen iſt?

Nach der Praxis alſo ſcheint die Geſetzgebung oft bey weitem kein ſo wichtiger Zweig der Staatsverwaltung zu ſeyn. Wo kämen ſonſt die unhaltbaren, die unbeſtimmten, die bald wiederrufenen und ſich widerſprechenden Geſetze her? Warum kämen ſonſt Geſetze von Männern oder Jünglingen her, denen Land und Menſchheit fremd oder gleichgültig ſind. Warum fehlte es an einem Kollegium, das ſich eigens mit der Prüfung, Abfaſſung und Reform der Geſetze beſchäftigen ſollte? *) Offenbar ſcheint ſich alſo die Praxis das Geſetzgeben anders und unendlich leichter vor, als die Theorie, und hat in der That die Geſchichte unrecht, wenn ſie ihr im Spiegel des Beyſpiels die Reihe der Staaten zeigen will, die durch fehlerhafte Geſetzgebung an Entkräftung litten, oder gar untergingen. Eine ſolche Praxis ſollte billig ein eignes Wort für ihre Fabrikarbeit haben; und wenn ſich die Theorie das ehrwürdige Wort Geſetzgebung vorbehält, ſo dürfte es vielleicht dem Genius unſerer Sprache angemeſſen ſeyn, daſſelbe Geſchäft Geſetz-

*) Es verdiente hier wohl bemerkt zu werden, daß auch Sachſen ſchon ſeit mehrern Jahren eine aus den ehrwürdigſten Männern zuſammengeſetzte Geſetzkommiſſion hat.

ſetzgeberey zu nennen, wie man z. B. durch Liebhaberey, Spielerey, Pflanzerey u. ſ. w. immer etwas flüchtiges in der Manier andeutet.

Noch etwas ſchlimmes geſchieht ſehr oft, nemlich die wenige Handhabung der Geſetze und die Dispenſazion von denſelben zu Gunſten der Reichen und Vornehmen. Erſteres untergräbt die Achtung dafür; letzteres bläſt den Funken des Neides der niedern Klaſſen gegen die obern immer mehr zur hellen Flamme auf. Aber wer achtet darauf? Man verwechſelt die unſchuldigen Anſprüche auf Gleichheit der Rechte mit der zweydeutigen Unfränkiſchen Gleichheit, und verdammt beydes kurz, aber nicht gut als Jakobinismus. Ich ſpreche wahrlich allgemein und arglos. Kritiker, oder Eudämonist, du würdeſt mir alſo unrecht thun, wenn du meinen Zeigefinger gewaltſam auf das gute Sachſen lenken und rufen wollteſt: „Seht, wie der Menſch auf Euch zielt!“ Das Gebrechen iſt überall, nur mehr oder minder, und es iſt da am argſten, wo man ſolche Erinnerungen am leichteſten oder am übelſten nimmt. O guter Geiſt der Geſetzgebung, verlaß uns nicht! Weisheit der Geſetze, Reinheit der Sitten, ſeyd uns die ewigen Stützen des bürgerlichen Geſellſchaftsbundes!

Die Alleen um Leipzig.

Wer erträgt das, immer ernſthaft zu ſeyn? Folge mir daher in die luſtigen Alleen von Leipzig, lieber

lieber Leſer. Dank der Obrigkeit, die mit ſchaffender Hand die Kräfte der Natur aufbietet, um den Einwohnern einer geſchäftigen Stadt ein ſo nahes, ein ſo unſchuldiges und ſo reizendes Vergnügen zu verſchaffen, als man in den die Stadt umkränzenden Spatziergängen findet. Der fröhliche Eindruck, den dieſe blühenden Büſche, dieſe belaubten Schlangengänge, dieſe flüſternden Pappeln machen, erweitert das Herz und hebt den Fuß zum tanzenden Schritt. Hier iſt die Natur in ihrem Sonntagskleide.

Das Präſent.

Der reiche Stadtrath zu Leipzig hat ſeit langer Zeit die Erlaubniß, dem Kurfürſten alle Jahre die erſten neuen Heringe zu überſenden. Da dieß Präſent zuverläſſigen Nachrichten zufolge 1000 bis 1500 Thlr. zu ſtehen kömmt, ſo mögen da eine ziemliche Anzahl Heringe beyſammen ſeyn. Nach dem Herkommen wandern aber dieſe geſalzenen Fremdlinge nicht bloß in die Hofküche, ſondern ſie verbreiten ſich in alle Kollegien, und weil dieſe ſtark beſetzt ſind, ſo müſſen ſich die Subalternen zuweilen brüderlich drein zu theilen ſuchen. Dieſer Fiſch iſt immer einer Bemerkung werth. Er ſteht, nebſt den Bratwürſten, bey dem teutſchen Appetit in gröſſerm Anſehen, und ſchickt ſich auch wegen vorfallender Indigeſtionen ordentlich für vielbegehrende Magen, und der gelehrte Kammeraliſt datirt das Wachsthum

thum der Vierpfennigs-Einnahme von ſeiner Einführung.

Ich halte überhaupt eine Betrachtung mancher Lieblingsſpeiſen einer Nazion nicht für geringfügig, in ſofern ſie phyſiſchen und moraliſchen Einfluß haben; und wer weiß was in unſrer Liebhaberey zu Wurſt und Schinken noch für eine Entdeckung für unſere nichts verſchonenden Naturforſcher und Statiſtiker aufgehoben iſt, um Aufklärungen über den thieriſchen Lebensprozeß, oder Beyträge zum Nazional Flegma zu liefern.

Oeffentliche Luſtörter und dergl.

Der Leipziger und Dresdner ſind allezeit fertige Spatziergänger, und beſonders der erſtere; er wagt ſich mit Hülfe ſeines Regenſchirms in jeder Jahreszeit und Witterung vor das Thor. An Kaffeegärten und Wirthshäuſern iſt daher kein Mangel, und es wäre der Mühe werth die Menge zu zählen, die von dem Hange der Menſchen ſich zu vergnügen lebt. Dieſer könnte man alsdann das anſehnliche Federheer entgegen ſtellen, das ſein Auskommen von unſerer Streitſucht gewinnt. Die Zahl der Advokaten ſoll wirklich beträchtlich ſeyn, und da man von dieſem Stande, ſowohl im Publikum als bey den Obern, faſt allenthalben eine ungeneigte Meinung hegt: ſo ſollte man, um nicht ungerecht gegen ihn zu werden, von Seiten der Regierungen erſt alles verſuchen, ihm eine edlere Richtung

zu geben, oder eine beſſere Anſtalt an ſeine Stelle ſetzen. — Aber laſſen Sie uns zum Vergnügen zurückkehren. Für den Fremden iſt es angenehm, daß ihm, ohne ängſtliches Aufſuchen, an mehrern Plätzen eine froh ſcheinende Menge aufſtößt. Muſik, die öfters ſehr gut iſt, belebt das Ganze, und ein den Sachſen Ehrenmachender, gewiſſer Anſtand wird auch von der geringern Klaſſe immer beobachtet, ſo daß kein ſchallendes Lachen und Toben in gemiſchten Verſammlungen hörbar wird. Der Reichthum beweiſt natürlich ſeinen Einfluß auf die äuſſern Anſtalten bey den Vergnügungen, indem in dieſer Rückſicht in Leipzig alles glänzender eingerichtet iſt. Doch glaube ich nicht, daß die Wirthlichkeit den Dresdnern an dem zufriedenen Lebensgenuſſe Abbruch thut. Sie ſcheinen ſehr für theatraliſche Beluſtigungen zu ſeyn; es exiſtirt im Winter ein Liebhabertheater zu Dresden, und ich ſah von einigen Mitgliedern in einer großen Geſellſchaft auf einem Weinberge die Unglücklichen von Kotzebue ſehr gut vorſtellen.

Von den Bällen ſind die Menuets faſt ganz verbannt; aber daß man in Dresden öfters mit der langweiligen Polonoiſe anfängt, die ſich deſto ſchlechter ausnimmt, wenn ſie mehr gegangen als getanzt wird, dieß haben die Damen wohl den ſchönen Polen zu gefallen aufgebracht, die ſich oft da aufhalten; wenn es anders nicht dem Herkommen gemäß iſt, das hier ſeine altteutſche Würde in vielfachem Sinn behauptet.

Die

Die beyden Truppen der Brüder Secohda ſpielten zu Leipzig und Dresden; wir ſahen auch die Weimariſche in Rudelſtadt, und wenn ſich bey wenigen und verſchiedenen Stücken eine Vergleichung anſtellen läßt, ſo wurden wir die letztere ohne Bedenken vorziehen.

Das Publikum und die Direkzion thut der Vervollkommnung der Schauſpieler vielen Schaden, indem jenes immer nach neuen Stücken, und dieſe nach dem Beutel der Zuſchauer geluſtet, die es noch dazu oft mit ſchlechtgewählten Stücken regalirt. Ein Schauſpieler, der oft etwas neues und ſchlechtes einſtudieren muß, muß falſch vortragen, und am Ende den Kunſtſinn verlieren.

Sehenswürdigkeiten.

Das ehemalige Japaniſche Palais in Dresden, eins der anſehnlichſten Gebäude der Neuſtadt, führt jetzt die Aufſchrift: Museum ... publicum. In den beyden obern Etagen finden Sie die Bibliothek in ſchön dekorirten Zimmern aufgeſtellt; auf dem Einſtwerk der Repoſturen ſtehen gute Kopien der Hamiltonſchen Vaſen. Den ſchönen Wiſſenſchaften hat man ein Zimmer eingeräumt, das die ſchönſte Aussicht auf den Elbgrund hat. Die Bibliothek iſt gut geordnet. Lavaters Fiſiognomik ſteht unter einer ganzen Sammlung von Abirrungen des menſchlichen Geiſtes, welche die Rubrik: Pseudophilologica führt, welches, wie man uns ſagte, eine

gewisse Dame sehr übel nahm. Ich halte dafür, daß weder diese Stelle dem Buche den Werth, den es etwa hat, benehmen, noch weniger das Urtheil einer Dame seinem Werthe etwas zulegen kann.

Dresden hat in der That viele Gegenstände die des Betrachtens, und wenn man Zeit hat, des Studiums werth sind. Aber wer kennt sie nicht bereits aus vielen Beschreibungen? Wenn nur die übermäßigen Trinkgelder an die Aufseher etwas besser regulirt würden! Die einzige Bibliothek macht eine ehrenvolle Ausnahme. Dort fordert und nimmt niemand etwas.

An den Diamanten des grünen Gewölbes war mir der Nutzen am schätzbarsten, den sie durch ihre Verpfändung im siebenjährigen Kriege der Staatskasse leisteten. Da die Edelsteine schwerlich je ein Tauschmittel, wie das Metall, abgeben können, so beruht die Fortdauer ihres Werths auf der Freude, den die Menschenkinder an ihrem Glanze und an der Bewunderung dieses Glanzes bezeugen; ihr Werth für den Naturforscher wird jenen vielleicht überleben.

Jede Beschreibung einer Gegend liefert uns nur ein schwaches, oder wenns hoch kömmt ein untreues Abbild; man muß den Strich Landes zwischen Meißen und Dresden selbst sehen, um den angenehmen Eindruck vollkommen zu genießen. Die Ufer der Elbe sind nicht so romantisch wie die des Rheins; aber

geben wollen. Wie, wenn seine Liebe zu erkalten anfienge; sagte sie zu sich selbst —— erkalten? Himmel! wenn das möglich ist, so werde ich bald gar nicht mehr geliebt seyn. —— Dieser Gedanke war zu entsezlich für ein so völlig eingenommenes Herz, als daß sie ihn sogleich hätte verbannen können —— wie bescheiden macht die wahre Liebe! —— Sie, welche gewohnt gewesen war, in allen Augen die Würkungen ihres alles besiegenden Reizes zu sehen; sie, welche unter den Vollkommensten ihres Geschlechts nicht Eine kannte, von der sie jemals in dem süssen Bewußtseyn ihrer Vorzüglichkeit nur einen Augenblik gestört worden wäre —— mit einem Wort —— Danae —— fieng an mit Zittern sich selbst zu fragen: ob sie auch liebenswürdig genug sey, das Herz eines so ausserordentlichen Mannes in ihren Fesseln zu behalten? Und wenn gleich die Eigenliebe sie von Seiten ihres persönlichen Werthes hierüber beruhigte; so war sie doch nicht ohne Sorgen, daß in ihrem Betragen etwas gewesen seyn möchte, wodurch das Sonderbare in seiner Denkungsart, oder die ekle Zärtlichkeit seiner Empfindungen hätte beleidiget werden können. Hatte sie ihm nicht zuviel Beweise von ihrer Liebe gegeben? Hätte sie ihm seinen Sieg nicht schwehrer machen sollen? War es sicher, ihn die ganze Stärke ihrer Leidenschaft sehen zu lassen, und sich wegen der Erhaltung seines Herzens allein auf die gänzliche Dahingebung des Ihrigen zu verlassen? — Diese Fragen waren weder spizfündig noch so leicht zu beantworten,

aber ſie ſind in einem lachenden, reizenden Stil. Schade, daß durch die häßlichen Elbzölle dem ſchönen Strom ſo viel Feſſeln angelegt ſind! Wie würde ſonſt die Elbſchiffahrt das Leben der Landſchaft erhöhen!

Die Muſik, welche Sonn- und Feſttags von der geübten kurfürſtlichen Kapelle in der katholiſchen Kirche aufgeführt wird, hat uns einen himmliſchen Genuß gewährt, und wenn das Ohr geſättigt war, weidete ſich das Auge an den ſchönen Altargemälden von Mengs, die das Schiff der Kirche zieren. Die beiden Seitenſtücke, Joſeph dem der Engel im Traum erſcheint, und Maria mit dem Chriſtuskinde, ſetzen mich faſt noch mehr an, als die berühmte Himmelfahrt. Dort iſt meiner Empfindung die Perſon des Vaters zuwider. Es iſt wahre Vermeſſenheit, daß der Menſch ein Weſen ſinnlich darſtellen will, das wir nicht einmal mit unſerm Geiſte faſſen, und wo kein Ausdruck nur von ferne die unnennbare Majeſtät erreicht, die wir mit dem Begriffe des höchſten Weſens verbinden.

In der Nikolaikirche zu Leipzig hat ſich Oeſer ein ſchönes (möchte ich nur hinzuſetzen können, auch dauerhaftes) Gedächtniß ſeines Namens geſtiftet. Seine Figuren haben hier beſtimmtere Umriſſe als in andern ſeiner Freskogemälde, und in den Geſichtern herrſcht ein ſchöner Ausdruck von Innigkeit, Andacht und Würde. Ich beſuchte den würdigen Greis auf ſeinem Landhauſe zu Delitz, eine Stunde von Leipzig,

wo er gebückt von der Laſt des hohen Alters am Stabe in ſeinem Garten herumwandelt, und unverändert die praktiſche Filoſofie mit Geiſtesreinheit und reinem Sinn verbindet. Er iſt noch immer ſehr fleißig, und malt wegen Abnahme der Sehkraft meiſtens Gemälde von kleinem Umfang. An dem Piedeſtal des einen Zimmers hat er eine ſinnreiche Allegorie angebracht. Eine Taube wird vom Raubvogel gejagt, der ſeinem Inſtinkte folgt. Unten zeigt eine Gruppe Kinder mit bitterm Tadel auf dieſen grauſamen Akt; oder dieſe Gruppe ſcheint nicht vacant Rückſicht zu nehmen, daß ſie ſich in dem nemlichen Moment ihrem Inſtinkt überläßt, und eine Menge angemaaßter Erdenguter zu verſchmauſen im Begriff iſt. Dafur ſind es, denk ich, aber nur Kinder; oder wie? ſind die Erwachſenen in dieſem Stuck etwa auch Kinder?

A . . .

VI.

Anekdoten und Charakterzüge.

Manche Anekdote von einem merkwürdigen Schriftſteller, Künſtler, Geſchäftsmann iſt dem forſchenden Beobach-

kachter und Kenner mehr werth, als eine ganze lange Biografie mit Vorrede und Nachanwendung; und wenn, wie dem Anacis in Shakspeare sagt, die dunkelste Region über und unter der Erde das menschliche Herz ist: so dürften gut ausgesuchte und glaubhaft erzählte Anekdoten nicht selten einen Lichtstrahl gleichen, wovon ein einziger oft den in der Nacht irrenden Wanderer glücklicher orientirt, als der ununterbrochene matte Laternenschimmer des zahm vorausgehenden biografischen Lebenswerks. Aber gerade in der geschickten Aufsammlung solcher Anekdoten lassen wir Teutsche uns bisher immer noch von den Franzosen und Britten beschämen; und eben deswegen sind gute Biografien unter uns so selten und die vorhandenen so unverbürgt. Es versteht sich übrigens, daß hier nicht von der schwatzhaften oft in verhaßte Klatscherein ausartenden Anekdotenjagd die Rede seyn kann, die unserer Literatur mehr zur Schande, als zur Ehre gereicht, und besonders einer gewissen Gattung von literarischen Kolportagjägern oder Reisebeschreibern schon längst das bekannte: hic niger est, hunc tu Romane caveto! an die Stirn geschrieben hat.

Alles weiß doch ein Weib, auch die Hochzeit
Zevs und der Here! *)

*) Theokrit XV, 64.

Dieſe engherzige, weibiſche Anekdotenſucht zu nähren, wäre höchſt ſträflich, und dieſer Monatſchrift vor allen am wenigſten anſtändig. Etwas ganz anders aber wäre eine feſtſtehende Rubrik, in welcher von verſtorbenen Lieblingen und Worthies der Nazion, beſonders ſolchen, die mit den Muſenkünſten befreundet und, wie die Alten ſagten, auf dem Flügelwagen der Grazien empor getragen waren, jeder charakteriſtiſche, nur wenig bekannte Zug aufbewahrt und, könnte es ſeyn, auch wohl mit andern berühmten Nahmen des In- oder Auslandes in Vergleichung geſetzt würde. Jeder Menſch, ſagt die Frau von Necker in ihren Melanges, weiß wenigſtens Eine gute Anekdote zu erzählen. Gerade dieſe ſollte nicht verloren gehn! Ich werde jedem herzlich danken, der mir über irgend einem genannten, und vor nicht allzulanger Zeit aus unſerm Kreiſe getretenen Menſchen eine ſolche charakteriſtiſche Anekdote zu dieſer Abſicht mittheilen will. Sey es auch, daß zuweilen ſelbſt dieſe Mittheilung einen Widerſpruch, oder wenigſtens eine Berichtigung hervorlockte. Das gute Weizenkorn würde dadurch nur um ſo ſchneller von aller Spreu und Zuthat geſäubert. Genug, ich habe das Zutrauen, daß dieſer Artickel, wozu ſchon einige feine Beyträge vorhanden ſind, nicht bloß den Leſern willkommen, ſondern auch den Wiſſern zu weiterer Mittheilung erweckend ſeyn werde. Wer es ſchwerlich von ſich erhielte, eine feiner ausgeſponnene Abhandlung oder einen ſeitenlangen

Aufſ-

Aufſatz niederzuſchreiben, ergreift doch vielleicht warm von einer Unterredung oder ſchnellauflodernden Leidenſchaft fürs Gute die Feder, um auf ein Blättchen einen denkwürdigen Zug hinzuwerfen, wenn er weiß, daß er ihn in einen geleſenen Journal für Mitwelt und Nachwelt niederlegen kann. Jedes Blättchen der Art, es komme wie und von wem es wolle, ſoll mir ein Blatt der Sibylle ſeyn.

Böttiger.

1.

Madame Reiske.

Die edle Erneſtine Chriſtine Reiske ging ihrem verehrten Suhm, dem treuen Pflegevater der durch Reiske's Tod verwayſeten Handſchriften, nur wenig Wochen voraus. Sie ſtarb den 27 July d. J. in ihrem 64 Jahre zu St. Campen. Möchte der einzige Freund, der ſie ganz kannte, das an ihrer Biografie thun, was ſie ſelbſt an der Lebensbeſchreibung ihres Mannes that: Doch mag ihr auch niemand einen Denkſtein ſetzen, ihre Hellas, ihr Libanius, das ſchöne Zeugniß ihres Mannes *) wird nie aufhören für ſie zu ſprechen. Mit vieler Rührung erinnere ich mich noch einer Unterredung mit ihr in Braunſchweig. Ich glaube es war im Jahr 1793. Als ich ihr ſcherzend

*) Reiske's von ihm ſelbſt aufgeſetzte Lebensbeſchreibung S. 90. ff.

gesagt hatte, sie sey die einzige Frau in Teutschland, der je arabreichsten Araber zum Geburtstag gratulirt hatten, (man erinnert sich ja wohl, daß Reiske zu ihrem ersten Geburtstag nach seiner Verheirathung ihr mit den Proben arabischer Dichtkunst nach dem Montanabbi Glück wünschte) erwog sich ihr Herz — es waren wahrlich nicht blos Leute der Lippen — in schmerzlich süße Erinnerungen an alle Leiden und Freuden, die sie so treu mit ihrem Gatten getheilt, an alle Kämpfe gegen Armuth und Hypochondrie die sie mit ihm bestanden hatte. Aber, setzte sie hinzu: „Mein Freund — so nannte sie stets ihren Mann vorzugsweise, — war doch ein seltner Mensch, eben so sehr durch seine geprüfte Herzensgute, als durch seine vielumfassende Gelehrsamkeit. Ob ich gleich wirklich ein wahres Angst- und Märtyrerleben bey ihm verlebte habe ich doch nur einmal Gott gebeten, mich aus dieser Lage zu erlösen; und dieß Unrecht habe ich ihm dann selbst oft wieder abgebeten. Wenig Wochen nach unserer Verheyrathung, da ich sanft und ruhig an seiner Seite schlief, weckte er mich in einem Anfall von Hypochondrie heftig auf, und fragte mich mit einer furchtbaren Heftigkeit, ob ich auch wisse, daß während ich so sorglos schlummre, er mit Höllenempfindungen gepeinigt werde, und alle Augenblicke im Begriff stehe, mir die Kehle abzuschneiden."

Ihr

Ihr Urtheil über Leſſing, der es über ſich genommen hatte, die Handſchriften ihres Mannes zu beſchreiben, und von ihr mit dem Auge einer platoniſirenden Liebhaberinn durchſchaut wurde, ſollte nicht verloren gehn. Auch darf ihr künftiger Biograf einen Aufſatz von ihr in Moritz Erfahrungsſeelenkunde nicht überſehn. — Sie verdiente ein beſſeres Schickſal!

2.

Viotti und Mozart.

Viotti wurde bald nach ſeiner Ankunft von Wien der Gott des Tages in Paris und der Liebling des Hofes zu Verſailles. Die Königin befahl, daß man ihn zu ihr nach Verſailles bringen ſollte. Bald war es Glück, eine Geſellſchaft auf ihn einladen zu können. In Verſailles wurde er mit Güte aufgenommen.

An einer Hofe, ſo fährt der Freund des berühmten Virtuoſen fort zu erzählen, *) ſollte Viotti ein neues Konzert von ſeiner Kompoſizion ſpielen. Zur geſetzten Stunde eröffnet ſich der Muſikſaal der Königin,

*) In der Décade philoſophique des letzten Jahres N. 35 und 36 befindet ſich ein leſenswürdiger Aufſatz: Anecdotes ſur Viotti, precedées de quelques reflexions ſur l'Expreſſion en Muſique par A. M. Eymar,

gin, von hundert Wachskerzen beleuchtet. Die gröſs:... Sinfoniſten aus der Kapelle des Königs und von den Pariſer Theatern, die heute zum Dienſt vor Ihrer Majeſtät verſchrieben ſind, ſitzen andächtig vor ihren Singepulten, mit aufgeſchlagenen Stimmen. Die Königin, die Prinzen, Mesdames, und alle Groſſe des Hofes erſcheinen. Man ſetzt ſich, und das Konzert beginnt. Viotti dirigirt und durchdringt das ganze Orcheſter mit ſeinem belebenden Hauch. Die Sinfonie ſchreitet mit allem Feuer und mit aller Begeiſterung fort, die von ihm ausſtrömt und alle Zuhörer ergreift. Am Ende des Tutti iſt das Entzücken aufs höchſte geſtiegen. Jede Hand zuckt. Aber die Etiquette verbietet das Beyfallklatſchen. Alles ſchweigt auf den Orcheſtern. Dieß iſt für alle die gegenwärtig ſind, das Signal noch leiſer zu athmen. Viotti's Solo beginnt.

Schon hatte die zitternde Saite vom kühnen Bogen Viotti's geſtrichen einige der ſüſeſten Töne angeklungen, als urplötzlich ein groſſes Geräuſch im anſtoſſenden Zimmer gehört wird. Platz! Ihro königliche Hoheit

mar. Vielleicht erhalten die dort von einem Kenner mitgetheilten Bemerkungen eine beurtheilende Ueberſetzung in der neuen muſikaliſchen Zeitung. Die hier ausgezogene Anekdote ſteht N. 36. S. 521, f.

heit der Graf von Artois! Er iſt es wirklich, der vom Fackeltragenden Kammerdiener angekündigt, mit einem zahlreichen Gefolge umrauſcht, durch die aufgeriſſenen Flügelthüren hereintritt. Das Konzert iſt verſtummt. Ein Augenblick darauf fängt es noch einmal an. Still! Viotti wird ſich hören laſſen! Unterdeſſen kann der Graf Artois nicht auf ſeinem Platz ſtill ſitzen. Er ſpringt auf, geht auf und ab im Salon, wendet ſich mit vernehmlicher Stimme an einige Frauen. Viotti nimmt ſeine Violine unter den Arm, macht ſein Notenbuch zu, und geht hinaus. Ihre Majeſtät, Ihro königliche Hoheit und der ganze Hof ſieht ſich einige Augenblicke voll Erſtaunen ins Auge. Viotti kommt nicht wieder, ſpielte ſeitdem nie wieder in Verſailles, und gab nur einmal noch im Jahre 1790 vor der Büſte Rouſſeaus ein feyerliches Konzert, wobey ſich die größten Virtuoſen vereinigten, im fünften Stockwerk. Dieß war die unerläßliche Bedingung. Schöne Herrn und allerliebſte Weiber, die noch nie die ermüdende Reiſe zu einem fünften Stockwerk gemacht hatten, erklommen trotz ihrer Schwächlichkeit dießmal fünf lange Treppen, um Viotti'n die himmliſche Muſik Boccherini's ſpielen zu hören.

Schon als ſechsjähriger Knabe äußerte Mozart einen Karakterzug, *) der ihm ſtets eigen geblieben iſt;

*) Dieſe und die folgende Anekdote ſind aus einer vor kurzem in Prag erſchienenen Biografie Mozarts genommen.

iſt; nemlich die Verachtung alles Lobes der Groſſen und eine gewiſſe Abneigung, vor ihnen, wenn ſie nicht

Neu

men, auf welche ich alle Leſer des Merkurs gern aufmerkſam machen möchte: Lebendes Kapellm Wolf. Gottlieb Mozart. Nach Originalquellen beſchrieben von Franz Niemtſchek, Profeſſor am Altnſeitiſchen Gymnaſium. Prag. 1798. Perlinde Buchh. 78 S. in 4. Es war gewiß nicht ruhmvoll für unſern allemannichen Gemeinſinn, daß er bey einem ſo einzigen, unerſetzlichen Mann, wie Mozart, nur bey der hieroglyphiſchen, immer dankenswerthen, aber gerade in dieſer Rubrik ſehr einſeitig und ſogar nachtheilig für Mozart angeſtellten Nachricht im Nekrologe blieb. Endlich hat ein perſönlicher, wohlwollender Mann in Prag, wo Mozart einige [illegible] Jahre lebte, dieſe ſchimpfliche [illegible] unſerer Literatur in Ordnung gebracht. [illegible] Andenken, und allgemein alle im [illegible], denen [illegible] über die liebenswürdige Gutherzigkeit Mozarts, womit er begabt war, nur keiner kannte er mit Mozart in allen dem Mangel und vielleicht einem und auf andere Weiſe beklagenswerthen Tode, Preis ertheilen wurde. Auch Niemtſchek erzählt von dem [illegible] denen König von Preuſſen einige Züge, die beweiſen wie ſehr er Talente zu ſchätzen und zu belohnen wuſte. Er bot ihm 3000 Thaler Gehalt an. Mozart ſchlug es aus, mit dem Ausdruck: ſoll ich meinen guten Kaiſer verlaſſen! Und als er dieß ſprach, hatte Mozart vom Kaiſer noch nicht einmal die 800 Gulden Gehalt erhalten, womit er erſt nach ſeiner Rückkunft

den

als manches gute Ding ſich einbildet, dem man eine ewige Liebe geſchwohren hat, und deſſen geringſter Kummer nun iſt, ob man ihr werde Wort halten können. Die ſchöne Danae kannte die Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfange; und alles was ſie ſich ſelbſt darüber ſagen konnte, ſtellte ſie doch nicht ſo zufrieden, daß ſie nicht für nöthig befunden hätte, einen gelegnen Augenblik zu belauſchen, um ſich über alle ihre Zweifel ins Klare zu ſezen; im übrigen ſehr überzeugt, daß es ihr nicht an Mitteln fehlen werde, dem entdekten Uebel zu helfen, es möchte nun auch beſtehen, worinn es immer wollte. Agathon ermangelte nicht, ihr noch an dem nehmlichen Tag Gelegenheit dazu zu geben.

Schwermuth und Traurigkeit machen die Seele nach und nach ſchlaff, und eröfnen ſie allen weichen und zärtlichen Regungen. Dieſer Saz iſt ſo wahr, daß tauſend Liebesverbindungen in der Welt keinen andern Urſprung haben. Ein Liebhaber verliehrt einen Gegenſtand, den er anbetet; er ergießt ſeine Klagen in den Buſen einer Freundin, für deren Reizungen er bißher vollkommen gleichgültig geweſen war — Sie bedauert ihn; er findet ſich dadurch erleichtert, daß er ſich frey und ungehindert beklagen kan; und die Schöne iſt erfreut, daß ſie Gelegenheit hat, ihr gutes Herz zu zeigen: Ihr Mitleiden rührt ihn, und erregt ſeine Aufmerkſamkeit: Sobald eine Frauensperſon zu intereſſiren anfängt, ſobald entdekt man Reizungen an ihr: Die Regungen, worinn beyde ſich befinden, ſind

Kenner zugleich waren, zu spielen. Mußte er es dennoch, so spielte er nichts als Tanzsachen, Tanzstücke u. d. gl. unbedeutende Sachen. War er wenn Kenner zugegen waren, so war er ganz Feuer und Aufmerksamkeit.

Diese Eigenheit behielt er bis zu seinem Tode, wie wir es bey einem dreymaligen Aufenthalt in Prag sehr oft erfahren haben.

So geschah es auch damals, bey dem Kaiser Franz. Als er sich zum Klavier setzte um ein Konzert zu spielen, und der Kaiser bey ihm stand, sagte Mozart: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? er versteht es.“ Wagenseil kam, und der kleine Virtuose sagte: „Ich spiele ein Konzert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden.“

Bald nachdem Mozart seinen Aufenthalt in Wien aufgeschlagen hatte, faßte der unvergeßliche Kaiser Joseph II. den Gedanken, der eines teutschen Kaisers so würdig war, den Geschmack an italienischen Opern

von Berlin belohnt wurde. Die Anekdoten aus Mozarts Leben, wovon so eben der Anfang im zten Stück der seit Michaelis in Leipzig herauskommenden Allgemeinen musikalischen Zeitung eingerückt ist.

Opern durch die Unterſtützung teutſcher Singſpiele und Sänger zu verdrängen, und für das Vaterländiſche mehr zu ſtimmen. Er verſammelte daher die beſten Sänger und Sängerinnen, und ließ von Mozart eine teutſche Oper ſetzen. Für dieſe Virtuoſen ſchrieb er das allgemein bekannte, allgemein beliebte Singſpiel, die Entführung aus dem Serail, in dem Jahre 1782.

Sie machte allgemeines Aufſehen; und die ſchlauen Italiener ſahen bald ein, daß ein ſolcher Kopf für ihr welſches Geklingel bald gefährlich werden dürfte. Der Neid erwachte nun mit der ganzen Schärfe des italieniſchen Giftes! Der Monarch, der im Grunde von der neuen tiefeindringenden Muſik entzückt war, ſagte doch zu Mozart: „Zu ſchön für unſere Ohren, und gewaltig „viel Noten, lieber Mozart!“ „Gerade ſo viel, Eure „Majeſtät, als nöthig iſt,“ verſetzte dieſer mit jenem edlen Stolz, und der Freymüthigkeit, die großen Geiſtern ſo gut anſteht. Er ſah es ein, daß dieß nicht eigenes Urtheil, ſondern nachgeſagt war.

VII.

Kunſtnachrichten.

1.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Kunſt in Rom.

Rom, den 1. Okt. 1798.

„Wie mag es jetzt mit der Kunſt in Rom ſtehen?“ fragte wohl längſt jeder, dem dieſer Gegenſtand am Herzen liegt, nachdem er ſeit zwey Jahren mehr als ein bogenlanges Verzeichniß und ſo mancherley Nachrichten und Klagen über die von hier entführten Kunſtſchätze geleſen hat. Man darf eben nicht in Rom gegenwärtig ſeyn, um ſich jene Frage ziemlich richtig beantworten zu können; doch werden vielleicht denen, welche gerne wiſſen möchten, ob ihre Vorſtellung dem Gegenſtande wirklich gleicht, einige Nachrichten darüber nicht unwillkommen ſeyn.

“Rom iſt nicht mehr in Rom! Rom iſt nun ganz in Paris!“ ſang man neulich an den Ufern der Seine, als die reiche Beute des Italikers dort im Triumf aufgeführt wurde. Wir wollen es mit den Jubelliedern eines ſieg- und ruhmtrunkenen Volks nicht ſo genau nehmen; ſonſt ließe ſich noch wohl beweiſen, daß das, was Rom zu Rom macht, ſich nicht in Fi-

ſten packen und durch Büffel nach Paris ſchleppen läßt, und daß Rom noch nicht ſo ganz und gar in Paris iſt. Aber wir wollen doch auch nicht läugnen, daß die ſeit mehr als drey Jahrhunderten in Rom blühende Künſtlerrepublik, in welcher die verſchiedenen Landsmannſchaften aus allen kultivirten Ländern Europens gleichſam eben ſo viele Departements ausmachten, jetzt leider ſo gut als zerſtört iſt. So tief aber auch Rom durch dieſen Verluſt wirklich geſunken, und ſo hoch Paris ſcheinbar geſtiegen iſt, würde ich dennoch eher an die Möglichkeit glauben, daß der belebende Sonnenblick des Friedens, von Ruhe, Ordnung und Zuverſicht begleitet, dieſe Künſtlerrepublik dereinſt leichter in Rom, als in Paris aus ihrer Zerſtörung, wieder hervorrufen könne; denn — zwar ſind Apollo und Laokoon in Paris, aber — Rom iſt noch in Rom!

Nicht ſowohl die Entführung der vortrefflichſten Antiken und mehrerer vorzüglichen Gemählde, als vielmehr die mit der Erſchaffung dieſer, ſo Gott will, neuen Republik, verbundene Unruhe und das Benehmen der Regierung ſelbſt, hat faſt alle fremde Reiſende und Künſtler aus Rom verſcheucht. Mehrere Teutſche, faſt alle engländiſche, *) portugieſiſche, neapolitaniſche, ſpaniſche ꝛc. Künſtler,

*) Etliche 20 erhielten von den Agenten der Rep. zu Rom Päſſporte, und reißten zu Anfang des Sommers mitten durch Frankreich nach England zurück. S. den Courier vom 11. Juny. 1798. B.

ler, die ſich hier befanden, haben, theils freywillig theils gezwungen, Rom verlaſſen. Seit dem Eintritt der Franzoſen in Italien ſind faſt keine fremden Reiſende über die Alpen, und ſeit länger als zwey Jahren iſt kein neuer Künſtler mehr nach Rom gekommen. Noch vor einigen Jahren lebten hier über 50 teutſche Künſtler, jetzt mögen kaum noch 15 hier ſeyn, und auch unter dieſen haben die wenigen, die von ihrer Kunſt leben, ſehr wenig zu thun. Von Landsleuten, die gegenwärtig in Rom, und durch ihre Arbeiten auch jenſeits der Alpen bekannt ſind, kann ich Ihnen jetzt nur noch die Nahmen Angelika, Reinhart, Rehberg, Peter, den Thier, und Wutky den Vesuvmahler nennen. Viele ſind ſeit Jahr und Tag, und erſt neulich Mechau und Gmelin, nach Teutſchland zurückgekehrt; einige andere werden ihnen nächſtens folgen. Dies, der Landſchaftsmahler, lebt gegenwärtig in Wien; der Darmſtädter Schmidt und Denis, ein geſchickter Flamändiſcher Landſchaftsmahler, haben Rom mit Neapel vertauſcht. Der Bildhauer Kanova iſt mit ſeinem Gönner, dem ehemaligen Römiſchen Senatore, Prinzen Rezzoniko, at., einer Reiſe nach Teutſchland begriffen, und wird wahrſcheinlich in Zukunft Venedig oder Wien zu ſeinem Aufenthaltsorte wählen. Fünf der vorzüglichſten fremden Künſtler, Trippel von Schafhauſen, Hecker aus Dresden Karſten aus Schleswig, Tornow und Dear, Engländer,

der, alle im beſten Alter, hat in wenigen Jahren der Tod hinweggerafft. Franzöſiſche Künſtler ſind nur wenige hier, und dieſe arbeiten nicht. Einige derſelben machen Kunſtkommiſſairs und befinden ſich wohl dabey. Wicard, einer der erſten Nachzeichner, der ſeit drey bis vier Jahren einen großen Theil der Florentiner Gallerie für franzöſiſche Kupferſtecher gezeichnet hat, hatte ſich während dieſer Zeit durch ſeinen Fleiß einige tauſend Skudi erſpart; jetzt hat er ſich als Kommiſſair des Auslecrungsgeſchäftes in eben ſo vielen Monathen ein Vermögen von 50,000 Skudi erworben und doch iſt er unter den Kommiſſairs noch einer der ehrlichſten. Seit Jahr und Tag ſieht man kein Gemählde, kein Kunſtwerk mehr öffentlich zur Beurtheilung ausgeſtellt. Eine alte heilige Künſtlerſitte, von der man, wie von manchen andern frommen Gebräuchen, wenigſtens ſagen konnte: wenn's nicht hilft, ſo ſchadets doch auch nicht — des Sonntags früh eine Gallerie zu beſuchen, und den Geiſt durch die Betrachtung guter und ſchlechter Kunſtwerke zu erbauen, iſt ſeit dem Hierſeyn der Franzoſen aufgehoben; denn mehrere Gallerien ſind geſchloſſen, und andere von franzöſiſchen Offiziers, Kommiſſairs ꝛc. bewohnt. Als ein negatives Gut, bey ſo vielem poſitiven Uebel, das die Republikaniſirung Roms der Kunſt zugefügt hat, iſt die Aufhebung der Akademie von S. Luca anzuſehen. Gleiches Schickſal haben auch die portugieſiſche, ſpaniſche

ſche und neapolitaniſche gehabt; die ohnehin ſehr wenig bedeuteten. Der ehemalige Direktor der portugiſiſchen Akademie, Gherardo de' Roſſi, ehemals ein fallirter Kaufmann, nachher Komödiendichter, Kunſtrichter und Gemählehändler und neuerlich Mitglied des Nazionalinſtituts, und — nach dem Zeugniß aller die ihn kennen, ein ehrlicher Mann, iſt vor kurzem zum Finanzminiſter ernannt worden. — Unter den Italieniſchen Künſtlern zeichnet ſich ſeit einigen Jahren ein junger Römer, Nahmens Camuccini, vor allen übrigen aus. Er iſt ein vortreflicher Zeichner; nur iſt zu bedauern, daß er, ſeinen großen Vorfahren ungeachtet, dem Geſchmack der Davidſchen Schule folgt. Er fing vor etwa 2 Jahren ein ſehr großes Gemählde an, wodurch er ſeinen Künſtlernahmen begründen wollte; es hatte den Tod des Cäſar zum Gegenſtand und war für den Lord Briſtol beſtimmt, und bereits untermahlt, als die Gallier in Rom einrückten, bald darauf den Lord ſelbſt, ſeiner Freypaſſe von Buonaparte und Berthier ungeachtet, in der Lombardey arretirten und in die Citadelle von Mayland brachten, wo er noch gegenwärtig ſitzt, und ſich der zahlreichen Gemählеſammlung, meiſtens Arbeiten neuerer Künſtler, die er ſeit mehreren Jahren hier zuſammen gekauft hatte, bemächtigten. Dieſe Sammlung, in der freylich viel Mittelmäßiges und Schlechtes enthalten war, hätte wohl verdient, als ein in ſeiner Art einziges Monu-

ment des Zeitgeſchmacks, zu dem viele lebende Künſtler aller Nazionen Beyträge geliefert hatten, beyſammen zu bleiben, und vergebens reichten mehr als 300 Künſtler aller Art deshalb eine Bittſchrift ein. Aber ſie iſt in alle Welt zerſtreut und gröſtentheils den Kommiſſairs zur Beute geworden. Nur einige wenige alte Gemählde, die ſich darin befanden, wurden ins Nazionalmuſeum nach Paris geliefert. Zwey vortreffliche große Landſchaften von Reinhart, die die Zierde jeder Gallerie geweſen wären, wurden dem Kommiſſair Perilier zu Theil. Die Antikenſammlung der Villa Albani iſt, Dank der Vorſorge des Citoyen Wicard, glücklich nach Paris abgegangen; die des Pallaſtes Albani hat ſich gröſtentheils unter den Händen der Kommiſſairs verlohren. Die Gemählderſammlung der Villa Aldobrandini, die zwar nur klein war, aber mehrere ſchöne und merkwürdige Gemählde alter Meiſter, eines Mantegna, Mazzuolino Bellini, Tizian u. a. enthielt, iſt unter der Hand verkauft worden; einige dieſer Gemählde ſah ich neulich bey einigen italieniſchen Mahlern. Zwey der ſchönſten Claude Lorrains des Pallaſts Altieri ſind für 10,000 Pezzi duri nach Neapel gewandert; denn zur Kontribuzion muſte Geld aufgetrieben werden. Vor einiger Zeit war hier ein Polniſcher Edelmann und Spieler von Profeſſion, der mit den ſpielluſtigen jungen römiſchen Prinzen, nachdem er ihnen ihr Geld abgenommen, auch um Gemählde ſpielte und auf dieſe

Art

An in weniger als einem Monathe gegen 300 Gemählde zuſammen gebracht hat, unter welchen nebſt andern vortrefflichen Stücken auch einige Raſaels ſeyn ſollen. Bey dieſer Gelegenheit verſchwanden auch einige Gemählde aus der Villa Borgheſe, von denen es hieß daß ſie geſtohlen wären. Raſaels Tapeten hat ein Kommiſſair, dem die franz. Republik ſchuldig war, unbeſehens für 30,000 Skudi angenommen. Die vor einiger Zeit bey Velletri gefundene Minerva iſt nach Paris zu den übrigen Göttern geſandt. Der Bauer, dem ſie gehörte, ward mit Papiergeld abgeſpeiſt, welches bald darauf entmünzt wurde, ſo daß er für ſeinen herrlichen Fund vielleicht nicht 200 Skudi erhalten hat. Mehrere Kirchen, unter denen ich hier nur die von Ara Coeli auf dem Kapitol, von Trinita de' Monti, S. Croce in Gerusalemme, S. Pietro in Montorio, S. Bartolomeo all' Iſola nennen will, werden theils von römiſchen Edilen, theils von franzöſiſchen Kommiſſairs im eigentlichſten Sinne des Worts dilapidirt. Alles darin befindliche Metall, alle marmorne Säulen und Tafeln, welche die Altäre zierten, werden herausgebrochen und verkauft, wobey jeder, ſo viel er kann, für ſich ſelbſt nimmt. Die Kreuzabnehmung von Daniel di Volterra in der Kirche auf Trinita de' Monti hat man, nebſt den Seitengemählden, ſammt der Mauer ausgeſägt um ſie nach Frankreich zu transportiren. Die Kirche von S. Pietro in Montorio hat man ſammt dem Kloſter, in deſ-

sen Hof der bekannte Tempel von Bramante steht, und dem Garten für 2000 Piaster verkauft. In der Kirche sind mehrere gute Gemählde und Bildhauerarbeiten. In einigen dieser, der Zerstöhrung preisgegebenen Kirchen, wo Grabstätten von Kardinälen oder andern Vornehmen waren, hat man die Gräber aufgewühlt und die bleiernen Särge herausgenommen, um sie zu Flintenkugeln zu verarbeiten. Und bey diesem scheußlichen Vandalismus stand ein Visconti an der Spitze!! Ich könnte eine Weile in diesem Tone fortfahren, ehe es mir an Stoff gebräche. Machen Sie nun den Schluß von dem was der Kunst geschieht, wie es in allen übrigen Fächern der Administrazion unserer neuen Republik zugehen mag, wo die Beuten noch weit ergiebiger ausfallen, und Sie werden mir zugeben, daß Genserich und Attila sammt ihren Visigothen und Hunnen Ehrenmänner waren gegen die Gothen und Vandalen des neuesten Roms. —

Visconti hat während seines sechsmonathlichen Konsulats einen neuen Beweis gegeben, daß intellektuelle und sittliche Aufklärung zwey verschiedene Dinge sind, und es ist zweifelhaft, ob jetzt sein antiquarischer Ruhm oder seine konsularische Schande grösser sey: wenigstens würde kein ehrlicher Mann jenen durch diese erkaufen mögen. Da er und der Exkonsul Panazzi, auf die Insinuazion der französischen Regierungskom-

mis

der Liebe günſtig; ſie verſchönern die Freundin, und blenden die Augen des Freundes: Ueberdem ſucht der Schmerz natürlicher Weiſe eine Zerſtreuung, und iſt geneigt ſich an alles zu hängen, was ihm Troſt und Linderung verſpricht: Eine dunkle Ahnung neuer Vergnügungen; der Anblik eines Gegenſtands, der ſolche geben kan; die günſtige Gemüthsſtellung, worinn man denſelben ſieht, auf der Einen — die Eitelkeit, dieſe groſſe Treibfeder des weiblichen Herzens; das Vergnügen, ſo zu ſagen, einen Sieg über eine Nebenbuhlerin davon zu tragen, indem man liebenswürdig genug iſt, ihren Verluſt zu erſezen; die Begierde, ſelbſt ihr Andenken auszulöſchen; vielleicht, auch die Gutherzigkeit der menſchlichen Natur, und das Vergnügen glüklich zu machen, auf der andern Seite — wie viel Umſtände, welche ſich vereinigen, unvermerkt den Freund in einen Liebhaber, und die Vertraute in die Hauptperſon eines neuen Romans zu verwandeln.

In einer Gemüthsverfaſſung von dieſer Art befand ſich Agathon, als Danae, welche vernommen hatte, daß er den ganzen Abend in der einſamſten Gegend des Gartens zugebracht, ſich nicht mehr zurükhalten konnte ihn aufzuſuchen. Sie fand ihn mit halbem Leib auf einer grünen Bank liegen, das Haupt unterſtüzt, und ſo zerſtreut, daß ſie eine Weile vor ihm ſtand, ehe er ſie gewahr wurde. Du biſt traurig, Callias, ſagte ſie endlich mit einer gerührten Stimme, indem ſie Augen voll mitleidender Liebe auf ihn heftete.

miſſaire ihre Entlaſſung zu nehmen, durchaus nicht weichen ſondern warten wollten, bis man ſie ihres Amts entſetzen würde, ſo wurden beyde nicht nur ſogleich abgeſetzt, ſondern erhielten auch zugleich Stadtarreſt. Dagegen ſind die drey übrigen Exkonſuln, welche gutwillig abdankten, in den Senat verſetzt worden.

Visconti mußte kurz nach ſeiner Abſetzung noch eine öffentliche Beſchimpfung im Nazional-Inſtitut erleiden, die er gleichfalls mit ſtoiſchem Gleichmuth zu ertragen wußte. In der letzten allgemeinen Sitzung des Nazionalinſtituts, wo Visconti für dieſes Jahr Präſident der hiſtoriſchen Klaſſe iſt und dießmal gerade den Vorſitz hatte, trug er ein von den franz. Kommiſſairs erhaltenes Dekret vor, welches dem Inſtitut eine zweymonatliche Vakanz ertheilte. Nach der Vorleſung deſſelben erhob ſich eines der Mitglieder, Nicolo Corona, und fragte ihn, ob er noch andere Befehle mitzutheilen habe. Auf Visconti's Verneinung fuhr Corona fort: da nach der Konſtituzion die Perſonen der Regierung, welche ihres Amts entſetzt werden, ihre Bürgerehre verwirkt haben ſollen, und er (Visconti) nicht nur ſeines Amts entſetzt ſey, ſondern ſich zugleich auch im Anklageſtand befinde: ſo ſcheine es ihm, daß er auch nicht im Inſtitut ſitzen und noch weniger Präſident deſſelben ſeyn dürfe, ehe er nicht durch die fränkiſche Regierungskommiſſion zu

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20645 / 414

nes Zuſtandes enthoben ſey. Visconti läugnete, daß er ſich im Anklageſtand befinde, und behaupte, daß das von der Kommiſſion ihm als Präſidenten zugeſchickte Dekret wegen der Vakanz ihn auf jeden Fall freyſpre che. Corona wandte dagegen ein daß die bloße Ueberſchrift, welche ein Irrthum des Sekretairs ſeyn könne, nicht hinreiche, ſondern es zu ſeiner Wiedereinſetzung in die Bürgerrehre eines beſonderen Geſetzes bedürfe. Uebrigens könne er den Anklageſtand nicht abläugnen, da er ja aus dem Senat ausgeſchloſſen ſey und als Gefangener Rom nicht verlaſſen dürfe. Ohne im mindeſten ſeine Faſſung zu verlieren erwiederte Visconti: wenn er gleich nicht in den geſetzgebenden Rath aufgenommen ſey, ſo folge daraus noch nicht, daß er deshalb auch aus einem wiſſenſchaftlichen Inſtitut verwieſen ſeyn müſſe. „Bürger Kollege! hob darauf Corona an, es iſt mir nicht darum zu thun, daß Sie aus dem Inſtitut gewieſen werden. Was ich geſagt habe, folgt aus der Konſtituzion, und ich hielt es für Pflicht es zu ſagen; denn es ſchien mir der Ehre des Inſtituts nachtheilig zu ſeyn, wenn die Mitglieder deſſelben ſich in dieſer delikaten Sache ſo ruhig verhalten wollten.“ Endlich kam man dahin überein, daß die Kommiſſion, welche nächſtens den franz. Kommiſſairs den für die Einrichtung der Schulen und öffentlichen Feſte entworfenen Plan zu überreichen habe, zugleich dieſer Sache wegen Erläuterung von ihnen einziehen ſollte. Visconti

centi ſelbſt mußte, als Präſident, die Kommiſſion ernennen, und er wählte unter den Mitgliedern auch Corona dazu. Aber dieſer lehnte es ab, um den Argwohn zu vermeiden, daß er in dieſer Sache einiges Privatintereſſe habe, und ſchlug dagegen vor, daß man zu der Kommiſſion ſolche Mitglieder ernenne, welche als Visconti's Freunde bekannt ſeyen, welches denn auch geſchah.

Nicht in beſondern Centralmuſeen der einzelnen Stadtſekzionen, wie im 7ten Stück des Merkur geſagt wird, ſondern in dem Nazionalmuſeum ſolle die Kunſtwerke und Antiquitäten, und in den Nazionalbibliotheken der Minerva und des Vatikans die Bücher und Handſchriften aufbewahrt werden, welche ſich in den hier aufgehobenen Klöſtern, Kollegien und Kirchen finden. Das Nazionalinſtitut erhielt den Befehl vom Konſulat, dieſe Gegenſtände, in ſofern ſie des Aufbewahrens werth ſeyen, noch vor dem Verkauf der Nationales in dieſen Gebäuden auszuwählen, und ernannte ſogleich fünf ſeiner Mitglieder dazu. Was dieſe Kommiſſion eingeſammelt hat, iſt noch nicht bekannt geworden, da ſie über die Ausführung dieſes Auftrags noch keinen Bericht abgeſtattet hat. So viel wir hier wiſſen, iſt das Muſeum Borgianum in Velletri bis jetzt noch unberührt geblieben.

Zeknow.

2.

Ueber die Berliner Kunstausstellung im Jahre 1798.

Berlin, den 20. Oktober 1798.

Da Sie den Katalog unserer diesjährigen Ausstellung in den Händen haben, *) so setze ich nur folgende Bemerkungen hinzu.

Sie ist durch die Italienischen Sachen im Allgemeinen merkwürdiger, als die des vorigen Jahres. **) Die Berliner gewöhnen sich immer mehr, Kunstsachen zu sehen, und noch ging kein Tag vorbey ohne eine Menge von Besuchenden und zwar von allen Klassen von Menschen. Eine feinere Kritik ist von dem hiesigen Publiko noch nicht zu erwarten. Man hatte bis jezt zu wenig Gelegenheit etwas Gutes, und zwar öfters zu sehen. Nach und nach wird aber auch dieß Sehen Bedürfniß wer-

*) Beschreibung der Kunstwerke, welche von der königl. Akademie der Künste in den Zimmern der Akademie den 23. September und die folgenden Tage ausgestellt sind. Berlin 1798. bey Unger auf 81 Seiten 428 Nummern.

**) Der verstorbene König hatte diese Werke italienischer, oder doch in Italien lebender Dichter durch die Gräfin Lichtenau bestellen lassen. Sie waren aber durch die Zeitumstände verspätet worden. Die Hackerts waren schon im Marmorpalais zu Potsdam aufgehangen gewesen

werden: und uns fehlet nichts als die projektirte Ausführung eines Muſeums und einer Gallerie in der Hauptſtadt.

Allgemein intereſſiren die 6 Hackertſchen Landſchaften, wovon die Nr. 1. im Verzeichniß ein Meiſterſtück iſt. *) Ich beſinne mich nicht, je ein ſchöneres Werk von ihm geſehen zu haben. Und wenn gleich in Abſicht der Wahrheit des Naturtones Claude Lorrain immer der vorzüglichſte Meiſter bleiben wird, ſo wüßte ich doch nicht, ob ich ein Werk des Claude dieſem Hackertſchen vorziehen würde. Der Pendant eine Ausſicht der Campagna von Rom, iſt in ſeiner Art auch vortrefflich: aber die 4 kleinern Ausſichten am Aver, ne, von Bajä Pompeja und vom Meerbuſen von Neapel, ſind in Abſicht des Tones und der Haltung nachläſſiger behandelt. Die Schönheit und Treue der Ausſichten beſtimmen daher ihr einziges Intereſſe. — Als Vorbilder ſind dieſe ſechs Stücke einzig im Stande einen jungen Landſchaftsmaler zu bilden, in ſofern nemlich ein Maler, deſſen Meiſterin immer die Natur iſt, nach Muſtern gebildet werden kann.

Alle andern Landſchaften in Mahlerey und Zeichnungen, als der Waſſerfall von Terni von Lütke, die Oſſianiſche Landſchaft von Reinhardt in Rom, die Schle-

*) Eine italieniſche Morgenlandſchaft.

Schleſiſchen Ausſichten von dem Schleſier Reinhardt, die Waſſerfälle und die Grotte des Neptuns von Tivoli von einem jungen Liefländer Möller, die Schleſiſchen Gegenden von Röfler u. ſ. w. verlieren natürlich ſehr viel gegen die Hackertſchen Gemälde; obgleich auch jene Arbeiten nicht ohne Verdienſt ſind. — Das Opfer des Krodo von Fried. Waitſch, wovon der Grund eine Gegend vom Harze vorſtellt, hat auch als Landſchaft Verdienſte; doch iſt die Arrangirung ſeiner verſchiedenen Gruppen ihm vorzüglich gut gerathen.

Das Gemälde der Angelika Kaufmann, *) und Julius Sabinus vom Prof. Rehberg zeichnen ſich im hiſtoriſchen Fache aus. **) Vom letztern ſind noch ein Paar ausgeführte Zeichnungen nach eigenen Gemälden vorhanden, worunter der verwundete Amor nach Anakreon allgemeinen Beyfall erhält. Das Originalgemälde verkaufte der Meiſter an Lord Briſtol. — Von den Rafaeliſchen Kopieen iſt leider nicht viel gutes zu ſagen.

Un-

*) Chriſtus mit der Samaritanerin am Brunnen.

**) Was einige an der Kompoſizion dieſes Gemäldes getadelt haben, daß nicht der fruchtbarſte Augenblick der Handlung gewählt ſey, verdient keine Widerlegung. Ein ſolches Urtheil beweiſt, daß man die Ideen des Meiſters nicht gefaßt habe.

Unter den vielen Portraits in Oel zeichnen ſich Waitſch und Kretſchmar aus. Vom erſtern ſieht man das Bildniß des Malers Graff, und das einer Frau; vom letztern mehrere. Kretſchmar iſt ein Zögling der Akademie, der voll Talent iſt; nur ſucht er mehr, wie auch Waitſch, den Effekt im Porträt, als einfache und beſtimmte Darſtellung durch Richtigkeit der Zeichnung und Wahrheit einer individuellen Karnazion. Der üble Porträtgeſchmack eines Reinhold, eines Graff iſt für dieſe Herrn noch immer Lieblingsgeſchmack.

Die Porträtmahlerey in Paſtell iſt hier zu Hauſe. Darbes, Schröder, Lauer und Mad. Robert verdienen genannt zu werden. Vom erſten iſt das Bildniß des Erbprinzen von Oranien, vom zweyten des Fürſten Radzivil, vom dritten die Porträte der regierenden Königin und der Prinzeſſin Ludwig, und von der Dame das Porträt einer Frau mit dem Kinde auf dem Schooß, aber vorzüglich iſt ihr kleineres Gemälde einer Wöchnerin, die ihr Kind ſtillt.

Unter den Gemälden von Frauen verdienen noch beſondere Meldung zwey der Mad. Henry in Oel, das eine, einen muntern Knaben, und das zweyte ein über eine todte Taube weinendes Mädchen vorſtellend. Indeſſen ſind ſie mit wenigerm Fleiß gemalt, als drey andere Stü-

cke dieſer talentvollen Frau bey der Ausſtellung des vorigen Jahres. — Mad. Henry wollte dieß Jahr die Palme an Mad. Robert überlaſſen.

Von der Menge der Gemälde in Miniatur iſt nicht viel zu ſagen. Ein Emigrirter, der Chevalier de Chateaubourg, läßt indeſſen alle weit hinter ſich. Wenn er ſo glücklich im Treffen wäre, wie er das Mahlen verſteht, ſo würde er unter die Geſchickteſten gehören, die je Miniatur gemalt haben. Sein Pinſel und ſeine Ausführung iſt vortrefflich; den Fond weiß er meiſterhaft zu behandeln. Unglücklicher Weiſe haben ſeine Porträts faſt alle Ein Air, und beſonders iſt ihm das Portrait der regierenden Königin mißrathen. Indeß bleibt er der einzige Miniaturmahler, von dem ſich etwas ſagen läßt.

In der mühſamen Seidelmannſchen Zeichnungsmanier ſind viele Stücke vorhanden, worunter einiges von Taubert und Heuſinger nicht übel gerathen iſt.

Unter den Architekturperſpektiven verdient die fleißige Zeichnung des Innern der Peterskirche von Burnat vorzügliche Meldung. Der Effekt der Beleuchtung iſt ſo kraftvoll, als er nur immer in Waſſerfarben herauszubringen iſt.

Unter

Unter den Stickereyen befinden sich drey vorzügliche Blumenstücke von Mad. Ruglisch, der Demoiselle Goldschmidt, und der Gräfin von Neal.

Unter den Bildhauerarbeiten sieht man mit vielem Vergnügen die marmornen Büsten des Königs und der Königin von Schadow, und eine marmorne Kopie einer Mnemosyne etwa 4 Palm hoch von Wichmann.

Kupferstiche jeder Art giebt es in Menge; aber die chalkographische Gesellschaft von Dessau, welche ein Portefeuille ihrer Arbeiten zur Ausstellung gesandt hat, verdunkelt alles hiesige Machwerk. Kaum läßt sich das Brandenburgerthor von Berger dabey nennen.

Die Korkmodelle der antiken Gebäude amüsiren das Publikum sehr. Von architektonischen Rissen ist außer dem neuen Münzgebäude, welches jezt der Prof. Genz ausführt, und einigen brollichten Zeichnungen eines dänischen Kapitäns für ein Monument Friedrichs des zweyten, wenig vorhanden. Berlin läuft voll von Architekten, und es ist nicht zu begreifen, warum diese Herrn so wenig von ihrer Waare zur Schau bringen. Sollten die jüngern Baubeamten unter dem Einflusse einer heimlichen Despotie stecken? — Oder verdienen die Zeichnungen der Gebäude, welche das königliche Ober-

Kan ich traurig seyn, wenn ich dich sehe? erwiederte Agathon, mit einem Seufzer, welcher seine Frage zu beantworten schien. Auch gab ihm Danae keine Antwort auf ein so verbindliches Compliment, sondern fuhr fort, ihn stillschweigend, aber mit einem Gesicht voll Seele, und Augen die voller Wasser standen, anzusehen. Er richtete sich auf, und sahe sie eine Weile an, als ob er biß in den Grund ihrer Seele schauen wollte. Ihre Herzen schienen durch ihre Blike in einander zu zerfliessen. Liebest du mich, Danae? fragte endlich Agathon mit einer von Zärtlichkeit und Wehmuth halberstikten Stimme, indem er einen Arm um sie schlang, und fortfuhr sie mit wäßrichten Augen anzusehen. Sie schwieg eine Zeit lang. Ob ich dich liebe? — War alles was sie sagen konnte; aber der Ausdruk, der Ton, womit sie es sagte, hätte durch alle Beredsamkeit des Demosthenes nicht ersezt werden können. Ach Danae! (erwiedert Agathon) ich frage nicht, weil ich zweifle —— Kan ich eine Versichrung, von welcher das ganze Glük meines Lebens abhängt, zu oft von diesen geliebten Lippen empfangen? Wenn du mich nicht liebtest —— wenn du aufhören könntest mich zu lieben —— was für Gedanken, mein liebster Callias? unterbrach sie ihn: Wie elend wär ich, wenn du sie in deinem Herzen fändest — wenn dieses dir sagte, daß eine Liebe wie die unsrige aufhören könne? —— Ein übelverheelter Seufzer war alles was er antworten konnte. Du bist traurig, Callias, fuhr sie fort; ein geheimer Kummer bricht aus

allen

bauamt jährlich aufführt, nicht unter die kritiſchen Augen des Publikums zu kommen? —

Wir haben auch treffliche Holzſchneider, als Parent und beſonders Quantin, der viel mehr Geſchmack als der erſtere hat.

Die königl. Porzelanfabrik ſtellte auch ein Paar größere Vaſen aus, auf welchen zwey Zeichnungen nach antiken Reliefs ſehr gut kopirt ſind. *)

Die Porteſeuilles der königlichen Provinzialzeichnungsſchulen ſehen noch ſehr arm aus. Dieſe nützlichen Anſtalten bedürfen noch immer einer zweckmäßigern Einrichtung; eben ſo wie die Hauptſchule in Berlin, wenn ſie dereinſt ihrem wohlthätigen Zweck Genüge thun ſoll.

VIII.

Neubecks Geſundbrunnen,

eine typografiſche Merkwürdigkeit.

Während Herr Würz aus Strasburg mit dem neuen Didotſchen Virgil triumfirend durch Teutſchland reiſet, und die

*) Kopien nach den berühmten zwey antiken Sarkofagen im Kapitoliniſchen Muſeum, die Geſchichte des Endymion vorſtellend. Im erſten Akt die kommende, im zweyten die ſcheidende Luna!

dieſes jeden Beſchauer entzückende Meiſterſtück der Pariſer Schöndruckerey, als eine ungewöhnliche Schauſtellung, anpreiſt; während die neue Ausgabe von Hume's Geſchichte von England bey Bowyer in London von jedem Teutſchen, dem dieſer Anblick gewährt wurde, als das Höchſte, wohin die typografiſchen und chalkografiſchen Verzierungskünſte es bringen können, ohne Vorbehalt gerühmt wird, dürfen wir doch auch die Beſtrebungen unſerer einheimiſchen Offizinen, die ſo lange nur zunft- und handwerksmäßig betriebene Buchdruckerey zu einer wahren Kunſt zu erheben, nicht überſehn. Die Göſchenſche Offizin in Leipzig, die uns erſt vorige Oſtermeſſe mit den an geſchmackvoller Reinheit des Drucks alles Vorherige übertreffenden Klopſtockiſchen Oden beſchenkte, hat in dieſer Michaelismeſſe von Neubecks Geſundbrunnen in vier Geſängen, außer der gewöhnlichen Handausgabe in klein 4. auch eine ſehr ſplendide Ausgabe im größten Format geliefert, die durch die reinſte Harmonie aller Theile zu einem ſchönen Ganzen und durch die ſorgfältigſte Präciſion in der Ausführung ſelbſt, diejenige Forderungen zu befriedigen anfängt, deren Erfüllung bis jetzt den Teutſchen unmöglich ſchien. Es kann hier nicht die Abſicht ſeyn, über den innern Vollgehalt eines Gedichtes zu urtheilen, das ſchon bey ſeiner erſten, weniger vollendeten Erſcheinung von Kennern mit der beſten, was der Ausländer in dieſem Fache aufzuweiſen habe, mit einem Armſtrong und Garth verglichen, und bey dieſer Ver-

gleichung eher noch vollwichtiger erfunden wurde. Aber ſo viel läßt ſich ohne alle Uebertreibung ſagen, daß die teutſche Muſe noch nie in einem ſchönern Gewande erſchienen iſt.*) Es ſollten zu dieſer Ausgabe auch noch vier Ausſichten von Herrn Vieth, einem wackern Landſchaftsmaler in Dresden, kommen. Allein eine Augenkrankheit hindert den Künſtler, ſie zur beſtimmten Zeit zu liefern. Hr. Göſchen wird ſie alſo, wenn ſie fertig ſind, für die Liebhaber noch beſonders verkaufen. Indeſſen erſcheint das Gedicht doch nicht ohne allen chalkografiſchen Schmuck, da das Frontiſpiz durch eine ſchöne Landſchaft, von Hrn. Klengel gezeichnet und Hrn. Haldewang in ſeiner trefflichen ſchon bekannten Manier geſtochen, eine ſehr zweckmäßige Verzierung erhalten hat.

B.

IX.

Auszüge aus Briefen.

1.

London, den 16. Oktober 1798.

Was in Teutſchland die Oſtermeſſe iſt, wo die große Büchererndte fürs ganze Jahr in Scheuern und Speicher

*) Beſonders verdient die unvergleichliche Schwärze in dieſem neueſten Werke die Aufmerkſamkeit der Liebhaber. Sie erinnert an die Worte des Archiv Camus in ſeinem Rapport über Didots Virgil ans Nazionalinſtitut: „Buchſtaben von Ebenholz in Elfenbein gefaßt.“ E. Magazin encyclopedique IV An. Tom. II. N. 8. P. 556.

cher geſammelt wird, iſt für die Neuigkeiten in der engliſchen Literatur unſtreitig der November und Chriſtmonat, weil dann der Adel und die gentry wieder in den Rauch Londons zurückkehren. Dafür brachte denn jetzt auch unſer Literaturfeld um ſo mehr, und ſo kann auch mein Monatsbericht Ihnen mehr von dem was kommen ſoll, als was ſchon gekommen iſt, erzählen. — Noch immer behalfen ſich unſere Zeitſchriften und Journale mit Walpolianis d. h. Auszügen aus Horace Walpole's, des einzigen alten Sonderlings in ſeiner gothiſchen Villa zu Strawberry, ſämmtlichen Werken in 5 wohlbeleibten Quartbänden. Es iſt nicht zu läugnen, daß viel Sterlingswitz und eine ungeheure Menge von Anekdoten in dieſen Werken zu finden iſt, wovon die letzten zwey Theile die wichtige Korreſpondenz enthalten und noch gar nicht gedruckt waren. *) Ueberall, wo ſich eine Gelegenheit zeigt, muß Johnſon herhalten, den Walpole nicht ausſtehen konnte; und das iſt gewiß heilſam, weil die Abgötterey, welche die Engländer mit dieſem literariſchen Wehrwolf treiben, wirklich übertrieben iſt. Beſonders ſind die Bemerkungen über das was Walpole die Triptology in Johnſons Schriften nennt, ſehr treffend. Er verſteht darunter die ganz eigene Manier Johnſons, jede Sache immer mit

*) Möchte doch mit Weglaſſung der bloß artiſtiſchen Schriften ein wohlfeilerer teutſcher Nachdruck von dieſen Werken veranſtaltet werden, da der Preis der Originalausgabe (10 Guineen) nicht jedem Beutel anzumuthen iſt.

B.

andern Wendungen dreymal hinter einander zu ſagen. — Der Geſchmack an den Produkten der Teutſchen wird immer herrſchender. In Koventgarden iſt wieder ein Stück von Kotzebue, das Kind der Liebe, das Lieblingsſtück dieſes Winters geworden, ſo wie im vorigen Menſchenhaß und Reue. Schon um des Epilogs willen, der in den letzten Zeilen eine ſehr witzige Anſpielung auf Nelſons Sieg enthält, und von dem Liebling der Gallerie, dem Schauſpieler Munden, geſprochen wird, muß das Stück groſſes Glück machen. Die bekannte Schauſpielerin, jetzt Schauſpiel- und Romandichterin, Mrs. Inchbald, hat es nach einer wörtlichen Ueberſetzung aus dem Original in engliſchen Geſchmack zugeſchnitten, und ſo heißt es nun the Lovers Vow. Unterdeſſen hat ſchon eine andere Schriftſtellerin, Anna Plumtree, das Stück ganz unverſchnitten in einer ſehr flieſſenden Ueberſetzung herausgegeben und D. Willich, der ſächſiſche Geſandſchaftsarzt, von welchem ich ſchon mehrmals geſprochen habe, hat ſeiner Freundin eine literariſche Biografie von Kotzebue zu dieſer Ausgabe mitgetheilt, wo dieſer Dichter als Muſäus Zögling und Markards Freund aufgeführt wird. Vor einigen Tagen iſt auch Adelheit von Wulfingen, als ein neues Stück von Kotzebue, überſetzt erſchienen. — Im Romanenfach nenne ich Ihnen nur die Agatha mit Strothards Kupfern und Vignetten, Roſalind de Tracey von der Miß Tomlins. — Im politiſchen Fache erhält Mallet du Pans alle 14 Tage erſcheinende Zeitſchrift

ſchrift the britiſh Mercury (jeder Heft in 8 koſtet 2 Sch.) um ſo mehr den ungetheilten Beyfall des loyalen Publikums, da er gleich im Proſpektus ſagt, daß nur in England jetzt noch Wahrheit geſchrieben werden könne. Es ſind bis jetzt 4 Nummern erſchienen. Die erſten drey machen ein Ganzes, und enthalten ein in Galle getauchtes Gemälde der Unterdrückung der Schweitz. Die groſſen Thaten am Nil haben den bekannten Irwin zu verſchiedenen lehrreichen Pamflets über jene Gegenden veranlaßt. Mungo Park's Entdeckungsreiſen ins Innre von Afrika ſind ſo eben auf Subſkripzion erſchienen, und eine andere Reiſe, die auf Unkoſten der Geſellſchaft zur Ausbreitung des Chriſtenthums von engliſchen Miſſionaren in der Südſee gemacht wurde, wird eben jetzt bearbeitet. Der Titel wird heißen: The Voyage of the Ship Duff to the Friendly, the Society and Marquelas Islands. Es werden von Landſeer viele Karten und Kupfer dazu geſtochen. Nur iſt es mit dieſen Karten und Ausſichten in fernern Landen oft eben ſo als mit den Reiſen, die auf der Studierſtube gemacht werden. Ich fand neulich einen der berühmteſten Arbeiter in dieſem Fache mit einer ſchönen, romantiſch wilden Landſchaft von Kamtſchatka beſchäftigt, welche nächſtens mit vielen andern in ich weiß nicht welches Reiſebeſchreibers Schilderung jener feinen Eisgegenden vorkommen ſoll. Ey das iſt ſchön! ſagt ich: ohne Zweifel radiren Sie das Blatt nach einer guten Originalzeichnung? „O

bewahre! erwiederte er mit halbem Lächeln, das iſt alles eigene Erfindung, abgezogen aus Angaben und ausſtaffirt nach meiner Art. Das Publikum denkt ſich die dortigen Gegenden einmal ſo, und nimmt es für wahre Naturabdrücke." — Es iſt wieder ein neues Journal für Experimentalphyſik, Technologie und Chemie erſchienen. Der Herausgeber iſt der bekannte Redakteur des Oppoſizionsblattes, the Star. das für die Abendzeitungen eben das iſt, was für die Morgenblätter der Morning Chronicle, ein Hr. Tilloch. — Der berüchtigte Thelwall, ein gewaltiger Revoluzionsprediger, will jetzt, da niemand mehr ſolches Zeug hören mag, und die Redner Gefahr laufen, ſich einen blutigen Kopf zu holen, nach Rouſſeau's Manier Konfeſſionen über ſein Leben herausgeben. Das würde eine erbauliche Beichte geben, wenn er wahr ſeyn ſollte!

2.

Wien, den 4. Oktober. 1798.

Ich habe das Glück gehabt den großen Orientaliſten, den Frater Paulinus aus Rom, hier perſönlich kennen zu lernen, und mich eben ſo herzlich zu freuen, daß er ein geborner Oeſterreicher iſt, als er ſelbſt über das Wiederſehn ſeines lieben Vaterlandes erfreut iſt. Er geht nun als Bibliothekär nach Padua, wo er zugleich das Sekretariat der emigrirten Propaganda übernehmen wird. Dieſe Stadt, von jeher ein ehrwürdiger Sitz der

Ge

Gelehrſamkeit, muß ſich freuen ſo vielen würdigen und verdienſtvollen Männern, die aus den unruhigen Gegenden des übrigen Italiens hieher ſich verſammeln, und an deren Spitze Borgia ſteht, zum Zufluchtsorte zu dienen. *) Traurig iſt es freylich daß Frater Paulinus, aller typografiſchen Hülfsmittel beraubt, die Ausſicht verloren hat, vielleicht jemals die Schätze der heiligen Samskrit, zu der Er zuerſt uns einen brauchbaren Schlüſſel gab, den Europäern auszuſpenden. Die indiſchen Alfabete der nur vom Unverſtande verläſterten Propaganda wurden vor ſeinen Augen in Rom eingepackt und nach Paris geſchafft. Wann wird man ſie dort ordnen, verſtehen und benutzen? — Indeß hat er ſich doch, wie Simonides aus dem Schiffbruche, mit ſeinen weitumfaſſenden Kenntniſſen, und ſogar mit ſeinen indiſchen Palmblättern, zu uns herüber gerettet. Ich habe heute dieſe ehrwürdigen Urkunden geſehen. Es ſind wenige an der Zahl, aber ſchwer und gewichtig an Inhalt. Das Original der

*) Es iſt aus öffentlichen Blättern bekannt, daß die wahrhaft edle däniſche Regierung zu eben der Zeit, wo ſie beträchtliche Fonds zur Verbeſſerung ihrer inländiſchen Erziehungsinſtitute unter dem Vorſitze des allgemein verehrten Herzogs von Auguſtenburg anwendet, ſich für reich genug hielt, dieſem würdigen, von den Franzoſen ſo empörend gemißhandelten Prälaten einen ſehr anſehnlichen Jahrgehalt anweiſen zu können. Hier galt alſo wenigſtens kein Indigenatrecht!

Grammatik, wovon er einen Auszug geliefert hat, und drey Manuſkripte des großen Samskritwörterbuches Amarasinha und die Sakontala ſind darunter. Sein letztes Werk iſt der erſte Abſchnitt des Amarasinha, den er zur Probe bearbeitete, um daraus zu urtheilen, wie viel das ganze Werk Mühe und Koſten fordern würde. Er ſchrieb es, als ſchon die franzöſiſchen Requiſizionen in Rom anfingen. Dabam fervente Marte gallico, ſchließt die Vorrede. Vielleicht wird er, auf vieles Bitten (auch ich habe das Meinige nicht geſpart) die ganze Grammatik, zu Padua mit lateiniſchen Buchſtaben ſtatt der indiſchen herausgeben. Brama möge ſeine Arbeiten begünſtigen!

3.

Berlin, den 30. Oktober.

— Was ſagen Sie dazu? Von Friedrich Richters Hesperus wird bald eine dritte Auflage gemacht werden müſſen. Lafontaine's Flaming, Familie von Halden und St. Julien ſind eben wieder in einer neuen beträchtlich umgeänderten und ausgefeilten Auflage erſchienen. An einer neuen Auflage ſeiner moraliſchen Erzählungen iſt ſchon angefangen. Sein Rudolf von Werdenberg wird jetzt zum drittenmal gedruckt, und an die Clare du Pleſſis wird es auch wieder zum drittenmal kommen. Dagegen ſagt man hier allgemein, daß der Verleger des Athenäums mit dem zweyten Stück

aus

ſchließen werde, wenn nicht, was doch zu hoffen iſt,*) mehrere Leſer oder vielmehr Käufer ſich finden ſollten. Eben iſt auch des ältern Hr. v. Humbold, der ſich noch immer in Paris aufhält, Beurtheilung des Wilhelm Meiſters erſchienen.

X.

Meine Erklärung

über

die in Num. 223. des K. P. Reichs-Anzeigers d. J. eingerückte Beſchwerde eines Augsburgers.

Mit dem lebhafteſten Schmerz und Unwillen habe ich aus dem beſagten kleinen Aufſatz eines ungenannten Augsburgers leider zu ſpät erfahren, daß dem Verfaſſer der in dem 4ten Stück des diesjährigen M. T. Merkurs abgedruckten Beyträge zur Geſchichte des Waffenſtillſtands von 1797 und 1798 — den ich ſeit mehrern Jahren als einen gutdenkenden, verſtändigen und geſchickten Mann kenne und eben darum nicht das mindeſte Mißtrauen in ihn ſetzte — in einem unglücklichen Augenblick ein

*) Wenigſtens beweiſet die geringe Abnahme des Athenäums nichts gegen ſeine innere Güte, da es, dem Inhalt und der Form nach, ein weit kleineres Publikum haben muß, als die Produkte zweier mit Recht beliebten Romandichter.

B.

allen deinen Zügen hervor —— Du begreifſt nicht, nein, du begreifſt nicht, was ich leide, dich traurig zu ſehen, ohne die Urſache davon zu wiſſen. Wenn mein Vermögen, wenn meine Liebe, wenn mein Leben ſelbſt hinlänglich iſt, ſie von dir zu entfernen, mein Geliebter, o! ſo verzögre keinen Augenblik, dein Innerſtes mir aufzuſchlieſſen —— Der Ausdruk, die Blike, der Ton der Stimme, womit ſie dieſes ſagte, rührte den gefühlvollen Agathon biß zu ſprachloſer Entzükung. Er wand ſeine Arme um ſie, drukte ſein Geſicht auf ihre klopfende Bruſt, und konnte lange nur durch die Thränen reden, womit er ſie benezte.

Nichts iſt anſtekenders als der Affect einer in Empfindung zerflieſſenden Seele. Danae, ohne die Urſach aller dieſer Bewegungen zu wiſſen, wurde ſo ſehr von dem Zuſtand gerührt, worinn ſie ihren Liebhaber ſah, daß ſie eben ſo ſprachloß als er ſelbſt, ſympathetiſche Thränen mit den Seinigen vermiſchte. Dieſe Scene, welche für den gleichgültigen Leſer nicht ſo intereſſant ſeyn kan, als ſie es für unſre Verliebten war, dauerte eine ziemliche Weile. Endlich faßte ſich Agathon, und ſagte in einer von dieſen zärtlichen Ergieſſungen der Seele, an welchen die Ueberlegung keinen Antheil hat, und worinn man keine andre Abſicht hat als ein volles Herz zu erleichtern: Ich liebe dich zu ſehr, unvergleichliche Danae, und fühle zu ſehr, daß ich dich nicht genug lieben kan, um dir länger zu verhelen, wer dieſer Callias iſt, den du, ohne ihn zu kennen, deines

Herzens

ein Ausdruck aus der Feder gefallen iſt, der nicht nur die Achtung, die jeder teutſche Biedermann den reſpektabeln Reichsſtädten Nürnberg und Augsburg ſchuldig iſt, gröblich verletzt, ſondern noch beſonders, was Augsburg betrift, der notoriſchen Wahrheit auf eine, keine Entſchuldigung zulaſſende, Art zu nahe tritt.

Ich würde mich zu tief unter mich ſelbſt erniedrigen, und das mir ſeit 33 Jahren ſo vorzüglich werthe Augsburg noch mehr beleidigen, als es von dem Verfaſſer der beſagten Beyträge, hoffentlich aus bloßer Uebereilung, geſchehen iſt, wenn ich für nöthig hielte erſt noch zu erklären, daß ich jene ungebührliche Stelle höchlich mißbillige, keinen Antheil an derſelben nehme, und ſie, wofern ich ſie, bey Durchſicht des Manuſkripts, gewahr worden wäre, unfehlbar in einem Journal, deſſen Herausgeber ich bin, nimmermehr geduldet hätte. Indeſſen büße ich doch in meinem Gemüthe ſehr ſchmerzlich dafür, daß ich mir ſelbſt eine Nachläßigkeit Schuld geben muß, über welche, unglücklicher Weiſe, gerade die zwey teutſchen Städte ſich zu beklagen haben, für die ich (aus Gefühlen, über welche ich jezt nicht ins beſondere gehen kann) nächſt meiner eignen Vaterſtadt, die vorzüglichſte Achtung und Zuneigung hege. — Denn ich erkenne nur zu wohl, daß weder alle die zufälligen Urſachen, die mir damahls, da mir die beſagte Handſchrift zur Durchſicht zugeſchickt wurde, eine aufmerkſame Durchleſung derſelben

den unmöglich machten, noch mein nicht ungegründetes Vertrauen in die Diskrezion des Verfassers, das Verlangen entsündigen kann, der Schuldigkeit eines Herausgebers fremder Aufsätze kein Genüge gethan zu haben.

Ich werde, da das Geschehene auf keine andere Art gut zu machen ist, dafür sorgen, daß das Blatt im 4ten Stücke des Merkurs 1798, das mit dieser häßlichen Makel befleckt ist, umgedruckt, und dem letzten Monatsstück ein anderes Blatt beygelegt werde, welches die Abonenten an die Stelle des heraus zu schneidenden anheften zu lassen belieben werden: übrigens aber soll aller mögliche Bedacht genommen werden, daß er nie wieder durch ein Versehen dieser Art vermehret werden könne. — Geschrieben zu Osmanstädt, im Weimarischen, den 20. Oktober 1798.

Wieland.

XI.

Ankündigungen.

1.

Pallas neue Reisen durch das östliche Rußland.

Diese Reisen, welche die G. Martinische Buchhandlung in Leipzig auf Pränumerazion fast in allen literarischen

An

Intelligenzblättern hinlänglich angekündigt hat, verdienen theils ihres sachreichen Umfangs, theils der kostbaren und vielen Kupfer wegen, die dieß Werk schmücken werden, die lebhafteste Unterstützung des Publikums. Ein hoffnungsvoller Künstler, Hr. Geißler in Leipzig, der den Hrn. Etatsrath Pallas acht Jahr auf seine Reisen begleitete, zeichnet und kolorirt die Kupferplatten mit eben so vieler Treue als Geschmack, wie ich aus eigener Ansicht von drey Probeblättern, die theils Kostumes, theils eine Ansicht von Sarepta unweit Astrakan vorstellen, mit voller Ueberzeugung versichern kann.

B.

2.

A. W. Iffands dramatische Werke 1ter bis 5ter Band 8.

Weit entfernt von der Anmaßung über diese Werke in Rücksicht der Kunst urtheilen zu dürfen, erlaube ich mir nur anzuzeigen, wie ich dieselben bey der Veranstaltung des Drucks angesehen habe. Aus allen Stücken des Herrn Iffands leuchtet die edele Absicht hervor, durch lebendige Darstellung den Fehlern des Zeitalters entgegen zu arbeiten, Grundsätze zum Glücke des Lebens zu verbreiten, Gefühle für das Gute zu erwecken, überhaupt die schöne Sittlichkeit zu befördern. In dieser Rücksicht verdienen sie als ein Hausbuch für Familien

milien, durch eine wohlfeile Ausgabe ohne Luxus, allgemein verbreitet und ihr Ankauf erleichtert zu werden.

Von diesen dramatischen Werken des Hrn Iffland erscheinet alle Jahre eine Lieferung von 4 Bänden; jeder Band enthält 3 große, oder mehrere kleinere Stücke, jeder Band ein neues noch nicht gedrucktes Stück. Alle bisher bekannten Stücke erscheinen nicht blos neugedruckt, sondern durchaus verbessert und größtentheils ganz neu bearbeitet.

Die erste Lieferung wird aus 5 statt 4 Bänden bestehen; weil der Verfasser den ersten Band dieser Lieferung einer lehrreichen und interessanten Erzählung seiner dramatischen Laufbahn gewidmet hat.

Die 3 ersten Bände der ersten Lieferung werden in der Mitte des Monats November, die beyden letzten noch vor Weyhnachten in allen Buchhandlungen Teutschlands zu haben seyn.

Wer die erste Lieferung, welche über 6 Alfabethe stark werden wird, bey Empfang der 3 ersten Bände bezahlt, erhält eine Ausgabe auf weißes Druckpapier, anständig gedruckt, zu 4 Thlr. 12 gl.

Nach Weihnachten kostet solche 5 Thlr. 12 gl.

Eine

Eine Ausgabe auf ſehr ſchönes Schreibpapier gedruckt koſtet 6 Thlr. 12 gl.

Zu dem erſten Bande wird das vollkommen ähnliche Portrait des Herrn Verfaſſers, von Bolt vortrefflich geſtochen nach Schröder, und zu jedem der übrigen Bände ein Titelkupfer von beliebten Künſtlern gegeben. *)

Die Freunde eleganter Ausgaben können Exemplaria auf Velinpapier beſter Sorte ſchön gedruckt erhalten.

Leipzig,
in der Michaelismeſſe 1798.

Georg Joachim Göſchen.

Bey mir ſind in dieſer Meſſe erſchienen:

Die Geſundbrunnen. Ein Gedicht in vier Geſängen von A. W. Neubeck. Kleine Ausgabe 16 gl.

Dieſelben in einer ſchönen Ausgabe auf dem beſten Velinpapier. Groß Format 6 Thlr. 12 gl.

D. C. E. Weiße, über die Sekulariſazion teutſcher geiſtlicher Reichsländer. gr. 8. 16 gl.

Wielands ſämmtliche Werke, Supplemente, in allen Ausgaben 6 Bände, womit die Supplemente geſchloſſen ſind.

*) Indem dieſe Anzeige abgedruckt wird, ſind wirklich die erſten drey Bände dieſer Liſtandiſchen Werke ſchon erſchienen. Im künftigen Monatsſtück wird davon beſonders die Rede ſeyn.

B.

Neuer
Teutſcher Merkur.

12. Stück 1798.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Weimar und Leipzig.

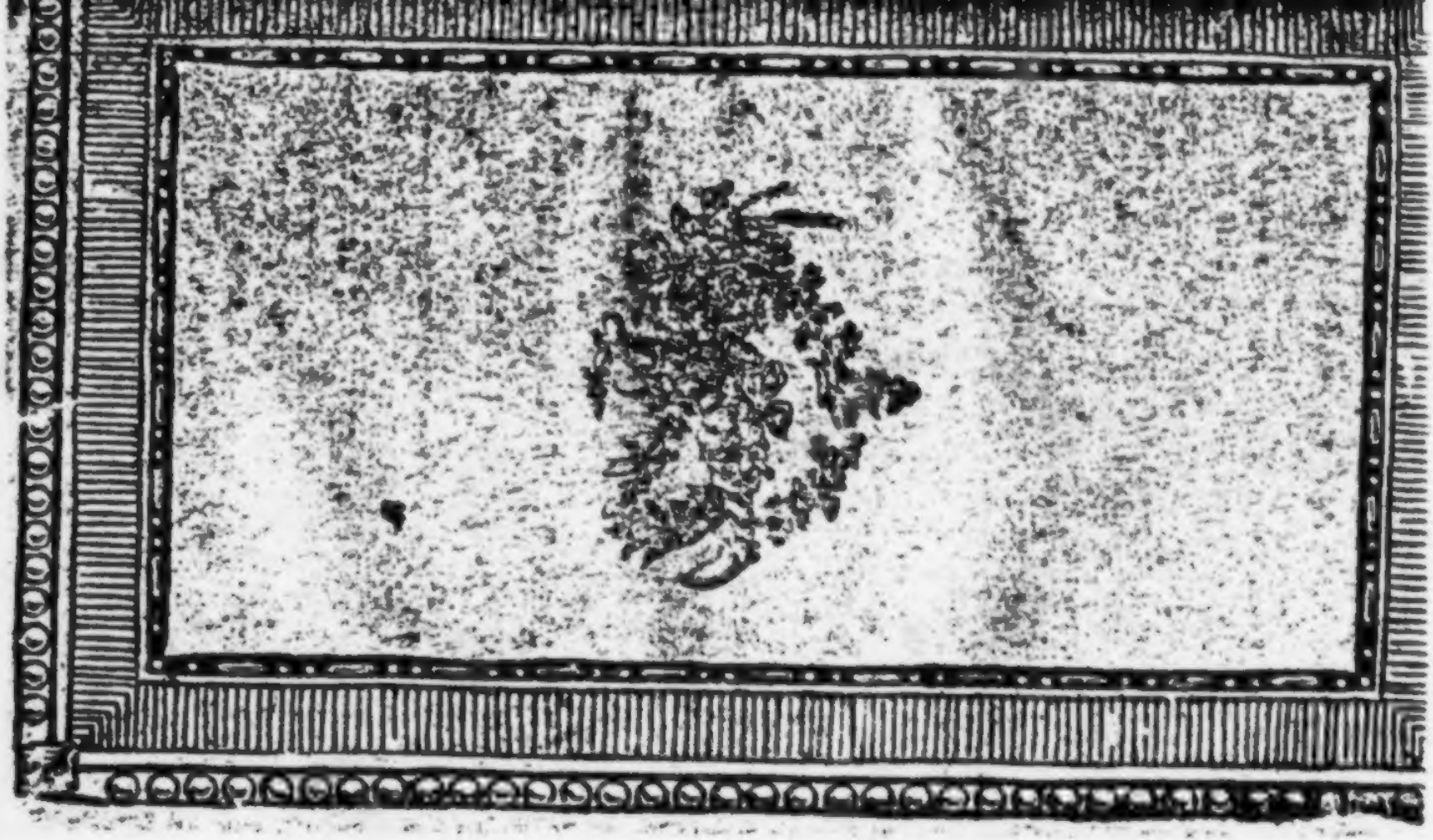

Der neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1798.

I.

Des Herrn Dr. F. J. Gall Schreiben über ſeinen bereits geendigten Prodromus über die Verrichtungen des Gehirns der Menſchen und der Thiere*), an Heren Joſ. Fr. von Retzer.

Endlich kann ich das Vergnügen haben, Ihnen einen Entwurf meiner Abhandlung: Ueber die Ver-

*) Viele unſerer Leſer werden gewiß dieſe Prolegomena mit großer Theilnahme leſen, da ſie aus der Quelle ſelbſt Aufſchlüſſe über eine Sache enthalten, über welche in und außer Wien im voraus ſo viel räſonnirt und deräſonnirt worden iſt. Herr Dr. Gall betritt den Weg der Camper und Sömmerings mit ganz veränderten Anſichten und Anſichten. Ihm iſt jeder einzelne Schädel des Ins-

Verrichtungen des Gehirns, und über die Möglichkeit, mehrere Fähigkeiten und Neigungen aus dem Baue des Kopfes und Schedels zu erkennen, mitzutheilen. Ich bemerkte bisher mit vieler Freude, daß durchaus Männer von Kopf und von Kenntniſſen der Entwickelung meiner Bemühungen mit ruhiger Erwartung entgegen ſahen, da indeſſen andere bald nur den Schwärmer, bald den gefährlichen Neologen vor Augen hatten.

Im Ganzen geht mein Zwek dahin: die Verrichtungen des Hirns überhaupt, und ſeiner Beſtandtheile insbeſondere zu beſtimmen; daß man in der That mehrere Fähigkeiten und Neigungen aus Erhabenheiten und Vertiefungen am Kopfe oder Schedel erkennen kann, und die wichtigſten Wahrheiten und Folgerungen, welche ſich hieraus für die Arzneyk-

Individuums eine pſychologiſche Hieroglyfe, und ſo darf er gewiß nicht beſorgen mit Blumenbachs folgerungsreichen Schädeldekuriren in Kolliſion zu kommen. Die Alexandriniſche Gelehrtenzunft diſputirte ſchon vor länger als 2000 Jahren über das Gehirn des Jupiters. S. zu Heſychius ſ. v. Διὸς ἐγκέφαλος T. 1 c. 1004. Man muß geſtehn, daß unſere Unterſuchungen viel menſchlicher geworden ſind.

B.

neywiſſenſchaft, für die Sittenlehre, Erziehung, Geſetzgebung u. ſ. w. und überhaupt für die nähere Menſchenkenntniß ergeben, einleuchtend vorzutragen. Natürlich gehört hierzu eine weitläuftige Ausführung von Zeichnungen und Kupfern. Ich führe daher hier von den beſondern Eigenſchaften und ihren Merkmalen nur ſo viel an, als zur Feſtſetzung und Erläuterung der Hauptgrundſätze nöthig iſt. — Der beſondere Zweck des jetzigen Werkes alſo iſt: den Geſichtspunkt meiner Unterſuchungen anzuzeigen, Grundſätze feſtzuſetzen, und ihre Anwendung auf fernere Beobachtungen zu lehren. Sie ſehen wohl ein, daß es eine gewagte Sache iſt, die reinen Quellen der Denk- und Handlungsweiſe des Menſchen aufzuſuchen. Es mag mir daher in Etwas gelungen ſeyn oder nicht, ſo zähle ich doch ſchon um des Wageſtücks ſelbſt willen entweder auf Ihren Beifall, oder auf Ihre Nachſicht.

Belieben Sie ſich vorläufig zu erinnern, daß ich unter Kopf oder Schedel einzig diejenigen Kopf- oder Schedelknochen verſtehe, welche die Hirnhöhle ausmachen, und auch davon nur diejenigen Theile, welche unmittelbar vom Hirn berührt werden. Auch müſſen Sie mir's nicht verargen, daß ich mich nicht der Kantiſchen Sprache bedient habe. Ich bin in meinen Unterſuchungen noch nicht ſo weit gekommen, daß ich beſondere Organe für Scharfſinn und Tiefſinn,

Herzens würdig geachtet haſt. Ich will dir das Geheimnis meines Nahmens und die ganze Geſchichte meines Lebens, ſo weit ich in ſelbiges zurükzuſehen vermag, entdeken; und wenn du alles wiſſen wirſt —— ich weiß es, daß ich einer ſo groſſen Seele, wie die deinige, alles entdeken darf —— Denn wirſt du vielleicht natürlich finden, daß der flüchtigſte Zweifel, ob es möglich ſeyn könne deine Liebe zu verliehren, hinlänglich iſt, mich elend zu machen. Danae ſtuzte, wie man ſich vorſtellen kan, bey einer ſo unerwarteten Vorrede; ſie ſah unſern Helden ſo aufmerkſam an, als ob ſie ihn noch nie geſehen hätte, und verwunderte ſich izt über ſich ſelbſt, daß ihr nicht längſt in die Augen gefallen war, daß weit mehr unter ihrem Liebhaber verborgen ſey, als die Nachrichten des Hippias, und die Umſtände, worinn ſich ihre Bekanntſchaft angefangen, vermuthen lieſſen. Sie dankte ihm auf die zärtlichſte Art für die Probe eines vollkommnen Zutrauens, welche er ihr geben wolle, und nach einigen vorbereitenden Liebkoſungen, womit ſie ihre Dankbarkeit beſtätigte, fieng Agathon die folgende Erzählung an:

ſinn, für das Prinzip des Vorſtellungsvermögens, für die verſchiedenen Arten des Urtheilsvermögens u. ſ. w. entdeckt hätte. Sogar bin ich vielleicht in genauer Beſtimmung der Begriffe manchmal zu nachläßig geweſen, weil ich nur dahin arbeitete, einſtweilen in der Hauptſache von vielen Leſern verſtanden zu werden. Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, (die zuſammen gegen 10 Bogen betragen.) Der erſte Theil enthält die Grundſätze.

Ich fange nämlich mit meinen Leſern dort an, wo die Natur mit mir aufgehört hat. Nachdem ich die mühſamen Erfahrungen beiſammen hatte, bildete ich mir ein Gebäude von den Geſetzen ihres Zuſammenhanges. Ich will Ihnen die Grundſätze kurz herſetzen.

I. Fähigkeiten und Neigungen ſind dem Menſchen und dem Thiere angeboren.

Sie ſind gewiß keiner von denen, der mir hierin widerſpräche. Aber als ein Sohn der Minerva müſſen Sie auch mit den Waffen ausgerüſtet ſeyn, um für ſie zu kämpfen. Sollte Ihnen daher Einer einwenden, daß wir durch dieſe Angebornheit mehr zu Werkzeugen, als zu Herrn unſerer Handlungen geeignet worden, alſo dem innern Anſtoße Preis gegeben ſind; was da wohl aus Freiheit werde? wie uns das Gute und Böſe beygemeſſen werden könne? ſo erlauben Sie mir, Ihnen meine Antwort aus meinem Prodromus wörtlich abzuſchreiben. Das

übri-

übrige thun Sie von Ihren moraliſchen und theologiſchen Kenntniſſen hinzu. „Die ſich überreden wollen, unſere Eigenſchaften ſeyen uns nicht angeboren, leiten ſie von der Erziehung her. Haben wir uns aber in jedem Falle nicht gleich leidend verhalten, ob wir durch Angebornheit oder durch Erziehung auf gewiſſe Weiſe geartet worden ſind? In dieſem Einwurfe verwechſelt man die Begriffe von Fähigkeit und Neigung, von bloßer Anlage, mit der Handlungsweiſe ſelbſt. Selbſt die Thiere ſind nicht ſchlechterdings ohne alle Willkühr ihren Fähigkeiten und Neigungen untergeordnet. So mächtig der Hund zum Jagen, und die Katze zum Mauſen angereitzt werden, ſo laſſen ſie doch bey wiederholter Züchtigungen die Ausführung dieſer Triebe. Vögel flicken das zerriſſene Neſt aus, und Bienen übertünchen ein Aas, das ſie nicht zu entfernen vermögen, mit Wachs. Der Menſch aber hat auſſer den thieriſchen Eigenſchaften, Sprachfähigkeit und die ausgedehnteſte Erziehungsfähigkeit; zwey Quellen von unerſchöpflichen Kenntniſſen und Beweggründen. Er hat Sinn für Wahrheit und Irrthum, für Recht und Unrecht, für Vorſtellungen eines unabhängigen Weſens; das Vergangene und die Zukunft könne ſeine Handlungen leiten; er iſt mit dem Gefühl von Sittlichkeit und mit deutlichem Bewußtſeyn begabt, u. ſ. w. Mit dieſen Waffen tritt der Menſch gegen ſeine Neigungen in Kampf. Die ſind zwar immer noch Reitze, die ihn in Verſuchung führen; aber keine ſolchen mehr, daß ſie nicht dur-

entgegengesetzte oder stärkere abgestumpft, unterdrükt werden könnten. Ihr habt den Reiz, die Neigung zur Wollust: allein Sittlichkeit, eheliche Liebe, Gesundheit, gesellschaftlicher Anstand, Religion, u. s. w. dienen euch zu Gegenreitzen, daß Ihr der Wollust nicht fröhnet. Erst aus diesem Kampfe entspringt Tugend, Laster und Beymessung. Was hieß die so theuer anempfohlene Selbstverläugnung, wenn sie keinen Streit mit unserem Innern voraussetzte? Je mehr also die Gegenreitze vervielfältigt und verstärkt werden, desto mehr Willkühr und sittliche Freiheit erhält der Mensch. Je stärker die innern Antriebe sind, desto stärkere Gegenreitze werden nöthig. Hieraus entsteht die Nothwendigkeit und der Nutzen der näheren Menschenkenntniß, der Lehre von dem Ursprunge seiner Fähigkeiten und Neigungen, der Erziehung, der Gesetze, der Strafen und Belohnungen der Religion. Die Beymessung fällt aber, selbst nach der Lehre der strengsten Gottesgelehrten, alsdann ganz weg, wenn der Mensch entweder gar nicht gereitzt wird, oder auf keine Weise dem allzuheftigen Reitze widerstehen kann. Ist wohl die Enthaltsamkeit jener Verschnittenen preisenswerth, welche aus Mutterleibe also geboren sind? Rush führt das Beyspiel einer Frau an, die bei allen übrigen sittlichen Tugenden dennoch dem Drange zu stehlen durchaus nicht widerstehen konnte. Aehnliche Beyspiele, ja sogar von unwiderstehlicher Mordsucht, sind mir mehrere bekannt. Obschon wir das Recht behalten, sol-

jes

che Unglückliche unschädlich zu machen, so ist doch jede Strafe an ihnen eben so ungerecht als unnütz, und sie verdienen nichts als unser Mitleiden. Ich werde einstens Richter und Aerzte mit dieser zwar seltsamen aber traurigen Erscheinung besser bekannt machen."

Nachdem nun unsere Gegner beruhigt sind, führe ich sie auf die Fragen: Auf welche Weise die Fähigkeiten und Neigungen der Menschen und Thiere in ihre Natur verwebt sind? ob sie Aeusserungen einer blos geistigen, blos selbstthätigen Kraft der Seele seyen? oder ob die Seele an irgend eine körperliche Einrichtung gebunden sey? und an was für eine? Hieraus entsteht der zweite Grundsatz.

II. Die Fähigkeiten und Neigungen haben ihren Sitz, ihren Grund, im Hirne.

Ich zeige die Beweise an. 1. Die Seelenverrichtungen werden durch Verletzungen des Hirns verletzt, nicht unmittelbar durch Verletzungen der übrigen Theile des Körpers. 2. Ist das Hirn zum Leben nicht nöthig. Da aber die Natur nichts umsonst gemacht hat, so muß das Hirn wohl einen andern Zweck haben, nämlich 3. Die Geistes- und Gemüthseigenschaften, oder die Fähigkeiten und Neigungen der Menschen und der Thiere werden in eben dem Verhältnisse theils vervielfältigt, theils veredelt, als das Hirn stufenweis an Menge im Verhältniß zur Körpermaaße, vorzüglich im Verhältniß zur Nervenmaaße zunimmt. Hier stehen wir

in Gesellschaft mit dem Eber, dem Bären, dem Pferde und Ochsen, mit dem Kameele, dem Delfin, dem Elefanten, und mit einer blödsinnigen Bettel. Da ergiebt sich, daß ein Mann wie Sie mehr als noch einmal so viel Hirn hat, als eine dumme Betschwester, und wenigstens $1\frac{2}{2}$ mehr als der weiseste der Elefanten. Und so wird man endlich geneigt, den zweiten Grundsatz anzunehmen.

III. IV. Nicht nur die Fähigkeiten sind wesentlich von den Neigungen verschieden und unabhängig, sondern auch die Fähigkeiten unter sich und die Neigungen unter sich, sind von einander wesentlich verschieden und unabhängig; folglich müssen sie ihren Sitz in verschiedenen und unabhängigen Theilen des Hirns haben.

Beweise. 1. Man kann Geistes- und Gemüthseigenschaften abwechselnd in Ruhe und in Thätigkeit versetzen, so daß die eine, nachdem sie ermüdet war, ausruht und sich erholt, während die andere höchst wirksam ist und ermüdet wird. 2. Fähigkeiten und Neigungen stehen sowohl beym Menschen als bey Thieren von einerley Gattung in höchst verschiedenen Verhältnissen beisammen. 3. Verschiedene Fähigkeiten und Neigungen sind in verschiedenen Thiergattungen ganz von einander getrennt. 4. Fähigkeiten und Neigungen werden ungleichzeitig entwickelt, weil die einen vergehen,

ohne

ohne daß die andern vermindert, ja während ſie vielmehr verſtärkt werden. 5 Bey Krankheiten und Verletzungen einzelner Theile des Hirns werden einzelne Eigenſchaften verletzt, gereizt, unterdrückt, vertilgt, und kehren bei der Wiedergeneſung eben ſo theilweiſe in den natürlichen Zuſtand zurück. Ich halte mich für keinen ſo großen Mann, daß ich etwas behaupten dürfte, ohne es zu beweiſen; daher habe ich jeden dieſer Beweiſe mit Thatſachen geltend zu machen geſucht. Dem ungeachtet macht mir manches zarte Gewiſſen die Einwendung: Wenn man aber für die Seelenverrichtungen körperliche Werkzeuge, Organe feſtſetzet, wird nicht dadurch die geiſtige Natur und folglich die Unſterblichkeit der Seele angefochten? — Belieben Sie auch hierauf die Antwort anzuhören. Der Naturforſcher ergründet blos die Geſetze der Körperwelt, und ſetzet voraus, daß keine natürliche Wahrheit mit irgend einer geoffenbarten in Widerſpruch gerathen könne. Er weiß ferner daß weder Geiſt noch Körper ohne unmittelbaren Wink des Schöpfers zernichtet werden; daß er nichts über das geiſtige Leben entſcheiden kann. Er ſieht nur und lehrt, daß in dieſem Leben der Geiſt an die körperliche Einrichtung gefeſſelt iſt. Dieſes im Allgemeinen. — Insbeſondere aber anworte ich folgendes: In dieſem Einwurfe verwechſelt man das wirkende Weſen mit dem Werkzeuge, wodurch es wirkt. Was ich von den innern Sinnen, das iſt von den innern Organen der Seelenverrichtungen unter No. 1 2 3 4 5 behauptet habe, hat alle

bey den äuſſern Sinnen ſtatt. Während z. B. das ermüdete Auge ausruht, kann man aufmerkſam hören; das Gehör kann zerſtört ſeyn, ohne daß das Geſicht im geringſten dabey leidet: einige Sinnen können unvollkommen, andere höchſt ſcharf ſeyn. Würmer hören nicht und ſehen nicht, haben aber ein feines Gefühl; der neugeborne Hund iſt noch mehrere Tage taub und blind, da doch ſein Geſchmack ſchon vollkommen entwickelt iſt. Im Greiſenalter nimmt gewöhnlich das Gehör früher ab als das Geſicht, und der Geſchmack bleibt meiſtens vortreflich. Alſo eben die Merkmale ihrer Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, an der Niemand zweifelt! — Hat deswegen noch Jemand gefolgert, daß uns der weſentlichen Verſchiedenheit der Sinne willen, die Seele körperlich oder ſterblich ſeyn müſſe? Iſt es darum eine andere Seele, welche hört, als jene, welche ſieht? Ich führe die Vergleichung etwas weiter aus.

Man irrt, wenn man glaubt, das Auge ſehe, das Ohr höre u. ſ. w. Jedes äuſſerliche Sinnenwerkzeug ſteht durch ſeine Nerven in Verbindung mit dem Hirn, wo beim Anfange des Nerven eine angemeſſene Hirnmaſſe das eigentliche innerliche Organ dieſer Sinnesverrichtung ausmacht. Sey das Auge ſelbſt noch ſo geſund, ſey ſogar der Sehnerve unverletzt; wenn das innerliche Organ krank oder zerſtöhrt iſt, ſo nützen Auge und Sehnerve nichts mehr. Folglich haben auch die äuſſerlichen

chen Sinnenwerkzeuge ihre Organe im Hirn, und dieſe äußern Werkzeuge ſind nur das Mittel, wodurch ihre innerlichen Organe mit den äußerlichen Gegenſtänden in Verbindung oder in Gegenwirkung geſetzt werden. — Aus dieſen Gründen iſt es weder Boerhaven, noch Hallern, noch Mayern, ſelbſt dem frommen Lavater, der die Geiſteseigenſchaften im Kopfe, die Gemüthseigenſchaften im Rumpfe ſucht, nicht beygefallen, daß man aus der Verſchiedenheit und Selbſtſtändigkeit der Fähigkeiten und Neigungen, und aus der Verſchiedenheit und Unabhängigkeit ihrer innern Organe, jemals etwas gegen die Lehre von der Geiſtigkeit und Unſterblichkeit der Seele folgern könne. Die nämliche Seele, welche durch das Sehorgan ſieht, und durch das Riechorgan riecht, lernt durch das Organ des Gedächtniſſes auswendig, und erweiſet Gutes durch das Organ der Guthmüthigkeit. Immer eine und die nämliche Feder, welche bei Euch weniger, und bei mir mehr Räder treibt. Nun wären die Verrichtungen des Hirns im allgemeinen beſtimmt. Ich gehe jetzt zu dem Beweiſe über: daß es möglich iſt, das Daſeyn und das Verhältniß mehrerer Fähigkeiten und Neigungen aus dem Baue des Hirnbehälters zu beſtimmen, wodurch die Verrichtungen der beſondern Theile des Hirns ohnehin erwieſen werden.

V.

V. Aus der verschiedenen Austheilung der verschiedenen Organe, und aus der verschiedenen Entwickelung derselben, entstehen verschiedene Formen des Hirns.

Unter den hieher gehörigen Beweisen führe ich die Verschiedenheiten des Hirnbaues an bey Thieren, die sich vom Fleische nähren, bey Thieren, die sich von Pflanzen, und bey solchen, die sich von beiden nähren. Dann zeige ich den Grund der verschiedenen Thiergattungen, und der zufälligen Verschiedenheiten der Arten und Individuen.

VI. Aus der Zusammenstellung und Entwickelung bestimmter Organe entsteht eine bestimmte Form theils des ganzen Hirns, theils einzelner Theile oder Gegenden desselben.

Hier nehme ich Gelegenheit zu beweisen, daß Organe desto wirksamer sind, je mehr sie entwickelt werden, ohne darum andere Reize auszuschließen. Wie führt aber alles dieses zur Möglichkeit, mehrere Fähigkeiten und Neigungen aus dem Baue des Schedels zu erkennen? Ist denn vielleicht die Schedelform ein Abdruck der Hirnform?

VII. Von Entstehung der Kopfknochen an bis zum höchsten Alter wird die Form der innern Schedelfläche von der äußern Form des Gehirns bestimmt;

ſtimmt; folglich kann ſo lange auf gewiſſe Fähigkeiten und Neigungen geſchloſſen werden, als die äuſsere Schedelfläche mit der innern übereinſtimmt, oder von den bekannten Abweichungen keine Ausnahme macht.

Ich erkläre hier die Entſtehung der Kopfknochen, woraus folgt, daß ſie bis zur Zeit der Geburt ihre Form vom Hirn erhalten. Dann rede ich vom Einfluſſe anderwärtiger Urſachen auf die Kopfbildung, wobey wieder neue anhaltende Gewaltthätigkeiten in Betrachtung kommen können. Jetzt zeige ich, daß ſich die Organe in der Folge bis zur vollkommenen Ausbildung in eben dem Verhältniſſe und in eben der Ordnung entwickeln, wie wir dieſes in Hinſicht der Stuffen und der Ordnung der Fähigkeiten und Neigungen von der erſten Kindheit an beobachten, und daß die Kopfknochen ebenfalls in dem Verhältniſſe und in eben der Ordnung verſchiedene Geſtalten annehmen. Endlich erkläre ich die Abnahme unſerer Fähigkeiten zum Theil durch das Einſchwinden der Organe, und zeige, wie die Natur an den leergewordenen Raum neue Knochenmaſſe abſetzt. Lauter Dinge, die bisher in der Kopfknochenlehre unbekannt waren. Hiermit wäre alſo der erſte Schritt zur Beſtimmung der beſondern Verrichtungen einzelner Hirntheile gethan.

Zwey-

Agathon.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Die erste Jugend des Agathons.

Ich war schon achtzehn Jahre alt, eh ich denjenigen kannte, dem ich mein Daseyn zu danken habe. Von der ersten Kindheit an, in den Hallen des delphischen Tempels erzogen, war ich gewöhnt, die Priester des Apollo mit diesen kindlichen Empfindungen anzusehen, welche das erste Alter über alle, die für unsre Erhaltung Sorge tragen, zu ergiessen pflegt. Ich war noch ein kleiner Knabe, als ich schon mit dem geheiligten Gewand, welches die jungen Diener des Gottes von den Sclaven der Priester unterschied, bekleidet, und zum Dienst des Tempels, wozu ich gewiedmet war, zubereitet wurde.

Wer Delphi gesehen hat, wird sich nicht verwundern, daß ein Knabe von gefühlvoller Art, der beynahe von der Wiegen an daselbst erzogen worden, unvermerkt eine Gemüthsbildung bekommen muß, wel-

Zweiter Theil.

Anwendung der allgemeinen Grundsätze.

Ueber die Festsetzung und Bestimmung der selbstständigen Fähigkeiten und Neigungen.

Da ich für jede selbstständige Eigenschaft ein eigenes Organ voraussetze, so liegt alles daran, daß ausgemacht werde, welche Eigenschaften selbstständig sind, um zu wissen, was für Organe man zu entdecken hoffen dürfe. Hierbey habe ich seit mehrern Jahren viele Schwierigkeiten gefunden. Am Ende bin ich wieder, wie sonst überall, überzeugt worden, daß man den kürzesten und sichersten Weg gehet, wenn man das vorgreifliche Vernünfteln erspart, und sich ruhig durch Thatsachen führen läßt. Ich mache meine Leser mit einigen Schwierigkeiten bekannt. Sie mögen sehen, ob sie scharfsinniger sind als ich war. Endlich komme ich auf die Hülfsmittel, die mir in Bestimmung der Selbstständigkeit der Eigenschaften am meisten gedient haben. Jetzt fange ich an, etwas bestimmter vom Sitze der Organe zu sprechen. Vor allem müssen da die Mittel angegeben und geprüft werden, durch welche man den Sitz der Organe entdeckt. Unter diesen führe ich an: 1. Die Entdeckung bestimmter Erhabenheiten

ten oder Vertiefungen bey bestimmten Eigenschaften. Hier wird beiläufig bemerkt, wie dergleichen Untersuchungen anzustellen sind. 2 Bestimmte Eigenschaften bey bestimmten Erhabenheiten. 3. Eine Sammlung von Gipsabdrücken. 4. Schedelsammlung. In Hinsicht der Menschenschedel wird dieses manchen schwer werden. Sie wissen wie Jedermann hier nach seinem Kopfe grif, wie viel Mährchen man gegen mich erfunden hatte, als ich so etwas anfing. Unglücklicherweise halten alle Menschen so viel auf sich selbst, daß jeder überzeugt ist, ich laure auf seinen Kopf, als einen der wichtigsten Beyträge in meine Sammlung; und doch habe ich seit 3 Jahren höchstens 20 zusammengebracht, wenn ich die ausnehme, die ich von Spitälern und vom Tollhause genommen habe. Hätte mich nicht ein Mann unterstützt, der die Wissenschaften zu befördern, und die Vorurtheile zu schonen weiß, den um seiner Geistes- und Gemüthseigenschaften willen jeder Stand und jedes Volk schätzt, so würde ich's bey allem Fleiße doch nur auf kümmerliche Stückwerke gebracht haben. Einige gehen so weit, daß sie sogar ihren Hunden und Affen keine Stelle in meiner Sammlung zugedacht wissen wollen. Sehr angenehm wäre mir's, wenn mir Köpfe von Thieren zugeschickt würden, deren Karakter man genauer beobachtet hätte, z. B. von einem Hunde, der nichts fraß, was er nicht gestohlen hatte, der sich von einer weiten Strecke zu seinem Herrn zurückfand — von Affen, Papageyen, oder andern seltenen Thieren

mit

mit Lebensgeſchichten, die aber erſt nach ihrem Tode verfaßt ſeyn dürften, weil ich ſonſt beſorgen würde, ſie möchten zuviel Schmeicheleyen enthalten. Könnten Sie es endlich zur Mode machen, daß mich in der Folge jede Art von Genie zum Erben ſeines Kopfes einſetzte *) — o ſo ſtünde ich Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß in 10 Jahren ein herrliches Gebäude daſtünde, wozu ich einſtweilen blos Materialien liefere. Gefährlich wäre es freilich für einen Käſtner, Kant, Wieland u. d. g. wenn mir Davids Würgengel zu Gebote ſtünde. Allein als ein guter Chriſt will ich mit Geduld auf Gottes langmüthige Barmherzigkeit harren. — Aber, lieber Ketzer, ſchauen Sie doch nur mit mir in die Zukunft. Da ſtünden die Auserwählten des Menſchengeſchlechts von Jahrhunderten beyſammen; wie ſie ſich einander danken für jedes Körnlein, das jeder zum Nutzen und zum Vergnügen der Menſchen geſäet hat. Warum hat uns Niemand die Schedel eines Homers, Ovids, Virgils, Ciceros, Hippokrates, Boerhavens, Alexanders, Friedrichs, Joſefs, Katharinens, Voltairs, Rouſſeaus, Lokes, Bakos, Newtons u. ſ. w. aufbewahret? Welcher Schmuck für

*) Man ſagt in unſern Gegenden, Alxinger habe dieß wirklich aus Liebe für die Wiſſenſchaften gethan. So hat ſich ſchon mehrmals ein vorurtheilsfreier Mann ſelbſt auf die Anatomie vermacht.

für die herrlichſten Tempel der Muſen! Ich kehre zum 5ten Hülfsmittel zurück. — 5. Erſcheinungen bey Krankheiten und Verletzungen des Hirns.

Da habe ich wieder viel zu ſagen. Das wichtigſte iſt eine ganz neue unbekannte Lehre über die verſchiedenen Arten des Wahnſinns, und über die Heilart deſſelben; welches alles mit Thatſachen belegt wird. Hätte ich dies Einzige mit all meinen Unterſuchungen erreicht, ſo wäre ich theuer bezahlt. Sollten mir alſo keine geſcheiden Leute danken, ſo bin ich wenigſtens des Dankes der Narren gewiß. Das 6te Hülfsmittel, den Sitz der Organe zu entdecken, beſteht darin, daß man die Beſtandtheile der verſchiedenen Gehirne und das Verhältniß derſelben immer mit Rückſicht auf ihre verſchiedenen Fähigkeiten und Neigungen unterſuche. 7. Endlich komme ich wieder zu einem meiner Lieblingsgegenſtände, zur Stuffenleiter der Veredlungen. Da komme ich mir ungefähr vor, wie ein einäugigter Jupiter, der ſein irdiſches Thierreich vom Himmel herabwimmeln ſieht. Denken Sie ſich einmal die ungeheure Strecke, die ich da vom Seeſtern und vom Polypen bis zum Filoſofen und Theoſofen durchzuſchauen habe. Freilich erlaube ich mir, wie Ihr Herrn Dichter, manchen halsbrecheriſchen Sprung. Anfänglich erſchaffe ich blos reitzbare Faſern; nach und nach erfinde ich Nerven, und die Zwitternatur. Wer einmal etwas beſſeres verdient hat, darf ſich begatten, und durch Sinnenwerkzeuge in die Welt hin-

hineingucken. Jetzt erst nehme ich meinen Vorrath von Kraftwerkzeugen zu Hülfe, theile sie nach Belieben aus, mache Käfer, Fische, Vögel, Säugthiere, euren Damen Schooßhündchen, euren Stutzern Pferde, und mir Menschen, das ist: Narren und Weise, Vestalinnen und Sultane, Dichter und Geschichtschreiber, Gottesgelehrte und Naturkündiger u. s. w. So wäre ich also, was euch Moses schon lange gesagt hat, mit den Menschen zuletzt fertig geworden. Es hat mich manchen neuen Gedanken gekostet, bis ihr endlich zu Königen der Erde herangediehen seyd. Und damit ihr förmlich mit einander Komödie spielen könnt, oder wenn einer taubstumm werden sollte, euch noch eine andere Sprache überblieb, so habe ich euch das Gebehrdenspiel gegeben. Obschon noch keinem beigefallen ist, mir dafür zu danken, so will ich doch jetzt noch so viel verrathen, daß ich dieses blos dadurch bewirkte, daß ich euren Körper, eure Muskeln auf eine sonderbare Weise mit den Hirnorganen in Verbindung gesetzt habe. Eigentlich seyd ihr mir dabey lauter Puppen im Marionettenspiele. Je nachdem gewisse Organe in Bewegung gerathen, je nachdem müßt ihr vermöge ihres Sitzes eine Stellung annehmen, als wenn ihr am Drathe gezogen würdet, so daß ihr sogar blos aus diesem Gebehrdenspiele den Sitz der dabei thätigen Organe entdecken könnt. Ich weiß wohl, daß ihr für jetzt noch so kurzsichtig seyd, und hierüber lacht; aber gebt euch die Mühe der Sache nachzuforschen, so werdet ihr überzeugt werden, daß ich

mehr von meiner Schöpfung entdeckt habe, als ihr faſt werth ſeyd. Da werdet ihr noch manches Räthſel aufgedeckt finden, z. B. warum ihr euch ſo warker um eure Weibchen wehrt; warum ihr gegen ein höheres Alter hin Filze werdet; warum Niemand ſchwerer ſeine Meinung verläßt als der Theolog; warum mancher Stier nieſen muß, wenn ihn eine Europa zwiſchen den Hörnern krabbelt u. ſ. w.

Nun kehre ich wieder, mein lieber Retzer, als armer Schriftſteller zu Ihnen zurück, um Ihnen fernere Rechenſchaft zu geben. Da hier die erſte Abtheilung des zweiten Theils zu Ende iſt, ſo hätte ich meine Leſer bitten ſollen, alles was bisher geſagt worden iſt, zu vergleichen, damit ſie dadurch noch mehr von der Wahrheit der erſtern Grundſätze, die ich vielleicht zu flüchtig vorgetragen habe, überzeugt würden. Allein ich dachte, wer beym Lichte blind bleibt, ſieht bey der Fackel auch nicht viel.

Die zweite Haupt-Abtheilung enthält vermiſchte Gegenſtände.

1. Von Nazionalköpfen. Hier vereinige ich mich einigermaßen mit Helvetius, dem ich bisher widerſprochen habe. Vielleicht verderbe ich es ein wenig mit den mir ſo theuern Männern, Blumenbach, Camper und Sömmering, obſchon ich gerne zugebe, daß ich hierüber wenig

weiß. Doch ſehen Sie vielleicht bey dieſer Gelegenheit, warum einige von unſern Brüdern nicht über drey zählen können; warum andere den Begriff von Eigenthum nicht wollen gelten laſſen; warum ein ewiger Friede unter den Menſchen eine ewige Schwärmerey bleibt u. ſ. w. 2. Vom Unterſchiede der Weiber und Männerköpfe. Was ich hierüber zu ſagen hätte, bleibt unter uns: Wir wiſſen es alle, daß Weiberköpfe ſchwer zu entziffern ſind. 3. Ueber Fyſiognomik. Hier zeige ich, daß ich nichts weniger als Fyſiognomiker bin. Ich höre, daß die Herrn Gelehrten das Kind getauft haben, ehe es auf der Welt war. Sie nennen mich einen Kranioſkopen, und meine aufgeſtellte Wiſſenſchaft eine Kranioſkopia. Allein fürs erſte ſind mir alle die gelehrten Wörter zuwider; fürs zweite iſt das nicht der Titel der mir gebührt, und der mein Gewerb gehörig bezeichnet. Der Gegenſtand meiner Unterſuchung iſt das Hirn; der Schedel iſt es nur in ſo fern, als er ein getreuer Abdruck der äußern Hirnfläche iſt, und iſt folglich nur ein Theil des Hauptgegenſtandes. Es wäre daher dieſe Benennung eben ſo einſeitig, als wenn man den Dichter einen Reimenmacher hieße. Endlich führe ich einige Beyſpiele an, um einſtweilen meinen Leſern etwas zum Prüfen zu geben, damit ſie nicht allein aus Grundſätzen, ſondern auch nach Thatſachen urtheilen mögen, was ſie ungefähr in der Folge von dieſen Entdeckungen hoffen können. Sie wiſſen ohnehin, mein Lieber, wie ſtreng ich da im Vergleichen

chen zu Werke gehe. Denn finde ich zum Beyspiel am gutmüthigen Esel nicht eben das Merkmal wie am gutmüthigen Hunde, und an dem nicht so wie am gutmüthigen Hahne oder Filosofen, und zwar nicht an jedem an der nämlichen Stelle; so hat ein Zeichen keinen Werth für mich, weil ich in den Naturwerken keine Ausnahme annehme. Zum Schluß warne ich noch meine zu unbedingten Anhänger vor den schädlichen Gebrauch der vorgetragenen Lehre, indem ich sie mit einigen Hindernissen bekannt mache. Von der andern Seite schaffe ich mir einige Widerspenstige vom Halse.

Erlauben Sie mir noch, daß ich zwey wichtige Gebrechen an meinem Werke rüge. Erstlich wäre es meine Pflicht und mein Vortheil gewesen, wenn ich mich mehr nach dem Geschmacke des Zeitalters gerichtet hätte. Ich hätte unbedingt behaupten sollen, man könne alle Fähigkeiten und alle Neigungen aus dem Kopf- und Schedelbau erkennen. Einzelne Erfahrungen hätte ich für tausendfältige ausgeben sollen, das Ganze zu einem Studium machen, und nicht so vielem Forschen und Vergleichen unterwerfen, so viel Vorkenntnisse und Beharrlichkeit erheischen, und noch obendrein nicht auf dem Pegasus, sondern nur auf einer Schildkröte den Parnaß ersteigen sollen. Wo bleibt der Reitz, wo folglich die Theilnahme? Die so vielfältigen vorgreiflichen, witzigen und unwitzigen Nachforsche über mich, noch lange ehe man weder mein Unternehmen, noch den Zweck desselben

kennte, hätten mich doch anschaulich überzeugen sollen, daß die Menschen mit ihren Entscheidungen nicht — auf Untersuchungen warten. Zweitens merke ich, daß ich das sogenannte a priori oder die Vonvornige Filosofie nicht sattsam gewürdigt habe. Ich habe hier die Schwachheit gehabt, von mir auf andere zu folgern. Was ich nämlich bisher durch eigentliches Vernünfteln für ausgemacht hielt, habe ich gewöhnlich früher oder später, entweder mangelhaft oder irrig gefunden. Sogar das Erfahren und das Erfahrne richtig zu beurtheilen, ist mir immer schwerer geworden, obschon ich überzeugt bin, daß ich nur auf dem Wege der Erfahrung Wahrheiten finden kann. Es ist aber möglich, sehr möglich, daß andere ein größeres Organ haben, a priori zu Erkenntnissen zu gelangen. Sie werden daher so billig seyn, und nicht von mir fordern, daß ich mich jemals mit andern Waffen, als die meinigen sind, in Streit einlassen solle.

Wien,
den 1. Oktober 1798.

Antwort
an Herrn Doktor Gall.

Sie kennen meine Wißbegierde und meine Ehrfurcht für alles was wissen heißt, Schließen Sie selbst, bester Gall, auf das Vergnügen, das mir

Ihr

Ihr Schreiben gemacht hat. Ich trete nun bald von der glücklichen Lebensſtufe, auf der man, wo nicht viel, wenigſtens vieles lernt und mit Jugendkraft alles zu erforſchen hofft, in jene bedächlichere Periode über, wo Lehrſyſteme wie Seifenblaſen, beide auf einige Augenblicke unſer Spielwerk, beide glänzend und beide vergänglich, als ein Jugendtraum verſchwinden, um der traurigen Ueberzeugung Platz zu machen, daß wir über die meiſten und zwar wichtigſten Gegenſtände unſeres Ichs nichts wiſſen können. Dies wird jeder eingeſtehen, der ohne vorgefaßte Meinung ſich alles eigen zu machen geſucht hat, was von Plato bis Descartes, von Auguſtin bis La Mettrie, von Spinoza bis Leibnitz über die thieriſche und menſchliche Seele geträumt oder gelehrt worden iſt. In unſerm revoluzionairen Zeitalter haben Theologie und Pflanzenlehre, Chemie und Jurisprudenz, Metallurgie und Metafyſik, ſo wie manche Königreiche, ihre Geſtalt verändert; nur das künftige Zeitalter kann partheylos entſcheiden: ob die Wiſſenſchaften und die Königreiche dadurch gewonnen oder verlohren haben. Sie, werthester Freund, ſcheinen, da Sie, wie Loke und Helvetius, metafyſiſchen Träumen fyſiſche Erfahrungen entgegenſetzen, beſtimmt zu ſeyn, die Sittenlehre auf Fyſik zu gründen. — Nur wünſche ich, daß Sie die gefährliche Klippe des Selbſtbetrugs glücklich vorbeyſchiffen. Der Pfarrer wähnte im Monde Kirchenthürme geſehen, und die verliebte Marquiſe, die

che ihn von den gewöhnlichen Menſchen unterſcheidet. Auſſer der beſondern Heiligkeit, welche ein uraltes Vorurtheil und die geglaubte Gegenwart des Pythiſchen Gottes der ganzen delphiſchen Landſchaft beygelegt hat, war in den Bezirken des Tempels ſelbſt kein Plaz, der nicht von irgend einem ehrwürdigen oder glänzenden Gegenſtand erfüllt, oder durch das Andenken irgend eines Wunders verherrlichet war. Wie nun der Anblik ſo vieler wundervoller Dinge das erſte war, woran meine Augen gewöhnt wurden: So war die Erzählung wunderbarer Begebenheiten die erſte mündliche Unterweiſung, die ich von meinen Vorgeſezten erhielt; eine Art von Unterricht, den ich nöthig hatte, weil es ein Theil meines Berufs ſeyn ſollte, den Fremden, von welchen der Tempel immer angefüllt war, die Gemählde, die Schnizwerke und Bilder, und den unſäglichen Reichtum von Geſchenken, wovon die Hallen und Gewölbe deſſelben ſchimmerten, zu erklären.

Für ungewohnte Augen iſt vielleicht nichts blendenders als der Anblik eines von ſo vielen Königen, Städten und reichen Particularen in ganzen Jahrhunderten zuſammengehäuften Schazes von Gold, Silber, Edelſteinen, Perlen, Elfenbein und andern Koſtbarkeiten: Für mich, der dieſes Anbliks gewohnt war, hatte die beſcheidne Bildſäule eines Solon mehr Reiz, als alle dieſe ſchimmernde Tropheen einer abergläubiſchen Andacht, welche ich gar bald mit eben der verächtenden Gleichgültigkeit anſahe, womit ein Knabe die

Puppen

Umarmungen zweyer Liebenden glücklich entdeckt zu haben. Der Irrthum lag nicht im Teleskope, sondern im Gemüthszustande der Seher. Oft sehen wir nicht das, was wirklich ist, sondern nur das, was wir wollen. Die Gefahr, mißgedeutet und mißverstanden zu werden, muß Sie von Ihrer rühmlichen Laufbahn nicht abschrecken. Dies Schicksal traf alle, die von Aristoteles bis Bakon, und von Newton bis Kant entweder eine neue Wahrheit entdeckt, oder eine alte besser, als ihre Vorfahren, zu beweisen gesucht haben. Jeder Freund der Wissenschaften wird Ihnen Dank wissen: daß Sie unsere so beugsame als duldsame Muttersprache weder mit neuen Kunstwörtern bereichert, oder vielmehr lächerlich gemacht, noch bereits vorhandenen Kunstwörtern neue Bedeutungen untergeschoben haben. Sie haben dadurch den Weg zur Wahrheit abgekürzt; im entgegen gesetzten Falle hätten Sie mehr Aufsehen erregt, die Pressen von halb Teutschland hätten unter der Last von Kommentaren, Erläuterungen und Kritiken über Ihre Theorie geschwitzt, und nach einem vielleicht zehnjährigen Streit über Wörter, hätten Sie noch die Ausflucht im Hinterhalte gehabt: man habe Sie nicht verstanden. Diese Selbstverläugnung macht Sie würdig, die Wahrheit nicht nur zu suchen, sondern zu finden. Ich, als Ihr Freund, und Freund der Wahrheit, kann Ihnen nur Macte animis zurufen, und Ihnen aus Wieland als Motto zu ihrem Buche vorschlagen:

Sogar das seltsame Ding, das, närrisch genug, in uns denket.
Mit jedem geheimen Warum, das unsern Willen lenket,
Und von Warum das Warum erklärt' er
(Statt an Fingern) aus Schedeln euch her.

Wien,
den 3. Oktober 1798.

Jos. Fr. von Retzer.

II.

Auf den Sieg der Britten vor Alexandria.

— minuit furorem
Vix una sospes navis ab ignibus
Mentemque lymphatam Mareotico
Redegit in veros timores
Nelson ab Italia volantem
Remis adurgens.
Hor.

Gebieterin der Meere, Britannia!
Auf Fluthen thronend, Freyinn am Themsestrand,
Sultanin an des Ozeanes Ufern,
Horche dem Wogengethön der Wasser!

Das heil'ge Vorgebürg Luſitaniens*),
Der Nordſee Brandung, Afrika's Vorgebürg
Der Hoffnung, nun der Nil mit ſieben
Zungen erbrauſen von deinem Ruhme.

Wo Filipps Sohn, der Welteneroberer,
Den Fluthen einen Hafen entſteigen hieß;
(Er dachte nicht daß einſt nach Jahren
Zweyer zermalmender Republiken

Geprieſ'ne Heeresführer bey traurigen
Geſtirnen hier nach ſchimmerndem Thatenlauf
Zur Todeshekatombe landen
Würden, Pompejus und Buonaparte!)

Wo einſt Aegyptens Kiele entfliehend den
Liburnen**), heimwärts eilend von Aktium,
Im Angeſicht der Burg des ſtolzen
Weibes***) mit Maſt und mit Mann verſanken:

Dort tilgt mit Feuer Nelſon Duilius
Das Flottenheer des Feind's, der berauſchet von
Des Glückes Becher tief verwöhnt iſt
Alles zu hoffen, und nichts zu fürchten.

Der

*) Das Vorgebürg St. Vincent hieß bei den Alten Promontorium Sacrum.

**) Liburni hießen die Schiffe, durch die Auguſtus den Sieg bey Aktium erfocht.

***) Non humilis mulier. Hor.

Der Faros von dem Port Alexanders iſt
Erloſchen, die Palläſte Kleopatra's
Sind Trümmer längſt mit Schilf verwachſen;
Selbſt Pyramiden zerſtieben einſtens.

Seht Völker! die gigantiſche Flotte flammt,
Ein Faros leuchtend vor dem Pallaſte, den
Britannia, die Meeresgöttinn,
Ueber den Ozean ſich erbaut hat;

Und Nelſons Name pranget als Giebelſtein
Der höchſten Pyramide des Schlachtenruhms,
Auf deren Stufen Howe und Dunkan
Jervis und Elfinſtone ſich erheben.

Joſ. v. Hammer.

III.

Beſchluß der Aehrenleſe,
auf einer Sommerreiſe durch Sachſen.

Ueber die Volksſtimmung und was damit in Beziehung ſteht.

Als die große Ueberſchwemmung im Frühjahr 1784 der guten Stadt Nürnberg vielen Schaden zugefügt hat

hatte, ſo hielt es der Prediger S. . . ., der eben auf der Brücke ſtand, für eine unausbleibliche Folge der ſündlichen Redouten, die man ſeit etwan ein paar Jahren im rothen Roß etablirt hatte; dargegen behauptete ihm ein Bürger dieſer in freymüthigen Geſinnungen keiner andern nachſtehenden Reichsſtadt ins Geſicht, daß lediglich der große Schnee, und nicht die Maskeraden Schuld wären. Ich erfuhr dies nicht lange darnach in Nürnberg für gewiß, und vermuthlich iſt jeder Theil bey ſeiner Meinung geblieben.

Iſt aber nicht der Fall leider! jetzt noch häufiger, daß die Hirten und ihre Heerden verſchiedenen Sinnes ſind, ohne auf beyden Seiten zur beſſern Ueberzeugung zu kommen? Der Strom der neuern Meinungen wälzt ſich unaufhaltſam daher, und wir ſind nicht einmal über ſeinen Urſprung, noch weniger über ſeine unſchädliche Leitung einig.

Mit dieſen zufälligen Gedanken will ich weder den Regierern noch den Regierten des guten Sachſenlandes zu nahe getreten wiſſen. Wir ſahen mancherley Stände und geſellſchaftliche Zirkel in verſchiedenen Gegenden des Thüringiſchen, des Meisniſchen und Erzgebirgiſchen Kreiſes; aber es war nirgends weder üble Volksſtimmung, noch ein vollgültiger Grund dazu wahrzunehmen. In großen Geſellſchaften kultivierter Perſonen waren mehr unſchuldige Scherze als Geſpräche über die großen Gegenſtände der Zeitgeſchichte an der Tagesordnung.

Die

Die gute Meinung über des Kurfürſten edle Abſichten, über ſeine Thätigkeit und Pünktlichkeit, über ſeine gute Haushaltung mit dem Staatsvermögen und ſoviel andere ſchätzbare Regententugenden, iſt allgemein herrſchend, und es iſt unglaublich und für alle Große höchſt merkwürdig, welchen beruhigenden Einfluß dieſe Meinung auf die Unterthanen ſelbſt in ſolchen Dingen hat, wo ein ſtiller Wunſch nach Verbeſſerung ſich in ihren Herzen emporhebt.

Wenn man von weitem richtig ſehen kann, ſo muß man an dieſem edlen Regenten das zur Fortdauer einer wohlthätigen Harmonie eben ſo wichtige als — fürcht' ich — ſeltene Verdienſt preiſen, daß er jenem unglücklichen Mistrauen, jener Verachtung des Volks keinen Raum in ſeiner Bruſt giebt, die heut zu Tage ſo viel Mißverſtändniſſe und Erkältung hervortreibt.

Schlecht von der Menſchheit denken, und ſich über Beyfall und Tadel, über Zuneigung und Widerwillen der Menge hinwegſetzen, iſt Eins, iſt eine Vorbereitung zu jener Lehre: il faut écraser la canaille, womit man ſich gegen die Anſprüche auf Recht und Gerechtigkeit waffnet.

Nun, für eine beſſere Meinung von dem noch immer gutmüthigen teutſchen Volke werden ſchon um ihrer Selbſt willen die Vertrauten, die Miniſter und Räthe unſrer Regenten in Teutſchland Sor-

ge tragen! Sie haben das Herz, die wichtigen Gegenstände unter die rechte Beleuchtung zu bringen, und die Abhülfe gerechter Beschwerden unermüdet zu betreiben. Es wird alles gut gehen! — Von Sachsen konnte man es uns glaubwürdig versichern, daß die Regierung den Quellen der Gebrechen aufrichtig nachspüre, daß sie eben so aufrichtig manchen Wünschen zuvoreile, also ihre Pflicht mit anständiger Klugheit übe, und den Geist der Zeit freundlich bewillkomme. Bist du ein Menschenfreund, lieber Leser, so wünsche mit mir dieser guten Regierung, daß sie glücklich genug seyn möge, immer die dringendsten Wünsche des Landes kennen zu lernen und immer die Mittel zur Befriedigung sicher zu wählen. —

Rostflecken giebt es freylich überall. Das Justizwesen trägt noch schwere Fesseln der Form und Chikane, und die Gerechtigkeit setzt hohe Taxen auf ihre Aussprüche. Es ist gewiß ein Gebrechen, daß die Unterobrigkeiten fast alle Prozesse, sogar die Klagen- und Injurienhändel, nach Urtel schicken. Es ist bekannt, wie sehr diese Waare im Preise gestiegen ist, und an den Urtelsverfassern liegt es wahrlich nicht, wenn man sich nicht abschrecken lassen will. Sie wollen nicht haben, daß man sie um jede Kleinigkeit bemühen soll, und lassen daher die Sachen lieber oft lange liegen und sich am Ende theuer bezahlen. Oft muß ihnen aber auch der Ausspruch sauer werden, wenn sie nach veralteten, der Zeit

verfassung widerstrebenden Gesetzen sprechen sollen. Man nehme nur die alten Polizeygesetze über die sogenannten Gotteslästerer. Da darf kein rechtgläubiger Sachse gewisse hochverpönte Worte aussprechen, oder er steht den andern Tag, ohne Ansehen der Person, am Pranger; ja, wenn es hoch kömmt, muß er die Zunge hergeben. Ich weiß es recht gut, was man einwenden kann. Aber desto schlimmer, wenn Gesetze stehen bleiben, die man nicht buchstäblich vollstrecken kann, ohne lächerlich und ungerecht zugleich zu werden. Denn nun hat erst die Chikane und Rachgier gewonnen Spiel, und kann die Leute in eine hübsche arbiträre Geldstrafe bringen. Wie geläufig ist nicht einem sonst wackern Soldaten ein tüchtiger Hausfluch; wie sehr sind H. z. T. Meinungen im Kours, die sogar von den symbolischen Büchern abweichen? Und für solche immer sehr zu misbilligende, aber doch oft nur unbehutsame Gedankenspiele soll man nach zweihundertjährigen Gesetzen büßen, und nach ihrer willkührlichen Auslegung, wo man den einen derb, den andern gelinde, den dritten — welches noch das klügste ist — gar nicht straft?*) Eine Reform der Gesetze und der Prozeßordnung wird ein sehr verdienstliches Werk seyn. Eine Reform des Besoldungsetats ist vielleicht hier so gut wie anderwärts ein Bedürfniß. Mäßige Stellen und niedrige tragen oft mehr ein

*) Man wollte wirklich jetzt von einem solchen auffallenden Untersuchungsfall sprechen; es ist aber kaum zu glauben.

ein als arbeitſame und höhere. Man ſagt, daß Lehnsſecretaire auf etliche 1000 Rthlr. ſtehen; es gebe Kanzelliſtenſtellen von 1500 Rthlr. ob dieſe gleich nur 100 Rthlr. Fixum hätten u. ſ. w. —

Der Hof unterhält, blendet und zerſtreut die Reſidenz nicht mehr mit glänzenden Feſten und Schauſpielen, wovon die merkwürdigen Skelette und Ueberreſte noch in der Rüſtkammer zu Dresden dem Beobachter manchen Stoff zur Vergleichung und zur Dankbarkeit gegen Sachſens jetzigem Regenten darbieten. Solches Schaugepränge mag wohl in großen Städten die Müßiggänger unſchuldig amüſiren, aber in kleinen macht es Müßiggänger. Bey einem guten Gewiſſen bedarf es wohl der Zerſtreuung nicht ſehr,*) und der ſtille Fortſchritt in den Verbeſſerungsanſtalten unſers Nordteutſchlands beruhigt ohnehin die Gemüther. Was verdienen aber jene bequemen, oder eigennützigen und üppigen Menſchengeſtalten, welche dieſen Zeiten bei unſern guten Regierungen böſen Leumund machen wollen? Fürwahr, nie war das Loos der Regenten und ihrer Räthe ſo beneidenswerth, als eben jetzt. Der Geiſt dieſer Zeit öfnet ihnen die Schranken zu dem Ziele des ächten Ruhms, und dort erwarten ſie, nach dem freilich beſchwerlichen Wettlaufe, für ihre edlen Opfer und Selbſtverläugnungen, Millionen

danke

*) Man vergleiche im Gegentheil die Beſchreibungen der Pariſer Volksfeſte im Journal London und Paris.

dankbarer Völker, um ſie mit Liebe, mit Gehorſam und Vertrauen zu empfangen.

F. W. A.

IV.

Die Gefälligkeit.

An Joſef Edlen von Retzer.

O Freund, nur Wen'ge kennen die Grazie
Des Lebens, die den Guten zur Seite geht,
Und mit Blumen der Anmuth
Steile Pfade des Lebens ſchmücket.

Gefälligkeit, die Tochter des Edelmuths,
Der Menſchlichkeit vertrauteſte Freundin iſt's,
Die ſo manche der Wünſche
Schnell zum lohnenden Ziele führet.

Des Lebens Laſten flügelt ſie ſanft hinweg,
Sie nähret warm umſchlingend das junge Glück;
Holde Freuden der Unſchuld
Blühn am leiſe gehob'nen Buſen.

Sie winkt uns hin zu den Haynen Elyſiums,
Führt an der Hand uns zu den Erwählten,

Puppen und Spielwerke ſeiner Kindheit anzuſehen pflegt. Noch unfähig, von den Verdienſten und dem wahren Werth der vergötterten Helden mir einen ächten Begriff zu machen, ſtand ich oft vor ihren Bildern, und fühlte, indem ich ſie betrachtete, mein Herz mit geheimen Empfindungen ihrer Gröſſe und mit einer Bewundrung erfüllt, wovon ich keine andre Urſache als mein innres Gefühl hätte angeben können. Einen noch ſtärkern Eindrukk machte auf mich die groſſe Menge von Bildern der verſchiednen Gottheiten, unter welchen unſre Voreltern die erhaltenden Kräfte der Natur, die manchfaltigen Vollkommenheiten des menſchlichen Geiſtes und die Tugenden des geſelligen Lebens perſonificiert haben, und wovon ich im Tempel und in den Haynen von Delphi mich allenthalben umgeben fand. Meine damalige Erfahrung, ſchöne Danae, hat mich ſeitdem oftmals auf die Betrachtung geleitet, wie groß der Beytrag ſey, welchen die ſchönen Künſte zu Bildung des ſittlichen Menſchen thun können; und wie weißlich die Prieſter der Griechen gehandelt, da ſie die Muſen und Grazien, deren Lieblinge ihnen ſo groſſe Dienſte gethan, ſelbſt unter die Zahl der Gottheiten aufgenommen haben. Der wahre Vortheil der Religion, in ſo fern ſie eine beſondere Angelegenheit des prieſterlichen Ordens iſt, ſcheinet von der Stärke der Eindrüke abzuhangen, die wir in denjenigen Jahren empfangen, worinn wir noch unfähig ſind, Unterſuchungen anzuſtellen. Würden unſre Seelen in Abſicht der Götter und ihres Dienſtes von der Kindheit an leere Tafeln gelaſſen, und an-

Fern vom Ziſchen des Neides,
Wo nur Tauben des Teſers girren.

O viel iſt, Freund, von Guten gekannt zu ſeyn,
Viel, von Belobten freundlich belobt zu ſeyn,
Sich im Herzen der Erſten
Unvergänglich ein Denkmal aufbaun!

Wie wenig braucht es reich und beglückt zu ſeyn?
Heut eine Traube, Morgen ein Träubchen noch,
Im ſtets düftenden Kranze
Hold verwebt mit des Lebens Blüthen.

Gefälligkeit, die ſchönſte der Tugenden,
Sey unſers Lebens frohe Begleiterin,
Die uns Kränze der Freundſchaft,
Die uns Kränze der Liebe windet.

Gerning.

V.

Ueber den Nazionalkarakter der Holländer.*)

(Aus den handschriftlichen Bemerkungen eines Teutschen.)

Das erste, was einem Fremden beym Eintritt in Holland auffällt, ist eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit im Betragen. Man erfährt dort keine von

*) Diese Bemerkungen sind eigentlich durch die Lektüre einer kleinen Schrift „vertraute Briefe eines Dänen" veranlaßt worden, wozu später auch noch Niemanns Reise durch Holland kommt. Beyde Reisende haben unter so vielem nur im Fluge Aufgegriffenen manches Uebereilte und Halbwahre gesagt. Vor diesen Fehlern wird mich vielleicht mein neunjähriger Aufenthalt in Holland bis ins Frühjahr 1798 schützen. Uebrigens dürfte vielleicht noch dieß meinen Behauptungen in den Augen der Unpartheilichen einige Glaubwürdigkeit verschaffen, daß Georg Forster, der unter allen Reisenden den tiefsten und schärfsten Blik in den Karakter der Holländer so wie anderer Nazionen gethan hat, und dessen Ansichten ich erst nach der ersten Niederschreibung dieser Bemerkungen vergleichen konnte, in vielen Punkten dieselben Resultate aufstellt.

D. Eins.

den zuvorkommenden Höflichkeitsbezeigungen, die in andern Ländern zum guten Ton gehören, und die, indem sie dem Geber wenig oder nichts kosten, demjenigen, an den sie gerichtet sind, so angenehm schmeicheln; keine Bezeugungen von Achtung, Freundschaft und Ergebenheit, die nur so selten ernstlich gemeint sind; kurz, nichts von dem, was man als die Hauptbestandtheile der Politesse betrachtet.

Ein Fremder wird, wenn er seine Empfehlungsbriefe bey einem vornehmen Holländer abgiebt, vielleicht gleich durch das kalte und zeremoniöse Betragen des Hausherrn abgeschreckt werden; er wird sich durch das einsylbige Gespräch von Seiten des letztern genöthigt fühlen, sogleich von dem Geschäfte, das ihn nach Holland und besonders in dieses Haus brachte, zu sprechen; der Holländer wird ihm seine Meinung und sein Gutachten, so viel sich in dem Augenblicke thun läßt, in abgemessenen Ausdrücken mittheilen, seine Hülfleistung versprechen, und ihn mit der Entschuldigung, daß ihn jetzt seine Geschäfte rufen, auf die Börse, als den allgemeinen Versammlungsplatz zur Abthuung aller Arten von Geschäften, bestellen. Er hat von Glück zu sagen, wenn er etwa einmal zu Tisch (op un Kabbeljaaurtje oder Tongotje) oder im Sommer auf den Buitenplaatz eingeladen wird. Uebrigens ist er ganz sich selbst überlassen, in der Voraussetzung, daß er in seinem Gasthofe Lohnbedienten, und auf irgend einem Kaffehause Landsleute finden wird, die ihm die Merkwür-

würdigkeiten der Stadt zeigen, oder ihm die Zeit vertreiben helfen werden. Jeder Beſuch, den er in dem Hauſe, an welches er empfohlen iſt, ohne ein beſtimmtes Geſchäft ablegt, wird es ihm fühlbar machen, daß er dem Hausherrn und ſeiner Familie zur Laſt fällt.

Dagegen ſind Gutmüthigkeit und Herzlichkeit der Mittelklaſſe dieſer Nazion vielleicht eben um ſo mehr eigen, je weniger ſie ſich nach den Satzungen der feinen Welt zu bequemen ſuchen. Die Anekdote in Forſters Anſichten von dem Wirthe, der ſeine an den Füßen gewärmten Pantoffeln auszog, um ſie dem eben angekommenen Reiſenden anzubieten, iſt ein treffendes Bild von der Treuherzigkeit des holländiſchen wohlhabenden Bürgers, obgleich der Kontraſt mit der feinen Lebensart nicht immer ſo grell iſt. Ueberhaupt herrſcht in keinem Lande mehr durchgängige Kultur und Humanität bey der Mittelklaſſe, als in Holland, und auch bey der reichern und vornehmern Klaſſe findet ſich, wenn gleich nicht in Amſterdam, doch in den kleinern Städten, dieſe anſpruchsloſe Gefälligkeit und Gutmüthigkeit in hohem Grade.

Ein Fremder, der ſeinen Weg verfehlt, oder irgend ein Haus nicht finden kann, darf nur den erſten beſten, der ihm auf der Straße entgegen kommt, oder in dem nächſten Hauſe, es ſey daß es offen ſtehe oder verſchloſſen ſey und er klingeln müſſe, nachfragen; und man wird, wenn man anders ſeine

Sprache nur einigermaßen errathen kann, ihn mit der größten Bereitwilligkeit zurechtweisen. Der Befragte wird, wenn er selbst keine Auskunft zu geben weiß, oder die Sprache des Fremden nicht versteht, andre herbeyrufen; und so geschieht es zuweilen, daß der Fragende sich auf einmal von einer Menge Menschen umringt sieht, davon jeder ihn zurecht zu helfen sucht. Dieses alles geschieht ohne die geringste Prätension oder Erwartung irgend einer Belohnung; man wird selbst oft einem Manne, dem man seine Unbekanntschaft mit der Stadt ansieht, im Fragen zuvorkommen, und seine Dienste anbieten. Es ist niemanden zu rathen, ein Ansuchen von der Art, oder um andere Hülfsleistungen, wie z. B. einem Lastträger seinen schwer beladenen Schubkarren eine Brücke herauf führen zu helfen, auf eine unfreundliche Art abzuweisen. Ein Mann, der, seine Pfeife rauchend, in der Thür seines Hauses stand, und einem vorbeygehenden Tagelöhner seine Pfeife anzuzünden weigerte, sah sich durch die Neckereyen des sogleich versammelten Haufens bald genöthigt, sich in das Innere seines Hauses zurückzuziehn.

Sonst ist es auch hier, besonders in Amsterdam, wahr, daß, je größer ein Mann durch Reichthum oder Geburt ist, er um so mehr an natürlicher Gutherzigkeit verliert, und sich durch eigennützige, bey jedem Worte und jeglicher That Schaden und Vortheil berechnende Rücksichten einschränken und erniedrigen läßt. Niemand spricht mehr von höf-

lich-

lichkeit (beheefdheid) und thut ſich mehr darauf zu gut, als eben dieſe Leute; aber ihre Höflichkeit iſt nichts als ein ſteifes, kaltes Zeremoniel, das ſich unter ein halbes Dutzend Titeln begreiffen läßt, (worunter das Anhalten jedes einigermaßen Bekannten auf der Straße, und das Erkundigen nach ſeinem und ſeiner Familie Befinden durch die Formel: hoe vaart UWE en Mevroun, en de Familje, die man ſelbſt gegen einen Fremden, den man zum erſtenmale ſieht, gebraucht, eine der vornehmſten iſt) und ſie keinesweges abhält, Ungezogenheiten und Grobheiten, ſelbſt ſolche die den Geruch beleidigen, zu begehen. Dieſes iſt indeſſen nur von einigen durch Reichthum aufgeblaſenen Leuten ohne Erziehung, und keinesweges in der Allgemeinheit, in welcher Riem in ſeiner Reiſe durch Holland S. 346 dieſes behauptet, zu verſtehen. Man weiß auch in Holland den Mann von Erziehung ſehr gut von dem Ungehobelten zu unterſcheiden, obgleich dieſem, wenn er reich und dem Manne von beſſerm Tone nützlich oder nachtheilig werden kann, vieles durch die Finger geſehen wird. Auch das Enthalten vom Fluchen karakteriſirt nicht blos, wie Riem meint, den Pietiſten, ſondern überhaupt den Mann von Erziehung, wie es überall der Fall ſeyn ſollte. Auf der andern Seite ſuchen die jungen Leute ſich den franzöſiſchen Ton eigen zu machen; aber unglücklicherweiſe finden ſie das Karakteriſtiſche deſſelben in dem Tändelnden, welches bey ihrer Geiſtesarmuth läppiſch wird, und bey ihrem Mangel an franzöſiſcher Delikateſſe die

cyklopiſche Miſchung von Artigkeit, Ziererey und Plumpheit hervorbringt.

Mit dieſer zeremoniöſen Steifheit bey der reichern Klaſſe hängt Ungeſelligkeit oder ihr Widerwillen, ſich mit andern Leuten als denen, mit welchen man ſchon lange bekannt iſt und auf einem vertraulichen ungezwungenen Fuße ſteht, einzulaſſen, genau zuſammen. Gaſtfreiheit ſteht bei derſelben auf einer ſehr niedrigen Stufe. Zwar zieht man der Konvenienz wegen Fremde, die mit guten Empfehlungen verſehen ſind, zuweilen zu Tiſche; aber meiſtens wird dieſes nur ſolchen, durch deren höfliche Bewirthung man ſich Handlungsvortheile zu verſchaffen denkt, zu Theil; und dann findet ja auch der Hochmuth ſeine Befriedigung darin, wenn man einem Fremden von Gewicht ſeine Reichthümer zur Schau legen kann. — Die Geſellſchaften beſtehen faſt allein in Familienzirkeln, zu denen man Fremde niemals oder ſehr ſelten zuläßt. In dieſer erſcheint der Holländer ganz in ſeiner naiven Ungezwungenheit und Jovialität, die durch die Erſcheinung eines Fremden ſogleich in Steifheit verwandelt werden würde; ein Umſtand, der es gerade einem Fremden ſo ſchwer macht, richtig über den Karakter der Nazion zu urtheilen. Ueberhaupt hat der Holländer einen entſchiedenen Hang zum häuslichen Leben. Im Schooße und, auch wenn er aus dem Hauſe iſt, in Geſellſchaft ſeiner Familie bringt er den größten Theil ſeiner Erholungsſtunden in vertraulichen Geſprä-

ſprächen und Spielen, oft auch mit dem Unterrichte ſeiner Kinder zu.

In ſolchen Familienzirkeln und in Kollegien oder geſchloſſenen Geſellſchaften, deren es eben darum eine große Menge giebt, beſtehen beynahe alle geſellſchaftliche Vergnügungen der Holländer. In dieſe werden durch Ballottiren nur ſolche aufgenommen, an deren Geſinnung und Karakter keines der Mitglieder etwas auszuſetzen findet, und die dem größten Theile der Geſellſchaft ſo bekannt ſind, daß ſie vertraulich und ohne Zwang mit ihnen umgehen können. Sie werden zum Theil in Gärten in der Nähe der Städte errichtet; die Zeit wird theils mit verſchiedenen Spielen, beſonders einem Nazionalſpiel, kolven genannt, hingebracht (welches darin beſteht, daß man mit Stöcken, die am Ende in einen ſtumpfen Winkel gebogen, und daſelbſt mit Kupferblech beſchlagen ſind, ſehr dichte und harte Bälle auf einem mit Eſtrich belegten und völlig gleichen Boden gegen 2 an beyden Enden aufgerichtete Pfähle anſchlägt, und den Gewinn nach der Entfernung vom Ziele, in welcher die zurückprallenden Bälle liegen bleiben, beſtimmt;) theils wird ſie mit ruhigen Geſprächen und mit Tabakrauchen in Geſellſchaft der Frauenzimmer zugebracht. Die Geſellſchaften von der Art, welche junge Leute unter ſich errichten, ſind gewöhnlich ſehr rauſchend und lärmvoll, und dienen oft mehr zu Ausſchweifungen aller Art, als zu vernünftigen Erholungen. Außer

diesen giebt es noch politische und litterarische Gesellschaften. Unter jenen zeichnet sich in Amsterdam besonders die Societät pro concordia et libertate, und unter diesen Felix meritis, beyde aus patriotischen Mitgliedern bestehend, durch die Anzahl und das Gewicht der Theilnehmer und durch ihren Einfluß aus. Auch bey der mittlern Klasse herrscht außer den Familienzirkeln wenig Geselligkeit, obgleich der Fremde bey ihr ungleich weniger Hinderniße findet, und weniger Störung verursacht.

Die Haupturſache hievon mag in einem dritten Hauptzuge im Karakter der Holländer, in ihrem Hange zur Gemächlichkeit, liegen. Verschiedne sich in Holland aufhaltende Ausländer wollen bemerkt haben, (und diese Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich) daß die geringe Elasticität der holländischen Luft, indem sie die Nerven abspanne, auch die Thätigkeit und Energie des Geistes schwäche. Aber auch ohne sie würde die Einförmigkeit der Handlungsgeschäfte eine Erholung nöthig machen, die alles ausschließt, was den Geist einigermaßen angreifen, oder in seinem freyen Spiele geniren konnte. Nach abgethanenen Geschäften im Schooße seiner Familie oder in dem Kollegio seine Pfeife zu rauchen, Zeitungen zu lesen, über Gegenstände des gemeinen Lebens, Neuigkeiten des Tages zu sprechen, oder ein Kartenspiel zu machen, ist der höchste Genuß des holländischen Kaufmanns, ein Genuß, der von dem, was andre Nazionen so nennen, sehr

stark

ſtark abſticht, und daher den Fremden manchen Anlaß zu Spöttereyen giebt. Zur Erholung von den täglichen Geſchäften dienen ferner die ſogenannten Liebhabereyen (Liefhebberyen) oder Beſchäftigung mit ſolchen Dingen, die nicht zum Berufe gehören, ſondern nur zur Beluſtigung dienen. Jeder etwas vermögende Holländer hat eine ſolche Nebenbeſchäftigung. Der eine ergötzt ſich an einer Sammlung von ſchönen und koſtbaren Gemälden, (wovon er eins oft mit 1000 — 3000 Gulden bezahlt) Kupferſtichen oder bloßen Zeitungen; der andere am Gartenbau, an Treibhäuſern, Blumen; der dritte an zierlichem Hausgeräthe; der vierte an Pferden zum ſchnellen Traben abgerichtet (Hard drävers) und ſchönen Fuhrwerken von allerhand Art und Geſtalt; der fünfte endlich an einer Bibliothek, nicht nur für die neue, ſondern auch für die alte Litteratur, deren Studium er oft noch im Alter zu ſeinem Vergnügen fortſetzt, an Naturalienkabinetten, Münzſammlungen ꝛc. Jetzt möchte wohl Politik die allgemeinſte Liebhaberey ſeyn. —

Daſſelbe Bedürfniß ſich von den einförmigen täglichen Geſchäften beſonders durch Entfernung alles Zwanges zu erholen, hat auch Liebe zur Gemächlichkeit hervorgebracht, die dann von dem vorzüglichſten Theile der Nazion, dem Kaufmanne, auch auf die übrigen Klaſſen der Einwohner übergeht, ſich über alle andre Gegenſtände ausbreitet, und auch für ihren Theil hinwiederum dazu beyträgt, den

Geiſt

ſtatt der unſichern und verworrenen aber deſto lebhaftern Begriffe, welche wir durch Fabeln und Wunder-Geſchichte, und in etwas zunehmendem Alter durch die Muſik und die abbildenden Künſte von den übernatürlichen Gegenſtänden bekommen, allein mit den unverfälſchten Eindrüken der Natur und den Grundſäzen der Vernunft überſchrieben; ſo iſt ſehr zu vermuthen, daß der Aberglaube noch gröſſere Mühe haben würde, die Vernunft — als, in dem Falle, worinn die meiſten ſich befinden, die Vernunft Mühe hat, den Aberglauben von der einmal eingenommenen Herrſchaft zu verdrängen. Der gröſte Vortheil, den dieſer über jene hat, hanget davon ab, daß er ihr zuvorkömmt. Aber wie leicht wird es ihm alsdenn ſich einer noch unmündigen Seele zu bemeiſtern, wenn alle dieſe zauberiſche Künſte, welche die Natur im Nachahmen ſelbſt zu übertreffen ſcheinen, ihre Kräfte vereinigen, die entzükten Sinnen zu überraſchen? Wie natürlich muß es demjenigen werden die Gottheit des Apollo zu glauben, ja endlich ſich zu bereden, daß er ihre Gegenwart und Einflüſſe fühle, der in einem Tempel aufgewachſen iſt, deſſen erſter Anblik das Werk und die Wohnung eines Gottes ankündet? Demjenigen, der gewohnt iſt den Apollo eines Phidias vor ſich zu ſehen, und das mehr als menſchliche, welches die Kenner ſo ſehr bewundern, der Natur des Gegenſtands, nicht dem ſchöpferiſchen Geiſte des Künſtlers zuzuſchreiben?

So

Geist abzustumpfen. Das Sprichwort: Gut Ding will Weile haben, zeigt sich hier ziemlich stark als praktischer Grundsatz; aber dagegen hat diese Langsamkeit auch Solidität in Kunstarbeiten und Gründlichkeit bey gelehrten Werken zur Folge; zwey Eigenschaften, die bey dem Holländer noch viel schätzbarer seyn würden, wenn sie nicht allzu oft ins Spielende fielen, und in Kleinigkeitsgeist ausarteten.

Aber Trägheit wird der holländischen Nazion niemand schuld geben, der nur eine Woche lang das Drängen und Treiben in den Straßen von Amsterdam, die allgemeine Geschäftigkeit und Arbeitsamkeit auf den Komptoiren, in den Magazinen, im Hafen und auf den Schiffswerften, besonders in den guten Zeiten gesehen hat. Den größten Theil des Tages, von 8 Uhr Morgens bis Abends um 7, ist dort kein Mensch müßig, und über nichts beklagen sich die Fremden, die ohne Geschäfte zu haben Amsterdam besuchen, (die idle und inquisitive travellers) mehr, als über Langeweile und Mangel an Unterhaltung. Es ist wahr, die holländische Arbeitsamkeit trägt ein anderes Gepräge als die der südlichen Nazionen; aber haben wir das Recht, einem Menschen eine Eigenschaft abzusprechen, und ihm das Gegentheil derselben zuzuschreiben, bloß weil sie sich bey ihm auf eine andre Art als bey uns äußert? Haag ist, wie beynahe alle Residenzstädte, am wenigsten dazu geschickt, einem Ausländer richtige Begriffe über die Arbeitsamkeit und überhaupt den Karakter der Nazion

zion beyzubringen, beſonders ſeitdem der Hof nicht mehr dort iſt, von dem der gröſste Theil der Einwohner lebte. Aber ein billiger Reiſender wird nicht die Stadt, welche zufälligerweiſe das Centrum der Regierung wurde, ſondern die wahre Hauptſtadt des Landes, diejenige Stadt, wo ſich bey der gröſsten Volksmenge alle oder die Hauptzweige der Nazional-Induſtrie vereinigen, zur Richtſchnur ſeiner Beurtheilungen wählen.*)

Aus dieſem Hange zur Gemächlichkeit entſteht nothwendig der Hang bei ſeiner einmal angenommenen Lebensweiſe und Gedankenreihe zu bleiben, und aus dem gewohnten Gleiſe nie, oder ſo wenig wie möglich, herauszutreten. Daher findet das Neue in allen Fächern, in der Litteratur und in den Wiſſenſchaften, wie in Betreibung der Geſchäfte, in poli-

iii

*) Daher iſt auch das Gemälde, das Riem in ſeiner Reiſe durch Holland S. 332 von der Trägheit der obern Stände entwirft, ſehr übertrieben. Auf ſeinen Buitenplaatsen iſt der reiche Holländer vielleicht den gröſsten Theil des Tages von Morgens 8 Uhr, (denn dann ſteht er erſt auch in der Mitte des Sommers auf, da er vor Nachts 12 oder 1 Uhr nie zu Bette geht) in der freien Luft, und bringt ſeine Zeit mit Spazierengehn, Reiten oder Fahren, mit der Fiſcherey, der Jagd, im Herbſt beſonders mit Finkenfangen zu. Das Reichwerden im Sitzen iſt auch in Holland nicht Sitte. Papci dormientis rete trahunt.

d. Einſ.

tiſchen Ideen und in der Staatsverwaltung, in Holland nur ſehr langſam und ſpät Eingang.

In keiner Sache iſt dieſes ſichtbarer, als in den religiöſen Ideen der Holländer, die noch ganz auf demſelben Punkt ſtehen, von welchem ſie vor 200 Jahren ausgingen, und auf welchem die Dordrechter Synode ſie fixirte. Alle Religionspartheien ſind bis zum äußerſten Grade orthodox; alle Aufklärungen im einmal angenommenen Lehrbegriff der Reformirten, Lutheraner, Remonſtranten, Mennoniten, werden, weil man weiß, daß die meiſten dieſer Neuerungen von teutſchen Gottesgelehrten ausgingen, unter dem Namen Duitsch Vergif (t. Gift) verabſcheut. Die Lutheraner zu Amſterdam gingen in ihrem Eifer für die unveränderte Beybehaltung ihrer Dogmen ſo weit, daß ſie, über die Exiſtenz des Teufels entzweyt, ſich in zwey Kirchen abſonderten, bey welchem Schisma jedoch Partheygeiſt auch eine wichtige Rolle ſpielte. Die holländiſchen Katholiken ſind bigotter, als in manchen ganz katholiſchen Ländern; etwas Lauheit in Beobachtung der Faſtenſpeiſen würde einen jungen Katholiken, der ſich erſt etablirt hätte, bey ſeinen Glaubensgenoſſen, die meiſtentheils durch ihren Reichthum ſehr vermögend ſind, um allen Kredit bringen und in die größten Hinderniſſe zu ſeinem Fortkommen verwickeln. Eben ſo hat die ſchöne Litteratur der Holländer ſeit der Zeit ihrer Vondels und Catts gar keine Fortſchritte gemacht. Dieſe ſind in der Dichtkunſt, wie der ge-

lehrs

lehrte Hugo Grotius in der Rechtswiſſenſchaft, der trockne Annaliſt Wagenaar in der Geſchichte, noch ſtets ihre Vorbilder. Man kennt auch auswärts die Manier, in welcher die Holländer die klaſſiſchen Griechen und Römer behandelt haben, und die noch immer, trotz der Muſter eines Hemſterhuis, Ruhnkens und Wyttenbachs, mehr in einem ängſtlichen Abwägen und Unterſuchen einzelner Wörter, Redensarten und Stellen, als in tiefem Eindringen in den Geiſt und Sinn der Alten und in dem richtigen Zuſammenfaſſen eines Ganzen beſteht. Auch war es nicht ſowohl Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit ihrer Staatsverfaſſung im Ganzen, oder von der Wahrheit der aufs neue in Umlauf gebrachten politiſchen Ideen, welche den Franzoſen ſeit dem Jahre 89 ſo viele Anhänger und Begünſtiger in Holland verſchaffte, als vielmehr die Hofnung, durch Hülfe dieſer Nazion die verhaßte Oraniſche Parthey zu ſtürzen; wobey auf die, nothwendig damit verbundene, Umgeſtaltung ihres Staatskörpers im Ganzen und Einführung einer Ordnung der Dinge, die ihren gewohnten Gang ſtören könnte, gar nicht geachtet wurde. Der Holländer hatte eine zu große Idee von der Wichtigkeit und dem Anſehen ſeiner Republik, als daß er es ſich hätte einfallen laſſen, daß die große Republik nach ihrem Siege ſich irgend eine, es ſey direkte oder indirekte, Autorität über ihre beſchützte Schweſter erlauben würde. Bey dem ganzen Kampfe der Fakzionen in Frankreich blieb die Partheylichkeit der holl. Patrioten unverändert,

und

und ihr Beyfall folgte immer dem Glücke von der besiegten auf die siegende Parthey nach. Sobald Hand ans Werk gelegt werden mußte, um nach der Aufhebung der statthalterischen Gewalt die auf dieselbe berechnete Verfassung in eine andere Form zu gießen, zeigte sich die Anhänglichkeit an das bisher beobachtete System von allen Seiten.

Ein gewisser Schlendrian zeigt sich selbst in Handelsgeschäften, die ihn aber freylich auch am meisten begünstigen. Weniger Anhänglichkeit an diesen, und mehr Kühnheit in Spekulazionen mögen die Ursachen seyn, warum man in Holland unter Männern, die schnell ihr Glück gemacht haben, mehr Beyspiele von dort ansäßigen Teutschen, Engländern, Franzosen, als von gebohrnen Holländern findet. Der reiche Holländer hat gewöhnlich den größten Theil seiner Reichthümer geerbt, und stößt eben deswegen auf weniger Schwierigkeiten, auch bey dem beliebten Schlendrian sein Kapital ansehnlich zu vergrößern.

Mit diesem Hange zur Beybehaltung einmal angenommener Ideen hängt ein gewisser Starrsinn und eine Steifköpfigkeit genau zusammen, die man sowohl bey einzelnen Menschen, selbst bey Kindern, als auch im Karakter der Nazion findet. Bey keiner Nazion haften einmal stark aufgefaßte Eindrücke des Hasses oder der Zuneigung länger, als bey Holländern. Ihr kaltes Blut bewegt sich zu langsam, und verhindert denjenigen schnellen Wechsel der Empfindungen, und jene leichte Empfänglichkeit für äußere

vorübergleitende Eindrücke, denen südlichere Nazionen ihre wärmere Fantasie, größere Reizbarkeit und leichteren Sinn, aber auch ihre Flatterhaftigkeit zu danken haben. Eben diese Kälte des Temperaments ersetzt durch Verhütung leidenschaftlicher Ausbrüche der Empfindungen, den Nachtheil einer solchen, nichts weniger als liebenswürdigen, Beharrlichkeit. Wozu andere Nazionen durch das leidenschaftliche und die Energie ihres Temperaments fähig sind, das vermag der Holländer durch die Beständigkeit seiner Gefühle zu unternehmen und auszuführen, und schwerlich würde irgend eine andre Nazion den langen Kampf gegen die Spanische Unterdrückung unerschüttlicher ausgehalten haben.

Indessen geht es den Holländern in diesem Punkte wie allen Menschen mit eingeschränkten Kenntnissen und ohne feste Grundsätze: was sie zu wissen glauben, und was sie auf Treue und Glauben als richtig und wahr angenommen und aus Gewohnheit und Sitte beybehalten haben, oder was auf ihrem materiellen und zähen Gefühle beruht, ist so fest bey ihnen, daß auch das bündigste Räsonnement sie nicht vom Gegentheil überzeugen kann. In Sachen hingegen, die sie sich selbst gern bescheiden nicht zu verstehen, und in solchen, wo Gewohnheit, Sitte und Mode noch nicht entschieden haben, besonders wo es auf das Schickliche in der jedesmaligen Lage ankömmt, lassen sie sich leicht und gutmüthig von Andern lenken. Mit dieser Einschränkung mag es allerdings

wahr seyn, was Riem S. 373 von den Holländern behauptet, daß sie unter allen Nazionen die lenksamsten Menschen wären. Wenn man aber bedenkt, wie wenig das ist, was der Mensch nicht zu wissen glaubt, und wie wenig Fälle in diesem Lande vorkommen mögen, worüber Sitte und Gebrauch noch nicht entschieden hätten, so sinkt jene so allgemein behauptete Lenksamkeit beynahe auf Null herab. Auch wird er sich in solchen Fällen, wo alles auf einen gewissen Takt ankommt, wodurch das weibliche Geschlecht dem unsrigen so sehr überlegen ist, nicht sowohl von Männern als von seiner Frau leiten lassen; und die bösen Mäuler sagen es manchem nach, daß er in dem für ihn so ganz neuen Posten eines Repräsentanten nur der Wiederhall seiner Ehehälfte gewesen sey.

Auch der Freiheitssinn der Holländer ist, wenigstens zur Zeit, größentheils nur Liebe zur Gemächlichkeit. Wahre Freiheitsliebe, wie sie ehemals in Griechenland und Rom herrschte, findet sich zwar im neuern Europa bey keiner Nazion mehr, als höchstens in England; aber wenn der Engländer seine Freiheit in der gänzlichen Unabhängigkeit seines Vaterlandes von fremdem Einflusse und in einer individuellen Sicherheit von Seiten der Regierung findet, die Unbequemlichkeiten, die hieraus entstehen mögen, mit Geduld erträgt, weil ihre Verhütung andre wesentlichere Nachtheile nach sich ziehen würde, und zur Aufrechthaltung dieser Freiheit keine

Au-

Aufopferungen scheut; so versteht hingegen der Holländer unter diesem Worte nur die völlige Unabhängigkeit von allem, was ihn in der Verfolgung seines gewohnten Weges stören, zu einiger Anstrengung und Aufopferung nöthigen, und seinem Eigennutze im Wege stehen könnte. „Wir können nur durch Gelindigkeit und Sanftmuth regiert werden", sagen die Holländer selbst, und nehmen dabey Gelindigkeit und Sanftmuth in einer Bedeutung, in der jene Wörter von Schlaffheit und Kraftlosigkeit wenig verschieden sind. Wenn Starrsinn den einmal eingewurzelten Haß gegen das Oranische Haus in jeder Generazion aufs neue ausbrechen ließ, so legten sie doch niemals Hand an die Verbesserung ihrer abentheuerlichen föderativen Verfassung, nach welcher es in dieser nur kleinen Republick beynahe eben so viel unabhängige, meistens nur auf das Gebiet einer Stadt beschränkte Staaten, als in Teutschland gab, wodurch alle kräftige Maaßregeln der Regierung, alle Einheit in der Verwaltung vernichtet wurde. Denn eine solche Verbesserung würde ihren ganzen bisher gewohnten Gang verändert haben. Nur der bey der Mehrheit der Einwohner in den Seeprovinzen so heftig gewordene Haß gegen die Statthalterische Parthey, welchen zu befriedigen sich jene durch keine Bedenklichkeiten abhalten, und welchen allmählig auszulöschen sich diese so wenig angelegen seyn ließ, konnte, nebst dem Drang der Zeitumstände, den französischen Grundsätzen bey den Patrioten Eingang verschaffen. Und doch waren diese nach

der endlichen Erfüllung ihrer Wünsche so wenig zur planmäßigen Verbesserung ihrer Verfassung vorbereitet, daß zwey Jahre nöthig waren, um eine Konstituzion hervorzubringen, die doch bald der Spott aller Partheyen wurde. Die Aufforderung zu einer Mittheilung von Plänen zur Verbesserung der Städtischen, Provinzial- und Landesverfassung veranlaßte einen satyrischen Schriftsteller, den Zustand der Nazion mit dem eines Mannes zu vergleichen, der sein Haus selbst niederrisse, und erst bey den Trümmern desselben einen neuen Plan überdächte; wobey es denn nicht fehlen könne, daß er, von der Arbeit des Einreißens erhitzt, sich bey dem Stillstehn unter dem freien Himmel erkälte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Sonnette.*)

I.

Die heilige Magdalena von Battoni.

Welch' ein Anblick! Dies der Aufenthalt
Einer Göttinn? Himmlische, vergeude

Nicht

*) Der Verf. dichtete diese Sonette, als Erinnerungen seines Aufenthalts in Dresden, und der Genüsse, die ihm die dortige Gemäldegallerie so freygebig darbot. B.

Nicht ſo vielen Reiz in eitlem Leide;
O verlaß die Höhle, rauh und kalt!

Wär' umſonſt die liebliche Geſtalt,
Und des Auges Schmachten, und die Seide
Dieſer Locken, und — der Thron der Freude —
Dieſer Buſen, der elaſtiſch wallt?

Holde Heil'ge, laß noch ab zu beten!
Sieh, die hier voll Inbrunſt vor dich treten;
Der Erhörung ſüße Worte ſprich.

O erbarme huldreich dich der Schwachen!
Heil'ger wohl kann dich die Strenge machen;
Liebenswerther macht die Milde dich.

* * *

2.

Die heilige Magdalena von Franceschini.

O Wort des Herrn, das Beſſerung erſchafft;
Wie herrlich, wenn dein Strahl dem Sünder ſchimmert!
Seht Magalena, die den Tand zertrümmert,
Nach dem voll Gier des Weltlings Auge gafft.

Sie hat ſich aus dem Schlamm empor gerafft,
Die Luſt der Welt hat nicht ihr Herz verſchlimmert.

So viel ich die Natur unſrer Seele kenne, däucht mich, daß ſich in einer jeden, die zu einem gewiſſen Grade von Entwiklung gelangt, nach und nach ein gewiſſes idealiſches Schöne bilde, welches (auch ohne daß man ſich's bewußt iſt) unſern Geſchmak und unſre ſittliche Urtheile beſtimmt, und das Modell abgiebt, wornach unſre Einbildungskraft die beſondern Bilder deſſen was wir groß, ſchön und vortreflich nennen, zu entwerfen ſcheint. Dieſes idealiſche Modell formiert ſich (wie mich izo wenigſtens däucht, nachdem neue Erfahrungen mich auf neue oder erweiterte Betrachtungen geleitet haben) aus der Beſchaffenheit und dem Zuſammenhang der Gegenſtände, worinn wir zu leben anfangen.

Daher (wie die Erfahrung zu beſtätigen ſcheint) ſo viele beſondere Denk- und Sinnesarten als man verſchiedene Erziehungen und Stände in der menſchlichen Geſellſchaft antrift. Daher der Spartaniſche Heldenmuth, die Attiſche Urbanität, und der aufgedunſene Stolz der Aſiaten; daher die Verachtung des Geometers für den Dichter, oder des ſpekulierenden Kaufmanns gegen die Speculationen des Gelehrten, die ihm unfruchtbar ſcheinen, weil ſie ſich in keine Darici verwandeln wie die ſeinigen; daher der grobe Materialismus des plumpen Handwerkers, der rauhe Ungeſtüm des Seefahrers, die mechaniſche Unempfindlichkeit des Soldaten, und die einfältige Schlauheit des Landvolks; daher endlich, ſchöne Danae, die Schwär-

Zwar ihre Seel' iſt bis zum Tod bekümmert;
Doch Glaub' und Hoffnung giebt zur Buße Kraft.

Ein hohes Wort iſt ihr in's Herz gedrungen;
Sie hat der Tugend innern Feind bezwungen,
Und nimmt das Joch des Herrn und folgt ihm nach.

Doch ſchwerer Kampf, der Sünde ſich entſtricken!
Du lieſeſt noch in ihren matten Blicken:
Der Geiſt iſt willig, doch das Fleiſch iſt ſchwach.

* * *

I.

Die heilige Cäcilia von Carlo Dolce.

O was zieht ſo innig mich zu dir?
Dieſer Blick, du liebliches Gebilde,
Der auf deiner Orgel, himmliſch milde,
Sinnend ruht mit heiliger Begier?

Keiner blühet deine holde Zier,
Dieſe Lilie, nicht im Lenzgefilde;
Jeder Luſt vergäße hier der Wilde,
Und des Heil'gen Auge weilte hier.

So durchdringt den Geiſt ein ſtilles Sehnen,
Wenn der ſchmerzensreichen Mutter Thränen
Pergoleſe's ſüßer Hymnus ſang;

Und

Und die Glorie ſelbſt, die dir verliehen,
Preiſ't dich nicht wie ſeine Melodien
Und entzückter Seelen frommer Dank.

* * *

2.

Die heilige Cäcilia von Guilio Romano nach Rafael.

Sie ſtehet da, das Aug' empor gewandt,
Begeiſtrung ſtrahlt aus ihren Zügen;
Ihr kann hinfort nichts Irrdiſches genügen,
Seit ſie der Seel' ein neu Organ erfand.

Ein tonvoll Wunderwerk in ihrer Hand,
Hebt ſie den Geiſt zu nie gewagten Flügen,
Und Heilige, Bewundrung zollend, fügen
Sich um ſie her; ihr bleibt es unbekannt.

Es ſcheint ihr Blick die Himmel zu durchdringen;
Sie hört entzückt der Engel heil'gen Chor
Dem Herrn ein neues Halleluja ſingen.

Und feurig auf der Andacht mächt'gen Schwingen
Fleugt die entbundne Seele hoch empor,
Ein würdig Lied der Gottheit darzubringen.

1.

Herodias von Carlo Dolce.

Sie ſchwebt herein mit zefyrleichten Schritten,
Vom zarten Hauch der Melodie gewiegt;
Der König, von ſo vielem Reiz beſiegt,
Gewährt ihr leicht, das Höchſte zu erbitten.

Des Täufers Haupt, der wider mich geſtritten!
Die Mutter ſpricht's, und ſie gehorcht vergnügt;
Unwiſſend, welcher Frevel auf ihr liegt,
Bringt ſie das Haupt, das gern den Streich gelitten.

Weh dir, Unſelige! Vom Blut befleckt,
Dem heiligſten, das je dem Schwerdt gefloſſen,
Bleibt noch der Reu dein thöricht Herz verſchloſſen?

Weh dir! wenn dein Gewiſſen es entdeckt,
Wenn aller Orten dich die Stimme ſchreckt:
Der frommen Unſchuld Blut haſt du vergoſſen!

* * *

2.

Herodias von Leonardo da Vinci.

Wer biſt du, die mit ernſtem Angeſicht,
Gleich einer Rachegöttin mir erſchienen,

Durch

Durch deren unerbittlich ſtrenge Mienen
Kein Schimmer menſchlicher Empfindung bricht?

Biſt du die Rächerin verletzter Pflicht?
Kann dich der Menſchheit Schwäche nicht verſühnen?
Mag auch ein Weib des Mordes ſich erkühnen,
Und kennt ihr Herz des Mitleids Stimme nicht?

Unſinnige, wem hat dein Schwerdt gewüthet!
War dir des Boten Gottes Mord erlaubt?
Du trägſt des frommen Täufers heilig Haupt!

Doch ihres Auges ſtrenger Ernſt gebietet:
So geh' es dem, der nicht der Zunge hütet;
Sein Vorwitz hat das Leben ihm geraubt.

Gries.

VII.

Kunſtnachrichten.

Florenz, von 17. bis 22. May 1798.

Sey mir gegrüßt Toskana! Land der Etrusker, Land des Friedens, der Ruh' und des verſchwiſterten Glücks; Land Mediciſcher Größe. — So möcht' ich fortfahren wenn es hieher gehörte.

Von Revoluzions-Stürmen umrauſcht ſteht Toskana ruhig und glücklich da, und hat Reichthum im Ueberfluſſe. Manfredini wird nun allgemein als Retter und Unheilabwender Toskana's erkannt. Ohne den Karakter eines erſten Miniſters iſt und bleibt er des Großherzogs treuer Freund, Rather und Begleiter. Teutſch iſt ihre Lieblingsſprache. Sogar die ſtürmiſchen Adjudanten Bonaparte's hat er mit politiſcher Nachſicht beſchämt. Doch konnt' er zur Inſolenz des franzöſiſchen Mahlers Vicard, der ihm wegen weſentlicher Dienſte vielen Dank ſchuldig war, nicht ſchweigen, als dieſer einſt, um ihn zu zeichnen, dem Huth auf den Kopfe bey ihm eintrat. Man fragte deswegen bey der franz. Regierung an: ob wohl dies ein Auftrag wäre, und ihren Beyfall erhalten könne? Und alsbald bekam der Unbeſcheidene mit noch einem fraterniſirenden Bildhauer vom Direktorium Befehl zur Abreiſe, wodurch

durch freilich ſeine Grobheit in Revoluzionshaß verwandelt wurde. Vom neuen franz. Geſandten Reinhard hofft und erwartet man, als von einem biedern Teutſchen und Muſenfreunde, alles Gute.

Hr. Uhden Preußl. Exreſident am Päbſtl. Hofe, befindet ſich hier in Erwartung der weitern Accreditirung beym heil. Vater, oder bey der noch ſogenannten Röm. Republik.

Cambiagi, ein ſehr thätiger Beförderer literariſcher Unternehmungen, hat die 550 Platten des Hancarvilliſchen Vaſenwerks aus der Verſatz-Gefangenſchaft faſt al peso für 800 Scudi erläßt. Er wird dies Werk bald, wie die erſte Ausgabe, in 4 Bänden im Preiß zu 20 ſtatt 30 Dukaten neu auflegen, und dem erſten Vaſen-Liebhaber Hamilton zueignen. Ein andres Werk über Italiens transalpirte Kunſtwerke will er dem franz. Direktorium weihen. Del Petrarca e delle sue opere libri quattro 1 Vol. 4to iſt auch bey ihm erſchienen; der Verfaſſer iſt Giovan. Batista Baldelli, welcher hier intereſſante Nachrichten über das wanderungsvolle, gelehrte, politiſche und verliebte Leben Petrarkas kronologiſch aufgeſtellt hat.

Dorfmeiſter, ein junger Maler aus Oeſtreich, voll Talent und Feuer und Originalität, hat ein ſchönes Altarblatt geliefert und die Großherzogl. Familie glücklich gemalt. Beſonders zeigte er vielen Verſtand beym Bilde der Großherzogin, die er in einem

Spit-

Spitzenanzug hinstellte, wodurch ihr blasses Gesicht sanft gehoben wird und ungeschmeichelt und wahr dasteht. Sein Kolorit ist warm und lieblich, seine Zeichnungen sind voll Kraft und Erfindung; er ist ein Schüler Füßers, von dem er mit seltnem Dank (jener nur großen Seelen eignen Empfindung) und wahrem Enthusiasmus spricht. Was wird erst in Rom und Neapel aus ihm werden? Mit vielem Vergnügen nenn' ich zugleich meine Landsmännin, eine Demoiselle Huth aus Frankfurt am Mayn, die mit einem mehr als weiblichen Muthe nach Italien flog und dort zum hohen Ziele der Kunst hinstrebt. Sie ist eine Schülerin des würdigen Schütz und eine Geisteszöglingin der edlen La Roche, die sie mit mütterlicher Theilnahme werth hält.

An dem dienstfertigen und kunstverständigen Ritter Puccini hat die Gemälde- und Antikengallerie von Florenz einen Aufseher, wie er allen Sammlungen der Art zu wünschen wäre. Von der Großherzogl. Gemmensammlung sind unter seiner Direkzion an 500 der vortreflichsten geschnittenen Steine in Pasten abgeformt worden, die nun auch von Liebhabern gekauft werden können.

Nachtrag über Neapel.

In den Scavazioni von Pompeji arbeiten gegen 100 Menschen; Reste von einem Theater und der von Rom hier durchgegangenen via appia sind kürzlich entdeckt worden. Der Kronprinz ein besonderer Liebhab

haber von Alterthümern, betreibt fleißig seine eigne Ausgrabung bey Stabiä. Dort, wie zu Pompeji, entsteigen beständig Hausgeräthe, Münzen, Bildsäulen ꝛc. dem reichen Schooße der Erde Ein junger Herkules vom besten griechischen Stil ist bis jetzt unter allen die beste Erscheinung.

Als Pendant zu den Papiri ist ein 2ter Band in gleichem Format unter dem Titel Dissertationes Isagogicae pars prima mit einer Karte des alten Herkulanum und andern Belegen erschienen; die nächsten Bände werden drey Rollen enthalten, die schon gestochen und zum Drucke fertig sind, 1) Rhetorica 2) de Phaenomenis 3) de Vitiis et Virtutibus oppositis, alle von Filodemus.

Der berühmte farnesische Stier steht schon seit einigen Jahren in der Chiaja in der Villa Reale, dem anmuthigsten staublosesten Spaziergang Europens am sanft anschlagenden Meere. Umherwandelnde Spaziergänger bewundern an ihn die schönste Kunst. An dem Pinienrollen Pausilyp, an der zackigen Capri, am erhabenen Vesuv, dessen Opferrauch ununterbrochen zum Aether aufsteigt, bewundern sie die schönste Natur. —

Aus Mißverständniß ist in einer früheren Nachricht aus Neapel gesagt worden, daß Hamilton von Duclos Gemälden viele theuer nach England verkauft habe; Dies thut der Künstler selbst. H ist nur sein Beschützer, und macht keineswegs den Pro-

cuß

canteur und Kunsthändler, obgleich er für sich selbst fortkauft und eintauscht, auch seine erste Vasensammlung dem brittischen Museum käuflich überließ.

Nachtrag über Rom.

Mit dem Ex-Konsul Visconti scheint Hr. Fernow es doch zu streng genommen zu haben. Von der Aufhebung des Klubs, wo doch der Egoismus eines Jeden in stirnloser Frechheit hervortrat, trägt nicht er allein die Schuld. Seine Nachfolger werden nicht glücklicher seyn. Es ist wohl eben so schwer ein Konsul des neuen Roms zu seyn, als des alten. Visconti war in seiner ungewohnten Würde bescheiden, einfach und gefällig; aber seine Frau, die sich in die sonderbare Ehre einer Konsulessa vor Stolz nicht finden konnte, mag ihn leicht zu politischen Fehltritten verleitet haben.

Zoegas Werk über den Obelisken ist völlig fertig gedruckt; ob aber ohne auswärtige Unterstützung die Kupfer dazu je fertig werden dürften, ist eine andere Frage. Vielleicht schimmert der glänzende Polarstern, der dem würdigen Borgia in der Dunkelheit leuchtet, auch diesem Unternehmer wohlthätig und rettend!

Weimar. Gerning.

VIII.

Aufſchriften.

1.

In mortem Josephi Eckhelii.

Eckhelium brevis hora tulit, Sed diva Moneta
Scripta Viri secum vivere Secla jubet.

2.

Josepho Walchero.

Fluminum. cursibus. regundis. Praefecto. Caes.
Anno Sacerdotii. quinquagesimo.
Sexta. Servatoris. Resurgentis. Luce.
Inter. Discipulorum. manus.
In. Caes. Reg. Academia. Theresiana.
Primitias. Deo. O. M. referenti.

Votum:

Has tibi Primitias meruit, viridemque Senectam
Candida Mens, morumque aurea Simplicitas,
Si nostris toties parerent Sidera Votis
Danubii quoties paruit unda Tibi,
Ultima Posteritas ad easdem cerueret Aras
Te Mysten, qualem Lux hodierna videt.

Viro.

merey, welche der weiſe Hippias deinem Callias vorwirft; dieſe Schwärmerey, die ich vielleicht in einem minder erhabnen Licht ſehe, ſeitdem ich ihre wahre Quelle entdekt zu haben glaube; aber die ich nichts deſto weniger für diejenige Gemüthsbeſchaffenheit halte, welche uns, unter den nöthigen Einſchränkungen, glüklicher als irgend eine andre machen kan.

Du begreiffeſt leicht, ſchöne Danae, daß unter lauter Gegenſtänden, welche über die gewöhnliche Natur erhaben, und ſelbſt ſchon idealiſch ſind, jenes phantaſtiſche Modell, deſſen ich vorhin erwähnte, in einem ſo ungewöhnlichen Grade abgezogen und überirdiſch werden mußte, daß bey zunehmendem Alter alles was ich würklich ſah, weit unter demjenigen war, was ſich meine Einbildungskraft zu ſehen wünſchte. In dieſer Gemüthsverfaſſung war ich, als einer von den Prieſtern zu Delphi aus Abſichten, welche ſich erſt in der Folg' entwikelten, es übernahm, mich in den Geheimniſſen der Orphiſchen Philoſophie einzuweyhen; der einzigen, die von unſern Prieſtern hochgeachtet wurde, weil ſie die Vernunft ſelbſt auf ihre Partey zu ziehen, und den Glauben von deſſen unbeweglichem Anſehen das ihrige abhieng, einen feſtern Grund als die Tradition und die Fabeln der Dichter, zu geben ſchien.

Nichts, was ich jemals empfunden habe, gleicht der Entzükung, in die ich hingezogen wurde, als ich in den Händen dieſes Egyptiers, der die geheime Gör-

lerlehre

Viro.

De. Utraq. Rep. dudum. Emerito. Adhuc, Merenti
Amici. Concordes. fecerunt.
Anno MDCCIIC.

3.

Cenotaphium Navis Archithalassicae.
Oriens vocabar. Sed ferens Bonapartem
In Occidentem suum repente mutata.

Denis.

IX.

Auszüge aus Briefen.

1.

Copenhagen, d. 9. Nov.

Nur wenig kann ich Ihrer gütigen Erwartung entsprechen in Rückſicht auf litterariſche Nachrichten. Doch bitte ich Sie, Sanders Niels Ebbeßen zu leſen, den er ſelbſt überſetzt hat, (denn dieſer auſſerordentliche Mann ſchreibt beyde Sprachen in gleicher Vollkommenheit, und wäre wie Leſſing fähig zugleich Regeln für das Trauerſpiel zu geben und zu befolgen.) Dieſer vortreffli

treffliche Mann lebt unbekannt, während so manche Eſemeren ihr dürftiges Daſeyn in allen Sprachen vervielfältigt ſehn.

Ein zweites däniſches Original-Trauerſpiel aus der Geſchichte Chriſtians des zweiten, Düvecke, iſt (wo ich nicht irre) überſetzt und leſenswerth. Der Verfaſſer ſtarb kurz nach der Vollendung.

Erik Einſeb von, Baggeſen und Kunzen war das dritte Nazionalſchauſpiel mit dem unſere Bühne ſich im vorigen Winter ſchmückte. Teutſchland hat in langer Zeit wenig aufzuweiſen gehabt, was ſich mit einem unter dieſen dreyen meſſen könnte! Nur das Mittlere ward mit dem Enthuſiasmus aufgenommen, den alle drey zu erregen würdig waren.

Sie werden nicht ohne Theilnahme unſern Verluſt durch den Tod des Patriarchen der däniſchen Literatur des ehrwürdigen Suhm, vernommen haben. Er war, wie die großen Männer zu ſeyn pflegen, ſanft, einfach und beſcheiden, unermüdet in der Arbeit, und immer heitern Geiſtes. Wer ſich ihm ganz zu nähern Gelegenheit hatte, wurde verliebt in dieſen Greis, der eine unerſchöpfliche Quelle von Wiſſenſchaft war, und ſich jedem Verſtändigen auf die angenehmſte Art mitzutheilen wußte.

2.

Hamburg, d. 21. Nov.

Lafayette geht seinen edlen Gang mit hoher Würde fort. Er war ein enger Freund von Pichegrü, und es hing nur von ihm ab, sich an die Spitze der Pichegrey zu stellen, die am 18. Fruktidor fiel, um vielleicht sie siegen zu machen. Er schlug es ab, schrieb aber hernach einen kühnen Brief voll bitterer Vorwürfe an das neue Direktorium, den es bey Seite legte.

Baggesen reißte vor einigen Tagen durch, um die Theaterdirekzion in Copenhagen zu übernehmen. Bis jezt war er Probst bey einer zur Universität gehörigen Stiftung. Er kam in der geradesten Linie von Paris. Auch Schlosser ging hier durch, sehr zufrieden mit seiner Wahl zum Frankfurter Syndikus, die um so ehrenveller war, da man bey ihm eine seltene Ausnahme machte, und es gar nicht zur Ballotage kommen ließ.

Literarische Notizen lassen sich in Hamburg nur in sehr kleiner Anzahl sammeln. Diesen Augenblick weiß ich Ihnen wenigstens nichts zu geben, als daß der erste Band von Dümouriez neuem Tableau speculatif erschienen ist, und daß der edle Büsch seine Briefe an Rewbel und Talleyrand als den dritten Theil

seiner kaufmännischen Briefe hat abdrucken lassen.

* * *

3.

Leipzig, d. 29. Nov. 1798.

Fr. Schulz hat ausgelitten. Der Gichtstoff, der in das Gehirn getreten war, raubte ihm in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Mitau oft ganz das Bewußtseyn. Doch war er dabey immer still, und sein Wahnsinn war nicht Tollheit. Nur zuweilen fuhr er plötzlich im Schlaf auf, und beklagte sich, daß man Komödie vor ihm spielen wollte, was er doch nicht verlange und was ihm beschwerlich falle. Hätte er in einem freundlicheren Klima Bäder brauchen können, so wäre er wohl zu retten gewesen. Aber dieß wollte sich jetzt nicht thun lassen. Eines Tages zieht eine Wache vor seiner Wohnung vorüber. Das Trommeln erregt bey ihm die Idee, er solle nach Siberien geschickt werden. Nun ruft er: da kommen sie, und wollen mich nach Siberien holen! In diesem Paroxysmus ist er gestorben.

Das merkwürdigste für mich war immer sein Karakter. Nie habe ich einen Menschen gekannt, der so durch alles getrieben war, wie er; der seine Politur, Gewandtheit, Glätte hatte, und dabey so viel Gefühl

oder Achtung — ich weiß nicht, welches das rechte Wort iſt — für die häusliche Glückſeligkeit, der dabey ſo einfach, ſo ungekünſtelt ſprechen und alles zum beſten kehren, der allen Witz verleugnen und mit dem Gefühlvollen ſo zuſammenſtimmen konnte. Er hat Stunden lang meinen Kleinen auf ſeinem Schooß gehabt und mit dem Knaben getändelt, als wenn es ſein Kind geweſen wäre. Friede mit ihm!*)

*) Da der teutſche Merkur ſich das Verdienſt zuſchreiben darf, dieſen ſehr lebhaft darſtellenden und unterhaltenden Schriftſteller zuerſt in die Bekanntſchaft des Publikums eingeführt zu haben: ſo wünſche ich ihm auch in dieſem Journale ein kleines biografiſches Denkmal ſetzen zu können. Seine frühere Jugendgeſchichte iſt ſo merkwürdig, daß ihre einfache Erzählung ſelbſt für einen Roman gelten könnte. Ich fordere ſeine zerſtreuten Freunde, beſonders in Wien und Berlin auf, mich zu dieſer Abſicht mit beglaubigten Nachrichten und Anekdoten zu unterſtützen. B.

X.

Am Geburtstage der Anna Louiſe Karſchin.

Den 1. December.

An dieſem Tage ward die Schäferin geboren,
Die eine Saffo ward auf einer Schäferflur.
Als ſie geboren ward, da jubelten die Horen.
Werd' eine Saffo! ſprach die Mutter, die Natur.

Gleim.

XI.

Literariſche Durchflüge.

8.

Biografieen.

Im lezten Theil der von Hr. C. Reinhard herausgegebenen Werke Bürgers befinden ſich auch biografiſche Nachrichten von dieſem Lieblingsdichter der Nazion. Sie ſind mit Bürgers ähnlichem Bilde, das Fiorillo gezeichnet hat, auch noch beſonders unter dem Titel ausgegeben worden: Einige Nachrichten von den vornehmſten Lebensumſtänden Gottf. A. Bürgers, nebſt einem Beitrage zur Karakteriſtik deſſelben von L. Ch. Althoff. Göttingen 1798. 172 S. in gr. 8. Hr. Profeſſor Althoff war in mehr als Einer Bedeutung des Worts Arzt und Freund des verſt. Bürgers in ſeinen lezten 10 Lebensjahren, und liefert hier mit gewiſſenhafter Treue, theils was er ſelbſt geſehen und aus Bürgers Mund in den Stunden herzlicher Mittheilung empfangen hatte, theils was aus einigen eigenhändigen Aufſätzen des Dichters zur Einſicht in ſeinen Karakter dienlich ſeyn konnte. Der Anfang eines Aufſatzes über Schillers Kritik der Bürgeriſchen Gedichte und das, was er ſelbſt ſeine Beichte nennt, die

Schil-

Schilderung von ſich ſelbſt, die er ſeiner nachmaligen dritten Frau, die ihn ungeſehn nur auf Wort und Bild liebte, zuſandte, ſind köſtliche Bruchſtücke eigener Konfeſſionen, und verbreiten über Bürgers wahren Karakter ein helles Licht. Ueber B. Bildung zum Dichter gab ſein älteſter Freund, Hr. Boje in Moldorf, mehrere, jedem Freunde der Bürgerſchen Muſe ſehr willkommene Nachrichten, und ihm legte Hr. Althoff auch das Ganze vor dem Abdruck noch zur Prüfung und Billigung vor. So erfahren wir hier zwar nicht alles, was man über Bürger den Menſchen und Dichter wiſſen möchte — vieles aus den letzten gramvollen Jahren ſeines Lebens verſchwieg der zartfühlende Biograf abſichtlich, um gewiſſe noch lebende Perſonen zu ſchonen — aber was wir erfahren, iſt doch vollkommen zureichend, um die meiſten Dunkelheiten und Anſpielungen in Bürgers Gedichten aufzuhellen, und daher jedem, der die letzte Ausgabe derſelben nicht beſitzt, unentbehrlich. Nur wenige unſerer beſten Dichter und Schriftſteller haben nach ihrem Tode eine gerechtere und unpartheiſchere Würdigung erhalten, als dieſe biografiſche, anſpruchslos aber mit vielem Gemüth geſchriebene Skizze darbietet.

Schubarts Karakteriſtik von ſeinen Sohne Ludwig Schubart. Erlangen (bey Walther in Com.) 1798. 168 S. in kl. 8. Der Dichter Schubart ſchrieb bekanntlich ſein eigenes Leben, führte es

Indeß dürfen doch zwey Schriften über den unvergeßlichen Friedrich II., womit uns die letzte Meſſe beſchenkt hat, nicht ganz übergangen werden. Es war immer verdienſtlich, die äußerſt eilfertig zuſammengegriffene Sammlung von Anekdoten und Karakterzügen aus dem Leben Friedrichs II., die von den Jahren 1786 — 89 in 19 Sammlungen erſchienen, und zum Theil zweimal ins Engliſche überſetzt wurden, einer ſäubernden und ſichtenden Kritik zu unterwerfen, da Nicolai ſeine feine hiſtoriſche Kritik dieſer Anekdoten nur zu bald geſchloſſen hatte. Dieß iſt, ſo weit es in den Kräften des dazu von Hr. Unger gewählten Redakteurs lag, in folgender Sammlung geſchehen: Karakteriſtik Friedrichs II., Königs von Preußen. Berlin 1798. 2 Theile in gr. 8. Die regellos zerſtreuten Anekdoten ſind hier in 19 moraliſche Rubriken klaſſifizirt, und werden als eine brauchbare, wenn auch immer noch der Kritik vielfältig bedürftige Materialienſammlung einen ausgebreiteten und nützlichen Umlauf haben. Aber in einem ganz andern Geiſte ſind die Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, des Karakters, und der Regierung Friedrichs des Zweiten gedacht und geſchrieben, die mit Garve's ehrwürdigem Nahmen auf der Stirn in zwey Theilen (Breslau, Korn) erſchienen ſind, und mit einer andern Schrift über Ariſtoteles Ethik von eben dieſem Verfaſſer, (worauf ich bey

einer

einer andern Gelegenheit zurückkommen werde) zu der in der Zahl geringen, aber in Gehalt vortreflichen Ausbeute der letzten Meſſe gerechnet werden müſſen. Garve ſprach den großen König während des Auffenthalt deſſelben in Breslau bey Gelegenheit des Teſchner Friedens zu ſechs verſchiedenen malen, und dieſen Unteredungen verdanken wir die meiſterhafte Arbeit des Filoſofen über Cicero von den Pflichten. Sein ganzes Leben erhielt dadurch eine andere Richtung. Nie konnte der beſcheidene und kluge Mann dahin vermocht werden, dem Beyſpiel Anderer zu folgen, und von dem Inhalt dieſer gewiß ſehr merkwürdigen, im Organ einer Sprache, in welcher nur wenig teutſche Gelehrte ſich je dem König ſo genaht hatten, lebhaft geführten Geſpräche etwas drucken zu laſſen. Aber ſie gaben dem ſcharfſinnigen Menſchen- und Sittenbeobachter eine vielſeitige Richtung, an andern Handlungen und Schriften dieſes thätenvollen und geiſtreichen Monarchen manches anders zu beobachten und zu beurtheilen, als es ſich dem nicht ſo vorbereiteten Zuſchauer darſtellte. Er dachte und ſchrieb vieles darüber nieder, was einſt zu einem großen Ganzen vereinigt werden ſollte. Einige Proben dieſer Anſichten erinnern ſich unſere Leſer gewiß noch aus der Gentziſchen neuen teutſchen Monatsſchrift, neuerlich auch aus den Jahrbüchern der preuſſiſchen Monarchie. Jetzt erſcheint nun, was zu einem vollendeten Ganzen zu verweben, die Geſundheit den Verf. nicht

ge

terlehre ſeiner Nation zu uns gebracht hat, in das Reich der Geiſter eingeführt, und zu einer Zeit, da die erhabenſten Gemählde Homers und Pindars ihren Reiz für mich verlohren hatten, mitten in der materiellen Welt mir eine Neue, mit lauter unſterblichen Schönheiten erfüllt, und von lauter Göttern bewohnt, eröfnet wurde.

Das Alter, worinn ich damals war, iſt dasjenige, worinn wir, aus dem langen Traum der Kindheit erwachend, uns ſelbſt zuerſt zu finden glauben, die Welt um uns her mit erſtaunten Augen betrachten, und neugierig ſind, unſre eigne Natur und den Schauplaz, worauf wir uns ohn unſer Zuthun verſezt ſehen, kennen zu lernen. Wie willkommen iſt uns in dieſem Alter eine Philoſophie, welche den Vortheil unſrer Wiſſensbegierde mit dieſer Neigung zum Wunderbaren und dieſer arbeitſcheuen Flüchtigkeit, welche der Jugend eigen ſind, vereiniget, welche alle unſre Fragen beantwortet, alle Räthſel erklärt, alle Aufgaben auflöſet; eine Philoſophie, welche deſtomehr mit dem warmen und gefühlloſen Herzen der Jugend ſympatiſiert, weil ſie alles Unempfindliche und Todte aus der Natur verbannet, und jeden Atom der Schöpfung mit lebenden und geiſtigen Weſen bevölkert, jeden Punct der Zeit mit verborgnen Begebenheiten und groſſen Scenen befruchtet, welche für künftige Ewigkeiten heranreiffen; ein Syſtem, welches die Schöpfung ſo unermeßlich macht, als ihr Urheber iſt; welches uns in der anſcheinenden

geſtattete, in ſechs Abtheilungen oder Fragmenten, die doch alle in ſich jene langſamgereifte Vollendung in der Entwickelung der Gedanken und jene männliche kraftſche Schönheit im Ausdruck haben, welche Garves ſämmtlichen Schriften einen nimmer verjährenden ehrenvollen Platz unter den Klaſſikern unſrer Nazion ſichern. Es iſt ein Buch fürs Leben und für die Studierſtube, für den Geſchäftsmann und den Denker. Wie fruchtbar weiß er aus den Bemerkungen über die Denkart und Handlungsweiſe ſeines Helden Reſultate der Klugheit und Lebensweisheit, für den ſchlichten Hausbedarf jedes Sterblichen, auf welchen der Himmel auch keine Sterne und Ordensbänder regnete, gleichſam nur im Vorbeygehn hinzulegen! Man nehme z. B. nur das, was er in der zweiten Abtheilung über die Maxime des Königs nichts aufzuſchieben, und wie das überhaupt möglich ſey, ſagt, und über die Wahl der Perſonen durch Conjectur. Am reichſten und intereſſanteſten werden indeß den meiſten doch die Abſchnitte vorkommen, wo Garve in näherer Beziehung und gleichſam in einer unmittelbaren Berührung mit dem Geiſte des großen Königs geweſen war. Dahin gehört der ganze fünfte Abſchnitt über den literariſchen Karakter Friedrichs des zweiten, in welchen er mehrere treffende Bemerkungen über unſere Sprache und über das Weſen der Dichtkunſt einwebt, und der größere Theil des ſechſten Abſchnitts, wo die Trugſchlüſſe der königlichen

Act

Regierungskunst ihre Abfertigung erhalten. Auch über den religiösen Karakter des Königs ist in wenig Seiten zu Anfang des zweiten Theils so viel treffendes gesagt, daß man diesem schwerlich noch etwas erhebliches anzufügen finden wird. Wer nur immer die verschiedenen Zeiten, in welchen der König so oder anders urtheilte, gehörig zu unterscheiden weiß, wird sich die scheinbaren Widersprüche in seinen Urtheilen über Christenthum und Toleranz, die sich am Ende doch nur auf Verachtung gründete, leicht erklären können. Wie abgeschmackt ist es daher, wenn neuerlich wieder durch des erbärmlichsten aller Jakobinerriecher und Allarmisten, des Eiferers Barruel Schrift in England, alle die längst vergessenen Anekdoten über den mehr als julianischen Haß des Königs gegen das Christenthum aufgewärmt wurden! Garve hat hier, wie überall, sehr richtig die Zeiten unterschieden, und auch von dieser Seite eine schwere, aber unerläßliche Forderung der historischen Kritik erfüllt. Möge der edle Mann, der, wie wir hören, eben jetzt an seinem Glaubensbekenntniß arbeitet, für diese, so wie für so viele andere Belehrungen, den schönsten Seegen Hygiea's empfangen!

Es haben sich nach und nach mehrere biografische Institute aufgethan, die aber fast alle bald nach ihrer Eröfnung wieder geschlossen werden mußten. Die Teutschen sind zu solid, um den schön gebrechselten, in ei-

ni-

nigen Gemeinplätzen herumtrabenden Eloges der Franzosen, und ihren verunglückten Nachahmungen unter uns auf längere Zeit Geschmack abzugewinnen, und sie sind zu beschäftigt, um die oft kleinliche Anekdotenjagd und Flockenablesende Mikrologie der Engländer, ihren berühmten Namen überall anwenden zu können. Die schönen Winke, welche Herder in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität über ein Athanasium oder Memnonion aufstellte (Th. 1 S. 43.) sind noch immer eine Rede für folgende Geschlechte geblieben.

Besonders scheint der Nahme Pantheon auch ausser Frankreich das Rabengeschrey eines sehr unholden Genius zu seyn. Das Pantheon der teutschen Nazion hat nicht einmal auf bedrucktem Papier fortdauern können, und noch ganz neuerlich ist das entadelte Wort zu einer trostlosen Kompilazion aus Schmids Nekrolog der teutschen Dichter und Meisters Karakteristik gemisbraucht worden. Nur zwey Institute verdienen von diesen merkantilischen Afterspekulazionen eine ehrenvolle Ausnahme. Das eine ist die Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler nebst kurzen Biographien derselben, gestochen und herausgegeben von Christ. Wilh. Bock. Mag auch in Absicht auf Auswahl und Ausführung sehr vieles zu wünschen übrig bleiben, so macht sie uns doch

mit

mit manchem ſehr ſchätzenswerthen Gelehrten und Geſchäftsmanne vorzüglich aus dem Theil von Teutſchland bekannt, der von den nördlichen Provinzen viel zu wenig gekannt und geſchätzt wird.*) Man kann den Portraits faſt durchaus das Lob der Aehnlichkeit, und den Biografieen das Zeugniß der Zuverläßigkeit geben, da ſie gröſtentheils von den noch Lebenden ſelbſt aufgeſetzt ſind. Von noch weit gröſſerm Umfange und in jeder Rückſicht intereſſanter iſt Schlichtegrolls Nekrolog, der vom Jahr 1790 anfängt und nun in 12 Bänden bis zu 1795 fortgeführt iſt. Dazu iſt in der letzten Meſſe ein ſehr reicher Supplementband gekommen, der mehrere rückſtändige Biografieen von der gröſten Wichtigkeit aus den erſten vier Jahren z. B Büſching, Michaelis, Bode, Firmilian (wozu der Hr. von Zach in Gotha treffliche Beiträge lieferte) die Karſchin, und dann im zweiten Abſchnitte dankenswerthe Erinnerungen und Nachträge zu Moritz, Mozart u. ſ. w. enthält. Wer die Schwierigkeiten, Vorurtheile und Egoismen kennt, mit welchen der unermüdete und gewiſſenhafte Herausgeber vom Anfang dieſer in ſeiner Art

letzt

*) Der letzte Heft dieſer nun bis auf 20 Hefte angewachſenen Sammlung iſt meines Wiſſens ſchon 1796 erſchienen. 12 Hefte machen einen Band. Der Heft koſtet 10 agr. und iſt bey dem Herausgeber, Hr. Bock in Nürnberg ſelbſt zu haben.

jetzt in ganz Europe einzigen *) Unternehmung kämpfen mußte, nur etwas erwogen hat, wird in der That nicht über das rechten, was im Einzelnen noch nicht geleistet werden konnte, sondern das, was aus so vielen, mühsam zusammengeleiteten Quellen mit eben so viel Schonung als Wahrheitsliebe hier wirklich gegeben wurde, mit Dankbarkeit empfangen, und es bald als ein Archiv der Gelehrten- und Sittengeschichte einer nun abtretenden Generazion in mannigfaltiger Rücksicht zu gebrauchen wissen. Die schändlichste Art von Verbrechern waren in der Meinung der Alten die Nichtswürdigen, welche die Gräber erbrachen und die Todten bestahlen

*) Der voluminöse franz. Nekrolog hat mit der Revoluzion aufgehört. Von da an ward ganz Frankreich ein Nekrolog! Die italiänischen Journale, wie die zu Mantua und Rom herauskommenden, hatten zu Ende jeder Nummer auch Todtenanzeigen. Aber sie sind nun alle verstummt. Die Obituaries in den Gentleman Magazin, und nun noch viel vollständiger in dem Monthly Magazin liefern nur fragmentarische Beyträge zum Nekrolog. So ist es auch in Dänischen und Schwedischen Journalen. Doch hat vor kurzem der thätigste Buchhändler in London Phillipps eine Necrology and annual Biography for 1797. angekündigt (S. Monthly Magazine 1798. July p. 653.) worin Biografieen von 37 Engländern, 7 Franzosen, 2 Teutschen (Herzberg und der vorige König von Preußen) 1 Dänen (Bernstorf) und 1 Spanier (Ulloa) versprochen werden.

len (παραλείπειν). Wer abſichtlich die Fehler der Verſtorbenen aufdeckt, und durch die Erzählung ihrer Schwächen nur zu beluſtigen ſucht, ſcheint ein meraliſcher Grabenbrecher Auch unter uns müße das Jus manium ehrwürdig ſeyn! Darum kann nicht jede auch noch ſo beglaubigte Anekdote ſogleich eine Stelle im Nekrolog finden, und diejenigen haben einen ſehr verwöhnten Gaumen, die darum, weil hier viel mehr gutes als böſes von den Menſchen erzählt wird, das Buch ſelbſt unſchmackhaft finden. Indeß wird niemand, der z. B. Baſedows, Bahrdts, Moritzens mehr oder weniger genialiſche Exzentrizitäten auch hier getreu erzählt gefunden hat, den Nekrolog beſchuldigen, daß er nur immer ins ſchöne mahle. Gewiß verdient dieß Werk vor allen andern eine Lieblingslektüre unſerer reifenden Jünglinge, eine Urkundenſammlung für den Literator, und — was ich gern oben anſetzen möchte, ein Exempelbuch für alle gute Menſchen zu ſeyn, die noch nicht vom Egoismus des Zeitalters, der nur ſich und die Gegenwart ſieht,*) für jedes dankbare Gefühl gegen die Edeln, deren Geiſteserwerb wir zunächſt ererbten, völlig

*) L'inſtant préſent et chacun pour ſoi, voilà les deux devises du ſiecle: elles rentrent l'une dans l'autre. L'avenir et vivre dans l'autrui voilà celles que je voudrois adopter. Melanges tirées des papiers de Mad. de Necker. T. II. p. 48.

lig abgeſtumpft ſind. Mit Vergnügen theile ich daher den Leſern dieſer Zeitſchrift die Nachricht mit, daß der Verleger dieſes Werks neuerlich Vorſchläge gethan hat, wodurch auch den Unbemittelten der Ankauf deſſelben aufs möglichſte erleichtert wird. *)

B.

*) Man kann alle 12 Bände, alſo mit Inbegriff des 43 Bogen ſtarken Supplementbandes, bis zur Oſtermeſſe 1799 für 9 Thaler beym Verleger Hr. Perthes in Gotha erhalten. Jeder Band hat ſeinen beſondern Umſchlag zum Broſchüren. Druck und Papier gereichen beide dem Werke zu beſonderer Empfehlung.

Inhalt
des Jahrganges 1798.

Januar.

I. An Nina. Vom Verfaſſer der Nacht. S. 5
II. Gedichte von Eliſa. — 15
III. Ueber Colquhouns Werk. — 17
IV. Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über ſein Vaterland. — 40
V. Gedichte von Gries. — 57
VI. Briefe über die däniſche Literatur. — 62
VII. Bernſtorff. — 73
VIII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Patriotismus der Engländer. Literariſche Nachrichten. — 81
2. — Prozeſſion in die S. Pauls Kirche. Reynolds Diſcourſes. Junius letters. — 84
3. Rom. — 88
4. Von der Lahn. — 90
5. Hamburg. — 94
6. Helmſtädt. — 98
Nachtrag. Rom. — 101

Fe-

Februar.

I. Gespräche unter vier Augen. S. 105
II. Italisches Austeerungsgeschäft. — 129
III. Und wie wird alles dieß in Paris aufgehoben seyn? — 144
IV. Die Trennung. — 201
V. Gedichte. — 205
VI. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische und politische Neuigkeiten. — 210
2. Straßburg. Reise von Basel nach Straßburg und Rastadt. — 215
3. Von der Lahn. — 223
4. Berlin. Vermischte Nachrichten. — 226
VII. Literarische Durchflüge.
7. Statistische Schriften. Reisebeschreibungen. — 231
VIII. Beylagen.
1. Brief über Ramdohrs Urania, und Proben daraus. — 235
2. Klopstocks Oden in zwey Bänden. — 252

März.

I. Gespräche unter vier Augen. — 259
II Das abgebrannte Schloß in Kopenhagen. — 288
III Worte der Zeit. Von Gleim. — 264
IV. Kunstnachrichten.
1. Statue der Minerva zu Cori gefunden. — 299
2. Flaxman's und Piroli's Kupferwerk zu Dante's Divina Comedia. — 305
V. Sonette von Gries. — 311
VI. Les Orientalistes François, Ode imitée d' Horace, mit Uebersetzung, von Hrn. v. Hammer. — 317
VII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Ueber das engl. Ministerium. — 323
2. Zürich. — 338

3. Mietau. S. 342
4. Wien. — 343
5. Halle. — 345
VIII. Camille Jordan an ſeine Committen-ten über die Revoluzion von 18. Fruktidor. — 350

April.

I. Geſpräche unter vier Augen. — 353
II. Wohlthun und Dankbarkeit, eine Erzählung. — 383
III. Beyträge zur Geſchichte des Waffenſtill-ſtandes von 1797 und 1798. — 390
IV. Ueber die däniſche Sprache und die Biblio-theken in Kopenhagen. — 433
V. Auszüge aus Briefen.
1. London. Politiſche und literariſche Nachrichten. — 446
2. Paris. Verbreitung der teutſchen Lite-ratur in Frankreich. — 448
3. Berlin. Vermiſchte Nachrichten. — 451
4. Von der Lahn. — 455
5. Aus Kurſachſen. — 460
6. Aus Göttingen. — ebd.
VI. Ankündigung. — 492

May.

I. Geſpräche unter vier Augen. — 5.
II. Gedichte. — 49
III. Fortſetzung der Beyträge zur Geſchichte des Waffenſtillſtandes. — 54
IV. Auswärtige Korreſpondenz. — 99

Junius.

I. Wie ſteht es um die teutſche Kreisverfaſſung? — 105
II. Ueber die Schwediſche Sprache. — 119

III.

nenden Verwirrung der Natur eine majeſtätiſche Symmetrie, in der Regierung der moraliſchen Welt einen unveränderlichen Plan, in der unzählbaren Menge von Claſſen und Geſchlechtern der Weſen einen einzigen Staat, in den verwikelten Bewegungen aller Dinge einen allgemeinen Richtpunct, in unſrer Seele einen künftigen Gott, in der Zerſtörung unſers Cörpers die Wiedereinſezung in unſre urſprüngliche Vollkommenheit, und in dem nachtvollen Abgrund der Zukunft helle Ausſichten in grenzenloſe Wonne zeigt? Ein ſolches Syſtem iſt zu ſchön an ſich ſelbſt, zu ſchmeichelhaft für unſern Stolz, unſern innerſten Wünſchen und weſentlichſten Trieben zu angemeſſen, als daß wir es in einem Alter, wo alles Groſſe und Rührende ſo viel Macht über uns hat, nicht beym erſten Anblik wahr finden ſollten. Vermuthungen und Wünſche werden hier zu deſto ſtärkern Beweiſen, da wir in dem bloſſen Anſchauen der Natur zuviel Majeſtät, zuviel Geheimnisreiches und Göttliches zu ſehen glauben, um beſorgen zu können, daß wir jemals zugroß von ihr denken möchten. Und, ſoll ich dirs geſtehen, ſchöne Danae? Selbſt izt, da mich glükliche Erfahrungen das Schwärmende und Unzuverläßige dieſer Art von Philoſophie gelehrt haben, fühle ich mit einer innerlichen Gewalt, die ſich gegen jeden Zweifel empört, daß dieſe Uebereinſtimmung mit unſern edelſten Neigungen, welche ihr das Wort redet, der rechte Stempel der Wahrheit iſt, und daß ſelbſt in dieſen Träumen, welche dem materialiſchen Menſchen ſo ausſchweifend ſcheinen, für

unſren

III. Ueber Washington's Briefe a N. Amerika. S. 129
IV. An Herrn D. Guldener von Lobes. — 137
V. Künste und Wissenschaften.
1. Nachricht vom Nazional-Institut der Römischen Republik. — 142
2. Ueber Erhaltung transrhenanischer Alterthümer — 152
3) Metanografische Gemälde. — 155
VI. An Heim. — 168
VII. Auszüge aus Briefen.
1. Bristol. Stimmung der Englischen Nazion. — 172
2. London. Literarische Neuigkeiten. — 176
3. Oxford. Ausgabe der Originaltexte Ossians. — 178
4. Wien. Literarische Nachrichten. — 180
5. Wien. Vermischte Nachrichten. — 184
6. Dresden. Berichtigung, das neue Dresdner Gesangbuch betreffend. — 196
7. Leipzig. Stand der Preßfreyheit in England. — 197

Julius.

I. Gespräche unter vier Augen. S. 201
II. Hymnos an den Delischen Apollon. — 222
III. Was ist Volkssouveränität? — 232
IV. Auszüge aus dem Tagebuche einer Reisenden. — 242
V. Künste.
1. Italienische Kunstplünderungen. — 258
2. Das Musäum Borgianum zu Veletri. — 262
3. Köhler in Petersburg. — 264
4. Josef Eckhel. — 265
5. Die Flarmannischen Kupferwerke. — 266
VI. Wer ist Fox, der Staatsmann? — 271
VII. Miscellen. — 285
VIII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische Neuigkeiten. — 288

2. St Petersburg. Literariſche Nachrichten. S. 292
3. Amſterdam. — 294
IX. Ankündigungen.
1. Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre 1791 bis 1795. — 297
2. London und Paris. Eine Zeitſchrift. — 302

August.

I. Friedenshymnen. — 289
II. Andenken an den Dichter Ständlin. — 296
III. Die beweglichen Theater des Kurio. — 307
IV. Ueber Antikenausgrabungen in Rom. — 331
V. Ueber den Mahler Kavaluzzi. — 334
VI. Ueber Abbé Delille und die Prachtausgabe ſeiner Georgika in Baſel. — 339
VII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literariſche Neuigkeiten. — 351
2. Paris. Ueber Paris. — 3[illegible]
3. — — Literariſche Nachrichten. — [illegible]
4. — — Antiken. — [illegible]
5. Rom. — [illegible]
6. Aus Ungarn. — [illegible]
7. Berlin. Neue literariſche Geſellſchaft. — [illegible]
VIII. Anzeigen.
1. Zuverläßige Nachricht von der Verhandlung la Fayette's und ſeiner Familie im Verhafte zu Olmütz. — [illegible]
2. Ankündigung von Roſegartens Gedichten. — [illegible]

September.

I. Fragmente aus einer Abendunterhaltung in der Feßlerſchen Mittwochsgeſellſchaft. — [illegible]
II. Epiſtel an Fr. S. v. l. Roche. — 1[illegible]
III. Feldblümchen. — 1[illegible]
IV. Epiſtel an einen Podagriſten. — 2[illegible]

V. Heldentod aus Seelengröße. S. 35
VI. Fortgesetzte Auszüge aus dem Tagebuche einer Reise durch Schweden. — 39
VII. Epode. — 63
VIII. Nekrolog. — 66
IX. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische Neuigkeiten. — 75
2. Paris. — 80
X. Ankündigung und Proben eines Holsteinischen Idiotikons. — 93

Oktober.

I. Fragment eines Gesprächs zwischen einem Fremden und Geron.
II. Probe einer neuen Uebersetzung des Tasso. — 117
III. Rhapsodische Gedanken — 133
IV. Preußens allgemein verehrtem Monarchen, den 3. Aug. 1798. — 171
V. Ueber Jean Paul Richter. — 174
VI. Kunstnachrichten.
1. Aus Neapel. — 179
2. Aus Rom. — 184
3. Ueber Hrn. Böhningers mechanografische Fabrik. — 187
4. Kardinal Borgia. — 188
5. Ueber den Bildhauer Kanova. — 188
VII. Auszüge aus Briefen.
1. Zürich. — 190
2. London. Literarische Neuigkeiten. — 194
3. Mayenstrohm. — 199
4. Halle. — 204
5. Berlin. — 210
6. — — Literarische und Kunstnachrichten. — 211
VIII. Anzeige. — 214

November.

I. Fortsetzung der Fragmente aus der Abendunterhaltung in der Feßlerschen Mittwochsgesellschaft. S. 213
II. Sitten Liestands in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. — 223
III. Rafaels Marie in der Gallerie zu Dresden. Von Hrn. Pr. Morgenstern. — 240
IV. Ode auf Nelsons Sieg bei Abukir, lateinisch und teutsch. — 249
V. Die Aehrenlese auf einer Sommerreise durch Sachsen. — 252
VI. Anekdoten und Charakterzüge.
1. Madame Reiske. — 271
2. Viotti und Mozart. — 273
VII. Kunstnachrichten.
1. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Kunst in Rom. — 279
2. Ueber die Berliner Kunstausstellung in diesem Jahre. — 290
VIII. Neubecks Gesundbrunnen, eine typografische Merkwürdigkeit. — 296
IX. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literarische Neuigkeiten. — 298
2. Wien. Frater Paulinus. — 302
3. Berlin. Lieblingslektüren. — 304
X. Erklärung des Herausgebers des T. M. über eine im Reichs-Anzeiger befindliche Beschwerde eines Augsburgers. — 305
XI. Ankündigungen.
1. Pallas neue Reisen. — 307
2. Iffands dramatische Werke. — 308

December.

I. Dr. Galls Schreiben über seinen Prodromus über die Verrichtungen des Gehirns des Menschen und der Thiere. — 311

II. Auf den Sieg der Britten vor Alexandria. S. 311
III. Beſchluß der Aehrenleſe auf einer Sommerreiſe durch Sachſen. — 333
IV. Die Gefälligkeit. — 343
V. Ueber den Nazionalkarakter der Holländer. — 343
VI. Sonette von Gries. — 361
VII. Kunſtnachrichten. — 368
VIII. Aufſchriften von Denis. — 378
IX. Auszüge aus Briefen.
1. Kopenhagen. Literariſche Nachrichten. — 374
2. Hamburg. Vermiſchte Nachrichten. — 376
3. Leipzig. Fr. Schulzens Tod. — 377
X. Am Geburtstage der Karſchin. Von Gleim. — 379
XI. Literariſche Durchflüge.
8. Biografieen. — 380

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1799.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erſter Band.

Weimar 1799.

Der neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar. 1799.

I.

Ueber Dr. Poſſelts Allgemeine Zeitung.

Unſtreitig iſt die ſeit dem Anfange dieſes Jahres zu Tübingen herauskommende, vom Hrn. Doktor Poſſelt zu Karlsruhe beſorgte Allgemeine Weltkunde (oder wie ſie ſeit einigen Monaten plötzlich umgetauft worden iſt, Allgemeine Zeitung) ein Unternehmen, welches dem Herausgeber und der Verlagshandlung gleich viel Ehre bringt. Dem Erſtern, weil er ein Werk nicht nur verhieß, ſondern auch lieferte, welches in ſeiner Art durchaus einzig iſt, und zu welchem keine andere Nazion das Gegenſtück aufzuweiſen vermag; der Andern, weil ſie ein ſo verdienſtliches Unternehmen, nicht, wie heut zu Tage leider! ſo gewöhnlich wird, durch Ueberladung und zweckloſen äußern Schmuck, ſondern in der angemeſſenſten Geſtalt, zu einem, verhältnißmäßig gegen andre Zeitungen gerechnet, billigen Preiſe, und mit ſeltener Ordnung und Pünkt-

unſern Geiſt mehr Würklichkeit, mehr Unterhaltung und Aufmunterung, eine reichere Quelle von ruhiger Freude und ein feſterer Grund der Selbſtzufriedenheit liegt, als in allem was die Sinne uns angenehmes und Gutes anzubieten haben. Doch ich erinnere mich, daß es die Geſchichte meiner Seele, und nicht die Rechtfertigung meiner Denkensart iſt, wozu ich mich anheiſchig gemacht habe. Es ſey alſo genug, wenn ich ſage, daß die Lehrſäze des Orpheus und des Pythagoras, von den Göttern, von der Natur, von unſrer Seele, von der Tugend, und von dem was das höchſte Gut des Menſchen iſt, ſich meines Gemüths ſo gänzlich bemeiſterten, daß alle meine Begriffe nach dieſem Urbilde gemodelt, alle meine Neigungen davon beſeelt, und mein ganzes Betragen, ſo wie alle meine Entwürfe für die Zukunft, mit dem Plan eines nach dieſen Grundſäzen abgemeſſenen Lebens, deſſen Beurtheilung mich unaufhörlich in mir ſelbſt beſchäftigte, übereinſtimmig waren.

Zweytes Capitel.

En animam & mentem cum qua Di nocte loquantur!

Der Prieſter, der ſich zu meinem Mentor aufgeworfen hatte, ſchien über den auſſerordentlichen Geſchmak,

lichkeit liefert. — Ich erlaube mir hiebey die, meines Dafürhaltens höchst gerechte, aber, so viel ich weiß, noch von niemanden öffentlich gesagte Bemerkung, daß wenige, oder vielleicht keine teutsche Buchhandlung seit 1795 so viel treffliche ausgezeichnete Produkte geliefert haben, als gerade die Verlagshandlung dieser Zeitung. — Die Horen, Posselts Annalen, Schillers neueste Almanache, Göthe's Propyläen, u. a. m. mögen jene Behauptung, zu der ich auch nicht durch das entfernteste Verhältniß zu der gedachten Handlung, sondern durch partheylose Beobachtung veranlaßt werde, rechtfertigen. (a) — Nie hätte ich noch vor wenig Jahren geahnet, daß wir die Meisterwerke der teutschen Art und Kunst, auf die einige teutsche Buchhandlungen ein Monopol ausüben zu wollen scheinen, gerade aus dem, oft mit hämischem Schiefblick bemitleideten Schwabenlande erhalten sollten.

Die innern Vorzüge der Posseltschen Zeitung sind so ersichtlich und wesentlich, daß wohl niemand sich über den ungetheilten Beyfall wundern wird, den dieses Tageblatt, gegen welches alle andere politische Zeitungen nur Chronikenmäßige Rhapsodien sind, erhalten hat. Wenn die übrigen teutschen politischen Neuigkeitsblätter bloße Repertorien unverdauter Gerüchte und unverbürgter Sagen, mit Auszügen aus eben so unzuverläßigen exotischen Efemeren untermischt, sind; so enthält

hält dagegen jenes treffliche Institut eine gedrängte Darstellung des wahrhaft Wissenswerthen unter bestimmten Rubriken geordnet, die es auch dem thätigsten Geschäftsmann möglich machen, ohne Zeitverlust, mit dem jetzt so wichtigen Gange der politischen Begebenheiten Schritt zu halten. —

Ein anderes nicht geringes Verdienst, welches die vorliegende Zeitschrift auszeichnet, gewähren ihr die mit Meisterhand entworfenen und ausgeführten Karakterschilderungen der merkwürdigsten Personen unserer Zeit, so wie die reichhaltigen Aufklärungen über die wichtigsten politischen Gegenstände, welche gerade jetzt das allgemeine Interesse auf sich ziehen. Noch ein Vorzug, der freylich bey so vielen Vollkommenheiten nur Nebensache ist, manchem andern politischen Blatte aber allein Werth geben könnte, besteht in der kurzen Anzeige merkwürdiger kleiner Pamflets und Broschüren, politischen Inhalts, die entweder selten in den Buchhandel kommen, oder doch, bey der jetzigen literarischen Sündfluth, die uns zu ersäufen droht, übersehen werden. — Auch der thätige Antheil, den der eben so originelle als liebenswürdige Pfeffel an diesem Institute nimmt, erheischt gewiß den Dank jedes gebildeten und feinfühlenden Lesers.

Wenn aber die allgemeine Zeitung, bey der mit den teutschen politischen Tageblättern angestellten Vergleichung sehr gewinnt, wie vielmehr

wird sie bey der Paralelle mit den politischen Zeitungen anderer Länder und Völker die Palme davon tragen! Denn sind nicht die englischen Zeitungen ungeheure, ellenlange Mißgeburthen, die mit dem Morgen oder Abend, von dem sie ihr Daseyn erhalten, gleich dem Uferaase, wieder untergehen? Ist ihr buntscheckiger Salmigondi (b) nicht zum Sprichwort geworden? — Und wer vermag auch die schätzbarsten politischen Tageblätter, einen Moniteur, Lagografe u. s. w. ihrer Verdienstlichkeit ungeachtet, ganz zu durchlaufen, geschweige denn zu durchlesen? — Wer, (es müßte denn ein Politiker von Profession seyn, dessen einzige Beschäftigung Gegenstände dieser Art sind) vermag es, sich durch den Wust wichtiger und unwichtiger Dinge durchzuarbeiten, welche diese ungeheure Bogen füllen? —

Uns Teutschen war es aufbehalten, auch in der Redakzion der Begebenheiten des Tages, wie in den mehrsten andern wissenschaftlichen Gegenständen, andern Nazionen ein Beyspiel zu geben, das sie sehr wahrscheinlich zwar nachahmen, vielleicht aber erst nach Jahrzehnden erreichen dürften. — Der würdige Gelehrte, der an der Spitze dieses großen Unternehmens steht, wird, wenn dieses Blatt ihm zu Gesichte kommen sollte, dem Urheber desselben wenigstens nicht Schuld geben, daß er blind gegen seine Verdienste ist. Nein! ich bin fest überzeugt, daß Posselt unter allen unsern dermali-

gen

gen großen Geſchichtſchreibern und Forſchern gerade derjenige iſt, der mit ſeinem Talent am zwecks mäßigſten und gemeinnützigſten zu wuchern weiß; der nicht nur unſer Annaliſt für die Mitzeit iſt, ſondern es auch noch für die Folgezeit bleiben wird.

Um ſo eher darf ich Verzeihung hoffen, wenn ich mich erdreiſte, ihm freimuthig auf einige erhebliche Mängel ſeines großen Werks aufmerkſam zu machen, die wenigſtens mir und manchen ſeiner fleißigen Leſer und Verehrer als ſolche erſcheinen. — Das bekannte ubi plura nitent etc. iſt mein Wahlſpruch nie geweſen; was ſich der ſtrahlenden Vollkommenheit nähert, wünſchte ich auch noch von den wenigen, ihm anklebenden Flecken gereinigt zu ſehen. — Das erſte, was gewiß viele, ja die allermeiſten Leſer an der allgemeinen Zeitung anders wünſchten, iſt der Styl. Der Herausgeber ſcheint zwar davon überzeugt zu ſeyn, oder es doch mindeſtens durch ſein Beyſpiel predigen zu wollen, daß blumenreiche Fraſen, ampullae et sesquipedalia verba in das Gebiet der Geſchichte gehören, oder gar einen weſentlichen Beſtandtheil derſelben ausmachen; ſo ſehr ihm auch die Grundſätze und das Beyſpiel der beſten Geſchichtſchreiber des Vater- und Auslandes hierbey entgegen ſtehen. Livius, Saluſtius, de Thou, Johann Müller, Schröckh, Spittler, u. a. d. mögen dieſe Behauptung, falls ſie noch eines Beweiſes bedürfte, unterſtützen. Und wenn ſchon an großen Werken alle

ſchwülſtige Auswüchſe der Schreibart tadelnswerth ſind, wie vielmehr ſind ſie es in einem Blatte, das einzig und allein zum Zwecke hat, uns mit den Begebenheiten des Tages kurz bekannt zu machen, ſie uns einfach darzuſtellen, und der Zeit, ſo wie dem künftigen Geſchichtſchreiber das Urtheil und die fernere Entwickelung zu überlaſſen!

Der Zweyte, und weit weſentlichere Mangel der vorliegenden Zeitſchrift beſteht in ihrer Einſeitigkeit, in der erklärten Partheylichkeit des Verfaſſers für die franzöſiſche Revoluzion und alles was mit ihr zuſammen hängt, oder auf ſie Bezug hat. — Ich weiß aus leidiger Erfahrung, daß in einem Zeitalter, wo nur die Koryfäen der weltgeprieſenen, aber leider zur Zeit noch nicht weltbeglückenden franzöſiſchen Revoluzion an der Tagesordnung ſind; wo die Rebmanne, die Ricne und Konſorten mit ihrer Windfackel überall zu leuchten und zu zünden bemüht ſind, daß in dieſem Zeitalter, ſage ich, es gefährlich iſt, dieſem Strome, der alles fortzureißen droht, ſich entgegen ſtemmen zu wollen. — So lange indeß noch ein Mann wie W** es nicht verſchmäht, (*) gemäßigte Geſinnungen laut zu äußern, ſo lange ein Genz und einige Männer, die es verdienen neben ihm genannt zu werden, ihre Kniee vor dem großen Götzen des Zeitalters noch nicht gebeugt haben, ſo lange darf man, ohne das allgemeine „Steinige"! fürchten zu dürfen, es laut ſagen, daß es eine bemitleidenswerthe Schwachheit unſers soi-disant-filoſofiſchen-

Jahr-

Jahrhunderts ist, mit vollen Backen Suwarow den zweyten Tamerlan, und hingegen den Helden des Tages (Bonaparte) einen Weltbeglücker zu nennen; da doch der ganze Unterschied zwischen Beider Weltbegluckung nur der ist, daß der erste für die Regentin einer Monarchie im Norden viele schuldlose Schlachtopfer würgte, hingegen der andere bey Lodi und Arcole zum Vortheil der französischen Pentarchie den schönsten Theil Europa's ausplünderte, und den übrigen durch Aufdringung seiner Grundsatze zu verheeren droht, und im Süden seine eigenen Waffenbrüder bey Tausenden schlachtete; daß der erstere die Polen, der zweyte mehrere, wenigstens eben so schätzbare Völker ihrer Freiheit beraubte. Es gehört zu den völlig unerklärlichen Dingen, die das Ende unseres Jahrhunderts karakterisiren, daß gleichsam ein Schwindel und eine Verblendung sich der besten Köpfe Germaniens bemächtigt, und sie in einen gefährlichen Schlummer auf der Spitze eines Abgrundes gewiegt hat, aus dem sie zwar endlich, aber, wie sehr zu besorgen steht, zu spät erwachen werden! —

Wahrhaft schmerzhaft muß es jedem teutschen Patrioten seyn, daß auch Posselt in diesen leider! so allgemein gewordenen Ton einstimmt; daß er, der hohen Pflicht eines Geschichtschreibers uneingedenk, seine Partheylichkeit für die sogenannten Franken auf jedem Blatte seiner Zeitung so sichtlich kund werden läßt, daß er nur ihre Siege,

ihre wahren und vermeintlichen Großthaten zu erhellen, und die aller andern Völker, weil sie gegen seine Schützlinge fechten, in den Schatten zu stellen sucht! Wie bemerkbar wurde dieses Bestreben noch neulich bey Nelsons glorreichem Siege, welcher Hrn. Posselt veranlaßte, sich lediglich mit den Gründen, aus denen die Franzosen den Herrschern der See - diesmal hatten unterliegen müssen, zu beschäftigen, und die wahrhafte Heldenthat der letztern recht geflissentlich zu verkleinern? — Nur einem Ueberwitzigen kann es einfallen, zwischen Schirachs bekannter monatlicher Sudeley und der allgemeinen Zeitung eine Paralelle ziehen zu wollen; indessen findet doch vielleicht die Frage bey billig Denkenden Entschuldigung: warum man, während alles über Schirachs Partheylichkeit, und zwar mit Recht, stentormäßig schreyt, die Zeitschrift Frankreich, (d) das Possseltsche Journal, die allgemeine Zeitung, und mehrere ähnliche Blätter, (der geißelnswerthen Geißel des Citoyen Rebmann, seiner laternisirenden Laterne und Schildwache zu geschweigen) gleichsam das stillschweigende Privilegium erlangt haben, die Gegenparthey aufs einseitigste zu panegyrisiren! — Soll denn uns Teutschen immer der so gerechte Vorwurf treffen, daß wir nie prüfen, sondern nur stets den Galliern, die jetzt unsre Eingeweide zerfleischen, nachäffen? — Und sollte es denn durchaus unmöglich seyn, ein politisches Tageblatt zu liefern, das sine ira et studio nur Thatsachen darstellte, dem Leser

das

das Herausziehen der Resultate überließe, sich alles einseitigen Raisonnements gefliſſentlich enthielte, und uns so reine Wahrheit, unverfälschte — nur nicht — sche Wahrheit lieferte! — Oder sollte das gerechte Verlangen nach einer solchen Zeitschrift stets zu den frommen Wünschen gehören? —

Ich unterwerfe diese wenige Bemerkungen dem Urtheil aller Sachverständigen, welche nicht zur Fahne der Enragés geschworen haben, mit dem Bewußtseyn, ohne persönlichen Widerwillen das, was mir als gegründet erschienen, nicht unbescheiden geäußert zu haben.

Schließlich erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß die Verlagshandlung der Allgemeinen Zeitung sich, falls dies ohne beträchtliche Erhöhung des Preises möglich wäre, ein großes Verdienst um ihre Leser erwerben würde, wenn sie mit dem Anfang des nächsten Jahrganges die Zeitung auf stärkeres und haltbareres Papier drucken ließe. Ein solches Werk, das seiner Natur nach durch viele Hände geht, und doch der Aufbewahrung so werth ist, verdient wohl auf jede Weise vor schneller Vergänglichkeit bewahrt zu werden.

T — n. v. R.

Beylage des Herausgebers.

Ich habe den vorstehenden, von einem schätzbaren jungen Geschäftsmanne herrührenden Aufsatz um so mehr, so wie er mir für den Merkur zugeschickt worden ist, abdrucken lassen, da ich beynahe alles, was Hr v. R. sowohl zum Lobe als zum Tadel der Posseltschen ci-devant allgemeinen Weltkunde, nunmehr allgemeinen Zeitung, sagt, ohne Bedenken unterschreibe. Wenn auch der Ton des Lobes manchem fast zu hoch gestimmt scheinen möchte, so würde es uns, glaube ich, mehr Ehre machen, wenn wir in der Schätzung dessen, was wir wirklich vortreffliches und vorzügliches vor andern Völkern, die sich mit Recht oder Unrecht besser dünken, aufzuzeigen haben, eher ein wenig zu weit gingen, als, wie gewöhnlich, so weit zurückblieben, daß wir von dem Vorwurf einer kalten und nahe an Geringschätzung gränzenden Gleichgültigkeit gegen so manches Vortreffliche und Gemeinnützige, worauf andre Nazionen stolz wären, schwerlich freigesprochen werden können. Wenn die allgemeine Weltkunde alles das, was uns der Herausgeber in den beyden ersten Blättern hoffen ließ, schon im ersten Jahrgang vollständig und vollkommen geleistet hätte, so wäre sie nicht nur das erste und einzige Tagblatt dieser Art in der Welt, sondern vielleicht mehr als das Werk eines — Menschen gewesen. Aber was ihr bereits ehe sie ein halb Jahr gedauert hatte, bey gemäßigten Lesern

nicht

nicht weniger als bey den leidenſchaftlichſten Feinden der franzöſiſchen revoluzionären Republik Schaden that, war nicht die allen menſchlichen Dingen anklebende Unvollkommenheit, ſondern der überſpannte, an einem Teutſchen anſtößige, nicht ſelten ganz ins Unausſtehliche fallende Enthuſiasmus, womit in dieſem Tageblatt die Großthaten der ſogenannten Groſſen Nazion und ihrer Helden im allerhöchſten Siegeston präkoniſiert wurden, und der Vorwurf der offenbarſten Partheylichkeit, dem es ſich in dieſer Rückſicht ſo häufig ausſetzte; Exceſſe, die ich mir Anfangs nicht anders zu erklären wußte, als durch die Meinung, worin ich irriger Weiſe ſtand, daß der Verfaſſer, der ſo jugendlich ſchwärmte, noch ein fünf und zwanzigjähriger Jüngling, oder (nach der Pythagoräiſchen Berechnung der vier menſchlichen Alter) erſt fünf oder ſechs Jahre über dasjenige, worin man noch ein Knabe iſt, hinaus ſey. Was die Welt von dem Herausgeber der Weltkunde, itzt allgemeine Zeitung genannt, erwartet, und von jedem Annaliſten zu fodern berechtigt iſt, ſind Thatſachen, einfach, wahr und prunklos erzählt, und, da es nicht immer möglich iſt Thatſachen ohne alles Urtheil zu erzählen, unpartheyiſche Gerechtigkeit und Billigkeit im Urtheilen.

Man iſt, dünkt mich, der allg. Weltkunde die Gerechtigkeit ſchuldig, anzuerkennen, daß ſie ſich bereits von der Zeit an, da ſie (zu nicht unbilligem

Rüg-

ſchmak, den ich an ſeinen erhabnen Unterweiſungen fand, ſehr vergnügt zu ſeyn, und ermangelte nicht, meinen Enthuſiasmus biß auf einen Grad zu erhöhen, welcher mich, ſeiner Meynung nach, alles zu glauben und alles zu leiden fähig machen müßte. Ich war zu jung und zu unſchuldig, um das kleinſte Mißtrauen in ſeine Bemühungen zu ſezen, bey welchen die Aufrichtigkeit meines eignen Herzens die edelſten Abſichten vorausſezte. Er hatte die Vorſicht gebraucht, es ſo einzuleiten, daß ich endlich aus eigner Bewegung auf die Frage gerathen mußte, ob es nicht möglich ſey, ſchon in dieſem Leben mit den höhern Geiſtern in Gemeinſchaft zu kommen? Dieſer Gedanke beſchäftigte mich lange bey mir ſelbſt; ich fand möglich, was ich mit der gröſſeſten Lebhaftigkeit wünſchte. Die Geſchichte der erſten Zeiten ſchien meine Hofnung zu beſtätigen. Die Götter hatten ſich den Menſchen bald in Träumen, bald in Erſcheinungen entdekt; verſchiedene waren ſo gar glüklich genug geweſen, Günſtlinge der Götter zu ſeyn. Hier kam mir Ganymed, Endymion und ſo viele andre zu ſtatten, welche von Gottheiten geliebt worden waren. Ich gab demjenigen, was die Dichter davon erzählen, eine Auslegung, welche den erhabenen Begriffen gemäß war, die ich von den höhern Weſen gefaſſet hatte; die Schönheit und Reinigkeit der Seele, die Abgezogenheit von den Gegenſtänden der Sinne, die Liebe zu den unſterblichen und ewigen Dingen, ſchien mir dasjenige zu ſeyn, was dieſe Perſonen den Göttern angenehm, und zu

ihrem

Mißbelieben des Publikums) Zeitung heißt, oder ſich, wie es ſcheint, dieſen Alltagsnahmen geben mußte, in Hinſicht auf die beyden von Hrn. v. R. getadelten Punkte, merklich gebeſſert hat. Recidive, wie z. B. die von Hrn. v. R. ebenfalls gerügte und vermuthlich allen Leſern aufgefallene Art, wie der Herausgeber ſich über Nelſons Sieg bey Abukir vernehmen ließ, müſſen ihn freilich, der Gewohnheit wegen, die, als altera Natura uns Menſchen zuweilen unverſehens überſchleicht, zu Gut gehalten werden. Da ſie indeſſen doch beweiſen, daß er von ſeiner zärtlichen Vorliebe für die Galloſranken noch nicht völlig geheilt iſt, ſo ſchien es mir, das von Hrn. v. R. adminiſtrirte bittere Tränkchen könnte noch immer eine gute Wirkung thun; zumal da Hr. P. hoffentlich an unſrer herzlichen Wohlmeinung nicht zweifeln kann. Was den Theil des Tadels, der auf den Stil fällt, betrift, ſo kann der pompoſe und oft ganz dithyrambiſche und ekſtatiſche Ton, in welchen Hr. P. ehemals bey Lobpreiſung der Magnalien ſeiner Lieblingsnazion zu gerathen pflegte, ſchwerlich jemanden ſtärker auf die Bruſt gefallen ſeyn als mir, dem wegen langen Umgangs mit den beſten proſaiſchen Schriftſtellern Griechenlands und Roms, eine von der ihrigen ſo gewaltig abſtechende Schreibart, zumal an einem Geſchichtſchreiber, unbeſchreiblich ekelhaft iſt. Indeſſen glaube ich doch, um nicht ungerecht gegen meinen, übrigens ſo talent- und verdienſtvollen Landsmann zu ſeyn, erinnern zu müſſen, daß er, erſtens, gewöhnlich

lich nur dann in diesen Dithyrambenton ausbrach, wenn ihn die Sache, von der er sprach, wirklich in dithyrambische Begeisterung setzte; zweytens, daß der von Hrn. v. N. mit so großem Recht gemisbilligte pompose, schwülstige, emfatische und hyperbolische Stil, (kurz, der Stil des Parisischen Haarkünstlers, der Yoriks Locke zur Probe ihrer Festigkeit in den Ocean tauchen wollte) eine ziemlich über ganz Europa verbreitete Schriftstellerseuche ist, welche hoffentlich nun bald ausgetobt haben, und nicht in das neunzehnte Jahrhundert übergehen wird; und endlich drittens, daß ich das Rednerische im Stil des Hrn. P. gewissermaßen für eine natürliche Folge des Vergnügens halte, womit er die prächtigen Tribunen-Reden bekannter und ihrer vorzüglichen Redseligkeit, oder wirklichen Beredsamkeit wegen gepriesner französischer Volksredner, vielleicht auch besonders die meistens sehr prächtig geschriebenen Proslalien des Direktoriums an das französische Volk, gelesen haben mag. Ich gestehe gern, daß ich selbst manche dieser Reden, (so widerlich mir in gewisser Rücksicht ihr Inhalt war) als Meisterstücke der Kunst, worin die griechischen Sofisten zu Sokrates Zeiten eminierten, (der Kunst der schlimmern Sache den Sieg über die gute zu verschaffen) mit einer Art von Bewunderung gelesen habe. Aber wir müssen nicht alles, was uns an Ausländern gefällt, darum gleich nachahmen wollen. Die französische Sprache hat einen von der unsrigen sehr verschiedenen Genius,

nius, und manches, was in ihr bloß edel oder vornehm klingt, lautet in der unsrigen hochtrabend, schwülstig und geckenhaft. Eben dasselbe gilt in seinem Maße auch vom Englischen. Unsere Sprache besitzt (was ich hier nur beiläufig erwähnen will) vielleicht mehr als irgend eine andere, selbst von denen, die aus der lateinischen entstanden sind, eine Anlage zu der edeln Einfalt, schönen Großheit, anspruchlosen Würde und männlichen Kräftigkeit, wodurch sich die ewigen Vorbilder alles wahren Schönen, die klassischen Schriftsteller der Alten, auszeichnen. Vos exemplaria graeca etc. Das zu muß und wird es wieder kommen, trotz den Afterweisen, die unsrer Jugend weiß machen wollen, daß man, seit sie die Welt erleuchten, und die Menschen (was man scilicet noch nie konnte) denken und schreiben lehren, solcher Gängelwägelchen und Leitbänder nicht mehr bedürfe. —

So wie nun unsere Sprache nicht recht dazu taugt, sich nach der französischen, zumal der neuen republikanischen, (vor welcher die Fenelon, Bossuet, Pascal, La Bruyere, u. s. w. sich oft gewaltig verschütteln würden umbilden zu lassen, so steht der exaltierte, emfatische, großsprecherische, ansetzende, und das, was man gern thun wollte und vielleicht nie thun wird, als schon gethan ankündende Direktorialton einem teutschen Geschichtschreiber noch viel weniger an; zumahl da bey letzterem keine von den Ursachen

statt

ſtatt findet, warum die Demagogen und Demiurgen jenſeits des Rheins ſich deſſen ſo häufig bedienen. Denn er braucht niemand Staub oder Dunſt vor die Augen zu werfen, und hat keinen Beruf weder eine ſchlimme Sache gut ſcheinen zu machen, noch ſeine Leſer in Feuer und Flammen zu ſetzen; es wäre denn, daß er die guten Schwaben (denen man, hoffentlich mit Unrecht, Schuld giebt, daß ſeit einiger Zeit, ich weiß nicht was für ein Revoluzionsluſtiger Dämon in einen großen Theil von ihnen gefahren ſey) unnöthiger Weiſe, oder wohl gar abſichtlich, noch mehr erhitzen, und zu irgend einem raſchen Schritt anſpornen wollte, den ſie, wie die armen Helvezier, zu ſpät bereuen würden, wenn nicht mehr zu helfen wäre. Ferne ſey es von mir, einen rechtſchaffnen Mann in einem ſolchen Verdacht zu haben! — Aber ein Wort der Warnung, damit den Leſern kein Anlaß gegeben werde, über die Tendenz unſrer Wirkſamkeit in Verlegenheit zu gerathen, iſt erlaubt, et hanc veniam damus petimusque vicissim.

Soviel was die Hauptſache betrift. Es finden ſich aber in vorſtehendem Aufſatze noch einige beyläufige Aeuſſerungen des V. über andere, im Vorbeygehen berührte Gegenſtände, bey welchen ich, da ich ſie nicht unterſchreiben kann, einiges zu erinnern nöthig finde. Ich habe ſie im Texte mit a, b, c, d, bezeichnet, und meine Anmerkungen folgen alſo hier unter ebendenſelben Buchſtaben.

(a) Hr. v. R. ſcheint es der Verlagshandlung der Weltkunde oder Allgem. Zeit. zum Verdienſt anzurechnen, daß „vielleicht keine teutſche Buchhandlung ſeit 1795 ſo viel treffliche ausgezeichnete Produkte geliefert habe als ſie, da binnen dieſer Zeit die Horen, Poſſelts Annalen, Schillers neueſte Allmanache, Göthe's Propyläen, u. a. m. in ihrem Verlag erſchienen ſeyen.“ — Ich meines Ortes möchte der Cottaiſchen Handlung (deren Eigenthümer ich übrigens als einen ſehr achtungswürdigen Mann perſönlich kenne und ſchätze) kein beſonderes Verdienſt aus dem machen, was ein beſonderes Glück für ſie iſt; denn gewiß giebt es in ganz Teutſchland ſchwerlich einen einzigen Buchhändler, der ſich nicht alle Tage mit Freuden das Verdienſt erwerben möchte, Werke von Göthe und Schiller zu verlegen. — Und dann möchte ich auch niemand auf Unkoſten anderer braven Leute loben. Um unter mehrern andern, die ich anführen könnte, nur etliche zu nennen, hat nicht die Hartknochiſche, Ungerſche, Viewegſche, Buchhandlung binnen dieſer Zeit eben ſo wohl treffliche und ausgezeichnete Schriften geliefert? — In meinen Augen wiegen bloß die von Hartknoch verlegten Herderſchen Schriften, neuerlich beſonders die Briefe über die Humanität, an Materie und Form, an Reichthum und Wichtigkeit ihres innern Gehalts, an Manigfaltigkeit der ſchönſten Geiſtesprodukte, an Menge lehrreicher, lichtvoller, geiſterhebender und herzerwärmender Aufſätze,

und

sind an eben so prunk- und anspruchloser als entschiedener Tendenz zum gemeinen Besten der Nazion und der Menschheit überhaupt, — mehr als die Hälfte alles andern bedruckten Papiers, das seit vier Jahren auf die Messen gekommen ist, zu Boden. Und um hier, im Vorbeygehen, auch meinem Freunde Göschen sein Recht widerfahren zu lassen, hat nicht die Göschensche Buchhandlung, wiewohl sie mit der vierfachen Ausgabe meiner sämmtl. Werke schwer genug belastet war, die prächtigen Ausgaben von Klopstocks Oden, Alxingers Doolin, das in seiner Art einzige Meisterstück der teutschen typografischen Kunst, Neubecks Gesundbrunnen, die schöne Uebersetzung der Elegieen von Properz, Ifflands sämmtl. Werke, u. a. m. binnen besagter Zeit zu Tage gefördert? — Lassen und geben wir doch jedem das Seine, und hüten uns, andern Unrecht zu thun, indem wir gegen Einen gerecht seyn wollen.

(b) Jede Sache hat mehr als Eine Seite, und muß, wenn man ihr das gehörige Recht widerfahren lassen will, nach ihrem Zweck beurtheilt werden. Die von Hrn. v. N. so sehr verächtlich behandelten londonschen Tagblätter werden nicht für uns, sondern für die Brittischen Kaufleute, Stock-jobbers, Spekulanten aller Art, für den Londner Bürger und die müßige Gentry auf dem Lande ausgegeben; sie sind zu dem, wozu sie dienen sollen, zweckmäßig eingerichtet, und es kann uns

dünkt mich genug seyn, daß uns Gottlob niemand zwingt, zu lesen, was wir nicht gebrauchen können, ohne daß wir es mit verächtlichen Benennungen von uns weisen. Ein englisches Daily Papper kann, wenn es den Wünschen derer, die es halten, entsprechen soll, unmöglich etwas anders als ein buntes Salmigondis seyn.

(c) Unter was für Menschen muß Hr. v. R. leben, daß er sich einer so sonderbaren Wendung bedienen muß, damit er sein Recht, in Sachen die französische Revoluzion und ihre Früchte betreffend, gemäßigte Gesinnungen laut zu äußern, gegen die schwärmerischen Anhänger der Freiheit und Gleichheit behaupten dürfe? Im größten Theil von Teutschland haben sich die Sachen sehr geändert, und wenn von gemäßigten Gesinnungen etwas zu befürchten ist, so ist es nicht mehr von Seiten der letztern, sondern vielmehr von Seiten einer andern Parthey, welche zu glauben scheint, man könne sich nie positiv und feurig genug gegen alles, was nur einigen Bezug auf die französische Revoluzion hat, erklären. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist und bleibt es eine der ersten Pflichten eines vernünftigen Wesens in allem was Menschen und menschliche Angelegenheiten betrift, seine Urtheile sowohl als seine Leidenschaften zu mäßigen; und ich gestehe, daß ich mit dem Ausdruck, „der oder jener, „große oder kleine Mann verschmäht es nicht, „gemäßigte Gesinnungen laut werden zu lassen,“

keinen ſchicklichen Sinn verbinden kann. Es kommt mir eben ſo vor, als wenn man ſagte: N. N. verſchmäht es nicht, ſich wie ein verſtändiger und geſetzter Mann aufzuführen. — Was die Parallele zwiſchen Suwarow und Bonaparte betrift, ſo will ich hier nicht unterſuchen, wie fern ſie, die Sache ſcharf genommen, ſtatt finde, und ob nicht beyden dadurch zuviel und zu wenig geſchehe. Genug daß Hr. v. N. vollkommen recht hat, ſich darüber aufzuhalten, wenn Suwarow von demjenigen ein zweyter Tamerlan geſcholten wird, der den Zerſtörer der alten und Stifter der neuen Republiken in Italien einen Weltbeglücker nennt. Indeſſen bin ich doch ſehr geneigt zu glauben, daß Bonaparte den letzten Titel mit der Zeit verdient haben könnte, wenn die ſouveräne Nazion der Franzoſen im rechten Momente den weiſen Einfall gehabt hätte, ihr Pentarchat und alle ihre konſtituirten Gewalten nach Cayenne zu deportieren, und Bonaparten zum Dictator perpetuus consulari, tribunicia et pontificia poteſtate, zu ernennen. Das wäre doch noch ein vernünftiger Gebrauch von ihrer allerhöchſten Machtvollkommenheit geweſen!

(d) Es geſchieht bloß zur Steuer der Wahrheit, daß ich das Journal Frankreich, mit deſſen Verfaſſern und Unternehmern ich nie in der mindeſten Verbindung geſtanden bin, von denjenigen ausgenommen wünſchen möchte „die das ſtillſchweigende Privilegium erlangt haben, die Gegenparthey (der

jenigen nehmlich, für welche Hr. Schirach und Hr. Mallet dú Pan, zwey nicht ganz gleichartige, aber wenigſtens von gleichem Feuereifer brennende Gladiatoren, fechten) aufs einſeitigſte zu panegyriſiren." — Ich habe das Journal Frankreich von ſeinem Urſprung an mit ruhiger Unpartheylichkeit geleſen, und glaube ein billiges Urtheil daruber fällen zu können. Die Verfaſſer ſind theils franzöſiſche Bürger, wie es ſcheint von der ehemaligen Gironde-Parthey, theils Teutſche, die der franzöſiſchen Republik wohl wollen, ohne darum (ſo viel wenigſtens aus dieſem Journal zu erſehen iſt) ihrem teutſchen Vaterlande übel zu wollen oder Geſinnungen zu zeigen, die mit den Pflichten eines guten teutſchen Bürgers unverträglich wären. Wenn die Verfaſſer auch von einiger Vorliebe für die republikaniſche Verfaſſung und von einer gewiſſen (dermahlen ziemlich allgemeinen) Abneigung gegen privilegierte Kaſten und was in dieſe Rubrik gehört, nicht ganz freygeſprochen werden können (und beydes iſt doch, in Teutſchland wenigſtens, kein in Karls V. peinlicher Halsgerichts-Ordnung verpöntes Verbrechen), ſo muß man ihnen wenigſtens das Recht widerfahren laſſen, daß ſie mit Mäßigung ſchreiben, und daß ihr Journal keineswegs unter die incendiariſchen gehört, wie das politiſche Journal, Mallet dú Pans Merkur, die Eudämonia, und ihres gleichen. Es iſt möglich, (denn mein Gedächtniß iſt mir nicht mehr treu genug, daß ich mich aller Stücke und Aufſätze im Journal Frank-

Frankreich aus den ersten Jahrgängen genau erinnern sollte) es ist, sage ich, möglich, daß im Detail manches tadelhafte mit unter gelaufen seyn kann: aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn die Tendenz des Ganzen nicht unschuldig, und vielmehr edel und gemeinnützig als schädlich wäre. Besonders sehe ich nicht, wie man dieser Zeitschrift (um nur ein Beyspiel aus dem letzten Jahrgang anzuführen) worin des Königl. Kammerdieners Clery Tagbuch, das jeden Leser für den Karakter und das Schikſal des guten Königs Ludwig XVI. so lebhaft interessieren muß, und die kritische Decade, die der jetzigen französischen Regierung so derbe und bittere Wahrheiten sagt, ausführlich nach und nach eingerückt worden, — den Vorwurf der Einseitigkeit machen kann. Mir scheint sie, gerade darum, weil sie nicht einseitig ist, sondern, ihrem Plan und Zweck gemäß, uns Teutsche mit dem innern dermahligen Zustande Frankreichs, von allen seinen Seiten betrachtet, ausführlicher und zuverläßiger bekannt macht als irgend ein anderes, das ich kenne, — unter den laufenden politischen Zeitschriften dieses Jahrzehends eine der vorzüglichsten, unterhaltendsten und brauchbarsten zu seyn.

Und nun zum Schluß noch ein Wort von der Allgemeinen Weltkunde überhaupt. Wer den Plan derselben in den beyden ersten Blättern gelesen hat, und weiß wie reichlich Hr. D. Posselt mit allen, zur Ausführung desselben erforderlichen,

ihrem Umgang geſchikt gemacht hatte. Ich entdekte endlich dem Theoqiton (ſo hieß der Prieſter) meine lange geheim gehaltene Gedanken. Er erklärte ſich auf eine Art darüber, welche meine Neubegierde rege machte, ohne ſie zu befriedigen; er ließ mich merken, daß dieſes Geheimniſſe ſeyen, welche er Bedenken trage, meiner Jugend anzuvertrauen: Doch ſagte er mir, daß die Möglichkeit der Sache keinem Zweifel unterworfen ſey, und bezauberte mich ganz mit dem Gemählde, ſo er mir von der Glükſeligkeit derjenigen machte, welche von den Göttern würdig geachtet würden, zu ihrem geheimen Umgang zugelaſſen zu werden. Die geheimnisvolle Mine, die er annahm, ſo bald ich nach den Mitteln hiezu zu gelangen fragte, bewog mich, den Vorſaz zu faſſen, zu warten, biß er ſelbſt für gut finden würde, ſich deutlicher zu entdeken. Er that es nicht; aber er machte ſo viele Gelegenheiten, meine erregte Neugierigkeit zu entflammen, daß ich mich nicht lange enthalten konnte, neue Fragen zu thun. Endlich führte er mich einsmals tief im geheiligten Hayn des Apollo in eine Grotte, welche ein uralter Glaube der Bewohner des Landes von den Nymphen bewohnt glaubte, deren Bilder, aus Cypreſſenholz geſchnizt, in Blinden von Muſchelwerk das Innerſte der Höhle zierten.

Hier ließ er mich auf eine bemooßte Bank niederſizen, und fieng nach einer viel verſprechenden Vorrede an, mir, wie er ſagte, das geheime Heiligthum der göttlichen Philoſophie des Hermes und Orpheus aufzuſchlieſſen.

in einem Manne ſelten zuſammentreffenden Requiſiten verſehen iſt; wer den ausgebreiteten Nutzen eines nach dieſem Plan mit feſter Hand ausgeführten Inſtituts, und die Ehre, die der Nazion ſelbſt daraus zuwachſen würde, überlegt, und dabey bedenkt, daß die Vermeidung deſſen, was Groſſen und Kleinen an der Weltkunde anſtößig war, an der allgem. Zeitung aber immer weniger wird, bloß von dem Willen des Hrn. P. abhängt, und daß, wenn er nur über dieſen Punkt den Wünſchen aller ächten Kosmopoliten nachgeben und ſeinem eigenen Verſprechen der ſtrengſten Unpartheylichkeit volles Genüge thun wollte, kein Schatten eines Grundes mehr übrig bliebe, warum die allgem. Weltkunkunde nicht unter dieſem ihrem erſten und anſtändigern Nahmen ihren Lauf wieder von neuem beginnen ſollte: wer dies alles in gehörige Betrachtung zieht, wird ſich hoffentlich mit Hrn. v. R. und mir und jedem, dem etwas für ſeine Nazion im Buſen ſchlägt, vereinigen, nicht nur ſein Amen! hinzuzufügen, ſondern auch alles mögliche beyzutragen, daß dieſer Wunſch je bälder je lieber realiſiert werden möge. Die Sache, in ihrem wahren Lichte betrachtet, iſt wirklich mehr Nazionalangelegenheit als Privatſache des Unternehmers; indeſſen kommt doch alles bloß auf den Willen des letztern an. Das Publikum kann nichts dabey thun, als den, der ſich ein groſſes Verdienſt um Zeitgenoſſen und Nachwelt macht, durch allgemeine Achtung und Aufmunte-

rung belohnen; die Kraft und den Willen zu dieſem Verdienſt muß er in ſich ſelbſt finden.

W.

2.

Noch ein Urtheil über die allgemeine Zeitung*).

Es wäre ſehr wünſchenswerth, ein ſo verdienſtliches Blatt zu einer edleren Unpartheilichkeit zu erheben, und ich ſehe das gar nicht für unmöglich an. Man kann auch Feinden Gerechtigkeit widerfahren laſſen, indem man das, was Thatſache iſt, zu berichtigen ſucht, und nicht mehr Räſonnement giebt, als die wahren Prämiſſen unläugbar begründen. Denn ſo ganz ohne eignes Urtheil möchte doch ein gutes pragmatiſches Blatt kaum zu ſchreiben ſeyn, ſollte man es auch nur in die Form von Fragen oder Zweifel einkleiden.

Ich habe freilich die politiſche Stimmung der Allg. Zeit. immer auf eine Spekulazion der Autorſchaft gerechnet, die ihrem Verleger gern ſtarken Abſatz zu verſchaffen wünſcht. Aber alsdann wäre auch das ganze Verdienſt nur Sache des täglichen Brodes, nicht des hiſtoriſchen Werthes. Das Inſtitut

 ſcheint

*) Aus dem Schreiben eines ſehr hochachtungswürdigen Staatsmannes.

ſcheint aber eines edlern Zweckes fähig zu ſeyn. Es darf nur wollen. Der Plan iſt ſehr gut angelegt.

Man hat aus dem dreyßigjährigen Kriege den deutſchen Florus v. Waſſenberg, der ganz antiſchwediſch geſchrieben iſt, aber doch die Thaten des Gegentheils mit Wahrheitsliebe erzählt und nicht ſo gefliſſentlich verkleinert. Es ließe ſich eine gute Parallele mit der allgem. Zeitung ziehen, abgerechnet, was der Geiſt des Zeitalters und des Vortrags für Unterſchied macht.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die allg. Zeit. ſich wegen des Nelſonſchen Sieges ſonderbar benommen hat. Um Nelſons große That zu ſchwächen, wird alles auf die Durchbrechung der Linie genommen, und Clerke zum Lehrer aufgeſtellt, da doch alle gute Nachrichten ſagen, daß die Gegenwart des Geiſtes, womit Nelſon auf der Stelle das wagliche Stück begann, die Franzöſiſche Flotte zu tourniren und ſie zwiſchen zwey Feuer zu nehmen, den Sieg gründete.

Zuletzt wurde freylich auch ihre Linie getrennt; aber keineswegs war dieſes der Plan des Manövers, ſondern nur deſſen Folge. Ich hätte ſehen wollen, wenn ein franzöſiſcher Admiral dieſen heroiſchen Entſchluß ausgeführt, und dieſen taktiſchen Scharfblick gehabt hätte, in welchen Lobſprüchen die allgem. Zeitung ſich würde ergoſſen haben.

Huic

Huic virtus, animusque in pectore praesens,

würde Virgil zum wenigſten haben darleihen müſſen.

Doch es iſt im Gedränge der Zeiten ſchwer, ganz unſeitig zu urtheilen. Ich irre mich vielleicht auch in meiner Anſicht; aber das weiß ich, daß ich es mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht wohlmeine, und ihnen die Giftkur der Revoluzion nicht aufſchwatzen möchte. Denn es iſt noch nicht ſo ſehr im Argen, um ſo eines verzweifelten Wagſtücks nöthig zu haben, wobey man die Fliege mit einem Felſenſtück an der Stirn erſchlagen will.

II.

Der Schwätzer.

Horazens neunte Satire des erſten Buchs.

Jüngſthin wandelt' ich ſo, wie gewohnt, auf der heiligen Straße,
Dichtergrillen im Kopf, und ganz in ihnen verſunken.
Läuft ein Menſch mich an, den bloß vom Namen ich kannte,

Faßt

Faßt mir die Hand: „Sieh da, mein Herzensfreundchen, wie geht es?“

Dank der Frage! Bis itzt ganz wohl! Ihr gehorſamer Diener! —

Wie er ſich nun anhängt, frag ich: Belieben Sie ſonſt was?

„Hm! Sie kennen mich doch, verſetzt er; bin auch ein Gelehrter!“

Deſto werther mir drum, erwiedert' ich, mühte mich ängſtlich

Loszukommen; itzt lief ich, itzt ſtand ich wieder, und ziſchte

Meinem Burſchen ins Ohr, was weiß ich ſelbſt nicht, der Angſtſchweiß

Lief mir den Rücken herab! Ach! dacht' ich, wer doch ein Murrkopf

Wäre, Volanus, wie du! da wär' mir geholfen! Indeſſen

Schwatzt der Kerl was ihm einfiel, pries mir die Stadt und die Straßen.

Ich antwort' ihm nichts. „Sie kümmern ſich mir zu entwiſchen,

Sprach er, ich merk's ſchon längſt. Doch 's iſt vergeblich; ich bleibe,

Gehe nun einmal mit Ihnen. Wo geht's denn zu?„ — I Sie dürfen

Sich nicht bemühn! Sie kennen den Mann nicht, den ich beſuche.

Iſt

Iſt Patient, wohnt über der Tiber, am Parke des Kaiſers. —

„Sey's! hab ſo kein Geſchäft; bin gut zu Fuße; geh' auch mit!„

Nunmehr hängt' ich das Ohr, wie ein übellaunichter Siel,
Wenn ihn der Treiber zu ſchwer beladen. Er plauderte weiter:

„Kenn ich mich recht, ſo werden Sie wohl mir künftig ſo hold ſeyn
Als Sie Viſcus und Varius ſind! Wer könnte wohl ſchneller
Und mehr Verſe machen als ich? Wer niedlicher tanzen?
Und im Geſang muß, traun! Hermogenes ſelber mich neiden."

Hier nun kam ich zum Worte. Lebt Ihre Frau Mutter noch? Oder
Haben Sie ſonſt noch Verwandte, für die Sie leben? —

„Nicht Einen!
Alle ſchon beygeſetzt". — Gott hat ſie ſelig! — Nun trifft's mich!
Thu mich nur ab! Itzt geht mir das Loos aus, was in der Kindheit
Einſt mir die alte Sibyll' aus geſchütteter Urne gezogen.
„Den da, ſprach ſie, tödtet nicht Gift, nicht feindlicher Säbel,
Auch der Seitenſtich nicht, nicht Podagra, Huſten und Schwindſucht.

Aber

Aber ein Schwätzer bringet ihn um; drum meid' er die Plaudrer,
Steht ihm anders zu rathen, ſo bald er zum Manne erwachſen".
Itzo nahten wir uns der Veſta Tempel, und neun Uhr
War's am Tag; juſt ſollte der Menſch vor Gerichte erſcheinen,
Oder, verlief der Termin, ſachfällig werden. „O, Lieber,
Warten Sie doch das Terminchen mit ab!" — Mich hole der Henker
Wenn ich es kann! Ich halt's nicht aus dort lange zu ſtehen,
Und von den Rechten verſteh' ich nichts. Auch eil' ich ja dorthin!
„Nun was laſſ' ich im Stich? Sie oder die Sache?" — O mich doch!
„Nein, ich laſſe die Sache!" So ging er voran, und ich folgte.
Wer kann wider Gewalt? „Wie ſtehn Sie, fragt er von neuem
Bey Mäcenas anitzt?" O! der, ein Mann von Verſtande,
Iſt für wenige nur! In der Kunſt ſein Glück zu gebrauchen
Iſt er Meiſter gewiß! „Ey wenn Sie mich doch empföhlen!

Krieg-

Kriegten an mir 'nen tüchtigen Beyſtand. Sehn Sie, zur zweyten
Rolle wär' ich zu brauchen Die andern müßten uns alle
Straf mich Gott aus dem Sattel!" — O nein, ſo leben wir dort nicht,
Wie Sie denken! Vom Gift der Kabal' iſt ſicher kein Haus wo
Reiner als dieſes. Mir ſchadet da niemand, weil er gelehrter
Oder reicher als ich. Ein jeder ſteht, wo er Platz nahm —
„Traun, Sie zünden den Trieb in ſeinen Zirkel zu kommen
Mir noch heftiger an!" — O wenn Sie wollen, erobern
Werden ihn Ihre Talente gewiß! Auch iſt die Erob'rung
Juſt ſo ſchwer nicht. Eben darum erſchwert er den erſten
Intrigt grade am meiſten! — „Nun, dann ſoll's wahrlich an mir nicht
Fehlen. Zuerſt beſtech' ich die Dienerſchaft; komm' ich auch heute
Nicht gleich vor, das irret mich nicht; ich paſſ' auf die Stunden,
Laur' am Eck der Straßen ihm auf, begleit' ihn nach Hauſe.
Wird doch den Sterblichen nichts in der Welt ohn' Arbeit und Mühe!"

Wie

Wie er ſo ſchwatzte, da kam Ariſtius Fuſcus gegangen,
Mir von Herzen erwünſcht; auch kannt er jenen von Grund aus.
Nun woher und wohin? war Frag' und Antwort. — Ich fing an
Ihm beym Rocke zu zupfen, und drückte den ſträubenden Arm ihm,
Nickte, verdrehte die Augen, er ſollte mich Armen erlöſen.
Aber der boshafte Schalk, er that als ob er nichts merkte,
Lachte mich obendrein aus; mir ſchwoll vor Aerger die Galle.
Aber du hatteſt ja doch was Geheimes mit mir zu bereden?
„Des entſinn' ich mich wohl; doch das zur gelegneren Stunde.
Heut iſt Neumond. Wirſt doch den armen beſchnittenen Juden
Ihren Sabbat nicht ſchänden?“ — Ey was? wer kehrt ſich an ſolchen
Aberglauben? — „Doch ich! Ich bin der Schwächeren einer;
Häng' am Glauben des Volks. Verzeih mir; künftig ein mehrers.“ —
Daß dich! Mußte denn heute ſo ſchwarz die Sonne mir aufgehn!
Läuft der Böſewicht fort, und läßt mich unter dem Meſſer.

Aber da kam zum Glück des Schwätzers Gegner und schrie aus
Voller Kehle ihm zu: „Wohin du Schurke?“ und bat mich,
Ihm als Zeuge zu stehn. Da gab ich gern ihm die Hand drauf.
Und er ergriff ihn stracks, und schleppt' ihn hin vor den Richter.
Da gab's Lärm und Geschrey. So ward mein Retter Apollo!

Schütz.

III.

Nekrolog.

1.

Johann Reinhold Forster.

Quamquam festinas (non est mora longa) licebit
Iniecto ter pulvere curras.

Als die Nachricht von Cook's unglücklichem Ende in England ankam, beeiferte sich alles, das Andenken des rastlosen Weltumseglers zu verherrlichen. Die königl. Societät der Wissenschaften ließ auf Anregung ihres Präsidenten eine Medaille auf ihn prägen mit der stolzen, aber wahren Inschrift: Nil intentatum nostri liquere. Die Dichter aller Nazionen beeiferten sich, Blumen auf das Kenotafium

ſchlieſſen. Unzählige religioſe Waſchungen, und eine Menge von Gebeten, Räucherungen und andre geheimen Anſtalten mußten vorhergehen, einen noch in irdiſche Glieder geſeſſelten Geiſt zum Anſchauen der himmliſchen Naturen vorzubereiten. Und auch alsdenn würde unſer ſterblicher Theil den Glanz der göttlichen Vollkommenheit nicht ertragen, ſondern (wie die Dichter unter der Geſchichte der Semele zu erkennen gegeben) gänzlich davon verzehrt und vernichtet werden, wenn ſie ſich nicht mit einer Art von körperlichem Schleyer umhüllen, und durch dieſe Herablaſſung uns nach und nach fähig machen würden, ſie endlich ſelbſt, entkörpert und in ihrer weſentlichen Geſtalt anzuſchauen. Ich war einfältig genug alle dieſe vorgegebene Geheimniſſe für ächt zu halten; ich hörte dem ernſten Theogiton mit einem heiligen Schauer zu, und machte mir ſeine Unterweiſungen ſo wohl zu Nuze, daß ich Tag und Nacht an nichts anders dachte als an die auſſerordentliche Dinge, wovon ich in kurzem die Erfahrung bekommen würde.

Du kanſt dir einbilden, Danae, ob meine Phantaſie in dieſer Zeit müßig war. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles beſchreiben wollte, was damals in ihr vorgieng, und mit welch einer Zauberey ſie mich in meinen Träumen bald in glüklichen Inſeln, welche Pindar ſo prächtig ſchildert, bald zum Gaſtmal der Götter, bald in die Elyſiſchen Thäler, der Wohnung ſeliger Schatten, verſezte.

des vielgewanderten Mannes zu freuen. Delicle ſetzte ihm ein Denkmal in ſeine Gärten. Miß Williams ſang ihm ihr ſchönes, auch ins Teutſche überſetzte Grablied: Morai. Man ſprach auch von einem Denkmal in der Weſtminſter Abtey, das ihm auf Subſkripzion errichtet werden ſollte *). Seit einem Monath lebt der einzige Mann, der uns Teutſchen von jenen unvergeßlichen Entdeckungsreiſen noch als Augenzeuge erzählen konnte, nicht mehr unter uns. Und hatte der edle Greis auch nur in einem untergeordneten Poſten der zweiten und intereſſanteſten jener Cookiſchen Entdeckungsreiſen beigewohnt: ſo konnte doch ſelbſt der Zorn des allmächtigen Sandwich bey wahrheitsliebenden Britten das Geſtändniß nicht unterdrücken, daß Forſter der gelehrteſte unter allen Begleitern Cooks geweſen ſey, und daß ohne die Beobachtungen der beiden Forſter jene zweite Entdeckungsreiſe für Naturgeſchichte, Länder- und Menſchenkunde weit weniger ergiebig und gemeinnützlich geweſen ſeyn würde. Der Verewigte bedarf unſerer Parentazionen und Lobpreiſungen nicht. Sein Nahme iſt der Unſterblichkeit gewiß. Aber die Leſer des Merkurs werden doch jedes Zeugniß, jedes Have, candida anima! das ein Edler dem Schatten unſers Forſters zuruft, mit

*) Das weitere hierüber findet der Liebhaber in Kippis's Life of Captain James Cook T. II. p. 304 ff. wo auch die Morai der Miß Maria Helen Williams ganz beygefügt iſt.

mit Wohlgefallen hören, und, wem es die Muſen verliehen, gern ſelbſt eine Blume in den gemeinſchaftlichen Kranz flechten; denn dieß iſt die Ehre der Todten.

B.

* * *

A.

Botaniſcher Garten bey Halle,
d. 17. Decemb. 1798.

Unſer Forſter iſt am 9ten dieſes, Abends gegen 7 Uhr, in eine beſſere Welt hinüber geſchlummert. Ich habe ihn ſterben geſehn. Langſam aber unter keinen ſchrecklichen Zufällen wurden die Bande gelöſt, die ſeinen nach Unſterblichkeit dürſtenden Geiſt mit der irdiſchen Hülle vereinigten. Man fand nach ſeinem Tode, was unſer Meckel ſchon vermuthet hatte, Verknöcherungen der Aorta bis tief in den Unterleib, und eine unförmliche Ausdehnung dieſer Arterie, wo ſie aus dem Herzen entſteht; daher die Zufälle von Engbrüſtigkeit, Bruſtkrampf, Kälte der Hände und Füſſe, und ſchlechte Verdauung, die er ſchon ſeit Jahren empfand, und die in der Folge immer ſtärker wurden. Sehr oft ſprach er mit mir über die Urſache dieſer Zufälle, von denen er mit Sicherheit und Ruhe behauptete, daß ſie Vorboten ſeines nahen Todes wären. Seine natürliche Heftigkeit nahm immer mehr ab, je ſchwächer er wurde. Eine Nacht wachte ich mit ſeiner treff-

lichen Tochter bey ihm, und nicht ohne Rührung bemerkte ich die Sanftheit und stille Güte, womit er jede kleine Dienstleistung annahm. „Habe ich nicht recht gute Töchter, und — gute Freunde?“ sagte er, indem er mir die Hand drückte.

Voll Sehnsucht nach dem bessern Leben, voll heiterer Aussicht auf seine grosse Reise in den stillen Ocean, schien er schon ein Bürger jener Welt zu seyn. Auch der kälteste Mensch ging nicht ohne Rührung von seinem Lager. Da war keine Spur mehr von den Ausbrüchen seines körperlichen Temperaments, kein Funke mehr von dem Triebe zum Leben; er schwebte hinüber ins wahre Seyn, ohne daß ihn irgend etwas an diese Welt noch band. Nach und nach, täglich mehr, fühlte er, wie die Hülle seines Geistes zertrümmert wurde, und wie der Geist, über dem Staube erhaben, sich mit der ewigen Quelle, aus der er ausfloß, zu vereinigen strebte. Wir, die wir um sein Lager standen, hätten ihn so gern gelabt, allein kein Trunk erquickte ihn mehr; drum baten wir für ihn und für uns, daß unser Ende wäre wie sein Ende. Das war kein Tod eines Filosofen, kein Tod eines Andächtigen. Es war der Tod eines glücklichen Menschen, der auch jetzt noch merkwürdig ist, so wie er im Leben höchst merkwürdig war.

Forster verband mit einer höchst seltenen Kenntniß der Literatur jedes Fachs, ungemein viele, wohl

benutzte Erfahrungen. In der Naturgeſchichte, in der Länder- und Völkerkunde, in der Geſchichte wußte er ſo erſtaunlich vieles, was der bloße Literator, ὁ ἐκ βιβλίων κυβερνήτης, wie Galen ſagt, nicht einmal ahnt. Davon liefern ſeine Beobachtungen, auf einer Reiſe um die Welt angeſtellt, die auffallendſten Beweiſe. Von dieſem Buche darf man dreiſt ſagen, daß gewiß nie ein Reiſender einen ſo reichen Schatz auf ſeiner Reiſe geſammelt hat. Welcher gebildete Menſch aus jedem Stande wird dies einzige Werk in ſeiner Art wohl leſen und wiederleſen, ohne den lehrreichſten und angenehmſten Unterricht über unzählige Dinge darin zu finden, die den Menſchen als Menſchen am meiſten intereſſiren! Wie mühſam Forſter arbeitete, wie gewiſſenhaft er hiſtoriſche Forſchungen anſtellte, das lehrt ſeine Geſchichte der Schifffahrten und Entdeckungen im Norden; das lehrt ſein ſchöner antiquariſcher Verſuch über den Byſſus der Alten. Aehnliche Unterſuchungen machten ſeine Lieblingsbeſchäftigungen aus, und ſie wurden ihm durch ſeine große Kenntniß der klaſſiſchen Literatur gar ſehr erleichtert. Es giebt wenig praktiſche Gelehrte, die dieſen entſchiedenen Hang, dieſe enthuſiaſtiſche Vorliebe für die Alten ſo ſehr in alle ihre Beſchaftigungen hinein bringen, als Forſter. Seinen Horaz trug er gewöhnlich in der Taſche, wenn er in unſern Garten kam. Es war derſelbe, der ihn auf ſeinen Reiſen um die Welt begleitet hatte. Man konnte ihn nicht glücklicher

machen, als durch eine zierliche lateiniſche Epiſtel, worauf gewiß ſogleich wieder eine ähnliche Antwort erfolgte. Vor einem Jahre ſchrieb ich ihm lateiniſch, und ſchloß mit den Worten des Agamemnon an den Neſtor:

Möchten, o Greis, wie der Muth dein Herz noch füllet im Buſen,
So dir folgen die Knies, und feſt die Stärke dir dauern!
Aber dich drückt des Alters gemeinſame Laſt! O, ihr Götter,
Daß ſie ein anderer trüg', und du ein Jüngling einher gingſt!

Gleich darauf erhielt ich eine Antwort, die ſich mit den griechiſchen Verſen aus dem 4ten Buche der Ilias anfing:

Siehe, nicht alles zugleich verliehen die Götter den Menſchen!
War ich ein Jüngling vordem, ſo naht mir jetzo das Alter.
Aber auch ſo begleit' ich die Reiſigen noch, und ermahne
Andre mit Rath und Worten: denn das iſt die Ehre der Alten!

Welche Fülle klaſſiſcher Gelehrſamkeit ſteckt nicht in dem einzigen Bogen, den er vor einigen Jahren zur

zur Ueberſicht der Mineralien drucken ließ! In der Geſchichte der Botanik und Zoologie wird er mit ſeinem großen verewigten Sohn als einer der erſten Entdecker unſers Jahrhunderts glänzen. Doch geſtehe ich freymüthig, daß ſeine Nova genera plantarum nicht grade ſein Meiſterſtück ausmachen. Oft bedauerte er es noch, daß er mit der Herausgabe derſelben ſo ſehr geeilt, und nicht Banks Entdeckungen mit den ſeinigen verglichen habe. Sein Sohn wollte dies in ſeinem Prodromus florulae Insularum australium wieder gut machen; aber er trieb die Gefälligkeit gegen Banks und andere Naturforſcher wieder zu weit, verwarf zu viele neue Gattungen, die ſein Vater gemacht hatte, und veranlaßte dadurch unzählige Irrthümer, zu denen ſich unſre Botaniker durch Forſters Anſehn verleiten ließen, ohne die Pflanzen ſelbſt geſehen zu haben. Forſters Pflanzenſammlung iſt noch immer ein Schatz, durch deſſen vorſichtige Benutzung ungemein viele Irrthümer in unſern Syſtemen und Spec. plantarum berichtiget werden könnten. Möge der große und gute Fürſt, der ſo viel Sinn für die Beförderung nützlicher Wiſſenſchaften hat, durch den Ankauf dieſer Sammlung für die hieſige Univerſität, die öffentliche Benutzung dieſer Schätze befördern!

Forſter hatte mehr Vorliebe für das Große in der Naturgeſchichte, für allgemeine Ueberblicke als für das Detail. Büffon war daher ſein Lieblings-Schriftſteller, den er als Muſter der Schreibart, beſon-

ders seine Epoques de la nature, seine Schilderung des Pferdes, des Kameels ꝛc zu empfehlen pflegte. Er hatte die Freundschaft jenes großen Naturforschers genossen, so wie er mit Linné in der engsten Verbindung stand, so lange dieser lebte. Angenehm war es, Forstern eine Vergleichung zwischen beiden anstellen zu hören, deren Verdienste er gewiß richtig zu schätzen verstand.

Forsters Neigung für die allgemeinen Ueberblicke der Natur und für die Ideen über die Zwecke in allen Werken derselben hing sehr genau mit seinem religiösen und moralischen Gefühl zusammen. Ohne sich an die Ceremonien irgend einer irdischen ängstlich zu binden, betete er den ewigen Urheber alles dessen was ist in dem großen Tempel der Natur an, verehrte seine Weisheit und Güte mit einer Wärme, mit einer innern Ueberzeugung, die, wie mich dünkt, allein die wahre Religiosität ausmachen. Wie oft habe ich ihn Thränen der Freude, des Danks und der Anbetung vergiessen gesehn, wenn er mit mir von dem Unsichtbaren sprach, dessen Spuren allen Werken der Schöpfung eingedrückt sind; wenn er von dem redete, was den Menschen nach dem Tode erwarte, von unsern erhabenen Aussichten in eine bessere Welt, wo sich alles, was hier misklingt, in ewigen Harmonieen auflösen wird. Nein, nie, nie hörte ich einen Mann, der gerade kein kirchlich frommer Mann war, mit solcher Herzlichkeit, mit solchem innigen Gefühl seine religiöse Gesinnungen ausdrücken, als Forstern. Er

trug

trug dieſe Geſinnungen nicht zur Schau, aber er ſchämte ſich ihrer auch nicht. Mit dem ihm eigenen Feuer verwies er allen, die dieſe Ueberzeugungen nicht zu haben ſchienen, ihre Inkonſequenz; mit tiefer Verachtung belegte er alle die, die, um ihren Lüſten zu fröhnen, oder um den Modeton mit zu machen, über die heiligſten und ehrwürdigſten Gefühle der Menſchen ſpotten.

Eben ſo lebhaft war ſein moraliſches Gefühl. Alles Wahre, Gute und Schöne zog ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt an. Große menſchliche Karaktere erfüllten ihn mit einer Achtung, deren Aeußerungen bisweilen unglaublich lebhaft waren. Mehrmals erzählte er mir ſeine Unterredung mit dem großen König, den er als ſein Idol verehrte. Mit Vergnügen hörte ich ihm immer zu. Denn das Funkeln ſeiner Augen verrieth mir die Stärke ſeiner Empfindungen für die Größe des einzigen Königs. Ganz beſtimmt weiß ich, daß Forſter einmal vor Thränen nicht weiter ſprechen konnte, als er mir die erhabenen Eigenſchaften dieſes großen Menſchen ſchilderte. Friedrich ſchätzte Forſtern ungemein, und hätte ſich mein Freund nicht ſelbſt im Lichte geſtanden, ſo würde er ſein Schickſal noch günſtiger zu machen gewußt haben. Auch unſer jetziger treflicher Monarch beweiſet dadurch ſeine Achtung für Forſters Verdienſte, daß er ſeiner im buchſtäblichſten Sinn des Wortes verehrungswürdigen Wittwe huldreich Hoffnung zu einer Penſion gemacht hat.

Unter Forſters moraliſchen Eigenſchaften glänzt ſeine anſuchmende Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit am meiſten. Für Menſchen, die er ſchätzte und liebte, war er im Stande ſich aufzuopfern; und wie oft iſt ſeine Gefälligkeit mit Undank belohnt worden! Um nur ein Beyſpiel anzuführen, ſo bat der ſchwediſche Archiater Bäck Forſtern, nach ſeiner Rückkehr aus der Südſee, um einige Doubletten von ſeltenen Pflanzen, die er in dem Supplement, welches der jüngere Linné bald darauf herausgab, mit Bäcks Nahmen aufgeführt und den ſeinigen völlig verſchwiegen fand. Dieſes Beyſpiel, worauf er gewöhnlich die Worte anzuwenden pflegte:

Ilos ego versiculos feci, tulit alter honores,

ſchreckte ihn ab, ſeine koſtbare Pflanzenſammlung Reiſenden oder andern Naturforſchern zu zeigen. Ich faſt allein habe das Glück gehabt, dieſe Sammlung noch vor zwey Jahren mit ihm durchzugehen, und von jeder Pflanze, die er mehrmals hatte, ein Exemplar zu erhalten. Mit der fröhlichſten Freundlichkeit, mit immer gleicher Bereitwilligkeit gab er mir nach und nach 7 bis 800 der ſeltenſten Pflanzen, vom Kap, von den freundſchaftlichen Inſeln, von Neu-Kaledonien, Neu-Seeland und Patagonien. Dieſe Pflanzen geben meiner Sammlung nicht allein dadurch einen hohen Werth, daß ſie vielleicht nur zwey- oder dreymal in Europa noch ſo vollſtändig aufbewahrt ſind, ſondern noch mehr dadurch, daß ſie mein verewigter Freund, da er ſchon ſehr ſchwach war, mit

mit der äußersten Mühe selbst für mich aussuchte. Lebenslang werde ich, so oft ich dieses Geschenk in meiner Sammlung betrachte, mich der Herzlichkeit erinnern, womit er sie mir gab; lebenslang werde ich daran denken, mit welcher Bescheidenheit er meine Erinnerungen wegen der Bestimmung mehrerer Pflanzen annahm.

Zu Forsters größten Verdiensten gehört die musterhafte Erziehung seiner Kinder, die bey seinem ältesten Sohn in der That die herrlichsten Früchte getragen hat. Auf seiner ersten großen Reise durch das westliche Asien begleitete ihn sein Georg schon als Knabe, und auf seiner weiten Reise um die Welt, als achtzehnjähriger Jüngling. Georg war auch der Bewegungsgrund, der den Vater, als Landprediger bey Danzig, vermochte, sich auf Naturgeschichte zu legen. Die unermüdliche Neugier des Knaben nöthigte den Vater, sich selbst die Kenntnisse zu erwerben, die der Sohn von ihm zu erhalten wünschte. Georg war nie auf Schulen, nie auf Universitäten: alles hatte er seinem Vater zu verdanken; und welch ein ungewöhnlicher Mensch ward er auch dafür! An der Erziehung der übrigen Kinder hatte die würdige Mutter gleichen Antheil. Sie, die mit einer wahrhaft himmlischen Güte und Sanftmuth so viele andere häusliche Tugenden verbindet, ward auch von ihrem verstorbenen Mann mit einer Liebe, mit einer Verehrung behandelt, die sie gewiß sehr verdiente. Jede körperliche Beschwerde, worüber sie oft zu klagen

So seltsam es klingt, so gewiß ist es doch, daß die Kräfte der Einbildung dasjenige weit übersteigen, was die Natur unsern Sinnen darstellt: Sie hat etwas glänzenders als Sonnenglanz, etwas lieblichers als die süssesten Düfte des Frühlings zu ihren Diensten, unsre innern Sinnen in Entzükung zu sezen; sie hat neue Gestalten, höhere Farben, vollkommnere Schönheiten, schnellere Veranstaltungen, eine neue Verknüpfung der Ursachen und Würkungen, eine andere Zeit —— kurz, sie verschaft eine neue Natur, und versezt uns in der That in fremde Welten, welche nach ganz andern Gesezen als die unsrige regiert werden. In unsrer ersten Jugend sind wir noch zu unbekannt mit den Triebfedern unsers eignen Wesens, um deutlich einzusehen, wie sehr diese scheinbare Magie der Einbildungskraft in der That natürlich ist. Wenigstens war ich damals leichtgläubig genug, Träume von dieser Art, übernatürlichen Einflüssen beyzumessen, und sie für Vorboten der Wunderdinge zu halten, welche ich bald auch wachend zu erfahren hofte.

Einsmals, als ich nach der Vorschrift des Theogitons acht Tage lang mit geheimen Ceremonien und Weyhungen, und in einer unabläßigen Anstrengung mein Gemüth von allen äusserlichen Gegenständen abzuziehen, zugebracht hatte, und mich nunmehr berechtiget hielt, etwas mehr zu erwarten, als was mir bisher begegnet war, begab ich mich in später Nacht, da alles schlief, in die Grotte der Nymphen, und nachdem

gen Urſache hatte, erregte ſein Mitgefühl auf das lebhafteſte.

Sehr muſterhaft war Forſters Gerechtigkeitsliebe und ſeine Achtung für fremdes Verdienſt. Innig und herzlich war ſeine Hochachtung für ſeine Kollegen, unter denen er am meiſten Meckel, Riemeyer und Wolf mit liebenswürdiger Herzlichkeit jedem Fremden anzupreiſen pflegte. Wohl wiſſen wir noch, mit welchem Eifer er Wolfs Homer und Kappes neues Teſtament ſtudierte; wie ſehr er dafür ſorgte, daß die Meiſterwerke ſeiner Kollegen auch in der glänzendſten äußern Geſtalt in ſeiner Bibliothek aufgeſtellt würden. Wohl weiß ich noch, mit welchem für mich beſchämenden Enthuſiasmus er mich umarmte, als er den zweiten Theil meiner Geſchichte von Medizis geleſen hatte; und wie manches liebe Zeugniß ſeines Wohlgefallens an meinen Arbeiten, durchwebt mit ſchönen Sprüchen aus den Alten, bewahre ich noch auf! — Iſt dieſe Achtung für fremde Bemühungen in der Gelehrſamkeit nicht heut zu Tage eine nur ſehr ſeltene Tugend?

Hier muß ich abbrechen. Ich habe meines entſchlafenen Freundes literariſchen und moraliſchen Karakter von einer vortheilhaften Seite geſchildert. An ſeine Schwächen zu erinnern will ich Andern überlaſſen. Seine Tugenden und ſeine Fehler, ſage ich mit Gotter, liegen beyde mit zitterndem Vertrauen in deſſen Bruſt verſenkt, der Gott und Vater iſt.

Kurt Sprengel.

An

B.

An Reinhold Forſters Grabe.

1.

Er hat, voll Kraft an Leib und Geiſt,
Auf Meeren rings die Erd' umkreiſ't;
Doch nun umfaßt ihr ſtiller Schooß
Ihn kalt und freudenlos!

Der ſonſt ſo raſch, ſo muthig war,
Was weilt er hier? — Er ſchläft wohl gar,
Um von der großen Reiſe nun
Auf ewig auszuruhn? —

Ach nein! er warf ins finſtre Grab
Nur läſt'ge Feſſeln lächelnd ab;
Sein leicht beſchwingter Geiſt iſt ſchon
Zur größern Reiſ' entflohn.

A. G. Eberhard.

2.

Der Wanderer.

Wen beherbergeſt du?

Das Grab.

Den gewaltigen Reiſegefährten
Cooks, den ein Unglücksgeſtirn hin nach Owhyhee geführt.

Der

Der Wanderer.

Ewiges Jammergeſchick! — auch du biſt zu Aſche geworden,
Herrlicher! der du ſo viel Länder und Meere geſehn! —
Welcher vertraut der Natur der Südſee Flora erkundet,
Deſſen Hügel bedeckt namenlos wankendes Gras!
Muthiger Du, dem zu eng vier geräumige Welttheile ſchienen,
Bergen vier Bretter dich nun ewig in finſterer Gruft?

Das Grab.

Klage nicht! — Sieh es beſchifft nur des ſtillen Oceans Straße,
Ruhiger Heimath zu ſteuernd, der Dulder auf's neu.
Dieſes Haus hier verſchließt ſein läſtiges Reiſegeräthe;
Wanderer, wünſche dem Greis eine geruhige Fahrt!

2.

Auf Fr. Schulzens Grab*).

Endlich ruhet er hier mit ſeinem Stabe der Wandrer;
Mancherley Sitten und Volk hatt' er im Leben geſehn.
Weisheit kam ihm von dir, Zeus Tochter, Pallas Athene;
Maja's beflügelter Sohn, Honigrede von dir.
Durch der Dichtung Gefild hatt' ihn die Muſe geleitet,
Und den blühenden Kranz freundlich ihm ſelber gereicht —
Um ihn ſammelten ſich im fröhlichen Kreiſe die Hörer;
Mann und Jüngling und Greis lieh ihm lauſchend das Ohr.
Darum neidet' ihn uns die Göttin des dunkelen Orkus,
Zürnend ſandte ſie ihm der Vergeſſenheit Trank.
Da verſtummt' ihm die Red', es welkten die Blüthen der Dichtung,
Und ein Schattengebild wandelt' er fürder daher.
Endlich iſt er zu euch, ihr Schatten, hinübergeſchlummert,
Und geſühnet iſt nun, Perſefoneia, dein Zorn.
Lauſchend umringen ihn jetzt in Ais öder Behauſung
Alle Seelen, die hier eifrig nach Weisheit geſtrebt.

IV.

*) Dieſe freundlich und zart gedachte Aufſchrift ſtand zuerſt in einem öffentlichen Blatte, das zu Mietau herauskommt.

IV.

Ueber Muſik, Botanik und Gartenanlagen in Wien.

(Auszug aus einem Briefe.)

Wien, im July 1798.

Der Wiener, der unter andern verzeihlichen Schwachheiten die unverzeihlichſte beſitzt, nichts zu ſchätzen das er nahe hat, alles zu tadeln und zu bekritteln was hier gemacht wird, alle ausländiſchen Werke groß und ſchön zu finden, alles Inländiſche zu verachten, würde vielleicht durch den Werth, welchen manche gewiß treffliche Anſtalt im Auslande gewinnt, doch verleitet werden, eher das Gute derſelben zu unterſuchen, bevor er in ſchmähenden Tadel ausbricht. Hieran liegt es wohl auch, daß die inländiſche Literatur ſo wenig Fortſchritte machen kann. Kommt einer noch mit unverſuchten Schwingen, und bringt etwas zu Markte, ſo fällt man über ihn her, und rupft ihm die Federn ſo lange aus, bis er nackt und beſchämt nach Hauſe ſchleicht; und wenn ſie dann in einzelnen Fächern bereits weiter fortgeſchritten ſind, ſo haben ſie aus Mangel an früherer Uebung ſelten jene Fertigkeit des Ausdruckes, die den früheren Schriftſteller karakteriſirt, machen an ſich ſelbſt überſpannte Forderungen, unter-

unterlassen daher auch dasjenige, was und worin sie etwas leisten könnten. Wenn man bemerkt, welchen reichen Stoff zu Bemerkungen, Beobachtungen und Berichtigungen die Länder des Hauses Oesterreich dem Denker an die Hand geben, und dagegen die traurige Erfahrung macht, daß außer de Lucas Werken kein anderes existire, welches uns mit diesen Staaten bekannter zu machen im Stande wäre, so wird man unwillkührlich von Unmuth ergriffen. Selbst die Reisenachrichten sind größtentheils von Fremden, oft einseitig, meistens oberflächlich; so oft daher etwas erscheint, daß durch einiges Verdienst oder durch Wahrheit der Sache für diese Staaten merkwürdig ist, will ich es nie versäumen Ihnen anzuzeigen. Wirklich glaube ich Sie auf zwey kleine Werkchen aufmerksam machen zu dürfen. Beyde sind von österreichischen Eingebohrnen geschrieben, beyde lesens-werth. Das erste: Ueber die Tiroler, ist von Rohrer, einem Buchhaltereybeamten; das zweyte führt den Titel: Vaterländische Reise von Grätz über Eisenärz nach Steyer, (Wien bey Rötzl) und hat einen gewissen Leitner zum Verfasser. Kindermanns, des Verfassers der Grätzer Bauernzeitung, schöner Atlas von Innerösterreich in 12 Blättern ist ebenfalls vollendet, und steht, gleich der Anichischen Karte von Tirol, als ein neuer Beweis da, wieviel man durch Fleiß und Ausharrung zu leisten vermöge.

Auch unsere Duchessa Giovanni, die als Schriftstellerin durch einige französische und italienische Werke über die Erziehung bekannt ist, gab ein neues

Werk heraus, nemlich: Plan pour faire servir les voyages à la culture des jeunes gens, qui se vouent au service de l'état, dans la carriére politique, accompagné d'un précis historique de l'usage de voyages et d'une table pour faciliter les observations statistiques et politiques, avec une carte statistique. Die Albertiſche Buchdruckerey, welche ſich durch Fleiß und Nettigkeit ſchon ſeit längerer Zeit auszeichnet, lieferte hierzu eine Tabelle von 4 Schuh Breite und drey Schuh Höhe; der Satz beſteht aus mehr als 150000 Buchſtaben.

Ich hatte Ihnen, glaube ich, in meinem letzten Briefe bereits mehreres von der leidenſchaftlichen Vorliebe geſchrieben, mit welcher man hier die Muſik treibt. Größere und kleinere muſikaliſche Zirkel finden Sie nicht blos in den angeſehenen, ſondern ſelbſt in den gemeinſten Häuſern, und es iſt Empfehlung genug, ein oder das andere Inſtrument mit einiger Fertigkeit zu ſpielen, um auch in den beſten Häuſern Zutritt zu haben. Der große Haydn, die Compoſiteure Albrechtsberger, Kozeluch, Weigel, Bethofen, die Künſtler Wölfl, Schupparzig, Eppinger, Stadler, Saal, Adamberger, Madame Pesheny, ehemalige Auerhammer, genießen in jedem Hauſe der freundſchaftlichſten liebevollſten Aufnahme. Knaben von 6 bis 10 Jahren geben öffentliche Concerte, bey welchen die Bewunderung und der ungetheilteſte Beyfall der Kenner ſie zu weiteren Fortſchritten in ihrer Kunſt auf-

aufmuntert. Die teutſche und italieniſche Oper ſind ſehr beſucht. Mad. Tomeoni, die beyden Willmann und andere genießen die vorzügliche Gunſt des Publikums. Schikaneders in der Vorſtadt Wieden gelegenes Theater erhält ſich größtentheils durch die teutſchen Opern. Mozarts Zauberflöte, Gallus und Winters Pyramiden Babylons, Winters Labyrinth, welche Opern alle zuerſt auf dieſer Bühne erſchienen, und wovon die erſte vielleicht ſchon 5 bis 600 mal gegeben wurde, werden noch immer ſehr ſtark beſucht. Sie finden in den meiſten öffentlichen Orten, wo feinere Welt ſich verſammelt, im Augarten, Prater, auf den Baſtionen der Stadt immerwährende beſtimmte Muſikbanden, und keine ſelbſt unter der Erde gelegene Trinkſtube, aus welcher ihnen nicht die Harfe eines Knaben, eines Blinden, oder wohl gar eine rauſchende Cymbelſymfonie herumziehender Bergknappen entgegen ſchallt. Nicht drey Gaſſen durchwandern Sie, ohne ein Inſtrument, oder bisweilen ganze Concerte, oder in dem Hofe eines Hauſes einen Leyerkaſten, oder eine Drehorgel zu hören, die denn ihren Beſitzer ziemlich nähren. Ehemals wurden auch die neueſten Vorfälle der Zeit nach alten Volksmelodieen in gar erbärmliche Verſe gebracht, und von herumziehenden Weibern, meiſt von einer Harfe begleitet, abgeſungen und verkauft. Nachtmuſiken ſind hier ſo häufig, als unter dem ſchönſten italieniſchen Himmel. Bald ſind es ganze Geſellſchaften von Sängern, bald rauſchende Inſtrumentalmuſik, bald auch die einzelne Flöte oder die Mandoline, welche Ihnen beym nach Hauſe gehen aus den ſtillen Straßen entgegenſchallen

len und bald einen Kreis von Zuhörern um ſich verſammeln, welche mit aller Schnelligkeit ihr Lager verlaſſen und herzuſtrömen. Der Menſchen, welche ſich vom Unterrichte und von allen Zweigen der Muſik, vom Komponiren bis zum Klimpern eines Inſtrumentes oder zum Notenſchreiben herab, ernähren, iſt eine unzählige Menge. Es giebt einige Muſikhandlungen, und die Kunſthandlungen verlegen nebenbey auch mit vielem Vortheile geſtochene Muſikalien. In der Kunſthandlung Molle und Compagnie, welche bey ihrer Entſtehung ſchon alle andere ähnliche Offizine weit hinter ſich läßt, ſind erſt dieſer Tage neue Geſänge zur Begleitung der Orfika, eines neuerlich von einem gewiſſen Stöllig erfundenen Inſtruments, erſchienen. Die hieſigen muſikaliſchen Inſtrumente werden geſchätzt, und beſonders die Fortepianos weit verführt. Von der Verfertigung dieſer letzteren nähren ſich viele Meiſter ſammt ihren Geſellen nicht allein gut, ſondern legen ſich auch in kurzer Zeit anſehnliche Kapitalien zurück.

Nach der Muſik wird hier gewiß keine von den ſchönen Künſten mehr getrieben als die Gartenkunſt. Auch hier finden Sie alle mögliche Abſtuffungen von dem Knaben, der ſich Bohnen in kleinen Holzkiſten pflanzt, bis zum ſchaffenden Genius, der Wüſten und Sandebenen in blühende Paradieſe umwandelt. Geſegnet ſind die Fluren der Kaiſerſtadt weit umher; Blumenteppiche überziehen die grünen Flächen der Wieſen; von ſchweren Körnern ſenkt ſich die goldne Aehre; Berge und Thäler, Wälder und Saaten erblickt man weit umher in ſchöner

Man-

Mannigfaltigkeit gelagert: und wenn der Schnitter Gesang in der Ebne verhallt, und das Geklapper in den Scheunen verſtummt, ſo erſchallt von den Bergen das Jauchzen des Winzers und das Knarren der Kelter. Menſchen, die in ſolchen Gegenden wohnen, in welchen früh das Gefühl für dieſe Schönheiten der Natur erwachen muß, die aber doch durch ihre Gewerbe oft wochenlang in ihren vier Mauern erhalten werden, ſuchen ſich wenigſtens einen Theil dieſer Schönheiten, die Blumen und wohlriechenden Kräuter, in häuslichen kleinen Gärten, oder wenigſtens in Töpfen zum beſtändigen Genuſſe vor ihre Fenſter zu verſchaffen. Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, die Marktplätze der hieſigen ſogenannten Ziergärtner zu beſuchen, wo man um die geringſten Preiſe nicht blos inländiſche blühende Pflanzen und Stauden, ſondern ſelbſt nicht wenige der ſeltneren exotiſchen Gewächſe in Töpfen zum Verkaufe anbietet. Neben einer Menge der verſchiedenſten Arten des Geraniums, blühen ganze Reihen von Vanillenkraute (Helioscopium peruvianum), offizinellen und Sambakjasmin (Iasminum ehmals Nycthantes Sambac), von Baſilikum, ſechs bis ſieben Species, u. dgl. und man könnte, ohne in die Gärten zu kommen, hier vom erſten Frühlinge, wo die Veilchen, Krokus, Hyazinthen und Tulpen in Reihen ſtehen, bis zu der im ſpätern Herbſt blühenden Tuberoſe, dem Chrysanthemum indicum und den Winterlevkojen, alle Mittelſorten und die Blumen jeder Jahreszeit kennen lernen. Bey dieſer Wohlfeilheit ſind denn auch die Fenſter der Häuſer voll von Blumentöpfen, für

dem ich eine Menge von ſchwülſtigen Liedern und Anruffungsformeln hergeſagt hatte, legte ich mich, mit dem Angeſicht gegen den vollen Mond gekehrt, welcher eben damals in die Grotte ſchien, auf die Ruhebank zurük, und überließ mich der Vorſtellung, wie mir ſeyn würde, wenn Luna aus ihrer Silberſphäre herabſteigen, und mich zu ihrem Endymion machen würde. Mitten in dieſen ausſchweiffenden Vorſtellungen, unter denen ich allmählich zu entſchlummern anfieng, wekte mich plözlich ein liebliches Getön, welches in einiger Entfernung über mir zu ſchweben ſchien, und wie ich bald erkannte, aus derjenigen Art von Saytenſpiel erklang, welche man dem Apollo zuzueignen pflegt. Einem natürlich geſtimmten Menſchen würde gedäucht haben, er höre ein gutes Stük von einer geſchikten Hand ausgeführt; und ſo hätte er ſich nicht betrügen können. Aber in der Verfaſſung, worinn ich damals war, hätte ich vielleicht das Gequäke eines Chors von Fröſchen für den Geſang der Muſen gehalten. Die Muſik, die ich hörte, rührte, feſſelte, entzükte mich; ſie übertraf, meiner eingebildeten Empfindung nach (denn die Phantaſie hat auch ihre Empfindungen,) alles was ich jemals gehört hatte; nur Apollo, der Vater der Harmonie, deſſen Laute die Sphären ihre Götter-vergnügende Harmonien gelehrt hatte, konnte ſo überirdiſche Töne hervorbringen. Meine Seele ſchien davon wie aus ihrem Leibe emporgezogen zu werden, und, lauter Ohr, über den Wolken zu ſchweben; als dieſe Muſik plözlich aufhörte, und mich in einer Verwirrung

deren sichere Verwahrung, besonders bey den heftigen Nord- und Westwinden, schon einige Mahle die Polizey durch strenge Verordnungen sorgen mußte. Wenn in den Vorstädten die Leute im untersten Steckwerke der Straße ein Fleckchen abzugewinnen suchen, es mit dünnen Stäbchen umzäunen, und mit Bohnen, Wicken und Erbsen, die sie an Schnüren hinaufziehen, ihre Fenster den Strahlen der Sonne und den Augen der vorübergehenden Neugierigen verdecken, so schafft sich hingegen der Reiche Blumentische an den Fenstern seiner Prunkzimmer, welche in mehreren Abstuffungen die wohlriechenden Pflanzen der Jahreszeit über einander gereiht enthalten. Als noch die Holländer als Europens Blumisten den Ton angaben, suchte man die Blumen so groß und so üppig als möglich zu ziehen. Einige Zeit versuchte man hier auf alle mögliche Weise das Gegentheil; in kleinen porzellänen Töpfchen kaum von der Größe eines Zolles baute und pflanzte man bald Samen, bald Stecklinge, zog Rosen und Blümchen, wahre Liliputen der Flora. Oft hatten 100 bis 200 solcher Blümchen an einem Fenster des Raumes genug. Doch hat sich diese Mode im Reiche der Pflanzen Zwerge zu erziehen, nun schon fast gänzlich verloren.

Daß dabey die Botanik die Königin des Tages sey, daß ihr selbst von den Damen gehuldiget werde, können Sie leicht begreifen. Scheuen sie gleich die mikroskopischen Untersuchungen des eifrigen Forschers, so sind sie doch mit der Nomenklatur, und sehr oft mit manchen andern praktischen Kenntnissen des Anbaues

und

und der Kultur nicht unbekannt. Auch ſind die Hülfsmittel ſich in dieſem Theile der Naturgeſchichte zu bilden vielleicht hier häufiger, als irgendwo. Nebſt dem am Rennwege gelegenen Botaniſchen Garten der Univerſität, welcher noch immer unter der Aufſicht des Neſtors unter den hieſigen Gelehrten, des ehrwürdigen Jaquin, ſtehet, und von dem jungen eifrigen van der Schott, einem Sohne des unter dem Namen Reich (Richard) bekannten verſtorbenen Hofgärtners in Schönbrunn, recht fleißig beſorgt wird, haben wir auch nun ſeit zwey Jahren einen neuen auf Koſten unſerer erhabnen Landesfürſtin errichteten botaniſchen Garten hinter dem Belvedere, welcher blos der öſterreichiſchen Flora geweihet iſt. Die Pflanzen der höchſten Gebirge und der ſchneeigten Alpen, mit allen Mittelarten bis zu den Kindern des wärmeren Himmelsſtriches an den Geſtaden des adriatiſchen Meeres, gedeihen hier alle; die Sorgfalt des eifrigen D. Hoſt, dem die Kaiſerin die Anlegung und Aufſicht dieſes Gartens anvertraute, wacht unermüdet über dieſe Kinder unſrer vaterländiſchen Fluren. Ihm verdanken wir eine vollſtändige mit gewiſſenhafter Genauigkeit und der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit verfaßte Beſchreibung der öſterreichiſchen Pflanzen, die vorigen Sommer unter dem Titel, Synopsis plantarum in Auſtria provinciisque adjacentibus sponte crescentium, bey Wapplern erſchien. Etwas früher war eine kleinere Flora auſtriaca, Enchiridion ad excursiones botanicas in zwei mäßigen Bändchen erſchienen, welche nebſt den ſyſtematiſchen oft auch noch

die zufälligeren Kennzeichen der Farbe ꝛc. bisweilen auch etwas weitläufigere Beschreibungen enthielt, und hierdurch dem Anfänger bey seinen botanischen Spaziergängen sehr brauchbar ist, wenn sie auch die Vollständigkeit der obigen Synopsis nicht erreicht hat. Diese frühere Flora austriaca soll von dem nunmehr bey der Theresianischen Ritterakademie als Lehrer der Zoologie und Technologie angestellten Professor Schultes verfaßt seyn. Der botanische Garten in Schönbrunn ist größtentheils der Kultur ausländischer Pflanzen gewidmet; ihre Anzahl ist sehr groß, und die Unterhaltung des Personales, so wie der Glashäuser ꝛc. wird mit kaiserlichem Aufwande betrieben. Die Oberaufsicht ist auch hier Hrn. Jacquin dem älteren anvertraut; unter ihm steht Bose als Obergärtner. Die Menge der afrikanischen, vorzüglich der kapischen Pflanzen, macht diesen Garten zum ersten in Europa, und der englische Garten zu Kew ist in dieser Rücksicht gar nicht mit ihm zu vergleichen. Der Kaiserhof hat auch beynahe seit etlichen vierzig Jahren fast immer einen oder zwey der geschickteren Gärtner, die zugleich Botanik verstanden, bald nach Westindien, bald ans Kap oder die kapischen Inseln gesendet. Van der Schott, Brettermayer, Lope hatten von daher einen Schatz von Thieren und Pflanzen, besonders von Zwiebelpflanzen, mitgebracht. Die Arten der Ixia, Iris, Pancratium, Albuca, Asphodelus, Gethyllis, Lachenalia, Gladiolus, Amaryllis, Haemanthus, Massonia, Crinum, die Species von Hermannia, Geranium, Pelargenium, Erodium, Arctotis,

Pro-

Protea, Passiflora, Impomaea, Oxalis u. ſ. w. ſind unzählig. Noch jetzt verweilt bereits ſeit 9 Jahren Scholl am Vorgebirge der guten Hofnung, wo er, da ſeine Sammlungen eine ganze Schiffsladung ausmachen ſollen, beſonders bey der jetzigen politiſchen Lage, vergebens ſeiner Abreiſe bisher entgegen ſah. Von dieſem Garten breitet ſich die Kultur einer Menge ausländiſcher Gewächſe durch Ableger und Saamen fort, und ich fand, als ich im vorigem Jahre eine kleine Reiſe ins Rieſengebirge unternahm, bey einem dortigen herrſchaftlichen Beamten, der ein leidenſchaftlicher Gärtner iſt, eine beträchtliche Anzahl ſchöner Geranien, die er von Saamen gezogen, den man ihm aus dem königl. Garten zu Schönbrunn verſchafft hatte. Auch nach Wilna kamen durch Hrn. Prof. Jundzill mehrere Pflanzenkinder dieſer Sammlung, welche er der Freygebigkeit des Hrn. Oberaufſehers verdankte. — Für die Baumzucht giebt der Lehrer der Gartenkunſt am Thereſianum, Hr. Schmidt, ein prachtvolles koſtbares Werk heraus, welches mit außerordentlichem Aufwande in London ins Engliſche überſetzt erſcheint: doch werden die Kupfer hierzu unter des Hrn. Verfaſſers Aufſicht hier in Wien gemalt.

Bey allen dieſen Hülfsmitteln iſt es kein Wunder, daß die Gartenkunſt hier ſo große Fortſchritte macht. Die Anlagen von Gärten erſtrecken ſich weit um Wien herum, und zwiſchen und über den Rebenhügeln breiten ſich die erhabenſten Anlagen über die Anhöhen aus, von denen die Kaiſerſtadt umlagert iſt. Den ſchönen

Gärten der Grafen Kobenzl, Gallizin, Lacy, Kinski, des unvergeßlichen Loudons u. a. m. hat Freyherr van der Lühe in seinem treflichen botanischen Gedichte: Hymnus an die Flora, ein bleibendes Denkmal gestiftet. Wer diese Gegenden, wo die Natur mit der Kunst aufs innigste verbunden ist, durchwandert, dem bleibt ein süßes Andenken davon in seiner Seele. Zwar noch unbesungen, aber sehr sehenswerth und durch seine glückliche Lage gewiß einzig ist der englische Garten, welchen die Frau Fürstin von Paar eine Stunde von Wien zu Hütteldorf am letzten Hügel des Kalenberggebirges anlegte, wo sie im Genusse ihrer selbst und der schönen Natur den größten Theil des Jahres verlebt. Die Anlagen desselben sind beynahe wie durch eine Zauberhand entstanden; noch vor wenigen Jahren war diese ganze Gegend ein wüster Steinbruch, wo magere Erde mühsam die spitzigen Steine verbarg, und kümmerlich dürftige Stauden in den Absätzen steiler Wände wurzelten. Hier wandelt man nun in schattichten Haynen und Blumengefilden, bald durch das Rauschen des Silberbaches in kühle Lauben gelockt, düsterer Schwermuth voll, bald am Rücken des Berges mit freyem Blick über Reihen von Gebirgen erhaben, mit der Thräne höheren Ertzückens im Auge. Die Fürstin ist sowohl durch den Ankauf dieses öden Platzes, als auch durch den Arbeitslohn, welchen sie den Bewohnern dieses Dorfes zu einer Zeit zu verdienen giebt, wo ihre Hände sonst keine andere Beschäftigung haben, zur Wohlthäterin der ganzen Gemeinde geworden, die sie dankbar verehrt. Da die Theile dieses Gartens alle

nur

nur nach und nach entſtanden, ſo wie die edle Fürſtin ein Stück des Grundes nach dem andern umarbeiten ließ, da der Plan hiezu nicht in dem Zimmer entworfen, und dann hiezu das Lokale mit Gewalt umgemodelt worden, ſondern der Fürſtin ſchaffender Genius an Ort und Stelle mit ſcharfem Blicke durchſah, wie er jede Schönheit der Natur benutzen, entwickeln, erheben, veredeln konnte: ſo entſtand daraus eine überraſchende Mannigfaltigkeit von Anlagen, die entzückend iſt, ohne daß dadurch der große Karakter des Ganzen zerſtört worden wäre. In dieſen ſchönen Gefilden lernte ich den Verfaſſer des Dyana-Sore Hrn. Mayer kennen. Es war Abend, und der Mond ſtieg eben herauf, als ich ihn auf einem freyen Platze vor einer Ruine mit in einander geſchlungenen Armen ſtehend traf. Der kühlere Abendwind ſpielte mit den Locken um ſeine Stirn; er blickte ruhig dem ſteigenden Monde entgegen, ſein Auge glänzte und über ſeiner Stirne ſchienen Geſichte der Vorwelt in ſchönen Dichtungen empor zu ſteigen. — Hier lebt er ruhig und ſtill, ſich ſelbſt und dem Genuſſe der Natur. Oſſian iſt ſein Liebling; nie habe ich ihn beredter geſehen, als da er einſt von der Erhabenheit dieſes Barden begeiſtert in das Lob deſſelben ausbrach. Die Fürſtin ſchätzt ihn, und nicht ſelten nimmt er Theil an der Ausführung der Entwürfe, welche ihr durch inniges Gefühl für jede Schönheit reger, gebildeter Geiſt entwarf.

Mit nicht geringem Aufwande legte Hr. Fürſt von Eſterhazi in der Vorſtadt Landſtraße einen neuen engliſchen

liſchen Garten an; da aber das Terrain deſſelben flach war, ſo mußten Hügel und Thäler erſt angeſchüttet oder ausgegraben werden. Dennoch iſt dieſer Garten, welcher Jedermann offen ſteht, ein angenehmer Spatziergang für die Bewohner der Landſtraßenvorſtadt, der es an öffentlichen Unterhaltungsplätzen mangelt; daher die Eröffnung deſſelben gewiß eine Wohlthat war. Schöner und größer ſind die Anlagen des Hrn. Fürſten von Raſumovski, mit denen ein Arm der Donau und ſelbſt der Prater zuſammen hängt; allein ſie ſind für jedermann verſchloſſen. Der Prater, die Brigittenau, der Augarten, ſind öffentliche Erholungsplätze, und werden ihrer angenehmen Lage an der Donau, und ihrer mannſaltigen Gegenden und Ausſichten wegen ſehr beſucht. Im erſteren beſonders verſammelt ſich täglich die ſchöne Welt, und fährt entweder in den Kutſchen ſchnell die Hauptallee gleich dem Corſo in Rom triumfirend auf und nieder, oder pflanzt ſich an derſelben in Reihen auf Stühle hin, und ergötzt ſich an dem bunten Gewühle von Wagen, Reutern und Fußgängern. Die an einander liegenden Gärten des Belvedere und des Fürſten von Schwarzenberg ſind weniger geräuſchvoll, aber auch eben darum der Sammelplatz bürgerlicher und anderer Familien, welche ohne das Beſtreben zu ſehen und geſehen zu werden, hier mit ihren Kindern der reinen Luft, der ſchönen Ausſicht und der Grüne genießen.

V.

Kunſtnachrichten.

I.

Auszug eines Briefes aus Rom.

Rom, d. 4. Novembr. 98.

Der Mahler Bury in Rom möchte gern ſeine zwey groſſen Kartons von Rubens — jedes für 100 Dukaten — verkaufen, um ſich zu helfen. Dabey hat er verſchiedene Aquarellzeichnungen, Copieen nach vortrefflichen Gemählden fertig, die er auch anzubringen wünſchte.

Rom beſitzt noch ſeine Privatgallerien; nur der Prinz Aldrobrandini verkaufte ſeinen Chriſtus von Leonardo da Vinci mit der geſammten Gallerie an zwey engliſche Maler Day und Fagen um 5000 Scudi. Auch hat letzterer die zwey ſchönen Claude Lorrains vom Prinzen Altieri erſtanden.

Die römiſche Republik ſammelt jetzt die noch übrigen beſſern Kirchengemälde, um eine Gallerie zu formiren. Zu dieſem Zwecke iſt die Kreuzabnehmung von Daniel da Volterra auf Trinità de' monti ſchon ausgeſägt werden.

Das ſchönſte Oelgemählde von Giulio Romano in der teutſchen Kirche S. Maria dell' anima

iſt

iſt unter dem Vorwande daß es eine Flammländiſche Kirche ſey, von den Franzoſen genommen worden.

* * *

2.

Nachrichten aus Paris.

Den 15. Frim.

Von dem Eloge d'Ekhel, das B. Millin im Lycée Republicain machte, erzähle ich Ihnen bald ein mehreres. Das Benehmen des Publikums dabei iſt karakteriſtiſch. Niemand hatte je den Namen Ekhel ausſprechen gehört.

Heute erwartet man im Antikenkabinett das Marienbild von Loretto!! Nun können die fidèles hieher wallfahrten. Ich kann Ihnen vielleicht noch etwas darüber am Ende ſagen. — Wenigſtens wird ſie uns nicht die Freude machen, ſich mit dem ganzen Hauſe von den Engeln zum zweitenmal irgendwo hin transportiren zu laſſen.

Geſtern wurde in der Oper die Preisaustheilung des Conservatoire de la Musique vorgenommen. Die Direktoren, Miniſter, die Mitglieder der Conseils etc. waren da, ſo daß nur die favorisés de la fortune Einlaßbillette erhalten konnten. Der alte Piccini hatte einen großen Triumpf. Ich werde Ihnen nächſtens auch davon weitläuftiger ſprechen können.

Merk-

Merkwürdig bleibt es doch, daß bey der Preisaustheilung der Ecoles Centrales weder Direktoren, noch Minister, noch Legislatoren gegenwärtig waren. Aber dies sind ja nur die Ecoles centrales, die für die Wissenschaften sorgen, und jenes ist das Conservatoire de la Musique, das für das Ohr und die Oper sorgt. Indessen wird doch für die Sängerinnen dieses letztern Theaters so schlecht gesorgt, daß sie mit der Bezahlung erst im An 5 sind.

V. Millin hält jetzt Vorlesungen über die Mythen (Cours sur l'histoire héroique) 4 mal in der Decade. Er hat leider nur ein ziemlich kleines Zimmer, da der sehr große Saal, wo er im Sommer liesest, nicht geheizt werden kann. Dieses Zimmer ist bis jetzt ganz gedrängt voll gewesen, und hat wohl etwa 50 Personen enthalten. Ich bin begierig zu sehen ob dieser Zele anhalten wird. Ich vermuthe, wenigstens zum Theil, da mehrere Personen, wahrscheinlich Künstler, Noten nahmen, eine bey den Franzosen seltene Sitte.

Nun habe ich denn ohne die Wallfahrt nach Loretto gemacht zu haben die Madonna gesehn. Sie steht auf dem langen Tisch im Antikenkabinet, gerade im Centrum des Saals, auf allen Seiten von Münzen, Vasen und andern Antiken umgeben. Morgen ist das Kabinet offen. Da die Ankunft der Madonna noch

nicht

wirrung von Gedanken und Gemüthsregungen zurükließ, die mir diese ganze Nacht kein Auge zu schliessen, gestattete.

Des folgenden Tages erzählte ich dem Theogiton, was mir begegnet war. Er schien nichts sehr besonders daraus zu machen; doch gab er, nachdem er mich um alle Umstände befragt hatte, zu, daß es Apollo, oder eine von den Musen gewesen seyn könne. Du wirst lächeln, Danae, wenn ich dir gestehe, daß ich, so jung ich war, und ohne mir selbst recht bewußt zu seyn, warum? doch lieber gesehen hätte, wenn es eine Muse gewesen wäre. Ich unterließ nun keine Nacht, mich in der Grotte einzufinden, um die vermeynte Muse wieder zu hören: Aber meine Erwartung betrog mich; es war Apollo selbst. Nach etlichen Nächten, worinn ich mich mit der stummen Gegenwart der Nymphen von Cypressenholz hatte begnügen müssen, kündigte mir ein heller Schein, der auf einmal in die Grotte fiel, und durch die allgemeine Dunkelheit und meinen Wahnwiz zu einem überirrdischen Licht erhoben wurde, irgend eine ausserordentliche Begebenheit an. Urtheile, wie bestürzt ich war, als ich mitten in der Nacht, den Gott des Tages, auf einer hellglänzenden Wolke sizend, vor mir sah, der sich mir zu lieb den Armen der schönen Thetis entrissen hatte. Goldgelbe Loken flossen um seine weissen Schultern; eine Krone von Stralen schmükte seine Scheitel; das silberne Gewand, das ihn umfloß, funkelte von tausend Edelsteinen; und eine goldne Leyer lag in seinem linken Arm.

Meine

nicht bekannt iſt, ſo wird der Zulauf auch noch nicht ſehr groß ſeyn; allein künftigen Nonidi, der zugleich Sonntag iſt, dürfte wohl der Zulauf außerordentlich ſeyn; denn dann wirken Neugierde und Andacht zuſammen.

Es iſt aber eine ſehr unanſehnliche Figur, mit entſetzlich langen Fingern (ſie wären ſelbſt für eine Junoniſche Figur zu lang) und ganz ſchwarz geräuchert; hin und wieder iſt ſie ſehr abgenutzt.

Ich weiß nicht was aus unſerer lieben Frauen zu Einſiedeln geworden iſt, die Trawitz, Aide - Camp des General Schauenburg, aus der Schweitz vor etlichen Monaten mit hieher brachte. Vielleicht ſtellt man ſie als Pendant neben der Notre dame de Loretto auf, und ſo würde denn das Antikenkabinet bald ein Sanctuarium werden.

Die Inſchrift vom Beinhaus zu Murten ſteht im Antiquitätenmagazin, nicht im Kabinet.

Man erwartet mit dem nächſten Transport aus Italien auch die berühmte, unweit Veletri gefundene Pallas, von welcher ſchon in Rom ſo viel erzählt wurde. Hieſige Künſtler, die aus Italien zurückkommen, ſetzen ſie gleich nach dem Apollo vom Vatikan*). Es

war

*) Man vergleiche die Decade philosophique l'an 7. n. 8. p. 494. wo David eine Nachricht von dieſem herrlichen Fund mit groſſen Lobpreiſungen einrücken ließ. Aber die

erſte

war alles bis auf zwey Finger und einige Falten der mit kleinen Drachen beſtreueten Draperie (die ſogleich reſtaurirt worden waren) beſtens conſervirt, als ſie für den Transport encaiſſirt wurde. Der behelmte Kopf ſoll über alle Beſchreibung ſchön ſeyn. Sie iſt 14 römiſche Palmen hoch.

Didot giebt jetzt Millins Introduction à l'étude de pierres gravées nach der zweiten vermehrten Ausgabe ſehr ſplendid heraus, wovon nur 250 Exemplare auf Velin gedruckt werden. Es werden Kupfer von ſeltnen noch nicht edirten Gemmen eingedruckt.

Von den Manuſkripten die aus Rom und Venedig hieher gebracht wurden, iſt nicht einmal ein Katalog vorhanden. Monge, ein guter Naturforſcher, aber ſchlechter Filolog, mußte ſich bey der Auswahl bloß auf fremde Urtheile verlaſſen. In Rom leitete Visconti ſeine Wahl.

J.

erſte Nachricht, wie man dort zu glauben ſcheint, iſt es nicht. Es iſt auch ſchon im vorigen Jahrgange des Merkurs die Rede davon geweſen. Man hat auch in Rom eine descrizione della Minerva Velitrina herausgegeben, wovon Millin im neueſten Stück des Magazin Enc. einen Auszug giebt.

B.

3.

Ueber den Bildhauer Canova und seine Urtheile über die Dresdner Antikengallerie.

Dresden, im November 1798.

So eben las ich im zehnten Stück des teutschen Merkurs die Nachricht von der Anwesenheit des berühmten Canova in Dresden; vielleicht ist es Ihnen nicht unlieb, wenn ich noch eines und das andere hinzufüge.

Da ich diesen großen Künstler schon in Rom gekannt hatte, so war es mir eine doppelte Freude, ihn wieder zu sehen, zumal unter solchen Verhältnissen, wo ich bey dem Besuch unserer Antikengallerie von seinen großen Einsichten und Kenntnissen Nutzen ziehen konnte. Wir brachten zu vier verschiedenen Malen mehrere Stunden daselbst zu, und ich hatte das Vergnügen, meine Vermuthungen über verschiedene Statuen von ihm bestätiget zu hören. Im Ganzen verbreitete er sich mehr über den praktischen als über den gelehrten Theil der Kunst, und, wenn er es that, mit einer Gründlichkeit, die den Gegenstand völlig erschöpfte. Ueber Vorstellungen, die ihm unbekannt waren, wagte er nicht abzusprechen, sondern theilte allenfalls seine Vermuthungen mit, die er jedoch gewöhnlich nur für unsicher ausgab. Selbst über das muthmaßliche Alter solcher Kunstwerke, die nicht ein entschiedenes Gepräge ihres hohen Alterthums an sich tragen, getraute er sich eben so wenig abzusprechen. Auch hielt er es für unmöglich, denselben bestimmte

te Perioden anzuweiſen, in welchen ſie gearbeitet ſeyn könnten. Der ſchöne koloſſaliſche, vor nicht langer Zeit bey Rom gefundene Antinous, der nun auch nach Paris geſchafft worden iſt, beweiſet, wie er meinte, zur Gnüge, daß unter Hadrian noch große Künſtler gelebt haben, und daß manche vortrefliche Statue, die man des ſchönen Stils wegen in eine ältere Periode ſetzt, von der nehmlichen Zeit ſeyn könne. Ueberhaupt urtheilt er durchaus mit einer ſo großen Beſcheidenheit über die guten Kunſtwerke der Alten, daß ſein großes Künſtlertalent dadurch in einem noch liebenswürdigern Lichte erſcheint. Und wo (dünkt mich) Canova, einer der größten Bildhauer der neuern Zeiten, der mit dem Stil der Alten ſo vertraut iſt und mit den Augen eines Bildhauers ſieht (wodurch ſeine Urtheile vor den Urtheilen eines Malers immer noch ein großes Uebergewicht erhalten), wo alſo ein Canova nicht zu beſtimmen wagt, da läßt ſich wohl wünſchen, daß andere in ihren Urtheilen weniger abſprechend ſeyn möchten.

Er war ſehr verwundert, eine ſo große Sammlung von antiken Kunſtwerken, und darunter ſo viele ſchöne und ſeltene, bey uns zu finden. Unter den älteſten hielt er allerdings die Minerva mit den Reliefs auf dem Limbus des Gewandes, die lauter Kämpfe darſtellen, in welchen Minerva ſelbſt viermal erſcheint, für höchſt merkwürdig *); aber noch weit mehr intereſ-

ſirte

*) Eine weitere Beſchreibung dieſer Minerva, (ſo wie aller im Folgenden angeführten Statuen) findet man in der

Be-

sirte ihn der großgriechenländische oder altgriechische Dreyfuß mit den drey auf die Entstehungsgeschichte des delfischen Orakels anspielenden Basreliefs, den er ebenfalls für eines der ältesten und wichtigsten Denkmäler und in seiner Art für einzig erklärte.

Außer unserm Athleten, diesem in seiner Art einzigen Kunstwerke, zogen ihn die drey bekleideten weiblichen Statuen aus dem Herkulanum am meisten an. Er bewunderte sie mit einer Art von frohem Erstaunen, und gestand, daß er nie etwas so schönes in dieser Art gesehen habe. Er kehrte von andern Kunstwerken immer aufs neue zu denselben zurück, untersuchte sie aufs genaueste, und bekräftigte sein Urtheil mit jedem Male stärker. Selbst auf seiner Rückreise

Beschreibung der kurfürstl. Antikengallerie in Dresden S. 146 f. Es muß jeden Liebhaber freuen, daß diese längsterwartete Beschreibung endlich erschienen ist. Die Papiere des verst. Antikeninspektors Wacker liegen dabey zum Grunde, wobey aber dem fleißigen Herausgeber Hr. Lipsius in der Ausfüllung der Lücken und im fleißigen Zusammenstellen alles dessen, was ihm zur Erläuterung nützlich schien, noch vieles zu ergänzen übrig blieb. Die Dresdner Kunstjünger und Zöglinge der Akademie, über welche neuerlich der freimüthige Verf. der Fragmente über Italien (Tübingen Cotta, 1798) S. 133 ein bedenkliches Urtheil gesprochen hat, können nun wenigstens mit dieser Beschreibung in der Hand sich selbst in den 10 Zimmern der Gallerie orientiren, und die in der voran-

reiſe ſchrieb er mir noch darüber auf eine Art, welche hinlänglich beweiſet, welchen tiefen Eindruck ſie auf ihn gemacht haben.

Die ſchöne Venus in der neunten Abtheilung der Gallerie beſchäftigte ihn ebenfalls ſehr; er gab ihr gleich nach der florentiniſchen den Rang. Die mediceiſche zog er deswegen vor, weil ſie im Ganzen noch mehr ausgearbeitet und beſſer erhalten ſey; aber die ſchönere Form des Kopfes machte er der unſrigen nicht ſtreitig.

Was den ſogenannten Alexander betrift, ſo werden Sie ſich von Ihrem hieſigen Aufenthalte erinnern, daß ich ihn ebenfalls für einen koloſſalen Antinous nehmen zu können glaubte. Canova beſtätigte

 die-

vorangeſchickten Abhandlung über das Koſtume angeführten Merkwürdigkeiten an den Antiken ſelbſt vergleichen, wozu auch die Ichnografieen der Säle am Ende ſehr dienlich ſind. Freilich iſt hier noch ſehr viel zu thun übrig. Die durchaus verunglückte Sammlung der Kupferabbildungen von Le Plat, die unter dem Namen Marbres de Dresde bekannt iſt, verdiente wohl durch beſſere Kupferſtiche auſer Cours geſetzt, und wenigſtens einige dreyßig der vorzüglichſten Stücke mit einem erläuternden Commentar nach und nach herausgegeben zu werden. Möge der würdige Hr. Prof. Becker, der als jetziger Inſpektor dieſer Sammlung die edelſte Humanität mit dem eifrigſten Beſtreben verbindet, die Schätze derſelben recht gemeinnützlich zu machen, recht bald Muſe bekommen, ſeinen ſchönen Plan zur zweckmäſigen Bekanntmachung der

Haupt-

dieſe Vermuthung, und fand in dem zwar antiken, aber nicht zur Statue gehörigen Kopfe, deſſen Helm übrigens modern iſt, ebenfalls den Karakter der Weiblichkeit, den ich darin zu finden glaubte. Dieſer Kopf, der vielleicht einer Minerva zugehört, iſt überdieß auch von einem ganz andern Marmor.

Die ſogenannte Agrippina, Niobe oder Urania, wie ſie auch nach der fehlerhaften Ergänzung genannt worden, gefiel ihm nicht weniger. Ueber die unnatürliche Ergänzung des aufgeſtemmten Arms, die ich Ihnen wies, war er ganz einverſtanden; auch fand er den wahrſcheinlich nicht dazu gehörigen Kopf falſch aufgeſetzt. Zu meiner Vermuthung (der auch Hr. Hofrath Hirt im vorigen Jahre beipflichtete), daß es vielleicht

Hauptſtücke auszuführen! Von ſeinen vielſeitigen Einſichten und artiſtiſchen Kenntniſſen läſt ſich gewiß etwas nicht gemeines erwarten, und die Gallerie verdient ſo ſehr gerade jetzt, wo ſo vieles aus ſeinen alten Sitzen geriſſen und den Beſchauern vielleicht auf immer entzogen wird, noch mehr ans Licht gezogen zu werden. Iſt ſie es doch, die in Verbindung mit der treflichen Mengiſchen Gypsſammlung, der unter der jetzigen Regierung ein ſo ſchönes und liberal eingerichtetes Lokal angewieſen wurde, und mit der geprieſenen Gemäldegallerie Dresden zu einem Mittelpunkte der bildenden Künſte für Teutſchland macht, ſobald nur in dieſe reiche Aerndte überall verſtändige und gutbelohnte Arbeiter geſendet werden.

B.

leicht eine auf einem Felſen ſitzende Ariadne ſey, äuſſerte er, daß dieſe Vermuthung weit wahrſcheinlicher als alle übrigen ſey; daß er aber nicht beſtimmt darüber entſcheiden wolle, weil er kein ähnliches Kunſtwerk kenne, womit ſich unſere Statue vergleichen ließe.

Den ſchönen Kopf des Kaligula in ägyptiſchem Porfyr, der in der nehmlichen Abtheilung ſteht, erklärte er für einen der ſchönſten in Porfyr gearbeiteten Köpfe.

Unter den übrigen Statuen zeichnete er den in Antium mit drey antiken Kopieen gefundenen edlen Faun aus, die ſich, wie Sie wiſſen, alle in der kurfürſtl. Antikengallerie befinden; die ſogenannte Tuccia, die mit größerem Rechte eine Prieſterin der Diana genannt werden kann, wenn ſie nicht, wie ich vielleicht zu einer andern Zeit erwähnen werde, noch anders zu beurtheilen iſt; den ſchönen Körper des Meleager, den er dem vormals vatikaniſchen wenig nachſetzte; die ſchöne Gruppe des alten Fauns mit dem Hermafrodit, die er für eins der kühnſten Werke erklärte. Er kannte dieſelbe ſchon aus einer kleinern Gruppe, die ſich in England befindet, und gab mir über die fehlerhaften Ergänzungen der Arme und Beine Licht.

Von den übrigen vorzüglichen Kunſtwerken unſerer Gallerie gefielen ihm hauptſächlich folgende: die Gruppe von Amor und Pſyche; die beiden Fechter, davon der ältere wahrſcheinlich Kaiſer Hadrian iſt;

die alte Minerva, deren Aegide auf der linken Seite unter der Bruſt herabgeht; der verwundete Sohn der Niobe; die wohl erhaltene Diana mit Köcher und Bogen; die halbe ſchön drappirte Diana; der ſchöne Venuskörper mit dem antiken ergänzten Gewande von Bianco nero oder Bigio; der Silen; der Neptun mit dem ſchönen Kopfe; das ſitzende Mädchen; der kleine Bachus mit dem Löwen; der kleine Bachuskörper in dem modernen Gefäß; der ſchöne Kopf des Antinous in rohem Rosso antico; die Venus genitrix mit dem Priapus zur Seite; und mehrere ſchöne Körper und Draperien, die ich übergehen will, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Der große Aeskulap, der es freilich erſt durch die Ergänzung geworden, gefiel ihm als Statue ſehr; aber er nahm ihn für keinen Aeskulap, ohne jedoch die Bedeutung der Statue auf andere Art zu beſtimmen. Auch machte er an einem merkwürdigen Stück eine ſehr überraſchende Entdeckung, die vorher noch Niemand gemacht hatte, und die ich zu einer andern Zeit mittheilen werde.

Am Tage vor ſeiner Abreiſe begleitete ich ihn auch in die reichhaltige Gallerie der Abgüſſe, die er ſchon einmal beſucht hatte. Mit Vergnügen hörte ich ſeinen Urtheilen über die ſchönſten Kunſtwerke zu, die er ſo lange ſtudiert hat, und mit einer ſeltenen Gefälligkeit beantwortete er mir alle meine Fragen über ſo manche

Denk-

Denkmäler, die ich vormals in Rom geſehen, und deren ich mich in Abſicht auf die ergänzten Theile nicht mehr ganz erinnern konnte. Ich habe mancherley von ihm gelernt; ſo wie ich auch von einigen gelehrten Bemerkungen des Hrn. Hofrath Hirt, der ſich in Rom den Schätzen des Alterthums ſo lange Jahre gewidmet, Nutzen gezogen habe.

Da in jener mitgetheilten Nachricht auch die Werke erwähnt werden, womit ſich Canova gegenwärtig beſchäftiget, ſo muß ich bemerken, daß darunter eine Gruppe von Amor und Pſyche nicht erwähnt iſt, die nach dem Urtheil des Prinzen Rezzonico, dieſes liebenswürdigen und geſchmackvollen Kunſtkenners, und nach dem, was mir auf deſſen Veranlaſſung Canova ſelbſt mit möglichſter Beſcheidenheit davon beſchreiben konnte, vortrefflich werden muß. Er hat mir eine Zeichnung davon verſprochen, auf deren Erlangung ich mich ſchon voraus freue.

Dieſer große Künſtler iſt nunmehr auf ſeiner Rükreiſe nach Rom begriffen, wo ſowohl die Franzoſen, als ſeine Landsleute, ihn auf das ausgezeichnetſte behandelt haben. Man hat ihm, wie er ſelbſt rühmt, nicht nur keine Laſten aufgebürdet, ſondern ihm auch von franzöſiſcher Seite erlaubt, von mehrern Kunſtwerken, welche nach Paris geſchafft worden, vorher noch Abgüſſe für ſich zu machen.

Nach ſeiner Abreiſe erfuhr ich von einem Künſtler, daß er zu ſeinem Vergnügen auch mahle, und daß ſeine

Meine Einbildung that das übrige hinzu, was zu Vollendung einer idealiſchen Schönheit nöthig war. Allein Beſtürzung und Ehrfurcht erlaubte mir nicht, dem Gott genauer ins Geſicht zu ſehen; ich glaubte geblendet zu ſeyn, und den Glanz von Augen, welche die ganze Welt erleuchteten, nicht ertragen zu können. Er redete mich an; er bezeugte mir ſein Wolgefallen an meinem Dienſt, und an der feurigen Begierde, womit ich, mit Verachtung der irdiſchen Dinge mich den himmliſchen widmete. Er munterte mich auf, in dieſem Wege fortzugehen, und mich den Einflüſſen der Unſterblichen leidend zu überlaſſen; mit der Verſicherung, daß ich beſtimmt ſey, die Anzahl der Glüklichen zu vermehren, welche er ſeiner beſondern Gunſt gewürdiget habe. Er verſchwand, indem er dieſe Worte ſagte, ſo plözlich, daß ich nichts dabey beobachten konnte; und ſo voreingenommen als mein Gemüth war, hätte dieſer Apollo ſeine Rolle viel ungeſchikter ſpielen können, ohne daß mir ein Zweifel gegen ſeine Gottheit aufgeſtiegen wäre. Theogiton, dem ich von dieſer Erſcheinung Nachricht gab, wünſchte mir Glük dazu, und ſagte mir von den alten Helden unſrer Nation, welche einſt Lieblinge der Götter geweſen, und nun als Halbgötter ſelbſt Altäre und Prieſter hätten, ſo viel herrliche Sachen vor, als er nöthig erachten mochte, meine Bethörung vollkommen zu machen. Am Ende vergaß er nicht, mir Anweiſung zu geben, wie ich mich bey einer zweyten Erſcheinung gegen den Gott zu verhalten hätte. Inſonderheit ermahnte er mich, mein Ur-

Gemälde ihm unter den Malern ebenfalls einen bedeutenden Rang geſichert haben würden, wenn er ſich ganz der Malerey gewidmet hätte.

W. G. Becker.

VI.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch Seeland und die Küſten von Schonen,

an

Johannes Müller.

Dir, Beſter, ſind dieſe Blätter geweiht. Glücklich wer nie allein zu denken und zu empfinden verurtheilt iſt!

Auf meiner Reiſe durch Seeland und Schonen waren zwey Betrachtungen bey mir herrſchend; die eine: wie weit Landbau und Induſtrie bey ſo langer Menſchenkultur in einer Nazion zurückbleiben konnten, die vor zweyhundert Jahren einen Tycho Brahe hatte, und wie es dieſer Regierung vorbehalten war, alles für die Nazion nachzuholen. In keinem Lande ſind auf einmal ſo viele vor-

vortreffliche Verordnungen ergangen, (nicht ein wüthender Strohm von Geſetzen, die auch, wenn ſie alle gut wären, raſen, weil ſie ohne Maaß ſtröhmen) Verordnungen, die wie fruchtbare geſunde Keime treiben, und bey dieſer Beharrlichkeit eine glückliche Erndte hoffen laſſen.

Ein anderer Anblick war beſonders dem Schweizer auffallend, die Ruinen alter Leibeigenſchaft. Der Norden ſtarrt weniger wegen des nahen Pols und des Eismeers, (auch die Schweitz hat Eismeere) — als durch Leibeigenſchaft. Sie iſt das größte Problem des vollkommenſten Unſinns, wobey Herr und Sklav gleich darben — Aber die Geſchlechter der Menſchen fallen — velut unda supervenit undae; die Zeit wälzt Nazionen, Könige und Völker, ohne daß man die Geſetze beſſere, bis der morſche Tempel ſtürzt. Es iſt aufgeklärten Monarchen vorbehalten, alles Große und Gute zu thun, was Republiken lügneriſch verſprechen, weil ein Monarch, hoch über Neid und ſchnöden Eigennutz erhaben, Herr ſeines Thuns und Laſſens, durch den Trieb ſeines innerſten Weſens, Ruhm und Macht und Reichthum im höchſten Nazionalglück am ſicherſten finden kann.

Den 10. September 1798.

Wir kamen eben von einer Reiſe von eilf Tagen durch die nördliche Hälfte von Seeland und über

den

den Sund nach Schonen in das gestürzte Felsenreich der Kullen, jener südwestlichen Vormauer Schwedens gegen das stürmische Kattegat, zurück. Unsere beyden Karls, der dänische mit langen blonden, der schweitzerische mit gekräuselten schwarzen Haaren, Neumann, ein Norweger, ihr vortrefflicher liebenswürdiger Lehrer, eine dänische Kammerjungfer, ein norwegischer Bedienter waren unsere Reisegefährten. Wir fuhren in einem offenen Holsteinerkorb, in dem oft 8 bis 10 Personen fahren können, und in einem geschlossenen Wagen Nachmittags um 1 Uhr von Sofienholm ab. Das Wetter war so warm und angenehm, als ich es je in Nyon in dieser Jahrszeit gesehen hatte, besonders im Friedrichsthal; denn überall in Seeland, wo die Bäume Schutz geben, scheint das Klima milder und ist auch wirklich fruchtbarer. Hinter Bruns freundlichem Sofienholm dehnt sich ein alter Buchenwald über den länglichten Hügel, der unsern kleinen Bagsværdersee von dem stundenlangen Fuhrsee trennt. Zu bald aber hatten wir diese prächtig abwechselnden Schattengewölbe, unsere Au- und Waldumbuchteten Ufer verlassen, um in die weiten Ebenen zu steuren, wo die allgemeine Einförmigkeit nur durch irgend einen Wald, einen nakten Bauernhof, Sumpf oder See unterbrochen wird.

Seeland ist selten ganz flach; überall ist der Boden wellenförmig, doch so, daß die meisten Anhö-

höhen weit von einander entfernt ſind, und nur Hügel ſcheinen, da wo ſie mit Wald gekrönt ſind. Ich habe von Neapel bis an die baltiſchen Ufer keine ſo ſchönen Buchenwälder geſehen wie in Seeland. Dieſe Inſel ſcheint das Vaterland der Buchen zu ſeyn. Nadelholz iſt da ganz fremd, wird geſäet oder gar in Gärten gepflanzt, und nie groß. Eichen gedeihen beſſer, ſind aber ſelten. Pappeln und Weiden werden ungeheuer groß, doch nur wo ſie vor dem Winde geſchützt ſind. In Charlottenlund, nah am Meer, erwächſt das Haſelgeſtäude zum hohen Baum mit dickem Stamme, wie im Neapolitaniſchen bey Avellino. Die Buchen aber thronen hoch über das hohe Pflanzenreich. Sehr oft wachſen zwey, drey oder vier ſo zuſammen, daß es unentſchieden ſcheint, ob ſie einen oder mehrere Bäume bilden; mehrentheils ſtehen ſie gruppenweis beyſammen und bilden tauſenderley Gänge oder Hallen im weiten Laubpallaſt, in denen Licht und Nacht, durch Millionen Schattirungen verwebt und vermiſcht, ſanft in einander ſchmelzen oder ſich trennen, und wo die magiſche Beleuchtung mit jeder Tagesſtunde wechſelt. Dieſe prächtigen Labyrinthe umſchatten die unzählbaren Waſſer, die vom klafterweiten Becken bis zum ſtundenlangen See jede kleine Vertiefung ausfüllen, und bald acherontiſche Sümpfe, bald prächtige Seen bilden. So iſt der erſte Anblick von Seeland, wo engliſche Gärten mit vieler Pracht der Natur und der Kunſt neben den urſprünglichen alten Moortiefen ſtehen, und wo man

durch

durch die gebildete Natur noch bis ins alte Chaos blicken kann.

In Beschreibung eines flachen Landes, wo sich fast alles ähnlich sieht, muß man sich mit allgemeinen Begriffen behelfen. Die Dörfer in Dännemark sind von unsern Schweitzerdörfern wie die Alpen von diesem Flächenlande verschieden. Fast alle Häuser haben nur ein Stockwerk, oder vielmehr sie haben nur ein Pleinpied. Was sie nach meinem Gefühl unheimlich macht, ist, daß sie alle schmal und durchsichtig sind wie eine Laterne, so daß sie allen Winden und, was noch ärger ist, allen Blicken offen stehn. Da Fenster und Zimmer von zwey Seiten keine eigentliche Wand haben, so sieht man nur eine Reihe Fenster von schlechtem Glas und kleinen Scheiben. Neun Zehntel von diesen Häusern sind mit Roggenstroh oder Schilf bedeckt; die bessern haben um dieses Strohdach eine Einfassung von Ziegeln. Sind die Häuser groß, das ist lang, so sind alle Stuben an einander gereiht; einige öfnen sich gegen die Straße, oder sie haben zu ihrer Verbindung schmale Gänge, wo keine zwey Personen neben einander vorbey können. Was aber diese niedrige Stuben angenehm macht, ist die allgemeine Reinlichkeit; auch sind die meisten mit Oehlfarbe angemahlt. Fast in allen mittäglichen Ländern sind die Häuser unreinlich, und im ganzen mir bekannten Norden sind sie das Gegentheil. Eine Ursach dieser Verschiedenheit mag wohl

das

daher kommen, daß in wärmern Ländern die meiſten Menſchen wenig in den Häuſern leben und weniger Geräth haben. In Italien ſpeiſen die Bauern oft unter freyem Himmel, oder doch bey offnen Fenſtern oder gar ohne Fenſter, im Winter in der Küche um den Heerd. Nicht ſo in nordlichen Ländern, wo im langen Winter der Einwohner mehr Zeit hat ſeine Wohnung zu putzen, die er auch mehr liebt, als der Italiener. Eine andere Urſach mag wohl auch die ſeyn, daß leidenſchaftliche Menſchen ſelten ordentlich ſind.

Die meiſten Häuſer in Seeland, Schonen und auf den kleinen Inſeln ſind aus Baumäſten und Thon gemacht, und mit Schilf gedeckt. Dieſe Bauart iſt die natürlichſte. Denn überall iſt Thonerde, aber kein Nadelholz; und Buchen taugen nichts zum Bauen. Dieſe Bauart geſtattet kein oberes Stockwerk. Da das ganze Gebäude aus kleinem Holz beſtand, ſo mußten die Dächer, alſo auch die Häuſer nothwendig ſchmal ſeyn. In Norwegen hingegen iſt die Bauart wie im ſchweitzeriſchen Oberlande aus übereinander gelegten Bäumen, weil die Tannen daſelbſt gemein ſind. So gar die in dieſen Gegenden ganz unbekannten Emmenthalſchen Lauben um die Häuſer ſind in Norwegen nicht ſelten. Alle Gaarde oder Bauernhäuſer in Seeland und Schonen beſtehen aus vier langen Gebäuden, die zuſammen ein Viereck bilden; von dieſen vier Theilen fehlen einer oder zwey, wenn die Häuſer ärmlich ſind;

sind; aber wo zwey Gebäude sind, stehen sie rechtwinklicht, wo drey, in einem ⊓, und wo vier, in einem Viereck. Nicht selten steht ein fünftes isolirtes Gebäude in der Mitte. Diese Bauart ist bequem und schützt in Ermangelung aller Bäume gegen die Winde. Der Boden, wo das Korn gedroschen wird, ist aus Leimerde und klein. Viele Ställe sind nach hollsteinischer Art, wo die Kühe ihre Köpfe in der Mitte des Stalls gegen einander und den Rücken gegen die Wand kehren. Diese schmalen niedrigen Häuschen haben wenig Raum, und oft wird Heu und Korn in großen Stöcken neben dem Hause meist übel und auf feuchtem Boden aufbewahret; bisweilen steht das Heu auf hölzernen Gerüsten, aber unbedeckt. Die bessern Häuser, besonders in den Dörfern nahe bey Städten, sind aus Kalksteinen gebaut. Wenig Bauern haben Gärten um ihre Wohnung, und sie waren so weit in dieser Kultur zurück, daß sie ihre kleinen Gärten oft auf die Nordseite angelegt. Zur Anpflanzung der Fruchtbäume muß die Regierung sie beynahe zwingen, und an Bäume zur allgemeinen Schirmung des Landes ist selten gedacht worden; und wo war je ein Land nach einem allgemeinen Plan angelegt? Darum sehen die meisten Dörfer traurig und öde aus. Nur Schweine, Gänse, oder irgend ein Teich, See oder Sumpf beleben diese inländischen Dörfer, wo überall das Mannigfaltige fehlt, das die Menschen durch sanfte Bande an die durch sie verschönerte Natur bindet. Doch sind die Fischerdörfer an den Ufern des Meeres überall

all belebter und ſchöner als die inländiſchen, und das Küſtenland iſt bevölkerter und freundlicher als eine Viertelmeile innwärts, wo Kultur, Bevölkerung und Induſtrie neu ſind, und itzt beynahe ausſchließlich durch die Sorge der Regierung entſtehen.

Die Dorfkirchen ſind ohne ſpitze Thürme; das viereckigte Gebäude wo die Glocken hangen, iſt auf zwey Seiten zugeſpitzt, und das Ganze wenig höher als das Kirchdach. Ueber dem ſpitzgewölbten Pilaſter ſteht ein rundes Fenſter, das noch itzt in vielen gothiſchen Gebäuden wie eine Zierath erſcheint. Dieſes Fenſter war in den älteſten Zeiten das einzige Fenſter der beſſern Häuſer; es war vergittert, wovon noch Spuren in den Zierathen ſind. Vor dem Gebrauch der Glasſcheiben war es mit Häuten oder Pergament zugemacht und hieß das Tagauge. So hießen die erſten Spiegel, die man nur am Sonntag aufſtellte, das Sonntagauge. Ich glaube, es wäre nicht unmöglich, den allmähligen Fortgang der ſogenannten gothiſchen Architektur in Dännemark und Schweden aus den Sitten der alten Skandinavier herzuleiten. Von Nachahmung der Natur und ſchöner Laubgewölbe haben gewiß dieſe rohen Helden nie geträumt. Da ſie ihren Boden mit großen Steinen bedeckt fanden, ſo thürmten ſie dieſe ſo gut ſie konnten auf, und da die ſpitzen Gewölbe leichter aufzuführen ſind als die runden, ſo entſtanden die zugeſpitzten Gewölbe. Die älteſten Kirchen haben vermuthlich vieles von der Bau-

art der älteſten Häuſer. Sie hatten auch nicht die vielen Zierereyen, die der Geſchmack des Mittelalters im ſüdlichen Europa hinzuſetzte, wie aus der Kathedralkirche von Lund, einer der älteſten Kirchen (1081) in Schweden, zu ſehen iſt, die nach gothiſcher Bauart von innen ganz einfach und von außen weniger geziert iſt als viele gothiſchen Kirchen, und der Kathedralkirche von Speier ähnlich ſieht.

(Die Fortſetzung folgt.)

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

London, d. 21. Nov. 98.

Die zwey neueſten Schriften, die einige Aufmerkſamkeit verdienen, ſind Reiſen durch die vereinigten Staaten von Nordamerika, Ober- und Untercanada, von Iſaak Weld, die eben jetzt bey Stockdale in einem anſehnlichen Quartbande mit Kupfern und Karten erſchienen ſind, und eine politiſche Schrift von W. Belſhaw, dem mit Recht gerühmten unpartheyiſchen Geſchichtſchreiber der brittiſchen Könige vom Hauſe Hannover, die gegen des Biografen von Robert Wal-

Walpole, Coxe's Angriffe gerichtet iſt. Es ſind zwey hiſtoriſche Abhandlungen: Ueber die Seceſſion im Jahre 1717, und über den Traktat von Hannover im Jahre 1725. Sie ſind in doppeltem Format gedruckt, und man kann ſie auch als Supplement zu Belſhaw's Geſchichte kaufen.

Laſſen Sie ſich doch, ſo bald Remnants neue Sendungen ankommen, unſers Hof- und Galadichters James Pye neueſtes Muſenprodukt Naucratia (Herrſchaft des Dreyzacks könnte mans überſetzen) kommen, und theilen den Leſern des Merkurs einige Kraft- und Haupttiraden aus dieſem jetzt höchlich geprieſenen Werke zur Erbauung mit*). Es iſt doch immer nicht unnütz, daß man auch auf dem Kontinente etwas davon erfahre, mit welchem Triumf der Britte jetzt — und das Gedicht iſt noch vor Nelſons Sieg geſchrieben, der wie ein Taumelbecher auf die Nazion wirkte — auf alle ihr dienſtbare Nazionen der Erde herabſieht. Es ſind Stellen darin, deren ſich Xerres ſelbſt, als er den widerſpenſtigen Helleſpont geißeln ließ, in ſeiner orientaliſchen Sonnenſprache nicht hätte ſchämen dürfen. Unſer Gilrey, der berühmte Karrikaturiſt, hat aber auch vollkommen recht, wenn er das Direktorium als Dünkirchner Fiſcher vorſtellt, die unſerm Pitt die Schätze Europens ins Netz jagen. Kann die heilloſe Kaperei, die gegen die neutralen Völker von den Fran-

*) Es ſoll zu ſeiner Zeit geſchehen.

theil über alles zurükzuhalten, mich durch nichts befremden zu laſſen, und der Vorſchrift unſrer Philoſophie immer eingedenk zu bleiben, welche eine gänzliche Unthätigkeit von uns fodert, wenn die Götter auf uns würken ſollen. Man mußte ſo unerfahren ſeyn, als ich war, um keine Schlange unter dieſen Blumen zu merken. Nichts als die Entwiklung dieſer heiligen Rummerey konnte mir die Augen öfnen. Ich konnte unmöglich aus mir ſelbſt auf den Argwohn gerathen, daß die Zuneigung einer Gottheit eigennüzig ſeyn könne. Ich hatte vielmehr gehoft, die gröſſeſten Vortheile für meine Wiſſens-Begierde von ihr zu ziehen, und mit mehr als menſchlichen Vorzügen begabt zu werden. Die Erklärungen des Apollo befremdeten mich endlich, und ſeine Handlungen noch mehr; zulezt entdekte ich, was du ſchon lange vorher geſehen haben muſt, daß der vermeynte Gott kein andrer als Theogiton ſelber war; welcher, ſobald er ſein Spiel entdekt ſah, auf einmal die Sprache änderte, und mich bereden wollte, daß er dieſe Comödie nur zu dem Ende angeſtellt habe, um mich von der Eitelkeit der Theoſophie, in die er mich ſo verliebt geſehen hätte, deſto beſſer überzeugen zu können. Er zog die Folge daraus: Daß alles, was man von den Göttern ſagte, Erfindungen ſchlauer Köpfe wären, womit ſie Weiber und leichtgläubige Knaben in ihr Nez zu ziehen ſuchten; Kurz, er wandte alles an, was eine unſittliche Leidenſchaft einem ſchaamloſen Verächter der Götter eingeben kan, um die Mühe einer ſo wol ausgeſonnenen und mit ſo vielen Maſchinen aufge-

zosen getrieben wird, und die verkehrte Landungsmaaßregel in einem andern Lichte gesehen werden?

Das berühmte Epigramm, das Denis auf Scävola-Nelson gemacht hat, ist nun jetzt auch mit hundert glücklichen oder unglücklichen Uebersetzerversuchen in unsern gelesensten Tagblättern zu finden. Unter den Sängern auf Nelsons Sieg steht Eyles Irwin, der bekannte Reisebeschreiber des rothen Meers, und früher durch seine orientalischen Eklogen gekannt, obenan. Eben ist beim königl. Buchdrucker Nicol von ihm erschienen: Nilus, an Elegy occasioned by the Victory of Admiral Nelson in 4. 2 sh. Aber auch Peter Pindar hat wieder ein Oglio in seiner beliebten Manier unter dem Titel: Tales of the Hoy, in die Welt gehen lassen. — Die Uebersetzung von der teutschgelehrten Mis Plumtre von Kotzebue's Lover's Vows hat schon 5 Ausgaben erlebt. Sie arbeitet jetzt unermüdet an 3 neuen Dolmetschungen von Kotzebueschen Stücken. In öffentlichen Blättern, wo sie angekündigt werden, finde ich folgenden Zusatz: Report speaks of them, as chef-d'oeuvres of the pen of that Prince of modern Dramatists. Unter den neuen Romanen wird folgender: the Invasion or what might have been. 2 Vol. Symonds, schon um des politischen Titels willen mit am häufigsten gelesen. Eine andere, unter dem Vehikel eines Romans etwas Ernsthafteres beabsichtigende Leserey heißt: Human Vicissitudes.

or

or Travels into unexplored regions. 2 Vol. Robinson.

Der bekannte filologiſche und politiſche Polygraf und rüſtige Kämpfer, Gilbert Wakefield, wird vom Reichsfiskal wegen ſeines gefährlichen Produkts: An Answer tho the Bishop's of Landaff Appeal to the People angeklagt werden, und wahrſcheinlich mit ſeinem Buchhändler Johnſon, der ſchon in King's Bench Gefängniſſe ſitzt, einerley Schickſal haben. Man verſpricht auch dem Analytical Review und Monthly Magazine wegen ihrer allzufreyen Aeußerungen ein ſchnelles Ende — Endlich hat auch Johnſons Reiſe nach Schottland und den Hebriden, die bekanntlich voll einſeitiger Urtheile und Ausfälle gegen die Schotten war, und viel dazu beitrug, die dem Engländer ſo gewöhnliche Abneigung gegen ſeinen nordiſchen Halbbruder zu verſtärken, ihre Würdigung und Zurechtweiſung gefunden. Es kommt jetzt eine Sammlung von Reiſebeſchreibungen durch England und Schottland, the British Tourist, von Trevor heraus, die mit vielem Verſtand und einer geſunden Kritik gemacht iſt. In dieſer hat der Herausgeber Johnſon, deſſen Reiſe auch mit aufgenommen wurde, überall nach der Gebühr zurecht gewieſen.

Der bekannte Arzt zu Mancheſter, Ferriar, hat nun alle ſeine Bemerkungen über Sterne's Benutzung fremder Quellen zu ſeiner geprieſenen Originalität, die ſchon in den Papieren der gelehrten Geſellſchaft von

Manchester einzeln gedruckt waren, zusammen gefaßt, und mit vielen neuen Bemerkungen und Aufklärungen über Sterne's Tristram Shandy in einem Bande herausgegeben, unter dem Titel: Illustrations of Sterne, 1793. Cadell. 5 sh. Bey der großen Liebhaberey der Teutschen zu Sterne's humoristischen Schriften wird diese Nachricht vielen Lesern Ihres Merkurs gewiß willkommen seyn*).

Von des berühmten Schriftstellers in der Seetaktik John Clerks Essay on naval Tacticks, welches die Theorie des jetzigen Brittischen Seemanövers enthält, kostet die neueste Ausgabe, bey Cadell und Davies in 4. mit Kupfern, eine Guinee. Hier findet man alle vier Theile, in welche der noch lebende Verfasser sein Werk abgetheilt hat, komplett.

B.

*) Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit an eine Anfrage im Reichsanzeiger: ob der verst. Bode nicht seinen versprochenen Kommentar zu seiner meisterhaften Uebersetzung von Tristram Shandy handschriftlich zurückgelassen habe? Darauf dient zur Antwort: er hatte nie einen Kommentar der Art, zu welchem er übrigens besser als irgend jemand anders Beruf und Fertigkeit gehabt hätte, auch nur angefangen auszuarbeiten. Die ganze Sache gründet sich auf eine scherzhafte Aeußerung gegen seinem damaligen Freunde in Hamburg, welchen er oft mit der ihm eignen Ironie mit diesem Kommentar zu drohen pflegte.

B.

2.

Wien, d. 2. Januar 99.

Hier iſt bey Alberti ein italiäniſches Werk erſchienen, das, wie ich glaube, den Titel hat: Soggetti per quadri. Es enthält 12 aus der Iliade, 12 aus der Aeneide, und 12 aus dem Taſſo gezogene Sujets für Maler. Neue Ideen habe ich darin nicht gefunden. Nächſtens wird eine kleine Broſchüre des Frater Paulinus erſcheinen: Nummi zodiacales indici Numophylacii Caesarei, von ihm erklärt. Er hält ſich noch hier auf, bis die Einrichtung Italiens im Reinen ſeyn wird.

Wir haben hier vor einigen Tagen einen für die Wiſſenſchaften unerſetzlichen Verluſt erlitten. D. Mumelter ſtarb plötzlich vom Schlagfluſſe gerührt, als er in ſeine Vorleſungen ging. Er hatte hier Anfangs teutſche Reichsgeſchichte, nachher bis an ſein Ende allgemeine Weltgeſchichte geleſen. Wer ihn näher zu kennen das Glück hatte, konnte nicht umhin, den Mann als Menſchen und Gelehrten gleich ſehr zu bewundern. Ich habe mehrere Jahre mit vielem Vergnügen ſeine Vorleſungen, wenn er die Geſchichte der Griechen und Römer abhandelte, beſucht, und ſie jedesmal von einer andern Seite dargeſtellt gefunden. Als vor einigen Jahren der Wind aus Frankreich uns in den Neufranken die wiederauflebenden Römer, und in ihrer Verfaſſung die einzige, unter welcher man glücklich leben könne, aufſtellte, da glaubte er, es verlohne ſich der Mühe, ihre

Verfassungen näher zu beleuchten; und so entstand ein fortwährendes Gemählde des Wechsels und Streites zwischen Aristokraten und Demokraten, zwischen Patriziern und Plebejern, ein fortwährendes Gemählde des Sinkens und Steigens, des Herrschens und Unterdrückens — und ich muß bekennen, von dieser Seite betrachtet, hätte wohl Niemand sich nach Griechenland oder nach Italien wünschen mögen, dem Ruhe und Eintracht lieb und werth war. Wenn er hingegen im folgenden Jahre von dem Kunstsinne, von der Urbanität, von der Vaterlandsliebe, von den Tugenden einzelner Bürger dieser Völker sprach, so war auch seine ungeschmückte Erzählung eine Reihe von edlen schönen Handlungen. — So bezog sich seine Erzählung bald auf den Zustand der Wissenschaften, des Handels u. s. w. — Doch ich werde ausschweifend und schildre Ihnen, statt die eigentlichen Verdienste dieses Mannes aufzuführen, nur das Vergnügen, welches mir meine Lage gestattete in seiner Gesellschaft zu genießen. Von seinem Versuche über die allgemeine Geschichte sind 2 Hefte erschienen, über deren Vortrefflichkeit die Recensionen öffentliche Urtheile gesprochen haben. Der dritte Heft soll auf der Censur liegen. Früher war von ihm ein etwas größeres Werk: Ueber die Verdienste österreichischer Regenten um das teutsche Reich, erschienen. Was seinen Tod noch trauriger macht, ist sein frühes Alter. Noch war er nicht volle 37 Jahre alt, und sein riesenmäßiger Körper berechtigte die Welt zu hoffen, daß er in seinen spätern Jahren gewiß die Erwartungen übertreffen werde, welche

seine

ſeine bisherigen Arbeiten in ſo ſchöner Blüthe verkündeten. Er war aus Tirol gebürtig, und hinterläßt einen hoffnungsvollen Sohn, und eine über ſeinen Verluſt tief gebeugte Gattin. Ach! multis ille flebilis occidit. —

5.

Bremen, d. 20. Decembr. 98.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen etwas von Bremen erzähle, wo ich 14 glückliche Tage verlebt habe, von einer Stadt, über die man ſo wenig ſpricht, und die in jeder Rückſicht doch ſo viel Aufmerkſamkeit und in vielen Dingen den Vorzug vor Hamburg verdient*).

*) Jeder billige Leſer des Merkurs wird auch hierbey nicht vergeſſen, daß dieß die Anſicht eines einzelnen Beobachters und nicht gerade die Ueberzeugung des Herausgebers iſt. Hamburgs allgemein bekannter Gemeingeiſt, die patriotiſche Geſellſchaft, die wirklich handelt, während andere ſprechen, das zu immer größerer Vollkommenheit gedeihende Armenweſen und ſo viele gemeinnützliche Anſtalten, die ſelbſt das Ausland zum Theil als Muſter anerkennt, wird ja wohl jeder Teutſche gern in die andere Wagſchaale legen, wenn, was überhaupt von jeher ſo viel unnütze Misverſtändniſſe erregt hat, nun doch eine Parallele ſtatt finden ſoll. Aber vielleicht bewegt dieß einen patriotiſchen Hamburger, uns nun auch etwas Erfreuliches von ſeiner Vaterſtadt hören zu laſſen!

Man gelangt nur durch weite Haiden dahin, die überall eine schreyende Anklage der nachläßigen Regierung sind, da so viele ältere und neue Versuche beweisen, daß die Haide der Kultur fähig ist. — Auch die Gegend um die Stadt ist nicht schön; aber sie selbst liegt malerisch dicht an beiden Ufern der Weser da, die sie in die Alt- und Neustadt theilt. Jene ist der Wohnsitz der eigentlich handelnden Bürger; diese besteht nur aus Gartenhäusern und den Hütten armer Handwerker. Die Straßen der erstern sind eng, so eng, daß in vielen nicht zwei Wagen an einander hinfahren können; aber sie sind nicht so dunkel und beklemmend, wie die Hamburgischen, da die Häuser nicht hoch sind. Ich habe fast keins gesehen, daß mehr als 2 Stock hätte. Alle sind mit der schmalen Giebelseite nach der Straße zugekehrt; ein Unterscheidungszeichen der alten Handelsstädte. Denn dieß gewährte Platz für mehrere Häuser neben einander, und größere Tiefe für das Aufbehalten der Waaren. In den schönen Residenzen ist es freylich anders. Da kehren die Häuser, wie die Menschen, den Vorüberwandelnden die breite Paradeseite zu, und sind dafür — doch ich will keine Sentenzen drehn.

Der Karakter der Bremer im Allgemeinen ist Redlichkeit, alttentsche Gutherzigkeit und warmer Patriotismus. Wer den teutschen Karakter hochschätzen lernen und sehen will, was der Teutsche in gutregierter reichsstädtischer Verfassung seyn kann, der gehe nach Bremen. Auch hier ist hoher Wohlstand; aber sein Gebrauch ist noch nicht verderblicher Luxus geworden, hat noch nicht

alle

alle Gefühle zum Egoismus ſubſimirt, alle Tugenden in kalte Geſetzlichkeit wegfiloſofiren gelehrt. Dies iſt der erſte Ort in Teutſchland, wo ich mit hoher Wärme vom Beſten des Staates ſprechen hörte, wo ich mit redlicher Aengſtlichkeit an den Geſetzen haften und dem allgemeinen Wohl Opfer bringen ſah, die ſchmerzhaft waren und doch nicht einmal die Schadloshaltung gewährten, daß ſie Aufſehen machten. Ich könnte Ihnen Züge erzählen, die Sie entzücken würden; aber ich ſpare ſie für eine andere Zeit auf.

Die geringen Stände ſind hier freilich ſo ungebildet wie überall, und zeichnen ſich hier, wie in Hamburg, durch jene Dreuſtigkeit und rauhe Energie aus, deren Aeußerung man gern aus dem Wege geht, über die man aber doch, wenn man nachdenken kann und die Menſchen wirklich liebt, ſich freut, da ſie Zeichen von Selbſtgefühl und Wohlbefinden ſind. — Man behauptet im Allgemeinen, daß körperlich kleine Menſchen gewöhnlich lebhafter ſind und mehr Energie haben, als große, weil der Kreislauf ihres Blutes ſchneller vollbracht wird. Ich weiß nicht, ob dieß ganz wahr iſt; aber in politiſchem Sinn beſtätigt ſich der Satz vollkommen. Je kleiner der Staat iſt, deſto mehr lieben ſeine Glieder ihn, deſto mehr fühlen ſie ihre ſtaatsbürgerliche Würde. Hamburg iſt wohl nicht zu groß und zu reich für eine Republik, aber wohl für die republikaniſchen Tugenden und Gefühle. In Bremen iſt es anders. Als die Hanoveraner vor drey Jahren ganz unerwartet in die Stadt gebracht wurden, wimmelten die Bewohner der Hütten und Häuſer ohne Ausnahme herbey, wie

Ameiſen aus ihrem geſtörten Haufen, umgaben die Soldaten, maßen ſie furchtlos und warteten nur auf einen Wink vom Rathe. Endlich kam die Nachricht, die verſammelten Bürgerdeputirten und der Magiſtrat hätten die freundſchaftliche Aufnahme der Fremden beſchloſſen. Sogleich zerſtreute ſich der Haufen und jeder ging nach Hauſe, um eine Mahlzeit für die Gäſte zu bereiten, die er mit gleicher Folgſamkeit ermordet hätte, wenn das der Wille der verſammelten Väter der Stadt geweſen wäre. Glauben Sie nicht, daß die Soldaten ſo leichtes Spiel gehabt hätten. Ich ſelbſt hörte einen Karrenſchieber zu einem Unteroffizier im Zanke ſagen: „Schweig! Ich bin Bürger, und du nur Soldat.“ Wen man verachtet, von dem läßt man ſich nicht in die Flucht ſchlagen.

In den obern Ständen, das heißt unter den Kaufleuten und Künſtlern, herrſcht viele, ſelbſt wiſſenſchaftliche Bildung. Zur Ausbreitung derſelben hat vorzüglich das Muſeum gewirkt. Ein paar Kaufleute, welche die Lektüre liebten, kauften vor etwa funfzehn Jahren gemeinſchaftlich Cook's Reiſen. Als ſie ſie durchgeleſen hatten, beſchloſſen ſie das Werk als Gemeingut aufzubewahren. Einer ſchlug vor, dieſe Art des Bücherankaufs fortzuſetzen; ein anderer, daß jeder, was er an ihm entbehrlichen Büchern beſäße, zur Bildung einer kleinen Gemeinbibliothek hergeben ſolle; ein dritter ſchenkte nach einiger Zeit der Geſellſchaft ſein kleines Naturalienkabinett. Jetzt miethete man Zimmer zur Aufbewahrung der Schätze und zum Zeitungsleſen; man ſetzte Beyträge feſt, entwarf Geſetze u. ſ. w. Gegenwär-

wärtig hat die Geſellſchaft eine ausgewählte Bibliothek von zehntauſend Bänden, eine große Sammlung von Modellen und fyſikaliſchen Inſtrumenten, von Naturalien u. ſ. w. und was das beſte iſt, dies alles wird benutzt. Die gelehrten Mitglieder halten abwechſelnd wöchentliche Vorleſungen über hiſtoriſche Gegenſtände, über Fyſik oder öffentliche Verbeſſerungen, die eingeführt werden ſollen. Ueberall trifft man auf Spuren von den wohlthätigen Wirkungen dieſes Inſtituts. Auch die Frauenzimmer ſchließen ſich von der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften nicht aus. Zwey Profeſſoren halten dieſen Winter hindurch wöchentlich Vorleſungen auf dem Börſenſaal über Geſchichte und Fyſik, deren Zuhörer faſt nur Frauenzimmer und Kaufleute ſind. Jeder hat mehr als funzig Zuhörer, obgleich die Perſon ſich mit anderthalb Louis abonniren muß.

Um einen Schatten in das Gemälde zu bringen, muß ich Ihnen dagegen geſtehen, daß Bremen vom Magnetismus noch immer gar übel geplagt wird. Zu meinem Erſtaunen fand ich die einſichtsvollſten Aerzte damit behaftet. Sie behaupten wichtige Erfahrungen gemacht zu haben. — Ich habe ein paar Experimente mit angeſehn, aber ich darf mir kein Urtheil anmaßen. Bekehrt haben ſie mich nicht.

Auch die ſchönen Künſte werden hier geliebt und unterſtützt. Es giebt in Bremen mehrere treffliche Gemählde ſammlungen, von denen die größte und koſtbarſte einem ehemaligen Kaufmann Wilkens gehört, der izt von ſeinen Renten lebt. Er hat mehrere Stüke von den berühmteſten niederländiſchen und italieniſchen

Künſt-

ſtützten Verführung nicht umſonſt gehabt zu haben. Ich verwieß ihm ſeine Boßheit mit einem Zorne, der mich ſtark genug machte, mich von ihm loszureiſſen. Des folgenden Tags hatte er die Unverſchämtheit, die prieſterlichen Verrichtungen mit eben der heuchleriſchen Andacht fortzuſezen, womit er mich und jeden andern bisher hintergangen hatte. Er ließ nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Betragen gegen mich merken, und ſchien ſich des Vergangenen eben ſo wenig zu erinnern, als ob er den ganzen Lethe ausgetrunken hätte. Dieſe Aufführung vermehrte meine Unruhe ſehr; ich konnte noch nicht begreiffen, daß es Leute geben könne, welche, mitten in den Ausſchweiffungen des Laſters, Ruhe und Heiterkeit, die natürlichen Gefährten der Unſchuld, beyzubehalten wiſſen. Allein in weniger Zeit darauf befreyte mich die Unvorſichtigkeit dieſes Betrügers von den Beſorgniſſen, worinn ich ſeit der Geſchichte in der Grotte geſchwebet hatte. Theogiton verſchwand aus Delphi, ohne daß man die eigentliche Urſache davon erfuhr. Aus dem, was man ſich in die Ohren murmelte, errieth ich, daß Apollo endlich überdrüſſig geworden ſeyn möchte, ſeine Perſon von einem andern ſpielen zu laſſen. Einer von unſern Knaben, der ein Verwandter des Ober-Prieſters war, hatte (wie man ſagte) den Anlas dazu gegeben.

Dieſe Begebenheiten führten mich natürlicher Weiſe auf viele neue Betrachtungen; aber meine Neigung zum Wunderbaren und meine Lieblings-Ideen verloren

nichts

Künſtlern; aber mir waren die Arbeiten eines jungen Bremers, Namens Menke, am intereſſanteſten. Dieſer Künſtler ſollte die Handlung lernen, und hatte wirklich ſchon den größten Theil ſeiner Lehrlingsjahre zurückgelegt, als ihn ſein Hang für die Kunſt hinriß, alles andre zu verlaſſen. Er floh aufs Land und kopirte unermüdet Bäume und Thiere, ohne ſich von dem Mangel zurückſchrecken zu laſſen, der ihn bald zu drücken begann. Wilkens hörte von ihm, gab ihm Wohnung und Unterhalt auf ſeinem Landgute, und bezahlte ihm noch dazu jede ſeiner noch ſehr ſchülerhaften Arbeiten ſo großmüthig, daß Menke nicht nur ſorgenlos ſeinem Hange folgen, ſondern auch nach Dresden gehen konnte. Dort gewann er Klengels Liebe ſo ſehr, daß dieſer die größeſte Mühe auf ſeine Bildung wandte, und ſie trug herrliche Früchte. Kenner verſicherten mich, daß Menkens Landſchaftsmalereien an Kühnheit des Umriſſes und an Schönheit des Kolorits Hackerts und Reinhardts Arbeiten nicht viel nachſtehen, an Sorgfalt der Ausführung ſie übertreffen. Er blieb lange genug in Dresden, um die Eiferſucht ſeines Lehrers rege zu machen; dann kehrte er nach Bremen zurück, wo er geheurathet hat und wieder bey ſeinem edeln Freunde bloß ſeinem Talente lebt. Menke iſt erſt dreyßig Jahr alt; wie viel läßt ſich alſo nicht von ihm erwarten. Ein Zufall hinderte mich ſeine Bekanntſchaft zu machen; aber Herrn Wilkens lernte ich kennen, und ich rechne die Bekanntſchaft des liebenswürdigen, ganz anſpruchloſen Greiſes zu den größten Vortheilen, die mir meine Reiſe nach Bremen gewährt hat. —

4.

Herrn Mouniers Institut in Belvedere.

Mit wahrem Vergnügen hilft der T. Merkur auch von seiner Seite die Nachricht von einem Institut verbreiten, von dessen Zweckmäßigkeit unter der Leitung und thätigen Mitwirkung seines durch Karakter, Erfahrung und Gelehrsamkeit ehrwürdigen Vorstehers jeder sachkundige Einwohner Weimars vollkommen überzeugt seyn muß. Was so vielen Instituten mangelt, der natürliche Ton der Erzieher im Umgang mit den Zöglingen, ist hier ganz zu Hause, und wird durch das Benehmen des Vorstehers, der so gut wie seine erlesenen Gehülfen in Unterricht und geselligem Umgang überall selbst eingreift, immer erhalten werden können. Hier ist die Nachricht.

Seit einem Jahre ist unter dem Schutz Sr. Durchl. des regierenden Herzogs von Sachsen Weimar, in einem seiner Lustschlösser, Belvedere, eine halbe Stunde von Weimar, ein Erziehungsinstitut entstanden, dessen Zweck hauptsächlich darin besteht, für bemittelte Jünglinge des Auslandes und Inlandes eine Akademie zu bilden, die ohne eigentliche Fakultätenstudien zu treiben, dem Jüngling alles das lehre, wodurch er in Stand gesetzt wird, mit Nutzen auf Reisen zu gehen, oder als Geschäftsmann und Verwalter seiner Besitzungen aufzutreten. Jünger als 15 Jahre dürfen daher die eintretenden Zöglinge nicht seyn, und man wird nie mehr als 20 annehmen. Sie werden in ihren Studien nach ihren Anlagen, Neigungen, Kenntnissen und ihrem künftigen Beruf geleitet. Die Lehrstunden und Stunden zum Privatfleiße werden so eingetheilt, daß sie sich wechselseitig unterstützen. Die Zöglinge werden bey dem Hofe Sr.

Durchl.

Durchlaucht aufgenommen, und der Umgang mit den Lehrern, mit denen ſie in Gemeinſchaft leben, ſetzt ſie in Stand ſich in nützlichen Geſprächen in der ihnen ſelbſt beliebigen Sprache zu üben.

Herr Mounier, der die Aufſicht über das Ganze führt, hält ſelbſt Vorleſungen über Filoſofie, Geſchichte, Statiſtik, Staatswiſſenſchaft und Staatsrecht. Herr Dubuat, geweſener Ingenieur-Offizier im franzöſiſchen Dienſt, lehrt Mathematik, die Kriegsbaukunſt, Mechanik, Hydraulik u. ſ. w. Herr Scherer, Sächſ. Weim. Bergrath, der auch in Belvedere wohnt, wird Vorleſungen über Naturgeſchichte, Chemie und Fyſik halten. Hr. Du Bau, der mehrere Werke aus dem Teutſchen überſetzt hat, giebt Stunden in franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache. Hr. Mathiä aus Göttingen, bekannt durch einige Abhandlungen, die auf der Göttinger und Leydner Akademie den Preis gewonnen haben, und durch ein Specimen emendationum scriptorum graecorum, giebt Stunden in griechiſcher, lateiniſcher und teutſcher Sprache. Hr. Rath Jagemann, Bibliothekar von Ihro Durchl. der verwittweten Herzogin von Sachſ Weimar, Verf. vieler Werke im Italiäniſchen, und bekannt durch ſeinen langen Aufenthalt in Italien, wird die italieniſche Sprache lehren. Ein engliſcher Geiſtlicher, Hr. Walker aus Edinburg, giebt Stunden in der engliſchen Sprache und Literatur, und hält Gottesdienſt für die jungen Engländer im Betſaal des Schloſſes.

Der Preis iſt jährlich 150 Karol. oder 900 Rthlr. ſächſ. Geld voraus bezahlt. Dafür bekommen die Zöglinge das Logis, jeder eine beſondere Stube, Koſt, Holz, Aufwartung, und den vorerwähnten Unterricht. Wenn ſie ſonſt Unterricht in den ſchönen Künſten haben wollen, ſo ſind für einen mäßigen Preis die beſten Meiſter aus der Stadt zu bekommen.

Der neue
Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar. 1799.

I.

Briefe
an Herrn Profeſſor Münter
in Kopenhagen
über Volksaufklärung.

Die Wiſſenſchaften haben keine wahre Größe bey einer Nation wo das Volk unaufgeklärt bleibt.

Das iſt das Unglück daß der von Montesquieu betretene Weg der Erfahrung für den der Fantaſie und Spekulazion verlaſſen wird, auf welchem Rouſſeau vorleuchtete, oder auf welchem er verleitete.

(Aus dem Briefe eines Freundes an den Verfaſſer.)

Erſter Brief.

Unſer Beſuch in dem Seminarium, das Ihrer Aufmerkſamkeit anvertraut iſt, hat meine Ideen über öffentliche Erziehung, beſonders die der Volksklaſſe wit-

wieder rege gemacht. Dänemark fängt unter dieſer Regierung eine neue Periode an. Die Dänen ſind vielleicht länger als andre Nazionen in der Chryſaliden-Hülle geblieben, um bey beſſerer Wittterung ihre Flügel zu entfalten. Das ganze Erziehungsweſen ſoll nun umgeſchmolzen werden. Sie werden die gröſten und oft wenig bekannten Grundſätze berühren. Die Erfahrung beweiſt, daß es leicht iſt neben den wichtigſten Wahrheiten ganz nahe vorbey zu gehen, ohne ſie gewahr zu werden. Die alten Römer druckten Buchſtaben und Namen auf Ziegeln, und gingen das gröſte Beförderungsmittel aller Kultur, die Buchdruckerey, vorbey. Ich werfe meine Ideen in Ihren Schooß: Ihr Herz und Ihr Geiſt ſind gleich belebend für mich.

Die Volksaufklärung iſt ein unbekanntes Phänomen, und eine neue Wiſſenſchaft, die vielleicht nie in ihrem ganzen Zuſammenhang iſt behandelt worden.

Vom ganzen Chor der Wiſſenſchaften iſt nur Eine die ſich mit dem Volk beſchäftigt hat; nur Eine die nicht ſtolz nur himmelaufwärts ſtrebte; nur Eine die populär erſcheint. Dieſe iſt die Gottesgelahrtheit. Aber bis zur Reformazion war dieſe Gotteswiſſenſchaft Bilderlehre, eine Art Magie, aus der die Fantaſie nie zur Vernunft überging. Erſt in Luthers Jahrhundert ward dieſe Fantaſielehre durch Vernunftgebrauch geſtürzt, nur da erſcheint die erſte Dämmerung der Volksvernunft.

Die-

Diese neugebohrne Vernunft war aber zu dogmatisch, zu ungelenksam, und lange hat sie sich nicht aus der Controvers ausgeschält, in der sie auf die Welt kam. Damals erschienen auch die Schulen zur allgemeinen Volksaufklärung, die aber keinen andern Zweck hatten als Religionskenntniß. Lesen und Schreiben waren Mittel zur Religionskenntniß, und so war anfänglich das Metafysische, das Ausschließende, das Elenchische nur Zweck.

Da aber im menschlichen Geist keine Idee sich isolirt entfaltet, so finden wir bald nach der Reformazion bessere Menschen, und besonders in diesem Zeitpunkt scheinen alle Alten aus ihren Gräbern aufzustehen. Der Geschichtsforscher bemerkt bald eine allgemeinere Volksvernunft, deren Lehren unberechenbar waren. Wer die wenigen Vernunftideen analysirt, die da unter das Volk kamen, wird erstaunen, wie viel nützliches aus so wenigem entstanden ist. Ich habe mich einige Zeit in den Gegenden der Italiänischen Schweitz aufgehalten, wo so gut als keine Schulen sind; da habe ich die traurige Wahrheit eingesehen, wie tief der Mensch sinken kann!

Jede Nazion hat ihr bestimmtes Minimum an Unwissenheit, ihre Linie, unter die sie nicht tiefer sinken kann, und wo sie oft höher als sie glaubt, selbst durch schlechtscheinende Institute, gehalten wird. Unter dieser Linie aber ist ein ungeheurer Abgrund

in den Regionen des Aberglaubens und Elendes, die so unbegränzt scheinen, als selbst der gränzende Horizont der Wissenschaften. Aber in keinem Land ist die Wirkung der reformirten Vernunft auffallender, als in den beyden Schweitzerkantons Appenzell und Glaris, wo das Volk sich nach seinen Religionsbegriffen ganz friedlich theilte; Katholische und Reformirte waren bey ihrer Trennung gleich reich, gleich zahlreich; aber Industrie, Reichthum, Aufklärung hat sich bey ganz ähnlichen Umständen verzehnfacht bey den Reformirten, und die Bevölkerung vielleicht vervierfacht.

Solche Thatsachen sind nicht genug erforscht worden; sie deuten auf große Wahrheiten.

Alle Nazionalideen bilden ein Ganzes, ein zusammenhangendes psychologisches System; alle greifen in einander, wie die Rädchen einer Uhr. Ein auffallender Beweis davon ist, daß in jedem Menschensystem nur Eine Sprache herrscht. Woher die Uebereinstimmung in den feinsten Abstuffungen der Gedanken und Töne bey einer ganzen Nazion? Woher die Bildung einer Grammatik und einer Aussprache, wenn nicht alle Gedanken und Töne einer Nazion ein Ganzes bildeten, das so gut seinen psychologischen Zusammenhang hat, als irgend ein planetarisches System?

Daraus folgt, daß selbst die Wissenschaften, die so hoch über der Vernunftlinie des Volkes ihre Bahn un-

unabhängig vom Pöbel zu wandern glauben, ihre geheimen Wurzeln, ihr wahres Wesen, ihre Kraft aus diesem Nazionalboden ziehen, wie die hohe Eichenkrone aus der ungesehenen guten Erde. Wäre wohl im 16 Jahrhundert ein Tycho Brahe ohne Luther entstanden? Also sind selbst die eigentlichen Wissenschaften von der Volksaufklärung nie so unabhängig, als sie wohl glauben.

Wenn aber Nazionalvernunft selbst auf die Sternkunde ihren Einfluß behauptet, so ist sie weit wesentlicher in allen Wissenschaften, die unmittelbar Nazionalreichthum, Nazionalenergie und Nazionalgröße erzeugen, und die allein durch das Volk von einigem Nutzen sind, und nur durch eine ganze Nazion zur Wirklichkeit können gebracht werden.

Eine Nazion ist wie die Erde allerzeugend; sie gebiert Gift und Dornen neben Leben und Freude. Oft erstarrt sie zu Eis und ist traurend und todt; doch mit dem Unterschied, daß die menschliche Seele in ihren Erzeugnissen überall ihre unbegränzte Vervollkommnungsfähigkeit, und ihr nach Unendlichkeit strebendes Wesen behauptet, und tiefer sinken und höher sich heben kann, als was die Erde erzeugt. Die Nazionalerde hat kein Klima, keine Felsen, kein starres Eis; sie ist alles was der Mensch will.

Darum sollte jede Nazion, wie vielmehr jeder Monarch, jeder, der den großen Beruf in sich fühlt, für eine ganze Nazion zu wollen und zu befehlen,

unverrückt das edle Ziel vor Augen haben, gegen dieſes unbegränzte Meer der Nazional-vervollkommnung hin zu ſteuren, wo der Erfolg alle Wünſche des unbegränzteſten Ehrgeizes übertrift, und wo jede Eroberung nicht das Unglück anderer Menſchen, wohl aber eine Stuffe zur allgemeinen Vervollkommnung wird.

Ich werde in einem zweyten Briefe zeigen, was durch Volksaufklärung zu verſtehen iſt, und vielleicht werden Sie dann mit mir dahin einſtimmen, daß diejenigen, die eine Volksaufklärung ſcheuen, und die, die ſie wünſchen, in ihren Grundſätzen nicht ſo entfernt ſind, als man wohl glauben möchte.

Zweyter Brief.

Die Einwendungen gegen Volksaufklärung ſind nur im Syſtem falſcher Aufklärung gültig.

Wir leſen alle Tage vom blutigen Kampf beynahe aller Nazionen gegen einander, und wer den Erdball vom Mond betrachten könnte, würde glauben, er wäre nichts beſſer als ein Tollhaus raſender Geſchöpfe. Nicht weniger heftig iſt der allgemeine Kampf der alten Ideenwelt mit dem wüthenden Strom neuer Meynungen, in dem vielleicht, wie bey jeder Controvers, die Vernunft allein vergeſſen wird.

Iſt

Iſt es ſchädlich oder nützlich eine Nazion aufzuklären? Dies iſt die Frage, an der alle Wellen des tobenden Sturms anprellen, und wo es vielleicht ſchwer iſt, unpartheyiſche Richter zu finden.

Die Alten haben das Volk nur in ſeinen politiſchen Verhältniſſen geſehen; die Barbaren dachten an gar nichts, und die durch ſie entſtandenen Monarchieen vergaßen bald, daß andere als die herrſchenden Klaſſen exiſtirten. Erſt vor bald funfzig Jahren entdeckten die Oekonomiſten von Paris, daß das Volk ein tüchtiges Inſtrument zum Nazionalreichthum wäre. Mirabeau der Vater fing an, das Bett zu graben, in welches ſein Sohn den reißenden Strom einleitete, der Europa befruchten ſollte, und einſtweilen die Welt verheert. Rouſſeau organiſirte die herrſchenden Ideen in ein Syſtem, wo er allenthalben den abſtrakten unleidenſchaftlichen Menſchen vorausſetzte. Das ſchöne Bild ſeines Volks, ausgeſchlackt von allen Mißbräuchen veralteter Grundſätze, erſchien in der Magie ſeines Rythmus wie eine vom Himmel gefallene Gottheit. Bald fand dieſes Bild Prieſter und Altäre, und da es durch die Allgewalt öffentlicher Leidenſchaften Reiche ſtürzen und Kronen geben konnte, fielen Betrogene und Betrüger zu ſeinen Füßen. Nie hat ein böſes Prinzip (ſelbſt in keiner Fabel) ſo geherrſcht und gewüthet wie unter Robespierre dieſe neu ausgebrütete Gottheit, die doch den Nutzen hat, jede andere Tyranney erträglich zu machen. So entſtand auf der

nichts dabey; sie gewannen vielmehr, indem ich sie nun in mich selbst verschloß, und die Unsterblichen allein zu Zeugen desjenigen machte, was in meiner Seele vorgieng. Ich fuhr fort, die Verbesserung derselben nach den Grundsäzen der Orphischen Philosophie mein vornehmstes Geschäfte seyn zu lassen. Ich fieng nun an zu glauben, daß keine andre als eine idealische Gemeinschaft zwischen den Höhern Wesen und den Menschen möglich sey; daß nichts als die Reinigkeit und Schönheit unsrer Seele vermögend sey, uns zu einem Gegenstande des Wolgefallens jenes Unnennbaren, Allgemeinen, Obersten Geistes zu machen, von welchem alle übrige, wie die Planeten von der Sonne, ihr Licht — und die ganze Natur ihre Schönheit und unwandelbare Ordnung erhalten; und daß endlich in der Uebereinstimmung aller unsrer Kräfte, Gedanken und geheimsten Neigungen mit den grossen Absichten und den allgemeinen Gesezen dieses Beherschers der sichtbaren und unsichtbaren Welt, das wahre Geheimniß liege, zu derjenigen Vereinigung mit demselben zu gelangen, welche ich für die natürliche Bestimmung und das lezte Ziel aller Wünsche eines unsterblichen Wesens ansah. Beydes, jene geistige Schönheit der Seele und diese erhabene Richtung ihrer Würksamkeit nach den Absichten des Gesezgebers der Wesen, glaubte ich am sichersten durch die Betrachtung der Natur zu erhalten; welche ich mir als einen Spiegel vorstellte, aus welchem das Wesentliche, Unvergängliche und Göttliche in unsern Geist zurükstrale, und ihn nach und nach eben so durch-

einen Seite eine unſinnige Verehrung einer unſinnigen Demokratie, auf der andern ein Abſcheu gegen alles, was dem Volk einige Wichtigkeit geben konnte; und ſo ward die Vernunft von allen gleich gelästert oder — vergeſſen.

Es giebt aber im Tempel der Demokratie wenige, die noch an die reine Demokratie glauben, der ſie ihr Daſeyn ſchuldig ſind; aber es giebt noch Menſchen die behaupten, daß alle Razionalaufklärung ſchädlich ſey. Hätte die Vernunft mit einem Schlag allen Razionen können genommen werden, ſo hätten dieſe Neronen nichts ſehnlicher gewünſcht, als dieſe Hinrichtung aller Razionalvernunft. Da aber dieſes Mittel zur allgemeinen Seeligkeit unmöglich bleibt, und der Menſch, der nicht vernünftig denkt, unvernünftig zu denken und zu handeln verurtheilt iſt, ſo bleibt keine andere Wahl übrig (da man ſich einmal vom Volke nicht trennen kann), als es zur Vernunft zu bilden.

Ich habe über Volksaufklärung viel abgeſchmaktes geleſen und gehört. Ein Volk aufklären iſt gar nicht ein Volk gelehrt machen. Der Irrthum aber iſt verzeihlich, ſo lang unſere Wiſſenſchaften, ich will nicht mit Rouſſeau ſagen, nur eitles Geſchwätz ſind — aber ſo lang ſie ſo abgeſondert, ſo wenig praktiſch ſind, und ſo lang ihre Anwendung zum allgemeinen Razionalwohlſtand ſo unvollkommen bleibt.

bleibt. Eine aufgeklärte Nazion ist die Nazion, wo jeder wohl kennt was er thun soll, und wo jeder eben die Kenntnisse hat, die ihn zu diesem Thun bethätigen.

Freylich sind viele Kenntnisse dem ungelehrten Pöbel schädlich; sie sind aber nie als Wahrheit schädlich, sie sind es nur wo sie unvollständig, unrichtig und übel angewandt sind. So kann eben das Element, das im Regen und Thau allbelebend die Natur erquickt, im wilden Strom verheerend zusammenstürzen. Wenn in diesem Sinn das Volk vieles nicht wissen soll, so ist ein untrügliches Mittel zu diesem Nichtwissen, andere besonders nützende Sachen zu kennen. Die Seelenkraft ist begränzt, und wenn Ideen Ideen wecken, so ist nicht weniger wahr, daß andere dabey einschlummern, und daß der Strom der Gedanken durch keine Mittel untrüglicher kann geleitet werden, als durch bestimmte und besonders durch nützliche Kenntnisse, die da, wo sie faßlich sind, immer einen doppelten Reitz haben. Volksunwissenheit ist das ungedämmte Ufer, wo hie und da Felsen dem Waldstrom widerstehen, wo aber oft die Verheerung da ausbricht, wo man es am wenigsten vermuthet hätte.

Je allgemeiner eine Wahrheit, je grösser ist die Zahl ihrer Anwendungen. Diese allgemeinen Begriffe sind aber deswegen die gefährlichen Begriffe, weil der menschliche Geist einen immer wirkenden

Trieb hat, eine Wahrheit so weit als möglich auszudehnen, und weil bey allgemeinen Sätzen nur die Kunst groß und selten ist, ihre Anwendung einzuschränken; welches allein durch lange Erfahrung und wiederhohlte Prüfung möglich ist. Die Anwendung abstrakter Begriffe auf die wirkliche Welt ist die größte Kunst der Filosofie, und unter den Filosofen so selten, daß zweytausend Jahre nicht vermocht haben den Glanz eines Sokrates zu verdüstern. Diese Kunst ist der nur blindlingshandelnden Menschenklasse, Pöbel genannt, nie, und dem feurigen genievollen Jüngling selten gegeben. Was die vernünftigen Hasser aller Volksaufklärung wahres sagen, trift diesen Fehler so vieler Lehrmethoden, die mit allgemeinen Begriffen eine Lehre anfangen, die sie nie bis zur vollständigen Anwendung vollenden, sondern aufhören, oder ihre Schüler verlieren, ehe sie in die Regionen der konkreten Welt anlangen, wo sie oft nicht einmal anzulangen gedenken.

Die Wahrheit der abstrakten Begriffe, oder vielmehr ihre Bestimmtheit, ihre Einschränkung und richtige Anwendung, ist im Verhältniß der geprüften Individuellfälle zu der unbekannten Totalsumme ihrer möglichen Anwendung; also daß wer bey abstrakten Begriffen seine Lehre anfängt, vor der Anwendung derselben, welches man Erfahrung nennt, weiter nichts gelernt hat, als vielleicht mit einer Dreistigkeit in die Luft zu schwatzen, die er bey gänzlicher Un-

Unwiſſenheit nie gehabt hätte. Ich habe im Anfang der franzöſiſchen Revoluzion einem Polizeyprozeß beigewohnt, wo ein junger Franzos in vollem Ernſt aus einem Exemplar der Droits de l'homme das Recht ein Mädchen zu ſchänden behaupten wollte.

Dieſes Beyſpiel iſt zu auffallend; aber ſind nicht drey Viertheile von allem Volksunterricht Gottesgelahrtheit und Metafyſik, die freylich ihren groſſen Nutzen hätte, wenn ſie praktiſcher wäre, und nicht allen übrigen Unterricht verdrängte. Wer den Unterricht ſo vieler Erziehungsanſtalten nicht nach dem geſchriebenen Plan, ſondern nach der Zeit beurtheilen würde, die jedes Fach wirklich einnimmt, würde finden, daß nach der Metafyſik einer zu oft dogmatiſchen Gotteskenntniß jene, wenigſtens eben ſo ſchwere Metafyſik der Grammatik den erſten Rang einnimmt. Den Fehler dieſer Methode ſieht man in der Theorie allgemein ein, fällt aber immer in die alten Pfade zurück, weil eben dieſe Methode ſo viele Lehrer gebildet hat, die nichts beſſers wiſſen, als dieſe Metafyſiken zu dociren.

Aus dieſer unverdauten Gottesgelahrtheit aber ſind ſo viele Sekten, oder Ungläubige, und aus der Gedankenleeren Sprachkunde die vielen wäſſerichten geſchmackloſen Skribenten entſtanden, die, wenn ſie ihr Genie nach dem Maaßſtab ihrer Eigenliebe unbelohnt ſehen, in das allgemeine Bellen ein-

einſtimmen, das ſich nun jeder elende Kopf gegen den Staat erlaubt.

Man muß nie vergeßen, daß die wenigſten Erziehungsanſtalten ſo weit gehen, daß die allgemeinen Grundſätze, bey denen man den Unterricht anfängt, bis zur Anwendung, noch weniger bis zur leichten Anwendung gebracht werden. Eine Legende erzählt, daß ein vom hohen Thurm geſtürzter Gläubiger ſeinen Schuzpatron ſo kräftig anrief, daß er durch Wunder in der Luft hangen blieb; ein Bild der Opfer dieſer Methode, wo man bey allgemeinen Ideen anfängt, und ſelten oder nie die wirkliche Welt erreicht.

Der Gang der Nazionalbildung ſollte der Natur der menſchlichen Seele angemeſſen ſeyn. Der Unterricht eines einzelnen Schülers kann wohl ſynthetiſch ſeyn, weil man beym Einzelnen wohl die lange Reiſe von den Grundſätzen bis zur Anwendung hinab vollenden, oder das mangelhafte durch praktiſche Erziehung erſetzen kann: auch iſt es unbedeutender, daß irgend ein Gelehrter in der Welt irre gehe, als daß ein ganzes Volk ſich verirre. Der Gang einer Nazion muß die große Bahn der Natur nie verlaſſen, und ſoll vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen übergehen. Wer den großen Lebensbaum der Wiſſenſchaften analyſiert, wird bald finden, daß alle Wiſſenſchaften nur Eine Entwickelung, nur Ein Wiſſen ſind, wo weder Laub und Blüthe, noch

Frucht

Frucht, noch viel weniger aber das Ganze ohne Zweig und Stamm und Wurzel gedeihen können. Das System aller Wissenschaften hat wie beym einzelnen Menschen seine Wurzeln in der sinnlichen Welt. Viele nur durch Abstrakzion isolirte Wissenschaften sind nicht selbstständig, sie sind Resultate anderer Wissenschaften. So ist Religion das höchste und edelste Resultat alles menschlichen Wissens; so die Politik das Resultat aller Erfahrungen über Staaten, also ein Resultat der Staatengeschichte; diese aber ist eitle Fabel, wo die Kenntniß des einzelnen Menschen fehlt. Wie aber den einzelnen Menschen ohne seine Bestandtheile, ohne Psychologie, ohne Fysiologie kennen? Es ist also höchst unsinnig bey Wissenschaften anzufangen, die in ihrem Wesen nur Resultate sind. Ja wohl kann ein einzelner Mensch Geschichte, Moral, Politik, ja Metafysik einzeln und ausschließlich wiewohl unvollkommen studiren; wenn aber dieser Mensch isolirt lebte, wenn er sich selbst pflügen, pflanzen, kleiden, speisen, ja vertheidigen sollte, wäre dann sein nur abstraktes Wissen nicht ein unseliger Auswuchs seiner Seele? So eine ganze Nazion; sie ist dieser Mann der alles wissen soll, was ihm unentbehrlich ist. Erst wenn er einmal so weit gekommen wäre, dieses unentbehrliche zu kennen und anzuwenden, kann er auch seine müßigen Stunden mit höhern Wissenschaften beschäftigen.

Noch eine Bemerkung iſt nützlich. Es iſt in allen Wiſſenſchaften keine Region, wo mehr Licht und Wahrheit iſt, als wo die Theorie praktiſch geworden. Die Theoricen von allen Wiſſenſchaften, die nicht reine Abſtrakzionen bleiben, ſind unvollkommen; es iſt aber keine Wiſſenſchaft, die nicht die allernützlichſten Reſultate erzeugt hat. Freylich läßt ſich über die Unvollkommenheit jeder Theorie ſehr vieles ſagen. Dieſe Unvollſtändigkeit unſers theoretiſchen Wiſſens beweiſet aber weniger unſere Unwiſſenheit, als die Unbegränztheit der noch unentdeckten Gegenden, und die Vervollkommnungsfähigkeit der menſchlichen Seele. Doch tragen dieſe unvollſtändigen Theoricen die edelſten Früchte. Was weiß die Chemie von den innerſten Beſtandtheilen der Materie, die ſie behandelt? Wie ewig wird nicht der Streit über Kraft, Atom und Anziehung ſeyn? — ſo ewig als die Entwickelung unſerer Kenntniſſe und unſerer Seele. Hat aber nicht eben die Chemie unzählige Früchte getragen? und treibt ſie nicht immer mehr, wie jede andere Wiſſenſchaft, neue Keime hervor? Sollte alſo auch alles Praktiſche nicht vorzüglich darum gelehrt werden, weil es nützt und unentbehrlich iſt, ſo ſollte es doch deswegen vorgezogen werden, weil es Thatſachen enthält, die den untrüglichſten Theil einer Wiſſenſchaft ausmachen. Aus dieſem Grunde bemerken wir oft bey einfachen Arbeitern, die ihr Handwerk mit Nachdenken treiben, mehr geſunde Lebensvernunft als bey halbausgeheckten Theoriſten, weil die einfachen Menſchen

bey

bey ihrer bescheidenen stillen Arbeit sich einen natürlichen sichern Gang abstrahiren, oder angewöhnen, der nur zu oft die Luftsprünge eines unvollkommenen Metafysikers beschämt. Daraus folgt, daß die Frage: ob es nützlich ist, ein Volk aufzuklären, so lang problematisch bleibt, bis es entschieden ist, daß es Kenntnisse giebt, die einer Nazion nützlich, ja unentbehrlich sind, und daß diese Wissenschaften wirklich einer ganzen Nazion können beygebracht werden.

Ich werde mich in den folgenden Stücken bemühen, die Kenntnisse zu bestimmen, die einer Nazion nützlich und zu ihrem Wohlstand unentbehrlich wären, und auch die beste Methode aufzusuchen sie dem Volke beyzubringen. Am Ende wird es nicht unschicklich seyn, zu untersuchen: Welchen Einfluß Nazionalaufklärung auf die Freiheit haben muß, die jeder Staatsverfassung eigen ist.

II.

Die getreue Dogge.

Wien, im Hornung 1795.

Als jüngst im blutigen Paris
Ein mordbegieriger, gewissenloser Bube,
(Der frech, indeß das Land zur weiten Mördergrube
Durch ihn verwandelt ward, das Glück des Volkes pries)
Zum Dey des Frankenstaats sich aufwarf, und, auf Leichen
Gebietrisch thronend, hoch die Todessichel schwang,
Sah sich ein biedrer Mann, der einst durch Ordens-zeichen
Und Adelsbrief, und nun durch seine Tugend lang
Dem feigen Wütrich schon verdächtig war, beschuldigt,
Er habe frevelhaft dem Königthum gehuldigt.
Stracks ward er ungehört als Feind der Nazion
Von einem Tribunal ruchloser Zungendrescher
Verurtheilt, und voll Grimm ergriffen ihn die Häscher,
Und seine Diener, Freund' und Anverwandten flohn.
Nur eine Dogge blieb ihm übrig, die er schon
Seit Jahren fütterte; sie ließ in der Bedrängniß
Allein von ihm nicht ab, und folgt' ihm zum Ge-fängniß.
Doch dem Gekränkten war auch dieser Trost misgönnt:
Das einzige Geschöpf, das in dem Jammerorte

Sein

Sein Schickſal theilen will, wird, als des Kerkers Pforte
Sich öffnete, von ihm mit Ungeſtüm getrennt.
Bang ſtand das arme Thier an der verhaßten Schwelle,
Zerkratzte winſelnd ſie, und wich nicht von der Stelle,
Bis endlich ſeines Herrn verlaßne Gattin kam,
Und es nicht ohne Furcht, daß der Verdacht der Wache
Des Hunds Vertraulichkeit ihr zum Verbrechen mache,
Gerührt mit ſich nach Hauſe nahm.

Geheime Sehnſucht ließ dem Hunde
Von nun an keine Ruh, und ſtets zur gleichen Stunde
Begab er täglich ſich hin zu des Büttels Thor,
Wo er den Ehrenmann, der ihn erzog, verlor.
Dort legt' er lauſchend ſich am Rand des Eingangs nieder,
Und kehrte jedesmal nach langem Harren wieder.
So trieb er's Wochenlang mit Unverdroſſenheit,
Als einſt ein Kerkerknecht, dem die Beharrlichkeit
Des Thiers ein Räthſel war, gereizt durch Neubegierde,
Ihm aufſchloß, um zu ſehn, was es beginnen würde.
Des eingekerkerten Wohlthäters Stube fern
Schon witternd, ſprang der Hund frohbellend ſeinem Herrn
Entgegen, ſchmiegte ſich zu ſeines Freundes Füßen,
Und leckte deſſen Hand. Es ſchien, als wollt' er gern
Mit kindlichem Vertraun ſie küſſen.

Des guten Thiers ſich freuend, trug
Der biedre Mann ſein Loos mit Starkmuth. Endlich ſchlug

dringe und erfülle, wie die Sonne einen angeſtralten Waſſer-Tropfen. Ich überredete mich, daß die unverrükte Beſchauung der Weisheit und Güte, welche ſo wol aus der beſondern Natur eines jeden Theils der Schöpfung, als aus dem Plan und der allgemeinen Oeconomie des Ganzen hervorleuchte, das unfehlbare Mittel ſey, ſelbſt weiſe und gut zu werden. Ich brachte alle dieſe Grundſäze in Ausübung. Jeder neue Gedanke, der ſich in mir entwikelte, wurde zu einer Empfindung meines Herzens; und ſo lebte ich in einem ſtillen und lichtvollen Zuſtand des Gemüths, deſſen ich mich niemals anders als mit wehmüthigem Vergnügen erinnern werde, etliche glükliche Jahre hin; unwiſſend (und glüklich durch dieſe Unwiſſenheit) daß dieſer Zuſtand nicht dauern könne; weil die Leidenſchaften des reiffenden Alters, und (wenn auch dieſe nicht wären) die unvermeidliche Verwiklung in dem Wechſel der menſchlichen Dinge jene Fortdauer von innerlicher Heiterkeit und Ruhe nicht geſtatten, welche nur ein Antheil entcorperter Weſen ſeyn kan.

Drittes Capitel.

Die Liebe in verſchiedenen Geſtalten.

Inzwiſchen hatte ich das achtzehnte Jahr erreicht, und fieng nun an, mitten unter den angenehmen Empfindungen, von denen meine Denkungs-Art und meine Beſchäf-

Die Stunde, die er, längſt dem Tod und der Verweſung
Geweiht, erwartete, die Stunde der Erlöſung.
Der fürchterliche Ruf, der ihn das Schaugerüſt
Des Mords beſteigen heißt, ertönet; raſſelnd ſchließt
Das Kerkerthor ſich auf, und mit der heitern Miene
Der Unſchuld wandelt er den Weg zur Guillotine.
Das kalte Eiſen ſtürzt blutgierig ſich herab,
Und ſondert Rumpf und Haupt des edlen Dulders ab.
Sein Geiſt ſchwingt ſich hinan zum Raume beßrer Welten,
Und eine Gruft verſchlingt den Körper des Entſeelten.
Kein Freund ging mit dem Sarg, als man den Todten trug:
Bloß ſein verwaister Hund ſchlich mit dem Leichenzug,
Und heulend warf das Thier mit kläglicher Geberde
Sich an dem Grabe hin zur Erde.

Von dieſem ihren Lieblingsort
Vermochte nichts nunmehr die treueſte der Doggen
Zu trennen; Tag und Nacht lag ſie als Hüter dort.
Vergebens ſuchte man ſie freundlich wegzulocken:
Vergebens ſchleppte man ſie oft gewaltſam fort,
Und kettete ſie an. Stets riß ſie von der Kette
Sich haſtig wieder los, und lief zur Grabesſtätte.
Vergebens reichte man mitleidig Nahrung ihr
Mit vollen Händen dar: das wunderbare Thier
Verſchmähte lebensſatt die leckerhaft'ſten Gaben.
Als es zuletzt, von Gram und Hunger allgemach
Entkräftet, ſchon empfand, daß ihm das Auge brach,

Begann es noch zuvor die Erde aufzugraben,
Um ſich, ſo wie es ſchien, mit dem geliebten Freund,
Um den es trauerte, noch nach dem Tod vereint
Zu wiſſen, und mit ihm ein gleiches Grab zu haben.
Doch ach! der arme Hund erſchöpfte fruchtlos ſich;
Noch ſcharrend ſank er hin, und Kraft und Leben wich.

O Leſer, deſſen Herz der Kaltſinn unſrer Tage
Noch nicht vergiftete, in deſſen milder Bruſt
Der Same des Gefühls noch nicht erſtickt iſt, ſage,
Ob dieſes edle Thier, das über den Verluſt
Des ihm entrißnen Herrn zu Tode ſich gegrämet,
Nicht manchen, der ſich Menſch zu nennen wagt, beſchämet.

J. F. Ratſchky.

III.

Fortſetzung der Auszüge aus dem Tagebuche einer Reiſenden über Rom.

Rom, den 22. November 1795.

Villa Ludoviſi.

Der Ludoviſiſche Mars, oder nach unſers Hirts Meinung ein Theſeus, wo Ariadne der

Gruppe fehlt, schien mir gleich, und immer mehr, eine der edelsten und mildesten Gestalten aus der Welt der Ideale. Schön ist das stille sich selbst ahnende Antlitz, prächtig die ausgearbeitete Fülle des Körpers, an dem besonders der Rücken im Stil des Torso sich auszeichnet. Schön ist der junge fröhliche Faun an der Thür, mit nicht bäurischer Roheit, sondern voll ländlicher Anmuth in den lächelnden Zügen. Der Körper ist trocken gearbeitet; es ist nicht die Götterfülle bedürfnißloser Jugend, sondern ein schöner schnell aufgeschossener Hirtenknabe noch etwas mager vom Wachsen. Hirtenstab, Panflöte und Rehhaut sind als Attribute über ihm. Der Rumpf eines jungen Bacchus ist von bewundernswürdiger reicher Schönheit, und in seiner lieblichen Fülle steht er im belehrenden Kontrast mit dem jungen Faun.

Nun betraten wir das Gemach wo die berühmten Gruppen stehen, der sogenannte Lucius Papirius und seine Mutter, und dann Arria und Pätus! Ich wurzelte vor der Elektra*). O Griechen! ewige Genien der Kunst! O Sofokles, und o mein Freund Herder, auch Dein Griechengeist war um mich! Ich ward im innersten Heiligthum der Seele ergriffen und festgehalten vor diesem hohen Gebilde, und sah alles übrige heute mit den

*) Orest und Elektra ist diese Gruppe von den neuern Antiquaren genannt.

den Augen nur. Dieſe Jungfrau Matrone und dieſer Jüngling — dies Neigen der hohen Geſtalt, die kein Sklavengewand und verſchnittenes Haar zu entadeln vermag!*) Dies Hinaufblicken des zarten Jünglings in das Auge der mütterlichen Schweſter; dieſe Eurythmie des Ganzen, die wie ein Strom von Wohllaut über beyde ergoſſen iſt! Pätus und Arria ſah ich wie geſagt nur mit den Augen heute. Ich erinnere mich ja wohl auch des übrigen, was man mir zeigte, und was man mir ſagte; allein der innere Sinn, der von dem meinen hinzuthut, war bey Oreſt und Elektra. Ich folgte dieſem Jüngling über die Leiche des Aegiſthus und der Mutter nach Tauris, ſah ihn, von den Furien verfolgt, ſich der unerkannten Iſigenia darbieten, ein williges Opfer! Glucks Harmonien tönten und das ganze Saitenſpiel meiner Empfindung bebte in ſchmerzlich ſüßen Wallungen den ganzen Tag nach. Die vortrefliche Gruppe des Pätus und der Arria hält Hirt für einen galliſchen oder germaniſchen Feldherrn mit ſeinem Weibe, die nach Art dieſer Nazionen ihm in der Wagenburg gefolgt war. Er hat (der Schmach des Triumfwagens zuvorkommend) ſie getödtet; mit dem linken Arm hält er die Sterbende, und ſtößt ſich mit der nervigten

*) Dies verſchnittene Haar iſt ein Kennzeichen der als Sklavin gehaltenen Tochter Agamemnons im väterlichen Mordbefleckten Pallaſt.

Rechte das Schwerd in die Bruſt. Seine Barbarenkraft, das längere Haar, die wildtrotzende Miene und eine unverkennbare Roheit des Körpers bezeichnen ihn; ſo wie Sie der ſtärkere Körperbau, und das ſtruppichte kurzabgeſchnittene Haar. So angeſchaut iſt es ein herrliches Stück. Wie ſinkt ſie zuſammen vom Todesſtoß; — Wie öfnet ſich die Lippe zum letzten Hauch! Wie gebrochen das Auge; wie ſchlaff die ſtarken doch runden Arme und Kniee; und wie zart gedacht, daß man nicht die Wunde des vollen Buſens, ſondern nur das unter dem Gewande hervortröpfelnde Blut ſieht!

Kapitol 3ter Beſuch.

Den 23. Nov.

Erſtes Zimmer. Schöner Theſeus nach dem Ludoviſiſchen, oder vielleicht dieſer nach ihm erkennbar. Hier iſt das Antlitz des der mütterlichen Erzählung horchenden Jünglings noch liebenswürdiger. Schön iſt der Sarkofag mit den neun Muſen! Aufs neue bewegte mich die zarte Idee des Künſtlers. Sokrates, vor dem die ernſtverhüllte Mnemoſyne ſteht! „War alſo auch deine Hofnung der Unſterblichkeit das Reſultat der Erinnerung“? flüſtert die verſchleyerte Göttin ihm zu. Ja! weil du warſt, weil du denkend und empfindend warſt iſt der Giftbecher nicht das Ziel deiner Laufbahn, o hoher Sokrates! Der Brunnens

nenrand in Geſtalt eines runden Altares (wahrſcheinlich einſt um einen geweihten Tempelbrunnen geſtellt) iſt mit den 12 oberſten Göttern ins Bas-Relief und altem griechiſchen Stil, dem Kirchenſtil der Alten, geziert.

Groſſer Saal.

Hier entzückte mich die Muſe Urania mit den Sirenenfedern das ſiegende Haupt geſchmückt. Der hohe Ernſt dieſer Geſtalt, die Harmonie der Stellung, die Fülle des Gewandes, welches doch die göttlichen Glieder umzeichnet, die leiſen Züge zürnenden Hohns um den Mund, und beſonders über der leicht aufwärts gezogenen Oberlippe ſchwebend, alles karakteriſirt die zürnend-ſiegende erſte unter den Muſen.

Der ſterbende Fechter; nach Hirt der Gallier, den Manlius Torquatus auf der Teverone Brücke erlegte. Barbarenkraft und Größe in den Formen ohne Schönheit bezeichnen dies Kunſtwerk vom erſten Range.

Villa Ludoviſi 2ter Beſuch.

Den 24. Nov.

Heute wallfahrteten wir zur berühmten Koloſſal-Büſte der Königin des Olympos. Nur durch Begünſtigung wird die Thüre der Bibliothek im Seiten-Caſino, wo ſie ſteht, geöfnet. Und, wahrlich

sie steht so übel in einem Winkel auf der Erde, daß man sich wohl schämen muß, sie zu zeigen. Gezwungen blickt man auf das Haupt der Himmelskönigin herab, das von einer Höhe von 20 Fuß (welche nach den Proporzionen die ganze Gestalt haben würde) ehrfurchtgebietend auf uns herniederschauen sollte.

Es ist das erhabenste weibliche Gebilde, über welchem kein Gedanke hinausschwebt! Im ewigen ruhigen Besitz aller Schönheit, Größe, Macht und Herrlichkeit bleibt ihr nichts zu wünschen übrig! Empfangen kann sie nichts mehr. So stand sie vor mir, in unangetasteter Reinheit, Jungfrau, Weib, Mutter, alles ward sie ohne Liebe und ohne Leid! Keine Spur der Vergangenheit ist diesen ewig ruhigen Zügen eingedrückt: es spannt sie keine Ahnung der Zukunft; ewige Fülle der Gegenwart umschwebt sie mit unsterblichem Leben. Aeußerste Vollendung der Bearbeitung des Marmors, der erhabnen Stirn, der rundlichen Wange, des vollen ausgewölbten Kinnes, des vollkräuselnden, glatt ums edle Haupt gelegten Haares; aber vor allem und über alles, der still in die ungetrübte Seeligkeit ihres innern göttlichen Wesens zurückgesenkte süße Blick ihrer schönen Augen, unterscheiden diesen hohen Lichtstrahl der Kunst vor allen andern Juno-Bildern. Hirt schätzt diese Büste aus der Zeit Alexanders, also aus dem schönen Stil unsers Winkelmanns, der

der aber wahrlich hier mit dem erhabnen Stil im entzückendsten Einklang ist.

Beym Heraustreten aus dem Casino freuten wir uns des prachtvollen Platanus, der auf den freyen Platze mit einem zweyten auch sehr schönen Bruderbaume eine so herrliche Gruppe macht. Der Stamm des erstern mißt drey hirtische Klaftern, und wer Hirt von Angesicht zu Angesicht kennt, weiß, daß solche zu den großesten gehören. Wir gingen ins Casino, in dessen unterm Salon die berühmte Aurora von Guercino den Plafond ausmacht. Allein erstens kann ich noch keine Gemählde sehen, und zweytens wird dieses auch nie für mich da seyn. Diese gemeine Straßennatur von Rom, in den Himmel versetzt, ekelt mich an!

Beym Heraufgehen ins obere Stockwerk sahen wir noch eine zweyte Juno-Büste (und zwar eine der schönsten in Rom) im finstern Treppenwinkel stehen. Man hat in der Villa Ludovisi eine eigene Art die Junonen zu placiren. Auch fanden wir über der Treppe ein allerliebstes Basrelief eingemauert. Es sind zwey auf einer geheimen Expedizion begriffene Amors. Sie haben nemlich dem Herkules die Waffen gemauf't! Der eine kleine Schelm erliegt lächelnd unter der ungewohnten Last; der zweyte unterstützt ihn mit kindlicher Unbehülflichkeit.

Aussicht vom Söller des Casino Ludovisi.

Sie ist eine der schönsten in Rom! Man ist rund von ewig grüner Natur umgeben, am Hange des schönen Pincio, und blickt so traulich von der sanften Erhöhung in Roms Welt hinein, und hinaus übers Blachfeld in erhabne Fernen, die der Königin der Welt wie Perspektiven der Zukunft geöfnet sind. Es war um die Mittagsstunden; zarte von der Sonne durchschimmerte Nebel schwammen in den Lüften, umschleyerten und enthüllten, entfernten und näherten dem Blick die unumfaßbare Fülle der Gegenstände. Prachtvoll lagen die Gebirge des Sabinerlandes ins Gewölk hinaufgedehnt; der höchste Berg im Abruzzo, il gran sasso d' Italia genannt, soll nach einer neuern Messung 10,000 Fuß hoch seyn, also höher wie der Gotthardt, welches mir schwer zu glauben fällt. Allein mächtig sind die fernen Felsmassen aufgebirgt; jähe Abstürze waren weit über Tiburs Kluft in den Bergfernen sichtbar. Zwischen den dunkeln Wipfeln von zwey Zypressen erscheint Tibur weißglänzend auf dem Bergfuß. Auch von der andern Seite, wo man gen Nordosten blickt, ist die Aussicht anmuthig. Rechts ruht der Soraktes im Schoß der Campagna. Links prangt die Villa Millini auf der Stirn des Janikulus. Gen Viterbo steigt im Norden die öde Campagna; die Kuppeln und Thürme, die Kolonnen Roms, stehen halb besonnt

und

und halb umnebelt; über sie hin dehnen sich die Höhen des Montorio, wo aus den Villen Pamfili und Corsini, die königlichen Pignen und Zypressen sich heben, jene den Fernduft überschwebend, diese ihn durchstechend. Auf dem Rückweg' konnt' ich mich nicht enthalten der Elektra noch einen einsamen Besuch zu machen. Ich ward heute recht vertraut mit der Leidengeübten kühnen Dulderin! Ich stieg zu ihr hinan, und faßte traulich ihre Hand, und fand sie immer rührender und edler, je mehr ich ihr nahete. Menelaus, Schüler der Stefanus, ist des Künstlers Name.

Villa Borgheſe; Muſeum Gabinum.

Wir besuchten heute nur das einsame Gebäude, welches im rustiken Stil erbaut, so melancholisch unter dem schwebenden Pignenhimmel da steht, und ausschließlich den Schätzen geweiht ist, die man vor 3 Jahren in den Ruinen der 12 Miglien von hier zwischen Rom und Tivoli gelegnen Stadt Gabii gefunden hat. Es ist eine beträchtliche Anzahl von Statuen und Büsten, meistentheils Portrait-Büsten und Statüen als Heroen dargestellt. Alle unterscheiden sich mehr oder weniger durch den kräftigen Stil der Ausarbeitung, dem jedoch der lezte Anhauch der Vollendung fehlt. Hier ist die einzig schöne Büste von Markus Agrippa, dem weisen Schutzgeist Augustus; ferner eine treffliche Statue des edlen Germanikus als Heros. Dieselbe Büste, die auf dem Kapitol für Markus Brutus aus-

schäftigungen unerschöpfliche Quellen zu seyn schienen, ein Leeres in mir zu fühlen, welches sich durch keine Ideen ausfüllen lassen wollte. Ich sah die manchfaltigen Namen der Natur wie mit neuen Augen an; ihre Schönheiten hatten für mich etwas Herz-rührendes, welches ich sonst nie auf diese Art empfunden hatte. Der Gesang der Vögel im Hayne schien mir was zu sagen, das er mir nie gesagt hatte, ohne daß ich wußte, was es war; und die neu belaubten Wälder schienen mich einzuladen, in ihren Schatten einer wollüstigen Schwermuth nachzuhängen, von welcher ich mitten in den erhabensten Betrachtungen wider meinen Willen überwältiget wurde. Nach und nach verfiel ich in eine weichliche Unthätigkeit: Mich däuchte, ich sey bisher nur in der Einbildung glüklich gewesen; und mein Herz sehnete sich nach einem Gegenstand, in welchem ich jene idealische Vollkommenheiten würklich geniessen möchte, an denen ich mich bisher nur wie an einem geträumten Gastmale geweidet hatte. Damals zuerst stellten sich mir die Reizungen der Freundschaft in einer vorher nie empfundenen Lebhaftigkeit dar: Ein Freund (bildete ich mir ein) ein Freund würde diese geheime Sehnsucht meines Herzens befriedigen. Meine Phantasie mahlte sich einen Pylades aus, und mein verlangendes Herz bekränzte dieses schöne Bild mit allem, was mir das Liebenswürdigste schien, selbst mit jenen äusserlichen Annehmlichkeiten, welche in meinem System den natürlichen Schmuk der Tugend ausmachten. Ich suchte diesen Freund unter der blühenden Ju-

ausgegeben wird, und deren Aechtheit mein fyſiognomiſches Gefühl bezweifelt, war auch in dieſer Sammlung, und iſt wahrſcheinlich ein Portrait des Corbulo, deſſen Tochter (die Gemahlin Domitians) das Grabmahl erbauen ließ, indem nun dieſe Kopfbüſte gefunden ward. Erſt in Neapel in der Porzellanfabrik zeigte mir Tiſchbein das einzig wahre Bruſtbild von Brutus. Eine der feinſten Seelenvollſten Geſichtsbildungen — und ach! dem Julius Cäſar bis zum Herzzerreißen ähnlich. Die Dämmerung brachte ich in vertraulicher Unterredung mit unſerm geliebten Zoega in der Peterskirche zu. Wir verließen den Tempel als eben der Mond hinter der Kolonade emporſtieg, und ſein Silberlicht, tauſendfach gebrochen, im ſanften Geriefel der Fontainen herabtropfte. Wir fuhren zuſammen unter die ernſten Ruinen des Campo Vaccino, wo dämmerndes Licht und ſchwarze Schatten, wie Gegenwart und Vorzeit, in ungeheuren Rieſengeſtalten mit einander kämpften; dann gings durch den Bogen des Titus ums Coliſäum herum. Wie ſchauerlich dunkelte es halb ſichtbar durch die vielfach gewölbten Hallen; wie zauberiſch nickte das umſilberte Gebüſch in die öden Räume herab! Wie ernſt blickte der Vollmond durch die höchſten Gewölbe unter den Matronen-Sitzen! Auch ſchien Luna freundlich in die ihr geweihte Tempelhalle zu blicken, die vor dem Coliſäo dicht am Friedenstempel ſteht, und deren beyde mit dem Rücken einander berührende

gro-

groſſe Niſchen oder Zwillingshallen, wie man glaubt, dem Apoll und der Diana geweiht waren *).

Belvedere 2ter Beſuch.

Den 25. Nov.

Ich eilte gerade ins Cortile, und ging heute rechts vom Eingang, um erſt zum Laokoon zu kommen, und dann den Apoll gleich en Façe zu ſehen. Ich verweilte vor dem Rieſenwerk des Genius bis die erſchreckliche Gruppe vor mir ſo zum athmenden Leben ward, daß ichs nicht länger aushalten konnte, ſondern dem Anblick des höchſten Leidens (wie dort auf dem ſchönen Bildwerk des Sarkofags, Oreſt den Furien in die Schatten des Oelzweiges) in den Schutz des Muſengottes entfloh! Freundlich ſchwebte Apollo mir entgegen, wie von einem ewigen Lichtſtrahl getragen! Ernſt doch milde und freundlicher, je mehr man ihm naht. Wie erquickte mich dies Lichtgebilde ewiger Heiterkeit, des höchſten ſeeligen Lebens und der ſanfteſten Ruhe, nach dem Anblick jenes erhabenen Schreckbildes, in dem aller menſchliche Jammer, Körper- und Seelenſchmerz, der Vater mit und für die Söhne ſterbend, im unauflöslichen Todesknoten zuſammengeſchlungen iſt!

Lange verweilte ich noch unter den reitzenden Sarkofagen, die hier mit den lieblichſten Todesbil-

*) Dieſe Ruine wird auch Il Tempio del Sole genannt.

bildern wie mit duftenden Nachtblüthen umkränzt, so einladend offen stehn! Ach so einladend — daß meinen schwermüthigen Gedanken nur immer die Wahl schwer ward. Rührend ist der kleine Sarkofag, auf dessen Deckel ein junges Weib liegt; um sie spielen kindliche Genien schuldlose Spiele, freundlich sie zum Aides geleitend.

Große Rotunda.

Ich eilte zwischen beyden prächtigen Kolossen vorbey mit vorgehaltenen Händen den Thiersaal und die Musenhalle hindurch, in die große Rotunde, denn ich hatte mir die colossale Muse für heute aufgespar't. Da stand ich vor der 15 Fuß hohen tragischen Göttin. O sie ist wieder einzig! Unübertreichbar selbst den Gedanken, wie die Ludovisische Juno! Die ruhige Trauer des Blickes, die leise Senkung des hohen Hauptes durchdrang mich. „Du warest es die Sofokles begeisterte"! Wie prachtvoll ist das Haar*) um dies göttliche Haupt gelegt, welche Fülle und Majestät sind in dieser Gestalt vereinigt! Wie fließt das einfache doch reiche Gewand (eine simple Chemise mit langen Aermeln und einer Coulisse um den Hals) herab, jeden Umriß der reinen Glieder bezeichnend! Wie ruhig und doch voll innern Lebens ist die ganze Figur! Welche prachtvolle Linie vom rechten Fuß bis auf die mächtige Schul-

*) Das homerische Beywort: ambrosische Lokken, lernt man erst an diesen Kunstwerken verstehn.

Schulter gezogen; und wie ſchön iſt beſonders die Haltung des linken Armes! Unter den herrlichen Koloſſal-Büſten der Rotunda iſt der alte Oceanus mit den Fiſchen im Bart mir beſonders lieb. Es iſt Meerestiefe in dem Antlitz! Die große Ceres aber iſt gewaltig kalt. Allein der alte Lorbeerumkränzte Griesgramm *) in der großen Mitteltribune war mir ein Gräuel! Wie man ein ſolches Symbol der bedürftigen Menſchheit mitten zwiſchen die hohen Ideale hinpflanzen konnte, iſt mir unbegreiflich. Das prachtvolle porfyrne Becken, in welches das Licht der Rotunda herabſtrömt, das elegante antike Moſaik, womit der Fußboden geziert iſt, alles vereinigt ſich dieſe Götterhalle zu verherrlichen.

Muſenſaal.

Apollo Muſagetes. Blick, Stellung, fortſchreitende Bewegung, alles iſt Muſik in dieſem holden Gebilde! Er wallt dir vorbey von unſichtbaren Harmonien begleitet; ſeine Leyer ertönt, und Wohllaut entquillt den zum Geſange geöfneten Lippen. Die ihn umgebenden Muſen ſind zuſammengebrachte Figuren von ſehr ungleichem Werth. Schön iſt die ſitzende, noch ſchöner die verhüllte. Ramdohrs Melpomene iſt ſehr reizend, und eben deswegen ſehr wenig Ideal, nicht ohne etwas Leichtfertigkeit, und viel

*) Es iſt eine Kaiſer-Statue; allein ich habe vergeſſen welche.

viel wahrſcheinlicher das Portrait einer ſchönen Mima, als das Bild der ernſten Muſe.

Saal der Thiere.

Der Kinder große Freude, und allein einen eignen Tag werth. Heute beherzigte ich nur den alten ehrlichen Nil, mit welcher Bonhommie er das loſe kleine Geſindel um ſich herum krabbeln läßt. Der kleine Schelm, der mit zuſammengeſchlagenen Armen vor Freude ſchmunzelnd oben im Füllhorn ſizt, iſt das Urbild harmlos-kindlichen Sinnengenuſſes.

Große Gallerie.

Man ſchleppte mich beynah hinein — trotz meines Rufens: „ich kann nicht mehr! Gnade für heute!“ Genius — ſehr rein gedacht und weich gearbeitet; doch ſcheint er mir etwas ſchwach und nüchtern. Diana, äußerſt lebenvolle Bewegung. Sie eilt dir vorbey, doch iſt ihr Blick noch weiter in der Ferne. Mein Ideal der Diana fand ich erſt ſpät in der Gallerie Colonna. Danaide, oder Nymfe mit dem Waſſergefäß, unausſprechlich zart und mägdlich. Herrliche Statue, Pudicizia genannt. Hoher weiblicher Adel und Selbſtgenugſamkeit der Unſchuld umgiebt ſie. Das ſchöne Ebenmaaß der Glieder bricht durch das weite ſie umhüllende Gewand. Sie ſcheint einem fernen Ton zu lauſchen,

und

und hält den rechten Arm van der linken Hand unterstützt am Ohr empor.

Schlafende Figur, sogenannte Kleopatra; thut in der Entfernung große Wirkung, doch hat die Stellung nicht die Naivität des Schlafes. Sie hat sich zurechtgelegt. Wir durcheilten das noch übrige des vergleichungslosen Kunstschatzes, der hier mit so edler Pracht beherbergt ist. Ein gerührter Blick fiel auf das alte Ehepaar, welches über dem Grabmahl noch die treuen Hände vereinigt. Auch dieser Hinabblick aus der Idealwelt in eine sanfte Menschlichkeit ist wohlthätig.

(Die Fortsetzung folgt.*)

*) Der Merkur liefert mit Vergnügen die Fortsetzungen einer Kunstrecension, deren Anfang im Juliusstück des vorigen Jahrgangs vielen Lesern sehr angenehm gewesen ist. Gerade dadurch, daß die Verfasserin meistentheils nur ihre Eindrücke giebt, erhalten diese Bemerkungen auch noch ein psychologisches Interesse, was vom artistischen sehr wohl getrennt seyn kann.

B.

IV.

Gedichte nach den Minnesingern.

(S. N. T. M. August 1798. S. 330 — 334.)

4.

Maylied.

Nach Chanzler.

Kommt des Sommers *) Zier zu schauen,
In die Wiesen, auf die Auen,
In die Thäler, auf die Höhn!
Lieblich lauben sich die Bäume,
Alles grünt und schlägt in Keime,
Blumen, Kraut und Gras entstehn.
Deine Kunst, o May! zu preisen,
Singen schon die Vögelein
Wonniglich in süßen Weisen;
Quellen, Teich' und Bäch' enteisen
Sich in deinem Sonnenschein.

Las-

*) Vor Alters unterschied man nicht so genau, wie jetzt, die Jahrszeiten. Unsere Vorfahren theilten das Jahr nur in den Sommer und Winter. Auch noch heut zu Tage nennt der gemeine Mann die Zeit, wenn es überhaupt warm zu werden anfängt, den Sommer. May, Lenz oder Frühling wird daher mit dem Worte Sommer im Alteutschen insgemein in gleichem Verstande gebraucht.

Laſſet mit den rauhen Winden
Kummer, Gram und Unmuth ſchwinden!
Aller Sorgen abgethan,
Schauet an die lichte Haide!
In des Lenzen Blumenkleide
Lacht ſie jugendlich euch an.
Naht ſich unter Blum' und Blüthe
Euch ein Weiblein, hold und ſchlank,
Grüßt ſie euch mit Huld und Güte:
Bannet alles Ungemüthe,
Sagt dafür dem Mayen Dank!

Nur aus roſenfarbnem Munde
Kommt von Weibes-Herzensgrunde,
Was man gerne hören mag:
Reiner Weiblein ſüßes Lachen
Kann den Kummer mehr erſchwachen,
Als ein blüthenreicher Hag *).
Was in Vogelſang erklinget,
Was der Wald an Laub uns beut,
Was die Haid' an Blumen bringet,
Was die Nachtigall uns ſinget,
Macht uns nicht ſo hoch erfreut.

*) Hag, ein Strauch, Buſch oder auch ein unbezäuntes Wald- oder Hausgärtchen.

5.

Kinderlehre.

Nach Walther von der Vogelweide.

Wollt ihr Kinder pflegen,
Strafet nicht mit Schlägen:
Bey der Kinder Zucht und Lehr'
Helfen Wort als Schläge mehr.
Wollt ihr Kinder pflegen,
Strafet nicht mit Schlägen!

Hütet eure Zungen
Wohl, ihr Mägd' und Jungen:
Stoßt dem Lug und Ungebühr
Flink den Riegel vor die Thür'.
Hütet eure Zungen
Wohl, ihr Mägd' und Jungen!

Hütet eure Augen,
Wo sie euch nicht taugen:
Laßt sie gute Sitten spähn,
Und die bösen übersehn.
Hütet eure Augen,
Wo sie euch nicht taugen!

Hütet eure Ohren
Vor dem Schalk und Thoren:
Daß sie Trug und Wahn nicht thört,
Und ihr nur die Wahrheit hört.

Hütet eure Ohren
Vor dem Schalk und Thoren!

Laßt an dieſen Dreyen
Nie der Hut euch reuen:
Zungen, Augen, Ohren sind
Gar ein leicht verzognes Kind.
Laßt an dieſen Dreyen
Nie der Hut euch reuen!

6.

Frauenpreis.

Nach Reimann von Brennenberg.

Gar wonniglich erſchien der May
In aller Blumenſchöne;
Der Wald iſt ſeines Laubes neu,
Ihn freun der Vögel Töne.
Sie ſtimmen an viel ſüßen Schall,
Zumahl die zarte Nachtigall,
Die ich vor allen króne. *)

So ſeyd denn Jung und Alt erfreut,
Und ſprechet wohl den Frauen!
Von ihnen kommt uns Seeligkeit;
Ihr mögt ſie gerne ſchauen.

*) Krónen im Altteutſchen für ehren, preiſen, loben ꝛc.

gend, welche mich umgab. Mehr als einmal betrog mich mein Herz, ihn gefunden zu haben; aber eine kurze Erfahrung machte mich meines Irrthums bald gewahr werden. Unter einer so groſſen Anzahl von auserleſenen Jünglingen, welche die Liverey des Gottes zu Delphi trugen, war nicht ein einziger, den die Natur so vollkommen mit mir zuſammen geſtimmt hatte, als die Spizfindigkeit meiner Begriffe es erfoderte.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß ich das Unglük hatte, der Ober-Prieſterin eine Neigung einzuflöſſen, welche mit ihrem geheiligten Stande und mit ihrem Alter einen gleich ſtarken Abſaz machte; ſie hatte mich ſchon ſeit geraumer Zeit mit einer vorzüglichen Gütigkeit angeſehen, welche ich, ſo lang ich konnte, einer mütterlichen Geſinnung beymaß, und mit aller der Ehrerbietung erwiederte, die ich der Vertrauten des Delphiſchen Gottes ſchuldig war. Stelle dir vor, ſchöne Danae, was für ein Modell zu einer Bild-Säule des Erſtaunens ich abgegeben hätte, als ſich eine ſo ehrwürdige Perſon herabließ, mir zu entdeken, daß alle Vertraulichkeit, die ich zwiſchen ihr und dem Apollo vorausſezte, nicht zureiche, ſie über die Schwachheiten der gemeinſten Erden-Töchter hinwegzuſezen. Die gute Dame war bereits in demjenigen Alter, worinn es lächerlich wäre, das Herz eines Mannes von einiger Erfahrung einer jungen Nebenbuhlerin ſtreitig machen zu wollen. Allein einem Neuling, wofür ſie mich mit gutem Grund anſah, die erſten Unterweiſungen zu geben,

dazu

Seyd ihnen ſtets in Demuth hold,
Sie ſpenden freudenreichen Sold:
Ihr Lob ſoll euch erbauen.

Gedenke ſinnig, froher Mann!
An reiner Frauen Güte,
Was ihrer Würde frommen kann;
Preiſ' ihrer Ehren Blüthe!
Ihr Lob iſt ſo durchlauchtig*) ganz,
Gleichwie der lichten Sonne Glanz,
Und höhet das Gemüthe.

7.

Ritterlehren.

Nach Ulrich von Lichtenſtein.

Ihr Ritter! laßt im Dienſt der Frau'n
Kühn unter Helm und Schild euch ſchau'n;
Soll Zucht und Muth euch ehren,
Daß man euch rühmt,
Wie ſich's geziemt,
Folgt edler Frauen Lehren!

Seyd wohlgezogen, ernſt und mild;
Ein hoher Muth ziert Helm und Schild!
Im Helm wie in der Minne

Steht

*) Durchlauchtig im Altteutſchen hellſchimmernd, durchdringend-glänzend.

Steht feſt und treu,
Und tadelfrey,
Daß man euch hold gewinne.

Ehrt reiner Frauen Gottesgruß,
Der Herz und Sinn euch höhen muß;
Denn wen ſie lieblich grüßen,
Dem iſt gewährt
Was er begehrt,
Deß Heil mag hoch erſprießen.

Wer ſich mit Schmach und Schande fleckt,
Dem ziemt nicht, daß der Schild ihn deckt!
Des Schildes Amt giebt Ehre.
Das Panzerkleid
Heiſcht Tapferkeit,
Und koſtet Streit und Wehre.

Ein mannlich Herz ſteht ehrenhaft
Der Minne wie der Ritterſchaft;
Es ſpottet feiger Gecken.
Wem Muth gebricht,
Der mag auch nicht
Der Damen Gunſt erwecken.

Im Wandel ſittig, ſchlicht und recht
Sey Ritter, Knapp' und Edelknecht!
Nur biedern teutſchen Degen*)

*) Degen im altteutſchen Sprachgebrauche ein rechtſchaffener wackerer Kriegsmann.

Lohnt zart und hold
Der Frauen Sold,
Die Sitt'- und Ehre pflegen.

Drum, edle Frau! sollt ihr allein
Durch Helm und Schild mein eigen seyn;
Im Ringen und im Stechen
Soll rasch an mir
Lanz' und Panier
Erkrachen und zerbrechen.

So reicht denn Helm und Schild mir her!
Laßt ritterlich mit Speer und Wehr
Um Frauengunst mich werben,
Und, sonder Wank,
Um ihren Dank
Mich siegen oder sterben.

Wien. Gottlieb Leon.

V.

Auszug eines Tagebuches.

Reiſe von Königsberg nach Memel.*)

Milſen, die erſte Station hinter Königsberg, den 9ten July in der 9ten Morgenſtunde.

„Nun werden Sie beynahe zweymal vier und zwan„zig Stunden Gelegenheit haben, gegen Langeweile „und Mismuth zu kämpfen! Der Weg längs dem „Kuriſchen Strande iſt noch trauriger als die Lüne„burger Heide; ich komme eben daher, und weiß „von dieſer Sandwüſte ein Liedchen zu ſingen!“ — Mit dieſen Worten ſtieg der Reiſende in ſeine Poſtchäſe, wünſchte ſich Glück dieſe traurige Erdzunge hinter ſich zu haben, und fuhr weiter.

Die Worte fielen mir auf, — „trauriger als „die Lüneburger Heide?“ — Ich erinnerte mich des unangenehmen Eindruckes und der mannigfaltigen Ideen, welche dieſe wüſte, lebloſe Fläche in mir zurückgelaſſen hatte. Mir wurde die Freude

*) Dieß kleine Fragment, deſſen edle Verfaſſerin uns nicht erlaubt hat, ihren Namen zu nennen, kann als die Löſung einer Aufgabe betrachtet werden, wie einem der ödeſten Winkel des kultivirten Europas noch immer eine erfreuliche Anſicht abgewonnen werden könne.

gegenwärtig, die das Gekrächze einiger Raben mir machte, als ich nach einer Fahrt von vier Stunden die erſten Zeichen des Lebens durch dieſe ſchon im Alterthum für vorbedeutend gehaltene Vögel erhielt. Alles was lebt, von der Pflanze bis zum Menſchen, fühlte ich nun durch dieſe Erfahrung meinem Herzen verwandter. Die traurige Wüſte und das dumpfe Gekrächze der ſchwarzen Krähen um mich her weckten Gefühle des Wohlwollens, der Liebe und Freundſchaft in meiner Seele auf. Alle Weſen hatten nun ein näheres Intereſſe für mich; denn ich fühlte wie in dieſer großen Kette der Schöpfung alles verbunden iſt; wie alles Quelle des Glückes und der Freude werden könnte, wenn wir den ſchönen Funken des Wohlwollens zur wohlthätigen Flamme anfachten, die uns zur Liebe für alles um uns her erwärmt, wie die Sonne durch ihre wohlthätigen Strahlen dem Erdbalie ſegnende Fruchtbarkeit entlockt. Ich ſagte ſtille für mich: — „ſchickt einen kalten Egoiſten zur Lüneburger Heide; dort mag er „einſam und allein ſich einige Zeit an dem Bilde ſeiner Seele in dieſer traurigen Wüſte ſpiegeln! Bedürfniß nach Geſelligkeit wird ſeiner Eigenſucht „vielleicht eine beſſere Richtung geben.“ Und doch iſt Muttererde ſelbſt auf dieſer traurig wüſten Fläche wohlthätiger, als das Herz des Egoiſten. Dieß bringt nichts gutes hervor, — Muttererde aber nährt durch das Heidekraut, ſogar in dieſer lebloſen Fläche hie und da Bienen. — Der Poſtillon ſtoßt ins Horn, und ſo geht es denn weiter fort.

Zwi-

Zwiſchen Milſen und Sargo, am Strande der Oſtſee aus meinem Wagen. —

Dunkelgrün und hellglänzend wie der Smaragd iſt in dieſem Augenblicke des Meeres unabſehbare Fläche! Brauſend und ziſchend bricht der Rand aufgeregter Wellen ſich zu ſchneeweißem Staube, und rollt der gelben Sandfläche zu, in welcher mein Wagen langſam dahin ſchleicht. Hier hört die Pracht der ſich hoch emporhebenden ſilberhellen Meereswogen auf, und gebrochen ziehn ſie ſich in den majeſtätiſchen Ozean zurück. So macht der Tod aller Größe ein Ende! Die Muttererde empfängt die Gebeine des ſonſt Bewunderten und Gefürchteten, und verwandelt ſie in Staub! — Wäre der Tod, dieſe allen Menſchen einzige Gewißheit, uns bey allen unſern Handlungen gegenwärtig, um wie viel edler und beſſer gingen wir dann der Verwandlung unſers Seyns entgegen; — um wie viel geitziger berechneten wir den Werth der Zeit und der Freuden! Alles was dort hinter dem dunkeln Vorhange die Summe des Glückes vermindern könnte, iſt auch für dieſe kurze Spanne Zeit ſchlechte Münze, und erkauft nichts als Reue. —

Jetzt hat das unabſehbare Meer durch größere Stille, und durch die glänzenden Strahlen der Sonne andere mannichfaltige Schönheiten. Die weite leicht bewegliche Fläche zeigt nun im helleren Glanze vielfarbigte Schattirungen von Grün. Kleine blinkende Silberwellen entſtehn und verſchwin-

den

den im Augenblicke. Lichtblau iſt der ewige Raum des Aethers von der blendenden Sonne durchglänzt. Welche Ahnungen erheben den Geiſt, der die unzählbare Millionen Welten zu denken wagt, die ſich in dieſem ewigen Raume drehn, und die Geſchöpfe darauf! — Schau unſere Erde! dieſer Punkt in der Schöpfung iſt mit unausſprechlichen Schönheiten geſchmückt! Noch unermeßlicher als dieſe ſind die Geſchöpfe auf der Schöpfungsleiter! Erde, Meere und Luft ſind von Weſen erfüllt, die ſich ihres kürzeren oder längeren Daſeyns freuen. — In dieſem Augenblicke ziehn eine Menge Waſſermöven von der See herüber, und lagern ſich auf dem nächſten Hügel, der nun in der gelblichen Sandfläche gleich einem glänzenden Schneeberge hervorragt, und dem traurig einförmigen Anblick eine kleine Mannigfaltigkeit giebt. Richte ich meine Blicke aber zum unabſehbaren Meere hin, dann fühlt mein Geiſt ſich empor gehoben, und ein Gedränge von Gedanken nimmt in meiner Seele Raum. Dort wo die Athmoſfäre mit der Meeresfläche vereinigt zu ſeyn ſcheint, da herrſcht ein heiliges Dunkel, das ſich ins ſchwarze färbt. Die unaufhörliche Bewegung auf dieſer unabſehbaren Fläche erweckt in mir dunkle Gefühle der raſtloſen Thätigkeit, durch welche die ganze Natur beſeelt iſt; und ſo fühlt mein Geiſt ſich bey dieſem Anblick noch inniger vom großen Gedanken der Unſterblichkeit durchdrungen.

Zwiſchen Sargo und Reſſieten, immer noch aus meinem Wagen.

Wir fuhren die Sandberge nicht hinauf; — der eine Poſtillon ritt zur Stazion hinüber, und da Pferde für mich beſtellt waren, ſo dauerte es keine halbe Stunde, daß wir unſere Schneckenfahrt weiter fortſetzen konnten. Indeſſen machte der Poſtillon uns eine fürchterliche Erzählung vom Triebſande, in welchem Reiſende durch unwiſſende Poſtillone einſänken, und nur mit Mühe und Gefahr heraus kommen könnten.*) Auch erzählte er uns, wie eine vornehme Herrſchaft an der See umgeworfen, und ihre ganze Equipage naß geworden ſey. — Jetzt iſt der ſeelenerhebende Anblick des Meeres gegen die traurige Anſicht von wüſten Sandbergen und von armſeligen Fiſcherhütten vertauſcht. Dieſe müſſen alle ſechs Jahre umgebaut werden, weil der fliegende Sand die ärmlichen Wohnungen in ſolch einem Zeitraume ganz verſchüttet, und ſie allmählig unbewohnbar macht. — Wäre ich

*) Der Fall iſt ſehr ſelten, daß Reiſende in Triebſand gerathen; auch iſt mir kein Fall bekannt, daß Reiſende jemals in dieſem Triebſande verſunken wären. Wohl aber weiß ich Fälle, daß man halbe Tage arbeiten kann, um das Fuhrwerk aus dem Triebſande heraus zu bringen. Oefter tritt der Fall ein, daß Reiſende in der See umgeworfen werden; denn die Poſtillone fahren mehrentheils mit der einen Seite der Räder in der See, weil der Sand da am feſteſten iſt.

ich hier gebohren und erzogen, wie eingeschränkt wäre mein Ideenkreis dann! Daß meine Seele höherer Gefühle fähig ist, tiefer denken kann als die Bewohner dieser traurigen Fischerhütten, ist dieß mein Verdienst? — Und höhere Seeligkeit, als diese meine Mitmenschen zu genießen fähig sind, sollte eine Ewigkeit hindurch mein ich beglücken, bloß weil diese ins Joch gespannte Menschen ein traurig mühseliges Leben führten, und nicht Gelegenheit hatten ihren Geist zu bilden? — Geist der Welten! diesen Gedanken fasse ich nicht! — Dankgefühl belebt meine Brust, daß ich nicht hier gebohren und in diesen elenden Fischerhütten zu leben bestimmt wurde: aber für diese meine Mitmenschen, die in dieser traurigen Sandwüste leben, hoffe ich einst auch Entschädigung. —

Indessen mein Wagen hier langsam in tiefem Sande fortgezogen wird, unterhält mich mein Postillon, welcher neben meinem Wagen im Sande wadet, von der Anmuth dieser ärmlichen Gegend. Er gab mir durch sein Gespräch die freudige Ueberzeugung, daß Freude und Zufriedenheit an allen Orten einheimisch sind, wenn unsere Seele nicht durch unedle Fertigkeiten den einfachen Weg zu ächter Glückseligkeit verlohren hat. Auch bestätigte seine einfache Erzählung die mir theure Wahrheit, daß Vaterlandsliebe die ödeste Steppe in ein Paradies umschaffen kann. Unter andern sagte er: — „Sie glauben es nicht, was der Fischfang für Lust „giebt!

„giebt! und das iſt auch kein klein Vergnügen, wenn „man ſo magrer Erde durch Fleiß was abgewinnt! „Es wäre ewig ſchade, wenn die See dieſen ganzen „Strich Landes verſchlucken ſollte! ſie hat wie alte „Leute uns ſagen, ſchon ſehr viel weggeriſſen!*) — „Ja! ja! das Meer iſt noch mächtiger wie unſre „große Herren! Das ſchluckt mir nichts dir „nichts! einen ganzen Erdſtrich in ſich. — Glau„ben Sie mir, der hier am Strande gebohren und „erzogen iſt, giebt ſich ſo leicht an keinem andern „Orte zufrieden. Meine Schweſter heyrathete nach „Marienwerder hin, ſie bekam einen wackern „Mann. Die Bäume ſind dort ſchön, groß und grün. „Aber meine Schweſter grämte ſich immer nach ih„rer lieben lebendigen See. Als der Mann ſtarb, „zog ſie wieder zu uns; unſre gelben, kahlen, hohen „Sandberge gefallen ihr beſſer, als die grünen Wie„ſen im Werder! — Wer kann denn auch das Meer „tief im Lande ſo brauſen hören, ſo toben ſehn, als „wir an unſerm Strande! — Und dann ein ander „mahl iſt es wieder ſo klar, ſo ruhig wie ein heller „Teich! — Und wann die Schiffe ſo umher fliegen, „das iſt eine Luſt! aber auch oft ein Jammer wenn „ſie ſcheitern! — Und dann! Landeinwärts, da „haben wir auch Felder und Wald, und das ſieht „gegen die gelben kahlen Sandberge ſo ſchön aus!

„Und

*) In einer Reihe von 20 Jahren ſoll, wie verſchiedene Fiſcherbauern mir ſagten, die Erdzunge über eine Viertelmeile ſchmäler geworden ſeyn.

dazu konnte ſie ſich ohne übertriebene Eitelkeit für reizend genug halten. Sie war zu den Zeiten des Heiligen Kriegs in der Blühte ihrer Schönheit geweſen; hatte ſich aber, wie die meiſten ihres Standes, ſo gut erhalten, daß ſie noch immer Hoffnung haben konnte, in einer Verſammlung herbſtlicher Schönheiten vorzüglich bemerkt zu werden. Seze zu dieſen ehrwürdigen Ueberbleibſeln einer vormals berühmten Schönheit eine Figur, wie man die blonde Ceres zu bilden pflegt, groſſe ſchwarze Augen, unter deren affectiertem Ernſt eine wollüſtige Glut hervorglimmte, und zu allem dieſem eine ungemeine Sorgfalt für ihre Perſon, und die ſchlaue Kunſt, die Vortheile ihrer Reizungen mit der ſtrengen Sittſamkeit ihrer prieſterlichen Kleidung zu verbinden: ſo kanſt du dir eine genugſame Vorſtellung von dieſer Pythia machen, um den Grad der Gefahr abnehmen zu können, worinn ſich die Einfalt meiner Jugend bey ihren Nachſtellungen befand.

Es iſt leicht zu erachten, wie viel es ſie Mühe koſten muſte, die erſten Schwierigkeiten zu überwinden, welche ein mehr Ehrfurcht als Liebe einflöſſendes Frauenzimmer, in den hartnäkigen Vorurtheilen eines achtzehnjährigen Jünglings findet. Ihr Stand erlaubte ihr nicht, ſich deutlich zu erklären; und meine Blödigkeit verſtand die Sprache nicht, deren ſie ſich zu bedienen genöthigt war. Zwar braucht man ſonſt zu dieſer Sprache keinen andern Lehrmeiſter als ſein Herz; allein unglüklicher Weiſe ſagte mir mein Herz nichts. Es bedurfte der

„Und ein Berg iſt weiter unten; wenn man da ſteht,
„ſo hat man auf der einen Seite die offenbare See,
„auf der andern das Kuriſche Haff. Das Land zwi-
„ſchen dieſen beiden Waſſern iſt keine halbe Meile
„breit. Da ſieht man denn oft das Meer wild
„und unruhig, das Haff wie einen hellen Spiegel
„klar und ſtill! — Schiffe dort, kleine Fahrzeuge
„hier! Ja, ja! glauben Sie nur, es iſt ſchöner
„bey uns als es hier ausſieht! Wenn nur das liebe
„Meer, das uns Fiſche und Bernſtein giebt, unſer
„Land nicht verſchluckte! — Ja! wenn das Meer
„unſer Land haben will, das kann unſer König ihm
„nicht verbieten! ſo weit reicht aller Könige Macht
„nicht!“ *) Hier lächelte mein Poſtiljon, als freu-
te

*) Ich fand auf dieſer ſchmalen Erdzunge recht geſcheute Poſtillone, die mit ihrer Landesverfaſſung, und ſogar mit den Zeitungen bekannt waren, und hie und da ſehr treffende Urtheile fällten. Da der Triebſand ſie den ganzen Weg über neben meinem Wagen her gehen hieß, ſo ſprach ich viel mit ihnen, und freute mich ihrer Liebe zu Friedrich dem Einzigen. Vom jetzigen Könige ſprechen ſie mit Entzücken. Einer von ihnen erzählte mir, wie unter der Regierung ſeines Vaters den Bauern bey der Danziger Niederung einige Privilegien hätten genommen werden ſollen; wie dieſe aber durch den Kronprinzen, dem ſie ihre Sache vorgetragen hätten, bey ihren Rechten geſchützt worden wären. Er ſetzte hinzu: „auch der vorige „König war ſeelenaut, aber er ließ ſich von böſen Men-„ſchen herumdrehen! O! der alte Fritz, der wußte es, „wie jedem Vogel der Schnabel gewachſen war.“

te er ſich ſeines witzigen Einfalles, er rauchte aus ſeiner Pfeife noch kräftiger, und hielt dann dem Toback eine Lobrede.

Der Anblick des Kuriſchen Haffes giebt dieſer öden Gegend nun wieder ein lebendigeres Anſehn; denn dieſe weite ſpiegelglatte Waſſerfläche iſt mit Fahrzeugen wie beſäet. Die weißen blendenden Segel die von den Sonnenſtrahlen Glanz erhalten, ſtechen gegen die dunkle Stahlfarbe des Haffes ſchön ab. Beym erſten Anblick dieſer großen Waſſermaſſe hielten wir ſie für das Meer. Mein M —, um nach ſeiner Idee des majeſtätiſchen Anblickes noch beſſer zu genießen, verließ meinen Wagen, ſetzte ſich auf den Bock, und ſtoß von Freuden über, ſeine Blicke in den unabſehbaren Ozean ſenken zu können. Kaum hatte ich mich orientirt, und erkannte das Kuriſche Haff, ſo ſagte ich meinem guten M., daß er dießmahl ſein Opfer nicht der Oſtſee, ſondern einer kleinern Waſſerfläche gebracht habe. Sogleich verließ er ſeinen hohen Sitz, und fand keine Freude mehr an den umherſegelnden Fahrzeugen und dieſer unabſehbaren Waſſermaſſe. So beſtimmt oft bloß die Idee, die wir von einem Dinge haben, den Werth deſſelben in uns.

Roſſitten, Abends nach acht.

Schon eine Stunde vor Roſſitten hat man den unerwartet angenehmen Anblick von grünen Wieſenfeldern, ſchönem Walde, und ſogar von Roſengebüſch.

Ich fühlte mich überrascht, weil ich bis dahin nur traurige Sandgegenden gesehen hatte. Mein Postillon rief uns mit Wohlbehagen zu: — „habe ich „nicht recht? nach alle den Sandbergen freuet man „sich doppelt über dieß schöne Grün!“ Wirklich fühlte ich mich erquickt, lachendes Grün und angebaute Erde um mich herum zu sehn. Auch hier empfand ich, daß der Arme leichter als der Reiche zu erfreuen ist. — In einer durch die Natur gesegneten Gegend würde Rossitten nichts angenehmes, nichts überraschendes haben. Auf dieser Erdzunge hingegen scheint der Ort seinen Bewohnern das, was mir die Schweitz seyn würde. Das Posthaus liegt am Haff, und man würde ein ganz leidliches Nachtlager finden, wenn man ruhn wollte. Ich aber will meine Reise auch die Nacht hindurch fortsetzen, und freue mich, daß meine Pferde schon fertig stehen. Hier auf dieser Küste fängt die Lettische Sprache unter dem Landvolke schon an, die der Bauer in Kur- und Liefland spricht. Die hiesigen Fischerbauern mögen also auch eigentliche Letten seyn.

Hinter Rossitten aus meinem Wagen.

Hier hat die Natur das Ansehn einer Leiche! Zu beyden Seiten sieht man nichts als eine gelbliche Sandfläche, und traurig zusammengewehte Sandhügel. In der Folge sieht man einzelne kleine, dürre, von der Sonne gelb gebrannte Fichten; hin

und

und wieder sprossen sie ärmlich hervor, so wie die kleinlich guten Thaten eines hartherzigen Menschen. Aber Seelen erhebend ist nach dieser öden Wüste der Anblick der Ostsee, den man nach mühsamer Fahrt einer vollen Stunde wieder erhält. Sie erhebt uns um so höher, weil die ewige Bewegung des Ozeans gegen die todte Unfruchtbarkeit der Sandfläche noch herrlicher kontrastiert.

Hinter Nidden, aus meinem Wagen, bald nach Aufgang der Sonne.

Indessen M. fest an meiner Seite schlief, freute ich mich des purpurumsäumten Morgenhimmels, welcher über die wüsten Sandhügel gleich einem gestreiften Zelte ausgespannt war. Ich sah aus der dunkeln Nacht den Anbruch des Tages allmählig in prachtvollem Glanze hervortreten. Die feyerliche Stille wurde durch das Toben des Meeres unterbrochen, und auf der schauerlich dunkeln Fläche erhoben sich weiße schäumende Wellen, die den düstern Anblick milderten. Als die Sonne aus dem Feuermeere glänzend hervortrat, fühlte ich mich durch Gedanken, die sich in meiner Seele entwickelt hatten, so über alle ängstliche Sorgen der Zukunft freudig emporgehoben, daß ich laut zu mir selbst sagte: — „Die Kraft, die Sonne, Mond und Sterne lenkt, sogar eine Sandwüste mit majestätischem „Glanze bedeckt, und jedem Würmchen im Sande „seine Freuden zuwog, diese wird auch die verworrenſten Weltbegebenheiten und die trüben Schick-

„sale einzelner Menschen wohlthätig aufzulösen wis„sen.“ — M. wurde durch dieß mein Selbstgespräch wach und freute sich mit mir des herrlichen Morgens. Wir richteten unsere Blicke wieder auf die Ostsee, und ich fand es unbegreiflich, daß so viele Menschen den Anblick des Meeres für zu einförmig erklären. Prachtvoll beglänzt die Sonne diese grünliche Fläche jetzt; eine aufgeregte Welle jagt der andern nach; hoch steigen sie schäumend empor, und wie Silberstaub sinken sie in hellglänzenden Tropfen funkelnd nieder, und bilden wieder neue größere Wellen, die dann in ermattetem Schaum zur blaugrünlichen Meeresfläche zurück kehren. Einige schäumende Wogen schwellen zur majestätischen Größe hinauf, und bilden auf dieser beweglichen Fläche schnell entstehende und versinkende Berge und Thäler. Andre Wellen zerstieben in einem kleinen unbedeutenden Raume. So steigen auf dem Schauplatze der Welt einige Menschen zur schimmernden Größe hinan, indessen andre unbemerkt ihre Laufbahn vollenden. Doch jeden ereilt der Tod! Wie die sinkende Welle der kommenden Platz macht, so weicht ein Mensch dem andern. Bilder des Todes können einen hier unter den Trümmern zerscheiterter Schiffe leicht umschweben. Mir ist der Tod, je mehr ich über diese uns einzig gewisse Bestimmung nachdenke, nur Uebergang zu vollkommnerem Seyn. Und die Summe unsrer ewigen Glückseligkeit zu vermehren, steht ganz in unsern Händen. Je größer unsre moralischen Fertigkeiten werden, um deso

unerschöpflicher iſt die Quelle unſrer innern Glückſeligkeit. M. geſtand mir, daß die Trümmer all der geſcheiterten Schiffe um uns her, und die Vorſtellung der Angſt der Verunglückten, in dieſem Augenblick ſeinen Muth ſo niederbeugten, daß es ihm jetzt unbegreiflich ſey, wie er bey einem wirklich heftigen Sturme auf der See, an meiner Seite habe heiter bleiben können, da wir doch unweit unſerm Schiffe ein großes Schiff ſcheitern ſahn. Ich glaube, die Gefahr, in der wir ſchweben, übt unſre Kraft, indeſſen die Trümmer verunglückter Seereiſender um uns her, vereint mit der Erzählung ihrer erlittenen Noth, unſern Muth ſchwächen, weil unſre Einbildungskraft da ein weites Feld hat, uns die Angſt und Noth der Verunglückten fürchterlich auszumahlen. — Unſer Poſtillon erzählte mit Theilnahme die Noth und den Jammer, den er mit eignen Augen vorigen Frühling beygewohnt habe, als in der Gegend von Ridden ein ſchwediſches und ein holländiſches Schiff geſcheitert ſey. Mit dem beſten Willen wäre es ihnen nicht möglich geweſen die nach Hülfe ſchreienden zu retten. Schiffe und Menſchen wären ein Raub wüthender Wellen geworden, und nur ein Theil der holländiſchen Kajütte ſey mit einem Hunde an den Strand geworfen. Der Hund habe vier Tage und vier Nächte dieſe Trümmer des Schiffes nicht verlaſſen. Wüthend habe er um ſich her gebiſſen, wenn man ſie ihm habe wegnehmen wollen. Da hätte der Stazionshalter zu Ridden den Vorſatz gefaßt, dem treuen Hunde ſo lan-

ge auf dieſen Trümmern des Schiffes ſelbſt Eſſen und Trinken zu reichen, bis er ſich an ihm gewöhnen und ihm freywillig folgen würde. Dieß ſey denn nach vier Tagen geſchehen, und nun wäre der ſchöne ſchwarze und weiße Pudel unter dem Namen Seemann der treue Begleiter ſeines guten Herrn.

Schwarz Ort, Abends nach ſechs.

Nun ſind wir nur noch drey Meilen von Memel; mir war dieſe Reiſe nicht ſo langweilig als man ſie ausſchreit. Es kömmt nur alles darauf an, aus welchem Geſichtspunkte wir die Dinge in der Welt anſehn.

VI.

Kunſtnachrichten.

I.

Fragmente aus einem Tagebuche.

Bologna, d. 24. May 1798.

Hier ſieht es nun wieder revoluzionsſtürmig aus; das Motto:

Libertà o morte,
Legge e virtu

ſchmückt den auch hier wurzelnden Baum der galliſch-

ita-

italiſchen Freiheit. Aus dem Muſeum la specola, jetzt Istitutione nationale, ſind 4 Etruriſche Vaſen, 3 Rahmen Papyri, und 2 Paterä transalpirt worden. Bologna überhaupt verlor an Kunſtſachen gegen 10,000 Scudi an Werth.

Parma, d. 25. May.

Parma das den ſanften Correggio, den Maler des Herzens, gebahr, und einen Bodoni beſitzt, ſey mir gegrüßt! 4 Correggio's und 17 andere Bilder, wovon 2 Battoni und 2 Sanguintino's als der Franz. Republik unwürdig zurückgelaſſen worden, alſo 17 Gemälde zuſammen, ſind nach Paris gewandert. Der Herzog trägt allein die ganze Brandſchatzung, ohne ſein armes Land damit zu belaſten.

Mantua, d. 26. May.

Schauervoll und belagrungsmäßig blicken noch die Fluren des Mincio; noch ſtehn die Donnerhügel umher bewacht, in rüſtig drohender Stille. Eine große Fahne iſt in den Freiheitsaltar gepflanzt, 4 Fascesbündel ſind hineingefeilt, mit folgenden Worten der Volksherrſchaften:

Popolo, la sola virtù costituisce la Republica.
Popolo, tu solo sei il sovrano.
Popolo, chi usurpa i tuoi diritti è un Tiranno.

Zwey herrliche Bilder von Giulio Romano:

L'appostolato di S. Pietro et di S. Andrea, aus dem Dom, und die Büſten Virgils, Euripides und Andreas Mantegna's zogen auch von hier ab, um das Nazionalinſtitut in Paris zu bereichern.

Auf den Wink des Italiters, der ſich durch Menſchlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit überall beliebt zu machen wuſte, wird nun dem neugefeyerten Virgil zu Pietola eine Pyramide, ein Apollos Tempel, ein Acheron, ja ein Elyſium errichtet.

Verona, d. 27 May.

Aus der Kirche San Giorgio iſt das Meiſterſtück Il martiro di S. Carlo von Paul Veroneſe und Il martiro di S. Barnaba für den Pariſer Kunſthimmel beſtimmt worden; aber alles befindet ſich noch gerollt im Pallaſte Bevilacqua, und ach! verdorben, weil ſie mit unkünſtlichen Händen vom Gips herunter geriſſen wurden! Die Bibliothek von S. Giorgio ward noch fortgebracht. Noch vor der Bonapartiſchen Zeit hatte ſich in der Arena ein kleines Theater mit der Ueberſchrift: Mores describo hominum, angeſiedelt, das noch bey gutem Wetter Nachmittags unter freyem Himmel ſpielt, und wenigſtens dem hohen Gefühle fürs Alterthum willkommen iſt. Aus dem Muſeum Maffei iſt eine Büſte von Porfyr nebſt 4 Basreliefs und 3 Etruriſchen Vaſen für Neu-Franzöſiſche Priſe erklärt worden, weil dies Gebäude der von Maffei geſtifteten Filharmoniſchen Geſellſchaft, nun der adelichen Aka-

des

demie zugehört, worin aber schon lange auch unadeliche edle Menschen und Fremde aus allen Ständen gern gesehenen Zutritt, und — wenn nicht Humanen, doch — urbanen Entgegentritt finden.

Botzen, d. 29. May.

Wohl wirds einem, wieder teutonische Sitteneinfalt zu erblicken und mit Zuversicht das (in Italien nicht dienende) naivere weibliche Geschlecht sich nahen zu sehen.

Erst 2 Posten von hier wird es eigentlich wieder teutsch; weiterhin in und um Trient ist alles noch halb verwelscht und mißgestaltig. Der Gemsen- und Schützengeist dieses biedern Bergvolkes wird durch das Scheibenschießen erhalten, und dies, so wie die Ländler-Tänze und geistliche Schauspiele, sind seine Nazionalvergnügungen. Die politische Hauptscheibe des hiesigen Schießens stellte eine Pyramide mit dem Kaiserlichen Adler und 2 Fahnen vor, mit folgender Inschrift:

Hostibus vere feliciter expulsis
Minerva Tirolensibus distributa 1797.

Eine andere Scheibe von 1765 hat zum Sinnbilde zwey zusammengeschlagene Hände aus Wolken, mit der Aufschrift:

una contangimur omnes.

Zwischen Mittelwald und Sterzing, vier Posten von Inspruck, ist der Punkt bezeichnet wie weit die Franzosen im Frühjahr 1797 vorrückten. Ein Gemälde neben einem heiligen Steindache und Marien-

lange geübten Geduld einer bejahrten Prieſterin, um nicht tauſendmal das Vorhaben aufzugeben, einem Menſchen, der aus lauter Ideen zuſammengeſezt war, ihre Abſichten begreiflich zu machen. Und dennoch fand ſie ſich endlich genöthigt, ſich des einzigen Kunſtgriffs zu bedienen, von dem man in ſolchen Fällen eine gewiſſe Würkung erwarten kan; ſie hatte noch Reizungen, welche die ungewohnten Augen eines Neulings blenden konnten. Die Verwirrung, worein ſie mich durch den erſten Verſuch von dieſer Art geſezt ſah, ſchien ihr von guter Vorbedeutung zu ſeyn; und vielleicht hätte ſie ſich weniger in ihrer Erwartung betrogen, wenn nicht ein Umſtand, von dem ihr nichts bekannt war, meinem Herzen eine mehr als gewöhnliche Stärke gegeben hätte.

Unſre Tugend, oder diejenigen Würkungen, welche das Anſehen haben, aus einer ſo edeln Quelle zu flieſſen, haben insgemein geheime Triebfedern, die uns, wenn ſie geſehen würden, wo nicht alles, doch einen groſſen Theil unſers Verdienſtes dabey entziehen würden. Wie leicht iſt es, der Verſuchung einer Leidenſchaft zu widerſtehen, wenn ihr von einer ſtärkern die Wage gehalten wird?

Kurz zuvor, eh die ſchöne Pythia ihren phyſicaliſchen Verſuch machte, war das Feſt der Diana eingefallen, welches zu Delphi mit aller der Feyerlichkeit begangen wird, die man der Schweſter des Apollo ſchuldig zu ſeyn vermeynt.

bild zeigt zwey franzöſ. Reiter, die nach den immer ſchauerlicher emporſteigenden Bergthürmen zurückſchauend, wieder davon eilen.

Nur bis hieher und nicht weiter,
Kam der Feind durch ſeine Reiter —

ſteht dabey geſchrieben. Arme Leute des halbverbrannten Mittelwalds klagten über die unrichtige Auszahlung reicher Wiener Einſammlungen!

München, d. 2. Juny.

Herr Direktor Schmidt, der ſich nach dem heimiſchen Neckar- Rheine zurückſehnt, befindet ſich mit der 600 Bilder ſtarken Mannheimer Gallerie zu Nymfenburg, wo etwa ein Drittel ausgeſtellt iſt.

Wer ſie geſehen hat, kennt die große Flucht nach Egypten von Elzheimer, ihren herrlichen Ton und die zarte Genauigkeit, womit ſogar die Milchſtraße und der große Bär darauf bezeichnet iſt.

Wem gefällt nicht die Baliere als Magdalena von Lebrun? Und die Agnes mit dem Lamme, von Carlo Dolci; und die Anbetung von Pouſſin? — Wen rühret nicht Riberas ſterbender Seneka, wie er matt und denkend fortſpricht? Wen nicht Giordano's Seneka, der ruhig ins Bad ſteigt, und noch ſeine Schüler ſanft belehret? Wer wünſcht nicht, daß in Rembrands heil. Familie die Mutter keinem Höckerweib und der kleine Erloſer keinem Fletzkind ähnlich ſehe? —

Die

Die Münchner Gallerie enthält 770 Stücke, worunter etwa 100 altteutſche und 8 Dürer ſind. Staunend erblickt man die große Kreuztragung Dürers und fühlt, wie betrübt Maria iſt, warum die verweinte Magdalena aufblickt, und das Schweißtuch hält, und wie ruhig duldend Chriſtus, der Gute, ſein Kreuz trägt. — Jedermann bewundert die berühmten Dianenbäder von Vanderwerf und Rothenhammer, und die leſende Frau von P. de Hooghe mit dem täuſchenden Fenſterlichte, und Baſſano's wirkungsvolle Kreuzabnehmung; bewundert des Felſenmannes Luthers Bild von Holbein; Cranachs Ehebrecherin, Teniers großen Jahrmarkt, und den mit ſeiner Frau verſöhnten Rubens als Schäfer; dann das Familienkonzert von Retſcher, vervielfältigt durch Wille's Meiſterhand, und Peter Paul von Rubens mit welſchem Kolorit als er eben aus Italien gekommen war, und Mengſens Kapuzinerkopf und Correggio's milden lieblichen Engel.

Wie bezaubernd iſt die Magdalena von Guido! O wie ſie reizvoll und lieblich hinaufblickt! — Gerne ſieht man Tizians Nymfenküßendem Faune zu. Von allen Seiten freut man ſich des überall ſanft hinlächelnden weiblichen Kopfes von L. da Vinci. Wer wünſchte nicht, daß Füßly, der Maler und Dichter, den die Shakeſpearſche Muſe ſo glücklich begeiſterte, mehr Wärme, mehr Ausdruck in das Bild Porſenna vor Rom gebracht hätte? Wer nicht,

daß

daß die Eliſabeth in der heil. Familie von Jordäns nicht alt und runzlich, ſondern jung und veredelt wäre? — Und der Marſyas — wie er ſchreyt! — Grauſamer Apoll! iſt das äſthetiſch?

Stuttgardt, d. 8. Juny.

Auf die Profeſſoren Danecker und Scheffauer, die zuſammen in Italien ſtudierten, und beyde ſchon *ein hohes Kunſtziel* erreichten, darf Stuttgard, darf Süd- und Nord-Teutſchland ſtolz ſeyn. — Scheffauers Werkſtatt iſt eben mit 3 herrlichen Stücken ſeiner Bildhauerarbeit geſchmückt: eine liegende Venus voll Anmuth und Liebreitz; der kleine neugierige Amor hob ihr den Schleyer auf. Ein großes Basrelief Ariadne und Theſeus, dem ſie den Knaul bietet. Ernſt und Liebe wohnen in ihrem Antlitz, feſter Muth und Zärtlichkeit in dem ſeinigen; er nimmt den Knaul mit der Linken und hält das drohende Schwert in der Rechten. — Ferner, ein kleines Basrelief, Oreſt, der ſeine Mutter Klytemneſtra erſtochen hat. Eben iſt ſie geſunken, und er deutet auf den Tod ihres Aegiſthus, bey dem ſie nun ſeyn könne. Alles in hohem bedeutendem Stile.

Danecker iſt nicht minder voll edler Kompoſizionen. Ein koloſſaliſcher Hektor, der dem Paris ſeine Weibmännlichkeit vorwirft, nicht unähnlich dem W. Tiſchbeiniſchen Hektor, iſt eben in der Arbeit. Ein Gegenſtück des Paris, der ſeine Waffen wetzt, ſoll

fol-

folgen. Eine liegende Saffo giebt ein Meiſterſtück; es „ſpricht ſich ganz aus“ und zeigt, wie ſie, die Lyra zur Seite legend, ausgeſungen hat, der untergehenden Sonne nachſieht, und noch des Geliebten harrt. Sehnſucht und Zärtlichkeit leben in ihrem Anblick, und ſüßes Streben in ihrem Geſichte, Unruh und ſüßes Streben in ihrer Stellung. Die ſehr ähnliche Büſten Schillers und des Erzherzogs Karl machen dieſem vortrefflichen Bildner nicht weniger Ehre.

Müllers einziger Grabſtichel verewigt, nach dem Gemälde des durch ſich ſelbſt zum Künſtler gebildeten Amerikaniſchen Obriſten Trumbull, den Heldentod des Amerikaner-Generals Warren bey Bunker's hill. Warrens Freund, der engliſche Major Small, kommt dazu, und das Ganze bildet ein würdiges und humaneres Gegenſtück zum General Wolf.

Wer ſucht in muſenhaften Augenblicken nicht den edlen Conz in Ludwigsburg auf? Nicht hier in Stuttgardt die geiſtvollen Lebret, Haug, Reuſſer, Placidus-Peterſen, Weiſſer, Grüneiſen; den oft mißverſtandenen Georgi, und ſo manchen andern Biedermann? Wer liebt nicht die (Südteutſchland beſonders eigene) Empfänglichkeit der Schwaben, und fühlt ſich nicht glücklich bey ihnen im Genuſſe eines geiſt- und herzerhebenden Umgangs? Gewiß, daß eine milde freundliche Gegend

auch

auch auf die Bewohner vortheilhaft wirken muß. Ein samstäglicher Abendkreis vereint hier die besten zu Freuden des Scherzes, des Wissens und der Freundschaft.

Der Götterbote darf auch dieses verkünden, und noch des Freytägigen Mahles erwähnen, daß der Wissenschaftliebende von Arnstein, der jüngere, zu Wien giebt, (der einst vom zu früh verblühten Alxinger beseelt ward) wo Retzer, Schreyvogel, Leon und andere an Herz und Geist gebildete Köpfe Wiens leben, und der Fremde mehr Nahrung findet als an manchen prächtigern aber geistlosern Tafeln der guten Kaiserstadt.

Rastadt, d. 30. Juny 1798.

Die Erscheinung des geschickten Bildners Ohnmacht mit einer Madonna von Rafael und der Büste Klopstocks, und sein kleines Basrelief des Grafen Cobenzel, haben hier keine Kunst-Sensazion gemacht. Aber die vom verdienstlichen Freyherrn von Drais zum Kongreßdenkmal errichtete Industrie-Schule findet Ermunterung und Unterstützung. Der auch durch andere Schriften rühmlich bekannte Professor Schreiber ist Herausgeber des Kongreßblattes, das sich kaum erhalten kann, weil es durch eine strenge Censur gehemmt wird. Die Congreß-Verhandlungen kamen auch immer eher in die Frankfurter Blätter durch Mitinteressenten, so daß manche Reichsstände sie auf diese Art noch eher als durch

ihre

ihre Bevollmächtigten erhielten. Von der Meisters hand eines Häberlin wird Teutschland wohl ein karakteristisches Gemälde dieses Kongresses nach seiner endlichen Endschaft erhalten. *)

Gerning.

2.

Anfrage,
Tobias Mayers Wachsmahlerey betreffend.

Tobias Mayer besaß das Geheimniß, cylindrische Wachsgemählde zu verfertigen, wovon er förmliche Wurstscheiben herunter schnitt, welche durch den

*) Der Hr. Verf. dieser Nachrichten, denen die Leser des Merkurs mehr als einfache Unterhaltung verdanken, erlaubt mir, dem Publikum eine Sammlung seiner Reisebemerkungen und Dichterblüthen während seines Aufenthalts in Italien anzukündigen. Wahrscheinlich wird er uns dann auch von seinen in Neapel und Rom erworbenen Kunstsachen eine ausführliche Nachricht mittheilen. In Neapel erkaufte er die aus 1400 seltnen alten Münzen bestehende Sammlung des Bischoffs Gürtler, Beichtvaters der Königin, worin an 100 unbekannte oder noch nicht bestimmte griechische Städtemünzen, und überhaupt die Silbermünzen von Großgriechenland sehr vollständig sind, und vermehrte sie dann noch mit dem Ankauf von 400 andern Münzen. Auch besitzt er an Gemmen, Vasen und Anticaglien manches bemerkenswerthe.

den ganzen Cylinder hindurch ein und daſſelbe Bild mit allen ſeinen Umriſſen, Farben und Schattirungen auf beyden Seiten in vollkommner Aehnlichkeit darſtellten. Die Wachsſtange war alſo durchaus gemahlt, wie etwa die Flecken, Adern und Lagen von Marmor und Hornſteinen, oder die Pore des Holzes, das Ganze Stuck penetriren, und bey jedem Durchſchnitte ſichtbar werden. Als ich zum erſtenmal von der Exiſtenz dieſer mahleriſchen Würſte hörte, ſuchte ich mir das Kunſtſtück durch eine Art von Moſaik aus Wachsſtäbchen zu erklären, und machte mir die Procedur mittelſt Vereinfachung der Aufgabe begreiflich. Ich ſetzte z. B. in Gedanken aus einem gelben walzenförmigen Stäbchen, welches den Kern oder Körper vorſtellte, eine aus fünf oder zehn platten Stäbchen von gelber und eben ſo vielen von weiſſer Farbe, die ſich in Abſicht ihrer Dicke gegenſeitig wie Ausſchnitte des zu bildenden Cylinders verhielten, eine Sonne zuſammen. Eben ſo leicht dachte ich mir die Verfertigung eines Sterns, eines doppelten Kreuzes, eines Rades, und andrer runden und eckigen Figuren. Von dieſen mathematiſchen Bildern ſchloß ich auf mahleriſche Darſtellungen fort, und hielt es für ſehr möglich, daß durch Berechnungen, lange Uebung und allerley beſondere Handgriffe und Werkzeuge, nach vorhergegangener beſtimmter Zeichnung auf das Papier und deren Illumination, Menſchenfiguren und Gruppen aus ſolchen gefärbten Wachsſtäbchen zuſammengelegt, und durch einen mittleren Grad der Wärme, ohne Nachtheil

der

der Umriſſe und Lokalfarben das Gemählde feſtgeſchmolzen werden könnte. Ich hielt ſelbſt die kleinen Lichter auf den Beeren von Erigonens Traube (dieſes Sujet wird, mit Anführung des berührten Umſtands, unter den Mayerſchen Wachsgemählden genannt) für keinen Beweis gegen die Wahrſcheinlichkeit des ausgeſonnenen Verfahrens.

Unglücklicherweiſe bekam ich nie ein Exemplar von einem ſolchen Gemählde zu ſehen, und ohne vorgängigen Augenſchein meine Muthmaßung für Adeptenweisheit zu halten, ſchien mir etwas zu voreilig. Einige Zeit darauf fand ich in Leſſings Kollektaneen zur Literatur, Art. St. Severo, eine Notiz über die angebliche Erfindung dieſes Wundergenies, dergeſtalt auf Marmor zu mahlen, daß die Farben den ganzen Block durchdringen, nebſt Eſchenburgs Auszug aus Lanas Prodromo, welcher letztere die beſagte Kunſt eine geraume Zeit früher, als Prinz San Severo ſich damit brüſtete, bekannt gemacht hatte. Wenn ich dieſes Kunſtſtück mit dem Mayerſchen verglich, ſo fand ich auch eine andere Hypotheſe nicht ungereimt, daß nehmlich T. Mayer das Arkan einer Farbenbereitung oder Miſchung der Pigmente mit Säuren und flüchtigen Oelen beſeſſen habe, wodurch er im Stande geweſen ſey, das Durchdringen der auf den andern Abſchnitt aufgetragenen Farben durch den ganzen Cylinder zu bewirken, und wo denn ſeine Kunſt

wirklich enkauſtiſch, und nicht muſiviſch, geweſen wäre.

Nun leſe ich aber in des Hrn. v. Zach allgemeinen geografiſchen, Eſemeriden Jun. 1798 S. 685, folgende Worte von Käſtner: „Mayer hatte ein Kunſtſtück, von einem Gemählde vollkommene ähnliche Exemplare zu vervielfältigen. Er ſetzte das Gemälde aus farbigen Wachsſtiften zuſammen, wie man ein Prisma aus gleich langen Prismen zuſammenſetzt. So gab jeder Queerſchnitt ein Exemplar. Sein Sohn, der Hofrath Mayer in Erlangen, beſitzt noch ein Stück davon, und wäre vielleicht zu ermuntern, daß er eine Beſchreibung davon bekannt machte; denn aus der Kunſt ein Geheimniß zu machen, iſt wohl nicht nöthig. Nun hatte ein franzöſiſcher General davon gehört, und gewünſcht ein Exemplar zu haben. Es war im Winter, und wir waren bloquirt. Mayer ſagte: er müſſe dazu eine warme Stube haben, und habe kein Holz. Der General ſchickte einen Wagen mit Holz. Das hat mir Mayer ſelbſt erzählt. Ich bedaure, daß ich des Generals Namen nicht behalten habe. Ein republikaniſcher General hätte ein Exemplar in Requiſition geſetzt, ohne Holz zu ſenden.“ *)

Ei-

*) Vergleiche Beckers (ſehr unterhaltendes) Taſchenbuch zum Vergnügen auf 1799 S. 176 f.

B.

Einige Ausdrücke in dieſer Erzählung machen es zweifelhaft, ob Käſtner von Mayern ſelbſt in ſein Geheimniß eingeweiht worden oder nicht. Sollte die Sache — die nicht bloß als ſinnreiche Erfindung merkwürdig iſt, ſondern, unter gewiſſen Vorausſezungen, auch noch als Mittel zur Vervielfältigung ſchöner mahleriſcher Kompoſitionen für Künſtler und Kunſtliebhaber gleich wichtig werden kann — von Hr. Hofr. Käſtner nicht für werth gehalten werden, daß er den erregten Zweifel hebe? von Hofr. Mayer, daß er Käſtners Wunſch erfüllte? und von den Fyſikern und Koloriſten überhaupt, daß ſie Unterſuchungen über die Möglichkeit der beyden ſupponierten Arten einer durchlaufenden Wachsmahlerey (Diaporografik, Cylindrografik, oder was man ihr für einen Kunſtnahmen ſchöpfen will) vorzüglich aber über die der zweyten, oder enkauſtiſchen, anſtellten? *)

M.

*) Möchte es doch dem Sohn des berühmten Tobias Mayer, deſſen ganz ähnliches Bildniß uns die auch in dieſem Jahre mit immer wachſendem Intereſſe fortgeſezten Geografiſchen Efemeriden, Januar 1799 zum Titelkupfer geben, dem Hrn. Hofrath und Profeſſor Mayer in Erlangen gefallen, uns nach Anſicht der in ſeinem Beſize befindlichen Ueberreſte dieſer Wachsfarbenmoſaik, die Reiſende auch bey ihm ſahen, eine befriedigende Auskunft darüber zu geben! Der T. Merkur wird ſie mit Vergnügen bekannt machen.

B.

vermeynt. Alle Jungfrauen über vierzehn Jahre erſchienen dabey in ſchneeweiſſem Gewand, mit aufgelößten fliegenden Haaren, den Kopf und die Arme mit Blumen-Kränzen umwunden, und ſangen Hymnen zum Preiß der jungfräulichen Göttin. Auch alte halb verloſchne Augen heiterten ſich beym Anblik einer ſo zahlreichen Menge junger Schönen auf, deren geringſter Reiz die friſcheſte Blum der Jugend war. Urtheile, ſchöne Danae, ob derjenige, den der bunte Schimmer eines blühenden Blumen-Stüks ſchon in eine Art von Entzükung ſezte, bey einem ſolchen Auftritt unempfindlich bleiben konnte? Meine Blike irrten in einer zärtlichen Verwirrung unter dieſen anmuthsvollen Geſchöpfen herum; bis ſie ſich plözlich auf einer einzigen ſammelten, deren erſter Anblik meinem Herzen keinen Wunſch übrig ließ, etwas anders zu ſehen. Vielleicht würde mancher ſie unter ſo vielen Schönen kaum beſonders wahrgenommen haben; denn der ſchönſte Wuchs, die regelmäſſigſten Züge, langes Haar, deſſen wallende Loken bis zu den Knien herunterfloſſen, und eine Farbe, welche Lilien und Roſen, wenn ſie ihre eigene Schönheit fühlen könnten, beſchämt hätte, alle dieſe Reizungen waren ihr mit ihren Geſpielen gemein; viele übertraffen ſie noch in einem und dem andern Stüke der Schönheit, und wenn ein Mahler unter der ganzen Schaar hätte entſcheiden ſollen, welche die Schönſte ſey, ſo würde ſie vielleicht übergangen worden ſeyn; allein mein Herz urtheilte nicht nach den Regeln der Kunſt. Ich empfand, oder glaubte zu empfinden,

3.

Der ſchon ſo oft und laut geäußerte Wunſch, Herders Portrait in einem Kupferſtiche zu beſitzen, der ſich auch wohl über den Werth der mechaniſchen Ausführung erhübe, wird nun wirklich erfüllt. Ein ſeelenvolles Bild, was die Angelika in Rom mahlte, wird jetzt von einem der geſchickteſten Künſtler Teutſchlands geſtochen, und vielleicht noch in dieſem Jahre bey Hr. *Hartknoch in Leipzig zu haben* ſeyn.

VII.

Der Kallenfels.*)

Die Kyrburg ſchwimmt in des Oktobers Duft;
Ein weiſſer Ball rollt durch die graue Luft;
Die Ulme trau'rt, es tröpfelt Pflanz' und Strauch;
Der Rebe Haar ſtiegt bleich im Windeshauch.

Auf jenem Berg — wie heißt die hohe Stadt,
Die Häuſerreihn und keine Bürger hat?
Der Adler kreiſcht auf Giebeln von Granit.
Ich geh' und ſiedle dort; wer ſiedelt mit?

Zur

*) Der Steinkallenfels iſt eine Gruppe von Granitfelſen auf einem Berge bey Kyrn, welche in der Entfernung einer Stadt ähnlich ſieht.

Zur Hüttenthür, an der kein Riegel ſtöhnt,
Zum ſchiefen Thurm, wo keine Pforte gähnt,
Zum blinden Schloß, in das kein Lichtſtrahl ſcheint,
Setzt ſtill der Sänger ſich in Ruh und weint.

Ein Streifen Moos verklebt den Sprung der Wand;
Ein Glockenblümchen hängt am jähen Rand;
Hier' ſtrozt und da ein ſtarres Ginſterreis;
Ein Baum ragt ernſt im öden Felſenkreis.

Was taumelt dort vom Forſt ins Waſſerthal?
Ein Wolkenbild, ach! weſenlos und fahl.
Es gleicht dem Bild in meiner Fantaſie.
Ich ſeh' es ſtets, doch ich verlang' es nie.

J. F. v. Meyer.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

I.

London, d. 21. Decemb. 98.

Bald werden die teutſchen Romane hier eine eben ſo große Konkurrenz in den Ueberſetzungsfabriken erleben, als die Schauſpiele. Dieß iſt wenigſtens der Fall mit Lafontaine's neueſtem Familiengemälde, dem St.

Julien. Es ſind zu gleicher Zeit 3 Ueberſetzungen davon erſchienen. Die eine ſoll von der fruchtbaren Romandichterin, Charlotte Smith, verfaßt ſeyn, die ſich ſeit einiger Zeit mit großem Fleiß auf unſere Sprache gelegt hat, um aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen. Denn noch immer lernt der Britte bis jetzt die meiſten teutſchen Produkte erſt durch das trübe Medium einer franz. Ueberſetzung kennen. Die beſte Ueberſetzung des Julien iſt die bey Lane mit hiſtoriſchen und erklärenden Noten herausgekommene in 2 Bänden.

Die engliſchen Theaterdichter ſehen in der That etwas ſcheel zu dem Beyfall der Kotzebuiſchen Muſe, bringen aber doch ſelbſt nichts hervor, was beſſer wäre. So iſt Reynold's neueſtes Stück ein Salmagondis von abgebrauchten Wortſpielen, Intriquen u. ſ. w. und in den letzten 3 Aufzügen unausſtehlich langweilig. Indeß wird es in Coventgarden fleißig aufgeführt, und kann 20 mal geſpielt werden, ehe es nur alle Theaterliebhaber in London einmal geſehen haben. Die Worte in Prolea;

Though the foreign Muse our tears beguiles,
There's no Embargo laid on British smiles,

erinnert nur zu deutlich an die Rechte der Gallerie, die ihr Zwergfell wacker erſchüttert haben will.

Wie nöthig eine Polizey in London wird, worauf der von Dundas, ſeinem Landsmanne, ſo thätig unterſtützte

ſtützte Schotte Colquhun auch in der neueſten Ausgabe (der 5ten) ſeines ſchätzbaren Werkes On the policy of the metropolis hinarbeitet, wird unter andern aus dem gewaltſamen Jungfernraub eines ſchönen Londner Mädchens deutlich, die einige Monathe ſelbſt an einem verborgnen Orte gefangen gehalten wurde, um den Begierden eines Wollüſtlings geopfert zu werden. Sie fand endlich Mittel, mit ihren bekümmerten Verwandten zu korreſpondiren, und wurde gerettet. Dieß alles lieſet man jetzt in einem intereſſanten Pamflet weitläuftiger erzählt: A narrative of the seizure and confinement of Ann Brookhouse, as related by herself. Written by a Friend. Rivington. 2 sh.

* * *

2.

London, d. 14. Januar 99.

Im ſatiriſchen Felde ſproßte neuerlich nur ein Blümchen mit etwas beizendem Saft in ſeinem Kelche. Die berüchtigten Pursuits of Literature, die nun die 6te Ausgabe erlebt haben, ohne daß ihr Verfaſſer die Maske hätte ſinken laſſen, haben einen Gegner geweckt, der ſich ihnen mit offenem Viſier entgegengeſtellt hat. Er heißt Thomas Dutton, und ſeine Satire the literary Census. Trifft je das alttentſche Sprichwort zu: auf einen groben Klotz ein grober Keil, ſo iſt dieß hier der Fall.

Eine der abſcheulichſten Unſitten, deren unſere Jakobinerriecherey ſo viele und ſo üppig hervortreibt, iſt die Verletzerung unſerer beſten Schriftſteller aus der Vorzeit, deren unſchuldige Manen man jetzt noch darum beunruhigt, weil ſie durch ihre Schriften Schuld an allem anarchiſchen Unheil unſrer Tage ſeyn ſollen. Einen auffallenden Beweis hierzu liefert folgende Sammlung, die eben jetzt die Preſſe verlaſſen hat: The Retrospect, or a Collection of Tracts, published at various Periods of the War. By I. Bowles. Longman 1799. 6 sh. Der nach einem Biſſen aus der Treaſury ſchnappende Verfaſſer hat die heftigſten Pamflets von Burke, Gisborn u. ſ. w. hier aufs neue geſammelt, und in einer Einleitung ſonnenklar — ſo giebt ers ſelbſt zu verſtehen — bewieſen, daß der große Locke durch ſeine Theorie über die Regierungsformen am meiſten an der heutigen Anarchie ſchuld ſey. In der dieſer Einleitung vorgeſetzten allgemeinen Vorrede giebt er ſolche Sachen von ſich, wie dort im Drama Polyfem, als er ſich im Schlafe des Uebermaaßes ſeines Genuſſes entledigte. Das Ganze iſt dem König Ludwig XVIII. dedicirt. Der Verfaſſer Bowles iſt, wie man mir ſagt, auch Hauptarbeiter an dem Antijacobin Magazin, das wie des blitzenden Mallet du Pan brittiſcher Merkur einen außerordentlichen Abſatz findet.

Im Fache der Romane empfehlen ſich folgende zwey vielleicht noch am meiſten zu einer Ueberſetzung: A Tale of the times, Longman. 3. Vol. 12 sh.

sh. Es iſt aus derſelben Feder, die vor 2 Jahren den beliebten Roman a gossip's story gab,*) und ſich ſehr vortheilhaft vor den gewöhnlichen Romanfabrikantinnen auszeichnet. Die zweyte heißt Helen Sinclair, a Novel. By a Lady. Cadell 1799 2 Vol. 7 sh.

Das neueſte Theaterſtück, das in Coventgarden aufgeführt wird, heißt Votary of Wealth, der Sklave des Reichthums, von dem bekannten Dichter Holmann. Um dem abgebrauchten Karakter eines Geizigen Neuheit zu geben, gerieth der Verfaſſer auf den Einfall, einen jungen Geitzigen — das unnatürlichſte, was man denken kann, beſonders in England — zu ſchildern. Am Ende iſt es doch nur ein engherziger Heirathsjäger voll Kniffe und Rechnungsgeiſt. Da jetzt kein engliſches Stück ohne wenigſtens drey einander zugeordnete Intriguen ſeyn kann, ſo fehlts euch hier nicht daran. Glücklicherweiſe ſind die andern Intriguen voll Stoff des Lächerlichen. Das Stück erſchüttert alſo in einzelnen Szenen das Zwergfell. So viel brauchts nur, um einen Winter durch auszuhalten, und in der erſten bezahlten Anzeige in den Zeitungsblät-

*) Dieſer Roman iſt unter dem Nahmen: Eine Klatſchgeſchichte, aus dem Engliſchen, bey Hartknoch, Leipzig 1798. von einem unſrer guten Schriftſteller überſetzt erſchienen, und vertreibt wohl auch in dieſer Umkleidung manchen ein halbes Stündchen am Kamin.

D.

blättern den Lobſpruch zu erhalten: it went off with éclat.

Zum Glück ſcheint ſich der Theaterterrorismus etwas zu legen, und der Geiſter- und Geſpenſterſpuck auf der Bühne — wenn auch noch nicht in den Romanen — nachzulaſſen. Wenigſtens fehlt es nicht an ſcharfer Lauge, womit man dieſen Unſinn, wo ſichs trifft, reichlich einweicht. Bekanntlich wird jährlich in der Weſtminſter- und Etonſchule von den Schülern ein altes lateiniſches Luſtſpiel in Anweſenheit eines ſehr brillanten Zirkels von Zuhörern aufgeführt. Dießmal ſpielte man in der Weſtminſterſchule die Andria des Terenz. Man beſchloß dieſe Vorſtellung mit einem dialogiſirten Epilog, wo die Chryſis, die Buhlerin, welche dem Pamfilus ihre Pflegetochter auf dem Todtenbette vermacht hatte, als Geiſt erſcheint, und vom Theaterdirektor, der hier Curator heißt, wacker durchexaminirt und gemuſtert wird. Gleich anfänglich tritt das Geſpenſt Chryſis mit den Worten auf:

Spectra invant, majoris ego de more Theatri
Has inter scenas Chryſidis umbra vagor.
Quod dicam, quod agam non eſt; ut fabula posset
Stare tamen, fugi semicremata rogum.

Nun muſtert ſie der Theatermeiſter, befiehlt ihr ſich recht ungeberdig zu ſtellen, et imprimis exululare placet. Auf einmal aber ſieht er, daß ſie noch geſchminkt iſt. Er fällt alſo über ſie her, und wiſcht ihr mit

mit folgendem Diſtichon die Schminke aus dem Geſichte:

Huc! quidnam video? quia non es pallida, num quis
Spectrum tam roseum videri? ite rosae!

Cleyſis erwiedert: Disperii! volui vel mortua pulchra videri, worauf der Curator den höchlich beifallſchten Einfall von ſich giebt: Mortua quae non est femina pulchra viro? Am Ende ſteckt er dem vorher noch ſehr komiſch ausſtaffirten Geſpenſt ein blutrothes Band um Kopf und Bruſt mit den Worten:

Tu placare tamen. Nondum es decorata cruore,
Hanc tibi sume notam vulneris. Euge, bene!

Sie werden übrigens aus den Zeitungen ſehn, daß bey uns jetzt alles geht, wie an einem Schnürchen. Die neue Taxe, bey weitem nicht die gelindeſte, und über welche der edle Sinklair weit mehr paſſendes geſagt hat, als der ſtolze Miniſter einräumen konnte, findet beynahe keinen Widerſpruch. Jederman redet von der geheimen Expedizion unter Moira, der nicht weniger als 39,000 Mann kommandiren wird.

4.

Amſterdam, im Herbſt 98.

Cari tempi passati! Ihr kehrt nimmer wieder, und eben darum wollt' ich, ich hätte euch nie gekannt — oder nie zu verlaſſen nöthig gehabt! Denn hier gefällt es mir kein Haar mehr. Die Erinnerungen der Vergangenheit führt mir meine Einbildungskraft bey jeder Gelegenheit wieder vor; ich halte die Tage zuſammen, die ich dort verlebte und die ich hier nur fortſchleppe, und ſehe einen Unterſchied der mich mit Widerwillen und Ekel erfüllt. Größere Verächtlichkeit gegen Literatur, gegen alles was Geiſt und Bildung athmet, hab' ich nirgens ſo gefunden, als hier. Ein Frauenzimmer würde ſich lächerlich zu machen glauben, wenn es in Geſellſchaft von Lektüre reden wollte. Aber wie Domine A. und B. und de nieuwe Proponent C. — gepredigt haben, zu welchem Lutheranismus des alten oder neuen Lichts (das heißt, ob man an den Teufel mit oder ohne Schweif glaubt) ſie ſich halten; welche Kinder kürzlich Hoſen und welche Frauen Kinder bekommen, — das ſind die Favoritdiskurſe der hieſigen erſten Zirkel von Damen, — und die der Männer ſind Klagen über die constituerende Vergaaderring, über die Schelme von Demokraten (denn wie Sie wiſſen, ſo iſt Amſterdam der Sammelplatz der Oranjiſten geweſen) die eben ſo vielen Gehalt in ihren Aemtern beziehen, als ſie weyland hatten, und über das geliebte Traumbild, den Prinzen von Oranien. Neulich gab mir Freund U. eine Schilderung von der Lage des

lite-

literariſchen und geſellſchaftlichen Zuſtandes in Holland, die ſo komiſch als richtig war, und nach meinem beſtens gefaßt hat. Er verſicherte, es gienge nichts über die Bleyſchwere dieſer Böozier. U. der ſich ſo unendlich verdient um das niederländiſche Theater gemacht hat, iſt nur von wenigen gekannt; und man würde ſeinen Namen vielleicht gar nicht kennen, wenn man ihn nicht ſo oft als Akteur auf den Komödienzetteln gedruckt läſe. Die Literatur ſelbſt kann faſt nichts anderes als politiſche Flugblätter, aus dem Teutſchen überſetzte Prediaten, oder Schauſpiele, Bekehrungsgeſchichten, Nachtmahlsgeſänge, und, um den Handel blühend zu machen, neue Spielkarten. Das iſt alles was Sie in den hieſigen Buchläden finden, deren Eigenthümer ſich wie die Ratten und Mäuſe, beynahe mit bloßem Papier beköſtigen müſſen, da ſelbſt der Abſatz jener genannten Waaren, im Verhältniß der Menge hieſiger Buchhändler, ganz erbärmlich iſt. D. ein Teutſcher, der eine Leſebibliothek unterhielt, klagte mir neulich, daß die Herrn Gelehrten hier ſo fleißig wären, Bücher, die ſie überſetzen wollten, von ihm für 2 Stüber zu borgen, aber ſich nicht bewegen laſſen könnten, die Werke ſelbſt zu kaufen, ja unter der Hand auch wohl wieder verbergten, um ſelbſt die 2 Stüber nicht einbüßen zu müſſen. Der Zug iſt ganz karakteriſtiſch; Kaufmann und Kaufmannsgeiſt überall wohin man ſieht! — Was ſich nicht zu Buche tragen läßt, das paßt nicht in den Geiſt der Holländer. Und ſelbſt dieſe ruſtigen Ueberſetzer verſtehen denn doch die Originale mit unter herzlich ſchlecht. Er hat der Ueberſetzer von Kabale und Liebe ſich

um-

(und dieſes iſt in Abſicht der Würkung allemal eins) daß nichts liebenswürdigers als dieſes junge Mädchen ſeyn könne, ohne daß ich daran gedachte, ſie mit den übrigen zu vergleichen; ſie löſchte alles andre aus meinen Augen aus. So (dacht ich) müßte die Unſchuld ausſehen, wenn ſie, unſichtbar zu werden, die Geſtalt einer Grazie entlehnte; ſo rührend würden ihre Geſichts-Züge ſeyn; ſo ſtill-heiter würden ihre Augen; ſo holdſelig ihre Wangen lächeln; ſo würden ihre Blike, ſo ihr Gang, ſo jede ihrer Bewegungen ſeyn. Dieſer Augenblik brachte in meiner Seele eine Veränderung hervor, welche mir, da ich in der Folge fähig wurde, über meinen Zuſtand zu denken, dem Uebergang in eine neue und vollkommnere Art des Daſeyns gleich zu ſeyn ſchien. Aber damals war ich zu ſtark gerührt, zu ſehr von Empfindungen verſchlungen, um mir meiner ſelbſt recht bewußt zu ſeyn. Meine Entzükung gieng ſo weit, daß ich nichts mehr von dem Pomp des Feſtes bemerkte; und erſt, nachdem alles gänzlich aus meinen Augen verſchwunden war, ward ich, wie durch einen plözlichen Schlag, wieder zu mir ſelbſt gebracht. Izt hatte ich Mühe, mich zu überzeugen, daß ich nicht aus einem von den Träumen erwacht ſey, worinn meine Phantaſie, in überirrdiſche Sphären verzükt, mir zuweilen ähnliche Geſtalten vorgeſtellt hatte. Der Schmerz, eines ſo ſüſſen Anbliks beraubt zu ſeyn, konnte das vollkommene Vergnügen nicht ſchwächen, womit das Innerſte meines Weſens erfüllt war. Selbigen ganzen Abend, und den gröſſeſten Theil der Nacht,

unter andern eines Schnitzers ſchuldig gemacht, der höchſt lächerlich iſt. Lady Milford giebt dem Kammerdiener ein Schreiben an den Herzog, und fügt hinzu: zu höchſt eigenen Händen, und jener fragt noch einmal dahinter her: zu höchſt eignen Händen? Dieſe Worte ſind zweymal in der Ueberſetzung durch hochſteigende Hände gegeben, und ſelbſt auf dem Theater beibehalten worden. Noch einem ähnlichen Mißgriff, der Stoff zum Lachen gab, hab' ich auf der Bühne beigewohnt. Er wurde durch den Druckfehler „der Baron legt Hut und Rock ab" (ſtatt Stock) veranlaßt, und in der Einfalt ſeines Herzens legte wahrlich der tölpelhafte Schauſpieler Hand an ſeine Entkleidung.

Kotzebue iſt der Liebling des Publikums; kaum waren ſeine vier neuen Schauſpiele La Peyrouse, der Graf von Burgund, Falſche Scham, und der Wildfang erſchienen, als ſie auch ſchon in den Couranten als unter den Händen der Ueberſetzer angekündigt waren. Von Iffland iſt bis jetzt weniges, nur ſeine Mündel und Reue verſöhnt, übertragen, von Kotzebue hingegen alles. Ich glaube, Iffland iſt den Holländern zu fein, zu verwickelt in ſeinen Intriguen; Kotzebue iſt leichter zu verdauen, er giebt mehr die rohe Natur zum beſten, die Ifflands Kunſt anſtändiger verhüllt. Heut Abend wird zum erſtenmal Abellino gegeben. Ich bin neugierig, wie ihn das Publikum aufnehmen wird. Im Ganzen alſo bleibt die holländiſche Literatur immer noch

ge-

gewaltig zurück. Die beſten Köpfe: Feith, Nomtz, Kaſtelyn u. a. m. ſchreiben gar nicht mehr, und die meiſten von denen die da ſchreiben, thäten viel geſcheuter, Käſe- und Butterhandel, als Verkehr mit den Muſen zu treiben!

4.

Ueber Söder, den Landſitz des Hrn. von Brabek im Hildesheimiſchen.

(Auszug aus einem Briefe.)

Eine Beſchreibung von Söder erwarten Sie nicht, mein Freund. Ein Ausländer gab ſie dem franzöſiſchen oder vielmehr dem franzöſiſch leſenden Publikum, und bald wird ſie auch den Teutſchen in der Ueberſetzung des Hr. Konſiſtorialraths Horſtig in Bückeburg bekannt werden.*) Die Bemerkungen, die Sie doch in dieſem Werke nicht finden werden und die ich Gelegenheit

* Der Titel der Schrift, die unſere Leſer wahrſcheinlich ſchon aus mehrern literariſchen Anzeigen kennen, heißt Söder, par S. S. Roland (der Hr. v. Gaunes iſt eigentlich der Verfaſſer) Göttingen 1797. 216 S. in gr. 8. Wenn man auch nicht in allem, was der kunſtgelehrte Verf. beſonders in einigen epiſodiſchen Theilen der Schrift bemerkt, mit ihm übereinſtimmen könnte, wird man doch ſeine Beſchreibung in der Hauptſache ſehr lehrreich und völlig befriedigend finden, und ſie verdient es allerdings, von einem Kenner auch für Teutſche bearbeitet und von der

heit hatte, während einem vierwöchentlichen Aufenthalt an dieſem ſchönen Orte zu machen, werde ich Ihnen gern mittheilen.

Der Beſitzer des Paradieſes Söder iſt ein ächter Patriot in dem Sinne, daß er ſeinen Landesleuten, den Teutſchen, alles zutraut was unſere Reichen und Großen ſonſt gewohnt waren nur Franzoſen oder Engländern zuzutrauen. Alles was wir bey ihm bewundern, iſt eine wohlgereiſte liebliche Frucht der inländiſchen Thätigkeit, und die Stukatur ſeines Schloſſes iſt die einzige Verzierung, welche durch Italieniſche Hände verfertigt wurde. Tadei arbeitete hier in einem Geſchmack, den wir ſelten ſo rein und unverdorben wiederfinden, weil er durch den Beſitzer darauf geleitet wurde, und alles geſchmackloſe Gepränge, wodurch Verzierungen den Beyfall des gemeinen Haufens erhalten, hier ganz verbannen mußte. Unſre Künſtler werden durch den unrichtigen Geſchmack derer, für welche ſie arbeiten, oft verwöhnt und verleitet. Fratzen und Schnörkelwerk ſtaunt der vornehme und geringe Pöbel an. Man muß ſehen gelernt haben, um die edle, reine Einfachheit zu bewundern. Die meiſten Künſtler arbeiten nicht ſo wie ſie ſelbſt wollen, ſondern öfter ſo, wie ſie hoffen, von der Menge angeſtaunt zu werden. Un-

der Weſſiſchen Buchhandlung in Leipzig in einer ihr angemeſſenen geſchmackvollen Außenſeite herausgegeben zu werden.

B.

Unſere Maler denken weniger an Richtigkeit der Zeichnung, als an ein glänzendes Kolorit und an manieres irtes Weſen. Gölner in Kaſſel giebt einen neuen Beweis hiervon. Wie auffallend iſt der Unterſchied zwiſchen einigen Gemälden von ihm, die ich in Kaſſel ſah, und der Venus, die er für Brabeck mahlte! Angefeuert durch den Gedanken für einen Kenner zu arbeiten, der ihm gewiß keine Mühe unvergolten ließ, ſtieg ſein Eifer für das Bild während der Arbeit. Die Venus, mit der er unſtreitig ſeine Arbeit anfing, war gewiß mit einem ängſtlichern Pinſel begonnen; aber bald feuerte ihn die Zufriedenheit, die er ſelbſt über ſein Bild empfand, an, und Amor wurde in dieſem Feuer gebohren. Schade daß der Künſtler nicht mehr in dieſer Stimmung zu malen hatte! Dieß vermochte Brabecks anfeuernder Genius aus der Ferne. Was würde es nicht geweſen ſeyn, wenn er den Landsgrafen hätte bewegen können, dieß Bildniß in Söder unter Brabecks Augen malen zu laſſen! — Alle Kunſtarbeiten in Holz ſind durch Brabecks eigene Tiſchler verfertigt. Seine rohen Landleute bildete er durch Anweiſung und Uebung ſo, daß ſie die größte Kunſtfertigkeit erlangten, und nicht allein alle Parquets in den koſtbarſten Hölzern, Mahagonny, Atlasholz u. ſ. w. nach den Deſſeins der Stukatur der Oberdecke verfertigten, ſondern auch alle Schreibtiſche, Bettgeſtelle u. ſ. w. in eben dieſem harmonierenden Geſchmack in dem ganzen Schloſſe verfertigten. Die Formen der Tiſche und Stühle ſind in jedem Zimmer verſchieden, und in dieſem Fach kann Söder mit allen engliſchen Waaren der Art mehr noch als

wetteifern. Von dieſer Seite verdient Brabeck verzügliche Schätzung von allen ächten Teutſchen, und von allen Gutsbeſitzern, die Sinn dafür haben — Nachahmung. Ungeachtet ſeiner vielen Kenntniſſe traute er ſeinen Augen allein nicht immer die wahre und unpartheyiſche Beurtheilung der beſten Wirkungen zu. Hier erdachte er ſich noch eine Hülfsquelle, die jedem andern in ähnlichem Fa e auch offen ſteht, und ein wahrer appeal to common sense genannt zu werden verdient.

Unter den Leuten, die Brabeck umgeben, haben einige einen reinen Sinn und gutes natürliches Auge, das durch nichts verwöhnt iſt. Wenn ein Model fertig iſt, ſtellt er es dieſen vor und iſt aufmerkſam auf die Wirkung, die es bey ihnen hervorbringt. Manches iſt ſchon auf dieſe Art veredelt und vervollkommnet worden. Dieß iſt ohngefähr ſo wie es Rubens mit ſeiner Magd zu halten pflegte. Gefiel ihr etwas in ſeinem Gemälde nicht, ſo war er ſehr bereit zu glauben, es müſſe geändert werden. — Ich habe auch in Löbau Gelegenheit gehabt, eine ſehr wohlfeile Art des ſonſt ſo koſtbaren Schnitzwerks in Holz an Rahmen für Gemälde und Spiegel zu bewundern. Die Franzoſen kannten dieſe Art ſchon lange*), und ſie iſt uns durch einige franzöſiſche emigrirte Künſtler auch näher bekannt geworden.

Der

*) Die Engländer haben es auch hierin ſchon lange zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Die Wedgwoodiſche Fabrik Etruria liefert ſie kiſtenweiſe. Aber auch in Teutſchland ſind an mehrern Orten Verſuche gemacht, worunter wir

Der Holzrahmen wird ganz ſchlicht von dem Tiſchler verfertigt, und alle Verzierung in Perlen, Roſetten u. d. gl, werden mit einer Tonartigen Materie, welche in reine Formen gegoſſen wird, aufgetragen. Manier, einen Künſtler, welcher jetzt in Silber arbeitet, kann ich allen Liebhabern empfehlen. Er beſorgt die Verzierung und die Vergoldung aufs beſte. Ein Rahmen deſſen Holzſchnitzwerk auf mehrere Thaler kommen würde, beträgt hier nur eben ſo viele Groſchen. Noch muß ich Ihnen ſagen, daß Hr. v. Brabeck den Arabesken Geſchmack gänzlich aus der Reihe ſeiner Verzierungen verbannt hat, und die Mannigfaltigkeit, die demungeachtet in der ganzen Dekorazion ſeines Schloſſes herrſcht, zeigt, daß man dieſe Art der Verzierung nicht als unumgänglich nöthig anſehn muß. Jeder Plafond, jedes Thürgeſimsſtück, jede Leiſte in Stuck ſind verſchieden. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß eine einſichtsvolle Kunſthandlung nicht aus bloßer Spekulazion, ſondern aus patriotiſchem Kunſteifer das geſchmackvolle Gute ſo vollſtändig herausgeben möchte, daß reiche Gutsbeſitzer, die die Muße und die Talente des Hr. v. Brabeck nicht beſitzen, ihre Arbeiter nach dieſen Modellen anführen könnten. Jede Verzierung müßte aber ins Große genommen werden, um zur Nachahmung recht brauchbar zu ſeyn, alle Deckenſtücke, Thürſtücke, die geſchmackvollen und mannigfaltigen Formen der

wir nur den des hieſigen Hofbildhauers, Hr. Klauer, jetzt bemerken wollen.

Meubles, getäfelten Fußböden und Oefen, alles müßte vereinigt werden.*)

Eine ſolche Unternehmung könnte leicht auf 30 bis 40,000 Thaler kommen; aber würde ſie ſo vollkommen ausgeführt, ſo dürfte der Herausgeber gewiß eine angemeſſene Entſchädigung erwarten. Freilich jetzt können wir noch nicht an die Ausführung eines ſolchen Unternehmens denken. Vielleicht bietet uns der Oehlzweig des Friedens die nähere Hoffnung dazu dar.

5.

Lübeck, d. 19. Januar. 99.

Hier athmet alles Frohſinn, alles iſt gutmüthig, anſpruchlos, herzlich, und weit entfernt den Fremden, der ſich nach irgend einer Einrichtung erkundigt, mit miſtrauiſchen Augen zu meſſen, freut man ſich, daß er der Stadt Aufmerkſamkeit ſchenkt und ſtreitet ſich darum, wer ihn belehren, leiten, ich möchte faſt ſagen bedienen ſoll. In allen Geſellſchaften findet man Herzlichkeit und Frohſinn, bey einem frugalen Mahle. In manchen Häuſern wurden einer Tafel von vierzig Perſo-

*) Etwas der Art führt der berühmte und geſchmackvolle Sonderling, Horace Walpole, in ſeiner Villa unweit London zu Strawberry-Hill aus, wovon einer unſerer beliebteſten Gartenkalender auf 1800 eine belehrende Suite verkleinerter Blätter in Abbildungen geben wird.

ſonen nur drey Schüſſeln vorgeſetzt, beynah in allen aber das Mahl mit einem lautſchallenden Rundgeſange beſchloſſen. In Bremen iſt man gelehrt und flegmatiſch, wie die Holländer; in Hamburg thut man vornehm und ſchlemmt ohne Freude wie die Engländer; in Lübeck trinkt und ſingt man, wie die frohmüthigen baltiſchen Nordländer alle thun.

Glauben Sie indeß nicht, daß man ſich hier gar nicht mit den Wiſſenſchaften beſchäftige. O nein! ich habe nirgend ſo gebildete Weiber — Sie wiſſen ja, daß ich dieſe am liebſten ſtudire, — gefunden, als hier. Aber alles was ſie leſen und lernen, dient nur dazu, ihnen neuen Stoff zu den aimables folies zu geben, die eigentlich die Würze des Lebens ſind, und zu denen die Gelehrtinnen, wenn ichs frey ſagen darf, entweder zu ſteif oder zu klug ſind. Die häuslichen Zirkel greifen hier alle zu ſehr und innig in einander, als daß ein Weib Zeit behielte, ſich in die ſcientifiſchen Wüſten zu verirren. Es exiſtiren hier auch ein Paar literariſche Klubs; der eine für alles was drey Jahre akademiſirte — was ja offenbar vom ſtudiren verſchieden ſeyn kann; — der andere für eine ausgewählte Dekurie ſehr ſchätzbarer Männer, unter denen ich Ihnen nur den Dichter Overbek und den würdigen Buchholz nennen will. In dieſem letzten Zirkel habe ich einen fröhlichen mir unvergeßlichen Abend zugebracht.

Auch eine gemeinnützige Geſellſchaft giebt es hier ſeit fünf Jahren, die eine treffliche Induſtrie-Sonn-

tags- und Zeichnungsſchule angelegt hat, und wöchentlich ſich verſammelt, um eine Abhandlung über einen gemeinnützigen Gegenſtand ableſen zu hören. Anfangs war ſie eine literariſche, in der jedes Mitglied das Recht hatte,

to prick his ears into the others faces,

und dafür ſich wieder der Reihe nach von jedem andern ein gleiches mußte gefallen laſſen. Endlich fand Overbek es zu langweilig und ſchlug vor, auch Ungelehrte aufzunehmen und ſich nur mit Verbeſſerung der öffentlichen Anſtalten zu beſchäftigen. Alle nahmen es mit Freuden an und — Sie können ſich nicht vorſtellen, welchen Segen man ſchon überall dadurch verbreitet hat. Ueberhaupt regt ſich itzt in den Hanſeſtädten ein lebendiger Geiſt des Gemeinſinns und des Patriotismus. Glauben Sie mir, wenn der teutſche Karakter je wieder der Vereinung und Einheit erlangt, ſo wird dieſe Umgeſtaltung von dieſen Städten ausgehn und nicht von den Univerſitäten, wo man eben ſo ſelbſtſüchtig handelt, wie in manchen Reſidenzen. Hier hat man noch Selbſtgefühl, weil man Kraft hat, und ſchätzt ſelbſtſtändige Thätigkeit.

Um auf den erſten Blick zu beurtheilen, ob ein Menſch natürlichen, feſten und graden Karakters iſt, denke ich mir ihn entkleidet, und vergleiche dann, ob ſein Gang, ſeine Bewegungen u. ſ. w. auch zu dieſem Zuſtande paſſen. Es giebt nur wenige, deren Mienenſpiel nicht ihrem Kleide gehört. Um die Bewohner einer Stadt ſchnell kennen zu lernen, braucht man nur zu

beo-

beobachten, wie ſich die Betitelten und die Unbetitelten gegen einander benehmen. — Aber ich will nicht räſonniren, ſondern erzählen. —

Literariſche Neuigkeiten giebt es in dieſer Gegend ſehr wenig; indeß doch einige, z. B. daß Overbek den Anakreon überſetzt, und zwar ſelbſt nach Voſſens Urtheil, köſtlich überſetzt hat. Er las mir einige Oden vor, die mir ſelbſt als teutſche Gedichte beſſer gefielen, als irgend etwas von ſeinen andern. Er iſt Syndikus des Stifts und hat gewaltig viel zu rechnen; aber das macht ihn den Muſen nicht untreu. Er hat die meiſten Geſänge aus Herrmanns Schlacht, u. ſ. w. wie auch viele horaziſche Oden, in Muſik geſetzt. Beſonders gefiel mir die Kompoſizion des Carmen saeculare; — das iſt nun eben kein Beweis für die Kunſt der Kompoſizion, aber doch dafür, daß er Gefühle zu erregen weiß. Er hat die reinſte, liebenswürdigſte Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, die ich je antraf; auch liebt und ſchätzt ihn alles ſehr hoch, was ihn kennt.

Ein Chevalier de Villers, ein Vetter der Frau Doktor Rodde, Schlözers edler Tochter, überſetzt, ſeitdem er hier iſt, Kants Kritik der reinen Vernunft. Er iſt ein ſehr offner gebildeter Kopf. Wahrſcheinlich ſind die im Spectateur du Nord befindlichen, ſelbſt von Teutſchen in dieſer Einkleidung gern wiedergeleſenen Aufſätze über die Kantiſche Filoſofie auch von ihm.

hatten alle Kräfte meiner Seele keine andere Beſchäftigung, als ſich dieſes geliebte Bild bis auf die kleinſten Züge mit allen dieſen namenloſen Reizen, —— welche vielleicht ich allein an dem Urbilde bemerkt hatte, —— und mit einer Lebhaftigkeit vorzumahlen, die ihm immer neue Schönheiten lehnte; mein Herz ſchmükte es mit allem, was die Natur Anmuthiges hat, mit allen Vorzügen des Geiſtes, mit jeder ſittlichen Schönheit, mit allem was nach meiner Denkungs-Art das Vollkommenſte und Beſte war, aus —— was für ein Gemählde, wozu die Liebe die Farben giebt! —— Und doch glaubte ich immer, zu wenig zu thun; und bearbeitete mich in mir ſelbſt, noch etwas ſchöners als das Schönſte zu finden, um die Idee, die ich mir von meiner Unbekannten machte, gänzlich zu vollenden, und gleichſam in das Urbild ſelbſt zu verwandeln. — Dieſe liebenswürdige Perſon hatte mich zu eben der Zeit, da ich ſie erblikte, wahrgenommen; und es war (wie ſie mir in der Folge entdekte) etwas mit den Regungen meines Herzens Uebereinſtimmendes in dem ihrigen vorgegangen. Ich erinnerte mich, (denn wie hätte ich die kleinſte Bewegung, die ſie gemacht hatte, vergeſſen können?) daß unſre Blike ſich mehr als ein mal begegnet waren, und daß ſie ſogleich mit einer Schaam-Röthe, welche ihr ganzes liebliches Geſicht mit Roſen überzog, die Augen niedergeſchlagen hatte. Ich war zu unerfahren, und in der That auch zu beſcheiden, aus dieſem Umſtand etwas beſonderes zu meinem Vortheil zu ſchlieſſen; aber doch erinnerte ich mich deſſelben

mit

6.

Amsterdam, d. 10. Jan. 1799.

Hier ist seit Nov. v. J. eine Gesellschaft zur Beförderung der Zeichen- Mahler- Bildhauer- und Kupferstecherkunst errichtet worden. In mehreren Sälen des sogenannten Trippenhuis op de Kolveniers - Burgwal sind die Stücke alter und neuerer noch lebender Meister ausgestellt. Zugleich ist daselbst eine Liste der Stücke mit beygesetzten Preisen aufgehängt, um welche man die Stücke, die man gern haben möchte, erstehen kann. Die Künstler können hier ihre Stücke, wenn sie einigen Werth haben, ausstellen, und für einen dabey gemeldeten billigen Preis verkaufen lassen. Auch findet sich hier eine gute Gelegenheit für diejenigen, die ein Stück gern abtreten wollen, es mit geringen Kosten feil zu bieten. Man zahlt jährlich 6 Gulden, und bekommt dadurch das Recht, die Säle dreymal in der Woche, Montags, Mittewochs und Freytags, Morgens von 10 bis 2 Uhr zu besuchen. Die Einzeichner können Frauenzimmer und solche, die nicht abonnirt sind, es seyen Einheimische oder Fremde, mitbringen; nur erlegen sie im letztern Fall 2 Zestehalven (ungefähr 7 Gr.) die in eine Büchse gethan und zur Errichtung eines Fonds für dürftige Künstler angewandt werden.

Folgende Lebensumstände von David Ruhnkenius schreibe ich Ihnen aus einer, am 5. Dec. 1798 von den Kuratoren der Universität zu Leyden, an das ge-

geſetzgebende Korps eingeſchickten Adreſſe ab, worin um Vereinigung der Ruhnkeniſchen Bibliothek mit der Univerſitäts-Bibliothek, und zu Gunſten der hinterlaſſenen Wittwe und Töchter gebeten wurde; welche auch dahin bewilligt worden iſt, daß die Mutter und die zwey Töchter jede 500 Fl. als lebenslängliche Penſion beziehn. Dafür iſt Ruhnk. Bibliothek mit der Leydner Univerſitätsbibliothek vereinigt. R. kam im J. 1744 nach Leyden. Es dauerte 13 Jahr, ehe er öffentliche Vorleſungen halten durfte; im Jahre 1757 wurde er als Lektor in der Griechiſchen Sprache, um ſeinen Lehrer Hemſterhuis zu unterſtützen, angeſtellt. Im Jahr 1761 wurde er Prof. ordin. der Beredtſamkeit, Geſchichte und Alterthümer.

Seine Büchersammlung beſteht aus gedruckten und ungedruckten Werken; die gedruckten beſtehen in einer beynahe vollſtändigen Sammlung der Griech. und Lat. Autoren und ſpäterer Schriftſteller über die Literatur im Allgemeinen, über die Geſchichts- und Alterthumskunde und Inſchriften. Der Werth dieſer Sammlung wird noch größer durch die Anmerkungen, die Ruhnk. ſelbſt an den Rand der Aut. geſchrieben hat. Die Sammlung der ungedruckten Werke iſt beynahe einzig in ihrer Art. R. ſelbſt hat die Handſchriften in den berühmteſten Bibliotheken Europa's aufgeſucht; er hat ſie entweder ſehr mühſam eigenhändig abgeſchrieben, oder mit anſehnlichen Koſten durch geſchickte Männer abſchreiben laſſen. Unter andern befinden ſich darunter einige ächte Abſchriften von MSS. aus der Biblio-

thek zu S. Germain, die ſeit dem Brande, wodurch dieſelbe vor einigen Jahren in die Aſche gelegt wurde, noch ſchätzbarer geworden ſind. Außerdem ſind da noch verſchiedene von R. angefangene aber nicht vollendete Werke.

IX.

Nekrolog.

Chriſtian Garve.

Garve entſchlummerte in der Nacht zum 1 Decemb. 1799, als er noch nicht ſein 57 Jahr ganz vollendet hatte. Durch Mathematik, die er unter Segner in Halle ſtudirte, und andere gründliche Vorerkenntniſſe geübt, kam er nach Leipzig, und wurde dort bald ein Liebling des um richtiger Auslegungskunſt der heiligen und profanen Schriftſteller hochverdienten Erneſti, der ihn in ſeinen Streitigkeiten mit dem kritiſchen, auflauernden Cruſius gern als einen Vorfechter gebraucht hätte. Gellert und Weiße wurden ſchon damals ſeine vertrauten Freunde; dem erſtern ſetzte er in der Folge ſelbſt ein Denkmal. Von der Hand des letztern ſey ihm ein Todtenopfer, das kein Frömmerer geben könnte. Schon damals entwickelte ſich ſein durch die Lektüre des Ariſtoteles und Cicero geſchärftes Talent im Zergliedern filoſofiſcher Ideen und in klarer und lieblicher Einkleidung der-

kerſeſſen. Für Ariſtoteles gewann ihn ſein Freund Hei[illegible], mit dem er in der Folge auch gemeinſchaftlich einen Abdruk der Retherik beſorgte. Die theils ſchon erſchienene, theils noch zu erwartende Ethik und Politik wurden auch ſchon damals von weitem her zubereitet. Für Ciceros noch immer nicht übertroffene Manier die Expolulazienen der griechiſchen Schulen den mit ganz andern Dingen beſchäftigten Römern gemüthlich zu machen, empfand er ſchon damals eine entſchiedene Verliebe, und zeigte ſie in ſeiner Abhandlung über die Abfaſſung einer Geſchichte der Filoſofie, womit er ſich 1768 zum Lehrer der Univerſität habilitirte. Um eben dieſe Zeit ſchrieb er die Preisſchrift über die Neigungen und die Rezenſion über Leſſings Laokoon und Dramaturgie, in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. Kränklichkeit und Furcht vor dem ſteifen Kathederton, der auch dem wachſamſten wie ein Roſt anfliegen kann, bewogen ihn in ſeine Vaterſtadt Breslau zurükzukehren, von wo er jedoch oft auf kürzere oder auf längere Zeit ſich zu ſeinen Freunden nach Berlin, Halle, Leipzig u. ſ. w. begab, da niemand für einen oft erneuerten Ideenaustauſch im geſelligen Umgang ein dringenderes Bedürfniß hatte, als er. Wer hätte auch die Frucht der Geſellſchaft und Einſamkeit beſſer zu ſchätzen und zu ſammeln verſtanden, als der Filoſof für die Welt, der uns noch ein Jahr vor ſeinem Tode in ſeinen Verſuchen darüber ſo viel lehrreiches, ſo aus der Quelle eigner Erfahrung geſchöpftes, mittheilen konnte, und noch bis an den letzten Tag ſeines Lebens an der Vollendung dieſer Abhandlung diktirte? — Eine neue Periode ſeines Lebens wurde durch

ſeine Unterredungen mit dem großen König herbeygeführt, als ſich dieſer den Breslauer Filoſofen durch ſeinen Freund Paczenski vorſtellen ließ, und ihn weder durch die Fragen über das Enthymem, noch über den Auguſtin vom Staate Gottes in wirkliche Verlegenheit bringen konnte. Die erſte ſchöne Frucht dieſer Unterredungen, Garve's Bearbeitung Cicero's von den Pflichten, iſt für die Bildung der herangereiften Generazion in Teutſchland von Folgen geweſen, die ſich ſchon jetzt nicht mehr berechnen laſſen, und wiegt vielleicht ſchon durch dieſe Wirkungen auf das Geiſterreich viele politiſche Folgen des Teſchner Friedensſchluſſes auf, neben welchen ſie freilich in den Annalen unſrer Geſchichte kaum als die geringſte aller Zufälligkeiten erwähnt wird. Eine lange zurückgehaltene, aber um ſo ſchmackhaftere Spatfrucht eben dieſer Unterredungen gaben uns die erſt im vorigen Jahr bekanntgemachten Fragmente über Friedrich II. Außer der Erweckung, die er den Griechen und Römern, und dann dem lebendigen Odem ſeiner ihn liebenden Zeitgenoſſen zu danken hatte, gab ihm vorzüglich ſein vertrauter Umgang mit den beſten Schriftſtellern der Britten, beſonders der Schotten (Fergufon, Gerard, Macferlan, Smith), die er auch in berühmten Ueberſetzungen auf teutſchen Boden verpflanzte.*) die praktiſche Tendenz und Klarheit des Ausdrucks,

*) Noch wenig Monate vor ſeinem Tode gab er einige Auszüge, in welchen man die Hand des Meiſters erkennt, von Darwin's Botanic Garden, dieſem allumfaſſenden Ge-

drucks, die ſeinen Verſuchen ein ſo klaſſiſches Gepräge und gewiß auch dann noch Leſer geben, wenn der Myſtizismus unſerer Modefiloſofen längſt veraeſſen iſt. In dieſer Rückſicht wird auch die Form ſeiner Schriften als Muſter des Stils und filoſofiſchen Sprachgebrauchs für Teutſchredende eine Richtſchnur bleiben, wenn er auch nicht durch ſeine feinen Bemerkungen über die Sprachverbeſſerungen (im 1ten Stück der Beyträge zur d. Sprachkunde) ſich als wirklichen Grammatiker im edeln alten Sinne des Worts gezeigt hätte.

Er faßte und ehrte die kritiſche Filoſofie, da wo ſie ihm ehrwürdig ſchien. Daß er ſie verſtand, beweiſen ſeine jüngſterſchienenen Beobachtungen über die allgemeinſten Grundſätze der Sittenlehre, und ſeine der Ethik des Ariſtoteles vorangeſetzte Abhandlung über das Moralprincip. Freilich führt ihn ſeine ganze Art zu filoſofiren mehr auf das Warum als Wie der großen filoſofiſchen Probleme. Aber was ihm an Tiefſinn in der transſcendentalen Region abging, erſetzt er durch feine und neue Beobachtungen über einzelne Wahrnehmungen und Seelenerſcheinungen, durch Klarheit und Gemeinfaßlichkeit. Kant, deſſen Größe er ſelbſt ſo lebhaft anerkannte, urtheilte in der Vorrede zu ſeiner filoſofiſchen Rechtslehre, daß Garve ein Filoſof in der ächten Bedeutung des Wortes ſey, und würde

das

Gewächshauſe der ſämmtlichen brittiſchen Geiſteskultur, wie ſie jetzt blüht, in der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

daher manches ſchneidende Urtheil des neueſten Ariſtarchen-Terrorismus gewiß nicht unterſchreiben. Garve ſchrieb nicht bloß als Filoſof für die Welt, er war es in Wort und That. Bey der größten Reizbarkeit und feinſten Empfänglichkeit für alle Genüſſe übte er, durch eine fortdauernde Kränklichkeit gewöhnt, beſonders in den letzten Jahren, wo ein unheilbares Uebel immer fürchterlicher um ſich fraß, eine Gewalt und Stärke über ſeinen Körper aus, die ihm über allen erbettelten oder ertrotzten Heldenſchimmer des Stoizismus weit erhebt, und den muſterhaften Denker und Schriftſteller auch zum muſterhaften Menſchen macht. Das ſcheinen auch die braven Breslauer, die immer ſtolz auf ſeinen Beſitz waren, durchaus anerkannt zu haben. Rührend und noch mehr werth als ein marmornes Ehrenmal iſt die Abkündigung, die nach ſeinem Tode von allen Kanzeln in den Breslauiſchen Stadtkirchen abgeleſen wurde, und die wir nun in öffentlichen Blättern leſen. Seine leichtabgeſtreifte Hülle iſt neben den Ueberreſt ſeiner guten Mutter, die nur wenig Jahre ihm vorangieng, begraben worden. Es iſt eine oft wiederholte Bemerkung, daß ausgezeichnete Menſchen weit mehr ihren Müttern als ihren Vätern zu danken hatten. Garve iſt eins der merkwürdigſten Beyſpiele davon. Seine Mutter war ihm, der nie ein anderes Familienband knüpfen mochte, bis an ihren Tod alles, Bildnerin, Rathgeberin, Freundin. Er wollte etwas Ausführliches über ſie ſchreiben. Vielleicht findet es ſich noch unter ſeinen Papieren. Er wandte gern das, was Horaz von

der

der ſchützenden Pflege ſeines guten Vaters ſagt, auf dieſe Mutter an:

Wenn ich bey nicht vielen und
Verzeihlichen Gebrechen — im übrigen
Gutartig bin; — wofern ich (um einmal
Mein eigen Lob zu ſingen) bieder bin
Und meiner Freunde werth: ſo war daran
Sie, meine Mutter, ganz allein die Urſach.
So lang ich meine Sinne habe, ſoll
Solch eine Mutter niemals mich gereun.

Mit Recht erwartet das teutſche Publikum, das, nach den überall laut ausgeſprochenen Stimmen zu urtheilen, dieſen Verluſt in ſeinem ganzen Umfange fühlt, von Garve's treueſtem Freunde in ſeiner letzten Lebensperiode, dem er auch ſeine Betrachtungen über die Sittenlehre noch zuletzt zugeeignet hat, eine lehrreiche Schilderung deſſen, was Garve als Schriftſteller und Menſch war. Vorläufig haben Bieſter im erſten Stück der unter den glücklichſten Vorbedeutungen wiederauflebenden Berliner Monatſchrift, und Fülleborn im Dezemberſtück der Schleſiſchen Provinzialblätter, dem Freunde ein bedeutendes Have pia anima! zugerufen. Uns ſey es geſtattet, die bekannten Verſe des lateiniſchen Epigrammendichters auf ihn anzuwenden:

Si quis Cecropiae madidus, Latiaeque Minervae
Artibus, et vera ſimplicitate bonus,
Si quis erat recti cuſtos, imitator honeſti
Qui nihil arcano posceret ore deos,
Si quis erat magno subnixus robore mentis,
Dispeream, ſi non Garvius iſte fuit.

Berichtigungen.

S. 28 Z. 20 des Januarſtücks lies ich antwortet' ihm, ſtatt ich antwort' ihm. S. 29 Z. 15 lies Wort ſtatt Worte. S. 44 Z. 10 lies Knappens ſtatt Kappens. S. 96 lies 150 Karolin ſtatt 130.

Der neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März. 1799.

I.

An die Muſen.

Horazens vierte Ode des dritten Buchs.

Komm vom Olymp und hauche, Kallidpe,
Der Flöt'-ein Lied ein, oder, gefällt es dir,
Laß tönen deiner Stimme Silber,
Oder die Saiten Apollo's liſpeln.

Horcht! Hört ihr? Oder täuſcht mich der liebliche
Wahnſinn? Gewiß, ich höre ſie, ſchweb' ihr nach
Im heil'gen Luſthayn, den voll Anmuth
Bäche beſuchen, und Frühlingslüfte.

Mich deckten einſt am Vultur Apulia's,
Jenſeits der Gränze meines Erzeugerland's,
Mich ſpielemüden, ſchlafoezwungnen
Knaben, die weit berühmten Tauben

Mit jungem Laub; ein Wunder für alles Volk,
Das auf der hohen Burg Acherontia,

mit einem ſo innigen Vergnügen, als ob es mir geahnet hätte, wie glüklich mich die Folge davon machen würde. Ich hatte die Eitelkeit nicht, welche uns zu ſchmeicheln pflegt, daß wir liebenswürdig ſeyen; ich dachte an nichts weniger, als auf Mittel, wie ich mich lieben machen wollte. Aber die Schönheit der Seele, die ich in ihrem Geſichte ausgedrükt geſehen hatte; dieſe ſanfte Heiterkeit, die aus dem natürlichen Ernſt ihrer Züge hervorlächelte, hauchten mir Hoffnung ein, daß ich geliebet werden würde. —— Und welch einen Himmel von Wonne eröffnete dieſe Hoffnung vor mir! Was für Ausſichten! Welches Entzüken! —— Wenn ich mir vorſtellte, daß mein ganzes Leben, daß ſelbſt die Ewigkeiten, in deren grenzenloſen Tiefen, der Glükliche die Dauer ſeiner Wonne ſo gerne ſich verlieren läßt, in ihrem Anſchauen und an ihrer Seite dahinflieſſen würden!

So lebhafte Hoffnungen ſezten voraus, daß ich ſie wieder finden würde; und dieſer Wunſch brachte die Begierde mit ſich, zu wiſſen wer ſie ſey. Aber wen konnt' ich fragen? Ich hatte keinen Freund, dem ich mich entdeken durfte; von einem jeden andern glaubte ich, daß er bey einer ſolchen Frage mein ganzes Geheimniß in meinen Augen leſen würde; und die Liebe, die ein ſehr guter Rathgeber iſt, hatte mich ſchon ein, ſehen gemacht, wie viel daran gelegen ſey, daß der Pythia nicht das Geringſte zu Ohren komme, was ihr den Zuſtand meines Herzens hätte verrathen, oder ſie

Am Forſte Bantia's, und auf den
Auen im Thale Ferentums wohnet;

Wie ſicher ich da ſchlief vor der Natternbrut
Und vor den Bären; wie im gehäuften Laub
Von Myrt' und Lorbeer ich da ruhte,
Nicht ohne Götter ein kühner Knabe.

Euch treu und hold, ihr Muſen, etklimm' ich die
Sabiner-Höhen, ſchweb' ich zum kühligen
Präneſte hin, zum flachen Tibur,
Oder zur Waſſerbelobten Baja.

Mich, eurer Quellen, euerer Tänze Freund,
Hat nicht Filippi's wilde beſtürzte Flucht, —
Nicht jener Baum des Fluchs getödtet,
Nicht Palinurus empörte Woge.

Seyd ihr nur bey mir, wag' ich als Schiffer dreiſt
Mich in die Flut des tobenden Bosporus,
Betret' als Wandrer gern der Küſten
Syriens dürren und heißen Flugſand.

Von euch begleitet ſuche ich ungekränkt
Den jeden Fremdling haſſenden Britten auf,
Den Concaner, des Roßbluts Trinker,
Und an dem Done die Bogenſchützen.

Ihr labt, wenn Cäſar ſeine vom Kriegesdrang
Nun müden Heere heim in die Städte führt,

Den

Den auszuruhn entſchloßnen Helden
In des Pieriſchen Haines Grotte.

Ihr Holden gebt uns milde Geſinnung ein,
Und freut der Gab' euch! Hat nicht die frevelnden
Titanen ſamt dem wilden Troſſe
Jupiter's fallender Stral vernichtet?

Der hoch den Erdkreis, der das umſtürmte Meer,
Der auch der Schatten düſtre Behauſungen,
Des Himmels und des Staubs Bewohner
Einzig mit gleicher Gewalt regieret.

Wohl wähnte jene trotzige Jugend ihm
Mit furchtbar ſtarken Armen erſchütterndes
Entſetzen zu bereiten, als ſie
Berge auf Berge gen Himmel thürmten.

Doch was vermochte Typhon's und Mimas Kraft,
Was mit der Drohung Mine Porphyrion,
Was Rhötus und der kühne Schleudrer
Enceladus mit geworfnen Eichen,

Was gegen Pallas donnernden Aegisſchild,
Wie wild ſie ſtürmten? Stand nicht der flammende
Vulkan auch diſſeits, Fürſtin Juno
Und der unſterbliche Freund des Bogens,

Der in dem Silberhaue Caſtaliens
Das Haar ſich badet, Lyciens Büſche liebt,

Und ſeinen heiligen Geburtswald,
Delius und Patareus Apollo?

Macht ohne Weisheit ſinket durch eigne Laſt;
Macht, die ſich mäßigt, heben die Götter ſelbſt
Noch mehr empor, und haſſen Kräfte
Welche zum Frevel das Herz bewegen.

Für dieſe Lehre zeuget ja Gyges auch,
Der hundertarm'ge, zeuget der züchtigen
Diana lüſterner Verſucher,
Den die Geſchoſſe der Jungfrau ſtraften.

Drob ſeufzt die Erde, ihrer Geburten Grab,
Und traur't die Stolzen niedergeblitzt zu ſehn,
Tief unter Aetna's Fuße, deſſen
Flammen doch nimmer den Kerker öffnen.

Auch läßt der Geyer Titvos Leber nicht,
Der Miſſethat als Peiniger zugeſellt;
Es feſſeln ewiglich den Lüſtling
Pirithous die dreihundert Ketten.

Schütz.

II.

Den 30ten Januar. 1799.

1.

Ich hatte einen ſchönen Traum.

Ich träumte, Friederich, die Ehre
der ſeltnen großen Menſchen, wäre
Menſch wieder in der Menſchenwelt,
und wieder auch in ihr ein Held.

Macht Frieden! Wer nicht Frieden macht,
dem, ſprach er, lieſr' ich eine Schlacht,
der ſoll mit ſeines Heeres Haufen
So leicht dem Tode nicht entlaufen,
Wie der bey Roßbach ihm entlief,
und Gnade! Gnade! Gnade! rief!
Und Friede war in allen Landen!
Mars lag in Ketten, lag in Banden,
Und Friede war, und Friederich,
Der Friedensſtifter, freute ſich.

Am Himmel ſtand ein Regenbogen,
und eine Wolke kam gezogen,
weiß, wie der Schnee! Te Deum ſang
die Menſchenwelt; die Wolke ſank
Und hob den Friedensſtifter, ſeelig
Ob ſeiner Stiftung, dann allmählig
Gen Himmel, und ein Freiheitsbaum,

hoch wie die Wolken, und voll Früchte,
ſtand an dem hellſten Sonnenlichte.
Franzoſen! welch ein ſchöner Traum!

2.

Als Bonaparte todt geſagt wurde.

Macht er die Sklaven dort im fernen Lande frey;
Iſt er in ihm nicht ſelbſt ein Dey;
Will beßre Menſchen Er in fernem Land erſchaffen,
Mit Güte, nicht mit Waffen,
So leb er! ſo ſey er ein göttlicher Proſet,
Wie Moſes war, in ihm, ſo ſey er ein Poet,
Wie Klopſtock iſt, in ihm, ſo bringe
die Menſchheit er in ihm empor;
und iſt empor gebracht ſie göttlich, dann ſo ſinge
Sein Lob ein Engelchor!
Iſt aber er in ihm, wie all die andern Dinge,
gewaltſam ein Despot,
Macht er zu Sklaven alle Freye,
dort auch, ſo ſey er todt!

3.

Beim Anblick des Schlachtfeldes zu ...

Ha! wie doch die Menſchen raſen!
Schlachtgewinn wird ausgeblaſen;
ausgepfiffen, ausgelacht,
Siegern will man Blumen ſtreuen;
Ha! wir grauſen! Menſchen freuen
Sich des Blutſtroms einer Schlacht!

Und

Und noch liegen unbegraben
ihre Todte! Geyer, Raben
Sollen ihre Gräber ſeyn.
Menſchen! Sieger und Beſiegte,
Wenn ein Gottfeind mich bekriegte,
jenen Frieden ging ich ein.

Haſt ein Schlachtfeld du betrachtet,
Wandrer, und nicht mit geſchlachtet
und biſt Menſch noch, geh bei Seit;
Schwimm in Thränen oder fluche
Friedensfeinden! Geh und ſuche
bei Huronen Menſchlichkeit!

4.

Im Kriege Heldenruhm erwerben
Iſt leicht! Man braucht ja nur zu ſterben!

Gleim.

III.

Feldblümchen.

Zweytes Bündlein. *)

A. Geht mir mit eurem bis zum Manierieren einengenden Regelweſen für's wahre Genie! Was habt ihr davon? Entweder es lacht eurer, oder ihr lähmet und zerdrückt es in ſeiner kühnen Freiheit — zwingt ihm Produkte ab, wie die unter der Scheere des Gärtners gedeihenden Orangerien eurer Gewächshäuſer. —

B. Nun, mein Freund? Wachſen und gedeihen denn die Zitronen und Pomeranzen in den Wäldchen Italiens und Spaniens ſo, wie in unſern Gewächshäuſern?

A. Schneller ſtreben ſie auf. —

B. Aber auch ſo reizend?

A. Freyer breiten ſie ſich aus. —

B. Aber auch höckriger!

A. Nun wenn ihr denn gedrechſelte Stämme und gezirkelte Kronen lieber ſehet — —

B.

*) Das erſte iſt mit Vergnügen im Septemberſtück des Merkurs 1793 geleſen worden.

B.

B. Es iſt nicht um's Sehen: ſondern hier iſt auch mehr konzentrirte Kraft, Holz, das der Ewigkeit trotzt; dort weit leichteres, das bald verwittert —

A. Aber denn doch dafür auch ſaftreiche erquickende Frucht! Bey uns an der Frucht viel Schaale und wenig Saft — bitter für den Gaumen, ſcharf für den Magen! Doch darin haſt du recht: ein ſchönes hartes Holz! —

A. Hat denn der mühſeelige Pfad nicht bald ein Ende? Welch häßliches Geſtripp! Wahrhaftig, ich ſchmachte nach den labenden Kühlungen des Thals!

B. Bald ſind wir da — denk' ich. Weide dich indeß an der Hoffnung! Schon wird die Ausſicht freyer! Bald — — Ach, was ſeh' ich — dort das lachende Thal, hier erſt der hindernde Bach!

A. Rückwärts Erdenleben, vorwärts jene Welt, und — ach, hier dazwiſchen das Grab!

B. Nun was iſts denn auch? Wir werfen das Kleid, das uns hindert, von uns — einen raſchen Sprung hinein — bald ſind wir durch: und drüben iſt Erquickung! —

Der Despot.

B. Pfui, des niederträchtigen Schmeichlers! Einem Fürsten, wie — ein Buch zu widmen! Und in welchen Wendungen! Höre weiter — „so leuchtet am Firmament des Himmels ein Stern, der" —

A. Herrlich! herrlich!

B. Wie?

A. Besinnest du dich nicht, daß es auch Irrsterne giebt? Ja, auch Kometen. —

B. Du hast recht. Bey Gott, Er ist ein fürchterlicher Komet, vor dem Millionen erzittern! Aber er hüte sich — nur kurze Zeit flammt der Komet im strahlenden Sonnenlicht; schnell reißt sein Schicksal ihn dann in unendliche düstre Bahnen fort, und mit ihm seinen drohenden Schweif. —

Der Fürst und sein Hofmedikus.

I.

M. Wie befinden sich Ew. Durchlaucht heute? Hat der Zahnschmerz noch immer nicht nachgelassen?

F. Nein, Doktor, nein!

M. Ew. Durchlaucht beunruhigen, wie ich sehe, den Nerven noch immer, ungeachtet ich gestern Abends bat —

F.

F. Ihr Herrn habt gut reden! Der Nerv iſt wie das Volk. —

M. Vortreflich, auch dies muß man ſanft behandeln und ruhig.

F. Ja, wenn Nerv und Volk ſchon ruhig ſind: aber ſind ſie einmal gereitzt — unruhig —

M. So muß man deſto mehr darin wühlen?

F. Das thu ich nicht — dort liegen meine Zahnſtocher! Aber ich drücke und preſſe mit aller Gewalt die Unruhigen. Der Nerv wird betäubt, und das Volk nicht minder.

M. Auf kurze Zeit — und dann kömmt Unruhe und Schmerz deſto gewaltiger. —

F. Doktor, ich wollte Sie hülfen, anſtatt zu moraliſiren.

M. Haben Ew. Durchlaucht die Gnade meinem geſtrigen Rathe zu folgen. Ich laſſe die wenigen verdorbenen Säfte wegſaugen; dabey halten Sie ſich gefaßt und unerſchütterlich. Dann bleiben Sie gelaſſen und ruhig. — Wahrhaftig es hilft — bey den Zähnen wie bey dem Volke.

2.

F. Wie? eine Penſion für den Dichter?

M. Eine Kleinigkeit. —

zu einer mißtrauischen Beobachtung meines Betragens veranlassen können. Ich verschloß also mein Verlangen in mich selbst, und erwartete mit Ungeduld, bis irgend ein meiner Liebe günstiger Schuz-Geist mir zu dieser gewünschten Entdekung verhelfen würde. Nach einigen Tagen fügte es sich, daß ich meiner geliebten Unbekannten in einem der Vorhöfe des Tempels begegnete. Die Furcht, von jemand beobachtet zu werden, hielt mich in eben dem Augenblik zurük, da ich auf sie zueilen und meine Entzükung über diesen unverhofften Anblik in Gebehrden, und vielleicht in Ausruffungen, ausbrechen lassen wollte. Sie blieb, indem sie mich erblikte, einige Augenblike stehen, und sah mich an. Ich glaubte ein plözliches Vergnügen in ihrem schönen Gesicht aufgehen zu sehen; sie erröthete, schlug die Augen wieder nieder, und eilte davon. Ich durft' es nicht wagen, ihr zu folgen; aber meine Augen folgten ihr, so lang es möglich war; und ich sahe, daß sie zu einer Thür eingieng, welche in die Wohnung der Priesterin führte. Ich begab mich in den Hayn, um meinen Gedanken über diese angenehme Erscheinung ungestörter nachzuhängen. Der lezte Umstand, den ich bemerkt hatte, und ihre Kleidung, brachte mich auf die Vermuthung, daß sie vielleicht eine von den Aufwärterinnen der Pythia sey, deren diese Dame eine grosse Anzahl hatte, die aber (ausser bey besondern Feyerlichkeiten) selten sichtbar wurden. Diese Entdekung beschäftigte mich noch nach der ganzen Wichtigkeit, die sie für mich hatte, als ich, in der That zur ungelegensten Zeit

F. Doktor, meine Nachtigallen ſingen nie weniger, als wenn ſie überſatt ſind. —

M. Ueberſatt! —

F. Und nie mehr, als wenn ſie hungern.

M. Mehr — aber wie ſingen ſie dann? —

Der Leſer und der Kunſtrichter.

K. Ich gebe ja gern zu daß viel einzelne Schönheiten, und ganz ausgezeichnete Schönheiten in — — Schriften ſind: aber um deſtomehr verdrießt es mich, daß der Mann keinen wahren Geſchmack hat, oder, um deſto origineller zu ſeyn, die Forderungen deſſelben — zuweilen ſogar des Wohlſtandes — verachtet. Aus dem Schickſal ſolcher Schriften in unſern Tagen läßt ſich nicht viel Gutes über den Stand unſrer Kultur im Allgemeinen folgern. —

L. O laſſen Sie dies Folgern ins weite hinein! Es klingt hypochondriſch —

K. Hypochondriſch? So! vergeben Sie, ich kann mir alle Werke jenes Schriftſtellers nicht anders denken, als barocke, aber gut gemahlte Arabesken. Und welches Zeitalter — —

L. Auch Rafael mahlte Arabesken! —

K.

K. Wohl wahr: aber in einigen flüchtigen Stunden. Aber er mahlte auch eine Verklärung! — Ich möchte mir lieber aus — — ſämmtlichen Schriften eine exzerpiren, das wirklich treffliche herausſchneiden, alles natürlich verbinden — Das würde dann ein Ganzes geben! —

L. Schneiden Sie aus Rafaels Arabesken das, was nach der Natur iſt, ſetzen Sie es zuſammen: haben Sie ein Tableau? Dann hätten Sie nichts, jetzt haben Sie doch Arabesken — und rafaelſche Arabesken! —

Die Waſſerfahrt.

A. Nun, wie behagt dir die Luftfahrt?

B. Trefflich! In wie vielen Geſtalten wogen die kleinen Wellen umher, ſchlagen an den Kahn, ſchaukeln ihn, dehnen ſich aus in weite und immer weitere Kreiſe; da verſchwinden ſie — Freund, ſo kommen, ſo nehmen ſich, ſo gehen wir Menſchen! Ueberall Wechſel; überall Kommen, Streben, Verſchwinden. —

A. Und doch bleibt das Waſſer im See — und doch Stetigkeit, Unveränderlichkeit, im Ganzen und Großen der Welt! —

Die Aelfier.

B. Laß mir das Thierchen in Frieden! Es iſt jetzt faſt auf der höchſten Stufe ſeiner Politur — nach Hippel. In Freiheit fing meine Aelfier Raupen; im Anfange ihres kultivirten Zuſtandes fing ſie an zu ſchwatzen, und jetzt ſingt ſie noch obendrein. Rohe Völker handeln, geſittete reden, polirte ſingen, ſagt das Buch über die Ehe.—

A. Nicht übel: aber iſt es auch wahr? Dachte z. B. Hippel beym letzten an die Ruſſen? Keine Nazion — die Franken nicht ausgenommen — ſingt ſo viel, wie ſie. Aber alle ihre Nazionalgeſänge gehen aus Molltönen.*)

B. Arme Brüder, deren Muſik nur Ausdruck der Wehmuth des Unterdrückten iſt! — Jedoch ihr Schickſal kann ſich ändern; ſie werden nicht mehr aus Moll ſingen, weil ſie Dur liebgewinnen, wenn man ihre Laſten erleichtert. —

A. Oder ſie werden nicht mehr aus Moll ſingen, weil ſie gar nicht mehr ſingen mögen, wenn man ſie vollends ganz darnieder drückt. —

Die

*) Dies verhält ſich wirklich ſo, obſchon ich keinen Gewährsmann für dieſe Bemerkung anführen kann, als mich ſelbſt.

Die Spatzlergänger.

Mutter. Nun das heiß' ich mir Blumen gepflückt! (lese) Und sieh, jedes nach seinem Geschmack! (lauf) August, was wirst du nun mit deinem Strauße machen?

August. Ey Mutter, ich geb' ihn Nachbars Dorchen: die steckt ihn an, und dankt mir schön, und freuet sich, und hat mich mehr lieb. —

Mutter. Du galanter Mensch! Und du, Friz, mit dem Taschenbuche?

Friz. Je, ich habe lange keinen so schönen Taubenkropf und Löwenzahn gefunden, wie heute. Die trockne ich mir auf und lege sie in mein kleines Pflanzenbuch. —

Mutter. Und du, Adolf? Du hast ja fast nichts als Kamillen gepflückt!

Adolf. Ja, Mutter, die verkauf' ich an den Apotheker; der giebt mir einen Dreyer dafür, und den leg' ich in meine Sparbüchse. —

Vater. Hm, macht ihr's doch bald mit den Blumen, wie viele Gelehrte mit den filosofischen Systemen. Der Eine macht Staat damit und thut süß; der andere analysirt und trocknet sie aus; der dritte sammlet sie, um Bücher daraus zu machen, damit er Geld verdient. Aber du, Liebchen — was machst du denn mit deinem Strauße?

Mut-

Mutter. Ich? Ach was — ich behalt' ihn bey der Hand, freue mich sein und labe mich an seinem Geruch — — Aber du, mein Kind — dich hätt' ich bald vergessen. —

August. Vater hat seine Blumen zerpflückt und dort in den Bach geworfen.

Mutter. Pfuy, du unempfindlicher muthwilliger Mann!

Vater. Nicht das; ich zerpflückte die Blumen, ich warf sie in den Bach, weil ich beym nähern Besehn an jeder wenigstens einige durchlöcherte Blätter fand. —

Mutter. Gilt das auch von den filosofischen Systemen? —

Leipzig. Friedrich Rochlitz.

IV.

Fortsetzung der Auszüge aus dem Tagebuche einer Reisenden über Rom.

Kapitol 4ter Besuch.

Den 26. Nov.

Es war heute ein ganz wissenschaftlicher Besuch, und da du alles, was ich erst lernte, längst gewußt hast,

haſt, ſo will ich dir meine Lekzion nicht vorbeten. Allein lachen würdeſt du über unſere kleinen Zänkereyen. Die Vernunft deiner Freundin nemlich iſt ſehr gelehrig, allein ihr Gefühl ſehr eigenwillig. Der Streit ward über die ſchöne Ariadne entzündet; und Hirt mußte mit mir um den Ausdruck in dieſem göttlichen Antlitz kämpfen, bekehrte mich nicht, und verſicherte endlich, daß keine Verſtockung ſo arg ſey, als die der Idealiſten. Darauf führte er mich zu den meiſterhaften Scheuſalen, den beyden alten Weibern (die eine nahe bey der herrlichen Inſerrieſterin und der zürnenden Muſe, Amme der Fädra genannt; die andre im Zimmer des Antinous und der Pſyche'n) und bat mich, hier vor dieſen Töchtern der Wirklichkeit aus meinem ſchönen Traum zu erwachen; allein er gewann nichts! Ich entfloh dem Schreckbild des entehrten Alters, dieſer beyden Empuſen, in Pſyche und Amors, und in ihrer Schweſter, der hohen Urania, Schuz, deren Zorn mich ſo wenig ſchreckt, als der des Fernhintreffers. Nicht ohne Ehrfurcht vermochte ich die uralte Bildſäule der Diana von Eſeſus anzuſchauen. Als Gebährerin der Lebendigen vom Leben umgeben; als Ernährerin mit den ſchwellenden Seegensbrüſten bedeckt, und als allumfangende Mutter mit ausgebreiteten Armen. Voll Majeſtät iſt das Haupt des Jupiter Ammon; das einzige ſeiner Art. Nicht ohne Intereſſe kann man die ſchöne bronzene Vaſe aus der Triumfbeute des Lucullus über Mithridates anſehen. Kennſt du die ſchöne Büſte des

großen Scipio? Sie ſteht im langen Gange, und iſt bezeichnet durch die Narbe am Kopf: Erinnerung jener glorreichen Wunde die er in der Schlacht am Teſſin erhielt, in dem er als ein Jüngling von 18 Jahren ſeinem Vater das Leben rettete. Wurdeſt nicht auch du, wie M * * e und ich durch eine rührende Aehnlichkeit frappirt? Wie gleicht der große Afrikaner dem unſterblichen Bonnet! und gerade in den charakteriſtiſchen Falten der Stirn und den beweglichen Zügen um den Mund!

Im großen Saal machte ich heute die Bekanntſchaft des zarten Mädchens, die Prieſterin genannt, und der großen Veſtalis Maxima. Sie trägt das Geſchirr mit dem heiligen Feuer; doch die hohe Geſtalt iſt ganz bis über die Fingerſpitzen verhüllt. Stellung, Körperbau, und das volle Gewand ſind groß und hehr — allein das Antlitz wollte mir nicht genügen, war mir zu weichlich.

Im Zimmer der Filoſofen.

Ich hatte meine große Freude an der vortrefflichen Büſte des Cicero; an den ſchönen Plato-Köpfen, die zwar Hebons oder Indiſche Bacchus-Büſten ſind, aber um nichts weniger ſchön, in trunkner Begeiſterung, die ſeeligen Blicke halb in ſich zurückgeſenkt; und an dem erſten unter den 4 Homerköpfen, mit dem ich mich begnüge bis ich den Neapolitaner ſehen werde.

Allein nun folge mir zum Sonnenuntergange, den ich ungern verſäume, ſo lange das Geſtirn des Tages mir über Rom leuchtet — ach und in Roms Vergangenheit mir ſinkt! Erſt beſuchen wir das Grabmal des guten Ganganelli ai apolioli, des freundlichen Greiſes, der dich als Jüngling ſo huldreich empfing. Dann nach der einſamen Karthauſe, die Michael Angelo über und aus den Ruinen der Thermen Dioklezians erbaute. Sie ſteht am Abhang des Quirinaliſchen Hügels. Aus ihrem einſamen, dem ewigen Verſtummen geweihten Kloſtergarten ſchießen 4 majeſtätiſche Zypreſſen wie ſchweigende Zeugen melankoliſch empor. Wie ſehnte ich mich in dieſer Zypreſſen Schatten! allein die ſtrenge Ordensregel verbot mir den Eingang. Für die Karthäuſer habe ich immer Ehrfurcht; zu dieſem Gelübde entſchließen ſich nur Leidende, zu dieſem Verſtummen nur ein gebrochenes Herz! Schauerlich ſchön iſt die antike Vorhalle, welche Michael Angelo ſeinem Dome vermählte, von den 8 ungeheuren antiken Granitſäulen geſtützt. Allein komm zu den unſterblichen Quirinaliſchen Jünglingen! Siehe ihre hohen Häupter vom Abendroth umglüht! Iſt dir nicht als würden ſie ſich erheben und auf Flammen athmenden Roſſen dem Olympos zueilen? Nun die ſchöne Ruine des Pallas Tempels, jene beyden ſchönen korinthiſchen Säulen vorbey und ins Campo Vaccino; dort wandern wir neben der Via sacra, bis die Dunkelheit von den Schattengewölben des Palatinus herab ſinkt.

Coliſäum.

Den 27. Nov.

Nach einem lehrreichen Unterricht unter den Triumfbogen des Titus und Conſtantins, und einem topografiſchen Einblick in dieſe heiligſte Gegend des alten Roms, wo nun wiederkäuende Rinder lagen, und ſich neben dem Triumfbogen auf dichtem Graſe ſonnten, gingen wir um die Mittagsſtunde ins nahe Coliſäum. Wir ſtiegen ſo weit möglich ins Innere, über und unter den ungeheuren Trümmern umher. Erſt indem man an dieſen koloſſalen Theilen des Ganzen emporſteigt, vermißt man den Umfang und die prachtvollen Verhältniſſe dieſes in ſeiner Art einzigen Gebäudes in der alten und neuen Welt, welches in Rom einheimiſch ſeine Kopien über die ganze beſiegte Welt ausſtreute; denn von den barbariſchen Siegern nahmen die mildern Griechen die grauſame Sitte der Kampfſpiele widerſtrebend an. 86,000 Menſchen konnten auf den 40 Reihen amfitheatraliſcher Marmorbänke um die Arena ſitzen, 20,000 ſtehen. Die Knochen der ungeheuren Pfeiler, welche die Arkaden ſtützten, ſind von groſſen Quaderſtücken des harten Travertins; die Bekleidung und die Mauer iſt von Backſteinen, und die Gewölbe, welche die höchſte Feſtigkeit mit der möglichſten Leichtigkeit verbinden ſollten, von Puzzolantraß. Bekleidet war das Ganze von innen und auſſen mit Marmor, woran die Barbaren alter und neuer Zeit ſo lange nagten und plünderten,

ten, bis ſie das Gebäude ſeines prächtigen Gewandes gänzlich beraubt hatten. Der abwechſelnde Zauber des Seyns in dieſen Ruinen iſt unbeſchreiblich. Bald hängen Mauern gleichſam überſtürzend neben dir, und bald blickſt du in tiefe ſchwarze Höhlen verfallener Gewölbe herab; hohes Gras umwuchert den Raum, wo ehemals die Senatoren und Veſtalinnen ſaßen. Wir kletterten neben den eingeſtürzten Trümmern bis in die hintere Hallenreihe, (oder den Corridor der um das ganze Gebäude lief) wo der Eingang des Titus in ſeine Loge war. Hier ſtanden wir auf den weißen Marmorquadern, die der geprieſene Kaiſer betrat, wenn er durch die ungeheure ſchwebende Gallerie, welche von ſeinem Pallaſt nach dem Amfitheater ging, das grauſame Schauſpiel beſuchte. Von hier aus iſt der Anblick der Maſſen, welche die Ruinen der Bäder des Titus auf dem Esquilin bilden, ſehr frappant. Hier iſt die ſchönſte Reihe der hohen Bogengänge, die rings um die Logen des Hauptſtockwerks gingen, in einer großen Strecke erhalten. Dies waren die Corridors, wo man ſich vom Sitzen ausruhte, bey böſem Wetter hinflüchtete u. ſ. w. Wir ſtiegen in die Sitze der römiſchen Frauen oder Matronen. Nicht ohne Abſcheu konnte ich daran denken, daß Weiber dieſen Blutſpielen zuſahen. Aber dieſer Abſcheu ſtieg bis zum Entſetzen, als man mir ſagte, daß unter Commodus und Heliogabalus die römiſchen Matronen mit den wilden Beſtien kämpften, und daß in des milden Trajans Regierung 10,000

von der Welt, zu der zärtlichen Prieſterin geruffen wurde. — Die Begierde und die Hoffnung, meine Geliebte bey dieſer Gelegenheit wieder zu ſehen, machte mir anfänglich dieſe Einladung ſehr willkommen; aber meine Freude wurde bald von dem Gedanken vertrieben, wie ſchwer es mir ſeyn würde, wenn meine Unbekannte zugegen wäre, meine Empfindungen für ſie den Augen einer Nebenbuhlerin zu verbergen. Die Künſte der Verſtellung waren mir zu unbekannt, und meine Gemüths-Regungen bildeten ſich (auch wider meinen Willen) zu ſchnell und zu deutlich in meinem Aeuſſerlichen ab, als daß ich mich bey allen meinen Beſtrebungen, vorſichtig zu ſeyn, ſicher genug halten konnte. Dieſe Gedanken gaben mir (wie ich glaube) ein ziemlich verwirrtes Ausſehen, als ich vor die Pythia geführt wurde. Allein, da ich niemand, als eine kleine Sclavin von neun oder zehen Jahren, bey ihr fand, erholte ich mich bald wieder; und ſie ſelbſt ſchien mit ihren eigenen Bewegungen zu ſehr beſchäftigt, um auf die meinige genau Acht zu geben, — oder (welches wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich iſt) ſie legte die Veränderung, die ſie in meinem Geſichte wahrnehmen mußte, zu Gunſten ihrer Reizungen aus, von denen ſie ſich dieſes mal deſto mehr Würkung verſprechen konnte, je mehr ſie vermuthlich darauf ſtudiert hatte, ſie in dieſes reizende Schatten-Licht zu ſezen, welches die Einbildungs-Kraft ſo lebhaft zum Vortheil der Sinnen ins Spiel zu ziehen pfleat. Sie ſaß oder lag (denn ihre Stellung war ein Mittelding von beyden) auf einem mit Silber und

Perlen

Fechter in 3 Tagen auftraten; 10,000 Kämpfer auf Leben und Tod!

Allein welch ein Blick von hier umher ins Amfitheater! Wie verbindet er das Auffaſſen der Größe des Ganzen mit den anziehendſten Details der mahleriſchen Theile, welche dunkle Hallen, Gemäuer mit Epheich und Jasmin umſtrickt, die Lichter und Schatten in eigenen Maſſen vermiſcht, in unerſchöpflicher Fülle darbieten! Dann einen Blick hinab auf die Arena, die ſo, wie man die Rundung umgeht, bald als ein Eylang, bald durch einen gleichen optiſchen Betrug, wieder zirkelformig erſcheint. Wie deutlich ſieht und hört man in und aus der Tiefe! Allein ſchöner, wie dies alles, iſt die Welt von Gedanken, welche Rom ſelbſt mit ſeinen Hügeln, Thürmen, Kuppeln, Kolonnen, Obelisken, Ruinen und Palläſten hervorruft! So wie man durch die Arkaden wandelt, ſteigt ein Gemälde in jedem öden Hallenraum empor, und du irreſt in einer unermeßlichen Gallerie, in welcher Natur und Kunſt, Vergangenheit und Gegenwart ſich vereinigen, um Sinn und Geiſt wechſelsweiſe zu feſſeln, zu löſen, und mit Allgewalt dahin und dorthin zu führen. Endlich lagerten wir uns ins milde Mittagslicht, ungefähr über dem Eingang von dem Platze, der nach der Via sacra, und auf die Meta Sudans ſich öffnete. Fern ſtand recht wie zum Ruhepunkt die Pyramide des Cestius, immer einſam und ehrwürdig. Links ragten nahe die Zypreſſen

auf

auf dem Cölius (wo ehemals das Vivarium war) unter uns auf. Rechts lag der Ruinenberg Palatinus ſchauerlich hingedehnt; um die Trümmer der Kaiſer-Paläſte der immer grünen Eiche feierliches Dunkel verbreitet. Eine einzige Palme hebt hoch über dieſen Wohnplatz der Vergangenheit ihr Haupt — welchem unter den hohen Schatten wollen wir ſie weihen? Dir, o edler, weiſer Marc-Aurel, ward ſie einſtimmig zuerkannt!

Wie ein Teppich war der blaue Himmel über dem weiten Raum gebreitet, und über den jenſeitigen höchſten Ringmauern ſtand blau der Monte Cavo.

Endlich ſtiegen wir wieder hinab, und umgingen nun die Auſſenſeite des erhaltenſten Theiles vom immer vor uns ſteigenden Ganzen. Wir bewunderten im Profil das ſchöne Abnehmen des Umfanges bis zur oberſten Hallenreihe. Die Leichtigkeit und Schönheit, die Zweckmäßigkeit in den Verhältniſſen und der Folge in den Säulenordnungen, durch welche die alte Doriſche die ſchlanke Joniſche, und dieſe die zierliche korinthiſche trägt; dieſe hinwiederum vom verbindenden korinthiſchen Pilaſter, welcher den 4ten Hallenraum ſtützt, überſtiegen wird.

So ſteht dies Gebäude in ungeheurer Pracht. Es hätte den Jahrtauſenden getrotzet; nur der

Muthwille und wilde Fanatismus haben es zur Ruine gemacht.

Heute ſahen wir vom Söller des Casino Ludovisi die Sonne ſinken. Der große Garten dieſer Villa iſt weder in ſeinen Theilen noch im Ganzen ſchön; zudem giebt ihm die umſchließende Stadtmauer etwas kloſtermäßig begrenztes. Allein oben ſieht man in das vereinigte Grün der Zypreſſen, Platanen und Lorbeern hinein, und vergißt die langweiligen Einzelnheiten. Wir fühlten, was ein Sonnenuntergang über Rom an einem ſchönen Sommerabend ſeyn muß, wenn alle Gegenſtände in Glut ſchwimmen, und lebhafte Farbendüfte die Fernen umſchleyern. Heute glitt der Sonne matter Strahl nur kraftlos über allem dahin, ohne Leben und Liebe. Ich nahm die Karte der vielumfaßenden Gegend in mein Gedächtniß auf. Im Suden ſteht der hohe albaniſche Berg; im Norden der Soraktes. Im Weſten thront die Peterskuppel, und im Oſten ſteigen Sabina's Gebirge. Der grüne Campo d'Annibale liegt noch unter dem Gipfel des Albaners; dann folgt auf dem Bergrücken Kaſtell Gandolfo und Albano. Rocca di Papa hängt wie ein Dohlenneſt über der Felswand, und Frascati liegt lieblich erröthend unter ſeinen Zypreſſen, Eichen, Pinien und Lorbeern in immer junger Anmuth da, vom hohen Tuskulum überragt. In Südweſt ſteht einſam in öder Ebene die Pyramide und die graue alte Baſilika Santo Paolo. In

Süd-

Südoſt ſteht Tivoli am Bergfuß. Zierlich krönen die Gegend die drey anmuthigen Hügelberge, i monticelli, mit Städten und Klöſtern belebt.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Anſichten von Madrid.

I.

La Red de San Luis.

Laſſen Sie uns einen Blick auf eine der lebhafteſten Straßen werfen! Welch ein buntes Gemiſch! Welch ein Gewühl und Getümmel! Schwarzgekleidete verſchleyerte Weiber, und mänteltragende Männer, Soldaten und Mönche von allen Farben; Waſſerträger und Fruchtverkäufer; glänzende Equipagen, und beſtäubte Caleſins; ſechsſpännige Reiſekutſchen, und valenzianiſche Laſtwagen; alle mit glattgeſchornen langöhrichten Maulthieren beſpannt; kleine ſchellende Eſel mit Schuttkörben, und Ziegenheerden mit ſtrozzenden Eutern;*) eine Brüderſchaft

*) Die Hirten rufen in einem fort: Leche! Leche! Quien quiere? Quien bebe! Milch! Milch! Wer will? Wer trinkt? Die Ziege wird dann ſogleich an der Thür gemolken!

mit brennenden Wachskerzen, die einen Sarg begleitet, und Wachen, die mit klingendem Spiele aufziehen; blinde Musikanten die Tonadillas singen, und Alguazils in Alongenperücken, die Polizeibefehle deklamiren; ein vorüberziehender Rosenkranz mit Laternen und Fahnen, ein unaufhörliches gellendes Geläute von zwölf benachbarten Kirchen, und ein feyerlicher Zug, der dem Venerabile folgt. Die Klingel der Chorknaben läßt sich hören, und alles stürzt auf die Knie. Alle Lippen verstummen, alle Hüte verschwinden, alle Wagen stehen still, die ganze wogende Masse scheint versteinert zu seyn — Zwei Minuten, und alles geht seinen alten Gang.

2.

La puerta del Sol.

Der Mittelpunkt von Madrid, der Sammelplatz aller Einwohner, das allgemeine Rendezvous aller Geschäftsleute, aller Verliebten, aller Müssiggänger, aller Fremden, ist der berühmte Platz puerta del Sol genannt, auf welchen die lebhaftesten schönsten Straßen la Red de San Luis, la Calle de Alcala, la Calle mayor und de San Hieronymo zusammenstoßen.

Die öffentlichen Plätze sind in ganz Spanien die gewöhnlichen Spatzier- und Versammlungsörter. Man findet deren in den kleinsten Oertern, selbst in Dörfern, wo sie in der Regel vor den Kirchen sind.

Hier

Hier erholt ſich der Spanier von ſeiner Arbeit, hier wärmt er ſich im Winter an der Sonne, und mancher, der nie aus der Stadt kommt, erſcheint dennoch regelmäßig auf dem Platze.

Es iſt zwölf Uhr. Eine Schaar Gardeoffiziere mit blinkenden Bandelieren, ein Haufe Geiſtlichen in ſchwarzen Mänteln und großen halbaufgekrempten Hüten, eine Menge reizender Damen mit goldgeſtickten Schleyern am Arm ihrer Cortejos, drängen ſich an die Ecken, um die Affichen (Noticias Sueltas) zu leſen, die nun vollſtändig ſind — „Heute iſt Predigt und Muſik bey den Franziskanern, worauf der Roſenkranz durch die Straße zieht; auch wird italiäniſche Oper und in beyden andern Theatern Komödie nebſt neuen Nachſpielen (Saynetes) ſeyn; morgen geht zu San Felipe eine Novena zu Ehren des Heiligen an; auch wird wieder Stierhetze gehalten. Geſtern verlief ſich in Prado ein kleiner Knabe, und dieſen Morgen ging ein Roſenkranz mit goldnem Kreuze verlohren; heute Abend wird Bruder Antonio eine Miſſionspredigt halten, und morgen neben den Trinitariern friſche Eſelsmilch zu haben ſeyn" u. ſ. w. —

Der Platz füllt ſich immer mehr an; da ſind Menſchen von allen Klaſſen, von allen Beſchäftigungen. Zeitungsverkäufer, die mit ihrem Geſchrey die Ohren betäuben; Zeitungsvermiether, die für einen Quart das neueſte Stück zum durchleſen ge-

geben; eine Menge Schweitzer und Wallonen von den hiesigen Regimentern, die in gebrochenem Spanisch ihre kurzen Waaren anbieten; ein Haufen Lohnkutscher, deren Wagen in der Calle de Alcala stehen, die sich Passagiere suchen; eine Schaar Kleider- und Schuhverkäufer, Bilder- und Cigarrenhändler*) die sich einer nach dem andern empfehlen. Ein allezeit fertiger Briefsteller hat in jenem Winkel einen Haufen geschwäziger Gallegos um sich versammelt, indeß ein behender Taschendieb seine Kunst in Ausübung zu bringen sucht; auf dieser Seite wird ein Handel geschlossen; auf der andern werden parfümirte Liebesbriefe vertauscht; hier drängen sich ein Paar langbärtige Kapuziner Arm in Arm durch den Haufen, dort läßt ein Gaukler Hunde und Affen tanzen; hier umringen Sie ein Paar geistliche Balladensängerinnen, und dort stürmt ein eckelhafter Bettler auf Sie ein. Sen˜or! una limosna! por Maria Santillima! Una limosnita à ello pobrecito que no puede ganar! Una limosna por Dios! por los dolores de Maria Santillima**). Dazwischen fliegen

*) Bekanntlich bedeutet Cigarro ein Tabakröllchen.

**) Herr! ein Almosen! Um der heiligen Maria willen! Ein kleines Almosen für den guten Armen der nichts verdienen kann! Ein Almosen um Gotteswillen! Um der heiligen Maria Schmerzen willen!" – An heiligen Tagen setzen sie auch den Namen der Heiligen dazu: Um des heiligen Laurenzius willen! u. s. w.

gen Caleſins und Kutſchen durch; und die Waſſerträger, die ſich hundertweis um den Springbrunnen verſammeln, tragen aus Leibeskräften zu dem Getummel bey. Noch glänzender wird die Verſammlung bey Prozeſſionen oder an Sonn- und Feyertagen, wo alles in die Mittagsmeſſe ſtrömet. Zwey Kirchen in der Nähe des Platzes vermehren dann den Zufluß außerordentlich; es gehört zum Ton über den Platz zu gehen, es iſt ein neuer Triumf der reizenden Damen, und ihrer Cortejos. Manches ſchlaue Töchterchen, die den Liebhaber in der Meſſe verfehlte, weiß dann die alte Mutter über den Platz zu ziehen, um ihn noch hier zu ſehen. An ſolchen Tagen dehnen ſich die Mannsgruppen bis in die Nähe der Kirchthüren, und alles iſt im ſchönſten Putze.

Es iſt ein Uhr, der Haufen zerſtreut ſich, die Laſtträger nehmen die Seitenplätze ein, um ihr Mittagsmahl zu verzehren, und auf ihre Binſenſtricke gelagert, die Sieſte zu halten. Die Gewölbe werden verſchloſſen, die Tabuletkrämer an den Ecken verhängen ihre Stände, um ſich darneben zu ſtrecken; man ſieht nichts als ſchlafende Menſchen, der Platz iſt verlaſſen; ſelten erblickt man einige Fußgänger. Aber die Veſper lautet, und die Straßen werden lebhafter; es ſchlägt vier Uhr, und alles füllt ſich wieder mit Menſchen an.

Jetzt iſt die Stunde der Freudenmädchen gekommen. Keine rechtliche Frau wird in Madrid allein ausgehen, ſie iſt von ihrem Manne, ihrem Cortejo oder ihrer Duenna,*) oft von beyden letzten zugleich begleitet. Aber jene Art Frauenzimmer haben ein Recht ſich darüber hinweg zu ſetzen, und ſind eben daran zu erkennen. Ihr trippelnder bedeutender Gang, die Schuhe voll Silberflitter, die verrätheriſchen Röcke, die den ſchönbeſtrumpften Fuß bis an die Wade zeigen, ein kurzer Schleyer, der Kopf und Buſen nachläßig bedeckt, ein großer Blumenſtrauß und ein auf und zu rauſchender Fächer — alles iſt karakteriſtiſch. Man folgt der auserwählten Schönen nach; Wohnung und Stunde ſind im Vorbeigehn in wenig Minuten verabredet. Die Donnas der erſten Klaſſe, die äußere Decenz beobachten wollen, haben gemeiniglich ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren als Duenna bey ſich, und erwarten ſtolz auf ihre Reize eine zuvorkommende Huldigung. Die der zweyten Klaſſe, welche zum Theil aus den Aelternden der erſten beſtehen, erſcheinen ohne Begleitung, lächeln, geben Zeichen mit den Fächern, und wiſs

*) Als noch alte mauriſche Eiferſucht in Spanien herrſchte, war die Duenna eine ſtrenge Aufſeherin, die der Mann beſoldete, und oft unter ſeinen alten Verwandten wählte; jetzt aber iſt es faſt nichts mehr als eine weibliche Begleitung. Es iſt eine Dienſtmagd, oder ein gemiethetes armes Mädchen, die hinter der Dame als Bedientin gehet.

wiſſen beſonders ihre Zunge zu einer ſehr ausdrucksvollen, wiewohl ſtummen Erklärung zu brauchen.

Unterdeſſen füllt ſich der Platz mit Orange- und Citronenverkäufern — Naranjas! Naranjas! Limones! Limones! Naranjas tres quartos! Limones dos! (Oranjen! Oranjen! Citronen! Citronen! Oranjen drey Quart; Citronen zwey.) mit Waſſerverkäufern, die ihre großen irdenen Krüge auf den Rücken an Riemen, und die Gläſer in blechernen Maſchinen tragen — Agua fresca! Agua fresquita! Quien bebe? quien quiere? ahora viene de la fuente; (Friſches Waſſer! ſchönes friſches Waſſer. Wer trinkt? Wer will? Jetzt kommts aus den Brunnen. Mit Blumenmädchen: Señor! Señora! Toma Uſted de las mias! Mira VS. que ricas! que hermosas! Tres por un quarto! In un quarto tres! Ah que hermosas io las tengo! que frescas, que floridas! El manojo in quarto! Toma VS. no tengo mas! (Herr! Frau! nehmen Sie von meinen! ſehen Sie wie ſchön, wie allerliebſt! Drey für einen Quart! für einen Quart drey. Ach was habe ich für prächtige! Wie friſch, wie wohlriechend! das Bündchen einen Quart! Nehmen Sie! es ſind die letzten!) Dazwiſchen drängen ſich die Caleseros. Un Calesin Senorito! Quantos aſſientos neceſſita VS? Toma VS el mio Señor! Io tengo un Caballo de Andalucia! Mira VS. que Calesin hermoso tengo! Vamos Senor una vuelta! Al Canal ó adonde VS. quiera.

(Ein

Perlen reich geſtikten Ruhe-Bette; ihr ganzer Puz hatte dieſes Zierlich-Nachläſſige, hinter welches die Kunſt ſich auf eine ſchlaue Art verſtekt, wenn ſie nicht dafür angeſehen ſeyn will, daß ſie der Natur zu Hülfe komme; ihr Gewand, deſſen beſcheidene Farbe ihrer eigenen eben ſo ſehr als der Anſtändigkeit ihrer Würde angemeſſen war, wallte zwar in vielen Falten um ſie her; aber es war ſchon dafür geſorgt, daß hier und da der ſchöne Contour deſſen, was damit bekekt war, deutlich genug wurde, um die Augen auf ſich zu ziehen, und die Neugier lüſtern zu machen. Ihre Arme, die ſie ſehr ſchön hatte, waren in weiten und halb aufgeſchürzten Ermeln faſt ganz zu ſehen; und eine Bewegung, welche ſie, während unſers Geſprächs, unwiſſender Weiſe gemacht haben wollte, trieb einen Buſen aus ſeiner Verhüllung hervor, welcher reizend genug war, ihr Geſicht um zwanzig Jahre jünger zu machen. Sie bemerkte dieſe kleine Unregelmäſſigkeit endlich; aber das Mittel, wodurch ſie die Sachen wieder in Ordnung zu bringen ſuchte, war mit der Unbequemlichkeit verbunden, daß dadurch ein Fuß bis zur Hälfte ſichtbar wurde, deſſen die ſchönſte Spartanerin ſich hätte rühmen dürfen. Die tiefe Gleichgültigkeit, worinn mich alle dieſe Reizungen lieſſen, machte ohne Zweifel, daß ich Beobachtungen machen konnte, wozu ein gerührter Zuſchauer die Freyheit nicht gehabt hätte. Indeß gab mir doch eine Art von Schaam, die ich anſtatt der guten Pythia auf meinen Wangen glühen fühlte, ein Anſehen von Verwirrung, womit die Dame, welche in zweifelhaften Fäl-

(Ein Chaischen, mein beſter gnädger Herr? Wie viel Sitze ſollen es ſeyn? Nehmen Sie, mein Herr! Mein Pferd iſt ein Andaluſier! Sehen Sie was ich für ein ſchönes Chaischen habe! Kommen Sie! fahren wir herum! Am Kanal, oder wohin Sie wollen!) Die Zeitungsverkäufer: Gazetta nova! Gazetta nova! Señori toman VS.! No tengo mas que ella! Quien quiere la ultima Gazetta? Toman VS. la ultima, que tengo (Neue Zeitung! Neue Zeitung! Nehmen Sie, meine Herrn! Ich habe nur die einzige! Wer will die letzte Zeitung? Nehmen Sie die letzte die ich habe). Allmählich rollen nun aus allen Straßen Equipägen nach den Theatern und dem Prado, Reiſekutſchen, lange Reihen beladener Maulthiere; Männer und Weiber auf Borricas, Couriere von der Sitio, Dragonerpatrouillen eilen abwechſelnd vorüber. Die Dämmrung bricht an; unter Glockengeläute wird das Angelus gebetet; Männer laufen mit Windfackeln umher; die Lichter vor den Marienbildern, die Laternen werden angezündet, die Wein- und Limonadenverkäufer erleuchten ihre Buden; überall erheben ſich kleine Tiſche mit papiernen Laternen, wo Milchbrödchen verkauft werden. „Toman VS.! que ricos! que tiernecitos! que blanditos! (Nehmen Sie! Wie weich! Wie ſchön! wie zart!) Die Kutſchen kommen aus dem Prado zurück, das Getümmel wird immer ſtärker, und der Platz füllt ſich mehr und mehr mit Menſchen an.

Indeß dort in einem Kreiſe Guitarre und Tamboucin den Volero *) verkündigte, wird in einem andern die letzte Mordgeſchichte erzählt; hier verſammelt ſich eine Gruppe um einen blinden Violiniſten, dort um eine Balladenſängerin, die eine ſchauerliche Teufelserſcheinung ſchildert; hier donnert ein wohlbeleibter kupfriger Miſſionär den ſtaunenden Haufen eine Bußpredigt vor, und dort wird der Anfang zu neuen Sünden gemacht.

Denn nun iſt die dritte Klaſſe der Freudenmädchen in voller Beſchäftigung. Sie ſind bey einbrechender Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervorgegangen, haben ſich in den nächſten Weingewölben Muth getrunken, und eilen nun in vollem Rauſche auf den Plaz. Ah hijo mio de mi alma! (Ach lieber Herzensjunge!) indem ſich ihre Arme um den Hals des überraſchten Fremden ſchlagen, und tauſend Küſſe ſeinen Mund bedecken. Como va? Como te hallas querido? Quiere ver mi quartito? Saber que tengo una cama, una camita de las mas hermosas que se ven. Que dices corazon mio? Vienes? Ah io te quiero mas que mi vida. (Wie gehts, wie befindeſt du dich, Liebchen? Willſt du mein Stübchen beſehn? Weißt du, daß ich ein Bett, ein niedliches allerliebs

*) Ein äuſſerſt wollüſtiger und beliebter Tanz eines einzigen Paares.

liebſtes Bettchen habe? Was ſagſt du, mein Herzchen? Kommſt du? Ach du biſt mir lieber als mein Leben!) In dieſem Tone geht es fort, mit einer Pantomime, die ſelbſt im Dunkeln erröthen macht. Dennoch verſchwinden manche meiner Nachbarn am Arm dieſer Sirenen. Ich eile aus dieſem verpeſteten Kreiſe zu kommen. Der Roſenkranz zieht ſo eben mit vielen Lichtern vorüber, die Gruppen verändern ſich, und ich entwiſche.

3.

Der Prado*).

Der Prado liegt im öſtlichen Theile von Madrid. Die Alleen durchſchneiden die Stadt in der Quere, beynahe am Ende derſelben, von dem Thore de los Recoletos bis zum de Atocha in einer Länge von dreyviertel Stunden. Der Prado ſelbſt wird wieder durchſchnitten von der bekannten Calle de Alcala, wo die Calle de San Hieronymo, die zum Retiro führet, von der Calle la barra, die am botaniſchen Garten endigt, und von der Calle de Atocha am Ende der Alleen.

Der Anfang derſelben am Thore de los Recoletos bis zur Calle de Alcala iſt ſchmal, und hat neben dem Fuhrwege nur eine Allee die wenig beſucht wird. Am Ende derſelben ſieht man einen gro-

*) Man verſchluckt das d, und ſpricht Prá aus.

groſsen prächtigen Springbrunnen von Marmor, deſſen mythologiſche Figuren bereits mehrmals beſchrieben ſind. Der zweite Theil von der Calle de Alcala bis zu der San Hieronymo, beſtehet aus einer breiten Mittelallee, einem Theil des groſsen Fuhrweges und zwei Seitenalleen. Er iſt mit einem vortrefflichen Springbrunnen und mit ſteinernen Bänken geziert, und wegen ſeiner groſsen Breite unſtreitig der ſchönſte und beſuchteſte. Der dritte Theil von der Calle de San Hieronymo bis zur Calle la barra iſt weit ſchmaler und hat neben den breiten Fuhrwegen nur zwei Seitenalleen, aber am Ende zwei ſchöne Springbrunnen. Der vierte Theil von da bis zur Calle de Atocha läuft längs dem botaniſchen Garten zwiſchen denſelben linien fort, und endigt mit einem Springbrunnen. Auſſer dem groſsen Hauptfuhrweg, der von dem Thore de Atocha bis an das Thor de los Recoletos zwiſchen den Alleen in gerader Linie hindurch geht, läuft auch noch ein anderer an der linken Seite hin. Beide Seiten ſind übrigens mit Häuſern, Gärten, Palläſten und Klöſtern eingefaſst.

Der erſte Anblick des Prado von der Calle de Alcala hat etwas Groſses und Erhabnes. Die Breite der Straſse und der Hauptallee, die einem Platze gleicht, die Palläſte und gutgebauten Klöſter mit ihren Terraſſen, welche die Ecken bilden, die vierfachen Reihen ſchöner, ſchattiger Bäume, die vortrefflichen Springbrunnen von Marmor, und

die Aussicht auf das prächtige Thor, wohin ebenfalls eine Allee führet, machen den Eindruck vollkommen. Dasselbe ist der Fall beym Eintritt von der Calle de San Hieronymo, die gerade auf den Eingang des Königl. Pallastes del buen Retiro stößt, und wo ein weitläuftiges Hospital, ein schöner Pallast und zwei Klöster die Ecken bilden. Der dritte Zugang ist unbedeutend, und stößt auf den botanischen Garten. Der vierte von der Calle de Atocha ist äußerst lebhaft und geht etwas bergab. Die Aussicht erstreckt sich durch eine gute und lange Allee bis an die Einsiedelei de San Tomas.

Die Verschönerung des Prado geschah, wie bekannt durch den Grafen Aranda, und war wegen der Baumpflanzung großen Schwierigkeiten unterworfen. Man überwand sie indessen durch eine künstliche Wässerung, wiewohl mit ungeheuren Kosten, vollkommen. Es sind nemlich zwischen die Bäume kleine schuhbreite und schuhtiefe Kanäle von Ziegelsteinen geführt, die man jeden Tag aus den Springbrunnen anfüllt; der aufgegrabene Zirkel um jeden Baum hält das Wasser so lange auf, bis es hoch genug steht, um in die folgenden Kanäle zu fließen. Auf diese Art erhalten sich die Bäume, welche meistens Ulmen sind, vortrefflich.

Es ist fünf Uhr, die Sieste ist vorüber, das Risresco ist eingenommen; die Alleen des Prado werden besprengt; die Orangenverkäufer und Zucker-

ckerbecker kommen zum Vorſchein; die Stuhlverleiher in der Hauptallee ſtellen ihre Reihen in Ordnung; ſchon füllen ſich die Gänge mit Spaziergängern, und Kutſchen rollen hindurch, um in das Freye zu fahren. Es iſt 6 Uhr, ein Kommando Dragoner erſcheint, um die Equipagen in Ordnung zu halten, die nun aus allen Straßen herbeyeilen. Schon ſieht man ſie am obern Theile zwey Reihen bilden, aber der Zufluß wird immer ſtärker, und ſie erſtrecken ſich bald bis an das andere Ende. In langſamen Schritten ſieht man nun zwey bis dreyhundert Kutſchen neben einander auf und abfahren, und zwiſchen inne ſprengen die wachthabenden Dragoner und ein Haufen anderer Spazierreuter.

Dieſer Anblick iſt in ſeiner Neuheit äußerſt unterhaltend. Die Mannigfaltigkeit der Kutſchen von der älteſten bis zur neueſten Mode, von der prächtigſten bis zur ärmlichſten, und oft die Kennzeichen beider auf die ſonderbarſte Weiſe vermiſcht; abgetriebene Maulthiere mit Stricken angeſpannt, und die Halftern an den Hälſen vor einem neuen ſchönlakirten Vis à Vis; ein paar niedliche kleine Füchſe mit engliſchem Geſchirre vor einem ſchweren altväteriſchen Reiſewagen; ein halbes Dutzend gepuderter Bedienten mit Haarbeuteln und bordirten Röcken, und ein ſchmutziger Kutſcher in einem grauen Mantel; die lächerlichſten Kontraſte in den Livreen der Bedienten, in den Firniſſen und Mahlereyen der Kutſchen, Maulthiere von verſchiedener

Größe, geflickte Räder und ausgebeſſerte Fenſterſcheiben — mit einem Worte, die auffallendſte Vermiſchung von Glanz und Aermlichkeit, die man eben ſo bey den ruſſiſchen Equipagen beobachtet. Kaum finden Sie in Madrid 6 vollkommene Equipagen, wie man ſie in größern Hauptſtädten ſieht, und überhaupt nicht 24 mit Pferden, da Maulthiere der längeren Dauer und größern Stärke wegen allgemein vorgezogen ſind. Uebrigens hängt an jeder Kutſche zwiſchen den Hinterrädern ein kleines angeſtrichnes Bänkchen, das, um den Damen das Aufſteigen zu erleichtern, noch unter den Tritt geſetzt wird.

Und nun die Fahrenden ſelbſt, die man deutlich ſehen kann, weil in den meiſten Wagen die Seitenwände ausgenommen, oder mit gläſernen vertauſcht ſind. Alle Schleyer, alles ſpaniſche Koſtüm iſt verbannt; die Frauenzimmer wetteifern in Nachahmung der Mode; ſie haben ſich in moderne Griechinnen verwandelt, das Klima unterſtützt dieſe Metamorfoſe. Welche Lebhaftigkeit! Welche Kunſt! Welcher Wetteifer die Augen auf ſich zu ziehen, ſich gegenſeitig zu beobachten, zu grüßen und Zeichen zu geben! Ein Haufen junger Mädchen mit ihren Duennas und reizende Damen mit ihren Cortejos; alte Sünder mit ihren Beichtvätern, und Ammen mit ihren Säuglingen; ein wohlbeleibter Prior und ein hagerer Abbé mit ſeinen Eleven; ein beſternter vertrockneter Herzog, und ein ganzer Wagen voll

allerliebſter Kinder. Aber wie iſt es möglich ein Gemälde abzuzeichnen, das ſich jeden Augenblick in ſich ſelbſt verändert? Bediente laufen von Wagen zu Wagen, um die Befehle der Herrſchaften auszurichten; Kutſchen verlaſſen die Reihen, und andere ſchließen ſich daran; ein Zufall veranlaßt den Stillſtand des Zuges, die Dragoner fliegen hin u. her, und die Ordnung iſt hergeſtellt; Spazierreuter jagen durch die Mitte; Fruchtverkäufer und Bettler verfolgen den Wagen an der Seite. Das Ganze gleicht einem magiſchen Schattenſpiele, das ſich unaufhörlich erneuert.

Die Bänke die zu beiden Seiten durch den ganzen Prado laufen, ſind in bunten Reihen mit Zuſchauern beſetzt; eben ſo die Stühle in der Hauptallee, die nun von Gehenden wimmelt. Mit ſchnellen Schritten eilen die Waſſerverkäufer lautrufend durch die Gänge, langſam und ſchwitzend folgen die Patrollen; aus dem Freien kommen jauchzende Spatziergänger; ein dumpfes Getümmel erfüllt den ganzen Prado; die Dämmrung bricht an, die Abendglocke läutet; alle Kutſchen ſtehen bewegungslos, alle Spatziergänger verſteinert. Das Gebet iſt geſprochen, die Dragoner verlaſſen ihre Poſten; die Reihen trennen ſich; überall ſtrömen Fußgänger hin, nach allen Straßen rollen Equipagen, die Stunde der Tertulias iſt gekommen, der Prado wird leerer und ſtiller. Aber die wolluſtathmende Düſterheit, das zauberiſche Spiel der Mondsſchatten, der balſamiſche Duft des botaniſchen Gartens, das ſanfte

Plätſchern der erfriſchenden Springbrunnen, und der ſchwärmeriſche Laut der Guitarre halten den Fremden noch lange zurück, bis ihn endlich die Mitternacht und die allgemeine Stille zum Abſchied ruft.

Dresden. Chriſtian Auguſt Fiſcher.

VI.

Nekrolog.

1.

Inſchriften.

Mozarts Tod.

Orfeus hatte ſo lange die Schatteinreiche durchwandert,
Und mit der Saiten Kraft Helden und Götter erquickt;
Als er wieder die Erde zu ſehn verlangte. Die Götter
Hörten den ſehnenden Wunſch, liehen dem Sterblichen ihn.
Mozart nannt' ihn die Welt. Dem Erwecker aller Gefühle
Gab die ganze Natur ihren beſeelendſten Ton;
Doch

Doch auf Erden verkannt,*) und jenſeits Lethe vermiſſet,
Rieſen die Götter ſchnell ihren Geliebʼnen zurück.

Blumauers Tod.

Er auch wandelte hin, der ſcharfe Pfeile des Witzes
Gegen die Böſen ſchoß, ſchnellend mit treffender Kraft;
Freunden ein treuer Freund. Er bot mit fühlendem Herzen,
Leitend des Irrenden Tritt, jeglichem Guten die Hand.
Als mit dem Schreckenſtab ihn Hermes trieb zu dem Orkus,
(Föbus lenkte den Pfad ſanft nach Elyſium hin)
„Wird der hohe Virgil — wie wird Aeneas der fromme
„Mich empfangen?“ ſo rief ſchüchtern der wartende Geiſt.
Eine Geſtalt kam ihm mit verſöhnten Blicken entgegen:
„Sey willkommen o Freund! hier in der Guten Gezelt.
„Scheueſt du mich? — ſprach ſie — Für andere Zeiten gehören
„Andre Helden; auch du warſt Romuliden Virgil“

*) Zur Ehre der Menſchheit und der Tonkunſt will man hoffen, daß dieſer Orfeus doch eines natürlichen Todes geſtorben ſeyn möge!

len alle mal zu Gunsten ihrer Eigenliebe urtheilte, ziemlich wol zufrieden schien. Sie schrieb es vermuthlich einer schüchternen Unentschlossenheit oder einem Streit zwischen Ehrfurcht und Liebe bey, daß ich (ungeachtet des starken Eindruks, den sie auf mich machte) ihr keine Gelegenheit gab, die Delicatesse ihrer Tugend sehen zu lassen. Ich hatte Aufmunterungen nöthig, zu welchen man bey einem geübtern Liebhaber sich nicht herablassen würde. Die Geschiklichkeit, die man mir in der Kunst, die Dichter zu lesen, beylegte, diente ihr zum Vorwand, mir einen Zeit-Vertrieb vorzuschlagen, von dem sie sich einige Beförderung dieser Absicht versprechen konnte. Sie versicherte mich, daß Homer ihr Lieblings-Autor sey, und bat mich, ihr das Vergnügen zu machen, sie eine Probe meines gepriesenen Talents hören zu lassen. Sie nahm einen Homer, der neben ihr lag, und stellte sich, nachdem sie eine Weile gesucht hatte, als ob es ihr gleichgültig sey, welcher Gesang es wäre; sie gab mir den ersten den besten in die Hände; aber zu gutem Glüke war es gerade derjenige, worinn Juno, mit dem Gürtel der Venus geschmükt, den Vater der Götter in eine so lebhafte Erinnerung der Jugend ihrer ehelichen Liebe sezt. —— Von dem dichterischen Feuer, welches in diesem Gemählde glühet, und dem süssen Wolklang der Homerischen Verse entzükt, beobachtete sie nicht, in was für eine verführische Unordnung ein Theil ihres Puzes durch eine Bewegung der Bewunderung, welche sie machte, gekommen war. Sie nahm von dieser Stelle Anlas, die unumschränkte Gewalt des

Liebes-

Und es ertönte die Laute von ſelbſt ſein Glaubensbekenntniß.
Alle horchten dem Lied; unter die Götter verſcholl's.

Gerning.

2.

Einige Züge zur Karakteriſtik Johann Reinhold Forſters.

1.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Forſters Abſterben viele Köpfe und Hände in Bewegung ſetzen, und daß wahrſcheinlich ſchon die nächſte Meſſe uns mehrere Schriften, die den Weltumſegler zum Gegenſtande haben, mitbringen wird; bis indeß jene Biografie erſcheint, welcher, da Georg Forſter der Liebling und Thatengefährte ſeines groſſen Vaters, ihm voranging, wohl von niemand mit größerm Rechte und in höherer Trefflichkeit, als von den beiden M. C. Sprengel erwartet werden kann, wird jeder kleine Beytrag zur Karakteriſtik jenes edlen oft verkannten Mannes nicht unwillkommen ſeyn.

Was mich fähig macht, reine ungeſchminkte Wahrheit zu ſagen, iſt die mehrjährige, erſt durch Forſters Tod unterbrochene Freundſchaft, die mich mit dem Entſeelten verband, und der Umgang mit ihm,

ihm, den ich viertehalb Jahr fortdauernd genoß. Die Innigkeit, mit welcher er an mir hing, und mit der er mich in das Heiligthum ſeines von ſo vielen mißkannten und gewiß duldenden Herzens ſehen ließ — die Erlaubniß, die er mir ſelbſt ertheilte, wenn er nicht mehr ſeyn würde zu ſagen, was er war; — dies alles wird mir heilige Aufforderung. —

Bey J. R. Forſter war Körper und Geiſt im herrlichſten Einklang dazu geeignet, durch Entdeckung bisher unbeſuchter Regionen der Erde wie des Wiſſens einen ausgebreiteten Einfluß auf ſein Zeitalter zu haben. — Eine feſte und robuſte, ganz tadelloſe Konſtituzion, zu allen Abhärtungen recht eigentlich gemacht, ein Aeußeres, welches auf den erſten Anblick einnahm, — ein Geiſt der keine Anſtrengung zur Entdeckung wichtiger Wahrheiten ſcheute, — ein Scharfſinn, der in die verborgenſten Tiefen der Natur einzudringen vermochte, und zu dem allein ein Gedächtniß, das mit bewundernswerther Treue nichts von demjenigen, was ihm einmal anvertraut ward, wieder entſchlüpfen ließ; dies waren Vorzüge, die noch in ſeinem höhern Alter ſelbſt ſeine Feinde und Haſſer (und wann fehlen dieſe dem groſſen Manne?) ihm nicht ſtreitig machen konnten. Nimmt man hiezu den reinſten Kosmopolitismus im edelſten Sinne des Worts, Anerkennung jedes Verdienſtes, wo er es auch fand, und die darauf ſich gründende redliche Bemühung, zu nüs

nützen und zu helfen, ſo viel ſein, nur zu ſehr beengter Wirkungskreis es geſtattete; ſo hat man ein wahres, aber freilich nur ſchwaches Gemälde derjenigen Vorzüge, welche mein entſeelter Freund in ſich vereinte.

Was hätte ein Mann, wie Forſter, ausgerüſtet mit dieſen Vorzügen, nicht leiſten können, wenn ihm eine Lage zu Theil geworden wäre, die ſeinen Eigenſchaften einen angemeſſenen Wirkungskreis eröfnet hätte! — Die ſchönſten Tage ſeines Jünglings- und frühern Mannes-Alters mußte er auf einer der elendeſten Landpfarren in Preußen, auf unbelohnten Reiſen in der Ukraine, und unter dem raſtloſen Beſtreben, als verachteter und niedergedrückter Teutſcher, bey den ſtolzen Britten das Nothdürftigſte zu erwerben, mühſeelig hinbringen; und als endlich durch unabläſſiges Streben er durch die Entdeckung in fernen Meeren, mit welchen er ſein zweites Vaterland mit Aufopferung ſeiner Geſundheit und ſeiner Kräfte zu bereichern ſuchte, ſich ein bleibendes Recht auf deſſen Dankbarkeit erworben hatte, lohnte ihm ein eigenmächtiger Großer mit dem ſchwärzeſten Undank, und Teutſchland nahm ſeinen Sohn, den es freilich erſt durch Brittannien ſchätzen gelernt hatte, wieder in ſeinen Schooß auf. — Allein die Lage, in welche er nun verſetzt ward, war gerade diejenige, die Forſters Denk- und Handelsweiſe am wenigſten angemeſſen war. — Wer die teutſchen Univerſitäten nicht nach ihrer glänzen-

den

den Aussenseite, sondern nach ihrem Innern kennt; wem die mannigfaltigen Triebfedern nicht ganz fremd sind, durch welche das zweideutige Ding — akademischer Lehrer genannt — gefällt, oder mißfällt; wem der Ton derjenigen Jünglinge, welche die Hoffnung des Staats seyn sollten, und noch neulich einem allgemein verehrten jungen Monarchen in dem Lichte von Schulknaben, denen die Ruthe gebühre, erschienen, nicht ganz fremd ist — der wird es völlig in der Ordnung finden, daß Forster auf diesem Schauplatz der Kleinlichkeit und des Egoismus weniger zu Hause war und sich übeler befand, als bey den Feuer- und Neu-Seeländern. — Hier war es wo er unter mannigfaltigen Familienleiden beim Tode zweyer Söhne, an denen sein Herz hing, und unter mannigfachen Unannehmlichkeiten aller Art, die ihm sein Gradsinn bereitete, seine Kräfte langsam hinsterben sah, wo ihm der Muth und die Lust zu eigenen Arbeiten gebrach, und er daher Teutschlands Sofiern oft um kärglichen Lohn fröhnen mußte, um sein und der theuren Seinigen Daseyn zu fristen! —

So wahr diese Schilderung der Forsterschen Lage in der letzten Periode seines Lebens ist, so sehr ich versichert bin, daß, hätte unter den vielen Grossen und Reichen der Erde es einer der Mühe werth gefunden, ein Tröpfchen Oel in das Lebenslämpchen des Edeln zu träufeln, wir um manche Erfahrung, an denen er so überströmend reich war, und die nüt

ihm

ihm hinübergeschlummert sind, reicher seyn würden; so bin ich doch auch auf der andern Seite fest überzeugt, daß eben die Renitenz, mit welcher Forster seiner drückenden Lage fast immer entgegen kämpfen mußte, besonders in den frühern Jahren, dazu beigetragen hat, seine Kräfte zu entwickeln, um ihn zu dem zu bilden, der er in so hohem Grade war. — Oft hat er mir mit inniger Freude erzählt, wie der rege Wissensdurst seines Georg als Knaben, und die mannigfaltigen Fragen desselben, Kräuter und Pflanzen betreffend, welche er zu beantworten nicht im Stande war, ihn vermocht hätten, von Nassenhuben, wo er damals Pfarrer war, zu Fuß nach Danzig, seiner nächsten großen Stadt, zu pilgern, um dort ein Exemplar des Linneischen Pflanzenwerks, das er noch im Alter als ein Heiligthum aufbewahrte, zu holen. — So besäßen wir, wäre Forster nicht durch Sandwich aus England verdrängt worden, sein Gemälde von England im Jahr 1783 nicht; ein Werk, das gegen sein Verdienst nicht bekannt genug, und reich an den interessantesten Bemerkungen ist.

Es sey mir erlaubt, hier als Probe des mannigfachen Undanks, mit welchem ihm in England gelohnt ward, von den vielen Anekdoten, die er darüber zu erzählen wußte, nur eine anzuführen, deren Andenken den sonst so kindlich guthmüthigen Mann mit sichtlichem Unwillen anfüllte. Er hatte von den Südsee-Inseln eine Anzahl seltner Vögel mit

mitgebracht, mit welchen er in schön gearbeiteten und prächtig verzierten Käfichen der regierenden Königin ein Geschenk machte. — Sie nahm dieſe mit einer Verbeugung an, ließ aber nicht nur den Geber unbelohnt, ſondern ſah ihn demnächſt ruhig kränken, und im Kerker ſchmachten, da doch ein Wort von ihr hinreichend geweſen wäre, ihn jenen Kränkungen, ſo wie eine angemeſſene Belohnung, ihn dem Schuldthurm zu entreißen. —

Ueberhaupt hat wohl nicht leicht Jemand ſeinen literariſchen Ruhm ſo theuer durch Entbehrung faſt alles deſſen, was das Leben angenehm macht, erkaufen müſſen, als Forſter. Während er Mitglied faſt aller in Europa beſtehenden Akademien und gelehrten Geſellſchaften, von einem Pole zum andern gekannt – von den Großen der Erde nach ſchriftlichen und mündlichen Verſicherungen geſchätzt, von allen Literatoren verehrt war,*) litt er oft Mans

*) Forſter hatte die löbliche Gewohnheit alle ſeine Briefſchaften in beſter Ordnung aufzubeben. Seit 1750 ſtand er mit den größten Gelehrten, und ſeit 1776 mit den meiſten Fürſten Europas in Briefwechſel Man fand nach ſeinem Tode Briefe von Guſtav III., vom vorigen König von Spanien, vom König von Neapel, von Friedrich II. (wenigſtens ein paar Dutzend), vom Kardinal Borgia, von Büffon, Linné, Voltaire, d'Alembert, Pennant u. ſ. w. Eine Auswahl aus dieſem Briefwechſel muß gewiß ſehr intereſſant ſeyn. Ueberhaupt iſt das Publi-

Mangel an den erſten Nothwendigkeiten des Lebens! — mußte er es oft mit anſehn, wie die mittelmäßigſten Menſchen, gleich den Pilzen in einer Junisnacht, neben ihm aufſchoſſen, und ihren leeren Kopf hoch über ſein von Alter und Leiden niedergedrücktes Haupt emporhoben? —

Daß den großen, vielgewanderten — vielerfahrnen Manne dann das Gefühl des Drucks, der ſchwer auf ihm laſtete, bisweilen übermannte, daß er dann ſich von ſeinem Zeitalter verkannt wähnend, aus edler Schätzung ſeiner ſelbſt, mit teutſcher Kraft und brittiſchem Muthe, dem Dunſe die Larve abriß, dem Thoren ſagte, daß er ein Thor ſey, und ſich dagegen ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren ließ; wer mochte ihm dies verargen? wer, der ſich in ſeiner La-

blikum berechtigt, von den edeln Männern, die ihn durch Verwandtſchaft des Geiſtes und Herzens ſo nahe waren, als durch ihre äußern Verhältniſſe, noch viel ſchöne Früchte ſeines literariſchen Nachlaſſes zu erwarten. So iſt von Forſters Reiſe nach der Wolga und dem Caſpiſchen Meere, wovor ihm Rußland noch jetzt die Entſchädigung ſchuldig iſt, ſo gut als gar nichts bekannt. Sollten ſich darüber nicht Tagebücher und wichtige Notizen in ſeinen Papieren finden? Seine in England gedruckte Schrift de byſſo veterum iſt eine literariſche Seltenheit geworden. Verdiente ſie nicht mit andern faſt gar nicht gekannten kleinen Schriften philologiſchen Inhalts eine neue Auflage?

D.

Lage zu ſetzen, nicht ganz unwerth iſt, den erſten Stein auf ihn werfen? Und doch geſchah dies ſo allgemein! Möge die Erde, unſrer aller Mutter, ihm leicht ſeyn! —

v. R.

2.

J. R. Forſter in England.

Der merkwürdigſte, aber wegen der vielen ſich darüber durchkreuzenden Urtheile auch dunkelſte Theil ſeines Lebens iſt ohne Zweifel ſein Aufenthalt in England. Ein Schriftſteller und — was dort bald mit dieſem gleichbedeutend ſeyn wird — Buchdrucker und Buchhändler zu Paris, der B. Pongens hat im vorigen Jahre des jüngſten Forſters Anſichten ins Franzöſ. überſetzt, und ſeiner Ueberſetzung Nachrichten von dem Leben Georg Forſters, den er zuletzt in Paris ſelbſt kennen lernte, meiſt aus ſeinem eigenen Munde vorangehn laſſen. Natürlich mußte er da auch auf Forſters Vater zu ſprechen kommen, und die Urſachen anführen, warum Vater und Sohn der Früchte ihrer Reiſen und Anſtrengungen mit Cook, in England ſelbſt ſo wenig froh werden konnten. Daß Pongens dabei mit den ſtolzen Britten nicht ganz ſäuberlich verfahren konnte, begreift ein jeder, wer nur etwas von Forſters Schickſalen in England erfahren hat. Darüber hat ſich nun in der ſachreichſten und geleſenſten Monatſchrift, dem Month-

ly Magazine, ein Britte ſelbſt ſehr lebhaft erklärt.*) Das Bittre oder Schiefe in dieſer Erklärung wird jeder leicht ſelbſt fühlen. Aber als Aktenſtück zur unpartheyiſchen Biografie dieſes ſeltnen Mannes verdient es vielleicht auch hier einen Platz. Die Widerlegung wird wohl ſo nicht ausbleiben.

„Herr Pongens ſcheint mit der Geſchichte Johann Reinhold Forſters, Georgs Vaters, eines Mannes, der in der literariſchen Welt eine weit größere Figur ſpielte, als ſein Sohn, ſehr auffallend unbekannt zu ſeyn. Er ſchickte ſeinen Sohn Georg nicht, er brachte ihn nebſt ſeiner übrigen zahlreichen Familie nach England, um eine beſſere Stelle aufzuſuchen als ſein Vaterland ihm gewährte. Es war einer von jenen muthigen, aber am Ende ſchlecht gelingenden Verſuchen, den Flor der Warringtoner Akademie noch mehr zu heben, daß man dieſen Mann als Lehrer der neuern Sprachen, mit dem gelegentlichen Geſchäft über verſchiedene Zweige der Naturgeſchichte Vorleſungen zu halten, anſtellte. Zum erſten Theil ſeines Amts war er ganz und gar nicht geſchickt; denn ſeine außerordentliche Kenntniß alter und neuer Sprachen war auch nicht mit dem geringſten Geſchmack verbunden, und bediente er ſich ihrer, ſo ſprach er barbariſch, obgleich flie-

ßend

*) S. Monthly Magazine 1798. Juny. S. 403.

ſend. Als Naturforſcher, Kritiker, Geograf und Alterthumskenner, ſtand er weit höher; aber unglücklicherweiſe waren das Eigenſchaften von wenigem Werth bey ſeiner Stelle am Inſtitut. Georg wohnte einige Jahre mit ihm zu Warrington und gelangte bald zu einem vollkommnen und richtigen Gebrauch der engliſchen Sprache. Er zeichnete ſich auch durch ſeine erworbenen Kenntniſſe in Wiſſenſchaften und Literatur ungemein aus, wozu noch ein vortreffliches Gedächtniß, herrliche Geiſtesanlagen und eine fruchtbare Einbildungskraft kam. Seine Gemüthsart war ſanft und freundlich. Hierin war er von ſeinem Vater ſehr verſchieden, einem der ſtreitſüchtigſten und reizbarſten Menſchen, der dadurch, verbunden mit einem gänzlichen Mangel von Klugheit, in gemeinen Angelegenheiten faſt alle Freunde verlor, die ſeine Talente ihm verſchaft hatten, und ſich und ſeine Familie in beſtändige Unannehmlichkeiten verwickelte. Endlich wurde er für die zweite von dem berühmten Cook unternommene Entdeckungsreiſe als Naturforſcher und Schiffsfiloſof (wenn das Wort ſo gebraucht werden darf) angeſtellt, und ſein Sohn Georg ihm in dieſem Geſchäfte zugeſelit. Daß Hr. Pougens den Vater, die offenbare Hauptperſon bei dieſer Gelegenheit, ganz aus dem Geſichte verloren hat, iſt nicht wenig zu verwundern. Auch wurde es ſchwer ſeyn, die thörichte Lächerlichkeit des Beiworts „glänzender Nebenbuhler Cooks", das jener ſeinem jungen Hel-

Liebes-Gottes zum Gegenſtande der Unterredung zu machen. Sie ſchien der Meynung derjenigen günſtig zu ſeyn, welche behaupten, daß der Gedanke, einer ſo mächtigen Gottheit widerſtehen zu wollen, nur in einer vermeſſenen und ruchloſen Seele gebohren werden könne. Ich pflichtete ihr bey, behauptete aber, daß die meiſten in den Begriffen, welche ſie ſich von dieſem Gotte machten, der groſſen Pflicht, von der Gottheit nur das Würdigſte und Vollkommenſte zu denken, ſehr zu nahe träten; und daß die Dichter durch die allzuſinnliche Ausbildung ihrer allegoriſchen Fabeln in dieſem Stüke ſich keines geringen Vergehens ſchuldig gemacht hätten. Unvermerkt ſchwazte ich mich in einen Enthuſiaſmus hinein, in welchem ich, nach den Grundſäzen meiner geheimnißreichen Philoſophie, von der intellectualiſchen Liebe, von der Liebe welche der Weg zum Anſchauen des weſentlichen Schönen iſt, von der Liebe welche die geiſtigen Flügel der Seele entwikelt, ſie mit jeder Tugend und Vollkommenheit ſchwellt, und zulezt durch die Vereinigung mit dem Urbild und Urquell des Guten in einen Abgrund von Licht, Ruhe und unveränderlicher Wonne hineinzieht, worinn ſie gänzlich verſchlungen und zu gleicher Zeit vernichtigt und vergöttert wird —— ſo erhabne, mir ſelbſt meiner Einbildung nach ſehr deutliche, der ſchönen Prieſterin aber ſo unverſtändliche Dinge ſagte, daß ſie in eben der Proportion, nach welcher ſich meine Einbildungs-Kraft dabey erwärmte, nach und nach davon eingeſchläfert wurde. In der That konnte im Proſpect eines ſo ſchönen Bu-

den beilegt, der kein Weltumſeegler, ſondern ein Naturforſcher von unterm Range war, mit Forſters Weſen zuſammen zu reimen."

„Bei ihrer Zurückkunft gaben die beiden Forſter in Gemeinſchaft eine botaniſche Schrift lateiniſch heraus, welche die Eigenſchaften mehrerer neuen Pflanzenarten enthielt, die ſie bey ihrer Umſchiffung entdeckt hatten. Die Beſchreibung der Reiſe ſelbſt kam unter Georgs Namen allein heraus, zur Ausflucht einer Verbindlichkeit, die der Vater auf ſich hatte, außer der von der Regierung genehmigten Erzählung nichts herauszugeben. Zu der folgenden Geſchichte Georgs, ſo wie ſie Hr. Pougens gegeben hat, habe ich nichts hinzuzufügen. Aber in Rückſicht ſeiner Reiſen nach Brabant, Holland ꝛc. wage ich es zu behaupten, daß dieſe Anſichten ſehr koſtbar und affektirt geſchrieben ſind, und ſowohl durch einen filoſofiſchen Anſtrich, als durch übertriebenen Ausdruck der Empfindung mißfallen."

VII.

Helveziens freien Söhnen.

Friederike Brun verewigte in einem kurzen Geſange im teutſchen Merkur 800 Schweitzerjünglinge, die,

die wie Thebens heil. Schaar, ſich für ihr Vaterland aufgeopfert haben ſollen. Wenn auch die Dichterin jenes Geſanges durch die unrichtige und falſche Angabe in öffentlichen-Blättern irregeleitet worden, und mir dieſe Thatſache — ſo wie jedem Helvezier — durchaus unbekannt iſt, auch keine Hiſtorie und örtliche Belege davon angegeben werden können: ſo freue ich mich doch, wie jeder noch gutdenkende Schweitzer, der Theilnahme, womit eine Ausländerin das Andenken vermeinter glorreicher Schlachtopfer und wahrer Nachkömmlinge Winkelrieds, bey der Nachwelt unſterblich zu machen ſich beſtrebte. Dieſer ſchöne Zweck, welchen ſie bey der Bearbeitung dieſes Gedichtes hatte, verliehrt deswegen nichts an ſeinem Werthe, eben ſo wenig die edle ſchöne Geſinnung, welche ſie durch daſſelbe an den Tag legte.

Wenn alſo Friederike Brun eine Heldenſchaar beſang, die als ſolche, wie ſie von ihr beſungen war, nie exiſtirte, ſo werde ich wenigſtens keinen Tadel verdienen, wenn ich Ihnen einen Geſang überreiche, der die ſtrengſte Wahrheit und die unläugbarſte Thatſache zum Gegenſtande hat!

Den Manen des gefallenen Volkes von Unterwalden nid dem Walde,

am 9ten Herbſtmonat 1798.

Den, der für's Vaterland den Tod nicht ſcheut
Erwartet dort ſein Himmel, hier ſein Ruhm!
Kleiſt.

Süßer Schlummer ruht auf den Gebeinen
Tapfrer Krieger! Sollt' ich immer weinen,
Weinen um's verlaßne Hirtenthal?
Selig ruh'n in ſtillen Blumenmatten
Meine Todten, und der Gräber Schatten
Iſt ſo kühlend wie ein Marmorſaal.

Wie der Wandrer von der Mittagshitze
Müd gebrannt, auf weichem Raſenſitze
Nicht mehr achtet ſeiner Sohle Brand:
Alſo achten Helden nicht der Wunden,
Wenn ſie nach dem Kampfe Ruh gefunden,
Ruh' im Kampfe für das Vaterland.

Ja, Euch ſäuſeln leiſe Abendwinde,
Unterwaldner! von des Friedhofs Linde;
Auf das Tagewerk — die Abendruh. —
Laue Zefyr weh'n um Eure Klüfte

In

In das Todesthal die Blumendüfte
Mild balsamend Euren Leichen zu.

Große Kämpfer! Euren Muth in Schlachten
Schwärmerischem Tollsinn gleich zu achten,
Ist Verleumdung aus der Abart Schooß!
Starrsinn scheints dem feigen Tagsgeschlechte,
Sterben für die theur erworbnen Rechte.
Aber ist die That drum minder groß?

Wie sie schlafen! so im stillen Frieden,
Treu im Tode, schlummern ungeschieden
Weiber traut in ihrer Männer Arm!
Männer, Helden sollten sie verlassen?
Schöner war's mit ihnen zu erblassen;
Und im Grabe ruht sichs ohne Harm.

Würdig sterben ziemt sich Heldentöchtern!
Sterben mit des Vaterlandes Wächtern
Doppelt und erhöht die Sterbelust!
Straften nicht mit der Verachtung Blicken,
Heldensänglinge in Todeszücken
Ihre Mörder an der Mutter Brust?

Knab' und Mädchen wallen nicht zum Grabe
Ihrer Lieben, es zerrauft am Stabe
Tief gebückt kein Greis sein Silberhaar:
Alle stürzen in die Bajonette
Grauser Würger, und zum Rosenbette
Süßer Ruhe eilt die Unschuldsschaar. —

Ruhet ſanft! des Todes bittre Schrecken
Rauſchten längſt vorüber! — Auferwecken
Wird euch Winkelriedens ſtarker Gott.
Jene Heymath bietet mehr der Freuden
Als die öden Fluren, wo den Leiden
Ihr entrannt und häm'ſcher Bosheit Spott.

Dort, wo Kinder Eltern wieder finden,
Schweſtern Brüdern Blumenkränze winden
Und der Jüngling froh umſchlingt die Braut:
Dort umarmen Berns*) gefall'ne Sieger
Unterwaldens und Glaronas**) Krieger —
Und es hallt der Barden Harfe laut!

Glückliche! dies Loos war Euch gegeben!
Meines Volkes Ruhm zu überleben
Iſt das Meine! ach! mein bleibt der Schmerz.
Lieben, würd' auch ich zu euch gefordert
Wo allein der Freiheit Flamme lodert,
Ach ich blickte dankvoll Himmelwärts!

Laßt indeß auf Stanzens***) ſtillen Fluren
Einſam mich verweilen, und die Spuren

Eurer

*) Bey Neueneck wurden die Franzoſen von den Bernern total geſchlagen am 4. März 98.

**) Die Glarner welche ſich am Zürichſee bey Rapperſchwyl wie Löwen wehrten im May 98.

***) Hauptort von Unterwalden, wo zugleich auch die grauſamſten Thaten durch die Franken, an Weibern,

Kin-

Eurer Thaten merken! Morgenlicht
Blitze dann ums Denkmal meiner Leichen,
Efeu wird es freundlich bald umſchleichen,
Und ſchon blühen ihm Vergiß mein nicht.

Ha! umſonſt iſt nicht dies Blut vergoſſen,
Weihen wirds die Erde; Helden ſproſſen
Kraftvoll aus demſelben wieder auf!
Ferne Tage werden Arnolds zeugen,
Gleich der Vorzeit, die mit Lorbeerzweigen
Raſch beginnen neuen Siegeslauf.

Süßer Schlummer ruht auf den Gebeinen
Tapfrer Krieger! ſollt' ich länger weinen,
Weinen um's verlaßne Hirtenthal?
Selig ruh'n in ihren ſtillen Matten
Meine Todten, und der Gräber Schatten
Iſt ſo kühlend wie ein Marmorſaal.

Kindern, Greiſen und hülfloſen Einwohnern verübt wurden.

VIII.

Kunſtnachrichten.

I.

Andenken an den Thiermaler Pforr.

Erſt nach dem Tode des berühmten Mannes fühlt man ſeinen Verluſt; erſt da wird er näher von vielen gekannt, wie er es im Leben von wenigen war. Johann Georg Pforr, gebohren den 4ten Januar zu Ulffen in Heſſen, ward zur Landwirthſchaft beſtimmt. Durch Krieg verarmte ſeine Familie. Als Kind, als Knabe kritzelte er ſchon die Hausthiere und Pferde nach der Natur ohne Lehrer. Sein Vater war dagegen. Nun entſchloß er ſich Bergwerkskunde zu lernen, und ward als Lehrling in Richelsdorf aufgenommen. Er hing hier immerfort ſeiner Neigung nach, und machte von ſelbſt mathematiſche Figuren und freye Handzeichnungen. Ein teutſcher Berggelehrter kam hin und wollt' ihn nach Schottland mitnehmen; der Miniſter von Waitz in Caſſel gab ihm aber den Abſchied nicht, ſondern berief ihn in die Porzellanfabrik. Da gefiels ihm nicht. Er ward Gutsverwalter, was ihm ſeine Redlichkeit nur ein Jahr zu ſeyn geſtattete. Er kam 1777 wieder zu ſeinen Eltern, war ſchon 32 Jahr alt und hatte noch keinen Lebensplan. Da ward die Mahleraſademie zu Caſſel errichtet. Ein Freund bat

ihn

ihn, ſich als Schüler aufnehmen zu laſſen. Er that es, kopirte wenig, mahlte nach der Natur und erhielt 1778 durch ein Oelgemälde, das todte Feldhühner vorſtellte, den erſten Preis. Jetzt ſah er ſich als Mitglied aufgenommen, einen Freund des Gallerieinſpektors Tiſchbein und ſeiner Schweſter. Er fand wohl nicht Ermunterung oder vielmehr Unterſtützung genug, und kam 1780 nach Frankfurt am Mayn, wo er beym groſsen Landſchaftsmaler Schütz, den Kunſtſammler Lansberg zuerſt kennen lernte, der Kunſt, edle Bildung und Biederſinn an ihm ſchätzend, ſein Freund ward. Pforr hatte nun mehr Anlaſs die Pferdeliebhaberey zu treiben; und manche Frankfurter fühlten ſich nachher geehrt, von ihm, als Künſtler und Kenner, ihre Pferde beritten zu ſehen. Er holte ſich 1783 die Freundin: Gattin von Caſſel, des jetzigen Caſſelſchen Gallerieinſpektors und des Neapolitaniſchen Tiſchbeins Schweſter, lebte 14 Jahre lang glücklich mit ihr, und hat ihr zwey hoffnungsvolle Söhne hinterlaſſen. In dieſer Zeit hat er ſeine Kunſt zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht. Im Jahre 1792 gab er 16 Platten zum Hünersdorfiſchen Pferdewerk heraus, und unternahm dann ein eigenes Meiſterwerk in treffenden Abbildungen der bekannteſten Pferderacen, von 12 Blättern, wovon die zwey letzten eheſtens erſcheinen werden. Sein Pinſel iſt markig, ſeine Farbengebung warm und freundlich, ſeine Darſtellung ein getreues Abbild der Natur;

tur; ſeiner eigenen Natur getreu, hat er nur nach ſich ſelbſt ſich ausgebildet.

Seine Lebensart war ſehr einfach; er liebte den engeren häuslichen Kreis, ging nie zu Gaſte, weil ſein Magen es nicht vertrug, und litt viel am Sodbrennen. Nachmittags pflog er ſeiner Neigung und Geſundheit mit ſeinen Lieblingsthieren. Vom frühen Morgen an war er an der Arbeit. Er hat ſeine Bilder nicht retouchirt, nur leicht unter und gleich ausgemalt. Er machte zuerſt ganz den Vorgrund; dann dazwiſchen hie und da, zuletzt die Ferne. Mit großer Genauigkeit und Reinlichkeit ſind ſeine Handzeichnungen ausgebildet, vorzüglich die Biſter-Zeichnungen, wobey ſogar die feinen Haare und das Weiße in den Augen ausgeſpart iſt. Ein liegender Löwe und ein halbſtehender Tiger ſind Meiſterſtücke davon, die ſeine Gattin noch beſitzt. An Gemälden beſteht ſein artiſtiſcher Nachlaß in 4 Pferdeſtücken, 3 Jagdſtücken, 1 Stück mit Kühen, Ziegen und Pferden und 1 humanes Schlachtſtück aus dem jetzigen Kriege, die Befreyung eines Jägers durch ſeinen General, 9 Stücke zuſammen, welche Hr. Dr. Grambs zu Frankfurt am Mayn aufbewahret bis ſich Liebhaber dazu finden. Sein letztes Gemälde iſt der von der Trenke kommende Türkiſche Hengſt, den er nach der Natur für den Fürſten von Schwarzburg Rudolſtadt malte, welcher dies Bild als ein unbezahlbares Stück großmüthig der Wittwe überließ. Pforrs lebender Nachlaß giebt die beſten Hoffnungen

gen

gen in den Fußtapfen der Tiſchbein-Pforriſchen Künſtler Familie fort zu wandeln. Die Wittwe zog mit den beyden Söhnen nach Gießen, um ihnen da eine ruhigere Bildung und Erziehung zu geben als im geräuſchvollen Frankfurt*). Ueber den guten Pforr hatte das harte Schickſal mancherley Lebensſtürme verhängt, bis es ihn ſein Ziel erreichen ließ. Man höre ſeine eigenen treuherzigen Worte, die ihm nur Ehre bringen können:

„Als ein kleiner Junge gab ich gerne mich mit „den Pferden ab; ich ſtrich ſie und hielt ſie reinlich; ich ließ mir Bleyſtifte ſchenken und zeichnete „ſie ab. Da dacht' ich, wenn du doch was beſſers „wärſt! und hatte doch keine Mittel dazu. Auf einmal kam mirs durch den Sinn: Es iſt am beſten, „du wirſt Maler. — Ach! ich habe viel ausgeſtanden, mancher rauhe Wind hat mich angeweht, faſt „ſollte man's nicht glauben. Als Bergknappe fiel „ich oft ſo tief in die Schachten, daß ich glaubte, „es ging in die Hölle; daher meine Bruſtſchwäche. „Frühe bekam ich dieſe grauen Haare. Einmal lag „ich krank ohne Unterſtützung; ach! ich ſtand noch „viel aus, was ich verſchweigen muß."

So

*) Zur Ehre der Kunſt und der Verdienſte des Verewigten verdient hier noch die thätige Unterſtützung angeführt zu werden, die ſeine Frankfurter Freunde ſogleich der ashengten Wittwe darboten, und womit dieſe nun zur Erziehung ihrer Söhne der jährlichen Lebensſorgen überhoben iſt.

ſens, als ich vor mir ſahe, nichts ſeltſamers ſeyn, als eine Lob-Rede auf die intellectualiſche Liebe; auch gab die betrogne Pythia nach einer ſolchen Probe alle Hoffnung auf, mich, dieſen Abend wenigſtens, zu einer natürlichen Art zu denken und zu lieben herumzuſtimmen. Sie entließ mich alſobald darauf, nachdem ſie mir, wiewol auf eine ziemlich räthſelhafte Art, zu vernehmen gegeben hatte, daß ſie beſondere Urſachen habe, ſich meiner mehr anzunehmen, als irgend eines andern Koſtgängers des Apollo. Ich verſtuhnd aus dem, was ſie mir davon ſagte, ſo viel, daß ſie eine nahe Anverwandtin meines mir ſelbſt noch unbekannten Vaters ſey; daß es ihr vielleicht bald erlaubt ſeyn werde, mir das Geheimniß meiner Geburt zu entdeken; und daß ich es allein dieſem nähern Verhältniß zu zuſchreiben habe, wenn ſie mich durch eine Freundſchaft unterſcheide, welche mich, ohne dieſen Umſtand, vielleicht hätte befremden können. Dieſe Eröffnung, an deren Wahrheit mich ihre Mine nicht zweifeln ließ, hatte die gedoppelte Würkung —— mich zu bereden, daß ich mich in meinen Gedanken von ihren Geſinnungen betrogen haben könne —— und ſie auf einmal zu einem intereſſanten Gegenſtande für mein Herz zu machen. In der That fieng ich, von dem Augenblik, da ich hörte, daß ſie mit meinem Vater befreundet ſey, an, ſie mit ganz andern Augen anzuſehen; und vielleicht würde ſie von den Diſpoſitionen, in welche ich dadurch geſezt wurde, in kurzer Zeit mehr Vortheil haben ziehen können, als von allen den Kunſtgriffen, womit ſie meine Sinnen

hatte

So ſprach der edle Künſtler von ſich ſelbſt. Das Sodbrennen überfiel ihn wieder am 9ten Juny 98. Er forderte Kräuterthee und bekam in der Eile Kirſchenſaft; er forderte mehrere Labung, rief: „Wie wird mir's!“ klagte noch einmal, dehnte ſich aufs Bett hin, und verſchied mit einem: Ach! — Beweint von denen die ihn und ſeine Schickungen kannten, beklagt von vielen die in ihm den Künſtler und Menſchen ehrten, war ihnen ſein Leben nur ein ſchöner Traum.

Ach! nun ruhet ſie aus, die Leidenentbürdete Hülle;
Weine der Seele nicht nach; Engel entſchwebten mit ihr! —

2.

Ueber Hr. R. Hüsgen zu Frankfurt am Mayn und ſeine Kunſtſammlungen.

Man erlaube dem Lebenden ſchon ein kleines Denkmal zu ſetzen, das ihm die dankbare Nachwelt nicht verſagen wird, da ihm auch bereits ein Platz unter den klaſſiſchen Kunſtſchriftſtellern Teutſchlands eingeräumt worden. Von ſeuher Jugend an hat er die Kunſt geliebt, hat wie Hutten für die Muſe:

Gethan für ſie was und wie viel er vermochte.

Unter einer ſklaviſchpedantiſchen Erziehung wäre ſein Geiſt, der einer freundlichen Lenkung und Ermunterung bedurfte, beynah' unterdrückt worden.

Man

Man beſtimmte ihn zum Stabe des Hermes. Er mußte da, beſonders in der Schweitz, den drückenden mechaniſchen Comtoir- und Fabrikenarbeiten unterliegen. Da er keinen Troſt und keine Ausſicht durch die Seinigen hatte, (ſein Vater war Anhalt Cöthiſcher Hof-Rath und ein grundgelehrter Juriſt) kam er nun, ſich ſelbſt überlaſſen, zurück, und fing an mit den bildenden Künſten vertrauter zu werden. In ihnen fand er Labung und Erhebung. Mehrere Kunſtkabinette veranlaßten ihn gleich im Anfange ſein eigner Führer darin zu werden; weislich ging er Schritt vor Schritt in einem Studium, in welchem ſich die wenigſten Menſchen helfen können, ja öfters Zeitlebens Sklaven anderer bleiben, die ſie berathen müſſen. Von dieſem erniedrigenden Vorwurfe frey, hat er eine ſtarke Anzahl Gemälde, Handzeichnungen, Kupferſtiche (worunter die Düreriſchen ſehr vollſtändig ſind) und Alterthümer verknüpft mit ihren beſten Schriftſtellern geſammelt, die ihm als edle Früchte ſeines Fleißes vor Kenner-Augen nicht wenig Ehre machen. Dabey blieb er nicht blos Liebhaber, er bildete ſich auch zum nützlichen Schriftſteller der Kunſt, wovon des verdienſtvollen Menſels artiſtiſche Miscellaneen ſchon bewährte Zeugniſſe ablegen, noch mehr aber ſein raiſonnirendes Verzeichniß von den Kupferſtichen Albrecht Dürers, nach welchem die meiſten Sammlungen geordnet ſind. Seine, in der Vaterſtadt am wenigſten gekannten Nachrichten von Frankfurter Künſtlern und Kunſtſachen (welche auch

Fa-

Fabri in ſeiner ſtatiſtiſch-hiſtor. Beſchreibung von Frankfurt wörtlich nachdrucken ließ, und die nun aufs neue ſehr vermehrt unter dem Titel Artiſtiſches Magazin erſchienen ſind) beweiſen den genaueſten Forſchergeiſt und Sammlerfleiß. Die früher erſchienenen Briefe über Hiſtorie, Kunſt und Alterthümer der umliegenden Gegenden hat man nicht minder ſeinem Enthuſiasmus für alles Gute und ſeiner Liebe zur ſchönen Natur zu verdanken, die über die benachbarte, von nur wenigen Bewohnern des untern Mayns bewallfahrteten Feldberg- oder nach Tacitus Taunus-Fluren anmuthsvolles Leben goß und „ſie zu ſchmücken mit verweilendem Tritte ſtillſtand.“ Niemand kennt Frankfurt von ſeinem Urſprung an, ſeine Umgebungen und alles was in ihm war und iſt, beſſer als er; man wird es ihm einſt Dank wiſſen. Sein Stil iſt zuweilen im treuherziggeiſtigen Tone des vorigen Jahrhunderts. Aber er weiß ſich auch in der Geſchliffenheit des jetzigen mit Originalität und Kraft auszudrücken. Hätte Hüsgen von zarter Jugend an eine wiſſenſchaftliche Bildung bekommen, er würde nun als ein außerordentlicher Mann glänzen; ſo mußt er aber in ſtetem Kampfe mit den Umſtänden alles nur aus ſich ſchöpfen. Da gründliche Kunſtkenntniſſe ohne Reiſen nicht erlangt werden können, ſo unterblieben auch dieſe bey ihm nicht. Mit den Kunſtſchätzen Mannheims und Düſſeldorfs machte er den Anfang; ihnen folgten die reichen Sammlungen Hollands und Brabants in ruhigen

Zei-

Zeiten. In den beiden erſtern Orten erhielt er den Vorgeſchmack der niederländiſchen Schule, in letztern bildete er ihn aus. München und Wien dienten ihm hierauf zur Einſicht der Italiäniſchen Schule; ſein geraumer Aufenthalt in dieſen Städten, wo er viele Freunde fand, von denen er noch mit groſſer Liebe und Achtung ſpricht, gaben ihm hier, ſo wie überall, allen möglichen Kunſtgenuß. Dadurch ward er mit mehreren angeſehenen Perſonen bekannt, die ihn bey der Kaiſerkrönung 1790 in Frankfurt wieder ſahen, und ihn mit Titeln beehren wollten, die er ſich verbat; doch hat ihn der kunſtliebende Graf Oetlingen, darauf beharrend, zu ſeinem Rath ernannt. Es iſt nicht ſelten im gemeinen Leben, daß man zu ſeinem erſten Lieblingsſtudium zurückkehrt; und ſo hat Hüsgen nun auch ſein Albrecht Dürers Verzeichniß unter dem Titel: Menſchenſpiegel, worauf das Zeichen des Künſtlers prangt, umgeben mit dem Motto: „Hier iſt Glanz des Verdienſtes" umgearbeitet. Scharfſinnig erklärt er dabey die deutungsvollen Kompoſizionen Dürers mit kraftvollen Anwendungen auf die jetzige Zeit. Es iſt einzig in ſeiner Art, und die Kunſt und Leſewelt wird kein unangenehmes Geſchenk dadurch erhalten.

Unter mancherley Kunſtarbeiten von Elfenbein beſitzt Herr Rath Hüsgen auch folgendes Denkmal Albrecht Dürers mit deſſen Haaren.*)

*) Dies merkwürdige Denkmal ſoll im Kunſtartikel des Artikſtücks geliefert werden. B.

IX.

Auszüge aus Briefen.

1.

Strasburg, d. 5. Febr. 99.

Ich kam gerade an einem Sonntag hier an, und bemerkte schon beim Hineinfahren in die Stadt, und so auch den ganzen Nachmittag über, daß alle Läden verschlossen, und alle Leute, besonders alle Alten, festlich geputzt waren. Und dies alles geschieht ungeachtet der vielen Strafen, womit die Feyer des Sonntags wöchentlich belegt wird. An jedem Montag wird einer oder der andre auf ein halbes oder ganzes Jahr in die Eisen oder zur Geldstrafe verurtheilt, und jeder Sonntag stellt dasselbe Schauspiel von neuem dar. Neuerlich ist man jedoch darin nachsichtiger, und zwar aus einer Ursache, die, wenn es möglich ist der gegenwärtigen Generazion die Feyer des Sonntags aus dem Kopf zu bringen, nur allein dies bewirken kann, denn sie greift den Menschen an seiner schwächsten Seite, dem Eigennutz, an. Man straft nur selten mehr die Feier des Sonntags, außer wenn es ein Sonntag ist, auf den ein Markttag fällt; aber dagegen desto schrecklicher die Nichtfeier des Decadi und der republikanischen Feste. Selbst Frauenzimmer, die mit unbedeutenden weiblichen Arbeiten an solchen Tagen am Fenster gesehen werden, unterliegen der Strafe. Fällt nun in einer Decade noch ein Fest vor, so hat der Bürger,

der

der Geſellen, Knechte und Mägde hält, mit dem Sonntag 3 Feyertage, an dem ihm dieſe nichts verdienen und doch genährt und bezahlt ſeyn wollen. Er kann dieſes durchaus nicht lange aushalten; da er aber die Dekadi und die Volksfeſte nicht zur Arbeit nehmen darf, ohne ſich und ſeine Familie unglücklich zu machen, ſo hofft man, daß er freiwillig den Sonntag aufopfern wird. Den andern Tag war gerade ein Dekadi, und wir gingen nach 9 Uhr aus, um in dem Münſter dem Republikaniſchen Gottesdienſt, oder vielmehr Vernunftdienſt, beizuwohnen. Von der großen Hauptthüre an, die aber nicht mehr Kupfer mit getriebener Arbeit iſt, ſondern gelbes Holz, (an einer der beiden Seitenthüren iſt die obere Hälfte, die nicht mit geöffnet wird, noch wie ehmals von Kupfer, und enthält in der erhabenen Arbeit die ehemals ſchon famoſe Vorſtellung wie die Päbſte und Kardinäle von dem Teufel in die Hölle geſtoßen werden! Vermuthlich iſt dieſes Stück auch aus dieſer Urſache gerettet, und es dient jetzt als ſchauderndes Ueberbleibſel zur Probe, wie die beiden andern Thüren ehemals waren, und wie ſie den Künſtler entzücken mußten,) — von dieſer Hauptthüre an ſtunden der Länge nach durch die erhabene prächtige Kirche bis in den Chor 2 Reihen Soldaten in Rüſtung. Wir paſſirten durch und nahmen einen Platz ein, wo wir ſitzen konnten. Vorerſt nur 2 Worte über die innere Anſicht der Kirche überhaupt. Auf dem Platze, wo ehemals der prächtige Hochaltar war, ſteht jetzt auf einem mit buntem marmorirten Papier überklebten Piedeſtal eine Koloſſaliſche Bildſäule der Freiheit von — Carton. Rechts und links

ſind hölzerne Bänke für die Generalität und Munizipalität; vor ihr ſteht ein groſſer Tiſch mit einem grünen Tuch überdeckt, und drey Lehnſtühle umher. Auf den beiden Seiten der Bildſäule hängen in der Höhe ſehr groſſe dreyfarbige Fahnen, und 8 kleinere ſtehen an verſchiedenen Orten in der Kirche, wo ſonſt Monumente der Heiligen und Gemählde waren. Die Kanzel iſt ihres ganzen Schmuckes beraubt, und auf ihrer Decke weht eine Fahne. Einige übriggebliebene Engels-Figuren würden jezt als Genien der Freiheit nicht übel paradiren, wenn ſie nicht mit dem übrigen armſeligen Ganzen, mit den verſchoſſenen Farben an den Fahnen, mit dem Bilde der Natur von Carton, dem marmor-papiernen Altar, auf eine beleidigende Art kontraſtirten. Uebrigens ſieht man überall in der Kirche eine Menge Löcher in der Wand, die noch nicht zugeworfen ſind, und in welchen durch eiſerne Stangen ehmals die ſchönſten Werke der Kunſt befeſtiget waren. — Nachdem ich dies alles beſehen hatte, that ich wehmüthig einen Rückblik in die vorigen Zeiten. Welch eine ſchauderhafte Verſchiedenheit! In dem unangenehmſten Gefühle brachte ich die halbe Stunde zu, die wir warten mußten, bis endlich das Rühren aller Trommeln und eine kriegeriſche Muſik die hohen Hallen erſchütterte, und die Ankunft der Generalität und Munizipalität verkündigte. Jourdan war nicht dabei, aber Chateauneuf Randon, der Commandant von Strasburg. — Alles ging, ſtund, ſaß in der Kirche durch einander, alles hatte die Hüthe auf, alles plauderte ganz ungeſtört laut. Dies änderte ſich auch nicht, als der heutige Dekadiredner, Namens

Vot-

Bottin, die Kanzel beſtieg, und mit den Geberden eines Energumenen eine Rede über die Feier des Decadi herabbrüllte. Brüllen mußte er, denn Demoſthenes am Meergeſtade hatte keinen ärgeren Lärm zu überſchreien als Bottin hier. Ich ſaß der Kanzel dicht gegen über, verſtand aber nur wenig von der erſten Hälfte, und von der zweyten nur einzelne ungereimte Ausrufungen. Ich will Sie nicht beläſtigen mit dem, was der Mann vorbrachte; als Beweis aber, daß ich ihm nicht Unrecht thue, führe ich das Einzige an, daß er alle Gründe gegen die Feyer des Decadi durchging, und alle damit widerlegte, daß ſie falſch ſeyn müßten, weil der, ſo ſie vorbrächte, ein Ariſtokrat wäre. Mich machte dieſe republikaniſche Logik lachen; aber ein ganz fremder Menſch hinter mir rief laut aus: Armſeliger Menſch! alle deine Gründe dafür ſind falſch, denn du biſt ein Jakobiner! — Es iſt nicht möglich, den Citoyen Bottin zweckmäßiger zu widerlegen! — Daß übrigens vor meinen Augen die unehrbarſten Attitüden zwiſchen beyden Geſchlechtern vorfielen, daß unſern von mir ein junger Mann mit 2 Frauenzimmern ziemlich laut Opernlieder ſang, und dergleichen, gehört zu dem Chaos, das in der ganzen Kirche herrſchte, und das man zur Schilderung eines republikaniſchen Vernunftdienſtes nicht übergehen muß. — Der Redner endigte mit dem Ausruf: Vive la Republique! aber in der ganzen Kirche rief ihm keine einzige Stimme es nach. — Uebrigens hält Bottin ſeit 6 Monaten häufig ſolche Reden, blos um ſich als eifrigen Republikaner zu empfehlen, und im Germinal zum Deputirten nach Paris ge-

wählt zu werden. Man ſagt auch, daß es ihm nicht fehlen wird! Nach ſeiner Rede ertönte Vokal- und Inſtrumentalmuſik, und die Marſeiller Hymne wurde geſungen. Jedoch ſang niemand in der Kirche mit, und der fortdaurende Lärm hinderte ſie recht zu hören, was mir ſehr leid war; denn ſie wäre mir lieber geweſen, als die ganze Rede von B. Bottin. — Nach dieſer Feierlichkeit wurden 12 Paar republikaniſch kopulirt. Der Munizipalitäts Präſident trat mit 2 Gehülfen an den grünen Tiſch; jedes Paar erſchien einzeln vor ihm; die kurze Akte ihrer Verbindung wurde verleſen, und dann beide Theile gefragt, ob ſie einander haben wollten. Nun unterſchrieben ſie die Akten, und die Sache war abgethan — aber nicht für das neue Paar; denn nun hatte es die ganze lange Kirche zwiſchen 2 Reihen von Menſchen durch zu gehen, die ihm alle Arten von Zweideutigkeiten und Grobheiten zuriefen: **Ah! comme elle est laide! voyez vous, comme elle rit; elle se rejouit d'avance!** und dergl. wovon dieſes die honetteſten Pröbchen ſind!

Den andern Morgen begegnete ich jemanden, der eben mit Hülfe einer Karte, die man vom Direktor erhält, die Telegrafen auf dem Münſterthurm beſehen hatte. Ich ſetze Ihnen ſeine Beſchreibung davon her, da ſie gewiß auch die Leſer Ihres Journals intereſſirt. Hier ſind ſeine eigenen Worte: „Auf meinem Wege fiel mir zuerſt die berühmte Uhr in die Augen, die jetzt in Millionen Stücken daliegt, bey denen man faſt errathen muß, was ſie ehemals vorgeſtellt haben. Man

ſollte wenigſtens die Ruinen wegſchaffen, um das Andenken an dieſe Barbarei zu vertilgen! — Wenn man nun nicht auf der Seite, wo man auf die Plateforme geht, ſondern auf der entgegengeſetzten 300 Stufen erſtiegen hat, ſo hat man mit dem Kopf eine liegende Thüre aufzuſtoßen, die in ein kleines Zimmerchen, die Wohnung des Telegrafenaufſehers, führt. Seitdem ich dieſe Erfindung näher kenne, habe ich alle mögliche Achtung vor ihr; und doch iſt ſie ſo einfach, daß es ihrem Erfinder Chappe gehen kann, wie dem Entdecker von Amerika; man glaubt, daß es keine Kunſt iſt, und daß man es eben ſo gut ſelbſt hätte erfinden können! Aber in ihren Wirkungen iſt die Maſchine bewundernswürdig. Zuerſt zeigte uns der Employé, ein junger ſehr höflicher Mann, das Mechaniſche davon, das in 3 Rädern beſteht, durch deren verſchiedenes Herumdrehen die Flügel des Telegrafen oben außerhalb gelenkt werden. Das Merkwürdige dabey iſt, daß ein in dem Cabinette ſeitwärts ſtehender kleiner Telegraf durch dieſes Herumdrehen ebenfalls gelenkt wird, ſo daß an ſeinen Bewegungen der Employé ſehen kann, wie ſich der groſſe Telegraf außerhalb bewegt. Auf einem Tiſche ſteht ein Teleſkop, durch das man den erſten und zweyten Telegrafen in 3 und 6 ſtündiger Entfernung ſehen kann. Der Aufſeher hatte gerade eine Depeſche, die er fortſchicken ſollte, die er uns auch zeigte. Es iſt ein wahrer Chifre; denn es ſind nur die einzelnen Zeichen, die auf dem Telegraf ſollen gegeben werden. Der Direktor in Strasburg ſchickt dieſes Blatt hinauf; die Zeichen werden durch 40 Telegrafen nachgemacht,

hatte überraſchen wollen. Aber die gute Dame wußte entweder nicht, wie viel man bey gewiſſen Leuten gewonnen, wenn man Mittel findet, ihr Herz auf ſeine Seite zu ziehen; oder ſie war über mein ſeltſames Betragen erbittert, und glaubte, ihre verachteten Reizungen nicht beſſer rächen zu können, als wenn ſie mich in eben dem Augenblik von ſich entfernte, da ſie in meinen Augen las, daß ich gerne länger geblieben wäre. Alles Bitten, daß ſie ihre Gütigkeit durch eine deutlichere Entdekung des Geheimniſſes meiner Geburt vollkommen machen möchte, war umſonſt; ſie ſchikte mich fort, und hatte Grauſamkeit genug, eine geraume Zeit vorbey gehen zu laſſen, eh ſie mich wieder vor ſich kommen ließ. Zu einer andern Zeit würde das Verlangen, diejenigen zu kennen, denen ich das Leben zu danken hätte, mir dieſen Aufſchub zu einer harten Strafe gemacht haben; aber damals brauchte es nur wenige Minuten, wieder allein zu ſeyn, und einen Gedanken an meine geliebte Unbekannte, um die Prieſterin mit allen ihren Reizen, und mit allem was ſie mir geſagt und nicht geſagt hatte, aus meinem Gemüthe wieder auszulöſchen. Es war mir unendlich mal angelegener zu wiſſen, wer dieſe Unbekannte ſey, und ob ſie würklich (wie ich mir ſchmeichelte) für mich empfinde, was ich für ſie empfand, als in Abſicht meiner ſelbſt aus einer Unwiſſenheit gezogen zu werden, gegen welche die Gewohnheit mich faſt ganz gleichgültig gemacht hatte: So lange ich das nicht wußte, würde ich die Entdekung, der Erbe eines Königs zu ſeyn, mit Kaltſinn

und bis zum Direktor in Paris weiß keiner was sie bedeuten. Zuerst gab der Employé das Zeichen, daß eine Depesche fortzuschicken sey, um alle andere aufmerksam und thätig zu machen. Im Augenblick kam die Nachricht zurück, daß der Aufseher auf dem 5ten Telegraf nicht auf seinem Posten sey. Nun wurde gezeigt, daß man diese Nachricht erhalten habe. Nachdem dieser 5te Telegraf endlich geantwortet hatte, fehlte ein anderer und dann noch einer. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit der Employés rührt daher, weil ihre Republik sie nicht bezahlt, und sie daher noch andern Geschäften sich widmen müssen. Doch soll es jetzt im Werk seyn, diesem wesentlichen Fehler abzuhelfen. — Da nun nach Verlauf einer halben Stunde alle Aufseher auf ihren Posten waren, so wurde zur Depesche fortgeschritten. Auf eine solche Depesche, wenn sie in diesem Augenblick abgeht, ist in 10 Minuten die Antwort von Paris schon in Strasburg. Diese außerordentliche Geschwindigkeit wäre unbegreiflich, wenn ich nicht hinzusetzte, daß sogleich das erste Zeichen vom 2ten, 3ten, 4ten Telegrafen und so fort von allen 40 nachgemacht wird, so daß wenn die Depesche in Strasburg kaum zur Hälfte gegeben ist, die ersten Zeichen davon schon in Paris ankommen." — So weit mein Erzähler. Ich füge dem eine andere Nachricht bey, die ich gleichfalls von einem sehr glaubwürdigen Manne hörte. Wenn der Krieg wieder anfängt, so sind eine beträchtliche Anzahl kleinerer Telegrafen verfertigt, die die Republikaner mit nach Teutschland nehmen, und sie nicht nur zur Korrespondenz mit Frankreich brauchen wollen, son-

dern

dern auch auf Luftballons zur Zeit einer Bataille. Bekanntermaaßen hat ein Luftballon die Schlacht bey Fleurus gewinnen machen. Er läuft jedoch beym Hinauf- und Herabſteigen Gefahr, von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden. Auch nimmt dieſes Zeit weg, und man kann nicht beſtimmt wiſſen, an welchen Ort, ob näher oder ferner vom General en Chef, der Ballon niederfällt. Beiden Uebeln wird durch den Telegrafen, der mit hinauf geht, abgeholfen. Ich finde die Verbindung dieſer beyden Erfindungen originell und vortrefflich.

2.

Frankfurt, d. 28. Febr. 99.

Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß nun ſeit der Einweihung der neuen Univerſität in Maynz dort Apollo mit der neun Schweſtern Chor ſchon leibhaftig eingezogen ſey. Freilich haben uns die öffentlichen Blätter viel von den Einweihungsfeyerlichkeiten, Prunkreden und Organiſazionsgeſchäften dieſes in kurzer Zeit zweymal wiedergebohrnen Muſenſitzes zu erzählen gewußt. Aber was hilft das Seegenſprechen über ein Schwert, das nicht gezogen wird, oder nicht gezogen werden kann? Das Ding, was jetzt da iſt, iſt weder Univerſität noch Centralſchule. Das kommt, wenn ich nicht ſehr irre, von der in den 4 neuen Departementern befolgten, gar wenig frommenden Methode her, die neue Einrichtung allmählich einzuführen. Hätte man gleich Anfangs alles purement et ſimplement

ſo organiſirt, wie in den alten Departementern, ſo wüßte jetzt jeder, wie er dran wäre. So aber ſind die Einwohner jener Gegenden wahre Blendlinge, weder Franzoſen, noch Teutſche, ſondern linke Rheinuferler, und dieſem Namen machen ſie in der That Ehre; denn ſie laſſen ſichs angelegen ſeyn, alles links anzufangen. Bey meinem letzten Beſuch in Maynz hatten die Profeſſoren eben einen Brief von dem wackern Miniſter des Innern François Neufchateau erhalten, aux Profeſſeurs et bibliothecaires des écoles centrales adreſſirt, worin er manchen guten und ſehr beherzigenswerthen Rath über dieſes und jenes in ſeinen gewöhnlichen beſcheidenen und humanen Ton ertheilte, und die Bürgerprofeſſoren einladet, fleißig mit ihm zu kommuniziren u. ſ. w. Das iſt alles recht gut, aber hier in Maynz noch viel zu früh. Hätte man doch lieber einſtweilen die alten gelehrten Schulen, wenn auch mit einigen Modifikazionen, beybehalten, ein Schulkollegium für das Departement errichtet und — vor allen ein Schulmeiſterſeminarium für die Primairſchulen angelegt! Die Centralſchule zuerſt organiſiren, heißt die Pyramide auf die Spitze ſtellen. Jetzt müſſen die Profeſſoren, meiſt treffliche Männer, die Anfangsgründe doziren, die jeder Centralſchüler mitbringen ſollte, und natürlich bald Muth und Geduld verlieren. Wäre aber auch alles dieß ſchon im voraus berichtigt geweſen, ſo fragt es ſich noch immer, ob es rathſam war, die Centralſchule nach Maynz zu verlegen. Eine ſolche Anſtalt verlangt meines Erachtens einen Platz, wo das Sittenverderbniß ſo gering als möglich iſt.

Dort

Dort aber iſt es aufs höchſte geſtiegen. Schon vor dem Kriege ſtand die antike Moguntia deswegen nicht im beſten Geruche. Nun denken Sie, was der Krieg hinzugefügt hat! Die Sitten ſind zwar im ganzen Departement nicht die muſterhafteſten, aber in Landſtädte ſind ſie doch reiner, und der Verführungen weit weniger. Dort iſt es auch wohlfeiler. Kurz, man athmet in moraliſcher und phyſiſcher Bedeutung dort geſundere Luft. Denn ſelbſt der Vater Rhein dünſtet hier nicht lauter erfriſchende Morgenluft aus. Endlich ſollte eine Centralſchule ſo viel als möglich im Mittelpunkte des Departements liegen. Mainz liegt aber an dem einen Ende.

Uebrigens laſſen es die Profeſſoren an Verbeſſerungs-Vorſchlägen von ihrer Seite nicht fehlen. So übergaben ſie neulich dem Departement eine Vorſtellung, wie das Examen der Aerzte, Wundärzte und Apotheker künftig einzurichten ſeyn möchte, und es iſt darauf ein ſehr zweckmäſſiges Arreté erfolgt. Ein anderes über die mediziniſche Polizey ſoll jetzt in Arbeit ſeyn. Auch ſind, wie man mir erzählte, Vorſchläge gethan worden, ſchöne Gypsabgüſſe von den beſten Antiken, die jetzt Paris in ſich vereinigt, von Paris kommen zu laſſen, und alle Alterthümer des Departements in ein beſonderes Muſeum zu vereinigen. Der B. Lehne hat einen dringenden, wohlgeſchriebnen Aufruf bekannt gemacht, worin er Vorſchläge zu einem Denkmal thut, das die drey Märtyrer der Revolution aus Maynz, Adam Lux, Georg Forſter und Je-

lix Blau der Nachwelt verkündigen soll. Als den schicklichsten Platz dazu schlägt er die Mitte des Hofs im neuen Universitätsgebäude vor. Ein sehr löblicher Gedanke, wenn die Mayuzer Sinn für so etwas haben könnten! Daß an Blau's Stelle der D. Fischer, des ältern Hrn. v. Humboldt's Begleiter in Paris, dessen treffliche Memoiren über die Respirazion Sie gewiß schon aus den früheren Stücken des diesjährigen Magazin encyclopédique kennen *), Bibliothekar in Mayuz geworden ist, und wie wunderbar sich dies fügen mußte, wissen Sie gewiß schon. —

5.

Paris, d. 1. Febr. 99.

Heute hat das Kabinet des antiques einen Zuwachs von geschnittenen Steinen erhalten. Es mag nun wohl schon ein Jahr seyn, seit der Bruder von Alexander Berthier ein Etui ins Direktorium brach-

*) S. 4 Année T. II. No. 7. 8. 9. Wir erhalten davon eine Uebersetzung im 2ten Band des allgemeinen Journals der Chemie von Hrn. Bergrath Scherer, welches Journal, um es hier beyläufig zu bemerken, zu den wichtigsten Erscheinungen unserer neuesten Literatur gehört, und schnelle, allgemeine Uebersicht des Neuesten mit Gründlichkeit in den einzelnen Abhandlungen und vertraute Bekanntschaft der in- und ausländischen Literatur verbindet.

D.

brachte, welches er auf dem Kamin in dem Schlafzimmer des Pabſtes weggenommen hatte. B. Millin wurde damals ins Direktorium gerufen, um ein Inventarium davon zu machen. Seitdem war keine Rede mehr davon, bis vor etlichen Tagen, wo er wieder ins Direktorium berufen wurde, und das Inventarium eingehändigt erhielt, nebſt der Anzeige, daß er heute den Schatz bey François de Neufchateau abholen könne, welches er denn auch gethan. Die Sammlung iſt immer ſehr intereſſant als Zuſatz zum Nazionalkabinett.

Von Neapel haben wir ſeit einiger Zeit faſt gar keine Nachrichten. Faſt zweifle ich, ob Andrieux's Profezeihung, die er neulich im Nazionalinſtitut bey Abſtattung ſeines Berichts über die Arbeiten ſeiner Klaſſe wagte, daß nemlich das Kabinett von Portici. der Toro Farneſe u. ſ. w. bald in Paris ankommen werden, eintreffen dürfte. Freilich iſt bey der Transportazion dieſer Antiken das ſonderbarſte, daß man meiſtens alles ins Museum des arts ſteckt, deſſen Conſervatoire aus etlichen, meiſt in Rückſicht auf literariſche Kenntniſſe ſehr unwiſſenden Mahlern und Bildhauern beſteht, die vieles als unnütze Anticaglien auf den grenier relegiren würden.

Von dem literariſchen Thée beym Bürger Millin kann ich Ihnen nur dies ſagen, daß er immer ſehr zahlreich iſt, und daß ſelbſt an einem der kälteſten Tage, wo Millin ſehr zweifelte, ob ſeine Geſellſchaft nur

ein

Stelle ihm neues Vergnügen mache. Eine von den Sängerinnen und Klavierſpielerinnen, die am fleißigſten den Thee beſuchen, iſt Mlle. Monnet, Tochter des geſchikten Mineralogen, der vor etlichen Monaten ein merkwürdiges mineralogiſches Werk herausgegeben hat.

Der Copenhagner Profeſſor der Aſtronomie Buaze, der dieſe Geſelſchaft auch zu beſuchen pflegte, und zum gelehrten Kongreß wegen der Einrichtung der Maaße und Gewichte von ſeiner Regierung hiehergeſchickt war, iſt, da ſich dies Geſchäft durch erneuerte Meſſungen ſehr in die Länge zieht, auf einige Monate, wie es heißt, von hier in ſein Vaterland zurückgegangen. Es ſoll aber dieſe Abreiſe noch andere Urſachen haben. Wenigſtens ſteht im neueſten Stück der Decade (No. 15) eine bittere Klage über ſein unartiges Betragen gegen das Nazionalinſtitut, die einem literariſchen Steckbrief nicht ſehr unähnlich ſieht.

Unter den neueſten literariſchen Erſcheinungen machen im belletriſtiſchen Fache ein Roman von der Verfaſſerin der Adele von Senange, von der edeln Flahaut, Alphonſe et Emilie, das Trauerſpiel Laurent de Medicis von Petitot, das zeither häufig und immer mit ungetheiltem Beifall der Kenner im Theater François oder Odeon gegeben wurde, die Bluette im Vaudevilletheater, une journée à Ferney, wo Voltaire nach dem Leben vorgeſtellt und von dem Schauſpieler Berpré mit treffender Aehnlichkeit kopirt wird, vor allen

allen aber das ſchon lange in gewiſſen Zirkeln als ein Geheimniß geleſene, jetzt aber zum erſtenmal vollſtändig gedruckte Gedicht von Parny la Guerre des dieux anciens et modernes, das meiſte Aufſehen. Dieß Gedicht iſt allerdings eine merkwürdige Erſcheinung dieſer Zeit. Vor der Revoluzion hätte es wohl in keiner chriſtlichen Druckerey in Europa erſcheinen können. Jetzt ſind hier an einem Tage 2000 Exemplare verkauft und eine ganze Auflage erſchöpft worden. Thut man ihm gleich zu viel Ehre an, wenn man es mit der berüchtigten Pucelle von Voltaire vergleicht, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß es an Witz und Muthwillen aller Art, an Reichthum und Erfindung und an Kunſt der Kompoſizion, aber auch an Sittenloſigkeit nur wenige ſeines Gleichen hat.

Noch mache ich Sie auf eine Schrift des liebenswürdigen Vernes von Genf, dem Verfaſſer der Adelaide von Clarence, aufmerkſam, das ich ſo eben bey einem meiner Freunde geſehen habe, das aber erſt in einigen Decaden ausgegeben werden wird: Le Voyageur ſentimental en France ſous Robespierre. Das Buch enthält erſchütternde Szenen nach der Wahrheit, und mit einem tiefen Gefühl für Menſchheit.

4.

Wien, d. 1. Febr. 99.

— Wie doch ſo viel Neuſcheinendes aufgewärmter deutſcher Kohl iſt! Sie kennen Volneys Idee, die mars

morgenländiſchen Sprachen mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben. Eh bien! ſie iſt von Leibnitz, der ſie vor 112 Jahren mit anderen teutſchen Gelehrten diskutirt hat. Man ſah die Inkonvenienzen, zugleich aber auch, wie gut es freylich wäre, nicht ſo viele Alfabete lernen zu müſſen, welche Leibnitzen, eben wie auch mich, immer ſchreckten. Daher das, wohl auch jetzt nicht verwerfliche Reſultat: alle abendländiſchen Sprachen mit lateiniſchen, die morgenländiſchen mit hebräiſchen Buchſtaben (welche die unausſprechbaren Töne meiſt alle bezeichnen) auszudrücken.

Noch eins. Die Idee, die franzöſiſchen Waffen ohne Beunruhigung der Nachbarn in der Ferne, und zwar in Aegypten, zu beſchäftigen, iſt von einem Teutſchen, von dem Kurfürſten zu Maynz, Joh. Filipp von Schönborn, der nach dem weſtfäliſchen und pyrenäiſchen Frieden, für das Vaterland immer beſorgt, ſie Boyneburgen mittheilte, welcher (vor 132 Jahren) durch Leibnitz ein Memoire darüber ausarbeiten ließ, das ohne Zweifel dem franz. Miniſter, mit dem ſie alle drey ſehr gut waren, mitgetheilt wurde. —

3.

Hamburg, d. 6. Febr. 99.

Sievekings, des raſtlos thätigen und alles um ſich her bethätigenden Patrioten, früher Tod iſt hier lebhafter und allgemeiner gefühlt worden, als ſeit vielen Jahren ein ähnlicher Verluſt. Sie kennen wenigſtens

angeſehen haben. Der Blik, den ſie dieſen Abend auf mich geheftet hatte, ſchien mir etwas zu verſprechen, das für mein Herz unendlich mehr Reiz hatte, als alle Vortheile der glänzendſten Geburt. Mein ganzes Weſen ſchien von dieſem Blike, wie von einem überirrdiſchen Lichte, durchſtralt und verklärt —— ich unterſchied zwar nicht deutlich, was in mir vorgieng —— aber ſo oft ich ſie mir wieder in dieſer Stellung, mit dieſem Blike, mit dieſem Ausdruk in ihrem lieblichen Geſichte vorſtellte, (und dieſes geſchah allemal ſo lebhaft, als ob ich ſie würklich mit Augen ſähe) ſo ſchien mir mein Herz vor Liebe und Vergnügen in Empfindungen zu zerflieſſen, für deren durchdringende Süſſigkeit keine Worte erfunden ſind. —— Hier wurde Agathon (deſſen Einbildungs-Kraft, von den Erinnerungen ſeiner erſten Liebe erhizt, einen hübſchen Schwung, wie man ſieht, zu nehmen anfieng,) durch eine ziemlich merkliche Veränderung in dem Geſichte ſeiner ſchönen Zuhörerin, mitten in dem Lauf ſeiner unzeitigen Schwärmerey aufgehalten, und aus ſeinem achtzehnten Jahr, in welches er in dieſer kleinen Ecſtaſe zurükverſezt worden war, auf einmal wieder nach Smyrna, zu ſich ſelbſt und der ſchönen Danae gegenüber, gebracht.

aus öffentlichen Blättern die Menge von Threnodieen, die dieſer Todesfall veranlaßte.*) Viele waren in mehr als Einem Sinne des Wortes ungereimt. Die unberufenen Leichenſänger erhalten in folgendem Epigramm, welches ich eben jetzt in einem Flugblatt leſe, ihr verdientes Honorar:

Säh' er die Urne, die ſie ihm errichten,
Würd' er für Schaam und Aerger roth,
Und wär' er nicht ſchon wirklich todt,
So ſtürb' er jetzt an den Gedichten. —

Geſtern, wo im teutſchen Schauſpielhauſe nach beliebter alter Sitte zur Faſching: der Teufel iſt los, gegeben wurde, konnte ich kaum einen Platz gewinnen. Das Toben und Lärmen, beſonders in der Galle-

*) Was der verdienſtvolle Herausgeber des Genius der Zeit im Februarſtück S. 255 ff. über dieſen ſeltenen Mann geſagt hat, iſt ein ſchöner Text zu einem ausführlichen biograſiſchen Kommentar, den ich dieſem Edeln von eben dieſer Feder wünſchen möchte! Ganz Teutſchland wurde von der Nachricht ſeines Todes betroffen. Wer war in Hamburg und weihete nicht ſeinen Dank in jenem Tempel des Iupiter hospitalis an der reizenden Elbgegend, wo Sieveking und ſeine würdige Gattin die ſchönſten Pflichten der Gaſtfreundſchaft übten? Sieveking war im edelſten und vielſeitigſten Sinne des Worts, wie es der römiſche Lyriker braucht, ein Vir Mercurialis. Möchte ſich unſer teutſche Merkur bald in Stand geſetzt ſehn, ihm auch einen Denkſtein zu ſetzen!

B.

Gallerie, war fürchterlich. Das Schauſpielhaus iſt faſt immer gedrängt voll, und ſo können die Hrn. Pentarchen leicht ſo viel erobern, daß ſie nach Beendigung ihrer Pachtzeit Schrödern aufkündigen, und ein neues teutſches Schauſpielhaus errichten.

Glauben Sie wohl, daß vor kurzem hier ein Abentheurer die Unverſchämtheit hatte, ſich als Kants Sohn in mehreren Häuſern aufzuführen, und wirklich mehrere gutherzige Seelen zu überliſten?

An den würdigen Lichtenſtein, den der Herz. v. Braunſchweig mit höchſtanſehnlichen Bedingungen nach Helmſtädt in ſein Vaterland zurückberufen hat, verlor Hamburg eine ſeiner erſten literariſchen Zierden, und dazu auch einen ſehr dienſtfertigen und humanen Mann. Er ließ ſich vor ſeinem Abgang noch ordiniren. Zu ſeinem Nachfolger ſoll Ruperti in Stade und Prof. Rambach in Berlin die meiſte Hoffnung haben.

X.

Durchflüge.

9.

Reiſebeſchreibungen.

Es kann hier nicht die Rede davon ſeyn, über den allgemeinen Zuwachs für Länder- und Völkerkunde Buch

und Regiſter zu halten. Dieß hieße ſeit der Erſchei-nung der allgemeinen geografiſchen Efemeriden, eine der wenigen Zeitſchriften, die faſt in jedem Stücke mehr leiſten, als ſelbſt der Begehrlichſte verlangen könnte, etwas ſehr überflüßiges unternehmen, oder eine Ilias nach dem Homer ſchreiben. Nein, unſer Hermes verkündet nur ſeine eigenen Hermäa, oder was ihm bey ſeinen kleinen Wanderungen als ein guter Fund zufällig aufſtieß, wohlwiſſend, daß manches vielleicht noch Einladendere ihm zur Rechten und Linken liegen blieb, und zufrieden, wenn mancher Leſer ihm ein fröhliches: Κοινὰ τὰ ἑρμαῖα, wir theilen den Fund zuſammen! zuruft.

Von dem vielumfaſſenden und gehaltreichen Magazin der Reiſebeſchreibungen, die in der Voſſiſchen Buchhandlung in Berlin erſcheinen, iſt nun auch der 15 Band herausgekommen, der aber, wie alle vorhergehenden, auch ein vor ſich beſtehendes Ganze ausmacht. Er enthält des gelehrten Karmelitermönchs und indiſchen Miſſionärs Fr. Paolino, der ſich ſeit der traurigen Umwälzung Italiens in Wien aufhält, und ſelbſt dort ſeine gelehrten Forſchungen ununterbrochen fortſetzt (vergl. Merkur 99. 1. St. S. 85.), Reiſe nach Oſtindien in einem mit vieler Ueberlegung gefertigten Auszuge. Bekanntlich handelte ein großer Theil dieſer Reiſe, die im Original zu Rom 1796 erſchien, die indiſche Mythologie weitläuftig ab, worüber der Verfaſſer ſchon ſein Syſtema Brahmanizum herausgegeben hatte. Dieß iſt nun ſchon als ein

vor ſich beſtehendes Werk aus der lateiniſchen Urſchrift überſetzt unter dem Titel: Darſtellung der Brahmaniſch-Indiſchen Götterlehre mit 32 Kupfertafeln (Gotha, Ettinger 1797) erſchienen, und verdient auch neben der ſehr fleißigen Kleukerſchen Bearbeitung *) von allen gekauft zu werden, die es hier zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit bringen wollen. Es wäre aber unnöthig geweſen, dieſe auch in der Reiſebeſchreibung aufs neue verwebte Mythologie in der teutſchen Bearbeitung derſelben aufs neue zu wiederholen. Dieſer Abſchnitt konnte alſo füglich wegbleiben. Dafür hat aber der Herausgeber, Reinhold Forſter, dieſer Ueberſetzung durch ſeine zahlreichen Anmerkungen einen ganz neuen Werth gegeben. Sie ſind das letzte, was überhaupt aus der Feder dieſes ehrwürdigen Gelehrten gefloſſen iſt, und beſonders die zum 9 und 10 Kapitel des erſten Buchs, die von der indiſchen Zoologie handeln, ungemein lehrreich. Ueberall, auch da, wo er gegen die Bedrückungen des brittiſchen Kaufmannsdespotismus in Bengalen ſich ereifert, ſind ſie mit dem Stempel wahrer Humanität bezeichnet. Da Fr. Paolino einer der wenigen Reiſenden war, der mit vollen-

*) Sie macht den vierten Theil der Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer Aſiens aus, die als Auszug aus den berühmten Asiatic Researches bey Hartknoch 1797 gleichfalls mit den nöthigſten Kupfern verſehen herausgekommen, und wegen der getreuen Zuſammenſtellung aller darüber vorhandnen Nachrichten ſehr zu empfehlen ſind.

deter Einsicht in die schwere Samskredansprache jene Gegenden besuchte, so entsteht dadurch, daß er überall die Ortbenennungen nach der wahren indischen Aussprache schreibt, eine eigene geografische Orthografie; und dieß bewog Forstern, dieser Uebersetzung ein besonderes geografisches Wörterbuch nach der Paolinischen Rechtschreibung, verglichen mit der gewöhnlichen, anzuhängen. Gewiß ist unsere Literatur durch eine so bearbeitete Uebersetzung mit vielen neuen Ansichten jenes merkwürdigen Landes bereichert worden, durch dessen genauere Bekanntschaft wir auch ohne die Uebertreibungen der gelehrten Gesellschaft zu Calcutta, und der Hypothesen eines Jones, Maurice, Craufurd u. s. w. immer mehrere Aufschlüsse über die Mythen und Sitten der asiatisch-griechischen Urwelt zu erhalten hoffen dürfen; und das schätzbarste dabey ist, daß in diesen Nachrichten nichts durch brittische Vorurtheile tingirt und systematisirt ist.

In einer Reihe von Reisebeschreibungen, die mit vieler Genauigkeit die Hofmannische Buchhandlung in Hamburg besorgen läßt, sind gleichfalls zwey gute Uebersetzungen erschienen. Guiana und Cayenne wurden durch die Maaßregeln des 18ten Fruktidors berüchtigte Namen in Europa. Dieß veranlaßte in Frankreich selbst ein temporelles Interesse für diese fast ganz vernachläßigte Kolonieen, und es erschienen mehrere Topografieen und Reisebeschreibungen in jenen Gegenden, wobey die Herausgeber zum Theil eine Apologie des Direktoriums zur Absicht hatten. Die beste

gab

gab der bekannte franz. Kompilator und Journaliſt Prudhomme heraus, und von dieſer iſt nun die Ueberſetzung unter folgendem Titel erſchienen: Reiſe nach Guiana und Cayenne, nebſt neuern Nachrichten von dieſem Lande, und einer Karte und Kupfer. Hamb. 1798. Noch intereſſanter ſind die aus den franz. noch ungedruckten Urſchriften von Hrn. Lehmann überſetzten Reiſen des de la Rochefaucauld Liancourt in den Jahren 1795 — 97. durch alle an der See belegene Staaten der Nordamerikaniſchen Republik, ingleichen durch Ober-Kanada und das Land der Irokeſen. Erſter Band. 1799. Der Name Liancourt muß jeden mit der menſchlichern Periode der franz. Revoluzion bekannten Leſer ſchmerzhaft rühren. Eine Folge jener Revoluzion war dieſe in ſehr edler Abſicht, mit großen Aufopferungen und Beſchwerlichkeiten gemachte Reiſe. Es iſt der edlen Rochefaucauld d' Erville gewidmet, die aber der Verf. bey ſeiner Zurückkunft nicht mehr am Leben fand, und trägt überall das Gepräge eines ruhigen, weder durch goldne Träume noch ſchnöde Verachtung im voraus eingenommenen Gemüths. Man findet hier viele glaubwürdige Nachrichten eines forſchenden Augenzeugen über Oekonomie, Länderpreiſe und Sitten der Einwohner, beſonders auch der wilden Völkerſchaften in den hintern Theilen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die, wenn ſie auch hie und da des Reizes der Neuheit entbehren, doch überall die Berichte früherer Reiſenden verbeſſern oder beſtätigen. Der in-

teressanteste Theil ist gegen das Ende der Nachricht über Kanada, worüber wir wahrscheinlich auch noch im folgenden Theil gute Aufschlüsse zu erwarten haben. Man befindet sich mit diesen Reisenden selbst in der traurigsten Einöde immer in sehr guter Gesellschaft.

Eine schon in den Jahren 1785 und 86 über die Schweitz und Savoyen angestellte Gesundheitsreise des Leibmedikus Marcard ist erst vor kurzem von ihm beschrieben und in Druck gegeben worden. Reise durch die Schweitz und Italien. Hamburg, Hoffmann 1799, mit mehreren eingedruckten, sehr saubern Vignetten, Landschaften und Alterthümer vorstellend. Es ist überhaupt eine Frage, die wohl einer genauern Untersuchung bedürfte, ob es rathsam sey, den auf bloße Unterhaltung berechneten zusammenhängenden Bericht von einer früher angestellten Reise erst nach mehrern Jahren herauszugeben. (Etwas anders ist es mit ausgehobenen einzelnen Fragmenten oder einer bloß scientifischen, auf eine einzige Wissenschaft oder Kunst gerichteten Reise.) Gewöhnlich trägt dann der Beschreiber seine spätern Erfahrungen und Einsichten in denselben Namen ein, der nur die früheren, an Ort und Stelle selbst empfangenen Ansichten umfassen sollte; und dieß zerstört für den Leser alle Einheit des Eindrucks und des vergnüglichen Zusammenseyns mit unsern Reisenden. Denn warum sollte nicht auch eine gute Reisebeschreibung gewisse Forderungen, die man an höhere Kompoſizionen macht, erfüllen können? Vielleicht dürfte mancher beym Durchlesen der Marcardischen Reise

dieſe Bemerkung aufs Neue beſtätigt finden. Alles was davon die Eindrücke und Empfindungen des Augenblicks wiedergiebt, wie ſie ſich dem Reiſenden auf der Stelle ſelbſt aufdrängten, oder aus der vorliegenden Anſicht der Dinge ergaben, iſt, wie ſich von einem ſo feinen, vielgereiſten und vielſeitigen Mann erwarten ließ, ſehr unterhaltend und eben ſo originell geſehn, als glücklich ausgedrückt. Allein wie fürchterlich haben ſich ſeit jener Zeit gerade in den Gegenden, durch welche uns dieſer erſte Band führt, die politiſchen Adſpekten geändert! Dieß giebt nun dem Verf. faſt auf jeder Seite Stoff zu den bitterſten Ausfällen gegen die Nazion, die an all dieſen Veränderungen ſchuld iſt, und überhaupt der ganzen Reiſe ein ſo polemiſches Anſehn, daß man oft in Verſuchung kommt, zu glauben, dieſe Spätgeburt ſey bloß darum ins Publikum gebracht worden, um einen ganzen Köcher voll Pfeile gegen die Neufranken auszuleeren. Welcher loyale Teutſche wird nicht in den meiſten Fällen die Quelle ehren, aus welcher dieſe Aeußerungen floſſen? Wer wird ſich nicht gegen das alles niedertretende, und mit dem, was dem Menſchen das heiligſte iſt, auf gut ſpartaniſch *) ſpielenden Plünderungs- und Vergrößerungsſyſtem, womit die ſogenannte groſſe Nazion, um mit unſerm Klopſtock aus einer noch ungedruckten Ode zu ſprechen,

*) Lyſander ſagte: Knaben betrügt man mit Würfeln, Männer mit Eidſchwüren! Sollten nicht offizielle Manifeſte und Freiheitsverſicherungen jetzt völlig ſynonym mit jenen Eidſchwüren ſeyn?

Hesperiens Völkern theure Freiheit aufjocht, aufs äußerste empört fühlen? Nur die Manier, in welcher dieſe Bitterkeit oft ohne die geringſte Veranlaſſung, oft mit paradoxen Uebertreibungen, wie z. B. S. 81. wo den Republiken Höflichkeit und Fröhlichkeit geradezu abgeſprochen wird, ſich ſo häufig ergießt, frommt und beſſert nicht, und überraſcht in einer harmloſen, bloß zum Mitgenuß einladenden Reiſebeſchreibung, wie man ſie aus ältern Proben in der Berliner Monatsſchrift zu erwarten berechtigt war, eben nicht zum Vergnügen des reinen und unbefangenen Leſers. Etwas ganz anderes iſt es, wenn in eigenen behelmten, und den Kampf ſogleich auf der Stirne tragenden Werken, oder in Zeitſchriften, die der politiſchen Debatte gewidmet ſind, wie ſeit dem Anfange dieſes Jahrs das vortreffliche und nach Inhalt und Vortrag klaſſiſche hiſtoriſche Journal von Genz*), zuweilen auch ein heftiges, draſtiſches Mittel gegen den morbus Gallicus angewandt wird. Da iſt das alles an ſeinem rechten Orte und trifft ins — Schwarze. Nach dieſer durch die Sache ſelbſt herbeygeführten Herzenserleichterung iſt es

*) Wie gründlich iſt z. B. im 3. St. die Betrachtung über das Defizit der franz. Finanzen, die man als Fortſetzung ähnlicher Betrachtungen, die G. ſeiner Ueberſetzung des Journois beifügte, anzuſehen hat? Wie meiſterhaft ſind im erſten Aufſatz die Oppoſitionsmaaßregeln der Parlamentar in Frankreich als ein Beſchleunigungsmittel der Revoluzion, durchblickt und gewürdigt! Nach ſolchen Vorbereitungen kann auch ein ätzendes Sublimat, wie in den angehängten Briefen, ſeine gute Wirkung haben.

es gewiß nur ſtrenge Wahrheitsliebe, die das Urtheil ausſpricht, daß in dieſer Reiſebeſchreibung viel unterhaltendes über die Gegenden und ihre Bewohner geſagt iſt, die oft ſchon beobachtet und beſchrieben dem Sehenden doch immer noch neue Anſichten und Beobachtungen darbieten. Beſonders wird man Hr. Marcards Urtheile über diätetiſche und fyſikaliſche Gegenſtände (z. B. über die Reinlichkeit verſchiedener Nazionen S. 169 ff. oder über die Entſtehung der Ebenen von der Lombardey durch den Ausfluß des mittelländiſchen Meers S. 392 ff., oder über die Crètins, über die Zähne der ſüdlichen Völker, über ihre Enthaltung vom Brandtwein, u. ſ. w.) mit Vergnügen vernehmen, und wenn man nicht überall ſeine Reſultate aus denſelben Prämiſſen, wie z. B. aus den de Lucſchen Meinungen über die Sündfluth, anzunehmen geneigt wäre, doch dem Scharfſinn und der Kombinazionsgabe des Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Auch eine hiſtoriſche Abhandlung über den wahren Punkt des Alpenübergangs von Hanibal, den Hr. M. mit St. Simon über den Mont-Viſo, nicht mit Whitaker über den St. Bernhard geſchehen läßt, hat S. 218 — 229 hier eine Stelle gefunden. Dieſer Theil führt uns bis an die Thore von Florenz. Wer wollte nicht mit Vergnügen von einem ſolchen Geſellſchafter noch weiter in den Hesperiſchen Gärten, wie er ſie damals fand und ſah, ſich herumführen laſſen?

(Die Fortſetzung folgt.)

XI.

Viertes Capitel.

Fortsezung des Vorhergehenden.

Es iſt eine alte Bemerkung, daß man einer ſchönen Dame die Zeit nur ſchlecht vertreibt, wenn man ſie von den Eindrüken, die eine andre auf unſer Herz gemacht hat, unterhält. Je mehr Feuer, je mehr Wahrheit, je mehr Beredſamkeit wir in einem ſolchen Falle zeigen, je reizender unſre Schilderungen, je ſchöner unſre Bilder, je beſeelter unſer Ausdruk iſt, deſto gewiſſer dürfen wir uns verſprechen, unſre Zuhörerin einzuſchläfern. Dieſe Beobachtung ſollten ſich beſonders diejenigen empfohlen ſeyn laſſen, welche eine würklich im Beſiz ſtehende Geliebte mit der Geſchichte ihrer ehemaligen verliebten Abentheuer unterhalten. Agathon, welcher noch weit davon entfernt war, von ſeiner Einbildungs-Kraft Meiſter zu ſeyn, hatte dieſe Regel gänzlich aus den Augen verlohren, da er einmal auf die Erzählung ſeiner erſten Liebe gekommen war. Die Lebhaftigkeit ſeiner Wiedererinnerungen ſchien ſie in Empfindungen zu verwandeln; er bedachte nicht, daß es weniger anſtöſſig wäre, eine Geliebte, wie Danae, mit der ganzen Metaphyſik der intellectualiſchen Liebe, als mit ſo enthuſiaſtiſchen Beſchreibungen der Vorzüge einer andern, und der Empfindungen, welche ſie eingeflößt, zu unterhalten. Eine Art von Mittelding zwi-

XI.

D. Reinhards Landtagspredigt.

Der Churſächſiſche Landtag, der mit dem Anfange dieſes Jahrs ſich in Dresden verſammelt hat, bietet in der That ein in unſeren Tagen ſeltenes und eben darum doppelt erfreuliches Schauſpiel gegenſeitiger Zufriedenheit und Eintracht dar. Das Gepräge der ſtillen Ruhe und Größe, die weit mehr iſt als ſcheint, weit häufiger handelt als ankündigt und plaudert, dieſer von ſeinem preiswürdigen Regenten auf die Regierung und Landesverwaltung ſelbſt mehr oder weniger, je nachdem die Empfänglichkeit dazu da war, übergehende Karakter der Kurſächſiſchen Adminiſtrazion, iſt auch den Verhandlungen dieſes Landtags bis jetzt unverkennbar aufgedrückt geweſen. Zwar hat es nicht an Schriftſtellern gründlich ausgearbeiteter Deduktzionen, und efemeriſcher Broſchüren gefehlt*), die auf die Erſcheinung dieſes Landtags aufmerkſam machten; und wer wollte hier die Rechte der Publizität, die keine gerechte Regierung ſcheuen darf, nicht ehren und ſeines Theils ſelbſt fördern? Allein die Verhandlungen ſelbſt ſind noch immer in der größten Ruhe und ohne die Druckerpreſſen eben ſehr zu beläſtigen, geführt worden. Nur Eine Urkunde deſſelben iſt im Druck erſchienen, und ſogleich in mehreren

*) Man findet ſie im Allgemeinen literariſchen Anzeiger 1799 N. 22 und 23 vollſtändig angezeigt und beurtheilt.

reren tauſend Exemplaren durch alle ſächſiſche Lande verbreitet worden. Die Sächſiſchen Stände haben die ehrwürdige Sitte, am Tage der feyerlichen Eröffnung des Landtags, noch ehe ſie ſich auf dem Landhauſe verſammeln, einer feyerlichen Predigt in der proteſtantiſchen Hofkirche beizuwohnen, die von dem erſten Geiſtlichen des Landes, dem jedesmaligen Oberhofprediger, gehalten wird. Von einem Reinhard geſprochen, mußte dieſe Landtagspredigt ſich ſelbſt zu einem Aktenſtück in der Geſchichte unſerer Tage erheben. Zu dieſer nicht geringen Erwartung berechtigte der Kopf und das Herz dieſes als Gelehrten und Patrioten gleich achtungswürdigen Mannes; und man wird ſie bey Leſung der nun auch ins große Publikum gebrachten Predigt*) eher übertroffen finden. Selten iſt ſo nachdrücklich, ſo rührend, ſo zeitgemäß die holde Himmelstochter Eintracht, welche „die Günſtlinge der Verfaſſung willig macht zur Nachgiebigkeit und zu edelmüthigen Opfern, die Fehler der Verfaſſung ſelbſt mit ſanfter Hand und ohne gewaltſame Erſchütterung beſſert“ an heiliger Stätte verkündet und geprieſen worden. Zwey Stellen daraus, die mit der männlichſten Beredſamkeit tiefen Sinn in jedem Worte beſchließen, die Gemälde der franzöſiſchen Anarchie S. 39 — 42 und die

*) Unter dem Titel: Predigt bey Eröffnung des Allgemeinen Landtages den 6. Januar 1799 in der evangeliſchen Hofkirche zu Dresden gehalten von D. Fr. V. Reinhard. Walthersche Hofbuchh. 56 S. in gr. 8.

die Schilderung der noch immer unbefleckten Sächsischen Treue und Loyauté S. 44 ff. dürften in jedem politischem Journale und Zeitungsblatte eine sehr angemeßne Stelle finden, so selten auch sonst Predigten sich in jenes Gebiet verirren, und ihrer Bestimmung nach verirren sollen. Auch wird jeder Sachse, der die unwandelbaren Regententugenden seines Kurfürsten zu erkennen weiß, nur seine eigene Ueberzeugung in jenen der Nachwelt vorgreifenden Worten des Redners „Friedrich August wird einst in den Jahrbüchern des Vaterlandes mit dem Beynahmen des Gerechten bezeichnet werden" laut und wahr ausgesprochen finden. Mögs doch der Genius dieses jetzt so finster drohenden Jahrs noch viele ähnliche Aeußerungen teutscher Nazionen auf seine Tafel einzuschreiben haben!

B.

XII.

Herbert Marsh
über Frankreichs Kriegserklärung an England.

Da ein im Teutschen Merkur (März-Heft, 1798 S. 323) gedruckter Brief, in welchem einer unserer Korrespondenten mehrere Ursachen angab, die ihn bewogen, die ziemlich gangbare Meinung, daß die Englische Regierung den gegenwärtigen Krieg zwischen Eng-

England und Frankreich veranlaßte, zu verwerfen, von einem anders denkenden Schriftsteller Widerspruch erlitten hat, so hat unser Korrespondent, um die Streitfrage zu einer Entscheidung zu bringen, den Entschluß gefaßt, eine vollständige Geschichte des gegenseitigen Betragens der beyden Regierungen, während den 18 Monaten, die dem Friedensbruch unmittelbar vorhergingen, zu verfertigen, und dem Publikum alle sich darauf beziehende Dokumente vorzulegen. Das Werk ist nun vollendet, und ist so eben unter folgendem Titel erschienen: Historische Uebersicht der Politik Englands und Frankreichs, von der Zeit der Conferenz zu Pillnitz bis zur Kriegserklärung gegen England; durchaus auf authentischen Aktenstücken, welche sorgfältig angeführt sind, begründet. Von Herbert Marsh. Nebst einigen Bemerkungen über die Fortsetzung des Kriegs. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung 1799. 602 S. gr. 8. — Die Bemerkungen über die Fortsetzung des Kriegs, welche einen Anhang von drey Bogen ausmachen, enthalten eine aktenmäßige Darstellung der Versuche, welche die englische Regierung 1796 und 1797 machte, um den Frieden wieder herzustellen. Der patriotische Verfasser, dessen kleinstes Verdienst es ist, unsere Sprache mit einer Reinheit und Präcision zu schreiben, die manchem eingebornen Schriftsteller zu wünschen wäre, hat mit der gewissenhaftesten Treue und Sorgfalt diese Dedukzion aus offiziellen Staatspapieren und mancher

chem im fortwirbelnden Strom der Begebenheiten nur zu leicht vergeſſenen Aktenſtücke aufs fleißigſte, und ſo viel man bey einem aufmerkſamen Durchleſen beurtheilen konnte, gewiſſenhafteſte ausgearbeitet, und ſo dem unbefangenen teutſchen Publikum alle nöthigen Angaben um über die Streitfrage: griff Frankreich zuerſt an? entſcheiden zu können, in lichtvoller Ordnung vorgelegt. Und bey der gegenwärtigen Lage der Dinge iſt dieſe Entſcheidung für das Heil von ganz Europa wichtig. Man wird wenigſtens finden, daß die franzöſiſche Politik ſich bis auf die letzten Ermächtigungen gleich geblieben iſt. Möge dieß Werk, das auch außer ſeiner unmittelbaren Tendenz, ſtets ein wichtiger, ja unentbehrlicher Beytrag zur Geſchichte der franzöſiſchen Revoluzion bleiben wird, von recht vielen geleſen und von allen, die rathen, ſchaffen und helfen können, beherziget werden!

XIII.

Ankündigung.

Bey Georg Joachim Göſchen in Leipzig werden in der Jubilate-Meſſe 1799 fertig:

Thümmels Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, im Jahre 1785 bis 1786. 6ter Band, mit 3 Kupf. 8.

Nach

Racknitz Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks in der Baukunſt, 4tes und letztes Heft, mit 12 gemahlten Blättern. 4.

Iffands ſämmtliche dramatiſche Werke, 1. bis 5. Band, auf geglättetem Velinpapier, Schreibpapier und Druckpapier, mit 5 Kupf. 8.

Iffands dramatiſche Laufbahn. 8.

— — neue Schauſpiele; einzeln: Der Spieler; der Hausfrieden; Achmet und Zenide; der Komet.

Wielands ſämmtliche Werke, 31ſter Band, mit 1 Kupf. von John.

Enthält zwölf Geſpräche unter vier Augen.

— — dieſelben, 32ſter Band, mit einem Kupfer von John.

Enthält den Agathodämon, eine Geſchichte dreyer glücklichen Tage in 7 Büchern. Beide Werke ſind neu und noch nie gedruckt, und für die Beſitzer der Wielandiſchen Schriften in ältern Ausgaben beſonders zu haben.

Klopſtocks Werke, in Quarto, 3. bis 6. Band, mit 4 Kupf. nach Füger von John.

Enthalten den Meſſias in 4 Bänden.

Melchior Striegel, ein heroiſch-komiſches Heldengedicht von Ratſchky, mit 6 Kupf. nach Ramberg von Jury, auf geglättetem Velinpapier, gr. 8.

— — derſelbe auf gewöhnlichem Schreibpapier, mit Kupf. gr. 8.

Amos und Micha, neu überſetzt und erläutert von Juſti. 8.

Louiſe, Raugräfin von der Pfalz. Eine wahre Geſchichte. 8.

Wielands Werke werden zur Jubilate-Meſſe in allen Oktav-Ausgaben geliefert. Auf die Ausgabe in Quarto bittet ſich der Verleger vorher Beſtellung aus, ehe der Druck anfangen wird.

Berichtigung.

Oben S. 256 Z. 1. lies Faber ſtatt Fabri, und auf der folgenden Seite Oettinger ſtatt Oetlinger.

Der neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April. 1799.

I.

An das römiſche Volk.

Horazens ſechzehnte Epode.

Schon ein zweytes Geſchlecht wird Bürgerkriegen geopfert,
Und Roma ſelber ſinkt durch eigner Kräfte Druck.
Die nicht verderben konnten die dicht angränzenden Marſer,
Die König Porſena's Etruſker-Heer nicht zwang,
Auch das eiſernde Kapua nicht, nicht Spartakus Kriegsmuth,
Auch nicht des Gallierd treuloſer Wankelſinn,
Die nicht bändigen konnte Germaniens blauliche Jugend,
Und nicht der Vätern einſt verwünſchte Hannibal;
Dieſe zerſtört ihr eignes Geſchlecht mit Fluche beladen;
Bald wird ſie, was ſie war, des Raubthiers Lagerſtatt.
Ueber der Aſche von Rom ſteht bald der verwilderte Sieger,

Und auf den Trümmern tönt des Reiters Hufenschlag.
Und Quirinus Gebein, itzt Sonnen und Winden verborgen,
O Greuel! wird umher von frecher Wuth gestreut.
Fragt ihr, was uns allen gesamt, was mindstens den Bessern
Zu thun gezieme solcher Uebel frey zu seyn;
So ist dieses mein Rath: wie einst das Volk der Focäer,
Beeidigt nie zurückzugehn, die Heimath floh,
Und dann Felder und Häuser und selbst die Tempel der Götter
Den wilden Ebern und den gier'gen Wölfen ließ;
Also lasset uns gehn, wohin die Füße uns tragen,
Wohin zur See der Süd, der kecke Ost uns führt.
Nun, gefällt es euch so? Wißt ihr was bessers? So säumt denn
Auf gutes Glück nicht länger hin an Bord zu gehn!
Aber schwören wir auch nur dann zurücke zu kehren,
Wenn aus des Meeres Tiefe sich der Fels erhebt;
Dann nur wieder zur Fahrt hieher die Segel zu spannen,
Wenn einst Matinens Gipfel unser Padus wäscht,
Oder der Appennin weit vor ins Meer sich erstrecket,
Und widernatürge Thiere wunderbar ein Trieb
Neuer Vermählungen bindet, daß Tiger und Hirsche sich gatten,
Und mit der zahmen Taube sich der Geyer mischt;
Wenn

Wenn zutrauliche Stiere nicht mehr vor Löwen ſich fürchten,
Und Fiſchen gleich im Meer der Bock voll Schuppen ſchwimmt.
Haben wir dies beſchworen, was uns die Rückkehr verwehre,
So laßt uns alleſammt getroſt von hinnen ziehn;
Oder mindſtens die Klügern und Beſſern. Es bleibe der Weiche
Und Hoffnungsloſe hier am Sitz des Fluchs zurück.
Ihr aber, Männer voll Kraft, verbannt die weibiſche Klage
Und fliegt der Küſt' entlang, Hetrurien vorbey.
Uns erwartet das Meer; im Weltmeer winken uns Fluren,
Glückſel'ge Fluren, Inſeln aller Schätze voll;
Wo ungepflüget das Land die Frucht des Jahres von ſelbſt bringt,
Und ungeſchneidelt ſtets der grüne Weinſtock blüht;
Wo der Zweig der Olive mit falſchen Keimen nicht täuſchet,
Und ihren Baum getreu die braune Feige ſchmückt,
Honig aus hohler Eiche hervorſtrömt, und von den Bergen
In leichtem Tanz herab die Sprudelquelle hüpft.
Unbefohlen drängen ſich dort zur Melke die Ziegen,
Und volle Euter bringt die fromme Kuh zurück.
Auch kein nächtlicher Bär umbrummt die friedlichen Herden;

ſchen Gähnen und Seufzen, welches ihr an der Stelle, wo wir ſeine Erzählungen abgebrochen haben, entfuhr, und ein gewiſſer Ausdruk von langer Weile, der aus einer erzwungnen Mine von vergnügter Aufmerkſamkeit hervorbrach, machte ihn endlich ſeiner Unbeſonnenheit gewahr werden; er ſtuzte einen Augenblik, er erröthete, und es fehlte wenig, daß er den Zuſammenhang ſeiner Geſchichte darüber verlohren hätte. Doch erholte er ſich noch geſchwinde genug wieder, um ſeiner Verwirrung irgend einen zufälligen Vorwand zu geben, und ſezte ſeine Erzählung fort, indem er feſt bey ſich beſchloß, genauer auf ſich ſelbſt Acht zu geben, und ſeine Beſchreibungen ſo ſehr abzukürzen, als es nur immer möglich ſeyn würde; ein Vorſaz, bey welchem unſre Leſer ſich wenigſtens eben ſo wol befinden werden, als die ſchöne Danae, wenn er anders fähig ſeyn wird, ſich ſelbſt Wort zu halten.

Die ſüſſen Träume, (fuhr der Held unſrer Geſchichte fort) worinn mein Herz ſich ſo gerne zu wiegen pflegte, hatten nicht wirkliches genug, dieſen angenehmen Zuſtand meines Gemüthes lange zu unterhalten. Eine zärtliche Schwermuth, welche jedoch nicht ohne eine Art von Wolluſt war, bemächtigte ſich meiner ſo ſtark, daß ich Mühe hatte, ſie vor denjenigen zu verbergen, mit denen ich einen Theil des Tages zubringen mußte. Ich ſuchte die Einſamkeit; und weil ich den Tag über, nur wenige Stunden in meiner Gewalt hatte, ſo fieng ich wieder an, den gröſten Theil der Zeit, worinn

andere

Auch ſchwillt der Erde Bauch von keiner Natterns
brut.
Keine Seuche verletzt da das Vieh, kein böſes Geſtirn
ſaugt
Durch ſeiner Gluten Uebermuth die Heerden aus.
Mehr noch bewundern wir dort, wie nicht durch öppis
ge Güſſe,
Ein regenſchwangrer Sturm die Fruchtgefilde mäht,
Wie der fettere Keim dort nicht im Sande vertrocknet,
Und ſtets der Götter Fürſt den Himmel mild erhält.
Dorthin wenden ſich nie die kühnen Führer der Argo,
Und ſetzte nie die freche Kolcherin den Fuß;
Dorthin drehten Sidonier nie die ſchwellenden Segel,
Auch blieb Ulyß mit ſeinen Abentheurern fern.
Jenes glückliche Land hat Zevs dem frömmeren Volke
Einſt aufbehalten, als die goldne Zeit von ihm
Wurde mit Kupfer verfälſcht, bald drauf in Eiſen ver
härtet;
Und dieſem zu entfliehn zeigt mein Geſang die Bahn.

Schütz.

II.

Lord Verulam's Meinung vom Aberglauben.*)

Fingunt simul creduntque.

Tacitus.

Es iſt weit beſſer gar keinen oder einen ungewiſſen Begriff von Gott zu haben, als einen ſchimpflichen und der Gottheit unwürdigen. Denn jenes iſt nur Fehler des Unglaubens, dieſes aber iſt gottlos und ſchändlich. Aberglaube iſt unſtreitig die Entehrung der Gottheit. Plutarch ſagt nicht ohne Grund: „Lieber wollte ich, daß die Leute ſprächen, es habe nie einen Mann wie Plutarch gegeben, als wenn ſie von mir ſagten, was die Dichter vom Gott Saturn erzählen, er habe ſeine neugebohrnen

*) Das Gedränge der neuern Schriftſtellerey erlaubt, zwar kaum ein Andenken an die Werke der Vorfahren. Aber die gehaltvollen Schriften des großen Bakon verdienen noch immer vor vielen andern unſere Aufmerkſamkeit. Man liefert hier ſeine Gedanken über einen Gegenſtand, der vielleicht ſein Intereſſe noch nicht verloren hat, und der belehrende Inhalt muß hoffentlich um ſo mehr von nützlichem Einfluß ſeyn, da das bekannte fromme Glaubensbekenntniß ſeines Verfaſſers ihn von allem Verdachte der Ketzerey frey ſpricht. (M. S. Bac. Operum P. VI. edit. Sat.)

Kinder aufgefreſſen.“ So wie aber ein ſchimpflicher Aberglaube ein ſchwereres Vergehen gegen die Gottheit iſt, ſo iſt auch mehr Gefahr von ihm zu befürchten als vom Unglauben. Der Atheismus ſelbſt verſchmäht nicht alle Gebote der Vernunft, noch die Filoſofie, noch die natürlichen Gefühle, noch die Geſetze und den Wunſch eines guten Rufs; mithin kann er, auch beym Mangel aller Religion, doch zu einer äußerlichen moraliſchen Aufführung geneigt machen. Der Aberglaube hingegen verwirft nicht nur das Alles, ſondern er übt auch eine unumſchränkte Herrſchaft über das menſchliche Gemüth aus. Der Atheismus erweckt höchſt ſelten Unruhen im Staate, denn er macht die Menſchen vorſichtig und für ihre Sicherheit beſorgt; daher wir auch gerade ſolche Zeiten die ihm günſtig waren, wie unter dem Kaiſer Auguſt, ſehr ruhig ſehen. Der Aberglaube hat Königreichen und Republiken den Untergang gebracht; er führt eine neue Triebfeder der Dinge ein, die alle Federn der Regierung lähmt. Das Volk iſt Lehrer des Aberglaubens, und bey jeder Art deſſelben laſſen ſich die Weiſen von den Thoren hinreißen; vermöge einer verkehrten Ordnung weichen Vernunftſchlüſſe dem Schlendrian. Auf dem Konzilium zu Trient machten einige Prälaten der überwiegenden ſcholaſtiſchen Parthey der Theologen den wichtigen Vorwurf: daß ihnen die Scholaſtiker vorkämen wie die Aſtronomen, die ſich allerley eccentriſche und epicykliſche Kreiſe der Weltkugel erdächten, um die Fä-

nomene darnach zu erklären, ob ſie gleich wüßten, das nicht das mindeſte dergleichen wirklich vorhanden ſey. Eben ſo hätten ſie viele ſpitzfindige und verwickelte Sätze erfunden, um damit die Praxis der Kirche zu retten.

Die Urſachen des Aberglaubens ſind: angenehme und ſinnliche Feierlichkeiten und Gebräuche; ein übertriebener Schein von fariſäiſcher Unſträflichkeit; eine der Kirche nachtheilige und unbegrenzte Achtung für Tradizionen; Kunſtgriffe der Prälaten, deren ſie ſich zu Befriedigung ihres Ehrgeitzes oder ihrer Habſucht bedienen; eine ſchwachſinnige Anwendung menſchlicher Beyſpiele auf göttliche Dinge, woraus natürlich eine ſeltſame Vermiſchung fantaſtiſcher Ideen entſteht;; endlich rohe Zeiten voll Verwirrung und allgemeiner Noth. Man nehme dem Aberglauben ſeinen Schleier, und man wird über ſeine Häßlichkeit erſtaunen. Und wie die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen ſeine Häßlichkeit ſichtbarer macht, ſo ſtellt die Nachäffung der Religion durch den Aberglauben ſeine Ungeſtalkheit erſt recht bloß. Die geſundeſten Speiſen können durch Würmer verderbt werden, und eben ſo gehen die vernünftigſten Gebräuche und die beſten Formeln in die kleinlichſten und in ganz überflüßige Obſervanzen über. Oft kann ſelbſt bey der Vermeidung des Aberglaubens, Aberglaube zum Grunde liegen, wenn man glaubt blos darum den beſten und geradeſten Weg gefunden zu haben, weil er

am weiteſten von den vorigen Gebräuchen des Aberglaubens abweicht. Man muß alſo bey der Läuterung der Religion ſehr auf der Hut ſeyn, damit man, gleichwie bey der Reinigung des Körpers, ja nicht die geſunden Theile mit den verderbten zugleich fortſchaffe. Leider pflegt dieſes gemeiniglich zu geſchehen, wo die Reformazion verſpätet wird, und alsdann von den untern Ständen im Volke ausgeht.

E. W. A.

III.

Pindars Weihe.

Zärtlich koſt Aedon mit dem Gatten
Bey der Frühlingshoren Wiederkehr;
Länger dehnen ſich Cithärons Schatten,
Und der Tagsgott ſehnt ſich nach dem Meer.
Thebens Sänger, wandle froh, den Thoren
Deiner mütterlichen Stadt entflohn.
Ahnſt du, von den Himmliſchen erkohren,
Nicht der Weihe heil'ge Stunde ſchon?

Noch verborgen blühete der Knabe,
Nur der Seinen engem Kreiſe werth,

Eine

Eine Knoſpe, von Aurorens Gabe
Und dem Strahl des Lenzes mild genährt.
Still entfaltet an dem Roſenſtecke
Sich ihr Purpur. Pilger wiſſen nicht,
Daß für des geliebten Jägers Locke
Bald ſie Anadyomene bricht.

Wohl geleitete von Piſa's Fluren
Seine Zitter noch kein Siegsgeſpann;
In dem Heiligthum der Dioſkuren
Hob er nimmer Seelen himmelan.
Doch den Knaben rief von Ball und Bogen
Oft, wann Eos glänzte, die Natur,
Oft, wann müde zu des Weſtmeers Wogen
Helios, der Goldgelockte, fuhr.

Ihn empfängt ein Lorbeerhain, wo leiſe
Murmelnd Dirce durch Violen irrt,
Bienen ſummen und in holder Weiſe
Ihre Klage Progne's Schweſter girrt.
Müde ruht er bey dem Schlummerliede
An der Silberfluth. In Träumen ſchwebt
Seine Seele, wo der Pramide
Den Erzeugten zu den Göttern hebt.

Plötzlich rauſcht es in den Lorbeerzweigen;
Die Najade fliegt in raſchem Tanz;
Roſen, jäh der Erd' entblühend, ſteigen,
Und den Hain durchſtrahlt ein Purpurglanz.

Und aus fliehendem Gewölk erheben,
Wunder! Mnemosynens Töchter sich.
In verschlungnem Reigentanz umschweben
Lächelnd sie, geliebter Jünger, dich.

Huldige dem Heiligthume,
Uns geweiht, mit reinem Sinn!
Fördre Schatten, Frucht und Blume
Zu der Sterblichen Gewinn,
Bis umsäuselt von Platanen,
Wo die Rosen ewig blühn
Und der Tag nicht sinkt, die Manen,
Durch dein Saitenspiel erglühn.

Chor. Nimm den Trank, den Aganippe
Dir bewahrte! Segnend weihn
Wir, o Pflegling, deine Lippe
Zu dem Dienst Apollons ein.

In die Nacht der Vorzeit schwinge
Muthig deines Geistes Flug;
Ihre Heldenschaar entringe
Glorreich sich dem Aschenkrug.
An dem Felsen wimmernd lehre
Tantalus die Götter scheun;
Deinem frohen Blick verkläre
Sich der Sel'gen Friedenshain.

Chor. Nimm den Trank ꝛc.

Mit entflammter Andacht falle,
Horchend deinem Feierton,
In Kronions Tempelhalle
Deines Vaterlandes Sohn.
Dein beſeeltes Lied entzücke
Mit Aglaja's Reizen ihn,
Daß nicht ſtrafend ihre Blicke
Seinen Chierbecher ſlichn.

Chor. Nimm den Trank ꝛc.

Aufgeregt durch deine Zitter,
Flieg er, gleichend dem Orkan,
Mit den Roſſen aus dem Gitter
Durch den Staub der Heldenbahn.
Kühl' ihm mit des Hymnus Flügeln
Seine Stirn, des Oehlzweigs werth,
Wann er zu der Heimath Hügeln,
In den Arm der Liebe kehrt!

Chor. Nimm den Trank ꝛc.

Golden ſpinne deinen Faden
An der Spindel Klotho's Hand;
An Elyſiums Geſtaden
Lohn' dir ſegnend Rhadamanth.
Wüthet durch Kadmea's Mitte
Einſt der Sieger ſchauervoll,
Schonet, ruft er, ſchont der Hütte,
Wo die fromme Lyra ſcholl!

Chor. Nimm den Trank ꝛc.

Alſo weihete mit holden Gaben
Den Entzückten dort der Muſen Chor,
Und erhob ſich von der Bruſt des Knaben
Zu der Heimath des Olymp empor.
Lange ſtaunt dem himmliſchen Geſichte
Pindar nach. Sein Auge ſchimmert hell,
Wie beglänzet von Selenens Lichte,
Arethuſa, dein kryſtallner Quell.

Heimwärts von des Haines Blumenmatten
Eilt er, ſeliger Gefühle voll.
Segnen Pilger ſo Dodona's Schatten,
Wo der Gottheit milder Ruf erſcholl?
Bald empfängt der Kaſtaliden Garten
Seines Herzens fromme Huldigung.
Werth der Weihe, glüht er, ſein zu warten
Zu der himmliſchen Verherrlichung.

Kühn, umſonſt verſpottet von dem Volke,
Das an trüben Tümpfen krächzend irrt,
Hebt er ſich, wie über Ida's Wolke
Zu der Sternenbahn der Adler ſchwirrt.
An des Donnerers beflammter Rechte
Hört er ſich von Himmliſchen begrüßt;
Nicht zu dunkel ſchauern ihm die Nächte
Wo die Schaar der Danaiden büßt.

Oft noch ſahn mit ſeinem Saitenſpiele
Wandrer nach Olympiaden ihn,
Feiernd in des Lorbeerhaines Kühle,

Wo der Pierinnen Chor erſchien.
Sucht Filemon nicht mit mattem Schritte
Dankbar gern den Raſenſitz, wo ſie,
Die geliebte Freundin ſeiner Hütte,
Lächelnd ihm den erſten Kuß verlieh?

Freudentheil.

IV.

Des Kanzlers Krell Richtſchwerd.

Religioni eſt propria iuſtitia.

Lactantius de ira Dei, c. 7.

Unter dieſem Nahmen zeigte man noch im vorigen Jahr auf der Rüſtkammer zu Dresden ein altes Inſtrument der Kriminal-Juſtiz vor, bey deſſen Anblick ſich eine Wolke über mein Gemüth zog, und mancherley ernſthafte Betrachtungen in mir rege wurden.

Einſt war es das drohende Denkmal *) des triumfirenden Verfolgungsgeiſtes; jetzt iſt es (hoffentlich) das ſtumme Warnezeichen gegen die Verirrung blinder Leidenſchaften, und ſeine Abbildung ſollte billig in allen Verſammlungsſälen der oberſten

*) Es führt die Aufſchrift: Caue Calviniane!

andere ſchliefen, in den angenehmen Haynen, die den Tempel umgeben, mit meinen Gedanken und dem Bilde meiner Unbekannten zu durchwachen. In einer dieſer Nächte begegnete es, daß ich von ungefehr in eine Gegend des Hayns verirrte, welche das Anſehen einer Wildniß, aber der anmuthigſten, die man ſich nur einbilden kann, hatte. Mitten darinn ließ das Gebüſche, welches in labyrinthiſchen Krümmungen mit hohen Cypreſſen und vielen ſelbſt gewachſenen Lauben abgeſezt, ſich um ſich ſelbſt herumwand, einen offnen Plaz, der mit einem halben Circul von wilden Lorbeer-Bäumen, von denen ſich immer eine Reihe über die andere erhub, eingefaßt, auf der andern Seite aber nur mit niedrigem Myrthen-Geſträuch und Roſen-Heken leicht umkränzt war. Mitten darinn lagen einige Nymphen von weiſſem Marmor, von überhangendem Roſen-Geſträuche beſchattet, welche auf ihren Urnen zu ſchlafen ſchienen, indeß ſich aus jeder Urne eine Quelle in ein geraumiges Beken von poliertem ſchwarzem Granit-Marmor ergoß, worinn die Frauens-Perſonen, welche unter dem Schuz des delphiſchen Apollo ſtuhnden, ſich im Sommer zu baden pflegten. Dieſer Ort war (einer alten Sage nach) der Diana heilig; und kein männlicher Fuß durfte, bey Strafe, ſich den Zorn dieſer unerbittlichen Göttin zu zuziehen, ſich unterſtehen, ihrem geheiligten Ruhe-Plaz nahe zu kommen. Vermuthlich machte die Göttin eine Ausnahme zu Gunſten eines unſchuldigen Schwärmers, der (ohne den mindeſten Vorſaz, ihre Ruhe zu ſtören, und ohne ein-

obersten Kirchenregiments der protestantischen Länder zu finden seyn, um uns durch den Kontrast die Ehre und das Glück des jetzt herrschenden ächt evangelischen Duldungsgeistes recht anschaulich zu machen. Wie ändert doch die Zeit unsere Einsichten, und mit den Einsichten unser Urtheil und Betragen! Im Jahr 1601 glaubte man den Evangelisch-Lutherischen Gott mit dem Blute des für Evangelisch-Kalvinisch gehaltenen Kanzlers zu versöhnen, und es wäre ein Verbrechen der beleidigten Geistlichen Majestät gewesen, in die Gerechtigkeit dieses Justizakts den leisesten Zweifel zu setzen: hingegen jetzt darf selbst in dem Lande, wo das blutige Schauspiel gegeben wurde, zur Ehre der dasigen Censur, ein Buch erscheinen, das uns diese Hinrichtung als eine gewaltthätige Handlung darstellt, und die Sünden der Justiz, die ihre Formeln zu der Sache lieh, auffallend beurkundet. *) Indessen scheint es doch, beym veränderten Cours der Meinungen, als wenn die Menge mehr von dem Ansehn der Hellerdenkenden mit fortgerissen, als durch das Licht der aufgehenden Wahrheit, das freilich zuerst die Höhen bestralt, innig überzeugt würde; es ist, als ob gewisse Klassen oder Stände über einige über den Kreis ihrer Einsichten hinaus

*) Dies Buch ist im vor. J. bey S. Linke zu Leipzig unter dem Titel: Leben, Schicksal und Ende des D. Nicolaus Krell, ehemal. Geh. Raths und Canzlers am Kurf. S. Hofe, erschienen, und mit mehrern Urkunden versehen.

hinaus liegende Gegenſtände lieber die Form ihrer Aeuſſerungen als ihre Geſinnung änderten, und daß viele gleichgültiger gegen den vorigen Irrthum, als empfänglich für die neue Wahrheit würden. Daher möchte es auch in unſern auf den (eben ſo angemaßten als verdächtig gewordenen) Nahmen der Aufklärung ſtolzen Zeiten noch verdienſtlich ſeyn, dem großen Publikum ſolche Ereigniſſe fleißig unter die Augen zu ſtellen, und durch das warnende Urtheil, das die furchtloſe Richterin der Könige und Völker, die Geſchichte, ausſpricht, das Gewiſſen aller Obrigkeiten zu ſchärfen, von deren Winke der bürgerliche und phyſiſche Tod ihrer Unterthanen abhängig iſt.

Bisher wußte man von der räthſelhaften Krelliſchen Sache nicht viel mehr als was die von Vorurtheil und Publizitätsſcheue *) befangenen Schriftſteller der Gegenparthey aufgezeichnet und einander treuherzig nachgeſchrieben hatten. Nun liefert der Verfaſſer der oben gedachten Schrift eine ganz neue Darſtellung der Begebenheit, aus Krells Original-Handſchriften und aus dem nachgelaſſenen Protokoll eines Augenzeugen gezogen, wovon man dem denkenden Leſer einen kurzen Bericht, nebſt einigen Bemerkungen, liefern will.

Doktor Nikolaus Krell wurde in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, alſo noch in den erſtern Bewegungen der Reformazion, zu Leipzig

*) ad modum: Waſſerſcheue, nach Schlözer.

zig gebohren, wo ſein Vater Profeſſor und Prokonſul war, und ihn durch ſeinen frühen Tod zur Wayſe machte. Er erwarb ſich aber durch ſeinen Fleiß ſchon als Jüngling die akademiſchen Würden, und zeigte ſich durch die Bloßſtellung der damals üblichen ſcholaſtiſchen Filoſofie in ſeinen Vorleſungen als Selbſtdenker. Der allgemeine Ruf ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit machte ihn dem Kurfürſten August bekannt, der ihn zum Rath ſeines Kurprinzen berief und 1580 zu ſeinen eignem Hof- und Juſtizrath ernannte, welches nach der damaligen Verfaſſung eine wichtige Stelle war. Im Jahr 1586 kam der Kurprinz, Chriſtian I. zur Regierung und entwickelte gleich Anfangs treffliche Fähigkeiten. Aber ſeine Geſinnung in der Religion und ſein früher Tod ward nachmals Urſache zu Krells Unglück. Der neue Kurfürſt war nemlich den Lehrſätzen der Reformirten geneigt, die er vielleicht aus dem perſönlichen Umgang mit ſeinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Caſimir von Lautern, genauer kennen lerute. Dazu kam ſein fleißiges Bibelleſen, (damals für Layen durch Neuheit der Sache höchſt anziehend), wobey er die Abweichung der Kirche von den Ausdrücken der Bibel faſt ängſtlich verglich, und alles verabſcheute, was ehemals in die chriſtl. Religion hineingedrängt worden war. Es entſtand alſo in ſeiner Seele der Wunſch das Chriſtenthum in ſeiner wahren Geſtalt wieder einzuführen, und in dieſer Geſinnung mochte wohl D. Krell mit ihm übereinſtimmen. Dieſer wurde 1589 Kanzler,

aber

aber die Urkunde ſeiner Beſtallung zeigt uns, daß er ſchon damals wegen ſeiner Religionsmeinungen verfolgt wurde, weil ihm der Kurfürſt darinn ſeine demſelben übergebene Konfeſſion, ſo zu ſagen garantiert, und ihn wider alle Unbilligkeiten und Beſchwerden zu ſchützen verſpricht. Er wußte Krells Einſichten zu ſchätzen und bediente ſich ſeiner wahrſcheinlich in allen wichtigen Angelegenheiten. Arnold *) ſchildert Krelln „als einen ehrlichen, „wahrheitliebenden und im Dienſt ſeines Fürſten „überaus thätigen Mann, der dem Intereſſe ſeines „Herrn die Gunſt der vornehmen Höflinge und ſeinen eignen Vortheil aufopferte; der Jedermann „freundlich anhörte, und den nichts mehr aufbringen konnte, als entdeckte Ungerechtigkeit, den „aber ſein lebhaftes Temperament oft zu übertriebener Hitze verleitete.“

Schon ein ſolcher Karakter auf einem hohen Poſten muß Feinde erwecken; nimmt man hierzu, außer dem Zorn der über ſeinen Einfluß ungnädigen Kurfürſtin, daß der Mann ohne Geburt die Gerechtſame des Adels, beſonders die Jagdgerechtigkeit, hie und da einzuſchränken ſuchte, daß er ſich unterſtand zuweilen eine andere Meinung als die Geiſtlichkeit zu haben und des Kurfürſten Religionsbefehle zu befolgen, ſo haben wir den Schlüſſel zu ſeiner Verfolgung. Im Jahr 1591 erging

*) Kirchen- und Ketzerhiſtorie. Part. II.

erging der bekannte Oberkonsistorial-Befehl ins Land, wodurch der Gebrauch des Exorzismus, das heißt die Austreibung des Teufels, bey der Taufe verboten und den widerspenstigen Pfarrern die Dienstentlassung angedrohet wurde, welchem Befehl ein großer Theil der frommen Seelenhirten durch die Aufhetzung ihrer Gemeinden entgegen arbeitete. Auch das Beispiel des Kurfürsten, der seine Prinzessin (Dorothea) ohne Exorzismus taufen ließ, konnte keine Folgsamkeit bewirken. Dieser edle Fürst starb im Herbst des nehmlichen Jahres, und mit ihm ging Krells Sonne unter. Auf Befehl des Herzogs Friedrich Wilhelm, Administrators der Kursachsen, wurde der Kanzler den Tag vor dem Kurstfürstlichen Leichenbegängniß, nebst seinen beiden Sekretären, zu Arrest und hernach auf die Vestung Königstein gebracht, seine sämmtlichen Papiere aber weggenommen. Nur Etliche von der Landschaft hatten bey dem Herzog darum angesucht, der auf dem Landtag zu Torgau erklärte, daß er wider die Gefangenen, die man vielmehr hören müßte, nicht ex officio verfahren lassen würde, und daher die Anklage der Landschafft erwarte. Die Stände waren über diesen Vorschritt so wenig einstimmig, daß mehrere, selbst aus dem Adel, eine Beleidigung des verstorbnen Kurfürsten und einen falschen Argwohn gegen die Selbstständigkeit seiner Regierung darinn fanden. Aber der Geist, der diese Parthey beseelte, läßt sich so leicht nicht irre machen,

und

und vielleicht ſchadete Krelln ſogar das gute Zeugniß des verſtorbenen Kurfürſten noch mehr, der ihn in ſeinem letzten Willen ſeinen Kindern als Vormund mit zugeordnet und dieſe an ihn als ihren zweiten Vater gewieſen hatte. Man bot alles auf, um die Einwilligung der Landſchafft zur Klage, und ſodann um Klagpunkte und Beweiſe aufzubringen. Man vereinigte ſich (alſo die Parthey!), daß der ſummariſche Prozeß gegen ihn Statt haben ſollte, und ging vor deſſen Anfang ſchon auf Krells Hinrichtung um, wie man mit Erſtaunen aus des Rechtsgelehrten Heigius Bedenken über die entworfenen Klagpunkte erſieht. Dieſes Bedenken iſt merkwürdig, weil es durch die Aeußerung, „daß Niemand wegen eines Religionsverbrechens am Leben geſtraft werden könne," dem Verfaſſer Ehre macht, und zugleich deutliche Spuren von der Richtigkeit der Krellſchen Anklage enthält. Krells Arreſt dauerte ſchon drey Jahre, als ſeine Widerſacher noch über die Formalien des Prozeſſes nicht einig waren. Endlich bewirkten die von ſeiner Gattin erlangten Monitorien des Reichs-Kammergerichts, daß man näher zur Sache ſchritt, zugleich aber dieſer die Erfüllung ihrer Pflicht künftig durch ihre Verhaftung zu verwehren beſorgt war; ſo wie man nun auch wider eine willkührliche Abänderung des Prozeſſes vornahm.

Der Rath zu Leipzig genießt des Ruhms, daß er ſich (im Jahr 1597) von dem Beytritt zur Kla-

ge mittelſt eines gründlich abgefaßten Schreibens, gänzlich losſagte, worüber man aber ein Exempel an den Leipzigern zu ſtatuiren drohte. Die Ritterſchaft hielt auch ihr Ehrenwort, indem der Verfaſſer des Schreibens, D. Schubert, um ſeine Senatorswürde kam und in eine Strafe von 4000 Rthlr. fiel.

Endlich mußte ſich der Kanzler, ungeachtet aller Weigerung, auf die ſehr verfänglich geſtellten Artikel ohne Bedenkzeit mündlich vernehmen laſſen, und Anfangs ging man ſo weit, daß man ihm nur Ja und Nein zu antworten geſtatten wollte. Das Protokoll iſt höchſtmerkwürdig, weil es die Dürftigkeit der meiſten Beſchwerden, und die Klugheit und Richtigkeit der Antworten des Gefangenen ins Licht ſtellt, auch manchen Vorfall der damaligen Zeit hiſtoriſch aufklärt. Alle Beſchuldigungen liefen auf Verbreitung des Krypto-Kalvinismus, *) Verfolgung der lutheriſchen Geiſtlichkeit, Verleitung des Kurfürſten zur franzöſiſchen Hülfsexpedizion, **) zu den Religions- und etlichen weltlichen Händeln hinaus. Krell leugnete das Meiſte, gab öfters befriedigende Aufſchlüſſe, berief ſich auf den Willen des Kurfürſten, auf die Akten, ſchrift-

*) So nannte man damals die vorgeblich beabſichtigte heimliche Einführung der reformirten Religion.

**) Dieſer ſchickte nehmlich Heinrich dem IV. nachher König von Frankreich, als Oberhaupt der Hugenotten, Truppen zu Hülfe.

ſchriftlichen Befehle und Zeugen. Man findet nicht, daß darauf Rückſicht genommen wurde; aber die Beweiſe wider ihn wurden ihm nicht mitgetheilt, keine Vertheidigung zugelaſſen, ſondern ein Informat von dem Kaiſerlichen Hofgericht zu Prag eingeholt, das ihm den Kopf abſprach und, unter des Adminiſtrators Nahmen, Krelln als ein förmliches Urtheil publicirt wurde, als eben Kurfürſt Chriſtian der II die Regierung antreten wollte. Man hörte nicht auf des Gefangnen Läuterung des Urtheils. Er wurde am 6ten Oktober 1601 nach Dresden gebracht; dem Rath befahl man die Schöppenbank zu beſtellen, bey dem Halsgericht ſich nicht an Krells Einwendungen zu kehren und ihn nichts vorbringen zu laſſen. Am 9ten Oktober wurde Krell durch drey Soldaten vor das hochnothpeinliche Halsgericht getragen, wo er während dem Vorleſen des Urtheils etliche mal drein ſprach und erſt gehört zu werden verlangte. Aber ſtatt deſſen brach der Richter mitten im Vorleſen ſchon den Stab. Vergebens ſprach Krell gründlich wider die Unrechtmäßigkeit dieſes ganzen Verfahrens, vergebens berief er ſich auf ſeine Unſchuld; Richter und Schöppen ſtanden von ihren Sitzen auf, warfen die Bänke um, und der Volkshaufen wich mit Geräuſch zurück. Man trug ihn zur Blutbühne; er betete mit vieler Andacht und lauter Stimme, und eine Menge Zuſchauer beweinten ſein Schickſal. Die verwittwete Kurfürſtin mit einigen Hofdamen wartete ſeiner auf der Gallerie des neuen

Stallgebäudes, vor welchem auf ihrem Befehl das Gerüſt aufgebaut werden mußte, das vorher etwas entfernter aufgerichtet worden war. Bey Anblick deſſelben fiel Krell in Ohnmacht, und als er wieder zu ſich gebracht war, bat er alle um Verzeihung, die er etwa in ſeinem Leben beleidigt hätte; er betete für den Kaiſer und Kurfürſten, wie auch für ſeine Feinde, und ſchloß mit den Worten: „Herr Gott der du mich erſchaffen! Herr Gott „Sohn der du mich erlöſet! Herr Gott heiliger „Geiſt der du mich geheiliget haſt, heute übergebe ich „dir wiederum das Pfand welches du mir bisher „geliehen haſt.“ Der Nachrichter zückte endlich das Schwert und — der Kopf fiel. Die unwürdigen Scherze des Nachrichters über den Entſeelten übergehe ich; aber zu merken iſt, daß ſich der Pfarrer Nicolaus Blume durch die gedruckte zelotiſche Leichenpredigt ſelbſt ein bleibendes Schimpfmal ſtiftete. Der Prozeß hat auf 117,992 Mßn. Gülden gekoſtet, und die wahre Religion wurde ganz wieder hergeſtellt, ſo wie ſie äußerlich noch jetzt in Sachſen gilt, und der Exorcismus feyerte, wie Böhmer ſagt, einen blutigen Triumf.

* * *

Der dieſem Aufſatz vorſtehende Spruch des heiligen Kirchenvaters, der unter dem Beynahmen des chriſtlichen Cicero bekannt war, enthält eine ewige Wahrheit und iſt der Maaßſtab der Beurtheilung für dieſen und tauſend ähnliche Fälle, welche die

die alte und neue Kirchengeſchichte der Nachwelt zum Beſten giebt. Gerechtigkeit gehört zum Weſen der Religion; ein geiſtliches Gericht vorzüglich iſt, wie der Pabſt Innocenz III ſagt, Weiſen und Thoren Gerechtigkeit ſchuldig, und die Prieſter ſollten reines Glanzes ſeyn, wie die Federn einer ſilbernen Taube, von keinem Flecken verunſtaltet.

Aber in unſerer Geſchichte ſcheinen andere Grundſätze geherrſcht zu haben, ungefähr in dem Geiſte der Jünger des Herrn *), die auf die Ungläubigen Samaritaner etwas Feuer vom Himmel regnen laſſen wollten.

Nach dem eignen Geſtändniß der Ritterſchaft in einem Schreiben an den Herzog Adminiſtrator war Krell nicht wegen der franzöſiſchen Expedizion, ſondern blos wegen Verwüſtung der Religion arretiert worden. Und worinn beſtand denn dieſe? In der heimlichen Einführung des Kalvinismus, ſagt man. Und womit bewies man dieſes? Mit der Abſchaffung des Exorzismus. Welches Verbrechen! Welcher Beweis!

Es iſt auffallend, daß ſich faſt um dieſelbe Zeit **) der Graf Georg Ernſt von Henneberg den Ruhm erwarb, dieſe Reliquie der Finſterniß voriger Zeiten (wie ſie der Geſchichtſchreiber nennt) abgeſchaft

*) Lucae 9. v. 54.

**) a. 1582.

mal zu wiſſen, wohin er kam,) ſich hieher verirrt hatte. Denn anſtatt mich ihren Zorn empfinden zu laſſen, begünſtigte ſie mich vielmehr mit einer Erſcheinung, welche mir angenehmer war, als wenn ſie ſelbſt, mich zu ihrem Endymion zu machen, zu mir herabgeſtiegen wäre. Weil ich in eben dem Augenblik, da ich dieſe Erſcheinung hatte, den Ort, wo ich mich befand, für denjenigen erkannte, der mir öfters, um ihn deſto gewiſſer vermeiden zu können, beſchrieben worden war; ſo war würklich mein erſter Gedanke, daß es die Göttin ſey, welche, von der Jagd ermüdet, unter ihren Nymphen ſchlummere. Von einem heiligen Schauer erſchüttert, wollte ich ſchon den Fuß zurükziehn; als ich beym Glanz des ſeitwerts einfallenden Mond Lichts gewahr wurde, daß es meine Unbekannte war. Ich will es nicht verſuchen, zu beſchreiben wie mir in dieſem Augenblike zu Muthe war; es war einer von denen, an welche ich mich nur erinnern darf, um zu glauben, daß ein Weſen, welches einer ſolchen Wonne fähig iſt, zu nichts geringers als zu der Wonne der Götter beſtimmt ſeyn könne. Izt konnt' ich natürlicher Weiſe nicht mehr denken, mich unbemerkt zurükzuziehen; meine einzige Sorge war, die liebenswürdige Einſame zu einer Zeit und an einem Orte, wo ſie keinen Zeugen, am allerwenigſten einen männlichen vermuthen konnte, durch keine plözliche Ueberraſchung zu erſchreken. Die Stellung, worinn ſie an eine der marmornen Nymphen angelegt lag, gab zu erkennen, daß ſie ſtaunte; ich betrachtete ſie eine geraume Weile, ohne

daß

zu haben, ohne daß bis jetzt eine Spur des Kalvinismus in dieſen Landen zu finden iſt. Um dieſes aus dem 4ten Jahrhundert ſtammenden Gebrauchs willen, *) mußte ein wackerer Mann ſein Leben verbluten, um eines Gebrauchs willen, den andere einſichtsvolle Regenten älterer und neuerer Zeiten abſchafften und neuere Kirchenrechtslehrer eine unvernünftige, unwürdige und fürchterliche Ceremonie nennen **), und die ſelbſt der fromme Spener ſchon hart fand. Geſetzt aber, die angeſchuldigte Begünſtigung des Kalvinismus habe Grund, ſo war dieſes kein, am wenigſten ein des Todes würdiges Verbrechen, oder es lag wahrſcheinlich nur im Rahmen. Denn manchem geläuterten Satze dieſes ſogenannten Kalvinismus geben gewiß ietzt alle denkenden Sachſen ſelbſt Beifall.

Krell leugnete beſtändig in Religionsſachen gebraucht worden zu ſeyn; er war überdies durch die Beyſtimmung und Befehle ſeines Fürſten gedeckt, und es war eine frevelhafte Beleidigung ſeines Andenkens, daß man ihn als einen von Krellin irre geführten Regenten ausgab. Schon als Kurprinz zeigte er Selbſtſtändigkeit und Denkkraft, indem er die von ſeinem Vater mit erſtaunlichem

*) ritus non puioris ſed corruptae eccleſiae, ſagt der gelehrte Böhmer. J. E. P. T. III. p. 841.

**) Schnaubert K. R. p. 185.

chem Aufwand zu Stande gebrachte sogenannte Formula concordiae (von andern concordia discors genannt) durchaus nicht unterschrieb und anerkannte; und eben seiner Einsichten wegen wurde er als Kurprinz Präsident des Geheimen-Raths.

Wenn aber auch die größten Verbrechen auf des Kanzlers Gewissen gelastet hätten, so war doch das wider ihn angestellte Prozeßverfahren vom Anfang bis zum Ende höchst ungerecht, empörend und gewaltsam, und wehe dem Lande, wo ein solcher Geist des Verfahrens herrschend würde! Selbst der Verfasser des Leipziger Rathsschreibens gab zu verstehen, daß der Inquisizions-Prozeß den Ständen so wenig zieme, als Ankläger und Richter zugleich zu machen.

Was ist nun übrig von diesem Toben, nachdem die Zeit das Blendwerk der Affekten zerstört und der Vernunft Raum zur Besinnung gelassen hat? Reue und Leid der Nachwelt, Schaam der Gegenparthey und Trauer der Gerechtigkeit um ihren entehrten Nahmen. Möchten uns solche Beispiele, wo nicht besser, doch klüger machen. Jene Zeiten hatten doch das für sich, daß es jeder Parthey Ernst um ihre Sache war; aber heut zu Tage, wenn solche Fälle noch denkbar wären, möchte es der Heuchelei nahe kommen und die Religion nur Vorwand höchstens ein brauchbares Instrument werden, hinter das sich eigennützige Politik und kleinliche Staatsfurchtsamkeit zu verstecken suchte.

Laßt uns daher Alle, die wir nach des tugendhaften Kaisers *) Spruch durch Vernunft mit einander verwandt sind, dahin streben: daß wir von unserm Lebenswandel der Welt, aber von unserm Glauben blos dem Himmel Rechenschaft ablegen. **)

E. W. Ackermann.

V.

Der Schafmann und das Schaf.

Mit Wölfen macht' ich keinen Frieden!
Sie halten keinen! sie ermüden,
Und neuer Krieg ist da, sobald
Kraft und Gewalt
In ihren Knochen wieder ist. Sie wüten
Dann ärger als zuvor, befehlen und verbieten
Was Unausstehliches! Dann ist der neue Krieg!
Wir müssen einen großen Sieg
Erfechten, müssen Sie bezwingen;
In Nichts verwandeln müssen wir,

*) Marcus Aurelius.

**) So sagt der Vertheidiger der christlichen Religion, Hugo Grotius irgendwo: Vitam terris approbet, Fidem coelo.

All' ihre fräßige Begier
In unſre Heerden einzudringen!
Sie müſſen Frieden auf den Knien
Erflehn von uns; wir müſſen ihn
Nicht geben, bis ſie matt und müde,
Nach dir verlangen, edler Friede,
Du ſeligmachender, nach dir!
So' bieder, und ſo gut, wie wir!
Sprach Hans der Schafmann zu dem Schafe,
Das ihn um Rath zu fragen kam,
Und das den Krieg für eine Strafe
Der hocherzürnten Götter nahm!

Nicht doch! ſprach Hans, der Wolf iſt Knecht
Von Leidenſchaft, hat Luſt zu kriegen,
Und Furcht vor ihm hilft ihm zu Siegen!

Hans dünkt mich, hatte Recht! *)

Gleim.

*) Das dünkt mich auch, ſo ſehr ich den Frieden mit Menſchen liebe.

IV.

Der

VI.

Der gute Bürger

oder

das war doch keine Lüge, wenn's auch so aussah?

Friedrich Richter war Bürger einer freyen Stadt des heiligen Römischen Reichs; nur ein gemeiner Bürger — was man nun gewöhnlich so zu nennen pflegt — aber es könnte nicht fehlen, wir müßten bald ein heiliges teutsches Reich haben, wenn nur die Hälfte der Bürger jeder teutschen Stadt so brav wäre wie Friedrich Richter. Durch einen günstigen Zufall besaß die Schule seiner Vaterstadt einen Mann, mit welchem die Herrn Eforen nicht sehr zufrieden waren, weil seine Schüler — die künftigen Gerber, Strumpfwirker, Schuhmacher ꝛc. — gar zu wenige Fortschritte in der Latinität machten; der sie aber ganz im Stillen so manches andre lehrte, wovon sie einmal im thätigen Leben Gebrauch machen konnten, und sie vorzüglich im eignen Nachdenken so zu üben, und dabey die Gebote der Vernunft ihrem Herzen so nahe zu bringen wußte, daß viele unter ihnen den Mann noch spät in seiner Gruft dafür segneten — oder doch zu segnen Ursach hatten.

Der

Der Knabe Friedrich Richter hatte das Glück, von dieſem verkannten Wohlthäter der Jugend vorzüglich geliebt zu werden, und auf eine längere Zeit, als es nach der Schulordnung gebräuchlich war, ſeinen Unterricht zu genießen. Mit fähigem Kopfe und gutem Herzen verdiente er dieß Glück, erkannte und benutzte es. Noch nach geendigten Schuljahren, da er ſchon das Handwerk ſeines Vaters erlernte, machte er mit Freuden von der Erlaubniß, die ihm ſein gütiger Lehrer ertheilte, Gebrauch, brachte manche lehrreiche Abendſtunde in Geſellſchaft des ſtillen Weiſen zu, und empfing mehr Licht und Feſtigkeit im Guten. Die Zeit ſeiner Wanderjahre nahete heran, und auch über deren Anwendung gab ihm der erfahrne Lehrer — der ſelbſt ein halbes Jahr mit einem jungen Grafen auf Reiſen geweſen war und ſich dieſer Zeit oft mit der lebhafteſten Freude erinnerte — heilſamen Unterricht, der auf fruchtbaren Boden fiel; ſo daß er nun mit dem Nutzen reiſete, mit welchem einſt die Bewohner Mildheims reiſen werden — wenn einmal einer unſerer Fürſten den ernſtlichen Wunſch haben wird, das Beckeriſche Mildheim *) in der Wirklichkeit darzuſtellen.

Richter

*) Siehe Noth und Hülfsbüchlein 2ter Theil. — Daß es in der Wirklichkeit dargeſtellt werden könne — ich würde den armen Mann bedauern, der den Glauben an Menſchengüte und Tugend, und ſelbſt den

Glauben

Richter kam nach drey Jahren, gesund an Geist und Körper, viel verständiger als ein großer Theil der Musensöhne von ihren gelehrten Schulen, von seinen Reisen zurück, und ward Bürger und Meister in seiner Vaterstadt; wo er zum Anfange seines kleinen Gewerkes von guten Freunden borgen mußte, aber durch Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung und durch die erworbene Fertigkeit, über alles was er machte nachzudenken, ob es sich nicht besser machen lasse als es gewöhnlich gemacht werde, sich in wenigen Jahren in den Stand gesetzt sah, schuldenfrey ein eignes Haus zu kaufen, und sein Gewerbe nach und nach mehr auszubreiten. Richter gehörte in kurzer Zeit zu den wohlhabendsten seiner Mitmeister, und wurde dabey wegen seiner Rechtschaffenheit allgemein geschätzt. Besonders ertheilte man ihm fast durchgängig den Ehrennahmen des guten Bürgers, den er verdiente.

2.

Die Leser des Teutschen Merkurs, selbst die gebildetsten unter ihnen, hören ja wohl zuweilen, wäre es

Glauben an menschliche Vervollkommnung so ganz verloren hätte, um dieß bezweifeln zu können.

„Aber wenn denn doch die zeitherige Erfahrung so laut für seinen Unglauben zeugte."

Wahrlich für diesen Unglauben zeugt die zeitherige Erfahrung nicht, sondern nur dafür: daß bey allem Geschrey von Aufklärung, dennoch bisher für die wahre Aufklärung, für die sittliche Veredlung der niedern Volksklassen gar wenig — wenig ist gethan worden.

es auch nur auf der Bühne, den Ausdruck des gemeinen ſchlichten Menſchenverſtandes, wenn er ſich mit einem gutem Herzen paart, nicht ohne Wohlgefallen.

Und ſo darf ich mit gleicher Hoffnung es wagen, meinen biedern Richter ein wenig vor ihnen ſprechen und handeln zu laſſen. Er wird ihnen zwar durchaus nichts ſagen, was ſie nicht eben ſo gut und beſſer wüßten; aber er beweiſet ſich doch damit als einen Mann, den man wohl mit Ehren in einer honetten Geſellſchaft produciren darf.

Richter genoß mehr als einmahl das ausgezeichnete Zutrauen von ſeinen Mitbürgern, daß ſie ſeinem Namen die volle Bedeutung des Wortes gaben, ihn freiwillig zum Schiedsrichter bey Streitigkeiten ernannten und ſich bey ſeinem Ausſpruche beruhigten. Mancher unſeelige Prozeß wurde dadurch verhütet. Dennoch verwarf einſt einer ſeiner jüngern Verwandten, dem er viele Wohlthaten erwieſen hatte und noch erwies, den Rath des verſtändigen Freundes, prozeſſirte mit ſeinem Gegner, verlor, und beſchuldigte dann den Richter der Ungerechtigkeit. Da ſprach ſein väterlicher Freund zu ihm:

„Du haſt alſo deinen Prozeß verlohren, und biſt nun durch die Erfahrung überzeugt worden, daß es beſſer geweſen wäre, wenn du meinen Rath angenommen und dich mit deinem Gegner in Güte verglichen

verglichen hätteſt. Zum Glück iſt der Verluſt nicht ſehr beträchtlich, und könnte zum größten Gewinn für dich werden, wenn dich dieſe Erfahrung klug machte: daß du dich künftig ſo viel nur immer möglich iſt vor Prozeſſen hüteteſt. Bey mir wenigſtens hatte eine ähnliche Erfahrung gleiche gute Wirkung hervor gebracht. In Wahrheit, es macht mir noch jetzt in meinen alten Tagen eine unangenehme Empfindung, wenn ich an die Zeit zurück denke, wo ich einmal in einen langwierigen Prozeß verwickelt wurde. Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe, wurde oft in meinen Geſchäften geſtört, kam aus meiner Lebensordnung heraus, hatte keine Luſt zur Arbeit, wurde mürriſch gegen Weib und Kinder, konnte nicht mehr mit Andacht beten, war in der Kirche nur mit dem Körper zugegen, und kams im Vaterunſer an die Worte: „Und vergieb uns unſere Schuld wie wir vergeben unſern Schuldnern!“ ſo gab mirs einen Stich ins Herz; denn ich fühlte daß es mir über ans ſchwer ſey, meinem Gegner die Mühe, den Kummer, Aerger und Verdruß, die er mir machte, von ganzem Herzen zu vergeben. Hatte ich auch einmal die fatale Sache auf einige Stunden vergeſſen, und wollte mich vielleicht mit gutem Appetit zu Tiſche ſetzen; ſiehe da kam ein Gerichtsdiener, und die Speiſe wurde mir zu Gift und Galle. Oft mußte ich zum größten Schaden meiner Wirthſchaft die nothwendigſte Arbeit liegen laſſen, und zu meinem Advokaten oder dem Richter kom-

men, bekam dann vielleicht einen ſchlimmen Beſcheid, ging ins erſte beſte Weinhaus, um — o ich Thor! — um den Aerger zu vertrinken, und — kurz ich wäre an Leib und Seele verdorben, wenn das Ding noch lange gewährt hätte. Da machte ich aber, daß ich, ſo gut ich konnte, davon kam, und nahm mir vor, mich künftig vor Prozeſſen wie vor der Sünde zu hüten. Hoffentlich wirſt du einen gleichen Entſchluß gefaßt haben, und führſt du ihn aus, ſo haſt du dein Lehrgeld nicht übel angewandt. „Erfahrung, ſagt ein Weiſer, iſt zwar eine theure Lehrerin, aber ſie iſt auch die einzige, bey der die meiſten Menſchen etwas lernen, was ſie für's Haus und für's Leben brauchen können. —“

„Ich kann, wie du weißt, in meinem herannahenden Alter mich, Gott ſey Dank! noch herzlich des Lebens freuen. Damit auch dir einſt, wenn Gott dir ein längeres Leben verleihen will, dieß Glück zu Theil werde: ſo erhalte dir ein gutes Gewiſſen, vermeide jede Art von Unmäßigkeit, vermeide Zorn, Aerger und Prozeſſe! Ich gebe dir es zwar gerne zu, daß auch der friedfertigſte und billigſte Mann zuweilen durch einen unbiegſamen oder unbilligen Gegner wider ſeinen Willen in einen Prozeß verwickelt werden kann; — und da wollen wir zu einer andern Zeit davon ſprechen, wie man ſich bey einem ſolchen unverſchuldeten Unglück zu betragen habe. Indeſſen glaube ich doch nach meiner Erfahrung, daß ein wahrhaft friedfertiger,

daß ſie mich gewahr wurde. Dieſer Umſtand erlaubte mir meine eigene Stelle zu verändern, und eine ſolche zu nehmen, daß ſie, ſo bald ſie die Augen aufſchlüge, mich unfehlbar erkennen müßte. Dieſe Vorſicht hatte die verlangte Würkung. Sie erblikte mich; ſie ſtuzte; aber ſie erkannte mich doch zu ſchnell, um mich für einen Satyren anzuſehen. Meine Erſcheinung ſchien ihr mehr Vergnügen als Unruhe zu machen. Ein jeder andrer, ſo gar ein Satyr, würde irgend ein artig gedrehtes Compliment in Bereitſchaft gehabt haben, um ſeine Freude über eine ſo reizende Erſcheinung auszudrüken; die Gelegenheit konnte nicht ſchöner ſeyn, ſie für eine Göttin, oder wenigſtens für eine der Geſpielen Dianens anzuſehen, und dieſem Irrthum gemäß zu begrüſſen. Aber ich, von neuen, nie gefühlten, unbeſchreiblichen Empfindungen gedrükt, ich konnte gar nichts ſagen. Zu ihren Füſſen hätte ich mich werfen mögen; aber die Schüchternheit, welche (zumal in meinem damaligen Alter) mit der erſten Liebe ſo unzertrennlich verbunden iſt, hielt mich zurük; ich beſorgte, daß ſie ſich einen nachtheiligen Begrif von der tiefen Ehrerbietung, die ich für ſie empfand, aus einer ſolchen Freyheit machen möchte. Meine Unbekannte war nicht ſo ſchüchtern; ſie hub ſich, mit dieſer ſittſamen Anmuth, wodurch ſie ſich das erſte mal, als ich ſie geſehen, in meinen Augen von allen ihren Geſpielen unterſchieden hatte, vom Boden auf, und gieng ein paar Schritte gegen mich. Wie finde ich den Agathon hier? ſagte ſie mit einer Stimme, die ich noch zu hö-

ordentlicher, billiger, sanftmüthiger und menschenfreundlicher Mann nicht leicht, oder doch nicht oft, in diese Verlegenheit kommen werde."

„Was ich aber sehr ungern gehört habe, das war die Behauptung: „offenbar habe ich den Prozeß durch die Ungerechtigkeit des Richters verloren, der mir vor einigen Wochen, da ich wegen der Sache mit ihm sprach, sehr unfreundlich begegnete."

„Lieber, du hast es wohl nicht bedacht, welche harte Beschuldigung dieß enthält. Den Richter, von dem ich behaupte, daß er, wider besser Wissen und Gewissen, ein ungerechtes Urtheil gefällt habe, zähle ich eben dadurch unter die größten Spitzbuben. Ist's nicht so? Gegen den offenbaren Dieb kann ich mein Haus verschließen, und mich nach meinen Kräften vertheidigen; aber nicht gegen den Mann, der mich unter dem heiligen Nahmen der Gerechtigkeit um das Meinige bringt. Der Straßenräuber giebt sich für das was er ist aus; gegen den Richter, der Unrecht bey andern verhüten, der an der Spitze der ehrlichen Männer stehn sollte, und dennoch unter dem Schein des Rechts betrügt, nach Gunst urtheilt, das Recht verkauft — gegne den ist Cartouche ein Engel. Wenn du einen Richter überführen könntest, daß er wider besser Wissen und Gewissen, für Geld oder Gunst, unrecht gerichtet hätte: so müßtest du ihn

als guter Staatsbürger bey ſeinen Obern anklagen. Dies iſt Pflicht gegen den Staat, deſſen Grundfeſten, Gerechtigkeit, Treu und Glaube, und Liebe und Zutrauen der Unterthanen zu ihrer Obrigkeit, ein ungerechter Richter untergräbt. Aber eben deswegen iſt es auch ſtrafbarer Leichtſinn und wahre Verſündigung, einen Richter auf ungegründete Vermuthung der Partheilichkeit und Ungerechtigkeit zu beſchuldigen."

„Die Stimme desjenigen der einen Prozeß verlor, und dann ſeinen Richter der Ungerechtigkeit beſchuldigt, iſt immer ſehr verdächtig. In der Regel glaubt jede Parthey Recht zu haben; kein Wunder, daß dann die verurtheilte Parthey über Unrecht ſchreyt. Aber billige und verſtändige Menſchen ſollten das nicht thun, ſollten vielmehr Mißtrauen in ihr eigenes Urtheil ſetzen, wenn Eigenliebe und Eigennutz im Spiele ſind, wodurch oft ſelbſt die klügſten Menſchen geblendet werden."

„Worauf gründet ſich dein Urtheil? Darauf, daß der Richter dir unfreundlich begegnete? — Sage mir erſt, was hatteſt du bey dem Richter, da deine Sache rechtlich eingeleitet war, noch zu ſuchen? Du wollteſt ihn doch nicht um ein günſtiges Urtheil für dich bitten? Nein, das war gewiß der Fall bey dir nicht. Nur ein ſehr ſchwacher oder ein ſehr unredlicher Menſch kann einen Richter um Gerechtigkeit bitten. Der Richter hat ja keine Gerechtigkeit zu verſchenken, und wer ihn das

rum bittet, der beleidigt ihn auf eine grobe Art; denn er sagt ihm ins Angesicht: „Richter, ich hälte dich für einen Mann, der mir zu gefallen wohl einen Schurkenstreich begehen könnte!“ Wenn nun dein Richter dich nicht näher kannte, und etwa deine Rede für eine solche beleidigende Zumuthung aufnahm, konnte er dir da freundlich begegnen? Aber auch ohne diese Rücksicht, sollten nicht billige Menschen einem Manne, der mit Geschäften überhäuft ist, und oft überlaufen wird, sollten sie nicht besonders einem Richter, der oft die sanfte Stimme des Mitleids nicht hören darf, aus heiliger Pflicht um ganz gerecht zu seyn, es leicht verzeihen, wenn er zuweilen eine minder freundliche Antwort gäbe? —“

„Lieber! Wer einen Richter, der ein so groſses und schweres Amt hat, unverdienter Weise um die Achtung und das Zutrauen der Menschen bringt, der versündigt sich sehr! Solltest du deine ungegründete Vermuthung Mehreren mitgetheilt haben; so muſst du als rechtschaffener Mann laut und öffentlich bekennen, daß du dich übereilet, und ihm Unrecht gethan habest.“

3.

„Amts- und Berufstreue — das gehört zu den ersten Geboten im Katechismus des guten Bürgers. Ists in dem Punkte noch nicht richtig,

tig, ſo wird der Menſch mit hundert guten Eigenſchaften dennoch ein Taugenichts!"

Dieß war einer von Richters Sittenſprüchen; und ſeine Sittenſprüche waren die Regeln nach welchen er handelte.

Wie er anfing den eigenen Heerd zu bauen, zog er ſeinen Wirkungskreis ganz eng um ſich herum, und erweiterte ihn von Zeit zu Zeit in dem Maaße, in welchem ſich ſeine Kraft zu wirken vergrößerte. In gleichem Verhältniſſe wußte er den Kalender um ein paar feſtliche Stunden zu vermehren. Zu ſolchen feſtlichen Stunden rechnete er auch die, welche er auf das Leſen guter Bücher verwendete.

Einige ſeiner jüngern Zeitgenoſſen — Zöglinge deſſelben Lehrers, dem er ſelbſt ſeine jugendliche Bildung zu verdanken hatte, und dem er ſehr thätig dafür dankte — errichteten unter ſich eine Leſegeſellſchaft, und fragten ihn dann — da ſie freilich ſchon ohne ſeinen Rath gethan hatten, was ihnen zu thun beliebte — um guten Rath. Dieß, ſagte Richter, iſt meine Meinung:

„Ihr habt Recht, liebe Freunde, ein gutes Buch hat ſeinen großen Werth! Man hört ja gerne einen verſtändigen Mann ſprechen; und was iſt denn ein gutes Buch anders, als die Rede eines verſtändigen Mannes? Freilich fällt dabey das Angenehme der Unterredung weg, da der Mann in ſeinem Buche immer allein ſpricht; aber ſey es

doch, wenn er nur gut ſpricht. Und in der Regel kann man doch wohl annehmen, daß jeder das, was er ſchreibt, ſo gut überdenken werde, als es ihm nur möglich iſt, alſo noch um etwas beſſer ſchreiben als reden werde. Wie ſollte ich alſo nicht gerne etwas von einem Manne leſen, den ich, wenn ich dazu Gelegenheit hätte, gern ſprechen hören würde? — Wenn aber nun jemand auch noch ſo klug, gelehrt und verſtändig wäre, ich aber wollte ihm deswegen immer nachgehen, um ihn ſprechen zu hören, und verſäumte darüber meine Arbeiten, und die Pflichten meines Berufs — handelte ich wohl da auch klug? Und wenn nun am Ende der Mann von Dingen ſpräche, die ich nicht verſtände, und die ich nicht zu wiſſen brauchte; ſo hätte ich doch offenbar meine Zeit verſchwendet. Freunde, mit dem Leſen verhält ſichs eben ſo. Wer zu viel lieſet und darüber nicht thut was er thun ſollte, der wird gewiß durch ſein Leſen nicht verſtändiger und beſſer werden. Und wer gar Bücher lieſet, die nicht für ihn geſchrieben ſind, und die er nicht verſtehen kann, der kommt mir vor wie ein unverſtändiger Knabe, der ſeinem Schulmeiſter entläuft, ehe er noch teutſch leſen kann, um auf der gelehrten Stadtſchule in der Geſchwindigkeit Lateiniſch und Griechiſch zu erlernen. Es wird nichts aus ihm.“

„Unſer Hopfmann drückte ſich nicht übel aus: „der Menſch bedarf nicht blos Nahrung für ſeinen

ſeinen Körper, ſondern auch für ſeinen unſterblichen Geiſt!" Allein bekanntlich iſt nicht ein Nahrungsmittel ſo gut als das andere, und manchem ſtarken Magen bekommt, was dem ſchwächern Gift ſeyn würde. Unmäßigkeit aber ſchadet jedem ohne Ausnahme. Auch habe ich bemerkt, daß manche Vielleſer immer einſylbigere Sprecher, und beſonders für Weib und Kinder ſchlechtere Geſellſchafter wurden."

„Eure Abſicht, meine Freunde, durch Leſung guter Bücher verſtändiger und beſſer zu werden, iſt löblich, und die Errichtung eurer Leſegeſellſchaft kann allerdings dazu ein taugliches Mittel ſeyn, wenn ihr, wie ich hoffe, nie zu viel leſet; nie über das Leſen das Handeln verſäumt; Weibern und Kindern nicht freundliche Rede und Unterhaltung verſagt; bey der Auswahl der Bücher Sachkundige um Rath fragt; über das Geleſene nachdenkt, und das Geprüfte Gute ausübt!"

4.

Hoffentlich urtheilen die Leſer nach dieſen kleinen Proben, daß Richter für einen gemeinen Bürger nicht übel ſprach; aber mit noch mehr Theilnahme werden ſie finden, daß er wie ein ausgezeichnet guter Bürger handelte.

Er betrachtete den Staat als eine größere Familie, in welcher die Obrigkeit Vaterſtelle vertráte, und nach dieſem Verhältniſſe urtheilte er über Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen. Er meinte, ein Vater, der wiſſentlich ungerecht gegen ſeine Kinder handele, ihre Rechte verletze und ihnen ohne Noth Schmerz verurſache, ihr Wohl nicht nur nicht befördere, ſondern ihm entgegen wirke, und z. B. die Ausbildung ihres Geiſtes verhindere, um ſie in fortdaurender Unmündigkeit zu erhalten u. ſ. w. ein ſolcher unnatürlicher Vater würde mit unvertilgbarer Schande ſich ſelbſt brandmarken. Man erwarte von einem Vater, der ſeine heiligen Pflichten erfüllen wolle, unpartheyiſche Gerechtigkeit und weiſe Güte; erwarte, daß das Ziel aller ſeiner Wünſche und Bemühungen das Wohl ſeiner Kinder ſeyn, und daß er bloß darauf denken werde ſie immer verſtändiger, beſſer und glücklicher zu machen. Mit gleichem Rechte erwarte man nun aber von den Kindern eines ſolchen Vaters, daß ſie mit dankbarem Herzen, und darum deſto williger und freudiger zur Erfüllung ſeines edlen Wunſches, zur Beförderung des gemeinſchäftlichen Wohls, beytragen würden.

Mit dieſer ſo ſimpeln Vorſtellungsart wurde ihm jede Bürgerpflicht zwiefach heilig.

Er entrichtete nicht nur ſelbſt ſeine bürgerlichen Abgaben an den Staat auf das pünktlichſte und gewiſſenhafteſte, ſondern da er zufälliger Weiſe erfahren

fahren hatte: daß ſein Vater (der einſt in glücklichen Umſtänden geweſen, im Alter aber verarmt war) einige 30 Rthlr. an ſolchen Abgaben ſchuldig geblieben wäre: ſo eilte er auch dieſe Schuld ſeines Vaters abzutragen. Einer ſeiner Verwandten tadelte ihn deswegen und nannte es übertriebene Ehrlichkeit.

Uebertriebene Ehrlichkeit? erwiderte Richter; muß man nicht durchaus und immer ehrlich handeln?

„Nun ja, aber die Bezahlung dieſer Schuld konnte doch die Obrigkeit nicht von dir fordern?“

Die Obrigkeit? — Ihr gab ich es ja nicht, ſondern dem Staate, der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft.

„Und die ganze große Geſellſchaft konnte die 30 Rthlr. leicht entbehren.“

Freilich wird ſie durch 30 Rthlr. nicht viel reicher. Doch wird ſie nur durch die Menge kleiner Einnahmen in den Stand geſetzt große gemeinnützige Ausgaben beſtreiten zu können. — Darüber ſind wir aber gewiß beyde einverſtanden: wir bezahlen unſere Schulden, möge der Gläubiger arm oder reich ſeyn.

„Unſere Schulden. Allein die Bezahlung dieſer alten längſt vergeſſenen Schuld deines Vaters konnte doch niemand nach ſtrengen Rechte von dir fordern.“

Es würde nicht gut um die Welt ſtehn, wenn niemand mehr thun wollte, als was andere nach ſtrengem Rechte von ihm fordern könnten. Aber, lieber Vetter, es machte dir gewiß noch auf deinem Sterbebette eine unangenehme Empfindung, wenn du eine Schuld, und noch mehr, eine Schuld, an einen Wohlthäter nicht bezahlen könnteſt? — Wie lieb würde es dir in dieſem Falle ſeyn, wenn dein Sohn Vermögen und guten Willen hätte, an deiner Statt zu bezahlen! Und iſt denn nicht der Wohlthäter, dem mein Vater ſchuldig blieb, auch mein Wohlthäter? —

War irgend etwas Gemeinnütziges zu befördern, Richter war gewiß, ſobald er von der Gemeinnützigkeit der Sache überzeugt ward, einer der erſten und thätigſten Beförderer derſelben. — Sein wöchentlicher Beytrag zur Unterſtützung der Armenverſorgungsanſtalt war ungleich beträchtlicher, als man nach ſeinem Vermögen erwarten konnte. Man wunderte ſich darüber; aber Richter meinte, er gäbe eher zu wenig als zu viel, weil er wirklich nicht mehr gäbe, als er ſonſt, da die Straßenbetteley noch erlaubt geweſen wäre, an Arme und Bettler vor den Thüren hätte geben müſſen.

„Damals", ſagte er, war ich ſelbſt überzeugt, daß mein Almoſen nur ſelten wahre Wohlthat war, daß ich ſogar zuweilen, obgleich wider meine Abſicht, Böſes damit ſtiftete, wenn Faulheit und Liederlichkeit dadurch unterhalten wurden. Und ich ſollte

jetzt

jetzt zur Vertilgung der Sittenverderblichen Straßenbetteley, und zur Unterstützung wahrer Armen weniger als vorher geben? Nein; soviel als vorher muß ich nothwendig geben; denn wie sollte ich von dieser Anstalt unmittelbaren Vortheil für mich ziehen wollen? Mehr aber sollte ich von Rechts wegen geben, um durch dieß Mehr doch auch etwas für die gute Sache zu thun, weil es gute Sache ist."

Ein junger Künstler hatte, ich weiß nicht was für ein Kunstwerk verfertigt, das den Beifall aller Kenner, nur keinen Käufer fand. Der junge Mann kam dadurch in keine geringe Verlegenheit, und war Willens sein Kunstwerk, weil ihn Armuth nöthigte, mit großem Verluste zu verkaufen, und der Kunst zu entsagen. Richter erfuhr dieß, und rettete ihn durch einen ansehnlichen Vorschuß an Gelde, daß er ihn ohne Zinsen überließ, bis er sein Werk mit Vortheil verkaufen könnte; und erhielt der Kunst einen Mann, der nach einiger Zeit seiner Vaterstadt durch diese Kunst Ehre und Vortheil brachte.

Durch einen entstandnen Krieg wurden die Aermern seiner Mitmeister gezwungen, die Arbeit liegen zu lassen, weil sie keinen Absatz fanden. Richter beredete einige der Edlen unter seinen wohlhabenden Mitbürgern ein Kapital zusammen zu legen (wozu er selbst den ansehnlichsten Beitrag gab), um jenen ärmern Mitmeistern ihre verarbeiteten Waaren

ren glaube; ſo lieblich, ſo rührend ſchien ſie unmittelbar in meine Seele ſich einzuſchmeicheln. In der ſüſſen Verwirrung, worinn ich war, fand ich keine beſſere Antwort, als ſie zu verſichern, daß ich nicht ſo verwegen geweſen wäre, ihre Einſamkeit zu ſtören, wenn ich vermuthet hätte, ſie hier zu finden. Das Compliment war nicht ſo artig, als es ein junger Athenienſer bey einer ſolchen Gelegenheit gemacht hätte; aber Pſyche (ſo erfuhr ich in der Folge, daß meine Unbekannte genennt werde) war zu unſchuldig, um Complimente zu erwarten. Ich erkenne meine Unvorſichtigkeit, wiewol zu ſpät, verſezte ſie: Was wird Agathon von mir denken, da er mich an dieſem abgelegenen Ort in einer ſolchen Stunde allein findet? Und doch (ſezte ſie erröthend hinzu) iſt es glüklich für mich, wenn ich ja einen Zeugen meiner Unbeſonnenheit haben mußte, daß es Agathon war. Ich verſicherte ſie, daß mir nichts natürlicher vorkomme, als der Geſchmak, den ſie in der Einſamkeit, in der Stille einer ſo ſchönen Nacht, und in einer ſo anmuthigen Gegend zu finden ſcheine. Ich ſezte noch vieles von den Annehmlichkeiten des Mondſcheins, von der majeſtätiſchen Pracht des ſternvollen Himmels, von der Begeiſtrung, welche die Seele in dieſem feyerlichen Schweigen der ganzen Natur erfahre, von dem Einſchlummern der Sinne, und dem Erwachen der innern geheimnißvollen Kräfte unſers unſterblichen Theils, hinzu — Dinge, welche bey den meiſten Schönen, zumal in einem ſo anmuthigen Myrthen-Gebüſche, und in der einladenden Däm-

merung

ren abzukaufen und sie in fortgesetzter Thätigkeit erhalten zu können. Er erreichte seinen Zweck, und da der Krieg sich früher endigte, als man nach Wahrscheinlichkeit erwarten konnte, und Handel und Gewerbe wieder aufblühten; so wurde seine patriotische That mit einem Gewinn belohnt, auf den er nicht gerechnet hatte.

Vor der Vaterstadt unsers Richters lag ein öder wüster Platz, über vier Aecker groß, den man deswegen auf immer für unbrauchbar hielt, weil man glaubte, daß die Kosten, die man aufwenden müßte, um das Land vorher von Steinen zu reinigen ungleich mehr betragen würden, als der davon zu erwartende Gewinn. Richter war nicht der Meinung. „Mich dauert es, sprach er, wenn ich nur ein kleines Stückchen Erde, und noch dazu in der Nähe von Menschenwohnungen, ungebraucht liegen sehe. Es scheint mir dem Menschen einen Vorwurf zu machen, daß er von der Herrschaft, die Gott ihm über die Erde gegeben hat, (um sie zu verschönern, und die Kraft, welche der gütige Schöpfer in sie legte, zum Besten der Lebenden zu benutzen) keinen bessern Gebrauch mache. Wenn von den Früchten, die auf einem solchen Stücke Land erzeugt werden könnten, nur ein Hungriger sich einmal satt äße, oder ein Wanderer sich daran labte, und dafür dem lieben Gott, der die schönen Früchte wachsen ließ, herzlich dankte, und vielleicht dann auch das Andenken des Menschen segnete, der sie

säete

ſäete oder anpflanzte; das wäre doch, denke ich, ein Gewinn, der für die darauf verwandte Arbeit und Koſten hinlänglich lohnte. Und was die Koſten betrifft, ſo werden dieſe ſchon an ſich zur Wohlthat, wenn wir — denn die Arbeit erfordert ja nicht viel Kunſt — mehreren Armen Arbeit geben können. Mögen dann auch erſt die ſpäteſten Nachkommen die Früchte dieſer Arbeit einerndten; es iſt ja gar ein ſchöner Gedanke: „Bäume für die Nachwelt pflanzen!“ Richter erbot ſich das wüſte Land auf ſechs Jahre zu pachten, und lächelnd überließ man es ihm für dieſe Zeit unentgeldlich. Nun machte er ſeine wahre Abſicht bekannt, ſammelte zur Erreichung derſelben freiwillige Beiträge von ſeinen Mitbürgern, die über ſeine Erwartung reichlich ausfielen, ließ dann unter Aufſicht eines Sachkundigen, größtentheils durch Arme, die der Staat verſorgte, und denen er ein gutes Tagelohn reichte, daß ſie ihre Arbeit mit Freude thaten, täglich arbeiten, das Land umgraben, die Steine ausleſen u. ſ. w. und nach ſechs Jahren überließ Richter der Armenverſorgungsanſtalt einen fruchtbaren Garten, mit Obſtbäumen bepflanzt, von denen er ſelbſt noch reiche Erndten zum Beſten der Armen erlebte. Zugleich hatte er durch dieſen Garten, der auf einer Anhöhe lag, von welcher man die herrlichſte Ausſicht hatte, ſeinen Mitbürgern einen der ſchönſten Spaziergänge geſchaffen, den man zur Dankbarkeit Richters Bürgerfreude nannte.

E.

5.

Den guten Bürger nannte man ihn, weil unter seinen guten Eigenschaften die der Vaterlandsliebe, der Bürgertreue, des Gemeinsinnes hervorstralten. Mit Recht konnte man ihn aber überhaupt den guten Menschen nennen. Er war es; er war ein tugendhafter Mann, und seine Tugend hatte desto größern Werth, da sie durch Leiden war geprüft und bewährt erfunden worden. Wäre sie blos das Erzeugniß eines gut geschaffenen Herzens gewesen, schwerlich würde sie dann in einer so ungünstigen äußern Lage haben gedeihen können — solche Pflanzen kommen nur unter dem mildesten Himmel im Sonnenschein des Glücks zur Blühte — aber sie war von der Vernunft gesäet in ein reines Herz, in welchem sie tiefe Wurzel schlug und zum fruchtbringenden Baum, der allen Stürmen trotzte, empor wuchs.

Es ist schwer, wenn man nichts als Mißtöne um sich herum hört, in einer guten Stimmung zu bleiben; schwer, mit unverdrossenem Eifer sein Tagewerk zu vollbringen, wenn man keinen heitern Feierabend hoffen darf; noch schwerer, ein wohlwollendes Herz zu behalten, wenn die, welche durch die engsten Bande mit uns verbunden sind, es so recht darauf anzulegen scheinen, uns das Leben zu verbittern. Dieß war Richters Loos an der Seite eines übelgelaunten, mürrischen, immer klagenden

genden und ſchmollenden Weibes. Ein zwiefach trauriges Loos für einen Mann, der für häusliches Glück, für Gatten- und Vaterfreude, ſo viel Sinn und Gefühl hatte; den ſeine Geſchäfte an ſein Haus feſſelten, in welchem der Dämon der böſen Laune ſpukte; der nur ſelten in frohen Geſellſchaften außer dem Hauſe ſein einheimiſches Unglück auf einige Stunden vergeſſen konnte. Schuldlos, geſund an Seele und Leibe, nicht ohne männliche Schönheit, mit viel Kraft und gutem Willen, ein ſehr nützliches Mitglied der menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft zu werden, blickte der Jüngling bald nach vollendeten Wanderjahren unter den Töchtern des Landes herum, voll Sehnſucht und Hoffnung. Dennoch verſagte er ſich aus Grundſatz die Erfüllung ſeines ſüßen Wunſches noch eine Zeitlang, um dann freyer wählen zu können, ohne Furcht, daß ein ganz armes Weib an ſeinem Tiſche klagen, oder ein reicheres ihm Vorwürfe machen möchte. Jetzt, durch den belohnten Fleiß fünf arbeitsvoller Jahre, gegen ängſtliche Nahrungsſorgen geſchützt, und mit einer ſchönen Ausſicht in die Zukunft, führte er die erwählte in ſein eigenes Haus, und lebte ſieben volle Monate lang, nach ſeinem eigenen Ausdruck (beyläufig geſagt, er war ein großer Freund der Muſik und des Geſanges, wie dieß die beſſern Menſchen in der Regel ſind) ein wahres Nachtigallenleben; arbeitete unter Liebe, Geſang und Freude für das

Weib

Weib ſeines Herzens, freute ſich des werdenden Tages und ſang der kommenden Nacht entgegen.

Am Schluſſe des ſiebenden Monats brachte ein unglücklicher Fall ſeine Gattin um die erſte Mutterfreude, und eine langwierige ſchmerzhafte Krankheit ließ unheilbare Nervenſchwäche, und damit zugleich gänzliche Geiſtes- und Herzens-Verſtimmung des vorher ſo geſunden gutmüthigen und wohlgelaunten Weibes zurück. Richter kannte ſeine Gattin nicht mehr; ſo ganz ungeändert war ſie, ſo ſehr hatte ſie allen Sinn für Freude und Scherz, für Liebe und Wohlwollen verloren, und ſchien aus der zärtlichſten Freundin ſeine erklärteſte Feindin geworden zu ſeyn. Nichts konnte er ihr mehr zu Dank machen, durch keinen Beweis von Liebe einen freundlichen Blick gewinnen. Tage vergingen in welchen ſie kein Wort mit ihm geſprochen hatte; und ſprach ſie, ſo waren es Klagen des Unmuths und unverdiente Vorwürfe. Kalt ſtieß ſie den mitleidenden Freund zurück, ſeine Liebkoſungen waren ihr läſtig, der Scherz womit er ſie zu erheitern ſuchte, ſchien ihr bitterer Spott; und duldete er ſtill in ſich ſelbſt verſchloſſen, ſo klagte ſie, daß er ihrer überdrüßig geworden ſey, und ihren frühen Tod wünſche. Er verſuchte, ſo ſchwer ihm auch bey dem innigen Mitleide, das er gegen die arme Kranke fühlte, der Verſuch wurde, mit feſtem Ernſt dem Ausbruch ihrer böſen Laune entgegen zu wirken; da verfiel ſie in konvulſiviſche Zuckungen.

gen. Nur zuweilen gelang es ihr nach häufig vergoſſenen Thränen ihren Unmuth in ſtillere Wehmuth umzuwandeln. Rührend bat ſie ihren unglücklichen Gatten um Verzeihung, gelobte künftig mehr gegen ſich ſelbſt zu kämpfen und ihre Leiden gelaßner zu ertragen; und wie ein Sonnenſtrahl unter Regenwolken ſtrahlte ein freundlicher Blick aus dem thränenvollen Auge. Der gute Richter vergaß in den ſeltenen Stunden monathliche Leiden — und hoffte künftige Früchte. Ach, es waren nur Blüthen, die ein Frühlingstag hervorlockte, und der Froſt der folgenden Nacht zerſtörte.

Dreymal gebahr ſie. Das eine Kind ſtarb, aber bald nach der Geburt; das zweyte im vierten Jahre ſeines ſiechen Lebens; und nur bey dem dritten ſchien ein hohes Maaß von Geiſteskraft über die angeerbte körperliche Schwäche den Sieg davon zu tragen. Es war ein ausgezeichneter Knabe, ſchön, für einen Knaben nur zu ſchön und zart gebildet, mit vieler Herzensgüte, und mit bewunderungswürdigen Geiſtesfähigkeiten. Durch ihn fühlte ſich das Herz ſeines Vaters von neuem zur Freude belebt; überreicher Erſatz für alle Leiden die er erduldet hatte und noch erdulden mußte, war ihm ſeine Vaterfreude; obgleich der ängſtliche Gedanke: wird die frühreife Frucht für die Dauer ſeyn? einige bittere Tropfen in den Kelch der Freuden miſchte. Doch wohl ihm, daß er ſich dem Genuß ſeines Glücks nicht ganz ſorglos überließ

daß er auf den Verluſt des Theuerſten und Liebſten, was er auf Erden hatte, einigermaßen vorbereitet war! Kaum vierzehn Jahre alt, ſtarb auch ſein Wilhelm. —

Den möchte ich ſehn, ſagte der Kinderloſe Vater, der in meiner Lage ohne Glauben an Gott, Tugend und Unſterblichkeit das Leben ertrüge! —

Wilhelms ſeelen- und nervenkranke Mutter hatte zwar ihn oft lieblos von ſich geſtoßen, dennoch aber machte ſein Tod einen ſchrecklichen Eindruck auf ſie. Sprach- und Thränenloſes Hinſtarren wechſelte mit wildem ſchreyendem Ausdruck ihres Schmerzes. Erſt nach mehreren Tagen ſchien einige Ruhe in ihre Seele zurück zu kehren; und dieſen Zeitpunkt benutzte der vernünftige fromme Gatte, ihr aus derſelben wohlthätigen Quelle, aus welcher er ſelbſt geſchöpft hatte, Stärkung mitzutheilen. — Er wußte, daß ſeine Frau ſeit ihrer Krankheit viel auf Träume halte, und da meinte er, der ſtreng wahrhafte Mann, das könne doch wohl keine Lüge genannt werden, wenn er das, was er wachend gedacht hätte, ihr in der Einkleidung des Traumes gäbe. Liebreich näherte er ſich ihr und erzählte:

„Mir träumte, daß unſer Wilhelm geworden ſey was er ſo gern werden wollte, ein Kaufmann. Er hatte ausgelernt, und ging, von unſern Thränen und Wünſchen begleitet, auf Reiſen. Im Traume floſſen mir die drey Jahre, die er auf Reiſen zubrach-

brachte, wie Stunden vorüber, und wir freuten uns beyde ihn nun bald wieder zu ſehen. Aber ſiehe! da kam ſtatt ſeiner ein Brief. Er meldete uns, daß er einen ungemein vortheilhaften Ruf nach Amerika erhalten hätte, ſo vortheilhaft daß er glaube, er müſſe ihn annehmen, wenn er, nicht muthwillig ſein Glück verſcherzen wollte. Er bäte deshalb um unſere Einwilligung.

Gott, wie erſchracken wir! — Unſer einziges Kind ſo weit von uns in einen andern Welttheil ziehen zu laſſen, mit wenig oder gar keiner Hoffnung ihn je in unſerm Leben wieder zu ſehen! — Wir weinten beide die heißeſten Thränen. Und doch — ſollten wir ihn an ſeinem Glücke hindern? das wäre doch eigennützig! — Nein, das darf ein guter Vater, das darf eine gute Mutter nicht! — Nach ſchwerem Kampfe gaben wir unſere Einwilligung. Bald darauf (wie denn im Traume alles ſehr geſchwind geht) bekamen wir wieder einen Brief von ihm. Er ſchrieb, daß er ungleich mehr Glück gefunden habe, als er erwartet hätte; und da, da vergaßen wir die Trennung und weinten Freudenthränen über das Glück unſers Sohnes."

Mutter, liebe Mutter, was iſt denn der Tod mehr als eine längere Trennung, — vielleicht nicht einmal längere Trennung? Was iſt uns denn mehr widerfahren, als das unſer Kind in einem andern Lande ein weit größeres Glück gemacht hat, als es je hier hätte machen können?

Freilich bekommen wir aus jenem Lande keine ſchriftliche Nachricht von ſeinem Wohlbefinden, aber auch nie eine traurige Nachricht, daß ſein Glück ſich in Unglück verwandelt habe, wie das auf Erden ſo oft der Fall iſt. Und wozu die Nachricht von ſeinem Wohlbefinden? Wiſſen wir es doch mit Zuverſicht, daß es ihm in dem Lande, wo er jetzt iſt, wohl gehe, unausſprechlich wohl gehe, immer wohl gehe.

Und bey dieſem Glauben — in Wahrheit, gute Mutter, wenn uns der liebe Gott ſelbſt gefragt hätte, ob wir ihn wollten ziehen laſſen, wir hätten als Eltern, denen das Glück ihres Kindes über alles theuer iſt, ihm unſere Einwilligung nicht verſagen können.

Ja, ja! unſer Wilhelm war gut! und die Guten kommen dort in das Land der Seligen! Und wir werden ihn wieder ſehen! Er lebt! unſer Wilhelm lebt! —

„Er lebt!“ unterbrach ihn ſeine Gattin; lebt er? — Wo? in Amerika? — Fort, ich muß fort zu meinem Wilhelm!“

Sie ſprang nach der Hausthüre, wo ſie ihr Mann kaum noch zurück halten konnte, hörte keine Gegenrede mehr, und klagte laut über die Grauſamkeit, daß man ſie von ihrem Kinde trennen wollte. Sie weinte, kämpfte, bis ſie mit erſchöpften Kräften niederſank. Nach wenigen Tagen fand das un-

unglückliche Weib, die so viel gelitten hatte, die ersehnte Ruhe neben ihrem Wilhelm!

6.

Um die nemliche Zeit entriß der Tod der einzigen Schwester unsers Richters ihren Gatten. Auch sie hatte in ihrem Ehestande vieles, besonders wegen der sinnlosen Verschwendung ihres Mannes, erduldet, und fand jetzt nach seinem Tode nichts als Schulden. Gleiches Leiden hatte beyde Geschwister, die sich ohnedieß von Jugend auf zärtlich liebten, noch näher aneinander gekettet; um so leichter vereinigten sie sich jetzt, den Rest ihres Lebens mit einander recht brüderlich und schwesterlich zu verleben; und diese Bruder- und Schwesterliebe gewährte ihnen ein Glück, das sie in der Ehe vergebens gesucht hatten.

Richter machte die Bemerkung, daß seiner Schwester Tochter eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Liebling seines Herzens hätte; und mit dieser Bemerkung kam die kleine Friederike sehr schnell in den vollen Besitz der Stelle, die ihr der gute Oheim zugedacht hatte. Sie war seiner Vaterliebe werth und erwiederte sie mit Kindlichkeit; der gute Vater sparte kein Geld um die schönen Anlagen der lieben Tochter zu entwickeln, und die liebe Tochter schien blos darum so viel Fleiß auf ihre Ausbildung zu verwenden, um den guten Vater von Tage zu Tage mehr Freude zu machen.

merung einer so lauen Sommer-Nacht, sehr übel angebracht gewesen wären; aber bey der gefühlvollen Psyche rührten sie die empfindlichsten Sayten ihres Herzens. Das Gespräch, worinn wir uns unvermerkt verwikelten, entdekte eine Uebereinstimmung in unserm Geschmak und in unsern Neigungen, welche gar bald ein eben so freundschaftliches und vertrauliches Verständniß zwischen unsern Seelen hervorbrachte, als ob wir uns schon viele Jahre geliebet hätten. Mir war, als ob ich alles, was sie sagte, durch eine unmittelbare Anschauung in ihrer Seele lese; und hinwieder schien das, was ich sagte, so abgezogen, idealisch und dichterisch, es immer seyn mochte, ein blosser Wiederhall oder die Entwiklung ihrer eigenen Empfindungen und solcher Ideen zu seyn, welche als Embryonen in ihrer Seele lagen, und nur den erwärmenden Einfluß eines geübtern Geistes nöthig hatten, um sich zu entfalten, und durch ihre naive Schönheit die erhabensten und sinnreichsten Gedanken der Weisen zu beschämen. Die Zeit wurde uns bey dieser Unterhaltung so kurz, daß wir kaum eine Stunde bey einander gewesen zu seyn glaubten, als uns die aufgehende Morgenröthe erinnerte, daß wir uns trennen mußten. Ich hatte durch diese Unterredung erfahren, daß meine Geliebte von ihrer Herkunft eben so wenig wisse, als ich von der meinigen; daß sie von ihrer Amme, in der Gegend von Corinth bis ins sechste Jahr erzogen, hernach aber von Räubern entführt, und an die Priesterin zu Delphi verkauft worden, welche sie in allen weiblichen Künsten, und da sie

eine

Sie erreichte das jungfräuliche Alter, und es konnte nicht fehlen, ein so schönes, ausgebildetes — für ihren Stand fast zu sehr ausgebildetes Mädchen, und dabey die Erbin von 25000 Rthlr. mußte die Augen und Herzen der jungen Männer an sich ziehen. Doch gaben die andern bald ihre Hoffnung auf, da sie vernahmen, daß ein Bellmann und ein Lauter sich um Friederikens Hand bewürben.

Bellmann war ein junger Senator von altem reichsstädtischen Adel, ein Mann mit äußerst einnehmender Gesichtsbildung und gefälligen — nur freilich nicht sehr strengen Sitten, dabey das was man einen Welt- und Lebemann nennt. Nicht an männlicher Schönheit, sondern nur an Leichtigkeit im Betragen und Gefälligkeit in Manieren stand der Kaufmann Lauter dem Senator nach, übertraf ihn aber weit an Reinheit der Sitten und festen Grundsätzen, und war das, was man einen soliden und biedern Mann nennt.

Zum erstenmale kamen hier die Wünsche des Vaters und der Tochter in Widerspruch. Er stimmte für Lautern; die Tochter aber ließ es merken daß sie Bellmannen lieber sähe. Die Mutter, ein herzensgutes Weib ohne viel Willenskraft, blieb neutral; sie meinte, beyde Parthien wären ungleich besser, als sie je mit den kühnsten Wünschen für ihre Tochter gehofft hätte. Nun, so möchte sie in den Glückstopf greifen; sie hätte gut Greifen, da sie auf alle Fälle einen Treffer ziehen würde. Das meinte

nun

nun Richter nicht. Er behauptete vielmehr, würde ſie Bellmannen ziehen, ſo erhielte ſie in einem niedlichen Stückchen Goldpapier eine Niete.

„Und ſage mir nur, liebſtes Nieckchen, wie du den luſtigen Bellmann einem wackern Lauter vorziehen kannſt.“

„Liebſter Vater, antwortete Friederike, blickte dabey feuerroth zur Erde nieder und legte ihr Schürzchen in Falten — ich habe ja noch keinem mein Wort gegeben und würde das auch nicht ohne Ihre Einwilligung. Freilich aber — dafür kann ich ja nichts — ich ſchätze ja den Herrn Lauter ſehr hoch — aber — freilich — ſcheint mirs als wenn mein Herz mehr für den Senator Bellmann ſpräche.“

„Das iſt eben das Schlimme, daß du bloß das närriſche betrügliche Ding von Herzen hören willſt. Die Vernunft ſollteſt du ſprechen laſſen. Ich ſtehe dir dafür, die entſchiede für Lautern. Lauter meint dich, liebt und will dich; und mein Nieckchen, denk' ich, verdiente doch wohl um ihrer ſelbſt willen begehrt zu werden. Aber Bellmann, — liebes Nieckchen, ich muß dirs ſagen wie ich es denke, — ich wette hundert gegen eins, der Herr Senator von Bellmann läßt ſich blos deswegen zum bürgerlichen Mädchen herab, weil ihm die bürgerlichen Thaler gefallen.“

„Beſter Vater — da — in dem Punkte — ſcheinen Sie den Bellmann zu verkennen. Hätten Sie

ihn neulich über uneigennützige Liebe sprechen hören, wie er da —"

„Nun freilich, wenn ers selbst gesagt hat, daß er uneigennützig liebe, so ist die Sache keinem Zweifel unterworfen. Lauter hat die das gewiß nicht gesagt; der bedarf solcher Betheuerungen nicht."

„Trauen Sie mir doch zu, mein Vater, daß ich Bellmannen mit Verachtung abweisen würde, wenn ich mit Grunde vermuthen könnte, daß er eigennützige Absichten hätte. Ueberhaupt verspreche ich Ihnen —"

„Liebe Tochter, versprich du mir nichts als dies, daß du unter einem Vierteljahre a dato an für keinen von beiden entscheiden willst."

„Das verspreche ich Ihnen, und noch dazu, daß nur Sie für mich entscheiden sollen."

„Nein, liebes Kind, entscheiden sollst Du. Aber zu Rathe gehen muß ich vorher mit dir, weil mir dein Glück über alles theuer ist, und weil ich selbst keine Freude mehr haben würde, wenn ich mein Rieckchen unglücklich wüßte."

7.

Richter freute sich herzlich, daß seine Pflegetochter mit so viel edlem Stolze und so viel Wahrheit im Ausdruck die Erklärung von sich gegeben hatte:

hatte: sie werde Bellmannen mit Verachtung abweisen, wenn man sie überzeugte, daß er mehr die Mitgabe als die Braut meine. Und davon glaubte er sie nach dem, was er von Bellmanns Vermögensumständen und Denkungsart wußte, in kurzem auf das deutlichste zu überzeugen. Als am Abend Bellmann und Lauter den Vater zu besuchen vorgaben und die Tochter besuchten, sagte er ihnen mit froher Laune: Wenn Sie von irgend jemanden hören, daß er Lust hätte mein Schwiegersohn zu werden, so vermelden Sie ihm gefälligst: daß er nicht unter einem Vierteljahre, ganz bestimmt, nicht vor dem 11ten November als dem Geburtstage meiner Friederike, ein Wort mit mir oder ihr davon sprechen möge. Im ganzen Ernst, meine Herren! wer früher kommt, wird nicht gehört, wer später kommt, wird nicht gehört; wer später kommt, dürfte vielleicht zu spät kommen.

Indessen fand er doch bey näherer Untersuchung, daß die Sache nicht so leicht sey als er sie gedacht hatte. Zwar wußte er schon mit Gewißheit, und hatte dafür gültige Zeugnisse in Händen, daß Bellmann sein väterliches Erbguth verschwendet habe und wenigstens 4000 Rthlr. schuldig sey; aber damit war doch der Beweis nicht geführt, den seine Tochter verlangte. Sie konnte einwenden: das ist geschehen, ehe er um meine Hand warb — und wie leicht verzeiht das Weib dem Manne wohl grö-

fiere Fehler, wenn er ſie nur beging, ehe er der Ihrige wurde! Wie leicht glaubt ſie Gelübde, wenn er ihr dabey zärtlich ins Auge blickt! Mit welchem Zutrauen zu ihm — und zu ſich ſelbſt, hofft ſie alles von der Zukunft! — Und hatte er doch ein einträgliches Amt, wovon er bey künftiger beſſerer Wirthſchaft ſeine Schulden bezahlen, und auf eine anſtändige Art leben konnte; woraus alſo nicht folge, daß er darauf ausgehe, Geld erheirathen zu wollen.

„Wie? dachte Richter, wenn ich vorgäbe, daß ich durch Betrug um den größten Theil meines Vermögens gekommen wäre? — Die Sache ließe ſich glaubwürdig machen, und der Herr Senator würde ſich um des armen Bürgers Tochter nicht weiter bekümmern — Nicht übel! — Aber — nein das geht nicht; es wäre eine Lüge! — Freilich verzieh ich mir es bey Wilhelms Tode einen Traum zu erdichten — Aber das that ich nicht um meinetwillen, nicht um einen eigennützigen Zweck zu erreichen. Ich gab dem armen Weibe die Wahrheit in der Einkleidung des Traumes um ihrer ſelbſt willen. Ich konnte darauf rechnen, daß ſie, hätte ſie ihre volle Geſundheit wieder erlangt, meine Erdichtung gebilligt haben würde. — Allein in dem gegenwärtigen Fall ſuchte ich Bellmannen zu täuſchen, um davon Vortheil für mich und meine Tochter zu ziehen — Nein! das darf ich nicht; es wäre eine Lüge! — Zwar wenn

ichs

ichs von der Seite nehme: ich darf nicht nur ſelbſt keine Ungerechtigkeit begehen, ſondern muß auch nach meinen Kräften Unrecht verhüten! Nun kömmts aber hier darauf an, meine unſchuldige Friederike gegen eine Ungerechtigkeit zu ſchützen. — Und dennoch — man darf nichts Böſes thun, daß Gutes daraus entſtehe! Nein! ich darf nicht; es wäre eine offenbare Lüge!" So kämpfte der gewiſſenhafte Mann, und unter Kampf und Unruhe verfloß ihm eine Woche nach der andern. Der erſte November erſchien und noch war er unentſchloſſen, ſaß nachdenkend auf ſeinem Sorgeſtuhle, und warf zuweilen einen Blick auf ſeine Friederike, der dem guten Mädchen das Herz durchdrang. Sie wußte, daß der zärtliche Vater für ſie litt. Da eilte ſie in die Einſamkeit, um durch Thränen dem gepreßten Herzen Luft zu machen, und um ſich in dem Entſchluſſe zu ſtärken, der Dankbarkeit ihre Liebe aufzuopfern. Feſt ſtand jetzt ihr Entſchluß; und ſie empfand den erſten ſchönen Segen, womit die Tugend edlen Seelen die Opfer vergilt, welche ſie ihr darbrachten. Friede, lang entbehrter Friede kehrte in ihr Herz zurück; und als wollte die himmliſche Tugend ihr nun ſelbſt die Ausführung des erkämpften Entſchluſſes erleichtern, ſo ſchwebte dem armen Mädchen mit einemmale das Bild einer geſtrigen Abendſtunde auf eine Art vor, wie ſie es geſtern nicht, oder doch bey weitem nicht ſo deutlich, geſehn hatte. Lebhaft erinnerte ſie ſich jetzt, wie Lauter, da ihr Vater ſo ganz bedeutungslos, wie es ſchien, ein wies

der

der ein Monat zu Ende! hinwarf, ſie ſo ſeelenvoll anblickte, und dann ſo ſtill und traurig war, bis die Rede auf die neue Schulverbeſſerung fiel, welche der Senat beſchloſſen und deshalb ſämmtliche Bürger aufgefordert hatte, durch freiwillige Beyträge die Grundverbeſſerung des Staats und die Erhöhung des Gehalts der verdienſtvollſten Mitglieder deſſelben (zur Ehre des Senats ſey es geſagt, daß dies wörtlich in der Aufforderung ſtand!) mitzuwirken. Sie erinnerte ſich lebhaft, wie da ihr Vater und Lauter mit gleichem Feuer den Senat, die Schuleforen und den neuen braven Rektor lobten; wie ſie ſich freuten, daß ihre Mitbürger dafür ſo viel Sinn hatten, und das Gute ſo thätig beförderten, und nun ſich zu einer ſchönen Zukunft Glück wünſchten. Mit Mißfallen dachte ſie es, wie Bellmann blos an dem, was der Senat (der Senat — und Er) dabey gethan hatte, verweilte. Richtig erklärte ſie nun Lauters Miene, und die Urſache warum er das Geſpräch ſo ſchnell auf einen andern Gegenſtand hinleitete, als Bellmann die Frage aufwarf: wer wol der Unbekannte geweſen ſeyn möge, der jüngſt am Abend dem Rektor ein ſo anſehnliches Geſchenk für die Schule zum Fenſter hinein mehr geworfen als gegeben habe; da doch ſchon alle Bürger ohne Ausnahme bey der Einſammlung ihren verhaltnißmäßigen Betrag mit ihres Nahmens Unterſchrift eingereicht hätten?

Lauter,

Lauter, Lauter, ſagte ſie ſich laut, iſt doch ein edler Mann! und es iſt unverkennbar, er liebt mich herzlich! — Und damit fing das Herz an ſich williger in die Ausſprüche der Vernunft zu fügen.

Heiter kehrte ſie zu ihrem Vater zurück, der aber, einen Brief vor ſich auf dem Tiſche, den andern in der Hand, ſo ernſtlich nachdenkend, daß er ſie nicht bemerkte, zur Erde blickte. Jetzt erhob ſich ſein Blick und: „Herrlich! herrlich!“ rufte er aus; das ſchlägt gewiß nicht fehl! Ich kenne ihn zu gut dazu. — Mein Rieckchen wird die Wahrheit mit den Händen greifen, und glücklich ſeyn! — Und das iſt keine Lüge, wenns auch ſo ausſieht! — Rieckchen, biſt du da? Willkommen, liebſtes beſtes Rieckchen! Komm, Herzensmädchen, gieb mir einen Kuß! — Nun ſoll ſich alles geben! Jetzt hole mir eine halbe Bouteille von dem alten Rheinwein, und Feder und Tinte! — Und auf den Abend laß mir den Senator und Freund Lautern einladen!“

„Lieber Vater! was ich Ihnen aber doch ſagen wollte. —“

„Nichts, nichts jetzt, meine Herzenstochter! ſoll ſich alles von ſelbſt finden. Hörſt du, Liebe, eine halbe Bouteille von dem alten Rheinwein, und Feder und Tinte —“

8.

Richter war nach vollbrachter Arbeit jugendlich heiter, und bat ſeine Tochter, heute Abend nicht

verlegen

verlegen zu werden, wenn es ihr ſcheinen ſollte, daß er mehr guter Bürger als guter Vater ſey. Nicht wahr, fragte er ſie voll Zutrauen, du weißt daß ich dich ſo ſehr liebe, als nur ein Vater ſein Kind lieben kann? weißt auch, daß es immer mein Grundſatz war, erſt die nähern Pflichten zu erfüllen, dann die entferntern? — Nun, erhalte dir dieſen Glauben feſt, daß ich mein Vaterherz nicht verleugnen und meinen Grundſätzen nicht ungetreu werde, wenn auch Bellmann, und vielleicht ſelbſt Lauter, mich in dieſem Punkte verkennen ſollten. Grüble du nicht, ſondern glaube und betrachte!“

Mit Ernſt ſprach er am Abend zu den beyden eingeladenen Gäſten: Sie haben zeither an meinen Hausfreuden Theil genommen, darum muß ich Ihnen den Entſchluß mittheilen den ich heute gefaßt und ausgeführt, und wodurch ich mir einen ſehr feſtlichen Tag bereitet habe. Nach genauer Berechnung über mein durch Gottes Segen und meinen Fleiß erworbenes Vermögen habe ich gefunden, daß ich alles an Geld nach jetzigen Preiſen angeſchlagen, gegen 25000 Rthlr. beſitze; da iſt aber mein Haus neben der Schule — ich kaufte es, wie Sie wiſſen, vor Jahr und Tag, vorzüglich um des ſchönen groſſen Hausgartens willen der damit verbunden iſt, für 2500 Rthlr. in der Abſicht um es ſelbſt zu beziehen; wozu mir aber die Luſt nun ganz vergangen iſt, weil ich in meinem alten Hauſe zu eingewohnt bin,

bin, als daß ich es nun ohne Schmerz verlaſſen könnte — Dieß vormals ſogenannte Amtshaus iſt von mir zu 3000 Rthlr. angeſchlagen worden, weil mir ſoviel noch vor zwey Jahren von dem Kaufmann Lauprecht dafür iſt geboten worden.

„Ey, da wärs Ihnen ja auch zu verdenken, fiel Bellmann ein (der, wie Richter wußte, jüngſt zweymal den Stadtſchreiber, der es zur Miethe bewohnte, beſucht, und das ſchöne Haus in allen ſeinen Theilen und mit vielem Wohlbehagen betrachtet hatte) da wärs Ihnen ſehr zu verdenken, wenn Sie das ſchöne Haus verkaufen wollten. Auch iſt es ſeine viertehalbtauſend Thaler unter Brüdern werth.“

„Ey, fuhr Richter fort, da wäre ich alſo gar um 500 Rthlr. reicher als ich gedacht hätte. Doch was geſchehen, iſt geſchehen! Ich habe es nur zu 3000 Rthlr. angeſchlagen. — Nun, da habe ich denn mein dermaliges Vermögen in zwey gleiche Hälften zertheilt. Die eine Hälfte wird nach meinem Tode ihren geſetzmäßigen Erben finden; die andere Hälfte aber —

(— Wie funkelten Bellmanns Augen vor Freude bey der ſichern Hoffnung daß nun folgen werde: iſt zur Mitgift für meine Pflegetochter beſtimmt! Aber wie ſehr erloſch das Freudenfeuer! wie weit eröffnete ſich der Mund! wie erblaßte das Angeſicht! wie krampfhaft zuckte

es

eine beſondere Neigung zum Leſen an ihr bemerkt, auch in der Kunſt die Dichter recht zu leſen, habe unterrichten laſſen, und ſie in der Folge zu ihrer Leſerin gemacht habe. Dieſe Umſtände waren für meine Liebe zu der jungen Pſyche nicht ſehr ſchmeichelhaft; allein das Vergnügen der gegenwärtigen Augenblike ließ mich gar nicht an das Künftige denken; unbekümmert, wohin die Empfindungen, von denen ich eingenommen war, in ihren Folgen endlich führen könnten, überließ ich mich ihnen mit aller Gutherzigkeit der jugendlichen Unſchuld; meine kleine Pſyche zu ſehen, zu lieben, es ihr zu ſagen, und aus ihrem ſchönen Munde zu hören, in ihren ſeelenvollen Augen zu ſehen, daß ich wieder geliebt werde. —— Das waren izt alle Glükſeligkeiten, die ich wünſchte, und über welche hinaus ich keine andere kannte. Ich hatte ihr etwas von den Eindrüken geſagt, die ihr erſter Anblik auf mein Herz gemacht hatte; und ſie hatte dieſe Eröffnungen mit dem Geſtändniß der vorzüglichen Meynung, welche ihr das allgemeine Urtheil zu Delphi von mir gegeben hätte, erwiedert; aber meine zärtliche und ehrfurchtsvolle Schüchternheit erlaubte mir nicht, ihr alles zu ſagen, was mein Herz für ſie empfand. Meine Ausdrüke waren lebhaft und feuerig; aber ſie hatten mit der gewöhnlichen Sprache der Liebe ſo wenig ähnliches, daß ich weniger zu ſagen glaubte, indem ich in der That unendlich mal mehr ſagte, als ein gewöhnlicher Liebhaber, der mehr von ſeinen Begierden beunruhigt, als von dem Werthe ſeiner Geliebten gerührt iſt. Allein da

wir

es ihm durch alle Glieder! da hingegen Lauterd vorher trübes Auge ſich mit einem male aufheiterte, als Richter nach einer kleinen Pauſe dem Aber ſein Gefolge gab)

iſt zu einem Vermächtniß zum Beſten der Schule beſtimmt!

Meinen ſchriftlichen Aufſatz habe ich bereits dem Herrn Bürgermeiſter überſchickt, der es morgen im Rathe vortragen wird. Ihnen theile ich davon einen kurzen Auszug mit.

Ich ſchenke mein Haus neben der Schule dem jedesmaligen Rektor zur Wohnung, wogegen die gegenwärtige Wohnung des Rektors dem Tertius eingeräumt wird; es wäre denn, daß der Konrektor, oder nach ihm, der Subrektor lieber das jetzige Rektorat beziehen, und ſeine freye Wohnung dem Tertius überlaſſen wollte. Die eine Hälfte des mit dieſem Hauſe verbundenen Gartens bleibt dem Rektor, die andere Hälfte aber wird zu dem kleinen Hofraum des Schulgebäudes geſchlagen, um Lehrern und Schülern einen freyen Spaziergang und den Genuß reiner Luft zu verſchaffen, in den Zwiſchen-Viertelſtunden, in welchen ſie von ihrer Arbeit ausruhen.

Ueberdieß vermache ich zum Beſten der Schule an barem Gelde 9500 Rthlr., und wünſchte, daß die jährlichen Intereſſen davon (nach jetzt üblichen Zinſen zu 5 pro Cent gerechnet, welche E. Edler Rath zur Beförderung des Guten auch für die

Zu-

kunft zur Norm annehmen wird) auf folgende Art verwendet werden mögen:

300 Rthlr. erhalten davon jährlich ſämmtliche Schullehrer als Gehaltszulage; weil ich glaube, es ſey ein Haupterforderniß zu einer gründlichen Schulverbeſſerung, daß der Staat die Schullehrer ſo gut beſolde, als er nur nach ſeinem Vermögen Männer, denen er am meiſten zu verdanken hat, beſolden kann.

50 Rthlr. werden zu einer Schulbibliothek und zu andern nöthigen Lehrmitteln verwendet.

25 Rthlr. zur Anſchaffung von Schulbüchern für arme Schüler.

Für andere 25 Rthlr. werden Bücher gekauft, welche Schüler zur Aufmunterung erhalten, die ſich durch gutes ſittliches Betragen, Fleiß und Kenntniſſe auszeichnen.

25 Rthlr. werden den Schullehrern überlaſſen, als ein kleiner Beytrag ſich zuweilen bey einem freundſchaftlichen Mahle des Lebens zu freuen, und hier vielleicht manche gute Verabredung zum Beſten der Schule zu treffen.

Die Herren Schul-Eforen, mit Einſchluß des Herrn Rektors, ſtimmen von 10 Jahr zu 10 Jahr, wozu die übrigen 75 Rthlr. den jedesmaligen Zeitbedürfniſſen gemäß verwendet werden ſollen.

Dieß iſt mein Vermächtniß. Sagen Sie mir offenherzig, was Sie dazu denken."

Mit dem Ausdruck von Hochachtung und herzlicher Freude zugleich drückte Lauter Richtern die Hand: „Gott segne Sie dafür!“

„Sehr noble!“ stotterte Bellmann, sehr noble und patriotisch! Man wird Ihnen eine Ehrensäule errichten.“

Lassen wir, sprach Richter, die Ehrensäule an einen andern! Wir trinken ein Glas Wein mit dem Wunsche, daß der Himmel die gute Absicht segne.“

Bellmann. „Trinken — nein, trinken darf ich heute nicht. Ich habe enorme Zahnschmerzen.

Richter. Kommt der Schmerz von einem hohlen Zahne, so kann ich Ihnen ein probates Hausmittel geben. Kommt er aber aus dem Magen, dem Blute, dem Herzen, oder woher sonst die Aerzte den Zahnschmerz herleiten: da hilft freilich mein Hausmittel nichts.

Bellmann. Ruhe, das ist das einzige das mir sonst geholfen hat. Ich bedaure es recht sehr durch die fatalen Zahnschmerzen eben heute fortgetrieben zu werden.

Ruhe dir — und nun auch uns! dachte Richter, freute sich seines Abends mit Freund Lautern, und erhielt von seiner Tochter, welche den Gedanken: der gute Vater hätte doch nicht nöthig gehabt, mir die Augen durch ein so theures Mittel

zu

zu eröffnen! gleich im Entſtehen unterdrückte — eine herzliche Umarmung, wobey dem einzigen Zuſchauer, Lautern, das Herz mit verſtärkten Schlägen klopfte.

9.

Zeither hatten ſich die beyden Cheſtandskandidaten, aus Achtung gegen den Vater, mit einem wöchentlichen Beſuche, an jedem Sonntagsabende begnügen müſſen, mit nur wenigen Ausnahmen, wenn der Vater ſelbſt ſie beyde bitten ließ: aber dieſe Sonntagsſtunden hatte auch noch keiner verſäumt. An dem nächſten Sonntage — es war der vor dem entſcheidenden 11ten November — kam Lauters Mutter, ein Weib von ächtem Adel, früh zu Friederiken und ſprach ſo mütterlich zärtlich, daß das gute Mühmchen wie ſie Friederiken nannte, obgleich die Verwandtſchaft ziemlich weit hergeſucht war — auf das lebhafteſte gerührt wurde.

„Ich habe die Gelegenheit benutzt, weil mein Sohn ein paar Stunden ausgeritten iſt. Er darf von meinem Beſuche nichts wiſſen. Allein mein Mutterherz ließ mir keine Ruhe; ich mußte Sie ſprechen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie bitten wolle, meinem Sohne Ihre Hand zu geben. Nein, das darf und will ich nicht. Aber das muß ich Ihnen ſagen: mehr kann Sie in Ihrem Leben niemand lieben, als Sie mein Sohn liebt. Und eben darum fürchte ich für ihn, wenn er ſeinen liebſten

Wunſch mit einemmale vereitelt ſähe. Darum will ich nicht Liebe von Ihnen erbitten; denn an einem bloß durch Mitleid erweichten Herzen läge ihm gewiß nicht, der (freilich nach vorhergegangenem ſchweren Kampfe) noch vor wenigen Wochen Ihrer Liebe blos deswegen entſagen wollte, weil er glaubte, daß Ihr Herz bloß für Herrn Bellmann ſchlage, Ihr Oheim aber ihn zu ſehr begünſtige, und dadurch Ihre freie Wahl beſchränken möchte; und der gewiß ſeinen Entſchluß ausgeführt hätte, wenn ich nicht —

„Hat er im Ernſt gewollt?“

Friederike, ſagte er, muß ganz frey wählen! Wählt ſie dann auch einen andern: ſo werde ich doch weniger leiden, wenn ich ſie nur glücklich weiß.

„Das war edel!“

„O glauben Sie es, daß mein Karl edel handeln kann! — Doch jetzt bitte ich Sie nur darum: hat Ihr Herz für Herrn Bellmann entſchieden, ſo ſagen Sie mir es, daß ich meinen Sohn vorbereite.“

„Sagen Sie, würdige Frau, ſagen Sie Ihrem würdigen Sohne daß ich Bellmannen nicht wählen würde; ſagen Sie Ihrem Sohne, daß ich ihn innig hochſchätze. Geben Sie ihm, beſte Mutter, dieſen Händedruck in meinem Nahmen.“

Mit dieſem Händedruck umarmte ſie die Mutter, die in dieſer Umarmung ihren Sohn dachte und ſich ſelig fühlte.

Friederike ſagte ihr noch etwas von einem Wunſche wegen des heutigen Abends; und die 67

jährige

jährige Frau eilte dann mit der frohen Botschaft rasch, wie ein 14 jähriges Mädchen, in ihre Wohnung, und erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr ihres Sohnes.

Offenherzig theilte die gute Tochter den Inhalt dieser Unterredung — bis auf den Händedruck, ihrem Pflegevater und ihrer Mutter mit; beyde drückten Sie segnend an ihr Herz, und: das nenne ich mir einen Sonntag! sagte der Vater; der lohnt für mehr als für sechs volle Tage Mühe und Arbeit.

10.

Zwiefach willkommen war Richtern an diesem schönen Nachmittage der Besuch eines alten treuen Freundes. Unter traulichen Unterredungen über Freuden und Leiden, die sie mit einander genossen und überstanden hatten, schlug die Abendstunde der bürgerlichen Tischzeit; da trat Richters Schwester herein, und bat ihren Bruder, daß er heute Abend mit seinem Freunde in Rieckchens Stube speisen wolle. Das lose Mädchen hätte früh, da der Vater den heutigen Sonntag so vorzüglich schön gefunden, gleich darauf gedacht, am Abend einmal eine Schüssel mehr als gewöhnlich zu geben.

Der vorbereitete Freund nahm die Einladung gefällig an, und der Vater freute sich über den

glücklichen Einfall ſeiner Herzenstochter. Ja ja, ſprach er indem er ihr Zimmer öffnete, das haſt du gut gemacht, dafür —

Aber mit dem dafür war ſeine Rede abgebrochen, da er das Zimmer mit vielen Lichtern erleuchtet fand, und da er die Frau Lautern mit ihrem Sohne erblickte, und noch drey ſeiner liebſten Freunde, unter welchen der Pachter Martin war — (welcher dafür der lieben Stifterin des ſchönen Feſtes, daß ſie auch ihm bereitete, jetzt, da er eben dieſe Erzählung in einer Frühſtunde niederſchreibt, einen ſchönen heitern Tag und einſt einen nicht minder ſchönen Abend wünſcht). Friederike ſaß am Klavier — gegen ihr über das umkränzte Bild ihres Vaters — ſpielte und ſang:

Sey mir gegrüßt mit frommen Freudenthränen,
Mein feſtlich ſchönſter Tag im ganzen Jahr!
Der einſt der ſchönſte eines edlen Lebens,
— Geburtstag meines guten Vaters war!

Nur ein Gebet: Allmächtiger! o bringe
Den feſtlich ſchönſten Tag noch oft zurück!
Und gieb dem Edlen den ich kindlich liebe,
Mit jedem Lebensjahr erhöhtes Glück!

Sprachlos empfing Richter Umarmungen und Glückwünſche. Er war zu ſehr überraſcht. Seit ſeinen Jünglingsjahren hatte er jetzt zum erſten mal nicht an den Tag gedacht, der ihm ſonſt immer heilich

geweſen

geweſen war. Die Sorge für das Glück ſeiner Tochter hatte ihn zu lebhaft beſchäftigt.

In deſto herzlichern und freudigern Dank ergoß er ſich aber, ſobald er wieder zu ſprechen vermochte; denn niemand wußte einen Dienſt, den man ihm erwies, eine Freude, die man ihm machte, dankbarer zu erkennen als er, der für das Gute das er andern that, nie Dank erwartete. Seelenvoll hing ſein Auge an dem Auge der guten Tochter, und mit dem Ausruf: wie kann ich dir genug für alle die Freude danken, womit du mein Alter verſchönerſt! traf ſein Blick auf Lautern, und da ſprach er in der Freude den Wunſch ſeines Herzens aus: Möchte mein Rieckchen an Ihrer Hand das glücklichſte Weib werden!

Lauter, dem die durch ſeine Mutter erhaltene Nachricht Muth gemacht hatte, richtete ſeine Antwort an Friederiken: „Was die zärtlichſte Liebe vermöchte, das würde ſie für Ihr Glück thun, wenn Sie ein Herz annehmen könnte, das ſie unausſprechlich liebe!“ Friederike reichte ihm die eine Hand, und die andere dem Vater; und ſchweigend drückte ſie der Vater beyde an ſeine Bruſt.

Doch halt! rufte er jezt. Ein Wort, ein Wort! ein Mann ein Mann! Erſt künftigen Mittwoch feiern wir den 11ten November. Was wird ohnehin Herr Bellmann ſagen, wenn er heute

Abend erſt nach dem Feſte kommt — wiewohl ich ſehr zweifle, ob er kommen wird.

Bellmann kam nicht und wurde im Kreiſe froher Menſchen nicht vermißt.

II.

In demſelben freundſchaftlichen Kreiſe wurde an Friederikens Geburtstage der Bund ihrer Liebe mit Lautern beſtätigt.

Richter brachte den zweyten Becher der Freude ſeinen Gäſten zu: zum Andenken unſers gemeinſchaftlichen Wohlthäters — Woltemanns! Doch, doch ſprach er, es iſt ja billig, daß ich Sie zuvor mit meinem Woltemann bekannt mache. Das will ich.

Die Hälfte der Zeit, die ich in der Fremde verlebte, habe ich bey dieſem Woltemann in N.. zugebracht. Ich wurde ſein Freund, und hatte das Glück ihm einige gute Dienſte zu leiſten, beſonders dadurch, daß ich eine reiche Tante, die ihn enterben wollte, und ſchon ihr Teſtament eingereicht hatte, zu bewegen wußte, das Teſtament zurück zu nehmen, und ſich mit meinem Woltemann auszuſöhnen. Ich beleidigte ihn aber dadurch, daß ich ſeine Geſchenke ausſchlug. Es vergingen mehrere Jahre, in welchen wir nichts von einander hörten. Erſt nach 12 — 13 Jahren beantwortete er mir einen Brief, und unſer freundſchaftliches Verhältniß

wurde

wurde von nun an durch fortdaurenden Briefwechsel unterhalten. Allein nie hätte ich mir einfallen lassen, daß er mir eine so ungemein große Wohlthat erweisen würde, als er mir wirklich erwiesen hat!

Denken Sie, gerade zu einer Zeit, in welcher meines Nieckchens Herz noch zwischen Bellmann und Lauter — getheilt war, weil sie beyde für gleich treu und brav hielt; wo mir alles daran lag einen Irrthum des guten Mädchens zu berichtigen; wo ich mir aber, trotz alles Denkens und Sinnens, nicht heraushelfen konnte — weil ich's ohne eine Lüge nicht zu machen wußte, die Lüge aber verabscheute: da reißen mich am Sonntage vor acht Tagen ein Brief von meinem Woltemann und einer von dem dortigen Magistrate aus aller Verlegenheit.

„Aber, fiel Nieckchen ein, Sie erlauben mir, ich habe Ihnen doch gesagt, wie es auch gewiß wahr ist, daß ich schon vor der Ankunft Ihrer Briefe für meinen Lauter ganz entschieden hatte."

Schon recht, mein Töchterchen! Das wußte ich aber damals noch nicht. Und auf alle Fälle war es doch gut, deine Ueberzeugung fester zu begründen. Nun, der Inhalt von Woltemanns Briefe war der:

„Er habe, in lebhafter Erinnerung an manche unserer ehemaligen Unterredungen über wohlthätige

wir uns ſcheiden mußten, würde mich mein allzuvolles Herz verrathen haben, wenn die unerfahrne Jugend der guten Pſyche ihr erlaubt hätte, einiges Mißtrauen in Empfindungen zu ſezen, welche ſie nach der Unſchuld ihrer eigenen beurtheilte. Ich zerfloß in Thränen, und ſezte ihr auf eine ſo zärtliche, ſo bewegliche Art zu, mir zu verſprechen, ſich in der folgenden Nacht wieder in dieſer Gegend finden zu laſſen, daß es ihr unmöglich war, mich ungetröſtet wegzuſchiken. Wir ſezten alſo, da uns alle Gelegenheit, uns bey Tage zu ſprechen, abgeſchnitten war, dieſe nächtliche Zuſammenkünfte fort; und unſere Liebe wuchß und verſchönerte ſich zuſehends, ohne daß wir dachten, daß es Liebe ſey. Wir nannten es Freundſchaft; und genoſſen ihrer reinſten Süſſigkeiten, ohne durch einige Beſorgniſſe, Bedenklichkeiten oder andre Symptome der Leidenſchaft, beunruhigt zu werden. Pſyche hatte ſich eine Freundin, wie ich mir einen Freund, gewünſcht; nun glaubten wir beyde gefunden zu haben, was wir wünſchten. Unſere Denkungs-Art, und die Güte unſerer Herzen, flößte uns ein vollkommenes und unbegrenztes Zutrauen gegen einander ein. —— Meine Augen, welche ſchon lange gewöhnt waren, anders zu ſehen, als man ſonſt in meinen damaligen Jahren zu ſehen pflegt, ſahen in Pſyche kein reizendes Mädchen, ſondern die ſchönſte, die liebenswürdigſte der Seelen, deren geiſtige Reizungen aus dem durchſichtigen Flor eines irdiſchen Gewandes hervorſchimmerten; und die wiſſensbegierige Pſyche, welche nie glüklicher war, als wenn ich ihr die erhabe-

Vermächtniſſe, ſein anſehnliches Vermögen von circa 60 bis 70000 Rthlr., da er weib- und kinderlos ſey, und keinen nahen Verwandten kenne, zu mehreren wohlthätigen Vermächtniſſen beſtimmt; und weil er glaube, daß es mir, ob ich gleich es ſelbſt nicht brauche, doch Freude machen würde in meiner Vaterſtadt etwas Aehnliches zu ſtiften, ſo habe er auch mich mit 12000 Rthlr. zum Miterben eingeſetzt; doch ſollte es mir überlaſſen bleiben, nach Willkühr damit zu ſchalten."

In der Beylage meldete mir der Magiſtrat, daß der biedere Woltemann bald nach Abfaſſung jenes Briefes geſtorben ſey; ſein Teſtament ſey aber geſetzmäßig ausgefertigt und beſtätigt, und man frage bey mir an: ob ich die mir vermachten 12000 Rthlr. ſelbſt oder durch einen Bevollmächtigten abholen laſſen wolle, oder ob ſie mir ſolche mit der Poſt überſchicken ſollten.

Ich habe das Letztere gewählt, und geſtern ſind die 12000 Rthlr. richtig angekommen.

Sie wiſſen, wie ich ſie angewendet, und welchen beſondern Zweck ich zugleich damit erreicht habe. Morgen werde ich nun dem Senate mit Ueberſchickung des Geldes auch die beyden Briefe überſchicken.

Und nun, nun ſagen Sie mir: daß ich bis hieher den Namen des eigentlichen Wohlthäters ver-

verſchwieg — nein! nein! Das war doch keine Lüge, wenn es auch ſo ausſah?

C. Stille.

VII.

Nekrolog.

Oeſers Manen. *)

Einſam ſtand ich und dachte die Menſchenmähende Zeit durch,
Die ich am Laurenzſtrom und an der Weichſel gelebt,
Zählte der Stürme ſehr viel, die meinen Nachen bedrohten;
Halcyoniſcher Tag blickte dem Pilger nicht oft:
Doch zuweilen, wenn ihm ein Stündchen mit Gleim und mit Weiſſe,
Mit Freund Göſchen am Berg, Hedwig und Oeſer verſtrich.
Hedwig, der Gute, der Menſchenfreund, der Chriſt in der Wahrheit,

War

*) Der Teutſche Merkur, der in dieſem Entſchlummerten den Künſtler und Menſchen ehrt, wünſcht auf ſeinen immergrünenden Grabhügel noch mehrere Blumen ſtreuen zu können.

War geſtorben; ihm half nicht Podalirius Gunſt.
Einſam maß ich den Werth nun erſt in ſeinem Verluſt ganz;
Und ein Bothe erſchien, gab mir ein Blatt und verſchwand.
„Oeſer, auch Dieſer ging hin ins Land, wo keiner zurückkehrt?
Früh, zu früh war, obgleich lange gefürchtet, der Schlag.“
Eine Thräne glühte mir heiß an der trüberen Wimper
Langſam ſtrigend herauf, glitt dann die Wimper herab.
Dort kommt wieder ein Zug zurück von dem Hügel des Kirchhofs;
Mücke, der Redliche, ſtarb: heiliges Wandels war er,
Wie der Irdiſchen hier auf Erden nur wenige leben,
Ohne Tadel als Menſch, Vater und Lehrer und Freund.
Oeſer, auch Oeſer ging hin ins Land, wo keiner zurückkehrt:
Früh, zu früh war, obgleich lange gefürchtet, der Schlag.
Wie als Knabe vom Grabe des Vaters ich weinend emporſah,
Seh ich wehmuthsvoll, Oeſer, von Deinem empor.
Wenige Jahre nur waren der frohen Verbindung gegönnet,
Würdiger Greis, doch es wiegt mehrere Luſtra ihr Werth.

Ach, oft ſaß ich bey Dir am runden vertraulichen Tiſche,
Stümperte griechiſch Dir vor, und Du erzähltest zum Lohn,
Und vergaßeſt im Scherz die Achtzig des ſilbernen Hauptes,
Oder vergaßeſt ſie nicht, ehrteſt durch Freude ſie mehr.
Durch die Erinn'rung verjüngt gabſt du Geſchenke der Vorzeit,
Und zur Gegenwart hob ſie das lakoniſche Wort;
Monumente von Witz und Monumente von Bravheit,
Von dem Marmor herab bis in die Hütte von Stroh.
Schöner Gruppen voll war Dir das große Gemälde des Lebens;
Und zum Geiſtesgenuß miſchten es Bettler und Fürſt.
Mögen andre den Künſtler bewundern, der Geiſt in die Form ſchuf!
Wahr, der Künſtler war groß; aber ich liebte den Mann.
Steh ich einſt vor ſeiner Auferſtehung und hebe
Mich mit magiſcher Kraft über die Wolken empor;
Dann, dann denk ich gerührt doch mehr noch zurük an die Stätte,
Wo er mir väterlich rief: bleib Du nur heute bey mir!
Und blickt zauberiſch einſt mir ſeine Sybille von Endor,

Denk

Denk ich doch herzlicher noch an den unendlichen Gang,
Der durch die alternde Burg zu seinem Sanssouci führte,
Wo er der Freuden so viel immer den Freunden erfand.
Pflanzten auch Fürsten mit Pracht ein Denkmahl dem glühenden Mahler,
Größer war es vielleicht, aber doch heiliger nicht,
Als das Denkmal, das ihm in vieler Seelen gebaut ist,
Die nicht den Künstler allein, die auch den Menschen gekannt.
Sterben, Verklärter, wie Du heißt nur Aufhören zu Sterben,
Denn dein Daseyn ist nicht Ephemerengeschlechts.
Deines Namens erwähnt noch dankbar der Enkel des Enkels,
Wenn er den hohen Altar schauet im Gothischen Haus.
Schlummre der Seeligen Schlaf! Du lebtest das Leben der Frommen!
Hat das Alter auch mir Schnee um die Schläfe gestreut,
Denk ich noch dein, und die Hoffnung erhebt mich, wenn ich zu Dir geh,
Folgen mir Thränen wie Dir, weinet die Freundin der Gruft.

Seume.

VIII.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

1.

London, den 6. März 99.

Das wichtigſte Werk, das jetzt erſchienen iſt, ſind ohne Zweifel des großen Filologen und Alterthumsforſchers, der in Kalkutta ſtarb, William Jones ſämmtliche Werke in 5 großen Quartbänden mit 58 Kupfertafeln. Es ſind mehrere ungedruckte Aufſätze dabey, und die gedruckten ſind zum Theil von ihm ſelbſt ſehr verbeſſert und bereichert. Der bekannte Geſchichtſchreiber Oſtindiens, der auch die ſchöne Elegie auf Jones geſungen hat, Maurion, iſt an der Stelle des Hrn. Nares als Bibliothekar des brittiſchen Muſeums von dem Aufſeher deſſelben dem Könige präſentirt und von ihm wegen ſeiner Gelehrſamkeit und loyalen Geſinnungen beſtätigt worden.

Die Aſiatic Reſearches werden jetzt, da die Originalausgabe von Kalkutta faſt gar nicht zu haben war, von dem Major Ouſeley, dem bekannten Orientaliſten, deſſen Perſiſche Miscellaneen und orientaliſche Zeitſchrift (Oriental collections) allgemein geſchätzt werden, aufs neue herausgegeben. In dem von dieſem Unternehmen bekanntgemachten Proſpektus wird verſprochen, daß auch die Bemerkungen der teutſchen

ſchen Gelehrten über die Aufſätze in jener Sammlung, namentlich eines Sprengel und Klenker, benutzt, überhaupt aber viel Zuſätze auch aus perſiſchen und andern orientaliſchen Handſchriften in den Originalſprachen ſelbſt dazu geliefert werden ſollen. Man will beym Druck auf billige Erſparniß des Raums ſehen, und ſo ſoll dieſe vermehrte Ausgabe doch nicht einmal ſo hoch im Preiſe kommen, als das Original aus den Preſſen der Oſtindiſchen Geſellſchaft in Kalkutta. Man ſubſtribirt darauf bey Davis und Kadell.

Das bekannte ſatiriſche Geſpenſt, der Verf. der Purſuits of Literature, hat wieder etwas von ſich hören laſſen. Der berühmte Irländiſche Volksredner Grattan hatte vorigen Sommer zu Twickenham an der Themſe gewohnt, wo bereits der Dichter Pope ſeinen niedlichen Landſitz hatte. Dieß hat dieſer Verf. zum Stoff einer beißenden Satire gegen Grattan und alle die gemacht, die ſeiner Partey zugethan ſind. The ſhade of Alexander Pope on the banks of the Thames. A ſatirical Poem; with Notes, Becket. 2 ſh. 6 d.

Zu den Schriften, die durch die große politiſche Streitfrage über die Union Irlands mit Großbrittannien nun ſchon in mehreren Dutzenden erſchienen ſind, kann man mit vollem Rechte auch eine Geſchichte der Königin Anna von Thomas Somerville, königl. Kaplan, rechnen: The hiſtory of great Britain during the reign of Queen Anne. I. Vol. in 4. Wir haben

haben von demſelben Verfaſſer ſchon eine Geſchichte der Staatsverhandlungen von der Reſtaurazion bis zum Tode Wilhelms III. In dem neuen Werke ſowohl als in dem vorigen ſind die angedruckten Aktenſtücke und Dokumente bey weitem das Wichtigſte.

Zu dem Sittengemälde Englands gehört eine genaue Kenntniß der Seebäder und Geſundbrunnen, und der dort üblichen Vergnügungen. Seit Ainſly's Bath's Guide iſt kein ſo anekdotenvolles und zur Kenntniß des engliſchen Luxus und der Sittenverdorbenheit lehrreicheres Buch erſchienen, als ſo eben Camy's Balnea ſind. Ein ſchöner Holzſchnitt von Anderſon auf dem Titelblatte iſt voll Laune und Bedeutung. — Miß Plumptree, die ſchon das Kind der Liebe und den Graf von Burgund von Kotzebue herausgegeben, läßt ſo eben auch ſeine Sonnenjungfrau erſcheinen. Der neueſte Geſpenſterroman heißt der Kobolt von der Elbe. In einem öffentlichen Blatte wird die Meynung geäußert, dieß müſſe wohl der Mammon ſeyn, der Gott des Geldes, das in ſo ungeheuren Remeſſen vom Ausfluſſe der Elbe in unſer Eldorado einſtrömt. Auſſer dieſem iſt der geleſenſte Roman the Victim of Prejudice von der bekannten Maria Hays, 2 Vol. Johnſon.

2.

London, den 8. März.

Freylich hört man jetzt am Theetiſch und in den moſt fashionable routs das Wort German literature in einer Stunde öfter ausſprechen, als ſonſt vielleicht

in Jahren. Allein ich wünschte doch nicht, daß meine lieben Landsleute zu ſtolz auf dieſen Tribut würden, den die reiche Nazion ihren ſchriftſtelleriſchen Verdienſten zollt. Er iſt wenigſtens noch immer ſehr einſeitig, und nur auf Ueberſetzungen in einigen Feldern der ſogenannten ſchönen Literatur eingeſchränkt. Die drey rüſtigen Ueberſetzer Holkroft, Lewis und Miß Plumptree liefern doch faſt nur Romane und Schauſpiele, und darnach wird auch in den Buchläden, die teutſchen Verlag führen, bey Bohn oder Remnant, faſt allein gefragt. Unter allen Ueberſetzern zeichnet ſich Hr. Lewis, der Verfaſſer des Mönchs, durch ſeine ſich ſtets erneuernden Gaben am meiſten aus. Er wetteifert jetzt mit der Miß Plumptree in der Ueberſetzung Kotzebuiſcher Produkte und hat ſo eben die Spanier in Peru und die treuen Liebhaber, a tale of Kotzebue, in die Welt geſchickt. Dem letztern Werklein iſt eine Autobiografie von Kotzebue ſelbſt eingeſchickt vorgeſetzt, wobey alle ſeine Werke der Reihe nach aufgeführt werden. Der Buchhändler Bell, bey welchem alle dieſe Angliſirungen erſcheinen, hat ſo eben einem Proſpektus bekannt gemacht, worinn gegen 40 teutſche Dramen, die heftweiſe nach und nach übersetzt erſcheinen ſollen, angekündigt werden. Lewis iſt auch von dieſer Unternehmung die Seele. Dabey heißt es denn eben nicht ſehr ſchmeichelhaft für den teutſchen Geſchmack: man werde dafür ſorgen, daß aus dieſen Stücken alles wegbleibe, was den feinen engliſchen Geſchmack beleidigen könne, und eine Schande für England ſeyn würde (that would be a

dis-

disgrace to the country)! Also wird die teutsche Bärenbrut erst von brittischen Zungen geleckt werden müssen.

Von eben diesem Lewis, dem man eine reiche poetische Ader durchaus nicht absprechen kann, ist eben ein satirisches Gedicht The Love of gain, eine Nachahmung der 13. Satire Juvenals, in sehr splendidem Druck, Foxen dedicirt, erschienen, was wirklich einzelne höchst glückliche Stellen hat, und wohl auch in Teutschland bekannt zu werden verdient. Wir Teutsche bekommen auch unser Theil darinn.

Uebrigens ist wohl noch kein Winter so ausserordentlich unfruchtbar an neuen literarischen Produkten gewesen, als dieser. Wie ists aber anders möglich, da hier nur Erwerben und Genießen an der ewigen Tagesordnung sind? Eine gute Prise für teutsche Uebersetzerfabriken ist auf jeden Fall das eben jetzt erschienene Werk des schon durch mehrere Reisen bekannten Wraxal: Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna in the years 1777—79 in 2 Vol. in 8. Noch willkommener aber würde um so mancher artistischen und politischen Bemerkungen willen ein Tagebuch eines englischen Künstlers seyn, das so eben von den Auftritten in Rom bey und nach dem Einmarsch der Franzosen im vorigen Jahre erschienen ist. Richard Duppa, so heißt der Verfasser, war selbst Augenzeuge von allem, was er schreibt: A Journal of the most remarkable Occurences that took place in Rome upon the Subversion of the

nen Geheimniſſe meiner dichteriſchen Philoſophie entfal-
tete, glaubte den göttlichen Orpheus, oder den Apollo
ſelbſt zu hören, wenn ich ſprach. Es iſt in der Natur
der Liebe (ſo zärtlich und unkörperlich ſie immer ſeyn
mag) ſo lange zuzunehmen, bis ſie das Ziel erreicht
hat, wo die Natur ſie zu erwarten ſcheint. Die unſrige
nahm auch zu, und gieng nach und nach durch mehr
als eine Verwandlung; aber ſie blieb ſich ſelbſt doch
immer ähnlich. Nachdem uns der Name der Freund-
ſchaft nicht mehr bedeutend genug ſchien, dasjenige,
was wir für einander empfanden, auszudrüken, wur-
den wir eins, daß unter allen Zuneigungen, derer uns
die Natur fähig mache, die Liebe eines Bruders und
einer Schweſter zugleich die ſtärkſte und die reineſte ſey.
Die Vorſtellung, die wir uns davon machten, ent-
zükte uns; und nachdem wir oft bedauert hatten, daß
uns die Natur dieſe Glükſeligkeit verſagt habe, wun-
derten wir uns zulezt, wie wir nicht bälder eingeſehen
hätten, daß es nur von uns abhange, ihre Kargheit
in dieſem Stüke zu erſezen. Wir waren alſo Bruder und
Schweſter, und blieben es einige Zeit, ohne daß die
Vertraulichkeit und die unſchuldigen Liebkoſungen, wozu
uns dieſe Namen berechtigten, in unſern Augen wenig-
ſtens, der Tugend, welcher wir zugleich mit der Liebe
eine ewige Treue geſchworen hatten, den geringſten Ab-
bruch thaten. Wir waren enthuſiaſtiſch genug, die
Vermuthung oder vielmehr die bloſſe Möglichkeit, ein-
ander vielleicht ſo nahe verwandt zu ſeyn, als wir
wünſchten, in den zärtlichen Ergieſſungen unſerer Her-

zen

Ecclesiastical Government in 1798. Robinson, 1799. in 8. 4. Th.

5.

Paris, (30. Ventos.) den 20. März 99.

Zwey Verhandlungen des Nazionalinstituts haben seither den Mißgünstigen und Spöttern viel Stoff zu Bitterleiten und Scherzreden gegeben, je nachdem man sich zu jenen oder diesen aufgelegt fühlte. Die erste betraf die Ausstreichung des noch immer außer Frankreich bey dem Herzog von Braunschweig befindlichen Abbé Delille aus der Liste des Nazionalinstituts. Die Sitzung vom 5. Pluviose, wo dieß vorging, war eine der stürmischsten. Der ehemalige Abbé Mongez, der Kompilator des Dictionaire d'Antiquités in der Encyclopédie methodique, und Andrieux zeichneten sich besonders als seine Gegner aus; dieser letztere schäumte vor Wuth, und sah so noch viel häßlicher aus als gewöhnlich. Man brauchte die gewöhnliche Klubisten-Taktik, daß man gleich Anfangs gegen diejenigen, die Delille zu vertheidigen Lust hätten, mit Royalisten u. s. w. um sich warf, und dies fruchtete auch (wie dies fast immer der Fall ist) so sehr, daß fast niemand für Delille, und keiner stark für ihn sprach. Es ist allerdings sonderbar von Delille, daß er so hartnäckig darauf besteht, sich von Paris zu entfernen, da er doch hier gewiß Unterstützung finden würde (selbst von Seiten der Regierung), wie sie wenigen zu Theil wird. Auch den Druck seiner Geor-

giques

giques Françaises hätte er gewiß eben ſo gut hier beſorgen laſſen können. Seine Lehrſtelle im Collège de France iſt ihm immer noch aufgehoben, und wird nun ad interim von Selis verſehen. Allein dies alles entſchuldigt doch gewiß keineswegs weder Mongez noch Andrieux. Möchte doch einmal die Zeit kommen, wo bey Diskuſſionen unter Gelehrten aller Revoluzionsſchwindel bey Seite bliebe, und jedermann nur nach Wahrheit ſtrebte!

Bey Gelegenheit von Mongez fällt mir noch eine Sottiſe des Inſtituts ein. Bey dem letzten Bericht, den die Sekretairs an den Schranken des Corps legislatif von den Arbeiten des Nazionalinſtituts abſtatteten, war auch die Rede von einem Memoire, welches Mongez über die Statue des ſterbenden Fechters, von der eine Bronze in den Tuilerien ſteht, wie Sie aus B. Milins Beſchreibung der Tuilerie wiſſen, abgeleſen hatte. Im Grunde war das ganze Memoire altes ausgedroſchenes Zeug; denn was neuere ausländiſche Antiquaren hierüber geſchrieben, davon hat er aus guten Gründen keine Notiz nehmen können. Alſo mußte er ſich blos auf franzöſiſch geſchriebene Werke einſchränken, und Sie wiſſen, daß dieſe ziemlich unbedeutend ſind. Nun hätte allenfalls der Sekretair ſagen können: Notre collégue Mongez a lu un mémoire dans lequel il a établi etc. Aber nein, dies wäre zu beſcheiden. Er ſagte, il a prouvé que etc. Durch eine ſolche Art ſich auszudrücken macht ſich alſo das ganze Inſtitut zum Bürgen

der Meynung ſeines Kollegen. Und worinn beſteht dieſe ſo ſehr erhärtete Meynung? Daß es die Statue eines Barbaren iſt. Wahrlich, ehedem hätte es keine Akademie gewagt, die Meynung eines ihrer Mitglieder ſo zu garantiren, und wenn das Inſtitut ſich dies öfter erlauben ſollte, ſo ſieht es ſich ſehr oft in dem Fall Irrthümer zu garantiren.

Aber auf Delille zurück zu kommen: ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, wie ſehr dieſe Verhandlung allen braven Leuten in Paris mißfallen mußte. Delille iſt mit Recht der Abgott der Pariſer. Die kleinſten Fragmente von ſeinen Gedichten über die Einbildungskraft und den Georgiques werden mit Heißhunger verſchlungen, gedruckt und wiedergedruckt.*) Wahrſcheinlich hätte auch das Gouvernement noch immer ſtille geſchwiegen, wenn nicht die eben genannten Enragés die Sache mit Ungeſtüm betrieben hätten, und

*) Da in dieſer Zeitſchrift ſchon ausführlicher von Delille's vollendetem Meiſterſtück les Georgiques Françaises und der ſplendiden Ausgabe derſelben, die Jean Decker in Baſel und Levrault in Strasburg gemeinſchaftlich unternehmen, die Rede geweſen iſt, und ich ſchon oft gefragt worden bin, wann dieſe Ausgabe erſcheinen werde, ſo ſetze ich die Worte aus dem letzten Briefe eines der Hrn. Unternehmer hieher: Le Poëme de M. Delille est composé, je veux dire composé typographiquement, et nous n'attendons pour les imprimer que le retour des epreuves de Brunsvic.

B.

und wenn nicht der jetzige Miniſter des Innern, der doch im Grunde alle Verhandlungen des Inſtituts nach Gutdünken leitet, ſelbſt einmal ein Dichter geheißen hätte. Man ſagte ſich eine Menge Epigramme ins Ohr, worinn Delille den republikaniſch geſtempelten Dichtern des Inſtituts, einen Chenier, Legouvé, Andrieux u. ſ. w. deren Kollege zu ſeyn dem wahren Muſenprieſter freylich nicht ſehr ſchmeichelhaft ſeyn konnte, eine ſehr beißende Erklärung thut. Man ſetzte einen ſtrafenden Accent auf die Worte: l'inſtitut créera un poète à la place de l'abbé Delille u. ſ. w.

Die zweyte Verhandlung betrift ſelbſt die gelehrte Reputazion des ganzen Inſtituts. Das Direktorium ſchickte vor einigen Monaten einen Kourier an Bonaparte und forderte das Inſtitut auf, Fragen an das ägyptiſche Nazionalinſtitut zu Kairo aufzuſetzen, die zum Beſten der Wiſſenſchaft und Künſte nach dem dortigen Lokal unterſucht werden könnten. Das Inſtitut verſammelte ſich deßwegen einigemal auſſerordentlich in allen ſeinen Sekzionen und brachte 91 Fragen zuſammen, die nun auch unter der Aufſchrift: 91 Queſtions de Mathématiques, de Phyſique, de Morale, de Politique, de Literature et de Beaux-Arts, adreſſées par l'inſtitut national de France à l'Inſtitut d'Egypte, durch den Druck bekannt gemacht worden ſind. Nun läßt ſich gar nicht leugnen, daß die fyſikaliſchen und naturhiſtoriſchen Fragen überall Männer verrathen, die in ihrem Fache zu Hauſe ſind. Denn da war man ſo

klug, die Profeſſoren am Nazionalmuſeum der Naturgeſchichte, wenn ſie auch keine Mitglieder des Inſtituts waren, fragen zu laſſen. Aber in dem literariſchen, antiquariſchen und artiſtiſchen Theil derſelben guckt überall die Geiſtesarmuth und die Angſt, in der Geſchwindigkeit einige Fragen zuſammen zu ſtoppeln, in ihrer ganzen Blöße heraus. So ſollen z. B. die Steinarten unterſucht werden, woraus die älteſten Trümmer der Baukunſt in Oberägypten zuſammengeſetzt ſind; man ſoll die blaue Farbe unterſuchen, womit die Decke der Tempel zu Theben ſo ſchön angemahlt iſt. So etwas braucht man doch wohl einer Geſellſchaft, wobey ſich ein Dolomieu und Bertholet befindet, nicht erſt zu ſagen. So ſollen die Herren in Aegypten die Pyramiden ausmeſſen, wie ſie noch nie gemeſſen worden ſind. Wahrlich ein großes Problem, das ſelbſt die BB. Monge, Koſtanz und die beyden Mechain, ſo große Geometer ſie auch ſeyn mögen, kaum löſen dürften! Natürlich konnten ſolche Fragen der Kritik eiferſüchtiger Beobachter nicht entgehn, und es iſt wirklich vor kurzem ein Pamflet erſchienen, worinn die ſchlechte Fragemanier des Inſtituts ganz unbarmherzig, und wie in dieſem Fall natürlich iſt, auch oft mit Unrecht durchgehechelt wird.*)

In

*) Das Pamflet führt den Titel: Obſervations d'un Dialecticien ſur les 92 queſtions etc. Paris, Garnery 60 S. in 4. und verdient in einer Sammlung der Aktenſtücke über das Inſtitut zu Kairo, woran dem Vernehmen nach

In Neapel haben die Sieger faſt überall leere Neſter gefunden. Hamilton hatte die Muſeen zu Portici und Capo di Monte faſt ganz ausgeleert. Von den ſchönen Bronzen und Marmorn aus den Herkulaniſchen Nachgrabungen fanden die Franzoſen nur die Gypsabdrücke. Nur einige koloſſale Figuren, wie der Farneſiſche Herkules, die Statue des Nonius Balbus u. ſ. w. ſind geblieben. Championet ließ ſogleich durch den zurückgebliebenen Oberaufſeher der Ausgrabungen, Zarillo, die Scavazionen in Herkulanum, oder wie es heut zu Tage heißt, torre del Greco fortſetzen. Man ſtieß aber auf Plätze, wo ſchon gegraben, der Schutt aber wieder hineingeworfen war, und fand nur eine Baſis von ein paar Satyrn in Bronze, mit den Füßen. Die Statuen ſelbſt

nach eine teutſche Buchhandlung ſchon arbeiten läßt, nicht übergangen zu werden. Wie ganz anders nehmen ſich da unſers unvergeßlichen Michaelis 100 Fragen an eine Geſellſchaft gelehrter Männer, die nach Arabien reiſen. Frankf. 1762. aus? Man kann ohne Uebertreibung ſagen, das Michaelis allein ein ganzes Inſtitut in ſich vereinigte. Die Fragen für ſich allein machen ſchon einen ſehr ſchätzbaren Beytrag zur Kenntniß des Orients aus. Erlaubte es der Stolz der Franzoſen, ſich mehr um unſere Literatur zu bekümmern, ſo hätten die Herren in jenem Buche von S. 350 an mit großem Nutzen die Remarques vergleichen können, die einſt ihre Vorgänger von der Academie des Inſcriptions an jene däniſchen Reiſenden mittheilten.

sind längst verschwunden. In Pompeji hat man einige neue Zimmer geöffnet, und Wandgemälde z. Th. sehr lascive Gegenstände gefunden, eine Bekränzung des Priapus u. s. w., welche von den Mahlern Point, Thevenin und Blanchard sogleich gezeichnet und dann aus den Wänden ausgesägt worden sind.

Der Pallast Farnese und die Farnesina sind von den französischen Kommissairen in Rom als ein der Nazion zugefallenes Erbtheil vom König von Neapel in Besitz genommen worden. Comme nous heritons du roi de Naples, heißt es in der officiellen Anzeige, nous avons pris poſſeſſion de ces palais. Die vormalige Akademie de St. Luc soll nun vom Corso in den Pallast Farnese verlegt werden.

In dem Museum der Antiquen ist den ganzen Winter hindurch rasch gearbeitet worden, um alles zur Aufstellung einzurichten. François de Neufchateau hat die Sache so ernstlich betrieben und die Fonds so gut herbeyzutreiben gewußt, daß man in Monatsfrist die Eröffnung desselben hoffen darf. Die Gelehrten und die Künstler sollen bey der feierlichen Inauguration beyde von ihrer Seite zu einer Allee vor der Kolonnade Bäume pflanzen, und der Minister hat sich von den Professoren des Jardin des plantes ein besonderes Gutachten erbeten: welchen Baum man den Wissenschaften und welchen man den Künsten widmen und von nun an als Symbol für

beyde

beyde betrachten könne? *) Der Lorbeer ſoll ausſchlüßlich den ſiegreichen Armeen gewidmet bleiben.

4.

Ueber Hamburg.

O. den 30. März 1799.

Der in Ihrem Journale — im erſten Stücke dieſes Jahrganges — eingerückte Brief aus Bremen, enthält einige Winke über Hamburg, die mir dieſe Stadt nicht zu verdienen ſcheint. Ich bitte Sie daher zur Berichtigung derſelben Ihren Leſern auch das wenige darüber mitzutheilen, was ich über dieſe Stadt und über den Karakter ihrer Einwohner bemerkt habe, bis — nach Ihrem eigenen Wunſche — ein Hamburger Patriot die Rechtfertigung ſeiner Vaterſtadt übernehmen wird.

Eine Beſchreibung der Stadt ſelbſt und ihrer Lage wäre hier wohl um ſo mehr am unrechten Orte, da dieſe ſchon von dem vortrefflichen Heß ſo vollſtändig geliefert iſt. Wer wäre wol je in Hamburg geweſen und hinge nicht noch mit vollem Herzen an der Erinnerung des mannichfachen Genuſſes, den dieſe reizenden Gegenden darbieten, deren Schönheit die Kunſt und

*) Die Antwort wäre nicht ſchwer, wenn nicht das Pariſer Klima ſein Veto darein ſpräche. Denn unter einem glücklichern Himmelsſtrich wäre die Beſtimmung des Oelbaums für die Wiſſenſchaften, der Pigne für die Künſte nicht ſehr zweifelhaft. Jetzt fragt ſichs, ob ſelbſt eine Platanenpflanzung dort im Freyen gedeihen könnte?

D. Einſ.

und der gute Geſchmack der Einwohner durch die Anlage der lieblichſten Gärten und prächtigſten Landhäuſer ſo ſehr erhöhen! Dem Sachſen zwar wird es etwas wehe um's Herz, wenn er die näheren Gegenden der Stadt mit ſehnendem Auge durchſtreift, ohne den Kranz blauer Gebirge zu erblicken, der die Gegenden ſeiner Heimath ſo freundlich umſchließt. Allein nur ganz in der Nähe Hamburg's entbehrt er dieſen ihm ſo nothwendigen Genuß; einige Stunden weiter, im Holſteiniſchen, bey Reinbek, der Aumühle u. ſ. w. triſt er die anmuthsvollſten Gegenden, waldbekränzte Gebirge und kühle ſchattenreiche Thäler, die die ſtille ruhige Bille bewäſſert. Auf der andern Seite der Stadt entzücken ihn die maleriſchen Elbufer von der Natur und Kunſt in ſchweſterlicher Eintracht geſchmückt, wie zu Flotbeck u. ſ. w.

Die Stadt ſelbſt zwar iſt finſter, hat enge Gaſſen und Häuſer im altmodiſchen Geſchmacke; aber bey dem auffallenden allenthalben ſichtbaren Wohlſtande, bey dem nie aufhörenden Gewühle der regen Arbeitſamkeit und bey der Reinlichkeit und guten Erleuchtung der Gaſſen — kurz, bey den überall hervorleuchtenden Beweiſen einer weiſen Staats-Verwaltung, vergißt man jene äuſſeren Mängel ſehr bald und erholt ſich an dem Anblicke der ſchönſten unter Hamburgs Gaſſen, der Jungfernſtiege — die doch wohl ſchwerlich viele ihres Gleichen aufzeigen dürfte.

Durch den Eindruck dieſer äußern Gegenſtände zum Genuß alles Schönen aufgeweckt, wie beklagenswerth

werth müßte der Fremde seyn, der nun diesen Genuß vergebens in H. suchte? Allein dies hat keiner zu befürchten. Die zuvorkommende Höflichkeit und Gastfreiheit der Hamburger kann nicht leicht übertroffen werden. Man darf nur eine oder einige Bekanntschaften haben, um bald gesellschaftliche Freuden jeder Art genießen und in den gebildetsten Cirkeln Zutritt erhalten zu können. Zwar wird man auch hier auf manchen Cirkel stoßen, der seine ursprüngliche Absicht aus den Augen setzt; zwar ist auch hier — aber wo wäre denn das jetzt nicht der Fall? — die herrschende Seuche des Kartenspiels tief eingerissen, und nimmt in manchen Gesellschaften fast ausschließlich die Stelle der gesellschaftlichen Unterhaltung ein: allein doch nicht überall und in verschiedenem Grade. Und wo diese verheerende Zeittödterin die Unterhaltung nicht verdrängt hat, da darf man auch sicher darauf rechnen, angenehm unterhalten zu werden, indem es dem reichern und vornehmern Theil der Einwohner nicht an wahrer Bildung fehlt. Sie finden hier sehr viele Kaufleute die Bibliotheken besitzen, deren sich kein Gelehrter schämen dürfte, und die sie — was noch mehr ist — auch eifrig benutzen. Ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich Ihnen versichere, daß ich eine Menge Männer dieses Standes gefunden habe, die mit der älteren und neueren Literatur sehr vertraut waren, die tiefe filosofische, kameralistische und ästhetische Kenntnisse besaßen — kurz, glauben Sie mir, es giebt der Sievekinge viel in H. wenn gleich manche nicht von Seiten ihres Kopfes und Herzens in der öffentlichen Achtung stehn, die dieser

edle

ſen zuweilen für die Stimme der Natur zu halten; zumal da eine würkliche oder eingebildete beſondere Aehnlichkeit unſerer Geſichts-Züge dieſen Wahn zu rechtfertigen ſchien. Da wir uns aber die Betrüglichkeit dieſer vermeynten Sprache des Blutes nicht immer verbergen konnten, ſo fanden wir deſto mehr Vergnügen darinn, die Vorſtellungen von einer natürlichen Verſchwiſterung der Seelen, einem ſympathetiſchen Zug der einen zu der andern, einer ſchon in einem vorübergehenden Zuſtand in beſſern Welten angefangenen Bekanntſchaft nachzuhängen, und ſie in tauſend angenehme Träume auszubilden. Aber auch bey dieſem Grade ließ uns der phantaſtiſche Schwung, den die Liebe unſern Seelen gegeben hatte, nicht ſtille ſtehen. Wir ſtrengten das äuſſerſte Vermögen unſerer Einbildungs-Kraft an, um uns einen Begrif von derjenigen Art zu lieben zu machen, womit in den überirdiſchen Sphären die Geiſter einander liebten. Keine andere ſchien uns zu gleicher Zeit der Stärke und der Reinigkeit unſerer Empfindungen genug zu thun, noch für Weſen ſich zu ſchiken, die im Himmel entſprungen, und dahin wiederzukehren beſtimmt wären. Ich geſtehe dir, ſchöne Danae, daß ich bey der Erinnerung an dieſe glükſelige Schwärmerey meiner erſten Jugend mich kaum erwehren kan zu wünſchen, daß die Bezauberung ewig hätte dauern können. Und dennoch iſt nichts gewiſſers, als daß ſich dieſe allzugeiſtige Empfindungen endlich verzehrt, und die Natur, welche ihre Rechte nie verliert, uns zulezt unvermerkt auf eine gewöhnlichere Art zu lieben geführt haben würde; wenn

edle Mann mit ſo vollem Recht beſaß. — Wiſſenſchaftliche Inſtitute und Privat-Kabinette finden Sie hier viele, und ich will vor allen nur des vortrefflichen Foſſilaliſchen Kabinets des gelehrten Senators Kirchhof erwähnen. Der öffentlichen Bibliotheken giebt es hier mehrere, und ich muß Sie vorzüglich auf die aufmerkſam machen, die das Rathsgymnaſium beſitzt, in welcher beſonders ein Theolog reichliche Unterhaltung findet und die einen reichen Schatz an Manuſkripten beſitzt. Sie ſteht unter der Aufſicht des als Naturforſcher rühmlich bekannten Profeſſors Lichtenſtein, deſſen unermüdlicher Gefälligkeit und Aufmerkſamkeit jeder Fremde ſich gewiß um ſo mehr mit Dank erinnern wird, da wenige Bibliothekare dieſe Eigenſchaften im ähnlichen Grade beſitzen. — Welchen Antheil die muſterhafte „patriotiſche Geſellſchaft" an der allgemeinen Bildung hat, und ob die ſchönen Künſte auch in H. geliebt und kultivirt werden, bedarf wohl keiner Frage, wenn Sie wiſſen daß Lorenz Meyer eines der weſentlichſten Mitglieder jener Geſellſchaft iſt, die keinen Koſten-Aufwand auch in die entlegenſten ſcheut, junge verſprechende Künſtler reiſen läßt, Prämien ausſetzt u. ſ. w.

Bey dieſer Geiſtesbildung der Hamburger — die ſich in verſchiedenem Grade auf alle Klaſſen der Einwohner erſtreckt und auf welche auch das dortige weibliche Geſchlecht Anſprüche machen darf — iſt auch ihre Moralität ſo verſchlimmert nicht als der Verf. jenes Briefes über Bremen zu wähnen ſcheint. Es iſt unläugbar, daß der in H. immer mehr wachſende Wohlſtand und Reichthum auch den ihn begleitenden Luxus auf eine ſehr hohe Staffel geführt hat, und daß die mit dieſem verbundenen verderblichen Folgen auch in H. ſichtbar ſind. Unter dieſe rechne ich hier vorzüglich eine ſchreckliche Anglomanie, welche die Nähe Britanniens, der jetzt ſo ſtarke Verkehr mit dieſem Lande und der Aufenthalt ſo vieler Engländer in H. herbeygeführt haben. Man kleidet ſich engliſch, man reitet, man

fährt

fährt auf engliſche Manier; die Speiſen werden nach engliſchem Geſchmack zubereitet, die Geſellſchaften um die in England übliche Zeit angefangen und aufgehoben; man affektirt in denſelben einen engliſchen Ton — kurz, dieſe Sucht, alles, was engliſch heißt, nachzuahmen, erſtreckt ſich auf die lächerlichſten Kleinigkeiten. Dieſe lächerliche Anglomanie und eine gewiſſe Ungebundenheit der Sitten, Uebertreibung im Wohlleben und Sucht nach Vergnügen ſind die Gefährten des Hamburgiſchen Wohlſtandes. Allein, welche große und reiche Stadt möchte wohl von einem ähnlichen Schickſale frey bleiben? Unſere meiſten teutſchen Reſidenzſtädte, ärmer und nahrungsloſer, ſind weit verderbter als H. wo nur eine gewiſſe Licenz, keineswegs aber die Zerſtörung des Gemeingeiſtes und Bürgerſinnes anzutreffen iſt. Unerſchütterliche Vorliebe für ihre Verfaſſung und feſter Muth für die Aufrechthaltung derſelben, finden bey den hieſigen Einwohnern gewiß im höchſten Grade Statt, und haben ſich ſchon oft, vorzüglich in neuern Zeiten, bey verſchiedenen Vorfällen mit den dort in Menge wohnenden Emigrirten, in wilden Ausbrüchen der Volkswuth bewieſen. Die Bürger der niedern Stände ſind ein kraftiges teutſches Volk, wild aber gutmüthig, und verdienen nichts weniger als den Ruf der Ungeſelligkeit, in welchem ſie zu ſtehn pflegen. Ich bin ſehr oft ohne Lohnbediente ausgegangen und in den Gaſſen von den als grob verſchrieenen Karrenſchiebern mit der größten Freundlichkeit zurecht gewieſen worden, die ſelbſt manchmal ihre Laſt an ein Haus ſtellten und mich durch mehrere Gaſſen zurecht führten, ohne mehr als einen herzlichen Dank dafür annehmen zu wollen. Redlichkeit und Treue ſind aus Hamburgs Mauern noch nicht entwichen, ſondern häufig in den höheren Ständen anzutreffen, und daß der gemeine Hauſe dafür empfänglich ſey, zeigt ſeine unbegränzte Ehrfurcht gegen ſolche Männer, die in dem Rufe eines edlen Karakters ſtehn, vorzüglich wenn ſie dadurch auf das

öffent-

öffentliche Wohl wirken. So kann ich mich noch nie der lebhafteſten Bewegung erwehren, wenn ich an die vielfachen rührenden Scenen mich erinnere, welche der während meiner Anweſenheit zu Hamburg erfolgte Tod des Bürgermeiſters Dörner hervorbrachte. Die unbeſtechliche Redlichkeit dieſes Mannes und ſeine unverdroſſene Thätigkeit in Handlungs- und öffentlichen Geſchäften hatten ihm das allgemeine Zutrauen ſo ſehr erworben, daß kein Land um den Tod des beſten Fürſten mehr hätte trauern können, als Hamburg bey dem Tode dieſes Mannes. Auf allen Kaffeehäuſern und auf der Börſe herrſchte am Tage nach ſeinem Tode eine traurige Stille oder nur Geſpräche über den edlen Abgeſchiedenen, und ſelbſt auf den Geſichtern der geringern Leute war der Schmerz über dieſen unerwarteten Vorfall und die innige Theilnahme an dem Verluſte eines redlichen Vorgeſetzten, unverkennbar.

Nein, ich wiederhole es, auch in Hamburg herrſcht reiner thätiger Gemeinſinn und Patriotismus, und ich ſtimme völlig mit Ihrem Korreſpondenten aus Lübek, im 2ten Stück des Merkurs S. 182 darinn überein, daß nur unſere Hanſeeſtädte ſich noch ächter Teutſchheit rühmen und dieſe dem übrigen Theile unſerer Nazion mittheilen können.

Was die Urſache davon ſey, ob jede Handelsſtadt ſich dieſer weſentlichen Vortheile rühmen könne ob Ihr Lübeker Korreſpondent Recht hat, wenn er ſagt: „man habe in Hanſeeſtädten noch Selbſtgefühl, weil man Kraft hat" — das wage ich nicht zu entſcheiden. Etwas belehren könnte uns jedoch hierüber das Beyſpiel Amſterdams, von deſſen literariſchem Zuſtande Sie uns ſchon einige Nachrichten gegeben haben und von dem ich Ihnen nächſtens, wenn Sie es erlauben, ein kleines Gemählde entwerfen werde, zu dem ſich mir während meines neuerlichen dortigen Aufenthalts hinreichender Stoff dargeboten hat.

J. G — r.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1799.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1799.

Der neue
Teutſche Merkur,

5. Stück. May. 1799.

I.

Die Wünſche.

Eine Legende.

Gott ſah den Adam im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen, und ihn rührte das geplagte Leben des Menſchen, wie ein Tag nach dem andern unter Nahrungsſorgen ohne Genuß verſtrich. Und des Herrn Stimme erſcholl zu Adam: Erdenſohn, höre! Der Himmel will dir den liebſten Wunſch deines Herzens erfüllen. Aber bedenke dich wohl, was du bitteſt! Denn nur Einmal wird dir die Bitte gewährt. Darum geh und wähle bis morgen und ſag es dann. Nur des Todes Entfernung (dein größtes Unglück) und das Paradies deiner Unſchuld fodere nicht vom Himmel zurück.

Gedankenvoll durchwachte der betäubte Menſch die folgende Nacht, und tauſend Vorſtellungen neuer glücklicher Zuſtände und Genüſſe jagten und

verſchlangen ſich in ſeiner Bruſt. Denn konnten gleich Gold und Ehre damals noch keinen Geiz oder Wunſch nach ihrem Beſitze entflammen, ſo gab es doch immer wünſchenswerther Gegenſtände oder annehmlicher Möglichkeiten genug, die die Fantaſie ſich ſelbſt erſann. „Wie, wenn ich ſchwimmen könnte wie ein Schwan, oder fliegen wie ein Raubvogel, oder ſtärker wäre als der Löwe? Oder wenn ich mich in aller dieſer Thiere Geſtalt nach Belieben verwandeln könnte? Oder gar ohne zu gehen, mich von einem Ort zum andern verſetzen könnte? Wenn ich nicht mehr zu arbeiten brauchte, und alles durch bloße Worte ſich bauen, zuſammenfügen, pflanzen und brechen ließe? Oder beſſer, wenn ich das Brod und die Früchte und die Milch gleich zubereitet und meinen Tiſch alle Tage und Stunden gedeckt fände? Oder wenn ich nie alterte wie andere Thiere, und immer jung bliebe, nebſt meinem Weibe, bis an den Tod? Oder wenn ich begehrte, meinen Tod und alles Unglück vorauszuwiſſen, damit ich ihm doch vielleicht entgehen könnte!“

Der letzte Gedanke wurde zum Glück bald durch neue beſſere verdrängt; aber auch unter dieſen kam es zu keiner Entſcheidung, und je mehr der Menſch ſann und der Morgen herandämmerte, deſto mehr häuften ſich ſeine Zweifel und ſeine Angſt; und damals entſtand wahrſcheinlich ſchon das Sprüchwort: Wer die Wahl hat, hat die Qual.

In dieſer bedrängten Stunde trat der Teufel zum andernmal in der Geſtalt ſeines Schutzengels zu ihm, und gab ihm die Liſt ein, ſich in dem einen Wunſche, den er zu thun hätte, die Vollmacht zu Tauſenden oder ſo vielen als er wollte, zu erbitten. Der Menſch, durch die plötzliche Vorſtellung ſeines künftigen Glücks erhitzt und zugleich von ſeinem Gewiſſen gejagt, bedachte ſich jetzt nicht einen Augenblick, und ſprach laut: Das iſt mein Wunſch, Herr, daß mir alle Tage und zu jeder Zeit ein Wunſch vergönnt ſey; denn kann ich heute wiſſen wonach morgen meine Seele ſich ſehnen wird? — Und der Herr, erzürnt auf das betrügeriſche Geſchlecht, ſprach: Der Himmel nimmt dich beym Wort, Adam! Geh und thue täglich deine Wünſche, du und deine Nachkommen; aber hoffet nicht Einen erfüllt zu ſehn! — Doch tröſtet euch; auch die Erfüllung würde euch Selbſtbetrüger nicht glücklich machen.

* * * * *

Wenn jene Verwünſchung bei den Nachkommen auch nicht ganz in Erfüllung gegangen zu ſeyn ſcheint, ſo macht uns nun dafür der letzte Troſt troſtlos. Denn leider kann die Erfüllung unſerer alten Wünſche unſerer Glückſeligkeit nichts geben, als neue Wünſche.

Paulus Aemilius.

uns nur die ſchöne Pythia ſo viel Zeit, als dazu erfodert wurde, gelaſſen hätte. Dieſe Dame hatte etliche Wochen verſtreichen laſſen, ohne (dem Anſehen nach) ſich meiner zu erinnern; und ich hatte ſie in dieſer Zeit ſo gänzlich vergeſſen, daß ich ganz betroffen war, als ich wieder zu ihr beruffen wurde. Ich fand gar bald, daß die Göttin von Paphos, welche ſich vielleicht wegen irgend einer ehemaligen Beleidigung an ihr zu rächen beſchloſſen, ſie in dieſer Zwiſchen-Zeit nicht ſo ruhig gelaſſen hatte, als es für ſie und mich zu wünſchen war. Vermuthlich hatte ſie (wie die tragiſche Phädra) allen ihren weiblichen und prieſterlichen Stolz zuſammengeraft, um eine Leidenſchaft zu unterdrüken, deren Uebelſtand ſie ſich ſelbſt unmöglich verbergen konnte; allein eben ſo vermuthlich mochte ſie ſich ſelbſt durch die tröſtlichen Trug-Schlüſſe, welche Euripides der Amme dieſer unglükſeligen Princeſſin in den Mund legt, wieder beruhigt, und endlich den herzhaften Entſchluß gefaßt haben, ihrem Verhängniß nachzugeben. Denn, nachdem ſie alle ihre Mühe, mich das, was ſie mir zu ſagen hatte, errathen zu laſſen, verlohren ſah, brach ſie endlich ein Stillſchweigen, deſſen Bedeutung ich eben ſo wenig verſtehen wollte, und entdekte mir mit einer Deutlichkeit und mit einem Feuer, welche mich erröthen und erzittern machten, daß ſie liebe und wieder geliebt ſeyn wolle. Der reizende Anzug und die verführiſche Stellung, worinn ſie dieſes Geſtändniß machte, ſchien ausgewählt zu ſeyn, mich den Werth des mir angebottenen Glükes mehr als jemals empfin-

den

II.

An Munatius Plancus.

Horazens ſiebente Ode des erſten Buchs.

Singe doch Andrer Geſang bald Rhodus, bald Mitylenen,
Eſeſus oder die Mauern Korinthus
Von zwey Meeren begrüßt; durch Bacchus Theben, durch Föbus
Delfi berühmt, und Theſſaliens Tempel!
Sey's doch Andrer Geſchäft, der keuſchen Pallas erhabne
Burg mit ewigem Liede zu feyern,
Und mit des Oelbaums Zweig allein die Stirn zu bekränzen!
Viele beſingen zum Preiſe der Juno
Argos das Roſſe erzieht, und ihr goldreiches Mycene.
Mich reizt ſo nicht die Dulderin Sparta,
Reizt Lariſſa nicht ſo von Fruchtgefilden umgeben,
Als der Albunea rauſchende Grotte,
Als des Anio Fall, und der Hain Tiburnus, und ſeine
Gärten von ſchlängelnden Bächen getränket. —
Wie das düſtre Gewölk der Südwind oft von dem Himmel

Abſegt,

Abfegt, und nicht ewige Regen
Droht zu gebähren, ſo bann auch Du, ein Weiſer,
o Plancus,
Gram und Sorge des eilenden Lebens
Durch die Geiſter des Weins; es nehme das Lager
von Adlern
Blinkend, oder des ländlichen Tiburs
Schattende Laube dich auf. Als Teucer verbannt
von dem Vater
Salamis floh, umwand er die Schläfe,
Feucht vom Hauche Lyäens, mit Pappelkränzen und
ſprach ſo
Muth ein ſeinen bekümmerten Freunden:
Laſſet uns gehn, ihr wackern Gefährten, wohin
auch das Schickſal,
Gütiger als mein Vater, uns leitet!
Zweifelt an nichts, da Teucer euch führt, und Teu-
cer euch weißagt!
Denn es verhieß der untrügliche Föbus
Uns zur Wohnung ein Land, mit Salamis gern zu
vertauſchen!
Tapfre Geſellen, ihr littet ja oft ſchon
Größere Drangſal mit mir; ſo ertränkt im Weine
den Unmuth!
Morgen befahren wir wieder das Weltmeer!

Schüz.

III.

Skizze einer Biografie
Johann Reinhold Forſters,
in einem Briefe an einen Freund.

Sie wünſchen, mein geliebter Freund, noch einige Nachrichten über den ſeinen Freunden zu früh entriſſenen Forſter, deſſen Andenken in einem weit edlern und höhern Sinne als man gewöhnlich es anſieht, unſterblich bleiben wird.

Wenn vertraute Bekanntſchaft, eine nie unterbrochene Liebe und Anhänglichkeit, und das Zwangloſeſte aller Verhältniſſe, das des ältern zum jüngeren Freunde, einige der Erforderniſſe ſind, die freylich für die Biografen nicht ausreichend, doch aber gewiß einer treuen Darſtellung der eigentlichen Denk- und Handelsweiſe ſolcher Männer, die auf dauernde Achtung der Mit- und Nachwelt Anſprüche haben, ſehr forderlich ſeyn müſſen; ſo dürfte ich vielleicht unter denen, welche über Forſtern, den Weiſen und den Menſchen, getreu referiren können, nicht die letzte Stelle einnehmen. Ein mehrere Jahre lang ohne Unterbrechung fortgeſetzter, meinem dankbaren Herzen ſtets unvergeßlicher Umgang, die biedere Offenheit welche ein Hauptzug im Karakter des Entſchlummerten

ten war; der Genuß den er darin fand, ſeine Freuden und Leiden mit mir zu theilen; die von den Feſſeln des Ceremoniels befreyte Umgangsweiſe, welche zwiſchen uns herrſchte — dies alles ſetzt mich in den Stand, manches was tauſendfach in Forſters, wie in aller ſeltener Menſchen Karakter mißgedeutet, verläſtert, und von den, auf den Bildungs-Anſtalten der Jugend grade am wenigſten fehlenden Läſterzungen, aufs gehäſſigſte entſtellt worden iſt, ins rechte Licht zu ſtellen. Auch muß in unſerm an Verbindungen und Verkettungen beſonders unter der Kaſte der Litteratoren, ſo reichlich begabten Zeitalter der Umſtand, daß meine Lage mich nie mit dem Entſeelten weder in wörtliche noch perſönliche Kolliſion brachte; ich nicht wie er, Mitglied einer ehrenwerthen, überall wo Humanität geſchätzt wird, geſchätzten Geſellſchaft war, und ich überhaupt ohne den geringſten Eigennutz nur den Menſchen in ihm liebte und ehrte, mich gegen den Vorwurf der Anmaßlichkeit ſo wie des Egoismus, ſchützen.

Träten aber auch alle dieſe Umſtände nicht ein, ſo würde doch die Aufforderung, deren mein entſchlummerter Freund in mancher traulichen Stunde mich werth hielt: ſeiner Aſche, wenn er nicht mehr wäre, eine kleine Urne zu ſetzen — meinen Beruf, hier etwas über ihn und das, was er war und nicht war, zu ſagen, vollkommen rechtfertigen.

Die Form eines Briefes mag mich in Schutz nehmen, wenn ich hier nur rhapſodiſch, und ohne

ſichtlichen Zuſammenhang, dasjenige mittheile, was, nachdem ich 8 Jahre von Forſter getrennt lebte, in meinem Gedächtniß, ihn betreffend übrig, geblieben iſt. Was in meinem Herzen für ihn redet, und ſo lange es ſchlägt reden wird, iſt ſo dauernd, wie meine Zuverſicht auf fortwährende Exiſtenz unſeres edelſten Theils, von welcher ich mit meinem entſchlafenen Freunde oft in einſamen Stunden geſprochen habe, wenn ſein vorurtheilsfreyer Geiſt ſich, freylich nur für Momente, derjenigen Bande kraftvoll entledigte, welche der mannigfaltigſte Druck und die lähmendſten Verhältniſſe nur allzuoft um den Edlen, der eines beſſern Looſes ſo würdig war, geſchlungen hatten.

Forſter war ſehr vortheilhaft gebildet. Wer je ſein Profil, auch nur in einer Paſte oder auf dem Kupferſtiche, der ihn und ſeinen Sohn gemeinſchaftlich vorſtellt, und wenn ich nicht irre, vor einem der frühern Bände der allgemeinen Teutſchen Bibliothek ſteht, ſah, wird mir hier beypflichten. Es war eine gewiſſe unverkennbare Größe und Erhabenheit über ſein ganzes Aeußere verbreitet. Sein feſter Gang, ſein ſtarker und muskulöſer Körperbau, der das vollkommenſte Ganze bildete, der durch Freundlichkeit gemilderte Ernſt, welcher beſtändig auf ſeiner Stirne wohnte — alles zeigte an ihm jedem unbefangnen Beobachter auf den erſten Blick den in ſeiner Art einzigen Mann, dem vieles was andern groß und erhaben ſcheinen mochte,

alltäg-

alltäglich und klein erscheinen mußte. — Man würde, hätte man ihn unter tausend andern Menschen gesehen, gewiß sehr bald den Geist, dem es Wollust war die entferntesten Meere zu durchschiffen, und mehr als Einen Erdstrich durch seine Entdeckung zu bereichern, erkannt haben. Er verkannte aber auch die äußern Vorzüge seiner Bildung selbst nicht, und hat mir oft gesagt, daß sein äußerer Mensch ihm in vielen Gefahren beygestanden, und ihm manchen Freund erworben hätte.

Dabey besaß er gegen Menschen, die er liebte und denen er wohl wollte, eine Zuvorkommenheit, eine Freundlichkeit, die ihm ganz eigen war, und zu der ich nie ein Gegenbild gefunden habe, ja für die ich nicht einmal einen schicklichen Ausdruck weiß. Er besaß die große Kunst, (die aber bey ihm aufhörte eine Kunst zu seyn) allen alles zu werden, mit einem jeden von dem zu sprechen, was gerade sein Lieblingsfach, oder sonst ihm angenehm war; und das alles mit einer Milde, einer Schonung gegen Schwächere, und einer Achtung gegen jeden auch noch so kleinen Vorzug, die jederzeit im Karakter wahrhaft edler Menschen zu finden ist, bey ihm aber ganz besonders vorherrschend war. Wie oft habe ich ihn die insipidesten Fragen beantworten, den unbedeutendsten Kleinigkeiten, die seine Freunde betrafen, mit Achtsamkeit horchen, bey ihren Leiden eine Thräne unter seiner greisen Wimper zittern sehen! Er hat mir mehr als einmal

erzählt,

erzählt, mit welchen wehmüthigen Empfindungen er ſich von einem getreuen Hunde, welcher ihm von Tahiti auf das Schiff gefolgt, ſich völlig an ihm gewöhnt und beſtimmt war, mit nach England übergeführt zu werden, getrennt und ihn dem Schlachtmeiſter überliefert hätte, um den Kapitain Cook, der ſehr krank war und die Schiffskoſt ohne Lebensgefahr nicht genießen durfte, mit dem Fleiſche dieſes ſeines getreuen Begleiters zu erquicken. — Das Auge des großen Mannes, den armſelige Menſchen als gefühllos verſchrieen, weil er weder exaltirte Gefühle heucheln, noch mit dem was er empfand Parade machen konnte, ward feucht, wenn er der Anhänglichkeit jenes guten Thieres gedachte; und doch äußerte er jederzeit ein inniges Vergnügen darüber, durch dieſe Aufopferung vielleicht eine Verlängerung der nachher noch ſo wichtig gewordenen Exiſtenz ſeines großen Reiſegefährten bewirkt zu haben. — Aus dieſem kleinen aber gewiß karakteriſtiſchen und von mir verbürgten Zuge ergiebt ſich von ſelbſt der Ungrund des, durch des verſtorbenen Büſching ſogenannte wöchentliche Nachrichten zuerſt verbreiteten Gerüchts von den bis zur höchſten Erbitterung geſtiegen ſeyn ſollenden Mißhelligkeiten zwiſchen den beyden benannten großen Männern. F. beruhigte ſich bey der faſt an Klätſcherey gränzenden Verbreitung jener nach ihren kleinen Umſtänden bis ins Lächerliche fallenden Sage um ſo eher, da ſeinen, als ſie verbreitet wurde, noch lebenden zahlreichen Fahrtgenoſſen deren Ungrund bekannt war;

war; wozu noch kam, daß ſelbſt Cook's Wittwe erklärt hatte, niemals von ihrem Gatten etwas von ernſtlichen Mißverhältniſſen mit F. gehört zu haben. Und dann trifft auch das Zeugniß des Ritters Joſef Banks, der ſowohl Cooks als Forſters Freund war, hiermit zuſammen. — Doch ich komme von dieſer kleinen Abſchweifung, welche mein Eifer für die Erhaltung des makelloſen Andenkens meines Freundes entſchuldigen mag, zurück.

Oft gab er einem wahrhaft Dürftigen das lezte was er grade in dem Moment beſaß, und mir ſelbſt, (warum ſollte ich mich ſchämen es zu geſtehen?) half er einmal mit einer kleinen Geldſumme, — ſo klein, daß, um Mißdeutungen zu vermeiden, ich ſie nicht nennen mag, — die ſein ganzes Vermögen war, und die ich, hätte er ſie mir nicht auf die feinfühlendſte Art in die Hände gebracht, gewiß anzunehmen Bedenken getragen haben würde.

Ueberhaupt hatte er den, mehreren ſeltnen Menſchen vielfach zum Vorwurf gemachten Fehler, daß der recipirte und nothwendigermaßen allgemeine Hebel der bürgerlichen Geſellſchaft — das Geld — als ſolches für ihn gar keinen Werth hatte. Sah er etwas, das ihm in ſein Fach zu ſchlagen ſchien, ſeine Kenntniſſe, ſey es auch, in noch ſo geringfügigen Dingen, erweitern oder berichtigen konnte, ſo mußte er es, wenn es nur irgend ein rechtliches Mittel es zu erlangen gab, näher kennen lernen, oder, wo möglich, beſitzen. Da nun ſeine

bekannt-

bekanntlich ſehr weit ausgebreitete Korreſpondenz mit Gelehrten und Künſtlern aller Art, ihm ſehr bald von allem, was in den vielfachen Zweigen des Wiſſens, in denen er Adept war, erſchien, Notizen verſchaffen mußte; ſo war eigentlich ſeine ganze Exiſtenz nichts als ein raſtloſes Streben, dies oder jenes, was ihn grade im vorzüglichen Maaße wichtig oder erheblich ſchien, wenn nicht in Beſitz, doch zur Anſicht zu bekommen. Noch immer denke ich mit freudiger Erinnerung an den, an ſeeliger Trunkenheit gränzenden Enthuſiasmus, mit welchem er mich, auf einer in einer Vorſtadt gelegenen Gartenwohnung, aufſuchte, und mir erzählte, daß der nun auch von den ſoi-diſant-Weltbeglückern verjagte und umherirrende König von Neapel ihm durch den Abbate Tata das große gewöhnlich von jenem nur verſchenkte Kupferwerk über Herkulanum habe übermachen laſſen. Seine Ausdrucksvollen Augen funkelten vor Freuden; er fiel mir hocherzückt um den Hals, und rief im Gefühl ſeiner eignen Würde und des hohen Werthes, welches ein als Anerkennung der Verdienſte gegebenes Werk bey einem ſo lebhaft fühlenden Manne nothwendig hervorbringen mußte:

„ſo iſt der alte Forſter doch noch nicht überall vergeſſen! —“

Eine beſondere Vorliebe beſeelte ihn für gute und genaue Landcharten. Daher gehörte es in den Leipziger Meſſen, die er, wenn es ſeine häuslichen Um-

Umſtände erlaubten, jederzeit beſuchte, zu ſeinen reinſten und liebſten Vergnügungen, wenn er in der Bremerſchen Kunſthandlung aus Braunſchweig neue Charten beſchauen, prüfen, und dann, ſoviel es ſein Kaſſenbeſtand erlaubte, die beſten an ſich bringen konnte. Ich ſehe ihn noch vor mir ſtehen, den ehrwürdigen Greis, wie er bald dieſe, bald jene Charte zur Hand nahm, mir alle die Wege, die er gewandelt war, zeigte, und dann den Faktor jener Handlung bald mit väterlicher Güte, bald im Scherze drohend, zu bewegen ſuchte, ihm das was ihm beſonders am Herzen lag, nicht zu hoch anzuſetzen. Was er dann mit ſich nahm, das ordnete und ſichtete er, ſobald er wieder zu Hauſe kam, mit einer Sorgfalt und einer Freude, als ob er den höchſten Schatz auf der Erde in Beſitz genommen hätte. Seine Abſicht war hiebey keineswegs, (wie dies bey ſo manchem Gelehrten der Fall iſt) ſeinen ſchätzbaren in ihrer Art einzigen Sammlungen noch dies oder jenes hinzuzufügen, bloß um es zu beſitzen, und ſich des Beſitzes rühmen zu können; er war vielmehr unabläſſig beſchäftigt, ſich alles was er beſaß zu eigen zu machen, das Wahre von dem Falſchen zu ſondern, und es dann in die ungeheure Maſſe ſeines Wiſſens aufzunehmen. Denn wahrhaft ungeheuer war der Umfang ſeiner Kenntniſſe. — Ohne grade, wie von mehrern geſchehen iſt, eine von Forſters größeſten Vorzügen darin zu ſetzen, das er 17 lebendige und todte Sprachen konnte,

und

den zu laſſen. Ich muß noch izt erröthen, wenn ich an die Verwirrung denke, worinn ich mit allen meinen erhabenen Begriffen in dieſem Augenblik war. —— Die menſchliche Natur ſo erniedrigt —— den Namen der Liebe ſo entweihet zu ſehen! In der That, die Pythia ſelbſt konnte von der Art, wie ich ihre Zumuthungen abwieß, nicht empfindlicher beſchämt und gequält werden, als ich es durch die Nothwendigkeit war, worein ich mich geſezt ſah, ihr ſo übel zu begegnen. Ich beſtrebte mich, die Härtigkeit meiner Antworten durch die ſanfteſten Ausdrüke zu mildern, die ich in der Verwirrung finden konnte. Aber ich erfuhr bald, daß heftige Leidenſchaften ſich ſo wenig als Sturm-Winde durch Worte beſchwören laſſen. Die ihrer ſelbſt nicht mehr mächtige Prieſterin nahm für beleidigenden Spott auf, was ich aus der wolgemeynten, aber allerdings unzeitigen Abſicht, ihrer verſinkenden Tugend zu Hülfe zu kommen, ſagte. Sie gerieth in eine Wuth, welche mich in die äuſſerſte Verlegenheit ſezte; ſie brach in Verwünſchungen und Drohungen, und einen Augenblik darauf in einen Strom von Thränen und in ſo bewegliche Apoſtrophen aus, daß ich beynahe ſchwach genug geweſen wäre, mit ihr zu weinen, ohne mein Herz geneigter zu finden, dem ihrigen zu antworten. Ich ergrif endlich das einzige Mittel, das mir übrig blieb, mich der albernen Rolle, die ich in dieſer Scene ſpielte, zu erledigen; ich entfloh. In eben dieſer Nacht ſah ich meine geliebte Pſyche wieder an dem gewöhnlichen Orte; mein Gemüth war von der Geſchichte dieſes Abends zu ſehr

und ſie gröſtentheils redete oder ſchrieb; bleibt es doch immer erſtaunenswürdig, wie eine ſo auſſerordentliche Verſchiedenheit der Idiomen ihm geläufig ſeyn, und er ſich mehrere Sprachen und Mundarten ſo äußerſt eigen machen konnte.

Ich entſinne mich, daß einmal ein etwa zehnjähriger Knabe, der auf einem ruſſiſchen Schiffe nach Teutſchland gekommen war, und endlich nach deſſen Abſterben Halle erreicht hatte, und aus dem Niemand herausbringen konnte, woher er eigentlich gebürtig ſey, zu F. gebracht ward. F. lief mit einer erſtaunlichen Volubilität die Wurzeln und Wörter mehrerer Sprachen mit ihm durch, und brachte endlich, freilich mit Mühe, ſoviel heraus, daß er aus Kurdiſtan, einer perſiſchen Provinz, gebürtig war. Was aus dieſem Knaben, der nachher in eine Armenſchule aufgenommen, geworden iſt, habe ich nicht erfahren. Ueberhaupt gehörten die orientaliſchen Sprachen bey ihm zu den Puppen, deren faſt jeder groſe Mann eine zu haben pflegt. Beſonders pflegte er, wenn das Geſpräch darauf kam, von ſeiner Kenntniß des Samaritiſchen und Koptiſchen mit innigem Selbſtbewußtſeyn Erwähnung zu thun. Er beſaß einen handſchriftlichen Aufſatz de orco Haebraeorum, in welchem viele Sprachgelehrſamkeit beynahe vergeudet war, und auf welchen er ganz vorzüglich viel hielt. Auch pflegte er des Beyfalls, den der Kardinal Borgia, dem er ihn zuſandte, demſelben geſchenkt hatte, mit innigem

Wohl-

Wohlbehagen zu gedenken. Letzterer hatte ihm dagegen die Alfabete und einige Druckschriften der Gesellschaft de propaganda fide übermacht, welche ihm besonders lieb waren; daher er sie auch wohl Fremden als eine Seltenheit vorlegte, und die Gefälligkeit des Kardinals rühmte. Es fehlte ihm überhaupt nicht an gehäuften Beweisen der Verehrung, mit welcher sein Nahme im Auslande genannt ward; und niemand konnte erkenntlicher gegen solche Auszeichnungen seyn, sich ihrer weniger als des mühsam erworbenen Lohns zahlloser Anstrengungen überheben, als eben er.

Eine seiner liebsten Vorstellungen, seiner heißesten Wünsche, war immer der: uneingeschränkte Postfreiheit, wär's auch nur in dem Bezirk der Preußischen Staaten, genießen zu können. Er sprach oft mit einer glühenden Wärme davon, welche Schätze er dann aus dem Auslande verpflanzen, über wie manche wichtige Entdeckung er Gedanken und Meinungen auswechseln, Hypothesen berichtigen, und so vielen Mängeln akademischer Einrichtungen, z. B. des botanischen Gartens, abhelfen wollte.

Dieser letztere lag ihm besonders am Herzen. Ungeachtet er, wegen kleinlicher Kabalen, an denen es überhaupt nie gegen ihn fehlte, sich von der Direkzion desselben lossagte, und sie dem nun auch verstorbenen Professor Junghanß — einem

fleißigen, aber an der armſeeligſten Mikrologie lei-denden Manne — überließ; ſo war und blieb der eben genannte Garten ihm doch immer als das mit mannigfachen Schätzen geſchmückte Kind ſei-ner Pflege äußerſt werth, und er ſprach nie über ihn, ohne der möglichen Verbeſſerung deſſelben, mit der ihm ganz eignen Innigkeit, zu gedenken. Ge-wöhnlich war auch dieſer Garten, mitunter auch wohl die ſogenannten Pulverweiden, oder, ehe ſein Aſthma ihn drückte, der mahleriſche Weg nach Wiebichenſtein und Trothe, ſeine liebſten Spazier-gänge, wo im Anſchauen und im Vollgenuſſe der ſchönen und dort an mannigfachem Vergnügen ſo reichen Natur, ſein Herz ſich oft im erhabendſten Ausdruck der Gefühle ergoß, die dann ſein ganzes Innere gegen den großen Urheber des Weltalls durchſtrömten.

Die ganze Natur in ihren unzählbaren Abſtu-fungen wirkte ſtets mächtig, und ich möchte ſagen leidenſchaftlich auf ihn.

Eben der erhabne Geiſt, der in ſeinen Ent-deckungen und Schiffarthen in Norden, ſo wie in den Bemerkungen auf ſeiner großen Reiſe, lebte und webte, äußerte ſich oft in dem, was er über eine unbedeutend ſcheinende Pflanze, ja über ei-nen Grashalm ſagte. Alles ſah' er unter den höch-ſten Augenpunkten, in allem nahm er Beziehungen wahr; alles gab ihm zu den intereſſanteſten Re-flexionen Veranlaſſung: und eben darum war ſein

naher

naher und vertrauter Umgang eben ſo belehrend als angenehm.

Forſter war wahrhaft religiös. Nicht als ob er, wie das bey manchem ſeiner Kollegen unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. Mode zu werden begann, die Kirchen geſtürmt, oder heiligen Jargon geplappert hätte; nein! von dergleichen Armſeeligkeiten war ſeine große Seele frey. Er verehrte ſeinen Gott im Geiſt und in der Wahrheit, war oft tief gerührt und beſchämt über die ſonderbaren aber ſtets weiſen Wege, welche die Vorſehung ihn geführt hatte; und nie hab' ich ihn auch unter dem Drucke ſeiner härteſten Leiden unmännlich klagen oder gar murren gehört. That es ihm gleich zuweilen wehe, wenn elende Menſchen im Ueberfluſſe ſchwelgten, während er der Nothwendigkeiten des Lebens entbehren mußte, und flammte dann ſein Unwille auch wohl zuweilen in eine Invektive auf, ſo war dieß doch bald vorüber. An ihre Stelle trat eine Faſſung und Reſignazion, die nur im Bewußtſeyn ſeines eignen Werths ihren Grund haben konnte.

Unerträglich war es ihm, irgend ein Dogma, oder ſelbſt eine religiöſe Meynung, die noch irgend jemand heilig ſeyn könnte, beſpötteln, oder ſie gar in ein nachtheiliges Licht ſtellen zu hören. Ein dergleichen in unſern Tagen nur zu gewöhnliches Verfahren konnte ihn zu Aeußerungen eines bittern Unwillens, der ihm ſonſt gar nicht eigen war,

reizen. — Ich war einmal zugegen, als der Sohn ſeines Herzens, ſein ihm ewig unvergeßlicher Georg, der ihm mit ſeiner damaligen Gattin, der jetzigen Madame Huber, beſuchte, ſich einige nur ganz beſcheidene Anſpielungen auf bekannte Dogmen, welche der reformirten Konfeſſion eigen ſind, erlaubte, und von ihm mit einer Heftigkeit zurecht gewieſen wurde, deren er ſich ſonſt gewiß ſehr ſelten gegen ſeine Kinder, am wenigſten gegen dieſen Sohn, ſchuldig machte.

Die unbegrenzte Liebe, welche er gegen dieſen bis zu ſeinem letzten Athemzuge innig geliebten und unabläßig betrauerten Sohn hegte, hatte, außer den ausgezeichneten Vorzügen deſſelben, auch darin ihren Grund, daß F. den ganzen Grund zu dem was ſein großer Sohn war und that, allein gelegt, und dieſer ihm ſeine ganze frühere Bildung zu verdanken hatte. Georg Forſter war nemlich nie auf Schulen oder Univerſitäten, ſondern bis er die Profeſſur in Caſſel antrat, unzertrennlicher Lehrling, Freund und Gefährte ſeines Vaters geweſen. Dieſes in ſeiner Art einzige Verhältniß gab ihrem ganzen Umgange eine trauliche Innigkeit, und ſchuf eine Anhänglichkeit und Vertraulichkeit unter ihnen, wie man ſie ſonſt unter Vater und Sohn ſelten, und wenn beide, wie hier der Fall war, berühmte Schriftſteller ſind, wohl nie findet*).

F.

*) Da, wie ich genau weiß, beide Forſter unabläßig Brie-

F. pflegte dagegen ſeines vormaligen geiſtlichen Standes, und der wenigen Qualifikazion, die er dazu beſeſſen zu haben glaubte, ſehr oft ſcherzend zu gedenken. Er hielt nach gemachter eigener zwölfjähriger Erfahrung das Leben eines iſolirten Landpredigers für eines der armſeligſten und langweiligſten unter der Sonne; daher er oft zu ſagen pflegte: „es war doch etwas ſehr klägliches, als ich noch Gottes Wort vom Lande war.“ Freilich mochte auch wohl die individuelle Situazion, in welcher ihn ſein, im ein oder zwey und zwanzigſten Jahre angetretenes geiſtliches Amt gefeſſelt hielt, für einen Geiſt wie der ſeinige war, höchſt peinigend und niederdrückend geweſen ſeyn. Oft hat er mir erzählt, daß er ſeines Bleibens in Naſſenhufen nicht gewußt, fürchterliche Langeweile empfunden, oft in Feld und Wald umher geirrt, und Nahrung für ſeinen unruhigen und wiſſensdurſtigen Geiſt geſucht habe. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß er die erſte ſich ihm darbietende Gelegenheit von jener elenden Landpfarre wegzukommen

Briefe wechſelten, und ich ſelbſt mehrere in der intereſſanteſten Lebensperiode des jüngern F. — der Zeit in welcher Maynz zuerſt in Franzöſiſche Hände fiel — geleſen habe, der ältere Forſter aber alle dieſe Briefe ſehr ſorgfältig aufhob; ſo ließe ſich vielleicht die Erfüllung des in mehrern Hinſichten gerechten Wunſches erwarten, den Theil dieſer Briefe, der nicht Familienangelegenheiten betrift, nun dem Publikum mitgetheilt zu ſehen.

benutzte, die Bekanntschaft des Russischen Residenten in Danzig suchte, und durch diesen den bey seiner damals noch geringen Berühmtheit immer ehrenvollen Auftrag erhielt, die Ukraine und einen Theil von Weiß-Rußland zu bereisen, und dort an Ort und Stelle Vorschläge zu Urbarmachungen und Etablissements zu thun.

Daß er zu diesem Geschäft eine einjährige Frist von dem Danziger Magistrat erhielt, diese weit überschritt, und nach der Natur des Geschäfts auch überschreiten mußte; daß er hierauf seine Pfarrstelle vergeben, und sich, weil er der Schmeicheley und den in Rußland erforderlichen Ränken feind war, um die ihm gebührende Belohnung gebracht sah, ist zu bekannt, als daß ich es erst weitläuftig erzählen dürfte. So unangenehm diese gehäuften Unfälle damals für ihn seyn mochten, so waren sie doch der Grund seines künftigen Glücks; wenn man anders eine mit tausendfachen unermüdlichen Anstrengungen erkämpfte Celebrität so nennen will. Er ging nun mit seinem Georg nach England, ließ bald darauf die Seinigen nachkommen, nährte sich Anfangs kümmerlich mit Uebersetzungen teutscher Bücher ins Englische (von welchen er mir, zum Beweise, wie er es nach und nach im Englischen weiter gebracht, wohl Kalms bekannte Reise zu zeigen pflegte) und legte endlich eine sogenannte Boarding-School an, die, besonders anfänglich, den erwünschtesten Fortgang hatte. Sei-

ne

ne nachherigen Schickſale in England ſind bekannt. Hätte er, wie ſo mancher Teutſcher ſchon mit ſo großem Glücke that, dem brittiſchen Dünkel mit der gehörigen Unterwürfigkeit zu ſchmeicheln, und das ſcapham ſcapham dicere weniger verſtanden, ſo würde er ſich vielleicht eher in der Gunſt des Brittiſchen Miniſteriums haben behaupten, und der kränkenden Zurückſetzung, welche er durch den bekannten Sandwich erfuhr, ausweichen können. Gegen letztern beſeelte ihn ſtets der entſchiedenſte Haß, wie dies ſein bekanntes Tableau de l'Angleterre hinlänglich beurkundet. — Ein Werk, das, wie dieſes, ſo viel Wahrheiten ſagt, und — von den kleinen Ausbrüchen gereizter Empfindlichkeit abgeſehen — vielleicht das getreueſte Gemählde enthält, welches je ein Augenzeuge von einem großen Lande, das er lange betrat, entwarf, verdiente wohl von einem Sachkundigen überarbeitet, und aus dem Dunkel hervorgezogen zu werden, in welchem es ſeit die bekannte Deſſauer Verlags-Kaſſe zu Trümmern ging, begraben wurde.

Es iſt nicht zu leugnen, daß F. uns in ſeinen zahlreichen — von dem fleißigen Meuſel nach Forſters eignen Angaben verzeichneten Schriften, einen größern Schatz, als vielleicht irgend ein Teutſcher in dieſem Jahrhundert, von wichtigen Bemerkungen und Abſtrakzionen, hinterlaſſen hat. Aber ein eben ſo großer, vielleicht noch betracht-

licherer Theil iſt mit ihm zu Grabe gegangen. Die beinahe ans Unglaubliche grenzende Leichtigkeit, mit welcher er ſeine Begriffe zu ordnen verſtand, aus allem was er las, Reſultate zu ziehen wußte, die vielleicht kaum entſtanden als ſie ſchon wieder von andern verdrängt wurden; ſo wie die nur dem ungeheuren Umfang ſeiner Kenntniſſe entſprechende Leichtigkeit ſeines Faſſungsvermögens, verbunden mit einem ihm ſtets treuen, allumfaſſenden Gedächtniß, machten, daß er manche Sätze, Bemerkungen und Hypotheſen flüchtig hinwarf, auf welche manches minder große Genie einen hohen Werth geſetzt, und vielleicht ſeinen halben Ruhm darauf gegründet hätte. Daß ich mit dieſer Behauptung nichts übertriebenes ſage, mögen folgende Thatſachen verbürgen.

Der verdiente, jedem Freunde der Erd- und Völkerkunde rühmlich bekannte Zimmermann in Braunſchweig, beſuchte einmal Halle und ſah dort F. zum erſtenmale. Mit der Bereitwilligkeit, die letzterem gegen jeden, den er ſchätzenswerth hielt, ſo eigen war, führte ihn F. unter ſeinen Tahitiſchen Seltenheiten, ſeinen Gemählden, Büchern und Naturalien herum, erklärte, verdeutlichte und demonſtrirte alles mit der ſeltenſten Präciſion und der unbefangenſten, das Köſtlichſte nie verheelenden Offenheit. Mit der Rührung, die nur aus dem Herzen kommt, rief Z. als er ihn verließ, aus: „Wahrlich, hier lernt man in einer Stunde mehr, als

als in halben Jahren auf Univerſitäten!“ Einer der größeſten unſrer Filologen, der Profeſſor Wolf, Forſters redlicher Freund, hat mich vielfältig verſichert, daß er oft mit F. über ſchwierige, mehreren Konjunkturen unterworfene Stellen in den römiſchen und griechiſchen Klaſſikern, geſprochen, und jedesmal eben ſo ſehr den Umfang ſeiner Kenntniſſe, als die Sagacität ſeiner Urtheilskraft zu bewundern Gelegenheit gefunden hätte.

Eine Tugend, welche meinem entſchlummerten Freunde ganz vorzüglich eigen war, und ihn vor vielen Gelehrten rühmlich auszeichnete, war ſeine ſtrenge Ordnungsliebe und pünktliche Genauigkeit in allen den Dingen, von welchen er glaubte, daß ſie weſentlich ſeyn oder wirklichen Nutzen haben könnten. Vielleicht gab es nie einen Sterblichen, bey welchem nicht nur das, was ich das Fachwerk des Geiſtes nennen möchte, in ſo tadelloſer Ordnung war, daß für den Gegenſtand, deſſen er grade bedurfte, nie ein falſcher Griff gethan wurde, ſondern bey welchem auch alles was er beſaß, ſo buchſtäblich ſeine angewieſene Stelle hatte, daß er, ohne Hyperbel, alles was er ſuchte oder grade haben wollte — ſelbſt jedes Buch in ſeiner zwiſchen 5000 bis 6000 Bände betragenden Bibliothek *), nicht nur mit Leichtigkeit fu-

*) Den neueſten Nachrichten zufolge, hat Hr. Bibliothekar Bieſter in Berlin vom Könige den Auftrag erhal-

beunruhigt, als das ich ihr ein Geheimniß davon hätte machen können. Wir bedaurten die Prieſterin, ſo ſchwer es uns auch war, von der Wuth und den Qualen einer Liebe, welche mit der unſerigen ſo wenig ähnliches hatte, uns eine Vorſtellung zu machen; aber wir bedaurten noch vielmehr uns ſelbſt. Die Raſerey, worinn ich die Pythia verlaſſen hatte, hieß uns das Aergſte beſorgen. Wir zitterten eines für des andern Sicherheit; und aus Furcht, daß ſie unſere Zuſammenkünfte entdeken möchte, beſchloſſen wir, (ſo hart uns dieſer Entſchluß ankam) ſie eine Zeitlang ſeltner zu machen. Dieſes war das erſte mal, das die reinen Vergnügungen unſerer ſchuldloſen Liebe von Sorgen und Unruhe unterbrochen wurden, und wir mit ſchwerem Herzen von einander Abſchied nahmen. Es war, als ob es uns ahnete, daß dieſes das lezte mal ſey, da wir uns zu Delphi ſähen; und wir ſagten uns wol tauſend mal Lebe wol; ohne uns eines aus des andern Armen loswinden zu können. Wir redeten mit einander ab, uns erſt in der dritten Nacht wieder zu ſehen. Zufälliger Weiſe fügte ſichs, daß ich in der Zwiſchen-Zeit mit der Prieſterin in Geſellſchaft zuſammenkam. Es war natürlich, daß ſie in Gegenwart fremder Leute ihrem Betragen gegen mich den freundſchaftlichen Ton der Anverwandtſchaft gab, welche zwiſchen uns vorausgeſezt wurde, und durch welche ſie nöthig befunden hatte, ihren Umgang mit mir gegen die Urtheile ſtrenger Sitten-Richter ſicher zu ſtellen. Allein auſſer dieſem bemerkte ich, daß ſie etliche mal, da ſie von niemand

chen, ſondern auch mit Sicherheit finden konnte. Dieſe Pünktlichkeit und ſtrenge, beynahe ins kleinliche gehende Ordnungsliebe, für welche die Mehrheit unſrer Schriftſteller vielleicht nicht einmal Sinn haben möchte, war ihm ſeit ſeiner frühen Jugend zur herrſchenden Gewohnheit, ja zur zweiten Natur geworden. Oft pflegte er ſie jungen Leuten als höchſt nützlich, zum Weiterkommen in der Welt förderlich, ja für einen jeden der wirklich ſyſtematiſch ſtudiren wolle, als unentbehrlich anzupreiſen und ſie durch ſein Beiſpiel dazu aufzumuntern.

F. beſaß ein ſehr glückliches Temperament und eine unerſchütterlich frohe Laune. Er ſtrömte oft in den glücklichſten Einfällen über, welche noch mehr gefallen und ihres Eindrucks weniger verfehlt haben würden, wenn er nicht zuweilen einen gar zu hohen Werth auf ſie geſetzt, ſie zu oft wiederholt, und dadurch manchmal ein wenig profanirt hätte. Auch war es ihm durchaus unmöglich, gewiſſe Lieblings-Ideen und Einfälle (wenn gleich Politik oft das Gegentheil räthlich machen mochte) nicht zu verlautbaren. Dieſe in dem, der Freymüthigkeit und dem public-ſpirit ſo geneigten Brittannien, bey ihm herſchend gewordene Sitte ertheilte zwar allerdings ſeinem Umgange ein ganz eigen-

halten, ſelbſt nach Halle zu reiſen, und ihren Ankauf für die königl. Bibliothek in Berlin zu beſorgen.

B.

eigenthümliches Intereſſe, machte ihm aber auch nicht wenig Feinde, und zog ihm Haſſer und Neider die Fülle zu, welche es ſich zum eigentlichſten Geſchäft machten, ſeine Tage zu verbittern und ſeinen gerechten Wünſchen die gehäſſigſten Hinderniſſe in den Weg zu legen. Gegen nichts war er — der ſonſt im edelſten Sinne des Worts ſo tolerante Mann — unduldſamer, als gegen den prekären, und leider nur zu gewöhnlichen Glanz, mit welchem oft Leute von gar keinen oder ſehr geringen Verdienſten ſich zu ſchmücken, und Ehre und Auszeichnung zu erlangen wußten. Die Bemerkung, daß es Parvenüs dieſer Art unter der vorigen Regierung auch in den Preußiſchen Staaten in Menge gab — daß ſie auch in ſeiner Nähe nicht fehlten — erfüllte ſeine Bruſt oft mit dem heftigſten, aber nur zu gerechten Unwillen, dem er dann freylich nicht immer auf die mildeſte Weiſe Luft machte. Vorzüglich waren ihm manche ſo ſchnell neben ihm auf gar mannichfache Weiſe kreirte Lehrer der Jugend ein Greuel, ſo wie ihre Unfähigkeit und ihr eignes Bedürfniß des Unterrichts, Gegenſtand der bitterſten Sarkasmen, deren oft beynahe vulkaniſche Exploſionen unmöglich dazu dienen konnten, ihn allgemein beliebt zu machen.

Aus dieſem manchmal beynahe an Widerhaarigkeit gränzenden Widerwillen gegen die Schützlinge Fortunens, ſo wie aus ſeiner ſchon erwähnten, beynahe ganz rückſichtloſen Freymüthigkeit, läßt es

ſich

ſich mit leichter Mühe erklären, wie ein ſo guter und großer Mann, als F. gewiß war, der Widerſacher und Feinde ſo viele zählen konnte. Wenn man auch davon abſehen will, daß, wo helles Licht ſtrahlt, ganz natürlich viel Schatten ſeyn muß; ſo iſt es übrigens gewöhnlichen Menſchen faſt durchs weg in der Art, große Männer nach dem kleinlichen Maaßſtabe ihres armſeeligen Selbſt zu meſſen. Wenn man dies in Erwägung zieht, ſo wird man auf die Grundloſigkeit der mehreſten F. gemachten Vorwürfe ſchließen, und wenn man den Druck, unter welchem er den größten Theil des Lebens ſchmachtete, bedenkt, es natürlich finden müſſen, daß ihm das, was die Franzoſen Souplesſe und Eleganz nennen, im Umgange faſt ganz abging.

III.

Wallenſtein.

1.

Ihn hüllt in dunklere Geſchichte
der Nebel ſeiner Zeiten ein.
Itzt führt ihn her zu wunderſamem Lichte
Melpomene im göttlichen Gedichte —

Sie

Sie hilft dir auf, gefallner Wallenſtein,
unſterblich wie ihr Werk zu ſeyn.

Vergeſſen iſt fanatiſches Getümmel,
der Vorzeit Finſterniß verziehn,
ſeit ein Geſtirn von ihrem düſtern Himmel
in ſolchem Glanze uns erſchien.

So wuchs auf der Verwüſtung Boden
die ſchönſte Frucht zum edlerem Genuß;
zum Kleinod ſchuf den armen Reſt des Todten
des Dichters hoher Genius.

2.

Bey Wallenſteins Aufführung *).

Wo bin ich? Welch entzückendes Gefühl
durchdringt mein Innerſtes, den Geiſt beflügelnd?
Er wirft des Staubes harte Feſſeln ab
und wandelt frei im Kreis der Seeligen.
Es ſchweben vor mir göttliche Geſtalten
auf tragiſchen Kothurnen, hehr und groß
gebildet von der Kunſt erkohrnem Liebling.
Sie ſtehen da, erhabene Naturen,
und reichen ernſt von der Vollendung Gipfel
der Wirklichkeit ihr Urbild; kühn und frei
iſt der Gedanken Flug, verkündend Thaten
voll Heldenſinn, vermählt mit Heldenkraft.

Un-

*) Den 20. April zum erſtenmal auf dem Hoftheater in Weimar.

Untrüglich ſpricht der Gott in ihrem Buſen,
durchſchauend feſt der Wahrheit tiefſte Tiefen —

Der Fürſt erſcheint, ein Allgewaltiger;
ſein Geiſt durchfliegt das Heer, allmächtig wird's
durch ihn, der Erdkreis zittert ſeinen Mächten —
wie in dem Strom der Zeit die Zeit beſteht,
aus der Zerſtörung Fluth ſich neu erhebend,
ſo ſtehet bey der Flucht von Tauſenden
der eine Held, durch eigne Kraft gewaffnet,
ein ewiger Koloß, beim Weltruin
ſich neu verjüngend, unerſchüttert da.
Nichts iſt ihm mehr zu hoch, er ſtreckt den Arm,
von Feſſeln frey, nach einer Krone aus.
Mit kühnem Uebermuth beflügelt er
die Zeit, und ſchließet mit den Sternen
ein feſtes Bündniß; ſie enträthſeln ihm
der Zukunft tiefes Schweigen, und ſo nimmt
er mächtig jene Welt in ſeine Welt
herüber. — Ihm, dem Großen, ſtehn zur Seite
zwei Liebende, und werfen helle Strahlen
auf dieſes furchtbar düſtere Gemälde. —

Das reine unbefangne Herz umfaſſet
mit tiefem unausſprechlichem Gefühl
das Reine, gleichgeſtimmte Seelen ſchmelzen
in einen Silberblick zuſammen. Thekla,
o Thekla, welche Fülle ſeel'ger Liebe
verbirgt der Unſchuld Heimath, deine Bruſt!
Wer kann dich ſehen, wer dich liebend ſehen,

und

und nicht in ſeines Innern Heiligſtem
die Götterflamme fühlen? Warm nad innig
umſchlinget die Geliebte den Geliebten;
doch grauſam ſtellt die Pflicht ſich vor den Jüngling:
„Es kann nicht ſeyn, die Bahnen theilen ſich;
„die Liebe führt zum Sitz der Glücklichen,
„die Pflicht eröfnet Dir das düſtre Grab.“
Er wählt, der Hochgeſinnte, reißet muthig
ſich aus des Mädchens glühender Umarmung,
und eilt auf's Schlachtfeld in den kalten Tod. —

Hoch vom Olymp herab, erblickten zürnend
die ſeel'gen Götter jenes Unternehmen,
das Herzog Friedland zu beſtehn gewagt.
Ernſt tritt das Allgewaltige, das Schickſal,
ihm in den Weg, und hemmt den kühnen Flug,
der ungebunden jede Schranke bricht.
Dahin ſtürzt der Planet, der ſeinen Lauf
vergeſſend in der Sonne Bahn ſich warf.
Er ſtürzt, und reißt im Fall Unzählige
mit ſich herab; erloſchen iſt der Glanz,
der Millionen Licht und Daſeyn gab.
Aus ſeinen Trümmern ſtürzt mit hellem Strahl
ein neuer Stern, und glänzt in ſeiner Sfäre.
Auf Wallenſteins Ruinen blüht das Glück
des Fürſten Piccolomini. —

Wer ſchuf dies Werk, wer ſchuf den hohen Geiſt,
der mit der freien Bruſt der eiſernen
Nothwendigkeit ſich kühn entgegenſtellt?

Wer

Wer gab dem Mädchen Engelreinheit? Wer
dem Jüngling Muth für ſeine Pflicht zu ſterben?
Ein Gott, ein Gott allein vermag ſein Bild
dem rohen Stoffe lebend einzuprägen!

Wie vor der Schöpfung einſt im Unbegrenzten
der Weltgeiſt ſinnend ſchwebte, wie durch ſein
allmächtig Wort: es werde! alles ward;
ſo ſchwebte in der Dichtung Kreis, in dem
Unendlichen der Genius der Kunſt.
Durch einen Zauberſchlag ſteht Wallenſtein
vollendet da, reif zur Unſterblichkeit!

Jena. Vermehren.

IV.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch Seeland und Schonen*).

Bauart ländlicher Wohnungen.

Vor Odin waren die Häuſer in Seeland aus Baumzweigen gemacht, die mit Häuten von wil-

den

*) Fortſetzung der im Januarſtück S. 82. abgebrochenen Bemerkungen.

den Thieren behangen waren. Da man ſich nach der Fiſcherey mit Vieh- und beſonders Schafzucht, beſchäftigte, waren dieſe Wohnungen wandelbar, wie jetzt in vielen Ländern die Hütten der Hirten. Die Aſen, die mit Odin das Land in Beſitz nahmen, führten eine beſſere Bauart ein. Ihre Häuſer waren aus übereinander gelegten Baumſtämmen erbaut, wie nun die hölzernen Häuſer in Norwegen und in vielen Thälern der nordlichen Schweitzeralpen, wovon einige Stämme von Skandinaviſchen Völkerſchaften abſtammen ſollen. Die Bauart dieſer Aſen beweiſet den Grad von Kultur den ſie hatten, wie auch daß ſie aus waldigten Gegenden kamen; denn nur wo das Holz nahe iſt, iſt dieſe Bauart leicht. Es iſt auch zu vermuthen, daß dieſe Wälder Nadelhölzer waren; denn nur dieſe haben gerade Stämme, die allein dieſe Art zu bauen möglich machen. Bey jenen Skandinaviern lebte das Vieh unter freyem Himmel, und ſuchte im Winter in tiefen Wäldern Schutz. Dieſe Art das Vieh zu behandeln war bis auf die neueſten Zeiten ſo allgemein, daß vor weniger als dreyßig Jahren vieles Vieh auf den däniſchen Inſeln den ganzen Winter umherlief, und noch in dieſem Jahre habe ich Kühe und Schafe nahe bey Kopenhagen zu eben der Zeit auf den Wieſen weiden geſehen, wo man nahe dabey auf Schlittſchuhen lief. Selbſt der königliche Pallaſt war bey den Nachfolgern Odins aus übereinander gelegten Stämmen erbaut. Die Familie,

die in ältern Zeiten auf Stroh oder Häuten um den Heerd gelagert war, ſchlief bald in Betten, Vater und Mutter in einer Ecke des Zimmers, das Geſinde und die Kinder in Kiſten, die auch zu Bänken dienten, und an der Mauer feſt waren, wie ehemals in der Schweitz unſere Bankrögli (Bankkiſten). Die Betten wurden hernach höher, aber in die Wand feſt gemacht, wie im Schweitzerſchen Oberland und im ſüdlichen Schweden. Das Gynäceum war auf dem Boden, über dem Schafſtall, oder der Brauerey gebaut; daher die vielen Romanzen die von den Schönen auf dem hohen Boden ſprechen. In dies obere Stockwerk wurden auch die Fremden einquartiert. Nur iſt unbekannt in welchem Zeitpunkt man angefangen hat, mit Steinen zu bauen. Als die Wälder ſeltener wurden, fand man das Land mit großen zwey, drey Schuh langen Steinen bedeckt, und es war eben ſo natürlich dieſe zu benutzen, wie vormals die zu vielen Bäume. Die öftern Reiſen nach Konſtantinopel erweckten allerley Ideen über Architektur und bequemere Bauart.

Miſthaufen.

Die Schweitzerbauern, beſonders die Emmenthaler, beurtheilen oft die Wirthſchaft und Klugheit ihrer Nachbarn nach ſeinem Miſthaufen; und dieſe Art ſeinen Nachbarn zu ſchätzen, iſt nicht die trüglichſte. Sein Miſthaufen iſt das Reſultat

ſeiner

ſeiner vergangenen und künftigen Wirthſchaft, ſeiner Trägheit oder ſeines Fleißes, ſeiner Einſichten, ſeiner Liebe zu ſeinem Beruf, zu ſeinem väterlichen Gut. Halb Europa hat. Klijogs Leben geleſen; ſein größter Fleiß war, den größten Miſthaufen zu ſammeln, und da geitzig zu ſeyn, wo man es ſeyn ſoll. Was würde wohl ein Emmenthaler, der von Sizilien bis ans Eismeer gereiſt wäre, von der Wirthſchaft der ſo gelehrten europäiſchen Nazionen denken? — In den ſeeländiſchen Dörfern wird der Miſt hinter die Ställe geworfen, die zu dem Ende meiſt eine kleine Thür haben; er wird vom Regen durchtränkt und ausgeſpühlt, von Wind und Sonne ausgetrocknet, und das ganze Jahr von herumwühlenden Schweinen zertreten. An Benutzung der Jauche iſt nicht zu gedenken, ſo lange weder Wieſen noch Gartenbau allgemein exiſtirt. Die ordentlichſte Behandlung der Miſthaufen iſt vielleicht in der Gegend um Bern und im Emmenthal anzutreffen. Da wird der Miſt in kubiſche Haufen aufgethürmt, auf dem Rand einer jeden angelegten Schicht wird die Miſtſcholle ſo nahe an den Rand gebracht, daß der überhangende Theil wieder einwarts gebogen auf den Haufen gelegt wird, ſo daß das gebogene Stroh die Auſſenſeite des Haufens ausmacht; welches dem Ganzen das Anſehen eines geflochtenen Strohhaufens giebt. Und ſo wird ſelbſt der Miſthaufen zur Zierde der nahen Wohnung und des ihn umblühenden Obſtgartens. Nahe dabey iſt

mand beobachtet zu ſeyn glaubte, die zärtlichſten Blike auf mich heftete. Ich war zu gutherzig, Verſtellung unter dieſen Zeichen der wiederkehrenden Liebe zu argwohnen; und der Schluß, den ich daraus zog, beruhigte mich gänzlich über die Beſorgniß, daß ſie meinen Umgang mit Pſyche entdekt haben möchte. Ich flog mit ungeduldiger Freude zu unſerer abgeredeten Zuſammenkunft; ich wartete ſo lange, daß mich der Tag beynahe überraſcht hätte; ich durchſuchte den ganzen Hayn: aber da war keine Pſyche. Eben ſo gieng es in der folgenden und dritten Nacht. Mein Schmerz und meine Betrachtungen waren unausſprechlich. Damals erfuhr ich zum erſten mal, daß meine Einbildungs-Kraft, welche bisher nur zu meinem Vergnügen geſchäftig war, in eben dem Maaſſe, wie ſie mich glüklich gemacht hatte, mich elend zu machen fähig ſey. Ich zweifelte nun nicht mehr, daß die Prieſterin unſere Liebe entdekt habe; und die Folgen, welche dieſer Umſtand für Pſyche haben konnte, ſtellten ſich mir mit allen Schrekniſſen einer ſich ſelbſt quälenden Einbildung dar. Ich faßte in der Wuth meines Schmerzens tauſend heftige Entſchlieſſungen, von denen immer eine die andere verſchlang; ich wollte zu der Prieſterin gehen, und meine Pſyche von ihr fodern —— ich wollte —— das Ausſchweiffendſte, was man in der Verzweiflung wollen kan; ich glaube, daß ich fähig geweſen wäre, den Tempel anzuzünden, wenn ich hätte hoffen können, meine Pſyche dadurch zu retten. Und doch hielt mich ein Schatten von Hoffnung, daß ſie durch zufällige Ur-

„Der Brunnenröhre Rauſchen,
Die Scheu'r am Haſelzaun,
Wo Täubchen Küſſe tauſchen
Und treue Schwalben baun“*).

Wie ſüß iſt nicht die Erinnerung eines ſolchen reinlichen Strohhauſens, wo ich in meinen Kinderjahren auf dem langen Brett tanzte, das auf den hohen Strohthurm führte, oder wo ich, Wolf und Schaf ſpielend, damals von oben hinab dem Raubthier trotzte, das mich in meine Wehr verfolgt hatte! — Die nahe ſchöne Wieſe ganz mit Obſtbäumen geſchmückt, wird in der Schweitz fleißig mit der Jauche begoſſen; ſo auch die Plätze, das iſt der im Felde angebaute, große Kartoffel- Rüben- oder Kohlacker. Die Jauche ſelbſt wird mit einer Pumpe in das Faß geleert ꝛc. Von allem dem habe ich weder in Seeland noch Schonen bey den Bauern wenigſtens keine Spur geſehen; und wenn ſchon hie und da einzelne Gutsbeſitzer in Dännemark und Schweden ihre Güter nach anerkannten Theorien anbauen mögen, ſo bleibt doch der

*) Ich bitte Hrn. Hofrath Matthiſſon um Verzeihung, wenn ich mich ſeiner ſchönen Verſe an dieſer Stelle erinnere. Ich halte dafür daß es gut wäre, wenn unſer filoſofiſches Jahrhundert nicht mehr mit Ekel an das primum mobile des Nazionalreichthums dächte; und wenn etwas dieſe übel angebrachte Empfindſamkeit verſöhnen kann, ſo möge dieſe Erinnerung an ſeine Gedichte das wirkſame Mittel dazu ſeyn.

der Bauer dort, wie beynahe in ganz Europa, bey ſeiner alten Unwiſſenheit.

Bäume.

Nur ein Theil von Seeland iſt mit Wald bewachſen; der gröſſere Theil iſt nackt, öde, traurend, nur mit Grabhügeln der Vorwelt geziert, die der ewige Wind umheult. Die meiſten Waldungen ſind königlich, und vermuthlich hat ehedem die Jagdliebe, wie jetzt Grundſatz, ſie geſchützt. Da alle Pflanzen bey immer blaſenden Winden leiden, ſo bildet ſich die vegetabiliſche Erde nicht mehr wieder, die urſprüngliche verliert ſich, und ſo droht ewiger Tod vielen, beſonders nordlichen Gegenden. Ich zweifle keinesweges, daß dieſes eine vorzügliche Urſache ſey, warum an ſo vielen Stellen (wie nun in Island) die Wälder nicht mehr wieder wachſen, die einmal ohne Regel ſind verwüſtet worden. Es ſollten alſo in den flachen Inſeln, beſonders in Seeland, nach einem allgemeinen Plan Bäume angelegt werden, die den Pflanzen und Menſchen Schutz geben, und die wirklich das Klima verbeſſern würden; denn auch Wärmeſtoff wird im ewigen Windſtrohm, und mit ihm das Leben ſelbſt fortgeſchwemmt. In allen polizierten Ländern befiehlt die Regierung Dämme gegen die Waſſer; ſollten Dämme gegen todtwehende Winde nicht auch nach einem allgemeinen Land und Menſchen ſchützenden Plan angelegt werden kön-

nen? Man bedenkt vielleicht nicht genug, daß Mangel an Brennmaterialien in vielen Ländern bald alle Industrie unmöglich machen wird. Ist das Uebel wirklich da, ſo iſt erſt nach Jahrhunderten zu helfen. Grundſätze zur Holzerſparung ſind allgemein bekannt; aber wo werden ſie mit Ernſt angewandt? So mit den meiſten nützlichen Dingen.

Wer die vielen vortrefflichen Bücher über Oekonomie, über Landwirthſchaft, Chemie ꝛc. nur in ſeinem Studierzimmer leſen würde, ſollte glauben, daß allgemeiner Wohlſtand, allgemeine Aufklärung und großer Nazionalreichthum alle Völker Europa's beglücke. Wer aber die vielen ſchönſchreibenden Nazionen in Dorf und Hütte bereiſt, könnte vermuthen, daß unſere Theorien noch in den Zeiten der Alchimie oder der Aſtrologie wären. Ich ſpreche hier von allgemeiner Kultur, nicht von Ausnahmen, die das Uebel nur auffallender machen. Die Landkultur iſt das Bild der Seelenkultur beynahe aller Nazionen, wo das Volk überall zu ſehr vernachläßigt wurde; und doch liegt da der Stoff zu allem Guten und Böſen. Das dunkle Gefühl eines nahe liegenden nie erreichten Wohlſtandes iſt was nun in vielen Nazionen gährt, und ſie zu Revoluzionen geneigt macht. Unſere Wiſſenſchaften bringen jeden Tag große Entdeckungen hervor. Es geht aber mit den Entdeckungen in der Natur nicht beſſer als mit den Entdeckungen in der Moral; ſie bleiben im allgemeinen unbenutzt. Das roſtige

Uhr-

Uhrwerk ſchnarrt ſeinen alten Gang fort; und während einige denkende Atome die gröſten Wahrheiten ausrufen, wird Entdeckung und Entdecker auf dem alten Rade ſterbender und wieder auferſtehender Jahrhunderte fortgetrieben. Doch zurück zu unſerer Reiſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Bruchſtück aus „Frankreich und die Freiſtaaten von Nordamerika,

verglichen in Hinſicht ihrer Länder, ihrer Bewohner u. ſ. w.

Zweyter Theil.

Bey dieſer unglücklichen Tendenz aller Talente zum ſchädlichſten Misbrauche*), hatte das Reich

 durch

*) Dieſes Bruchſtück iſt aus der Schilderung der Sitten in und kurz vor der Zeit der Ligue (unter der Regierung Karls des Neunten und Heinrichs des Dritten 1573 – 1599) ausgehoben. Alles hier beygebrachte iſt durch

di

durch den Tod Karls des Neunten einen herben Verluſt erlitten. Dieſer, obgleich wilde Fürſt, war noch ſtets das beſte Produkt der entſetzlichen Mutter. Er fing bereits an, ſie ſelbſt, ihre Gehülfen und die an ihm verſchuldete Verführung innigſt zu verabſcheuen. Er verachtete mehr und mehr jede Art von Wolluſt. Er legte ſelbſt ſeinen unvernünftigen Hang zu der Jagd ab, widmete ſich der Gerechtigkeitspflege, den übrigen Regierungsgeſchäften und den Wiſſenſchaften. Allein da überraſchte ihn der Tod. Sein bis zur Härte feſter Karakter, geleitet durch Erfahrung und durch die weitere Entwickelung ſeines Verſtandes, zeigte dem Reiche in der Ferne den treflichſten Erſatz für den ihm verurſachten großen Verluſt.

Aber ſein Nachfolger ſchlug Frankreich, durch niedrige Erſchlaffung, weit tiefere Wunden, als alle jene ſchrecklichen Religionsmorde.

Tyrannen gebiert ſehr großes Unglück; Kraftloſigkeit, zehnfach größeres. Der geſcheute Tyrann erwürgt ſein Volk nicht, und die bürgerliche Geſellſchaft zerfällt unter ihm nicht durch Verächtlichkeit der Regierung. Aber Kraftloſigkeit, ſtänden ihr gleich Talente zur Seite, giebt dennoch die Regierung dem Hohne, das Volk aber unzählbaren Mördern Preis.

Kei-

die beſten damaligen Schriftſteller bewieſen, und größtentheils ſind ihre eigene Worte hierbei gebraucht.

Keine Epoche bewährte dies so unläugbar als die von Heinrich dem Dritten. Freilich war durch die glücklich frei gewordene Schweitz, durch das seinen Bischof entsetzende Genf, und durch den fast beendigten Freiheitskampf der Niederländer, verbunden mit dem jetzt stets lebhafter werdenden Gefühl gegen allen Religionszwang, der Hang zur Ungebundenheit überhaupt rege gemacht. Allein die Erschlaffung Heinrichs weckte darneben den kaum durch seine großen Anherrn eingeschlummerten Geist des Feudalsystems. Ein Theil des Adels suchte sich, diesem zufolge, der alten Vorrechte zu bemeistern; der höhere richtete seine Aussichten aber entweder gar zur Krone empor, oder wenigstens zur völligen Independenz vom Monarchen. Er wähnte Frankreich in eine zerstückelte Masse zu bilden, die dann nur noch durch das lockere Band des französischen Namens und einer einzigen Sprache wäre zusammen gehalten worden.

So zielten die Guisen nach dem Throne; so suchte sich Condé die Pikardie und mehrere Theile der südlichen Provinzen zuzueignen; Mercoeur, Bretagne; Bouillon, den Perigord und Limosin; Nemours, Lyon; Majenne aber Burgund. Der kinderlose Heinrich wünschte selbst das Reich unter seine Hauptmignons Joyeuse und Evernon getheilt zu sehen. Die Marseiller wollten die alte Republik Massilien wieder errichten; ja alle große Städte in Süden suchten sich

unabhängig zu machen. Mehrere der Vornehmſten unter den Proteſtanten hatten die Abſicht den reformirten Theil Frankreichs beſonders zu einer eignen Republik zu erheben; Briſſac träumte, aus Frankreich ein zweites altes Rom zu ſchaffen; die Sechzehner hegten einen ähnlichen Plan; und da jeder Gouverneur nach dem eigenthümlichen Beſitz ſeiner Provinz ſtrebte, ſo hielten ſich die Großen von der völligen Zerſplitterung des Reiches feſt überzeugt.

Die infernale Politik Spaniens, das ſtolze verſchmitzte Rom, und der habſüchtige Savoyer nährten dieſe Zerſtörungsgrundſätze. Mit unermeßlichen Summen erkaufte Filipp der Zweite bald dieſe, bald jene Parthei, verſprach ihr Armeen und, nebſt der Hand der Infantin, die Anwartſchaft auf den franzöſiſchen Thron. Majenne bot aber ſogar die Krone den Meiſtbietenden feil.

Dem Volke, welches durch die höheren Stände zu den gröbſten Laſtern eingeweihet war, verſchwand daneben der Werth, ja die Idee eines einzigen Oberherrn nach und nach gänzlich. Ununterbrochen ſtand ihm jene ſelbſteigne Erniedrigung der Großen, und ihre wilde Partheiſucht vor Augen; dauernd und zahllos legte man ihm harte, ſchreiende Laſten auf, und weder äußere Würde noch Energie der Könige war vorhanden, um die Verachtung und Erbitterung gegen die Regierung zu mindern. Nur die Rotte der Sechzehner, unterſtützt durch

Spa-

Spaniens Dublonen, bot alles auf, was den gewöhnlichen Menſchen blenden und feſſeln kann, um ihn zu anarchiſchen Abſichten zu benutzen.

In pomphaften, halb kriegeriſchen, halb religiöſen Volksfeſten und durch fanatiſche Redner betäubten ſie die leichtgläubige Menge der Hauptſtadt, ſpiegelten jedem, der ſeinem rechtmäßigen Oberherrn untreu ward, die glücklichſte Zukunft vor, und verhießen für jeden Frevel gegen den Tyrannen *) den Himmel.

Dieſes Chaos von Aberglauben, höchſter Immoralität und Erſchlaffung, löſete dann zuletzt jedes Band der Societät **). Alles war für Geld feil, Gerichtsſtellen, Stadthalterſchaften und andere Aemter; die geiſtlichen Würden ſchlug man Weibern, ja dem Kinde im Mutterleibe zu. Der Mann verhandelte die Frau, die Mutter die Tochter, die nicht anzubringenden Kinder überließ man dem Hungertode. Nach Belieben bemächtigte man ſich der liegenden Gründe und jedes Eigenthums; willkührlich ſteckte man ruhige Menſchen als Schuldige ein, um von ihnen Löſegelder zu erpreſſen. Die Gerichtshöfe waren mit den ſchlechteſten Leuten

*) Sie nannten ſie den König.

**) Von jetzt bis zu Ende der Rede des berühmten Rechtsgelehrten Pithou, ſind die eigenen Worte der damaligen franzöſiſchen Schriftſteller beigebracht.

ten beſetzt; denn die redlichen Anhänger der wahren Reichsverfaſſung lagen in Feſſeln. Alle Auszeichnungen und Würden waren verächtlich worden, und der vormals ehrenvollſte Orden der Nazion hieß nur das Halsband der Dummköpfe. Die ernſthafteſten Schriftſteller erniedrigten ſich bis zu der tiefſten Schamloſigkeit. Männer von den erſten Talenten wurden Mörder und Räuber; ſelbſt die hohen Geiſtlichen ſah man bald mit der Bibel, bald mit dem Dolche in der Hand. Einzelne Städte bekriegten ſich wechſelsweiſe, und die Räuberbanden brachen auf alles Erreichbare aus ihren Sicherheitsorten hervor. Sogar die Familien lebten in der gefährlichſten Zwietracht. Der Neffe trat gegen den Onkel, der Bruder gegen den Bruder, der Vater gegen den Sohn auf. Alles ſtand iſolirt da; individueller Gewinn blieb der einzige Inſtinkt. Nur allein die Nichtshaber gewannen; denn jeder dem noch Eigenthum übrig war, verwendete es zu eigener Sicherheit.

So tobte denn der Geiſt der Anarchie in allen Theilen des großen Reichs. „Frankreich! unglückliches Frankreich," ruft daher einer der übriggebliebenen Rechtſchaffenen aus, „war es dir an Einem Könige nicht genug? Deine Provinzen ſind jetzt eben ſo viele einzelne Staaten, Deine Städte ſo viele Sitze einzelner kleiner Tyrannen! Hier will man Dich in eine Demokratie, dort in eine Ariſtokratie umſchmelzen. Vormals ſchrieſt Du über die

Zuch-

Züchtigung mit Ruthen, jetzt blutest Du unter dem Geißeln mit Skorpionen! — Und Du Paris! Du bist nicht mehr die Hauptstadt eines großen Reichs; in eine Lagerstätte (fremder) wilder Thiere bist Du verwandelt. In eine Höhle der Räuber und Mörder! Wann wirst Du, von Deinem Wahnsinne geheilt, Deine hundertköpfigen Tyrannen abwerfen, und zu Deinem einzigen rechtmäßigem Könige zurückkehren? Zu Deinem gutmüthigen Monarchen, der sein Volk liebte, der Dich mit trefflichen Gebäuden zierte und Dich mit festen Ringmauern umgab? Du hast ihn verjagt aus seinem Pallaste, aus seinem Bette gerissen, ihn verfolgt; was sag' ich, verfolgt? Du hast ihn ermordet, seine Mörder geheiliget, ja öffentliche Freudenfeste über diesen Königsmord gefeyert! — Die leichten Abgaben, die er von Dir forderte, wolltest Du nicht ertragen. Jetzt zehren Dich Deine vielen Herren bis auf Dein letztes aus. Denn siehe nun was aus Dir worden ist! Vormals waren Deine Speicher gefüllt; die Rathhausrenten kamen richtig ein; Deine Kirchen waren reich an kostbaren Gefäßen, und Deine Juwelen der Krone waren nicht angerührt; die Pachtungen Deiner Ländereien wurden bezahlt. Jeder hatte seinen vollen Boden und Keller, sein Silberzeug, Geschmeide und schöne Meublen. Aber nun sind Deine Magazine ausgeleert, Deine Kronjuwelen gestohlen, Deine Kirchen geplündert; Dein Silberzeug ist in die Münze geschickt, oder aus Furcht

ſachen habe verhindert werden können, ihr Wort zu halten, noch zurük, einen unbeſonnenen Schritt zu thun, welcher ein bloß eingebildetes Uebel würklich und unheilbar hätte machen können. Vielleicht (dachte ich) weiß die Prieſterin noch nichts von unſerm Geheimniß; und wie unſelig wär' ich in dieſem Fall, wenn ich ſelbſt der Verräther davon wäre? Dieſer Gedanke führte mich zum vierten mal in den Ruhe-Plaz der Diana. Nachdem ich wol zwoo Stunden vergebens gewartet hatte, warf ich mich, in einer Betäubung von Schmerz und Verzweiflung, zu den Füſſen einer von den Nymphen hin. Ich lag eine Weile, ohne meiner ſelbſt mächtig zu ſeyn. Als ich mich wieder erholt hatte, ſah ich einen friſchen Blumen-Kranz um den Hals und die Arme einer von den Nymphen gewunden; ich ſprang auf, um genauer zu erkundigen, was dieſes bedeuten möchte, und fand ein Briefchen an den Kranz geheftet, worinn mir Pſyche meldete: daß ich ſie in der folgenden Nacht um eine beſtimmte Stunde unfehlbar an dieſem Plaz antreffen würde; ſie verſparete es auf dieſe Beſprechung, mir zu ſagen, durch was für Zufälle ſie dieſe Zeit über verhindert worden, mich zu ſehen, oder mir Nachricht von ihr zu geben; ich dürfte aber vollkommen ruhig und gewiß ſeyn, daß die Prieſterin nichts von unſerer Bekanntſchaft wiſſe. Die heftige Begierde, womit ich wünſchte, daß dieſes Briefchen von Pſyche geſchrieben ſeyn möchte, ließ mich nicht daran denken, ein Miſtrauen darein zu ſezen, ungeachtet mir ihre Handſchrift unbekannt war. Ich gieng alſo plözlich

vor den Räubern vergraben; Deine Häuser geplündert; Deine Kaufmannsläden geschlossen; Deine Straßen sind mit Gras bewachsen. In Deinen Hospitälern sterben viele Tausende aus Mangel an Nahrung und Wartung. Der letzte Heller wird uns abgepreßt; und niemand ist auf wenige Wochen seines Lebens gesichert als nur der Räuber. — Was zauderst Du, die insolenten Blutsauger des armen Volks zu verjagen, die, den Heuschrecken gleich, über unser Vermögen herfallen, und uns dabei stets Frieden und Volksglück verkündigen? Wie lange sollen diese Harpyjen unser Mark in ihren Schwelgereien verzehren? — Deine Prinzen, Deine Pairs, Dein Parlament, Deine Geistlichkeit, ja alle rechtschaffene Bürger hast Du verjagt, eingesteckt, oder ermordet. Nichts von allen diesen ist zurücke geblieben, als nur schlechtes fanatisches Gesindel, Nichtshaber die den Krieg lieben, um vom Raube zu leben und sich von dem Blute der guten Bürger zu mästen. Der gesammte rechtliche, tapfere Adel ist auf der Seite des Königs. Deine Klosterleute und Deine studierende Jugend sind in liederliche Soldaten umgeschaffen. Dennoch dürfen auch die Dir noch übrigen Einwohner kaum den Mund aufthun, ja vier bis fünf dürfen nicht, vor Furcht als verdächtig eingezogen zu werden, zusammen mit einander reden. — Und Deine Religion, was ist aus ihr geworden? Alle ihre Würde, alle Achtung für sie ist verschwunden. Jeder schafft sich seine eigene Religion nach Wohlbehagen.

hagen.“ Daher denn jene öffentliche Verachtung alles Gottesdienſtes, daher öffentliches Gotteslästern und Gotteslängnen. Die noch zurückgebliebenen Pfaffen leben in Schändlichkeit, und predigen Raub und Mord.“

„Gerechter Himmel! wie lange ſoll dieſe Anarchie dauren? Wie lange ſoll die groß tapfere Nazion in fremden Feſſeln ſchmachten? Hat man je größere Grauſamkeiten gekannt, als die welche wir haben ausſtehen müſſen? Wie lange wollt ihr, freie Franzoſen, für eure thörigte Leichtgläubigkeit büßen, und unter der härteſten, bisher nie erhörten Tyranney von niedrigen Menſchen ſeufzen, die Freund und Feind betrügen, um euch unter ihren gierigen Klauen feſt zu halten?“

Dieß waren die entſetzlichen Folgen kraftloſer, ungerechter Regenten, ſittenloſer Greuel, und des höchſten Misbrauchs kultivirter Talente! Das blühendſte Reich von Europa eilte mit beſchleunigten Schritten ſeiner gänzlichen Auflöſung entgegen.

Wer verkennt wohl in dieſem getreuen Bilde des damaligen Zuſtandes, bei einiger Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Zeiten, die Aehnlichkeit dieſer Epoche mit der heutigen? Dort ſtatt der Guiſen und Filipps von Spanien, Filipp von Orleans und ſeine Gehülfen; ſtatt der Rotte der Sechzehner, die heutigen Uſurpatoren; ſtat der gemisbrauchten Religion, die gemisbrauchten Menſchenrechte:

rechte; ſtatt der religiöſen Mummereien, die Gleichheits- und Freiheitsfarcen, und ..... wir ſtehen am Rande unſers achtzehnten Jahrhunderts!

Aber Frankreichs Schutzgeiſt verbirgt dereinſt ſein Angeſicht vor Scham und Schmerz, wann ihm die Geſchichte zuruft: „damals, bei der Morgendämmerung der Aufklärung, unter den verachtungswürdigſten Regenten, ſtammten faſt alle Greuel Frankreichs von Ausländern her; jetzt nahe am Mittage der Kultur, unter dem edelſten Monarchen, nur von Franzoſen!

v. Zimmermann.

VI.

Proben einer neuen Ueberſetzung der Horaziſchen Oden *).

An Sextius. I. 4.

— ∪∪ — ∪∪ — ∪∪ — — ∪∪, — ∪ — ∪ — ∪
— — ∪ — ∪ — — ∪ — ∪ — ∪

Fröhlich vertauſcht mit dem Weſt und dem Frühlinge, flieht der ſcharfe Winter,
Und Rüſtgebälk ſchon zieht die trocknen Kiele;
Nicht mehr freuet der Pflüger am Feuer ſich, noch im Stall die Heerde,
Und grauer Reif umſchleiert nicht die Wieſen.
Venus führt ſchon den Tanz, die Cytheriſche, bey der Luna Strahlen,
Und voll der Anmuth, ſchlagen nebſt den Nymfen,
Wechſelnd den Fuß auf die Flur die Grazien; während vom Vulkanus
Die ſchwere Werkſtatt der Cyklopen glühet.
Jetzt um das ſchimmernde Haupt geziemet es, grüne Myrtenkränze
Und Blumen von befreiter Flur zu ſchlingen:

Jetzt

*) Die ganze Sammlung wird unfehlbar ſchon zu Michaelis im Druck erſcheinen.

Jetzt auch geziemt, daß in Hainumschattungen Fau-
nusopfer dampfen,
Nach seinem Wunsch, vom Böcklein oder Lamme.
Hütten der Armen und Thürme der Könige tritt
mit gleichem Fuße
Der bleiche Tod. O Sextius, beglückter,
Klein ist des Lebens Raum und verbietet uns Anfang
langer Hoffnung.
Bald drückt dich Nacht und fabelhafte Manen,
Und Plutonische Wohnung, die nichtige: und dahin
gewandert
Erhältst Du weder solches Weins Beherrschung,
Noch des Lycidas Zartheit bewunderst Du, dem die
ganze Jugend
Jetzt glüht und bald die Jungfraun selbst erlauen.

2.

An Leukonoe. I. 11.

— ⏑ — ⏑⏑ —, — ⏑⏑ — — ⏑⏑ — ⏑⏑

Suche gegen Verbot nicht zu erspähn, was für ein
Ende mir
Und, Leukonoe, Dir Götter bestimmt; noch Babi-
lonische
Zahl enträthsele Du, um, was geschieht, duldender
zu empfahn!

Gäb'

Gäb' an Wintern Dir auch Jupiter mehr, oder den letzten ſchon,
Der am Küſtengeſtein jenſeit und hier jetzt das Tyrrhenermeer
Bändigt; weiſe geſinnt miſche Dir Wein; und für die kurze Friſt
Sey nichts langes gehofft! Während wir noch reden, entflieht die Zeit
Neidiſch. Faſſe den Tag, nichts, wo Du kannſt, trauend dem folgenden.

3.

Auf Auguſtus. I, 12.

Welchen Mann erwähleſt Du, wen der Helden
Dir zur Leier oder zur hellen Flöte,
Welchen Gott, o Klio, mit deſſen Namen
Scherzend die Echo

Wiederhallt, von Helikons dunklen Forſten,
Auf dem Pindus, oder am kalten Hämus,
Wo herab freiwillig die Wälder folgten
Orfeus Geſängen,

Der mit Mutterkunſt auch der wild ergoßnen
Ströme Sturz aufhielt und die ſchnellen Winde,
Schmeichelnd auch nachzog mit der Saiten Anklang
Horchende Eichen.

Was wohl vor des Vaters gewohntem Lobe
Sång' ich, der der Menſchen und Götter Thaten,
Der das Meer, die Länder, und mit der Stunden
Wechſel die Welt lenkt?

Nichts entſtammt ihm größeres, als er ſelber,
Noch erwächſt ein gleiches ihm, oder zweytes.
Doch zunächſt ihm hat ſich den Platz der Ehren
Pallas erworben.

Auch von Dir nicht ſchweig' ich, der kühn im Kampf iſt,
Liber, und o Jungfrau, der wilden Thiere
Haſſerin, noch Dir, der mit ſichrem Pfeil Du
Schreckeſt, o Föbus.

Auch Alcides ſing' ich, und Leda's Söhne,
Den des Fauſtkampfs, jenen des Roſſezahmens
Edlen Sieger; deren Geſtirn den Schiffern
Weiß und erſehnt glänzt:

Denn es läßt die Felſen der Fluten Anſturz
Schnell, der Sturm dann ſinkt, und es fliehn die
Wolken,
Und es liegt, ſo wollten die Götter es, auf dem Meere
Ruhend die Woge.

Ob ich dann erſt Romulus, ob des Numa
Stille Herrſchaft ſing', ob des Junius ſtolzes
Stabgebund, bedenk' ich mich, oder Kato's
Edelen Selbſtmord.

Regu-

Regulus, die Skauren und, groſses Geiſtes
Reichbegabt bey Puniſchen Siegen, Paulus,
Sey dann, und Fabrizius, mir erwähnt mit
Glänzender Muſe.

Dieſen und den Kurius, wildes Haupthaars,
Zog dem Krieg zum Nutzen und Dich, Kamillus,
Strenger Armuth Loos und der Ahnen Gut bey
Schicklichem Hausgott.

Gleich dem Baume wächſt des Marcellus Nachruhm
In verborgner Zeit. Doch vor allen glänzt des
Julius Geſtirn, wie der Mond im Kreiſe
Kleinerer Feuer.

Du der Menſchheit Vater und Schutz, entſtammet
Dem Saturn, Dir ward vom Geſchick die Sorge
Für den groſsen Cäſar! Du mit dem zweiten
Cäſar beherſch' uns!

Jener mag rechtmäſsig gezähmte Parther
Im Triumf aufführen, die Latium ſchreckten,
Oder, unterjocht auf des Oſtes Küſten,
Serer und Inder:

Dir nur weichend geb' er das Recht der Welt rings!
Du erſchüttr' Olympus mit ſchwerem Wagen;
Du entſend' auf Haine, wo Keuſchheit weichet,
Feindliche Blitze!

F. A. Eſchen.

VII.

Künſte.

1.

Zweyte mechanografiſche Ausſtellung in der Leipziger Oſtermeſſe 1799.

Die von den HHrn. Böninger und Langer mitten unter dem Waffengetümmel eines zerſtörenden Krieges muthig unternommene Kunſtfabrik mechanografiſcher Zimmerverzierungen, von welcher ich den Leſern dieſes Journals im vorigen Jahre einige Nachrichten zu geben verſuchte, hat ſeit ihrer erſten Ausſtellung in der Leipziger Oſtermeſſe 1798 immer mehr an innerer Vollkommenheit und äuſſerer Ausbreitung zugenommen. Es könnten mehrere Leſer, die von der Wichtigkeit dieſes Unternehmens für Verfeinerung unſers Geſchmacks in der Dekorazionskunſt und Gewöhnung des Auges an die ſchönen Formen des Alterthums lebhaft überzeugt ſind, wohl den Wunſch in ſich empfinden, von den Fortſchritten und Gedeihen dieſes Inſtituts einige weitere Nachrichten zu erhalten. Ich theile alſo ſehr gern dasjenige mit, was mir theils durch Briefe aus Paris, wo die Herren Böninger und Langer im verfloſſenen Winter ihre Kunſtverſuche ausſtellten, theils als Augenzeugen der letzten Ausſtellung in Leipzig davon bekannt geworden iſt.

Der

Der für die Ermunterung alles Schönen und Guten lebhaft wirkſame Miniſter des Innern, François de Neufchateau, erſuchte die HH. B. u. L. bald nach ihrer Ankunft in Paris, ihm ihre Gemälde auf einige Tage in ſeine Wohnung zu ſchicken, um ſie einigen Gelehrten und Künſtlern zu zeigen. Sie erhielten kurz darauf ein ſehr ſchmeichelhaftes Einladungsſchreiben vom Miniſter. Es heißt darin unter andern: „Ich ſchätze nach ihren Verdienſten eine Erfindung, die den Künſten und dem guten Geſchmack ein treffliches Mittel darbietet, ihre Gränzen zu erweitern. Sie müſſen durch langes Forſchen und mannigfaltige Verſuche den Erfolg vorbereitet haben, deſſen ſich Ihre Arbeiten ſchon jetzt erfreuen können, und deſſen ſie ſich immer mehr erfreuen werden. — Wie ſehr wünſche ich, daß Sie ein Etabliſſement für dieſe Erfindung in unſerer Republik ſtiften mögen. Zwar können Sie mit Recht ſtolz darauf ſeyn, einer achtungswürdigen Nazion anzugehören, die ſo viele große Männer, ſo viele ausgezeichnete Gelehrte und Künſtler aufzuweiſen hat: aber nachdem Sie nun Ihr Vaterland durch Ihre Erfindung geehrt haben, ſollte es Ihnen nicht rühmlich ſeyn, dieſen Erfindungen einen weitern Spielraum zu geben und ſie im Schooße unſerer Republik zu vervollkommnen? — Ich habe ſchon über die vielſeitige Anwendung Ihrer Erfindung nachgedacht, und ich finde zu meiner unſäglichen Freude, daß ſich hier Reſultate ergeben, welche Sie ſich vielleicht ſelbſt noch nicht

von dem äuſſerſten Grade des Schmerzens zu der äuſſerſten Freude über. Ich wand den Glük-weiſſagenden Blumen-Kranz um mich herum, nachdem ich die unſichtbaren Spuren der geliebten Finger, die ihn gewunden hatten, auf jeder Blume weggeküßt hatte. Den folgenden Abend wurde mir jeder Augenblik bis zur beſtimmten Zeit ein Jahrhundert. Ich gieng eine halbe Stunde früher, den guten Nymphen zu danken, daß ſie unſere Liebe in ihren Schuz genommen hatten. Endlich glaubte ich, Pſyche zwiſchen den Myrthen-Heken hervorkommen zu ſehen. Die Nacht war nur durch den Schimmer der Sterne beleuchtet; aber ich erkannte die gewöhnliche Kleidung der Pſyche, und war von dem erſten Rauſchen ihrer Annäherung ſchon zu ſehr entzükt, um gewahr zu werden, daß die Geſtalt, die ſich mir näherte, mehr von dem üppigen Contour einer Bacchantin als von der jungfräulichen Geſchmeidigkeit meiner Freundin hatte. Wir flogen einander mit gleichem Verlangen in die Arme. Die ſprachloſe Trunkenheit des erſten Augenbliks verſtattet nicht, Bemerkungen zu machen; aber es währte doch nicht lange, bis ich nothwendig fühlen mußte, daß ich mit einer Heftigkeit, welche mit der unſchuldigen Zärtlichkeit einer Pſyche den ſtärkſten Abſtz machte, an einen kaum verhüllten und ungeſtüm klopfenden Buſen gedrükt wurde. — Das konnte nicht Pſyche ſeyn. — Ich wollte mich aus ihren Armen loswinden; aber ſie verdoppelte die Stärke, womit ſie mich umſchlang, zugleich mit ihren wollüſtigen Liebkoſungen; und da ich nun auf einmal mit einem Ent-

ganz deutlich gedacht haben. Ich werde Ihnen darüber meine Bemerkungen mittheilen, und mich der Sache aus allen Kräften annehmen. Nehmen Sie ein Brevet der Erfindung, das Ihnen das ungestörte Eigenthum derselben zusichert, u. s. w."

Die HHrn. B. und L. würden offenbar gegen ihr eigenes Interesse, ja bey der umschlossenen Lage, in welcher sich ihre Wohnorte, Düsseldorf und Duisburg, befinden, selbst gegen ihre Sicherheit gehandelt haben, wenn sie von den freiwilligen Anerbietungen der franz. Regierung keinen Gebrauch gemacht hätten. Sie haben wirklich ein Brevet d'invention für die ganze Republik auf 15 Jahre erhalten, und hoffen in Kölln ein Seitenetablissement errichten zu können, ohne der Hauptfabrik in Duisburg dadurch Abbruch zu thun. In Paris hat der Bürger Millin den zurückgelassenen Gemälden ein bequemes Lokal zur fernern Ausstellung ausgemittelt, und es fehlte, den neuesten Nachrichten zu Folge, nicht an Beschauern, die noch mit andern Augen, als die der gaffenden Neugierde sind, diese Kunstwerke betrachteten.

Sollte Teutschland in den Palläſten seiner kunstliebenden Fürsten und seiner gebildeten Reichen allein kleinen Platz mehr für eine so einladende, dauerhafte und wahrhaft schmückende Zimmerverzierung haben? Gewiß, ich mag diesen Verdacht zur Ehre meines Vaterlandes nicht einmal aussprechen.

Non

Non obtusa adeo gestamus pectora Teucri! Alſo erzähle ich mit vollem Zutrauen, was ich als Fortſetzung früher vollendeter Werke in dieſer letzt verfloſſenen Oſtermeſſe in Leipzig geſehen habe. Es waren drey Zimmer dazu gemiethet worden, und die hier aufgeſtellten Gemälde boten unter allen Schauſtellungen, die in dieſer Meſſe beſucht wurden, gewiß, wo nicht die beſuchteſten, doch die vorzüglichſten dar.

Gleich beym Eintritt im Vorſaal bemerkte man an der Wand, grau in grau gemahlt, die Büſten des regierenden Königs und der Königin von Preußen, nach Gypsabgüſſen von Schadow, ſehr ähnlich und wahr gearbeitet. Was ſchon Winkelmann in ſeinen Gedanken über die Allegorie irgendwo andeutete, und was ſeitdem weit öfter geleſen, als verſtanden und verſtändig angewandt worden iſt, daß Genien in den zuſammengeſetzten Bildwerken oft nur die Stelle der Bindepartikel in einer Rede vertreten, war hier durch einen Genius nach Hrn. Direktor Langers Zeichnung ſehr gut vorgeſtellt. Durch ſeine ſchwebende Richtung und die Kränze, die er für jeden Kopf bereit hält, ſind die einander zugekehrten Köpfe weit richtiger verknüpft, als durch die gewöhnlichen Blumen- und Laubgewinde, wodurch man ſolche Büſten zu umſchlingen, aber nicht zu verbinden verſteht. Ich zweifle daher auch keineswegs, daß Liebhaber weit lieber beide Köpfe mit dieſem kränzenden, bindenden Genius, als

nur einen allein — wiewohl ſie auch einzeln beſtellt werden können — zu beſitzen wünſchen werden.

Im mittelſten Saal, den ich wegen der dort aufgeſtellten Muſen den Muſenſaal nennen würde, befand ſich zu einem Frieſe oder einer andern ſchmalern Zimmerverzierung beſtimmt, die Gruppe der tanzenden Horen, grau in grau gemahlt. Die drey Schweſtern halten ſich zum Reigentanze fröhlich hinſchwebend bey den Händen erfaßt. Eine vierte Figur ſpielt gleichfalls in tanzender Bewegung die Lyra zum Tanze. Bey ihr erinnert ſich der Freund des Tanzes der Winterluſtbarkeiten, und findet in dieſer Einkleidung auch für die Hore des Winters geſorgt, die jenen Klimaten, welchen die Horen zuerſt in ewiger Jugend entſchwebten, freilich ganz fremd ſeyn mußte *), in unſern hyperboreiſchen

*) Unter dem joniſch ariechiſchen Himmel bietet der Spätherbſt dem frühverjüngten Frühlinge die Hand. Die Wörter, welche bey den Griechen und Römern durch Winter überſetzt werden, bezeichnen nur die Aequinoktzialſtürme, die Regenzeit oder die Sonnenwende. Der ältere Grieche kannte eigentlich nur eine ὥρα, den reifenden Sommer. Das ſpätere, was wir Herbſt nennen, nannte er Nachſommer, ὀπωρα, und unſern Winter Nachnachſommer μετόπωρα. S. Euſtath zum Homer, p. 514, 23. Natürlich waren alſo in der frühen griechiſchen Dichtung vier Horen ein Soloziſmus, und ob ſie gleich die ſpätere Dichtkunſt der Grie-

reiſchen Gegenden aber leicht die herrſchende Vortänzerin ſeyn dürfte. Mit der ſchwebenden Leichtigkeit und Grazie in der Kompoſizion, verbinden dieſe Figuren eine ſtrenge Wahrheit in der Zeichnung, und treten mit unwiderſtehlicher Täuſchung als wahre Reliefs vor. Das mechanografiſche Inſtitut beſitzt nun ſchon 17 Figuren von eben dieſer Größe, nebſt vielen Attributen, die nun einzeln oder gruppirt, wie es Liebhaber wünſchen, verſendet, und zur Ausfüllung der Felder, auch der mit bloßem Papier behangenen Stuben, ſehr ſchicklich gebraucht werden können.

Das hinterſte Zimmer war ganz den farbigten Gemälden, oder Polychromen gewidmet. Hier fand man den Tanz der drey Horen, ohne die etwas läſtige Begleitung der Lyraſpielerin, mit vielem Verſtande in Farben dargeſtellt. Die vortanzende, ihre Nachfolgerin gleichſam mit ſich fortziehende Hore des Frühlings, war nicht allein durch ihre jugendlich muntere Stellung und durch den Roſenkranz um das Haar, ſondern auch durch das friſche Grün, und das ſchöne Blau des Himmels in ihren Gewändern ſinnreich angedeutet. Den Sommer bezeichnete nicht bloß der Aehrenkranz und die etwas bräunliche Farbe des Fleiſches, ſondern auch

Griechen und Römer wohl kannte (man denke nur an Horaz IV, 7. 9.) ſo blieben doch die verſtändigern Künſtler aus guten Gründen der ältern Vorſtellung treu.

auch das überjugendliche Grün, die Sonnenröthe und der dünnere Stoff des Gewandes. Absichtlich hatte ihm der Künstler weniger Regsamkeit und Bewegung gegeben. Der Herbst zeigte sich durch gestärkte, kraftvolle Stellung, durch das Violette der reifen Trauben im fliegenden, durch das Gelbliche der absterbenden Blätter im Untergewande. Das Ganze machte einen ungemein lieblichen und freundlichen Eindruck, und die höhern Gesetze richtiger Farbenverbindung waren keineswegs der Allegorie, einer hier sehr gefährlichen Klippe, aufgeopfert. Geübte und ungeübte Augen verweilten gern bey diesem Bilde, und viele wünschten es zu besitzen. — Ein grosses Bild stellte die Psyche dar, die, sich des Irdischen entledigend, zu höhern Regionen emporschwebt. Hr. Direktor Langer zeigte sich auch bey dieser Figur als einen Künstler von eben so viel Geschmack als Gelehrsamkeit. Man erinnerte sich bey dieser Himmelfarth wohl einiger berühmter Bilder der heiligen Jungfrau von ähnlichem Inhalt; aber man fand doch, daß der Künstler seinen eignen Weg gegangen sey, und seine Originalität geschickt zu behaupten gewußt habe. Ueber das Ganze der Erfindung wird sich erst dann urtheilen lassen, wenn auch der Pendant dazu gekommen seyn wird.

So hatte der Amor, der schon in der vorjährigen Ausstellung die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich zu ziehn wußte, nun wirklich einen Gesellschaf-

ſchafter bekommen, und der feine Gedanke des Künſtlers wurde jetzt erſt durch die Gegeneinanderſtellung beider Gemälde ganz verſtändlich. So wie der erſtere mit geſenktem Blick und geſenktem Pfeile neben einem ruhig ſchlummernden Löwen ſteht, und dadurch und durch alle übrigen Umgebungen den Abend und das Ende eines vollendeten Tagewerks andeutet: ſo erblicken wir ihn hier in geiſtreicher Kraftfülle, die ſich durch muntere Stellung und rege Lebhaftigkeit ausdrückt, ſich zum neuen Tagewerke rüſtend, und die Spitze eines Pfeiles ſorgfältig prüfend. Ein kleiner, von roſigem Morgengewölk umduftetet Wagen ſteht im Hintergrunde bereit, ihn aufzunehmen. Alles athmet erneuerte Kraft, verjüngtes Leben. Beyde Gemälde, als Seitenſtücke, würden eine paſſende Verzierung eines Schlafzimmers, eines im Geiſte des Alterthums zu ſchmükkenden Boudoirs werden können, ſo wie die mit Sehnſucht ihrem Ulyſſes entgegenblickende Penelope uns von dem Gefühl und dem Geſchmack einer Dame, die dieß Bild in ihrem Wohnzimmer aufgehangen hätte, gewiß keine ungünſtige Vorſtellung geben würde. Mit Vergnügen bemerkten die Liebhaber, die mit der Farbenvertheilung in dieſem Bilde bey der vorjährigen Ausſtellung nicht ganz zufrieden geweſen waren, jetzt in einer zweyten Kopie deſſelben eine harmoniſchere Anordnung der Farben, die über das Ganze einen hohen Reiz verbreitet.

Nichts

Nichts iſt mißlicher und unbefriedigender, als eine beſchreibende Erzählung von Gemälden, die nur geſehn ſeyn wollen. Nirgends iſt der Buchſtabe ſo tödtend und zerſtörend. Man laſſe alſo, was hier ohnedies mit wenig Worten nur oberflächlich angezeigt werden konnte, ja nicht für eine gnügende Ankündigung gelten. Man ſuche ſich ſelbſt das Vergnügen zu verſchaffen, die ganze kleine mechanografiſche Galerie *), oder wenigſtens einige Proben davon, ſelbſt zu beſchauen. Nicht bloß in Beziehung auf hiſtoriſche Glaubwürdigkeiten gilt der Ausſpruch des ehrwürdigen Herodot, des Vaters der Geſchichte: die Ohren ſind den Menſchen ungläubiger, als die Augen!

Böttiger.

* * *

2.

Ueber die Münzſammlung des Hrn. Baron von Seckendorf in Dresden.

(Auszug eines Briefs.)

— Sie kennen die vortrefflichen und jetzt, da Italien nicht mehr iſt, für Kenner und Dilettanten noch intereſſantern churfürſtlichen Kunſtſammlun-

*) Sie iſt in unſern Gegenden beſtändig, und auch außer der Meſſe, in Leipzig bey Hrn. Buchhändler Leo zu ſehn, der auch über alles weitere Auskunft giebt und Beſtellungen annimmt.

lungen, die dieſe Stadt zu einem der wichtigſten Mittelpunkte für die alte und neue Kunſt machen. Ueber die Antiken Gallerie hat vor kurzem Hr. Lipſius einen Katalog herausgegeben, für deſſen Bekanntmachung ihm alle Liebhaber danken müſſen. Denn man weiß nun wenigſtens ganz beſtimmt, was man dort unter den einmal angenommenen Benennungen zu ſuchen hat. Von einigen der vorzüglichſten Gemälden der Bildergallerie hat uns das Athenäum neuerlich beurtheilende Schilderungen geliefert. Doch ich will mich jetzt nicht bey dieſen Kunſtſchätzen verweilen, deren Aufſeher nach dem Wunſche des Kurfürſten, der alles Gute gethan und befördert wiſſen will, die wichtige Verpflichtung haben, die ihnen anvertrauten Sammlungen ſo gemeinnützig und bekannt zu machen, als ſie es der Natur der Sache nach werden können.

Die gröſte Schwierigkeit machte es ſonſt, die reiche churfürſtl. Münzſammlung zu ſehen, die in Abſicht auf ältere und neuere Numismatik zu den wichtigſten in Teutſchland gehört, und in einem eignen Saale, im Erdgeſchoß des japaniſchen Palais, in 14 koſtbaren Schränken aufbewahrt wird. Der vorige Inſpektor Wacker machte ein auſſerordentliches Geheimniß aus dieſem Münzkabinette, in welches er ſelbſt eine beträchtliche Sammlung verkauft hatte. Nur ſeine Lieblinge gelangten in dieß Allerheiligſte, und er verfehlte dann nie, ein Paar geladene Piſtolen im Vorzimmer zu zeigen,

die

die ihm ein ungenannter Freund mit einem warnenden Briefe zur Abwehrung aller gewaltsamen Liebhabereien zugeschickt hätte. Diese Furcht war um so lächerlicher, da beständig mehrere Schildwachen vor und in der Nähe des Palais stehen, und nur einige Schritte davon eine Hauptwache befindlich ist. Allein der gute Wacker hatte vielleicht ganz andere Ursachen, mit diesen Schätzen so geheimnißvoll zu seyn. Denn ob er gleich für den ersten Numismatiker in Dresden angesehn seyn wollte, und wirklich die Hälfte seines Lebens mit Klassifiziren und Aus- und Eintauschen alter Münzen zugebracht hatte: so fehlten ihm doch gewisse philologische Hülfskenntnisse und der unbefangene Prüfungsgeist ganz, die eigentlich den wahren Numismatiker ausmachen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sich in dem unter seiner Verlassenschaft befindlichen Münzkabinette so viele offenbar falsche und unächte Münzen gefunden hätten?

Dieß Kabinett kaufte, nach seinem im Jahre 1795 erfolgten Absterben, der kurfürstl. Kammer-Page, Hr. Baron v. Seckendorf in Dresden, nebst den Anticaglien, worunter sich einige treffliche Bronzen befanden, für 900 Thaler, und bereicherte durch das, was wirklich ächt und vortrefflich darin war, seine Sammlung. Da diese durch den rastlosen aber verständigen Sammlergeist ihres wahrhaft edeln Besitzers in wenig Jahren zu einer der wichtigsten Privatsammlungen angewachsen ist,

die

die man in Teutſchland finden kann: ſo iſt es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, vom Urſprung und Umfang derſelben noch einige Nachricht zu hören, die ich zum Theil ſelbſt aus dem Munde ihres Beſitzers habe. Denn dieſer treffliche Mann iſt ganz das Gegentheil von gewiſſen Sammlern, die ſchon der berühmte Vorſteher des königl. Münzkabinets in Paris, Barthelemy, mit jenen gigantiſchen indiſchen Ameiſen verglichen hat, von welchen uns Kteſias erzählt, daß ſie den Goldſtaub zwar geſchickt aufzuwühlen und aufzuſpühren verſtehn, aber gewaltig um ſich herum beißen, wenn jemand ihren Fund näher in Augenſchein zu nehmen Luſt bezeigt. H. B. v. Seckendorf verbindet mit dem Beſitz eines ſeltenen numismatiſchen Schatzes eine eben ſo ſeltene Humanität und Dienſtfertigkeit, und bricht ſich oft die nöthigſten Erholungsſtunden ab, um fremden durchreiſenden, oder auch einheimiſchen Liebhabern ſeine Sammlung, ſo lange ſie Luſt daran finden, vorzuzeigen und zu erklären. Dafür genießt er aber auch die Genugthuung, daß ſchon jetzt wenige Reiſende von gebildetem Geſchmack unſere Stadt berühren, ohne ſeiner Dea Moneta zu huldigen, und ihre Dankbarkeit dadurch zu beweiſen, daß ſie dieſer ſchönen Liebhaberey bey ihren fernern Reiſen, oder in ihrem anderweitigen Bekanntſchaftskreiſe immer neuen Stoff darzubieten ſuchen.

ſezen, welches mir alle Sehnen lähmte, meinen Irrthum erkannte; ſo machte die Gewalt, die ich anwenden wollte, mich von der raſenden Prieſterin loszureiſſen, daß wir mit einander zu Boden ſanken. Ich wünſchte aus Hochſchäzung des Geſchlechts, welches in meinen Augen der liebenswürdigſte Theil der Schöpfung iſt, daß ich dieſe Scene aus meinem Gedächtniß auslöſchen könnte. —— Die Beſtrebungen dieſer Unglükſeligen empörten endlich alle meine Geiſter zu einem Grimm, der mich ihrer eigenen Wuth überlegen machte. Ich hatte alle meine Vernunft nöthig, um nicht alle Achtung, die ich wenigſtens ihrem Geſchlecht ſchuldig war, aus den Augen zu ſezen. Aber ich zweifle nicht, daß eine jede Frauens-Perſon, welche noch einen Funken von ſittlichem Gefühl übrig hätte, lieber den Tod, als die Vorwürfe und die Verwünſchungen, womit ſie überſtrömt wurde, ausſtehen wollte. Sie krümmete ſich, in Thränen verſtend zu meinen Füſſen. —— Dieſer Anblik war mir unerträglich —— ich wollte entfliehen; ſie verfolgte mich, ſie hieng ſich an, und bat mich, ihr den Tod zu geben. Ich verlangte mit Heftigkeit, daß ſie mir meine Pſyche wieder geben ſollte. Dieſe Worte ſchienen ſie unſinnig zu machen. Sie erklärte mir, daß das Leben dieſer Sclavin in ihrer Gewalt ſey, und von dem Entſchluß, den ich nehmen würde, abhange. Sie ſah die Veränderung, die dieſe Drohung auf einmal in meinem ganzen Weſen machte; wir verſtummten beyde eine Weile. Endlich nahm ſie einen ſanftern, aber nicht weniger entſchloſſenen Ton

an,

Es iſt in der That zu bewundern, wie in ſo wenig Jahren ein ſolcher Schatz der auserleſenſten und ſchönſten Münzen von einem Manne zuſammengebracht werden konnte, der erſt mit dieſer Liebhaberey durch angeſtrengtes Studium und fleißigen Gebrauch gedruckter Hülfsmittel die alten Sprachen in dieſer Abſicht gründlich zu erlernen anfing, nun aber nach wenig Jahren die ſchwierigſten Inſchriften auf Münzen entziffert, die der alte Wacker bey einer dreyßigjährigen Routine zu enträthſeln vergeblich verſucht hatte, und vom Vater Eckhel in Wien, dieſem der Wiſſenſchaft und Freundſchaft viel zu früh entriſſenen, und in Bereitwilligkeit, Fremden, die ſich an ihn wandten, Aufſchlüſſe mitzutheilen, gar nicht erſetzten Orakel, über ſeine Erklärungsverſuche viele aufmunternde Briefe erhielt. Dieſe Liebhaberey begann ungefähr zu Ende des Jahres 1793, wo er bald gegen 300 Städte- Völker- und Königsmünzen, und eine große Menge Kaiſermünzen zuſammen brachte. Durch Ankaufung des Wackerſchen Kabinets im Jahr 1796 erhielt er auf einmal an 600 Städte- und Königsmünzen, und mehrere Tauſende römiſche.

So lieb ihm nun die große Menge römiſcher Kaiſermünzen war, ſo fand er es doch, als Privatmann, für nöthig, nach einem eingeſchränktern Plane zu ſammeln, um auch in Zukunft ſein Kabinet durch den Ankauf ganzer Sammlungen vermeh-

ren zu können. Er wählte ſich alſo die Städte, Völker- und Königsmünzen, das heißt den ſchönſten, aber auch ſchwerſten Theil der alten Numismatik, zu ſeinem Hauptfache, und nahm nur von dieſer Art Münzen, ſo wie auch von römiſchen Gewichten, alles in ſeine Sammlung auf, was nicht vollkommen als Dublette betrachtet werden kann. Aber bey römiſchen Familien- und Kaiſermünzen ſchränkt er ſich ein, und macht ſichs zum Geſetz, nur auf verſchiedene Typen, aber nicht auf jede kleine Verſchiedenheit des Stempels, auf ein verändertes Jahr des Konſulats und Pontifikats u. ſ. w. ängſtliche Rückſicht zu nehmen.

In die Kaiſerſuite nimmt er in Gold ein Stück von jeder Größe; in Silber und Kupfer einige Stücke von jeder Größe, wobey er jedoch ſeinen Plan wieder auf eine lobenswerthe Art etwas erweitert, ſobald die Inſchrift der Rückſeite auf eine Provinz Bezug hat, oder die Münze überhaupt weniger bekannt iſt.

Die Sammlung ſelbſt hat gerade durch dieſe Einſchränkung an wahrer Unterhaltung und Mannigfaltigkeit unendlich gewonnen, da die größere Vollſtändigkeit in den Kaiſermünzen nicht ohne eine ermüdende Einförmigkeit abgeht. Sie beſteht nunmehro aus 2200 Völker- Städte und Königsmünzen, einige achtzig römiſche Pondera, 800 Familien- und 1600 Kaiſermünzen. In jeder Klaſſe

finden ſich mehrere ſeltene oder noch gar nicht bekannt gemachte Münzen, die der Beſitzer in friedlichern Zeiten dem Publiko mitzutheilen ſich vorgenommen hat. Dahin gehören die Agatha Galliae, die Martini erläuterte, die Caletes Galliae, eine Münze von Alàſa in Sicilien, von Erythrà in Böotien, eine von Ilium u. ſ. w. Beſonders ſchätzt er ſelbſt einen Antinous von Argos, einen Gordianus griechiſch, die letzte Kleopatra ägyptiſch, alle drey noch unbekannt, ſeine Suite Sizilianiſcher und Alexandriniſcher Münzen, eine goldene Medaille von Ptolemäus Filadelfus mit ſeiner Gemahlin und dem Bilde ſeiner Eltern. Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen die vorzüglichſten Stücke dieſes Kabinets auch nur nennen wollte. Eben erwartet er wieder aus Italien eine vortreffliche Sammlung, und wünſcht zu dem Ende eine nicht wenig intereſſante Doublettenſammlung, die er aus ſeinem Ueberfluſſe noch immer ſehr einladend für Liebhaber zuſammengeſetzt hat, verkaufen zu können *).

VIII.

*) Ich ergreife dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, dem durch ſeinen Stand und ſeine Kenntniſſe gleich hochachtungswürdigen Beſitzer meinen Dank abzuſtatten, da er auch mir ſeine Sammlung zu zeigen und ſeine Be-

lehrun-

VIII.

Ein Wort über Herders Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft.*)

Es ſind nun ungefähr funfzehn Jahre, ſeit die ſogenannte kritiſche Filoſofie, vom Pregelſtrom

lehrungen mitzutheilen die Güte hatte. Die Münzkunde iſt nur die holde, gleichſam verſtohlen begrüßte Freundin ſeiner ſpärlichen Ruheſtunden. Wiſſenſchaft und ernſtes Studium iſt ihm die Veterinarkunde und die Kenntniß des Pferdes, worin er ſich auſſerordentliche Einſichten erworben hat. So findet man in demſelben Zimmer, neben den Schränken, worin ſeine numismatiſchen Schätze aufbewahrt liegen, Schränke mit anatomiſchen Präparaten für die Hippiatrik. Von der köſtlichen Doublettenſammlung, wovon oben die Rede iſt, habe ich das Verzeichniß in Händen. Es ſind 30 Goldmünzen aus der Kaiſerſuite, 361 St. griechiſche, 125 Pondera, 550 Conſular- und Familienmünzen, und 2345 Kaiſermünzen. Es ſind in allen Klaſſen viel ſeltene Stücke befindlich. B.

*) Der eigentliche Titel iſt: Verſtand und Erfahrung. Eine Metakritik u. ſ. w. von J. G. Herder. 1. Thl. Vernunft und Sprache. Der Metakritik u. ſ. w. 2ter Theil. Leipzig 1799. bey Joh. Friedrich Hartknoch.

ſtrom her, ſich mit eben dem Erfolge, den vor 150 Jahren die Carteſianiſche hauptſächlich in Frankreich, und in der erſten Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts die Wolfiſche in Teutſchland gehabt hat, ſich nach und nach über alle unſre Univerſitäten ausbreitete, und ungeachtet der allgemeinen Klagen über ihre undurchdringliche Dunkelheit und unerfaßliche Subtilität ſowohl, als über ihre ſprachwidrige und ein ganz neues Wörterbuch erfordernde Terminologie, (in welche ſich hinein zu arbeiten nur wenige Dis geniti — oder male feriati Geduld und Muße genug) haben durch die unermüdeten Bemühungen ihres Urhebers und ſeiner eifrigſten Lehrjünger und Nachfolger ein ascendant oder vielmehr eine Transcendenz über den Verſtand einer nicht geringen Anzahl älterer und jüngerer teutſcher Köpfe gewann, wovon die nachtheiligen Folgen endlich auffallend genug geworden ſind, um die Aufmerkſamkeit derjenigen zu verdienen, denen es obliegt dahin zu ſehen, ne quid respublica detrimenti capiat.

Was Virgil von der Fama ſagt,

Parva metu primo, mox sese attollit in auras
Ingrediturque solo et caput inter nubila condit,

gilt in mehr als Einem Sinn auch von dieſem neuen filoſofiſchen Ungethüm. Aber wie es möglich geweſen ſey, daß es ſich unter einer Nazion, die

die von jeher ihres kalten, ruhigen, gesunden Menschenverstandes wegen berühmt war, unter der Nazion, die einen Leibniz hervorgebracht, *) und seitdem so viele Fortschritte zur wahren Aufklärung gethan, einen so großen Anhang verschaffen, und sogar einige unsrer besten Köpfe — blenden und bezaubern konnte, diese Frage, nicht durch das Glauskoma der transcendentalen Synthesis a priori, sondern aus der Natur und Art des menschlichen Verstandes und den von aussen mitwirkenden Ursachen, auf eine genugthuende Weise zu beantworten, wird vielleicht schon in zehen Jahren, als Akademische Preisfrage aufgestellt, selbst den scharfsinnigsten Forschern schwere Arbeit machen. Eine andere, nicht so schwer zu lösende, aber doch einer nähern Betrachtung nicht unwürdige Nebenaufgabe dürfte dann seyn, was so manche sehr ehrenwerthe Glieder unsers Gelehrtenparliaments, Männer die durch den entschiedensten innerlichen und äusserlichen Beruf schon lange zum reden aufgefordert wurden, abgehalten habe, ihr Mißfallen an dieser, die alten Scholastiker Duns, Occam, und Konsorten selbst noch transcendirenden neuen Schulfilosofie laut werden zu lassen, wiewohl sie durch diese Unthätigkeit sogar indirekte Beförderer derselben geworden, und bey manchem die Meinung erweckt haben, als ob sie nur durch unlautere Rücksichten abgehalten würden, der innerlich anerkannten Wahrheit der neuen

*) Aber freylich nie genug gekannt und benutzt hat.

filoſofiſchen Offenbarungen öffentlich Zeugniß zu geben.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, genug es war hohe Zeit daß endlich ein Mann wie Herder (deſſen bloßer Nahme alle Beywörter auslöſcht) aufſteht, und die, mit einem ſo impoſanten Aufwand von metafyſiſcher und dialektiſcher Spitzfindigkeit, der Welt im Dunkel des transcendentalen Leeren vorgeſpiegelten Truggeſtalten nöthigt, das reine Tageslicht zu dulden, und eben dadurch in ihr urſprüngliches Nichts zurück zu ſchwinden.

Wäre die Rede bloß von einem jener metafyſiſchen Hypotheſengebäude (Kartenhäuſer) zu thun, deren wir, nur in dieſem Jahrhundert, ſo manches, das auch wohl ſtattlich genug in die Augen fiel, aufführen und nach einer kurzen Dauer in aller Stille wieder in ſich ſelbſt zuſammenfallen ſahen, ſo würde es eines ſolchen Arms nicht bedurft haben. Aber der filoſofiſche Zaubervalaſt, den der groſſe Magus aus Norden ἐκ τῶν Φαινομένων hervorgehen hieß, iſt ſeiner innern Beſchaffenheit und ſeinem Zwecke nach, von ganz anderer Importanz. Es iſt da nicht etwa nur darum zu thun, einer kleinen Zahl von müßigen Liebhabern metafyſiſcher Taſchenſpielereyen einen am Ende unſchuldigen Zeitvertreib zu verſchaffen; es gilt Ernſt. Das magiſche Schloß, das der neue mehr als Arioſtiſche Atlante durch die Allgewalt ſeines ſyntheſiſchen Zauberſtabes aus pſeudoplatoniſchen

Ko-

Noumenons in das überempiriſche Leere hingewebt hat, wird für nichts geringeres als für das einzige, ewig unzerſtörbare Pantheon der Wahrheit ausgegeben, auſſer welchem kein Heil iſt, und in welches alle Adamskinder, die nicht in ihrer angebohrnen Radikalblindheit ewig dahintappen und verlohren gehen wollen, einzugehen genöthigt werden müſſen. Die Projekte der Apoſtel dieſes neuen Evangeliums ſind zu weitgreifend, der Eifer ihrer Anhänger den Andersglaubenden zu läſtig, und die Gefahr der Anſteckung (wenigſtens für die nächſte Generazion) zu dringend, als daß es nicht der Mühe werth geweſen wäre, das anſcheinende wundervolle Rieſenwerk mit dem goldnen Speer der wahren Kritik zu berühren, und indem es ſo fort vor allen, nicht unheilbar faſcinirten, Augen Stück vor Stück zerſtiebt und verſchwindet, eben dadurch den kürzeſten und überzeugendſten Beweis zu führen, daß es ein bloſſes Luft- und Duftgebilde war.

Es iſt leicht vorauszuſehen, daß die Menge, die ſich durch den hohen Ton, worinn bisher von der ſogenannten kritiſchen Filoſofie geſprochen wurde, imponieren ließ, es ganz unglaublich finden muß, das nichts weiter als das an einer Sache, womit ein ſo gewaltiger Spuk getrieben wurde, ſeyn ſoll. Darauf habe ich nichts zu antworten als: komm' und ſiehe! Komm' und lies! und erinnere dich übrigens, daß es bey weitem

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.
3-598-53169-9
FNr. 20646 / 415

nicht das erſte, zweyte, dritte — oder zehente mal iſt, das Worte ohne Sinn, willkührliche Begriffe und Diſtinkzionen, und transcendentale Viſionen ohne Gegenſtand ehrlichen Leuten die Köpfe verrückt haben. Ein einziges i mehr oder weniger in zwey Wörtern, bey deren dogmatiſchem Gebrauch ſich weder a priori noch a polieriori etwas denken läßt, hat ehemals Jahrhunderte lang unendlich mehr Unheil in der morgen- und abendländiſchen Welt angerichtet, als man wahrſcheinlicher Weiſe von dem ſtärkſten, was ein heutiger Doctor ſubtiliſſimus, profundiſſimus, opinatiſſſimus und irrefragabilis in dieſer Manier leiſten und verſichern kann, in Zeiten wie die unſrigen jemahls zu beſorgen haben wird. Indeſſen iſt der Schade, welchen der vom rechten Gebrauch zu ſcheidende Mißbrauch der kritiſchen Filoſofie unſrer Jugend bereits zugefügt hat, und das ſchwächliche Licht, worinn der Verſtand der teutſchen Nazion im Auslande erſcheint, weil ſie ſich (wie uns laut genug vorgeworfen wird) unverſtändlichen ſcholaſtiſchen Wörterkram für Filoſofie und unbrauchbare Hirnſpinneweben für Realitäten verkaufen laſſe, — ich ſage, dieſer Schade und dieſe Schmach ſind noch immer groß genug, um ein Buch, das jenem Einhalt zu thun, und dieſe von uns abzuwälzen beſtimmt und geſchickt iſt, zu einem um ſo viel verdienſtlichern Werke zu machen, da ſich auf der einen Seite ſchwerlich eine mühſeligere und

an, um mir ihre vorige Erklärung zu bekräftigen. Die Eiferſucht machte ſie ſo vieles ſagen, daß ich Zeit bekam mich zu faſſen, und eine Drohung weniger fürchterlich zu finden, zu deren Ausführung ich ſie, wenigſtens aus Liebe zu ſich ſelbſt, unfähig glaubte. Ich antwortete ihr alſo mit einem kalten Blute, welches ſie ſtuzen machte: daß ſie auf ihre eigene Gefahr über das Leben meiner jungen Freundin diſponieren könne. Doch erſuchte ich ſie, ſich zu erinnern, daß ſie ſelbſt mich zum Meiſter über das Ihrige, und über das, was ihr noch lieber als das Leben ſeyn ſollte, gemacht habe. Das meinige (ſezte ich lebhafter hinzu) hört mit dem Augenblik auf, da Pſyche für mich verlohren iſt; denn bey dem Gott, deſſen Gegenwart dieſes heilige Land erfüllt, keine menſchliche Gewalt ſoll mich aufhalten, ihrem geliebten Geiſt in eine beſſere Welt zu folgen, wohin uns das Laſter nicht folgen kan, unſere geheiligte Liebe zu beunruhigen! —— Meine Standhaftigkeit ſchien, den Muth der Prieſterin niederzuſchlagen. Sie ſagte mir endlich: Sie merkte ſehr wol, daß ich trozig darauf ſey, daß ich in meiner Gewalt habe, ſie zu Grunde zu richten —— ich könnte thun, was ich wollte; nur ſollte ich verſichert ſeyn, daß ihr Pſyche für jeden Schritt antworten ſollte, den ich machen würde. Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, und ließ mich in einem Zuſtande, deſſen Abſcheulichkeit, nach der Empfindung die ich davon hatte, abgemeſſen, über allen Ausdruk gieng. Ich wußte nun, daß die Prieſterin Mittel gefunden haben müſſe, unſer Geheimniß

widerlichere Arbeit denken läßt, als sich der ausführlichen Beleuchtung eines Werkes, wie die Kritik der reinen Vernunft ist, zu unterziehen, und, auf der andern, der Verfasser der Metakritik vielleicht der einzige ist, der einer solchen Unternehmung gewachsen, und sie auf eine zugleich so gründliche, so allgemeinfaßliche und so lehrreiche Weise auszuführen vermögend war. Denn es ist keines der geringsten Verdienste derselben, daß sie sich nicht bloß auf das Geschäft, das ihr Nahme ankündigt, einschränkt, d. i. einem jeden aufmerksamen und unbefangenen Leser begreiflich macht, woran es liegt daß viele verständige Leute bey dem neuen Lichte, das die kritische Filosofie dem armen Menschengeschlecht leuchten lassen soll, keinen Stich sehen können; sondern uns auch in jedem Abschnitt über jede Rubrik eine solche Beantwortung der Fragen, worauf es ankommt, giebt, die (wenn ich von mir auf andere schließen darf) sowohl dem gemeinen Verstand einleuchtet als dem Wahrheit suchenden Forschungsgeist völliges Genüge thut, und nichts zu wünschen übrig läßt, es wäre dann, alle in der Metakritik vorkommende Psychologische und Metafysische Aufschlüsse in systematischer Verbindung nach des V. eigner Vorstellungsart und ohne von anders Denkenden, Träumenden oder Vernünftelnden Notiz zu nehmen, so klar, bündig, faßlich und praktisch als es die Nothdurft unsrer Zeit erheischt, in einem besondern Lehrbuch aufgestellt zu erhalten.

Doch

Doch wozu alles das, da H. selbst in einem dieſen beyden Theilen der Metakritik vorangeſetzten Apolog und einigen demſelben beygefügten Erläuterungen ſich über Veranlaſſung und Zweck derſelben unendlichmal beſſer erklärt hat als ein andrer es zu thun vermag. Hören wir ihn lieber ſelbſt!

„Auf ſeiner Reiſe ins Thal der akademiſchen Weisheit entſchlief vorm Eingang deſſelben ein ermatteter Jüngling. Der allenthalben umherziehende ſpähende Gedanke, Hugo,*) (ſo erzählt die alte nordiſche Chronik) trat im Traum vor ihn, und als er die redliche Geſichtsbildung des Jünglings erſah, (die Wünſche ſeiner Eltern umſchwebten ihn) ſprach der vielerfahrne Wandersmann alſo: du ſteigſt, o Jüngling, in ein Thal, wo dir, nebſt vielen Reitzen und Verführungen, die beſte und gefahrvollſte Göttergabe, der Baum der Erkenntniß bevorſteht. Er prangt in einem Dornengehege mit lockenden bitterſüßen Früchten. Vernimm von mir, dem Wandrer Hugo, drey kurze Worte und grabe ſie dir wie Runen in dein Gedächtniß: —

Zuerſt: Lerne kennen, ehe du entſcheideſt. Ohne Gegenſtände grübelt man in einer holen Nuß, und füllet ſie mit Spinneweb

oder

*) Hug, Hugo, Hugr hieß in der nordiſchen Sprache der Gedanke, der innere Sinn, die Neigung. Er zog umher, allenthalben ſpähend, leicht wie ein Gedanke. Hugſa, Hägſa, heißt denken, geheim ausdenken, im Schilde führen.

oder hölt ſie weiter zu Staub aus. Ich ziehe umher und ſpähe; deshalb nennt man mich den ſinnenden Wanderer Hugo.

Zweytens: Verſtehe was du höreſt. Verſtand kommt dir nicht zu; er wohnet in dir. Du kenneſt Odins Spruch: das Herz allein weiß was im Herzen iſt; der Verſtand ſelbſt iſts der erräth und faßt was der Verſtand ſagt. Ohne ihn ſprechen zu dir keine Runen, ſo viel Weisheit ſie auch enthalten mögen. Deinen Verſtand zu üben, lerne; denn Lernen iſt Uebung. Vermochte ein Andrer zu denken, warum du nicht? Und kannſt du einem Andern anders nach denken als mittelſt deiner eigenen Gedanken und Worte? Wider ihren Willen ſind alle Selbſtdenker Deſpoten; ſie drängen, was ſie dachten, mit Macht auf. Auch Das drängen ſie auf, was ihre eigenſte Gedankenweiſe, Trümmer der Zeit in welcher ſie zu dieſer Gedankenweiſe ſtrebten, kurz ein Angehänge iſt, das dir als dein Eigenthum zu tragen nicht ziemet. Wie du dein Geſicht vor fremden Geberden bewahreſt, ſo halte deinen Mund von nachſprechenden Worten rein. Verſtehe was du höreſt!

Drittens: Dir ſelbſt lerne, keinem andern. Höreſt du um einen Pult, von welchem Jahre hin ein lauter Vortrag geſchah dem niemand einreden durfte, Wortgeiſter ziſchen, poltern, ja dem Lehrer ſelbſt gebieten, daß er ſage

was

was er nicht ſagen wollte, bloß weil er ſich an dieſe Wortſchälle, die er umherwälzt, gewöhnte; ſieheſt du Schatten, ſeine alten Jugendfreunde, daherſchleichen, die er unbeſehen aufnimmt und einführt (leicht erkennſt du ſie an den Worten, die unverſehens wieder kommen und die er am liebſten braucht); vor dieſen hüte dich am meiſten. Ihm mögen ſie zuläßig ſeyn: was ſollen ſie aber, wenn du in deine Welt zurückkommſt, dir? Was würden die Deinigen, was deine Geſchäfte ſagen, wenn du, mit einem Gewande ſolcher Art bekleidet, begleitet von dieſen Larven, vor ihnen erſchieneſt? Denke daß du dies Thal wieder verlaſſen mußt, daß du dir ſelbſt, deiner künftigen Beſtimmung, der Welt, lerneſt. Es iſt eine Welt, mein Sohn, die du weder erſchaffen haſt, noch erſchaffen kannſt und ſollſt; lerne ſie kennen, werde ihr brauchbar." Er legte den Finger an des Jünglings Stirn, blickte ihn väterlich an, und wanderte weiter.

Im nämlichen Augenblicke trat eine Unholdin vor den Schlafenden, Hägſa, die bekannte Zauberin, die ſich das Weib des ſinnenden Hugo nennt, obgleich ſeine böſeſte Feindin. Dreymal bezeichnete ſie ihn mit ſchnellen Worten: „dies für die Sinnenwelt! dies für den Verſtand! Dies für die Vernunft!" — und ſprach weiter: „Folge nicht dem Rath, den dir der Alte gab, munterer Jüngling, am mindſten ſeiner Schluß-

war-

warnung. Sein Rath fodert Mühe und Aufmerkſamkeit, in welcher er ſelbſt raſtlos umherwandert; ich fodre nichts, ich bringe dir Geſchenke. Hier, nimm dies kleine Rohr: aus ihm bläſeſt du Formen; Formen der Sinnlichkeit und jedes möglichen Denkens vor allem Denken. Merk auf, ich blaſe: Raum und Zeit Kategorien der abſoluten Nothwendigkeit, Poſtulate alles Denkens. Siehe wie hoch ſie ſteigen, ſie transzendieren. — Hier einen Kaſten voll ſchöner Bilder, den ächten kritiſchen Idealismus. Stelle dein Lichtchen hinein; alle Gegenſtände der Welt werden nach deinem Willen erſcheinen; (dann ſey raſch und gieb ihnen Nahmen!) bis ſie ſich zuletzt in ein angenehm beruhigendes Nordlicht auflöſen. Schau auf, ich zünde das Licht an." — Sofort erſchienen Geſichte auf Geſichte; die raſche Geſetzgeberin der Natur nannte und nannte. — „Nun ſiehe, ſprach ſie, das wahre Bild der Vernunft, ein mit ſich ſelbſt kämpfendes Nordlicht. Siehſt du die Speere, die Spieße, die gegen einander rennen, verſchwinden und ſich neu verwandeln? Sie ſind das Regulativ der Vernunft, aus einem Brennpunkt der Imaginazion entſpringend, auf einen Brennpunkt der Imaginazion, jenſeit aller Grenzen des menſchlichen Wiſſens, auf die abſolute Vollſtändigkeit, hinſpielend. Erleuchte dies Käſtchen für die Geweihten; ihr Grauen vor der Dunkelheit wird ſich zuletzt in ein angenehmes Staunen über den Imaginazions-

Brenn-

Brennpunkt der abſoluten Allheit jenſeit aller Seelenzen der menſchlichen Vernunft ſanft verlieren. So weit warf noch niemand Geſchoß und Pfeile; ſeitdem aber der Weg offen iſt, (es iſt jetzt der einzig offne Weg) ſchwingt jeder Zaunkönig ſich mit allgültiger Vollmacht der abſoluten Welt- und Wort-Allheit entgegen, überfliegend bey weitem den Erfinder des Weges. — Hier ein drittes Geſchenk, die vierfach geflochtne Disziplinargeiſſel für die reine Vernunft; denn dieſe iſt ohne allen Kanon. Durch ſie — (gegen andere, nicht gegen dich, geſchwungen; denn Du magſt allgültige Dogmen und Hypotheſen vortragen ſo viel du willſt!) durch ſie wirſt du furchtbar. — Und dann das prächtigſte von allen, den Plan und Riß zur Architektonik alles künftigen möglichen Erkennens und Wiſſens aller menſchlichen Seelenkräfte. Umfang, Grund, Höhe, alles iſt gezeichnet; keinen Zoll, keine Linie können ſie weiter. Schau auf!" Und es erſchien die glänzendſte Fata Morgana. Zerbrochne Säulen, umgekehrte Häuſer, Paläſte und Schiffe, zerriſſene ſchwebende Brücken, Geſtalten aus dem Palaſt Palagonia. Der Jüngling fuhr zuſammen im Traum, voll widerlichen Schauers. „Das ſind, ſprach Hägſa, die ältern filoſofiſchen Syſteme, wie man ſie kritiſch vorſtellt und auch die vorſtellen mußte; es macht Eindruck. Nun ſiehe weiter!" — Und es erſchien die ganze neue Architektonik. — (Hier fehlen der Chronik Blätter, bis

Häg-

Hägfa fortfährt:) „Itzt noch mit meinem Feenkuß ein kleines niedliches Andenken, ein Meſſer zum Zerſpälten, voll magiſcher Kraft! Was je eine Feder ſchrieb, nicht etwa nur Worte; Sylben, Buchſtaben, Spinnengewebe möglich; unmöglicher, unmöglich; möglicher Gedanken, kannſt du mit ihm zertrennen, zerſchneiden; ja du mußt! Ganz iſt jede Sache nur für den gemeinen Menſchenverſtand; erſt muß das filoſofiſche Meſſer a priori ſein Werk thun, damit man aus bloßen Begriffen urtheile, wenn dem kritiſchen Idealiſten einerſeits das dinglose Ding, anderntheils das Alldingvolle Unding erſcheinen ſoll. — Doch, du begreifſt dieſe Geheimniſſe noch nicht, ſchlafender Jüngling; ich ſcheide und bleibe doch bey dir. Meine Jungfrauen werden meine Stelle vertreten.“ Ein Wink und ſie erſchienen. Ungemüth, die ſtolze Modeſucht, die begeiſterte, und ihre jüngſte gewandteſte Schweſter, die Kabale, erhoben tanzend ſich in die Luft. Solch einen Zaubertanz ſah niemand; denn was wir (ſagt der Chronikſchreiber) ſeit verſchiedenen Jahren laſſen, ſind nur grobe Stellungen dieſes Tanzes. — „Schaue, ſprach Hägfa, dieſe Huldinnen! ſie werden dich zu einem Hauſe führen, woher dein Ruhm, der Ruhm ſelbſt deiner ungebohrnen Sänglinge, erſchallen wird in alle Winde. Es heißt das Buchſtabenhaus, von den hohen Aſen die Runenburg genannt, wo alle meine Lieblinge abſteigen. Gedenke meiner! Hier verſchwand Hägfa.

So weit geht bis jetzt dieſer ſinnvolle allegoriſche Apolog, wozu die Metakritik der Schlüſſel iſt. Was der erwachende Jüngling gethan habe, ſoll uns in der Vorrede vor der Metakritik zur Kritik der Urtheilskraft berichtet werden. Und nun hören wir noch den V. über einige Punkte, worüber Er ſich in der Vorrede vorläufig zu erklären vor gut befunden hat.

„Der Nahme Metakritik (nach Analogie des Worts Metafyſik gebildet) erklärt ſich ſelbſt. — „Der kritiſche Weg iſt allein noch offen," — und vor Ablauf des Jahrhunderts, wo alles geendet ſeyn muß, ſoll jeder dazu das ſeinige beitragen, ſagt der Verfaſſer der Vernunftkritik ſelbſt*).

„Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Von einem Buch iſt alſo die Rede; von keinem Verfaſſer; noch weniger von eines Verfaſſers Gaben und Abſicht, ſondern von eines Buchs Inhalt und Wirkung. Wer dieſe Begriffe verwirrt und den Verfaſſer zum Buch, das Buch zum Verfaſſer macht, weiß weder von reiner Vernunft, noch von Kritik und Metakritik etwas."

„Die aus der Kritik der reinen Vernunft in die Metakritik eingerückten Stellen, ſind ihre nothdürftige Baſis. Mit Schrift unterſchieden mußten dieſe Stellen werden, damit niemand ſage, daß man dem Verfaſſer einen falſchen Verſtand andichte oder ihm ſeine Gedanken raube; denn hier ſpricht er ſelbſt,

*) Kritik d. r. Vernunft. S. 884.

ſelbſt, und zwar im Zuſammenhang, ohne Zwiſchenrede. Den Kern ſeiner Schrift auszuheben, war der Metakritik größte Sorge." — Und ich ſetze hinzu, gewiß nicht die geringſte Mühe. Hoffentlich wird alſo, oder kann vielmehr Niemand, der Kritik und Metakritik vor ſeinen Augen liegen hat, der letztern den auf keine Weiſe verdienten Vorwurf machen, die Sätze des Verf. der Vernunftkritik aus ihrem Zuſammenhange genommen, verſtümmelt, verdreht, oder (wie es Plato mit den armen Soſiſten, und der heil. Athanaſius mit dem ſpitzfindigen Arius machte) einen Strohmann, mit der Kleidung und Larve ſeines Gegners angethan, beſtritten zu haben. Ich erröthe daß ich einen Vorwurf, der von dem Verf. der Metakritik gar nicht denkbar iſt, nur niederzuſchreiben mich erniedrigen konnte; denn es dünkt mich (jezt wenigſtens) unmöglich, daß ich etwas dergleichen anders als in einem fieberhaften Traume gehört haben könne.

„Mit den bisherigen Kommentatoren der kritiſchen Filoſofie (fährt die Vorrede fort) hat ſich die Metakritik ganz unverworren gelaſſen, und faſt keinen davon hat ihr Verfaſſer geleſen. Seit länger als dreiſſig Jahre kannte er die Grundſätze, aus denen die Kritik der reinen Vernunft ſelbſt entſproſſen iſt, in Keim und Blüthen; alſo ſolus et totus pendet ab ore Magiſtri."

Die Frage, „für wen dieſe Metakritik ſeyn ſolle und ſeyn werde?" habe ich ſchon öfters

aufwerfen gehört. Ihr Verfasser macht sie selbst und beantwortet sie folgender Maßen: „Für die kritische Schule (sagt er) nicht; sie hat sich, wie sie selbst gesteht, in dieses System hineinstudiert und muß seinen cant reden. Verbiete dem Raben, der den Imperativ mit Mühe gelernt hat, sein salve, und er hat nichts mehr zu sagen." *)

„Ausser

*) Ich gestehe, dies däucht mich etwas hart. Oder sollte es nicht auch in dieser Schule (wie in allen Schulen, Sekten und Ekklesien) Subjekte geben, denen es ernstlich und redlich um Wahrheit, um reine Wahrheit, um nichts als Wahrheit zu thun ist? — die, indem sie (vielleicht in einem Alter, wo Witz und Imagination einen subtilen dialektischen Kopf im Spekulieren über die Dinge über uns nur zu leicht irre führen können) um die Bedürfnisse ihres nach Gewißheit und völliger Beruhigung sehnlich und wohl gar ängstlich verlangenden Geistes zu befriedigen, auf diesen Weg geriethen, und nachdem sie alle seine dunkeln und labyrinthischen Kreuz- und Schlengengänge mühsam durchkrochen, endlich dahin kamen wo sie — nicht weiter konnten, sollten sie sich, nachdem ihnen ein Ariadnischer Faden zugeworfen worden, nicht eben so gut aus diesem System wieder herausstudieren können, als sie sich hineinstudiert haben? War unter allen, die von der schönen Armida bezaubert wurden, nicht auch ein Rinaldo? Warum wäre es unmöglich, daß auch die so große Wunder versprechende und dem Anschein nach haltende Taschenspielerin Hägsa mehr als Einen Liebhaber dieser edlern Art gewonnen haben könnte? — Ich selbst glaube wenigstens Einen zu kennen, der durchaus gegen sich selbst und andre redlich, und sobald er überzeugt wäre, der erkannten Wahrheit ein großes Opfer zu bringen fähig ist. Und hier wär' es nicht einmahl um ein solches Opfer, sondern bloß darum zu thun, aus den Hyperplatonischen Hyperuranischen Räumen zur ächten Sokratischen Filosofie herabzusteigen. Und wem stände das

zu entdeken, und das der Blumen-Kranz ein Kunſtgrif von ihrer Erfindung geweſen war. Nach dieſer Niederträchtigkeit war keine Boßheit ſo ungeheuer, deren ich dieſe Elende nicht fähig gehalten hätte. Ich beſorgte nichts für mich ſelbſt, aber alles für die arme Pſyche, welche ich der Gewalt einer Nebenbuhlerin überlaſſen mußte, ohne daß mir alle meine Zärtlichkeit für ſie das Vermögen geben konnte, ſie davon zu befreyen.

Fünftes Capitel.

Agathon entfliehet von Delphi, und findet ſeinen Vater.

Nachdem ich etliche Tage in der grauſamen Ungewißheit, was aus meiner Geliebten geworden ſeyn möchte, zugebracht hatte, erfuhr ich endlich von einer Sclavin der Pythia, welche ihre Freundin geweſen war, daß ſie nicht mehr in Delphi ſey. Dieſes war alle Nachricht, die ich von ihr ziehen konnte; aber es war genug, mir den Aufenthalt von Delphi unerträglich zu machen. Nunmehr bedacht' ich mich keinen Augenblik, was ich thun wollte. Ich ſtahl mich in der nächſten Nacht hinweg, ohne um die Folgen eines ſo unbeſonnenen Schrittes bekümmert zu ſeyn; oder richtiger zu ſagen, in einem Gemüths-Zuſtande, worinn ich unfähig war, einige vernünftige Ueberlegung zu machen. Ich irrte eine Zeitlang an allen Orten herum, wo ich

eine

„Auſſer dieſer Schule aber giebt es eine Nazion; eine Nazion unpartheyiſcher Leſer. Zu ihnen, Männern und Jünglingen, ſpricht mit kalter Zuverſicht (denn es wäre Beleidigung der Nazion, an ihrem Menſchenſinn zu verzagen) zu ihnen ſpricht der ihnen Inwohnende, ihr helleres Selbſt, der Verſtand, alſo: Das iſts mit den Formen und Denkformen, mit den Amfibolien und Antinomien, mit der Diſciplinierung und Architektonik; lies. Die Dichtungen zerfallen ehe du ſie anregeſt; ſie beſtehen weder in ſich, noch mit einander. Frage darüber dich ſelbſt, deine Sinne, deinen Verſtand, deine Vernunft; ſie haben unverjährbare Rechte. Wollen jene in leere Formen, der Verſtand in ein ſinnloſes Buchſtabieren, die Vernunft in eine Betrügerin ohne Kanon, ohne Ende und Zweck transſubſtanziirt ſeyn? Als wirkliche edle Kräfte haben ſie Regeln ihres Gebrauchs in ſich, und eine andere

das berühmte und ſo oft remere nachgeplapperte Geſtändniß der Sokratiſchen Unwiſſenheit beſſer an, wer könnt' es mit gröſſerm Recht und mehr Würde ablegen, als einer, der nachdem er ſich durch alle Höhen und Tiefen der transcendentalen Ideenwelt durchgearbeitet, ſich am Ende überzeugt hätte, daß Hirngeſpenſter — Hirngeſpenſter ſind? — Ich möchte mir alſo die Hoffnung nicht gerne nehmen laſſen, daß die Metakritik auch in der kritiſchen Schule ſelbſt vielleicht mehr Gutes ſtiften werde, als man, ich geſteh' es, nach der gemeinen Logik des Wahrſcheinlichen erwarten darf. Nur müßte freylich, wer von einer ſo ſchwindlichten Höhe mit heiler Haut ſollte herabkommen können, noch ziemlich weit von ſeinem groſſen Etuſenjahr entfernt ſeyn; das verſteht ſich.

Tendenz, als die ihnen der kritiſche Filoſof andichtet.“ — Sollte der Verſtand, wenn er alſo ſpricht, durchgehends ein Antipode kritiſcher Uebervernunft, der keinen Verſtand ohne ein Verſtändliches, kein Erkennen ohne ein Erkennbares, kein prius ohne ein poſterius, denkbar findet, und eben dadurch dem Verſtande ſeine Priorität, der Sprache ihre Bedeutung, der Erfahrung ihre Unmittelbarkeit bewährt, dagegen jeden leeren Wortſchaum, wie eine niedergefallene Schnuppe, wie die Staubfäden des Löwenzahns wegbläſet, — ſollte er mit einer Stimme, die in jedem Verſtande, in der geſammten Sprache, aus aller innern und äuſſern Erfahrung wiederhallt, kein Gehör finden? Eine Nazion iſt keine Schule; Kabalen und Zünfte können die Wahrheit aufhalten und beleidigen, nie aber unterdrücken und vernichten. Eine Zeit hin darf man das Lied ſingen: fair is foul and foul is fair *), die Stunde aber geht vorüber.“,

Ich kann mir's nicht verſagen noch weiter abzuſchreiben; denn alles was ich hier abſchreibe iſt ſo ganz (nur viel beſſer als ichs vermöchte) aus meiner Seele geſchrieben, daß ich dieſe Gelegenheit, dem nur zu lange zurückgehaltenen Drange, meine Herzensmeinung über das Pſeudoſiloſofiſche Unweſen unſerer Zeit laut werden zu laſſen, nicht unbenutzt vorbeygehen laſſen will noch kann.

„The charm's wound up *). Zwölf Jahre hat die kritiſche Filoſofie ihre Rolle geſpielt, und

*) Aus dem Hexengeſang in der 1. Scene der Tragödie von Macbeth.

*) Macbeth A. 1. S. 4.

und wir ſehen ihre Früchte. „Welcher Vater (jeder frage ſich ſelbſt) wünſcht, daß ſein Sohn ein Autonom kritiſcher Art, ein Metaſyſiker der Natur und Tugend, ein Dialektiſcher oder gar ein Revoluzions-Rabuliſt nach kritiſchem Schlage werde? Nun ſehet umher und leſet. Welches jüngere Buch, welche Wiſſenſchaft iſt mehr oder minder mit Flecken dieſer Art nicht bedeckt? und wie manche edle Talente ſind (wir hoffen nur auf eine Zeit) zu Grunde gerichtet! Auswärtige Nazionen höhnen uns: „ſeyd ihr da, ihr Teutſche, die ihr in Manchem ſo weit waret? Ihr ſpekuliert, wie es irgend möglich ſey daß euer Verſtand werde, und wie ihr etwa dazu gelangen möchtet? Ungewordene Nazion, an wie andere Dinge ſollteſt du denken."

„Der Zauber iſt vorüber. Daß man dieſer Filoſofie ein ſo zutrauendes günſtiges Ohr lieh, geſchah in großer und guter Erwartung. Sie verſprach ſo viel! Anmaßend drang ſie ſich auf; was hat ſie geleiſtet? Mit Proteſtazionen gegen allen Dogmatismus iſt ſie die abſprechendſte Gebieterin worden, in einer Sprache die ſich vorher keine Schule erlaubte. Auſſer ihr iſt kein Heil, kein plus und minus menſchlicher Beſtrebung. Sie hat den Schatz gefunden; ihre gemeinſten Auswürfe ſind Goldſtücke der Wahrheit. Was ſie nicht geſagt hat, gilt nicht, bis ſie es ſagt. The charm 's wound up. Verlacht werden die Ausflüchte: „man habe den Meiſter nicht verſtanden; wallfahrten müſſe man zu ihm, um den authentiſchen Sinn der Geſetzgeber

der Natur, Vernunft und Tugend zu vernehmen." Wer verſtanden werden will, ſchreibe verſtändlich; und hier hätte man verſtehen können von der erſten Zeile. Jetzt ſteht der Bau da; Pflicht iſt es, und, wie zu hoffen iſt, hellbringende Pflicht, ihn zu durchgehen und mit ſtrengſter Unpartheylichkeit zu pruſen. Es iſt fodernes Zeitbedürfniß. Rien ne recule plus le progres des connoissances qu'un mauvais ouvrage d'un auteur celebre, parcequ'avant d'instruire, il faut detromper, ſagt Montesquieu."

„Aber welche Anmaßung!" Keine Anmaßung! Ueberzeugt daß jeder ſpekulative Begriff verſtändlich gemacht werden konne und müſſe, weil ein neblichtes Wortgeſpinſt weder Kritik noch Filoſofie iſt; überzeugt, daß was wir von unſerm Verſtande wiſſen, alle wiſſen und ſich deutlich machen können; daß alſo auch der ſogenannten erſten Filoſofie (Metafyſik genannt) nicht anders zu helfen ſey, als daß ſie, völlig Sektenlos wie die Mathematik, rein von jedem unverſtändlichen Wortnebel, eine klare Expoſizion der erſten Begriffe unſers Verſtandes und unſrer Vernunft, mithin wirklich erſte und letzte Filoſofie, eine reine Sprache des anerkennenden Verſtandes werde: überzeugt hievon, glaubt der Verfaſſer der Metakritik nicht nur, daß jeder andre ſie hätte ſchreiben können, ſondern beſcheidet ſich auch, daß mancher Andre ſie beſſer*), nicht

*) Wer? Mir iſt keiner bekannt. Warum that es niemand? Nun iſts freylich ein leichtes, das Ey auf die Spitze zu ſtellen.

nicht aber redlicher als er hätte ſchreiben mögen. Anmaßungen zu widerſprechen iſt keine Anmaßung. Einer eiteln Dialektik, die uns unſers Verſtandes überheben, ſtatt deſſen aber uns ihre Wortſchemen als vollendete höchſte Reſultate alles Denkens aufdringen will, ihr entgegen zu treten, von ihrem Unrathe die gemißbrauchte Sprache zu ſäubern, und den Menſchenſinn darauf zu führen, was er ohne dialektiſche Krümmen und Winkelhaken ſeiner Erfahrung, ſeinem innerſten Bewußtſeyn nach, denkt und ſagt; nicht Anmaßung iſt dies, ſondern Pflicht. Wer einer Nazion ihre Sprache verkünſtelt (mit welchem Scharfſinn es auch geſchehe) hat das Werkzeug ihrer Vernunft verderbt und ihr verleidet; einer Menge von Jünglingen hat er ihr edelſtes Organ verſtümmelt, und den Verſtand ſelbſt, deſſen Gebiet ſich den Spekulazionen nicht abſchließen kann, irre geleitet. Hätten wir aber eine größere Pflicht und Gabe als den freyen innigen Gebrauch unſers Verſtandes? Proteſtantismus iſt alſo die Metakritik; ſie proteſtiert gegen jedes der Vernunft und Sprache eben ſo unkritiſch als unfiloſofiſch aufgedrängte Satzungen-Pabſtthum; ſie proteſtiert gegen die dialektiſchen Rebelkünſte der Hägſa." —

Sie thut aber noch mehr als nur proteſtieren; ſie entwickelt die Gründe ihrer Proteſtazion, und überzeugt den unbefangenen Leſer, der dem Verfaſſer aufmerkſam und ſelbſtdenkend Schritt vor Schritt folgt, von der Wahrheit und Zulänglichkeit dieſer

Gründe; sie zerstreut den magischen Dunst der neuen Scholastischen Hokuspokus-Sprache, und zerbricht die holen sachlosen Wortschalen, welche Hägsa dem Menschenverstand als seine reinste Nahrung vorsetzt, ihn bereden wollend das würgende unverdauliche Gehäcksel sich als Ambrosische Götterkost belieben zu lassen. — Kurz, sie macht entweder dem after- und überkritischen Unwesen mit dem Schluß dieses Jahrhunderts ein Ende — oder sie veranlaßt (was ich meines Orts für eben so möglich halte als den Mond mit den Zähnen zu fassen) ein allgemein verständliches und in alle gebildeten Sprachen übersetzbares Buch, worin die Metakritik von Grund aus vernichtet, Verstand und Vernunft mit der Kritik der reinen Vernunft auf immer ausgesöhnt, und die Realität der synthetischen Urtheile a priori, der Transcendental-Aesthetik, der transcendentalen Postulate alles Denkens, der transcendentalen Topik, des transcendentalen Prototypons, der Paralogismen und Antinomien der Vernunft ꝛc. ꝛc. ꝛc. klar, deutlich und überzeugend dargethan wird, — und auch in diesem Falle (wenn er möglich wäre) hätte die Metakritik der Menschheit einen sehr großen Dienst erwiesen.

So viel für diesmal, um so viel an uns ist, das Publikum auf ein Buch aufmerksam zu machen, das seinem Inhalt und Zweck nach unstreitig die wichtigste Ausbeute der letzten Messe ist.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

IX.

IX.

D. Reinhards Predigt beym Schluſſe des Kurſächſiſchen Landtags.

Die patriotiſchen Wünſche, welche, wie wir vor einiger Zeit bemerkten, *) bey der Eröffnung des kurſächſiſchen Landtags von heiliger Stätte mit ſo viel Wahrheit und Würde ausgeſprochen werden waren, hatten ihre erſte und nächſte Erfüllung den 31. März erhalten, wo der Landtag auf die gewöhnliche Weiſe feierlich entlaſſen wurde. Ehe die Stände zum zweytenmal auf dem Schloſſe und vor dem Thore des Kurfürſten erſcheinen, hält der jedesmalige Oberhofprediger in der Hofkirche gleichfalls wieder eine Predigt, die, zwar weniger officiell als die eröffnende Landtagspredigt, dennoch dem Zweck und der Beſtimmung nach eben ſo wichtig als jene und vielleicht durch das Zuſammentreffen bedeutender Umſtände an frohen Erweckungen und Blicken in die Zukunft noch reicher ſeyn kann. Wirklich hielt auch dießmal der Hr. D. Reinhard bey dieſem im Ganzen ſo frölich und einträchtig geendeten Landtage eine Schlußpredigt, die mit Rechte ein vollendetes Seitenſtück zu jener beym Anfange gehaltenen genannt, und, wie jene, den merkwürdigſten Aktenſtücken der vaterländiſchen Geſchichte beygelegt zu werden verdient. Auch ſie iſt zur Freude aller ſächſiſchen Patrioten durch den Druck vervielfältigt und eine Familienlektüre des ganzen Lan-

des

*) S. oben März S. 284.

des geworden.*) Abgesehen von den nächsten, den Redner in der Gegenwart umschließenden Beziehungen, die hier alle aufs feinste benutzt und an das große Interesse des Tages mit ergreifender Wahrheit geknüpft sind, schwebt über das Ganze eine gewisse profetische Weihe, die uns an die größten Redner aller Zeitalter und ihre oft gepriesene politische Divinazionsgabe erinnert. Erinnerungen für das Vaterland beym nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert, so heißt das Thema dieser merkwürdigen Predigt, wo freylich kein delfischer Lorbeer gekaut, oder im mystischen Orakelton Seegen und Fluch auf kommende Geschlechter ausgesprochen wird, aber desto gewissere Ahnungen und Hofnungen aus jenem nie trügenden Erfahrungssatz hervorgehn: laßt uns besser werden, gleich wirds besser seyn! In den Bemerkungen über Ungebundenheit, Unsittlichkeit und Irreligiosität dieses Zeitalters wird man oft zweifelhaft seyn, ob man mehr die treffende Wahrheitsliebe oder die schonende Klugheit des großen Menschenkenners bewundern soll. Vor allen merkwürdig sind die Stellen, wo er den Aberglauben bey Anfang dieses Jahrhunderts mit dem Unglauben am Ende desselben zusammenstellt, und die versammelten Väter des Landes zwischen beyden Abwegen zu dem Festhalten an der reinen Lehre des Christenthums führt; wo er dem Zweifel begegnet, daß Sachsen bey der treuen Aus-

*) Predigt beym Schluſſe des allgem. Landtags am 31. März 1799. in der Hofkirche zu Dresden gehalten von D. Franz Volkm. Reinhard. Waltherſche Hofbuchhandlung 49. S. in gr. 8.

Ausdauer in seiner Verfassung hinter andern Völkern zurückbleiben werde; wo er die Bildungsanstalten des Volks, den Ständen des Vaterlandes, die wirklich bey diesem Landtage ernstlich darüber berathschlagt hatten,*) mit andringender Kraft noch einmal ans Herz legt und nun gleichsam im Morgenlichte eines neuanbrechenden Tages im großen Weltjahre wandelnd von seinem höhern Standpunkte aus die Aussichten und Hoffnungen erspäht, zu welchen das Vaterland auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts hinüberblickt. Sic, vates, aurea condis Saecula Saxoniae!

B.

X.

Auszüge aus Briefen.

1.

London den 6. April 99.

Der Unfug mit dem Schreyen von Jakobinismus geht hier weit. Der verrückte Abbé Barruel macht mit seiner histoire du Jacobinisme noch mehr Lärm als Robison. Unseligerweise ist die teutsche Literatur, im Ganzen genommen, immer noch terra incognita, so daß unter 400 Lesern vielleicht nicht einer ist, der

*) Es soll dem Vernehmen nach die schon früher beschlossene Errichtung eines Schullehrerseminariums zu Wittenberg nun wirklich zur Ausführung kommen. Auch ist über die Gehaltserhöhung der ganz armen Schullehrer eine sehr ernsthafte, auf unleugbare Thatsachen gegründete Unterhandlung angefangen worden.

der an der Aechtheit jener Angaben zweifelt. — Die Orthodoxen der Nazion und die Splitterrichter stellen sich auch gewaltig böse über den schädlichen Einfluß unsrer Schauspiele. Diese Art von Leuten kann es Kotzebuen nicht verzeihen, daß der Unbekannte in Menschenhaß und Reue seiner gefallenen Frau vergibt. Das ist himmelschreiend und höchst unsittlich! sagen sie. Eine beliebte und achtbare Schriftstellerin, Miß Hannah More, hat in den Strictures on modern education 2. vol. 8. Cadell. 9. nun vollends das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Man verwirft die französischen Bücher dieser Zeiten, sagt sie, um ihres Jakobinischen Giftes willen, und glaubt sich an den Teutschen schadlos halten zu können; aber die sind noch ärger. Alles Unheil kommt von ihnen her; Schillers Räuber haben in Böhmen so stark gewirkt, daß die Junker sich zusammen rottirten, und in den Wälbern raubten. Dann kommt Kotzebue in die Kloppe u. s. f. — Ich habe mich bemüht Iffands Kolarden übersetzen zu lassen, weil die Engländer doch daraus sehen würden, daß unsre Theaterdichter auch für Gegengift wider den Freyheitsschwindel gesorgt haben: aber bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen. Doch sobald nur die Jäger (welche meines Wissens von zwey Uebersetzern bearbeitet werden) heraus sind, wird man sich auch um Iffland zu reißen anfangen. — Der Perkinismus und die Metallic tractors sind jetzt unser Teich von Bethesda; und man mag davon halten was man will, hin und wieder finden sich dennoch Beyspiele von kleinen Zufällen, die einen einladen,

eine Spur von meiner Freundin zu endeken hofte; thöricht genug mir einzubilden, daß ſie mich, wo ſie auch ſeyn möchte, durch die magiſche Gewalt der Sympathie unſrer Seelen nach ſich ziehen werde. Aber meine Hofnung betrog mich; niemand konnte mir die geringſte Nachricht von ihr geben. Unempfindlich gegen alles Elend, welches ich auf dieſer unſinnigen Wanderſchaft erfahren mußte, fühlte ich keinen andern Schmerz als die Trennung von meiner Geliebten und die Ungewißheit, was ihr Schikſal ſey; ich würde die Verſicherung, das es ihr wohl gehe, gerne mit meinem Leben bezahlt haben. Endlich führte mich der Zufall oder eine mitleidige Gottheit nach Corinth. Die Sonne war eben untergegangen, als ich von den Beſchwehrlichkeiten der Reiſe, und einer Diät, deren ich nicht gewohnt war, äuſſerſt abgemattet, vor dem Hofe eines von den prächtigen Landgütern ankam, welche die Küſten des Corinthiſchen Meeres verſchönern. Ich warf mich unter eine hohe Cypreſſe nieder, und verlohr mich in den Vorſtellungen der natürlichen, und dennoch in der Hize der Leidenſchaft nicht vorhergeſehenen Folgen meiner Flucht von Delphi. In der That war meine Situation fähig, den herzhafteſten Muth niederzuſchlagen. In eine Welt ausgeſtoſſen, worinn mir alles fremd war, ohne Freunde, unwiſſend wie ich ein Leben werde erhalten können, deſſen Urheber mir nicht einmal bekannt war —— warf ich traurige Blike um mich her —— die ganze Natur ſchien mich verlaſſen zu haben —— auf dem weiten Umfang der mütterlichen Erde ſah ich nichts,

laden, der Sache nachzusinnen. Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, Verbrühungen, Krämpfe, einzelne steife Glieder, sind wirklich damit geheilt worden. Der junge Perkins treibt das einträglichste Streichhandwerk und das Traktorschmieden in London, Leicester Square; so wie sein Jünger der Wundarzt Longworthy in Bath. Die beyden kleinen Stäbchen, von ihnen Tractors getauft, ein gelbes und ein weisses, vorgeblich aus komponirten Metallen gemacht, kosten fünf Guineen, und Perkins hat sich ein Privilegium dafür ausgewirkt. Die große Anstalt, Fysik, Mechanik, Geometrie, unmittelbar in die Handwerke und Künste des gemeinen Lebens einwirken zu lassen, geht rasch vor sich. Sie wissen schon aus unsern Zeitungen, daß Sir Josef Banks und der Graf Rumford an der Spitze dieser Unternehmung stehen; an sie haben sich eine Menge ansehnlicher Nahmen und vornehmer und reicher Leute geschlossen. Der Gr. Rumford hat die Proposals des interessanten Plans bey Kadell herausgegeben. Ein neuer Beweis daß die teutsche Literatur, trotz Miß More, trotz d'Israeli und trotz Barruel, hier um sich greift, ist die Niederlassung eines dritten teutschen Buchhändlers Gersweiler, eines Schweizers, dessen schöner Laden es zwar mit Remnants großen und wohlversehenen Magazinen nicht aufnehmen kann, der aber einen guten Ort (in Pall-Mall) vor jenem voraus hat. — Eine neue teutsche Lesebibliothek ist auch im Entstehn.

2.

Trier den 5. April 1799.

Einrichtungsplane der neuen franzöſiſchen Akademien oder Centralſchulen, ſo wie Sie ſie wünſchen, haben wir noch nicht. Der eigentliche Plan wird erſt im Rathe der Fünfhundert debattirt. Es ſind zwar Centralſchulen hier und da organiſirt; aber noch iſt kein Plan davon erſchienen. Die hieſige Centralſchule iſt noch nicht eingerichtet, wir erwarten es aber täglich. Mit den Primärſchulen hat man hier angefangen. An dieſen iſt auch, wenigſtens jetzt, vorzüglich viel gelegen. Das Jury d'inſtruction publique, welches für die Schulanſtalten in unſerm Arrondiſſement ernannt iſt, iſt in ſeiner Arbeit wirklich ſchon weit vorangeſchritten. Beyliegend finden Sie den projektirten Plan, welchen W übergeben hat *) Es iſt der erſte mir bekannte in der ganzen Republik. Er iſt auch nach Paris geſandt worden, und es ſteht zu erwarten, was er für Glück machen wird. Dies iſt alſo einſtweilen das Einzige, was ich Ihnen mittheilen kann. Ein Journal erſcheint jetzt hier unter dem Titel: Patriotiſche Beyträge worinn jener Plan teutſch abgedruckt iſt. Es ſind bis jetzt 6 Hefte davon herausgekommen.

*) Dieſe mit vieler Einſicht verfaßte kleine Schrift führt den Titel: Plan d'organiſation interieure des écoles primaires redigé par les citoyens Lelièvre, Seyppel et Wyttenbach, compoſant le jury d'inſtruction de l'arrondiſſement de Trèves, et preſenté à l'adminiſtration centrale du departement de la Sarre, le 25. Ventoſe an 7. a Treves chez Hetzrodt et Willeverſch Nr. 52. 8vo.

Der neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius. 1799.

I.

An H....

Hole Gedanken vom Himmel, wie Feuer Prometheus,
Klagende Menſchen zu tröſten! Auf Erden ſind keine,
Keine des Troſtes Gedanken! Woher ſie zu nehmen?
Worte ſind Zeichen der Dinge, verbinde die Worte
Mit verträglichen Zeichen, ſo haſt du Gedanken!
Wo verträgliche hier? Zerſtören, ermorden,
Schwert und Feuer, und Dolch und Stoß in die Rippen;
Hörſt du was anders? Kehr und wende die Augen,
Siehſt du was anders, als Blut? Erbarmer, erbarme
Deiner Menſchen dich doch! Sie raſen, ſie wollen
Alle ſich tödten! Erbarme dich ihrer, Erbarmer!
Oder die Erde wird Wald, im Walde ſind wilde
Thiere gewordene Menſchen! Erbarme dich Aller!
Alle bedürfen der Hülfe des gnädigen Vaters,
Oben im Himmel, hier unten iſt keine zu finden.

Gleim.

II.

Ueberſetzungen aus dem Horaz.

An Pompejus.

Horazens ſiebente Ode des zweyten Buchs.

Der du mit mir oft in der erhitzten Schlacht,
Geführt von Brutus, nahe den Tod ſchon ſahſt;
Wer ſchenkte dich den Landesgöttern
Und dem Italiſchen Himmel wieder?

Pompejus, Du, mein innigſter Jugendfreund!
Mit dem ich oft beym Weine den trägen Tag
Verkürzt', und kränzte mir die Locken,
Duftend von Syriens Wohlgerüchen;

Mit dir erlebt' ich einſt die Filippiſche
Verwirrte Flucht, wo leider den Schild ich ließ,
Als brach der Muth, und ſtolzer Krieger
Viele den blutigen Boden küßten.

Doch mich Verzagten führte Merkurius
In dichtem Nebel ſchnell durch die Feinde hin.
Dich riß zurück ins Kriegsgetümmel
Flutend vom Ufer die hohe Brandung.

So bring dem Zevs nun ſchuldiges Opfer dar,
Und laß den Rücken, müde von langem Dienſt,
Hier unter meinem Lorbeer ruhn, und
Leere die Flaſchen, die Deiner warten.

Füll deinen Becher! Kunſt der Vergeſſenheit
Lehrt dieſer Wein dich! Ströme der Salben viel
Aus tiefgehölten Muſchelſchaalen.
Hurtig! Wer flicht uns aus Eppich Kränze?

Wer bringt uns Myrten? Welchen beſtimmt das Loos
Zum Becherkönig? Wild, wie der Thracier,
Will heut' ich ſchwärmen; ſüß iſt's, um den
Wiedergefundenen Freund zu raſen.

Schütz.

III.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch Seeland und Schonen.

(Fortſetzung von S. 38.)

Hirſchholm.

Wir langten in einigen Stunden zu Hirſchholm an. Das Dorf iſt wohl gebaut, die Ge-

gend freundlich feuchtbar mit Bäumen und Teichen geziert. Das ſchöne königliche Schloß ſteht auf einer Inſel, in einem kleinen See, der ein Sumpf war, und nun wieder zum Sumpf wird. Das große ſchöne Gebäude, das vor kaum funfzig Jahren fertig war, liegt nun verlaſſen und öde. Schafe weideten im Hofe des Pallaſts; die Fenſter der langgereiheten Zimmer faulen ein, die Scheiben verwittern; kein Schall ertönt in den vielen Zimmern als das Geräuſch der Winde, oder das Klappern der Fenſter. Das große Opernhaus im Garten verfällt, ſchon iſt die Decke eingeſtürzt; alle künſtlichen Waſſer ſchweigen, nur der Sumpf erhebt allenthalben ſein Triumfgeſchrey. Schloß und Garten ſind von drey Seiten mit einem waldigten kleinen Hügel umkränzt, und die Gärten werden noch jetzt in ihrer ſteifen Form erhalten: eine traurige Einſamkeit, wo die Kunſt in ihrer Verlaſſenheit nur über ſich ſelbſt zu trauren verurtheilt iſt.

Die Ruinen moderner Gebäude erwecken bey mir die Idee einer Leiche; die Ruinen alter Nazionen hingegen ſind voll Erinnerung ihres Lebens und ihrer Thaten. Dieſer Pallaſt iſt das Bild ſo vieler nun veralteter Einrichtungen, die man bis auf andere Zeiten ſtehen, und ſich ſelbſt überleben läßt. Es giebt Reiſebeſchreiber, die wie Lohnlakaien über ein Königreich herfahren, und alles dabei beſchreiben, ab- und ausſchreiben, was darüber

über zu leſen iſt. So kann man Reiſen ohne Zahl über Italien leſen, ohne weder die Italiener noch ſelbſt die Kunſt beſſer zu kennen. — Das ganze Amt Hirſchholm iſt das ſchönſte Monument der Däniſchen Regierung. Im Jahr 1761 wurden die Ketten der Leibeigenſchaft von der Hand des Königs ſelbſt zuerſt in dieſem Amte gebrochen. Vor 1761 waren die Frohndienſte meiſt in Geld beſtimmt, und 1761 ward ein ewiger Kanon angenommen, und das Eigenthum den Bauern überlaſſen. Es wäre gewiß höchſt nützlich, daß man nun in Dännemark eine Geſchichte der Leibeigenſchaft, ihrer Folgen und ihrer Abſchaffung ſchriebe. Es giebt keine elendere Art zu reformiren, als alles nieder zu reißen, woran unſere Abſtrakzionen anſtoßen. Unſere heutige Heilkunde iſt der eines Wundarztes ähnlich, der alle kranken Glieder ſogleich abſchneiden würde. Gewiß eine untrügliche Art zu heilen, wenn man auf alles übrige, als das Uebel ſelbſt, nicht Rückſicht nehmen will! — Eben die Geſchichte der Leibeigenſchaft würde beweiſen, wie ſchwer es iſt das Gute zu thun, und auf wie vieles man bei einer einfach ſcheinenden Reform merken muß, wenn man wirklich reformiren, das iſt, wirklich zum Beſſern übergehen will.

Dännemark hat den großen Grundſatz eingeſehen, daß die Freiheit nur Hand in Hand mit der Aufklärung gehen kann; daß die edelſte Gabe, die, unſern Willen zu haben, nur in ſo

fern eine Gabe iſt, als man fähig iſt, wirklich das Gute zu wollen. Darum ſind die beſten Volksſchulen mit der Gabe der Freylaſſung und des Eigenthums vermengt worden, und in keinem Lande iſt für die Bauern ſo vieles gethan worden, wie in Dännemark unter dieſer Regierung.

Friedensburg. Königliches Schloß. Theater mit den Trachten aller dem Däniſchen Szepter unterworfenen Völkerſchaften.

Am Abend kamen wir in Friedensburg, einem großen, wohlgebauten, gepflaſterten Dorfe, an. Ich beſah den Garten des Wirthshauſes. Der Boden deſſelben iſt vortreflich; er war über und über ſo mit Gras bewachſen, daß nicht das Gras, ſondern das Gemüſe Unkraut ſchien. Da ſtand der ſchöne Krauskohl, das gewöhnliche Gewächs in den däniſchen Gärten, auch Kartoffeln; in einer Ecke war ein Stumpf oder Teich. Die wenigen Fruchtbäume die da waren, ſahen ſo geſund aus, ſie waren ſo voll der ſchönſten Aepfel, daß ich innigſt bedauerte, daß die ganze Inſel nicht ſchon ſo wäre, wie ſie in einem halben Jahrhundert ſeyn wird: ein großer Garten, wo der Menſch ſich wieder mit der Natur ausſöhnen, und wo wahrer Reichthum die ſchönſte Zierde des Landes ſeyn wird. Eben der Wirth hat auch ein Kartoffelfeld, welches in Seeland eine ſeltne Erſcheinung iſt, und die Fortſchritte des Ackerbaues ankündigt.

Wir

Wir gingen an die nahen Ufer des groſſen Esromſoe ſpazieren, der ſeinen Nahmen vom reichen Kloſter Esrom hat. Dieſer See iſt mehr als eine Meile lang, und von verſchiedener Breite. Seine Ufer ſind etwas öde, und meiſt mit Wald umſchattet. In der Schweitz ſind alle Seen prächtig; in Seeland ſind ſie oft traurig. Ein See iſt in einer Landſchaft, was ein Spiegel in einem Zimmer, er erheitert alles durch ſeinen Glanz, und erhöht jeden Gegenſtand der ihn umgiebt. Allein eben deswegen vermehrt er die Monotonie, wo Monotonie iſt; einſame, tief beſchattete Wälder werden zu einſam, zu nächtlich, und beſonders wo ſie irgend ein Sumpf wiederholt, bebt jeder Blick von dieſen einſamen Krötenmyſterien zurück. Unſer ſtundenlanger Spaziergang über Söerup ging durch beſchattete Wieſen, wo hier und da ſchöne Eichen waren, wo aber die Kultur vernachläſſiget, und das Land wenig bewohnt ſchien. Auch ſahen wir, wie beynahe in ganz Seeland, alles Vieh auf den Wieſen, wie nun auch auf den Aeckern weiden, die wenige Wochen nach der Erndte wie ſchöne Wieſen begraſt waren. Die Gewohnheit, auch die guten Wieſen abzuweiden, macht alle Verbeſſerung unmöglich, weil auf den Weiden kein Dünger entſteht, weil die Weiden nie wie ordentliche Wieſen mit der Jauche begoſſen und gepflegt werden, und weil bey dem Ueberfluß an Futter in Seeland nie oder äuſſerſt ſelten an geſäetes Gras gedacht wird. Doch iſt dieſer an-

ſcheinende Reichthum an Gras weniger Reichthum an Futter, als Mangel an Vieh, das bey einer beſſern Einrichtung beträchtlich vermehrt werden könnte. Auffallend iſt für einen Schweitzer die Menge Gras, die in dieſen nördlichen Ländern verlohren geht, und die der Grasreiche Seeländer nicht einmal bemerkt. In der Schweitz wird jede Quadrat-Elle abgemäht oder abgeweidet. In Walmaggia klettern die Weiber Stunden weit, um am ſchmalen Rand tiefer Abgründe ihre Körbe mit Gras anzufüllen. Nichts iſt vernachläßigter als was man ohne Arbeit, wie in Seeland das Gras, haben kann, da doch eben da die wahre Quelle des zunehmenden Reichthums wäre.

Das groſſe königliche Schloß in Friedensburg iſt wohl gelegen. Es iſt im Jahr 1720 erbaut, und hat eine ſumpffreye, geſunde Lage. Die vier königlichen Schlöſſer, die ich auf dieſer Reiſe ſah, ſind beſonders reich an künſtlichen Thürmen. Auffallend iſt die Menge von ſchlechten Gemälden, die in dieſen Schlöſſern neben einigen guten aufgehängt bleiben, davon die meiſten flamändiſche Karrikaturen, oder gar Fleiſch- und Wurſtſtücke ſind. Ich habe oft bemerkt, daß das erſte Kunſtgefühl bey kunſtrohen Menſchen die Wahrheit der Nachahmung iſt. Es wäre nützlicher, die Stufen unſers Kunſtgefühls in ihrer Wirkung zu beobachten, als in äſthetiſcher Metaphyſik herum zu irren, und ich glaube daß man nie genug alle Künſte und

Wiſ-

worauf ich einen Anſpruch machen konnte als ein Grab, wenn mich die Laſt des Elends endlich aufgerieben haben würde; und ſelbſt dieſes konnte ich nur von der Frömmigkeit irgend eines mitleidigen Wanderers hoffen. Dieſe melancholiſchen Gedanken wurden durch die Erinnerung meiner vergangnen Glükſeligkeit, und durch das Bewußtſeyn, daß ich mein Elend durch keine Bosheit des Herzens oder irgend eine entehrende Uebelthat verdient hätte, noch empfindlicher gemacht. Ich ſah mit thränenvollen Augen um mich her, als ob ich ein Weſen in der Natur ſuchen wollte, dem mein Zuſtand zu Herzen gienge. In dieſem Augenblik erfuhr ich den wohlthätigen Einfluß dieſer glükſeligen Schwärmerey, welche die Natur dem empfindlichſten Theil der Sterblichen, zu einem Gegenmittel gegen die Uebel, denen ſie durch die Schwäche ihres Herzens ausgeſezt ſind, gegeben zu haben ſcheint. Ich wandte mich an die Unſterblichen, mit denen meine Seele ſchon ſo lange in einer Art von unſichtbarer Gemeinſchaft geſtanden war. Der Gedanke daß ſie die Zeugen meines Lebens, meiner Gedanken, meiner geheimſten Neigungen geweſen ſeyen, goß lindernden Troſt in mein verwundetes Herz. Ich ſahe meine geliebte Pſyche unter ihre Flügel geſchert. Nein, rief ich aus, die Unſchuld kan nicht unglüklich ſeyn, noch das Laſter ſeine Abſichten ganz erhalten! In dieſem majeſtätiſchen All, worinn Sphären und Atomen ſich mit gleicher Unterwürfigkeit nach den Winken einer weiſen und wohlthätigen Macht bewegen, wär es Unſinn und Gottloſigkeit, ſich einer

ent-

Wiſſenſchaften an den groſſen Grundſatz erinnern kann, die Natur zu beobachten, und die Aeſthetik in den Wirkungen der Kunſt auf unbefangne Sinne zu ſtudieren. — Doch weilten unſere Blicke auf einem Portrait von Karl dem Zwölften, in Lebensgröſſe und in groſſen Stiefeln, ſich auf ſeinen langen Degen ſtützend. Der Karakter des Helden iſt ganz in dieſer Stellung verfehlt; denn in ſeiner Fyſiognomie iſt ſo wenig von ſeinem wilden Muth, daß es uns allen auffiel, wie er dem groſſen Pſychologen Bonnet ähnlich war, in deſſen Engelsſeele ſich nie ein Zerſtöhrungsgedanke verirrt hatte.

Die Gärten ſelbſt ſind ſteif, traurig, verlaſſen, gegen den nahen See mit gepflanzten Tannen ganz umſchloſſen; doch ſah ich mit lebhaftem Vergnügen auf einem Amfitheater von Raſen ſechzig ſteinerne Statuen, die alle Trachten dieſes weitläuftigen Reichs vorſtellen, und ſo dem Könige ſein ganzes Volk vergegenwärtigen. Viele Norweger, beſonders die Milchträger und die Hirten, die auf den Alpen (Saetters) wohnen, ſind unſern Sennen (Hirten) ſo ähnlich, daß ich ſie nicht ohne Rührung ſehen konnte. Viele Norweger ſetzen eine groſſe Pracht in vielen Knöpfen, die die ganze Länge des Kleides zieren. Die Weiber haben ihre Hemden am Halſe, wie die Männer, oft mit einem koſtbaren Knopf zugeknöpft. Einige ſind mit Schlittſchuhen vorgeſtellt, mit denen man blitzſchnell über alle Schneegefilde, beſonders bergab

fährt. Dieſe Schuhe, davon der eine kürzer iſt als der andere, haben den dreyfachen Vortheil, daß man frey damit auf dem Schnee gehen kann, da wo ſonſt Menſch und Thier einſinken würden. Man kann auch damit beſſer queer über die ſteile Schneewand gehen; der gröſte Vortheil iſt aber bergab zu fahren, welches immer auf Einem Fuß geſchieht; denn der andere Fuß iſt nur zum Stoßen und Leiten gemacht, deshalb der kürzere Schuh unten eine haarige Haut hat, mit deren rückwärts liegenden Borſten der Schlittſchuhläufer ſich auf dem andern Fuß vorwärts ſtößt. Die norwegiſchen Schlittſchuhläufer haben in den Kriegen gegen Schweden große Dienſte geleiſtet, und dieſe Uebung wäre in verſchiedenen Alpenthälern eine angenehme und oft nützliche Gymnaſtik.

In Norwegen und Schweden ſind alle Sonntags- und Feyerkleider ſchwarz, und die ſchönen Schwedinnen gehen ſelbſt auf Bällen nicht anders als ſchwarz gekleidet. Ich war ſo entzückt über dieſe Verſammlung aller Däniſchen Nazionen im Garten ihres Landesvaters, daß ich mir an den Ufern des Sees und im ſchwarzen Tannenwald einen engliſchen Garten ſchuf, wo die Hütten der Lappländer, die Häuſer von Ferröe, und die aus Raſen feſt und warm gebauten grünen Wohnungen der Isländer, mit dem Haus- und Landgeräth aller dieſer Völkerſchaften vorgeſtellt wären. Ein Fußſteig im Walde hätte mich dann bald an

eine

eine Isländiſche Wohnung, bald in eine finnmärkiſche Hütte geführt. Die Zuſammenſtellung dieſer Gegenſtände würde zu vielen nützlichen Vergleichungen Anlaß geben. In keinem Lande wäre vielleicht mehr zu thun, als in dieſem unbewohnten Norden, wo der Menſch in ſeiner Abgeſchiedenheit zu jeder Verbeſſerung untüchtiger iſt, als andere Nazionen, wo ſelbſt die Einwohner lieber an die Armuth ihrer Natur, als an den Mangel ihrer Thätigkeit glauben. Ich erinnerte mich an die ſtillen, furchtſamen, glücklichen Bewohner einiger entlegenen Alpenthäler, wo Gras der einzige Reichthum iſt, und wo das Leben oft ſo ſanft dahin fließt! Wie leicht aber werden dieſe Menſchen in ihrer Unbehülflichkeit nicht die Opfer eigennütziger Thätigkeit; wie ſchwer iſt es nicht, für die zu ſorgen, die ſich ſelbſt vergeſſen, und die man ſich eben deswegen immer vergegenwärtigen ſollte!

Sonderbar genug und einzig in ihrer Art iſt die Wirthſchaft der jetzigen königlichen Familie, die Gärten und Palläſte vernachläßigt, um ſich ausſchließlich mit dem Wohl des Volks zu beſchäftigen. Man erwartete in Friedensberg den Kronprinzen, und ſagte allgemein, er käme auf einige Tage, um zu ſehen, wie die neue Wirthſchaft der Bauern ausſähe, und ob die Austheilung der Ländereyen nach guten Grundſätzen geſchehen wäre. Welche unter den alten Republiken hätte mehr für das Volk gethan, wie ein ſolcher Monarch? Was

die

die neuen Republiken Gutes thun werden, iſt unbekannt. Es wird aber die Zukunft vielleicht beweiſen, daß wahre Freyheit von wahrer Aufklärung unzertrennlich iſt, und daß jede dem Volk gegebene Gewalt ſchadet, wenn ſie nicht im Verhältniß mit ſeiner Vernunft iſt. — Wir reiſeten gleich nach Tiſche von Friedensburg nach Helſingör.

Der Gurreſee. Waldemars Jagdrevier.

Ueberall ſchien der Boden vortrefflich, überall wächſt das ſchönſte Gras, oft unter dem Haidekraut; denn dieſe ganze Gegend der Inſel iſt wenig bevölkert, und die Kultur allenthalben vernachläßigt, beſonders an dem einſamen Gurreſee. Die ganze Gegend iſt flach, aber der Boden uneben, und die Natur in bezaubernder Nachläßigkeit ſchön. Hier und da ſtehen hohe Buchen, bald einzeln, bald in Gruppen vereinigt, oft im reichen Wieſenland mit ſeltenen Eichen, Birken und Weiden vermengt; beſonders um den prächtig gerundeten Gurreſee ſcheinen die himmelhohen Buchen im majeſtätiſchen Haine zum lebenden Tempel der Vorwelt ſich zu bilden. Wir irrten zu Fuß auf dieſen Vorländern, wo wir den See auf allen Seiten fanden; oft ſahen wir gar keine Wohnung, hier und da erſchienen ſeltene Häuſer im weiten Wald. Da, unter dem Schatten der Jahrhunderte, ſoll in mitternächtlichen Stunden der große Waldemar jagen. Dieſer gewaltige König hatte einen hohen Sinn für

die

die ſchöne Natur. Er liebte ſein Schloß Gurre mehr, wie den Pfaffenhimmel ſeiner Zeit. Allein dieſe Sünde war unwillkührlich; die Gebeine der Zauberin Tovelille, die da ausgegraben waren, hatten ihn behext, und da des Königs Diener aus Verſehen einige dieſer noch als Gebein bezaubernden Ueberreſte der ſchönen Fee in den See geworfen hatten, konnte der König ſein Herz nicht mehr von dieſen Gegenden trennen. Pontoppidan ſah die Ruinen des alten Schloſſes; es war ein Viereck von ungefähr 100 Schuh auf jeder Seite. Einige Gärtengebüſche grünten noch um die Ruinen. Nicht weit von da war die Stadt Söeburg, eine der älteſten Städte von Dännemark, wovon kaum die Stelle noch ſichtbar iſt. Der Söeburger See ſelbſt iſt nun auf Unkoſten des Königs ausgetrocknet worden, und eilfhundert Tonnen (56000 Schuh die Tonne) vom beſten Land blühen, wo vorher der moraſtige See war.

Auf dem Söeburger Schloß hatte Waldemar der Dritte ſeine Gemahlin Helviga aus Eiferſucht eingeſchloſſen. Anna von Jytland, die er an ihrer Stelle genommen hatte, wußte die unſchuldige Helviga ſo glücklich mit ſich zu verwechſeln, daß Waldemar ganz unwiſſender Weiſe mit Helviga die Prinzeſſin Margaretha erzeugte, die beſtimmt war, die drey Kronen der nordiſchen Reiche zu vereinigen, und das Schickſal vieler Nazionen auf Jahrhunderte zu beſtimmen.

So

So klein iſt oft der Faden der größten Weltbegebenheiten.

So wie man den Gurreſee verläßt, wird das Land gegen Helſingör zu immer öder; bald erſtirbt alle Kultur auf der ſchrecklichen Sumpfheide. Sobald die Hügel von Seeland ihrer Schattenkrone entblößt ſind, ſinken ſie zu häßlichen Höckern hinab, die in jeder Vertiefung Sümpfe bilden. Ueberall herrſcht das Heidekraut neben reichen Grasſtellen, der Boden ſcheint allenthalben gut, und dieſe häßliche Wüſte, wo ſelbſt die Fantaſie erſtarrt, iſt noch mit dem alten Steinhagel verſiegelt, zum unleugbaren Beweiſe, daß der Menſchenfleiß nie bis dahin gekommen iſt, und daß Jahrtauſende vergehen, ohne daß die Menſchen das augenſcheinlich Gute thun, das vor ihren Augen liegt. Dieſe Heide iſt Gemeinweide. — Wieder ein Beiſpiel, wie weit die wirkliche Welt hinter allen Theorieen zurück bleibt, und wie nothwendig es bey allen Nazionen wäre, dieſe Kluft auszufüllen, und endlich den Reichthum zu erndten, den unſere Wiſſenſchaften ſo reichlich geſäet haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

IV.

Lob des Landlebens.

Brun am Gebirge, im Sommermond 1798.

Wohl mir, daß ich, endlich vom Himmel
Mit Muße begabt, dem Getümmel
Der üppigen Städter entfloh!
Im Schooß der Natur, wo, geläutert
Von Sorgen, das Herz ſich erheitert,
Nur da, iſt man glücklich und froh.

Willkommen, ihr Felder und Matten,
Ihr Haine voll heiliger Schatten,
Ihr Berge, mit Tannen gekrönt!
Willkommen, ihr Rebengefilde,
Nach deren entzückendem Bilde
Schon längſt ſich mein Auge geſehnt!

Beherbergt vom edelſten Freunde,
Der traulich mich mit zur Gemeinde
Des biederen Hauſes geſellt,
Verleb' ich hier ſelige Stunden,
Und fühle des Zwangs mich entbunden,
Der ſtädtiſche Freuden vergällt.

Gern leiſt' ich, durch ländliche Scenen
Entſchädigt, auf manches zum Gähnen
Begeiſternde Drama Verzicht,

Und

Und kümmre, vergnügt wie in Eden
Einſt Evens Gemahl, um die Fehden
Der Staaten Europens mich nicht.

Der Sieger bey Arkole lichte
Die Anker vor Malta, und richte
Von dannen den Lauf nach Korſu,
Nach Syrien oder Egypten:
Nur mich hier in meinem geliebten
Aſyle, mich laß' er in Ruh!

Laßt P***s poetiſche Proſe
Die Feyer der Apotheoſe
Des fränkiſchen Helden begehn!
Ich ſchätzte, trotz allen Alciden,
Von jeher den ewigen Frieden
Weit höher, als Siegestroſä'n.

Ruhmſüchtiger Korſe, du zieheſt
Umſonſt durch die Welt, und bemüheſt
Vergebens dich, ſie zu befreyn!
Erſpare die Reiſebeſchwerden!
Die Söhne Deukalions werden
Stets Sklaven der Leidenſchaft ſeyn.

Ein Herz, von Begierden gereinigt,
Das Goldgier und Ehrſucht nicht peinigt,
Iſt mehr als dein Freyheitsdiplom.
Die Freyheit, die Frankreich vermäkelt,
Iſt Trug und Verblendung: wen ekelt
Nicht vor den fünf Konſuln in Rom?

Frech

Frech trotze der Wahnſinn Monarchen,
Und beuge vor ſtolzen Pentarchen
Voll Ehrfurcht das knechtiſche Knie!
Ich lache der blinden Verehrer
Des Joches der Völkerempörer,
Und lebe hier freyer als ſie.

J. F. Ratſchky.

V.

Auszüge aus dem Tagebuche einer Reiſenden über Rom *).

Spaziergang in der Villa Pamfili.

Den 28. November.

Ich war krank und traurig. Noch habe ich in Rom keine Zeile, kein Wort der Liebe und Freundſchaft von jenſeits der Alpen empfangen. Einſam eilte ich in die Einſamkeiten der Villa Pamfili, welche Angelika mir als einen geweihten Tempel der Melankolie beſchrieben hat. Man muß ſich erſt durch einen ſteifen neuern Vorgar-

*) Fortſetzung vom Märzſtück, S. 217.

garten voll Schneiderſcherz und Waſſerwitz, der ſich überall in dünnen Strahlen ergießt, durcharbeiten, bis man unter den hohen Säulenhain des ferngeſehenen Pinienhimmels gelangt, und in Dominichini's Gartenſchöpfung wandelt. Wie viel lieber iſt mir ein ſolcher Garten, im alt-italieniſchen Styl (von dem der franzöſiſche eine franzöſiſche Ueberſetzung war, etwa im Geſchmack von La Motte's Ilias) als alle unſere Miniaturen der engliſchen Gärten! Wie viel lieber wandele ich in einer hohen unbeſchnittenen Allee majeſtätiſcher Bäume, die auf eine blaue Ferne ſich öfnet, als in jenen zwecklos verſchlungenen Windegängen, wo man nichts ſieht, und vom ewigen Umbiegen faſt ſchwindlicht wird! Hier unter dieſem weit verbreiteten Pinienhaine ſchlug mein beklommnes Herz freyer; ein zarter Raſenteppich iſt Hügel ab und an gebreitet. Einzig ſchön iſt der freye Ausblick unter dem hellgrünen Laubhimmel dieſer königlichen Fichten hinweg, auf ferne Gegenſtände, die, aus dieſem luſtigen Schatten erblickt, einen ganz eigenen Reiz erhalten. Auch ſtrömt die hohe Pinie einen ſehr angenehm erfriſchenden Duft herab. Man war eben beſchäftigt, mit langen Stangen die Frucht dieſer Bäume abzuſchlagen, welches eine mir ganz neue Fruchtleſe war. Um die einzelnen Kerne aus der harzigen Umgebung zu löſen, röſtet man die ganze Pignole, und knackt dann die einzelnen Nüſſe heraus, welches meine Kinder ſich nicht zweymal zeigen ließen; denn von nun an

ſteckte

entnervenden Kleinmuth zu überlaſſen. —— Mein Daſeyn iſt der Beweiß, daß ich eine Beſtimmung habe. — Hab' ich nicht eine Seele welche denken kan, und Gliedmaſſen, welche ihr als Sclaven zur Ausrichtung ihrer Gedanken zugegeben ſind? —— Bin ich nicht ein Grieche? Und wenn mich mein Vaterland nicht erkennen will, bin ich nicht ein Menſch? Iſt nicht die Erde mein Vatterland? Und giebt mir nicht die Natur ein unverliehrbares Recht an Erhaltung und jedes weſentliche Stük der Glükſeligkeit, ſobald ich meine Kräfte anwende die Pflichten zu erfüllen, die mich mit der Welt verbinden? —— Dieſe Gedanken beſchämten meine Thränen, und richteten mein Herz wieder auf. Ich fieng an, die Mittel zu überlegen, die ich in meiner Gewalt hatte, mich in beſſere Umſtände zu ſezen; als ich einen Mann von mittlerm Alter gegen mich herkommen ſah, deſſen Anſehen und Mine mir beym erſten Anblik Zutrauen und Ehrerbietung einflößten. Ich raffte mich ſogleich vom Boden auf, und beſchloß mit mir ſelbſt, ihn anzureden, ihm meine Umſtände zu entdeken, und mir ſeinen Rath auszubitten. Er kam mir zuvor. —— Du ſcheineſt vom Weg ermüdet zu ſeyn, junger Fremdling, ſagte er zu mir, mit einem Ton, der ihm ſogleich mein Herz entgegen wallen machte; und da ich dich unter dem wirthſchaftlichen Schatten meines Baumes gefunden habe, ſo hoffe ich, du werdeſt mir das Vergnügen nicht verſagen, dich dieſe Nacht in meinem Hauſe zu beherbergen. Dieſer Mann, den ich hieraus für den Herrn des Hauſes, welches ich vor

mir

ſteckte jeder Gärtner den kleinen Blondköpfen (für welche die Italiener, ich glaube Apoll, Bacchus, und vielleicht Guido's und Correggio's Engelsköpfen zu Ehren, eine zärtliche Vorliebe haben) Pinienfrüchte zu, und das Braten und Knacken nahm zu meinem großen Leidweſen kein Ende.

An den Gartenmauern ſtanden prächtige Orangenbäume, mit goldner Frucht beladen, und um einen kleinen Teich die ſchönſten Thränenweiden, die ich ſeit Montpellier (im Garten des ehemaligen Erzbiſchoffs) geſehn. Im Caſino ſtehen einige ſchöne Antiken. Unten im Vorplatz der Sarkofag, deſſen meiſterhaftes, allein ſehr verſehrtes Bas-Relief die Geſchichte des Meleager enthält. Oben im obern Stock ſteht eine herrliche ſchöne Statue, Veſtalin genannt. Auf dem Scheitel hebt ſich flammenähnlich das Haar, vielleicht ein Symbol ihres Amtes. Niemand konnte mir Auskunft geben. Vorzüglich ſchön war um dieſe hohe Geſtalt das Gewand geworfen. Auch iſt hier ein ſehr ſchöner junger Faun. Vom Söller des Caſino iſt die Ausſicht entzückend. Ich bin neben der Peterskirche gemach den Montorio hinangefahren, und ſtehe im Weſten über Rom. Hier iſt die ſchönſte Anſicht des Sabiniſchen Gebirges. Weit hinein öfnen ſich die Perſpektiven, bis an die Sonnenbeglänzten Schneeberge von Subjaco. Es iſt doch eine wunderbare Pracht und Größe in dieſen

ſen römiſchen Fernen. Links blickt man zwiſchen dem Gebürge, welches die Maſſe der Peterskirche bildet, und den Zypreſſen der Villa Millini hindurch, gerade auf den einſamen und immer gleichſam verinſelten, zackigten Soraktes. Rechts liegen die Gärten Corſini, mit ihrem Pallaſt und Caſino aus Rom bis auf den Rücken des Monte rio hinanſteigend. Die Pinienwipfel ſchwimmen wie kleine grüne Inſeln im Sonnen- und Nebeldunſt, und die Stämme ſind verhüllt. Freundlich blicket hier und da die Tiber auf. Dort liegen grünend die Wieſen des Cincinnatus, und der Circus des Nero. Eine Scala von heiterm Grün ſteigt aus den Gemüſe-Gärten und Schilfkränzen der Tiber, über die Oelbäume und den Lorbeer, bis auf die Gipfel der Zypreſſen und Eichen.

Großes Caſino der Villa Borgheſe.

Den 29ſten Nov.

Aus der Fülle des Schönen, welches hier in der geſchmackvollſten Ausſtellung den Schauenden umdrängt, redeten heute folgende Geſtalten am vernehmlichſten zu mir. Drey Amore liegen ſchlafend auf einem Marmorbecken, und ſind das holdeſte Bild kindlicher Anmuth und hülfloſen Liebreitzes. Sie ſind ſo eben dem Ey entkrochen, und liegen wie junge Vöglein im Neſt, weich und warm über und um einander zuſammengeſchmiegt. Nur

ein

ein Weib, nur eine Mutter, die mit mütterlicher Wonne ihre ſchlummernden Kinder belauſchte, kann den ſtillen Reiz dieſer Gruppe ganz empfinden. Die guten Kleinen! Sie haben noch gar kein Unheil angeſtiftet; denn ſie ſind noch nicht flügge, und ihre Flügelein noch ganz ſchlaff wie der jungen Tauben. — Doch ſpielt ein loſes halb unſichtbares Lächeln um die halb geöfneten Lippen — ach, ſie werden nur zu früh erwachen!

Schön ſind die beiden ſchwarz bekleideten Statuen, Camilli genannt, von vortreflicher Arbeit und ſanftem Karakter. Es ſind wahrſcheinlich Opferknaben; und ich konnte nicht unterlaſſen, mir Agathon in ſeiner Unſchuld, im heiligen Haine zu Delfos, unter dieſer Geſtalt vorzuſtellen.

Apollo Sauroctonos. Ich bewunderte den zart aufgeſchoſſenen reinen Körper, die Leichtigkeit und Sicherheit der ſchönen Stellung. Allein dies ſchön gebildete Antlitz iſt ein unbeſchriebenes Papier — das Leerſte was ich mir zu denken vermag. Wunderſchön iſt die Koloſſal-Büſte des Lucius Verus, Mitregenten Mark Aurels, eins der vollendetſten Kunſtwerke. Gewandte Schlauheit und Schönheit der Züge ohne Geiſtesadel bezeichnen dieſes Geſicht. Die feinen Lippen ſcheinen zur liſtigen Rede geöfnet. Der Pendant hierzu, die Büſte des lieben Mark-Aurel, iſt gut gearbeitet, allein nicht ſo karakteriſtiſch als die des Kapi-

tols. Den berühmten Borgheſiſchen Fechter (oder wie einige glauben, eine Bildſäule dem Athener Chabrias zu Ehren errichtet) kann eine Frau nur bewundern; das Gewaltſame in der Stellung erlaubte mir nie ein ruhiges Anſchauen. Allein dich, edle Muſe, die du in heiterer ſinnender Ruh auf die Ara geſtützet daſtehſt, dich kann ich liebend bewundern! Wie iſt das verhüllende Gewand um dieſen hohen Gliederbau ergoſſen! Wie keuſch und wie voll Anmuth! Im folgenden Zimmer ſteht eine weibliche Büſte aus Bronze, von der man mir nachher ſagte, es ſey ein Abguß nach einer von den Niobe-Töchtern. Mir erſchien ſie heute als nie geſehen. Es iſt der holdeſte jungfräuliche Kopf; ein Urbild der Schönheit, zart, und der Reife nah; es bedarf nur noch den Hauch der Liebe, um die Knoſpe zu entfalten.

Im erſten großen Saal ergriff das Alto rilievo über der Thür mich mächtig, welches den Curtius vorſtellt, indem er ſich in den flammenden Abgrund ſtürzt. Man ſagt, nur der Rumpf des Pferdes und Reiters ſey alt, und auch dies wird bezweifelt. Allein nichts deſto weniger ſchön iſt der erhabene Enthuſiasmus im Antlitz des Curtius. Voll Wahrheit das ſcheue Widerſtreben des Roſſes; man ermißt die Tiefe des Abgrunds in ſeinem wilden Flammenblicke. Hier iſt auch das berühmte Baſſo rilievo der tanzenden Horen. Ein ganz eignes Gefühl, das Urbild dieſer

reizen-

reizenden Idee, deren matte Kopien wir ſo lange ſchon auf Tapeten, Blumentöpfen, Zuckerdoſen, Fächern ꝛc. ꝛc. — müde geworden waren, nun hier im ewig jungen Leben der Kunſt, ſeelenathmend zu erblicken.

Der Pallaſt der Konſervatoren.

Den 30. Nov.

Ich beſuchte mit Freund Zoega den Pallazzo dei Conſervatori, wo der einzige römiſche Senator (jetzt der Prinz Rezzonico) wohnt. Hier iſt auſſer der Gemälde-Gallerie des Kapitols noch viel höchſt Intereſſantes. Die Bildſäulen der gefangenen Fürſten aus Bigio, einem Steine, der viel härter iſt als Marmor, trefflich gemeißelt. Ach! ſie ſehen mit ſtummem Schmerz auf ihre verſtümmelten Hände, und verkünden hier auf dem, der Erinnerung an Roms Größe geweihten Boden, der Nachwelt zugleich die Grauſamkeit der Welt-Tyrannin! Im innern Hofe des Pallaſts liegen eine Menge von Fragmenten koloſſaler Bildſäulen umher, in Köpfen, Füßen, Fäuſten u. ſ. w. gegen welche die Quirinaliſchen Koloſſen Miniaturen ſind; dieſe wären 26 Fuß hoch. Die Gemälde-Gallerie des Kapitols war die erſte, die ich in Rom ſah; es frappirten mich unter der Menge:

1. Die perſiſche Sibylle, von Guercino, als das erſte Gemälde dieſes berühmten Meiſters, das ich mit Freude ſah.

2. Eine Ariadne auf Naxos, von Guido Reni, als eins des allerabscheulichsten Gemälde. O hätte Guido früher zu mahlen aufgehört! Alle Farben sind durcheinander geworfen, und so grell! Die Körper sehen aus wie abgestreifte Häute, jenen Escmeren gleich, die ihre Geist- und Wesenlose Hülle bey schönen Sommerabenden zu Tausenden an unsern Fensterscheiben abstreifen.

3. Ein niedliches Miniatur-Gemälde; die Fußwaschung, von Mad. Subleyres: sehr zart und weiblich empfunden, und mit Zierlichkeit ausgeführt.

4. Darstellung im Tempel, von Fra Bartolomei, dem zweyten Lehrer Rafaels. Die junge zarte Maria ist eine reizende, noch etwas schwache Sechswöchnerin, und scheint schwankend ihre kleine süße Bürde zu tragen. Der heilige Sebastian (wie der übrigens mit dem Pfeil in der Leber auf dies Gemälde kömmt, weiß Gott!) ist ein schöner ausdrucksvoller Kopf und Körper. Linker Hand hat der Künstler sich selbst ganz naif hingemahlt. Dies Gemälde war mir recht herzlich lieb. Die Gruppen sind so natürlich, die Köpfe haben so viel Individualität; die Anordnung des Ganzen ist verständig, und eine auszeichnende Reinheit der Umrisse, mit strenger Nüchternheit des Pinsels verbunden, zeichnen dies edle Gemälde aus, welches mir das liebste in dieser Sammlung war.

5. Anima Beata von Guido. Entzükkendes Aufblicken des verklärten Geiſtes. Es iſt zwar eben ſo grau und farbenmatt geworden, als eine in der Nähe hängende ſchöne Magdalena; allein man vergißt ganz die Mängel des Kolorits über dem ſchwärmeriſch ſchönen Ausdruck dieſer Köpfe.

6. Nachtſtück von Salvator Roſa, ein Soldat am Fuße eines wilden Felſens, wohl ſchauerlich!

7. Verſchiedene Gemälde von Garofalo, der anfängt mir lieb zu werden, und den reine Umriſſe und ſanft gehaltene Mezzo-Tinten karakteriſiren.

Wir beſuchten die alte etruskiſche Wölfin des Luperkals, mit dem abgeblitzten Schenkel; die ehrwürdigſte Reliquie aus dem alten Rom. Auch die Büſte des Junius Brutus; ein ernſtes, ſtrenges und ſorgenvolles Antlitz. Sie wird bezweifelt. Die Arbeit iſt nach Zoega's Meinung aus dem dritten Jahrhundert. Sie iſt ſehr hart und trocken.

Dann gingen wir mit einander in die Villa Mattei, unſers geliebten Zoega's Lieblingsplätzchen. Sie liegt einſam auf der ſüdlichen Anhöhe des Cölius, und iſt vernachläßigt, das heißt unter dieſem Himmel ſchön! Wie blau war der Aether! Wie rein das Sonnenlicht! Wie dunkel die Schatten! Die Luft war etwas ſcharf, nach einem

Nachtfroſt, allein ſehr erquickend. Der Um? und Hinabblick von dieſem Standpunkt ins alte Rom und ins öde verbreitete Gefilde der Vergangenheit iſt rührend, erhaben und melankoliſch. Zoega leitete meine umherſchweifenden Blicke mit der ihm ſo ganz eigenen ſanften Güte und Herablaſſung zu der Beſchränktheit meiner Kenntniſſe. Nahe unter uns hatten wir eine weite Strecke von den Ruinen der Mauern Roms. Dann beynahe vor uns, doch etwas rechts, die ungeheuren Maſſen der Thermen des Caracalla. Unter uns dehnte ſich der grüne Hügel Cöliolus lieblich herab; weiter liegt das Thor St. Giovanne, ehemals Porta latina, und der Weg nach Alba longa. Dann das Thor St. Sebaſtiano, ehemals Porta Capena; nahe dabey ſteht der Triumfbogen des Druſus, Bruders des Tiberius. Etwas entfernt ziert das ſchöne Grabmal, der runde Thurm der Cecilia Metella, die Ebene, und eine halbe Miglia davon erheben ſich die kleinen grünbebüſchten Hügel, unter denen die Quelle Egeria hervorkömmt. Wir verweilten lange, ſtill und froh herumwandelnd, auf dieſer Terraſſe, unter dem ernſten Schatten immer grüner Eichen und Oelbäume. Dieſe Villa hat eine ergötzlich milde Lage, und der freudige Wuchs der zarteſten Pflanzen bewies es. Wir pflückten die feinblättrige Myrte aus Buchsbaumhecken, (Venus und Proſerpina, ſagte Zoega) flochten Kränze des üppig wuchernden Efeus vom alten Gemäuer, und beraubten den ſchönen

wilden

wilden Oelbaum ſeiner zarten Sprößlinge, ehemals beſtimmt, die Stirn des Olympiſchen Sängers zu krönen. Ach, mir war ſo herzlich wohl, ſo ſtill und heilig zu Muthe, in ehrfurchtsvoller Erinnerung und ſanfter Gegenwart!

Im Dunkel einer feyerlichen Rotunda, durch die verſchränkten Aeſte immer grüner Eichen gebildet, ſteht eine prachtvolle Säule von Porfiro verdo, die einzige in ihrer Art. Der Ausblick unter dieſem Schatten in die ſanft ſich verlierenden blauen Fernen iſt unausſprechlich ſchön!

Wir kehrten ſehr heiter in unſere Wohnung zurück. Die Efeukränze, Myrtenſproſſen und Oelzweige wurden mit der geliebten Schweſter getheilt, und die Zimmer geſchmückt. Dann hielten wir mit unſerm Zoega ein frohes Mahl.

Nachmittags. Es war Apoſtelfeſt und Muſik in der ſchönen Kirche Andrea della Valle. Ich ging hin. Allein die neuere italieniſche Muſik iſt für uns Nordländer, deren Ohr durch Bachs, Glucks und Schulzens, Benda's, Naumanns, Reichards, Kunzens, ſeelenvolle Töne verwöhnt ſind, eitel Klingklang, und geht, ohne Eindruck zu machen, zu einem Ohr herein, und gerade zum andern hinaus. Gute Exekuzion geiſtloſer Töne! Die geſchmackvollern Italiener, welche die alten Meiſter ihrer Nazion zu ſchätzen wiſſen, bekennen ſelbſt, daß die Tonkunſt über die Alpen nach Wien,

Ver-

Berlin und Dresden gezogen ſey. Ich mochte es ihnen nicht verrathen, daß ſie auch dort nicht mehr gefunden wird; daß auch dort geiſtloſer Tonluxus die hohe Einfalt verdrängt hat, und daß die ernſte Muſe ohne feſten Wohnort zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt.

Theurer Schulz! nun du verſtummeſt — wer wird die Entfliehende feſſeln?

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Codicille *)

d'un Teſtament que je n'ai point fait, et que je ne compte point faire.

De cette Volonté derniere
Exécuteur teſtamentaire,

Cher

*) Die Leſer erinnern ſich noch aus dem Decemberſtück 1798. S. 326. des lehrbegierigen Wunſches des Hrn. Doktor Galls in Wien, die Scheitel kluger Menſchen zu beſitzen. Mehr bedarf es nicht, um dieß Gedicht des liebenswürdigen Prinzen von Ligne und die Antwort darauf zu verſtehn. Auch bedarf es bey

mir ſah, erkannte, betrachtete mich mit einer ſonderbaren Aufmerkſamkeit, indem ich ihm für ſeine Leutſeligkeit dankte, und mit einer Offenherzigkeit, welche von meiner wenigen Kenntniß der Welt zeugte, bekannte; daß ich im Begriff geweſen ſey, ihn um dasjenige zu erſuchen, was er mir auf eine ſo edle Art anbiete; nachdem ich durch einen Zufall in dieſe Gegenden, wo ich niemand kenne, gerathen ſey. Ich weiß nicht, was ihn zu meinem Vortheil einzunehmen ſchien; mein Aufzug wenigſtens konnte es nicht ſeyn; denn ich hatte, aus Sorge endekt zu werden, meine Delphiſche Kleidung gegen eine ſchlechtere vertauſcht, welche auf meiner Wanderſchaft ziemlich abgenuzt worden war. Er wiederholte mir wie angenehm es ihm ſey, daß mich der Zufall vielmehr ihm als einem ſeiner Nachbarn zugeführt habe; und ſo folgte ich ihm in ſein Haus, deſſen Weitläuffigkeit, Bauart und Pracht einen Beſizer von groſſem Reichthum und vielem Geſchmak ankündigte. Der Saal in dem wir zuerſt abtraten, war mit Gemählden von den berühmteſten Meiſtern, und mit einigen Bild-Säulen und Bruſt-Bildern vom Phidias und Alcamenes ausgeziert. Ich liebe wie dir bekant iſt, die Werke der ſchönen Künſte biß zur Schwärmerey, und mein langer Aufenthalt in Delphi hatte mir einige Kenntniß davon gegeben. Ich bewunderte einige Stüke, ſezte an andern dieſes oder jenes aus, nannte die Künſtler, deren Hand oder Manier ich erkannte, und nahm Gelegenheit von andern Meiſterſtüken zu reden, die mir von ihnen bekannt waren.

Ich

Cher Kotzebue, acceptés cet emploi.
Votre immortalité rejaillira sur moi;
Entre Vos mains si ma Tête repose,
Je n'irai pas au Diable tout entier.
Aux sots comme aux méchans Votre nom en impose,
Et de la calomnie ils quittent le métier.

De la gloire longtems je suivis le sentier;
Pour faire l'amour et la guerre
Je n'eus pas besoin de Notaire.
Ne croyés point, qu'altérant le repos
Des derniers instans d'une vie
Consacrée au plaisir, l'honneur et la folie
Je veuille attendre qu'Atropos
Vienne me présenter le bout de ses ciseaux:
Pour la première fois penser à mes affaires,
Et tristement assis entre deux hommes noirs,
Remplir maussadement ce qu'on nomme dévoirs.
Pour me débarasser de Legs et Légataires
Les amis de la Liberté
Ont pris d'ailleurs celle de tout me prendre,
Et pour quitter le monde avec tranquillité,
Grace au Ciel, rien ne m' est resté.

Mais

bey jedem geſchmackvollen Leſer wohl kaum einer Entſchuldigung, warum dieß Gedicht im teutſchen Merkur einen Platz erhielt.

B.

Mais personne à ma Tête n'aura droit de prétendre,
En subissant la loi de la fatalité.
Empêchés-la d'aller dans la noire voiture
Que de maigres chevaux trainent lugubrement.
Mon corps peut s'en passer, pour servir de pâture
Aux vers, ou retrouver l'un ou l'autre élement.
Tant de vivans se passent de leurs têtes;
La fortune et l'amour font ainsi des conquêtes.
Voyés les Généraux s'en trouvant bien toujours,
De leur tête jamais n'emprunter le secours.

Demandés donc la mienne échappée à Byzance,
Où le bon Musulmann dans son joyeux recueil
M'eût fait sans doute un excellent accueil.
Portés-la de ma part à cet homme sublime
Dont l'exemple et l'esprit soutient chaque maxime,
Et qui de moi souvent Vous parlera.

Sans l'abus des fleurs, ni le sec du Technique
Il a justesse, tact, théorie et pratique,
Bon gôut, facilité, raison,
Bon choix de mots, éloquence et logique,
Et tous les resultats de la comparaison.

Ainsi que la Fontaine, à l'aide de ses bêtes
Instruisoit en Morale, il fait voir par leurs têtes,
Que nous sommes Castor, Renard, Lievre, Pigeon,
Tygre, Singe, Canard, Moineau, Cerf et Dindon.

Que

Que j'aime à voir le Creuzet des idées
Le siège et le berceau de toutes nos pensées,
Et jusques à notre déraison!
Que j'aime à passer en revûe
Mémoire et Circonspection,
Ame libérale, ingenûe,
Pour ainsi dire toute nûe:
Le froid calcul et l'observation,
Au défaut de l'esprit la sotte et platte intrigue,
Et le coeur que le bien fatigue.
Cette carte, ce plan de notre Intérieur
Fait assés voir dans Gall l'homme supérieur.

Il paraît s'enflammer en plaçant le courage;
Il s'adoucit en lui côtant l'Amour.
La fermeté lui donne l'air d'un Sage.
Il paraît, nommant Dieu, s'élever au séjour
Que le peuple lui prête au dessus du nuage.

Ainsi que Jupiter accouchant du cerveau
A la Sagesse il donne la naissance.
O Vous, admirateur, créateur du vrai beau,
Qui me fites aimer ce genre de science,
Cherchés sur moi quand je ne serai plus,
L'azile de la bonhommie,
De quelques faciles vertus,
D'insouciance et de philosophie,
Et l'organe de l'amitié.

Helas!

Helas! on n'en peut guere employer la moitié:
Mais pour Terence, Plaute et Sophocle, Euripide
De Kotzebue et caetera;
Prenant mon sentiment pour guide,
Pour Vous, homme celebre, elle me survivra.

Vienne, ce 3. Fevrier 1799.

Prince de Ligne.

* * *

Antwort.

Das Bäumchen blüht, und reifen wird die Frucht.
Hinweg wer mit der Lampe
Des Diogen die Menſchen ſucht!
Heil unſerm Salzmann! unſerm Campe!
Es iſt gelöſt das ſchwürige Problem,
Beſtimmung für den Mann im Knaben auszuſpähen,
Und jede Fähigkeit wird man hinfort bequem
Mit Händen greifen und mit Augen ſehen.

Kein Vater wird aus blinder Zärtlichkeit
Den dummen Sohn der Kanzel weyhen,
Dem die Natur ein beſſeres Gedeyen
Als Schneidermeiſter proſezeiht.

Heil jedem Ehemann! Zu Menſchenhaß und Reue
Wird mir hinfort kein Stoff vertraut;
Der kluge Bräutigam ſucht das Organ der Treue
Bey Zeiten an der ſchönen Braut.

So hat einſt Delila, troz ſeiner Wunderthaten,
Den Simſon in den Schlaf geküßt,
Beſcheren ſeinen Kopf, und ihn erſt dann verrathen,
Als das Organ der Treue ſie vermißt.
Da liegt der Grund, warum in unſern Tagen
(Der fehlenden Organe ſich bewußt)
Perücken unſre Schönen tragen,
Und lieber die entblößte Bruſt,
Als den entblößten Schädel wagen.

Heil dir, o Nachwelt! Ja, du wirſt
Von Galls Genie die ſüßen Früchte erben;
Der Enkel darf nicht mehr, wie Du, o Fürſt!
Durch Thaten erſt Verdienſte ſich erwerben.
Bequemer, weit bequemer, ſtreckt
Er nur den Kopf hinaus, die Haare ſich zu lüpfen,
Und die Bewunderung, die das Genie erweckt,
Wird aus dem Herzen in die Finger ſchlüpfen.

O Ligne, dem die Muſen einſt im Purpur-Glanze
Organe ſtark und zart gewebt,
Organe die Bellona mit dem Lorbeer-Kranze
Vergebens zu bedecken ſtrebt;
Der auf des Kriegsgotts Löwen, wie auf Amors Tauben
Und auf Minervens Eul', Apollos Leyer ſtüzt;
Der Freyheit Freunde konnten Dir nur rauben
Was man auch ohne Kopf beſizt.

Nein! weder ſtehlen noch vererben
Läßt ſich Dein wahres Eigenthum!
Arm kannſt Du werden, und der Fürſt kann ſterben,
Doch nicht ſein Herz, ſein Geiſt, ſein Ruhm!
Mag immer Gall einſt Deinen Kopf zerſtückeln,
Was dieſer Kopf gedacht, bleibt ewig unzerſtört!
Bey jedem Biedermann, der Deinen Namen hört,
Wird das Organ der Hochachtung ſich ſchnell entwickeln.

Wien, den 3. März 1799.

A. v. Kotzebue.

VII.

Proben aus dem Oſſian*).

IV.

Carthon.

Eine Geſchichte der Vorzeit, die Thaten der Tage die vorüber ſind!

Das

*) Einleitung und Anfang dieſer Proben ſtehen im achten Bande der Engliſchen Blätter. Ein Schottiſcher Gelehrter, der ſich einige Zeit bey uns aufhielt, gab als Maaßſtab der beſten Ueberſetzung die höchſte Treue

Das Murmeln deiner Ströme, o Lora, bringt die Vergangenheit zurück; der Schall deiner Wälder, Garmallar, tönt lieblich in mein Ohr. Siehst du nicht, o Malvina, einen Felsen mit Heide bekränzt? Drey alte Tannen nicken von seiner Stirne; grün ist das enge Thal zu seinen Füßen; hier wächst die Blume des Berges, und wiegt ihr weißes Haupt in dem Lüftchen. Einsam steht hier die Distel, und wirft ihren alternden Bart ab. Zwey halb versunkene Steine zeigen ihre bemoosten Häupter. Das Wild des Gebirgs vermeidet den Ort, denn es erblickt den blassen Geist der ihn bewacht. Zwey Gewaltige liegen hier, o Malvina! in der engen Bergschlucht am Felsen.

Eine Geschichte der Vorzeit, die Thaten der Tage die vorüber sind!

Treue und Einfachheit an. Er, der selbst die meisten Gesänge Ossians im Erſischen Originale gehört und gelesen hatte, sprach immer mit der größten Achtung von Macpherson's meisterhafter Ueberſetzung ins Englische. Es habe ihn in der originellen Kraft und Einfachheit kein anderer erreicht, obgleich mehrere Schotten Galische Fragmente zu überſetzen versucht hätten. Eine Ueberſetzung aus der Ueberſetzung wird immer mißlich bleiben. Aber was auch so noch geleistet werden konnte, leistet gewiß dieser Verſuch, der die Vergleichung mit seinen Vorgängern in keiner Rückſicht scheuen darf.

B.

„Wer kömmt aus dem Lande der Fremden, umgeben von seinen Tausenden? Die Sonne gießt ihre schönsten Strahlen vor ihm her, die Lüfte seiner Hügel durchsäuseln sein Haar. Sein Auge ist sanft nach dem Kriege, sanft sein Gesicht wie der Abendstrahl, der aus einer westlichen Wolke auf Cona's schweigendes Thal herabblickt. Wer als Comhals Sohn, der König mächtiger Thaten! Er sieht seine Heimatberge mit Lust, und heißt tausend Barden den Gesang anstimmen. Ihr seyd entflohen über eure Felder, ihr Söhne des fernen Landes! Der König der Welt sitzt in seiner Halle, und vernimmt die Flucht seines Volks. Er rollt das rothe Auge seines Stolzes, und greift nach dem Schwert seiner Väter... Entflohen seyd ihr über eure Felder, ihr Söhne des entfernten Landes!"

Dies waren die Worte der Barden, als sie in Selma's Hallen zurückkamen. Tausend Fackeln vom Lande der Fremden steigen empor in der Mitte des Volks. Das Siegesfest jauchzt durch die Hallen, und die Nacht geht in Wonne vorüber. — Wo ist der edle Cleffammor, sagte Fingal, der schöngelockte. Wo ist der Gefährte meines Vaters, in den Tagen meiner Jugendfreude? Düster und traurig verzehrt er seine Tage im Thale der hallenden Lora: aber sieh, da steigt er vom Hügel herab, wie das Roß in seiner Stärke, das seine Gespielen von ferne wittert, und seine glänzende Mähne im Windstoß schüttelt. — Sey mir gegrüßt,

grüßt, edles Herz! Warum ſo lang abweſend von Selma?

Kehrt der König zurück, erwiedert Cleſſammor, in der Mitte ſeines ſteigenden Ruhms? So ſtrahlte Comhal daher, in den Schlachten ſeiner Jugend. Oft zogen wir über den Carun ins Land der Fremden; unſre Schwerter blieben nicht unbefleckt von Feindesblut; die Könige der Welt freuten ſich nicht. — Aber warum gedenk' ich der Schlachten meiner Jugend? Mein Haar iſt mit Grau gemiſcht; mein Arm verlernte den Bogen zu ſpannen, und wiegt einen leichtern Speer. O daß die Tage meiner Wonne noch einmal zurückkehrten, wie damals, als ich das Mädchen meiner Liebe zum erſtenmal ſah — die weißbuſige Tochter des Auslands, Moina, mit dunkelblauen Augen!

Erzähl' uns, ſagte der herrliche Fingal, erzähl uns die Geſchichte deiner Jugendzeit. Kummer umſchattet die Seele, Cleſſammor, wie eine Wolke die Sonne. Traurig ſind deine einſamen Gedanken an den Ufern des rauſchenden Lora. Laß uns hören die Seufzer deiner Jugend, die Urſach deines Gramumgebnen Alters.

„Es war in den Tagen des Friedens, erwiedert der hohe Cleſſamor, und ich ſchwamm in meinem hüpfenden Schiff an Balclutha's thürmende Veſte. Die Lüfte bliesen munter in meine Segel, und Clutha's Strom empfing mein ſchwar-

gewölbtes Fahrzeug. Drey Tage lang blieb ich in Reuthamir's Hallen, und ſah ſeine Tochter, den lieblichen Lichtſtrahl. Die duftende Muſchel kreißte umher, und der graue Held gab mir die Schöne. Ihr Buſen war weiß wie Schaum auf der Welle, ihre Augen Sterne des Lichts, ihr Haar ſchwarz wie die Schwinge des Raben, ihre Seele edel und ſanft. Groß war meine Liebe für Moina, mein Herz floß über von Wonne."

„Ein Fremdling kam heran, ein Kriegsmann, der die holde Moina liebte. Trotzig waren ſeine Worte in der Halle, er entblößte oft ſein Schwert. — Wo, ſprach er, iſt der mächtige Comhal, der raſtloſe Abentheurer? Kommt er mit ſeiner Heerſchaar nach Balclutha, weil Cleſſammor ſo kühn iſt?

Meine Seele, ſprach ich, o Krieger, glüht im Feuer eigener Kraft. Furchtlos ſteh' ich in der Mitte von Tauſenden, wenn gleich meine Genoſſen entfernt ſind. — Fremdling! deine Worte ſind mächtig, weil Cleſſammor allein iſt. Aber mein Schwert zittert an meiner Hüfte, und verlangt in meiner Rechte zu flammen. Sprich nichts weiter von Comhal, du Sohn des Trotzes!"

Die Flamme ſeiner Wuth brach aus. Wir fochten; er ſank unter meinem Stahl. Die Ufer von Clutha hörten ſeinen Fall, und tauſend Speere ſtarrten um mich her. Ich kämpfte; die Fremdlinge

Ich bemerkte, daß mein Wirth mich mit Verwunderung von neuem betrachtete, und ſo ausſah, als ob, er betroffen wäre, einen jungen Menſchen, den er in einem ſo wenig verſprechenden Aufzug unter einem Baum liegend gefunden, mit ſo vieler Kentniß von Künſten ſprechen zu hören, von denen gemeiniglich nur Leute von Stand und Vermögen im Ton der Kenner zu reden pflegen. Nach einer kleinen Weile wurde gemeldet, daß das Abend-Eſſen aufgetragen ſey. Er führte mich hierauf in einen kleinen Saal, deſſen Mauern von einem der beſten Schüler des Parrhaſius mit Waſſer-Farben niedlich übermahlt waren. Wir ſpeiſeten ganz allein. Die Tafel das Geräthe, die Aufwärter, alles ſtimmte mit dem Begriff überein, den ich mir bereits von dem Geſchmak und dem Stande des Haus-Herrn gemacht hatte. Unter dem Eſſen trat ein junger Menſch von feinem Anſehen und zierlich gekleidet, auf, und recitierte ein Stuk aus der Odyſſee mit vieler Geſchiklichkeit. Mein Wirth ſagte mir, daß er bey Tiſche dieſe Art von Gemüths-Ergözung den Tänzerinnen und Flötenſpielerinnen vorzöge, womit man ſonſt bey den Tafeln der Griechen ſich zu unterhalten pflege. Das Lob das ich ſeinem Leſer beylegte, gab zu einem Geſpräch über die beſte Art zu recitieren, und über die Griechiſchen Dichter Anlaß, wobey ich meinem Wirthe abermal Gelegenheit gab, zu ſtuzen, und mich immer aufmerkſamer, und wie mich däuchte, mit einer Art von zärtlicher Gemüths-Bewegung anzuſehen. Er ſah daß ich es gewahr wurde, und ſagte mir hierauf, daß mich die

Ver-

linge überwältigten mich, ich ſtürzte mich in den rauſchenden Clutha. Meine weißen Seegel hoben ſich über der Welle, und ich fuhr hinaus in die ſchwarzblaue Tiefe. — Moina erſchien am Geſtade; ihr ſchmachtend Auge ſchwamm in Thränen; ihr ſchwarzes Haar flog in die Luft; und ich vernahm ihr Geſchrey. — Oft wandt' ich mein Schiff dem Ufer zu, aber die Winde von Oſten jagten mich wieder zurück... Seitdem hab' ich den ſchlängelnden Clutha nicht wieder geſehen, noch Moina mit ſchwarzbraunen Locken. — Sie ſtarb in Balclutha, denn ich ſah ihren Geiſt. Ich erkannte ſie durch die finſter hangende Nacht, als ſie mit dem Rauſchen von Lora heranſchritt. Sie glich dem Neumond im Silberflor, wenn der Himmel ſeine Schneeflocken herabſchickt, und die Welt unter ihm trauert und ſchweigt.

* * *

„Stimmt an, ihr Barden, ſo ſprach der mächtige Fingal, ſtimmt an das Lob der unglücklichen Moina! Ruft ihren Geiſt mit Geſängen zu unſern Hügeln zurück, auf daß ſie hier ſchlafe bey den Schönen von Morven — den Sonnenſtrahlen der Vorzeit, der Wonne alter Helden. — Seitdem hab' ich Balclutha's Mauren geſehen, aber ſie waren wüſt und verlaſſen. Die Flamme knatterte durch die leeren Höfe, und man hörte die Stimme des Volks nicht mehr. Die eingeſtürzten Wälle ha-

den Cluthas Strom aus ſeinem Bette verdrängt. Die Diſtel ſchüttelt hier einſam ihr graues Haupt, und der Wind pfeift durchs kriechende Moos. Der Fuchs guckt durchs Geklüft, und das rauche Gras des Gemäuers wiſpelt um ſein Haupt. — Oede iſt Moinas Wohnung; Grabſtille herrſcht in der Burg ihrer Väter. — Ergießt den Geſang der Wehmuth, ihr Barden, über den Fall der Fremdlinge! Sie ſchieden nur vor uns: eines Tages werden auch wir fallen... Was bauſt du die Halle, du Sohn der beflügelten Tage? Du ſchauſt eine Weile aus deiner Burg; doch wenige Jahre — und der Hauch der Wüſte kömmt; er heult durch deinen leeren Hof, und pfeift um deinen halbverzehrten Schild her. — Und laß ihn kommen den Sturm der Wüſte! Mein Nahme wird leben im Geſang der Barden; der Thaten meines Arms ſoll man gedenken. — Hoch erſchalle euer Lied, ihr Barden! Die Muſchel kreiſe umher, und Freude durchtöne meine Halle! — Wenn du, Sonne am Himmel, vergehen, wenn du verlöſchen wirſt, mächtiges Licht; wenn dein Glanz für eine Weile nur iſt wie Fingal: ſo wird mein Ruhm deine Strahlen überleben."

Dies war Fingals Geſang am Tage ſeiner Wonne. Seine tauſend Barden beugten ſich vorwärts von ihren Sitzen, der Stimme des Königs zu lauſchen: denn ſie war wie Harfenmuſik von Frühlingslüften getragen. — Groß waren deine Gedanken, o Fingal! Warum hat Oſſian nicht die

Stär-

Stärke deines Geiſtes? — Aber du ſteheſt einſam, mein Vater, und wer mag dem König von Morven gleichen?

Unter Geſängen ging die Nacht vorüber, und der Morgen kehrte feurig zurück. Die Berge zeigten ihre grauen Häupter, und das blaue Antlitz des Ozeans lächelte. — Wir ſahen einen fernen Fels von weißen Wogen umſchäumt; ein graues Nebelgewölk ſteigt langſam aus der See. Es ſeegelt in Geſtalt eines Greiſen durch die ſchweigende Haide. Seine ungeheuren Glieder bewegen ſich nicht auf dem Boden, denn ein Geiſt trägt ihn in der mittlern Luft. Er bewegt ſich finſter gegen Selmas Halle, und zerfließt in einen Schauer von Blut.

Der König allein verſtand das furchtbare Geſicht, und ſah vorher den Tod ſeines Volkes. Schweigend ging er in ſeine Waffenhalle, und griff zum Speer ſeines Vaters. — Die eherne Rüſtung raſſelt um ſeine Schultern; ſeine Helden ſammeln ſich rund um ihn her. Schweigend blicken ſie einander an; und dann wieder ins Auge ihres Fingals. — Schlachten ſehen ſie in ſeinem Antlitz, den Tod der Heere auf ſeinem Speer. — Tauſend Schilder ſteigen auf einmal an ihren Armen empor, tauſend Schwerter blitzen in die Luft. Selmas Halle leuchtet vor ihnen; Waffengeräuſch ſteigt auf;

die grauen Hunde heulen auf ihrem Lager. Kein Wort wird unter den Tapfern gehört. Jeder merkt auf das Auge des Königs, und haſcht ſeinen Speer.

„Söhne von Morven, begann Fingal, dies iſt die Zeit nicht, die Muſchel zu füllen. Das Wetter der Schlacht zieht ſich in der Nähe zuſammen, und Tod hängt über dem Lande. Irgend ein freundlicher Geiſt von Fingal hat uns vor dem nahen Feinde gewarnt. — Söhne des Auslands kommen vom finſter rollenden Meer her: denn aus der Welle ſtieg das Zeichen von Morvens dunkler Gefahr. — Jeder ergreife ſeinen knotigen Speer, und gürte ſich mit dem Schwert ſeiner Väter. Der finſtre Helm umſchatte jedes Haupt, und es blitze die Rüſtung von jeder Seite.. Wie ein Nachtſturm wölkt ſich die Schlacht über uns, und bald werdet ihr hören das Geſchrey des Todes.“

Der königliche Held ſchritt vor ſeiner Kriegsſchaar her, wie ein einſames Gewölk vor dem Wetterleuchten, wenn es den Nachthimmel durchfährt, und der Schiffer den Sturm voraus ſieht. Auf Cona's ſteigender Haide ſtehen ſie. Die weißbuſigen Mädchen ſehen ſie oben gleich einem Haine; ſie ahnen den Tod ihrer Jünglinge, und ſchauen mit Entſetzen gegen das Meer hin. In jeder weißen Welle wähnen ſie ferne Segel zu ſehen; und die Zähre zittert auf ihrer Wange.

Die

Die Sonne ging über dem Ozean auf, und wir ſahen fernher eine Flotte. Wie Meeresnebel ſegelt ſie heran, und gießt ihre Jugend auf die Küſte. — Ihr Führer ſtand unter ihnen, wie der Hirſch in der Mitte der Heerde. Sein Schild iſt mit Golde verziert, und ſtattlich wallet der Speergebieter einher. Gegen Selma ſind ſeine Schritte gerichtet; ſeine Tauſende rauſchen ihm nach.

„Geh' mit dem Friedensgeſang, ſagte Fingal, geh, Ullin, zum König der Schwerter. Sag ihm: wir ſind mächtig in der Schlacht, und viel der Geiſter unſrer Feinde. — Aber geprieſen werden jene, ſo in meinen Hallen das Feſt feyerten; ſie zeigen die Waffen meiner Ahnen den Kindern des Auslands, und die Fremdlinge wundern ſich darob, und ſegnen die Freunde von Morvens Geſchlecht: denn unſer Nahme iſt in der Ferne bekannt; die Könige der Welt beben davor in der Mitte ihres Volks.“

Ullin ging mit dem Friedensgeſang. Aber auf ſeinen Speer lehnte ſich Fingal; er ſah den rüſtigen Feind in ſeinen Waffen daherblitzen, und ſegnete den heldenkühnen Jüngling:

„Wie ſtattlich biſt du, Sohn des Meers, ſagte der König des waldigen Morvens. Dein Schwert iſt ein Feuerſtrahl an deiner Seite, dein Speer eine Tanne die den Sturm verachtet. Das volle Geſicht des wechſelnden Mondes iſt breiter nicht als

dein

dein Schild. Röthlich iſt dein jugendliches Antlitz, ſchön dein krauſes Lockenhaar! — Aber dieſer Baum kann fallen, und ſein Gedächtniß vergehen. — Dann trauert vielleicht die Tochter des Auslands, und blickt in die toſende See. Die Kindlein ſagen vielleicht: „Wir ſehen ein Schiff, es iſt der Führer Balclutha's! — und die Zähre entſtürzt dem Auge ihrer Mutter; ihre Gedanken ſind bey dem, der da ſchläft in Morven.“

Dies waren die Worte des Königs, als Ullin dem hohen Carthon ſich näherte; er ſenkte den Speer vor ihm zur Erde, und hub an den Spruch des Friedens:

„Komm zum Feſte des Königs, o Carthon, du Sohn der rollenden See! Komm in Fingals wirthliche Halle; oder hebe den Speer des Todes! Viel ſind der Geiſter unſrer Feinde: aber geprieſen werden die Freunde von Morvens Geſchlecht! Sieh dies Gefild hier, o Carthon! Mancher grüne Hügel mit bemooſten Steinen und rauſchendem Graſe wölbt ſich da: dies ſind die Gräber von Fingals Feinden, den Kindern der fernher rauſchenden See.“

Sprichſt du zu einem Schwächling, ſagte Carthon, du Barde des Wälderrauſchenden Morvens? Iſt etwa mein Antlitz blaß vor Furcht, du Sohn des Friedensgeſangs? — Warum wähnſt du denn mei-

meinen Muth zu fällen durch Mähren von denen die hier gefallen ſind? — Mein Arm iſt gefürchtet in der Schlacht; mein Nahme weit bekannt. Geh zu dem waffenſcheuen Feigling, und heiß ihn weichen vor Fingal... Hab' ich nicht mein verſunknes Balclutha geſehen — und ſollte feſten mit Comhals Erzeugtem? Comhals! der ſeinen Mordbrand mitten in die Burg meines Vaters warf? — Ich war damals noch Knabe, und wuſte nicht warum die Jungfrauen weinten. Die Rauchſäulen gefielen meinem kindiſchen Auge, da ſie über unſre Mauren empor wallten. Oft blickt' ich freudig rückwärts, als meine Freunde über die Berge entflohn.. Wie ich aber zum Jüngling heranwuchs, und ſah das Moos meiner verfallenen Thürme: da ſtiegen meine Seufzer mit dem Morgen, und meine Thränen floſſen bey Nacht. — Soll ich nicht fechten, ſprach ich zu meiner Seele, gegen die Kinder meiner Feinde? Ja, ich will fechten, o Barde; denn ich fühle die Kraft meines Muths."

Seine Streiter ſammeln ſich um den Helden, und entblößen auf einmal ihre blitzenden Schwerter. Wie ein Feuerpfeiler ſteht er in ihrer Mitte, und eine Thräne zittert an ſeiner Wimper: denn er gedachte des Falls von Balclutha, und der Grimm ſeiner Seele ſchwoll über. Scheel ſah er zu den Bergen empor, wo unſre Krieger in ihren Waffen ſtrahlten; der Speer zittert in ſeiner Hand,

Hand, und vorwärts geneigt ſcheint er dem König zu drohen.

Soll ich, ſprach Fingal zu ſeiner Seele, den jungen Krieger auf einmal fällen? Soll ich ihn aufhalten in der Mitte ſeines Laufs, eh noch ſein Nahme in Geſängen lebt? Aber der Barde der Nachwelt wird ſagen, wenn er Carthons Grab erblickt: Fingal nahm ſeine Tauſende mit ſich hinab in die Schlacht, eh Carthon der Edle erlag. — Nein, Barde der Nachwelt! du ſollſt Fingals Nahmen nicht ſchänden. Meine Helden mögen den Jüngling bekämpfen, ich ſelbſt ſchau ihrem Kampfe zu. Ueberwältigt er ſie, ſo ſtürz' ich in meinem Vermögen heran, wie Conas brüllender Strom.

Welcher von meinen Helden begegnet dem Fremdling der rollenden See? Seiner Krieger ſind viel auf der Küſte, und ſtark iſt ſein eſchener Speer.

Cathul brach auf in ſeiner Kraft, der Sohn des gewaltigen Lormars; dreihundert Jünglinge begleiten den Führer, vom Geſchlecht ſeiner Heimatſtröhme. Aber ſchwach war ſein Arm gegen Carthon; er fiel, und ſeine Krieger entflohen.

Connal erneuerte den Kampf, aber ſein ſchwerer Speer zerbrach: bald lag er gebunden am Boden, und Carthon zerſtreute ſein Volk.

Cleſſammor, ſagte der König, wo iſt dein mächtiger Speer? Kannſt du Connal gebunden ſehen

hen — Connal, deinen Freund und Genoſſen an Lora's tönendem Strome? Auf, und erhebe dich im Glanz deines Strahls, du Freund von Comhal! Laß fühlen den Jüngling Balcluthas die Kraft von Morvens Geſchlecht!

Er hob ſich in der Fülle ſeiner Kraft; er ſchüttelte ſeine grauen Locken. An ſeine Hüfte nimmt er den Schild, und rauſcht hinab im Stolze ſeines Muths.

Carthon ſtand am Haidebewachſenen Felſen, und ſah den Hohen herankommen. Er liebte die ſchreckliche Freude ſeines Geſichts, und ſeine Stärke noch in den Locken des Alters. — Soll ich heben den Speer, der einen Feind nur einmal trift? Oder ſoll ich durch friedliche Worte das Leben des Kriegers erhalten? Stattlich ſind die Schritte des Greiſen, lieblich der Abend ſeiner Jahre. Vielleicht iſt es Moinas Gemahl, der Vater des Wogengetragenen Carthon. Oft ſchon hab ich's gehört, daß er an Loras hallendem Strom wohne.

So ſprach Carthon, als Cleſſammor herabſtürzte, den Speer hoch ſchwingend in der Luft. Der Jüngling empfing ihn mit ſeinem Schilde, und ſprach die friedlichen Worte: „Giebt es keinen Jüngling unter Euch, du grangelockter Alter, den Speerkampf mit mir zu beſtehen? Haſt du keinen Sohn, der ſeinem Vater den Schild vorhalte, und meiner Jugendkraft begegne? Lebt die Gattin deines

ner Liebe nicht mehr? Oder weint ſie über den Gräbern deiner Söhne? Biſt du der Völkerhirten einer? Was wird der Ruhm meines Schwerts ſeyn, wenn du vor mir fällſt?"

„Er wird groß ſeyn, du Stolzer! erwiedert der hohe Cleſſammor; ich war einſt berühmt in der Feldſchlacht; — ſagte aber nie meinen Nahmen dem Feinde. Ergieb dich mir, Sohn des Auslands; dann ſollſt du hören, daß mein Schwert glorreich in manchem Wahlfeld ſtrahlte."

Noch nie ergab ich mich, entgegnet Carthon's edler Stolz: auch ich habe Schlachten geſchlagen, und gedenke meines künftigen Ruhms mit Wonne. Verachte mich nicht, du Vater der Kriegsſchaar; mein Arm iſt ſtark, und ſcharf mein Speer. Zieh dich unter deine Freunde zurück, und überlaß jüngern Kriegern den Kampf.

„Was verwundeſt du meine Seele? antwortet Cleſſammor mit einer Thräne; das Alter hat meinen Arm nicht entnervt; noch immer führ' ich das Schwert meiner Jugend. Und ſoll ich fliehen im Angeſicht Fingals, des Herrlichen, den meine Seele liebt? Nein, Sohn der Welle! nie floh ich vor dem Feinde: drum hebe deinen ſcharfgeſpitzten Speer."

Sie fochten wie zwey Sturmwinde, die um die Wogen des Ozeans kämpfen. Carthon gebot ſeinem Speer zu irren, denn er dachte noch immer,

daß

Verwunderung womit er mich von Zeit zu Zeit betrachte, weniger befremden würde, wenn ich die auſſerordentliche Aehnlichkeit meiner Geſichts-Bildung und Mine mit einer Perſon, welche er ehmals gekannt habe, wiſſte; doch du ſollſt ſelbſt hievon urtheilen, ſezte er hinzu, und hierauf fieng er an von andern Dingen zu reden, biß der Wein und die Früchte aufgeſtellt wurden. Bald darauf ſtunden wir auf, und nachdem wir eine Weile in einer langen Galerie, die auf einer doppelten Reyhe Corintiſcher Säulen von buntem Marmor ruhte, und prächtig erleuchtet war, auf und abgegangen waren, führte er mich in ein Cabinet, worinn ein Schreibtiſch, ein Büchergeſtell, einige Polſter, und ein Gemählde in Lebensgröſſe auf welches ich nicht gleich acht gab, alle Möbeln und Zierrathen ausmachten. Er hieß mich niederſizen, und nachdem er das Bildniß, welches ihm gegenüber hieng, eine ziemliche Weile mit Bewegung angeſehen hatte, redete er mich alſo an: Deine Jugend, liebenswürdiger Fremdling, die Art wie ſich unſere Bekanntſchaft angefangen, die Eigenſchaften die ich in dieſer kurzen Zeit an dir entdekt, und die Zuneigung die ich in meinem Herzen für dich finde, rechtfertigen mein Verlangen, von deinem Namen, und von den Umſtänden benachrichtiget zu ſeyn, welche dich in einem ſolchen Alter von deiner Heymath entfernt und in dieſe fremde Gegenden geführt haben können. Es iſt ſonſt meine Gewohnheit nicht, mich beym erſten Anblik für jemand einzunehmen. Aber bey deiner Erblikung hab ich einem geheimen Reiz,

der

daß sein Gegner Moina's Gemahl sey. — Er zerbrach Cleſſammors ſchimmernden Speer, und haſchte ſein leuchtendes Schwert. Als aber Carthon den Edeln binden wollte, da zog der Führer den Dolch ſeiner Väter. Er ſah des Feindes unbedeckte Hüfte, und öfnete hier eine Wunde.

Fingal erblickte Cleſſammor am Boden, und rauſchte heran im Klange ſeines Stahls. Das Heer ſtand ſchweigend vor ihm; aller Augen waren auf den König geheftet. — Er kam wie das dumpfe Geräuſch eines Sturms, eh noch die Winde erbrauſen; der Jäger vernimmt es im Thale, und zieht ſich zurück in die Höhle des Felſen.

Noch immer ſtand Carthon über dem liegenden Feinde; ſein Blut ſtrömt häufig an ſeiner Seite hinab. Er ſieht die Herabkunft des Königs, und die Hoffnung ſeines künftigen Ruhms umſchimmert ſein Antlitz. Aber bleich war Carthons Wange; ſein Helm bebte, ſein Haupthaar flog verworren im Wind; ſeine Kraft war gewichen, aber ſeine Seele noch ſtark.

Fingal ſieht den Helden in ſeinem Blute, und hält zurück den aufgehobnen Speer. Ergieb dich, Waffenbeherrſcher! ſprach Comhals Erzeugter, denn ich ſehe dein Blut. Gewaltig warſt du in der Schlacht, und dein Nahme ſoll nimmer erloſchen.

Biſt du der große, der weitgeprieſene König? erwiedert der herrliche Carthon; biſt du jene

Flamme des Todes, welche die Könige der Welt schreckt? Aber wie mag Carthon fragen? Braust er nicht daher wie der Strom der Wildniß, stark wie der Bergbach im Sturze, schnell wie der Adler des Himmels? — O daß ich gefochten hätte mit dem König der Könige; daß mein Ruhm groß wäre worden im Bardensang! daß der Jäger beym Anblick meines Grabes gesagt hätte: „Er focht mit dem mächtigen Fingal.“ Aber Carthon stirbt unbekannt, er hat seine Kraft an Schwache verschwendet.“

Aber du sollst nicht unbekannt sterben, erwiedert der König des waldigen Morvens: viel sind meiner Barden, und ihre Gesänge tönen zur Nachwelt hinab. Die Kinder der kommenden Jahre sollen Carthons Ruhm vernehmen, wenn sie um die brennende Eiche her sitzen, und die Nacht unter Liedern vorbei rauscht. Der rasende Jäger der Haide soll hören den Feyergesang; er soll sein Auge erheben, und schauen den Fels, wo Carthon der Starke erlag. An den Sohn seiner Liebe kehrt er sich dann, und zeigt ihm den Platz wo der Schaarenstürmer kämpfte: „Hier focht der König Balcutha's, wie die Kraft von tausend Strömen.“

Freude schimmert' in Carthons Antlitz; er hob sein schweres Aug' empor. Fingal'n gab er sein Schwert, daß es liege in seiner Halle, daß das Andenken an Balcutha's König in Morven bleibe.

Die

Die Schlacht verſtummte längſt dem Gefild, und der Barde ſtimmte das Friedenslied an. Die Häupter des Volks ſammeln ſich um den ſterbenden Carthon, und hören mit Seufzen ſeine letzten Worte. Schweigend lehnten ſie ſich auf ihre Speere, als Balclutha's Held ſprach. Matt war ſeine Stimme, der Wind ächzte in ſeinen fließenden Locken.

„König von Morven, begann Carthon, ich falle in der Mitte meines Laufs. Ein fremdes Grab empfängt in ſeiner Blüte den letzten von Reuthamir's Stamm. Finſterniß wohnt in Balclutha, Schatten des Todes herrſchen in Crathmo. — Aber laß mein Gedächtniß leben an Lora's Ufern, wo meine Väter wohnten. Vielleicht wird Moinas Gemahl ſeinen gefallenen Carthon beweinen.“

Seine Worte trafen Clefſammors Herz; er fiel ſchweigend auf ſeinen Sohn. — Traurig ſtand das Heer um ſie her; keine Stimme wird auf Lora's Ebne gehört. Die Nacht kam, und der Mond blickte aus Oſten auf das trauervolle Gefild; aber noch immer ſtanden ſie wie ein ſchweigender Hain auf Gormal, wenn ſich die brauſenden Winde gelegt haben, und der dunkle Herbſt auf der Flur herrſcht.

Drey Tage lang trauerten ſie über Carthon; am vierten ſtarb ſein Vater. — In der engen Felſenſchlucht liegen ſie beiſammen, und ein dämmern-

der Geiſt bewacht ihr Grab. Hier ſieht man oft die liebliche Moina, wenn der Sonnenſtrahl die Felſenſpitze beſtreift, und alles ringsum düſter iſt. Hier ſieht man ſie, o Malvina, aber nicht wie die Töchter unſrer Hügel. Ihr Gewand iſt vom Lande der Fremden; und immer geht ſie allein.

Fingal trauerte um Carthon — er befahl ſeinen Barden den Tag zu feyern, ſo oft der ſchattige Herbſt wiederkehrte. Und oft begingen ſie den Tag, und ſangen das Lob des jugendlichen Helden:

„Wer kömmt ſo muthig daher mit des Ozeans Rauſchen, wie ein ſchattendes Herbſtgewölk? Der Tod funkelt in ſeiner Hand, ſeine Augen ſind Feuerflammen! — Wer brauſt ſo gewaltig über Lora's dunkelnde Haide? — Wer als Carthon, König der Schwerter? Das Volk erliegt vor ihm! Seht, wie Morvens Donnertragender Geiſt ſchreitet er daher! — Aber hier erlag der Starke, gleich einer herrlichen Eiche vom Wetterſturm zu Boden geſchmettert! Wann wirſt du dich wieder erheben, du Wonne von Balclutha, lieblicher Ruhmumgebener Carthon? — Wer kömmt ſo düſter daher mit des Ozeans Rauſchen, wie ein ſchattendes Herbſtgewölk?“

So ſangen die Barden oft am Tage der Trauer; ich begleitete ihre Stimme, und vereinte mein Lied mit dem ihrigen. Meine Seele zerfloß in Wehmuth

muth um Carthon, denn er fiel im Lenz ſeiner Kraft. — Du aber, Cleſſammor, wo wohnſt du jetzt in der Luft? Hat der Jüngling ſeine Wunde vergeſſen? und wandert er durch die Wolken mit dir? — — Ich fühle die Sonne, o Malvina; führe mich zur Stätte meiner Ruhe. Vielleicht erſcheinen mir die Entſchlafenen in meinen Träumen; ſchon wähn' ich ihr geiſtiges Liſpeln zu hören. — Das Licht des Himmels ſcheint gerne auf Carthons Grab: ich fühle ſeine beſeelende Wärme.

O die du dort oben wandelſt, rund wie der Schild meiner Väter! woher deine Strahlen, o Sonne; von wannen dein ewiges Licht? Du trittſt hervor in deiner ſchrecklichen Schöne, und die Sterne bergen ſich vor dir; kalt und bleich verſinkt der Mond in die weſtliche Welle. Du aber wandelſt allein deine Bahn; wer mag dich begleiten, herrliches Licht! — Die Eichen der Berge fallen; die Berge ſelbſt vergehen mit den Jahren; der Ozean ſchwillt und ſchrumpft wieder zuſammen; der Mond ſelbſt verliert ſich am Himmel: du aber bleibſt ewig dieſelbe, und fröhlockſt im Glanze deines Laufs. Wenn Stürme die Welt verfinſtern, wenn Donner rollen, und Blitze zücken, ſo blickſt du in deiner Schönheit aus der Wolkennacht; und lächelſt des tobenden Orkans. Aber für Oſſian lachſt du vergebens, o Sonne, denn er ſieht deine Strahlen nicht mehr; ſieht es nicht, wenn du dein gelbes Haar über die Wolken des Aufgangs ver-

breiteſt, oder an den Pforten des Niedergangs zitterſt. Aber biſt du vielleicht nur für eine Weile wie Oſſian, und deine Jahre nehmen ein Ende? Wirſt du einſt ſchlafen in deiner Wolkengruft, achtlos auf die Stimme des Morgens? — So freue dich dann, o Sonne, in der Kraft deiner Jugend! Das Alter iſt düſter und unfreundlich; es gleicht dem bleichen Dämmerlicht des Mondes, wenn es durch zerrißne Wolken zittert, und der Nebel auf den Hügeln ruht: der Nordhauch ſchauert durch die Haide, und der Wanderer erſtarrt mitten in ſeiner Reiſe.

Ludwig Schubart.

VIII.

Lenz-Erinnerung.

Ode

an von Knebel.

Ich fühl', ich fühle ſeelig verjüngt den Hauch
Des nahen Frühlings, und die Erinn'rung zeigt
Mir ihn, o Freund! an Deiner Seite
Hier in Wimariens Tempe wieder.

Hörſt

Hörſt Du die Lerche ſeine Verkünderin?
Siehſt Du der Bäume ſproßenden Lebensſchmuck?
Fühlſt Du der Sonne ſüße Stralen,
Welche mit Weſten zur Erde ſinken?

Itzt wacht ſie auf und Lüfte beſchwingen ſie;
Ihr holder Buſen tönet voll Harmonie;
Es feyert jede Stimme, jede
Knospe der milderen Tage Rückkehr.

O! Dir zur Seite blühte der Winter mir;
Mit Dir durchbrach ich flimmerndes Schneegefild
Und Waldgerippe; Geiſtes-Anhauch
Weckten uns ſchimmernde Silber-Blumen.

So lang uns noch die Freuden des Geiſtes blüh'n,
So lange lacht uns Lenz in der warmen Bruſt.
Auf! Laß uns jeden Luſttag friſche
Blumen in freundliche Kränze winden.

Gerning.

IX.

Nekrolog.

Ueber Oeser.

Grimma den 26. May.

Was ich Ihnen jetzt an Nachrichten von unserm guten Oeser schicken kann, ist sehr wenig, aber doch vielleicht hinlänglich, um das Publikum recht aufmerksam auf einen der ersten Männer seiner Art zu machen, da seine Kinder und seine Freunde mit Sammlung der Materialien zu einer ausführlichern Beschreibung seines Lebens beschäftiget sind. Ein Mann der mehr als achtzig Jahre, in den verwikkeltsten Verhältnissen des Lebens, seinen Weg zur allgemeinen Hochachtung bey der Nazion bloß durch sein Talent und seinen persönlichen braven Karakter gemacht hat, verdient, zumal da er einen der originellsten Stempel trug, gewiß die Theilnahme eines jeden, der Gefühl für schöne Humanität hat.

Oeser wurde 1717, den 17. Febr. Abends um 7 Uhr, zu Preßburg geboren, daher er oft im Scherz zu sagen pflegte, er sey in vier bösen Ziffern auf die Welt gekommen. Man wollte ihn zum Konditor machen, konnte ihm aber durchaus an diesem süßen Geschäfte keinen Geschmack beybringen. Sein erster Lehrer in der Kunst hieß

Kam-

Kammauf, der ihn recht herzlich mit Kopieren nach Kupferſtichen plagte, den Jungen mit Ohrfeigen zur Ordnung wies, wenn er ſeinen eigenen Kopf verſuchen wollte, und ihn dadurch ſofort von ſich jagte; daher Oeſer ſich immer noch mit Laune an des Alten Pedanterey und an ſeine Jugendſtreiche bey ihm erinnerte. In Wien, wo er eigentlich ſeine Bildung in der Kunſt erhielt, lebte er bey einem alten gutmüthigen Onkel, mit dem der junge, feurige, talentvolle Vetter alles machen konnte, was er wollte. Dort erwarb er ſich durch ſeine Arbeit nicht allein die Achtung und Freundſchaft der damaligen Künſtler von Rang, vorzüglich des Direktors van Scupen und des Herrn Meytanz, ſondern auch die Gunſt und Gewogenheit vieler Großen. Der Jüngling, der bey dem größten Feuer in allen ſeinen Unternehmungen viel liebenswürdige Beſcheidenheit beſaß, war ganz überraſcht, als ſein Brandopfer Abrahams in der Akademie den erſten Preis erhielt. Er hatte, nach dem Geiſt der Zeit, damals manche Anfechtung von der Proſelytenmacherey der frommen Damen und ihrer Beichtväter; er blieb aber feſt bey ſeinem Proteſtantism und wies oft die Bekehrungsluſtigen mit Witz und Lakonismen zurück, wenn er zum ewigen unnützen Streit aus Gründen nicht mehr aufgelegt war. Die Krönung ſeines Brandopfers, eines Stücks, das für alle chriſtliche Religionsparteien gleiches Intereſſe haben mußte, war höchſt wahrſcheinlich die Veranlaſſung, daß ihn dieſer

Gegenſtand ſeiner Jugend durch ſein ganzes Leben mit Intereſſe beſchäftigte. Aus einem ganz verſchiedenen Grunde war Loths Familie immer das Spiel ſeiner Ideen und ſeiner Verſuche, wie weit etwas Edles aus einer ſolchen Aufgabe gemacht werden könnte. Sein feuriges ſchnell auffoderndes Temperament brachte ihn in manche Unannehmlichkeiten, aus denen ihn ſeine Geſchicklichkeit in allen körperlichen Uebungen und ſeine Geiſtesgegenwart wieder zog. Ueberall, wo er anfing, war er über dem Mittelmäßigen. Er ſpielte vortreflich Billard, focht meiſterhaft und zwar links, ritt fertig und mit Anſtand, war der beſte Schütze mit jedem Gewehr, und pflegte oft mit der Piſtolenkugel die Schwalbe oder Lerche im Fluge zu ſchießen. Einer ſeiner vertrauteſten Freunde in Wien war Rafael Donner, von dem er bis an ſein Ende mit wahrhaft zärtlicher Rührung ſprach, vorzüglich wenn er das Bildniß ſeines ehemaligen Freundes betrachtete, oder es andern wie einen Heiligen in der Hauskapelle vorzeigte.

Der glänzende Hof der Auguſte, die Kunſtſammlungen und mehrere ſeiner Landsleute, die ſich dort aufhielten, lockten ihn zu Ende des Jahres 1739 nach Dresden; und ſeitdem iſt Sachſen ſein zweytes Vaterland geworden, wo er in ſeinen ihn ſtets bindenden Verhältniſſen nur mit Sehnſucht an Italien dachte, wohin ſonſt immer ſeine Seele eine unausſprechliche Sehnſucht empfun-

den

der mich gegen dich zog nicht wiederſtehen können; und du haſt in dieſen wenigen Stunden meine voreilige Neigung ſo ſehr gerechtfertiget, daß ich mir ſelbſt Glük wünſche, ihr Gehör gegeben zu haben. Befriedige alſo mein Verlangen, und ſey verſichert, daß die Hofnung, dir vielleicht nüzlich ſeyn zu können, weit mehr Antheil daran hat, als ein unbeſcheidener Vorwiz. Du ſeheſt einen Freund in mir, dem du dich, ungeachtet der kurzen Dauer unſrer Bekanntſchaft, mit allem Zutrauen eines langwierigen und bewährten Umgangs entdeken darfſt. Ich wurde durch dieſe Anrede ſo ſehr gerührt, daß ſich meine Augen mit Trähnen füllten — ich glaube, daß er darinn leſen konnte was ihm mein Herz antwortete, ob ich gleich eine Weile keine Worte finden konnte. Endlich ſagte ich ihm, daß ich von Delphi käme; daß ich daſelbſt erzogen worden; daß man mich Agathon genennt hätte; daß ich niemalen habe entdeken können, wem ich das Leben zu danken habe; und daß alles was ich davon wiſſe, dieſes ſey, daß ich in einem Alter von vier oder fünf Jahren in den Tempel gebracht, mit andern Knaben, welche man dem Dienſt des Gottes zu Delphi gewidmet, erzogen, und nachdem ich zu mehrern Jahren gekommen, von den Prieſtern mit einer vorzüglichen Achtung angeſehen, und in allem was zur Erziehung eines freygebohrnen Griechen erfordert werde, geübet worden ſey. Stratonicus (ſo wurde mein Wirth genannt) hatte während daß ich dieſes ſagte, Mühe ſich ruhig zu halten; ſein Geſicht veränderte ſich; er wollte anfan-

gen

den hatte. In Dresden wurden Winkelmann und Hagedorn seine Freunde; und der erste hat vielleicht das meiste, was er nachher in Beziehung auf die Kunst, als Kunst, leistete, Oesern zu danken. Oeser machte sein Auge für das Schöne und Fehlerhafte empfindlich; er lehrte ihn sehen, wie sein Ausdruck war. Die ganze Beschreibung von Rafaels Madonna ist Oesern von dem Munde nachgeschrieben. Im Jahre 1744 erhielt er einen Ruf nach Petersburg, den er annahm. Alles war schon zur Abreise fertig, das Geld ausgezahlt und der Wagen gekauft; aber der Tod der Kaiserin Anna vereitelte das ganze Unternehmen. In Dresden lernte er in dieser Periode seine nachmalige Gattin, die Demoiselle Hoburg, kennen, die den wohlthätigsten Einfluß auf sein ganzes künftiges Leben gehabt hat, und deren vortreffliche Eigenschaften der Greis oft mit dankbarer Rührung nannte. Wirthschaftlichkeit, eine Tugend, die nicht immer das Genie begleitet, war auch Oesers Begleiterin nicht: er arbeitete selten eher wieder um Geld, als bis er den letzten Dukaten angegriffen hatte. So oft er konnte, hing er seinen eigenen genialischen Ideen nach. Im siebenjährigen Kriege hielt er sich meistens zu Dahlen auf, bey dem gelehrten Grafen von Bünau, dessen Zimmer er nun mahlte, wie er schon lange versprochen hatte. Zu Ende des Krieges zog er nach Leipzig, wo er schon vorher auf seinen Exkursionen viele schätzbare Bekanntschaften gemacht hatte. Als der Kurfürst

Chris

Christian nach dem Kriege, zur Beförderung der Kunst, die Akademie errichtete, und Oesern freygestellt wurde, ob er in Leipzig oder in Dresden seyn wollte, entschied er sich für Leipzig, und wurde da zum Direktor der Zeichnerschule ernannt. Seine Zeit in Dresden und die ersten Jahre in Leipzig hielt er für die schönste Periode, sowohl in seinem Leben als in seiner Kunst. Sachsen hat mich verdorben, pflegte er oft zu sagen, wenn er sagen wollte, daß er oft den Forderungen des neuern Geschmacks hier und da gefällig nachgeben mußte, und darüber die schöne Antike etwas vernachläßigte. Seine alten Freunde waren der nehmlichen Meinung; und Hr. Schnorr, einer seiner würdigsten und dankbarsten Schüler, sagte mir, er habe nur vor kurzem ein paar Kutschenschilder in Dresden aus dieser Zeit von ihm gesehen, wo er voll Enthusiasmus vor den Figuren hätte niederknien mögen, so herrlich sey Zeichnung und Gruppierung, so schmelzend und glühend Kolorit, so schön genialisch das Ganze. Seine Hauptwerke sind zu bekannt, und der Raum ist hier zu klein, um auch nur kurz davon zu sprechen. Seinen Christuskopf in Oehl, den er nur einige Tage vor seinem Tode vollendete, haben Sie gesehen. Er hat noch die ganze Glut seines Meisters. Die schlafenden Nymfen der Diane waren sein letztes Spiel, welches er zeichnete, als ihm Schnorr einige Stellen aus Don Karlos vorlas; auch diese haben Sie unter seinen Familienreliquien gesehen. Sie verrathen noch

nicht

nicht die zitternde Hand eines Zweyundachtzigers. Er ſtarb den achtzehnten März dieſes Jahres, und behielt ſeine jovialiſche, echt filoſofiſche Stimmung bis an den letzten Augenblick. Das ehemalige Feuer ſeiner oft ſtürmiſchen Jugend hatte ſich in eine liebenswürdige herzliche Heiterkeit gemildert, die ihn bey ſeinem wahrhaft rechtſchaffenen offenen Karakter zu einem der intereſſanteſten Männer machte. Der Menſch iſt hier vielleicht noch merkwürdiger, als der Künſtler. Sein langes Leben iſt voll origineller Züge aller Art; und ſeine Freunde hatten immer etwas genialiſches, lakoniſches, kauſtiſches oder barockes von dem alten Oeſer zu erzählen. Weiſſe, Greichauf und Schnorr ſind, nebſt ſeiner Familie, wohl diejenigen, die das Merkwürdigſte von ihm während ſeines Aufenthalts in Leipzig wiſſen. Schade, daß kein Jugendfreund uns die Geſchichte ſeiner erſten 25 Jahre, die gewiß in jeder Rückſicht wichtig ſeyn muß, geben kann; aber in den Achtzigen ſind gewöhnlich nicht viele mehr übrig, die unſere Geſchichte in den Zwanzigen wüßten, zumahl in einem ſo verwickelten Lebensfaden, wie Oeſers war.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen eine kleine Anekdote von ihm, da er noch in Wien war, zu erzählen. Es wurde damals ſehr viel von dem Wurme geſprochen, der den Schiffen unter dem Waſſer ſo auſſerordentlichen Schaden that, und man war begierig ihn bald näher kennen zu lernen. Der

junge

junge Oeſer ſetzt ſich hin und erfindet mit der ihm eigenen Laune einen ganz eigenen Wurm, giebt ihm an einer Extremität eine Art von Säge, wie dem Sägefiſch, und an der andern eine Art von Bohrer, und weiß dieſes einheimiſche Produkt ſeines Gehirns, als einen fremden Ankömmling, geheimnißvoll einem Neugierigen in die Hände zu ſpielen. Wenige Tage nachher kommt ein Kurioſitätenkrämer, bringt ihn mit einer wichtigen Miene den neuen Schiffswurm zum Kopieren, bittet um Verſchwiegenheit; und ſo kann Oeſer ſeinen eigenen Wurm nicht oft genug abzeichnen, bis endlich der wahre Wurm mit einer weitläuftigern Beſchreibung ſelbſt aus der Fremde nach Wien kommt, und den Untergeſchobenen, zum großen Gelächter des Publikums, ſeines Kredits entſetzt.

Er ſagte über alle Gegenſtände, und beſonders über Politik, ſeine Meinung überaus offenherzig, und nicht ſelten mit gewaltſamer Heftigkeit. Eine Filippike dieſer Art mochte er dem General Seidlitz gehalten haben, als er zu Ende des Krieges einſt voll Zorn, Aerger und Angſt Abends ſpät nach Hauſe kam, Hut und Stock wegwarf und ſagte: „Wenn nun Seidlitz nicht ein ehrlicher Mann und mein Freund iſt, ſo koſtets mich den Kopf!“ Seine Familie brachte natürlich die Nacht in banger Erwartung hin, da der Vater weiter kein Wort ſagte, und beruhigte ſich erſt, als den andern Mor-

gen

gen der General mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit kam, von Kunſt und Kunſtwerken ſprach, und heiter und froh mit ihm auf die Promenade ging.

Seume.

X.

Abendfantaſie im Frühlinge 1799.

Mich trug ein Nachen ſanft auf leichten Silberwogen
Zur hohen Waldung hin, die dämmernd vor mir lag,
Von leiſem Abendrauch' aus Berg' und Thal' umzogen,
Durch den der Sonne Licht in matten Strahlen brach.
So ſchwamm ich langſam fort. Mit breiten Schwingen flogen
Die Möven dicht am Strom' und ſcheidend blich der Tag.
Izt landete mein Boot. Ich ſtieg mit raſchen Füßen
Den ſteilen Hügel auf, den Abend zu begrüßen.

Von Buchengrün umſchwebt, nahm eine Gartenbank
Den Wandrer freundlich auf. Des Graſes zarte Halmen
Durchſtrich der laue Weſt. Die goldne Sonne ſank
Blutroht am Horizont', umtönt von Abendpſalmen.
Mein Auge, das entzückt die letzten Strahlen trank,
Sah immer falbender die Gegend um ſich qualmen!
Ein wunderbar Gefühl ergrif mein ſchlagend Herz,
Es war ein ſüß Gemiſch von Seeligkeit und Schmerz.

Schnell

Schnell riß es mich empor, und trieb mich in die Schatten
Des Waldes magisch fort, wo, kaum gebohren, jung
Und frisch und lieblich sich der Buchen Blätter gatten;
Noch dunkler ward um mich des Waldes Dämmerung,
Des Mooses reiner Duft entstieg des Thales Matten;
Hoch schwoll mir Brust und Herz. Mit kühnem Adlers schwung
Erhob die Seele sich zum wesentlichen Schönen,
Und hörte, süß getäuscht, Musik der Sfären tönen.

Mir schwand die Welt. Um mich schwamm schon Elysium,
Es feyerte mein Geist schon der Verklärten Feste;
Der Seel'gen Reihentanz umgab mich rings herum,
Mein kunstlosfliegend Haar umbuhlten rein're Weste;
Und zaubernder, — ich selbst vor hoher Wonne stumm —
Drang über meinem Haupt durch dichtbelaubte Aeste,
Mit langsamsterbendem, unnennbar süßem Schall,
Der himmlische Akkord der hehrern Nachtigall.

Sanft, wie des grünen See's nur leicht bewegte Welle,
Schlug friedlicher mein Herz. Ich sank an einen Baum;
Zu meinen Füßen floß melodisch eine Quelle,
Besprudelte das Moos mit leichtem Silberschaum.
Auch sie umschimmerte Elysiums Mondenhelle,
Mein Daseyn wurde mir zum schönen Wundertraum,
Am Himmel über mir sah' ich kein Wölkchen schweben,
Und ein erquickend Licht mich überall umgeben.

Mir

Mir war's, als ſchmiegten ſich vertraut an meine Bruſt
Geliebte Weſen an, die gleich mit mir empfanden,
Die meines Herzens Schlag, ſein Weh' und ſeine Luſt,
Und jedes Hochgefühl, das es erhebt, verſtanden;
Der Geiſt der Liebe ſchlug mir zu aus jeder Bruſt.
Mich führte Sympathie mit Roſ' umwundnen Banden
Durch's Leben ſegnend hin. Kein Vorurtheil, kein Wahn
Nagt' an dem reinen Glück, und nicht des Neides Zahn.

Mich wiegte, nie geſtöhrt, auf Düſtereichem Mooſe
Die freundliche Natur zu ſüßen Träumen ein;
Mich hinderte kein Spott, in ihrem Seegensſchooße,
Der innern Stimme treu, nichts als ein Menſch zu ſeyn;
Mein Herz ſchlug ungeneckt für's Schöne und für's Große,
Des Lebens reicher Strom umfloß mich mild und rein.
O holder Traum, der mich mit Zauberſchleyer deckte,
Aus dem der Schlag der Uhr zu bald, zu raſch mich weckte.

„Mein Herz, rief ich empor, ſtets fremd in einer Welt,
Die allzuſehr um dich der Sinne Feſſeln binden,
Wo Ueberſpannung heißt, was in dir glüht und quellt,
Wo, an dem Schlendrian ſich durch das Leben winden,
Der Menſchen größter Theil für hohe Weisheit hält:
O ſprich, was ſoll es dir, dein glühendes Empfinden?
Die Dichtkunſt leiht umſonſt dir ihren Zauberring;
Die Welt bleibt was ſie iſt, und du giltſt Sonderling!"

„Vergebens flammt in dir der Dichtkunſt Götterfunken;
Die Welten, die ſie ſchafft, ſind nicht und waren nie.

Wenn du bezaubert ſtehſt in deinem Traum verſunken,
Wie bald entflieht das Werk der trunknen Fantaſie!
Der Menſchen giebt es viel, die mit Empfindung prunken;
Wo aber iſt ein Herz voll ächter Sympathie?
Und ſelbſt die wenigen, die auserwählten Seelen,
Die ſcheele Welt zwingt ſie, ihr himmliſch Feu'r zu hehlen.

„Zu ſtumpf an Herz und Geiſt iſt dieſe Alltagswelt
Für jenen höhern Bund, der nur die Seelen bindet,
Der auf das Herz nur wirkt, nicht in die Sinne fällt,
Und himmliſchen Genuß in edler Freundſchaft findet.
Sie, die für Liebe nur das Spiel der Nerven hält,
Nur immer in dem Schlamm der Sinnlichkeit ſich windet,
Weiß nichts von jenem Band', aus Sympathie gewebt,
Das ſich um Seelen ſchlingt, veredelt, höher hebt."

„Umſonſt, daß Seelen ſich, zu reinem Bund' erkohren,
Hier finden und verſtehn; daß ſelbſt der Vorſicht Hand,
Sich Glück und Troſt zu ſeyn, allliebend ſie erkohren:
Des Neides ſcheeler Blick ſtöhrt ihren Wonneſtand;
Des Lebens ſchönſtes Glück geht halb für ſie verlohren.
Wie Moſes, ſehen ſie nur ihr gelobtes Land;
Fern liegt es, ach! nur halb den Sehnſuchtsblicken offen
In ſeinem Nebelſchley'r. Man hofft, und ſtirbt im Hoffen."

Ich rief's und weinte laut. Da haucht' ein geiſtig Weh'n
Um meine Stirn; mein Ohr umhallten Lautentöne;
Und ſchnell ſah' ich vor mir ein holdes Weſen ſtehn,
Von unbeſchreiblicher und überirrd'ſcher Schöne.

Mein

Mein Aug' erkannt' es bald; oft hatt' ich es geſehn,
Oft floſſen um mein Ohr des Mundes Silbertöne.
Der Dichtkunſt Muſe war's; ſie reichte mir die Hand,
Die oft mein Saitenſpiel mit Eichenlaub umwand.

„Iſt's möglich? ſprach ſie ſanft, kann dich der Reichthum reuen,
Den in dein Herz Natur und Dichtkunſt hingelegt?
Die hohe Kraft in dir, die Freuden zu erneuen,
Die ſonſt der Strom der Zeit auf immer mit ſich trägt?
Das magiſche Talent, der Zukunft ſich zu freuen,
Wenn dir den innern Sinn die heil'ge Weiſe regt?
Die reinſte ſeeligſte von allen Himmelsgaben,
Der Schönheit Stegensquell in deiner Bruſt zu haben?"

„Kleinmüth'ger, war ich nicht, von deiner Jugend an,
Mit ganzem Herzen dir und mütterlich gewogen?
Hab' ich nicht um dich her, eh noch dein Lenz begann,
So manche Wunderwelt, manch Paradies gezogen,
Weil früh dein g'rades Herz dir meine Gunſt gewann?
Haſt du an meiner Bruſt nicht Lebensmilch geſogen?
Hab' ich dein glühend Herz, das hoch für Wahrheit ſchlägt,
Nicht mütterlich erwärmt, nicht mütterlich gepflegt?"

„Wahr iſt's, daß dir vorbei viel kalte Seelen gehen,
Entfremdet von dem Geiſt, der in dir weht und lebt;
Die nicht den Genius in deiner Bruſt verſtehen,
Nicht deinen Wahrheitsſinn, der warm das Herz dir hebt.
Ihr Ohr von Fleiſch und Bein faßt nicht das geiſt'ge Weſen,

Das zur Veredlung nur nach Mitgefühlen ſtrebt,
Du ſtandeſt oft allein in dieſen weiten Reichen
Der regen Wirkſamkeit, oft ohne deines Gleichen!"

„Doch, ſey nicht ungerecht, geſteh's, es trat zu dir
Manch Herz auch, dir verwandt, und ſprach mit holdem Klange
Dir Troſt und Frieden zu. Es hing — das dankſt du mir! —
Manch Weſen edler Art an deinem Herzgeſange,
Und gleicher Wahrheitsſinn geſellte ſich zu dir.
Zwar nicht ſo ſchwelgeriſch, nicht mit dem Ueberſchwange,
Der, bis zur Schwärmerei, allmächtig fort dich reißt,
Doch drum nicht minder warm, und ſanfter nur von Geiſt."

„Auf, komm' in meinen Arm, und wecke deinen Glauben
An Menſchheit wieder auf, an Hoffnung, Sympathie!
Laß Ungeweihte nicht den Hochgenuß dir rauben,
Den dir mein Götterkuß, der Muſen Kunſt verlieh.
Genieß den Zaubertrank der goldnen Nektartrauben,
Den Föbus Strahl dir reift im Hain der Fantaſie.
Nur fodre nicht, dein Feu'r ſoll jedes Herz erwärmen,
Und, weil du ſchwärm'riſch fühlſt, die ganze Welt ſoll ſchwärmen."

„Du ſiehſt, ich liebe ſelbſt mit deiner Unart dich;
Denn Gutes wohnt in dir, und an erkanntem Guten
Hängſt du mit ſelmer Treu und unveränderlich,
Und würdeſt, eh du wich'ſt, viel lieber dich verbluten.

Darum

gen zu reden, ſchien ſich aber wieder anders zu bedenken, und erſuchte mich nur, ihm zu ſagen, warum ich Delphi verlaſſen hätte. So natürlich die Aufrichtigkeit ſonſt meinem Herzen war, ſo konnte ich doch dieſes mal unmöglich über die Bedenklichkeiten hinaus kommen, welche mir über meine Liebe zu Pſyche den Mund verſchloſſen. Einem Freunde von meinen Jahren, für den ich mein Herz eben ſo eingenommen gefunden hätte, als für den Stratonicus, würde ich das Innerſte meines Herzens ohne Bedenken aufgeſchloſſen haben, ſo bald ich hätte vermuthen können, daß er meine Empfindungen zu verſtehen fähig ſey: Aber hier hielt mich etwas zurük, davon ich mir ſelbſt die Urſache nicht recht angeben konnte. Ich ſchob alſo die ganze Schuld meiner Entweichung von Delphi auf die Pythia, indem ich ihm ſo ausführlich, als es meine jugendliche Schaamhaftigkeit geſtatten wollte, von den Verſuchungen, in welche ſie meine Tugend geführt hatte, Nachricht gab. Er ſchien ſehr wohl mit meiner aufführung zufrieden, und nachdem ich meine Erzählung biß auf den Augenblik, wo ich ihn zuerſt erblikt, und dasjenige was ich ſogleich für ihn empfunden, fortgeführt; ſtund er mit einer lebhaften Bewegung auf, warf ſeine Arme um meinen Hals, und ſagte mit Thränen der Freude und Zärtlichkeit in ſeinen Augen: —— Mein liebſter Agathon, ſiehe deinen Vater —— hier, ſezte er hinzu, indem er mich ſanft umwendete, und auf das Gemählde wieß, welchem ich bisher den Rüken zugekehrt hatte, —— hier, in dieſem Bilde, erken-

Ne

Darum ergab mein Herz von je und je dir sich.
Nur blick auch heiter auf. Laß Well' und Woge fluten!
Ein Herz, das immer fest an Treu und Wahrheit hält,
Darbt nie an ächtem Glück auch schon in dieser Welt."

Sie sprach's. An ihren Hals flog ich mit glüh'nden Wangen,
Sie neigte zu mir hin den wunderschönen Mund;
Mich hielt ihr weicher Arm mit zarter Lieb' umfangen,
Und lieblicher schwamm itzt um mich das Erdenrund.
Ein neuer, schön'rer Tag schien um mich aufgegangen,
Ich hielt die Mutterhand zum neuen Seegensbund.
O holde, süße Kunst, der Dichtung schöne Gabe,
Laß deiner Blumen Duft mich laben bis zum Grabe!

Schink.

XI.

Urtheile der Engländer über Kants Filosofie.

Hr. Doktor Willich, jetzt Gesandtschaftsarzt in London, suchte vor kurzem den Faden da wieder anzuknüpfen, wo ihn Nitsch aus Mangel an Aufmunterung hatte fallen lassen. Er gab unter dem Titel: Elements of Critical Philosophy,

einen neuen Verſuch heraus, um die Hauptſätze der kritiſchen Filoſofie unter den Britten zu popularisiren.

Zu den anderweitigen Nachrichten*) über die Aufnahme, die dieſer Verſuch bey dem beobachtenden Theil des brittiſchen Publikums gefunden hat, dürfte man wohl nicht mit Unrecht noch eine auch ausführliche und überall den Kenner verrathende Anzeige dieſer Elemente im Critical Review, Januar 1799. S. 62. ff. rechnen; und da bey dieſer Gelegenheit der, wie es ſcheint, unpartheiiſche und mit dem Gang dieſer Filoſofie nicht erſt ſeit heute und geſtern bekannte Rezenſent, ſein aufrichtiges Geſtändniß über dieſe Lehre im Allgemeinen ablegt, ſo dürfte es vielleicht mehrern unbefangenen Leſern dieſer Monatsſchrift nicht ganz unangenehm ſeyn, auch dieſe zu vernehmen. Beyläufig können ſie auch dem Zweifler zum Belege dienen, daß der freymüthige und ſcharfſinnige Bekämpfer dieſer kritiſchen Weisheit, deſſen neueſtes Meiſterwerk nicht erſt bey dieſer Veranlaſſung eines wiederholten Lobes bedarf, gewiß kein Traumgeſicht erblickte, als er im Eifer über die Verirrungen ſeiner Nazion ausrief: „Auswärtige Nazionen höhnen uns: ſeyd ihr da, ihr Teutſche, die ihr in Manchem ſo weit wart?**)“

„Sollen

*) S. London und Paris. 1799. St. III. S. 359. unter dem Artikel: Miscellen.

**) Herders Metakritik, Th. I. S. XXI.

„Sollen wir, so fängt jene Recenſion an, den leidenſchaftlichen Lobreden von Kants Schülern Glauben beymeſſen, ſo rühmt ſich Preußen an ihm eines filoſofiſchen Diamanten vom reinſten Waſſer zu beſitzen. — Seine Schüler, den Schülern des Plotinus gleich, ſcheinen nur darüber nicht einig werden zu können, ob ſie ihn mehr als Weiſen verehren, oder als eine Gottheit anbeten ſollen. Von den Doctoribus angelicis und ſeraphicis, ihren Vorvätern, wenden ſie ſich mit Ehrgefühl an dieſen ins Fleiſch gekommenen Logos. Hätten ſie Eloas Trompete, ſie riefen ſeinen Nahmen von Sonne zu Sonne.“

„Erkundigen wir uns bei ſeinen Anhängern nach dem allgemeinen Endzweck ſeines Syſtems, ſo erhalten wir nur verneinende Antworten. Es iſt nicht Atheismus: denn er behauptet, die praktiſche Vernunft ſey berechtigt, das Daſeyn eines höchſten Verſtandes anzunehmen. Es iſt nicht Theismus: denn er läugnet, daß die theoretiſche Vernunft das Daſeyn eines unendlich einſichtsvollen Weſens beweiſen könne. Es iſt nicht Materialismus: denn er behauptet, daß Zeit und Raum nur Formen unſrer Percepzion, nicht Attribute der Dinge an ſich ſind. Es iſt nicht Idealismus: denn er behauptet, daß die Noumena unabhängig ſind von den Fänomenen; daß die Gegenſtände der Wahrnehmung vor der Wahrnehmung ſelbſt da ſind. Es iſt nicht Libertis-

yismus: denn er gesteht zu, daß der Wille durch bestimmte Gesetze geleitet werde. Es ist nicht Fatalismus: denn er erklärt diesen für ein System, in dem die Verbindung der Endzwecke in der Welt als zufällig angesehen werde. Es ist nicht Dogmatismus: denn er begünstigt jeden möglichen Zweifel. Es ist nicht Skeptizismus: denn er bemüht sich zu beweisen, was er lehrt. — Das sind die unendlichen Ausflüchte dieser Schüler. Wenn wir den Eindruck beschreiben sollten, den die Schriften des Meisters (obgleich wir nicht behaupten wollen, ihn durchweg verstanden zu haben) auf uns machten, — so würden wir seine Lehre einen Versuch nennen, Hume's skeptische Filosofie in der widerlichen Sprache der Scholastik zu lehren. — Wir wollen nicht auf Kant den bekannten Vers Voltaire's anwenden:

Si vous ne pensés pas, crées de nouveaux mots;

aber wir fragen doch, durch welches seiner neugemodelten Worte ein kürzerer, hellerer oder bestimmterer Ausdruck für die allgemeinen Sätze der Filosofie gewonnen wurde? Werden wir nicht durch die Einführung verschiedener derselben gezwungen, der Metafysik eine noch abstraktere Form zu geben und diesen Zweig der Gelehrsamkeit noch weiter von der Sfäre des gemeinen Verstandes zu entfernen? Die Eitelkeit wird immer gerne nachsprechen, was sie nicht immer Fleiß oder Geschicklichkeit genug hat

zu lernen oder zu faſſen; und ſo wird ſich ein Schwarm vonſenſikaliſcher Schwätzer erheben, die gedankenlos einen eſoteriſchen Jargon annehmen, und ihn bald ſelbſt für die Eingeweihten unbrauchbar machen werden. Dialektiſche Dunkelheit wird man für einſichtsvollen Scharfſinn gelten laſſen, und dieſelbe Verfinſterung der allgemeinen Begriffe wird die neue Welt überſchatten, welche die Alexandriniſchen Platoniker über die alte verbreiteten. Die Alexandriniſchen Schriften ſind dem Geiſte nach nicht ſo weit von denen der Königsberger Schule verſchieden, als man gewöhnlich glaubt. Sie enthalten viele Stellen die der Leichtgläubigkeit des Volks zu ſchmeicheln ſcheinen, indeß ſie die Göttergeſchichte in Allegorieen und die Weltſeele in eine bloß erklärende Perſonifikazion auflöſen, und ſo die Lebhafteren und Scharfſinnigern das ſpekulative Verwerfen der Meinungen lehren, denen gemäß zu handeln ſie aufgefordert und angewieſen werden. Im ähnlichen Geiſte ſetzt Kant ſorgfältig einen Unterſchied zwiſchen der praktiſchen und theoretiſchen Vernunft feſt. Indeß er lehrt, das vernunftgemäße Betragen dulde die Hypotheſe von Gott, der Offenbarung und einem künftigen Leben, behauptet er, die theoretiſche Vernunft könne keine hinreichende Beweiſe für ſie geben. Seine Moral beſteht alſo in der Vertheidigung des alten Sittenſpruchs: „Denke wie der Weiſe, aber handle wie der große Haufe!“ — eine Verfahrungsart, die dem letztern einen vollendeten Sieg über den erſtern zuſichert.“

Am Ende ſchließt der Recenſent mit folgender Aeuſſerung: „Dieſe Elementariſche Ueberſicht von Kants Werken iſt, unſrer Meinung nach, eine ſehr undeutliche Darſtellung dieſer Filoſofie. Der Verfaſſer ſelbſt iſt weniger ſchwer zu verſtehen als ſein Kommentar. In der That iſt es wahrſcheinlich, daß Kant ſich ſelbſt verſteht, und wenn die Schwierigkeit ſeiner wunderlichen Fraſeologie einmal überwunden iſt, kann man ihm im Allgemeinen mit Aufmerkſamkeit folgen. Seine Schüler aber ſetzen unaufhörlich die Worte ſtatt der Ideen der Sekte und liefern ganze Seiten, die ſo wenig mit der Filoſofie zu thun haben, als die Verſe der Schulknaben, in denen bloß um der Proſodie willen Worte zuſammengeflickt werden, mit der Poeſie.“

XII.

Künſte.

1.

Ueber Mionnet's Münzen- und Gemmenpaſten.

Es iſt in einem der frühern Stücke des Journals London und Paris (Erſter Jahrg. St. III. S. 261 f.) der Verſuch Mionnets, eines Unteraufſehers des Antikenkabinets bey der Nazionalbibli-

bibliothek in Paris, erwähnt worden, durch ſcharfe in Schwefel geformte Abdrücke der alten Medaillen im Münzkabinette der Nazion daſſelbe für das Studium der Numismatik zu leiſten, was einſt Lippert für das Studium der geſchnittenen Steine durch ſeine Daktyliothek bewirkte. Münzliebhaber wurden ſchon damals durch dieſe Ankündigung aufmerkſam und erkundigten ſich häufig nach dem Gedeihen dieſer Verſuche. Ich habe neuerlich ausführlichere Nachricht darüber aus Paris erhalten, wovon ich einiges mit um ſo gröſſerm Vergnügen mittheile, da man nach allem, was mir davon bekannt worden iſt, von der durch Kenner geleiteten Auswahl und der Präciſion in der Ausführung dieſer Münzpäſten etwas ſehr gutes und lehrreiches zu erwarten, und keineswegs zu befürchten haben wird, daß in der Wahl und Angabe eben die Fehlgriffe begangen werden dürften, die der zwar auch ſo noch ſehr verdienſtlichen Lippertſchen Daktyliothek von Kennern von jeher mit Recht zum Vorwurf gemacht wurden. Wer Eckhels Hauptwerk über die alte Numismatik oder auch nur die Nachrichten geleſen hat, die in den verſchiedenen Denkſchriften auf den edeln Barthelemy, den vorigen Aufſeher dieſes Münzkabinets, deſſen würdiger Neffe ſein Nachfolger in dieſer Stelle geworden iſt, über den Reichthum des vormaligen Königlichen Münzkabinets zu Paris angeführt werden, kann ſich ſchon eine Vorſtellung von dem Schatze machen, aus welchem hier die ſeltenſten und lehrreichſten Stücke

durch

durch dieſe Paſten vervielfältigt werden ſollen. Zugleich darf ich vorläufig verſichern, daß der Preis derſelben äuſſerſt billig und daher eine beliebige Auswahl derſelben nicht nur für einzelne Liebhaber, ſondern auch für öffentliche Schulen und Erziehungsanſtalten leichter, als irgend ein anderes Verſinnlichungsmittel zur Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums, käuflich und zugänglich ſeyn dürfte. Sobald die verſprochenen Verzeichniſſe ſelbſt in meinen Händen ſeyn werden, ſoll in dieſer Zeitſchrift wieder die Rede davon ſeyn. Hier der Auszug aus den Pariſer Briefen.

B.

Paris, d. 9. Ventoſe.

Ich habe Ihnen vor einigen Monaten eine vorläufige Nachricht von B. Mionnet's Münzpaſten gegeben. Er hat ſeitdem immerfort, ſo viel es ſeine Zeit und Geſundheit zuließen, an der Vervollſtändigung dieſer Sammlung gearbeitet, und ich bin nun im Stande Ihnen einige nähere Details über dieſe Sammlung mitzutheilen. Sie zerfällt in zwey Theile. Der erſte enthält die Numi autonomi, die bey den verſchiedenen Völkern und in den verſchiedenen Städten geſchlagen wurden. Bey jeder Stadt wird ſich auch eine Auswahl derjenigen Münzen befinden, welche daſelbſt geſchlagen worden, ſeitdem dieſe Stadt unter römiſcher Herrſchaft war. B. Mionnet wird nur die Münzen wählen, deren Gepräge am intereſſantes

ſanteſten iſt. Sie können Liebhabern eine bequeme Gelegenheit anbieten, entweder eine ziemlich vollſtändige paläografiſche Paſtenſammlung oder eine Reihe der berühmteſten Männer und Städte-Erbauer ſich anzuſchaffen. Auch hier hat B. Mionnet weniger darauf geſehen, die Anzahl der Exemplarien zu vermehren, als vielmehr diejenigen Münzen auszuwählen, deren Gepräge am meiſten Intereſſe haben kann. Daher hat er von vielen Städten nur eine einzige Münze gewählt. Auch eine Folge von Königen wird ſich hier anſchlieſſen.

Im Zweiten Theil, bei den Römiſchen Münzen, giebt er eine ſchöne Reihe von Römiſchen Aß, und den Theilen deſſelben; ferner die merkwürdigſten Gepräge von ſilbernen und bronzenen Conſular-Münzen; endlich eine Reihe von Kaiſer-Münzen, von dem Untergang der Republik bis auf die Einnahme von Konſtantinopel, beſonders von Bronze in verſchiedenen Gröſſen. Darneben iſt auch von einer Kameen-Daktyliothek die Rede. Er wird von den Kameen des Antikenkabinets der Nazionalbibliothek alle die auswählen, die ohne beſchädigt zu werden, modellirt werden können, und ſodann auch Schwefelabgüſſe davon liefern. Beſonders wird er dieſe Operazion mit denen vornehmen, welche neuerlich aus den Antikenkabinets Italiens zu der ſchon vorhandenen prächtigen Sammlung hinzugekommen ſind.

B. Mionnet wird überdies ein Verzeichniß derjenigen Münzen, Kameen u. ſ. w. drucken laſſen, von

denen

denen er Pasten liefern kann; so daß also Liebhaber nicht die ganze Sammlung zu kaufen nöthig haben, sondern sich nach ihrem besondern Geschmack auch eine besondere Sammlung aus der seinigen auswählen können. Ich hoffe Ihnen dieß Verzeichniß bald zuschicken zu können, und um Ihnen die Genauigkeit und die Manier dieses Mannes durch ein Beyspiel zu erklären, lege ich Ihnen hier in einer Schachtel einen Schwefelabguß eines neuerlich aus Modena hieher gebrachten trefflichen Kameo, einen Jupiterkopf vorstellend, zur Probe bey. Er ist gelb auf schwarz, und macht daher zwey Güsse nöthig. Dieser kostet 50 Sols. Man kann sie aber auch ganz schwarz haben, und da kostet die Paste nur 30 Sols. Ja er macht sie auch nur in Gyps, die doch an Schönheit den Schwefelgüssen wenig nachgeben, und da läßt er das Stück zu 20 Sols. Die hiesigen Künstler kaufen meist schwarze Schwefelabgüsse und sind mit der Ausführung wohl zufrieden*).

2.

*) Diese treffliche Jupiterbüste von einer ungewöhnlichen Größe, gegen 3 Zoll in der Länge, läßt an Feinheit und Präcision der Arbeit alles zurück, was man von dieser Art in gewöhnlichen Sammlungen sehen kann. Das matte blaßgelbe Relief auf dem schwarzen Grunde giebt der Figur noch mehr Annehmlichkeit, die man in den geschmackvollsten Zimmern, wie andere Biscuitmedaillons, aufhängen kann. Ueber die Wohlfeilheit des Preises bey einer Paste von solchem Umfange darf ich wohl nichts hinzusetzen. Die einfache Addresse an den Künst-

die Mutter, deren geliebte Züge mich beym erſten Anblik in deiner Geſichts-Bildung gerührt, und dieſe Bewegung erregt haben, die ich nun für die Stimme der Natur erkenne. Du kenneſt mich zu gut, liebenswürdige Danae, um dir meine Empfindungen in dieſem Augenblike nicht lebhafter einzubilden, als ich ſie beſchreiben könnte. Solche Augenblike ſind keiner Beſchreibung fähig; für ſolche Freuden hat die Sprache keine Namen, die Natur keine Bilder, und die Phantaſie ſelbſt keine Farben. —— Das Beſte iſt, zu ſchweigen, und den Zuhörer ſeinem eigenen Herzen zu überlaſſen. Mein Vater ſchien durch meine Entzükung, welche ſich lange Zeit nur durch Thränen und ſprachloſe Umarmungen und abgebrochene Töne der zärtlichſten Regungen, deren die Natur fähig iſt, ausdrüken konnte, doppelt glüklich zu ſeyn. Das Vergnügen, womit er mich für ſeinen Sohn erkannte, ſchien ihn ſelbſt wieder in die glüklichſten Augenblike ſeiner Jugend zu verſezen, und Erinnerungen wieder aufzuweken, denen mein Anblik ein neues Leben gab. Da er natürlicher Weiſe vorausſezen konnte, daß ich begierig ſeyn werde, die Urſachen zu wiſſen, welche meinen Vater, der mich mit ſo vielem Vergnügen für ſeinen Sohn erkannte, hatten bewegen können, mich ſo viele Jahre von ſich verbannt zu halten; ſo gab er mir hierüber alle Erläuterungen, die ich nur wünſchen konnte, durch eine umſtändliche Erzählung der Geſchichte ſeiner Liebe zu meiner Mutter. Seine Bekanntſchaft mit ihr hatte ſich zufälliger Weiſe in einem Alter angefangen, worinn er noch gänzlich un-

2.

Prof. Schlichtegrolls Nachricht vom Herzogl. Münzkabinette in Gotha.

Liebhaber der Münzkunde kennen den herrlichen numismatiſchen Schatz, der in dem Herzoglichen Kabinette in Gotha nicht bloß als ein heiliges immerwachſendes Fideikommiß ruhmwürdiger Vorfahren aufbewahrt, ſondern auch durch die eifrige einſichtsvolle Kunſtliebe des jetzt regierenden Herzogs mit zwey neuhinzugekauften koſtbaren Sammlungen, des Barons von Schachmann in der Oberlauſitz, und der Sulzerſchen Familie (die Jakob Sulzer in der Schweitz geſammelt hatte, und die allein aus 4368 alten Münzen beſtand) anſehnlich vermehrt worden iſt. Man hatte aber von der Entſtehung und Vervollſtändigung dieſes Münzkabinets bisher noch immer nur die ältern Nachrichten, die man zum Theil aus Liebes bekanntem Werke, Gotha Numaria und andern Schriften mühſam zuſammenleſen mußte. Hr. Prof. Schlichtegroll erwarb ſich daher gewiß den Dank aller Archäologen und Münzliebhaber, daß er vor kurzem die Geſchichte dieſer Sammlung bis auf die neueſten Zeiten in einer eigenen Glückwünſchungsſchrift bekannt machte, wozu ihn der Geburtstag jenes ehrwürdigen Fürſten, der

Künſtler iſt: Au C. Mionnet, Employé au Cabinet des Antiques à la bibliotheque nationale.

der allen Wiſſenſchaften und Künſten bey ſich einen unentweihten Friedenstempel erbaut hat, die angenehme Veranlaſſung gab. *) Am Ende dieſer mit eben ſo viel Geſchmack als zweckmäßiger Gelehrſamkeit ausgeſtatteten Denkſchrift legte der Verf. einen Plan zur Ausgabe neuer numismatiſchen Annalen vor, die für ältere und neuere Münzkunde einen vollkommnen Vereinigungspunkt eröffnen würden, wie er uns, ſeit Bauers Neuigkeiten für Münzliebhaber im Jahre 1772 aufgehört haben, gänzlich abgeht. Der Plan iſt ſo verſtändig und zweckmäßig angelegt, daß alle Kunſt- und Geſchichtsliebhaber zur Ausführung deſſelben billig die Hand bieten ſollten. Hier gnüge es, die kunſtliebenden Leſer dieſer Zeitſchrift, welchen er bis jetzt entgangen ſeyn könnte, darauf aufmerkſam gemacht zu haben.

XIII.

Hr. Beresford's German Ballads and Songs.

Herr Beresford, ein durch Gelehrſamkeit und Karakter gleich ſchätzenswürdiger Engländer, der ſich

*) Historia numothecae Gothanae. Auctore K. *Schlichtegroll.* Praemittitur epistola ad Principem suum; in fine libelli accedit consilium de edendis annalibus numismaticis. Gothae, Ettinger 1799. 79 S. in 8.

ſich bis jetzt in Berlin aufhielt, und dort ſehr geſchätzt wurde, hat ſeine frühern mit verdientem Beifall aufgenommenen Sammlungen, the German Erato und the Songſter, neuerlich durch eine dritte vermehrt: A Collection of German Ballads and Songs (Berlin und Leipzig. 1799. in 4.) und auch hier wieder einen deutlichen Beweis abgelegt, wie genau ſich die engliſche Sprache an die Sylbenmaaße und den Gang teutſcher Gedichte anſchmiegen kann, wenn ſie ein Künſtler zu handhaben verſteht. Bürgers Leonore, die ſeit 4 Jahren in England viermal überſetzt, und in des jüngern Colman's Lord Hoxpergallopp, oder the maid of the moor, mit ſatiriſcher Lauge übergoſſen wurde, hat hier eine neue, ihren Vorgängern an Wohlklang nichts nachgebende, an Treue aber weit vorzuziehende Ueberſetzung erhalten, wozu Hr. Kapellmeiſter Reichard eine neue, ſehr genialiſche Kompoſizion gegeben hat. Die übrigen Stücke ſind von Stollberg, Göthe, Schiller und Roſtitz mit zum Theil ſchon bekannten Kompoſizionen von Gerſtenberg, Reichard und Himmel. Mögen dieſe zartverpflanzten Blumen auch unter dem brittiſchen Himmel einen empfänglichen Boden finden! Sie ſind dem Prinzen Heinrich, jüngern Bruder des regierenden Königs, einem Schüler des Hr. Beresford in der engliſchen Sprache, zugeeignet.

B.

XIV.

Auszüge aus Briefen.

Paris den 23. April 99.

Was ich Ihnen unlängst über die mechanografiſchen Gemälde geſchrieben habe, gilt auch jetzt noch. Man findet ſie durchgängig ſchön, und wer ſeinen Geſchmack an der einfachen Antike gebildet hat, ſogar ſchöner, als alles, was bis jetzt die Dekorazionskunſt für Wändebekleidungen ausdachte. Nur ſind ſie freilich ſchon um des anſehnlichen Preiſes willen nicht jedermanns Kauf. Indeſſen fehlt es nicht an Reichen, die ſo etwas nicht achten. Allein dieſe können ſich auf andere Weiſe helfen. Nie iſt die Kunſt hier brodloſer geweſen, als jetzt. Daher giebt es Mahler genug, die faſt um denſelben Preis ſolche Verzierungen mahlen, und Sie wiſſen wohl daß der große Haufe juſt nicht auf eine kleine Inkorrekzion in der Zeichnung Rückſicht nimmt, und lieber das Gemälde von freier Hand, auch mit einigen Fehlern, als das mechanografiſche Gemälde, obſchon fehlerfreier als das vorige, nehmen wird. Noch iſt eine Urſache die dem Fortgang dieſer Unternehmung in Paris entgegenſteht! On aime jouir toute de ſuite lorsqu'on demande quelquechoſe. Nun würde aber das Hin- und herſchreiben, die Beſtellung, dieſe geſchwinde Jouiſſance ſehr verzögern. Auch erfordert das Stellen der mechanografiſchen Gemälde viele

viele Vorſicht um ſie günſtig zu beleuchten; man muß bei der Beſtellung vieux Renſeignemens einſchicken. Im erſten Augenblick ſchien mir dies kein groſſes Hinderniß; aber je mehr ich der Sache nachdenke und den Karakter der Pariſer damit vergleiche, deſto mehr ſehe ich daß dieſe Schwierigkeit größer ſey als man glaubt: parceque c'eſt gênant et parcequ'enfin on risque d'être mal compris, d'avoir quelquechoſe que ne vous convient pas, étant en place etc. etc. Dies alles fiele weg, wenn das Etabliſſement in Paris wäre, weil da die Verabredungen mit den Liebhabern mündlich könnten genommen werden, und die Beſitzer der mechanografiſchen Gemälde ſelbſt an Ort und Stelle ſehen könnten, wie ihre Gemälde zu beleuchten ſeyen u. ſ. w.

Die italiäniſchen Antiken im Muſeum der Künſte, beſonders die Statuen, ſind noch nicht aufgeſtellt; doch arbeitet man immer daran ihnen die Stätte zu bereiten. Allein Sie wiſſen wohl, daß Mars die Muſen ſchweigen macht, und daß er auch alle Geldquellen austrinkt, ſo daß die 9 Schweſtern Gefahr laufen zu verdürſten. Ich fürchte jetzt beſonders für die ungeſchickter Weiſe in der Engelsburg zu Rom aufgehäuften Kunſtſchätze. Hätte man gleich Anſtalten getroffen ſie nach Frankreich zu ſchicken, ſo wären ſie doch wenigſtens in Sicherheit. Aber ſo wie die Sachen ſtehen, befürchte ich ſehr daß die Kunſt viele von ihren Monumenten einbüßen werde. Die Franzoſen haben geſchärfte Ordre, ſich auf den letzten Mann zu vertheidigen. Wer übergiebt, wird von nun an für ehrlos erklärt. Kommen nun die Ruſſen vor

die Engelsburg und belagern ſie, und leiſtet die Beſatzung (wie zu vermuthen iſt) Widerſtand, ſo läßt Suwarow etliche Bomben hineinwerfen, und dann gute Nacht Monumente!!

Die Franz. Ueberſ. von Bartels Briefen über Kalabrien und Sicilien, deren Herausgabe Millin beſorgt, wird in einigen Monaten erſcheinen.

Uebrigens werden hier bey uns nicht blos Kommentare über teutſche Epopöen ſondern auch ſelbſt Gedichte in dieſer Zunge verfertigt. Nächſtens erhalten Sie Cato's Tod, ein Trauerſpiel in einem Aufzuge, von Auguſt Lamey. Der Verf. iſt ein junger Menſch von etwa 25 Jahren der als Ueberſetzer des Bulletin des lois de la Republique angeſtellt iſt, und der ſich in ſeinen freien Stunden damit abgiebt, Germaniens Muſen zu huldigen. Als teutſcher Dichter in Galliens Hauptſtadt bleibt er alſo immer gewiſſermaßen ein Phänomen. Dies und Marius in Carthago, welches Stück er vor einiger Zeit bei König in Strasburg herausgab, ſind ſeine erſten Gedichte von einigem Umfang. Vorher hatte er ſich blos auf Lieder beſchränkt.

Sie wollten wiſſen, wie es mit den teutſchen Lekzionen auf dem Lycée Republicain gehe. Ich ſprach vor einigen Tagen mit Weiſe, der dieſen Cours giebt. Er ſagte mir aber, es komme faſt niemand, und dies gebe ihm ſo wenig Luſt, daß wenig fehle er gebe das ganze Ding auf. „Wenn ich eine gewiſſe

gewiſſe Taktik, ſagte er mir, hätte befolgen wollen, (wie dieß beſonders Boldoni der italiäniſche Lehrer thut) „nemlich wenn ich einigen Frauenzimmern und jungen „Leuten hätte den Hof machen wollen, um ſie zu enga„giren meinen Cours zu beſuchen, ſo hätte es vielleicht „geſchehen können, daß ich Zuhörer bekommen hätte; „allein ſo ging ich blos den geraden Weg, überließ es „jedem entweder zu kommen oder nicht zu kommen; und „ſo gerieth mein Cours in ſolche Abnahme, daß faſt „niemand kam.“

Vor einiger Zeit ſtarb Duſſaulx, der auch in Teutſchland durch ſeine Ueberſetzung des Juvenals bekannt iſt, ein heftiger Mann, von etwas cyniſchen Sitten. Dadurch war eine Stelle im Fache der alten Literatur im Nazionalinſtitut eröffnet, wozu ſich bald die B. Gail, Pougens und Cauſſin meldeten. Nur durch vieles Zureden ließ ſich auch Millin bewegen, ſich als Bewerber zu nennen, da er wußte wie ſehr alles hier von Compere und Commere und von Kabalen abhängt. Statt daß andere, beſonders Gail, aus dem College de France, in ganz Paris täglich und von Morgens bis Abends umherrannten, war M. ſeine Zeit zu lieb, um ſie ſo durch unnützes Rennen und Jagen zu verderben. *) Er beſuchte nur

*) Es iſt in der That ein das Nat. Inſtitut entehrender Mißbrauch, daß es, um darin aufgenommen zu werden, meiſt darauf ankömmt, wer am meiſten Viſiten bei den Mitgliedern gemacht hat; daher haben Gail und Pougens die

die Mitglieder der Sekzion und einige Mitglieder der Klasse. Er war schon bey der ersten Formazion vorgeschlagen worden; allein damals hatte er einige Deputirte z. B. Camus, und Leute die sich in den Clubbs einen Namen gemacht hatten, wie z. B. Mongez, zu Konkurrenten, und so wurde er zurückgesetzt. Nun ist es eine weltkundige Sache, daß wer sich mit Antiquitäten beschäftigt, der alten Sprachen kundig seyn müsse. In dieser Rücksicht konnte sich B. M. mit Recht unter die Bewerber mischen, da in der Sekzion

die täglich rannten, am meisten Hoffnung. Wenn das Institut seine Würde behaupten wollte, so verböte es all dies Rennen und Kabaliren, und schränkte alles blos auf die Formalität ein, daß wer sich unter die Kandidaten gesetzt wissen wolle, sich im Sekretariat einschreibe. Dies hat in so weit seinen Nutzen daß wenigstens keiner ernannt wird, ohne es zu wollen, was sonst bei manchem leicht der Fall seyn dürfte, wie z. B. St. Croix, dem es sehr Leid wäre, wenn ihn das Institut zum Mitglied ernennte. — Ein anderer Misbrauch ist, daß man es als einen Grund geltend macht, um jemand aufnehmen zu machen, er sey arm, und man müsse ihm helfen. Dies wandten in der That mehrere von denen ein, welche B. M. übel wollen: er sey bemittelt, und habe einen einträglichen Platz; er brauche also nicht ins N. Inst. aufgenommen zu werden. — Bald wird man so das Nat. Inst als ein Hospital ansehen, in welches man Krüppel, Lahme und Blinde zur Verpflegung aufnimmt; also ein Pendant zu den Quinze-vingts, oder wie ein literarisches Invalidenhaus.

D. Eins.

Sekzion der Antiq. keine Aussicht auf eine baldige vakante Stelle ist, und die Sekzion der alten Sprachen in genauem Bunde mit seiner Parthie steht.

Allein was geschah? Die Art wie die Wahlen des Instituts vorgenommen werden ist folgende: die Sekzion macht eine Liste von Kandidaten die sie vorschlägt, und deren Zahl unbestimmt ist; sie kann 8, 10 und mehrere vorschlagen. Aus dieser Liste wählt die gesammte Klasse 3 aus. Allein sie hat das Recht, wenn es ihr gutdünkt, noch andere auf die Liste der vorgeschlagenen Kandidaten zu setzen; und so kann es geschehen, daß die 3 Kandidaten, welche die Klasse dem ganzen Institut zur Wahl vorlegt, nicht einmal auf der von der Sekzion vorgeschlagenen Kandidaten-Liste stunden. — Dies ist ein, wie mich dünkt, großer Misbrauch, da die Sekzion besser die Leute kannte, die für ihre Partie tauglich wären, als die übrigen Mitglieder der Klasse, welche, wie z. B. im vorliegenden Fall, aus Versmachern, Komödianten, Mahlern, Bildhauern und dergleichen mehr besteht, die wohl wenig davon verstehen wer am tüchtigsten sey die Stelle in der Sekzion der alten Sprachen am würdigsten auszufüllen, wie Sie gleich aus einem Beispiel sehen werden.

Die Liste der Sekzion war gut besetzt, so wie man es von Männern wie Dutheil, Langles u. s. w. erwarten kann, welche darauf sehen, daß ihre Sekzion ein tüchtiges Mitglied erhalte. Auf dieser Liste befand sich Millin, ich glaube als der Zweite. — In der

Verſammlung der Klaſſe, wo die Liſte der 3 ſollte verfertigt werden, ſtund Legouvé auf und ſagte: es wundre ihn ſehr, wie man auf dieſer Liſte einen Mann habe vergeſſen können, der in ganz Frankreich allein die nordiſchen Sprachen kenne u. ſ. w. — Kurz dieſer gelehrte Sprachkenner war der — blinde Buchhändler Pougens. Sie fühlen ſelbſt daß ich blind nicht als Vorwurf für ihn anſehe; es iſt ein Unglück für den lieben Mann, den ich übrigens wegen ſeiner Indüſtrie und Thätigkeit als Buchhändler, und wegen mancherlei Kenntniſſe ſchätze. Allein ich glaube, es iſt wohl erlaubt beſcheidene Zweifel in die Ausgedehntheit ſeiner Kenntniſſe zu ſetzen, woran er und ſeine Freunde ſo gern jedermann glauben machen möchten. Pougens bekam auf einer Reiſe nach Rom, wo er ſeinen Vater (den Kardinal Bernis) beſuchen wollte, die Pocken, und hatte das Unglück beider Augen dadurch beraubt zu werden. Er war bis in ſein 20ſtes Jahr nicht auſſerordentlich tief in die Wiſſenſchaften eingedrungen, ſondern hatte ſich mit den talens agréables, Poeſien, Malerei u. dergl. begnügt, da er nicht ohne Vermögen war und noch Hoffnungen hatte. Während ſeiner Blindheit wurde er (wenn ich nicht ſehr irre) als Konſul nach England geſchickt, wo er mehrere Jahre lebte. Nun ſollte man ſich kaum vorſtellen, daß ein des Geſichts beraubter Mann über das Geſchlecht der Pflanzen ſchreiben werde, worüber große Naturhiſtoriker nur nach vieljährigen mikroſkopiſchen Beobachtungen zu ſchreiben wagten; allein das that Pougens. Vor einiger Zeit gab er eine kleine Brochüre über die

Anti-

ter der väterlichen Gewalt ſtuhnd. Sein Vater war das Haupt eines von den edelſten Geſchlechtern in Athen. Meine Mutter war ſehr jung, ſehr ſchön, und eben ſo tugendhaft als ſchön, unter der Aufſicht einer alten Frau, die ſich ihre Mutter nannte, dahin gekommen. Die ſtrenge Eingezogenheit, worinn ſie ſehr kümmerlich von ihrer Hand-Arbeit lebte, verwahrte die junge Muſarion vor den Augen und vor den Nachſtellungen der müſſigen reichen Jünglinge, welche gewohnt ſind, junge Mädchen, die keinen andern Schuz als ihre Unſchuld, und keinen andern Reichthum als ihre Reizungen haben, für ihre natürliche Beute anzuſehen. Dem ungeachtet konnte ſie nicht verhintern, durch einen Zufall, den ich übergehen will, meinem Vater bekannt zu werden, welcher ſich durch ſeine geſittete und beſcheidene Lebens-Art von den meiſten jungen Athenienſern ſeiner Zeit unterſchied. Sein tugendhafter Character konnte ihn nicht verwahren, von den Reizungen der jungen Muſarion gerührt zu werden; aber er machte, daß ſeine Liebe die Eigenſchaft ſeines Characters annahm. Sie war tugendhaft, beſcheiden, und eben dadurch ſtärker und dauerhafter. Sein Stand, ſein guter Ruf und ſein zurükhaltendes Betragen gegen den unſchuldigen Gegenſtand ſeiner Liebe gaben zuſammengenommen einen Beweg-Grund ab, der die Nachſicht entſchuldigen konnte, womit die Alte ſeine geheime Beſuche duldete, ob ſie gleich immer häufiger wurden. Nichts kann natürlicher ſeyn, als dasjenige, was man liebt, dem Mangel nicht ausgeſezt ſehen zu

können;

Antiquités du Nord heraus. Ich begreife nicht wie es ihm einkommen kann, ſich mit dergleichen Sachen abzugeben, wo man doch wahrhaftig ſeine Augen haben muß, um ſelbſt zu ſehen, und wo es nicht hinlänglich iſt, ſich durch einen Sekretair vorleſen zu laſſen. Allein die Arbeit entſpricht auch dieſem allem, und die 3 jungen Dänen, welche ſich den Winter über hier aufhielten, Müller, *) Thorlacius und Engelſtoft, verſicherten mich, es wäre ihnen ein leichtes ein dreimal ſo ſtarkes Werkchen blos über das Irrige in Pougens Broſchüre zu ſchreiben. Doch dies iſt mehr als genug um zu zeigen, daß, ohne ihn etwas von den guten Eigenſchaften abzuſprechen, man doch herzhaft behaupten könne, daß er den Ruf mit Unrecht beſitze in den nordiſchen Sprachen bewandert zu ſeyn; er giebt ſich z. B. für einen großen Kenner der teutſchen Sprache aus. Hier iſt ein Pröbchen, daß Sie gedruckt in einer Note zu Forſters Anſichten, welche er überſetzt hat, finden können. Sauerkraut heißt von Wort zu Wort überſetzt. feuilles de choux (!!) — und nun kommt ein Schwall Gelehrſamkeit, um dies zu beweiſen.

*) Herr Müller iſt ſo eben von einer Reiſe durch die Schweiz und Lyon zurückgekommen, und wird in etwa 14 Tagen nach London abreiſen. Er iſt der Verfaſſer der gelehrten Schrift de genio ſaeculi Theodoſiani, wovon er die erſte Hälfte in Copenhagen, die zweite in Göttingen kurz vor ſeiner Reiſe hieher drucken ließ.

D. Linſ.

Nun wieder zum Inſtitut. Die 3 welche von der Klaſſe vorgeſchlagen wurden, ſind: Pougens, Gail, und wenn ich nicht irre, Cauſſin. Ich hätte wenigſtens erwartet, Chardon-La-Rochette, Coray und ähnliche Männer auf dieſer Liſte zu ſehen. Allein ſo wie dieſe Liſte beſchaffen iſt, wäre es wahrlich keine Ehre auf derſelben zu ſtehen.

Die Art wie nun das ganze Inſtitut aus dieſen 3 Kandidaten einen wählt, iſt eine wahre Lotterie, wie Sie gleich ſehen ſollen. Es iſt 3 gegen 1 zu wetten, das Pougens in das Naz. Inſtitut kommen wird, obgleich es der Wille der wenigſten Mitglieder iſt; *) und dies zwar auf folgende Art.

Bei der Wahl ſetzt jedes Mitglied des Naz. Inſt. die Namen der 3 vorgeſchlagenen Kandidaten auf ſeinen Stimmenzettel, ſo daß es dem Kandidaten, welchen es am meiſten begünſtigen will, die Nummer 3 beifügt, demjenigen den es am wenigſten begünſtigen will, die Nummer 1, und dem übrigen die Nummer 2.

Alle Freunde von Gail geben ihm No. 3. und Cauſſin, ſeinem Hauptnebenbuhler, No. 1. — Cauſſins Freun-

*) Bekanntlich iſt Pougens wirklich zum Mitglied ernannt worden. Daß übrigens wohl nicht in allen Klaſſen ſo zahme Wähler gefunden werden dürften, und daß es auch Mitglieder des Nazionalinſtituts giebt, die für die Würde deſſelben muthig zu kämpfen wiſſen, beweiſt das Benehmen des edeln la Lande bey einer ähnlichen Gelegenheit. S. Alg. Geograph. Ephemer. 1799. Juny. S. 630. B.

Freunde geben eben ſo ihm No. 3. und Gall No. 1. Von allen dieſen erhält alſo Pougens nothwendig No. 2. Wenn er alsdenn nur noch eine geringe Anzahl Freunde hat, die ihm No. 3. geben, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich daß Pougens **membre de l'Institut** werden wird, gegen den Willen des bei weitem gröſſern Theils der Mitglieder. Denn man addirt zuletzt die Nummern, die an jedem Namen ſtehen, zuſammen, und wer die höchſte Summe hat, iſt Mitglied.

Sie werden ſich noch aus den franz. Journalen erinnern, daß vor einiger Zeit von Commodore Smith geſagt wurde, er habe verpeſtete Ballen Waaren nach Europa, beſonders Frankreich, geſchickt, um die Peſt daſelbſt zu verbreiten. Privatbriefe (aber von dieſen dürfen freilich unſere Journaliſten nichts ſagen) können nicht genug rühmen, mit welcher Menſchlichkeit er ſich der gefangenen Franzoſen angenommen, die er aus den Feſſeln der Türken befreit hat. O es wird einem grün und gelb vor den Augen, wenn man ſieht, mit welcher Unverſchämtheit unſere offiziellen Blätter lügen, und mit welcher Niederträchtigkeit das **Servum imitatorum pecus** (der übrigen Journaliſten nemlich) alle dieſe oft handgreiflichen Lügen nachbetet. —

* * *

2.

London, den 1. Juny 99.

So eben kündigen die öffentlichen Nachrichten aus Edinburg den Tod des bekannten Lord Monboddo

an. Der Mann hatte große Eigenheiten, und behielt ſie bis ins 82ſte Jahr bei. Er ſchrieb ſeine Friſchheit und Munterkeit bis ins höchſte Alter ſeiner antiken Diät zu, wohin vorzüglich der Umſtand gehört, daß er ſich täglich badete und mit Oel einrieb, wie die alten Römer, und ſich dann ganz nackend von der Sonne beſcheinen ließ (unctio, inſolatio). Ob er gleich auſſerordentlich mager und in den letzten Jahren faſt ganz zuſammengebogen war: ſo hatte er doch bis ins höchſte Alter einen ſo brillanten Appetit, daß er bey allen Gaſtmählern gewöhnlich doppelte Porzionen verzehrte. Er lernte erſt in ſeinem 60ſten Jahre die griechiſche Sprache, war aber auch von dieſer Zeit an enthuſiaſtiſch für ſie eingenommen, wie ſeine ſpätern Schriften beweiſen.

Unter den neueſten literariſchen Erſcheinungen mache ich Sie auf des Arztes Thornton's (deſſelben der die Briefe an Beddoes über ſeine Windmedizin, pneumatik medicine, ſchrieb, und jetzt Heftweiſe das Linnäiſche Sexualſyſtem mit neuen Erläuterungen herausgiebt) Politician's Creed, or political Extracts in 3 gr. Oktavbänden aufmerkſam, die ſich mit der Beantwortung der Frage über die beſte Regierungsform beſchäftigen und den gewandten, vielſeitigen Beobachter überall anzeigen. Daß wir jetzt die Sonnenjungfrau und Rollas Tod in ein prächtiges Schauſpiel, Pizarro genannt, von Sheridan ſelbſt zuſammengeſchnitten, und zu einem royalen Ragout zubereitet, in Drurylane nicht genug bewundern können, wird Ihnen ſchon

aus

aus öffentlichen Blättern bekannt seyn. Miß Plumptree, Kotzebue's fertigste Ubbersetzerin, zeigt freilich, daß fast alles dem teutschen Dramatiker abgeborgt sey. Allein dem immer um Baarschaft verlegenen Sheridan ists auch viel weniger um Originalität als um das Leb zu thun: the house is a bumper d. h. das Comödienhaus ist gedrückt voll. Das bringt Guineen!

* * *

3.

Cassel den 12. Juny 99.

— Wissen Sie schon, daß unser Tischbein in Neapel mit einem teutschen Banquier Hegelin und den beiden Hackert von Neapel auf einem dänischen Schiffe abgereist ist; daß Ersterer nach Cassel kommt, der Zweite nach Stuttgard geht und die Brüder Hackert nach Frankreich sich begeben? Ueber den Entschluß der letzten erstaune ich um so mehr, da ich weiß, daß der ältere Hackert von jeher kein Freund der Neufranken war. In Rom sind die vordem so herrlichen Aussichten für die Kunst gänzlich vernichtet. Feuer und Schwerdt wüthet jetzt da, wo sonst die Kunst ihren Verehrern ruhig und zufrieden entgegen lächelte. Ich kann mich bei diesem Gedanken nicht der bittersten Thränen erwehren! — Schon zu Ende Jamars verließen die drey teutschen Künstler Bury, Hummel und Müller Rom. Reinhard sah sich genöthigt, sich mit Exerciren der Nazionaltruppen abzugeben; andere sagen, er sey Offizier bey der Pohlnischen Legion gewes

geworden. Der wackre Zoega hatte viel Verdruß auszuſtehn, da man ihm nicht viel Neigung für die neue Ordnung der Dinge zutraute. Er ſollte exportirt werden. An ſein Obeliskenwerk iſt nicht zu denken. Cánova war nach Rom zurückgekehrt. Auch befand ſich Angelika noch in Rom.

* * *

4.

Wetzlar den 16. May 99.

Ich gebe Ihnen hier einen kleinen Auszug aus dem 1ſten Stück der Nachrichten für das Publikum von den bisherigen Verhandlungen der Wetzlariſchen gemeinnützigen Geſellſchaft.

Auf des hieſigen Rektors Nimrod Anzeige wegen nothwendiger Verbeſſerung des hieſigen Schulweſens wurde im Dezember vor. J. vom Stadtmagiſtrat hiezu eine Deputazion ernannt. Einige Mitglieder erachteten zur Abhülfe eines ſo dringenden Bedürfniſſes die gemeinſchaftliche Mitwirkung des hieſigen Publikums für unumgänglich nothwendig. Sie beſprachen ſich hierüber mit einigen von Eifer für das gemeine Wohl beſeelten Männern, und dieſes veranlaßte, daß im Januar 9 Perſonen der Verbeſſerung der ſtädtiſchen Schulen wegen im Hauſe des Rathsſchöffen und Scholarchen Büßer zuſammentraten.

Dieſe Verſammlung wurde nun wöchentlich, und erhielt gleich Anfangs ein ſchönes Intereſſe durch die Vor-

Vorleſungen einzelner Mitglieder, worin theils allgemeinere Gegenſtände des Erziehungsweſens abgehandelt, theils zur beſondern Einrichtung der Wetzlariſchen Bildungsanſtalten Vorſchläge gethan wurden. Mit wahrem filoſofiſchen Geiſte iſt der erſte dieſer Aufſätze von Dr. Roth geſchrieben, und vor einigen Wochen unter dem Titel: „Bruchſtücke aus der allgemeinen Theorie des Naturrechts und der beſondern des Sprachunterrichts“ hier im Druck erſchienen.

Die Schulgeſellſchaft bekam bald einen ſo beträchtlichen Zuwachs von Mitgliedern, daß man es nöthig fand, einen halbjährlich abwechſelnden engern Ausſchuß zur Leitung der Geſchäfte zu ernennen. Zugleich dehnte ſich ihr Geſichtspunkt auch auf andere gemeinnützige Anſtalten, vornehmlich Induſtrie- und Armenweſen, doch mit dem beſcheidenen Vorſatz aus, zuförderſt das Schulſach zu bearbeiten, und ſobald man hier nur feſten Grund gewonnen hätte, alsdann auch mit gleichem Eifer die übrigen Inſtitute zu umfaſſen. Es wurde zur Entwerfung eines Schulplans ein Schulausſchuß, dann zur Berathſchlagung über den herbey zu ſchaffenden Fond und zur Verwaltung der öffentlichen Beiträge ein ökonomiſcher Ausſchuß, und endlich noch eine aus Rathsgliedern, Kameralen, Bürgern und Lehrern gemiſchte, perpetuirliche Schulkommiſſion zur nähern und beſtändigen Aufſicht über das Schulweſen niedergeſetzt, welche der hierin kompetenten Obrigkeit, dem Stadtmagiſtrat, die nöthigen Vorſchläge thut, und überhaupt die Mittelsperſon zwiſchen ihm und der Geſellſchaft vorſtellt.

Die

Die Anzahl der Mitglieder beläuft sich schon auf anderthalb hundert. Ruhe, Ordnung und Bescheidenheit wohnen in den gemischten öffentlichen Zusammenkünften, und die ermunternden Vorträge einiger von den gelehrten Mitgliedern sind immer von der begierigsten Aufmerksamkeit der Menge begleitet. Die Nahmen der Mitglieder werden in einem schöngezierten Buche aufbewahrt. Schon haben wir eine kleine Schulbibliothek und ein Naturalienkabinet. Schon hat ein ungenannter Menschenfreund für den besten Schulplan einen Preis von 16 Dukaten, und für das Accessit 8 Dukaten ausgesetzt. Ungemein großmüthig hat sich die hiesige Freimaurerloge gezeigt, welche seit geraumer Zeit ihre Arbeiten eingestellt hatte. Sie hat der Schule die Benutzung des Bogenhauses und die jährlichen Zinsen ihrer Kapitalien geschenkt, blos mit dem Vorbehalt des Rückfalls, wenn die Anstalt scheitern sollte. Nach einem provisorischen Plane wird die Schule dieser Tage ihren Anfang nehmen. Für die Unterschule sind vier Präceptoren, für die Oberschule drey Professoren (der bisherige Rektor, Konrektor und Dr. Roth) angestellt. Pfarrer Follenius, Stadtfysikus Wendelstädt und andere würdige Männer, geben noch ausserdem in nöthigen Fächern Unterricht. Für die Mädchen wird eben sowohl als für den männlichen Theil der Nachkommenschaft gesorgt. Sie besuchen in besondern Stunden die Unterschule, und es ist eine Lehrerin zur Unterweisung in weiblichen Arbeiten für sie angenommen.

Der neue

Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius. 1799.

I.

Anekdoten zur Karakterſchilderung Suwarows*).

Ich habe nie einen Mann geſehen, der mich, trotz allen widerſprechenden Gerüchten, die zu ſeinem Vortheil und Nachtheil herumgehen und unter denen gewiß manche Mährchen ſind — bey dem erſten Anblicke mehr an ſich gezogen hätte, als Suwarow. Er iſt ein kleiner, hagerer, etwas gebückter Mann, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis mit einem ſilberweißen Schedel. Aber jeder Nerve des Alten

*) Der Held, deſſen Nahmen jetzt ſo oft und mit ſo verſchiedenen Empfindungen ausgeſprochen wird, intereſſirt gewiß auch die Leſer dieſer Zeitſchrift. Es ſpricht hier ein unbeſtochener Augenzeuge über ihn, deſſen ſtrenge Wahrheitsliebe und freymüthige Unerſchrockenheit ſchon durch andere, dem Publikum rühmlich bekannte Schriften im hiſtoriſchen Fache hinlänglich erprobt ſind.

Alten zeigt noch furchtbar ſchnelle Elaſtizität. Jeder Schritt iſt Feuer, jede Bewegung Schnellkraft, ſo wie faſt jedes Wort Apofthegm und Lakonism. Seine ganze Kunſt iſt, ſchreckliche Energie in die Seelen ſeiner Leute zu bringen, die es dann für unmöglich halten, unter ſeiner Anführung geſchlagen zu werden. Er iſt der Abgott der ruſſiſchen Soldaten, und wird es bald auch der öſtreichiſchen werden. Ein Mann wie Er iſt dazu gemacht, die Herzen der Kriegsleute zu gewinnen, wenn gleich nicht immer der höhern Offiziere. Seine Gewohnheit iſt, überall mit dem gemeinen Mann und kurz und energiſch, und am meiſten vor der Fronte bey dem Manöver oder vor einer Aktion zu reden. Hat er ihnen ſeinen Feuergeiſt eingetrieben, dann läßt ers nach der Diſpoſizion fortgehen, und es geht nach der Diſpoſizion. Man beſchuldigt ihn der Härte, der Grauſamkeit, der Unmenſchlichkeit. Sehr oft liegt im Kriege der Anſchein davon in der Energie beſchloſſen. Wenn das Roß in die Rennbahn gelaſſen iſt, kann es nicht leicht aufgehalten werden; und wenn der Grenadier eine Batterie geſtürmt hat und noch durch Blut wadet, ſo ſteht bey ihm das höchſte Moralgeſetz in andern Karakteren als beym Filoſofen auf dem Lehrſtuhl. Suwarow berechnet den Ausgang; die Mittel ſind im Kriege immer blutig. Er will nicht, daß der Krieg grauſam ſeyn ſoll; wenn er es iſt, ſo liegt das Traurige in der menſchlichen Natur und vielleicht in der Bildung der Halbbarbaren, Gemeiner, und der kleinen

und

können; aber nichts iſt auch in den Augen der Welt zweydeutiger, als die Freygebigkeit eines jungen Menſchen gegen eine junge Perſon, welche das Unglük hat, durch ihre Annehmlichkeiten den Neid, und durch ihre Armuth die Verachtung des groſſen Hauffens zu erregen. Man kan ſich nicht bereden, daß in einem ſolchen Fall derjenige, welcher giebt, nicht eigennüzige Abſichten habe; oder diejenige, welche annihmt, ihre Dankbarkeit nicht auf Unkoſten ihrer Unſchuld beweiſe. Stratonicus gebrauchte deswegen die äuſſerſte Vorſichtigkeit, um die Wolthaten, womit er dieſe kleine Familie von Zeit zu Zeit unterſtüzte, vor aller Welt und vor ihnen ſelbſt zu verbergen. Allein ſie entdekten doch zulezt ihren unbekannten Wolthäter; und dieſe neue Proben ſeiner edelmüthigen Sinnes-Art vollendeten den Eindruk, den er ſchon lange auf das unerfahrne Herz der zärtlichen Muſarion gemacht hatte, und gewannen es ihm gänzlich. Niemals würde die Liebe von der zärtlichſten Gegenliebe erwiedert, zwey Herzen glüklicher gemacht haben, wenn die Umſtände der jungen Schönen einer geſezmäſſigen Vereinigung nicht Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätten, welche ein jeder anderer als ein Liebhaber für unüberwindlich gehalten hätte. Endlich war Stratonicus ſo glüklich, zu entdeken, daß ſeine Geliebte würklich eine Athenienſiſche Bürgerin ſey, die Tochter eines zwar armen, aber rechtſchaffenen Mannes, welcher im Peloponeſiſchen Kriege ſein Leben auf eine rühmliche Art verlohren hatte. Nunmehr wagte er es, ſeinem Vater das Geheimniß ſeiner Liebe zu entde-

und groſsen Offiziere, die einen ſolchen Mann nicht verſtehen können oder nicht verſtehen wollen. Die erſten ſind Schwachköpfe, die zweyten Böſewichter; und jede Armee hat davon eine groſse Anzahl. Die Gemeinen ſind eigentlich überall nichts, als das, wozu ſie von dieſem oder jenem, oder einigen wenigen wirklich Edlen gemacht werden.

Suwarow war ſein ganzes Leben nichts als Krieger, und er hatte eine treffliche Schule es zu werden; denn er hatte faſt immer Krieg. Schon im ſiebenjährigen Kriege kommandirte er, wie man mich verſichert hat, eine Art von kleinen Freykorps, und hatte ſchon damals viel von dem Stempel, der ſich nunmehr ganz ausgedrückt hat. Seine wichtige Rolle fing im vorigen Türkenkriege an, wo er ſehr viel entſcheidende Streiche in ſeiner Manier ausführte. Der ſtärkſte war Iſmail. Es war für den ganzen Krieg von der gröſsten Wichtigkeit, daſs dieſer Ort genommen wurde; es war beſchloſſen, daſs er genommen werden ſollte. Man hielt Suwarow billig für den Mann, der den Rath ausführen müſſe, wenn etwas daraus werden ſollte. Er ging und nahm. Fünf Tage hatte er blind herum manövrirt und die Muſelmänner in der ſehr ſtarken Feſtung kirre und ſicher gemacht; am letzten Morgen fiel er mit ſeinen bajonniſchen Dolchen über ſie her, und der Ort war ſein. Sie wiſſen zu welchen Vorwürfen Otſchakow, Iſmail und Prag den Ruſſen gemacht werden; aber wollte der

Himmel, ſie hätten ſonſt nur keine Sünde gethan, als an dieſen Tagen! Dieſe wären zu entſchuldigen. Zur Schande unſerer Nazion muß ich ſagen, daß die teutſchen Offiziere bey der Ruſſiſchen Armee, bey etwas mehr Kenntniſſen, im Durchſchnitt nicht die menſchlichſten waren. Suwarows Hauptſtreich in Polen war bey Prag, wo er in zwey Stunden das Königreich zertrümmerte, und die politiſche Exiſtenz der Nazion vernichtete. Ich habe mich an einem andern Orte darüber erklärt, da ich ſelbſt Augenzeuge des Trauerſpiels war. Es gehörte doch immer ſeine Energie dazu, die Sache ſo zu Ende zu bringen. Wäre Koſziusko noch da geweſen, ſo wäre es wahrſcheinlich nicht ſo gegangen. Die Vorwürfe, welche den Ruſſen wegen ihrer damaligen Grauſamkeit gemacht worden, ſind zwar nicht ohne Grund, aber übertrieben. Daß eine Stadt ohne Unordnung erſtürmt werden ſollte, iſt nicht möglich, ſo wie wir die Menſchen nehmen müſſen. Die Geſchichte hat gezeigt und zeigt täglich, daß dieſer Unordnungen und Grauſamkeiten deſto mehr ſind, je mehr Bürger dabey ſind, von denen man doch billig etwas mehr Humanität erwarten ſollte, als von Kriegern.

Suwarow lehnt, ſo viel ihm möglich iſt, alle Miniſterialarbeiten, die in ſeine Sfäre fallen könnten, von ſich ab, und weiſt oft mit lakoniſcher Beſcheidenheit an die Generale, die mehr Kredit mit der Feder als dem Degen haben. Ihr müßt zu

Ihm

Ihm gehen; ich verstehe nichts davon! pflegt er zu sagen; und der Sarkasm wird gewöhnlich gefühlt. Seine furchtbare Kürze und Schnelligkeit im Handeln ist bekannt genug und der Ausdruck des Feuers seiner Seele. Eben so spricht und schreibt er. Seine Rapporte sind die gedrängtesten und immer voll Kraft und Karakter. Er muß ein sehr guter Dichter seyn, und die Russische Sprache vollkommen besitzen. Ich habe einen Befehl in Versen nach der Einnahme von Prag von ihm bey einem Obersten gesehen, und fand den Geist der Dichtung nicht geringer, als den Werth der Regeln zur militärischen Polizey. Als er Ismail genommen hatte, war sein Rapport:

Slawa bogu, slawa wam;
Krepost vsäti, i ja tam.

„Ehre Gott und Ehre Euch; die Festung ist genommen, und ich bin darin."

Sein: Hurrah! Prag! Suworow! nach der Aktion bey Prag, wird Ihnen auch bekannt seyn: und in der nehmlichen Minute schrieb er an den vorigen König von Preussen nichts als die Worte: Prague est à moi et Varsovie tremble. Mahlender kann kaum etwas von Suwarow und von Warschau an dem Schreckenstage gesagt werden. Als er nachher seinen Einzug in Warschau hielt, umarmte und küßte er alles was ihm begegnete und eine etwas freundliche Fysiognomie

hätte, vorzüglich gemeine alte Leute. Auch iſt eine ſeiner gewöhnlichen herzlichen Höflichkeiten gegen ſeine Offiziere: Podi, bratez, pozeluy menja: „Komm, Brüderchen, küſſe mich;“ welches im Ruſſiſchen nichts Auffallendes hat. Mit den Offizieren, die näher um ſeine Perſon ſind, geht er liebreich und freundſchaftlich um, pflegt ſie aber nicht ſo ſchnell zu befördern, als wohl ſonſt in Rußland von großen Generalen geſchieht, damit den Offizieren in der Fronte kein Eintrag geſchehe. Man hat nur ſehr wenige Ausnahmen bey ihm. Bey andern Generalen war es nichts Neues, daß die gleichgültigſten Menſchen, die durchaus nichts gethan hatten und nichts thun konnten, jetzt als die letzten Offiziere in Dienſte traten, und in kurzer Zeit Majore waren, blos weil ſie irgend ein Favorit des Favoriten, wegen irgend eines angenehmen Talents, nachdrücklich empfohlen hatte. An Gelegenheiten, ſie dem Kriegskollegio zu empfehlen, konnte es einem Kommandeur nicht mangeln. Jede Kourierfahrt brachte einen Grad. Dieſem Unweſen hat der jetzige Kaiſer durch ſeine Strenge zu ſteuern geſucht.

Im eigentlichen Dienſt der Fronte iſt Suwarow ſehr pünktlich und genau, und ahndet jede Nachläßigkeit mit Ernſt, und kleinere Fehler, beſonders gegen den Anzug, mit bitterer Satyre. Wenn junge Leute ſich als angeſtellte Offiziere bey ſeiner Armee, beſonders aus der Reſidenz, bey ihm

ihm melden, und nicht ordonanzmäßig aufziehen, ſpielt er ihnen ſogar oft poſſirliche Streiche. Er fängt bey ihrer Erſcheinung an laut aufzuſchreien, thut ängſtlich, kriecht in die Winkel und oft hinter oder unter die Tiſche und ruft, man ſolle um Gotteswillen das neue fremde Geſpenſt fortſchaffen. Irgend einer ſeiner Offiziere nimmt dann den erſchrockenen adoniſirten jungen Kriegsmann, giebt ihm in einem Nebenzimmer die Erklärung und zerſtört die ſtutzeriſche Zierlichkeit ſeiner Figur, läßt die Friſur umgeſtalten, und zieht ihm einen Rock nach dem Ordonanzſchnitt an. Wenn er ſodann zurück kommt, iſt Suwarow die Artigkeit ſelbſt, erkundigt ſich mit Theilnahme nach mancherley Dingen, nimmt von dem Vorigen entweder gar keine Notiz mehr, oder ſagt nur mit halb kaſter komiſcher Laune, daß er vorhin vor einem Geſpenſt faſt des Todes geweſen wäre.

Seine Ordres haben freilich, um ihre Abſicht zu erreichen, eine furchtbare Kürze. Bey Prag befahl er weiter nichts als: man ſtürmt, nimmt die Batterien und ſtößt nieder, was ſich widerſetzt. Sie begreifen leicht, daß dergleichen Vorträge bey den gemeinen Soldaten und in Regimentern, wo vielleicht die Diſziplin nicht die ſtrengſte iſt, ſchrecklich wirken müſſen. Seiner wirklichen Eigenheiten ſind unendlich viele, und unſtreitig werden ihm noch mehrere nachgeſagt. Er hat ſelten Equipage und macht alle ſeine kleinern Touren auf Koſaken-

pferden. Die Posten bereitet er gewöhnlich nur in Begleitung von einigen Kosaken und in der größten Schnelligkeit. Day, bratez, day! ruft er dem Kosaken hinter ihm, wenn es zu langsam geht, und der Kosak muß das Pferd mit dem Kantschuh besser jagen. Er ist von Jugend auf fast immer kränklich gewesen, und hat sich nur durch Diät und Abhärtung gehalten. Kaltes Bad ist seine Hauptmedizin, und zwar läßt er gewöhnlich das Wasser mit Eimern von den Bedienten auf sich gießen, auch wenn sie es eben aus dem Flusse schöpfen. Das geschieht oft auf dem Marsche, wenn die Regimenter vorbeyziehen. Als der Prinz Koburg nach dem Treffen, in welchem sie zusammen den Großvezier geschlagen und vertrieben hatten, ihn aufsuchte um ihm seinen Besuch zu machen, fand er ihn, wie man mich versichert hat, in einer solchen Stellung, etwas vom Lager entfernt, bey einem Wachfeuer, wo er sich wärmte. Ich werde gleich die Ehre haben, bey Eure Durchlaucht zu seyn, rief das kleine nackte Männchen dem Prinzen zu; ich bin durch und durch naß geworden, da ich durch den Fluß ging; und so halfen ihn die Grenadiere und Kosaken ankleiden. Im Lager oder im Quartiere legt er sich nach diesem Bade allezeit, auch bey dem kältesten Wetter, auf eine Streue von frischem Stroh, deckt sich mit dem Mantel und bleibt so vier oder fünf Minuten liegen, ehe er sich wieder anzieht.

Vor dem letzten wahren entscheidenden Sturm von Ismail war seine oft barocke Sonderbarkeit wohl am auffallendsten. Ich habe manchmal darüber den Kopf geschüttelt; die Anekdote ist mir aber von mehrern Offizieren wiederholt erzählt worden, die lange Zeit um ihn gewesen sind, und keine Fabler waren. Er sagte den Abend vorher: Morgen früh eine Stunde vor Tage werde ich aufstehen, werde mich anziehen, mich waschen, werde beten, werde dann krähen wie ein Hahn, und man stürmt nach der Disposizion. Er stand eine Stunde vor Tage auf, zog sich an, wusch sich, betete, und krähete wie ein Hahn, und man stürmte nach der Disposizion und nahm die Festung. Credat Judaeus Apella! werden Sie sagen; das dächte ich auch; aber meine Gewährsleute waren keine gewöhnlichen Anekdotenjäger, und ich gehöre eben so wenig zu der Klasse.

Er ist sehr religiös, oder scheint es wenigstens. Alle Zeremonien beobachtet er mit der größten Gewissenhaftigkeit, und hält darauf, daß es auch bey seiner Armee geschehe; übrigens bekümmert er sich aber nicht um die individuelle Ueberzeugung anderer. In Warschau hatte ein Hauptmann die Gebetsformel abgekürzt, die er vor der Wache Abends beym Zapfenstreich nach der Ordonanz herzusagen hatte, um desto schneller davon zu kommen. Der Feldmarschall hatte es von ungefähr gehört, und die Lücke bemerkt, und stürzte mit Heftigkeit vor

die Wache und ſchalt den Hauptmann fürchterlich: „Du gewiſſenloſer, entſetzlicher, gottvergeßner Menſch! ſagte er; du willſt den Himmel betrügen; du willſt gewiß auch mich und die Kayſerin betrügen! Was willſt du hier? Ich werde dich wegſchicken.“ Es iſt in der Ruſſiſchen Sprache gewöhnlich, daß der Obere zu den Niederen Du, und dieſer zu jenem Ihr ſpricht; zumal wenn die Sprache in der ſtrengen Ordonanz oder im Affekt iſt.

Als er in Warſchau ſein Feldmarſchallspatent erhielt, — denn vorher war er nur General en chef, welches dem Preußiſchen General von der Kavallerie oder Infanterie gleich war, — küßte er es mit den gewöhnlichen religiöſen Geſten, und kapriolte ſodann einigemal koſakiſch durch das Zimmer. Nicht wahr, ich kann noch ſpringen? ſagte er dann ſehr kauſtiſch zu den Offizieren, die im Zimmer waren; ich kann noch ſpringen! Alle verſtanden den Alten ohne Hermeneutik; denn er war bey der Promozion über mehrere Vordermänner weggeſprungen, unter denen auch Repnin war. Auf dem Marſche war er ehemals meiſtens in der Kurtke, wie ein gemeiner Soldat. So wie ich ihn geſehen habe, nehmlich in Warſchau, war er aber immer in Uniform und zuweilen ſehr glänzend mit Orden und Steinen behangen. Er iſt ziemlich reich, und lebt doch immer ziemlich ſchlecht; wenigſtens in Vergleichung mit den übrigen großen ruſſiſchen Generalen, die ehemals ein wahres Satrapenhaus-

weſen

weſen führten. Deswegen ſpart er aber nichts, denn er iſt ſehr großmüthig und nachſichtig. Es iſt bekannt, daß er ſeine lakoniſche offene Rede auch gegen den jetzigen Kaiſer behielt, und daß dieſer endlich genöthigt war, ſie ihm nachzuſehen. Der Werth des Mannes zeigt ſich auch darin. Er ſprach energiſch gegen die Veränderungen im Militär. Der letzte Brief des Kaiſers an ihn, ehe er nach Italien ging, giebt das wahre Verhältniß ganz richtig an. Er iſt aus den Zeitungen überall bekannt. Es wurden bey der Thronveränderung eine große Menge Offiziere, ohne Unterſuchung, ganz willkührlich nicht allein verabſchiedet, ſondern oft gradezu ohne Abſchied ausgeſchloſſen. Suwarow nahm ſie auf, ſtellte manche wieder bey ſeinem Korps an, behielt andere auf Expektanz in ſeinem Hauſe, und behandelte ſie ſehr großmüthig. Der Kaiſer, der dieſes erfuhr, war ſehr aufgebracht, daß es der Feldmarſchall wagen könnte, ſo öffentlich gegen ſeinen Willen zu handeln, und forderte Rechenſchaft. Suwarow ſagte: ich kenne die Leute; ſie ſind ehrlich und brav. Sie haben entweder gar nicht gefehlt, oder ihr Fehler verdient doch nicht dieſe Ahndung. Und wenn es nicht wäre, ſie ſind arm und hulflos. Sollen ſie Bettler oder Gauner oder Räuber werden? Das kann ich als guter Ruſſe nicht leiden; ich habe ſie aufgenommen. — Der Kaiſer fühlte das Edle der Entſchloſſenheit, forſchte nicht weiter, und viele wurden durch

das

das Wort des Feldmarschalls in der Folge wieder angestellt.

Die Beschuldigung, daß unter seinem Kommando Unordnungen und Grausamkeiten geschehen, ist selbst in Rußland oft zu hören; und es fehlt dort, selbst unter der Armee, nicht an Leuten unter angesehenen Offizieren, die sogar seinen militärischen Werth nicht sonderlich hoch anschlagen. Mir ist das immer sonderbar vorgekommen. Die erste Beschuldigung wegen der Unordnung fällt durchaus mehr auf den kleinen Kommandeur als auf den Chef, und der Feldmarschall kann oft nicht dafür stehen, wenn die Grenadiere Unheil anrichten; aber der Oberste und Hauptmann können und müssen es.

Suwarow soll eine ausgebreitete Belesenheit in allen Theilen der Wissenschaften, vorzüglich im Kriegswesen haben. So viel ist gewiß, daß er mehrere Sprachen mit ziemlicher Fertigkeit und Richtigkeit spricht. Ich habe gehört, wie er mit Preußischen Offizieren sprach, und es wäre mir schwer zu bestimmen gewesen, wer von ihnen in der Sprache der beste war, der Russe oder die Teutschen. Französisch spricht er so gut, als man es von einem Manne seines Faches erwarten kann, und besser als mancher in ähnlichen Verhältnissen. Türkisch und Tartarisch soll er sprechen wie ein Türke und Tartar, da er einen großen Theil seines Lebens im Kriege mit beyden Nazionen zugebracht hat.

Von

ken; er wandte alles an, seine Einwilligung zu erhalten; aber der Alte, welcher alle Reizungen und alle Tugenden der jungen Musarion für keinen genugsamen Ersaz des Reichthums, der ihr fehlte, ansah, blieb unerbittlich. Stratonicus liebte zu inbrünstig, um dem Befehl, nicht weiter an seine Geliebte zu denken, gehorsam zu seyn; er würde sich selbst für den Unwürdigsten unter den Menschen gehalten haben, wenn er fähig gewesen wäre, ihr nur das Wenigste von seinen Empfindungen zu entziehen. Die Widerwärtigkeiten und Hinternisse, womit seine Liebe kämpfen mußte, thaten vielmehr die Würkung, welche sie in einem solchen Falle bey edeln und wahrhaftig eingenommenen Gemüthern allemal thun werden; sie concentrierten das Feuer ihrer gegenseitigen Zuneigung, und bliesen eine Flamme, welche, so lange sie von Hoffnung genährt wurde, drey Jahre lang sanft und rein fortgebrannt hatte, zu der heftigsten Leidenschaft an. Das Herz ermüdet endlich durch den langen Kampf mit seinen süssesten Regungen; es verliehrt die Kraft zu widerstehen; und je länger es unter den Quaalen einer zugleich verfolgten und unbefriedigten Liebe geseufzet hat, je heftiger sehnet es sich nach einer Glükseligkeit, wovon ein einziger Augenblik genugsam ist, das Andenken aller ausgestandenen Leiden auszulöschen, das Gefühl der gegenwärtigen zu erstiken, und die Augen, von der süssen Trunkenheit der glüklichen Liebe benebelt, gegen alle künftige Noth blind zu machen. Ausser diesem hatte Musarion noch den Beweg-Grund einer Dankbarkeit, von deren drükkender

Von der feinen Unterscheidung seines Auges hatte ich zu meiner kleinen Beschämung selbst die Erfahrung an mir. Mehrere Russen hatten mir das Kompliment gemacht, ich habe in Lebensart, guter Gesinnung, und schon im Gesicht und äußerlichen Aufzug so viel Nazionales von ihnen, daß man mich wohl für einen Russen nehmen könnte. Diese Höflichkeit war für mich, da ich damals den russischen Rock trug, immer sehr schmeichelhaft, und ich suchte sie zu verdienen. Suwarow redete mich gleich das erstemal auf der Parade, ohne zu wissen wer oder woher ich sey, französisch an, wie er es gewöhnlich mit Fremden macht, und zeigte mir dadurch, daß ich mich bey weitem noch nicht einmal im Aeußerlichen nazionalisirt hatte.

Ich halte ihn vor allen unsern öffentlichen Zeitgenossen für den Mann, der am meisten eigenen Karakter, die größte Energie, den umfassendsten Blick mit wahrer persönlicher Rechtschaffenheit und Humanität besitzt. Das letzte Wort scheint Ihnen ein Paradoxon zu seyn; aber die Wahrheit würde sich bey näherer Beleuchtung gewiß zeigen. Sie müssen bedenken, daß man den Mann wegen seines Feuergeistes meistens nur zu Desperazionskuren gebraucht hat, und daß er dadurch in den traurigen Verhältnissen das zu scheinen das Unglück hatte, was Potemkin wirklich war.

Noch etwas, das mir sehr aufgefallen ist, da es gegen die Gewohnheit fast aller Großen sowohl im Kabinette als im Felde läuft, muß ich Ihnen von dem alten Suwarow sagen, nehmlich daß er sowohl im Russischen, als Teutschen und Französischen, eine ausserordentlich niedliche schöne Hand schreibt. Ich glaube kein Schreibmeister der drey Nazionen könnte die Lettern, einzeln und zusammen, in schönerer Gestalt und Proporzion zeichnen. Es ist sonst die nicht löbliche Gewohnheit dieser Herren, ihres Nahmens Unterschrift so hieroglyfisch zu machen, daß man auf den Pässen eben so wohl Hannibal als Scipio daraus lesen kann. Suwarow schreibt so, daß es jeder Leseknabe sogleich lieset, in den reinsten zierlichsten Karakteren: Beider Reiche Graf Alexander Suwarow.*)

S . . . .

*) Er ist russischer und teutscher Graf, und ward beides zu gleicher Zeit. Der russische Graf hält sich gewöhnlich für etwas wichtiger als den teutschen, wovon im russischen Leben manche Beyspiele sind.

II.

An das ſcheidende Jahrhundert *).

Wer wird der Menſchheit noch ihr Heiligthum verbürgen?
Bey jedem Tritt iſt Skorpion.
Der hohe Wahnſinn ſchwelgt, wo die Hyänen würgen,
Und ſpricht entſetzlich Hohn.

Hier übt die Sklaverey mit ihrer Eiſenruthe
Die alte blut'ge Büttelzucht,
Indeß geplündert dort ein Volk dem Aftergute
Der Frevelfreyheit flucht.

Ich las das große Buch, in welchem die Verbrecher
Auf Marmor? nein, am Schandpfahl ſtehn:
Auf jedem Blatte peitſcht den Schuldigen ein Rächer
Für irgend ein Vergehn.

Noch trift des Perſers Hand, — der Sklavenvater lächelt, —
Im Trunk den Knaben in das Herz;
Und

*) Der Verf. ſchrieb dieſes Gedicht, als er eben Matthiſon's Basrelief am Sarkofag des Jahrhunderts aus der Druckerey erhielt, und ſeines Gegenſtandes, aber nicht ganz ſeines Sinnes voll war.

Und Sulla, wenn um ihn die Stadt Verwüſtung röchelt,
Schreibt Todesſchrift zum Scherz.

Man baut mit Rieſenkraft am Celtenkapitole
Und donnert von dem Tempel her;
Und Molochsopfer glühn dem ſteigenden Idole
Vom Meere bis ans Meer.

Die alte Hyder ziſcht mit allen ihren Giften
Den Neuling an, und Blitz und Dolch
Schlägt; wo ſie kämpfen flieht der Segen von den Triften,
Wächſt Schierling nur und Lolch.

Von jeder Alpe bricht der Tod aus Feuerſchlünden;
Und in dem Waldſtrom rauſchet Blut;
Der Heerdenhüter blickt mit Angſt aus Felſengründen
Nach ſeiner Hütte Glut;

Sieht ſeinen Friedenshain von Aexten niederſtürzen,
Sieht wie das Roß die Saat zerſtampft,
Wie ſich die Wüthenden zu der Zerſtörung ſchürzen,
Und wie die Gegend dampft;

Sieht ſprachlos auf und bebt, und kalte Tropfen zittern
Dem Bebenden die Stirn herab.
Indeß ſinkt unter der Verheerung Ungewittern
Ein ganzer Gau ins Grab.

Mit unverwandtem Blick, mit der Vergeltung Miene,
Spricht Nemeſis ihr Flammenwort;

Der

Der milde Genius weint über der Ruine
Und geht voll Wehmuth fort.

Hat endlich schrecklich uns das Heer der Blasfemieen
Dort vor dem Richter angeklagt,
Daß nun die Geyerwuth der stygischen Harpyen
Uns an der Seele nagt?

Durch Leichen schreiten kalt, mit ihrer wilden Horde,
Die Tilly und die Attila,
Als wäre wiederum mit ihrem alten Morde
Die Zeit des Faustrechts da.

Wir harreten noch jüngst, den Blick in Morgenröthe,
Astrâa, deiner Wiederkunft.
Die Morgenröthe schwand, und auf der neuen Oede
Verdämmert die Vernunft.

Mit Ruthen peitschte man, und nun mit Skorpionen.
Der Areopagitenspruch
Hält seine Spenden aus für die in Hütten wohnen,
Spricht Segen und — giebt Fluch.

Was ist der Unterschied, wer Länder ausgesogen?
Ob der Satrap, ob der Prälat?
Ob Rapinats gesandt von frechen Demagogen?
Die That bleibt stets die That.

Sonst fabelte der Mönch der Dummheit Heiligkeiten
Mit breitem Wolkenangesicht,
Wo mit dem Schild des Lichts jetzt grimm nach allen Seiten
Der neue Schwindler spricht.

Rühmt, wenn ihr wollt, das Recht, die Freiheit und die Siege
Der alten groſsen Tiberſtadt,
Wo Spartakus, der Sklav, vor allen in dem Kriege
Die Ehrenrolle hat.

Der Himmel ſchütze mich und meine beſſern Brüder
Vor dieſer Freiheits-Tyranney!
Erzeugt durch Unvernunft, ernährte ſich die Hyder
Von Andrer Sklaverey.

Wenn hier der groſse Karl den orthodoxen Glauben
Mit Dolchen von Bajonne lehrt,
Dort Falaris-Anton mit Morden und mit Rauben
Die Vaterſtadt verheert;

Wenn Nero Rom verbrennt, und Robespierre Bürgern
Durch Mienen Todesurtheil ſpricht, —
Sie würgten alle kühn: wer war nun von den Würgern
Der gröſste Böſewicht?

Vernunft, wann wirſt du einſt die wahre Freiheit ſetzen,
Vor welcher Recht und Ordnung geht?
Die kein Tribun, kein Fürſt, kein Bonze zu verletzen
Sich frevelnd unterſteht?

Erwärme du mein Herz, des Lebens Götterflamme!
Die tief durch meine Seele glüht,
Daſs nicht mein Auge kalt rund um ſich her verdamme!
Wenn es die Greuel ſieht;

Daſs

Daß Kleinmuth nicht und Angſt zuletzt mich niederziehen,
Wenn höhnend Druck und Willkühr ſiegt,
Wenn weit, weit aufgerollt, wohin die Blicke fliehen,
Die Sündenmappe liegt.

Bleib Genius, damit uns nicht die Hoffnung ſchwinde,
Die über der Ruine ſchwebt,
Daß bald die Menſchheit ſich aus der Geburtsangſt winde,
In der ſie jetzo bebt.

Hilf du uns, Göttlicher, ihr Heiligthum bewahren,
Das im Orkan ſich faſt verlor,
Und trag' es herrlicher aus tödtlichen Gefahren
Und heiliger empor!

Seume.

III.

Reiſe nach Tivoli.

Den 30. December 1795.

Mit dem bleichen Morgenroth des ſterbenden Jahres war Deine Freundin auf dem Wege geleitet von Hrn. Hirt. Es ging zur Porta Tiburtina (jetzt St. Lorenzo) hinaus, und wir geriethen gleich in einen holperichten Hohlweg, deſſen Sei-

tenwälle horizontale Schichten eines alten Lavatuffs entblößten. Bald waren wir in der öden Campagna über die alte Grenze von Sabinum, den Pons Mummius (jetzt Ponte mamole), geschritten. Wir verweilten am Lago di Tartari, dem Sumpf einer alten Solfatara*). Die Eigenschaft dieses stygischen, einen verpesteten Dunst aushauchenden Gewässers, alle in ihm befindlichen Sachen mit einer Rinde von Schwefelsinter zu überziehen, ist bekannt, und die Produkte dieser Naturfabrik, unter dem Namen Confetti di Tivoli, auch ausser Italien ein Schaustück in Naturalienkabinetten. Schön richtet sich aus diesem Grund der Blick auf die drey Monticelli und das Städtchen gleiches Namens auf dem mittleren Gipfel. Diese Vorberge haben sich allmählich abgelöset, und stehen nun wie plötzlich aufgewachsen und frey vor uns da.

Eine halbe Stunde weiter ungefähr steht das Grabmahl des Marcus Plautius, ein schönes Monument im Stil des Capo di Bove. Er war Consul und einer der 7 Jupiterspriester unter Claudius. Die Inschrift sagt nicht, „daß er 9 Jahre hier gelebt," sondern, „daß sein Sohn von 9 Jahren auch hier begraben sey." Ein schneller Bach rauscht nah' am Grabmahl vorbey. Bald nachher kamen wir über einen schwefelblauen Kanal, der aus einer zweyten abs

*) Die Albulae des Strabo und Martials.

abwärts liegenden Solfatara ſich ergießt, und einen unaushaltbaren Schwefelleber-Geſtank verhaucht.

Die Villa Hadriani.

Wir hatten nun die Villa Hadriani erreicht, deren größtentheils unerklärliche Ruinen ſo romantiſch und mahleriſch am ſanft ſteigenden Vorland der Gebürge verſtreut ſind. Schwer, unmöglich iſt's ſich aus dieſem Labyrinth von Ideen, welche der raſtlos wandernde Kaiſer auf ſeinen Reiſen durch Aſien, Aegypten und Griechenland geſammelt und hier zuſammengedrängt hatte, heraus zu finden. Im Raum von ſieben Miglien war dies Urbild der Neu-engliſchen Gärten vertheilt und die Bauarten und Gebäude Aſiens, Griechenlandes und beſonders Aegyptens auf römiſchen Boden verpflanzt.

Wir ſahen 1) ein römiſches Theater; ſehr deutlich war noch zu erkennen die Halbründe der amfitheatraliſchen (itzt zum Theil) Raſenſitze. Die Arena des Parterre und die ganze Form iſt da. Wir bewunderten die akuſtiſche Vollkommenheit dieſes dachloſen Gebäudes. Wenn wir uns auf den höchſten Punkt ſtellten, vernahm ſogar ich Taube jedes Wort, welches unſer römiſcher Bedienter in der Arena ſprach. Die ſo ſchöne romantiſche Lage des Theaters iſt freylich hierauf berechnet. Es lehnt an einen von Oliven begrünten Hügel, in dem die Sitze eingehauen waren; die Zuſchauer hatten eine reitzende Ausſicht auf die Monticelli und

den Sorakte. 2) Die ſtillen Wieſen des theſſaliſchen Tempe, ehedem vom Peneus durchſchnitten, hatte Hadrian auch aus Theſſalien hieher gezaubert; allein die Zeit der Virgile, Horaze, Ovide war nicht mehr! 3) Ein prachtvolles altes Gewölbe, wo der Marmorſtuck noch ſichtbar war. 4) Ein langer doppelter Portikus, ehedem mit Säulen geſchmuckt, deren Stelle nun Reihen von dunkeln Zypreſſen ſo rührend einnehmen. Die ungeheuren Mauern ſtehn noch. Dies war die Nachahmung des atheniſchen Ceramikus; und Thaten berühmter Athener waren an der Halle gemahlt. Wir bewunderten das vollkommene opus reticulatum, in den Trümmern noch den Elementen trotzend. 5) Eine majeſtätiſche Halbrotunda, ehedem wahrſcheinlich die Nachahmung des Prytaneums zu Athen. Mahleriſch von wilderndem Geſträuch umbuſcht, ſteht die Ruine trauernd da. 6) Eine Tribune und Raum des Gerichtsſaals. Dies iſt eine der ſchönſten Ruinen; die mit Epheu umrankte Kolonnade iſt von der größten Wirkung, und freudig ſproßt das junge Gebüſch an den Seiten der offenen Halle. Man hat mich verſichert, daß dieſe Ruinen in der ſchönen Jahreszeit dem Botaniker nicht weniger merkwürdig wären, als dem Architekten. Noch blühen hier verlohren und einſam die Sprößlinge edler Pflanzen Aſiens und Aegyptens, mit denen Hadrian ſeine Gärten ſchmückte, und die man im ganzen Italien nur hier findet. 7) Ein ungeheures zirkelrundes Gebäude. Wie

man

lender Laſt ihr Herz ſich zu erleichtern ſuchte. Kurz: Sie ſchwuren einander eine ewige Treue, überlieſſen ſich dem ſympathetiſchen Verlangen ihres Herzens, und bedienten ſich der Gewalt, die ihnen die Liebe gab, einander glüklich zu machen. Die Glükſeligkeit, welche eines dem andern zu danken hatte, unterhielt und befeſtigte die zärtliche Vereinigung ihrer Herzen, anſtatt ſie zu ſchwächen oder gar aufzulöſen; denn noch niemals iſt der Genuß das Grab der wahren Zärtlichkeit geweſen. Ich, ſchöne Danae, war die erſte Frucht ihrer Liebe. Glüklicher Weiſe fiel meinem Vater eben damals durch den lezten Willen eines Oheims ein kleines Vorwerk auf einer von den Inſuln zu, welche unter der Bottmäſſigkeit der Athenienſer ſtehen. Dieſes muſte meiner Mutter zur Zuflucht dienen; ich wurde daſelbſt gebohren, und genoß drey Jahre lang ihrer eigenen Pflege; bis ſie mir durch eine Schweſter entzogen wurde, deren Leben der liebenswürdigen Muſarion das ihrige koſtete. Stratonicus hatte inzwiſchen manchen Verſuch gemacht, das Herz ſeines Vaters zu erweichen; aber allemal vergebens. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ſeine Verbindung mit meiner Mutter und die Folgen derſelben geheim zu halten. Ihr frühzeitiger Tod vernichtete die Entwürfe von Glükſeligkeit, die er für die Zukunft gemacht hatte, ohne die zärtliche Treue, die er ihrem Andenken wiedmete, zu ſchwächen. Die Sorge für das, was ihm von ihr übrig geblieben war, hielt ihn zurük, ſich einer Traurigkeit völlig zu überlaſſen, welche ihn lange Zeit gegen alle Freuden des Lebens gleichgültig,

man glaubt, ein öffentlicher Speiſesaal. 8) Sehr merkwürdig ſind die ſogenannten Cento camerelle oder die Wohnungen der Prätorianer in den Subſtrukzionen eines nicht mehr vorhandenen Gebäudes. Wie rein war die Luft in dieſen geräumigen Hallen, davon aber keine mit der andern in Verbindung ſteht, ſondern wo jeder Bewohner nur von auſſen in ſeine Zelle gelangen konnte, durch eine wahrſcheinlich dageweſene, allein ohne Spur zerſtörte, äuſſere Gallerie. Von hinten, wo ſie in den Hügel gemauert ſind, haben dieſe Hallen eine Doppelmauer, mit einem Zwiſchenraume, wahrſcheinlich um der trocknenden Zugluft Zugang zu ſchaffen. O, möchten überhaupt wir Bewohner des Nordens erſt gelernt haben, die Feuchtigkeit zu ſcheuen und ihr vorzubeugen, wie die Alten thaten, und jetzt noch die ſüdlichen Nazionen! *) Hier

*) Man hört immer mit neuer Freude die Wunder der Villa Hadrians erwähnen. Freylich wird es mit jedem Jahre unmöglicher, den Plan jenes Mikrokosmus, die der kunſterfahrendſte aller römiſchen Imperatoren mit den Schätzen und Kräften des römiſchen Makrokosmus hier zuſammen zauberte, auch nur dunkel zu ahnden. Als Pyrro Ligorio, Michel Angelo's Nachfolger beym Bau der Peterskirche, im 16. Jahrhundert ſeinen noch jetzt allein brauchbaren Plan dieſer Villa entwarf, waren die Spuren dieſes wunderſamen Parks um vieles deutlicher und durch die unendlichen Skavazionen ſpäterer Forſcher (ein Viertel aller Antiken in Rom iſt

mußte deine arme Freundin ermattet die Freunde weiter wandern laſſen, und allein zu ihrem Wagen zurückkehren, wo die Lieben nach zwey Stunden mich wieder fanden. In dieſer Zeit weidete ich ſtill Herz und Auge an dieſen ſo rührend kontraſtirenden Szenen. Die Luft war milde und der Himmel bezogen, doch mit jener ſchimmernden Helle, die etwas ſo ſanft verheißendes hat. Der Oelbaum ſtand überall umher verſtreut, und herrſchte im Gemälde dieſer einſamen Gefilde. Ich möchte dieſen mir ſo lieben Baum den Baum der Schatten nennen; erſtens, weil er das Symbol des Friedens iſt, den wir nur im Schattenreich finden:

Das arme Herz hienieden
von manchem Sturm bewegt,
erlangt den wahren Frieden
nur wo es nicht mehr ſchlägt;

zweys

aus der Villa Adriani) noch nicht ſo vertilgt. Vielleicht können wir alſo jetzt, da die 30 Folianten ſtarke Sammlung ſeiner antiquariſchen Handſchriften mit Handzeichnungen und Planen aus Turin, wo ſie faſt ganz unzugänglich waren, in die Nazionalbibliothek nach Paris zu jedermanns Gebrauch geſchaft werden ſind (man ſehe Ieymars Brief darüber in der Decade philoſophique l'an 7. n. 19. p. 50. ff.) auch hierüber zu befriedigenden Aufſchlüſſen gelangen.

B.

zweytens, weil dieſe leichtverbreiteten luftigen Aeſte, und das falbe Grün ihrer kleinen Blättchen vielmehr den Schatten eines Schattens, als wirklichen Schatten gewähren; alſo gerade genug für das Land, wo keine Sonne und kein Mond, kein Lucifer und kein Hesperus leuchten! Schatten auf Schatten, Dämmerung in Dämmerung ſenkte da der wolkengrauliche Baum herab. Einzelne Zypreſſen ſtechen aus den Oliven hervor, und bilden Gruppen von einer ſo melancholiſchen Form und ſo ſchwermüthigen Tinten, daß ich ganz verlohren in Träumereien luftige Bilder darunter hinſchweben ſah, die ſich langſam in die fernen Hallen oder Gemäuer verlohren.

Jetzt beginnt der Weg nach Tibur an den Berglehnen empor zu ſteigen, die mit ſchönen Olivenhainen bedeckt ſind. Unter ihnen ſproſſen die jungen Kräuter ſchon freudig wieder empor, um bald das neue Jahr zu begrüßen. Muntere rothbackigte Dirnen laſen die reifen abgeſchüttelten Oliven auf. Eine Winterſzene Hesperiens. Allein vergebens träuft ein milder Himmel Seegen auf dies unglückliche Volk. Auch die Oelpreſſe des bedrängten Landmanns arbeitet für die päbſtliche Kammer; jede Barique Oel muß dahin abgeliefert werden; desgleichen der Wein. Da wird dann das milde reine Oel des fleißigern und begüterten Landmannes mit dem verdorbenen und ranzigen des nachläſſigen oder verarmten Wirths, in die alles verſchlingen-

den Oelciſternen des Pabſtes zuſammengeſchüttet, wo dann oft ein Fäßchen verdorbenen Oels viele Tonnen vom guten anſteckt; daher gutes Oel in Rom eine große Seltenheit iſt.

Auf halbem Wege ungefähr von der Villa Hadrians nach Tivoli ſieht man rechts am höheren Hügel die Subſtrukzionen großer Villen. Hier wohnten die letzten Römer Kaſſius und Brutus Man hat von der ſchon beträchtlichen Höhe einen großen Anblick in die Campagna und auf Rom. Mit welchen Empfindungen mag Brutus oft hinabgeſchaut haben auf ſein verſinkendes Vaterland, dem ſeine erhabene Seele rang das große zweifache Todtenopfer zu bringen — verlohren zwar für Rom, allein nicht für die Nachwelt!

„Dem Staub entflohn wirkt ſeine Seele
begeiſternd auf der Edlen Bund!“

Tivoli liegt ferngeſehn am Vorſprung der Bergfluft, welche der Anio mit ſchnellem Lauf durchſtrömt, und aus derſelben in die offene Ebene eilt. Ueber den ausgewaſchenen Tiefen heben ſich ſchroffabgeſchnitten die Geſtade und folgen getreulich den Biegungen des Bergſtroms, die Häuſer des Städtchens aber den Biegungen des Geſtades, ſo daß ein Halbmond von weißen Gebäuden in die jähe Tiefe des Strombettes hinabſchaut. Wir ſtiegen am Ende der Stadt beym alten Franceſco ab, der uns gutmüthig fröhlich empfing

und

und bald mit lauter Freude La Sorella del Signore Federigo (Münter) in mir erkannte — und nun mich zur Wand führte, wo in Karrikatur ehemahls der werthe Doktor Friedrich Münter erschien; allein er war leider übertüncht, so wie mein lieber Moritz und viele andere, welche durch das Genie ihrer Kunstfreunde an diesen Wänden erschienen.

Mir war heimlich wohl in diesem Häuschen, wo vor mir so viele befreundete Geister sich der Natur und des Lebens gefreut, und die leichten Fittige der Gegenwart, sie mit dem ernsten Kranz der Erinnerung umwindend, gefesselt hatten. So vertraut ich auch schon mit dem Hause des alten Francesco war, so übertraf die romantische Lage desselben doch alle meine Erwartungen, und ich konnte mich nicht losreißen von den Fenstern des Eckzimmers, wo man aus dem einen Fenster vor sich den Anio erblickt, der nach still hingleitendem Lauf plötzlich die große Kaskade über den breiten Felsdamm vor mir macht, und dann unter der nahen Brücke im engen Felsschlunde verschwindet. Links gießt sich ein kleinerer Arm aus einer dunkelumbüschten Höhle hervor, und strahlt stäubend in die Tiefe; jenseits dem Strom, der unsichtbar nächtliche Klüfte durchbraust, lag auf hohem Uferrand die Villa des Manius Vopiscus. Ungeheure Substruktzionen kommen noch in den Uferfelsen zu Tage. Denn der Römer hatte bis über den Abgrund schwebende

bende Hallen erbaut. Dahinter ſteigt der nackte Felſenberg Monte Cotillo in die Luft hoch auf. Aus dem linken Eckfenſter ſchaut man in die Ruine des Veſtatempels; einzig ſchön in trauernder Anmuth, durch das was ſie war und iſt! Rund ſchlingen ſich die ſteigenden Berghöhen um die Stromtiefe; auf den Abſätzen grünen Olivenhaine, dann folgen röthliche noch mit dem kaneelfarbenen Winterlaube bedeckte Buchenwäldchen.

Unſer Mittagsmahl war ſehr heiter, ob wohl der Himmel mit trübem Gewölk uns drohete, die tönenden Grotten der Albunea mit Schnee zu füllen. In der frühen Dämmerung des kurzen Tages beſuchten wir Veſta's Heiligthum, welches nur um einen kurzen Nebengang vom Hauſe entfernt iſt. Lange ſahen und hörten wir auf das Geländer der kleinen Plattenforme, die den Abgrund überblickt, gelehnt, dem Schaumſturz und Getöſe der Waſſerfälle zu. Herrlich iſt's, die vom breiten Damm ſtillabgleitende Fluth ſtäubend durch die hohe perſpektiviſche Brückenwölbung hinſtrömen und dann gerade vor uns durch nächtliche Klippenengen ſich windend, verſchwinden zu ſehen! Mächtig erinnerte mich dieſer Anblick an die ſchauerlichſchöne Brücke von Verzasca bey Locarno — wo ich unerſchrocken an der treuen Freundes-Hand in den Klippengrund hinabſtieg, in welchem der grüne Felsſtrom kochte. Unſere Sehnſucht flog über die Apeninen und der Alpen himmelan-

trotzen-

trotzende Zinnen dem geliebten Freunde zu, und die heilige Natur vereinte die Getrennten in ihren alles umfassenden Armen.

Der lange Winterabend verging schnell. Wir waren von Herzen munter. Des geliebten Bruders Freude, nun wirklich und wahrhaftig in Horazens Tibur zu seyn, und über Albuneens Hallen war unaussprechlich; und sogar vom Auge der hohen Luise sank in dieser fröhlichen Stunde der Schleier der Wehmuth.

„Sieh', wir Fremdlinge weihen auf Tiburs Hügel
„Dir, venusischer Schwan, der keuschen Daine
„Dunkelglänzendes Haar, und sprengen opfernd
„Milden Albaner."

Matthisson.

Ich hatte vom Eckzimmer Besitz genommen, welches zwar ohne Kamin sehr kalt und unfreundlich war, wo ich aber so recht in die Fülle der Wasserfälle mit Sinn und Geist tauchen konnte. Prächtig schwebte Orion an der Himmelbläue zwischen den hohen Bergklüften über dem Stromfall. Denn alles Gewölk war verschwunden, und die glänzende Nacht versprach uns einen heitern Morgen.

Lange noch verweilte ich am Fenster verlohren im Genuß der hehren Stunde.

„Wie gern bis zu der Sterne Schwinden
„Hätt' ich dem Katarakt gelauscht,

„Der

„Der wild in Tiburs Felſenſchlünden
„Und ſtolz in Flaccus Hymnen rauſcht!"

Matthiſſon.

Allein mich rief die Hoffnung des kommenden Tages zur Ruh; und ich entſchlief ſchnell, eingeſungen vom Getöſe des Waſſerfalls.

Den 31. Ich erwachte früh, und heiter wie der letzte Morgen des Jahres, der aus Sabinums Gebürgen lächelnd empor ſtieg, und eben ſein Roſenlicht neben dem Monte Cotillo herauf ſendete. Wie entzückte mich die wilde Einſamkeit dieſer Gegend! Wie harmoniſch rauſchte der Waſſerfall in die Fülle meiner Empfindungen! Wie war die Gegenwart ſo voll Verheißung an dieſem ruhelächelnden Morgen, und die Erinnerung wie heilig, und nur von der Wehmuth ſtillen Thränen, wie vom Frühthau jene zartgrünenden Winteraun, benetzt! Jetzt warf die Sonne den erſten Blick über den geſenkten Bergrücken hinweg auf Tivolis weiße Häuschen. Der Abglanz des goldenen Strahls ſank in den ſpiegelnden Strom, glitt dann langſam bis an den Fall, und mit den Fluthen herab — allein nicht in den Abgrund; der Sohn des Aethers reißt ſich los vom ſchweren Elemente, und ſchwebt mit den Farben der Iris in leicht emporwallende Duftgeſtäube.

Bald begaben die Freunde ſich zuſammen auf den Weg. Der ſchöne December-Morgen war kalt,

kalt, wie bey uns etwa zu Anfang Oktobers. Noch war die Sonne nicht ganz über die Berge, und wir ritten am Gürtel der olivenbewaldeten Hügel auf- und ab, um das tiefe Bette des Anio, der unter uns rauſchte, bald ſichtbar und bald in tiefere Klüfte verſinkend. Schön in ihrer wilden Anmuth ſind Tiburnus Höhen und einſame Tiefen. Prachtvoll iſt von jedem Vorſprung und an jedem freyen Abhang der Ausblick in die majeſtätiſche Ferne, wo im leichten Duft italiſcher Lüfte die ſtolze Roma prangend ſich hindehnt in der Ebene Schooß, indeß mit hellblauem ſanft gezeichnetem Gebirg der weite Geſichtskreis ſich umzieht. Wir folgten jedem Umriß vom wildzerklüfteten Klippengeſtade des Anio. Erfreulich iſt an den Felſen der noch ſproſſenden Gebüſche ſanftes Grün. Und nun ſahen wir die Stätte, wo in entzückender Lage eingeſchmiegt im Bergſchooß auf grünen Wieſen Horazens tiburniſche Villa ſtand. Vor ſich hatte er den mahleriſchen Doppelfall der großen Kaskatella; rechts die Campagna und Rom. Hier brach dein Freund voll hoher Entzückung in eures Horazens Lob Tiburs aus, und pries mit überſtrömendem Herzen den heiligen Hain Tiburnus und die tönenden Hallen der Albunea.

Hier erkannte ich im zweyten Augenblick den Geſichtspunkt, aus dem Hakkert das große Gemälde Tivoli's nahm, welches im Zimmer meiner Freundin Julie Reventlow zu Emkendorf hängt.

hängt. Vielleicht iſt kein größeres Lob des Künſtlers möglich, als wenn die Erinnerung uns in einer vom Zufall ſo begünſtigten Stunde wie dieſe, die Kopie neben dem großen Original der Natur vor die Seele führt.

Jenſeits den Kaskatellen ſteigt ſtolz die Ruine der Villa des Mäcens auf ihren Felſen empor, und mit jedem Augenblick entfaltet Tivoli's Felſenbecher neue Schönheiten, ſo eigenthümlich rührender Grazien voll; ſo raſch iſt der Gewäſſerſturz, ſo üppig umgrünt ſind die Felſen, denen ſie entſtürzen, ſo zart die herabgleitenden Silberlocken der Nymfe, die ſanft liſpelnd in dem größern Strom zerrinnen, und hier vom reizenden Wieſenſchooß, dort von des dunkeln Gebüſches heimlicher Tiefe empfangen werden.

Wir beſuchten die Ueberbleibſel von der großen Villa des Varus. Die Trümmer bedeckten einen anſehnlichen Hügel, der im Norden gegen die Campagna ſcharf abgeſchnitten iſt, von welchem Standpunkt ſich eine unumſchränkte Ausſicht bis gen Viterbo's Berghöhen aufſchließt. Rechter Hand iſt der Blick durch die nahen Monticelli beſchränkt. Zur Linken blickt man in Tiburs holde verſchwiegene Thäler hinab. Der ganze Hügel iſt hohl von Subſtrukzionen, Waſſerleitungen, Bädern; überall ſind die Soupiraux oder Luft- und Lichtlöcher der unterirdiſchen Gewölbe noch im Raſen ſichtbar, und man muß mit Vorſicht gehen.

Hier

und zu allen Beſchäftigungen deſſelben verdroſſen machte. Der Tempel zu Delphi ſchien ihm der tauglichſte Ort zu ſeyn, mich zu gleicher Zeit zu verbergen, und einer guten Erziehung theilhaft zu machen. Er hatte Freunde daſelbſt, denen ich beſonders empfohlen wurde, mit dem gemeſſenſten Auftrag, mich in einer gänzlichen Unwiſſenheit über meinen Urſprung zu laſſen. Sein Vorſaz war, ſo bald der Tod ſeines Vaters ihn zum Meiſter über ſich ſelbſt und ſeine Güter gemacht haben würde, mich von Delphi abzuholen, und nach Athen zu bringen, wo er ſo dann ſeine Verbindung mit meiner Mutter bekannt machen, und mich öffentlich für ſeinen Sohn und Erben erklären wollte. Aber dieſer Zufall erfolgte erſt wenige Monate vor meiner Flucht, und ſeit demſelben hatten ihn dringendere Geſchäfte genöthigt, meine Abholung aufzuſchieben.

Nachdem mein Vater dieſe Erzählung geendigt hatte, ließ er einen alten Freygelaſſenen zu ſich ruffen, und fragte ihn: Ob er den kleinen Agathon kenne, den er vor vierzehn Jahren dem Schuz des Delphiſchen Apollo überliefert habe? Der gute Alte, deſſen Züge mir ſelbſt nicht unbekannt waren, erkannte mich deſto leichter, da er binnen dieſer Zeit von meinem Vater etliche male nach Delphi abgeſchikt worden war, ſich meines Wolbefindens zu erkundigen. Nunmehr wurde in wenigen Augenbliken das ganze Haus mit allgemeiner Freude erfüllt; die Zufriedenheit meines Vaters über mich, und das Vergnügen, womit alle ſeine Haus-Genoſſen mich,

Hier wohnte Quintilius Varus, August's Feldherr, welcher, nachdem er in Syrien große Schätze erworben, Tiburs süße Einsamkeit verließ, um in Germaniens Wäldern mit seinen Legionen des schmählichen Todes der Welttyrannen zu sterben. Klopstocks Bardenchöre tönten mit Adlerfittigen um mich; und M...n übersetzte uns die Ode des Horaz an Varus, worinn er ihm den Rath giebt, am Fuße des Berges Katillus Reben zu pflanzen. Heut zu Tage wird nicht mehr der Wein, wohl aber das Oel von Tibur geschätzt. Von der zu den Thermen gehörigen Piscina war noch in einer hohen grünen Wiese der Umkreis und Mauerrand sichtbar. Nahe liegt unter Oelbäumen eine weißmarmorne Säule. Auf diesem Punkt ist der Umblick gen Süden erst in Tivoli's Gründe, dann an die Villa Mäcens und die hohen Baumgruppen der Villa d'Este vorzüglich schön. Zugleich öffnet sich ein Durchblick auf die reizende Ferne des albanischen Berges; und es stellet sich die mahlerische Rotunda (il Tempio della Tossa genannt) in Fruchtgärten halb versteckt, aufs vortheilhafteste dar.

Wir stiegen nun am schroffen innern Rand des Aniogestades hinab, auf engen Zickzackwegen, doch immer unter Oelbäumen, bis in den Schlund der Kaskatellen. Die Lage des Wasserfalls, Sturz, Ton desselben, die Form der Felsen, die Gruppen des Gebüsches, die schimmernden Moosteppiche der

Klippen, alles ist einzig schön, wild und reizend. Dunkel und Hell, Licht und Schatten sind so harmonisch gemischt, alle Nüanzen so fein verschmolzen, die Abwechselung in den Ansichten bey jedem Schritt ist so unerschöpflich! Und nun sind wir in der Tiefe angelangt, gerade in dem Augenblick, wo der erste Sonnenstrahl vom Felsenrand mit dem Wasserfall in diese wilden Klüfte hinabglitt — und nun bald in wechselnden Regenbögen über dem Abgrund schwebt. — Wir standen vor einem kleinen Pförtchen, welches zu dem einzig günstigen Standpunkt führt. Sie war zu, verschlossen, unaufsprengbar, unerbittlich verschlossen, wie die Pforten des Orkus; denn — es ist heute Festtag. Fern war der Kastellan und hütende Drache des Schatzes, und ohnehin itzt in der Messe. — „O du gute liebe Schweiz, wo man keine Wasserfälle verschließt!" Mit diesem frommen Seufzer ritt' ich trostlos weiter dem Schilfufer des Anio folgend, nicht ohne manchen sehnenden Rückblick auf die bald verschwindenden Kaskatellen.

Wir aber blieben in der Tiefe an den schilfigsten Ufern des Anio, wo rechts waldigte Hügel unsern engen Weg begränzten. Vor uns stieg prangend auf dem mahlerisch mit grüner Drapperie behangenen Kalkfelsen die Ruine der Burg des Mäcens in luftigen Hallen empor. Wie sanft ergoßne Locken fließen die silbernen Kaskatellinen vom Scheitel der schroffen Felswand zwischen dem wil-

den

den Gebüsch herab, sanft lispelnd und vom zarten sonnedurchschienenen Duftgestäube umschimmert. Ueberall hat die hier allgegenwärtige magische Fluth des Anio und der ihm zuströmenden Quellen Kaskatellen und Kaskatellinen, das ganze muthwillige Nymfenchor, den Kalkfelsen hier durchnagt, dort mit bräunlichem Tuff bekleidet; alles ist durch das lebendige Element nachgebildet und verschönert worden.

Eine reine Quelle quillt still und verschwiegen zu einem smaragdenen Bach aus; und obgleich unser lieber Führer nicht für die reizende Quelle zu entscheiden wagte, so wußte er uns doch keine andere zu substituiren, und wir dekretirten sie zur Blandusia. *)

Bald gingen wir über eine, diese tiefen Gestade äusserst mahlerisch verbindende Brücke ans andere Gestade des Anio. Rechts am Wege vertieft sich eine Grotte, in ältern Zeiten il Tempio del Mondo genannt. Die Höhlung ist aus- oder wenigstens nachgehauen, und von unbeträchtlicher Größe, allein höchst merkwürdig durch die abwechselnden Schichten des verschiedenen Gesteins,

*) Dürfte wohl ungefähr 10 Miglien weiter oben am Lucretilis (Monte Gennaro) im Sabinerlande zu suchen seyn, wie noch neuerlich der römische Advokat Sanctis mit gewaltiger Gelehrsamkeit bewiesen hat.

U.

welches ihre Wände entblößen. Volkaniſcher Tuff, Pouzzollana, Traveſtin, und dann erſt Kalkſtein folgen auf einander. Auf die Kalklage aber folgen wieder volkaniſche Schichten. Dolomieu hat bey der Beſichtigung dieſer Grotte aus ihren Schichten eine ſo ungeheure Zahl Erdjahre berechnet, daß dieſe unanſehnliche Höhle mir ein ſehr ehrwürdiger Tempel der Veſta oder Archiv der Cybele wurde.

Jetzt ritten wir wieder aus den kalten Gründen bergan in die heitre liebliche Sonnenluft, immer neben ſubſtruirten romantiſch überwilderten Felswänden, und auf dem von Subſtruktzionen getragenen Wege, zur Burg des Mäcens. Auf der Höhe liegt mitten im Weinberge der ſogenannte Tempel der Göttin des Huſtens (jetzt ſogar in Madonna della Tossa traveſtirt). Es iſt genau ein der Minerva Medica auf dem Esquilin ähnliches Gebäude. Allein hier iſt das leichte ſſäriſche Dach der reizenden Rotunda unverſehrt, und nimmt mitten durch die runde Oeffnung das ſanfte Himmelblau ein, während es von auſſen mit einem uppigen Epheuneß umhangen iſt. Er war ein Badehaus in den tiburtiniſchen Gärten Salluſt's. Rund umher ſind noch die Niſchen für die Badewannen; höher der öde Hallenraum der Fenſter; nahe daran vorbey ſtrömt ein ſchnell rauſchender Bach, der wohl ehedem das Waſſer zum erquickenden Bade gab.

Auch

Auch die Villa des Mäcens mußten wir vorbey reiten. Denn auch hier war alles verschloſſen, und der Kaſtellan abweſend! Du ſiehſt, wir ſind heute an die Umriſſe gebannt. Sonderbar iſt der Anblick der ſchönen joniſchen Säule, die auf einem gothiſchen Poſtament hoch über dem Hausgiebel einſam in die Lüfte ſteigt.

Wir beſuchten die Villa d'Eſte, welche majeſtätiſch auf der Höhe prangt. Die ſtolzen Pinien, die rieſenmäßigen Zypreſſen, die mächtigen Platanen bilden zuſammen eine Baumgruppe von der erhabenſten Schönheit. Dies ewige Grün, in des Aethers ewiges Blau kühn hinauf gewölbt, vermählt den Himmel mit der Erde; und die Seele ſchwebt vom Obelisk der Zypreſſe leicht empor getragen, in dem heitern Element ſelig dahin!

Hier hat Ludovico Arioſto mit dem Erbauer dieſer Villa, dem Kardinal Hippolito d'Eſte, gelebt. Wir pflückten Asperillum und blühenden Cytiſus Laburnum; und das Gras war vom Dufte der Münzen und des Thymian durchhaucht.

Nun kehrten wir für diesmal zurück in's Haus des Francesco, herzlich, aber fröhlich ermüdet. Während die Männer zur Neptuns-Grotte hinab in's Bett des Anio ſtiegen, um die tönenden Hallen der Albunea zu beſuchen, und den verborgenen Waſſerſturz, verweilte ich mit der geliebten Freundin zu den Füßen der Veſta, wo auf

der kleinen Terraſſe die Sonne warm und lieblich uns beſchien, und die Kaskata uns umrauſchte. Hier folgten wir den Freunden mit unſern Blicken hinab, bis ſie in der dunkeln Kluft verſchwanden; dann machten wir am Gürtel der Hügel unſern intereſſanten Weg verfolgend, die ſchöne Morgenreiſe noch einmal, blickten nach Horazens, Tibull's, Varus Wohnplätzen, nach den Ruinen der prächtigen Villen des Vopiscus und Mäcens, und kehrten dann zum ſchönen Tempel der Mutter-Erde, zurück, die uns immer nah iſt, die jene Alten in ihren alles verbergenden Schooß aufnahm, und auch uns Pilger aus Norden einſt freundlich empfängt. Noch ſtehen 10 der zierlichen korinthiſchen Marmorſäulen (ſie ſind mit die ſchönſten die ich noch ſah) um die Vorhalle des Tempels. Alſo nur die Hälfte der ſchlanken Schweſtern, welche die Halle umgaben, und das elegante Kranzgebälke leicht emportrugen, ſind der Zerſtöhrung entgangen. — Die Himmelfahrt nach Rom hinab bey ſinkender Sonne des entſchlummernden Jahres, war eine der angenehmſten meines Lebens. Ernſte Worte der Erinnerung mit Luiſe und M...n wechſelten mit den drolligen Neckereyen unſeres Hirt, der mit mir in ewigem freundſchaftlichen Unfrieden lebt; bis das holdeſte Abendroth allen Zauber ſeiner ſanften Tinten über Sabinums und Latiums Gebirgen ergoß; Gold die fernen Schneerücken umſchwebte, Purpur die näheren Felſen belebte, und ſo in leiſen Farbenwechslungen aus

Gold

Goldgin Rosen, aus Purpur in Violett überging; bis zuletzt die Schneeberge gleich erhabenen Todten im Hintergrunde nur noch halbgesehen entschwanden, und die Felsen zu schwarzgrauen Kolossen erstarrten.

Da ward vor uns im Westen Venus aus dem Duftschleyer des Untergangs gebohren, und wir verstummten nach und nach alle, jeder auf dem Fittig eigener Gedanken schwebend.

Fr. Brun, geb. Münter.

IV.

Gott ist Gott.

Die Zügel aller Welt hat Gott in seiner Hand!
Hand? Zügel? Was die Worte gelten,
Gilt für den menschlichen Verstand,
Nicht für den Herrn der Welten!

Herr ist noch nicht das rechte Wort!
In Herr denkt sich der Mensch zu wenig;
Herr setzt ihm Gott an einen Ort,
In Herr denkt er sich einen König.
Und — Gott ist mehr! Wir schreiben, lesen,
Und denken ihn und uns, und kommen nicht an's Ziel!

Gott iſt das Weſen aller Weſen!
Iſt etwas, etwas! iſt nicht viel!
Gott iſt, und — Alles iſt! Und alle Sonnen ſtehen
Um ihn, und ſingen Lobgeſang.
Gott iſt! Und Wandelſterne gehen
Um alle Sonnen ihren Gang!

Und Herſchel ſieht ſie gehn, und Bode,
Zach auch, und Schröter! Orfeus ſingt
Und Klopſtock ihn in einer Ode.
Das Daſeyn jeden Wurmes bringt
Ihm Opfer. Opfer? Prieſter beugen
Ihr Knie! Prieſter? Laßt uns ſchweigen!
Die Spötter mögen ihren Spott
Noch ärger ſpotten! Gott iſt Gott!

Gleim.

V.

Wetterleins
Chreſtomathie teutſcher Gedichte.

Ein oft gefühltes, aber bis jetzt nur noch ſehr unvollkommen befriedigtes Bedürfniß zur Bildung des guten Geſchmacks in unſerer teutſchen Literatur ſind zweckmäßige Auswahlen und Blumenleſen aus unſern beſten Dichtern und Proſaikern. Man weiß, was

was gegen die Sammlungen, die Rammler veranſtaltete, erinnert worden iſt. Die Beſchwerden, welche die Dichter ſelbſt gegen das hyperkritiſche Meſſer dieſes Verbeſſerers ſo oft und ſo laut geführt haben, ganz abgerechnet, erfüllen auch die Ramleriſchen Blumenleſen ihren Zweck überhaupt nur ſehr einſeitig, und ſetzen beym Gebrauch ſchon einen geübten Kenner voraus. Die Eſchenburgiſche Beyſpielſammlung iſt bey allen ihren unſtreitigen Verdienſten dennoch wegen ihres vielumfaſſenden Plans gerade in unſerer einheimiſchen Literatur oft am unvollſtändigſten, und noch überdieß wegen ihres hohen Preiſes nicht allen zugänglich. Andere Sammlungen können noch weit weniger in Anſchlag gebracht werden. Entweder ſind es bloß Buchhändlerſpekulazionen, wie z. B. die ſogenannten Originaldichter der Teutſchen, oder ſie umfaſſen nur eine einzige Gattung, wie Jördens Epigrammenleſe, die Romanzen der Teutſchen u. ſ. w. oder es fehlt ihnen doch durchaus an Plan und zweckmäßigen Erläuterungen. Denn daß dieſe letzten bey einer guten Chreſtomathie nicht fehlen dürfen, beweiſen ja die zahlloſen Sammlungen, die wir noch immer faſt jede Meſſe in ältern und neuern ausländiſchen Sprachen in ungezählter Menge aufblühn und verwelken ſehn. Oder ſollte zur Selbſtbelehrung für aufmerkſame Leſer nicht auch mancher teutſche Klaſſiker eines Kommentars bedürfen? Die Zahl lehrbegieriger und bildungsfähiger Menſchen in ſolchen Stän-

den, welche nicht zu den Gelehrten gehören, und in ihrer Jugend keine Anleitung bekamen, sich mit den erlesensten Werken unserer Klassiker bekannt zu machen, vermehrt sich täglich, ohne daß sich in eben dem Verhältnisse die Mittel vervielfältigten, ihnen die Pforten unserer schönen Literatur zu öffnen, für welche sie oft mehr und reinere Empfänglichkeit haben, als der schulgerecht erzogene, nicht selten früh schon verbildete und abgestumpfte Fakultätsgelehrte. Sollte für diese höchstschätzbare Klasse unsers Publikums nicht fleißiger durch gute Auswahlen und Chrestomathien gesorgt werden? Wer je in dem Fall war, erwachsenen Jünglingen auf unsern protestantischen*) Schulen und Universitäten Muster der guten Schreibart und des guten Geschmacks aus unserer Nazionalliteratur aufstellen zu müssen, oder, wie der Schreiber dieses Aufsatzes häufig erfahren hat, sich in der Verlegenheit zu finden, Ausländern, die sich gern schnell mit dem Vorzüglichsten unserer Literatur bekannt zu machen wünschten, Bücher der Art nennen zu müssen, wird es lebhaft gefühlt haben, wie weit wir auch hier gerade jenen Ausländern in der Sorgfalt, vollendete Meisterstücke unserer vaterländischen Schriftsteller jedermann verständlich und zugänglich zu ma-

*) Für die katholischen Gymnasien und Universitäten ist schon früher durch zweckmäßige Chrestomathien und Mustersammlungen gesorgt worden. Man denke nur an die Sammlungen von Seibt und Feder.

als den einzigen Sohn ihres Herrn, bewillkommten, machte die Freude vollkommen, die ich bey einem so unverhofften und plözlichen Uebergang von dem Elend eines sich selbst unbekannten, nakten und allen Zufällen des Schikſals preiß gegebenen Flüchtlings zu einem so blendenden Glüks-Stand nothwendig empfinden mußte. Blendend hätte er wenigſtens für manchen andern seyn können, der durch die Art seiner Erziehung weniger als ich vorbereitet gewesen wäre, einen solchen Wechsel mit Bescheidenheit zu ertragen. Inzwiſchen bin ich mir selbst die Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daß die Verſicherung, ein Bürger von Athen, und durch meine Geburt und die Tugend meiner Voreltern zu Verdienſten und schönen Thaten berufſen zu seyn, mir ungleich mehr Vergnügen machte, als der Anblik der Reichthümer, welche die Gütigkeit meines Vaters mit mir zu theilen so begierig war, und welche in meinen Augen nur dadurch einen Werth erhielten, weil ſie mir das Vermögen zu geben schienen, deſto freyer und vollkommener nach den Grund-Säzen, die ich eingesogen hatte, leben zu können. Ich unterhielt mich nun mit einer neuen Art von Träumen, welche durch ihre Beziehung auf meine neu entdekten Verhältniſſe für mich so wichtig, als durch ihre Ausführung eben so viele Wolthaten für das menschliche Geschlecht zu seyn schienen. Ich machte Entwürfe, wie die erhabenen Lehr-Säze meiner idealiſchen Sitten-Lehre auf die Einrichtung und Verwaltung eines gemeinen Wesens angewendt werden könnten. Dieſe Betrachtungen, welche einen guten

machen, nachstehen. Was die Engländer Beauties, die Franzosen Esprit de Montaigne, de Rousseau u. s. w. nennen, ist uns fast ganz unbekannt. Wir scheinen verdammt, auf immer das Seil des Ocnus zu drehen. Wir spinnen mit unglaublicher Betriebsamkeit jährlich viele 100 Ellen für die Leipziger Buchhändlermessen aus, und achten nicht auf das träge Thier, das hinter uns alles frühere Gespinnste gierig auffrißt.

Man verzeihe mir diese lange Vorrede zu einer kurzen Anzeige. Wir haben neuerlich eine Chrestomathie teutscher Gedichte erhalten, die fast alle Wünsche erfüllt, und zu den zweckmäßigsten Arbeiten gehört, die zur Erinnerung an manches schon halbvergessene Meisterwerk unserer ältern Nazionaldichter und zur Leitung und Bildung des Geschmacks unternommen werden konnten. Es schien mir daher ganz eigentlich die Pflicht dieser Monatsschrift zu seyn, daß sie ihre Leser auf die Erscheinung dieser Chrestomathie aufmerksam mache, und so wenigstens ein Buch auszeichne, was in der Fluth der neuen Meßprodukte leicht unbeachtet mit dahinschwimmen könnte. Ein würdiger, und lieber im Stillen wirkender, als durch virlgenannte Autorschaft Aufsehn erregender Schulmann, Hr. Rektor Vetterlein in Köthen, hat uns durch die Auswahl und erklärende Bearbeitung der besten Dichter unserer Nazion ein sehr dankenswürdiges Geschenk gemacht. Das Werk zerfällt in 8 Abschnit-

ſchnitte, Fabeln, Erzählungen, Romanzen, Oden (dieſer Abſchnit nimmt den ganzen zweyten und den Anfang des dritten Theils ein), Hymnen, Lieder, vermiſchte Gedichte (Elegien, Epiſteln, Satiren), und Sinngedichte. *) In den reichhaltigen Anmerkungen wird der Leſer mit dem Plan und Ideengang des Gedichts, ſeinen Anſpielungen und Schönheiten bekannt gemacht, Parallelſtellen, die den Dichtern vor Augen ſchwebten, oder die durch Vergleichung lehrreich werden können, ſind aus ältern und neuern Sprachen angeführt, und auf die höhere Grammatik und Metrik iſt überall Rückſicht genommen. Einen ſolchen Kommentar zu verfertigen, iſt nicht jedermanns Sache. Es gehört eine langſam gereifte Urtheilskraft und eine ausgebreitete und wohlverdaute Lektüre dazu. Aber ein ſolcher Kommentar hat auch gröſſern und bleibendern Werth, als ein Dutzend ſogenannter Originalſchriften im gewöhnlichen Schnitt, oder ganze Bände voll eigenen Machwerks

— ſcombros metuentia carmina, vel thus.

Möchte der würdige Verfaſſer uns bald eine ähnliche Auswahl der beſten proſaiſchen Aufſätze mit

*) Der Titel iſt Ehreſtomathie teutſcher Gedichte, geſammelt und erklärt von C. F. P. Wetterlein. Köthen, Aue. 2 Theile. 1796. 3ter Theil 1798. zuſammen an 1600 S. in 8. (3 Thle).

mit einem eben ſo fleißig gearbeiteten Kommentar, und eine Geſchichte unſerer teutſchen ſchönen Literatur ſeit Hallers und Bodmers Eintritt geben!

B.

VI.

Skizze von Frankfurt am Mayn.

Eine Skizze dieſes kleinen Freyſtaats wird auch ihren Platz finden unter ſo mancherley Bildern der Zeit. Andere Reichsſtädte ſanken; Frankfurt hat ſich, auch unter den nahen Bedrängniſſen des Kriegs, mit Hamburg immer in ſteigendem Flor erhalten. Zweymal (1795 und 1797) ſtanden die Franzoſen vor ſeinen Thoren, zweymal (1792 und 1796), jedesmal nur 6 Wochen lang, war es in franzöſiſchen Händen. Der erſte Beſuch koſtete ihm eine Million, der andere 6 Millionen Gulden an Brandſchatzung, Requiſizionen und Invitazionen aller Art, die als Anlehen meiſt freywillig zuſammengetragen wurden, und nun, durch eine wahrhaft republikaniſche Einrichtung, mit geringen Procenten auf das Vermögen eines Jeden vertheilt werden. — Mancherley edle Züge der Treue und Anhänglichkeit beſonders von der unbemittelten Menſchenklaſſe haben Frankfurts kluge Lenker

das

haben erfahren. Eine Nähterin brachte das sauer ernähte Spargeld von 10 Jahren, 150 Gulden, und ein altes Mütterchen, welches nicht wollte „daß die Stadt unglücklich werde," brachte ihr lang erspartes Scherflein von 50 Thalern. — Durch die weisen Lenkungen und väterliches Ermahnen hat der Magistrat immer viel auf das Volk gewirkt, das ihm mit aller Zuversicht gehorchend ergeben ist.

Als 1792 die Franzosen hier ihre Freyheit aufdringen wollten und sagten: „nous vous ferons libres," erklärte man ihnen die Verfassung; da riefen sie freudig aus: „C'est justement comme nous voudrions être! Bey einem Auflaufe am Zeughause, das der Bürgergeneral Cüstine en Dépot nehmen wollte, machten die rüstigen Metzger mit ihrer bedeutsamen Erklärung: „Steck er seinen Federwisch ein!" den Degen des französischen Befehlshabers kraftlos, und das Zeughaus (das Soubise im 7jährigen Kriege un arsenal royal nannte) war für jetzt gerettet, bis 1796 nach der fürchterlichen Belagerung und Einäscherung der halben Judenstraße und einiger anderer Häuser das Volk zu Klagen umgestimmt und beyde Zeughäuser ungestört von den Franzosen geleert wurden. Nach Einführung des Bonapartischen Kunstrequisizionssystems, wurde auch damals ein Altarbild von Battoni, Maria Himmelfahrt vorstellend, aus der Johanniterkirche des teutschen Hauses zum Pariser Kunsthimmel transrhenirt.

Ver-

Vergebens wollte es der humane Kurfürst von Kölln, der dieſe Behandlung am allerwenigſten verdiente, wieder zurück erkaufen.

Einige der großen uralten Frankfurter Kanonen, die Würzburger Apoſtel und andere Wiedereroberungen von Reichsfeldſtücken, befinden ſich nun im K. K. Stückgießereyhofe zu Wien.

Daß bey der Heſſiſch-Preußiſchen Wiedereinnahme der Stadt am 2ten December 1792 einige hitzige Köpfe, meiſt Handwerksburſche, ſich in ihrem kurzſichtigen (doch in manchem Betrachte wieder zu entſchuldigenden) Eifer unteutſch und unedel gegen einzelne wehrloſe Franzoſen gebehrdet haben, bleibt wahr; daß aber der Magiſtrat und die ganze große Zahl der guten Bürgerſchaft — die beyderſeits dieſe Schande abzuwehren ſuchten — hieran den mindeſten Antheil hatten, war eben ſo falſch, als die deswegen in Maynz erſonnenen und durch ganz Frankreich ſo lang wiederholten boshaften Andichtungen. Doch wurden 1796 die Jourdaniſchen Ankömmlinge des beſſern belehrt, und Frankfurt iſt ſeitdem von ihnen mündlich und ſchriftlich geprieſen worden.

Bey oberwähnter Einnahme der Stadt haben die Sachſenhäuſer viel Menſchlichkeit gezeigt; ſie nahmen eine Menge flüchtiger Neufranken auf, verſteckten ſie, gingen den Siegberauſchten Heſſen grüßend entgegen, reichten ihnen zu trinken, und

baten

haben sich dabey von ihnen aus, den Feinden nichts mehr zu Leide zu thun. Diese humane Vorbitte veredelt noch jetzt ein Bild im Schmidtischen Hause.

Die ganz eigne rohe, an energischen Flüchen und Verwünschungen reiche Mundart der Sachsenhäuser ist bekannt. So sagen sie z. E. statt „geh' einmal her: Gih' mol har," und statt, „schau einmal, guck e mol." Es gibt ein Gedicht in ihrer Sprache das sehr drollig klingt.*) Sie sind meist Gärtner und Fischer, bieder und treu, derb und unfein, und heyrathen nur unter sich. Diese Art Lazaroni stammen von den alten Sachsen her, die hier zu „hausen" oder sich nieder zu lassen kamen, und bald die umliegenden Hügel und Fluren anbauten, während das am andern Ufer des Mayns liegende Frankfurt von Franken gegründet und ihre Fahrt oder Anfahrt gewesen ist. Karl der Große, und Karl der Siebente, der Bayrische Kaiser, haben hier einige Zeit residirt und die Stadt mit Gunstbezeugungen beglückt.

Die Frankfurter Provinzialismen bestehen meist in Verkürzung der Worte und Abkappung der Endlaute,

*) „Dau Here-Trendler dau, was gihst de net dein Pad;
Eich glab vorm Schinner ball, dau dauſt mersch zum Prozlad."

Du Hexenbärer du, was gehst nicht deinen Pfad?
Vorm Henker glaub' ich bald, du thust mir's zum Verrath.

laute, welches bey Vokalen den anstoßenden Hiatus vermeidet, aber bey Konsonanten desto härter tönt; und so wird auch das in Sachsen allzugänge n weggebannt. „Komme Se" wird statt kommen Sie gesprochen. „Mädcher, Händcher," wird gesagt statt Mädchen, Händchen; aber das Sächsische: „Fritze, nasse", bleibt Fritz, naß. Etwas Derbheit und Freyheitsstolz liegt im ungeschliffneren Bürger-Karakter. „Eich sein á Borger" trotzt der gemeine Mann seinem Beschimpfer entgegen. Ausserdem ist Liberalität, Jovialität und Biederherzigkeit unter dieser Klasse so ziemlich an der Ordnung und Unordnung eines jeden Tages.

Die jährlichen Einkünfte der Stadt sind etwa eine halbe Million Gulden, und beruhen meist auf Zollen. Die Abgaben sind sehr mäßig, und gegen Reiche zur Hinlockung nur allzu ungleich. Denn von 15,000 Fl. an bis in Millionen wird nur die große Schatzung von 50 Fl. im 22 Fl. Fuße bezahlt. Was die kleinere heißt, giebt jährlich 20 Kr. vom Hundert, und ist eine Art Vermögens-Steuer. — Das Bürgerrecht kann zur besten Mitgabe der Frankfurterin werden, wenn der Heyraths- und Bürgerschaftslustige nur nicht von einem Staate ist, wie z. B. die alte Schweiz, wo kein Reciprokum Statt findet.

Seit 20 Jahren hat sich die Stadt bey immerwährender Zunahme des Wohlstandes, der Handlung und des Luxus ungemein verschonert, und es sind

in dieſer Zeit (auſſer einer Neuſtadt, an der Mayns-Brücke) wohl gegen 30 Pallaſtverwandte Häuſer aufgeführt worden, unter denen das Städeliſche, Schulziſche, Schweizeriſche, Schmidtiſche, Leonhardiſche Haus, die groſſen Gaſthöfe zum Römiſchen Kaiſer, zum Schwanen, das neue rothe Haus, und der Hof von England vorzüglich genannt ſeyn wollen. Mit Armen-Anſtalten und Stiftungen aller Art iſt Frankfurt reichlich verſehen, auch mit einem Irrenhauſe. Die Katholiken beſitzen 9 Kirchen und Klöſter. Des Doms und Krönungsſtiftes ehrwürdiger Gothiſcher Pfarrthurm, das fernhervorragende Wahrzeichen Frankfurts, iſt, wie alles ſonſt Merkwürdige der Stadt, weitläuftig in Hüsgens artiſtiſchem Magazine beſchrieben. Die Lutheraner beſitzen 6 groſſe und kleine Kirchen. An neuen öffentlichen Gebäuden ſind die teutſch- und franzöſiſch-reformirten thurm- und glockenloſen Kirchen oder Bethäuſer hauptſächlich bemerkbar. Die neue lutheriſche Hauptkirche, weiland zu den Barfüßern, ſoll eine Art von Rotonda vorſtellen. Sie ſteht aber in einem Winkel, und ſchon 16 Jahre wird an ihr gezimmert. Beſſer wär' es vielleicht geweſen, man hätte, bey der ſchon beſtehenden ſchönen übergeräumigen Katharinenkirche, an ihre Stelle ein neues Gymnaſien- und Bibliothekgebäude errichtet, und die Plätzebeſitzer auf andere Art entſchädigt. Auch wäre zu wünſchen, daß im allgemeinen Frieden die dunſtenden Stadtgräben und Wälle verſchwinden, und angenehm-nützlichen Anla-

lagen, Anpflanzungen, wie zu Aſchaffenburg, Leipzig und andern Orten, Platz machen möchten. Der July 1796 bewies es, wie zerſtörend dieſe Befeſtigungen beſchirmen. Und es ſollte ja doch einmal die Zeit kommen, wo Feſtungen, wie ſtehende Heere, nicht mehr vonnöthen ſeyn dürften!

Frankfurts Ariſtodemokratiſche Verfaſſung iſt ein Muſter eines alten wohlorganiſirten Freyſtaats, weil alle ſogenannten Stände, ja ſelbſt die Handwerker Theil daran haben; woher denn wohl der edlere Gemeinſinn entſprang, der ſich im letzten Jahrzehend mehrmalen getreu und nachdrücklich zeigte. — Solche Verfaſſungen bildeten ſich nach den Römiſchen Municipalitäten und entſtanden aus den häuslichen Tugenden der alten Teutſchen, welche ſelbſt unter den barbariſchen (weder durch Minne noch durch Rittergeiſt verſchönten) Zeiten das Städte- und Bürgergemeinweſen gründeten, das auf Billigkeit und häusliche Glückſeeligkeit hinzweckte.

Daß die weit ſchwächeren und jetzt kaum 9000 Seelen ausmachenden Katholiken und Reformirten ſeit dem Status quo des weſtfäliſchen Friedens keinen Theil an der Staatsverwaltung haben, paßt freylich auch nicht mehr in die jetzige Zeit. Aber ſo lange noch nicht Ein Hirt und Eine Heerde des Kirchenweſens iſt, werden auch Religionsdiſſonanzen ſeyn, die z. B. in Augsburg bey einem katholiſchen und lutheriſchen wohlregierenden Bürgermeiſter

nicht immer in Harmonieen ſich auflöſen können. Der Adel iſt hier an Rechten und Abgaben Bürger. Er hat nicht blos zur Cüſtiniſchen Zeit, wie anderwärts, ſich herablaſſend zu ſeinen Mitbürgern erhoben, ſondern ſucht auch ſonſt öfters ſeinen Bürgerſinn zu beweiſen. Er bildet hier zwey Klaſſen, das ſtiftsmäſſige Haus Limburg und das von Gelehrten und Kaufleuten entſtandene Haus Frauenſtein. Jenes giebt 14, dieſes 6 Glieder zum Magiſtrate; wegen Blutsverwandtſchaften aber, die das Geſetz ausſchließt, wird dieſe Zahl nie voll.

Der Senat beſteht aus einem Präter, 14 Schöffen, 5 Syndicis, 14 Senatoren 2ter Bank und 14 Rathsherrn 3ter Bank. Dieſe letzteren ſind Krämer und Handwerker, auch Fiſcher und Gärtner, jedoch nur ſolche Gilden-Männer, die im vorigen Jahrhundert mit Fettmilchs Anſtehnung (welche Misbräuche bezweckte, endlich aber in Mißhandlung der kaiſerlichen Ruheſtifter ausartete) nichts zu thun hatten. Hierzu gehört noch der mit den Senatoren gleichen Rang habende Rathſchreiber, der Kanzleydirektor „oder Kanzlevrath" und die neuerlich entſtandene Stelle eines Kriminalraths, der das Verhör-Amt und die Polizey leitet.

Aus den Schöffen und Senatoren werden die zwey Bürgermeiſter gelugelt. Aus Adelichen, Rechtsgelehrten und Kaufleuten wählt der Magiſtrat ſelbſt nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeine Glieder

durchs

Theil meiner Rächte wegnahmen, erfüllten mich mit dem lebhafteſten Eifer für ein Vaterland, welches ich nur aus Geſchichtſchreibern kannte; ich zeichnete mir ſelbſt, auf den Fußſtapfen der Solons und Ariſtiden, einen Weg aus, bey welchem ich an keine andere Hinderniſſe dachte, als ſolche, die durch Muth und Tugend zu überwinden ſind. Dann ſezte ich mich in meinen patriotiſchen Entzükungen an das Ende meiner Laufbahn, und ſah in Athen, nichts geringers als die Hauptſtadt der Welt, die Geſezgeberin der Nationen, die Mutter den Wiſſenſchaften und Künſte, die Königin des Meers, den Mittelpunct der Vereinigung des ganzen menſchlichen Geſchlechts. -- Kurz, ich machte ungefehr eben ſo ſchimäriſche, und eben ſo ungeheure Projecte, als Alcibiades; aber mit dem weſentlichen Unterſcheid, daß ein von Güte und allgemeiner Wohlthätigkeit beſeeltes Herz die Quelle der meinigen war. Sie hatten noch dieſes Beſondere, daß ihre Ausführung, (die moraliſche Möglichkeit derſelben vorausgeſezt,) keiner Mutter eine Thräne, und keinem Menſchen in der Welt mehr, als die Aufopferung ſeiner Vorurtheile, und ſolcher Leidenſchaften, welche die Urſachen alles Privat-Elends ſind, gekoſtet hätten. Ihre Ausführung ſchien mir, weil ich mir die Hinderniſſe nur einzeln, und nicht in ihrem Zuſammenhang und vereinigtem Gewichte vorſtellte, ſo leicht zu ſeyn, daß ich nur allein darüber verwundert war, daß ein Perikles unter den kleinfügigen Bemühungen Athen zur Meiſterin von Griechenland zu machen, habe überſehen können,

durchs Skrutinium, und dann wird ihr loos von den drey jüngsten Senatoren, den Dreyern, durch die goldne Kugel entschieden. Kaiserliche Dispensazionen können bey besondern Fällen die Ausschließung von Verwandtschaft aufheben.

Die jährlichen Bürgermeister haben die höchste Gewalt. Der Stadtschultheiß hat die höchste Ehre, zwey Stimmen zu vergeben, manches zu entscheiden als Präses bey ganzem Rath und Schöppengericht, und das Recht des Vorsitzes bey den verschiedenen Aemtern, in welche die Staatsverwaltung eingetheilt ist. Der Schultheiß, die sieben ältesten Schöffen und der erste Syndikus haben den Titel Römischkaiserlicher Rath, und die Syndici den Rang vor den sieben letzten Schöffen. Jene sind Referenten und Beysitzer zu Gericht, und bleiben in ihrer Stelle; die Rathsherrn 2ter Bank aber steigen zu den Schöffen, und diese wieder zum Prätorat.

Beym Eintritte der Herbstmesse wird vom Schöffenrathe das Pfeifer-Gericht gehalten, wo die im Laufe des Jahres entschiedenen Prozesse vom Gerichtsschreiber verlesen werden, wobey der Prätor jedesmal: „es ist erkannt" antwortet. Hierauf kommen, von altteutscher Musik begleitet, die vom Geleit eingeholten Staatsdiener von Nürnberg, Speyer, Worms und andern benachbarten Ständen mit altkünstlichen Bechern und Stäben von Elfenbein und Handschuhen, als Geschenken der

alten Herkömmlichkeit für den Schultheiß, an den ſie eine Rede halten, die er kurz und verbindlich beantwortet.

Die Bürgerſchaft wird ſeit Fettmilchs Zeit durch das aus Rechtsgelehrten, Kaufleuten und Bürger-Kapitains ſich wählende Kollegium der Ein und funfziger vorgeſtellt, eine Art Unterhaus das zu auſſergeſetzlichen Wahlen ohne Kugelung, wie die des würdigen Schloſſer (der vom Magiſtrat und den 51gern einmüthig gewählt worden) und beſonders zu den Geldſachen ſeine Zuſtimmung geben muß: weswegen auch auf jedem Amte, wo Finanzen mit ins Spiel kommen, wie auf dem Schatzungs-Amte, der Rechenei oder Schatzkammer, dem Rents- und Forſtamt, ein ſolcher Kontrolleur ſitzt. Aus ihnen werden die Neuner, die Rechnungsführer und Buchhalter der Freyſtadt gewählt, welches beſchwerliche Amt 18 Jahre lang auf ihnen laſtet, worauf ſie (durch eine ſchiefe Einrichtung, die, wie alles Unpaſſende längſt nicht mehr beſtehen ſollte) wieder als 51ger und zwar von unten an eintreten müſſen. Beſſer wär' es wohl, ſie bekleideten nur 4 oder 6 Jahre das Neuner-Amt, und träten dann wieder in ihre verlaßne Stelle. Aus den Bürger-Offiziers werden die Acht und zwanziger gewählt, welche die Verfügungen des Raths und der bürgerlichen Kollegien ihren Quartieren mittheilen. Hr. Schöff von Günderode, ein Kenner und Liebhaber der Wiſſenſchaften, iſt eine Zierde

de ſeines Standes und der Stadt. Er, der tiefdenkende, mit dem alles gründlich abwägenden Bürgermeiſter und Senator Moors, und dem vielgewandten Schöff Schweitzer waren die Hauptſteurer des kleinen Staatsſchiffs durch die letzteren Stürme; und dieſes beſcheidne Triumvirat iſt zeither hauptſächlich zu allen wichtigen Verhandlungen gebraucht worden. Uebrigens iſt der Magiſtrat an andern Männern von Verdienſten nichts weniger als leer. — Wer die goldne Bulle ſehen will, wendet ſich an den Rathsſchreiber.

Frankfurt iſt in zwölf, und Sachſenhauſen in zwey Quartiere eingetheilt, wovon jedes eine Kompagnie Bürgerwachen ſtellt; doch viele der bemittelten Bürger und die Beyſaſſen, die auf Erlaubnißſchein hier wohnen, ſind von der ſogenannten „blinden Rotte" und zahlen dem Kapitain jährlich etwa 7 Gulden Quartiergeld. Auſſerdem ſind noch drey Eskadrons leichter Kavallerie, die an den meſſentlichen Geleitstagen das alte herkommliche Geleit einholen, wobey einer der jüngſten Senatoren den Vorritt hat und eine Rede hält, an die Amtleute der benachbarten Fürſten. Zur wohleingerichteten Erleuchtung der Stadt zahlt jedes Haus einen jährlichen Beytrag von einem bis fünf Gulden auf's Schatzungs-Amt.

Man rechnet über 50,000 Einwohner in Frankfurt, worunter etwa 10,000 Juden ſind, und 6200 Häuſer. Die Juden dürfen, ſeit der Ein-

äſcherung ihrer verpeſteten Straße, nun unter andern ehrlichen Leuten wohnen. Aber noch hat kein Zeitumſtand ihnen die Erlaubniß ausgewirkt, ſey es auch nur in ihrem reinlichern Sabbaths-Aufzuge, die öffentlichen Spaziergänge um die Stadt unter den Chriſten und chriſtlichen Juden, mit denen ſie doch täglich in mancherley Verhältniſſen unterhandeln und ſchachern, zu durchwandlen! —

In Fortſchritten der Kultur, in der öffentlichen und Privat-Erziehung, wovon ſo vieles abhängt, iſt noch manches zu wunſchen übrig. — Der verdienſtreiche Senior Hr. Dr. Hufnagel hat leider ſo viel mit Seelſorgſamkeiten zu thun, daß er ſeinem eigenen Genius nicht gehörig nachhängen kann. Doch wirkt er überhaupt Gutes, ſo viel er vermag. — Ihm iſt das Gymnaſium ſchon einige Verbeſſerungen ſchuldig, und es ſoll noch immer mehr gehoben werden. — Die grundgelehrten Herren Rektor Purmann und Konrektor Rambach ſtehen noch an ſeiner Spitze. Seit dem Austritte des würdigen Jubilarius, Herrn Prorektor Scherbius, der ſchon Göthe's Lehrer geweſen, iſt Herr Magiſter Moſche, in Arnſtadt gebohren, hier erzogen und ausgebildet in Jena, mit jugendlicher Kraft des Wiſſens und Willens ſein Nachfolger geworden, und ein Zögling von Jani und Schüler Heyne's, Herr Kühne, aus dem Mansfeldiſchen, an Moſche's Stelle gekommen. Herr M. Kühne hat eine vorzügliche metriſche Ueberſetzung

der

der homeriſchen Hymnen fertig. Moſche ſchrieb das Leben ſeines im Fache der Theologie wohlverdienten Vaters. In Ruperti's Bibliothek hat er eine ſchwierige Stelle des Theokrit erläutert, und nun auch Xenofons Oekonomikus, Sympoſium, Hiero, und die Apologie des Sokrates glücklich überſetzt. Auch macht er ſich um zweckmäßiger einzurichtende Schulbücher verdient; Lehr- und Leſebücher der für Bürgerſchulen gehörigen Kenntniſſe wird er folgen laſſen. Wir haben auch eine neue Ausgabe des Nepos von ihm zu erwarten. Dabey will er die Zeitgeſchichte der Feldherrn, ſo weit als nöthig iſt, erzählen, dann die Angaben des Nepos hiſtoriſch würdigen, ihre Quellen aufſuchen, und die Gründe von ihrer Wahl dabey angeben. Ein Plan hierüber ſoll im Erfurter Jahrbuche der Akademieen und Gymnaſien erſcheinen. Praktiſcher noch nützt der wackere Moſche durch ſeinen Unterricht, in dem er die Griechiſchen, Römiſchen und Teutſchen Klaſſiker human zu erklären weiß, um gute Staatsbürger und gute Menſchen aus ſeinen Zöglingen zu bilden. Auch die neuen Sprachen, Zeichnung, Geometrie ꝛc. werden hier ſeit acht Jahren fleißig gelehrt. Unter ſolchen Anſtalten wird das einige Zeit hier vernachläßigte Erziehungsweſen bald eine beſſere Form erhalten, und das Gymnaſium wieder zum „Uebungsort" des Wetteifers und Fleißes von Jünglingen werden. Auch iſt hier eine Koſtſchule zur Bildung für junge Kaufleute.

Die Stadtbibliothek von etwa 36000 Bänden iſt am ſtärkſten in den Fächern der Geſchichte und Filoſofie, dann in den alten Klaſſikern; am ſchwächſten in der Medizin. Sie beſitzt auch gegen 250 Manuſkripte, und eine Sammlung von 3300 Stück Griechiſcher, Römiſcher und anderer Münzen aus dem Barkhauſiſchen Vermächtniß. Unter den Handſchriften iſt eine ſtarke Zahl äthiopiſcher Matrizen, ein Briefwechſel mit Leibnitz, und ein Lexicon Aethiopico Latinum von Ludolf und eine ſchöne Sammlung Dürerischer Kupfer und Holzſtiche aus dem zum Jungiſchen BibliotheksAnkauf. Die Bibliothek und Kunſtſammlung des berühmten von Uffenbach iſt als ein Vermächtniß nach Göttingen gekommen, weil dieſer würdige Mann zu ſeiner Zeit hier verkannt wurde.

Die Bibliothek des Krönungsſtiftes St. Bartholomäi beſitzt gegen 200 alte ſehr merkwürdige Handſchriften, worunter zwey Pergamentrollen. Im Dom iſt das Grabmahl Günthers von Schwarzburg zu ſehen, und im Refektorium der Friedrichs-Herren befinden ſich Holbeiniſche und andere Altteutſche Gemälde, die eben ſo merkwürdig zu ſehen ſind, als der groſſe Kreutzgang der Karmeliter. Die unter Direkzion des fleißigen Herrn Dr. Lehr und des wackern Herrn Botanikus Bäumer ſtehende Senkenbergiſche Stiftung, mit dazu gehörigen anatomiſchen Präparaten, dem botaniſchen Garten, der anſehnlichen Bibliothek und dem mit reichen Vermächtniſſen prangenden, vom Dr. Senkenberg zugleich

geſtif-

geſtifteten BürgerHospital, die Sammlungen der Herren Salzwedel und Dr. Scherbius von lebenden und trocknen Pflanzen, und des erſteren MineralienKabinet, kann Niemand, der dieſe Fächer liebt, unbeſucht laſſen. Letzterer giebt gemeinſchaftlich mit Herrn Dr. Gärtner zu Hanau und Herrn Dr. Meyer zu Offenbach die Wetteraniſche Flora heraus, die lang' ein pium desiderium für die Pflanzenreichen Fluren des UnterMayns und die Botanik überhaupt war. Kürzlich verſtarb der liebenswürdige Greis, Herr Dr. Müller, ein ſehr geſchickter praktiſcher Arzt, ein thätiger Menſchenfreund, ein eifriger Mineralog und Antiquar. Der Tod des fleißigen Fyſikers und Mechanikers, Herrn Ries, iſt nicht minder zu beklagen.

Die Stadt Frankfurt hat von jeher ihren guten Beytrag in das Geſammtweſen des Wiſſens und der Künſte geliefert. Große Gelehrte und Künſtler ſind ihrem Schooße entſtiegen. Ludolf und die Uffenbache, Barkhauſen, die Senkenberge, Griesbach (der auf mehr als Einem Schauplatz ein großer Mann zu ſeyn verdient, und als Weimariſcher Landſtand und als Theolog gleich verehrt iſt), Schloſſer, Göthe, Klinger; dann die Künſtler Elzheimer, Lingelbach, Joachim und Jakob von Sandrart, Mignon, die Brüder Roos, Maria Sybilla Merian, Peter Boy, der fremde Welttheile beſuchte, und dem Thee Boy den Namen gab, le Blond (der zuerſt die GemäldeAbdruckerey erfand), der früher blühte,

te, Franz Schütz und Kraus, (der an Weimars Kunſtgeſchmack ſo thätigen und nützlichen Antheil nahm) beweiſen es rühmlichſt. Die Anſiedlungen der Sebald Beham, Matthäus Merian und W. Hollar, der hier bey Merian ſeine Kunſt erlernte; Johann Heinrich Roos, Debrie, Vater und Sohn, Chriſtian Georg Schütz, und in der letzten Zeit Rothnagels, Preſtels, mit ſeiner bald nach England gewanderten Gattin, wo das frühe Grab ſie birgt, und des letzt verſtorbenen Pforr, beweiſen bis auf die neueſte Zeit, daß man hier immer für die Kunſt Sinn und Geſchmack hatte. Die Sammlungen dieſer Art der Herren Städel, Ettling, Hüsgen, Lausberg, Baſſe, Krim. Rath Siegler, Kapit. Rothnagel, D. Grambs, D. Ehrmann, Prehn, Huth und de Neufville ſprechen noch dafür. Im Niederländiſchen Geſchmack iſt das Ettlingiſche reiche Kabinet von Bildern, Zeichnungen, Kupferſtichen, Konchylien und Seegewächſen, — das ſeit des Sammlers Tode nicht fortgeſetzt, aber noch nicht veräuſſert, und doch zuweilen Kennern gezeigt wird, — bemerkenswerth. Mehr im Italiſchen oder im höheren weltbürgerlichen Kunſtgeſchmack iſt das reiche Städeliſche Kabinet in jenen drey Fächern. Es iſt noch kürzlich durch herrliche Zeichnungen aus dem berühmten Krozatiſchen Kabinet vermehrt worden. Der edle Beſitzer dieſer Schätze will hieraus eine Stiftung zum Beſten ſeiner Vaterſtadt machen. Um ſo weniger iſt zu zweifeln, daß dieſe zuweilen vernachläßigten Anſtalten alsdann hier das nöthige Gute hervorbringen

gen

gen werden, besonders wenn ein gewisser Fond dazu gefügt wird, um Stipendien daraus zu ziehen, und talentvolle junge Künstler nach Italien und NeuFrankreich schicken zu können. Herr Johann Friedrich Städel ist Banquier, aber keiner von den gewöhnlichen Wechselgeschöpfen, die ihre Nebenstunden mit prahlenden Gastmahlen und Gesellschaftspunkte verschwenden. Dieser kaufmännische Weise schmückt sie in freundlicher Stille mit Früchten der Kunst und des Wissens aus. Nie hat er schulmäßig studiert, und doch sind seine klassischen und sonst mannichfachen Kenntnisse zu bewundern.

Von Hüsgens Verdiensten und Kunstsammlungen hat das Märzstück dieses Journals bereits ein rühmliches Zeugniß abgelegt. Hrn. Rothnagels Kunstsammlung und Kaiserlich privilegirte Tapetenfabrik tragen diesem rastlosen sinnreichen Manne schon Früchte seines Fleißes. Er malte vordem in Teniers und Ostadens Manier, und hat auch 60 Blätter im Geschmack Rembrands glücklich radirt. — Herr Lausberg, der meist auf seinem Landgute zu Bergen sich befindet, läßt ungenützt und unaufgestellt seine Kunstschätze für sich und Andre nun ruhen. — Herr Senator Wallacher hat mit unermüdetem Fleiß eine große Sammlung von ohngefähr 100,000 Stück Rechtsgelehrten und berühmten Männern aller Art in Werken und einzelnen Kupferstichen zusammen gebracht. — Herr Dr. Lehr hat mit Eifer die Bildnisse von Aerzten gesammelt. — Die Herren Senatoren Lehnemann,

mann, Hofmann, Scherbius, die Herren Dr. Schneider, Grambs und Steitz des Raths 3ter Bank, beſitzen theils Bibliotheken und Kupferſtiche, theils ſammeln ſie wetteifernd Francofurtensia, vorzüglich Rathsverordnungen.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

VII.

An S. von La Roche.

1797.

Heil am ſchönen Abend Deines Lebens,
Heil Dir, hehre Muſenprieſterin!
Heil Dir! Denn Du lebteſt nicht vergebens;
Dank des Vaterlands iſt Dein Gewinn.
Zwar es floſſen Dir auch manche Stunden
Voll von Kummer und von Bitterkeit,
Und Du haſt der Menſchheit Loos empfunden,
In den Tagen der Vergangenheit.
Die mit Dir die Sympathie vereinte,
Riß von Dir des Schickſals harte Hand;
Und der Huldgöttinnen Mutter weinte
Troſtlos über das zerriſſne Band.

Kinder

nen, wie viel leichter es ſey, es zum Tempel eines ewigen Friedens und der allgemeinen Glükſeligkeit der Welt zu machen. Dieſe ſchönen Speculationen gaben etliche mal den Stof zu den Unterredungn ab, womit ich meinem Vater des Abends die Zeit zu verkürzen pflegte. Die Lebhaftigkeit meiner Einbildungskraft ſchien ihn eben ſo ſehr zu beluſtigen, als ſein Herz, deſſen Ebenbild er in dem meinigen erkannte, ſich an den tugendhaften Geſinnungen vergnügte, welche er, wie ich ſelbſt, (vielleicht beyde ein wenig zu partheyiſch) für die Triebfedern meiner politiſchen Träume hielt. Alles, was er mir von den Schwierigkeiten ihrer Ausführung, die er mit der *Quadratur des Cirkels* in eine Claſſe ſezte, ſagen konnte, überzeugte mich ſo wenig, als einen Verliebten die Einwendungen eines Freundes, der bey kaltem Blut iſt, überzeugen werden. Ich hatte eine Antwort für alle; und dieſer neue Schwung, den mein Enthuſiaſmus bekommen hatte, wurde bald ſo ſtark, daß ich es kaum erwarten konnte, mich in Athen, und in Umſtände zu ſezen, wo ich die erſte Hand an dieſes groſſe Werk, wozu ich gewidmet zu ſeyn glaubte, legen könnte.

Kinder, deren Herz Dir sel'ge Freuden,
Deren Geist Dir hohen Ruhm versprach,
Wurden Dir zum Stoff der herbsten Leiden,
Als der Tod die jungen Blumen brach.
Doch es quillt ein Born in Deinem Herzen
Reiner Freude, welcher nie versiegt,
Der da wirkt, daß auch den herbsten Schmerzen
Deine Seele nimmer unterliegt:
Das Gefühl, wovon allein die Tugend
In den Herzen edler Menschen lebt,
Das Gefühl, das, wie im Lenz der Jugend,
Noch im Alter Deinen Geist erhebt,
Das Gefühl fürs Große, Schöne, Wahre,
Das Bewußtseyn in des Schicksals Nacht,
Daß ein Vater jenseits noch der Bahre
Für die Wohlfahrt seiner Kinder wacht.
Auch das größte Glück für edle Seelen,
Allen guten Menschen werth zu seyn,
Ließ Dein Genius Dir nimmer fehlen,
Und, gleich Dir unsterblich, bleibt es Dein.
Warum hält, o Freundin, mich gebunden
So entfernt von Dir des Schicksals Hand?
Warum weilt' ich dort nur kurze Stunden,
Wo sich mehr als wohl mein Herz befand?
Deinen Geist durch die vergangnen Zeiten,
Und, wenn er durchs ferne Dunkel bricht,
Das die Zukunft einhüllt, zu begleiten,
Warum blieb mir diese Wollust nicht?
Mädchen, hold an Wuchs und Rosenwangen,
Wie der Frühling schön, und jugendlich,

Dürften

Dürften immer Dir zur Seite prangen,
Wiſſ', ich hört' und ſähe doch nur Dich.

J. Hinsberg.

VIII.

Künſte.

1.

Ueber den Dresdner Künſtler Franz Gareis *).

Dresden, im Herbſt 1798.

Unter den jüngern hieſigen Künſtlern zeichnet ſich Franz Gareis ſehr vortheilhaft aus. Er iſt erſt im zwey und zwanzigſten Jahre, gebürtig aus dem Dorfe Marienthal an der Böhmiſchen Gränze, wo ſein Vater ein Tiſchler iſt. Auch ſeine Brüder ſollen

*) Dieſer ſehr leſenswürdige Beitrag iſt zwar durch einen Zufall verſpätet worden, wird aber auch jetzt noch ſein volles Intereſſe für die Leſer haben, die ſich jeder friſchen und viel verſprechenden Kunſtblüthe freuen. Wahrſcheinlich hätte der Verfaſſer ſeit der Zeit, da dieſer Aufſatz geſchrieben wurde, manches Neue zum Lobe des Künſtlers hinzuzuſetzen gefunden. B.

ſollen nicht gemeine Anlagen für andere Künſte zeigen. Einen von dieſen hat der Kapellmeiſter Reichard in Giebichenſtein bey ſich. Der junge Maler, von dem ich hier rede, kam bis in ſein ſechszehntes Jahr nicht über ſein Dorf und das dabey liegende Kloſter hinaus. Da ſein Vater die früh erwachende Luſt des Knaben zum Zeichnen bemerkte, ſo muſte er ihm ſeine Tiſchlerarbeit bemalen, die ſich ſo beſſer verkaufte. An Unterricht in Künſten und Wiſſenſchaften fehlte es ihm gänzlich, bis er vor ſechs Jahren nach Dresden kam, wo der für die Kunſt leider zu früh verſtorbene Caſanova ſein Lehrer ward. Die Fortſchritte, die der Jüngling in dieſer kurzen Zeit machte, verdienen Aufmerkſamkeit. Hiſtoriſche Malerey iſt das Fach, dem er ſich vorzüglich widmet. Ich ſah bey ihm zwey groſſe mit ſchwarzer Kreide fleiſſig ausgeführte Zeichnungen von ſeiner eignen Kompoſizion: der Manna-Regen in der Wüſte, und Moſes, wie er Waſſer aus dem Felſen ſchlägt. Die verſtändige Anordnung der Gruppen, die groſſe Mannigfaltigkeit der dazu gehörigen Figuren, die Richtigkeit der Zeichnung und des Ausdrucks, und der edle Stil, der im Ganzen herrſcht, erregt nicht gemeine Erwartungen. — Ein groſſes Altarblatt (ſein erſter Verſuch in dieſer Gattung), das Gareis ſo eben vollendete, und für die Kirche eines ſeinem Geburtsort nahen Dorfes beſtimmte, lockte viele Kunſtfreunde, unter andern auch den durchreiſenden regierenden Herzog von Weimar, auf ſein Zimmer.

Es ſtellt Chriſtus am Kreuze vor. Rechts von dieſem liegt in tiefem Schmerz verſunken die heilige Magdalene. Im Hintergrunde Gewitter, und in deſſen Tiefe zurückbebende Kriegsknechte. — Ein todter Chriſtus am Kreuz iſt freylich kein dankbarer Gegenſtand für den Pinſel. Will man einmal Chriſtus am Kreuz vorſtellen, ſo wäre wohl der Moment, wie der Blick des göttlichen Dulders für ſeine Feinde betet, der einzig würdige. Auch auf dieſem Gemälde kehret das Auge von dem Todten gern auf die durch den leidenſchaftlichen Schmerz nicht entſtellte, ſchöne Magdalena zurück; doch verweilt er lieber auf ihrem ausdrucksvollen Geſicht und der Karnazion überhaupt, als auf der blauen Drapperie der Figur, bey der ich wünſchte, daß der Künſtler ſich mehr Rafaels einfach großen Faltenwurf zum Muſter gewählt hätte. Das Kolorit iſt lebhaft, das Helldunkel frappant, und das Ganze thut, ſelbſt durch die Einfachheit der Kompoſizion, da nur zwey große Figuren darauf ſind, kräftige Wirkung, und wird ſie an Ort und Stelle noch mehr thun. Die Magdalene wird etwas über Lebensgröße ſeyn. — Unter den jüngeren Künſtlern, die jetzt auf der Gallerie kopiren, iſt mit G. keiner zu vergleichen. So glücklich er kopirt, ſo leicht und ſchnell geht ihm alles von der Hand. In der kurzen Zeit, da ich in D. war, vollendete er, außer dem oben erwähnten Altarblatt auf ſeinem Zimmer und manchen kleineren Sachen, auf der Gallerie ein großes Gemälde mit wenigſtens ſechs

Figu-

Figuren nach Biscaino, die Ehebrecherin; ferner Kopien des berühmten Genius des Ruhms von A. Caracci; den schönen Christuskopf, nach demselben ꝛc. Auch im Portraitmalen hat er sich seit kurzem versucht. Seine Köpfe insonderheit haben Geist und Wärme. Er hat aber in diesem Fach bis jetzt nichts für Bestellung gemalt: nur zu seinem eignen Vergnügen die Bilder einiger, die ihm werth sind. So den Kapellmeister Reichardt in Giebichenstein, mit einem Theil seiner Familie, in der interessanten Situazion, wie er den Seinigen, unter einem Baume sitzend, Vossens Luise vorliest. So die Portraits seiner Freunde, des Professors Morgenstern aus Halle, u. des sehr geschickten, jetzt in D. sich aufhaltenden Miniaturmalers Gröger*) aus Lübeck. Die Bescheidenheit des jungen Mannes, so wie sein ganzes anspruchloses Wesen, nimmt für ihn ein; auch sein ungewöhnlich reger Eifer. So schnell er malt, so ist ihm der Weg vom Kopfe zur Hand auf die Leinwand doch in den Augenblicken der Begeisterung zu weit. Oft, sagte er mir, wünschte ich mit den Augen malen zu können. — Möchte dieser genievolle Jüng-

*) Dieser hat vor kurzem uns auch den berühmten Amor von Mengs sehr glücklich in Miniatur kopirt. Seine eignen Miniaturportraits vereinigen Aehnlichkeit mit Eleganz. Selbst Graf schätzt ihn, und muntert ihn auf. Zu Hamburg, Lübeck ꝛc. befinden sich viele seiner in ihrer Art mit Recht sehr gesuchten Arbeiten.

ling durch kräftige höhere Unterſtützung (er erhält indeß doch bereits eine kleine Penſion vom Churfürſten) in die Lage geſetzt werden, ganz ungehindert dem gewählten Hauptfach, der hiſtoriſchen Malerey, leben und Muſſe genug gewinnen zu können, ſich auch die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe hiſtoriſcher, mythologiſcher ꝛc. Art zu verſchaffen, ohne die der Geſchichtsmaler unvollkommen bleibt! An Caſanova, dem würdigen Freunde und Schüler von Rafael Mengs, hat G. einen treflichen Führer verlohren, ſo wie Dresden überhaupt einen ächten Lehrer der Kunſt, wie es ſo bald keinen wieder haben wird. Seine Stelle als Direktor der Akademie iſt zwar wieder beſetzt. Aber wer hält hier jetzt artiſtiſche Vorleſungen, wie er? Keiner. Möchte durch ſeinen Tod wenigſtens die Vollendung des von ihm ſchon ſeit 1786 angekündigten, ſo viel verſprechenden Werks: Theorie der Zeichnung und Malerey, mit erläuternden Kupfern und Anmerkungen über die Kunſt der Alten, nicht unterbrochen ſeyn! Ich hoffe indeß noch immer die Erſcheinung. Die bisher abgedruckten Bogen befinden ſich in den Händen des Frhn. zu Racknitz.

* * *

2.

Albrecht Dürers patriotiſches Denkmahl.

In einer Portraitbüchſe, die 4 Zoll im Durchſchnitt hat, und unten das Zeichen A. D. enthält, befin-

befindet ſich ein erhabenes Bruſtbild aus Holz geſchnitten, mit der Umſchrift: imago alberti Dureri aetatis suae I. VI. Um dieſe Büchſe urnenförmig zu machen, hat man einen verhältnißmäßigen Fuß darunter angebracht, der auf dem Deckel einer kleinen Schublade befeſtiget iſt, worin ein Büſchel Haare liegt, die in ein ſchriftliches Dokument folgenden Inhalts eingewickelt ſind:

„Des weitberimeten Hr. Albrecht Deurers Mahlers zu Nürnbergk Haar."

„Hierinn ligt oder Iſt das Haar, welches man „dem Kunſtreichen vnd weitberüehmten Moler, namb„lichen Hrn. Albrecht Deurer zu Nüerenberg nach ſei„nem Todt Anno 1528, den 8ten Tag Aprilen hatt „abgeſchnitten zu einer gedechtnus, Solches iſt noch„males dem Kunſtreichen Moler, Herrn Hans Bal„dung burger albie zu Straßburg worden, Vnd als „er Albie geſtorben Anno 1545 nachgends do hett „mein Schwager ſelig Nicolaus Krämer der Moler „Albie des Herrn Hans Baldungs ſeeligen kunſt mit „einander kaufft vnd darunder dieſes Haar gefun„den In einem alten Brieff vnd daruff geſchrieben, „was es Iſt, Nachmales nach meines Schwagers „ſeeligen Todt 1550 Jor do hett mir ſolches mein „Schweſter Dorothea geſchenckht, do hab Ichs Jun „diſen Brieff zu einer Gedechtnus gelegt 1559."

Sebold Büſeler.

1595

„Starb, der Ehrenhafft. H. Seobald Füſeler Mah„ler alhie zu Straſsburg: Und bekam ſolches ſein „Schwager H. C. Zall Luckſchaftner: welcher mier „diſes Har mittgetheilt hatt, ſampt der obgeſchrib„nen Coppy: welches auch alſo bicin behalten würdt „zu gedechnus H. Albrecht Deurers Seligl. 1597 „den 12ten Aprilis.“

Joſias Schacher, Klaßmaler.

„Anno 1623 bey Verkauffung der Schaerl. Kunſt„Kammer iſt es an Herrn Sebaſtian Schachen XV. „und Anno 1649 bey abermahligen Verhandlung „an Herrn Balth. Ludw. Künaſten kommen.“

Letzterwehnter Beſitzer Hr. Künaſt iſt ein großer Kunſtliebhaber in Strasburg geweſen; über deſſen Raritätenkabinet kam Anno 1668 ein gedrucktes Verzeichniß heraus. Dieſe Haare ſind laut aller Vermuthung damahls noch in dieſer Sammlung geweſen, und hernach von da erſt hieher an die Herren von Holzhauſen gelangt, die ſie viele Jahre von Voreltern her beſaßen, durch deren Güte ich ſolche erhielt. Zu beſſerer Verwahrung traf ich gegenwärtige Einrichtung, die ich jedem künftigen Beſitzer zur guten Erhaltung um ſo mehr beſtens empfehle, da es die einzigen körperlichen Ueberreſte des alten verdienſtvollen Teutſchen ſind, der ihn noch jenſeits des Grabes mit dem Zurufe beehret, Landsmann! Frankfurt am Mayn, den 12. Juny 1799.

H. S. Hüsgen.

IX.

IX.

Auszüge aus Briefen.

London den 11. Juny 99.

Kennen Sie ſchon die neueſte Satire gegen die Oppoſizion, ſtärker als irgend etwas aus der Feder des Verfaſſers der Purſuits und ſeiner Genoſſen, unter dem anlockenden Titel: Bubble and ſqueak? Sie iſt in Buttlerſchen Knittelreimen gedichtet, und hat einzelne ſehr witzige Stellen, z. B. gegen Horne Tooke und ſeinen großen Bewunderer J. H. Stone.

Für die Muſikliebhaber, die Burney's, Hawkin's und anderer Geſchichtſchreiber der Muſik anekdotenreiche Schriften gern leſen, wird jetzt durch ein biografiſches Werk geſorgt: Anecdotes of G. Fr. Handel and I. Chr. Smith. With ſelect pieces of muſic by Smith never before publiſhed. Es iſt ſehr ſplendid aus der Bulmeriſchen Offizin in Quarto gedruckt und mit 2 Portraits dieſer berühmten Tonkünſtler von Zoſſani geſchmückt, und koſtet 12 Sch.

Das große königliche Inſtitut, die Kenntniß nützlicher mechaniſcher Erfindungen zu verbreiten, und ihre allgemeine Einführung zu erleichtern (dieß iſt der Titel: Royal Inſtitution of Great Britain for diffuſing the knowledge and facilitating the general Introduction of uſeful mechanical Inventions and Improvements)

vements) welches der Graf Rumford seit mehrern Jahren vorbereitet, seit Anfang dieses Jahrs aber durch besondere Ankündigungen und Aufforderungen in Bewegung zu setzen angefangen hat, verspricht schon jetzt in seiner ersten Kindheit so viel, daß man ohne alle Uebertreibung ihm einen außerordentlichen, die ganze kultivirte Erde umfassenden Wirkungskreis baldigst versprechen darf. Es wird aus allen Kräften ein geräumiges Haus in Albemarlestreet, das die Gesellschaft gekauft hat, in einen wahren Pallast der Technologie umgeschaffen. Nach den neuesten in öffentlichen Blättern davon bekannt gewordenen Nachrichten belief sich vor einigen Tagen die Zahl der eigentlichen Actionärs bey dieser Unternehmung, wovon jeder 50 Guineen subskribirt, schon auf 138. Außer diesen waren noch 200 Subskribenten auf Termine, so daß man jetzt sicher rechnen kann, daß die Gesellschaft schon über einen Fond von 80,000 Thaler disponirt. Schon ist die ganze Verwaltung organisirt. Unter dem unmittelbaren Schutz des Königs, der ihr erlaubt, das wie ein magischer Zauber wirkende Wort Royal vorzusetzen, ist der verdienstvolle Graf von Winchelsea Präsident, die Grafen von Morton und Egerton und der wackere Banks aber sind Vicepräsidenten. Rumford befindet sich wohlbedächtig nur unter den Managers. An dem D. Blasse hat sich die Gesellschaft einen vortreflichen Sekretär gewählt, der Willen und Kenntniß hat, alles schnell in Umschwung zu bringen. Kurz, hier sehen wir ein Institut vor unsern Augen entstehen, dessen Gleichen in Europa nirgends gefunden wird.

Sechstes Capitel.

Agathon kommt nach Athen, und widmet ſich der Republik. Eine Probe der beſondern Natur desjenigen Windes, welcher vom Horaz aura popularis genennet wird.

Mein Vater hielt ſich nur ſo lange zu Corinth auf, als es ſeine Geſchäfte erfoderten, und eilte ſelbſt, mich ſo bald es nur möglich war, in dieſes Athen zu verſezen, welches ſich meiner verſchönernden Einbildung in einem ſo herrlichen Lichte darſtellte. Ich geſtehe dir, Danae, (und hoffe, die fromme Pflicht gegen meine Vaterſtadt nicht dadurch zu beleidigen) daß der erſte Anblik mit dem was ich erwartete einen ſtarken Abſaz machte. Mein Geſchmak war zu ſehr verwöhnt, um das Mittelmäßige, worinn es auch ſeyn möchte, erträglich zu finden; er wollte gleichſam alles in dieſe feine Linie eingeſchloſſen ſehen, in welcher das Erhabene mit dem Schönen zuſammenfließt; und wenn er dieſe Vollkommenheit an einzelnen Theilen gewahr wurde, ſo wollte er, daß alle zuſammenſtimmen, und ein ſich ſelbſt durchaus ähnliches, ſymmetriſches Ganzes ausmachen ſollten. Von dieſem Grade der Schönheit war Athen, ſo wie vielleicht eine jede andere Stadt in der Welt noch weit entfernt; indeſſen hatte ſie doch der gute Geſchmak

und

wird. Hier bedarf es keines königl. Stiftungsbriefs. Gott Plutus gebeut, und der Britte gehorcht. Auch kann man in der That keine einträglichere Spekulazion auf Akzien denken, als diese seyn wird.

Der Tod hat sich neuerlich zwey merkwürdige Opfer geholt. Der vieljährige Hausfreund des einst so viel genannten Lord North, Morris Storer, ist kürzlich an der Auszehrung in Bath gestorben. Er war zu seiner Zeit der größte Stutzer und der beste lateinische Poet in England, und galt für die Standarte des guten Geschmacks. Seine äußerst interessante Bibliothek und Kupferstichsammlung hat er der Schule zu Eton vermacht. Er hatte den Ruhm, daß er die merkwürdigste Bibliothek in Hinsicht auf alte und kurioſe Einbände hatte, so daß man bey ihm den kompletteſten Kursus der Buchbinderkunst hätte machen können. Auch würde der Altorfer Professor Schwarz einen treflichen Supplementband zu seinen Disputazionen über die Verzierungen der Bücher aus Storer's literarischem und bibliografischem Schatze haben verfassen können. Unter andern reiste er selbst einmal bloß aus der Absicht nach Neapel, um sich nach den dort aus dem Herkulanum aufgegrabenen Bücherrollenkapseln eine möglichst ähnliche Kopie machen lassen zu können. In seinen letzten Jahren lebte er viel zu Purley, wo Horne Tooke seine berühmten Diverſions schrieb, und legte dort mit Hülfe des großen Gartenkünstlers, Repton, einen wunderbaren Park an der Themse an.

Der zweyte für die Kunſt noch mehr zu beklagende Verluſt iſt der frühe Tod des Architekten Revely, der auch bey Ihnen in Teutſchland als Herausgeber des dritten Bandes von Stuart's Antiquities of Athens hinlänglich bekannt iſt. Er bereiſte noch als ein ſehr junger Mann mit Stuart jene klaſſiſchen Gegenden Griechenlands, und brachte auf dieſer Reiſe eine reiche Sammlung von Handzeichnungen zuſammen, die von den Kennern außerordentlich geſchätzt wurde. Sein beſtes Denkmahl bleibt die Kirche zu Southampton, die noch muſterhafter ausgefallen wäre, wenn nicht übelverſtandene Sparſamkeit ſeine ſchönſten Entwürfe vereitelt hätte. Ueberhaupt hatte er das Schickſal, oft nur Luftſchlöſſer zu bauen. Er war ein Zögling des bekannten Chambers und hatte von ſeinem Lehrer auch etwas von ſeiner Unbiegſamkeit angenommen. Daher verdarb er es gewöhnlich mit den Aufſehern und Vornehmen, indem er ihren lächerlichen Anfoderungen und kindiſchen Unwiſſenheiten geradezu Spott und Verachtung entgegen ſetzte. Dazu kam der Umſtand, daß er aus Griechenland einen glühenden Eifer für Freyſtaaten und Republikanismus mitgebracht hatte, und daher in ſeinen letztern Jahren als ein entſchiedener Freund der Oppoſizion den gewaltigen Bauherren auf dieſer Inſel ſchon um ſeiner politiſchen Grundſätze willen ein Stein des Anſtoßes war. Ihm verdankt wahrſcheinlich London eine ſeiner prächtigſten Schiffswerften, die auf der ſogenannten Hundeinſel (Isle of Dogs) in der Themſe errichtet werden ſollen. Revely hat die erſten

erſten Plane dazu entworfen und beſchäftigte ſich mit dieſen Ideen noch wenig Tage vor ſeinem Tode.

Mit Pizarro, der hochgewürzten Olla, die Sheriden aus Kotzebue's Sonnenjungfrau und Rolla's Tod zuſammengeſchnitten hat, iſt vor wenigen Tagen das bis zur letzten Vorſtellung dieſes Wunderdramas immer bis zum Erſticken volle Drury-lane-Theater geſchloſſen worden. Es hat treflich rentirt, und Sheridan von dem Bankerut gerettet, aber ihn auch beinahe ganz mit der Oppoſizion, der er bis jetzt zugehörte, entzweyt. Uebrigens geht die Liebhäberey der Engländer für Kotzebuiſche Stücke ins Unglaubliche. Es ſind den letzten Winter 6 verſchiedene Stücke von ihm auf beyden Theatern aufgeführt worden. Nun hat man auch ſchon im voraus auf die Stücke, die er noch in der Handſchrift hat, Beſchlag gelegt, und künftigen Winter ſehen wir hier vielleicht gar nichts weiter, als Kotzebue. Iflands Stücke, wovon neulich auch die Hageſtolzen in einer ſehr guten Ueberſetzung erſchienen ſind, werden ſchwerlich auf der Bühne ihr Glück machen. Sie ſind nicht voll genug, ſagte mir vor kurzem ein Engländer, der ſich auf ſo etwas als Kenner verſtehen will. Natürlich, ſehen ſehr viele altgläubige Britten ſcheel zu dieſem teutſchen Theaterſpuk und Unweſen, wie ſie es nennen. So ſtand vor kurzem im Observer eine gewaltig zürnende Ode aus teutſche Drama, aus welcher ich Ihnen doch zur Probe die erſten zwey Strofen abſchreiben will. Gleich die Anrede iſt außerordentlich liebkoſend.

Daugh-

Daughter of Night, chaotic Queen,
Thou fruitful ſource of modern lays;
Whoſe ſubtle plot, and tedious ſcene
The monarch ſpurn, the robbers raise.
Bound in thy necromantic ſpell
The audience taſte the joys of hell;
And Britains ſons indignant groan
With pangs unfelt before at crimes before unknown.

When firſt to make the nations ſtare
Folly her painted mask display'd,
Schiller ſublimely mad was there,
And Kotz'bue lent his mighty aid.
Gigantic pair, their lofty ſoul
Disdaining reasons weak controul,
On changeful Britain ſped the blow,
Who thoughtleſs of her own, embrac'd fictitious woe.

Was werden Sie in W . . . zu dieſem Gigantenpaare ſagen, das der brittiſche Archilochus ſo eins ſichtsvoll zuſammen geſtellt hat? Die unterſtrichene Stelle in der erſten Strofe bezieht ſich auf eine Anklage, die jetzt häufig gehört und geleſen wird, ja neulich ſogar von einer ſehr geachteten Schriftſtellerin, Hannah More, in einer Schrift über die weibliche Erziehung laut gepredigt worden iſt, daß die teutſchen Dramas eine ſehr heilloſe politiſche Tendenz hätten, indem ſie nur Böſewichter in den obern, Tugends

geudbilder in den untern Ständen aufſtellten, und alſo das ruchloſe Gleichheitsſyſtem der Neufranzoſen begünſtigten!!

Da ich einmal beym Drama bin, mache ich Sie noch auf eine dramatiſche Biografie aufmerkſam, die eben jetzt mit außerordentlicher Begierde geleſen wird. Der bekannte Lackington, ex ſutore librarius, hat ſie im Verlag, und das iſt ſchon ein gutes Zeichen. Denn dieſer wählt nur immer Artikel von der größten Popularität. Erſt vor wenigen Jahren ſtarb der Doyen aller Schauſpieler in Europa, der bekannte Charles Macklin in einem Alter von 107 Jahren. Seine dramatiſche Laufbahn iſt eben ſo merkwürdig als ſeine andern Schickſale. Ein vieljähriger Bekannter von ihm, Thom. Kirkman, hat nun Memoirs of the Life of Charles Macklin 2 Vol. 8. 923 S. herausgegeben, worinn eine Menge intereſſanter Züge von Cibber, Garrik, Quin u. ſ. w. vorkommen, und viele merkwürdige Winke über die Schauſpielkunſt ſelbſt zum Theil aus Macklins handſchriftlichen Nachrichten eingeſtreut ſind. Nimmt man hierzu die Memoiren der Miß Bellamy, die Lebensbeſchreibung Garricks v. Davies und die Selbſtbiografien von Colley Cibber und Tate Wilkinſon, ſo hat man eine zuſammenhängende Geſchichte des engliſchen Theaters, wie ſie wohl keine andere Nazion aufzuweiſen hat. *)

Unter

*) Der Teutſche wird doch auch hier in der Folge nicht zurückbleiben. Iffl and s Selbſtgeſtändniſſe über ſeine drama-

Unter den hiſtoriſchen Schriften, die neuerlich hier Aufmerkſamkeit erregten, zeichnen ſich vor allen andern Wraxall's Memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna aus. (2 B. in 8. 904 S. 14 Sh.). Es ſind Bemerkungen aus einem Tagebuche, das ſich der Verfaſſer (deſſen Reiſen durch die nordiſchen Reiche einſt unſer verewigter Zolliloſer überſetzte) auf ſeinen Reiſen in den Jahren 1777–79 aufzeichnete. Mit einer nachahmungswürdigen Schonung und Beſcheidenheit unterdrückte er dieſe merkwürdige Anekdotenſammlung ſo lange, bis ihre Bekanntmachung keinem Lebenden mehr wehe thun konnte. Durch den Tod des letzten Königs von Polen und der Erzherzogin Chriſtina wurden, wie er in der Vorrede ſagt,

dramatiſche Laufbahn, die den erſten Theil ſeiner Schriften ausmachen, ſind ein köſtliches Geſchenk, wenn man nur die darinn enthaltenen Winke für Schauſpielkunſt und Dramaturgie zu verſtehen und anzuwenden weiß. Die letzte Meſſe hat uns eine andere Selbſtbiografie eines genannten Mannes in der teutſchen Schauſpielerwelt, des als Dichter und Regiſſeur bekannten Brandes, gebracht, die an Abentheuerlichkeit und vielſeitigen Erfahrungen ſich leicht mit Macklins und Tate Wilkinſon's Denkwürdigkeiten meſſen darf: Meine Lebensgeſchichte von Joh. Chr. Brandes. (Berlin, Mauter) 1r Th. Möchte der nur zu früh abgetretene Roscius unſrer teutſchen Kunſt ſeine ſüßen Ruheſtunden in dem holden Köllingen zum Theil auch einer Aufbewahrung ſeiner langen, in ſeinem weiten Kreiſe oft geprüften Erfahrungen widmen wollen!

B.

ſagt, die Siegel an dem bis jetzt verſchloſſenen Buche abgenommen. Wraxall hatte überall gute Gelegenheit, die intereſſanteſten Anekdoten zu erfahren, und dieſe kommen auch jetzt nach 18 Jahren nicht zu ſpät. Ueber Wien, München und Dresden erſcheint hier manches zum erſtenmal gedruckt, was in gewiſſen Zirkeln ſeit Jahren erzählt, aber nie niedergeſchrieben wurde. Möge die Ueberſetzung — denn meine Landsleute werden gewiß von vielen Seiten Beſchlag darauf legen — keinen gewöhnlichen Fabrikarbeitern in die Hände fallen! Mit den nöthigen Berichtigungen und Zuſätzen kann es für die große Begebenheiten mehr und mehr vorbereitende 8te Dekade dieſes Jahrhunderts ein klaſſiſches Werk werden.

Einen Hauptgroll gegen das neufränkiſche Raub- und Verheerungsſyſtem empfindet jeder rechtliche Britte hauptſächlich auch darum, weil ſich jene Plünderer an der ehrwürdigen Roma ſo ſchwer verſündigt haben. Von des Mahlers Duppa's Journal, der die erſten Gräuel der Invaſion ſelbſt mit anſah, erzählte ich Ihnen in meinem letzten Briefe *). Jetzt findet ein Gedicht allgemeinen Beyfall, das Rome at the Close of the eighteenth Century; by Henry Trelham, überſchrieben iſt. Der dichteriſche Werth dieſer, wie es ſcheint, ſehr ſchnell ergoſſenen Threnodie iſt äußerſt gering. Indeß

*) Dieſer iſt leider untergegangen oder — in einem norwegiſchen Hafe für eine gute Priſe erklärt.

deß mag es auch hier heißen facit indignatio versum *). Was der Vers nicht ausdrückt, ergänzen die scharf gesalzenen Anmerkungen.

Machen Sie die Liebhaber guter Ausgaben der englischen Dichter im voraus auf eine wahrhaft klassische Ausgabe von Dryden's Werken aufmerksam, mit Noten, Leben des Verfassers und einer durchgehends treflichen Kritik von dem Herausgeber Shalspegrs und der Werke Reynolds, von dem verdienstvollen Malone, die noch in diesem Jahre in 3 gr. 8 Bänden erscheinen wird. Eine andere trefliche Ausgabe von Buttler's Hudibras mit Grays bekanntem Kommentar enthält 15 herrliche Kupfertafeln nach Hogarths Originalzeichnungen von Ridley und 20 Holzschnitte von dem berühmtesten jetzigen Holzschneider Nesbit. Hier ist noch mehr, als in dem verstorbenen Bewik und in Anderson. Diese Holzschnitte sind das vollendetste, was man in dieser Art sehen kann. Und doch kostet diese Ausgabe nicht mehr als 1 Pf. 1 Sch.

Wie

*) Wir ziehen vielleicht statt jener wilden Ausrufungen unsers Matthissons sanfte Trauriakeit hauchendes Lied: Sehnsucht nach Rom im Schillerischen Musenalmanach 1799 vor, und verbinden damit eben dieses Dichters Basrelief am Sarkofag des Jahrhunderts, das auch an stark gegriffenen und muthig ausgesprochenen Stellen keinen Mangel hat, und, indem ich dieses schreibe, zugleich durch seine glänzende Aussenseite empfolen, gewiß in den Händen aller Leser von Geschmack und reger Theilnehmung sich befindet.

B.

Wie weit der Luxus in Kupferwerken geht, davon nur noch Einen Beweis zum Schluß. Die berühmte Blumenmahlerin Miß Lawrance hat eben ihr Rosarium vollendet. Es sind herrlich kolorirte Blätter, und diese kosten 15 Pf. 15 Sch. Nun geht sie zu den Passionsblumen, die in 10 Heften erscheinen werden. Wer subskribirt, bekommt den Heft für 10 Schillinge.

2.

Paris, den 21. Messidor.

Zweifeln Sie ja nicht, daß es den Franzosen Ernst sey, der deutschen Literatur auf den Grund zu kommen. Sie fangen jetzt mit der Wasserverkündenden Morgenröthe unserer Literatur aus der Gottschedischen Periode an. So eben finde ich eine Uebersetzung von unsers Schönaichs Herman unter dem Nahmen: la Germanie delivrée, poeme heroique en douze chants mis en vers français par Duhault, avec un precis historique et des notes (1 Vol. 8. 3 fr.) angekündigt. Wie viel Stoff zum Uebersetzen, bis sie auch nur bis an die Borussias gelangen! An die berühmte Aesthetik in einer Nuß wird nun hoffentlich zuerst die Reihe kommen. — Unterdessen sind unsre Theaterprodukte doch eigentlich nur die neue Fundgrube, in welche Frankreichs Genius seine Wünschel-

ruthe ſchlagen läßt. Da erſcheinen auf einmal zwey Sammlungen. Die eine umfaßt das neueſte teutſche Theater insgemein, unter der Aufſchrift: Theatre allemand, ou Recueil choisi des pieces qui ont paru avec succès depuis vingt ans sur les principeaux theatres de l'Allemagne. Der Ueberſetzer, le Martelier, derſelbe der die Pariſer mit dem Robert chef des brigands aus Schillers Räubern beſchenkt hat, die noch ſehr häufig auf dem Theater des Marais aufgeführt werden, will in einem Jahr 12 Oktavbände liefern. Die Dichter, die dieſe Verfranzöſirung treffen ſoll, ſind Schiller, Göthe, Leſſing, Kotzebue, Ziegler, Iſland, Brandes, Beil und Jünger. Die zweyte beſchäftigt ſich ausſchließlich mit Kotzebue's Muſe. Man verſpricht 12 Lieferungen. Die Ueberſetzer ſind Weiß, der Lektor der teutſchen Sprache beym Lyceum, und der bekannte Schriftſteller für die Kinder, Jauffret. Der erſte Theil, der ſo eben die Preſſe verlaſſen hat, enthält die unverfälſchte Ueberſetzung von Menſchenhaß und Reue nebſt mehreren Aufſätzen, die dies Lieblingsſtück den Franzoſen noch intereſſanter machen. Kotzebue erzählt ſelbſt in einer Vorrede, die hier zum erſtenmal erſcheint, daß er das Stück nur mit Zittern dem Berliner Theater übergeben, und vom 9 Oktober bis 4 November das Ganze vollendet habe. Seitwärts giebt es einige Hiebe auf ſeine deutſchen Beurtheiler. Je defie tous les critiques d'avoir dit tant de mal de mes productions que j'en ai pensé moi-même. — Von den

kleinen

und die Verſchwendung des Pericles, mit Hülfe der Phidias, der Alcamenen, und andrer groſſer Meiſter, in einen ſolchen Stand geſtellt, daß ſie mit den prächtigſten Städten des politeſten Theils der Welt um den Vorzug ſtreiten konnte; und ich hielt mit Recht davor, daß die Ergänzung und Vollendung deſſen, was ihr von dieſer Seite noch abgieng, der leichteſte Theil meiner Entwürfe, und eine natürliche Folge derjenigen Veranſtaltungen ſeyn werde, welche ſie, meiner Einbildung nach, zum Mittelpunct der Stärke, und der Reichtümer des ganzen Erdbodens machen ſollten.

Sobald wir in Athen angekommen waren, ließ mein Vater ſeine erſte Sorge ſeyn, mich auf eine geſezmäßige und öffentliche Art für ſeinen Sohn erkennen, und unter die Athenienſiſchen Bürger aufnehmen zu laſſen. Dieſes machte mich eine Zeit lang zu einem Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Die Athenienſer ſind, wie dir nicht unbekannt iſt, mehr als irgend ein anders Volk in der Welt geneigt, ſich plözlich mit der äuſſerſten Lebhaftigkeit für oder wider etwas einnehmen zu laſſen. Ich hatte das Glük, ihnen beym erſten Anblik zu gefallen; die Begierde mich zu ſehen, und Bekanntſchaft mit mir zu machen, wurde eine Art von epidemiſcher Leidenſchaft unter Jungen und Alten; jene machten in kurzem einen glänzenden Hof um mich, und dieſe faßten Hofnungen von mir, welche mich, ohne es an mir ſelbſt gewahr zu werden, mit einem geheimen Stolz erfüllten, und die allzuhochfliegende Meinung,

kleinen bey uns selbst kaum geachteten Erzählungen eben dieses Verfassers, das Leben meines Vaters, ein extemporirtes Stück, ist in Paris und Hamburg zu gleicher Zeit eine Uebersetzung erschienen, wobey der Hamburger Uebersetzer zugleich eine eigene Theorie dieser Gattung aufzustellen für gut befunden hat. Von weit ausgebreiteterm Nutzen dürfte für Frankreich selbst die Bibliotheque medico-chirurgicale seyn, worinn der B. Breuer heftweise die zweckmäßigsten Auszüge aus teutschen medizinischen und chirurgischen Journalen zu liefern angefangen hat. H. Dr. Schieferli, ein Schweizer, und Prof. Fischer in Maynz sollen Haupttheilnehmer davon seyn, und da läßt sich von der Wahl der Aufsätze etwas vorzügliches hoffen. Man abonnirt sich mit 18 Fr. auf den ganzen Jahrgang.

Man mag noch so viel von der ineptie und der hohlklingenden Frasenmacherei des abgesetzten Ministers François de Neufchateau sagen, sein Verlust ist für die nur kümmerlich sich zeigende Blüthe unserer Literatur und Künste, was die letzten Spatfröste (gegen welche Cadet de Vaux in einem der gelesensten hiesigen Journale das künstliche Begießen vor Aufgang der Sonne und die künstlichen Nebel empfolen hat) nach einem mörderischen Winter. Sein Nachfolger Quinette, einst Gefangener der Oesterreicher durch Dumourier, ist ein brennender Re-

publikaner *). Der letzte Akt des schon abgesetzten François war ein Zirkelbrief an alle Administrazionen in der Republik, worinn er das von ihm selbst verfertigte Elementarbuch zum Unterricht im Lesen für die Primärschulen verschenkt und empfielt. Der erste Akt des neuen Ministers war, daß er als Preisaufgabe für die Künste die Ermordung der Rastadter Gesandten durch die Oesterreicher (!) bestimmte. Nichts ist verderblicher, und bringt gewisser den Umsturz der ganzen jetzigen Verfassung zu Wege, als dieser unaufhörliche Ministerwechsel. Seit es Minister des Innern giebt, waren Benezech und François die einzigen, die etwas von der Sache verstanden. Nun werden alle die guten Verfügungen des letzten Ministers für den Unterricht, für den Straßenbau, für die Wissenschaften und Künste unausgeführt bleiben. Ein schöner Gedanke war die allgemeine Preiskonkurrenz für alle Schulen der Republik, die François kurz vor seinem Abgange noch eröffnete, und wodurch bey den Franzosen, die durch solche Schauspiele weit leichter elektrisirt werden, gewiß ein großer und gemeinnütziger Wetteifer hätte entflammt werden können.

*) So nennt unser Korrespondent nach einem bey der Unsicherheit der Briefe jetzt sehr nöthigen Euphemismus einen Mann, der als exaltirter Jakobiner bekannt ist. Die eigentlichen Jakobiner sind jetzt die bald ganz tyrannisirende Parthey, so süß und sanft auch noch immer ihre Sprache klingen mochte.

B.

Seit

Seit der ſchrecklichen Ankündigung des Deficit, wozu die noch ſchrecklichere Maaßregel einer gezwungenen Anleihe von 100 Millionen vorgeſchlagen wurde, iſt nun wohl für jetzt an keine Almoſenſpende, ſey ſie auch noch ſo nothwendig, für öffentliche Anſtalten und Muſeen zu denken. Eigentlich ſind auch nur zwey Anſtalten vollkommen gut organiſirt, das Muſeum der Naturgeſchichte, oder des Jardin des Plantes, wo nicht etwa bloß den Elefanten Konzerte gegeben, ſondern auch viele gute und zweckmäßige Einrichtungen fortdauernd getroffen werden, (z. B. regelmäßige Verſendungen exotiſcher Pflanzen und Staudengewächſe in alle Gegenden der Republick in bewunderungswürdiger Menge) und die Nazionalbibliothek, an deren Sicherung vor Feuersgefahr nun aber auch nicht mehr gedacht werden wird. Die längſt erwartete Oeffnung des Muſeum des Arts aber unterbleibt nun ſicher noch in dieſem Jahre. François betrieb ſie mit größtem Eifer, ſorgte aber — ein ächt franzöſiſcher Zug — weit früher für zwey ſymboliſche Paradebäume, die am Eingange des Muſeums gepflanzt und überall zur Bezeichnung der höhern Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte eingeführt werden ſollten *), als für einen ſo

*) Man findet die für Kunſtallegorie und Botanik gleich intereſſanten Aktenſtücke in der Decade philosophique n. 21. S. 138 — 146. Thouin und Desfontaines, die vom Miniſter befragt wurden, ſchlugen für die höhern Wiſſenſchaften die Ceder von Libanon, und für die

liden Fond zur innern Aufſtellung und Anordnung. Die letzten Kunſtſchätze fürs Muſeum ſind aus Turin angekommen, wo der Kommiſſär Eymar gewiſſenhafter als ſeine Kollegen, wenigſtens für die Republik ausgeräumt hat. Die Bambiniſche Iſistafel hat der Mathematiker Quenot, der zu Ende des vorigen Jahres aus Aegypten in Ancona ankam, mitgebracht, und die Manuſkripte des Pyrro Ligorio und andere Merkwürdigkeiten ſind wirklich in der Nazionalbibliothek deponirt. Allein die gleichfalls aus Turin angek-

die Künſte die Platane vor. Die Ceder fand durchgängig Beifall, und ſchon war, wie ein Reiſender verſichert, eine vielverſprechende junge Ceder aus dem Garten des Hauſes Coſſé auserwählt. Nur wegen des Kunſtbaums war große Differenz. Lamarc, gleichfalls Profeſſor der Naturgeſchichte im Muſeum, empfahl aus allen Kräften den Nordamerikaniſchen Tulipanenbaum (Liriodendron Linn.) zu dieſer Beſtimmung, und da eben im Garten Marbeuf ein Baum der Art in voller prächtiger Blüthe ſtand, ſo fiel ſeine Behauptung den Pariſern ſehr in die Augen. Auch wurde ſie von dem beym Miniſter vielgeltenden Dichter Andrieux unterſtützt, der aber den Baum, um ſeinen Nahmen für den niedlichen Mund der Muſen beſſer zu ründen, Liris genannt wiſſen wollte! Ich behalte mirs vor, in einem der nächſten Stücke über die ganze Sache ausführlicher zu ſprechen. Der Vorſchlag des Miniſters ſelbſt gründet ſich auf unſtatthafte Vorausſetzungen, und konnte daher nur eine leere Diskuſſion veranlaſſen. —

B.

angekündigten 4 Elemente von Albano ſind eben ſo wenig bis jetzt angelangt, als die aus Neapel und Rom erwarteten Alterthumsſchätze. Es iſt nur allzu ſehr zu befürchten, daß die herrlichen Kunſtſchätze der rein ausgeplünderten Villa Albani in Rom bey der jetzigen Verwirrung in Italien ganz verloren gehn, ſo wie alles was von Neapel, Veletri und Florenz auf dem Wege war, wohin auch die von Eymar angekündigte Madonna della Sedia von Raſael und die zu Veletri gefundene Minerva gehört.

Erwarten Sie keine Anzeige neuer wichtiger Schriften im Fache der Literatur von mir. Alles, was die Spekulazion des hieſigen faſt ganz ruinirten Buchhandels noch hervorzubringen vermag, ſind neue Auflagen (worunter die nun vollendete, äußerſt wichtige Ausgabe von Voltaires Werken durch Paliſſot in 55 Bänden, und die neuangekündigte von Büffon mit 1300 Kupfern) oder geſammelter Nachlaß der Verſtorbenen. Dahin gehört eine wichtige Sammlung nachgelaſſener Aufſätze von d'Alembert in zwey Bänden und der meiſterhaft von Florian überſetzte Don Quixot in 6 Bändchen, die der Buchhändler Deterville den Händen ſeiner Erben, die bis jetzt allen Nachlaß Florians, auch ſeinen Guillaume Tell und ſeinen Ebraim zurück hielten, durch ein geſchicktes Manövre zu entreißen wußte. Dieſe Ueberſetzung

iſt in jeder Rückſicht merkwürdig. *) Florians Mutter, Gilette de Salgen, war eine gebohrne Spanierin und lehrte ihn als Kind die ſchöne Kaſtilianiſche Sprache. Er las und verſtand demnach den unſterblichen Cervantes als ſeinen Landsmann. Diesmal iſt alſo nicht von einer Ueberſetzung aus einer Ueberſetzung die Rede. Doch hat Florian, von ſeinem eigenen Genius geleitet, qui nil molitur inepte, mit vieler Feinheit manches geändert und das Ganze zu einem neuen Original umgeſchaffen.

Larchey

*) Ueberhaupt leuchtet dem Don Quixote jetzt überall ein neuer Morgenſtern. Während in Madrit ſelbſt eine klaſſiſche Ausgabe deſſelben mit einem Kommentar, Kupfern und ſogar mit einer Karte für die Abentheuer des Ritters von Mancha von Don Pelliser herauskommt, (S. Fiſchers intereſſanten Brief in den Allg. geogr. Ephemer. 1799 July S. 57.) arbeitet man auch bey uns an neuen Verteutſchungen deſſelben. Von Hrn. Soltau's Ueberſetzung darf ich aus guten Quellen wenigſtens ſo viel im voraus verſichern, daß der Ueberſetzer, der jetzt in Lüneburg in gelehrter Muße privatiſirt, und durch ſeine meiſterhafte, zuerſt in dieſer Monatsſchrift eingeführte Ueberſetzung des Hudibras rühmlich bekannt iſt, ſelbſt viele Jahre in Spanien ſich aufhielt, den Cervantes ſeit 24 Jahren als ſeinen Liebling ehrt, und mit dem Gebrauch aller nur erwerbbaren Hülfsmittel viel Geſchmack, viel eigne Laune verbindet.

B.

Larcher wird die neue Ausgabe ſeines Herodot ſchwerlich vollenden. Er liegt auf den Tod krank. Chardon de la Rochette hat ſeine Anthologie ganz vollendet, aber noch keinen Verleger. Dieſen ſucht auch du Theil für ſeinen Athenäus. Die einzige Erſcheinung im Fache Ihrer Literatur iſt Coray's Ausgabe der Charaktere des Theofraſt, den der edle Grieche ſeinen Landsleuten in Griechenland mit großer Hoffnung für die Zukunft dedicirt hat. Der griechiſche Text iſt nach dem Vatikaniſchen Kodex (der nun in Paris iſt) ergänzt. Ihm iſt eine neue Ueberſetzung und ein treflicher kritiſcher und erklärender Kommentar beygefügt. *)

*) Es iſt merkwürdig, daß zu eben der Zeit, wo Coray dieſe Ausgabe veranſtaltete, auch in Teutſchland Schneider eine Ausgabe erſcheinen ließ, wobey er gleichfalls die durch Siebenkees bekannt gemachten Ergänzungen zum Grunde legte, und gewiſſermaßen einen ganz neuen Text ſeines Autors ſchuf. Sie iſt ohne Zweifel eine der wichtigſten Erſcheinungen der vorigen Meſſe, und ſchon in den Händen aller Freunde der alten Literatur. Schneider dedicirte ſeinen Theofraſt dem würdigen Coray, deſſen Ausgabe folgenden Titel führt: Les Characteres de Theophraste, d'aprés un manuscrit du Vatican. Traduction nouvelle, avec le texte grec, des notes critiques et un discours préliminaire, par Coray, Docteur en Medecine de la Faculté de Montpellier. Paris, Fuchs. 400 S. in gr. 8.

3.

Halle, im July, 1799.

Unſer botaniſcher Garten gedeiht unter der Aufſicht des unermüdet thätigen und gelehrten Curt Sprengel außerordentlich. Die Anzahl der durch ihn jetzt angezogenen Pflanzen iſt bei weitem mehr als doppelt ſo groß denn vorher. Er hat aus Paris vom Nazionalinſtitut eine Centurie der ſeltenſten Gewächſe erhalten, die wegen des verbindlichen Schreibens, welches ſie begleitete, ihm noch angenehmer ſeyn mußte. 35 derſelben ſind unbeſchriebene Species. Aus England hat er gleichfalls treffliche Sämereien bekommen. Ja ſogar Madrid, Pavia und Piſa geben ihm Beyträge. Vor einiger Zeit wurde er aufgefordert, 50 Pflanzen nach Wien zu ſchicken, die dort fehlten. Der Garten iſt auch in Rückſicht ſeiner Finanzen itzt beſſer eingerichtet, als ſonſt. Der König hat 300 Thlr. zwar nur ein für allemal gegeben: aber der jährliche Fond beläuft ſich über 300 Thlr. und die Einnahme aus dem Garten beträgt ebenfalls ſo viel. Mit 6 bis 700 Thlr. läßt ſich doch ſchon etwas anfangen. —

Neuerlich iſt dieſem Garten die ſeltene Ehre widerfahren, von unſerm erhabenen und allgemein verehrten Königspaar bey ihrer Durchreiſe durch Halle, den 4ten July, beſucht zu werden. Es war dem König vorgeſchlagen worden, ein Frühſtück dort einzunehmen, welches der akademiſche Senat veranſtaltet hatte,

hatte, und dieß war auch sogleich angenommen worden. Nun trafen freilich an diesem Morgen so viel Sehenswürdigkeiten zusammen, daß der hohe Besuch schon etwas erschöpft und ermüdet hieher kam. Der König erkundigte sich bey Herrn Prof. Sprengel genau nach der Verwendung der 300 Thaler, die er dem botanischen Garten geschenkt hatte, und ließ sich das damit erbauete Treibhaus zeigen. Auch soll die Königin ausdrücklich deßwegen die Tasse Kaffee der Chokelade vorgezogen haben, weil ihr der Herr Direktor Klein gesagt hatte, daß die Bohnen in diesem Garten gebaut wären. Zwölf Kinder der Professoren streuten aus selbstgeflochtenen Körbchen den hohen Gästen Blumen bey ihrer Annäherung ans Observatorium, und die zweite Tochter des Professors Wolf, dessen Töchter die griechischen Hexameter fertiger und reiner deklamiren, als mancher Professor, hielt folgende Anrede:

Edelster König, verschmäh nicht diese kleineren Reigen,
Die auf heiligem Pfad Blumen des Gartens
. . . . . Dir streun. . . .
In dem friedlichen Schooß der Verborgenheit sproßten die Blumen,
Und der zögernde Lenz sparte sie alle für Dich.
Nicht in gekünstelter Wärme, in Sonnenstrahlen entblühten
Diese Rosen; und frei wuchsen am Stocke sie auf.
Also, König, auch wir. Fern von der Künste Gepränge
Lehrt' allein uns Natur Dankbarkeit, Liebe zu Dir.

Dank

Dankbar dem Schutze, den Du und längſt die glorreichen Ahnen
Deines Hauſes allhier glücklichen Fluren gewährt,
Lehrten die Eltern uns ſtets des Königs Tugenden ſegnen,
Die dem Volke Gedeihn, Frieden und Wohlſtand verliehn.
So entſchwand uns die Zeit der erſten Jugend in Freude,
Und es ſchlang ſich das Band heiterer Scherze um uns.
Dankbarkeit führte darum hier meine Geſpielen zuſammen,
Dir und der Königin Haupt feſtliche Kränze zu weihn.
Einfach glänzet die Roſe, das Sinnbild harmloſer Jugend,
Und die Myrthe darin, deutend die Liebe zu Euch.

X.

Anekdoten.

Der Ritter Michaelis *)

1.

Es iſt von jeher eine böſe Sitte auf Univerſitäten geweſen, daß ſich die Studenten bis zur Ungebühr mit Hun-

*) Aus den Papieren eines würdigen Schülers dieſes Polyhiſtors, der nach allem, was Eichhorn, Haſenkamp, Buhle, und neuerlich ein Ungenannter

nung, die ich ohnehin geneigt war, von meiner Bestimmung zu faſſen, beſtätigten. Dieſer ſubtile Stolz, der ſich hinter meinen beſten Neigungen und tugendhafteſten Geſinnungen verbarg, und dadurch meinem Bewußtſeyn ſich entzog, benahm mir nichts von einer Beſcheidenheit, wodurch ich vor den meiſten jungen Leuten meiner Gattung mich zu unterſcheiden ſchien; und ich gewann dadurch, nebſt der allgemeinen Achtung des geringern Theils des Volkes, den Vortheil, daß die Vornehmſten, die Weiſeſten und Erfahrenſten mich gerne um ſich haben mochten, und mir durch ihren Umgang eine Menge beſondere Kenntniſſe mittheilten, welche mir bey meinem frühzeitigen Auftritt in der Republik ſehr wol zu ſtatten kamen. Die Reinigkeit meiner Sitten, der gute Gebrauch, den ich von meiner Zeit machte, der Eifer, womit ich mich zum künftigen Dienſt meines Vaterlandes vorbereitete, die fleißige Beſuchung der Gymnaſien, und der Preis, den ich in den Uebungen vor den mehreſten meines Alters davon trug: Alles dieſes vereinigte ſich, das günſtige Vorurtheil zu unterhalten, welches man einmal für mich gefaßt hatte; und da mir noch die Verdienſte meines Vaters, und einer langen Reihe von Voreltern den Weg zur Republik bahnten; ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ich in einem Alter, worinn die meiſten Jünglinge nur mit ihren Vergnügungen beſchäftiget ſind, den Muth hatte, in den öffentlichen Verſammlungen aufzutreten, und das Glük, mit einem Beyfall aufgenommen zu werden, welcher mich in Gefahr ſezte,

eben

Hunden umringen. Selbſt in den Kollegien erſcheint mancher unbärtige Telemachos

Nicht er allein, ihn begleiteten zwei ſchnellfüßige Hunde.

Dieſe Unart war beſonders auch in Göttingen eingeriſſen. Es gehörte zur Vornehmheit, wenigſtens Einen ſolchen Schmarozer mit ins Kollegium zu bringen. Die Lehrer hatten oft ſelbſt, beſonders der Geh. J. Rath Pütter und Ritter Michaelis ihren äußerſten Misfallen daran. Erſterer hatte eine rechte Fertigkeit darin, dieſe Thiere, wenn ſie auf ſein Katheder kamen, mit dem Fuße ſo hinab zu ſchlendern, daß ſie weit unter die Sitze der Zuhörer flogen, und ſo einen Ribbenſtoß, weil ſie von ihren Herren keine Zuchtſchläge gewohnt waren, laut bejammerten. Letzterer aber konnte das nicht thun, weil er bloß vor einem Tiſche ſaß. Doch erklärte er oft ſeinen Unwillen darüber und ſagte: „Sind Sie denn mir oder einem andern Zuhörer gut davor, wenn ein Hund auf dem Wege der Tollheit iſt, und die Wuth gerade hier ausbricht, einen von uns beißt und uns den Tod oder den Verluſt des Verſtandes zuzieht! Repetiren und präpariren Sie ſich zu Hauſe dafür, ſtatt mit dem Hunde ihre Zeit zu verderben; und haben ſie viel Brod übrig, ſo giebt es ja ärmere, denen ſie ihren Ueberfluß können zu

im Supplementbande zum Nekroleg über ihn geſagt und geſammelt haben, mehr nach ſeiner literariſchen und polyhiſtoriſchen Wirkſamkeit, als nach ſeiner ihm ganz eigenen Lehrart und ſcherzhaften Laune geſchildert worden iſt. B.

zufließen lassen, und die ihnen dafür danken. Der Hund ist bloß ihr Parasit. Allenfalls denkt er, das ist ein guter Gesell, der dich satt macht, und mit dem du zum Zeitvertreib spielen kannst. Den ersten Hund, der hier einen unangenehmen Auftritt verursacht, ers steche ich selbst!" Dazu fand sich denn auch wirklich bald Gelegenheit.

Ob es im Winter 1778 oder 1779 geschah, kann ich nicht gewiß bestimmen. In dieser Zeit hatte ein Liefländischer Baron bey großer Kälte ein Windspiel mit in die Stube gebracht. Der Herr Ritter ließ warm einheitzen oder niedersächsisch inbotten. Die Wärme that dem Thiere wohl, das unter dem fast glühenden Ofen alle Viere von sich streckte. Aber bald bekam der Hund Zuckungen, und fing an zu heulen, zu schäumen und unbändig zu zappeln. Ein Zuhörer schrie: der Hund ist toll! er schäumt! Auf einmal herrschte eine fürchterliche Todtenstille im Hörsaal, und in allen Mienen drückte sich Angst und Beklommenheit aus. Plötzlich drängte sich die Hälfte der Zuhörer zur Thür hinaus. Einige sprangen wie unsinnig die Treppe hinauf auf den Boden. Andere stürzten sich hinunter auf die Straße und verlohren Tintenfässer, Hüthe und Mappen. Die meisten sprangen auf die Taseln, und rüsteten sich da, so gut es gehen wollte, zur Gegenwehr; und hier leistete auch ich Gesellschafft. Nur der Herr Ritter stand vor seinem Tisch wie ein Mann, hielt mit beyden Händen einen Folianten, ich glaube es war Nordens Reisebeschreibung durch Aegypten, mit erhabenen Armen zu einem derben Schlage

ge-

ge bereit, und lachte über unſere Furchtſamkeit. Unverwandten Blickes ſahe er den Bewegungen des Thieres zu, und gieng, als er ſeinen Zeitpunkt abgemerkt hatte, wie gewöhnlich, feſten Trittes zur Thür hinaus, kam aber ſogleich mit ſeinem Bedienten, der einen bloßen Degen dazu trug, wieder herein, und befahl ihm, die Beſtie todt zu ſtechen. Alsbald ſchrie einer der Zuhörer: Steche er nicht, es iſt ſchade um den Hund! — Wem iſt er, fragte Michaelis? — Er iſt mein. — Nun ſo nehmen Sie Ihren Liebling auf den Arm, tragen ihn hinaus, und geben ihm etwas ein! — Da half kein Sträuben. Der Herr Baron mußte ſich mit ſeiner Pazientin entfernen. Wie er draußen des Hundes pflegte, ſagte Michaelis lachend: das iſt einer der größten Köpfe; den ſollte man zu geheimen Expedizionen brauchen, denn er hat ſein Herz auf der Zunge. Darauf machte er noch allerlei Nutzanwendungen, zeigte wie er mit ſeinem Folianten allein im Wehrſtande geweſen ſey, und erzählte uns noch folgendes. Als er auf ſeinen Reiſen in London geweſen und an der Themſe ſpatzieren gegangen ſey, ſo wäre ein toller Hund, den man verfolgte, auf ihn zugeſprungen. Zu einer Seite habe er die Themſe, zur andern wieder ein Waſſer gehabt. Es ſey unmöglich geweſen dem Thiere anders zu entgehen, als in das Waſſer zu ſpringen, welches er auch, ohne ſich lange zu beſinnen, gethan habe.

2.

Einſt hatten ihm, nach einer noch nicht überall

aus-

geretteten Gieſſenbubenſitte *), einige Studenten die Fenſter des Nachts eingeworfen, um ſich des Morgens daran zu beluſtigen. Allein der Hr. Ritter wartete den Morgen nicht ab, ſondern ließ mitten in der Nacht die Fenſter machen. Was er vermuthete, geſchah. Die Thäter, welche ſich früh an den zerbrochenen Fenſtern ergötzen wollten, zogen verdrüßlich vorüber. Michaelis aber öffnete das Fenſter und grüßte freundlich. Seitdem warf ihm niemand die Fenſter mehr ein.

3.

Im Winter 1781 war ſo wenig Schnee, daß die Studenten ſich nicht mit der Schlittenfahrt beluſtigen konnten. Einige Engländer wollten doch das theuer erkaufte Schellengeläute nicht unbenutzt laſſen. Sie hatten ſich zweyrädrige Kabriolets gemiethet, und die Pferde mit Schellengeläute belegen laſſen. So fuhren ſie durch die Straßen der Stadt im größten Regenwetter. Der Ritter las eben Kollegia, und erſtaunte mit ſeinen Zuhörern über die unerwartete Wintermuſik, als ſie vor ſeinem Hauſe vorbey fuhren. Er hob ſich ganz gelaſſen von ſeinem Tiſch auf, ſah durch die Fenſter und ſagte lächelnd: Es ſind fremde Zugvögel. Die Störche reiſen den Hundstagen nach!

*) Man verſichert, daß auf einigen nahmhaften Univerſitäten noch jetzt die eingeworfenen Fenſter einen ſtehenden Artikel in den Rechnungen der Prorectoratskaſſe ausmachen. Und man will gegen das letzte Preußiſche Edikt Einwendungen machen! d. Einſ.

Der neue

Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt. 1799.

I.

Die Spindel *).

Theokrits achtundzwanzigſte Idylle.

— — — ∪∪ —, — ∪∪ —, — ∪∪ — ∪∪

Komm, o Spindel, von Zeus Tochter, der blauäugigen, uns geſchenkt,
Freundin welliges Schmucks, die du den Frauen häuslichen Sinns gehörſt;

Fröh-

*) Dieſe wunderſchöne Idylle Theokrits iſt ſchon wegen ihres gleich ſchönen Choriambiſchen Silbenmaaſes bekannt. Eben dieſes Sylbenmaaß wählte Horaz für einige ſeiner Oden (I. 11. I. 18. IV. 10.), doch mit dem Unterſchiede, daß er die beyden Abſchnitte weder in der Mitte eines Wortes, noch häufig nach einem mit dem folgenden unzertrennbar zuſammenhängenden Worte gebrauchte. Beydes iſt ein auszeichnendes Merkmal des

Fröhlich gehe mit uns jetzt in der Neleïſchen Veſte Glanz,
Wo umgrünt vom zartblühenden Rohr Kyprias Tempel ſteht.
Denn wir flehen uns dorthin zu der Fahrt günſtigen Wind vom Zeus,
Daß ich freudiger Gaſt, herzlich begrüßt, nahe dem Nikias,
Ihm, dem heiligen Sprößlinge der holdredenden Chariten:
Und dich, welche die ſorgfältigſte Kunſt ſchuf aus dem Elfenbein,

Wird

Versmaaßes dieſer Idylle, und ſie erhält dadurch, indem ſie dem Leſer vorſchreibt, die rhythmiſchen Abſchnitte zwar deutlich aber doch ohne Störung der Gedankenperiode hören zu laſſen, noch um vieles mehr den Ton der anmuthigen geſangvollen Darſtellung. Einige Uebung bringt den Leſer leicht dahin, ſie auf die erforderliche Art vortragen zu können, und ich ſelbſt erfuhr es beym Vorleſen, daß mehrere gebildete Schweizerinnen über die Anmuth des Sylbenmaaßes entzückt waren, und doch durchaus nicht die Abſchnitte in der Mitte der Worte als etwas ſtörendes bemerkt hatten. Voß verwandelte in ſeiner Ueberſetzung (Muſenalm. 1798) dieſes Sylbenmaaß in das Hexametriſche. So ſchön aber auch dieſe Ueberſetzung iſt, ſo ſchien mir dennoch, daß bloß dieſe Veränderung den ganzen Charakter der Idylle veränderte, und ich glaubte daher, meine Ueberſetzung als einen Verſuch wenigſtens geben zu dürfen. d. Ueb.

Wird annehmen von uns als ein Geſchenk Nikias holdes Weib.
Mit ihr wirſt du ſodann viel des Gewirks ſchaffen zum Männerſchmuck,
Auch viel Weibergewand, wie man aus meerfarbener Wolle trägt.
Denn zweymal, wo im Feld weidet der ſchönfließigen Schafe Triſt,
Bringt im Jahre die Schur Wolle der zartfüßigen Theugenis:
Alſo ſchaffet ſie voll Eifers, und liebt klügerer Frauen Geſchäft.
Wahrlich nicht in der Trägheit, noch in der Sorgloſigkeit Wohnungen
Will' ich als ein Geſchenk gerne dich, da unſeres Land's du biſt:
Denn wo einſt ſich die Stadt baute der Eſyrier Archias,
Dorther ſtammſt du, aus Trinakrias Kern, herrlicher Männer voll.
Jetzt im Hauſe des Mannes, welcher die Mengheilender Miſchungen
Weiſe kennend, den unſeligen Krankheiten der Menſchen wehrt,
Wirſt du wohnen, im anmuthigen Milet bey Jaonern,
Daß man unter den Frauen rühme die ſchönſpindlige Theugenis,
Und du ſtets des Geſangliebenden Gaſtfreundes Erinnerung ſeyſt.

Alſo redet dann jemand, der dich ſieht: Groß iſt die Lieblichkeit
Bey ſo kleinem Geſchenk! Alles auch macht Freundſchaft uns achtungswerth!

Fr. Aug. Eſchen.

II.

Einige Kapitel
aus der neuen Ausgabe
von Lechevaliers Beſchreibung der Ebene von Troja.

An Herrn O. K. R. Böttiger.

Das Intereſſe, das Sie an den neuen Forſchungen über Troja genommen haben, und Ihre Freundſchaft für Hrn. Lechevalier, läßt mich hoffen, daß ich Ihnen mit der Ueberſetzung einiger Kapitel aus der noch nicht ganz abgedruckten neuen Ausgabe der Voyage dans la Troade, ou Tableau de la plaine de Troie dans son état actuel, einiges Vergnügen machen werde. Durch die Güte unſres ehrwürdigen, von uns beyden gleich geach-

geachteten und geliebten, Heyne, erhielt ich unlängst die ersten Bogen dieses sehr sauber, aber (vornemlich in ausländischen Namen) ziemlich unkorrekt gedruckten Werkes. Aus den von mir ausgehobenen und dem gelehrten Publikum gewiß nicht uninteressanten Kapiteln werden Sie sehen, daß dieses Werk weniger eine neue Ausgabe als eine völlige Umarbeitung und Erweiterung seines ersten Versuchs genannt zu werden verdient. Von allem dem, was in den von mir übersetzten 4 Kapiteln steht, enthält die erste Ausgabe wenig oder nichts. Durch die itzt vom Verfasser gelieferte Geschichte seiner troischen Entdeckungen wird erst sein Verhältniß zum Grafen Choiseul ins Klare gesetzt, welches ich noch immer in einem gewissen Helldunkel lassen mußte, als ich Choiseuls Schrift über Troja herausgab.

Gotha.

C. G. Lenz.

Viertes Kapitel.

Le Chevaliers zweyte Reise nach Troas. Besondere Erscheinung, bewirkt durch den Schatten des Athos.

Als ich, bey meiner Ankunft in Konstantinopel, von der troischen Ebene und von meinen Vermuthungen über die Denkmäler, welche ich dort be-

trachtet hatte, ſprach, fehlte nicht viel, man hätte mich für verrückt gehalten. Man trieb lange ſeinen Spaß mit dem, was man meine Grabmäler und meinen Skamander nannte; aber ſolche Scherze ohne Kritik nehmen mir den Muth nicht.

Der Maler Caſſas kam damals von Palmyra mit dem reichen Porteſeuille zurück, wovon er die erſten Probeſtücke bereits dem Publikum vorgelegt hat, und mit einer beträchtlichen Anzahl von Antiken und Münzen, womit er die Sammlung des Geſandten (Gr. Choiſeul Gouffier) bereicherte. Kaum hatte dieſer Künſtler, einer der ausgezeichnetſten ſeiner Art in Europa, vom Daſeyn der troiſchen Ebene ſprechen hören, als er die Gefahren, die er in der Wüſte ausgeſtanden hatte, vergaß. Getrieben von unerſättlicher Wißbegierde, die er mit dem ſeltenſten Talent vereinigt, unterhielt er den Geſandten Choiſeul ſo oft von den Denkmälern in Troas, daß dieſer ſich entſchloß den Aſtronomen Tondu, einen Zögling von Mechain und Caſſini, dahin zu ſchicken. Dieſer junge Mann, den ein zu früher Tod den Wiſſenſchaften in dem Augenblick entriß, wo er ihnen mit dem größten Eifer diente, hatte eben die Karte von dem nördlichen Theil des Archipel in Verbindung mit dem in der Schlacht bey Abukir getödteten, berühmten Steuermann Rascort, dem braven Major Duval und dem Kapitain Truguet, aufgenommen. Ihr letztes Werk war

die

eben so schnell, als ich empor gehoben wurde, so wol durch meine eigene Vermessenheit, als durch den Neid meiner Nebenbuhler wieder gestürzt zu werden.

Die Beredsamkeit ist in Athen, und in allen Freystaaten, wo das Volk Antheil an der öffentlichen Verwaltung hat, der nächste Weg zu Ehrenstellen, und das gewisseste Mittel sich auch ohne dieselben Ansehen und Einfluß zu verschaffen. Ich ließ es mir also sehr angelegen seyn, die Geheimnisse einer Kunst zu studieren, von deren Ausübung und dem Grade der Geschiklichkeit, den ich mir darinn erwerben würde, die glükliche Ausführung aller meiner Entwürfe abzuhangen schien. Denn wenn ich bedachte, wozu Perikles und Alcibiades die Athenienser zu bereden gewußt hatten: So zweifelte ich keinen Augenblik, daß ich sie mit einer gleichen Geschiklichkeit zu Maßnehmungen würde überreden können, welche, ausserdem, daß sie an sich selbst edler waren, zu weit glänzendern Vortheilen führten, ohne so ungewiß und gefährlich zu seyn. In dieser Absicht besuchte ich die Schule des Platons, welcher damals zu Athen in seinem grössesten Ansehen stund, und indem er die Weisheit des Socrates mit der Beredsamkeit eines Gorgias und Prodicus vereinigte, nach dem Urtheil meiner alten Freunde, weit geschikter, als diese Wortkünstler, war, einen Redner zu bilden, der vielmehr durch die Stärke der Wahrheit, als durch die Blendwerke und Kunstgriffe einer hinterlistigen Dialectik sich die Gemüther seiner Zuhörer unterwerfen

wollte.

die Karte des Helleſpont geweſen. Sie hatten, indem ſie es endigten, die Geſtalt der Inſel Tenedos feſtgeſetzt und die Hauptpunkte der Küſte von Aſien, von dem Meerbuſen Adramity bis zum Kanal der Dardanellen, beſtimmt. Sie hatten folglich in ihr Geſchäft den Theil der Küſte von Troja gezogen, der ſich vom Eingang des Helleſpont bis zu den Ruinen von Alexandrien erſtreckt. Es war wichtig die Einfaſſungen der Ebene zu zeichnen; aber man hatte nun noch die Denkmäler zu entdecken, welche ſie in ſich ſchließt.

Der Aſtronom Tondu that alles, was er in der kurzen Zeit, die er auf dem Gebiet von Troas zubrachte, thun konnte; aber gedrängt von ſeinem Befehlshaber Truguet, der nach Lemnos zurückkehrte, um die Karte des Hafens Saint Nikolas zu vollenden, konnte er in der Eil nur die Lage einiger Dörfer und einiger andern merkwürdigen Punkte beſtimmen.

Ich erhielt vom Geſandten den Auftrag, ſeine Arbeit mit dem Homer und Strabo zu vergleichen. Da ich die ganze Delikateſſe und Schwierigkeit dieſes Auftrags einſah, ſo hohlte ich erſt das Urtheil der einſichtsvollen Mitglieder der Geſandtſchaft darüber ein. Das Reſultat einer hierüber in Gegenwart der Ingenieurs Laſitte, Monier u. a. m. gehaltenen Zuſammenkunft war, daß die von Tondu beſtimmten Punkte ſehr gut zur Vervollkommnung der Ortbeſchreibung von Troas dienen könnten, aber

daß der antiquariſche Theil noch beſondere Unterſuchungen erfordere.

Der Geſandte, ſowohl durch dieſe Urtheile, als von ſelbſt von der Nothwendigkeit, die Ebene von Troja von Neuem zu unterſuchen, überzeugt, trug mir auf, dieſe Unterſuchung mit Caſſas zu übernehmen.

Wir reiſten mit einander den 11. Sept. von Konſtantinopel ab und kamen den 13. am Vorgebirge Sigeum an.

Der Augenblick, wo wir ans Land ſtiegen, war mit einem Phänomen bezeichnet, deſſen Beſchreibung in einem Gemälde von der troiſchen Ebene nicht am unrechten Orte ſtehen wird, da es den Einwohnern jener Gegend in gewiſſen Jahreszeiten einen äußerſt merkwürdigen Gegenſtand der Beobachtung darbot.

Man lieſt in Strabo's 7ten Buch, „daß der Berg Athos von einer koniſchen Geſtalt und einer ſolchen Höhe iſt, daß die Bewohner des Gipfels dieſes Berges die Sonne 3 Stunden eher als die Bewohner der Küſte ſehen.“ Dieſe Beſchreibung des Athos enthält eine Uebertreibung, deren man den weiſeſten und genaueſten Erdbeſchreiber nicht beſchuldigen darf. Die Gelehrten verſichern zu ſeiner Rechtfertigung, daß der Schluß des 7ten Buchs ſeiner Länderbeſchreibung, welcher Macedonien und Thracien enthielt, verloren gegangen und gegen

das

das Ende des 9ten Jahrhunderts von einem unbekannten Kompilator ergänzt worden ſey. *)

Plinius, welcher ebenfalls einen Begriff von der Höhe des Berges Athos geben will, ſagt im 4ten Buch der Naturgeſchichte, der Schatten dieſes Berges erſtrecke ſich, in gewiſſen Jahreszeiten, bis zu einer Bildſäule, die auf dem Marktplatz zu Myrina, einer Stadt der Inſel Lemnos, ſtand.

Man wird anfangs verſucht beide Angaben in Eine Linie zu ſtellen und die eine wie die andre für das Hirngeſpinſt einer fruchtbaren Einbildungskraft anzuſehen, welche einen merkwürdigen Gegenſtand zu verſchönern ſucht. Indeß muß man ſie nicht verwechſeln; die erſte läßt ſich nicht vertheidigen; die andre hat, wenn ſie auch nicht gewiß iſt, doch wenigſtens alle Kennzeichen der Wahrſcheinlichkeit an ſich.

Wie wir bey Koum-Kalé, dem erſten Schloſſe an der Küſte von Aſien, am Eingange der Dardanellen, landeten, war die untergehende Sonne im Begriff, hinter dem Gipfel des Berges Athos zu verſchwinden; die Azurfarbe der Bergſpitzen von Imbros und Samothrace bildete einen glücklichen Abſtich zu den glänzenden Lichtſtrahlen, welche die Sonne quer durch den reinſten Himmel ſchoß.

*) S. Fabric. Bibl. gr. Vol. 4. p. 5.

Indem wir die Augen nach Weſten warfen, bemerkten wir einen Schattenkegel, der ſeinen Urſprung auf der Spitze des Athos nahm und deſſen Baſis, auf den Horizont projicirt, die Oberfläche des Meeres zu berühren und ſeine Richtung nach der Inſel Lemnos zu nehmen ſchien. Einige Augenblicke nachher erhob ſich dieſer Schatten in die Atmoſfäre, zerſtreute ſich und verlor ſeine Geſtalt in dem Maaße, wie die Sonne ſich unter den Horizont ſenkte.

Dieſe Erſcheinung brachte mir ins Gedächtniß zurück, was ich ſonſt im Strabo und Plinius geleſen hatte. Caſſas machte eine prächtige Zeichnung davon, welche nächſtens mit den übrigen, die er in Troas verfertigt hat, im Publikum erſcheinen wird.

Ich erwartete, daß die Bekanntmachung dieſer Beobachtung die Aufmerkſamkeit der Aſtronomen erregen würde. Dieß iſt in der That geſchehen. Der Prof. Käſtner in Göttingen hat eine gelehrte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand angeſtellt *), wovon Herr Burkhardt, Zögling der Aſtronomen v. Zach und de la Lande, die Güte gehabt hat, mir einen Auszug mitzutheilen.

Herr Käſtner nimmt, nach dem Ptolemäus, für die Länge des Berges Athos 51°20′, die Breite

41

*) Chevalier's Beſchreibung der Ebene von Troja. Lpz. 1792. S. 231. ff.

41°10′ die Länge von Myrina 52°20′, die Breite 40°56′; Die Entfernung beyder Oerter iſt daher gleich 1°1′ 56″, d. h. 25,$\frac{8015}{10000}$ franz. Meilen.

Nach dieſen geografiſchen Annahmen braucht der Berg Athos nur 518 $\frac{8}{9}$ Toiſen hoch zu ſeyn, um den 26. April und den 25 Auguſt ſeinen Schatten nach Myrina werfen zu können.

Voß ſcheint mir in den Anmerkungen zum Mela die Höhe des Athos ziemlich genau geſchätzt zu haben, indem er ſie zu 11 Stadien, d. h. 1040 oder wenigſtens 836 Toiſen annimmt, nach der Art von Stadien, die er bey ſeinen Meſſungen zum Grunde legt.

Die Erzählungen von dem Schatten des Athos nöthigen uns alſo nicht, ihm eine ſo ungeheure Höhe zu geben, wie Riccioli, der ihm, nach den unſtreitig ſehr fehlerhaften Beobachtungen des Miſſionär P. Angelus, 8000 Toiſen zuſchreibt.

Den Zweifel des Hrn. Käſtner gegen die Möglichkeit den Berg Athos am Eingang des Helleſpont zu ſehen, kann jeder Matroſe, jeder Einwohner vom Vorgebürge Sigeum heben.

Wenn der Berg Athos eine fortlaufende Gebirgkette bildete, ſo würde es ſchwer halten ihn in einer weiten Entfernung zu erkennen; aber der Berg iſt iſoliert, er erhebt ſich keck in Geſtalt einer Pyramide an der Spitze einer platten

Halb-

Halbinsel, die sich vom festen Lande losreißt und weit zwischen 2 Meeren hinausläuft. Seine Lage und Höhe macht daher für die Seefahrer einen sehr deutlichen Erkennungspunkt, nach welchem sie sich richten, und den sie nie aus dem Gesicht verlieren bis zu dem Augenblick, da sie in den Hellespont einlaufen.

Es bleibt mithin Hrn. Kästner zur Festsetzung seiner Meinung nichts zu wünschen übrig, als daß er die geometrische Höhe des Oeta und seine bestimmte Lage, in Beziehung auf die Insel Lemnos, erfahre.

Hier wäre nun der Ort, den Leser zu unserm Reisegefährten in die Ebene von Troja zu machen, ihn mit uns Schritt vor Schritt zu führen und ihn gewissermaßen zum Zeugen unsrer nach einander gemachten Entdeckungen zu nehmen.

Dieser Weg, den ich einschlagen zu müssen glaubte, als ich zum erstenmal die Denkmäler von Troja ankündigte, wurde mir vom Mißtrauen in mich selbst und von der Sonderbarkeit der Denkmäler, die ich ankündigte, eingegeben. Da ich meine Erzählungen auf keine Autoritäten stützen konnte, so durfte ich keine Maaßregel der Vorsicht versäumen, um dem Tadel zu entgehen und den Unglauben zu überführen.

Itzt, da die Aechtheit dieser Denkmäler mehr beglaubigt ist, brauche ich weniger furchtsam zu

seyn.

ſeyn. Geſtützt auf die Beyſtimmung der Univerſitäten Edinburg und Göttingen, auf das Urtheil von Dalzel und Heyne, und von einer Menge achtungswerther Reiſenden aus verſchiedenen Ländern Europens, darf ich dreiſt behaupten, daß die Ebene von Troja ihre Geſtalt ſeit dem Zeitalter des Homer nicht verändert hat; daß man die Vorgebürge, Flüſſe, Hügel, Quellen und Grabhügel der Krieger (was auch Wood davon ſagen mag) noch immer und an denſelben Stellen ſieht, wohin ſie der große Dichter geſetzt hat; und wenn es einiges Verdienſt iſt dieſe köſtlichen Reſte des Alterthums der Vergeſſenheit, in die ſie verſenkt waren, entriſſen zu haben, ſo reklamire ich dieſes ausſchließend für Caſſas und für mich.

Aber indem wir uns dieſe Entdeckungen zueignen, heißt uns zugleich die Dankbarkeit dem einſichtsvollen Eifer des Geſandten huldigen, welcher unſre Arbeiten beſchützte.

Fünftes Kapitel.

Beſchreibung des Hellespont.

Als meine Bemerkungen über die Ebene von Troja und über die Ruinen von Alexandria vollendet

lendet waren, beſchloß ich, auf der Rückreiſe nach Konſtantinopel, die Ufer des reißenden Helleſpont ſorgfältig zu beobachten und die Lage der im Alterthum berühmten Gegenſtände zu beſtimmen.

Ich erwarte am Fuße des Vorgebürges Sigeum das Fahrzeug, das mich über den berühmten Kanal ſetzen ſoll. Mein Herz iſt noch voll von den Eindrücken, die es erhalten hat; der Schatten der griechiſchen und troiſchen Helden umſchwebt mich, und ich verlaſſe ſeufzend das berühmte Land, welches ihre Aſche deckt.

Ich ſchiffe mich auf einem leichten Fahrzeug ein, welches von 7 Ruderknechten geleitet wird, deren Anführer, ein Greis mit grauem Bart, von ſeiner Kindheit an die Ufer des Helleſpont durchſtrich. Eine Menge Bilder ſtellen ſich meinen Augen dar; der Kanal, ähnlich einem breiten Fluſſe, iſt in dieſem Augenblick mit Schiffen bedeckt. Seine Wellen fließen majeſtätiſch zwiſchen zwey hohen Bergketten hin, welche, ohne überall angebaut zu ſeyn, überall Zeichen von Fruchtbarkeit darbieten; zahlreiche Heerden weiden am Abhang der beyden Ufer, und die Matroſen des Schiffes, welches vorbey fliegt, antworten den Geſängen der Hirten. Dieſe lachenden Bilder machen bald den ſchmerzlichen Empfindungen Platz, welche ihnen folgen. Thucydides,

dides, Herodotus und Xenofon rufen mir die blutigen Schlachten und die großen Begebenheiten ins Gedächtniß zurück, wovon der Hellespont einſt der Schauplatz war. Hier ſchlugen die Athener die Lacedämonier; hier wurden ſie von ihnen geſchlagen und verloren ihre Freyheit; weiterhin ging jenes unzählbare Heer über, deſſen Vordertreffen von der Morgenröthe beſchienen wurde, während das Hintertreffen noch in der Finſterniß der Nacht war. Weiter hinauf ließ der Eroberer Aſiens ſeine weniger zahlreiche Armee als die des Xerxes, die aber kriegeriſcher und beſſer disciplinirt als die perſiſche war, hinübergehen. Ich ſehe den Hellespont gefärbt mit dem Blute der Perſer, der Griechen, der Venezianer und der Muſelmänner; endlich erpreßt mir der unglückliche Leander einige Thränen und ich höre noch die Seufzer ſeiner Geliebten.

Dieſe traurigen Erinnerungen hatten mich in tiefe Schwermuth verſenkt, als der Anführer der Ruderer zufällig den Namen Eles-Bouroun ausſprach. Neugierig fragte ich ihn nach dem eben genannten Worte. Er belehrte mich, der eine von den zwey Punkten, welche die Spitze des thraciſchen Cherſones, oder das alte Vorgebirge Maſtuſia bilden, werde von den Türken Eles genannt. Sogleich begab ich mich nach dem Vorgebirge, um die Ruinen der Stadt Eleus aufzuſuchen, die nicht weit davon geſtanden haben muß.

Das

Das kleine Dorf und die verſchiedenen Forts auf der Spitze des Cherſones ſind vielleicht von den Trümmern jener Stadt erbaut worden; man entdeckt davon kein anderes Ueberbleibſel als das Grabmal des Proteſilaus, welches noch ſteht und wenigſtens ungefähr den Ort anzeigt, auf welchem die alte Stadt ſtand.

Nachdem ich das von de Tott in der Nähe des Grabmales des Proteſilaus erbaute Fort beſehen hatte, ſchiffte ich mich zum zweyten mal ein, und indem ich zur rechten auf der Küſte von Aſien *), die Grabhügel des Achilles und Patroklus (Dhio Tapé), das Schloß von Aſien (Koum-Kalé), die Mündung des Simois (Mendéré Son), das Grab des Ajax (Tépé Gheuln), das Holz des Hektor oder Ophrinimo (Tehakalli Déré), und zur Linken auf der Küſte von Europa zwey angenehme mit Bäumen bepflanzte und von mehreren Bächen gewäſſerte Thäler, liegen ließ, landete ich an der Spitze von Barbiers (Kepos Bouroun), wo einſt die Stadt des Dardanus ſtand, berühmt durch den daſelbſt zwiſchen Sylla und Mithridates Eupator abgeſchloſſenen Frieden.

Hier fing ich an die neue Karte des Hellespont zu berichtigen. Die Arbeit unſrer Aſtronomen, verglichen mit Strabo's Erdbeſchreibung, die ich vor Augen hatte, zeigte mir bald auf eine auffallende Art

*) Jeni Cheher.

wollte. Der vertrautere Zutritt, den mir dieſer berühmte Weiſe vergönnte, entdekte eine Uebereinſtimmung meiner Denkungsart mit ſeinen Grundſäzen, welche die Freundſchaft, die ich für ihn faßte, in eine faſt ſchwärmeriſche Leidenſchaft verwandelte. Sie würde mir ſchädlich geweſen ſeyn, wenn man damals ſchon ſo von ihm gedacht hätte, wie man dachte, nachdem er, durch die Bekanntmachung ſeiner metaphyſiſchen Dialogen, bey den Staatsleuten, und ſelbſt bey vielen, welche ſeine Bewundrer geweſen waren, den Vorwurf, welchen Ariſtophanes ehemals (wiewol höchſt unbillig) dem weiſen Socrates gemacht, ſich mit beſſerm Grund oder mehr Scheinbarkeit zugezogen hatte. Aber damals hatte Plato weder ſeinen Timäus noch ſeine Republik geſchrieben. Indeſſen exiſtierte dieſe leztere doch bereits in ſeinem Gehirne; ſie gab ſehr oft den Stoff zu unſern Geſprächen in den Spaziergängen der Academie ab; und er bemühete ſich deſto eifriger, mir ſeine Begriffe von der beſten Art, die menſchliche Geſellſchaft einzurichten, und zu regieren, eigen zu machen, da er das Vergnügen zu haben hofte, ſie wenigſtens in ſo fern es die Umſtände zulaſſen würden, durch mich realiſiert zu ſehen. Sein Eifer in dieſem Stüke mag ſo groß geweſen ſeyn, als er will, ſo war er doch gewiß nicht gröſſer, als meine Begierde, dasjenige auszuüben, was er ſpeculierte. Allein, da meine Vorſtellung von der Wichtigkeit der Pflichten, welche derjenige auf ſich nimmt, der ſich in die öffentlichen Angelegenheiten miſchet, der Lauterkeit und innerlichen Güte

meiner

Art, wie fehlerhaft die Schätzungen der Entfernungen bey den Alten waren, und wie weit sich ihre Methoden von der Genauigkeit entfernten, die wir heut zu Tage unsern Instrumenten geben.

Ich landete hierauf beym Schlosse der Dardanellen von Asien, welches die Türken Sultanié Kalessi nennen. Man stelle sich einen Kreis von hohen Mauern vor, deren Fuß mit Schießscharten versehen ist, durch welche Kanonen von 25 Fuß, mit dem Wasser in Eine Linie gerichtet, marmorne Kugeln ausspeien, und man wird einen richtigen Begriff von der Hauptvertheidigung des Kanals des Hellespont haben.

Die kleine Stadt in der Nähe des Schlosses ist beynahe ganz von Juden bewohnt, welche mit den Vortheilen eines großen Handels noch die Vortheile eines sehr einträglichen Gewerbes verbinden, indem sie sich den Schiffen aller Nazionen unentbehrlich machen, welche genöthigt sind hier einzulaufen, um sich visitiren zu lassen und ihre Fermans zu zeigen.

Hinter der Stadt breitet sich eine weite Ebene aus, in deren Mitte man ein Teké oder ein Derwischen-Kloster findet, das von Weinbergen und köstlichen Gärten umgeben ist. Diese Einsiedler geben der Nachbarschaft ein Beyspiel der wohlwollendsten Gastfreundschaft; sie bieten ihre schönsten Früchte und ihre Zellen dem ermüdeten Wanderer dar, und heißen ihn mit der ehrlichsten Miene ei-

nen Sarg von 40 Fuß bewundern, welcher die Reſte des Rieſen enthält, der ſie geſtiftet hat.

Der Strom, welcher dieſe Ebene durchſchneidet, und die Mauern von Soultanié Kaleſſi beſpült, iſt unſtreitig der Rhodius, welcher, nach dem Strabo, zwiſchen Dardanus und Abydos floß. Dieß iſt nach dem Simois der gröſte Fluß, der ſich in den Hellespont ergießt. Unterſucht man die Unregelmäßigkeit ſeines Bettes, die Maſſen von Kieſeln, die er mit ſich fortreißt, und die Breſchen, die er in jedem Augenblick in den Wall macht, welcher beym Schloſſe errichtet iſt, um deſſen Zerſtörung aufzuhalten: ſo erſtaunt man nicht, daß Neptun die Wellen deſſelben mit den des Simois und andrer Flüſſe, die vom Ida herabkommen, vereinigte, um die Verſchanzungen der Griechen zu vernichten.

Strabo ſagt, Cynoſema habe der Mündung des Rhodius gegenüber auf dem entgegengeſetzten Ufer des Hellespont gelegen; vermuthlich lag es auf der Stelle, wo ſich heut zu Tage das Schloß von Europa befindet, welches die Türken Kelidil-Bahar, das Schloß des Meeres, nennen, in der Bedeutung, wie Euripides den Bosporus den Schlüſſel des Pontus nennt.

Weiter über Soultanié Kaleſſi hinauf bemerkte ich mehrere Schiffe unter dem Schutze einer Landſpitze, welche in den Kanal hinausläuft, und welche

che den Eingang deſſelben von der Seite des Meeres von Marmara zu verſperren ſcheint; die Türken nennen es Nagara-Bouroun. Man ſieht an dieſem Ufer noch einige Ruinen, welche Ueberbleibſel von Abydos ſeyn müſſen, weil die Entfernung, die ſich auf der neuen Karte zwiſchen der Spitze von Barbiers und Nagara findet, genau dieſelbe iſt, welche Strabo zwiſchen Dardanus und Abydos angiebt.

Die Küſte von Europa, oberhalb Kelidil-Bahar, bildet 3 an einander hängende Meerbuſen.

Im Innerſten des erſten liegt das Dorf Mayto, das von Griechen bewohnt und auf den Ruinen des alten Madytos erbaut iſt. Hier trugen die Athener einen ausgezeichneten Sieg über die Lacedämonier davon, zufolge deſſen ſie ein Trofäum auf Cynoſema oder dem Grabmahl der Hekuba errichteten.

Der zweite, den die Alten ſeiner Tiefe wegen Koilos nannten, hat noch itzt den wenig entſtellten Namen Koilia, welchen die Einwohner Kilia ausſprechen.

Der dritte endlich, den die Türken Ak-Bachi Liman (Hafen des weißen Kopfes) nennen, iſt der alte Hafen von Seſtos. Die Trümmern von Mauerwerk, die man auf dem benachbarten Berge ſieht, ſind die Ruinen vom Fort von Zemenik, dem erſten Platze, deſſen ſich die Türken beym Uebergang von Aſien nach Europa, unter Anführung des Sultans Orhan, im Jahr 1356, bemächtigten.

Die Türken, welche an den Ufern des Hellespont wohnen, zeigen noch mit einer Art von Stolz gewisse Felsen, die sich über eine Meile hoch über Ak-Bachi-Liman erheben und die sie Gaziler Iskelessi, den Hafen der Sieger, nennen, wo ihre braven Vorfahren landeten, ehe sie das Fort von Zémé-nik angriffen.

Zwischen Sestos und Abydos, sagt Strabo, warf Xerxes eine Schiffbrücke, um sein Heer überzusetzen; das eine Ende der Brücke war oberhalb Abydos, gegen den Propontis zu, das andre unterhalb Sestos gegen das Agäische Meer hin.

Die Art, wie dieser Geograf den Weg beschreibt, den die Seefahrer nehmen mußten, um von Sestos nach Abydos zu gehen, bestätigt die Lage der beyden alten Häfen, und bestimmt zu gleicher Zeit, mit vieler Wahrscheinlichkeit, die Lage des Thurmes der Hero. „Diejenigen, sagt er, welche von Sestos nach Abydos gehen, müssen nicht gerade aus fahren, sondern sich nach dem Thurm der Hero zu wenden, und von da sich dem Strome überlassen, der sie hinüber führt."

Das muthige Wagstück des Leander, welches das reizende Gedicht des Musäus hervorgebracht und seit mehreren Jahrhunderten der Dichterbegeisterung Nahrung gegeben, hat für die Einwohner der Dardanellen nichts Unglaubliches. Sie haben noch in den neuesten Zeiten einen jungen Juden an der nemlichen Stelle über den Kanal schwimmen sehen, um die

die Hand eines Mädchens ſeiner Nazion zu erhalten, die ſie ihm um dieſen Preis angeboten hatte.

Strabo beſtimmt die Breite des Kanals zwiſchen Seſtos und Abydos auf 30 Stadien. Wenn er darunter das olympiſche Stadium von 76 Toiſen verſteht, ſo ſtimmt er mit der neuen Karte überein; meint er aber das griechiſche Stadium von 92 Toiſen, ſo begeht er einen Irrthum von mehr als 535 Toiſen.

Nachdem wir die Lage von Seſtos und Abydos beſtimmt hatten, eilten wir einen günſtigen Wind zu benutzen, um unſern Weg weiter in die Gegenden fortzuſetzen, wo der Kanal breiter wird. Die zierlichen und leichten Fahrzeuge (piadets), deren ſich die Türken bedienen, um durch den Kanal zu ſchiffen, ſind nicht ſehr geſchickt den Wogen des Meeres von Marmara zu widerſtehen, deren Heftigkeit durch die Nordwinde vermehrt wird, und die ſich gegen die Barriere zu empören ſcheinen, welche ihnen der enge Eingang des Hellespont entgegen ſetzt. Die unverzagteſten Seeleute zittern hier; zahlloſe Unfälle rechtfertigen ihre Beſorgniſſe.

Ich ließ zur Rechten auf der Küſte von Aſien die Flüſſe Perkot und Praktius, welche die Türken heut zu Tage unter dem Namen Bourgas-Sou und Mouſſa-Keu-Sou kennen; zur Linken auf der Küſte von Europa den berühmten Ziegenfluß, Aegos-Potamos (Kara ova Sou) liegen, wo jene ent-

ſcheidende Schlacht vorfiel, die dem peloponneſiſchen Krieg ein Ende machte.

In Lampſaki erkannte ich das alte Lampſakus wieder, und ich bewunderte ſeine fruchtbaren Küſten, die noch itzt mit Weinbergen bedeckt ſind, wie ſie es damals waren, als Xerxes dem Themiſtokles ein Geſchenk damit machte.

Gallipoli erinnert mich an Callipolis. Die Lage dieſes Orts iſt ſo vortheilhaft, daß alle Fürſten, die ſich Thraciens haben bemächtigen wollen, ſich zuerſt davon Meiſter zu machen geſucht haben.

Juſtinian hat hier ungeheure Magazine von Lebensmitteln und Munzionen zum Unterhalt der Beſatzung und der Truppen, welche das Land beſchüzzen ſollten, errichten laſſen; und noch heut zu Tage werden für die türkiſchen Flotten, welche in den Archipel beſtimmt ſind, hier die Vorräthe von Zwieback und von Pulver gemacht.

Ich hatte nur noch einen Schritt übrig, um den ganzen Hellespont durchſtreift zu haben.

Ich warf einen flüchtigen Blick auf die Mündung des Päſus, welchen die Türken dermahlen Beiram-Deré nennen, und der ſonſt an jener Stadt vorbeyfloß, deren Einwohner, vom Adraſt und Amfius angeführt, den Trojern zu Hülfe eilten. Ich bemerkte Ruinen an den Stellen, an welche Strabo die Städte Parium und Priapus ſetzt, und ich

kam

kam endlich an den Iſthmus, welcher den thraciſchen Cherſones mit dem feſten Lande verbindet. Sein itziger Name Examili iſt, wie man ſieht, dem Namen Examilia ſehr ähnlich, den er ehemals trug. Seine in der neuen Karte geometriſch beſtimmte Breite weicht äußerſt wenig von der Breite von 40 Stadien ab, die ihm Strabo giebt. Man zählte ſonſt daſelbſt 3 merkwürdige Städte, Kardia an dem Meerbuſen Melas, jetzt dem Meerbuſen von Saros, Paktié am Ufer des Propontis, und Lyſimachia, welches zwiſchen den beyden andern vom Lyſimachus, einem der Nachfolger Alexanders, erbaut wurde.

Gewiſſe Geſchichtſchreiber behaupten, Alexander habe ſein Heer bey Paktié einſchiffen laſſen und es ſey bey Priapus (jetzt Karaboa) gelandet; andre verſichern, er habe dem Parmenio befohlen, ſeine Reiterey und einen Theil ſeines Fußvolks auf 160 Galeeren von Seſtos nach Abydos überzuſetzen. Vielleicht ging er in 2 Kolonnen über den Kanal. Gewiß iſt, daß die Ebene des Granikus, wo er die erſte Schlacht in Aſien lieferte, und die Perſer ſchlug, näher bey Priapus als bey Abydos liegt.

Sechſtes Kapitel.

Neue Entdeckungen in Troas während einer Reiſe in die Moldau.

Als wir nach Konſtantinopel zurück kamen, fing der Anblick unſrer ſorgfältig gezeichneten Karte, auf

welcher man die Denkmäler und Flüsse der Ebene von Troja mit ihren alten und neuen Namen unterschied, an, die Zahl der Ungläubigen zu vermindern; der kaiserliche Internuntius, Frhr. v. Herbert, der Graf Ludolf, Minister von Neapel, der Ritter Zuliani, der Artillerie-Kapitain, nachher General Saint-Remy, der Frhr. v. Heidestam, Schwedischer Minister, der Frhr. v. Edem, holländischer Gesandter, unser Gesandtschafts-Sekretär, le Hoc, kurz, einsichtsvolle Manner verschiedener Nazionen, welche damals in Konstantinopel waren, ließen diesen ersten Arbeiten Gerechtigkeit widerfahren, und beeiferten sich sie in Europa bekannt zu machen.

Der Gesandte Choiseul beschloß nun sich in eigner Person von der Wahrheit der Thatsachen zu überzeugen. Er begab sich in Gesellschaft der Kapitaine Truguet, Demarest und des Dragomanns Deval dahin; ich diente ihnen als Führer, und sie brachten alle die Ueberzeugung von der Aechtheit der Denkmäler zurück, die sie selbst so lange Zeit als fabelhaft betrachtet hatten. Auf dieser zweyten Reise wurde unter den Ruinen des Tempels des Apollo Tymbräus ein Theil der Inschriften entdeckt, welche man am Schlusse dieses Werkes sehen wird.

Die gelehrten Griechen in Konstantinopel, deren Anzahl gröſser ist als man bey uns glaubt,

vernahmen nicht ohne groſſes Intereſſe, daß man die Aſche ihrer Helden wieder belebt habe. Dieſes geiſtreiche Volk, müde der Tyranney, haſcht begierig nach Troſt in der Erinnerung ſeiner alten Größe. Der Fürſt Kallimachi, damals Dragoman der Pforte, bezeigte vorzüglich das ſtärkſte Verlangen, die Entdeckungen in der Ebene von Troja kennen zu lernen, und er faßte eine ſolche Zuneigung für mich, daß der Geſandte ſie zum Vortheil der Politik zu benutzen ſuchte, indem er das intereſſante Projekt, das er damals hatte, dadurch auszuführen ſuchte, für Frankreich nemlich die Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere zu erhalten, welches aber die engliſche und ruſſiſche Politik zu vereiteln nicht verfehlte.

Ich wohnte 3 Monate im Hauſe dieſes Fürſten, mitten unter den Gefahren der Peſt; ich kehrte hierauf nach Pera zurück, um die letzte Hand an die allgemeine Karte von dem alten und neuen Konſtantinopel zu legen, die ich in einem Zeitraum von 6 Monaten mit dem Ingenieur Kauffer aufgenommen hatte.

In dieſer Epoche hatte die Pforte einen Hospodar der Moldau ernannt, welcher dem Mauro Kordato nachfolgen ſollte; der Geſandte Choiſeul hielt es für nützlich mich bey dieſem Fürſten als Staatsſekretär anzuſtellen.

Kaum war ich in der Moldau angekommen, als der Krieg zwiſchen der Pforte und Rußland ausbrach.

Wenn man ſich erinnert, daß die Türken unter ſolchen Umſtänden die Gewohnheit haben (wie Montesquieu bemerkt) ihre eignen Gränzen zu verheeren, um eine Wüſte zwiſchen ſich und ihren Feinden zu machen; wenn man ſich erinnert, daß die unglücklichen Moldauer, die damals der Barbarey der Türken und ihrer Nachbarn, der Tartaren von Beſſarabien, ausgeſetzt waren, den Eintritt ihrer Feinde in ihr Gebiet wünſchten, um von ihren eigenen Vertheidigern befreyt zu werden, ſo kann man ſich leicht denken, in welcher Gefahr ich als Ungläubiger ſeyn mußte.

Seit dem Anfang der Feindſeligkeiten hätte ich dieſen gefährlichen Poſten verlaſſen können, deſſen Geſchäfte durch den Krieg vernichtet waren, und an den ich außerdem durch keine unmittelbare Beziehung zu der franz. Regierung gebunden war. Aber ich hatte damals in der Feſtung Olſakow brave Landsleute und gute Freunde, denen meine Anweſenheit beym Hospodar von Nutzen war.

Die Ingenieurs Laſitte und Dabancourt, begleitet vom Dragoman Myran und von einigen franz. Kanoniers und Bombardiers, waren damit beſchäftiget, dieſen Schlüſſel des Ottomanniſchen Reichs zu befeſtigen. Nachdem ſie ihn in Vertheidigungsſtand geſetzt und ſogar einen lebhaften Angriff gegen das Fort Kilbourn gemacht hatten, beklagte ſich der ruſſiſche Hof höchlich, daß Frankreich ſeinen Feinden Ingenieurs darböte, in dem Augenblick,

wo

meiner Absichten proportioniert war, und ich desto weiter von Ehrsucht, und andern eigennüzigen Leidenschaften entfernt zu seyn glaubte, je gewisser ich mir bewußt war, daß ich (wenn ich es für erlaubt gehalten hätte, mich in der Wahl einer Lebensart bloß meiner Privatneigung zu überlassen,) eine von dem Städtischen Getümmel entfernte Muse, und den Umgang mit den Musen, die ich alle zugleich liebte, der Ehre, eine ganze Welt zu beherrschen, vorgezogen hätte: So glaubte ich mich nicht genug vorbereiten zu können, eh ich auf einem Theater erschiene, wo der erste Auftritt gemeiniglich das Glük des ganzen Schauspiels entscheidet. Ich widerstund bey etlichen Gelegenheiten, welche mich aufzufodern schienen, so wol dem Zudringen meiner Freunde, als meiner eigenen Neigung, ob es gleich, seit dem Alcibiades mit so gutem Erfolg den Anfang gemacht hatte, nicht an jungen Leuten fehlte, welche, ohne sich durch andre Talente, als die Geschikchkeit ein Gastmal anzuordnen, sich zierlich zu kleiden, zu tanzen, und die Cithar zu spielen, bekannt gemacht zu haben, vermessen genug waren, nach einer durchgeschwärmten Nacht aus den Armen einer Buhlerin in die Versammlung des Volks zu hüpfen, und von Salben triefend mit einer tändelhaften Geschwägkeit von den Gebrechen des Staats, und den Fehlern der öffentlichen Verwaltung zu plaudern.

Endlich ereignete sich ein Fall, wo das Interesse eines Freundes, den ich vorzüglich liebte, alle meine Bedenk-

wo Rußland mit Frankreich einen Handlungs-Traktat geschlossen hatte. Die Ingenieurs wurden nun zurückgerufen; ich erwartete ihre Abreise aus der Moldau, um selbst mit heraus zu reisen; und ich bewahre heilig die Zeugnisse der Erkenntlichkeit auf, die mir der eine und der andre gegeben hat.

Der franz. Gesandte in Konstantinopel, der während dieser Zeit mit dem großen Interesse der Politik und des Krieges beschäftigt war, vernachläßigte deswegen nicht das Interesse des Alterthums.

„Ich habe, schrieb er mir, die Beobachtungen erhalten, die Sie mir über Troas schicken; die Beobachtung über die Bewegungen des Merkurs *), in Bezug auf die Lage von Kallikolone, stimmt ganz mit dem überein, was ich darüber gedacht habe; es war mir sogar, als hätte ich Ihnen vorgelesen, was ich bey dieser Gelegenheit gedacht habe; ich habe es seitdem verbessert, und ich denke, Sie werden damit zufrieden seyn."

„Was die Quellen des Skamander betrifft, so bin ich seit Kaussers Reise noch mehr Ihrer Meinung. Dieser hat 40 Quellen gezählt, und hier ein reizendes Wäldchen und eine blumenreiche Gegend von 5-6000 Toisen gefunden, die wir aber bey unsrer Anwesenheit nicht bemerkten, weil die Blüthezeit schon vorüber war."

„Ich

*) Des Marks?

d. Ueb.

„Ich kann Ihnen einige Wahrheiten in Beziehung auf die Kaufferſche Reiſe nicht verhehlen. Sie iſt durch die Reklamazionen des Venezianiſchen Geſandten nothwendig geworden, der an vielen Stellen Ihrer Karte Fehler bemerkt hatte, wovon die meiſten auch von Hrn. Daguesſeau bemerkt worden ſind. Kauffer hat einen beſondern Plan von der Stelle des alten Troja aufgenommen; er hat ſogar alle Abhänge nivellirt.“

„Wir können uns nicht anders als Glück zu dieſem Unternehmen wünſchen, weil unſre eigne Arbeit dadurch noch vollkommner wird. Uebrigens meldet mir heut der Ingenieur Foucherot *), daß Barbier, Danville's Nachfolger, auf ſeine Einwürfe zurückkomme und mit der Ehrlichkeit eines fähigen Kopfes geſtehe, er habe ſich geirrt und wir hätten Recht; er will mir mit dem erſten Kourier einen langen Brief darüber ſchreiben.“

„Das halb geöffnete Grabmal des Achill hat die Türken und den armen Salomo Gormezano todtzuſchlagen gedroht; indeß ſind ſie mit einigen Kontuſionen davon gekommen, und eine neue Sendung von Piaſters hat ihnen wieder Muth gemacht. Achills Urne, ſeine Gebeine, ſeine Aſche, alles dieſes iſt gefunden worden; mit dem erſten Südwind wird Salomo mit dieſen köſtlichen Reliquien ankommen.“

„Der

*) Korreſpondent des Nazional-Inſtituts, Ingenieur en Chef der Brücken und Chauſſeen, berühmt durch ſeine Arbeiten und ſeine Reiſen nach Griechenland.

„Der Aga von Bomar-Bachi verſpricht mir die troiſchen Grabhügel öffnen zu laſſen, mir die zwey Sigeiſchen Steine zu überliefern, und, was noch mehr iſt, mir ein Souterrain anzuzeigen, worinn er einmal alte Kunſtwerke gefunden hat und welches er ſorgfältig hat verſchließen laſſen.“

„Ich zweifle nicht, daß Ihr Fürſt oder die Miniſter der Pforte Ihre Briefe aufhalten, weil ſie mir erſt einen Monat nach dem Datum zugekommen ſind. Es iſt unmöglich dieſe Inkonvenienz zu vermeiden, und es würde vergeblich ſeyn ſich darüber zu beklagen.“

„Ich habe den Herren Delaſitte und Dabancourt, nebſt den nöthigen Fermans, den Befehl zugeſchickt, Okſakow zu verlaſſen. Ich hoffe, ſie werden ihn ausführen können, ehe die Feſtung eingeſchloſſen ſeyn wird. Ich bitte Sie, wenn ſie nach Yaſſi kommen, ihnen zur Fortſetzung ihrer Reiſe alle nöthige Erleichterung und Sicherheit zu geben. Sie werden ihnen auch ſo viel Geld, als ſie brauchen werden, geben.“

„Ich fühle es, wie unangenehm Ihre Lage iſt; ſie kann es noch mehr werden: aber ich glaube Ihnen ſchon geſagt zu haben, daß der Fürſt Yprſilanti wohl thun wird, die ruſſiſchen Truppen nicht in Yaſſi abzuwarten, und daß es ihm Unannehmlichkeiten zuziehen würde, wenn er ſich noch daſelbſt antreffen ließe.“

Man ſieht aus den Angaben in dieſem Briefe des Geſandten Choiſeul, daß der Ingenieur Kauffer nach meiner Abreiſe von Konſtantinopel einige Irrthümer meiner Karte berichtigt, daß er ſie mit neuen Nivellirungen bereichert, und daß der Jude Gormezano das Grabmal, welches ich als das des Achill bezeichnet hatte, aufgegraben hat. In dem Kapitel, welches von dieſem merkwürdigen Denkmal handelt, werde ich von den Gegenſtänden handeln, die darinn gefunden worden ſind und welche der Maler Fauvel *) mit ſo viel Geſchicklichkeit als Geſchmack reſtaurirt hat.

Siebentes Kapitel.

Nach meiner Rückkehr aus der Türkey hatte ich ſchon den ganzen Süden von Europa bereiſt. Ich unternahm nun auch die Reiſe nach Norden und fing mit Schottland an.

Man wird mir nicht den Vorwurf machen, daß ich mich von meinem Gegenſtand entferne, wenn ich mir hier die Beweiſe der Theilnahme ins Gedächtniß zurückrufe, welche ich auf der Univerſität Edinburg vom unſterblichen Robertſon, vom Dr. Spens,

*) Korreſpondent des Nazional-Inſtituts, wohnhaft in Athen.

Spens, vom Lord Adam Gordon, vom beredten Dr. Blair, vom Lord Elcho, vom beſcheidnen Douglas Stuart, dem würdigen Nachfolger des Vrf. der Schrift über die Reichthümer der Nazionen; vom Lord Dreghore, dem Sohn des berühmten Geometers Maclaurin; vom ehrwürdigen Lord Monboddo; vom Dr. Gregori, dem Nachfolger des berühmten Cullen; von dem des Genieweſens kundigen Dr. Hutton und von ſeinem Freunde, Dr. Black; von Hrn. Arbuthnot; von Hrn. John Miller; vom Lord Dunſinam; vom Prof. der Geſchichte Frazer Titler; von dem gelehrten Geometer Plaifair und von meinem ſchätzbaren Freunde, dem Prof. Dalzel, Univerſitäts-Bibliothekar, erhalten habe.

Als ich in Gegenwart dieſer Gelehrten von Troas redete, bezeigten ſie ſo viel Antheil an der Erzählung meiner Reiſe, daß ich ihnen meiner Seits einen Beweis meiner Dankbarkeit und Achtung zu geben glaubte, indem ich in der Eil das Gemälde von der Ebene von Troja entwarf. Die Edinburger Geſellſchaft hörte die Vorleſungen deſſelben drey Sitzungen hindurch, in welchen Dr. Blair und Lord Dunſinam abwechſelnd präſidirten, mit Aufmerkſamkeit und Wohlwollen an; ſie nahm mich hierauf unter die Zahl ihrer Korreſpondenten auf, und verordnete, auf den Bericht ihrer Kommiſſäre, daß meine Abhandlungen franzöſiſch an die Spitze ihrer Abhandlungen der Literatur geſetzt, und die Ueberſetzung derſelben meinem Freunde, dem Prof. Dalzel, anvertraut werden ſollte.

Man

Man darf ſich daher nicht wundern, wenn ich mit Vergnügen dieſe ſich mir ſo ungeſucht darbietende Gelegenheit ergreife, die ſchmeichelhafte Aufnahme öffentlich zu erwähnen, die ich von dieſen, eben ſo ſehr durch ihr Wiſſen als durch ihre wohlwollende Gaſtfreundſchaftlichkeit ausgezeichneten Männern genoß.

Und das ſind noch nicht die einzigen Verbindlichkeiten, die ich den gelehrten Schotten ſchuldig bin. Ich verdankte ihnen die Bekanntſchaft und die Güte des Dr. Jackſon, Rektors der Univerſität Oxford, des Hrn. Rakies, des ehrwürdigen Hrn. Coutts und ſeiner liebenswürdigen Familie; des Hrn. Francis Burdett, des Hrn. Robert Smith und des Lord Lansdown, der eben ſo berühmt durch ſeine Beredſamkeit und Wiſſenſchaft als durch die Weisheit ſeiner Grundſätze iſt.

Ihnen bin ich um ſo viel mehr Dank ſchuldig, da ſie mir die Mittel dargeboten haben, meinem Vaterlande einen Dienſt zu erzeigen, indem ſie mir die Bekanntſchaft und die Schätzung von Cooks berühmten Gefährten, Sir Joſef Banks, Präſidenten der königl. Geſellſchaft in London, verſchafften.

Die Kommiſſäre Charretier und Nettement hatten von der franz. Regierung den Auftrag, die naturhiſtoriſchen Sammlungen zu reklamiren, welche von den Engländern auf den Schiffen genommen worden waren, die beſtimmt waren den unglücklichen

chen La Perouse aufzusuchen. Diese beyden Agenten, welche meine Verbindung mit Hrn. Banks kannten, schickten mich an ihn ab, um ihm ihre Reklamazion zu übergeben.

Die ersten Worte, die aus dem Munde dieses berühmten Reisenden gingen, kündigten mir an, daß ich von seiner Seite nicht viel Schwierigkeiten zu überwinden haben würde.

„Ich habe die Aufmerksamkeit nie vergessen, sagte er mir, und ich werde sie nie vergessen, welche der Kapitain Cook und ich von der Franz. Nazion mitten im Krieg erfahren haben! Sie leisten mir einen außerordentlichen Dienst, indem sie mir Gelegenheit geben, ihr meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen. Ich werde alles thun, um die gerechte Reklamazion der Franz. Regierung geltend zu machen. Möchte diese leichte Handlung der Gefälligkeit den Weg zu einer Wiedervereinigung bahnen, welche zum Vortheil der Humanität und des Fortschrittes der Wissenschaften so nöthig ist!“

Herr Banks hielt Wort. Die zurückgegebenen Gegenstände wurden auf einem Parlementär-Schiffe nach Havre gebracht.

Man würde die Triebfedern, die mich bestimmen, hier von den vortheilhaften Zeugnissen zu reden, welche der gelehrte Naturforscher la Billardiere und die Mitglieder der Auswechslungs-

Kommiſſion bey dieſer Gelegenheit meinem Eifer ertheilten, falſch deuten, wenn man ſie der Eigenliebe zuſchriebe.

Meine Hauptabſicht war, immer mehr und mehr den ewigen Frieden zu proklamiren, der unter den Gelehrten aller Länder herrſchen ſollte, und dem edeln Betragen des Sir Joſef Banks Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich glaubte zweitens, daß es in den Zeiten des Kriegs und der Unruhe einem Reiſenden, der ſich mit den Künſten und Wiſſenſchaften abgiebt, nicht unnützlich ſey, den Gegenſtand ſeiner Reiſen den Augen ſeiner Landsleute und der fremden Regierungen vorzuhalten, um überall den Schutz zu finden, den geſittete Völker den Wiſſenſchaften und den Pflegern derſelben ſchuldig ſind.

Aus dieſem Grunde trage ich kein Bedenken hinzu zu fügen, daß ich zu einer andern Zeit die glückliche Gelegenheit gehabt habe, den Mitgliedern der Kommiſſion der Gewichte und Maaße, den Bürgern Coquebert, Gatry und le Gendre, meinen Eifer zu bezeigen, indem ich in ihrem Namen den ſpaniſchen Gelehrten das Metre und Kilogramm überbrachte, und ihnen das neue Franzöſiſche Syſtem des Metre entwickelte.

Der Geſandte Perignon und der General-Konſul d'Hermand unterſtützten mit ihrem ganzen Einfluß den ehrenvollen Auftrag, den ich durch

das

das unzuermüdende Wohlwollen des B. Gregoire, Mitglieds des Razional-Instituts, erhielt. Ich wurde unter die Korrespondenten der Akademie der Geschichte zu Madrid unter den Auspicien von Dom Josef Kornide, Dom Antonio de Capmany, Dom Louis Guevarra und Dom Michael de Manuel, aufgenommen.

Bisher habe ich Rechenschaft von dem Erfolg meiner Beschreibung der Ebene von Troja auf den englischen Universitäten abgelegt; es bleibt mir noch übrig zu sagen, wie sie auf den teutschen Universitäten aufgenommen worden. Diejenigen, welche finden dürften, ich lege zu viel Gewicht auf diese Details, mögen nicht vergessen, daß ich außerordentliche Denkmäler hervorrufe, denen zu Gunsten ich folglich nicht genug Autoritäten anführen kann. Bey meiner Ankunft auf der Universität Göttingen war es meine erste Sorge die Bekanntschaft des berühmten Heyne zu suchen; er war schon von dem Beyfall unterrichtet, womit die Universität Edinburg meine Abhandlungen beehrt hatte, und er bat mich sie ihm mitzutheilen. Ich glaubte die schottischen Gelehrten darum befragen zu müssen, deren Eigenthum sie war. Diese, von Achtung für den gelehrten Göttingischen Bibliothekar durchdrungen, schickten ihm die Handschrift, ehe sie sie noch selbst dem Druck übergeben hatten.

Das Werk wurde ſogleich von einem der vorzüglichſten Schüler Heyne's, Hrn. Friedr. Dornedden, ins Teutſche überſetzt und von Heyne's eigner Hand mit einem gelehrten Kommentar bereichert. Unter dieſer vollgültigen Sankzion erregte es die Aufmerkſamkeit aller Univerſitäten Teutſchlands. Die Göttingiſche Geſellſchaft nahm mich, auf die Vorſtellung des Hrn. Heyne, unter die Zahl ihrer Korreſpondenten auf, und ich reiſte ab, um meine Reiſe nach dem Norden zu vollenden.

Es ſey mir erlaubt, mein Gefühl der Dankbarkeit für die Gelehrten dieſes Theils von Europa laut werden zu laſſen, wo das Wohlwollen und die Simplicität ihren Wohnort aufgeſchlagen zu haben ſcheinen, um die Einwohner wegen der Rauheit ihres Klima's zu entſchädigen.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beweiſe der Güte erzählen wollte, die ich in Hamburg von der Frau von Bentinck und Hrn. Sievcking, zu Kopenhagen von dem berühmten Kaufmann Pechier, zu Stockholm von dem bekannten Kupferſtecher Sarghel, von Hrn. Freudenhein, dem gelehrten Erzbiſchof von Upſala, und von Hrn. Thunberg, dem würdigen Nachfolger von Linnée; zu Petersburg von dem berühmten Naturforſcher Pallas und dem Baumeiſter Guaringhi; zu Kaſſel von Hrn. v. Veltheim und

Herrn

denklichkeiten überwog. Eine mächtige Cabale hatte seinen Untergang geschworen; er war unschuldig; aber die Anscheinungen waren gegen ihn; die Gemüther waren wider ihn eingenommen; und die Furcht, sich den Unwillen seiner Feinde zu zuziehen, hielt die wenigen, welche besser von ihm dachten, zurük, sich seiner öffentlich anzunehmen. In diesen Umständen stellte ich mich als sein Vertheidiger dar. Da ich von seiner Unschuld überzeugt war, so würkten alle diese Betrachtungen, wodurch sich seine übrigen Freunde abschreken liessen, bey mir gerade das Wiederspiel. Ganz Athen wurde aufmerksam, da es bekannt wurde, daß Agathon, des Stratonicus Sohn, auftretten würde, die Sache des schon zum voraus verurtheilten Lysias zu führen. Die Zuneigung, welche das Volk zu mir trug, veränderte auf einmal die Meynung, die man von dieser Sache gefaßt hatte; die Athenienser fanden eine Schönheit, von der sie ganz bezaubert waren, in der Großmuth und Herzhaftigkeit, womit ich (wie sie sagten) mich für einen Freund erklärte, den alle Welt verlassen und der Wuth und Uebermacht seiner Feinde preiß gegeben hatte. Man that nun die eifrigsten Gelübde, daß ich den Sieg davon tragen möchte, und der Enthusiasmus, womit einer den andern ansteckte, wurde so groß, daß die Gegenparten sich genöthigt sah, den Tag der Entscheidung so weit hinauszusezen, als sie für nöthig hielten, um die erhizten Gemüther sich wieder abkühlen zu lassen. Sie sparten inzwischen keine Kunstgriffe, wodurch sie sich des Ausgangs zu versichern glaubten; allein der

Erfolg

Hrn. v. Monroi; zu Hannover von Hrn. v. Hardenberg; zu Jena vom Prof. Schütz; endlich zu Weimar, dem Aſyl der Künſte und Wiſſenſchaften, dem Athen Teutſchlands, von den Herren Wieland, Herder, Göthe, Bertuch, Böttticher, und von dem Herzog ſelbſt, dem Freund des Volkes, das er regiert, erhalten habe.

Während ſo viele achtungswürdige Männer, die Gelehrten von England und Teutſchland ſich vereinigten, die Aechtheit der Denkmäler von Troas anzuerkennen, glaubte der Dr. Bryant, der ſeit 30 Jahren mit gleicher Standhaftigkeit die Wirklichkeit eines Troja und eines troiſchen Krieges beſtreitet, allein gegen ſo viele und ſo wichtige Gegner ankämpfen zu können.

In der gelehrten Abhandlung, die er zu London gegen mich herausgegeben hat, macht er mir einige Vorwürfe, deren Wahrheit ich geſtehe. Meine Kritik über Wood's Werk ſchien ihm mit Grund ein wenig zu bitter; ich hatte mein Urtheil über dieſen ſchätzbaren und unternehmenden Reiſenden ohne Zweifel übel ausgedrückt. Herr Bryant hat ſich an die Stelle ſeines Freundes geſetzt; er hat ſeine Pflicht erfüllt; ſein Tadel ehrte mich. Er hat mir um ſo viel mehr gefallen, als er ſich darauf einſchränkte, die Rechte der Freundſchaft mit Wärme zu vertheidigen; aber er hat auch eine große Ungerechtigkeit gegen mich begangen, wegen der ich ihn nicht nur vor das Tribunal der Bewunderer Homer's,

ſondern auch vor das der Gerechten aller Länder citire.

Ich ſagte in der erſten Ausgabe meines Werkes, „da die chriſtlichen Prieſter die Verehrung der Griechen für die Gräber ihrer alten Heroen gekannt hätten, ſo hätten ſie dieſe Denkmäler nicht zerſtört, aus Furcht die Griechen gegen die neue Religion einzunehmen, und ſie für ihre alte Religion wieder zu gewinnen.“

Mein Zweck bey dieſer Behauptung war nicht zweydeutig. Ich durfte keinen Grund übergehen, um zu beweiſen, daß Zeit und Revoluzionen die Gräber von Troas verſchont hätten; Niemand konnte ehrlicher Weiſe die Reinheit meiner Abſichten mißverſtehen.

Indeß bietet Hr. Bryant, ſeiner alten Antipathie gegen die Ebene von Troja getreu, ſeine ganze Geſchicklichkeit auf, um einen neuen Ajax, einen Feind der Gottheit, in demjenigen zu entdecken, der den Schauplatz der Iliade aufzufinden ſucht.

„Ich ſchmeichle mir, ſagt er *), daß der Verf. mehr Achtung für das Chriſtenthum und für die erſten Chriſten hat als er zu erkennen giebt, indem er unnützer Weiſe indirekte Mittel anwendet, ſie zu verrufen.“

Als

*) Obss. upon a Treatise entitled à description of the Plain of Troy p. 43.

Als ich die Vermuthung wagte, die mir den Tadel des Hrn. Bryant zuzieht, wußte ich nicht, daß Dr. Borlase sie vor mehr als 20 Jahren durch authentische Thatsachen bestätigt hatte.

„Die Missionäre, sagt dieser gelehrte Engländer, ausgeschickt um die Einwohner von Irland zu bekehren, rotteten den Aberglauben der Druiden nicht auf einmal aus, sondern hielten es für klüger ihn zum Vortheil der Religion, die sie einführen wollten, zu benutzen; und da sie die Ehrfurcht sahen welche diese unwissenden Inselbewohner für die alten Grabmäler (Barrows) hatten, widmeten sie diese Denkmäler den christlichen Heiligen*)."

Ich schmeichle mir meines Theils, daß Herr Bryant die religiösen Grundsätze des tugendhaften Rektors von Ludguan nicht verdächtig machen wird; ich überzeuge mich auch und ich darf es sagen, daß in diesem ganzen Werke jeder unpartheyische Leser, von was immer für einer Nazion oder Meinung, in mir den Beobachter erkennen wird, der einzig der Wahrheit huldigt und der nie von ihr aus Liebe zu einem System oder aus Haß gegen eines abgewichen ist. Kehren wir zu den Autoritäten zurück, mit denen ich meine Entdeckung bestätige.

Der berühmte Wakefield hat meine Vertheidigung gegen den Dr. Bryant in einer Schrift voll Gelehrsamkeit und Geschmack geführt. Hr. Robert

*) Antiquities of Cornwall, by Borlase p. 222.

Liſton, der vor kurzem engliſcher Geſandter in Konſtantinopel war, Hr. Hawkins, Dr. Sibthorp, Prof. der Botanik zu Oxford, und Dr. d'Allaway, engliſcher Geſandtſchaftsarzt, haben nach der Rükkehr von ihrer Reiſe nach Troja ihre Tagebücher dem Dr. Dalzel mitgetheilt. Dieſer hat ein vergleichendes Gemälde von den Bemerkungen dieſer Reiſenden und von den meinigen aufgeſtellt, aus welchem ſich ergiebt, daß, bis auf einige Nachläßigkeiten in meiner Karte, die Ebene von Troja mit der Beſchreibung vollkommen übereinſtimmt, die ich davon gegeben habe.

Endlich iſt auch in Teutſchland ein Werk unter dem Titel erſchienen: Die Ebene von Troja nach dem Grafen Choiſeul Gouffier ꝛc. Der Herausgeber hat alles mit demſelben vereinigt, was bis itzt über die Denkmäler von Troas vom Ingenieur Müller in Göttingen, dem Major Schwartz zu Braunſchweig, und dem Major Helwig in Stockholm geſchrieben worden iſt.

Ich werde dieſe verſchiedenen Autoritäten anführen, je nachdem ſich mir die Gelegenheit im Laufe meiner Abhandlungen darbietet, und ich werde einen freyen Gebrauch von den gelehrten Bemerkungen meiner Kommentatoren zur Bereicherung meiner neuen Beſchreibung machen. Wenn dieſe meinen Mitbürgern nützlich iſt, wenn

ſie

ſie etwas zur öffentlichen Belehrung beytragen kann, ſo werde ich mich belohnt genug für meine auf Reiſen zugebrachten 18 Jahre halten, während welcher ich, mit Hintanſetzung jedes perſönlichen Intereſſe, ſtets nur darauf gedacht habe, was nützlich ſeyn und mein Vaterland ehren könne.

III.

Epigrammen.

Die Küſſe.

Nach Peter Pindar.

Endlich den Roſenmund der Angebeteten küſſen —
O der unnennbaren Luſt!
Möge die Wonne des Himmels den Hochverdienten belohnen,
Der uns das Küſſen erfand!
Dankbar preiſe der Menſch den unübertreflichen Meiſter!
Adam — kein And'rer — erfands!
Seeliges Lippenſpiel! — Wohlan! du begannſt mit der Schöpfung!
Daure denn, bis ſie vergeht!

Gnome.

Nach Süßkind, dem Juden von Trimpery.

Was ſoll ein ſchönes Weib, iſt's ohne Zucht und Ehre?
Ein Prieſter ohne Kunſt der reinen Gotteslehre?
Ein Landesherr, ſo keine Milde hat?
Ein Kaufmann ohne Zinsgewinne?
Ein Kloſter fern vom Bruderſinne?
Ein Ritter ohne Muth und That?
Ein Bürge ſonder Geld zur Stunde?
Ein Jäger ohne Horn und Hunde?
Ein Falkner ohne Federſpiel? —
Unnützer iſt ein König,
Deß Laune richten will!

An die Vernunft.

Laß dein Pralen, Vernunft! Der Herrin ſtattlicher Name
Ziemt, du Schwache, dir nicht ohne der Herrin Gewalt.

Arzt Murner.

Arzt Murner rief umſonſt: „Ihr Reun, verleiht Geſang!"
Ach! den Unſterblichen war um ihr Leben bang.

An Kasimir.

Nach Kordus.

Du lehrst für zehn Dukaten
Gold machen. — Laß dir rathen!
Flugs, armer Kasimir,
Entlehne zehn Dukaten,
Und lern's — von Dir!

Frage.

Nach Kordus.

Mir träumte heut: „Ich soll auf keine Träume trauen" —
Soll ich nun diesem Traume trauen?

An Syrus.

„Nun" riefst du, „will ich leben!
Und fröhnest allen Lüsten.
Nicht leben — sterben willst du!

Aus einem Gespräche.

Nach Kordus.

— O leihe mir zehn Dublonen, Avar! —
„Ich habe nicht zehen Gulden baar."
Bei Gott! du verdientest, es wäre wahr.

An Solan.

Nicht aus Haſſe, Solan! — dich ſchufen die Götter aus Mitleid
Blind, wie Amor, damit du Narciſſus Schickſal entränneſt!

Verwunderung, als Betty den Amor ſpielte.

Den blinden Amor ſtellt ſie dar?
Sie — mit dem ſchönſten Augenpaar?

Cochläus und Brenz.

„Folge der Mutter, o Brenz! Die Kirch' iſt unſere Mutter." —
Aber, Cochläus, zuvor übe des Vaters Gebot!

Gattin.

Jung, ſchön und reich iſt Gabriele;
Doch — was ich keineswegs verhehle —
Das ſingulärſte Weib dabei:
Nicht eitel, weiſe, gut, getreu!

Ueber eine Gloſſe beim — Balle.

Amanda hier die erſte Schönheit? — Nein!
Wo ſoll die zweite ſeyn?

Ueber O. Denkſpruch:
„officium dulce fidelis amor.“

„Getreue Liebe ſei dir angenehme Pflicht?“ —
Du biſt der Liebe treu, nur deinem Liebchen nicht!

Wortſpiel über Harpax.

Nach dem Franzöſiſchen.

Er hält, was er verſpricht.
Er giebt es nicht.

Inſchrift auf die gröſßte egyptiſche Pyramide in Bonaparte's Namen.

Aus dem Franzöſiſchen.

Koloß, der Blitzen ſteht, und aller Stürme Rotten!
Du ſcheineſt meiner Nichtigkeit zu ſpotten.
Dich trümmert, dich zerſtäubt die Zeit;
Für mich iſt Tod — Unſterblichkeit.

J. C. F. Haug.

IV.

Skizze von Frankfurt am Mayn.

(Fortsetzung. Julius S. 254.)

Seit den Vertreibungen der Augsburgischen Konfessionsverwandten aus den Niederlanden besteht hier noch eine Niederländische Gemeine, wo Sonntags Vormittag Französisch gepredigt wird. Ihr würdiger Prediger, Herr Röhm, gehört nicht zur Gattung eines seiner Vorgänger, der einst von der Kanzel mit der bekannten Argumentazion anhob: „L' homme est une bête raisonnable.“ Durch Anheyrathung kommt man in jene durch Vermächtniß und Allmosen wohlthätige Gemeine. — Die Teutschreformirte Kirche freuet sich den guten Kanzelredner, Heren Passavant, wieder zu besitzen, seitdem Herr Hilgenbach auf immer seinen Sitz in Wien aufgeschlagen hat.

Vor den beyden Messen werden die Examina des Gymnasiums im Beysepn des Konsistoriums gehalten. Donnerstags in der letzten Meßwoche geschieht die Austheilung der Prämien in Schaumünzen, und die Progression aus einer Klasse

Erfolg vereitelte alle ihre Maßnehmungen. Die Zujauchzungen, womit ich von einem groſſen Theil des Volkes empfangen wurde, munterten mich auf; ich ſprach mit einem geſetztern Muth, als man ſonſt von einem jungen Menſchen erwarten konnte, der zum erſten mal vor einer ſo zahlreichen Verſammlung redete; und vor einer Verſammlung, wo der geringſte Handwerksmann ſich für einen Kenner und rechtmäſſigen Richter der Beredſamkeit hielt. Die Wahrheit that auch hier die Würkung, die ſie alle mal thut, wenn ſie in ihrem eigenen Lichte und mit derjenigen Lebhaftigkeit, welche die eigene Ueberzeugung des Redners giebt, vorgetragen wird; ſie überwältigte alle Gemüther. Lyſias wurde losgeſprochen, und Agathon, der nunmehr der Held der Athenienſer war, im Triumph nach Hauſe begleitet. Von dieſer Zeit erſchien ich öfters in den öffentlichen Verſammlungen; die Leidenſchaft, welche das Volk für mich gefaßt hatte, und der Beyfall, der mir, wenn ich redete, entgegen flog, machten mir Muth, nun auch an den allgemeinen Angelegenheiten Theil zu nehmen; und da das Glük beſchloſſen zu haben ſchien, mich nicht eher zu verlaſſen, bis es mich auf den Gipfel der Republicaniſchen Gröſſe erhoben haben würde; ſo machte ich auch in dieſer neuen Lauf-Bahn ſo ſchnelle Schritte, daß in kurzem die Gunſt, worinn ich bey dem Volk ſtuhnd, das Anſehen der Mächtigſten zu Athen im Gleichgewicht erhielt; und daß meine heimlichen Feinde ſelbſt, um dem Volk angenehm zu ſeyn, genöthigt waren, öffentlich die Zahl meiner Bewunderer zu

in die andere, wobey von den Zöglingen Reden gehalten werden.

Des Herrn Aleſſina-Schweitzer neuer Stein- und Marmorreichen Palazzo zieren einige gute Gemälde; auch ſind Meubles aus dem Trianon darin angebracht.

Das italieniſch-teutſch erbaute Johann Friedrich Schmidtiſche Haus bietet einen andern Geſchmack und ſchöne Mauer-Gemälde dar, und das daran ſtoßende Leonhardiſche iſt nicht minder prächtig als jenes; doch mehr einfach und bequem, iſt es die ſchicklichere Wohnung des reichen Partikuliers, der eben nicht den Principino ſpielen will.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Frankfurts iſt die Gerningiſche Schmetterling- und Inſekten-Sammlung, die bis jetzt aus 160 Rahmen und etwa 50,000 Stücken beſteht. Der Beſitzer hat mit eiſernem Fleiße 45 Jahre daran geſammelt und durch mancherley Verbindungen in Holland, England, Frankreich, Italien und den fremden Welttheilen (woran ſein Sohn thätig mitzuwirken Anlaß hatte) ſie zur erſten und vielleicht letzten ihrer Art erhoben; beſonders reich iſt ſie an einzelnen Spielarten. — Der raſtloſe Sammler hat die Schmetterlinge nach dem Wiener Syſtem von Schiffermüller und Denis geordnet, und mit den übrigen darin nicht verzeichs

zeichneten Insekten nach einer schicklichen Klassifizirung fortgefahren. Nach diesem Systeme folgen die den Kolibris am nächsten kommenden Sfinges oder Dämmerungs-Schmetterlinge zuerst, dann die Nacht- und die Tag-Schmetterlinge, welche durch die glasflügelichen Wasser-Nymfen mit den Cikaden verbunden sind, von denen der Uebergang in die übrigen Insekten, und endlich in die Erd-, Sand-, und Wasserkäfer, wozu die Spinnen, Skorpionen und Krebse gehören, hinschreitet. Eine dazu gehörige zugleich in andere Fächer sich ausbreitende Bibliothek, vollständige Sammlungen von Frankfurter Bildnissen, Begebenheiten ꝛc. bis in die Münzen, (welche selbst die Stadt-Bibliothek nicht so vollkommen aufzuweisen hat) Naturgegenden und andere Kupferstiche, dann die neuerlich von seinem Sohn aus Italien mitgebrachte Sammlung von griechischen Münzen, von allerley Vasen, Gemmen und Alterthümern, machen das Gerningische Haus zu einem wahren Museum der Natur und Kunst.

Auf der Leopoldinischen Kaiser-Krönung hat die Königin von Neapel darin gewohnt, und beyde Majestäten haben noch kürzlich dem Herrn J. Chr. Gerning mit dem Herkulanum und mit Insekten-Beyträgen aus beyden Sizilien sich günstig und erkenntlich gezeigt. Seine Entomologische Gelehrsamkeit hat er in dem zu Paris erschie-

ſchienenen d'Orcyſchen Werke Papillons d'Europe beweiſen, das einen guten Theil ſeiner Sammlung in getreuen, von der geſchickten Künſtlerin, Jungfer Hochecker, gezeichneten Abbildungen enthält, wozu er den reichhaltigen Text mit den Citazionen überhaupt lieferte. Auch die meiſten teutſchen Werke der Entomologie ſind mit ſeinen Beyträgen verſehen. So hat auch Aberli von ihm zuerſt den Gedanken zu der nun ſo beliebten Gouache-Manier erhalten.

In den Städeliſchen, Schulziſchen und andern Häuſern hat der verſtorbene Chriſtian Georg Schütz (vom nahen Flörsheim aus dem Mainziſchen gebürtig), ein glücklicher Nacheiferer Sachtlevens, die Tapeten von einigen Sälen und Zimmern mit herrlichen Landſchaften und Architekturen ausgeſchmückt. — Die Herren J. G. und Chr. G. Schütz, des obigen Sohn und Vetter, ſind im Fache der Geſchichte und Landſchaft ſehr glücklich. Der Lezte wird ſich wohl entſchließen die reizenden, ſchon von Hutten beſungenen Gegenden Frankfurts, des mit Tivoli's Lage verglichenen Kronbergs, und des dem Sabiner Gebürge ſo ähnlichen Taunus-Gebürges, in der Gouache-Manier herauszugeben, wozu er Unterſtüzung zu finden verdient. — Das Fräulein Louiſe von Barkhauſen iſt ſeine talentvolle Zöglingin.

Der Kirchenmaler Herr Morgenſtern liefert immerfort ſchöne, faſt Miniaturartig ausgemalte

Bilder. Stark war auch in dieſem Fache der früh verſtorbene genievolle, aber leichtfertige Stöcklin. Der Zeichen-Künſtler und Gymnaſien-Lehrer Hr. Lambert beſitzt artige Sammlungen optiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente.

Herr Preſtel hat immerfort, ſeit ſeinem Hierſeyn und der Erſcheinung der Blätter auf Zeichnungs-Art, in Gold gedruckt, und den Ruinen von Palmyra die vortreflichſten Kunſtblätter geliefert; er hat des Herrn von Brabecks buntes Tuskulum bey Hildesheim verſchönern helfen. Es iſt Schade, daß dieſer große Künſtler oft allzu langſam eilen und das Begonnene liegen laſſen muß. — Von den Preſtelſchen Verlags- und andern Blättern hat Hr. Johann Georg Reinhaimer eine Kunſthandlung aufgeſtellt, die Ermunterung verdient. Auch Hr. Goldhammer hat eine ſolche errichtet. Frau Carey, Preſtels Schülerin, hat ſchöne Blätter, unter andern auch die Anſicht des Belagerungsbrandes der Stadt, geliefert. Herr Silberberg, mehr Kunſtliebhaber als Kunſthändler, hat eine große Menge der beſten Kupferſtiche aller Zeiten und Länder zuſammengebracht, und weiß ſeinen Verkehr durch thätigen Briefwechſel überallhin lebhaft zu unterhalten. — Der Juwelier Herr Wirſing, ein Zögling des Hofjuwelier Mack zu Wien, iſt auch in ſeiner Art einer der geſchickteſten Künſtler, der weithin ſeine Arbeiten verſendet. Ein mechaniſcher und optiſcher Apparat, mit dazu gehöriger Fabrik

und Reparatur nach englischer Art, ist von denen in England ausgebildeten Hrn. Gebrüdern Hieronismus aufgestellt worden. Der ältere will nun in wöchentlichen Vorträgen zum Experimentiren anweisen; er hat eine neue Elektrisir-Maschine dabey angebracht, wo der perpendikularstehende Konduktor eine Säule vorstellt, deren Fuß die Ladungsflasche bildet.

Unter den ältern Gelehrten Frankfurts ist noch der Dichter Lotichius und der Rechtsgelehrte Glauberg bemerkbar, mit denen Hutten in Verbindung stand, wie sein lateinischer Briefwechsel zeigt. — An Litteratoren, an freundlichen Pflegern der Wissenschaften, ist übrigens jetzt das reiche Frankfurt ziemlich arm.

Der gelehrte Hr. Kanonikus Batton ist Bibliothekar. Der als Fabeldichter rühmlich bekannte Hr. Hofrath Katzner aus Stuttgard privatisirt hier. Herr Jhlee, den Apollo vom Posamentirstuhle wegriß, ist als Theaterdichter angestellt. Hr. Martin Meermann ist ein geschickter Astronom. Seit den traurigen Zufällen von Mainz hat Frankfurt das Glück einen Sömmering zu besitzen, dessen Rechtschaffenheit und uneigennützige Gefälligkeit eben so groß ist als sein gelehrtes Verdienst. Seine hier geborne Gattin zeichnet und malt gleich einer Künstlerin. — Der bey der Königl. Bibliothek zu Berlin angestellte, im Fache der griechischen Literatur wohlverdiente H. Buttmann,

der in Wetzlar wohnende Salm-Kyrburgische Kammerdirektor, Hr. v. Meyer, beseelt vom Geiste der alten und neuen Klassiker, und der nun in Jena befindliche filosofische Rechtsgelehrte, Herr Dr. Feuerbach, flößen auch dem Auslande Achtung für ihre Vaterstadt ein. Herr v. Senkenberg in Giessen ist mit einem grosen Werk über die teutsche Reichsgeschichte beschäftigt. Die Hrn. Baron Leonhardi, Geheimerrath und Banquier Willemer und Hr. Städel, machen als Freunde der Wissenschaften unter dem Kaufmannsstande seltne Ausnahmen. Aber unter manchen andern Söhnen des Hermes herrscht ein leerer Hochmuth, eine Pracht- und Prahlsucht, eine Neideley und Hervorthuerey, ein Hinab- und Hinanblicken, wodurch der Sittenverderbliche Luxus bald den Ruin noch mehrerer Familien nach sich ziehen muß. Manches nun in modischem Tand sich brüstende Handelshaus zeigt eben dadurch, daß es von edler anspruchloser bürgerlicher Bildung, von adlicher Geschliffenheit und von wahrer Humanität gleich weit entfernt sey.

Die Gesellschaftlichkeit könnte hier bey leichter Durcheinandermischung der Stände mancherley Gutes wirken, wenn einige Religions- und Familien-Demarkazionen die freundliche Geselligkeit und Traulichkeit nicht zuweilen verscheuchten. Unter manchen jungen Leuten herrscht ein allen Fremden auffallender, widriger Ton von Unbescheidenheit, Spitzfindigkeit, Eitelkeit und Verbildung; auch spuken

noch

noch hie und da die spießbürgerischen Dämonen des geselligen Lebens, Rabulisterey und Zanksucht. Die Prozesse Frankfurts contra Frankfurt haben jedoch nachgelassen; aber an andern, bey den höchsten Reichsgerichten zu Wien und Wetzlar durch Appellazionen anhängigen, Prozessen ist kein Mangel, und gegen 80 Advokaten und Notarien sind meist vollauf mit Prozeduren beschäftigt.

Seit 54 Jahren bestehen verschiedene männliche Abendgesellschaften unter dem Namen Kollegen, wo theils gespielt, theils an „Raisonnir-Tischen" gesprochen wird; ihre Stiftung wird jährlich durch Schmäuse gefeyert. Wer sich durch Bankerotte entehrt, ist davon ausgeschlossen. — Der Freymaurer-Klub ist Samstag Abends nur offen und beschränkt sich jetzt auf Tafelarbeiten, um den vielverschreyenden Vorwürfen zu entgehen, die keinen Orden treffen können, der sich nie in Sachen der Religion und des Staates mischt, der nur edle verdienstliche Menschen brüderlich zu vereinigen sucht, und dem man nur Gutes vorwerfen kann. — Die 1789 entstandene Lesegesellschaft ist mit den besten Zeitschriften und Blättern belegt, und kann von jedem Fremden besucht werden. Hr. Licenziat Ries und Hr. Hofrath Katzner sind an ihrer Spitze. Eine andre Art Lese-Museum, wie das berühmte, bis jetzt immer noch einzige Beygangische zu Leipzig, errichtete 1795 Hr. Fleischer mit vieler Sorgfalt, in einer geschmackvollen Reihe von

Zimmern am Mayn, doch hörte sie nach 6 Monaten mit des Errichters Buchhandlung wieder auf! — Der Fürstlich Usingische Legazionsrath und Herzogl. Weimarische Resident Hr Riese hat die Redaktzion der K. K. Postzeitung. Das weiland Journal de Cologne, nun Journal de Francfort, und die leichte Mode-Wochenschrift, Journal des Dames, redigirt Ms. Le Maitre mit seinem Gehülfen Abbé Ercard. Ausserdem erscheinen hier noch drey teutsche Zeitungen, das Staatsristretto, das Journal und der sogenannte Neuwieder mit den Todtengesprächen. Der Verfasser des letztern ist Hr. v. Tonder, aus dem Oesterreichischen.

An zerstreuenden und rauschenden Vergnügungen hat Frankfurt am wenigsten Mangel. Sommer und Winter ist wöchentlich viermal Komödie, Winters zweymal Konzert und einmal die Woche Ball, wo alles was nahmhaft und ehrbar ist, erscheinen kann. — Das Schauspielhaus ist eins der schönsten und geräumigsten von Teutschland. Es steht nur dem Wiener und Mannheimer nach, und ist unter einer Direkzion von sieben Männern, worunter Hr. Küstner sich am meisten darum verdient machte. Auch der reiche Tabacksfabrikant, Herr Bernhard von Offenbach, der durch seine Frau zum Bürger von Frankfurt geworden, gehört zur Direkzion. Dieser grosse Liebhaber der Musik, der eine Kapelle besoldet, und einen Fränzl zu belohnen weiß, zeigt zugleich eine gewisse Bescheidenheit, weil er eignes Verdienst besitzt. —

Beson-

Besonders glücklich ist diese Nazional-Schaubühne in Opern und Dekorazionen, wie denn die Zauberflöte und Palmira wohl nirgends prächtiger aufgeführt werden.

Eine Art Vorstadt bilden die vielen Gärten, worunter die von Leonhardi, Baert, Schmith, Engelbach, von Barkhaus-Wiesenhüten, Elise Bethmann, Wittwe Bethmann, Ehrmann, Lerse, Zahn, Dyk und Willemers Anlagen auf der Gerber-Mühle, die vorzüglichern sind. Noch mancherley Anpflanzungen des Geschmacks und Ungeschmacks umgeben Frankfurts und Sachsenhausens Wälle.

Man weiß hier noch nicht das wahre Landleben wie in andern Gegenden zu genießen, und treibt sich in diesen unseeligen Mitteldingen zwischen Stadt und Land allzustädtisch herum. Seit einigen Jahren fingen jedoch einige ruhige Familien an (so wie es in Augsburg und Bremen auch Mode geworden), in stillen Wohnungen der Ländlichkeit und reinem Naturgenusse den Sommer zu verleben. Frankfurts Gegend ist ein englischer Garten, von der Natur selbst angelegt. Reihen von hohen Rüster-Bäumen und Pappeln geben ihr ein Italisches Ansehen; selbst die gepriesene Lage von Mainz ist nicht so mannichfaltig, und wäre nicht so schön, wenn sie der prächtige Rhein nicht weilend durchflösse. Mit Friedbergs Höhen hört Nordteutschland

auf, und weite sanft geschmückte Fluren, Töchter der größeren südlichen Natur, beginnen, Fluren, denen des Nordens Aermlichkeit und Flachheit unbekannt ist. In einem offenen Thale, das derselbe Fluß durchzieht, umkränzt von Rebengebirgen, Obsthainen und Gärten, prangt die Freystadt des Mayns. Gegen 40 Schindel- und Ziegeldachige, meist wohlgebaute gepflasterte Dörfer, was von anderwärts viele für kleine Städte gelten möchten, und zehen zum frucht- und waldreichen Frankfurter Gebiete gehören, liegen zerstreut umher, und ihre meist davon lebenden Bewohner strömen zu 3 bis 4 Tausenden an den feyerlichen Markttagen von allen Seiten zur regeren Stadt. Sie geben ein Bild von guten Bienen des Staats, dessen Wespen die Wucherer sind. — Fette Gemüßfluren stehen zwischen den Garten-Anlagen, und die Sachsenhäuser verführen den Ueberfluß ihres wohlgepflegten Natur-Erzeugnisses nach Hanau, Darmstadt und Mainz hin. Im May sind die Frankfurt umkränzenden fruchtbaren Hügel von Blüthen der Bäume überdeckt, und die Bilder des entflohenen Winterschnee's erheben sich da schöner als irgendwo im reizenden Gewande des Frühlings. Da stehn auch die fetten Fruchtfelder in goldenen Blüthen-Meeren des süßduftenden Rübsamens unter den wallenden Saaten voll mannigfaltiger Anmuth. Keine Stallfütterung vereinsamt die ländlichern Dörfer; ihre klingenden Heerden durchziehen und beleben die umhains

vermehren. Der Tod meines Vaters, der um dieſe Zeit erfolgte, beraubte mich eines Freundes und Führers, deſſen Klugheit mir in dem gefahrvollen Ocean des politiſchen Lebens unentbehrlich war. Ich wurde dadurch in den Beſiz der groſſen Reichthümer geſezt, mit denen er nur dadurch dem Neid entgangen war, weil er ſie mit groſſer Beſcheidenheit gebrauchte. Ich war nicht ſo vorſichtig. Der Gebrauch, den ich davon machte, war zwar an ſich ſelbſt edel und löblich; ich verſchwendete ſie, um Gutes zu thun; ich unterſtüzte alle Arten von Bürgern, welche ohne ihre Schuld in Unglük gerathen waren; mein Haus war der Sammel-Plaz der Gelehrten, der Künſtler und der Fremden; mein Vermögen ſtuhnd jedem zu Dienſten, der es benöthigt war: aber eben dieſes war es, was in der Folge meinen Fall beförderte. Man würde mir eher zu gut gehalten haben, wenn ich es mit Gaſtmälern, mit Buhlerinnen und mit einer immerwährenden Abwechßlung prächtiger und ausſchweiffender Luſtbarkeiten durchgebracht hätte. Indeß ſtuhnd es eine geraume Zeit an, bis die Eiferſucht, welche ich durch eine ſolche Lebens-Art in den Gemüthern der Angeſehenſten unter den Edeln zu Athen erregte, es wagen durfte, in ſichtbare Würkungen auszubrechen. Das Volk, welches mich vorhin geliebet hatte, fieng nun an, mich zu vergöttern. Der Ausdruk, den ich hier gebrauche, iſt nicht zu ſtark; denn da ein gewiſſer Dichter, der ſich meines Tiſches zu bedienen pflegte, ſich einſt einfallen ließ, in einem groſſen und elenden Gedicht mir den Apollo zum Vater zu

geben,

hainten Auen der freundlichen Wetterau, deren Hauptſtadt Frankfurt iſt.

Die Wein und Obſthügel des Nieder, Sachſenhäuſer- und Mühlbergs bieten die ſchönſten Ausſichten in Strecken von 2 bis 15 Meilen, zu Bergens Rebenhöhen, zum Vogelsberge, dem Speſſart- und Odenwalde, zu der Bergſtraße und zum überrheiniſchen Donnersberge, dann zu des Rheingaus, Hochheims und Wickerts Hügeln, woran das Pyramidenformige Taunusgebirge ſich ſchließt, das die lachende Gegend mit ſanft hinabwallenden Armen umſchlingt.

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

V.

Was iſt Freiheit?

Vorbericht.

Die Paſſagiere bemerken wohl das Schiff, die Segel, den Wind; ſie ſehen alles, das Manoeuvre des Steuermanns ausgenommen. — So beſtimmen oft abſtrakte unſichtbare Begriffe die Meinungen ſelbſt bey Menſchen, die ſonſt mit Metaphyſik wenig zu thun haben.

So wird der Contract Social von Rouſſeau, von allen Neufranken als ein politiſches Credo verehret. Einige in der Geſchichte der Revoluzion berühmte Männer, die ich gekannt habe, (wie Montesquiou und Bonaparte) haben nie einen Zweifel daran gehabt.

Man könnte alle Schriftſteller in zwey Klaſſen theilen. Die einen ſuchen die Wahrheit mit Unbefangenheit auf, wie ein Loke, Bonnet, Garve, Montesquieu, Kant; dieſe ſind die forſchenden Filoſofen. Die andern wollen eine Meinung behaupten, vertheidigen, einen Irrthum beſtreiten; dieſe ſind die fechtenden Filoſofen.

Ueberall ſtehen die Geſetze hinter den angenommenen Grundſätzen der denkenden Welt zurück, weil die Menſchen nie alles das Gute thun, das ſie thun könnten. Alle die, welche eine Wahrheit nicht aufſuchen, aber ausbreiten, oder thätig machen wollen, bemühen ſich, ihre Meinung in einem beſondern Lichte darzuſtellen. Sie ſetzen das Gewicht, das ſie ihr geben, mit dem Widerſtand, den ſie erwarten, in Verhältniß. Fällt der Widerſtand weg, ſo bleiben ihre Grundſätze übertrieben, weil ſie nur eine Seite bemerkt und ihrer Wahrheit kein Gegengewicht beygelegt hatten. So haben wir Raynal das Uebertriebene ſeiner eigenen Grundſätze beſtreiten geſehen. Ebendas hätte Rouſſeau gethan, wenn er in unſern Tagen noch gelebt hätte.

Rouſſeau hat in ſeinem Contract Social geſucht, die gekränkten Rechte der Menſchheit gegen

den

den Druck alter Macht zu vertheidigen. Er ſah nur ein Uebel, das, einer allzu großen Macht in den herrſchenden Verfaſſungen. An den Druck der Anarchie und den daraus entſtehenden Deſpotismus hatte er gar wenig gedacht.

Ich ſpreche mit wahrem Schamgefühl den Namen Freiheit aus. Sie iſt ſeit zehn Jahren eine ſo unverſiegbare Quelle von Unglück, von Schandthaten und getäuſchten Hoffnungen geworden, daß, wo nur ein ander Wort möglich wäre, ich dieſes andere vorziehen möchte.

Da wir aber einmal in dieſer Welt bleiben müſſen, wo wir zwiſchen Freiheit und Unterdrückung zu wählen haben, ſo müſſen wir ſelbſt den Nahmen Freiheit wieder zu Ehren bringen, und zu dem Ende trachten, ſie ſo gut wie möglich wieder mit der Vernunft auszuſöhnen.

Die Grundſätze von Rouſſeau ſind verführeriſch, weil ſie vom abſtrakten Menſchen wahr ſind; ſie ſind es, weil ſein Styl überall hinreißt; und drittens ſind ſie es auch, weil ſie etwas dunkel ſind. Viele bewundern ganz beſonders, was ſie nicht verſtehen. Fontenelle ſagte, daß, wenn die Menſchen die Geheimniſſe der Natur ganz aufgedeckt ſehen könnten, viele ausrufen würden: N'est-ce que cela? Und wo ſich die Dunkelheit unſerer Vorſtellungen hinter große Worte verſtecken kann, wo dieſe Worte uns noch dazu das Anſehen tiefdenkender Köpfe geben, da ſchmeichelt eben das dunkelſte Syſtem der Eigenliebe ſolcher Men-

Menſchen am meiſten. Würde irgend eine lermende Kontrovers entſtehen, ſo gehts für dieſe Leute noch beſſer; die dunkelſten Winkel werden Vertheidigungswerke: denn es wird immer ſchwer bleiben, dasjenige zu widerlegen, welches keinen feſten Sinn hat.

Rouſſeaus Urvertrag, ſein allgemeiner Wille ſind dunkle Ideen, die man wohl als eine Fikzion (wie es oft in der Rechtslehre zu geſchehen pflegt) annehmen könnte, die aber in der Natur eben ſo wenig exiſtirt haben, als der abſtrakte Menſch, dem ſie angedichtet werden.

Montesquieu iſt überall Natur und Wahrheit; eben darum iſt wenig Metafyſik in ſeinem Buche. Er ſcheint allenthalben zu einem Begriff von Freiheit hinzuleiten; er giebt ihn aber ſelbſt nicht. La Liberté est le Droit de faire tout ce que les Loix permettent, iſt noch keine Definizion. Bald darauf giebt er das ſchönſte Gemählde der Freiheit, in der Abſchilderung der engliſchen Konſtitnzion.

Die Idee von Freiheit führt allenthalben auf den Begriff von Ordnung. Ich kann mir aber keine Ordnung ohne Zweck denken. Dieſen Zweck habe ich mit Unbefangenheit aufgeſucht, ohne Rückſicht auf heutige Politik, noch auf irgend ein Syſtem. Ich habe in mir ſelbſt zu leſen geſucht, in der Ueberzeugung, daß ein neuer Geſichtspunkt, ſo ſchwach er auch ſeyn mag, mehr werth ſey, als alle Kompilazionen.

Dieſer kleine Aufſatz iſt das Reſultat; er enthält die

die Grundſätze von einem wenig weitläuftigern Werke, über Aufklärung im Verhältniß mit Freiheit.

Da ich ſeit zehn Jahren immer mit Freiheits-Revoluzionen umgeben geweſen bin; da ich ſo zu ſagen von meinem Fenſter in Mon Genf, Frankreich und Savoyen fallen ſah; da in den drey folgenden Jahren Italien wieder vor meinen Augen fiel; da ſechs Monate nach meiner Rückreiſe ſelbſt die Alpen zuſammenſtürzten: ſo habe ich im Schooß der zärtlichſten Freundſchaft, in der Inſel von Ruh und Seligkeit, wo ein guter Genius mich hintrieb, den ſtürmiſchen Charakter des mittäglichen Dämons zu erforſchen geſucht. Ich habe dieſen Aufſatz nur für die Wenigen geſchrieben, die ſelbſt denken, nicht weil ich mehr oder glücklicher als andere, ſondern weil ich nicht nach andern denke.

K. v. Bonſtetten.

Nähere Beſtimmung einiger Begriffe über Freiheit.

§. 1.

Freiheit beim einzelnen Menſchen iſt das Ausübungsvermögen des Willens. Sie iſt überall in Thätigkeit, wo mehrere Empfindungen, mehrere Vorſtellungen gegenwärtig ſind; und da keine Vorſtel-

ſtellung in Zeit und Ort und Wirkſamkeit ganz identiſch mit einer andern ſeyn kann, und die Seele immer wählt, wo ſie die Verſchiedenheit fühlt; ſo iſt dieſe Freiheit in beſtändiger, wenigſtens innerer Thätigkeit.

Der menſchliche Wille, alſo auch die Freiheit, iſt in nothwendiger Verbindung mit dem Empfindungs- und Vorſtellungsvermögen; denn wir wählen nur da, wo wir fühlen, denken.

Die Kraft des Willens (alſo die Freiheit) iſt in Verhältniß der Intenſität unſerer Empfindungen und der Deutlichkeit unſerer Vorſtellungen.

Wo eine große Deutlichkeit in den Begriffen iſt, will man ſtark, weil bey großer Deutlichkeit die Beweggründe (das Beſſere) ſehr hervorſtechend ſind, und weil man nie hell ſieht, wo nicht das Empfindungsvermögen im Spiel iſt. Auch in dieſem Fall iſt das Freiheitsgefühl ſtark. Die Seelenkräfte ſind Modifikazionen eben derſelben Subſtanz. Allenthalben wo Vorſtellungen, Empfindungen, Begriffe ſind, iſt das Willensvermögen gegenwärtig, und die Freiheit rege; alſo iſt kein Menſch, keine Nazion ohne Willen, ohne Freiheitsgefühl. Wie aber kann eine Nazion als Nazion wollen und ein Freiheitsvermögen haben?

Eine Nazion iſt eine Geſellſchaft von Menſchen, die ein Ganzes bilden, wo alle Theile ſo innig verbunden ſind, daß, was einen einzelnen Punkt berührt,

rühret, das Ganze in Bewegung bringen kann. Der Wille eines Königs ist vermögend eine Nazion in Bewegung zu setzen. Also muß Verbindung in allen Theilen seyn. Was ist diese Verbindung? Sie ist ganz moralisch; nur ein Ideenband kann da alle Theile, alle Menschen mit einander verbinden. Selbst die Kraft der Bajonnette ist moralisch, denn nur der Wille kann gehorchen. Was aber ist dieses Band, das die Menschen zusammenhält?

Verbindung setzt eine Kraft voraus, die die verbundenen Theile so zusammenhält, daß nur eine größere Kraft sie theilen kann.

Die thätige Kraft bey dem Menschen ist die seines Willens. Da jeder seinen Willen haben will, so wird diese Willenskraft in der Ausübung, in der Freiheit wirksam, thätig, sichtbar.

Wer eine Sache, einen Zweck erreichen will, der will die Mittel; diese Begierde zu den Mitteln ist wie die Begierde zu dem Zweck; sie ist nur dieser Wille zu dem Zweck.

Wo ein Mensch zu seinem Zweck nicht ohne den Willen, ohne die Hülfe eines andern kommen kann, da will er die Hülfe dieses Menschen. Ist eben derselbe Wille auch bey diesem andern Menschen gegenseitig, so entsteht aus dieser Vereinigung beyder Willenskräfte zu eben dem Zweck eine Verbindungskraft. Diese Verbindungskraft zweyer Willenskräfte ist so gut eine Kraft, als die Anziehungskraft

zwischen

zwiſchen zweyen Körpern; beyde können nur durch eine größere Kraft getrennt werden.

Dieſe Verbindungsbegriffe ſind ſo verſchieden, wie unſere Empfindungen, unſere Leidenſchaften, wie Furcht und Hoffnung. In despotiſchen Regierungen herrſcht die Furcht ſo mächtig wie in andern die Hoffnung; ſo lang ſie exiſtirt, verbindet ſie zum Gehorſam; wo ſie aufhört, bricht das Band entzwey ꝛc. Der Verbindungskreis eines Menſchen iſt nicht unendlich. Er iſt in den Kreis ſeiner Verhältniſſe eingeſchränkt. Die nähern Verhältniſſe zeugen vielfältigere, ſtärkere Verbindungen. Die weitern bringen entferntere allgemeinere hervor; wo dieſe allgemeinen Verbindungen aufhören, hört eine Nazion auf. Was jenſeits iſt, hat ſeine Anziehungskraft gegen einen andern Mittelpunkt, der eine andere Nazion bildet. So wie die Vorſtellungen ſich erweitern, erweitern ſich die Verhältniſſe unter den Menſchen, beſonders wo ſie ſich durch Abſtraizionen, durch Vernunft verallgemeinern. Bey den Alten waren die meiſten Nazionen iſolirt, jetzt ſchon ſind ſie alle in Verbindung mit einander.

Die Verbindungsideen, die bey allen Individuen einer Nazion gleich exiſtiren, bilden den allgemeinen Nazionalwillen; denn nur da, wo die Ideen allgemein ſind, kann man allgemein wollen.

Die Kraft, die dieſen allgemeinen Nazionalwillen in Ausübung bringt, iſt Nazionalfreiheit.

Die-

Diejenige Nazion wäre ganz frei, die ihren ganzen Willen haben könnte.

Da aber der Wille des Menschen so verschieden ist, als die Intensität und Zahl der Vorstellungen, so ist dieser Wille unerfüllbar, und die Freiheit einer Nazion bleibt allenthalben beschränkt, und ewig unbefriedigt. Daher die ewige Thätigkeit der Freiheitskraft, wo die Wünsche allenthalben die Macht übersteigen.

Hier trennt sich die Freiheitsbahn in zwey verschiedene Richtungen. Diejenige Nazion ist frei, die alles vermag was sie will; diese Freiheit kann sich nur ein Gott oder ein Thor wünschen. Sie wäre beym einzelnen Menschen wie bey einer Nazion baldige Zerstörung seiner selbst oder der andern. Das andere System ist: nur zu wollen was man kann; es ist die Bahn der Vernunft und der Weisheit, die leichtere untrüglichere Bahn. Es ist nicht schwer dem Menschen begreiflich zu machen, daß das unmögliche wollen reiner Verlust an Zeit, Thätigkeit, Kraft und Freiheit ist. Also bleibt die Wahl der möglichen Dinge übrig, wo die Vernunft nichts anders will, als daß wir immer das Beſſere wählen.

Der Mensch aber hat Verhältnisse nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit der Zukunft.

Wir bemerken, daß die Zahl unserer Vorstellungen mit der Beobachtung der Natur zunimmt;

die Natur iſt eine ewige unverſiegbare Quelle von Gedanken. Wo aber die Zahl der Vorſtellungen zunimmt, da nimmt das Vergnügen zu; denn Ausübung der Seelenthätigkeit iſt Vergnügen, und auch die Wahl ſteigt mit der Zahl der Vorſtellungen, und mit dieſer die Wahrſcheinlichkeit größerer Intenſität.

Auch iſt eine ſolche Harmonie zwiſchen der Natur und der menſchlichen Seele unverkennbar, wo in der Seele die Gedanken durch die Gegenwart der Natur, und ihre Gegenwart ſo zu ſagen wieder durch die Gedanken erzeugt werden; denn das Lernen iſt in Verhältniß mit dem Wiſſen. Alſo muß in der Natur eine Folge von Urſachen, und in der Seele eine gegenſeitige Organiſazion präexiſtiren, woraus entſteht, daß, ſo wie ſich die Vorſtellungen entfalten, ſie auch immer mehr und mehr mit der Natur in Uebereinſtimmung treten; daß alſo Beobachtung (oder Empfindung) der Natur Thätigkeit, Vergnügen, dieſe hinwiederum Erweiterung der Kenntniſſe zeuget. Unſere Seele ſcheint ein Organ zur allgemeinen Kenntniß der Natur zu ſeyn, wie das Auge das Organ zur Kenntniß dieſer ſichtbaren Welt. Beyde ſcheinen unverkennbar ihren Zweck zu haben, doch mit dem Unterſchiede, daß das Seelenorgan ſeine eigene Entwikelungskraft hat, da das Auge ganz paſſiv die äußern Gegenſtände anzeigt.

Dieſe Bahn des innern Beſſern ſcheint diejenige zu ſeyn, nach welcher der Menſch inſtinktmäßig

geben, ſo fand dieſe mir ſelbſt lächerliche Schmeicheley bey dem Pöbel (dem ohnehin das Wunderbare allemal beſſer als das Natürliche einleuchtet) ſo groſſen Beyfall, daß ſich nach und nach eine Art von Sage unter dem Volk befeſtigte, welche meiner Mutter die Ehre beylegte, den Gott zu Delphi für ihre Reizungen empfindlich gemacht zu haben. So ausſchweiffend dieſer Wahn war, ſo wahrſcheinlich ſchien er meinen Gönnern aus der unterſten Claſſe; dadurch allein glaubten ſie die mehr als menſchliche Vollkommenheiten, die ſie mir zuſchrieben, erklären, und die ungereimten Hoffnungen, welche ſie ſich von mir machten, rechtfertigen zu können. Denn das Vorurtheil des groſſen Haufens gieng weit genug, daß viele öffentlich ſagten, Athen könne durch mich allein zur Gebieterin des ganzen Erdbodens gemacht werden, und man könne nicht genug eilen, mir eine einzelne und unumſchränkte Gewalt zu übertragen, von welcher ſie ſich nichts geringers als die Wiederkehr der göldenen Zeit, die gänzliche Aufhebung des verhaßten Unterſcheids zwiſchen Armen und Reichen, und einen ſeligen Müſſiggang mitten unter allen Wollüſten und Ergözlichkeiten des Lebens verſprachen. Bey dieſen Geſinnungen, womit in gröſſerm oder kleinerm Grade der Schwärmerey das ganze Volk zu Athen für mich eingenommen war, brauchte es nur eine Gelegenheit, um ſie dahin zu bringen, die Geſeze ſelbſt zu Gunſten ihres Lieblings zu überſpringen. Dieſe zeigte ſich, da Euböa und einige andre Inſuln ſich des ziemlich harten Joches, welches ihnen die Athenienſer aufgelegt hatten, zu ent-

mäßig hinſtrebt, und wo die Vernunft immer hindeutet. Das Streben nach derſelben iſt der Urtrieb zur Glückſeeligkeit, das Princip aller vernünftigen Thätigkeit; die Kraft des Willens, des Freiheitsvermögens; das Freiheitsſuchen bey einzelnen Menſchen wie bey Nazionen.

§. 2.

Ueberall wo eine Organiſazion ſo iſt, daß eine auf ſie wirkende Urſache eine neue Kraft erzeugt oder weckt, die auch zu eben dem Zweck zu wirken beſtimmt iſt, da iſt Entwicklung. Wäre in der menſchlichen Seele keine Entwicklung, ſo würde jede Vorſtellung nur Wirkung ſeyn; und wenn auch die Mechanik der Seele ſo wäre, daß eine Idee die andere wecken könnte, ſo wäre doch das ganze Vorſtellungs- und Empfindungsvermögen immer der äußerlich wirkenden Urſache gleich. Unſere Ideen wecken aber in der Seele eine Kraft, die auch wirkſam iſt. Unſere Organiſazion iſt ſo, daß die Seele durch dieſe innere Kraft zu neuen Wirkungen geweckt wird, die gegenſeitig auch die Kraft vermehren. So wird am Baum der Zweig durch den Aſt erweckt, belebt, entwickelt. Wenn auch dies alles mechaniſch wäre, ſo würde daraus folgen, daß die Mechanik unſerer Seele ſo wäre, daß wir zu einer gewiſſen Entwicklung beſtimmt ſind.

§. 3.

Wenn Razionalfreiheit das Ausübungsvermögen des Razionalwillens iſt, ſo iſt Razionalfreiheit ſo mannichfaltig, wie die Verhältniſſe einer Razion.

Eine Razion hat Verhältniſſe mit andern Razionen, ſie hat auch Verhältniſſe mit ſich ſelbſt. Die Verhältniſſe mit andern Razionen haben ihre Regeln, die wir Völkerrecht nennen. Dieſe Regeln ſollten die Freiheit, das Beſte aller Razionen zum Zweck haben. Sie ſind aber ſo unvollkommen befolgt, als unſere Vernunft, und tyranniſch in dem Verhältniß der Obergewalt der Leidenſchaften über die Vernunft.

Jede Razion will nicht nur ihren Willen gegen andere Razionen haben, ſie will auch in ihren innern Verhältniſſen glücklich ſeyn.

Der Wille des Menſchen geht nothwendig auf das, was er für ſein Beſtes hält. Dieſes läugnen, bewieſe nur wie weit die Filoſofie irren kann, wenn ſie ſich von den Thatſachen, von der alltäglichen Erfahrung trennt.

Jeder Menſch will glücklich ſeyn; wo ſeine Verhältniſſe nirgends oder wenig anſtoßen, da glaubt ſich jeder frei. Daher führt Freiheitsliebe immer zur Tyrannei, wo ſie nicht eingeſchränkt wird; weil jeder Menſch immer in ſeinen Verhältniſſen irgendwo anſtößt, und immer weiter geht, bis ihn fremde Schranken aufhalten.

Eine

Eine ganz freie Staatsverfaſſung wäre die, in der alle Bürger ihren freien Willen hätten. Da aber dies unmöglich iſt, ſo iſt keine Staatsverfaſſung ganz frei; denn immer wird dieſer oder jener ſeinen Willen nicht haben. Diejenige Verfaſſung iſt die freieſte, wo die Verhältniſſe der Menſchen am wenigſten gedrückt ſind, und wo die Geſetze die allgemeine Entwicklung befördern.

Unwiſſende Nazionen können ſich frei glauben, weil ſie nur wenige Begriffe und angewohnte Befriedigungen haben und ſich in etwas dem Inſtinkt der Thiere nähern. Ganz vernünftige Nazionen wären frei, weil ſie nur das Mögliche oder nur das Beſte wollen.

§. 4.

In der moraliſchen Welt geht alles ſo mechaniſch zu, wie in der fyſiſchen; auch da weicht alles der größten Kraft: ſonſt wäre die größte Kraft nicht die größte.

Die Kraft des Menſchen iſt, wie jede Kraft, nur ſichtbar in der Wirkung, die ſie hervorbringt. Bey rohen Nazionen beſteht dieſe Kraft in der Leibeskraft und in der Meynung, die jeder von ſeiner Stärke andern giebt; da iſt der ſtärkſte, behendeſte, der mächtigſte. So wie die Seelenkräfte überwiegend werden, iſt der liſtigere, klügere, vernünftigere, weiſere, der mächtige.

Wenn derjenige frei iſt, der ſeinen Willen haben kann, ſo iſt Freiheitsvermögen in Verhältniß mit unſern Kräften; alſo iſt kein Menſch gleich frei wie der andere, weil keiner eben dieſelben Kräfte hat. Eine Kraft iſt nur durch ihre Wirkung ſichtbar; ſo iſt die Willenskraft bey jedem Menſchen ſo verſchieden, wie ſeine Kräfte von den Kräften der andern verſchieden ſind.

Die allgemeine Meynung, der allgemeine Nazionalwillen iſt die Totalſumme aller individuellen Willen. Der Willen eines jeden iſt nur durch ſeine Wirkung erkennbar. Dieſe Wirkung iſt wie die Kraft oder Macht eines jeden verſchieden. Der allgemeine Nazionalwillen iſt alſo eine Summe nicht aus Einheiten, ſondern aus ſehr verſchiedenen Zahlen zuſammen geſetzt, davon jede Zahl die Kraft eines jeden einzelnen Bürgers vorſtellte. In einer Volksverſammlung wäre ein Mirabeau wie eine Million, gegen dieſen oder jenen, der nur Einheit wäre; in der Schlacht wäre Achilles wie Tauſende; denn ſo verſchieden iſt jeder in der Totalſumme des allgemeinen Willens eingeſchrieben.

Wo ganz verſchiedene Kräfte ſo mit einander verbunden ſind, daß ſie alle auf einander wirken, da wirken ſie in Verhältniß ihrer Ungleichheiten *).

Es

*) Zwey in verſchiedenen Richtungen mit verſchiedenen Kräften ſtoßende Körper bringen in der moraliſchen,

wie

Es hat alſo Volkswillen, allgemeiner Nazionalwillen, niemals eine andere Freiheit erzeugen können, als die im Verhältniß mit der Ungleichheit der einzelnen Menſchen, der wirkenden Kräfte war. Mit dieſem allgemeinen Willen alſo iſt ſo gut der Deſpotismus von Marocco, als die Freiheit der Spartaner unter ſich, oder die Sklaverey der Iloten entſtanden.

In unſern Zeiten iſt ſelbſt der Krieger nur durch Vernunft der ſtärkſte, weil bey dem Zunehmen der Vernunft die foſiſche Kraft beynahe zu Null geſchwunden iſt. Wenn unſere Freiheit groß oder klein iſt, wie unſere moraliſchen Kräfte: ſo iſt die wahre Freiheit nur durch Entwicklung unſerer Verhältniſſe, durch Vernunft, durch Aufklärung möglich. Der wahre Anfang der Freiheit iſt alſo allgemeine Aufklärung; ſie allein kann die einzig unſchädliche Gleichheit — die an Vernunft — und durch ſie die wahre Freiheit den Menſchen geben.

wie in der foſiſchen Mechanik, eine Wirkung, die das Reſultat der Verſchiedenheit dieſer Richtungen und dieſer Kräfte iſt. Eben daſſelbe Geſetz bleibt wahr, wo eine Million Kräfte auf eine Wirkung zuſammenwirken; die Wirkung, die daraus entſteht, iſt das Reſultat, der Ausdruck aller Ungleichheiten der wirkenden Kräfte.

§. 5.

Die Willenskraft ist wie jede Kraft nur durch ihre Wirkung sichtbar. Der Volkswillen ist die Vereinigung aller individuellen Willen.

Aus der Organisazion dieser allgemeinen moralischen Kraft entsteht eine moralische Maschine, die wir Staatsverfassung nennen, die diesen Willen in Ausübung bringt. Sie ist so gut aus verschiedenen Kräften zu Einem Zweck zusammengesezt, wie ein Uhrwerk; nur daß die Menschen diese Kräfte und ihre Wirkung wenig kennen, und dabey etwas instinktmäßig arbeiten.

In dieser Mechanik bemerken wir zum Beyspiel, daß Geschwindigkeit (hier Thätigkeit), wo sie gut angebracht ist, zu einer großen Kraft wird ꝛc. Diese Maschine vermehrt, verhundertfacht vielleicht die Kraft, aus der sie ursprünglich zusammengesetzt ist; sie verhundertfacht also auch die Ungleichheit der Kräfte, davon sie das Resultat ist. Also können die ursprünglichen Verhältnisse sich merklich ändern, ohne daß die Maschine aufhöre zu gehen und zu wirken; sie wird aber immer schwächer, wo sie einen fremden Stoß zu überwinden hat, so wie sie von den ursprünglichen Verhältnissen an Gleichheit oder Ungleichheit abweicht, aus denen sie entstanden ist.

Eine Staatsverfassung, eine Souveränität, (das ist die Organisazion des Volkswillens oder der

der Nazionalkräfte) muß nothwendig aus dem Volkswillen, aus dem allgemeinen Willen entſtehen, davon ſie nur die Organiſazion, die Zuſammenſetzung iſt. Eine Maſchine iſt nur die urſprüngliche Zuſammenſetzung dieſer organiſirten vereinigten Kräfte, die wohl vorher exiſtiren müſſen, weil ſonſt ihre Zuſammenſetzung unmöglich wäre. In dieſem Sinn nur iſt es wahr, daß alle Regierungen aus dem Volkswillen entſtanden ſind, ſo gut wie eine Uhr aus ihren Rädern ꝛc.

Jede dieſer Staatsmaſchinen iſt aber nicht die beſtmöglichſte. Sie iſt das Reſultat der urſprünglichen Ungleichheit; und endlich iſt ſie verhundertfacht durch die Organiſazion einer Regierung, die ganz zufälligerweiſe ohne Kenntniß der noch itzt unbekannten Mechanik der moraliſchen Kräfte daraus entſtanden iſt.

So wie ſich die Menſchen aufgeklärt, ſo wie ſich in jeder Regierung die Verhältniſſe geändert haben, hat man angefangen, eine andere Regierung zu wünſchen, und ſo hat ſich nach und nach der Begriff von Recht von dem Begriff von Gewalt getrennt, die urſprünglich ſynonym waren.

§. 6.

Wenn jede Regierung aus dem allgemeinen Nazionalwillen entſtanden iſt, ſo hat das Volk das Recht ſeine Regierung zu ändern. Dieſer Satz iſt

wahr, wenn er ſo geſetzt iſt: Jede Gewalt hat ihren Urſprung im Nazionalwillen, alſo wo dieſer allgemeine Nazionalwillen ſo weit geändert iſt, daß er ſogar die Kraft, die aus der Maſchine der Regierung (der Staatsverfaſſung) entſteht, übertrift, ſo entſteht nothwendig dadurch Veränderung in der Regierung. Hier müſſen zwey Kräfte überwunden werden: 1) die urſprüngliche Ungleichheit, 2) die vermehrte Kraft die aus der Organiſazion der Ungleichheit (der Staatsverfaſſung) entſteht. Iſt aber nicht von Gewalt, ſondern von Recht des Volkes die Rede, ſo muß vorerſt der Begriff von Recht beſtimmt werden. Man hat Recht zu allem, was das allgemeine Beſte befördert; alſo iſt die Frage: hat eine Nazion das Recht ihre Regierung zu ändern? ſynonym mit der Frage: thut ſie wohl, in gewiſſen Fällen ihre Regierung zu ändern? Eine beynahe einfältige Frage, wenn man vorausſetzt, daß ſie wirklich zu einer beſſern Regierung übergehe.

Da aber die beſſere Regierung nicht durch eine göttliche Offenbarung den Menſchen bekannt wird, ſo bleibt die Frage zu entſcheiden; welchevon den unendlichen Meynungen über eine beſſere Verfaſſung ſoll vorgezogen werden, und wer ſoll die Wahl treffen? Die Antwort iſt leicht: der Vernünftigſte!

Wenn wir aber eine geſetzgebende Volksverſammlung vorausſetzen, wo die Vernünftigſten allein

entſcheiden ſollten, ſo würden durch dieſe Vorausſetzung wegfallen — alle Menſchen, die von der ganzen Sache nichts verſtehen; alle Eigennützigen, die vom gemeinen Beſten nichts wiſſen wollen; alle Leidenſchaftlichen, die von dieſem allgemeinen Beſten nichts wiſſen können; alle auf abſtrakten Ideen irre reitende Filoſofen ꝛc. Und die Frage: Hat das Volk Recht ſich eine beſſere Regierung zu wählen? würde mit Nein beantwortet; denn kein Volk hat das Recht zwiſchen Gegenſtänden zu wählen, die es nicht kennt, nicht begreift, noch zu begreifen fähig iſt; und Niemand hat das Recht dem Volke zu ſchaden.

Warum es gefährlich iſt, eine Regierung zu ändern.

Hier iſt eine Bemerkung ſehr wichtig. Eine Nazion kann nicht von einer Regierung zu einer andern wirklich übergehen, wenn dieſe neue Regierung nicht wenigſtens zum Theil fertig iſt. Die alte Regierung muß alſo allererſt einen Geſetzgeber bilden; dieſe geſetzgebende Zwiſchenmacht muß organiſirt ſeyn. Nun iſt die Organiſirung einer geſetzgebenden Macht ſchon die Beſtimmung einer Regierung, davon die neuen Geſetze die Reſultate ſind. Die Decemviraliſche Gewalt in Rom war ſchon eine Regierung, eine organiſirte Gewalt; die franzöſiſche revolutionäre Regierung war ja auch eine Gewalt; aber beym Anſchauen des Zwecks überſieht man oft die Mittel.

Jedes

Jedes Volk will ſein Beſtes, aber dieſes Beſte iſt ein Wort, das in jedem Munde einen andern Sinn hat. Durch das verſammelte, oder unverſammelte Volk eine Regierung wollen, iſt ſchon voraus eine Regierung, und zwar eine demokratiſche beſtimmen; denn wo ein Geſetzgeber, eine Gewalt und eine Allgewalt iſt, da iſt eine Organiſazion, eine Staatsverfaſſung ſchon gegenwärtig, davon die Geſetze nothwendig Reſultate werden müſſen. Iſt dieſe geſetzgebende Organiſazion ariſtokratiſch, ſo werden die Geſetze auch ariſtokratiſch werden; iſt ſie demokratiſch, ſo werden die Geſetze leidenſchaftlich. Die Form des Modells iſt was die Form des Bildes beſtimmt. Eine neue Regierung durch das Volk vermittelſt des Volks wollen, iſt ein Modell gießen, um eine Verfaſſung zu machen, die nothwendig durch die Form dieſes Modells beſtimmt ſeyn muß. Sollte wohl der Zeitpunkt einer Auflöſung, einer nothwendigen Anarchie und aller Leidenſchaften eben der beſte ſeyn, um die Nazionalvernunft zu organiſiren? Die Bildung, die Organiſirung eines Geſetzgebers ſollte alſo nie das Werk der Staatsauflöſung ſeyn, und der beſte Uebergang zu einer beſſern Regierung ſcheint bis hieher eine allmählige Verbeſſerung aller veralteten Geſetze zu ſeyn. Das allerungefährlichſte Mittel, dazu zu gelangen, ſcheint allgemeine Aufklärung zu ſeyn, weil nur bey allgemeiner Aufklärung die Entwicklung aller Theile möglich iſt,

und

ledigen, einen Aufſtand erregte, worinn ſie von den Spartanern heimlich unterſtüzt wurden. Man konnte (diejenige Theorie, welche man zu Hauſe erwerben kann, ausgenommen) des Kriegs-Weſens nicht unerfahrner ſeyn, als ich es war. Ich hatte das Alter noch nicht erreicht, welches die Geſeze zu Bekleidung eines öffentlichen Amts erfoderten; wir hatten keinen Mangel an geſchikten und geübten Kriegs-Leuten; ich ſelbſt wandte alles Anſehen, das ich hatte, an, um einen davon, den ich, ſeines moraliſchen Characters wegen, vorzüglich hoch ſchäzte, zum Feld-Herrn gegen die Empörten erwählen zu machen; aber das alles half nichts gegen die warme Einbildungs-Kraft des lebhafteſten und leichtſinnigſten Volks in der Welt. Agathon, welchem man alle Talente zutraute, und von welchem man ſich berechtigt hielt, Wunder zu erwarten, —— war allein tauglich, die Ehre des Athenienſiſchen Namens zu behaupten, und die hochfliegenden Träume der politiſchen Müſſiggänger zu Athen, welche bey dieſem Anlas in die Wette eiferten, wer die lächerlichſten Projecte machen könne, in die Würklichkeit zu ſezen. Dieſe Art von Leuten war ſo geſchäftig, daß es ihnen gelang, den gröſſeſten Theil ihrer Mitbürger mit ihrer Thorheit anzuſteken. Jede Nachricht, daß ſich wieder eine andere Inſul aufzulehnen anfange, verurſachte eine allgemeine Freude; man würde es gerne geſehen haben, wenn das ganze Griechenland an dieſer Sache Antheil genommen hätte; auch fehlte es nicht an Zeitungen, welche das Feuer gröſſer machten, als es war, und

und alle natürlichen Verhältniſſe wirklich unverſehrt bleiben.

§. 7.

Von den Grundprincipien der vier Staatsverfaſſungen von Montesquieu.

Montesquieu, der größte aller Geſetzgeber, hat alle Staatsverfaſſungen in vier Klaſſen abgetheilt, und das Princip der Erhaltung von jeder Klaſſe beſtimmt. Worauf beruhen ſeine Grundſätze?

Hier iſt gar nicht die Rede von der beſten Verfaſſung, ſondern von der beſten Organiſazion um dieſes oder jenes Reſultat zu erhalten. Montesquieu hat nur die Auflöſung eines mechaniſchen Problems unternommen; denn was iſt die Theorie der politiſchen Geſetze anders, als die Theorie einer moraliſchen Mechanik?

Jede Regierungsform iſt das Reſultat des allgemeinen Nazionalwillens, in dem oben erläuterten Sinn genommen. Dieſe Volksgewalt iſt das Reſultat aller urſprünglichen Ungleichheiten; alles, was dieſe Ungleichheit in ihrer urſprünglichen Proporzion erhält, erhält auch die Regierungsform, die ein Reſultat dieſer Ungleichheit iſt.

Eine despotiſche Regierung iſt das Reſultat der großen Ungleichheit; nichts aber kann dieſe Ungleich-

gleichheit beſſer verewigen als Furcht bey den Schwächern. Furcht iſt alſo das Princip, das die urſprüngliche Ungleichheit, davon der Despotismus das Reſultat iſt, am beſten verewiget; denn welches andere Motif zum Gehorſam könnte in dieſen Verfaſſungen exiſtiren?

Eine Monarchie ſetzt voraus eine fixirte Mittelmacht, eine Mittelklaſſe zwiſchen König und Volk, den man Adel nennt. Die Erhaltung der Monarchie will alſo ein gewiſſes Verhältniß zwiſchen Volk, Adel und König; was dieſes Verhältniß erhält, erhält auch die Monarchie; was dieſes Verhältniß ſtört, zerſtört die Monarchie, die nur das Reſultat aller dieſer Ungleichheiten iſt.

Der groſſe Druck der oberſten Gewalt iſt in dieſer Regierungsform auf den Adel. Wird der Adel geſtürzt, ſo wird die Regierung zur Volksregierung, oder zum Despotismus. Alſo iſt die Erhaltung des weſentlichen Karakters der Monarchen, die Erhaltung des Adels, ſonſt iſt eine Monarchie nicht mehr eine Monarchie. Nun aber iſt das Ehrgefühl, das vernünftige doch ſtarke Gefühl der Vorzüge ſeines Standes. L'honneur consiste moins dans ce que l'on doit aux autres, que dans ce qu'on se doit à soi-même; das iſt, ſeinem Stande. Nicht diejenigen Tugenden ſind in dieſer Hinſicht weſentlich, welche das allgemeine Razionalbeſte befeſtigen, wie diejenigen, die den Adel erhalten, der einer Monarchie ihr

Weſen,

Weſen, ihren Karakter, ihr Daſeyn giebt. Montesquieu muß weniger wie ein Moraliſt, als wie ein Mechaniker beurtheilt werden: er hat keine idealiſche Regierung geſucht, er hat beobachtet, was wirklich exiſtirte, und die Urſachen aufgeſucht, die dieſe oder jene Reſultate hervorgebracht hatten.

Eine Ariſtokratie iſt das Reſultat einer geringeren Ungleichheit, als die, welche den Despotismus oder die Monarchie erzeugte. Die Regierung muß da ihre Kräfte kennen, um ſie nie zu überſchreiten. Da dieſe Kräfte wegen der geringeren Ungleichheit nicht groß ſind, und nicht zu groß ſeyn müſſen, ſo dürfen ſie nie unverhältnißmäßig erweitert werden. Mäßigung, das iſt genaue Kenntniß ſeiner weſentlichen verhältnißmäßigen Kraft, iſt alſo das Princip einer Ariſtokratie.

Wo die größte Gleichheit in allen wirkenden Kräften wäre, wo der allgemeine Wille das Reſultat von ungefähr gleichen Kräften wäre, da würde alles dasjenige dieſe Verfaſſung ſtöhren, was die Gleichheit der Kräfte ſtöhrte. Gleichheit wäre alſo das Princip der Demokratie. Liebe zur Gleichheit iſt eben was Montesquieu Tugend nennt; nur in dieſem ganz beſondern Sinn iſt Tugend in der Demokratie beſondere Pflicht, und eigenes Princip der demokratiſchen Organiſazion. Die moraliſche Tugend, die in jeder Lage das größte

Veſte

Beſte will, iſt in allen Verfaſſungen gleich Pflicht; und Montesquieu hätte beſſer gethan, hier ein anderes Wort zu gebrauchen. Auch iſt zu bemerken, daß, wo alle Kräfte ganz gleich wären, keine Wirkung möglich wäre. Das allgemeine Beſte, und nicht der Wille dieſes oder jenes Standes, iſt der alleinige Hebel, das alleinige Princip der wirkenden Kraft in einer Demokratie. Da die Menſchen aber nur das beſſer ſcheinende kennen, und in einer Demokratie die unwiſſendſten oder leidenſchaftlichſten über die tauſend Arten von gemeinem Beſten urtheilen, ſo beweiſen Theorie und Erfahrung, daß, ſo lang die Volksklaſſe leidenſchaftlich oder unwiſſend iſt, die Demokratie eine zerſtörende und vernunftwidrige Regierung ſeyn muß, da ſie nothwendig die Regierung der unwiſſenden oder leidenſchaftlichen iſt. Darum wird in keiner Verfaſſung mehr als in den ganz demokratiſchen von Vaterland und gemeinem Beſten geſprochen, und in keiner weniger für daſſelbe gethan.

* * *

Was iſt Freiheit?

In der Unterſuchung über politiſche Freiheit, das iſt in der Auseinanderſetzung dieſes Begriffs, iſt es weſentlich den pſychologiſchen Theil deſſelben genau zu beſtimmen. Die Freiheit im pſychologiſchen Sinn iſt die Federkraft der politiſchen Freiheit,

heit, davon die Geſetze nur die regulative Kraft ſind. In allen möglichen Verfaſſungen iſt ein Grad von Freiheit, in allen ein Grad von Zwang. So lang die Kraft, die das Weſen der Freiheit ausmacht, nicht genau und einzeln bekannt iſt, bleibt jede Definizion undeutlich und unbefriedigend.

Die Freiheit im pſychologiſchen Sinn iſt das Ausübungsvermögen des Willens. Der Wille aber ſtrebt nothwendig zum Beſſern. Nur dieſes Syſtem harmoniert mit der Erfahrung, und alle metafyſiſchen Syſteme ſtimmen mehr oder weniger deutlich darin überein *).

Die Freiheit zweckt alſo weſentlich nach dem Beſten. Was aber iſt das Beſte?

Im Thiermenſchen wird das Beſſere durch die Sinne beſtimmt. Die Sinne haben ihr Syſtem ſo zu ſagen ganz fertig. Beym Erwachen der Vernunft

*) Die Metafyſiker und Moraliſten ſtimmen in allen möglichen Syſtemen in dem Weſentlichen mit einander zuſammen. Ihr Verdienſt oder Unverdienſt beſteht in der Deutlichkeit oder Dunkelheit, in der Simplicität oder Verworrenheit ihrer Begriffe. So ſtimmen alle Baumeiſter darin überein, daß ſie alle eine Küche, und etwa Thür und Fenſter in ihren Häuſern machen. Ihr Verdienſt beſteht nicht darin, daß ſie dieſe Sachen nicht vergeſſen, ſondern darin, daß einer ſie beſſer und bequemer als der andere macht.

nunft wird aber dieſes Syſtem durch innere Seelenkraft modifiziert. Dieſe Modifikazionen der Vernunft zwecken aber nur dahin, den erſten Grundriß der Sinne zu erweitern. Die Sinne ſtreben nach Erhaltung des Lebens, der Geſundheit und des ſinnlichen Wohlſeyns. Der Verſtand erweitert dieſe Umriſſe durch künſtliche Berechnungen. Der vernünftige Menſch ſchadet ſeiner Geſundheit nicht durch Unmäßigkeit; er mäßigt ſogar ſeine Leidenſchaften ꝛc. Dieſes ganze Syſtem zweckt aber noch allein auf Erhaltung eines ſinnlich glücklichen Lebens.

Die Erweiterung unſerer Kenntniſſe iſt das zweyte Bedürfniß des Menſchen. Das Prinzip davon iſt in der Seelenthätigkeit, in dem Genuß, den jeder Menſch hat, zu einem immer größern, höhern Grad von innerer Thätigkeit hinüberzugehen. Nur äußere Umſtände, beſonders die Schwäche des Körpers, den jede Anſtrengung ermüdet, können das Vorwärtsgehen der Seele hemmen.

Zwiſchen dem Syſtem der Sinnlichkeit und dem der reinen Vernunft iſt ein Mittelſyſtem, das aus beyden zuſammengeſetzt iſt. In dieſen Mittelregionen herrſchen die ſchönen Künſte, alle moraliſchen Gefühle, die die Welt beleben, und viele Leidenſchaften, die ſie bald zieren, bald zerſtören. Da vermiſchen ſich die ſinnlichen mit den vernünftigen Vorſtellungen nach allen Arten und Kombinazionen.

Dieſe

Dieſe drey Syſteme ſind nur in unſerer Vorſtellungsart abgeſondert. In der Natur hangen ſie wie Seel' und Leib durch unbekannte Bande allenthalben zuſammen. In der Seele ſelbſt haben ſie nur Ein Prinzip, welches allenthalben gleich herrſchend iſt, das Prinzip der gröſsten Thätigkeit. Das iſt: der menſchliche Wille wird bey allen Vorſtellungen dahin geleitet, dahin bewogen, dahin determinirt, wo die gröſsere Seelenkraft rege gemacht wird. Dieſes iſt wahr in der ſinnlichen wie in der intellektuellen Welt, und dieſe gröſsere Thätigkeit, die in der Seele rege gemacht wird, iſt was wir das Beſſere nennen.

Beym ſinnlichen Menſchen iſt diejenige Empfindung die angenehmere, die die gröſsere Wirkung in der Seele erregt, die die gröſsere Kraft in uns belebt. Alle Sprachen beweiſen dieſe Thatſache: Freude belebt, ermuntert, begeiſtert, berauſcht; Schmerz iſt niederſchlagend, ermattend ꝛc. Die Ausdrücke, die den Schmerz ſchildern, ſind ein Bild des Todes oder einer verminderten Seelenthätigkeit. Bisweilen wendet die Seele die gröſste Kraft an, um dieſem Todesgefühl zu entgehen; und ſogar Selbſtmord iſt noch der Inſtinkt des Lebens.

Unſere intellektuellen Fortſchritte ſind gleichfalls nichts anders als das Steigen unſerer Seelenkraft. Alle unſere Methoden zwecken dahin, die Begriffe

klar zu machen, die dunkel in der Seele lagen, und auseinander zu ſetzen, was wie Blätter in der Knospe in einander lag. Das iſt aber nichts anders als jeder Vorſtellung eine größere Kraft zu geben, und ſo das Leben der Seele zu erweitern, zu vermehren, und ihre Kräfte zu entwickeln. So zweckt das Streben des Willens allenthalben nach dem Beſſern, und in den Regionen der Sinnlichkeit wie in denen der Vernunft iſt dieſes Beſſere da wo die größere Seelenkraft thätig gemacht, geweckt, erzeugt wird. So zweckt der Wille des einzelnen Menſchen, gleichwie der Wille ganzer Nazionen, auf das Maximum des innern Lebens, auf Seelenthätigkeit.

Dieſes Maximum des innern Lebens, dieſes Beſſere, das wir Glückſeeligkeit nennen, findet ſich in keinem Zuſtand ſo vollkommen, wie im geſellſchaftlichen Zuſtand. Eben da iſt unſer größtes Leben, unſere wahre Beſtimmung, unſere höhere Entwicklung. Die Freiheit im geſellſchaftlichen Zuſtand iſt das Streben nach dieſer Entwicklung, die eben im geſellſchaftlichen Zuſtand die größte iſt. Alle Geſetze, die dieſe Entwicklung mittelbar oder unmittelbar begünſtigen, ſind Freiheit beförderend; alle die ſie ſtöhren, beleidigen die Freiheit.

Die Freiheit im politiſchen Sinn iſt der geſetzliche Zuſtand einer Nazion, wo das Maximum des Lebens, die größte Summe

me von Seelenthätigkeit (von Glückſeeligkeit) befördert wird, und wo alſo die gröſste Entwicklung des Menſchen iſt.

Die ganze Moral zweckt auf dieſe Freiheit, ſo wie auch alle politiſchen Geſetze, die beſonders die Dauer derſelben durch die Verfaſſung zum Zweck haben. Hier ſchlieſst ſich die Religion mit allen ihren groſsen Ausſichten ganz natürlich an die Moral, an die Politik und an die hohe Theorie der Freiheit, die bis jenſeits dieſes Lebens fortzugehen beſtimmt iſt. Alle zwecken auf dieſe Entwicklung der Seele, die wie jedes Leben immer wachſende Thätigkeit iſt; alle ſtrahlen nur in dieſem Punkte zuſammen.

VI.

Hanſeatiſches Magazin.

Ihr ſeyd da, wo wir hin wollen! ſagte ein Schwertapoſtel des neufränkiſchen Evangeliums der Freiheit und Gleichheit zu einem Frankfurter Bürger, zur Zeit der Küſtiniſchen Invaſion, als er ſich mit ihm über die Vorrechte und Verfaſſung ſeiner im Ganzen ſo muſterhaft verwalteten Reichsſtadt genauer verſtän-

digt hatte. Ihr ſeyd da, wo wir hin wollen, dürfte wohl mancher teutſche Bürger und Inſaſſe auch den drey Städten Hamburg, Bremen, Lübeck, die allein noch in ſelbſtſtändiger Ordnung und Beharrlichkeit von der einſt mächtigen, den ganzen Norden Europa's umfaſſenden Hanſa übrig geblieben ſind, aus voller Ueberzeugung zurufen, wenn man nur erſt von ihrem Treiben und Wirken zuverläßiger, als es bis jetzt der Fall war, unterrichtet ſeyn könnte. Denn wenn auch nicht gerade engherzige Politik oder übelverſtandene Beſcheidenheit bis jetzt einen dichtgewebten Schleier darüber verbreitete — dieß zu behaupten wäre bey Hamburg wenigſtens nach Heſſens treflicher Topografie geradezu Ungereimtheit — ſo fehlte es doch durchaus an einem zeitgemäßen Organ, durch welches die patriotiſchen Einwohner der Hanſeſtädte ſich mit dem übrigen Teutſchland regelmäßig unterhalten und ſo manche Blüthen und Früchte ihres Fortſchreitens in Kultur und Aufklärung, ihres Erwerbfleißes und Bürgerſinns vor die Augen ihres größern Vaterlandes bringen konnten. Wie hätte ſonſt bey einer genauern Bekanntſchaft mit dieſen Städten auch nur im Traum der Gedanke aufſchießen können, der doch vor einiger Zeit ſogar von Wachenden, wenn anders unter unſern Schriftſtellern nicht auch Somnambülen ſind, laut ausgeſprochen wurde, daß in ihnen ein ſchon reichlich befruchteter Keim zu politiſchen Neuerungen und überflüßiger Stoff zum leidigen Revoluzionsfieber liege? Gewiß, ein ſolches Wort konnte nur der ſchmählichſten

Un-

endlich ſo gar den König von Perſien in den Aufſtand von Euböa verwikelten, um dem Agathon einen deſto gröſſern Schau-Plaz zu geben, die Athenienſer durch Heldenthaten zu beluſtigen und durch Eroberungen zu bereichern. Ich wurde alſo (ſo ſehr ich mich entgegenſträubte) mit unumſchränkter Gewalt über die Armee, über die Flotten, und über die Schaz-Kammer, zum Feld-Herrn gegen die abtrünnigen Inſuln ernannt; und da ich nun einmal genöthigt war, dem Eigenſinn meiner Mitbürger nachzugeben, ſo entſchloß ich mich, es mit einer guten Art zu thun, und die Sache von derjenigen Seite anzuſehen, welche mir eine erwünſchte Gelegenheit zu geben ſchien, den Anfang zur Ausführung meiner eigenen Entwürfe zu machen. Da ich wußte, daß die Inſulaner gerechte Klagen gegen Athen zu führen hatten, und eine Regierung nicht lieben konnten, von der ſie unterdrükt, ausgeſogen, und mit Füſſen getretten wurden; ſo gründete ich meinen ganzen Plan ihrer Beruhigung und Wiederbringung auf den Weg der Güte, auf Abſtellung der Mißbräuche, wodurch ſie erbittert worden waren, auf eine billige Mäſſigung der Abgaben, welche man gegen ihre Freyheiten und über ihr Vermögen, von ihnen erpreßt hatte; und auf ihre Wiedereinſezung in alle Rechte und Vortheile, deren ſie ſich als Griechen und als Bunds-Genoſſen, vermöge vieler beſondern Verträge, zu erfreuen haben ſollten. Allein ehe ich von Athen abreiſen konnte, war es um ſo nöthiger, die Gemüther vorzubereiten und auf einen Ton zu ſtimmen, der mit meinen Grund-

Unwiſſenheit oder der ſcheelſüchtigſten Verläumdungsſucht entfallen.

Gegen beide verhieß uns ſchon die Ankündigung eines von Bremen aus verſprochenen Hanſeatiſchen Magazins ein wirkſames Gegenmittel. Das Verſprechen iſt zur fröhlichen That geworden, und der teutſche Merkur, der neuerlich mehrmals die Freude gehabt hat, von jenen ihm vorzüglich theuern Städten etwas löbliches und vorzügliches zu erzählen, wünſcht nicht der Letzte zu ſeyn, dieſe Erſcheinung ſeinen Leſern zu verkündigen. Es iſt ein ſeltener, recht herzerquickender Anblick, die ädelſten Männer jener Städte zu einem neuen ächthumanen Bund gegenſeitiger Mittheilung, Aufklärung, Berichtigung zuſammentreten, und das gemeinnützliche Reſultat ihrer Vereinigung in einem reizenden Gewande dem ganzen vielgeſpaltenen Vaterlande zur Einigung und Aufmunterung aufſtellen zu ſehn. Mancher erinnert ſich hierbey vielleicht jener ſinnreichen Vereinigungsmarke des bildenden Alterthums, wo um engverſchlungene Hände die bedeutungsvollen Worte εὐτυχῶς ὁμόνοια (Glück auf, Eintracht!) zu leſen ſtehen *). Mit dieſem frohen Wahrzeichen werde denn auch dieſe Zeitſchrift bewillkommt, von welcher der erſte Band in zwey Heften unter der Aufſchrift

*) Man ſehe zum Beyſpiel den Cameo aus dem Museo Vettori in Rom in Paſſeri Gemmis Aſtriferis Tom. I. nach der Erklärung der Paterga und vergl. Griechiſche Vaſengemälde Th. 2. S. 112 f.

ſchrift: Hanſeatiſches Magazin, herausgegeben von J. Smidt, Prof. der Philoſophie, in Bremen (Bremen, bey Wilmans), vor wenig Tagen herausgekommen iſt.

Nach einer ausführlichen Darſtellung des vielumfaſſenden und ſcharf aufgefaßten Planes beginnt das erſte Heft mit einem Entwurf zur Geſchichte der Hanſa von Büſch, der in dieſer erſten Hälfte unſere Blicke auf die ſteigende und blühende Hanſa leitet. Wer wollte dieſem ehrwürdigen Veteran nicht mit Vergnügen die Reſultate ſeiner vieljährigen Forſchungen und Beobachtungen über einen ſo wichtigen, ſeiner ganzen bürgerlichen und literariſchen Wirkſamkeit ſo nahe verwandten Gegenſtand mittheilen hören! Auch hier iſt alles mit patriotiſchen Wünſchen und praktiſchen Winken durchflochten, wie man es ſchon von einem Büſch gewohnt iſt. Möge Cölln's Archiv auch für die Geſchichte der Hanſa gerettet, möge die ehrenvolle Aufforderung an Hrn. Syndikus Meyer in Lüneburg nicht vergeblich ergangen ſeyn! Möge das in gerechtem Unwillen über gewiſſe Schwierigkeitsmacher ausgeſprochene Wort S. 83 einmal zur Beherzigung gezogen werden! — So abſchreckend auch das Motto aus Leſſings Emilie Galotti vor der zweiten Abhandlung von Herrn Domherrn Meyer über den gegenwärtigen Zuſtand der bildenden Künſte in Hamburg ausſehen mag, ſo tröſtlich und erfreulich ſind doch einzelne Nachrichten, die hier von den Fortſchritten und dem Gedeihen manches Kunſtzweigs in und um

Ham-

Hamburg gegeben werden. Ein Kenner ſpricht hier mit Liebe von den Kunſtſammlungen, die Hamburg in großer Menge beſitzt. Ehrwürdigen Künſtlernahmen, wie einem Hickel, Ohmacht, Sonnin, werden von geübter Hand lehrreiche Denkſteine geſetzt. Der ganze Aufſatz kann auch da, wo er die Kehrſeite der Medaille zeigt, zum Muſter dienen, wie eine ſolche partikuläre Kunſtgeſchichte abgefaßt werden muß. Von eben dieſem Verfaſſer kommen auch mehrere Aufſätze des zweiten Hefts, die uns mit ſchönen Früchten der Hamburgiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe bekannt machen, und uns an den ſchönſten, menſchlichſten aller Kränze, den ob civer servatos, in vielſeitiger Rückſicht erinnern. Herr Domſyndikus Overbeck führt uns in die Kulturgeſchichte des zu edlen Zwecken geſelligen Lübecks, Herr Senator Deneken in die an wahrem Lebensgenuß reichen Familiengeſellſchaften Bremens ein. Herr Dr. Gildemeiſter ſpricht mit Freimüthigkeit gegen eine auffallende Geheimnißkrämerei bei richterlichen Entſcheidungsgründen*), und der achtungswürdige Herausgeber ſelbſt ſchließt die Reihe dieſer Aufſätze mit einer kräftigen, ſelbſt den Ungläubigſten Ueberzeugung abzwin-

*) Vielleicht erfahren wir in unſern entfernteren Gegenden Teutſchlands auch bald auf eben dieſem Wege den völligen Her- und Ausgang der Rechtsſache des Hr. Arnold Delius, auf welchen in der That ſeit der Erſcheinung der darüber gedruckten Aktenſtücke ein großer Theil des teutſchen Publikums noch immer ſehr begierig iſt.

genden Schutzrede gegen die den Hanseſtädten angeſchuldigte Revoluzionsluſt. Wahrlich, Verfaſſungen, die ſo organiſirt und ſelbſt Verfaſſungsmäßig jeder wirklichen Verbeſſerung ſo fähig ſind, verdienten bey jener unvernünftigen Tendenz, die nur Unverſtand ihnen andichten konnte, höchſtens einen Grabſtein, und darauf nur den epimetheiſchen Spottruf: per star meglio ſto qui!

Am Ende folgen noch vermiſchte Nachrichten aus verſchiedenen Reichsſtädten, über die Bürgerſchulen in Frankfurt am Mayn, und eine gemeinnützliche Nürnberger Zeitſchrift. Möge dieſer Anfang als eine glückliche Vorbedeutung gelten, daß bald mehrere Reichsſtädte im ſüdlichen Teutſchland dieſem literariſchen Bund ihrer Hanſeatiſchen Schweſtern beytreten, und den in der Einleitung laut geäußerten Wunſch, reichsſtädtiſche Publicität, erfüllen mögen, welches vor wenig Jahren vielleicht ein eben ſo widerſprechender Begriff als ein hölzernes Eiſen oder eine ſteinerne Braut geweſen wäre, und doch jetzt in der immer allgemeiner werdenden Volksſtimmung ſeine Realität eben ſo gut finden könnte, als jene andern Oxymora in der Natur- und Kunſtgeſchichte unſerer Tage die ihrige wirklich ſchon gefunden haben! Wenigſtens könnte dieß hanſeatiſche Magazin zu einer ähnlichen Verbindung patrioti-ſcher reichsſtädtiſcher Bürger in Südteutſchland das Signal gegeben haben, da es in der That kaum zu erwarten ſteht, daß bey der mannigfaltigen Verſchiedenheit der Lebensart, Religion und Denkweiſe jener ſüdli-

ſüdlichern Reichsrepubliken ſchon jetzt eine wahre Vereinigung zu gleichen Mitteln und Zwecken ſtatt finden dürfte, ja, wenn man es aufrichtig ſagen darf, das vorliegende Journal die zweckmäßige Individualität gerade in dem Maaße verlieren könnte, in welchem es ſich einer umfaſſenderen Allgemeinheit zu nähern beſtrebte.

B.

VII.

Auszüge aus Briefen.

London den 26. July 99.

Zur Sittenſchilderung Englands empfehle ich Ihnen die ſo eben erſchienene Aehrenleſe (Gleanings) von dem berühmten Pratt, deſſen Nahmen durch ſeine Bemerkungen über Holland und Weſtfalen und ſeinen etwas wortreichen Roman: Familiengeheimniſſe, auch in Teutſchland ſchon bekannt iſt. Der Titel heißt: Gleanings in England, description of the Countenance, Mind and Character of the Country. 1 Vol. 8 ſh. Von Matthiſſons Briefen auf ſeinen Reiſen iſt eine Ueberſetzung von der bekannten Miß Plumptree erſchienen, ſo auch von Meiſters Briefen über England.

Die neueſte filologiſche Erſcheinung betrifft die griechiſche Archäologie in Beziehung auf Etymologie, die Dialekte und älteſten Bewohner Griechenlands. Ein

Kam-

Kambridger Gelehrter, Filipp Allwood, iſt der Verfaſſer. Das Werk iſt ſehr glänzend in Quart gedruckt und führt die Aufſchrift: Literary Antiquities of Greece. To which are added Observations concerning the origin of several of the Literal Characters in use among the Grecians. (1 Pf. 7 ſh.)

Die aſiatiſche Länderkunde wird nächſtens durch zwey Länderbeſchreibungen durch Augenzeugen vermehrt werden. Der Kapitain Sim arbeitet an einer Beſchreibung des Königreichs Ava, Hr. Turner an Nachrichten über Thibet. Die neueſte Reiſebeſchreibung iſt die von Brown: Travels in Africa, Egypt and Syria from the year 1792—98 in 4. (1 Pf. 11 ſh.) Dieſe Reiſe iſt ſchon durch die Geſchichte des Tages, die zum Theil in jenen Gegenden große Veränderungen bewirkte, doppelt intereſſant, wird es aber noch mehr durch die ganz neuen Entdeckungen im Innern von Afrika. Brown entdeckte in der Wüſte Oaſis (heutzutage Seewah) Ruinen einer Kapelle, die höchſt wahrſcheinlich zum Tempel des Jupiter Ammons gehörte, und hielt ſich dann über 2 Jahr im abyſſiniſchen Reiche Darfore auf, wo er mit Gewalt zurück gehalten wurde, und nur durch einen Glücksfall entſprang.

2.

Halle, den 6. Auguſt 99.

So eben fällt mir das Juliusſtück Ihres Merkurs in die Hände und darin die Nachricht über Halle und die Bewirthung des Königs im botaniſchen Garten. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierüber und einige damit

mit verwandte Gegenſtände einiges erzähle, was zu Vermeidung aller Mißverſtändniſſe dienlich ſeyn kann.

Daß die Univerſität, oder vielmehr der akademiſche Senat, bei der Nachricht von der Ankunft des Königs den Beſchluß faßte, ihm im botaniſchen Garten ein Feſt zu geben, das war wohl an ſich nicht zu tadeln, wenn die Anordnung des Feſtes von Männern beſorgt wurde, die Simplicität mit Geſchmack zu vereinigen verſtanden. Der König hatte mittel- und unmittelbar allen Prunk und alle Ceremonien bey dieſer Gelegenheit verbeten, und man konnte es leicht begreifen, daß ihm am wenigſten das Gedränge einer großen Menſchenmenge gefallen würde. Allein man ſchien dieß nicht durchaus zu beherzigen, und machte einen ſo großen und geſchmackloſen Aufwand, daß der König eben ſo wenig als die Königin einen frohen Augenblick dadurch gewannen. Gewiß mußte man es ganz anders anfangen, wenn man dem König, der den Univerſitäten deſto weniger geneigt iſt, je mehr er ſich für die niedern Schulen intereſſirt, mehr Achtung für die höhern Anſtalten zur Bildung der Staatsbürger abnöthigen wollte.

Schon in Dieskau hatten ſowohl der ehemalige Kanzler der Univerſität Hofmann, dadurch daß er den König einen Baum pflanzen ließ, der nun auch in Kupfer geſtochen wird, als auch deſſen Prediger, der Bittſchriften und Blumen, Gedichte und Kränze dem König in den Wagen warf, dem edeln Monarchen nicht lauter angenehme Minuten verurſacht. Schon dort hatte ſich ihm ein Student mit dem Kasquet auf dem Kopfe, als franzöſiſcher Chaſſeur gekleidet, in den Weg

geſtellt

geſtellt und ihn auf dieſe Art vorbereitet, was er in Halle zu erwarten habe. Dieſe ours mal lêchés verließen, trotz ihrer vorgeblichen Königsſcheu, den König nicht, reiſeten ihm bis Deſſau nach, und ſtellten ſich ihm ſelbſt in Wörlitz dar, um den Eindruck möglichſt zu verſtärken, den ſie auf ihn gemacht hatten. Kaum war der König angekommen, ſo gab ſich der Geſchmack der Hallenſer durch ein lärmendes Vivat zu erkennen, welches der König durch die Magdeburger Kammer ausdrücklich hatte verbieten laſſen; auch jetzt winkte er am Fenſter und ging voll Verdruß weg. Das Militär hatte einen brillanten Ball arrangirt, der über 300 Thlr. gekoſtet haben ſoll. Der König erſchien zwar dort, aber es war nur eine Erſcheinung; er blieb nicht zum Eſſen da. Am andern Morgen fuhr er aufs Waiſenhaus. Hier war er am vergnügteſten; man hatte keine außerordentliche Anſtalten gemacht, und gerade dies ſchien ihm zu behagen. Er hielt ſich ſehr lange dort auf, ging bis auf den Balkon des Pädagogiums, und ermahnte beim Abſchiede noch die Direktoren zur Fortdauer in ihrem Eifer. Wie ſtark die Rührung des Königs beim Anblick der Anſtalten des verewigten Franke geweſen, erhellt aus dem ſchönen Zuge, daß er 100 Friedrichsd'or zu einem Schmauſe für ſämmtliche Lehrer und Zöglinge ſchenkte. Während deſſelben, der an ſeinem Geburtstage gegeben wurde, kam eine Kabinetsordre, worinn dem Waiſenhauſe 3000 Thlr. und dem Pädagogium 1000 Thlr. jährlicher Fond zugeſichert wurden. Vom Waiſenhauſe fuhr der König in die Salinen, und von dort kam er in den Botaniſchen Garten. An dem großen Portal ward er

vom

vom Prorektor, Direktor und dem Aufſeher des Gartens empfangen. Von ihnen begleitet ging er zu dem erhabenſten Platz des Gartens, der mit einer Schutzwehr von Aloen, Bukka und Agaven umgeben und mit 3 Zelten und einer Laube ausgeſtattet war. Vor dem Zelte des Königs ſtanden 2 ſchöne junge Palmen. Als ich dieſen jungen Monarchen zum erſtenmal ſah, fielen mir des Ekſantos Worte beim Stobäus ein: „Der König iſt aus beſſerm Stoff doch wahrlich geformt, als die übrigen Menſchen, denn die Gottheit formte ihn nach ihrem Urbilde.“ Wenn dies je von einem Fürſten geſagt werden konnte, ſo mußte es von unſerm guten König gelten. Zu dem Feſte hatte man 280 bis 300 Perſonen eingeladen, und außerdem wurden 300 Perſonen als Zuſchauer zugelaſſen. Es war alſo faſt unvermeidlich, daß ein unglaubliches Gedränge von Menſchen um die Zelte her entſtand, und der König ſelbſt konnte nicht anders aus dem ſeinigen herauskommen, als daß er zur Seite zwiſchen der Sturmleinen durchkroch. Zur Aufwartung waren mehr als 20 Perſonen beſtellt; aber den vornehmſten Perſonen des Hofs konnte niemand vor Gedränge etwas anbieten, und der Min. v. Schulenburg iſt nüchtern wieder fortgegangen. Der König und die Königin aßen und tranken indeß mit Vergnügen. Die Königin unterhielt ſich mit der Aebtiſſin des hieſigen Fräuleinſtifts, mit der Generalin Thadden und dem Prorektor: denn keine Profeſſorsfrau ward ihr vorgeſtellt. Der König ſprach blos mit dem Direktor Klein und dem Aufſeher des Gartens. Er erkundigte ſich ziemlich genau nach den Pflanzen, die in den Treibhäuſern gezo-

gen

nen würden, nach den verſchiedenen Palmenarten, in deren Naturgeſchichte er ſich einließ; er ſprach über die Giftpflanzen, deren Kultur und Benutzung, fragte beſonders nach dem Rhus Toxicodendron (das er mit dieſem Namen nannte) und deſſen Unterſchied vom Rhus radicans. Während dieſer Unterredung drängte ſich ein Geiſtlicher vor, der den König auf die ſonderbarſte Art haranguirte, und nur die natürliche Gutmüthigkeit des Königs hinderte ihn, dieſen Mann mit Verachtung zu beſtrafen. Gegen halb zwölf Uhr verließ der König den Garten, und fuhr nach Bibichenſtein, wo ihn eine einfachere und ſeinem Geſchmack mehr anpaſſendere Scene erwartete. Frey vom Gewühl der Menſchenmenge legte er ſich im Amtsgarten zu den Füßen der durch Schönheit und Huld Huldigung gebietenden Königin im Graſe hin, und verzehrte mit Vergnügen die Milch, die ihm die Königin zubereiten mußte. So vergnügt hätte man ihn auch im botaniſchen Garten ſehen können, wenn man das Geſetz der Einfachheit mit dem Geſchmack des Königs zu vereinigen gewußt hätte. Uebrigens ſoll die Summe, die dieſes Feſt den Mitgliedern des akademiſchen Senats gekoſtet hat, ſich auf mehr als 350 Thlr. belaufen.

Errata im Julyſtück.

Seite 238 die dritte letzte Zeile Pizzerra ſtatt Bartoni.
— 240 Z. 7. v. u. Fuhrt ſt. Fahrt.
— — Anmerk. Z. 1 wos ſt. was.
— — — Z. 2 Profat ſt. Prezlat.
— 251 letzte Z. frühverblühte ſt. fruher blühte.

Säzen und Absichten übereinkäme, da ich sahe, wie lebhaft die ausschweifenden Projecte, womit die Eitelkeit des Alcibiades sie ehemals bezaubert hatte, bey dieser Gelegenheit wieder aufgewacht waren. Ich versammelte also das Volk, und wandte alle Kräfte der Rede-Kunst, welche bey keinem Volk der Welt so viel vermag, als bey den Athenienfern, dazu an, sie von der Gründlichkeit meiner Entwürfe zu überzeugen, von welchen ich sie so viel sehen ließ, als zu Erreichung meiner Absicht nöthig war. Nachdem ich ihnen die Grösse und den Flor, wozu die Republik, vermöge ihrer natürlichen Vortheile und innerlichen Stärke, gelangen könne, mit den reizendesten Farben abgemahlt hatte; bemühte ich mich zu beweisen, daß weitläufige Eroberungen, ausser der Gefahr, womit sie durch die Unbeständigkeit des Kriegs-Glüks verbunden seyen, den Staat endlich nothwendiger Weise unter der Last ihrer eigenen Grösse erdrüken müßten; daß es einen weit sicherern und kürzern Weg gebe, Athen zur Königin des Erdbodens zu machen, indem etwas unläugbares sey, daß allezeit diejenige Nation den Uebrigen Geseze vorschreiben werde, welche zu gleicher Zeit die klügste und die reichste sey; daß der Reichthum allezeit Macht gebe, so wie die Klugheit den rechten Gebrauch der Macht lehre; daß Athen in beydem allen andern Völkern überlegen seyn werde, wenn sie auf der einen Seite fortfahre, die Pfleg-Mutter der Wissenschaften und aller nüzlichen und schönen Künste zu seyn; auf der andern aber alle ihre Gedanken darauf richte, sich in der Herr-

schaft

Der Neue Teutſche Merkur vom Jahre 1799.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1799.

Der neue

Teutſche Merkur.

9. Stück. September. 1799.

I.

Hilmer.

Ein Gemälde aus dem Leben.

„Desine Matronas sectarier, unde laboris
„Plus haurire mali est, quam ex re decerpere fructus. —

Horat.

Vor ungefähr funfzehn Jahren fing Hilmer in einer teutſchen Reſidenz mit einer Dame einen Liebeshandel an — weil er nicht in der Lage war, oder noch nicht Luſt hatte, ſich zu verheirathen. Er hatte die Wahl unter Vielen, wählte aber gerade dieſe, weil er Feuer, Natur, Herzlichkeit und Naivetät bey ihr bemerkte. Zwar mißfiel ihm ihr Alter — einige Jahre mehr als das ſeinige, ihr etwas abgeblühter Leib, beſonders ihr auffahrendes Weſen gegen Mann und Hausgenoſſen; aber ſie wußte das leicht zu bedecken, und zog ihn durch alle Zauber der Weiblichkeit an.

Alle Symptome der Liebe zeigten ſich nun mehr: Vorbereitung, Proben, verliebte Spaziergänge, ſtundenlanges Warten, ſchwärmeriſche Geſpräche, Geſchenke, Küſſe, Gelübde. — Als dieſe Roſenperiode, bekanntlich die ſchönſte unter allen, ungefähr etwas über ein Jahr gedauert hatte — wo ſelten ein Wölkchen über den Horizont lief, legte es Asmodi im Geleite der Frau einmal ſo unwiderſtehlich auf die That an, daß Hilmer unmöglich widerſtehen konnte, und wirklich dazu ſchritt.

Auch nach derſelben dauerte die Roſenperiode, dem erſten Buch Moſis zum Trotz, noch faſt ein Jahr lang fort, und ward durch nichts unterbrochen, als daß ſich häufiger Wölklein ſehen ließen, die von der Dame ausgingen, und — wie es faſt immer beym ältern Theile der Fall iſt, in dieſer und jener kleinen Eiferſucht ihren Grund hatte. Hilmer durfte nur ein Mädchen freundlich anſehn, mit ihr reden, tanzen, oder auch nichts von allem dem thun, und nur ein Pflaſter treten, oder eine Vaſe ein Wort von dergleichen fallen laſſen, — flugs war der Himmel trübe, und es koſtete eine und mehrere Stunden, um Helle zurückzubringen.

Wo Liebe iſt, da niſtet Eiferſucht, ſagt das alte Sprüchwort; und ſo befremdend es ihm Anfangs war, Hilmer ließ ſichs gefallen, hütete

tete ſich übrigens ſorgfältig, wirkliche Veranlaſſung zu geben. Inzwiſchen vermehrten ſich dieſe eiferſüchtigen Anwandlungen in drei und vier Jahren dergeſtalt, daß Hilmer faſt eben ſo viel unangenehme, als angenehme Momente zählte, und beſorgen mußte, jene möchten zuletzt das Uebergewicht bekommen, wenn er nicht mit einem Expedienz ins Mittel träte. Er entfernte ſich alſo einmal, da eben die Ebbe eingetreten war, plötzlich, und ſiehe! es begann ein ziemlich feuriger Briefwechſel, der einem Roman Ehre bringen würde. Die Folge war, daß nach ſeiner Zurükkunft das Verhältniß friſches Leben gewann, und daß die Dame ſogar in geſegnete Umſtände kam.

Sie ſelbſt hatte dies ſchon ſehr oft gewünſcht, weil ſie es für ein näheres Bindungsmittel hielt; und Hilmer machte nichts Arges daraus, weil er feſt glaubte, daß ihr ihre Grillen darüber vergehen würden. Aber weit gefehlt: der junge Schwärmer war nun vollends gefangen; man nahm ihn jetzt, da man ſein Herz kannte, als gewiſſe Beute an, glaubte ſich ſeine Feſthaltung nicht mehr ſo ängſtlich angelegen ſeyn laſſen zu dürfen — und er mußte ſich, trotz dem Manichäer, von Woche zu Woche mit den Schattenbildern und Dunſtgeſtalten der Eiferſucht herum balgen. — Damals erließ er über dieſen Gegenſtand ein Schreiben an den Referenten die

ſes, das zu karakteriſtiſch iſt, als daß wir hier nicht Stellen daraus einſchalten ſollten.

„Ich werde, ſagt er, ſeit Jahr und Tag„en von einem Schattenungeheuer verfolgt, ge„nannt Eiferſucht, — ein Scheuſal, das un„ter die verderblichſten gehört, welche die Hölle „auf dieſe Unterwelt ausgeſpieen hat.“

„Das große Buch der Erfahrung ſagt: Iſt „der Mann zu alt, ſo niſtet ſich das Ungethüm „bey ihm ein; iſt das Weib älter, ſo läßt es „ſich bey ihr nieder, und vergiftet Beiden Luſt, „Leben und Thätigkeit.“

„Letzteres iſt mein Fall, und ich bin ein be„klagenswerthes Beyſpiel, wie unendlich wichtig „es ſey, bey Verbindungen der Liebe auf das „wechſelsweiſe Alter die gemeſſenſte Rückſicht zu „nehmen.“

„Meine Verbindung nahm ihren Urſprung von „ihrer Seite, und ſie flößte mir, ſo wenig „mich dies der erſte Eindruck befürchten ließ, „durch alle Zauber der lüſternen Natur, durch „alle Lockungen der Weiblichkeit — zuerſt Dank„gefühl, ſodann Zuneigung und Liebe, am Ende „Gewohnheit ein. Faſt zwei Jahre dauerte „die Zeit der Vorbereitung und Prüfung, und „ſie war bey weitem die angenehmſte, wolkens„loſeſte, ſchönſte dieſes ganzen Bündniſſes. Kei„ne Spur der abſcheulichen Hyäne zeigte ſich,

„die

„die mich jetzt peinigt . . . Kaum aber nahm „der Genuß seinen Anfang, so brachen auch „die zahllosen Dornen an den Blumen hervor. „Mir fiel gleich von Anfang, und seitdem tau„sendmal die Erzählung vom Sündenfall beim „Moses ein. Die Frucht vom Baume der Er„kenntniß des Guten und Bösen war gleichsam „gebrochen, und der über die Menschheit aus„gesprochene Fluch nahm seinen grauenvollen „Anfang. — Furcht, daß das bereits über die „Linie passirte Weib nicht fähig seyn möchte, „die Lücke des begehrenden Jünglings auszufül„len, weckte die bisher schlummernde Eumenide, „Eifersucht, die ein menschenfeindliches Ver„hängniß nun einmal in diese sonst gute Seele „gelegt hat; und von nun an war es ein Wun„der, wenn eine Dekade ungetrübt und ohne „Verdruß vorüber ging. . . . . „ . . . . Meinen ganzen Kopf und „mein Herz habe ich aufgeboten, sie von dieser „verzweifelten Krankheit zu heilen: aber ein „Windstoß — aus dem Maule eines alten Wei„bes oder eines gedungenen Schufts hervorge„gangen, und alle Schlösser meiner Hoffnung „liegen am Boden!"

„Sich Jahr aus Jahr ein mit Schatten her„umzubalgen à la Don Quixote; Ströme vor „Worten über Beschuldigungen verlieren zu müs„sen, wovon man öfters den Gegenstand nicht

„einmal kennt; immer die Laſt von neuem im „Thal zu finden, wenn man ſie ſchon zwanzigs „mal im Schweiße ſeines Angeſichts den Berg „hinangetrieben hat; täglich beſorgen zu müſſen, „daß ein verſteckter nahmenloſer Gauner eine „Lüge ausbringe, — die wenn ſie wegen ihrer Er„bärmlichkeit auch nicht geglaubt wird — uns „doch die ſchönſten Stunden der Liebe vergiftet, „und unſrer Ruhe und Geſundheit Nadſtöße ver„ſetzt — dies iſt das Leben der Verdammten; „und der Nahme Liebe wäre hier abſcheuliche „Läſterung! . . . .

Wir riethen ihm chriſtliche Geduld und ſtoiſche Vorſicht, und vermutheten mit Recht, daß ihn unſre Antwort bereits in einer andern Stimmung finden werde.

Inzwiſchen dauerte dieſer Handel, der, wie der Leſer ſieht, ſchon ganz ernſthaft geworden war, unter Schatten und Licht, wie alle Dinge unterm Monde, leidlich genug fort, und der gutherzige Hilmer ſah ſich unvermerkt in eine Art Ehe verflochten, die nicht bündiger und bindender hätte ſeyn können. Mehrere liebenswürdige und vielverſprechende Kinder waren die Folgen dieſer Ehe. Anſtatt aber, wie die Eltern vermuthet hatten, ſie noch näher zu vereinigen, brachten ſie vielmehr neue Diſſonanzen in das Spiel; benahmen der Mutter viel Zeit und Anziehungskraft; ſchmälerten dem Vater ſeinen Ge-

nuß,

schaft über das Meer fest zu sezen; nicht in der Absicht Eroberungen zu machen, sondern sich in eine solche Achtung bey den Auswärtigen zu sezen, daß jedermann ihre Freundschaft suche, und niemand es wagen dürfe, ihren Unwillen zu reizen; daß für einen am Meer gelegenen Frey-Staat ein gutes Vernehmen mit allen übrigen Völkern, und eine so weit als nur möglich ausgebreitete Handlung, der natürliche und unfehlbare Weg sey, nach und nach zu einer Grösse zu gelangen, deren Ziel nicht abzusehen sey; daß aber hiezu die Erhaltung seiner eigenen Freyheit, und zu dieser die Freyheit aller übrigen, sonderheitlich der benachbarten, oder wenigstens ihre Erhaltung bey ihrer alten und natürlichen Form und Verfassung, nöthig sey; daß Bündnisse mit seinen Nachbarn, und eine solche Freundschaft, wobey der andere eben so wol seinen Vortheil finde, als wir den unsrigen, einem solchen Staat weit mehr Macht, Ansehen und Einfluß auf die allgemeine Verfassung des politischen Systems der Welt geben müßten, als die Unterwerfung derselben, weil ein Freund allezeit mehr werth sey, als ein Sclave; daß die Gerechtigkeit der einzige Grund der Macht und Dauer eines Staats, so wie das einzige Band der Gesellschaft zwischen einzelnen Menschen und ganzen Nationen, sey; daß diese Gerechtigkeit fodre, eine jede politische Gesellschaft (sie möge groß oder klein seyn) als unsers gleichen anzusehen, und ihr eben die Rechte zu zugestehen, welche wir für uns selbst soderten; daß ein nach diesen Grund-Säzen eingerichtetes Betragen das gewisseste Mittel sey, sich ein

nuß, und ließen ihn wegen seiner Entfernung vom Schauplatz, bey aller Empfänglichkeit seines Herzens, die Wonne des Vatergefühls kaum kosten. — Liebe, sey es Weiber- oder Kinderliebe, ist eine zarte Pflanze, die mit Sorgfalt und Zärtlichkeit gehegt und genährt seyn will; durch Entfernung verschmachtet sie, wirft sich auf andere Gegenstände, und der zarte Instinkt erlischt. Daher liebt so manches Kind seine Amme mehr als seine Mutter; daher erkrankt die edelste Freundschaft, die zärtlich, sie Frauenliebe durch allzu anhaltende Entfernung.

Diese traurige Veränderung, diese Launen und Weibergrillen, diese Stunden der Prüfung, der Langmuth und Geduld, statt der gehofften und nothwendigen Erholung — kurz, dieser allmählige Uebergang in den Schlendrian gemeiner Ehen, der so ganz gegen alle Bedingung war, bestimmten endlich Hilmern, in welchem das Gefühl der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit sich täglich mehr zu entwickeln begann, sich aufs Land zurückzuziehen, unweit der Stadt wo unsre Handlung spielt. Dies geschah mit Vorwissen und sogar mit Billigung seiner Sie, weil es seine Geistesstimmung und die Art seiner Geschäfte zu erfordern schienen. Aber der Zweck einer gütlichen Auseinandersetzung, den er dabey hatte, wurde sehr schlecht erreicht: vielmehr entzündete sich, wie bey seinen bisherigen Entfernungen, das Oehlbedürftige Flämmlein der Liebe nur wieder von Neuem —

verſteht ſich, zuerſt bey Ihr, und durch ſie — auch bey Ihm. Es wurden ſofort zwiſchen der beſagten Stadt und dem Landſiz, wo ſich Hilmer niedergelaſſen, allerley verliebte Kreuzzüge, Proceſſionen und Pilgrimſchaften angeſtellt; Kurgänge durch den Wald gemacht; Parthien nach dem Bürgeriſchen Dörfchen, und Heimfahrten bey Mondſchein veranſtaltet; kurz, die ganze Geſchichte nahm wieder einen romantiſchen Schwung, und die Dame gab ſo viel Beweiſe einer wahren, innigen und leidenſchaftlichen Liebe, daß Hilmers Dankbarkeit abermals in Gegenliebe überging; daß er die Gefahr eines plözlichen Rückzuges deutlich vor ſich ſah, ſeine Entwürfe vergaß, und ſeine Luiſe mit glühender Erwiederung umſchlang.

* * *

Nun befand ſich denſelben Sommer unweit dem Landhauſe, wo Hilmer ſiedelte, ein liebenswürdiges Mädchen mit ihrer Familie, welche gar bald ſein weltbürgerliches Auge auf ſich zog. Das Frauenzimmer war jung, hübſch, brennbar, und mit verſchiedenen Eigenſchaften begabt, die ihre körperlichen noch weit übertrafen. Es war alſo ganz in der Ordnung der Dinge, wenn Hilmer im Hauſe dieſes Mädchens nachbarliche Beſuche abſtattete; wenn er dieſes Mädchen bisweilen im Garten antraf, und mit ihr koßte; wenn er an ihrem Geſang, ihrer geiſtreichen Unterhaltung, ihrer Lektüre,

re, ihrem Geſchmack ſeine Freude bezeigte, und im Gefühl ſeiner Kraft ſein eignes Talent vor ihr ſpielen ließ. — Dies alles wirkte nun freilich mehr auf das Mädchen, als er beabſichtete, und als ihm lieb war; und er trat gewiſſenhaft zwei Schritte zurück, wenn er einen zu weit vorwärts gethan zu haben beſorgte. Noch weit mehr aber wirkte es auf ſeine Dame, welche nun nach ſechs Jahren zum erſtenmal einen wirklichen Stoff ihrer Eiferſucht hatte. Es kam hierüber zu heftigen Erklärungen, welche Hilmer damit beantwortete: daß er fortdauernd gegen ſie als Ehemann handle; daß er ſich vom Anfang ihres Bundes an nie die Freiheit benommen wiſſen wollte, mit andern Frauenzimmern einen offenen freyen Umgang vor Zeugen zu haben, und ſich nur dazu anheiſchig gemacht, (was er auch gehalten, und noch immer halte) mit keiner in ein Verſtändniß zu treten.

So viel Einwendungen Sie gegen dieſe Erklärung hatte, ſo viel Spuren eines nähern Verſtändniſſes ſie ausgewittert haben wollte, ſo ſtandhaft blieb er dabey; und die Wahrheit zu ſagen, ſo rührte ſich auch ein wenig Rache bey ihm, und ſprach dem Landmädchen das Wort. Hatte er ſeit mehrern Jahren einen wahren Windmühlenkampf mit den Schattenbildern der Eiferſucht beſtehen müſſen, ſo wollte er die diesmalige Wirklichkeit um ſo weniger auf der Stelle ausrotten, da ſie höchſtens nur Schein und wenig mehr war, als al-

lenfalls eine erwünſchte Gelegenheit für Luiſens Freundinnen, ſie mit dem Landmädchen ein bischen aufzuziehen.

Die Folge war indeſſen, daß ihr Betragen gegen Hilmern abermals in häßliche Mißlaute überging, und daß ſich ihm ihre Liebe faſt bis zur gänzlichen Unſichtbarkeit verbarg. Eine Folge dieſes häßlichen Betragens war, daß ſich Hilmer dem Mädchen etwas mehr näherte, daß ſein Herz gegen die Dame merklich erkaltete, und — da es nun einmal Beſchäftigung haben wollte, mit einiger Wärme ihrer Nebenbuhlerin zuſchlug. — Es verſteht ſich, daß ſich die Eitelkeit der letztern mächtig dadurch geſchmeichelt fühlte, und daß ſie (wenn ſie auch weniger geliebt hätte, als ſie wirklich that) alles aufbot, ihre Vorläuferin vollends zu verdrängen. Demnach ließ ſie, wie es ſchien, ganz in kindlicher Einfalt, alle die äußern und innern Eigenſchaften auf Hilmern ſpielen, von denen ſie wußte, daß ſie am ſtärkſten auf ihn wirkten, und überraſchte ihn an ſeinem Geburtstage mit einem kleinen Geſchenk, das durch die Herzlichkeit, womit ſie es gab, großen Werth bey ihm erhielt. Gern hätte ſie es bis zu Erklärungen gebracht; dieſe vermied aber Hilmer noch immer ſorgfältig, und ſchon der leiſe Inſtinkt ſeines Gefühls hielt ihn davon ab, wenn es auch die Macht ſeiner Grundſäze nicht gethan hätte.

Er hatte nemlich seinen Verkehr mit Luisen nichtsweniger als abgebrochen; kam öfters an dritten Orten mit ihr zusammen; begegnete ihr mit Achtung, da er keine Liebe fänd; und war selbst der erste, wenn sie auf das Mädchen einlenkte, der ihr die Natur seines Verhältnisses mit selbiger offen vorlegte. Diese Aufrichtigkeit, die ihr unstreitig die Augen öffnen, und Gelegenheit geben sollte, den weiten Raum, den sie in seinem Herzen besaß, ganz wieder einzunehmen, wirkte vielmehr das Gegentheil, und sie konnte gar nicht begreifen, wie ein Mann, der schon gewählt, noch irgend ein Auge für die Talente eines andern Frauenzimmers haben könne. — So sehr begab sie sich ihres eignen Vortheils, und so wenig verstand sie sich darauf, die weltbekannte schwache Seite des Mannes zu fassen.

Eines Tages trieb sie ihre Eifersucht zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit hinaus auf das Dorf. Sie überraschte Hilmern bey seiner Arbeit, schützte einen sehr durchsichtigen Grund ihrer plötzlichen Erscheinung vor, und durchstöberte sein Zimmer. Ihr erster Eintritt ließ ihn unschwer die Ursache desselben errathen; — er behandelt ihre Schwäche mit Nachsicht, und läßt sie ungestört ihr Visitazionswesen fortsetzen. — Endlich fiel ihr das erwähnte Geschenk in die Hände, und ihr weiblicher Scharfblick erkannte sogleich die Urheberin. Hilmer nahm keinen Anstand, ihren Verdacht zu bejahen, und ihrem

rem Spähergeiſte das gebührende Kompliment zu machen. — Kaum aber war das unſelige Wort ſeinen Lippen entfallen, ſo erfolgte ein Furioſo, das die Linie des Schönen gewaltig überſchritt, und von welchem ſtark zu beſorgen war, daß es trotz einer Feuermauer in das anſtoßende Haus dringen möchte. Hilmer beſtand daher mit großem Ernſte darauf, ſolches augenblicklich einzuſtellen, zog ſich blitzſchnell an, und führte ſeine Dame auf den Weg nach der Stadt, wo die Debatte ununterbrochen fortdauerte, und damit ſchloß, daß vor der Hand aller Verkehr gänzlich abgeſchnitten ſeyn ſollte.

Hilmer ließ ſich die Konvenzion gefallen, wohlwiſſend, daß ſie nicht von allzu langer Dauer ſeyn würde; berief ſich im übrigen auf ſein biedermänniſches Herz, und unterdrückte mehrere Tage lang jeden Schritt, wozu ihn ſeine Schwäche hinzureißen verſuchte. — In dieſer Pauſe aber ereignete ſich ein Auftritt, der die bisherigen lebenverbitternden Neckereyen in fürchterlichen Ernſt umkehrte.

Hilmer geht eines Abends, wie er gewohnt war, nicht weit von ſeinem Landhauſe durch den Wald ſpatzieren. Das Mädchen ſchlägt ſich zu ihm, und er recitirt ihr eines ſeiner Lieblingsgedichte. Mitten im Feuer des Vortrags tritt Luiſe mit den Gebehrden einer Raſenden aus dem Hinterhalt hervor, und fällt das Mädchen auf gut Italieniſch mit gezücktem Meſſer an. Hilmer tritt zwiſchen ſie,

und

und wird an der Bruſt gefährlich verwundet. — Wie eine Furie, mit fliegendem Haar und lautem Geſchrey, rennt ſie wüthend davon. Das Mädchen ruft Hülfe herbey, und der Unglückliche wird nach Hauſe getragen. Luiſe war nicht ſobald in der Stadt angekommen, und hatte ſich vom erſten Taumel erholt, als ſie krank ward, und ſogleich in der folgenden Nacht in die gräßlichſten Fantaſien verfiel. Der Arzt erklärte alsbald, daß ihr Uebel in der Seele ſeinen Sitz habe, und durchaus nicht gehoben werden könne, ſo lange man die Veranlaſſung nicht wiſſe. Er beobachtete ſie demnach genau während des Fantaſierens, und ließ ſogar, wenn er abweſend war, ihre Worte zu Papier bringen. Man kam aber nicht weiter hinter die Sache, als daß ſie ſich im Paroxysmus für die „Mörderin ihres Gemahls" erklärte, — eine Sache die der Augenſchein lächerlich machte, und die man ſofort für eine traurige Verrückung ihres Gehirnes nahm. Es war ihr in ihren Fantaſien mehrmals ſo, als ſtreckte ſich eine blutige Leiche eiskalt über ihr Lager hin; dann arbeitete ihr Odem ſo ſchrecklich, als ränge ſie jede Sekunde mit dem Tode. Bisweilen wenn ihrs ſchien, als nahte ſich die Leiche ihrem Bette, fuhr ſie auf der entgegengeſetzten Seite heraus, rannte gegen die Wand, und ſchrie, daß es die Nachbarn mit Entſetzen vernahmen.

Das gute Landmädchen beſuchte und pflegte mittlerweile den verwundeten Hilmer, vertrieb ihm die

die Zeit mit Erzählen und Vorlesen, spielte oder sang vor ihm, brachte ihm Kinder zum Kosen und Spielen mit, und wußte selbst nicht, wie tief sie sich durch diese zärtlichen Dienste in sein Herz einstahl. Auch der Kranke merkte es nicht eher, als bis die innige Freundschaft und Achtung, so er bisher gegen dies unschuldige Geschöpf gefühlt hatte, in warme Liebe übergegangen war. — Er that sich jedoch noch immer Gewalt an, erwiederte ihre Zärtlichkeit mit Rührung und Dank, und gab wenigstens der Liebe keine Sprache, wenn sie sich auch mitunter verrätherisch in seinen Mienen zeigte.

Langsam genas Hilmer, dem man aus Besorgniß bisher die Krankheit seiner Luise verheimlichet hatte; kaum aber ist er wieder auf den Füßen, so giebt er einem Freunde in der Stadt den Auftrag, Nachrichten von ihr einzuziehen. — Er erfährt ihren schrecklichen Zustand; er erwacht fürchterlich aus seiner schwärmerischen Illusion; er fliegt in die Stadt, und vernimmt von der Vertrauten Luisens ihre ganze Zwischengeschichte. — Sein Herz fühlt sich davon in allen Tiefen durchdrungen; alle Zauberbilder eines vieljährigen zärtlichen Umgangs erwachen mit Allmacht, und das Landmädchen ist vergessen. Er verschafft sich eine Zusammenkunft mit der Kranken während eines lichten Intervalls. — So wie sie ihn erblickt, fährt sie zitternd aus dem Bette;

ihr

ihr Anfall ſtellt ſich ſchrecklicher als je ein; ſie ſpricht mit blaſſer bebender Lippe ſeinen Geiſt an. Hilfmer hilft ſie zurück bringen, wirft ſich lautweinend über ihr Lager, will ſie tröſten: aber ſie liegt wie entſeelt da, und hört ihn nicht.

Mitten in dieſem Herzdurchbohrenden Auftritt muß er fort, weil eine dritte Perſon dazwiſchen tritt. Er rennt nach dem Arzte, er beſchwört ihn, er ruht nicht, bis er ihn ſelbſt zu Luiſen gebracht hat. — Mit einer Bruſt von tauſend Dolchen durchſchnitten und durchwühlt, geht er umher, kehrt er nach Hauſe, ſucht Ruhe, predigt ſich ſelbſt ſeine Unſchuld vor: aber keinen Odemzug Ruhe; und ſo wenig er ſich vor dem Auge des Himmels vorzuwerfen hat, ſo laut klagt ihn ſein verwundetes Gewiſſen an.

In dieſem peinlichen martervollen Zuſtande bringt er die Hälfte der Nacht hin — einer Nacht, wogegen der Zuſtand der Leidenden ſelbſt Ruhe war. Jede Bewegung, die er ſelbſt machte, jeder Schatten in ſeinem Gemache, der pfeifende Wetterhahn, der hallende Fußtritt der Vorüberwandelnden — ſchienen ihm Todesbothen zu ſeyn. Kaum lag er Minutenlang auf dem Sofa, ſo jagte ihn ein Gedanke, oder ein Schreckbild wieder empor, das jeden Blutstropfen in ihm in Aufruhr brachte. Vergebens warf er ſich an ſein Klavier, vergebens drang er ſeiner Seele andere Gedanken auf, ſchaute vergebens in den geſtirnten Nachthimmel, und

rief ihn zum Zeugen ſeines Herzens an. Das gräßliche Geſicht der Leidenden, der mit dem Tode Ringenden, trat zwiſchen ihn und den Himmel, und ſcheuchte ihn von ſeinem Anblick zurück.

Endlich traf wirklich ſeine Beſorgniß ein, und ſchlug wie ein Blitz in die Ewigkeit dieſer Nacht. Eine Stunde vor Morgen ſtürzt heulend die Vertraute in ſein Zimmer, und jammert: „Seine Frau ringe mit dem Tode, und verlange laut ihn noch einmal zu ſehen“ . . . In einem Augenblick ſteht er vor dem Bette ſeiner Luiſe. Die dritte Perſon iſt entfernt. Sie rafft ſich mit einer Beſonnenheit, die man in ihrer ganzen Krankheit nicht geſehn, vom Lager auf, umklammert ſeine Hand, als wollte ſie ihn mit ſich fortreißen, ſieht ihn mit dem Auge einer Sterbenden an, und ſpricht: „Der Tod zerreißt alle Bande. Ich habe dich geliebt, wie ſelten hier unterm Monde geliebt wird. Du erwiederteſt mir dieſe Liebe. Zeugen ſind unſere Kinder, die ich dir an die Seele lege, und tauſend und aber tauſend Proben, die du mir gabſt. Meine Liebe zu dir war Leidenſchaft, und verfinſterte oft meine Vernunft. Dein Anblick und meine Erfahrungen ſagen mir, daß du mich noch immer liebſt, und daß all mein Verdacht falſch war. Wenn ich dich durch Eiferſucht gekränkt habe, ſo verzeih. Liebe gab ſie mir ein, und Liebe verſüßte ja immer wieder den bittern Kelch. Schwer büß' ich jetzt dafür. — Und nun in dieſer feyerlichen Abſchiedsſtunde,

allgemeines Zutrauen zu erwerben, und anstatt einer gewaltsamen, und mit allen Gefahren der Tyrannie verknüpften Oberherrschaft eine freywillig eingestandene Autorität zu behaupten, welche in der That von allen Vortheilen der erstern begleitet sey, ohne die verhaßte Gestalt und schlimmen Folgen derselben zu haben. Nachdem ich alle diese Wahrheiten in ihrer besondern Anwendung auf Griechenland und Athen, in das stärkste Licht gesezt, und bey dieser Gelegenheit die Thorheit der Projecte des Alcibiades und andrer ehrsüchtiger Schwindelköpfe ausführlich erwiesen hatte: Bemühte ich mich darzuthun, daß der Aufstand der Inseln, welche bisher unter dem Schuz der Athenienser gestanden, in neuerlichen Zeiten aber durch Schuld einiger böser Rathgeber der Republik, als unterworfene Sclaven behandelt worden seyen, die glüklichste Gelegenheit anbiete, auf der einen Seite das ganze Griechenland von der gerechten und edelmüthigen Denkungsart der Athenienser zu überzeugen, auf der andern durch eine ansehnliche Vermehrung der Seemacht, wovon die Unkosten durch die grössere Sicherheit und Erweiterung der Handelschaft reichlich ersezt würden, sich in ein solches Ansehen zu sezen, daß niemand jenes gelinde und großmüthige Verfahren, mit dem mindesten Schein, einem Mangel an Vermögen sich Genugthuung zu verschaffen, werde beymessen können. Ich unterstüzte diese Vorschläge mit allen den Gründen, welche auf die lebhafte Einbildungskraft meiner Zuhörer den stärksten Eindruk machen konnten, und hatte das

Vergnü-

Ihre Kinder verläugnen den Urſprung nicht, beſuchen ihn oft, und ſind die ſüßeſte Freude ſeines Lebens. Er ſchrieb mit Thränen auf ihren Leichenſtein:

Friede ſey um dieſen ſtillen Hügel,
Friede Gottes! und mit leiſem Flügel
Säuſle um ihn Harmonie.
Die hier ſchlummert in des Grabes Höhle,
War mein Weib — der Liebling meiner Seele!
Ewig klagt mein Lied um ſie.

Louis.

II.

Stimmen der Zeit.

1.

An das franzöſiſche Volk.
im Julius 1799.

Frieden heuchelte nur deiner Despoten Mund,
o betrogenes Volk! Schmähten vom Raube noch
ungeſättigt, die Frevler
Bundesworte durch Thaten nicht?

„Krieg?

„Krieg? — wohlan es ſey Krieg!“ zürnte Britannia —
Rache donnerte ſchon Nelſons Zerſtörungsſchlacht,
daß im Oſten und Norden
Rache weckte der Siegeshall.

Seltnen, mächtigen Bund knüpfte des Schickſals Hand,
übermüthigen Stolz, unverlaſſend, zu
dämmen, hülfloſem Jammer
endlich Rettung und Schirm zu ſeyn.

Sehnſuchtsblicke, bethränt, grüßten den Hofnungsſtrahl,
der im Süden erneut durch die Gewölke drang.
Dir, Helvetien, glänzet
Bald des Joches Erlöſungstag.

Wie vom Sturme der Wald, beugte des Feindes Macht
ſich dem Heldenmuth Karls! Kränzte der Ruhm nicht Kray,
eh der nordiſche Sieger
unbezwingliche Schaaren ſchlug?

Der Verbündeten Schwert leitet Gerechtigkeit.
Auf, betrogenes Volk, brich die entehrende
Feſſel, ſöhne durch Weisheit
der Tyrannen Verbrechen aus! *)

*) Cui dabit partes scelus expiandi
Jupiter?

Horat.

2.

Der erste August 1799.

Auf dem grünenden Wall, an des Gebirges Ring,
wandelt stiller der Gast, Thäler der Ruhla, euch
nach, in leiser Betrachtung
ruht versunken die Seele ihm.

Doch auf einmal ertönt donnernder Wiederhall *) —
Welchem Tag der Welt ist er Verkündiger?
Welchen rufet er rollend
durch die Krümmen der Berge an?

Dir ist, erster August, Echo des Waldgebirgs
statt Posaune des Ruhms; weihte im Ocean
doch der ernstlichste Donner
ein das Fest der befreiten Welt!

Nelson stiftet das Fest; denn von dem Wundermann
dringt elektrischer Schlag durch die verzagende
Mitwelt, sinkende Völker
heben kühner das Haupt empor.

Mit dir, erster August, fängt sich ein Almanach
neuer Thaten nun an; Nelson den ersten Tag,
und der Heiligen viele
zeichnen künftig die Feste aus.

III.

*) Zwey unverhoffte Schüsse brachten einen vielfachen Wiederhall hervor.

III.

Ueber Amſterdam.

O. den 18. July 1799.

Man muß von der Seite der Grafſchaft Bentheim das Gebiet der Niederlande betreten und die traurigen Haide-Gegenden der ehemaligen Provinz Gelderland paſſirt; man muß dieſe Reiſe auf einem ſo elenden Poſtwagen, in ſo langweiliger Geſellſchaft und bei ſo widrigem Wetter zurückgelegt haben, um die Empfindungen in ſich hervorrufen zu können, die mich beim Eintritt in das Naardener Trekſchuyt belebten, auf dem ich nun noch 4 Stunden zubringen mußte, ehe ich Amſterdam erreichte. Das langſame leichte Dahinſchwinden des Fahrzeuges, die Kühle der Morgenluft, und die Einförmigkeit der mich umgebenden Gegenſtände — der Kanal von Naarden bis Muyden iſt von Wieſen eingeſchloſſen, die nur dann und wann von Windmühlen oder kleinen Landhäuſern mehr Lebhaftigkeit erhalten — ſchlugen die Wogen wieder nieder, die die Ungeduld über die bisherige unangenehme Reiſe in meiner Seele erregt hatte, und wiegten mich in eine ſanfte Ruhe ein, die bald in ſtille Träumereyen überging. Meine Fantaſie entwarf ſich ein Bild von der Stadt, der ich mich jetzt näherte, ſo

lieblich, so reizend, wie diese Zauberin je einen unbekannten Gegenstand, für den man sich interessirt, mahlen kann. Die zweite Handelsstadt Europa's, die Hauptstadt eines kräftigen Landes, der Sammelplatz eines biederen fleißigen Volkes, durfte doch wohl mit Recht hohe Erwartungen erregen? Diese Erwartungen, verschwistert mit der verwandten Erinnerung an die erste Handelsstadt Teutschlands, brachten ein Gemälde hervor, das mir Hamburg nach vergrößertem Maaßstabe darstellte, dessen Farben aber leider! vor dem ersten Hauche der Wirklichkeit verblichen.

Das Treckschuyt wechselte in Muyden und ich durchwanderte dies kleine Städtchen zu Fuße. An der anderen Seite desselben fand ich ein neues Fahrzeug, das mich nach Amsterdam expedirte. Wir waren nun bald auf beiden Seiten von Landhäusern (Buiten Klaatsen) eingeschlossen, deren buntscheckige Figuren mich Anfangs belustigten, an denen ein Teutscher aber schwerlich je Geschmack finden möchte. Die stete Einförmigkeit der Bauart und die geschmacklose Mahlerei dieser Häuser ermüden das Auge, das sich bald nach einem festeren Ruhepunkt sehnt, und ich war sehr froh als ich diesen in dem Anblicke Amsterdams fand, das in einer halbstündigen Entfernung mit allen seinen Thürmen, Thoren und Brücken sich meinem spähenden Blick entfaltete und von dem hellen Glanze der Morgensonne bestralt, in der That einen herrlichen Anblick gewähr-

währte. Der Schiffer rief uns ein frohes „Willkommen" zu, die übrige — zum Theil eingeſchlafene Schiffsgeſellſchaft ermunterte ſich freudig, und das Pferd ſelbſt trabte ſchneller. In kurzer Zeit betrat ich den Boden Amſterdams. Nichts, was die Freude über meine Ankunft hätte ſtören können; keine Zoll- und Accise-Viſitazionen. Ich ließ mich ins Wirthshaus führen, gab meinen Paß dem Wirthe, dieſer gab ihn der Municipalität, und nun ſtand mir's frei zu gehn und zu treiben, wo und was ich wollte.

Ich theile Ihnen nun, als Reſultat meines dortigen Aufenthalts, eine kleine Beſchreibung Amſterdams mit, und da ich glaube, daß Ihnen und Ihren Leſern dieſe möglichſt vollkommen am angenehmſten ſeyn dürfte, ſo beſchränke ich mich hier nicht — wie in meinem vorigen Briefe über Hamburg — auf ein Gemälde des dort herrſchenden ſittlichen und geſelligen Tones, ſondern ich will es auch verſuchen, Ihnen eine Anſicht der Lokalität zu entwerfen, da hier, ſo viel ich weiß, kein Heß vorgearbeitet hat.

Amſterdam iſt bekanntlich eine der größten, und ich glaube auch hinzuſetzen zu dürfen, eine der ſchönſten Städte Europa's. Sie iſt ſtark befeſtigt. Die Gaſſen ſind ſämmtlich breit, gut gepflaſtert und — wie in allen Städten der Niederlande — ſehr reinlich. Die ſchönſten unter ihnen ſind unſtreitig die

ſogenannten vier Gragten: die Herren-, Kaiſers-, Prinzen- und Reguliers Gragte. Dieſe haben ihren Namen von vier breiten Kanälen, welche in einer geraden Länge von etwa anderthalb Stunden die Stadt durchfließen; jeder Kanal hat an beiden Seiten eine breite mit zwei Reihen Bäume beſetzte Gaſſe, die gegenſeitig durch ſchöne Brücken verbunden ſind. Die Unannehmlichkeiten dieſer Straßen ſind jedoch auch nicht gering. Die Kanäle dienen nemlich den Einwohnern zu Behältern für Schmutz jeder Art, den ſie aus ihren Häuſern dort hinein werfen, was denn, vorzüglich im Sommer, ganz unausſtehliche und verpeſtende Gerüche verurſacht. Im Winter erregen dieſe Kanäle einen nebeligten Dunſt, der Abends mit dem Dämmern beginnt, Morgens oft bis neun Uhr dauert und ſo ſtark iſt, daß man den Kanal nicht von der Gaſſe unterſcheiden kann; daher hier ſchon mancher ſein Leben einbüßte. Dieſe Ausdünſtungen nöthigen auch die Einwohner zu dem hohen Grade von Reinlichkeit, der hier herrſcht, und ſowohl zur Erhaltung ihrer Geſundheit als des äußern Anſehens ihrer Häuſer durchaus nothwendig iſt, indem dieſe ſonſt bald mit einem dicken ſchwarzen Dunſtflore bedeckt werden. — Außer dieſen Gragten iſt die ſchönſte Straße Amſterdams die Kalverſtraat, nicht ſowohl wegen ihrer Breite und Reinlichkeit — ſie iſt ſchmal und kothig — ſondern weil ſie in der Länge eine gute halbe Stunde fortläuft und dem Auge des Fremden mit jedem neuen Hauſe neue Gegenſtände darbietet,

bietet, ſeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen und ſeine Begierden zu erregen. Dieſe ganze Straße iſt ein fortlaufender Markt, wo für die geringſten Lebensbedürfniſſe wie für den höchſten Luxus geſorgt iſt; jedes Haus ein Waarenlager, immer eins ſeltener und ausgeſuchter als das andere. Vorzügliche Unterhaltung findet hier der Politiker, theils weil er mit lächelndem Erſtaunen bemerken muß, daß hier ein Reichthum von engliſchen Kunſtprodukten — deren Ein- und Verkauf durch mehrmalige Verbote ſtreng unterſagt iſt — dem Liebhaber öffentlich feil geboten wird, theils weil er hier die meiſten ſeiner Kollegen verſammelt findet, da dieſe Straße der vorzügliche Sitz der Kaffeehäuſer iſt, wahrſcheinlich wegen der Nähe des Stadthauſes, mit deſſen Platze ſich die Gaſſe endigt. — Unter den übrigen Straßen zeichnet ſich keine vorzüglich aus, obgleich die am Hafen und dem Ege zunächſt gelegene (Buytekand) den Fremden, der noch keine große Handelsſtadt beſucht hat, ſowohl wegen ihrer Ausſicht als des darin tobenden Gewühls der arbeitenden Menge, am meiſten intereſſiren wird. „Olim meminisse juvabit“ ruft der Amſterdammer Kaufmann, wenn er dieſe Gegend jetzt paſſiert, und wer ſeit dem Kriege in Hamburg geweſen iſt, findet ſich gewiß im Hafen Amſterdam's einſam und unbefriedigt.

Der

Der unangenehmſte Theil der Stadt iſt das Quartier der Juden, die, ehe ſie noch die nun erhaltenen Bürgerrechte beſaſſen — einige wenige ausgenommen — in einem abgeſonderten Theile der Stadt wohnen mußten, der zwar innerhalb den Thoren und Mauern Amſterdams liegt, aber doch durch die Amſtel von dem Wohnſitze der Chriſtenheit geſchieden iſt, und nur durch eine Brücke zuſammenhängt. Der Koth in dieſen Gaſſen, die Unreinlichkeit der Häuſer, die in dieſem Quartiere den höchſten Grad erſtiegen haben, und um ſo widriger ſind, da man eines ſolchen Anblicks hier ganz entwöhnt iſt, übertreffen alle Beſchreibung. Die Juden ſelbſt ſind größtentheils in einem zerlumpten ekelhaften Anzug, erregen ein unangenehmes Geſchrei, drängen ſich an den Fremden heran, betteln und mäkeln, und erlauben ſich auch unter dieſer Rubrik die ärgſten Taſchendiebereien, vor denen man ſich bei dieſen verſchmitzten Dieben nicht genug hüten kann.

Die Bauart in Amſterdam iſt im Durchſchnitt im altmodiſchen Geſchmacke; nur einige neue Häuſer, vorzüglich an der Heeren-Gragte, zeichnen ſich in dieſer Hinſicht vortheilhaft aus. Da die Volksmenge in Amſterdam — vor der letzten Revoluzion, durch welche dieſe Stadt aus leicht zu erklärenden Urſachen eine Menge ihrer Einwohner verlohren hat — nach und nach ſehr zugenommen hatte, ſo entſtand dadurch natürlich

Man-

Vergnügen, daß meine Rede mit einem Beyfall, der meine Erwartung weit übertraf, aufgenommen wurde. Ausserdem, daß die Athenienser, ihrer Gemüthsart nach, sich von Wahrheit und gesunden Grundsäzen eben so leicht einnehmen liessen, als von den Blendwerken einer falschen Staaskunst, wenn ihnen jene nur in einem eben so reizenden Licht, und mit eben so lebhaften Farben vorgetragen wurden, als sie verwöhnt worden waren, von einem jeden, der zu den öffentlichen Angelegenheiten redete, zu fodern; so waren sie gleichgültig, durch was für Mittel Athen zu derjenigen Grösse gelangen möge, welche das Ziel aller ihrer Wünsche war; und ein grosser Theil der Bürger, denen der Friede mehr Vortheile brachte, als der Krieg, liessen sichs vielmehr wolgefallen, daß dieses Ziel ihrer Eitelkeit auf eine mit ihrem Privatnuzen übereinstimmigere Art erhalten werde. Meine heimlichen Feinde, welche nicht zweifelten, daß diese Expedition auf eine oder andere Art Gelegenheit zu meinem Fall geben würde, waren weit entfernt, meinen Maßnehmungen öffentlich zu widerstehen; aber (wie ich in der Folge erfuhr) unter der Hand desto geschäftiger, ihren Erfolg zu hemmen, Schwierigkeiten aus Schwierigkeiten hervor zu spinnen, und die mißvergnügten Insulaner selbst durch geheime Aufstiftungen übermüthig, und zu billigen Bedingungen abgeneigt zu machen. Die Verachtung, womit man anfangs diesen Aufstand zu Athen angesehen hatte; daß anstekende Beyspiel, und die Ränke andrer Griechischen Städte, welche die Obermacht der

Mangel an Raum, und daher die auffallende Erſcheinung, daß die meiſten Privathäuſer ſo ſchmal ſind und das breiteſte unter ihnen *) nur 6 Fenſter von vorne zählt. Die ſchönſten Häuſer finden ſich an den Gragten, die lediglich von Privatperſonen und Staatsbedienten bewohnt werden, und daher auch am theuerſten ſind **). Der Raum iſt hier aber auch ſehr ſchmal und die Häuſer aus dieſer Urſache mit Souterains verſehen, in die der gewöhnliche Eingang führt; außerdem aber hat jedes Haus noch eine Treppe, die ins erſte Stockwerk leitet und der gewöhnliche Weg für Fremde und Beſuchende iſt.

Die öffentlichen Gebäude in Amſterdam verdienen das ehrenvollſte Zeugniß. Es iſt dabei auf keine Raum-Erſparniß geſehen, alle ſind große und zum Theil ſchöne Häuſer. Vorzüglich zeichnet ſich das Gebäude der unter dem Namen Felix Meritis

*) Es liegt an der Herrengragte; der Name ſeines Beſitzers iſt mir leider entfallen.

**) Ein Haus mit drei Fenſtern nach der Vorderſeite, das etwa 4 - 5 gute Zimmer, einige Schlafkammern und einen kleinen Garten enthält, koſtet 12 - 1400 Gulden jährlicher Miethe. Gute Häuſer ſind in Amſterdam jetzt theurer als vor der Revoluzion. Dieſe Verſchiedenheit ſcheint ſich mir am leichteſten daraus zu erklären, daß ſo viele ehemalige Staatsbediente, die vorher im Haag wohnten, jetzt hieher gezogen ſind.

ritis bekannten Gesellschaft aus, das in einem sehr edlen Stile aufgeführt ist.

Dagegen fehlt es hier gänzlich an schönen öffentlichen Plätzen. Der Platz, auf welchem das Stadthaus — und jetzt auch der Freiheitsbaum — steht, ist sehr unregelmäßig und zu bebaut. Die Marktplätze, wie der Butter-Markt, Wasser-Markt u. s. w. verdienen kaum genannt zu werden. Nur muß ich hier der unter dem Namen Pont des Amowrena bekannten Brücke erwähnen. Ich habe auf ihr, wegen der vortreflichen Aussicht, den angenehmsten Platz der Stadt und meinen Lieblingsaufenthalt gefunden. Auf der einen Seite blickt man über den Fluß in die Stadt und das rege Gewühl der arbeitsamen Einwohner hinab; man übersieht mehrere niedriger gelegene Brücken und die Häuser, welche nebst der Allee an der Amstel zwei schöne Seitenlinien bilden, schließen sich im Hintergrunde in eine amfitheatralische Form, die durch die eifersüchtigen Spitzen entfernterer Thürme der Stadt ein schönes landschaftliches Ansehn erhält; auf der anderen Seite schwimmt der Blick den Silberstrom der Amstel hinab, verweilt auf tausend kleinen Kähnen, Trekschuyten und größeren Schiffen, mit denen der Fluß bedeckt ist, ruht auf dem Schatten der Bäume am Ufer, erquickt sich an dem Gewühle der arbeitenden und lustwandelnden Volksmenge, an dem Glanze der Reiter, der Kutschen

und

und Jachten, bis er ſich mit dem Strome in eine unabſehbare Ferne verliert.

Dies iſt der ſchönſte und ich möchte faſt ſagen, der einzige Platz, der für den Teutſchen Reitze haben kann. Oeffentliche Spatziergänge giebt es gar nicht, man müßte denn die ſogenannten Plantagen dahin rechnen, die aus einigen graden ſteifen Alleen beſtehn, wo aber die Bäume ſo weit aus einander geſetzt ſind, daß ſie nur ein unbefriedigtes Sehnen nach Schatten erwecken. Wer in den Reizen der Natur ſeine Erholung und Freude zu ſuchen, die ſchlummernden Lebensgeiſter durch den Anblick dieſer immer thätigen, immer fortwirkenden Schöpferin zu wecken, durch ihr ſanftes ſegensreiches Bild ſein Herz mit neuem Muthe, mit neuen Hofnungen zu beleben, ſich gewöhnt hat — der darf Amſterdam nicht zu ſeinem Aufenthalte wählen. Die größte Einförmigkeit herrſcht in den es umgebenden Gegenden. Ueberall Wieſen, Waſſer, Dämme, bunte Häuſer und noch buntere ſteife Gärten, wenig Holz, und wo es iſt, in kunſtgerade Alleen gezwängt. Wer nicht, wie die Bewohner dieſer Stadt, alles mit ſpekulirenden und kalkulirenden Blicken anzuſehn, wer ſich nicht ausſchließlich dem Gefühl fürs Nützliche zu überlaſſen vermag, der meide dieſe Gegend, wo eigenſüchtiger Spekulazionsgeiſt und verderbter Geſchmack die Natur in ihren Keimen ertödtet und jedes Gefühl fürs Schöne und Erhabene unterdrückt.

Nein,

Rein, wenn gleich Amsterdam an äußerer Schönheit Hamburg übertrifft, so steht es doch in seinen umliegenden Gegenden weit hinter diesem zurück, und eben so sehr in seinem innern geselligen Zustande.

Alles was dem Fremden den Aufenthalt in Hamburg angenehm machen kann, fehlt ihm hier, wo es weder öffentliche noch Privat-Vergnügungen gibt, die für einen gebildeten Mann Reitze haben können.

Oeffentliche gelehrte Anstalten gibt es fast gar nicht. Das Athenäum ist bekannt; was kann aber eine öffentliche Schule für Interesse gewähren, an der die Lehrer zwar eine Menge von Kenntnissen, aber sehr einseitige besitzen und dabei von einem lächerlichen Eigendünkel erfüllt sind? Ich redete mit einem von der kritischen Filosofie; er gestand mir sie nicht studiert zu haben; denn, sagte er: sie hat das Unglück (er meinte die letzte Revoluzion) unsers Landes verursacht. Welche absichtliche Unwissenheit und hartnäckige Intoleranz! — Es würde mich zu weit führen, wenn ich eine Beschreibung von der Armuth der Geistesbildung der Amsterdammer und den Ursachen derselben entwerfen wollte; genug, sie übertraf alle meine Erwartung. Ich läugne deswegen nicht einzelne Männer gefunden zu haben, die mancherlei artige Kenntnisse, vorzüglich im syſikalischen und naturhisiorischen Fache, unstreitig die Lieblingswissenschaften der Niederländer, besaßen.

Ein

Ein rühmlicher Beweis hievon iſt die bekannte Geſellſchaft Felix Meritis, welche in ihrem Verſammlungshauſe öffentliche Vorleſungen über dieſe Gegenſtände von einigen ihrer Mitglieder (dieſe beſtehen aus aktiven und paſſiven) halten läßt. Sie hat in dieſem geſchmackvollen Hauſe, wo alle Mitglieder täglich zuſammen kommen, um Zeitungen leſen und ſpielen zu können, ein fyſikaliſches Kabinet, das zwar noch nicht ſehr bedeutend, zu dem jedoch ein ſchöner Grund gelegt iſt; auch erhalten hier junge Mahler Anleitung in ihrer Kunſt. Die Liebe zur Mahlerei und Zeichenkunſt karakteriſirt überhaupt die Amſterdammer. Man darf gewiß ſeyn, bei jedem Manne von Stande und gutem Ton eine mehr oder minder bedeutende Sammlung von Kupferſtichen und Gemälden anzutreffen, letztere gemeiniglich aus der niederländiſchen Schule. Auf dem Stadthauſe iſt, durch franzöſiſche Veranſtaltungen, in einem großen Saale eine Sammlung von Gemälden aufgeſtellt, die man aus allen öffentlichen Gebäuden zuſammengetragen hat und in der ſich manche ſchätzbare Stücke befinden; unter andern erwähne ich nur des Ihnen wahrſcheinlich bekannten vortreflichen Nachtſtückes, die Patrouille von Rembrandt.

Das wäre denn aber auch alles, was ich Ihnen vom Zuſtande der Gelehrſamkeit in Amſterdam zu ſagen wüßte. Zwar ſpräche ich gern auch ein Wort über die dortige Erziehung, allein dazu dürfte hier

der Ort nicht seyn; und eben so gern werden Sie mir's erlassen mich mit Ihnen über das Lieblingsthema der Amsterdammer, über die Theologie, zu unterhalten, da ich sie doch auch hier nur in Feldern mit Dornen und Disteln bebaut führen und Sie nur mit Beweisen des guten Willens und des rastlosen Eifers der holländischen Gottesgelehrten unterhalten könnte, vorzüglich wenn sie mir erlaubten, ein Verzeichniß der während meines Dortseyns erschienenen Widerlegungen des Paineschen Atheismus aufzustellen. Ich führe Sie also nun zu den öffentlichen Vergnügungen; mögen Sie entscheiden, ob der gebildete Fremde hier Ersatz findet für den Mangel an gelehrter Unterhaltung.

Den ersten Platz nimmt in dieser Liste das Theater ein. Es giebt hier drei Schaubühnen, die teutsche, französische und holländische. Auf der ersteren werden nur Opern gegeben, in denen M. Lange (die bekanntlich ehemals in Hamburg stand) die vorzüglichste Rolle spielt, und Hr. Gelhaar als Bouffon vielen Beifall einärndet. Das Orchester ist mittelmäßig und wird gewöhnlich mit irgend einer patriotischen Arie (dies ist in allen Theatern der Fall) eröffnet. Wer sich mit dem Geschmacke der Holländer vertragen kann, der wird auf der holländischen Schaubühne nicht ohne alle Befriedigung bleiben. Mehrere Akteurs spielen ziemlich gut, und am besten H. und M. Suvek, die die heroischen Rollen übernehmen. Auf Auswahl der Stücke wird hier durch-

durchaus nicht geſehen, oder vielmehr man hat keine gute, wenigſtens habe ich nur ſchlechte, und mehreremale im eigentlichen Verſtande Kinderkomödien geſehn. Die Garderobe und die Dekorazionen dieſes Theaters ſind vortreflich, ſo wie die Balletänzer es in ihrer Kunſt ſehr weit gebracht haben. Es iſt der Mühe werth ein Ballet wie Lodoiska zu ſehen, worin Tänzer und Regiſſeurs alles aufbieten den Kenner zu befriedigen. Auf der franzöſiſchen Bühne zeichneten ſich vorzüglich H. Bertin und D. Schwenzer aus; durch ihren Abgang hat dies Theater ſehr verlohren. Ein Pariſer Schauſpieler, Baptiſte, der während meines Dortſeyns einigemale in den Bouffons-Rollen debütirte, erregte mit Recht außerordentliche Senſazion. Auch hier iſt die Auswahl der Stücke ohne eine andere Rückſicht als auf das leider geſchmackloſe Publikum; zuweilen gab man jedoch einige wegen ihrer Beziehung auf die Tagesgeſchichte intereſſante Vorſtellungen.

Konzerte ſind in Amſterdam ſehr häufig: natürlich von ſehr ungleichem Werthe. Die beſten werden im Konzertſaale zu Felix Meritis gegeben, zu denen man jedoch von einem Mitgliede dieſer Geſellſchaft ein Einlaßbillet erhalten muß. Die übrigen werden nur ſelten von Leuten von Stande beſucht.

Oeffentliche Bälle, Redouten und Tanzparthien finden Sie zwar ſehr oft öffentlich angekündigt, allein Sie werden auch dort nie Standesperſonen finden.

Dieſe Luſtbarkeiten ſind für die geringeren Klaſſen, und auch hier nur für ſolche, welche Nebenabſichten damit verbinden.

Für Männer iſt der gewöhnliche Erholungsplatz und der vorzüglichſte Inbegriff ihrer Vergnügungen das Kaffechaus. Dies beweiſt ſchon die außerordentliche Menge ſolcher Häuſer, die Sie hier finden und die ſtets gedrängt voll ſind. Das Vergnügen iſt hier lediglich politiſch. Man lieſt alle mögliche Zeitungsblätter und kannegießert dann bei einer Pfeife Taback über den Inhalt derſelben. Einige ſpielen auch wohl Schach oder Billard, jedoch ſelten und meiſtentheils nur junge Leute.

Wenn Sie alſo aus dieſem kurzen Umriſſe ſehen, daß ein Mann von gebildetem Geſchmack in den öffentlichen Vergnügungen Amſterdams keine Erholung finden kann, ſo werden Sie noch mehr Gelegenheit erhalten ihn zu bedauern, wenn ich verſichere, daß es für Fremde gar keine Privat-Vergnügen giebt.

Die Urſache davon liegt nicht allein in einem Mangel an Gaſtfreiheit und gutem Willen der Einwohner, ſondern vorzüglich in der Einſeitigkeit ihrer Bildung. Eine Addreſſe an einen Hamburger Kaufmann verſchaft unzählige Vortheile, intereſſante Bekanntſchaften, mehrmalige Einladungen in Geſellſchaften, Zurechtweiſung und Herumführung zu allen Merkwürdigkeiten der Stadt, kurz, eine

Empfehlung leicht in Hamburg hin Ihnen den Aufenthalt äußerst angenehm zu machen. In Amsterdam hingegen empfängt Sie der Kaufmann, an den Sie addreſſirt ſind, ſehr höflich und ladet Sie zum Mittagseſſen auf dieſen oder den folgenden Tag ein. Hier findet man eine durchaus männliche Geſellſchaft (allenfalls die Frau vom Hauſe), ſpeiſt ſehr gut, trinkt noch beſſer, unterhält ſich über politiſche Gegenſtände (da ein Fremder die Chronique scandaleuse ſo wenig als die Affairen der Börſe kennt, die Amſterdammer aber im Durchſchnitt an andern Gegenſtänden kein Intereſſe nehmen, ſo iſt ſo leicht kein anderes Geſpräch möglich), und hat hierdurch die Früchte ſeiner Addreſſe eingeärndtet, man müßte denn noch einmal auf ähnliche Art abgefüttert werden.

Die Amſterdammer ſelbſt kennen kein anderes Vergnügen, als von Zeit zu Zeit Familienweiſe ſolche Mahlzeiten zu geben, oder ſich beim Thee zu beſuchen; alsdann werden aber ſelten Freunde eingeladen, die vorzüglich ſeit der letzten Revoluzion weit weniger zuvorkommend behandelt werden, da ſeit dieſer Zeit der Partheigeiſt in Amſterdam ſein Weſen aufs äußerſte treibt. Sie können nicht glauben, welche verheerende Wirkungen er auf die öffentliche Bildung, Geſelligkeit und auf die Behandlung der Fremden äußert. Man iſt aufs ängſtlichſte bemüht, wohin Sie kommen, Ihre politiſchen und religiöſen

Meinungen auszuführen: widersprechen diese den Grundsätzen der Gesellschaft, so dürfen Sie gewiß seyn nie wieder von ihr eingeladen zu werden, sondern hingegen sich alle mögliche Hindernisse bei Ihrem dortigen Aufenthalt in den Weg gelegt zu sehen. Glauben Sie Sich durch Stillschweigen dafür schützen zu können, so irren Sie; man deutelt Ihr Stillschweigen und Ihre Handlungen so lange bis man gefunden zu haben glaubt, zu welcher Parthei Sie Sich bekennen.

Dieser Partheigeist ist überall sichtbar, behauptet überall seinen Einfluß. Ich bin selbst zugegen gewesen, daß man einem gebildeten achtungswerthen Manne den Zutritt im Felix Meritis versagte, weil er oranisch gesinnt war und diese Gesellschaft aus Patrioten besteht.

Und nun genug. Hier haben Sie ein Gemälde Amsterdams; ich überlasse es Ihnen die Parallele zwischen dieser Stadt und Hamburg noch zu ziehen und dann Ihr Urtheil zu fällen, ob ich Recht habe, wenn ich letztere Stadt der ersteren vorziehe.

Erlauben Sie mir nur noch, in Hinsicht dieser Parallele und des Schlusses meines vorigen Briefes, eine Bemerkung hinzufügen zu dürfen.

Die Einwohner Hamburgs sind im Durchschnitt aufgeklärt, gebildet und human (allgemein theilnehmend); die Amsterdammer besitzen keine

die-

Athenienſer mit eiferſüchtigen Augen anſahen, hatten zu wege gebracht, daß indeſſen auch die Attiſchen Colonien, und der gröſſeſte Theil der Bundesgenoſſen kühn genug worden waren, ſich einer Unabhänglichkeit anzumaſſen, deren ſchädliche Folgen ſie ſich ſelbſt unter dem reizenden Nahmen der Freyheit verbargen; es war die höchſte Zeit, einer allgemeinen Empörung und Zuſammenverſchwörung gegen Athen zuvorzukommen; und meine Landsleute, welche bey Annäherung einer Gefahr, die ihnen in der Ferne nur Stoff zu wizigen Einfällen und Gaſſenliedern gegeben hatte, ſehr ſchnell von der leichtſinnigſten Gleichgültigkeit zu einer eben ſo übermäßigen Kleinmüthigkeit übergiengen, vergröſſerten ſich ſelbſt das Uebel ſo ſehr, daß ich genöthiget wurde unter Segel zu gehen, ehe die Zurüſtungen noch zur Helfte fertig waren. Ich hatte die Vorſichtigkeit gebraucht, meinen Freund, über welchen mir die Gunſt des Volks einen ſo unbilligen Vorzug gegeben hatte, als meinen Unterbefehlshaber mitzunehmen; die Beſcheidenheit, womit ich mich des Anſehens, welches mir meine Commißion über ihn gab, bediente, kam einer Eiferſucht zuvor, die den Erfolg unſrer Unternehmung hätte vereiteln können; wir handelten aufrichtig, und ohne Nebenabſichten, nach einem gemeinſchaftlich abgeredeten Plan, und das Glük begünſtigte uns ſo ſehr, daß in einer einzigen Expedition alle Inſeln, Colonien und Schuzverwandte der Athenienſer nicht nur beruhiget, und wieder in die alte Schranken geſezt, ſondern durch die Abſtellung alles deſſen, wodurch ſie unbilliger

Weiſe

dieſer Eigenſchaften. Jene beſeelt reiner Patriotismus, dieſe trennt ſtete politiſche Zwietracht. Dieſe Verſchiedenheit iſt gewiß, und ſie iſt nicht neu. Ihr Urſprung datirt ſich nicht von der letzten Revoluzion in Holland: der Partheigeiſt hat in Amſterdam immer ſeinen Hauptſitz gehabt. Immer iſt Hamburg im thätigen Gemeinſinne und bürgerlicher Ordnung ein Muſter teutſcher Städte geweſen. Und doch beſitzt Amſterdam unſtreitig eben ſo viel Kraft als Hamburg. Kraftgefühl allein alſo kann doch wohl nicht die Urſache von Hamburgs Flor ſeyn. Dieſen verdankt es, meiner Meinung nach, ſeiner geſetzmäßigen Freiheit und gerechten guten Staatsverwaltung. Dieſe iſt die Baſis des Hamburgiſchen Flors, ſo wie des Flors ſeiner Schweſterſtädte Bremen und Lübeck. — Das Gefühl der Kraft, das aus ihrer natürlichen Lage, aus dem alten Wohlſtande ihrer Bewohner und ihrer rechtmäßigen Staatsverfaſſung entſpringt, erregt ihren Stolz; die Hülfe und Unterſtützung der Staatsgewalt belebt ihren Muth, die Wachſamkeit derſelben benimmt ihnen jede niederſchlagende Furcht; ihre Gerechtigkeit erhält das Band der Einigkeit; ihre Sorge für den Unterricht veredelt die ſittliche Bildung — und ſo ſteht es noch immer unerſchüttert da das alte Gebäude im ſchönſten ſeegensreichſten Glanze, ein Stolz teutſcher Patrioten, eine Stütze des Vaterlandes, ein kräftiger unumſtößlicher Beweis für den Nuzzen der Reichsſtädte, für die innere Vortreflich-

leit der teutſchen Verfaſſung. Möge der Schutzgeiſt unſeres Vaterlandes ſtets über ihm wachen! Möge der erhabene Retter des nördlichen Teutſchlands es gleich kräftig vor den Zerſtörungen des fränkiſchen Eroberungstaumels als vor den Anmaaßungen des ſtolzen Englands beſchützen, und doppelt geſegnet der Nachkommenſchaft dies ehrwürdige Denkmal teutſcher Freiheit und Gerechtigkeit unverletzt überliefern!

J. G — r.

IV.

Oſſian *).

1.

Es füllet der Sturm den Wald und die Flur,
Es kracht in Orkanen der Eichenhorſt,
Und Meere rauſchen aus Wolken herab!
Es wallt auf Gebirgen und Feldern die Fluth,
Der Giesbach ſtürzt ſich wild brauſend ins Thal;
Es folgt ihm aus ſchwindelnder Höhe herab,

Zerr

*) Ich bitte den unbekannten Einſender um ein Zeichen, wodurch ein Brief in ſeine Hände gelangen könne.
B.

Zerſchmetternd, die Tanne, das Felſenſtück!
Blauflammende Blitze durchziſchen die Nacht,
In Donner zerberſtet das finſtre Gewölk!
Es dönnert die Donner ein Echo nach! —
Der Wandrer ſteht bebend am Wege ſtill;
Es ergreift ihn die Schönheit der wilden Natur.
So greift in mein Innerſtes mächtig ein
Die Kühnheit der Dichtungen Oſſians.

2.

Die Nachtigall kündigt den Morgen an.
Das Frühroth begrüßt ſich im ſpiegelnden See;
Der Nebel wallt von den Saaten hinweg;
Es entfaltet zur Blume die Knospe ſich.
Auf Tannenſpitzen glänzt purpurner Thau,
Es weht über Veilchen der Frühlingswind hin.
Geſprächig ſäuſelt die Pappel im Hain,
Der Schleedorn ſteht flockigt im Mayenſchnee da.
Es athmet das junge Thal Blüthenduft,
Und mürmelnd ſchlingt ſich durch Blumen der Bach.
Der Jüngling weilet hier einſam und ſtill,
Es durchdringt ihn die Schönheit der ſanften Natur.
So durchdringt mit Weisheit im Herzen mich
Die Zartheit der Dichtungen Oſſians.

O würde mir doch nur Kalypſen's Wundergabe,
Daß ewig ich, mit jugendlichem Herzen,
So deiner Lieder hohen Zauber fühlte,
Mein Oſſian!

V.

Skizze von Frankfurt am Mayn.

(Beſchluß.)

Am Fuße des in der Mitte des Taunusgebürges liegenden Altking, deſſen Scheitel dreyfach mit einer Maſſe von großen und kleinen Steinen der ehemaligen Römerverſchanzungen gegen die Katten umgeben iſt, blickt das maleriſche Kronberg unter Kaſtanien und Obſtwäldern reizend hervor. Da wohnt der theoretiſch-praktiſche Pomolog und Bienenpfleger, Hr. Oberpfarrer Chriſt, und auf dieſen gegen die Nordluft geſchützten fruchtbaren Höhen (während jenſeits nur Alles kärglich gedeiht und um einige Wochen ſpäter reift) ſind auch die weitbekannten mannigfaltigen Baumſchulen angelegt, deren Sprößlinge bis nach Rußland verpflanzt werden. Der daſige Rektor Ehrhard verbeſſerte zu gleicher Zeit mit dem verdienſtlichen Pfarrer Bus zu Vilbel, die in hieſigen Gegenden ſo nöthig werdenden Sparöfen und gab ihnen einfachere ſchönere und nützlichere Formen. — Um die Verpflanzung des ſchnell anwachſenden Akazienbaums in den Gegenden des Unter-Mayns, und um Eingewöhnung

nung mancher fremden Pflanzen in Wäldern und Fluren, hat der thätige Botaniker und Wissenschaftsliebhaber, Dr. Meyer zu Offenbach, sich schon seit einiger Zeit verdient gemacht.

Der steile buschige Altking ist bis oben an mit Heidelbeerstauden und allerley Gestrüpp bewachsen. Er, und der hinter ihm liegende höhere, von seiner flachen Breite so benannte Feldberg, nicht unähnlich dem Brocken, wird Sommers von Freunden der Natur bestiegen. Man genießt da einer herrlichen Aussicht von etwa 100 Meilen in die Rundung (denn man erblickt den Winterkasten bey Kassel und die Vogesischen Gebirge vom Elsaß) über den schönsten Erdstrich von Teutschland. Die Höhe des Feldbergs ist gegen 3000 Fuß über die Fläche des Mayns. Auf ihm überschaut man auch den Altking, dessen Namen die umwohnenden Landleute von einem alten Haiden-König herleiten. — Hüsgen hat mit enthusiastischem Natur- und Kunstgefühle bey Nachforschungen in den umliegenden Alterthümern nächst Hanselmann und Neuhof (der kürzlich zu Homburg vor der Höhe verstarb) auf diese merkwürdige Gegend zuerst aufmerksam gemacht. Nicht vulkanisch, aber ein Flötzgebirg ist diese Bergkette bis über die Siebenberge bey Bonn hinaus. Ueber diese sonst flache Gegend müssen sich, wer weiß in welchem Jahrtausend und durch welche Sündfluth, oder Erdrevoluzionen, die Berger und Sachsenhäuser Höhen hingeworfen haben oder

daſelbſt entſtiegen ſeyn. Gewiß iſt, daß hie und da, beſonders in den Sachſenhäuſer „Steinkauten" Vulkanartige Mineralien, ſo wie Fiſch- und Holzverſteinerungen, dieſe bis in den angrenzenden Heſſiſchen Ländern, gefunden werden.

Tacitus nannte den Feldberg ſchon Taunus, vom altdeutſchen Namen Taun oder Zaun, weil er ſüdlich mit einem Grenz- oder Pfahlgraben umzäunt war, den die Römer bis nach Franken, Bayern und Weſtfalen zogen, und wovon noch hier Spuren zu ſehen ſind. Aber ſpäterhin hat die ganze Gebirgkette, die ſich von Friedberg durch die Wetterau hinab an den Rhein zieht, den Namen Taunus erhalten. Die wohlthätige warme Quelle des nahen Wisbaden entſpringt aus dieſem Gebirge.

Die Katten hielten den eigentlichen Taunus zuerſt gegen die Römer beſetzt, und nordwärts auf dem Abhange ſeines Gipfels ſtehen noch die Felſentrümmer eines alten Gebäudes, wohin ſich die Wallfahrenden lagerten, um die aufſteigende Sonne mit Opferflammen zu begrüßen. Irrig nennt man dieſen Felſen den Grabſtein der Brunehildis, welcher eigentlich am Fuße des Altking gegen Urſel ſeyn ſoll, und nichts mehr als ein hohes Felſenſtück darſtellt. Eben ſo wenig waren dieſe Felſenmaſſen der Tempel Agrippinens, wofür man ſie ausgab. Gegen Homburg hin auf einer Höhe ſind Ueberbleibſel der alten Saalburg eines Römer-Kaſtells, und

im

Im Schloßthurme zu Homburg iſt eine römiſche Schrift, die man auf dem Felde fand und für Druſus Grabſtein hielt, eingemauert. Vom jetzigen Dorfe Hedernheim, wo noch Urnen und andere Römerüberreſte gefunden werden, dem alten Castrum Hadrians, zog die noch ſichtbare Heerſtraße zum Altking und zum Taunus. — Die Begräbnißplätze der Römer waren hier immer gegen Abend der Ortſchaften angelegt, und auch in einer ſolchen heimiſchen Gegend am Sachſenhäuſer Bergwalp iſt manscher Aſchenkrug in der Erde gefunden worden.

Unfern von Kronberg iſt die jüngſt zweymal belagerte von den Franzoſen 1796 geſprengte Bergfeſtung Königsſtein, und zwiſchen Auen und Obſtwäldern das ſchönliegende alte Städtchen Urſel, wo Guttenbergs Erfindung (die ſchönſte, ſtärkſte Säule am Tempel der Menſchheit) zuerſt mit Mainz gemeinſchaftlich gefördert worden. Weiterhin am Fuße der holden Gebirgsreihe ſind Homburgs Luſtwälder und die geſchmackvollen Anlagen eines der biederſten und humaneſten Fürſten unſers Vaterlandes. Hier hat Hr. Konrektor Zink eine Klavier- und Orgel-Harmonika Töleſtina, erfunden, die ein vollſtimmiges Koncert ſpielt, und vierzehnerley Inſtrumente in ſich begreift. Sie hat drey Klaviere; das obere ſpielt die Franklinſche Harmonika, das mittlere iſt ein Forte piano, und das untere ein Flügel ohne Rabenkiel. Alles was die Tonkunſt reizendes, ſüßes, ſchmelzendes, rauſchen-

rauſchendes und ſtürmiſches hat, vereint dieſe neue Muſikſchöpfung.*)

In den nahe bey Homburg liegenden Dörfern Dornholzhauſen und Friedrichsdorf ſind die, einſt von fleißigen Religionsemigranten oder nützlichen Refugiés angelegten Fabriken von leinenen Strümpfen und Wollenzeugen. Eine gewiſſe franzöſiſche Gewandtheit und Artigkeit haben dieſe noch nicht verbauerten Leute beybehalten, und auch die mitwohnenden teutſchen Manufakturiſten damit vertraut gemacht.

Am rechten Arme des Taunus liegt amfitheatralisch unter hohen Auen und Eichenhainen, im Schooß eines Hügels, das ehemalige freye Reichsdorf Soden, von den Salinen des Freyherrn v. Malapert und warmen heilſamen Bädern belebt. Die Reichsfreyen Bauern von Soden und Sulzbach zankten ſich einſt, und nun ſtehn ſie unter gemeinſchaftlichem Schutze von Kur-Mainz und Frankfurt. Auch das Mainziſche Kronberg war einſt ein freys

*) Dieſes Inſtrument iſt für die Kunſtliebende Kaiſerin nach Wien verlangt worden, aber durch ein Mißverſtändniß mit dem Freyherrn von Braun bleibt es nun noch dem harrenden eben nicht in Ueberfluß lebenden Erfinder zur Laſt! Haidn und Salieri hielten es ſchon werth, in der Kaiſerſtadt im Mittelpunkt der teutſchen Tonkunſt gekannt und bewundert zu ſeyn.

freyes Dorfſtädtchen, und noch ſind ſeine Bewohner ziemlich freymüthig. Unter den alten Grafen ſchlugen ſie die belagernden Mainzer und Frankfurter zurück, wie es ein Gemälde des 16. Jahrhunderts im zerfallenenen Schloſſe darſtellt. Wäre dieſe reich geſchmückte Bergwand in Italien oder Britannien, ſie wäre mit glücklichen Villas beſäet. Nun ſinds einfache Landwohnungen, aus deren Mitte weiße Thürme ſich dem Auge von ferne zeigen, und die lachende Gegend erhöhen; ein Sitz teutſcher Genügſamkeit und Treue.

Außer dem gränſchvollen Wilhelmsbade bey Hanau und deſſen prunkenden Kunſtanlagen, werden die Gefilde des ländlichen Homburgs, Bergens Rebenhöhen (wo 1759 Broglio die Schlacht gewann, und auf dem Wartthurm den Befehl führte) manches umliegende Dorf, das Frankfurter Haus und Forſthaus mit ſeinem Hain und dem Riederräder Wäldchen, der dem Teutſchmeiſterthum gehörige Sandhof und das nahe liegende Offenbach, von Frankfurts Bewohnern häufig beſucht.

Das fabrikreiche Offenbach, das eine La Roche noch lange zu beſitzen wünſcht, hat durch den Tod des Kapellmeiſters Andre, welcher verſchiedene Opern und Bürgers Leonore komponirte, einen wahren Verluſt erlitten. Er legte daſelbſt eine Rotenfabrik an, und war Mit-Erfinder in der Roten-Grafomechanik. Sein Sohn Anton Andre

dre führt das väterliche Geschäft fort und zeigt sich auch schon als glücklichen Komponisten. In Jena hat er die teutsche Metrik und Rhytmik zweckmäßig studiert. Auch lebt in Offenbach der durch seine sanften Gedichte rühmlich bekannte Justizrath Buri.

Nirgends wird Pfingsten „das liebliche Fest" ländlicher gefeyert als in Frankfurt. Da wird die Stadt drey heitere Tage durch leer, und Alles bes wallfahrtet die Gegend. Die beyden letzten Pfingsts tage sind eigentlich dem sogenannten Kühtanze, zu Ehren des neuen hochzeitlich geschmückten Stiers, und dem öffentlichen Speisen der armen Kinder, am alten Pfingstborn unter hohen Linden auf der Pfingsts weide, volksmäßig geweiht. Ganze Haushaltungen erfreuen sich der Wiedergeburt der Natur, hingelas gert bey Speise, Gesang und Tanz.

Wenig Orte sind wohl wie Frankfurt, wo der sogenannte Bürgersmann oder Handwerker mehr Wohlstand, Zufriedenheit und Freude genießt. Sein blauer Montag wird bald in den Musik- und Kegels tönenden Weingärten der Stadt, bald durch einen Spatziergang um das Glacis der Stadt und bald auf dem Lande nicht leicht unbegangen geschlossen; am eifrigsten wird der Sonntag gefeyert *)

Eine

*) In 3/4 Stunden ist Frankfurt und in 1/4 Stunde Sachsenhausen umwandelt. Die seit 1740 von Qua-

der-

Weiſe beſchwehret worden waren, und durch die Beſtätigung ihrer Freyheiten, die ich ihnen bewilligte, mehr als jemals geneigt gemacht wurden, die Freundſchaft der Athenienſer allen andern Verbindungen, die ihnen angetragen worden waren, vorzuziehen. In allem dieſem folgte ich, ohne beſondere Verhaltungsbefehle einzuholen, meiner eignen Denkungsart mit deſto größrer Zuverſicht, da ich den ehemaligen Mißvergnügten nichts zugeſtanden hatte, was ſie nicht ſo wol nach dem Naturrecht als in Kraft älterer Verträge zu fodern vollkommen berechtiget waren, hingegen durch dieſe Nachgiebigkeit neue und ſehr beträchtliche Vortheile für die Athenienſer erkaufte; Vortheile, welche dem ganzen gemeinen Weſen zuflossen, da hingegen aller Nuzen der Unterdrükung, worunter ſie geſeufzet hatten, lediglich in die Caſſen einiger Privatleute und ehmaligen Günſtlinge des Volks geleitet worden war.

Ich kehrete alſo mit dem Vergnügen, Gutes gethan zu haben, mit dem Beyfall und der lebhafteſten Zuneigung der ſämtlichen Colonien und Bundesgenoſſen, und mit der vollen Zuverſicht, daß ich die Belohnung, die ich verdient zu haben glaubte, in der Zufriedenheit meiner Mitbürger einerndten würde, an der Spize einer dreymal ſtärkern Flotte, als womit ich ausgelaufen war, nach Athen zurük. Ich ſchmeichelte mir, daß ich mir durch eine ſo ſchleunige Beylegung einer Unruhe, welche ſo weitausſehend und gefährlich geſchienen, einiges Verdienſt um mein Vaterland erworben

hätte.

Die glückliche Lage, der Grenzpunkt zwiſchen Norden und Süden, und der groſse Poſt- und Tranſito-Mittelpunkt von Europa zu ſeyn, wird noch lange den Wohlſtand Frankfurts erhalten, und in friedlichen Zeiten werden ſich auch wieder die beyden Meſſen erheben, wo jedesmal gegen 6 Millionen Gulden umgeſetzt worden. Obgleich dieſe Gegend zu reich, zu fruchtbar und zu ſchön fürs Manufakturweſen iſt, ſo regt ſich doch ſeit einigen Jahren mancherley Gewerbfleiß des Aktiv-Handels in den umliegenden Ortſchaften und ſelbſt in der Stadt, worunter hauptſächlich die auſser Höchſt auch hier arbeitende Bolongariſche Tabaksfabrik hervorſpringt; die Rothnageliſche Tapetenfabrik, die Fuchſiſche Manufaktur von wollenen Teppichen nach engliſcher Art, und die Müllériſche Zitzfabrik mit ſchönen Anlagen zu Niederrad, verdienen auch nicht überſehen zu werden. Nahe bey dieſem ſchönen Dorfe im Walde am Goldſtein wird Salmiak und Berlinerblau verfertigt. Im Armenhauſe iſt eine Seidenſpinnerey angelegt, wozu die Maulbeerbäume auf den Wällen angepflanzt worden.

Zu den Künſtlern Frankfurts gehört noch Hr. H. Joſ. Schütz, der ſich in England gebildet hat

derſteinen erbaute Brücke koſtet gegen 606,000 Gulden. Sie iſt 400 Schritte lang, hat 14 groſse gewölbte Bogen und ſtand unter donnernden Eisſtürmen unerſchütterlich.

hat und in Aquatinta-Manier arbeitet. Auch des Herrn Cöntchen Zeichenakademie, die freylich bey aller jährlichen Preise-Feyerlichkeit noch nicht ist was sie seyn könnte, macht dem guten Willen und Kunsteifer des Stifters Ehre. Nach Krausens Ideen hätte vor 25 Jahren etwas anders entstehen können; aber damals gab es noch Leute, deren Sittengesetz vor nackten Modellen erbebte. Dabey besteht hier noch der Ungebrauch die bildende Kunst in eine Handwerksgilde zu zwängen, und Maler mit Anstreichern und Vergoldern zu vermischen, wogegen schon mancher freye Künstler protestirte. Diese Kunstgilde hat sich, der alten Ueblichkeit gemäß, Magistratspersonen als Klientin ergeben, und noch ist eine Deputazion derselben an ihrer Spitze.

Frankfurts Handel besteht größtentheils in Transito-Waaren, dann in Wechsel, Kommissions und Spedizions-Geschäften, in welchen die stärksten oder reichsten Häuser arbeiten. Die Anleihen der Mächtigen sind seit der Stockung in Holland, wo sie schneller und einfacher zusammengebracht wurden, hier eröffnet und durch mehrere Verbindungen oft muhsam zu Stande gebracht worden. Das eigentliche teutsche Reich ist das fast einzige Land von Europa, das ohne sehr reich zu seyn, noch baares Geld besitzt, und zu seinen Lebensbedürfnissen mit keinem Geld-Papier überschwemmt ist. In mancherley Hinsicht wär' es wohl gut, wenn Frankfurt

eine

eine Bank nach Art der Hamburgiſchen errichtete, und auch hierin ſeiner Schweſter-Stadt an der Elbe gleich kommen möchte.

Die Krämerſchaft der umliegenden kleinen Staaten und der Kredit auf 6 und 12 Monate Zeit, ernährt den hieſigen Waaren-Verkehr, wie denn die Niederrheiner, ja ſelbſt die Niederländer und Franzoſen, vorzüglich die Lothringer und Elſaſſer Kleinhändler, hier die Sächſiſchen, Engliſchen und Oſtindiſchen Produkte auf Zeit kaufen. Engliſche, Franzöſiſche und Niederländiſche Tücher, Holländiſche Spezereyen, Zucker und Kaffe werden von hier aus nach Heſſen und dem ſüdlichen Reichsteutſchlande verſandt.

Der Weinhandel wird hier nach dem ganzen Norden glücklich betrieben, und entſchädigt gewiſſermaßen für den Verluſt des allgemeinen Buchhandels. Dieſer zog ſich von Mainz und Urſel hieher, und Siegismund Feyerabend war einer der thätigſten gemeinnützigſten Buchhändler des 16. Jahrhunderts. Vor Abbrennung der Buchgaſſe war hier das Stapelrecht der teutſchen Literatur; es zog ſich dann nach Leipzig, und man könnte den Verlags-Vorrang „Frankfurt und Leipzig" von daher leiten.

Während dieſem politiſchen Religionskriege iſt wohl Reichthum in die Kaſſen einzelner Lieferungs-Unternehmer, Vorkäufer und Wucherer (die in al-

ten Zeiten als unehrlich behandelt wurden) Wechsler und Wirthe geflossen; aber das von diesem Gewinn ausgeschlossene Ganze leidet immer unter einer seit 10 Jahren verdreyfachten Theurung, welche der unseligste Krieg über die glücklichsten Fluren Germaniens verhängt hat!

Handel und Wissenschaft sind die Polarsterne der gebildeten Welt. Von ihnen ging zugleich Kultur und Erfindung aus, von ihnen wurden die Thaten und Werke des Alterthums in schnelleren Umlauf gesetzt und Völker und Stände wieder zu Menschen gemacht. Heil den Fluren, die Merkur, der Herrscher des Goldstabs, und Apollo Musagetes vereint pflegen und Hand in Hand durchwandeln! Da nur kann die zarte Pflanze der Humanität gedeyhen; da nur kann die veredelte Menschheit sicher und sorgenfrey wohnen *).

---

*) Späterhin dürfte diese Skizze zum regelmäßigen Abriß der Geschichte Frankfurts werden.

d. Einf.

VI.

Der Taunus.

An Hügen und Münchhauſen.

Taunus! der du dieſe beglückten Fluren
Treu mit ſanftausbreitendem Arm umſchlingeſt,
Der du freundlich blickeſt, o ſey auch deinen
Wallenden günſtig.
Schnell wirft dir Aurora den erſten Blick zu;
Föbus Aufgang kündeſt du an der Erde,
Dich umfließen Roſengewölke noch, wann
Heſperus blinket.
Und dein Altking prangt im beſtralten Duftkranz,
Dreyfach glänzt ſein Scheitel von Römerthaten;
Kronberg thront vor ihm, des Vertummus Luſtſitz,
Und der Pomona.
Seyd gegrüßt, Kaſtanienwälder, Thalhöhn,
Wo der Blick hinſchweifet in blaue Fernen,
Wo nur Anmuth wohnet, und keiner Wildheit
Schauer uns wegſcheucht.
Ha! was ſeh' ich — Geiſter der ſtarken Römer
Dort im Dämmerſcheine des Mondes ſchweben,
Und der Freundſchaft Lieblinge zum erſehnten
Gipfel begleiten.
Iht erquickt uns Ruh' in den Felſentrümmern,
Und des Bundes und der Natur Altar raucht;
Unſer Schutzgeiſt ſteigt mit der Opfer-Säule
Auf in das Frühlicht.

Vaterland — ich ſehe die Felſen-Seelen
Jener furchtbar'n Katten in Schlachtreih'n, höre
Hochgeſang der Barden, von Donnerbergen
Flammen- veranziehn.
Horch! wie dröhnts durch Hadrians Lager aufwärts!
Ueberdeckt mit Varums Heldentritten
Iſt die Heerſtraß', und in der Saalburg wachen
Römergeſchoſſ' auf.
Sieh, der Aar ſteigt wieder von Druſus Grabſtein
Hin zur mild ausſtrahlenden Sonne; ſeht, ſie
Grüßt der Bergeſtirn' Höh'n und des Odenwaldes,
Und die Vogeſen;
Küßt des Rheingaus Reben, die Siebenberge,
Sie umglüht Helveziens Felſenſcheitel,
Schwimmt im ſtolzherwallenden Rhein und ſinkt in
Lachende Thäler.
Nah dem Himmel athmen wir ſeinen Aether,
Trauten Freunde! Quillet die Landluſt nicht aus
Dieſen Höhn? Harmoniſch ertönt im Eichwald
Hirtengeläute.
Hört die Peitſch' in ſauſende Klüfte ſchallen,
Hört der Hirten Flötengeſang, Getön der
Hörner und Schallmeyen von Thal zu Thal uns
Feſtlich begleiten! —
Taunus! der du Fluren des Vaterlandes
Liebend mit heſperiſcher Anmuth ſchmückeſt!
Schaff uns, wenn wir Erdegetümmel fliehen,
Freuden des Himmels.

Gerning.

VII.

VII.

Kunſtnachrichten.

Vergleichung zwiſchen Rafael, Correggio und Tizian *).

I.

Düſſeldorf, den 15. April 99.

Durch Hrn. B. wiſſen Sie, daß ich in ſeiner und meines Sohnes Geſellſchaft im Herbſt des vergangenen Jahres eine Kunſtreiſe nach Paris unternahm. Durch einen unſerer dortigen Freunde kamen wir mit dem Hrn. Millin in Bekanntſchaft. — Wir haben während unſers dortigen dreimonatlichen Aufenthalts ſehr viele köſtliche Augenblicke in ſeiner Geſellſchaft zugebracht; und da er als Verehrer der Antike allgemein geachtet iſt, durch ihn auch manche intereſſante Bekanntſchaft gewonnen.

Ihnen iſt bekannt, daß er als Aufſeher und

*) Wir danken dem würdigen Verfaſſer dieſes Briefs für die Erlaubniß, einen Auszug daraus bekannt machen zu dürfen. Wer wollte nicht gern einem Langer, deſſen reinem Kunſtſinn längſt jeder Kenner ſeine Hochachtung ſchenkte, über die größten Meiſter ſein Urtheil fällen hören!

Conservateur des Antiquités in der Nazional-Bibliothek, einem Gebäude von sehr großem Umfange, wohnt, wo die geschnittenen Steine, die Münzen, die etruriſchen Gefäße, die Kupferſtichſammlung, und mehrere Merkwürdigkeiten verwahrt werden. —

Dieſer Mann verbindet mit vieler Gelehrſamkeit einen richtigen Geſchmack für die Kunſt, und eben ſo viel Güte und Humanität. Er hat es ſich zur Pflicht gemacht, jedem Wißbegierigen, Einheimiſchen und Fremden den Weg zu Kenntniſſen zu erleichtern, und dem letztern Paris ſo viel als möglich angenehm zu machen. In ſeiner Wohnung verſammelt ſich in jeder Dekade einmal des Abends um 6 Uhr eine Geſellſchaft der intereſſanteſten Perſonen von Gelehrten, Künſtlern, ſowohl Franzoſen als Fremden.

Hier exekutiren alsdann Muſiker und Muſikliebhaber die vorzüglichſten muſikaliſchen Produkte; hier findet man eine Tafel, belegt mit dem Neueſten aus der ſchönen, einheimiſchen ſowohl als auswärtigen, vorzüglich der teutſchen Literatur. Für den Geſchmack eines jeden iſt geſorgt; Fröhlichkeit und Ernſt wechſeln mit einander ab, und geben dem Ganzen ein reizendes Intereſſe, und hier wird vielleicht die geſellſchaftliche Urbanität, welche ſonſt die Franzoſen ſo ſehr vor andern Nazionen auszeichnete, und die ſich während der Revoluzion ſo ſchnell verlohr,

lohr, noch unterhalten. — Die Gesellschaft geht erst nach Mitternacht froh und zufrieden aus einander. Mit den in Paris sich befindenden, sowohl alten, als neuerlich dahingebrachten Kunst-Produkten sind Sie zu bekannt, als daß ich Ihnen etwas Neues darüber zu sagen im Stande wäre; indessen ist vielleicht Folgendes Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth. Sie wissen daß die Werke der drei ersten und größten Maler der ältern Zeit, die eines Rafael, Coreggio und Tizian, von allen gleichzeitigen sowohl als spätern Künstlern und Kennern allgemein als die ersten unerreichbaren Produkte neuerer Kunst angesehen worden; und doch herrscht in der, einem jeden eigenthümlichen Art die Gegenstände zu behandeln eine so große Verschiedenheit. Es ist also nichts natürlicher als der Wunsch das Vorzüglichste, was ein jeder dieser Künstler vor dem andern voraus hat, sich eigen zu machen, und so alle Vorzüge eines jeden mit einander zu verbinden. — Ich gestehe Ihnen, daß ich zwar die Ausführbarkeit dieses Gedankens ehemals für möglich hielt, in den spätern Zeiten aber immer mehr und mehr an der Möglichkeit ein solches Ideal darzustellen, zweifelte. Indessen erregte dieser Gedanke immer den Wunsch in mir, einmal die höchsten Meisterwerke der Malerei neben einander in der Nähe zu sehen, und mit einander vergleichen zu können. Ein Wunsch dessen Erfüllung sich bis jetzt bekanntermaßen große Schwierigkeiten entgegen stellten, weil diese Sachen in vielen Sammlungen zer-

ſtreut waren. Glücklicher Weiſe bot ſich mir die Gelegenheit in Paris von ſelbſt dar, indem die dahin gebrachten Meiſterwerke noch keinen eigentlichen Ort der Beſtimmung hatten, und im Muſeum noch ungeordnet beyſammen ſtanden. Ich erhielt bald die Erlaubniß, ſowohl die Bilder neben einander reihen, als dasjenige was ich wollte, durchzeichnen zu können. — Von den vorzüglichſten Sachen, die ich hier beiſammen fand, ſtellte ich die ſchönſten Gemählde von Rafael, Coreggio und Tizian in der möglichſt vollkommenſten Beleuchtung neben einander. Eine Beſchreibung des Eindrucks, des mich überſtrömenden Gefühls, beim erſten Anblick des Vollkommenſten, was die Mahlerei je hervorgebracht hat, und eine ausführliche Darſtellung dieſer Gemählde ſelbſt durch Worte, erwarten Sie hier, mein Freund, keineswegs. Andere, und zwar die beſten Künſtler und die feinſten Kenner haben bereits von dieſer Seite alles, was ſich darüber ſagen läßt, erſchöpft. Mein Vorſatz iſt blos Ihnen das Reſultat meiner Anſichten über das Karakteriſtiſche eines jeden dieſer Meiſter in Folgendem mitzutheilen.

Rafael ſtrebte nach ſchöner Form und Ausdruck. Er nähert ſich durch ſeine ſtille Erhabenheit dem Stile der Alten; ſeine Figuren handeln ohne Anmaßung, und erhalten dadurch Größe und Majeſtät. Gekünſtelte Verkürzungen und Wendungen findet man bey ihm ſelten, aber ſehr häufig eine

gerade

hätte. Ich hatte aus unſern Feinden, Freunde, und aus unſichern Unterthanen, zuverläßige Bundesgenoſſen gemacht, deren Treu deſto weniger zweifelhaft ſeyn mußte, da ich ihre Sicherheit und ihren Wolſtand durch unzertrennliche Bande mit dem Intereſſe von Athen verknüpft hatte; ich hatte, des gemeinen Schazes zu ſchonen, mein eignes Vermögen zugeſezt, und durch mehr als hundert ausgerüſtete Galeeren, die ich von dem guten Willen der wieder beruhigten Inſulaner erhalten, unſrer Seemacht eine anſehnliche Verſtärkung gegeben; ich hatte das Anſehen der Athenienſer befeſtiget, ihre Neider abgeſchrekt, und ihrer Handlung einen Ruheſtand verſchaft, deſſen Fortdauer nunmehr, wenigſtens auf lange Zeiten, von ihrem eigenen Betragen abhieng. Das Vergnügen, welches ſich über mein Gemüth ausbreitete, wenn ich alle dieſe Vortheile meiner Verrichtung überdachte, war ſo lebhaft, daß ich über alle andere Belohnungen, auſſer dem Beyfall und Zutrauen meiner Mitbürger, weit hinaus ſah: Aber die Athenienſer waren, in dem erſten Anſtoß ihrer Erkenntlichkeit, keine Leute, welche Maaß halten konnten. Ich wurde im Triumph eingehohlt, und mit allen Arten der Ehrenbezeugungen in die Wette überhäuft; die Bildhauer mußten ſich Tag und Nacht an meinen Statuen müde arbeiten; alle Tempel, alle öffentlichen Pläze und Hallen wurden mit Denkmälern meines Ruhms ausgeziert; und diejenige, welche in der Folge mit der gröſſeſten Heftigkeit an meinem Verderben arbeiteten, waren izt die eifrigſten, übermäßi-

ge

gerade Richtung der Figuren, ſelbſt in der Bewegung der Glieder, welches ſo mächtig auf den Zuſchauer wirkt. Er wußte dieſe ſo karakteriſtiſch zu ſtellen, daß ſogar im Wurf der Gewänder, die auch ganz im antiken Stile ſind, und ſelbſt in den Falten derſelben, die nämliche Bedeutung, das nämliche Gefühl, die nämliche Angemeſſenheit des Karakters und der Handlung wie in der Figur ſelbſt herrſcht. Die Formen dieſer Falten ſind langgezogen, und laſſen den Körper, ja oft die Muskeln der Gliedmaßen durchſcheinen. Dieſes Bedeutungsvolle der Falten macht aber indeſſen daß ſie nicht ſo lieblich und ruhig dem Auge ſind, als die von Coreggio, wovon ich die Urſache weiter unten angeben werde. In Rafaels Köpfen herrſcht mehr und weniger, nachdem es der Gegenſtand erfordert, bey einer ſehr richtigen und beſtimmten Zeichnung das Verhältniß der alten Kunſt. Seine ſchönſten Köpfe haben ein ſchönes Oval; ſeine Stirnen ſind flach und bedeutend; die Naſen gerade und fein proporzionirt; die Augen und Augenbraunen haben eine ſanft gewölbte Form. Den Mund zeichnete er nicht zu groß, aber beſtimmt und fein; die Wangen, das Kinn, und die übrigen Theile des Geſichtes ſanft, ohne ſtarke Ein- und Ausbiegungen mit einander verbunden. Durch das Karakteriſtiſche und Sprechende werden ſeine Formen ſehr beſtimmt und winklicht, haben weniger Sanftheit und Ründe, und ſind daher nicht ſo

geeig-

geeignet, jene ſchöne und liebliche Tinten von Reflexen und Halbſchatten, und die großen Maſſen von Licht und Schatten, welche Coreggio's Bildern eigen ſind, aufzunehmen.

Coreggio ging einen ganz entgegen geſetzten Weg. Unbekümmert um jene erhabene Größe, welche die Seele von Rafaels Meiſterwerken iſt; unbekümmert um jene Bedeutung und Karakteriſtik der Formen — um jene erhabene Ruhe, um das genaue Ebenmaß der Alten, um Richtigkeit in der Zeichnung, ſuchte er nur, ſowohl in der Stellung, als im Ausdruck der Farbe, und durch die liebliche Magie derſelben und ihren ſanften Schimmer zu gefallen. Daher in ſeinen Figuren und ihren Gliedern etwas Geſuchtes; und durch gleichſam übertriebene Grazie (wenn ich es ſo nennen darf) etwas Affektirtes. Die Verkürzungen die Rafael ſo ſehr vermied, ſuchte dieſer allenthalben anzubringen, und man ſieht bey ihm faſt keinen Kopf, der nicht auf die eine oder andere Art etwas verkürzt wäre. Da dieſer Maler, um ſeinen Zweck zu erreichen, es mehr in großen Maſſen ſuchen mußte, ſo wird auch ſein Faltenwurf flach, groß und breit. —

Dieſes macht, daß dieſe Flächen auch wieder große Maſſen von Licht und Schatten, von halben Tinten und Reflexen aufnehmen können, wodurch das Auge ſanft und ruhig von einer Stelle

zur

zur andern gleitet, ohne ſich von ſcharfen Ecken, Winkeln und tief einſchneidenden Falten aufgehalten zu fühlen. — Hierauf ſind auch ſeine Köpfe und übrigen Glieder berechnet. Die Köpfe und die Stirnen ſind rund, die Naſen breit, die Augen und Augenbraunen groß, rund, und in die Höhe gezogen; das Kinn iſt ebenfalls rund, und die Wangen ſteigen ründlich herauf; und ſo verhält es ſich mit allen übrigen Theilen. Durch dieſe großen Maſſen bey Coreggio treten die erhabenen Theile mehr hervor, indeß die Abweichungen tiefer werden, wobei denn dieſe ſchönen Tinten, die Reflexe und Halbſchatten, welche dieſes Meiſters Bilder ſo zauberiſch ſchön und lieblich machen, ſich ſo leicht anbringen laſſen. Dieſes konnte bey Rafaels korrekten Formen nicht in dem Grade Statt finden. —

Tizian iſt weder in der Zeichnung noch in der Zuſammenſetzung und Grazie als muſterhaft anzuſehen. Getreuer Nachahmer der Natur, wie er ſie fand, erreichte er ſeine größten Vorzüge im Kolorit, worinn er es allen Malern zuvor that. Jedem Weſen ſeine eigenthümliche Farbe zu geben iſt das höchſte Verdienſt dieſes Künſtlers. In manchen Theilen der Kunſt nähert er ſich indeß bald dem einen bald dem andern Meiſter. Seine Kinder ſind vortreflich. —

Jetzt urtheilen Sie, ob bei so entgegengesetzten Eigenschaften, und bei so entgegengesetzten Mitteln, deren sich jeder dieser großen Meister auf seine Weise bediente, um das, was sie geleistet haben, hervor zu bringen, ob sage ich, diese Mittel zu vereinigen sind, um das höchste Ideal der Fantasie zu realisiren? Wer mit der Kunst vertrauter geworden, wird gewiß dies unbedingt nicht für möglich halten. Verschiedene Versuche großer Maler haben bewiesen, wie viel von der einen oder andern Seite verloren gegangen ist, und mit den Gränzen der Kunst und ihren Mitteln noch unbekannte junge Künstler, welche mit dieser Idee an's Werk gingen, haben die nachtheiligen Folgen nur zu sehr erfahren. —

Langer.

2.

John Flaxman.

(Auszug aus einem Briefe.)

Kennen Sie die Umrisse von John Flaxman? — Ich war Zeuge ihrer Entstehung. Es ist alles mit wenig Worten abgethan, wenn ich Ihnen sage: sie haben neuerlich einen ihrer ganz würdigen Lobredner gefunden. Dieser John Flaxman hat zu meiner Zeit in Rom eines der ungeheuersten Werke in Bildhauerey, die jemals gesehen worden, ausgehen lassen. Es stellt den rasenden Athamas vor, der

der eben den Learchus ſchwingt, um ihn an den Felſen zu zerſchmettern. Die Juno folgt ihm, den Melicertes in ihrem Arm, und ſcheint den Athamas abhalten zu wollen. Lord Briſtol, wie er das Modell davon in Gyps ſah, war davon ſo enchantirt, daß er es dem Künſtler im ſchönſten Marmor über Lebensgröße ausführen ließ. Die Karakteriſtik im kurzen iſt folgende: Athamas Stellung und Körper iſt nach dem barbariſchen Fürſten geformt, der unter dem Nahmen Pätus bekannt iſt; den Kopf dazu nahm er aber von der bekannten Büſte des alten Bacchus, die unter dem Namen Mithridates geht, ehedem im Pallaſt Farneſe, jetzt in Neapel — doch ſo, daß dieſer Kopf dort in der abſurdeſten Karrikatur von Raſerey erſcheint. Learchus iſt nach den Berniniſchen Engeln — die, wie Sie wiſſen, alle vom Wind aufgeblaſen ſind — geformt. Die Juno, deren Figur und fliegende Fetzen geſpenſterartig gebildet ſind, hat den Kopf von einer Tochter der Niobe; und Melicertes iſt unter ihrem Arme wie ein Schwamm zuſammen gedrückt. — Kurz, mit dieſem Monſtrum horrendum, ingens iſt nur das letztere Werk von dem berühmten Canova, nemlich der raſende Herkules, der den Lichas ins Meer ſchleudert, zu vergleichen. — Ein ſolcher Dädalus iſt John Flaxman, der ſeine Kunſtfantaſie nach dem Londner Füßly gebildet hat, eben ſo wenig zeichnen kann wie jener, und nun ohne das mindeſte Urtheil das heterogeneſie Zeug von den älteſten und neueſten

Wer-

Werken zuſammenſtiehlt, das er dann nach einer ſchlechten Verdauung in eigener Kompoſizion dem Publio wieder Polyfemusartig zurück giebt *). — Wir nannten dieſen Künſtler, um ihn unter uns zu bezeichnen, den raſenden Athamas, oder auch Pſeudoſidias, oder den Therſites der griechiſchen Kunſt. — Letzteres nicht ſowohl, weil er ſelbſt eine wahre Therſites-Figur hatte, ſondern weil alles was er geſtohlen hatte, unter ſeinen Händen ſo entſetzlich verkrüppelt wieder erſchien. — Dieß iſt der Heros, dem jetzt Hekatomben von Brüdern in der Kunſt, Hogarth, Chodowiecki, und wie das Geſindel ſonſt heißt, das jetzt — ſo ſagt man — unſere Gedichte, Romane und Almanache beſchmitzt, geſchlachtet werden; dies der Heiland, den uns der neue Apoſtel des Geſchmacks verkündigt. — Solche Ungeheuer will man als griechiſchen Geiſt unter uns verpflanzen! —

---

*) — dem Schlund entſtürzten gewaltſam
Stücke von Menſchenfleiſch, die der ſchnarchende Trunkenbold ausbrach.
Odyſſee XI. 374.

VIII.

Briefe über die Mythologie.*)

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Sie wollen, meine Freundin, daß ich Ihnen die Götter der Fabel geſchichtlich zeichnen ſoll, und ich gehorche gern;

Doch

*) Demouſtiers Briefe über die Mythologie an Emilien haben im Original durch den leichten Einſchlag von Empfindſamkeit, den der Verfaſſer ſehr gut in die Grundfäden des Alterthums zu verweben wußte, und durch die mit vieler Einſicht eingeſtreuten Gedichte etwas ſo anziehendes, daß es wohl nicht zu verwundern ſeyn konnte, wenn ſich zu gleicher Zeit viele Ueberſetzer dieſes Kunſtwerks auch bey uns ankündigten. In der That iſt die Konkurrenz auffallend ſtark geweſen. Doch ſind die Schwierigkeiten bey einer Uebertragung, die nicht bloß die Kehrſeite der Tapete mit den groben Fäden zeigen ſoll, größer, als ſich manche, die raſch zum Werke ſchritten, einbilden, und als ſichs am Ende überhaupt der Mühe verlohnen möchte. Der hier gegebene Verſuch dürfte wohl manchen andern von ähnlichen Beginnen zurückgeſchreckt haben, wenn er früher erſchienen wäre.

Doch laß mit meiner Rede ſtillen Gang
Die Poeſie ſanfttönend ſich vermengen.
Die Fabel hält ſich gern in ihrem Klang,
Und Liebe athmet freyer in Geſängen.

Nur die Geſchichte der vornehmern Gottheiten, die einen gewiſſen Ruhm erlangt haben, werde ich Ihnen ſchildern; denn es giebt noch eine Menge anderer, deren Namen wir ſogar nicht kennen; und gegen den Kalender der Alten iſt der unſrige nur Kleinigkeit.

Die Geſtirne waren bey den Alten der erſte Gegenſtand der Anbetung, und der Himmel iſt der älteſte der Götter. Später weihten ſie ihre Huldigung den Helden, wie Jupiter und Bacchus; den Tugenden unter dem Namen Minerva; den ſchönen Künſten und ihren Erfindern unter dem Bild Apollos und der Muſen; zuletzt den Thieren und Pflanzen, und dies bei folgender Veranlaſſung.

Als gegen Zeus einſt die Titanen ſich verſchworen,
Und ſeinen Himmel ſtolz dem Untergang geweiht,
Bezeichnete die wildſte Furchtbarkeit
Die Helden, die ſie ſich zum Führer auserkohren.
Der Eine nimmt den Himmel ſich zum Ziel,
Und ſchleudert ungeheure Felſenmaſſen
Hinauf mit furchtbar leichtem Spiel'
Indeß ein Andrer wild, den Donnergott zu faſſen,
Mit hundert ſtarken Armen aufwärts reicht,
Und grauſend jener, halb nur Menſch, halb Schlange,

Mit

Mit ſeinem Schweiſe auf der Erde ſchleicht,
Die bebend unter ſeinen Schlägen keucht,
Indeß ſein Haupt mit muthentbrannter Wange
Bis an des Donnergottes Wohnung reicht.

Beym Anblick dieſer liebenswürdigen Helden fielen alle Göttinnen in Ohnmacht, und die Götter, anſtatt ihnen beyzuſtehen, ſchlichen ſich geſchickt davon, und eilten, ſich in Egypten zu verbergen. Dort verſteckten ſie ſich, damit die Titanen ſie nicht wieder erkennen mochten, in allerley Geſtalten —

Die wurden Krokodille, jene Ratten,
Die bargen ſich in Kohl, in Küchenkräuter,
In Bäume, Blumen, Fiſche und ſo weiter.
Auf Hain und Matten
Sieht der Egypter nun in demuthsvollem Wahn
All überall von Göttern ſich umfah'n.
Er glaubt im Grund des Nils die Himmliſchen zu finden,
Sieht ſie als Thiere ſich durch ſeine Felder winden,
Sich in des Obſtbaums Sproſſen hüllen,
Und jährlich ſeine Küchengärten füllen.

Die Anzahl der Götter ward auf dieſe Art bald auf der Erde gröſſer, als im Olymp, und um unter dieſes Gewühl von Gottheiten nur einige Ordnung zu bringen, wurden ſie in vier Klaſſen abgetheilt. Die erſte Klaſſe beſtand aus den obern Gottheiten; die zweyte aus den untern; in die dritte waren die Halbgötter, und in der vierten die klei-

nen Volksgottheiten, die den himmliſchen Pöbel ausmachen.

Die Zahl der Gottheiten der erſten Klaſſe iſt zwanzig. Eilf von ihnen hatte Jupiter zu ſeinem geheimen Rath gewählt, der auf folgende Art gehalten wurde:

Auf ſeinem hohen Götterthron
Eröffnet Zeus mit feyerlichem Ton,
Nachdem er dreymal ſich geräuspert hat,
Zuerſt die Sitzung; und mit Worten, ſchön und wohlerdacht,
Erzählt er den Bericht, den ihm Apoll gemacht
(Ihm dient Apoll an Sekretaires Statt).
Herauf Frau Juno, wie ſie's pflegt,
Mit bitterſüßem Ton ihn widerlegt.
Neptun die Gattin zu verſöhnen ſtrebt,
Und Mutter Veſta ſanft die Stimm' erhebt,
Um ihre Meinung ſorglich vorzubringen;
Doch Mars weiß ſchnell zum Schweigen ſie zu zwingen.
Mit Einem einz'gen Wort zerſchneidet
Er raſch die Sache, über die man ſtreitet.
Nun will Vulkan das Schweigen brechen;
Doch mit nachläßig holdem Ton
Verbietet Venus ihm zu ſprechen,
Schickt einen ſüßen Blick nach Jovis Thron,
Und drauf diktirt ſie den Beſchluß,
Den ihr Merkur aufs ſchnellſte ſchreiben muß,
Und den vorher ſie ſchon entworfen hatten:
Leis murrt Diane über die Debatten,

ge und zuvor nie erhörte Belohnungen vorzuſchlagen, welche das Volk in dem Feuer ſeiner ſchwärmeriſchen Zuneigung gutherziger Weiſe bewilligte, ohne daran zu denken, daß mir dieſe Ausſchweifungen ſeiner Hochachtung in kurzem von ihm ſelbſt zu eben ſo vielen Verbrechen gemacht werden würden.

Da ich ſahe, daß alle meine Beſcheidenheit nicht zureichend war, dem überflieſſenden Strom der popularen Dankbarkeit Einhalt zu thun; ſo glaubte ich am beſten zu thun, wenn ich mich eine Zeitlang von Athen entfernte, und bis die Athenienſiſche Lebhaftigkeit durch irgend eine neue Comödie, einen fremden Gaukler, oder eine friſch angekommene Tänzerin einen andern Schwung bekommen haben würde, auf meinem Landgut zu Corinth in Geſellſchaft der Muſen und Grazien einer Muſſe zu genieſſen, welche ich durch die Arbeiten eines ganzen Jahres verdient zu haben glaubte. Ich dachte wenig daran, daß ich in einer Stadt, deren Liebling ich zu ſeyn ſchien, Feinde habe, die indeſſen, daß ich mich mit aller Sorgloſigkeit der Unſchuld den Vergnügungen des Landlebens, und der geſelligen Freyheit überließ, einen eben ſo boshaften als wolausgeſonnenen Plan zu meinem Untergang anzulegen beſchäftiget ſeyen.

Alles, womit ich mir bey der ſchärfſten Prüfung meines öffentlichen und Privatlebens in Athen, bewußt bin, mein Unglük, wo nicht verdient, doch befördert

Indeß vor ungeduld'gem Muth
In Ceres Angeſicht ſich hohe Glut verbreitet,
Und Pallas mit verbiß'ner Wuth
Sich für die meiſten Stimmen ſchnell entſcheidet.

Die übrigen Gottheiten der erſten Klaſſe, das Schickſal, Saturn, Genius, Pluto, Bacchus, Amor Cybele und Proſerpina, waren von dem Götterrathe ausgeſchloſſen; aus Gründen, die vortreflich ſeyn müſſen, weil Jupiter keine andern als ſolche haben konnte. Cybele und Proſerpina behaupten jedoch an Juno's Hofe den erſten Rang. Nur hat ſich bey ihr Niemand einer großen Gunſt zu erfreuen; denn die Königinn hat einen hohen, unzugänglichen Sinn, und ſoll ſogar gegen die gute Veſta, ihre Großmutter, oft alle ſchuldige Rückſicht aus den Augen ſetzen. Von dieſer will ich Ihnen bald mehr ſagen; doch darf es Sie nicht befremden, wenn Sie in meiner Erzählung auf manche Inkonſequenz ſtoßen; mein Gegenſtand faßt deren allzu viel in ſich. Die Fabel gleicht mancher liebenswürdigen Frau, deren Witz nie anziehender iſt, als wenn er auf Koſten des geſunden Menſchenſinnes glänzt. Und überdies —

Für dich zu ſchreiben — dies Gefühl
Läßt ſchwerlich meine Arbeit wohlgelingen;
Es wird das Herz, des Geiſtes freyes Spiel,
Den Geiſt, die Feder in Verwirrung bringen.

Ich verſprach Ihnen Inkonſequenzen, und will ſogleich mein Wort halten.

Die ſchon erwähnte Mutter Veſta heurathete im erſten Jahre der Welt den Himmel, und zeugte mit ihm Titan und Saturn.

Dieſe ältere Veſta iſt die nehmliche wie Cybele, und Cybele iſt mit der Erde eins. Nach zwanzig Jahren heurathete Saturn die Rhea; dieſe iſt nur Eine Perſon mit Cybele, welche wiederum die Erde bedeutet, die, wie man ſagt, mit Veſta Eins iſt.

Um dieſes große Räthſel zu löſen,

Will ich als Genealogiſt,
Mit Feinheit, Tiefe, Klarheit,
Wie dieſen Herren eigen iſt,
Enthüllen dir die Wahrheit;
Das heißt, der Fabelwelt getreu,
In ihrem Sinn verfahren,
Und Weſen, die ich brauche, neu
Erſchaffen, die nie waren.

Veſta, die als Gebieterin der Erde den Zunahmen Cybele erhalten hatte, gab die Erde dem Saturn bey ſeiner Heyrath mit der Rhea als Mitgift. Rhea mußte nun ganz natürlich bey ihrer Verheurathung, als neue Gebieterinn der Erde, den Nahmen Cybele annehmen. Sie ward aus dieſem Grunde oft mit ihrer Schwiegermutter Veſta verwechſelt; denn dieſe behielt ſich noch immer den Titel und die Ehrens

kenbezeugungen vor, ob ſie gleich die Erde ſelbſt an ihren Sohn abgetreten hatte. Beyde wurden faſt auf dieſelbe Weiſe verehrt; doch wurden ſie verſchieden dargeſtellt.

Die alte Cybele voll feyerlicher Würde,
Behauptet ſtets mit kalter Strenge
Großmütterlichen Ernſt; die Bürde
Von Kapitälern, Thürmen eine Menge,
Ziert ihre Stirn, indeß die Hand
Die Schlüſſel alter Burgen feſt umſpannt.
Weit lieblicher, mit ewig friſchen Reizen,
Durchirrt, von einem ſtolzen Löwenpaar gezogen,
Den Jahreszeiten und der Liebe leicht umflogen,
Die junge Cybele ihr Reich. Es geizen
Nach ihrem Blick in fröhlichem Getümmel
Die Nymfen um ſie her; ein ewig heitrer Himmel
Lacht dieſer holden Gottheit auf der Reiſe zu,
Und hingebannt in ew'ge Ruh,
Ruh'n gern die ungeſtümen Winde ihr zur Seiten.
Für ihre Königinn bereiten
Pomona, Ceres, Flora einen Blumenkranz,
Indeſſen Zefirus im leichten Lenz
Mit loſem Hauch den Buſen halb enthüllt,
Der das Geſchlecht der Menſchen nährend ſtillt.

Die junge Cybele gebar eine kleine Göttin, die von ihrer Großmutter unſinnig geliebt wurde. Sie beſtand darauf, ſie nach ſich zu nennen, und die Gatten gaben, aus Rückſicht für ſie, ihre Einwilligung.

Alſo noch eine Veſta. Dieſe war die Göttin des Feuers und der Keuſchheit. In Rom ward in ihrem Tempel eine unſterbliche Flamme unterhalten, und wenn ſie unglücklicher Weiſe erloſch, wurden von dem ganzen Volke Büßungen und Opfer dargebracht. Nur die Strahlen der Sonne konnten ſie wieder anzünden. Die Sorge ihrer Unterhaltung ward den Veſtalinnen anvertraut. Dieſe Prieſterinnen legten das Gelübde ewiger Keuſchheit ab.

Doch fühlt der Jungfrau'n jugendlich Gemüth,
Das in der ſchönen Zeit, wo alles reizt und liebt,
Auf ewig ſich des hehren Glücks begiebt,
Wenn unter ihrer Hand das heilge Feuer ſprüht,
Von ſeinen Funken oft ſich wunderbar durchglüht.

Doch ach! wehe der Armen, die ihr Gelübde verletzte! Sie mußte die ſchrecklichſte Qual erdulten; ſie wurde lebendig begraben!

Es ſahn, von ihrer Schönheit hohen Reiz durchdrungen,
Erſtaunt die Henker ſelbſt zum Mitleid ſich gezwungen;
Die Richter ſchauderten; entſetzt belauſcht die Menge
Das lange Klaggeſchrei der Opfer kalter Strenge. —
Warum, ihr Götter — iſt Vergehn der Liebe Luſt —
Schuft grauſam ihr ein Herz in ihre Bruſt?

Für heute nichts mehr, holde Emilie; das Bild der armen Veſtalinnen hat meine Seele ganz zur Trauer geſtimmt.

Es ſehnt nach freyen Träumen ſich das Herz.
Könnt' ich mit dir der ſtillen Trauer leben,
Ich würde für ein Jahr voll lauten Scherz,
Nicht einen Tag der ſüßen Schwermuth geben.

IX.

Trauergeſang
für die erſchlagenen Schweizer.

(Im Herbſt 1798.)

Chor der Weiber und Jungfrauen.

Heilige Schaar!
Auf der Freyheit Altar,
Mit Eichen umkränzt,
Und vom Nachruhm umglänzt,
Brachteſt du willig zum Opfer dich dar!

Mutter und Braut!
Seufzet tief, klaget laut!
Euer Jammergeſchrey
Ruft die Rache herbey,
Die von Alpen herab auf das Schlachtfeld ſchaut!

Schwebt ſie heran
Auf der eiſigen Bahn?
In des Eisberges Nacht,
Wo der Gletſcherſtrom kracht.
Schließt den Bund gegen Mordluſt und Frechheit und Wahn!

Felſenfeſt ſey
Und geheiligt und treu
Der erneuerte Bund
In des Alpenthals Grund!
Denn nur Eintracht, und Wahrheit, und Treue macht frey.

Chor der Greiſe und Matronen.

Thränen ſtrömen wo ihr ruht,
Edelſte der Alpenſöhne;
Ach, daß euer Herzensblut
Hoher Schatten Zorn verſöhne!

Palmen keimten oft empor,
Wo die Vorzeit Thränen ſä'te;
Wo der Trauerweide Flor
Heldengrüfte leiſ umwehte!

Fr. Brun geb. Münter.

X.

Auszüge aus Briefen.

1.

London den 18. Aug. 99.

So eben komme ich aus Sir Joſef Banks Bibliothek, die jedem, der dort einmal eingeführt iſt, mit ächt brittiſcher Großmuth zu jeder Zeit, wo es ſchicklich iſt, offen ſteht; und da zeigte mir der brave Dryander ein ganz friſch aus der Preſſe gekommenes, noch nicht einmal ausgegebenes Werk voll wahrer engliſcher Pracht. Es heißt Pantographia, und beſteht aus einem prächtig gedruckten Band im größten Oktav, der nichts als Schriftproben aller bis jetzt bekannt gewordenen Alfabete und Schriftzüge aller Länder mit ganz neu dazu gegoſſenen Typen, nebſt einer Erklärung und Bezeichnung der Ausſprache nach dem Engliſchen enthält. Einer der kunſtreichſten Schriftgießer in der ganz eigentlich davon benannten Londner Straße, Type-ſtreet, Edmund Fry, hat dies merkwürdige Unternehmen durch Unterſtützung des groſſen Sprachenſammlers Marsden und des Ritters Banks ausgeführt. Letzterem iſt daher das Werk auch dedicirt, das freylich 2 Guineen koſtet, aber doch in keiner Bibliothek, die auf eine vollſtändige Urkundenſammlung zur Geſchichte der Typografie Anſpruch macht, fehlen darf. Dryander hatte zu

gleicher Zeit einen Abdruck des ſtenegrafiſchen Laſontaine aus Paris erhalten. Wie verſchieden äußert ſich doch auch hierin der Kunſtfleiß beider Nazionen!

Glauben Sie nicht, daß durch Dallby's Abtritt die großen trigonometriſchen Meſſungen der brittiſchen Inſeln unter Kapitain Mudge ins Stocken gerathen ſeyen. An Dallby's Stelle iſt Woolcut, ein rühmlich bekannter Feldmeſſer aus Devonſhire, getreten. Die Meſſungen gehen treflich von ſtatten. Gardner, ein Ingenieuroffizier aus dem Tower, folgt dem Kapitain Mudge überall mit ſeinem tragbaren Theodolit, um die genaue Lage jeder Kirche und jedes hervorſtehenden Gegenſtandes zu beſtimmen und die Plane mit einer bis jetzt kaum erhörten Genauigkeit auszufüllen. Schon ſind mehrere Plane der Art in den Händen des Artilleriedepartements (Board of Ordonance) das ſie zum Gebrauch des ganzen Publikums ſtechen und bekannt machen laſſen wird. Allerdings wäre die Sache nicht ſo ſchnell betrieben worden, wenn die Herren jenſeits nicht ſo viel Ernſt in ihren Meſſungen bewieſen hätten. Aber ſo heißt es auch hier, wie im alten engliſchen Sprüchwort: a bad neighbour makes an early flirrer.

Der berühmte Sonderling Monbodbo hat in ſeinem Leben nichts nur zur Hälfte gethan, und ſo iſt er auch nicht eher zu ſeinen Vätern verſammlet worden, bevor nicht alle ſeine zum Theil gewiß der Aufmerkſamkeit ſehr würdigen Ideen über die Filoſofen der alten Welt ausgeſponnen waren. Der letzte und 6te

Theil

Theil ſeiner Ancients Metaphyſicks or the Science of the Universe iſt noch kurz vor ſeinem Tode erſchienen (in 4. koſtet 15 Sh.). Verdiente irgend ein Werk eine koncentrirten Ueberſetzung mit Weglaſſung alles Bekannten und Aushebung des bloß dem ſchottiſchen Denker Eigenthümlichen, ſo iſt es dieß Syſtem der alten Metaſyſik.

Ouſely's Oriental Collections gehen nun uns unterbrochen von 3 Monaten zu 3 Monaten fort. Der Mann ſoll zu mehrern Bänden Materialien, vorzüglich aus Kalkutta und Aleppo, erhalten haben, und die ſubſtanziellen Nabobs kaufen, ohne es zu verſtehen. Eben iſt das dritte Stück des zweyten Bandes erſchienen. Von eben dieſem Major Ouſely haben wir einen Abriß der alten perſiſchen Geſchichte zu erwarten, die er aus der Handſchrift des Iben Ara überſetzt hat.

Es hat jemand hier in einem öffentlichen Blatte die Bemerkung gemacht, daß alles was ſich Göthe, Schiller und Kotzebue je in Teutſchland mit ihren dramatiſchen Arbeiten verdient hätten, bey weitem noch nicht ſo viel betrage, als Sheridan durch ſeinen einzigen aus Kotzebue's Stücken zuſammengeflickten Pizarro gewonnen habe. Darüber höre ich nun viel gloſſiren, und die teutſche Hungerleiderey mit dem engliſchen Ueberfluß vergleichen. Von Göthen iſt auch neuerlich viel in einer Schrift die Rede, welche den Titel führt: The obſervations of Newton concerning

the

the Inflections of light: accompanied by other observations differing from his, and appearing to lead to a change of his Theory of light and colours. (in 8. mit Kupf. 4 Sh.)

2.

Paris, den 6. Aug. 99.

Ich habe eben während eines kurzen Aufenthalts auf dem Lande an den mahlerischen Ufern der Seine zu Croissy, die ihr edler Besitzer, der Bürger Chanoris er, mit so viel Geschmack in einen Lustgarten der Natur umzuschaffen wußte, Sonnini's Reisen durch Ober- und Unterägypten durchgeblättert und mich nur halb befriedigt gefunden, so groß auch meine Erwartung durch einige pomphafte Ankündigungen desselben gewesen war. Der Verfasser war unter dem ehemaligen Gouvernement als Ingenieur für die Marine angestellt, und hatte in dieser Funkzion Gelegenheit Aegypten kennen zu lernen. Man sieht es dem Buche an, daß es in mehrere Bände ausgesponnen und ein einträglicher Verlagsartikel werden sollte. Wären die 54 Kapitel, aus welchen das Ganze besteht, auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und hätte Sonnini uns das erzählt, was er selbst beglaubigen konnte, so würde diese Reise immer noch nach Volney, Savary und Maillet einen ehrenvollen Platz einnehmen können. So glaubt man oft den Vater Lukas, unglaubhaften Andenkens, zu hören, z. B. wo er von den Krokodilmenschen in Oberägypten erzählt. Auch der beigefügte Atlas

zu haben, iſt Unvorſichtigkeit, oder der Mangel an einer gewiſſen Republicaniſchen Klugheit, welche nur die Erfahrung geben kan. Ich lebte nach meinem Geſchmak, und nach meinem Herzen, weil ich gewiß wußte, daß beyde gut waren, ohne daran zu denken, daß man mir andre Abſichten bey meinen Handlungen andichten könne, als ich wirklich hatte. Ich lebte mit einer gewiſſen Pracht, weil ich das Schöne liebte, und Vermögen hatte; ich that jedermann gutes, weil ich meinem Herzen dadurch ein Vergnügen verſchafte, welches ich allen andern Freuden vorzog; ich beſchäftigte mich mit dem gemeinen Beſten der Republik, weil ich dazu gebohren war, weil ich eine Tüchtigkeit dazu in mir fühlte, und weil ich durch die Zuneigung meiner Mitbürger in den Stand geſezt zu werden hofte, meinem Vaterland und der Welt nüzlich zu ſeyn. Ich hatte keine andere Abſichten, und würde mir eher haben träumen laſſen, daß man mich beſchuldigen werde, nach der Crone des Königs von Perſien, als nach der Unterdrükung meines Vaterlands zu ſtreben. Da ich mir bewußt war niemands Haß verdient zu haben, ſo hielt ich einen jeden für meinen Freund, der ſich dafür ausgab, um ſo mehr, als kaum jemand in Athen war, dem ich nicht Dienſte geleiſtet hatte. Aus eben dieſem Grunde dachte ich gleich wenig daran, wie ich mir einen Anhang mache, als wie ich die geheimen Anſchläge von Feinden, welche mir unſichtbar waren, vereiteln wolle. Denn ich glaubte nicht, daß die Freymüthigkeit, womit ich, ohne Galle

las in 4 (das Werk ſelbſt iſt in 3 Oktavbänden) von 40 Kupfertafeln hat viel Ueberfluß und pure Wiederholung, aber auch einige wirklich neue Zeichnungen von Natur- und Kunſtgegenſtänden, die unter den Augen des Verfaſſers an Ort und Stelle ſehr genau gemacht wurden. Ich wünſche, daß dies Werk in Teutſchland einen ſachkundigen Epitomator finden möge. Ein mäßiger Band kann alles wirklich Gute und Neue umfaſſen *).

Ueber die Armuth unſerer neueſten Literatur überhaupt, die ſich faſt durchaus nur auf efemere Romane und theatraliſche Blätter beſchränkt, mußte man den Sekretair der Société philotechnique (unterſcheiden Sie dieſe Geſellſchaft ja von einer andern, die philomatique heißt, und ſich faſt ausſchließlich mit den höhern Wiſſenſchaften abgiebt) in der letzten Sitzung hören, der bey der Muſterung des letzten Vierteljahrs nur wenig fand, was ihm der Erwähnung würdig ſchien. Die Urſache liege am Tage. Les nouveaux riches n'ont que des richesses, les anciens riches n'ont que du gout. Bey weitem die meiſte Aufmerkſamkeit erregte in jener Sitzung der aus Aegyp-

*) Wirklich arbeitet auch ſchon ein Mann, der allen möglichen Beruf dazu hat, an einer ſolchen abgekürzten Ueberſetzung, die einen neuen Band des beliebten Reiſemagazins ausmachen wird, das bis jetzt unter J. R. Forſters Redaktion in der Voſſiſchen Handlung in Berlin erſchien.

gypten glücklich entkommene B. Norry, der heute den zweyten Theil ſeiner ägyptiſchen Reiſebeſchreibung vorlas. (Den erſten hatte er den 20 Floreal in der letzten Verſammlung geleſen) Wie glücklich man jeden preiſt, der jener halsbrechenden Unternehmung noch zur rechten Zeit entkommen iſt, beweiſt die in einigen Journalen von dieſer Vorleſung gegebene Notiz: Tous les yeux se portoient sur ce citoyen estimable comme sur l'enfant perdu et retrouvé. Dergleichen verlorne Söhne ſchickte alſo Frankreich unter dem vorigen Machthabern an 35000 auf gut Glück an den Nil! Norry hat die Wüſte von Theben und die Ruinen von Memfis geſehn und weiß alles dies gar angenehm vorzutragen. Dieſe Vorleſung iſt auch ſchon gedruckt und mit Kupfern verſehen bey Pougens zu kaufen. Wer den Sonnini überſetzen will, könnte aus Norrys Schrift das Brauchbarſte hier und da einſchieben.

Die artiſtiſche Preisfrage beim Inſtitut: welches war die Urſache der Vollkommenheit der alten Bildhauerkunſt, und wie gelangen wir zu dieſer Vollkommenheit? iſt zum zweitenmal aufgegeben worden. Alle, die ſie beantwortet hatten, waren nur auf den erſten Theil der Frage eingegangen. Nun wird aber mit Recht bemerkt, daß im Grunde die zweite Frage ſich ſchon aus der völligen Beantwortung der erſten auflöſe. Ueberhaupt wird mit allem dieſem Geſchreibe und äſthetiſchen Geſchwätze ſo viel als nichts ausgerichtet. Aber die

gro-

Als die groſſen Meiſter in Italien im 16. Jahrhunderte blüheten, hatte man nur ein kleines Werk von Leonardo da Vinci, und ſelbſt aus dieſem, ſagt Pouſſin, könnte man alles wahrhaft Brauchbare auf 4 Seiten mit groſſen Buchſtaben ſchreiben. Jetzt haben wir Bibliotheken voll Anweiſungen und Raiſonnemens, aber über allem Kunſtgeſchwätz keine Kunſt mehr.

3.

Ofen, den 16. July 99.

Es iſt bey der Kaiſerl. Königl. Statthalterei allhier ein Hofbefehl bekannt gemacht worden, des Inhalts: „daß die Auswanderung proteſtantiſcher Jünglinge (hauptſächlich Theologen) auf auswärtige Univerſitäten verboten ſeyn ſolle.“ — Es dürfte dies von Seite der Behörden und Proteſtantiſchen Stände ehrerbietige Vorſtellungen veranlaſſen, indem a) das neueſte Religionsgeſetz 26. 791. das Hinausgehen auf auswärtige Univerſitäten als eine Kardinalfreyheit der Proteſtanten ſankzionirt; b) der Genuß ſo vieler auswärts geſtifteten Stipendien zum Nachtheil der Aermeren aufhören würde; c) es an einem Surrogat fehlt, und die Proteſtanten zu arm ſind, auſſer den jetzigen Kirchen- und Schulkoſten, die ſie ohne alle Beyhülfe des Religions- und Studienfonds tragen, noch mehr beyzuſteuern; d) jenes Hinausgehen eigentlich keine Hinauswanderung iſt, weil der Revers wegen tichtiger Zurückkunft eingelegt wird; e) die Univerſitäten

ohnehin in monarchiſchen, der Ruhe des Friedens ſich erfreuenden Ländern, z. E. in Sachſen, Hannover, Heſſen liegen, und die ſchweizeriſchen und holländiſchen Lehranſtalten nicht beſucht werden dürfen. Die Beſuchung der Preußiſchen Univerſitäten iſt ſchon wegen des unterm vorigen König erfloſſenen ähnlichen Verbots titulo reciproci unterſagt. Wo könnte man aber beſſer, als in Göttingen, Leipzig, Jena, zur Achtung gegen vortrefliche Fürſten und zur Anhänglichkeit an die monarchiſche Regierungsform, angeführt werden, da notoriſch jene Regierungen wegen ihrer Weisheit, Milde und wegen des Schutzes der Wiſſenſchaften und Aufklärung, der Ruhe, des Friedens, des Segens ihrer Unterthanen, der Bewunderung des Auslandes genießen? f) Indem der Geſchmack zumal des Städtiſchen Publikums ſo verfeinert iſt, daß er durchaus Prediger erfordert, die ſich durch Reiſen und Nachahmung großer Kanzelredner zu Menſchenkennern, Männern von feinem Umgang, von Beredſamkeit und brauchbaren Kenntniſſen aller Art gebildet haben; g) das widrige Betragen Eines oder des andern von auswärtigen Akademien zurückkehrenden Kandidaten nicht auf Alle einen Schatten werfen kann; h) die Furcht vor theologiſcher Heterodoxie nur von jenen vorgewendet werden kann, die nicht wiſſen oder wiſſen wollen, daß der theologiſche Geiſt des Proteſtantismus ganz in den Worten Pauli enthalten ſey: „Prüfet alles, und das Gute behaltet"! Schlüßlich kommt noch zu bemerken, daß, (wie wir von andern belehrt, und durch Nachſchlagen überzeugt werden) die Siebenbürgiſchen

Ge-

Geſetze jenes Hinausgehen ſo ſicher auf alle Zeiten feſt ſtellen wollen, daß ſie jene verfluchen, die demſelben je Hinderniſſe in den Weg ſtellen würden.

4.

Riga, den 11. July. 99.

Nun iſt es entſchieden, daß nicht Mietau, ſondern Dörpat zum Sitz der Univerſität beſtimmt iſt. Eben wird mir die Ueberſetzung der kürzlich erſchienenen Senats-Ukaſe, die den Plan der Univerſität enthält, zugeſchickt; es thut mir leid, daß ich ſie Ihnen nicht ganz ſchicken, oder wenigſtens doch das merkwürdigſte auszeichnen kann. Indeſſen doch einiges. — Die Profeſſoren können wenig ſelbſtſtändig handeln und wirken, ſondern hängen von den Kuratoren ab. Es ſoll vier Fakultäten geben; bey der Theologiſchen werden 3 Profeſſores ordinarii und 1 Profeſſor extraordinarius; bey der Juriſtiſchen 4 Prof. ord.; bey der Mediciniſchen 6 Prof. ord. und bey der Filoſofiſchen 8 Prof. ord. angeſtellt, denen pünktlich vorgeſchrieben iſt, was ſie lehren ſollen und deren Gehalt auf 1500 Rubel in Banko-Aſſignaten (nach gegenwärtigem Kours etwas über 300 Dukaten) feſtgeſetzt iſt. — Die Privat-Vorleſungen werden beſonders von den Studirenden bezahlt und der Preis iſt gleichfalls vorgeſchrieben. Ein wichtiges Hinderniß des Fortſchreitens auf dieſer Univerſität, deren Fond auch noch nicht beſtimmt ausgemittelt iſt, möchte wohl der §. 100 obiger Ukaſe ſeyn,

namentlich: „Alle der Universität nothwendigen aus dem Aus'lande zu verschreibenden Bücher müssen vorher von der eingeführten Censur (nicht Universitäts-Censur) untersucht werden."

5.

Berlin, den 28. Aug. 99.

Unsere Bauakademie wird wirklich künftigen Oktober anfangen. Auch Hirt ist Mitglied derselben, und wird Vorlesungen über Theorie und Geschichte der Baukunst halten. Der angestellten Lehrer sind wohl sechszehn. Nach früheren Vorschlägen sollten derer nicht mehr als 6 seyn. Durch die Ueberzahl wird keine Vermehrung des Unterrichts (wohl eher das Gegentheil) bewirkt werden: aber man hatte nun einmal so viel Geld zu vertheilen, und so viele machten daran Ansprüche, daß endlich fast keiner etwas davon erhält, als diejenigen, die im eigentlichen Sinne nichts dabei thun. Zöllner las in der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften Beyträge zur neuesten Filosofie vor, die unter Kantianern und Nichtkantianern viel Aufmerksamkeit erweckte, weil er sonst ein entschiedener Kantianer war. Doch bestand das Wesentliche blos darin, daß er den Unfug rügte, den man mit dieser Filosofie treibe, der er doch übrigens die Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß sie wieder zum Nachdenken geweckt hätte. Besonders klagte er über die Verwirrung der Sprache, womit uns

uns die herrſchende Terminologie dieſer Lehre; deren Neuheit er übrigens ſelbſt zu bezweifeln ſchien, von allen Seiten bedrohe.

6.

Hamburg, den 19. Aug. 99.

Der erſte Theil des Holſteiniſchen Idiotikons iſt zum Druck fertig, wird aber wohl erſt auf Oſtern künftigen Jahres die Preſſe verlaſſen*). Dies iſt gewiß dem Buche ein wahrer Gewinn, da der Herausgeber dadurch Zeit erhält, mehrere treffliche Beiträge vom Prof. Nyerup in Kopenhagen und andern Däniſchen und Holſteiniſchen Gelehrten zur Vervollkommnung des Werkes zu benutzen. Herr Hamerich wünſcht zur Deckung der Koſten wenigſtens 100 Subſkribenten zuſammen zu bringen. — Dr. Schmieder, welcher die Regie des Altonaer Theaters aufgegeben und in Hamburg die Buchhandlung der Verlagsgeſellſchaft übernommen hat, liefert zur nächſten Meſ-

*) Dies Idiotikon verdient nach mehreren ausführlichen Proben, die im teutſchen Magazin davon gegeben worden ſind, und nach dem ſachkundigen Eifer des Verfaſſers, Hrn. KS. Schütze in Altona, zu urtheilen, die thätigſte Unterſtützung des Publikums, da es nicht bloß Provinzialismen der Sprache, ſondern auch der Sitten enthalten und ſich eben dadurch zu einer unterhaltenden Lektüre auch für ſolche, die keine Sprachforſcher ſind, qualifiziren wird.

chaelineſſe den zweyten Theil der Ueberſetzung von der Frau von Genlis Voeux temeraires. — In Hamburg iſt in voriger Woche die 26ſte gedruckte Nachricht an Hamburgs wohlthätige Einwohner über den Fortgang der Armenanſtalt erſchienen, 3 Bogen 4. Sie betrift die Fortſchritte der Anſtalten in dem itzt verfloſſenen eilften Jahre ihres Beſtehens. Die gewöhnliche jährliche Ausgabe iſt 300,000 Mark. Das alte Waiſenhaus war bisher für die Armenanſtalt, zum Schul- und Arbeitshauſe eingerichtet, foderte aber, weil es baufällig iſt, eine koſtbare Reparatur; daher die Anſtalt mit Genehmigung des Raths und des Kollegiums der Sechziger einen Platz auf dem Sogerplatz bei der kleinen Michaelis-Kirche für 60 Mark jährl. Grundzins gemiethet hat, auf welchem der Bau eines neuen Hauſes für die Anſtalt bereits begonnen iſt. Der ganze Bau mit der innern Einrichtung und allem, was zu den mannigfaltigen Zwecken des Gebäudes anzuſchaffen nöthig wird, ſoll nahe an 200,000 Mark Kourant koſten. Allerdings, heißt es in der Nachricht, eine ernſthafte Ausgabe für die Anſtalt, deren ganzer Fond nicht hinreicht die Ausgabe eines Jahrs zu beſtreiten, und die lediglich von der Mildthätigkeit des Publikums abhängt.

Die Proviſoren, Vorſteher des Krankenhofes, ehmals Peſthof genannt, haben von einem erfahrnen Farbekünſtler, Prof. Suhr, auf einer Erweckungstafel über dem Armenblock am Dammthor ein großes

Auge

Auge wahlen laſſen mit folgender herzergreifender Inſchrift:

Du biſt geſund, o denke dran!
Der Krankenhof ſpricht hier um eine Gabe an.
Sey milde, gieb des Mitleids Proben.
Und wenn mein Zuſpruch dich nicht rühren kann,
So reize dich der Ruf von oben.

Auf Veranlaſſung der von Herrn HR. Hufeland in Jena im 42 Stück des Intell. Blatts zur Jen. Litt. Zeit., den unglücklichen Dichter Wetzel und deſſen Verpflegung betreffenden Bekanntmachung, ließ der Kanzlei-Sekretär Schütze in Altona eine Adreſſe an Menſchenfreunde in die Hamburgiſchen wöchentlichen Nachrichten einrücken, worin er das vermögende Publikum zur Unterſtützung des unglücklichen Wetzel einlud, und ſich erbot für Altona, wie der Dr. Juris Trummer für Hamburg, die Beiträge einzuſammeln. Die bis jetzt eingelaufenen Summen von 2 Louisd'or und 1 Dukaten ſind auch ſchon an die Behörde nach Jena geſandt worden.

Noch verdienen die ſeit Anfang dieſes Jahrs erſcheinenden Schleswig Holſteiniſchen Blätter für Polizei und Kultur, die der würdige Prof. Niemann in Kiel als eine Fortſetzung der ſeit 1787 herausgekommenen Provinzialberichte herausgiebt, einer dankbaren Erwähnung *)

*) Ich ergreife mit wahrem Vergnügen dieſe Gelegenheit, einer der gemeinnützigſten Zeitſchriften die ich kenne hier

7.

Leipzig, den 30 Aug. 99.

Was die vom verstorbenen Breitkopf zuletzt bearbeitete Buchdruckergeschichte betrift, auf deren Vollendung das Publikum mit Recht wartet, da man weiß, daß die Materialien dazu schon alle vorbereitet waren,

hier aus voller Ueberzeugung auch meine Achtung zu bezeugen, und die Leser des Merkurs darauf aufmerksam zu machen. Wem zweckmäßige Polizeianstalten, wobey der Noth nicht auf Augenblicke gesteuert, sondern im voraus und auf immer begegnet wird, wahre Herzensangelegenheiten sind, wird hier einen reichen Stoff finden, sich zu belehren und der wahren Aufklärung und Publicität sich zu freuen. Alles ist hier praktisch, und selbst die historischen Aufsätze aus der ältern Polizeykunde führen auf fruchtbare Resultate. Die jedem Stück beygefügte Vaterlandskunde oder Provinzialchronik begründet dem Journal erst seine Basis auf den teutschen Provinzen Dänemarks, dessen Hauptstadt jetzt mit London allein eine eigene Polizeyzeitung hat. Alle hieher gehörige Literaturnotizen sind von dem verdienstvollen, schon durch seine treflichen Schriften über die Feuerpolizey gekannten Herausgeber mit beurtheilender Kritik angeführt. Gewiß, dieß Journal und das im letzten Stück des Merkurs erwähnte Hanseatische Magazin sind dem menschenfreundlichen Beobachter der bündigste und tröstlichste Beweis, daß es wirklich besser mit uns wird.

B.

oder Uebermuth, meine Meynung bey jeder Gelegenheit ſagte, eine Urſache ſeyn könne, mir Feinde zu machen. Mit einem Wort, ich wußte noch nicht, daß Tugend, Verdienſte und Wolthaten gerade dasjenige ſind, wodurch man gewiſſe Leute zu dem tödlichſten Haß erbittern kan. Eine traurige Erfahrung konnte mir allein zu dieſer Einſicht verhelfen; und es iſt billig, daß ich ſie werth halte, da ſie mir nicht weniger, als mein Vaterland, die Liebe meiner Mitbürger, meine ſchönſten Hofnungen, und das glükſelige Vermögen, vielen Gutes zu thun, und von niemand abzuhangen, gekoſtet hat.

Siebentes Capitel.

Agathon wird von Athen verbannt.

Der Zeitpunct meines Lebens, auf den ich nunmehr gekommen bin, führt allzuunangenehme Erinnerungen mit ſich, als daß ich nicht entſchuldiget ſeyn ſollte, wenn ich ſo ſchnell davon wegeile, als es die Gerechtigkeit zulaſſen wird, die ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Es mag ſeyn, daß einige von meinen Feinden aus Beweggründen eines republicaniſchen Eifers gegen mich aufgeſtanden ſind, und ſich durch meinen Sturz eben ſo verdient um ihr Vaterland zu machen geglaubt haben, als Harmodius und Ariſtogiton durch die Ermordung der Piſiſtratiden. Aber es iſt doch gewiß, daß diejenige,

welche

waren, ſo ſind ohngefähr die Sachen zur Hälfte von ihm druckfertig hinterlaſſen worden, das übrige aber bedarf eines — freylich ſchwer zu findenden — Redakteurs. Schon einmal wurde der Druck derſelben nach ſeinem Tode wieder angefangen. Einige einzelne Stellen von Wichtigkeit aber, welche noch Aufklärung erforderten, die man nur aus der franz. Nazional-Bibliothek und einigen andern ausländiſchen Sammlungen erhalten könnte, haben den Druck wieder einzuſtellen genöthigt. Durch die ſehr liberale Bereitwilligkeit eines der Conservateurs de la Bibliotheque nationale hat Hr. Härtel, der ſich dies Unternehmen vorzüglich angelegen ſeyn läßt, auch wirklich ſchon das wichtigſte hierzu, beſonders einige intereſſante Facſimiles, erhalten. So bald noch einiges andere berichtiget iſt, ſoll der Druck anfangen, und der erſte Band wo möglich zu Oſtern 1800 oder auch im Sommer deſſelben Jahres erſcheinen.

XI.

Anfrage
Mozart betreffend.

1.

Herr Prof. Nimtscheck in Prag, der verdienstvolle Biograf unsers Mozart, erwähnt (S. 59) eines Briefes, den dieser große Meister an die Frau von T. in Wien, eine seiner Schülerinnen, über den Vortrag der für sie gesetzten Klavierfantasie geschrieben und darin einen unbezweifelten Beweis abgelegt habe, daß er auch eben so meisterhaft über die Theorie seiner Kunst zu schreiben, als sie auszuüben verstand. Fragt sich nun: ist diese Klavierfantasie und der Brief, der sie begleitete, nirgends mehr zu finden? Wenn die Frau, der sie zugeschrieben wurde, eine teutsche Frau ist, so wird diese Anfrage auf die eine oder andre Weise zu ihrer Kenntniß kommen; und dann verspricht der teutsche Merkur alles mitzutheilen, was ihm freundlich und neidlos selbst darüber mitgetheilt wurde.

2.

Folgendes ist die wörtliche Uebersetzung einer Stelle aus dem Briefe eines Engländers in Wien: „Der Britte zeigt mit frohem Bewußtseyn, daß er jedes Ver-

Verdienſt zu ſchätzen wiſſe, des teutſchen Händels Grabmahl in der Weſtminſterabtey. Hier weiß man nicht die Stelle anzugeben, wo Mozarts (vielleicht gewaltſam) abgeſtreifte Hülle am Freythofe begraben liegt.“

Dieſer Vorwurf iſt kränkend, obgleich nicht neu in der Geſchichte unſrer Worthies. Sollte er aber auch gegründet ſeyn?

Guter Mozart! du errichteteſt einem Lieblingsvogel in dem von dir gemietheten Garten ein Grabmal, und ſetzteſt ihm ſelbſt eine Inſchrift. Wann wird man dir thun, was du an deinem Vogel thateſt!

XII.

Ankündigungen.

Melchior Striegel, ein heroiſch epiſches Gedicht für die Freunde der Freyheit und Gleichheit, von J. J. Ratſchky. Mit 6 Kupfern nach Rambera von Jury. Auf Velin-Papier und Schreibpapier gedruckt. Leipzig, bey Göſchen.

Die unglückliche Rebellion, welche im vorigen Jahrhundert England zerrüttete, gab Butlern den Stoff zu ſeinem Hudibras. Melchior Striegel, Sohn des Igelwirthes in Schöpſenheim und ſeine Gehülfen: Krumbſchnabel der Roßwärter, Prokop, ein böhmiſcher Schuſtergeſelle, Le Coeq, eines Baders Sohn

aus

aus Languedok, Zagel der Fleiſcherknecht, Driſchel Erludimagiſter, und Klaus Hafenfuß, peregrinirender Roscius, welche in Striegels Vaterlande das erhabene Werk der Sanskülotterie zu Stande bringen wollen, ſind der Gegenſtand der teutſchen Butleriade. Witz und Satyre werden bey gefährlichen Schwärmereyen und andern anſteckenden Kopfkrankheiten für probate Hausmittel gehalten; als ein ſolches wird denn auch dieſes Heldengedicht, welches überdies eine Lücke in der teutſchen Litteratur ausfüllt, ohne Zweifel nützliche Dienſte leiſten. Die mit ächt-komiſchem Geiſte gezeichneten 6 Blätter von Ramberg, und von Jury meiſterhaft geſtochen, werden die Kur gewiß befördern.

Karakteriſtik Krumbſchnabels.

„Aus einem Kürbismäßigen Kopf,
Geſtützt auf einem elaſtiſchen Kropf
Und einem Schlotterbauch, ſtrotzend vom Talge,
Der einem gigantiſchen Blaſebalge,
In mehr als einer Rückſicht glich,
Beſtand ſein animaliſches Ich. —
Auch auf dem Schlachtfeld ein Held von Bravur,
Doch menſchlich dabey: denn er durfte nur
Blut fließen ſeh'n, ſo brach ihm der Schweiß aus,
Und weislich nahm er bey Zeiten Reisaus.
War aber, was man wagte blos
Ein Fauſtſchlag oder Rippenſtoß,
Und konnt' er dadurch ein paar Groſchen erhaſchen,
Um ſich beym Wirthe die Gurgel zu waſchen,

So

So hab er nicht leicht das Ferſengeld,
Und zog ſelbſt wider den Teufel zu Feld.“

Klopſtocks Meſſias. Vier Bände in Quart auf dem ſchönſten Velin-Papier gedruckt, mit vier Kupfern von Füger gezeichnet, geſtochen von John. Leipzig bey Göſchen 1799.

Zu einer Zeit, da ſich die Engländer und Franzoſen beeifern, von den unſterblichen Werken der Dichtkunſt ſchöne Ausgaben zu liefern, wo der Virgil in Paris mit dem größten typografiſchen Luxus herauskommt, und vom Homer in Teutſchland eine in Kupfer geſtochene Ausgabe veranſtaltet wird, erſcheint auch der Meßias unſers Klopſtock in ein ſchönes typografiſches Gewand gekleidet. Der ehrwürdige Dichter hat ſein Werk bey dieſer Ausgabe mit jugendlichem Geiſte von Seite zu Seite verbeſſert, und ins beſondere den vierten Band durch neue Dichtungen bereichert. Füßers großes Talent hat vier Zeichnungen geliefert, die alles übertreffen, was die Kunſt zur Veredlung der Typografie bisher in Teutſchland, und vielleicht auch im Auslande geleiſtet hat. Dieſe Zeichnungen ſind von John mit Treue und Sorgfalt vortreflich geſtochen. Vielleicht iſt es nicht unſchicklich bey dieſer Gelegenheit die Worte eines der ſcharfſinnigſten Kunſtrichter, des Hrn. Hettinger, aus ſeiner Preisſchrift: Vergleichung der teutſchen Dichter mit den Griechen und Römern, zu wiederholen. „Ich habe

habe gewagt, den Meßias eine Stufe tiefer als die Ilias, und Klopstock neben Homer zu setzen. Es wird wohl nicht zu viel gewagt seyn, wenn ich Klopstock eine Stufe höher als Virgil, und den Messias mit der Aeneis in die gleiche Reihe setze.“

Agathodämon, in sieben Büchern von C. M. Wieland. Leipzig bey Göschen.

Der Verfasser hatte die Folge seiner Werke bey dem 30. Bande durch die im vorigen Jahre erschienenen 6 Supplement-Bände unterbrochen, und giebt jetzt die beyden neuesten Werke seiner ländlichen Muse: Zwölf Gespräche unter vier Augen und den Agathodämon, als den 31. und 32. Band, für die Besitzer seiner Werke heraus.

Agathodämon, einer der vorzüglichsten Menschen und der größten Weisen, die unter den Sterblichen gelebt haben, wird in seiner schönen Einsamkeit von einem jungen Griechen besucht, welcher drey Tage bey ihm verweilt. Die Geschichte dieser glücklichen Tage ist der einfache Stoff dieses, die erhabensten und wichtigsten Gegenstände der Menschheit betreffenden Werkes. „Welch einen Schatz, sagt Hegesias, trag ich mit mir von hinnen! Was brauch ich für mein ganzes künftiges Leben,

Leben, als die Erinnerung an dieſe drey Tage, um meinen Geiſt heiter und thätig, mein Herz warm, meinen Muth hoch und mein Vertrauen lebendig zu erhalten!“

Sowohl die Geſpräche unter vier Augen, als auch der Agathodämon ſind als für ſich beſtehende Ganze unter ihren eignen Titeln für Leſer, welche die ſämmtlichen Werke nicht beſitzen, allein zu haben.

Verbeſſerungen.

Im Julius-Stück.

Seite 245 lehte Zeile Holz, ſtatt Elfenbein.
— 261 lehtes Wort: Büheler ſtatt Büſeler.
— 262 unten 12 Jenner 1798 ſt. 12 Juny 1799.

Auguſt-Stück.

Seite 339 Zeile 15. Dom-Bibliothekar ſtatt Bibliothekar.

Der neue

Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober. 1799.

I.

Einige Winke über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur ſittlichen.

Wenn Frankreichs Revoluzion mit Recht eine lehrreiche Schule für alle Fürſten und Völker genannt wird, ſo iſt die Betrachtung der Urſachen, welche dieſelbe nach und nach herbeygeführt und ihr dieſe beſtimmte Richtung ertheilt haben, für jeden Freund des Nachdenkens nicht minder wichtig und intereſſant.

Es iſt wohl unläugbar, daß der Gang, welchen die Kultur in Frankreich ſchon lange vor der Revoluzion nahm, die unſittlichen Auswüchſe, welche ſie trieb und, bey dem großen auffallenden Mangel an gleicher Ausbildung der religiöſen Be-

griffe und Anſtalten, natürlich und in ſo fern nothwendig hervortrieb — die kühne Soſiſterei und das verzehrende Raffinement, in welche die intellektuelle und die verfeinernde Kultur im Ganzen ſo unverkennbar ausarteten — auf den Urſprung und die nachfolgende Richtung der Revoluzion, mittelbar ſowohl als unmittelbar, gewirkt haben.

Ohne hier weiter zu berühren, was der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſchon anderswo näher zu beſtimmen verſuchte *), möchte er jetzt nur darauf hinweiſen, daß eben dieſer Gang der Kultur in Frankreich auch dem Teutſchen, der ſein Vaterland, ſo wie das Beſte der Menſchheit, wahrhaft liebt, merkwürdig ſeyn müſſe. Denn vermöge ihres frühern Daſeyns drang dieſelbe auch in Teutſchland ein, indem ſie auf dem bekannten Wege der Verbindung, hier in den weitern Gang und ſelbſt in die innere Beſchaffenheit unſerer Bildung, von mehr als Einer Seite Einfluß gewann. Auch von der filoſofiſchen Seite hat ſich dieſer Einfluß gezeigt. Nicht nur der Reiſende aus den höhern Ständen holte ſich dort die feinere Sitte, und hierbey manchen Funken jener kühnen und raſſinirenden Halbfiloſofie; ſondern auch die mittlern Stände nahmen in der Folge, wenigſtens mittelbar, an dem

*) Im Aprilſtücke der teutſchen Monatsſchrift 1797: „Ueber das Betragen der Franzoſen in Teutſchland, während des Feldzugs vom J. 1796.

welche die Sache mit der gröſſeſten Wuth betrieben, keinen andern Beweggrund hatten, als die Eiferſucht über das Anſehen, welches mir die allgemeine Gunſt des Volkes gab, und welches ſie, nicht ohne Urſache, für ein Hinternis ihrer ehrgeizigen und gewinnſüchtigen Abſichten hielten. Die meiſten glaubten auch, daß ſie Privatbeleidigungen zu rächen hätten. Einige nährten noch den alten Groll, den ſie bey meinem erſten Auftritt in der Republik gegen mich faßten, da ich meinen rechtſchaffenen Freund, den Wirkungen ihrer Boßheit entriß; andere ſchmerzte es, daß ich ihnen bey der Wahl eines Befehlshabers gegen die Emporten Inſeln vorgezogen worden war; viele waren durch den Verluſt des Vortheils, welchen ſie von den ungerechten Bedrükungen derſelben gezogen hatten, beleidiget worden. Bey dieſen allen half mir nichts, daß ich keine Abſicht gehabt hatte ſie zu beleidigen, und daß es nur zufälliger Weiſe dadurch geſchehen war, daß ich meiner Ueberzeugung und meinen Pflichten gemäß gehandelt hatte. Sie beurtheilten meine Handlungen aus einem ganz andern Geſichtspuncte, und es war bey ihnen ein ausgemachter Grundſaz, daß derjenige kein ehrlicher Mann ſeyn könne, der ihren Privatabſichten Schranken ſezte. Zum Unglük für mich, machten dieſe Leute einen groſſen Theil von den Edelſten und Reicheſten in Athen aus. Hiezu kam noch, daß ich meiner immer fortdauernden Liebe zu Pſyche, die vortheilhafteſten Verbindungen, welche mir angeboten worden waren, aufgeopfert, und mich dadurch der Unterſtü-

dem Geiſte dieſer Filoſofie Theil. Und ſeitdem beſonders Helvetius denſelben in eine Art von Syſtem gebracht hatte, fand er auch bey uns, in filoſofiſchen Werken und in populären Schriften, mehr Eingang.

Zwar beugte der ernſtere Genius unſerer Nazion dieſem flüchtigen Geiſte hin und wieder noch vor. Allein es war doch ſichtbar, wie er noch vor kurzer Zeit unvermerkt immer weiter einſchlich, und ſelbſt mit kühner Stirn ſich öffentlich zeigte. Ja, ungeachtet zu unſerer Zeit der teutſche Genius mit neuer Kraft gegen ihn auftrat, und — dem groben oder verfeinerten Eigennutz gerade entgegen — auf den reinen (eigenthümlichen) Grundſatz der Sittlichkeit drang: ſo finden ſich doch unter denen, die in unſern gebildetern Ständen als aufgeklärte oder klügere Köpfe glänzen, noch immer nicht wenige, deren Grundſätze, deren Sitten und Aeußerungen jenes franzöſiſche Gepräge unverkennbar an ſich tragen.

Wohl gab es auch in Frankreich Beyſpiele einer beſſern Denkart, und Schriften, in welchen dieſe mehr oder weniger rein, ausgedrückt war. Wer kennt nicht die edlen Männer Fenelon, Montesquieu*), St. Pierre u. a. m.*) Auch

*) Franzoſen, denen der Teutſche Herder kürzlich ein ſchönes Denkmal geſetzt hat, in den Briefen zur

Be-

Rouſſeau' ward ſichtbar — ungeachtet mancher Flecken, die man ſo gern in dem Gemählde ſeines Lebens wegwünſchte — von einem beſſern Geiſte beſeelt, der zumal dann ſchön und nachdrücklich ſich äußert, wenn er dem herrſchenden Tone der Philoſofen ſeiner Zeit widerſpricht. Allein hier iſt davon die Rede, was im Ganzen und in der Folge im-

Beförderung der Humanität, (rote Samml. S. 49 u. f.) einem Werke, das, von mehr als Einer Seite, ſchön, mild und zugleich ſtark dahin arbeitet, der Kultur in Teutſchland eine zweckmäßige und dauerhafte Richtung zu geben. Eben da werden auch zwey neuere Franzoſen angeführt, die noch leben, und die von einer beſonders humanen (alſo gewiß auch ſittlich reinern) Denkart belebt werden: Bernhardin St. Pierre, und der berühmte Reiſebeſchreiber Le Vaillant. Von dem erſtern „erwartet man jetzt" (ſagt H.) „ein Werk Harmonie de la Nature pour servir aux Elemens de la Morale, das nicht anders als in einem guten Geiſte abgefaßt ſeyn kann", und dem man mit deſto größerm Verlangen entgegen ſehen muß, je weniger der neue, vom geſetzgebenden Korps gut geheißene allgemeine moraliſche Nazional-Katechismus mit den Grundſätzen der moraliſchen Vernunft übereinſtimmt. — Bekanntlich hat auch der berühmte Mercier in einer Rede, die er (im May 1796) in dem Rathe der Alten hielt, ſich laut gegen den Materialismus, gegen den gröbern und feinern Eigennutz erklärt, und nachdrücklich für ein höheres Princip in der Natur des Menſchen geſprochen. M. ſ. Archiv holſt. Minerva 9. J. 1796.

immer mehr überwog, und eben den herrſchenden Ton, in Geſellſchaften, in den Schriften der Philoſophen und in fliegenden Blättern beſtimmte.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt, wie mir däucht, in dieſer Hinſicht die neue „Elementarlehre der Moral von P. Bulard, welche für den erſten öffentlichen Unterricht vom Jury der Bücher und von dem geſetzgebenden Rath zweckmäßig befunden, und nach dem Geſetze vom 11. Germinal 4. J. mit dem Preiſe von 2800 Livr. belohnt worden iſt. Dieſe Schrift hat von Seiten der Darſtellung und, in Anſehung der äußern Verhältniſſe, auch von Seiten der Beobachtung ihren Werth. Allein im Ganzen herrſcht darin eben derſelbe feinere, im Grunde eigennützige, alles bloß ſyſtiſch erklärende Geiſt. — Selbſt in den Vorleſungen im Nazional-Inſtitut, die nämlich dieſen Gegenſtand betreffen, und in den Aufſätzen, welche hierüber auch in den neuern Journalen hin und wieder vorkommen *), ſcheint faſt immer dieſelbe ſyſtiſche Anſicht hervor; und wiewohl es dabey ſonſt an mancherley guten, in ihrer Art wahren und treffenden Bemerkungen nicht fehlt: ſo begreift man doch leicht, daß hier, auf dem moraliſchen Felde, dieſe Anſicht und Vorſtellung der

*) Man ſehe z. B. La Decade philoſophique, litteraire et politique, 4e An. republicain, 4e Trimeſtre, p. 139.

Sache um ſo ſtärker täuſchen könne, je mehr ſie durch Witz, Feinheit, und ſelbſt durch die Wahrheit ſolcher Bemerkungen glänzt.

Unter die Schriften von der Revolution, in welchen die eben bemerkte Denkweiſe beſonders hervorſticht, gehören, meines Erachtens, die bekannten „Pensées, Maximes et Reflexions morales" des Duc de la Rochefoucault, welche Hr. Schulz unter der Aufſchrift: „De la Rochefoucaults Sätze aus der höhern Welt- und Menſchenkunde" überſetzt, und neuerdings bey uns in Umlauf gebracht hat *).

Unſtreitig iſt die Seite, von welcher der teutſche Ueberſetzer, dieſer Aufſchrift zufolge, den Karakter ſeines Originals gefaßt hat, die intereſſanteſte und — die brauchbarſte. Denn als Beytrag zur Kenntniß der Menſchen, beſonders der höhern und kultivirten Klaſſen in dem ehemaligen Frankreich, hat die Schrift allerdings einen vorzüglichen Werth. Nur dürfte hier die Frage entſtehen: „ob dieſe Menſchenkunde das Prädikat der höhern verdiene, da ſie nicht bloß über-

*) Im Jahr 1793 erſchien von dieſer Ueberſetzung (bey Korn in Breslau) eine neue Ausgabe; und im J. 1796 ward auch das Original in Teutſchland (bey Fauche in Hamburg) von neuem aufgelegt.

überall geheimen Eigenſchaften aufſpürt, ſondern zugleich darauf angelegt iſt, keine andere Triebfeder gelten zu laſſen?" Jedoch, wer dürfte auch in den Gedanken und Maximen von R. ſo manche feine, treffende Bemerkung, und ſelbſt ſo manchen tiefern pſychologiſchen Blick verkennen?

Aber vornehmlich ſcheint mir dieſe Schrift dazu geſchickt, uns mit dem Zuſtande der Kultur in Frankreich, und zum Theil auch mit dem Gange der filoſofiſchen Denkart, beſonders in Abſicht der Grundvorſtellung des Sittlichen, bekannt zu machen.

De la R.'s Gedanken, Maximen u. ſ. w. ſind von der herrſchenden Denk- und Handlungsweiſe ſolcher Menſchen abgezogen, die ſich gerade auf den ſo gefährlichen Mittelſtufen der Kultur befinden: wo nämlich der Menſch allerdings ſchon einen höhern Grad der Ausbildung erreicht hat, wo aber der geübtere (bloß denkende) Verſtand, ſo wie Geſchmack und Fantaſie, leicht bey der Sinnlichkeit Dienſte nehmen, und anſtatt im Gefolge des ſittlich guten Willens zur bleibenden Kultur zu führen, durch mancherley feine und künſtliche Angriffe auf den Grund der Sittlichkeit, durch allmählige Vertilgung jedes ſchönern und beſſern Keims im Schooße der Nazion, und vermittelſt der tauſend Urſachen, welche dann in und durch einander wirken, über kurz oder lan-

ge — wofern nicht ein glücklicher Zufall dazwiſchen tritt — das Reich der Barbarey ſelbſt wieder herbeyführen.

Dazu kommt, daß R. in dieſer Schrift, nicht nur den herrſchenden Geiſt ſeiner Zeit ſchilderte, ſondern daß er auch auf den weitern Fortſchritt deſſelben, in Frankreich *) und zum Theil auch in Teutſchland, nicht wenig Einfluß hatte. Man weiß, wie oft ſchon dieſe Gedanken von R. dem feinern Kopfe, der auf Menſchenkenntniß ausging, dem Politiker, dem Staatsmanne, und ſelbſt dem Freunde der Filoſofie zum Handbuche oder zum Leitfaden dienten; wie fein man öfters auch die ſchönſten moraliſchen Züge, die edelſten Handlungen aus dem Eigennutz erklärte, indem man ſeine Behauptung mit Citaten aus R. belegte; und wie denn auf ſolche Art R. der höhern (ſittlichen) Kultur und, mittelbar, der Filoſofie Eintrag thun könne. Eben das Wahre und Feine in ſo manchen ſeiner Bemerkungen — in fyſiſcher oder pſychologiſcher Hinſicht — eben dieſer treffende Witz und der, bey aller Kürze, ſo glückliche Ausdruck machen ihn zu dieſer nachtheiligen Wirkung vorzüglich geſchickt.

Da

*) Selbſt Helvezius baute auf Rochefaucault. Vergl. de l'Esprit, Tom. prem. pag. 46. (à Londres.

Da nun das ausländiſche Produkt, in allen dieſen Rückſichten, einen ſo ausgezeichneten Rang behauptet; da es auch in unſerm Vaterlande ſehr bekannt iſt, und durch die neue Ueberſetzung noch mehr verbreitet wird, ſo ſey mir erlaubt, hier einige von dieſen Gedanken, Maximen u. ſ. w. auszuheben, und, indem ich ſie prüfe oder etwas näher betrachte, an dieſen Leitfaden anzureihen, was mir nicht unwichtig ſcheint, und was vielleicht eine tiefere, oder weitere Betrachtung — **über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur moraliſchen** — veranlaſſen kann.

I.

„Wir lieben alles nur in Bezug auf uns; unſerm Geſchmacke, unſern Vergnügungen folgen wir, wann wir unſere Freunde uns ſelbſt vorziehen: und doch kann nur durch dieſen Vorzug die Freundſchaft wahr und vollkommen ſeyn.“ No. 79 *). Unverkennbar liegt auch hier, wenigſtens den Worten nach, die **egoiſtiſche** Vorſtellung zum Grunde. Woher dieſe? Es mag jemand das, was jene Worte ausſagen, ſo oft in ſeinem Kreiſe bemerken, daß nun bey ihm unvermerkt der Gedanke entſteht:

*) Und bey **Schulz**, deſſen Ueberſ. ich hier, mit einer kleinen Abänderung, anführe, Nummer 80, weil er früherhin einen Satz einſchaltete.

ſieht: es gebe überall keine andere Liebe, kein anderes Princip der menſchlichen Handlungen, als die Eigenliebe. Und wie viel kann auch die Lektüre ſolcher Schriften, die nur dieſen Grundſatz empfehlen, oder der Umgang mit Menſchen, deren Geſpräche immer darauf hinauslaufen, nach und nach beytragen, daß ein Gedanke, der nur bey einzelnen Beobachtungen öfters entſtanden ſeyn mag, ſich in eine bleibende Ueberzeugung und zum wirklichen Grundſatz ausbildet?

Geſetzt indeſſen, Rochef. ſey (nicht bloß ein feiner Beobachter, ſondern auch) ſelbſt einer der beſſern Menſchen geweſen: wie konnte er denn gleichwohl dieſe Behauptung niederſchreiben, ohne in ſich etwas zu finden, das ſich dagegen erhob? Freylich, es giebt zuweilen theoretiſche Momente, wo der denkende Kopf mit irgend einer Spekulazion oder mit ſeinen äußern Beobachtungen, wenn zumal dieſe beſonders ſcharf und glücklich ſind, ſo ganz beſchäftigt iſt, daß ihm weder Muße noch Kraft bleibt, einen feſten und geraden Blick in ſein Inneres zu thun, oder ſich deutlich daran zu erinnern, von welchem Geiſte er ſelbſt, gerade in den beſten Augenblicken ſeines Lebens, beſeelt und getrieben ward.

Jedoch, was die erſte Hälfte des angeführten Satzes enthält, das iſt vielleicht eine bloße Bemerkung, und die nur ſolche angeht, mit denen N. um-

umging, oder die ihm gerade hierbey zum Gegenstande ſeiner Beobachtung dienten: ein Blick in das geheime Triebwerk ſo mancher Verbindung, die nur den Schein der Freundſchaft an ſich trug u. ſ. w. Es ſey! Auch dieſe Anſicht gäbe uns einen Wink über die Richtung und den Werth der Kultur in Frankreich und — in Teutſchland, wo und ſo weit dieſelbe auch hier Nachahmer fand. Allein daß R. dort mehr als eine Beobachtung geben wollte, erhellt, wie mir däucht, aus dem Schluſſe, der offenbar raiſonnirend iſt.

Und welch' ein Raiſonnement! Nach meiner Einſicht enthält es einen vollkommenen Widerſpruch. R. fordert zur wahren Freundſchaft etwas, das er gerade vorher geläugnet hat. Dabey ſetzt er die wahre eigentliche Freundſchaft als möglich voraus; denn warum ſchriebe er ſonſt davon? Und doch kann jetzt dieſe, genau betrachtet, nach ſeinem Begriffe nur auf Selbſttäuſchung beruhen. Iſt die letztere nothwendig, ſo mag man über das Weſen der ſogenannten Freundſchaft pſychologiſche Beobachtungen oder äſthetiſche Reflexionen anſtellen: aber von Wahrheit (wahrer Freundſchaft) kann hernach ſo wenig als von der Sittlichkeit bey freundſchaftlichen Verbindungen die Rede mehr ſeyn.

Aber es iſt noch eine Anſicht jener Worte von Rochef. möglich, und die Billigkeit fordert, daß wir auch dieſe nicht übergehen. Iſt nicht im moraliſchen

Gebie-

Gebiete der Sinn des Schriftstellers oft besser als sein Ausdruck? So gerne wirkt die (moralische) Vernunft, selbst ingeheim, oder noch unerkannt von dieser praktischen Seite; und sie bestimmt, mehr oder weniger glücklich, den Sinn, wo es nur auf Seiten des Herzens nicht fehlt. — Ist es nun erlaubt, von dem Buchstaben abzusehen, so erscheint uns auch in R.'s Worten noch ein besserer Geist. „Der Geschmack wird selbst durch den Karakter bestimmt und, zum Theile, gebildet. Was hernach der sittlich gestimmte Mensch thut, dies sagt nun auch seinem Geschmacke, zumal in der Folge, immer mehr zu. Und während der (frey- und selbstthätige) Wille dem heiligen Gesetze des Guten huldigt, wirkt die ursprüngliche Vorstellung des Sittlichen (des Gesetzes, und dessen was ihm zuspricht) auf das Gefühl: die moralische Lust, das innere Vergnügen entspringt, und begleitet den Handelnden. Und gehört nicht auch das moralische Gesetz zu unserer (höhern) Natur, die freylich nicht bloß uns, nicht dem Einzelnen als solchen, sondern der Menschheit angehört." Vorausgesetzt nun, daß R. von der Freundschaft, „von ihrer Wahrheit und Vollkommenheit, von dem Vorzuge" u. s. w. im Ernste sprach: so konnte ihm wohl hier, bey dem schönen Bilde der Freundschaft, auch die reine Anschauung und der Grundbegriff des Sittlichen, wenigstens dunkel, vorschweben. Diese reine, ursprüngliche Anschauung des Sittlichen verläßt gewiß keinen gebilde-

zung und des Schuzes beraubet hatte, den ich mir von der Verschwägerung mit einem mächtigen Geschlechte hätte versprechen können. Ich hatte nichts, was ich den Ränken und der vereinigten Gewalt so vieler Feinde entgegen sezen konnte, als meine Unschuld, einige Verdienste, und die Zuneigung des Volks; schwache Brustwehren, welche noch nie gegen die Angriffe des Neides, der Arglist und der Gewaltthätigkeit ausgehalten haben. Die Unschuld kan verdächtig gemacht, und Verdiensten selbst durch ein falsches Licht das Ansehen von Verbrechen gegeben werden; und was ist die Gunst eines enthusiastischen Volkes, dessen Bewegungen immer seinen Ueberlegungen zuvorkommen; welches mit gleichem Uebermaß liebet und hasset, und wenn es einmal in eine fiebrische Hize gesezt ist, gleich geneigt ist, dieser oder einer entgegengesezten Direction, je nachdem es gestossen wird, zu folgen? Was konnte ich mir von der Gunst eines Volkes versprechen, welches den grossen Beschüzer der griechischen Freyheit im Gefängniß hatte verschmachten lassen? Welches den tugendhaften Aristides, blos darum, weil er den Beynamen des Gerechten verdiente, verbannet, und in einer von seinen gewöhnlichen Launen so gar den Socrates zum Gift-Becher verurtheilt hatte, weil er der weiseste und tugendhafteste Mann seines Jahrhunderts war. Diese Beyspiele sagten mir sogleich bey der ersten Nachricht, die ich von dem über mir sich zusammenziehenden Ungewitter erhielt, zuverlässig vorher, was ich von den Athenienjern zu erwarten hätte; sie machten, daß ich

bildetern (denkenden und zugleich beſſern) Menſchen je ganz, wenn er nicht etwa gerade eine Erſcheinung aus der moraliſchen Welt nach irgend einer zuvor gefaßten, theoretiſchen Idee künſtlich erklärt *).

Auch zeigt ſich, auf dem praktiſchen Standpunkte, eine Seite der Freundſchaft, die mit dem, was R. ſagt, in der Folge, wiewohl nicht — ſeiner Darſtellung nach — im Grunde zuſammenſtimmt. Es iſt nämlich eine Folge der ächten freundſchaftlichen Thätigkeit, daß, indem Einer den Andern ſich vorzieht, im Ganzen eine ſchöne auffallende Gleichheit herausſpringt, und daß gerade der, welcher auf ſolche Art ſeinen Vortheil, ſein Intereſſe am meiſten vergißt, dieß zuletzt am beſten beſorgt findet. Denn was auch von der einen Seite zuweilen noch abgeht, das kommt wohl auf der andern — geiſtigen, moraliſchen — vollkommen herein. Und was bloß vom Zufalle abhängt, was äußere Umſtände dem Einen möglich und dem Andern unmöglich machen, das kann in dem Auge der Freundſchaft, in den Augen ſittlich gebildeter Menſchen — und nur dieſe ſind der wahren Freundſchaft empfänglich — die Gleichheit nicht ſtören.

*) Und was wären, nach dieſer Vorausſetzung, die Begriffe von Eigenliebe und Freundſchaft in Einem? Eine theoretiſche Spielerey oder — ein Räthſel.

ren. Da erſetzt wirklich der Wille, im Falle des Unvermögens, das Werk. Und dieß verſteht ſich unter wahren Freunden ſchon dergeſtalt von ſelbſt, daß hievon gar keine Rede mehr ſeyn darf. Was ſich mit dem Zartgefühle des Einen nicht vertrüge, macht ſchon die Achtung, die Liebe des Andern unmöglich.

Es giebt aber, ungeachtet der äußern Ungleichheit, auch in dem, was auf ſolche Art und inſoweit der Zufall beſtimmt, unter Freunden manchen Anlaß, manche ſchöne, unerwartete Gelegenheit, wobey ſelbſt die äußere Gleichheit wieder eintritt: Zuſammenkünfte, Gefälligkeiten, Gegendienſte, und zwar unter ſolchen Umſtänden, wo der eine Freund als ſolcher handeln muß, ohne daß der andere es erwartet, oder Anſprüche macht, ja wo jener von ſeinem Gegendienſte und von der ſchönen, freywilligen Art, womit er ihn leiſtet, abſtehen müßte, wenn dieſer Forderungen (Präteniſionen) machte.

Zwar können auch die ſogenannten politiſchen Freundſchaften dergleichen Vortheile ſchaffen: Einer dient, damit der Andre ihm wieder diene, und das Eine Band des Eigennutzes verknüpft ſie beyde u. ſ. w. Allein wie bald reißt gewöhnlich dieſes Band, und wie unvollkommen ſind jene Vortheile in Vergleichung mit den Aeußerungen und Früchten der ächten Freundſchaft! Eben weil der wah-

wahre Freund nicht aus Eigennutz handelt, ist sein Dienst so gut, und so verbindend für den andern; und eben deswegen wird er so schön, so gern und vollkommen erwiedert.

Auch hier gilt es also: wer seinen Vortheil gewinnen will, wer sich eigentlich diesen zu seinem letzten Zwecke vorsetzt, der wird ihn verlieren; und wir sehen, wie schön das reine Princip der Sittlichkeit (in Kants Sprache) sich im wirklichen Leben bewährt.

2.

„Aussöhnung mit unsern Feinden ist nichts, als Verlangen unsre Stimmung behaglicher zu machen, ist Ueberdruß des Krieges, und Besorgniß vor etwanigen schlimmen Folgen." No. 80.

„Ist nichts"? Das heißt wohl (oder sollte heißen) ist oft nichts, und war besonders bey den Menschen, welche R. vornehmlich beobachtete, nichts anders, da nämlich, wo die Vernunft als bloß denkende Kraft — theoret. V. — im Dienste des Eigennutzes, der herrschenden Lust u. s. w. besonders, oder gar ausschließungsweise geübt ward, und, indem sie da einen hohen Grad von theoretischer (bloß intellektueller) Ausbildung und Gewandtheit erlangte, wohl auch zuweilen die Folgen des sittlich Guten und Bösen so

glück-

glücklich berechnete, daß ſie die Vortheile der Tugend gewann, ohne die Tugend, ihrem Geiſte nach, ſelbſt auszuüben.

Jedoch die Vernunft ſteht hier eigentlich im Dienſte des unſittlichen (des böſen, irgend einem eigennützigen Plane nachhängenden) Willens; und dieſer iſt es, welcher dann vermittelſt ihrer Gabe zu raiſonniren, zu vergleichen, u. ſ. w. in Verbindung mit der Urtheilskraft und dem ſyſiſchen Erkenntnißvermögen, ſeinen Zweck auf dieſe Weiſe betreibt. Da inzwiſchen hierbey das Gute, z. B. die Ausſöhnung, ſelbſt von dieſer Seite — dem Stoffe nach —, nur unvollkommen geſchieht: ſo werden auch die äußern Folgen des Guten, die allein jene Berechnung zulaſſen, nur zum Theile erreicht.

Gleichwohl iſt der Vortheil, welchen dieſe Art von Ausbildung im Ganzen auf den mittlern Stufen der Kultur *) gewährt, nicht unbe-

*) Die man auch öfters, im Gegenſatze mit den erſten Anfängen der Kultur eines Volkes, die höhern nannte; denen man aber wohl Ehre genug erweiſt, wenn man ſie, in Vergleichung mit der moraliſchen Kultur, die mittlern nennt. Dieſe, die ſittliche Kultur im weitern Sinne des Wortes, iſt es, die auch ſonſt alles in ſeiner Art Wahre und Schöne einfaßt,

unbedeutend. Indem hier, neben der Beobachtung und dem Raiſonnement, auch die ſinnliche Kraft gebildet, der Geſchmack geübt, und die Fantaſie verſchönert wird, entſteht die feine Sitte; und dieſe vertritt in den äußern Verhältniſſen oft glücklich die Stelle der Sinnlichkeit: man unterdrückt den Ausbruch der feindſeligen Neigung, weil dieſelbe gegen die „Lebensart verſtoßen" würde; man begegnet dem Andern freundlich, weil der gute Ton dieß fordert u. ſ. w. Was würde nicht aus ſo manchem unſerer feinern Zirkel, wenn da jeder die wahren Geſinnungen ſeines Innern frey und gerade äuſſerte! — So groß iſt der Nutzen, den hier die feinere Sitte, wenigſtens von Einer Seite und für die Gegenwart, ſchafft.

Aber empörend iſt auch der Unfug, die Heucheley und das Intriguengewebe, welches dieſelbe zugleich begünſtigt. Der gerade, rohere Ausbruch beleidigt den geſunden Verſtand weniger, als das Gift, das im Herzen kocht, indeß der Mund lächelt, und die Arme zum ſcheinbarſten Zeichen der Verſöhnung und der Freundſchaft ſich ausbreiten. Selbſt die Gewalt über ſeine Leidenſchaften, die z. B. der gewandtere eigennützige Höfling durch Kunſt und Anſtrengung oft in einem ſeltenen Gra-

de

faßt, und, indem ſie daſſelbe auf den Einen Endzweck bezieht, es feſthält, und ſelbſt ſeine Exiſtenz ſichert.

de erlangt — dieſe politiſche Selbſtverläugnung macht hier, genau und mit einem Auge betrachtet, einen deſto widrigern Eindruck, je größer das Wohlgefallen wäre, das eben derſelbe Grad von Selbſtbeherrſchung, aus dem ächten, moraliſchen Grunde erzeugt, hervorbringen würde.

Dazu kommt, daß eben die feine Sitte auch dem Laſter einen täuſchenden Firniß ertheilen kann. Indem ſie den Fehler verſchönert, blendet ſie den Verſtand, und ſchwächt dann leicht das ſittliche Gefühl. Ja, da ſie überdieß, ſelbſt unter dem Beyſtande der Grazien, den Nachahmungstrieb mächtig reizt — für das Böſe, Unſittliche, wie für das Gute und Edle, je nachdem ſie gerade dem einen oder dem andern dient —: ſo wird, in jenem Falle, das moraliſche Verderben durch ſie mehr, als durch die nackte Geſtalt der rohern Sinnlichkeit verbreitet.

Doch hierzu mag ſich in der Folge noch eine beſſere Gelegenheit geben. Nehmen wir indeß den angeführten Satz von der hiſtoriſchen Seite, als Reſultat der Beobachtung; ſo begreifen wir leicht, daß er auf ſolche Art, unbeſtimmt und wie im ſtrafenden Tone des Satyrikers oder des Sittenrichters hingeworfen, gerade um ſo ſtärker treffen müſſe. Die nähere Beſtimmung verſteht ſich dann von ſelbſt. Es iſt ſogar bey Schriften dieſer Art nicht einmal räthlich, Alles ſo genau zu beſtimmen, da eben

ein

ein Satz, allgemein und ohne die nähere Bestimmung ausgedrückt, das Gemüth stärker trift, und den Verstand mächtiger zum Nachdenken aufreizt. Und leicht wird demjenigen, der im Felde der Selbst- und Menschenkunde nicht ganz fremd ist, auch der Gedanke sich darbieten, wie wahr es sey, daß besonders bey den Tugenden, deren gute (beglükkende) Folgen im Aeußern besonders auffallen, Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit, Wohlthätigkeit u. s. w. der Eigennutz sich gar leicht einmische, so, daß selbst der Verstand (im weitern Sinne, und als bloße Denkkraft) ingeheim vom eigennützigen Triebe gelenkt, die guten Folgen der Tugend — obgleich schnell und ohne das bestimmte deutliche Bewußtseyn hiervon — berechne, und, mehr oder weniger, selbst auf den innern Grund der Handlung einfließe.

Ja, wer selbst eine höhere Triebfeder in der Natur des Menschen anerkennt, und dabey sich bewußt ist, daß er redlich nach dem Bessern strebe, könnte doch in einem besondern, einzelnen Falle nie ganz sicher entscheiden, daß bey ihm schlechterdings keine eigennützige Triebfeder, auch nur im geringsten Maße, eingewirkt habe: ein Umstand, der bekanntlich den Vertheidigern einer auf den Eigennutz gebauten (sogenannten) Moraltheorie schon zur Beschönigung dieser letztern diente, so wie hingegen dieselbe Behauptung solchen Männern, denen es aus einem schönen Grunde Bedürf-

niß iſt, auch hier ſchon wahre Tugend als wirklich anzunehmen, da oder dort befremdend und widrig auffiel *). Allein wohlverſtanden, kann die Sache weder für jene Theorie günſtig, noch für dieſe Freunde der Tugend beleidigend ſeyn. Das Gebot der moraliſchen, oder, wofern man kein Wort ſcheuet, der praktiſchen Vernunft: „das iſt recht, ſchön, gut — das ſollſt du thun!“ bleibt immer daſſelbe. Und wiewohl der Handelnde keine ſolche Gewißheit von der Güte und Reinheit ſeines Willens, als von dem Daſeyn dieſer moraliſchgebietenden Stimme, erlangen kann: ſo wird ihm dennoch eine tiefere und fortgeſetzte Aufmerkſamkeit auch über ſeinen moraliſchen Zuſtand immer mehr Aufſchluß und Gewißheit geben. Er ſehe nur mit einem offenen und reinen Auge um ſich her: ſelbſt in dem ſyſiſchen wird er, an den Edlern ſeines Geſchlechts, die Spur des Moraliſchen ausgedrückt finden, und ſich bey dieſem Anblicke von der Wirklichkeit, wie von dem erhebenden Eindrucke der Tugend (d. i. des Reinſittlichen, wie beſchränkt es im Ganzen auch ſeyn mag) unerſchütterlich überzeugen. Und fährt er mit dieſem Ernſte fort, das heilige Geſetz der Tugend in ſeinem Kreiſe immer mehr zu befolgen; ſo wird ihm der neue, wachſende Muth zu ſchönen Thaten, zum Widerſtande gegen

*) Z. B. dem Herrn Oberhofprediger Reinhard in der Vorrede zur 4ten Ausgabe ſeines Syſtems der Moral.

gen jeden Reiz des Unſittlichen u. ſ. f., ſo wie die innere (beſeligende) Folge der Sittlichkeit, den beſſern Zuſtand, die gröſsere Reinheit und Stärke ſeines Willens eben ſo ſchön als gültig verbürgen. Genoſs nicht auf dieſem Wege Sokrates das göttliche Vergnügen, zu finden, daſs er täglich beſſer werde?"

Hieraus erhellt, 1) daſs die „reinen und empiriſchen" Principien wohl nebeneinander beſtehen können; und man ſieht, wie man jedes an ſeinem Orte feſthalten, und gleichwohl, auf dem Standpunkte des Lebens, beyde miteinander vereinigen müſſe, damit unſre Denkart gründlich und — menſchlich, d. h. hier, auch im Aeuſſern auf unſre menſchlichen Verhältniſſe anwendbar ſey. Es erhellt 2), wie man ſich vor den zwey Extremen im Gebiete der Menſchenkunde bewahren müſſe: entweder alles, was ſich uns als Tugend anbietet, für baare Münze zu nehmen, oder alle wahre Tugend zu bezweifeln, überall geheime unedle Abſichten zu wittern, und dann am Ende von lauter Welt- und Menſchenkenntniſs gerade die beſten und edelſten Menſchen nicht zu kennen.

Wer, aufmerkſam gemacht durch eine ſolche Bemerkung (wie jene von N.) mit erneuerter Kraft an der Läuterung ſeiner Abſichten arbeitet, und, geleitet von dem Wahren derſelben, die verſteckten Triebfedern der menſchlichen Handlungen mit geſchärftem Auge verfolgt, aber zugleich die höhere

Anlage des Menſchen ſtets im Auge behält, und mit vordringender Freude alles wirklich Gute, Schöne und Edle eben ſo ſcharf und glücklich bemerkt: der wandelt ſicher, zwiſchen beyden Extremen, auf der königlichen Mittelſtraße, auf dem Pfade deſſen, was *recht* iſt, was *dauert* und wahrhaft beglückt. Und iſt gleich der Punkt der Vollkommenheit auch hier nicht mit Einem Sprunge erreichbar; ſo kann doch jeder, der redlich und ernſtlich will, ſich demſelben immer völliger annähern: darauf beruht der Adel und die Würde des Menſchen.

So wahr und brauchbar aber jener Satz von N., als Bemerkung oder hiſtoriſche Angabe betrachtet, für jemanden ſeyn mag, der ſchon feſt ſtehet im Grunde der Sittlichkeit, und an dieſem Fundamente ſein Denken, wie die Maxime ſeines Lebens befeſtigt hat: ſo falſch und irreleitend kann er für denjenigen werden, der ſchon vorher, in Anſehung der moraliſchen Anlage des Menſchen, eine irrige Vorſtellung hegt, wenn er zumal *in ſich* einen beſondern Grund findet, alles, was man *Uneigennützigkeit*, *Schönheit der Seele*, *reine Sittlichkeit* u. ſ. w. nennt, wegzuläugnen, und überall keine andere Triebfeder als den — gröbern oder feinern, offenbaren oder verborgenen — Eigennutz gelten zu laſſen. Denn einem ſolchen iſt derſelbe nicht bloß eine treffende Bemerkung deſſen, was unter den gewöhnlichen Menſchen vorzüglich geſchieht, und was auch den Beſſern noch öfters beſchleicht;

ihnen nicht mehr zutraute, als ſie leiſteten; und trugen nicht wenig dazu bey, mich ein Unglük mit Standhaftigkeit ertragen zu machen, in welchem ich ſo vortrefliche Männer zu Vorgängern gehabt hatte.

Derjenige, den meine Feinde zu meinem Ankläger auserkohren hatten, war einer von dieſen wizigen Schwäzern, deren feiles Talent gleich fertig iſt, Recht oder Unrecht zu verfechten. Er hatte in der Schule des berüchtigten Gorgias gelernt, durch die Zaubergriffe der Rede-Kunſt den Verſtand ſeiner Zuhörer zu blenden, und ſie zu bereden, daß ſie ſähen, was ſie nicht ſahen. Er bekümmerte ſich wenig darum, dasjenige zu beweiſen, was er mit der gröſſeſten Dreiſtigkeit behauptete; aber er wußte ihm einen ſo lebhaften Schein zu geben, und durch eine zwar willkührliche, aber deſto künſtlichere Verbindung ſeiner Säze die Schwäche eines jeden, wenn er an ſich und allein betrachtet würde, ſo geſchikt zu verbergen, daß man, ſo gar mit einer gründlichen Beurtheilungs-Kraft, auf ſeiner Hut ſeyn mußte, um nicht von ihm überraſcht zu werden. Der hauptſächlichſte Vorwurf ſeiner Anklage ſollte, ſeinem Vorgeben nach, die ſchlimme Verwaltung ſeyn, deren ich mich als Ober-Befehlhaber in der Angelegenheit der empörten Schuz-Ver-Verwandten ſchuldig gemacht haben ſollte; denn er bewieß mit groſſem Wort-Gepränge, daß ich in dieſer ganzen Expedition nichts gethan hätte, das der Rede werth wäre; daß ich vielmehr, anſtatt die Empörten

zu

ſchleicht; er iſt ihm vielmehr eine vollkommene Enthüllung der menſchlichen Natur, eine Beſtätigung ſeines eignen, bisherigen Syſtems; und er findet ſich nun in dieſem deſto mehr beſtärkt, da noch ſeiner Eitelkeit, oder ſeinem Stolze die Vorſtellung ſchmeichelt: „gerade das habe er bisher auch gedacht; darin kämen doch alle verſtändige Menſchen zuſammen; und nur Kinder, Unwiſſende und beſchränkte Köpfe, welche die Welt und die Menſchen nicht kennten, oder ſich über den Ideenkreis ihrer Ammenſtube nicht zu erheben vermöchten, Dummköpfe und moraliſche Schwärmer, ließen ſich noch von etwas Höherm träumen.

Von derſelben Art finden ſich noch mehrere unter R's. Gedanken, z. B.: „Wir nehmen fremde Eitelkeit darum ſo leicht übel, weil ſie die unſrige beleidigt.“ — „Lobſprüche ablehnen, heißt zweymal gelobt werden wollen.“ — „Wir geſtehen unſre Fehler ein, um durch Aufrichtigkeit den Schaden zu tilgen, den ſie uns bey andern thun“ u. a. m. Das Wahre und Treffende in dieſen Sätzen fällt auf, und die nöthige Einſchränkung verſteht ſich leicht von ſelbſt. Nur dürfen wir (ich wiederhole es) nicht vergeſſen, daß ſie keineswegs auf dieſe Weiſe in dem Verſtande ſolcher Menſchen hinzukommt, deren Grundſätze und Geſinnungen vorher ſchon zu eben dem feinern, eigennützigen Geiſte, den ein ſolcher Satz andeutet, ſich hinneigen. Je feiner die Bemerkung in ihrer Art iſt,

und jemehr die Wahrheit derſelben (in ſoweit) auffällt: deſto weniger finden ſie die beſagte Einſchränkung nöthig. Und der Gedanke an dieſe letztere kommt ihnen noch weniger in den Sinn, wenn der gedachte Satz in der Reihe ſo mancher andern ſteht, die noch viel ſtärker auf die feinere eigennützige Denkart hinweiſen.

Auf den Ton, auf den Geiſt, der im Ganzen weht, kommt bey einer Schrift immer viel an; und dieß gilt von einer Reihe einzelner Sätze, wie vom Syſteme, oder von einer fortlaufenden Darſtellung. Ja, der bemerkte Nachtheil für die ſittliche Denkweiſe könnte da nicht entſtehen, wo der eigenthümliche Grund dieſer letztern eben ſo ausdrücklich anerkannt wäre. Wenn z. B. der Verfaſſer des Agathon, des goldenen Spiegels, der Beyträge zur geheimen Geſchichte des menſchl. Herz. u. w. mit dem ſchärferen Blicke des Pſychologen und des Menſchenkenners die geheimen Triebfedern der menſchlichen Handlungen erforſcht, und, was nur die Masque der Tugend an ſich trägt, enthüllt und, wie billig, in ſeiner Blöße darſtellt: ſo kann ſich hierbey kein ſolcher Nachtheil ergeben, da er zugleich, an mehr als Einem Orte, das „Daſeyn ſchöner Seelen" ausdrücklich anerkennt, und das innige, belebende Wohlgefühl, das aus dem Bewußtſeyn einer wahrhaft guten, einer uneigennützigen und edlen Handlung entſpringt, eben

ſo

ſo wahr und lebendig, ſelbſt im Kontraſte mit der entzückendſten Sinnenluſt, ſchildert.

3.

„Die Tugenden verlieren ſich in den Eigennutz, wie ſich die Ströme in das Meer verlieren.“ No. 169.

Das iſt nun recht allgemein und thetiſch (im Tone der Behauptung) ausgedrückt. Aber geſetzt, es müſſe nur als eingeſchränktes Reſultat der Beobachtung angeſehen werden: iſt es erlaubt, dieſes in der Form einer Theorie aufzuſtellen, in welche der verfeinerte Wollüſtling ſo gern einſtimmt, und wodurch der raffinirende Politiker, der eigennützige Spekulant u. ſ. w. in ihren zerſtörenden Maximen ſo leicht beſtärkt werden?

Die Hülle des Witzes, worin der Satz auftritt, trägt nur um ſo mehr bey, ihm dieſen, für die höhere Kultur nachtheiligen, Einfluß zu verſchaffen.

Hierzu kommt, daß er, als Reſultat der Beobachtung in dieſer allgemeinen Form, leicht zur Ungerechtigkeit in der Beurtheilung Anderer verleiten kann. Wir kennen ja die Gewandtheit und den kühnen, abſprechenden Ton, womit dieſe Helden einer bloß intellektuellen und raffi-

nirenden Kultur jede noch so schöne und edle Handlung des Andern für die Geburth einer geheimen eigennützigen Absicht ausgeben!

Und nehmen wir den Satz strenge: was bedeutet denn hier das Wort „Tugend", wenn alle Tugenden sich in den Eigennutz u. s. w. Ist es mehr als ein leerer Name, oder — eine Redensart (façon de parler)? Wer keine besondre, eigenthümliche Anlage zur Sittlichkeit annimmt, der handelt konsequent, wenn er auch die Wörter „Tugend, Moralität, gut, sittlich schön, edel" u. s. w. für bloße „Redensarten" ausgiebt; und es ist allerdings eine merkwürdige Erscheinung, wenn ein solcher Raisonneur, getrieben durch die Macht der Konsequenz, unter 4 Augen frey gesteht: „daß er wirklich dieselben für nichts anders halte; daß, nach seiner Vorstellung die sogenannte Tugend in bloßen Modifikazionen der intellektuellen und sinnlichen Ausbildung bestehe, und daß er den Tugendhaften dem sogenannten Lasterhaften nur darum vorziehe, weil ihm derselbe mehrere Vortheile, mehr Annehmlichkeit im Umgange, mehr Brauchbarkeit in Geschäften u. s. w. gewähre. Was man aber sonst noch sage, vom absoluten Werthe des Guten, von der Achtung, Belohnung, welche dem Tugendhaften —, von der Strafe, Verachtung, welche dem Lasterhaften an sich gebühre: das sey alles nur leerer

Schall.

Schall. Und wer gar ſich einbilde, da oder dort habe er uneigennützig gehandelt, oder — er wolle ſo handeln: der ſchwärme; denn wie mächtig er auch, in ſeiner Einbildung, dem Eigennutz entgegen gearbeitet, und wie deutlich er auch das Bewußtſeyn von dieſem Widerſtande in ſich haben möge: ſo folge doch hieraus nur ſo viel, daß es — einen gröbern und einen feinern Eigennutz gebe; aber es ſey immer Eigennutz, was ihn im Grunde beſeelt habe: ohne daß er es wüßte, habe ihn dieſer beſchlichen. Und ſo beſchleiche, ſo regiere der Eigennutz Alle; denn, kurz, der Dämon ſtecke in unſerer eignen Haut."

Ganz konſequent aus dem Geſichtspunkte des Materialiſmus! Wenn der Menſch nur aus Materie beſteht; wenn dieſe, nur dem Grade nach geläutert und belebt, ſein ganzes Weſen ausmacht; wenn folglich Alles an uns nothwendig, individuell, und Egoismus der Punkt iſt, um den ſich jede menſchliche Beſtrebung, nach dem ewigen Zuge der Nothwendigkeit, herumdreht: dann iſt es ausgemacht, daß „alle (ſogen.) Tugenden ſich in den Eigennutz auflöſen;" und der Verſtand ſelbſt mag dann eine Modifikazion der Erſcheinung, aber keinen weſentlichen Unterſchied hervorbringen.

Allein

Allein welcher beſſere und geſund denkende Menſch verkennt wohl — wenn nicht gerade eine zuvorgefaßte, einſeitige Theorie ſeinen Verſtand bindet — eine höhere Anlage in ſich, die Anlage zur Vernunft und Freyheit? Es ſey, daß jemand in der Theorie, das reine (formale, oder, wenn man lieber will, das eigentliche) Princip der Sittlichkeit verkenne; aber er ſey nur zugleich von der intellektuellen und der moraliſchen Seite, ein gebildeterer Menſch, und bearbeite nun einen ſittlichen Gegenſtand praktiſch, in Beziehung auf die nähern Verhältniſſe des Lebens: gewiß wird jetzt in ſeinen Aeußerungen mancher ſchöne Funke der ächten, moraliſchen Erkenntniß durchblicken. Natürlich! Es hat mit der Erkenntniß des Sittlichen nicht dieſelbe Bewandtniß, wie mit der Erkenntniß eines Gegenſtandes der Fyſik, der Chemie u. ſ. w. Die fyſiſche Erkenntniß wird durch die Sinne und mit dem bloßen Verſtande gefaßt. Aber die moraliſche iſt nicht bloß ein Produkt des Verſtandes; denn ſie wird zugleich in jedem Einzelnen auf eine eigene Weiſe durch den Zuſtand ſeines Herzens, oder ſeines Willens bedingt. Und wirkt dieſer Zuſtand nicht mittelbar, mehr oder weniger, auch auf den glücklichen Fortſchritt der erſtern? —

Es giebt noch eine Seite, die uns an dem genannten Satze von N. etwas Wahres darſtellt.

Die

Die Tugend beſteht nämlich nicht allein in der „Güte des Willens", ſondern auch in einer gewiſſen „mechaniſchen Fertigkeit", die zwar, inwiefern ſie zur Tugend gehört, während und vermöge der ſittlichen Thätigkeit des Willens entſtanden ſeyn muß; die ſich aber dennoch, als ſolche, auf die phyſiſche Natur, in und außer uns bezieht, und eben darum auch vermittelſt der Erziehung, der äußern Angewöhnung u. ſ. w. erlangt werden kann. Wird der Menſch bloß oder vorzüglich auf dieſem letztern Wege gebildet — eigentlich dreßirt, oder künſtlich abgerichtet; ſo entſtehen allerdings Fertigkeiten, die mit der Tugend Aehnlichkeit haben: auch heiſſen ſie, in der Sprache unſerer Policirten und Halbgebildeten, gewöhnlich „Tugenden." Solche Tugenden vertragen ſich unſtreitig mit dem Eigennutze, wiewohl in der Folge auch ſie unter dem Regimente des letztern leiden.

Man hat ehemals, auch in den Schulen der Filoſofen, den Begriff der Tugend mehr von Seite der Materie, des Stoffes, der äußern Verhältniſſe, Kräfte u. ſ. w. gefaßt, und dann natürlich mehr von „Tugenden" als von „der Tugend" geredet. Daher die Kardinal-Tugenden der Alten: Klugheit, Mäßigkeit u. ſ. w. Selbſt unſer vortreflicher Garve hielt dieſen Leitfaden noch immer für den beſten, an

den

den er ſeine Betrachtungen anknüpfen könnte *). Dagegen ſah man in der neuern (kritiſchen) Schule vornehmlich auf die Form. Und ob gleich hin und wieder ein ſogenannter Kantianer ſeinen Blick auf die letztere dergeſtalt einſchränkte, daß er das bey überſah, was, gleich einem Körper, zu der Sitte

*) Vergl. Garve's Ueberſicht der Moralprincipien von Plato bis auf Kant, S. 44, u. a. O. Wer findet nicht in dieſer Schrift wieder ſo manche feine, treffliche Bemerkung und ſelbſt ſo manche ſchöne Aeußerungen des reinen Princips, wenn er gleich, im Ganzen, eine ausdrückliche und hervorſtechende Anzeige von dem Grundbegriffe des Sittlichen, und damit von dem erſten und vornehmſten Beſtandtheile der Tugend, von der Güte des (freyen und ſelbſtthätigen) Willens unsern vermißt? Die Beobachtung als ſolche leitet freylich nicht zu dieſem Begriffe, zur Grundvorſtellung deſſen, was ſeyn ſoll: denn ſie geht immer von dem aus, was iſt; und von der phyſiſchen Welt führt keine Brücke zur moraliſchen: hier muß uns das urſprüngliche, praktiſche Bewußtſeyn von einem ganz andern Punkte aus leiten. Auch da, wo der Beobachter ſich mit dem beſchäftigt, was die Sittlichkeit in der Sinnenwelt wirkt und hervorbringt, bleibt er eigentlich bey der Wirkung, folglich bey dem, das iſt, ſtehen. So ſchätzbar alſo die Beobachtung im höhern Sinne iſt, und ſo brauchbar ſie mittelbar, auf mehr als eine Art, ſelbſt für den moraliſchen Zweck ſeyn mag: ſo muß ſie doch nothwendig irre leiten, wenn ſie unmittelbar auf das Gebiet der Sittlichkeit eingeht, und ſich hier mit der genauen (philoſophiſchen) Beſtimmung

Sittlichkeit nothwendig hinzukommen muß, wenn ſie in die Sphäre der Menſchheit eintreten, und hier, als Tugend, wirken ſoll: ſo iſt es doch immer die ſittliche Form, d. i. die Güte des Willens, welche das Weſen der Tugend zuförderſt, und inſofern allein beſtimmt.

Zwar kann der Begriff der Tugend auch von Seite der Materie, der äußern Verhältniſſe, Kräfte u. ſ. w. gefaßt und eingetheilt werden. Allein zum Behufe der höhern Kultur ſcheint es doch räthlich, daß man das Wort immer zugleich in der ſtrengſten Bedeutung nehme, und keiner Geſchicklichkeit, oder Kraftäußerung, der nicht die mo-

mung des moraliſch Guten beſaßt. Doch zum Glücke bringt der geſunde, praktiſche Verſtand — eine Folge des beſſern Herzens und der *insgeheim* wirkenden moraliſchen Vernunft — öfters noch vor: *inſoferne* äußert ſich dann auch hier das reine, moraliſche Princip. Auch leut der glückliche Beobachter im Kreiſe moraliſcher Erſcheinungen (in der Menſchenwelt) den Urbegriff des Sittlichen, wenigſtens dunkel und *inſofern* zum Grunde, als er daſſelbe vorausſetzt. Und wie einnehmend erſcheinen die Kantiſchen Ideen in der ſchönen und lichtvollen Sprache eines Garve, ſo oft ſein beſſerer Genius mit Kant zuſammentrift, z. B. bey ſeiner Erklärung von dem kant. Begriffe der Achtung (für das Geſetz der praktiſchen Vern.) S. 244 — 246, oder von dem ſchönen und erhabenen Grundſatze: „Jeder Menſch iſt Selbſtzweck" S. 247 bis 254.

moraliſche Geſinnung zum Grunde lag, das Prädikat der Tugend einräume.

Dieſe genaue Beſtimmung ſcheint um ſo nothwendiger, je öfter man, im Gewirre des Lebens, den ſittlichen Grund aus dem Auge verliert. Und wie leicht bilden ſich dann „Sitten", die, geſchminkt mit der Farbe des Schönen und Intellektuellen, der ſittlichen Kultur ſelbſt Eintrag thun!

Die feinere Sitte verhält ſich, wie der bloße Verſtand, zum ſittlichen Zwecke gleichgültig, d. h. ſie kann — als reines Produkt des Geſchmackes, der Urtheilskraft und der Uebung — dem böſen, wie dem guten Willen dienen. Inwiefern die Tugend ſich auf den Stoff in den äußern Verhältniſſen bezieht, und die feine Sitte hier ſolche Handlungsweiſen ausbildet, welche mit dem Tugendgeſetze, der Materie nach, übereinſtimmen: inſofern treffen ſie zuſammen, und „geſittet" und „ſittlich" ſind gleich bedeutende Namen. Es iſt bekannt, wie oft ſelbſt gebildetere Menſchen die beyden Begriffe für Eines nehmen. Allein da eben die feine Sitte auch ohne die moraliſche Form ſtatt finden kann, und ſogar in gewiſſem Maße ſich mit einem Karakter verträgt, der nach und nach dem Buchſtaben, ſo wie dem Geiſte des Tugendgeſetzes immer mehr widerſpricht: ſo kann es ſich öfters auch treffen, daß der geſit-

zu züchtigen und zum Gehorſam zu bringen, ihren Sachwalter vorgeſtellt; ſie für ihren Aufruhr belohnt; ihnen noch mehr, als ſie ſelbſt zu fodern die Verwegenheit gehabt, zugeſtanden; und durch dieſe unbegreifliche Art zu verfahren, ihnen Muth und Kräfte gegeben hätte, bey der erſten Gelegenheit ſich von Athen gänzlich unabhängig zu machen; er bewieß (ſage ich) alles dieſes nach den Grund-Säzen einer Politik, welche das Widerſpiel von der meinigen war, aber den Leidenſchaften der Athenienſer und eines jeden andern Volks allzuſehr ſchmeichelte, um nicht Eingang zu finden. Er hatte noch die Bosheit, nicht entſcheiden zu wollen, ob ich aus Unverſtand oder gefliſſentlich ſo gehandelt habe; doch erhub er auf der einen Seite meine Fähigkeiten ſo ſehr, und legte ſo viel Wahrſcheinlichkeiten in die andere Waag-Schaale, daß ſich der Ausſchlag von ſelbſt geben mußte. Dieſes führte ihn zu dem zweyten Theil ſeiner Anklage, welcher in der That (ob er es gleich nicht geſtehen wollte) das Hauptwerk davon ausmachte. Und hier wurden Beſchuldigungen auf Beſchuldigungen gehäuft, um mich dem Volk als einen Ehrſüchtigen abzumahlen, der ſich einen Plan gemacht habe, ſein Vaterland zu unterdrüken, und unter dem Schein der Großmuth, der Freygebigkeit und der Popularität, ſich zum unumſchränkten Herrn deſſelben aufzuwerfen. Eine jede meiner Tugenden war die Maske eines Laſters, welches im Verborgenen am Untergang der Freyheit und Glükſeligkeit der Athenienſer arbeitete. In der That hatte die Beredſamkeit meines Anklägers

ſittete Menſch noch lange nicht den Namen des ſittlichen verdient.

Ward die eigennützige Denkweiſe, neben der feinen Sitte, ſchon vorhin gepflegt; ſo mag nun daran ſelbſt die grobe Unſittlichkeit eine Stütze finden. Jetzt wird jene Sitte dem Kultivirten von dieſer Art noch dazu dienen, ſein unſittliches Betragen mit einem glänzenden Firniß zu überziehen, und es nicht bloß in den Augen anderer zum auffallenden Nachtheile für die moraliſche Denkart zu verſchönern, ſondern auch dem Blicke des eignen Gewiſſens immer mehr zu entziehen, und folglich eben dadurch die Maxime ſeines Willens noch zu verſchlimmern.

Und wo es Ton wird, von der Erziehung alles abzuleiten; wo nur die Frage immer wiedertönt: „hat er Erziehung? iſt ſie von Stande? beſitzt er Lebensart?“ u. ſ. w., da iſt natürlich alles, was man Tugend nennen mag, nur zu oft eine bloße Angewöhnung, ein ſchimmerndes Gerippe, ohne den innern belebenden Geiſt; da mag der Eigennutz wohl, wie ſchön auch die Maſque, und wie legal (dem Stoffe nach mit der Regel des ſittlich Guten übereinſtimmend) auch die Handlung öfters ſeyn mag — im Hintergrunde lauern, und zu der Beobachtung Stoff geben: „ja, die Tugenden verlieren ſich“, hier und auf

dieſer Seite betrachtet, „in den Eigennutz, wie die Ströme in das Meer.“

Unſtreitig gewährt die feine Sitte, der gute Ton u. ſ. w. mittelbarer Weiſe — nicht bloß in der negativen Hinſicht, die wir vorhin bemerkten, ſondern auch in poſitiver — dem moraliſchen Zweck, im Kreiſe der Menſchheit manchen Vortheil: wenn es z. B. Ton wird, eine gute Anſtalt zu unterſtützen, eine arme verdiente Familie zu pflegen, eine ſchöne Handlung laut und mit Nachdruck zu loben u. dgl. Das Gute geſchieht (in ſo weit), wenn gleich nicht in guter Abſicht *); und wer dieſe nicht kennt, oder gutmüthig eine beſſere annimmt, wird vielleicht dadurch zur Nachahmung, zur Vollbringung gleicher Thaten in der ſchönen Abſicht ermuntert.

Nur dürfen wir hier, bey dieſen Wirkungen der feinen Sitte im Aeußern, nicht unbemerkt laſſen, wie zugleich der unſittliche Wille (wo er, neben jener, wirklich da iſt) auf einer andern Seite ausbricht; wie die feine Sitte nicht nur zur Beſchönigung einzelner ſchlechter Handlungen gemißbraucht, ſondern auch dazu benutzt wird, das Fundament der Sittlichkeit — bald in den leichtern

*) So bewährt ſich auch in der Sprache des gemeinen Lebens die Unterſcheidung zwiſchen Legalität und Moralität.

tern Waffen des Witzes, bald in der ſchweren Rüſtung des kühnen, raiſonnirenden Verſtandes — mit täuſchender Kunſt anzugreifen; wie man nach und nach die ſchönſten menſchlichen Tugenden, Ehrlichkeit, Biederſinn, Keuſchheit, Sittſamkeit u. ſ. w. verkennt und dem Geſpötte Preis giebt; wie man die edelſten und nothwendigſten Verhältniſſe des Menſchen in dem Maße verkehrt und umſtürzt, als man ſich an die willkührlichen und oft lächerlichen Geſetze der Konvenzion, Etiquette u. ſ. w. feſtbindet; und wie endlich die äußere Sitte ohne den innern Grund der Sittlichkeit über kurz oder lange gleich einer ſchwächlichen Pflanze, die in einem ungeſunden Sumpfe aufſchoß, bey einzelnen Menſchen und ganzen Nazionen dahin ſtirbt!

Es iſt jedoch hier noch der Umſtand merkwürdig, daß zur menſchlichen Kultur außer dem innern Grunde der Sittlichkeit auch die äußere, feine Sitte mehr oder weniger, ſo wie der wachſame Geiſt der Klugheit erfordert wird. Ehrlichkeit, Biederſinn, Geradheit, Redlichkeit, Rechtſchaffenheit, kurz, die Tugenden, wodurch die Sittlichkeit zuerſt und vornehmlich im Menſchen ſich äußert, ſind hier nicht zureichend. Wie mancher hat es ſchon — gut gemeint und übel getroffen! Wie mancher durch die Art, wie er ſeinen Dienſt antrug, oder ſein Wohlwollen äußerte, neue Schmerzen erregt, und das Uebel ver-

gröſſert! Und giebt es nicht wahrhaft Redliche, die auf dem Wege, welchen ſie zu ihrem Ziele einſchlugen, neues Unheil angerichtet, und, indem ſie ihre gute Abſicht verfehlten, ſelbſt ihrem Wirkungskreiſe engere Schranken geſetzt haben?

Feinheit, Schonung, die zarte Behandlung, das kluge Ausbeugen, und die tauſend ſchönen oder geſchickten Wendungen im Aeuſſern, im Gange der Geſchäfte u. ſ. w., ſelbſt die Beobachtung mancher, dem erſten Anſcheine nach willkührlicher Geſetze und Regeln — Geſetze, welche theils der Sinn für das Anſtändige (decorum, dieſe ſchöne Blüthe der Sittlichkeit), theils der vergleichende, im Bemerken geübtere Verſtand, beſtimmt oder veranlaſst durch die äuſſern Folgen des ſittlich Guten und Böſen, errichtet hat — dieſe ſind uns in der Sfäre der Menſchheit, ſelbſt zum Behufe der höhern, moraliſchen Kultur, mehr oder weniger nothwendig. Und werden ſie gleich, ohne die Grundlage des guten Willens, dem moraliſchen Zwecke nachtheilig: ſo iſt doch ohne ſie auch dieſer, zumal in den verwickeltern Fällen und Verhältniſſen des Lebens, nicht ganz erreichbar.

Zur Tugend, zur Vollkommenheit des Menſchen wird immer, neben der ſittlichen Stimmung des Willens, die ſchon gedachte mechaniſche Fertigkeit — eine Frucht der Uebung und des gesun-

ſunden, beobachtenden Verſtandes — erfordert. Zwar iſt dieſe Fertigkeit, inwiefern ſie einen Beſtandtheil der Tugend ausmacht, ſelbſt ein Produkt der Freyheit: ſie entſteht nach dem Gebote der moraliſchen Vernunft, indem der (freye) Wille nach dieſem, verbunden mit dem Gefühle der Achtung für daſſelbe, auch äußerlich wirkt. Und wenn ſich dieſelbe auf die phyſiſche Natur — im Geiſte, wie im Körper — des Menſchen bezieht, ſo hat die Freyheit auch über dieſe Gewalt; nicht zwar, wie zu dem unmittelbaren Willensakte, mit Einem Male — denn ſie kann die Geſetze dieſer Natur und ihres Mechanismus nicht aufheben — aber gewiß nach und nach, wenn nur der Wille fortdauert *).

*) Dieß gilt von jeder Richtung des Willens, von der ſittlichen und von der unſittlichen, folglich auch von dem Uebergange deſſelben von dieſer zu jener.

„Das Böſe, das zur Fertigkeit geworden,
„Weicht nicht auf einmal. Mancher Tag muß ſchwinden,
„Und manche Nacht muß auf dem Dornenbette
„Der Reue wach und bang verwälzet werden —
„Eh' der Begierde wilde Stürme ſchweigen,
„Eh' ſich des Willens Eiſennacken bricht,
„Und in der ungebornen Seele wieder
„Die Tugend den verlornen Thron behauptet."
(Klariſſa, überſ. v. Roſegarten B. 3. S. 202.)

Und hier iſt die Seite, wo die Erziehung vornehmlich, im nähern Bezuge, der menſchlichen Kultur zu Hülfe kommen, und den weitern Fortſchritt derſelben befördern ſoll; die Seite, wo auch der ſittlich Denkende einer mannigfaltigen Uebung bedarf, und wo ſelbſt die äußere, verfeinernde Bildung, als Folge der frühern Uebung, zum Behufe der ſittlichen Thätigkeit im Kreiſe der Menſchen nicht wenig beyträgt. Im Eifer für das Erſte (Sittliche) hat man dieſes Andere nicht immer hinlänglich bedacht. Wenn z. B. Rouſſeau, entrüſtet wie billig über die unſittlichen Auswüchſe der intellektuellen und der verfeinernden Kultur um ihn her, an mehr als Einem Orte die wahre Höflichkeit, im Gegenſatze mit dem ſchaalen Weſen, dem leeren Wortgepränge und den gleißenden Formen, ohne weiters für die Wirkung der innern Sittlichkeit, des reinen Wohlwollens, der Achtung für Andre u. ſ. w. erklärt, ſo hat er allerdings den wichtigſten Punkt genannt; aber er hat, in ſeinem ſchönen Eifer, vergeſſen, oder dabey nicht berührt, was doch weſentlich zur Sache gehört, daß auch die wahre Höflichkeit (und was überhaupt unter gebildetern Menſchen dazu gehört) von der andern Seite nur ein Pro-

Der Wille iſt hier mit der Neigung zuſammengefaßt, inwiefern er dieſe ſich angeeignet, und jene Fertigkeit erzeugt hat (daſſelbe, was die neuere Filoſofie mit Einem Worte „empiriſchen" Willen nennt).

Produkt der Angewöhnung und, zum Theile, nur die Frucht einer frühern Anleitung seyn könne. Doch muß dieses Andre, wofern es Werth und Dauer haben soll, immer zugleich eine Folge und ein Mittel der Sittlichkeit seyn.

Gewiß, es ist ein schöner und erhebender Anblick, einen Menschen zu sehen, welcher mit der Rechtschaffenheit die feine, äußere Sitte, mit der Würde die Anmuth, und mit dem felsenfesten Sinne für Wahrheit, Tugend und Recht, die zartere Schonung und den feinern, um sich schauenden Blick der Klugheit vereinigt: Ihm gebührt der schöne Name des Weisen, des Menschen von ächter Humanität und von höherer Kultur.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

II.

Klaglied.

Matt erstirbt der Hofnung letzter Schimmer.
Wild und blutig tobt der Strom der Zeit.
Umgestürzte Thronen, Völkertrümmer
Reißt er fort in die Vergangenheit.

Oede ſtehen eure Heiligthümer,
Wahrheit, Recht, Vernunft und Menſchlichkeit!
Fließe, fließe, wehmuthsvolle Thräne!
Dringet durch die Wolken, Trauertöne!

Wehe! Wie der Sturm der Rache wüthet!
Fruchtlos ſteht der Menſchen Angſtgeſchrey.
Jedes Glück des Lebens abgeblüthet!
Eine weite bange Wüſteney!
Wo Zerſtörung noch verſchont, da brütet
Elendſchwangre blinde Wuterey.
Fließe, fließe, wehmuthsvolle Thräne!
Dringet durch die Wolken, Trauertöne!

Uns entlockt von unſerm ſtillen Gleiſe
Trug, der Menſchen Götterglück verheißt.
Lüſtern ſehn wir nach der loſen Speiſe,
Die der Nahme Freyheit übergleißt,
Die gekoſtet, ach! im Wirbelkreiſe
Bittrer Leiden in den Abgrund reißt.
Fließe, fließe, wehmuthsvolle Thräne!
Dringet durch die Wolken, Trauertöne!

Nicht die Freyheit, die, genährt im Schooße
Milder Weisheit, ihren Zwang nur kennt;
Nein! die brüllende, die zügelloſe,
Welche Ziel und Schranken überrennt,
Räuberfreyheit warf die Unglückeloose:
Und die unlöſchbare Flamme brennt.

Fließe,

Fließe, fließe, wehmuthsvolle Thräne!
Dringet durch die Wolken, Trauertöne!

Väter, Mütter, Wittwen, Bräute weinen;
Jede Wohnung iſt ein Trauerhaus.
Ueberſä't von ſplitternden Gebeinen
Giebt das Land für Halme Schmerz und Graus;
Und in ſtummen ausgeraubten Scheunen
Rauft Verzweiflung ſich die Haare aus.
Fließe, fließe, wehmuthvolle Thräne!
Dringet durch die Wolken, Trauertöne!

Keiner wird des Bruderwürgens müde;
Erd' und Hölle ſteh'n in ew'gem Bund.
Unaufhörlich ſchweigt die Eumenide;
Unerſättlich iſt des Todes Schlund.
Nimmer tönt das ſüße Troſtwort: Friede!
Und die arme Menſchheit geht zu Grund.
Fließe, fließe, wehmuthsvolle Thräne!
Dringet durch die Wolken, Trauertöne!

Werthes.

III.

Skolien,

oder Tafel-Sprüche und Liedchen.

(Aus den hinterlaſſenen Papieren der Maria Mnioch, geb. Schmidt.)

Vorerinnerung.

Die Verfaſſerin iſt einem Theile des Leſe-Publikums gewiß ſchon durch die zerſtreuten Blätter bekannt, welche in den Schriften ihres Mannes (1r und 2r Theil. Görlitz bey Anton 1798 und 1799) geſammelt ſind, beſonders da Herder in einer Recenſion des 1n Theils auf den Werth und Geiſt dieſer ſchriftſtelleriſchen Verſuche einer jungfräulich-mütterlichen Carita (wie Er die Dichterin nennt) aufmerkſam gemacht hat. Gegenwärtige Blätter ſind weder in der erſten Sammlung noch in der Nachleſe begriffen. Die Ur-Handſchrift befand ſich bis jetzt in den Händen einer Freundin. — Es wäre zu wünſchen, daß die ſämmtlichen des Druckes werthen Aufſätze der zu früh verſtorbenen Dichterinn in einer für ſich beſtehenden Sammlung, als Geſchenk an Frauen und Jungfrauen eines wahrhaft weiblichen und häuslichen Sinnes

hier ein schönes Feld, sich zu ihrem Vortheil zu zeigen, und seinen Zuhörern das republicanische Vergnügen zu machen, eine Tugend, welche mir zu grosse Vorzüge vor meinen Mitbürgern zu geben schien, heruntergesezt zu sehen. Indessen, ob er gleich keinen Theil meines Privat-Lebens (so untadelhaft es ehemals meinen Gönnern geschienen hatte) unbeschmizt ließ; so mochte er doch besorgen, daß die Kunstgriffe, deren er sich dazu bedienen mußte, zu stark in die Augen fallen möchten. Er rafte also alles zusammen, was nur immer fähig seyn konnte, mich in ein verhaßtes Licht zu stellen; und da es ihm an Verbrechen, die er mir mit einiger Wahrscheinlichkeit hätte aufbürden können, mangelte, so legte er mir fremde Thorheiten, und selbst die ausschweiffenden Ehren-Bezeugungen zur Last, welche mir in der Fluth meines Glükes und meiner Gunst bey dem Volk aufgedrungen worden waren. Ich mußte izt so gar für die elenden Verse Rechenschaft geben, womit einige Dichter, denen ich aus einem vielleicht zu weit getriebenen Mitleiden erlaubte, mir täglich um die Essens-Zeit ihren Besuch abzustatten, mir die Dankbarkeit ihres Magens, auf Unkosten ihres Ruhms und des meinigen, zu beweisen gesucht hatten. Man beschuldigte mich in ganzem Ernst, daß ich übermüthig und gottloß genug gewesen sey, mich für einen Sohn des delphischen Apollo auszugeben; und mein Ankläger ließ diese Gelegenheit nicht entgehen, über meine wahre Geburt Zweifel zu erregen, und, unter vielen scherzhaften Wendungen, die Meynung derjenigen wahrscheinlich

nes erſcheinen möchten, da ſie unter den verſchiedenartigen Schriften ihres Mannes wohl nicht ganz am rechten Orte ſtehen, und ſchwerlich von vielen Leſerinnen dort möchten aufgeſucht werden. Bey einer ſolchen beſondern Sammlung aber dürfte auch manches zu frühzeitige oder voreilige Urtheil über Schriftſteller wegzulaſſen ſeyn, welches die Verfaſſerin ſelbſt in ſpätern Jahren und bey wiederholter Lektüre wahrſcheinlich zurückgenommen haben würde.

Der hier mitgetheilte Verſuch in Tafelſprüchen und Liedern iſt in ſeiner Art neu, wenn man die Geſundheits-Reimereyen und Vivat-Sprüche abrechnet, die hie und dort in Almanachen des geſelligen Vergnügens erſchienen ſind *).

1. Erſte

*) Wir danken der uns unbekannten, achtungswürdigen Beſitzerin für die Mittheilung dieſer lieblichen Blumen. Sie ſind ein heiliges Vermächtniß und darum waget ſelbſt die ſtrengere Kritik nicht, ſie anders zu flechten, oder zu wählen. — Es giebt ganze Provinzen in Teutſchl. wo die uralte Sitte des fröhlichen Tafel- und Rundgeſanges zu den Unſchicklichkeiten gezählt wird. Dort würden ſelbſt die Muſen, die beim Gaſtmal der Olympier ſangen, als freche Bänkelſängerinnen zur Thür hinaus gewieſen. Für dieſe dichtete Maria Nioch nicht. Aber für dieſe ſang auch unſer Voß nicht einmal ſeine noch immer einzigen ächtteutſchen Skolien.

1. Erſte Stimme.

Laßt die Becher frölich klingen
Um die Tafelrunde.
Lieblich iſt für Ohr und Auge
Bey der Pokale goldnem Glanz,
So ein von Tönen geflochtner Kranz!

Zweite Stimme.

Lieblich ſelbſt dem innern Sinne
Als ein Bild der Freundſchaft!
Wie die Becher ſich begegnen
Alſo der Gäſte Herz und Herz
Leicht ſich begrüßend in Ernſt und Scherz! —

Dritte Stimme.

Wie ſie mild berühret klingen,
Alſo auch die Seelen!
Und aus allen Augen leuchte
Freundſchaft und Liebe hell und rein,
Wie aus kriſtallnem Pokal der Wein.

Chor.

Und aus allen Augen leuchte
u. ſ. w.

---

2. Wir flechten einen Kranz von Tönen,
Und ſchlingen ihn um die Tafel
Von Hand zu Hand.
Zwey Blumen des Tons
Giebt jedes Glas.
Klingt nach der Reihe, flechtet ihn zierlich den Kranz.
Unharmoniſche Töne,
Wüſtes Geklingel
Bezeichnen übel der Gäſte Harmonie.

---

3. Den mäßigen Becher
Sehn auch die Frauen gern
Wandeln im Kreiſe der Männer;
Gar freundlich
Klingen wir dann
Mit an
Und koſten! —

Es lebe die Freude,
Die uns in Tagen künftiger Zeit
Mit ſüßen Erinn'rungs-Düften
Noch ſtärkt und erfreut.

---

4. Gedenket, ihr Freunde, beym jubelnden Mahle,
Beym muthigen Geiſte gefüllter Pokale,
Gedenket der Frauen Beſorglichkeit.

Zu viel es lebe! — verkürzt die Zeit
Des wackern Lebens; — beym Becherklang
Macht oft die viele Geſundheit — krank.

---

5. Gattin und Gatte
Scheidet die Mode
An bunten feſtlichen Tafeln,
Und es verlangt
Die geſellige Sitte,
Daß im Geſpräch
Mehr ſich der Fremde
Zu Fremden neige,
Als der Vertraute
Zu dem Vertrauten.

Seit wir ſo ſitzen
Iſt es bald ein Stündchen.

Auf dann und grüßet
Mit Feſtpokalen
Euch offen und herzlich
Ihr lieben Getrennten,
Gattin und Gatte,
Kinder und Eltern,
Und Patenfreunde,
Und wer dann einſam
Als Fremder ſich findet,
Der grüß uns Alle
Und ſey von uns Allen freundlich gegrüßt.

---

6. Schaut,

6. Schaut, es haben die Frauen
Kaum zur Hälfte geleert
Die Becher des beginnenden Mahles.

Erklinge dann jetzt,
Beſcheidenes Glas
Des ſüßen Italiſchen Weins,
Zierlich nur halb gefüllt.

Dem ſtillen, beſcheidnen, häuslichen Glück
Klingen wir an, und koſten.
Es lebe der Erbfürſt und die Fürſtin *),
Als Mann und Frau, als Vater und Mutter! —
Wahrlich ein ſeltenes Beyſpiel
Des ſchönen und edeln Hüttenlebens
Im vollen Glanze des Throns.

---

7. Laſſet die bunten Deviſen in niedliche Puppen gekapſelt,
Unerö ſnet, und ſpart ſie für die Kleinen daheim.
Eifrig fragen ſie morgen die Mutter beym frühſten Erwachen:
„Warſt du geſtern vergnügt? Haſt du auch unſer gedacht?“ —
„Hier eine Hand voll Spielwerk!“ — Die Kleinen ergötzet die hübſche
Puppengeſtalt, — und bricht endlich der Körper; ſo kömmt

Doch

*) Der jetzige König und die Königinn. — Die Verfaſſerin ſchrieb dies im Jahr 1796.

Doch eine Seele heraus. Die Gröſseren ſammeln die Blättchen:
„Mütterlein, hilf uns einmal leſen von buntem Papier!

Aber laſſet uns ſelbſt Deviſen erdenken und ſammeln,
Und es wechsle der Spruch mit dem geſungenen Reim.
Jeglicher ſchenk uns die Blume eines lebendigen Wortes,
Sey es von eignem Beet, ſey es von offener Flur.
Wie von Tönen ein Kranz des Mahles Anfang bekränzte,
Alſo von Lehr' und Kunſt gebt uns ein Sträußchen nach Haus.

---

8. Die langen Lieder
Sind uns zuwider
Beym frölichen Mahl
Und Feſtpokal,
Desgleichen die langen Reden
Gelehrter Fehden! —
Von Allem ein Wenig
Geſungen, geſprochen! —
Hier wird die Andacht
Leicht unterbrochen. —
Jedes zu ſeiner Zeit und an der ſchicklichen Stäte.
Pflanzet Ihr Bäume? — gut! — nur nicht in die Blumenbeete! —

9. Ein weiſer Gedank' in klugen Worten
Wird leicht gefaßt
Vom frohen Gaſt.
Die Frölichkeit öfnet uns Sinn und Herz,
Und leichter behält man den Ernſt in Scherz.

---

10. A. Warum biſt du ſo ſinnig, ſo in dich ſelber verſchloſſen?
Wählſt du noch Sprüche? denn jetzt kommt ſchon die Reihe an dich!
B. Freylich ſo manchen Spruch aus Asmus, Herder und Göthe,
Hatt' ich ihn eben gewählt, nahm ihn ein anderer Gaſt.
Was ich zu geben vermochte, das habt Ihr! — Verſchonet die Blöde!
Wer auch ſelber nichts ſagt, hört doch mit Freuden Euch zu! —
C. Es lebe die Freiheit
Im Reden, im Schweigen!
Oft iſt man vergnügter,
Wenn man ſchweigen darf.

---

11. Wie ein ſchönes Gedicht die erſte Wirkung verkehret,
Endet es weiſe nicht, wo es am ſchönſten ertönt.
So auch ein fröliches Mahl und eine vergnügte Geſellſchaft,
Dauern ſie über die Zeit, welche die Nemeſis liebt!

Vor der Geſpenſterſtunde erſcheint ſie der Abendgeſellſchaft,
Nahet jeglichem Haupt, drucket an jegliche Bruſt. —
Auf, ihr Männer! ſie ſchwebt, der Freude Nemeſis ſchwebet
Ueber Euch ſchon, und ſpricht: opfert den Abſchieds-Pokal! —

---

12. Habe dann freundlichen Dank der gütige Wirth und die Wirthin!
Schön war die Kunſt der Bewirthung,
Welche die Mühe nicht merken ließ.
Alles war ſo beſorgt, als ob es von ſelber ſich einfand;
Leicht war die ganze Bewegung
Aller Scenen des feſtlichen Tags.
Gäſte ſchienen ſie ſelbſt, die Bewirther, unter den Gäſten,
Wiederum ſchienen die Gäſte
Selbſt ſich Wirthin und Wirth zu ſeyn.
Alſo ſpielt der Beſorger des Schauſpiels mit auf der Bühne,
Aber er lenket das Ganze
Schweigend durch friedliche Winke der Kunſt.

---

13. Nehmt freundlichen Dank
Ihr lieben Bewirther! —

Ihr

Ihr habt es gelenket,
Daß Alle geſellig
Einander vergnügten,
Und jeder Genoſſe
Sich ſelber gefiel.

Ein jeglicher ſcheidet
Zufrieden und heiter,
Und ſegnet die Götter
Des gütigen Hauſes,
Und alle ſeine Genien! —

IV.

Bruchſtücke

aus einer Reiſe in Frankreich gegen das Ende des Jahres 1798 gemacht von Chrn. Ludw. Lenz zu Schnepfenthal.

1.

Erziehungs- und Schulweſen in Frankreich.

Da ich ſelbſt ſeit ſechzehn Jahren Mitarbeiter an drey Lehr- und Erziehungsanſtalten geweſen bin, und ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren der Jugend

Unterricht ertheile: ſo wird man mir in Frankreich nicht vorwerfen können, daß ich wie der Blinde von der Farbe ſpreche. Möchte meine ſchwache Stimme daſelbſt einige Beſſerung veranlaſſen!

Die Centralſchulen ſind eine Art von Gelehrtenſchulen oder Gymnaſien, wo Profeſſoren für die lateiniſche und griechiſche Sprache, für die allgemeine Sprachlehre (das heißt für die Logik; andre Theile der Filoſofie werden nicht vorgetragen), für die Mathematik, Naturlehre, Scheidekunſt, Naturgeſchichte, die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, die Geſchichte und die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung — nicht aber für die Sittenlehre, noch weniger für die Religion — angeſtellt ſind, und die von jungen zwölf- bis ſechzehnjährigen Leuten beſucht werden. Außer den Centralſchulen, deren jedes Departement der untheilbaren franzöſiſchen Republik Eine hat, oder doch haben ſoll, und außer einigen vortreflichen Unterrichtsanſtalten zu Paris für gewiſſe beſondere Wiſſenſchaften und Künſte, an denen ebenfalls nur Jünglinge Antheil nehmen können, giebt es in ganz Frankreich, ſo viel ich wenigſtens erfahren konnte, bis heute gar keine, oder doch gewiß nur einige ſehr wenige, öffentliche Schulen irgend einer Art; am allerwenigſten öffentliche Mädchenſchulen. Die Kinder der vormals ſo genannten niederen Stände, für die noch immer keine Primärſchulen da ſind, ja auch die Kinder der unzähligen Verarmten im vormals mittlern und hö-

hern

scheinlich zu finden, welche (wie er sagte) benachrichtigt zu seyn glaubten, daß ich mein Daseyn den verstohlenen Liebes-Händeln irgend eines delphischen Priesters zu danken hätte. In dieser ganzen Rede ersezte ein von Bosheit beseelter Wiz den Abgang gründlicher Beweise; aber die Athenienser waren schon lange gewohnt, sich Wiz für Wahrheit verkauffen zu lassen, und sich einzubilden, daß sie überzeugt würden, wenn ihr Geschmak belustigt und ihre Ohren gekizelt wurden. Sie machte also allen den Eindruk, und vielleicht noch mehr, als meine Feinde sich davon versprochen hatten. Die Eifersucht, welche sie in den Gemüthern anbließ, verwandelte die übermässige Zuneigung, deren Gegenstand ich zwey Jahre lang gewesen war, in einer Zeit von zwo Stunden in den bittersten Haß. Die Athenienser erschraken vor dem Abgrund, an dessen Rand sie sich, durch ihre Verblendung für mich, unvermerkt hingezogen sahen. —— Sie erstaunten, daß sie meine Unfähigkeit zur Staats-Verwaltung, meine Begierde nach einer unumschränkten Gewalt, meine weit aussehenden Absichten, und mein heimliches Verständniß mit ihren Feinden nicht eher wahrgenommen hätten; und da es nicht natürlich gewesen wäre, die Schuld davon auf sich selbst zu nehmen, so schrieben sie es lieber einer Bezauberung zu, wodurch ich ihre Augen eine Zeitlang zu verschliessen gewußt hätte. Ein jeder glaubte nun, durch die verderblichen Anschläge, welche ich gegen die Republik gefaßt habe, von der Dankbarkeit vollkommen losgezählt zu seyn,

hern Stande bleiben ohne alle öffentliche Unterweiſung. Die Kindheit und Jugend der, dort ſelbſt faſt unglaublich unwiſſenden und unaufgeklärten, überdieß aber auch noch während der letzten zehn Jahre ſittlich ſo ſehr verwilderten gemeinen Bürger und Bauern lernen nicht einmal rechnen, leſen und ſchreiben, geſchweige ſonſt etwas. Von den Pflichten des Menſchen und des Bürgers, von Tugendlehre, Religion und Chriſtenthum hören ſie, wenigſtens in öffentlichen Anſtalten, gar nichts mehr. Kurz, ſie wachſen auf wie die Thiere des Feldes, die nur zur Erde ſehen, und ihr Haupt nie zu den Geſtirnen des Himmels erheben. Der moraliſche Zuſtand dieſer Millionen Unglücklicher und ſo unverantwortlich Verſäumter iſt über allen Ausdruck traurig; und welche Ausſicht, wann einſt dieſe junge Generazion herangewachſen ſeyn wird, für Frankreich und den Erdkreis!

Schon jetzt waren die Kinder des gemeinen Mannes an vielen Orten, wo ich ſie näher beobachten konnte, eine wahrhafte Höllenbrut, und, wie es mir ſchien, ohne alles Menſchengefühl. Den ganzen Tag leben ſie auf der Straße; und ihre Hauptbeſchäftigung das ganze Jahr hindurch beſteht im Soldatenſpiele. Ein, von den kleinen Republikanern ſelbſt erwählter, 10 bis 14jähriger Knabe iſt Feldherr. Dieſem „Bürger" gehorchen Sie meiſt ſehr ſtreng. Fällt Unordnung vor, ſo bittet er die „jungen Bürger und Bürgerinnen"

(an ſehr vielen Orten marſchieren unaufgefordert auch die kleinen Mädchen mit auf) um Ordnung und Zucht; ſchlagen darf er ſo wenig, als im franzöſiſchen Heere ein Officier. Man macht auf Befehl des Heerführers vielerley Schwenkungen und Stellungen, und marſchiert auf allerley Weiſe. Es iſt zu bewundern, wie viele Kenntniſſe und Geſchicklichkeit ſich dieſe Kinder von vier (denn ſo kleine ziehen ſchon mit hinten nach) bis vierzehn Jahren durch ſorgfältiges und liebevolles Anſchauen der wirklichen Waffenübungen und durch tägliches Nachahmen derſelben erworben haben. Allerdings kann dies eine unbezwingbare Generazion geben; und dieſe Kinder, denen überdies von allen Seiten Heldenmuth oder vielmehr Tollkühnheit, Gefühlloſigkeit, Blutdurſt und Nichtachtung ihres und fremden Menſchenlebens ſo früh eingeflößt wird, können einſt Welteroberer werden, voll Löwenmuth und Kriegskunſt, als man noch keine ſah, aber auch, wenn nicht bald geiſtige und ſittliche Bildung dieſe jungen ſchon ſo verwilderten Herzen veredelt, vielleicht ärgere Geißeln des Menſchengeſchlechtes, als Attila's Hunnen waren. Dieſe Kriegsübungen ſieht man ſehr gerne, und begünſtigt ſie. Die Municipalität in Städtchen und Dörfern ſchenkt oft eine große, ſchön polirte meſſingene Trommel dazu. Der Trommelſchläger von 12 Jahren, welcher ſie kaum ſchleppen kann, ſchlägt ſie trotz unſern bärtigen Teutſchen. Die Flinten und Degen koſten nichts; jenes ſind Knittel, dieſe

von

von Holz; und Helme mit einer Kokarde fertigt man von Pappe oder Papier. Die dreyfarbige Nazional-Kokarde ſieht man ohnehin ſchon an den Hüten und Mützen dreyjähriger, noch lallender Republikaner. Oft ſchreyt und lallt die kleine Kompagnie auch den Marſeiller und andre blutdürſtige Schlachtgeſänge. Zuweilen macht man zwey Partheyen, und liefert ſich ein Treffen. Erſt fliegen Schneeballen oder Erdklöße; der Schmerz der Betroffenen erbittert zu Wuth und Rache, und der rohe Ehrgeiz der zum Weichen gebrachten läßt ſie nun Steine werfen; die Gegenparthey hält ſich dann berechtigt ein gleiches zu thun. Aufſicht von erwachſenen Perſonen iſt nicht da. Endlich greift die kühnere Parthey mit den Schwertern an; die Kinder werden handgemein; es giebt blutige Köpfe und Hände. Gemeine Bürger oder Bauern ſehen mit innigem Vergnügen zu, ermuntern noch zur größern Tapferkeit, und einer ruft aus: „Bravo! das giebt einſt wackere Vertheidiger des Vaterlandes.“ Solch ein blutiges Treffen, das mörderiſch ausſah, wurde mitten in St. Florentin (einem Städtchen zwiſchen Paris und Dijon) auf einem freyen Platze, unter meinem Fenſter, von Knaben geliefert; und ich hörte dabey den angeführten Ausruf. Mein Bitten an Erwachſene, dem Unweſen zu ſteuern, war vergebens, und wurde belächelt. Den Fremden aber, wenn er ſich darein gemiſcht hätte, würden die wüthenden Buben wahrſcheinlich mit einem Steinregen empfangen ha-

ben. Unaufhörlich ertönt übrigens der Mund der Kinder von gräulichen Flüchen und Schwüren. Kinder von 3 bis 6 Jahren nennen und rufen ſich ernſtlich „Bürger“ und „Bürgerinnen.“

Eine Folge von dem gänzlichen Mangel an niedern Stadtſchulen, an Bürger- und Mädchenſchulen iſt unter andern, daß unzählige Ex-Prieſter, Ex-Mönche und Ex-Nonnen, um ſich vorm grauſamen Hungertode zu ſchützen, dem man dieſe Unglücklichen preis giebt, geheime Winkelſchulen halten, und daß, wer noch Geld und Pflichtgefühl genug hat, um ſeine Kinder unterrichten zu laſſen, ſie den gedachten Leuten ins Haus ſchickt. Da lernen ſie denn gewöhnlich Unſinn aller Art im reichlichſten Maße; häufig auch Bigotterie, Fanatismus und Haß gegen die republikaniſche Staatsverfaſſung. In die neu-eingerichteten Centralſchulen ſchicken, aus Haß gegen die jetzige Staatsverfaſſung und ihre Anſtalten, auch weil kein Chriſtenthum in denſelben gelehrt wird, verhältnißmäßig nur äußerſt wenige Eltern ihre Söhne, die ſie lieber ohne allen Unterricht aufwachſen oder in den gedachten Winkelſchulen unterweiſen laſſen. Und in der That, wer kann es den Leuten verdenken, daß ſie ihre Kinder in die geheimen Hausſchulen des männlichen und weiblichen Ex-Klerus ſchicken? Warum läßt man in öffentlichen Schulen keinen (gereinigten und praktiſchen, fürs wirkliche Leben anwendbaren) Unterricht in der tröſtenden und beſeligenden

ligenden Lehre Jesu ertheilen? Gott bewahre doch alle Nazionen in Gnaden vor derjenigen „Freyheit", bey der man sich und seine Kinder nicht mehr im Christenthum unterrichten lassen soll! O Freyheit, heilige Freyheit, wie hat dich ein Volk oder seine Regierung, die dich der Welt proklamirte, gemißdeutet, geschändet, ausgerottet!

Man spricht noch immer viel von Errichtung der Schulen und von Einführung eines öffentlichen Unterrichts für alle Volksklassen. Aber gesezt, es wäre Geld da, und würde wirklich hiezu verwendet, so kann doch vor der Hand noch gar nicht viel Kluges und Zweckmäßiges herauskommen. Denn man betreibt es immer noch nicht ernstlich genug, Schullehrer-Seminarien einzurichten, um erst Lehrer zu bilden; ich meyne nicht, ihnen Kenntnisse und Wissenschaften vorzutragen (was sie in die Seminarien größtentheils schon mitbringen müßten), sondern um sie in der Methodik zu unterweisen, und sie, in den besten Lehrarten des Schul- und Jugendunterrichts, an Kindern in einer Seminarienschule zu üben. Diese Pflanzschulen nebst ihren Seminarienschulen sind das Eine, was der französischen Republik noth thut. Die Lehrer der Schulseminaristen – etwa Elsasser, die das Teutsche vollkommen verstehen — müßten aber erst mehrere Jahre hindurch auf Kosten der Republik die besten Schulen, Erziehungsanstalten, Arbeitsschulen und Seminarien Teutschlands, Dänemarks

und Böhmens beſuchen, um ſelbſt Methodik zu lernen, die in Frankreich noch in der Kinderwiege ſchlummert. Auch möchten ſie doch des unvergleichlichen Theſchedik zu Szarwaſch in Ungarn vielleicht alles Aehnliche übertreffendes praktiſch-ökonomiſches-Induſtrial-Inſtitut *) benuzzen. Aber an die Errichtung der ſo heilſamen Aus-

bus

*) Man ſehe: „Freymüthige Bemerkungen eines Ungarn über ſein Vaterland ꝛc. 1799. Seite 95 bis 112; und 339 bis 345. Zum teutſchen Merkur 1797 im Decemberſtück, S. 221 bis 224 muß bemerkt werden, daß der König von Ungarn Theſchedik's eingegangenes Inſtitut neulich wieder hergeſtellt, es zu einer öffentlichen Schule erhoben, und ihm eine alljährliche Unterſtüzung angewieſen hat. Eben ſteigt es wie ein Fönix aus ſeiner Aſche empor. Nie lernte ich einen Pädagogen kennen, der Beſſeres ausgedacht, Größeres, Heilſameres wirklich ausgeführt, unermüdlicher ohne Lohn gearbeitet, mehr Undank erfahren, und mehr aufgeopfert hätte, als dieſer Edle. Leſe, wer es ſich verſchaffen kann: „An das Ungariſche Publikum, detail-„lirte Erklärung der Urſachen des Entſtehens und Ein-„ſchlafens des Inſtituts zu Szarwaſch; von ſeinem „Stifter Sam. Theſchedik. 1798.“ Man wird erſtaunen, was Ein Menſch zu wirken vermag; anſcheinende Wunder, die mir aber von vielen ungariſchen Augenzeugen vollkommen beſtätigt werden ſind. Auch Theſchedik's zu früh für dieſe Erde entſchlummerte Gattin kannte ich perſönlich, ein Weib in beſcheidener Stille, ſo groß, ſo ehrwürdig und thatenvoll als ihr Mann,

duſtrieſchulen ſcheint, obgleich Teutſchland, Böhmen u. ſ. w. deren längſt ſchon eine Menge hat, in Frankreich noch Niemand gedacht zu haben. Bis dahin ſollte man z. B. einen Simon, Matthiä zu Mainz, Schweighäuſer zu Strasburg und ähnliche franzöſiſche Staatsbürger, welche aus langer Erfahrung und eigener Uebung die teutſche Methodik kennen, zu Direktoren und Lehrern der Schulſeminariſten anſtellen; den, aus Frankreich abſtammenden, Villaume (der jetzt zu Brahe-Trolleburg auf der däniſchen Inſel Fühnen lebt) und auch, wenn ich von zweyen meiner Kollegen reden darf, le Roux-Laſerre und Melsheimer, die beide aus der franzöſiſchen Republik gebürtig und nicht als Ausgewanderte zu betrachten ſind, berufen. Der Mainzer Matthiä oder der Pariſer Caillard (vormals Geſandter in Berlin) wären als würdige, mit den Fortſchritten und Methoden der Teutſchen bekannte, Vorſteher des griechiſchen und römiſchen literaturweſens zu brauchen; für ein Seminarium philologicum, dergleichen der großen Republik ebenfalls nicht fehlen dürfte, wäre Matthiä ganz der Mann.

Aber

Mann, der nur mit einer Behälfe, wie die ihrige war, ſolche Dinge unternehmen und ins Werk richten konnte. In Schlichtegroll's Nekrolog aufs Jahr 1791 iſt ſie geſchildert.

Aber es fehlt jezt in Frankreich nicht mehr am guten Willen, sondern an — Geld zu allen solchen Anstalten. Nicht ohne innige Wehmuth denkt es der Menschenfreund, daß die Kapitalien und liegenden Gründe der Schulen, Universitäten, Klöster und Kirchen eingezogen, zu ganz andern Dingen bereits verwendet, und nun für Jugendunterricht und öffentliche Gottesverehrung auf immer verloren sind.

Das Wenige ausgenommen, was in den Centralschulen, in den Pariser Schulen für einzelne Wissenschaften, und durch die theosilanthropische Gottesverehrung (welches unter des Reveillieres-Lepeaux Directorate die von der Regierung begünstigte und gewissermaßen herrschende Kirche war) geschieht, ist Jung und Alt der dreyßig Millionen Einwohner der großen Frankenrepublik fast ohne alle öffentliche Unterweisung und Religionsübung!! Was wird, was muß aus solch einer Nazion werden! Die wenigen Kirchen, welche zu Paris und an einigen andern Orten für den römisch-katholischen Kultus (dermalen die ecclesia pressa) noch offen stehen, können hier beynahe in keinen Betracht kommen. Auch sah ich selbst zu Paris in den katholischen Kirchen einen Gottesdienst, der fast nur für's Auge, nicht aber für Verstand und Herz berechnet war; ich hörte, ohngeachtet ich ihn einen Monat lang in den meisten Pariser Kirchen fleißig besuchte, selten etwas zur Lehre, Besserung

und

und Beruhigung abzweckendes. Doch ſtrömten Schaaren aus allen Ständen zu dieſem geiſtloſen Cerimoniendienſte, und hörten mit ſcheinbar großer Andacht die lateiniſchen Meſſen und Gebete, von denen ſie kein Wort verſtanden, mitten im ſtrengſten Winter viertel, ja halbe Stunden lang auf den eiskalten Steinen knieend. In ganzen großen Departements wird nicht Eine Kirche mehr für die chriſtliche Gottesverehrung geöffnet!

Univerſitäten giebt es (außer gewiſſen Schulen zu Paris für die Zeichenkunſt und die geſammten Naturwiſſenſchaften) in der ganzen Republik nicht mehr, und die Anſtalt, wo die Schüler der Centralſchulen ihre Studien fortſetzen und vollenden könnten, ſind — fromme Wünſche. Es bleibt alſo das öffentliche Unterrichts- und Studienweſen lauter elendes, unzuſammenhängendes und unvollendetes Flick- und Stückwerk; denn es fehlen auch ſolche Schulen, worin die Knaben für den ſchon etwas höhern Unterricht der Centralſchulen vorbereitet und empfänglich gemacht werden. Das Schulweſen iſt jetzt in Frankreich ein Rumpf ohne Kopf und Fuße, ein Gebäude ohne Grund und Dach.

Die zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben kommen in die Centralſchulen, welches gelehrte Gymnaſien für höhere Wiſſenſchaften und die beyden alten Sprachen ſeyn ſollen, meiſt ohne alle Vorkenntniſſe, und unwiſſend wie teutſche Knaben von ſieben bis zehn

Jah-

Jahren. Die Profeſſoren müſſen daher die erſten Anfangsgründe der Wiſſenſchaften und alten Sprachen lehren. Vorbereitende Schulen zum Uebergange in die Centralſchulen giebts nirgends. Man hat alles verkehrt gemacht, das heißt, zuerſt Centralſchulen (des Collèges) eingerichtet, ſtatt daß man hätte von unten herauf anfangen ſollen.

Die Profeſſoren der Centralſchulen ſind zum Theil neu angeſtellt, und dann nur zu oft unwiſſende Jakobiner; zum Theil wahrhaft gelehrte und kenntnißreiche alte (anciens) Profeſſoren der ehemaligen Gymnaſien (Collèges). Aber bey letzteren vorzüglich findet man oft heut noch die allerunvernünftigſten Methoden der vorigen Jahrhunderte und der Mönchsſcholaſtik. Eben ſo ſind noch die unſinnigſten, uralten Lehr- und Leſebücher und Sprachlehren beybehalten. Nur ſelten giebts hier und da einzelne, rühmliche Ausnahmen von der Regel.

Hier nur zwey Beyſpiele, an welchen wohl jeder genug haben wird. Ich ſah, wie der bejahrte und wirklich gelehrte ancien Profeſſeur der todten Sprachen einer nahmhaften Centralſchule die Hälfte der einzigen griechiſchen Lehrſtunde damit hinbrachte, daß er die 13 bis 15jährigen Jünglinge jeden Tag eine ganze Seite aufgegebener und zu Hauſe gelernter griechiſcher Wurzelwörter, die in

die er mir für Dienſte oder Wolthaten ſchuldig ſeyn mochte; welche nun als die Lokſpeiſe angeſehen wurden, womit ich die Freyheit, und mit ihr das Eigenthum meiner Mitbürger, wegzuangeln getrachtet. Kurz: Eben dieſes Volk, welches vor wenigen Monaten mehr als menſchliche Vollkommenheiten an mir bewunderte, war izt unbillig genug, mir nicht das geringſte Verdienſt übrig zu laſſen; und eben diejenigen, welche auf den erſten Wink bereit geweſen wären, mir die Oberherrſchaft in einem allgemeinen Zuſammenlauf aufzudringen, waren izt begierig, mich einen Anſchlag, den ich nie gefaßt, gegen eine Freyheit, deren ſie ſich in dieſem Augenblike ſelbſt begaben, mit meinem Blute büſſen zu ſehen. Mein Urtheil war zu eben der Zeit, da mir die gewöhnliche Friſt zur Verantwortung gegeben wurde, durch die Mehrheit der Stimmen ſchon gefällt; und das Vergnügen, womit ich von einer unzählbaren Menge Volks ins Gefängniß begleitet wurde, würde vollkommen geweſen ſeyn, wenn die Geſeze geſtattet hätten, mich, anſtatt dahin, ohne weitere Proceß-Förmlichkeiten, zum Richt-Plaz zu führen.

So glüklich meinen Feinden ihr Anſchlag von ſtatten gegangen war, ſo glaubten ſie doch, ſich meines Untergangs noch nicht genugſam verſichert zu haben; ſie fürchteten die Unbeſtändigkeit eines Volks, von welchem ſie allzuwol wußten, wie leicht es in entgegengeſezte Bewegungen zu ſezen war. Es blieb möglich, daß ich mit einer bloſſen Verbannung auf einige Jahre

durch-

unglaublich abgeſchmackte franzöſiſche Knittelverſe gebracht waren, aus einem uralten Büchlein herſagen ließ. Der Titel hieß ohngefähr: Toutes les racines de la langue Grecque mises en vers. Ich ſah, wie an eben dieſer Anſtalt ein jüngerer Mann und ausgezeichnet eifriger Republikaner, der neu angeſtellte Profeſſor der Geſchichte, in ſeinen Lehrſtunden ſchlechterdings nichts weiter that, als täglich dreyviertel Stunden alt-römiſche Geſchichte in die Feder diktiren, und dieſe, zu Hauſe von den Jünglingen Wort für Wort auswendig gelernt, ihnen den folgenden Tag dreyviertel-Stunden lang abfragte, wobey ſie kein Wort verändern durften. Ja ſelbſt die Fragen, welche er morgen an ſie thun wollte, diktirte ihnen der Profeſſor am Ende der Lehrſtunde dazu. Und das war eine hochgeprieſene (fameuse) Centralſchule, wie man verſichert, eine der beſten ganz Frankreichs, in welche ein altes berühmtes Collège umgeſchaffen worden war. Da ſie einige vortrefliche Lehrer hat, und ſelbſt die beyden ſo eben erwähnten übrigens gründliche Männer in ihren Fächern, würdige und nur mit den Verbeſſerungen der Lehrart nicht bekannte Docenten ſind, ſo nenne ich den Ort nicht. In eben dieſer Centralſchule wird täglich (die Dekaden und Halbdekaden ausgenommen) ſechs Stunden lang, Vormittags drey und Nachmittags drey Stunden lang Unterricht ertheilt; aber es ſind täglich nur vier Lehrſtunden, indem jede Lekzion anderthalb Stunden in Einem fort dauert. Dabey

kann-

konnte ich mich des Schlummers nicht erwehren, und blieb endlich, um der Jugend kein übles Beyspiel zu geben, aus den Lehrstunden weg. Ueberdieß ist zwischen beiden Lektionen kein kurzer Zwischenraum zur Erholung der Lernenden. Eingeheizt war, außer im Zeichensaale, wo eine Menge Knaben von einem bejahrten Professor zum Theil ungemein viel gelernt hatten, in den sehr hohen, gewölbten und mit Stein gepflasterten Lehrzimmern nirgends; ja selbst der Ofen fehlte, ohngeachtet es jetzt, zu Ende Novembers, eine grimmige Kälte war. Ich zitterte in den Lehrstunden; und dennoch kam ein bejahrter, über den Verlust des Einheizens bitter klagender Professor nie anders als in Schuhen und dünnen seidenen Strümpfen dahin. Die Citoyens-Ecoliers, die in den weiten tönenden Klostergängen und gepflasterten Schulsälen mit ihren klappernden Sabots einen unerträglichen Lärm machen, setzen während des Unterrichts zum Theil ihre Hüte und Mützen auf, und benehmen sich auch sonst nicht zum anständigsten: wogegen bey der mißverstandenen Freyheit und Gleichheit ein Professor nicht viel thun kann. Das vormals sehr reiche Klostergymnasium hatte jetzt, als Centralschule, kein Geld mehr zu Holze; und obgleich von zweyen Professoren einer Mitglied der Centralverwaltung und der andre Mitglied der Municipalität war, auch der Bürgerkrieg mit seinen Verwüstungen nie in jene gesegnete Gegend der Republik gedrungen war, und die Centralschule in einer

ner der beträchtlichſten und reichſten Handelsſtädte liegt, ſo müſſen doch Profeſſoren und Schüler faſt erfrieren; daneben hatten ſie ſowohl als der wakkere Bibliothekar, in vollen acht Monaten keinen Sol Gehalt ausgezahlt bekommen. Sie ſtanden am Rande der Verzweiflung, da ihnen Niemand mehr etwas borgen wollte, und ſie zum Theil faſt ihre letzten Bücher und Geräthſchaften (jene für ein Spottgeld) verkaufen oder verpfänden mußten. — Ein Profeſſor klagte gegen mich hierüber, wie über die Kälte der Lehrzimmer, wo ſein und ſeiner Schüler Geiſt und Thätigkeit zugleich mit dem Körper erſtarre; fügte aber hinzu: „Nach dem Frieden wird ſich das Alles ſchon geben.“ Dieſe unglückliche Nazion lebt jetzt noch zum großen Theile einzig und allein von der Hoffnung. Du, mein teutſches Vaterland, kaufe nie ſolche Hoffnung für ſolchen Preis ein!

Das Kloſtergebäude der Zentralſchule war übrigens gut unterhalten; und die wichtige Bibliothek, die dazu gehörte, und aus den Kloſter-Bibliotheken und Schlöſſern des ganzen Departements bereichert worden war, enthält über vierzigtauſend Stück Bücher, war aber noch nicht geordnet. Hinter der hoch liegenden Schule iſt ein Baumgarten mit reizender Ausſicht hinab auf den Strom und in die Thäler; vor derſelben ein großer, ſchön geeb-

neter und mit Mauern umſchloſſener Raſenplatz, auf dem ſich die Schüler ohne Aufſicht ſo wild und unvorſichtig herumtummeln, daß man glauben ſollte, ſie müßten ſich die Hälſe brechen. Dies wäre ein herrlicher Platz für abſichtlich anzuſtellende und kunſtgerecht zu lehrende Körperübungen; ſo wie der Fluß hinter dem Gebäude zum Schwimmen.

Allein ſo zweckdienlich auch die Einführung der Gymnaſtik zur Bildung einer körperlich ſtarken, tapfern und kriegeriſchen Nazion wäre, und ſo viel man auch in der neuen Republik von Leibesübungen ſpricht: ſo wenig oder gar nichts geſchieht doch für ſie in den Schulen, und ſo wenig kennt man daſelbſt eine wahrhaft pädagogiſche Gymnaſtik *).

Frankreich müßte allerdings, wie man auch ſchon längſt verlangt hat, einen eigenen Miniſter des Erziehungs- und Schulweſens haben, für welchen Poſten z. B. der edle Caillard ein treflicher Mann wäre. Denn der Miniſter des Innern hat zu viele und zu verſchiedenartige Arbeiten und Sorgen

*) In dieſer Hinſicht müßte ein Pariſer oder Strasburger Buchhändler unſers Gutsmuths Gymnaſtik (Schnepfenthal, 1793), körperliche Spiele (ebendaſ. 1796.), und Schwimmkunſt (Weimar, Inſtr. Komt. 1798.) abgekürzt zu einem einzigen Werke für Frankreich verarbeiten, und aus Vieth's Encyklopädie der Leibesübungen (Berlin, Hartmann 1795. 2 Bände) vervollſtändigen laſſen.

gen, als daß er der öffentlichen Jugendbildung Zeit und Sorgfalt genug widmen könnte. Was waren aber alle bisherigen Miniſter des Innern der Republik, als Erziehungskundige betrachtet? Der letzte, François de Neufchateau, hatte wenigſtens viel guten Willen und thätigen Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaften und die Wiederherſtellung des Schulweſens. Seine vielfältigen Ausſchreiben an die Profeſſoren der Centralſchulen enthielten, mitten unter ganz irrigen Einſichten, verwerflichen Grundſätzen und verkehrten Rathſchlägen, doch auch gar manche gute *).

Möchte doch in allen Centralſchulen nicht etwa bloß für Eine lebende Sprache (was wirklich beſchloſ-

*) So z. B. das vom 17ten Vendemiaire im 7ten Jahre welches im Journal „Frankreich" 1798 (Altona) 11 Stück, S. 205 bis 226 abgedruckt ſteht. Ich will mich, da meine Aufſätze nach Paris kommen werden, nur bey einem Punkte dieſes Ausſchreibens einen Augenblick verweilen. Von was für Leuten verlangt der Miniſter S. 205, daß ſie Elementarbücher und Lehrbücher für die Schulen ſchreiben ſollen? Von Gelehrten, die keine Methodik, namentlich nichts von Elementarmethode verſtehen; die keine Bekanntſchaft mit den Fortſchritten der Erziehungskunſt in Teutſchland, Böhmen, Dänemark u. ſ. w. haben, weil die Franzoſen leider faſt keine fremden Sprachen lernen mögen, und darum in den wichtigſten Dingen unglaublich zurück bleiben.

ſchloſſen war, aber in den meiſten auch nicht geſchieht), ſondern eine Anzahl der gebildetſten und an guten Schriften reichſten Sprachen gelehrt werden! — Die Centralſchulen ſollen nach des Miniſters Vorſchlage (S. 212) Seminarien für, wohl zu merken, Dorfſchulmeiſter ſeyn. Die Lehrer der Ackerleute ſollten alſo dort todte Sprachen und höhere Wiſſenſchaften lernen!! Von der Feld- und Hauswirthſchaft hört man ja dort wenig oder gar nichts; und was von allen dem Bauer nützlichen oder nothwendigen Kenntniſſen vielleicht gelegenheitlich einmal vorkommt, wird doch nicht auf die Art von den Profeſſoren vorgetragen, wie es dem Landmann beygebracht werden müßte. Wer lehrt die Dorfſchulmeiſter in den Centralſchulen ihre Methode, wie ſie für den Landmann paßt? und wer übt ſie in dieſer? Antwort: die Profeſſoren. Wer aber von den Profeſſoren verſteht denn dieſe? Ueber dergleichen Vorſchläge, (wie vollends gar über den S. 212, daß die Bauern ſelbſt dieſe gelehrten hohen Gymnaſien häufig frequentiren ſollten) bedarf es in der That unter Kennern des Landvolks keines Worts weiter. — Der ſechszehn bis achtzehnjährige Jüngling, der die Centralſchule verläßt, ſoll (S. 223) durch eigenes Privatſtudium und Leſen, ohne weiter mündliche Lehren zu erhalten, völlig ausſtudiren. O wie wenig muß man den Jüngling und Menſchen kennen, um das von mehr als höchſtens einigen Wenigen zu erwarten! Doch man erwartet es

auch

auch wohl nicht ernſtlich. Aber, wie geſagt, die Univerſitäten und ihre Fonds ſind vernichtet; und keine Ausſicht da, ſie wieder herzuſtellen. Die Zeichenkunſt, die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften, die zu Paris ihre Profeſſoren in Menge und eine wahre vortrefliche Univerſität haben, ausgenommen, wird daher in Abſicht auf die höhere und höchſte Ausbildung der Nazion und auf tiefeindringende Gelehrſamkeit wahrſcheinlich in der Regel Alles eitel Stümperey bleiben. — Uebrigens enthält auch jenes Ausſchreiben des Miniſters manche goldene Wahrheiten. Mögen ſeine Nachfolger mit eben ſo viel gutem Willen mehr pädagogiſche Einſichten beſitzen! Mit dem bloßen exaltirten Republikanismus iſt ja bey weitem nicht Alles gethan.

Da ich im alten Frankreich nicht geweſen bin, und deſſen ehemaliges Schulweſen mit dem jetzigen nicht vergleichen konnte: ſo wendete ich mich an einen gelehrten Franzoſen und Pädagogen, der ſein Vaterland einige Jahre vor dem Ausbruche der Staatsumwälzung verlaſſen hat und durch Anſchauung ſowohl als Beleſenheit die neueren teutſchen Erziehungsweiſen ſehr genau kennt, mit der Bitte, daß er mir von dem franzöſiſchen Schulweſen vor der Revoluzion einige Nachrichten mittheilen möchte. Dieſe folgen hier mit ſeinen eigenen Worten.

Beylage.

Pour pouvoir porter un jugement équitable de l'état présent de l'instruction publique en France, il seroit nécessaire d'avoir au moins une idée générale de cet état antérieurement à la révolution. Les Allemands qui liroient une description de l'état déplorable, ou peut-être du manque total de l'instruction publique en France, ne manqueroient pas de comparer, même sans réflexion, leur patrie à la France; il s'en trouveroit sans doute aussi qui regarderoient leur supériorité en ce point sur les Français comme un avantage de la constitution de leur pays sur la constitution républicaine.

Je n'entreprendrai pas de décrire ici l'état de l'instruction publique avant la révolution: pour un tel tableau il faudroit une masse d'observations qui me manquent et que peut-être aucun Français n'a encore recueillies. Je me bornerai à rapporter ce que j'ai vu dans une petite partie d'un département, en y ajoutant quelques faits de notoriété publique.

Il n'y a dans toute la France qu'environ quinze départements où l'on parle généralement français; encore même dans ceux-ci la langue est-elle sensiblement altérée, soit dans la prononciation, soit par

par l'emploi de provincialismes et de termes impropres et surannés. Dans le reste de la république, on parle au moins trente idiômes ou patois différens dont plusieurs n'ont pas la moindre analogie avec la langue française, qui est comme une langue étrangère parmi les classes inférieures des habitans des villes et généralement dans les campagnes. Un Parisien voyageant dans ces contrées étoit obligé d'avoir recours à un interprète, s'il vouloit s'entretenir avec des payeans. Le Curé étoit souvent le seul qui pût servir de truchement. Ceci seroit suffisant pour donner une idée de l'ignorance profonde dans laquelle les gens de la campagne étoient élevés et vivoient. Ces Curés, dont la plupart avoient à peine de 100 à 130 Rthlrs. de revenu, fesoient leurs prônes ou sermons en patois; ils enseignoient le cathéchisme aux enfans en patois. Les Vicaires, qui avoient rarement la moitié du revenu de leurs curés, devoient dans quelques villages faire les fonctions de maître d'école; ce qui étoit toujours un bonheur pour les villageois; car alors y avoit-il du moins quelques enfans qui apprenoient un peu à lire et à écrire. Ailleurs les enfans n'avoient d'autre maître qu'un homme qui savoit à peine lire lui-même; quelquefois c'étoit une pauvre vieille qui devoit leur enseigner à épeler.

L'alphabet, ou le premier livre qu'on mettoit entre les mains des enfans, contenoit quelques prières en latin et en français; de sorte que les enfans commençoient par lire le latin avant d'apprendre à lire le français, et il comprenoient tout aussi peu l'un que l'autre.

S'il se trouvoit dans les campagnes un paysan qui sut lire et écrire et qui comprit un peu de français, ce qui étoit fort rare, il l'avoit ordinairement appris par une instruction particuliere de son curé ou du vicaire que ses parens avoient payée.

Au reste les enfans n'étoient pas obligés de fréquenter l'école; il dépendoit uniquement de la volonté des parens de les y envoyer ou non.

L'état de la plupart des colléges publics (Gymnases) en France étoit avant la révolution le même que celui des écoles (lateinische Schulen) en Allemagne avant 50 ans. L'instruction y étoit entièrement gratuite et confiée exclusivement aux ecclesiastiques séculiers ou réguliers. L'enseignement se bornoit à l'exercice de la mémoire; il semble qu'on n'avoit jamais pensé qu'une méthode put être de quelque utilité. Des rudimens de la langue latine composés dans le siècle passé, le catéchisme par demandes et reponses, un abrégé de géographie aussi par demandes et réponses, les règles de la prosodie latine en vers la-

durchwiſchen konnte; und dieſe ließ eine Veränderung der Scene beſorgen, bey welcher weder ihr Haß gegen mich, noch ihre Sicherheit, ihre Rechnung fanden. Man mußte alſo noch eine andere Mine ſpringen laſſen, durch die mir, wenn ich einmal aus Athen vertrieben wäre, alle Hoffnung, jemals wieder zurükzukommen, abgeſchnitten würde. Man mußte beweiſen, daß ich kein Bürger von Athen ſey; daß meine Mutter keine Bürgerin, und Stratonicus nicht mein Vater geweſen; daß er mich, in Ermanglung eines Erben von ſeinem eigenen Blute, aus Haß gegen denjenigen, der es, den Geſezen nach, geweſen wäre, angenommen und unterſchoben habe; und daß alſo die Geſeze mir kein Recht an ſeine Erbſchaft zugeſtühnden. Da es zu Athen an Leuten niemal fehlt, welche gegen eine proportionierte Belohnung alles geſehen und gehört haben, was man will; und da alle diejenigen geſtorben waren, welche der Wahrheit das beſte Zeugniß hätten geben können: ſo war es meinen Gegnern ein Leichtes, alles dieſes eben ſo gut zu beweiſen, als ſie meine Staats-Verbrechen bewieſen hatten. Es wurde alſo eine neue Klage angeſtellt. Derjenige, der ſich zum Kläger wider mich aufwarf, war ein Neffe von meinem Vater, durch nichts als durch die lüderlichſte Lebens-Art bekannt, wodurch er ſein Erb-Gut ſchon vor einigen Jahren verpraſſet hatte. Seine Unverbeſſerlichkeit hatte ihn endlich der Freundſchaft meines Vaters, ſo wie der Achtung aller rechtſchaffenen Leute, beraubt; und dieſes Umſtands bediente er ſich nun, mich um

latins, le nouveau testament en latin, etc. étoient les livres élémentaires dont les écoliers devoient apprendre des demi-pages ou des pages entières, et réciter mot pour mot. Ils devoient en outre faire des thèmes, des versions et des vers latins.

Je finirai par le passage suivant tiré d'un ouvrage très estimé et traduit en allemand *).

„ On n'acquiert dans la plupart des Colléges au-
„ cune connoissance de notre langue; tout s'y bor-
„ ne à l'étude de la langue latine. . . . . la jeunes-
„ se quitte le college sans avoir presque rien appris
„ qui puisse lui servir dans les différentes profession-
„ ons . . . . Les connoissances qu'on acquiert au
„ college, peuvent-elles s'appeller des connoissan-
„ ces? Que fait-on après dix années qu'on em-
„ ploie soit à se préparer à y entrer, soit à se la-
„ tiguer dans le cours des différentes classes? Sait-
„ on même la seule chose qu'on y a étudiée, les
„ langues? A l'exception d'un peu de latin, qu'il
„ faut étudier de nouveau, si l'on veut faire quel-
„ que usage de cette langue, la jeunesse est inté-
„ ressée à oublier, en entrant dans le monde,

*) Essai d'éducation nationale, deposé au greffe de parlement de Bretagne par M. de Caradeur de la Chalotais, Procureur-Général du Roi au même Parlement 1763.

„ presque tout ce que ses prétendus instituteurs lui „ ont appris. — Sur mille écoliers qui ont fait „ ce qu'on appelle leur cours de humanités et de „ philosophie, à peine en trouveroit-on dix „ qui fussent en état d'exposer clairement et avec „ intelligence les premiers elémens de la réligion, „ qui sussent écrire une lettre, qui pussent discer- „ ner habituellement une bonne raison d'une mau- „vaise, un fait prouvé de celui qui ne l'est pas. "

V.

Kunst.

Ueber Oesers Gemälde in der Hauptkirche zu Chemnitz *).

— — Selten bin ich so angenehm überrascht worden, als bey meiner Durchreise durch Chemnitz. Da es eben Sonntag war und ich die Hauptkirche eröff-

*) Möchte es doch dem Verfasser dieser Nachricht, der dem Publikum auch schon durch andere Beweise seines vielseitigen gebildeten Geschmacks, und noch ganz neu- erlich

eröffnen ſah, ging ich hinein. Ich ſehe nach dem Altar — ein ziemlich großes Gemälde ziert es. Ich gehe näher — mein Gott, das iſt Oeſer — ſage ich zu meinen Freunden. Ich betrachte genauer; endlich frage ich — es blieb Oeſer. Sind Ihnen die hier von dieſem Meiſter befindlichen trefflichen Blätter bekannter, als ſie mir bisher waren, ſo laſſen Sie ſich aus Gefälligkeit gegen mich erzählen, was ich hier geſehen habe. Das Altarblatt ſchien mir offenbar Vorgänger des Leipziger Altarblattes zu ſeyn. Das Süjet, auch die Idee der Ausführung iſt dieſelbe; nur iſt die letztere hier in weniger großem Styl und weniger reich. Der Flug — nein, nicht der Flug, die Erhebung, noch genauer, das Emporgehobenwerden, des Heylandes iſt auf dieſem Blatte weniger leicht, als in Leipzig; obſchon man es auch hier vielleicht noch leichter wünſchen dürfte: aber es iſt mehr Ausdruck himmliſcher Verklärung in ihm — wenigſtens iſt dieſe hier ſichtbarer, wegen des weniger verkürzten Geſichts. Ueberhaupt war es wohl keine im Allgemeinen lobenswürdige Eigenheit Oeſers, wo es nur möglich, die Geſichter zu verkürzen. Bey einem

an-

erlich durch das dritte Bändchen ſeiner Erinnerungen, und ſeine Charakteriſtik intereſſanter Menſchen bekannt geworden iſt, gefallen, uns auch über die Oeſerſche Bibel in der Nikolaikirche ſein Urtheil mitzutheilen!

B.

andern als dieſem groſſen Manne würde man vielleicht hierbey Umgehen der Kunſt durch Künſteley angewöhnen — ohngefähr wie manche dramatiſche Dichter die bedeutendſte Scene herbeydrängen, aber ohne ſie auszuführen, den Vorhang fallen laſſen; oder vielmehr, wie manche muſikaliſche Komponiſten, ſtatt der Ausführung angefangener hoher Harmonie, in den Uniſonus flüchten. Doch wer Oeſers Köpfe kennet, wird bey ihm ſo Etwas nie vermuthen. Wahr dürfte es aber doch ſeyn, daß nicht wenige ſeiner Figuren durch jene Eigenheit verlieren — vielleicht an Ausdruck, gewiß an Reiz. Der Engel links blickt auf die untern Figuren. Ich weiß nicht, ob dies der beſte Behelf iſt, das Obere mit dem Untern zu verbinden: denn der Sache nach, mußte ja wohl auch dieſe Figur nach der Hauptperſon blicken. Dieſe Verbindung möchte überhaupt die ſchwereſte Aufgabe bey den Süjets der Auferſtehung, und noch mehr, der Himmelfahrt, ſeyn. Selbſt Rafael Mengs — darf ich es ſagen? — ſcheint mir in ſeinem himmliſchen Altarblatt in der Dresdner katholiſchen Kirche jene Aufgabe nicht glücklich gelöſ't zu haben. Ich ſehe hier immer — mehr zwey Bilder, als eins.

An den Seiten des Altars ſind zwey Oeſerſche Köpfe — Moſes und Chriſtus, als Symbole des alten und neuen Teſtaments. Moſes — Gröſſe, Feſtigkeit, Muth, etwas Rauhigkeit, Geſetz — und noch Etwas, das ich Ihnen nicht anders deutlich

lich machen kann, als dadurch, daß ich ihn für einen Paluskopf genommen haben würde, wenn mir ihn der entgegenſtehende Chriſtus nicht beſtimmt hätte. Chriſtus — Menſchenliebe, Sanftmuth. Schönheit (im engern Sinne des Worts) mit Würde, aber weniger Hoheit, und gar nichts Nazionales — Evangelium. Er hat beynahe, was Weſt's Chriſtus in Lavaters fyſiognom. Fragm. Th. 4 hat — nur nicht jene bis zum gar wohl Genährten gehende Rundheit. So iſt er alſo am leichteſten genommen — werden Sie ſagen. Vielleicht; aber hier, in dieſem Gegenſatze, doch wohl auch am glücklichſten.

Doch ich komme auf das zweyte große, und, meines Bedünkens, bey weitem vorzüglichſte Blatt. Es ſtehet in der Sakriſtey und ſtellt die Geſchichte jener Salbung der Füße Jeſu durch die Maria, kurz vor ſeiner Gefangennehmung, dar. Wenn das Bild vielleicht auch nicht ganz ohne Kenntniß der Geſchichte verſtanden werden kann: ſo iſt das ein, bey bibliſchen Geſchichten, ſehr oft unvermeidliches Uebel, das aber dadurch leicht verringert wird, wenn man eine Darſtellung wählt, die, wie gegenwärtige, als gemeinbekannt vorausgeſetzt, und in ihren einzelnen Theilen ſo treffend und auf den Hauptpunkt leitend bezeichnet werden kann *).

Chri-

*) Es zeugt von ſehr beſonnener Wahl des Künſtlers, daß er die Scene nicht nach Matthäus oder Markus, bey denen

Christus Kopf hat hier viel Aehnlichkeit mit dem, auf dem Leipziger Bilde der Unterredung mit der Samariterin. Ich glaube, hier habe ich nicht wenig zu seinem Ruhme gesagt. Uebrigens ist der Moment sehr interessant und glücklich gewählt. Judas (ganz vortreflich, ganz das, was er seyn soll, reinste Wahrheit, ohne Verstoß gegen Schönheit — welchen hier sich die meisten, auch größesten Maler zu Schulden kommen lassen) Judas also hat so eben das Vergeuden des „unverfälschten köstlichen Nardenwassers" nicht verschmerzen können, sondern gemeint: das Geld dafür hätte nun wohl besser angewandet werden sollen; und Christus erklärt sich im dargestellten Moment dagegen, sanftmüthig und milde. Maria ist ein zartes, aber nicht ausgezeichnet schönes, wenigstens durchaus nicht reizendes Weib. Sollte sie, nach dem Willen des Künstlers, gerade das seyn, was sie ist: so verdient er ja wohl Dank, daß er dem Ganzen und der

denen Jesu das Haupt gesalbt wird, sondern nach Johannes (Evang. XII. 3 folag.) wo Maria, vor dem Heiland niedergeworfen, seine Füße salbt und sie mit ihrem Haupthaar trocknet — aufstellte. Wie aber der große Mann die Geschichte vom Zinsgroschen zum Sujet eines Hauptgemäldes der Leipziger Nikolaikirche wählen konnte, das begreife ich nicht wohl. Ich wenigstens bin immer nicht ganz unzufrieden, wenn ich dies, übrigens recht fleißig gearbeitete Bild, in so üblem natürlichen Lichte stehen sehe, als es wirklich dort stehet. D. Eins.

der Hauptperſon einen Nebenreiz aufopferte. Dieſen Dank würde er freylich nicht verdienen, wenn darüber die zärtliche Freundin Jeſu gemein oder unintereſſant geworden wäre: aber das iſt ſie keinesweges. Ich kann Ihnen vielmehr gar nicht ſagen, wie anziehend, wie rührend ihre, durch Judas hämiſches Wort und durch Beſchämung erzeugte Wehmuth iſt; wie man ſich freuet, daß, wenn auch noch ein halber Blick nach dem harten Manne hinſtreift, doch ihr ganzes übriges Weſen an dem Heylande hängt ꝛc. Doch will ich nicht in Abrede ſeyn, daß, ſo vollkommen zufrieden man mit ihrem Körper ſeyn muß, man doch jene ſüße Wehmuth auch auf einem etwas ſchönern Geſicht ſehen möchte. Johannes, mehr im Hintergrunde, iſt vortreflich, hängt mit innigem Bruderblick an Jeſu Munde, freut ſich der Zurückweiſung jener Bemerkung des Judas, aber nur mit der gleichſam zerdrückten Freude eines zartliebenden Herzens, dem auch die ſanfteſte Strafe, auch des verirreten Bruders, wehe thut.

Wie nun aber, wenn Einer, nachdem dem ſchönen Bilde ſo ſein Recht widerfahren, ohngefähr folgendermaßen dagegen raiſonnirte? Ich gebe es zu, in den einzelnen Figuren iſt der richtigſte und lebhafteſte Ausdruck, in ihrer Zuſammenſtellung die wirkſamſte und annehmlichſte Gruppierung: aber gerade das, was die eigentliche Seele jedes Gemäldes iſt, was ſeinen eigentlichen Werth,

als Werk des Künſtlergenies, nicht als Nachahmung der Natur, beſtimmt — der Moment der Darſtellung — iſt dieſer, obſchon intereſſant, wohl der intereſſanteſte? obſchon glücklich, wohl am glücklichſten gewählt? Ich leſe die Scene beym Johannes; ſie ſtehet, ſo einfach ſie dieſer beſchreibt, ſo einfach vor meiner Fantaſie gemalt. Jeſus und Lazarus Freunde feyern des Erſtern Rückkunft zu ihnen und des Letztern Erweckung aus dem Grabe, mit einem Gaſtmahl. Maria, des Wiederbelebten Schweſter, deren weiche Seele ſchon ehedem ihre ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an Jeſum verrieth, ſalbt jetzt, vom Gefühl der Liebe und Dankbarkeit durchdrungen, die Füße ihres Freundes und Wohlthäters. Nicht alſo etwa eine reuige Sünderin, nein, eine Freundin Jeſu und die Wirthin des Hauſes liegt da vor ihm niedergeworfen! nicht alſo mit den Zeichen bereuter Vergehungen, ſondern mit dem Ausdruck reinſter, innigſter Anhänglichkeit! Iſt es wohl ſchwer zu dieſer Maria ſich einen Jeſus zu denken? Würde nicht der Moment der Ueberraſchung Jeſu und der Gäſte, — das gerührte Herabbeugen des Heilands zu der vor ihm Knieenden — einen intereſſantern, und jedem, auch dem Nichtchriſten, verſtändlichern Moment geben, als jener, von Oeſer gewählte, iſt, in welchem uns Maria, nicht mit dem Ausdruck der Liebe, ſondern der Kränkung über Judas Sottiſe gegeben wird? worin jenes zarte Verhältniß zwiſchen Maria und ihrem erhabenen Freunde nur geſtört erſcheint?

wo

wo Jeſus nicht mit der Freundin, ſondern mit dem widerlichen Rechenmeiſter beſchäftigt, auftritt? — Wir hätten dann keinen Judas, und das Bild würde weniger hiſtoriſch treu ſeyn — könnte man ſagen. Und was verlören wir dabey? Gewännen wir nicht vielmehr, außer dem Angeführten, auch an ungeſtörterer Einheit? Doch es ſey, Judas bleibe: laß ihn, Künſtler, an ſeinem Geſichte kenntlich ſeyn, gieb uns ſeine Geſinnungen auf dieſem ſeinem Geſichte zu leſen; wir erkennen ſie dann, und damit iſt dein Zweck erreicht. Aber die handelnden Perſonen auf deinem Gemälde — nein, die ſollten ſie nicht hören, damit ihr ſchönſtes Verhältniß nicht geſtört werde. Oeſer dachte ſich Judas Worte als geſprochen, und nun mußte ihm freylich Jeſus den gebührenden Verweis geben. Aber wer wollte nicht lieber jenes geizige Geſicht ohne Verweis herüberſchielen, als die liebende Maria nur einen Augenblick ihrer Verlegenheit überlaſſen ſehen? Und gerade dieſer Augenblick — ich frage Ihr Herz, mein Freund — würde er uns in der wirklichen Anſchauung des Vorfalls nicht unausſprechlich ſeyn? und durfte alſo der Künſtler gerade ihn ausheben, um ihn im Gemälde fortdauernd aufzuſtellen? Ich glaube nicht daß man unter allen ächten Kunſtwerken Eins finden wird, wo der Moment der Darſtellung ſo gegen die Delikateſſe gewählt iſt. Byblis und Caunus würden ſchon in dieſer Rückſicht Zweifel an ihrer Aechtheit, als Antiken, erregen können, wenn ihre Neuheit auch nicht aus andern Zeichen kenntlich wäre. Doch warum Bezie-

hung auf die Antike, wo die Sache ſelbſt ſpricht? Ich habe oben, nach meiner Empfindung, wahr geſprochen — die Wehmuth dieſer reinen Seele iſt ſehr anziehend, ſehr intereſſant, thut Einem aber nicht wohl. Man ſteht dabey ſo bänglich, als ſähe man eins von jenen armen Geſchöpfen, deren Herz ſo oft und hart zurückgedrängt wurde, daß es ſich endlich kaum in ſtillen Thränen zu entladen getraut, kaum einen bittenden Blick zu dem hinaufwagt, der es ſo eben vergißt. Denn ſo ſtehet's doch da; und wollte man ſagen, der Zuſchauer weiß, wie die harte Diſſonanz ſo mild aufgelöſt wird — ſo bekömmt er dieſe Auflöſung doch nicht durch das Bild, auch nicht einmal durch täuſchende Fantaſie, (denn in dem gewählten Momente iſt ſie, die Auflöſung, nicht vorbereitet) ſondern durch die Hiſtorie — alſo nur durch das Gedächtniß.

Hätte man wohl recht, wenn man ſo raiſonnierte? —

Zu bedauern iſt es, daß dies herrliche Bild hier ſo unglücklich hängt — theils des natürlichen Lichts, theils des Rauches vom Einheizen, wohl auch gar einiger Feuchtigkeit wegen.

Rochlitz.

VI.

eine Erbschaft zu bringen, die er, als der nächste Erbe, eh mich Stratonicus für seinen Sohn erklärte, in seinen Gedanken schon verschlungen hatte. Die Geschiklichkeit des Reducrs, dessen Dienste er zu Ausführung seines Bubenstüks erkaufte, der mächtige Beystand meiner Feinde, die Umstände selbst, in denen er mich unvermuthet überfiel, und vornemlich die Gefälligkeit seiner Zeugen, alle die Unwahrheiten zu beschwöhren, welche er zu seiner Absicht nöthig hatte: Alles dieses zusammen genommen, versicherte ihn des glüklichen Ausgangs seiner Verrätherey; und die Reichtümer, die ihm dadurch zufielen, waren in den Augen eines gefühllosen, Elenden, wie er war, wichtig genug, um mit Verbrechen, die ihn so wenig kosteten, erkauft zu werden.

Dieser lezte Streich, der vollständigste Beweis, auf was für einen Grad die Wuth meiner Feinde gestiegen war, und wie gewiß sie sich des Erfolgs hielten, ließ mir keine Hofnung übrig, die ihrige zu Schanden zu machen. Denn alle meine vermeynten Freunde, bis auf wenige, deren guter Wille ohne Vermögen war, hatten, so bald sie mich vom Glük verlassen sahen, mich auch verlassen; andere, welche zwar von dem Unrecht, das mir angethan wurde, überzeugt waren, hatten den Muth nicht, sich für eine Sache, welche sie nicht unmittelbar angieng, in Gefahr zu sezen; und der einzige, dessen Character, Ansehen und Freundschaft mir vielleicht hätte zu statten kommen können,

VI.

Neueſte und wichtigſte Erſcheinung im Fache der Geſchichte.

Lange iſt nichts über die neueſten Begebenheiten und Verhandlungen, durch welche das Schickſal Europens für eine neue Weltperiode entſchieden wird, als Originalwerk in unſerer Sprache erſchienen, das ſo viel innere Merkmale hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit und ſo viel wohlbegründete Anſprüche auf allgemeine Aufmerkſamkeit in ſich vereinigte, als die ſo eben unter folgendem Titel von Schwaben aus verſandte Geſchichte: Geheime Geſchichte der Raſtädter Friedensunterhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieſer Zeit, von einem Schweizer. Nebſt den wichtigſten Urkunden. Erſter Theil. Germanien 1799 *).

*) Das Werk beſteht aus 6 Theilen in gr. 8., die zuſammen 183 Bogen enthalten. Der erſte Band umfaßt die Geſchichte ſelbſt. Die 5 andern, die äußerſt wichtige und ſo noch nie vereinigte Urkundenſammlung, in zehn Abſchnitten rubrizirt, worunter eine beſonders reichhaltige Sammlung von 350 der wichtigſten diplomati-

Die Geſchichte der Raſtädter Friedensunterhandlungen iſt gleichſam nur der Mittelpunkt, in welchem am Ende alle hiſtoriſchen Darſtellungen dieſes ächt pragmatiſchen Werkes zuſammenlaufen. Und, da zum rechten Verſtändniß derſelben ein ſcharfgefaßter Ueberblick über alle diplomatiſchen und kriegeriſchen Ereigniſſe vom Ausbruche der Revoluzion unumgänglich nothwendig war: ſo verwebte der Verfaſſer dieſes Werks alle Hauptbegebenheiten der Revoluzion in dieſe Geſchichte, als eben ſo viel unentbehrliche Prämiſſen zu dem am Ende gezogenen Schlußſatz, und theilt das ganze Werk in eine Einleitung, die vom 4ten Auguſt 1789 anhebt, und mit den Präliminarien zu Leoben ſchließt, und in 5 Bücher der Geſchichte ſelbſt ein, wovon das letzte mit dem neueſten Ausbruch des Kriegs im März dieſes Jahres endet. Der im volleſten Sinne des Worts edle Verfaſſer dieſes Meiſterwerks nennt ſich nicht bloß einen ausgewanderten Schweizer; er iſt es, und wenn einſtens die Vorwelt die unerläßliche Foderung an einen vollendeten Geſchichtſchreiber machen zu müſſen glaubte, daß er ohne Vaterland (ἄπολις) nur der Menſchheit und Wahrheit überhaupt angehöre; ſo iſt doch elbſt aus der Lage und den Schickſalen des Landes, wo:

matiſchen Stücke zur Geſchichte der Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und allen übrigen Staaten ſeit den Präliminarien zu Leoben ſicher eines der reichſten diplomatiſchen Vermächtniſſe iſt, das nur ein tief eingeweihter Staatsmann dem Publikum machen konnte.

wozu dieſer Geſchichtſchreiber ſich bekennt, deutlich, daß gerade ein Schweizer im glücklichſten Standpunkt ſich befand, die neueſten Weltbegebenheiten in ihrem ganzen Umfange und Zuſammenhang am richtigſten zu überſchauen, und daß, ſobald es doch einmal einer Baſis bedarf, auf welcher ſelbſt die partheiloſeſte Geſchichtſchreibung fußen und wurzeln müſſe, gewiß die noch freien Alpen dazu am geſchickteſten waren. Es wird überhaupt nicht ſchwer ſeyn, den Verfaſſer, der die erkünſtelte Larve der Anonymität ſelbſt unter ſeiner Würde zu halten ſcheint, aus mehreren Angaben in der Vorrede und beſonders aus S. 404. als eines der ruhmwürdigſten Mitglieder der einſt ſo glücklichen Republik Bern zu erkennen, und zu begreifen, wie gerade dieſer noch durch etwas anders, als die bloße Studierſtube gewähren kann, gereifte Staatsmann in einem freiwilligen Exil eben ſo die Geſchichte ſeiner Tage ſchreiben konnte, als es einſt Thucydides in ſeinem thraciſchen Exil zu Skapteſulä, oder der verkannte Xenofon zu Scillus thaten. Faſt auf jeder Seite des viel umfaſſenden Werks ſtößt der aufmerkſame Leſer auf unverkennbare Spuren des innern und äußern Berufs dieſes Mannes zu dem unglaublich ſchweren, und die Kraft eines Einzelnen faſt überſteigenden Unternehmen, die Geſchichte und Verhandlungen im raſchen Fluge der thatenſchwangerſten Momente ſelbſt, wo der gewöhnliche Zuſchauer nur immer in neues Staunen verſenkt wird, und über dem Heute das Geſtern vergißt, mit kalter Beſonnenheit aufzugreifen und mit prüfender Klugheit pragmatiſch zu ordnen und aufzuſtellen. Das

bey iſt nirgends, ſo dringend und nahe auch dem hochherzigen Schweizer die Veranlaſſungen dazu ſich ergaben, einige kränkelnde Empfindlichkeit oder Bitterkeit bemerkbar. Das Zeugniß, das ſich der Verfaſſer am Ende der im ſtärkſten Selbſtgefühl geſchriebenen Vorrede ſelbſt ertheilt, iſt in jeder Wahrnehmung und Behauptung wahr erfunden. Er will nach einem hohen, ſeltnen Maaßſtabe gerichtet ſeyn. Aber er darf auch die Anlegung dieſes Maaßſtabes nirgends ſcheuen. Zwar ſieht man es manchen Stellen deutlich an, daß es ihm Mühe koſtete, die Ausdrücke ſeiner tiefen Empfindung im Schreiben zurück zu drängen, und daß er viele Ausdrücke bey wiederholter Prüfung milderte, „wo, wie der Verfaſſer am Schluſſe der Vorrede geſteht, ein natürliches Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit einen jeden Tugendliebenden leicht zu Bitterkeit und verächtlichem Spott gegen Regierungen hinreißen konnte, die alles, was dem Menſchen heilig ſeyn muß, unter die Füße treten"; allein nur verblendete Partheygänger können ſelbſt dieſen leiſen Anklang des von ſeinem Gegenſtand tiefergriffenen Gemüths wegwünſchen, wodurch wir uns ſo menſchlich an den ſo fühlenden Verfaſſer angezogen fühlen. Im Ganzen bürgt die ruhige, faſt zuweilen Kanzleimäßig gediegene und in der größten Gedrungenheit der Perioden äußerſt präciſe Schreibart für die unwandelbare Wahrheitsliebe, die durch keine Buhlerkünſte der Rede ſich aufzuſchminken und uns zu berücken ſucht. Dieſem Geſchichtſchreiber, das ruft uns jeder neue Abſchnitt mit verſtärkter Stimme zu, iſts um die Sache, nicht

um

um helltönendes Wortgeklingel zu thun. Und doch iſt dieſer männliche Schmuckverſchmähende Ton nichts weniger als rauh, oder zurückſchreckend. Vielmehr darf man ohne Uebertreibung behaupten, daß wohl niemand, der nur überhaupt mit der gehörigen Unbefangenheit dieß Werk in die Hand nimmt, es eher wegzulegen vermag, als bis es bis auf die letzte Seite durchgenoſſen iſt. Ueberall ſchöpfte der Verfaſſer nicht nur aus den ächteſten ſchon bekannt gemachten Quellen, die er mit weiſer Sparſamkeit in Anmerkungen unter dem Text anführt, ſondern auch aus ſolchen Nachrichten und Ueberlieferungen, die ihrer Natur nach nur ſehr wenigen zugänglich ſeyn konnten. Ueberall ſind ſeine Urtheile gewogen, oft neu und überraſchend. Wie wahr wird der alles durch liſtige Mäßigung gewinnende Barthelemy S. 104, wie gerecht der viel zu hoch geprieſene Bonaparte S. 117 ff., wie belehrend die für Europa ſo traurige Umwälzung am 18. Fruktidor, ihre Vorbereitungen und Folgen von S. 196 gewürdigt! Doch wird man natürlich alles, was auf die grauſame Ueberwältigung der Schweiz Beziehung hat, mit noch erhöhterem Intereſſe leſen, da man hier faſt in jedem Federſtrich den Feſtigkeit mit Mäßigung rathenden Patrioten wieder findet, der die Helvetiſchen Annalen ſchrieb, und deſſen Exposé historique des faits concernants la neutralité de la Suisse envers la France, Decbr. 1797. ſchon damals jedem Kenner viele Befriedigung gewährte. Je näher wir dem eigentlichen Hauptpunkt, den Friedensunterhandlungen zu Raſtadt,

rücken, um ſo ausführlicher, aber auch um ſo vollkommener wird die Darſtellung. Wie er über Preuſſens Benehmen in den frühern Perioden des Kriegs denke, hatte der Verfaſſer ſchon S. 273 f. in einer Stelle, die manchen enthuſiaſtiſchen Lobredner der dort gewürdigten Maaßregeln wohl zum Nachdenken bringen ſollte, ſehr freymüthig bekannt. Und im Verfolg der Unterhandlungen wird Preußens laues Zögerungsſyſtem natürlich noch weniger geſchont. Aber eben ſo wenig beugte der Wahrheitliebende ſeine Kniee vor den Oeſterreichiſchen Wandellaunen und Ueberliſtungsverſuchen, und irrt ſich ein Zeitgenoſſe leicht über geheime Politik, ſo hat doch dieſer Kenner mit Verſtand geirrt *). Gern möchte man den Leſern dieſer Zeitſchrift durch eine oder die andere ausgezogene Stelle aus dieſem merkwürdigen Buche eine Probe geben, daß in allem, was bisher zum Lobe deſſelben geſagt wurde, nicht die geringſte Uebertreibung obwalte. Aber, wer mag einen ſchönen Pallaſt aus einer einzigen Säule oder Geſimsverkleidung beurtheilen! Das Buch wird bald in den Händen und — im Gedächtniſſe aller Würdigen ſeyn, die in den dreyhundert größern und kleinern Staaten, woraus unſer teutſcher Völkerbund beſteht, jenes

*) Worte aus dem geſchriebenen Urtheile eines Staatsmannes von außerordentlichem Scharfſinn und Kennerblick, der dies Werk mit der regſten Theilnahme las, und es mit der Verſicherung aus der Hand legte „daß ſo etwas präciſes, ordentliches und verſtändiges über die Geſchichte unſerer Tage noch nicht erſchienen ſey.

jenes, auch die entfernteſten Geiſter ſympathetiſch umſchlingende Band der Wahrheit zu einer unſichtbaren, moraliſchen Kirche vereinigt. Auch iſt dieſe Zeitſchrift nicht eigentlich der Politik gewidmet, und erwähnt auch dieſer Erſcheinung mehr darum, weil ſie auch als hiſtoriſches Kunſtprodukt zu den wichtigſten unſerer Tage gehört.

Es iſt oft ſchon von den franzöſiſchen Kunſtausleerungen in Italien in dieſer Zeitſchrift die Rede geweſen. Bekanntlich ſtehn die im eiteln Gepränge eingeführten Alterthümer noch immer in Paris, aus Mangel der allernothwendigſten Fonds, eingeſargt, und in einem der neueſten Stücke des Journals von Paris heißt es von ihrer Aufſtellung im Palais der Künſte, vordem Louvre genannt, in einem wohlgefallenen Briefe an den jetzt im Louvre allmächtig waltenden Baumeiſter: A propos! et les salles que Vous arrangez pour nicher les saints de marbre que vous avez fait venir de Rome? C'eſt tout comme vos quatre chevaux de bronze: ça n'avance, ni recule. *) Waren alſo die Proteſtationen und Klagen, die man über dieſe Kunſträubereien ſo oft und ſo nachdrücklich erhoben hat, nicht vollkommen gegründet? Was ſagt wohl ein ſo hell und billig urtheilender Kenner darüber, als der Verfaſſer unſerer Geſchichte iſt? Ich ſchließe dieſe Anzeige, indem ich die hieher gehörige Stelle, nicht als Probe, ſondern als eine Beylage zu früheren Behauptungen in eben dieſem Sinn hier abſchreibe. S. 80. ff.

*) Journal de Paris n. 350. l'an 7.

§. 37.

Wegführung von Kunſtwerken aus Italien.

„In dem Waffenſtillſtands-Vertrag mit Parma war zum erſtenmale die Rede von einer bis dahin ganz ungewöhnlichen Leiſtung zum Erkauf des Friedens, nemlich von 20 Gemälden, welche für die franzöſiſche Republik in dem ganzen Umfang des Herzogthums Parma könnten ausgeſucht werden, alſo ohne irgend ein Privateigenthum zu ſchonen, wenn die ſchönſten Stücke gerade zu dieſem gehörten; ein Beyſpiel, welches nachher in allen mit italieniſchen Staaten geſchloſſenen Friedensverträgen nachgeahmt, und ſogar auch auf andere auf gewiſſe Weiſe nazionale Merkwürdigkeiten bezwungener Länder angewandt iſt, wie z. B. auf die Berner Bären. Es ſcheint noch ungewiß ob dieſe mehr von einem höhnenden Muthwillen als von einer wahren Kunſtliebe oder Gefallen an dem Auſſerordentlichen und Seltenen zeugende Idee in dem Kopfe des Generals entſtand, den ſein Glück zum unbeſchränkten Herrn Italiens machte, oder ob ſie von Repräſentanten angegeben ward, welche ihres Uebermuths kein Maaß wußten; aber ſo viel iſt gewiß, daß die Geſchichte kein Beyſpiel einer mehr unpolitiſchen und menſchenfeindlichen Idee kennt. Denn ohne einige Rückſicht zu nehmen auf das, was die Kunſtwerke als ſolche dadurch verliehren, daß ſie nicht an dem Orte verbleiben, wohin ſie Sitten und Arbeit des Volkes, dem ſie angehören, ſo wie der Gegend, worauf ſie Bezug haben, eigentlich pflanzten; ſo ſind ſie,

ſie, als ein ſehr geſchätztes Nazionaleigenthum, mit der Individualität und Selbſtſtändigkeit der Völker, welche ſie von Alters her beſorgten, und ſich ihrer freuten, ſo genau verflochten, daß der Sieger ſie ihnen nicht entziehen kann, ohne theils ſie eine nicht verdiente Herabwürdigung erfahren zu laſſen, theils durch das Gefühl, daß ſie jetzt blos aus Schwäche der ungerechteſten Aeuſſerung der Obermacht nachgeben müſſen, den bitterſten Haß und die unverſöhnlichſte Rachſucht bey ihnen zu erregen, welche, wie die Erfahrung bereits in Italien, beſonders im Kirchenſtaat, gezeigt hat, bey jeder Gelegenheit in die traurigſten Gewaltthätigkeiten ausbricht." B.

VII.

Auszüge aus Briefen.

I.

London den 14. September 99.

Eben komm' ich von einer kleinen Reiſe in die weſtlichen Grafſchaften zurück, und habe daher noch nicht Gelegenheit gehabt, die Ausſtellung von Füßly's Miltonsgallerie in Pall-Mall, nach welcher Sie fragten, ſelbſt zu ſehen. Und eher wag' ich es nicht, Ihnen etwas darüber zu melden, da ich hierbey den auf dieſer oder jener Seite parteiiſchen Urtheilen der ſogenannten Conoscenti, die auch ſchon häufig in öffentlichen

chen Blättern durchklingen, durchaus nicht trauen möchte. Während einige ſie nur unter der Benennung Füßly's Teufel zu wilden Ausgeburten eines halbverbrannten Gehirns ſtempeln möchten, ſprechen viele von nichts geringerm, als von einer leibhaften Verkörperung der Ideen des großen Miltons, von einer Vereinigung des Hohen, Schönen und Pathetiſchen, wie es ſeit Michel Angelo's Viſionen nie wieder in eines Künſtlers Herz und Pinſel kam, und wie der ekelhafte Lobredner: cant ſonſt noch heißt. Auch hier wird ja wohl die königliche Mittelſtraße die beſte ſeyn.

Das Beyſpiel der teutſchen Literatur, welche alle Tage mehr Platz bey uns gewinnt, hat nun auch zum erſtenmal einen regelmäßigen Muſenalmanach, wie ſie ſchon ſeit länger als 20 Jahren in Teutſchland beſtehn, hier hervorgebracht. Der bekannte Dichter Southey iſt der Herausgeber. Göthe's neue Anſichten des Laokoon in den Propyläen ſind in einer der geleſenſten Monatſchriften, dem Monthly Magazine, überſetzt erſchienen.

Mit dem neuen Ambaſſadeur, den der Miniſter nach Konſtantinopel ſchickte, ſind mehrere bekannte Gelehrten abgereiſt, die in der Hauptſtadt ſelbſt und auf dem klaſſiſchen Boden Griechenlands neue litzrariſche und antiquariſche Entdeckungen machen ſollen. Unter ihnen befindet ſich auch der Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Kambridge, Carlisle. Auch ſagt man, daß an Hrn. Herbert Marſh, den verdienſtvollen theologiſchen und politiſchen Schriftſteller,

können, befand ſich ſeit einiger Zeit am Hofe des jungen Dionyſius zu Syracus. Ich geſtehe, daß ich, ſo lange die erſten Bewegungen dauerten, mein Unglük in ſeinem ganzen Umfang fühlte. Für ein redliches, und dabey noch wenig erfahrnes Gemüth iſt es entſezlich zu empfinden, daß man ſich in ſeiner guten Meynung von den Menſchen betrogen habe, und ſich zu der abſcheulichen Wahl genöthiget zu ſehen, entweder in einer beſtändigen Unſicherheit vor der Schwachheit der einen, und vor der Boßheit der andern zu leben, oder ſich gänzlich aus ihrer Geſellſchaft zu verbannen. Aber die Kleinmüthigkeit, welche eine Folge meiner erſten melancholiſchen Betrachtungen war, dauerte nicht lange. Die Erfahrungen, die ich ſeit meiner Verſezung auf den Schauplaz einer gröſſern Welt, in ſo kurzer Zeit gemacht hatte, wekten die Erinnerungen meiner glüklichen Jugend in Delphi mit einer Lebhaftigkeit wieder auf, worinn ſie ſich mir unter dem Getümmel des Städtiſchen und politiſchen Lebens niemals dargeſtellt hatten. Die Bewegung meines Gemüths, die Wehmuth, wovon es durchdrungen war, die Gewißheit, daß ich in wenigen Tagen von allen den Gunſtbezeugungen, womit mich das Glük ſo ſchnell, und mit ſolchem Uebermaß überſchüttet hatte, nichts, als die Erinnerung, die uns von einem Traum übrig bleibt, und von allem, was ich mein genannt hatte, nichts als das Bewußtſeyn meiner Redlichkeit, aus Athen mit mir nehmen würde; ſezten mich auf einmal wieder in dieſen glükſeligen Enthuſiasmus,

der ſich in Leipzig aufhält, Auffoderungen ergangen ſeyn ſollen, die griechiſchen und orientaliſchen Handſchriften in den türkiſchen Bibliotheken unterſuchen zu helfen, daß er aber dieſen Antrag abgelehnt habe.

In den höhern Zirkeln iſt jetzt der berühmte Abbe' Delille, der von Hamburg mit nachdrücklichen Empfehlungen hier angekommen iſt, gleichſam das Schooßkind, wo man ihn gern um die Wette ſeine Verſe recitiren und auf die franzöſiſchen Machthaber mit größter Heftigkeit deklamiren hört. Beſonders befinden ſich in ſeinem noch ungedruckten Gedichte Sur l'imagination einige nach Thomſons Jahrszeiten nachgeahmte Stellen, die man hier ſehr gern zu hören ſcheint. Barthelemy und Pichegrü, die ſeit ihrer Flucht aus Cayenne ein kleines Haus in Bares-Commons bewohnten, und beyde ſehr eingezogen lebten, ſind nun beyde zu beſſern Ausſichten wieder aufs feſte Land gegangen.

Im filologiſchen Fache iſt gar nichts erſchienen, Sie müßten denn ein geografiſches Werk Iter Britannicum, or the part of the Itinerary of Antoninus which relates to Britain, with a new comment, by Th. Reynolds, Cadell in 4. hieher rechnen. Es befinden ſich mehrere illuminirte Plane und Kupfer dabey.

2.

Paris den 6. September.

Noch immer nährt ſich unſere Literatur von Brasamen, die von der vormals Reichen Tiſchen fallen.

Denn

Denn in der revoluzionären Küche wird wenig ſchmackhaftes zubereitet. Es erſcheinen alſo noch immer von Zeit zu Zeit Oeuvres poſthumes, unter welchen manches auch die Aufmerkſamkeit des Auslandes verdienen mag. Dahin gehören 2 Bändchen literariſcher Nachlaß von d'Alembert voll intereſſanter Aufſätze. Beſonders iſt die Selbſtkarakteriſtik, die d'Alembert einer Freundin von ſich gab, vorn zu Anfang des erſten Theils ein in pſychologiſcher Rückſicht merkwürdiges Stück.*) Von dem edlen Bailly iſt ſo eben ein nachgelaſſenes Werk Eſſai ſur les fables et ſur leur hiſtoire in 2 Bänden erſchienen, davon noch einige folgen ſollen. Bailly ſchrieb dieſe Erläuterungen über die alte Mythologie an die bekannte Dichterin Boccage im Jahr 1782 und 83, und einzelne Auswüchſe abgerechnet, wo der ſcharfſinnige Verfaſſer ſeiner bekannten Hypotheſe über die Wanderung der Wiſſenſchaften von Oberaſien herab vielleicht zu viel aufopfert, fehlt es in dieſen Verſuchen nirgends an hellen Blicken über die hiſtoriſchen und geografiſchen Quellen der alten Mythen. Beſonders hat er im zweyten Theil über den Urſprung des Apollodienſtes zu Delos ungemein ſcharfſinnige und wahrſcheinliche Muthmaßungen beygebracht. Der Exminiſter François de Neufchateau wendet ſeine Muſe jetzt gleichfalls dazu an, aus ſeinem reichen, während der Zeit, daß er Miniſter war, durch Beyträge aller Art noch mehr angeſchwellten Portefeuillen ungedruckte Stücke aus dem

*) Welches die Herrn Müller und Sepbold in ihren Selbſtbekenntniſſen großer Männer gewiß nicht übergehn werden. B.

dem literariſchen Nachlaß großer Männer ſeiner Nazion herausgegeben. Dieſe Sammlung wird aus mehrern Bänden beſtehen und die Aufſchrift führen: Le conſervateur literaire. Im erſten Theil, der ſchon unter der Preſſe iſt, werden ſich unter andern intereſſanten Morceaux von Vauban, Turgot, Voltaire, Rouſſeau, Dupaty, auch 26 Briefe befinden, die Buffon theils von ſeinem Gute Montbar, theils von Paris an den gelehrten Abbé Bexon ſchrieb, deſſen thätige Beyhülfe zu Buffons Werken viel zu wenig bekannt geworden iſt.

Es iſt immer ſehr rühmlich, daß ſich François auch jetzt noch auf dieſe Weiſe ums Publikum verdient zu machen ſucht, während ſo viele Läſterungen und Verunglimpfungen gegen ſeine Miniſterialverwaltung ausgeſtoßen werden, und das jetzt ſo häufig gehörte Inoptie auch ihm fleißig unter die Naſe gerieben wird. Vieles kommt auf den gänzlichen Mangel an Fonds, der ſchon bey François faſt alle Gehaltsanzahlungen hemmte, nun aber noch kläglicher iſt, als jemals. Unter Letourneur, der (wohl nicht mit Unrecht) für einen ſehr bornirten Mann galt, waren die Beamten der Naz. Bibliothek doch immer mit ihren Zahlungen entweder au courant, oder kaum einen Monat zurück; es waren auch überdem noch immer die nöthigen Fonds da, um das Gebäude in Bau zu erhalten. Seitdem François Miniſter war, wurde ihre Zahlung von Monat zu Monat weiter hinaus verſchoben; wenn man ſie etwa 3 Monate hatte warten laſſen, zahlte man ihnen nur etwas auf Abſchlag, ſo daß ſie jetzt

nahe

nahe an 8 Monaten zurück ſind. Die Bibliothek iſt übrigens in ſo baufälligen Umſtänden, daß man den Theil, wo die Kupferſtiche und Mſktt. ſind, ſehr ſtark unterſtützen mußte. Allein Geld, dem Uebel thätig abzuhelfen, iſt nicht da. An einem ſchönen Morgen ſtürzt die Bibliothek zuſammen, beſonders wenn man ſie noch einen Winter über in dieſem Zuſtande läßt. Können Sie wohl denken, daß Franç. d. M. nicht ein einzigesmal auf der Bibl. geweſen, ſo lange er Miniſter oder Direktor war? Dafür gab er einigen Versmachern Geld, die ihn als den Miniſtre ami des arts et des ſciences verkündeten und ſein Lob in der Welt ertönen ließen. Dagegen ließ man die Etabliſſemens publics, von denen der Unterricht der Jugend abhängt, die bitterſte Noth leiden; denn dieſe ſtoßen gewöhnlich nicht in die Poſaune, aber das bleibende Gute, das hier gewirkt wird, wirkt mehr im Verborgenen. —

Verbeſſerungen.

Im Septemberſtück d. J. S. 22. Z. 15. in der Ode auf Reiſen lies Wunderarm ſtatt Wundermann.

Zu S. 90. Die dort erwähnte Clavierfantaſie iſt bereits 1787 bey Artaria geſtochen erſchienen.

Anzeige

der

Herausgeber

des

Neuen Teutſchen Merkurs

an

das Publikum.

Zunehmendes Alter und ein beſtändiger Aufenthalt auf dem Lande, eine Meile von Weimar entfernt, nebſt verſchiedenen andern Umſtänden, bewogen mich ſeit einigen Jahren, mir in der Perſon unſers Herrn Oberkonſiſtorialraths Böttiger einen eben ſo thätigen als geſchickten Gehülfen zur Redakzion des N. T. Merkurs zu erbitten, und wieviel dieſe Zeitſchrift dadurch gewonnen habe, liegt am Tage. Eben dieſelbe und noch mehr hinzugekommene, mich allein intereſſirende Rückſichten, ſetzen mich in die Nothwendigkeit, mich nun auch von dem bisher obgehabten, in meiner jetzigen Lage mir allzu beſchwerlich fallenden Selbſtverlage dieſes Journals zu erleichtern, und denſelben an die Buchhandlung der Herren Gebrüder Gädicke in Weimar zu überlaſſen; eine Verfügung, welche (wie ich nicht zweifle) in mehr als Einer Rückſicht zur Zufriedenheit der Abonenten und Leſer des N. T. Merkurs gereichen, und mit dem Januar 1800 ihren

Anfang nehmen wird. Uebrigens fahre ich fort, diese bereits über 26 Jahre dauernde, und sowohl in als ausser Teutschland mit so vieler Nachsicht und Billigkeit aufgenommene Zeitschrift mit Hülfe meines oben genannten und andrer gelehrten Freunde so lange fortzusetzen, als Leben und Kräfte einer- und die (dem Verleger realisirte) Wünsche des Publikums andrer Seits die Fortsetzung derselben möglich machen und bestimmen werden.

Oßmannstädt, den 10. Jul. 1799.

C. M. Wieland.

Wir werden uns sehr angelegen seyn lassen, den N. T. Merkur, mit dessen Verlage wir nach obiger Anzeige beehrt worden sind, sauber und gut zu drucken, und an die Leser desselben von 1800 mit Anfange eines jeden Monats, unter den alten Bedingungen — den Jahrgang zu 3 Rthlr. sächsisch- oder 5 Fl. 24 Kr. Reichs-Courant — zu spediren. Die neuen Bestellungen auf den Jahrgang 1800 bitten wir entweder an uns selbst, oder an jede beliebige Buchhandlung, Post- oder Zeitungs-Comptoir, bis im December dieses Jahres einzusenden. Das mit dem N. T. Merkur verknüpfte Intelligenzblatt steht zu Literarischen- und Kunstanzeigen offen, und wir werden für jede gedruckte Zeile 6 Pfennige oder 2½ Kreuzer Insertionsgebühren berechnen.

Gebrüder Gädicke.

Der neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November. 1799.

I.

Einige Winke über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur ſittlichen.

(Fortſetzung von S. 135.)

4.

„Die Laſter miſchen ſich zum Stoffe (Compoſition) der Tugenden, wie die Gifte zum Stoffe der Heilmittel. Die Klugheit ſammelt und verſetzt ſie (tempére), und bedient ſich ihrer mit Nutzen gegen die Uebel im menſchlichen Leben.“ No. 180.

Eine Regel der Politik, im gewöhnlichen Sinne dieſes Worts!

Ohne Gifte ſind gewiſſe glückliche Wirkungen in der Heillunde nicht erreichbar: könnten ohne Laſter — ohne die gröbere, wiewohl geſchminkte Abweichung vom Geſetze der Tugend — auch ge-

wiſſe Erfolge in der Politik nicht erreicht werden? Ferner: das Gift läßt ſich in gehöriger Maße mit andern Ingredienzien vermiſchen: läßt ſich auch das Laſter mit der Tugend miſchen? — Wie empörend für jedes reinere Gefühl! Aber es giebt, nach dem Gange der menſchlichen Kultur, ſo vieles, was, auf Koſten der Sittlichkeit, dieſe (bloß politiſche) Denkart begünſtigt.

Die Folgen des ſittlich Guten und Böſen fallen natürlicher Weiſe früher als ihr Grund in das Auge. Daher die frühere Bildung des Begriffs und der Sprache nach dem Geſichtspunkte der erſtern! *) Wer nun gewohnt iſt, das moraliſch Gute und Böſe, in ſeinem Begriffe hiervon, immer zuförderſt von Seite der Folgen aufzufaſſen, und dann im Lebenskreiſe der Menſchen bemerkt, wie bald eine genaue pünktliche Beobachtung, bald eine kühne Verletzung des Sittengeſetzes Glück und Wohlſtand gewähre, dem kann der innere, weſentliche Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter um ſo leichter entgehen, da er ſeinen Blick, bey dieſer Richtung des Verſtandes, mehr oder gar ausſchließend auf die Gegenwart heftet.

Die

*) Die Wörter „Wohl, Freude, Glückſeligkeit u. ſ. w. kommen daher, in Schriften wie in der Sprache des Umgangs, viel öfter vor, und ſpielen eine weit glänzendere Rolle, als „gut, Sittlichkeit, recht" u. dergl. Nur im Sinne der Beſſern wird der moraliſche Grund insgeheim vorausgeſetzt, oder mit der Folge zuſammengefaßt.

Die Täuſchung nimmt zu, wenn er vorzüglich mit ſolchen umgeht, die, geübt in den Kunſtgriffen des verfeinerten Eigennutzes, mit dem (freylich vorübergehenden) Gewinne der Unſittlichkeit, der Lüge, des Betrugs u. ſ. w. nicht ſelten auch die äußere Folge der Tugend, auf die oben beſagte Weiſe, geſchickt vereinen.

Dazu kommt der Schein einer höhern Vollkommenheit, der jeden vorzüglichen Grad von Verſtand, Geſchicklichkeit, Klugheit u. ſ. w. umgiebt und begleitet. Dieſe Vollkommenheit iſt an ſich, unmittelbar und aus ihrem Standpunkte betrachtet, wirklich reell, und der Anblick, oder die Betrachtung derſelben erweckt ein Vergnügen, eine Luſt, die eben als ſolche, vermöge ihrer Beziehung auf einen im Grunde bloß ſyntſchen Gegenſtand, dem moraliſchen Gefühle, der Empfänglichkeit für den Eindruck des Guten und ſittlich Schönen nicht wenig Eintrag thun kann.

Auch der Beſſere überläßt ſich zuweilen dem Vergnügen, das ein feiner politiſcher Streich, den man hört oder lieſt, faſt unwillkührlich erregt; man ſieht von dem Unmoraliſchen der Sache ab, und richtet, wie ich ſetze, ſein Augenmerk bloß auf die Art, auf die Feinheit und Kunſt, die ſich in der Anlage und Ausführung zeigten. Aber wie leicht kann dieſe hervorſtechende (intellektuelle) Vollkommenheit unvermerkt ſelbſt auf das Unſitt-

liche des Plans einen mildernden Schein, oder gar ein blendendes Zauberlicht werfen!

Ueberdieß hat der geübtere Verſtand an ſich, der intellektuelle Vorzug als ſolcher, (ſo wie jede Kunſtfertigkeit) eine eigne Beziehung auf die Leidenſchaft. Indem ſie dem Stolze, der Eitelkeit dem Ehrgeize u. ſ. w. ingeheim ſchmeicheln, verleiten ſie oft dazu, daß man dem Wiſſen und der Gewandtheit des Verſtandes einen abſoluten Werth beylegt, einen Werth, der nur dem Einen, was am Ende der Menſchheit Noth iſt, gebührt.

Ja, indem eben der geübtere Verſtand dem unſittlichen Willen (wo dieſer wirklich ſchon da iſt) ein geſchickteres Mittel, ein tauglicheres Werkzeug zur Ausführung ſeiner Plane darreicht, erhält er in den Augen des Handelnden gerade um ſo mehr Anſehen und Werth. Erhebt ſich auch einmal dagegen ein beſſeres Gefühl, die Stimme des Gewiſſens; ſo lenkt das Intereſſe der Leidenſchaft ſchnell den Blick wieder auf die ſyſiſche Seite, und befeſtigt, auf die eben gedachte Weiſe, das Urtheil und die freywillige Täuſchung.

Zwar ſcheint es, daß eben mit der Uebung des Verſtandes, mit der Maſſe des Wiſſens und der Begriffe, auch der Antrieb zur Vollbringung des ſittlich Guten (ſo wie die Kraft) wachſen müſſe. Allein es kommt hier weſentlich darauf an, in welchem Felde der Verſtand vornehmlich geübt ward,

worinn wir fähig ſind, dem Aeuſſerſten, was die vereinigte Gewalt des Glüks und der menſchlichen Boßheit gegen uns vermag, ein ſtandhaftes Herz und ein heiters Geſicht entgegen zu ſtellen. Der unmittelbare Troſt, den meine Grundſäze über mein Gemüth ergoſſen, die Wärme und neubeſeelte Stärke die ſie meiner Seele gaben, überzeugten mich von neuem von ihrer Wahrheit. Ich verwieß es der Tugend nicht, daß ſie mir den Haß und die Verfolgungen der Böſen zugezogen hatte; ich fühlte, daß ſie ſich ſelbſt belohnt. Das Unglük ſchien mich nur deſto ſtärker mit ihr zu verbinden; ſo wie uns eine geliebte Perſon deſto theurer wird, je mehr wir um ihrentwillen leiden. Die Betrachtungen, auf welche mich dieſe Geſinnungen leiteten, lehrten mich, wie geringhaltig auf der Waage der Weisheit, alle dieſe ſchimmernden Güter ſind, welche ich im Begriff war, dem Glük wieder zurükzugeben, und wie wichtig diejenige ſeyen, welche mir keine republicaniſche Cabale, kein Decret des Volks zu Athen, keine Macht in der Welt nehmen konnte. Ich verglich meinen Zuſtand in der höchſten Fluth meines Glükes zu Athen mit der ſeligen Ruhe des contemplativen Lebens, worinn ich in einer glüklichen Unwiſſenheit des glänzenden Elends und der wahren Beſchwehrden einer beneideten Gröſſe, meine ſchuldloſe Jugend hinweggelebt; worinn ich meines Daſeyns, und der innern Reichthümer meines Geiſtes, meiner Gedanken, meiner Empfindungen, der eigenthümlichen und von aller äuſſerlichen Gewalt unabhängigen Wirkſamkeit meiner

Seele

ward, in dem ſoſiſchen oder moraliſchen; und dann ſelbſt in dem erſtern, welche Kraft da ihn regierte, oder ſeine Anwendung beſtimmte. Findet ſich nicht öfters, in der Geſellſchaft wie im Geſchäftsleben, ein ſehr gebildeter und ſogar glänzender Verſtand neben dem böſen, unmoraliſchen Willen? Freilich verſchwindet, über kurz oder lange, auch dieſer Glanz unter dem zerſtörenden Einfluſſe der Unſittlichkeit. —

Im Momente der ſittlich guten Handlung, und in der Stimmung des Willens, ſofern er dem heiligen Geſetze huldigt, kommt allerdings auch die Vorſtellung (des Guten) und, in wiefern alle Vorſtellung von dem Verſtande abhängt, auch der letzte nothwendig vor. Allein dieſes urſprüngliche Bewußtſeyn iſt noch verſchieden von dem Begriffe (des ſittlich Guten). Es iſt aber mit dem moraliſchen Gefühle, ſo wie dieſes mit der wirklichen Thätigkeit des (guten) Willens, innerlich verbunden. Erſt nachher, indem man bey ſolcher Verfaſſung des Herzens über das Sittliche reflektirt, entſteht der Begriff. Wo aber das moraliſche Gefühl (der Achtung für das heilige Geſetz) nicht vorausging, da iſt überall kein ſolcher Begriff möglich. Man ſieht alſo, wie da, im Sittlichen, der Begriff auf eine beſondere Weiſe vom Gefühle abhängt *), und inwiefern der

*) Dieß hat jedoch, wie es ſcheint, der Verf. der Briefe, welche Eberhard gegen Fichte's Appellation ꝛc. der

Zuſtand des Herzens zur Erkenntniß der moraliſchen Wahrheit nothwendig beyträgt. Nachher kann allerdings die Reflexion, die weitere Ausbildung des Begriffs u. ſ. w., wie ſie beſonders mit der Betrachtung des Schönen und Erhabenen in der Natur verknüpft wird, auch zur Belebung des ſittlichen Gefühls beytragen. Aber das Fosiſche (das Sinnliche und bloß Intellektuelle) kommt, in dieſer Anſicht, immer nur als Stoff oder als Werkzeug der ſittlichen Bearbeitung hinzu.

Zwar, inſofern wir denkende Weſen ſind, gründet ſich auch der bloß intellektuelle Geſichtspunkt in unſerer Natur; und man geht eigentlich nur von dieſem aus, wenn man den Begriff von der Klugheit als ſolchen, und damit von der Politik, von der Feinheit des Geiſtes u. ſ. w. beſtimmt. Daher die geheime Täuſchung, als wäre ſie etwas abſolut Gutes, hätte ſie einen ſelbſtſtändigen Werth u. dgl., wenn ſie beſonders auch im Aeußern oft ſo reell und ſo glänzend erſcheint. „Aber erſcheint denn nicht alle Klugheit und Politik, wie vollkommen ſie auch in ihrer Art ſeyn mag, über kurz oder lange ſelbſt in ihren Folgen als Thorheit, wenn ſie von dem moraliſchen Geſetze ſich losbind?“ Gewiß! Allein dieſe Anſicht iſt im Ganzen und bey einem feſten Begriffe

Herausgab. nicht bedacht, indem er (S. 20.) das Gefühl vom Begriffe abhängig machte.

griffe nur mittelbar; denn ſie ergiebt ſich nur auf dem Standpunkte der Religion, im moraliſchen Univerſum, das Gegenwart und Zukunft umfaßt; ja, ſie iſt ſelbſt, auf Einer Seite, erſt die Folge von einer Stufe der ſittlichen Ausbildung, die ſich gerade da am ſchwerſten einfindet, wo der Verſtand, ohne Beziehung auf den ſittlichen Endzweck, am meiſten geübt ward. Denn was iſt, ohne dieſe Richtung des Geiſtes, das glänzendſte Wiſſen, eine Maſſe von Begriffen und jedes noch ſo ſchimmernde Raiſonnement? Eine logiſche und äſthetiſche Maſchinerie, oder höchſtens ein pſychologiſches Spiel der Ideen, wobey eben das Theoretiſche und Praktiſche, das Fyſiſche und Moraliſche, bald da bald dort, einſeitig gefaßt und auf die ſonderbarſte Weiſe amalgamirt, bunt durch einander ſpielen *). Hier liegt die Quelle des moraliſchen Libertinismus und der verderblichſten Sofiſterey! —

Was den Schein noch verſtärkt, iſt die geprieſene Erfahrung, „daß, im Felde der Staatsklugheit, der rechtſchaffene und weiſe Mann von dem klugen Kopfe, der ſich an kein Geſetz bindet, nicht ſelten beſiegt werde". Natürlich!

*) Dieſes Spiel hat, meines Wiſſens, Niemand feiner und ereſſender entwickelt, als Richardſon in ſeiner Clariſſa, nämlich in dem Karakter des Lovelace (man ſehe beſonders deſſen Briefe im 8ten B.).

lich! Dieſer hat mehrere Mittel und Werkzeuge zu ſeinem Zwecke, indem er ſich ohne Bedenken — Alles erlaubt; er geht gerade über das Feld hin, und tritt mit kühnem Fuße die blühende Saat nieder, indeß jener ſelbſt den weitern Umweg nicht ſcheut, um zu ſeinem Ziele unſchädlich zu kommen. Daher das Bekannte: „der Miniſter, der Geſandte, der ächte, brauchbare Geſchäftsmann könne nicht überall auf das Geſetz der Sittlichkeit achten", oder kurz und geradezu: „die Rechtſchaffenheit vertrage ſich nicht mit der Staatsklugheit"; eine Behauptung, die, ſo ſcheinbar ſie auch immer durch Geſchichte und Raiſonnements gemacht werden mag, doch nicht einmal den erſten Blick des geſunden und prüfenden Verſtandes aushält. Es ſey, daß der weiſe Mann, der ſich als ſolcher kein unſittliches Mittel erlaubt, dem feinen und bloß klugen Kopfe gegenüber mehr als einmal den Kürzern ziehe: aber im Ganzen und in der Folge wird er gewiß — unter ſonſt gleichen Umſtänden — die Oberhand behaupten. Auch die Weisheit iſt Klugheit; aber nur die Klugheit im Dienſte der Sittlichkeit verdient den ſchönen Namen der Weisheit. Alſo nur die ſittlich geordnete Politik erhebt ſich zu dem Range der Staatsweisheit; und nur dabey iſt, ſelbſt nach dem Zeugniſſe der Erfahrung, Konſequenz, ein feſter Gang und ein bleibender, in ſeinem Gefolge noch ſichtbarer Vortheil.

Wahr

Wahr iſt es hingegen, daß der gewandte unſittliche Politiker, der mit dem beſagten Glanze des Verſtandes noch den Zauber des Aeſthetiſchen (der feinen Sitte, des Geſchmackes ....) und den ſinnlichen Pomp vereinigt, von ſeinem Standorte aus ſehr nachtheilig auf den Gang des öffentlichen Urtheils und der Kultur eines ganzen Volks einwirken müſſe. Und lehrt nicht die Geſchichte des Tages, in welcher (ſcheinbaren) Höhe ein Politiker dieſer Art glänzen, und wie er nicht bloß in den Augen der Menge, ſondern auch vieler Kultivirtern, für einen „großen Mann" gelten könne, indem er gerade, um ſeinen Plan durchzuſetzen, ſich öffentlich und kühn über die heilige Schranke des Rechtes und der Sittlichkeit wegſetzt, oder noch zuweilen künſtlich „den Stoff der Tugenden mit dem Stoffe der Unſittlichkeit miſcht?" *) Kein Wunder, wenn nun der ſtaunende Beobachter auch ſich die Maxime abzieht, „Tugend und Laſter zu miſchen, ihre Stoffe zu ſammeln und zu verſetzen, und ſich ihrer im täglichen Leben zu ſeinem größern Wohl zu bedienen."

Gewiß trug dieſer Glanz dazu bey, daß man die Wörter Politik, politiſch u. ſ. f. auch in

*) Ehre jedem rechtſchaffenen Staatsmann, um ſo mehr, je größer die Schwierigkeit iſt, hier die Klugheit immer glücklich mit der Sittlichkeit zu verbinden! Aber iſt nicht darum ein Lord Chatham, ein Bernſtorf — unſterblich?

das gemeine Leben, mit dem Prädikate der Ehre und der Auszeichnung, übertrug. Nur iſt hierbey, ſelbſt für die Geſchichte der Kultur, auch der Umſtand merkwürdig, daß mit dem Worte noch mehr die Nebenbedeutung „des verſteckten Eigennutzes" aus dem Innern der Kabinette und aus dem Felde der Staatsaktionen — und wie man ſieht, eben nicht zum Ruhme der letztern — in den allgemeinen Gebrauch überging, und daß faſt in allen gebildetern Sprachen die Bedeutung ſich feſtſetzte: „politiſch heiße ſoviel als ſchlau, falſch, zurückhaltend, in einer geheimen, eigennützigen Abſicht, verſchlagen." Inſofern man das Wort auf ſolche Art übertrug, ſcheint es metaforiſch. Allein die Metafer verlor ſich in dem Maße, als man — mit der Politik mehr bekannt ward.

Indeß, wenn gleich die Staatsklugheit auf ihrem Felde die Sache (der Moralität) öfters verließ: ſo fand ſie doch für gut, von dem Namen noch am gehörigen Orte, z. B. in Manifeſten, Proklamazionen u. dgl. Gebrauch zu machen. „Wenn die Ehrlichkeit, der Sache nach, nur für Schwachköpfe gemacht iſt; ſo können Männer von Geiſt ſich wenigſtens des Wortes mit Nutzen bedienen, ſagt Carnot *), mit einem ſatyriſchen Blicke

*) Der ehemalige Direktor, in ſeiner (höchſt intereſſanten) „Reponſe au Rapport fait ſur la Conjuration du 18 Fructidor &c."

Blicke auf ſeine Kollegen in Frankreich. Und muß nicht dieſes Spiel mit den Worten „Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Heiligkeit der Verträge" u. ſ. w. ſelbſt auf die Stimmung der öffentlichen Denkart wieder nachtheilig wirken? Freilich beweiſ't es immer zugleich, auf Einer Seite, den ſouverainen Einfluß des Sittlichen in der Menſchenwelt; es beweiſ't, wie unzertrennlich die moraliſche Anlage mit der menſchlichen Natur verbunden ſeyn müſſe, obgleich dieſe Anlage ſonſt, in den Theorien der Filoſofen ſowohl als in der Praxis der Staatsklugen, ſehr oft verkannt wird, und obgleich aus jenem Gebrauche ſelbſt die feinere eigennützige Politik hervorſcheint.

Bekanntlich findet eben da, auch im gemeinen Leben, der Intriguant eine Sitte, die er oft künſtlich benutzt, und welche zu dem gehört, was für ihn den Reiz der Intrigue ausmacht. „Reiz der Intrigue — wie vieles liegt in dieſem Worte! Die eigennützige Tendenz des Willens liegt zum Grunde; der blendende Schein des Intellektuellen kommt, bey einem vorzüglichen Kopfe, hinzu; die Eitelkeit und der geheime Stolz finden daran ihre Nahrung; und je feiner der Plan angelegt, je verwickelter das Triebwerk, und je ſchneller und durchgreifender die Ausführung war, deſto lauter iſt jetzt der Triumf, deſto größer die Freude und das Wohlbehagen — und deſto leichter wird nun die Stimme des Beſſern, wie ſtark es

auch

auch zuweilen im Innerſten ſpreche, übertäubt. Man nehme dazu das Spiel der Fantaſie, der Ideen, der Leidenſchaften, den regen und auf die mannigfaltigſte Weiſe befriedigten Trieb zur Thätigkeit, das Neue, Unerwartete u. ſ. w.

Natürlich mißt nun der ſeine Kopf jeden Andern, dem er auch Talent, Aufklärung u. dgl. zutraut, nach ſeinem Maßſtabe; ja, überzeugt, daß ein guter Kopf zur Ausführung eigennütziger Plane, zu Intriguen, Kabalen u. ſ. w. vorzüglich tauge, glaubt er dem Andern noch zu ſchmeicheln, oder, wie es heißt, ihm ein Kompliment zu machen, indem er die redlichſten Anträge deſſelben auf ſolche Weiſe verdreht. Es iſt wohl ein eigner Stand, eine eigene, ſchwere Empfindung für den rechtſchaffenen Mann, ſich einem ſolchen Intriguanten (der, wie ich ſetze, noch Macht und Anſehen hat) gegenüber zu befinden, und, beſeelt von einem edlern Triebe, für Menſchenwohl, für Unſchuld und Gerechtigkeit zu ſprechen, während dieſer nur darauf ſinnt: „welche geheime Urſache, welche beſondre Triebfeder hier den Andern regieren möge?“ und, indem er nun mit geſpannter Aufmerkſamkeit nach irgend einer Blöße haſcht, und — eine vermeinte entdeckt, entweder ſeine Meinung, ſein Urtheil von einer geheimen Abſicht (das ſich wohl gar auf Geradheit des Andern gründet!) zum Nachtheile deſſelben auf eine beleidigende Art äußert, oder, wo ſich kein ſolcher Widerſtreit findet, auf

eine

eine feinere und, wie er denkt, noch ſchmeichelnde Weiſe den Verſtand (das „politiſche Talent") deſſelben laut anerkennt, um - dem eignen Verſtande mittelbar eine Lobrede zu halten, oder ſein Intereſſe geſchwind in die Sache einzuflechten. —

Dieſer Einfluß der Politik war inſofern nothwendig, als ſie, nach dem natürlichen Gange der Bildung des Menſchengeſchlechtes, urſprünglich im feindlichen Gegenſatze mit andern Staaten ſich bildete, und inwiefern die Kultur des einzelnen Menſchen erſt von der bürgerlichen Geſellſchaft ausging.

Furcht und Hoffnung ſind die zwey mächtigen Triebfedern, wodurch die Staatsklugheit ſelbſt der Unmoralität gute, rechtmäßige und ſelbſt (dem Stoffe nach) tugendhafte Handlungen abzwingt; „Klugheit in Geſchäften, und Feinheit im Umgange erhalten und beleben das Ganze." Und Sittlichkeit, Moralität? „Ah, pah! Moralität, Sittlichkeit! - und das von einem feinen, gewandten Politiker, auf einem glänzenden Poſten." — Freilich iſt ohne Tugend in der Menſchenwelt überall kein Wohl; und fehlet ihr Geiſt, ſo muß wenigſtens ein Theil ihres Körpers durch geſetzmäßige (legale) Handlungen herbeygeſchafft werden. Aber kann dieſer ohne jenen lange beſtehen? Und wird nicht hingegen auch der Körper — die Geſetzmäßigkeit im Aeußern und ihr wohl-

wohlthätiger Erfolg — in dem Grade zunehmen, wie der Geiſt, die Moralität ſelbſt, ſich ausbreitet? Ein Fall, der freilich nur da eintreffen kann, wo zuförderſt die Staatsklugheit, anſtatt im Aeuſſern zu tappen, und ſich in ſo manche eitle und verzehrende Projekte zu verwickeln, vielmehr den Staatsbürgern die zu ihrer weitern Ausbildung ſo nöthige Muße, und dabey auch manche zweckmäßige Anſtalt, manche wohlthätige Unterſtützung gewährt, ob ſie gleich übrigens, ihrem eigenthümlichen Zwecke gemäß, ſich bey der Sache mehr negativ verhalten, und ihre Sorge auf die Entfernung der Hinderniſſe, auf Erhaltung der Ruhe und der allgemeinen Sicherheit einſchränken mag. Eine ſolche Politik heißt mit vollem Rechte Staatsweisheit, da hingegen eine andere, die ſogar mit dem Geſetze der Sittlichkeit ſpielt, und durch ihr Beyſpiel auch die Moral des einzelnen Staatsbürgers (oder, wenn man lieber will, des Volkes) verderbt, mit demſelben Rechte den Namen Staatsthorheit verdient. Was ſchon die Vernunft jedem tiefern und geſunden Denker als nothwendig ankündigt, das beſtätigt früher oder ſpäter die Erfahrung (und wie ſchrecklich ſeit 10 Jahren in Frankreich, zumal bey einem kritiſchen Blicke auf die Art, wie gerade hier die Politik ſo lange vor der Revoluzion in jeder Hinſicht gewirkt hat!). Und ſo erſcheint das, was allerdings zunächſt aus ſeinem — bloß intellektuellen — Geſichtspunkte betrachtet, wahre Klugheit

Seele froh geworden war, -- und glaubte bey dieser Vergleichung, alles gewonnen zu haben, wenn ich mich, mit freywilliger Hingabe der Vortheile, die mir indessen zugefallen waren, wieder in einen Zustand zurükkaufen könnte, den mir meine Einbildungskraft mit ihren schönsten Farben, und in diesem überirdischen Lichte, worinn er dem Zustande der himmlischen Wesen ähnlich schien, vormahlte. Der Gedanke, daß diese Seligkeit nicht an die Hayne von Delphi gebunden sey, daß die Quellen davon in mir selbst lägen, und daß eben diese vermeyntlichen Güter, welche mir mitten in ihrem Genuß so viel Unruhe zugezogen, und mich in einem immerwährenden Wirbel von mir selbst hinweggerissen hatten, die einzigen Hinternisse meines wahren Glüks gewesen seyen. -- Dieser Gedanke sezte mich in eine Entzükung, die mich, zum Erstaunen meiner wenigen noch übriggebliebenen Freunde, gegen alle Bitterkeiten meines widrigen Schiksals unempfindlich machte; und dieses gieng zulezt so weit, daß ich nach dem Tage meiner Verurtheilung ganz ungeduldig wurde.

Allein eben diese Denkart, welche mir so viel Gleichgültigkeit gegen den Verlust meines Ansehens und Vermögens gab, machte, daß ich das Betragen der Athenienser in einem moralischen Gesichtspunct ansah, aus welchem es mir Abscheu und Ekel erwekte. Meine Feinde schienen mir durch die Leidenschaften, von denen sie getrieben wurden, einigermassen entschuldiget

heit und wahre Politik heißen muß, im Reiche der Menſchheit durch das Medium der ſittlichen Denkweiſe und, nach dem lauten Zeugniſſe der Geſchichte, ſelbſt in ſeinen Folgen unklug und unpolitiſch.

Ueberhaupt könnte auch die (bloße) Klugheit und Politik, ſie zeige ſich nun im Staatsrocke oder im Gewande des Privatmanns, niemals den Beobachter auf ſolche Art blenden, oder ſeinen Blick dergeſtalt feſſeln, wenn er ſein Auge nicht ſo feſt auf die Gegenwart und die äußern Vortheile der Tugend, ſondern vielmehr auf die innere (beſeligende) Folge derſelben und auf das Ende, wo ſich jener materielle Gewinn der Politik oft ſo ſchauerlich verliert, hinrichtete. Allein eben dieſer Blick in das Innere, und dieſe Ausſicht ſetzen eine höhere Kultur ſchon wiederum voraus; und zu einer ſolchen Ausſicht wird insbeſondere noch, außer dem freiern Auge des Geiſtes in der Sfäre der Sittlichkeit und des menſchlichen Lebens, in manchem einzelnen Falle — wo z. B. die unterdrückte Unſchuld ihr Haupt auf dieſem Weltpunkte nicht mehr empor hebt — eine edlere religiöſe Stimmung erfordert. Auch der Mangel und ſelbſt das Gegentheil der innern, beſeligenden Folge der Tugend (des erſten und ſchönſten Theils der menſchlichen Glückſeligkeit), die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, das peinigende Gefühl der Unruhe u. dgl. kann dort einem auch ſonſt

ſets

feinen und ſcharfen Beobachter nicht dergeſtalt auffallen, daß nun jener äußere Glanz und Wohlſtand ihn um viel weniger zu täuſchen vermöchte. Denn ſo wie ſich dieſe innere Folge nur dem reinen Herzen ergiebt, ſo wird ſie auch nur von einem moraliſch zartern (und ſonſt weniger zerſtreuten) Sinne auf eine ſchmerzliche Weiſe vermißt. Nur einer ſchönen Seele iſt es Bedürfniß, „ſich vor innerer Verwirrung zu bewahren, den holden Frieden der Seele, die ſchöne Harmonie mit ſeinem beſſern Selbſt zu erhalten“*) u. dgl. Und wiewohl der innere, moraliſche Zuſtand eines Menſchen zur phyſiſchen Natur in einem ſolchen Verhältniſſe ſteht, daß ſeine Folgen auch hier, im Aeußern, in der Miene, im zartern Spiegel des Auges, in der äußern Haltung des Karakters u. ſ. w. auffallen müſſen: ſo iſt es doch

*) Der Grund iſt hier immer mit der Folge (das Sittliche in concreto) gefaßt: genug im wirklichen Leben — für eine Seele dieſer Art; aber nicht zureichend gegen die Sofiſtereyen einer falſchen Theorie! Und ſelbſt die (wahrhaft) ſchöne Seele wird im Handeln nur von dem Grunde, von der Achtung für das Beſſere als ſolches, belebt: der Sinn iſt beſſer, als der Ausdruck oder Begriff, inwiefern ſie dieſen im bloßen Denken macht, und darin die Folge mit dem Grunde vermiſcht, oder gar hervorzieht, da ſie freilich dieſelbe durch Erfahrung ſo innig kennt, und etwa noch durch eine frühere Gewohnheit zu dieſem Ausdruck und Begriffe ſich hinneigte.

doch eben der bemerkte Schimmer, das bunte Farbenſpiel einer raffinirenden Klugheit, und ſelbſt das laute, umgebende Geräuſch, was dieſe Folgen für die Gegenwart minder auffallend macht.

Es iſt immer nur der (ſittliche) Grund, welcher uns hier, ſo wie überhaupt im Gewirre des Lebens, ſicher leiten kann. Damit iſt nothwendig, vermöge der ſittlichen Beſchaffenheit des Willens, das zartere moraliſche Gefühl und die Lebensweisheit vereinigt; ſie kommen in dem Verhältniſſe hinzu, als der Wille in dieſer Richtung, und gelenkt von demſelben auch jede andere Kraft, nach Maßgabe des Aeußern, fortwirkt.

Mit dem moraliſchen Gefühle verbindet ſich dann auch der Beobachtungsgeiſt. Und nur dieſem zartern Sinne, dem Reſultate von beyden, iſt es gewährt, die Erſcheinungen des Sittlichen in der Sinnenwelt wirklich aufzufaſſen. Ihm kann auch der Ausdruck des Unſittlichen, ſelbſt in der glatten Miene, in dem abgeſchliffenen Aeußern des Höflings, oder des feinen, eigennützigen Politikers nicht immer entgehen. Die Kraft, welche den Menſchen beherrſcht, bricht gewiß durch. Selbſt das glattgeſchliffene, mit keinem beſtimmten Ausdruck bezeichnete Geſicht macht ſich dem geſunden, prüfenden Auge ſchon dadurch verdächtig, daß es — nichts ſagt. Und es kommen Momente,

wo das Innere auch hier, mehr oder weniger kennbar, durchblickt.

Aus der Wurzel des sittlichen Gefühls sproßt ferner die richtige, feinere Empfindung, die eben im wirklichen Leben (vorzüglich bey der zarten Organisazion des schönern Geschlechts) oft sicherer leitet, oder bestimmter und glücklicher trift, als der Begriff und die Grundsätze. Weil nämlich diese erst nachher entstehen, oder mit der Urquelle des Sittlichen weniger nahe zusammenhängen, kann sich dann leicht etwas Fremdartiges einmischen. Und wiewohl die Vernunft überall insofern zum Grunde liegt, als das moralische Gesetz aus ihrer Natur hervorgeht: so kommt es doch in jedem wirklichen Falle sehr darauf an, ob die Vernunft, die sich nun äußert, auch wirklich die moralische sey, da bekanntlich die theoretische, (die V. als bloße Denkkraft, als Raisonnement) angeregt und bestimmt von der geheimen Neigung, so leicht vorspringt, und das Urtheil verfälscht *). Hingegen kann auch die Empfindung, wenn man sich dieser allein überläßt, durch den Ein-

*) „Also gäbe es eine doppelte Vernunft oder gar — zwey Vernunften im Menschen?" Nein! Aber zwey wesentlich verschiedene (ursprünglich gegebene) Seiten der Einen Vernunftkraft: und man könnte das Obige auch so ausdrücken: ob nun wirklich die praktische Seite der Vernunft sich äußere, da u. s. w.

Einfluß der Fantaſie und der Sinnlichkeit leiden. Daher fordert die Weisheit, daß man im Sittlichen, um die Handlungsweiſe noch mehr zu ſichern, die zartere Empfindung und den richtigen Begriff, oder die (feſtern) Grundſätze, mit einander verbinde.

Zur Lebensweisheit gehört nothwendig auch die Klugheit, als ſolche *), d. i. die Erfahrung, der beobachtende (empiriſche) Verſtand, vereint mit dem Raiſonnement, mit dem feinern Kalkül der Beurtheilungskraft, kurz, mit der theoretiſchen Vernunft. Denn obgleich dieſe, vermittelſt ihrer Syllogismen, aus der Erfahrung (oder Beobachtung), worauf ſich ihr Gebrauch im Leben ſtützt, nicht mehr herausnehmen kann, als — darin liegt, und folglich zur Begründung des Sittlichen, zur Bildung des urſprünglichen Begriffs u. ſ. w. ganz untauglich iſt: ſo kann ſie dennoch im Aeußern, um das Sittengeſetz hier auszuführen, eben ſo wenig als

*) Dieſe kommt im wirklichen Leben niemals als bloße Klugheit, d. h. iſolirt vor; denn ſie ſteht hier immer mit dem ſittlichen oder mit dem unſittlichen Willen im Bunde. Aber inwiefern ſie täuſcht, wirkt ſie als bloße Klugheit, oder als ſolche: ſie iſt nämlich dann nicht in Verbindung mit der Sittlichkeit; und die Unſittlichkeit, der ſie dienet, kann als ſolche nicht blenden.

die Erfahrung entbehrt werden, damit nämlich der Handelnde „es nicht nur gut meine, ſondern auch gut treffe", d. h. damit der äußere Erfolg dem (guten) Willen des Handelnden entſpreche. Doch wird auch hier der eigentliche Werth der Handlung, und die Achtung oder Belohnung, welche dem Menſchen gebührt, keineswegs durch den Erfolg oder nach dem Maßſtabe der Klugheit beſtimmt. Dieſe hat ſelbſt nur einen bedingten Werth, indem ſie nur als Mittel hinzukommt. Und wofern die Meinung deſſen, der inſoweit die Abſicht ſeiner Handlung nicht erreichte, oder vielmehr der Wille deſſelben wahrhaft gut war, wenn er ſich, aus unverſchuldetem Mangel an Kenntniß oder an Fertigkeit in Berechnung der äußern Verhältniſſe, bloß im Stoffe vergriff, und vielleicht in den nächſten oder in den weitern Folgen ſeiner Handlung ſogar Unheil anrichtete: ſo bleibt darum ſein Werth *) vor dem innern, moraliſchen Gerichtshofe nicht weniger gültig, und die Belohnung, die ihm nach Maßgabe ſeiner innern Thätigkeit zukommt, nicht minder gewiß. Ja, das edlere und ſittlich

*) Ein ganz anderer, als der in dem Bekannten (aus England) „wie viel iſt er werth?" von dem Einfluſſe und den groben Täuſchungen des bloß Sinnlichen kann übrigens hier die Rede nicht ſeyn; denn nur das Intellektuelle und Aeſthetiſche ſollte da, in ſeinem Verhältniß zum Sittlichen, beſtimmt werden.

ſittlich ſtarke Gemüth wird auch dieſen Mißgriff, unterſtützt — wie ich ſetze — von einer ſonſt hinlänglichen Kraft, in der Folge reichlich vergüten, wenn nur keine äußere Gewalt in ſeinen Kreis eintritt, und ihn feindſelig ſtört. Wie ſchön zeichnet ſich hier die ächte, moraliſch vermittelte Brauchbarkeit vor der bloß politiſchen aus! *).

Die ſittliche Lebensklugheit, oder mit Einem Worte, die Lebensweisheit ſchafft überdieß, von mehr als Einer Seite, den reichſten Genuß, während ſie ihren Blick eigentlich nur auf das Sittliche, auf das Schöne und Edle, kurz auf das Moralgeſetz und deſſen weitere Ausführung hinrichtet. Dagegen verfehlt die eigennützige Klugheit, wie gewandt und ſcharfblickend ſie auch immerhin ſey, ihrer Abſicht im Ganzen gewiß, und oft ſchon gegenwärtig auf eine ſchauerliche Weiſe. So erſcheint ſie dann bey dem weiteſten Blicke — kurzſichtig. Natürlich! ſie kennt nicht die Verkettung und den großen Zuſammenhang der Dinge in dem allumfaſſenden Reiche der Sittlichkeit, oder, was hier Eines iſt, im Reiche der Gottheit; und die Leidenſchaften (der Ehrgeiz, die Herrſchbegierde, die Geldſucht u. ſ. w.) verſchleyern immer, ſelbſt

*) In dem Gewöhnlichen: „ein brauchbares Subiekt! hat er Talente?“ u. dgl. ohne weitere Rückſicht, als etwan auf ſeine Sitte und äußern Anſtand.

für die Gegenwart, bald auf dieſer bald auf jener Seite, den Blick; man zieht das Auge von dem ab, was nun gerade dem gefaßten Plane nicht zuſagt; man glaubt es nicht, nimmt keine Vorſtellung an. . . . . Einen auffallenden Beweis liefert uns die neueſte Geſchichte aus dem Fache der — revoluzionairen Politik. In Italien durften, nach Buonaparte's Abzug, franzöſiſche Soldaten die gröbſten Ausſchweifungen, und mehrere, von Direktoren oder Miniſtern abgeſandte Kommiſſaires die ſchändlichſten Plünderungen verüben. Man weiß, wie kräftig ſich einmal dagegen ein großer Theil des Officier-Korps in Rom erklärte! Und in der Schweiz kam zu der Gewalt, die man angewandt hatte, noch die empörende Raubſucht eines Rapinat, und der Hohn, den er ſich ſelbſt gegen den neuen Senat erlaubte, unterſtützt von dem, nun ausgetretenen Direkt. Reubel (kein Wort davon, was die Anekdote, bey allen dieſen Plünderungen, noch von einem Bunde erzählt!) Und die Folge: Tauſende ſtehen gegen ſie auf, und kämpfen mit der neuen, anrückenden Macht gegen ſie. Wie ganz anders würde, zumal in der Schweiz bey dem alten Verhältniſſe gegen die letztere und bey dem eingewurzelten Hange zur Freiheit, die natürliche Folge geweſen ſeyn, wenn ſie, im Ganzen, nur einigermaßen gerecht und edel gehandelt hätten. So fällt das Unrecht und die grobe Unſittlichkeit auf ihre eigenen Urheber ſtrafend zurück! — Gewiß,

ſo ſchmerzlich dieſer neue, blutige Krieg jedem Freunde der Menſchheit fallen muß, ſo kann doch eine Erſcheinung dieſer Art dem unpartheyiſchen Beobachter (der das Unrecht, auf welcher Seite es ſey, innig verabſcheut, und eine vergeltende Gerechtigkeit glaubt) wenigſtens in Einer Hinſicht noch wohlthun. —

Auch gegen die Uebel im menſchlichen Leben gewährt die Lebensweisheit eine feſte und ſichere Schutzwehr; denn geſtützt auf das innere, moraliſche Fundament, weiß ſie dem (ſyſtiſchen) Uebel ſelbſt noch eine annehmliche ſittlich brauchbare und in ihren Folgen wieder belohnende Seite abzugewinnen.

Zwar ſind mit der moraliſchen Stimmung, innerlich und äußerlich, Leiden verbunden, welche der Rohſinn und die verfeinerte eigennützige Klugheit nicht kennt. Allein ſo wie man in der ſittlichen Thätigkeit fortſchreitet, wächſt die Zufriedenheit von innen, das Wohlgefallen am Guten, und die innige, theilnehmende Freude an jedem ſchönen Zuge, den man von Andern lieſt, hört oder ſieht; ſelbſt über den Lauf des Ganzen und über das endliche Schickſal der Menſchheit geht dann immer mehr ein erfreuendes Licht auf; und was von Wohlſeyn im Aeußern Anfangs noch abgeht, das kommt theils auf der moraliſchen Seite, theils in der Folge und mittelbar ſelbſt auf der ſyſtiſchen

reichlich herein. So mag z. B. der gewandte Politiker, der raffinirende Lüſtling, in den Briefen eines Lovelace — bey dieſen Feinheiten des Verſtandes, dieſen „Delikateſſen" der Intrigue, bey dem unerſchöpflichen, immer weiter um ſich greifenden Scharfſinn u. ſ. w. — mit dem größten Entzücken, wie in ſeinem Elemente leben, indeß ein anderer Leſer, der mit gleichem Sinne für den Werth eines großen Verſtandes, für treffende Darſtellung und feine pſychologiſche Entwicklung noch das zartere moraliſche Gefühl verbindet, weit mehr Schmerz (bey dieſer ſchrecklich unmoraliſchen Tendenz!), weit mehr bittere und drückende Empfindung, als Freude oder Vergnügen fühlt. Allein wie innig fühlt er dagegen jeden ſchönen und großen Zug in den Briefen der Clariſſa und ihrer edlen Freundinn (um noch in dieſem Beyſpiele zu bleiben!). Hier, in dieſem ſchönen Bunde mit einem reinen, moralich geſtimmten Herzen, betrachtet er auch die Aeußerungen eines vorzüglichen Verſtandes und ſelbſt die Blitze des Witzes mit hoher Freude. Und wenn das unreine Vergnügen des Erſten durch die verwüſtenden Ausflüſſe derſelben Quelle verſchlungen wird: ſo ſtrömt nun dem Andern die Quelle der Glückſeligkeit mit neuer, fortdauernder Fülle, indem er ſich eben durch den treflichen Inhalt und die Art, wie er las, mit neuer Kraft zu allem Schönen und Guten geſtärkt findet.

Und

zu seyn: Aber das Volk, welches bey meinem Umsturz nichts gewann, welches so viele Ursachen hatte, mich zu lieben, welches mich wirklich so sehr geliebt hatte, und izt durch eine bloße Folge seiner Unbeständigkeit und Schwachheit, ohne selbst recht zu wissen, warum, sich dummer Weise zum Werkzeug fremder Leidenschaften und Absichten machen ließ; dieses Volk wurde mir so verächtlich, daß ich kein Vergnügen mehr an den Gedanken fand, ihm Gutes gethan zu haben. Diese Athenienser, die auf ihre Vorzüge vor allen andern Nationen der Welt so eitel waren, stellten sich meiner beleidigten Eigenliebe, als ein abschäziger Haufen blöder Thoren dar, die sich von einer kleinen Rotte verschmizter Spizbuben bereden liessen, weiß für schwarz anzusehen; die bey aller Feinheit ihres Geschmaks, wenn es darauf ankam, über die Versification eines Trinklieds, oder die Füße einer Tänzerin zu urtheilen, weder Kenntnis noch Empfindung von Tugend und wahrem Verdienst hatten; die bey der heftigsten Eifersucht über ihre Freyheit, niemals grössere Sclaven waren, als wenn sie ihr schimärisches Palladium am tapfersten behauptet haben; die sich jederzeit der Führung ihrer übelgesinntesten Schmeichler mit dem blindesten Vertrauen überlassen, und nur in ihre tugendhaftesten Mitbürger, in ihre zuverläßigsten Freunde, das grösseste Mißtrauen gesezt hatten. Sie verdienen es, sagte ich zu mir selbst, daß sie betrogen werden; aber diesen Triumph sollen sie nicht haben, zu erleben, daß Agathon sich vor ihnen demüthige.

Und dann iſt es eine Maxime der Weisheit: man vereinige, in Abſicht der Uebel, die man nicht heben kann, den feſten, ruhigen Blick mit dem feinern und zartern Gefühle: eine Forderung, die natürlich nur wieder auf dem Wege der Uebung erfüllt werden kann.

Freilich iſt zu dieſer ruhigen Anſicht der Dinge die (ächte) Religion, ſelbſt eine ſchöne Frucht der Sittlichkeit, unentbehrlich. Aber es kann ja die Moral ſelbſt, wenn ſie von einem feſten Punkte ausgeht und konſequent fortſchreitet, ihren Kreis nur mit dieſer Linie ſchließen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Tragiſche Masken

und

Tempel der Alten.

Eine archäologiſche Parallele.

Als bey zunehmender Kultur der Griechе ſeine Stammgötter nicht mehr bloß auf hohen Burgen

und Felsensitzen verehrte, und von den frühesten Ansiedelungen auf jenen berühmten Schlössern zu Kadmea, Kekropia, Akrokorinth, Argos u. s. w. sich auch schon in die angränzenden Ebenen herabwagte, wo sich die einzelnen Wohnungen nach und nach in Städte zusammenschlossen, mußte man natürlich sehr bald auf die Idee kommen, daß den Heiligthümern der Götter, die man nun auch auf den Ebenen zu weihen anfing, eine sogleich in die Augen fallende Auszeichnung gebühre. Man mußte auf etwas denken, wodurch sie für ihre frühern Bergsitze gleichsam entschädigt und ihre Tempel über die sie umgebenden Privatwohnungen der Sterblichen sichtbar hervorgehoben würden. Nicht zufrieden, sie überhaupt, wie die Häuser der Stammfürsten und Könige *), hoch und luftig zu bauen, suchte man ihnen

*) Das Homerische Beiwort ὑπερῷα. ὑπερῷος, welches die Scholien und Glossen oft schlechtweg durch ὑψηλός erklären (Voß, der es immer durch hohe gewölbte Wohnung übersetzt, könnte leicht dadurch den Irrwahn fortpflanzen, als gebe es im heroischen Zeitalter schon vollendete Gewölbe, den die gewöhnlichen Antiquitätensammler, z. B. Rambach in Potters Archäologie Th. III. S. 363, aus dem Mißverständniß jenes Beyworts erregt haben), wird sehr häufig von den Fürstenwohnungen in jenen Homerischen Gesängen gebraucht, und deutet wohl überhaupt nur auf höhere Säle in Wohnungen, die eigentlich gar kein Stockwerk über dem Erdgeschoß hatten.

ihnen auch noch durch einige künſtlichere Zuſätze zu Hülfe zu kommen.

Und wie erhob man dieſe Götterſitze über die anſpruchloſen Wohnungen des gemeinen Haufens? Man ging vielleicht auch hier gerade ſo zu Werke, wie man bey heiligen Schaugepränge und Feſten, und bey den daraus entſprungenen theatraliſchen Vorſtellungen, den Gott und Heros vor dem Menſchengeſchlechte, wie ſie jetzt die Frucht der Erde genießen, auszuzeichnen pflegte *). Schon die älteſte Tragödie gab den Schauſpielern, die in der Figur jener hohen Unſterblichen auftreten ſollten, bekanntlich eine ſehr dicke, oft durch mehrmals über einander gelegte Korkſolen erhöhete Beſchuhung, die man ſehr uneigentlich Kothurnen nannte, und erhöhte die Maske über der Stirn durch einen oben ſpitzzulaufenden Aufſatz, den man mit

*) Vier Ellen war das gewöhnliche Maaß, welches das Alterthum den Heroen auf der Bühne und bey mimiſchen Darſtellungen gab. Τετραπηχυαῖον εἶχε τὸ σῶμα ſagt Apollodor vom Herkules II, 4. 9. und hatte dabey nicht die Uebertreibungen der Sofiſten (S. Heyne zum Apollodor S. 329), ſondern die Helden der Tragödie vor Augen. Daher mißt auch die tragiſche Perſon, die in einem Aufzuge des Antiochus beym Athenäus V, 7. p. 198. A. das Horn der Amalthea trägt, vier Ellen. Nach dieſer Proporzion war nun auch die ganze tragiſche Heroenperſonage und ſpäter ſelbſt das gewöhnliche Ideal der Bildhauer eingerichtet.

mit Haartouren beſetzte, und ſo zu einer groſſen Ehrfurcht gebietenden Perücke aufthürmte. Sollte man nun nicht auf eben die Weiſe, wie man die einzelne Götterfigur zu übermenſchlicher Gröſſe aufbauete, auch den ihr beſtimmten Wohnungen eine hervorragendere Anſicht zu geben geſucht haben *)? Verſuchen wir es doch, ob die eben angedeutete Parallele wirklich bey der genauern Vergleichung Stich hält, und ſehen, was ſich daraus noch weiter für Folgerungen ziehen laſſen.

Man gab den Götter- und Heroengeſtalten Kothurnen. Es iſt hier nicht der Ort, alle Eigenheiten und Verſchiedenheiten dieſer urſprünglich kretenſiſchen Beſchuhung anzuführen. Der tragiſche Kothurn beſtand aus einer vierfach übereinander gelegten Korkſole, die wenigſtens 4 queere Finger hoch, oft aber nach der Proporzion des Ganzen von noch weit beträchtlicherer Dicke war **). Der

*) Man erinnert ſich vielleicht der oft angefochtenen, und doch mit gehöriger Einſchränkung nicht ganz zu verwerfenden Bemerkung Burnet's, daß die Alten die Proporzionen in der Architektur nach dem menſchlichen Körper genommen hätten. S. Winkelmann Storia delle Arti T. I, p. 347. Fea.

**) So beſtimmt Winkelmann Monumenti Ant. Inedit. p. 217. das Maaß der Sohlen an der Vorabbildung einer Muſe. Wenn aber Pollux VII, 92. die Sohlen der Tragiſchen Mi-

Der Schnitt dieſer Solen war urſprünglich viereckigt, ob ſie gleich die ſpätere Eleganz nach der Form des Fußes oft gerundet haben mag *). Daher bekam eigents

Minerva im Pantheon zur Höhe von 4 Queerfingern (τετραδάκτυλος) angiebt: ſo muß dieß durchaus nur ſo verſtanden werden, daß dieſe Solen zu der Form gehörten, die man die Tyrrheniſche nannte, die zwar gemeinhin aus 4 Queerfinger ſtarken Kork (κάτυμα ξύλινον) beſtanden, hier aber nach der Proportion des ganzen Bildes (26 Ellen) natürlich eine weit beträchtlichere Höhe haben mußten. Die Lagen der Solen ſcheinen ſelbſt, wenn man aus Nachbildungen z. B. der Albaniſchen Minerva, die in Caſino der Villa ſtand, ſchließen darf, durch Rieſe angedeutet geweſen zu ſeyn.

*) Daher erklärt das Etymologicum M. κόθορνος durch ὑπόθημα τετράγωνον. Wirklich ſind auch dieſe viereckten Solen auf mehrern alten Denkmälern z. B. auf der Albaniſchen Minerva in Winkelmanns Storia dell. Arti T. I. tav. XIII. und an der Melpomene auf dem berühmten Kapitoliniſchen Sarkofag, wie ihn Viſconti auf der zweiten Supplementstafel zum Muſeum Pio-Clementi. Tom. I. abgebildet hat (denn in den Abbildungen im Muſeo Capitolin. T. IV. t. 26. ſind gerade die Kothurnen der Melpomene ganz weggeblieben) noch deutlich zu ſehen. Hier wäre alſo die Aehnlichkeit mit der Baſis der alten Tempel, die gewöhnlich ein Parallelopipedon bilden, noch auffallender. Daß man in der Folge die Ecken an den Solen abründete, wie z. B. an der Herkulesmaske in der Villa Pamfili, die Winkelmann

Monu-

eigentlich dieſe dem ganzen Körper zur Baſis dienende Beſchuhung dieſelbe Benennung, wiewol der Grieche damit jede Grundfeſte oder Baſis bezeichnete *). Mit demſelben Worte bezeichnete der Grieche auch die vorſpringende Baſis ſeiner Tempel, die gewöhnlich auf einem Vorſprung (Soubasement) von vier oder mehreren ringsherumlaufenden Stufen gegründet waren **). Man kann ſich in der That

Monument. Antich. n. 189, oder an der vorgeblichen Pudicitia Muſ. Pio-Clement. T. II. tab. 14. oder an der Urania im Vatikan T. I. t. 26.) noch zu ſehen iſt, beweiſt nur einen höhern Grad von Verfeinerung.

*) Κρηπίς. Das Wort ſtammt wahrſcheinlich weder von ἔρπω oder βάπτω, noch von κίρω ab, wie in Lennep Etym. p. 448. angegeben wird, ſondern von κρῆς, das Haupt, das Obere. So verſchieden auch die Formen ſeyn mochten, die ſpäterer Luxus in dieſes Schuhwerk gebracht hat: ſo kamen ſie doch alle darin überein, daß ſie dicke, oft doppelte Solen hatten. Dieß ſah auch Balduin de calceo c. 11. p. 94. Lipſ. ſehr wohl ein, nur daß er dabey auf die lächerliche Ableitung von crepare verfiel, die ihm auch Fea zu Winkelmann Storia T. I. p. 425. A. und andere nachſagen.

**) Schon Saumaiſe ad Scriptt. H. Aug. T. I. p. 845. a. bemerkte dieſe doppelte Bedeutung. Das Wort κρηπὶς und das davon abgeleitete crepido bekam in der Folge beſonders noch die Bedeutung eines aufgemauerten, mit Auftritten verſehnen Quais an den Häfen. Pollux IX, 28.

That bey genauerer Unterſuchung kaum enthalten, dieſe Stufenbaſis den Kothurn der griechiſchen Tempel zu nennen. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß dieſer untergebauete Vorſprung bey jenen Tempeln im Großen eben die Wirkung hervorbrachte, wie bey einer tragiſchen Figur der hohe Schuh, und daß der ſinnreiche Künſtler wahrſcheinlich bey beyden von demſelben Grundſatze ausging. Schon Winkelmann macht die Bemerkung, daß ſchwerlich ein griechiſcher Tempel ohne jene Baſis gefunden werde. Natürlich wurde auch dieſer Theil der Tempelarchitektur in der Folge in Verhältniß zu allen übrigen Theilen außerordentlich vervollkommet, und die Höhe und Menge der Stufen nach dem richtigſten Ebenmaaße berechnet. Dieß gehört aber in das Gebiet eigener Unterſuchungen, die nicht im Kreiſe dieſer beſchränkten Abhandlung liegen. Nur ſo viel kann auch hier im Vorbeygehn noch erinnert werden, daß, wenn die Frage aufgeworfen würde, ob es auch in den alten Tempeln Plätze gegeben habe, von welchen das um die Altäre im Tempelbezirke und in den Vorhöfen verſammelte Volk angeredet werden konnte, dieß bejahend beantwortet und auf den obern Rand dieſer Stufen gedeutet werden muß *). Die Krepis oder Baſis jener Tem-

28. In dieſer allgemeinen Bedeutung kommt es mehrmals im Vitruv vor. S. Baldus Lex. Vitruv. f. v.

*) So unterhält ſich Apollonius von Tyana mit den Eſeſiern vom Abſatze des Dianentempels, bey Filoſtrat V.

Tempel könnte alſo in gewiſſem Verſtande eine Rednerbühne der Griechen und Römer genannt werden, wenn es deren außer ihren Theatern, Tribunalen und Verſammlungsplätzen überhaupt bedurft hätte.

Man ſuchte aber die Heroengröße auch durch einen Zuſatz von oben nachzuhelfen. Bekanntlich geſchah dieß durch eine in Geſtalt eines griechiſchen Λ eben zuſammenlaufende, mit Haarlocken beſetzte Erhöhung über der Stirn der Maske *), die einzelu

V. A. T. IV, 2. p. 141. So Polemo dem Odeum Adrians mit den Athenern bey eben demſelben Vit. Sophiſt. I, 25. p. 533.

*) Der Kunſtausdruck für dieſe Erhöhung war ὄγκος, welches Pollux IV. 133 durch ἐξοχὴν λαμπρότητος erklärt. Daher alles was prahlend und aufgedunſen iſt, den Griechen ὀγκηρὸν heißt. S. Hemſterhuys zu Lucians Dialogg. Min. p. 22. Die Lateiner nannten ſie, wie ſchon Cuper und Kuhn bemerkt haben, ſuperbicies, das Ueberaugliß. Denn ſo muß das Fragment des Varro beym Nonius IV, 24. geleſen werden: Tragici prodeunt capite gibberis, cum antiqua lege ad frontem ſuperbeies (in Putſchens Ausgabe heißt es ſuperbeias) accedebat. Die deutlichſte Abbildung findet man an der Melpomene im Kapitoliniſchen Sarkofag und unter den Herkulaniſchen Gemälden II, 4. Perizon zu Aelian V. H. IV, 22. glaubt, daß dieſe Maskenerhöhung dem Krobylus oder Haarſchmuck der alten Athener (Thucyd. I. 6) nachgebildet ſey. Man erinnere ſich

zeln und in der Nähe betrachtet, freilich nur als ein unförmlicher Auswuchs erſcheinen mußte, und in ſofern die Späßereien Lucians gar wohl verdienen mochte, aber auf die Fernung in den Theater berechnet und mit dem ganzen rieſenhaft ausſtaffirten Körper in richtiges Verhältniß gebracht, ihres Zweckes, dem Zuſchauer einen ſehr impoſanten Anblick zu geben, nicht verfehlen konnte *). Wie nun dieſer tragiſche Maskenaufſatz zur Erhöhung der

ſich hierbey nur noch des Umſtandes, daß es auf dem alten Theater weder Federbuſche noch bebuſchte Kasketts gab, wodurch mancher neue Schauſpieler ſeiner Größe eine Elle zuſetzt. Denn alles ging im bloßen Kopfe.

*) Man vergeſſe hierbey nur nicht, daß zu dieſer Beſchuhung und Kothurn auch alle übrigen Rollen in gleichen Dimenſionen ausgeſtopft und ſo der Kern des Acteurs gleichſam mit einer koloſſalen Hülſe überzogen wurde. Lucian erwähnt ausdrücklich falſcher Armſchienen (χειρίδες) Bauchkiſſen (γαστρίδια) Leibchen u. ſ. w. S. Iupit. Tragoed. c. 41. und de Salar. c. 27. t. II. p. 285. Ueber das Ganze band man dem Acteur den langen Talar mit der Schleppe (τρῶμα) um, der nun auch die hohen Solen bedeckte. Kurz, ein ſo ausſtaffirter Heros mußte durchaus, wenn ihm nicht etwa ein Unfall, wie der zu Hiérapolis (Philoſtrat V. A. l. V, p. p. 216) begegnete, auf die weit herumſpähenden Zuſchauer, die die wohlberechnete Fernung noch durch keine Gläſer und Opernguckers zerſtören konnten, einen majeſtätiſchen Eindruck machen.

der Heroengeſtalt diente, ſo wußte man auch den Tempeln von oben einen ebenfalls ſpitzzulaufenden Aufſatz in der Art von Fronton zu geben, welchen uns ein auf der ſchmalen Seite zugekehrtes Giebeldach darbietet. Mit einem Worte, die ſpitzauslaufende Maske der alten Tragödie und die zierlich erhabenen Giebelgeſimſe der alten Tempel ſcheinen bey einerley Beſtimmung auch einerley Urſprung gehabt zu haben, und man würde nichts ungereimtes ſagen, wenn man jene Tempelfrontons den tragiſchen Kopfſchmuck der alten Götterwohnungen nennte. Unleugbar iſt es, daß dieſe erhöheten Giebeldächer mit der immer künſtlicher ausgeſchmückten Giebelfläche, oder dem Tympanum der alten Baukunſt, nicht, wie Cicero *) in einer mehr rednériſchen, als wahren Ausſchmückung ſeines Satzes behauptet, bloß dazu erfunden und gebraucht wurden, um der Feuchtigkeit und dem Einfluſſe der naſſen Jahrszeit beſſer zu widerſtehn — denn dagegen hatte man bey den flachen Dächern der Privatwohnungen längſt zweckdienliche Vorkehrungen anderer Art in Menge zu treffen gewußt **) — ; ſondern um

*) de Orat. III, 46. Cum eſt habita ratio, quem ad modum ex utraque parte aliqua delaberentur, utilitatem templi faſtigii dignitas conſequuta eſt. Cicero, der hier den ketzeriſchen, in der Aeſthetik der Neuern ſo hart angefochtenen Satz zu beweiſen ſucht, daß das nützliche auch immer ſchön ſey, acht hier als Redner zu Werke.

**) Die Deckplatten, womit das Dach eingedeckt wurde, tegulae S. Rode zu Vitruv III, 3. Th. I. S. 147. wur-

müthige. Sie ſollen fühlen, was für ein Unterſchied zwiſchen ihm und ihnen iſt; ſie ſollen fühlen, daß er nur deſto gröſſer iſt, wenn ſie ihm alle dieſe kindiſchen Zierathen von Flittergold, womit ſie ihn, wie Kinder, eine auf kurze Zeit geliebte Puppe, umhängt haben wieder abnehmen; und eine zu ſpäte Reue ſoll ſie vielleicht in kurzem lehren, daß Agathon ihrer leichter, als ſie des Agathons entbehren können. Du ſieheſt, ſchöne Danae, daß ich mich nicht ſcheue, dir auch meine Schwachheiten zu geſtehen. Dieſer Stolz, der zu einer deſto rieſenmäßigern Geſtalt aufſchwoll, je mehr mich die Athenienſer zu Boden drüken wollten, hatte ohne Zweifel einen guten Theil von eben der Eitelkeit in ſich, welche ich ihnen zum Verbrechen machte; aber vielleicht gehört er auch unter die Triebfedern, womit die Natur edle Gemüther verſehen hat, um dem Druk widerwärtiger Zufälle mit gleich ſtarker Reaction zu widerſtehen, und ſich dadurch in ihrer eigenen Geſtalt und Gröſſe zu erhalten. Die Athenienſer rühmten ehmals meine Beſcheidenheit und Mäßigung zu einer Zeit, da ſie alles thaten, was mich dieſe Tugenden verliehren machen konnte; dieſe Beſcheidenheit hatte mit dem Stolz, der ihnen izt ſo anſtößig an mir war, daß er vielleicht mehr, als alle Bemühungen meiner Feinde zu meinem Fall beytrug, einerley Quelle; ich war mir eben ſo wol bewußt, daß ich ihre Mißhandlungen nicht verdiente, wie ich ehmals fühlte, daß die Achtung übertrieben war, die ſie mir bewieſen; deſto beſcheidener, je mehr ſie mich erhuben;

deſto

um den Wohnungen der Götter durch dieſen der Zierde ſo empfänglichen Aufſatz ein erhabenes Anſehn zu geben, und ſie vor den abgeplatteten Häuſern gemeiner Bürger auszuzeichnen. Wenn daher der aus buntgefiederten und langgeſchnäbelten Papageyen zuſammengeſetzte Chor in den Vögeln des Ariſtofanes mit komiſchen Vorſpiegelungen das Urtheil der Kampfrichter zu beſtechen ſucht, ſo verſpricht er ihnen unter andern Herrlichkeiten (V. 1110) auch die,

Ueberdieß ſoll eure Wohnung künftig wie ein Tempel ſeyn;
Denn wir baun auf eurem Haus ein adlers form'ges Giebeldach.

Wie hätte aber die hier verheißene Apotheoſe ſtatt finden können, wenn nicht damals noch in Athen dieſe Dächer eine ausſchlüßliche Prärogative der Götterwohnungen geweſen wären, die daher ſehr bedeutend die Hochbedachten genannt werden? *) Ich will indeß nicht leugnen, daß man nicht

wurden in einen waſſerhaltigen Kitt geſetzt, oder eine Art von Eſtrich zubereitet, und mit Rinnen, die durch Hohlziegel ausgeſetzt wurden, ſo durchſchnitten, daß das Waſſer überall in den Hof (impluvium) ablaufen konnte. Man darf, um ſich eine Idee von den flachen Dächern der Alten zu machen, nur den Miles gloriosus des Plautus leſen.

*) Ariſtofanes in den Wolken 305

bey Privatwohnungen in Griechenland und Italien, wo man das Dach nicht zum Sonnenbad mit oder ohne Oel oder aus andern Gründen flach haben wollte, und wo überhaupt andere Lokalurſachen und Witterungsregeln eine etwas abſchüſſige Bedachung foderten, auch dieſe häufig angetroffen habe *). Nur iſt überhaupt hier nicht ſowohl von dem ganzen Dache, als nur dem eigentlichen Giebel oder Fronton über dem Pronaos oder der Halle die Rede. Denn da man dieſen theils in ſeiner innern Fläche mit den ſchönſten Bildwerken in halberhabener Arbeit in Marmor oder gebrannter Erde auszuſchmük-

*) Beſonders in den ſpätern Zeiten. Eine merkwürdige Stelle hierüber finde ich in Galens Kommentar zu Hippokrates Buch περὶ ἀέρων T. V. p. 615. ed. Baſil. Wenn jemand einen Söller (d. h. ein flaches Dach, aus dem Lat. ſolarium, im Griechiſchen ſteht: ἡλιατήριον) auf ſeinem Hauſe haben will, ſo macht er das Dach flach (ἐπίπεδον), damit er es zur Bewahrung der Sonnenhize geſchikt mache (ich leſe ſtatt der verdorbenen Worte ὡς ἀλλὰ ἰσχυρὰν ἐργάσεται mit geringer Veränderung ἵνα ἀλεξὴν ἰσχυρὰν ἐργάσηται. Saumaiſe zu den Scriptt. H. Aug. T. I. p. 676. a. bringt durch willkührliches Abſchneiden und Zuſetzen freilich einen ganz andern Sinn heraus). Deckt er aber das Dach mit Ziegeln ein, ſo will er, daß das Regenwaſſer gut ablaufen ſolle. Zu dieſer Abſicht läßt er alſo ein Giebeldach von hinten bis vorn zugehn u. ſ. w.

ſchmücken *), theils den zwey Flügelenden und der obern Spitze von außen mit Statuen und ganzen Bildergruppen zu verzieren pflegte, welchen man die beſtimmtere Benennung Außenwerke oder Spitzzierrathen zu geben pflegte **): ſo blieb dieß

*) Denn hier und in den Frieſen zeigte ſich eigentlich die Skulptur der Alten in ihrem höchſten Glanze, und die größten Meiſter arbeiteten die Reliefs, deren Inhalt ſich gewöhnlich auf die im Tempel verehrte Gottheit bezog. So hatte Fidias ſelbſt die Bas-Reliefs an den Giebelfeldern des Parthenon, Alkamenes die an dem Tempel des Jupiter zu Olympia, Praxiteles an dem Herkulestempel zu Theben und Praxis und Androſthenes an dem Tempel zu Delſt gearbeitet. Die Stellen citirt am vollſtändigſten Stieglitz Geſch. der Baukunſt. S. 335 f. Die Tuskiſche oder Etruriſche Plaſtik ſetzt an die Stellen der Skulptur in Marmor zierliche Arbeiten in Thon oder Terra cotta, wohin viele Fragmente im Muſeum Etruſcum gehören.

**) Hieher gehören die ſigna in faſtigiis beym Plinius XXXV, 12. ſ. 33. 36. XXXVI, 2. ſ. 2. Das vieldeutige Wort faſtigium bezeichnet ſowohl im Allgemeinen jedes ſattelförmige Dach (was der Grieche beſtimmter ἀέτωμα nannte), und inſofern fand man es auch häufig auf Privathäuſern, oft mehrere neben einander (Cicero ad Quint. Fr. III, 1. 4), als insbeſondere den mit einem beſondern Giebelfelde aufgeſchmückten Fronton, und ſo geſtaltet war und blieb es eine Diſtinkzion der Götter, und ſeit Cäſars Zeiten (S. Schwarz zu Plinius Paneg. p. 242) der Cäſarn in Rom. Vergl. zu Cicero Philipp. II,

wenigſtens auch in den Zeiten des gröſsten Luxus in den Privatgebäuden ein Vorrecht der Tempel, und es

II, 43. Denn wenn auch die Privathäuſer Giebeldächer hatten, ſo fehlte ihnen doch die tempelartige Fronte (corona, tympanum, acroteria). Der Fronton ſelbſt hatte drey Giebelzinnen, die Vitruv mit dem Kunſtausdruck acroteria nennt, zwey Eckgiebelzinnen, angularia, und die mittlere Giebelzinne oben auf der Spitze. Auf dieſe ſtellte man nun wieder Statuen, welche die Doriſche Baukunſt (und alſo auch die früh verſchwiſterte Toskaniſche, daher mos Toſcanicus bey Vitruv III, 2. in dieſer Sache) nun auch ἀκρωτήρια hieſs. Denn gewiſs brauchten auch die Doriſchen Griechen ſchon dieſe Verſchönerung (obgleich Rode zum Vitruv Th. I. S. 145 dieſs bezweifeln möchte), wie uns die Gloſſe des Heſychius unleugbar beweiſt, T. I. p. 207. ἀκρωτήρια τὰ ἀπάνω τῶν ναῶν ζώδια (überhaupt Statuen wie die Victoria auf den Giebeln des Jupitertempels zu Olympia beym Pauſanias V, 10. p. 401 nicht bloſs Thierſtatuen, wie auch Boſius zu Cicero ad Att. T. I. p. 509. Graev. noch glaubte) ἀνατιθέμενα· Δωριεῖς. Oft mögen es freilich auch andere Zierden geweſen ſeyn, die unſern Wetterfahnen nicht ungleich waren, wie aus der Stelle des Cicero ad Att. V, 12. hervorgeht, und bey etwas war auch wohl das ἀκρωτήριον, was Kalpurnia im Traume von Cäſars Hauſe herabfallen ſah, Plutarch in Caeſ. c. 64. T. IV. p. 439. Bey den Tempeln hatte dieſs Bildwerk aber immer Beziehung auf die Gottheit des Tempels. So die Quadrigen auf dem Fronton des Ka-

es wurde dem noch durch keinen Tyrannenmord apotheosirten Cäsar als eine zu kühn aufstrebende Anmaaßung angerechnet, daß er seiner Wohnung ein so verziertes Giebeldach zu geben sich durch einen Rathschluß berechtigt glaubte.

Der Grieche bezeichnet diese mehr oder weniger prächtig ausgeschmückten Frontons an den Tempeln mit demselben Worte, womit er den Adler benennt (ἀετὸς), und es ist immer als ein archäologisches Räthsel angesehn worden, wie es komme, daß man diesen architektonischen Kunstausdruk gerade vom Adler entlehnte. Die alten griechischen Grammatiker scheinen fast alle darin überein zukommen, daß sie den Ursprung dieser Benennung bloß in einer gewissen Aehnlichkeit finden, die ein solcher Fronton mit einem wirklichen Adler zu haben scheine *). Lorenz Beger, der vielbelesene Hof-

P 4 An-

Kapitols. So die Isis, die auf einem Hunde reitet, beym Dio Cassius LXXIX. 10. p. 1359. Weil dieß der letzte, alles vollendende Schmuck des Tempels war, so stammt auch daher die sprichwörtliche Redensart operi fastigium imponere.

*) Mehr noch als Eustathius und die Scholien zum Aristofanes gilt Galenus Bestimmung, der in der schon oben angeführten Stelle opp. T. V. p. 615. ausdrücklich sagt, wenn von beyden Seiten das Dach ablaufe, so mache dieß ἄετος τοῦ στέγους κλῖσις (denn so muß allerdings statt κλῆσις mit Saumaise ad Script. H.

A.

Antiquar zu Berlin zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ſuchte aus einigen alten Münzen zu beweiſen, daß man wirkliche Adlerabbildungen auf die Giebel der Tempel geſetzt und daher Veranlaſſung genommen hätte, dieſe Giebelfelder ſelbſt auch Adler zu nennen *). Winkelmann, der überhaupt in

ſei-

A. T. I. p. 676 geleſen werden) denn damit vergleichen die Alten dieſen Theil der Architektur, ſetzt der gelehrte Leibarzt hinzu.

*) Beger in Spicileg. Antiqu. n. III. p. 6. f. Aus den dort angegebenen Münzen läßt ſich gar nichts ſchließen. Die eine mit der bekannten Inſchrift: KOINOΣ KIΛIKIAΣ hat allerdings einen Adler im Giebelfelde als Relief. Allein da dieſe zu Tarſus unter den Kaiſern ſehr häufig vorkommende Münze (S. Eckhel Doctr. Num. V. T. III. p. 78) den Tempel auch ohne den Adler hat, ſo ſieht man, wie willkührlich dieß Adlerbild darauf angebracht iſt. Eben dieß gilt von der Münze von Seleucia, wo der Adler nur als Zeichen des blitzenden Jupiters auf die Spitze des vierſäuligen Tempelchens geſetzt wurde, und auch fehlen kann, wie man aus einer übrigens ganz gleichen Münze bei Vellerin Recueil. T. III. pl. 80. 70 ſehr deutlich ſieht, wo ſtatt des Adlers nur ein Knauf auf der Spitze angebracht iſt. Uebrigens möchte ich damit keineswegs leugnen, daß nicht oft Adler aus Bronze auf die Giebelzinnen geſetzt, oder in Reliefs auch in den Feldern angebracht worden wären. Beyſpiele finden ſich häufig auf Münzen (vergl. Spanheim de Vſ. et Pr. Num. T. II. p. 646) und andern

Denk-

ſeinen frühern Schriften häufig aus Begers Brünnlein ſchöpfte, ohne gerade jederzeit ſeine Quelle anzugeben, hat auch dieſe Meinung in ſeine Anmerkungen über die Baukunſt der Alten ſtillſchweigend aufgenommen *). Und ihr pflichtet auch Visconti mit der Einſchränkung bey, daß dieſe Adler wohl nur als Reliefs im Tympanum, oder der dreieckigten Fläche des Frontons, gebildet worden wären **).

Ich möchte noch immer jener ältern Erklärungsart, nach welcher die Benennung von der Aehnlichkeit eines ruhenden Adlers abgeleitet wird, vor allen übrigen die größte Wahrſcheinlichkeit zugeſtehn ***). Adler ſaßen häufig auf Tempelgeſimſen, in deren Nachbarſchaft es immer etwas zu ſchmauſen gab, und wo ſie als Boten und lieblin-

Denkmälern. Ja ich möchte ſogar den Adler bey Caylus Recueil des Antiquités V. IV. pl. 81, 3. wegen der an den Klauen eingebohrten Löcher lieber für eine ſolche Tempelzierde, als für einen Legionenadler halten.

*) Nach der italiäniſchen Ausgabe von Rea T. III. p. 63.

**) S. die Vorrede zum Muſeo Pio-Clemen. T. IV. p. VII. womit auch Heyne zum Pindar S. 160. der neuen Ausg. einverſtanden iſt.

***) Wie auch ſchon Saumaiſe ad Scriptr. H. Aug. T. I. p. 675 und Bedoyn Hiſtoire de l'Acad. des Inſcriptions T. VII. p. 110 gethan haben.

ge des Zevs *) eine unverletzliche Freyſtätte fanden, wahrſcheinlich auch oft ſelbſt von den Prieſtern und Tempeldienern als heilige Thiere gepflegt, oder dem Aberglauben als vorbedeutende Anzeichen vorgeſtellt wurden **). Daß dieß häufig der Fall war, beweiſt ein Fragment des alten Komödiendichters Epikrates, wo er die räuberiſchen, durchs Alter ihrer Reize beraubten Buhlerinnen mit ſolchen altgewordenen Adlern vergleicht:

Und wenn ſie alt geworden, ſitzen ſie
Dann auf den Tempeln, hart von Freßbegier
Gequält, das hält man für ein Wunderzeichen †).

Nun

*) Das Adlerſymbol, das bis auf den heutigen Tag ſeine Fittiche über ganze Reiche ausbreitet, läßt ſich vielleicht ſelbſt bis ins früheſte Alterthum und bis Oberaßen verfolgen. Der gelehrte Präſident der Geſellſchaft zu Calcutta, W. Jones erklärte den indiſchen Adler für den ächten Vogel Jupiters. Vergl. Lichtenſteins Rede in Eichhorns allg. bibl. Bibliothek Th. VIII. S. 614. Daher ehrten ihn auch die Perſer und Aegypter als ein [illegible]. Diodor I, 87. noch ehe die Griechen ihn in ihrer Bildnerei und Auguraldisciplin zum Hund des Jupiters (nach Aeſchylus Prom. vinct. [illegible]) erklärt hatten. Er war wahrſcheinlich ſelbſt ein Fetiſch, und als ſolcher kommt er von den Etruriern nach Rom und auf die Panniere der Römer.

**) Siehe die Kollectanen des Spanheim zu Kallim. in Jov. 60. p. 38 und Clavieren zu Fulgentius Myth. I. 23. p. 654.

Nun hat der eigentliche Gold- oder Steinadler (falco chryſaetos, Linn.), wenn er ruht, die Art, beyde Flügel ſo ſinken zu laſſen, daß die Figur eines Dreyecks der lebhaften Fantaſie der Griechen ſehr leicht dadurch vor Augen gebracht werden konnte. Man erinnere ſich nur an die prächtige Schilderung des königlichen Vogels beim Pindar in den Pythiſchen Siegeshymnen (I, 10): „es ſchlummert auf dem Scepter der Adler des Zevs, den ſchnellen Fittig auf beiden Seiten herabſenkend. Und gerade ſo finden wir ihn auch noch auf alten Denkmälern geſtaltet *). Nun erſt begreift man auch, wie der Name Flügel (πτερά) mit der Benennung Adler in dieſen Tempelgiebeln ſich vereinigen konnte **), die

*) Athen. XIII, 3. p. 570. C.

ἐγὼ δὲ γεγένημαι φίλος, ὃς τότε

Ἐπὶ τῆς νεὼς ἔχων πτερὸν καλῶς κ. τ. λ.

*) S. den Jupiter auf der Ara in der Villa Albani bey Winkelmann Monum. Antich. Ined. n. 6. Man muß hierbey nur den fliegenden Siegesadler, wie ihn z. B. Ariſtomenes als Relief (πρότυπον, crusta, denn ſo verſtehe ich das Wort ἐνθύμια) auf ſeinem Schilde trug, vom Pauſanias IV, 16. p. 313. von dem ruhenden auf Säulen und andern Erhöhungen, wo er bloß zur Zierde mit diente, unterſcheiden.

**) So ſagen die Scholien zu Ariſtophanes Vögeln 1110. ἐκ τῶν ἱερῶν τοίχων πτερὰ καὶ ἀετοὺς καλοῦσι.

Vergl.

die doch gewiß bloß um der Aehnlichkeit willen anfänglich nur von den hervorragenden Ausſchweifungen des Giebeldaches auf beiden Seiten, und ſpäter erſt von den um den Tempel herumlaufenden Säulenreihen und Galerien (in den architektoniſchen Benennungen, Peripteros, Dipteros u. ſ. w.) gebraucht wurden.

Eine alte Ueberlieferung ſchrieb die Erfindung zweier Frontons an den Tempeln den Korinthiern zu. Denn dieß will Pindar ſagen, wenn er in ſeiner etwas geſuchten Sprache da, wo er vom Genie der Korinthier ſpricht, auch dieß zu ihrem Lobe anführt, „wer anders, als ſie, hat den doppelten König der Vögel auf die Tempel geſetzt?“ *) Man hat dieſe Stelle ges

Vergl. Welkauer Diatr. ad fragm. Eurip. p. 214. Hierher gehört auch die Gloſſe des Heſychius, der ἀετός zweymal T. I. c. 116, 17. und c. 349, 7. τὸ κυμάτιον ἐν τῇ γείσῳ erklärt. Was die κυμάτια ſind, zeigt Saumaiſe zu den Scriptt. H. Aug. T. II. p. 572. vergl. zu Heſychius T. II. c. 375, 10. Es iſt hier noch nicht an die ſpätere Bedeutung, wo es ſo oft beym Vitruv für die Kehlleiſte ſteht (S. Baldus Lex. Vitruv. ſ. v. und Rode's Wörterbuch S. 14), zu denken.

*) Pindars Olymp. XIII, 29. Die Scholien berufen ſich dort auf das Zeugniß des Timäus, der eben dieß erzählt habe. Der Tempel von Korinth, den wir auf dem

deſto ſtolzer und trotziger, je mehr ſie mich herunter ſezen wollten.

Meine Freunde hatten ſich inzwiſchen in der Stille ſo eifrig zu meinem Beſten verwendet, daß ſie mir Hofnung machten, alles könne noch gut gehen, wenn ich mich entſchlieſſen könne, meine Apologie nach dem Geſchmak, und der Erwartung des Volks einzurichten. Ich ſollte mich zwar von Punkt zu Punkt ſo vollſtändig rechtfertigen, als es immer möglich wäre; aber am Ende ſollte ich mich doch den Athenienſern auf Gnade oder Ungnade zu Füſſen werfen; meinen Feinden dürfte ich nach aller Schärfe des Selbſtvertheidigungs- und Wiedervergeltungsrechts begegnen; aber den Athenienſern ſollte ich ſchmeicheln, und anſtatt ihre Eigenliebe durch den mindeſten Vorwurf zu beleidigen, ſollte ich bloß ihr Mitleiden zu erregen ſuchen. Es iſt zu vermuthen, daß der Erfolg dieſen Rath meiner Freunde, der ſich auf die Kenntnis des Characters eines freyen Volks gründete, gerechtfertiget hätte: Wenigſtens iſt gewiß, daß die erſte Bewegungen dieſer Unbeſtändigen bereits angefangen hatten, dem Mittleiden und den Regungen ihrer vormaligen Liebe zu weichen. Ich laſe es, da ich das Gerüſte beſtieg, von welchem ich zu dem Volk redete, in vieler Augen, wie ſie nur darauf warteten, daß ich ihnen einen Weg zeigen möchte, mit guter Art, und ohne etwas von ihrer democratiſchen Majeſtät zu vergeben, wieder zurük zu kommen. Aber ſie fanden ſich in ih-

rer

gewöhnlich ſo verſtanden, als wenn die Korinthier überhaupt die erſten Baumeiſter geweſen, die den glücklichen Gedanken gehabt hätten, das Tempelgebäude mit einem Fronton zu zieren. Allein dieß wollte Pindar gewiß nicht ſagen. Nur von einem doppelten Fronton iſt die Rede; und ſo erführen wir alſo durch jene Stelle nur die Urheber der Tempelform, welche die ſpäteren Baumeiſter Amphiprostylos (Vitruv III, 1) Tempel mit Vorder- und Hinterfronte nannten.

Böttiger.

bekannten Relief der Villa Albani, wo die Szene mit dem Diogenes vorgeſtellt iſt, in Winkelmanns Monument. Antichi inedit. n. 174 erblicken, hat doch nur ein einziges Giebelfeld.

III.

Die
Geſchenke der Horen.
Zum
Geburtstagsangebinde einer Freundinn
geweiht.

Es war der ſchönſte Frühlingstag. Mit jeder Stunde, mit jedem Vogelton, mit jedem Liebeskuß

im

im Walde entfaltete ſich eine neue Schönheit. Der ganze Olymp war Jubel und Freude. Alle Götter und Göttinnen irrten in den ſchattigen Thälern am Fuße des Ida liebeathmend und liebegebend umher.

Nie hatten ſchönere geſchmückt die Horen um Cytherens Thron ihren Kriegstanz begonnen. Sie ſelbſt, die Göttin der Liebe, fühlte ein neues Gefühl. „Heute iſt der ſchönſte Frühlingstag, ſagten ſie lächelnd zu ihnen: die beſte Liebe ſey der Here beſtimmt, die heut der Natur die beſte Gabe bringt.“

Alle Götter horchten entzückt, und lagerten ſich jeder auf ſeine Art im buntem Kreiſe um die wetteifernden Horen, um zu bemerken, welcher unter ihnen die ſchönſte der göttlichen Gaben gebühre.

Da weckte die erſte der Horen die Morgendämmerung. Alle Farben erwachten und ſtrahlten in ſtiller Harmonie über die neugeborne Natur. Dies war das erſte Geſchenk.

Kaum glühte die Sonne über der Erde Schooß, ſo rufte der Muſik des Waldes die zweyte der Horen, und jedes Gebuſch tönte Liebe und Harmonie; ſelbſt der Sonne Purpur ſchien im neuen Gefühl der lebenden Töne vergeſſen. Sanft ſchwoll am dürren Zweig die ſich wölbende Knospe, und die erſte Blüthe entſtand. Myriaden folgten

der

der erſten, und die Erde ſchimmerte wie die Sternennacht des Himmels, doch reicher an Farben. Dies war das Geſchenk der dritten Hore.

Als die nächſte auftretende Hore dieſe Pracht erblickte, die ſchon jeder Sonnenſtrahl ſengte, und die bald nur Sehnſucht geben ſollte, goß Sie die Demanten des Thaus über die glühenden Blumengefilde.

Aug' und Gedanken irrten entzückt über die neubelebten bunten Gefilde. Kein Sieg ſchien mehr möglich, als aus dem erſten Seufzer der geliebteſten unter den Horen der erſte Frühlingsduft in alle Blüthengeheimniſſe drang; und ſo entſtand der Sinn der Wolluſt ſelbſt im Buſen der Unſchuld. Schon war die Mittagsſtunde gekommen. Noch mangelte ein Etwas dem matten Gefühl; da weckte die munterſte der Horen den ſchalkhaften Zefor im duftenden Gebüſche; neubelebt ſchien die Natur und Triumftöne ſäuſelten ſchon im Haine der Götter.

Dein ſey der Sieg, ſagte die folgende Hore, die vermeinte Siegerin ſanft an ihrem zärtlichen Buſen drückend. „Was kann ich mehr für die Natur, als was du ihr gegeben?“ und ſiehe — in dieſem warmen und reinem Gefühl entſtand das beſte Geſchenk der Götter die Freundſchaft auf Erden; die Natur ſchien neu be-

beiebt, und das edelſte Gefühl ſprach in allen Herzen der Schopferin der Freundſchaft den Sieg zu — als die folgende Hore, die ſchenkte von allen, dem neugeborenen Kinde den erſten Kuß gab. Sie war die geliebteſte von allen, die Cytherens Thron umgaukelten. Die Göttin ſelbſt hatte dieſer die verheißene Palme gewünſcht. Aus ihrem Kuß ward Amor geboren. Die ganze Natur war Jubel und Freude. „Alle vorhergehenden Horen, ſagte die Amorweckerin, haben durch neue Geſchenke ihre Geſpielen zu übertreffen geſucht. Ferne von meinem Buſen ſey jeder Streit. Ich will eure Geſchenke verſchönern; noch ſchöner durch mich, noch ſchöner durch Amor ſey jede Gabe meiner Mitbuhlerinnen. Fern vom ſanften Göttergefühl, das die Liebe weckte, ſey jeder Sieg über andere. Nur wer alle beglückt, iſt Götterähnlich, und der verheißenen Gabe würdig.“

Der ganze Olymp war gerührt und alles in ahnender Erwartung über den Ausgang der herrlichen Wettſtreite — als Eunoe, die folgende Hore, mit ſchüchternem doch ſanft begeiſtertem Blick in die hohe Verſammlung hereintrat. Eunoe war Apollo's Geliebte. Ihr reichte er die alles bezaubernde Leier. „Was vermag ich, ruſte ſie, der Welt nach Amor zu ſchenken? Nur ein Zauber bleibt mir noch übrig, den Amor noch edler und beſſer zu fühlen, und alle Herzen zur Freude höher zu ſtimmen.“ Sie ſang, und alles erkannte den Sieg

der

der zu, die Amor beſſer zu fühlen gelehrt hatte. Amor ſelbſt ſchien überwunden; aber keiner hat je den Amor beſiegt.

Nur eine Hore blieb noch. Sie war die letzte vor Cytherens Throne zu treten. Beſcheiden, doch des Sieges gewiß, trat ſie ſinnig in die hohe Verſammlung. „Alles Gute und Schöne was je Apollo gedichtet, ſey in einem Herzen wahr und ewig, ſagte ſie. Der Liebe fehlte Unſterblichkeit: dieſe ſey mein Geſchenk. In dieſer Stunde ward Theano gebohren, und dieſe Hore erhielt den verheißenen Myrtenzweig.

C. v. Bonſtetten.

IV.

Fortſetzung des Tagebuchs über Rom.

Capella Sixtina.

Den 1. Januar 1796.

Ich hatte ſchon vor einiger Zeit bey trübem Himmel in dem düſtern weihrauchumſchwärzten Gewölbe

einige der edlen Sibyllen und Profetengeſtalten, gleich ahnungsvollen Erſcheinungen, halb erblickt. Heute war die Luft nicht allein hell, ſondern es fiel auch eben eine günſtige Beleuchtung durch die hohen Dachfenſter linker Hand, und ich ſah was Rauch und Zeit von Farben übrig gelaſſen; — ſo lange es die angeſtrengte Stellung des Aufwärtsſehens erlaubte, die mir eſt Uebelkeit und Schwindel giebt.

1. Das Winkelgemälde rechts. Die Erhöhung der Schlange enthält die beſonders rührende und reitzende Gruppe des Jünglings, der die ſterbende Geliebte dem heilenden Anblick der Schlange entgegenhebt. Die Kraft des Jünglings, die Schwäche des hinſinkenden Mägdleins ſind in den edelſten Umriſſen lebendig dargeſtellt. Der Gewänderwurf um die Glieder der Jungfrau iſt von der höchſten Schönheit.

2. Deckengemählde. Gott der Adam belebt. Wie kühn und wie naif zugleich iſt die Idee des weiten Gewandes mit Engelkindlein erfüllt! Dies trauliche Lebensgewimmel um den erhabenen Greis erweckt ein Gefühl der gütigen Allmacht, welches zur Anbetung wird. Adam iſt doch wirklich der unbeholfenſte Erdenkloß der noch je menſchliche Bildung im Fleiſch und Bein auf Leinwand oder in Marmor empfing. Er ſcheint dem äſthetiſchen Blick unbelebbar und beſtimmt, ſein ganz

ganzes Daſeyn zwiſchen Schlaf und Wachen hin-bringen zu ſollen!

3. Wie lieblich iſt dagegen in der Schöpfung der Eva die holde ſchüchterne Geſtalt voll Ausdrucks einer zärtlichen dankbaren Rührung! Die Arme! Man verzeiht ihr im Voraus den Fehltritt, vor welchem der ernſte Richter ſie mit aufgehobenem Zeigefinger warnt!

4. Wie edel iſt die Geſtalt, wie ſchön das Gewand, wie erhaben das Antlitz der erſten melaniſchen Sibylle von Erythreia.

5. David und Goliath — hingeſtürzte Maſſe des unbefreiten Koloſſen, neben der ſiegenden Gewandtheit gebildeter Kräfte.

6. Oben in der Tiefe der Kapelle die herrliche Greiſengeſtalt des Zacharias. Wie prächtig iſt ſein reiches gelbes Gewand! welche Konſequenz in jeder Falte des grandioſen Wurfes! und welch ein Haupt iſt dieſem Körper vermählt! Licht und Kraft ſtrahlen von der erhabenen Stirn.

7. Winkelgemählde. Judith mit ihrer Magd. Wollte der Himmel, daß uns dies abſcheuliche Sujet immer mit ſo viel Schonung dargeſtellt würde! Hier hilft Judith der Magd den Korb (den ſie zugleich bedeckt) auf den Kopf ſetzen.

Beyde ſind äußerſt liebliche leichte Geſtalten, und man ahnet eher alles andere, Blumen, Früchte u. ſ. w. im bedeckten Korbe, als das blutige Haupt des alten Generals.

8. Eſaias — ein königlicher Jüngling. Voll hoher Begeiſterung lauſcht ſein innrer erweckter Sinn dem flüſternden Engelpaar, das nah' um ſein Haupt ſchwebt; in der Linken hält er das offene Buch.

9. Daniel. Beſonders ſchön iſt der kräftige Engelbube, der ihm das Buch entgegen hält.

10. Große erhabene Delfica, du Urania unter deinen Geſpielinnen! Von ewiger Jugend umblüht, umfaßt dein weit und ruhig geöffnetes Auge Vergangenheit und Zukunft! und leidenſchaftlos läſſeſt du die Gegenwart vor dir vorüberwallen! Die höchſte Begeiſterung hebt und ſchwellt alle Muskeln der göttlichen Geſtalt; die höchſte Ruhe der Kraft bändigt ſelbſt den Gott in ihr. Dieſe Sibylle iſt für mich das erhabenſte weibliche Gebilde, welches je ein Pinſel hervorbrachte. Die ganze Geſtalt iſt ein Urbild der vollendeten Schönheit, doch ohne den immer bedürftigen Gürtel des Reizes.

Unter den Ruhen auf der Reiſe nach Aegypten, in den Dreyecken, und in den Caryatiden iſt die Fülle anmuthiger Geſtalten. Meiner

ner Empfindung und meinem Blicke nach iſt die Gröſſe und Reinheit der Umriſſe in Farben den Idealen der Antike durch keinen andern Künſtler ſo nahe gebracht, wie durch Michel Angelo. Nie ſah ich mit dem Pinſel umgeworfene Gewänder, die ſo den Umriß des Körpers bezeichnen und der hohen Einfalt im Gewänderwurf der Alten ſo nahe kämen. Beſonders erſcheint die Gröſſe ſeiner Kunſt, die allen üppigen Reitz verſchmäht, in ſeinen Weibergewändern, die treu und rein das edle Geſchlecht in ſeiner Schöpfung darſtellen, ohne die Einbildungskraft zu reitzen. Adel und Kühnheit unterſcheiden ſämmtlich die von mir ausgehobenen Figuren; mit einem tiefen Gefühl der Ehrfurcht für den hohen Geiſt des erhabenen Künſtlers verließ ich die Kapelle, ohne heute noch Muth und Kräfte für ſein jüngſtes Gericht übrig zu haben.

Pallaſt Chigi.

Der Beſuch galt zuerſt der berühmten antiken Vaſe, welche das ſchöne rührende allegoriſche Basrelief enthält, auf welchem der Lebens- oder Todes-, oder nach Zoega, der Genius der Leidenſchaften Pſyche über die lodernde Fackel hält. Bonſtettens und Zoegas ſchöne wahre, und den Urheber unſeres nur durch Leidenſchaften bewegten Weſens ehrende Meinung, daß durch die Flamme der Leidenſchaft (wie Herkules auf dem Oeta) unſer Geiſt gebildet und gereiniget wer-

de, ward mir tief empfundene Wahrheit beym Nachspüren des hohen Sinnes in dieser Antike. Traurig mit abgewendetem Gesicht steht der Genius auf dem Altare, den sich schmerzlich krümmenden Abendschmetterling (denn fast immer ist die, den mit dem Körper verbundenen Geist bezeichnende Psyche der Alten ein noch schwer beleibter und kärglich beflügelter Dämmerungsvogel, und nur wenn Minerva das Gebilde des Prometheus belebt, oder wenn Psyche der Urne entflieht, erscheint sie als leichthinschwebender Tagschmetterling), über die am Fuße des Altars lodernde Fackel haltend. Links trägt seinem schmachtenden Blick die Hoffnung die Granatblüthe der Befriedigung entgegen. Allein der duldenden Psyche nahe steht rechts Nemesis, die Vergelterinn mit dem lohnenden Apfelzweige der Unsterblichkeit.

Dann besuchten wir 2) das holde Venus- und Adonis-Paar dieses Pallastes. Sie steigt aus dem Bade; bewundernswürdig schön, rein und sanft sind Haupt, Stirn, Wangen und die süßblickenden Augen. Der Adonis ist ein holder, im stillen Nachgefühl vertiefter Jüngling, und eine meiner Lieblingsgestalten. Die erste süße, heilige Jugendliebe ist ganz in seinem Wesen dargestellt.

3. Schöne Herme Merkurs. Zwar ist der Kopf weg, und damit bleibt von einer Herme nicht viel — allein diese übrige Schulter und das Gewand, wie schön!

4. Oben

rer Erwartung sehr betrogen. Die Verachtung, womit mein Gemüth beym Anblik dieses Volkes erfüllt wurde, welches mich vor wenigen Tagen mit so ausschweifender Freude ins Gefängnis begleitet hatte, und das Gefühl meines eigenen Werthes, waren beyde zu lebhaft; die Begierde, ihnen gutes zu thun, welche die Seele aller meiner Handlungen und Entwürfe gewesen war, hatte aufgehört; ich würdigte sie nicht, eine Apologie zu machen, die ich für eine Beschimpfung meines Characters und Lebens gehalten hätte; aber ich wollte ihnen zum leztenmal die Wahrheit sagen: Ehmals, wenn es darum zu thun gewesen war, sie von ihren eignen wahren Vortheilen zu überzeugen, hatte ich aller meiner Beredsamkeit aufgebotten; aber izo, da die Rede bloß von mir selbst war, verschmähte ich den Beystand einer Kunst, worinn der Ruf mir einige Geschiklichkeit zuschrieb. In diesem Stüke blieb ich meinem gefaßten Vorsaz getreu; aber nicht der Kürze und Gelassenheit, die ich mir vorgeschrieben hatte; der Affect, in den ich unvermerkt gerieth, machte mich weitläufig und etlichemal bitter.

Meine Rede enthielt eine zusammengezogene Erzählung meines ganzen Lebenslaufs in Athen; der Grundsäze, welchen ich in der Republik gefolgt war; und meiner Gedanken von dem wahren Interesse der Athenienser. Ich gieng bey dieser Gelegenheit ein wenig strenge mit ihren Urtheilen und Lieblingsprojecten um; und sagte ihnen, daß ich in der Sache der Schuzver-

wandten

4. Oben im ſchönen Salon hängt der prächtigſte Claude-Lorrain. Welche Ferne! und welcher Duft über derſelben, und welche friſche Kühlung des Vorgrunds! Das ganze Herz ſehnt ſich hinein.

5. Große Landſchaft von Salvator Roſa, jener gegenüber im ſchärfſten Kontraſt. Knorrige Eichenſtämme, finſteres Grün, tief umdunkeltes Gewäſſer; Bergfernen von Schreck- und Wetterhörnern; groß, wild und ſchauerlich! Beyde Landſchaften werden für die ſchönſten unter den von den beyden großen Künſtlern in Rom vorhandenen erklärt.

Der Pallaſt Chigi iſt ein edles Gebäude, und im Innern ſauber und ordentlich gehalten. Man ſagte mir, die Gemahlinn des Marcheſe Chigi ſey eine Irländerin. Er ſteht an der Piazza Antonina, und von keinem Standpunkt erblickt man die Antoniniſche Säule in ſolcher Pracht, als aus den Fenſtern dieſes Salons. Nachdem ich ein Sonnenbad auf der Terraſſe Medici eingenommen, brachte ich den übrigen Tag ſtill mit Wielands Horaz und Bode's Montaigne hin.

Villa Lepri.

d. 4 Januar.

Freund Zoega fuhr heute mit uns bey herrlicher Winterluft Italiens zur Porta del Popolo hinaus, und die Villa Giulia vorbey; dann ging

der Weg langſam zwiſchen unendlichen weißen Gartenmauern, wobey mir, die allein vorauf ritt, die Zeit mächtig lang ward. Endlich war links eine Pforte geöffnet — ich ſchlüpfte hinein. Es war ein Weinberg; ich ritt ihn hinan, der Lage nach eine gute Ausſicht ahnend; da fand ich mich, wie in einem großen Zauberkreiſe, rundum in ſchöner Ferne von allen Bergen der Campagna umgeben, von allen Hügeln Roms lieblich umdrängt! Die Luft war ätheriſch rein; rein und belebend der milde Sonnenſtrahl; die Fernen waren duftig, allein alle Umriſſe des Gebirgs ſcharf aus ihnen hervorgehoben. Den reitzvollen Vorgrund bildeten die prächtigen Baumgruppen der immer grünen Eichen und Pinien des Pincio, der Villen Borgheſe und Appollinaria.

Weit war der Umblick in die Campagna. Der genialiſche Wurf dieſes durch Vulkane gebildeten Erdreichs iſt äußerſt karakteriſtiſch. Es iſt eine Ebene ohne eine Fläche zu ſeyn und das ganze Land gehoben und geſenkt in tauſend Hügeln, der ewigen Bewegung des Meeres gleich. Dieſe Villa gehört dem Marcheſe Lepri und führt ſeinen Namen.

Pallaſt Rondanini.

Hier genoß ich im vollen Maaße die Freude mit Zoega zwiſchen Bildwerken, die doch faſt alle von Grabmählern herſtammen, umherzuwandeln. Ich zeichne aus, was mir von den vielen in die Wände

der

der Gemächer eingemauerten Basreliefs in Herz und Gedächtniß blieb.

1) Jupiter; seitwärts Vulkan mit niedergesenktem Hammer; der arme Akkouchirte ist noch ganz etoudirt. Die grauäugige (oder wie Luzian sagt) Katzenäugige neugebohrne Minerva fehlt. Wie war die ganze Luzianische Posse durch die treuherzige Schlag-zu-Gestalt Vulkans und das verdößelte Aussehen des armen Zevs so gegenwärtig, daß ich vor Lachen ganz unfähig war, dem Genius der Weisheitsgöttin zu huldigen. 2) Herkules als Hirt. Die Stiere und Kühe sind von der vollendetsten Schönheit — man sieht sie schwerbeleibt wandeln. 3) Großer Sarkofag mit der Doppelvorstellung a) des Endymions; wie leise naht Luna dem geliebten Schlummrer! wie schmeichelnd sucht Amor ihre Schüchternheit zu lösen! b) des Peleus, welcher die Thetis im Schlaf überrascht; Morfeus gießet aus gesenktem Horn Schlummerkörner in ihren Busen. Daneben ruhet der schweigende Ocean. Dies ist von großer Schönheit. 4) Oreſt und Pylades. Der treue Freund hält liebend den, durch innern Kampf mit den Schlangen seines Busens in matten Todesschlummer versunkenen Oreſtes. Die Gestalten der Jünglinge sind von dem höchsten Adel und entzükkender Schönheit. 5) Ein Sarkofagdeckel. Eine männliche Figur ruhet darauf. In einer zu seinem Haupte stehenden Urne ruhte die Asche seines Weibes; die Innschrift auf dem Deckel der

Urne, den man abheben kann, war: „Ossa Juliæ C. L. Attis.“ Die Figur des Mannes hält die en Medaillon gearbeitete Büſte der Gattin auf dem Schooß vor ſich, und hebt das Haupt ſie anzuſchauen; als ſey dies des Sterbenden letzte Sehnſuchtsvolle Bewegung geweſen! Beyde Köpfe ſind Portraits, Sie weder jung noch ſchön; Er treu und traurig! Wir ſtreichelten dem treuen Gatten Wang' und Stirn, beyder Namen ſegnend! Dies iſt einzig in Rom als Monument; vielleicht eben ſo einzig als Gegenwart! 6) Das Haupt der Meduſa. Der erſtarrende Tod redet aus dem offenen, weit offenen Auge, aus den geöffneten Lippen; die Zähne wie kalt! wie verlängert das ſchöne Antlitz durch den Langhinſtrecker! Es iſt der Tod, der das volle bluhende Leben ergriffen hat, mit eiſerner Hand. Je weiter man zurück tritt durch die lange Reihe offener Gemächer, es immer im Auge behaltend, je belebter ſcheint das Todte — Nun ſchwebt ſie dir nach auf Flügeln des Entſetzens; es iſt der Tod im Moment des entfliehenden Lebens. „Dies geflügelte Haupt iſt“ (wie Moritz ſagt) „ein für ſich beſtehendes Weſen“ und nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen. So tief hatte ſich mir dies Schreckensbild eingeprägt, daß ich es verſchiedene Nächte immer um mich ſah, und immer ſchwebend, und mit Todesſchrecken gerüſtet! — Wahrſcheinlich war dies Schlangenumwundene Antlitz ein auf der Mitte eines koloſſalen Schildes geheftetes Alto-rilievo. Welches Ganze muß die Minerva oder der

Per-

Perſeus geweſen ſeyn, von welchem dies im höchſten Stil des Erhabenen gedachte Kunſtwerk nur ein Theil iſt? 7) Man zeigt hier eine Portraits-Statur des M. Brutus auf halbem Leib. Er hält den Dolch auf ſich gezückt. — Sonderbar ſind dieſe Portraits, die man Brutus nennt, alle durch den mit ſeinem Karakter ſo ſehr in Widerſpruch ſtehenden ſyſiognomiſchen Ausdruck. Dies iſt das Antlitz eines gutmüthigen Verzagten, der ſich gezwungen zum erſtenmahl aufrafft — Nicht jener angeſtaunte Held, den der getäuſchte Glaube an den Lohn der Tugend, und der Zorn über ſein verſunkenes Vaterland, wider ſich ſelbſt waffneten, nachdem er ihnen den Freund geopfert! 8) Eine mittelmäßige Statur des Alexander, merkwürdig, als die einzige ihrer Art. Antlitz und Haare ſind ſchön; das Ganze wahrſcheinlich Kopie. 9) Statue Hygiea genannt, eine ſchöne ſitzende Frau; ſie füttert die Schlangen Aeskulaps.

Vatikan. Rafaels Logen im Vatikan.

d 3 Januar.

Wir waren letztens gleichſam mit geſchloſſenen Augen durch dieſe Halle geſchlupft, weil jener Beſuch eigentlich den Stanzen galt. Heute verweilten wir vorzüglich bey der heitern milden Luft in dieſem einzig geſchmückten Vorhof zu Rafaels Tempel. Die höchſt anmuthigen Verzierungen an den Seiten, dieſe üppigen Frucht- und Blumengehänge; dieſe kleinen Gärten und Landſchaften, Ideale einer leicht-

leichtſchwebenden Kinderfantaſie! Dieſe Karyatiden von Grazien und Amorinen; dies Vögel- und Eichhorngewimmel und all die liebenswürdigen Ungeheuer, die nur Rafaels, Arioſts und Wielands Zauberruthe belebt, ſind faſt ganz verlohren — die Farben verlöſcht, der Kalk abgefallen u. ſ. w. Wie freue ich mich ſie in lebendigen Kupfern zu beſitzen!

Auch war meine Vorkenntniß der Logengemählde mir ſehr nützlich, um dieſe oft halbverloſchenen Darſtellungen zu erkennen. Heiterkeit iſt der herrſchende Ton in dieſen wunderſchönen Gemählden; und wo das Sujet es nur immer erlaubte, ſind die Gegenſtände mit Idylliſchem Sinne behandelt. Die Farben ſind Blüthe und Frucht; und in den alten heiligen Geſchichten der Patriarchen, die ſo voll kindlicher Anmuth und hoher Einfalt ſind, iſt Rafael ſichtlich recht in ſeinem Elemente. Leider konnte ich wieder nicht lange aushalten, weil die unnatürliche Stellung in der man dieſen Himmel anſchauen muß, mir bald Schwindel und Uebelkeit verurſachte. — Ich erhohlte mich in den Stanzen, wo ich nicht beſchreibend, ſondern nur zur Erinnerung wenige Tropfen der Fülle entſchöpfte.

1. Incendio del Borgo. Nach Rafaels Karten von ſeinen vorzüglichſten Schülern Giulio Romano und Fattore Penni ausgemalt. Das herrliche Weib, rechts mit den flehend verbreiteten Ar-

men

men (die nur Rafael allein ſo reitzend, ſo gleich fern vom Muskulöſen des Michel Angelo und der weichen Unbeſtimmtheit der meiſten andern Mahler ſo kernig zeichnete) und mit goldenem ſeiden wallendem Haar. Das große Weib rechts, welches das ſchreiende Kind voe ſich hertreibt. Die ſitzende Mutter mit dem geretteten einzigen Schäfchen im Schooß. Man fühlt ſo recht, das ſey ihr alles, und ſie laſſe nun brennen, was brennen will! Köſtliche Gruppe der flehenden Weiber, die brünſtig die Arme nach dem Balkon ausſtrecken, wo nun eben der Pabſt in vollem Schmuck, zu Beſchwörung der Flammen, erſcheint. — Links, ſagt man, habe der feurige Giulio Romano beſonders gearbeitet. Da wüthet die Flamme. Schöne Gruppe des jungen Mannes, der den Greis aus den Flammen trägt; vortrefliche Akademie Figur des lang ausgeſtreckten Mannes, dem die Mutter den Säugling aus dem brennenden Fenſterraum reicht. Welch raſches Leben, welche Fülle ohne Ueberladung, und welche Leben athmende hinreißende Wahrheit in den Geſtalten, der Bewegung, und der Beleuchtung! Das kömmt und geht alles vor deinen Augen; es trägt ſich zu, es iſt da; und du möchteſt nur gleich helfen, Waſſer tragen, löſchen, und aufhören müßiger Zuſchauer zu ſeyn, wenn der heilige Vater durch ſein wirkſames Gebet die Flammen löſchend, dir nicht die Mühe erſparte.

2. Petrus den der Engel weckt. Gefängnißdunkel nur durch den Glanz des Himmelsboten erhellt. Petrus. Schlaf des Gerechten. Leiſe ätheriſche Berührung des Engels. Draußen links trübe Nacht, wolkenumhüllter Mond, und die plötzlich aus dem Schlaf ſtaunende Wachen. Rechts der Engel, der ſanft und leicht den kaum erwachten Petrus davon führt. Man blickt durch Gitter in das Gefängniß; die Wahrheit des Raumes innerhalb iſt zur allerhöchſten Täuſchung dargeſtellt. Auch hier trägt ſich das liebliche Wunder vor deinen Augen zu. Die Ketten fallen ſtill ab von Petrus Gliedern — nun iſt er vor der Thüre — die Schildwache kömmt zu ſpät.

3. Heliodor oder der Kirchenraub. Fliegende Eile; Einherſtürmen; Kraft der Engel ohne Gewaltgebrauch. Vor dem Flammenathem, vor dem Blitzes-Blick ſtürzen die Verbrecher mit dem Raube beladen, gelähmt an allen Gliedern, in dumpfes Unbewußtſeyn zuſammen. Der mittelſte der rächenden Heroen hat eine frappante Aehnlichkeit mit unſerm Freunde Joachim von Bernſtorff. Links vor dem Pabſt iſt die berühmte Weibergruppe mit den drey Köpfen, in denen ſtaunendes Schrecken ſo karakteriſtiſch jeder der verſchiedenen Fyſiognomien aufgeprägt iſt. Die Träger des Pabſtes ſind herrliche Portraits. Das Bildniß Julius des zweyten, Rafaels Beſchützers, der Geiſt genug hatte den 17jährigen Jüngling gleich zu erkennen, und

wild

wild wie er war, nach den beyden erſten allegoriſchen Figuren von Rafael (ich glaube die Theologie und Poeſie) die Arbeiten der andern herunter ſchlagen zu laſſen, iſt hier feſtlich erhöht; obgleich man freilich nicht begreift, wie er plötzlich in dem Tempel erſcheint.

4. Meſſe von Bolſena. Dieſes non plus ultra der Zauberey des Pinſels, ſelbſt eines Rafaels. Der Pabſt iſt ein göttlicher Kopf, und eine edle Geſtalt. In der Gruppe der biedern Schweitzergarde, welche Nazionalfyſiognomie! Es ſind Schwytzer und Unterwaldner darunter. Gelb und hager ſtehen die Italiener vor den kräftigen Geſtalten. Die vier Kerzentragenden Altarknaben ſind irdiſche Engel. Es iſt das Höchſte jugendlicher Schönheit, Unſchuld und Unbefangenheit. Links iſt die Gruppe des Weibes mit den drey köſtlichen lebenvollen Kindern, (Kindern, ſo recht wie jede Mutter ſie ſich wünſcht) von unausſprechlichem Reitz. Das Geſicht des ſchöngebildeten Weibes, die den vollen Nacken zeigt, möchte man ganz ſehen; die Kinder aber möchte man küſſen und herzen nach Herzensluſt. In dem einem krauslockigen Buben erkennt man den Knaben der Madonna della Seggiola — dieſer erſcheint oft in Rafaels Gemählden, aber nie zu oft; denn es iſt ein junger Götterſohn, und ein Kind großer Hoffnung. Auf Erden ähnelte ihm ein Kind! Schon nach der mir von Kindheit ſo werthen Kopie der Madon-

na della Seggiola im Zimmer unſers ehrwürdigen Preislers hatte nicht mich allein dieſe Aehnlichkeit frappiert, ſondern auch Eduard Schulz. Dieſe lebend- und geiſtvolle Pflanzen brach der Tod, ehe ich die Gärten hesperiſcher Kunſt ſah. Allein kaum erblickte ich den Knaben der Madonna des Pallaſtes Pitti, ſo drangen Thränen der Erinnerung in mein Auge. So war Eduard Schulz der geliebte Sohn des geliebten Vaters im Alter von fünfviertel Jahren *). Beſonders dieſe Gedankenmuskel zwiſchen den Augen auf der gewölbten Stirn, und das tief und feurig blickende Auge.

Villa Millini.

d. 6ten

Unſere theure Luiſe führte heute mich und meine Kinder bey hellem Wetter den Janikulus hinan. Wir verweilten einige Stunden oben, ſahen Rom unter uns gelagert, erblickten durch das Pantheon

*) J. P. F. Schulzens Freunde wiſſen es, aber nicht alle weit verſtreuten Verehrer des großen Mannes können es wiſſen, daß dieſes damals einzige Kind, dieſer ſein angebeteter Herzenssohn im 5ten Viertel Jahre durch einen unvorſichtig beym Umziehn aus ſeinem Winkel gerückten Eckſchrank, deſſen Fachwerk der muntere Knabe erklettern wollte, erſchlagen ward. Er ſtarb erſt nach 19 Tagen unausſprechlicher Leiden, die er mit Männermuth erduldete und nachdem er zweymal trepaniert worden war.

wandten eine Probe gegeben hätte, nach was für Maximen ich jederzeit in Verwaltung des Staats gehandelt haben würde; und da dieſe Maximen ſo weit von ihrer Gemüthsbeſchaffenheit und Denkart entfernt wären: So würden ſie ſehr weislich handeln, einen Menſchen aus ihrem Mittel zu verbannen, welcher nicht geſonnen ſey, der Wahrheit und den Pflichten eines allgemeinen Freunds der Menſchen zu entſagen, um ein guter Bürger von Athen zu ſeyn.

Der Schluß meiner Rede liegt mir noch ſo lebhaft im Gedächtniß, daß ich ihn, zu einer Probe des Ganzen, wiederholen will. Die Götter, (ſagte ich) haben mich zu einer Zeit, da ich es am wenigſten hoffte, meinen Vater finden laſſen: Sein Anſehen und ſeine Reichthümer gaben mir viel weniger Freude, als die Entdekung, daß ich mein Leben einem rechtſchaffenen Mann zu danken hatte. Athen wurde durch ihn mein Vaterland. Ich ſah es als den Plaz an, den mir die Götter angewieſen, um das Beſte der Menſchen zu befodern. Das Intereſſe dieſer einzelnen Stadt, war in meinen Augen ein zu kleiner Gegenſtand, um dem allgemeinen Beſten der Menſchheit vorgeſezt zu werden; aber ich ſah beydes ſo genau mit einander verknüpft, daß ich nur alsdenn gewiß ſeyn konnte, jenes wirklich zu erhalten, wenn ich dieſes befoderte. Nach dieſen Grundſäzen habe ich in meinem öffentlichen Leben gehandelt, und dieſe Handlungen, deren ſich ſelbſt belohnendes Bewußtſeyn mir in eine beſſere

Welt,

theon in den Lüften, die Peterskuppel, das jenſeitige Himmelsblau, und ſahen beim Hinabſteigen von der andern Seite des Berges durch die Weingärten das ſilberglänzende Meer, einem Gürtel gleich, die Campagna umſchließen. Luiſe ergötzte ſich inniglich an den feierlichen Gruppen der Eichen und Zypreſſen. Einem melankoliſch-erhabenen Gedanken gleich, ſchießt der dunkelgrüne Obelisk ins unbegränzte Blau des Aethers empor, während die tiefſinnige Eiche mit ihrem Schatten die Erde ſucht. Ergreifend ſchön iſt in der großen Allee der Moment, wo man in der Mitte des ſanftgelegenen Schattenganges ſtehend, durch beyde perſpektiviſche Hallenöffnungen des hohen Gewölbes, zur einen Hand die Peterskuppel, zur andern eine blaue Bergferne, wie ein ſchön gehaltnes Gemälde erblickt.

d. 12. Januar.

Bis heute hat ein kleines aber ſehr erſchöpfendes Fieber mich ins Zimmer gebannt, und oft ans Bett gefeſſelt. Livius, Klopſtocks Oden (dieſe ſeit meinem 14 Jahre mir immer nahen Genien) und die holde Sakontala waren meine Gefährten in meiner Gefangenſchaft. Sakontala, die Knospe der Anmuth, die Blüthe des Reizes! Nein, holderes athmet nichts in Worten auf Erden, als was vor zwey tauſend Jahren am Indus gedichtet ward! — Nachdem ich meinen Univerſalbalſam, die Luft, mich recht umwehen laſſen, führe

te Fernow uns zu ſeinem Freunde, dem Künſtler Reinhardt aus Bayreuth. Er iſt ein treflicher Landſchaftsmahler; dies empfand ich vor zwey großen für den Grafen von Briſtol beſtimmten Landſchaften. Die eine ſtellt eine Parthie am Aeskulapſee aus der Villa Borgheſe vor; die andere das Thal und die Kluft von Terni mit dem untern Sturz des Velino über Felſenſtücken und durch wildes Gebüſch. — Reinhardt's Baumſchlag iſt der kühnſte und kräftigſte den ich je ſah. Schön emporgetragen in Fülle und Anmuth ſind ſeine Bäume, wo man jedes edle Geſchlecht unverkennbar erblickt in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, und nicht bedeutungsloſe Maſſen nur dem Auge ſchmeicheln. Die Kühlung der Schatten umſäuſelt dich, und du ſiehſt nicht, du biſt im heiligen Hain. Moosbänke und Waſſer behandelt er ſchön; weniger gefiel mir ſein Fels und ſeine Ferne. Wir aber vergeſſen immer, daß unſere Anſprüche beſonders an den Landſchaftsmahler unermeßlich ſind, und daß der Künſtler, der uns einen herrlichen Baum mit Wurzelgrund, Stamm, Aſt, Zweig und Blatt, mit der Täuſchung des Säuſelns in dem Wipfel und der herabfließenden Kühlung der Schatten, vorzaubert, nicht allein Künſtler, ſondern ſchon Dichter iſt und Schöpfer! Ich möchte einmal eine Landſchaft beſitzen, wo Heß in Zürich die Berge ſeines Landes mit kühner Hand dahin geſtellt und mit Wolken gegürtet hätte, Reinhardt aber den ſchattigen Vorgrund mächtiger

tiger Eichen hinpflanzte und flüſternde Erlen über dem ſchnellen Waldbach.

Dann wandelten wir ein Stündchen in der Peterskirche umher, wo's einem immer gemächlicher wird, recht als ſey man daheim. Wir beſahen heute die Monumente, die wenig Kunſtwerth haben, das der Königinn Chriſtine; das welches Urban der 8te der Gräfin Mathildis ſetzen ließ, ward mir beſonders intereſſant, als ich die treffende Aehnlichkeit in der auf dem Sarkofag liegenden ſchönen Figur der Gräfin mit meiner geliebten Schweſter Johanna Eggers bemerkte. Gräßlich war uns die Erſcheinung eines Knaben von 8 Jahren in ſchwarzer Mönchskutte bettelnd. Er glich mehr einem Dämon; der Arme! Furcht und Tücke redeten zugleich aus ſeinen früh entſtellten Zügen.

In der Gaſſe, die von der Engelsbrücke auf den Petersplatz führt, hat eine neue Madonna ein ſehr elegantes Boudoir eingerichtet. Sie iſt erſt ſeit kurzem en vogue. Der kranke Eſel eines vorbeytreibenden Bauern genaß durch den vielleicht ganz zufälligen Glauben ſeines Führers an dieſe Wandmadonna, vor deren verlaſſenem Bildchen damals nur einſame Lämpchen brannten. Nun hat ſie Silberzeug, Stukkaturwände, ſchöne Kleider, und immer Beſuch.

An keinem Orte in der Welt habe ich so viele Schnabelweide ausgehängt geſehen als in der Roma Santa. Wohlgemäſtetes Fleiſch, Federvieh, lockende Früchte; an allen Gaſſenecken, in allen Winkeln, auf allen Plätzen rauchende Garküchen. Die Gegend um das Pantheon herum iſt zumal ein wahres Pays de cocagne. Alles Geflügel der Pontiniſchen Sümpfe liegt hier, wo nicht gebraten doch wenigſtens gerupft, den Tauſenden umher — Die Nacht macht dem Kaufen und Verkaufen kein Ende. Noch ſpät am Abend ſind dieſe ermüdenden Gallerien der Niederländiſchen Schule erhellet, und vortheilhaft beleuchtet. Entweder muß ein Theil der neuen Römer übermäßig genießen, oder alle müſſen wenigſtens ſatt werden. Auch ſieht man wirklich weniger verhungerte als zerlumpte und von Schmuz entſtellte Geſtalten. Allein der Krüppel und mit ekelhaften Krankheiten Behafteten ſind unzählige. Die Kinder betteln meiſtens lachend, wenns nicht kalt iſt. Schöne ſchwarze und lebhafte Augen ſind allgemein; allein die Weiber im Quartier Transtevere, jenſeits der untern Tiber, haben nebſt kraftvollen edlen Geſtalten, bey ſchwarzem ſtarkem Haar und Feueraugen, die ſchönſten Farben, jenes friſche Weiß und dunklere Roth, wo die Fülle des Lebens in vollen Wellen leicht hindurch ſpielt.

Unter den Männern, die ich dem Anſchein nach zum Mittelſtande zähle, ſah ich feine Geſtalten;

ten; die Volksklasse der Männer ist häßlich. In der zahlreichen Klasse der Geistlichen und Ordensbrüder ist Müßiggang und gute Nahrung sichtlich; da herrscht oft auf Kosten des physiognomischen Ausdrucks die Röthe des Ueberwohlseyns in diesen Vollmondsgesichtern.

Künstlerwerkstätte.

d. 14. Januar.

Canova, der beinahe vergötterte Liebling Italiens. Es existiert ein Bändchen von Gedichten, Sonetten ꝛc. allein zu seinem Lobe. Er ist ein gebohrner Venezianer, und alle die ihn persönlich kennen, sind einstimmig in Anerkennung der Liebenswürdigkeit seines sittlich-moralischen und gesellschaftlichen Karakters. Leider fand ich ihn nie in seiner Werkstatt. Hier war also modernes Original der Bildhauerkunst. Die erste Gruppe, die mir in die Augen fiel, war Amor mit der Psyche, im Augenblick wo diese, von den aus der geöfneten Vase der Proserpina aufsteigenden stygischen Dämpfen umnebelt, sterbend hinsinkt, und jener ihr schnell zu Hülfe eilt. Die Gruppe hat einen auffallenden Mangel an Einheit und Ruhe, und eine stürmische Bewegung, die selbst über das Gebiet des Pinsels hinausgeht, im Marmor aber unleidlich wird. Wild starren Amors Flügel; er scheint die arme Psyche vielmehr gänzlich überwältigen, als ihr Hulfe leisten zu wollen. Beide Figuren sind

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20647 / 416

theilweiſe ſchön; der Marmor iſt mit der gröſsten Kunſt und Delikateſſe, allein nach meinem Sinn zu ſehr wie Wachs bearbeitet. Hals, Bruſt und Leib der Pſyche ſind äuſserſt rein, zart und wirklich (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) Knospen einer Blüthe der Zukunft; allein Arme und Beine ſind trocken und muskellos, gleich Weidenäſten, wie man ſie Faetons Schweſtern im Augenblick der Verwandlung geben möchte. Das Haupt Amors iſt ſchön, das Geſicht voll Ausdrucks.

2. Theſeus ruhend auf dem erſchlagenen Minotaurus, Abguſs einer der älteſten Arbeiten Canova's. Dies Stück war mir bey weitem das liebſte. Der Theſeus iſt groſs und ſtill, wie Ruhe nach der That. Warum hat der geiſt- und fantaſiereiche Künſtler dieſen Weg der Einfalt verlaſſen, um der Manier nachzujagen!

3. Venus und Adonis, eine liebliche Gruppe.

4. Amor; das neueſte unter den hier vorhandenen Werken des Künſtlers; Torſo und Schenkel ſind ſehr weich und ſchön ausgearbeitet und weniger wachsartig. Aber Arme und Beine wieder trocken, todt und mager; und welch ein Hals, welche Prinzen-Attitüde! Dieſer Amor ſieht aus als ob er Cour annähme, und iſt allen jungen Mädchen zu empfehlen, als völlig ungefährlich. Die meiſten und geſchätzteſten Arbeiten Canova's ſind

in

in Neapel und Venedig. Er arbeitet an dem Modell einer Kolossal-Gruppe; Herkules der Lichas ins Meer schleudert. — eine gigantesque Idee!

Trippels Werkstatt.

Wir fanden Trippel nicht mehr! aber eine Menge vortreflicher Abgüsse nach seinen besten Arbeiten. Die Wahrheit des individuellen Lebens redet aus diesen Gesichtern. Die Behandlung der Masse ist zwar ein untergeordnetes Verdienst und nur Bedingung der höheren Kunst, welche dem Marmor zu athmen gebietet; doch auch dieses besaß Trippel ganz. Sein Marmor hat das zarte Wallen der Muskeln, das im nächsten Nu die Seele durchspielt. Wir sahen hier auch viele interessante Büsten von Gelehrten und Helden, unter andern die Todtenmaske Friedrichs des Einzigen; allein Trippel war selbst zu den Schatten versammelt, ehe er diese seiner würdige Arbeit unternehmen konnte. — Mit Schaudern sahen wir den Stempel des allbesiegenden Todes diesem Antlitz eingedrückt. O wie hat dies tief und fest und auf ewig geschlossene Feuerauge Leben und Geist, Entschluß und Thatkraft über seine Tausende ausgeblitzt! — Hier war auch eine Gruppe Psyche's und Amors nach Trippels Modell gearbeitet. Die Idee ist nicht so zart und fantasiereich wie Canova's, allein es ist mehr bestehende Wahrheit darin.

dem Weihwedel in der Hand, und beſprengt jeden vorübertrottierenden Prachtzug, jedes kabriolierende Reitpferd, jedes ruhige Maulthier, und jeden ſchleichenden Langohr mit der Aqua Santa. Die ebenfalls bunt geſchmückten Hunde, unter denen die ſchwarzen Pudel und weißen Spitze ſich mit rothen und blauen Bändern auszeichneten, liefen herher und empfingen den Abfall. Auf dem Platz von Maria Maggiore herab war eine große Volksmenge verſammelt, um die bunten Equipagen der vornehmen Römer zu ſehen, die ſich nur ſelten durch Geſchmack auszeichnen, und in denen heute die Laſkaien in bunter Livree paradierten. Wir im Wagen hatten unſere beſondere Freude an den guten Eſelein. Mit bunten Bändern geſchmückt und das Schwänzchen mit einer Bandroſe eingeflochten, gingen ſie voll Bewußtſeyn gravitätiſch einher. Manche ſpitzten die langen Ohren, und hoben nach empfangener Weihe den Kopf kecklich empor, als hätten ſie Champagner getrunken. Sie trugen größtentheils fröhliche ſchöne Buben, und ich ſah mit Theilnahme in dieſen einzeln geführten, und mit Liebe geſchmückten Eſeln den treuen Hausfreund und Laſt-Abnehmer armer fröhlicher Familien. — Wachskerzen, auch mit unter Scheidemünze, ſind die Erkenntlichkeit für den Gratisſeegen des heiligen Teufelüberwinders.

Wir fuhren über Croce di Gierusalemme und den Lateran zurück. Einzig ſchön iſt die Einfaſſung

faſſung dieſer groſſen einſamen Wieſen, die aber an den Feſttagen dieſer geweihten Oerter von den ſchönſten und bunteſten Volksgruppen belebt werden. Die Bruchſtücke der Aquädukte ſtehen wie Triumfpforten der entſchwundenen Männer in einzelnen Prachthallen da; links umſchließt die alte Stadtmauer die Wieſen. Die Luft iſt rein und ſchön in dieſen Tagen, aber kalt für Rom; es friert die Nächte von zwey durch drey, ſogar bis vier Grad. — Spät am Abend kam Karl freudeſeelig von ſeiner Luſtreiſe über Frascati, Nemi, Marino und Albano zurück, mir durch ſeine warme Beſchreibung den Stachel der Sehnſucht tief eindrückend.

Caſino Corſini.

d. 18ten.

Hoch auf dem Rücken des Montorio über Aqua Paoli in den luftigen Hallen des Caſino Corſini hatte unſere geliebte Luiſe uns ein Mahl gerüſtet, welches Freundſchaft und gemeinſchaftliche Freude an der Fülle des Groſſen, Schönen, Erhabnen und Rührenden, das um uns in weiten Gedankenkreiſen verbreitet war, zum Göttermahl machte. — In wie vielen Rückſichten und Hinſichten iſt Rom einzig! aber vor allem durch die traute Vereinigung von Vergangenheit und Gegenwart, von Natur und Kunſt, die hier wie nirgends ſonſt ſich ſchweſterlich umarmen, und vom Hauch milderer Lüfte geſchont und genähret werden.

Von

Welt, den unvergänglichen Wohnplaz der tugendhaften Seelen, folgen wird; dieſe Handlungen haben mir euern Unwillen zugezogen. Die Athenienſer wollen auf Unkoſten des menſchlichen Geſchlechts groß ſeyn; und das werden ſie ſo lange ſeyn wollen, bis ſie in Ketten, welche ſie ſich ſelbſt ſchmieden, und deren ſie würdig ſind, ſobald ſie über Sclaven gebieten wollen, allen ihren Ehrgeiz auf den rühmlichen Vorzug einſchränken werden, die beſten Sprachlehrer, und die gelenkigſten Pantomimen in der Welt zu ſeyn. Aber Agathon iſt nicht dazu gemacht, euern Lauf auf dieſem Wege, den die Gefälligkeit eurer Redner mit Blumen beſtreut, beſchleunigen zu helfen. Mein Privatleben hat euch bewieſen, daß die Grundſäze, nach welchen ich eure öffentlichen Handlungen zu leiten gewünſcht hätte, die Maßregeln meines eigenen Verhaltens ſind. Mein Vermögen hat mehr zum Gebrauch eines jeden unter euch, als zu meinem eigenen gedienet. Ich habe mir Undankbare verbindlich gemacht, und dieſe Erfahrung lehrt mich, Güter mit Gleichgültigkeit zurükzulaſſen, welche ich übel anwendete, da ich ſie am beſten anzuwenden glaubte. Dieſes, ihr Athenienſer, iſt alles, was ich zu meiner Vertheidigung zu ſagen habe. Ihr ſeyd nun, weil euch die Menge eurer Arme zu meinen Herren macht, Meiſter über meine Umſtände, und wenn ihr wollt, über mein Leben. Verlangt ihr meinen Tod, ſo meldet mir nur, was ich in euerm Namen, dem weiſen und guten Socrates ſagen ſoll, zu dem ihr mich ſchiken werdet. Begnügt ihr euch aber, mich

Von jedem dieſer Hügel, von jeder Höhe eine andere Ausſicht. Man iſt ſo vertraut mit dem Ganzen, und findet doch im Einzelnen unerſchöpflichen Gedankenſtoff und immer neue Anmuth. — Vom Mittag bis der kurze Tag des jungen Jahres ſich geneigt hatte, verweilten wir hier und ſahen die Sonne ſinken — ſinken über Rom und hinter die nahen Pinienhaine der Villa Pamfili. Welche leiſe Stufenleiter von Farben, zart wie der Empfindung leicht bewegte Saiten, ging vor unſern Blicken vorüber! Welche zarte Tinten an den nördlichen Bergketten des Appennins über Viterbo; welche duftige Hüllen um den ſüdlichen nahen Albaner; welcher Goldſchimmer an dem Schneerücken Sabina's und des ferneren Samniter Landes!

Dann entſtanden aus dem Schooße der alten heiligen Roma, mit glühendem Purpur bekleidet und zu kurzem Leben erweckt, die Ruinen im Campo Vaccino und in ihrem Eichenkranze die palatiniſchen Trümmer. Das Coliſeum, der Friedenstempel, die einſame Minerva Medica heben die glühenden Scheitel hoch über die Gegenwart. Fern durch die Ebene gen Albano richten ſich die Aquädukte auf; einſame Schimmer röthen da: Grab der Metalla. — In tauſendfachem Schimmer glänzen Roms thürmende Paläſte, vor allem der hohe Farneſe und der Quirinale, in dem zwey hohe Fenſter noch wie Fackeln lodern. — Uns aber feſſelte das alte Rom, die blinkende Tiber und du, o heilige Sonne, die

die du mit gleichem Blicke Rom entſtehen, wachſen und ſinken ſaheſt! Wie freundlich weileteſt du im Wipfelſchooß der Pinien, ehe du uns ſankeſt, um eine neue Welt zu beleuchten, wo alles noch Zukunft, wie auf unſerer Hemiſſäre alles Vergangenheit iſt!

Da wandten wir uns vom Untergange nach Morgen — Todter wie todt verſanken die Ruinen — allein die höheren Berge richteten ſich feierlich wie erſcheinende Geiſter der Vorzeit empor, an des Mondes ſich entzündendem Strahle!

Fr. Brun geb. Münter.

V.

Literariſche Durchflüge.

Reiſebeſchreibungen.

Wer möchte nicht gern in den nun harthereinbrechenden Winternächten, wenns draußen tobt und ſtürmt, oder, um mit dem Dichter der Liebe zu reden, die dann am heimlichſten ihr Spiel hat —

In die Wette mit einander wehen
alle Winde: Schneegestöber füllt
alles bis zum Himmel, und da stehen
Thürm und Meilenzeiger eingehüllt:

wer möchte da nicht gern am kniſternden Kamin im gemüthlichen Kreiſe der Seinen ein frohes Winters mährchen erzählen oder vorleſen hören? Ob unter den in der letzten Michaelismeſſe zu Tage geförderten 85 Romanen und Halbromanen, Meſtizen und Quarterons viele ſolche Wintermärchen zu finden ſeyn dürften, die uns durch den Zauber ihrer Dichtungen in jene Klimate verſetzen, wo ewiger Frühling grünt, und nicht vielmehr die meiſten den Winterfroſt noch vor der Zeit weit über den Gefrierpunkt hintantreiben könnten, will ich gern dahingeſtellt ſeyn laſſen. Aber eine Unterhaltung bietet ſich hier uns dar, die beſſer als alles was je Galland aus arabiſchen Handſchriften überſetzte und die ſchöne Scheherezade erzählen konnte, uns in glückliche Himmelsſtriche verſetzen und für alle Beſchwerden und Entbehrungen des unſrigen hinlänglich entſchädigen kann; das iſt die Lektüre ſolcher Reiſebeſchreibungen, in welchen uns der Reiſende zu ſeinen theilnehmenden Gefährten zu machen und durch neue Entdeckungen und Bemerkungen an ſich zu feſſeln verſteht. Einige neue Erſcheinungen der Art, die mir bekannt worden ſind, verdienen vielleicht auch hier einer Erwähnung, wobey ich jedoch weit von der lächerlichen Anmaaßung entfernt bin,

als

als könnte auf einem so schnellen Durchfluge alles gute und empfehlungswürdige angeführt werden.

Mungo Park's Entdeckungsreisen in das Innere von Afrika sind durch Auszüge und Journalanzeigen, besonders durch die anziehenden Nachrichten, die früher als alle andern Zeitschriften die geografischen Efemeriden davon gegeben haben, allen unsern Lesern schon hinlänglich bekannt. Indeß wird es niemand gereuen, diese im Original mit so großem Beyfall in England aufgenommene Reise in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt zu haben. Man hat freilich in England hie und da Zweifel gegen die ehrenveste Glaubwürdigkeit des schottischen Wundarztes erregen, seinen so appetitlich geschilderten Butterbaum in die fabelhaften Gärten der Hesperiden versetzen und allerley verfängliche Fragen thun wollen, z. B. warum Park nach seiner Flucht aus des bösen Ali Klauen nicht gerade zurück nach Pisania flüchtete, sondern von nun an erst seiner Abentheuer kein Ende weiß: allein, wenn man auch einzelne Ausschmückungen zugiebt, bleibt doch immer das Ganze eine so angenehme und lehrreiche Lektüre, daß man dem Erzähler in diesen 18 Monate dauernden Irrsalen überall nachzufolgen gar nicht müde wird. Wir haben zu gleicher Zeit zwey Bearbeitungen im Teutschen von diesen Reisen erhalten, die beide ihren Werth behaupten, und

gar

gar wohl neben einander bestehen mögen. Die früher erschienene ist zur großen Bequemlichkeit der Leser, die jedem Buche der Art nach dem Beyspiele des Auslandes sehr anzuwünschen wäre, sauber broschirt *) und enthält alles wesentliche unverkürzt **). Noch vollständiger aber, und auch mit dem dort fehlenden für die Geografie des innern Afrika höchst wichtigen Anhange vom Major Rennel versehen, ist die auch als 12 Band der neuen Geschichte der Land- und Seereisen zu betrachtende Ausgabe, die davon in Hamburg erschienen ist ***). Eine neue Welt wird uns in Mungo Park's Reisen überall aufgethan, von welcher uns der empörende Gedanke des Sklavenhandels vorher das Auge mit Unwillen abzuwenden nöthigte. Die Beschreibung hat alle Reize der zweiten La Vaillantischen Reise und wenigstens einen eben so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Ein Dramatiker, wie Kotzebue, würde in den hier vorkommenden Schilderungen reiner Naturkinder Stoff zu dem interessantesten

Stuk

*) Unter den Unannehmlichkeiten, die mit der gewöhnlichen Art die Bücher in ihrer ungebundenen Unform zu versenden, entspringen, ist die nicht die geringste, daß man die oft mangelhaften Exemplare halbe Jahre lang, bis aus weiter Ferne die Ergänzungen mühsam herbeygehohlt werden können, liegen lassen muß, was bey broschirten Exemplaren fast nie vorkommt.

**) Bey Haude und Spener, in gr. 8. mit Kupfern.

***) Bey Hofmann. 544 S. in gr. 8. mit Kupfern.

Stücken finden, wobey selbst für Dekorazionen in Kostümes in vollem Maaß gesorgt werden könnte.

Bourgoing's Reise nach Spanien, nach der neuesten fast ganz umgeschmolzenen Ausgabe, wird mit Recht für das beste Werk über jenes noch immer durch die seltsamsten Vorurtheile und Fabeleien von uns erblickte Reich gehalten. Hier sprach jener treffliche Statistiker aus eigener Ansicht. Wie gut wäre es gewesen, wenn es seinen Ruf durch die Ausgabe der Chateletschen Reisebemerkungen über Portugal nicht geschmälert hätte! — Bourgoing machte sichs bey seinen Bemerkungen über Spanien besonders auch zum Gesetz, die neuere Literatur der Spanier im Auslande bekannter zu machen, und in der That verdanken wir ihm, besonders über das Drama der Spanier, fast alles, was wir seit des vielkundigen Diez Zusätzen zu Velasquez darüber wissen. Indessen blieb noch immer eine reiche Nachlese von Beobachtungen und Ansichten übrig, die jenem fleißigen und geistreichen Reisenden theils ganz entgangen waren, theils von ihm selbst in seinen politischen Verhältnissen nicht so gefaßt und dargestellt werden konnten, als es das strenge Gesetz der Unpartheilichkeit foderte. Ein Teutscher, H. Fischer, wurde durch eine seltene Vereinigung innerer und äußerer Hülfsmittel in Stand gesetzt, im Jahre 1797 das ganze Reich in den verschiedensten Richtungen von Bilbao bis Barcellona zu durchreisen, und befriedigte durch die Bekanntmachung seiner

bey dieſer Gelegenheit entworfenen Sitten- und Literaturgemälde die ſchon früher durch einzelne treffliche Proben allgemein erregte Erwartung *). Zwar nennt er dieſe Darſtellung in der Vorrede mit anſpruchloſer Beſcheidenheit ſelbſt nur Zuſätze zum Bourgoing. Allein man wird ſich durch die Lektüre ſelbſt aufs angenehmſte getäuſcht finden, und ſehr bald geneigt ſeyn, dieſer Reiſe ihrem gehaltreichen Inhalte und höchſtanziehendem Vortrage nach einer der ehrenvolleſten Plätze unter unſern neueſten Originalwerken im Fache der Hodöporik anzuweiſen. H. Fiſcher hat einen ganz eignen glücklichen Blick, die Eigenthümlichkeiten jedes Orts gleich beym erſten Eintritt in denſelben aufzufaſſen, und mit den ächten Lokaltinten, die uns aufs täuſchendſte in jene Gegenden verſetzen, wiederzugeben. Ihm war es ſeinem eignen Geſtändniſſe nach um die Darſtellung des Lebendigen zu thun, wiewohl er die Einfaſſung und den Rahmen durch Schilderung des Lokals ſehr kunſtreich anzufügen verſteht. Seine

*) Der vollſtändige Titel des Werkes iſt: Reiſe von Amſterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 98 von Chr. Aug. Fiſcher. Berlin, Unger. 1799. 526 S. in 8. Auch der Verleger hat ihm durch die ihm eigene Eleganz und Genauigkeit des Drucks eine willkommene Ausſtattung gegeben, ohne die thörichte Mode der Bilder, die jetzt ſo manchem ſauern Wein zum Eſelkranz dienen müſſen, einen Tribut zu bringen.

Seine Abſicht iſt ihm vollkommen gelungen. Es iſt das lebendigſte Sitten- und Menſchengemälde das wir über Spanien beſitzen, mit aller Friſchheit des neueſten Eindrucks, da bey jeder Gelegenheit auch des Einfluſſes gedacht wird, den das franzöſiſche Syſtem des Friedensfürſten auf die Stimmung des Volkes gehabt hat. Oft ſtellt der kluge Verfaſſer auch nur die Prämiſſen auf, und überläßt es dem aufmerkſamen Leſer die Schlußfolge ſelbſt zu ziehn. Zwar ſind ſchon oft und bis zum Ueberdruß die Sitten und Liebeshändel der Spaniſchen Schönen geſchildert worden. Allein die Züge die hier im 31ten Briefe über ſie geſammelt und zu einem vollſtändigen Gemälde vereinigt ſind, werden jeden durch Neuheit und die lebendigſte Anſchauung überraſchen. Dabey weiß der Verf überall Schatten und Licht gut zu vertheilen, und dem Trokkenſten eine intereſſante Seite abzugewinnen. Beſonders gefallen die häufig eingeſtreuten Volksredensarten und mahleriſchen Worte aus der Sprache des gemeinen Lebens, die faſt immer in der ſonoren Originalſprache mit einer untergeſetzten Ueberſetzung beygefügt ſind. Denn auch zur Kenntniß der Sprache und Literatur der Spanier enthält dieß Werk viele und ſehr dankenswürdige Beyträge, in welcher Hinſicht beſonders der reiche 33te Brief von allen Liebhabern der Literatur fleißig ſtudiert zu werden verdient. Auch iſt der Anhang über das Reiſen in Spanien, der einigen unſrer Leſer ſchon aus den geografiſchen Efemeriden bekannt ſeyn wird, voll fruchtbarer Winke für

solche, die nach ihm Spanien bereisen, oder mit der Nazion in anderweitige Verbindung treten wollen. Möge dieß nicht das letzte Werk seyn, das wir aus der Feder dieses Verfassers in diesem Fache erhalten!

Ein Russe, und zwar ein ächt eingeborner Moskowiter, gab vor einigen Jahren im moskowischen Journale das Tagebuch seiner Reise durch Teutschland und das südliche Europa Stückweise in Briefen an seine Freunde heraus, und erwarb sich dadurch allgemeinen Beyfall. Selbst die große Katharina nahm Kenntniß davon und las, wie man sagte, die Briefe mit großem Vergnügen, da sie zugleich durch ihre klassische Schreibart im Russischen als Muster sich empfalen und die Kaiserin sich selbst in dieser Sprache meisterhaft ausdrückte. Aus dem Journale wurden sie, in ein Ganzes vereint, von dem Verfasser, einem Hr. Karamsin, voriges Jahr in 6 Bändchen besonders herausgegeben und erregten in dieser vollkommnern Gestalt noch allgemeinere Aufmerksamkeit. Auch in Teutschland hätte man gern gewußt, wie dieser neue Anacharsis, der sein Vaterland bloß in der Absicht verließ, um sich bey andern aufgeklärtern Völkern zu unterrichten und dann an der Veredlung und Bildung seiner Nazion durch die auswärts eingesammelten Kenntnisse um desto wirksamer als Schriftsteller zu arbeiten, den Menschen und ihre Verhältnisse in unsern Gegenden angesehn und beurtheilt habe. Allein nur wenigen war das Ori-

ginal

ginal zugänglich. Ein Teutſcher in Moskwa, Johann Richter, dem wir ein intereſſantes Sittengemälde jener Rieſenſtadt *), in der ſich mit den ſonderbarſten Kontraſten zwey Welttheile faſt an jeder Straßenecke begegnen, noch ganz neuerlich zu verdanken haben, veranſtaltete die Ueberſetzung, wovon nun die erſten zwey Bändchen in der letzten Meſſe erſchienen ſind **). An ihrer Richtigkeit

 läßt

*) Moskwa. Eine Skizze von Joh. Richter. Mit Kupf. Leipzig, Hartknoch, 1799. 150 S. in 12. Man findet ſich durch dieſe mit Freimüthigkeit und vieljähriger Sachkenntniß aufgenommene Skizze, wie durch eine Zauberruthe in eine fremde Welt verſetzt, und der Verf. weiß in 12 Kapiteln ſo viele individuelle Züge und karakteriſtiſche Anekdoten zuſammen zu drängen, als in manchen Bändereichen Topograſeen nicht zu finden ſind. Wir haben übrigens von Hofrath Heym in Moskwa eine vollſtändige Topograſie jener alten Reſidenz der Zare zu erwarten.

**) Briefe eines reiſenden Ruſſen, von Karamſin, aus dem Ruſſiſchen von J. Richter. Mit Kupfern. Leipzig, Hartknoch 1799. 18 Bändchen 216 S. 28 Bändchen, 213 S. in 12. Karamſin war ſelbſt Redakteur des moskowiſchen Journals. Einige ſeiner kleinen Erzählungen, wie Julia und Eliſa, ſind auch ins Franzöſiſche und Lateiniſche überſetzt. Er ſcheint darin Aehnlichkeit mit Anton Wall und la Fontaine zu haben. Auch er hat Bagatellen geſchrieben, und Marmontels moraliſche Erzählungen für ſeine Nazion bearbeitet. Auch giebt er ſeit einigen Jahren ei-

aus euern Augen zu verbannen, ſo werde ich mit dem lezten Blike nach einem einſt geliebten Vaterland, eine Thräne auf das Grab eurer Glükſeligkeit fallen laſſen; und, indem ich aufhöre ein Athenienſer zu ſeyn, in der Welt, die mir offen ſteht, in einem jeden Winkel, wo es der Tugend erlaubt iſt, ſich zu verbergen, ein beſſeres Vaterland finden.

Es iſt leicht zu vermuthen, ſchöne Danae, daß eine Apologie aus dieſem Ton nicht geſchikt war, mir ein günſtiges Urtheil auszuwirken. Die Erbitterung, die dadurch in den Gemüthern der meiſten erregt wurde, welche das angenehme Schauſpiel, mich vor ihnen gedemüthiget zu ſehen, zu genieſſen erwartet hatten, war auf ihren Geſichtern ausgedrükt. Dem ungeachtet ſah ich niemal eine gröſſere Stille unter dem Volk, als da ich aufgehört hatte zu reden. Sie fühlten, wie es ſchien, wider ihren Willen, daß die Tugend auch ihren Häſſern Ehrfurcht einpräget; aber eben dadurch wurde ſie ihnen nur deſto verhaßter, je ſtärker ſie den Vorzug fühlten, den ſie dem beklagten, verlaſſenen und von allen Auszierungen des Glüks entblößten Agathon über die Herren ſeines Schikſals gab. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es zugieng, daß mir mein guter Genius aus dieſer Gefahr heraushalf: Aber, wie die Stimmen geſammelt wurden, ſo fand ſich, daß die Richter, gegen die Hofnung meiner Ankläger ſich begnügten, mich auf ewig aus Griechenland zu verbannen, die Hälfte meiner Güter zum gemeinen

Weſen

läßt ſich um ſo weniger zweifeln, da Herr Karamſin, der überall auf ſeiner Reiſe durch Teutſchland die Gelehrten, welche er beſuchte, durch ſeine tiefe Kenntniß unſrer Sprache überraſchte, die Ueberſetzung vor dem Drucke ſelbſt durchgeſehn hat. Aber auch die Tugenden des Originals, die ſich in einer zarten Empfindung und Naivität der Darſtellung jedem Leſer, der noch nicht durch überſchraubten Gernwitz für ungeſchminkte Einfachheit den Sinn verloren hat, empfehlen, ſcheinen, dem Eindruck zufolge, den dieſe Ueberſetzung auf mehrere ſehr gebildete Leſer machte, — in nichts verloren gegangen zu ſeyn. Es läßt ſich alles wie ein Original leſen. Das erſte Bändchen geht von Twer aus, und führt uns über Petersburg, Riga, Polangen und die bekannte Reiſeroute nach Berlin, und von da bis Dresden, wo wir zuletzt einen Spaziergang in großen Garten machen, und den gutmüthigen Schwärmer im Genuß einer entzückenden Abendſzene Freudenthränen weinen ſehn. Im zweiten weilte er vorzüglich in Leipzig, Weimar, Frankfurth, Manheim, Straßburg, Baſel und Zürich. Ueberall beſuchte er die berühmteſten Männer und portraitirte ſie mit wenigen aber treffenden Zügen. Die beſcheidne Art, womit er von ſeinen Unterhaltungen mit ihnen Rechenſchaft giebt, ſcheint ihn von dem Vorwurf kleinlicher Anekdotenjägerey, womit dergleichen Beſucherzählungen ſo

einen Muſenalmanach heraus mit dem Titel: Aonien. S. Richters Museum S. 63.

ſo oft zum Verderb aller wahren Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft aufgeputzt werden, freizuſprechen. Ein richtiger, durch vielſeitige Kultur geſchärfter Blick, ein wohlwollendes Herz, ein leiſer Anſtrich von Schwärmerey, ohne alle erkünſtelte Empfindſamkeit, machen bald den wackern Reiſenden zu unſerm Vertrauten; wir theilen ſeine kleine Freuden und Abentheuer, als wenn ſie uns ſelbſt widerführen, und erfahren wir auch gerade nichts Neues, ſo fühlen wir uns doch durch ein reines Wohlwollen gegen unſere Brüder erwärmt und werden durch dieſen Pilgrim auf manche Eigenheiten und Vorzüge unſerer nächſten Umgebungen aufmerkſam gemacht, die Gewöhnung uns überſehn oder doch viel zu gering in Anſchlag bringen läßt. Gewiß, nie wurde eine Inſchrift paſſender gewählt, als die hier auf der Rückſeite des Titelblatts zu leſen iſt:

Wer mit ſich ſelbſt in Lieb und Frieden lebet,
Der findet Freud und Liebe überall.

Bey dieſer Gelegenheit verdient wohl auch die raſch fortſchreitende Beſchreibung Rußlands aus der Feder eines der beliebteſten Schriftſteller in Petersburg, und jetzigen Vorleſers der jungen, liebenswürdigen Großfürſtinnen, Hr. Storchs, aufs neue in Erinnerung gebracht zu werden. Denn von ſeinen Hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Gemälden des ruſſiſchen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſind in dieſem Jahre in Leipzig (bey Hartknoch) zwey neue Bände (der 3te und 4te) erſchie-

nen, welche an Reichthum der Materialien und ſeiner Darſtellung leicht den vorhergehenden noch den Rang ſtreitig machen dürften. Dieſe beiden Theile beſchäftigen ſich mit dem Ruſſiſchen Handel, ſo daß im dritten alle Zweige der Indüſtrie technologiſch durchgegangen und aus den ſicherſten Quellen, wozu dem Verfaſſer vielleicht allein der Zugang offen ſtand, genau beſtimmt werden, im vierten aber die Geſchichte des ruſſiſchen Handels vom Anfange des Reichs an bis ans Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in einem ganz neuen und zu manchen überraſchenden Reſultaten für den Welthandel überhaupt und die Handelsmonopole der Britten insbeſondere führenden Zuſammenhang, erzählt wird. Welchen Beruf der Verfaſſer habe, über Handelspolitik und Induſtrieverhältniſſe der Nazionen zu einander zu ſprechen, beweiſt unter andern die trefflich mit Gründen und Gegengründen im dritten Theil erwogene Frage: ob es überhaupt für Rußland zuträglich ſey, daß es Manufakturen und Fabriken beſitze, deren Bejahung auch mit den neueſten Waarenverboten in Rußland vollkommen übereinſtimmt, die, wie Nachrichten aus England verſichern, die dortigen Fabrikſtädte Birmingham und Wolverhampton außerordentlich zu bedrängen anfangen.

Hr. Riem fährt im zweiten Theil ſeiner Reiſe durch England *) fort, uns die Kehrſeite der Medaille zu zeigen, die auf der allein bewuns

*) Reiſe durch England in verſchiedener, beſonders politiſcher Hinſicht. Leipzig. 1799. 378 S. in 8.

wunderten Vorderseite ein Idol für halb Europa aufstellte. Man muß diese von stark gesagten Paradoxen überfließenden Schilderung als eine Stimme der Oppoſizion behandeln, die bey aller leicht zu erkennenden Uebertreibung doch auch ungemein viel Wahrheiten predigt, und ſchon dadurch einen großen Nutzen ſtiften könnte, wenn ſie widerlegende Diskuſſionen veranlaßte und uns nach mancherley Deklinazion auf die rechte oder linke Seite endlich auf der goldnen Straße zwiſchenninne führte.

Als eine in ihrer Art einzige und durch geſchmackvolle Pracht mit dem Schönſten des Auslands des in dieſem Fache wetteifernde Topografie verdient hier auch noch die von Hr. Prof. Becker herausgegebene und von dem wackern Kunſthändler Frauenholz in Nürnberg trefflich ausgeſtattete Beſchreibung des Plauiſchen Grundes bey Dresden mit 25 Kupfertafeln gr. Quart eine dankbare Erwähnung *). Die 16 Proſpekte von Klengel und Darnſtädt verſetzen mit der täuſchendſten Kunſt in jenen romantiſchen Naturgarten. Drey Naturforſcher haben ein jeder in ſeinem Fache eine treffliche mit kolorirten Kupfern erläuterte Anſicht der Mineralogie, Botanik und Entomologie jenes Thals gegeben, und der Herausgeber in

*) Der Preis des durch die Kunſt ſo vielfach geſchmückten Werkes zu 13 Thalern iſt in Vergleichung mit dem, was man hier erhält, äußerſt billig, und kann niemand gereuen, der einen ſolchen Frühling mitten im Winter an ſeinen Leſetiſch hervorrufen will. Gewiß, hier iſt mehr als ein ruſſiſcher Wintergarten. Der Pränumerant bezahlte das Werk gar nur mit 7 Thalern.

einer ausführlichen mit manchen Anekdoten der Vorzeit und lehrreichen Winken über Landschaftsgärtnerey durchwebten Beschreibung des Thales selbst auch die Leser, die nicht sehen konnten, und bloß glauben müssen, angenehm unterhalten.

VI.

Auszüge aus Briefen.

I.

Paris d. 26 Vendemiaire
im Jahr 8.

Eine löbliche Seite hatte die Administrazion des Ministers François, daß er, so viel er nur vermochte, die öffentliche Kunst- und Produktenausstellungen durch allerley Aufmunterungen und durch die Errichtung einer sachkundigen Jury beförderte. Seit dem 1 Fruktidor ist den wieder der Salon für die dießjährige Kunstausstellung offen. Da aber dießmal niemand an eine Jury gedacht hat, so herrscht bey der jetzigen Exposizion die abscheulichste Unordnung. Man sieht die erbärmlichsten Stümpereien, die gewiß keinen Eingang gefunden hätten, wenn verständige Künstler darüber vorher befragt worden wären. Unter der alten Verfassung hatte bloß die Akademie der Künste und die dadurch Privilegirten das Recht, im Salon ihre Werke auszustellen. Das war ein böser Gildenzwang. Jetzt ist die meinge-

geſchränkte Freiheit noch ſchlimmer. Dazu kommt nun noch der Mißbrauch, daß die beſſern Künſtler ſich zu vornehm dünken, wenn ſie auch noch etwas ausſtellen, es gleich bey der Eröffnung des Salons zu thun. Daher findet man in dem Verzeichniß, das man in der Thüre des Muſeums erhält, zwar mehrere Kunſtwerke angezeigt, die man wohl gern ſehen möchte, ſucht ſie aber im Salon vergebens.

Vor kurzem iſt auch der 90jährige Doyen der franzöſiſchen Literatur, der Verfaſſer der Republiken des Alterthums, Turpin geſtorben. Im 80 Jahre gab er noch ein Werk über die Revoluzionen Englands heraus. Mercier hat ihm einen freundlichen Dankſtein im Journal de Paris geſetzt. —

Noch empfehle ich Ihrer Aufmerkſamkeit einen neuen Theil der Notices tirées des manuſcrits de la bibliotheque nationale, der endlich nach mehreren Jahren die Preſſe verlaſſen hat. Mehr als die Hälfte deſſelben iſt von Sylveſter de Sacy, und dieß war ſchon ſeit mehreren Jahren gearbeitet — Für die Meteorologie verdient das Annuaire métereologique pour l'an VIII von Lamark gewiß auch die Aufmerkſamkeit der teutſchen Witterungsbeobachter. Seine Prognoſtika gründen ſich auf viele ſcharfſinnige Kombinazionen. Er nimmt tems ſimples und tems mixtes an. Die erſten glaubt er gewiß beſtimmen zu können. Die gemiſchte Witterung aber bleibt auch ihm ein Räthſel.

In der Manier des Tempels von Gnidos von Montesquieu und des Congreſſes von Cythere von Algarotti iſt ſo eben ein proſaiſches Gedicht in

10 Büchern, Praxile, erſchienen, von welchem unſere Merveilleuſen ganz entzückt ſind. Etwas mehr Gewinn für lehrreiche Lektüre verſprechen Charpentier: Coſſinys Reiſebemerkungen über Canton und den Handel der Europäer nach China, die man als einen Nachtrag zu Staunton's und von Browns Chineſiſchen Reiſen anſehn kann.

Mercier hat ſeinem alten Groll gegen Voltaire, den er bekanntlich ſchon vor mehreren Jahren ganz aus der Liſte der Dramatiſchen Dichter ausgeſtrichen haben wollte, durch eine neue Expektorazion Luft gemacht. Er kann es durchaus nicht vertragen, daß ſeine Aſche im Pantheon ruhn ſoll, und hat letzthin eine fulminante Diatribe darüber geſchrieben. Einer der lauteſten Sprecher auf dem franz. Parnaß, der durch ſeine Vaudevilles und andere Gedichte, in welchen der Gott Riſus präſidirt, bekannte B. Piis hat ihn durch ein ſehr beißendes Epigramm von Voltaire abgefertigt, das ſich mit den Worten ſchließt:

Contre ſa proſe alors tes vers ont tenu bon:
Ton cercueil aujourdhui brave ſa dent tenace.
Il n'otera pas plus ton corps du Panthéon
Qu' il n' a pu deplacer ton eſprit du Parnaſſe.

Empfehlen Sie allen, die jene Lebensfiloſofie im anmuthigen Gewande, welche das Eigenthum der franzöſiſchen Schriftſteller in einem gewiſſen Alter iſt, die frivole Lektüre politiſchen oder romantiſchen Efemeren vorziehn, das treffliche Buch unſers Dupont von Nemours: Philoſophie de la nature, wovon ſo eben eine dritte Ausgabe mit einigen Zuſätzen und

dem

dem Portrait des liebenswürdigen Schwärmers erschienen ist. Sie wissen schon aus den öffentlichen Blättern, daß er sich in Nordamerika angekauft hat, und durch nichts abhalten ließ, den bluttriefenden Boden seines zerfleischten Vaterlandes mit jenen Wohnungen des Friedens zu vertauschen. Das Nazionalinstitut hat noch einen herzlichen Abschiedsbrief von ihm aus dem Hafen der Insel Rhe, wo er sich in einem amerikanischen Schiffe eingeschifft hatte, mit einer Abhandlung über die krummen Wege der Menschen und Regierungsformen zugeschickt erhalten, worin er von seinen Kollegen im Institute zärtlich Abschied nimmt, und ihnen, im Fall Frankreich neue Revoluzionsstürme erdulden müsse, bey sich einen Zufluchtsort anbietet. Der ehrliche Dupont mag freilich in seiner Begeisterung mit Horaz ausrufen: — beata Petamus arva, divites et insulas. Wird er aber jenseits des Ozeans diese Inseln der Seligen auch wirklich finden *)?

Den

*) Schwerlich! Faktionsgeist und das gelbe Fieber wüthen dort um die Wette, und weihen sich beide zahlreiche Schlachtopfer. Zwar mag es wohl Ausnahmen geben, wie z. B die trefflich gedeihende Kolonie des Hauptmann Williamson am Ontario, wovon uns im Commercial Magazine (ein neues sehr zu empfehlendes englisches Handelsjournal) im ersten Stück S. 42 ff. so interessante Nachrichten ertheilt werden. Aber im Ganzen kann man vor dieser gepriesenen transatlantinischen Seeligkeit nicht genug warnen. Der Merkur wird durch einen zuverlässigen Augenzeugen in Stand gesetzt werden, hierüber neue merkwürdige Thatsachen aufzustellen, die im künftigen Jahrgange nach und nach mitgetheilt werden sollen. Unterdessen darf niemand, dem es um Aufklärungen hierüber zu thun ist, Rochefaucaulds Reisen, wovon nun auch der dritte und lezte Band (Hamburg, Hofmann) erschienen ist, ungelesen lassen.

B.

Den 6 und 22ſten dieſes Monats ſind die erſten zwey Sitzungen des neuen Inſtituts, das ſich Portique Republicain nennt, gehalten worden. Das Lokal in der Kirche St. Philippe du Roule, jetzt in den Tempel der Eintracht umgetauft, iſt ſehr ungelegen, weil es in einer der fernſten Vorſtädte ganz außer dem Kreiſe der Pariſer Welt liegt. Man konnte aber dieſe Kirche um ein leichtes miethen, und dieß iſt für die Beutel der Aſſocie's ein ſehr wichtiger Umſtand, da die meiſten darunter Dichter, und zwar nicht einmal die vom Gouvernement begünſtigten ſind. Eigentlich iſt der obengenannte Piis der Stifter und Vereiniger des Ganzen. Mit ihm haben ſich mehrere Unzufriedne am Parnaß in Inſurrekzion erklärt. Dahin gehören Parny, dem ſein Krieg der Götter die Thür des Inſtituts nicht aufzuſchließen vermochte, und der nun an einer Fortſetzung deſſelben arbeitet, Cubieres, Gauvigni, Planche'e Balcour. Es haben ſich bis jetzt 137 Mitglieder vereinigt. Ein karakteriſtiſcher Zug dieſer Geſellſchaft iſt der ſtrenge Republikanism, den man darin affektirt, ſo daß ſchon Anfragen in öffentlichen Blättern erſchienen ſind, ob man ſich darin auch mit der Freiheitsmütze dekorire? u. ſ. w.

* * *

2.

London d. 27 September 99.

Der gelehrte und patriotiſche Schotte Henry Mackenzie, dem auch Schottland eine ſeiner beſten Mo-

nat-

natſchriften, den Spiegel (the Mirror), verdankt, hat ſo eben den erſten Theil der Preisſchriften und Verhandlungen der Hochländiſchen gelehrten Geſellſchaft in Druck erſcheinen laſſen, der auch für die Geſchichte Oſſians und der erſiſchen Dichtkunſt überhaupt ſehr intereſſante Beyträge enthält: Prize Eſſays and Transactions of the Highland Society of Scotland, by H. Mackenzie Vol. I. n. 8. (2 sh). In der Einleitung findet man eine genaue Nachricht über die Stiftung und Stimmung dieſer dem edeln ſchottiſchen Gemeingeiſt ſehr zur Ehre gereichenden Stiftung. Außerdem iſt eine Geſchichte der ſchottiſchen Poeſie: Introduction to the Hiſtory of Poetry in Scotland, from the biginning of the thirtheenth century down to the preſent time, with Scottish Songs cet. von Alex. Campbell in 2 Quartbänden zu Edinburg erſchienen, wovon aber nur 90 Exemplare abgedruckt ſind. — Des Major Ouſeley's ſchon neulich angekündigte altperſiſche Geſchichte nach der perſiſchen Handſchrift des Jehja Ara iſt nun wirklich erſchienen: An Epitome of the ancient hiſtory of Perſia. 1 Vol. (7 sh).

An die Stelle des Analytical Review, welches der bekannten Verfolgungen des Buchhändlers Johnſon wegen, der es verlegte, ganz eingegangen iſt, tritt ein neues Review, welches an Umfang und Ausführlichkeit alle übrigen übertrifft. Es heißt Weekly Review und ſoll wöchentlich, in der Form gedruckt, wie die andern monatlichen Reviews, ausgegeben werden. Jedes Vierteljahr macht einen dicken Oktavband. Das Stück koſtet 1 Schilling. Man findet darin auch, was man bisher

iſt

Wesen zu ziehen, und die andre Hälfte meinen Verwandten zuzusprechen. Die Gleichgültigkeit, womit ich mich diesem Urtheil unterwarf, wurde in diesem fatalen Augenblik, der alle meine Handlungen in ein falsches Licht sezte, für einen Troz aufgenommen, welcher mich alles Mitleidens unwürdig machte; doch erlaubte man meinen Freunden, sich um mich zu versammeln, mir ihre Dienste anzubieten, und mich aus Athen zu begleiten: welches ich, ungeachtet mir eine längere Frist gegeben worden war, noch in eben der Stunde, mit so leichtem Herzen verließ, als wie ein Gefangener den Kerker verläßt, aus dem er unverhoft in Freyheit gesezt wird. Die Thränen der wenigen, welche mein Fall nicht von mir verscheucht hatte, und meiner guten Hausgenossen, waren das einzige, was bey einem Abschiede, den wir auf ewig von einander nahmen, mein Herz erweichte; und ihre guten Wünsche alles, was ich von den Wirkungen ihrer mitleidigen und dankbaren Sorgfalt annahm.

Ich befand mich nun wieder ungefehr in eben den Umständen, worinn ich vor einigen Jahren unter dem Cypressenbaum im Vorhofe meines noch unbekannten Vaters zu Corinth gelegen war. Die grossen Veränderungen, die manchfaltigen Scenen von Reichthum, Ansehen, Gewalt und äusserlichem Schimmer, durch welche mich das Glük in dieser kurzen Zwischenzeit herumgedreht hatte, waren nun wie ein Traum vorüber; aber die wesentlichen Vortheile, die von allen

in den englischen Journalen vermißte, Inhaltsanzeige aller übrigen Journale und Antikritiken. Die Herausgeber nennen sich a few independant men und versprechen die höchste Unpartheilichkeit. Allerdings kann dieß Journal, recht geführt, eine allgemeine Literaturzeitung für England werden.

Porſon fährt fort, die Tragödien des Euripides zu bearbeiten, wovon nun 2 erſchienen ſind. Schade, daß ſeine täglichen Libazionen, die er dem Lyäus bringt, ihn an der ſchnellen Fortſetzung ſeines Werks hindern. Sein Gegner, der enragirte Republikaner Wakefield arbeitet im Gefängniſſe zu Dorcheſter an ſeinem längſt verſprochenen und ſehnlich erwarteten Griechiſch-Lateiniſchen Wörterbuch. —

Für die Naturgeſchichte iſt noch eine Spätfrucht von Macartney's Reiſe nach China, The natural History of the Insects of China, by E. Donovan, einem Mitgliede der Linnäiſchen Geſellſchaft, erſchienen. Es iſt ein Quartband mit gut kolorirten Kupfern (Rivington, 3 Pf.) *).

*) Eine andere Frucht jener Reiſe, die Coſtumes von China, welche der in Makartneys Gefolge befindliche Maler ſeitdem in London in 12 Heften, jeden zu 3 Kupfern, herrlich illuminirt herausgegeben hat, wird die Baumgärtneriſche Buchhandlung in Leipzig als ein ſehr vollkommnes Supplement zu Makartneys Reiſen gleichfalls Heftweiſe mit franz. und teutſchem Texte, aufs ſorgfältigſte kopirt, erſcheinen laſſen.

D.

Verbeſſerungen.

Im Oktoberſtück S. 155. muß ſtatt Schweigbäuſer in Straßburg geleſen werden: Schweigbäuſer der jüngere jetzt in Paris.

Der neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December. 1799.

I.

Sonnett,

an der Frau v. La Roche Geburtstag d. 6 Oktober 1799.

Heute ſteig im glänzendſten Gefieder,
Holder Tag, auf die faſirne Bahn,
Und mit Gold und Purpur angethan,
Sinke feſtlich ſpät im Weſten nieder.

Engel ſingen heute Jubellieder.
Heut vor neun und ſechszig Jahren ſahn
Sie zum erſtenmal im Wiegenkahn
Ihre jüngſt vermißte Schweſter wieder.

Denn von jener diamantnen Bahn
Schwebte lächelnd ſie in unſre Zonen,
Um die Kinder Teutſchlands, die ihr nahn,
Mit der Freundſchaft Kleinod zu belohnen.

Darum flochten alle, die sie sahn,
So wie heut' auch ich, ihr Myrtenkronen.

Münchhausen.

II.

Winke

über das Verhältniß

der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur sittlichen.

(Fortsetzung von S. 217.)

3.

„Es giebt Fehler, die, geschickt herausgehoben, heller glänzen, als die Tugend selbst.“ No. 350.

Ein glänzendes Paradoxon! — Wer auf dem Wege seines Lebens Redlichkeit und feine Sitte, Willensgüte und Klugheit öfters getrennt fand, in dessen Auge mag eine solche Behauptung wohl die Farbe der Wahrheit annehmen, wenn er nicht zugleich mit dem Wesen der Sittlichkeit — im richtigen Begriffe, oder doch im reinern Gefühle — und mit der eigenthümlichen Wirkungsart des Aesthetischen und Intellektuellen wohl bekannt ist.

Gewiß kann der Fehler als solcher keinen Glanz von sich werfen. Zeigt er sich nun gleichwohl

wohl in dieſer Geſtalt, ſo iſt es die feine Sitte bei der Erſcheinung, und der gewandte Verſtand in der Ausübung, welche ihn mit dem blendenden Lichte umgeben. Beyde können aber nicht minder der Tugend, oder der Sittlichkeit dienen; und wenn ſie dieſe letztere in der äußern Sfäre der Menſchheit begleiten, ſollte dann die Tugend nicht heller glänzen, als jeder noch ſo künſtlich geſchminkte und herausgehobene Fehler? —

Jedoch, die Tugend iſt beſcheiden; ſie drängt ſich nicht vor, und ſie bedarf, um dem Kenner als ſchön zu erſcheinen, keiner Schminke und keines äußern Staates. Nur vermag nicht jeder, ſie mit dem göttlichen Plato (wenn es erlaubt iſt, dieß erhabne Prädikat, nach Cicero, einem Menſchen zu geben) in ihrer nackten Geſtalt, in ihrer reinen urſprünglichen Schönheit zu erblicken. Wie der Menſch iſt, von ſeiner moraliſchen Seite, ſo denkt er, und ſo nimmt er die Dinge auf, die ihn umgeben und auf ſein Inneres einwirken. Wer ſich nun gerade auf den mittlern Stufen der Kultur befindet; wer vorzüglich das Intellektuelle und Aeſthetiſche *) in ſich ausgebildet, oder dafür bey Andern, an Menſchen, in Büchern, an Kunſt-

*) Im weitern Sinne, inwiefern es ſich der Form nach (als ſchön, groß, fein u. ſ. w.) vom bloß Sinnlichen unterſcheidet; nicht in der engern Bedeutung, die es auf die Geſchmackslehre als Wiſſenſchaft einſchränkt.

werken u. ſ. w. vorzüglich Sinn hat, dem kann allerdings irgend ein Fehler, ja ſogar eine grobe Abweichung vom Geſetze der Tugend, in jenem Gewande weit ſchöner und glänzender vorkommen, als die Tugend ſelbſt, ſofern dieſe in dem Karakter des rechtſchaffenen, aber im Aeußern viel weniger gebildeten Mannes erſcheint. Die rauhere Außenſeite des letztern wirft natürlicher Weiſe auf deſſen Karakter, in den Augen des erſtern, einen Schatten, erregt Spott oder Geringſchätzung, und hemmt die äußere Wirkung des Guten. Deßwegen iſt es in den höhern, gebildetern Ständen eine eigne Pflicht für den rechtſchaffenen Mann, eine beſondre Aufgabe für den Freund der Tugend und der weitern Kultur, auch ſein Aeußeres zu verfeinern, und mit Ernſt die rauhe Ecke, die etwa eine frühere Erziehung zurück ließ, wegzuſchleifen, theils — wie ſchon bemerkt — um der Sittlichkeit im Kreiſe der Menſchen mehr äußern Raum zu verſchaffen, theils um dem verführeriſchen Reize, womit die feine Sitte (und die Gewandtheit des Verſtandes) auf den ſinnlich gebildeten wirkt, Abbruch zu thun. Wer ſo das Geringere beſitzt, der kann nun das Größere mit Nachdruck und Erfolg geltend machen. —

Es iſt indeß ſchwer, ſich mit der Verfeinerung des Aeußern (Politur) ernſtlich zu befaſſen, ohne darauf einen zu großen Werth zu legen, ein „ſchönes“

nes" Benehmen gewinnt ſo leicht den Schein und das höhere Anſehen des „ſittlichen"!

Nirgends wird dieſe Täuſchung mehr begünſtigt, nirgends erſcheint ſelbſt der gröbere Fehler ſo leicht in einem glänzenden Lichte, als — in den Zaubergefilden der Liebe oder (um ein paſſenderes, zur Ehre unſeres Vaterlandes, fremdes Wort zu gebrauchen) der Galanterie.

Wenn im Gebiete der Politik mehr die Kraft des Verſtandes, das Intellektuelle als ſolches, zum Nachtheile der ſittlichen Kultur thätig ſeyn kann: ſo iſt es hier, im Felde der Galanterie, die ſchöne Sitte und die verfeinernde Kultur, welche vorzüglich, auf mehr als Einer Seite, zum Schaden der Sittlichkeit wirkt.

Und wie merkwürdig, für die Geſchichte der Kultur ſowohl als der Sprache, daß nicht nur der einfachere oder minder raffinirte Wollüſtling, ſondern auch — welch' ein Wort! — der „Wüſtling" glänzend und ſogar liebenswürdig heißen konnte! Schon daraus leuchtet das eigne Verhältniß, in dem ſich die intellektuelle und die verfeinernde Kultur zur moraliſchen befindet, auf eine beſondere Weiſe hervor.

Auch dem „Lüderlichen", dem ausſchweifendſten Lüſtlinge, werden zuweilen, ſelbſt in

unſern beſſern Zirkeln, Prädikate ertheilt, die es beweiſen, wie ſehr der urſprüngliche Sinn dieſes Wortes unter der Firma des Konvenzionellen gemildert ward: „er iſt lüderlich, heißt es, trotz Einem, aber artig, fein, angenehm", oder gar: „aber treu, brav, geſchickt." Der leichte, oder mildernde Ton, womit man das Wort (ſelbſt „lüderlich") ausſpricht, beweiſet den Einfluß des Aeſthetiſchen und Intellektuellen auf die ſittliche Denkart. „Brav, treu" u. dgl. ſind nur — Redensarten, oder vorübergehende Erſcheinungen einer beſſern Naturanlage. In dem giftigen Nebel der — herrſchenden — Sinnlichkeit erliſcht früher oder ſpäter jeder beſſere Funke; und ſelbſt die ſchönen und großen Gaben eines Alcibiades *) gereichen dann ihm ſowohl als ſeinem Vaterlande nur zu deſto größerm Verderben.

Man hat es ferner zum guten Tone, zu einem Geſetze der feinen Lebensart erhoben, daß man in der Geſellſchaft und überhaupt im Kreiſe eines feinern

*) „in quo, quid natura efficere poſſit, videtur experta." Corn. Nepos. Natura? Ja wohl! verſetzte jemand lächelnd; nämlich das Wort im engern und gemeinen Sinne genommen, als das Ungeſchlachte im Gegenſatze mit der moraliſchen Anlage. Alles, was aus dieſer Natur hervorgehen kann, iſt ein ſchimmerndes Raiſonnement der Sinnlichkeit, das ſich, nach dem Aeußern, bald ſo bald anders darſtellt.

nern Publikums das Wort „H — re“ nicht aus-
ſpreche, und ſelbſt in Schriften, die für dieſen
Kreis beſtimmt ſind, nicht brauche oder — doch
nicht ganz ausdrücke. Billig! denn es iſt ein häß-
liches Wort. Aber iſt die Sache nicht eben ſo häß-
lich? Bekommt jedoch jedes Wort ſeine eigentliche
Bedeutung und ſeine Geſtalt nur durch den Gegen-
ſtand, den es anzeigt! Und kann der mildere Name,
oder die äußere Umgebung von feiner Sitte, von
Grazien und Amoretten der wilden Sache das Min-
deſte von ihrer innern Geſtalt, von ihrer Unmo-
ralität benehmen? „Aber das Bedürfniß des
Herzens!“ — iſt Lüge, wo man auf Genuß als
ſolchen ausgeht. Und verdient gleich das gebilde-
tere Mädchen, das noch Geiſt, Artigkeit und Kennt-
niſſe beſitzt, mit der rohern Dirne nicht in Eine
Klaſſe geſetzt zu werden: ſo iſt doch eben der Ge-
nuß, dem noch das Intellektuelle und Aeſthetiſche
dient, in dem reinen Auge der Sittlichkeit und
nach dem Urtheile des geſunden Verſtandes, zumal
wegen der Folgen, nur deſto abſcheulicher.

Man umgeht auf gleiche Art unvermerkt immer
mehr das ausländiſche „Maitreſſe“, weil ſich,
wie billig, auch dieſem Worte nach und nach eine
Makel anhängte, oder weil man ein teutſches
wünſchte u. ſ. w. „Gebieterin“ ſtand dem (minder
galanten, oder auch dem freyern) Teutſchen nicht
ſo faſt an, als das ſchöne Wort, „Geliebte.“ Aber
wer kann dieſes dulden, wenn er die ächte, men-

schenwürdige Liebe kennt, und wenn er weiß, wie unvermerkt ein schönes Wort seine ursprüngliche Bedeutung — theils nothwendig, bey jenem Gebrauche, theils natürlich, nach der bekannten Unart unseres menschlichen Sinns — zum Nachtheile der guten Sache verlieren könne? So wird dann eben das, was man mit seinem eignen Namen nicht aussprechen darf, unter dem Schutze sanfterer Benennungen frey in den Geselschaftskreis eingeführt, und hier öffentlich, laut und unbefangen (hin und wieder) selbst von manchem schönen Munde besprochen. Wohl! man denkt dabey weniger an das Grobsinnliche; die Fantasie gleitet leichter darüber hin. Aber ich fürchte, der moralische Sinn wird nun auch weniger getroffen, und das Unsittliche der Sache selbst leichter entschuldigt, oder gar gerechtfertigt. Eben diese schonendere Benennung, eben die leichten Scherze, die feinen Anspielungen u. s. w. streuen über die Sache, wie unmoralisch und zerstörend sie in dieser Richtung auch seyn mag, ein verschönerndes Licht. Um so kühner wirkt dann, zumal bey der feurigern oder leichtsinnigern Jugend, die Fantasie und vermittelst derselben der grobe, sysische Trieb. Für die menschliche Kultur wäre daher, wie es scheint, weit besser gesorgt, wenn unter allen Gebildetern das Gesetz gälte: „die Sache — außer der schönen Gränze, die ihr von der moralischen Vernunft als nothwendig gesetzt wird — mit keinem Worte zu berühren, oder, wo man sie nennen muß, mit ihrem

ihrem eigenen, treffenden Namen und in dem Tone des Abſcheus, welchen ſie da verdient, auszudrücken."

Und wer durfte das holde Wort „Freude", das lieblich wie Silberton jedem unverſtimmten Menſchenſinne klingt, zuerſt in dieſer Beziehung und ſolcher Zuſammenſetzung „Freudenmädchen" gebrauchen? Gewiß, das Wort macht dem Teutſchen keine Ehre, wiewohl die frühere Bildung der franzöſiſchen Sprache, und inwiefern Frankreich auch hier eine Spur ſeines Einfluſſes („fille de joie") auf Teutſchland verräth, das Wort einigermaßen entſchuldigt. Ja, die „Tochter der Freude" klingt, in zweyfacher Hinſicht, noch ſchöner und edler, als das „Freudenmädchen": eine Verſchönerung auf Koſten der ſittlichen Denkweiſe! Zwar gelten die Wörter wie die Münzen (verba valent ſicut nummi); und in dem Ohr eines gebildetern Menſchen, welcher beſonders mit dem moraliſchen Zartgefühle noch die Erfahrung, die Kenntniß des Menſchen und der Welt vereinigt, wird das „Freudenmädchen" bald eben ſo widrig tönen, als — die „Luſtdirne" *). Allein

 welch

*) Daſſelbe, was Hr. Campe verſchlug, und zwar, wie man ſieht, im gerechten, überwiegenden Gefühle des Unſittlichen. Nur dürfte das Wort, da es nach der angenommenen Bedeutung zugleich auf Mangel an geiſtiger (intellektueller) Bildung und an äußerer Politur hin-

dieſen Begegniſſen in meinem Geiſt und Herzen zurükgeblieben waren, überzeugten mich, daß ich nicht geträumt hatte. Ich fand mich um eine Menge nüzlicher und angenehmer Kenntniſſe, um die Entwiklung meiner Fähigkeiten, um das Bewußtſeyn vieler guten Handlungen, und um eine Reihe wichtiger Erfahrungen, reicher als zuvor. Ich hatte den Geiſt der Republiken, den Character des Volks, und die Eigenſchaften und Wirkungen vieler mir vorher unbekannten Leidenſchaften kennen gelernt, und Gelegenheiten genug gehabt, vieler irrigen Einbildungen loß zuwerden, welche man ſich von der Welt zu machen pflegt, wenn man ſie nur von Ferne, und ohne ſelbſt in ihre Geſchäfte eingeflochten zu ſeyn, betrachtet. Zu Delphi hatte man mich (zum Exempel) gelehrt, daß ſich das ganze Gebäude der Republicaniſchen Verfaſſung auf die Tugend gründe; die Athenienſer lehrten mich hingegen, daß die Tugend an ſich ſelbſt nirgends weniger geſchäzt wird, als in einer Republik; den Fall ausgenommen, da man ihrer vonnöthen hat; und in dieſem Fall wird ſie unter einem jeden Tyrannen eben ſo hoch geſchäzt, und oft beſſer belohnt. Ueberhaupt hatte mein Aufenthalt in Athen, die erhabene Theorie von der Vortreflichkeit und Würde der menſchlichen Natur, wovon ich eingenommen war, ſehr ſchlecht beſtätiget; aber ich fand mich nichts deſto geneigter von ihr zurükzukommen. Ich legte alle Schuld auf die Contagion allzugroſſer Geſellſchaften, auf die Mängel der Geſezgebung, auf das Privatintereſſe, welches bey

allen

welch einen ganz andern Eindruck wird gleichwohl das erstere in dem Sinne des Jünglings erregen, der einerseits im Sittlichen, im Grundsatze und in der Erfahrung desselben, noch weniger befestigt ist, und der sich andrerseits eben geneigt findet, Alles um sich her in dem Rosenschimmer einer jugendlichen Fantasie zu erblicken? Noch abgesehen von dem Falle, wo der sinnliche Trieb schon mächtiger wirkt, und, im geheimen sophistischen Bunde mit der raisonnirenden Denkkraft, jeden Genuß, jede Befriedigung, zu beschönigen wagt! — Ueberdieß muß der herrschende Gebrauch eines solchen Wortes nothwendig (nach der Art, wie bey uns das Gedächtniß, die Erinnerungsgabe, der Körper und

bindeutet, in unsern gebildetern Ständen schwerlich Eingang finden. Passender scheint das „Lustmädchen". Man sagt ja auch „Lustseuche". — Beleidigt diese Zusammenstellung? O möchte nur unser innerer, moralischer Sinn immer so zart (delikat) sein, wie dieß äußere Benehmen, in Ansehung des Konventionellen, der Worte, der schonenden Form, der Windungen, des Anbequemens, des leichten Berührens u. s. w. Auch diese Delikatesse ist schätzbar: aber sie hat nur dann einen bleibenden Werth, wenn sie zugleich als Blüthe und Aeußerung der moralischen Delikatesse erscheint. Außerdem breitet sie nur einen leichten und täuschenden Schleyer über den wilden, unsittlichen Grund, der gleichwohl in der Folge auch im Aeußern nur um so wilder hervortritt.

und die Seele, von dieſer Seite, wirkt) unſerm innern Sinne das Böſe und Verderbliche der Sache immer, mehr oder weniger, verbergen.

Natürlich äußert ſich dieſe Art von einſeitiger Kultur auch in den Produkten der Schriftſteller, im Fache des Schönen: ſo wie ſie hinwieder von derſelben genährt wird; und man weiß, daß auch unſre teutſche Literatur ſchon mancherley Beweiſe hiervon enthält. Heißt es doch in einer neuern Sammlung, die ſelbſt zur Erholungslektüre für das gebildetere Publikum beſtimmt iſt:

„Begeht ein glückliches Verbrechen!
„Vor Amor's Thron wird's ſtets verziehn."

Und das Verbrechen, das vorher (coup amore, aus der Mythologie) erzählt wird, iſt nur eine — Nothzüchtigung. Und das ſchrieb ein Teutſcher! *) — Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit

*) Nicht viel beſſer iſt Folgendes: „Die vaterländiſchen Mädchen, in allem Liebreize blühender Jugend, geben zahlloſe Reihen der Jünglinge vorüber, und ſinken nach wollüſtvollem Kampfe in die Arme des Mannes, der für ſein Vaterland" u. ſ. w. (An innac Officiers) Wo iſt hier Zartgefühl, oder auch nur Wahrheit der Darſtellung, ſo ſchön dieſe außerdem iſt? Und das von einem Kantianer, dem man, nach dem geprieſenen Princip, wohl einen reinern Sinn zutrauen konnte! Doch an dieſem Mißgriffe iſt das Princip ganz unſchuldig.

mit solchen Gemählden, Schilderungen, in welchen eben die zauberische Wirkung, die „Geist und Schönheit" im Dienste der Sinnlichkeit hervorzubringen vermögen, nach ihrer Wahrheit, d. i. nach der Natur dargestellt wird. Um diese letztere so wahr, so vollkommen als möglich darzustellen, ist eben die frische Farbe, das blühende Kolorit, Witz und Fantasie, und oft jeder Zauber der Darstellung nöthig. Und kann gleich eine Schrift dieser Art großes Unheil anrichten, wenn sie dem leichtsinnigen Jünglinge von reger, aufstrebender Einbildungskraft, oder dem zartern Mädchen von unbewachtem Sinn', in die Hände fällt — denn nicht Alles ist für Alle —: so ist sie dennoch für denjenigen Bedürfniß, der die menschliche Natur von jeder Seite beobachten, und insbesondere das merkwürdige Verhältniß, das sich gerade hier, von Einer Seite, in Absicht des Intellektuellen und Aesthetischen zu dem Moralischen so auffallend zeigt, wahrnehmen will. Außer der angenehmen Unterhaltung, die eine solche Schrift jedem Menschen von Geschmack und von reiferer Urtheilskraft gewähren, und die ihm als eine schöne, stärkende Erholung im Kreise seiner Pflicht dienen kann, mag er nun auch von den Betrachtungen, wozu ihm eine so ausgezeichnete Erscheinung Anlaß und Stoff giebt, zum Behufe der höhern Kultur, für sich und Andre Gebrauch machen.

Bedenklicher scheint es mir, wenn man einerseits seinem Helden Edelsinn, Großmuth, einen

festen moralischen Blick, kurz einen hohen Grad von sittlicher Ausbildung beylegt, und ihm doch zugleich eine Verirrung in das Feld der Galanterie, ohne den mindesten Laut der Mißbilligung, zuschreibt. Es ist hier ein innerer Kontrast, den nicht jeder zu fühlen vermag, und welcher dann leicht mittelbarer Weise das moralische Urtheil verwirren kann. Wie mochte z. B. Rousseau in der neuen Heloise, diesem lebendigen und sonst von so mancher Seite vortrefflichen Gemählde der edlern Menschheit *), seinen Engländer Eduard Bom-

*) „Das famöse Werk filosofischer Galanterie, worin metafysische Spekulazionen mit der gröbsten Sinnlichkeit vermischt sind": ein Urtheil, das Burke in seinem bekannten antirevoluzionairen Feuereifer über die Nouvelle Heloise ausgegossen hat. Vielleicht könnte man besser sagen: „Das sittlich Schöne mit einer Kruste von Sinnlichkeit umgeben, bald durchglänzend, bald wieder davon verdunkelt; Spiele der Fantasie mit dem heterogensten Stoffe, bald aus der sinnlichen bald aus der sittlichen Natur, durchwebt mit einem reichen Schatze von Menschenkenntniß, von psychologischen Bemerkungen" u. s. w. Unstreitig sticht an Rouss. der bessere Theil der Menschheit, die reine sittliche Güte besonders hervor: nur zeigt sich darin mehr Anlage als Tugend. So kann ein feines und zartgestimmtes Gefühlvermögen die Aeußerung der moralischen Anlage auf einer Seite erleichtern, während der Mangel einer frühern Bildung, das Beyspiel Anderer, ein mächtiger Reiz u. s. w. die Ausübung

Bomston mit einem Lustmädchen (Lauretta Pisana, im 4ten B.) tändeln, und bey ihr bloßen Genuß suchen lassen? Offenbar zeigt sich an N. (wenn man mehrere seiner Aeußerungen mit einander vergleicht) daß er über diesen Punkt mit sich selbst nicht ganz einig war. Nur zu oft steht das, was ihm auf dem Wege seines Lebens sich von außen ansetzte, mit seinem reinern Natursinne, mit seinem bessern sittlichen Takte im Widerspruch. Aber treffend wahr ist die Weigerung des Mädchens zu einem solchen Genusse, nachdem der Funke einer bessern Liebe, beym Anblick der zärtlichen Freundschaft

übung des sittlich Guten auf der andern Seite erschweren. Man findet indeß, eben in der N. H., so vieles Wahre, aus dem Leben genommene, in moralischer Rücksicht, z. B. im 3ten B. S. 63 (des Originals in der Zweybrücker-Ausgabe) über das häusliche Leben der Familie, S. 185 über den Karakter der Frau und des Herrn v. Wolmar, S. 229 über Erziehung der Kinder — außer dem trefflichen Blicke in das innere Heiligthum der Freundschaft, im Eingange des 10ten Briefes, über das stille, innige, empfindungsvolle Beysammenseyn — kurz, man findet so viele wahre und treffende Bemerkungen, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann: wäre es dem Verf. wohl möglich gewesen, solche feine, wahrhaft moralische Züge, und mit dieser Farbe des Wirklichen, in das Gemählde zu bringen, wenn er dieselben nicht, wenigstens zum Theile, an sich erreicht und ausgedrückt hätte?

ſchaft zwiſchen Eduard und der Marquiſe, in ihr aufgegangen, und ſie eine wahre Hochachtung für ihn gefaßt hatte.

Man ſpottet oder lächelt über einen Grandiſon; und man thut, auf Einer Seite, recht daran, wiewohl dieſer Spott öfters nur eine kleinliche, vom rohern Stoffe der Sinnlichkeit oder vom äußern Geziere der Verfeinerung beſchränkte Seele verräth, einen Geiſt, der vielleicht im Gebiete der intellektuellen und der verfeinernden Kultur vor Tauſenden glänzt, der aber gleichwohl, befangen und eingeſchränkt in der Sfäre des Niedern, nicht einmal ſein Auge zu dem Höhern, zum Urbilde (Ideale) des ſittlich Guten und Schönen emporheben kann. Soll in dem Karakter, in dem Bilde eines „vorzüglichen Menſchen", den Regeln der Kunſt und ſelbſt dem moraliſchen Zwecke gemäß — damit ſein Beyſpiel auf die Bildung Anderer wirke — neben dem Lichte auch etwas Schatten angebracht werden: ſo muß doch ſelbſt hierbey die ſittliche Mißbilligung in der Darſtellung des Ganzen, in einer Wendung, in einem feinern Zuge u. dgl. durchſcheinen, oder auch, nach Maßgabe des Uebrigen, geradezu treffen. Sonſt leiht der ſchöne Karakter auch dem Fehler einen mildernden Schein: „es muß nicht ſo böſe, ja es muß gar nicht gefehlt ſeyn, da auch" u. ſ. w. Man begreift, wie dieſer Schein täuſchen könne, wo zumal, wie in dem blumigten Felde der Liebe, ſo leicht und ſcheinbar

eine

eine Art von Willkühr eintritt, und wo ſich der Leichtſinn, ja ſelbſt die rohere Ausſchweifung, ſo gerne auf das Beyſpiel eines Edlern ſtützt. Iſt es erlaubt, hier noch ein Beyſpiel anzuführen, und zwar aus einer neuern Schrift, in welcher ſonſt, bey einer blühenden Darſtellung, ſo viel edler und milder Sinn athmet? Die Art, wie in der „Agnes von Lilien" einer frühern Verirrung „Nordheim's" (B. 2. S. 252) gedacht wird, konnte, wie mir däucht, mit Recht auffallen: wiewohl aus dem Umſtande, daß er „der ſchönen Tänzerin, die er unterhalten, bald müde" ward, ſchon ein beſſerer Karakter, vergleichungsweiſe, hervorleuchtet. Nur dieß erhellt zugleich, daß eine ſolche Verbindung den Namen der Liebe nicht wohl verdiene. Und eine ſchöne weibliche Seele dürfte noch überdieß ungern bemerken, daß ſich, bey oder nach jener Erzählung, in dem zarten und reingeſtimmten Herzen der Agnes von Lilien nicht einige Erſchütterung zeigte, wenn dieſe gleich nachher in ein ſchönes, großmüthiges Vergeben ſich auflöſen mochte.

Von dem kecken Lüſtlinge, der ſich, bey aller Verfeinerung und Gewandtheit im Aeußern, die Prädikate des „Wüſtlings", des „Lüderlichen" u. dgl. ganz unbefangen ſelbſt ertheilt, und Keuſchheit mit Albernheit, Sittſamkeit mit Blödſinn, Schamhaftigkeit mit Schwachheit verwechſelt, — ſoll hier weiter die Rede nicht ſeyn. Und man weiß

weiß ja, wie die ſchöne Sitte überall, wo die ſinnliche Luſt regiert, früher oder ſpäter, mehr oder weniger ſichtbar, bey dem einzelnen Menſchen und bey ganzen Ständen dahin welkt, gleich der Blume, an deren Keimen ein feindlicher Wurm nagt. Glaubwurdige Männer, die noch kurz vor der Revoluzion die glänzendſten Zirkel in Paris beſuchten, haben nicht ohne Verwunderung das Sinken des guten Tons auf mehr als Einer Seite bemerkt. Kein Wunder, wenn dann ſo mancher, der vorher in dieſen Zirkeln geglänzt hatte, in den nachfolgenden Sanskülotism ſo leicht und fertig einſtimmen konnte!

Demnach hängt die feine Sitte mit der ſubjektiven, innern Sittlichkeit nothwendig zuſammen, wiewohl ſie zugleich eben ſo weſentlich auf der äußern, erworbenen Fertigkeit beruht. Sie erſcheint dann, von jener Seite betrachtet, im wirklichen Leben als die zarte ſichtbare Blüthe der Sittlichkeit. Und wie könnte ſie lange dauern, oder von jeder Seite gedeihen, wenn irgend eine herrſchende Luſt an dem innern (ſubjektiven) Keime des Guten zehrt?

Es iſt indeß nicht immer das Aeſthetiſche, die Feinheit des Aeußern, das artige Weſen u. ſ. w., was im beſagten Felde der Liebe auf ſolche Art vorzüglich wirkt: öfters dringt auch der Stolz des Verſtandes, das Intellektuelle als

solches vor. Dann heißt derjenige dumm, der nicht zugreift, wo er fysischer Weise kann; dann gilt Unschuld, wie schön und bedeutend auch das Wort in seinem reinen, ursprünglichen Verstande seyn mag, für Einfalt und Unwissenheit. „Ich würde mich schämen, wenn ich noch unschuldig wäre!" ruset dann laut im Kreise der gewandtere Wüstling mit triumfirendem Ton und Blicke. Kommt noch die Vorstellung des „Helden" und des „Unternehmenden" hinzu, so erhält der Stolz, die Eitelkeit, der Ehrgeiz, kurz die Eigenliebe, um so mehr Nahrung und Schwung, da hier der Reiz des Intellektuellen noch durch den Zauber des Aesthetischen, des Großen und zum Theile des Erhabenen, verstärkt wird. Ja, selbst mancher Bessere äußert sich zuweilen über einen Sieg oder eine Eroberung dieser Art in einem Tone, der sich mit seinem übrigen Grade von Kultur schwer vereinigen läßt. Und sonderbar: „Sie haben geh—rt", wäre eine Beleidigung; aber das Nämliche, nur mit andern Worten, und eben so geradehin gesagt, wird ein Kompliment! Nun sage man noch, es komme auf die Worte nicht an! —

Vornemlich zeigt sich der (bloße) Verstand als raisonnirende Denkkraft in den sofistischen Grundsätzen, die er, auf den mittlern Stufen der Kultur, über freyen Genuß und über das schöne, moralischgeordnete, oder — wir haben kein anderes Wort — eheliche Verhältniß aufstellt. Freylich,

auch

auch das Aesthetische kann hier mächtig täuschen. Eben die Grazie im Dienste der Lust, eben das spielende ästhetische Gewand, die feinen Scherze, die muthigen Kämpfe, die kleinen Spiele, und die Art, wie man sich begegnet und entfernt, flieht und wieder findet, streitet und siegt, giebt und nimmt, der lockende Blick, das schalkhafte Lächeln, und wie diese in tausend artigen Krümmungen sich windende Agacerie noch weiter heißen mag — dieß alles giebt jenem gesetzlosen freyen Genusse einen seltenen Reiz und in den Augen dessen, der nicht für die bessere und schönere Seite des Familienlebens Sinn hat, ein siegendes Uebergewicht. Nun kommt aber, auf den besagten Stufen der Kultur, noch der Verstand hinzu, um zu beschönigen, was der Sinnlichkeit so vorzüglich zusagt, indem es mit dem Reize der Abwechslung und mit dem Stolze der Willkühr noch diese Mannigfaltigkeit in jeder einzelnen Erscheinung verbindet.

Wo ein Trieb ist, heißt es nun z. B., da muß und soll Befriedigung seyn. Da nun der Schöpfer selbst den Geschlechtstrieb in unsre Natur gepflanzt hat; so ist auch dessen Befriedigung überall, wo derselbe zu seiner Reife gelangt ist, eben so erlaubt als natürlich u. s. w. Dieser Schluß ist, indem er von der (fysischen) Natur und einer unläugbaren Thatsache ausgeht, ganz folgerecht; er ist theoretisch, oder von der bloß intellek-

allen policierten Völkern, durch ein unbegreifliches Verſehen ihrer Geſezgeber, in einem beſtändigen Streit mit dem gemeinen Beſten liegt. Kurz, ich dachte darum nicht ſchlimmer von der Menſchheit, weil ſich die Athenienſer unbeſtändig, ungerecht und undankbar gegen mich bewieſen hatten; aber ich faßte einen deſto ſtärkern Widerwillen gegen eine jede andere Geſellſchaft, als eine ſolche, welche ſich auf übereinſtimmende Grundſäze, Tugend und Beſtrebung nach moraliſcher Vollkommenheit gründete. Der Verluſt meiner Güter, und die Verbannung aus Athen ſchien mir die wolthätige Veranſtaltung einer für mich beſorgten Gottheit zu ſeyn, welche mich dadurch meiner wahren Beſtimmung habe wiedergeben wollen. Es iſt ſehr vermuthlich, daß ich durch Anwendung gehoriger Mittel, durch das Anſehen meiner auswärtigen Freunde, und ſelbſt durch die Unterſtüzung der Feinde der Athenienſer, welche mir gleich anfangs meines Proceſſes, heimlich angeboten worden war, vielleicht in kurzem wieder Wege gefunden haben könnte, meine Gegner in dem Genuß der Früchte ihrer Boßheit zu ſtören, und im Triumphe wieder nach Athen zurük zu kehren. Allein ſolche Anſchläge, und ſolche Mittel ſchikten ſich nur für einen Ehrgeizigen, welcher regieren will, um ſeine Leidenſchaften zu befriedigen. Mir fiel es nicht ein, die Athenienſer zwingen zu wollen, daß ſie ſich von mir gutes thun laſſen ſollten. Ich glaubte durch einen Verſuch, der mir durch ihre eigene Schuld mißlungen war, meiner Pflicht gegen die bürgerliche Ge-

tuellen Seite betrachtet, wahr, und man begreift, wie er da oder dort auch einen Beſſern, der ſich jedoch eben mit der intellektuellen Kultur vorzüglich beſchäftigt, blenden und dann, unter gewiſſen Umſtänden, ſelbſt zu einem freyern Schritte hinleiten könne, wenn nämlich die äußere Gelegenheit reizt, und wo beſonders auch die mächtige Kraft des Beyſpiels, das nirgends anſteckender als hier wirkt, unterſtützt von dem Spotte auf einer, und von dem Gerühme des glänzenden Wüſtlings auf der andern Seite, hinzukommt!

So wahr und folgerecht aber jener Schluß in phyſiſcher Hinſicht ſeyn mag, ſo verräth er dennoch nur einen ſehr ſchiefen und ſeichten Blick in die menſchliche Natur. Denn man überſieht dabey, wie in dem Menſchen, vermöge ſeiner Anlagen, das Phyſiſche mit dem Moraliſchen zuſammenhängt, und wie insbeſondre die Befriedigung des genannten Triebes 1) durch Liebe bedingt, und 2) zugleich, vermittelſt dieſer letztern, mit dem eigentlichen Naturzwecke verbunden iſt. Liebe, holder Zaubername, der Alles, das Höhere und Niedere, das Sittliche und Phyſiſche — Vernunft und Natur im ſchönſten Einklange zuſammenfaßt, ja, nur Du leiteſt den Menſchen hier ſicher, zwiſchen den verführeriſchen Gefilden der Wolluſt und den rauhen, unmenſchlichen Wüſten anachoretiſcher Frömmeley, auf dem Pfade der Wahrheit, der Tugend und des Glückes! Freylich, du wohnſt

wohnst nur in reinen Herzen. Aber du belebst doch, das Uebrige gleich gesetzt, jeden Einzelnen in dem Grade mehr, als er dem sittlich Guten und Schönen mehr sich ergiebt.

Wo, bey dem gehörigen Maße von Kultur, die Liebe sich findet, da macht kein Theil den andern zum Werkzeuge seiner Lust, oder seines Vergnügens; da achtet der eine den andern zu sehr, um sich auch dem Zuge der Liebe ganz zu überlassen, so lange im Aeußern noch ein Hinderniß da ist, welches demselben Gefahr oder Schaden droht. — Selbst der eintretende Fehler der Schwachheit (nicht der Bosheit, oder der Wollust, die als solche auf Genuß ausgeht) macht hier keine Ausnahme; denn war Liebe da, so erweist sie auch nachher sich wirklich, und vergütet oft schön, was nur die Folge eines Mangels der frühern Erziehung, oder der äußern Umstände gewesen ist. — Also hier tritt eine schöne Gleichheit ein; und zeigt sich kein Hinderniß von außen, so wird das Band unzertrennlich; die reine, menschliche Gleichheit dauert fort; und dabey ist unter dem Schutze der Liebe oder, was hier Eines ist, der ehelichen Freundschaft, auch in fysischer Hinsicht so viel Ordnung, so viel moralische und zugleich natürliche — wie von selbst sich ergebende — Beschränkung des sinnlichen Triebs, kurz so viele Schamhaftigkeit und Mäßigung, daß eben dadurch der Zweck der Natur (das Werden schöner, oder doch wohlge-

bildeter und kraftvoller Kinder) am beſten erreicht wird.

Sofiſtiſch iſt die bekannte Unterſcheidung zwiſchen „Kindern der Liebe und Kindern der Pflicht". Es giebt keine ſolche Kinder der Pflicht, oder wo man dieſe Schwächlinge findet, da iſt nur eine ſogenannte Ehe; denn nicht die äußere, poſitive Sankzion macht das Weſen der Ehe, wiewohl ſie für äußere Ordnung und mittelbar ſelbſt für den ſittlichen Zweck, ſo oder anders formaliſirt, nothwendig iſt. Genau betrachtet, und die Sache mit ihrem rechten Namen genannt, wachſen jene ſchwachen und kränklichen Pflanzen nur in dem ſumpfigten Boden der H—rerey, dieſe mag dann außer- oder innerhalb jener poſitiven Grenze getrieben werden. Es iſt ein ſehr ärmliches Ding um die ſogenannte eheliche Treue, die ſich nur darauf einſchränkt, und — ſolche Früchte zeugt: ſie iſt des Namens nicht werth, höchſtens ein Kapzaum für die zügelloſe Wolluſt! Wenn dieſe Vorſtellung von „priviligirter H—rerey" widrig tönt, und vielleicht gar, wegen der Folgen, bedenklich auffällt, ſo iſt ſie darum nicht minder wahr. — „Pflicht" iſt ein großes, heiliges Wort. Wer es, in jener Beziehung, öfters gebrauchen kann; wer nicht wenigſtens ein leiſes Streuben ſeines beſſern Selbſt dagegen in ſich empfindet, dem fehlt es ſicher an dem feinern moraliſchen Gefühle, an der geübtern ſittlich urtheilenden Vernunft, ſo wie

wie am Geiſte der Beobachtung. Und wer ſieht nicht, welchen Schatten dieſer Gegenſatz zwiſchen Kindern der Liebe u. ſ. w. auf das eheliche Verhältniß werfen, und welchen Glanz er dagegen der freyen, umherſchweifenden Luſt ertheilen könne? Nein, der ungeordnete Trieb zeugt keine Kinder der Liebe, wenn er gleich manches in ſich ſchließt, was auch zur Liebe, als ſolcher und in dieſer Rückſicht, weſentlich gehört. Wofern nur von der fyſiſchen Seite kein Mangel oder Fehler, ohne die Schuld des Menſchen, eintritt, ſo gedeihen gewiß ſolche Früchte, voll Schönheit, Kraft und Fülle, in dem mütterlichen Lande der ächten, ehelichen Liebe. Der beſagte Fall der Schwachheit oder der Uebereilung macht auch da keine Ausnahme; denn er gehört, genau betrachtet, unter dieſelbe Rubrik, wiewohl er in anderer Hinſicht, wegen des Schadens, den er öfters im Gedränge der äußern Schwierigkeiten anrichtet, die ſittliche Mißbilligung aufruft. Zwar mag auch die Wolluſt, wo ſie im Anfange mit vorzüglicher Kraft (von der fyſiſchen Seite) verbunden wirkt, zuweilen ein Produkt dieſer Art hervorbringen. Allein außerdem, daß ſie in der Folge noch mehr, ſelbſt auf dieſer Seite verderbt, iſt auch der Menſchheit mit großen, vorzüglichen Anlagen noch lange nicht gedient. Ohne die hinzukommende, zweckmäßige und moraliſchordnende Ausbildung — und wo bleibt hier dieſe gewöhnlich? — werden dieſelben nur in größerm Maße zerſtörend. Ueberdieß müßte dann ein ſolches

Produkt nicht sowohl ein Kind der Liebe als vielmehr der Leidenschaft heißen.

Gewiß ist der bloße Genuß, wie ihn auch immer die feine Sitte verschönern, oder der raisonnirende Verstand als das „einzig Reelle" empfehlen mag, des Menschen unwürdig. Aber es ist ein schöner Beweis von dem Adel der menschlichen Natur, daß in uns selbst das Thierische, der rohe, fysische Stoff durch das Sittliche erhöht und veredelt werden kann. Durch die sittliche Form wird dieser Stoff dem Menschen zugänglich. Und eben durch die Verbindung des Höhern und Niedern, oder (wenn diese Zusammenstellung erlaubt ist) des Göttlichen und des Thierischen in Eins entsteht eine schöne Reihe menschlicher Tugenden, Schamhaftigkeit, Sittsamkeit, Keuschheit — und dabey das holde Erröthen, der zarte jungfräuliche Blick, die Grazie der Unschuld. . . . Zwar stehen diese Tugenden, nach der Anlage des Geschlechts, dem Weibe mehr zu: allein sie dürfen wahrlich, im gehörigen Maße, auch dem Manne nicht fehlen. Und liegt ihm gleich, aus demselben Grunde, das Bewußtseyn des sinnlichen Triebes mehr nahe: so kann doch, nach der Empfindung, nach dem sittlichen Gefühle aller Edlern, der Mensch seiner Würde unbeschadet zu dieser Art von Genuß nur auf dem Wege der Liebe (nicht der Wollust) kommen, der Liebe, wo das Sittliche vordringt, und das Sinnliche nur wie von selbst sich anschließt — aber

dann

dann gerade um ſo mehr vergnügt, und (inſoweit und als Folge) die entzückendſte Wolluſt gewährt. So verbreitet das Moraliſche ſeine wohlthätige Kraft über das Fyſiſche, auf jeder Seite, wo es damit zuſammentrift; und die ächte, menſchenwürdige Liebe beſteht weſentlich aus zwey Theilen. Das Untere fließt ein, und wirkt, wiewohl ingeheim, ſchon in der erſten Regung nothwendig mit; das Höhere, Achtung, Wohlwollen u. ſ. w. (verbunden mit dem Ideale des Vollkommnen, welches nun die alles verſchönernde Fantaſie ſo leicht auf den geliebten Gegenſtand überträgt) muß heerſchen, oder im Bewußtſeyn vordringen. Wohl kommt auch Feuer, Leben und inſofern die Leidenſchaft hinzu. Allein dieſer Einfluß des Sinnlichen belebt nur die Flamme, ohne derſelben von ihrer Reinheit etwas zu benehmen. Alſo liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte, zwiſchen den zwey bekannten, auf dem Extrem ſchwebenden Meinungen, wovon die eine von der ſogenannten platoniſchen Liebe ſpricht, und die andere, nach Büffon, alle Liebe von dieſer Art eigentlich nur der Materie oder dem fyſiſchen Triebe zuſchreibt.

Allerdings hält die Liebe den hier beſchriebenen Gang nur bey den beſſern Menſchen: allein, was bey den ſchlechtern geſchieht, kann dem, was bey den beſſern wahr iſt, und was überall nach und nach völliger eintreffen kann und ſoll, keinen Abbruch thun. Eben dadurch, daß man dieſe ſchöne

Seite der geordneten Liebe noch öfters verkennt, wird auch jener zügellose Genuß, oder, obgleich seltener, eine gewisse — übermenschliche und in ihren Folgen selbst für den höchsten Zweck der Menschheit wieder nachtheilige — Schwärmerey begünstigt.

Auch erhellt aus dem Vorhergehenden, was an der Vorstellung sey, die man zuweilen selbst mit der Miene von höherer Kultur aufstellt: „einer feilen Dirne sich hingeben, das sey freylich niedrig, gemein, des Menschen unwürdig; aber dem Bedürfnisse des Herzens zu folgen, und sich z. B. ein Mädchen zu unterhalten, das gebildet ist, und das man wirklich liebt: dieß sey etwas anders!" Als ob ein wahrhaft gebildetes Mädchen sich zu so etwas verstände, oder die wahre Liebe ihrem Gegenstande eine solche Verbindung (auf diesem Fuße der Ungleichheit) auch nur zumuthen könnte! Kurz, die Idee enthält, wie blendend man sie auch darstellen mag, in den Augen desjenigen, welcher die menschliche Natur und das gegenseitige Verhältniß ihrer Anlagen kennt, einen baaren Widerspruch. Daher kommt es auch, daß eine solche Verbindung nicht dauert, wenn gleich selbst der Bessere, verleitet durch äußere Umstände, durch das schimmernde Beyspiel auf einer Seite, und durch den Schein von Bildung auf der andern u. s. w. sich einmal darauf einließ. Denn sie befriedigt keinen edlern Menschen; er wird ihrer bald müde, indem ein

ſchöneres Bedürfniß in ſeinem Herzen ſich regt: er entläßt dann noch eher das Mädchen, um es etwa vor noch tieferm Verfalle zu bewahren, mit einem „anſehnlichen Jahrgehalte“ (wie „Nordheim“, — verſteht ſich, wenn er eben ſo wohlhabend als dieſer iſt).

Es bleibt alſo dabey: nur in dem ehelichen Verhältniſſe — und in der geheimen Tendenz zu dieſem — findet ſich wahre Liebe; und das Band, welches durch Liebe geknüpft wird, iſt, wofern man ſich nicht unglücklicher Weiſe in dem Subjekte vergriff, unauflöslich. „Aber wer kann der Liebe gebieten, daß ſie fortdauere, oder auf einen Gegenſtand, auf eine Perſon, die uns in der Folge mächtiger anzieht, nicht übergehe? Die Liebe iſt ein Gefühl, eine Neigung; ihre Dauer hängt nicht von uns ab.“ Nicht unmittelbar, ja, aber doch mittelbar. O bewahre nur du den heiligen Funken der Sittlichkeit in deiner Seele, und ſiehe nach dieſem Leitſterne auch im Aeußern um dich her: dann wird, wofern du je wahrhaft liebteſt, auch deine Liebe fortdauern. —

Wo freylich ſolche halbwahre, ſofiſtiſche Grundſätze gelten, da muß die freye, umherſchweifende Luſt (vaga libido) auch in der äußern, poſitiven Markung des ehelichen Lebens immer zerrüttender wirken. Die Denkart und ſelbſt die Sprache der Menſchen wird dann unter der Firma des Konven-

zlos

zionellen, der Mode, des Wohlſtandes u. ſ. w. auf die ſonderbarſte Weiſe verkehrt. Dann heißt z. B. ein guter Ehemann, der jede Ausſchweifung duldet, wenn ſie nur im Ganzen noch mit einer gewiſſen äußern Delikateſſe behandelt wird. Und, was merkwürdig iſt, ſelbſt das Moraliſche muß hier mittelbarer Weiſe die Täuſchung und den verkehrten Sinn unterſtützen, weil nämlich „Eiferſucht" eine unmoraliſche und öfters lächerliche Seite darbietet. Leicht erſcheint nun das gerade Gegentheil, als Stärke, in einem beſſern Lichte; die äſthetiſche Anſicht ſiegt über die ſittliche. Ja man wagt es, eine „gute Ehe" diejenige zu nennen, wo mit dem heiligſten Verhältniſſe der Natur, ſo wie mit dem Namen der Freundſchaft, frey und unbefangen geſpielt wird. — Und im Gegenſatze mit den ſogenannten Ehen, welche die Liebe nicht ſchloß, und nur die äußere Sankzion feſthält (oder auch, weil der moraliſche Stumpfſinn, bey einem glänzenden Verſtande im Fyſiſchen, auch in der wahren Ehe nur dieß äußere Band wahrnimmt) nennt man die freye, ſchwankende Verbindung ein „Leben der Ehre", was, ſeinem eigentlichen, wiewohl verſteckten, Grunde und ſichtbar ſeinen Folgen nach, ein wahres Leben der Schande heißen müßte. So mächtig kann hier das Intellektuelle und das Aeſthetiſche täuſchen!

Nach dem lauten Zeugniſſe der Geſchichte und der Erfahrung, giebt es nichts, was das Wohl der

Menſch-

Menſchheit ſo in ſeinem innerſten Grunde angreift, zerſtört und vernichtet; nichts, was das moraliſche Verderben zugleich auf ſo vielen Seiten, und das durch, mehr oder weniger mittelbar, den tiefſten Verfall einer Nazion ſo ſtark herbeyzieht, als das herrſchende, raffinirte, bey den gebildetern Klaſſen eingeriſſene, und von dieſen immer weiter verbreitete Streben nach Genuß, und beſonders nach dem freyen, ſpielenden Genuſſe des andern Geſchlechts. Ein Blick auf Paris, wie man es da in dieſem Stücke beſonders unter den ſogenannten höhern Ständen trieb — wo eheliche Treue ein auffallendes Beyſpiel und der Gegenſtand eines faſt allgemeinen Spottes ward *) — und, was jeder Freund unſeres teutſchen Vaterlandes bedauern muß, auch ſchon ein Blick auf manche unſerer größern Städte, wo nämlich franzöſiſche Sitten und Sprache mehr einwirkten, und ſelbſt auf manche kleinere Reſidenz, kann das eben Geſagte hinlänglich beweiſen. Und in

*) Zum Beweiſe ſehe man, unter hunderten, Rouſſeau's Bekenntniſſe (die 2 letzten B.) oder die Confeſſions du Comte de*** von Düclos. Freylich ſind dieſe letztern ein Roman, aber leider nur der Form nach; denn der Stoff ward aus dem wirklichen Leben, aus der „Welt" genommen, oder aus dem, was täglich ſich ereignete, zuſammengeſetzt. Auch trägt das Teutſche „ein guter Ehemann", in dem bekannten Ton und Verſtande, ſeine franzöſiſche Abſtammung (bon mari) an der Stirne.

ſellſchaft ein Genüge gethan zu haben, und nun vollkommen berechtiget zu ſeyn, die natürliche Freyheit, welche mir meine Verbannung wieder gab, zum Vortheil meiner eigenen Glükſeligkeit anzuwenden. Ich beſchloß alſo den Vorſaz, welchen ich zu Delphi ſchon gefaßt hatte, nunmehr ins Werk zu ſezen, und die Quellen der morgenländiſchen Weisheit, die Magier, und die Gymnoſophiſten in Indien zu beſuchen, in deren geheiligten Einöden ich die wahren Gottheiten meiner Seele, die Weisheit und die Tugend, von denen, wie ich glaubte, nur unweſentliche Phantomen unter den übrigen Menſchen herumſchwärmten, zu finden hoffte.

Aber eh ich auf die Zufälle komme, durch welche ich an der Ausführung dieſes Vorhabens gehindert, und in Geſtalt eines Sclaven nach Smyrna gebracht wurde; muß ich mich meiner jungen Freundin wieder erinnern, die wir ſeit meiner Verſezung nach Athen aus dem Geſichte verlohren haben.

Achtes Capitel.

Agathon endigt ſeine Erzählung.

Die Veränderung, welche mit mir vorgieng, da ich aus den Haynen von Delphi auf den Schauplaz der geſchäftigen Welt, in das Getümmel einer volkreichen Stadt, in die unruhige Bewegungen einer zwiſchen

der

in eben dem Maße, als dieſe Jagd nach Luſt und Genuß fortwährt und ſich weiter ausbreitet, verliert ſich nun auch die feinere Sitte, nicht bloß dadurch, daß ſich die überhandnehmende Unſittlichkeit oder, was hier Eins iſt, die herrſchende Sinnlichkeit auch durch ihre Folgen im Aeußern, z. B. im verwilderten Blick oder in der Sprache und ſelbſt im Tone über gewiſſe Gegenſtände, natürlich abdrückt: ſondern das Raiſonnement kehrt ſich nun ſelbſt gegen die Regeln des Anſtandes, und ſo wie der Sinn für das Schöne (die Form) unter der Maſſe des (ſinnlichen) Stoffes erliegt, tritt das Urtheil „was natürlich iſt, iſt nicht ſchändlich" nebſt ſeiner Anwendung kühner hervor. Die Regeln des Anſtandes, oder wie man zuweilen nicht ganz richtig ſagt, des Wohlſtandes werden jetzt Feſſeln, die man ungerne duldet, und welche dann eben der vorherrſchende ſinnliche Trieb immer mehr abwirft. Was ſich Mde. R. in Yorik's Reiſen erlaubt, das ging wohl eben ſo unbefangen aus manchem ſchönen Munde; und über Dinge, welche den Anſtand noch von mehrern Seiten näher berühren, und die ſonſt dem glänzenden Schwätzer nur zu feinern Anſpielungen Stoff gaben, ward nun immer mehr im „natürlichen" Tone geſprochen. Selbſt der leichte Schleyer, welchen ſonſt die franzöſiſche Sprache über Dinge ſolcher Art breitete (und worauf man zuweilen, im Vergleiche mit andern Sprachen, nicht wenig ſtolz that) ward unvermerkt immer mehr weggezogen. Bey

dies

dieſem Gange der Kultur berühren ſich auch hier die Extreme wieder: die höhern Stände *) und die niedrigſten Volksklaſſen, ja ſogar ſolche Menſchen, die, obgleich in der äußern Sfäre des Staates, noch wie im Naturſtande leben. Eben die rohe, natürliche Sptache, welche hier gilt, ſchleicht ſich der Sache nach, und bloß im Tone noch mehr oder weniger modificirt, allmählig dort ein: ſo wie ſich, in Abſicht des freyen, umherſchweifenden Genuſſes, zwiſchen beyden eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. Nur in den gebildetern Mittelklaſſen blüht dann vorzüglich die ſchöne, moraliſche, mit Einem Worte, die eheliche Ordnung; und dabey findet ſich zugleich der beſſere, wahrhaft geſittete, wiewohl von dieſer oder jener Seite im Aeußern noch minder verfeinerte Ton. Leicht dringt aber das Gift des ſittlichen Verderbens, theils durch Nachahmung von oben, theils durch Berührung von unten — zumal bey der Abhängigkeit der ärmern Klaſſen von dem reichen und vornehmen Wollüſtlinge — allmählich auch mehr in die mittlern Stände ein; und es iſt klar, wie nun die annähernde Barbarey, in Anſehung der feinern Sitte, eben ſo den Fortſchritt und die Uebermacht des ſittlichen Verfalls, als dieſer jene, befördern müſſe. Werden dann, wie in Frankreich, zugleich ſo viele andern Bande gelöſ't; dann iſt es wohl kein Wunder, wenn der heilloſe Same, welcher

*) Achtung jedem Einzelnen, der ſich ausnimmt!

cher auf so vielen Seiten vor der Revoluzion ausgestreut und durch die geilen Ausflüsse einer sofistischen Politik, der in ihren Folgen höchst drückenden Verschwendung und der gröbsten Wollust begossen ward, während und nach der Revoluzion die schrecklichsten Früchte hervorbringt. Und wenn gleich die einzelnen schönen Züge, die sich z. B. in dem unvergeßlichen Feldzuge von 1796 noch an so manchem, besonders aus dem ehemaligen Mittelstande in der großen Verwilderung zeigten, dem Menschenfreunde sehr wohlthun, und seine Hoffnung des Bessern zum Wohle der Menschheit beleben: so dürfte er dennoch dem großen Schauspiele noch lange mit banger Seele, und vielleicht mehr mit dem Wunsche als der Hoffnung des Bessern, zuschauen.

Zum Behufe der höhern, sittlich geordneten und in ihrem Fortschritte wahrhaft beglückenden Kultur, wird demnach unter andern Mitteln gewiß auch dieses vorzüglich erfordert, daß der „Ehestand" (im reinen, und schönsten Sinne des Wortes) immer mehr in seiner erhabenen Würde, so wie in seinem wohlthätigen Einflusse auf das Beste der Menschheit, erkannt, geehrt und hervorgezogen werde *). Um dem Werth des ehelichen Lebens

nach

*) Es ist merkwürdig, daß selbst in der katholischen Kirche der Cölibat der Geistlichen nie allgemein eingeführt

nach Gebühr zu erheben, müſſe man zugleich das eheloſe, in welcher Form und auf welcher Seite es auch ſey, in ſeinem ſchändlichen oder widerrechtlichen Grunde und in ſeinen alles zerrüttenden Folgen *) darſtellen und, mit dem beſtrafenden Ton der

führt wurde; denn auch bey den unirten, folglich katholiſchen, Griechen ſind die Pfarrer verheyrathet. — Auch iſt es bekannt, daß eben dieſe Kirche die Ehe zu einem Sakramente erhob, ohne den eheloſen Stand ihrer Geiſtlichen je dafür zu erklären. Gleichwohl kommt dem (rohern, fanatiſchen) Vertheidiger des Cölibats, ſo oft von deſſen Aufhebung, von Ehe, Liebe u. dgl. die Rede iſt, immer zuerſt und bloß das „jus, quod natura omnia animalia docuit" in den Sinn. Natürlich! wie ſelbſt das Thieriſche in dem Menſchen geläutert und veredelt werden — und wie der Stoff, unter der ſittlichen Form gefaßt, auch dem Nachdenkenden ſo ganz anders erſcheinen könne: das faſſet der rohe, ungebildete Geiſtliche (der Pfaffe) ſo wenig als der Wüſtling, oder — als jener Bauer, der, katholiſch und verheyrathet, auf die Frage eines Reiſenden: „aber wär' es denn nicht beſſer, wenn euere Geiſtlichen auch verheyrathet wären?" die Antwort gab: „je, Herr, das wäre ja wild, wenn der Geiſtliche auch ſo . . . von ſeinem . . . Weib . . . herkäme, und dann Meſſe läſe?" der aber freylich verſtummte, als die zweyte Frage an ihn kam: „aber treibt denn ihr etwas Wildes?" —

*) Davon iſt freylich, aus einem wohlbegreiflich-n ſubjektiven Grunde, nicht jeder Politiker überzeugt. Als die

der Satyre oder des Ernſtes, enthüllen. Dabey laſſe man ſich die lächerliche oder wiorige Geſtalt, in

Gegner des Cölibats in der bekannten Epoche einer freylich nicht immer ganz reinen Aufklärung an Kaiſer Joſef II. (mit wahrer Achtung für ſeine übrigen, großen Verdienſte ſey das Folgende erzählt!) die wiederholte Vorſtellung um Aufhebung des Cölibats brachten: da gab der Monarch mit zürnender Sprache die Entſcheidung: „wenn nochmals ein Geiſtlicher mit dieſer Vorſtellung komme, ſo ſolle man ihn ohne weiters in den Narrenthurm ſperren.“ Da war eine Freude, ein Jubel bey den vorgedachten Freunden des Cölibats, bey allen Pfaffen! (denn die Humanität fordert, und ſelbſt das Geſetz der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der höhern Kultur verlangt es, daß man nur dem rohen, fanatiſchen, oder unſittlichen Geiſtlichen, bey der gegenwärtigen Bedeutung der Wörter, dieſen Namen ertheile) Als aber die Anekdote noch weiter bekannt machte, der Kaiſer habe ſich geäußert: „die Geſcheuten wiſſen ſich zu helfen, und die Dummen verdienens nicht;“ da war eben ſo viel Beyfall und Freude bey den — Wüſtlingen, in jeder Geſtalt; und mancher Politiker begriff das vollkommen. So leitet die unſittliche (oder auch nicht-ſittliche, bloß phyſiſche) Denkart immer auf Einen Punkt, wie verſchieden auch das Uebrige ſey, und wenn ſelbſt ein Extrem dem andern gegenüber ſtände — les Extremes ſe touchent —. Freylich entſchädigen ſich viele, wiewohl elend und, in moraliſcher Hinſicht, ſchrecklich genug, in dieſem Stande, bey ſolchen Verhältniſſen! Man muß in einem katholiſchen

Lande

in welcher die Ehe im wirklichen Leben ſo oft durch die Schuld der Menſchen erſcheint, nicht irre ma-

chen.

Lande gereiſet ſeyn, und da ſcharf beobachtet, oder ſonſt länaere Zeit verweilt haben, um auch durch das Abſcheuliche „ſi non caſte, ſaltem caute“ hindurchzuſehen, und das verwüſtende, ſittliche und foſiſche Verderben, welches hier der Cölibat mittelbar ſowohl als unmittelbar und auf ſo vielen Seiten anrichtet, wahrzunehmen. Aber der Beſſere, den ein früheres Schickſal in dieſen Stand warf, und der bey dem Bilde des Schönern, das in ihm lebt, und bey ſeiner moraliſchen Stimmung „um zu nützen, um ſich das Vertrauen, den Kanal ſeiner größern Wirkſamkeit zu erhalten“ jede Selbſthülfe, jede Entſchädigung dieſer Art muthig verſchmäht — dieſer wird immer zum Theil ein Opfer ſeines Standes, oder, nach Maßgabe der Umſtände, ſeiner ſchönern Pflicht. Doch wenn hin und wieder auch ein gutmüthiger, aber in ſeinen Ideen, wie in ſeinen Empfindungen beſchränkter Geiſtlicher enthaltſam lebt, und dabey leicht in ein rauhes oder finſteres Weſen verfällt: ſo hat jener, der Gebildetere, noch immer einige Mittel, um ſich wenigſtens zum Theile davor zu bewahren, indem er mit ſeinem Herzen und ſeiner Fantaſie an allem Schönern, was menſchlich iſt, in Büchern und im wirklichen Leben Theil nimmt. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes lernte auch ſolche Edlere kennen: aber er konnte ſich die Frage nicht verſagen: „was würden dieſe noch ſeyn und wirken, wenn ſie der holde Genius der Liebe und des Familienlebens, nach der Anlage des Schöpfers, noch ſtärkte? und was für Ehemänner, Väter, Erzieher wären gerade ſie zum Beſten der Menſchheit!“

chen. Eben der täuſchende Schein, welchen der Raiſonneur oder der Witzling daher auf den Eheſtand an ſich überträgt, muß zerſtreut werden. Und wie groß auch die Schwierigkeit ſey, welche hier in Anſehung der Wahl, des beſtändigen Zuſammenlebens und noch von ſo mancher andern Seite ſtatt findet; ſo muß uns jedoch dieſer Umſtand nur dazu antreiben, daß wir die Erforderniſſe, den Werth, die veredelnde Kraft und den von mehr als Einer Seite beglückenden Einfluß einer wahren Ehe um ſo ſtärker ins Licht ſetzen. Auch ſoll es keinen Beruf, keinen beſondern Zweig der menſchlichen Thätigkeit geben, über welchen die Ehe ihre ſchönen und reichen Segnungen nicht verbreiten könnte. Man bemerkt leicht, wie viel auch, in allen dieſen Rückſichten, von dem Beytrage der Schriftſteller abhange, und wie ſehr, mittelbarer Weiſe, eine richtigere Denkart hierin durch den Ton ihrer Schriften, durch die Tendenz ihres Geiſtes und durch ihre Darſtellungsart befördert oder gehindert werden könne.

Im Januar-Stücke der Deutſch. Monatsſchrift 1797 (S. 75) hat ſich ein Kantianer den Umſtand, daß Kant unverheyrathet blieb, auf folgende Weiſe zu erklären geſucht: „Kants Raiſonnement war ohne Zweifel (?) dieſes: du kannſt dem Menſchengeſchlechte durch deine Vernunft auf eine eminente Weiſe nützlich ſeyn *); es

*) Ob der groſe Filoſof, der bekanntlich auch einer der ed-

es iſt alſo deine Pflicht es zu ſeyn. Es iſt alſo auch Pflicht, Alles zu entfernen, was dich daran hindern, oder dir die Ausführung wohl gar unmöglich machen konnte, ſollte es dir auch Aufopferungen koſten. Die Ehe iſt ein großes Hinderniß zu filoſofiren (!). Man verdirbt entweder die Filoſofie durch die Ehe, oder die Ehe durch die Filoſofie. Du wirſt dich alſo entſchließen müſſen, unverheyrathet zu bleiben." Alſo: die Filoſofie verderbt die Ehe, oder die Ehe die Filoſofie. Wehe dann der Ehe oder der Filoſofie! Jedoch, ſie vertragen ſich beyde wohl mit einander. Abgeſehen von dem tiefern Grunde, vermöge deſſen die vollkommenſte Ausbildung der Menſchheit in beyden Geſchlechtern auf ihr gegenſeitiges Verhältniß berechnet ſeyn dürfte: ſollte die Liebe nicht auch das Herz des Filoſofen beleben, und ihn im Kreiſe ſeiner Pflicht ſtärken und ermuntern können? Und wiewohl die Befriedigung des ſyſiſchen Triebes nur auf dem Wege der Liebe, wie von ſelbſt, erfolgen muß; ſo giebt es doch, nach dieſer Vorausſetzung, auch hier zwey Extreme: „unordentliche Befriedigung" und „keine Befriedigung". Die „ordentliche" Befriedigung liegt nun, wie Wahrheit und Tugend, in der Mitte. Demnach iſt die Ehe auch von dieſer Seite der Natur des Menſchen als ſolchen, folglich jedem beſonderen

edlern Menſchen (alſo gewiß auch beſcheiden) iſt, je ſo von ſich dachte?

dern Zweige der ächten, menſchenwürdigen Thätigkeit, angemeſſen; und es iſt klar, daß alles, was man von beſonderer Kraft im eheloſen Stande und von dem Leben einzelner Männer ſagt, nur im Vergleiche mit einer ſittlich ſchlechten, oder ſyſiſch mangelhaften, Ehe treffen könne. Hierzu kommt drittens die mildere, erquickende Thätigkeit, die Abwechslung, und die ſchöne Erholung im Zirkel der Familie *).

Auch das Aeſthetiſche kann ſich hier, neben dem Raiſonnement oder dem ſyſiſchen Begriffe, vordrängen. Hr. Dr. Jeniſch hat in ſeinem äſthetiſch-moraliſchen Verſuch über Wilhelm Meiſters Lehrjahre mehrere ſehr gute und feine Bemerkungen; was ſoll man aber denken, wenn er (S. 124) über Filineus „ich wollte, daß man die Kinder, wie die Früchte von den Bäumen ſchütteln" folgendermaßen kommentirt: „Jedes Weib, welches, ſeys nun mit, ſeys gegen Konvenienz

*) Die Urſache, warum Kant nicht heyrathete, iſt übrigen eine ganz andre: „Da ich eine Frau brauchen konnte, konnt' ich keine nähren; und da ich eine nähren konnte, konnt' ich keine mehr brauchen" ſagte der ehrwürdige Greis lächelnd im Geſpräche einem Reiſenden, einem ſehr würdigen Manne, aus deſſen Munde mir dieſe Aeußerung bekannt ward. — Man weiß, daß Kant erſt unter dem letztverſtorbenen König eine beträchtliche Zulage erhielt. — S. Reinhold u. Fichte ſind Muſter guter Ehemänner. B.

nlenz der Welt, ein Kind hat, ſtellt uns dadurch gleichſam ein ſichtbares Unterpfand ſinnlichen Liebesgenuſſes vor Augen; denn der Uebergang der Seele von der Wirkung, und wäre dieſe die heilſamſte, die ſchönſte, die erhabenſte, zu ihrer Urſache iſt hier, ſo wie überall, ſehr natürlich. Dagegen hat jede verheyrathete Dame, die ohne Kinder iſt, und immer war, ein — ich weiß nicht was — leichtes, luftiges, ätheriſches. Denn wenn wir ſie uns gleich, eben wegen der Rechte einer verheyratheten Frau, keineswegs als in dem Liebesgenuß unerfahren denken können: ſo liebt (flieht?) doch die Seele, die grade hier ſo gern verſchleyern mag, jede aufſpringende Erinnerung an Dinge dieſer Art: und eine Erinnerung dieſer Art iſt allemal ein Kind, und wäre es das ſchönſte, das liebenswürdigſte, das hoffnungsvollſte." Eine ſo — auffallende Stelle verdiente wohl eine beſondre Auszeichnung. Allerdings zeigt ſich hier, bald von der äſthetiſchen bald von der intellektuellen Seite, etwas Wahres: nur fürchte ich, die moraliſche iſt dabey um ſo weniger ſichtbar, oder nicht ſo, wie man der menſchlichen Anlage, der Natur und inſofern der Wahrheit gemäß wünſchen möchte, hervorſtechend. Es ſey mir erlaubt, auch ein paar Bemerkungen oder Empfindungen über dieſen Gegenſtand beyzufügen.

„Das Leichte, Luftige, Aetheriſche" iſt unläugbar, wo und ſo lange der Eindruck des Aeſthetiſchen,

der Democratie und Ariſtocratie hin und her treibenden Republik, und in das moraliſche Chaos der bürgerlichen Geſellſchaft, worinn Leidenſchaften mit Leidenſchaften, Abſichten mit Abſichten, in einem allgemeinen und ewigen Streit gegen einander rennen, und unter dem unharmoniſchen Zuſammenſtoß unförmlicher Mißgeſtalten, nichts beſtändiges, noch gewiſſes iſt, nichts das iſt, was es ſcheint, noch die Geſtalt behält die es hat. -- Dieſe Veränderung war ſo groß, daß ich ihre Wirkung, auf mein Gemüth durch nichts anders zu bezeichnen weiß, als durch die Vergleichung mit der Betäubung, worinn nach meinem Freunde, Plato, unſre Seele eine Zeit lang, von ſich ſelbſt entfremdet, liegen bleibt, nachdem ſie aus dem Ocean des reinen urſprünglichen Lichts, der die überhimmliſchen Räume erfüllet, plözlich in den Schlamm des groben irdiſchen Stoffes heruntergeſtürzt worden iſt. Die Menge der neuen Gegenſtände, welche von allen Seiten auf mich eindrang, verſchlang die Erinnerung derjenigen, welche mich ſo viele Jahre umgeben hatten; und zulezt hatte ich faſt Mühe, mich ſelbſt zu überreden, daß ich eben derjenige ſey, der im Tempel zu Delphi den Fremden die Merkwürdigkeiten deſſelben gewieſen und erklärt hatte. So gar das Andenken meiner geliebten Pſyche wurde eine Zeit lang von dieſem Nebel, der meine Seele umzog, verdunkelt; allein dieſes dauerte nur ſo lange, bis ich des neuen Elements, worinn ich izt lebte, gewohnt worden war; denn da vermißte ich ihre Gegenwart deſto lebhafter wieder, je gröſſer

ſchen, die ſpielende Vorſtellung des Feinen und Artigen überwiegt: hier und inſofern iſt das, was Hr. J. ſagt, vollkommen wahr, reine Naturbeſchreibung, nämlich von dieſer (äſthetiſchen) Seite, und in Beziehung auf ſolche Menſchen, bey denen dieſelbe mehr entwickelt iſt, oder im einzelnen Momente der Empfindung und des Urtheils eben vordringt. Dieſen kann und muß eine kinderloſe, und zugleich gebildete Frau ſo leicht und ätheriſch vorkommen. Wo aber der teleologiſche Begriff (vom Naturzwecke der Ehe) zum Grunde liegt, indem zugleich der Stoff ſich, unter der moraliſchen Form, ſo ganz anders darſtellt: erſcheint da nicht eine kinderloſe Ehe unnatürlich und — beynahe eckelhaft? Ja, drängt ſich nicht gegen ſolche Ehegatten leicht eine gewiſſe Verachtung hinzu? Und müſſen wir nicht, um uns dieſer letztern zu erwehren, annehmen, daß ſie in der Sache unſchuldig ſeyen? Kennen wir ſie aber ſonſt als moraliſche Menſchen: wie innig löſt ſich dann die Empfindung in eine Art von Mitleiden auf! — Dagegen hat eine mit Kindern beglückte Ehe, mit Einem Worte, eine Familie, etwas Ehrwürdiges für uns, um ſo mehr, je größer die Zahl der Kinder iſt, wofern uns nur ſonſt überall keine Spur des Unſittlichen auffällt, und die Theilnehmung ſtört. Und weit entfernt, daß ein ſchönes, hoffnungsvolles Kind uns an den ſyſiſchen Genuß erinnern könnte, breitet es vielmehr einen ſchönen, moraliſchen Schleyer

darüber; es wird ein ſichtbares Unterpfand des ächten, menſchenwürdigen Genuſſes. Alles erſcheint uns dann in einem höhern Lichte, ſelbſt das Kind am Buſen einer Madonne! Wem käme da das Fyſiſche als ſolches auch nur in den Sinn? Daher auch der ſchöne Begriff von der „Mütterlichkeit", die aus der „Jungfräulichkeit", wie die Frucht aus der Bluthe, ſich entwickelt, und mit der eben dieſelbe öfters noch ſo lange, auch im Aeußern ſichtbar, fortblühet.

Aber der Zuſammenhang zwiſchen Wirkung und Urſache? — iſt wahr, iſt natürlich. Aber das Moraliſche hat auch hier über die (fyſiſche) Natur Gewalt. Indem der ſittliche Genuß vorherrſcht, und dadurch ſelbſt die Fantaſie gebildet und verſchönert wird, kann der theoretiſche und, inwiefern er das Moraliſche an ſich gar nicht berührt, fyſiſcher Begriff der Kauſalität nicht mehr vordringen. Sey es, daß er ſich dem Nachdenken noch zuweilen beſonders darbiete: der Beſſere wird ihn als des Menſchen unwürdig abweiſen, wo er ſich nicht etwa berufsmäßig mit der Erforſchung des Natürlichen an dieſer Einrichtung beſchäftigt. Und ſo tief ward der Keim der Schamhaftigkeit, Keuſchheit, kurz, des Gefühls der Menſchenwürde im Gegenſatz mit dem bloßen Thiere, in unſer Weſen geſenkt, daß auch der Fyſiker, der Anatomiker — außer jenem Berufe, ja ſelbſt die Eheleute, wofern ſie nur moraliſch gebildete Menſchen ſind, ſich mit dem

Fysischen der Sache weder in Gedanken noch im Gespräche befassen kennen, wie bekannt es ihnen auf den genannten Wegen, der Liebe oder des Forschens, auch seyn mag. Daraus erklärt sich auch die Fortdauer des schönen, natürlichen (nicht erkünstelten) Erröthens, selbst in der Ehe, bey dieser sittlichen Stimmung. Welch ein wunderbares Wesen ist der Mensch! So mächtig und dabey so fein und zart kann in ihm die sittliche Form über den rohesten Stoff herrschen. Gewiß, wenn es auf einer Seite in der moralischen Reflexion sonderbar und fast widrig auffällt, daß die beginnende Existenz eines Wesens, wie der Mensch ist, an eine so grobsinnliche Bedingung geknüpft werden konnte: so erscheint auf der andern eben diese Einrichtung, indem sie bey den übrigen Anlagen der Menschheit eine so reiche Quelle schöner Gefuhle und Tugenden begründet, zweckmäßig schön und erhaben.

Noch findet sich, unmittelbar nach der angeführten Stelle, auch dort die Bemerkung, daß „die Natur an die Vater- und Muttergefuhle einen wesentlichen Theil unserer menschlichen Entwickelung geknüpft" habe. Aber diese Aeußerung wird nun, wie ich besorge, dem halbgebildeten Witzlinge, dem feinern Raisonneur zu schwermüthig oder zu — metafysisch vorkommen, nachdem das „leichte, luftige" in der vorhergehenden Stelle seiner Erfahrung und, wie natürlich, seinen Empfindungen so trefflich zugesagt, und ihm vielleicht

gar

gar zu neuen Bon-mots, oder zu einem ſchimmernden Raiſonnement Stoff geliefert hat. Denn es verdient bemerkt zu werden, wie gerne ſich das Aeſthetiſche auch mit dem Raiſonnement einigt; und iſt nicht dieß eine Seite, wo ſich die Vernunft bey unſern weſtlichen Nachbarn vorzüglich ausbildete? —

Wer bey einem zartern moraliſchen Gefühle den ſittlichen Punkt überall wohl im Auge behält, dem kann und muß wohl jeder äußerliche Genuß, wie ſehr ihn auch die äußere Umgebung verziere, widrig und ſogar — eckelhaft vorkommen, wenn er gleich ſonſt für das Aeſthetiſche, und ſelbſt für die Liebe in ihrem ganzen Umfange Sinn hat. Und man dürfte allerdings wünſchen, daß allen Wohldenkenden, die zumal im Felde der ſchönen Literatur arbeiten, ſich dahin vereinigen möchten, dieſe Empfindung und dieſe Denkweiſe immer mehr zu verbreiten.

Sollte Schönheit, ſollten Grazien und Amoretten nur in Paſos Haynen gedeihen, und nicht eben ſowohl, oder mehr noch und mit eignem Gewinne, der Venus Urania, der ächten, menſchenwürdigen Liebe und hiermit dem höchſten, dem einzigen und inſofern alles beſtimmenden Zwecke der Menſchheit (der Moralität) dienen können? Die Schönheit ſteht zwiſchen der Sinnlichkeit und der Sittlichkeit in der Mitte, und iſt mit

beyd

beyden verwandt. Das Sinnliche iſt aber ſo wenig an ſich böſe, daß es ſogar mittelbar, inſofern es der Form des Schönen empfänglich iſt, ein Bild des Sittlichen darſtellen kann, z. B. als ſchöne Natur. Und was iſt das unnennbare Etwas, das auf den Wangen eines ſchönen und zugleich unſchuldigen Mädchens blüht, das jedem reinen Auge wohlthut, und zuweilen ſelbſt den leichtfertigern Lüſtling ſo vorzüglich, ſo innig und ſonderbar rührt? — Aus dem Schooße der Schönheit allein gehet, wie bekannt, keine Grazie hervor: es wird dazu Anmuth, Geiſt und Leben erfordert; aber ohne alle (körperliche) Schönheit hat auch niemals eine Grazie geblüht. Doch, bey dem Menſchen gehört noch Eines weſentlich dazu: der Ausdruck des Sittlichen, des Reinen, Unſchuldigen, mit Einem Worte, des „Jungfräulichen", und dabey der Ausdruck von Güte und Wohlwollen, von innerer Harmonie. Dieß iſt es, was, das übrige in gehörigem Maße vorausgeſetzt, die „ſittliche Grazie" genannt werden kann: ohne ſie iſt alles andre, Schönheit und Geiſt, Munterkeit und Leben, das reizende Spiel der Augen, Mienen und Gebehrden, kurz alles, was man intereſſant oder – pikant nennen mag, nur ein luftiges vorüberziehendes Wolkengebilde und für das zartere, durchſchauende Auge des wahren Kenners mehr beleidigend als wohlthätig. Dagegen ertheilt die ſittliche Grazie, das Uebrige gleichgeſetzt, auch dem Aeußern, Körperlichen mehr Leben und Dauer.

Und

Und wenn die Farbe erbleicht, wenn die Schönheit nach dem Geſetze der Natur ſich allmählig verliert; ſo blickt jene noch durch, und ein freundliches Abendroth erſcheint noch am Horizonte des Lebens.

„Von jeher war der Weisheit Amt, die Schönheit
„Mit Geiſt zu ſchmücken, und ihr ein Gefolge
„Von Grazien zu geben, die die Tugend
„Gefahr, und die nicht mit den Wangen welken."

(Wieland's ſ. W. Suppl. B. 4. S. 5.)

Es fehlt uns nicht an mehrern, ſehr ſchönen und treffenden Schilderungen der ächten Liebe. Man erinnere ſich z. B. nur an einige neuere von Aug. Lafontaine, oder von Jean Paul. — Und wem, der nach einer ſolchen Darſtellung des ehelichen Lebens ſich umſähe, dränge ſich nicht die Erinnerung an die Geſchichte des Filoſofen Daniſchmend mit lieblicher Gewalt auf? — Möge die Zahl ſolcher Schriften im Felde des Schönen zunehmen, und möge ſich auch dort immer weniger (wie z. B. auf der letzten Seite des Quintus Fixlein) eine kleine moraliſche Diſſonanz finden! Der humane, um ſich ſchauende Genius der Weisheit müſſe über das Einzelne, wie über das Ganze, wachen. Am rechten Orte und auf die rechte Art kann ſich der Schatten noch immer neben dem Lichte einfinden. — Solche Romane (denn was ſchadet auch, wenigſtens im Sinne des Beſſern, da oder dort eine kleine Diſſonanz, wo der Grundton

des

des Ganzen ſo ſtark für das Schöne und Gute ſpricht?) ſolche Gemählde der Liebe und des menſchlichen Lebens ſind auch für die — reifere Jugend, wenn ſie nur das Ernſthaftere damit verbindet, eine ſehr paſſende und wohlthätige Lektüre, das beſte Mittel, die ſicherſte Schutzwehr gegen die Wolluſt! Denn was die Fantaſie ſo, wie dieſe Schriften, verſchönert, und den Sinn für das Beſſere belebt: das macht in eben dem Grade den bloßen Genuß, das Fyſiſche als ſolches, trotz aller äußern Schminke, häßlich, widrig und zurückſtoßend *).

Käme es auch dahin, daß man die Kunſt und allen Zauber der Darſtellung immer mehr auf die ächte, menſchenwürdige Liebe (im beſagten Verhältniſſe und in der geheimen Tendenz dazu) einſchränkte;

*) Davon läßt ſich freylich der rohere, fanatiſche Eiferer nichts träumen: dem in ſeiner Definizion iſt jeder Roman und jede Schrift, die vom Liebe handelt — ſelbſt die Agnes von Lilien, und das ſchöne Bild der Reſtanazion der Frau v. La Roche — „ein Buch, das abſichtlich (ex profeſſo) von ſchmutzigen Dingen handelt", ſo wie auf der andern Seite der gewandtere Küſtling darin nur „übertriebenes Zeug, ſchwärmeriſche Gefühle" u. dgl. entdeckt. So treffen dieſe zwey ſonderbaren und ſonſt ſo heterogenen Auswüchſe der Menſchheit (Wüſtlinge und Pfaffen) wieder darin zuſammen, daß ſie das Schöne und Gute gleich ſtark verkennen.

te; so litte darum das ästhetische Feld keine Beschränkung: was ihm auf der einen Seite entzogen wurde, das wüchse ihm auf der andern zu. Die erste Liebe, diese zarte Blüthe der unverdorbenen Menschheit, die zugleich den Sinn für alles Schöne, Gute und Große so mächtig erweckt, erhöhet und belebt, bliebe noch immer ein gelegener Stoff für den Freund der schönen Darstellung. Aber nie würde dieser die Linie verkennen, die er nicht überschreiten dürfte, ohne statt der Liebe Wollust zu schildern, und folglich dem Gegenstande, den er sich gewählt hätte, selbst untreu zu werden. Nie würde er den Zeitpunkt übersehen, wo diese Liebe selbst ohne weitere Schritte nicht dauern kann, noch soll. Und ginge er dann mit ihr, früher oder später, in jene sittlich bestimmte Sfäre hinüber, so dürften ihn auch hier die Grazien nicht verlassen: Liebe böte noch immer den reizenden Stoff dar, welchen sie verschönern, schmücken und ausbilden konnten. Zwar jener Wechsel im Felde der Galanterie, und alle die bunten Farben und Zaubergestalten, die ihn umgeben und begleiten, fielen hier weg. Dafür käme nun aber der sittliche Antheil. Die Mäßigung würde dem Ueberdrusse vorbeugen, und die Freundschaft, von dem sanftern, aber nie erlöschenden Feuer der Liebe beseelt, würde vermittelst der tausend kleinen Züge und Wendungen, womit sie wohlthut und erfreut, spannt und befriedigt, aufhält und überrascht — jeden Reiz der Abwechslung übertreffen. Dazu kämen die

schö-

ſchönen, nachwachſenden Pflanzen der Liebe, dieſe holden Bilder der Grazien, ihr Blick, ihre Mienen, ihre muntern Spiele im häuslichen Bezirke, die allmählige Entwicklung ihrer Kräfte, die naiven Züge und Aeußerungen, oft frühe ſchon mit dem Bilde der Grazien, des Geiſtes, und ſelbſt mit den erſten Funken des Sittlichen bezeichnet, und dann die Freude des Vaters, die herzliche Theilnehmung der Mutter, und die ſchöne, mannigfaltige Thätigkeit im Kreiſe der Familie. Gäbe es, wie natürlich und zweckmäßig für die moraliſche Veredlung des Menſchen, auch Leiden, Mißtöne, kleine oder größere Sorgen: ſo würden ſich auch dieſe vermittelſt der ſittlichen Stimmung, die im Ganzen lebte, in Harmonie, in Freude und größeres Wohlſeyn auflöſen. Wie viel Stoff zur ſchönen, äſthetiſchen Behandlung!

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Ein paar Mutter-Gedichte.

(Aus den hinterlaßnen Papiern der Maria Muloch.)

(Vergl. Oktoberſtück S. 138.)

Nachricht.

Die meiſten Gedichte und kleinen proſaiſchen Aufſätze der Verfaſſerin laſſen ſich in kleine Kreiſe, oder beſſer

beſſer in Kränze ordnen, wie ſie denn auch durchs Entſtehen ſelbſt größtentheils ſo geordnet waren. Außer dieſer Reihe ſind manche einzelne Stücke (als Fortſetzungen) weniger verſtändlich. Auch dieſe Mutter-Gedichte bilden einen Kranz; doch fehlen ihnen hier die beyden Anfangs-Stücke, die bereits in der erſten Nachleſe (ſiehe Munch's Schriften Zweytes Bändchen, Görlitz bey Anton 1799. Seite 422 und 424) abgedruckt ſind.

Namenwahl *).

1795.

1.

Gieb dem Mädlein einen bekannten Namen;
Laß es Luiſe oder Maria heißen!
Wie viel Schönes und Gutes läßt ſich oftmals
Bey dem eignen Namen dem Kind erzählen,
Wenn viel gute Menſchen ihn auch einſt führten:
Denn die böſen wollen wir gern vergeſſen! —

2.

Humana wär ein ſchöner Name,
Doch hat ihn niemand noch geführt **).

Laßt

*) Die Wahl des Namens für das neu gebohrne Kind iſt immer eine wichtige Eheſtands-Seſſion. Die Einſ.

**) Es war der Vorſchlag geſchehen, eine von den Töchtern der Verfaſſerin Humana zu nennen.

das Leere, war, welches die Beschäftigungen und selbst die Ergözungen meiner neuen Lebensart in meinem Herzen liessen. Die Schauspiele, die Gastmäler, die Tänze, die Musikübungen, konnten mir jene seligen Nächte nicht ersezen, die ich in den Entzükungen einer zauberischen Schwärmerey, an ihrer Seite zugebracht hatte. Aber, so groß auch meine Sehnsucht nach diesen verlohrnen Freuden war, so beunruhigte mich doch die Vorstellung des unglüklichen Zustands noch weit mehr, worein die rachbegierige Eifersucht der Pythia sie vermuthlich versezt hatte. Den Ort ihres Aufenthalts ausfündig zu machen, schien beynahe eine Unmöglichkeit; denn entweder hatte die Priesterin sie (fern genug von Delphi, um uns alle Hofnung des Wiedersehens zu benehmen,) verkaufen, oder gar an irgend einer entlegnen barbarischen Küste aussezen und dem Zufall Preiß geben lassen. Allein da der Liebe nichts unmöglich ist, so gab ich auch die Hofnung nicht auf, meine Psyche wieder zu bekommen. Ich beiud alle meine Freunde, alle Fremden, die nach Athen kamen, alle Kaufleute, Reisende und Seefahrer mit dem Auftrag, sich allenthalben, wohin sie kämen, nach ihr zu erkundigen; und damit sie weniger verfehlt werden könnte, ließ ich eine unzählige Menge Copeyen ihres Bildnisses machen, das ich selbst, oder vielmehr der Gott der Liebe mit meiner Hand, in der vollkommensten Aehnlichkeit, nach dem gegenwärtigen Original, gezeichnet hatte, da wir noch in Delphi waren; und diese Copeyen theilte ich unter alle

diese-

Laßt uns das Kindlein christlich wohl erziehn,
So bleibt es wahrlich auch ein lieber Mensch.

3.

Einen geschichtlich guten Namen,
Wobey sich viel Gutes erzählen läßt,
Am besten von lieben Verwandten,
Oder von Freunden entlehnt, —
Einen Namen
Der auch dem Nachbar nicht fremd ist,
Leicht zu sprechen, und wenn man tändelnd
Oder schmeichelnd ihn etwa umgestaltet,
Noch wohlklingend, — diesen wähle mir aus!
Das nenn' ich einen schönen Namen! —

Thränen.
1795.

1.

Weine du immer, mein Kindlein, diese friedlichen Thränen!
Heiter ist dir das Auge.
Dank sey dem Himmel, du weinest vor Krankheit nicht.
Weine das Mißgefühl der jungen gefesselten Seele,
Dumpfe Sehnsucht des Herzens,
Weine sie ruhig am Busen der Mutter aus!

Auch dies Weinen
Ist ein Glück der Jugend!

Du

Du weißt nicht was dir fehlet;
Es rinnet, was dich quälet,
Dein dumpfgefühltes Sehnen
Nach ungebundnem Seyn
Dahin in leisen Thränen,
Und ruhig schläfst du ein! —

2.

Wir auch weinen
Tausend Thränen;
Doch sie mehren
Unser Sehnen:
Ruhig weinen wir uns nicht!

Wir bedenken
Was uns fehlet;
Wir berechnen
Was uns quälet;
Wir verstehn, was uns gebricht!
Ruhig weinen wir uns nicht!

3.

Unser Trost ist, daß wir trösten können!
Wenn die geliebten Kleinen
Ihres Herzens erste Empfindung weinen,
Lächeln wir mit nassem Auge
Mitempfindend ihnen zu;
Singen dann in leisen Tönen,
Harmonirend ihren Thränen.
Unserm eignem Geist Erquickung,
Und dem Kindes-Herzen Ruh!

4.

(Nach Betrachtung eines Marienbildes).

— ∪ — ∪ — ∪, — ∪ — ∪ — ∪
∪∪ ∪∪ ∪∪

Holde, menſchliche Mutter dieſes Götterknaben,
Sahest du nimmer im Auge deines ſchönen Kindes
Jene menſchliche Thräne, welche die Ahnung weinet,
Und die hoffende Sehnſucht aus dem beklommnen Leben,
Die am mildeſten fließet, wenn wir uns glücklich fühlen? —

Haſt du nimmer empfunden dieſe Mutterwonne,
Solche Thränen zu ſtillen deinem geliebten Sohne? —
Weint er nimmer nach Tröſtung, die von deinen Lippen
Fließen ihm möcht' in die Seele — in die geliebte Seele! —

Holde, menſchliche Mutter mit dem Götterkinde,
Blickſt du darum ſo ſchweigend, blickeſt ſo einſam nieder,
Du mit dem weichen Antlitz, weichen Auge der Sehnſucht,
Weil der himmliſche Knabe, ſelig in Götter-Ruhe,
Deines irdiſchen Troſtes nicht zu bedürfen ſcheinet? —

Ach, ſo ging dir ſchon damals, als du ihm noch in Arme
Trugeſt, ein Schwert durch den Buſen! Ach ſo warſt du Gute,

Die

Dieſen Säugling am Herzen, eine verwaißte Mutter,
Fühlteſt dich deines Sohnes Wärterin nur und
Amme, —
Ach, und wußteſt, voll Liebe, nicht wie Du lieben
könnteſt! —

Welche Freuden des Himmels lohnen Dich, bange
Mutter:
Jungfrau, daß du hienieden alſo Mutter wareſt?

5.

Thränen, ihr Menſchen, vereinen uns höher,
Edler denn Lachen und Scherzen der Freude!
Lachen gehöret der Erde,
Und vereint für die Erde nur! —

Aber wenn im ſchönſten Blumenthale
Eines ſtillen, heitern Erdenlebens,
Unter Bäumen, die mit Früchten prangen,
Freund und Freund ſich beide einſam finden
Und hinweg von Blumen und von Früchten
Sehnend blicken nach dem Sternen-Himmel,
Und der Strahl der weit entlegnen Sterne
Niederkömmt, und in den Thränen glänzet,
Die im ofnen Auge ſchweigend ſtehn: —

Dann umarmen wir uns mit Aetherarmen,
Und im ſeligen Schmerze hoher Sehnſucht
Grüßet ſich Seel' und Seel', in Thränen-Düfte
Löſet ſich auf das Herz und ſchwebt zum Himmel,

Und die Geiſter ſchließen ein heilig Bündniß,
Dort ſich wieder zu finden, ſo feſt und ſicher,
Wie man ſich hier bey einem kurzen Ausgang
Wiederkommen verſpricht nach Einer Stunde.

Aber dennoch werden wir nicht ruhig,
Und der Himmel macht die Welt beklommen!

Sey uns wieder gegrüßt, du Thal der irdiſchen Freuden,
Und du Gärtchen darin, welches man Häuslichkeit nennt! —
Feyerlich groß war der Abend, die Erde verſank uns in Schatten,
Dieſe Dunkelheit hob uns zu den Sternen empor! —
Lachende Morgenſtunde, du haſt die trauliche Erde
Schön verkläret, und gern weilen wir noch auf der Welt! —

O ihr Spiele
Der geliebten Kinder
Unter den Blumen des Lebens,
Haltet den ſehnenden Geiſt
Mit unſcherzenden Banden
Unter den Blumen zurück!
Du Fruchtbaum, den wir gepflanzet,
Auf uns zu neuer Pfleg', und gieb uns fröliche Arbeit! —

Thränen, ihr Menſchen, vereinen uns höher,
Edler, als Lachen und Scherzen der Freude;
Aber wir leben auf Erden
Und dies Leben will frohen Muth! —

IV.

Künſte.

Ueber

Naumanns Kompoſizion

des

Klopſtockiſchen Pſalms

und

ſeine zweite Aufführung in Dresden.

(Auszug aus einem Briefe. Dresden d. 31 Oktobr. 1799.)

Vielleicht wird es Ihnen intereſſant ſeyn, etwas über Naumanns Kompoſizion des Klopſtockſchen Pſalms — das Vaterunſer, zu leſen. Ich kann

*) Es läßt ſich von den Leſern dieſer Monatſchrift von ſelbſt vorausſetzen, daß ſie die neue in jedem Sinne des Worts vollendete Ausgabe der Klopſtockiſchen Oden bey der

dieß vielleicht um so mehr, da ich den Genuß gehabt habe, dieß interessante Werk der Künste einigemahl in seiner

der Hand haben, und, ehe sie diese Nachricht lesen, vorher den Psalm selbst (Th. 2. S. 114. nach der Quartausgabe) mit jenem stillen, frommen Sinn, den der erhabene Dichter dabey angewandt wissen will, auffassen werden. Die Urtheile über die alles erschöpfende Naumannische Komposizion fielen zwar im Einzelnen sehr verschieden aus, so daß vielleicht gerade um dieser Verschiedenheit willen auch die musikalische Zeitung darüber bis jezt nichts bekannt machte; aber im Ganzen war doch nur Eine Stimme des dankbaren Entzückens darüber. Daß ein jeder immer nach seiner individuellen Stimmung sich durch diese oder jene Stelle mehr ergriffen fühlte, versteht sich von selbst. Dieß wird in einem Briefe sehr gut durch Beispiele erläutert. „Gestern noch sprachen einige Laien über das Vaterunser. Eine Person sagte — „Mich hat nichts so erschüttert und tief bewegt als die flehentliche Bitte: vergieb — vergieb — vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! — Die Töne die da mit einander wechseln, greifen tief ans Herz und machen einen so mild, daß man innig zum Vergeben geneigt ist!" Ein anderer erwiederte — „Die Stelle ist sehr schön, aber weil ich recht gern verzeihe, und Gott das vollkommenste Wesen ist, dem, wenn man es redlich meint, das Vergeben sehr leicht seyn muß, so hat mich diese Stelle nicht viel mehr als alle andre bewegt; ganz anders war es bey der: einige krümmen sich durch Einöden — Da wurde mir doch so, daß ich sagen mußte,

seiner Entstehung, in Naumanns Hause zu hören, und dann auch der letzten seelenerhebenden öffentlichen Aufführung beyzuwohnen. Auch wurde das Vergnügen mein, diesen bescheidenen und kenntnißvollen Künstler über den Gang seines Geistes bey der Kompesizion sprechen zu hören, und mit Belehrung für mich auf das zu merken, was er dabey über den Werth der teutschen Sprache, für den denkenden Tonkünstler, und für den erhabenen herzrührenden Gesang sagte: und was er auch sonst noch über den jetzt herabsinkenden Geschmack in der Musik äußerte.

Dieser Meister der Harmonie, der den Werth der Tonkunst zu sehr ehrt und fühlt, um sie zum bloßen Kitzel herabzuwürdigen, bemüht sich, anmuthsvolle Leichtigkeit, mit dem alten rührend erhabenen Ernste zu verbinden, der durch so viele den Ohren schmeichelnde Tändeleien des jetzigen Modetones verdrängt wird. Daher behauptet Naumann auch, daß Dichter und Tonkünstler vereint wetteifern müssen, um durch erhabene Gedanken zu ergötzen, zu rühren, und zu belehren. Nach seinem Grundsatz muß der Tonkünstler, welcher für den Gesang komponirt, durch Musik die Gedanken und Gefühle des Dichters in musikalischer Sprache so übertragen, daß man sich den Sinn der Worte

te, Herr! Dein Wille geschehe! führest du mich auch durch traurige Labyrinthe des Lebens, der Ausgang wird herrlich seyn!"

auch ohne dieſe gewiſſermaßen denken könne; nur daß der Eindruck, den die Worte machen, durch Muſik anmuthiger, eindringender und daurender werde. Aus dieſem Geſichtspunkte gnügen Naumann nur die Dichter für Muſik, die ſein Herz rühren, ſeine Ideen erheben, und neben dem Gefühle auch den Verſtand beſchäftigen *). — Klopſtock, der Vater und die Ehre teutſcher Dichtkunſt, zieht dieſen tief fühlenden und helldenkenden Komponiſten durch ſeine Gedichte ſo an, daß er ſich gern durch die Schwierigkeiten durcharbeitet, und ſogar Worte wie die folgenden: — „leuchtenden und erleuchteten" — und — „einige krümmen ſich durch Einöden" — der hohen Gedanken wegen ſingbar zu machen, nicht verzweifelt. Der Klopſtockſche Pſalm, das Vaterunſer zog Naumanns Seele ſo an, daß er eine ge-

*) Es ſcheint mir, daß Naumanns herrliche Kompoſizion der Lehrſtunde von Klopſtock, ſo auch die beyden Gräber von dieſem Dichter, und des verſtorbenen Profeſſor Hartmanns Elegie für Wenige, nebſt den Idealen von Schiller von uns Teutſchen nicht genug geſungen und beherziget werden. Die Ideale ſingt die Demoiſelle Schäffer ganz meiſterhaft, ſo wie Madam Duſcheck die Elegie für Wenige und ein von Naumann komponirtes Gewitterlied ganz einzig ſingt und vorträgt. Hilſcher in Dresden iſt der Verleger aller Muſiken, die Naumann bis jetzt zu Teutſchen Worten machte, die wir Teutſche aber weniger als den italieniſchen Unſinn, und die oft ſittenloſen franzöſiſchen Lieder ſingen.

geraume Zeit hindurch die Idee mit ſich umhertrug, dieſe erhabenen Gedanken durch eine gleichhaltige Muſik gemeinnützig zu machen. Unzählige Schwierigkeiten ſtellten ſich ſeinem nach muſikaliſcher Vollkommenheit ſtrebenden Geiſte dar. Die Idee war gleich in ihm, die Theile des eigentlichen Vaterunſer Choralmäßig zu behandeln: aber dieſe mit dem was der Dichter ſagte zu verweben, und zu einem Ganzen zu machen, fand er höchſt ſchwürig, und da konnte der teutſche Orfeus über den ganzen Plan mit ſich lange nicht einig werden. Im Herbſte des vorigen Jahres wurde er durch eine Krankheit hart angegriffen. In einer ſchmerzvollen Abendſtunde beſchäftigte er ſich, um ſein körperliches Uebel minder zu fühlen, mit dem Klopſtockſchen Pſalm, und ſchnell entſpann ſich da der Plan zu dieſer Kompoſizion in ſeiner Seele. In Zeit von zwey Stunden machte er nun den Entwurf zu dieſem Ganzen, und brachte ſogar die Hauptgedanken jedes Satzes zu Papiere. Noch beſitzt er dieſe muſikaliſche Skitze, an der er in der Folge ein ganzes Jahr arbeitete, und ſie immer zur Richtſchnur beybehielt. Jetzt, ſagt der beſcheidne Meiſter ſeiner Kunſt, wiſſe er ſein Werk nicht mehr zu verbeſſern: aber ſeiner Seele ſchwebe ein noch weit höheres Ideal deſſen vor, wie Klopſtocks ſchöner Pſalm noch Seelen erhebender komponirt werden könne; nur er — könne dieß Ideal nicht mehr erreichen. Selbſt nach der erſten öffentlichen Aufführung dieſer herrlichen Kirchenmuſik hat er ſehr weſentliche Verbeſſerungen gemacht, vorzüglich bey dem Satze — „Er der

Hochs

diejenigen aus, welche ich durch Verheissung grosser Belohnungen, anzureizen suchte, sich für ihre Entdekung Mühe zu geben. Ich gestehe dir so gar, daß das Verlangen meine Psyche wieder zu finden, (anfänglich wenigstens) der hauptsächlichste Beweg-Grund war, warum ich mich in der Republik hervorzuthun suchte. Denn, nachdem mir alle andre Mittel fehlgeschlagen hatten, schien mir kein andres übrig zu bleiben, als meinen Namen so bekannt zu machen, daß er ihr zu Ohren kommen müßte; sie möchte auch seyn, wo sie wollte. Dieser Weg war in der That etwas weitläuftig; und ich hätte zwanzig Jahre in einem fort grössere Thaten thun können, als Hercules und Theseus, ohne daß die Hyrcanier, die Massageten, die Hibeanier, oder die Läſtrigonen, in deren Hände sie inzwischen hätte gerathen können, mehr von mir gewußt hätten, als die Einwohner des Mondes. Zu gutem Glük fand der Schuz-Geist unsrer Liebe einen kürzern Weg, uns zusammenzubringen; aber in der That nur, um uns Gelegenheit zu geben, auf ewig von einander Abscheid zu nehmen. —— ——

Hier fuhr Agathon fort, der schönen Danae die Begebenheiten zu erzählen, die ihm auf seiner Wanderschaft bis auf die Stunde, da er mit ihr bekannt wurde, zugeflossen, und wovon wir dem geneigten Leser bereits im ersten und zweyten Buche dieser Geschichte Rechenschaft gegeben haben; und nachdem er sich auf Unkosten des weisen Hippias ein wenig lustig gemacht,

Hocherhabene" — Dieſer wurde das erſtemahl als Solo geſungen; nun aber iſt in ihn, mit Beybehaltung des Ideenganges, ein majeſtätiſches Chor verflochten, durch welches die Zuhörer zu hohen Gefühlen für den Hocherhabenen, den keiner ſich ganz denken kann, emporgehoben, und dazu vorbereitet werden, ſich ganz der Leitung des Allweiſen zu überlaſſen.

Jeder Unglückliche und tief Betrübte wird ſich bey der Muſik, die dieſe Worte nur mit drey Stimmen begleitet, beruhigt fühlen:

„Wohl ihnen, daß nicht ſie, daß er
Ihr Jetziges, und Zukünftiges ordnete!
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!"

Unausſprechlich wohlthuend ſind die Worte wiederhohlt — „Wohl ihnen, wohl!" und das ganze Chor ſchließt ſich ſchön an, „und wohl auch uns!"

Die einzige Choral-Strofe, die dann folgt, hat Naumann nicht ſeinem erſten Entwurfe gemäß beybehalten: „dein Wille geſchehe wie im Himmel, alſo auch auf Erden." —

„Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reift den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde:
Oder ſein Donner rollt auch her,

Und

Und die Schloße zerſchmettert es,
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde."

Ich habe den Genuß gehabt, beyde Kompoſizionen im Entſtehen, und die letzte in vollſtändiger Muſik bey der letzten nochmahligen Aufführung zu hören. Es wäre ein Verluſt, wenn Naumann die erſte Methode ganz verwerfen, und ſie dem Publikum nicht auch bekannt machen wollte; ob es gleich entſchieden bleibt, daß die letztere die erſtere übertrift, und daß vielleicht ſelten etwas glücklicher und rührender gemacht worden iſt, als die ſanfte Muſik, das Emporheben und Niederſinken der goldnen Aehren, das Weiden des Lammes am Hügel, des Rehes im Walde darſtellt. Alles was der Dichter in dieſer Strofe ſagt, mahlt die Muſik dieſes Satzes der Seele durchs Gehör! Man denke ſich eine reitzend fruchtbare Gegend, die reife Traube, die Wellen eines Weizenfeldes, Fruchtbäume voll Obſt, das weidende Lamm, das furchtſame Reh, und in der Entfernung den mit ſchweren Wolken beladenen Horizont, und dann die Herannäherung eines furchtbaren Gewitters. In dieſer Stimmung höre man die Muſik, wie ſie aus dem ſanften Paſtorale in die erſchütternde Darſtellung des rollenden Donners übergeht, der auch die fürchterlich zerſchmetternden Schloßen der Seele durch ſtarke tief gegriffene Töne vergegenwärtigt; und nun das unerwartete Eintreten des zweyten Chores mit der Bitte um täglich Brod, deren Erhörung

hörung die ſanftere Muſik und das ſich entfernende Gewitter ſich zu verſprechen ſcheint. Immer ſchwächer werden unter dieſem rührenden Gegenſtande die Schläge des Donners, den man zuletzt nur ſchwach in der Ferne rollen hört.

Fragend und tief erforſchend iſt die Muſik der Worte:

„Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche ſind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode ſich trennen muß?“

Vertrauungsvoll flehend und immer ſteigend, fällt der rührende Choral ein,

„vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern“.

Derjenige welcher das Vergieb uns unſre Schuld ſo betet, dem iſt es gewiß Ernſt um die innere Verbeſſerung ſeiner Selbſt. — Durch Wohlüberdachte dreymahlige Wiederholung des Wortes: vergieb — vergieb — vergieb — uns unſre Schuld, wird man tief bewegt; und Kenner hielten dieß für eine höchſt meiſterhafte Stelle.

Am innigſten fühlte ich mich aber bey der Strofe gerührt:

„Geſonderte Pfade gehen zum hohen Ziel
Zu der Glückſeligkeit;

Einige

Einige krümmen ſich durch Einöden,
Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durſtenden."

Die gehäuften und ſchön aufgelößten Diſſonanzen drücken durch die Muſik die Worte ſehr lebendig aus: „Einige krümmen ſich durch Einöden." Beſchaulich wurden mir die labyrinthiſchen Gänge des Lebens, durch welche die Vorſehung uns oft ſo gütevoll leitet, und das Reſultat aller dieſer ſchön durchgeführten muſikaliſchen Diſſonanzen löſte ſich in heitre wohlthätige Harmonien auf; und eine Seelenberuhigende Melodie erhebt ſich mit dieſen Worten: „Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf." Die Uebergänge und die Ausführung dieſer Strofe zeigen den reinen menſchlichen Sinn des Komponiſten, der die beruhigende Wahrheit gefaßt hat, und aus dem Inneren ſeiner Seele darzuſtellen weiß, daß ſelbſt die Leiden der Menſchen, weiſe benutzt, Ausſaat zu daurenden Freuden werden können. Naumann ſagte mir, daß er dieſen Satz eigentlich nur zu ſeiner Befriedigung, ohne Rückſicht auf den jetzigen Geſchmack des Publikums, komponiert und den alten beynahe ganz vergeßnen Madrigal-Stil hervorgeſucht habe. Er hätte daher auch nicht auf Eindruck deſſelben, außer bey wenigen Kennern gerechnet. Zu ſeinem Erſtaunen aber fände er, daß ſehr viele Layen in der Muſik durch dieſe Strofe vorzüglich bewegt wären. Auch ich ſah manche Thräne, und manchen Ausdruck des innigſten Beyfalles bey dieſer die ganze Seele ergreifenden Stelle.

Beweis genug, daß wahrer und richtiger Ausdruck, auf erhaben belehrende Worte, auch Nicht-Kennern gefallen kann.

„Anbetung Dir" — stimmt die Seele zur innigsten Anbetung des Unfaßlichen. Sehr glücklich hat Naumann dieſe tiefe Anbetung in der letzten majeſtätiſchen Zweychörigen Fuge ausgedrückt. Dieſe konzentriert alle erhabene Schönheiten des ganzen Meiſterſtückes in ſich, ſo wie der Eingang dieſer feyerlich majeſtätiſchen Muſik zu hohen Erwartungen ſtimmt. Es ſcheint, als wolle ſie eine reine Schöpfung ankündigen, die ſich aus einem dunkeln Chaos mit feyerlichem Ernſte entwickelt.

„Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen-Heere wandeln
Um eine große Sonne:
Vater unſer, der Du biſt im Himmel!"

Groß kündigt der Eingang der Muſik ſich hier an. Wohlthätig wiederholt die Muſik das Vater oft in jeder Bitte, um uns die tröſtende Wahrheit einzuſchärfen, daß der unfaßliche Geiſt der Welten mit Vaterliebe und göttlicher Weisheit ſeine Geſchaffenen leitet. So viel der Eingang auch verſpricht, ſo ſchön ſteigt das Intereſſe bis zur letzten Zeile.

Einen ſo mannigfaltigen Reichthum, großer — immer zweckmäßig angebrachter muſikaliſcher Gedanken

findet

findet man selten in einem Stücke so zusammen gedrängt, als in diesem schönen Psalm, dessen Aufführung gerade eine Stunde dauert, und immer steigendes Interesse für den Kenner und Nichtkenner darbietet.

Auch fand ich nie bey einer Musik eine so feyerliche Stille, als während der Aufführung des Vaterunsers in der Neustadt-Kirche herrschte. — Naumann hat seine Komposizion so eingerichtet, daß diese vom größten vollständigsten Orchester, aber auch in jeder Dorfkirche mit verhältnißmäßiger Wirkung aufgeführt werden kann. Nur schade — ewig schade, daß wir in einem Zeitalter leben, wo die Menschen nur ergötzt, nicht erbaut, und noch weniger zum Nachdenken gereitzt seyn wollen, um ja nicht in ihrem Rausche durch irgend einen ernsthaften Gedanken gestört zu werden. Man kitzelt sich lieber durch den Unsinn der mehresten heutigen Opern die Ohren, pflanzt durch einschmeichelnde Musik unsmoralische Gedanken fort, und wundert sich, daß der Geist der Zeit nur den Genuß des gegenwärtigen Augenblickes berechnet; daß Selbstsucht und Leichtsinn täglich mehr einreißen, wodurch zuerst häusliche Glückseligkeit, und dann allmählich das Glück der Staaten untergraben wird. Oft gehe ich betrübt aus einer fröhlichen Gesellschaft, in welcher so manche gedankenlose italienische Arien und unmoralische französische Lieder mit liebenswürdiger Anmuth gesungen werden! Wo will das hinaus? — Wenn Musik und Dichtkunst wetteifern, um den Grundpfei-

pfeiler menſchlicher Glückſeligkeit, die Moralität, zu untergraben, kann man ſich dann noch wundern, daß häusliche und bürgerliche Tugenden immer ſeltner werden? Unſre leichten Zeuge, die nicht auf die Dauer, nur auf den gegenwärtigen Augenblick berechnet ſind, unſre luſtige Art ſie anzulegen, unſre Schauſpiele, unſre Moderomane, unſre mehreſten neuen Gedichte, unſre Muſik, unſre geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte, und alles — alles iſt nur von Einem Geiſte hervorgebracht, — alles haſcht nur nach angenehmem Genuſs für den gegenwärtigen Augenblick! Zu dieſem werden ſelbſt die Kinder jetzt von frühſter Jugend anerzogen. — Ich hörte ein ſiebenjähriges Mädgen das beliebte franzöſiſche Lied ſingen, — la belle penitente, — welches immer mit der Ermahnung des Beichtvaters ſchloß, trompe qui te trompera. Und man freute ſich des Ausdruckes, mit welchem das unſchuldige Kind dieß Liedchen ſang!

Als noch Pergoleſis Stabat Mater mit Klopſtocks Worten, und Ramlers Tod Jeſu in Geſellſchaften geſungen wurden, Metaſtaſio's zur Tugend ermunternde Arien die geſelligen Freuden erhöhten, kleine teutſche Lieder zu edlen Gefühlen ſtimmten, da herrſchte ein anderer Geiſt unter den Menſchen als jetzt! — Sollten nicht Herrſcher und alle, die durch Vorzüge des Geiſtes und Standes Einfluß auf den geſelligen Ton ihrer Mitbürger haben, alles aufbieten, um in ihre Kreiſe den ausgeſchloßnen Geiſt

der

der Freude wieder einzuführen, von welchem Vater Gleim sagt:

Freude und Tugend sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beyde das unzertrennlichste Band!

Wenn Naumanns Vaterunser, und ähnliche erhabene und dennoch anmuthsvolle Musiken, die unsittlichen und gedankenlosen Gesänge allmählich aus der Gesellschaft verdrängen werden; dann hoffe ich, daß festere Moral die unschuldigen Freuden zu uns zurück führen wird, die Menschen an einander fesselte, ehe noch Musik eine feile Dirne wurde, die nur von Gefallsucht belebt um augenblicklichen Beifall buhlt. — Würde in jeder großen Stadt ein öffentliches Koncert errichtet, wo dergleichen ganze Stücke moralischen und religiösen Inhalts aufgeführt würden, statt daß nun nur einzelne oft sinnlose italienische Oper-Arien, und nichts sagende Instrumental-Musik gegeben werden, welcher reine Genuß; welche für Herz und Verstand würdige Unterhaltung könnte daraus fließen; welche Bildung für guten, ächten, Sitten verbessernden Geschmack! — Und welchen Vortheil für die Vervollkommung der Künste selbst wäre durch solche Vergnügungen zu erwarten!

Freilich fehlt jetzt auch das erste wesentliche Bedürfniß, um zu jenem erhabenen Zwecke der Musik wieder zu gelangen, die Singchöre. An wenigen Orten wird für sie gesorgt, und selbst die öffentlichen Schulen, die vormahls gute Chöre lieferten, scheinen sich ihrem

Verfalle immer mehr zu nähern. Von allen bekannten Chören in Teutſchland habe ich von Muſikverſtändigen immer nur die Thomas Schüler in Leipzig ausnehmen hören, die noch jetzt durch des verdienſtvollen Hillers unermüdeten Fleiß und Kenntnißvolle Thätigkeit ſo vollkommen iſt, daß man ſie mit keinem Singchore in Teutſchland vergleichen kann. — Denn ganz anderer Art und einzig iſt das vortreffliche Inſtitut zu Berlin, welches unter der Direkzion des würdigen Fäſch ſteht. Dieß liefert ohnſtreitig die vollkommenſten Chöre die wir haben. Eine Geſellſchaft beyderley Geſchlechtes, ohne Rückſicht auf Stand und Geburt, vereinigen ſich hier zu dem edlen Zwecke Nutzen und Vergnügen zu verbinden. Nach dem Ausſpruche aller Kunſtkenner ſind die weiblichen Stimmen den Knabenſtimmen vorzuziehn, weil dieſe nie mit dem Ausdrucke und Gefühle etwas vortragen können, wie feinfühlende und hellerdenkende Frauenzimmer es thun werden; auch gehen der Knaben Sopranſtimmen nach wenigen Jahren, gerade wenn ſie erſt anfangen Verſtand und Gefühl zu bekommen, verlohren *). Nur hörte ich Naumann und Hiller oft ſagen: ſchade ſey es, daß Frauenzimmer ſich ſelten darauf legen, Chöre zu ſingen. Höchſtens üben ſie ihr anmuthsvolles Talent um einige Italieniſche Arien vorzutragen, ohne mehrentheils zu wiſſen was ſie ſingen; und dieß iſt oft für ihre Moralität gut. Wenn es aber dazu kömmt, etwas vom Blatte

*) Sollten nicht auch junge Mädchen in den Schulen dazu angehalten werden können, in Chören zu ſingen?

Blatte oder gar im Chor zu ſingen, ſo ſind ſie in einer fremden Welt, ob ſie gleich Jahre hindurch bey ausgewanderten Italienern den Unterricht ſehr theuer bezahlt haben, um — im Grunde nichts gründliches zu lernen. Nun höre man hingegen jenes ſchöne Liebhaber-Inſtitut in Berlin, in welchem von verehrungswürdigen Mitgliedern beyderley Geſchlechtes und gemiſchten Standes, die ſchwerſten Meiſterwerke aus alten und neuen Zeiten vortrefflich aufgeführt werden, und was noch mehr iſt, ohne Begleitung von Inſtrumenten. Welcher wahre Triumf der Kunſt! und welche edle Unterhaltung haben und geben dieſe würdigen Dilettanten unter der Anleitung des durch Erfahrung und Verdienſte ehrwürdigen Fäſch und ſeines edlen Freundes Zelter, der auch nur Dilettant iſt, ohne durch dieſe Liebhaberey ſeine Berufs-Geſchäfte im geringſten zu verſäumen. Sie lächeln vielleicht, wenn ich ſage, daß alle Anſtrengung und Mühe, die man auf wirkliche Vervollkommnung einer Kunſt wendet, auch den inneren Karakter des Menſchen veredelt; denn im Ganzen wollen die mehrſten viel lieber glänzen, als ſtillen Werth haben und nützen! Lieber durch leichten anmuthsvollen italieniſchen Unſinn beluſtigen, und Aufmerkſamkeit erregen, als vielleicht unbemerkt unter 90 Perſonen ein muſikaliſches Meiſterwerk in größter Vollkommenheit darſtellen helfen. — Möchte das vortreffliche Faſchiſche Inſtitut doch mehrere zur Nachahmnng reitzen! — Wie viel weniger würde man alsdann verlegen ſeyn, an jedem Orte Verhältnißmäßig ein Chor zu haben, und ſo die beſten

entdekte er ſeiner ſchönen Freundin (welche ſeine ganze Erzählung nirgends weniger langweilig fand, als an dieſer Stelle,) alles, was von dem erſten Augenblik an, da er ſie geſehen, in ſeinem Herzen vorgegangen war. Er überredete ſie mit eben der Aufrichtigkeit, womit er es zu empfinden glaubte, daß ſie allein dazu gemacht geweſen ſey, ſeine Begriffe von idealiſchen Vollkommenheiten und einem überirdiſchen Grade von Glükſeligkeit zu realiſieren; daß er, ſeit dem er ſie liebe, und von ihr geliebet ſey, ohne ſeiner ehemaligen Denkungs-Art ungetreu zu werden, von dem, was darinn übertrieben und ſchimäriſch geweſen, blos dadurch zurükgekommen ſey, weil er bey ihr alles dasjenige gefunden, wovon er ſich vorher, nur in der höchſten Begeiſterung einer Einbildungs-Kraft einige unvollkommene Schatten-Begriffe habe machen können; und weil es natürlich ſey, daß die Einbildungs-Kraft, als der Siz der Schwärmery, zu würken aufhöre, ſo bald der Seele nichts zu thun übrig, als anzuſchauen und zu genieſſen. Mit einem Wort: Agathon hatte vielleicht in ſeinem Leben nie ſo ſehr geſchwärmt, als izt, da er ſich in dem höchſten Grade der verliebten Bethörung einbildete, daß er alles das, was er der leichtgläubigen Danae vorſagte, eben ſo gewiß und unmittelbar ſehe und fühle, als er ihre ſchönen, von dem ganzen Geiſt der Liebe und von aller ſeiner berauſchenden Wolluſt trunknen Augen auf ihn geheftet ſah, oder das Klopfen ihres Herzens unter ſeinen verirrenden Lippen fühlte. Er endigte dgmit, daß er ihr aus ſei-

ner

Muſiken aufzuführen und zu hören! Aber die Vorurtheile ſind auch in dieſem Falle noch ſo groß, daß ein junges Frauenzimmer es wohl gar entehrend glaubt, im Chor zu ſingen, ob ſie gleich gar nicht erröthet, mit einer ſchlüpfrigen Opern-Arie ſich im Konzert hören zu laſſen.

Würde doch das Beyſpiel der liebenswürdigen Demoiſelle Schäffer, die als Dilettantin nicht allein die Solo Stellen in der großen Kirchen-Muſik zu Dresden, ſondern auch alle Chöre von Anfang bis zu Ende mit ſang, zur Nachahmung reitzen! Wie ſehr würden unſre ſchönen Landsmänninnen ſich durch die Sache ſelbſt belohnt finden, wie viel Freude gewähren, und wie vielen Dank einerndten!

Alſo, auch hier nochmahls Dank, Dir liebe gute Schäffern! Denn ohne Dich würden wir Naumanns Meiſterwerk nicht gehört haben, obgleich Dresdens Mauren noch manche ſchöne Stimme unter den liebenswürdigen Dilettantinnen in ſich ſchließt.

V.

V.

Nekrolog.

Chr. Traugott Weinlig. geb. 1731. d. 31 Jan. *)

Den 25 November verlor Dresden durch den Tod des Oberlandbaumeiſters Weinlig einen ſeiner geſchmackvolleſten, vielſeitigſten Künſtler und thätigſten, redlichſten Geſchäftsmänner durch ein 14 tägiges Nervenfieber.

Von einer in den Annalen der ſächſiſchen Hauptſtadt rühmlich genannten wohlhabenden Familie abſtammend (ſein Vater war Bürgermeiſter in Dresden, ein wahrer Vater der damals oft bedrängten Stadt, ſein noch lebender Bruder iſt der treffliche Kompoſiteur und Kantor an der Kreuzſchule), genoß er die Vortheile eines vielſeitigen, gelehrten Unterrichts, und benutzte früh ſchon die Kunſtſammlungen, deren unbeneideter Gebrauch von jeher zu den Zierden Dresdens gehörte. Die mannigfaltigſten Kunſterweckungen, die ein prachtvoller Hof damals häufiger darbot, machten ſchon früh einen bleibenden Eindruck auf ihn, und er beſchloß daher ſich der Baukunſt zu widmen. Ein ſehr glück-

 licher

*) Vergl. Klöbe's gelehrtes Dresden. S. 181. ff.

licher Umſtand für den angehenden Kunſtjünger war die genaue Bekanntſchaft mit dem damaligen Raths-mauermeiſter Mauer. Bey ihm legte er den erſten Grund ſeiner nachmaligen ausgebreiteten Kenntniſſe, und arbeitete ſelbſt eine Zeitlang als Maurergeſelle beim Anbau des Seitenflügels am Churfürſtl. Palais. Dieſer Umſtand verdient als Beyſpiel gekannt und als Muſter für unſre heutigen Baukünſtler und Baudilettanten, deren durch öffentliche Anſtalten in manchen Staaten genährte Ueberzahl bald läſtig werden dürfte, aufgeſtellt zu werden. Die ſtrenge Erziehung des Baumeiſters ſoll durchaus mit dem Geſchäfte des Maurers beginnen, und nur aus der Hütte des Steinmetzen können taktfeſte, wahre Baumeiſter hervorgehn *). Für Weinlig war dieſe Schule die Grundlage aller ſeiner Fortſchritte, und als er in Paris die Bekanntſchaft des berühmten Le Roi machte, ſchätzte ihn dieſer vorzüglich wegen ſeines mathematiſch richtigen Blicks in die Behandlung des Mauer- und Steinmetzenwerks.

Weinlig trat im Jahr 1766 eine bey ſeinem Maaße von theoretiſchen und practiſchen Vorerkenntniſſen höchſt fruchtbare architektoniſche Reiſe durch Frankreich und Italien an, und erprobte auch an ſich die ewig

*) Ich werde vielleicht in einem der nächſten Stücke d. Jour. eine Stelle aus einem ſeiner Briefe über dieſen Gegenſtand, der gerade jetzt viele Beherzigung verdient, mittheilen.

ewig feſtſtehende Regel, daß nur dem gegeben wird, der da hat. Er pflegte oft in ſpätern Jahren über die Geniedurchflüge unſrer neueren meiſt noch ungefiederten architektoniſchen Schneegänſe — ſo nannte er die Baulehrlinge, die ohne innern und äußern Beruf aus Norden haufenweis über die Alpen ziehn — kopfſchüttelnd zu lächeln, und als abgeſagter Feind aller Prahlerei und alles ſchimmernden Flitterputzes, beſonders über die neumodiſchen Dekorazionsmänner ſeiner ſatiriſchen Laune freien Lauf zu laſſen.

In Paris hatte er bey dem berühmten Verfaſſer des Werks über die Baukunſt der Griechen die erwünſchteſte Gelegenheit, viele damals noch nicht bekanntgemachte Handzeichnungen der ſchönſten Ruinen des klaſſiſchen Alterthums zu ſehn, und — was ihm ſtets gleich galt — zu benutzen. Chalgrin baute eben damals das neue Opernhaus. Auch dieß wurde eine ſehr unterrichtende Schule für ihn. Er reißte hierauf im Spatherbſte über die Lombardey nach Rom, wo er, eine kleine Reiſe nach Neapel abgerechnet, beinahe 2 Jahre verweilte, und nur durch die dringendſten häuslichen Veranlaſſungen ſich zur Rückreiſe beſtimmen konnte.

Die Früchte dieſer Reiſe, theilte er ſeinem Vaterlande in einem Werke mit, wovon im Ganzen 9 Hefte unter dem Titel Briefe über Rom erſchienen *)

 ſind.

*) Der vollſtändige Titel iſt: Briefe über Rom, ver-

ſind. Dieß Werk hat das Verdienſt einer Menge neuer Anſichten, z. B. über die Theater der Alten, über die kleine Rotonda, die man gewöhnlich für einen Tempel des Bacchus ausgiebt, die aber nur ein Baptiſterium Conſtantins geweſen zu ſeyn ſcheint, über die Portikus der Oktavia, die er für ein Prozyläum hält,

verſchiedenen, die Werke der Kunſt, die öffentlichen Feſte, Gebräuche und Sitten betreffenden Inhalts, nach Anleitung der davon vorhandenen Proſpekte von Piraneſi, Panini und andern berühmten Meiſtern, von Chr. Tr. Weinlig. 3 Bände 1781—87. Jeder Band zu drei Heften, mit 4 Kupfern und 4 Bogen Text in 4. Dresden, bey Hilſcher. Der Verf. theilt hier in 36 Briefen ſeine Bemerkungen über die vorzüglichſten Ueberreſte der alten Baukunſt in Rom (und Neapel) in gedrungener Kürze mit, und man erhält daher hier nicht die bis zum Eckel wiedergekäuete Ueberlieferung, ſondern eigene oft ganz neue Ideen und Anſichten. Dabey gereicht es dem Verf. ſehr zur Ehre, daß er in den letzten Briefen oft ſeine frühern Behauptungen, z. B. daß alle Regeln der Säulenordnung aus der Holzbaukunſt hergeleitet werden müſſen, zurücknimmt, und ſeine Irrthümer freimüthig geſteht. In den erſten Heften ſind die Kupferſtiche etwas vernachläßigt, welche ſich aber vom dritten Stück des zweiten Bandes an ſehr verbeſſern. Wäre dieß Werk in Paris oder London erſchienen, ſo wäre es gewiß in allen Händen. Jetzt iſt es bey weitem nicht nach ſeinem Verdienſt gekannt und geſchätzt.

hält, und überhaupt über Säulen und Pilasterbau. Er rühmte oft die freundschaftliche Belehrung, die er während seines Aufenthalts von Winkelmann erhalten hatte, der sich seiner in Rom mit vorzüglichem Eifer annahm. Indeß ließ er sich dadurch keineswegs verführen, dem Urtheile seines Freundes blindlings zu folgen. Selbst seine Briefe enthalten von dieser reinen Unbefangenheit mehrere überzeugende Beweise *).

Man war nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland gegen so ausgezeichnete Verdienste wenigstens nicht ganz gleichgültig, und schon im Jahre 1773 erhielt er die wichtige, aber auch sehr geschäftsvolle Stelle eines Oberbauamtszahlmeisters. Die ihm nur spärlich gegönnte Muße widmete er fortdauernd seinen architektonischen

*) So widerlegt er z. B. im 24sten Briefe Winkelmanns Meinung, daß alles an Konstantins Triumfbogen befindliche Gute von einem Triumfbogen Trajans entlehnt sey, mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Gründlichkeit. Er hatte schon in Rom angefangen, handschriftliche Bemerkungen über Winkelmanns Anmerkungen über die Geschichte der Baukunst niederzuschreiben, die gewiß noch manchen schönen Beitrag zu Fea's Berichtigungen über diese Schrift in seiner Ausgabe der Storia delle Arti T. III. gegeben haben würden, wenn ihm seine mühsamen Berufsgeschäfte die Ausgabe derselben gestattet hätten. Mögen doch diese und viele andre handschriftliche, ganz zum Druck vorbereitete Arbeiten nicht ganz verloren gehn!

ſchen Studien, wovon unter andern ſeine in den Jahren 1784-85. erſchienenen 2 Cahiers Oeuvres d'Architecture (in Querfolio) einen ſprechenden Beweis ablegen. An jeder zweckmäßigen Unternehmung zur Erweiterung der Kunſt und Verbreitung des Geſchmacks nahm er mit Vergnügen Theil, und unterſtützte daher auch den Hr. Hausmarſchall Baron zu Racknitz für ſeine Geſchmacksdarſtellungen durch einige ſehr leſenswürdige und mit Beifall aufgenommenen Beiträge *).

Es verdient beſonders bemerkt zu werden, daß Weinlig durch ſeine architektoniſchen Werke, welche die innere Auszierung der Zimmer betreffen, (wovon 4 Hefte in Folio auf Koſten des Verfaſſers ſelbſt erſchienen ſind) gleichſam das erſte Signal gegeben hat, die Arabesken, denen er ſchon in ſeinen Briefen gegen Vitruv nachdrücklich das Wort geſprochen hatte, und andre architektoniſche Verzierungen auf innere Zimmerdekorazion anzuwenden, und

*) Dieſes höchſtkoſtbare Werk iſt mit dem 4ten Hefte in dieſen Jahre accendigt, dem nun die Belebung der Künſte ſo vielfältig verdienten, edeln Verfaſſer und dem redlichen Künſtlerverein, wodurch ein ſolches Unternehmen allein beendet werden konnte, ein bleibendes Denkmal. Noch in dem letzten Hefte iſt die Zugabe zu dem Gothiſchen Geſchmack, deſſen ſich W. auch ſchon in ſeinen Briefen über Rom angenommen hatte, die hiſtoriſche Beſchreibung der Domkirche zu Meißen. S. 30 — 40 aus ſeiner Feder, die überall Bündigkeit mit Klarheit zu verbinden wußte.

und ſelbſt den Layen in der Baukunſt durch niedlich kolorirte Muſter Luſt an dergleichen Sachen beyzubringen. Wie empfänglich das teutſche Publikum für dergleichen Ideen ſeyn müſſe, beweiſen die bis zu mehrern Bänden angewachſenen Ideenmagazine und illuminirten Muſterzeichnungen, womit die Herrn Leo und Baumgärtner von Meſſe zu Meſſe noch immer fortfahren, das Publikum zu beſchenken. Wenn nur die Künſtler, die an dieſen und andern ähnlichen Sammlungen Theil nehmen, die ſtrenge Foderungen der Weinligſchen Muſter, die mit Grazie und unerſchöpflichem Reichthum auch richtige Verhältniſſe und reine Formen zu vereinigen wiſſen, ſtets vor Augen behielten, und nicht oft zu den lächerlichſten Zwittergeſtalten und Verſchnörkelungen zur Deckung ihrer überall durchſchimmernden Blöße und Ideenarmuth ihre Zuflucht nehmen müßten! Weinlig war aber nicht bloß Erfinder und Zuſammenſetzer auf dem Papier. Er wußte ſie auch im Großen auszuführen, wovon unter andern die von ihm angegebenen Verzierungen des Saals und des Belvedere im Sommerpalaſt des Prinzen Maximilians jeden, der Gelegenheit hat, dieſe geſchmackvoll erfundenen und ausgeführten Kunſtfantaſien an Ort und Stelle ſelbſt zu betrachten, hinlänglich überzeugen können.

Möge dieſe unvollſtändige und kurze Skitze der artiſtiſchen und literariſchen Verdienſte eines der gelehrteſten und vielumfaſſendſten Künſtler unſers Vaterlandes bald durch geſchicktere und ſachkundigere Hände

de eine weitere, kunſtreichere Ausführung, wo möglich, ſelbſt in dieſen Blättern finden. Er beſchwerte nicht, wie jener vielverſpottete engliſche Architekt, die Erde mit plumpen, ungeregelten Maſſen. Und er war bieder und rechtſchaffen und gut, war einer aus den Zeiten unſerer redlichen Väter. Darum werde ihm doppelt unſrer frommer Nachruf: Sit Tibi Terra Levis!

Böttiger.

VI.

Kurze literariſche Notizen.

I.

Der um die Erhaltung und Verbreitung der Literatur vielfach verdiente Profeſſor Millin in Paris las in der Soceite philomathique ein Eloge auf Eckhel in Wien vor *), deſſen Tod noch lange mehr als Eine Muſe

*) Es iſt theils in dem beſonders für Naturgeſchichte und Naturlehre intereſſanten Rapport general des travaux de la Soc. Philomatique depuis le 23 frimaire an VI jusqu' au 30 Nivose l'an VII. par le C. Sylveſtre, Paris, Fuchs l'an 7. in 8. XII. und 176 S. am Ende nebſt Cuviers ſchöner Lobrede auf Bruguieres und daraus auch im 5ten Jahrgang des Magaz. Encyel. T. II.

Muſe betrauern wird. Dieſe mit vieler Sachkunde in die Numismatik und mit gerechter Würdigung der Verdienſte Eckhels geſchriebene Gedächtnisrede beweißt aufs neue, daß im Reiche der Wiſſenſchaften der, dem es um Wahrheit zu thun iſt, ſich nie in den engen Pferch einſeitiger, anfeindender Politik einzwängen laſſen wird. Noch hat außer dem kleinen Denkmal auf ihn in dieſer Zeitſchrift und den Nachrichten im literariſchen Anzeiger unſers Wiſſens niemand in Deutſchland eine Denkſchrift auf dieſen Linneus der Numismatik, wie ihn Millin nennt, bekannt gemacht. Von Paris aus mußte dem teutſchen Verſtand dieß Lob zukommen.

2.

Der berühmte Orientaliſt und Sprachforſcher Silveſtre de Sacy hat ſo eben Grundſätze einer allgemeinen Sprachlehre in einer kleinen geiſtreichen Schrift herausgegeben *), die er

ſeis

II. p. 458. theils auch beſonders bey Didot dem Jüngern 23 S. in 8. abgedruckt.

*) Principes de grammaire generale, mis à la portée des enfans et propre à ſervir d'introduction à l'étude de toutes les langues. Par A. I. Silv. de Sacy. Paris, Fuchs. 185 S. in 12. Kurz vorher gab dieſer gelehrte Archäolog des Orients die von Tychſen bearbeitete Hiſtoria monetae Arabicae des Makrizi (Roſtock 1797) und eben deſſelben hiſtoria ponderum et menſurarum Arabicarum mit einem trefflichen Commentar in einer ſehr leſ-

baren

ner ganzen Erzählung begreiflich gemacht zu haben glaube, warum es, nachdem er schon so oft bald von den Menschen, bald vom Glüke, bald von seinen eigenen Einbildungen betrogen worden, entsezlich für ihn seyn würde, wenn er jemals sich in der Hoffnung betrogen fände, so vollkommen und beständig von ihr geliebt zu werden, als es zu seiner Glükseligkeit nöthig sey. Er gestuhnd ihr mit einer Offenherzigkeit, welche vielleicht nur eine Danae ertragen konnte, daß eine lebhafte Erinnerung an die Zeiten seiner ersten Liebe, zugleich mit der Vorstellung aller der seltsamen Zufälle, Veränderungen und Catastrophen, die er in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren bereits erfahren habe, ihn auf eine Reihe melancholischer Gedanken gebracht, worinn er Mühe gehabt habe, seine gegenwärtige Glükseligkeit für etwas würkliches, und nicht für ein abermaliges Blendwerk seiner Phantasie, zu halten. Eben das Uebermaaß derselben, sagte er, eben dieß ist es, was mich besorgen machte, jemals aus einem so schönen Traum aufzuwachen. —— Kanst du mich verdenken, liebenswürdige Danae, o du, die durch die Reizungen deines Geistes, auch ohne diese Liebeathmende Gestalt, ohne diese Schönheit, deren Anschauen himmlische Wesen dir gegenüber anzufesseln vermögend wäre, durch die blosse Schönheit deiner Seele, und den magischen Reiz eines Geistes, der alle Vorzüge, alle Gaben, alle Grazien in sich vereinigt, meinen Geist aus dem Himmel selbst zu dir herunterziehen würdest. —— Könntest du mich verdenken, daß ich,

seinem Sohn, einem hoffnungsvollen Knaben, zuschreibt. Wer das beste und gemeinnützigste aus den allgemeinen Grammatiken des Port-Royal, und Beauzée, aus der Histoire naturelle de la Parole und aus der Universalgrammatik des Court de Gebelin schnell überblicken will, findet es hier mit der den Franzosen eigenen Deutlichkeit ohne allen Mysticismus der Sprache leicht und faßlich vorgetragen, und es kann nicht fehlen, daß ein so vielseitig gebildeter Kopf, wie de Sacy, indem er die Sache einem geliebten Knaben vorzutragen strebt, nicht selbst manche neue Ansichten und Vereinfachungen gefunden haben sollte. Das Büchelchen verdient wirklich allen unsern französischen Sprachlehrern, die sich über die alten, bis zum Ekel zusammengeknäteten Kompilazionen erheben wollen, im fruchtbaren Auszuge vorgesetzt zu werden.

3.

Vom Hanseatischen Magazin, dessen Erscheinung vor kurzem in diesen Blättern angezeigt wurde, ist nun auch des zweiten Bandes erstes und zweites Heft ausgegeben worden. Der schnelle Fortgang dieses, auch abgesehen von den jetzigen Zeitumständen, jedem teutschen Biedermann wichtigen Journals bes

baren Uebersetzung heraus. Traité des monnois Musulmans. Paris, Fuchs l'an 5. 89 S. in 8. und Traité des poids et des mesures légales des Musulmans. Paris l'an 7. 54 S. in 8. Gewiß für Numismatik und Statistik eine nicht unwillkommene Erscheinung!

beweiſt am ſicherſten den Reichthum und die Menge der hier von allen Seiten ſich darbietenden Gegenſtände, und die Auswahl und Zweckmäſigkeit der Aufſätze ſelbſt den richtigen Geſchmack des Herausgebers, des Hrn. Prof. Smid in Bremen. Man findet hier nicht nur die intereſſante Skize der Geſchichte der Hanſe von H. Profeſſor Büſch beendigt, ſondern auch über die Schulanſtalten und das Muſeum in Bremen, über die Armenanſtalt in Hamburg, (ein ſehr unterrichtender Aufſatz über eine der nachahmungswürdigſten Einrichtungen, die ſelbſt in London und Edinburg Aufſehn erregte, und für das groſe teutſche Publikum noch immer nicht Publicität genug hat) und Skizen zu einem Sittengemälde von Hamburg, die man in dieſer ſorgfältigen Ausführung auch zum zweitenmal ſehr gern lieſet. In Amſterdam ertheilt ſich eine ſehr zahlreiche Patriotenvereinigung den Titel: felix meritis. Die Hanſeatiſchen Staatsmänner und Bürgerfreunde, die dieß Journal ſo zweckmäſig fortführen, verdienen ihn vor den Augen von ganz Teutſchland, wenn ihnen auch die Beſcheidenheit nicht geſtattet, ihn ſich ſelbſt zu ertheilen.

4.

Man muß die geiſtreiche, als ein Muſter attiſcher Ironie höchlich zu preiſende Vorrede von Friedrich Jacobi in Eutin, zugleich mit dem Buche, vor welchem ſie ſteht, ſelbſt genoſſen haben, um den Titel überflüſſiges Taſchenbuch *), welchen eines der

*) Hamburg, bey Fr. Perthes. 230 S. in kl. 8. Auch die

der zierlichſten und inhaltreichſten Taſchenbücher aufs Jahr 1800 an der Stirn trägt, treffend und in dem Sinne, in welchem die Göttin des Ueberfluſſes aus ihrem unerſchöpflichen Füllhorn, oder die Mutter mit den vielen Brüſten, die ſo paſſend auf dem Titelkupfer abgebildet iſt, aus ihren ſegnend ausgebreiteten Armen überfließende Gaben ſpendet, wahr gefunden zu haben. Ein Enkarpus der Horen, in welchen die Hrn. J. G. und Fr. H. Jacobi, Herder, Klopſtock, Pfeffel, Zink, Fr. Richter, Baggeſen, Voß und andere Blumen und Fruchtzweige wanden, iſt eine zu ſeltene Erſcheinung unter dem papiernen Neujahrsgewimmel unſerer Literatur, um nicht von allen Leſern dieſer Monatſchrift einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt zu werden. Sie wird auch, wenn der Kalender ſchon längſt kein Datum mehr nachweißt, noch manchem das Herz erfreun.

5.

Wo ein Hagelſchlag die ganze Gegend verheerte, achtet man nicht auf die neue Bahn, die ſich ein Waldſtrom öffnete. Ueber die größern Begebenheiten wird die kleinere, die doch vielleicht den Keim von eben ſo großen

zierliche Außenſeite iſt einladend, und ohne kleinliches Schnörkelwerk elegant. Die 6 Holſteiniſchen Proſekte von Strack und Roſenberg gezeichnet, und von Lüdke, Veith und Darnſtädt geſtochen, leiſten alles, was auf einem ſo beengten Raume geleiſtet werden kann, und verſetzen wirklich in jene Gegenden.

großen in ihrem Schooße trägt, leicht überſehn. In dem nicht mehr ſeinen eigenen Geſetzen gehorchenden Venedig verſammelte ſich der Ueberreſt eines Kardinalskollegiums, um außer dem Konklave ein Konklave zu halten. Das in 2 Jahren dreimal eroberte Rom hat eine Interimsregierung, die wenigſtens nicht die päbſtliche iſt, und vielleicht — ſo nie wieder wird. Es iſt zu verwundern, daß wenigſtens von proteſtantiſcher Seite über dieſe unerhörte, von unabſehbaren Folgen ſchwangere Kriſe bis jetzt nicht eine einzige Stimme ertönte. Um ſo mehr verdient eine kleine aber inhaltreiche Schrift, mit folgendem Titel: Vorſchlag zu einer Reformation der katholiſchen Kirche, von P. Ph. Wolf (Leipzig und Luzern, 81 S. in 12.) allgemeine Beachtung und volle Beherzigung aller, die eingreifen und dazu ſchaffen können, daß es beſſer mit uns werde. Dem belobten Verfaſſer der allgem. Geſchichte der Jeſuiten, der Geſchichte der römiſch-katholiſchen Kirche unter Pius VI (in 6 Bänden) und der Geſchichte der Religion in Frankreich unter der Revolution wird niemand die Kompetenz ableugnen, die vieljährigen Studien und Erfahrungen dem geben müſſen, der es wagt, hier zu ſprechen. Was einmal altäglich geworden iſt, kann nimmermehr ehrwürdig werden, und vergebens wird man Gegenſtände, über welche der Vernunft ihre Strahlen ſchoß, wieder in Finſterniſſe zurückſtellen wollen. Die gezwungene Ernſthaftigkeit, womit man Unſinn preiſet, wird nur dazu dienen, ihn

noch lächerlicher zu machen, und der Zwang, womit man etwa Ehrerbietung für Lächerlichkeiten fodern möchte, wird Anfangs Heuchler und nachher förmliche Rebellen zum Vorschein bringen. Von diesem Axiome ausgehend theilt nun der Verf. seine Vorschläge über die neue Pabstwahl, über die wahren Pflichten der Bischöffe und Pfarrer, wobey eine merkwürdige Stelle über die jetzige Verfassung der Domkapitel vorkommt, über das Mönchswesen und die Verwendung der Kirchengüter, und über eine gerade jetzt höchstnothwendige Kirchenversammlung, wozu alle katholischen Länder ihre Deputirten zu schicken hätten, mit hellem Blick über das, was noth ist, und mit unerschrockener Freimüthigkeit mit. Sätze, wie S. 7: „Es kann der Kirche und Religion weit mehr Nutzen als Schaden bringen, wenn der Pabst aufhört, Territorialherr zu seyn" und S. 9. „Es ist kein Glaubensartikel, daß der Pabst auch weltlicher Souverain seyn müsse. Die Kirche braucht als Kirche keine Länderbesitzungen u. s. w." dürften einer sehr gut katholischen und mächtigen Partei nicht unwillkommen seyn; nur müßten auch die übrigen daran geknüpften Wünsche nicht unerfüllt bleiben, und die Schlußperiode dieses wenigstens recht gut gemeinten Ausrufs "die Moral der Völker — denn um diese allein muß es uns ja zu thun seyn — läßt sich nicht durch Feuer und Schwert herstellen. Ich bin Mordbrenner, wenn ich gleich im Namen Gottes Feuerbrände umherschleudere; nur im Schooße des Friedens können die

An

Anſtalten gedeihen, von denen wir die Wiederherſtellung der Religion erwarten müſſen" — ein vom guten Geiſt belebter Buchſtabe werden!

VII.

Auszüge aus Briefen.

I.

London d. 2 December 99.

Die gewaltige Diatribe gegen die neueſten Theaterdichter und Modeſchriftſteller, welche die bekannte Moralpredigerin Miß Hanah More in ihren Strictures on the modern Syſtem of female Education (die ſtark vermehrt neuerlich in 2 Oktavbänden wieder aufgelegt worden ſind) nicht ohne antijakobiniſche Bitterkeit einfließen ließ, hat endlich an dem gefürchteten D. Wolcot, ſonſt Peter Pindar genannt, einen Gegner gefunden, der alle Lacher auf ſeiner Seite hat. Nach einem ziemlich langen Stillſchweigen tritt er einmal wieder mit einer kleinen Sammlung von archilochiſchen Spottgedichten auf, die unter dem Titel: Nil admirari, bey Weſt und Hughes für 3 Sh. zu haben ſind. Das erſte Gedicht geht gegen den Biſchoff Portens, der in ſeinem Cirkular an die Geiſtlichkeit ſeines

Sprengels (charge) eine hyperboliſche Lobrede auf die Miß Hanah gehalten hatte. Dann kommt eine Zuſchrift an die Zelotin ſelbſt, Expoſtulation genannt, worin ſie freilich hart mitgenommen und unter andern ein ſummendes Eſemer aus den Briſtoler Sümpfen genannt wird. Außer einigen andern Ausfällen gegen die Geiſtlichkeit erſcheint hier auch noch eine Ermahnungsode an den Klub der Blauſtrümpfe, d. h. an die Schriftſtellerei treibenden Weiber. Denn dieſe nennt der Engländer nach einem alten Bonmot von Johnſon Blue-ſtockings. Als Titelkupfer findet man das ähnliche Bildniß des Satirikers.

Das gelbe Fieber, welches mörderiſcher als je in Filadelfia und Neuyork wüthete, hat ſich ſelbſt vor dem Metallreitz des bekannten Doktor Perkins nicht gefürchtet. Denn dieſer iſt in letzterer Stadt ein Opfer jener Seuche geworden. Der Sohn verkauft in London noch immer die metallic tractors zu 4 bis 5 Guineen und findet, wie natürlich, großen Abſatz.

Ueber die letzten Siege in Indien iſt ſchon ein Werk von einem Offizier der oſtindiſchen Geſellſchaft erſchienen. Authentick memoire of Tippoo Sultaan, wobey denn freilich der indiſche Held als der abſcheulichſte Tyrann paradirt, und von ſeiner heilloſen Verbindung mit den Franzoſen mit dem heftigſten Unwillen geſprochen wird.

Schil

Schillers 30 jähriger Krieg iſt von einem Artillerieoffizier Blaquiere in 2 Bänden erſchienen. Hufelands Werk über die Verlängerung des Lebens, das auch in England den gröſten Beifall findet, hat nicht allein ein ähnliches Werk von dem teutſchen Arzt Willich in London erzeugt, ſondern auch eine eigne Geſchichte aller bekannten Makrobier veranlaßt: Human Longevity, or the records of 1712 Persons, who attained a Century and upwards, by James Easton. Es iſt zu Salisbury gedruckt, und auch in London bey White zu haben (6 Sh. in 8.), und den älteſten jetzt lebenden Menſchen dedicirt. — Ein gutes Sittengemälde der engliſchen Sitten in den obern Regionen enthält der neue Roman Sketches of modern Life. 2 Vol. 7 Sh.

Als einen Beweiß politiſcher Divinazionsgabe citirt man jetzt allgemein eine Stelle aus Dr. Gillie's Kommentar zu Ariſtoteles Politik, worin dieſer loyale und zur königlichen Hiſtoriografie an Robertſon's Stelle ernannte Geſchichtſchreiber bemerkt, daß die franzöſiſche Republik in wenig Jahren alle Regierungsformen durchlaufen ſey, und daß ihr nur noch der Diktator fehle, zu welchem ſich Bonaparte jetzt (1797, als das Buch zuerſt erſchien) in eben den Gegenden des obern Italiens bildete, wo einſt Cäſar den Grund zu ſeiner Diktatur legte *).

*) Es wird hierbey erlaubt ſeyn, einige unſerer Leſer an ein Geſpräch unter vier Augen zwiſchen Heribert und Wili-

Außer einem nicht uninteressanten Roman von dem durch seinen William Caleb und mehrere filosofische Schriften berühmten W. Godwin, St. Leon, a tale of the sixteenth Century. Robinsons. 4 Vol. (16 Sh.) über welchen die teutschen Uebersetzungsfabrikanten wahrscheinlich sehr heißhungrig herfallen werden, nenne ich Ihnen heute nur noch, als Mittelgut, einen Roman von einer bekannten Feder: Frederick Latimer, or the History of a young man of fashion. Cadell. 2 Vol. (11 sh.) Die bekannte Kinderschriftstellerin Mis. Helm übersetzt jetzt Camvens sämtliche Kinderschriften, die außerordentlichen Beifall finden, und die zürnende Miß More wieder in etwas aussöhnen werden.

2.

Wilibald im vorigen Jahrgange dieser Monatschrift zu erinnern, wo der Herausgeber dieser Zeitschrift mit einer ganzen Reihe von Gründen bewieß, daß für die Republik kein anderes Heil im Himmel und auf Erden zu finden sey, als wenn sie Einem alle Gewalt in die Hand gebe, und mit dem Namen Protektor, oder Protarche (oder Grand-Konsul) einem Mann huldige, wie es in jedem Jahrhunderte kaum Einen giebt, dessen Genius alle andere in Respekt zu halten und zu überwältigen wisse. Und dieser Eine sey schon gefunden und sey Bonaparte. Man findet diese Stelle jetzt auch im 11. Bande von Wielands sämmtlichen Werken, der die Gespräche unter vier Augen enthält, S. 96 ff. Wie viele zuckten damals, wie Bonaparte in Aegypten verloren schien, über einen solchen Rath mitleidig die Achseln. Und jetzt?

B.

2.

Conſtantinopel d. 25 Auguſt 99.

Der Chevalier d'Ohſſon iſt nach der Ankunft des neuen ſchwediſchen Geſchäftsträgers, des H. von König, über Wien nach Schweden abgereißt. Er gedenkt in Wien, das ihm durch die Vervollkommung der Kunſt die meiſten Hilfsquellen dazu darbietet, ſein noch immer unübertroffenes Werk, Tableau de l'Empire Ottoman, fortzuſetzen und zu vollenden. Seine herrliche Handſchriftenſammlung beſtimmt er als ein Geſchenk dem Büchersaal zu Upſala. Von den zwey jüngſt nach Griechenland und Jonien reiſenden Engländern iſt Twedel auf ſeiner Wanderung auf dem Berge Athos geſtorben, und Hope hielt ſich in Smyrna auf, und machte von dort Ausflüge in das gelobte Land Joniens.

3.

Wien im Sommer 1799.

Der ſo oft geäuſerte Wunſch, daß auch in der Kaiſerſtadt eine Geſellſchaft, oder ein Sammelplatz entſtehen möchte, wodurch den einheimiſchen Freunden der Künſte und Wiſſenſchaften ein näherer Berührungspunkt verſchaft, den Fremden aber die Gelegenheit, dieſelben zu ſehen und kennen zu lernen, erleichtert würde, iſt ſchon vorigen Winter erfüllt worden, und wird im künftigen gewiß noch mehr erkannt und ausgeführt werden. Herr Graf von Fries, deſſen

vor dem Gedanken, deine Liebe jemals verlieren zu können, wie vor der Vernichtung meines ganzen Wesens, erzittre? —— Laß mich, laß mich die Gewißheit, daß es nie geschehen werde, daß es unmöglich sey, immer in deinen Augen lesen, immer von deinen Lippen hören, und in deinen Armen fühlen; und wenn diese vergötternde Bezauberung jemals aufhören soll, so nihm, im lezten Augenblik, alle deine Macht zusammen, und laß mich vor Entzükung und Liebe zu deinen Füssen sterben. ——

Von der Antwort, womit Danae diese Ergiessungen einer glühenden Zärtlichkeit erwiederte, läßt sich das Wenigste mit Worten ausdrüken; und dieses kan sich, nach allem, was wir bereits von ihren Gesinnungen für unsern Helden gesagt haben, der kaltsinnigste von unsern Lesern so gut vorstellen, als wir es ihm sagen könnten —— oder sich's auch nicht vorstellen, wenn es ihm beliebt. Daß sie ihm übrigens sehr höflich für die Erzählung seiner Geschichte gedankt, und eine ungemeine Freude darüber empfunden habe, in diesem Sclaven, der die Alcibiaden und den liebenswürdigen Cyrus selbst aus ihrem Herzen ausgelöscht hatte, den ruhmvollen Agathon, den Mann, den das Gerüchte zum Wunder seiner Zeit gemacht hatte, zu finden; und daß sie ihm hierüber viel schönes gesagt haben werde —— verstehet sich von selbst. Dieses und alles, was eine jede andere, die keine Danae gewesen wäre, in den vorliegenden Umständen auch gesagt

hätte,

Haus ſchon ſeit mehreren Jahren ein wahrer Tempel der Kunſt iſt, hat den ganzen Winter hindurch bey ſich Geſellſchaften verſammelt, die nicht nur deßwegen, weil ſie bisher in ihrer Art einzig und allein ſind, auf den vollen Dank der Freunde der Litteratur Anſpruch machen, ſondern auch das Verdienſt der liebevollſten Einrichtung und der ausgeſuchteſten Wahl ihrer Mitglieder für ſich haben. Alle Donnerſtage Abends verſammelte man ſich ohne allen Zwang der Etiquette, und ohne alle Rangordnung in mehreren hiezu beſtimmten Zimmern, mit der vollen Freyheit ſeine Stunden entweder allein, oder im Geſpräche, mit der Leſung eines Buchs oder mit Betrachtung bey Zeichnungen und Gemälden, auf dem Fortepiano oder auf dem Billard zuzubringen. Ein Souper, bey dem jeder Anweſende willkommen iſt, verlängert die Stunden der Geſellſchaft, und den Genuß der ſich zuſammenfindenden Freunde bis in die Mitternacht.

Auf den Tiſchen liegen die letzten Neuigkeiten von Büchern und Kupferſtichen, oder Skizzen aus der reichen Sammlung des Herren Grafen, die man nirgends ſo leicht mit ſolchem Nutzen beſchauen wird, wie hier, wo die einſichtsvollſten Künſtler ſelbſt hierüber ihre Meinungen mittheilen, und irrige Urtheile berichtigen. Es iſt ſchön, daß man an einem Abende die Wahl hat, ſich mit Gelehrten, wie die Hofräthe Müller, Sonnenfels und Birkenſtock, oder mit Künſtlern wie die Profeſſoren Füger

ger und Jenner zu unterreden. Es iſt ſchön, daß man hier viele andere würdige Männer beyſammen findet, denen Amtsgeſchäfte oder andere Hinderniſſe die Gelegenheit rauben, ſich ſelbſt untereinander zu ſehen, oder die Beſuche von Fremden, ſo oft als ſie gern wollten, anzunehmen. Dieſe Geſellſchaften helfen dem Bedürfniſſe des Einen und Andern ab; ſie ſind ein Brennpunkt in dem ſich die bisher in dem weiten Wien nur zu ſehr zerſtreuten Strahlen der litterariſchen Thätigkeit zur Herbeibringung einer wohlthätigen Wärme vereinigen können, und jeder Freund der Wiſſenſchaften und Künſte zollt dafür ſeinen aufrichtigen Dank dem Hrn. Grafen von Fries, und ſeinem würdigen Freund, dem Hofrath Lerſe, deſſen ausgebreitete Gelehrſamkeit und thätiger Eifer die Entwürfe des jungen Muſageten ſo trefflich unterſtützen.

Verbeſſerungen.

Im Oktoberſtück muß geleſen werden, anſtatt:

S. 102, Z. 4,	von	—	vor.
S. 113, Z. 6,	Sinnlichkeit	—	Sittlichkeit.
S. 114, Z. 3,	einem	—	reinem.
S. 132, Z. 26,	einfaßt	—	umfaßt.

Inhalt.

Inhalt

des Jahrganges 1799.

Januar.

I. Ueber Dr. Voſſelts Allgemeine Zeitung, nebſt einer Beylage des Herausgebers . . S. 3
II. Der Schwätzer. Horazens 9te Satire des 1ſten Buchs. Von Hrn. Hofr. Schütz. . — 27
III. Nekrolog.
1. Johann Reinhold Forſter, von Kurt Sprengel. . . . . — 33
An J. R. Forſters Grabe. Zwey Gedichte. — 54
2. Auf Fr. Schulzens Grab. . . — 47
IV. Ueber Muſik, Botanik und Gartenanlagen in Wien . . . . . — 48
V. Kunſtnachrichten.
1. Auszug eines Briefes aus Rom. . — 61
2. Nachrichten aus Paris. . . 62
3. Ueber den Bildhauer Canova und ſeine Urtheile über die Dresdner Antikengallerie. Von Hrn. Prof. Becker. . . . — 66
VI. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Seeland und die Küſte von Schonen. . . . — 74
VII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literariſche Nachrichten. . — 82
2. Wien. Dr. Rumelter. . . — 87
3. Bremen. Ueber Bremen. . . — 89
VIII. Nachricht von Hrn. Mouniers Inſtitut in Belvedere. . . . . — 95

Fe

Februar.

I. Briefe über Volksaufklärung. S. 97
II. Die getreue Dogge. Erzählung von Ratschky. — 112
III. Fortsetzung der Auszüge aus dem Tagebuch einer Reisenden über Rom. — 115
IV. Gedichte nach den Minnesingern. Von G. Leon. — 130
V. Reise von Königsberg nach Memel. Auszug eines Tagebuchs. — 137
VI. Kunstnachrichten.
1. Fragmente aus einem Tagebuche. Von Hrn. M. Gerning. — 158
2. Anfrage, Tobias Mayers Wachsmahlerey betreffend. — 159
3. Herberts Kupferstich. — 164
VII. Der Kallenfels. Von J. F. v. Meyer. — 164
VIII. Auszüge aus Briefen.
1 u. 2. London. Literarische Neuigkeiten. — 165
3. Amsterdam. Literatur in Holland. — 172
4. Ueber Söder, den Landsitz des Hrn. v. Brabek im Hildesheimischen. — 175
5. Lübek. Geselligkeit und Literatur der Lübeker. — 180
6. Amsterdam. Gesellschaft zur Beförderung der bildenden Künste. Ruhnkenius. — 184
IX. Nekrolog.
Christian Garve. — 186

März.

I. An die Musen. Horazens 4te Ode des 5ten Buchs. Von Hrn. Hofrath Schütz. 191
II. Gedichte von Gleim. — 197
III. Feldblümchen. Zweites Bündlein. Von Fr. Rochlitz. — 205
IV. Fortsetzung der Auszüge aus dem Tagebuch einer Reisenden über Rom. — 208
V. Ansichten von Madrid. Von Hrn. Prof. Fischer. — 217
VI. Nekrolog.
1. Inschriften auf Mozarts und Blumauers Tod, von Hrn. M. Gerning. — 232
2. Zur Karakteristik Joh. Reinh. Forsters. — 234
VII. Helvetiens freien Söhnen. — 240
VIII. Kunstnachrichten.
1. Andenken an den Thiermaler Pforr. } v. Hr. M. Gerning. — 254
2. Ueber Hr. A. Hüsgen und seine Kunstsammlungen

IX. Auszüge aus Briefen.
1. Strasburg. Feier des Sonntags. Vernunftdienst und Kopulazionen im Münster — 258
2. Frankfurt a. M. Ueber die neue Universität in Mainz. — 265
3. Paris. Literarische Neuigkeiten. — 268
4. Wien. Alte Ideen neu aufgestellt — 272
6. Hamburg. Sievekings Tod. — 275
X. Durchflüge.
9. Reisebeschreibungen. — 275
XI. D. Reinhards Landtagspredigt. — 284
XII. Herbert Marsh über Frankreichs Kriegserklärung an England. — 286
XIII. Ankündigung. — 288

April.

I. An das römische Volk. Horazens 16te Epode. Von Hrn. Hofr. Schütz — 291
II. Lord Verulams Meinung vom Aberglauben. — 295
III. Pindars Weihe. Von Freudentheil 298
IV. Des Kanzlers Krell Richtschwerd. Von Hrn. A. Ackermann. — 302
V Der Schafmann und das Schaf. Von Gleim. — 316
VI. Der gute Bürger, oder das war doch keine Lüge, wenn's auch so aussah? Erzählung von C. Stille. — 318
VII. Nekrolog.
Oesers Manen. Von Seume. — 365
VIII. Auszüge aus Briefen.
1. London } Literarische Neuigkeiten — 369
2. — }
3. Paris. Delille. Fragen des Nazionalinstituts an das Institut in Aegypten. Kunstnachrichten — 371
4. Schreiben aus O. Ueber Hamburg. — 374
— 381

May.

I. Die Wünsche, eine Legende. Von Paulus Aemilius. S. 3
II. An Munatius Planeus. Horazens siebente Ode des ersten Buchs. Von Hrn. Hofr. Schütz. — 6
III. Skizze einer Biografie Johann Reinhold Forsters, in einem Briefe an einen Freund. — 8
IV. Gedichte auf Wallenstein. — 28

V. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Seeland und Schonen. — 31
VI. Bruchſtück aus: „Frankreich und die Freiſtaaten von Nordamerika, verglichen in Hinſicht ihrer Länder, Bewohner ꝛc. Von Hrn. v. Zimmermann. — 39
VII. Proben einer neuen Ueberſetzung der Horaziſchen Oden. Von J. A. Eſchen. — 49
VIII. Künſte.
1. Zweyte mechonograſiſche Ausſtellung in der Leipziger Oſtermeſſe 1799. Von Hrn. OKR. Böttiger. — 52
2. Ueber die Münzſammlung des Hrn. Baron von Seckendorf in Dresden. — 62
IX. Ein Wort über Herders Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Vom Herausgeb. des T. M. — 69
X. D. Reinhards Predigt beym Schluſſe des Kurſächſiſchen Landtags. — 91
XI. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literariſche Neuigkeiten. 93
2. Trier. Errichtungsplane d. neuen franz. Schul. — 96

Junius.

I. An H.... Von Gleim. — 97
II. Horazens 7te Ode des 2ten Buchs. Von Hrn. HR. Schütz. — 98
III. Bemerkungen auf einer Reiſe durch Seeland und Schonen. Fortſetzung. — 99
IV. Lob des Landlebens. Von J. J. Ratſchky. — 111
V. Auszüge aus dem Tagebuche einer Reiſenden über Rom. Fortſetzung. — 113
VI. Codicille d'un Teſtament que je n'ai point fait, et que je ne compt point faire. Par le Prince de Ligne. — 124
Antwort darauf. Von A. v. Kotzebue. — 128
VII. Proben aus dem Oſſian. Von Ludwig Schubart. — 150
VIII. Lenz-Erinnerung. Ode an v. Knebel. Von Hrn. LR. Gerning. — 156
IX. Nekrolog. Ueber Oeſer; von Seume. — 152
X. Abendfantaſie im Frühlinge 1794. Von Schink. — 159
XI. Urtheile der Engländer über Kants Filoſofie. — 163
XII. Künſte.
1. Ueber Mionnet's Münzen- und Gemmenpaſten in Paris. — 170

2. Prof. Schlichtegrolls Nachricht v. Herzogl. Münzkabinette in Gotha. — 175
XIII. Hr. Beresford's German Ballads and Songs. — 176
XIV. Auszüge aus Briefen.
1. Paris Kunstnachrichten. Lamey. Weise. von Nazionalinstitut. — 178
2. London. Monbodds. Literarische Neuigkeiten. — 187
3. Cassel. Nachrichten von Künstlern in Rom. — 189
4. Wetzlar. Verhandlungen der Wetzlarischen gemeinnützigen Gesellschaft. — 190

Julius.

Anekdoten zur Karakterschilderung Suwarows, von Seume. — 194
II. An das scheidende Jahrhundert. Von demselben. — 207
III. Reise nach Tivoli. Von Mad. Brun. — 211
IV. Gott ist Gott. Von Gleim. — 231
V. Vetterleins Chrestomathie teutscher Gedichte. — 232
VI. Skizze von Frankfurt a. M. — 237
VII. An S. von La Roche. Von Hinsberg. — 254
VIII. Künste.
1. Ueber den Dresdner Künstler Franz Gareis. — 256
2. Albr. Dürers patriotisches Denkmahl. Von H. C. Hösgen. — 260
IX. Auszüge aus Briefen.
1. London. Rumfords Institut. Pizarro. Wraxal. Kupferwerke. — 263
2. Paris. Teutsche Litteratur in Frankreich. Verdienste des Erminisiers François Neufchateau. Florians Don Quixot. — 273
3. Halle. Botanischer Garten. Königlicher Besuch darin. — 283
X. Anekdoten über den Ritter Michaelis. — 284

August.

I. Die Spindel. Theokrits 28ste Idylle. Von J. A. Eschen. 289
II. Einige Kapitel aus der neuen Ausgabe von Lechevaliers Beschreibung der Ebene von Troja. Von Hrn. Prof. Lenz. — 292
III. Epigrammen. Von J. C. F. Haug. — 229
IV. Fortsetzung der Skizze von Frankfurt a. M. — 334

V. Was iſt Freiheit? Von K. v. Bonſtetten. — 345
VI. Hänſeatiſches Magazin. — 373
VII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literariſche Neuigkeiten. — 379
2. Halle. Ueber den Beſuch des Königs. — 380

September.

I. Hilmer. Ein Gemälde aus dem Leben. Von Levin. — 3
II. Stimmen der Zeit. — 20
III. Ueber Amſterdam. Von J. G. r. — 23
IV. Oſſian. — 40
V. Beſchluß der Skizze von Frankfurt a. M. — 42
VI. Der Taunus, Ode v. Hrn. LR. Gerning. — 62
VII. Kunſtnachrichten.
1. Vergleichung zwiſchen Rafael, Coreggio und Tizian. Von Hrn. Prof. Langer. — 55
2. John Flaxman. — 62
VIII. Briefe über die Mythologie, nach dem Franz. des Hrn. Demouſtier. — 65
IX. Trauergeſang für die erſchlagnen Schweizer. Von Fr. Brun geb. Münter. — 73
X. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literariſche Neuigkeiten. — 75
2. Paris. Gonnini und Volney über Aegypten. — 78
3. Ofen. Ueber das Verbot der Beſuchung auswärtiger Univerſitäten. — 81
4. Riga. Neue Univerſit. in Dorpat. — 83
5. Berlin. Bauakademie. Zöllner. — 84
6. Hamburg. Holſteiniſches Idiotikon. Armenanſtalt in Hamburg. Wetzel. — 87
7. Leipzig. Breitkopfs Buchdruckergeſchichte. — 88
XI. Anekdoten. — Mozart betreffend. — 90
XII. Ankündigungen. — 91

Oktober.

I. Einige Winke über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur ſittlichen. Von Herrn Pfarrer Sulzer. — 97
II. Klaglied, von Werthes. — 136
III. Skolien, oder Tafelſprüche und Liedchen, von Maria Maioch. — 138

IV. Bruchstücke aus einer Reise in Frankreich gegen das Ende des Jahres 1798, von Chrn. Ludw. Lenz — 147
V. Kunst.
Ueber Oesers Gemälde in der Hauptkirche zu Chemnitz. Von Fr. Rochlitz. — 170
VI Neueste und wichtigste Erscheinung im Fache der Geschichte. 179
VII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Füßly's Miltonsgallerie. Engl. Musenalmanach. Gelehrten-Reise nach Griechenland. Delille. — 187
1. Paris. Oeuvres posthumes von d'Alembert, und Bailly. François de Neufchateau's conservateur littéraire. — 189

November.

I. Einige Winke über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur sittlichen. Von Hrn Pfarrer Salat. Forts. — 193
II. Tragische Masken und Tempel der Alten. Eine archäologische Parallele. Von Hrn. Obkr. Böttiger. — 217
III. Die Geschenke der Horen. Zum Geburtstagsangebinde einer Freundin geweiht. Von C. v. Bonstetten. — 237
IV. Fortsetzung des Tagebuchs über Rom. Von Mad. Brun geb. Münter. — 241
V. Literarische Durchflüge. Reisebeschreibungen. — 269
VI. Auszüge aus Briefen.
1. Paris. Kunstausstellung. Türpin's Tod. Neue literarische Produkte. Mercier's Groll gegen Voltaire. Dupont von Nemours. Portique Republicain. — 282
2. London. Mackenzie's und Campbells neue Werke über schottische Literatur. Weekly Review. Porson. Wakefield. Danovan. — 280

December.

I. Sonnet auf der Frau von La Roche Geburtstag, von Münchhausen. — 289

II. Winke über das Verhältniß der intellektuellen und verfeinernden Kultur zur ſittlichen, von Hrn. Pf. Salat. Fortſetzung. — 290
III. Ein paar Muttergedichte aus den hinterlaſſenen Papieren der Maria Munch. — 336
IV. Künſte.
Ueber Naumanns Kompoſizion des Klopſtockiſchen Pſalms und ſeine zweite Aufführung in Dresden. — 343
V. Nekrolog.
Chr. Traugott Weinlig in Dresden. — 359
VI. Kurze literariſche Notizen. — 366
VII. Auszüge aus Briefen.
1. London. Literariſche Neuigkeiten. — 371
2. Konſtantinopel. Chevalier d'Ohſſon. — 377
3. Wien. Literariſche Geſellſchaft beym Grafen von Trieſt. — 377

hätte, wollen wir, nebſt allen den feinen Anmerkungen und Scherzen, wodurch ſie in gewiſſen Stellen ſeine Erzählung unterbrochen hatte, überhüpfen, um zu andern Dingen, die in ihrem Gemüthe vorgiengen, zu kommen, welche der gröſſeſte Theil unſerer Leſerinnen (wir beſorgen es, oder hoffen es vielmehr,) nicht aus ſich ſelbſt errathen hätte, und welche wichtig genug ſind, ein eigenes Capitel zu verdienen.

Neuntes Capitel.

Ein ſtarker Schritt zur Entzauberung unſers Helden.

Die vertrauliche Erzählung, welche Agathon ſeiner zärtlichen Freundin von ſeinem ganzen Lebens-Lauf gemacht; die Offenherzigkeit, womit er ihr die innerſten Triebfedern ſeiner Seele aufgedekt; und die vollſtändige Kenntniß, welche ſie dadurch von einem Liebhaber erhalten hatte, an deſſen Erhaltung ihr ſo viel gelegen war; lieſſen ſie gar bald einſehen, daß ſie vielleicht mehr Urſache habe, über die Beſtändigkeit ſeiner Liebe beunruhigt zu ſeyn, als er über die Dauer der ihrigen. So ſchmeichelhaft es für ihre Eitelkeit war, von einem Agathon geliebt zu ſeyn; ſo hätte ſie doch für die Ruhe ihres Herzens lieber gewollt, daß er keine ſo ſchimmernde Rolle in der Welt geſpielt hätte. Sie

beſorgte

Der Neue Teutsche Merkur vom Jahre 1800.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Erster Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1800.
Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1800.

I.

Gedichte *).

1.

Letzter Wille

des hinſcheidenden achtzehnten Jahrhunderts, geſchrieben im Febr. 1799.

Da von der Erde ſchaudervollen Wüſten
Mich zu befrey'n, die Zeit die Scheere hebt;
So will Ich, der Jahrhunderte des Chriſten
Achtzeh'ntes (wenn vom Schweigen überlebt
Die Furien mir kurze Ruhe friſten
Vom Wahnſinn, meinem Daſeyn eingewebt) —
Weh denen, die ſich weigern ihn zu ehren!
Noch meinen letzten Willen hier erklären.

*) Die erſte Rubrik wird künftig jederzeit einige auserleſene durch Zeit oder Umſtände merkwürdige Gedichte bekannter Dichter enthalten. Erſtlinge reifender Muſenjünger muß ſich der Merkur durchaus verbitten. Nam volo connivis, nolo placere cocis. Unerbetene Zuſendungen der Art bleiben alſo ſtets liegen.

Der falsche Schmuck, in dem auch ich geflittert,
Von eitler Ahnen Einfalt fortgeerbt,
Der an dem mildern Hauch der Zeit verwittert,
Und an der hellern Sonne sich entfärbt,
Ob dem der Menschheit schöner Stamm, zersplittert,
In gegenseit'gem Druck sich selbst verderbt;
Dies bunte Ueberbleibsel finstrer Zeiten
Soll unbeweint mich in mein Grab begleiten.

Zum Erben meiner selbst erworbnen Schätze,
Der unschätzbaren — mehr als Gold und Stein,
Ihr Preis ist Menschenglück, ist der Gesetze
Und Sitten heil'ger friedsamer Verein —
Der reichen Schätze der Erfahrung setze
Ich das mir folgende Jahrhundert ein;
Und leg' ihm auf, in gleich gewognen Theilen
Sie unter seine Söhne zu vertheilen:

Daß jedermann ihr Anblick, dem Despoten,
Der offnen Aug's nicht wahrnimmt was geschieht,
So wie dem frühberauschten Patrioten,
Der Freyey in goldnen Träumen sieht;
Der Geist durchblitze; die zerrißnen Knoten,
Die nun kein Zwietrachtfeuer mehr durchglüht,
Statt der Natur zum Trotz sich selbst zu hassen,
Von selbst sich wieder an einander passen.

Ihr, die der Hölle ungeheurste Hyder
Von meinem Geist gezwungen hat zu fliehn,
Vernunft und Menschlichkeit! o, kehret wieder,

Um meinen letzten Willen zu vollziehn!
Versöhnt den tollen Haß gebohrner Brüder,
Und laßt den Stamm, der abdorrt, wieder blühn!
Gewalt und Wahn zerstieben und vergehen;
Wahrheit und Recht sind göttlich und bestehen.

Stuttgard.

Werthes.

2.

Unaussprechlich.

Unaussprechlich — wie sprachen doch oft dich frostige Lippen,
Hauchte dich herzloser Ton kalt in die wärmere Luft.
Unaussprechlich! so lispeln der Herr und die zierliche Dame —
Aber ihr stockendes Herz bebet dem Worte nicht nach.
Unaussprechlich! so rief ich beym flammenden Strahle der Sonne,
Als ins Meer ich sie sah sinken und steigen am Golf!
Unaussprechlich! wenn nach gesunkenem Tage die Rose
Heiligen Alpen das Haupt kränzte mit himmlischem Licht!
Unaussprechlich! so flüsterte leise die bebende Lippe,
Als du — „Liebst du mich?“ „Liebst du auf ewig?“ gefragt!

Aber noch sprach ich das Wort! noch starb nicht Seufzer und Stimme.
Im Unaussprechlichen selbst ewig verlangend dahin.
Nur der Fülle des Glücks, wo es neben den Schmerzen entblühet,
Haben die Himmlischen dich, stets unenthüllbar, vertraut.
Wenn das Herz uns zerschmilzt, wenn der leiseste Ton sich verathmet,
Unaussprechlich! im Blick strahlt dann die Seele dich aus!

3.

Das Alpröslein *)
am Sunde.

Hierzu die Musik, gesetzt
von
C. E. F. Weyse.

Sag' wo kömmst o Röslein her,
Die auf Felsen glühest?
Sag, wie kömmst ans wilde Meer?

*) Alpröslein (Rhododendron Ferruginemm) ist eine eigentliche Alpenpflanze, und das Lieblingsblümchen der Aelpler. Junge Mädchen suchen es scherzend; die zuerst es findet pflückt es schnell zum Pfand einer glücklichen Liebe.

Das Alpröſ

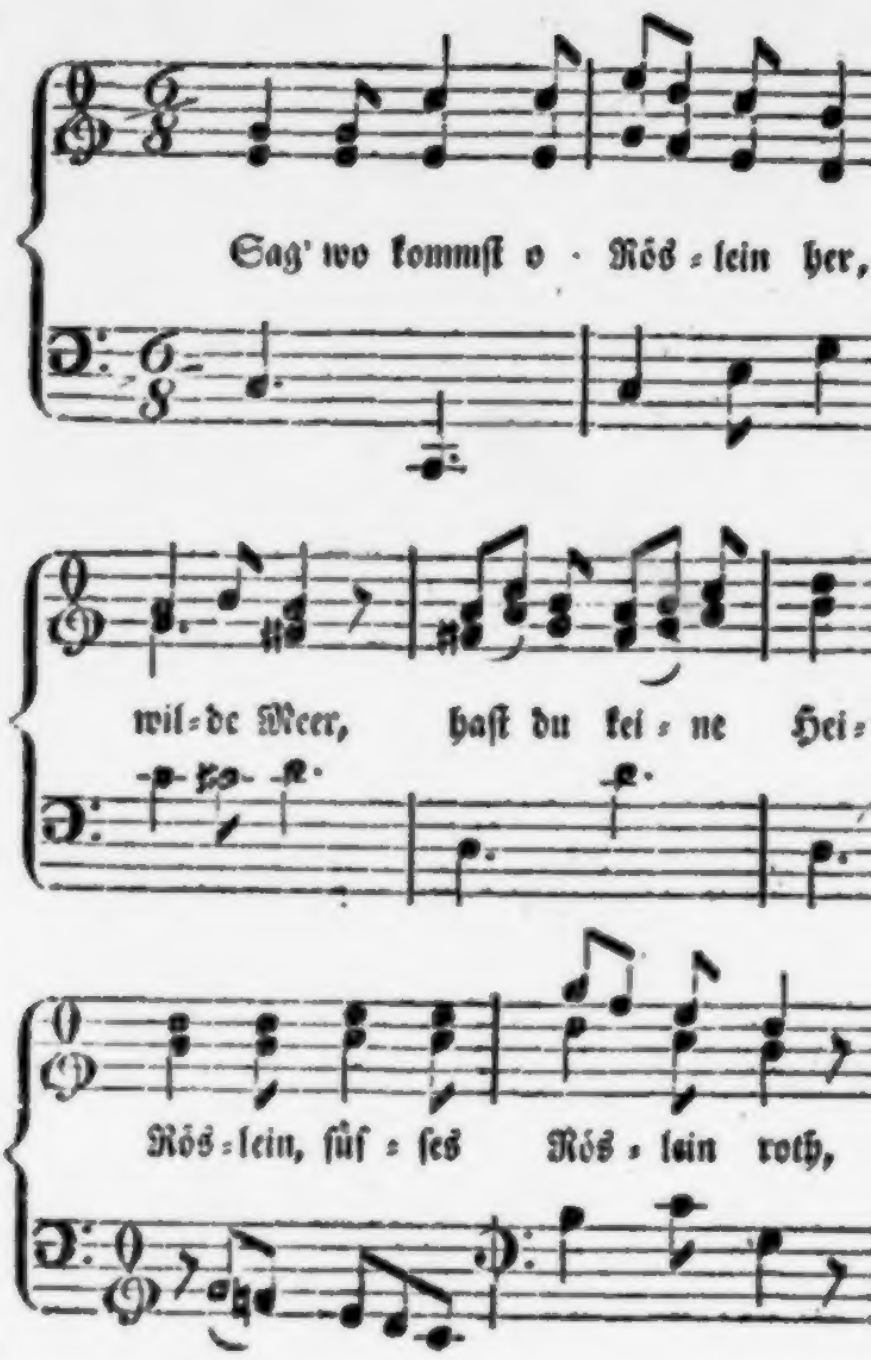
Sag' wo kommſt o · Röſ = lein her,
wil = de Meer, haſt du kei = ne Hei =
Röſ = lein, ſüſ = ſes Röſ = lein roth,

slein am Sunde.

In Muſik geſezt von C. C. F. Weyſe.

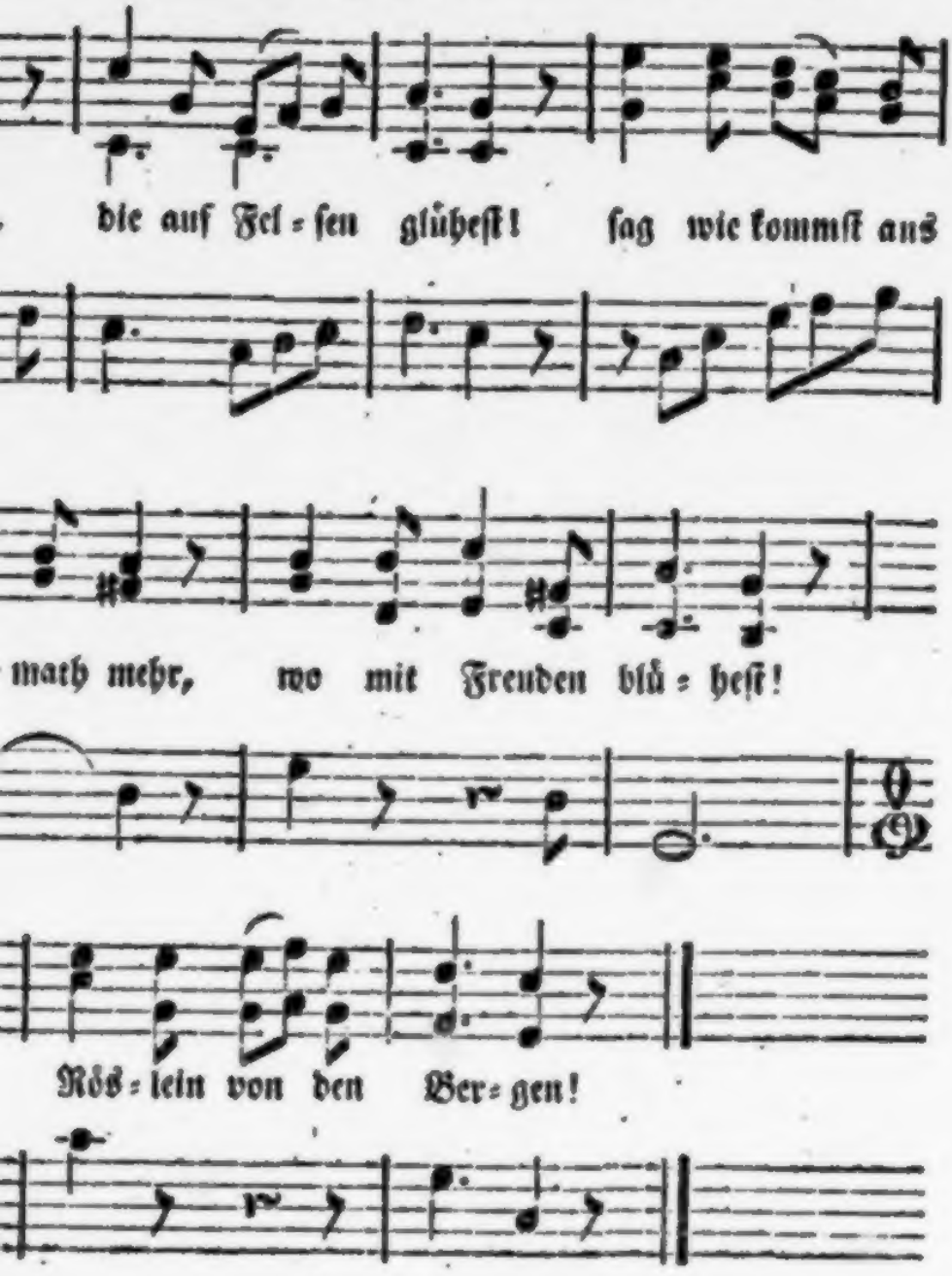

beſorgte nicht unbillig, daß es ſchwer ſeyn würde, einen jungen Helden, der durch ſo ſeltene Talente und Tugenden zu den edelſten Auftritten des geſchäftigen Lebens beſtimmt ſchien, immer in den Blumen-Feſſeln der Liebe und eines wollüſtigen Müſſiggangs gefangen zu halten. Nun ſchien zwar die Art ſeiner Erziehung, der ſonderbare Schwung, den ſeine Einbildungs-Kraft dadurch erhalten, ſeine herrſchende Neigung zur Unabhängigkeit und Ruhe des ſpeculativen Lebens, welche durch die Streiche, die ihm das Glük in einer ſo groſſen Jugend bereits geſpielt, eine neue Stärke bekommen hatte; und der Hang zum Vergnügen, welcher, im Gleichmaß mit der auſſerordentlichen Empfindlichkeit ſeines Herzens, die Ruhm-Begierde und die Ambition bey ihm nur zu ſubalternen Leidenſchaften machte — alles dieſes ſchien ihr zwar in dem Vorhaben, ihn der Welt zu rauben, und für ſich ſelbſt zu behalten, nicht wenig beförderlich zu ſeyn; aber eben dieſe ſchwärmeriſche Einbildungs-Kraft, eben dieſe Lebhaftigkeit der Empfindungen ſchienen ihr, auf einer andern Seite betrachtet, mit einer gewiſſen natürlichen Unbeſtändigkeit verbunden zu ſeyn, von welcher ſie alles zu befürchten hätte. Konnte ſie, mit aller Eitelkeit, wozu ſie das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und der allgemeine Beyfall berechtigte, ſich ſelbſt bereden, daß ſie dieſe idealiſche Vollkommenheit würklich beſize, welche die bezauberten Augen ihres enthuſiaſtiſchen Liebhabers an ihr ſahen? Und da nicht ſie ſelbſt, ſondern dieſe idealiſche Vollkommenheit der eigentliche Gegenſtand ſeiner Liebe war, auf was für einen unſichern Grund beruhete alſo

eine

Haſt du keine Heimath mehr
Wo mit Freuden blüheſt?
Röslein ſüßes Röslein roth,
Röslein von den Bergen!

„Komme fern von Alpen her,
„Ach mit Blut beflecket!
„Habe keine Heimath mehr,
„Zieh' dahin ans wilde Meer
„Das mich bald bedecket!
„Röslein armes Röslein roth,
„Röslein in der Fremde!“

Thäten Jüngling nicht und Braut
Dich mit Freuden ſuchen?
„Ach, den Jüngling ſucht die Braut
„Nun im Blutthal, wo ſie laut
„Seinem Mörder fluchen!
„Röslein armes Röslein roth,
„Bin mit Blut beflecket!“

Birg auf hohen Alpen dich,
Wo der Giesbach brauſet!
Wo die Schneeſirſt mildiglich,
Wo der Eisquell brüderlich
Liebchen dich behauſet.
Röslein armes Röslein roth,
Flieh' in wilde Klüfte.

„Ketten klirren durch die Kluft,
„Blut den Schnee durchſtreifet!
„Rache, Rache, Rache ruft
„Durch des Eisthals wilde Schluft,
„Wo ſie Leichen häufet!“
„Röslein armes Röslein roth,
„Ruht' ich bald im Meere!“

Röslein will dich pflegen ſtill,
Bis die Hoffnung grünet!
Will dich lieben zärtlich, will
Dich am Buſen halten ſtill —
Bis dein Leid verſühnet!
Röslein ſüßes Röslein roth,
Weil' in meiner Hütte.

Friederike Brun.

II.

Eine arabiſche Elegie.

Das Gedicht Abu-Ismails-Tograï.

(Dieſes einzige Gedicht hat dem Verfaſſer bey ſeiner Nazion, bey welcher die Dichtkunſt in ſo großen Ehren iſt, einen beſondern Ruhm gebracht. Der Charakter des

leidenschaftlichen stolzen Arabers steht in demselben vollkommen da, und es fehlt nicht an eignen lebendigen Zügen andrer Art. Vollständigen Zusammenhang des Ganzen darf man hier nicht erwarten, da der Dichter eine ganze Periode seines Lebens zum Gegenstande scheint genommen zu haben. Er schwang sich zur Würde eines Vezirs empor, bey welcher er aber elender Weise umgebracht wurde.)

Mich hat ein edles Gemüth bewahrt vor niederem Leichtsinn,
Fremder Zierden beraubt, such' ich die Zierden in mir.

Wie er im Anfang war, so sey mein Ruhm noch am Ende,
Und die Sonne die sinkt glänzt wie am hellen Mittag.

Warum weil' ich in Zaura *), wo meine Geliebten nicht wohnen,
Meine Kamelin ist fern, ferne von mir mein Kamel?

Von den Meinen entfernt, verlassen, dürftig und einsam,
Bin ich dem Schwerte gleich das man der Scheide beraubt.

*) Bagdad.

Ferne von mir iſt der Freund der meine Klage vernehme,
Und der ſüße Genoß meiner Ergözungen fern.

Meine Wanderung iſt ſo lang, daß meine Kamelin Seufzet, der Sattel mit ihr, und der vertrocknete Pfeil.

Und mein magres Kamel erliegt mir unter Ermattung,
Klaget mein Leiden ſelbſt; Tadel ertönet um mich.

Reichthum ſucht' ich, um ihn aus offner Hand zu vertheilen,
Zu befried'gen die Schuld meines erhabnen Gefühls.

Aber die Zeit hat die Hoffnung verkehrt; ſtatt aller der Beute
Bin ich, nach mühſamer Fahrt, nun mit der Ruhe vergnügt.

Plözlich erſah ich den Freund, an Geſtalt der erhabenen Lanze
Gleich, die am Sattel ihm ſtack; rüſtig, ein Mann in Gefahr,

Lieblich im Scherz, und ſtrenge zum Ernſt, mit troziger Hälte
Paarend des ſüßen Geſprächs zartes vertrauliches Spiel.

Ihm verſcheucht' ich vom Aug' die nahenden Heerden des Schlafes,
Wann der Schlummer der Nacht ſendet die weidende Schaar.
Doch die Gefährten wankten auf ihren Sätteln, der Eine
Eben vom Taumel erwacht, trunken der andre vom Schlaf.
Und da ſagt' ich zu ihm: Um Hülfe hab' ich gerufen,
Doch bey ſchwerem Geſchick haſt du mir Hülfe verſagt.
Du verläßt mich und ſchläfſt? Doch wachen die Augen der Sterne!
Und du änderſt, da nicht ändert von Farbe die Nacht?
Wirſt du vielleicht mich befreyn von meinem willigen Irrthum?
Ach, zuweilen vertreibt Irrthum den furchtſamen Sinn!
Nächtlich verlang' ich zu gehn zum Sammelplatze von Edam,
Aber von Thoals Stamm wahren die Schützen den Ort:
Und ſie vertheid'gen mit Schwertern und glatten Lanzen die Mädchen,
Schwarzgelocket von Haar, röthlich von Kleidern und Gold.

Dahin gehe mit mir, geſchützt vom Dunkel der Nachtzeit;
Ihr ſüßduftender Hauch leit' uns zu ihrem Gezelt.

Meine Freundin, ſie ſchläft, wo Feinde liegen und Löwen
Um das Dickicht des Rehs, Wälder von Spießen gepflanzt.

Ich verlange das Mädchen des einſamen Thales; die Wimpern
Sind ihr mit Scherzen bethaut, ſchwarz ſind die Lieder des Augs,

Und es erhöhet den Scherz in der edeln Männer Geſprächen,
Zeigt ſich das edle Weib furchtſam und ſparſamen Sinns *).

Liebesſener durchnachtet von dieſen im brennenden Herzen;
Gaſtliches Feuer des Freunds lodert vom Hügel herab **).

*) Die Araber ſagen im Sprüchwort: Freygebigkeit ſey bey dem Weibe, was Geiz bey dem Manne; nemlich beyden unanſtändig.

**) Die Araber ſind von ſolcher Gaſtfreundlichkeit, daß ſie Nachts Feuer auf den Hügeln anzünden, um Fremde zu ſich einzuladen.

Jene tödten mit Liebe, verzehren und ſchmelzen die Herzen;
Dieſe, dem Freundesbeſuch ſchlachten ſie Pferd und Kamel.

Nur ein einziger Becher in ihren Hütten getrunken,
Honig oder des Weins, heilet die Wunde des Pfeils.

Wohnt' ich vielleicht mit ihr in dem abgelegenen Thale,
Haucht' ein Lüftchen mich an, und ich genäſe davon!

Doppelte Wunde verſetzen die beyden Pfeile der Augen;
Aber ſo groß ſie auch iſt, ſchmerzet die Wunde doch nicht.

Und es erſchrecken mich nicht die beyden ſchimmernden Schwerter,
Blinkend durch des Gewebs Säuleyer entzücken ſie mich.

Und ich jage ihr nach der Gazelle, um mit ihr zu ſpielen,
Droht ſchon mit grimmigem Blick aus dem Gehölze der Löw.

Liebe ſich ſelbſt zu erhalten verſcheucht erhabnere Triebe,
Und es gewöhnt ſich ein Mann endlich an weichliche Ruh;

Hängeſt du dieſer nach, ſo grabe dir Höhlen der Erde,
Steig' in die Luft empor, ſondre von Menſchen dich ab;
Laß das Hohe für die, die den Pfad zu erſteigen ſich mühen,
Und begnüge dich nur mit dem verächtlichen Theil.
Niedere Seelen laßt ſich genügen in niederer Armuth;
Ruhm iſt in des Kamels raſchergeſpornetem Gang.
Wirf dich mit dieſem in Schlünde der Wüſten, daß deines Kameles
Halfter erreich' im Lauf muthiger Roſſe Gebiß.
Sagte mir nicht ein hohes Gefühl — Wahr bleibet ſein Ausſpruch:
Wand'rungen ſeyen der Ruhm, welcher dem Manne gezieme?
Wär' es gedeihliches Glück an hoher Stelle zu raſten,
Würde die Sonne denn je wechſeln die Zeichen der Bahn?
Und ich flehte dem Glück, ob irgend es gönnte ſein Ohr mir;
Aber entfernet von mir neigt es den Thoren ſich zu.

Säh' sein Auge vielleicht von mir den Werth, und den Unwerth
Jener, schlief es für sie, und es erwachte für mich.

Ich besänft'ge mein Herz, mit süßer Hoffnung ihm schmeichelnd;
Eng' ist das Leben fürwahr, aber die Hoffnung ist weit.

Als mir die Tage noch wuchsen, gefiel mir wenig das Leben;
Wie abnehmend mit Eil, könnt' es gefallen mir nun?

Eignen Werthes Gefühl ist meiner Seele der Reichthum;
Unwerth, der sich nicht schätzt, hielt ich ihr immer entfernt.

Glänzende Fläche des Schwerts ist eine gewöhnliche Sache;
Doch in des Starken Hand prüft sich der jenes Werth.

Sollt' ich immer nur sehn von Niedern und Schlechten die Herrschaft,
Wünscht' ich die Tage mir nicht länger verzögert zu sehn.

eine Hoffnung, welche vorausſezte, daß die Bezauberung immer dauern werde?

Dieſe lezte Betrachtung machte ſie zittern; —— denn ſie fühlte mit einer immer zunehmenden Stärke, daß Agathon zu ihrer Glükſeligkeit unentbehrlich geworden war. —— Aber (ſo iſt die betrügliche Natur des menſchlichen Herzens!) eben darum, weil der Verluſt ihres Liebhabers ſie elend gemacht haben würde, hatten alle Vorſtellungen, welche ihr mit ſeinem beſtändigen Beſiz ſchmeichelten, doppelte Kraft ein Herz zu überreden, welches nichts anders ſuchte, als getäuſcht zu ſeyn. Sie bildete ſich alſo ein, daß der Hang zu demjenigen, was man die Wolluſt der Seele nennen kann, den weſentlichſten Zug von der Gemüths-Beſchaffenheit unſers Helden ausmache. Seine Philoſophie ſelbſt ſchien ihr dieſe Meynung zu beſtätigen, und, bey aller ihrer Erhabenheit über den groben Materialiſmus des gröſten Haufens der Sterblichen, in der That mit den Grundſäzen des Ariſtippus, welche vormals ihre eigenen geweſen waren, in dem nemlichen Punct zuſammenzutreffen. Der ganze Unterſcheid ſchien ihr darinn zu liegen, daß dieſer die Wolluſt, welche er zum lezten Ziel der Weisheit machte, mehr in der angenehmen Bewegung der Sinnen, den Befriedigungen eines geläuterten Geſchmaks, und den Ergözlichkeiten eines von allen unruhigen Leidenſchaften befreyten geſelligen Lebens —— Agathon hingegen, dieſe feinere Wolluſt, von welcher er in den ſtillen Haynen des Delphiſchen

Tempels

Menſchen, welche mich nicht in ihrem Laufen erreichten,
Schritt ich auch langſam einher, ſind mir gekommen zuvor.

So belohnt man den Mann, der, überlebend ſo viele
Zeitgenoſſen, ſich ſelbſt längere Tage gewünſcht!
Aber wundre dich nicht, daß unter dem Niedern du ſteheſt:
Steht die Sonne ja ſelbſt unter dem kleinen Saturn!

Dulde daher, und verſchmäh' zu gebrauchen widrige Künſte;
Dir gewährt noch die Zeit, daß du der Kunſt nicht bedarfſt.

Dem du vertrauteſt, der Freund, der iſt dein niedrigſter Feind nun;
Hüte vor Menſchen dich! Gegen die Schlauen ſey ſchlau!

Das iſt der Mann der Welt, und ihm gehöret ſie einzig,
Der nicht trauet der Welt, nirgend auf andre ſich ſtützt.

Allzu gütige Meinung von andern hegen iſt Schwachheit:
Nimm ſie für böſe; zu viel Sicherheit bringet Gefahr.

Mein Vertrauen wurde getäuſcht, mit Liſt ich berücket;
Zwiſchen dem Wort und der That zeigte ſich offener Trug.
Deine wahre Geſtalt entſtellen mit Lügen die Menſchen;
Hat das Krumme ſich je zu dem Geraden gepaßt?
Wenn noch etwas vermag beym rechten Wort ſie zu halten,
Muß das Schwert mir allein kommen dem Tadel zuvor.
Höre du, der du ſuchſt vom trüben Leben die Reſte,
Früh in der Jugend ſchon haſt du das Deine verzehrt!
Darum ſtürzeſt du dich, zu durchrudern das Meer, 55
in die Tiefe,
Da dir ein Tröpflein ſonſt ſatt der Erquickung verlieh.
Reich der Genügſamkeit, du befürchteſt nichts, und bedarfſt nichts,
Nicht aufwartenden Dienſt, noch des Beſchirmenden Schutz!
Hoffeſt du Dauer im Hauſe das weder Stütze noch Grund hat?
Haſt du von Schatten gehört, welche vorüber nicht gehn?

Alleskundiger Mann, der alle Geheimniſſe kennet,
Schweige! nur dies allein rettet vom Falle dich noch.

In Geſchäften des Staats warſt du geſchickt und gebildet,
Und kein andrer wie du trieb ſie mit ähnlichem Fleiß.

Hüte dich, daß man dich nun nicht treibt auf so magere Wieſen,
Wo dem gebrauchten Kamel niemand die Weide beſorgt.

v. K.

III.

Briefe über Nord-Amerika.

1.

Ueber die Schickſale der nach N. A. auswandernden Teutſchen *).

Im Octobr. 1798.

Es iſt wahrlich von zu groſſer Wichtigkeit und muß alle Gefühle des Mitleidens in dem Herzen jedes redlichen Teutſchen aufwecken, wenn man die Emigrazion der

*) Sichern Nachrichten zufolge ſind in den Rheingegenden und an der Grenze der jetzt ſo unausſprechlich unglücklichen, faſt vernichteten Schweiz viele verarmte

rheinländischen Bauern nach Amerika genauet kennen lernt, und diese ohnedies schon verarmten und hülfsbedürftigen Menschen sich den Gefahren einer Seereise und seltsamen, ja sehr oft höchst unglücklichen Schicksalen Preis gegeben sieht. Die Bewegungsgründe zur Auswanderung mögen bey den rheinischen Bauern und Handwerkern seyn, welche sie wollen, so

Familien im Begriff, ihr Heil jenseit des Ozeans zu suchen. Für diese besonders und alle, die hier warnen und helfen können, sey dies Fragment aus den Briefen eines edeln patriotischen Teutschen, der Augenzeuge von allen den Greueln war, die er hier immer noch sehr schonend berührte. Ich verweise zugleich auf meine aus vielen französischen und englischen Aktenstücken die nicht überall zu haben seyn dürften, zusammengezogene Vorrede zu Wansay's Tagebuch einer Reise durch die vereinigten Staaten von Nord-Amerika Berlin, Voß 1797 (auch im 14. Bande des Forsterischen Reisemagazins) S. XXVII. Ich glaubte durch die Mittheilung jener Nachrichten auf meiner Seite zu thun, was jedem Menschenfreunde ziemte, und rechnete gleich anfänglich nicht auf den Beyfall des vornehmen Statistikers, der in der ziemlich oberflächlichen Anzeige der Wansayischen Reise in der Allg. Liter. Z. auf diese Vorrede, die ins englische und französische übersetzt wohl auch im Auslande mit Dank aufgenommen worden ist, einen so verächtlichen Seitenblick wirft. Uebrigens hoffe ich durch die Güte des Verfassers des hier abgedruckten Fragments in Stand gesetzt zu werden, noch mehreres über den neuesten Zustand der gepriesenen Nord-Amerikanischen Freystaaten in dieser Zeitschrift mittheilen zu können. V.

ist gewiß, daß der drückende Krieg bey sehr vielen diesen Entschluß äußerst schnell zur Reise bringt. Sie wissen es einmal, daß viele von den Hessen, Anhältern und Pfälzern, welche mit der Armee zur Zeit des Amerik. Revoluzions-Krieges überschifften und als Deserteurs dort zurück blieben, in ziemlichem Wohlstand leben. Wenn sie auch erfahren, daß andere, welche nach der Zeit jenes Land betraten, nicht so schnell als jene und nur durch harte Arbeit und unter großem Drucke ihr Glück machen konnten; so schmeicheln sie sich dennoch mit den süßesten Hoffnungen und Träumen von der brüderlichen Unterstützung und Hülfleistung aller ihrer dort befindlichen Landsleute, deren Anzahl besonders in dem letzten Jahrzehend durch Vagabunden und nichtswürdige Menschen um das Dreyfache erhöht worden ist. Auch bringen sie bey der Erwartung eines gewiß in Amerika zu erlangenden Glücksstandes die Freyheit jener Republik, bey der sie sich nichts geringers denken, als ein Land, wo kein Edelmann, kein Amtmann und Voigt seine Treibergeisel schwingt, so wie Caffe, Thee und Zucker, der nach ihrer Meinung bey Filadelfia wächst, als eine wahre Cocagna, in nicht geringen Anschlag.

Bedingungsweise darf man auch nicht leugnen, daß ein Handarbeiter, und besonders ein Feldbauer, so lange es noch in Amerika viel unbebautes Land giebt, die gewisse Aussicht hat, hinlängliche Arbeit und für diese, im

Verhältniſſe des hohen Preiſes aller Lebensbedürfniſſe, auch mittelmäßige Bezahlung zu erhalten. Aber welchen Gefahren, welchen Mühſeligkeiten iſt ſo ein Mann mit ſeiner ganzen Familie ausgeſetzt? Wie wenige derſelben beſitzen ein hinreichendes Capital, um ihre Ueberfahrt bezahlen und dort ſich ſo lange erhalten zu können, bis ihnen ein Stück Land eigen geworden iſt? Welchen mannichfaltigen Betrügereyen ſind ſie nicht beym Ankauf eines ſolchen Stück Landes ausgeſetzt, ſo anlockend auch die oft ſehr billig ſcheinenden Bedingungen ſind, unter denen man dazu gelangen kann? Doch ich will die traurige Geſchichte vom Ey an erzählen, und alſo mit der Ueberfahrt anfangen.

Schon hier auf vaterländiſchem Grund und Boden, ſchon in unſern Seeſtädten verwickeln ſich ſehr viele derſelben durch ihre Unwiſſenheit und durch die gewinnſüchtige Denkart böſer Menſchen in die Schlingen des Elendes. — — Ehemals war Amſterdam der Hafen, zu welchem die Emigrirenden zu ihrer Einſchiffung eilten; jetzt iſt es vornehmlich Hamburg. Nach Bremen gehen nur wenige, weil dort nicht ſo häufig amerikaniſche Schiffe einlaufen. Und doch wären ſie dort in weit beſſern Händen.

Wie ſelten iſt ein ſolcher rheinländiſcher Bauer oder Handwerker, der entſchloſſen, mit ſeiner Familie nach Amerika zu reiſen, in Hamburg anlangt, mit Empfehlungsſchreiben an Liedere, ſachkundige Männer ver-

ſehen, welche ihn ihres Rathes und ihrer Unterſtützung würdigen, und vor den Betrügereyen ſichern, denen er ſchon bey ſeiner Einſchiffung ausgeſetzt iſt!

Das Gewühl von Geſchäftigkeit in jener Stadt, der Anblick des Hafens, die Geringfügigkeit, mit welcher man dort von einer Seereiſe zu ſprechen pflegt, und ins beſondere die vielen ankommenden und abgehenden Schiffe, beſtärken ihn in dem gefaßten Entſchluſſe, und beſchleunigen die Ausführung des ſo leicht und gefahrlos ſcheinenden Vorhabens. O, man gleitet ſo glatt zwiſchen den reichen Ufern der ſtolzen Elbe hinab! — Sich ſelbſt überlaſſen ſucht er am Hafen nach dem ſtattlichſten Schiffe! Er verlangt ſeiner Familie die innere Beſchaffenheit dieſes ſchwimmenden Pallaſts zu zeigen, um ſie muthiger zu machen, und es ſind, wie man mir verſichert hat, keine ganz ungewöhnlichen Fälle, daß ſolche Perſonen auf auslandiſche Oſt-Indien- oder Afrika-Fahrer geriethen, und ſo in die Hände der ächten Seelenverkäufer fielen.

Jedoch vorausgeſetzt, daß der rheinländiſche Bauer, gelockt durch das ſchöne äußere Anſehen, welches man wirklich an allen amerikaniſchen Schiffen bewundern muß, auf das Schiff gekommen ſey, welches ihn in das Elyſium ſeiner Wünſche zu bringen verſpricht; ſo iſt es gewiß, daß daſelbſt ſeine Fantaſie noch mehr Nahrung für eitle Hoffnungen erhält. Alles auf dem Schiff iſt ihm neu; er ſieht die Cajütte, welche einer niedlichen

Stube gleicht, so lange das Schiff im Hafen liegt, und sich nur erst dann in ein Trillhäuschen verwandelt, wenn die Meerwellen das Schiff auf ihren Rücken tragen.

Die stets ausgelassen lustigen Matrosen, welche schon durch die Freude über die Rückkehr in ihr Vaterland, die aus jeder ihrer Gebehrden hervor leuchtet, seine Erwartungen noch höher spannen, schlagen neue Funken in den Zunder seiner Erwartungen. Welche hohe Ideen erhält er nicht von der Güte und Wohlthätigkeit des Capitains durch ein Glas Rumm? — Denn welcher Capitain ließe wohl, so lange sein Schiff vor Anker liegt, merken, wie schnell sich sein Betragen aus der Stille des Landes zum Ungestüm des Meeres verändert, wo der wilde Sohn Neptuns wieder unumschränkter Herrscher, ja oft Tyrann jenes schwimmenden Kerkers ist!

Der Bauer, überzeugt, daß das Günstige oder Ungünstige der Seereise in der Willkühr dieses freundlichen Monarchen ruhe, ist nun vollkommen über alles beruhigt. Die gewöhnlichsten Dollmetscher zwischen dem Capitain und diesem Bauer sind die Mäckler, Leute, durch welche in Hamburg alle, selbst die wichtigsten zur Handlung gehörigen Geschäfte eingeleitet werden. Ohne nun in die Redlichkeit aller dieser Unterhändler einiges Mißtrauen zu setzen, läßt sich doch leicht ermessen, daß viele von ihnen sich bey Accordi-

rung der Ueberfahrt auf die Seite deſſen neigen, von dem ſie ihre Gebühren erhalten. Unſer argloſer Rheinländer läßt ſich von allem dem nichts träumen. Der Mäckler muß ja ſein Freund ſeyn; denn er iſt ja auch ein Teutſcher. Wie könnte er gegen ſeinen Landsmann nur für den Vortheil des ausländiſchen Capitains bedacht ſeyn? Das gewöhnliche Ueberfahrts- oder Reiſegeld in der Steerage beträgt jetzt 16 bis 18 Guineen für eine Perſon. Nur ſelten findet man einen Capitain, welcher mit 12 Guineen zufrieden iſt. Bey Familien richtet ſich die Forderung für die Paſſage der Kinder nach der Anzahl und dem Alter derſelben vom 2ten bis zum 14ten Jahre von 6—10 Guineen für eines.

Wenn der Bauer die accordirte Summe gar nicht, oder nur zum Theil bezahlen kann, ſo muß er dem Capitain eine Schuldverſchreibung ausſtellen, in welcher er verſpricht, nach Anlangung in Amerika das Reiſegeld zu bezahlen, oder für ſich bezahlen zu laſſen. Eine ſolche Verſchreibung giebt dem Capitain in Amerika, wie bey uns jeder Wechſel, ein Recht auf die Perſon des Bauers. Selten iſt eine ſolche Verſchreibung in einer andern als in der engliſchen Sprache abgefaßt, wobey der Bauer ſo ganz auf die Redlichkeit ſeines Dollmetſchers ſich verlaſſen muß.

Die Geſchichte eines ſolchen rheiniſchen Bauers, welche ich aus ſeinem eigenen Munde in Nordamerika

erfuhr, wird dies alles noch deutlicher und anſchaulicher darſtellen.

Der Name des Mannes und ſein Geburtsort ſind mir entfallen, thun aber auch nichts zur Sache. Bewogen durch günſtige Nachrichten, welche er aus Filadelfia von ſeiner Tochter, die ſchon einige Jahre vorher nach Amerika gereiſt war, erhalten hatte, unternahm es der ſchon 60jährige Greis, nebſt zwey erwachſenen Söhnen ſeiner Tochter über den Ocean zu folgen. Sie kamen nach Hamburg und fanden ein Schiff für Neu-York ſeegelfertig. Ob es gleich nicht in ihrem Plane lag, nach Neu-York zu reiſen, ſo wüßte man ihnen doch Vortheile genug aufzuzählen, welche die Ueberfahrt auf dieſem Schiffe ihnen gewähren würde*), und überredete ſie, daß die Entfernung dieſer beyden Städte von einander gering, und die Verbindung derſelben außerordentlich groß ſey. Neu-York iſt auch in Wahrheit von Filadelfia nur 95 engliſche Meilen entfernt. Dieſen Weg legt die Mail oder ordinaire Poſt, welche täglich kommt und geht, in 20 Stunden zurück; auch giebt es der Gelegenheiten von einer dieſer beyden Städten zur andern zu kommen, zu Waſſer und zu Lande, noch außer der Poſt ſehr viele. Aber wie ſoll der Bauer, der das Schiff nicht eher, als nach

*) Leuten, wie dieſe Bauern, ſcheint es ſchon großer Vortheil zu ſeyn, daß die gerade Linie von Hamburg nach Neu-York einige Meilen kürzer iſt, als die von Hamburg nach Filadelfia! — d. Einſ.

Tempels ſich ein ſo liebenswürdiges Phantom in den Kopf geſezt hatte, mehr in den Vergnügen der Einbildungs-Kraft und des Herzens ſuchte; eine Philoſophie, bey welcher er (nach der ſcharfſinnigen Beobachtung unſrer Schönen) ſo gar von Seiten der ſinnlichen Luſt mehr gewann, als verlohr; indem dieſe von den verſchönernden Einflüſſen einer begeiſterten Einbildung und den zärtlichen Rührungen und Ergieſſungen eines gefühlvollen Herzens ihren mächtigſten Reiz erhält. Dieſes als gewiß vorausgeſezt, glaubte ſie von der Unbeſtändigkeit, welche ſie, nicht ohne Grund, als eine Eigenſchaft einer allzuwürkſamen und hoch geſpannten Einbildungs-Kraft anſah, nichts zu beſorgen zu haben; ſo lange es ihr nicht an Mitteln fehlen würde, ſeinen Geiſt und ſein Herz zugleich und, mit einer ſolchen Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu vergnügen, daß eine weit längere Zeit, als die Natur dem Menſchen zum Genieſſen angewieſen hat, nicht lange genug wäre, ihn eines ſo angenehmen Zuſtandes überdrüſſig zu machen. Sie hatte Urſache, dieſes um ſo mehr zu glauben, da ſie aus Erfahrung wußte, daß die Würkſamkeit der Einbildungs-Kraft deſto mehr abnihmt, je weniger leeres der Genuß würklicher Vergnügungen im Herzen zurükläßt, und je weniger ihm Zeit gelaſſen wird, etwas angenehmers als das Gegenwärtige zu wünſchen.

Es iſt dermalen noch nicht Zeit, daß wir über dieſe Grundſäze der ſchönen Danae unſere eigenen Gedanken

ſagen.

geſchehener Bezahlung ſeiner Fracht verlaſſen darf, und der ganz von Geld entblößt iſt, ſeine Errettung in Filadelfia ſuchen, indeß der Capitain in Neu-York ſogleich nach der Werfung des Ankers auf die Bezahlung, oder auf die Vermiethung, richtiger zu ſagen, auf den Verkauf des Bauers dringt!

Was unſern Bauer am meiſten beſtimmte mit dieſem Schiffe zu reiſen, waren die billig ſcheinenden Forderungen des Capitains. — Ein Mäckler war die Mittelsperſon. Man wurde über den Preis der Fracht einig; man faßte einen Contract in engliſcher Sprache ab, der ganz anders geſtellt war, als er aus dem verrätheriſchen Munde des Unterhändlers in der teutſchen Ueberſetzung lautete. Nur als der arme Bauer ſein letztes Geld als einen Theil der Frachtſumme gezahlt hatte und der Contract von ſeinen beyden Söhnen und dem Capitain unterſchrieben war, zeigte ſich der Betrug. Der Contract war nur auf die beyden Söhne gemacht, und das Geld nur für dieſe darauf bezahlt. Mit der größten Beharrlichkeit weigerte ſich nun der Capitain den alten Vater mitzunehmen. — Da das Schiff ſeegelfertig war, ſo mußten ſich die Söhne von ihrem tiefgebeugten hülfloſen Vater trennen, wenn nicht das Aufgeld ganz verloren ſeyn ſollte.

Den Alten ſuchte nachher der Capitain eines andern Schiffes, welches nach Filadelfia ſeegelte, auf ähnliche Weiſe zu hintergehen, und ich weiß, daß der Bauer

ſeine Tochter in Filadelfia wieder gefunden, aber von ſeinen Söhnen, als ich ihn ſprach, noch nichts in Erfahrung gebracht hatte. Da ſich auf dem Schiffe, mit welchem ich nach Amerika reiſte, mehrere Bauern und Handwerker befanden; ſo habe ich ſelbſt Gelegenheit gehabt zu ſehen, wie dergleichen Perſonen auf der See behandelt werden, und ich werde Ihnen daher eine kleine Beſchreibung meiner Ueberfahrt nach Filadelfia geben, um dabey vorzüglich auf die Steerage-Paſſagiere Rückſicht nehmen zu können.

Mein Schiff hieß Harmony; der Capitain war James More, ein geborner Irländer und ein Mann, der wegen ſteter Aufmerkſamkeit und Thätigkeit in ſeiner Direkzion des Schiffes die Achtung aller Paſſagiere verdiente; dem ich jedoch nicht das Lob der Humanität und Billigkeit ertheilen kann. Die Harmony war ein großes, reinliches, und wie man mir verſicherte, vorzüglich gut gebautes Schiff. Man kann überhaupt annehmen, daß die Cajütte, Schlafſtellen und Meubles auf einem amerikaniſchen Schiffe, ja ſelbſt die Viktualien und Speiſen, wiewohl ich von denen, die ich bey James More erhielt, auch in dieſer Hinſicht nicht ſehr vortheilhaft ſprechen kann, weit reinlicher gehalten und bereitet werden, als auf teutſchen oder andern Schiffen. Aber auf die gehörige Quantität und Verſchiedenheit der Proviſion, welche letztere ſo viel zur Annehmlichkeit einer Seereiſe beyträgt,

nimmt ein amerikaniſcher Capitain wenig Rückſicht. Ich weiß, daß ein Schiff, welches von Irland nach Filadelfia kam, und über hundert Paſſagiere führte, alſo mit anſehnlicher Proviſion verſorgt ſeyn ſollte, ſchon bey einer nur fünfwöchentlichen Reiſe, durch Hungersnoth und Waſſermangel gewaltig gelitten hat.

Wenn ich Ihnen ſage, daß ich 30 Guineen für meine Fracht bezahlte, dabey aber für Wein, Zucker, Eyer, Caffe, Thee und dergleichen Dinge mehr, ſelbſt ſorgen mußte, daß Pökelfleiſch, Speck, Kartoffeln, Pudding-Reis und Graupen-Suppe die ſämmtlichen Berichte meiner Koſt waren, wobey das Mehl, Reis u. ſ. w. nicht gut und friſch erhalten, und überhaupt jedes Eſſen von einem äußerſt unreinlichen Koch aufs widrigſte zubereitet war; ſo werden Sie leicht ermeſſen können, welche Koſt und Verpflegung die armen Steerage-Paſſagiere aufgeſchüſſelt erhielten. Dieſen wog man jeden Sonntag die Proviſion für die ganze Woche, wobey auf ihre Geſundheit keine Rückſicht genommen wurde, ſpärlich zu. Jeder ſollte ſich ſein Eſſen ſelbſt kochen. Gleichwohl durften ſie von der Küche nicht eher Gebrauch machen, als bis für die Cajütten-Paſſagiere und Matroſen das Eſſen zubereitet war. — Oft ſah ich Weiber und Kinder, die in ſpäter Nachmittagsſtunde ihr Frühſtück und Mittagsmahl zugleich bereiten wollten, durch den Koch oder andere Matroſen unter mancherley Vorwand gewaltſam aus der Küche

vertrieben. — — Wer ſollte den Kranken, deren wir zum Glück nur drey hatten, Nahrung bereiten, wenn es nicht ihre Unglücksbrüder gethan und oft deshalb ſelbſt gehungert hätten! Ueberdies erſchwerte auch der Mangel an Kochgefäßen und andern nöthigen Geräthſchaften es noch mehr, ſich etwas Eſſen zu bereiten. Bey jedem widrigen Winde wurde ihnen an Proviſion abgebrochen, und ich weiß, daß in den heißeſten Tagen des Juni- und Juli-Monat ein jeder der Steerage-Paſſagiere täglich nur eine Flaſche ſtinkendes Waſſer *) zum Kochen und Trinken erhielt. Stroh iſt das Lager dieſer armen Menſchen, und auch dies wird knapp zugetheilt, und kaum einmal auf der langen Fahrt erneuert.

Einer meiner Bekannten, deſſen Wahrheitsliebe zu bezweifeln ich nicht die geringſte Urſache habe, erzählte mir folgendes Beyſpiel großer Grauſamkeit des amerikaniſchen Schiffs-Capitains, mit welchem er ſelbſt nach Amerika gereiſt war. Auf Verleitung eines ſchlechten Mädchens, mißhandelte der Capitain mehrere Steerage-Paſſagiere. Unter andern aber trat er eine hochſchwangere Frau ſo ſehr mit Füßen, daß ſie an den Fol-

*) Auf amerikaniſchen Schiffen findet man keine Anſtalten zu Reinigung des Waſſers durch das Filtriren. Nur Furcht, daß das gelbe Fieber durch meſitiſche Luft, in den mit Caffe und Zucker beladenen aus Weſt-Indien gekommenen Schiffen, zuerſt entſtanden ſey, hat bewürkt, daß man anfängt ſogenannte Wetterkaſten in den Schiffen anzulegen.

gen einer zu frühen unglücklichen Geburt beynahe ihr Leben verlor. —

Nach einer Reise von zehn und einer halben Woche, auf welcher ich mehr Beschwerlichkeiten durch häufige Windstille und üble Bewirthung, als Gefahren oder Unglück durch heftige Stürme erduldet hatte, erreichte ich mit der Harmony Cap Hinlopen. Welches Entzücken für die langsam gefolterten teutschen Steerage-Passagiere! Sie wähnten ihren Glücks-Traum in Wirklichkeit aufgelöst vor sich zu sehen, und vergaßen im ersten Rausche die ausgestandenen Leiden, und die Verhältnisse unter denen sie in dies vor ihnen liegende Land gebracht wurden. — Je mehr wir uns dem Hafen näherten, desto höflicher und zuvorkommender wurde Capitain Moré. Ja es leuchtete deutlich aus der Veränderung seines Betragens hervor, daß er unsere Herzen der Freude öffnen, und für sich ein günstiges Urtheil und weitere Empfehlung erbetteln wollte.

Endlich erreichten wir den Hafen und die Stadt Filadelfia, deren Anblick vom Fluß aus weder überraschend noch groß ist. O wie demüthigend, wie so sehr grausam war nun der Zustand der armen Steerage-Passagiere, die ihre Fracht noch nicht, oder wenigstens nicht ganz bezahlt, und keine Empfehlungs-Briefe bey sich hatten! — Während alle übrigen eilten auf sichern Boden zu treten, mußten diese aus der Mitte des Flusses, wo der Anker geworfen war, unsere Freude

gewahr werden — um desto schmerzlicher über die Härte ihrer Lage zu jammern. Selbst frische Provision vom Lande wurde ihnen nicht zugeführt. Selten erhalten sie Brunnenwasser zur Erquickung, und von der Schiffs-Provision wird ihnen immer mehr abgebrochen, um sie zu zwingen, desto eher die härtesten Anträge zu ihrer Verdingung oder vielmehr Verkaufung anzunehmen. Ja nicht selten behandelt man sie im Innern des Schiffes gewaltthätig, wenn sie sich gegen empörende Bedingungen weigern, und noch einen Funken der Indignazion aufglühen lassen. Bald sieht man Boote vom Lande abstoßen, welche auf das Schiff kommen und Erkundigungen einziehen, wie viele und was für dergleichen zu vermiethende Passagiere vorhanden sind, und noch ehe die zu Filadelfia befindliche Teutsche Gesellschaft, welche sich in Pensylvanien um Milderung des Schicksals ihrer betrogenen Landsleute sehr verdient macht, Nachricht von der Ankunft des Schiffes erhält, sind schon viele, unbekannt mit den ihnen zustehenden Rechten, aus Verzweiflung über ihr Schicksal auf dem Schiffe gegen harte Bedingungen entführt. — Vielen weiß man sogar die teutsche Gesellschaft verdächtig zu machen — *).

Die Gesellschaft kann darauf dringen, daß diese Passagiere (Redemtioners), wenn sie ihre ganze Fracht nicht bezahlt haben, nur auf drey Jahre verdingt werden.

*) Ueb. diese in einem andern Briefe. D. Einf.

In Mayland und Virginien geht aber dies Verdingen zuweilen bis auf sieben Jahre. Wie soll sie aber hier eingreifen, da sie selten früh genug und ehe einige Betrügereyen verübt worden sind, die Ankunft eines Schiffes erfährt? Wie soll sie alle im verborgenen verübte Gräuel und Grausamkeiten, welchen so viele unterliegen, entdecken können, da man diesen Unglücklichen geschickt genug den Weg zur Hülfe abschneidet, und die meisten derselben den Weg ihrer Rettung nicht kennen? Wie viel rathsamer wäre es, wenn die erfahrendsten Mitglieder dieser Anstalten es möglich zu machen suchten, dergleichen Personen schon bey ihrer Einschiffung in Teutschland von den drohenden Gefahren zu unterrichten; wenn sie wenigstens von dem Capitain mit Gewißheit zu erfahren suchten, an wen, und unter welchen Bedingungen solche Unglückliche verdingt wurden, auch sie hernach öfter aufsuchen und über ihren Zustand befragen ließe; ja wenn sie überhaupt — denn ich kann dies unmöglich verschweigen — sorgsamer in der Wahl ihrer Mitglieder zu Werke ginge.

W.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Kunstnachrichten.

1.

Neue Preisaufgabe an die Künstler Teutschlands.

Schon längst hätte der teutsche Merkur gern von einer der wichtigsten und reichsten literarischen Erscheinungen, den Propyläen, mit der ihnen gebührenden Achtung gesprochen, und so viel an ihm ist, dazu beygetragen, daß diese heiligen Hallen niemand unbegrüßt ließe, dem, wie jener Dichter sagt, der Titane aus besserm Stoffe die Herzkammern bildete. Allein, wie leicht hätte sich Hermes Diaktoros den Vorwurf eines geschwätzigen Nachbars zuziehen können, wenn er nur das erzählte, was auch ohne ihn in den Ohren und Augen aller Menschen war? Denn wie ließe sichs denken, daß eine Zeitschrift, die nicht umsonst so ehrwürdige Namen an ihrer Stirn trägt, und in jedem ihrer erlesenen Aufsätze noch weit tiefer führt, als man je in den gewöhnlichen Vorhallen zu kommen hoffen darf, nicht schon von jedem, dem im Horazischen Sinne des

Worts der Ehrentitel vir Mercurialis zukommt, gekannt und beherzigt seyn werde?

Indeß glaubt er doch ganz eigentlich seiner Pflicht Genüge zu leisten, wenn er mit wenigem erzählt, was er in einem so eben ausgegebenen neuen Stücke der Propyläen *), in Absicht auf die Vertheilung des Preises

*) Es ist das erste des dritten Bandes und vereinigt die Anmuth der Mannichfaltigkeit mit Neuheit und Tiefe. Die Heroen der florentinischen Kunstschule, und unter diesen Masalino und Masaccio, treten hier zuerst in den Kreis, von einem bekannten Kenner kritisch beleuchtet. Dann folgt die Fortsetzung des reichen Aufsatzes über Lehranstalten für bildende Künste, diesmal von den Zeichenschulen, ein höchstbeherzigungswerthes Wort zu einer Zeit, wo in einer großen Monarchie an der Vervielfältigung neuer Zeichenschulen die Rede ist. Hierauf folgen mehrere sehr anziehende Aufsätze über dramatische und bildende Kunste zu Paris. Man lernt hier den großen Schauspieler Talma, und die gepriesenen neuesten Gemälde Davids und Gerards, aber auch eine neue Lehrart der Malerey a priori (!) kennen. Gmelins zwey neueste italienische Landschaften werden mit gebührendem Lobe beurtheilt, und ihnen ein schönes Wort zu seiner Zeit über Staffage in Landschaftsgemälden beygefügt. Gleichsam zum Trost für alle, die den an Italien verübten Kunstraub zu Herzen nehmen, wird nun ferner eine Beurtheilung der kapitolinischen Venus gegeben, die bey dem schnellen Abzuge der Franken glücklicherweise zurück bleiben mußte. Die Preisvertheilung wegen der alten Aufgaben, und die Aufstellung der neuen, machen auch besondere Artikel. Noch ist ein Denkstein auf Oesers Grab gesetzt, voll treffender Wahrheit. Den Beschluß

für eine im vorigen Jahre aufgegebene Kunſtdarſtellung, und eine neue Preisaufgabe mit Vergnügen gefunden hat. Man darf nur die im dritten Stück der Propyläen der erſten Preisaufgabe vorangeſchickten Bemerkungen ſelbſt geleſen haben, um die wohlthätigen Abſichten der in jeder Rückſicht untadelichen Preisrichter ganz zu faſſen, und ſich für die Erreichung derſelben aufs lebhafteſte zu intereſſiren; und die Zweckmäßigkeit der Aufgabe aus einer der bewunderten Stellen Homers, die wahrhaft liberalen Bedingungen, unter welchen ſie geleiſtet werden ſollte, und der mehr als Goldſtücke lohnende Ruhm ließen eine allgemeine und in glücklichere Zeiten der Künſte zurück verſetzende Konkurrenz erwarten, da hier kein Innungszwang der gewöhnlich akademiſchen Ausſtellungen, keine Partheylichkeit für eine gewiſſe Schule, keine läſtige Beſchränkung und einengende Vorſchrift ſtatt fand. Die zarteſte Blüthe der Kunſt ſollte gebrochen und daraus dem Scheitel des Siegers ein unverwelklicher Kranz geflochten werden. Nur die Kürze der Zeit, in welcher die

machen einige Szenen aus Göthe's neuer Bearbeitung des Voltairiſchen Mahomets, als (anlockende) Muſterſtücke für Schauſpieler und Liebhaber, die mit dem Verfaſſer von der Nothwendigkeit überzeugt ſind, unſer tragiſches Theater durch Verſifikazion vom Luſtſpiele und Drama zu entfernen. Eine ſo reichlich gefüllte lanx ſatura der lieblichſten Blumen und Früchte bedarf gewiß nicht erſt eines ſchreyenden Aushängeſchildes oder Eſelkranzes!

ſagen. Sie mochten, von einer Seite betrachtet, richtig genug ſeyn; aber wir beſorgen ſehr, daß ſie ſich in dem Gebrauch der Mittel, wodurch ſie ihren Zwek zu erhalten hoffte, von der Liebe betrogen finden werde. In der That liebte ſie zu aufrichtig und zu heftig, um gute Schlüſſe zu machen; und ihr Herz führte ſie nach und nach, ohne daß ſie es gewahr wurde, weit über die Grenzen der Mäſſigung weg, bey welcher ſie ſich anfangs ſo wol befunden hatte. Vielleicht mochte auch eine geheime Eiferſucht über die gute Pſyche (ſo wenig ſie gleich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zu befürchten hatte, daß ſie jemals perſönlich auftretten, und das Herz ihres Liebhabers von ihr zurükfodern werde) ſich mit ins Spiel gemiſcht, und ſie begierig gemacht haben, ſo gar die Erinnerung an die Freuden ſeiner erſten Liebe, welche ihr vielleicht noch allzulebhaft zu ſeyn ſchien, aus ſeinem Gedächtniß auszulöſchen. So viel iſt gewiß, daß ſie (vor lauter Begierde, unſern Helden mit Glükſeligkeiten zu überſchütten,) ihm eine grenzenloſe Liebe zu zeigen, und ihn einen ſolchen Grad von Wonne, über welchem dem Herzen nichts zu wünſchen, und der Phantaſie nichts zu denken übrig bliebe, erfahren zu machen, —— einen Weg einſchlug, auf welchen ſie ihres Zweks faſt nothwendig verfehlen mußte. Der vortrefliche Brief des liebenswürdigſten Moraliſten der neuern Zeiten, des Saint Evremond, in den Briefen der Ninon Lenclos an den Marquis von Sevigne, überhebt uns der Mühe, dem unerfahrnen Theil unſerer ſchönen Leſerinnen zu erklären, wie es zugehe, daß

Aufgabe so bald nach ihrer ersten Bekanntmachung auch schon geleistet werden mußte, und so manche beym ersten Versuch unvermeidlich eintretenden Hindernisse und Bedenklichkeiten waren vielleicht Ursache, daß die Konkurrenz diesmal noch nicht so zahlreich ausfiel, als sich bey einem so glücklichen Zusammentreffen einladender Umstände und Aureizungen mit Recht erwarten ließ. Aber auch so waren die wirklich eingegangenen Konkurrenzstücke bey der diesmaligen öffentlichen Schaustellung der Lieblingsgegenstand des hiesigen Publikums, und erregten allgemeine Theilnahme. Sie werden nun sämmtlich in einem eigenen Aufsatze beurtheilt, der ein Muster für alle Kunstkritiken seyn sollte, und aufs neue beweist, daß nicht schneidender, wegwerfender Uebermuth, der in einem gewissen andern Journal ganz Teutschland empörte, sondern nur sanfte Zurechtweisung und freundliche Anerkennung auch des geringsten Lobenswürdigen frommt und bessert, und daß die größten Meister die humansten Kunstrichter sind. Sehr ermunternd ist das der einzelnen Kritik vorangeschickte Lob: „Keiner hat sich auf falschem Wege betreten lassen, woher keine Wiederkehr mehr ist. Mit „einem eben so billigen als stolzen Gefühle können wir „uns daher auf einen höhern Standpunkt erheben, und „wenn wir von daher die Kunst aller übrigen Nazionen überschauen, zuversichtlich behaupten: daß unter „uns noch der frischeste Keim vorhanden sey, der sich „herrlich zu entwickeln die Kraft hätte, wenn ihm

„freundliche Geſtirne leuchteten.“ Die zwey Künſtler, denen aus ſchön motivirten Gründen der Preis von 30 Dukaten, jedem zur Hälfte, zuerkannt iſt, ſind die Hrn. Ferdinand Hartmann aus Stuttgard und Heinr. Kolbe aus Düſſeldorf. H. Hartmann hat den Vorzug des am beſten gedachten und zu einem wohlgeordneten, angenehmen Ganzen verbundenen Bildes. Hr. Kolbe hat ſich beſonders durch fleißige und kraftvolle Ausführung, geiſtreichen Ausdruck der Geſichter, elegante Form der Glieder und zierlich gelegte Falten am Gewande der Helena ausgezeichnet. Belehrende Skizzen von beider Künſtler Zeichnungen ſind dieſem Stücke der Propyläen in Kupfer geſtochen beygefügt *).

Es muß allen Künſtlern unſers teutſchen Vaterlandes, die ſich noch zu etwas höherm, als mechaniſchen Kopien und Portraitpinſeleien berufen fühlen, eine ſehr willkommene Nachricht ſeyn, daß ſich der Herausgeber der Propyläen auch auf das nächſte Jahr denſelben Preis

*) Es mag mir vergönnt ſeyn, in einem der nächſten Stücke etwas über das bekannte Relief aus der Sammlung des Duca Caraffa Noja zu Neapel, welches gleichfalls die von der Venus dem Paris zugeführte Helena, aber wahrſcheinlich nicht nach der Homeriſchen Dichtung, darſtellt, (in Winkelmanns Monum. Inedita n. 115.) zur Unterhaltung derjenigen, die nun die Umriſſe in den Propyläen vergleichen können, zugleich mit Hinſicht auf die Flaxmanniſche Zeichnung, beyzubringen.

aufzusetzen bewogen fühlte, und, damit mehrere Künstler konkurriren könnten, zwey Aufgaben aus der Ilias wählte, deren jede für sich als ein Aeußerstes gelten kann. Die erste Aufgabe ist der berühmte Abschied des Hektor von der Andromache, Ilias 6, 395 ff.; die zweyte Ulyß und Diomed, wie sie beym nächtlichen Ueberfall den Rhesus mit seinen Gesellen ermorden und die schönen Pferde erbeuten, Ilias 10, 377 ff. Die Preislustigen werden gewiß jedes Wort, das bey Gelegenheit dieser Aufgabe gesagt wird, reiflich erwägen, da jedes einen fruchtbaren Wink enthält, und besonders das Studium der Motiven, das hier wieder so eindringend eingeschärft wird, sich bestens empfohlen seyn lassen.

Aus ganz entgegengesetzten Gründen könnte der geübteste und ungeübteste Künstler bey solchen Aufgaben zu den noch vorhandenen Denkmälern des Alterthums seine Zuflucht nehmen wollen. Allein abgerechnet, daß ein solches ungewisses Herumblicken ihn nur allzu leicht verwirren, und mit Vernachläßigung der reinen Homerischen Angaben zu allerley Mißgriffen verleiten müßte, würde auch die Hülfe, die sich bey diesen Vorstellungen aus alten Kunstwerken schöpfen ließe, schon darum die Mühe des Nachsuchens kaum verlohnen, weil uns fast gar keine Nachbildungen dieser Szenen aus dem Alterthume übrig geblieben sind. Ja, so berühmt auch schon bey den Alten Hektors Abschied

vor der Andromache, und die dem Schickſale des Rheſus vorausgehende Ermordung des Dolon (ἡ Δολοφόνια) geweſen ſind: ſo ſelten iſt ſogar bey den alten Schriftſtellern ihre Erwähnung als Gegenſtand der bildenden Künſte *). Kaum, daß die Ermordung des Rheſus auf dem bekannten Gypsrelief, was man die Iliſche Tafel nennt, und als eine Art von Orbis-Pictus des Trojaniſchen Kriegs zum Unterricht der Jugend anzuſehn hat, die eine dieſer Szenen in einigen Figuren berührt **). In den alten Vaſengemälden, die vielleicht ihrer Natur nach die vollkommenſte Nachweiſung geben könnten und von Flaxmann bey weitem noch nicht ganz zur Darſtellung des Homeriſchen Fabelkreiſes erſchöpft worden ſind, findet ſich doch meines Wiſſens kein einziges, das mit Sicherheit auf eine der beyden hier aufgeſtellten Szenen bezogen werden könnte. Nur die geſchnittenen Steine bieten uns Abbildungen beyder Szenen, die indeß auch zu nichts weni-

*) Die Ermordung des Rheſus läßt Virgil den Aeneas auf den Thorflügeln des Tempels zu Carthago (denn ſo verſtehe ich dort die pictura) in Relief gebildet, ankleben. Aeneas I, 469—474. Wollte nun ein Künſtler die weißen Gezelte, die Virgil dort ohne alle Rückſicht aufs homeriſche Zeitalter einmiſcht, ſich geſagt ſeyn laſſen, ſo würde er den lächerlichſten Verſtoß gegen das Coſtum verſchulden. Denn die Thrazier hatten nicht Zeit gehabt, Hütten zu bauen. An Zelte iſt überhaupt noch nicht zu denken. Sie lagen auf der bloßen Erde.

**) S. Fabretti ad tabulam Iliacam, p. 345.

ger, als zu Muſtern, geeignet ſcheinen *). Darum bleibt aber das Studium der Antike auch hier ſelbſt

*) Gori, einer der unglücklichſten Erklärer der alten Kunſtwerke, glaubte in einem geſchnittenen Steine des Muſeum Vettori (Muſ. Florent. T. II. tab. XXVII. 4.) den Diomedes und Ulyſſes zu ſehn, wie ſie beym nächtlichen Ueberfalle gegen das Heer des Rheſus ſtreiten. Er beſann ſich aber nicht, daß den zu ihren Füßen ſterbende Held niemand anders als Achill ſey, der auch nach der Iliſchen Tafel n. 86. 87, Diomedes und Ulyſſes nach ſeiner Verwundung vertheidigte. Dieſelbe Vorſtellung findet ſich noch auf mehrern Gemmen des Stoſchiſchen Cabinets in Winkelmanns Catalog p. 33¹. n. 28¹—83. Mit dieſer Gemme wäre alſo niemanden geholfen. Selbſt die Mütze des Ulyſſes, die ihn auch hier, wie überall auf alten Denkmälern, charakteriſirt, dürfte auf die reine Homeriſche Darſtellung nicht paſſen. Unter den Vorſtellungen des ſich mit der Andromache unterredenden Hektor in der Stoſchiſchen Sammlung Catal. de Winkelm. p. 377. n. 262—64, dürfte der Sardonyx n. 263 der Aufgabe am nächſten kommen, weil man da wirklich den kleinen Aſtyanax vor Schrecken über den Helmbuſch des Vaters in den Buſen ſeiner Amme zurückgeſchüchtert, erblickt. Allein es fragt ſich, ob die Darſtellung gerade auf dieſen Moment der Handlung gerichtet ſeyn müſſe. Und dann iſt auch dieſe Gemme noch nirgends abgebildet. Die gleich darauf folgende hat Lippert in der Dactyliothek II, 126 gegeben. Der Stein iſt aber erſt im größten Verfall der Kunſt gearbeitet, wie die im Hintergrunde angebrachten Thürme mit den Reliefs, und die ganze Anordnung und Bildung der Figuren beweiſt. Ihn vor Augen zu haben, wäre alſo wieder nur der traurigſte Nothbehelf.

für die Beobachtung des Costums noch immer von großem Nutzen. So wird, um nur einige Beyspiele anzuführen, die Figur des Thrazischen Königs und seiner Gesellen gewiß weit richtiger gekleidet erscheinen, wenn man dabey auf die Bekleidung des Thrazischen Diomedes in der bekannten Gruppe im Museum Pio Clementinum, wo ihn Herkules mit der Keule niederschlägt *), und auf andere dort von Visconti angeführte sogenannte barbarische Könige Rücksicht nimmt. So wird das Gewand der Andromache, die als eine saumnachschleppende (ἑλκεσίπεπλος Il. 6. 442.) Trojanerin erscheinen soll, nach alten Reliefs, die uns das Zurückbringen des Leichnams des Hektor vorstellen **), unter gehöriger Einschränkung ganz schicklich nachgebildet werden können. Nur dürfte auf alles dieß im Verhältniß zu den weit größern Foderungen der Erfindung und Anordnung nur ein sehr kleiner Werth gelegt werden.

Wichtiger könnte es vielleicht zum richtigen Auffassen des Charakters der beim Ueberfall des Rhesus in Handlung gesetzten Personen seyn, wenn man ein

*) Mus. Pio - Clement. T. II. tab. 7. Die ganze Stellung dort ist merkwürdig. Vergl. Visconti p. 11.

**) Z. B. in Winkelmanns Monum. Ined. n. 135.

griechiſches Trauerſpiel, das unter dem Namen Rheſus ſich unter den noch erhaltenen Trauerſpielen des Euripides befindet, ob es gleich höchſt wahrſcheinlich ihn nicht zum Verfaſſer hat, mit gehöriger Behutſamkeit vergleichen und ſeinem Gemüthe die Stimmung geben wollte, in welcher der prägnanteſte Augenblick der Darſtellung allein gefunden werden kann *). Rheſus erſcheint in jenem Stücke durchaus in dem Lichte eines prahlenden, mit ungleichen Kräften nach dem Höchſten ſtrebenden Barbaren, in welches die griechiſche Tragödie dergleichen Figuren ſtets zu ſtellen wußte. Minerva erſcheint mehrmals und hilft ungeſehen den zwey griechiſchen Helden. Als am Ende ein Streit darüber entſteht, wer eigentlich die Metzeley unter den Thraziern verübt habe, erſcheint die Mutter des Rheſus, die Thraziſche Muſe Terpſichore in den Lüften, und er-

*) Den Hauptinhalt des Stücks kann ein jeder leicht aus des Pere Brumoy theatre des Grecs T. IV. p. 387 ff. der ältern oder T. VII. p. 538 ff. der neuern Pariſer Ausgabe (in 12 Oktavbänden) kennen lernen. Freylich ſind gerade die zwey wichtigſten Stellen für den Künſtler, die, wo der Hirt von Ida das Anrücken des Rheſus und ſeinen Prunkaufzug ſchildert V. 291—310, und wo der Wagenlenker die Ermordung ſeines Herrn und die Entführung der Roſſe erzählt V. 761—800, auch in jenen Auszügen nicht überſetzt. Indeß wird gewiß jeder Künſtler, dem es Ernſt iſt, ſich gründlich vorzubereiten, ſich durch einen der griechiſchen Sprache kundigen Freund jene Stellen vorleſen laſſen können.

zählt, den Leichnam ihres Sohnes auf dem Schooße haltend, den wahren Verlauf der Sache *).

Zum Schluß sey es erlaubt, noch einmal die deutungsvollen Worte in den Propyläen zu wiederholen, die wir dort vor der einzelnen Beurtheilung der zur Preiskonkurrenz eingeschickten Stücke lesen. „Wenn gegenwärtig der Kunst Vortheile zuwachsen sollen, so „muß der Künstler seine Gedanken ernstlicher prüfen, „sie in einer strengern Folge ordnen und in der möglichsten Rundung und Einheit zu geben suchen. Darum „wäre zu wünschen, daß ein jedes Talent von dieser „Seite die möglichste Ausbildung erhalte, und alle „Pflege, deren man der Kunst im Allgemeinen genießen läßt, zu gleichem Zwecke wirken lasse. — Es „wird nie an solchen fehlen, die richtig zeichnen, die „ein brillantes Colorit haben, die den Pinsel frey und „keck zu führen wissen: nur Unarten des Geschmackes, „verschobene Richtung der Gedanken lassen sich so leicht „nicht herstellen."

*) Es ist ausgemacht, daß das griechische Theater dergleichen Maschinerien auch auf malerische Effekte berechnete. Und es wäre daher immer einer Untersuchung werth, ob die Erscheinung der Terpsichore nicht auch zu einem Gemälde, freylich nicht im Sinne der hier aufgestellten Preisaufgabe, gebraucht werden könnte.

2.

Münzpaſten des B. Mionet in Paris.

Es iſt ſchon früher von B. Mionets, eines Unter-aufſehers beym Nazional-Münzkabinet in Paris, glücklichen Verſuchen, die ſchönſten Münzen der alten Welt in getreuen Abgüſſen nachzubilden, und dieſe Paſten um geringe Preiſe zu vervielfältigen, in dieſer Zeitſchrift die Rede geweſen *). Die damals öffentliche mitgetheilte Nachricht hat, wie mehrere auf ganz verſchiedenen Wegen an mich gelangte Nachfragen bezeugen, auch bey uns allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Ich eile daher die ganz neuerlich darüber eingegangenen Nachrichten den Leſern dieſer Zeitſchrift, welchen eine ſolche Erſcheinung nicht ganz unwillkommen ſeyn dürfte, hier mitzutheilen. Der Kaiſer Auguſt hatte, wie uns ſein Biograf berichtet **), die löbliche Fürſtenſitte, ſeinen Freunden am Saturnalienfeſte und am erſten Tage im Jahre unter andern auch köſtliche alte Schaumünzen und Königspfennige zu ſchenken. Unſer Hermes mag zu eben dieſer Zeit mit ſeiner Wünſchelruthe wenigſtens den Ort andeuten, wo von nun an die ſeltenſten Münzſchätze des Alterthums

*) N. T. Merkur 1799. Junius. S. 172. ff.

**) Sueton in Auguſt C. 75. mit Eckhels Bemerkung darüber Doctrin. num. T. I. p. LXXXVI.

den Lehrbegierigen und Schaulustigen um leichte Preise näher gebracht werden.

Der unvergeßliche Eckhel hätte, wie seine Freunde wissen, mehr als einmal den Plan entworfen, seinem klassischen Werke, wodurch die alte Numismatik zuerst in den Rang einer Wissenschaft erhoben wurde, eine Kupfersammlung zur Begleitung zu geben, worin der todte Buchstabe seiner Doctrina numorum in Bild und Umschrift belebt, und so dem Blicke des Kunstjüngers das schnellste Versinnlichungsmittel dargeboten würde. Wäre ihm aber auch eine längere Lebensfrist zu Theil worden, so dürften doch die mit einem solchen Unternehmen verbundenen Unkosten der Ausführung desselben die größten Schwierigkeiten entgegen gesetzt haben. Konnte der für seine Wissenschaft jeder Aufopferung gewärtige, höchst uneigennützige Mann doch kaum jenes Meisterwerk, das mehr als einmal den Verleger ändern mußte, ohne alle Belohnung seiner Mühe gedruckt bekommen! Und doch wäre eine wohl gewählte Reihe von Münzabbildungen eine sehr wünschenswerthe Ausstattung des Eckhelschen Werkes, die gerade in Wien schon darum am leichtesten statt haben könnte, weil dort weder die Originale dem Künstler, noch der Künstler den Originalen fehlen würden. Doch dies liegt auf den Knieen der Götter, die wir darum gern mit einem Wachstäfelchen behängen wollen!

Auch die besten Münz-Abbildungen in Kupferstich, und überträfen sie an Treue und Wahrheit noch

die Liebe von allzuvieler Nahrung abzehrt; und daß ein unvorsichtiges Uebermaß von Zärtlichkeit gerade das gewisseste Mittel ist, einen Ungetreuen zu machen. Wir wollen sie also auf die bemeldete Unterweisung eines der besten Kenner des menschlichen Herzens verwiesen haben, und uns begnügen, ihnen zu sagen, daß Agathon, nachdem er (dem neuen Plan seiner mehr zärtlichen als behutsamen Geliebten zufolge) etliche Wochen lang von allem, was die Liebe süsses und entzükendes hat, mehr erfahren hatte, als selbst die glühende Einbildungs-Kraft des Marino fähig war, seinen Adon in den Armen der Liebes-Göttin geniessen zu lassen, unvermerkt in eine gewisse Mattigkeit der Seele verfiel, welche wir nicht kürzer zu beschreiben wissen, als wenn wir sagen, daß sie vollkommen das Widerspiel von der Begeisterung war, worinn wir ihn bisher gesehen haben. Man würde sich vermuthlich sehr irren, wenn man diese Entgeisterung einer so unedeln Ursache beymessen wollte, als diejenige war, welche den verachtenswürdigen Helden des Petronius nöthigte, seine Zuflucht zu den Beschwörungen und Brenn-Nesseln der alten Enothea zu nehmen. Nach allem, was wir von unserm Helden wissen, kan kein Verdacht von dieser Art auf ihn fallen. Wir finden weit wahrscheinlicher, daß die wahre Ursache davon in seiner Seele lag, und aus einer Ueberfüllung mit Vergnügen, auf welche nothwendig eine Art von Betäubung folgen mußte, ihren Ursprung nahm. Unsere Seele (mit Erlaubniß derjenigen Philosophen, welche

von

weit die Pellerinſchen, ja, was man ohne Bedenken für das Vollendeteſte in dieſer Art halten kann, die Naumannſchen numi inediti, ſind doch nur ein kümmerlicher Nothbehelf, und dienen höchſtens dazu, uns eine allgemeine Vorſtellung vom Bildwerk und Charakter der Münzen zu geben. Sie ſind, um dem griechiſchen Lyriker einen paſſenden Ausdruck abzuborgen, nur der Schatten eines Traums, und durchaus nicht vermögend, unſer Auge und unſern Geſchmack zur richtigen Würdigung jener oft im kleinſten Raume die höchſte Vollendung der griechiſchen Plaſtik einſchließenden Kunſtwerke zu gewöhnen. Noch nie iſt jemand durch bloße Beſchauung der zierlichſten Kupferwerke im Fache der Numismatik auch nur ein mittelmäßiger Münzkenner geworden. Hierzu gehört ein weit ſinnlicheres Erfaſſen und Umtaſten des in flächerm oder höherm Relief gearbeiteten Bildes, lange Uebung im Entziffern der Schriftzeichen, und eine nur durch anhaltendes, oft wiederholtes Beſchauen der beſten Originale erworbene Fertigkeit, den innern und äußern Kunſtwerth derſelben nach Vaterland, Zeitalter u. ſ. w. zu beſtimmen. Wie wenig Künſtler und Gelehrte haben je Gelegenheit gehabt, eine nahmhafte Sammlung alter griechiſchen Münzen — denn von den römiſchen iſt hier überhaupt weit weniger die Rede — auch nur einmal zu ſehen? Wie wenig Geduld haben ſelbſt die gutmüthigſten Aufſeher und Beſitzer ſolcher Sammlungen mit dem noch nicht genug vorbereiteten Anfänger?

Und was hilft überhaupt eine flüchtige Beſchauung auf wenige Stunden da, wo oft Eine Münze das prüfende Kennerauge Stundenlang beſchäftigen und belohnen kann?

Auch dürfen wir ſchwerlich hoffen, daß ſich lehrreiche Münzſammlungen der Art bey gelehrten Anſtalten und Kunſtakademieen künftig reichlicher einfinden und vervielfältigen werden, als es bis jetzt der Fall war *). Es war ein poetiſches Traumgeſicht, welches der für öffentliche Erziehungs- und Bildungsanſtalten unleugbar mit wahrem Eifer beſeelte, und nur in der Wahl der Mittel ſich oft vergreifende Miniſter François de

*) Und geſetzt, dies wäre der Fall, würden ſie dann immer zugänglich und dem Lehrbegierigen geöffnet ſeyn? In einer der kunſtliebenden Muſenſtädte unſers Vaterlandes, wo verbunden mit einer zahlreichen Univerſität auch eine beſondere Mahlerakademie beſteht, iſt eine der erleſenſten Sammlung alter Münzen bey einer öffentlichen Bibliothek ſeit vielen Jahren tiefer eingekerkert, als dort der arme Plutus in Lucians Timon, und durchaus unzugänglich. Unmöglich kann es mit Genehmigung des einſichtsvollen und wahrhaft kunſtliebenden Mannes geſchehen, dem jener Ort ſo viele zweckmäßige Lehranſtalten und geſchmackvolle Verzierungen verdankt. Wann wird man aber anfangen, die heiligen Ueberreſte des bildenden Alterthums als ein wahres Gemeingut aller gebildeten Menſchen anzuſehn, aus welchen ſich jener ideale Kunſtkörper bilden läßt, von welchem Göthe in den Propyläen St. I. p. XXXVII.) in einem ſo ſchönen proſetiſchen Geſichte ſpricht?

Neufchateau den Lehrern der franzöſiſchen Centralſchulen einſt ſo täuſchend vorzuſpiegeln wußte, daß von den in Paris aufgehäuften Kunſtſchätzen die überflüſſigen und mehrmals vorhandenen in den übrigen höhern Erziehungsanſtalten der Republik vertheilt, und eben dadurch erſt recht gemeinnützig gemacht werden ſollten. Dafür vereinzelt man jetzt lieber die ſchöne Medaillenſammlung des Cardinal Carpegna, die lange Zeit zu den Schätzen des Vaticans gehörte, um mit dem Kaufſchilling den Hunger der nach Brod ſchreyenden italieniſchen Flüchtlinge zu ſtillen! Der Erwerb alter griechiſchen Münzen wird von Tage zu Tage zweifelhafter und koſtſpieliger werden. Denn der fränkiſche Raubzug nach Italien hat auch der Münzkunde von mehr als Einer Seite einen unerſetzlichen Schaden zugefügt. Noch möchte es dem Liebhaber ein Troſt ſeyn, wenn alle aus den öffentlichen und Privatſammlungen entführten Münzen den öffentlichen Muſeen der franzöſiſchen Nazion gewiſſenhaft einverleibt worden wären, ſo bedenklich und zweckwidrig auch eine ſolche Aufhäufung an und für ſich ſeyn mag. Denn bey der ruhmwürdigen Dienſtfertigkeit der Conſervatoren und Aufſeher jener Nazionalſammlungen könnte wenigſtens jeder Reiſende ſich recht nach Herzensluſt an ihnen ſatt ſchauen. Allein bey der reichen Erndte, die in Italien von der Habſucht der Regierungskommiſſaire verſchlungen wurde, erhielten die Nazionalſammlungen kaum einzelne Aehrenbüſchel oder Zinsgarben, und am Ende fällt doch nur der

ſpeculirende Britte ſeine Scheuern. Das beſte und auserleſenſte der berühmteſten italieniſchen Münzſammlungen iſt durch jüdiſche und chriſtliche Unterhändler faſt ganz allein in die Hände der Engländer gefallen und ſo nach jedem öffentlichen Gebrauch auf immer verſchloſſen. Wenn Pinkerton vor 10 Jahren ſchon an 300 nahmhafte Sammlungen alter Münzen in jenem Eldorado Europa's zählte *): wie ſehr würde er jetzt dieß Verzeichniß erweitern müſſen?

Unter ſolchen Ausſichten gilt wohl das alte Sprichwort: nicht jedes Mannes Fahrt iſt nach Korinth! ganz vorzüglich von der nur ſelten geſtatteten Beſchauung altgriechiſcher Münzen. Und doch ließe ſich für den Alterthumsforſcher, für den Geografen, für den Filologen, für den Künſtler noch weit mehr, als man bis jetzt ahnete, daraus lernen, und was Addiſon ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts für die Erklärung der römiſchen Dichter aus Münzen mit glücklichem Erfolge verſucht hat **), jetzt nach ſo vielen und

*) I. Pinkertons Eſſay on Medals T. I. p. 8.

**) In ſeinen bekannten Dialogues upon the uſefulneſs of ancient medals eſpecially in relation to the Latin and Greek poets, die in ſeinen Miſcellanies den erſten Theil ausmachen. So unvollſtändig und oberflächlich der Inhalt dieſer Schrift iſt — von den auf dem Titel angekündigten griechiſchen Dichtern iſt nirgends die Rede, da Addiſon ſelbſt wenig Grie-

ſo wichtigen numismatiſchen neuen Entdeckungen in Beziehung auf die ganze Encyklopädie des Alterthums und der Künſte mit dem entſcheidendſten Vortheil für ſie ausführen *). Vorzüglich dürfte die noch immer mit ſo vielen Dunkelheiten bedeckte Kunſtgeſchichte des Alterthums aus der ſorgfältigen Vergleichung der griechiſchen Münzen von Großgriechenland und Sicilien noch weit mehrere Aufklärungen erhalten können, als ihr durch andere Ueberreſte der alten Künſte zu Theil wurden **). Denn nur die Münzen führen auf ſichere Zeitepochen und entfernen allen Verdacht der Verfälſchung. Was von Rubens erzählt wird, daß er eine erleſene

chiſch konnte; — ſo hat doch dieſe Schrift durch ihre ſüße Wohlredenheit der Numismatik eine Menge Liebhaber unter den reichen Britten gewonnen, und iſt daher für die Wiſſenſchaften immer ſehr wohlthätig geworden. Spence's Polymetis iſt eine koſtbare, aber unglückliche Nachahmung jener Dialogen.

*) Was Ez. Spanheim mit ſeiner diffuſen und übelgeordneten Beleſenheit zu Ende des 17ten Jahrhunderts in ſeinem auch jetzt noch brauchbaren und fleißig gebrauchten Werke de praeſtantia et uſu nummismatum leiſten wollte, ſollte nun von einem Kenner für Archäologie und Künſtler wirklich geleiſtet werden. Es könnte durch Inhalt und Vortrag ein klaſſiſches Buch werden.

**) Man vergleiche die feinen Winke eines unſerer geübteſten Kenner, des Hn. Lerſe in Wien, im Lyceum der ſchönen Künſte Th. I. S. 17 f.

Sammlung alter Münzen beſeſſen und daraus für Allegorie und Komposizion viel gelernt habe, ſolte für unſere Kunſtſchulen und Mahlerakademien nicht verloren gehen.

Man verzeihe mir dieſe lange Vorrede. Sie ſchien nöthig, um das Verdienſt der Erfindung des B. Mionnet in Paris in ihrer ganzen Wichtigkeit bekannt zu machen. Da ſeine Münzpaſten ganz nach dem Eckhelſchen Plane geordnet ſind, ſo können Liebhaber nun die Kupfertafeln zu jenem Werke weit leichter entbehren. Bey der bewunderungswürdigen Treue und Schönheit dieſer Paſten kann man den Stil und die Zierlichkeit dieſer im Kleinen vollendeten Kunſtwerke an ihnen ſo gut und ſo ſicher ſtudiren, als an den Originalen ſelbſt. Und da ſich mit dieſer Sicherheit auch noch die größte Billigkeit des Preiſes und die uneingeſchränkteſte Freiheit der Auswahl deſſen, was man in der ganzen Sammlung gerade am meiſten zu beſitzen wünſchte, unter den annehmlichſten Bedingungen verbinden ließ: ſo iſt für öffentliche Lehranſtalten und Privatbeſitzer der Ankauf einer ſolchen Paſtenſammlung außerordentlich erleichtert. Die ehernen Riegel, unter welchen das Studium der Numismatik ſeufzte, ſind gleichſam zerbrochen, und wir dürfen mit Recht hoffen, daß durch den allgemeinen und liberalen Gebrauch dieſes Hülfsmittels für die ganze Archäologie und Künſtlerbildung weit mehr zu gewinnen ſeyn werde, als

durch die meisten jetzt so sehr verbreiteten Gemmenpasten, wo, wie jeder auch nur Halbunterrichtete weiß, des Betrugs und der Verfälschung sowohl in den Gemmen, welche nachgeformt werden, als in der Vervielfältigung der Abgüsse in Schwefel und anderen Massen selbst, gar kein Ende ist *). Doch es ist Zeit, daß ich die Leser mit der Erfindung und Anordnung dieser Münzpasten aus dem Briefe des Erfinders selbst genau bekannt mache.

„Diese Suite, schreibt B. M. schon zu Ende Sept., ist nach der unermeßlichen Samml. der Völker-, Städte- und Königsmünzen im Nazionalmuseum gebildet. Der dazu gehörige Katalog, welcher ungesäumt im Druck erscheinen soll, wird in allen die Klassifikazion befolgen, die Eckhel in seiner Doctrina numorum veterum festgesetzt hat. Jede Medaille wird numerirt, so daß es jedem Liebhaber leicht seyn wird, mit dem Katalog in der Hand entweder ganze Provinzen oder einzelne Numern, die er aus der ganzen Sammlung zu erhalten wünscht, anzugeben und ohne Misverständniß zu erhalten."

„Mein Wunsch war, jeden Liebhaber vollkommen in Stand zu setzen, sich in kurzer Zeit die Kenntniß

*) So ist es jetzt hinlänglich bekannt, daß der ehrliche Lippert, ohne etwas böses zu ahnen, mehrere hundert Modernen in seine Tausende aufnahm, die uns nun in Vignetten und Verzierungen aller Art oft lächerlich genug aufgetischt werden.

aller Umſchriften und Typen zu erwerben. Sie ſollten ein ſicheres Hülfsmittel erhalten, wodurch ſie nun auch die Münze ſelbſt in ihren und fremden Kabinetten leichter leſen und beurtheilen könnten; und ſo hoffte ich, dem Münzſtudium überhaupt dadurch einen ganz neuen Umſchwung zu geben. Folgende Mittel ſind dazu angewendet worden.“

„Es iſt bekannt, daß in den Münzſammlungen die Münzen von einem Orte oder einer Provinz dadurch beträchtlich vermehrt werden, daß man eine Menge kleiner Abweichungen theils in der Legende, theils in den Attributen oder in den verſchiedenen Monogrammen findet. Ich habe es fürs erſte dabey bewenden laſſen, bey jeder Stadt oder Provinz nur die Münzen abzuformen, die in der Inſchrift oder der Figur wirklich von einander abweichen, wobey auf die Abweichungen einzelner Symbole oder Monogrammen nur dann Rückſicht genommen worden iſt, wenn ſie einen wichtigen Aufſchluß geben konnten. Auf dieſe Weiſe wird man alle bekannte Inſchriften und Figuren ohne läſtige Wiederholung vor Augen haben können.“

„Die Autonomen werden bey jedem Orte ſo geordnet ſeyn, daß man, ſo weit ſich dies beſtimmen läßt, dabey auf das ältere oder neuere Gepräge Rückſicht nimmt. Auf die Autonomen folgen bey jeder Stadt die unter den Kaiſern geprägten Münzen, und am Ende jeder Provinz kommen die von den Königen geſchlage-

nen, alles nach Eckhel. Der erste Katalog wird ohngefähr 1400 der auserlesensten Städte- und Provinzmünzen enthalten. Ich hoffe aber in der Folge diese Sammlung bis auf 12000 Stück zu bringen, und von Zeit zu Zeit ein Supplement zum Katalog drucken lassen zu können. Die römischen Familien- und Kaisermünzen kommen zuletzt an die Reihe. Jedes Hundert Pasten kostet bey mir 38 Livres, wofür sich jeder Liebhaber aus dem Katalog aussuchen kann, wie und was er will. Natürlich erhalten die, welche die ganze Sammlung nehmen, ein Benefiz."

So weit die Nachricht des B. Mionnet selbst. Nur die bedrängte Lage sammtlicher Konservatoren und Employés, die seit vielen Monaten keinen Sold von ihrem Gehalte ausgezahlt erhielten, verspätete den Druck des Katalo s, der indeß jetzt höchstwahrscheinlich schon die Presse verlassen hat. Ich kann aber von seiner zweckmäßigen Einrichtung im voraus alles Gute sagen. Vorne steht immer in Kapitalbuchstaben die Stadt mit der kurzen Angabe der Aufschrift und des Gepräges. Ueberall, wo es nöthig ist, wird Pellerin, Eckhel, Florez, Neumann, Zoega u. s. w. angeführt *). Vorzüglich wird auf Münzen, die noch nicht bekannt ge-

*) Z. B. No. 6. CARBVLA. tête de femme dans une couronne X CARBVLA. lyre. Florez Tab. XIV. 1. AE. 10.

macht ſind, Rückſicht genommen, und ſie werden als Inediti im Katalog angezeigt.

Ich habe, indem ich dieß ſchreibe, 16 Probepaſten vor mir, die nach dem Ausſpruche aller Kenner in Wahrheit und Schärfe des Umriſſes ſowohl was die Figuren, als was die Buchſtaben betrifft, nichts zu erinnern übrig laſſen. Ein Freund hat ſie aus der ſchon fertigen Sammlung ohne alle Auswahl herausgegriffen, und es iſt alſo an kein merkantiliſches Blendwerk dabey zu denken. Sie ſind ſelbſt bis auf den über ſie gezogenen metallartigen Firniß täuſchend, ſehr leicht und doch dauerhaft. Wie viel läßt ſich nicht, nach dieſer Probe zu urtheilen, von der ganzen Sammlung erwarten! wie mancherley Belehrung daraus ſchöpfen, da ihr die reichſte Sammlung, die wir in Europa kennen, zum Grunde liegt! — Münzliebhaber kennen die durch ihr Alterthum merkwürdige Münze der Stadt Akanthos in Mazedonien. Barthelemy bediente ſich in ſeiner numismatiſchen Paläografie ihrer in vier Felder getheilten Rückſeite zum Beweiſe ſeiner feinen Bemerkungen über dergleichen Münzen *). Das Bild der Vorderſeite giebt uns einen Löwen, der einem Stier auf den Rücken geſprungen iſt und ihn an den Hinterſchenkeln zerfleiſcht; der ſinnlichſte Kommentar zu mehr als Einem homeriſchen Gleichniſſe. Unter den vor mir lie-

*) Memoires de l'Acad. des Inſcriptions T. XXIV. p. 35.

von der grenzenloſen Capacität und Unerſättlichkeit ihrer Begierden ſo viel ſchönes zu ſagen wiſſen,) iſt doch nur eines gewiſſen Maſſes von Vergnügen fähig, und kan einen anhaltenden Zuſtand von Entzükung eben ſo wenig ertragen, als eine lange Dauer des äuſſerſten Schmerzens. Beydes ſpannt endlich ihre Nerven ab, und bringt ſie zu einer Art von Ohnmacht, in welcher ſie gar nichts mehr zu empfinden fähig iſt. Was indeſſen auch die Urſache einer für die Abſichten der Danae ſo nachtheiligen Veränderung geweſen ſeyn mag; ſo iſt gewiß, daß die Würkungen derſelben in kurzer Zeit ſo ſehr überhand nahmen, daß Agathon ſelbſt Mühe hatte, ſich in ſich ſelbſt zu erkennen, oder zu begreifſen, wie es mit dieſer ſeltſamen Verwandlung der Scene zugegangen ſey. Ein magiſcher Nebel ſchien vor ſeinen erſtaunten Augen wegzufallen; die ganze Natur zeigte ſich ihm in einer andern Geſtalt, verlohr dieſen reizenden Firniß, den ihr der Geiſt der Liebe gegeben hatte; dieſe Gärten, vor wenigen Tagen der geliebte Aufenthalt aller Freuden und Liebes-Götter, dieſe elyſiſchen Hayne, dieſe mäandriſchen Roſen-Gebüſche, worinn die lauſchende Wolluſt ſich ſo gerne verborgen hatte, um das Vergnügen zu haben, ſich erhaſchen zu laſſen —— erwekten izt durch ihren Anblik nichts mehr, als jeder andre ſchattichte Plaz, jedes andre Gebüſche; die Luft, die er athmete, war nicht mehr dieſer ſüſſe Athem der Liebe, von dem jeder Hauch die Flammen ſeines Herzens ſtärker aufzuwehen ſchien; Danae war bereits von der idealiſchen Voll-

genden Pasten sind drey Münzen von Akanthos, wovon zwey in Pellerin *) abgebildet stehn, die dritte und älteste aber numus ineditus ist. Gerade diese dreyfache Ansicht derselben Figur bietet aber auch dem Kunstliebhaber ein weites Feld zur Beobachtung, da man den ältesten Stil noch durch eine Mittelabstufung bis zu den edelsten und schönsten verfolgen kann. Der Gliederbau des Löwen ist auf jener ganz alten Münze gerade mit solchen harten und trockenen Linien angedeutet, in welchen wir ähnliche Thierfiguren auf den ältesten griechischen Vasen erblicken. Bey aller dieser Härte fehlt es ihm nicht an Kühnheit des Gedankens und Richtigkeit der Komposizion. In einer andern Rücksicht ist eine Münzpaste von Rhegium merkwürdig. Hier ist zwar der thronende Jupiter auf der Vorderseite, und der Löwenkopf auf der Hinterseite durch die meisterhafte Vollendung des Ausdrucks und des Reliefs auch als Kunstwerk von der ersten Schönheit; aber das wichtigere bleibt hier doch die Aufschrift, deren der ältesten lateinischen Schrift ähnliche Buchstaben zu so merkwürdigen Untersuchungen in der numismatischen Paläografie Anlaß gegeben haben **). Erst auf dieser Paste lernte ich das sonderbar gebogene P, den Anfangsbuchstaben, genau kennen.

*) Recueil des medailles des Peupl. et des Villes T. I. pl. XXX. 15 — 18.

**) S. Eckhel Doctrin. Num. T. I. p. 179. 180.

Möge dieſe vorläufige Nachricht bey dem Kunſtliebenden und Geſchmackvollen teutſchen Publikum die Aufmerkſamkeit erregen, die eine ſo gemeinnützige Erfindung, ſo ausgeführt, ohne Zweifel verdient! In der künftigen Oſtermeſſe ſoll bey einer durch öffentliche Blätter und auch in dieſer Zeitſchrift vorher bekanntzumachenden Kunſthandlung eine vollſtändige Suite ausgeſtellt werden. Dann wird ſich auch noch beſtimmter darüber ſprechen laſſen. B.

V.

Litterariſche Notizen.

Merciers neues Paris.

Mit großer Neugierde hat man faſt in allen Gegenden Teutſchlands ſeit einigen Wochen nach Merciers nouveau Paris gegriffen, deſſen franzöſiſche Originalausgabe ein teutſcher Buchhändler in Braunſchweig veranſtaltete, während ein bekannter teutſcher Gelehrter und Buchhändler in Paris die teutſche Ueberſetzung dort in Paris drucken ließ. Wer kennt nicht den nach abentheuerlichen Behauptungen, mehr als gut iſt, haſchenden und neuerlich ſogar ſeinen eignen Nahmen rück-

wärts buchstabirenden Mercier? Und doch, wer erinnert sich nicht auch der regen Theilnehmung, die mehr noch im Auslande als in Paris selbst, vor 20 Jahren sein erstes Gemälde jener Riesenstadt erregte? Jenes Paris muß man nun in diesem neuen Paris nicht wieder suchen. Es ist durch die Feuer- und Bluttaufe der Revoluzion gegangen, und hat eine ganz andere, gewiß nicht frölichere Fysiognomie bekommen. Unglücklicherweise ist der Mahler selbst, vom Revoluzionsschwindel ergrissen, aus dem unbefangnen Zuschauer ein handelnder Theilnehmer, Mitglied des Konvents und thätiger Revoluzionsmann geworden. Dieß trägt er nun mit unsäglicher Selbstgefälligkeit auch in diesem neuen Paris überall zur Schau, und gerade dieß ist auch die Kehrseite der Medaille, oder, wenn ich so sagen darf, der Fuchsschwanz, den er seinem eignen Werke vorsätzlich angeheftet hat. Denn überall in den zahlreichen Stellen, wo er mit wichtiger Mine Politik schwatzt, ist er mehr oder weniger lächerlich, oft aber auch durch einseitige, schneidende Urtheile über Maaßregeln und Begebenheiten der blutigsten Perioden in der Revoluzion widrig und unausstehlich. Ueberall spukt da noch Pitt und das brittische Cabinet, das durch seine Guineen die Schale des Wehes über Frankreich ausgießt, der Pilnitzer Konvent und andere unreine Ausflüsse des bittersten Nazional- und Partheihasses *),

*) Man lese z. B. des 79sten Kapitel, das überschrieben ist: le cabinet britannique T. II. p. 336. wo

die jedem Vernünftigen ſchon längſt zum Ekel und Spott geworden ſind. Man erſtaunt, wie der ſonſt billig denkende Mann ſo gehäſſigen Vorurtheilen gegen die königliche Familie bey ſich Platz geben, die Schandthaten des 18ten Fructidors und andere ähnliche Unglücksepochen preiſen, die edelſten Menſchen, bloß weil ſie ſeiner Meinung nicht fröhnten, verleumden, die gewaltthätigſten Maaßregeln, wie die mit den Aſſignaten, preiſen und überhaupt den bitter gallichten Stoff, der ihm noch aus den Zeiten des Nazionalkonvents im Leibe ſitzt, durch keine der darauf folgenden drastiſchen Reinigungen abführen konnte. Dazu kommen noch eine Menge anderer bei dieſem Verfaſſer ſchon bekannter Paradoxa, ſein eingefleiſchter Haß gegen die Bildhauer, Mahler, Baumeiſter (er möchte den Dohm des Pantheons nur als eine eingeſtürzte Ruine ſchön finden), gegen Akademien, die er ſelbſt mit zerſtören half u. ſ. w. Indeß iſt ja niemand verbunden, dieß auf Treu und Glauben anzunehmen; und da man ſchon weiß, weſſen man ſich in allen politiſchen Berührungspunkten bey unſerm Mann zu verſehen hat, ſo findet man doch auch ſelbſt dieſe Verirrungen pſychologiſch und hiſtoriſch

ſich eine faſt lächerliche Filippika mit den Worten ſchließt: je demande, ſi notre cri éternel ne doit pas être guerre aux Anglois! duſſent tous nos bras metamorphoſer tous nos forets en un pont qui nous portera jusqu' au pied de la tour de Londres!!

merkwürdig, zumal da er das alles immer mit einer neuen, witzigen Wendung zu sagen, und überall eine Menge unbekannter, oder wenigstens so noch nicht erzählter Anekdoten, die er oft als Augenzeuge verbürgt, einstreut. Immer bleibt also dieß Werk, mag seine politische Tendenz auch noch so sehr gescholten werden, ein sehr merkwürdiger Beitrag zu den fünf schrecklichen Jahren der Revoluzion, und selbst dem spätern Geschichtschreiber unentbehrlich. Szenen, wie die des Septembergemetzels im 18 Kapitel, des 9ten Augusts im 33, des Leichenzuges von Lepelletier im 29, der Sitzung von 72 Stunden, worin der König verurtheilt wurde, im 248, der Hinrichtung Robespierre's im 243 Kapitel, werden als Nacht- und Grausstücke von Merciers dunkelm Pinsel gemahlt, in der Revoluzionsgallerie zum Schrecken aller Nazionen auf immer hängen bleiben. Besonders interessiren die Nachrichten über die mannigfaltigen Plane der Revoluzionshäupter, über das Projekt, den König nach St. Domingo zu entführen, warum Robespierre die königliche Prinzessin verschonte (er wollte sie heurathen), über den Tod des Dauphins u. s. w. Doch die bey weitem am meisten anziehenden und befriedigenden Kapitel bleiben immer diejenigen, wo Mercier als bloßer Sittenmaler und moralischer Topograf auftritt. Und deren sind besonders in den letzten Theilen doch auch sehr viele, die man immer mit neuem Vergnügen lesen wird. Ich nenne hier nur zum Beyspiel die kraftvolle Schilderung des Palais Ega-

lité und die Winterbälle im dritten, das Relief von Paris von Arnaud, und die Papierkonsumzion im vierten, die Karte der Restaurateurs im sechsten Theile, und bin gewiß, daß bey solchen Angaben jeder Leser sich das lebendigste Bild des neuen Paris zu machen im Stande seyn wird. Nur wäre freylich sehr zu wünschen gewesen, daß es dem Verfasser beliebt hätte, bey jedem Kapitel das Datum zu setzen, wann er es niederschrieb. Denn vieles was damals nach dem Leben gezeichnet war, als es der Mahler auffaßte, ist oft nur wenige Momente in diesen Schöpfungen und Freypallästen der schöpferischen Morgana so gestaltet geblieben.

Die Hauptpunkte, um welche sich natürlich alles dreht und wendet, bleibt der Charakter der Pariser, von welchem Mercier, so wie es ihm die jedesmalige Stimmung gab, alles erdenkliche böse und auch wieder alles gute und lobenswürdige sagt. Bald vergleicht er den Koth von Paris mit seinen heterogenen Bestandtheilen mit dem aus allen Enden dort, wo die Pfennigschenke von ganz Europa (la guinguette d'Europe) sey, zusammengeflossenen Pöbel; bald nennt er Paris die Raubhöhle der großen Wölfin, der Jakobiniere, und ruft in voller Indignazion aus: oh quel miserable role jouera dans l'hiſtoire le peuple de Paris (T. I. p. 122.)! Bald lacht, bald weint er über die Inkonsequenz dieses leichtsinnigen, über alles spottenden, auf den Gräbern in den Kirchen tanzenden, das Bluthem-

de der Charlotte Corday zur Mode der rothen Schawls, die abgeſchnittenen Haare der zur Guillotine Verurtheilten zur Mode à la Titus umſtempelnden Pariſer. Man erinnert ſich an die bekannte Tradizion vom Gemälde des Parrhaſius, der das ſouveraine Volk zu Athen auf Einer Tafel im Ausdruck der gröſsten Tugenden und Untugenden mahlte. Man weiß, wie ſehr ſich neuere Archäologen den Kopf darüber zerbrochen haben, wie dieſe Widerſprüche in einem Sujet vereinigt werden konnten. Mercier hat durch die Schilderung der Pariſer dieß Räthſel auf einmal gelöſ't. Gewiß, um dieſen Proteus auch nur auf Augenblicke feſtzuhalten, war ein neuer Proteus in Darſtellung und Sprache erforderlich. Und ſelbſt für die neuzeſchaffene Revoluzionsſprache wird dieſ Buch, deſſen Verfaſſer gleich im Vorbericht ſagt: la langue doit ſortir de sa gêne, le ſtile n'être plus eſclave; ſi en traçant tant de ſcenes barbares, ton ſtile eſt feroce, il n' en sera que plus vrai, que plus pittoresque; secoue le joug de la ſyntaxe, s'il le faut, pour te faire mieux entendre; oblige nous à te traduire; impoſe nous non le plaisir, mais la peine de te lire — ein ſtehendes Monument nicht zur Nachahmung, ſondern zur Warnung bleiben. Wie wahr ruft er ſelbſt in einer andern Stelle (T. III. p. 113.): c'eſt peut-être pour avoir profané la langue que nous avons perdu une partie de nos vertus!!

Da nicht leicht ein seegens- oder fluchwürdiger Nahme in den Annalen der Revoluzion zu finden seyn dürfte, von welchem nicht in diesem Werke mehrere charakteristische Züge und Anekdoten vorkämen: so ist dieß natürlich auch der Fall mit Bonaparte, den freilich der Verfasser noch nicht als einzige Hauptfigur auf dem aus hunderttausend Todtenschädeln erbaueten Piedestal der ganzen Revoluzion erblicken konnte, aber doch überall mit einem feinen Takt zu errathen wußte. Da gerade diese Stellen jetzt die beziehungsreichsten und interessantesten seyn möchten; so bemerke ich aus mehrern nur einige davon hier noch am Schlusse dieser Notiz. Wo er den jämmerlich abgedorrten Freiheitsbäum in eine Leichenrede hält (T. I. p. 89.), wird ihm auf einmal bey der Erscheinung Bonaparte's nach seinem Italienischen Feldzuge wieder wohl zu Muthe. „Die Erscheinung Bonaparte's goß frisches Grün und einen neuen Schimmer über ihre Blätter. Bis an die Dächer sproßten grüne Zweige. Alles verkündigte die republikanische Wiedergeburt!“ Doch noch weit merkwürdiger ist die Beschreibung der Sitzung des Nazionalinstituts am 15 Nivos des 6 Jahrs (Cap. 259.), wo Bonaparte das Lobgedicht auf Hoche vorlesen hörte. Nachdem er hierüber einige starke Fraſen in seiner Manier von sich gegeben hat, fährt er fort: „Unter allen Portraits, die von Bonaparte verkauft werden, ist nur das von Henselin getroffen. Ich greife hier auch zu meinem Grabstichel, oder Farbenstifte, (denn man muß bescheiden

seyn, wenn man von Bonaparte spricht). B. ist von mittlerer Größe, etwas gebückt, schmächtig, von zartem Körperbau, aber doch nervigt. Er trägt seine dunkeln kastanienbraunen Haare über die breite Stirn hereingeschlagen, große, braune, feurige, hervorstehende Augen, eine Habichtsnase, das Kinn wie beym Apollo von Belvedere gehoben, eine blasse Gesichtsfarbe, eingefallene Backen, eine freie, ruhige Stimme. Er hört aufmerksam zu, wenn man mit ihm spricht, antwortet kurz. Seine Mine ist ernst, aber offen. Er hat gar nicht die herbe Strenge, die man an Brutusköpfen bemerkt. Sein ganzes Aeußere zeugt von einem mäßigen, denkenden Mann, der sein Ziel unverwandt im Auge behält. Diese blaßgelbe Gesichtsfarbe kann sich in der Hitze des Gefechts hochroth färben. Dieser Körper, der ganz Nerf ist, gleicht dem Löwen im Kampfe. Das Feuer ist concentrirt, und spart sich nur zu großen und starken Explosionen. Darum bemerkt man auch keine der unruhigen Bewegungen an ihm, die man an Menschen findet, die nur lebhaft sind und sich nicht zu besitzen wissen. Er ist ernst wie Cato. Von ihm werden also die Franzosen lernen gesetzt zu werden, und ihre Magistratspersonen und Stellvertreter zu respektiren. Von ihm werden sie die Ungezogenheiten verachten, und die Wortspiele und Witzeleien vermeiden lernen, die nur Possenreissern und Polichinells mit Drathpuppenkästen wohl anstehn. Möchten alle Republikaner sich nach Bonaparte modeln,

und da ſie in ihm den Weiſen und Helden bewundern, auch ſeine Miene und Faſſung nachahmen! Möchten ſie von ſeinem Ernſt ſo viel, als jedem ziemt, nehmen! Weniger Worte würden mehr Nachdenken beweiſen, und die Ruhe auf dem Geſichte mehr Größe und Vernunft. Dann würde der heilloſe Doppelſinn, der unſre Geſellſchaften und Theater entehrt, nicht mehr den Stil der Nazion verunſtalten, die ſich die Große nennt. Sie würden ſprechen, wie ſie ſingen, ohne Uebertreibungen und Anſtrengungen, und ein Bonmot von einem Staatsverbrecher geſchaffen oder wiederhohlt, würde bey uns nicht mehr die heiligen Ausdrücke des Geſetzes lächerlich machen.“ So ſchrieb Mercier zu Anfang des Jahrs 1798.

VI.

Korreſpondenznachrichten.

1.

Ueber Bayern. Aus einem Briefe vom 12ten November.

— „Mächtig und ſchön bricht die Morgenröthe der Hoffnung für die Freunde des Beſſern in dieſem Lande hervor. Der neue Kurfürſt, Maximilian Jo-

kommenheit zu dem gewöhnlichen Werth einer jeden andern ſchönen Frau herabgeſunken; und er ſelbſt, der vor kurzem ſich an Wonne den Göttern gleich geſchäzet hatte, fieng an, ſehr ſtarke Zweifel zu bekommen: Ob er in dieſer weibiſchen Geſtalt, worein ihn die Liebe verkleidet hatte, den Namen eines Mannes verdiene? Man wird nicht zweifeln, daß in dieſem Zuſtand die Erinnerungen deſſen, was er ehemals geweſen war — der wundervolle Traum, den er je länger je mehr für die Würkung irgend eines wolthätigen Geiſtes, und vielleicht des abgeſchiedenen Schattens ſeiner geliebten Pſyche ſelbſt, zu halten bewogen war — die Stimme der Tugend, die er einſt angebettet, und welcher er alles aufgeopfert hatte — und die Vorwürfe, die ſie ihm ſchon vor einiger Zeit über ein in müſſiger Wolluſt unrühmlich dahinſchmelzendes Leben zu machen angefangen, — alle Gelegenheit hatten, ſein Herz, deſſen beſte Neigungen ſelbſt auf ihrer Seite waren, mit vereinigter Stärke wieder anzugreiffen. Sie hatten es faſt gänzlich wieder eingenommen, als er erſt deutlich gewahr wurde, wohin ihn die Betrachtungen, denen er ſich überließ, nothwendig führen muſten. Er erſchrak, da er ſah, daß ihm nichts als die Flucht von dieſer allzureizenden Zauberin ſeine vorige Geſtalt wieder geben konne. Sich von Danae zu trennen! auf ewig zu trennen! — Dieſer Gedanke benahm ſeiner Seele auf einmal alle die Stärke wieder, welche ſie wieder in ſich zu fühlen anfieng, und wekte alle Erinnerungen, alle Empfindungen ſeiner entſchlummerten

Leiden-

ſef, ſcheint für das ſüdliche Teutſchland das zu werden, was der vortrefliche König Friedrich Wilhelm III. für das nördliche ward. Auffallend iſt die Aehnlichkeit zwiſchen Karl Theodor und Friedr. Wilhelm II. ſchön und auffallend zwiſchen ihren Nachfolgern. Freylich giebt es im nördlichen Teutſchland der wohldenkenden Fürſten mehrere, die mit dem edeln Könige für das größere Wohl unſers teutſchen Vaterlandes, oder, was hier Eines iſt, für die gute Sache der Menſchheit arbeiten. Doch es iſt billig, daß wir auch hier den helldenkenden Fürſten Hieronymus von Salzburg nicht überſehen (giebt es noch einen und den andern, die vielleicht nur weniger bekannt ſind?) und es verſteht ſich, daß hier nur vom katholiſchen Theile des ſüdlichen Teutſchlands die Rede iſt; denn wer dürfte, wenn wir mehr nach Südweſten hinblicken, den Geiſt des Beſſern verkennen, der, auf eine ſchöne Art gemäßigt, und nur zum Theil noch mehr, als man vielleicht wünſchen dürfte, beſchränkt, oder auch — weniger geordnet, im Wirtembergiſchen und Baadiſchen weht?

Der Herr Miniſter, Graf v. Morawizky, Weſtenrieder, der rühmlichſt bekannte Gelehrte, die Geh. Räthe Zehntner und Branka (u. a.) ſind es, die im Bunde mit dem „humanen und helldenkenden“ Max. Joſef für das Beſte des Vaterlandes und der Menſchheit arbeiten. Wie wohl thut es dem Freunde der Menſchheit, ſolche Männer in einem angemeſſenen Wirkungskreiſe zu erblicken, Männer, die

mit patriotiſchem Sinne und gemeſſenem Schritte zwiſchen beiden Extremen ſchön in der Mitte wandeln, von dem zerſtörenden Revoluzionsgeiſte der Einen, und dem heilloſen Obſkurazionsplane der Andern gleich weit entfernt!

Einer der erſten Schritte, welche der neue Fürſt bisher gethan hat, war die Aufhebung des vorigen (drückenden) Cenſur-Kollegium's, weil — ſo heiſſen die eigenen Worte der kurfürſtlichen Entſchlieſſung — „deſſen Verfaſſung dem liberalen Gang der Wiſſenſchaften nachtheilig zu ſeyn“ ſchien. Dagegen ward eine Büchercenſur-Kommiſſion errichtet, die dem Miniſterial-Departement der geiſtlichen und Schul-Gegenſtände (Graf v. Morawizky) untergeordnet iſt, und welche aus Männern beſteht, auf „deren Gelehrſamkeit, patriotiſchen Eifer und den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſene Beſcheidenheit„ Se. Kurfürſtl. Durchl. volles Vertrauen ſetzen: nämlich 1) der geiſtl. Rath Lorenz Weſtenrieder, als Direktor — noch im vorigen Jahre mit den Cenſurräthen, beſonders einem gewiſſen aus Straßburg emigrirten Dietrich, in verdrießliche Differenzien verwickelt (wegen ſeines hiſtoriſchen Kalenders), noch im vorigen Jahre geneckt und verfolgt von der Cenſur, und jetzt ſelbſt Direktor der Büchercenſur-Kommiſſion! Gewiß, mein Freund, es giebt eine höhere, eine göttliche Nemeſis, und ſie tritt öfters ſchon hier ſichtbar ein. — 2) Der wirkl. Rath und Geh. Sekretair, Joſ. Marius Babo,

eben der berühmte Schriftsteller, über den vorhin in seinem Vaterlande so manche schwere Welle der Verfolgung gieng; 3) der Hofrath v. Mann; 4) der G. R. Jos. Klein; 5) der Münz-Bergrath Flurl, und 6) zum schönen Beweise, daß der Geist ächter Aufklärung auch menschlich unterscheidet, und mehr auf den Mann als das Kleid sieht, der Prior der Augustiner zu München, P. Maximus Imhof.

Merkwürdig sind die Gründe, welche das kurfürstl. Dekret für diese neue Einrichtung aufstellt: „In Erwägung, daß die wahre Besserung des Herzens von der zweckmäßigen Bildung des Verstandes größtentheils abhange, und beide von einander nicht getrennt werden sollen, erachten es Se. K. D. für eine ihrer ersten Regentenpflichten, der Nazion, welche Ihnen die Vorsicht zu regieren anvertraut hat, durch die dienlichsten Anstalten zu diesem doppelten Zwecke hinzuführen. So wesentlich also die beiden Grundpfeiler des öffentlichen Wohls, Religion und Sittlichkeit, sind: eben so nothwendig ist die Erforschung jeder nützlichen Wahrheit, als Hülfsmittel dazu, welches nicht nur keineswegs erschwert, sondern vielmehr befördert werden muß. Die Leitung dazu hängt vorzüglich von einer sachdienlichen Einrichtung des Büchercensur-Wesens und von männlicher Bescheidenheit der Personen ab, welchen dieser wichtige Gegenstand anvertraut wird."

Ein anderer Schritt, welchen der neue Kurfürst that, ist eine Verfügung in Absicht der Maltheser-Güter. Was seit einigen Jahren die Maltheser in Bayern besaßen, war ehedem ein Eigenthum der Jesuiten, und, vermöge der besondern Stiftung der letztern, zum Besten der Schulen, oder der öffentlichen Erziehung bestimmt. Als der Jesuiten-Orden (wegen der bekannten Ursachen von einem Papste)! aufgehoben ward, fielen seine Güter wieder dem Staate anheim. Karl Theodor schenkte sie nachher dem Maltheser-Orden, indem er eine eigne Zunge desselben in Bayern errichtete, und — seinen natürlichen Sohn v. Bretzenheim zum Grosprior des Ordens bestimmte. Die Schulen, Gymnasien, Lyceen, und die Landesuniversität Ingolstadt, wurden den Mönchen, oder den Klöstern des Landes übergeben. Nachdem nun Maximilian Josef zur Regierung gelangt war, fand er sich verpflichtet, die Maltheser-Zunge in Bayern aufzuheben, und jene Güter den Schulen — aber nicht den Jesuiten — zurückzugeben. Die öffentliche Erziehung sollte aus den Händen der Mönche genommen, und auf dem ordentlichen Wege der Administration solcher Männer, die man dazu vorzüglich geschickt und tauglich fände, anvertraut worden: wo denn natürlich auch Ordensgeistliche, die sich durch Gelehrsamkeit und Moralität auszeichnen würden, mit gleicher Hoffnung die Beförderung zum öffentlichen Lehramte erwarten könnten.

Allein dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Der neue Großmeister des Maltheserordens fand sich berechtigt, die verlornen Güter in Bayern zurückzufordern, mit einem solchen Ernste, daß der weise Kurf. für das Beste hielt, nachzugeben und die gedachte Zunge ganz so, wie sie gewesen war, wieder herzustellen. Doch gewann er durch Unterhandlungen, ausser einigen andern Vortheilen, noch 10,000 Rthlr. jährlich für den Schulfond, von den sogenannten Maltheser-Gütern.

Blieben nun gleich die untern Schulen, aus Mangel an Fond, in den Händen der Mönche: so wurde dennoch beschlossen, die obern bloß mit solchen Männern zu besetzen, die man selbst, auf dem genannten Wege, zum Lehramte vorzüglich geschickt fände. So wurde z. B. Mutschelle, der treffliche und verdienstvolle Schriftsteller, zum Professor der Pastoraltheologie und zum Direktor der Studien zu München ernannt. Da er sein Kanonikat zu Freysing (wo er bekanntlich auch wirklicher geistlicher Rath ist, und, während er noch dort lebte, die letztern Jahre auch Büchercensurrath war) mit einer — kleinen, aber sehr einträglichen Pfarrey nächst München vertauscht hat, so kann er diese Stellen wohl nebeneinander versehen, wiewohl das lesende (filosofische und theologische) Publikum einigermaßen dabey verlieren dürfte. Und Herr Römer, Verfasser eines schönen Religionshandbuchs (München, bey Strobel, 1787.) ward Pro-

ſeſſor der Kirchengeſchichte am Lyceum zu München. Es iſt derſelbe, welcher vor einigen Jahren zu Dillingen, erſt als Präfekt der geiſtlichen Zöglinge und dann als Direktor der teutſchen Schulen, angeſtellt war, mit dem Verſprechen einer bleibenden Verſorgung (d. i. einer Pfarrey, eines Kanonikats oder Beneficiums) im Biſthum oder vielmehr im Fürſtenthum Augsburg. In ſeinem Anſtellungsdekrete war dieſes Verſprechen ausgedrückt, und daſſelbe wie gewöhnlich von dem Kurfürſten von Trier — als Fürſtbiſchofe zu Augsburg, ſelbſt unterzeichnet. Acht Jahre lebte Hr. Römer zu Dillingen; ſechzehn Belobungsſchreiben erhielt er; ſelbſt von der höchſten Stelle aus; und dann im J. 1796. ward er fortgeſchickt mit 300 Rthlr. (ein für allemal). Und wenn er noch in ſeinem Entlaſſungsdekrete das Zeugniß der „höchſten Zufriedenheit“ bekam; ſo ſagten indeß die Anhänger der herrſchenden (Jeſuiten- und Obſkuranten-) Parthey laut: man ſchicke ihn deßwegen fort, weil er auch ein Aufklärer ſey, weil er das verderbliche Gift unvermerkt ſchon den zarten Seelen der Kinder einflöße u. ſ. w. *).“

*) Man ſehe in den Neueſten Staatsanzeigen (Jahrg. 1797, und, wenn ich nicht irre, H. 3.) einige ſehr merkwürdige Züge aus der neueſten Geſchichte des Jeſuitismus, oder, was hier Eines iſt, des Obſkurantismus.

D. Einſ.

Für die Universität zu Ingolstadt sollten mehrere gelehrte Männer, und zum Theil selbst aus dem Auslande, berufen werden. Allein bey näherer Untersuchung des alten akademischen Fonds entdeckte sich eine große Unordnung und sogar ein merklicher Verlust. Fünf Jahre war keine Rechnung mehr abgelegt worden! Man war also genöthigt, den Plan vor der Hand noch sehr einzuschränken, theils wegen des ebengedachten Mangels, theils wegen der geforderten Zurückgabe jener Güter an die Maltheser. Solche Schwierigkeiten können auch einem edelgesinnten Regenten und redlichen Geschäftsmännern, zumal bey dem Antritte einer neuen Regierung, begegnen!

Indeß bekamen doch die Professoren Sailer, Weber und Zimmer den ehrenvollen Ruf an die Universität Ingolstadt. Die zwey erstern sind gebohrne Bayern, und der letztere hat einen Wohnsitz (eine Pfarrey) im Pfalzbayerischen. Ob er nun gleich ein Schwabe ist, so wird er jetzt doch unter die Landeskinder gerechnet. Diese Männer haben vor einigen Jahren, im engsten freundschaftlichen Bunde, die kleine Universität Dillingen zu einem — vergleichungsweise — sehr großen Flor emporgebracht. Auch erhielten sie von der höchsten Stelle aus öfters die auszeichnendsten Belobungsschreiben und, besonders Herr Weber und Herr Sailer, einige Male sogar beträchtliche Ehrengeschenke (noch von Koblenz aus). Allein

so wie die französische Revoluzion entstand und weiter fortging, so gewannen die Jesuiten und ihre Affilirte bey Hofe — der sich indeß nach Augsburg begeben hatte — mehr Einfluß; und bald wurde dieser, unterstützt von der Politik eines Höflings, der vorhin die Aufklärung und ihre Freunde selbst befördert hatte, überwiegend und ganz herrschend. Auf diese Art leistete die für so viele Tausend Unschuldige heillose und verderbliche Revoluzion in Frankreich, durch einen sonderbaren, aber sehr natürlichen Zusammenhang der Dinge, gerade den Jesuiten und ihren Geistesverwandten auch in Teutschland den größten Dienst. —

Freylich bedurfte es noch mancherley Kunstgriffe, um die große Achtung und Zuneigung, welche der Kurfürst (Klemens Wenzeslaus) zur Ehre seines Herzens für diese Männer gefaßt hatte, erst allmählig zu schwächen, und dann, wo möglich, ganz auszutilgen. Der Kurf. hatte im J. 1789 zu Dillingen sie persönlich kennen gelernt, hatte ihre Vorlesungen selbst besucht, und seine verdienstvollen, seine gelehrten und aufgeklärten Professoren auf die gnädigste Art behandelt. Auch der H. Minister v. Duminique zeichnete sie sehr rühmlich und auf die hervorstechendste Weise zu dieser Zeit aus, indem er z. B. mehr als einmal mit seinem schönen Zuge vor die Wohnung der Professoren angefahren kam, den Hrn. Prof. Sailer herabhohlte, und, wie sehr auch der bescheidene Mann sich sträubte,

zur Rechten setzte, und ihn so mit ihm durch die Stadt, im offenen Wagen, spatzieren hinausfuhr. — Es wurde sogar ausgemacht, und, nach dem ausdrücklichen Willen des Kurfürsten, festgesetzt, daß die drey Professoren in der Ferienzeit des nächsten Jahres, auf kurfürstliche Kosten, eine Lustreise an den Rhein und zu dem Hofe nach Koblenz machen sollten.

Doch jetzt brach die fürchterliche Revoluzion aus, (die Emigranten kamen nach Koblenz) und, wie gesagt, unter dem Schutze derselben erzielten die Gegner der Herren Prof. S. W. und Z. allmählig, und von 1792 bis 1794 ganz das Uebergewicht. Prof. Weber, der bekannte große Fysiker und ein vortreflicher Lehrer der Filosofie, wurde von der letztern entfernt, und auf die Fysik eingeschränkt; auch sonst noch in der Folge auf manche lästige oder gar drükkende. Weise geneckt, verkannt und übergangen, ja sogar durch die Art, wie man sich gegen seine filosofischen Lehrbücher benahm, mißhandelt. Nur eine seltene Klugheit, Rechtschaffenheit, und der Eifer für die gute Sache konnten ihn der Universität noch erhalten (wozu freylich noch die Unentbehrlichkeit seiner Person kam, zumal in der Folge, als er auch das Lehramt der Mathematik übernahm, und damit jährlich 600 Rthlr. Gehalt ersparte). Sailer und Zimmer wurden (1794 und 1795) „in Gnaden" entlassen, d. h. ohne Angabe der Ursachen und ohne

Vorwurf — denn untadelich war die Aufführung dieſer Männer, und beſcheiden ihre Aufklärung. — Hr. Sailer z. B., ſeit 10 Jahren Prof. der filoſofiſchen Moral und der Paſtoraltheologie, einer der berühmteſten katholiſchen Schriftſteller, und, was mehr iſt, einer der edelſten Menſchen, bekam ſein Entlaſſungsdekret, als er gerade von den Herbſtferien zurückgekommen, gerade zu der erſten akademiſchen (gemeinſamen) Feyerlichkeit angekleidet, und eben dahin abzugehen bereit war! — Hr. Zimmer, Prof. der Dogmatik, (der für ſein Fach ein Lehrbuch in ſchönem Latein ſchrieb und überdieß eine treſliche Abhandlung „über den Glauben an Gott“ nach Kantiſchen Grundſätzen herausgab), wurde bloß damit entlaſſen: er könnte „wegen der Abweſenheit von ſeiner Pfarrey (nächſt Dillingen)“ nicht ferner dispenſiret werden, da man doch zwey bis drey andere Profeſſoren unter ganz gleichen Umſtänden, ja bey noch größerer Entfernung noch immer dispenſirte! — Dieſe Entlaſſung erfolgte, nachdem H. Z. ſein Lehramt 12 Jahre ſo rühmlich verſehen hatte. Dagegen wurden Leute befördert, die jenen Männern an Talent, an Kenntniſſen und an der Gabe zu lehren weit, ſehr weit nachſtehen; ein gewiſſer Z — — l, M — — r, nicht zu gedenken zwey bis drey ſehr armer Köpfe, die man den untern Schulen vorſetzte. Doch es hat ſich ja einer von der herrſchenden Parthey zu Augsburg laut geäußert: „bey Anſtellungen

Leidenſchaft wieder auf. Sie, die ihn ſo inbrünſtig liebte, — ſie, die ihn ſo glüklich gemacht hatte — zu verlaſſen — für alle ihre Liebe, für alles was ſie für ihn gethan hatte, und auf eine ſo verbindliche, ſo edle Art gethan hatte, den Quaalen einer mit Undank belohnten Liebe preiß zu geben —: Nein, zu einer ſo niederträchtigen, ſo häßlichen That, (wie dieſe in ſeinen Augen war) konnte ſich ſein Herz nicht entſchlieſſen. Die Tugend ſelbſt, welcher er ſeine eigene Befriedigung aufzuopfern bereit war, konnte ein ſo undankbares und grauſames Verfahren nicht gut heiſſen — Wir überlaſſen es der Entſcheidung kalter Sitten-Lehrer: ob die Tugend das konnte, oder nicht; aber unſer Held war von dem leztern ſo lebhaft überzeugt, daß er, anſtatt auf Grunde zu denken, womit er die Sophiſtereyen der Liebe hätte vernichten können, in vollem Ernſt auf Mittel bedacht war, das Intereſſe ſeines Herzens und die Tugend, welche ihm nicht unverträglich zu ſeyn ſchienen, auf immer mit einander zu vereinigen.

Die zärtliche Danae hatte inzwiſchen, wie leicht zu erachten iſt, die Veränderung, welche in der Seele unſers Helden vorgegangen war, im erſten Augenblik, da ſie merklich wurde, wahrgenommen. Allein die gute Dame war weit entfernt, ſeinem Herzen die Schuld davon zu geben; ſie betrog ſich ſelbſt über die wahre Urſache, und glaubte, daß die Veränderung des Orts, und vielleicht eine kleine Entfernung, ihm in kurzem alle die Lebhaftigkeit der Empfindung wieder

sehe man nicht auf Geschicklichkeit.“ Ein sehr passender Grundsatz für — das Obskurantensystem! Nur zerstört er sich, wie dieses unnatürliche System, über kurz oder lange selbst *).

Sehr tröstend und treflich kam nun, zur öffentlichen Rechtfertigung des beleidigten Verdienstes, der Ruf nach Ingolstadt. Zeigt sich hier nicht wieder sichtbar die höhere Nemesis, oder, wie man wohl bestimmter sagt, eine Spur der moralisch regierenden Gottheit? Doch, mein l. Fr., diesem Rufe steht noch eine große Schwierigkeit entgegen. Hören Sie!

Bevor die Feinde des Lichtes, unter dem mächtigen Beystande ihrer (mittelbaren) Freunde, der Jako-

*) Auch sank die Universität zu Dillingen seit 4 — 5 J. von ihrem vorigen Flore wieder schrecklich herab. Die reichen Ausländer, aus Westfalen, aus der Schweiz, selbst aus den italien. Cant. u. s. w. gingen zurück. Die Bürgerschaft murrte laut, gab Vorstellungen ein u. s. f. (Zum Glücke zog Hr. Prof. W. noch einige herbey). Alle Prof. der Universität, zwey ausgenommen, sind sogar ein Spott der Studenten. Selbst die Unmoralität nimmt destomehr überhand, je weniger ihr Kopf und Herz beschäftigt ist, da man zumal ihnen auch alle bessern Bücher, die sie beschäftigen könnten, zu entziehen sucht.

D. E.

biner in Frankreich, die Oberhand hatten, kurz, in den J. 1789 bis 1790, bekamen die Professoren Sailer, Weber und Zimmer, zur Belohnung ihrer damals laut anerkannten, „großen und ausgezeichneten“ Verdienste, sehr einträgliche Nebenstellen: S. ein Benefizium; W. und Z. Pfarreyen, die sie durch einen Vikar versehen ließen, indem sie dieselben nur zuweilen selbst besuchten; Stellen, welche man dem Besitzer, nach den kirchlichen Begriffen der Katholiken, nicht so leicht wie eine Professur u. dgl. wieder abnehmen kann.

Der Kurfürst von Bayern kann nicht wünschen, daß sie, um seinem Rufe zu folgen, diese Stellen aufgeben sollen; aber er hat ihnen versprochen, die Dispensazion in residentia parochiali zu Augsburg für sie zu bewirken. Am 21sten Okt. ward ihr Ruf nach Ingolstadt beschlossen; und bald darauf schrieb der Geistl. Rath zu München — das Kollegium — an den zu Augsburg. Da der letztere zögert, so ist schon ein Monitorium erfolgt; denn die Zeit dringt: mit dem 1sten Dec. sollen die Studien zu Ingolstadt anfangen. Aber freylich, die jesuitische Politik hat hier einen schweren Kampf mit sich selbst zu kämpfen. Dem Kurfürsten von Pfalzbayern diese Gefälligkeit abzuschlagen, da man die Professoren zu Dillingen dispensirt, da ein großer Theil des Bisthums Augsburg sich in das Bayerische erstreckt, da es so manche

Geschäfte und Kollisionen giebt, wo der Kurf. v. B. dem Bischofe von Augsb. auch eine Gefälligkeit erweisen kann. .... Man dispensirt. Aber zugegeben, daß Männer, die man auf eine solche Art zu Dillingen behandelte und entließ, diese drey Aufklärer, diese alten innigen Freunde, nach Ingolstadt kommen, auf diese ehrenvolle Art, und wieder an Einem Orte zusammenkommen, daß sie ihre (verhaßte) Aufklärung mehr als je befördern, und ihren („leider! so wirksamen") Einfluß selbst in das Bisthum Augsburg weit hinein verbreiten: das scheint nicht räthlich. Und welcher Schatten, welche Schmach und Schande würde dann selbst auf die herrschende Parthey (Assilirte oder Freunde der Exjesuiten) zurückfallen? Könnte nicht dem Kurfürsten, dem es, den gedachten Aeußerungen zufolge, nicht an Sinn für das Bessere, so wie für Güte und Gerechtigkeit fehlt, das durch den vorgebildeten Schrecken vor Revoluzion und Ketzerey eingeschüchterte Auge bey diesem Vorfalle sich öffnen? Könnte ihm nicht ein Strahl in die Seele dringen, und seinem Auge ihr abscheuliches Denunziations-, Verläumdungs- und Intriguen-Gewebe enthüllen? .... Man dispensirt nicht. Aber es kommt noch ein Gewicht auf die erste Wagschale: wenn diese Männer nun doch den Ruf annähmen, und lieber ihre Pfarreyen aufgäben; wenn sie denn, ganz unabhängig von Augsburg, die Geschichte ihrer Behandlung in

Dillingen selbst frey und öffentlich bekannt machten. . . . . Man wird dispensiren.

In jedem Falle ist der Kurfürst von Pfalzbayern und sein Ministerium entschlossen, auf der Acquisizion dieser Männer zu bestehen; und, wofern nicht dispensirt wird, soll ihnen der Verlust ihrer Pfarreyen im Lande selbst reichlich ersetzt und vergütet werden."

2.

Kopenhagen, d. 28 Dez. 1799.

—— Unsere Preßfreiheit? Hier war bei Gott Ernst nöthig; kein Mensch vom Thron bis in die Hütten war vor der Wuth dieser Skribler seiner Ehre und seines Nahmens sicher. Mit Pasquillen verfolgte man so Einheimische als Fremde. Letztere durch einige auffallende Beispiele abgeschreckt, schenten sich sogar hieher zu kommen. Ein Bettelstudent drohte einem Bürger, der ihm ein Geddarlehn abschlug: er wolle wider ihn schreiben. Ob in der Form des Edikts, in der gewiß schwer zu vermeidenden Zweideutigkeit und verschiedenen Ausdeutbarkeit der Ausdrücke nichts versehen und zu wünschen übrig sey, lasse ich dahin gestellt seyn. Wo sind aber die Lessinge und Mäser, die das Organ unserer Gesetzgebungen werden wollten? Das bin ich moralisch gewiß: nie wird dieß Gesetz in seiner ganzen Streng-

ausgeübt, noch weniger gedenket werden, das wohl gegeben wurde, um die Bösen, Frechen und Höchstübelgesinnten abzuschrecken, aber nicht um die Guten zu schrecken. Unter allen, welche die Geißel traf, war nicht Ein Schriftsteller, der nur ans Mittelmäßige gränzte — Dennoch schrieen auch die Bessern, gleichsam als ob auch sie zu den Allezeitfertigen gehörten. Nach und nach kommt nun alles wieder ins Gleis. Wie wenig es auf allgemeinen Preßzwang abgesehn sey, wird Ihnen bald eine hier schon signirte Verordnung an die teutschen Staaten des Königs beweisen, wo Alles beim Alten bleibt, und bloß Vorsicht mit Hinweisung auf ältere Verordnungen empfohlen wird. Immer wird also Altona der Zufluchtsort bedrängter Schriftsteller bleiben, und wem könnte es einfallen, ehrwürdigen Wahrheitsbekennern, wie dem edeln Herausgeber des Genius der Zeit, Fesseln anlegen zu wollen? —

R.

Intelligenzblatt

zu dem

Neuen Teutschen Merkur.

1. Stück. Januar. 1800.

I. Anzeige der Herausgeber des Neuen Teutschen Merkurs an das Publikum.

Zunehmendes Alter und ein beständiger Aufenthalt auf dem Lande, eine Meile von Weimar entfernt, nebst verschiedenen andern Umständen, bewogen mich seit einigen Jahren, mir in der Person unsers Herrn Oberkonsistorialraths Böttiger einen eben so thätigen als geschickten Gehülfen zur Redakzion des N. T. Merkurs zu erbitten, und wieviel diese Zeitschrift dadurch gewonnen habe, liegt am Tage. Eben dieselbe und noch mehr hinzugekommene, mich allein interessirende Rücksichten, setzen mich in die Nothwendigkeit, mich nun auch von dem bisher obgehabten, in meiner jetzigen Lage mir allzu beschwerlich fallenden Selbstverlage dieses Journals zu erleichtern, und denselben an die Buchhandlung der Gebrüder Gädicke in Weimar zu überlassen; eine Verfügung, welche (wie ich nicht zweifle) in mehr als Einer Rücksicht zur Zufriedenheit der Abonnenten und Leser des N. T. Merkurs gereichen, und mit dem Januar 1800 ihren Anfang nehmen wird. Uebrigens fahre ich fort, diese bereits über 26 Jahre dauernde, und sowohl in als ausser Teutschland mit so vieler Nachsicht und Billigkeit aufgenommene Zeitschrift mit Hülfe meines oben genannten und andrer gelehrten Freunde so lange fortzusetzen, als Leben und Kräfte einer: und die (dem Verleger realisirte)

Wünsche des Publikums andrer Seits die Fortsetzung derselben möglich machen und bestimmen werden.

Ofmanstädt, den 10. Jul. 1799.

C. M. Wieland.

Wir werden uns sehr angelegen seyn lassen, den N. T. Merkur, mit dessen Verlage wir nach obiger Anzeige beehret worden sind, sauber und gut zu drucken, und an die Leser desselben von 1800 mit Anfange eines jeden Monats, unter den alten Bedingungen — den Jahrgang zu 5 Rthlr sächsisch = oder 5 Fl. 24 Kr. Reichs-Courant —, zu spediren. Die neuen Bestellungen auf den Jahrgang 1800 bitten wir entweder an uns selbst, oder an jede beliebige Buchhandlung, Post- oder Zeitungs-Comptoir, einzusenden. Das mit dem N. T. Merkur verknüpfte Intelligenzblatt steht zu Literarischen- und Kunstanzeigen offen, und wir werden für jede gedruckte Zeile 8 Pfennige oder 3 Kreuzer Insertionsgebühren berechnen.

Gebrüder Gädicke.

II. Praktisches Tagebuch für Landprediger zur leichten Führung ihres Amtes und zur bessern Aufsicht über die ihnen untergebenen Landschulen. Herausgegeben von D. J. A. Jakobi und von J. T. L. Danz. gr. 8.

Das erste und zweyte Stück dieses vor einiger Zeit angekündigten Tagebuchs für Landprediger ist nunmehro fertig und bey uns sowohl als auch in allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungs-Comptoiren in roth Papier geheftet jedes Stück für 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. zu haben. Der reichhaltige Inhalt desselben ist folgender:

Erstes Stück.

Erste Abtheilung.

Einleitung.

I. Rede und Formular bey der Trauung eines Brautpaars höhern Standes.

II. Anrede an einen Gelehrten bey der Privatbeichte.

III. Anrede an ein gemischtes Auditorium bey der öffentlichen Beichte.

IV. Ueber die Einführung und Einrichtung einer sogenannten Kirchenchronik.

V. Ehezeugniſſe.
VI. Geburtszeugniſſe.
VII. Abkündigungen von der Canzel und Fürbitten. 1) Aufgebote. 2) Fürbitten für Kranke. 3) Fürbitten für Communikanten. 4) Fürbitten für die Katechumenen in der Zeit wo ſie vom Prediger unterrichtet und zur Confirmation vorbereitet werden. 5) Dankſagung bey dem Kirchgange der Sechswöchnerinnen. 6) Abkündigung von Todesfällen. 7) Gebete für die Erhaltung der Feldfrüchte.
VIII. Pſychologiſche Fragmente.

Zweyte Abtheilung.

Vorrede dazu.
I. Was hat ein Landſchullehrer gleich beym Antritt ſeines Amtes für Klugheitsregeln zu beobachten, um ſich in der Folge bey ſeinen Unternehmungen und Geſchäften nicht ſelbſt in den Weg zu treten?
II. Einleitungen und Entwürfe zu Lebensläufen. 1) Bey Kindern. 2) Bey unverheyrateten Perſonen die im Jünglingsalter ſterben. 3) Bey Perſonen die im männlichen Alter ſterben. 4) Bey einer Wöchnerin. 5) Bey Perſonen von hohem Alter. 6) Bey Perſonen die ein langwieriges Krankenlager hatten. 7) Wenn der Verſtorbene ein beſonders exemplariſches Leben führte. 8) Wenn der Verſtorbene ein Schultheiß, Gerichtsſchöppe, Richter u. ſ. w. war. 9) Wenn Aeltern mehrere Kinder in einem kurzen Zeitraume, vornemlich in Blatterkrankheiten, verlieren. 10) Wenn der (die) Verſtorbene ein Bräutigam (eine Braut) war. 11) Wenn ein Jüngling über dem Baden in einem Fluſſe ertrunken iſt. 12) Wenn der Verſtorbene bey Ueberſchwemmungen oder im Feuer ſeinen Tod fand.
III. Katechetiſche Unterredung über einige Pflichten gegen die Thiere.
IV. Unterweiſungsart der Schuljugend in der chriſtlichen Religion.
V. Beſtimmung des Unterſchieds einiger Wörter die ähnliche Bedeutungen haben. Eine Verſtandesübung.
Intelligenz Blatt.

Zweytes Stück.

Erſte Abtheilung.

I. Probepredigt zu Ruhla im Herzogthum Gotha am zweyten Sontage nach Trinitatis 1799 über das gewöhnliche

Evangelium vor einem gemischten Auditorium gehalten von D. J. A. Jacobi.

II. Entwürfe zu Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festags-Evangelien von Mich. bis auf das Weihnachtsfest. Von D. J. A. Jacobi.

III. Fortsetzung der psychologischen Fragmente zur Belehrung für Prediger

Zweyte Abtheilung.

I. Formulare zu Gevatterbriefen, und einige Bemerkungen über dieselben.

II. Geselligkeit, ein wichtiges Erforderniß eines Schullehrers.

III. Von der Eintheilung der Schulkinder in Ordnungen oder Classen.

IV. Von der Anzahl der Schulstunden, und Vertheilung der Lectionen in denselben.

V. Einige Bemerkungen über zweckmäßigere Einrichtung der Landschulen.

VI. Einige Grundsätze, die man bey Belohnungen und Bestrafungen, besonders vermittelst des Ehrtriebes, nie aus den Augen zu setzen hat.

VII. Einige Uebungen, um den Landschülern zu der Fertigkeit zu verhelfen, ihre Gedanken schriftlich aufzusetzen.

VIII. Bestimmung des Unterschieds einiger Wörter, die ähnliche Bedeutung haben. Fortsetzung.

IX. Was muß derjenige, der ein guter Landschullehrer werden will, für Eigenschaften haben?

Intelligenzblatt.

Schon der Inhalt wird jedem anzeigen wie nützlich diese Schrift dem Landprediger seyn müsse. Sie erstreckt sich über alle Geschäfte desselben, und wird, wenn mehrere Hefte vorhanden seyn werden, ein wahres Repertorium für ihn seyn.

Die zweyte Abtheilung, welche allein den Landschullehrer bestimmt ist, wird in blau Papier geheftet für 8 gr. oder 36 kr. besonders verkauft, damit die Landschullehrer nicht nöthig haben die erste Abtheilung, welche ihnen wenig nutzen würde, auch mitzukaufen. Die Schullehrer auf dem Lande erhalten hier mit der Zeit ein Handbuch, das sie in wenig Stücken in Ungewißheit lassen wird. Es wird so leicht keine Arbeit des Landschullehrers seyn, worüber er hier nicht Anweisung, Unterricht und Muster erhält.

Gebrüder Gädicke in Weimar.

III. Fabriken- und Manufacturen-Addreß-Lexicon von Teutschland und einigen angränzenden Ländern, Zweyter Theil, enthaltend das Verzeichniß der Fabrik- und Manufactur Orte dieser Länder, mit Anzeige der Waaren die daselbst verfertigt werden.

oder auch unter dem Titel

Geographisch-Technologisches Handbuch für reisende Kaufleute. Nach den Orten alphabetisch geordnet und mit kurzen statistischen Nachrichten versehen von Johann Christian Gädicke. gr 8. 1799.

Der erste Theil dieses Werks enthält wie bekannt ein alphabetisches Verzeichniß teutscher Fabrikwaaren, kurze Erklärungen derselben und die Addressen derer Fabriken aus welchen man die Waaren erhalten kann. In diesem zweyten Theile hingegen findet man ein alphabetisches Verzeichniß teutscher Fabrikörter, deren geographische Lage, Häuser- und Einwohner-Zahl, und, so viel als möglich, genaue Nachrichten über die in denselben befindlichen Fabriken und Manufakturen, wer die Stifter derselben waren, wie viel sie Menschen beschäftigen, was sie jährlich an Waaren liefern, wohin ihr vorzüglicher Handel geht, und dergleichen Nachrichten mehr. Die Fabriken Addressen sind hier nicht wiederholt, sondern es ist um Raum zu ersparen blos darauf hingewiesen worden.

Beide Theile zusammen geben also eine Uebersicht des ganzen teutschen Fabrikwesens, in merkantilischer und statistischer Hinsicht, und der zweyte Theil kann auch als ein besonderes Werk unter obigem zweyten Titel betrachtet werden.

Neue Beyträge von Fabriken Addressen und Waaren Verzeichnissen derselben, oder Berichtigungen jeder Art des einen oder des andern Theils, werden noch immer von uns angenommen und gratis darinnen abgedruckt.

Der erste Theil kostet 1 Rthlr. 8 gr. oder 1 Fl. 24 kr. und der zweyte Theil 1 Rthlr. 16 gr. sächs. oder 3 Fl. Reichs Courant. Man kann sich deswegen an alle Buchhandlungen wenden; wer sich aber an uns selbst wendet, oder an unsern Commissionair in Leipzig, die dasige Sommersche Buchhandlung, von einem Theile 5 Exem-

geben würde, die er verlohren zu haben ſchien. Die Wiederkehr in die Stadt, wo ſie einander nicht immer ſehen würden, wo ihre Liebe ſich zu verbergen genöthigt ſeyn, und dadurch den Reiz eines geheimen Verſtändniſſes erhalten würde, die Zerſtreuungen des Stadt-Lebens, die Geſellſchaft, die Luſtbarkeiten, würden ihn (glaubte ſie) bald genug wieder ſo feuerig als jemals wieder in ihre Arme führen. Sie überredete ihn alſo, mit ihr nach Smyrna zurükzugehen, obgleich die ſchöne Jahrs-Zeit noch nicht ganz zu Ende war. Hier wußte ſie, (ohne daß es ſchien, daß ſie Hand dabey habe,) eine Menge Gelegenheiten zu veranſtalten, wodurch ſie einander ſeltner wurden; wenn ſie ſich wieder allein befanden, flog ſie ihm zwar eben ſo zärtlich in die Arme, als ehemals; aber ſie vermied alles, was zu jener allzuwollüſtigen Berauſchung (in welche ſie ihn, wenn ſie wollte, durch einen einzigen Blik ſezen konnte) geführt hätte, und that es mit einer ſo guten Art, daß er keinen beſondern Vorſaz dabey gewahr werden konnte: Kurz, ſie wußte die feurigſte Liebe unvermerkt ſo geſchikt in die zärtlichſte Freundſchaft zu verwandeln, daß Agathon, welcher weder Kunſt noch Abſicht unter ihrem Betragen argwohnte, ganz treuherzig in die Schlinge fiel, und in kurzem wieder ſo zärtlich und dringend wurde, als ob er erſt anfangen müßte, ſich um ihr Herz zu bewerben. Zwar war es nicht in ihrer Gewalt, ihm dieſe Begeiſterung mit allem ihrem zauberiſchen Gefolge wieder zu geben, welche, wenn ſie einmal verſchwunden iſt, nicht

plare nimmt, und die Bezahlung franco einsendet, bezahlt nur 4 Exemplare, oder erhält auf mehrere 20 pro Cent Abzug.

Gebrüder Gädicke in Weimar

IV. Neue Zeitung, für Kaufleute, Fabrikanten und Manufacturisten, oder wöchentliche Nachrichten von neuen Handlungsvorfällen, neuen Erfindungen, Künsten, Bekanntmachungen und andern Notizen, welche den Kaufmann, Fabrikanten und Manufacturisten interessiren und ihm nützlich seyn können. Herausgegeben von Johann Adolph Hildt. Weimar 1800. Gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke.

Herr Hildt in Gotha hat schon seit 16 Jahren eine Handlungszeitung herausgegeben, und diese ist jedem gebildeten Kaufmanne vortheilhaft bekannt. Die Neue Zeitung, welche von 1800 an in unserm Verlage erscheinen wird, charakterisirt obiger Titel hinlänglich, und sie wird vor der alten sehr wesentliche Vorzüge und Erweiterungen bekommen, so daß jeder Kaufmann und Fabrikant sie als eine Niederlage von einer Menge ihm nützlicher Nachrichten betrachten kann. Der Herausgeber hat deshalb seine Correspondenz erweitert, und der Verfasser des bekannten Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexicon's von Teutschland wird daran ebenfalls sehr thätigen Antheil nehmen. Auch steht die Neue Zeitung für jeden Andern offen, der interessante Aufsätze über Handlung, Gewerbe ꝛc. unter unserer Addresse franco dazu einliefern will. Diese, so wie alle Aufsätze, bey denen das Interesse auf Seiten der Leser ist, werden unentgeltlich eingerückt; Ausgebote von Waaren und ähnliche Bekanntmachungen hingegen, die den Vortheil des Einsenders beabzwecken, bezahlen ein geringes Inserat, und werden, wenn es an Raum mangeln sollte, in einer besondern Beylage abgedruckt.

Außer den Beylagen erscheinen von der Neuen Zeitung jährlich 52 Stücke, wofür auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr. pränumerirt werden kann. Die Postämter, für welche das Kaiserl. Reichs-Postamt allhier die Hauptcom-

miſſion hat, liefern ſie wöchentlich, und die Buchhandlungen monatlich.

Weimar im December 1799.

Gebrüder Gädicke.

V. Janus. Eine Zeitſchrift auf Ereigniſſe und Thatſachen gegründet. 1800. Januar. gr. 8. Weimar bey den Gebrüdern Gädicke. Im farbigen Umſchlage geheftet.

Von dieſem Journal erſcheint monatlich ein Stück von fünf bis ſechs Bogen.

Der Preis für den ganzen Jahrgang iſt 4 Rthlr. ſächſiſch, oder 7 Fl. 12 Kr. rheiniſch Courant, wofür es in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern zu haben iſt.

Der Inhalt dieſes Journals iſt aus einer ausgebreiteten Correſponden: genommen, und bezieht ſich auf, wenn auch zuweilen verſteckte, Thatſachen und Ereigniſſe in der bürgerlichen, politiſchen und literariſchen Welt. Die Aufſätze in demſelben werden das Gepräge der Wahrheit, Freymüthigkeit und Laune tragen. Dieſes wird der Geſichtspunkt ſeyn, welchen diejenigen, die das Journal mit ihren Beyträgen beehren wollen, zu faſſen haben. Man adreſſirt dieſelben an die Gebrüder Gädicke zu Weimar mit der Bemerkung: Für das Journal Janus. Das 1te Stück dieſer neuen Zeitſchrift iſt an die Buchhandlungen verſandt worden, und hat folgende Aufſätze.

I. Janus.
II. Vorrede.
III. Die Gräfin. Eine Erzählung.
IV. Der Ring und der Brief. Eine wahre Begebenheit.
V. Einige Szenen aus Mahomet, von Göthe.
VI. An Amalien.
VII. Die Franzoſen und ihre Revolution.
VIII. Antwort der Oberwälder auf die Proklamation des Generals Lecourbe.
IX. Stiefmutter und Stieftochter. Helvetiſche Elegie.
X. Die Rache. Eine Erzählung.
XI. Die Bilder. Ein Schwank, von N. N—r.
XII. Der perſiſche Schatzmeiſter in einer Kapuziner-Kutte. Eine wahre Begebenheit.

XIII. Buonaparte und der Prophet in Kairo. Eine Erzählung.
XIV. Das Gesellschaftstheater zu N. von D. G.
XV. Vorfälle des Breslauischen Theaters, im November 1799.
XVI. Ueber die Vorstellung der Oper Titus auf dem Hoftheater zu Weimar, von S.
XVII. Elegie.
XVIII. Eine Sommerreise, von J. A. —n.
XIX. Anekdoten.
XX. Kleine Korrespondenz-Nachrichten.
XXI. Preisaufgabe.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Lafontaine's Damen Calender auf 1800.

Je günstiger die Aufnahme der beiden vorhergehenden Jahrgänge dieses Damen Calenders war, desto mehr mußten wir uns bemühen, diesen neuen Nachkömmling auch neue Vorzüge zu geben.

Was Huber, Lafontaine und Pfeffel in den vorhergehenden leistaten, das haben sie auch in diesem, nur in reichlicherem Maaße geleistet. Ersterem verdanken wir den niedlichen Commentär zu den Kupfern, so wie „die Frau von 40 Jahren“ eine Lebensbeschreibung voll der unterhaltendsten und belehrendsten Scenen für das schöne Geschlecht. Die schöne Darstellungsgabe, der richtige und feine Beobachtungsgeist, die die Produkte dieses berühmten Schriftstellers auszeichnen, wird man hier bewundern.

Lafontaine schildert uns in einer hinreissenden Erzählung die Folgen eines so gewöhnlichen, aber nichts destoweniger selten hinlänglich erwogenen Lasters — des Hochmuths.

Der ehrwürdige Pfeffel erfreute uns mit einer beträchtlichen Anzahl Gedichte, die alle das Gepräge des unnachahmlichen Dichters an sich tragen. Es war schwer, diesem schätzbaren Kleeblatt gleiche Verdienste beyzugesellen. Wir waren aber glücklicher als wir hoffen konnten, indem die verehrungswürdige Hand, der wir Agnes von Lilien verdanken, unser Taschenbuch mit einem ähnlichen Produkt, Robert und Nanny, zierte, das

viele jenem Meisterstück noch vorziehen, alle aber gewiß ihm an die Seite setzen werden. Man findet sich, wenn man diesen Roman, so wie die oben angeführten von Huber und Lafontaine, liest, ins wirkliche Leben versetzt; alles ist Natur, alles reißt uns unwiderstehlich ins Interesse der handelnden Personen; man lebt nur in diesen, und je treffender die Bemerkungen sind, auf die man hier stoßt, desto größer muß bei einer solchen Darstellung ihr Eindruck seyn und desto stärker die Wirkung auf das zarte weibliche Herz, dem dieses Taschenbuch gewelhet ist. Und je strenger die Auswahl der aufgenommenen Beiträge war, je mehr diese einzig und allein nur nach dem Zwecke dieses Almanachs — auf dem Wege der Unterhaltung zum Ziel der Vollkommung aller weiblichen Tugenden fortzuschreiten — beurtheilt wurden, desto gewisser wird nach dem Angeführten ein so edler Zweck erreicht werden. Vater Pfeffels Gedichte werden auch hiezu das Ihrige beitragen, und die übrige poetische Blumen, die wir einer zweiten Sappho, die sich mit A. unterzeichnete, Conz, Haug, Wilhelmine Maisch und Matthisson verdanken, gereichen ebenfalls zur Zierde dieses Taschenbuchs.

Einen solchen innern Werth suchten wir durch das Aeusserliche zu erhöhen; wir wählten daher die Kupfer im nemlichen Geist, wie die vorigemal. Das Titelkupfer stellt die Cornelia, Mutter der Gracchen, dar, wie sie einer Dame, die ihre Juwelen vor ihr auskramt, ihre Kinder zeigte und sagte: dieß sind meine Schätze.

Die sechs darauf folgende Kupfer stellen die Haupt-Epochen des weiblichen Lebens in Kontrasten zwischen frivoler und lobenswerther Erziehung und Bildung vor.

Wenn in dem einen das Kind sich selbst überlassen ist, und die sorglose Mutter genug gethan zu haben glaubt, daß sie es elegant gekleidet, modisch aufgeputzt und mit einer Menge Spiel-Sachen versehen hat, so finden wir in dem andern die zärtliche Mutter, der die Befolgung ihrer höchsten Pflicht, für das physische und moralische Wohl ihrer Kinder zu sorgen, die größte Freude gewährt.

Im gleichen Kontraste ist das zwölfjährige Mädchen dargestellt; hier ist das eine noch ganz mit Kinderspielen beschäftigt, ihrer jugendlichen Thätigkeit kein andrer Spielraum gegeben als dieser, und dort hingegen unterrichtet die sorgliche Mutter ihre heranwachsende Tochter selbst und giebt ihr in gutem Beyspiel die beste Leher.

Das mannbare Mädchen giebt noch auffallendere Kontraste; bei dem einen hat die Erziehung nichts als die Eitelkeit erweckt, die Gefallsucht genährt, ohne die Mittel zu geben, wodurch das schöne Geschlecht immer und ewig gefallen muß; in ihrer Kleidung vermißt man den feinen Wohlstand, ihr Zimmer zeugt von der Bewohnerin desselben; das andere hingegen ist zweckmäßig beschäftiget, ihre Kleidung erhebt ihre körperliche Schönheit, ohne ihrer weiblichen Würde etwas zu vergeben, ihr Zimmer ist das Bild der Reinlichkeit und Ordnung. Auf diese folgen:

Kindliche Pflege im Alter
Kindliche Liebe nach dem Tode guter Eltern.

Wer möchte nicht zu beiden das schöne Beispiel gegeben haben und geben!

Die zwei letzten Kupfer stellen Familien-Scenen vor. In der einen der weibliche Theil einer Familie durch Fleiß, Liebe und Liebes-Dienst verbunden, in der andern theilt der Mann mit den Seinigen weise Lehren und geistigen Genuß am Wochen-Bette seiner Gattin. „Mit einer Mutter" sagt der Kommentar zu diesem Kupfer, „kommen wir durch alle Zeiten und alle Himmelsstriche und alle Sitten fort. Auf Deutschlands und Englands Bühnen hallt es wieder: Der Name Mutter ist ein Freipaß, von der Natur unterzeichnet — und auf allen Bühnen Deutschlands, und zu Drury Lane in Albions Gold- und Verderbenreicher Weltstadt fließt aus hunderttausend Augen Eine und dieselbe Thräne bei diesen Worten. Eine römische Mutter zeigtest du mir zuerst, eine deutsche zuletzt, und beidemal fiel mir in den Sinn die Stelle des Dichters:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

Diese Kupfer sind von 2 der vorzüglichsten Meister gezeichnet und werden jeden Liebhaber und Kunstfreund erfreuen. Sie sind eben so schön von dem berühmten Hess in Düsseldorf gestochen, und für die Freunde der punktier-Manier von Karcher und D'Argent wiederholt.

Ein geschmackvolles Aeussere ziert dieses Taschenbuch, das in dem Lauf des künftigen Monats in allen Buchhandlungen und Calender-Bureau's für 2 Fl. 24 Kr. zu haben ist. Wer sich bis dahin unmittelbar an uns wendet,

erhält gegen Vorausbezahlung das Exemplar für 2 Fl. und wer 6 Exemplare auf einmal nimmt, zahlt nur 11 Fl. Wir erbitten uns aber die Bestellungen so frühzeitig als möglich, indem bei den beiden vorhergehenden die Liebhaber nicht alle befriedigt werden konnten.

Tübingen den 15. Aug. 1799.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VII. Nachricht von der Fortsetzung folgender Journale für das Jahr 1800.

1. Allgemeiner literarischer Anzeiger, oder Annalen der gesammten Literatur für die geschwinde Bekanntmachung verschiedener Nachrichten aus dem Gebiet der Litteratur und Kunst. gr. 5.

Wöchentlich erscheinen vom A. L. A. 4 Nummern, ohne die Beilagen. Der aus 204 Nummern bestehende Jahrgang 1800 des A. L. A. kostet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächs. oder 8 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 3 Laubthaler, und monatlich broschiert 4 Rthlr. Sächs. oder 7 Fl. 15 Kr. Rhein., oder 2½ Laubthaler und 30 Kr.

2. Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode. gr. 8.

Der Jahrgang 1800, oder Band XVIII und XIX. aus 12 Monats-Stücken mit 24 natürlichen Zeug-Mustern, 12 schwarzen und 12 illuminirten Kupfern bestehend, kostet 5 Rthlr. oder 9 Fl.

3. Oekonomische Hefte, oder Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen für den Stadt- und Landwirth. kl. 8.

Für das Jahr 1800 erscheinen 12 Monats-Stücke mit den dazu gehörigen Kupfern, deren Preis 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. ist.

Man abonnirt und pränumerirt auf diese drei Journale in allen Addreß- und Intelligenz-Comptoiren, Zeitungs-Expeditionen, Ober- und Post-Aemtern, so wie

bei einer jeden Buchhandlung. Für erstere haben die kurfürstl. Sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig, das königl. Preußische Grenz-Postamt in Halle, und die kaiserl. Reichs-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Erfurt die Hauptversendungen.

Noch zeigen wir an, daß die ältern Jahrgänge obiger Journale komplet für folgende Preise durch jede Buchhandlung, oder direkt von uns, zu haben sind:

Der I. Band des Allgemeinen literarischen Anzeigers, oder der halbe Jahrgang 1796, besteht aus 77 Bogen, nebst 6 Bogen Register, und kostet 1 Rthlr. 8 Gr. Der II. Band, oder der Jahrgang 1797, besteht aus 201 Bogen, nebst 11 Bogen Register, und kostet 4 Rthlr. Der III. und IV. Band, deren jeder aus 246 Bogen besteht, oder die Jahrgänge 1798 und 1799, jeder 4 Rthlr.

Das Journal für Fabrik ꝛc. Band I. bis mit XVII., oder Jahrgang 1791 bis mit 1799, kostet 37 Rthlr. 16 Gr.

Die Oekonomischen Hefte ꝛc. Band I. bis mit XVII., oder Jahrgang 1792 bis mit 1799, kostet, nebst dem zum I. bis IX. Bande, oder die Jahrgänge 1792 bis 1797, gehörigen Register, 19 Rthlr. 11 Gr.

Leipzig. Roch und Comp.

VIII. Kunstanzeige für Pferdezeichner und Pferdeliebhaber.

Das erste Heft des ohnlängst angezeigten Werks:

Ideen für angehende Pferdezeichner, und zum Vergnügen für Pferdeliebhaber. Mit 12 schwarzen und 2 illuminirten Kupfern. Folio.

ist bey mir erschienen, und für 1 Carolin zu haben. Ich glaube dabey mein Versprechen, etwas Gutes zu liefern, bestmöglichst in Erfüllung gebracht zu haben. Die Kupfer, welche von den Herren Lavieur, Jury, Rosmäsler, Hoppe und Stölzel bearbeitet sind, stellen 2 anatomische Gegenstände, 6 Konturen und 4 ausgeführte Blätter vor, wovon 2 sehr schön ausgemalt sind, welche ich auch in schwarzen Abdrücken beyfuate, um die Arbeit des Künstlers desto deutlicher darzustellen. Die belehrende Beschreibung dazu, welche das Wissenschaftliche der Zeichenkunst selbst betrifft,

haben die Bearbeiter der Blätter, und erklärende Anmerkungen, die die Race, die Gänge, die Stellungen der Pferde, den Sitz des Reuters, die Positur, die Führung und die Zäumung verdeutlichen, hat der durch seine Schriften ruhmlichst bekannte Herr von Tennecker dem Werke beygefügt. Was übrigens das Merkantilische dieses Unternehmens betrifft, so wäre es zu wünschen, daß ich wegen der damit verbundenen nicht geringfügigen Kosten bald gedeckt seyn möchte! Gern wäre ich daher dem Wege der Pränumeration gefolgt; da ich aber aus Erfahrung weiß, daß das Publikum schon so oft durch Unterstützung dieser Art getäuscht worden ist; so war ich zu gewissenhaft, als daß ich im gegenwärtigen Falle den Kunstliebhabern die Aufopferung der Pränumeration zumuthen sollte, ohne sie zuvor von dem Werthe der Sache überzeugt zu haben. Dies erste Heft entscheide daher das Schicksal und den Fortgang des Ganzen! —

Uebrigens ist der aus 5 Bogen bestehende Text auf das schönste französische Papier mit lateinischen Lettern gedruckt, und das Ganze in einen Umschlag sauber gebunden. Da dieses Werk nur in einigen Handlungen zu finden ist, weil ich es durchaus nicht à Condition gebe, so bitte ich die Liebhaber, welche mit einer bekannten Buchhandlung nicht in Verbindung stehen, sich durch postfreye Einsendung des Betrags gerade an mich zu wenden, und der pünktlichsten Besorgung ihrer Aufträge versichert zu seyn.

Leipzig, im Nov. 1799.

Theodor Seeger,
Buchhändler.

IX. J. J. Ebert's, Prof. zu Wittenberg, Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen. Taschenbuch für das Jahr 1800, mit 7 Kupfern von Jury,

ist bey mir erschienen, und in jeder Buchhandlung elegant gebunden für 1 Thlr. 8 Gr. zu haben. Voriges Jahr zierten dieses Jahrbuch 6 von Hrn. Jury in Kupfer gestochene Scenen aus dem beliebten Roman: Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte. Dieses Jahr sind 7 Situationen von demselben Künstler aus dem in meinem Verlage erschienenen, und mit Beyfall aufgenommenen Roman: Robert, oder der Mann wie er seyn sollte, aufgestellt worden. Hat Herr Jury seine Kunst durch treffend lebhafte Darstellungen im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs bewiesen

so hat er es in diesem Jahrgange gewiß noch überzeugender dargethan, was der Griffel eines solchen Künstlers thun kann: sanft schwebt der Genius des Gefühls auf jeder seiner Zeichnungen, und man wird in jeder Vorstellung überzeugt, daß Künstler und Schriftsteller zugleich empfunden haben. Für den Inhalt, der sowohl an Mannichfaltigkeit als auch an Nutzbarkeit immer mehr gewinnt, bürgt der Name des verdienstvollen Herrn Verfassers, welcher schon so viel Gutes zur Belehrung und Unterhaltung geliefert hat.

Leipzig, den 6. Nov. 1799.

Theodor Seeger,
Buchhändler.

X. Mathias Klostermayr, der sogenannte Bayersche Hiesel. Eine wahre Geschichte unsrer Zeiten; dramatisch bearbeitet. Seitenstück zu Rinaldo Rinaldini. Mit Kupfern. Erster Band,

ist bey mir erschienen, und durch jede Buchhandlung für 1 Thlr. 8 Gr. zu bekommen. Nicht die alte Geschichte Hiesels ist hier abgedroht, sondern ganz neu ist sie umgeschaffen, wie jene des Rinaldini. Nur nothwendige Geschichtsdata sind entlehnt, und neue noch nicht bekannte Anekdoten beygefügt. Die Geschichte dieses Hiesels, eines deutschen, nicht minder merkwürdigen Räubers als des ausländischen Rinaldini, lebt noch in dem Gedächtniß mehrerer Zeitgenossen, und ich darf hoffen, daß diese gut ausgearbeitete merkwürdige Geschichte, wovon der zweyte Band zu Ostern 1800 bestimmt nachfolgt, mit Vergnügen gelesen werden wird.

Leipzig, den 6. Nov. 1799.

Theodor Seeger,
Buchhändler.

XI. Anzeige der Stettinischen Buchhandl. in Ulm.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung in Ulm hat nunmehr die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen à 2 Rthlr. oder 3 Gulden zu haben:

Geographisches, Statistisch, Topographisches Lexikon von Obersachsen und der Ober- und Nieder-Lausitz; oder vollständige alphabetische

Beschreibung aller im Oberſächſiſchen Kreiſe und der Lauſitz befindlichen Städte, Schlöſſer, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüſſe, Seen, merkwürdiger Gegenden u. ſ. w. mit genauer Anzeige von deren Urſprung, ehemaligen und jetzigen Beſitzern, Lage, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufakturen, Fabriken, Viehſtand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anſtalten, vornehmſt. Merkwürdigkeiten ꝛc. Erſter Band. gr. 8. Ulm, 1800.

Der zweyte Band dieſes ſehr nützlichen Werks iſt unter der Preſſe, und wird bis künftige Oſtern fertig.

XII. Choral-Syſtem.

Ich kündige mein Choral-Syſtem, das im Märzmonat 1800 in deutſcher Sprache erſcheinen wird, auf Pränumeration an, und muß dieſen Weg einſchlagen, weil die 27 in Kupfer und Zinn geſtochenen Platten, die hiezu die Notenbeyſpiele liefern, ſich noch in Stockholm befinden, und außer den Exemplaren, auf die man zu Ende künftigen Jänners Beſtellung erwartet, keines mehr vor dem Julimonat 1800 abgeliefert werden kann.

Das Choral-Syſtem, eine altneue Wiſſenſchaft, enthält: 1) eine kritiſche Reviſion der muſikaliſchen Theorie, 2) eine hiſtoriſche Deduction über die uralte Pſalmodie, nebſt meinen in Groß-Griechenland und Afrika gemachten Bemerkungen, 3) eine Verbeſſerung und Umarbeitung fehlerhafter Behandlungen der 6 griechiſchen Tonarten, wo die Sätze mehrerer berühmten Meiſter zergliedert werden, 4) eine ſtrenge Prüfung vierſtimmiger Orgelbegleitungen zu mehr als 90 Choral-Melodien, die für 4 Singſtimmen ausgeſchrieben und als Chöre beym Gottesdienſt gebraucht werden können. — Der Pränumerationspreis iſt 4 Mk. Lüb. oder 2 einer holl. Dukat oder 3 Gulden 20 Xr. rhein. — Die Namen der reſpectiven Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Jeder Sammler erhält das 6te Exemplar frey, und beliebe ſich an die bekannteſten Muſikhandlungen oder bieher an Herrn Halo zu wenden und die Briefe zu frankiren.

Kopenhagen, den 1. Nov. 1799.

Abt Vogler,
Penſionair Sr. Schwed. Maj.

wieder zu kommen pflegt; aber die Lebhaftigkeit, womit ihre Reizungen auf seine Sinnen, und die Empfindungen der Dankbarkeit und Freundschaft auf sein Herz würkten, brachten doch ungefehr die nemliche Phänomena hervor; und da man gewohnt ist, gleiche Würkungen gleichen Ursachen zu zuschreiben, so ist es nicht unbegreiflich, wie beyde sich eine Zeitlang hierinn betrügen konnten, ohne nur zu vermuthen, daß sie betrogen würden.

Es ist sehr zu vermuthen, daß es bey dieser schlauen Mäßigung, wodurch die schöne Danae die Folgen ihrer vorigen Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen wußte, um unsern Helden geschehen gewesen wäre; und daß seine Tugend unter diesem zweifelhaften Streit mit seiner Leidenschaft, bey welchem wechselsweise bald die eine, bald die andere die Oberhand behielt, endlich gefällig genug worden wäre, sich mit ihrer schönen Feindin in einen vielleicht nicht allzurühmlichen Vergleich einzulassen, und die Glükseligkeit der liebenswürdigen Danae dadurch auf immer sicher zu stellen; wenn nicht der unglüklichste Zufall, der ihr mit einem so sonderbaren Mann, als Agathon war, nur immer begegnen konnte, sie auf einmal mit seiner Hochachtung alles dessen beraubt hätte, was sie noch im Besitz seines Herzens erhalten hatte. Eine einst geliebte Person behält (auch wenn das Fieber der Liebe vorbey ist) noch immer eine grosse Gewalt über unser Herz, so lange sie unsere Hochachtung nicht verlohren hat.

Agathon

XIII. Neue Verlagsbücher der Kriegerschen Buchhandlung in Marburg. Michaelismesse 1799.

Denkwürdigkeiten aus der Hessischen Geschichte, herausgegeben von Justi und Hartmann. 1r Theil. 8. 1 Thlr.

Bergen, H. C., Religionsbuch für junge und erwachsene Christen zur Lernung und Wiederholung der vornehmsten Glaubenslehren und Lebenspflichten, für Prediger und Schullehrer. 8. Zweyte Auflage. 16 Gr.

Cornelii Nepotis vita imperatorum ex optimis edit. rec. 8. 8 Gr.

Manderbach, K. G. D., erweiterte Entwürfe über Leben, Tod und Unsterblichkeit, zu Vorträgen an den Gräbern. 3r Theil. gr. 8. 1 Thlr.

Archiv für Roßärzte, 18 Stück. Neue Aufl. 8. 8 Gr.

Chrestomathie, deutsche, zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Zum Gebrauch für die erste Klasse. Nebst einem Anhang für die zweyte Klasse. 8. 1 Thlr.

Closius, C. F., Abhandlung über die Durchbohrung des Brustbeins. Uebersetzt, nebst einem kurzen Anhang, von J. G. Krämer. 8. 5 Gr.

Lesebuch, französisches, für die zweyte Klasse. 8. 16 Gr.

Reinhardts, J. J., rechtliche Gedanken vom Zehendrecht. Neue Aufl. 8. 4 Gr.

Kopp, U. Fr., Bruchstücke zur Erläuterung der teutschen Geschichte und Rechte. gr. 4. 1 Thlr. 2 Gr.

Die Kunst, auf die möglichst geschwindeste Art französisch sprechen und schreiben zu lernen; oder neues französisches Elementarwerk, ein Gegenstück zur Meidingerschen praktischen französischen Grammatik, von W. F. Hezel. Erster und zweiter Cursus. 8. Der dritte und vierte zur Herbstmesse.

Gemeinnütziges Journal für Aerzte, Brunnen- und Badegäste. Erster Heft, von Dr. Jenner. 8. enthält Schwalbach. 6 Gr.

Thilenius, M. G., Beschreibung des gemeinnützigen Fachinger Mineralwassers und seiner heilsamen Wirkungen. Dritte Auflage. 8. 2 Gr.

Magazin für Wochen- und Leichenpredigten. 6ter Band, 18 Stück. gr. 8. 9 Gr.

Der Neue

Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1800.

I.

Gedichte.

Kaiſer Theodoſius des Großen Regierungsunterricht für ſeinen Sohn Honorius.

Nach dem Lateiniſchen des Klaudian.

The leſſons of Theodosius or rather Claudian (de IV. Cons. Honor. v. 214. etc.) might compose a fine institution for the future prince of a great and free nation. It was far above Honorius and his degenerate subjects.

Gibbon.

Hätte das Geſchick der Arſaciden
Glänzende Tiare dir beſchieden,
Säßeſt du, o vielgeliebter Sohn!
Als Gebieter wilder Völkerſchaaren,
Von dem Schwarm der öſtlichen Barbaren
Angebetet, auf dem Perſerthron;

Dann bedürftest du des Schimmers hoher
Abkunft bloß, und könntest dich in froher
Muße sorglos träger Wollust weihn *).
Aber Roms erhabne Kaiserwürde
Muß der Preis gerechter Ehrbegierde,
Muß der Lohn selbsteignen Werthes seyn **).

Im Gewühl des niedern Erdelebens
Strahlt verkannt die Tugend oft vergebens;
Dunkel birgt die Spuren ihrer Bahn:
Doch wenn sie in vollem Sonnenglanze
Auf dem Thron erscheinet, staunt die ganze
Menschheit sie mit heitern Blicken an.

Auf dem Pfad zu ihrem Heiligthume
Wallt ein Fürst den Weg zum wahren Ruhme:
Folg' ihr, Sohn, und scheue keine Müh!
Bändigung der kühnen Leidenschaften,
Selbsterkenntniß und der lügenhaften
Schmeicheley Verachtung fodert sie.

*) Si tibi Parthorum solium fortuna dedisset,
Care puer, terrisque procul venerandus Eois
Barbarus Arsacio consurgeret ore tiaras,
Sufficeret sublime genus, luxuque fluentem
Deside nobilitas posset te sola tueri.

**) . . . . . Virtute decet, non sanguine niti.

Während sich der Unterricht gemeiner
Seelen nur auf sich beschränkt, sey deiner
Wißgier Raum nicht enger als die Welt *),
Kenntniß reift des Geistes Kraft; drum übe
Die Vernunft, die unsers Herzens Triebe
Lenket und im Gleichgewicht erhält.

Fruchtlos huldigen dir Inder, Meder,
Araber und Serer, wenn du jeder
Ungestümen Neigung Sklave wirst;
Denn wie sollte dir das Recht gebühren,
Unumschränkt die Erde zu regieren,
Wenn du nicht zuerst dich selbst regierst **)?

Der Gebrauch der Allgewalt misleitet
Oft zum Argen, und man überschreitet
Leicht das Maaß, das Lebensweisheit lehrt:
Schwer ist's, Zorn und Ueppigkeit zu meiden,
Wenn der Rach' und buhlerischer Freuden
Sättigung ein bloßer Wink gewährt.

Was sich ziemt, nicht was dein Rang erlaubet,
Sey dein Wunsch ***); nur Eigendünkel glaubet,
Für den Thron sey kein Gesetz gemacht.

*) Disce orbi, quod quisque sibi.

**) . . . . . Tunc omnia jure tenebis,
Cum poteris rex esse tui.

***) Nec sibi quid liceat, sed quid fecisse decebit,
Occurrat.

Nicht zu oft kann ich daran erinnern,
Daß die Neugier Fürſten auch im Innern
Ihrer Burg mit ſcharfem Blick bewacht.

Ja, mein Sohn, ſey, wo du willſt, du wandelſt
Stäts im Angeſicht der Welt, und handelſt
Vor dem Richterſtuhle des Gerüchts **):
Dieß Orakel für die ſchwache Menge
Folgt bis in die tiefſten Winkelgänge
Deinen Schritten, und verſchweiget nichts.

Meide Doppelſinn, ſey edelmüthig
Gegen Freund und gegen alle gütig;
Güte macht die Menſchen Göttern gleich.
Nähre nicht den Hang zu Klätſchereyen;
Wer ſie achtet, bebt vor jeder freyen
Aeußerung wie vor dem Donnerſtreich *).

*) Hoc te praeterea crebro sermone monebo,
Vt te totius medio telluris in orbe
Vivere cognoscas.

**) . . . . . Sola Deos aequat clementia nobis.
Neu dubie suspectus agas, neu falsus amicis,
Rumorumve avidus: qui talia curat, inanes
Horrebit strepitus nulla non anxius hora.

Liebe ſchützt dich mehr als Wach' und Waffen:
Doch kein Machtwort kann ſie dir verſchaffen;
Sie gedeiht durch ächtes Zutraun bloß *).
Wer ſein Volk durch Schrecken ängſtigt, zittert
Selbſt weit mehr; denn blinde Streng' erbittert:
Nur Tyrannen ziemet ſolch ein Loos **).

Bleib, vom Glanz des Purpurs und der Krone
Nie bethört, noch Bürger auf dem Throne!
Vaterhuld ſey deine höchſte Pflicht ***).
Lerne, dem Gemeinwohl deinen eignen
Vortheil opfernd, jeden Wunſch verläugnen,
Der dem Wunſch des Volkes nicht entſpricht****).

Unterwirf dich ſelber dem Geſetze,
Wenn du willſt, daß niemand es verletze;
Völker bilden ſich nach ihrem Herrn.

*) Non sic excubiae, non circumstantia pila,
Quam tutatur amor. Non extorquebis amari.
Hoc alterna fides, hoc simplex gratia donat.

**) Qui terret, plus ipse timet. Sors ista tyrannis
Convenit.

***) Tu civem patremque geras.

****) . . . . . Nec tua te moveant, sed publica vota.

Wenn ſie ſehn, daß trotz dem Diademe
Dieſer zu gehorchen ſich bequeme,
Trägen ſie die Bürde doppelt gern *).

Kein Geſetz wirkt ſo auf die Gemüther
Als das Beyſpiel, das der Throngebieter
Untergebnen durch ſein Leben giebt **).
Auch der wohlgeordnetſte von allen
Staaten kann entarten, kann verfallen,
Wenn der Fürſt nicht Zucht und Ordnung liebt.

Stolz wird oft verdientem Ruhm verderblich ***):
Denke ſtets, du ſeyſt gleich andern ſterblich ****),
Und nur Tugend gebe wahren Rang.
Traulich dürfe ſich dir jeder nähern;
Du befiehlſt nicht knechtiſchen Sabäern †),
Nicht Aſſyrern, die ein Weib bezwang ††).

*) In commune inbes si quid, conseave tenendum,
Primus jussa subi. Tunc observantior aequi
Fit populus, nec ferre negat, cum viderit ipsum
Auctorem parere sibi. Componitur orbis
Regis ad exemplum.

**) . . . . . Nec sic inflectere sensus
Humanos edicta valent, ut vita regentis.

***) Inquinat egregios adjuncta superbia mores.

****) Neu pete praescriptos homini transcendere fines.

†) Non tibi tradidimus dociles servire Sabaeos.

††) Non damus Assyriam, tenuit quam femina, gentem.

Bändiger der mächtigſten Despoten,
Römer, die einſt ſelbſt der Welt geboten,
Sind es, denen du gebeutſt, o Sohn!
Römer, die dem Stolz Tarquins nicht fröhnten,
Noch ſich je mit Cäſars Macht verſöhnten *),
Neigen kindlich ſich vor deinem Thron.

Forſch' in Roms Annalen! Ohne Schleyer
Stellen ſie gekrönter Ungeheuer
Aergerniß in Cäſars Enkeln dar **):
Wer verflucht nicht Nero's Mordgerüſte,
Nicht den Gräul blutſchänderiſcher Lüſte,
Deren Raub Tiber als Greis noch war ***)?

Aber ewig wird auch in den Hallen
Fama's laut das Lob Trajans erſchallen,
Und die Menſchheit ſich des Edlen freun,

*) Romani, qui cuncta diu rexere, regendi,
Qui non Tarquinii fastus, nec jura tulere
Caesaris.

**) . . . . . Quis non per secula damnet
Caesareae portenta domus?

***) . . . . . Quem dira Neronis
Funera, quem rupes Caprearum tetra latebit
Incesto possessa seni?

Nicht weil er als Sieger triumfirte,
Nein, weil er gerecht und mild regierte *):
Laß, o Sohn, ihn ſtäts dein Vorbild ſeyn **)!

J. F. Ratſchke.

II.

Proben
einer Ueberſetzung
des
Schach Namech.

Des Abdul Caſſem Manſur 'l Ferduſſi, der, von einem Landmann in Tous oder Chorafan geboren, durch ſeine Poeſie und traurigen Schickſale im ganzen Orient

*) . . . . . Victura feretur
Gloria Trajani, non tam quod Tigride victo
Nostra triumphati fuerint provincia Parthi,
Quam patriae quod mitis erat.

**) . . . . . No desino tales,
Nate, sequi.

bekannt ist, hochgepriesenes, aus mehr als 60000 Distichen bestehendes Heldengedicht Schach Nameh (Königs-Spiegel oder Jahrbücher der Könige) umfaßt zwischen vielen und reichen Episoden die Geschichte Persiens aus den fabelhaften Zeiten der Pischdadier bis auf die Eroberung Persiens von den Arabern unter der Regierung des beklagenswürdigen Yesdedsgerd, und ist in seiner Art das vollendetste, was die Dichtkunst der Orientaler aufzuweisen hat. Den Europäern ist es bis jetzt nur aus kleinen Bruchstücken und Auszügen des unsterblichen William Jones und einer Uebersetzung des ersten Gesangs in englischen Versen durch Champson bekannt. Jones wollte das ganze Werk übersetzen, wurde aber durch seine Verpflanzung nach Indien und die weitgreifenden literarischen Plane, deren Resultate wir nun zum Theil in der Asiatic Researches besitzen, zum Theil aus seinen im vorigen Jahre zu London in 6 Quartbänden erschienenen sämmtlichen Werken noch genauer kennen lernen, an der Ausführung dieses schönen Entwurfs gehindert. Champson hat aus dem reichen persischen Dichter ein armseeliges englisches Gedicht zusammengezimmert, das freilich in dieser Gestalt den Leser auf die Fortsetzung eben nicht neugierig machen konnte, und daher aus Mangel an Unterstützung in Stocken gerieth. Den Teutschen ist die Freude zugedacht, auch diese Blumen des Orients im ganzem Reichthume ihrer Farbenpracht zu besitzen, so viel sich überhaupt unter unserm Himmel

Agathon war zu edelmüthig, die schöne Danae für die Schwachheit, welche sie gegen ihn gehabt hatte, (das einzige, was die Hochachtung hätte vermindern können, welche sie durch so viele schöne Eigenschaften des Geistes und des Herzens verdiente,) dadurch zu bestrafen, daß er ihr deswegen nur das mindeste von der seinigen entzogen hätte. Aber so bald es dahin gekommen war, daß er sich in seiner Meynung von ihrem Character und moralischen Werthe betrogen zu haben glaubte; so bald er sich gezwungen sah, sie zu verachten; hörte sie auf, Danae für ihn zu seyn; und durch eine ganz natürliche Folge wurde er in dem nemlichen Augenblik wieder Agathon.

Ende des ersten Theils.

davon bewahren ließ. Einer der größesten jetzt lebenden Orientaliſten und humanſten Staatsmänner, der Hr. Graf v. Ludolf, Kaiſ. Königl. Geſandter in Copenhagen, hat eine treue, wörtliche Ueberſetzung des ganzen erſten und einen großen Theil des zweiten Hauptſtücks dieſes Gedichts ſchon längſt ausgearbeitet, und wird das Ganze, wo möglich noch in dieſem Jahre, durch den Druck bekannt machen. Folgende Probe mag dem Leſer dieſer Zeitſchrift einen Vorſchmack von allem dem geben, was ſie dort zu erwarten haben werden. Wer wird nicht mit uns wünſchen, daß die Bekanntmachung des Ganzen dieſer Probe ſo ſchnell als möglich folgen, und unſrer Literatur ein neuer Schatz des Orients gewonnen werden möge? Im Auge des Kenners mag dieß goldne Vließ leicht eines Argonautenzugs noch würdiger ſeyn, als alles, was die bekannten großen Ameiſen des Kteſias an den Ufern des Ganges und Indus auswühlen oder — in Seringapatnam erobern können.

B.

Stolz und Fall des weiſen Dſchemſchid.

. . . . . Jetzt mit Königs Pracht errichtet er ſich
den erhabenen, ſchimmernden Thron;
Welch unzähliger Reichthum an Juwelen umſtrahlte
nicht dieſen?

Und wenn er geboth, nahm ihn auf die mächtigen Schultern
Der Div, und hob ihn von der Ebene hoch zu den Wolken empor.
Er schwebte in den Lüften, ähnlich der funkelnden Sonne,
Der Weltengebietende König. Um ihn sammelten sich
Der Vögel Schaaren, und gehorchend dem Willen
Des Menschen, ließen die befiederten Sänger muntere Töne erschallen.
Es war im Anfang des Jahrs in Ferverdie *) dem lieblichen Monath.
Huldigend streuten die Edlen und Fürsten Juweelen
Auf ihn, und nennten Nüruz **) den glücklichen Tag; es ruhten von jeder Arbeit die Menschen;
Haß und Feindschaft waren aus jeglichem Herzen gebannt; es kleidete jeder sich in die stattlichsten Kleider;
Ließ Wein kommen und Tonkünstler berufen, und überließ sich
Sorglos der Freude. So währt auch jetzt fort die Feyer
Des heiligen Tages, verewigt das Andenken
Der alten Monarchen, und jener so seeligen Zeiten!

*) März.

**) Neujahrstag.

Also waren bereits sechshundert Jahre verflossen; denn sie kannten
Damals den Tod nicht, die glücklichen Menschen, und unbekannt waren ihnen die Leiden und Gebrechen des Körpers.
Willig gehorchten den Gesetzen Dschemschids die plagenden Diven. Es vergieng noch einige Zeit, und noch strahlte
Sie immer in holdem Glanz, des Monarchen erhabene
Tugend; liebend waren ihm die erkenntlichen Völker ergeben;
Er thronte unumschränkt über die weitgebreitete Erde.
Aber plötzlich überrascht' ihn der Gedanke seiner
Furchtbaren Größe! Nichts beschäftigt in der Welt ihn mehr als sein eigenes Ich; es bemächtigt übermüthiger Stolz sich seines Herzens, und er verkannte die Hand der allmächtigen
Gottheit; er vergaß ihren Schutz, er wurde undankbar
An den Schöpfer. Jezt berief er die edelsten Fürsten um sich;
Und, welche vermessene Sprache erkühnt er sich zu führen!
In der Versammlung ehrwürdiger Greise sprach er:
„Mir gehört sie allein zu, die weitgebreitete Erde,

Und nur durch mich blühen auf ihr Wissenschaften,
Sitten und Künste; hie besaß der Thron ei-
nen Monarchen mir vergleichbar!
Ich gab der Welt ihre herrliche jetzige Bildung;
Sie wurde was ich in meiner Weisheit beschloß.
Mir verdanken die Menschen ihre mehr angemessene
Nahrung,
Ihren Wohlstand, ihre friedliche Ruhe, die Hüllen
Ihrer Nacktheit, den Genuß eines gesättigten Lebens.
Ich barg durch die Entdeckung der Heilmittel die ge-
plagte
Menschheit; Krankheiten, auch selbst der Tod, entflohen
meiner Gewalt.
Wer vor mir, auch der mächtigste, bändigte diese ent-
setzlichen
Feinde der Schöpfung? Und ihr! mir allein verdankt
ihr eueren
Nun sinnenden Geist, so wie eurer Leben Erhaltung.
Wer also mir die gerechte Verehrung nicht zollet,
Der gehört zu Ahrimanns verbanntem Geschlechte.
Da ihr es nun wißt
Daß alles mein Werk ist, so nennt allein mich hinfüh-
ro den mächtigen Schöpfer.“
Nieder zur Erde senkten die Mubeds erbebend die
Augen;
Denn es getraute sich keiner der Weisen zu erheben
den billigen

Zweifel. Aber als die läſternden Worte des Herrſchers Lippen entfuhren, wich
Ueber ihm der heiligen Gottheit ſchützender Schatten;
Es breitete überall ſich Widerſtand und wilde Empörung.
Als ſie nicht mehr mit der Hand der Allmacht ſich parten, Dſchemſchids herrliche Gaben, ſo brachten ſie ihm nur Verderben zu, und
Dahin war ſein immer ſiegreiches, blühendes Glück!
„Wie? ſprach warnend jener kluge beredtſame Weiſe?
Biſt du der Gebieter über Menſchen, ſo ſey der Gottheit
Ein Sklave!“ Durch lange drey und zwanzig Jahre, zogen
Aus des Königs ragender Zeugſtadt umſonſt die gedrängten Schaaren
Hinaus zur Dämpfung des überall wüthenden Aufruhrs.
Es weinte in ſeinem Buſen Dſchemſchid blutige Thränen,
Gnade und Verzeihung von der zürnenden Gottheit erflehend.
Jeder, der finſteres Herzens undankbar wird gegen
Die Allmacht, den beſtürmen von jeglicher Seite Angſt
Und peinliche Qualen. Es verfinſterten ſich die ſchönen Tage

Dschemschids; er verschwand, der Welterleuchtende Glanz seiner Herrschaft.

Geschichte Zohhak's und seines Vaters Merdasp.

Und es lebte in jenen Zeiten ein frommer Mann in der Ferne,
Einer der Lanzenschwinger, der Rosse Bezähmer der Wüste;
Ein guter gottesfürchtiger Fürst. Merdasp war des Edlen
Nahme, der selbst unter den Stämmen gerühmt war, seiner
Freygebigkeit wegen. Tausende besaß er aus jeglicher Gattung
Milchbarer Thiere, als Ziegen, Kameele und Schaafe.
Auch war er reich an folgsamen Stieren
Und leichtfüßigen, muntern Rossen.
Willig theilte der redliche Pfleger
Immer von seiner Habe mit dem Dürftigen, und labte mit der Milch seiner Heerde
Den müden Wandrer gastfreundliches Herzens.
Damit es endlich seiner Sorgfalt an keiner Nahrung gebräche,
War auch ein Sohn dem frommen Herrscher beschereret; Zohak

Nannte der herrschsüchtige Jüngling sich, und leichtsinnig
War er, verwegen, und gerne jedem Laster ergeben.
In der alten Sprache Puchlawy war Peiwaresk sein Nahme,
Das in Dery übertragen zehentausend Rosse bedeutet;
Denn so viel dieser Thiere besaß er, edles bekanntes Geblüts.
Zwey Theile des Tags und der Nächte schwärmt' er umher
Auf seinen schön gerüsteten Rossen, nicht des Angriffs wegen,
Oder des Schirmes, nur allein aus eiteler Prachtsucht.
Aber sieh! unerwartet kam eines Tages Eblis,
Gehüllt in der Gestalt des freundlich wohlwollenden Menschen;
Zu ihm gesellt er sich, und zog nach und nach ab sein Herz
Von den Pfaden der Gottheit und der heiligen Tugend.
Denn gerne verlieh der Jüngling seiner süßschmeichlenden Zunge
Ein gefälliges Ohr, und wurde nicht des Giftes gewahr
Das der Klang der glatten Worte verbarg.
Er gab ihm völlig sein Herz preis, und seine verständige Seele,

Und häufte sich unbesonnen aufs Haupt den Staub des Verderbens;
Täckisch freute Eblis sich ingeheim über den Fortgang
Seiner Verführung, und mit dem Ausdruck der theilnehmenden Freundschaft
In Geberden und Sprache, sagt' er eines Tages zu ihm:
(Ach dem armen Jüngling war nur wenig Klugheit beschieden!)
Ich weiß vieles was andere Menschen nicht wissen, und
Möcht' es dir gerne, mein Geliebter, vertrauen!
Thue es, erwiederte jener, zaudere nicht länger; sag es!
Belehre mich ganz, o du weiser und gütiger Mann!
Gut, sprach Eblis, aber zuvor verheiße Gehorsam, unbedingten!
Dann werd' ich offen und ohne Rückhalt dir alles entdecken.
Aengstliche Neugierde bethörte den Jüngling; er that
Was jener ihm hieß, und gab ihm zum Pfand des Gehorsams
Den Leib und die heilige Seele. Nie soll jemand,
Sprach er, deine Lehren und dein Geheimniß erfahren,
Und willig will ich jedem deiner Winke gehorchen.
Warum, sprach Eblis, soll in der stattlichen Wohnung

Noch immer ein andrer als gebietender Vater will? kühnlich befehlen?
Zu was, sag', ist er nütz, ein kindischer Greis, wenn ein rüstiger Sohn
Wie du lebet? Vernimm, Lieber, den Rath, den wohlgemeinten,
Eines redlichen Freundes. Die Zeit, glaub' mir, dürfte mit dem Betagten
Noch lange nicht das Ziel, das erwünschte, erreichen.
Bemächtige dich seines glänzenden Staats;
Dir allein geziemet sie ja nun die erhabene Stelle!
Wenn du mir trauen wolltest und meinem Willen gehorchen,
Leicht würdest du empor dich schwingen zur alleinigen Herrschaft
Der weitgebreiteten Erde! — In Gedanken versenkt saß Zohak da, den Schall der Worte
Vernehmend; es widerstrebte der Gedanke dem Herzen,
Seinen gütigen Vater zu morden. Nein! rief er endlich,
Unmöglich ist dieses! Rathe Besseres; unmöglich ist dieses!
Es sprach erwiedernd der bosshafte Dämon: Gehorchst du mir nicht,
So wirst du fürs erste eidbrüchig an mir; unaufhörlich

Hängt dir die Schande des Meineids am Halse *); dann lebst du
Fort in Niedrigkeit und Verachtung, aber dein Vater, der Stöhrer der Freuden,
In ewig schimmerndem Glanz. — Und also bracht' in die Falle Eblis
Zuletzt den schwachen unbesonnenen Jüngling, daß er blindlings
Sich seinem grausamen Willen ergab. Zeige mir denn,
Sprach er, die Mittel an; wie soll es werden? was soll ich beginnen?
Es sprach Eblis die Worte erwiedernd: Laß mir die Sorge! ich werde dir helfen.
Bis zur Sonne will ich empor deine Stirn erheben.
Halte du aber die Lippen verschlossen; ich bedarf nicht mehr;
Denn leicht kann ich hiebey jeden Gehülfen entbehren.
Und es besaß der betagete Fürst im Innern der stattlichen Wohnung
Einen weiten, schattenreichen, anmuthigen Garten;
Dort pflegte immer der Fromme vor Anbruch des Tages
In heiliger Andacht zur einzigen Gottheit zu flehen,

*) Bekannt ist die Heiligkeit des Schwurs bey den Arabern. Diese Note war des nachfolgenden wegen hier nöthig.

Und ingeheim ſich das Haupt und den Kör-
per zu waſchen.
Dann durfte kein Diener ihn mit dem Lichte be-
gleiten.
Hier höhlte auf dem Wege Eblis, der boshafte
Dämon,
Eine ſenkrechte Grube, und es bedeckte der unſeelige
Das Land mit Laub und Geſträuch
Und ebnete täuſchend dem Auge die aufgewühlte ver-
ſtreute Erde.
Es wurde Nacht, und einher kam in den Garten
ſicheres
Schritts der unglückliche Greis; ſorgenlos näherte
er ſich
Dem verrätheriſchen Boden — und ſieh! es wich auf
einmal
Ueber ihm ſein ſo lange wachendes Glück; hin
Stürzt' er in den Abgrund und brach ſich grauſam
den Rücken!
Todt war er, der gottesfürchtige gütige Pfleger der
Taſier *).
Keine Handlung des Sohnes hatte dieſer zärtliche
Vater
Je ahnden dürfen; unter beſtändigen Sorgen und
Stets noch liebkoſend, hatt' er es groß gezogen, das
Kind!

*) Taſier, Renner zu Roß. Die Araber.

Es war ſein Glück, ſeine Freude auf Erden,
Und ſeine Launen zu ſtillen ſein einiges Streben.
Und er, der Undankbare! ſuchte nicht einmahl aus Schaam,
Ihm durch Ergebung zu entgelten die überſchwengliche Liebe,
Sondern willigte ſogar in des beſten Vaters Ermordung!
Nie wird ſich ähnlich an ſeinen Erzeuger vergreifen
Das tückiſche Junge des grauſamen Leu's.
Vielleicht erzählt man insgeheim des Gegentheils ſeltene Fälle;
Dann erklärt der Erforſcher durch Sünden der Mutter das Räthſel.
So bemächtigte Zohak ſich, der ausgeartete Jüngling,
Des erhabenen Throns ſeines würdigen Vaters,
Und ſchmückte mit dem Täſiſchen Diadem die blutige Stirn!
Es lebten indeſſen dennoch frey und frohes Herzens fort die unſchuldigen Völker.
Aber als Eblis, der Böſe, erſah dieſer Sterblichen Glück,
Faßt' er ergrimmt in ſeinem finſteren Geiſt andere Mittel.
Er ſprach zu Zohak: Dieweil du an mich dich wandteſt,

Kannſt du jetzt in der Welt, unabhängig, leicht jeden Wunſch
Deines Herzens erfüllen; fährſt du alſo fort mir unbedingt
Zu gehorchen, widerſtrebſt nie, und hältſt treu die Verträge,
So iſt ſie dein, die Herrſchaft der weitgebreiteten Erde.
Gehorſam ſind deinem Winke die Menſchen, die Thiere, die Vögel und Fiſche.
Und als er alſo geſprochen, ſieh, o Wunder!
So ſchmückt' er den Jüngling aus mit ſeinen trugvollen Gaben;
Er flößt' ihm einſchmeichelnde Beredtſamkeit ein, gab ihm ſinnende Klugheit, und einnehmende Züge, und hierauf bewundert und ehrt er ſein eigenes
Werk. Nur Lob entſtrömte den Lippen, und ſo impft' er
Stolz und Eigendünkel ein in des Jünglings ſchon verdorbenes Herz.
Es lebten mäßig damals die Menſchen, und nur ſparſam
War die Tafel beſetzt; ſie kannten nicht unſere
Koſtbaren, kräftigen, Seeleverderbenden Brühen.
Aus allerley Fleiſch von Vögeln und vierfüßigen Thieren
Bereitete jetzt Ebliſ ſeinem Pflegling leckere Speiſen.

Mit Blut der lebenden Weſen ernährt' er ihn wie das reißende
Thier, und impfte mit der heißen Nahrung ſeinem Gemüthe
Trotzende Kühnheit und nachſinnende Grauſamkeit ein.
Treu und willig folgte Zohak ſeiner verderbenden Leitung.
Hin ſtürzte er in die Arme entnervender Wolluſt.
Eblis unterhielt das in ſeinen Adern lodernde Feuer,
Erweckte ſeine Lüſte, und verlieh' ihm ausdaurende Kräfte.
Bald ſchwamm in Laſtern Zohak, und immer näher dem Abgrund taumelte er. Wie ſoll ich, ſprach er endlich zum Günſtling,
Deine treue Liebe und deinen Eifer erkennen?
Göttlicher Mann! gern würd' ich befriedigen jeden deiner Wünſche, ſo wie die ſeltenſten Launen.
Und es erwiederte der Verführer:
Leb ewig glücklich, o Könia,
Und immer werth wie jetzt
Deiner erhabenen Würde!
Zufrieden, leitet mich in deinem Dienſt bloß Neigung zu dir,
Und der Anblick deines Genuſſes genügt mir allein!
Doch einen Wunſch hegte wohl die liebende Seele;
Aber traun! werth bin ich nicht dieſer Gnade.

Würde mir mein Gebieter erlauben, die Spitze seiner
Schultern zu küssen, sie mit meinen Augen,
Wangen und meiner Stirn
Berühren zu dürfen: wahrlich, ich wäre der Sterbli-
chen glückseeligster einer!
Es konnte Zohak nicht in des Boshaften Innerem
lesen.
Lächelnd erlaubt' er dem Diven seine Schultern zu
küssen.
Er that es, und verschwand dann plötzlich unter der
Erde.
Ob einem Wunder erschrak nie also die staunende
Menge!
Zwey gräßliche Schlangen entwuchsen zischend den
Schultern
Des unglückseeligen, jetzt tiefbestürzten Tyrannen.
Aengstlich verlangt' er überall nach Rettung und Hülfe.
Wie oft ließ er sie nicht abtrennen mit der Schärfe des
Eisens?
Aber umsonst! Wie des Baumes Sprößlinge schossen
schnell
Wieder drohend empor die beiden entsetzlichen Drachen.
Aus allen Landen umher sammelt' er um sich die weit-
sesten Aerzte.
Lange beriethen sich die erfahrnen Männer;
Sie versuchten Zauberformeln und alle möglichen Kräfte;
Aber es widerstand dieses Uebel ihrer angebeten
Kunst.

Jetzt kam Eblis unter der Geſtalt eines Arztes
Verborgen; mit der Würde des Weiſen näherte er ſich
Dem kranken König. Langwierig, ſprach er, iſt dieſe grauſame
Plage; was ſonſt Menſchen heilt, hat leider! hier keine Wirkung.
Bereite ihnen Nahrung, und beruhige mit zweckdienlicher,
Speiſe des Thiers gefährlichen Ungeſtüm. Hier hilft kein anderes Mittel.
Nimm Menſchenhirn und reich es den Scheuſalen reichlich zur Speiſe;
Vielleicht mögen endlich ſie an der Fütterung ſterben.
Was war der Zweck des Oberhaupts der boshaften Diven!
Was ſuchte, was ſah er, als er ihm gab den ſchröcklichen Rath?
Einen Weg zu verſuchen, war des Grauſamen Wille,
Die Schöpfung zu leeren von der ihm gehäſſigen Menſchheit.

Der Fall Dſchemſchids.

Aber Angſt und Wehegeſchrey erſcholl hierauf durch Iranien;
Ueberall wüthete grauſamer Krieg und wilde Empörung.
Dahin waren die lieblichen Tage der Ruh' und des Friedens!

Aufgekündiget hatten Dſchemſchid den Gehorſam die Völker,
Denn er war abgewichen von ihm, der Schutz der allmächtigen Gottheit.
Nur durch Liſt und durch Schrecken ſuchte er ſich jetzt zu erhalten,
Nicht mehr durch offene Tugend und ehrfurchterweckende Weisheit.
In jeder Ecke des Reichs erhob ſich ein eigenmächtiger König;
Die kühnſten und tapferſten der ehrgeizigen Großen
Sammelten Söldner um ſich, und zogen des Beſitzes
Der Herrſchaft wegen zum blutigen Kampf gegen einander.
Für Dſchemſchid allein war auch der letzte Funke der Liebe
Auf ewig in dem Herzen jedes Menſchen erloſchen.
Aber heimlich rückten jetzt aus Iranien mächtige Schaaren
Und nahmen den Weg nach Arabiens entfernten Gefilden;
Denn es hatten die klügſten unter den Kämpfern
Sich geſehnt nach der baldigen Herrſchaft eines einzelnen Fürſten.
Dieſe hatten von dem mächtigen Schreckenverbreitenden,
Unumſchränkten Drachenkönig der Tajier Gerüchte vernommen;

Und bey des Vaterlandes allgemeiner Zerrüttung
Hülfe hoffend, auf Zohak die Augen gerichtet.
Sie kamen und huldigten ihm als ihrem alleinigen
Herrscher;
Diesen wählten sie zum Monarchen des Iranischen
Bodens.
Wie ein tobender Sturm brach nun auf der Gewaltige
Und drang in das arme Land mit grausam bewafnetem
Arme.
Schnell hatt' er gesammelt ein auserlesenes Heer
Aus Tasiern und muthigen Persern, und die tap-
ferſten Fürsten,
Um sich berufen aus jeglicher Gegend der mächtigen
Reiche.
Gegen Dschemschids herrliche Wohnung rückt' er
hurtigen Schrittes,
Und umschlang sie mit überwiegender Macht, wie der
Ring den Finger umschlinget.
Gesunken war Dschemschids so lange leuchtende
Sonne;
Von den geprüftesten Freunden verlassen, entfloh er,
und überließ
Seinem siegenden Nebenbuhler den Thron und die
Krone,
Das Diadem, die Herrschaft, den reichen Schatz und
die Heere;
Die weite Welt war in Zohaks grausame Hände
gerathen!

Keine Urkunde führte mehr Dſchemſchids ſonſt geſegneten
Nahmen; er verbarg ſich, und den rühmlichen Pfleger hatten nur zu bald vergeſſen die Menſchen.
Zohak der Tyrann war nun der unumſchränkte Gebieter!
Durch hundert lange Jahre fand man den Entflohenen nirgends.
Am hundertſten aber zeigt' er ſich unvermuthet an Tſchinas Geſtade,
Der Gottesvergeſſene unglückſeelige König (Dſchemſchid);
So lange hatt' er ſich vor dem lauernden Drachen verborgen,
Und konnte dem Grimmigen am Ende doch nicht entgehen.
Er wurde ergriffen von Zohaks wachſamen Spähern
Und hülflos überliefert ſeiner willkührlichen Macht.
Lange ließ ihn dieſer nicht ſchmachten, ſondern entzog ihn ohne Zögern
Der Erde; entzwey ließ ſeinen Leib der Grauſame ſägen.
Sieh'! bey all' jener glänzenden Pracht und furchtbaren Größe
Raffte ihn das eiſerne Schickſal dennoch am Ende dahin,
Gleich wie der Sturm den ſchwachen Halm dem Staube entrafft.

Nie war ein Fürſt auf Erden, ſo mächtig geweſen wie dieſer;
Siebenhundert Jahre floſſen über ſeine Scheitel dahin.
Von wie manchen Genüſſen war er die urſprüngliche Quelle!
Aber die Welt nähret dich Glücklichen mit Honig und Zucker;
Sie läßt nur liebliche Töne deinen Ohren erſchallen;
Du meynſt ſchon, du wärſt ihr theuerſter einziger Liebling;
Nie würde ſie gegen dich zürnen, launiges Geiſtes!
Dies macht dich glücklich und ſicher; du ergiebſt dich ihr gänzlich,
Und ſie, die Gauklerin! ſpielt nur kalt aus der Taſche mit dir,
Und erpreßt dir am Ende blutige Thränen der Reue.
Ach, mein armes Herz iſt längſt ſatt dieſes niedern Gaſthofs!
Befreye mich meiner läſtigen Gefühle nun bald, barmherziger Gott!

Graf Ludolf.

(Die Fortſetzung der Fragmente folgt.)

III.

Ueber die Gartenkunst, besonders in Rücksicht auf nördliche Länder.

Die Gartenkunst ist die Benutzung der verschönerten Natur. Diese vielleicht noch wenig bestimmte Kunst ist relatif auf unsere sinnlichen und geistigen Bedürfnisse, und auf den Stoff, den die umgebende Natur dazu darbietet. Da aber der Mensch im Süden nicht dieselben Bedürfnisse noch eben dieselbe Natur hat wie im Norden, so kann die Gartenkunst im Süden nicht wie im Norden, noch weniger im Norden wie im Süden seyn.

Der wahre Zauber der Gartenkunst ist, daß sie nicht, wie die andern schönen Künste, der Gegenstand eines einzigen Sinnes ist, sondern den Genuß aller Sinne, und selbst die verschiedensten Gemüthsstimmungen in harmonische Verbindung zu bringen weiß. Selbst die Seelenkräfte werden durch den sanften Genuß der verschönerten Natur erweckt, und im hohen Schattengewölbe scheint bald die leichte Fantasie, bald die ernste Vernunft zu herrschen.

Auch ist keine Kunst, die mehreren Menschen auf längere Dauer einen größern Genuß zu geben vermag, als diese. Sie ist die Beförderrerin der Gesundheit, und durch sie die Geberin aller Freuden; da die andern Künste zu oft süßlockende Verführerinnen sind, und wenn einmal die Gartenkunst ihren hohen moralischen Zweck (alle Künste sollen diesen haben) einzusehen vermöchte, so würde sie mehr wie jedes andere Werk der Fantasie mit unserm ganzen Wesen und mit unserer Bestimmung in Einklang gebracht werden.

Die Sünde der alten Gartenkunst war, daß sie in ihrem Stolz sich eine Schöpferin glaubte, und, anstatt die wirkliche Natur nach ihrem Karakter zu benutzen, eine selbsterschaffene Natur nachstümpern wollte. Der Mensch erschafft gar nichts; seine Kunst ist, zu benutzen was schon da ist; das Finden, nicht das Erfinden ist unsere Sache. Die wahren Grundsätze der Gartenkunst sind, wie die aller schönen Künste, in der Beobachtung der Natur zu finden.

Die Gartenkunst besteht nicht nur in dem Verhältniß der Fantasie zu der schönen Natur; sie ist das Verhältniß der schönen Natur zum ganzen Menschen. Der ganze Mensch, und nicht nur seine Fantasie, ist bestimmt mit der Natur zu leben.

Man hat die ästhetischen Regeln der Gartenkunst, die meist zur Landschaftsmahlerey gehören, zu sehr in

müßige Abstrakzionen übergehn lassen, und dadurch der Kunst alles Wesentliche, und so zu sagen ihren ganzen Stoff benommen. Die Verzierungen sind in dieser Kunst was das Kolorieren in der Mahlerey, das ohne eine richtige Zeichnung und ohne eine vernünftige Anordnung immer geistlos bleibt. Ich will mich hier in die so vielfältig behandelten Regeln der Verzierungen nicht einlassen, und einstweilen nur im Vorhof des Tempels verweilen.

Die allererste Bedingung eines schönen Konzerts, ohne welche alle Kompositzionen der Piccini und Paesiello nichts taugen, ist, daß alle Instrumente richtig gestimmt seyen. In der Gartenkunst sind unsere Nerven, was die Saiten in der Musik sind. Darum wäre in nördlichen Ländern die erste Bedingung zu einem schönen Garten, daß man nicht fröre, und daß die Kunst nicht ärger als der Himmel sey. Wegräumung aller nahen Sümpfe wäre ein zweites Bedürfniß, Schutz vor dem ewigen Wind ein drittes.

Auch wäre mir Diogenes sonniges Faß oft lieber gewesen als wollüstige Kabinetchen an quäkenden Sümpfen, und ich hätte bisweilen von der Kunst nur das begehrt, was Diogenes vom Sohne Filipps soderte: mir aus der Sonne zu gehen.

Eh man sich' an den Gedanken von Schönheit wagte, sollte alles nothwendige schon da seyn.

Eh die Gebäude ſich putzen dürften, ſollten ſie geſund, bequem, nicht feucht, nicht kalt, nicht windig ſeyn *). Je ärger das Klima wäre, je mehr ſollte alles auf das Weſentliche, und deſto weniger auf Verzierung gehen. Selbſt der gute Geſchmack würde nicht dabey verlieren. Reinlichkeit, Zweckmäßigkeit und alles nutzende Häuslichkeit ſollten allenthalben exiſtiren, eh man ans Aufputzen eines Gartens dächte. So ſollte in allen Din-

*) In dem ſchönſten aller teutſchen Prachtgärten, der wirklich mit impoſanter Größe die reichſte Abwechſelung der Anlagen und die mahleriſchſten Ausſichten verbindet, ſteht der Wohnpallaſt, ein Prachtgebäude im edelſten Styl, in einer feuchten Niederung und vom melancholiſchen Schatten hoher Tannen und Wermutsfichten umdämmert. Feenhafter iſt kein Anblick als der, den vom ſchlängelnden See aus das vom Abendgold aus dem tiefen Dunkel hervorgehobene Schloß darbietet, deſſen glühende Farben noch den Ernſt der ewigen Schatten zu vermehren ſcheinen! Ich ſah es mit Entzücken und wünſchte nun auch das Innere des Zauberpallaſtes zu kennen. Allein man warnte mich bey meiner Schwäche gegen feuchte und dumpfe Luft, dieſe ſelten geöfneten Zimmer zu beſuchen — „denn dies Schloß wird nur vom Caſtellan bewohnt“ — und die edle Beſitzerin deſſelben, die gleich uns Luft und Sonne bedarf, bewohnt ein ſonniges, in einem Obſt- und Blumengarten gelegenes, und vor Winden beſchütztes Häuschen, und genießt im wiegenden Kahn den Anblick des Feenpallaſtes, der nur von Weſen, welche über die Elemente erhaben ſind, bewohnt werden kann.

gen eine gesunde Vernunft dem feinern Organ des Geschmacks vorleuchten, da sonst der Geschmack zum albernen Stuzer ausartet, der seine Schminke allenthalben an der unrechten Stelle anbringt.

Also müßten alle obigen Bedürfnisse vorerst befriedigt seyn, ehe man an Aussicht, Schatten und Schattengewölbe, oder gar an Statuen, Monumente oder Urnen dächte.

Diese Rangordnung der nothwendigen Dinge wäre in allen menschlichen Sachen anwendbar. So wünschte ich mir helle Scheiben, und Fenster die schließen, vor allen möglichen Prachtleuchtern. So wünschte ich in Kopenhagen allen Menschen, die über die Gasse gehen, daß sie nicht in die tiefen Rinnsteine stürzten, ehe ich ihnen prächtige Façaden an den Häusern wünschte. So ist im Großen Ackerbau allen entbehrlichen Fabriken vorzuziehen, u. s. w.

Die Gartenkunst der alten Römer stand im ganz umgekehrten Verhältniß mit der vieler nördlichen Länder. Sie umfaßte alle reellen Bedürfnisse und war in Verzierung oft sogar vernachlässigt; denn wer das Wesentliche in seinem ganzen Werth zu fühlen versteht, merkt weniger auf leere Verzierungen. Man lese in Plinius Briefen die Beschreibung seiner Landhäuser unter dem paradisischen Himmel Italiens. Wel-

che Kunſt die Sonne, die Wärme, das Licht, dieſe erſten aller Naturbedürfniſſe, zu benutzen! Hier ward für die Morgenſonne, da für die Abendſonne geſorgt. Denn was in der Natur iſt unerſchöpflich abwechſelnder als die Sonne?

Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas, aliusque et idem
Naſceris.

Jeder Grad von Erwärmung und Abkühlung, von Schatten und Licht hatte in jeder Stunde des Tages, ſo wie jede Ausſicht, ihre ungeſtörte geweihte Stätte.

Sind alle dieſe Sorgen in Italien nothwendig, ſo ſind ſie es vielmehr im rauhern Klima, wo die Kunſt der alten Römer die aufmerkſamſte Nachahmung verdient, und wo die Befriedigung dieſer erſten Bedürfniſſe bey weitem das größere Vergnügen gewährt *). —

*) Ich habe acht Jahre lang in Kopenhagen ein ſchönes Haus bewohnt, welches das ſchwere Problem löſte, allen Winden ausgeſetzt, und nur der Sonne unzugänglich zu ſeyn. Wenige Stunden nach ihrem Aufgang war ſie für uns verlohren, und nur in den längſten Sommertagen ſtreiften ihre Nachmittagsſtrahlen an einigen Fenſtern. Dagegen umheulte der Nord- Oſt- und Weſtwind das ſehr freiſtehende Haus mit ewigen Zugwinden.

Vergleichung der Gartenkunſt der alten Römer mit unſern modernen Gartenſyſtemen.

Ich weiß nicht, ob die beiden Gärten des jüngern Plinius, beinahe die einzigen Gärten der Alten, wovon wir eine umſtändliche Beſchreibung haben, mit unſern Gartenſyſtemen verglichen worden ſind.

Der Geſchmack der Römer kam darinn mit unſern ſogenannten engliſchen Gärten überein, daß bey den Römern, wie bey uns, die ganze Gartenanlage *nicht nach einem auf einmal zu überſchauenden Plan angelegt* wurde. Der Mangel unſerer älteren Gartenkunſt iſt, daß ſie nur Einem Sinn, dem Auge, und nur Einer Empfindung, der unfruchtbarſten von allen, dem Staunen über Pracht und Bewunderung, dienen wollte; da hingegen unſre neuere Gartenkunſt allen Sinnen und mehrern Gefühlen zu ſchmeicheln ſucht.

Plinius ſah die Natur nicht nur mit Einem Sinn, dem Auge, er *fühlte* ſie in der Sonne, in Wärme, in Kühlung, in der Einſamkeit, in der Stille, in tiefer Ruhe, im Duft der Violen, die ſeine ſtille Wohnung umhauchten, in allen Nüancen der Ausſicht auf das Meer, in allen Abſtufungen der rauſchenden Wellen, in Bädern von allen Graden von Wärme, im kalten, im ſonnigen, im gewärmten Waſſer, in der

Glückseeligkeit aller Menschen, die ihn umgaben, im Gefühl der Gesundheit nach gemäßigter Leibesübung, im Wohlbefinden bey jedem Wetter, bey jeder Stunde des Tages. Dies alles opfern wir dem Auge oder der Meinung anderer auf. Bald könnte man die Gartenkunst in einer Trödelbude, oder in Modejournalen neben Pariser Puppen finden. Statt den Geist der Rafaele aufzusuchen, sind wir mit nichts Besserem, als mit den Arabesken und der Einrähmung der Kunst beschäftigt.

Wer beim zierlichen Plinius auf sein Laurentinum anlangte, trat zuerst in einen nicht prächtigen aber reinlichen Vorhof. Dieser führte in einen eyrunden Säulengang, der einen kleinen aber artigen Hof einschloß, und gegen schlimme Witterung eine vortrefliche Zuflucht war; „denn dieser Hof ist durch Glasfenster „und das vorragende Dach wohl verwahrt.“

Dieser eingeschlossene Hof paßt wenig auf unsere Sitten. Er wäre zu nichts gut als zum Nachdenken, und zu ernsthaften Gesprächen mit Freunden. Auch ist der Kontrast dieser Gebäude unter italienischem Himmel mit unsern nördlichen Landhäusern darin auffallend, daß, in Dännemark zum Beyspiel, viele Landhäuser die Kälte mehr zu verachten scheinen, als eine Villa in Italien. Oft steckt die unterste Etage im Boden, und auf dem Hause ist so wenig Dach als möglich, so daß bisweilen selbst das Auge friert.

Gegen dem Säulengang über war im Laurentinum ein munterer Vorsaal, von da man in ein schönes Speisezimmer kam, „das bis ans Ufer des Meeres „fortläuft, und so oft der Südwestwind weht, von „den schon gebrochenen Wellen sanft angespühlt wird. „Auf allen Seiten sind Flügelthüren oder Fenster so „hoch wie die Thüren, und so hat man von vorne und „von beiden Seiten gleichsam die Aussicht auf drey „Meere.“ Von hinten sah man durch den Säulengang und den Vorhof in den fernen Wald und weiter hin Berge, in dem Speisezimmer aber die Aussicht wieder auf drey Meere; doch war man nur dem Wind und der Sonne ausgesetzt, die man gern haben wollte. Im Säulengang war für ernste Betrachtung, im Salon am Meer für eine von keinem Wind gestörte Aussicht gesorgt.

„Neben dem Speisezimmer ist ein großes, vom „Ufer etwas entferntes Zimmer; von da kömmt man „in ein kleineres, das durch ein Fenster die ersten „Strahlen der Sonne einläßt, und bei einem zweiten „ihm entgegengesetzten scheinen ihre letzten Strahlen zu „verweilen. Auch hier hat man die Aussicht auf „das nahe Meer; zwar entfernter aber desto ruhiger.“ Diese Nüance der Entfernung vom Meer ist nur dem feineren Gefühle merkbar.

„Dieses Zimmer und jener lange Speisesaal schlies„sen einen Winkel ein, der die reinste Sonnenwärme

„aufhält und konzentrirt. Da ſchweigen alle Winde.“ Wie oft habe ich mir nicht einen ſolchen Sonnenwinkel in Seeland gewünſcht! Solche Stellen werden überall gefunden, wo man ſie ſucht; ſie fallen aber wenig ins Auge, und werden nur von dem geſucht, der die freye Luft überall entbehrt und die Befriedigung der einfachen Naturbedürfniſſe allen Verzierungen vorzieht *).

„An dieſem Winkel,“ fährt Plinius fort, „iſt eine „Rotunde mit ſo vielen Fenſtern, das den ganzen Tag „die Sonne hineinſcheinen kann. In die Wand iſt „ein Bücherſchrank eingelaſſen, der Bücher enthält, „die man nicht genug leſen kann; daran hängt ein „Schlafzimmer vermittelſt eines Ganges, der, weil er „getäfelt iſt, die aufgefangene Hitze verbreitet und austheilt.“ Ueberall die Sonne in allen Graden von

*) Zu Sofienholm iſt ein ſteiler ohngefähr 20 Schuh hoher Raſen gegen Mittag gekehrt, über welchem eine 4 bis 5 Schuh hohe Mauer ſteht; dieſer ſanft eingebogene Raſen bildet die Sekzion eines Zirkels, und konzentrirt die Sonnenſtrahlen. Auf dieſem Raſen hörte ich den 20ſten November 1799. bei warmer Sonne Heimchen zirpen, wie in warmen Sommertagen. Warum zwiſchen den vielen Schattengängen nicht irgendwo einen warmen Winkel für die Sonne anlegen, oder ein unſchuldiges Plätzchen für Grillen?

Geſchichte des Agathon.

— Quid Virtus & quid Sapientia poſſit
Utile propoſuit nobis exemplum —

Zweyter Theil.

Mit allergnädigſter Freyheit.

Frankfurt und Leipzig, 1767.

Wärme. In der groſsen Rotunde wohnt die Sonne, da gieſst ſie alle ihre Schätze aus. Damit aber ihre Hitze im Schlafzimmer gemäſsigt ſey, läſst man ſie durch das getäfelte Zimmer in das Schlafzimmer flieſsen. Mit welchem Sinn war nicht dieſer Theil des Hauſes gebaut, wo die Gegenwart der Sonne ſo willkommen ſeyn muſste, ſo wie in der kleinen Bibliothek, die den ernſten Griechen und Römern das erſte Bedürfniſs war. „Der übrige Theil dieſer Flügel iſt zum „Gebrauch der Sklaven, oder Freygelaſſenen; doch ſind „die meiſten Zimmer ſo nett und reinlich, daſs ſie auch „Gäſten dienen könnten.“ Wie kontraſtirt dies nicht mit unſern Bedienten-Stuben! Es verhält ſich mit der Gartenkunſt wie mit der Moral. Beide haben noch ihre vernachläſſigten geheimen Stellen, die wir bey gebeſſertem Gewiſſen alle aufräumen werden. Wäre es einmahl zur Regel geworden, daſs die Menſchen, die uns umgeben, ſo gut wie unſere Bäume gebildet wären, ſo würden wir in unſeren Gärten auch den Genuſs derjenigen, die uns umgeben, mit empfinden, und das Vergnügen von beſſern Menſchen umgeben zu ſeyn, wäre auch ein Bedürfniſs.

„Auf der andern Seite der Häuſer iſt ein ſchönes „Zimmer neben einem mäſsigen Speiſeſaal, der durch „die Sonne ſowohl als durch die Ausſicht aufs Meer „erheitert iſt. Von da kömmt man in ein Zimmer, „(mit Vorgemach) das wegen ſeiner Höhe im Sommer

„kühl, und weil es vor allen Winden geschirmt ist, im „Winter warm ist.“ Ueberall war der Genuß der schönen Natur durch wohlgelegene Gebäude mannigfaltig und ungestört gemacht. Die kleine Eitelkeit von aussen zu gefallen, war der Bequemlichkeit und jedem Naturgefühl aufgeopfert. Die Vollkommenheit der Kunst wäre, beides zu vereinigen, aber was nur der Eitelkeit schmeichelt, weit hinter das Wesentliche anzusetzen. Der Schirm gegen alle Winde, die man scheut, oder eine abgemessene Sonnenhitze ist unentbehrlich für die Gesundheit und für alle feinere Nerven; sie giebt ein Wohlbehagen, welches der Denkende, der sich selbst Fühlende tief empfindet. Erst wenn unsere innern Saiten wohl gestimmt sind, kann die Harmonie der Natur in unserer Seele tönen.

„Dann folgen die Badezimmer. Das zu dem kalten „Bade ist geräumig und weit. Aus den entgegenste„henden Wänden biegen sich gleichsam zwey Badewan„nen wölbend heraus, die weit genug sind, um zur „Noth darin schwimmen zu können, worauf noch zwey „Badezimmer folgen, die mehr zierlich als prächtig sind, „und ein sehr künstlich angelegtes warmes Bad, woraus „die Badenden die Aussicht aufs Meer haben. Nicht „weit davon ist das Ballhaus, das die Sonne, auch „bey der größten Hitze, nur gegen das Ende des Tages „trift.“ Man hat dem Plinius seine Buchsfiguren mit Recht vorgeworfen, aber dabey das Wesentliche

ſeiner Villen überſehen. Allenthalben war Kühlung und Wärme, wie man ſie haben wollte, allenthalben war ſelbſt die freye Luft temperirt. Die angenehmen Bäder, das nahe Meer, das Ballhaus, alles war gegen jede Krankheit verſchworen, da hingegen in unſere Villen, wo zwiſchen Oſſen und Oſtwind kein Mittelding' exiſtirt, wo an Leibesübung oder angenehme Bäder nie gedacht wird, wo uns nur die angeſteckte Luft eines Aſſembleezimmers bleibt, an alles eher, als an die Geſundheit gedacht zu ſeyn ſcheint. So geben uns unſere Landhäuſer die verkehrte Form unſerer Sitten wieder; die vielgeputzten kalten unbequemen Landhäuſer erinnern an ſchöne Puppen, wo nichts an Verzierung, wohl aber Leib und Seele mangelt.

„Von einem andern Gebäude kommt man in den „Garten, (dieſer Garten ſcheint ein Obſtgarten und zugleich ein Weinberg geweſen zu ſeyn). Der ſchattige „Weinberg war ſo grün und hatte ein ſo weiches „Gras, daß man mit bloßen Füßen darin hätte gehen „können. Das Ganze war mit einer Allee umgeben, „die von Rosmarin eingefaßt war.“ Ich habe bey Päſtum den Rosmarin funfzehn Fuß hoch und höher als irgend eine Myrte geſehen. Plinius hatte vielleicht auch etwas zu viel Gebäude, und man kann ſich Ausſicht, Wärme oder kühle Luft, ſelbſt Bäder und Leibesübung mit weniger Aufwand geben. Er hatte aber wenige Alleen und Irrgärten, wenig nur geputz-

tes Land. Wir hingegen machen oft aus einem Garten einen Raritätenkasten und vergessen alles Wesentliche darüber.

„Ich übergehe zwey Thürme, wo auf dem einen „zwey Zimmer oben, zwey unten, und vermuthlich „ganz oben ein Speisesaal war, woraus man die herrlichste Aussicht auf das weite Meer, das ausgedehnte „Ufer und die reizendsten Landhäuser hat. Auf dem „andern sieht man die Sonne auf- und untergehen.

„Nicht weit vom Garten ist eine verschlossne „Halle, die man der Größe nach für ein öffentliches „Gebäude ansehen könnte. Sie hat auf beyden Seiten „Fenster. Wenn der Tag heiter und die Luft still ist, „stehen sie alle offen, aber bey windigem stürmischen „Wetter nur auf der Seite, wo kein Wind herwehet. „Vor der Halle liegt eine von Violen duftende Terrasse. Die verschlossene Halle vermehrt die Wärme „der einfallenden Sonne durch die Zurückstrahlung, sie „wehret dem Nordwind und hält ihn ab, wie sie die „Sonne zurückhält. So warm es auf der einen Seite „ist, eben so kühl ist es auf der andern. Gleichfalls „hält sie den Südwestwind auf, und so zähmt und „bricht sie die widerwärtigsten Winde. Deswegen ist „dieser Aufenthalt im Winter sehr angenehm, aber „noch weit mehr im Sommer. Denn Vormittags „wirft die Halle auf die Terrasse und Nachmittags auf

„die Allee ihren Schatten. Die Halle ſelbſt entbehrt „dann am meiſten die Sonne, wenn ſie am heißeſten „auf dem Giebel derſelben ſcheint. Ueberdieß hat ſie „bey offenen Fenſtern einen völligen Durchzug des „Weſtwindes und wird nie von einer faulen oder ſtok„kenden Luft beſchwert.“

Wie geſagt, wer mit Aufmerkſamkeit dieſe Villa ſtudirt, wird finden, daß die größte Sorge dahin geht, gegen Wind und Kälte zu ſchirmen, um den Genuß der ſchönen Natur allenthalben ungeſtört zu erhalten. Um den äuſſern Effekt hat ſich Plinius wenig bekümmert. Was aber Plinius unter dem italiſchen Himmel nöthig fand, wollen wir jenſeits des 50ſten Grades entbehren! Ich halte dafür, daß alles was Geſundheit, Wärme und Kühle, Bequemlichkeit, Reinlichkeit verſchafft, allem was nur in die Augen fällt, weit vorgezogen werden ſollte. So ſoll ſich ja auch in der Moral der Menſch mehr um das was er wirklich iſt bekümmern, als um das wofür ihn andere halten — olle, non videri velle.

„Am Ende der Terraſſe und Halle iſt ein Garten„häuschen, das mein Liebling iſt, wahrlich mein Lieb„ling, denn ich habe es ſelbſt angelegt. Darin iſt ein „Zimmer, das von der Sonne geheizt wird, welches „auf der einen Seite die Terraſſe, (die Violen-Terraſ„ſe) auf der andern das Meer, und auf beiden Sei-

„ten die Sonne hat. Die Thür geht auf ein anderes „Zimmer und das Fenſter nach der Halle zu. An der „Seeſeite iſt in der Vertiefung ein zierliches Kabinet „angebracht, das vermittelſt der Glasthüren und Vor„hänge mit dem Zimmer bald vereinigt, bald von ihm „getrennt wird. Es faßt ein Bett und zwey Stühle; „die Füße des Bettes ſtehen nach dem Meere zu, der „Rücken nach dem Landhauſe hin; auf der Seite ſieht „man Wälder. So viele verſchiedene Ausſichten wer„den durch eben ſo viele Fenſter geſchieden und wieder „vereinigt. Ein Schlafzimmer ſtößt daran, wo man „weder das Geplärr der Sklaven, noch das Rauſchen „des Meeres, noch das Brauſen der Gewitter ſtürmen „hört. Dicht daran iſt eine kleine Stube, die von „unten geheizt wird, und vermittelſt einer engen Oeff„nung die Wärme, nach dem man es nöthig fin„det, herauſläßt oder zurückhält.“ In dieſen drey Zimmern fand Plinius die höchſte Ruhe, wenn er ſie haben wollte, und Wärme in der Temperatur, die ihm angenehm war.

Es wäre in der Gartenkunſt, beſonders im Nor/den, ein ſehr intereſſantes Problem, die gröſste Son/nenwärme mit Ausſicht zu vereinigen, ohne von Win/den geplagt zu ſeyn. Die Form des Gebäudes würde die Sonnenſtrahlen konzentriren. Auch könnte man ſich wie hier mit entfernten Oefen behelfen. Die/

ser Theil der Kunst fehlt den nördlichen Gärten gänzlich.

Man lese nun auch noch den 36sten Brief des 9ten Buchs an Fuscus, wo Plinius erzählt, wie er auf seinem Tuscischen Gute den ganzen Tag zubringt. Alle Stunden des Tags sind da den Musen geweiht. Er erwacht mit der Sonne. „Meine Fenster bleiben ver„schlossen, denn Stille und Dunkelheit nähren das „Denken.— Ich folge nicht den Augen mit meinen „Gedanken, aber den Gedanken mit meinen Augen. „Nach einigen Stunden rufe ich meinen Sekretair, öf„ne die Fenster und diktire, was ich entworfen hatte. „Er geht weg, wird wieder gerufen und fortgeschickt.“ Man sieht hier, wie Plinius Lieblingsplätzchen, diese stillen Kabinette, auf seine Lebensart paßten. Eine solche Harmonie der Natur mit unserer innersten Seele ist das beste Resultat der Kunst.

„Um zehn oder eilf Uhr, nachdem es das Wetter „erlaubt, gehe ich auf der Terrasse oder unter der Hal„le spazieren. Ich überlasse mich ferner meinen Ge„danken, oder diktire. Darauf steige ich in den Wa„gen, wo mich eben das beschäftigt, was ich gehend „oder liegend gethan. Die Aufmerksamkeit dauert fort, „und wird durch die Veränderung belebt. Ich schlafe „ein wenig, dann gehe ich spazieren. Darauf lese ich „eine griechische oder lateinische Rede deutlich und laut.

„Ich gehe noch einmal ſpazieren; ich ſalbe, bewege und „bade mich. Bey Tiſche, wenn ich mit meiner Frau „oder wenigen Freunden ſpeiſe, wird ein Buch vorge„leſen; nach dem Eſſen werden wir von einem Komö„dianten oder einem Spieler auf der Lyra unterhal„ten. Darauf gehe ich mit meinen Leuten ſpazieren, „worunter Gelehrte ſind.“

Man ſieht hier, wie genau das Landhaus auf die Sitten des Eigenthümers paßte, und wie allenthalben das Weſentliche — geſunde Luft, Schirm, gemäßigte Wärme, Ruhe, Abwechſelung der Gegenſtände ohne Ermüdung noch Beſorgniß über das Wetter, allen Verzierungen vorgezogen wurde. Im Idéal meiner Gartenkunſt ſollte dieß unſern Gärten nicht zum Modell, aber zur Grundlage dienen. Die Verzierungen in den Gärten des Plinius, beſonders in ſeinem Tuskum, waren geſchmacklos. Wo aber das Weſentliche da iſt, ſind die Verzierungen eine Nebenſache.

Das Reſultat der Vergleichung des Gartenſyſtems der Alten mit unſern Gärten iſt folgendes: Plinius Laurentinum war in zwey Dingen muſterhaft. Es war ganz für das denkende glückliche Leben ſeines Herren eingerichtet, und ſchmiegte und legte ſich, ſo zu ſagen, um ſeine ganze Seele. Jede Stunde des Tages, jede Gemüthslage, Nachdenken, Studieren, Leſen, Spazieren, Reiten, Speiſen, Geſellſchaft, alles hatte ſei-

ne eigene Stelle, und Laurentinum war wirklich sein Garten. Zweytens war überall durch die vielen Gebäude gesorgt, daß kein Genuß durch Wind, Wetter oder auch durch den geringsten Grad eindringender Kälte gestört wurde. Uebrigens war an die Regelmäßigkeit des Ganzen, an die Kritik der vorbeispazierenden Stadtmatronen nie gedacht. Ich habe die Bildung ähnlicher Villen in einigen Fresco-Gemählden in Pompei gefunden *).

Die Behandlung des Terreins war bey Plinius geschmacklos; in seinem Tuskum waren ganze Regionen von Buchsfiguren. Doch war die liebliche Mischung von Kühle und Wärme, und Schirm gegen alle unangenehmen Winde nirgends vergessen, und das Wesentliche war allenthalben da. Plinius Gärten schienen für den Sinn des Gefühls, unsere für den des Gesichts geschaffen.

*) Ich fordre hiermit meinen verehrten Freund Hirt auf, sein Werk über die Baukunst der Alten, mit anwendbarer Vergleichung auf die unsere, nicht länger der lesenden Welt zu entziehen! Wie oft hat er mich auf die sonnige Kühle, auf die trockenen Schatten, auf die zweckmäßige Eleganz, (die nie der Eitelkeit fröhnte), bey den Ruinen Roms aufmerksam gemacht! —

F. V.

Unſere alte Gartenkunſt bäute zur Schau; die Römer zum Genuß. Unſere neue Gartenkunſt ſucht beides zu vereinigen. Wir ſuchen aber noch immer den Genuß in dem Prunke der Vergnügungen, und in der Meinung anderer. Wir meſſen unſere Landhäuſer nach den Regeln der Kunſt; Plinius maß ſie nach ſeiner Lebensart, nach ſeinem Geſchmack, nach ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften, zur thätigen Ruhe, zum Nachdenken ab. Unſere alte Gartenkunſt ſcheint zum Stolz, unſere neue zum Vergnügen, die der Alten zum ganzen Leben beſtimmt. Die wahre Kunſt ſollte aber nicht nur das genießende, ſondern auch das thätige Leben zieren.

Unſere nördlichen Gärten mit ihren ſonnenmordenden Schatten erinnern mich an die Prachtkleidung jenes afrikaniſchen Königs, der ein goldbebrämtes Kleid, einen großen Sonnenſchirm und keine Hoſen hatte. Wir haben Ruinen und Einſiedeleien, aber wir erkaufen ſie mit Fieberſchauern.

Die engliſchen Gärten haben vor unſerer alten Gartenkunſt noch den Fehler an ſich, daß wir zu viel für das Auge und zu wenig für Bequemlichkeit und für andere Sinne ſorgen. Wir ſtellen unſere Gärten wie Gemählde zur Schau aus; wir vergeſſen aber, daß wir darin wohnen, und doch keine gemahlten Figuren ſind. Ich möchte alle neuen Ruinen den wahren Bequemliche

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK

keiten aufopfern. Ruinen gefallen, weil ſie große Erinnerungen in uns rege machen. Hat man ſie aber ein paarmal geſehen, ſo ekeln ſie an, wenn ſie gedichtet ſind. So alles Erdichtete. Ich erinnere mich an die kindliche Freude, die ich in meiner Jugend zu Stowe empfand, als ich an einem ſchönen Morgen die Didos-Höhle anſichtig wurde. Aber Nachmittags war ich ſchon gleichgültig und beynahe böſe über den Betrug. Spielwerke der Art ſind höchſtens da zu dulden, wo die Zuſchauer keine Natur wollen noch verdienen, wie in allen Vauxhalls oder in wollüſtigen Gärten bey großen Städten.

L. v. Bonſtetten.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Racemazionen zur Gartenkunſt der Alten.

Man hat die Gartenkunſt der Alten nur ſelten einer genauern Aufmerkſamkeit werth gefunden. Selbſt in

ſolchen Werken, welche das Ganze jener Kunſt umfaſſen ſollen, werden die Griechen und Römer mit einigen wenigen oberflächlichen Bemerkungen leicht abgefertigt. Gewöhnlich fängt man von den berühmten babyloniſchen Gartenterraſſen an, die ſchon der verſtändigere Grieche zu den Uebertreibungen des Orients und den Gegenſtänden kindiſcher Neugierde rechnete *), geht dann zu den Paradieſen der Perſiſchen Satrapen, läßt die Phäakiſchen Obſtgärten des Alkinous mit einem bedeutenden Kopfſchütteln vor ſich vorübergehn, und kommt nun mit einem ziemlich halsbrechenden Sprung über Berge und Meere und eine ganze Reihe von Jahrhunderten hinweg auf einmal in die Buchsbaumhecken und geſchmackloſen Spielwerke des jüngern Plinius auf ſeiner Tusciſchen und Laurentiniſchen Villa **). Nur wenige Alterthumsforſcher haben ſich

*) Plutarch de fortun. Alexandr. Orat. p. 75. T. IX. Hutt. ſagt, der junge Alexander habe die perſiſchen Geſandten nicht nach dem goldnen Weinſtock noch nach den hängenden Gärten gefragt. Sie ſind, wie Reiſebeſchreibern bekannt iſt, noch jetzt ein gewöhnliches Prachtſtück aſiatiſcher Fürſten. Weit klüger waren die transportabeln Melonenbeete jenes großen Gartenfreundes, des Kaiſers Tiberius, die Plinius XIX, 5. ſ. 25. (vergl. Columella XI, 3. 53.) in ſeiner hochtrabenden Sprache auch hortos penſiles nennt.

**) Z. B. Horace Walpole on modern Gardening Works T. II. p. 520 ff. oder unſer Hirſchfeld in

die Mühe gegeben, auch nur im Vorbeigehn diese Materie zu berühren *), und so hat sich in unsern neuern Werken über die Gartenkunst, die schon zu zahlreichen Bibliotheken anzuwachsen sind, fast alle:

seiner Theorie der Gartenkunst. Th. 2. S. 116. Th. 4. S. 21.

*) Christ hat der dichterischen Beschreibung seines geliebten Säußlin auch einen Exkurs über die Gartenkunst der Alten beigefügt, in Villatico Excurs. VII. p. 93 — 101. Allein es ist da nur die Rede von römischer Pracht und Herrlichkeit, und der ehrliche Christ hat selbst noch die geschnitzelten Buchsbaumbeete gewaltig lieb. Ausführlicher geht Daines Battington in einer Abhandlung zu Werke, on the Progress of Gardening in der Archaeologia Britannica T. VII. n. 12. p. 112. ff. Aber es ist auch nur Kollektaneenwerk aus den römischen Schriftstellern. Green, dessen Schrift de rusticatione et villis veterum. Lipf. 1667. gewöhnlich auch hier angeführt wird, hat im 2 Buch kaum einige dürftige Nachrichten von den Gartenanlagen und den Villen der Römer. Und über diese ist allerdings viel mittelmäßiges von Felibien und Castel, und einiges gute von Italienischen Antiquaren, als Volpi und Zugnari, geschrieben worden. Das beste ist vielleicht die Abhandlung von Volpi über das Tiburtinum des Manlius Vopiscus in der Saggi di Cortona T. II. p. 163. wo auch manches gute über die Gartenkunst der damaligen Zeit vorkommt. Selbst der vielbelesene Blankenburg wußte in seinen Zusätzen zu Sulzer Th. II. S. 237. nichts von Bedeutung darüber anzuführen.

mein das Vorurtheil fortgepflanzt, die Alten wären in den Gartenkünsten immer nur Anfänger und Stümper geblieben, und so groß auch ihre Verdienste in allen übrigen bildenden und architektonischen Verzierungskünsten seyn mochten, so wenig sey doch von ihnen in der Anlegung und Verzierung schöner Naturgärten zu lernen.

Gegen diese Vorstellungsart sind mir, ich kann es nicht leugnen, schon manchmal erhebliche Zweifel aufgestoßen. Sollten denn die sinnreichen Alten, so dacht' ich öfters bei mir, nur allein hier gegen alle Eindrücke einer durch Kunst veredelten, aber nicht verschraubten und verunstalteten Natur stumpf und unempfänglich gewesen seyn? Sollte nicht alles, was wir zum Nachtheil ihres Gartengeschmacks aus den Schriften der spätern Römer unter den Kaisern zu folgern pflegen, nur den Zeichen der Ausartung und Verdorbenheit jenes allein in der höchsten Unnatur seine köstlichste Befriedigung findenden Zeitalters beyzuzählen seyn? Oft wiederholte ich daher den frommen Wunsch des geistreichen und gelehrten Bischoffs von Avranches, Huet *), daß doch Virgil gerade

*) Huetiana, ou pensées diverses de Mr. de Huet (Amst. 1723.) ch. 71. p. 170. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieser durch die Alten gebildete und geschmackvolle Polyhistor noch früher als Addison sich lebhaft gegen den verschnörkelten Le Notrischen Gartengeschmack erklärte, sowohl in der angeführten

diesen Theil des verschönerten Landbaues, die Gartenkunst, nicht bloß mit einem sehnsuchtsvollen Blick auf seinen alten Kunstgärtner zu Tarent vorübergegangen seyn möchte *). Gewiß wären dann nicht bloß die Gedichte eines Rapin und Vanier ungesungen geblieben, sondern es wäre auch noch die Frage, ob nicht selbst die meisten Wunder der neuesten Gartenschöpfungen in England und Frankreich, so wie sie Mason und de Lille in ihren gepriesenen Lehrgedichten verherrlicht haben, in jenen alten Gartengedichten, wo uns die Muse Virgils in die Tempe und Nymfäen des Alterthums eingeführt hätte, ihre frühern Muster und Vorbilder gefunden haben würden. Vielleicht gelingt es mir, durch einige Betrachtungen über die Spuren der schönen Gartenkunst bei den Griechen und Römern, so wie sie sich hier und da in den Ueberresten des Alterthums mir darboten, die Aufmerksamkeit geübterer Kenner und Forscher auf eine bis jetzt zu sehr vernachlässigte Seite des alten Kunstgeschmacks zu wecken und ein vollendetes Werk über die Gartenkunst der Alten zu veranlassen. Fragen wir also zuerst, was weiß uns die Homerische Ueberlieferung von der Gartenkunst des frühern heroischen Zeitalters zu erzählen?

Stelle, als in einer andern in eben diesem (viel zu wenig gekannten Buch:) ch. 51. p. 120 f.

**) Georg. IV, 116 — 148.

ganz natürlich erklären lassen. Doch es ist hier weit weniger auf die Deutung der ganzen Fabel als nur auf die Folgerungen abgesehn, die wir aus der Schilderung des Gartens des Alkinous für die älteste Gartenkultur der Griechen überhaupt zu machen berechtigt sind.

Vorausgesetzt also, daß ein jeder die klassische Uebersetzung unsers Voß bei der Hand hat, Odyss.

Centifolien, Theofrast. Hist. Plant. VI, 6. p. 643. Strap. Nun setzte man in eben diese Gegend die Gärten des Midas vor seiner Auswanderung nach Frygien. S. zu Herodot VIII, 138. In ihnen wurde der alte Silen eingefangen, und indem die Dichter jene Szenen schilderten, wovon wir in Virgils Hirtengedichten noch eine schwache Nachahmung besitzen, wurde natürlich auch der schöne Park des Königs Midas aus allen Farbenkästen der Dichtkunst ausgemahlt. So wurden die centenariae rosae ex hortis Midae lectae, wie sie Tertullian in einer andern Stelle nennt, de coron. milit. c. 14. p. 186. Panel. den griechischen Dichtern völlig das, was den spätern Römern die bifera rosaria Paesti. Immer liegt bey solchen Dichtungen eine wirkliche Lokalmerkwürdigkeit zum Grunde. So nennt Pindar in zwey Stellen seiner Pythischen Siegesoden die Gegend um Cyrene nicht bloß in lyrischer Dichtersprache den Garten der Venus und des Jupiter (Pyth. V, 32. IX, 91.) wie es dort gewöhnlich erklärt wird: sondern es gründet sich dieß auf die Bemerkung, die Theofrast andeutet, Hist. Plant. VI, 6. p. 643. εὐοσμότατα τὰ ἐν Κυρήνῃ.

VII, 112 : 132. füge ich dieſem nur einige allgemeine Bemerkungen hinzu, die aus der genauern Betrachtung jener Stellen von ſelbſt hervorgehn.

Außer dem Hof erſtreckt ein Garten ſich, nahe der Pforte,
Eine Huf ins Gevierte, und rings umläuft ihn die Mauer.

Der Garten vertritt hier nur die Stelle der gewöhnlichen Wein- und Olivenpflanzungen, die ſich an den Wirthſchaftsgebäuden auf dem Lande befanden *). Man darf nur die in jeder Rückſicht mit unſerer Stelle parallel laufende Beſchreibung der Baumpflanzung des alten Laertes (Odyſſ. XXIV, 221 : 251.)

*) Das allgemeine Wort hierzu iſt ἀλωή, das nach ſeiner vielfachen Bedeutung (ſiehe die Scholien zu Theokrit I, 48.) jede Reihenpflanzung von Wein, Oelbäumen oder Gartengewächſen bezeichnete, weil auch durch dieſe ein freyer Luftſtrich iſt. Der Lateiner machte aus dem χόρτος (Einzäunung, Hof, S. Dan. Heinſius Lect. Theocrit. XIX, p. 563.) der Griechen ſein hortus, S. Saumaiſe zu Solin p. 219. 220. und bezeichnete, wie Plinius verſichert, XIX, 5, 19, 1, überhaupt ſeinen kleinen Meierhof damit. Weil hier aber alles nach Reihen ſymmetriſch geſtanzt war, heißen horti und hortuli bey Columella V, 18. und V, 9. nach Schneiders richtiger Lesart (ſiehe die Anmerkungen, T. II. p. 271 f.) in den Wein- und Oelgärten die Beete oder Reihen, in welchen die Gewächſe ſtehn.

vergleichen, wo ſogar dieſelben Ausdrücke alle wiederkommen. Das Merkwürdige iſt alſo hier nur, daß der Garten in der Stadt eine Zierde des königlichen Pallaſtes, ſtatt der Befriedigung mit lebendigen Hecken mit einer Mauer eingefaßt, und mit der Wunderkraft einer ſtetsfortdauerden Obſterndte begabt iſt.

Der Hauptcharakter der ganzen Pflanzung iſt ſymmetriſche Reihenpflanzung aller in dieſem Garten wachſenden Bäume und Pflanzen. Denn obgleich dieß hier nicht ausdrücklich geſagt iſt, ſo ergiebt es ſich doch ſchon aus der Benennung, die das Ganze gleich anfänglich erhält *), und weil gegen das Ende der ganzen Beſchreibung erzählt wird: an der unterſten Reihe **) wären die Beete für die Krautpflanzungen und Gartengewächſe geweſen. Indeß würde man ſich auch ſo noch kein ganz deutliches Bild von dieſer Anlage machen können, wenn man nicht annähme, daß das Ganze mit einer Gartenmauer umſchloſſene Viereck

*) ὄρχατος, von ὄρχος ein Gang, eine Reihe, wodurch man gehen kann, alſo von ἔρχεσθαι. Die andern Ableitungen in Apollonius Lex. Hom. ſ. v. p. 614. und den Scholien zu Theokrit I, 48. Euſtathius p. 1572, 11. ſind alle gezwungen.

**) V. 127. παρὰ πίατον ὄρχον, welches durch die Ueberſetzung am Ende des Gartens nicht beſtimmt genug ausgedrückt wird.

ſich von einer fruchtbaren Anhöhe herab in die Ebne gezogen und alſo ein doppeltes Terrein theils an der Abdachung des Hügels, theils unten auf der bewäſſerten Fläche gehabt habe *). Dieß vorausgeſetzt, lieſſe ſich der ganze Garten füglich in zwey Haupttheile zerſchnitten denken. Ganz unten, oder wie wir ſagen würden, vorn am Eingange, laufen die völlige Breite des Gartens hindurch geordnete Beete für die Gartengewächſe, und dieß wäre der eine Haupttheil. Ueber dieſe fangen die Baum- und Weinpflanzungen an, doch ſo, daß dieſe ganze Hälfte durch einen von der Thüre an der untern Mauer bis oben an die entgegengeſetzte Mauer laufenden Hauptgang aufs neue in zwei Hälften durchſchnitten wurde, wovon die eine Hälfte dem Oelgarten und den übrigen Obſtbäumen, die andere aber dem Weingarten und den gleichſam terraſſenförmig aufſteigenden Rebenpflanzungen zuge-

*) Da man die geſchnittenen Trauben 10 Tage lang auf die Erde ausbreitete, und ſie ſo den Tag über von der Sonne trocknen und des Nachts bethauen ließ, (Heſiod. Εργ. 611. Goguet Orig. d. Loix. T. II. p. 139.) ſo brauchte man dazu einen eignen freien Platz ἁλωτὸν oder ἁλώτεδον (S. zu Heſych. T. I. c. 1637, 1.) Von dieſem Trockenplatze, (den die Scholien vom nächtlichen Abkühlen der an der Sonne getrockneten Trauben ψύκτης nennen) ſagt nun der Dichter, er ſey λευρῇ ἐνὶ χώρῳ auf ebnem Boden geweſen. Nothwendig ſetzt dieß alſo Unebenheit, Hügel im Uebrigen voraus.

Agathon.

Zweyter Theil.

theilt war. Sollte nun nicht gerade diese kluge Benutzung des Terrains zugleich den wahren Schlüssel des ganzen Räthsels von der Vereinigung der zwey Endpunkte, Blüthe und reifende Frucht, in demselben Garten enthalten? Man weiß, was eine mehr oder weniger abschüssige, sonnige oder schattige Lage des Bodens zur schnellern oder spätern Zeitigung derselben Baumfrüchte beytragen kann, zumal, wenn man sich mit Früh- oder Spatsorten zu versehen und jeder die ihr besonders angemessene Exposizion auf der Höhe oder Niedrigung zu geben weiß. Wie leicht konnte eine so verständige Vertheilung der verschiedenen Sorten, wenn die Frühreifenden oben im natürlichen Treibhause den gegen den Hügel stärker anprallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, die Spatlinge unten im Schatten gepflanzt waren, in jenen Climaten die sonderbare und die damalige Unerfahrenheit gewiß sehr befremdende Erscheinung hervorbringen, daß während unten die Bäume kaum abgeblüht hatten, sich oben schon reifende Früchte bildeten? Nimmt man nun noch eine andere den Alten sehr wohlbekannte Erfahrung dazu, daß es Aepfel-, Birn- und Feigenarten giebt, die zweymal im Jahre tragen (biferae) *),

*) Zweimal tragende Aepfelbäume μηλέαι τῶν διφόρων hat Theofrast Hist. Plant. I. 2. p. 67. nach Scaligers unstreitig richtiger Verbesserung. In Samos gab es auch nach einem Schriftsteller aus dieser Insel

und denkt ſich den Fall, daß dieſe vom Clima auſſerordentlich begünſtigte Pflanzung mehr dergleichen zweimaltragende Bäume gehabt habe: ſo begreift man leicht, wie die Sage des Alterthums, die jedes Ungewöhnliche und Neuerfundene zum Wunder umſchuf *), auch in dieſe für damalige Zeit allerdings

den Euſtathius anführt p. 1573, 21. Feigen, Aepfel und Trauben, die zweimal trugen. Varro de R. R. p. 148 ed. Schneid. Multa ſunt bifera, ut vites apud Matrinum (ſo muß nach Plinius S. Hardvin T. II. p. 13. unſtreitig geleſen werden) Smyrnae, malus bifera ut in agro Corentino. Die bifera ficus iſt jetzt bekannt. Siehe die Stellen bey Wernsdorf ad Poet. Minor. T. VI. P. I. p. 125. Noch am merkwürdigſten iſt die Stelle beim Plinius XVI, 27. ſ. 50. Biferae et in malis et piris quasdam — Malus ſylueſtris bifera — Vites quidem et triferae ſunt quas ob id infamas vocant, quoniam in iis alia matureſcunt, alia turgeſcunt, alia florent. Wer ſieht hier nicht die Nachahmung der Homeriſchen Trauben im Garten des Alkinous? Noch ſetzt er hinzu Hoc autem evenit perpetuo in agro Africae Tacapenſi. Vergl. XVIII, ſ. 51. Wie leicht konnte alſo eine Sage von dieſer Fruchtbarkeit des Weinſtocks im goldnen Heſperien auch unſerer Dichtung zum Grunde liegen?

*) So erklärte ich mir, um nur noch ein Beyſpiel aus dieſer Wunderwelt der Phäaken anzuführen, die ſeltſame Fabel von den verſtändigen Schiffen dieſer berühmten Seefahrer Odyſſ. VIII, 556 ff. die keines Steuermanns bedurften und ſelbſt vom Nebel ein-

ganz neue und unbegreifliche Baumkultur ein Wunder legen, und wie nun der Sänger der Odyssee diesem alten Stamm hesperischer Wundersage sein verschönerndes Mährchen einimpfen, und selbst den spätern Ueberarbeitern noch Raum zu einem neuen Zusatz übrig lassen konnte *).

gehüllt ihrer Direktion gewiß immer fortsegelten, von einer damals noch nicht allgemeinen Geschicklichkeit des Lavirens oder des Gebrauchs des Seitenwindes S. Bergbaus Geschichte der Schiffarth Th. II. S. 379. und von der Fertigkeit selbst bey Nacht die See zu halten (νυκτιπλοια).

*) Der 120 Vers ἀπιος ἐπι ραδινῃ ραδινή, σῦκον ἐπι συκῳ: Traub auf Traub erdunkelt, es schrumpfen auch Feigen auf Feigen, nach Vossens Uebersetzung ist wahrscheinlich nur nach seiner zweiten Hälfte alt. Es ist merkwürdig, daß Aelian, Diogenes von Laerte und Filoponus im Leben des Aristoteles, wo die ganze witzige Anwendung erzählt wird, die der aus Athen auswandernde Aristoteles von dieser zweiten Hälfte auf die Athenischen Sycofanten machte (man sehe die Stellen bei Menage zum Diog. V. 9. und Alberti zu Hesych. T. II. p. 850. 22.) den ganzen Vers alle so zitiren: ἐγχυ ἐπ' ὀχν. γηρᾶσκει, σῦκον δ' ἐπι σύκῳ. Gewiß sind die Aepfel und Trauben ein späterer Zusatz, den indeß Diodor von Sicilien II. 56. p. 169. Wessel. schon gekannt haben müßte, wenn aus solchen Citaten mit Sicherheit etwas geschlossen werden könnte. Der Hauptgrund, warum ich aber die erste Hälfte des 120 Verses, und also auch die letzte des vorherge-

Aber, könnte man fragen, wie stimmt diese gepriesene Anlage gegen die zeitigenden Sonnenstrahlen mit der ausdrücklichen Versicherung des Dichters, daß der Westwind der alleinige Schöpfer dieser üppigen Befruchtung gewesen sey?

Diese tragen beständig im Jahr, nie mangelnd des Obstes,
Nicht im Sommer noch Winter, vom athmenden Weste gefächelt.

Hat man doch sogar daraus geschlossen, daß dieser Garten nur die Abendsonne gehabt haben könne, weil er nur dann dem Zefyr ganz zugekehrt gewesen sey. Dieß wäre allerdings eben nicht die glänzendste Probe einer verständigen Gartenanlage, und möchte die günstige Meinung vom Hofgärtner des Königs der Phäaken ziemlich herabstimmen. Allein so etwas wollte auch Homer dadurch gewiß nicht angedeutet wissen. Aus den Fönizischen Schiffersagen hatte sich unter den

denden für unterschoben erkläre, liegt deutlich im ganzen Zusammenhange der Erzählung. Erst im folgenden 123 Vers beginnt der Dichter seine Schilderung des Weingartens. Noch ist im vorhergehenden keine Spitze von den Weintrauben gesagt worden. Und doch reift schon eine über die andere. Wie konnte man diese Unverständlichkeit bis jetzt noch in allen Ausgaben des ehrwürdigen Dichters dulden?

Griechen eine Menge wunderbarer Erzählungen von der unglaublichen Fruchtbarkeit aller Küſten und Inſeln des fernen Abendlandes oder Heſperiens verbreitet. Was war natürlicher, als daſs man dem dort einheimiſchen Weſtwind, dem froſtlöſenden aus dem Abendlande, nicht dem ſchneebringenden aus Thrazien, eine befruchtende und ſchwängernde Kraft beylegte, die auf alles ihren belebenden Zauber ausgieſse? Daher eben jene elyſäiſche Gefilde auf den Inſeln der Seeligen.

Ewig wehn die Geſäuſel des leisanathmenden Weſtes,
Die Okeanos ſendet, die Menſchen ſanft zu kühlen *);

Daher die vom Zefyr geſchwängerten Luſitaniſchen Stuten **); daher der Blumenpflegende, der holden Chloris oder Flora zum Gemahl zugeſellte

*) Odyſſ. IV, 565. Horaz Epoden XVI, 43. vergl. Volborth Spicileg. Obſervat. de campo Elyſ. p. 16.

**) Schon Juſtin XLIV, 3. giebt einen Fingerzeig auf die wahre Deutung der Fabel: fabulae ex foeeunditate equarum natae ſunt. Die Stellen der Alten bei La Cerda zu Georg. III, 273. und Hardouin zu Plinius VIII, 42. f. 67. Vergl. Schneider zu Varro de R. R. p. 399.

Gott *), und ſogar der Glaube bey den Schnittern, daß man die Garbe mit dem Schnitt-Ende dem Zefyr zukehren müſſe, weil ſo das Korn in den Aehren beſſer gedeihe **). So iſt alſo auch hier das Bild des fächelnden Weſtes nur im Allgemeinen zur Bezeichnung eines auſſerordentlichen Gedeihens der Baumfrüchte im glücklichen Fäakenlande gebraucht; und ſo verſtand es auch der Spötter Lucian, wenn er in ſeinen wahren Geſchichten dieſe Gartenwunder des Alkinous bey der Beſchreibung ſeiner Abentheuer in Elyſium

*) Die Heirath der Chloris mit dem Zefyr iſt aus Ovids Feſtkalender bekannt. Daher die ſchönen Dichtungen bey Claudian, wo es den Blumenſchöpfungen im Garten der Venus in Cypern X, 60. und dem Blumengarten zu Henna XXV, 73 — 94. gilt. Darum erſcheint er auch in jener prächtigen Stelle des Lucrez V, 736. im Gefolge der Venus, und mit dem bauſchenden Gewande voll Blumen in Relief auf dem achteckigen Thurm des Antigonus Gyrrheſtes zu Athen in Stuart's Antiquities of Athens T. I. ch. III. pl. XVIII. Alle dieſe Vorſtellungen, die man gemeinhin nur auf den erſten Frühlingsweſt beziehn, deuten vielmehr auf jene ältern Sagen des glücklichen Abendlandes unter dem Einfluſſe des Zefyrs.

**) Siehe zu Theokrit X, 47. Man trug dieß durch einen Misverſtand auch auf das Würſeln und Aufſpeichern der Korner. S. Niclas zu den Geoponicis II, 26. p. 164.

durch die Hyperbel parodirt *): „Sie kennen nur „Eine Jahreszeit; denn es iſt bey ihnen immer Früh„ling und Zefyr der einzige Wind, der hier weht. „Das Land iſt daher immer grün, und mit allen Ar„ten von Blumen ſowohl, als mit zahmen und ſchat„tichten Bäumen beſetzt. Ihre Weinreben tragen „zwölfmal des Jahrs; ja die Pfirſchen- und Aepfel„bäume, wie alle Obſtbäume überhaupt, ſollen ſogar „dreizehnmal, nehmlich in dem Monat, den ſie nach „dem Minos benennen, zweimal, Früchte bringen. „Anſtatt des Weizens treiben ihre Aehren kleine Brödchen, wie Schwämme, aus ihren Spitzen hervor. „Rings um die Stadt ſind 365 Quellen.“

Mögen es die Pomologen unſerer Tage ausmachen, welche Birn- **) und Apfelarten Homer hier in dem

*) Ueberſ. von Wieland Th. IV, S. 196. oder Verae Hiſtoriae II, 12-13. p. 112. T. II.

**) Ὄγχνη (oder ὄχνη, denn ſelbſt die Schreibart iſt ſtreitig S. Nikias zu Geopon. p. 303.) war eine veredelte Birn, und da die Gloſſen des Cyrillus und andere Wörterbücher ſie durch κυδωνίαν beſtimmen (S. zu Heſychius T. II. c. c. 830, 20. und Du Cange ſ. v.); ſo muß man annehmen, daß ſchon die Alten die von Virgil Georg. II. 88. gerühmte kruſtumiſche Birn darunter verſtanden, die zu beſtimmen wohl nicht ſo ſchwer fallen dürfte. Theofraſt. Hiſt. plant. II, 7 p. 85. unterſcheidet ὄχνας und ἀπίους, wo Boden von Stapel unter de

Obſtgarten des Alkinous gepflanzt wiſſen wollte, und ob es Plutarch in ſeinen Tiſchreden mit der Erklärung des Beiworts, was Homer ſo auszeichnend dem Apfelbaum ertheilte *), wirklich getroffen habe. Für die Zier- und Kunſtgärtnerey ſcheinen mir die letzten Verſe in dieſer Schilderung noch die wichtigſten.

Dort ſind auch geordnete Beet' am Ende des Gartens,
Reich an manchem Gewächs und ſtets von Blumen umduftet.
Auch ſind dort zwey Quellen; die eine fleußt durch den Garten
Schlängelnd umher, und die andre ergießet ſich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Pallaſt. —

erſtern die veredelte Waldbirn, unter der letztern eine andere gute Birnart verſtehn will. Indeß ſind auch ἄγριοι eigentlich nur Birnen aus dem Apierlande, aus Peloponnes. S. Perizon zu Aelian III, 39. Denn dort war die mit Dornen wachſende Waldbirn (ἄχραδος S. Beckmann zu Ariſtoteles Mirab. p. 322.) eigentlich zu Hauſe.

*) ἀγλαόκαρποι, was Voß aus guten Gründen rothgeſprenkelt überſetzt. Wenn nur nicht am Ende auch hier, wie ſo oft, wo μῆλα vorkommen, Quitten, mala Cydonia, zu verſtehn ſind. Siehe indeſſen Plutarchs Tiſchreden V, 8. p. 235. T. XI. Huttt. und Voden von Stavel zu Theofraſt an mehrern Stellen, beſonders S. 307.

Das griechiſche Wort, welches die Beete bezeichnet, kann eigentlich nur von einer Pflanzung des Lauchs gelten. Weil aber dieß das gewöhnlichſte und immer aufs neue nachwachſende Zugemüſe zu den Mörſergerichten (moretis) des frühern Alterthums war; ſo hießen nun auch alle Gartenbeete im Krautgarten Lauchbeete *). Dieſe in Beete vertheilte Gar-

*) Πράσον, porrum, Lauch in ſeinen zwey Hauptgattungen κεφαλωτὸν, capitatum, und σκορόδον, ſectile, (vtrumque nennt es daher Martial III, 47. vergl. XII., 18. 19.) Kerf- und Schnittlauch, machte eine tägliche Nahrung und vertrat die Stelle des Sallats. Siehe die Hauptſtelle beim Plinius XIX, 6. f. 33. und die Collectaneen bei Saumaiſe zum Solin p. 703. 704. und noch etwas vermehrter bei Stapel zum Theofraſt p. 787 f. ſecti famem domat area porri ſagt Virgil in Moreto V. 83. von einem Gärtner. Man wußte aber auch delikatern Sallat daraus zu bereiten. S. Liſter zu Apicius IV, 3. p. 135. Da ſie geſchnitten immer nachwachſen, ſo waren ſie auch von dieſer Seite das wohlfeilſte Zugemüſe. Man hatte daher eine eigne Lauchſcheere, πρασόκειρον, πρασόργη. S. Heſychius ſ. v. Darum übergieng der Dichter der Batrachomyomachie da, wo er alle am Waſſer wachſende Gartengewächſe aufzählte, V. 53. 54. gewiß den Lauch nicht; und ſo hätte die Lesart der beſten Handſchriften Οὐ πράσοις ſtatt ὀὐ τεύτλοις nach Maittaires Rath auch von Hrn. Ilgen aufgenommen werden ſollen. Natürlich hießen nun πράσια von dem vorzüglichſten Gewächs bald auch alle übrigen Gemüsbeete, wenn ſie auf eben die Weiſe, wie es beim Lauch nöthig war, in kleinen Vierecken abgetheilt waren.

tengewächſe faßte man nun in der Folge mit Blumengewächſen und wohlriechenden Kräutern zum Putz ein. Ob dieß auch hier ſchon der Fall geweſen, läßt ſich aus den Worten des Originals nicht genau beſtimmen. Denn was Voß von Blumen umduftet überſetzt, kann auch nur von der üppigen, im geſättigten Grün fröhlich hervortreibenden Vegetazion verſtanden werden*). Die Quellen gehören ganz eigentlich in den bewäſſerten (irriguus) Garten, und fehlen daher nirgends, wenn ein Alter eine größere oder kleinere Gartenanlage zum Nutzen und Vergnügen zu ſchildern hat; ſo

So erklärt es Heſychius αἱ ἐν ταῖς κήποις τετράγωνοι λαχαναι. Vergl. die Scholien und Euſtachius zu d. St. und Bernard ad Synes. p. 66.

*) ἀπηνανὲν γανόωσαι Ich würde es wirklich lieber auf die volle, geſättigte grüne Farbe beziehn, wovon auch der Edelſtein der Praſer ſeinen Nahmen hat, da, wie Beckmann mit Recht vermuthet, ad Marbodum de gemmis p. 69. die Alten auch den grünen Jaspis darunter verſtanden. Γάνος, und die davon abgeleiteten Worte bezeichnen überhaupt Glanz; daher γάνωμα auch von der glänzenden Verzinnung des Kupfers geſagt wurde. Wahrſcheinlich aus dieſer Stelle Homers ſchreibt ſich der Ausdruck des Aeſchylus Perſ. 482. und ſeines Nachahmers Lykofron 247. κρηναῖον γάνος, welches ich lieber von den friſchen Wieſenmatten am Quell als vom Quellwaſſer ſelbſt verſtehn möchte, da ja γάνεα ſelbſt, nach der richtigen Verbeſſerung des Saumaiſe zu Scriptt. Hiſt. Aug. T. I. p. 256. für Luſtgärten geſetzt wurde, woraus denn die Lateiner ihr ganeum, ganeo machten.

wie man denn nach dem Modell des hier geschilderten Gartens alle gewöhnliche Gärten der Griechen, die sie an ihren Meyereien und Landgütern hatten, beurtheilen muß *).

Ueberhaupt scheint diese Eintheilung der Baum- und Kräuterpflanzung am Pallast des Alkinous gleichsam der stehende Typus und die Musterform für alle Anlagen der Art geworden zu seyn. Und darum prägten sie nun auch die spätern Nachkömmlinge der Phäaken, die Corcyrenier, auf die Münzen von Corcyra und der von ihr ausgegangenen Pflanzstädte Dyrrhachium und Apollonia. Man findet nehmlich noch eine ungemein große Zahl von Münzen dieser Städte **), die

*) Jeder Athener hatte wenigstens einige Feigenbäume, einige Myrtenbeeten und einige Rosen- und Veilchenrabatten (ῥοδωνιαί, ἰωνιαί u. s. w. S. Pollux I, 229. mit der Anmerk.) an seinem Hause auf dem Lande. Aristof. Acharn. 575 f. 994 f. Dazu kamen die Küchen- und Gartengewächse, wie wir sie aus dem 12 Buch der Geoponiker und aus den Gartenbeschreibungen der Dichter, die Wernsdorf in den Poet. Min. T. VI. P. I. gesammelt hat, kennen lernen. Dazu gehörte denn immer volle Bewässerung in der Nähe. Denn die sinnreiche Erfindung der Winter- und Sommergärten, die in den Geoponicis XII, 5. p. 854. angeführt wird, ist wohl nie allgemein gewesen.

**) Besonders von Dyrrhachium, worüber schon Beger Thes. nr. Brandenb. T. I. p. 455 — 463. eine sehr vollständige Sammlung gegeben hat. Dieser erklärte

auf der Rückſeite ein Viereck haben, was zu deutlich eine Abtheilung von Feldern und einen eingezäunten Platz vorſtellt, um es bloß, wie Barthelemy in ſeiner numismatiſchen Paläografie zu beweiſen ſucht, für einen Ueberreſt der älteſten, noch unbehülflichen Münzſtempel zu halten *). Es iſt aber merkwürdig, daß dieſe Abbildungen ſelbſt wieder von einander unterſchieden ſind. Die gewöhnlichſte, beſonders auf den Münzen von Dyrrhachium, hat außer der äuſſern Einfaſſung eines regelmäſſigen Vierecks inwendig wieder einen Durchſchnitt, der das Viereck der Länge nach in zwey gleiche Oblongen theilt, in welchen man wieder mehrere kleinere runde und länglichte Abſchnit-

auch zuerſt dieſe Felder und Einzäunungen auf den Münzen für ein Bild der Gärten des Alkinous, worinn ihm dann Spanheim de Pr. et vl. Numism. und andere nachgefolgt ſind.

*) Memoires de l'Acad. des Inſcript. T. XXIV. p. 30. Gewiß iſt die Sache von ſolchen eingeprägten Feldern, dergleichen man auf einer uralten Corcyreniſchen Münze bey Pellerin Recueil T. III. pl. XCVI, 1 noch erblickt, ausgegangen. Allein ſpäter fanden die Corcyreuſer, daß ſie dieſe Felder trefflich zur Abbildung ihrer Gärten brauchen könnten. Daß dieſe wirklich darauf zu ſehen ſind, wird niemand bezweifeln, der Eckhels gründliche Bemerkungen ſowohl ad numos anecdotos p. 106. als in der Doctrina Numorum T. II. p. 178 f. nachgeleſen hat.

te entdeckt *). Davon weichen zwei Münzen, die Pellerin abgebildet hat, (Recueil T. III. pl. 96, 2. 3.) in ſo fern ab, daß die eine das große Viereck in vier regelmäßige kleinere durchſchneidet, in welchen dann wieder kleinere Beete vorkommen, die andere aber nur die eine länglichte Hälfte dieſes einfach durchſchnittenen Vierecks aufgeprägt erhielt. Im Grunde beweiſen aber alle dieſe verſchieden zerſchnittnen Felder doch ſehr deutlich, daß ſich ſelbſt die Einwohner von Corcyra den Garten, der einſt auf ihrer glücklichen Inſel grünte, ohngefähr eben ſo dachten, wie ich ihn oben vertheilen zu müſſen glaubte **). Die Hauptlinie, die wir auf den meiſten Münzen queer durchgezogen finden, deutet meines Bedünkens auf den Hauptweg, der vom Eingang an der untern Mauer den ganzen Garten in zwey Hälften bis oben hinan durchſchnitt. Die eine Hälfte war mit Feigen-, Oel- und andern Obſtbäumen, die andere mit Weinſtöcken in ſymmetriſchen Furchen oder Gängen beſetzt. Erblickt man aber noch eine neue die erſte durchſchneidende Abtheilung auf ei-

*) So auf allen Münzen von Dyrrhachium, die Beger giebt, und auf der Münze bey Eckhel Numi Anecdoti tab. VII. 12.

**) Womit, recht erwogen, auch Euſtathius übereinſtimmt, wenn er am Ende ſeines Commentars zu dieſer Stelle ſagt p. 1574. 32. τὸν ἐηθέντα τετράγωνον κῆπον τὸν τοῖν [illegible], εἰς δενδροφόρον, εἰς ἀμπελόφυτον — καὶ εἰς λαχανηφόρον.

nigen Münzen, so wird nun auch der untere Theil auf der Ebene, wo an bewässernden Kanälen die Gartenbeete gepflanzt waren, mit ausgedrückt, die denn natürlich auch durch den Hauptgang in zwey Hälften durchschnitten seyn mußten *).

B.

*) Ich weiß wohl, daß Spanheim, Ernesti und selbst Eckhel auf den Corcyrischen Münzen nichts als die geordneten Beete für den Gemüsgarten erblicken wollen. Allein dieser Irrthum entstand bloß daraus, daß man sich die regelmäßig durchschnittene Eintheilung des ganzen Gartens nicht deutlich genug vorstellen konnte. Mit eben dem Rechte konnte man behaupten, daß der hier gleichfalls häufig vorkommende Weinkrug nur auf den Bewillkommungs- und Abschiedstrunk gehe, den Ulysses vom Alkinous erhielt, und nicht vielmehr auf die ganze herrliche Stelle vom Weinberge des Alkinous. Dieser Weinberg, um dieß noch beyläufig zu erinnern, gab den Corcyrensern in der Folge sogar eine besondere Fabrik von Weinkrugen an die Hand, die unter den Nahmen Κιρκυραικοὶ ἀμφορεῖς in Aristoteles Mirab. p. 223. Bekm. als ein eigenes Landesprodukt vorkommen. Juvenal XV. 25. hat eine sehr komische Anspielung darauf.

V.

Prolog *).

Es hat in dieſem Saal, mit hoher Gunſt,
Ein muntres Häuflein ſich verſammelt,
Das in der Schule von Thaliens Kunſt
So eigentlich das A B C nur ſtammelt;
Es wird ſich zagend unterwinden
Hier vor ein Publikum zu treten,
Bey welchem — um es groß zu finden —
Das Zählen nicht vonnöthen.

Doch um ſo ſichrer, daß kein hyperkritſcher Hohn,
In dunkle Myſtik eingehüllt, uns trifft;

*) Eine erwählte Geſellſchaft ſpielte das kleine Luſtſpiel: das neue Jahrhundert, gerade an dem Abend, wo es allein die volleſte Bedeutſamkeit haben konnte, am letzten des Jahrs 1799, in Gegenwart der hohen, allgemein verehrten Beſchützerin alles Edeln und Schönen, die den Leſern dieſer Monatsſchrift unter dem Nahmen Olympia unvergeßlich iſt; und der Verfaſſer des Prologs und des Stücks, das nicht bloß dem Titel nach Luſtſpiel iſt, ſtellte dabey ſelbſt den Brownſchen Afterarzt Reiz mit aller der Wahrheit vor, die in dieſer Situazion darſtellbar war.

B.

Denn was ſo ohne Prätenſion
Das Herz dem Herzen giebt, wird minder ſcharf ge-
prüft.

Die letzte Stund' im alten Jahr
Der ſchönen Seele zu verkürzen,
Die immer willig, immer thätig war,
Uns jede Stunde liebereich zu würzen;
Das unſer Wunſch! das unſer ſchönes Ziel!
Es zu erreichen — dünkt uns freilich ſchwer;
Es wünſcht vielleicht die Eitelkeit zu viel,
Doch unſre Herzen — wünſchen mehr!

So ſey es uns vergönnt, dem milden Publikum
Ein kleines Poſſenſpiel heut' aufzutiſchen,
In den berühmten Streit vom neuen Säkulum
Uns auch ein wenig einzumiſchen.

Zwar kann es ziemlich einerley uns gelten,
Wie jene Herren — die in andre Welten
Nach Mondgebürgen, Mondes-Inſeln
Durch Herſcheis Teleſkope blinzeln —
Die Zeit zu nennen hochgelahrt belieben,
In welcher wir nur ſcherzen, tanzen, lieben;
Uns Erden-Kindern iſt es ſchon genung,
Wenn wir dem Geiſt, dem Herzen nahe bleiben,
Die, ewig blühend, ewig jung,

Der Zeiten Wechſel nur in den Kalender ſchreiben;
Denn was für Sie uns jede Nerv' und Fiber
Beſeelt, das tragen wir in jede Zeit hinüber.

Drum möge jenen Streit entſcheiden wer da will.
Im neuen wie im vorigen Jahrhundert
Genießen wir des ſtillen Glückes ſtill!
Und ewig bleibe Sie von uns geliebt, bewundert!

Wohlan, du altes Jahr! wir winden unerſchrocken
Dir einen Kranz eh du entfliehſt.
Gelingt es uns nur Ihr ein Lächeln zu entlocken,
O! dann iſt wonniglich das neue Jahr begrüßt!

v. Kotzebue.

VI.

Wünſche und Aufgaben.

1.

Die herrlichen Briefe und Brieffragmente von Julie von Bondely, an Sophie von la Roche, welche die letztere im zweyten Bande ihres Buchs: Mein Schreibtiſch, II B. (Leipz. 1799.) bekannt gemacht hat, veranlaſſen den öffentlichen Wunſch: Möcht' es der würdigen Frau doch gefallen, alle Briefe, die ſie von Ihr empfing, von welcher Rouſſeau ſagte: Mademoiſelle de Bondely, réunit les qualités les plus diſtinguées de l'eſprit humain, le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire, dem Publikum, ganz wie ſie ſind, zuſammengedruckt, etwa in Taſchenformat, mitzutheilen. — Noch mehr freuen würde ſich, der dieſe Zeilen ſchrieb, vermöchten ſie mittelbare Veranlaſſung zu einer Schrift zu werden, worin ausführlichere biografiſche Nachricht von jener Seltnen ertheilt, und was von ihren Briefen ſich noch bey andern Freunden findet, geſammelt wäre. Sollten ſich im litterariſchen Nachlaß ihrer Freunde J. J. Rouſſeau, Liſſot, Zimmermann u.ſ.w. ferner in der Familie Wattewille, nicht Beyträge

dazu finden? Sollte nicht vielleicht Karl von Bonstetten oder Friedrich Matthisson, die Edeln, zur Realisirung dieses Wunsches etwas beytragen mögen? Wäre der Leztgenannte vielleicht selbst zur Redaction und Herausgabe eines solchen goldnen Büchleins zu erbitten? Frau von la Roche besitzt allein Juliens Portrait. Auch dieß würde man als Supplement der Züge ihres Geistes ungern vermissen.

D. Mst.

2.

Merkwürdige Preisaufgabe.

Folgende Aufgabe verdient schon um der Umstände willen, unter welchen sie entstand, selbst als eine historische Merkwürdigkeit unserer Tage, wo das Alte so leicht über das Neue vergessen wird — und doch das Neueste schon nach wenig Tagen wieder veraltet, einige Beachtung. Ein junger Mann, der, nach Vollendung seiner Studien in Leipzig, als Hofmeister in das ehemalige Polen, jetzt Südpreußen, kam, fand sich von der Idee, daß sich noch Ueberreste der oft besprochenen und sehnlich vermißten Liedersammlung, die Kaiser Karl der Große veranstaltet haben soll, doch irgendwo noch erhalten haben könnten, so lebhaft ergriffen, daß er nicht eher rastete, als bis er die Summe von 100 Dukaten zur Belohnung des

Finders, zum Theil durch Subskripzion polnischer Edelleute in jener Gegend zusammenbrachte, und nun durch folgende Bekanntmachung öffentlich als Prämie aufsetzte. Möge der freundliche Genius, der im vorigen Jahre einen so merkwürdigen Fund in Bamberg ganz unvermuthet zu Tage förderte, auch hier sein Spiel treiben, und alle Ungläubige durch die unerwartete Belohnung jener Starkgläubigen recht bald beschämen! Selbst die Nachricht von der Fortsetzung des treflichen Graterschen Journals ist eine gute Vorbedeutung.

B.

Bekanntlich ließ Kaiser Karl der Große im achten Jahrhunder die ältesten Gesänge der Teutschen, die Bardenlieder, welche er so sehr schätzte, daß er viele derselben auswendig lernte, aufschreiben, um sie der Nachwelt aufzubewahren. Doch sind sie verschollen. Niemand weiß wo sie hingekommen, oder in welcher unbesuchten Bibliothek sie verborgen seyn mögen. — Da nun nach der Meinung unserer besten Alterthumsforscher dieser unväterliche Liederschatz dennoch irgendwo unter den ältesten Handschriften irgend einer Bibliothek versteckt seyn könnte; so hat man die Veranstaltung getroffen, den Eifer für die Aufsuchung dieser verscholl-
ten Gesänge unserer Barden — unter denen vielleicht mancher teutsche Ossian den Tag seiner Auferstehung erwartet — aufs neue zu beleben, indem dem glücklichen

Agathon.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Vorbereitung zum Folgenden.

Die Laune eines Dichters, die Treue einer Buhlerin, und die Freundſchaft eines Hippias, ſind vielleicht die drey unzuverläſſigſten Dinge unter allen in der Welt; es wäre denn, daß man die Gunſt der Groſſen für das Vierte halten wollte, welche gemeiniglich eben ſo leicht verloren als gewonnen wird, und mit den Gunſtbezeugungen gewiſſer Nymfen noch dieſe Aehnlichkeit hat, daß derjenige, welcher unvorſichtig genug geweſen iſt, davon zu koſten, einen kurzen Traum von Vergnügen gemeiniglich mit langwierigen Schmerzen bezahlen muß.

Hippias nannte ſich einen Freund der ſchönen Danae, und wurde von ihr dafür gehalten; eine Bekanntſchaft

Wiederfinder des, vom großen Karl uns zugedachten Liedervermächtnisses hiermit 100 Dukaten zur Belohnung zugesichert werden.

Ueber die Möglichkeit des Findens, die Art und Weise des Aufsuchens, die Austheilung des Preises u. d. gl. giebt weitläuftige und nähere Auskunft der Hr. Prof. Gräter, in seinem vaterländischen Magazine der Vorzeit, Bragä und Hermode, in der zweyten Abtheilung des dritten Bandes, Leipzig, bei H. Gräff, 1800. als wohin wir jeden Wißbegierigen, oder Zweifler zu vollkommner Befriedigung verweisen.

K. T. Heinze.

Berichtigungen.

Im Januarstück S. 4. setze am Ende der 20 Zeile nur ein Comma, und lies zu Anfang der folgenden: den Geist. S. 15. Z. 10. lies eigene Werth. S. 16. Z. 8. lies niedrige. Z. 16. widrigste Feind und S. 17. Z. 6. lies nur statt: mir.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutschen Merkur.

2. Stück. Februar. 1800.

I. Janus, eine Zeitschrift, auf Ereignisse und Thatsachen gegründet. Februar 1800. ist erschienen und enthält:

I. Der König, die Prinzessin, Florian, und das Theater zu Bantam. Eine tragikomische Geschichte.
II. Der Zauberdrache. Eine Erzählung.
III. Der Kartenschläger in Paris. Nach Mercier.
IV. Testament der Französischen Republik. Nach Arnould. Aus dem Französischen.
V. Einige Scenen aus dem Schauspiel Gustav Wasa, von Kotzebue.
VI. Szenen aus Wallenstein, von Schiller.
VII. Eine Herbstreise. Aus Briefen.
VIII. Der Anfang des XIX Jahrhunderts.
XI. Bounaparte und Sieyes bei'm Thee.
X. Kleine Korrespondenz-Nachrichten.

Der Jahrgang kostet 4 Rthlr. Sächs. oder 7 Fl. 12 Kr. Reichs-Courant, wofür derselbe sowohl bey uns als auch auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II. Zeitungsanzeige.

Die bey uns im Januar d. J. erschienenen 4 Stücke von der neuen Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von J. A. Hildt, enthalten, außer mehreren kleinen Nachrichten, folgende größere belehrende Aufsätze: über den in- und ausländischen Pelzhandel; Belehrung über die Schildpatte; über Tabaks-Manufakturen; über den Fuchspelz; Nachricht von Erbauung einer holzersparenden Salzsudpfanne zu Außig in Steuermark; einen merkwürdigen Handelsvorfall; Skizze von Frankfurt am Mayn; über den Tabaksbau; Oehlpergament aus verschiedenen Stoffen und von verschiedenen Farben zu verfertigen; Anzeige von verschiedenen dem Kaufmann und Fabrikanten nützlichen Schriften; Zusätze und Berichtigungen zu dem Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexicon von Teutschland, von J. C. Gädicke.

Man kann diese Zeitung wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen, den ganzen Jahrgang für 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 Kr., erhalten.

Gebrüder Gädicke in Weimar.

III. Kleine mineralogische Schriften, von J. C. W. Voigt. Herzogl. Sächs. Weim. Bergrathe. Erster Theil. Mit 1 Kupfer. 8.

Dieser Theil enthält 20 verschiedene Aufsätze, theils von Hrn. Bergrath Voigt selbst, theils von anderen Verfassern. Ersterer sagt über diese Sammlung in der Vorrede: „Ich habe mit diesen kleinen mineral. Schriften die Absicht, um, wie man im gemeinen Haushalte sagt, — nichts Nutzbares umkommen zu lassen. Oft bleibt eine wichtige Beobachtung unbekannt, oder kömmt in Vergessenheit, weil sie nicht genug Stoff zu einer Abhandlung oder gar zu einem Buche, darbietet, und dadurch geht nicht wenig verlohren.

Die Ueberschriften der Aufsätze sind folgende:

I. Einige flüchtige Bemerkungen auf meiner Reise in die Gegend von Wettin, im Saalkreise.

II. Etwas über die Braunkohle.

III. Von dem bituminöſen Erdlager bey Mertendorf.
IV. Von der bituminöſen Holzerde bey Langenbogen.
V. Von einem in der Erde gefundenen Skelet, und lebendiger Kröte.
VI. Von dem bituminöſen Erdlager bei Nördlingen.
VII. Von dem bituminöſen Erdlager bei Stedten.
VIII. Von dem bituminöſen Erdlager bei Helbra, unweit Eisleben.
IX. Muthmaßliche Geſchichte der bis hierher angezeigten bituminöſen Erdlager.
X. Von dem bituminöſen Holzlager, am Kirſchhofe, bey Niederndorf im Eiſenachiſchen.
XI. Von dem bituminöſen Holze bei Kaltennordheim, im Eiſenachiſchen.
XII. Eine mineraloiſche Wette.
XIII. Ueber den Steinkohlenbergbau bey Stockheim.
XIV. Bemerkungen über das Steinkohlenflötz zwiſchen Sülzfeld und Oberlauringen, im Hochſtifte Würzburg.
XV. Ueber die Steinkohlen am Schlierberge, bei Creutzburg, im Eiſenachiſchen.
XVI. Etwas über den Flötzſand.
XVII. Von einigen Baſalten im Eiſenachiſchen.
XVIII. Auszug eines Briefes aus Freyberg, an den Herausgeber.
XIX. Geognoſtiſche Bemerkungen aus des Grafen Macartney Geſandſchaftsreiſe nach China, von Sir George Staunton, Ambaſſadé-Secretär.
XX. Von den Bernſteingräberey an der Preußiſchen Küſte der Oſtſee.

Der Preiß dieſes Theils iſt 20 gr, oder 1 Fl. 30 Kr. wofür er ſowohl bey uns als auch in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Les voyages de Rolando et de ſes compagnons de fortune, dans les quatre parties du monde.

Von dieſem ſo eben zu Paris erſchienen Werke, welches den wegen ſeiner naturhiſtoriſchen und Kinderſchriften geſchätzten Jauffret zum Verfaſſer hat, erſcheint zur Oſter-

Meſſe in unſerm Verlage das erſte Bändchen in einer freyen Ueberſetzung, welches wir den Freunden guter Erziehungsſchriften, und auch zur Vermeidung der Concurrenz mit anderen Ueberſetzungen hierdurch bekannt machen. Weimar den 6. Jan. 1800.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Einſchränkungen der neueſten Bearbeitungen der Browniſchen Erregungstheorie, von D. F. W. C. Hunnius. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Dieſe zur Berichtigung der Browniſchen Lehre geſchriebene und vorzüglich gegen Hrn. Röſchlaubs Meynungen gerichtete Schrift, hat folgenden Inhalt: I. Organiſche Materie. II. Erregbarkeit — Lebensprintip. III. Bedingungen des Lebens und nähere Beſtimmung deſſelben. IV. Geſundheit — Krankheit — Tod. V. Nähere Betrachtungen über dieſe Gegenſtände. VI. Opportunität — Krankheitsanlage, Prädiſpoſition. VII. Sthenie. VIII. Nähere Betrachtung der Sthenie. IX. Heilung der Sthenie. X. Entzündung. XI. Aſthenie. XII. Heilung der Aſthenie. XIII. Nähere Betrachtungen über einzelne Krankheitszuſtände.

Der Preiß dieſer Schrift iſt bey uns als Verleger ſowohl als auch in allen Buchhandlungen 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Philologiſche Anzeige.

Unter dem Titel: **Blüten griechiſcher Dichter** wage ich es dem Publikum eine kleine Sammlung metriſcher Ueberſetzungen der homeriſchen Batrachomyomachie und kleinern Hymnen, der Kriegslieder des Tyrtäus, der vorzüglichſten Stücke des Bion, Moſchos, Anakreon, und einzelner aus dem Pindar, Saffo, Theokrit und der Antho-

logie vorzulegen. Sie ist mit einigen kurzen Anmerkungen versehen und mit Didotschen Lettern gut gedruckt.

F. K. C. Frhr. v. Seckendorf.

Obiges bey uns gedrucktes Werkchen ist auch bey uns in Commission zu haben und kostet auf Druckpapier 20 gr. und auf Schreibpapier 1 Rthlr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VII. Freimüthige Aeußerungen über die Bibel und ihren Werth als Religions- und Sittenbuch für alle Zeiten. Mit dem Motto: Frei ist des Menschen Geist und frei sein Glaube, dem König und dem Bischof nicht zinsbar. B.

Dieß Büchelchen eines aufgeklärt denkenden Theologen, ist in allen Buchhandlungen für 12 gr. oder 54 Kr. zu haben.

VIII. Aufforderung zur patriotischen Mitwirkung, um folgenden Plan auszuführen.

In dem „Jahrbuch zur Beförderung der Glückseligkeit „vor und in der Ehe, für das Jahr 1800. Den Leserin„nen und Lesern der Lafontainischen und diesem ähnlichen „Schriften gewidmet, und zur Beförderung der Glückseelig„keit eines sich liebenden Paares herausgegeben von Inconnu. „Mit 3 Kupfern, (wovon eines illuminirt ist). Leipzig, „in Commission bey Heinrich Gräff.“ befindet sich unter andern ein Aufsatz: Ueber Liebe und Ehe ꝛc. In diesem wird ein Plan mitgetheilt, wie es möglich zu machen sey, daß Personen, welche sich verheyrathen wollen, und um sich her, in ihrer Bekanntschaft, keine für sie passende Parthie finden können — ohne daß sie sich nennen, und ohne daß es andere erfahren können, also ohne den geringsten Nachtheil für sie, bekannt machen können: Daß der Mann eine Frau, das Frauenzimmer einen Mann sucht. Den Plan selbst muß man dort nachlesen; hier kann nur von der Ausführung desselben die Rede seyn.

Um dieſen Plan auszuführen, wird ein Mann erfordert, der frey von allen andern Geſchäften, wenigſtens von ſolchen iſt, die ihn an dem freyen Gebrauch ſeiner Zeit hinderlich wären. Denn er muß ſich dieſem Geſchäfte ganz und allein widmen. Niemand, als er allein, muß davon Wiſſenſchaft bekommen; denn eine Sache iſt und bleibt nur ſo lange ein Geheimniß, als es einer allein weiß. Der Mann muß ein rechtſchaffener Mann ſeyn, welchem das Publikum ſein Zutrauen ſchenken kann.

Ich kenne einen ſolchen Mann; allein er müßte in eine Lage verſetzt werden, in welcher er ſich dieſem Geſchäft ganz widmen könnte. — Hiezu kann er auf zwey Wegen gelangen. Einmal durch eine Stelle, welche mit ſo viel Einkommen begleitet wäre, von welchem er ſich und eine kleine Familie bürgerlich ernähren könnte; eine Stelle, die ihm nur Pflichten auflegt, welche ihn nicht feſſelten, ihm freyen Gebrauch ſeiner Zeit erlaubten. Eine ſolche Stelle könnte er lediglich von einem, Patriotismus und Wohl der Menſchheit liebenden, Fürſten erhalten.

Der zweyte Weg dazu wäre: Ihm einen kleinen Fond zu verſchaffen, um ein Geſchäft anzulegen, deſſen Ertrag ihn für Nahrungsſorgen ſicherte, und doch ebenfalls ſeine Zeit nicht einſchränkte. An der Herbeyſchaffung dieſes Fonds kann das ganze Publikum auf folgende Art Antheil nehmen:

Wenn ſich wenigſtens tauſend Pränumeranten finden, ſo bin ich entſchloſſen, einen Roman zu liefern, und in dieſem die Geſchichte des Mannes, welcher die Sache unternehmen ſoll, zum Grunde zu legen, wodurch das Publikum ihn zugleich kennen lernt. Ich verſpreche keinen Roman nach den Regeln der Kunſt, doch aber auch nicht bloß trokene Lebens-Beſchreibung. Wer den Held der Geſchichte nicht kennt, ſoll kaum glauben, daß in dem Roman eine wahre Geſchichte zum Grunde liegt. Julchens Geſchichte und Henriette mögen als Probe deſſen, was ich liefern werde, dienen. So wie ich es in dieſem vermieden habe, ſo werde ich es in dem Roman vermeiden, etwas von Religion, Politik oder Staatsverfaſſung zu berühren. Dieſer Roman wird alſo in keinem Staate verboten werden. Niemand darf ſich alſo dieſerwegen abhalten laſſen, darauf zu pränumeriren. Der Pränumerationspreiß iſt zwey Laubthaler. Ich liefere dafür zwey Bände, jeden Band zu einem Alphabeth,

in etwas gröſsern Format, als das des Jahrbuchs iſt, aber eben ſo ſchön gedruckt, als dieſes.

Da ich mich ſelbſt nicht nenne, ſo muſs ich dem Publikum einen Bürgen zur Sicherheit des Unternehmens nennen. Herr Heinrich Gräf in Leipzig hat mir erlaubt, ihn als ſolchen zu nennen.

Alle Buchhandlungen werden ergebenſt erſucht, Pränumeration anzunehmen. Sie ſollen für ihre Bemühung entſchädigt werden. Wer ſonſt noch Pränumeranten ſammlen will, iſt dazu freundlichſt eingeladen. Die Pränumeranten erſuche ich noch beſonders, die Pränumeration in natura zu entrichten. Ich weiſs, daſs die Buchhandlungen mit Recht darüber klagen, daſs das Pränumerations-Geſchäft ein undankbares Geſchäft iſt, weil viele kommen und ſagen: Pränumeriren Sie doch auf das und das für mich, und notiren Sie es mir; dadurch iſt die Buchhandlung genöthigt, oft eine Auslage zu machen, welche ihr bey ihren übrigen Zahlungen ſehr beſchwerlich fällt. Einer Perſon fällt die Ausgabe (welche ſie doch einmal machen muſs), ja nicht ſo ſchwer, als wenn eine dritte Perſon oder Handlung für mehrere eine Auslage machen ſoll.

Unter der Addreſſe: An Herrn Joachim Inconnü, abzugeben bey Herrn Gräf in Leipzig, erbitte ich mir zu Ende des Februars 1800. eine Anzeige von der Anzahl der Pränumeranten, welche man geſammelt hat. Da ich nicht zweifle, daſs das Unternehmen zu Stande kommt, ſo werde ich darauf anzeigen, an wen man die Pränumerationsgelder einzuſenden habe. Erlauben es Hrn. Gräfs Geſchäfte, ſolche anzunehmen, ſo iſt derſelbe der erſte; wo nicht, ſo werde ich eine andere Buchhandlung um die Annahme bitten; welche ich dann nennen werde. Kommt das Unternehmen nicht zu Stande, ſo bleibt die Pränumeration in den Händen derer, welche ſolche in Empfang genommen. Dies zeige ich ſeiner Zeit zur Nachricht der Pränumeranten öffentlich an.

Der Ueberſchuſs von den Pränumerationsgeldern; das, was noch nachher verkauft werden kann; das, was das Jahrbuch künftig einbringt, dies ſoll der Fond werden, wovon ein Gewerbe angelegt wird, wobey der Mann, der jenes Geſchäft übernehmen ſoll, die Sache betreiben kann.

Er selbst wird sich dann öffentlich nennen, und Niemand, der ihn kennt, oder ihn auch nur aus der Geschichte seines Lebens erst hat kennen lernen, wird Anstand nehmen, sich in solchen Angelegenheiten an ihn zu wenden.

Würde der Zweck, Ehen auf diese Art zu befördern, nicht erreicht, so verliert Niemand bey dem Unternehmen; denn die Pränumeranten erhalten für ihren Betrag ein Buch. Wird aber der Zweck erreicht, so bleibt Ihnen noch überdem das Verdienst, Mitbeförderer einer, für das Wohl der Menschheit so nützlichen Sache, gewesen zu seyn.

Gern will ich ihnen noch ein Denkmal in den Annalen des Instituts dadurch stiften, daß ich ihre Namen daselbst in ein Buch eintragen, auch dem Roman vordrucken lasse. In jenem Buche sollen nachdem alle Ehen, welche auf diesem Wege gestiftet worden, nachgetragen werden, wodurch die Namen der Beförderer immerfort im dankbaren Andenken erhalten werden. Ich bitte desfalls um die Einsendung der Namen der Pränumeranten.

Jede Belehrung, jeder gute Rath in dieser Sache, wird dankbar von mir benutzt werden. Ich erbitte mir solche unter vorhin genannter Addresse.

Geschrieben an meinem Schreibtisch im November 1799.

Joachim Inconnû.

Wir erbieten uns auf den hier angekündigten Roman ebenfalls 2 Laubthaler Pränumeration anzunehmen, und so zur Ausführung des Plans zum Nutzen der Ehelustigen mitzuwirken.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IX. Biographien und Bildnisse merkwürdiger Generale, Admirale und Staatsmänner. Aus der Privatsammlung J. J. röm. k. k. apost. Majestäten.

Ihro k. k. Majestäten haben allergnädigst zu erlauben geruht, diese zum allerhöchsten Privatgebrauche be-

arbeite Sammlung durch öffentliche Herausgabe allgemein mittheilen zu dürfen.

Der Inhalt des Werkes ist durch die Aufschrift angezeigt.

Den innern Werth desselben kann die Versicherung verbürgen, daß die lebensähnlichen Bildnisse von den berühmtesten vaterländischen Künstlern gezeichnet und gestochen — die Biographien als kurze und wahre Schilderungen der Thaten und Charactere jener unsterblichen Männer, welche das Schicksal der Staaten geleitet haben — erscheinen; und daß auch die Pracht der Auflage den Vorstellungen, die man sich von einem so erhabenen Ganzen zu machen berechtigt ist, vollkommen entsprechen werde.

Jeder erscheinende Band enthält 25 Bildnisse und Biographien der Helden und Staatsmänner vergangener Zeiten, von verschiedenen Nazionen, und kann ohne Bezug auf einen vorhergegangenen oder folgenden Band, als ein ganzes Werk betrachtet werden: nur wird erinnert, daß in den ersten Bänden größtentheils kaiserl. königl. Generale und Staatsmänner vorkommen sollen.

Das Format der Kupfer und des Textes ist groß Quart; beyde werden auf den schönsten Velin-Papier und letzteres mit lateinischen Lettern abgedruckt.

Um jedes einzelne Exemplar in gleicher Vollkommenheit zu erhalten, werden von jeder Platte nur 200 Abdrücke veranstaltet, und dieselben sodann in Gegenwart eines hiezu angesuchten k. k. Kommissairs zerbrochen, daher auch nicht mehr als 200 Pränumeranten an dem Werke Theil nehmen können.

Die Pränumeration wird für den ersten Theil gebunden en Maroquin im Preise zu 18 Dukaten, ungebunden aber, oder in Cenda zu 16 Dukaten hier in Wien bey dem Buchhändler Hrn. Doll dem jüngern auf dem Stock am Eisenplatze No. 666. bis 1sten März 1800. angenommen, wonach der erste Band bis längstens Sept. 1800. mit dem Verzeichnisse der Abnehmer, welche ihre Nahmen bey der Vorauszahlung anzugeben ersucht werden, in obiger Buchhandlung abgeliefert werden wird.

von mehr als zwölf Jahren hatte dieſes beyden zur Gewohnheit gemacht. Hiezu kam noch die natürliche Verwandtſchaft, welche unter Leuten von Witz und feiner Lebens-Art obwaltet, die Uebereinſtimmung ihrer Denkungs-Art, und Neigungen; vielleicht auch die beſondere Vorrechte, die er, der gemeinen Meynung nach, eine Zeitlang bey ihr genoſſen. Alles dieſes hatte dieſe Art von Vertraulichkeit unter ihnen hervorgebracht, welche von den Weltleuten, aus einem Mißverſtande, deſſen ſie ſich nur nicht vermuthen, für Freundſchaft gehalten wird, und auch in der That alle Freundſchaft, deren ſie fähig ſind, ausmacht; ob es gleich gemeiniglich eine bloß mechaniſche Folge zufälliger Umſtände, und im Grunde nichts beſſers als eine ſtillſchweigende Uebereinkommniß iſt, einander ſo lange gewogen zu ſeyn, als es einem oder dem andern Theil gelegen ſeyn werde; und daher auch ordentlicher Weiſe keinen Augenblick länger dauert, als bis ſie auf irgend eine Probe, wobey ſich die Eigenliebe einige Gewalt anthun müßte, geſetzt werden wollte.

Die ſchöne Danae, deren Herz unendlich mal beſſer war, als des Sophiſten ſeines, gieng inzwiſchen ganz aufrichtig zu Werke, indem ſie in die vermeynte Freundſchaft dieſes Mannes nicht den mindeſten Zweifel ſetzte. Es iſt wahr, er hatte einen guten Theil von ihrer Hochachtung, und alſo zugleich von ihrem Vertrauen verloren, ſeitdem die Liebe ſo ſonderbare Veränderungen in

ihrem

Auf dieſe Weiſe werden jährlich ein, oder nach Möglichkeit zwey Theile erſcheinen, wenn die Herren Pränumeranten die beſtimmte Anzahl von 200 ſtets erreichen.

Zwar iſt der gegenwärtige Zeitpunkt — wo die braven Truppen Sr. Maj. des Kaiſers und die tapfern Feldherrn derſelben ſich auszeichnet anſtrengen, Oeſterreich den Frieden zu erkämpfen, und bey den bedrängten Völkern Europens Ruhe, Ordnung, und die Würde der Geſetze wieder herzuſtellen — für den verjährten Ruhm der k. k. Waffen höchſt merkwürdig; zwar wird die menſchliche Geiſteskraft bey den dermahligen Leitern der großen Begebenheiten in ihrem ſchönſten Glanze ſichtbar, und feſſelt vorzüglich die Theilnahme der Welt: Doch läßt ſich's auch mit voller Zuverſicht erwarten, man werde über der Bewunderung der Zeitgenoſſen die Verdienſte der Vorfahren nicht vergeſſen, und dem Andenken dieſer würdigen Männer, nach dem erhabenen Beyſpiele des gnädigſten Landesherrn, die ſchon vorlängſt ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Sollten die beträchtlichen Auslagen zu dieſem in ſeiner Gattung für Deutſchland einzigen Werke, durch die bis 1ten März 1800. eingegangenen Vorauszahlungen nicht gedekt ſeyn, ſo wird das Geld gegen Zurükgabe des Empfangſcheins vom 2ten deſſelben Monaths an, baar wieder zurückerſtattet.

Uebrigens befindet ſich bey dem Buchhändler, Herrn Doll dem jüngern, für jeden Vorauszahlenden, welchem der feſtgeſetzte Preiß pr. 18 oder 26 Dukaten für einen Theil zu überſpannt ſeyn dürfte, die vorläufige Koſtenberechnung des erſten Bandes zur beliebigen Einſicht.

Wien im Dezember 1799.

J. D. Skall.

Wir erbieten uns auf dieſes Kunſtwerk Pränumeration anzunehmen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

X. Abriß der natürlichen Erdkunde, inſonderheit Geiſtik, in ausführlicherer

Darstellung für Akademien und Gymnasien; v. J. E. Fabri. Nürnberg, bey G. P. J. Bieling, 37½ B. 8.

Enthält: A) Einleitung §. 1 — 10. B) Geistik, (Unterschied von Geologie und Geognosie) §. 11 — 13. Von Inseln, (Unterschied a) in Absicht ihrer Ausdehnung, b) Entstehung, 1) durch Feuer, 2) durch Wasser, hiebey von schwimmenden Inseln, 3) durch Polypen. Landgebürge. Abtheilung, Zusammenhang, 245 Höhenstimmungen, Hölengebürge, Ursprung und Abtheilung der Hölen, 1) Feuer-, 2) Dampf- 3) Wasser-Hölen, ihre Produkte: Tropfsteine, Knochen, Zähne, Steinkonfekt ꝛc. Ebnen, Thäler. Stoffe des festen Landes, Gebürgsarten, Prüfung der Abtheilung in ältere und jüngere, oder in uranfängliche ꝛc. Gebürgsarten ꝛc. Versuch eines neuen Geistischen Systems der Gebürgsarten; homogene und heterogene Gebürgsarten, letztere flözartige und aggregirte, diese theils Wasser- theils Feueraggregirte. Struktur des Innern der Erdrinde. C) Hydroistik §. 154 — 198. (Unterschied von Hydrologie), 1) Weltmeer, Boden, Tiefe, Salzigkeit, Temperatur, Bewegnugen des Meerwassers ꝛc. 2) Landflüssigkeiten, Quellen, Bäche, Flüsse, Verschiedenheit ihres Gehalts, ihrer Temperatur, Gefälle ꝛc. Landseen. D) Aeroistik, §. 199 — 203, Luftmerkwürdigkeiten, Schneelinie, Winde, Clima ꝛc. E) Pyroistik §. 206 — 213. Feuermerkwürdigkeiten, Feuerspeyende Berge, andre Fenererscheinungen. F) Elektristik, Elektrische Merkwürdigkeiten, §. 214. Gewitter, Nord- und Südscheine. G) Magnetistik, Magnetische Merkwürdigkeiten, magnetische Pole, Achse, Deklinazion, Inklinazion, magnetische Landkarten. H) Produkte, 1) Menschen §. 217. 218. K) Veränderungen des Erdballs §. 219. L.) Geogenien, Schöpfungstheorien. In jedem Abschnitte ist Litteratur beygefügt in dem Maase, wie in des Verf. Handbuche der Geographie. (Halle, bey Hemmerde und Schwetschke).

XI. Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze. Von J. F. W. von Charpentier. Mit Kupfern,

4. Leipzig, bey Göſchen. 4 Rthlr. 12 gr. Velinpapier 8 Rthlr.

Der Herr Verfaſſer hat in dieſem Werke die intereſſanten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfahrungen geſammelt, welche er in den Sächſiſchen, Schleſiſchen, Böhmiſchen und Ungariſchen Gebirgen über einen Gegenſtand gemacht hat, welcher dem Geognoſten und Bergmanne gleich wichtig iſt. Der erſte Abſchnitt handelt von den Schichten, Lagern oder Bänken des Gebirgsgeſteins, in ſo fern ſie als Lagerſtätte der Erze zu betrachten ſind. Zweyter Abſchnitt. Von den Lagerſtätten der Erze, die unter der Benennung als Gänge aufgeführt werden. Dritter Abſchnitt. Von dem Verhalten der Gänge beim Durchſetzen oder dem Durchgange durch verſchiedenartige Gebirgsſteinlager; ingleichen von ihrem Einfluſſe in und auf das angränzende Nebengeſtein. Vierter Abſchnitt. Von Gängen, die nicht als Lagerſtätte der Erze zu betrachten ſind, oder von den ſogenannten tauben Gängen. Anhang. Beantwortung einiger Fragen des Herrn von Sauſſüre.

XII. Praktiſche Beobachtungen über die Behandlung der Fußgeſchwüre. Nebſt einem Anhang über die Natur des Eiters, von E. Home. Aus dem Engl. überſ. von D. B. F. Froriep. Mit einer Vorrede von D. J. Ch. Loder. gr. 8. Leipzig, bey Göſchen. 18 gr.

Die Fußgeſchwüre ſind eine Krankheit, deren Kur ſehr ſchwierig iſt, und woran die ärmere, zahlreichſte Volksklaſſe und der Soldat vornehmlich leidet. Dieß bewog Home, einen Engliſchen Wundarzt bey der Armee und dem St. Georgen-Hospital, die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er in einem Zeitraume von 18 Jahren zu machen Gelegenheit hatte, und die für jeden Wundarzt äußerſt wichtig ſind, bekannt zu machen.

XIII. Iffflands ſämmtliche Werke, 6ter bis 9ter Theil. Mit Kupfern von Böhm, Jury und

Penzel. 8. Leipzig bey Göſchen. Schrbpr. 6 rthlr. Druckpr. 5 rthlr.

Dieſe 4 Bände enthalten 10 gröſsere und 3 kleinere Stücke, worunter 3 noch nicht gedruckte befindlich ſind, nach einer genauen Reviſion des Verfaſſers. Einige ältere Stücke ſind weſentlich verändert, gefeilt und verbeſſert. Einige Exemplare ſind auf Velinpapier zu haben.

XIV. Verzeichniſs von verſchiedenen zum Theil ſeltenen Kupferſtichen, welche bey den Gebrüdern Gädicke in Weimar zu haben ſind.

(Die Bezahlung geſchieht in Sächſiſchem- oder Reichs-Courant, und Briefe und Gelder werden franco erwartet.)

Done from a Capital Drawing of Rembrandt, ſchwarze Kunſt von J. M. Ardell. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Plato Ariſtonis F. Atheniensis, geſtochen nach Rubens von L. Weſtermann. 8 gr. od. 36 Kr.

Der Bethlehemitiſche Kindermord, gemalt und geſtochen von B. Picart. 12 gr. od. 54 Kr.

Verbum caro factum eſt, et habitavit in nobis, geſtochen nach H. Aigaud von Drevet. 12 gr. oder 54 Kr.

Les Adieux de Calas a ſa Famille, gezeichnet und radirt von D. Chodowiecki. 1768. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Deſsin d'Albert Durer. No. 7. e Muſeo Prauniano. Zeichenmanier von Mar. Eth. Preſtel. 1776. 12 gr. oder 54 Kr.

Deſsein de Michel Ange. No. 3. Zeichenmanier von J. Th. Preſtel. 8 gr. od. 36 Kr.

Lady Sarah Bunbury. Schwarze Kunſt nach Reynolds von Fiſcher. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 Kr.

Ugolino. Schwarze Kunſt nach Reynolds von J. Dixon. 6 Thlr. od. 11 Fl.

Deſsin d'Albert Durer. Werner von Stauffacher, Walter Fürſt et Arnold von Melchthal ſe linguent en 1307. pour la Liberté Helvetique, von M. Cath. Preſtel. 1780. 12 gr. od. 54 Kr.

David Garrick Eſq. Schwarze Kunſt nach F. Gainsborough, von Val. Green. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

The Royal Academy of Arts. Schwarze Kunſt nach Ioannes Zoffanii, von Rich. Earlom 1773. 3 Thlr. od. 14 Fl. 24 Kr.

S. Rivinus, nach Rubens geſtochen von Corn. van Cauterken. 1657. 18 gr. od. 1 Fl. 24 Kr.

Monument dans la Ville de Lyon a la gloire de Louis le Grand, geſtochen von J. Audran. 12 gr. od. 44 Kr. (Etwas beſchädigt.)

S. Bruno, geſtochen nach J. Jouvenet von P. Drevet. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Les Voituriers, geſtochen nach Phil. Wauvermens von Fillaeut. 16 gr. od. 1 Fl. 12 Kr.

Les Bergeres, geſtochen nach Dietricy von A. Zingg. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 Fl. 45 Kr.

A Concert of Birds, ſchwarze Kunſt nach Mario di Fiori von Rich. Earlom. 5 Thlr. od. 9 Fl.

Ein ſitzender Philoſoph in einem gewölbten Zimmer, worinnen eine Windeltreppe, und eine beynahe ähnliche Vorſtellung als Gegenſtück, radirt nach Rembrand von Lud. Surugue. Beyde 1 Thlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Agrippina Lands at Brundusium with the Ashes of Germanicus. Schwarze Kunſt nach Benj. Weſt, von Rich. Earlom. 6 Thlr. od. 11 Fl.

View of the Fontain of Egeria near Rome. Aquatinta nach R. Freebairn von J. Jukes. 3 Thlr. od. 9 Fl.

View of the ſubteraneous Ruins of Maecena's Villa

at Tivoli. Aquatinta von denſelben Meiſtern. 5 Thlr. oder 9 Fl.

Seydlitz in der Schlacht bey Roßbach, gemalt von J. C. Friſch, geſtochen von D. Berger. 6 Thlr. od. 9 Fl. 54 Kr.

Io et Iupiter, nach Adrian van Derverf von F. V. Durmer geſtochen. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

Tom Jones the Philoſophii Squire, discoverd in Molly Seagrims Garret, nach J. Donuman von Simon geſtochen. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 Kr

The Interview of Tom Jones and Sophia, after the reconciliation, von Ebenden ſelben. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

La Priſon, deſsine a Paris par Lautherbourg en 1763 et gravé a Bâle par A. Romanet en 1765. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Le Priſonnier, von Ebendenſelben. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

The Captive, gemalt von J. Wright und geſtochen von Ryder. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Joſeph Lange als Albrecht in Rancs Vermanerin, gemalt von Joſeph Wolf und geſtochen von C. Pfeiffer. 1 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Fréderic le Grand retournant a Sanſsouci après les Manoeuvres de Potsdam, accompagné des ſes Généraux. Gemalt von Cuninngham und geſtochen von Clemens. 10 Thlr. oder 18 Fl.

Portrait des Hrn. Hofrath Wieland, gezeichnet und geſtochen von Lips, 10 Zoll hoch und breit. 1 Thlr. 14 gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

Portrait des Hrn. Geh. Rath von Göthe, gezeichnet und geſtochen von Lips, 10 Zoll hoch und breit. 1 Thlr. 14 gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

Fête de Bacchus, gemahlt von Nicolas Pouſſin u. geſtochen von Lips. 22 Zoll breit und 16 Zoll hoch. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 Kr.

Marius, nach Drouais gestochen von Lips, 8 Zoll breit und 6 Zoll hoch. 16 gr. od. 1 Fl. 12 Kr.

Johann Reinhold und Georg Forster, Vater und Sohn, historische Portraits, nach einem Gemälde von J. F. Rigau in Aquatinta und Roulette gearbeitet von Dan. Bepel. 12 Zoll hoch und 8 breit. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48. Kr.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1800.

I.

Gedichte.

Der Kakodämon der Hexametromanie.

On diroit, qu'ils ont seuls l'oreille d'Apollon,
Qu'ils disposent de tout dans le sacré vallon.

Boileau.

Fängſt, als ich, wie ich öfters pflege,
Mich fern vom Lärm der Stadt erging,
Und einſam wandelnd Grillen fing,
Stieß plötzlich mir auf meinem Wege
Ein wunderliches Weſen auf;
Selbſt Roland wär', ich wette drauf,
Beym erſten Anblick des barocken
Popanzes, den ich ſah, erſchrocken.
Nun denket euch, wie ſonderbar
Erſt mir dabey zu Muthe war.

Des Ungeheuers Körpergröße
War ſchrecklich; denn man ſagt, es eſſe
Tagtäglich hundert Schock Spondä'n,
Die, wie bekannt, gewaltig blähn.
Ein Rieſenkopf ſtieg aus dem Nacken
Empor bis zu dem Wolkenſaum,
Und hundert aufgedunſ'ne Backen
Erfüllten des Geſichtes Raum.
Sechs Füße, die oft ungewöhnlich
Anſchwollen, oft ſich Stelzen ähnlich
Verdünnten, hatte die Geſtalt,
Worauf ſie über Zaun und Hecken,
Der Gemſe gleich, bald ſprang, und bald,
Sich mühſam ſchleppend, kroch, wie Schnecken.
Verwildert und des Wahnſinns Spur
Verkündigend, ſchoß aller Orten
Ihr Blick umher, und dumpf entfuhr
Dem Drachenſchlund ein Schwall von Worten,
Der ſchwülſtig, ſteif und holpricht klang,
Und peinlich bis in's Mark mir drang.

Die Kniee tief zur Erde beugend,
Und das entblößte Haupt verneigend,
Erhob ich zitternd, todtenbleich
Und naß vom Schweiß, der, Perlen gleich,
Auf meinem bangen Antlitz glänzte,
Die Stimm', und ſprach zu dem Geſpenſte:
„Gigantiſches Fantom! du ſeyſt

„Was immer für ein böser Geiſt
„Aus Miltons oder Klopſtocks Hölle,
„Seyſt ein Baſtard der an der Quelle
„Des heißen Pyriſlegetons
„Behauſten ſchrecklichen Gorgone
„Meduſa, brünſtig fleh ich, ſchone,
„Schon' eines armen Muſenſohns,
„Der, falls ſich nicht das Wetter ändert,
„Und dann ein Leichdorn ihn beſchwert,
„Die Ruh' auf Erden wenig ſtört,
„Und muntern Sinns durchs Leben ſchlendert!"

Indem der Unhold wild im Kopf
Die Augen hin und wieder rollte,
Als ob er ſtracks mich armen Tropf
Mit Haut und Haar verſchlucken wollte,
Hub er nunmehr höchſt feyerlich
In einem Kauderwälſch (das ich,
Damit man wiſſe, was er ſagte,
Ein Bißchen zu verdeutſchen wagte)
Mit eines Bären Sprachorgan,
Wie folgt, zu peroriren an:

„Bebe nur, feiges Geſchöpf! du des Staubes ver-
wohner Bewohner,
„Bebe! denn wiſſe, du ſiehſt vor dir den gewaltigen
Dämon,
„Dem das rüſtige Volk teutoniſcher Hexametriſten

ihrem Character gewürkt hatte. Je mehr Agathon gewann, je mehr mußte Hippias verlieren. Allein das war ſo natürlich und kam ſo unvermerkt, daß ſie ſich deſſen kaum, oder nur ſehr undeutlich bewußt war; und vielleicht ſo wenig, daß ſie, ohne die mindeſte Beſorgniß, er werde tiefer in ihr Herz hineinſchauen als ſie ſelbſt, an nichts weniger dachte, als einige Vorſichtigkeit gegen ihn zu gebrauchen. Ein Beweis hievon iſt, daß ſie, anſtatt ihm bey ihrem Liebhaber ſchlimme Dienſte zu thun, ſich vielmehr bey jedem Anlaß bemühete, ihn bey demſelben in beſſere Achtung zu ſetzen. Und dieſes war ihr auch, bey der beſondern Sorgfalt, womit der Sophiſt ſeit einiger Zeit ihre Bemühung beförderte, ſo wol gelungen, daß Agathon anfieng eine beſſere Meynung von ſeinem Character zu faſſen, und ſich unvermerkt ſo viel Vertrauen von ihm abgewinnen ließ, daß er kein Bedenken mehr trug, ſich ſo gar über die Angelegenheiten ſeines Herzens in vertrauliche Unterredungen mit ihm einzulaſſen.

Unſre Liebende verliefen ſich alſo mit der ſorgloſeſten Unvorſichtigkeit, welche ſich Hippias nur wünſchen konnte, in die Fallſtricke die er ihnen legte; und lieſſen ſich nicht einfallen, daß er Abſichten haben könne, eine Verbindung wieder zu vernichten, die gewiſſermaſſen ſein eigenes Werk war. Dieſe Sorgloſigkeit könnte vielleicht deſto tadelhafter ſcheinen, da beyden ſo wol bekannt war, nach was für Grundſätzen er lebte. Allein

„Huldigt, und den du, dein Ohr an dem Schellen-
geklingel des Reimes
„Labend, noch stäts dich erfrechst mit frevelndem Troh
zu verschmähen.
„Mir, dem's gelang, das eiserne Joch des gramma-
tischen Zwanges
„Durch herkulischen Muth vom Nacken der Sprache
zu wälzen,
„Der ich das Adjektiv dem Substantive zu folgen
„Nöthigte, der ich das sonst in's Hintertreffen ver-
wies'ne
„Zeitwort, kühn das Gesetz der Taktik Adelungs
ändernd,
„Nun in das Centrum hinein beorderte; mir, der
dieß alles
„Und wohl noch mehr zum Erstaunen der Welt
ruhmwürdig vollbrachte,
„Mir erdreistest du dich des Gehorsams Pflicht zu
verweigern?
„Thörichter! noch ist es Zeit, dich reuig der Schuld
zu entladen.
„Schwör im Büßergewand die irrige Lehre des
Reims ab,
„Und dann komm und folge mir nach! Mit dem Flu-
ge des Aars hebt
„Eilig mein stäts gesattelter Sfinx dich empor von
der Erde
„Zu den wolkichten Höhn des hexametrischen Pindus."

Nach dieſer ſtolzen Rede machte
Der Kobold alſobald ſich fort,
Und ich, mich faſſend, überdachte,
Was er geſprochen, Wort für Wort.
Allein ich fühlte kein Behagen,
Den Ritt auf ſeinem Sfinx zu wagen.
Mir fiel bey dieſem Wunderthier
Der Klepper ein, auf dem die Zier
Der Paladine, Mancha's kühner
Achill, als er mit ſeinem Diener
In's Königreich Kandaya zog,
Beherzt den Feuerkreis durchflog.
Mir, dacht' ich, iſt ein Fleckchen Erde
Geräumig g'nug zu einem Ritt
Auf meinem kleinen Dichterpferde,
Dem ich, damit es zahmer werde,
Die Flügel vorſichtsvoll beſchnitt.
Gern gönn' ich jedem das Vergnügen,
Auf ſeinem wilden Pegaſus
Sich in den Wolken zu verfliegen:
Er hat ſich, wie einſt Ikarus,
Die Schuld nur ſelber zuzuſchreiben,
Wenn, nicht auf ebner Bahn zu bleiben,
Tollkühner Hochmuth ihn verführt,
Und er das Gleichgewicht verliert.

J. F. Ratſchky.

II.

Exzerpte
aus
künftigen Schriften.

Das Erwachen des filosofischen Geistes in uns gleicht dem Erwachen in einem Sarge.

Ein großer Mensch ist, wer sich früh ein hohes Ziel gesetzt (über dem Dunstkreis), das er nie erreicht im athmenden Leben. Kleine stecken sich kleine Ziele, die sie öfter glücklich erreichen.

Kenntnisse sammeln, um damit witzig zu seyn oder zu glänzen, das hieße sich mit den Wissenschaften gurgeln, und kann für die Kehle heilsam seyn.

Hundert ernsthaftsehende Schweiger in Gesellschaften haben 99mal nichts zu verschweigen, als daß sie nichts haben — verschließen bloß ihre Leerheit, und bergen klug in den Falten auf der Stirn das Nichts dahinter.

Nur die eigne Glorie blendet mehr als die fremde. Unsre Diogeneslaternen, die keine Menschen finden, weil sie keine suchen, sind umgekehrte Blendla-

ternen, die den Träger nur ſich und den Kreis um ſeine Füße und nicht viel weiter ſehen laſſen.

Bei Satyren heißt es nicht mehr: Wen's juckt, der kratze ſich! ſondern, der kratze!

Daß man ſich willkührlicher Fehler weniger ſchämt als unwillkührlicher, weswegen (nach Jean Paul in den Briefen) man den Vorwurf der Bosheit leichter vergiebt als der Dummheit — iſt auch die Urſache, daß man die gewiſſenhafteſte Erfüllung vollkommner oder Zwangspflichten geringer ſchätzt als die unvollkommener, und die Unterlaſſung dieſer höher zurechnet als den Verſtoß gegen jene. Beides wegen der auch hierbei verführenden Idee der Freiheit, da es oft mehr koſtet, ſtreng zu gehorchen, als bloß, aber ganz ſeine Pflicht zu thun.

Der letzte Zweck und Grund, den die Moral für die Handlungen des Menſchen aufſtellt, iſt gemeiniglich ſein letzter.

Jeder Laſterhafte predigt eindringender als ein Heiliger die Tugend die ihm fehlt.

Mit Schaden werde der Menſch klug, nur nicht im ſchlechtern Sinn, mit Schaden ſeines beſſern Selbſt.

Ein Theil der Menſchen hält ſeine Schimären für Ideen — ein anderer alle Ideen für Schimären.

Unsre innere Messiade erscheint bloß — im Ernst und zum Spott — travestirt.

Die Meister, selbst unter den Gelehrten, hegen und verbreiten noch immer den lächerlichen Wahn, daß ihre Gegenfüßler auf dem Kopfe gingen, da diese ehrlichen Leute nur auf einer andern Seite der Kugel ihren Stand auf zwey Füßen haben, und übrigens so gut ihre Gegenfüßler, wie jene.

Der moralische Egoismus besteht nicht in der Nichtanerkennung des Nicht-Ich, sondern des andern Ich. Von Galateens ersten Worten: Ich, Nicht ich — Wieder ich! behielten unsre Pygmalions nur die ersten beiden.

Es ist der erste Grad der Kultur, andre darin unter sich zu sehn; sie an sich zu bemerken und an Andern den Mangel daran. Der zweite ist, diese Andern zu ertragen und zu behandeln.

Das Eisen muß man schmieden, wenn es warm ist, Menschen erst, wenn sie kalt sind.

Zwei Gegner können beide in ihrer Meinung Recht haben, wie von zwei Begegnenden jeder rechts vorübergeht.

Von jeher haben es die am schlimmsten gehabt, die es mit keiner von zwei Partheien halten wollten, und am besten, die es mit beiden hielten.

Ein guter Autor iſt ein guter Kritiker ſchon — geweſen bei ſeiner eignen Arbeit.

Unglücklich läßt den Menſchen wohl Filoſofie nicht werden, die ihn ſeine Empfindung oder Fantaſie, wodurch er allein glücklich oder unglücklich wird, beherrſchen lehrt; aber glücklich kann ihn bloße Freiheit der Ideen nicht machen, welche wohl die materia peccans unangenehmer Empfindungen, ſo wie angenehmer, abführen hilft, aber keine von beiden zuführen kann.

Die Filoſofie giebt uns einen Regen- und Sonnenſchirm in die Hand (beau und mauvais temps), unter dem wir kühl und trocken gehn. Aber wir müſſen ihn nicht bloß unterm Arm tragen, wie ein Buch, ſondern aufſchlagen mit eigner Hand, und vom Winde nicht entführen laſſen.

Im Schauſpiel und im Leben haben wir viel Sittenlehre, wenig Sittlichkeit.

Moral: Moralität — Humaniora: Humanität.

Der Geiſt griechiſcher Verſe und was ſie unüberſetzbar macht, liegt vornehmlich im Hauch der Worte. Jene Dichter hießen nicht bloß Sänger und konnten eher blind ſeyn als taub. — Aber das metriſche Schema oder der reine Takt der Pauſe iſt noch

keine Muſik, und wir haben Mehrere, die den Parnaſſus und Pegaſus eher ſkandiren als beſteigen könnten.

Der Anruf an die Muſen um Inſpirazion bei unſern Epikern iſt ganz natürlicherweiſe keine Folge von der Gegenwart jener.

Ein Dichter darf nicht bloß zur Erholung geleſen werden und ſchreiben. Erholung nennt man nicht, was ewig iſt. (Oder es wäre recreatio in einem weitern Sinn.)

Der Filoſof ſucht unſern Nadir zu ergründen, der Dichter unſer Zenith zu erhöhn. — Die Fantaſie ſpielt mit der Vernunft wie mit einem Kinde, und hält ihr ihre Bilder immer höher, daß ſie ſie nicht erlangen kann und umſonſt die kurzen Arme ausſtreckt. Erlangte ſie die ſchönen Bilder, ſie würde ſie doch nur beſchmieren und zerreißen.

Die Fantaſie in der Geſpenſterfurcht ꝛc. nimmt keine Vernunft an. Sie ſchwimmt (wie Oel auf Waſſer), wenn beide zuſammen ſind, immer oben auf.

Niemand macht ſich mit Geſpenſter- und Geiſtergeſchichten mehr zu fürchten, als der es am beſten weiß, daß ſie erdichtet ſind, der Dichter und Erfinder ſelbſt. Die Furcht hat unter allen Leidenſchaften den meiſten Zuſammenhang mit der Einbildung. Man fühlt ſie ſchon, wenn man ſie denkt. Man denke

aber hier an die Geiſterfurcht, die von der gemeinen Furcht ſpezifiſch unterſchieden iſt.

Das Verwirrende in der Vorſtellung der Ewigkeit liegt wohl nur im gewöhnlichen falſchen Begriffe von einer ewigen Zeit, der ihren Ring mit einer immerfortgehenden Uhr ausfüllt, ſtatt mit einer ſtillſtehenden.

Das lebhafte Träumen, das wir Leben und Wachen nennen, ſollte und wird in einem tieferen Geiſte, wie oft das andere Träumen, immer von dem dunkeln Bewußtſeyn, daß man nur träume, begleitet ſeyn, und das Erſchrecken über die vorkommenden Schrecknisse gemäßigter. Und wovor fürchten wir uns am Ende, als vor dem Erwachen?

Vergangenheit, ein Traum im Gedächtniß; Zukunft — in der bloßen Fantaſie; was Mehr Gegenwart, die ſich nur an jenen erzeugt und bezeugt?

(Die Fortſetzung folgt.) *)

Paulus Aemilius.

---

*) Wir bitten darum.

d. H.

III.

Teufels-Kontrakt.

Ein Schwank.

Zur Zeit, als Meister Satan noch in Person gern sein Wesen unter den Menschenkindern trieb, und Land und Leute mit seinem verruchten Seelenschacher brandschatzte, — stellte er's einmal mit einem ehrsamen Landpachter folgendergestalt an.

Der Pachter hatte es auf sich genommen, über einen geräumigen Teich, der den Herren der Stadt gehörte, einen tüchtigen Damm hinzuführen. Die Zeit, so man ihm dazu einräumte, war ziemlich kurz; dafür hatte er sich ein rundes und anstelliges Sümmchen ausbedungen. Seine Tagwerker und Handlanger arbeiteten lustig unter ihm, von Sonnenaufgang bis Niedergang, und die Dörfler achteten, der Meister habe sich baß dabey bedacht, und werde sein Werk eher vor als nach dem anberaumten Termin zu Stande bringen.

Wie es aber in allem Menschengemächt zu geschehen pflegt, so fanden sich auch hier bei der Ausführung weit mehr Schwierigkeiten, als sich der Unternehmer je eingebildet hatte. Da waren Stämme und

Steine wie Felsen hinwegzuräumen; Schlamm, Wurzeln und Unkraut auszurotten; der Boden fest und haltbar zu machen, und hundert Dinge zu thun und zu lassen, welche dem Pachter bei aller Vorausberechnung gar nicht in den Sinn gekommen waren.

Sein Handel also, der ihm Anfangs so ersprießlich vorgekommen war, fing ihn gar bald an zu reuen; und eines Abends, da er mit rückwärts verschränkten Armen sein Werk übersah, und die geringen Fortschritte bemerkte, so er in einer Woche gemacht, hub er sein Auge auf, und stieß aus Herzensgrunde den Wunsch aus: „Wenn mir doch der Teufel ein wenig helfen möchte! Wollte schon mit dem Kumpan fertig werden; und für Ihn wär's ja Spielwerk für Eine Nacht!“

Mit diesen Worten kehrte er dem fatalen Teiche den Rücken, und schlenderte dem Dorfe zu. Da tritt ihn eines Steinwurfs von der Stelle ein stattlicher Mann an, — hochgewachsen, breit von Schultern und Brust, mit Feuerverwerfendem Auge und einer Habichtsnase. Der schritt ihm in den Weg und sagte: „Hier bin ich! Was giebst du, wenn ich den Damm diese Nacht vollende?“

Grausen befiel den Pachter, und er trat todtenbleich drei Schritte zurück, ohne ein Wort zu erwiedern. Aber der Fremde fuhr fort:

es iſt eine Beobachtung, die man alle Tage zu machen Gelegenheit hat, daß edle Gemüther mit Leuten von dem Character unſers Sophiſten betrogen werden müſſen, ſie mögen es angehen, wie ſie wollen. Sie mögen die Denkens-Art dieſer Leute noch ſo gut kennen, noch ſo viele Proben davon haben, daß derjenige, deſſen Neigungen und Handlungen allein durch das Intereſſe ſeiner eigennützigen Leidenſchaften beſtimmt wird, keines rechtſchaffenen Betragens fähig iſt; es wird ihnen doch immer unmöglich bleiben, alle Krümmen und Falten ſeines Herzens ſo genau auszuforſchen, daß nicht in irgend einer derſelben noch eine geheime Schalkheit lauren ſollte, deren man ſich nicht verſehen hatte, wenn ſie endlich zum Vorſchein kömmt. Agathon und Danae, zum Exempel, kannten den Hippias gut genug, um überzeugt zu ſeyn, daß er ſich, ſobald ſein Intereſſe dem Vortheil ihrer Liebe entgegenſtünde, nicht einen Augenblick bedenken würde, die Pflichten der Freundſchaft ſeinem Eigennuzen aufzuopfern. Denn was ſind Pflichten für einen Hippias? Hingegen konnten ſie nicht begreiffen, was für einen Vortheil er darunter haben könnte, ihre Herzen zu trennen; und dieſes machte ſie ſicher. In der That hatte er keinen; auch hatte er eigentlich die Abſicht nicht ſie zu trennen. Aber er hatte ein Intereſſe, ihnen einen Streich zu ſpielen, welcher, dem Character des Agathon nach, nothwendig dieſe Würkung thun mußte. Und das war es, woran ſie nicht dachten.

„Ich bin der böſe Geiſt.
„Gieb mir was du nicht weißt —
„Was jedoch in deinem Hauſe iſt:
„So vollend' ich den Damm zu dieſer Friſt."

Meiſter Lips — ſo hieß der Pachter — war ein kluger und wachſamer Hausvater. Da ging in ſeiner Hütte nichts ein noch aus; da hing nichts, da lag nichts, da ſpukte und wandelte nichts; da war nichts auf den Böden, nichts in Küche, Kammer noch Keller, was er nicht wußte. Er bat ſich jedoch bis zum Dorfe hin Bedenkzeit, und erſuchte die Habichtsnaſe, ihm in gehöriger Entfernung zu folgen.

Nachdem Lips in Gedanken ſein ganzes Haus, vom Dachgiebel bis zur Kellerdule, durchgemuſtert, und ſchlechterdings gefunden hatte, daß ihm alles ganz wohl bekannt ſey, was nur irgend der Rede werth war, ſo dachte er bey ſich: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Sollt' es ein Schatz ſeyn — nun in Gottes Nahmen, ſo mag er ihn heben. Wenn ich nur den verdammten Damm vom Halſe kriege. Er wandte ſich alſo an ſeinen Begleiter, und ſchloß mit ihm folgenden Handel ab:

„Woſern du bis Morgen zum Hahnengeſchrey den Damm mir ſchmuck vollendeſt; ſo erhältſt du was ich nicht weiß —
„was aber doch in meinem' Hauſe iſt."

Der einſylbige Fremdling war's zufrieden; ſie ſchlugen die Hände in einander, und jeder ging ſeines Weges.

Mit einem bedenklichen Amtsgeſichte kam Lips zu ſeiner Liſe, und ließ ſich ſein Abendbrod aufſetzen. Sie war dergleichen Geſichter längſt ſchon an ihrem Manne gewohnt, kehrte ſich alſo wenig daran, tauchte mit ihren Kleinen brav in die Schüſſel, und murmelte blos: Was läuft dir denn wieder unter der Mütze herum? Gewiß der verwünſchte Damm! — Haſt recht, ſagte Lips, ſtand auf, und machte zur Kurzweil mit einer großen Laterne die Runde durch ſein ganzes Haus. Aber es fand ſich weit und breit nichts, was ſeinem Scharfblick noch vor dem Abſchluß entgangen war. Er hörte alſo geruhig den Abendſeegen an, und legte ſich mit der flinken Liſe zu Bette.

Um die zwölfte Stunde ward er durch einen fürchterlichen Lerm aufgeweckt. Es wetterte und krachte nicht anders durch einander, als ob der Teufel leibhaftig in der Nähe wäre. Und das war er auch wirklich. Der Pachter ſtand auf, und guckte zum Fenſter hinaus in den Tumult. Da däucht' es ihm; er ſehe mitten in dem Teiche (denn er lag nur ein paar Würfe von der Hütte ab) in Rieſengeſtalt den gewaltigen Arbeiter. Pfähle und Stämme, und

Felsenstücke flogen rechts und links; die Wellen traten erschrocken zurück; der unterste Erdgrund dröhnte, und beide Ufer, und der Thurm des Dorfes hallte von den mächtigen Schlägen wieder. Auch Lise erwachte ob dem Getöse, streckte die Hand aus nach ihrem Bettgenossen und rief ihn — da er fehlte, bänglich beym Nahmen. Lips tröstete sie sogleich mit der Versicherung: er habe bloß die Fenster wohl verwahrt, weil draußen ein heftiger Sturm losgebrochen sey, und schmiegte sich schaudernd an ihre Seite. Schaudernd — denn ihm war nicht wohl zu Muthe, als er Hans Satan so fürchterlich Wort halten sah.

Weil das Getöse noch immer fortwährte, so konnten beide Eheleutchen den Schlaf nicht sobald wieder gewinnen. Sie nicht — weil sie Grausen und Furcht anwandelte, und weil ihr schwahnte, daß dies alles nicht natürlich zugehe. Er nicht — weil ihm die zweite Klausel des Kontrakts wie Bley in allen Gliedern lag. Es entspann sich sonach ein Gespräch zwischen ihnen, das immer vertraulicher wurde, und wodurch sie sich wechselsweise ihre Angst vom Halse plaudern wollten. Lise's zarte Nasenspitze witterte bald genug aus, daß ihr Eheherr ein Geheimniß bey sich trage. Sie drang sofort mit allen Seegeln darauf ein; und da letzterer erwog, daß der Vertrag nichts vom Geheimhalten besage, so erzählte er ihr der Länge nach den ganzen Hergang.

Als er auf dem Punkt kam: „Gieb mir was du nicht weißt ꝛc.“ raste ſich Liſe vom Lager auf, unterbrach ihn, und ließ ſich den Artikel wohl zwei bis dreimal wiederholen. Da ſie aber den Handſchlag und das Ende des Handels vernahm, fuhr ſie wie ſinnlos aus dem Bette, rang die Hände, und überſchrie noch den heulenden Nachtſturm: „Ach, daß ſich Gott erbarme! Wer mit dem anbindet, darf für den Schaden nicht ſorgen! Auf Menſchenſeelen iſt er aus, wie der Geier auf Tauben! Wie konnteſt du auch ſo was thun ohne mich? — Wiſſ es, Unglücklicher! ich bin ſchwanger von dir. Künftige Woche an deinem Geburtstage wollt' ich dich damit überraſchen. Die Frucht meines Leibes iſt, was du nicht weißt, — und wornach den Teufel gelüſtet.“

Lips ſaß wie vom Donner gerührt, und konnte vor Entſetzen kein Wort vorbringen. Iſt denn — fuhr ſein Weib fort, in der ganzen Gotteswelt nichts, mich und mein Kind zu retten? —, Sie gingen mit einander zu Rathe. Jetzt wollten ſie beide hinausgehn, am Ufer des Sees niederfallen, und den Verſucher bei allen Sternen beſchwören, von ſeiner Arbeit abzulaſſen. Jetzt wollten ſie ihn durch fromme Stoßſeufzer hinwegbeten. Aber dem Pachter fielen Beiſpiele über Beiſpiele ein, daß über dieſen ſchlimmen Gaſt weder Bitten noch Gebet das Geringſte vermögen, ſobald er einmal in Aktivität geſetzt ſey. Mit Liſt hat er mich

in ſein Netz bekommen, und mit Liſt allein können wir ihn los werden. Heraus alſo mit einem Stückchen, wenn anders das Sprüchlein richtig iſt: „Von Pfaffentrug und Weiberliſt —“

Liſe nahm ſich das Wort zu Herzen, ſann und ſann, — und gerieth plötzlich auf einen Einfall. „Bis zum Hahnenſchrey — ſagteſt du, muß der Damm vollendet ſeyn?“ Was denn? — „Gut, laß doch einmal ſehen, ob mirs gelingt, dem Teufel eine Naſe zu drehen?“ Alsbald warf ſie ihr Hauskleid über, zündete die große Laterne an, und flog aus der Stube. Er bat, er beſchwor ſie, ihm ihr Mittel zu entdecken, und ihres theuern Lebens zu ſchonen. Sie rief blos zurück: für mein Leben ſey unbeſorgt! Ueber ein kleines bin ich wieder hier. Du bleibſt inzwiſchen im Hauſe, und trägſt Sorge, daß der Vertrag nach dem Buchſtaben erfüllt werde.

Damit begab ſie ſich in die Mitte des Dorfes, und fing mit vielem Geſchick an, wie ein Haushahn zu krähen. Sie hatte ſich von Jugend an in dieſer Kunſt geübt, und öfters die Kinder der Gegend damit ergötzt. Auch jetzt gelang ihr das Stückchen ſo gut, daß ſie kaum ein paarmal gekräht hatte, als richtig ein Rothkamm der Nachbarſchaft ſein Haupt erhob, und ihr mit ſchmetternder Kehle antwortete. Weil dieſer ſein Kikeriki gleichfalls fortſetzte, ſo brachte er

flugs seinen Nachbar in Bewegung: und in Zeit einer Viertelstunde wurde das Konzert so vollstimmig, daß die Hähne des gesammten Dorfes in Allarm geriethen, und nicht anders durch einander krähten, als schwebte ein Zug Raubvögel über ihnen.

Das war, was die schlaue Luise beabsichtete. Als nun die Trompetenstöße sattsam überhand genommen hatten, eilte sie zu ihrem Mann zurück, und machte ihn auf den Hahnenartikel aufmerksam. — Lips stand in ängstlicher Bekümmerniß auf der Lauer, und hatte vor dem Gepolter und Geprassel auf dem Deiche von der Dorfmusik bisher keine Note vernommen. Man kann denken, wie er das Ohr spitzte, als ihm sein Weib ihr Impromtü begreiflich machte. Um der Sache gewiß zu werden, ging er hinaus — und siehe! das Hahnengeschmetter ließ sich allüberall in seinem und den benachbarten Häusern hören.

Er ging sofort mit großen Schritten auf dem Teich zu, schrie seinen Contrahenten an, und gab ihm dadurch zu verstehen, eine kleine Pause zu machen. Ungern sah sich dieser in der Arbeit gestört, und fragte sauertöpfisch: Was willst du?

Lips. Hörst du nicht den Hahnenschrey durchs ganze Dorf? und noch bist du nicht fertig? Da du dein Wort so schlecht erfüllst, so muthe mir nicht zu,

das meinige zu halten. Unſer Vertrag iſt zerriſſen: fort mit dir, unſauberer Geiſt!

Als der Teufel das Hahnengeſchrey und die Worte des Pachters vernahm, da ſprühten ſeine Augen Glut, und wüthender Ingrimm entſtellte ſeine Gebehrde. Er hatte den Damm bis auf wenige Ellen zum andern Ufer hinübergeführt: jetzt aber, da er ſich überliſtet fand, und dem ſchlauen Fuchs nichts erwiedern konnte, riß er ein graues Felſenſtück ſammt ſeinen Bäumen vom Ufer herab, bohrte es in den Grund, und ſtürzte ſich ſelbſt mit hinab. — Hinter ihm ging ein ſtinkender Nebel über den ganzen See auf. Der Pachter aber vollendete in wenigen Tagen den Damm, erhielt dafür blanke Bezahlung von den Herren der Stadt, und nannte das Loch, wo Satan verſchwunden war, das Teufels-Loch; und ſo nennt man's bis dieſen Tag.

Lovis.

IV.

Racemazionen zur Gartenkunſt der Griechen und Römer.

(Fortſetzung von S. 156.)

2.

Grotte der Kalypſo.

Wenn der Britte auf jene bei ihm einheimiſche Veredlung der Gartenkunſt oder Landſchaftsgärtnerey, wie er ſie lieber genannt wiſſen will, im Stolze ſeines Herzens zu ſprechen kommt: ſo vergißt er faſt nie, den profetiſchen Blick ſeines großen Milton gebührend anzuſtaunen, der um mehr als ein halbes Jahrhundert den Schöpfern der neuen Gartenkunſt, Kent und Brown, vorauseilend *), das Paradies der erſten Eltern mit aller reizenden Regelloſ-

*) Man leſe z. B. was Horace Walpole darüber ſagt: On modern Gardening in den Works T. II. p. 527 ff. He ſeems with the prophetic eye of taſte to have conceived, to have foreſeen modern gardening u. ſ. w. oder die Ueberſetzung von Nivernois in den Oeuvres de Nivernois (Berl. 1797.) T. IV. p. 88.

ſigkeit der unerſchöpflichen Natur und mit jenen Blumen ausgeſchmückt hatte,

— werth des Paradieſes, nicht
Mit kleinlichem Geſchmack und froſt'ger Kunſt
In Beet' und ſeltne Schnörkel hingepflanzt;
Nein, von der Hand der gütigen Natur
Verſchwendriſch ausgeſtreut *). —

Schaute hier nicht, rufen ſie mit Entzücken, der große über ſein kleines Zeitalter weit erhabene Sänger mit begeiſtertem Seherblick einer ſchönen Gartenkunſt entgegen?

Nicht weit davon lockt kühle Grotten-Nacht
Zur ſanften Ruh; der Weinſtock überſtrickt
Der Lauben Grün, und hängt ſein Prachtgewächs,
Die Purpurtrauben, dran. Dicht neben rauſcht
Der Waſſerfall vom Felſenüberhang
Herab, und fließt in kleinen Bächen ſich
Zertheilend fort; bis die zuletzt ein See
Vereiniget, der den mit Myrtenwald
Umkränzten Ufern die kryſtallene Flut
Zum Spiegel beut. Wetteifernd ſingt das Chor
Der Vögel hier, und Frühlingslüftchen wehn.

*) Paradiſe Loſt. IV, 241 ff. nach Bürde's Ueberſetzung

Sollte man nicht glauben, fährt der Bewunderer in ſeiner Ekſtaſe fort, Milton habe hier ſchon die Parks von Hagley oder Stourhead in einer Viſion vor ſich gehabt?

Die Bemerkung iſt nicht neu, daß jeder groſſe Dichter eben darum ſeinem Zeitalter vorauseilt, weil er eigentlich keinem Zeitalter allein zugehört. Gewiß konnte Miltons Geiſt, durch die ſchönſten Dichterblüthen aller Zeiten genährt, und nun mit kühnem Adlerfittig ſich gegen Oſten aufſchwingend, ſich nicht in die krauſen Buchsbaumhecken und abgezirkelten Gartenlauben ſeines Zeitalters verſtecken und einzwängen laſſen. Er dachte ſich einen orientaliſchen Naturgarten, und hatte geleſen, was die Alten von den Paradieſen des glücklichen Aſiens erzählten *). Auch wird es in

*) Und warum ſollte Milton nicht auch die frühere, auch über die Gartenkunſt ſehr beherzigenswerthe Meditazion ſeines Landsmannes, des groſſen Francis Bacon Eſſays 46, p. 144 f. (Lond. 1755.) ſchon geleſen haben? Mit eben dem Rechte könnte man auch ſagen: Pope, der in ſeinem vierten kritiſchen Brief die ſchnurgerechte Gartenkunſt ſeiner Zeitgenoſſen ſo lächerlich machte,

Each alley has a brother
And half the garden juſt reflects the other,

hat die Standarte zur Verbeſſerung oder Vereinfachung der Gartenkunſt aufgeſteckt, zumal da er auch die Anlagen in ſeiner kleinen Villa zu Twickenham in

Wir haben im vierten Buche dieſer Geſchichte die Abſichten entdeckt, welche den Sophiſten bewogen hatten, unſern Helden mit der ſchönen Danae bekannt zu machen. Der Entwurf war wol ausgeſonnen, und hätte, nach den Vorausſetzungen, die dabey zum Grunde lagen, ohnmöglich mißlingen können, wenn man auf irgend eine Vorausſetzung Rechnung machen dürfte, ſo bald ſich die Liebe ins Spiel miſcht. Dieſes mal war es ihm gegangen, wie es gemeiniglich den Projectmachern geht; er hatte an alles gedacht, nur nicht an den einzigen Fall, der ihm ſeine Abſichten vereitelte. Wie hätte er auch glauben können, daß eine Danae fähig ſeyn ſollte, ihr Herz an einen platoniſchen Liebhaber zu verlieren? Ein gleichgültiger Philoſoph würde darüber betroffen geweſen ſeyn, ohne böſe zu werden; aber es giebt ſehr wenig gleichgültige Philoſophen. Hippias fand ſich in ſeinen Erwartungen betrogen; ſeine Erwartungen gründeten ſich auf Schlüſſe; ſeine Schlüſſe auf ſeine Grundſätze, und auf dieſe das ganze Syſtem ſeiner Ideen, welches (wie man weiß) bey einem Philoſophen wenigſtens die Hälfte ſeines geliebten Selbſts ausmacht. Wie hätte er nicht böſe werden ſollen? Seine Eitelkeit fühlte ſich beleidiget. Agathon und Danae hatten die Gelegenheit dazu gegeben. Er wußte zwar wol, daß ſie keine Abſicht ihn zu beleidigen dabey gehabt haben konnten; allein darum bekümmert ſich kein Hippias. Genug, daß ſein Unwille gegründet war; daß er einen Gegenſtand haben mußte; und daß ihm nicht zu zu-

der That ſchwer zu begreifen, wie er die unſinnigen Schnörkelwerke und Puppenſpiele der damaligen engliſchen Gärten in dem Aufenthalt des erſten Menſchenpaars anbringen konnte; er müßte denn den Engel ſelbſt mit großen Baumſcheeren auf die Gartenleitern geſtellt und dem Gabriel die Meßſchnur in die Hände gegeben haben.

Mit weit größerm Recht hätte der Grieche das, was der Britte an einem Milton rühmt, von den Geſängen ſeines Homers verkündigen können. Das wahre Muſter eines ſchönen Naturparks, mit allen Reizen des Schattens und der Kühlung geſchmückt, die in jenem Klima die unerläßlichſte Bedingung deſſelben ſeyn müſſen, läßt uns der ioniſche Sänger an der Grotte der Kalypſo erblicken (Odyſſ. V, 63-73.), und wir werden ſehn, daß der empfängliche Grieche ein ſo reizendes Vorbild ſich nicht umſonſt aufgeſtellt ſeyn ließ. Hier iſt die Stelle:

Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umſchattung,
Erle zugleich und Pappel und balſamreiche Cypreſſe.
Dort auch bauten ſich Neſter die breitgefiederten Vögel;

eben dieſem liberalen Geiſt gemacht hatte. Aber hatte nicht früher ſchon Addiſon, den berühmten Verf. üb. die Gartenkunſt im Zuſchauer geſchrieben?

Habichte rings und Eulen und rings breitzün-
giger Krähen.
Waſſergeſchlecht, das kundig der Meergeſchäfte
ſich nähret.
Hier war ausgebreitet am Felſengewölb auch ein
Weinſtock,
Rankend mit dichtem Laub und voll von ſchwel-
lenden Trauben.
Auch vier Quellen ergoſſen gereiht ihr blinkendes
Waſſer
Nachbarlich gegen einander und ſchlängelten hie-
hin und dorthin,
Welchen graſige Wieſen umher mit Violen und
Eppig
Gräneten. Traun, wohl ſelbſt ein Unſterblicher,
welcher dahin kam,
Weilte bewundrungsvoll und freute ſich herzlich
des Anblicks.

Iſt gleich kühlender Schatten und erfriſchende Bewäſſerung der Hauptcharakter unſers Lusthains, der die Felſenwohnung der Nymfe Kalypſo umſchließt, ſo wird man doch kaum irgend eine belebende oder verſchönernde Zierde vermiſſen, die dieſer einladenden Schattenpartie einen höhern Reiz verleihen könnte. Mit kluger Auswahl ſind die Bäume vereinigt, die in dieſem reichlich bewäſſerten Platze die geſundeſten und zierlichſten Stämme, die gefälligſte Gruppirung

und die angenehmſte Miſchung des verſchiedenen Grüns, worauf noch jetzt unſere Gartenkünſtler einen ſo großen Werth legen, bewirken konnten. Die einfaſſende Erle *) mit der dunkler belaubten Pappel **)

*) Die griechiſche Benennung der Erle κλήθρα iſt eigentlich nur die weibliche Form des Beywortes κλήθρος, ſchließend, von κλήω, der ioniſchen Form ſtatt κλείω. Lächerlich iſt aber die Erklärung der Etymologen, die auch Stapel zum Theofraſt mit ernſthafter Miene anzuführen ſo wenig Bedenken trägt S. 220 b. der Baum habe entweder darum den Namen von Verſchließen, weil ſein ſchwammigtes Holz gar nicht verſchloſſen ſey, oder weil er in Schiffe verbaut allerley umſchließe!! Wie nahe lag doch auch hier die wahre Erklärung durch die Worte des Plinius XVI, 67, ſ. 67. Alni ſepibus muniunt contraque erumpentium amnium impetus riparum muro in tutela ruris excubant.

**) Das hier ſtehende αἴγειρος bezeichnet nehmlich die zweite Hauptgattung der Pappel, insgemein die Schwarzpappel genannt. Beckmann zu Ariſtoteles Mirab. c. 70. p. 142, findet auch alle Kennzeichen, die Plinius und andere alte Naturbeſchreiber von der Weiß- und Schwarzpappel geben, bey den von uns ſo benannten zutreffend. Man muß dabey nur nicht allein an unſere gewöhnlichen Schwarzpappeln, ſondern vielmehr an die über Frankreich aus der Lombardey zu uns gekommenen italieniſchen Pappeln denken. In ihr finden wir noch den ſchlanken Wuchs, der ſchon dem Homer das liebſte Bild zur Beſchreibung einer edeln Heldenfigur war. Spätet verglich man am liebſten ſchlanke Mädchen mit dieſen

bildeten wahrſcheinlich den Vorgrund und vertraten in dieſer Naturwildniß die Stelle der Lorbeerbäume und Platanen, womit der erſinderiſche Gartengeſchmack ſpäterer Zeiten die Schattengänge vor den Luſtgehölzen ausſchmückte. Homer wählte die Pappel vielleicht noch aus mehrern Gründen. Sie war der einheimiſche Lieblingsbaum der fernen Weſtwelt *), in wel-

Pappeln, wie das in Etym. M. ſ. v. erhaltene Fragment eines alten Tragikers καὶ αἰγείρων ἔφυσαν ἐυγενέστραι und die drollichte Anekdote von dem Dichterling, der ein kleines Weibchen mit einer ſolchen Pappel verglichen hatte, beim Lucian pro Imag. c. 4. T. II. p. 486. hinlänglich beweiſt. Dieſe Pappel kommt auch in der regen Beweglichkeit des Laubes der kleinern und unanſehnlichern Zitterespe, populus tremula, am nächſten, die Homer, der nur die αἴγειρον kennet, zugleich mit unter dieſe Benennung verſtanden zu haben ſcheint. Denn wahrſcheinlich kommt ſelbſt die Benennung von ἀΐσσειν her, und mahlt die lebendige Bewegung des Baumes, der auch in einigen Provinzen Teutſchlands der Zitterbaum heißt. Jedermann weiß, wie die italieniſche Pappel noch jetzt unſere Landſchaften und Gartenanlagen verſchönert; und ſo verband man auch im Alterthum immer einen romantiſchen Begriff damit. „Ach,“ ruft die liebekranke Fädra beim Euripides Hippol. Cor. 208. „möcht ich doch vom reinen Thau des Quells meinen Trank ſchöpfen, und unter den Pappeln (ὑπὸ τ' αἰγείροις) auf dem weichen Wieſenteppich ruhend ſchlummern!“

*) Daher pflanzt ſie auch Homer Odyſſ. X, 510. nebſt den Erlen in den cimmeriſchen Hain, an der fernſten

chen die Homeriſche Weltkunde uns die Inſel der Kalypſo zu verſetzen gebieter, und ihr ſtets reges, jedes Lüftchen erzitterndes Blatt gab ihm in einer andern Stelle das Bild der lebendigſten Bewegung. Denn wo er die behende Beweglamkeit der ſpinnenden und webenden Sklavinnen im Hauſe des Alkinous ſchildert, vergleicht er jenes lebendige Gewimmel mit den zitternden Pappelblättern:

Jene wirkten Geweb' und drehten ämſig die Spindel
Sitzend umher, wie die Blätter der luftigen Silberpappel *).

Odyſſ. VII, 105. 6.

Weſtküſte. Daher die fabelhafte, viel gedeutete Sage von den in Pappeln verwandelten Heliaden und ihren Thränen, dem Bernſtein (S. unter den Neueſten Beckmann zu Ariſtoteles Mirab. c. 82. p. 265. und Voß zu Virgils Landgedichte Th. I. S. 519.); aus welcher wenigſtens ſo viel hervorgeht, daß man die Pappeln für eben ſo einheimiſch und häufig in Weſten hielt, als wir etwa die Birke überall in Norden anzutreffen wiſſen.

*) Voß wollte gewiß Zitterpappel ſetzen, da ja die Silberpappel von ganz anderer Art iſt. Das Gleichniß hat ſchon den Alten viel zu ſchaffen gemacht. Bekanntlich nannten jene eine Art der Pappel λεύκη (Theofraſt Hiſt. Plant. III, 14. p. 214.) wahrſcheinlich von der Aehnlichkeit mit der ſchnellen

In jenem Waldamfitheater, welches Ovid in ſeinen Verwandlungen um Orfeus Zaubertöne ſich freywillig erheben läßt (X, 86 ff) und wovon zu einer andern Zeit die Rede ſeyn wird *), fehlt als eine vor-

Bewegung des Kammes beim Weben, die eigentlich κτενὶς hieß, S. Schneider im Index ad Scriptt. Rei Rusticae p. 570. und alſo ganz eigentlich die Zitterpappel. Nun hieß aber auch ein Theil des Theaters, die oberſten und ſchlechteſten Sitze für die Zuſchauer, κτενὶς. S Caſaubonus zu Theoſraſt V, p. 71. und die im Grunde wenig erhebliche Bemerkungen des Saumaiſe dagegen zum Solin p. 633. Daraus läßt ſich nun die Meinung der alten Scholien zu dieſer Stelle der Odyſſee erklären, die ſchon Euſtathius nicht zu deuten wußte: ἐπὶ μὲν ὅτι ἡλιστρεφοῦς τάξιν ἐπέσχον παρθένοι ξεστρεπτὰς. Man ſieht, daß einige glaubten, Homer habe mit dieſem Gleichniß das amphitheatraliſche Sitzen der Mägde ausdrücken wollen. Auf dieſe Meinung konnten ſie nur dadurch kommen, daß κτενὶς ſowohl einen Theil der Theaterſitze als eine Art von Parrein bedeutete. Man leſe nur ſtatt des ſinnloſen ἡλιστρεφοῦς das hier alleinpaſſende ἡμικυκλίου (Pollux IV, 127.), und alles wird deutlich.

*) Die Römer hatten dergleichen Waldtheater in den Parks an ihren Meyerhöfen, wo ein als Orfeus gekleideter Sklave das Wild aus dem Walde zuſammenblies. S. Varro de R. R. III, 13. Ovid hatte daher höchſtwahrſcheinlich da, wo er die um den Orfeus verſammelten Bäume ſchildert, etwas der Art vor Augen, ob er ſich gleich auch hier von ſeiner üppigen Jan-

zügliche Zierde des Ganzen auch die pyramidenförmige, schöne Cypreſſe nicht.

Hoch in Kegelgeſtalt erhebt ſich der ſchlanke Cupreſſus,
Jetzo ein Baum, als Knabe vordem ein Geliebter des Gottes,
Der mit der Saite die Laut', und Geſchoß mit der Saite beſpannet.

Voß Th. II, S. 171.

Nichts kann lieblicher und zierlicher gedacht werden, als dieſes ſchlanke Gewächs der wärmern Klimate, das vom frühern Vaterlande Kreta aus zugleich mit dem urſprünglichen Dienſt der jungfräulichen Artemis über andere Küſtenländer des mittelländiſchen Meeres, und von dem Tarentiniſchen Meerbuſen auch über Italien ſich verbreitete. Wenn Theokrit oder Virgil einen ſchönen Waldſitz oder eine Allee ſchlanker Bäume ſchildern wollen, ſo laſſen ſie nie die Cypreſſe fehlen; und ſo erſcheint ſie auch hier als die Grazie unter den Bäumen *), um die romantiſche

taſie zu weit fortreißen läßt. Die Stelle in den Metamorfoſen iſt daher wirklich auch für die Kunſtgärtnerey merkwürdig. Doch davon mehr bey der Gartenkunſt der Römer.

*) Kreta wird allgemein für den älteſten Wohnort der Cypreſſe angenommen. Dort ſproßt ſie freiwillig

Felſengrotte der Kalypſo mit den weiter ausaſtenden hellgrünen Erlen und Pappeln theils durch ihre ma-

ſagt Theofraſt Hiſt. Plant. III, 2. p. 118. und aus ihm Plinius XVI, 33. Was Wunder, daß die Cypreſſe der eigentlichen kretenſiſchen Diana (der Britomartis, dem ſüßen Mädchen) vor andern geweiht blieb? woraus ſich der lucus Dianae beim Virgil Aeneis III, 68. weit richtiger erklärt, als durch die Diana Hekate. Man ging noch weiter: man verglich die jungen ſchlanken Cypreſſen mit den Grazien, und nannte auch die Cypreſſen χάριτες, διὰ τὴν τέρψιν ſagt Caſſianus in den Geoponicis XI, 4. p. 796. dem wir dieſe Nachricht zu danken haben. Da die fabelnden Griechen von jedem ſchönen Baum eine Metamorfoſe zu erzählen wußten, ſo war dieß auch der Fall mit den kretenſiſchen Cypreſſen. Sie wären Töchter eines gewiſſen Eteokles geweſen, hätten es aber den Göttern im Tanz zuvorthun wollen. Erſt ſpäter, als die Cypreſſe ein Leichen- und Trauerbaum zu werden anfing, erdachte man die klägliche Metamorfoſe, die uns Ovid erzählt. Uebrigens iſt das Wort κυπάρισσος gewiß orientaliſchen Urſprungs, wie ſchon die unglücklichen Verſuche der griechiſchen Etymologen hinlänglich beweiſen. Noch haben wir von unſern Bäumen kein Buch, wie Zimmermann über die Zoologie ſchrieb, keine geografiſche Wanderungsgeſchichte und keine botaniſche Karte. Wer ſich aber die Mühe nehmen will, in Bocharts jetzt mehr gelobter als geleſener Geographia ſacra P. I. libr. I. c. 4. nachzuleſen, wird nicht länger zweifeln können, daß das Vaterland der Cypreſſe zwiſchen dem Euſrat und Tigris zu ſuchen, und ihr Nahme und Saame von da durch die Fönizier nach Kreta und in die Küſtenländer des mittelländiſchen Meers erſt ſpäter gekommen ſey.

lerisch aufsteigenden Wipfel, theils durch die ernstere Düsternheit ihrer Blätter schön zusammengruppirt. In ihrem dunkeln Schatten duftet sie in der heissesten Tageszeit einen lieblichen und gesunden Harzgeruch aus, der ihr in unserer Stelle das einladende Beywort: Wohlgeruchduftend, erwarb. Die arme Cypresse hat diese Ehre freilich in der Folge sehr theuer bezahlen müssen. Denn da man beim Verbrennen der Leichen im Alterthum vor allen Dingen darauf denken muste, dem widrigen Brandgeruch durch allerley Räucherwerk zu begegnen: so wählte man vorzüglich das Cypressenholz theils zur Aufschichtung des Holzstoßes selbst, theils zur Ausschmückung der Brandstätte; und so gerieth einer der anmuthigsten Bäume ins freudenleere Schattenreich *), und wurde vor den Thüren der Begüterten das Mahlzeichen einer Leiche, von welcher schon Horaz (II, 14.) sang,

Aus diesem Lusthain, den du so zärtlich
pflegst,
Wird ihrem Herrn vor allen Bäumen
Nur die verhaßte Cypresse folgen.

*) Plinius XVI. 33. f. 16. sagt dem armen Baum viel Böses nach, und meint, er sey dem Pluto geweiht, weil er so finster aussehe und so stark rieche, odore violento. Vergl. Festus s. v. cupressus. Schon Varro hätte ihn eines bessern belehren können. Denn dieser sagt ausdrücklich, man habe die Cypresse bey Scheiterhaufen gewählt, um den Brand- und Leichengeruch (nidor) zu tilgen.

bis endlich die Gryfiuſſe und und Lohenſteine unſerer Literatur ſogar ihre bezahlten Thränodieen unter dem Nahmen von Cypreſſenhainen in die Welt ſchickten.

Und dieſe Bäume ermangelt der Dichter nun nicht mit angemeſſenen Bewohnern zu bevölkern. Freilich ſind die Vögel, die hier niſten, nicht eben im Geſchmack der liebelnden Idyllendichter, und würden ſich auch ſchon im Vogelhauſe des Varro ſchlecht ausgenommen haben. Aber das hindert uns nicht, die romantiſche Einſamkeit dieſer von allen Berührungen der Menſchen ferngelegenen Inſel gerade durch dieſe Bauminſaſſen am treffendſten geſchildert und alſo auch die thieriſche Belebung dieſes Naturgartens ganz zweckmäßig zu finden. Es ſind zum Theil breitgefiederte Vögel, weil ſie große Meeresflächen zu überfliegen hatten, ehe ſie ſich hier anſiedeln konnten, und ſie erinnern uns an die Falken und Habichte, welche neuere Reiſende in ſeltener Menge an den Azoriſchen und Capo-Verdiſchen Inſeln antrafen. Ueberhaupt iſt der Habicht nicht bloß im Hieroglyfendienſt der Aegypter als Symbol der Sonne, ſondern im ganzen Alterthum als der heilige Götterbote *)

*) Daher ſelbſt ſein Nahme ἱέραξ, ἵρηξ, ſacer ales Virgil Aen. II, 721. Mehr bey Bochart Hieroz. P. II. libr. II, 19. c. 267.

muthen war, ſich über ſich ſelbſt zu erzürnen. Leute von ſeiner Art würden eher die halbe Welt untergehen ſehen, eh ſie ſich nur geſtehen würden, daß ſie gefehlt hätten. Es war alſo natürlich, daß er darauf bedacht war, ſich durch das Vergnügen der Rache für den Abgang desjenigen zu entſchädigen, welches er ſich von der vermeynten und verhofften Bekehrung unſers Helden verſprochen hatte.

Agathon liebte die ſchöne Danae, weil ſie, ſelbſt nachdem der äuſſerſte Grad der Bezauberung aufgehört hatte, in ſeinen Augen noch immer das vollkommenſte Geſchöpfe war, das er kannte. Was für ein Geiſt! Was für ein Herz! Was für ſeltene Talente! Welche Anmuth in ihrem Umgang! Was für eine Manchfaltigkeit von Vorzügen und Reitzungen! Wie hochachtungswerth mußte ſie das alles ihm machen! Wie vortheilhaft war ihr die Erinnerung an jeden Augenblick, von dem erſten an, da er ſie geſehen, bis zu demjenigen, da ſie von ſympathetiſcher Liebe überwältiget die ſeinige glücklich gemacht hatte! Kurz alles was er von ihr wußte, war zu ihrem Vortheil, und von allem was ſeine Hochſchätzung hätte ſchwächen können, wußte er nichts.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſie ſo unvorſichtig nicht geweſen ſeyn werde, ſich ſelbſt zu verrathen. Es iſt wahr, ſie hatte ſich nicht entbrechen können, die vertraute Erzählung, welche er ihr von ſeinem Lebens-

Lauf

angeſehn, und alſo auch darum hierher als ein Lieb-ling der Nymfe verſetzt worden. Auffallend muß es aber dem unvorbereiteten Leſer dieſer Stelle allerdings ſeyn, unter den befiederten Bewohnern dieſes Luſt-Hains auch Eulen zu finden, die wir wohl eher an den Thoren unſrer Meierhöfe anzunageln als in unſern Gehölzen als Lieblingsvögel zu unterhalten pflegen. Schon die Alten befanden ſich offenbar mit dieſen Gäſten in Kalypſo's Hain in einiger Verlegenheit, und wenn Voß dies in ſeiner Schreibart und Bezeichnung noch immer ſehr zweideutige Wort durch Eule überſetzt, ſo hat er zwar die gewöhnlichſte Erklärung, aber keineswegs alle Meinungen der Ausleger für ſich. Meiner Ueberzeugung nach gehören die Skopes, von welchen hier im Original die Rede iſt, mehr zu dem Regenpfeifer- oder Meven-Geſchlechte *). So viel iſt

*) Euſtathius p. 1523, 57. ſagt, die Römer nennten ſie κεντρόπας. Wir dürfen uns nicht ſchämen, unſre Unwiſſenheit über dieſen dunkeln Punkt der älteſten Ornithologie zu geſtehn, da ſchon Plinius zu ſeiner Zeit, wo dem Polyhiſtor ſo viele Hülfsmittel mehr zu Gebot ſtanden, ganz ehrlich geſteht: Nominantur ab Homero ſcopes avium genus: neque harum ſatyricos motus, cum inſidentur, plerisque memoratos facile conceperim mente; neque ipſae iam aves noſcuntur. X, 49. ſ. 70. So viel iſt aus den Kollektaneen beim Athenäus, IX, 9. p. 391. und Aelian H. A. XV, 23. p. 859. Gron. gewiß, daß man den Vogel dieſes Nahmens für einen

gewiß, daß man ſie als poſſirliche Vögel, die alles nachäffen, beſonders aber fremde Sprachen nachzuah-

ſehr poſſirlichen Kauz hielt, der alles nachäffe und gleichſam verſpotte, daß man daher eine eigne Art von Spottanz hatte, der auch σκώψ hieß (S. Pollux IV. 103. und Meurſ. de Orcheſtra l. v. nur muß er nicht mit σκωπὸς oder σκοπιός, wo man die Hand übers Auge hielt, verwechſelt werden) und daß daher ſelbſt das bekannte Wort σκώπτειν mit ſeiner zahlreichen Familie abzuleiten ſey. Vergl. Hemſterhuys in Lennepii Etymolog. p. 903. Freilich hat ſchon Ariſtoteles (S. Camus Notes ſur l'hiſtoire d'Ariſtote p. 288.) mit dem Namen σκώψ offenbar das kleinere Käuzlein oder die Baumeule mit Ohren bezeichnet, die Linné ſtrix ſcops, Buffon le petit duc nennt. Man beſchreibt dieſe auch allerdings als ein ganz artiges Thierchen, und Vaillant Hiſtoire des oiſeaux de l'Afrique T. II. p. 278. (Ausgabe in 12.) nennt ſie einen charmant petit oiſeau de nuit. Allein nirgends fand ich bei neuern Naturforſchern (S. Buffon, neueſte Pariſer Ausgabe in 12. T. XI. p. 239. Latham allgem. Ueberſicht der Vögel, von Bechſtein. Band I. Th. I. S. 121.) die geringſte Spur von ſeiner nachahmenden Stimme, die auch beim Theokrit I, 156. zum Sprichwort dient, und die wahrſcheinlich ſchon die alten Kritiker bey den Griechen zu der Meinung brachte, man müſſe zwey ganz verſchiedene Vögel annehmen, wovon die bekannte Eulenart νύκτες, die homeriſchen Spottvögel aber σκῶπες hießen. Bekanntlich findet man noch Eſeſiſche jettons mit einem Hirſch, der ſich umſieht und mit der Ueberſchrift: σκωπτ. Dieß hat ihn auch zu einem numismatiſchen Vogel gemacht, über wel-

men wiſſen, beſchreibt. Wie man nun in den ſpätern Parken oder Paradieſen der Griechen Sittiche oder Papageyen hängen hatte *), und überhaupt die nachplaudernden, Stimmenäffenden Vögel ſchon im Alterthum zu allerlei Kurzweil häufig brauchte **): ſo möchten wohl auch hier dieſe Spottvögel ganz angenehme Geſellſchafter geweſen ſeyn. Auch in den neuern romantiſchen Epopöen hören ſich die Ritter oft von geſchwätzigen Sittichen und Elſtern rufen, und ein Park auf einer fernen Inſel des Ozeans mit indiani-

chen der gelehrte Britte Edmund Chishull eine eigne Abhandlung ſchrieb, die zu Anfang des zweyten Theils des Hanmiſchen Theſaurus abgedruckt iſt. Allein über dieſe Apothekermarke hat ſchon Eckhel Doctrin. Num. T. VIII. p. 317. abgeſprochen. Chishull vergleicht den ſcops mit der Gattung von Regenpfeifern in England, die man dort Dotterells nennt (charadrius morinellus, Guignard Buffon T. XIX. p. 270.) und den man auch bei uns den Poſſenreiſſer, den Morinell-Kiebitz nennt. Funks Naturgeſchichte Th. I. S. 291. Es iſt aber den Ornithologen wohl bekannt, daß es außer dem amerikaniſchen noch fünf andere Spötter unter den Vögeln giebt. Vielleicht iſt der falco cachinnans oder larus ridibundus, die Lach-Meve, am nächſten mit unſerm Scops verwandt.

*) Achilles Tatius I. p. 56. Salm. Hievon mehr im Abſchnitt von den Paradieſen der Griechen.

**) Statius Sylv. II. 4. mit Döring's Anmerkungen in den Eclogis vit. poet. Latin. p. 231 ff.

ſchen Mock - birds *) bevölkert, würde auf Europäiſche Ankömmlinge wenigſtens keine ſchlechtere Wirkung thun, als er ſie täglich auf die Kreolen in den Savanen von Jamaika und den beiden Karolinen macht.

Wenn W. Tiſchbein in ſeinem Homer in Bildern auf einem beſondern Blatte den üppigen Pflanzenwuchs jener begünſtigten Klimaten darſtellen will, unter deren Einfluß Homer ſeine unſterblichen Lieder ſang, ſo hat er zwiſchen den frölichſten Baumgruppen auch einige Ulmen geſtellt, die mit dem Weinſtock vermählt die Pfeiler eines Bogens bilden, in welchem ein dichtbelaubtes, mit reichen Trauben behangenes Rebengewinde ſich oben zuſammenknüpft. Weinranken, Efeu und andere Schmarotzerpflanzen werden auch in unſern nördlichen Gartenanlagen zu den angenehmſten Bekleidungen und Laubgeländern mit größtem Vortheil gebraucht. Noch unendlich mannigfaltiger iſt die Anwendung dieſer üppig rankenden Gewächſe in jenen ſchattenbedürftigern Gegenden Griechenlands und Italiens zu Sommerlauben und Schat-

*) Turdus polyglottus Linn. le moqueur. Man kennt dieſe amerikaniſche Nachtigall, die die Indianer Centcentlatolli d. h. den Vogel von 300 Sprachen nennen, aus Catesby und Edward. Er begleitet ſeine Variazionen mit einer eigenen Mimik, in deren Beſchreibung Buffon ſeine ganze Kunſt erſchöpft T. XIV. p. 105. 6.

tengängen (hypampeli, trichilae). Vorzüglich aber liebte man Weinreben und Efeu zur Umſchattung und Verkleidung kühler Grotten *); und ſo ſtellt auch hierin Homer hier ein vortreffliches Vorbild auf, welches der Grieche bei allen ſeinen Grottenanlagen und Nymphäen von nun an nie aus dem Auge verlor.

Hier war ausgebreitet am Felſengewölb auch ein Weinſtock **)

*) Wer wollte alle Schilderungen ſo umſchatteter und umrankter Grotten aus den alten Dichtern zuſammenſtellen? Ich erinnre hier nur an die liebliche Grotte der Amaryllis beim Theokrit III, 13. in welche der ſchmachtende Hirt als ſummendes Bienchen durch Efeu und Farrenkräuter, die ſie umweben, eindringen möchte, und an den kühlen Quell in eben dem Dichter Ep. 4. ἔνθα νέρθε πίτνεται βορυόεσσας ὕλας Ἀμενάδος. Wie frölich erſcheinen ſelbſt die Grabmäler in dieſen Umſchattungen! Man denke z. B. an das herrliche Epigramm des Simmias auf das Denkmal des Coſolics Analect. T. I. p. 168. II.

**) Der Dichter wählte abſichtlich das Wort ἄμπελος, um ihn von dem wilden Wein zu unterſcheiden, ſo wie eben dies Wort auch von einer Art edler Eicheln gebraucht wurde. S. Saumaiſe zu Solin p. 359 f. Man muß die vitis arbuſtiva, wie ſie die Römer nannten, verſtehn, die des höhern Aufrankens bedarf. Dieß giebt auch die Gloſſe des Heſychius, die es durch ἀναδενδράς erklärt. So nannte der Grieche die an Bäumen und Grotten aufkletternde Rebe. S. Geopon. IV, 1. p. 265 ff. Will man eine recht tel-

Rankend mit dichtem Laub und voll von ſchwellend den Trauben.

Zwiſchen dem Gehölze breitet ſich eine blumige Wieſenmatte in ſanftem Abhange aus, die von vier Quellen nach verſchiedenen Richtungen durchſchnitten und bewäſſert wird. Der weiſe Dichter überläßt es der Fantaſie ſeiner Zuhörer dieſe zauberiſche Naturanlage nun im Einzelnen noch weiter auszuſtatten, und ſie ſo verſchwenderiſch zu begaben, daß ſelbſt ein Unſterblicher mit ſüßem Staunen dabei verweile. Gewiß, mit dieſem einzigen Zuge mahlte der Dichter weit mehr, als mit allem, was Taſſo und Arioſt in den Freygärten Armidens und Alcinens, jener jüngern Schweſtern der Kalypſo, verſammeln, oder Marino und Spencer in den ungezügelten Ausſchweifungen ihrer Fantaſie aufhäufen konnten. Nur in den Blumen, womit der Sänger dieſe Wieſe ausſchmückt, erblickten ſchon die Alten etwas auffallendes und unſchickliches. Denn ſo paſſend man auch den Epheich auf dieſen bewäſſerten Wieſengründen von jeher

zende Gegend beſchreiben, ſo dürfen dieſe nicht fehlen. So findet man z. B. in der Schilderung des Paradieſes am arabiſchen Nyſa beym Diodor III, 67. p. 237. Weſſ. ἄμπελον ἀυτοφυῆ καὶ πάντης τὴν πλάσιν ἀναδενδράδα. Der Perſiſche Luxus ahmte ſie gar in Gold und Edelſteinen nach. S. Diodor XIX, 48. p. 355. Briſſon de Regn. Perſ. I. p. 52.

fand *): ſo wenig glaubte man die Violen hier ſuchen zu dürfen, und ſelbſt ein gekrönter Kunſtrichter,

*) Virgil dachte daran, als er ſeine virides apio ripas Georg. IV, unter die Schönheiten ſeines Gartens zählte. Von den zwei Hauptgattungen dieſes Gewächſes, dem Bergeppig und Sumpfeppich, iſt hier wohl das letztere, das ἑλεόσελινον, wie es Homer in der Ilias II, 776. nennt, zu verſtehn, ein Doldengewächs, das 4 Fuß in die Höhe ſchießt, und deſſen Blätter dem Rieſenfenchel gleichen, die Milchpeterſilie Linn. Gen. plant. 337. Cl. III. ord. 2. So beſtimmt es Forſter zu Swinburne's Reiſen durch beide Sizilien. Th. II. S. 303. Dieſe Pflanze gefiel um ihrer zarten, mahleriſch gekräuſelten, fein ausgekerbten Blätter willen den Alten ganz vorzüglich zur Bekränzung des Haupthaars, weil ſo gleichſam Locke zu Locke kam. Man verglich daher auch an ſchönen Mädchen das krausgelockte Haar über der Stirn und den Ohren mit Eppichgekräuſel. Lucian pro Imag. c. 5. T. II. p. 487. Amor. 26. T. II. p. 427. vergl. Theokrit. XX, 23. Daher gab man dieſem Gewächs vor andern den Vorzug ſelbſt zu den Siegeskränzen in den Nemeiſchen und Iſthmiſchen Spielen, und erſt ſpäter, als man dieſe feierlichen Feſtkränze in Todtenkränze umdeutete, (S. Voß zu Virgils Landgedichte Th. I. S. 374 f.) wurde der Fichtenzweig an ſeine Stelle geſezt. S. Weſſeling zu Diodor Th. II. S. 142, 18. Nichts liebten die Alten ſo ſehr als Laublager (ſtibadia) aus ſolcher Peterſilie. So ſchildert es Theokrit im höchſten Genuß des Erndteſeſtes VII, 67. So bringen die Saumthiere im Heer des Timoleons σέλινα εἰς τὰς στιβάδας. Natürlich wurden dieſe ausgeſuchten Kranzpflanzen, womit ſich auch Horaz mehr-

der König Ptolemäus Evergetes zu Alexandrien, that den Ausspruch, daß man in dieser Stelle statt (ιον) Viole, (σιον) Wassermerk lesen müsse *).

Der Hauptgrund des königlichen Dichterverbesserers ist der, weil sich die Viole gar nicht zu diesem nassen Boden schicke, wohl aber das gleichfalls in starkbewässerten Wiesen wachsende Sion **). Allein

mahls zu kränzen wünscht, später mit grosem Fleisse in den Gärten gepflegt und veredelt, wobey man durch häufiges Ueberrollen einer Gartenwalze dem Gewächse noch mehr liebliches Gekräusel gab. S. die Stellen bei Niclas in den Geoponicis p. 899. Wie schicklich ist also hier die Pflanze gewählt, die zu der größten Zierde der alten Gärten gehörte, und noch jetzt auf den Münzen der nach ihr benannten Stadt Selinus prangt! S. Eckhel Doctr. Num. P. I. p. 238.

*) So erzählt es Athenäus II, 19. p. 61. D. Es ist Ptolemäus der VII. von den Schmeichlern Evergetes, von seiner unbehülflichen Dicke Fyskon genannt. Bei allen seinen Untugenden hatte er doch die Liebe seiner Vorfahren zu den Wissenschaften geerbt, und gehört daher zu den gekrönten Schriftstellern. Athenäus führt selbst aus dem 8ten Buch seiner Memoires (ὑπομνήματα) eine Stelle an, XII, 12. 549. F. und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß auch diese Emendazion des Dichters daraus entlehnt sey.

**) σιον erklärt Hesychius λάχανον ἐμφερὲς σελίνῳ. S. zu Theokrit V, 125. wo es die Scholien durch das Spatgriechische βροῦλα erklären. Bauhin Histor.

ſollte denn Homer nichts weiter zur Ausſchmückung dieſer blühenden Naturtapeten gewußt haben, als zwey einander ganz ähnliche Sumpfgewächſe? Und wer ſagte denn dem ſcharfſinnigen Kunſtrichter, daß hier nur von einer wäßrigten Wieſe die Rede ſey? Iſt es nicht vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß von der Grotte herab ſich ein ſanfter Abhang (ſlope in der Gartenſprache der Engländer) abründete, und daß der ſinnige Dichter, indem er oben Violen und unten Peterſilje pflanzte, eben dadurch in dieſer Schilderung Mannigfaltigkeit mit Wahrheit zu verbinden wußte *)? Es iſt nun einmal mit den königlichen Kritiken eine ganz eigne Sache. Auch die Königin Eliſabeth, nicht zufrieden des Boethius tröſtliche Betrachtungen zum Troſt über die Apoſtaſie des Königs Heinrichs IV. überſetzt zu haben, vertraute dem ſchottiſchen Geſandten

Plant. XXVII, 73. T. III. p. 172. erklärt es für unſer Sion umbelliferum, Waſſereppig. Sion apium paluſtre: Dietrichs Pflanzenreich Th. I. S. 348. Water Parsnep in Folconer's Miſcellaneous Tracts relat. to naturalhiſtory. p. 160.

*) Und findet man doch die Violen (ſey es die blaue Feldviole, oder die Levkoje, S. Voß zu den Landgedichten Th. I. S. 77.) gar neben der Peterſilje auch bey andern Dichtern, wo von Luſt und Kränzen die Rede iſt. Z. B. im Tanzgeſang beim Athenäus XIV. 7. p. 629. E. Wo mir die Violen und wo mir die ſchönen Peterſiljen? ποῦ μοι τὰ ἴα, ποῦ μοι τὰ καλὰ σέλινα.

Melville einige ſehr ungereimte Verbeſſerungen des Virgils an, die ſchon lange von allen ihren pedantiſchen Höflingen mit ſtaunender Bewunderung aufgenommen worden waren. Ptolemäus hatte dieſe Verbeſſerung wahrſcheinlich aus dem Munde ſeines Lehrers Ariſtarch *), und ſchmückte ſich nun mit dieſer fremden Feder als mit ſeinem eigenen Funde.

Von dieſen romantiſchen Umgebungen der Grotte, wo Kalypſo waltete, lernten die Griechen ihre ſchönſten Anlagen, die Nymfäen, ausſchmücken, von welchen, als den geſchmackvollſten Naturverſchönerungen der alten Welt, die mit den geprieſenen engli-

*) εἷς ὢν τῶν Ἀριστάρχου τοῦ γραμματικοῦ μαθητῶν ſagt Athenäus von dieſem Filadelfus II, 23. p. 71. B. Er war alſo auch ein Ἀριστάρχειος, auf welche das bekannte Spottgedicht des Herodikus beim Athenäus V. p. 222. A. ſchon oft zur Rüſtkammer aller Ausfälle gegen die Wortkritik gedient hat. Da auch Euſtathius, wo er dieſe Verbeſſerung anführt und ſogar billigt, ſich ausdrücklich auf die παλαιοὺς beruft p. 1524. 40. ſo hielt er ſie wahrſcheinlich für eine Geiſtesgeburt der Ariſtarchiſchen Schule, die er am meiſten durch dieſe Alten zu bezeichnen pflegt. Lucian ſpottete ſehr witzig über die Pedanterien (Ψυχρολογίαι Ver. Hiſt. II, 20. T. II. p. 170.) des Ariſtarchs in ſo manchen unnöthigen Wortklaubereien und Verbeſſerungen, und Wolf Prolegg. p. CCL. giebt hierzu intereſſante Belege, welche nun auch mit dieſem Beyſpiele vermehrt werden können.

Lauf gemacht, mit Erzählung des ihrigen zu erwiedern; aber wir zweifeln ſehr, daß ſie ſich zu einer eben ſo gewiſſenhaften Vertraulichkeit verbunden gehalten habe. Und woher wiſſen wir auch, daß Agathon ſelbſt, mit aller ſeiner Offenherzigkeit, keinen Umſtand zurückgehalten habe, von dem er vielleicht, wie ein guter Mahler oder Dichter, vorausgeſehen, daß er der ſchönen Würkung des Ganzen hinderlich ſeyn könnte. Wer iſt uns Bürge dafür, daß die verführiſche Prieſterin nicht mehr über ihn erhalten habe, als er eingeſtanden? Wenigſtens hat einigen von unſern Leſern, (welche vielleicht vergeſſen haben, daß ſie keine Agathons ſind) die tiefe Gleichgültigkeit etwas verdächtig geſchienen, worinn ihn, bey einer gewiſſen Gelegenheit, Reitzungen, die, ihrer Meynung nach, in ſeiner bloſſen Beſchreibung ſchon verführen könnten, gelaſſen haben ſollen. In der That; man mag ſo ſchüchtern oder ſo platoniſch ſeyn als man will; eine ſchöne Frau, welche ſich vorgenommen hat, die Macht ihrer Reitzungen an uns zu prüfen, ſelbſt von dem GOtt der Liebe begeiſtert, und was noch ſchlimmer iſt, eine Prieſterin —— in einer ſo belaurenden Stellung, mit ſo ſchwarzen Augen, mit einem ſo ſchönen Buſen —— iſt ganz unſtreitig ein gefährlicher Anblick für einen jeden, der (wie Phryne ſagte) keine Statue iſt: Und die Poeſie müßte die magiſchen Kräfte nicht haben, welche ihr von jeher zugeſchrieben worden ſind, wenn in einer ſolchen Situation das Leſen einer Scene, wie die Verführung Jupiters durch den Gürtel der Venus

ſchen Landſchaftsgärten unſerer Tage die Vergleichung nicht ſcheuen dürften, im nächſten Abſchnitte die Rede ſeyn ſoll.

Wie ſtill und heimlich iſt es um dieſen heiligen Grottenſitz, fern an den Gränzen des Ozeans und am äußerſten Saume der Weſtwelt, wohin ſich Homer die Inſel Ogygia dachte! Nie habe ich die entzückende Schilderung leſen können, die der Weltumſeegler Anſon von jener einſam blühenden Inſel im Schooße des ſtillen Weltmeers, Juan Fernandes, mit ſo hinreißender Beredſamkeit entwirft, ohne das Homeriſche Ogygia mir aufs neue vergegenwärtigt zu fühlen. Die Gegend, worauf Anſon ſeine Zelte aufſchlug, war bloß durch die leiſen Berührungen der Natur zum herrlichſten Luſtgarten geſchaffen. Es war ein üppig grünender Grasplatz, auf einem gemächlichen Abhange, ohngefähr eine halbe engliſche Meile von der See entlegen. Die majeſtätiſchen Bäume öffneten ſich zu einer einladenden Wieſenmatte, hinter welchen ſich landeinwärts gelegene Felſen und hohe Klüfte maleriſch über die Gipfel der Bäume aufſchichteten. Ohngefähr hundert Ellen rechts und links von den Gezelten floſſen zwey Ströme mit kryſtallhellem Waſſer. „Der Schatten,“ ſagt Anſon, „der treffliche Wohlgeruch, den die benachbarten Wälder aushauchten, der jähe Abſturz der Felſen, die gleichſam nur in die Luft aufgehangen zu ſeyn ſchienen, und

die Menge klarer Waſſerfälle auf allen Seiten, bildeten einen ſo entzückenden Wohnplatz, daß ein ſchönerer vielleicht nirgends auf dieſer Kugel gefunden werden mag *)." Armer Selkirk, warum ſchmachteteſt Du unter allen dieſen Schönheiten Jahrelang nach Erlöſung? Ach, dir ward nicht einmal eine Kalypſo auf deiner Ogygia zu Theil!

B.

V.

Briefe über Nordamerika.

(Fortſetzung von S. 32.)

2.

Schickſale eines teutſchen Zimmermanns in Filadelfia.

M. Rev. 1799.

Der Menſchenhandel mit dem armen Bauer und Handwerker erſtreckt ſich bis ins Innere des Landes,

*) S. Voyage autour du monde fait par G. Anſon. (à Geneve 1750. 4.) p. 106. 107. nebſt der Abbildung dieſer Gegend auf der 12ten Kupfertafel

das heißt: es werden diese Personen, nicht etwa durch Wiederverkauf, Schenkung oder Leihung von einem Besitzer zu dem andern übergetragen, sondern da man vorzüglich Ackerleute und Zimmerleute im Innern des Landes bedarf, so werden in Filadelfia nur Aufträge zur Acquisizion solcher Personen ertheilt; man sucht ihnen begreiflich zu machen, daß sie sich von der Hauptstadt eben nicht sehr entfernen, und stellt den Kontrakt natürlich auf den Nahmen des Herrn, der sie vielleicht 30 Meilen weit vom Hafen eigentlich kauft. — Die armen Bauern willigen auch um so lieber ein, weil dergleichen Acquisizionen am häufigsten von denen im Lande wohnenden Deutschen gemacht werden, die vielleicht einst ein gleiches Schicksal dieses Verkaufs gehabt hatten. So wird auch hier der Getriebene wieder ein Treiber! Denn übrigens erwächst kein anderer Vortheil für die sich Vermiethenden, als daß sie von eigenen Landsleuten gemißhandelt werden. —

Ich will dies nicht im Allgemeinen sagen, im Gegentheil unsern Rheinländer glücklich preisen, wenn ihm das Loos fällt, an einem Teutschen im innern Pensylvanien verdungen zu werden. Denn bey diesem erscheint ihm die Lebensart nicht allzusehr verändert; auch die Muttersprache ist ein neuer Kitt und Vereinigungsmittel, und endlich eröffnet sich ihm nach ausgestandenem Trübsal im Binnerlande mehr Hoffnung

ein bleibenderes Glück zu machen, als in einer Seestadt. —

Wie iſt es aber möglich, im Allgemeinen einige Ausſicht auf das Schickſal derer zu haben, welche im Lande zerſtreut auf einzelnen Plantagen leben!

In Maryland und Virginien, wo das ganze Sklavenſyſtem um viel gemilderter iſt wie vor der Revoluzion, ſcheint es Grundſatz zu ſeyn, daß ein Redemptioner, weil er nur auf einige Jahre Sklavendienſte zu verrichten hat, härter behandelt werden müſſe, als ein ſchwarzer Sklave, deſſen ganzes Leben dem Herrn nützlich ſeyn ſoll. Da in dieſen Provinzen es noch ſtatt findet, daß ſie auf 5 bis 6 Jahre verdungen werden; da hier das Klima ohnedies wenigen Europäern zuträglich iſt, und der Verdungene bey harter Arbeit ungewohnte und ſelten hinreichende Nahrung erhält, welche gewöhnlich aus Brod von Mais *) und aus Muß von Mais-Mehle, nebſt ſauerm Aepfel-Moſt (cyder) beſteht, ſo iſt es kein Wunder, daß ſehr viele ihre Miethzeit nicht überleben.

Faſt möchte ich ausrufen: wohl denen, die die harten Probe-Jahre nicht überleben! denn ein

*) Jonny Kak genannt.

ſiecher Körper und ſelten ein mittelmäßiges Vermögen (das von der ſchrecklichen Theurung dieſer Provinzen auch dem thätigſten Arbeiter gar ſehr geſchmälert wird) iſt der Lohn für ſo manches herbe Leiden.

Von der harten Behandlungsart der Schwarzen bin ich Augenzeuge geweſen, und werde Ihnen in einem eigenen Briefe hierüber mehreres zu ſagen Gelegenheit nehmen. —

Vorjetzt will ich Ihnen noch die abentheuerliche Geſchichte eines Teutſchen Zimmermanns erzählen, die er mir ſelbſt mittheilte, und dem ich darum gern Glauben beymeſſe, weil er, durch die Folgen ſeiner Schickſale, noch jetzt an einem verletzten Körper und groſſe Armuth leidet. —

Mit ſeiner Familie, die aus ſeiner Frau und 5 Kindern beſtand, unternahm er vor ungefähr 6 Jahren die groſſe Reiſe. Bey ſeiner Ankunft in Amſterdam war ihm noch einiges Geld zu Berichtigung eines Theils der Fracht für ſich und die ſeinigen übrig geblieben. — Während der Seereiſe, ſagte er, wurde er mit ſeiner Familie gut behandelt, weil er dem Kapitain glaubhaft erweiſen konnte, daß er Verwandte in Amerika und wahrſcheinlich in Filadelfia habe, (die meiſten von den dahin wandernden Rheinländiſchen Bauer-Familien haben ſchon Verwandte

oder wenigſtens Freunde, auf welche ſie ihre goldene Schlöſſer erbauen) von denen er erwartete, daß ſie ohne Weigerung das an dem Reiſegeld fehlende berichtigen würden. Der Kapitain verſprach auch in dieſer Hinſicht, ihn in Amerika ans Land gehen zu laſſen, um dieſe Verwandten und ihre Hülfe zu ſuchen. Hierinn aber wurde er wortbrüchig, ungeachtet Frau und Kinder hinreichende Bürgen geweſen ſeyn würden. Doch ich laſſe meinen Wandrer nun ſelbſt erzählen.

„Es war faſt Abend, als wir den Hafen von Fi„ladelfia gegenüber, in der Mitte des Delaware, den „Anker warfen. Der Kapitain fuhr mit ein paar „Matroſen ans Land ohne mich. Bald darauf kam „er wieder zurück mit einem Herrn, welcher ſich „nach meiner Lage äuſierſt gefliſſentlich erkundigte. — „Mein Vertrauen beſaß er mit dem erſten Zurufe in „meiner Mutterſprache, und meine Kinder drängten „ſich neugierig und überraſcht um ihn her. Daß er „wirklich ein Teutſcher war, habe ich nachher erfah„ren. Ich ewies ihm, daß es von dem Kapitain „äuſſerſt ungerecht ſey, mich nicht ans Land gehen „zu laſſen. Er hörte es mit ſcheinbarem Unwillen, „und kündigte ſich als unſern Befreyer an. Meine „Freude war ohne Grenzen, da ich gewiß hoffte, daß „ich meine Verwandte bald auffinden und fähig ſeyn „würde, dieſem edeln Manne das wieder zu geben,

„was er mir zu borgen auf ſo edle Art ſicherbot. Für „ſeine Sicherheit verlangte er nichts, als eine von „mir unterſchriebene Beſcheinigung über das erhalte„ne Geld. Er entwarf ſie ſogleich ganz kurz, las „mir ſie ins Teutſche überſetzt vor; ich trug — im „Rauſche meiner Freude — kein Bedenken ſie zu un„terſchreiben, und erhielt nun ſogleich vom Kapitain „die Erlaubniß, mit ihm ans Land zu fahren, um „das Geld in Empfang zu nehmen. Meine Frau und „Kinder blieben als Bürgen zurück. Als wir ans „Ufer kamen, mußte ich im Kahn zurück bleiben, in„deß mein Retter das Geld aus ſeiner Wohnung zu „holen vorgab. Ich wartete lange auf ſeine Zurück„kehr, aber vergebens; ich würde ans Land geſprungen „ſeyn, wenn mich nicht die Matroſen zurückgehalten „hätten. — Dieſe wurden des Wartens müde, und „hatten hierzu unſtreitig auch Befehl; denn ſie ſtießen „vom Ufer ab, und ruderten dem Schiffe wieder zu. „Es war ſehr dunkel, und unſer Schiff war Anfangs „ganz durch die Entfernung unſichtbar.

„Als ich dort wieder eintrat, war mein Schrecken „unbeſchreiblich, weil ich meine Frau und Kinder „nicht fand. Man vertröſtete mich, daß ſie bald zu„rückkommen würden — wenigſtens glaubte ich das zu „verſtehen. Aber als das Boot ankam, das ſie fort „geführt hatte, als die Matroſen mich verhöhnten, „gerieth ich faſt in Verzweiflung. Ich ahndete groſſes

„Unglück, und ich würde vielleicht zu einer heimlichen „Entweichung geſchritten ſeyn, wenn nicht dieſe Nacht „ein paar Matroſen, wie es ſchien, mich bewacht „hätten. —

„Den nächſten Tag ziemlich früh kam ein Boot „vom Lande herüber, welches ebenfalls einen Fremden „mit ſich brachte, zu dem mich meine Unruhe trieb, „noch ehe ich gewiß wußte, ob er mich verſtehen „würde. Meine Thränen und Klagen erweckten ſein „Mitleid: er verſtand mich vollkommen, und gab ſich „mir auch als einen Landsmann zu erkennen. Sogleich „handelte er mit dem Kapitain, ſtritt lange mit ihm, „wie ich glaubte, und zahlte ſogleich eine verlangte „Summe Geldes, und nahm mich gegen eine ſchriftliche „Verſprechung, ihm 1½ Jahr in jeder ihm beliebi„gen Arbeit zu dienen, (dieſe Obligazion konnte ich „leſen, da ſie Teutſch geſchrieben war) mit ſich vom „Schiffe. — Vom Kapitain ſchied er jedoch ganz „freundlich. Im Boote äußerte ich meine große Freude „über meine Befreyung in unaufhaltſamen Dankbar„keitsergießungen gegen meinen Retter. — Mit Zit„tern erwartete ich den Augenblick, wo wir ans Land „treten würden. — Er kam, und ich folgte meinem „Herrn durch eine Reihe von Straßen in ſeine Woh„nung. Hier bat ich ihm, ſogleich Anſtalten zu treſ„fen, um meine Frau und Kinder ausfindig zu machen. „Er verſprachs, und ich wurde in einem Hintergebäu„

„de sogleich zur Arbeit angestellt. — Ich diente als „Stallknecht. — Es verging eine Woche, und man „vertröstete mich wegen der Meinigen auf die nächste. „In dieser hörte die Vertröstung auf, und ich erhielt „derbe Verweise, wenn ich nicht meine Arbeit beschleu„nigte. Gegen meine Mitdienerschaft wurde ich mür„risch. Meinen Herrn sah ich nur im Vorübergehen, „und er sprach nie mit mir. Man verhinderte mich, „das Haus allein zu verlassen und zu versuchen, ob „ich nicht den Meinigen auf die Spur kommen könn„te. — Es war wirklich schon ein halb Jahr verflos„sen, als mein ungestümer Wunsch mich eines Sonn„tags Nachmittag, wo der Herr nicht zu Hause war, „fort und durch eine Menge von Straßen trieb, „in die ich bisher nie gekommen war. — Auf einem „freyen Platze sahe ich meine Frau und drey meiner „Kinder sitzen. — Kaum erkannten wir uns wieder. „Von meiner Frau erfuhr ich, daß sie jenen ersten „Abend unserer Ankunft vor dem Hafen, auf dem „zweyten Boote ans Land, und in das Haus, vor „dem ich sie fand, zu dem Herrn gebracht worden „war, welcher mich zuerst hier weggenommen hatte. „Innig froh hatte sie mich damals lange erwartet. „Sie und die Kinder waren unbeschreiblich grausam „behandelt worden; elende wenige Nahrung, kein „Bett oder Stroh zum Lager für meine Kinder hat„te die natürliche Folge gehabt, daß zwey davon ge„storben waren. Harte drückende Arbeit und der

„große Kummer hatten meine Frau ganz entſtellt.
„Ich wußte nicht wo ich Hülfe ſuchen ſollte und konnte.

„Ich ging zu dem Herrn hinein; aber das Ge-
„fühl des tiefſten Unglücks lähmte mich faſt. Er ſchien
„bei meinem Anblick betroffen zu werden, und ich frug
„ihn, was er verlangte, wenn er meine Frau und Kin-
„der frey laſſen wollte. Zwölf Guineen, antwortete
„er freundlich. Ohne des Vergangenen zu erwähnen,
„ſuchte ich mich wieder nach Hauſe zu finden. Es ge-
„lang mir, und ich bewog ſogar meinen Herrn, die
„zur Löſung meiner Frau und Kinder erforderlichen
„zwölf Guineen gegen eine Obligazion, ihm noch zwey
„Jahre zu dienen, mir vorzuſchießen. Den nächſten Tag
„bekam ich Erlaubniß, dies Geld zu dem abſcheuli-
„chen Menſchen-Händler zu tragen. Ich kam in ſein
„Komptoir, wo ich nur einen Schreiber fand. Die-
„ſer befahl mir, ſeinen Herrn zu erwarten und mein
„Geld einſtweilen auf einem Tiſche aufzuzählen.

„Endlich kam der Herr; er nahm mich ſehr freund-
„lich auf, und führte mich in ein Neben-Kabinet. Erſt
„als wir eingetreten waren, verſicherte er mir, daß er
„für eine ſo kleine Summe die Meinigen nicht ausliе-
„fern könne; jedoch wolle er auch nicht viel mehr for-
„dern. Wenn ich nur noch 8 Guineen brächte, ſo ſoll-
„ten die Meinigen frey und ledig werden. Es ſchmerz-
„te mich tief; aber ich hegte das Zutrauen zu meinem

in der Iliade iſt, den natürlichen Würkungen eines damit ſo übereinſtimmenden Gegenſtands, nicht eine verdoppelte Stärke hätte geben ſollen. Allein dem ſey nun wie ihm wolle, ſo iſt gewiß, daß Danae, in der Erzählung ihrer Geſchichte mehr die Geſetze des Schönen und Anſtändigen als die Pflichten einer genauen hiſtoriſchen Treue zu ihrem Augenmerk genommen, und ſich kein Bedenken gemacht, bald einen Umſtand zu verſchönern, bald einen andern gar wegzulaſſen, ſo oft es die beſondere Abſicht auf ihren Zuhörer erfodern mochte. Denn für dieſen allein, nicht für die Welt, erzählte ſie; und ſie konnte ſich alſo durch die ſtrengen Forderungen, welche die Letztere (wiewol vergebens) an die Geſchichtſchreiber macht, nicht ſo ſehr gebunden halten. Nicht, als ob ſie ihm irgend eine hauptſächliche Begebenheit ihres Lebens gänzlich verſchwiegen, oder ihn ſtatt der würklichen durch erdichtete hintergangen hätte. Sie ſagte ihm alles. Allein es giebt eine gewiſſe Kunſt, dasjenige, was einen widrigen Eindruck machen könnte, aus den Augen zu entfernen; es kömmt ſoviel auf die Wendung an; ein einziger kleiner Umſtand giebt einer Begebenheit eine ſo verſchiedene Geſtalt von demjenigen, was ſie ohne dieſen kleinen Umſtand geweſen wäre; daß man ohne eine merkliche Veränderung deſſen, was den Stoff der Erzählung ausmacht, tauſend ſehr bedeutende Treuloſigkeiten an der hiſtoriſchen Wahrheit begehen kann. Eine Betrachtung, die uns (im Vorbeygehen zu ſagen) die Geſchichtſchreiber ihres eignen werthen

„Herrn, daß er, wenn auch unter ſchweren drückenden „Bedingungen, die noch erforderlichen 8 Guineen mir „geben würde. Aber wie ſehr erſchrack ich, als mein „aufgezähltes Geld nicht mehr auf dem Tiſche und nir„gends zu ſehen war.

„Ich trat ins Kabinet zurück, und frug den „Herrn darnach, weil der Schreiber nicht mehr da „war. Mit gräßlicher Gebährde ſprang dieſer auf, „und ich fühlte mich zu gleicher Zeit von hinten kräf„tig geſtoßen, ſo daß ich ins Kabinet gerade auf den „Herrn zu flog, den ich ganz außer mir feſt hielt. „Drey ſtarke Männer fielen mit Gewalt auf mich ein — „einer öffnete ein Magazin „ Loch und warf mich, „aber auch zugleich den Herrn, hinunter. Der Sturz „des letztern bewog jene zur Flucht; ich raffte mich „auf, ſprang ohne Beſinnung aus dem Loch und zum „Hauſe hinaus, und nur erſt, nachdem ich eine Strecke „im Wahnſinn gelaufen war, fiel ich mit entſetzlichem „Geſchrey nieder. — Ein großer Hauſe Menſchen „verſammelte ſich ſchnell um mich her, und unter ih„nen trat ein junger Mann zu mir, welcher ſich in „teutſcher Sprache nach meinem Unglück erkundigte. „Was ich erzählte, bewog ihn, mich in ein Haus „tragen zu laſſen, wo man meinen Fuß unterſuchte „und einrenkte. — Ich wurde, nachdem der heftig„ſte Schmerz vorüber war, von dieſem wirklich edlen „Fremden genau examinirt, und als ich ihm den Namen

„des Böſewichts nannte und den meines Herrn, er„ſtaunte er, und verſicherte mich, ſie wären Com„pagnons einer Handlung! — Ich lag lange „krank in dieſem Hauſe, wurde aber wohl gepflegt, „und von dem edeldenkenden Erretter beſucht. — Als „ich geſund war, führte er mich zu einem alten Mann, „der mich genau über mein Schickſal befrug, und „hierauf ging ich mit meinem Befreyer zu meinem „Herrn, mit welchem mein Beſchützer engliſch hef„tig ſprach. — Ich wurde ſogleich auf freyen Fuß „geſetzt und die von mir ausgeſtellte Obligazion zer„riſſen. Sodann gingen wir zu dem Unmenſchen, von „dem ich ſo viel geduldet hatte. Dieſer that, als „kennte er mich gar nicht, und wunderte ſich höchlich, „über das Anſinnen, meine Frau und Kinder zu beſi„tzen. Meine Verſicherungen machten aber meinen „Erretter beharrlich, und endlich ſagte jener Wüth„rich, er habe auf ſeinem Landguthe eine teutſche Frau, „könne aber nicht einſehen, wie dies meine Frau ſeyn „ſollte, da ſie nie in der Stadt geweſen wäre u. ſ. w. „Mein Begleiter beſtand darauf, ſogleich dahin zu „reiſen. — Alle Einwendungen von jener Seite ver„mochten jedoch nichts über unſere Standhaftigkeit. — „Wir fuhren hinaus, und in dem elendeſten Zuſtand „fand ich meine Frau und Kinder wieder! — Wir „durften ſogleich nach der Stadt gehen, und der edle „Befreyer beſtimmte uns ein Haus, wo wir ihn er„warten ſollten. —

„Ich erhielt nach der Hand einiges Geld zu ei„ner kleinen Einrichtung und Anſchaffung einiges „Handwerkzeugs. Nun bekam ich auch Arbeit, und „fing täglich mehr an, mich beſſer zu befinden. Eins „meiner Kinder ſtarb jedoch nur wenige Wochen nach „unſerer Rettung, das andere ein halb Jahr darauf „an den Folgen früher erduldeter Mishandlungen. Oft „ſuchte ich meinen vorigen Herr und ſeinen Compag„non auf, aber ich fand keinen, erfuhr aber, daß ſie „ſich gar ſelten in Filadelfia aufhielten. — So ver„lebte ich wohl ein und ein halbes Jahr, und erwarb „mir zu meiner kleinen Hauseinrichtung hinreichend.

„Eines Tages ging ich vor dem Hauſe jenes ent„ſetzlichen Tyrannen vorbey, und er war an der Thü„re. Eigentlich ſchwoll mir das Herz vor Rache; „als ich ihm aber näher kam, rief er mich an, nahm „mich bey der Hand, und verſicherte mir ſeine Reue; „und gab ſogar das Verſprechen, das an mir verübte „wieder gut zu machen. Er bat mich, mit ihm ins „Haus zu gehen und ein Glas Wein zu trinken. Ich „ging hinein. — Er erkundigte ſich nach meiner Lage, „meinem Verdienſt, und ich erzählte ihm alles was „meinen Wohlſtand betraf *). Unter wiederhohlten

*) Die Einfalt des Zimmermanns weiß ich mir nicht anders zu erklären, als daß ſein Stolz geſchmeichelt wurde, und er dadurch ſich gerächt zu ſehen glaubte.

„Verſicherungen ſeiner Reue ſchieden wir — Nur dies „entſinne ich mir, ſagte er, als ihn verließ, er habe „meinetwegen vielerley Unannehmlichkeiten zu ertragen „gehabt, und verdiene wohl auch eine Entſchädigung. „Einige Tage darauf kam ein Gerichtsdiener zu mir, „und zeigte mir jene von mir auf dem Schiffe geſchrie„bene Quittung, die auf mehr als hundert Thaler „lautete. Da ich nicht bezahlen und keinen Bürgen „ſtellen konnte, — denn ich hatte zu eingezogen gelebt, „als daß Jemand wegen einer ſolchen Summe für mich „ſich hätte verbürgen können, — ſo wurde ich ins Gefäng„niß gebracht, wo ich nur wenige Tage mich be„fand, als ich vor das Gericht gefordert wurde, ohne „einen Advokaten oder irgend jemand zu haben, der „mein ganzes Verhältniß zu dieſem Unmenſchen ent„deckt hätte. — Ich mußte nur ſchwören, daß ich „nicht bezahlen könne — und als ich nach Hauſe kam, „waren meine wenigen Geräthſchaften in das Aukzions„Haus getragen und verkauft worden, mein Bette „und Kleider ausgenommen, welche man uns gelaſſen „hatte.“

Als ich dieſen Mann kennen lernte, hatte er ſich wieder einiges erworben; aber ſein verſtümmelter Kör„per, weil ein Fuß immer beträchtlich kürzer geblieben iſt, und die Theurung des Landes gönnen ihm nur ſehr geringen Verdienſt. Das noch lebende Kind iſt ſchwäch-

lich, und ſeine Frau ein Bild des Leidens. Auri ſacra fames!

S.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Literariſche Aehrenleſe *).

1.

Muſik der Franzoſen.

Bodinus, in dem vergeſſenen Werk voll Gelehrſamkeit **) und Weisheit, welches er de republica

*) Ich hoffe unter dieſer Rubrik von nun an allerley Winke aus älterer und neuerer Literatur, Vergleichungen, Muthmaßungen, Erklärungen ſchwerer Stellen u. ſ. w. durch einige hochachtungswürdige Freunde unterſtützt, mittheilen zu können. So wird man gleich in den erſten zwey Abſchnitten gewiß nicht den Geiſt eines unſerer achtungswürdigſten Geſchichtſchreiber und Staatsmänner verkennen. B.

**) Zur Warnung rüſtiger Ausſchreiber, die gern ſolche

d. i. über die mannichfaltigen Formen der menſchlichen Geſellſchaft, geſchrieben hat, bemerkt im 2ten Kap. des IV Buchs (S. 643. Ausg. Frankf. 1591.): „Die vom Kaiſer Julian als wild und noch roh geſchilderten Gallier gäben an Humanität jetzt keinem Volke nach; keines ſey leitſamer, keines der Verfaſſung treuer zugethan. Hierbey ſey zu bemerken, daß, da in Frankreich jedermann Geſang liebe, die Melodieen ſämmtlich ioniſch oder lydiſch ſeyn, die auſſerordentlich wirken, die Sitten ſanfter zu ſtimmen. In der That ſey der ernſte doriſche Geſang, den Plato und Ariſtoteles empfehle, um ſittſame und ernſte Menſchen zu bilden, unter den Franzoſen höchſtens beim Gottesdienſt üblich. Seiner Meinung nach würden dieſe, jedes Jochs bald überdrüßigen Gallier ihre nunmehrige Verfaſſung (er ſchrieb 1513) nicht ſo lang ertragen haben, wenn die Muſik obige Veränderung ihres Sittentons nicht bewirkt hätte.“

Fundgruben nützen, um mit wenigem Aufwande gelehrt zu ſcheinen, ſey gleichwohl geſagt, daß eben dieſer, über die Franzöſiſche und Schweizeriſche Verfaſſung bewunderungswürdig unterrichtete Schriftſteller manchmal, beſonders über Sachen des Mittelalters, voltäriſch in den Tag hineinſchreibt: ſo daß ihm eigentlich nicht nachzuſchreiben, wohl aber nachzugehen iſt.

M.

Bekanntlich iſt ſeit einem Jahrhunderte an der Franzöſiſchen Muſik ſehr gekünſtelt worden. Bald ſuchten Italiener, bald Teutſche, die ihnen vorzüglicher ſcheinende an ihre Stelle einzuführen und möglichſt allgemein unter die Nazion zu verbreiten. Der Verfaſſer dieſer Zeilen iſt kein genugſamer Kenner der Muſik, um nicht von beſſern Richtern einen Aufſchluß darüber zu wünſchen, in wie fern auch die Revoluzionen der Franz. Muſik zu derjenigen Umſtimmung des Charakters beygetragen haben dürften, wodurch die von Bodinus an ſeinen Zeitgenoſſen bemerkbaren Züge ohngefähr zehn Jahre lang (ſeit 1789) an ihren Enkeln unerkennbar wurden. Die Berichtigung dieſer Bemerkung des alten Gelehrten würde nicht nur verſchiedene Stellen griechiſcher Schriftſteller erklären, ſondern, wie man ſieht, auch ihre nicht unwichtige politiſche Anwendung haben *).

J. M.

*) Die Sache iſt auch wirklich nicht blos bey der Errichtung des Conservatoire de la musique zu den Zeiten Robespierres (S. Zuſtand der neueſten Literatur und Künſte in Frankreich Th. II. über die projektirte Muſikreform in Paris S. 1—16.) ſondern auch in andern Schriften der Franzoſen nach der Revoluzion von Le Clerc u. ſ. w. zur Sprache gekommen. Die neueſte hieher gehörige Schrift iſt von Olivier 1798 zu Paris bey Pougens herausgekommen: L'Eſprit d' Orphée ou de l'influence de la

5000 Eligibles nach der neueſten franzöſiſchen Konſtituzion.

Es iſt in den meiſten öffentlichen Blättern vielfältig berechnet worden, daß durch die verſchiedenen Reduktzionen der Wahlfähigkeit Franzöſiſcher Bürger die Zahl der zu den höchſten Staatsbedienungen auserleſenen endlich auf etwa 5000 beſchränkt werden dürfte. Welchem Freunde altgriechiſcher Weisheit fiel hierbei die ſonderbare Zuſammenſtimmung dieſes Reſultates der Revoluzion mit jener Zahl nicht auf, welche in der zweiten platoniſchen Republik als die ſchicklichſte für die Stadt jenes ſiloſofiſchen Romans geprieſen wird! 5040 Bürger will Plato, und gründet alle Vertheilung der Würden und höchſten Pflichten hierauf (de legib. Edit. Bipont. VIII. 289 f.). Man will hiermit gar nicht ſagen, daß der Alte kopirt worden; man will auch auf keine weitere Analogie in-

muſique, par le C. Olivier. 92 S. in 8. Orfeus Schatten erſcheint, um die Gemüther zu ſanftern Empfindungen umzuſtimmen. Da ſpricht der Verfaſſer unter andern vom Einfluß eines gewiſſen Rythmus, wo Spondeen und Daktylen einander entgegengeſetzt würden, allerlei, wobey er ſich auf ſeine eigenen Erfahrungen beruft. Es ſollten mehrere Hefte folgen, die aber nicht erſchienen ſind.

ſiſtiren; aber jenes Zuſammentreffen mag ſtille Beobachter beluſtigen, die, wenn ſie unſres Platons Lieblingszahl in dieſem Experimentenjahrhundert gewiſſermaßen auch auf die Kapelle gebracht ſehen, mit einigem Intereſſe aufmerken, wer, die Griechen oder die Franzoſen, ſie geſchickter benutzen, oder ob ſich am Ende zeigen werde, daß überhaupt nichts Vorzügliches in ihr iſt.

J. M.

5.

Der Geruch, ein Kennzeichen des Metalls.

Werner *) und alle ſeine Nachfolger bis auf das neueſte Kompendium von Wiedemann herab, rechnen allerdings den Geruch auch unter die äuſſern Kennzeichen der Foſſilien, indem ſie die Mineralien in riechende und geruchloſe eintheilen und zu den erſten den Stinkſtein, gewiſſe Erdharze, ſo wie die Schwefel- und Arſenikkieſe rechnen, die theils beym Reiben, theils beym Anſchlagen einen gewiſſen Geruch von ſich geben. Auch kannten die Alten ſchon die aus den Halbmetallen entwickelten Gerüche, über die Boyle zuerſt in den neuern Zeiten wieder Verſuche anſtellte. Allein nirgends

*) Von den äuſſern Kennzeichen der Foſſilien §. 204. S. 230. Lenz Th. I. S. 19. u. and.

finde ich in neuern mineralogiſchen Schriften angemerkt, daß man auch die edelſten Metalle, Gold und Silber, nach ihrer Reinheit oder dem ihnen beygemiſchten Zuſatz bloß an den äuſſern Kennzeichen des Geruchs unterſcheiden könne. Und doch gehörte der Geruch im Alterthume ausdrücklich zu den Merkmalen, wodurch man die feinſten Metallkompoſizionen bloß dadurch, daß man ſie an die Naſe hielt, auswitterte. So führt Arrian in den Epiktetiſchen Unterhaltungen ausdrücklich den Umſtand an, daß ein fertiger Geldwechsler auch ein ausgelernter Riecher ſeyn müſſe (I, 20. p. 110. Schweigh). „Seht," ſagt dort Epiktet, „was man beym Gelde, wo unſer Eigennutz „im Spiel iſt, für eine eigene Kunſt erfunden hat, „und was der Geldwechsler alles für Kunſtgriffe zur „Erprobung des Geldſtückes anwendet. Da prüft er „mit dem Geſicht, mit dem Gefühl, mit dem Geruch, ja ſogar mit dem Gehör *). Denn da wirft

*) Warum nicht auch, um das ganze Pentachord der Sinnenwerkzeuge durchzuſpielen, mit dem Geſchmack? Auch dieſes Merkmal kannte ſchon das Alterthum. Uebrigens blieb freilich der Gebrauch des Probierſteins (S. Theokrit XII, 36. Plinius 33, 8. mit Schneiders Bemerkungen Analecta ad historiam rei metallicae p. 3.) das beliebteſte Mittel bey der Prüfung des Goldes, das davon obryzum genannt wurde, wenn es probehaltig gefunden ward. Plinius erwähnt auch ſchon am angeführten Ort der Schmelzproben. Merkwürdig und ſo viel ich weiß, von unſern Mi-

then Selbſts, keinen Xenophon noch Marcus Antoninus, ja ſelbſt den offenherzigen Montaigne nicht ausgenommen, noch verdächtiger macht, als irgend eine andre Claſſe von Geſchichtſchreibern.

Die ſchöne und kluge Danae hatte alſo ihrem Liebhaber weder ihre Erziehung in Aſpaſiens Hauſe, noch ihre Bekanntſchaft mit dem Alcibiades, noch die glorreiche Liebe, welche ſie dem Prinzen Cyrus eingeflößt hatte, verhalten. Alle dieſe, und viele andre nicht ſo ſchimmernde Stellen ihrer Geſchichte machten ihr entweder Ehre, oder konnten doch mit der Geſchicklichkeit, worinn ſie die zweyte Aſpaſia war, auf eine ſolche Art erzählt werden, daß ſie ihr Ehre machten. Allein was diejenigen Stellen betraf, an denen ſie alle Kunſt, die man auf ihre Verſchönerung wenden möchte, für verloren hielt; es ſey nun, weil ſie an ſich ſelbſt, oder in Beziehung auf den eigenen Geſchmack unſers Helden, in keiner Art von Einkleidung, Wendung oder Licht gefallen konnten: über dieſe hatte ſie klüglich beſchloſſen, ſie mit gänzlichem Stillſchweigen zu bedecken; und daher kam es dann, daß unſer Held noch immer in der Meynung ſtund, er ſelbſt ſey der erſte geweſen, welchem ſie ſich durch Gunſt-Bezeugungen von derjenigen Art, womit er von ihr überhäuft worden war, verbindlich gemacht hätte. Ein Irrtum, der nach ſeiner ſpitzfündigen Denkens-Art zu ſeinem Glücke ſo nothwendig war, daß ohne denſelben alle Vollkommenheiten ſeiner Dame zu ſchwach geweſen wären,

„wirft er den ſilbernen Denar auf den Boden,“ und „hört auf den Klang. Und das geſchieht nicht etwa „nur einmal. Er wiederholt es und wird durch Auf„merkſamkeit ein wahrer Tonkünſtler.“ Indeß ſcheint bey der im Alterthum gewöhnlichen großen Reinheit des Goldes und Silbers, wie es zum Ausprägen der Gold- und Silberſtücke genommen wurde *), dieſe Riechprobe nicht ſowohl dem reinen Gold und Silber als dem etwan beygemiſchten unedlern Metalle gegolten zu haben. Denn in allen den Stellen, wo ich bis jetzt dieſen Metallgeruch in alten Schriftſtellern erwähnt fand **), iſt doch nur die Rede von einer künſt-

metallegen noch nicht beachtet iſt die Stelle beim Herodot VII, 10. wo Artaban in der Verſammlung der Perſer dem Xerres erzählt, das ächte Gold werde dadurch geprüft, das man es an anderes Gold anſtreiche. Weſſeling p. 312, 30. findet dieß ſo ungereimt, daß er ſtatt Anreiben bloß Vergleichen ſetzen will. Was ſagen unſere Naturforſcher dazu?

*) Bekanntlich hat ſchon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Louis Savot in ſeinem Discours ſur les medailles antiques, der ſich auch im 11ten Theil des Grävinſiſchen Theſaurus befindet, auch dieſen metallurgiſchen Theil der Numismatik treflich erläutert. Vergl. Eckhels Doctrin. Num. Vet. T. I. p. XXII f.

**) S. Caſaubonns zu Suetons Veſpaſian c. 23. Beckmann zu Ariſteteles Mirab. Auſcult. c. 50.

lichen Metallkompoſition, die man eben durch den Geruch entdeckte. Ganz beſonders ſcheint dieß der Fall mit der von den Römern ſo unſinnig geſuchten Miſchung geweſen zu ſeyn, die man vorzugsweiſe das **Korinthiſche Erz** nannte und zu den ſeltenſten Trinkgeſchirren und Tafelſervicen verarbeitete. Dahin gehören ohne Zweifel die ſogenannten Vaſa Batiaca, die Alexander der Große in der Beute des letztern Darius fand, und die aus einem indiſchen Erz gegoſſen nur **durch den Geruch** vom Gold unterſchieden werden konnten *). Wir ſind noch zwey andere Stellen bekannt, die hieraus erklärt werden müſſen. Wenn Martial einen Großſprecher ſchildert, der mit groſſer Kaufluſt und ſchwindſüchtigem Beutel die reichen Galanteriebuden auf dem Mareſelde im Septum (dem Palais-Royal des alten Roms unter den Kaiſern) durch Feilſchen und Nichtskaufen beläſtigt; ſo führt er unter andern auch den Umſtand an:

> Auch befragt er die Naſe im Geruch korinthiſchen Erzes **).

p. 99. 100. und in den **Beyträgen zur Geſchichte der Erfind.** III, 279. 80.

*) Ariſtoteles Mirab. c. 50. p. 97.

**) Conſuluit nares, an olerent aera Corinthon. IX, fin.

Und wenn Cicero in den Paradoxen die Connoiſſeurs ſeiner Zeit, die jene korinthiſchen Bronzen mit einer unglaublichen Raſerey aufkauften und nach allen Kategorieen ihrer Kunſtkennerſchaft durchmuſterten: ſo läßt er uns einen jener großherzigen Romuliden in der Stellung erblicken, wo er einen Nachttopf (denn auch dieſe beſtanden damals, wo das Gold oft wohlfeiler war als das Silber *), und das Korinthiſche Erz koſtbarer als beide, aus den köſtlichſten Metallen) aus Korinthiſchem Erz mit Gierigkeit handhabt **). Das Salz dieſer Stelle geht durchaus verloren, wenn man ſich jenen Virtuoſen in der Kennerſchaft nicht zugleich an jenem Potpourri riechend und den Gehalt des Erzes kunſtverſtändig beſchnüffelnd vorſtellt.

Die Sache verdient doch in mehr als Einer Rückſicht die genauere Unterſuchung unſerer Mineralogen und Metallurgen. Die erſte Frage wäre: Kann man das andern Metallen zugeſetzte Kupfer wirklich durch den Geruch unterſcheiden? wie denn ein neuer franzöſiſcher Reiſender die Einwohner auf einer der Kamſchadaliſchen Inſeln mit ſolchen Spürnaſen begabt, daß

*) Plinius XXXIII, 12. vergl. Caylus Recueil d'Antiqu. T. II. p. 309.

**) Parad. V, 2. ſi L. Mummius aliquem iſtorum videret matellionem Corinthium cupidiſſime tractantem.

ſie das Kupfer, wenn es dem Golde zugeſezt war, ſogleich auswitterten *). Zweitens: Wie müßte dieſe Miſchung beſchaffen ſeyn?

Noch immer iſt die Frage, wie denn eigentlich die ſogenannte korinthiſche Bronze mit Gold und Silber vermiſcht und verſchmolzen worden ſey, in letzter Inſtanz nicht entſchieden. Denn die Verſuche, die Hr. Wiegleb **) und andere Chemiker mit Schmelzungen einiger alten Bronzen angeſtellt haben, würden auch dann, wenn ſie überhaupt die Art der Miſchung genauer angeben könnten, noch darum zweifelhaft ſeyn, weil ja die Alten noch eine Menge anderer Miſchungen in Erz gebrauchten ***), und es alſo immer beym Einſchmelzen einer alten Bronze ſehr zweifelhaft bleibt, ob man gerade korinthiſches Erz vor ſich habe.

Möchte es dem gelehrten Kenner, dem wir ſchon ſo manche Aufſchlüſſe über Mineralogie und Metallurgie des Alterthums verdanken, dem Herrn Grafen von Veltheim gefallen, uns auch hierüber ſeine Meinung mitzutheilen!

B.

*) S. Crozet nouveau voyage à la mer du Sud (Paris 1783.) p. 258.

**) S. Acta Academiae Moguntinae vom Jahr 1777. p. 50.

***) Z. B. orichalcum, electrum u. ſ. w. Aus Elektrum ſind noch viele Münzen vorhanden.

VII.

Ueberſetzung

von

Platons Republik.

Gewiſſe Schriftſteller von auſſerordentlichem Nahmen haben von jeher das Schickſal gehabt, weit öfter geprieſen als geleſen zu werden. So iſt es beſonders ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften auch dem göttlichen Plato gegangen. Nur einmal in der ſchönſten Blüthe des Zeitalters der Mediceer ſah Florenz eine neue Akademie der Platoniker aufleben, die doch von der üppig wuchernden Scholaſtik der damals herrſchenden Ariſtoteliker nur zu bald erſtickt wurde. Noch jetzt, wo ſich von allen Seiten die Erleichterungsmittel und Hülfsquellen zum Verſtändniß des Plato ſo ſehr gemehrt haben, dürfte ſelbſt unter den nahmhaftern Filologen vom Gewerk nur eine geringe Zahl gefunden werden, die ſich mit gutem Gewiſſen rühmen könnte, den Plato durchgeleſen und — verſtanden zu haben. Gewöhnlich geht das Studium dieſes dichteriſchen Filoſofen nicht weit über den Fädon und das Sympoſium. Und nur zu dieſen zwey Geſprächen, etwa den Menexenus und einige

kleinere Dialogen noch mitgerechnet, beſitzen wir bis jetzt ſolche exegetiſche Hülfsmittel, daß ihre Lektüre auch den weniger Eingeweihten völlig zugänglich gemacht werden kann *).

Ueber keines der Platoniſchen Werke iſt von jeher blos auf Sagen und Wiederſagen, ohne eigne Anſicht, ſo viel Unſinn zu Markte gebracht und von literariſchen Hauſirern und Wiederverkäufern immer aufs neue ausgetrödelt worden, als über Platons Republik. Und doch verdient dieß politiſche Gedicht gerade in unſern Tagen, wo die Konſtituzionen großer Reiche ſchneller abfallen als reifen, mindeſtens eben ſo genaue Erwägung, als die Politik des Ariſtoteles, um welche neuerlich in Frankreich, England und Teutſchland ſcharfſinnige Ueberſetzer ſich große Verdienſte erworben haben. Wie viele auffallende Aehnlichkeiten und belehrende Beziehungen der Art, wovon ein Kenner im vorhergehenden Artikel eine kleine Probe gegeben hat, würden die Leſer dieſer Republik in der neueſten Zeitgeſchichte finden, wenn ſich zu ſolchen Vergleichungen hinlängliche Muße und Gelegenheit darböte! Gewiß fehlte es bis jetzt an einer brauchbaren Handausgabe dieſes vollendeten, ſchon im Alterthum als das Höchſte in ſeiner Art angeſtaunten Meiſterwerks. Möge Hr. Prof.

*) Neuerlich hat ſich Hr. Hörſtel in Braunſchweig auch ſehr um den Gorgias verdient gemacht.

Morgenstern, der seinen Beruf zu einer Bearbeitung desselben, wie man sie nach dem Maaße unserer filologischen und filosofischen Einsichten zu fordern berechtigt ist, schon durch drey Abhandlungen über die Republik des Plato hinlänglich beurkundet hat, doch jeden andern Plan hintansetzend, nur diese Ausgabe zu seinem Hauptzweck machen, wozu ihn Hr. Prof. Wyttenbach in Leiden gewiß aus dem Schatze seines Vorgängers noch manches willkommne Hülfsmittel verschaffen würde! — Ein anderes Hülfsmittel, das zur schnellern Verbreitung eines klassischen Werkes noch weit allgemeiner wirkt, eine gute Uebersetzung, war bisher gleichfalls nur ein frommer Wunsch.

Aber mit wahrem Vergnügen dürfen wir verkündigen, daß dieser nun erfüllt ist. Unsere Literatur hat durch eine fließende und treue Uebersetzung der Republik des Plato eine dankenswürdige Bereicherung erhalten, und es ist nun so mehr Pflicht die Leser dieser Monatsschrift darauf aufmerksam zu machen, da durch einige nicht ganz glücklich gerathene Versuche platonischer Uebersetzungen neuerlich manche Liebhaber zurückgeschreckt und nun auch gegen diese Arbeit kalt und mistrauisch geworden seyn könnten. Herr Boje, Konrektor in Eutin, hatte schon vor mehrern Jahren eine Probe seiner Uebersetzung der Platonschen Republik ins teutsche Museum einrücken lassen, und zur ganzen Arbeit mehrere Vorbereitungen gemacht. Nach

Boje's Tod erhielt Hr. Wolff die Handschriften des Verstorbenen zur Vollendung, fand aber, daß sie, das erste schon als Probe einst aufgestellte Buch abgerechnet, durchaus in der Gestalt, wie sie der würdige Boje hinterlassen hatte, nicht mittheilbar wären. Er bearbeitete also für die übrigen 9 Bücher eine ganz neue Uebersetzung, die wir nun jetzt in einer anständigen Außenseite wirklich erhalten haben *). Mit großer Bescheidenheit erklärt sich der Verf. in der Vorrede über den Zweck seiner Uebersetzung, bey welcher er fast alle Hülfsmittel nur in sich selbst finden mußte. Um so verdienstlicher ist die Arbeit. Man kennt die eignen Dunkelheiten und schwebenden Unbestimmtheiten des Platonischen Vortrags, und den bey aller Rundung oft absichtlich in ein gewisses Halbdunkel gestellten Ausdruck. Selbst die dialogische Form und die uns oft ermüdende Entwicklungsmanier hat für den Uebersetzer, der nicht steif oder schwatzhaft werden will, ihre eignen Schwierigkeiten, der vielen einer verbessernden Hand des kritischen Arztes noch immer bedürftigen Stellen nicht zu gedenken. Fast aus allen diesen Verlegenheiten wußte sich unser Uebersetzer mit großer Gewandtheit und geübter Sprachfertigkeit glücklich her-

*) Platons Republik, oder Unterredung vom Gerechten in 10 Büchern. Uebersetzt von P. C. Wolf. 2 Bände. 334 und 302 S. in 8. (Altona, Hammerich 1799.)

auszuziehen, und man darf nach einer sorgfältigen Vergleichung gewissenhaft versichern, daß die Leser dieser Uebersetzung sicher seyn können, hier keine Nebelwolken für die Juno selbst zu umarmen. Es ist überall der wahre Sinn des Plato, so weit er sich unter diesen Hülfsmitteln aus sich selbst entwickeln, zuweilen auch nur errathen ließ. Und dabey ist im Teutschen selbst nirgends eine Härte oder widerwärtige, aus übergroßer Gewissenhaftigkeit entstehende Verschrobenheit. Fast überall hält sie das glückliche Mittel zwischen ängstlichem Zuzählen und losgebundenem Aufwickeln.

Dem Gesetze der Klarheit opferte der Uebersetzer vielleicht hie und da selbst etwas von der Poesie des Stils und dem Glanzfirniß auf, womit Plato seine bilderreichen Reden zu überziehen pflegt. Hier mußte freilich die Uebersetzung hinter dem Original zurückbleiben. Aber diese Schönheiten des Details wird der Leser gern über den Vortheil vergessen, wenigstens den Sinn des Plato überall rein aufgefaßt zu finden. Herr Wolf wollte nun einmal keine Anmerkungen zu seiner Uebersetzung geben. Und diese wären bey strengerer Anschmiegung an gewisse Bilder und Metafern, die im Zeitalter des Plato freilich niemand unverständlich waren, und bey genauerer Nachbildung mancher Fragmente aus Pindar und andern Dichtern, womit der große Künstler in der Komposizion seine Prosa ausschmückt,

faſt unentbehrlich geweſen *). So gewiß alſo noch eine Ueberſetzung des Plato denkbar ſeyn mag, wo hie und da weniger einzelne Schönheiten des Ausdrucks und der Wortfügung verloren gingen, und ſo gewiß der ſorgfältige Kunſtrichter dieß und jenes in Kleinigkeiten auszuſtellen **) oder nach einem verbeſſerten

*) So ſind z. B. die Worte de republ. V. T. VII. p. 19. Bip. wo Plato den Witzling ſtraft, der ſeinen Spott über die Gymnaſtik der Frauen ausgießen wollte, ἀπολῇ τοῦ γελοίου σοφίας ὡρίων παρὰν, nur Anwendung einer Stelle Pindars, die uns auch Stobäus Serm. 78. (S. die Fragmente Pindars CXI.) aufbewahrt hat. Hr. Wolf überſetzt es vollkommen richtig Th. I. S. 279. „Er mag ſich immer an den unreifen Früchten ſeiner Weisheit erlaben". Aber freilich geht dadurch alle Spur eines Dichtercitats verloren, die nur durch wörtlichere Ueberſetzung bemerkbar gemacht werden konnte, dann aber auch einer Erklärung bedurft hätte. Eben dies iſt der Fall etwas weiter unten T. VII. p. 26. in den Worten τὴν ἀξιωτάτην ὡρέμου ἀκμὴν, wo Pindar eine Stelle des Sofokles vor Augen hatte. Vielleicht hätten dergleichen Anſpielungen durch den Druck mit anderer Schrift etwas hervorgehoben werden können.

**) Auch hiervon nur ein kleines Beyſpiel. Plato ſagt zum Glaukon T. VII. p. 22. „Ich ſehe in deinem Hauſe (ſo überſetzt Wolf S. 284.) viele edle Gattungen von Jagdhunden und Vögeln." Was ſind hier edle Vögel, γενναῖοι ὀρνίθες? In dem langen Zeitraum von Plato bis auf uns iſt hier ſo vieles neu und anders geworden. Im Mittelalter gaben die

ihn nur einen Augenblick in ihren Feſſeln zu behalten. Ihm dieſen Irrtum zu benehmen, war der ſchlimmſte Streich, den man ſeiner Liebe und der ſchönen Danae ſpielen konnte; und dieſes zu thun, war das Mittel, wodurch der Sophiſt an beyden auf einmal eine Rache zu nehmen hofte, deren bloſſe Vorſtellung ſein boßhaftes Herz in Entzückung ſetzte. Er laurte dazu nur auf eine bequeme Gelegenheit, und dieſe pflegt zu einem böſen Vorhaben ſelten zu entgehen.

Ob dieſes letztere der Geſchäftigkeit irgend eines böſen Dämons zuzuſchreiben ſey, oder ob es daher komme, daß die Boßheit ihrer Natur nach eine lebhaftere Würkſamkeit hervorbringt als die Güte; iſt eine Frage, welche wir andern zu unterſuchen überlaſſen. Es ſey das eine oder das andere, ſo würde eine ganz natürliche Folge dieſer faſt alltäglichen Erfahrungs-Wahrheit ſeyn, daß das Böſe in einer immer wachſenden Progreſſion zunehmen, und, wenigſtens in dieſer ſublunariſchen Welt, das Gute zuletzt gänzlich verſchlingen würde; wenn nicht aus einer eben ſo gemeinen Erfahrung richtig wäre, daß die Bemühungen der Böſen, ſo glücklich ſie auch in der Ausführung ſeyn mögen, doch gemeiniglich ihren eigentlichen Zweck verfehlen, und das Gute durch eben die Maaßregeln und Ränke, wodurch es hätte gehindert werden ſollen, weit beſſer befördern, als wenn ſie ſich ganz gleichgültig dabey verhalten hätten.

Text und, was Hauptſache iſt, nach einer berichtigten Interpunktion umzuändern finden mag: ſo ungerecht wäre es doch, über dieſe fürs Ganze unweſentlichen Kleinigkeiten das unleugbar große Verdienſt des Ueberſetzers und die Vortheile verkennen zu wollen, die durch eine zweckmäßige Benutzung dieſes Ideenſchatzes, der nun allen gebildeten Menſchen in Teutſchland aufgeſchloſſen iſt, nicht allein für die Befriedigung literariſcher Neugierde, ſondern auch für die Unterſuchung der wichtigſten Streitfragen in der Geſetzgebung und Politik unſerer Tage gewonnen werden können. Mögen wir von eben dieſem Verfaſſer bald auch das Seitenſtück der Republik, das Werk von den Geſetzen, erhalten!

D.

edeln Vögel eine eigne Hofcharge. Das waren die Zeiten der Falken- und Reiherbeizen. Nun ſtehen wir aber doch mit unſern Begriffen in den neuern Sprachen zunächſt auf jenem Mittelalter. Und edle Vögel ſind uns daher, wenn wir nicht etwa zufällig an das Royal-Cockpit und an die Hahnengefechte bey den Britten erinnert werden, gewiß nicht die Tanagriſchen oder Rhodiſer Hähne, die Plato hier im Hof des Glaukon neben ſeinen Lakoniſchen Hunden und Theſſaliſchen Pferden dachte. Denn ὄρνις heißt dem Griechen, wie bekannt, vorzugsweiſe, der Hahn. Hier mußte alſo nothwendig für teutſche Leſer die Gattung ſtatt des Geſchlechts, Hähne ſtatt Vögel geſetzt werden. Aber ſolche Kritiken laſſen ſich wahrlich leichter machen als vermeiden!

VIII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Neueſte Batavische Literatur.

Amſterdam, den 3ten Jan. 1800.

Noch zu Ende des vorigen Jahrs erſchien die von Ruhnkenius kurz vor ſeinem Tode vollendete Ausgabe des Schellerſchen Wörterbuchs ins Holländiſche überſetzt. Alle Realien ſind, wie ich Ihnen ſchon einmal gemeldet habe, darinn ausgelaſſen. Es wird mit großer Begierde gekauft und ſehr geſchätzt. Was Ruhnkenius einſt an ſeinem unvergeßlichen Lehrer und Beförderer Hemſterhuys gethan, that nun Ruhnkenius Nachfolger Wyttenbach an ihm. So eben iſt die Vita Ruhnkenii aus ſeiner Feder erſchienen, und wird hier mit unglaublicher Begierde geleſen. Es iſt ſowohl von Seiten des körnichten lateiniſchen Ausdrucks, als von Seiten der trefflichen Winke über die batavische Solidität in der Filologie ein Meiſterwerk. Profeſſor von Lennep, Wyttenbachs Nachfolger in Amſterdam, lieſt dieſen Winter über Wyttenbachs Eclogas historicas und das 21ſte Buch der Ilias. Ich beſuchte dieſe Vorleſungen einigemal

mit groſser Zufriedenheit, wo er eben Stellen aus dem Herodot erklärte, und fand noch ganz die Ueberlieferung der Hemsterhusisch-Lennepischen Schule, auch in der Entwicklung der Wurzelwörter und Stammformen. Prof. Cras liest die Logik nach Kant, findet aber noch keinen allgemeinen Beifall. Man weiß, daß er selbst erst vor 6 Monaten angefangen hat, sich zur Fahne des Königsberger Filosofen zu bekennen, und traut ihm nun noch nicht Gründlichkeit genug in einer so schwer zu ergründenden Materie zu.

Die Kuratoren des Stolpischen Legats sind, da Luzak aus gerechtem Mismuth unthätig ist, nicht einmal dahin zu bringen, die vor 2 Jahren gekrönte Preisschrift über den Einfluß des Clima auf den Karakter der Nationen von Matthiä und die Accessits von van Voß und Beeken im Druck zu geben. Man sagt, die Buchhändler Luchtmanns wollten sie nicht weiter verlegen, weil der Absatz der vorigen Preisschriften ihnen nicht einmal die Auslage ersetzte. Dann sollten aber die Druckkosten aus dem Fond des Legats selbst bestritten werden.

X.

Aus London.

den 1sten Febr. 1800.

Vor einigen Tagen ist der berühmte Herausgeber des Schakspeare, George Steevens, unweit Lon-

von geſtorben, nachdem er vorher ſeine letzte große Ausgabe ſeines Lieblingsdichters noch faſt ganz vollendet geſehn, aber auch zur Betreibung derſelben manchen ſchönen Gang bey frühem Morgen in die Stadt gemacht hatte, um dort den Buchdrucker in Athem zu erhalten. Er hatte ſeine eigne Grillen, und bei einem großen Wiſſen auch eine große Begierde dieß geltend zu machen. Jahrelang beſuchte er die Buchläden der Buchhändler White und Stockdale, blieb aber aus beyden plötzlich ohne die geringſte vorhergegangene Veranlaſſung weg. Er war ein gewaltiger Tabaksſchnupfer, und bediente ſich zugleich ſeiner Doſe zum Memorandenbuch, indem er nur ein Schnittchen Papier für jede Erinnerung hineinwarf. Einſt verlor er ſie auf dem St. Pauls-Kirchhof, und von der Stunde an nahm er in ſeinem Leben keine Priſe mehr. Auch wollte er ſich gegen die Gewohnheit der Britten, die ſich nicht oft genug portraitiren laſſen können, nie mahlen und in Kupfer ſtechen laſſen, und ungeachtet er zum Behuf ſeines Shakſpears auf 1500 Portraits zuſammengebracht hatte, ſo beſitzt doch niemand eins von ihm ſelbſt. Man iſt ſchon begierig auf die Auktion, die von ſeiner auserleſenen Bücherſammlung angeſtellt werden wird, darin ſich unter andern ein Shakſpeare in folio befindet, wo König Karl II. mit eignen Händen überall beygeſchrieben hat, was weggelaſſen und wie jede Szene verändert

werden soll. Man hatte ihn schon bey Lebzeiten so Guineen dafür geboten.

Die Einimpfung der Kuhpocken gewinnt täglich mehr Land, und wird bald allgemeine Mode werden. Schon ist unter dem Schutz des Herzogs von York eine Institution for the Inoculation of the Vaccine Pock in Warwikstreet, Golden-Square, errichtet, wozu eine ansehnliche Summe subskribirt und alles in Stand gesetzt worden ist, um die von den Subskribenten an die Aerzte und Chirurgen des Instituts geschickten Impflinge aufzunehmen. Es sind dabey 2 Aerzte, 2 berathende Chirurgen, 2 ausübende Chirurgen, und zwey besuchende Apotheker angestellt. So wird die Sache bald sehr ins Große getrieben werden.

Ueber die metallic tractors des nun in Amerika verstorbenen Perkins hat bekanntlich sein Sohn in London große Anfechtungen gehabt, indem in einigen Schriften laut behauptet wurde, das Ganze sey bloß ein Blendwerk erhitzter Einbildungskraft. Nun hat die königliche Sozietät die Versuche des Hrn. Perkins selbst geprüft und sie vorzüglich bei epileptischen Kindern und — Pferden sehr wirksam gefunden, besonders in rheumatischen und topischen Uebeln. Dr. Mather, ein Arzt aus dem königl. Kollegium der Aerzte, hat ihm öffentlich das Wort geredet, und alles dieß ist in einem so eben bey Johnson erschienenen Account of the experiments made by metallic tractors (1 Sch.) weit-

künftig zu lesen. Selten ist ein bischen schlechtes Metall so theuer und so eifrig mit Gold aufgewogen worden.

Das neueste Werk über die Großthaten der Engländer bei und in Serigapatnam führt den Titel: A Review of the Origin, Progress and Result of the late decisive War in Mysore, in a Letter from an Officer in India with Notes and an Appendix by M. Wood. London, Cadell. in 4. mit einer Karte des Staats von Mysore, worauf auch seine neueste Vertheilung abgezeichnet ist. Der Verfasser ist Oberster und General der Artillerie in Bengalen gewesen, und konnte also mit Sachkenntniß schreiben, wenn er wollte.

Allgemeines Gelächter hat des Hofpoeten H. Pye neues kunstgeregeltes Drama, Adelaide betitelt, auf dem Drury-Lane-Theater erregt, das es vor lauter Aristotelischer Schule kaum zum Aushalten ist. Johanne von Montfaucon nach Kotzebue im Coventgarden-Theater hätte gewiß ungemeßnen Beifall erhalten, wenn man nicht aus dem Karakter des Wolfs einen abgeschmakten Buffo und überhaupt das ganze Stück erbärmlich verstümpert hätte. — Liebhabern des englischen Theaters wird auch die Nachricht angenehm seyn, daß mit Anfange dieses Jahres ein sogenanntes Theatrical Magazine erscheint. Jeder Heft enthält 2 kolorirte

Kupfertafeln, auf welchen 2 Lieblingsschauspieler in Lieblingsrollen abgebildet stehn. Der erste Heft enthält den Bruder des großen Siddons, Mr. Kemble als Rolla, und die Miß Biggs als Cora aus Sheridans Pizarro. Der Heft kostet 1 Schilling.

IX.

Ueber

zwei Aufsätze im hanseatischen Magazin.

Man sage noch, daß die Teutschen keinen Patriotismus hätten! Wenigstens die Hanseaten trift der Vorwurf nicht, wie das dritte und vierte Stück ihres Magazins klärlich beweist. Zwei Zeilen, die ich in einem Briefe über Lübek von Hamburg einfließen lassen, werden im 3ten Heft mit einer unendlichen Note — eine zehn Zeilen lange Bemerkung über das Bremische Magnetismus-Wesen, wird mit einer zehn Seiten langen Abhandlung im vierten Hefte erwidert. Nur Schade, daß die Herren in ihrem Eifer zu antworten, nicht dazu kommen konnten, zu bemerken, was sie antworteten.

Der Verfechter Hamburgs befehdet mich, so bitter er vermag, über die Aeuſſerung, in Hamburg thue man vornehm. Er will mich durch die Behauptung widerlegen, daß man ja Fremde ſehr gaſtfrey aufnehme. Wenn er das Stück des Merkurs, in dem mein Brief ſteht, noch einmal anſehen will, ſo wird er finden, daß ich von der Lebensweiſe der Hamburger ſpreche, und in dieſer heißt „vornehm thun“ nicht, „den Fremden fragen, wer er ſey?“ ſondern bey einem groſſen Aufwande mehr auf Glanz und Pracht, als auf wirklichen Genuß ſehn. Dieß dünkt mir deutlich! — Sonſt, meint' er, hätte ich nichts von Hamburg zu ſagen gewußt? — Alſo auch das hat er im Aerger nicht bemerkt, daß in jenem Briefe eigentlich von Lübeck geſprochen wird, alſo eine Beſchreibung Hamburgs ganz am unrechten Orte geweſen wäre? Was der Patriotismus nicht thut! —

In Rückſicht auf Bremen führt der Herr Doktor und Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaften, Treviranus, eine Reihe von Zeugniſſen an, daß der Magnetismus vielleicht recht nützlich ſeyn könnte, und überläßt es dann dem Gefühl eines jeden, ob es verantwortlich ſey, eine Stadt durch die Nachricht, daß einige ihrer Aerzte magnetiſiren, in übeln Ruf zu bringen. Aber hier iſt ja ein offenbarer Widerſpruch? Iſt der Magnetismus heilſam? Wie kann denn die

Nachricht von ſeiner Ausübung Bremen in übeln Ruf bringen? — Der Ton, in dem ich jene Nachricht ertheilte, iſt, da ich mich ausdrücklich des Urtheils über den Gegenſtand begab, völlig gleichgültig.

Wer übrigens der groſſe Kopf ſeyn mag, der geſagt haben ſoll: „es ſey beſſer mit Männern zu fallen, als mit Knaben zu ſtehn,“ weiß ich nicht, aber das wohl, daß er hier vielleicht im Scherz eine Abgeſchmacktheit geſagt hat. Es iſt niemals beſſer zu fallen, als zu ſtehn, — man müßte denn in die Arme ſeiner Freundin fallen, — und verräth ſehr viel Armſeligkeit des Geiſtes, im Ernſt darauf zu ſehn, in welcher Geſellſchaft eins von beiden geſchehe.

G. Merkel.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

3. Stück. März 1800.

I. Ankündigung einer neuen dem Kaufmannsſtand unentbehrlichen literariſchen Anſtalt.

Die franzöſiſche Sprache hat ſich bis auf den heutigen Tag in dem Beſitze ihrer Allgemeinheit erhalten. Die Revolution, welche ihr in manchen Staaten den Eingang zu verſperren und ſie in dieſem Beſitze zu erſchüttern ſchien, hat ſie mehr darin befeſtigt; die Auswanderungen und Zerſtreuungen der Emigranten, und die weiten Eroberungen der Franzoſen trugen dazu in unſerer Zeit das Meiſte bey. Sie iſt, was ſie war, geblieben — das Mittel der allgemeinen Verſtändlichung; das Organon, wodurch ganz Europa, wenigſtens der cultivirtere Theil, ſpricht; die Münze, die vorzüglich der Kaufmannsſtand überall zum Austauſch ſeiner Begriffe unentbehrlich braucht.

Viele Werke der franzöſiſchen Literatur ſind in Teutſchland und den übrigen europäiſchen Staaten unbekannt geblieben. Sie waren theils zu Bändereich, theils zu koſtbar und daher zu theuer; theils war und iſt der literariſche Verkehr mit Frankreich nicht wirkſam genug, da es an einem wechſelſeitigen gelehrten Markte fehlt; theils hatte die Revolutionsſcheu alle franzöſiſche Schriften verdächtig gemacht. Dieſe Urſachen haben dem allgemeinen Verkehr der Nationen unter ſich eben ſo ſehr, als dem wiſſenſchaftlichen Fortſchreiten geſchadet, da ſie auf alle Werke, ſelbſt diejenigen Bezug hatten, die zum Theil eine

Zweytes Capitel.

Verrätherey des Hippias.

Unter andern Eigenſchaften, welche den Character der Danae ſchätzbar machten, war auch dieſe, daß ſie eine vortreffliche Freundin war. So gleichgültig ſie, bis auf die Zeit da ſich Agathon ihres Herzens bemeiſterte, gegen den Vorwurf der Unbeſtändigkeit in der Liebe auch immer geweſen war; ſo zuverläſſig und ſtandhaft war ſie jederzeit in der Freundſchaft geweſen. Sie liebte ihre Freunde mit einer Zärtlichkeit, welche von Leuten, die bloß nach dem äuſſerlichen Ausdruck urtheilen, leicht einem eigennützigern Affect beygemeſſen werden konnte; denn dieſe Zärtlichkeit ſtieg bis zum wirkſamſten Grade der Leidenſchaft, ſo bald es darauf ankam, einem unglücklichen Freunde Dienſte zu leiſten. Es war kein Vergnügen, welches ſie nicht in einem ſolchen Falle den Pflichten der Freundſchaft aufgeopfert hätte.

Eine Veranlaſſung von dieſer Art (wovon die Umſtände mit unſrer Geſchichte in keiner Beziehung ſtehen) hatte ſie auf einige Tage von Smyrna abgeruffen. Agathon mußte zurückbleiben, und die gutherzige Danae, mit dem Beweiſe zufrieden, den ihr ſein Schmerz bey ihrem Abſchied von ſeiner Liebe gab, verſüßte ſich ihren eigenen durch die Vorſtellung, daß die kurze Trennung ihm den Werth ſeiner Glückſeligkeit weit lebhafter zu füh-

len

große Lücke in den Mitteln, die Befriedigung unserer nothwendigen Bedürfnisse zu vollenden, auszufüllen, und zur Erweiterung der gemeinnützigsten Kenntnisse beyzutragen.

Wären auch die Literatur-Anstalten in Teutschland (gelehrte und critische Institute, periodische Schriften und das ganze Journalwesen) umfassend und nach einem höhern systematischen Plan angelegt und ausgeführt, so würden sie dennoch das nicht leisten können, was man von ihnen für einzelne Bücher verlangt; d. h. sie würden dennoch nicht das dabey interessirte Publikum mit dem nöthigen und unentbehrlichen Vorrath von Büchern, die zu einem bestimmten Fach gehören, und dieses Fach ganz ausfüllen, bekannt machen, viel weniger ihm die besten Schriften auf eine wohlfeile Art und auf einem minder kostspieligen Wege liefern können. Außerdem sind, da alle diese Anstalten erst in neuerer Zeit sich über einige Schriften des Auslandes erstrecken, alle diejenigen Werke, die vor der Entstehung dieser Institute oder ihrer dermaligen Verfassung erschienen, für die Kenntnis des dabey interessirten Theils gänzlich verloren; und wer wollte wohl, wenn man auch der Vorliebe für die neuere Literatur alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, die Wichtigkeit älterer Werke leugnen?

Fast in allen Theilen der Wissenschaften und Künste ist diese eben angegebene Erscheinung bemerkbar; vorzüglich gilt dieses von allem Wissenswürdigen, was den Kaufmannsstand betrifft; und doch ist kein Stand, vermöge der Rangordnung, die er unter Menschen und in dem Staate einnimmt, vermöge der innigen und weitgreifenden Beziehung, die er auf das Ganze hat, vermöge des Lebens und der Thätigkeit die er in alle Theile des Staatskörpers gießt, mehr berechtigt, als der Kaufmannsstand, eine zweckmäßige und vollständige Richtung seiner Begriffe und Kenntnisse, eine allgemeine nicht durch den Boden beschränkte, sondern über die Grenzen des teutschen Vaterlands ausgedehnte Ansicht der Dinge, eine wohlthätige Erleichterung seiner Sprachorgane, eines Studiums der Schriften des benachbarten Auslandes die für sein Fach gehören, und die ihn zum Empfangen und Wiedergeben gleich empfänglich und geschickt machen, zu fodern. Lange schon hat man sich mit einzelnen Schriften, die der Zufall schlecht und gut durch einander herüber gewebt hat, oder die wohl gar von Teutschen in französischer Sprache ver-

fertigt und zusammen gehämmert waren, begnügen müssen, und begierig hat sie das kaufmännische Publikum aufgenommen. Dieses scheint uns hinlänglich zu beweisen, wie dringend man das Bedürfniß einer vollständigen, alle Kenntnisse des Kaufmanns umfassenden französischen Bibliothek fühle. Eine solche Anstalt ist dem Kaufmannsstande eben so nöthig als nützlich, mithin unentbehrlich. Denn ohne nur auf die gewiß sehr wichtige Gründe der Allgemeinheit der französischen Sprache und daher folgenden Verständlichung, ohne auf die Erleichterung der Reisen, ohne auf die Bezeichnung der wichtigsten Handlungsgegenstände mit französischen Namen, ohne auf die Unvollständigkeit und Beschwerlichkeiten des Unterrichts in den dem angehenden Kaufmann nöthigen Sprachkenntnissen, ohne auf die einem gebildeten Kaufmanne mangelnde Gelegenheit, sich nur die besten Schriften Frankreichs für sein Fach bekannt zu machen, geschweige denn anzuschaffen, ohne auf die beträchtlichen Kosten der aus Frankreich zu verschreibenden Bücher, und ohne auf das wenigstens die Kosten des Buches geltende Wagstück der Verschreibung Rücksicht zu nehmen; so ist es jetzt mehr als sonst dringendes Zeitbedürfniß, sich nicht blos mit einzelnen Bruchstücken in diesem Fache zu beruhigen, sondern so viel, als es die französische Literatur selber erlaubt, seine Begriffe zu vervollständigen, die Sehart zu schärfen, die Urtheilskraft zu verfeinern, die Ansichten des Gegenstandes zu vervielfältigen, und so seinen Ideen Klarheit, Bestimmtheit, Stärke, Vollendung zu geben. So sehr die Franzosen auch in manchen Theilen der Kaufmannswissenschaften hinter den Teutschen z. B. einem Büsch, Schedel ꝛc. zurück stehen, so wird man dennoch auch in diesen Theilen ihre Literatur sowohl zur Erweitrung der Sprachkenntnisse und Vervollständigung seiner Begriffe als auch vorzüglich zur geschichtlichen Kenntniß der Fortschritte und der belehrenden Selbstergänzung nicht entbehren können. Alle Regeln, die den Inhalt der Kaufmannswissenschaften bestimmen, sind empirischen Ursprungs. Sie werden nur vollständig durch das Aggregat mehrerer Erfahrungen, und diese erhalten nur durch die Vielseitigkeit, wovon sie betrachtet werden, Leben und Würksamkeit. Wer blos teutsche Schriften kennt, der denkt, urtheilt und handelt nicht anders. In den schlechtesten französischen Schriften wird man gewiß die zurückschreckende Steifheit, den schwerfälligen

Pedantismus, die Ueberladungen an Begriffen, und die Unfruchtbarkeit in der Anwendung nicht bemerken, die so oft das Loos unter teutscher Schriften sind. Eine gewisse gefällige Leichtigkeit in der Darstellung, eine Glattheit im Vortrage, eine Anmuth in der Diktion, eine Gewandtheit des Styls scheint allen französischen Schriften eigen zu seyn. Diese glänzende Außenseite ist es gerade, welche dem angehenden Kaufmann Liebe zu seinem Fache erwecken, und dem gebildeten Anmuth geben muß. Uebrigens läßt sich in vielen französischen Werken über die Kaufmannswissenschaften gewiß nicht jene tiefe Gründlichkeit, die das Eigenthum der Te..tschen ist, verkennen z. B. in den Werken eines la Porte, Migueret, Flachat, Ruelle, Monereau, Savary, Bouchaud ꝛc.

Diese Gründe haben eine Gesellschaft von mehrern Personen, welche sich schmeicheln, die Bedürfnisse des kaufmännischen Publikums, und den Umfang der gemeinnützlichen französischen Literatur zu kennen, bewogen von französischen Schriften, welche die Handlungswissenschaften betreffen, jährlich zwey bis 3 Bände, jeden Band zu 18 bis 20 Bogen unter dem Titel:

Répertoire instructif et amusant pour des marchands.

in französischer Sprache aus französischen Originalien theils in einzelnen Abdrücken, theils in Auszügen kostbarer Werke herauszugeben. In dieses Repertorium sollen alle Werke der französischen Literatur mit strenger Hinsicht:

1) auf den Unterricht des angehenden,
2) auf die Bildung des unterrichteten,
3) auf die Unterhaltung des gebildeten Kaufmanns

aufgenommen werden. Das Werk unter diesem Titel soll ein Ganzes ausmachen, und alle theoretische und praktische Theile der Kaufmannswissenschaften umfassen.

Die Gesellschaft wird ihr Hauptaugenmerk in der Auswahl auf folgende Punkte richten.

1) Werke der neuesten französischen Literatur, die eine tiefe Gründlichkeit mit einer hohen Faßlichkeit und Anschauung vereinden, werden in dieses Repertorium vor den ältern, die diese Eigenschaften nicht haben, eingerückt werden.
2) Aeltere Werke, die vor den neuern die angegebenen Vorzüge haben, oder die eine Lücke in den theoreti-

schen oder praktischen Kaufmanns-Wissenschaften ausfüllen, finden hier ebenfalls Platz.

3) Alle Werke, die auf die 3 oben angegebenen Zwecke gar keine oder auch nur keine strenge Beziehung haben, sind von der Aufnahme ausgeschlossen.

4) Auszüge aus kostbaren Schriften, die das Interesse des Kaufmanns zunächst angehen; Bruchstücke aus Reisebeschreibungen, in so fern sie die nothwendigen Kenntnisse des Kaufmanns erweitern, oder in sofern sie ihm eine auf seine Lage sich beziehende Unterhaltung gewähren, Beschreibungen neuer dem Kaufmann nützlicher Erfindungen; Darstellungen von großen glücklichen oder unglücklichen Speculationen; Lebensbeschreibungen von wichtigen, um den Staat und den Kaufmannsstand verdienten Männern, werden über das Ganze Anmuth und Leben verbreiten.

Unter diesen Voraussetzungen und Bedingungen, deren pünktlichste Erfüllung sie sich zur heiligsten Pflicht machen wird, glaubt sie den Dank des Kaufmännischen Publikums, dessen Interesse sie allein diese mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Arbeit bestimmt, und dessen dringende Bedürfnisse sie zu befriedigen sich getraut, zu verdienen. Sie hat keine andere Zwecke als die angegebenen, d h. auf eine leichte und minder kostspielige Art in Dingen, die bis daher der nothwendigen Kenntniß des Kaufmännischen Publikums entzogen, oder deren Unterricht erschwert war, zu belehren und zu unterhalten.

Von diesem so gemeinnützlichen und dem gegenwärtigen Zeitbedürfniß so angemessenen Werke haben wir, unten bezeichnete Gebrüder Gädicke, den Verlag übernommen, und versprechen den bereits im Druck befindlichen ersten Theil in der bevorstehenden Leipziger Oster-Meisse, auf Schreibpapier mit neuen Lettern in klein Octavo gedruckt, im billigen Preise zu liefern. Man kann vorläufig bey uns oder in jeder beliebigen Buchhandlung Bestellungen darauf machen. Folgende Freunde sind vorzüglich erbötig Aufträge anzunehmen:

Augsburg. Hr. Wachmeyer, Lehrer am Luth. Gymnasium.

Berlin. Hr. Buchhändler Rottmann.

Braunschweig. Schulbuchhandlung.

Bremen. Hr. Reichspostverwalter Schubart und Hr. Buchhändler Willmanns.

Breslau. Hr. Buchhändler W. G. Korn.
Celle. Hr. Postsekretair Pralle jun.
Copenhagen. Hr. Buchhändler Brummer.
Danzig. Hr. Buchhändler Troschel.
Elberfeld. Hr. Chr. Theod. Wuppermann.
Frankfurt am Mayn. Hr Buchhändler Herrmann.
Gotha. Hr. Kaufmann Christ. Andr. Hildt.
Hamburg. Das Addreß- und Zeitungs-Comptoir und Hr. Buchhändler Hoffmann.
Leipzig. Sommersche Buchhandlung.
Lübek. Hr. Buchhändler Böhn.
Magdeburg. Hr. Buchhändler Keil.
Nürnberg. Die Buchhändler Hrn. Felseckers Söhne.
Prag. Hr. Buchhändler Widtmann.
Stettin. Hr. Buchhändler Kasska.
Wien. Die Buchhändler Herren Schaumburg und Comp.

Weimar, im Monat März 1800.

Gebrüder Gädicke.

II. Meine Streifereyen in den Harz und in einige seiner umliegenden Gegenden, von Wilh. Ferdinand Müller. Erstes Bändchen, mit 2 Kupfer 1800. 18 Gr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Der Hr. Verfasser reist vom Lauchstedt'r Bade aus über Gibichenstein, Bernburg, Aschersleben, Eisleben, Mansfeld, Hayn, Quedlinburg, Rostrappe, Blankenburg, Regenstein, Wernigerode nach dem Brocken, womit dies erste Bändchen schließt. Ohne in ein Loblied über dies Werkchen ausbrechen zu wollen, glauben wir doch versichern zu können, daß es gewiß der größte Theil seiner künftigen Leser nicht ohne Unterhaltung genossen zu haben, wieder wegleegen wird, da historische statistische und sonstige Bemerkungen und Nachrichten, (worunter hin und wieder das Zwergfell bewegende sich mit befinden, wie z. B. bey Quedlinburg über den D. Lenhart) eine stete Abwechselung verschaffen, und ein ermüdendes Einerley vermeiden. Die Fortsetzung hoffen wir bald folgen lassen zu können. Man kann diesen fertigen Theil so-

wohl bey uns als auch durch alle Buchhandlungen erhalten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Die Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin oder Anweisung alle Arten von trockenen Gartengewächsen lange Zeit aufzuheben, vor dem Verwelken, Erfrieren oder Verfaulen zu bewahren. Ein Buch für jede ökonomische Hausmutter. Herausgegeben von einem praktischen Gärtner, 8. 1800. 12 Gr. oder 54 Kr.

Für diese kleine Schrift werden alle gute Hausmütter dem Verfasser danken. Es lehrt weder Conſituren machen, noch andere künstliche Zubereitungen, wozu es an Anweisungen nicht fehlt, sondern was weit gemeinnützlicher, und in den Wirthschaftsbüchern gewöhnlich ganz übergangen ist, die einfachste auf die Natur jeder Pflanze gegründete Art, sie, nachdem sie eingeärntet oder eingekauft ist, so lange und so gut als möglich frisch zu erhalten; eine Sache, die in der kleinsten so wie in der größesten Haushaltung täglich vorkommt. Folgendes giebt eine kurze Uebersicht des Inhalts: I. Beschreibung einiger Behälter, in welchem das Gemüse den Winter über aufgehoben werden kann. II. Behandlung aller Arten von Wurzelgewächsen und jeder einzelnen insbesondere. III. Behandlung aller kohlartigen Gewächse, oder solcher derer Stengel, Blätter, Blüthenknöpfe zu Gemüse dienen. IV. Behandlung der Hülsenfrüchte grün und getrocknet. V. Beh. der Zwiebelgewächse. VI. Behandl. aller Gewächse, deren Wurzeln, Stengel, Blätter oder Früchte zum Salat dienen. VII. Spezerey-Kräuter zu Suppen oder Brühen. VIII. Schwämme. IX. Obst. X. Verzeichniß der vorzüglichsten Obstsorten, in Rücksicht auf Dauer und Erhaltung. XI. Beeren zum frischen Genuß, Salat oder Getränken. Diese Uebersicht zeigt, daß nichts Wesentliches, wornach man suchen könnte, ausgelassen, hingegen alles fremde, anderwärts befindliche vermieden ist.

Man kann dies Werkchen sowohl bey uns, als auch durch jede Buchhandlung erhalten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Janus, eine Zeitschrift auf Ereignisse und Thatsachen gegründet. März 1800.

ist erschienen und enthält:

I. Die Wege des Lebens.
II. An August.
III. Die Republiken in Elysium.
IV. Ueber das Schauspiel Gustav Wasa, und dessen Aufführung auf dem Hoftheater zu Weimar.
V. Das Leipziger Theater.
VI. Ueber die Aufführung des Mahomet auf dem Hoftheater zu Weimar.
VII. Das Abenteuer in Venedig. Eine Erzählung, von dem Verfasser des Rinaldini.
VIII. Die Sandebene. Nach Mercier.
IX. Cleyhanten-Zorn.
X. Die portraitirten Nubier.
XI. Der Welt-Spiegel.
XII. Die neueste Ritterfahrt nach Jerusalem.
XIII. Bonaparte's Korrespondenz mit dem Groß-Vezier in Aegypten.
XIV. Sendschreiben des Fiebers an die Pockenkrankheit.
XV. Fortsetzung des Aufsatzes über das Leipziger Theater.
XVI. Gesellschafts-Theater der Bauern zu Mühlberg.
XVII. Kleinere Korrespondenznachrichten.
Aus Berlin, Leipzig, Wien, Breslau und Mainz.
XVIII. Sinngedichte.
XIX. Anekdoten.
XX. Anzeige.

Der Jahrgang kostet 4 Rthl. sächs. oder 7 Fl. 12 Kr. Reichs-Courant, wofür derselbe sowohl bey uns, als auch auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Zeitung für Kaufleute.

Die bey uns im Februar d. J. erschienenen 4 Stücke von der neuen Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufacturisten, herausgegeben von J. A. Hildt, enthalten, außer mehrern kleinen Nachrichten, folgende größere belehrende Aufsätze: Skizze von Frankfurt am Mayn; Tutia; Nachricht über die Verfertigung des den Rost abhaltenden Nähnadel-Papiers; Zusätze und Berichtigungen zu dem Fabriken- und Manufacturen-Addreß-Lexicon von Teutschland, von J. C. Gädicke; über den Handel und die Manufacturen der Stadt Reichenberg in Böhmen; Straußfedern; von metallisirten Zusammensetzungen oder Metallgemengen; Blick auf die gewöhnlichen Mängel in der Vorbereitung des Kaufmanns durch bloße Comptoir-Arbeiten, vom Hrn. Prof. Büsch; Bernstein; Rezensionen von neuen dem Kaufmanne nützlichen Schriften.

Man kann diese Zeitung wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen haben. Der Jahrgang kostet 2 Rthl. 16 Gr. sächsisch- oder 4 Fl. 48 Kr. Reichs-Courant.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

VI. Neue Kupferstiche von Hrn. Lips in Zürich.

Die Drangsale des Kriegs haben Hrn. Lips in Zürich doch nicht abgehalten für die Kunst thätig zu seyn. Er hat nicht allein das bekannte Blatt, „der Abend," welches nicht mehr zu haben war, von neuem gestochen, sondern auch neuerlich folgende schöne Blätter verfertigt:

Polyphem auf einem Felsen im Meere sitzend, nach eigener Zeichnung in Aqua Tinta, 12 Zoll breit und 9 Zoll hoch, 1 Rthl. oder 1 Fl. 48 Kr.

Die Nacht, ein Seitenstück zu dem Blatte, der Abend, nach eigener Zeichnung in Aqua Tinta, 11 Zoll breit und 8½ Zoll hoch, 1 Rthl. oder 1 Fl. 48 Kr.

(Der Abend, in gleicher Manier und Größe gearbeitet, kostet ebenfalls 1 Rthl. oder 1 Fl. 48 Kr.)

Portraits des Generals J. C. Baron von Hoze, von Hrn. Lips nach der Natur gezeichnet und in

punctirter Manier gestochen 6½ Zoll hoch und 5½ Zoll breit, 12 Gr. oder 54 Kr.

Portrait des Fürsten Suwarow, ebenfalls in punktirter Manier und gleicher Größe 12 Gr. oder 54 Kr.

Portrait des Erzherzog Carl, punctirt 6½ Zoll hoch und 5 Zoll breit, 12 Gr. oder 54 Kr.

Wir haben von diesen, so wie auch von Hrn. Lips älteren Blättern, die Hauptcommission, jedoch von den obigen vor der Hand nur wenige vorräthig, indem die Passage aus der Schweiz noch immer gesperrt, und diese erste Sendung durch einen Umweg und als verloren an uns gesandt worden ist. Da die erste Sendung aber glücklich hier angekommen ist, so können wir durch denselben Weg nächstens einen größern Vorrath erwarten.

Briefe und Gelder erbitten wir uns franco.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

Ich kann obigen Blättern aus voller Ueberzeugung das Zeugniß geben, daß sie durch Erfindung und gefällige Ausführung sich vor vielen andern auszeichnen. An den Portraits des Erzherzogs Carl, des General Hotze und des Helden Suwarow wird jeder, der Gelegenheit hatte, sie mit andern Portraits zu vergleichen, die Wahrheit und Treue mit Vergnügen erkennen. Unter Suwarows und Hotzes Portraits hat Lavater merkwürdige Verse gesetzt. Die Nacht, das Seitenstück zu dem schon früher allgemein geschätzten Abend dieses Künstlers, ist die lieblichste Schweizer-Idylle, die man nur sehn kann.

Böttiger.

VII. Ankündigung, welche den Kaufmann interessirt.

Herr E. T. Jones in Bristol hat vor kurzem eine neue Methode erfunden, um die Handlungsbücher, sowohl einfach als doppelt, auf eine weit kürzere Art, als nach den bisher gebräuchlichen, besonders der italienischen Methode geschehen kann, und mit einer Leichtigkeit und Sicherheit zu führen, daß unmöglich ein noch so unbedeutender Irrthum unbemerkt entschlüpfen kann. Dieses neue englische System vom Buchhalten — wie der Erfinder es nennt — ist für den Banquier, Kauf-

mann, Oekonom und überhaupt für jedes Geschäft gleich anwendbar und wichtig; daher es denn auch von Sachverständigen in England mit vielem Beyfall aufgenommen worden ist. Die demselben vorgedruckten Zeugnisse der Londner Bank-Direktion und der angesehensten Kaufleute Bristol's beweisen genugsam die große Nutzbarkeit und Vorzüglichkeit desselben, vor allen bisher bekannten Methoden. Und auch in Amerika hat man es so sehr approbirt, daß schon eine zweyte Auflage davon in New-York erschienen ist.

Nach dieser habe ich mit vielem Fleiße eine teutsche Uebersetzung ausgearbeitet, und bin Willens, solche mit Anmerkungen begleitet, auf holländisches Median-Papier, in Quart-Format, mit Didotischen Lettern und aller typographischen Schönheit des Originals auf meine Kosten drucken zu lassen. Um mich wegen dieser zu sichern, schlage ich den Weg der Pränumeration ein. Der Preis eines Exemplars ist 1 Thlr. in Conventions-Thaler à 1½ Thlr. oder 2 Gulden 36 Kreuzer Rheinl. Hernach wird der Laden-Preis beträchtlich höher seyn. Man kann bey mir, oder bey weiter unten genannten pränumeriren. Wer sonst mit Sammlung von Pränumeranten sich befassen will, und die Gelder-Kosten frey an mich, oder Herrn Christian Andr. Hildt in Gotha, welcher auch Pränumeration annimmt, entrichtet, dem gebe ich das zehnte Exemplar frey.

Folgende Freunde nehmen ebenfalls Pränumeration an:

Augsburg: Hr. Bachmeyer, Lehrer am Luth. Gymnasium.
Berlin: Hr. Buchhändler Rottmann.
Braunschweig: Schulbuchhandlung.
Breslau: Hr. Buchhändler W. G. Korn.
Celle: Hr. Postsekretair Pralle jun.
Copenhagen: Hr. Buchhändler Brummer.
Danzig: Hr. Buchhändler Troschel.
Elberfeld: Hr. Christ. Theod. Wuppermann.
Frankfurt am Mayn: Hr. Buchhändler Herrmann.
Hamburg: das Addreß- und Zeitungs-Comptoir und Hr. Buchhändler Hofmann.
Leipzig: Sommersche Buchhandlung.
Lübeck: Hr. Buchhändler Bohn.
Magdeburg: Hr. Buchhändler Keil.

len geben werd, als eine ununterbrochene Gegenwart. Ruhig über den Beſitz ſeines Herzens empfahl ſie ihm deſto eifriger, ſich während ihrer Abweſenheit den Freuden, welche das reiche und wollüſtige Smyrna verſchaffen konnte, zu überlaſſen, je gewiſſer ſie war, daß ſie von dergleichen Zerſtreuungen nichts zu beſorgen habe.

Allein Agathon hatte bereits angefangen, den Geſchmack an dieſen Luſtbarkeiten zu verlieren. So lebhaft, ſo manchfaltig, ſo berauſchend ſie ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch nicht fähig, einen Geiſt, wie der ſeinige war, lange einzunehmen. Als eine Beſchäftigung betrachtet, können ſie es nur für Leute ſeyn, die ſonſt zu nichts taugen; und Vergnügungen bleiben ſie nur ſo lange als ſie neu ſind. Je lebhafter ſie ſind, deſto bälder folgen Sättigung und Ermüdung; und alle ihre anſcheinende Manchfaltigkeit kann bey einem fortgeſetzten Gebrauch das Einförmige nicht verbergen, wodurch ſie endlich ſelbſt der verdienſtloſeſten Claſſe der Weltleute eckelhaft werden. Die Abweſenheit der Danae benahm ihnen vollends noch den einzigen Reitz, den ſie noch für ihn gehabt hätten, das Vergnügen ſie daran Antheil nehmen zu ſehen. Er brachte alſo beynahe die ganze Zeit ihrer Abweſenheit in einer Einſamkeit zu, von welcher ihn das beſchäftigte Leben zu Athen und die wollüſtige Muſſe zu Smyrna ſchon etliche Jahre entwöhnet hatten. Hier gieng es ihm anfangs wie denen, welche aus einem ſtark erleuchteten Ort auf einmal ins Dunkle kommen. Seine Seele fühlte

ſich

Nürnberg: die Buchhändler Hrn. Felßeckers Söhne.
Prag: Hr. Buchhändler Widtmann.
Stettin: Hr. Buchhändler Kaffka.
Wien: die Buchhändler Hrn. Schaumburg und Comp.

Wenn sich binnen hier und den 15. Juny. eine hinlängliche Anzahl Pränumeranten gemeldet haben werden, so lasse ich mit dem Abdruck des Werks den Anfang machen, und die Exemplare um Michaeli frey bis Braunschweig, Hamburg oder Hannover abliefern.

Bremen, im März 1800.

Thomas Martens.

Dies hier angekündigte Werk wird in unserer Buchdruckerey gedruckt, und alle Bchhändler, welche Exemplare bedürfen, haben sich an uns zu wenden.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

VIII. Egyptische Blätter.

Bürger J. R. Becker giebt in meinem Verlage ein Journal unter dem Titel: Egyptische Blätter, heraus, das alle Monate 8—9 Bogen stark erscheinet, und alles enthält, was in Frankreich über den Zustand Egyptens bekannt gemacht wird, alle Berichte der Gelehrten, die Buonaparten begleitet haben, alle größere Werke, alle Pamphlets u. s. w. Der Herausgeber wird dafür sorgen, daß die Uebersetzungen rein und fließend sind, und was am meisten anlocken wird, daß sie spätestens einen Monat nach der Erscheinung der Originale fertig sind. Das 1te Stück erscheinet Anfangs des Aprils dieses Jahres.

Berlin, den 11. Febr. 1800.

D. G. Schoenè
Buchhändler.

Der Neue
Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1800.

I.

Meine Erklärung

über

einen im St. James Chronicle, January 25, 1800. abgedruckten Artikel, der zur Ueberſchrift hat:

Prediction concerning Buonaparte,

mit dem Beyſatz:

the following Dialogue is now circulating in the higher Circles; the obſervations are of the pen of a foreign Miniſter.

Si quisquam eſt, qui placere ſe ſtudeat bonis
Quam plurimis, et minime multos laedere,
In his poëta hic nomen profitetur ſuum.
Tum ſi quis eſt, qui dictum in ſe inclementius
Exiſtimavit eſſe, is exiſtimet
Reſponſum, non dictum eſſe, quia laeſit prior.

Unter allem, wozu ein Menſch entweder durch ſeine eigene oder anderer Leute Thorheit gemacht werden kann, iſt der Karakter eines Wahrſagers und eines Märtyrers das, wozu ich am wenigſten aufgelegt zu ſeyn

glaube, und wovor ich mich immer, so viel möglich, zu hüten gesucht habe. Aber wer kann seinem Verhängniß entgehen? Das meinige war nun einmal beydes zu werden. Ich schreibe vor zwey Jahren in einer humoristischen Stunde, zwischen Scherz und Ernst, etwas *), das zwar unter die unendliche Menge der zufälligen Dinge, die sich a priori denken lassen, gehört, dessen Realisirung aber unter allen damaligen Umständen in einem so hohen Grade unwahrscheinlich war, daß ich selbst sie für moralisch unmöglich hielt. Man lachte in ganz Teutschland über den Einfall, und kein Mensch ließ sich träumen, daß Ernst aus dem Spaß werden könnte· und siehe da! anderthalb Jahre darauf kommt in Paris wirklich zu Stande, was ich achtzehn Monate zuvor meinen Wilibald in der Unschuld seines Herzens den Neufranken, ci-devant Franzosen, (deren damalige splendida miseria ihn jammerte) wohlmeynend rathen ließ; und ich Armer werde auf einmal so unschuldiger Weise zum Wahrsager, wie Molieres Sgaranel zum Medecin malgré lui, oder wie ein Kalendermacher zum Proseten, wenn eine seiner Wetterprofezeyungen zufälliger Weise eintrifft.

In Teutschland, wo mein Karakter als Mensch, als Bürger und als Schriftsteller ziemlich allge-

*) Das Gespräch zwischen Wilibald und Heribert über den neufränkischen Eid „Haß dem Königthum," im Teutschen Merkur, März 1798.

mein bekannt iſt, hatte dies nichts zu bedeuten. Es iſt ein ſeltſamer Zufall, ſagte man, und niemand verwunderte ſich mehr darüber als ich ſelbſt; aber man nahm es für das, was es war, für eine von den unbedeutenden politiſchen Kannengießereyen, welche zufälliger Weiſe eintraf, gegen tauſende, die nicht eintreffen; und ſchwerlich ließ ſich, von der Nordſee bis an die rhätiſchen und noriſchen Alpen, ein Einziger Menſch, dem ich nicht gänzlich unbekannt bin, in den Sinn kommen, ein geheimes Einverſtändniß zwiſchen mir und den Jakobinern (deren erklärter Gegner ich von ihrer erſten Exiſtenz an geweſen bin), oder mit ich weiß nicht welchen Illuminaten (von deren Exiſtenz ich nicht mehr weiß als vom Mann im Monde) in dieſem Zufall zu wittern. Aber ſiehe da! das Gerücht von Wieland's Prediction reſpecting Bonaparte wird von der Göttin mit der zweifachen Trompete bis nach London gebracht, und ein Ungenannter, der (wie es ſcheint) ein gutes Theil mehr von mir weiß als ich ſelbſt, tritt im St. James Chronicle, January 25, 1800 auf, und offenbart den guten Britten wie folget *):

*) Hier ſind die Worte des Originals ſelbſt: „As extra-
„ordinary as it may appear, that what a German
„author dared to adviſe in one of his writings
„a year ago, when Buonaparte was in the remote
„part of Egypt, and quite forgotten by the
„French, ſhould now be litterally followed by
„them, no one ought to wonder at this, who

„Wie auſſerordentlich es auch ſcheinen möge,
„daß, was ein teutſcher Autor ſich erkühnt
„habe, den Franzoſen in einer ſeiner Schriften ein

„has read with attention the two excellent
„works of Mr. l'Abbé Barruel and Mr. Ro-
„biſon. It is impoſſible not to disco-
„ver even here the ſecret ſprings and means,
„which that execrable and in the moſt guilty
„ſheme unrelenting ſect does not ceaſe to employ.
„If we conſider the whole ſeriously, we ſhall
„find, that every thing concurrs to con-
„firm the opinion, that this Dialogue was
„nothing elſe but a hint dropt from the pen
„of Weiland, with which perhaps he had been
„inſpired by the Illuminati, in order to
„render their plan familiar to Europe,
„and to try before hand to make their here
„acceptable to the French Nation. The baſis
„upon which all this edifice of Government is
„built, the corruption of principels,
„which appears in the firſt time of its explana-
„tion, where it is impudently aſſerted,
„that a king cannot be in queſtion as long as the
„unhappy but ſtill only legitimate race of Bour-
„bons exiſt, the exaggerated picture of all the
„virtues the pretended Dictator is to be indowed
„with, and laſt the indication of Buonaparte for
„a man of ſuch a deſcription, while the merely
„fortunate adventurer exhibited in his ſhort and
„gigantik career an epitome of all the vices of
„the moſt cruel of tyrants, without any, or, at
„leaſt, few of their good qualities, all this can
„not leave any doubt about the ſtill exiſting and
„inceſſantly undermining views of that nume-

„Jahr zuvor und zu einer Zeit, da Bonaparte „in dem weitentfernten Aegypten und von den „Franzoſen gänzlich vergeſſen war, anzura„then, nun buchſtäblich von ihnen befolgt werden ſoll„te, ſo könne ſich doch niemand darüber wundern, der „die zwey excellenten Werke des Hrn. Abbe „Barruel und des Hrn. Robiſon mit Aufmerkſam„keit geleſen habe. Es ſey unmöglich, gerade hier „die geheimen Springfedern und Mittel nicht zu „entdecken, welche dieſe execrable und in dem „ſtrafbarſten Vorhaben unermüdet behar„rende Sekte zu gebrauchen nicht aufhöre. Wenn „wir das Ganze in ernſtliche Betrachtung zögen, „würden wir finden, alles komme zuſammen, uns „in der Meynung zu beſtärken, daß dieſer Dialog „(zwiſchen Wilibald und Heribert) nichts an„ders ſey, als ein aus Weilands*) Feder gefloſſener

„rous and odious ſet of men, who have „not hitherto abandoned their deep concerted „plan, of which Weilands Dialogue was a „cypher, well underſtood by all the adept in „this horrid ſyſtem.“

*) Es mag ſeyn, daß die Britten meinen Namen nicht anders als Weiland ausſprechen können; aber ſie könnten ihn doch, wenn ſie wollten, ſo ſchreiben, wie er z. B. auf dem Titelblatt der Geſpräche unter vier Augen deutlich zu leſen iſt. Das Verfälſchen ausländiſcher Geſchlechtsnamen war ſonſt eine Unart, wodurch die Franzoſen ſich auszeichneten: wollen die

„hint *), womit er vielleicht von den Illuminas„ten inſpirirt worden, in der Abſicht, Europa mit „ihrem Plan zu familiariſiren, und vor der Hand zu „verſuchen, ihren Helden der franzöſiſchen Nazion „acceptabel zu machen. Die Baſis (fährt der „Anonymus fort), worauf dieſes ganze Regierungs„Gebäude aufgeführt iſt, die Korruzion der Prinzi„pien, die ſogleich bey der erſten Aufſtellung deſſelben „in die Augen fällt, da unverſchämter Weiſe be„hauptet wird, „daß die Rede von keinem Könige ſeyn „könne, ſo lange als die unglückliche, aber doch einzig „rechtmäßige Raçe der Bourbons exiſtire," das über„triebene Gemählde von all den Tugenden, wo„mit der angebliche Dictator begabt ſeyn ſoll, und end„lich das Vorgeben, daß Bonaparte der Mann „ſey, auf den dieſe Beſchreibung paſſe, da doch dieſer „bloß glückliche Abenteurer in ſeiner kurzen und „gigantiſchen Laufbahn einen Inbegriff aller Laſter „der grauſamſten Tyrannen — ohne eine einzige, oder „doch nur ſehr wenige von ihren guten Qualitäten, „dargeſtellt hat — alles dies kann nicht den min„beſten Zweifel übrig laſſen über die noch im-

Engländer den verhaßten Franzoſen auch in dieſem Unfug nachahmen?

*) Man pflegt das engliſche Wort hint gewöhnlich durch Wink zu überſetzen, weil aber ein Wink nicht aus einer Feder fließen kann, ſo habe ich das engliſche Wort beybehalten.

„mer dauernde Exiſtenz und die unabläſſig unter Grund „arbeitende Thätigkeit dieſer zahlreichen und haſ„ſenswürdigen Bande, die bis izt ihren tief an„gelegten Plan noch nicht aufgegeben hat, einen Plan, „von welchem Weilands Dialog eine geheime, aber „von allen Adepten dieſes ſcheußlichen Syſtems wohl „verſtandene Chifre war.“

Und ſo iſt denn der Zufall, daß Etwas, das ich vor anderthalb Jahren im Teutſchen Merkur (den in Frankreich niemand lieſt) den Franzoien als ein Mittel ſich zu retten, in einer Anwandlung von humoriſtiſcher Laune angerathen hatte, in Paris wirklich zu Stande kam. Urſache daran, daß ich in einem in ganz Großbrittanien und Irland allgemein geleſenen daily papper den gewöhnlichen Lohn der Proſeten erhalte, und vorerſt, bis es etwa noch derber kommt, an meinem guten Namen auf die gröblichſte Art mißhandelt und martyriſirt worden bin! Oder ſollte ein Mann, der ſeit mehr als vierzig Jahren, daß ſein Name ſeiner Nazion bekannt iſt, die Achtung und Zuneigung aller die ihn kennen (worunter eine große Anzahl der erſten, edelſten und ausgezeichnetſten Perſonen in Teutſchland ſind) beſeſſen hat, und der an allem, weſſen er von dieſem Ungenannten ſo zuverſichtlich beſchuldiget wird, gerade ſo unſchuldig iſt als an dem Märtertode Königs Karl I. von England oder am dreyßigjährigen Kriege — ſollte dieſer Mann, wenn er im Angeſicht von ganz

ſich leer, weil ſie allzuvoll war; er ſchrieb dieſes der Abweſenheit ſeiner Freundin zu; er fühlte, daß ſie ihm mangelte, und dachte nicht daran, daß er ſie weniger vermißt haben würde, wenn die Nerven ſeines Geiſtes durch die Gewohnheit einer wollüſtigen Paſſivität nicht eingeſchläfert worden wären. Die erſten Tage ſchlichen für ihn in einer Art von zärtlicher Melancholie vorbey, welche nicht ohne Anmuth war. Danae war beynahe der einzige Gegenſtand, womit ſeine in ſich ſelbſt zurückgezogene Seele ſich beſchäftigte; oder wenn ſeine Erinnerung in vorhergehende Zeiten zurückgieng, wenn ſie ihm das Bild ſeiner Pſyche, oder die ſchimmernden Auftritte ſeines republicaniſchen Lebens vorhielt, ſo war es nur, um den Werth der unvergleichlichen Danae und die ruhige Glückſeligkeit eines allein der Liebe, der Freundſchaft, den Muſen, und den Göttinnen der Freude geweyhten Privatlebens in ein höheres Licht zu ſetzen. Seine Liebe belebte ſich aufs neue; ſie verbreitete wieder dieſe begeiſternde Wärme durch ſein Weſen, welche die Triebfedern des Herzens und der Einbildungskraft ſo harmoniſch zuſammenſpielen macht. Er entwarf ſich die Idee einer Lebens-Art, welche (Dank ſeiner dichteriſchen Phantaſie!) mehr das Leben eines Gottes, als eines Sterblichen ſchien. Danae glänzte darinn aus einem Himmel von lachenden Bildern der Freude und Glückſeligkeit hervor. Entzückt von dieſen angenehmen Träumen, beſchloß er bey ſich ſelbſt, ſein Schickſal auf immer mit dem ihrigen zu vereinigen. Er hielt

Europa als ein verächtlicher und verworfner Menſch, als ein Mitglied und heimliches Werkzeug einer horriblen und verfluchenswürdigen Sekte, die (nach der Verſicherung der Herrn Barruel und Robiſon) Gott und Menſchen den Krieg angekündiget hat, und auf nichts geringres als die Vernichtung aller bürgerlichen, religieſen und moraliſchen Ordnung losarbeitet, denunziiret wird, — nicht mit dem vollſtändigſten Recht an die Märtyrer-Krone Anſpruch machen können?

Wie lächerlich und abſurd aber auch dieſe ſo genannte Obſervations (welche, nach dem unwahrſcheinlichen Vorgeben des Redacteurs des St. James Chronicle, aus der Feder eines fremden Miniſters am engliſchen Hofe gefloſſen ſeyn ſollen) allen, die mich perſönlich und von langem her kennen, vorkommen müſſen: ſo begreift ſich doch (die gewöhnliche Logik des großen Haufens, zumal gewiſſer ſchiefer und windiger Köpfe in the higher circles, vorausgeſetzt) ſo ziemlich, wie ein Mann, der an die Offenbarungen der Mſſrs. Barruel und Robiſon wenigſtens ſo ſteif als an die 39 Artikel der engliſchen Kirche glaubt, von dem ſo genannten Weiland hingegen weiter nichts weiß, als daß er a celebrated German Author *) ſey, und

*) Man vergeſſe nicht, daß (nach dem Vorgeben der Herrn Barruel und Robiſon) alle, oder doch die allermeiſten berühmten teutſchen Schriftſteller Mit-

(was freylich hier eine nothwendige Bedingung iſt) nichts von ihm geleſen hat als die vorgebliche prediction concerning Buonaparte, allen dieſen Unſinn mit völliger Ueberzeugung geſchrieben haben kann, und wohl noch gar durch die Entdeckung, „daß „der Dialog zwiſchen Wilibald und Heribert ganz un„fehlbar eine geheime Chifre der vorgeblichen Illumi„naten ſey," eine ſtattliche Probe ſeiner miniſteriellen Sagacität und Kombinazionsgabe abgelegt zu haben glauben mag. Denn wie wäre es auch, ohne daß der T....l und die Illuminati ihr Spiel dabey gehabt hätten, denkbar, daß ſo ein corpus vile, wie a German author in den Augen aller ſtockbrittiſchen blockheads iſt, ſich unterſtanden haben könnte, der franzöſiſchen Nazion einen Avis zu geben, und wie wäre es ſonſt möglich, daß dieſer Avis ein Jahr oder anderthalb Jahre hernach buchſtäblich realiſirt worden wäre, wenn Weiland nicht ein Illuminato wäre, wenn die horrible und exekrable Sekte der Illuminati (alias der unſichtbaren Bären) nicht ſchon von langem her den verruchten Anſchlag gemacht hätte, den odioſen Tyrannen Bonaparte zum Dictator der franzö-

glieder der exekrabeln Sekte der Illuminati ſind. Wenn alſo Weiland von dem Ungenannten ein celebrated German Author geſcholten wird, ſo iſt es nicht, um ihm ein Kompliment zu machen, ſondern dieſen Umſtand bey den Leſern der excellenten Werke der vorbeſagten zwey Syloſanten als ein prejudicium gegen Weiland gelten zu machen.

ſchen Republik zu erheben, und wenn ſie dem mehrbesagten Weiland nicht einen Wink gegeben hätten, Europa mit dieſer Idee zu familiariſiren, und die Franzoſen (welche bekanntlich ſehr eifrige Leſer teutſcher Schriften ſind) allmählig zu ſtimmen, daß ſie ſich gefallen laſſen möchten, den von ihnen wenig geachteten Helden der betagten Illuminaten, Bonaparte, acceptable zu finden? Quae, qualis, quanta — ineptia! Man könnte ſichs nicht närriſcher träumen laſſen.

Es iſt ſchwer, von ſolchen miniſteriellen Facezien ernſthaft zu reden. Indeſſen iſt dieſer Handel für mich ernſthaft genug; denn es gilt meiner Ehre, — nicht bey den Teutſchen, die mich kennen, ſondern bey den Britten und den übrigen europäiſchen Nazionen, denen ich bisher ſo viel als unbekannt war, und denen ich nun auf einmal in einer brittiſchen Hofzeitung, die in einem großen Theil von Europa geleſen wird, als ein Mitverſchworner gegen alle göttliche und menſchliche Ordnung, als ein geſchäftiges Werkzeug der abſcheulichen Sekte der Illuminaten, und folglich als ein höchſt gefährlicher, exekrabler, des Kirchenbanns und der Interdikzion von Feuer und Waſſer würdiges Ungeheuer, öffentlich angegeben werde.

Plutarch ſagt irgendwo: er wolle lieber, die Welt wiſſe gar nichts davon, daß ein Plutarch exiſtire,

als daß ſie glaube, Plutarch ſey ein ſchlechter und haſſenswürdiger Menſch. So denkt ohne Zweifel jeder ehrliche Mann. Mir iſt nichts daran gelegen, ob ich den Britten, Franzoſen, Spaniern, Dänen, Schweden und Ruſſen ꝛc. ꝛc. bekannt bin oder nicht: aber wenn ich ihnen ja bekannt werden ſoll und muß, ſo ſollen ſie mich als den Mann kennen, der ich bin, nicht als den verächtlichen Menſchen, den der angebliche foreign Miniſtro in dem Fieberparoxysmus einer kranken Imaginazion, oder Gott weiß aus welcher andern Urſache, aus mir machen zu wollen ſich die Mühe gegeben hat.

Ich ſehe mich alſo genöthiget, zu beſſerer Informazion aller derer, die von dieſer Sache Notiz nehmen wollen, und einer ſolchen Informazion noch nöthig haben, meine nähere Erklärung über dieſen ganzen odioſen Handel in folgende Paragrafen zu verfaſſen.

2.

Ich glaube zwar, daß das bloße aufmerkſame Leſen des Dialogs zwiſchen Heribert und Wilibald (der in den Geſprächen unter vier Augen, oder dem 3ten Band meiner Sämmtlichen Werke, der zu Leipzig bey Göſchen im Jahr 1799 herauskam, das zweyte iſt) einen jeden unbefangenen Leſer von der Unſträflichkeit der Grundſätze und Abſichten, welche dieſem Geſpräch zum Grunde liegen, ſchon hinlänglich überzeugen könne. Indeſſen bleibt doch gewiß, daß derjenige,

der von meinen Grundsätzen und von meinem Karakter als politischer Schriftsteller ein gerechtes Urtheil fällen will, nicht nur alle meine Gespräche unter vier Augen, sondern auch meine übrigen durch die französische Revoluzion veranlaßten Aufsätze (die den größten Theil des 29sten Bandes meiner sämmtlichen Werke ausmachen) gelesen haben sollte. Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich von meinem Richter, wer er auch sey, nichts mehr verlange, als daß er Gedrucktes lesen könne und so viel Verstand habe, als schlechterdings unentbehrlich ist, um ein Mensch zu seyn. Unter dieser (hoffentlich sehr gemäßigten Voraussetzung) bin ich versichert, ich werde vor allen meinen Zeitgenossen und vor der Nachwelt so erscheinen, wie ich vor meinem eigenen Gewissen erscheine, — als ein Mann, der die Wahrheit immer aufrichtig geliebt und gesucht hat, und es mit allen Menschen eben so ehrlich als mit sich selbst meynt; als ein aufrichtiger Anhänger und Verfechter aller bestehenden bürgerlichen Ordnung und als ein erklärter Gegner aller revoluzionären Grundsätze und Maximen, alles Aufstands gegen die Obrigkeit, welcher wir (nach einem vollkommen richtigen Grundsatz des Christenthums), nicht weil und in sofern wir sie uns selbst willkührlich gegeben haben, sondern weil sie Gewalt über uns hat und Gottes Ordnung*)

*) d. i. weil Gott Ordnung will, und ohne Gehorsam gegen die Obrigkeit keine Ordnung, so wie

iſt, unterthan ſeyn ſollen. — Wie ein Mann, der ſich mehr als vierzig Jahre lang in ſeinem täglichen Leben und in allen ſeinen Schriften ſo bewieſen hat, der ſeyn könne, wofür ich von dem Ungenannten im St. James Chronicle ausgegeben werde, da ſehe er zu!

E.

Ich bin nicht nur niemals weder Freymaurer, noch Roſenkreuzer, noch Illuminat, noch Mitglied irgend einer andern geheimen Geſellſchaft, wie ſie auch Namen haben möge, geweſen; ſondern ich habe mich ſogar bey jeder Gelegenheit öffentlich und nachdrücklich gegen alle geheime Geſellſchaften und Orden erklärt, und in ſofern ſie ſich zu einem undurchdringlichen Geheimniß und blinden Gehorſam gegen ſichtbare oder unſichtbare Obern verbunden haben, ihre Unzuläſſigkeit behauptet.

3.

Als die franzöſiſche Revoluzion ausbrach, war wohl ſchwerlich im ganzen Europa ein ſo roher oder ſo ganz in thieriſcher Indolenz verſunkener Menſch, der an dieſer großen, mit unendlich wichtigen Folgen ſchwangern Weltbegebenheit nicht Antheil genommen und von den ſo ſchnell und ſtürmiſch ſich über einander her wälzenden Exploſionen dieſes ſchrecklichen Volkans nicht aus ſeiner

ohne Gewalt über uns keine Obrigkeit denkbar iſt.

gewöhnlichen Faſſung wäre herausgeworfen worden. Ich ſchreibe izt keine Rouſſeauiſche Confeſſions, und es würde mich auch zu weit führen, wenn ich aus unnöthiger Treuherzigkeit von allen meinen Gefühlen, Geſinnungen, Urtheilen und fehlgeſchlagenen guten Hoffnungen während dieſes letzten Jahrzehends öffentliche Rechenſchaft ablegen wollte. Hier iſt die Rede nicht ſowohl von Wieland dem Menſchen, als von W. dem Schriftſteller. That ich klug oder unklug? — ich weiß es nicht — aber ich hielt es für meine Pflicht, als Menſch und als Bürger, da ich bey einer ſo auſſerordentlichen Bewegung aller Gemüther auf keine andere Weiſe zum Gemeinen Beſten mitwirken konnte, es als Schriftſteller zu thun. Meine natürliche Geneigtheit, Alles (Perſonen und Sachen) von allen Seiten und aus allen möglichen Geſichtspunkten anzuſehen, und ein herzlicher Widerwille gegen das nur allzu gewöhnliche einſeitige Urtheilen und Partenehmen, iſt ein weſentliches Stück meiner Individualität. Es iſt mir geradezu unmöglich, eine Partey gleichſam zu heyrathen, Ein Fleiſch mit ihr zu werden, in alle ihre Leidenſchaften mit Hitze und Eifer einzugehen, alles, was ſie thut, gut zu heiſſen und mit Fauſt und Ferſen zu vertheidigen. Mit dieſem Karakter würde ich in Frankreich meinen Kopf verloren haben, und in England dermalen etwas unbequem zwiſchen vier Mauern ſitzen und wenig Sonne zu ſehen bekommen. In Teutſchland kam

ich, wo nicht mit der Feindſchaft, wenigſtens mit dem Tadel und der Mißbilligung beyder Hauptparteyen, noch wohlfeil genug davon. Indeſſen (wie die Wahrheit am Ende doch immer recht behält) nach und nach fand meine gemäßigte Art zu denken ziemlich allgemeinen Beyfall, und beyde Parteyen ließen mir, mit der billigen Erlaubniß unpartheyiſch zu ſeyn, die Gerechtigkeit widerfahren, zu geſtehen, daß ich keine von beyden zu hintergehen ſuche und es mit beyden gleich ehrlich meyne.

4.

Die Geſpräche unter vier Augen, von welchen dasjenige, wovon bisher die Rede war, das zweyte iſt, ſind von allem, was ich aus Gelegenheit der franzöſiſchen Revoluzion geſchrieben habe, das letzte. Daß dieſe Geſpräche keine andere Tendenz haben, als: Völkern und Regenten, Staatsmännern und Privatperſonen, Ariſtokraten und Demokraten gewiſſe alte Wahrheiten, die man nicht zu oft von den Dächern predigen kann, in einem neuen Vehikel beyzubringen; die Meynung derjenigen, die der ſo genannten republikaniſchen Verfaſſung vor der monarchiſchen den Vorzug geben *), zu beſtreiten, und den Vorzug der letztern auf eine einleuchtende Art darzuthun; und endlich den Völkern ſo

*) Ihre Anzahl war wenigſtens im Jahr 1798 auch in Teutſchland noch beträchtlich, und hat ſeitdem aus begreiflichen Urſachen eher zu- als abgenommen.

wohl als den Regenten, denen mit gutem Rath gedient iſt, vornehmlich den armen Franzoſen, die deſſen am meiſten bedürfen, mit guter Art einige wohlgemeynte Winke und Räthe zu geben, von deren Gemeinnützlichkeit ich innigſt überzeugt war, wiewohl ich mir ſelbſt tauſendmal ſagte, daß ich mir damit eine eben ſo unnütze als undankbare Mühe gäbe. Aber ich habe von der Würde und dem Amt eines Schriftſtellers dieſelbe Meynung, welche der populariſte, lehrreichſte und politeſte Schriftſteller des Alterthums, Lucian, in ſeinem Traum auf eine ſehr elegante Art allegoriſirt hat, da er ſich ſelbſt, als Jüngling, auf einem mit geflügelten Pferden beſpannten Wagen neben der Göttin Paideia, (gleich dem Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres) ſitzend, über Länder und Meere hinwegfahren, und immer etwas herabſtreuen ſah, ohne ſich zu bekümmern wohin es falle und was daraus werde. Was, nach Horaz, die Pflichten des Chors in der Tragödie der Griechen war,

Ille bonis faveat et conſilietur amicis,
Et regat iratos et amet peccare timentes:
Ille dapes laudet menſae brevis: ille ſalubrem
Juſtitiam, legesque et apertis otia portis,

das iſt (meiner Meynung nach) eine der weſentlichſten Obliegenheiten eines Schriftſtellers, dem Talente und Kenntniſſe den Beruf, und der Beyfall der Nazion, für welche er zunächſt ſchreibt, die nöthige Aufmunterung zu dieſem edeln Geſchäfte gegeben haben.

Der ungenannte fremde oder einheimiſche Miniſter, oder wer ſich ſonſt zu den mehrbeſagten Obſervations im St. James Chronicle zu bekennen Luſt hat, ſcheint nicht ſo günſtig von der Würde eines Schriftſtellers zu denken, oder er hätte ſich eines ſehr unſchicklichen Ausdrucks bedient, wenn er ſagt: what a German author dares to adviſe ꝛc. Ich will allenfalls vorausſetzen, er habe bey dem Wort: „ein teutſcher Autor,“ ohne Naſerümpfen, bloß das vermeynte Unfügliche, daß ein Teutſcher ſich herausnehme, der franzöſiſchen Nazion rathen zu wollen, in Gedanken gehabt. Aber warum ſoll nicht jeder Autor, von welchem Volk er ſey, qui nihil humani a ſe alienum putat, jedem Volk in der Welt, vorzüglich einem ſo übel berathenen als das franzöſiſche damals war, einen (ſeiner Ueberzeugung nach) guten Rath geben dürfen? Haben die erſten und beſten Schriftſteller aller Nazionen und Zeiten, von Homer und Heſiodus an, etwa was andres gethan, als Groß n und Klein n Alten und Jungen, Königen, Staatsmännern, und Vorſtehern der Völker im Krieg und im Frieden, kurz allen Arten von Menſchen, weß Standes und Geſchlechtes ſie ſeyen, ja der menſchlichen Gattung in corpore, die Wahrheit zu ſagen und guten Rath zu geben? — Wie kommt der Ungenannte zu einer ſo trivialen und eines Mannes von Stand und Erziehung unwürdigen Vorſtellungsart? Sollte er etwa ein Freund, oder gar ein Mitglied und geheimes Werkzeug des be-

ſie für würdig, dieſen Agathon glücklich zu machen; welcher zu ſtolz geweſen wäre, das ſchimmerndſte Glück aus der Hand eines Königs anzunehmen. Dieſer Entſchluß, welcher bey tauſend andern eine nur ſehr zweydeutige Probe der Liebe ſeyn würde, war in der That, nach ſeiner Art zu denken, der Beweis, daß die ſeinige auf den höchſten Grad geſtiegen war.

In einem für die Abſichten der Danae ſo günſtigen Gemüths-Zuſtand befand er ſich, als Hippias ihm einen Beſuch machte, um ſich auf eine freundſchaftliche liche Art über die Einſamkeit zu beklagen, worinn er ſeit der Entfernung der ſchönen Danae lebte. Danae ſollte zufrieden ſeyn, ſagte er in ſcherzhaftem Ton, den liebenswürdigen Callias für ſich allein zu behalten, wenn ſie gegenwärtig ſey; aber ihn auch in ihrer Abweſenheit der Welt zu entziehen, das ſey zu viel, und müſſe endlich die Folge haben, die Schönen zu Smyrna in eine allgemeine Zuſammenverſchwörung gegen ſie zu ziehen. Agathon beantwortete dieſen Scherz in dem nämlichen Ton; unvermerkt wurde das Geſpräch intereſſant, ohne daß der Sophiſt eine beſondere Abſicht dabey zu haben ſchien. Er bemühte ſich, ſeinem Freunde zu beweiſen, daß er Unrecht habe, der Geſellſchaft zu entſagen, um ſich mit den Dryaden von ſeiner Liebe zu beſprechen, und die Zephyrs mit Seufzern und Botſchaften an ſeine Abweſende zu beladen. Er mahlte ihm mit verführiſchen Farben die Vergnügungen vor, deren er ſich beraube,

rüchtigten Ordens der Obscurorum Virorum, alias Obſkuranten, ſeyn, die aus weltbekannten, ſehr edeln und der menſchlichen Vernunft (oder doch ihrer eigenen) groſse Ehre ſcilicet machenden Beweguršachen gerade denen Schriftſtellern, die ſich unterſtehen die Wahrheit zu ſagen und guten Rath zu geben, das Handwerk niederlegen möchten! Wir wollen beſſeres von ihm hoffen; aber er iſt ſelbſt ein wenig Schuld daran, wenn Leute, die eben nicht alles zum Beſten zu kehren gewohnt ſind, Arges in ihrem Herzen von ihm denken.

5.

Das Geſpräch zwiſchen Wilibald und Herbert, oder, wenn man lieber will, zwiſchen mir ſelbſt und einem neufränkiſchen (franzöſiſchen) Citoyen, wurde veranlaſst durch den lächerlichen, unpolitiſchen, für alle Nazionen, die von Königen regiert werden, beleidigenden, kurz in jeder Rückſicht abſurden Eid, Haſs dem Königthum (haine à la royauté), welchen das ehemalige Direktorium nach dem famoſen 18. Fruktidor allen franzöſiſchen Bürgern, um irgend eines öffentlichen Karakters oder Amtes fähig zu ſeyn, zur unnachläſslichen Bedingung machte. Wenn ein Dialog das iſt was er ſeyn ſoll, ſo giebt es keine liberalere Methode, einen ſtreitigen Punkt zwiſchen zwey Perſonen, welchen es bona fide um Wahrheit zu thun iſt, aufs Reine zu bringen. Indem der Neufranke Herb-

bert alles mögliche aufzubringen ſucht, um den ihm zur Pflicht gemachten Haß des Königthums zu rechtfertigen, überführt ihn der Monarchiſt Wilibald, daß an dem Königthum an ſich ſelbſt eben ſo wenig haſſenswerthes ſey als an der demokratiſchen Regierungsform, und daß auch dann, wenn gefragt werde, was beyde Regierungsarten von jeher in concreto wirklich geweſen? der Vorzug noch immer auf Seiten der Monarchie bleibe. Der in die Enge getriebene Heribert weiß ſich zuletzt nicht anders zu helfen, als durch ein Geſtändniß über den wahren Geſichtspunkt, woraus der Eid, von dem die Rede ſey, betrachtet werden müſſe; ein Geſtändniß, welches allein mehr als hinlänglich hätte ſeyn müſſen, dem Unbenannten die Augen zu öffnen, wenn er mit offnen Augen ſehen wollte oder könnte. Dieſe ganze Stelle, die in der zweyten Ausgabe der ſämmtlichen Geſpräche unter vier Augen die 91, 92 und 93. Seite einnimmt, muß von demjenigen, der zwiſchen mir und meinem Ankläger im St. James Chronicle ein gerechtes Urtheil fällen will, ſelbſt mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen werden. Das Reſultat dieſer Beichte des ehrlichen Heribert iſt: der mehrbeſagte Eid ſey eine bloße Taſchenſpieler-Formel, womit die franzöſiſchen Machthaber der Lauigkeit und der geheimen Sehnſucht nach der alten Ordnung der Dinge, die ſeit einiger Zeit unter dem franzöſiſchen Volke überhand nehme, entgegen zu wirken ſuchten. — Wilibald verſpricht ihnen wenig von einer ſo armſeli-

gen Maaßregel, und macht ſich (wie es ſcheint) ein kleines ſchalkhaftes Vergnügen daraus, den Neufranken mit der ziemlich wahrſcheinlichen Vorherſagung zu erſchrecken: „der erkünſtelte und erzwungene Haß des Königthums könnte ſich am Ende wohl gar in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern (den Jakobinern) eben ſo gefährlich werden könnte als der 14. Auguſt dem Königthum. — Heribert tröſtet ſich mit der Hoffnung, daß der Abſcheu vor neuen Revoluzionen, der izt die herrſchende Geſinnung des franzöſiſchen Volkes ſey, ſie vor einem ſolchen Unglück bewahren werde. — Aber Wilibald warnt ihn, ſich auf den guten Genius Frankreichs nicht zu viel zu verlaſſen. Die vielgeſtaltigen und niemals ruhenden Faktionsgeiſter (meynt er) arbeiteten ihm zu eifrig entgegen, als daß man darauf rechnen könne, das bloſſe Bedürfniß der Ruhe werde das franzöſiſche Gemeinweſen von dem Untergang retten, welchem es, mitten unter ſeinen Siegen, Triumfen und Eroberungen, immer näher rücke.

Dies wurde im Februar des Jahres 1798 geſchrieben, und Niemand, der den heilloſen innern Zuſtand Frankreichs in dieſem Zeitpunkt kennt, wird in dieſer bedingten Vorherſagung des immer näher heranrückenden Untergangs der franzöſiſchen Republik etwas Befremdliches und Geheimniß-

volles ſuchen. Jedermann, der nur ein wenig über ſeine Naſe hinausſehen konnte, und ſich durch glänzenden Schein, lächerliche Großſprechereyen und überſpannte Kraftäußerungen, welche das in ſeinem Innern ſo ſehr zerrüttete und erſchöpfte und ſo übel als möglich guvernirte Frankreich in die Länge nicht aushalten konnte, nicht täuſchen ließ, urtheilte eben ſo. Leute dieſer Art machen zwar überall die Minorität aus; indeſſen waren doch derer, welche die damalige Lage Frankreichs in dieſem Lichte betrachteten, in Teutſchland wenigſtens ſehr viele; und die Meynung, daß dieſer Nazion nur durch einen König wie Heinrich IV. oder einen Dictator wie Julius Cäſar, geholfen werden könne, war unter Allen, welche Menſchlichkeit genug hatten den gänzlichen Ruin einer großen, zwar mit ſchweren Verbrechen belaſteten, aber durch die Folgen derſelben mehr als zu ſehr beſtraften Nazion nicht zu wünſchen, allgemein genug, daß Wilibald, indem er (aus Emancipation eines Henri IV.) den Franzoſen einen Julius Cäſar vorſchlug, ſich gewißhalten konnte, nichts paradoxes geſagt zu haben, wofern er auch (was ich nicht weiß) der Einzige war, der dieſe Meynung laut und öffentlich ſagte.

Der Anonymus nimmt mir bey dieſer Stelle zwey Dinge ſehr übel: erſtens, daß ich unverſchämter Weiſe (impudently) behauptet hätte, „die Rede könne von keinem König ſeyn, ſo lange das unglückliche

aber immer einzig rechtmäßige Geschlecht der Bourbons existire;“ und dann, daß ich ein übertriebenes Gemählde von den Tugenden des angeblichen Dictators gemacht hätte.

Was den ersten Punkt betrifft, so kann ich vor allen Dingen nicht unbemerkt lassen, daß das Wort impudently allerted, das der Ungenannte sich gegen den German author Weiland erlauben zu dürfen geglaubt hat, unter diejenigen gehört, die kein Mann von Erziehung und Lebensart sich gegen einen andern, der hierin seines gleichen ist, erlaubt, oder, wofern er sich selbst und die Gesetze der Anständigkeit so weit vergessen hätte, sich gefallen lassen muß, dem Beleidigten die Genugthuung zu geben, die dieser nach den in der Welt angenommenen Grundsätzen zu fodern berechtigt ist. Der Ungenannte mag wohl vielleicht wissen, daß er von dieser Seite nichts von mir zu besorgen hat. Ich bin immer von einer sehr friedliebenden Gemüthsart gewesen, und habe von Kindesbeinen zwar die Feder ziemlich leidlich, aber Degen und Pistolen niemals führen gelernt; zudem bin ich ein Mann von 67 Jahren und von Natur so kurzsichtig, daß ich Gefahr liefe, meinen diplomatischen Gegner wider meinen Willen zu treffen, wenn wir uns auch auf zwölf geometrische Schritte schießen wollten; nichts davon zu sagen, daß ich eine zahlreiche Familie von Kindern und Enkeln um mich habe, mit denen ich noch gern einige Jahre leben

möchte, und die es dem ungenannten Herrn ſehr übel nehmen würden, wenn er ihrem alten Vater, zur Genugthuung ihn unverſchämt und einen Illuminato geſchimpft zu haben, noch eine Kugel durch den Kopf jagen oder den Degen in den Leib rennen wollte. Nun würden mir freylich alle dieſe Umſtände wenig helfen, wenn ich von einem alten ritterbürtigen Geſchlecht abzuſtammen die Ehre hätte, was vielleicht bey dem Ungenannten der Fall iſt; aber glücklicher Weiſe waren meine Voreltern ſeit zweyhundert Jahren bloße Bürger einer freyen Reichsſtadt, die (wie ich) von der Feder Profeſſion machten, meinen Großvater mütterlicher Seite ausgenommen, der ſich unter Eugen von Savoyen und Prinz Ludwig von Baden vom gemeinen Soldaten bis zum Oberſtwachtmeiſter hinaufarbeitete, aber (wie ich bekennen muß) von ſeinem martialiſchen Geiſt ſehr wenig auf ſeine Tochter und ihren Sohn fortgepflanzt hat, — und wenn ich noch weiter hinaufgehe, ſo findet ſich, daß ich, Dank ſey dem Himmel! von einer uralten, ſeit Kaiſer Ruperts Zeiten im Gebiete meiner Vaterſtadt angeſeſſenen Bauern-Familie abſtamme; daher auch der in meinem vom Aeltervater auf mich gekommenen Familienwappen paradirende Löwe aus drey Erdſchollen hervorſteigt, und, ſtatt eines edeln Mordinſtruments, eine friedliche Pflugſchar in den Bratzen hält. Documenta damus qua ſimus origine nati. Aus allen dieſen triftigen Gründen alſo iſt der Unge-

nannte vor meinem Degen und meinen Piſtolen vollkommen ſicher; und es iſt bloß ſeine Sache, wie er es mit ſich ſelbſt und der ehrbaren Welt ausmachen will, daß er ſich gegen einen unſchuldigen German author einen ungezogenen Ausdruck erlaubt hat, den dieſer auf keine Weiſe verdiente. Denn warum ſollte ich (die weltbekannte Thatſache, daß die große Majorität der franzöſiſchen Nazion die Bourbonſche Familie auf ewig von der Thronfolge ausgeſchloſſen hat und überhaupt keinen König mehr haben will, als Thatſache vorausgeſetzt) nicht mit aller möglichen Beſcheidenheit haben ſagen können: ſie können auch, ſo lang es noch Bourbons giebt, keinen König haben. Läßt ſich wohl dieſen Worten, ohne unbillige Verdrehung, ein anderer Sinn unterlegen als dieſer: Wenn Frankreich wieder einen König bekommen ſollte, ſo könnte es, weil das Haus Bourbon ein unſtreitiges Erbrecht an die franzöſiſche Krone hat, kein anderer als ein Bourbon ſeyn; da nun aber die franzöſiſche Nazion dies nicht wolle, ſo könne ſie eo ipſo, ſo lange noch ein Bourbon exiſtire, keinen König haben. — Sollte ich dieſen Sinn nicht deutlich genug ausgedrückt haben, ſo war es doch was ich ſagen wollte; und wenn ich dadurch jemand zu nahe getreten bin, ſo iſt es nicht die königliche Familie von Frankreich, ſondern die franzöſiſche Nazion, indem ſich aus meinen Worten, ohne alle Verdrehung, die Folge ziehen lieſſe: Zwanzig oder dreyßig Millionen Menſchen wären ſchuldig, ſich einen König wider

ihren Willen aufzwingen zu laſſen; was denn doch weder meine noch vermuthlich auch des foreign Miniſter's Meynung ſeyn kann.

Ich werde nie über die Schranken des Reſpekts hinausgehen, den jeder Privatmann, zumal wenn er Schriftſteller iſt, den Großen dieſer Welt ſchuldig iſt. Es kommt mir nicht zu, und fällt mir nicht ein, weder etwas gegen Ludwigs XVIII. Geburtsrecht an den franzöſiſchen Thron einzuwenden, noch über die perſönlichen Kräfte dieſes Fürſten, einen dermalen mit ſo viel Gefahren umgebenen Poſten zu behaupten, öffentlich urtheilen zu wollen. Im Gegentheil, da ich ſchon ziemlich lange zu der Einſicht gekommen bin, daß nur ein König (ſey es nun unter dieſem oder einem andern Namen) die Franzoſen glücklich machen kann, ſo betrachte ich das gegenwärtige Protokonſulat in Frankreich bloß als eine vorbereitende Maaßregel, die mir (ſalvis melioribus) unter den dermaligen Umſtänden ſchlechterdings nöthig ſcheint, um die ganz und gar aus allen Fugen gekommene franzöſiſche Monarchie nach und nach wieder einzurichten, das Volk mit guter Art zu einer ſo großen Veränderung zu ſtimmen, und dieſe ohne neue gewaltſame und blutige Konvulſionen, auf eine, ſo viel möglich, dem größten Theil der Nazion gefällige und wohlthätige Art herbeyzuführen. Es iſt aber hier und dermalen weder der Ort noch die Zeit, meine auf dieſes futurum contingens ſich beziehenden

guten Wünſche und nicht unnöthigen Beſorgniſſe laut werden zu laſſen. Alles, warum ich meinen diplomatiſchen Gönner im St. James Chronicle gehorſamſt bitten möchte, iſt, wofern etwa das, wovon ich ſo eben, als einer möglichen und wahrſcheinlichen Sache, Erwähnung gethan, über kurz oder lang realiſiert werden ſollte, nicht wieder eine Prediction daraus zu machen, und mich deßwegen mit meinen guten Brüdern, den Illuminati, zu brouilliren, oder ſich etwa gar einzubilden, es ſtecke irgend ein gefährliches Schem und Komplot dahinter, und es ſey bloß eine Chifre, wodurch ich die Adepten des Ordens erinnern wolle, auf ihrer Huth zu ſeyn, und in Zeiten die gehörigen Maaßregeln dagegen zu nehmen. Und ſo viel über den erſten Punkt.

Was nun das Gemählde betrifft, das ich meinen Wilibald von den Eigenſchaften, die ein Dictator, wie ihn Frankreich nöthig habe, beſitzen müſſe, in dem mehrbeſagten Dialog machen laſſe, ſo habe ich auch hier (wie vermuthlich in ſehr vielen andern Dingen) das Unglück, mit dem ungenannten ſtaatsklugen Courtiſan nicht einerley Meynung zu ſeyn. Er findet mein Gemählde übertrieben; ich hingegen kann von allen dieſen Qualitäten auch nicht eine einzige nachlaſſen. Die unparteyiſche Welt mag hierin zwiſchen uns entſcheiden!

Eine andere Frage iſt es nun freylich, ob Bonaparte der Mann ſey, der alle dieſe Eigenſchaften *) wirklich beſitze oder nicht? — Ich habe es geglaubt, glaube es noch, und unzählige Menſchen glauben es ſo gut wie ich. Alles, was ich, in meiner ländlichen Abgeſchiedenheit von der großen Welt, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils von glaubwürdigen und unparteyiſchen Fremden, die mich beſuchten, ſeit drey bis vier Jahren von dieſem außerordentlichen Manne geleſen und gehört habe, und ſo lange als Thatſache vorausſetzen muß, bis ich des Gegentheils gewiß werde, beſtärkt mich in der hohen Meynung, die ich von ſeinem Karakter als Staatsmann und Feldherr gefaßt

*) Der Anonymus nennt ſie Tugenden, und drückt ſich ſo aus, als ob ich Bonapartten für einen Prototypen und Inbegriff aller moraliſchen Tugenden ausgegeben hätte. Das habe ich aber, mit ſeiner Erlaubniß, nicht gethan. Die Rede iſt in meiner Karakteriſirung des vorgeſchlagenen Dictators bloß von Naturgaben, Talenten, Geſchicklichkeiten, politiſchen und militariſchen Tugenden, das iſt Tauglichkeiten. Die ganze Schilderung paßt (die reinen Sitten ausgenommen) von Wort zu Wort auf Julius Cäſar, deſſen Bild mir ſogleich vorſchwebt, wenn die Frage nach einem Manne iſt, der im Stande ſeyn ſoll, ein durchaus verdorbenes und zerrüttetes großes Reich wieder herzuſtellen. Man kann alle großen Eigenſchaften Julius Cäſars beſitzen, und doch ein großer Böſewicht ſeyn; ja, daß man das letztere ſogar bey reinen Sitten ſeyn könne, hat Robespierre gezeigt.

raube, und vergaß auch das Lächerliche nicht, welches er ſich durch eine ſo ſeltſame Laune in den Augen der Schönen gebe. Seiner Meynung nach ſollte ein Callias ſich an einer einzigen Eroberung, ſo glänzend ſie auch immer ſeyn möchte, nicht begnügen laſſen; er, dem ſeine Vorzüge das Recht geben, ſeinem Ehrgeiz in dieſer Sphäre keine Grenzen zu ſetzen, und der nur zu erſcheinen brauche um zu ſiegen. Er bewies die Wahrheit dieſer Schmeicheley mit den beſondern Anſprüchen, welche einige von den berühmteſten Schönheiten zu Smyrna auf ihn machten; ſeinem Vorgeben nach lag es nur an Agathon, ſeine Eitelkeit, ſeine Neubegier und ſeinen Hang zum Vergnügen zu gleicher Zeit zu befriedigen, und auf eine ſo manichfaltige Art glücklich zu ſeyn, als ſich die verzärtelſte Einbildung nur immer wünſchen könne.

Agathon hatte auf alle dieſe ſchöne Vorſpieglungen nur Eine Antwort — ſeine Liebe zu Danae. Der Sophiſt fand ſie unzulänglich. Eben dieſe Urſachen, welche ſeine Liebe zu Danae hervorgebracht hatten, ſollten ihn auch für die Reitzungen andrer Schönen empfindlich machen. Seiner Meynung nach machte die Abwechſelung der Gegenſtände das gröſſeſte Glück der Liebe aus. Er behauptete dieſen Satz durch eine ſehr lebhafte Ausführung der beſondern Vergnügungen, welche mit der Beſiegung einer jeden beſondern Claſſe der Schönen verbunden ſey. Die Unwiſſende und die

habe. Der angebliche auswärtige Minister ist hierüber einer entgegengesetzten Meynung. Das steht ihm frey; ich werde darüber nicht mit ihm hadern. Aber auch Er hat kein Recht, mich meiner Meynung wegen zur Rede zu stellen, geschweige mir (wie er thut) ein Verbrechen daraus zu machen, daß ich nicht der seinigen bin; — eine Intoleranz, die nicht nur sehr lächerlich, sondern auch sehr unmoralisch ist. Uebrigens (im Vorbeygehen gesagt) bin ich in meinem Urtheil von Bonaparte zwar, als Mensch, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen; aber wenigstens bin ich unparteyisch; denn ich hoffe, fürchte und verlange nichts von Bonaparte, stehe (außer dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge) in keinerley weder direktem noch indirektem Verhältniß mit ihm, kurz, er geht mich so wenig an als der Mondkaiser. Diese Unparteylichkeit scheint (nach der passionirten Art, wie der Ungenannte von Bonaparte spricht, zu urtheilen) sein Fall eben nicht zu seyn. Aber auch damit mag er es halten wie ihm beliebt; ich habe keinen Beruf weder den Lobredner, noch den rechtlichen Anwald, noch den Champion von dem französischen Protokonsul zu machen. Bonaparte mag ohne Zweifel auch seine blinde Seite haben *), so gut wie alle an

*) So müßte z. B. wenn man den Versicherungen vieler Personen, die davon genauer unterrichtet zu seyn vorgeben, die Reinheit der Sitten in dem Ver-

dere groſſe und kleine Männer, welche dermalen die Welt regieren, zerrütten und verwüſten helfen. Er könnte ſogar, in ſtreng moraliſchem Sinn, ein ſehr böſer Menſch ſeyn, ohne daß ich ihn darum für weniger tauglich hielte, als Dictator oder Erſter Konſul der franzöſiſchen Republik unter nicht ganz unglücklichen, äuſſerlichen Umſtänden, Frankreich mit der Zeit wieder in einen blühenden Zuſtand zu ſetzen. Ein Mann von groſſem Verſtand iſt nie ſo ſchlimm, daß man ihm nicht zutrauen dürfte, er werde nie mehr Böſes thun, als ſein richtig beurtheiltes Intereſſe erfodert: ein mit Vorurtheilen und einſeitigen Begriffen angefüllter Kopf hingegen, ein Menſch, der weder ſeinen eigenen Leidenſchaften zu gebieten noch vor fremdem Einfluß ſich zu verwahren Kraft genug hat, ein Menſch, der ſich von dem erſten beſten fanatiſchen Sykofanten politiſche Geſpenſter in den Kopf ſetzen läßt, und (wie die Wilden in Kanada) vor unſichtbaren Bären zittert, ein ſolcher Ehrenmann möchte noch ſo fromm, rechtglaubig, loyal und gutherzig ſeyn, er kann allenfalls zu einem ganz paſſlichen Hof- und Antiſchamber-Mann taugen, aber als Staatsmann wird er eine ſchlechte Figur machen, und in Zeiten, wo ein Mann von Kopf an ſeinem Platze unentbehrlich iſt, ohne alle Vergleichung mehr Böſes aus Unverſtand thun, als ein Bö-

zeichniß ſeiner guten Eigenſchaften ohne weiters durchſtreichen werden.

ſewicht von groſſem Verſtande jemals aus Bosheit thun wird.

§.

Ich glaube bisher bis zum Ueberfluß dargethan zu haben, daß weder in dem Rath, den ich vor zwey Jahren meinen Wilibald den Neufranken geben ließ, noch in dem unerwarteten Zufall, daß Bonaparte, indem er ſich vor einigen Monaten zum erſten Konſul der franzöſiſchen Republik erhob, jenen Rath zu einer Art von Wahrſagung machte, etwas iſt, weßwegen auch nur der Schatten eines Verdachts der mindeſten Gefährde auf meiner Seite Statt finden könnte. Es entſteht alſo nur noch die Frage: wie ich dazu komme, einer aus der Luft gegriffenen Hypotheſe des ungenannten foreign Miniſters zu gefallen, auf eine ſo ſkandalöſe Weiſe öffentlich angefallen und von dem ganzen Europa eines geheimen Einverſtändniſſes mit einer Sekte von Böſewichtern beſchuldiget zu werden, welche, wofern ſie exiſtirte *), vom Erdboden vertilgt zu werden verdiente?

*) Ob dieſe Sekte exiſtirt, kann ich mit vollkommener Ueberzeugung weder verneinen noch bejahen. Ich habe, in meinen Jahren, wo man mit ſeiner Zeit haushälterisch wird, nicht ſo viel Zeit zu verlieren, daß ich nur Eine Stunde mit dem Leſen ſolcher Bücher verderben möchte, wie mir die Bücher der Herrn Barruel und Robiſon von verſtändigen Männern beſchrieben worden ſind. Alles was ich alſo mit Gewiß-

Der Ungenannte ſpricht im Ton eines Mannes, der ſeiner Sache völlig gewiß iſt. Er iſt aus allen Umſtänden völlig überzeugt, daß Weiland ſich nicht unterſtanden haben könnte, den Franzoſen ihren General Bonaparte zum Dictator anzurathen, wenn es ihm nicht von den Illuminaten (deren Held Bonaparte ſeyn ſoll) eingegeben worden wäre; und es iſt ihm nicht im geringſten zweifelhaft, daß der Dialog zwiſchen Weishaupt und Heribert ein handgreiflicher Beweis der Exiſtenz einer abſcheulichen Sekte iſt, die an einem auf den Umſturz aller dermalen beſtehenden Verfaſſungen in Europa und der übrigen Welt, raſtlos im Verborgenen arbeitet, und bloß, um recht bald zu ihrem Zweck zu kommen, die exekrable Unthat begangen hat, den ſcheußlichſten aller Tyrannen zum Regenten Frankreichs zu erheben. „In was für einer Logik hat dieſer Mann wohl die Syllogismen machen gelernt, mittelſt deren er ſolche Reſultate aus meinem Dialog herausbrachte?“ — In der Logik einer mit vorgefaßten Meynungen angefüllten und von Leidenſchaften exaltirten Einbildung. — „Aber was kann ihm denn der Verfaſſer des Dialogs zu Leide gethan haben, daß die Urſache eines ſo hohen Grades von leidenſchaftlicher Verſinſterung ſeiner Vernunft

heit ſagen kann, iſt: daß ich meines Orts keinen ſolchen Illuminaten kenne, wie der foreign Miniſter ſie karakteriſirt, und daß ich das Daſeyn einer ſolchen Sekte oder geheimen Geſellſchaft für äußerſt unwahrſcheinlich halte.

werden konnte?“ — Wer ſo fragt, iſt auf einer falſchen Fährte. Der teutſche Autor Weiland hat ihm freylich nichts gethan; dieſer iſt es aber auch nicht, dem es hier eigentlich gelten ſoll, wiewohl er (als ein Menſch, an welchem nichts gelegen iſt) dem Zweck der Partey, deren Organ der Ungenannte iſt, aufgeopfert wird. Er iſt die bloße gelegenheitliche Urſache einer Mine, die man aus einer ganz andern Abſicht ſpringen läßt, als um einen armen teutſchen Autor zu ekraſiren. — „Und was wäre dann die wahre Tendenz dieſer ganzen ſo gewaltig paſſionirten und ſo erbärmlich räſonnirten Diatribe im St. James Chronicle?“ — Mir liegt ſie ſehr deutlich vor Augen; und ich hätte auch Macht, ſie dem Leſer vorzulegen; aber es frommet nicht alles, ſagt Sankt Paul. Glücklicher Weiſe hat mich der Ungenannte der Mühe überhoben, dem Leſer das Wort des Räthſels zu offenbaren; denn er hat es ſelbſt gethan. Hören wir ſeine Schlußperiode. „Da ich von dem, was ich ſage, „völlig überzeugt bin, ſo hat mich mein Eifer für „die gute Sache, meine alte Anhänglichkeit „an die franzöſiſche königliche Familie, mein „Abſcheu vor der Anarchie, und NB. NB. meine „zeitige Furcht vor den zahlloſen Kalamitä„ten, die aus einem Frieden, der zwiſchen den „gegenwärtigen Regierern Frankreichs und irgend „Einer der dermalen im Kriege begriffenen Mächte „des feſten Landes geſchloſſen würde, nothwendig „entſpringen müßten, bewogen, H. Weilands

Vorherſagung nebſt meinen eigenen Betrachtungen darüber zu publicieren *)." — Hinc illae lacrumae! Freylich wohl! ſo viele, in die einzige große Leidenſchaft der fürchterlichſten Friedensſcheu konzentrierte Gemüths-Perturbazionen können und müſſen natürlicher Weiſe ſolche raisonnemens und reflections gebähren, wie wir geſehen haben. — Friedensſcheu iſt allerdings eine noch ſchrecklichere Krankheit als Waſſerſcheu. Welche grauſame Zerrüttung muß ſie in dem Gehirn dieſes Menſchen angerichtet haben, da ihm, aus lauter Abſcheu vor der Anarchie, die Haare vor dem bloßen Gedanken, mit Bonaparte Friede zu machen, zu Berge ſtehen, und da er im Frieden, (dem allgemeinen Wunſch aller Europäiſchen Völker), zahlloſe Kalamitäten, in der Fortſetzung eines grauſamen Vertilgungskriegs hingegen, der das ſchöne Italien, die einſt ſo glückliche Schweitz, die Niederlande und die Hälfte des Teutſchen Reichs mit Blut überſchwemmen und vollends

*) Being convinced of what I advance, my zeal for the good cause, my old attachment to the French Royal Family, my horror for Anarchy, and my timely apprehension for the numberleſs calamities, which would neceſſarily reſult from a Peace concluded between the preſent rulers of France and any of the Continental Powers now at War, have induced me to publish M. Weilands Prediction together with my own reflections.

ganz zu Grunde richten würde, nichts als Heil und Segen (für wen?) erblicken kann! — Doch, meine Leser erlassen mir hoffentlich den Kommentar, der über diese authentische treuherzige Beichte unsers Pazienten so leicht zu machen wäre. Wer hier nicht röche was zu riechen ist, müßte nur — gar keine Nase haben.

Wieland.

II.

Neue Verfinsterungsversuche der Jesuiten.

(Aus einem Briefe aus Schwaben.)

Im letzten Sommer, am Tage der heil. Hilaria, hielt der Domprediger P. Rigel, ein Exjesuit aus dem Kollegium zu Augsburg, eine Kontroverspredigt im antiken Styl der P. P. Neumeyr und März. Nach dem Tode des letztern (wie Sie wissen, berühmten und gewaltigen Polemikers) war es endlich dem gesunden Menschenverstande gelungen, die Kontroverse, diese Ausgeburt des menschlichen Unsinns, und diese

fruchtbare Gebärmutter des Hasses und der gegenseitigen Erbitterung, auch in Augsburg von der Kanzel zu verbannen. Zwar verschafte ihr P. Zeiler, Märzens Nachfolger, unter der Firma: „dogmatischer Predigten," nicht selten, bald gröber bald feiner, noch Eingang. Aber so grob und bunt, wie der P. Riegel, hatte es seitdem keiner gemacht. Er schrieb nicht nur alles Verderben und Unheil in Teutschland, sondern auch die französische Revolution, und allen Unfug, alle Greuel und Abscheulichkeiten derselben, ohne weiters der — Reformazion oder dem Protestantismus zu, und stellte ein Gewebe von Lästerungen, von Grobheiten und Schimpfworten auf, daß selbst dem katholischen Pöbel die Ohren davon gellten. Und wo denken Sie, daß P. R. seine Beweise hernahm? Aus Luthers Tischreden, (die er bekanntlich nicht selbst aufzeichnete, und worin sich Wahres und Falsches bunt durch einander befindet)! Aus dieser lautern Quelle schöpfte P. R. seine Belege, indem er L.'s Werke immer treu nach Band und Seite anführte: „Opera Wittenbergae, tom. — — pag. — — ." Z. B. Luther habe in einem Angriffe auf die „heilige Dreyfaltigkeit" gesagt: Wenn drey an Einem Galgen hängen, sey's auch eine Dreyeinigkeit." — Und dies wiederholte der P. Domprediger öffentlich auf der Kanzel vor dem Volke, wiewohl mit einer Fluth von Schimpfworten, die vielleicht das gegebene Aergerniß wieder auslöschen

ſollte. Diesmal war indeß die Sache zu auffallend. Es wurde daher von dem Hrn. Domdechant (ſogar auf Anregung frommer Damen) dem Kurfürſten angezeigt: Pater Rigel habe geſtern eine Kontroverspredigt gehalten, und zwar ſo gegen allen Anſtand, ſo . . . . „Was? rief der wohlwollende Kurfürſt im gerechten Unwillen, eine Kontroverspredigt? und ich habe die Kontroverspredigten verboten!“ Sogleich ward ein Billet ins Kollegium (die Wohnung der Jeſuiten) geſchickt, und P. Rigel vom Predigtamte ſuspendirt. Der P. Rector und ſeine Vertrauten wagten es, ihren Kollegen ſowohl ſchriftlich als mündlich bei dem Kurfürſten zu vertheidigen, und zwar in einem gewiſſen vertrauten und kühnen Tone, wozu ſie ſich vielleicht nach allem dem, was ihnen zeither (unter der bekannten Firma der franzöſiſchen Revoluzion) ſchon gelungen war, berechtiget hielten. Allein diesmal kamen ſie übel weg. Kräftig ſagte ihnen der Kurf. die Wahrheit; und P. Rigel blieb ſuspendirt, oder vielmehr, er verlohr nach ein paar Predigten, die ihm noch verſtattet wurden, das Predigtamt ganz. Ja, als der P. Rektor und ſein Gefährte dem Kurfürſten die Predigt, die er nicht ſelbſt gehört hatte, zum Leſen anboten, weigerte ſich der Kurf. ſie anzunehmen. „Er möge ſie nicht einmal leſen, ſo abſcheulich ſey ſie!“ Man möchte indeß wohl wünſchen, daß er ſie angenommen und geleſen hätte, weil die Predigt noch viel abſcheulicher war, als der einſichtsvolle Richter

dieſelbe ſich vorſtellen konnte. Dieſe Rohheit, dieſe Wuth zu ſchimpfen, dieſe auffallende Grundloſigkeit im Beweiſen und in Darſtellung geſchichtlicher Dinge, dieſer Mangel an allem feinern moraliſchen und religiöſen Sinne, mußten dem Kurfürſten über den Karakter jener Leute und über mehrere andere Punkte den erwünſchteſten Aufſchluß geben.

Gleichwohl ſoll Rigel, wie ich aus einer guten Quelle vernahm, noch einer der beſſern und gutmüthigern Veterane des Ordens ſeyn. Aber ſo ſchrecklich kann der Fanatismus (ein Kind des religiöſen Irrthums und der Leidenſchaft) den Geiſt des Menſchen verwirren, und — das Gewiſſen feſſeln oder einſchrekken! — Es giebt indeß Fälle, wo die poſitive Bosheit, die Unredlichkeit des jeſuitiſchen Benehmens ſo ſtark in das Auge ſpringt, daß die Humanität ſelbſt demſelben keine beſſere Deutung zu geben vermöchte. Nur Ein Pröbchen von dieſer Art! In einem neuern Produkte aus der bekannten Fabrik der Exjeſuiten zu Augsburg (im Decemberſtücke ihres Journals für Religion u. ſ. w.) ziehen ſie, wie gewöhnlich, über die Kantiſche Filoſofie los, und legen ihr eine ganze Litanei von Unheil, von ſchlimmen Folgen und verderblichen Neuerungen bey; aber — wer ſollte es denken? — zugleich auch die Jakobinerhüte, die Haare à la Titus, die Sansculotten-Röcke, gewiſſe neuere — und eben nicht ſehr ehr-

Erfahrne, die Geiſtreiche und die Blöde, die Schöne und die Häßliche, die Cokette, die Spröde, die Tugendhafte, die Andächtige — kurz jeder beſondere Character beſchäftigte den Geſchmack, die Einbildung, und ſo gar die Sinnen (denn von dem Herzen war bey ihm die Rede nicht) auf eine eigene Weiſe — erfordre einen andern Plan, ſetze andre Schwierigkeiten entgegen, und mache auf eine andre Art glücklich. Das Ende dieſer ſchönen Ausführung war, daß es unbegreiflich ſey, wie man ſo viel Vergnügen in ſeiner Gewalt haben, und es ſich nur darum verſagen könne, um die einförmigen Freuden einer einzigen mit romanhafter Treue in gerader Linie ſich fortſchleppenden Leidenſchaft bis auf die Hefen zu erſchöpfen.

Agathon gab zu, daß die Abwechſelung, wozu ihn Hippias aufmuntre, für einen müſſigen Wollüſtling ganz angenehm ſeyn möge, der aus dieſer Art von Zeitvertreib das einzige Geſchäfte ſeines Lebens mache. Er behauptete aber, daß dieſe Art von Leuten niemalen erfahren haben müßte, was die wahre Liebe ſey. Er überließ ſich hierauf der ganzen Schwärmerey ſeines Herzens, um dem Hippias eine Abſchilderung von demjenigen zu machen, was er von dem erſten Anblick an bis auf dieſe Stunde für die ſchöne Danae empfunden; er beſchrieb eine ſo wahre, ſo delicate, ſo vollkommene Liebe, breitete ſich mit einer ſo begeiſterten Entzückung über die Vollkommenheiten ſeiner Freun-

din,

baren — Moden der Frauenzimmer ..... der Kantiſchen Filoſofie!! Eine Satire, denkt man vielleicht, auf die Gegner dieſer Filoſofie, oder auch, im komiſchen Gegenſatze, auf die exaltirten Lobredner derſelben! Wohl iſt es eine Satire auf den Verfaſſer dieſes Artikels, auf ſeine Ignoranz und elende, boshafte Politik! Aber dort iſt es im vollen Ernſte gemeint, (oder hingeſchrieben) und was noch ſchlimmer iſt, es wird von den Käufern und Liebhabern jener Augsburger-Waaren mit vollem Beifalle geleſen!! — Das erinnert an das Betragen einiger franzöſiſchen Emigranten, (in Teutſchland und England) die, im Bunde mit manchen Vielvermögenden, alles Unheil der — — Filoſofie zuſchreiben, und, indem ſie gerade die franzöſiſche Filoſofie auch in Teutſchland wittern, eben ſo kühn als unwiſſend überall „Jakobiner“ und „Illuminaten“ aufſpüren. Dahin gehört das Produkt eines gewiſſen Guilleaume, das ſogar (1798, mit dem Druckorte Frankfurth und Leipzig) teutſch erſchien: „Blick auf die franzöſiſche Staats-Umwälzung, oder Beweiſe, daß die franzöſiſche Revoluzion eine Frucht der heutigen (?!) Filoſofie iſt;“ ein würdiges Fabrikat der Unredlichkeit, des Unſinns und der Unwiſſenheit; das aber in unſern höhern Ständen hin und wieder eine ſehr gute Aufnahme fand, und das man auch den Vorgeſetzten und Großen fein genug in die Hand zu ſpielen ſuchte: „das ſey etwas beſon-

deres, etwas klares; da lerne man ſie kennen, die Aufklärer, die Filoſofen, die Jakobiner!“ — Dahin gehören aber vor allen auch die „Memoires pour ſervir à l'hiſtoire du Jacobiniſme“ 1798. (a Londres!) von dem bekannten Abbé Barruel, 4 B. und damit man die rechte Quinteſſenz davon recht auf einmal einſchlürfen könne, noch ein dickbeleibter Band „Abregé des Memoires“ etc. von demſelben Verfaſſer. Dieß Buch iſt es vornehmlich, worinn zwiſchen dem ehemaligen Illuminaten-Orden in Bayern und den Urhebern (?) der franzöſiſchen Revoluzion ein Zuſammenhang erkünſtelt wird, worauf mehrere engliſche Schriftſteller in ihren neuern Beſchuldigungen gegen Teutſchland (ſelbſt in Miniſterialblättern) ſich ſtützen, und das man auch unter den Großen und Angeſehenern unſers Vaterlandes ſo ſtark als möglich und mit mancherley Kunſtgriffen zu verbreiten ſucht. Sogar Damen werden aufgemuntert, „die Verbreitung des nützlichen und ſchönen Werkes“ zu befördern, und dafür auf eine feinere Weiſe gelockt, elektriſirt und begeiſtert. Man kennt den ſchwärmeriſchen Eifer des zarten Geſchlechts, wenn es einmal für eine Sache geſtimmt iſt, beſonders wo noch auf Einer Seite ein gerechter Abſcheu, und auf der andern das vermeinte Intereſſe des Standes (aus Mangel an näherer Kenntniß der Sache) hinzukommt. Erſt vor kurzem ſah der Verf. dieſes Schreibens bey dem Hrn. Reichsgrafen — — mehrere Exemplare vom „Abregé

des memoires pour servir à l'hiſtoire du Jacobiſ niſme," die ihm eine ſonſt würdige und ſehr gut meinende Dame geſchickt hatte, mit dem herzlichen und dringenden Erſuchen, das vortrefliche und äußerſt wichtige Buch ja in ſeinem Kreis und mittelbar ſowohl als unmittelbar unter ſeinen Freunden und Bekannten recht zu verbreiten. Und welchen Stein der Weisheit verkauft uns am Ende dieſer neue Hermes Trismegiſtus? Eine grobe Beleidigung aller wahren Geſchichte, eine bunte Miſchung von Wahrem und Falſchem, einzelne hiſtoriſche Notizen (beſonders Namenliſten von geweſenen Illuminaten) Notizen, die bald da bald dort einſeitig gefaßt und durch Raiſonnements — mit aller franzöſiſchen Oberflächlichkeit eines Pariſer dineur en ville — in einen unnatürlichen Zuſammenhang gezerrt ſind. Wie es eigentlich bei dem Illuminaten-Orden herging; wie und warum mehrere würdige Männer darein gingen; daß und warum in der Folge mehrere zurücktraten; welches eigentlich der Urſprung, der Geiſt und die Schickſale dieſes Ordens waren: davon keine Sylbe, oder nicht Eine richtige und treffende Darſtellung! Denn was nützen uns halbwahre Anekdoten, und einzelne, mit ſchiefen Raiſonnements verwebte Notizen? Und dabei immer der unnatürliche Blick auf eine Begebenheit, die kein menſchliches Auge in dieſer Geſtalt vorausſehen konnte, und dieß alles von Bayern aus, wo man natürlich vor ſo vielen Jahren mit ganz andern Sachen,

mit der Einrichtung des Ordens, mit einheimiſchen Hinderniſſen u. ſ. w. beſchäftigt war. Gewiß, dem Kenner der Zeiten, der Umſtände, der Perſonen, iſt ein ſolches Produkt nur lächerlich. Aber es empört, wenn man edle teutſche Männer, (auch Vornehmere, im ſittlichen wie im politiſchen Sinne des Worts) verkannt und geläſtert ſieht. Denn wer möchte übrigens das Unedle, was wohl auch, wie bei allem Menſchlichen, da oder dort mitunter lief, in Schutz nehmen? — Endlich der Hauptzweck ſolcher Produkte und aller der ſaubern Bemühungen für ihre Verbreitung! Er geht ſichtbar, obgleich ſchlau und fein genug dahin, alle Höfe, alle Großen und Mächtigen gegen die Gelehrten und insbeſondere gegen die Filoſofen (doch was iſt Gelehrſamkeit ohne Filoſofie?) in eine Art von Koalizion zu vereinigen! Daher ſo oft der künſtliche, auf Frankreich hinweiſende Fingerzeig: „man ſolle nur ſehen, welche Folgen das Weſen hier gehabt habe, wie da die Gelehrten, die Filoſofen ſich benommen u. ſ. w.“ Dabei wird die franzöſiſche Revoluzion immer gerade zu und ohne weiters als die Geburt der Filoſofie dargeſtellt, und die Filoſofie, die in Frankreich galt, ohne weiters auf teutſchen Boden verpflanzt. Die Ignoranten! — und möchte man beiſetzen, die unredlichen, verfälſchenden Darſteller!! Als ob die vorzüglichſte, die eigentliche Urſache der Revoluzion in der franzöſiſchen Filoſofie zu ſuchen wäre, und als ob zwi-

ſchen der halbwahren frivolen und wetterleuchtenden Filoſofie der Franzoſen (Ehre jedem einzelnen — beſſern Denker!) und der Filoſofie der Teutſchen, einer weit gründlichern, geſetztern und auch moraliſch geſtimmtern Wiſſenſchaft, nemlich der Leibnithiſch-Wolfiſchen und dann der Kantiſchen Filoſofie, nicht ein weſentlicher, himmelweiter Unterſchied ſtatt fände! — Jedoch einem Ausländer und beſonders einem franzöſiſchen Emigranten, der getrieben durch die Empfindung ſeines Verluſtes, vielleicht auch geſpornt durch die feinern Einflüſſe der Rachbegierde, durch Hunger oder Ehrgeiz, eine Beſchuldigung dieſer Art wagt, iſt ſie noch einigermaßen zu verzeihen. Aber was ſoll man von Männern ſagen, die, ſelbſt Teutſche, vorhin der Aufklärung huldigten, und nun mit einer Art von Wuth ſich gegen alle Aufklärung ſtemmen? wie z. B. ein gewiſſer Kammerpräſident und Domherr in einem der anſehnlichſten Stifter unſerer Nachbarſchaft. Noch vor wenigen Jahren machte er einen Freund unſers vortreflichen Pfeffel (denn unſer iſt Pfeffel, trotz ſeines Bürgerrechts und ſeiner Exiſtenz auf franzöſiſchem Grunde) der edeln Frau von LaRoche, und ſelbſt von — Eulog Schneider (man ſehe deſſen Gedichte); und nun bewirbt er ſich mit einem brennenden Eifer um die Wiederaufnahme der Jeſuiten, und ſchickt ſogar Beyträge nach Augsburg für die famöſe Kritik über Kritiker, oder wie das Blatt jetzt heißt, das

Journal für Religion, Wahrheit und Litteratur, d. h., wie ein wohldenkender und sonst sehr gemäßigter Mann es korrigirte, für Aberglauben, Lüge und Unwissenheit, versteht sich, dem Wahren darinn unbeschadet. — — Man muß indeß hoffen, daß einst mit dem Sturme der Revoluzion auch das Fieber des Partheigeistes nachlassen, und daß sodann auch der Keim der bessern und hellern Erkenntniß (so wie das Gewissen) wieder aufs neue hervortreiben, unter dem Schutte hervordringen, und die Oberhand behaupten werde. Hat das Licht nicht eine innere Verwandtschaft mit dem menschlichen Geiste? Und kann wohl der edle Keim des Bessern, wo er einmal recht Wurzel faßte, sobald wieder ausgetilgt werden?

3.

Nachschrift.

Daß ein Buch, wie des an Geist und Körper kranken, hypochondrischen Professors Robison in Edinburg gräßliche Verschwörungsgeschichte aller guten Köpfe in Europa gegen die Dummheit — denn so müßte man eigentlich seine berüchtigten Proofs of a Conspiracy übersetzen —— unter der Aegide einer Dedikazion an den Minister Windham, (bekanntlich den offensten Bekenner des Ausrottungskrieges gegen Frankreich) beim eng-

liſchen Pöbel Glück machen und in einem halben Dutzend Auflagen ſchnell vergriffen werden konnte, wird keinen wundern, der die unbegränzte Liebhaberey des handfeſten John Bulls, (ſey er in Billingsgate oder St. James Streek zu Hauſe, gleich viel) zu den bloody News!, blutige, ſchreckliche Neuigkeiten, Mord, Verſchwörung! u. ſ. w. etwas genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Daß ſelbſt Steuermänner des brittiſchen Staatsſchiffes und Mitglieder des ehrwürdigen Senats der kaiſerlichen Inſeln ſich in öffentlichen Parlamentsverhandlungen und Staatspapieren auf die unermeßlichen Lug- und Truggewebe eines emigrirten, racheſchnaubenden, beſoldeten Prieſters, auf Barruels Memoires de Jacobiniſme, als auf einen Codex Diplomaticus aller neuern heilloſen Complotte zum Umſturz der Altäre und Throne, ſich berufen und der Verbreitung dieſer Abgeſchmacktheiten wohl gar durch ihr Anſehn und manchen goldnen Regen die möglichſte Handreichung thun konnten, mag allerdings etwas befremdender, aber dennoch jedem leicht erklärbar ſcheinen, der die Verblendung der Partheiſucht und die freche Ungebundenheit im Gebrauch der Mittel, womit der Machiavellismus die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen hofft, genau erforſchte. Daß aber dieſer heilloſe Saame zweyer Fanatiker und politiſchen Taſchenſpieler auf die Furche der Lüge und des Unrechts geſtreut, um mit dem alten Aeſchylos zu reden, auch in unſerm

Teutſchland volle Garben bringen, auch auf dem Continente als eine neue Offenbarung aufgenommen werden ſollte, dieß gehört in der That zu den ſeltſamſten und — traurigſten Zeichen unſerer Tage, und würde dem aufrichtigen Wahrheitsfreunde faſt unglaublich, ja nur als ein blaues Märchen meiner Mutter Gans vorkommen müſſen, wenn nicht vom Ausfluß der Elbe bis an die Donau die Belege dazu ſo handgreiflich und zahlreich wären. Selbſt der redliche Briefſchreiber in obenſtehendem Aufſatz liefert hierzu noch einen neuen Beweis, wenn es am hellen Mittag deſſen noch bedürfte. Sollte man doch faſt glauben, daß aus der häßlichen Pandorabüchſe der franzöſiſchen Revoluzion auch derſelbe lethäiſche Dunſt, der einſt die vorwitzige Pſyche umnebelte, auf die Gedächtnißfibern aller der Gewaltigen und Machthaber gefallen ſey, die jetzt in Teutſchland den Barruelſchen Memoires lohnenden Beifall zulächeln, und ſie als kräftiges Gegengift der franzöſiſchen Revoluzion, ohngefähr wie man neuerlich die Krätze einzuimpfen angefangen hat, ihren Freunden, guten Nachbarn und desgleichen beyzubringen ſuchen. Denn wie würden ſonſt Männer, die doch nicht, wie dort Hamlet, alles aus ihren Gedächtnistafeln weggewiſcht haben können, was ſich vor den letzten zehn Jahren bey uns zutrug, ſich eine ſolche Abſurdität gutwillig aufbinden laſſen, daß es noch immer Illuminaten und eine heimlich verbundene Geſellſchaft von gefährlichen Aufklärern gebe, die in engem Einverſtänd-

niß mit den neuen Freiheitsaposteln jenseits des Rheins fortdauernd die gefährlichsten Grundsätze gegen die bis jetzt bestehende geistliche und weltliche Ordnung hegten und fortpflanzten!

Ich sehe mich durch mehrere Veranlassungen genöthigt, eine schon sonst öffentlich gegebene Erklärung hier abermals zu wiederhohlen, daß ich nie Illuminat gewesen, aber durch den genauern Umgang mit dem hier verstorbenen und von jedem Biedermann, der ihn zu kennen verdiente, noch in seinem Grabe verehrten Geh. R. Bode in den letzten zwey Jahren seines Lebens, durch die Ansicht aller seiner freimäurerischen und andern Ordenspapiere aufs lebendigste überzeugt worden bin, daß seit dem Jahre 1789. nirgends mehr in Teutschland an den völlig und durch sich selbst aufgehobenen Illuminatenorden gedacht worden, und daß, wie die noch vorhandenen eigenhändig geschriebenen Tagebücher des verst. Bode augenscheinlich beweisen, auch schon bey seiner vielbesprochenen und beargwohnten Reise nach Paris in der Gesellschaft des noch lebenden und jedem, der darnach zu fragen berechtigt wäre, Rede stehenden, würdigen Hrn. Obristlieutnant von Busch von dem Illuminatenorden gar nicht mehr die Rede gewesen sey. Zum Glück sind jene Papiere nicht vertilgt, sondern in den Händen eines um Wissenschaft und wahre Aufklärung hochverdienten Fürsten, die kräftigsten Bann-

formeln gegen alle Verfinſterer und nur im Deckmantel der Finſterniß ſicher herumſchleichenden Spukgeiſter.

Dieß alles war auch bis vor wenigen Jahren an allen Enden unſers teutſchen Vaterlandes

ſelbſt allen

Triefäugigen und Bartabſcherern kund,

und ſo notoriſch, daß, als die Herausgeber einer gewiſſen Zeitſchrift, deren Titel faſt unwillkührlich an die bekannte Etymologie der Eumeniden erinnert, denſelben Kohl auch für teutſche Leſer aufzuwärmen gedachten, die Köche mit ſammt den Küchenjungen am Ende förmlich bankerut machten. Seitdem haben es die Britten auf ſich genommen, uns dieſe ſeltſame Olla, aus teutſcher Schwärmerey, franzöſiſchem Aberwitz und brittiſchem Spleen zuſammengeſchnitten, nebſt andern beglückenden Patentartikeln und Produkten ihrer Inſeln zuzuſchicken, und nun — credite poſteri! —— iſt dieß ekelhafte, zehnmal wieder gekäute und nie verdaute Salmagondi auf einmal eine Kraftſuppe auf den Tafeln überſättigter Magnaten, eine Herz- und Magenmorſchelle auf den Deſert-Tellern nervenkranker Damen geworden. Wer hier wohl der Gimpel, und wer wohl der Vogelſteller ſeyn mag?

Denn Betrug, der ſchändlichſte, den der alte Vater der Lüge je aus ſeinem Pfuhle ſchickte, wo auf den guten Stamm

din, über die Sympathie ihrer Seelen, und die faſt vergötternde Wonne, welche er in ihrer Liebe genieſſe, aus, daß man entweder die Bosheit eines Hippias, oder die freundſchaftliche Hartherzigkeit eines Mentors haben mußte, um fähig zu ſeyn, ihn einem ſo beglükenden Irrtum zu entreiſſen.

Die Reitzungen der ſchönen Danae ſind zu bekannt, (verſetzte der Sophiſt) und ihre Vorzüge in dieſem Stücke werden ſo gar von ihrem eigenen Geſchlechte ſo allgemein eingeſtanden, daß Lais ſelbſt, welche den Ruhm hat, daß die Edelſten der Griechen und die Fürſten ausländiſcher Nationen den Preiß ihrer Nächte in die Wette ſteigern, lächerlich ſeyn würde, wenn ſie ſich einfallen laſſen wollte, mit ihr um den Preiß der Liebenswürdigkeit zu ſtreiten. Aber daß ſie jemalz die Ehre haben würde, eine ſo ehrwürdige, ſo metaphyſiſche, ſo über alles, was ſich denken läßt, erhabene Liebe einzuflöſſen — daß der Macht ihrer Reitzungen noch dieſes Wunder aufbehalten ſey, das einzige, welches ihr noch abgieng, — das hätte ſich in der That niemand träumen laſſen können, ohne ſich ſelbſt über einen ſolchen Einfall zu belachen.

Hier gieng unſerm Helden, welcher die boshafte Vergleichung mit der corinthiſchen Lais ſchon auf die befremdlichſte Art ärgerlich gefunden hatte, die Geduld gänzlich aus. Er ſetzte den Sophiſten mit aller Hitze

unleugbaren Thatsachen die häßlichste Lüge gepfropft, und das Reinste zum Gefäß des ekelhaftesten Scheusals gemacht wird, ist hier auf allen Seiten. Gewiß, es gehörte ein weit dickeres Buch dazu, als das in vier wasserſüchtigen Bänden aufgedunsene Werk des Herrn Barruel selbst ist, um nur einen kleinen Theil dieses künstlich verschlungenen Lügengewebes aufzulösen und zu entwirren. Indeß wird dieß in kurzem an einem andern Ort und durch die Feder eines Mannes geschehn, der keiner Parthei huldigend, allen ehrwürdig und in die merkwürdigsten Begebenheiten der Revolution verflochten, jetzt auf fernem Strand nur ruhiger Zuschauer ist. Bis dahin nur so viel. In dem einzigen vierten Bande, der vorzüglich die teutschen Gelehrten mit Kohle zeichnen soll, hat ein sachkundiger, unbescholtener Untersucher mehr als 200, sage Zweihundert palpable und urkundlich zu beweisende Verdrehungen und grobe Unwahrheiten aufgedeckt *). Und einen so ab-

*) Nur ein Pröbchen. Die bekannte Thalerunion des Projectmachers Bahrdt in Halle geben die Hrn. Robison und Barruel als eine gewaltige Ramifikazion des heillosen Illuminatenordens. Nun sagte ihnen jemand in einem vielgelesenen englischen Journal, daß dem wohl nicht so seyn könnte, weil ja Bode, der Erzilluminat, in einer Schrift, mehr Noten als Text, die bei Göschen gedruckt wurde, das ganze elende Thalerprojekt, noch eh es reif war, sprengte, und nach dem bekannten Sprichwort, der Teufel doch nicht mit sich selbst uneins seyn könne. Dieß hinläng-

ſcheulichen Verleumder und Lügenkröbler wollen edle teutſche Männer und Frauen bloß, weil gewiſſe Menſchen dieß gern wahr finden möchten, auf Treu und Glauben ſich hingeben?

Denn die eifrigſten Lobredner und Exporteurs ſolcher Schandſchriften wiſſen nur allzuwohl was ſie wollen. Mir fiel dabey ſchon oft das Aalgleichniß ein, auf welches der witzigſte Dichter der alten griechiſchen Komödie, der auch als Staatsmann achtungswürdige Ariſtofanes, ſich nicht wenig zu gute that, und was ich zur Ergötzlichkeit ſolcher Leſer, die den alten Griechen nicht gleich ſelbſt bey der Hand hätten, in der klaſſi-

liche, wenigſtens aus dem Intelligenzblatte der Literaturzeitung allen noch erinnerliche Faktum leugnet nun der ehrenveſte Herr Barruel im letzten Theil ſeines Jakobinerromans friſch weg. Denn ſo etwas kann man in London freilich beſſer wiſſen, als in Leipzig. Ja, er geht in ſeiner Unverſchämtheit ſo weit, zu ſagen, daß dieß Buch von dem Verleger Göſchen, nicht von Bode geſchrieben ſey. Dagegen blieb denn nun freilich kein anderes Mittel, als daß man in eben dieſem Journal (S. Monthly Magazine 1799. S. Sept. S. 589.) eine eigenhändige Verſicherung des Hn. Verlegers in Leipzig abdrucken ließ, daß Bode, der abgeſagte Feind alles heiligen und unheiligen Gaukelſpiels, ganz unſtreitig jenes Manifeſt gegen die Bahrdtiſche Union geſchrieben habe. Sic crimine ab uno Diſce omnes! — Und auf dieß Buch gründet nun ein gewiſſer Projart in ſeinem ſo eben erſchienenen Louis XVI. detroné avant d'être Roi (Manh. 1800.) ein neues Allarmgeſchrei!! Man leſe z. B. nur die giftige Note S. 437.

ſchen Ueberſetzung unſers Wielands hier mitzutheilen mir die Erlaubniß erbitte.

Die Szene iſt zwiſchen dem perſonifizirten Volke von Athen und zwey patriotiſchen Volksberathern oder Demagogen, dem Lederſchneider Kleon und dem Wurſthändler Agorakritos. Beide rühmen dem ſtaunenden alten Herrn ihre unvergleichlichen Dienſte und beſonders ihre Wachſamkeit fürs Wohl des bedrängten Staates an.

Der Lederſchneider.

Glaub ja nicht, einen treuern Freund als mich jemals zu finden,
Der alle die Verſchwörungen bisher allein gedämpft hat.
Denn wenn geheim ſich in der Stadt auch etwas komplottirte,
Ich fand es aus, und fing gleich an zu krähen, was ich konnte.

Der Wurſthändler.

Das lerntest du den Fiſchern ab, die Aale fangen wollen.
Sie fangen nichts, wofern der See in Ruh iſt: aber rühren
Sie nur den Schlamm recht tüchtig auf und nieder, dann giebts Fiſche.

So machſt du's auch! Du fängſt nur dann, wenn
du den Staat erſchütterſt *).

Böttiger.

III.

Hymne

an

die Nymfe des Selterbrunnens **).

Dich, Selteria, ſing' ich, im Chor der najadiſchen Jungfraun
Stets der Verherrlichung werth, und des Lobgeſangs der Kamönen.

*) S. Attiſches Muſeum. II. B. 1 St. S. 87.

**) Möge der edle Dichter der Geſundbrunnen noch oft das Prooimium jener alten Hymnenſänger: auch deiner gedenk ich im feſtlichen Sange! — unter uns anſtimmen. Denn der heilbringenden Najaden ſind viele in unſerm Vaterlande, die ſich, wie dort im 20 Geſang der Ilias, im Palaſt des Jupiters verſammeln. — Keine der Nymfen unter war fern, nur Okeanos einzig. Und auch dieſer wird hier nicht fehlen, da Doberans Seebäder gewiß auch noch die Aufmerkſamkeit des Dichters auf ſich ziehen werden. D.

Weit umher in den Städten Teutonias, gütige Göttin,
Wird dein Nahme gepriesen, und herrlicher immer erhebt sich
Dein unsterblicher Ruhm. Dich weihete bey der Geburt schon
Zur wohlthätigen Macht die Natur; dein mütterlich Erbtheil
Ward dir im heiligen Sprudel verliehn, deß Gut dir vertraut ist
Dort in des Westerwaldes Umschattungen, wo der Najaden
Freundin Halcyone liebt am Forellenbache zu wohnen.
Als dich zuerst der Felsen gebahr, und der wölbenden Grotte
Perlend die lautere Flut entrieselte, purpurten ringsum
Sprossende Farben die Flur, und es thaueten silberne Tropfen
Dir von dem duftenden Schleyer herab auf junge Violen.
Hier nun nahn dir mit Opfergebet die bekümmerten Menschen
Jährlich, und schöpfen den lebenden Quell. Der frohen Genesung
Festlicher Jubel erfüllet das Thal und den Hain der Dryaden.

Hieher tragen die Mädchen im Frühlinge Körbe mit Blumen
Dir zum Weihegeſchenk, und, vom Wonnegefühl der Geſundheit
Wieder beſeeliget, kehren, den Chariten ähnlich, ſie alle
Wieder zur heimiſchen Flur, mit erneueter Jugend und Schönheit.
Dank dir, Helferin, Dank! Du botſt zu meiner Erhaltung
Einſt mit erbarmender Huld mir ſelbſt den nektariſchen Heilkelch,
Als mir, kaum aufblühend zum Jünglinge, ſtygiſche Träume
In tiefſchwiegender Nacht den Geiſt wehdrohend umſchwebten.
Dank dir, Retterin, Dank! O ſchenke Gedeihn mir hinfort auch!

Neubeck.

Anmerkungen.

Der Najaden Freundin Halcyone. Den Eisvogel dachten ſich die Alten als den Lieblingsvogel der Nymfen. Dilectae Thetidi Halcyones. Virgil. Nach der Dichterin Hedyle (Athen. 7. 12.) beſchenkt Glaukus ſeine geliebte Skylla mit den Neſtlingen dieſes Ufervogels:

Muſcheln bringet er bald zum Geſchenk vom öſtlichen Meerfels,

Bald ungefiederte Brut aus der Alkyone Neſt,
Der hartherzigen Nymfe Beluſtigung. Ach,
wie er weinte!
Selbſt die Siren' in der Näh trauerte jüng-
ferlich mit.
Voß Mythol. Briefe II B. S. 212.

Am Forellenbache. Der Selterſer Brunnen entſpringt in der Nachbarſchaft eines Forellenbaches.

Stygiſche Träume. Ungewöhnliche Träume nennet ſavon ein alter Arzt Vorboten des Krankenwärters.

IV.

Nekrolog.

Schloſſer.

„Schloſſer iſt dahin, und mit ihm ein Theil teutſcher Redlichkeit hinübergeſchlummert.“ So ſchrieb ein redlicher Freund aus Frankfurt am Mayn ſeinem entfernten Freunde.

Redlichkeit war's, die Schloſſern, den Geheimenrath, den Rechtsſpruch zu Gunſten armer Bürger gegen den vielverſchuldeten Mirabeau Conneau

thun, und den Abſchied fodern hieß, als ihm das Geſetz nicht gelten ſollte.

Redlichkeit war's, die Schloſſern gegen den Kantianismus einnahm, weil er nach ſeiner Art von praktiſcher Filoſofie glaubte, daß neue Spekulazionen, neue Begriffe und Worte der Menſchheit und den Wiſſenſchaften überhaupt nichts nützen könnten.

In ſeiner Leidenſchaftlichkeit hat er ſich wohl zu heftig dagegen erklärt; und dies iſt der einzige literariſche Vorwurf, der ihm beſonders von transcendentaler Seite bitter genug gemacht wird. Tolerant, nach dem Beyſpiele eines großen Mannes, der ihn durch Verſchwägerung berührte, hätte Schloſſer dies Fänomen auch nicht unbeſchaut mit freundlichem Blick an ſich können vorbey gehen laſſen, um Andern und ſich ſelbſt den Verdruß von gelehrten Angriffen und Riſpoſten zu erſparen.

Aber vor Schloſſern dem Populair-Filoſofen und Menſchen, dem Bürger und Geſchäftsmanne, dem Gatten und Vater, dem warmen Freunde des nahen und fernen Freundes, dem Lobredner der Abweſenden, dem Ermunterer jeglichen Verdienſtes, dem anſpruchloſen traulichen Geſellſchafter, welcher für alles Gute Berührungspunkte hat, vor ſeiner vollen, reichlichen und verborgenen Wohlthätigkeit, muß auch der ſchwärzeſte Neid und der bitterſte Haß verſtummen.

Seine litterarischen Werke sind bekannt und nicht bloß in Meusels gelehrter Musterrolle aufgezeichnet. Wie viel Gutes hat er nicht durch seinen Catechismus der Sittenlehre für's Landvolk gestiftet? Wie viel Nützliches unter allen Ständen durch mancherley andre nicht durch Oberflächlichkeit populäre Schriften?

Ein Wohlthäter seiner Untergebenen war er während seiner Oberamtsverwaltung zu Emmendingen. Da stand er mit Freyburgs Jacobi, mit Pfeffel und der biedern Helvetischen Gesellschaft in inniger Verbindung. Jacob Sarasin, ein gebildeter reicher Kaufmann zu Basel, der aus persönlichem Umgange mit wissenschaftlichen Männern, mehr noch als aus ihren Schriften, Bildung und Nutzen zu schöpfen wußte, war Schlossers vertrauter gleichgestimmter Freund.

Der jedes Talent gern weckende und benutzende Kaiser Josef II. lud Schlossern nach Wien ein, um sich über die Möglichkeit einer Gesetzverbesserung mit dem Weisheitliebenden Rechtsgelehrten zu besprechen.

Dem verderblichen Revoluzionskriege zog Schlosser, nachdem er erst seine Verwandte und vaterstädtischen Freunde begrüßt hatte, 1796. aus dem Weg und begab sich in das friedliche Holstein, nach Eutin zu

ſeiner einzigen Tochter erſter Ehe Nicolovius, begleitet von ſeiner zweyten Gattin, und einer zahlreichen Familie.

Zwey Jahre hat er da verlebt in freundlicher Nachbarſchaft und Gartengemeinſchaft mit ſeinem platoniſchen Freunde Stollberg. Eine bedachtſam gearbeitete Ueberſetzung von Ariſtoteles Politik mit einem ſachreichen Kommentar in 3 Bänden fällt in dieſe Periode, und beweiſt, wie zweckmäßig er auch dieſe Muſe anzuwenden wußte.

Schloſſers Vaterſtadt war doch dankbar und einſtimmig genug, ihn nach ſeines Bruders, des Schöffen, Tod, als Verwandtſchaft ihn nicht mehr vom Magiſtrat ausſchloß, zum Syndikus (eine Stelle, die auch Auswärtige bekleiden können) aufs ehrenvollſte zu berufen. Er blieb auch hier den Beweis nicht ſchuldig, wie ein Gelehrter auch ein vielfach nützlicher Geſchäftsmann zu ſeyn vermag. Die wichtigſten Arbeiten gingen nun durch ſeinen Kopf und durch ſeine Hände, wiewohl er der Letzte — in der Reihe — war.

Im ſtillen Umgange mit den Muſen, im Schooße ſeiner Familie, im engen Kreiſe der Freundſchaft und in ländlicher Ruhe, hat er da ſeine wenigen Erhohlungsſtunden zugebracht.

Kaum Ein Jahr genoß Frankfurt das Glück, ihn ſo zu beſitzen, nachdem es viele Jahre durch auswär-

eines in dem Gegenſtande ſeiner Anbetung beleidigten Liebhabers wegen des zweydeutigen Tons zu Rede, womit er ſich anmaaſſe, von einer Perſon, wie Danae, zu ſprechen; und ſein Unwille ſo wol als ſeine Verwirrung ſtieg auf den äuſſerſten Grad, da ein ſatyrmäſſiges Gelächter die ganze Antwort des Hippias war.

Es iſt ſo leicht vorauszuſehen, was für einen Ausgang dieſe Scene nehmen mußte, daß wir nach allem, was von den Abſichten des Sophiſten bereits geſagt worden iſt, den Leſer ſeiner eigenen Einbildung überlaſſen können. Ungeduldige Fragen auf der einen — Ausflüchte und ſchalkhafte Wendungen auf der andern Seite; bis ſich Hippias auf vieles Zureden endlich das Geheimniß des wahren Standes der ſchönen Danae, und derjenigen Anecdoten, welche wir (wiewol aus unſchuldigern Abſichten) unſern Leſern ſchon im dritten Capitel des vierten Buchs verrathen haben, mit einer Gewalt, welcher ſeine vorgebliche Freundſchaft für Agathon nicht widerſtehen konnte, abnöthigen ließ.

Wir haben ſchon bemerkt, wie viel es bey Erzählung einer Begebenheit auf die Abſicht des Erzählers ankomme, und wie verſchieden die Wendungen ſeyen, welche ſie durch die Verſchiedenheit derſelben erhält. Danae erzählte ihre Geſchichte mit der unſchuldigen Abſicht zu gefallen. Sie ſah natürlicher Weiſe ihre Aufführung, ihre Schwachheiten, ihre Fehltritte ſelbſt

tige Bedienungen und Privat-Studium eines seiner besten und edelsten Söhne beraubt gewesen war. ...

Die beglückte Freystadt des Mayns, welche von ihrer Gründung an in allen Fächern des Lebens ausgezeichnete Männer lieferte, darf sich denn auch rühmen, dem teutschen Vaterland einen Schlosser gegeben zu haben, dessen unerwarteter Tod am 17ten Oktober 1799. im 61sten Jahre seines vielwürkenden Lebens, nun von allen Guten und Redlichen, die ihn kannten, beklagt wird.

G.

V.

Sind die gehäuften Klagen neuerer Schriftsteller über Hamburg gerecht? — Auch Skizzen zu einem Sittengemälde von Hamburg.

Seit geraumer Zeit erlauben sich mehrere Schriftsteller die bittersten Klagen über Hamburg. Es ist beynahe unglaublich, welch' eine Menge Vorwürfe aller Art sie über diese Stadt häufen, und wie stark sich

insbesondere einige Journalisten und Verfasser von Flugblättern in dieser Beziehung äußern *).

Am Ende eines Jahrhunderts bringt sich einem Jeden, der seine Vaterstadt liebt, die Frage so natürlich und so ernstlich auf: wie steht's um unser Wohl? wie steht's um unsre Sittlichkeit? Sind die häufigen Klagen, die man jetzt über Hamburg hört, sind sie gerecht? Ist unser Nazionalkarakter in dem scheidenden Jahrhundert wirklich so sehr verschlimmert? — Ich will es versuchen, diese Frage unparteyisch zu beantworten.

Eine sehr beruhigende Beantwortung derselben ist gerade in eben dem Bande und Hefte des hanseatischen Magazins enthalten, worin sich die sehr nachtheiligen Skizzen zu einem Sittengemählde von Hamburg finden. Der vierte Aufsatz des zweyten Bandes nemlich schildert den Erfolg der Armenanstalt für Hamburg, am Schluß des ersten Jahrzehends derselben, (1789-1799.) und giebt uns diese, auf ganz unstreitigen und

*) Ich rechne hierher einige Briefe im teutschen Merkur, worin Hamburg mit seinen Schwestern, den übrigen Hanseestädten, sehr zu seinem Nachtheil in Vergleichung gesetzt wird; den Aufsatz: Skizze zu einem Sittengemälde Hamburgs im Hanseatischen Magazin, und mehrere noch am Schluß des Jahrs 1799 in Hamburg selbst erschienene Flugblätter.

G.

durchaus unleugbaren Thatsachen beruhende Resultate. „Es wird in Hamburg nicht gebettelt. Niemand „kann in Hamburg Noth leiden. Mehrere hundert „angesehene Bürger beschäftigen sich mit der Armen„versorgung. Jeder Kranke, der nicht im Stande ist, „Arzt und Medizin zu bezahlen, kann freye Kur und „Arzney, auch Unterstützung während seiner Erwerbs„losigkeit, erhalten. Für die Erziehung und Bildung „der Kinder der Armen ist die Anstalt äußerst wirk„sam. Der Verarmung der untern Klassen der Ein„wohner Hamburgs wird so vorgebeugt, daß kein ehe„licher, geschickter und thätiger Familien-Vater un„verschuldet in Verlegenheit seyn kann. Die Zahl der „Armen hat sich in diesen zehn Jahren um die Hälfte „verringert." — Wahrlich, die schönste und kräftigste Apologie für Hamburg. In eben der Stadt, wo, nach der Angabe unserer Ankläger, so unbändig nach dem niedrigsten, fast nur thierischen Genuß gejagt wird, ist es durch mühvolle Arbeit vieler Bürger, und durch Entbehrungen und Aufopferungen fast aller Einwohner dahin gekommen, daß es buchstäblich wahr ist: Niemand kann in Hamburg Noth leiden. Eben die Bürger, die zu groß und zu reich seyn sollen für republikanische Tugenden und Gefühle, sind unermüdet für das Wohl des Ganzen, befördern das Beste ihrer ärmern Brüder mit aller Kraft, sinnen mit aller Anstrengung ihres Geistes auf die noch höhere Vervollkommnung dieser, in ihrer Art einzigen, selbst für

England muſterhaften Anſtalt. Eben der Ort, wo, wie einige verſichern, alles ſo ſatt und untheilnehmend ausſieht, ſorgt mit raſtloſem Fleiß nicht nur für die körperlichen Bedürfniſſe ſeiner Armen, ſondern auch für ihre ſittliche Verbeſſerung und für die Bildung ihrer Kinder.

Vielleicht macht ſchon dies alle weitere Widerlegung überflüſſig. Indeß, laßt uns die Mühe nicht ſcheuen, etwas mehr ins Detail zu gehen. Nur erwarte man auch hier nichts, als Skizzen zu einem Sittengemählde von Hamburg.

Zuförderſt iſt der herrſchende Hang zu genießen, worüber ſo laut und ſo bitter geklagt wird. — Aber iſt denn Genuß nach nützlicher Thätigkeit etwas Böſes? Alles iſt in Hamburg in reger Wirkſamkeit. Jedermann lebt für ſeinen Beruf: davon kann einen Jeden der tägliche Augenſchein überzeugen. Und wer wollte denn dem fleißigen Geſchäftsmann ſeine Ruhe mißgönnen? Ohne Abſpannung findet keine dauernde Anſpannung, ohne Erholung keine Anſtrengung ſtatt. — Aber das wollen denn auch die Gegner Hamburgs eigentlich nicht. Sie klagen hauptſächlich über die geſchmackloſe Wahl und den geringen Werth des augenblicklichen Genuſſes. Wer mag dieß im Einzelnen läugnen! Aber wo von der Mehrheit die Rede

iſt und ſeyn muß, kann man Hamburg jene Vorwürfe gewiß nicht mit Billigkeit machen. Denn worinn beſteht der Genuß, in welchem die meiſten Hamburgiſchen Familien Erholung von den Geſchäften des Tages finden? Geſelligkeit, meiſt in Familienzirkeln, Beſuch des Schauſpiels, im Sommer-Aufenthalt auf dem Lande? Schwerlich hat irgend eine Handelsſtadt in der Welt ſo viele gebildete und einſichtsvolle Kaufleute, wie Hamburg. Und das iſt bey den Meiſten unſtreitig die Frucht ihrer Erholungsſtunden. Bey ſehr Vielen findet man eine ausgeſuchte Bücherſammlung, bey Manchen ſchöne Kunſtwerke. Und iſt es nicht etwas weſentlich Gutes, daß man ſeit einigen Jahren ſoviel Geſchmack am Aufenthalte auf dem Lande findet? Wer mag es tadeln, wenn an ſchönen Sommerabenden der Mann ſein Haus und die Stadt verläßt, und dem Gartenhauſe zueilt, wo ihn die freundliche Gattin empfängt? wenn er da, im Schooß ſeiner Familie, der Natur ſich freut, und Kräfte zu den Arbeiten des kommenden Tages ſammelt? Nichts iſt unbilliger, als die in den neueſten Zeiten oft hämiſch gemachten Anmerkungen über die Schönheit der Landhäuſer um Hamburg, weil durch dieſe Art des Luxus ſo weſentliche, ſo wahre Freuden erkauft werden. Man irrt, wenn man glaubt, auf den Hamburgiſchen Gärten habe vorzüglich der Geiſt üppiger Tafelfreuden und eines übertrieben hohen Spiels ſein Weſen. In der Regel iſt das gewiß nicht der Fall.

Viele, ja die meiſten Gartenbeſitzer, widmen eben ihren Aufenthalt auf dem Lande vorzüglich der Lektüre, der Ausbildung ihres Geiſtes; Manche beſonders der Botanik, viele hauptſächlich den Geſchäften des Staats. O, zu mancher nützlichen Einrichtung ward auf dieſen Landſitzen die Idee gefaßt, und der Plan ausgearbeitet. — Im Allgemeinen kann man auch nicht ſagen, daß hohes Spiel in Hamburg an der Tagesordnung ſey, obgleich das Spiel überhaupt freylich zu den ganz gewöhnlichen geſellſchaftlichen Unterhaltungen gehört, und, meiner Ueberzeugung nach, ſich aus den meiſten Zirkeln, ohne bedeutenden Nachtheil, nicht verbannen läßt. Und manche Zirkel und Familien beſtehen auch ſogar faſt ohne alles Spiel. Gewiß, ſie ſind nicht ganz ſelten unter uns, die Familien, wo die Abende ganz gewöhnlich dem gemeinſchaftlichen Leſen eines nützlichen Buchs, oder einer muſikaliſchen Unterhaltung gewidmet ſind. O, für manche Mutter iſt es das ſüßeſte Geſchäft ihrer Abendſtunden, ihre Kinder zu unterrichten, und zu deren Ausbildung beyzutragen. Mancher achtungswerthe Hausvater, manche ſchätzbare Frau findet auch in ununterbrochener Berufsarbeit und Thätigkeit den ſchönſten Genuß. So etwas kommt freylich nicht immer in das Publikum; aber wer Hamburg ſchildern will, und wer viele Hamburgiſche Familien, die ſo leben und wirken, kennen gelernt hat, der bringt doch dieſe Züge mit in ein Sittengemälde von Hamburg.

Ein anderer Vorwurf, den viele Schriftſteller Hamburg machen, iſt, daß man bey uns die aus andern Ländern Ausgewanderten aufgenommen, und es wird dabey bemerkt, daß dieſe Ausgewanderten hauptſächlich zur Verſchlimmerung unſerer Sitten gewürkt haben, und noch würken. Ich bin aber der feſten Ueberzeugung, es ſey Hamburg über dieſe Aufnahme unglücklicher Flüchtlinge kein Vorwurf zu machen; und der Satz, daß ſie zur Sittenverſchlimmerung bey uns beygetragen hätten, ſey völlig falſch. — Auch hierbey muß ich wieder bemerken, daß Manche, auch in dieſer beſtimmten Beziehung, über eine ganze Klaſſe von Menſchen mit einer Strenge urtheilen, welche vielleicht Einzelne aus dieſer Klaſſe, aber gewiß nur wenige verdienen. Der achtungswerthe Verfaſſer des ſchon genannten Sittengemähldes im zweyten Bande des hanſeatiſchen Magazins, äuſſert ſich über dieſen Punkt — es ſey mir erlaubt, mich meiner Empfindung gemäß darüber auszudrücken, — mit einiger Härte. Es iſt durchaus nicht zu leugnen, daß einige Cidevans voll des lächerlichſten Dünkels und des anmaaßendſten Stolzes ſind, und daß das Betragen mancher unter ihnen Tadel verdient. Aber gewiß iſt das nicht der Fall bey der ganzen zahlreichen Klaſſe derſelben, auch nicht bey ihrer Mehrheit. Mein Beruf hat mir Viele dieſer Ausgewanderten zugeführt, die um ſo mancher Umſtände willen, auch ſchon wegen ihrer Unbekanntſchaft mit unſerer Spra-

che, so leicht in Rechtshändel verwickelt werden. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele derselben genau kennen zu lernen. In den meisten habe ich sehr würdige, rechtschaffne, thätige, ihr Schicksal mit Standhaftigkeit ertragende Männer gefunden. Personen von einem sehr bedeutenden Range, Männer, die (nach dem Zeugniß vieljähriger Bekannten) in den wichtigen Aemtern, die sie bekleideten, oder als Gutsbesitzer, ihr Glück in einer nützlichen Thätigkeit und in dem Wohl ihrer Untergebnen gesucht hatten, und die also ihr gegenwärtiges Unglück unverschuldet trift, Personen, von denen man gewiß nicht mit Billigkeit sagen kann, „daß sie sich aus ihrer vormals hohen Sfäre des Nichtsthuns nunmehr erst zu Geschäften herablassen," finden sich in die Veränderung ihrer Lage mit männlichem Sinn, haben (zum Theil schon im höheren Alter) einen von dem vorigen ganz verschiednen Beruf ergriffen, und verdienen als Fabrikanten, als Künstler, als Handwerker, ihr Brod, und eben dadurch die Achtung derer, die sie kennen. Gewiß, die Aufnahme, oder eigentlich die Duldung dieser Flüchtlinge, war das Werk der reinsten lautersten Menschlichkeit, ist so ganz in dem Geist unserer glücklichen Verfassung, die Jeden schätzt, der den Gesetzen gemäß lebt, und die Niemand um einer Meinung willen verfolgt. Und wie manchen nützlichen Bürger hat Hamburg dadurch gewonnen, wie manches gute Geschäft sich dadurch zugeführt!

Und warum ſollten denn durch dieſe Ausgewanderten Hamburgs Sitten ſich ſo weſentlich verſchlimmert haben? Der Reichen, von denen das Beyſpiel eines übertriebnen Luxus nachtheilig auf das Ganze wirken könnte, ſind bekanntlich unter ihnen ſehr Wenige. Die Klaſſe von Emigrirten, welche Zutritt zu Hamburgiſchen Familien hat, trägt ſchwerlich etwas zum Sittenverderbniß bey. Unter dieſer Klaſſe beſteht die entſchiedne Majorität aus gebildeten, gutdenkenden, arbeitſamen Menſchen. In ihrer Mitte werden die ſchönſten, edelmüthigſten Handlungen geübt. Hier findet man die intereſſanteſten, rührendſten Beyſpiele ſeltener Eltern- und Kindes-Liebe, großmüthiger Aufopferungen, inniger Freundſchaft, treuer Dankbarkeit, feſter Anhänglichkeit, hoher unerſchütterlicher Tugend. Giebt es wirklich eine beträchtliche Anzahl müßiger, unordentlicher, ausſchweifender Menſchen unter den Ausgewanderten, ſo treiben dieſe ihr Weſen unter ſich im Stillen. Ich zweifle aber, daß ihre Zahl groß ſey. Wenigſtens iſt es zu bewundern, daß ſo äußerſt ſelten, faſt nie, die Polizey oder die Kriminal-Juſtiz durch ſie bemüht wird; daß ſie keine Unruhen ſtiften, keine öffentlichen Unordnungen veranlaſſen. Während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in Hamburg iſt durch ſie die öffentliche Ruhe durchaus nicht geſtört worden.

Den hier angeführten Vorwürfen folgt gewöhnlich eine gedrängte Schilderung des tiefen Sittenverderb-

niſſes, welches in Hamburg herrſchen ſoll. Da erſtickt denn, ihrer Schilderung nach, die Begierde nach Geld jedes edlere Gefühl; da erliegt, unter der Herrſchaft der niedrigſten Sinnlichkeit, jede Tugend; da wird faſt jedem Laſter gehuldigt; da findet ſich die Redlichkeit, die Treue, die Wahrheitsliebe, die unſre Vorfahren auszeichneten, nicht mehr; da ſind wir, (ſelbſt nach der Meinung eines treflichen Kenners der Menſchen und der Welt) in moraliſcher Rückſicht, nur noch wenige Schritte von dem äuſerſten Verfall, der uns die Verachtung der ganzen Welt zuziehen müßte, entfernt. — Ein ſchreckliches Gemählde! Aber wird nicht auch hier die ſeltnere Ausnahme zur allgemeinen Regel ohne Ausnahmen erhoben? Wie ungerecht! Einzelne haben auch in Hamburg zu allen Zeiten übel, ja ſogar abſcheulich gewirthſchaftet. Schon zu Anfang dieſes Jahrhunderts haben ſich mehrere äußerſt reiche Familien durch hohes Spiel ruinirt, und die Spielſucht hatte damals einen, jetzt faſt unglaublichen Grad erreicht. Vor dreyßig Jahren hat es in Hamburg mehrere wirklich bacchantiſche Gelage gegeben. Wem iſt es aber deswegen eingefallen, ſolche Frevel der ganzen Stadt zur Laſt zu legen? Wer hat dieß je zu karakteriſtiſchen Zügen der damaligen Hamburger geſtempelt? Bey einem Sittengemählde von Hamburg fragt es ſich: Wie iſt es mit der Sittlichkeit im Allgemeinen? Wie ſteht es mit Redlichkeit, Berufstreue, Wohlthätigkeit, Patriotismus, Religioſität, im Ganzen

in einem mildern, und (laſſet uns die Wahrheit ſagen) in einem wahrern Licht als die Welt; welche auf der einen Seite von allen den kleinen Umſtänden, die uns rechtfertigen, oder wenigſtens unſre Schuld vermindern könnten, nicht unterrichtet, und auf der andern Seite boßhaft genug iſt, um ihres gröſſern Vergnügens willen das Gemählde unſrer Thorheiten mit tauſend Zügen zu überladen, um welche es zwar weniger wahr, aber deſto comiſcher wird. Unglücklicher Weiſe für ſie erfoderte die Abſicht des Hippias, daß er dieſe ſchalkhafte Kunſt, eine Begebenheit ins Häßliche zu mahlen, ſo weit treiben mußte, als es die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit nur immer erlauben konnten.

Unſer Held glich während dieſer Entdeckungen mehr einer Bild-Säule, oder einem Todten, als ſich ſelbſt. Kalte Schauer und fliegende Glut fuhren wechſelsweiſe durch ſeine Adern. Seine von den widerwärtigſten Leidenſchaften auf einmal beſtürmte Bruſt athmete ſo langſam, daß er in Ohnmacht gefallen wäre, wenn nicht Eine davon plötzlich die Oberhand behalten, und durch den heftigſten Ausbruch dem gepreßten Herzen Luft gemacht hätte. Das Licht, worinn ihm Hippias ſeine Göttin zeigte, machte mit demjenigen, worinn er ſie zu ſehen gewohnt war, einen ſo beleidigenden Contraſt; der Gedanke, ſich ſo ſehr betrogen zu haben, war ſo unerträglich, daß es ihm unmöglich fallen mußte, dem Sophiſten Glauben beyzumeſſen. Der

zen? Die Beantwortung dieser wichtigen Frage wird, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht nachtheilig für Hamburg ausfallen, wenn man nur vor allen Dingen nicht vergißt, daß Hamburg eine Handelsstadt ist, und daß nicht jedes Land alle gute Früchte trägt.

Redlichkeit, diese schöne Tugend, die unsern Vorfahren so eigenthümlich war, ist noch nicht unter uns ausgestorben. Giebt es gleich Beyspiele von schmutziger Gewinnsucht, hört man gleich bisweilen von unredlichen Handlungen, so sind doch diese Fälle wahrlich nicht häufig, und man sollte nicht vergessen, ihnen die vielen Handlungen strenger Rechtschaffenheit, freywilliger Aufopferung eignen Glücks, um das Gewissen nicht zu verletzen, wovon uns die neuesten Zeiten Proben genug geben, entgegen zu stellen. Noch immer ist der Name eines ehrlichen Mannes unter uns das größte Lob. Handlungen der Ungerechtigkeit werden allgemein sehr gemißbilligt, und der gerade, durchaus offne Mann wird von dem zweyzüngigen, unredlichen, in der Achtung seiner Mitbürger sehr merklich unterschieden. Es gilt noch, was von Heß vor zehn Jahren schrieb: „sein Wort nicht halten, ist noch immer Unehre in Hamburg; unverschuldet unglücklich werden, ein „Empfehlungsbrief; wegen eines boshaften Stückchens „berüchtigt seyn, Acht und Bann.“ Und vertrauet nicht der Staat auch noch heutiges Tages der Ehrlichkeit seiner Bürger, bei der jährlich nach Gewissen

zu entrichtenden Abgabe? Und haben wir nicht ziemlich oft Beyſpiele davon, daß ſich Bürger in den zu entrichtenden Kontribuzionen unaufgefordert ſelbſt erhöhen?

Ein anderer Hauptzug im Hamburgiſchen Karakter, und der ſehr ſprechend und ſehr laut den Vorwurf eines niedrigen Egoismus und einer tiefen Sittenloſigkeit widerlegt, iſt der Patriotismus. Ich verſtehe darunter herzliche Anhänglichkeit an den Staat, in welchem man lebt, und thätiges Beſtreben, dieſem nützlich zu werden. Und daß dies die herrſchende Stimmung in Hamburg noch jetzt eben ſo ſehr ſey, als ſie es jemals war, davon liegen die Beweiſe vor Jedermanns Augen. Iſt nicht jeder Bürger, der unſre muſterhafte Verfaſſung kennt, durchdrungen von ihrer Vortreflichkeit und von ſeinem Glück? Knüpft ſich nicht das Band wechſelſeitigen Zutrauens zwiſchen allen Theilen unſerer Staatsverwaltung immer feſter und enger? Werden nicht alle Geſchäfte des Staats mit dem uneigennützigſten Eifer, und bei einem ſehr beträchtlichen Aufwande von Zeit und Mühe, unentgeldlich, oder ſo gut wie unentgeldlich, verwaltet? Verſchwindet nicht immer mehr, und mit jedem Jahre immer ſichtlicher, der (wenn gleich noch ſo natürliche, doch gewiß ſehr ſchädliche) Departemensgeiſt, und macht dem Gemeingeiſte Platz? Hat ſich nicht die Sucht nach Unabhängigkeit, welche vor einiger Zeit einzelne Bürger

verleitete, ſich auf eine geſetzwidrige Weiſe von Stadtgeſchäften zu befreyen, beynahe ganz, und faſt von ſelbſt verloren? Wird nicht von allen Seiten, aus aller Kraft, aber mit weiſer Vorſicht, dahin gewirkt, daß das Wohl des Ganzen immer dauerhafter befeſtigt, und immer mehr bleibendes Gute geſtiftet werde? Wie viel Gemeinnütziges iſt nicht allein in dem Zeitraum der letzten 15 Jahre geſchehen! Wie manches ſchöne Denkmal reiner Bürgertugend ſteht nicht, als das Werk der nächſtverfloßnen Jahre, vor unſern Augen! An wie vielem wichtigen Guten wird nicht jetzt noch gearbeitet! Unſre jetzige beßre Liturgie, und unſer neues (in Rückſicht auf die Zeit und Art ſeiner Entſtehung gewiß vorzüglich gutes) Geſangbuch; unſre trefliche Armenanſtalt; die Errichtung von Induſtrieſchulen in der Stadt und auf dem Lande; die allmählige Hinausſchaffung der Begräbniſſe aus der Stadt; die Stiftung und Vervollkommnung unſrer Rettungsanſtalten für Ertrunkene; die ganz unſtreitige, an vielen Beyſpielen zu erweiſende Verminderung manches genußloſen Luxus; Alles dies, und ſo manches andre, erſt in den letztverfloßnen Jahren entſtandne und vollendete Gute giebt doch gewiß die ſprechendſten Beweiſe für den Patriotismus der Bürger Hamburgs, der in manchen dieſer Anſtalten das, was durchaus unmöglich ſchien, möglich gemacht hat. Und eben jetzt ſind wieder die vereiniaten Kräfte vieler guter Menſchen auf eine äußerſt wichtige Angelegenheit, auf eine gänzliche, aber nur

allmählich zu bewirkende Reform unſrer Schulen gerichtet. Wahrlich, wo ſolche Thatſachen reden, da ſteht es doch wohl um die Moralität im Ganzen ſo übel nicht; da ſind den Bürgern republikaniſche Tugenden und Gefühle doch wohl nicht ganz fremd?

Hieran ſchließt ſich eine dritte Tugend, die man wohl als einen Karakterzug der Bewohner Hamburgs im Allgemeinen rühmen kann, — Wohlthätigkeit. Die meiſten der eben genannten Anſtalten ſind davon redende Beweiſe, und auch im Auslande iſt Hamburgs Wohlthätigkeit bekannt. Nicht allein beſteht durch die Milde unſrer Bürger unſre allgemeine Armenanſtalt, und vervollkommnet ſich immer mehr, ſondern es beſtehen auch neben dieſer noch immer alle die Hoſpitäler, Krankenhäuſer und Stiftungen, welche unſre guten Vorfahren in der bis jetzt noch nie getäuſchten, aber oft übertroffenen Erwartung einer für immer fortdauernden Unterſtützung gründeten. Dieſe Milde beweiſet ſich bey den öffentlichen Sammlungen, welche von Zeit zu Zeit angeordnet werden, ſtets unermüdet, und hat in den letztverfloßnen Jahren eher zugenommen. Durch dieſe Milde geſchieht an Hausarmen, an zurückgekommenen Perſonen aus den höhern Ständen, an Wittwen und Waiſen, unbeſchreiblich viel Gutes, und es giebt Familien, denen man mit Geſuchen dieſer Art nie zu oft kommt. O, ſo lange dieſe Tugend unter uns einheimiſch iſt, ſo lange ſtille Wohlthätigkeit unter

uns herrscht, so lange ist Hamburg seinem sittlichen Verfall auch noch nicht so nahe, als man uns einbilden will.

Und stehen nun Religiosität, Häuslichkeit, eheliche Treue, elterliche und kindliche Liebe mit den so eben genannten drey sittlichen Grazien nicht in engster Verbindung? Mögen die Schriftsteller, die von Hamburg so viel Böses sagen, gerade über diese Punkte sich noch so nachtheilig äußern, so ist es doch unmöglich, daß diese verbannt seyn sollten, wenn jene einheimisch sind. Wer seine Vaterstadt wirklich und aufrichtig liebt, wer für das allgemeine Wohl thätig ist, wer ohne Geräusch Wohlthätigkeit übt, wer strenge rechtschaffen ist im Verkehr mit Andern, dem kann Religiosität nicht fremd seyn, der muß Häuslichkeit und strenge Pflichterfüllung in allen Familienverhältnissen nothwendig für die Grundveste der Staaten, für die Hauptstütze des gemeinen Wohls anerkennen. Und in der That, das, was von diesen Tugenden, die, ihrer Natur nach, nicht öffentlich zur Schau gestellt werden, und also einem durchfliegenden Reisenden, der wohl selbst ganz aufrichtig gesteht, „er habe es sorgfältig vermieden, in häusliche Zirkel gezogen zu werden.“ *) auch nicht ins Auge springen können, ins Publikum kommt, giebt dem aufmerksamen Beobachter auch keine schlimme Ansichten. Unsre gemeinschaftlichen Gottesverehrungen

*) Meine Reisegeschichte S. 237.

werden nicht ſelten beſucht, und die Obrigkeit geht auch hierin den Bürgern mit einem guten Beyſpiele vor. Die Zahl der Ehen vermehrt ſich in Hamburg mit jedem Jahr, da man ſonſt überall über die Abnahme derſelben klagt. Eheſcheidungen ſind ſehr ungewöhnlich; giebt es auch einzelne unzufriedne Ehen, oder giebt ein Theil dem andern Urſache zu gerechten Klagen, ſo wagt doch das Laſter nicht, ſein Haupt frech empor zu heben; und auch in dieſer Rückſicht iſt für Hamburg die Vergleichung mit den meiſten andern großen Städten vortheilhaft. Die Erziehung der Kinder iſt durchgängig eine wichtige Angelegenheit, und in vielen Häuſern muſterhaft gut. Wer hat Zutritt zu vielen Hamburgiſchen Familien, und ſollte nicht viele Männer kennen, die mit erprobter Redlichkeit und mit pflichtmäßiger Berufstreue viele Einſicht und mannichfaltige Kenntniſſe, auch außer ihrem eigentlichen Fach, verbinden, die für das Wohl des Ganzen unermüdet arbeiten, die mit Aufopferung ihrer Bequemlichkeit, ihrer Kräfte und ihrer Geſundheit raſtlos dahin ſtreben, daß Hamburgs Wohl befördert werde: viele Frauen, denen ihr Haus der liebſte Aufenthalt, und die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten das ſüßeſte Geſchäft iſt; viele Väter, die um ihrer Kinder willen ſich jedes Vergnügen verſagen, und unabläſſig um deren Wohl bemüht ſind; viele Mütter, die ganz Mütter ſind, denen kein Opfer zu theuer iſt, das ſie ihren Kindern nicht brächten, und die nichts Angelegentli-

cheres kennen, als die sorgfältige Erziehung ihrer Lieblinge; viele Söhne und Töchter, Töchter insbesondere, die in der Unterstützung ihrer Eltern, in Dienstleistungen, in Gefälligkeiten gegen sie ihre größte Freude und ihren Ruhm finden; und bei weitem die größte Zahl von Familien, die in Eintracht und Liebe, in herzlicher Theilnahme am frohen und am widrigen Schicksal jedes ihrer Mitglieder, in treuem thätigem Wohlwollen unter einander sich selbst genug sind? Wohl mir! mögen Andre zu ihren Sittengemählden von Hamburg einzelne Fälle mühsam zusammentragen müssen: zu diesem Gemählde kenne ich die Originale, habe ich sie in meiner Nähe.

Die Gegner Hamburgs sind mit ihren Klagen noch lange nicht zu Ende. Die Wissenschaften werden, ihrer Behauptung nach, nicht nach Würden geschätzt; der gesellschaftliche Ton ist durchaus nicht wie er seyn sollte; der Geschmack in Ansehung der öffentlichen Vergnügungen ist erbärmlich. Ueber diesen Punkt vielleicht ein andermal *). Diese Vorwürfe werden auch einer

*) Und gerade hier, so möchte ich dem patriotischen Apologeten, den der T. Merkur nach dem Gesetz der strengsten Unpartheilichkeit hier einzuführen keinen Anstand nehmen durfte, gerade hier erwarteten wir dich am meisten! Denn noch haben wir nicht vergessen, was erst vor kurzem einer der Worthies Hamburgs, der Nestor an Erfahrung und Jahren, Büsch in seiner Beurtheilung der großen Handels-

Widerlegung oder Einſchränkung fähig ſeyn *): ſie jetzt beantworten, würde, gegen meinen Wunſch, die-

verwirrung S. 114. verſichert, daß in dem reichen Hamburg nur eine Sammlung mathematiſch-phyſiſcher Werkzeuge und daß die Stadt leerer an dergleichen Sammlungen ſey, als irgend ein anderer bedeutender Handelsort. Sehr erfreulich iſt es, aus dem obigen zu erfahren, daß ein anderes dringendes Bedürfniß, was Buſch S. 116. ſo warm und beredt ans Herz legt, wirklich jetzt ſtärker als je in Erwägung gezogen wird.

B.

*) Dies gilt auch vorzüglich von den ſo häufigen und ſo ſehr übertriebnen Klagen über das Geſinde in Hamburg. Gewiß könnte und ſollte, (und es wird auch) zur moraliſchen Bildung und Veredlung der dienenden Klaſſe in Hamburg mehr als bis jetzt geſchehen; und gewiß ſind manche Klagen in Hinſicht auf dieſelbe nicht ungerecht. Aber jedes abſprechende Urtheil über einen ganzen Stand, wie über eine ganze Stadt, oder eine ganze Nazion, iſt empörend; und ſo iſt es hart, die Klaſſe unſrer Dienſtbothen im Allgemeinen mit ſo beſchimpfenden Beynamen zu belegen, als es neuerlich einige Schriftſteller gethan haben. Auch unter ihr giebt es ſehr gute Menſchen. Wer iſt, längere oder kürzere Zeit, Hausvater geweſen, und hat davon keine Proben? Es wird wohl nicht leicht eine Familie ſeyn (wenigſtens würde ich ſie für verſchuldet unglücklich halten müſſen) die nicht mehrere Beyſpiele ſtrenger Sittlichkeit, unermüdeter Arbeitſamkeit, bewährter Treue, uneigennütziger Anhänglichkeit, aus der Klaſſe ihrer Dienſtboten aufweiſen könnte? Wie manche Perſonen dieſes Standes

ſen Aufſatz zu einem Buche machen. Genug, daß uns die bisherigen Unterſuchungen vortheilhafte Reſultate gegeben haben. Genug, daß wir, ſchon hiernach, in Beziehung auf unſern Nazionalkarakter im Allgemeinen ſagen können: er hat noch immer viel ſehr Gutes, und es iſt gegründete Hoffnung da, daß er ſich eher verbeſſern, als verſchlimmern wird. Alſo ſind die häufigen Klagen darüber, den ſprechendſten Thatſachen zufolge, wahrlich ungerecht. Aber wohlthätig können ſie doch für uns werden, wenn ſie uns deſto aufmerkſamer, deſto ſtrenger gegen uns ſelbſt, deſto feſter in dem Entſchluß machen mit aller Kraft an unſrer eignen Veredlung, und damit auch an der Vervollkommnung des Ganzen zu arbeiten. Und mit dieſem Glauben, mit dieſer Hoffnung, daß es, auch in Rückſicht auf unſre Sittlichkeit, immer beſſer mit Hamburg werden müſſe, und mit dem Entſchluß, dazu redlich beyzutragen, können wir denn wohl gewiß fröhlich in das neue Jahrhundert hinüber wandeln.

Ich kann kein Bedenken tragen, mich namentlich zu dem zu bekennen, was aus meiner innigſten Ueberzeugung gefloſſen iſt.

Johann Ludewig Gries,
Doktor der Rechte.

opfern, mit der völligſten Selbſtverleugnung, in der Pflege kranker Herrſchaften, jede Bequemlichkeit, ihre Geſundheit, ja ihr Leben ſelbſt auf! G.

VI.

Korreſpondenznachrichten.

1.

Paris. Ende Pluvioſe.

Die teutſche Literatur fängt hier ganz eigentlich bei der Baſis aller Literatur, bei den Lettern an. Ein franzöſiſcher Schriftgießer Delalain hat eine teutſche Schrift gegoſſen, wovon ich Ihnen hier die Probe beilege *). Er hat aber ſeitdem noch vieles abgeändert, weil er ſich gar nicht genug thut. Jetzt will er eine ganz neue Schriftart dafür erfinden. Doch hat er ſelbſt nicht viel Hoffnung, daß etwas geſcheutes daraus werden könne, parceque on ne ſauroit jamais corriger les boſſus, ſagte er mir das letztemal, als ich ihn ſprach. Wann werden die Teutſchen ihre bucklichten, eckigten, altgothiſchen Mönchs-Schriften aufzugeben wagen?

Villoiſons griechiſche Vorleſungen haben wirklich ſtatt gehabt. Pindar's olympiſche Siegshymnen

*) Sie nähert ſich in einigen der beliebten neuen Ungerſchen Schrift, hat aber durchaus noch zu viel magres und in die Länge gezogues.

ganze Sturm, der ſeine Seele ſchwellte, brach alſo über den Verräther aus. Er nannte ihn einen falſchen Freund, einen Verläumder, einen Nichtswürdigen — rief alle rächende Gottheiten gegen ihn auf — ſchwur, wofern er die Beſchuldigungen, womit er die Tugend der ſchönen Danae zu beſchmitzen ſich erfrechte, nicht bis zur unbetrüglichſten Evidenz erweiſen werde, ihn als ein das Sonnen-Licht beſleckendes Ungeheuer zu vertilgen und ſeinen verfluchten Rumpf unbegraben den Vögeln des Himmels preiß zu geben.

Der Sophiſt ſah dieſem Sturm mit der Gelaſſenheit eines Menſchen zu, der die Natur der Leidenſchaften kennt; ſo ruhig, wie einer der vom ſichern Ufer dem wilden Aufruhr der Wellen zuſieht, dem er glücklich entgangen iſt. Ein mitleidiger Blick, dem ein ſchalkhaftes Lächeln ſeinen zweydeutigen Werth vollends benahm, war alles, was er dem Zorn des aufgebrachten Liebhabers entgegenſetzte. Agathon ſtutzte darüber. Ein ſchröcklicher Zweifel warf ihn auf einmal auf die entgegengeſetzte Seite. Rede, Grauſamer! (rief er aus) Rede! Beweiſe deine haſſenswürdigen Anklagen ſo klar als Sonnenſchein; oder bekenne, daß du ein verrätheriſcher Elender biſt, und vergeh vor Scham! — Biſt du bey Sinnen, Callias, antwortete der Sophiſt mit dieſer verruchten Gelaſſenheit, welche in ſolchen Umſtänden der triumphierenden Bosheit eigen iſt — komm erſt zu dir ſelbſt; ſo bald du fähig ſeyn wirſt, Vernunft anzuhören, will ich reden.

Agathon

liegen dabey zum Grunde, die der Mann mit einer profunden Sprachgelehrsamkeit, besonders über grammatische Gegenstände und die Dialecte, erläutert. Er hatte in allen 12 Zuhörer, wovon nicht einmal alle zahlten, weil er von einigen, die er als seine Kollegen betrachtete, durchaus nichts nehmen wollte. Seine Freunde haben ihm indessen zu einer provisorischen Professor-Stelle der neugriechischen Sprache an der Ecole speciale des langues orientales vivantes à la Bibliotheque nationale verholfen. Dafür ist ihm eine Entschadigung von 2500 Franken auf dieß Jahr zugesichert. Im künftigen Jahre wird alsdann dieser Lehrstuhl förmlich fundirt, und wenigstens mit 6080 Livres Gehalt ausgestattet werden. Dadurch, hofft man, wird der würdige Mann im Stande seyn, sein längst vorbereitetes Werk über Griechenland zu vollenden, wovon ich einzelne Proben gesehn habe, die zu den größten Erwartungen berechtigen. Z. B. stellt er darinn eine ganz neue Hypothese auf, wie der betonende Accent von dem prosodischen verschieden gewesen; er erzählt, wie er in verschiedenen Gegenden Griechenlands noch jetzt die verschiedenen Dialekte des Alterthums wieder fand u. s. w. Nur in Frankreich dürfte sich jetzt kein Buchhändler damit befassen wollen. Sollte sich nicht eine solide teutsche Buchhandlung zum Verlag eines so äußerst wichtigen Werkes finden *)?

*) Mit Vergnügen darf ich hinzufügen, daß dies wirk-

Seit dem 7 Vendemiair hält unſer thätiger Millin ſeine Septidis wieder. Aber ach, kein Thee mehr, keine Muſik; keine Damen! Die Zeiten ſind zu ſchlecht! Es iſt bloße Verſammlung der in- und ausländiſchen Literatoren in ſeiner wohlerleuchteten Bibliothek, wo in der Mitte der große Tiſch mit allen im Lauf der Dekade ihm zugeſchickten Neuigkeiten, Journalen, Kunſtblättern u. ſ. w. befindlich iſt. Noch immer iſt man ſicher, hier eine ausgeſuchte Geſellſchaft zu finden. Seit aber die Humbolde und nun auch der wackere Brinkmann von uns gewichen ſind, iſt faſt gar kein teutſcher Gelehrter, dem's um wiſſenſchaftliche Lektüre zu thun wäre, mehr hier. Denn Burckhard, eine Zierde der teutſchen Nazion, der treffliche Ueberſetzer des la Place, iſt nazionaliſirt. Die Ausländer, die noch hier ſind, ſind meiſt geflüchtete Italiener und reiſende Dänen. Von dieſen letztern ſind einige aus England zurückgekommen, aber von der dortigen Aufnahme ſehr ſchlecht erbaut. Man iſt noch nie gegen Fremde, die aus Frankreich kommen, in London ſo intolerant und inquiſitoriſch geweſen, als eben jetzt. Dagegen darf von England nach Frankreich herein, wer will. Das Gouvernement ſcheint es ſogar gerne zu ſehn. Unter den hier befindlichen, den Revoluzionsſtürmen glücklich entkommenen Italienern zeichnet ſich

lich der Fall iſt, und daß vielleicht ſchon in dieſem Jahre am Druck deſſelben angefangen werden kann.

Visconti aus, der aber nicht, wie man selbst hier allgemein annimmt, am Antikenkabinet bei der Nazionalbibliothek, sondern als Antiquaire du Musée des Arts angestellt ist, und die Aufsicht über die Statuen des Louvre hat. Er kommt oft zu B. Millin, um bei ihm zu arbeiten, da er alle seine Büchersammlungen und eignen Kunstschätze in Rom zurücklassen mußte. Wir haben zunächst eine französische, sehr bereicherte neue Ausgabe des Musei Pio Clementini in einer wohlfeilen kleinen Handausgabe, aber mit den Originalkupfern, wovon die Platten glücklich nach Paris gerettet worden sind, zu erwarten. Indeß kann man jetzt hier auch die prächtige Folioausgabe für 200 Franken, so oft man will, zu kaufen erhalten. Man sagt, Mirri in Rom habe alles, als Päbstliches Eigenthum, den französischen Kommissarien ausliefern müssen, die sich beeilten, die Beute aufs Trockne nach Paris zu bringen. Auch Piranesi ist hier. Er will alle seine Werke hier mit vielen Supplementen auf Subskripzion herausgeben. Auch Denon läßt schon an seinen ägyptischen Alterthümern stechen.

Von B. Mionets Münzpasten soll die erste Probesammlung gewiß noch vor der Ostermesse in Ihren Händen seyn, damit sie alsdann in Leipzig von Liebhabern in Augenschein genommen werden kann. Diese wird ungefähr aus 1000 der ausgesuchtesten griechischen Münzen bestehn, nebst dem Katalog dazu, der eben

jetzt gedruckt wird *). Dem Wunsch, jedes Metall durch eine bestimmte Farbe zu bezeichnen, ist schon zuvor gekommen. Unbeschadet des schönen Firnisses unterscheidet sich jedes Metall durch seine eigne Farbe. Was würde der verstorbene Barthelemy zu dieser Entheiligung des von ihm so ängstlich bewachten Münzschatzes sagen? Bei ihm durfte man kaum die Münze mit dem Glase beschauen oder in die Hand nehmen. Gewiß, auch hierüber herrscht jetzt bei allen unsern öffentlichen Sammlungen ein weit liberalerer Geist!

2.

London, d. 4. Febr.

Der Herausgeber des jetzt erscheinenden German Museum ist der Prediger Will bei einer der hiesigen teutschen Gemeinden, der als Uebersetzer ins Englische großes Verdienst hat. Die Ankündigung von dem foreign Journal, das bei Robinson erscheinen soll, stammt von Holcroft her, der sich mit einer 20jährigen Französin, der Bürgerin Mercier, verheirathet und nach Hamburg gewendet hat. Von ihm läßt sich allerdings etwas gutes erwarten.

Das Geschrei über die zur Ungebühr begünstigte teutsche dramatische Literatur dauert, wie natür-

*) Der Ort, wo diese Probesammlung während der Jubilate-Messe in Leipzig zu sehn seyn wird, soll durch die Zeitungen bekannt gemacht werden.

B.

lich, aus Neid noch immer fort. Noch immer fährt der Rezenſent im Monthly Review, der unſern Kotzebue's und Iffland's nicht werth iſt den Schuhriemen zu löſen, fort, alles, was aus ihrer Feder kommt, mit Koth zu bewerfen. Aber der letzte Verſuch, den German trafh von den hieſigen Bühnen zu verbannen, iſt ſchlecht abgelaufen. Der gekrönte Dichter Pye ſchrieb ſeine Adelaide, ein Trauerſpiel, um der Nazion eine ermunternde Probe vom Engliſh genius zu geben. Das herrliche Spiel des groſſen Geſchwiſterpaars, der Siddons und des Kemble, hielten das Stück zwey Abende auf den Beinen. Dann wurde es verdammt. Nun iſt ein zweiter Verſuch, die teutſchen Schauſpiele zu verdrängen, von einer unſerer beliebteſten Schriftſtellerinnen, der vormaligen Miß Burney, jetzigen Mad. d'Arbley, unter der Feder. Es iſt eine Komödie, die nächſtens im Conventgarden aufgeführt werden ſoll. Vor einigen Jahren warf ſie leider ſchon mit einem Trauerſpiele um.

Der berühmte Linguiſt, der D. Hager, iſt jetzt hier, wo er ſein chineſiſches Wörterbuch drucken laſſen wird. Er iſt ſehr mit Ouſely und unſern übrigen Linguiſten verbunden. Von Dr. Carliſle erwartet man jetzt aus Conſtantinopel reiche Ausbeute. Seine Reiſe ſoll mit vieler Pracht in Kupfern und Schriftproben auf Koſten der Univerſität Cambridge, wo er Profeſſor der orientaliſchen Sprache iſt, gedruckt werden.

Pitt, der Kanzler der Universität, schätzt ihn persönlich und begünstigt seine Unternehmung.

Die Zeitungen werden Ihnen sonderbare Gerüchte von uns bringen. Die Antwort auf Bonaparte's und Talleyrand's Brief haben selbst dem Könige misfallen. Sie sind aus Windham's, des unversöhnlich zürnenden, Feder. Wahrscheinlich bildet sich nun eine neue Partei zu Gunsten des Friedens. Lesen Sie nur, was der äußerst loyale Romney im Oberhause sagte.

VII.

Kunstnachrichten.

Ueber

Herrn Mey's Fellopla stik *).

Ich habe den Künstler Mey in seiner Werkstätte genöthigt, mir ein genaues Verzeichniß aller seiner Ar-

*) Man wird mir dieses neugeschaffene, aber nach der Analogie von ἀνδριαντοπλάστικὴ, κηροπλαστικὴ u. s. w. gebildete Wort gern verzeihen, wenn man aus dieser interessanten Nachricht den sinnreichen und einer weit allgemeinern Unterstützung würdigen Künstler

beiten, die er bis jetzt in Kork verfertigt hat, und die zum Theil noch vorräthig sind, und zum Theil in diesem Jahre vollendet werden sollen, geben zu lassen. Ich überschicke sie Ihnen in der Beilage, und glaube, daß der Abdruck derselben in dem T. Merkur kein ganz unin interessanter Aufsatz seyn wird. Die Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen haben nur oberflächlich die Erfindung dieser Arbeiten in Kork berührt, und im dritten Jahrgange des Almanachs der Fortschritte (Erfurt, bei Keyser) sind zwar viele damals fertige Monumente angeführt, allein ohne Angabe ihrer Größe und ohne den bestimmten Preis. Die Größe ist hier genau gemessen, weil jeder Käufer den Platz berechnet, wohin er diese Monumente stellen und wie er sie am besten brauchen kann. Ich habe die Preise mit den Rostischen *) verglichen, nicht deswegen, um jener Handlung den Markt zu verderben, son-

genauer kennen lernte. Φελλος nannten die Griechen die Korkeiche und ihr Produkt. Mithin heißt Felloplastik Bildnerey in Kork. Ich behalte mir vor, über die Vortheile und Anwendbarkeit dieser Modelle und Nachbildungen in einem der nächsten Stücke meine Gedanken mitzutheilen, und statte indeß dem würdigen Verfasser dieses Aufsatzes meinen Dank für diese belehrende Nachricht ab.

B.

*) Siehe Anzeige aller Kunstwerke der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig, I Abth. S. 43-46.

dern um dadurch den Karakter des den Roſtiſchen Monumenten nicht nur gleich arbeitenden, ſondern ſie übertreffenden Künſtlers — Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit, näher ins Licht zu ſetzen. Es kommen auch in der Spezifikazion mehrere Monumente vor, die bei Roſten ganz fehlen, z. B. N. 18, 23 ꝛc. Roſt hat, wie er ſelber verſichert, keinen Vorrath, Mey hingegen hat mehr als die Hälfte von den angegebenen Monumenten fertig, wie ich auch in der Nachſchrift angeführt habe. Sie können bei ihm oder ſeinem Herrn Commiſſair, in dem Comptoir des Herrn Commiſſionsrath Gädicke in Weimar, der alle Beſtellungen beſorgt, in Augenſchein genommen, beurtheilt und mit andern, z. B. den von Hrn. Roſt abgeſetzten, oder den in dem Kaſſeliſchen Muſeum befindlichen, verglichen werden.

Die Monumente in Kork zu Kaſſel, die in Rom verfertigt, und mit der größten Genauigkeit an Ort und Stelle aufgenommen ſind, waren die vorzüglichſten Muſter, die Hr. Mey kopierte. Er reiſte nach Kaſſel und Leipzig, um ſich eines geſchickten Mannes zu verſichern, der ſie richtig aufnehmen und nachzeichnen könnte. Er verglich mit dem Maaße, das bei jedem Stücke nach römiſchen Palmen angegeben iſt, und mit der ganzen Ausführung die Werke eines Piraneſi und Palladio, und ſo entſtanden die ſeinigen, die von allen Freunden der Kunſt und von Kennern, die an

Ort und Stelle waren, wegen ihrer Treue in der Nachbildung, wegen ihres architektoniſchen Ebenmaaßes, wegen ihrer meiſterhaften Vollendung bewundert werden.

Herr Mey hat ſchon ſehr viele Stücke von dieſen Monumenten verkauft, und iſt durch dieſe Verſendung immer mehr bekannt geworden, als es durch gedruckte Nachrichten geſchehen iſt. Kann man es den Erfurtern verzeihen, daß ſie ſich dieſes Mannes, worauf ſie ſtolz ſeyn können, beinahe gar nicht angenommen haben? Ohnerachtet der Vorrath ſeiner Arbeiten ſchon ſehr beträchtlich iſt, und ſelbſt die aufgenommenen Zeichnungen und Verſchreibungen von Kork aus Hamburg, worunter oft mehrere Stücke ganz unbrauchbar ſind, nicht ganz unbedeutende Auslagen verurſachen mußten, ſo läßt er ſich dennoch nicht abhalten, dieſen Vorrath zu vergrößern. Von dem Herzoge von Meklenburg-Schwerin, der als Freund der Künſte allgemein geſchätzt iſt, hat er den unbedingten Auftrag, ſo viele neue Stücke abzuſenden, als er verfertigt. Gegenwärtig hat der Herzog ſchon 29 Stücke erhalten*),

*) Um Ihnen von dem Fleiße des Künſtlers einen Begriff zu machen, und um Ihnen einen Beweis von der Achtung zu geben, worin ſeine Kunſtwerke im Auslande ſtehen, nenne ich Ihnen die Anzahl ſeiner binnen 8 Jahren verfertigten und ſchon abgelieferten Stücke.

Der Herzog von Meklenburg-Schwerin erhielt . . 29 St.

„Bis jetzt," ſagt der verſt. Roſt in der angeführten Anzeige aller Kunſtwerke ſeiner Kunſthandlung, „ſind nur wenige dieſer in ihrer Art einzigen und herrlichen Modelle bekannt. Nur ein einziger berühmter „Künſtler und Architekt zu Rom hat die noch in und „um Rom befindlichen Ruinen von Tempeln und Monumenten des Alterthums, in Größe von 12 bis 20 „Zoll, nach den großen Originalen mit der bewundernswürdigſten Genauigkeit nachgeahmt." Wie ſehr muß durch dieſes Geſtändniß der teutſche Künſtler bei dem Teutſchen und bei dem Kunſtliebenden Publikum gewinnen? So viel mir bekannt iſt, gehört Mey unter die erſten teutſchen Künſtler, welche die Anwendung des Korks zur Nachbildung der alten Monumente im hohen Grade vollendet zeigten. Aber wenn auch dadurch ſeine Achtung unter uns Teutſchen nicht gegründet werden ſollte, (denn Teutſchland ſchätzt mit allem Kunſtſinne, den man ihm gewiß nicht wird ab-

Der Kurfürſt von Mainz	4	St.
Der Herzog von Gotha	1	—
Die verwitt. Frau Herzogin von Weimar	1	—
Der Fürſtbiſchoff von Konſtanz	1	—
Obriſtlieutnant v. Buſch auf Waldeck	5	—
Bethlem Gabor aus Siebenbürgen	1	—
Verſchiedene andere	10	—
Vorräthig ſind	26	—
Summa	77	St.

Agathon ſchwieg; denn was kann derjenige ſagen, der nicht weiß, was er denken ſoll?

Wahrhaftig, (fuhr der Sophiſt fort) ich begreiffe nicht, was für eine Urſache du zu haben glaubſt, den raſenden Ajax mit mir zu ſpielen. Wer redet von Beſchuldigungen? Wer klagt die ſchöne Danae an? Iſt ſie vielleicht weniger liebenswürdig, weil du weder der erſte biſt, der ſie geſehen, noch der erſte, der ſie empfindlich gefunden? Was für Launen das ſind! Glaube mir, jeder anderer als du hätte nichts weiter nöthig gehabt als ſie zu ſehen, um meine Nachrichten glaubwürdig zu finden; ihr bloſſer Anblick iſt ein Beweis. Aber du forderſt einen ſtärkern; du ſollſt ihn haben, Callias! Was ſagteſt du, wenn ich ſelbſt einer von denen geweſen wäre, welche ſich rühmen können, die ſchöne Danae empfindlich geſehen zu haben? — Du? rief Agathon mit einem ungläubigen Erſtaunen, welches eben nicht ſchmeichelhaft für die Eitelkeit des Sophiſten war. Ja, Callias; ich; erwiederte jener; ich, wie du mich hier ſieheſt, zehn oder zwölf Jahre abgerechnet, um welche ich damals geſchickter ſeyn mochte, den Beyfall einer ſchönen Dame zu erhalten. Du glaubeſt vielleicht, ich ſcherze; aber ich bin überzeugt, daß deine Göttin ſelbſt zu edel denkt, um dir, wenn du ſie mit guter Art fragen wirſt, eine Wahrheit verhalten zu wollen, von welcher ganz Smyrna zeugen könnte.

sprechen können, den einheimischen Künstler zu wenig) so wird man ihm diese nicht in Beziehung auf seine Kunstwerke und auf seinen Karakter versagen.

Seine Kunstwerke tragen das Gepräge der höchsten Vollkommenheit, die sich mit dieser Masse erreichen läßt. Das Monument scheint durch seine Masse — den löcherichen Kork, und die Farben, die der Künstler der mahlenden Zeit gleichsam abgestohlen hat, — für das Alterthum zu sprechen, wohin es gehört. Alle Schattirungen, Figuren, Mauren, Thüren, Pfosten, Säulen, Gänge, Wölbungen, Bogen, Inschriften, Auszierungen, der ganze innere und äußere Schmuck, alle verfallene, verwitterte, bemooste Theile, kurz alles, was die Zeit übrig gelassen und was sie angehängt hat, alle Einsenkungen in die Erde, Verschüttungen oder Verstümmlungen sind mit der wahrsten Nachbildung dargestellt; nichts geht verloren, von dem kleinsten und schmächtigsten Gesimse bis auf die stärksten Massen, von dem kleinsten ausgefallenen Steine bis auf die Hauptpfosten und Schlußsteine; von der Art, die Steine zu schichten, bis auf die Füllung ist alles angegeben. Die genauste Verjüngung erstreckt sich auf die kleinsten und zartesten Theile. Nach dem in der Spezifikazion angeführten Maaße, welches das Gestelle mit begreift, und nach dem auf dem Gestelle angedeuteten und in römische Palmen aufgelösten Maaßstabe lassen sich alle Monumente auf Verlangen, ent-

weder vergrößern oder so weit verkleinern, als es die Natur der Sache erlaubt.

Wer kennt nicht den Vorzug richtiger Modelle vor allen Abbildungen und Kupferstichen, wenn diese auch noch so getreu und täuschend wären? Wie sehr müssen also selbst die sorgfältigsten architektonischen Zeichnungen eines Desgodetz, Piranesi, le Roy, Stuart ꝛc. gegen diese mit unglaublicher Genauigkeit ausgeführten Korkmodelle zurückstehn? Wenn der Kupferstecher oder Mahler in Darstellung der bedeckten Schönheiten z. B. an den Gewölben in den Gängen, seine Zuflucht zu Vereinzelungen nehmen, und so das unzertrennlich Verbundne trennen muß, so sieht man hier jeden Theil an das grosse Ganze nach der Ordnung geknüpft, die ihr der Künstler, seinem Vorbilde gemäß, so bestimmt geben konnte. Wenn die heilige Legende nur ein einziges Monument der Baukunst, das sich weniger durch seinen Geschmack als durch die Heiligkeit seiner Bestimmung empfiehlt, — die Kapelle von Loretto, durch Engel an ihren jetzigen Ort hintragen läßt, so muß man über die hohe Würksamkeit und die himmlische Magie der Kunst erstaunen, die alle Monumente des Alterthums, ohne dem Orte seine Zierde zu rauben, transportabel gemacht, und die Mittel der Möglichkeit, an ihrer Bewunderung Theil zu nehmen, den Kunstsinn durch Anschauen und Vergleichung zu schärfen, wahren Kunstgeschmack zu verbreiten, und den Be-

griffen von architektonischen Kunstwerken mehr Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben, unter dem Publikum vervielfältigt hat.

Kein Werk der Kunst kann deswegen würdiger seyn, einen Platz in den Kunstkabinetten zu finden, als diese Modelle; keins hat mehr Anspruch unter den Verzierungen geschmackvoller Zimmer zu glänzen; keins mehr, die Tafeln großer Herrn zu schmücken, da diese oft durch die geschmacklosesten und widersinnigsten Aufsätze entstellt sind, und dem Kunstliebhaber, bei der nicht selten an diesem Orte gewöhnlichen Langweile, gar keinen Stoff zu belehrenden Gesprächen gewähren.

Obgleich die Masse so leicht ist, darf man doch wegen ihrer Dauer und Festigkeit ganz unbesorgt seyn. Der treffliche Künstler weiß jedes einzelne Stück der Korkmasse nicht nur mit seinen Theilen, sondern auch mit dem Ganzen so zu befestigen, daß jedes Monument ohne die geringste Gefahr an die entferntesten Orte versendet werden kann, und es auch zu verhüten, daß sich der Kork in der Hitze nicht wirft. Auch die kleinen Figuren, die an diesen Monumenten nicht von Kork gemacht werden, weil sie handelnde Personen vorstellen, werden von einer Masse verfertigt, die mit dem Kork allen Einwürkungen widersteht.

Herr Conditor Mey steht zu Erfurt in Diensten des jetzigen Fürstbischoffs von Konstanz, Coadjutors zu

Mainz und Worms, und Stathalters zu Erfurt, Freiherrn von Dalberg. Es fehlt ihm also nicht an Gelegenheit, seinen Kunstgeschmack täglich zu verfeinern, und seinen Monumenten den höchsten Grad von Vollkommenheit zu geben. Sie wissen, was Dalberg den Künsten ist. Er liebt und kennt sie nicht blos, sondern weiß auch auf ihre Verbreitung und Vervollkommnung zu würken. Sehr oft glückte es mir, ihn in der Werkstätte des Conditors Mey anzutreffen, und ihn hier gleichsam in seinem Elemente zu beobachten. Mey verdankt seinem Erfindungsgeiste einen grosen Theil der Erleichterung in seinen Arbeiten, und nur seiner Aufmunterung und seiner Liebe zu den Künsten ist er die Zeit schuldig, die er auf Verfertigung dieser Monumente und auf Ausbildung seines Geschmacks verwenden konnte.

Mey besitzt bei vielen Talenten gerade die Eigenschaft in einem seltenen Grade, der allein den Kunstprodukten ihre wahre Vollendung geben kann; ich meyne jenen Eigensinn, der sich nur mit der pünktlichsten Genauigkeit und Präzision aller Theile, und mit der reinsten Harmonie zum Ganzen beruhigt, der lieber das Ganze zerstört, ehe er einem Theil eine, wenn gleich nicht immer sichtbare Unvollkommenheit läßt. Dieser Eigensinn erstreckt sich auf alles, was mit seiner Kunst nur einigermaßen verwandt ist. Z. B. habe ich denselben Mann, der gegen alle Menschen so äußerst

gefällig iſt, und den ſanfteſten, ruhigſten Karakter von der Welt hat, ganze mit Farbenſand auf den Tafelſpiegeln mühſam geſtreute Landſchaften zerſtören ſehen, weil er ſich nur in einer der gewählten Farben vergriffen hatte.

Von ſeinen frühern Schickſalen weiß ich nur wenig. Vor 20 Jahren war er bei dem Reichsgrafen von Oſtein in Dienſten. Schon damals fing er ſeine Korkarbeiten an, und dieſer Prinzival, ein warmer Freund der Künſte, begünſtigte ſeine Vorliebe ſo ſehr, daß er ſelbſt mit Hand anlegte. Seine erſte Arbeit in Kork war ein Thurm. Das Modell dazu hatte er von einem von dem Grafen auf dem Niederwald im Rheingau gebauten Thurme genommen. Doch dieß waren, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, nur unreiſe Erſtlingsverſuche. Damals war ihm die Elaſtizität des Korks ein ſo mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit zweifelte, ein großes Kunſtprodukt in dieſer Maſſe je zu Stande zu bringen.

Vor 8 Jahren kehrte ſeine Neigung zu dieſen Arbeiten zurück, und ergriff ihn auf einmal ſo heftig, daß er einen unwiderſtehlichen Drang, wie die Zugvögel, wenn der Wandermonath kommt, in ſich verſpürte. Aber da er nirgend eine Anleitung fand, da er die nöthigen Inſtrumente nicht einmal kannte, und weder Gelegenheit noch Kenntniß beſaß, ſie machen zu laſſen,

und also nur ferne Vorbereitungen machen konnte, so wäre wahrscheinlich auch dieser Funke aus Prometheus Fackel in der verschlossenen Brust vergkommen, wenn ihn nicht der Anblick jener römischen Korkmodelle mit neuer Begeisterung erfüllt und Dalbergs Genius ihn zur Seite gestanden hätte *). Dieser kam ihm mit seinen vielumfassenden, und immer auf den lebendigsten Punkt der Anwendung und Ausführung hinstrebenden Kenntnissen und mit der unwiderstehlichen Gewalt seiner Ueberredung und Ermunterung zu Hülfe; ein Hinderniß nach dem andern schwand. In kurzer Zeit hatte Mey sich nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit verschiedenen Handgriffen bekannt gemacht, die seine Arbeit ungemein er-

*) Mehr als Einen Kranz hat der Genius des Ruhms für den ehrwürdigen Dalberg auf seiner Hand. Einer davon gebührt ihm OB ARTIFICES SERVATOS. Sehr ansehnlich wird einmal in den Annalen der Künste die Liste der Künstler seyn, in deren Brust Dalberg den schlummernden Funken weckte, und mit seltner Uneigennützigkeit auch — ernährte. Das letztere Verdienst theilen nur wenige unsrer gerühmten Mäcenaten mit ihm, und doch ist thätige Unterstützung so unendlich mehr, als — ein gnädiges Beifallslächeln und ein tönendes Belobungsdekret! So weckte er noch ganz neuerlich ein schönes Kunsttalent durch die Gründung den Speckstein zu antiken Pasten zu verarbeiten, wovon im nächsten Stück dieser Monatsschrift die Rede seyn wird.

leichterten, und ſo entſtand das, was iſt, ohne angelernte Kunſtgriffe und ohne andere Hülfsmittel.

Noch bemerke ich, daß, da der Künſtler richtig und genau zeichnet, er auf Verlangen alle Monumente aufnimmt, welche architektonisch genau errichtet ſind, und wovon der Maaßſtab angegeben wird. So hat er, wie auch in der Spezifikazion angegeben iſt, mehrere Monumente hieſiger Gegend in Kork dargeſtellt.

Dominikus.

Beylage.

Spezifikazion aller Monumente von Kork, die der Konditor Mey in Erfurt, Hofoffiziant des Fürſtbiſchoffs von Konſtanz, Freiherrn von Dalberg, verfertigt hat, und die bei den Gebrüdern Gädicke zu Weimar um beigeſetzte äuſſerſte Preiſe in Commiſſion zu haben ſind *).

1) Arco di Conſtantino, lang 2 Schuh 2 Zoll; breit 1 Sch. 1 Z.; hoch 9 Zoll. Preis 35 Dukaten; bei Poſt 38 Dukaten.

*) Einige von dieſen Kunſtwerken haben wir in unſerm Comptoire aufgeſtellt. Sie können hier bey uns oder zur Meſſe auch in Leipzig an einem von uns noch zu beſtimmenden Orte in Augenſchein genommen werden. Die Preiſe ſind bei uns eben ſo billig geſtellt, als Hr. Mey ſelbſt ſie ſtellen würde. Wir müſſen aber

2) Arco di Settimo Severo, 2 Sch. 3 Z. l.; 1 Sch. br.; 1 Sch. 10 Z. h.; 36 Duk.; bei Roſt 50 — 58 Duk.

3) Arco di Tito, h. 1 Sch. 8 Z.; br. 1 Sch.; l. 1 Sch. 8 Z.; Pr. 32 Duk.; bei Roſt 35—45 Duk.

4) Arco di Severo Pio, h. 1 Sch. 4 Z.; l. 1 Sch. 8 Z.; br. 1 Sch. 33 Duk.; bei Roſt 36 Duk.

5) Arco di Druso, h. 1 Sch. 8 Z.; l. 1 Sch. 7 Z.; br. 1 Sch. 2 Z.; 33 Duk.; bei Roſt 36 Duk.

Dieß Monument kann auch, ohne ſeiner Schönheit zu ſchaden, nach einem kleineren Maaßſtab verfertigt werden.

6) Arco di Giano, h. 1 Sch. 5 Z.; im Quadrat 1 Sch. 6 Z. Pr. 28 Duk.; bei Roſt 30—36 Duk.

7) Tempio di Tivoli, h. 1 Sch. 3 Z.; im Quadrat 1 Sch. 7 Z.; Pr. 20 Duk.

Ein kleiner 8 Z. h. 10 Z. im Quadrat, koſtet 11 Dukaten.

8) Tempio della Teſie. 1 Sch. 5 Z. h.; im Quadrat 1 Sch. 8 Z. koſtet 20 Duk.; bei Roſt 25—30 Dukaten.

erſuchen, bey Beſtellungen den Betrag, entweder in Dukaten oder deren Werth nach dem Kourſe, franko einzuſenden, und nachdem das verlangte Werk groß oder klein iſt, einen oder 2 Dukaten für die dazu nöthige Kiſte und ſonſtige Emballage, beizufügen. Ohne baare oder ſogleich angewieſene Bezahlung, kann keine Beſtellung expedirt werden.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

Ein Kleinerer 10 Z. h. 10½ Z. im Quadrat koſtet 11 Duk.

9) Tempio della Minerva medica, h. 1 Sch. 5 Z.; im Quadrat 1 Sch. 7 Z. koſtet 25 Duk.; bei Roſt 30—36 D.

Ein Kleinerer zu 8 Z. H. u. 9 Z. im Quadrat, 13 Z. Pr. 17 Duk.

10) Tempio di Vesta, h. 1 Sch. 2 Z.; im Quadrat 1 Sch. 6 Z. koſtet 22 Duk.; bei Roſt 25—30 D.

11) Tempio della Fortuna virile, treu nach Palladio, h. 1 Sch. 2 Z.; l. 1 Sch. 8 Z.; br. 10 Z.; Pr. 25 Duk.; bei Roſt 30—36 D.

12) Tempio di Giove Statore, h. 1 Sch. 8 Z.; l. 1 Sch. 2 Z.; br. 1 Sch. 13 Duk.; bei Roſt 12—18 D.

13) Tempio di Giove Tonante, h. 1 Sch. 3 Z.; im Quadrat 1 Sch.; Pr. 17 Duk.

14) Piramide di Cestio, h. 1 Sch. 8 Z. im Quadrat 2 Sch. Pr. 26 Duk.; bei Roſt 30—36 D.

Ein Kleinerer 10 Z. h., 1 Sch. in Quadrat 16 Dukaten.

15) Bagno della Ninfa Egeria, h. 10 Z., im Qu. 1 Sch. 3 Z. Koſtet 20 Dukaten; bei Roſt 30—36 D.

16) Sepolcro degl'Orazii in Albano, h. 9½ Z., im Quadr. 1 Sch. 20 Duk.; bei Roſt 30—36 D.

Dieß Grabmal kann auch nach einem größern Maaßſtabe verfertigt werden.

17) Tempio del Sole et della Luna, h. 10½ Z.; l. 1 Sch. 9 Z.; br. 1 Sch. 20 Duk.; bei Roſt 30—36 D.

Auch nach einem gröſsern Maaſsſtabe.

18) Sepolcro di Plauzio, h. 11 Z., im Quadrat 1 Sch. 1 Z. Pr. 16 Duk.

Auch nach einem gröſsern Maaſsſtabe.

19) Tempio della Concordia, h. 1 Sch. 5 Z.; l. 1 Sch. 10 Z.; br. 1 Sch. 1½ Z. 22 Duk. bei Roſt 25—30 Duk.

20) Tempio della Salute, h. 1 Sch. 9 Z. im Quadrat 1 Sch. 6 Z. Pr. 28 Duk. bei Roſt 30—36 D.

21) Tempio della Fortuna muliebre, h. 1 Sch. 5 Z.; br. 1 Sch. 4 Z.; l. 1 Sch. 9 Z. Pr. 28 Duk. bei Roſt 30—36 Duk.

22) Ponte Salara, l. 4 Sch. 11 Z.; br. 1 Sch. 4 Z.; h. 1 Sch. 5 Z. 33 Duk. bei Roſt 35—45 D.

23) Foro di Pallade, h. 1 Sch. 8 Z.; l. 1 Sch. 8 Z.; br. 1 Sch. Pr. 24 Duk. bei Roſt 25—30 D.

24) Foro di Nerva, h. 1 Sch. 5 Z.; br. 1 Sch. 6 Z.; l. 1 Sch. 9 Z. 30 Duk. bei Roſt 30—35 D.

25) Mauſoleo di Cecilia Metella, h. 1 Sch. 3 Z. im Quadr. 1 Sch. 6 Z. 30 Dukaten.

26) Tempio d'Antonio e Fauſtina, h. 1 Sch. 5 Z. l. 2 Sch. 3 Z.; br. 1 Sch. 11 Z. 25 Duk.

27) Caſtello dell'Aqua Claudia, h. 1 Sch. 7 Z.; l. 2 Sch. 6 Z.; br. 1 Sch. 2 Z. 33 Dukat.; bei Roſt 35—45 D.

Hier fuhr der barbariſche Menſch fort, ohne das geringſte Mitleiden mit dem Zuſtande, worein er den armen Agathon durch ſeine Pralereyen ſetzte, die Glückſeligkeiten, welche er in den Armen der ſchönen Danae (der Himmel weiß mit welchem Grunde) genoſſen zu haben vorgab, von Stück zu Stück mit einem Ton von Wahrheit, und mit einer Munterkeit zu beſchreiben, welche ſeinen Zuhörer beynahe zur Verzweiflung brachte. Es iſt vorbey, fiel er endlich dem Sophiſten mit einer ſo heftigen Bewegung in die Rede, daß er in dieſem Augenblick mehr als ein Menſch zu ſeyn ſchien! — Es iſt vorbey! O Tugend, du biſt gerochen! — Hippias, du haſt mich unter der lächelnden Maske der Freundſchaft mit einem giftigen Dolch durchbohret — aber ich danke dir — deine Boßheit leiſtet mir einen wichtigern Dienſt als alles was deine Freundſchaft für mich hätte thun können. Sie eröfnet mir die Augen — zeigt mir auf einmal in den Gegenſtänden meiner Hochachtung und meines Zutrauens, in dem Abgott meines Herzens und in meinem vermeynten Freunde, die zwey verächtlichſten Gegenſtände, womit jemals meine Augen ſich beſudelt haben. Götter! die Buhlerin eines Hippias! Kann etwas unter dieſem unterſten Grade der Entehrung ſeyn? Mit dieſer Apoſtrophe warf er den verachtungsvolleſten Blick, der jemals aus einem menſchlichen Auge geblitzt hat, auf den betroffenen Sophiſten, und begab ſich hinweg.

Drittes

28) Caſtello dell'Acqua Marcia, h. 1 Sch. 5 Z.; l. 2 Sch. 9 Z.; br. 1 Sch. 6 Z. 30 Duk.

29) Baſilica d'Antonio, h. 1 Sch. 8 Z.; l. 3 Sch. 8 Z.; br. 1 Sch. Pr. 28 Duk. bei Roſt 30—35.
Auch in einem kleinern Maaßſtab.

30) Emiſſario del Lago di Caſtello Gandolfo, h. 1 Sch. 2 Z.; br. 1 Sch. 6 Z.; l. 3 Sch. 6 Z. 36 Duk. bei Roſt 50—58.

31) Portico d'Ottavia, h. 1 Sch. 9 Z.; br. 1 Sch. 6 Z.; l. 2 Sch. 32 Duk. bei Roſt 35—45.
Iſt auch in 12 Z. Höhe, 8 Z. Breite, 1 Sch. Länge, zu 22 Duk. vorräthig.

32) Palazzo di Mecenate, h. 1 Sch. 5 Z.; l. 4 Sch. 10 Z.; br. 2 Sch. 42 Duk. bei Roſt 58—58.

33) Teatro di Marcello, h. 1 Sch. 4 Z.; l. 3 Sch. 8 Z.; br. 1 Sch. 8 Z. 50 Duk. bei Roſt 55—65.

34) Panteon, h. 1 Sch. 8 Z.; br. 2 Sch.; l. 2 Sch. 8 Z. 120 Duk. bei Roſt 150—168.

35) Colliſeo, h. 1 Sch. 8 Z.; ovalförmig lang 3 Sch. 4 Z.; br. 2 Sch. 4 Z. 120 Duk. bei Roſt 150—168.
Kann noch halb und noch einmal ſo groß verfertigt werden.

36) Tempio della Pace, h. 1 Sch. 6 Z.; l. 3 Sch. 6 Z.; br. 1 Sch. 3 Z. 30 Duk. bei Roſt 30—35.

37) Der Tempel von Päſtum, 1 Sch. 3 Z. h. 3½ S. l.; 1 Sch. 4 Z. br. 45 Duk.

38) Ein kleines gothiſches Monument, welches ſich

vor dem Brühler Thor zu Erfurt befindet, 1 Sch. 5 Z. l.; 1 Sch. br. 12 Duk.

39) Die Bildsäule des Churfürsten von Mainz, die sich in Erfurt auf dem Graben befindet.

40) Mehrere Uhrgehäuse in antikem Geschmacke.

Der größere Theil dieser Monumente ist wirklich fertig und kann an die Liebhaber um beigesetzte Preise alsbald abgesendet werden. Pack- und Frachtkosten trägt der Käufer. Vorräthig sind N. 1. 3. 4. 7. 8. 8. nach kleinerm Maaßstabe. 9. 9. nach kleinerm Maaßstabe. 10. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 37. 38. 39. 40.

Auf sichere Bestellungen können auch die nicht Vorräthigen binnen kurzer Zeit abgeliefert werden, da viele einzelne Theile, die nur zusammengesetzt werden dürfen, vorräthig liegen.

VIII.

Litterarische Anzeige eines monatlichen Almanachs.

Man hat bisher für jedes Jahr Almanache oder Taschenbücher gehabt, und die Vermehrung ihrer Anzahl in jedem neuen Jahre beweist hinlänglich den Geschmack des Publikums an dieser Art Lektüre. Ob dies gerade ein Vorzug der jetzigen Periode unsrer Literatur sey, ist hier nicht die Frage, wohl aber, ob sich dieser Hang nicht befriedigen lasse mit strenger Beobachtung

des Gesetzes, das Schöne mit dem Guten zu verbinden. Denn ein Büchelchen, das man in wenig Stunden durchlesen kann, soll werth seyn, das ganze Jahr hindurch bei sich geführt zu werden.

Sollte sich jener Zweck nicht erreichen lassen, wenn man ein bisher nur fürs ganze Jahr bestimmte Taschenbuch monatlich erneuerte?

Die Ausführung ist möglich, wenn die vorzüglichsten Männer Teutschlands im Gebiete des Schönen zu bewegen sind, dazu zu konkurriren, und Beiträge zu liefern.

Man ist authorisirt zu erklären, daß man bereits auf die Theilnahme und Unterstützung derer rechnen darf, welche Teutschland unter seine verehrtesten Schriftsteller, und Weimar unter seine Bürger zählt.

Der Inhalt kann sehr mannichfaltig seyn. Er begreift das ganze Gebiet des Schönen. Alles blos abhandelnde, wenn dessen Gegenstand nicht aus jenem Gebiete genommen, Alles spekulative und blos historische bleibt, so wie jedes, was auf Politik und Geschichte des Tags Bezug hat, gänzlich ausgeschlossen. Dagegen wird alles, was in die verschiedenen Gattungen der Dichtkunst und Erzählung, auch der bildenden Künste einschlägt, willkommen seyn, womit zuweilen Untersuchungen über das Wesen der Kunst überhaupt, und gründliche, belehrende Zergliederun-

gen einzelner Meiſterwerke abwechſeln können. Nähere Beſtimmung, ſo wie alles, was über die Form der Darſtellung geſagt werden könnte, ſcheint zwecklos. Es iſt die Pflicht der Redakzion, für die größte Mannichfaltigkeit zu ſorgen; zugleich hat ſie ſich gegen das Publikum die Verbindlichkeit auferlegt, die ſtrengſte, und nach menſchlichen Kräften unpartheiiſchſte Auswahl zu treffen, von welchen Grundſätzen keine Rückſicht irgend einer Art ſie abhalten darf.

Die Form des Ganzen iſt wie bei jedem Taſchenbuche, nur daß der Kalender, und alle, ohnehin nur vertheuernde, Kupfer wegfallen. Druck, Format und Papier ſind wie bei Schillers Muſenalmanach; monatlich werden 4 Bogen in einem farbigen Umſchlag geliefert. Es folgt hieraus, daß Aufſätze von allzugroßem Umfange nicht ganz paſſend ſind, es wäre denn, daß ſie ſich gut trennen ließen, und Fortſetzungen verſtatteten, welche jedoch immer im nächſten Hefte erſcheinen werden. Kein Aufſatz, der nicht gleich Anfangs als Fragment angekündigt iſt, ſoll unvollendet bleiben.

Man wird Bedacht darauf nehmen, jedes Heft dem Monat anzupaſſen, dem es gewidmet iſt, indem man die darinn vorkommenden Naturerſcheinungen, oder Artikel aus der ſchönen Gartenkunſt zur Aufmerkſamkeit bearbeiten, vielleicht auch Biografien der vorzüglichſten Kalenderheiligen liefern wird; doch iſt

dieß kein Geſetz, das für jeden Monat gilt, weil es ſonſt den Raum zu ſehr verengen würde.

Finden ſich hinlängliche Materialien, um eine raſche Fortſetzung zu verſprechen, ſo wird das erſte Heft in den erſten Tagen des Julius dieſes Jahrs in allen Buchhandlungen ſeyn, und damit von vier Wochen zu vier Wochen fortgefahren werden.

Unterzeichnetem iſt von der Verlagshandlung, den Gebrüdern Gädicke in Weimar, die Beſorgung der Redakzion übertragen worden, und er iſt erbötig, mit denjenigen, welche als ordentliche Mitarbeiter zu dieſem Inſtitute bereits eingeladen worden ſind, oder als auſſerordentlich Antheil daran nehmen wollen, in Korreſpondenz zu treten. Er bittet ihre Briefe unter Adreſſe der Verlagshandlung mit dem Beiſatz: Für das monatliche Taſchenbuch, an ihn gelangen zu laſſen. Anonyme Briefe werden gar nicht angenommen.

Eingeſendete Beiträge dürfen binnen Jahresfriſt nirgend anderswo gedruckt erſcheinen.

Weimar, zu Ende des März
1800.

F. K. L. v. Seckendorf.

IX.

Nachtrag aus Briefen.

Wien, d. 18. März 1800.

Nach Briefen aus Konſtantinopel erwartet man dort täglich den Vater der Milady Elgin, des jetzt bei der hohen Pforte allmächtigen engliſchen Miniſters. So bald er angekommen ſeyn wird, wird er mit ſeiner Tochter und ſechs zu dieſem Ende aus Italien verſchriebenen Künſtlern, nämlich einem Architekten und ſeinem Gefährten, einem Mahler, einem Zeichner und einem Modellir und deſſen Gehülfen in dieſem Sommer den Archipelagus bereiſen. Wahrſcheinlich erhalten wir ſo das Gegenſtück zu Choiſeuls Voyage pittoresque en Grece, wobey aber freilich für die Kupfer vieles, für den Text aber wenig oder nichts zu erwarten ſeyn dürfte. Zeichnungen über Sacherläuterungen bleiben doch immer nur Noten ohne Text! —

Berichtigungen.

Im Märzſtück lies S. 219. Z. 17. ſtatt 1515, wo Bodinus noch nicht ſchreiben konnte, 1573.

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

4. Stück. April 1800.

I. Bekanntmachung.

Der Januß für den Monat April kann dießmal nicht mit dem Merkur zugleich ausgegeben werden, iſt aber bereits auch unter der Preſſe und wir werden ihn den Intereſſenten wie gewöhnlich zwiſchen den 20 — 24ſten d. M. abliefern. Der Merkur ſoll von jezt an immer im Anfange des Monats verſandt werden.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

II. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufacturiſten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. März 1800. Weimar gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke. Zu haben wöchentlich auf allen Poſtämtern und monatlich in allen Buchhandlungen, den ganzen Jahrgang für 2 Thlr 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Von dieſer allgemein beliebten Zeitung ſind im Monat März 5 Stücke und 2 Beylagen erſchienen, und die

vorzüglichsten Aufsätze derselben haben folgende Ueberschriften: Wie können Banquerotte, selbst in großer Anzahl, aus bloßem Mangel an Gelde, mithin aus bloß negativen Schulden entstehen? von Ludolph Holst; Bernstein, Brillen-Fabrik; Reis; Nudeln; Ueber die Bereitung der Häute, welche sich die Goldschläger zum Schlagen des Plattgoldes bedienen; Arsenicum; Pelzwerk des gemeinen und des weißen Haasen; Ueber die Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneider; Zusätze und Berichtigungen zu dem Fabriken und Manufakturen Adreß-Lexicon von J. C. Gädicke; Rezensionen und Anzeigen von neuen kaufmännischen Schriften; Nachrichten über den preußischen Runkelrüben-Bau; Preise von nürnberger Manufactur-Waaren, und vielerley vermischte Handels-Nachrichten.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Historische Blätter und Anecdoten. Erste Sammlung. 8. 1800. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Wir können dieß Büchelchen als einen interessanten Beytrag zur unterhaltender Lectüre empfehlen, besonders da der Inhalt auf Wahrheit beruht, und in einem blühenden Style vorgetragen ist. Die 10 Aufsätze dieses ersten Bändchens haben folgende Ueberschriften:

I. Alfonso Piccolomini Herzog von Monte Marciano. Ein historisches Bruchstück aus dem XVI. Jahrhundert.

II. Etwas von dem Ritter-Orden du verbe incarné, des Grafen Limange und des Marquis Langalerie Begebenheiten und Schicksalen.

III. Napoleone Orsino. Eine Geschichte aus dem XVI. Jahrhundert.

IV. Die Eroberung der Stadt Rom, im Jahr 1527.

V. Majo. Eine Geſchichte aus dem XII. Jahrhundert.

VI. Bücherdedikations-Anekdoten.

VII. Sonderbare Lehnsgebräuche.

VIII. Maximiliane von Leithorſt. Eine deutſche Amazone.

IX. Die Erhebung des Hauſes Braganza auf den Portugiſiſchen Thron.

X. Anekdoten aus der Vorzeit.

Man wendet ſich deshalb an uns oder an jede beliebige Buchhandlung.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

IV. Kunſtanzeige.

Es wird den Liebhabern der zwey bekannten Lipſiſchen Kupferſtiche, der Portraits des Herrn Geh. H. v. Göthe und Herrn H. R. Wieland, angenehm ſeyn zu erfahren, daß ſie von dem verdienſtvollen Künſtler ſelbſt erneuert und nun auch mit einer ſauber geſtochenen Einfaſſung, die viele bis jetzt vergeblich wünſchten, verſehn worden ſind. Jedes Blatt koſtet 1 Laubthaler.

Zur Suite der Lipſiſchen Portraits iſt neuerlich auch das ſprechende Bild des berühmten Züricher Arzts, und patriotiſchen Schriftſtellers Joh. Heinrich Rahn gekommen. 10 Zoll hoch und 7 Zoll breit, koſtet 20 Gr. oder 1 Fl. 20 Kr.

Alle dieſe und andere Lipſiſche Kupferſtiche ſind bey uns in Commiſſion zu haben. Weimar im April 1800.

Gebrüder Gädicke.

V. Bekanntmachung.

Damit ich mehrere ſchriftliche Anfragen wegen meines Kabinets und meiner Bibliothek auf einmal beant

Drittes Capitel.

Folgen des Vorhergehenden.

Die menſchliche Seele iſt vielleicht keines heftigern Schmerzens fähig, als derjenige iſt, wenn wir uns genöthiget ſehen, den Gegenſtand unſrer zärtlichſten Geſinnungen zu verachten. Alles was man davon ſagen kann iſt zu ſchwach, die Pein auszudrücken, die durch eine ſo gewaltſame Zerreiſſung in einem gefühlvollen Herzen verurſacht wird. Wir wollen alſo lieber geſtehen, daß wir uns unvermögend finden, den Tumult der Leidenſchaften, welche in den erſten Stunden nach einer ſo grauſamen Unterredung in dem Gemüthe Agathons wüteten, abzuſchildern, als durch eine froſtige Beſchreibung zu gleicher Zeit unſre Vermeſſenheit und unſer Unvermögen zu verrathen.

Das erſte was er that, ſobald er ſeiner ſelbſt wieder mächtiger wurde, war, daß er alle ſeine Kräfte anſtrengte, ſich zu überreden, daß ihn Hippias betrogen habe. War es zuviel, das Schlimmſte von einem ſo ungeheuern Böſewicht zu denken, als dieſer Sophiſt nunmehr in ſeinen Augen war? Was für eine Gültigkeit konnte ein ſolcher Zeuge gegen eine Danae haben? — Oder vielmehr, was für einen mächtigen Apologiſten hatteſt du, ſchöne Danae, in dem Herzen deines Agathon! Was hätte Hyperides ſelbſt, ob er gleich beredt genug

worte, ſo bemerke ich, daß mein Kabinet aus 7423 Nummern Conchylien, 487 Seeigeln, Seeſternen und Coralien, 2146 Steinarten, 4900 Verſteinerungen, 2734 Minern und Erzen, 198 Erdarten, und wenigſtens 2000 Inſekten beſtehe. Der Kaufpreis iſt tauſend Louisd'or. Meine Bibliothek beſteht zwar nur aus 1300 Bänden, ſie koſtet aber nach Ladenpreiſen nah an 4000 Rthlr., und ſoll für 1800 Rthlr. abgegeben werden. Buttſtädt, im März 1800.

Johann Samuel Schröter,
Superintend.

VI. Zweyte Kunſtanzeige.

So eben erhalten wir

Wielands und
Herders Portraits,

welche Hr. Frauenholz in Nürnberg nach Tiſchbein von Pfeiffer in punktirter Manier hat ſtechen laſſen. Jedes Blatt iſt 15 Zoll hoch und 10 Zoll breit, und der Preis für beide iſt 4 Rthlr. Sächſ. oder 7 Fl. 12 Kr. Einzeln koſtet jedes Blatt 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Gebrüder Gädicke in Weimar.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1800.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweiter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Weimar 1800.

Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1800.

I.

Gedichte und Ueberſetzungen.

1.

Rückkehr des Winters im März 1800.

Wieder ſtarret in Eis die Natur, es härtet von neuem
Sich die Rinde, die dir, Tellus, die Glieder bedeckt.
Wieder umſauſet der Winterorkan mein friedliches Zimmer,
Und vom bedufteten Glas ſchimmert die Blume des Froſts.
Wieder vernehm' ich den ſchneidenden Ton der ſeufzenden Räder,
Welche der wärmenden Glut ſpärliche Nahrung geführt!

Welch ein Wechſel! Noch ſchwellte vor wenig Tagen des Frühlings
Süßes Ahnden mein Herz in der verjüngten Natur.

Alles regte ſich ſchon voll junger Kräfte; des Baumes
Schwankendem Reiſ' entwand drängend die Knospe ſich ſchon.
Schon entfloh ich der traurigen Stadt; im offnen Gefilde
Wehte der wärmende Hauch friſcher Belebung um mich.
Träumend ſah ich den Frühling, umkränzt mit Roſen, vom Himmel
Niederwallen, und ſank ihm voll Entzücken ans Herz.
Neues Leben durchrann auch mich; es regte die Schwingen
Fantaſus wieder, und trug leicht mich zum Himmel empor.
Holde Zefyr' umſpielten im Blumengedüft mir die Wange,
Die der Begeiſterung Glut höher mit Purpur gefärbt.
Liebender wallte mein Herz, der eigenen Freude vergeſſend,
Voll des Strebens, wie du, holde Natur, zu erfreun!

Welch ein Wechſel! Wohin der Ahndung freudige Schauer?
Hat denn der ſtarrende Froſt jegliches Leben erdrückt?
Schwillt dir von Liebe nicht mehr die Bruſt, o ſeegnende Mutter,
Menſchenfreundin, Natur, ewig verjüngende Kraft?
Die du uns ſonſt im Duft der Muſkat-Hyacinth' umſäuſelſt
Und auf der Tulpe Blatt prangende Farben enthüllſt;
Dort mit der Nelke Gewürz das feinſte Leben erregeſt,
Hier mit dem ſüßeſtem Reiz Florens die Roſe beſchenkſt.
Doch — es bebt mir durch's Herz ein leichter Wonnegedanke —
Wär' es doch Liebe, die jetzt wieder den Frühling verſchenckt?
Ja! noch hatte die Kraft, der das blühende Leben entkeimet,
Nicht ſich gezeitigt, noch war Maaß und Vollendung ihr fern.
Nur ein üppiges Spiel des jungen erwachenden Triebes
Goß ſich in Bildungen aus, ſchimmernd und fruchtlos wie er.

Zwar es hätte die Schöne des Jünglings die Herzen gewonnen,
Aber des Mannes Frucht hätt' uns doch nimmer erquickt.

Da gebot sie dem Frost, die weise Bildnerin, scheuchte
In sich gedrückt die Kraft, selber zu bilden sich erst.

Gleich dem Schicksal, welches mit milderfreuender Weisheit
Leitet der Sterblichen Gang, den sie nur selten verstehn.

Selbst sich verkennend erflieht dem ersten Schlummer des Jünglings
Feurige Kraft und stürzt muthig ins Leben sich hin.

Handelnd und bildend enthüllt sich in tausend Gestalten sein Innres,
Aber ihm fehlt noch das Maaß, Klugheit und Duldung und Ruh.

Ueberall tritt ihm da entgegen das mächtige Schicksal;
Zürnend staunt er, und wagt selbst sich mit diesem in Kampf.

Doch vergebens! sein Thun ist fruchtlos, seine Gebilde
Segnet die Schönheit nicht, ehrt nicht des Kenners Gefühl.

War es ihm Ernſt, ſo kehrt er nun ſtaunend in ſich erſt zurücke,
Ahndet den Mangel, und übt erſt an ſich ſelber die Kraft.
Er entſaget dem Ruhme des früherbeuteten Kranzes;
Selbſt die Verachtung der Welt ſtört den Verborgnen nicht auf.
Endlich tritt er einher mit herrlich gezeitigten Kräften,
Und der Vollendung Glanz ſtrahlt aus dem ruhigen Blick.
Sanft wie die Sonn' eh ſie den ſchimmernden Tag heraufführt,
Strahlt ſein erleuchteter Geiſt mild durch des Irrthumes Nacht.
Mächtig erſchüttert ſein Wort der Menſchheit innerſte Tiefe;
Doch von der Charis geſchmückt huldigt ihm liebend das Herz.
Seine Bildungen prüfet mit ſüßem Erſtaunen der Kenner,
Seinen Thaten entblüht immer das edelſte Glück.
Aufgegangen nun iſt ihm der Schönheit tagender Morgen,
Groß, wie er ſelber, ſein Ziel, Achtung der Weiſen ſein Lohn.

Leipzig. K. L. M. Müller.

war, die Athenienſer von der Unſchuld einer Phryne zu überzeugen, ſtärkers und ſcheinbarers zu deiner Vertheidigung ſagen können, als was er ſich ſelbſt ſagte? — Vermuthlich würde die Vernunft allein von dieſer ſophiſtiſchen Beredſamkeit der Liebe überwältiget worden ſeyn: Aber die Eiferſucht, welche ihr zu Hülfe kam, gab den Ausſchlag. Unter allen Leidenſchaften iſt keine, welcher die Verwandlung des Möglichen ins Würkliche weniger koſtet als dieſe. In dem zweifelhaften Lichte, welches ſie über ſeine Seele ausbreitete, wurde Vermuthung zu Wahrſcheinlichkeit und Wahrſcheinlichkeit zu Gewißheit; nicht anders als wenn er mit der ſpitzfündigen Delicateſſe eines Julius Cäſars die ſchöne Danae ſchon darum ſchuldig gefunden hätte, weil ſie bezüchtiget wurde. Er verglich ihre eigene Erzählung mit des Hippias ſeiner, und glaubte nun, da das Mißtrauen ſich ſeines Geiſtes einmal bemächtiget hatte, hundert Spuren in der erſten wahrzunehmen, welche die Wahrheit der letztern bekräftigten. Hier hatte ſie einem Umſtand eine gekünſtelte Wendung geben müſſen; dort war ſie, (wie er ſich zu erinnern glaubte) verlegen geweſen, was ſie aus einem andern machen ſollte, der ihr unverſehens entſchlüpft war.

Mit einem eben ſo ſchielenden Auge durchgieng er ihr ganzes Betragen gegen ihn. Wie deutlich glaubte er itzt zu ſehen, daß ſie von dem erſten Augenblick an Abſichten auf ihn gehabt habe! Tauſend kleine Umſtände,

welche

2.

Proben einer neuen metriſchen Ueberſetzung des Terenz *).

Aus dem Verſchnittenen. III, 1.

Thraſo, Gnatho, Parmeno.

Thr. Nun, Thais ſtattet mir wohl großen Dank ab?
Gn. O,
Vollauf!

*) Eine vollendete Umdeutſchung des römiſchen Menander möchte wohl zu den ſchwerſten Aufgaben in unſerer Literatur zu rechnen ſeyn. Multi illam petiere proci; aber bis jetzt hat ſie noch niemand heimgeführt. Indem man Schlag gegen Schlag, Kraftausdruck gegen Kraftausdruck aufwiegen will, wird man leicht derb und ungezogen, und fällt in Provinzialismen u. ſ. w. Dieß iſt ſelbſt der neueſten Ueberſetzung des Hrn Kindervater, die übrigens oft ſehr glücklich ins Schwarze trift, nicht ohne Grund vorgeworfen worden. Ich kenne überhaupt in neuen Sprachen nur eine ganz glückliche Ueberſetzung, und dieſe iſt italieniſch und in — Verſen. Die Bedingung des Metrums würde ich keinem Ueberſetzer erlaſſen können. Alles was Hr. Schmieder in ſeiner erſt einzelnen, und dann zuſammen in Halle 1790 erſchienenen metriſchen Ueberſetzung darüber geſagt hat, iſt wahr, läßt ſich aber noch durch andere Gründe verſtärken, die jeder Leſer von Geſchmack leicht hinzudenkt. Der ge-

Thr. So? freut es sie?

Gn. Nicht das Geschenk sowohl,
Als weils von Ihnen kam; darüber ist
Sie königlich vergnügt.

P. Hm, muß doch sehn, wenn's Zeit ist,
Daß ich sie bringe. — Ach, der Hauptmann! —

Thr. Ja, das liegt
Nun einmal in mir, was ich mache, das gefällt.

Gn. Ja, ja, so kömmt mir's vor.

Th. Des Königs Hoheit gar,
Sie dankten stets voll Huld für meine Dienste; andern
Ward's nicht so gut.

Gn. Ja, wer gescheid ist, weiß die sauer
Erworb'ne Ehre Andrer sich hübsch anzuschwatzen;
Und das, das sind Sie.

Thr. Gelt?

genwärtige Versuch zeigt bei einer löblichen Treue eine große Gewandtheit, und — was hier alles thut — ein glückliches Auffassen der feinern Schattirungen, die den meisten Uebersetzern ganz entgangen sind. Irre ich nicht, so ist das, was hier zur Probe gegeben wird, nur der erste Guß, und was ich hier unterstrichen habe, wird, nebst mancher Härte des Versbaus, dem Verfasser aufzufinden und auszuglätten die leichteste Aufgabe seyn. Der Raum gestattet nicht, noch mehrere Proben, die zum Theil noch glücklicher ausgefallen sind, vorzulegen. Aber schon diese berechtigt zu noch höhern Erwartungen.

P.

Gn. So waren Sie denn wohl —

Thr. Ganz recht! —

Gn. Sein Favorit. —

Thr. Ja wohl, war General,
Ich, und geheimer Rath!

Gn. Ei, ei!

Thr. Und ward er dann
Der Menſchen ſatt, und der Geſchäfte überdrüſſig,
Wünſcht' er Erholung, — ſo als ob — — verſtehſt
Du? —

Gn. Freilich,
Als wollt' er nun der Arbeit Noth vom Halſe ſchleudern, —

Thr. Ja recht! ſo nahm er ſo allein mich mit zur Tafel.

Gn. Ei ſieh, ein flotter König!

Thr. O, er iſt nun ſo
Ein Herr von wenig Umgang.

Gn. Von gar keinem, ſcheint's,
Wenn er mit Ihnen lebt.

Thr. Die ganze Welt war neidiſch,
Man hackte heimlich; — doch ich ſchlug das in den Wind.
Die Kerl zerplatzten bald vor Neid! und einer vollends
Am meiſten, der Inſpektor von den Elefanten
Aus Indien; der ward gar zu grob. Herr Strato, ſag' ich,

Warum ſo ſtößig? etwa, weil Sie wilder Unge-
thüme
Regent ſind? —

Gn. J ſcharmant! fürwahr, recht klug
geſagt!
Das brach dem Kerl den Hals! — Sprach er noch
was?

Thr. Kein Wörtchen!

Gn. Iſt leicht zu denken!

P. Ei du Himmel über den
Verdammten Wicht! — und dort den Schurken!

Thr. Apropo!
Hab ich dir, Gnatho, ſchon geſagt, wie ich bei'm
Schmauſe
Den Rhoder ſalbte?

Gn. Nie! erzählen Sie doch ja!
(Hab's tauſendmal gehört!)

Thr. Beſagter junger Herr
Aus Rhodus war denn mit beim Schmaus. Ich
hatte juſt
Mein Mädel; er fing an, um ſie zu tändeln, und
Auf mich zu ſticheln. Was beliebt, Herr Naſeweis?
Sag' ich, — ſelbſt Haſe ſpähn Sie Braten? — —

Gn. Ha ha ha!

Thr. Nu?

Gn. Trefflich, niedlich, herrlich, gar nichts drü-
ber! — Bitte,
War das Ihr Einfall? — dacht' er wär' ſchon alt!?

Thr. Du hörteſt
Ihn ſchon?
Gn. Sehr oft! ein Lieblingsſpruch!
Thr. Der kömmt von mir!
Gn. Ja ſolche Brocken ärgern dummvorlaute Bürſchchen!
P. Der Galgenſtrick!
Gn. Nu, wie benahm er ſich?
Thr. Verblüfft.
Da barſt vor Lachen alles, was dabei war; kurz,
Sie kriegten nun Reſpekt vor mir.
Gn. Und das mit Recht!
Thr. Ja, hör' einmal! Entſchuld'g' ich mich bei Thais wohl,
Von wegen des Verdachts der Liebſchaft?
Gn. Gott bewahre!
Vermehren Sie noch den Verdacht!
Thr. Wie ſo?
Gn. Sie fragen?
Spricht ſie, verſtehn Sie, etwa ſo von Fädria,
Und lobt ſie ihn, um Sie recht derb zu knöchen—
Thr. Ja! —
Gn. So iſt das einz'ge Mittel, es zu hindern, dieß:
Erwähnt ſie Fädria's, ſey gleich auch Pamfila
Ihr Wort; ſpricht ſie etwa: „wir wollen Fädria
Zu unſerm Jubelſchmaus einlaſſen,“ ſagen Sie:
„Und Pamfila zum Singen laden;“ lobt ſie ſein

Geſicht, thun Sie daſſelbe mit dem Mädchen; kurz,
Wurſt Würſtchen, — nur, ſie brav zu ärgern —

Thr. Ja wenn ſie
Mich liebte, möchte das wohl gut ſeyn, Gnatho.

Gn. Nun?
Sie will und liebt Geſchenke doch von Ihnen; — o,
Da iſt ſie Ihnen ſicher gut! Drum iſt ſie leicht
Zu tücken; — immer fürchtet ſie, Sie wenden den
Genuß, den ſie jetzt hat, im Zorn wo anders hin.

Thr. Braviſſimo! das war mir traun nicht einge-
fallen!

Gn. Sie ſpaßen! — O, Sie dachten nur nicht dran,
— Sie hätten's
Unendlich beſſer noch, Herr Thraſo, ausgeſonnen.

Truppe.

II.

Excerpte

aus

künftigen Schriften.

In der Fabel des Lebens folgt die Lehre zuletzt.

Um leben zu lernen, muß man ſich dieſe Kunſt nicht ſchwer vorſtellen oder machen — Um ſich über die Erde zu heben, muß man nicht mit ihren Sorgen beladen ſeyn. — Es iſt das Amt freier Künſte, uns wo nicht zu erheben, doch zu erleichtern.

Mit den poetiſchen Flügeln oder Schrittſchuhen an den Füßen kommt man auf dieſer holprichten Erde nicht fort. Der Sporn des Pegaſusreiters (der auch oft zu viel am unrechten Orte klirrt) gilt da für einen Sporn zu viel.

Man fällt aus einem Extrem am leichteſten ins andere, ſo wie die Netzhaut nach dem Staarſtechen alles größer macht.

Die Onkle Tobyſchen Steckenpferde (der Fantaſie, Hippogryfen) haben den Vorzug vor körperlichern, daß ſie einen nicht ſo leicht abwerfen, aber den Nachtheil, daß ſie einen nicht ſo leicht abſteigen laſſen.

Das Uebel in der Welt iſt ein nothwendiges Uebel. Der Kampf mit unangenehmen Empfindungen ſtählt uns für den gefährlichern mit angenehmen.

Das Herz wird weiter, aber ſchwerlich wärmer durch die Reibung vieler Gegenſtände.

Man ſollte es in der Jugend machen wie im Sommer, und im Alter wie im Winter, wo man die Sonne ſucht, ſo wie dort den Schatten: aber man macht es umgekehrt.

Die beſten Vorſätze der Mäßigkeit kommen aus einem vollen oder verdorbnen Magen, und vergehen mit dem wiederkommenden Appetit.

Verachtung der Menſchen geht eben ſo oft von Selbſtverachtung als vom entgegengeſetzten Extrem aus.

Es iſt ungereimt, daß wir uns über moraliſche Gebrechen durch das Bewuſtſeyn des Bewußtſeyns derſelben beruhigen (indem wir z. B. unſre Eitelkeit erkennen, uns mit der Beſcheidenheit des Bekenntniſſes tröſten), und durch die bloße Einſicht ihrer Schädlichkeit, und Warnung vor der Gefahr, uns geſichert glauben — da ein körperliches Uebel uns deſto mehr ängſtigt, je ſtärker wir es empfinden.

Das Bewußtſeyn iſt die Wagſchale der Sittlichkeit unſrer Handlungen, obgleich nicht die ſicherſte da, wo es ſich mit wägen läßt.

Zum Glück vergißt man, wenn gleich Wohlthaten leichter als Vergehungen des Andern, doch auch eigne Vergehungen noch schwerer. — Das beste Gedächtniß hat nicht der Gläubiger, sondern der Schuldner, den es mahnt.

Ich wollte, es wäre ein Hauptstück unseres christlichen Glaubens, daß die Geister unsrer Verstorbenen uns beständig umschwebten, unsere geheimsten Handlungen und Gedanken sähen. Die göttliche Allgegenwart ist für den, der sie noch außen sucht, nicht sinnlich genug. Welche Verstärkung der Gewissensstimme (durch die Scham) in dem Schwachen, und für den Leidenden welcher Trost!

Viele Leiden werden leichter überstanden durch den Gedanken an die (eigne künftige) Passionsgeschichte.

Für Sünder im Allgemeinen bekennen sich die Menschen gern und bußfertig: aber in jedem einzelnen Sündenfalle ist auf peccasti die Antwort der ersten Person nicht sogleich zu verlangen.

Was ein alter Tröster vom Schmerze sagt: wenn er stark ist, ist er kurz, wenn er lang ist — schwach, paßt nur eben so schön auf die Freude.

Des Glückes Kräusel, der Mensch, wird blos durch dessen Peitschenhiebe in Thätigkeit gesetzt und

erhalten, und der Kräuſeltreibende Knabe ſpielt ſeine eigne Zukunft.

Nach der beſten Glückſeligkeitslehre iſt das höchſte Ziel des Menſchen, wiederum ein Thier zu werden in Anſehung des äußern Uebels, d. h. das Uebel nicht durch die Einbildung zu vergrößern, zu vermehren und zu ſchaffen, ſo daß nach Abzug der Furcht, des Zorns, der Empfindſamkeit ꝛc. nur wenige Minuten wirklichen körperlichen Schmerzes übrig blieben. — Da dies nur durch Stärke des Willens möglich iſt, ſo träfe ja hier Klugheit, oder der Zweck des Menſchen, mit ſeiner höhern Beſtimmung und Würde zuſammen.

Der Schatten in einzelnen Theilen des Lebens giebt nicht bloß andern Licht, ſondern dem Menſchen Haltung.

Die gemeinen Gnomiker und Prediger über den Text: man lebe nicht um zu eſſen, ſondern eſſe um zu leben, machen gleichwohl — zwar nicht die Lebensmittel, aber doch — das Leben zum letzten Zweck.

Wir werden ſchon nicht zum Selbſtdenken erzogen, ſondern höchſtens zum Nachdenken, und wagen es kaum, einen Gedanken auf unſre Art zu geben, geſchweige zu haben.

Die meiſten Genies trifft der Vorwurf, den man den Einwohnern fruchtbarer Länder macht.

welche ihm damals ganz gleichgültig gewesen waren, schienen ihm itzt eine geheime Bedeutung gehabt zu haben. Er besann sich, er verglich und combinierte so lange, bis es ihm ganz glaublich vorkam, daß alles was bey dem ersten Besuche, den er ihr mit Hippias gemacht, bis zu seinem Uebergang in ihre Dienste vorgegangen, die Folgen eines zwischen ihr und dem Sophisten abgeredeten Plans gewesen seyen. Wie sehr vergiftete dieser Gedanke alles was sie für ihn gethan hatte! Wie gänzlich benahm er ihren Handlungen diese Schönheit und Grazie, die ihn so sehr bezaubert hatte! Er sah nun in diesem vermeynten Urbild einer jeden idealen Vollkommenheit nichts mehr als eine schlaue Buhlerin, welche von einer grosen Fertigkeit in der Kunst die Herzen zu bestricken den Vortheil über seine Unschuld erhalten hatte! Wie verächtlich kamen ihm itzt diese Gunstbezeugungen vor, welche ihm so kostbar gewesen waren, so lang er sie für Ergiessungen eines für ihn allein empfindlichen Herzens angesehen hatte! Wie verächtlich diese Freuden, die ihn in jenem glücklichen Stande der Bezauberung den Göttern gleich gemacht! Wie zürnte er itzt über sich selbst, daß er thöricht genug hatte seyn können, in ein so sichtbares, so handgreiffliches Netz sich verwickeln zu lassen!

Das Bild der liebenswürdigen Psyche konnte sich ihm zu keiner ungelegnern Zeit für Danae darstellen als itzt. Aber es war natürlich, daß es sich darstellte; und wie blendend war das Licht, worinn sie ihm itzt erschien!

Wie

Dichter und Metriker ohne Stoff dreschen ewig leeres Stroh, obgleich nach dem Takt.

In der Dunkelheit des Kopfes spielt die Zauberlaterne der Fantasie magischer auf dem Papier. Unsre schönsten Genüsse sind Judenkirschen, die bitter schmecken, wenn, vor dem Gaumen, der Finger sie inwendig berührt — Seifenblasen, die so zerplatzen. Man anatomirt nur Todte.

Die mit der leblosen Natur am meisten sympathisiren, die poetischen Menschen, haben die meisten Antipathieen unter der belebten.

Ich wundere mich, wie der Mensch in der Regel lieber Neid als Mitleid (auch über dieselben Gegenstände, d. h. nicht bloß wegen der dort meist angenehmen, hier unangenehmen Veranlassung) erregen will, da er doch, sobald er sich selbst einmal im Zustande des Beneidens oder Mitleidens untersuchte und vergliche, finden müßte, wie nahe Sympathie ihr Ich dem andern bringe, in die fremde Lage, hinter die fremden Organe es versetze, ganz im Gegensatz des nur auf die Sache gerichteten Neids — kurz, wie mitleidswerth der Zustand des Beneideten, wie zu beneiden hierin der andre sey.

Die beste Kur für die Ehrsucht wäre — ein Blick in die Seelen derer, welche die Ehre geben.

Es iſt eine innigſt drückende Empfindung — ewiger nothwendiger Einſamkeit — daß wir eher aus unſerm Körper als aus unſerm perſönlichen Ich (falls dieſes als ſolches nicht etwa nur am körperlichen Leben hängt) heraus und in ein anderes übergehen können, und einer von dem andern abgetrennt, ſelbſt die Aeußerungen des Nächſten nur in unſer Ich umgeſchmolzen, bereits verlichtet empfangen. — Wenn nur ein einziges Weſen auf der Welt lebte, ſo müßte dieſes ſich weniger einſam fühlen als jenes Gefühl uns macht, das in der größten Geſellſchaft uns am meiſten verwaiſen müßte, würde es nicht eben da am beſten — betäubt.

Wir ſtehen alle auf entfernten Erden, die ſich um einander und um Eine Sonne herumbewegen, deren Bewohner aber nie in ihren Dunſtkreiſen zuſammenkommen.

Thierlot.

III.

Ueber die Gartenkunst,

besonders in Rücksicht auf nördliche Länder.

(Fortsetzung von Februar S. 129.)

Je kälter, je windiger ein Land ist, desto stärker bedarf man des Schutzes gegen die Winde und der milder wärmenden Sonne; desto grösser ist aber auch das Vergnügen, das aus der Befriedigung derselben entsteht. Keine Ziererey kann die Empfindung ersetzen, die in nördlichen Ländern der Genuß der freien Luft in gemäßigter Wärme geben würde. Das Problem der warmsten und längsten Sonne, wo möglich von allen Winden getrennt, wäre für Baumeister und Gärtner höchst interessant, und würde Stoff zur mannichfaltigsten Abwechselung geben. Die meisten Gärten, die eine beständige Sonnenheizung voraussetzen, passen nur auf den zehnten Theil des Jahrs. Alle steilen Abhänge fassen die schiefen Strahlen perpendikular auf; sie geben Stoff zu neuen Schönheiten, bisweilen zu Aussichten, und ertragen auch südlichere Pflanzen besser. Diese kostbaren Stellen werden selten bemerkt. Man sollte glauben, daß der Plan der

Gärten in nördlichen Ländern auf dem Papier und nicht auf dem Terrain entſtanden ſey. Ich wünſchte mir alſo in dieſen nördlichen Gegenden, lange vor jedem chineſiſchen Hauſe, ein Gebäude, wo ich vor jedem Wind geſchützt wäre, und wo ich in jeder Stunde die Sonnenſtrahlen auffaſſen möchte, die etwa dahin ſich verlören; und was die Römer in Italien nöthig fanden, wollte ich im nördlichen Teutſchland, in Dännemark und Schweden nicht entbehren.

Moraliſcher Zweck der Gartenkunſt.

Dichter und Proſaiſten haben ſich vielfältig mit den äſthetiſchen Regeln der Gartenkunſt beſchäftigt, die allerdings von großem Werth ſind, und der ganzen Natur ein neues Leben gegeben haben. Dieſen ſchönen Umriſſen und eleganten Formen ſcheint aber eine Seele, ein ſelbſtſtändiges Etwas zu mangeln, das nach dem erſten Genuß aller unſerer Prachtgärten doch immer vermißt wird. Unſere Gartenkunſt ſcheint zu ausſchließlich an dieſen äußern Formen zu verweilen. Was aber iſt das wahre Weſen derſelben? Alle ſchönen Künſte ſollen einen moraliſchen Zweck haben; ſie ſind die Blumenkette, die die Fantaſie an die Vernunft bindet. Dieſer Zweck iſt ſo unverkennbar, daß die Künſte, die ihn vergeſſen, ihren halben Werth verlieren. Nur die Oden von Horaz wiſſen wir alle, in denen

die edelste, brauchbarste (nicht verstiegene) Vernunft alle Herzen sanft berührt.

— circum praecordia ludit.

Die Mahlerei, die Poesie, alle bildenden Künste, die Musik in Pergolese's Stabat, heben unser besseres Ich zu den Göttern empor. Der Zweck der Gartenkunst ist, unsre Natur und das ländliche Leben zu verschönern. Diese Kunst soll nicht, wie elende Romane, nur der Fantasie fröhnen; sie soll das thätige, nicht das wollüstige Leben zieren. Sie hat zum unendlichen Stoff die Natur. Diese soll sie nach ihrem eigenthümlichen Karakter behandeln, und sich bestreben, alle ländliche Beschäftigungen in ein verschönertes Licht zu setzen. Nur wo sie solche Gegenstände behandelt, wird Wahrheit und Größe in ihrem Wesen gefühlt; da zwecklose Schönheiten und leere Verzierungen, wie bunte Gemälde, oder nur wohltönende Verse, oder sinnlose Harmonie, bald ermüden, oder anekeln.

So wie es eine nur sinnliche kleinliche Mahlerei giebt, wo die Sinne Zweck und nicht Mittel sind, so giebt es auch eine tändelnde Gartenkunst, die nie weder dem Vernunftmenschen noch dem großen Künstler gefallen kann. Ein mittelmäßiges Gemälde, leere Poesie wird auf die Seite geworfen und in Vergessenheit begraben, da ein übeleingerichteter zweckloser

Garten, wo die heilige Natur und alle Elemente entweiht ſind, den üblen Geſchmack, die unedlen Sitten ſeines Herrn, oder ſeine leere Seele, jede Stunde des Tages aufgedeckt hält.

Die beſſere Gartenkunſt veredelt das Klima, die Sitten, die Menſchen; ſie iſt ein Ideal der ländlichen Seeligkeit; ſie weiß das Nutzende, das Wahre, mit dem Reizenden, Gefälligen in Verbindung zu bringen. Da werden die Fehler des Klima's beſiegt; da lernet der Menſch auf einmal den Werth des vaterländiſchen Bodens kennen. Bei dieſer ſo veredelten Kunſt ſind unſre äſthetiſchen Gartenregeln nur die äußere Form, und nicht das Weſen. Sie erröthet nicht, neben den Natur-Schönheiten die ſanften ländlichen Beſchäftigungen in ihren ſimplen unbefleckten Reizen erſcheinen zu laſſen, weil ſie ihren Stoff zu bearbeiten verſteht, da unſre Schatten- und Kabinetten-Gärtchen, wie wächſerne wohlbemahlte Puppen, keinen innern Werth haben. Wie Rafael eine gemeine Bürgerfrau zur Huldgöttin erhob, ſo adelt die edlere Gartenkunſt die Milchmagd zur Schäferin, und die Meierei zur ſanften Idylle. Der Blumengarten, das Bienenhaus, der Obſtwald, die Fiſcherei, die muntere Wohnung des befiederten Geſindes, die liebenden Tauben, dieſes Bild häuslicher Seeligkeit, alle dieſe ſanften Sorgen, dieſe lockenden Beſchäftigungen, die mehr wie unſre leeren glänzenden Sitten den wahren Ge-

nuß des Lebens bilden, ſind alle in ſchönen Formen mit einander verbunden, und überall zu wechſelnden ſüßen Sorgen anlockend.

Hier iſt der Vereinigungsbund der Kunſt mit allem Guten und Edlen, und hier nur die Unendlichkeit eines unverſiegbaren Genuſſes. Die wollüſtigen Gärten, die getändelte, geputzte Natur iſt aufs Beſte das Kolorit der Kunſt. Ihr wahres Leben, ihr Stoff ſind ihre Größe in der beſſern Wahl der Gegenſtände, die ſie berührt. Ihr ſanfter Zauber veredelt den Landbau, dieſe wahre Beſtimmung des Menſchen. Das Glück, der Wohlſtand, die beſſern Sitten, die Veredlung der Menſchen, die den Herrn umgeben, hätten nicht weniger Reize für ihn, als die Ueppigkeit ſeiner Bäume und Geſträuche. Die größte Reinlichkeit und Zierlichkeit bei der Lieblingskultur des Eigenthümers, der Zauber, mit dem die Kunſt jeden Stoff zu umgeben wuſte, der höchſte Wohlſtand von Menſchen und Thieren, würden dieſe beſſern Gegenſtände ſeiner öftern Betrachtung entgegenbringen, und die mannigfaltigen Früchte der Wiſſenſchaften würden die Kunſt beſſer bereichern, als leere Fantaſie-Begriffe, die wohl zur Abwechſelung dienen, aber nie Hauptſtoff ſeyn können. Solche Gärten wären nicht nur ſchön, ſondern auch belehrend.

So würde die Gartenkunſt ihren moraliſchen Zweck erreichen, und die Menſchen zu wahrem Reichthum, die

Güterbeſitzer zu wahrem Genuß und zu ihrer beſſern Beſtimmung leiten; ſelbſt der Staat würde dabei große Vortheile finden.

Die Kinder der reichern Klaſſe würden bald das thätige Landleben kennen, lieben, und allem leeren Stadttummel vorziehen lernen. Die Geſellſchaftlichkeit und die feinern Sitten verlören wenig dabei. Glückliche, beſchäftigte, nicht im Müßiggang verſunkene Menſchen, die in der Fülle ihres innern Lebens immer zu geben haben, ſind geſellſchaftlicher, als dürftige, vergnügenbettelnde Seelen, die ihre Empfindungen und Gedanken ängſtlich von außen erwarten, weil ſie ſich weder auf geiſtigen Erwerb noch auf Verarbeitung und Aneignung des Erworbenen verſtehn. Langeweile, dieſe anſteckende Peſt iſts, die in allen Künſten die Krüppel erzeugte. Ueberall, wo der Menſch zu ſeinem beſſern Leben und zu innerer Thätigkeit erwächſt, wird ſein Geſchmack ſich mit ſeinen Sitten veredeln, und die beſſere Kunſt auch beſſere Früchte tragen.

Ich kann mich nicht lange Bewohner eines großen Gartens (wie von Schwezingen zum Beiſpiel) denken, ohne nach einigen Wochen Ekel an einer mühſeeligen Kunſt zu finden, die dem Vernunftmenſchen ſo gar keinen Genuß läßt. Türkiſche Mosquéen, oder gar Ruinen, ergötzen nicht lange, und die ewig zweckloſe

Kunſt, die mich allenthalben umſchlingt, ermüdet zuletzt. Selbſt das Kunſtgefühl hat ein moraliſches Gewiſſen, das nicht lang ruhig bleibt, wenn kein groſſes Ziel der Kunſt aufgeſteckt, oder wenigſtens durch ſie angedeutet wird. Groſſe Guinguettes und Vauxhalls können verliebte Pfahlbürger an ſchönen Sonntagen ewig ergötzen, nicht aber den Denkenden, der an dieſen großen Kunſtwerken allen Zweck vermißt. Was hat den ſchönen Künſten ihre wahre Gröſſe gegeben? Hier die Religion, dort der Schmerz, der die Gräber beſeelte! In der Baukunſt wahrer Nutzen mit Kunſtgefühl vereinigt, oder Verehrung der Götter; dort Vaterlandsliebe, die ein Forum ſchmückte oder die Propyläen ſchuf. So ſollte die Gartenkunſt die allerwichtigſte aller menſchlichen Beſchäftigungen, den Landbau zum Gegenſtand ihrer Verehrung nehmen, und die Menſchen in das Heiligthum des Landlebens durch die verſchönerte Natur einführen. Ich möchte, ſo zu ſagen, die in einander verſchlungenen Zierathen unſerer Gärten auseinanderknüpfen, um die ſchönſten Stellen der Natur und die mannigfaltigſten Vergnügungen des Landlebens anzuzeigen oder zu zieren. Nicht dem unbeſeelten Tändelnden, aber dem geſchäftigen thätigen Landanbauer ſollte die Kunſt Stoff zu jenem Naturgenuß geben, der allein ſich mit jedem Tag zu veredeln weiß, da die tändelnde Kunſt hingegen mit jeder Stunde ſich dem Ekel näher bringt.

Wenn aber große, ſogar im Sinne der Theorie, geſchmackvolle Gärten wirklich anekeln, weil ſie gar keinen Vernunftſtoff an ſich haben, was wird man von ihren kleinlichen Carikaturen denken, wo ſelbſt der leere Genuß verfehlt iſt? Die Entheiligung der ganzen Natur iſt hier unverzeihlicher, als bei einem verkrüppelten Marmorbild; doch ſind beide ein ſatyriſches Monument auf geſchmackloſen Reichthum.

Die in ihren Folgen ſo wichtige und auf ſo vieles ſich beziehende Kunſt, die Natur, und durch ſie das Leben zu verſchönern, wird ſich erſt mit unſern Sitten veredeln. Das kleinliche Leere in den Sitten iſt, was die Kunſt verkleinert: dieſe giebt uns das Pygmäen-Bild wieder, das ſie gebahr, da wir in den Gärten der beſſeren Römer allenthalben die Größe und Fülle ihres Lebens wieder finden. Würden die reichern Gutsbeſitzer in beiden Geſchlechtern den unverſiegbaren Genuß des thätigen Landlebens beſſer zu ſchätzen wiſſen, würden ſie das geſunde Natur-Leben mit den Wiſſenſchaften, die alles belebende Landwirthſchaft mit dem unverſiegbaren Genuß eines beſtändigen Wohlthuns (das man ſich nur auf dem Lande geben kann), und die ſanften Sorgen unſrer erſten Naturbeſtimmung, mit den geſellſchaftlichen Freuden zu verbinden wiſſen, ſo würde ſich auch der Styl unſerer Gärten veredlen. Die Erhaltung der Geſundheit durch öfteres Baden und durch mehrere Leibesbe-

Wie wurde ſie durch die verdunkelte Vorzüge ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin herausgehoben! Himmel! wie war es möglich, daß die Beyſchläferin eines Alcibiades, eines Hippias — eines jeden andern, der ihr gefiel, fähig ſeyn konnte, dieſe liebenswürdige Unſchuld auszulöſchen, deren keuſche Umarmungen, anſtatt ſeine Tugend in Gefahr zu ſetzen, ihr neues Leben, neue Stärke gegeben hatten? — Er trieb die Vergleichung, ſo weit ſie gehen konnte. Beyde hatten ihn geliebt; aber, welch ein Unterſchied in der Art zu lieben! welch ein Unterſchied zwiſchen jener Nacht — an die er ſich itzt mit Abſcheu erinnerte — wo Danae, nachdem ſie alle ihre Reitzungen, alles was die ſchlaueſte Verführungs-Kunſt erfinden kann; zugleich mit den magiſchen Kräften der Muſick aufgebotten, ſeine Sinnen zu berauſchen und ſein ganzes Weſen in wollüſtige Begierden aufzulöſen, ſich ſelbſt mit zuvorkommender Güte in ſeine Arme geworfen hatte — und den elyſiſchen Nächten, die ihm an Pſycheus Seite in der reinen Woune entkörperter Geiſter, wie ein einziger himmliſcher Augenblick, vorübergefloſſen waren! — Arme Danae! So gar die Reitzungen ihrer Figur verloren bey dieſer Vergleichung einen Vorzug, den ihnen nur das partheylichſte Vorurtheil abſprechen konnte. Dieſe Geſtalt der Liebes-Göttin, bey deren Anſchauen ſeine entzückte Seele in Wolluſt zerfloſſen war, ſank itzt, mit der jungfräulichen Geſchmeidigkeit der jungen Pſyche verglichen, in ſeiner gramſüchtigen Einbildung

wegung, wie bei den beſſern Römern, wäre eine reichere Quelle von Genuß, als unſer unthätiges, kränkelndes Leben *). Zu allem dem ſollte uns eine verbeſſerte Gartenkunſt einladen.

Manche Gartenanleger wollen zu früh das Schöne haben; ſie ſind wie die Kinder, die die Mahlerei beim Colorieren (das iſt beim Ueberkleren) anfangen. Ehe ich an ein Bosquet dächte, wollte ich keinen Augenblick in meinem Hauſe frieren, und ehe ich ein Aernchen hinſtellte, ſollte alles in und um meine Wohnung in allen Winkeln bequem, ordentlich und reinlich ſeyn. Ich würde in nördlichen Ländern keinen Schattengang wölben, ohne einen warmen Säulengang, oder wenigſtens einen ſonnigen Winkel zu bauen; ich würde kein Kabinet im Schatten begraben, ohne eine ſonnige Rotunde (wie Plinius in Italien nöthig fand) als Ex voto gegen den Froſt aufzuführen. In Anlegung meines Gartens würde ich mehr für meinen eigenen Geſchmack, für die Bequemlichkeit meines ganzen Hauſes, und ſogar meiner Hausthiere, als für den Beifall einer hochanſehnlichen Stadtgeſellſchaft ſorgen.

Ich erinnre mich an eine Familie, wo alle Bedienten, die ich ſah, ſo gut wie Herr und Frau, das iſt,

*) Im Zeitalter der Sevigné war das Jeu du mail, das Kugelſchlagen in freier Luft, ſelbſt für Damen ein gewöhnliches Spiel.

äußerſt rein und ſimpel und mit Geſchmack gekleidet waren. In allen ihren Reden und Geberden zeigten dieſe Leute ein geſittetes ſehr gebildetes Weſen. Alles in dieſem reichen Hauſe war äußerſt ordentlich und elegant, und der Geſchmack der Hausherrn an der moraliſchen Bildung ihres Geſindes ward in meinem Innerſten gefühlt. Wenn wir uns mit Leidenſchaft ein ſchönes Haus oder einen prächtigen Garten wünſchen, ſo iſt die Abweſenheit des Wunſches, uns auch mit moraliſcher Schönheit umgeben zu fühlen, ein Zug von Unſittlichkeit, von Barbarei und Ungeſchmack. Wie kann man ſich ein geſittetes Weſen denken, das weniger die Menſchen, die es berühren, als die Wände ſeines Hauſes, oder die Gänge ſeines Gartens fühlte?, Welche Verzierungen an Gebäuden oder an Gärten können den Genuß aufwägen, uns um und um mit geſitteten Menſchen umgeben zu fühlen? eine Kunſt des Lebens, die wir bei einem Cicero oder Plinius viel zu wenig zu ſchätzen wiſſen, während wir uns wie Kinder bei ihren Väſen oder Statuen nie lange genug aufhalten können. Alle dieſe alltäglichen Empfindungen ſtimmen zu der Gemüthslage, die uns den wahren Genuß des Landlebens möglich macht, und deren Störung keine Pracht zu erſetzen vermag.

Auffallend für einen Fremden iſt, daß man in nördlichen, noch häufiger als in ſüdlichen Ländern, ſogar bei großem Reichthum, die tauſend Bequemlich-

keiten in den Häuſern vermißt, die man in Frankreich ſo wohl verſteht und die einen allſtündlichen Genuß geben. Alle dieſe Dinge wären jedoch unter einem kalten Himmel weit unentbehrlicher als in Frankreich. Die Art, wie Plinius in ſeinen Gärten baucte, kombinirt mit franzöſiſchen Bequemlichkeiten, gäbe Stoff zu einer neuen Art, die ich dem wahren Genuß der Natur, beſonders in nördlichen Ländern, angemeſſener glaubte, als die jetzige Art, wo zwiſchen dem Oſen und dem Nordoſtwind keine Nüance exiſtirt. Das Bequeme, das beinahe Nothwendige, wäre der erſte Stoff, den die Gartenkunſt verarbeiten und zieren ſollte.

Sonderbar genug iſt, daß in Italien die meiſten Gärten zu entblößt von genugſamen Schatten, und in Dännemark zu arm an Sonne ſind. Der neu angelegte Erzherzogl. Pallaſt in Monza iſt mit weitläuftigen brennenden Terraſſen umgeben, über welche man ſo geſchwind als möglich läuft, um in den engliſchen Gärten Schatten zu finden; da in nördlichen Gegenden ſo ſelten, oder gar nie, an ſonnige, warme Spaziergänge iſt gedacht worden. Die prächtige Villa Albani war, als ich ſie ſah, beinahe ohne Bäume, da von Nordholland bis Niederſachſen Laubbäume an den Häuſern ankleben.

Nichts in einer Gartenanlage iſt ſchwerer, wichtiger und — vernachläßigter, als die Wahl der

Gegend, wo man ſie anlegen will, und die Stelle, wo das Wohnhaus hingeſetzt werden ſoll. Oft haben die reichſten, mächtigſten Herren, wie ein Ludwig XIV, die Natur (wie in Verſailles) verachtet, und ſind hart dafür beſtraft worden. In Dänemark baut man bald in Sümpfen, bald auf windigen Hügeln, oder auf unbedeutenden Stellen. Die hohen Ufer des Sunds und einiger Seen, wie des Furreſees bei Collekolle, enthalten Schätze von Schönheit, wenn man ſie zu benutzen wüßte, und die Ausſicht von den Winden trennen wollte. An den waldigten zugleich hohen Ufern des Sunds, wie bei Springfordi oder Elſenör, kann ich mir ein Laurentinum denken; da würde ich nicht ſcheuen, einige Gebäude an ſonnigen Terraſſen ganz an das Meeresufer zu ſetzen, andre in den Wald, auf den Hügel, und alles mit Kunſt durcheinander zu verbinden. In Dänemark und in vielen andern Ländern ſollte der Genuß jeder Schönheit durch Kunſt, durch Mauern und Gebäude, gegen alles was ihn und mit ihm die Geſundheit ſtören kann, geſichert ſeyn. In der Wahl der Lage des Hauptgebäudes ſollte Geſundheit, Wärme und Bequemlichkeit, nicht Ausſicht, zum erſten Augenmerk genommen werden. An den Stellen, die nicht in jeder Stunde des Jahrs bequem und angenehm zu bewohnen wären, ſollte nie das Haus hingeſetzt werden; dieſe bisweilen ausſichtreichen Stellen ſind, wie viele Schöngeiſter, die man gern ein paar Stunden an-

hört, aber mit deren brauſender Eigenliebe Niemand leben mag.

Glücklich die Lage des beſcheidenen Sofienholm, anderthalb Meilen von Kopenhagen, zwiſchen Wald und See am ſanft gebogenen amfitheatraliſchen Hügel, wo alle Winde überhin brauſen, ohne die ſonnigen zart beſchatteten Pfade zu entheiligen. Da blühten in der letzten Hälfte des Novembers eines kalten Jahres (1799) noch etliche und zwanzig Blumen im Freien; einige Kirſch- und Aepfelbäume hatten noch alle ihre Blätter, während der Sturmwind den nahen Buchenwald ganz entlaubt hatte. Die nicht ſeltenen Nebel des Sees ſteigen nie bis an das Wohnhaus, das durch die Hügelſpitze und den hochgeſäulten Buchwald vor allen Winden geſchützt iſt. Iſt die Lage des Gartens verfehlt, ſo bleibt jede Kunſt arm; und hat das Wohnhaus Fehler, oder liegt es an der unrechten Stelle, ſo iſt der Genuß der ganzen Gegend geſtört.

Königlicher Garten.

Iſt einmal die Gartenkunſt aus den Händen der Dekorateurs gekommen, ſo wird ſie ſich bald erweitern; man wird fühlen, daß ein königlicher Garten nicht wie der Garten eines reichen Bürgers, und das Landhaus eines großen Gutsherrn nicht wie die

Stadt-Guinguette eines begüterten Kaufmanns ſoll eingerichtet ſeyn.

In der noch unerreichten Gartenkunſt wird Natur und Wahrheit allem vorgezogen werden. Bald wird auch dieſe Kunſt durch moraliſches Gefühl geadelt, nach einem höhern Zweck ſtreben. Genie und Reichthum werden nicht mehr eine nur tändelnde, genußlüſterne Fantaſie, wohl aber die Unendlichkeit der wirklichen Natur ſuchen. So würde der königl. Garten nicht mehr die Hütte des Landmanns, ſeinen Acker, ſeine Wieſe, ſein Leben durch Kontraſt beſchämen, und kein Fürſt würde die ſo reichen Szenen des wirklichen Ländlebens noch unter die Pudenda ſeines Eigenthums ſetzen. Die veredelte Kunſt ſollte vielmehr jedem offenbaren, was ſeine Natur, ſein vaterländiſcher Boden, ſein angeerbtes Ländchen werden könnte. Die Kunſt, die nur dem Vergnügen opfert, wird das wenigſte Vergnügen geben. Nicht nur die Darſtellung angenehmer, ſondern auch die Verſchönerung großer Gegenſtände iſt der Triumf der bildenden Künſte.

Warum wäre eine Meierei, warum eine blühende Wieſe, mit Wald und Bach, und ſchönen Heerden und glücklichen Hirten, in der ſchönſten Lage des Landes, nicht ein eben ſo guter Stoff für die Kunſt, als eine chineſiſche Pagode? Ich ſehe im Stoffe ſelbſt den

Unterſchied, den ich zwiſchen einem chineſiſchen Gemälde und einer Landſchaft von Claude Lorrain, und den ich zwiſchen Natur und Tändelei finde; mit dem Unterſchied, daß auch das beſte Gemälde in der Kunſt ſelbſt ſeinen vollen Zweck erfüllt, und hier die Kunſt den Verſtand und das Herz nicht weniger als die Fantaſie beſchäftigen würde. Mein königlicher Garten wäre der Tempel des Landbaues und aller nützlichen Wiſſenſchaften, wo die wirkliche, nicht geträumte Welt, durch Fleiß nicht weniger als durch Natur verſchönert, einer ganzen Nazion zeigen würde, was ihr Land durch Arbeit, durch Wiſſenſchaften und Geſchmack ſeyn könnte, und was jeder durch eigenen Fleiß und richtiges Gefühl im Reiche ſeines Eigenthums zu erſchaffen vermöchte.

Jeder Theil in dem Gebiete der Natur und der Landwirthſchaft hat ſeinen eigenthümlichen Karakter. Hier hätte die Botanik ihre Hügel, ihre Seen, ihre Wüſten, ihr Arabien, ihr Holland, ihre Schweiz. Anſtatt gemeiner Gärtner fände man da auch gelehrte glückliche Männer, die durch Kenntniß und Fleiß dieſe Natur beſeelten. Welche unendliche Mannigfaltigkeit wäre in der Vereinigung des Schönen mit dem Nützenden! Da wären alle Schätze der Natur und Kenntniß ausgegoſſen. Nahe dabei wäre Flora's Gebiet und Harlem's bunte Blumenpracht nicht wie in einer Bude zuſammengedrängt, aber frei und präch-

tig dem weiten Teppich der Natur eingestickt. Weiterhin würden die schönsten Heerden im hohen Grase weiden. Die Meierei wäre das Model aller Meiereien, wo der ärmere Eigenthümer seine Kunst in vollem Glanz wie in ihrem Tempel verehren würde. Ueberall fände er statt Erniedrigung Unterricht und Aufmunterung. Statt wollüstiger Bäder (wo der gemiethete Cicerone skandalöse Geschichten vom gnädigen Landesvater erzählt) wären römische Bäder, wo man, wie beim Plinius, kalt und warm baden, auch schwimmen könnte, und eine schöne Aussicht hätte. Prächtige Säulengänge von lebendigen Waldbäumen würden dem ernsten Denker durch schöne Auen und Aecker zum Modell aller Bauernhäuser führen: da wäre die beste Bauart mit der besten Kultur vereinigt. Da fände man bei gelehrten glücklichen Menschen das Resultat aller geprüften Kenntnisse über Ackerbau. Diese Szene gewährte selbst dem gedankenlosen Gasser noch immer Abwechslung genug, aber den höchsten Genuß für den, der die Eleganz, die aus der Vollkommenheit entsteht, zu schätzen wüßte, und der sich auf einmal im Heiligthum der ältesten und edelsten aller Künste fühlen würde. Ist dieser Stoff nicht der höchste und grenzenloseste? Wie klein sind nicht eure mühsame Ruinen, eure zusammengetragene Berge, die statt großer Bilder oder wichtiger Erinnerungen nur an das Pyramiden-Bild der reichen Herren erinnern, gegen jene Gegenstände, wo

die wahre Größe der Natur in der Unendlichkeit ihrer Wissenschaften erscheint! — An einsamen sonnigen Stellen hätten die Bienen ihr Gebiet bei blumigten, sanft bewässerten Wiesen, wo ein Huber *) seine glückliche Bestimmung wieder fände. Pomona's Blüthenland wäre ja wohl noch ein glücklicheres Thema als eine türkische Mosquée. Da wären die sanften Bilder der paradiesischen Natur, die wir bei Milton oder Homer lieben, realisirt. Diese Bilder mit den unendlichen Schätzen der wahren Kunst bereichert, würden auch dem Verstand den höchsten Genuß geben, den wir nur in der Harmonie der Fantasie mit der Vernunft und des Geistes mit dem Herzen finden. Eine Menagerie **), wo fremde aber nützliche Thiere gezo-

*) Der berühmte blinde Bienenbeobachter. Kein Roman ist anziehender als sein Werk über die Bienen. Die unseligste aller Revolutionen in der Schweiz raubte ihm sein Auge, seinen treuen Bedienten, der für ihn sah, und den er nun nicht mehr erhalten kann. Diese glückliche Vereinigung von Leib und Seele in der vereinten Arbeit zweier Personen war in ihrer Art eben so merkwürdig, als seine neue Welt in der Bienenökonomie.

**) Es ist in den alten schwedisch. Gesetzen verboten, Elendthiere zu reiten, weil diese Reiter, die oft Diebe waren, Niemand einzuholen vermochte. Wäre es nicht der Mühe werth, dieses große Thier mit dem Menschen in Verbindung zu bringen? Die Versuche, die in Lithauen gemacht worden sind, sind nach dem Bericht des vortreflichen Beobachters der Esthen unvollständig.

gen und nun näher gebracht würden, wäre ein anderer Geſang dieſer Odyſſee. Schäferei, Gemüsgärten, Wald- und Weinhügel wären andere Theile des Gartens. Alle dieſe Spielarten der ſchönen Natur, die in jedem Klima ſo unbegrenzt wie die Wiſſenſchaften ſeyn könnten, wären mit ſchönen Gebäuden, mit Monumenten großer Thaten u. ſ. w. geziert; aber überall wäre das Nützliche mit dem Schönen vereinigt, und überall würde die Kunſt durch einen hohen moraliſchen Zweck erweitert und geadelt. Wer fühlt nicht, wie viel dieſe Kunſt durch die Vereinigung der Fantaſie mit den Wiſſenſchaften und des Nützenden mit dem Angenehmen gewinnen würde!

So würde der König oder Fürſt ſeinem Lande ein Ideal von Vollkommenheit aufſtellen, das ſeiner würdiger wäre, als alle prunkende Repräſentazion von Ruinen und verſteinertem Leben, wo nur ein neuer Perſeus ſeinen Meduſenkopf entblößt zu haben ſcheint, und alle Spielereien von fremden Gehölzen und Staudengewächſen, die doch nur botaniſche Raritätenkaſten in einem gigantiſchen Maaßſtabe ſind.

K. v. Bonſtetten.

(Der Beſchluß im folgenden Stücke.)

zu der üppigen Schönheit einer Bacchantin herab — der Wuth eines Wein-trieffenden Satyrs würdiger als der zärtlichen Entzückungen, welche er ſich itzt ſchämte, in einer unverzeihlichen Bethörung ſeiner Seele, an ſie verſchwendet zu haben.

Ohne Zweifel werden unſre tugendhafte Leſerinnen, welche den Fall unſers Helden nicht ohne gerechten Unwillen gegen die feine Buhler-Künſte der ſchönen Danaë betraurt haben, von Herzen erfreut ſeyn, die Ehre der Tugend, und gewiſſer Maſſen das Intereſſe ihres ganzen Geſchlechts an dieſer Verführerin gerochen zu ſehen. Wir nehmen ſelbſt vielen Antheil an dieſer ihrer Freude; aber wir können uns doch, mit ihrer Erlaubniß nicht entbrechen zu ſagen, daß Agathon in der Vergleichung zwiſchen Danae und Pſyche eine Strenge bewies, welche wir nicht allerdings billigen können, ſo gerne wir ihn auch von einer Leidenſchaft zurückkommen ſehen, deren längere Dauer uns in die Unmöglichkeit geſetzt hätte, dieſen zweyten Theil ſeiner Geſchichte zu liefern.

Danae mag wegen ihrer Schwachheit gegen unſern Helden ſo tadelnswürdig ſeyn, als man will, ſo war es doch offenbar unbillig, ſie zu verurtheilen, weil ſie keine Pſyche war; oder, um beſtimmter zu reden, weil ſie in ähnlichen Umſtänden ſich nicht vollkommen ſo wie Pſyche betragen hatte. Wenn Pſyche unſchuldiger geweſen war, ſo war es weniger ein Verdienſt, als ein

phyſi-

IV.

Ueber

das Grabmal des Sofokles

und

die Keledonen.

Als die Lacedämonier während des Peloponneſiſchen Krieges einen Einfall in das Attiſche Gebiet gethan, und bereits Decelia beſeſtiget hatten, erſchien ihrem Feldherrn Lyſander *) der Gott Bacchus im Traum, und gebot ihm, er ſolle den Mann begraben laſſen. Lyſander hielt den Vorfall für unbedeutend, und achtete nicht darauf. Aber Bacchus erſchien ihm zum

*) Es müßte vielmehr Agis geweſen ſeyn, als welcher damals die Lacedämonier anführte. Thucyd. VII, 19. Aber in dieſem Jahre, (es war das neunzehnte des Peloponneſiſchen Krieges) kann Sofokles nicht geſtorben ſeyn. Der Lebensbeſchreiber verwechſelt zwei Perioden mit einander, die eine, als Agis Decelia befeſtigte, und die andere, als er und Pauſanias mit ihrem Heere ſich in den Vorſtädten Athens lagerten, nachdem Lyſander die Schlacht bei Aegos Potamos gewonnen hatte (im vierten Jahre der 93 Ol.). Jetzt müßte dieſer geträumt haben. Denn Sofokles ſcheint während der Unterhandlungen des Theramenes mit Lyſander geſtorben zu ſeyn.

zweitenmal, und wiederhohlte ſeinen Befehl. Hierdurch aufmerkſam gemacht, erkundigt ſich der Feldherr bei den Atheniſchen Flüchtlingen, ob ein ausgezeichneter Mann zu Athen geſtorben ſey, und die einſtimmige Antwort war — Sofokles. Sogleich wird ein Herold nach Athen geſchickt, um den Bürgern dieſer Stadt anzukündigen, man könne den verſtorbenen Dichter ungeſtört in ſeinem väterlichen Begräbniß zu Decelia beiſetzen. — So weit gut. Nun aber ſetzt der ungenannte Lebensbeſchreiber, dem ich dieſes Mährchen nacherzählt habe, folgendes hinzu: Einige ſagen auch, man habe auf ſein Grabmal eine Sirene geſtellt; nach andern war es eine Schwalbe von Erz. — Eine Schwalbe auf dem Grabmal eines Dichters, das ſieht etwas ſonderbar aus. Gleichwohl finde ich nicht, daß irgend ein Gelehrter das Unſchickliche in dieſer Erzählung bemerkt hätte, man müßte denn den Menage ausnehmen, der geneigt war, eine Nachtigall unterzuſchieben *). Aber eine

*) In ſeinen Anmerkungen zu Diogenes Laertius VI. 78. S. 254. Menage dachte blos an den Geſang des Vogels, und hatte inſofern Recht, der Nachtigall den Vorzug zu geben. Er fand aber bald nachher, daß einige Schriftſteller auch der Schwalbe eine angenehme Stimme beilegen. Sogleich ſetzte er dieſe wieder an ihre Stelle. Allein hier kommt es nicht blos auf die Stimme, ſondern auf die ganze Figur an. — Mich wundert es, daß auch Hr. Voß die Schwalbe durchwiſchen ließ, in ſeinen mythol. Briefen.

Nachtigall dürfte in dieſem Fall leicht eben ſo lächerlich figurirt haben, als eine Schwalbe. Auch hat Menage ſeine Meinung zurückgenommen.

Es iſt zu bedauern, daß Leſſing, unter andern, auch ſeine Schrift über Sofokles unvollendet hinterlaſſen hat. In dem von Eſchenburg herausgegebenen Fragment findet ſich keine Erklärung über die vorliegende Stelle. Wer aber Leſſing kennt, wird ſich leicht überzeugen, daß die Worte S. 10. „ſein Begräbniß war höchſt merkwürdig, nicht umſonſt daſtehen. Zuverläſſig würde er, bei einer weitern Ausführung, die Sache nach ſeiner Manier von allen Seiten betrachtet, und endlich unſrer Schwalbe wenigſtens den Proceß gemacht haben, gleicht auch, daß er keine andere Figur an ihre Stelle zu bringen im Stande geweſen wäre. Ich habe anderwärts einen Verſuch gemacht *), dieſe Lücke in der Lebensbeſchreibung eines

II. B. S. 44. wo es heißt: „einige melden auch, ſagt der Lebensbeſchreiber, man habe auf ſein Grab eine Cicene geſtellt, andre, eine Schwalbe von Erz.

*) In einer Schrift, betitelt: Analecta Critica in Anthologiam graecam cum supplemento epigrammatum maximam partem ineditorum, die Hr. Frommann zu Jena verlegt hat. Hier wird S. 8. die bekannte Stelle in der Lebensbeſchreibung ſo emendirt: Καὶ δὴ καὶ τὸν τῆς [illegible] ἀηδόνα [illegible] ἐπὶ δὲ τὴν κηκάδεσσαν χελιδόνα, anſtatt χελιδόνα

der ersten Dichter des Alterthums auszufüllen. Hier soll nur einiges nachgeholt werden, was in der lateinischen Abhandlung entweder übersehen worden, oder nicht schicklich beigebracht werden konnte.

Daß mit der Schwalbe nichts anzufangen sey, muß Jeder, der die Stelle nachlesen will, zugeben. Wie hätte diese Figur mit einer Sirene verwechselt werden können? Oder liegt in der Schwalbe irgend eine Beziehung auf die Poesie? Wie paßt denn überhaupt ein solches Bild auf ein solches Monument? Doch darüber wird hoffentlich kein Streit entstehen, ob der Lebensbeschreiber von einer Chelidon, oder von einer Keledon sprach. Die Aenderung ist so leicht, und der Sinn so natürlich, daß ich in dieser Rücksicht gar keinen Widerspruch befürchte. Eine andere Frage, die aber mit jener Untersuchung in unmittelbarer Verbindung steht, wäre wohl die: wie die alten Künstler die Keledonen gebildet?

Aus einigen unbedeutenden Nachrichten, die wir dem Pausanias, Athenäus und Eustathius *) verdanken, läßt sich weiter nichts folgern, als daß Pin-

χαλκῆν. Ich setze bei der gegenwärtigen Abhandlung die Richtigkeit dieser Verbesserung voraus.

*) Man findet diese, und einige folgende Stellen gesammelt von Schneider in: Carminum Pindaricorum fragmenta, p. 33. und von Heyne p. 54 seq.

dar in einem verlohrengegangenen Hymnus, oder Päan, um den Tempel des Apollo zu Delfi eine neue Art von Sängerinnen unter dem Namen von Keledonen aufgeſtellt, und ihnen faſt eben die Eigenſchaften beigelegt habe, die Homer den Sirenen beilegt. Wer ihren Geſang hörte, der wurde von dem Zauber deſſelben ſo entzückt, daß er ſich nicht wieder entfernen konnte, an keine Befriedigung ſeiner irdiſchen Bedürfniſſe mehr dachte, und ſo ſeinen Tod fand. Ausdrücklich ſetzen die genannten Schriftſteller hinzu, Pindar habe dabei die Homeriſchen Sirenen zum Vorbild genommen. Die Fabel ſelbſt war aber ſchon zu den Zeiten des Euſtathius ſo in Vergeſſenheit gekommen, daß dieſer Grammatiker nicht mehr entſcheiden konnte, ob das Wort Keledon bei Pindar eine eigene Art von Zauberſängerinnen bezeichnet, oder ob es ein bloßes Beiwort der Sirenen geweſen ſey. In neuern Zeiten hielt daher auch Caſaubonus für rathſam, die Sache lieber mit Euſtathius unentſchieden zu laſſen, als zu beſtimmen, was man ſich eigentlich für eine Vorſtellung von den Keledonen zu machen habe. Nur ſoviel ſah er wohl ein, daß ſie von den Sirenen unterſchieden werden müßten, aus dem einfachen Grunde, weil beide mit einander verglichen würden. Zwei ähnliche Gegenſtände können nicht ein und derſelbe Gegenſtand ſeyn. Olearius hingegen nahm die Sache leichter. Er glaubte den Schlüſſel zu dieſem Geheimniß in einer Stelle des Filoſtratus ge-

funden zu haben, der die Keledonen Jungen nennt, und hinzuſetzt, ſie hätten in oder vielmehr an dem Tempel des Apollo gehangen *). Anderwärts erzählt

*) Ein merkwürdiger Zuſatz, der aber ſeine völlige Deutlichkeit erſt durch die Vergleichung einer Stelle des Galenus (Tom. III. p. 615. ed. Baſ.) erhält, wo das Pindariſche Fragment auch angeführt wird. Hieraus ſieht man, daß die Keledonen, (nicht die Jungen) wenigſtens nach der Beſchreibung des Pindar, wirklich in dem Tempel des Apollo abgebildet waren, und zwar in dem ſogenannten Aetoma, welches mit allerhand Figuren ausgeſchmückt zu werden pflegte. Mir ſcheint es, als ob man dieſe Stelle noch nicht ſo benutzt hätte, wie ſie es verdiente. Galenus will einen Ausdruck des Hippokrates, ἀέτωμα ὄικου, womit er den oberſten Theil eines Gebäudes, das pinnaculum faſtigatum, bezeichnete, erklären, und beweiſen, daß ſchon Pindar in jener Stelle das Wort ἀετὸς in eben dieſer Bedeutung gebraucht habe. Davon ſteht ja aber in dem Fragment nichts. Pauſanias nehmlich Phoc. X. p. 810. führt es ſo an: χρυσεῖαι δ' ἐξ ὑπερῴου ἄειδον Κηληδόνες. Galenus hingegen, freilich höchſt entſtellt: χρυσαὶ αἱ δ' ἐξυμπεραὶ ἀι τοῦ ἄειδον Κηληδόνες. Iſt es nun nicht wahrſcheinlich, daß ὑπερῴου ein Gloſſem von ἀετοῦ ſey, welches, wie ich glaube, in den beiden Sylben ἀι τοῦ bei Galenus verborgen liegt, ἀετοῦ ἄ. Κηληδόνες? Es iſt zu verwundern, daß Valkenär, der auf dieſem Wege ein ebenfalls von Galenus l. c. angeführtes Fragment des Euripides glücklich verbeſſerte (Diatr. p. 214.), nicht auch daſſelbe Mittel beim Pindariſchen Fragment anzuwenden verſuchte. Hier aber ſagt er: hoc ulcus latius erit non attigiſſe.

Filostratus, in dem Pallast der Könige von Persien hätten auch vier Iynxen, als Symbole der Gerechtigkeit und Mäßigung, an der Decke gehangen, die von den Magiern Zungen der Götter genannt worden. Nun nimmt Olearius das Wort Iynx in seiner eigentlichen Bedeutung, da es einen Dreh- oder Wendehals bezeichnet, und behauptet, die Iynxen, nicht die Keledonen, wären sowohl hier, als in dem Tempel des Delfischen Apollo, in leibhafter Gestalt, ja, am letztern Ort sogar in der Stellung singender Vögel, abgebildet gewesen — ein Einfall, der kaum eine Widerlegung verdiente, wenn ihn nicht ein neuer Gelehrter aufgefaßt, und, wo möglich, noch mehr ins Lächerliche getrieben hätte. Hr. Hermann sagt in seinem Handbuch der Mythologie II B. S. 309: „Mit dieser sehr glücklichen Erklärung des Olearius könnte man freilich wohl zufrieden seyn; allein mir thut sie demohnerachtet noch kein Genüge. Denn es läßt sich dabei noch immer fragen: warum nannte der Dichter gerade die Keledonen, oder wie Filostratus erklärt, die Iynxen? — Weil es wirklich Abbildungen von Iynxen waren, womit man den Tempel ausgeschmückt oder behangen hatte. Aber wie konnten die Iynxen cantantium more effictae seyn, und wie kam man gerade auf den Iynx, der in seiner Stimme gar nichts Auszeichnendes hat?“ Dieses Räthsel sucht Hr. Hermann, nach einigen etymologischen Bemerkungen, die schwerlich Beifall finden möch-

ten, folgendergeſtalt zu löſen: „Die im Tempel aus Erz mit Gold aufgehangenen Vögel waren nach der Natur kopierte Jyngen, deren Hälſen verſchiedene Wendungen gegeben, oder die gar mit einer Art Gelenke eingeſetzt waren, ſo daß ſie der Wind verſchiedentlich drehen konnte, und mit einer langen, wurmförmigen, am Ende mit einer Spitze verſehenen Zunge, die weit aus dem Halſe hervorragte, gebildet. Ein Dichter, der eben kein groſſer Kenner ſeyn mochte, oder der ſie ſeiner Fantaſie zu gefallen mit Fleiß vergaß, „(mit einem Wort, ein ſtarker Geiſt)“ faßte dieſe Stellung der Jyngen auf, und da jeder Sangvogel, wenn er ſingt, den Hals in die Höhe ſtreckt, und die Zunge etwas ſehen läßt, ſo dachte er ſich dieſe Jyngen in der Stellung ſingender Vögel, und ſchuf ſie zu Sangvögeln um. Und ſo kam die Idee zum Pindar.“ Um dieſe ſonderbare Vorſtellungsart gehörig zu würdigen, darf man nur an das Grabmal des Sofokles denken. Wie würde ſich der kleine Wendehals mit ſeiner langen, wurmförmigen, am Ende mit einer Spitze verſehenen Zunge hier ausgenommen haben? Die ganze Sache beruht auf einem grammatikaliſchen Misverſtändniß. Offenbar brauchte Filoſtratus das Wort Jynx nicht in ſeiner urſprünglichen Bedeutung, ſondern in einer figürlichen, mit Rückſicht auf die Zauberkraft, die man dieſem Vogel (beſonders zu Erweckung der Liebe) beilegte, und er nannte die Keledonen darum Jyngen, weil ſie mit ihrem Ge-

ſange alles bezauberten, wie die Sirenen. Nun waren aber dieſe von jenen eigentlich nur dem Namen nach verſchieden, wie ſich aus den Nachrichten des Pauſanias, Athenäus und Euſtathius deutlich ergiebt. Folglich werden ſie auch wohl, als Kunſtwerke, ohngefähr dieſelbe Geſtalt und Attribute gehabt haben, ſo daß ſie leicht mit einander verwechſelt werden konnten; vorzüglich in dem Fall, wo ſie ſogar dieſelbe Beſtimmung hatten, ich meine auf den Gräbern der Dichter und Redner, auf die die Keledonen, wie wir nun aus der Lebensbeſchreibung des Sofokles wiſſen, ebenfalls geſtellt zu werden pflegten. Wie wurden aber hier die Sirenen gebildet? Mir iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie auf dieſen Monumenten in jener Zwittergeſtalt geſtanden haben, in der wir ſie jetzt noch auf Münzen und Gemmen erblicken, wenigſtens nicht in den Zeiten des Sofokles. Ich nehme mit Voß an, daß dieſe thieriſche Verunſtaltung ſpätern Künſtlern zuzuſchreiben ſey, und glaube, daß die ältere Kunſt die Sirenen, nach der Homeriſchen Idee, in Jungfrauengeſtalt, höchſtens mit Flügeln, bildete. Vermuthlich gab ſie ihnen noch ein muſikaliſches Inſtrument, eine Lyra oder Cither, in die Hand, ohne welches ſie überhaupt nirgends erſcheinen. Nimmt man nun die Flügelgeſtalt der Sirenen für die ältere Vorſtellungsart an, ſo ließe ſich wenigſtens der Unterſchied feſtſetzen, daß eine Sirene mit, eine Keledon hingegen ohne Flügel gebildet wurde. So viel iſt ausgemacht, daß in den Nachrichten,

die ſich von den Keledonen erhalten haben, nicht die mindeſte Spur von Flügeln (man müßte ſie denn erſt hinein emendieren) ſichtbar iſt, geſchweige, daß ſie gar, wie Olearius und Hermann glaubten, die Geſtalt von Dreh- oder Wendehälſen gehabt hätten. Dieſe verſchwinden endlich ganz aus den Augen, wenn man damit ein Vaſengemälde vergleicht, das ſich höchſtwahrſcheinlich auf die Keledonen bezieht. Im J. 1791 wurde zu Lokri in Italien eine Vaſe gefunden, die nicht allein ihrer ſchönen Zeichnung wegen, ſondern auch darum zu den merkwürdigern gehört, weil ſie mit einer Inſchrift verſehen iſt, die das gezeichnete Bild erklärt. Hier erblickt man eine reizende weibliche Figur, ſitzend, auf der Lyra oder Cither ſpielend, mit der Aufſchrift: ΚΑΛΕΔΟΝΕΣ. Es fragt ſich, was dieſes Wort bedeute? Ardito, der über jene Vaſe eine antiquariſche Abhandlung geſchrieben hat *), kam auf den wunderlichen Einfall, zu behaupten, der Künſtler habe das anſtändige Vergnügen, Opeſio Placere, vorſtellen wollen. Eine etwas genauere Kenntniß der griechiſchen Sprache hätte dieſen Irrthum unmöglich gemacht. So aber iſt der ganze Aufſatz auf dieſe unrichtige Hypotheſe gebaut, die ihn nothwendig zu noch größern Fehltritten verleiten mußte. Ich will

*) Illuſtrazione di un antico Vaſo trovato nelle ruine di Locri — In Napoli 1791. Ardito glaubt, καλδόνες ſey der alte Genitiv von dem neugriechiſchen Worte καλγδενὴ.

phyſicaliſcher Vorzug, eine natürliche Folge ihrer Jugend und ihrer Umſtände: Danae war es vermuthlich auch, da ſie, unter der Aufſicht ihres edeln Bruders, mit aller Naivität eines Landmädchens vor vierzehen Jahren bey den Gaſtmälern zu Athen, nach der Flöte tanzte, oder den Alcamenen, für die Gebühr, das Model zu dem halbaufgeblühten Buſen einer Hebe vorhielt. War es ihre Schuld, daß ſie nicht zu Delphi erzogen worden? Oder, daß ſich die erſten Empfindungen ihres jugendlichen Herzens für einen Alcibiades, und nicht für einen Agathon entfalteten? — Pſyche liebte unſchuldiger; wir geben's zu; aber die Liebe bleibt doch in ihren Würkungen allezeit ſich ſelbſt ähnlich. Sie erweitert ihre Forderungen ſo lange, bis ſie im Beſitz aller ihrer Rechte iſt; und die treuherzige Unerfahrenheit iſt am wenigſten im Stande, ihr dieſe Forderungen ſtreitig zu machen. Es war glücklich für die Unſchuld der zärtlichen Pſyche, daß ihre nächtliche Zuſammenkünfte unterbrochen wurden, eh dieſe auf eine ſo geiſtige Art ſinnliche Schwärmerey, worinn ſie beyde ſo ſchöne Progreſſen zu machen angefangen hatten, ihren höchſten Grad erreichte. Vielleicht noch wenige Tage, oder auch ſpäter, wenn ihr wollt; aber deſto gewiſſer würden die guten Kinder, von einer unſchuldigen Ergieſſung des Herzens zur andern, von einem immer noch zu ſchwachen Ausdruck ihrer unausſprechlichen Empfindungen zum andern, ſich endlich, zu ihrer eignen groſſen Verwunderung, da gefunden haben, wo die Natur ſie erwartet hätte; und wo

seine Beweise kurz zusammenfassen. „Die lebhafte Fantasie der Griechen", sagt Arbito, „stellte alle Leidenschaften unter einer gewissen sinnlichen Figur dar, und unter diesen Leidenschaften personifizierte sie auch das Vergnügen. Da nun aber das Vergnügen von doppelter Natur ist, theils unanständig und schändlich, theils anständig und mit der Tugend übereinstimmend, so mußten die Griechen, wenn sie es darstellen wollten, auch einen doppelten Weg einschlagen. Auf welche Weise sie das unanständige Vergnügen bildeten, kann man am besten aus der Fabel des Herkules auf dem Scheidewege sehen, die Xenofon dem Prodikus so schön nacherzählt hat. Aus dieser Erzählung ergiebt sich, daß Prodikus dem unerlaubten Vergnügen die Kleidung eines Freudenmädchens gab. Nur auf wenigen Denkmälern des Alterthums trift man diese Fabel an, aus dem Grunde, weil es blos eine filosofische Allegorie ist, die nicht zu dem mythischen Cyklus gehörte, woraus sonst die Künstler ihre Sujets gewöhnlich herhohlten. Aber auch in diesen seltnen Fällen findet man das unanständige Vergnügen immer so gebildet, wie es Prodikus vorgezeichnet hatte." Ich kenne nur ein einziges Kunstwerk, das man mit Zuverlässigkeit auf die Allegorie des Prodikus beziehen kann, eine zuerst von Beyer bekanntgemachte Gemme, die auch bei Montfaucon steht *). Diese beweist aber gerade

*) Tom. I. P. II. tab. CXXVI. n. 1.

das Gegentheil von dem, was bewieſen werden ſollte. Wie wird denn hier das ſogenannte anſtändige Vergnügen, worauf es eben ankömmt, vorgeſtellt? Nicht wie ein ſchönes Mädchen mit der Cither in der Hand, ſondern in der Geſtalt der Minerva, mit Helm und Spieß. Und ſo gerieth der Verfaſſer, der dieſe Gemme ſehr wohl kannte, in die größte Verlegenheit, als es nun darum zu thun war, das Gegenſtück zu ſeinem aus Stellen der Dichter und Fabeln zuſammengeſetzten Bilde des unanſtändigen Vergnügens aufzuweiſen. An Kunſtwerke war hier gar nicht zu denken. Gleichwohl hatte er die Lokriſche Vaſe vor Augen, worauf ja die ſchöne Figur des anſtändigen Vergnügens abgebildet iſt, wie die Aufſchrift bezeugt. Nun denke man, daß auch nicht ein einziger Schriftſteller die Fabel, oder wenigſtens den Nahmen dieſes reizenden Bildes aufbewahrt hat! — Doch wir irren uns! Der Verfaſſer war in der That ſo glücklich, den herrlichſten Kommentar, den er ſich zu ſeiner Vaſe nur wünſchen konnte, in dem mythologiſchen Lexikon von Declauſire, unter dem Artikel Edone, zu finden, indem daſelbſt erzählt wird, daß — wer ſollte es glauben? — daß Boccaz, lange vor Erſcheinung der Lokriſchen Vaſe, die Fabel, den Nahmen und die Eigenſchaften des auf derſelben vorgeſtellten anſtändigen Vergnügens vortreflich kannte, wenn er behauptete, die Edone ſey eine Prinzeßin geweſen, die gar ſchön geſungen, und darum nach ihrem Tode von den Göt-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20648 / 417

tern in einen Stieglitz oder Distelfink verwandelt wor-den ſey. Boccaz, ſagt Arbito, fand nicht für gut, zu melden, woher er dieſe Fabel genommen. Man ſollte faſt glauben, daß er ſie ſelbſt erfunden habe. Auch dieſer Umſtand bringt unſern Antiquar nicht aus der Faſſung. Wie oft hat man nicht Goltz und P. Ligorius vorgeworfen, dem einen, daß er falſche Münzen, dem andern, daß er falſche Inſchriften ſchmiedete! Und doch werden faſt täglich Münzen und Inſchriften entdeckt, die jene Erdichtungen beſtätigen, und beweiſen, daß dieſe Männer ganz richtig — gelogen hatten. Eben ſo, fährt Arbito fort, könnte man annehmen, daß die Erde nur darum die Lokriſche Vaſe aus ihrem Schooß hervorgeſchickt habe, um — die Erzählung des Boccaz zu beſtätigen, und ſie gewiſſermaßen noch zu berichtigen. Denn in einigen Nebenumſtänden irrte ſich der gute Boccaz doch. Die edle Donna, von der die Rede iſt, hieß nicht ſchlechtweg Edone, ſie hieß Cal-Edone. Sie ſang nicht allein ſchön, ſondern ſie ſpielte auch auf der Cither.

Es iſt kaum möglich, über alte Kunſtwerke erbärmlicher zu räſonniren. Und doch hat dieſer antiquariſche Jargon in Italien Beifall gefunden *). Nur

*) So wird in einem voranſtehenden lateiniſchen Gedicht der Scharfſinn des Hrn. Arbito von Biscardi himmelhoch erhoben. Ich führe nur eine Stelle an, wo die Rede von der Freude iſt, die der König beim Anblick dieſer ſo erklärten Vaſe empfinden werde:

Visconti scheint dagegen etwas mistrauisch gewesen zu seyn. Wenigstens war er nach S. 61. geneigt, einer von Ardito selbst vorgeschlagenen Veränderung der Aufschrift den Vorzug zu geben. Da aber diese Lesart noch weniger für sich hat, so bleibt nichts übrig, als jenes Wort, und das auf der Vase erscheinende Bild, welches auch die Meinung des Hn. Hofr. Heyne ist, auf die Pindarischen Keledonen zu beziehen. Einige Schwierigkeiten finden auch hier statt *). Sie sind aber, wie ich glaube, nicht von der Erheblichkeit, daß man darum die gegebene Erklärung verwerfen wird.

Sobald ich hiervon überzeugt war, schlug ich die Epigrammen der griechischen Anthologie auf das Grabmal des Sofokles nach, um zu sehen, ob sich nicht vielleicht in dem einen oder andern eine Anspielung auf die in der Lebensbeschreibung genannte Figur finde. Wirklich fand ich in dem schönen Gedichtchen des Dioscorides **) eine Stelle, die sich darauf zu bezie-

Te fore an potius putem perenne
Eius delicium? Dii Deaeque
Sic me semper ament; erisque inter
Omni (nomine nam sonas Honestam
Voluptatem) animi eius usque et usque
Suave delicium, et decens voluptas.

*) Die gröſte Schwierigkeit macht der Dialekt, wie ich anderwärts erinnert habe. Natürlicher wäre es auch wohl, wenn das Wort im Genitiv stünde.

**) Analect. V. P. G. Tom. I. p. 500. Man vergle-

hen schien. Es ist bekannt, wie sehr die Meinungen der Gelehrten über die im zweiten Vers erwähnte Parthenia von einander abweichen. Einige übersetzen das Wort, Jungfrauschaft, und verstehen es von Sofokles, der, wenigstens in seinem Alter, recht keusch und züchtig gelebt habe. Andere nehmen ihre Zuflucht zu sehr gewagten Verbesserungen. Nur Brodäus kam auf den Gedanken, es sey hier nicht von Jungfrauschaft, sondern von einer Jungfrau die Rede. Er dachte zuerst an die Antigone und Elektra, welche die alten Künstler dem Sofokles beizugesellen pflegten. Auch die Göttin der Ueberredungskunst, Pitho, fiel ihm ein. Endlich erklärte er sich für die Sirene, von der er, nach einer Erzählung des Pausanias, vermuthete, daß sie auf dem Grabe des Dichters gestanden haben müsse. — Von Brodäus ließ sich wahrscheinlich Hr. Herder verleiten, die redende Figur selbst für die Jungfrau zu halten. Ich will, statt des griechischen Textes, diese übrigens vortreffliche Uebersetzung hier abschreiben, weil sie meine Erklärung geradezu zu bestätigen scheint *).

Die Jungfrau auf Sofokles Grabe.

Wanderer, dieß ist Sofokles Grab; ihm setzten die Musen,

cke, was Hr. Jakobs über dieses Epigramm sagt, Animad. Vol. I. P. II. p. 394.

*) Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Erste Sammlung. S. 94.

Deren Prieſter er war, ſeiner Unſterblichkeit Bild,
Eine heilige Jungfrau. — Mir, die ſonſt nur auf grünen
Sträuchen tanzete, mir gab er die goldne Geſtalt,
Zog den leichten Purpur mir an; und ſeit er geſtorben,
Feyert dem Tanze nun mein ſonſt hüpfender Fuß.

Der Wandrer.

Glückliches Loos des Mannes! Was will denn aber die Locke,
Die in der Hand du hältſt? Welcher Bedeutung iſt ſie?

Die Jungfrau.

Laß ſie, wenn du Antigone liebſt, der Antigone Locke,
Oder Elektra's ſeyn. Beide ſind Gipfel der Kunſt.

In den folgenden Anmerkungen über das Epigramm S. 116. ſagt Hr. Herder: „Ohne das ſchöne Symbol der Jungfrau auf Sofokles Grabe wäre das Geſpräch nicht entſtanden, das den Ruhm und die Kunſt des Dichters ſo fein lobet, ſo treflich ſchildert.“ Und ferner: „Die Ausleger haben einen Bacchus ſtatt

der Jungfrau dahin gebracht, wodurch die Schönheit des Epigramms verlohren geht, und wovon der Text nichts saget.“ Von einem Bacchus spricht der Text zwar nicht ausdrücklich; aber die Ausleger hatten ganz Recht, wenn sie wenigstens an eine männliche Figur dachten. Sie drückt sich ja männlich, und nicht weiblich aus. Insofern wäre also die Uebersetzung fehlerhaft. Doch hier ist leicht zu helfen. Man ändere nur die Aufschrift so: der Bacchus oder Satyr auf Sofokles Grabe, und setze vor das letzte Distichon dieselbe Person, so ist die Uebersetzung, wo nicht dem griechischen Text, doch meiner Erklärung vollkommen angemessen. Aber warum nicht auch dem griechischen Texte? Freilich ist der Sprachgebrauch der Bedeutung, die ich dem Wort Parthenia gebe, nicht sehr günstig. Er ließe sich aber doch wohl, besonders in einem Epigramm, zur Noth noch vertheidigen. Wo nicht, so nehme man die leichte Veränderung an, die ich vorgeschlagen habe, und alles ist in der Ordnung. Nur diese Frage wäre noch übrig: an welche Jungfrau denn eigentlich Dioscorides gedacht habe? Ich wüßte nicht, mit welchem Recht der Dichter die Antigone oder Elektra, die Pitho oder Sirene, eine heilige Jungfrau genannt hätte. Wohl aber paßt dieses Beiwort vortrefflich auf die Keledon mit Rücksicht auf ihre Stellung in dem Tempel des Apollo zu Delfi. Nimmt man dieses an, wie man vielleicht muß, so ist das Epigramm mit jener Nachricht des Biografen in

Uebereinſtimmung gebracht. Denn daß in der Lebensbeſchreibung der Bacchus nicht auch auf das Grab geſtellt wird, und daß wir alſo ſtatt einer, zwei Figuren annehmen müſſen, kümmert mich wenig. Wir wiſſen ja, daß die Epigrammendichter oft Kunſtwerke beſchrieben, die ſie nie geſehen hatten, und daß ſie hierbei ſchriftliche Nachrichten befolgten. Hier hatte die Fantaſie allerdings einen freien Spielraum. Dieß hindert uns aber doch nicht anzunehmen, daß Dioſcorides hiſtoriſch treu geſchildert habe.

Und ſo wäre denn, wenn unſre Erklärung richtig iſt, die Figur auf dem Grabmal des Sofokles wirklich eine Jungfrau und keine Schwalbe, eine Keledon und keine Sirene geweſen; eine Frau, deren Bild ſich, durch einen ſonderbaren Zufall, Jahrtauſende hindurch auf einer Vaſe erhalten hat, die vielleicht älter als das Sofokleiſche Denkmal ſelbſt iſt.

Huſchke.

V.

Auch etwas über die Keledonen in Beziehung auf den vorhergehenden Aufsatz *).

Aber warum könnte nicht auf dem Grabmal des Sophokles zu Dekelia ein wirklicher Wendehals (iynx torquilla, Linn.), oder, wie er in einigen Provinzen seines wurmförmig gedrehten Halses wegen auch genannt wird, eine Natterwindel abgebildet gewesen seyn? Und warum konnten nicht auch wirkliche Iyngen nach der schwerlich anders, als im buchstäblichen Sinn auszudeutenden Stelle des Filostratus am Giebelfelde des Delfischen Tempels angebracht gewesen seyn, die nun dem hochbegeisterten Lyriker wirklich belebt und durch ihre Stimme zaubernd erschienen? Wie wenn

*) Ich glaube dem mir durch alte Freundschaft und anerkannte Verdienste achtungswürdigen Hn. Verfasser des vorhergehenden Aufsatzes meine Aufmerksamkeit durch diesen kleinen Anhang, den ich seiner Prüfung und Berichtigung unterwerfe, am sprechendsten beweisen zu können. Mit Sehnsucht sehe auch ich seinen Animadversionen über die Anthologie entgegen, die erst nach der Messe ausgegeben werden können.

würde da der wesentlichste Vorzug der Unschuld geblieben seyn? — Ein andrer Umstand, worinn Psyche glücklicher Weise den Vortheil über Danae hatte, war dieser, daß ihr Liebhaber eben so unschuldig war als sie selbst, und bey aller seiner Zärtlichkeit nur nicht den Schatten eines Gedankens hatte, ihrer Tugend nachzustellen. Wissen wir, wie sie sich verhalten hätte, wenn sie auf die Probe gestellt worden wäre? Sie würde widerstanden haben; daran ist kein Zweifel; aber, setzet hinzu; so lang es ihr möglich gewesen wäre. Denn daß sie stark genug gewesen wäre ihn zu fliehen, ihn gar nicht mehr zu sehen, das ist nicht zu vermuthen. Sie würde also endlich doch von den süssen Verführungen der Liebe überschlichen worden seyn, so weit sie auch den Augenblick ihrer Niederlage hätte zurückstellen mögen. Man könnte sagen: Gesetzt auch, sie würde die Probe nicht ausgehalten haben, so hätte sie doch widerstanden; Danae hingegen habe ihren Fall nicht nur vorausgesehen, und beschleunigt, sondern er sey sogar das Werk ihrer eignen Maaßnehmungen gewesen; und wenn sie ihn aufgezogen habe, so sey es allein des Vortheils ihrer Liebe und ihres Vergnügens wegen, nicht aus Tugend, geschehen. Alles das ist nicht zu läugnen; allein vorausgesetzt, daß sie sich endlich doch ergeben haben würde, (welches auf eine oder die andere Art doch allemal der stillschweigende Vorsatz einer jeden ist, die sich in eine Liebes-Angelegenheit waget) wozu würde ein langwieriger eigensinniger Widerstand gedient haben, als sich

selbst

ſogar die ganze Fabel der alles bethörenden Vogelſirenen bloß auf dieſe zaubernde Iynx gegründet wären und auch nur allein aus ihr erklärt und entwickelt werden müßte? Der Raum einer Zeitſchrift, die filologiſchen Unterſuchungen nur ſpärliche Blätter zutheilen darf, erlaubt mir hier nur Andeutungen und Winke, woraus doch der Kenner das Uebrige leicht ſelbſt ergänzen kann.

Alles kommt darauf an, den Mythos der Iynx von vorn herein richtig aufzufaſſen. Die Ehe war dem Griechen ein Sakrament, vorgeſtellt durch die erſte Ehe des Zevs und der Here. Eine Kupplerin, Iynx, verführt den Zevs zum Liebeshandel mit der Io. Zur Strafe wird ſie von der Götterkönigin in einen Vogel verwandelt, dem noch immer die Kraft beiwohnt zu kuppeln, Liebe einzuflößen und die Haine mit buhleriſchen Trieben zu bethören *). Nun ſollte die Colchiſche

*) Wir würden dieß alles ausführlicher wiſſen, wenn wir die Αἴτια des Callimachus, wo er auch von der Iynx handelte, noch leſen könnten. Jetzt müſſen wir aus trüben Bächlein des Suidas P. II. p. 159. und den Scholien zu Pindars Nemeen IV, 56. und Theokrit II, 17. unſern Durſt, ſo gut wir können, löſchen. Ich würde bei Suidas ἀπορυσώδη ſtatt ἀπαλιώδη zu leſen vorſchlagen, wenn nicht der Gewährsmann, aus welchem der Lexicograph ſeine Weisheit ſchöpfte, wirklich auf die ſteinernen Iynxbilder auf alten Denkmälern geſehn haben könnte.

Medea mit Liebe zum Fremdling Jason bethört werden. Eine alte Sage erzählte also, die Afrodite habe dem Jason den Zaubervogel Jynx verehrt *), und ihn gelehrt, wie er ihn auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von nun an tritt also dieser Zaubervogel in den Zauberapparat der griechischen Liebesbeschwörungen ein. Sein Stammbaum wird erweitert. Die Jynx, heißt es, war eigentlich eine Tochter der Suada, wie sie der Römer, der Pitho, wie sie der Grieche nannte **). Auch die

*) Die Hauptstelle ist in Pindars Argonauticis, oder Pyth. IV. 380. und den gelehrten Scholien dazu. Hieraus läßt sich nun auch die Kunst des Apollonius und der andern Argonautendichter beurtheilen, die jene rohere Fabel von der Jynx, die Afrodite dem Jason geschenkt habe, in eine Ueberredung der Afrodite und einen Liebespfeil des von seiner Mutter aufgemunterten Eros umbildeten.

**) Daher nennt Pindar Pyth. IV. 390. diese Jynx in einer kühnen Metapher μάτηρ Πειθοῦς. Man vergesse nur nicht, daß die Pitho eigentlich ins Gefolge der Heirathsstifterin Here, der Iuno pronuba, gehörte, und von der ersten zugleich mit den Charitinnen erst zur Venus überging. Nun gab es aber ausser den erlaubten Ueberredungskünsten der Liebe, die durch die Pitho versinnbildet werden, auch Filtra und Zauberbeschwörungen in und ausser der Ehe. Diese ἰυγγες wurden Töchter der Pitho, waren aber der Matrone Juno, wie billig, aufs äusserste verhaßt.

bildende Kunſt bemächtigte ſich dieſes Vogels als eines Symbols der Ueberredungskünſte zur Liebe, und zwar fürs erſte nur zur Ueberredung buhleriſcher Liebe. Noch ſind geſchnittene Steine vorhanden, die uns auf die früheſte Quelle dieſer Künſtlerallegorie zurückführen. Jaſon ſteht vor einer Säule, um welche ſich der colchiſche Drache windet. Auf der Säule ſteht der Wendehals, der Vogel Jynx *). Hierdurch ward gleichſam die Form beſtimmt, wie dieſe Jynx von den Künſtlern geſtellt werden könnte. Wenn daher auf einem ſpätern Kunſtwerke, einem Relief im Beſitze des Herzogs von Caraſa Noja zu Neapel, der Gedanke ausgeführt werden ſoll, Paris bethörte die Helena ihren Gemahl zu verlaſſen und dem Buhlen übers Meer zu folgen: ſo wird die Göttin Pitho auf einer Säule über dem Haupte der Helena ſitzend und ihr gefiedertes Töchterchen, den Vogel Jynx, mit der Rechten ſtreichelnd abgebildet **).

*) Der Stein iſt abgebildet im Muſeo Florent. T. II. tab. 39, 4. Der untenſtehende Widder läßt keinen Zweifel übrig, daß Jaſon hier gemeint ſey. Winkelmann Cabinet de B. de Stoſch. Claſſ. III. p. 524, 61. fand die richtige Deutung. Die Vorſtellung iſt öfter nachgeahmt worden, und in dieſen Nachahmungen noch vorhanden. Vergl. Lipperts Dactyliothek II, 97. 70. Taſſie's Catalogue n. 8634-39.

**) Die Abbildung dieſes in vieler Rückſicht merkwürdigen Reliefs finden wir bei Winkelmann in Monumenti inediti n. 115. Winkelmann, dem hier

Natürlich blieb man aber auch hierbei noch nicht stehn. Man gab nun dieſen Wundervogel auch Jünglingen und Mädchen in die Hand, wenn man den Zauber des Lieblings recht ſinnlich ausdrücken wollte *). So erſcheint

nichts als die Tauben der Venus beifallen will, erinnerte ſich nicht, was er anderswo ſelbſt über die Jynx geſagt hatte. Aus dem nun einmal feſtgeſetzten Gebrauch, die Jynx auf eine Säule zu ſtellen, wo unten die verliebte Szene geſpielt wird, erkläre ich nun auch eine der ſchönſten Vaſenzeichnungen in Tiſchbeins Engravings T. III. t. 39. wo Jaſon der Medea gegenüber ſteht, Eros aber auf eine Säule gelehnt, auf die Medea zielt. Auf dem ältern Gemälde, daß hier der Vaſenzeichner kopierte, ſtand ſicherlich oben auf der Säule die Jynx, die aber der Kopiſt als eine ihm unverſtändliche Nebenfigur (wie nur zu oft auf dieſen Vaſen der Fall ſeyn mag) wegließ.

*) Eines der merkwürdigſten Vaſengemälde, wo die Jynx zweimal erſcheint, einmal über dem Brautſeſſel der Brautwerberin (προμνήστρια), das andremal der urſprünglichen Bildungsweiſe nach auf einer Säule von einem Genius gehalten, iſt in der Hancarvilliſchen Sammlung T. II. t. 85. Wie ſie auf der Säule erſcheint, iſt ſie auch durch den umgedrehten Hals als torquilla oder torticollo, wie es die Italiener nennen, bezeichnet. Auf Blumen ſitzend finden wir denſelben Vogel in Tiſchbeins Engravings T. II. t. 59. fliegend T. III. t. 30. vergl. T. IV. 55. 59. Am häufigſten hält der Jüngling dem Mädchen gegenüber die Jynx in der Hand, als in Tiſchbeins Sammlung T. III. 33. (eine der ſchönſten und bedeutenſten Vaſen) und T. IV. 39.

er auf geſchnittenen Steinen und beſonders auf alten Vaſenzeichnungen weit öfter, als man vermuthen ſollte, wobei aber freilich die Erklärer bald auf eine beſondere Art der Vogelwahrſagerei, bald auf die älteſten Spuren der Falkenjagd, bald an alles andere eher dachten *), als an den geheimnißvollen Wendehals. Man ging noch weiter. Was ſeinem Urſprunge nach nur bethörenden Liebeszauber bezeichnet hatte, wurde nun für jeden Zauber der Muſenkünſte, für jeden ſüßbethörenden Reiz der Dichtkunſt und Tonkunſt geſetzt **). Man nannte die Jynx in dieſer letzten Be-

*) So erklärt Caylus in ſeinem Recueil d'Antiquités ein nackendes Mädchen, der der Steinſchneider ſehr bedeutend eine Jynx in die Hand gab, T. I. pl. 46. für eine Pietas. Auf einer Vaſe, wo der Jüngling einen wahren Wendehals (er hat den Kopf umgedreht) in der Hand trägt, T. II. pl. 26, 3. findet Caylus p. 82. die älteſten Spuren der Falkenjagd. Man vergl. T. III. pl. 25, 2. 3. wo er zwei Jünglinge mit Zauberſtäben, um den Kreiſel zu treiben, und zwei Wendehälſen auf der Hand, für Vogeldeuter hält p. 91. Vergl. T. IV. pl. 44, 2. pl. 45, 3.

**) Der metaforiſche Gebrauch des Worts ἴυγξ für jeden Liebreiz in der Sprache, den ſchon Erneſti zu den Memorabilien ſo gut erläutert hat (vgl. zu Heſych. T. II. c. 84, 24.), läßt gar nicht zweifeln, daß man auch in Bildwerken nach und nach weiter damit gegangen ſey; und ſo bezeichneten die Jynxen im Tempel zu Delfi, ſo gut wie jene magiſch belebten im Pallaſt der perſiſchen Könige beim Filoſtratus V. A. I.

zeichnung auch Kelebon, und ſo erſchien ſie auf dem Grabmal des Sofokles und am Tempel des Pythiſchen Apollo. Es waren wahre Wendehälſe oder Jynxen, die hier abgebildet wurden, nur daß man den Nahmen, der faſt unwillkührlich an verliebte Zauberſpiele erinnerte, lieber mit dem edlern, einem Worte, das die Nachtigal bezeichnet, ſein nachgebildeten Ausdruck bezeichnete *). Es iſt merkwürdig, daß wir noch ein Monument auf einen alten Schauſpieler finden, wo der Wendehals im magiſchen Kreiſel die Hauptrolle ſpielt, und gewiß nur eine ſymboliſche Bedeutung haben kann **). Nun erſt läßt es ſich ganz

I, 25. p. 31. gewiß ganz andere Liebreize, als die nur im Gebiete der Afrodite und des verliebtmachenden Herenſpuks zu finden ſeyn möchten.

*) Mehrere griechiſche Schriftſteller bedienen ſich des Worts κατᾴγλεῖσθαι von dem Gebrauch der Jynx. S. Suidas s. v. ἴυγξ. Καγλήσων iſt alſo nur die alte partizipiale Form, die auf ἴυγξ bezogen werden muß. Daß man dieſe Vögel auch aus edeln Steinen mit eingelegtem Golde verfertigte, und ſo den Göttern aufhing, beweiſt das Epigramm in den Analekten T. III. p. 152. CXIII.

**) Pietro Santi Bartoli giebt es in ſeinen Sepulcris tab. XIV. nach der Ueberſetzung von Duſer im XIIten Theil des Gronovſchen Theſaurus. Auch Caylus beruft ſich darauf T. I. p. 203. Bald ſollte ich glauben, daß in dem Monument, das uns Winkelmann aus der Villa Albani gegeben hat Monumenti inediti n. 194. der dort auf einem Käſtchen

begreifen, warum der alte Biograf des Sofokles das für eine Schwalbe anſehn konnte — denn die Schwalbe dürfte ſich ſchwerlich dort aus dem Texte vertreiben laſſen, in welchen ſie ſich nach einem längſtverjährten Rechte eingeniſtet hat — was doch eine wirkliche Iynx vorſtellen ſollte.

Höchſtwahrſcheinlich entſtand nun eben aus einer Vermiſchung dieſer Zaubervögel, die eigentlich nicht durch Geſang, ſondern durch die drehende Bewegung des Halſes *) und das wunderbare Vorſtrecken der Zunge, den Zauber verrichten ſollten, mit den muſikliebenden Acheloiden oder den jungfräulichen Sirenen Heſperiens, über welche Voß in ſeinen mythologiſchen Briefen ſo viel treffendes zu ſagen weiß, die Wundergeſtalt der Harpyienfüßigen Nachtigallen, wie ſie Lycofron nennt, der bekannten Sirenen-

neben dem Trochus ſitzende Vogel eigentlich darin ſitzen, und eine wahre ἴυγξ vorſtellen ſolle.

*) Nicht des Schwänzchens, ein Vorgeben, das aus der Verwechslung des κίγκλος oder σκιουρίγγης, der unter dem Nahmen κιναίδιον (S. Heſych. s. v.) gleichfalls zu Zaubereien gebraucht wurde, entſtanden zu ſeyn ſcheint. Dieß haben ſchon Munker zum Antoninus Liberalis und Joſ. Voß zum Mela hinlänglich erwieſen. Vergl. Notes ſur l'hiſtoire d'Ariſtote in Camus Ausgabe S. 8-8.

geſtalten mit dem Obertheil eines muſikaliſchen Mädchens und eines Vogels aus dem Geſchlechte der Sprechte *). Man ſchmolz damit gleichſam die doppelte Ueberredungskunſt (Pitho) des Geſanges und körperlichen Liebreizes in ein allegoriſches Zwittergeſchöpf zuſammen, das doch die veredelnde Kunſt auch wohl nur, wie auf der Vaſe, die Ardito ſo ſeltſam kommentierte, in die reinere Urform einer Citherſpielerin zurückbrachte.

Böttiger.

*) Eine Sirene und Keledon oder Jynx neben einander ſehen wir auf der uralten Vaſe in Hancarville T. I. tab. 91. Zur Einſicht, wie ſich dieſe Zwittergeſtalt erſt noch und nach ausgebildet habe, dient vorzuglich auch die Abbildung in der Tiſchbeinſchen Sammlung T. I. t. 26. Eine beſondere Vermiſchung des ägyptiſchen Geſchmacks mit der Sirenenbildung erſcheint in Caylus Recueil T. III. pl. 11, 1. Die Figur iſt auch darum merkwürdig, weil man daraus ſieht, wie ſie wahrſcheinlich an eine Decke aufgehangen wurde.

VI.

Licht und Finſterniß.

Ein

Schreiben aus Ingolſtadt *).

Hier iſt alles wie neubelebt, ſeit der neuen Einrichtung der Studien. Wirklich, es iſt eine Freude zu ſehen, welch' eine rege Thätigkeit unter Lehrern und Studirenden herrſcht. Nur giebt es natürlich auch hier unter den letztern einige, die ihre akademiſche Exiſtenz für ein Privilegium des Müßiggangs und der Lüderlichkeit halten. Beſonders zeichnet ſich ein gewiſſer junger Herr von Adel ſehr zu ſeiner Unehre aus. Es iſt bekannt, wie verderblich ein ſolches Beiſpiel wir-

*) Freunde der Aufklärung, welchen dieſe Nachrichten nicht gleichgültig ſind, werden wohl thun, damit die Briefe aus Baiern über den neueſten Zuſtand der Univerſität Ingolſtadt im Allgemeinen literariſchen Anzeiger, Februar 1800 no. 27 und 28. zu vergleichen, wo eine ſehr ausführliche und gründliche Nachricht über dieſe Wiedergeburt eines ſo alten und ehrwürdigen Muſenſitzes zu finden iſt. Ueberhaupt ſtehen in dieſem um gründliche Unterſuchung mannigfaltiger literariſcher Gegenſtände und um Verbreitung gemeinnütziger Notizen ſehr verdienten Blatte neuerlich viele, jedem Wahrheitsfreunde willkommene Nachrichten über die Bavaria rediviva.

ken kann. Dagegen finden ſich auch adeliche Jünglinge, deren Wohlverhalten und Fleiß mit ihrem bürgerlichen Range Schritt hält. Indeß kann hier freilich das Beſſere, oder, wenn Sie das Wort vorziehen, die Aufklärung nur langſam fortſchreiten; denn noch liegt in den Köpfen der meiſten jungen Leute ziemlich viel Dunkel: ein Reſt der alten Mönchserziehung! — Es verſteht ſich, mein Freund, daß wir damit keinem wackern Ordensmanne zu nahe treten wollen. —

Sie wiſſen, was man bei den Zöglingen aus den Schulen der Mönche, der Jeſuiten u. ſ. w. bemerkt hat, daß der Jüngling, welcher zu dem Studium der Rechte, der Arzneikunde u. dgl. ſich beſtimmt, mit der Theologie auch ſo gerne dem Nachdenken über die allgemeingültigen Begriffe der Religion und der Sittlichkeit entſage, und begünſtigt durch ſeine äußere Lage, zu einer Art von Freigeiſterei übergehe, während diejenigen, welche dem geiſtlichen Stande ſich widmen, mit ſcholaſtiſcher Theologie und mönchiſchen Religionsübungen ſich dergeſtalt abgeben müſſen, daß ſie, ihrer Feſſeln müde, bei jeder Gelegenheit ihre jugendlichen Triebe auf eine andre Weiſe (beſonders mit Trinken!) zu befriedigen ſuchen. Davon iſt auch hier manche Spur ſichtbar, unter Juriſten, Medizinern und den angehenden Geiſtlichen (vorzüglich im Seminarium, wo ſich 42 ſolcher Kandidaten befinden). Eine gewiſſe Tendenz zum moraliſchen Liberti-

ſelbſt und ihrem Liebhaber unnöthige Qualen zu verurſachen? Genug, daß der ſtrengeſte Wolſtand der heutigen Welt nicht halb ſo viel Zeit fodert, als ſie anwandte, dem Agathon ſeinen Sieg zu erſchweren. Und glauben wir etwan, daß ſie ſich keine Gewalt habe anthun müſſen, einen ſo vollkommenen Liebhaber, einen Liebhaber deſſen auſſerordentlicher Werth die Heftigkeit ihrer Neigung ſo gut rechtfertigte, ſo lange ſchmachten zu laſſen?! oder daß die Selbſtverläugnung, welche dazu erfordert wurde, eine Perſon, deren Einbildungs-Kraft mit den lebhafteſten Vergnügungen der Liebe ſchon ſo bekannt war, nicht zum wenigſten eben ſoviel gekoſtet habe, als einer noch unerfahrnen Perſon der ernſtlichſte Widerſtand koſten kann?

Wir ſagen dieſes alles nicht, um die ſchöne Danae zu rechtfertigen; ſondern nur zu zeigen, daß Agathon in der Hitze des Affects zu ſtrenge über ſie geurtheilt habe. Es war unbillig, ihr eine Gütigkeit zum Verbrechen zu machen, welche ihn ſo glücklich gemacht hatte, als er elend geweſen ſeyn würde, wenn ſie ſchlechterdings darauf beharret wäre, die heftige Leidenſchaft, von der er verzehrt wurde, bloß allein durch die ruhigen Geſinnungen der Freundſchaft erwiedern zu wollen. Allein das Vorurtheil, von welchem er nun eingenommen war, machte ihn unfähig ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Der Gedanke, daß ſie einen Hippias eben ſo begünſtiget habe als ihn, machte ihm alles verdächtig,

nism ist den erstern, nach ihrer frühern Erziehung und bei ihren jetzigen Verhältnissen, natürlich; und wohl dem Jünglinge, den ein glücklicher Zufall, etwa die Hand eines Freundes, auf den rechten Weg hinführt, und von dem unseligen Sprunge von einem Aeussersten auf das andre bewahrt! Bei den letztern aber, nemlich den sogenannten Theologen, setzt sich leicht eine Kruste von Rohheit, Stumpfsinn und Leidenschaftlichkeit fest, woraus denn in der Folge ganz natürlich der Pfaffengeist erwächst.

Von dem Schönen durch das Wahre zum Guten ist der Gang, den die Bildung des Jünglings für den gelehrten Stand nehmen muß. Wie sollte man aber mit dem Schönen in den Mönchsschulen, wie sie gewöhnlich waren, oder noch sind, recht bekannt werden! Und der Zögling des geistlichen Standes kann ja, so lang' eine bekannte (unnatürliche) Einrichtung bei dem kathol. Klerus fortdauert, sich mit den Produkten der schönen Literatur, seinem Glücke unbeschadet, nicht wohl vertraut machen. Denn so wie der Sinn für das Schöne in ihm entwickelt wird, so paßt er für diese Einrichtung weniger; und was an sich ein Seegen für ihn seyn würde, kann sich sehr leicht in Fluch verwandeln. Selbst die Richtung seines Gefühls auf das Schöne in der Natur und eine innige Bekanntschaft mit diesem erscheint, in Hinsicht auf seine künftige Lage, inkonsequent. Denn hängen

die Dinge nicht zusammen, und ist das Schöne nicht überall Eins? — Wird aber der Sinn für das Schöne nicht geweckt, wie mag ihm dann das Wahre einleuchten, wie eine wirkliche (subjektive) Filosofie in seinem Geiste Platz greifen? Viel leichter wird jene Kruste von Rohheit, Stumpfsinn u. s. w. sich ansetzen, und allmählig so erstarken, daß, wenn auch das Glück noch einen bessern Unterricht anbietet, dieser kaum noch allmählig und einigermaßen durchdringen kann. Wo nun der Sinn für das Schöne und Wahre so wenig belebt war, wie dürftig mag dann hier der Sinn für das Gute (so wie die Erkenntniß desselben, die Sitten- und Religionslehre) dem Blicke des Beobachters erscheinen! Wenig mehr als ein syllogistisches Gedankenspiel, oder ein scholastisches Wort- und Nebelwerk, zumal wenn noch eine Verfassung, wie in jenem Seminarium, hinzukommt, die mit der neuen vortreflichen Anordnung für die Universität einen sonderbaren Kontrast bildet, nemlich die mönchischen Uebungen, das mechanische Wesen, Beten, Psalliren (Psalmen herabsagen), das zeitraubende Hin- und Herlaufen, Knieen, Stehen — Uebungen, die viele Stunden, welche man dem Studieren widmen könnte, wegnehmen, und die ein Gebet, eine Betrachtung im Geiste und in der Wahrheit, bei viel kürzerm Zeitmaße, so wohl ersetzen könnte — und dabei noch so manches Harte, Willkührliche, Unordentliche, von mehr als Einer Seite .... Gewiß, wenn

nur erſt der Zuſtand dieſes Seminariums bei der höhern Behörde in München recht bekannt wird, ſo wird auch da eine Verbeſſerung erfolgen. Aber es bedarf wahrlich einer großen Verbeſſerung!

Nun, mein l. Fr., werden Sie mich begreifen, wenn ich Ihnen ſage, daß, ſo rege und thätig auch bei der neuen Einrichtung, zumal in Vergleichung mit dem vorigen Zuſtande, alles erſcheint, doch manche Vorleſung (oder Predigt) von den neuen Lehrern im filoſofiſchen und theologiſchen Fache auf viele ihrer Zuhörer lange den Eindruck nicht machte, welchen man natürlicher Weiſe von dem Gewichte der Sache und der Schönheit des Vortrags erwarten konnte. Doch bei dem Jünglinge, der erſt in den Bezirk der Filoſofie eintritt, läßt ſich noch mehr ausrichten, ſollte er auch in den untern Schulen einigermaßen verſäumt oder durch Vorurtheile verſtimmt worden ſeyn, und es wird im Ganzen ſchon beſſer gehen, wenn nur erſt die neuen Zöglinge aus der Filoſofie nachrücken werden.

Auch die juriſtiſche Fakultät, die ſchon vorher (ſo wie die mediziniſche) mehrere würdige Männer zählte, erhielt einen neuen, ſehr geſchickten Lehrer, Hrn. Bönner, vorhin Hofr. und Prof. in Bamberg. Dagegen verlor ſie einen treflichen Kopf, Hrn. v. Hellersperg, der als Direktorial-Rath nach München abging. Auch der würdige und verdienſtvolle Schrank war ſchon als

Direkt. R. dahin bestimmt. Jedoch, zum Glücke für die Universität, blieb er noch hier. Er ward nun vom Kurfürsten zum Direktor des Kameral-Instituts ernannt; eine Stelle, die sich mit seiner Professur (der Naturgeschichte, Botanik, Zoologie) wohl verträgt.

Die ehemaligen Prof. zu Dillingen, Weber, Zimmer und Sailer, lehren nun hier mit großem Beifalle *). Neben hellen und gründlichen Einsichten

*) Man hat dispensirt! — S. das Schreiben über Bayern im Januar d. J. Der Ruf dieser Männer an die Universität zu Ingolstadt ist zugleich ein klarer, sprechender Beweis, daß gegenwärtig, bei den neuen Einrichtungen in Bayern, kein Parthei- oder Ordensgeist vorherrsche. Bei allen, welche die Lebensumstände derselben und die zeitherigen Ereignisse kennen, fiel auf sie nicht einmal der Verdacht des Illuminatismus. Wie ist z. B. Sailer von zweien, die ihrem Geständnisse nach Illuminaten waren, von Nikolai und Bronner, verkannt und mishandelt worden (ohne die Mishandlung als solche eben deutlich einzusehen, das versteht sich von Männern, die sonst, in mancher Hinsicht, ihr Verdienst haben)! Um jedoch einen mächtigen Beherrscher aus Norden, der mit eigener Hand „wegen der Illuminaten in Bayern“ an den Kurfürsten schrieb und ihn davor warnte, desto besser beruhigen zu können, verordnete Max. Josef, daß alle, die ein öffentliches Amt besitzen oder antreten, schwören sollten: sie seyen in keinem Orden, in keiner geheimen Verbindung, und wollen in keine gehen. Es ist also nur Wirkung der Billigkeit, der Humanität und der Gerechtigkeitsliebe, wenn der neue Kurfürst auch solche, die Illuminaten waren, und vorhin unter der Beschuldigung des Illuminatismus litten, wieder anstellte. Denn gesetzt, es sey Einem

besitzen selbige auch die Lehrgabe im hohen Grad, (ein Umstand, auf den bei Professoren so viel ankömmt!)

und dem Andern auch etwas Menschliches, Tadelnswürdiges begegnet: konnte er nicht in der Folge (da der Illuminaten-Orden auf immer aufgehoben wurde und in sich selbst zerfiel) den Fehler verbessern? Daß aber der Ill. O. in Bayern keinen andern Zweck hatte, als zur Thätigkeit, zur Selbstbildung, zum Erwachen aus der alten Trägheit und Lethargie aufzumuntern; daß eigentlich dieß der herrschende und hervorstechende Zweck des Ganzen war, ist klar, wenn man auch nur die auf höchsten Befehl herausgegebene Illum. Schriften durchsieht. Was da vom „politischen und geistlichen Despotismus" vorkommt, ist offenbar nichts anders, als was man sonst auch Tyranney und Geistesdruck hieß; und wer darf sagen, daß zu Klagen darüber überall kein Grund war, oder daß man denselben anders als durch Verbesserung (nicht durch Umsturz) abhelfen wollte? Nur Bosheit oder krasse Unwissenheit, völliger Mangel an näherer Lokal- und Personalkenntniß kann jene Aeußerungen auf die französische Revolution und auf das, was sich darinn als Jakobinismus auszeichnete, beziehen, oder damit in Verbindung setzen. Doch opinionum commenta delet dies, veritatis iudicia confirmat. Uebrigens ist hier von dem Zwecke, nicht von den Mitteln die Rede. Ob der Ill O. für die gute Sache der Menschheit ein taugliches Mittel wäre, das ist eine andere Frage. Laßt uns nur gerade und offen handeln, laßt uns redlich für das Beste der Menschheit arbeiten: wir bedürfen dann keines Ordens, welche Maske und welchen Namen er auch trage, Jesuiten oder Illuminaten! — Noch mochte ich hier ein paar kleine Unrichtigkeiten, die sich in jenes Schreiben eines Ungenannten im 1sten St. einschlichen, verbessern. Es heißt dort, daß von den sogenannten Maltheserg ütern jährlich 10,000 Rthlr. an den Schulfond abgegeben würden. Dieß war allerdings im Plane; allein es kam leider! nicht zu Stande. Es heißt ferner: der Hr. Geistl. Rath Mutschelle sey Studiendirektor

eine ſchöne Stimme, einen lebhaften und deutlichen Vortrag. In dem vortrefflichen Armarium fand Hr. Weber ſo recht ſein Element. Seine Experimental-Kollegien werden auch von ſolchen, die nicht gerade die Fyſik ſtudiren, beſucht. So oft er ein ſolches Kollegium ankündigt, ſammeln ſich Zuhörer aus allen gebildeten Ständen um ihn herum; und die ſeltene Gewandtheit, welche der Mann in den fyſikaliſchen Verſuchen beſitzt, ſeine lebhafte Thätigkeit, die Deutlichkeit ſeiner Erklärungen, und die achtungsvolle Aufmerkſamkeit umher gewähren dem beobachtenden Zuſchauer ein angenehmes Schauſpiel. Hr. Zimmer iſt Prof. der Theologie (Dogmatik) nebſt der theol. Enzyklopädie, Method. allgem. theol. Literaturgeſchichte; und ſein ganzer Vortrag, Form und Inhalt ſind im hohen Grade dazu geſchickt, junge Leute zu wecken, und zur Bildung brauchbarer Volkslehrer und würdiger Geiſtlichen — nach dem Bedürfniſſe der Gegenwart, und zum Behufe des Beſſern in der Folgezeit — beizutragen. In ſeinen Vorleſungen gehen Theologie und Filoſofie immer ſchweſterlich (ſo weit das Objekt und die

in München geworden. Wahr iſt es, die Stelle ward ihm zugedacht und angeboten; da er ſie aber nicht annahm, ſo erhielt ſie Hr Weiler, Prof der Moralfiloſofie und der pädagogiſchen Wiſſenſchaften; ein Mann, der ſich auch als Schriftſteller ſchon rühmlich auszeichnete. Mutſchelle ſchreibt eine Moral für die Theologen (als Lehrbuch), und ſeine Antrittsrede, die er eben herausgab: „Was ſoll die Schule für die Welt ſeyn:“ iſt vortrefflich.

Umſtände es erlauben) Hand in Hand; es wird da recht anſchaulich, daß die Filoſofie nicht blos einen formellen Inhalt habe, nicht blos als Magd — als ſyllogiſtiſche Schwätzerin — der Theologie dienen müſſe, ſondern daß ſie auch eine reelle, für jeden Menſchen gültige Wiſſenſchaft ſey; daß jener formelle Theil ohne den reellen nur der Soſiſterei und dem geiſtlähmenden Scholaſtizismus dienen könne, und daß folglich eben dieſer reelle Beſtandtheil der Filoſofie dem Theologen ſo unentbehrlich als jedem andern denkenden Menſchen ſeyn müſſe. Hr. Sailer lehrt die chriſtliche Moral und die Paſtoraltheologie, giebt überdieß alle Wochen zwei Religionskollegien (für alle jungen Akademiker), und hält ordentlich alle 14 Tage eine Predigt in der Univerſitätskirche, wobei ſich denn Lehrer und Studirende einfinden. Es iſt rührend, einen Mann, den die Bosheit, die Kabale des Obſkurantismus ſo gerne aus aller menſchlichen Verbindung hätte losreiſſen mögen, und den ſie wirklich fünf Jahre lang aus aller öffentlichen Thätigkeit gedrängt hatte, nun auf ſo viele junge Leute wirken und in einer ſo glänzenden, ſo viel umfaſſenden Sfäre handeln zu ſehen! In den Vorleſungen über die Moral geht ſein Beſtreben vornemlich dahin, das Reine und Edle, das Würdige und Erhabene der chriſtlichen Sittenlehre darzuſtellen. Seine Vorleſungen aus der Paſtoraltheologie müſſen den angehenden Volkslehrer nnd überhaupt den jungen Geiſtlichen, der einiges Gefühl des Guten hat,

für die ſchönere und beſſere Seite ſeines Standes, ſeiner Berufsgeſchäfte, begeiſtern. Daher die merkwürdige Erſcheinung, daß in Dillingen ſich vormals, durch ſeine Vorleſungen belebt, mehrere treffliche Köpfe zum geiſtlichen Stande beſtimmten, während z. B. im Oeſtreichiſchen hin und wieder die Zahl der Kandidaten dieſes Standes, bei dem neuen Tone der Aufklärung, außerordentlich ſank. Gleichwohl erlaubte ſich Hr. S. nie einen Wink, der einem Reize oder einer Lockung ähnlich wäre: es war die Schönheit, die Kraft ſeines Vortrags und das Wahre ſeiner Darſtellung, was, unterſtützt durch ſein Beiſpiel, dergeſtalt wirkte. Und iſt wohl der Menſchheit gedient, wenn nur Dummköpfe und Böſewichter geiſtlich werden? Oder wozu ſoll es führen, wenn nur die Laſten und das Unnatürliche, was bei der gegenwärtigen Verfaſſung dieſes Standes in der kathol. Kirche ſich findet, immer mehr gefühlt werden? Freilich eine natürliche Folge der Aufklärung. Aber man komme auch dem Lichte ſeiner Zeit entgegen; man ſtemme ſich nicht gewaltthätig wider die Natur, wider die Anlagen des Schöpfers; man wage es einmal die Wahrheit (auch in hiſtoriſcher Hinſicht) ganz zu ſagen, und ihr zu folgen!! Ohne die gehörige Abänderung im Aeußern wird das Uebel nie von Grund aus ſich heben laſſen; es wird vielmehr im Ganzen ſtets zunehmen, wie dieß aus ſo mancher neuern Erſcheinung im kathol. Teutſchlande, z. B. im Bisthum Regenſpurg, und beſonders im Oeſtreichi-

ſchen, erhellet. Verzeihung, m. Fr., für dieſe Abſchweifung! Die Sache lag mir zu nahe. — Schön und lehrreich ſind die Religionskollegien von S.; und wenn die H. H. Juriſten und Mediziner ſie nicht immer ſo häufig, als ihre Pflicht forderte und der Inhalt wohl verdiente, beſuchen, ſo iſt dieſes nur ein Beleg zu dem, was ich oben von der Geiſtesrichtung dieſer jungen Akademiker ſagte. Genug, daß ſchon mehrere ſie immer fleißig beſuchten, und mit regem Gefühle für das Wahre daran Theil nehmen! Von der Zukunft können wir, wie ſchon geſagt, mehr erwarten. Auch Hr. Sailer legte ſeiner Religionslehre das moraliſche Prinzip zum Grunde, und der Beweis, die erörternde Darſtellung, wie der Glaube an Gott aus der praktiſchen Vernunft hervorgehe, war vortrefflich.

Ueberhaupt iſt Sailer der Profeſſor (oder Prediger) wohl noch mehr als S. der Schriftſteller, ſo vieles Gute auch, ſo vieles Schöne und Treffliche, beſonders in einzelnen Stellen, ſeine Schriften enthalten. Was die ſchärfere Kritik daran nicht ohne Grund tadelt, die öftern Wiederholungen derſelben Worte, das Ungleiche oder auch den Mangel an Zuſammenhang, an genauer, ſyſtematiſcher Verbindung u. dgl., das fällt in ſeinem mündlichen Vortrage weniger auf; ja eben die Art ſeiner Wiederholungen, und das einzelne Schöne, d. i. beſonders Hervorſtechende,

das Starke und Treffende wirkt — zumal bei seiner hellen, tönenden Stimme, bei seinen belebten und freundlichen Mienen, und bei seinem ganzen männlichen Anstande — hinreissend. Aber eine Idee webt er in seinen Vorlesungen und Predigten ofters ein, eine Idee, die selbst einigen seiner Schüler nicht recht eingehen wollte: die Idee von der praktischen Nothwendigkeit eines höhern, übernatürlichen, himmlischen Einflusses! Er behauptete z. B. „die Macht und der Ausspruch des Sittengesetzes: du sollst! sey nicht hinreichend uns zum Handeln zu bestimmen, wofern Gott uns nicht Kraft und Stärke zum Vollbringen gebe:“ Doch setzte er bei: „er wolle mit dieser Behauptung den Menschen nicht zur Maschine herabwürdigen, sondern er, der Mensch, müsse auch nothwendig thun, was in seinen Kräften stehe; das Uebrige gebe dann Gott.“ Also, wenn man alles zusammennimmt und — recht fasst, ganz unschuldig und wahr! Sie erinnern sich, m. Fr., was der edle Herder neulich in der fünften Samml. seiner christlichen Schriften, oder „von Religion“ u. s. w. gegen den kategorischen Imperativ, gegen gewisse Vorstellungen desselben bemerkt hat (S. 107–122.); gewiß nicht ohne Grund. —

Zum Beweise, welch' ein Geist und Ton in Sailer's Predigten herrsche, erlauben Sie mir eine Stelle hier anzuführen: „Glaubt, was ihr selbst

was ihn hätte überzeugen können, daß, wenn ihm gleich andere in dem Genuß ihrer Gunstbezeugungen zuvorgekommen, er doch der erste gewesen sey, der ihr Herz wahrhaftig gerührt habe. Kurz, er sah nun nichts in ihr als eine Buhlerin, welche in dem Gesichtspunct, worinn sie ihm itzt erschien, vor den übrigen ihrer Classe keinen andern Vorzug hatte, als daß sie gefährlicher war.

Indessen konnte sein Unwille gegen sie nicht so heftig seyn als er war, ohne sich gegen sich selbst zu kehren. Die Vorstellung, daß er die Stelle eines Hippias, eines Hyacinths, bey ihr vertreten habe, machte ihn in seinen eigenen Augen zum verächtlichsten Sclaven; er schämte sich vor seinem ehmaligen bessern Selbst, wenn er an die Rechenschaft dachte, welche er sich von seinem Aufenthalt zu Smyrna schuldig sey. Würde er so gar, wenn Danae würklich diejenige gewesen wäre, wofür er sie in der Trunkenheit der Leidenschaft gehalten hatte, vor dem Gerichtstuhl der Tugend haben bestehen können? Was wollte er dann nun antworten, da er sich selbst anklagen mußte, eine so lange Zeit ohne irgend eine lobenswürdige That, verloren für seinen Geist, verloren für die Tugend, verloren für sein eigenes und das allgemeine Beste, in unthätigem Müssiggange, und, was noch schlimmer war, in der verächtlichen Bestrebung den wollüstigen Geschmack einer Danae zu belustigen, ihre Begierden, ihre von dem Rest des üppigen Feuers ihrer Jugend noch erhitzte Einbildung

nicht erforschen könnte! Der Mensch kann zwar vieles, er kann in dem Felde der Natur und im Gebiete seines eigenen Wesens, ja sogar in den tiefern Eingeweiden der Erde und in den Höhen des Sternhimmels, kann in der Luft und im Meere, kann auf Bergen und in Thälern, kann im Reiche der Sittlichkeit und des Rechtes, in der Gesetzgebung wie in den geheimen Kammern und Werkstätten der Natur, kann in allem, was Kunst und Wissenschaft heißt, große, ausgebreitete und helle Einsichten sammeln; kann sich die unbändige Natur bändig und unterworfen machen, kann stolze Ströme in seinen Rinnsaal zwingen, kann wilde Thiere zahm, und zahme zu Gehülfen seiner Arbeiten machen; kann aus den Wolken die Blitze ableiten, kann auf reißenden Wassern fahren, kann Luftschiffe bauen; kann die Sprache des Allmächtigen in der Natur, die Sprache des Allerheiligsten in seinem Gewissen, die Sprache des Allerweisesten in der Ordnung und dem Glanze der Welt aufsuchen; kann sich in sich und ausser sich eine Leiter bauen, auf welcher er zu Gott aufsteige — das kann der Mensch!! und ich habe Ehrfurcht vor ihm; denn er kann es unter allen Erdgeschöpfen allein — und ich bekenne es vor aller Welt: „wer die Vernunft lästert, lästert, wissend oder unwissend, Gott!— Aber Eines kann der Mensch nicht: den Rathschluß, der in dem Vaterherzen Gottes ruht, der mit einem unzugänglichen Dunkel umhüllt ist, den kann der Mensch

nicht ergründen.“ Uebrigens können wir von einem so wohldenkenden und durch mancherlei Schickſale geprüften Mann allerdings erwarten, daß er den Jünglingen, die ihn hören und beſuchen, auch gegen die Gefahren, gegen die verführeriſchen Reize und Blendwerke des (feinern) Myſtizismus, ſo wie gegen die einſeitige oder übertriebene Anhänglichkeit an das Wiſſenſchaftliche, manchen belehrenden Fingerzeig und manche triftige Warnung geben werde, um ſo mehr, da wirklich — eine unläugbare und merkwürdige Thatſache! — in den letztern Jahren einige, obgleich nur wenige ſeiner ehemaligen Schüler zu Dillingen hier und da an der Klippe dieſes gefährlichen Myſtizismus anſtießen, und durch ihre Misgriffe (ſonſt ſo treffliche junge Männer) im Hochſtift Augsburg der guten Sache und dem Hrn. Prof. Sailer, wiewohl erſt nach deſſen Entfernung von ſeinen Profeſſuren zu Dillingen, mächtig ſchadeten. Wie viel Anlaß und Stoff für ſeine Feinde. . . . . !!

Außer den Herren Prof. und Geiſtl. Räthen Sailer, Weber und Zimmer wurden bei der neuen Einrichtung noch einige Männer angeſtellt, die ſich ſehr vortheilhaft auszeichnen. Hr. Geiſtl. R. Michl, Lehrer der Kirchengeſchichte und des geiſtlichen Rechts, iſt ein lieber, verehrungswürdiger Mann, merkwürdig wegen ſeiner Schickſale und ſeiner edeln und hellen Grundſätze. Sein Blick verräth Geiſt und

Herzensgüte, seine körperliche Figur giebt ihm Anse-hen, und seine blühende Gesichtsfarbe zeugt von Mä-ßigkeit und Ordnung in der Lebensweise. Und dieser Mann mußte vorhin auch sehr viel erdulden; denn er war, gewiß aus guten Absichten, in den Ill. O. getreten. Daher fürchtet man, er möchte, troz seiner blühenden Farbe, nicht so lange mehr, als man wünscht, der Universität bleiben. Hr. G. R. Mil-biller, ein trefflicher Schriftsteller im Fache der Ge-schichte*), lies't über politische Geografie im Großen, nach Gatterer, über Geschichte der europäischen Staaten, über Statistik und Geschichte der Teutschen (nach Meusel und Anton). Seine Vorlesungen sind schön und reichhal-tig, und Sie können sich leicht vorstellen, mein th. Fr., wie viel ein solcher Mann zur größern Aufnah-me der wissenschaftlichen Kultur und zur Verbreitung ächter Aufklärung allmählig beitragen werde. Aber in seinem Aeußern sind die Spuren der Leiden, die schon an seinem Innern zehrten, auffallend; und ein gutes Herz, ein schöner moralischer Karakter leuchtet aus einem sehr abgehärmten Gesichte hervor. Dieß Aussehen ist nach der Versicherung eines Mannes, der ihn näher kennt, (des Hn. Prof. Sailers) eine Folge der harten Schicksale, der grausamen Verfolgungen,

*) Und der schönen Literatur. Man sehe die neueste Ausgabe von Meusels gelehrt. Teutschl.

dieſer ausſtand. Bekanntlich ſchrieb Hr. Milbiller ehemals den Bayeriſchen Zuſchauer, ging dann aus ſeinem Vaterlande, und erlitt vor einigen Jahren zu Paſſau mit zweien ſeiner Freunde ungefähr eine ähnliche Behandlung, wie Sailer mit ſeinen Freunden zu Dillingen. — Der Hr. G. R. Reiner lehrte ſchon ehemals an der hieſigen Univerſität die Filoſofie mit ausgezeichnetem Beifalle; aber er verlor die Profeſſur; auch ihn traf der Verdacht und die Beſchuldigung des Illuminatismus, und wohl auch Manches von dem Harten, Drückenden, was im Gefolge dieſer Beſchuldigung gewöhnlich erſchien. War es dann nicht billig und ſchön, daß auch dieſer Mann (übrigens ein Ordensgeiſtlicher) wieder auf den akademiſchen Leuchter geſtellt wurde? Er lieſt über die wichtigſten Gegenſtände der praktiſchen Filoſofie, und über die Univerſalgeſchichte. Seine Denkart iſt gereinigt, ſein Vortrag geſetzt, männlich, beſtimmt und deutlich. Seine freimüthigen Aeußerungen erregen hier und da Aufſehen, reizen zum Nachdenken — und ſein gerades Weſen, ſeine Humanität und ſeine Dienſtfertigkeit machen ihn dem jungen Akademiker beliebt. Zu ſeiner Erholung geht er alle Tage des Abends in ein gewiſſes Wirthshaus; da kommen nun, um ſeine Geſellſchaft zu genießen, auch mehrere (öfters viele) Akademiker hin; man ſchmaucht Tabak, man diskurirt über filoſofiſche Gegenſtände u. ſ. w. Oefters wird auch von den jungen Leuten, nach dem Wunſche des Hn. Prof.,

gesungen. Sie sehen, mein Fr:, wie ein gesetzter und weiser Mann auch diese Gelegenheit zur Bildung des Jünglings, selbst für äussere Zucht, für Ordnung und feinere Sitte, benutzen könne. Aber freilich ein sehr gesetzter und gebildeter Mann muß er seyn, wofern die Gelegenheit nicht zuweilen ihn selbst verführen und von dem schönen Zwecke ablocken soll. Jedoch den Bessern kann auch die Gegenwart und das Vertrauen so vieler Jünglinge zur rechten Fassung erwecken, oder darin stärken. — Unter den neuen *) Lehrern befindet sich noch Hr. Socher, der aber, verhindert durch Umstände auf seiner Pfarrei, die akademische Lehrstelle noch nicht angetreten hat. Er ist für die Logik und Metafysik bestimmt. Da er sich indeß bisher mit dem theologischen Studium mehr beschäftigt zu haben scheint, so wird er wahrscheinlich bald eine Stelle in der theol. Fakultät erhalten. Er schrieb ein großes katechetisches Werk: „Der Christenlehrer," wenn ich nicht irre, ein Werk, das aus mehrern Bänden besteht, und das — einiges Mangelhafte in den Prinzipien und hin und wieder etwas in der Sprache abgerechnet — unter die besten in seiner Art gehört, und, in Hinsicht auf die katholische Literatur, sogar einzig genannt werden kann. Wie schön, daß man solche Männer im Vaterlande hervorzieht!

*) Davon ist hier die Rede. Also das bisher Gesagte soll keinem, der länger da ist und seine Verdienste hat, etwas von seinem Werthe entziehen.

Betrachtet man die neuen Anſtalten zum Beſſern an der Univerſität zu Ingolſtadt, ſo wird man ſehr verſucht, einen vergleichenden Blick auf die (kleine) Univerſität in einem angrenzenden Lande zu werfen. Wie ganz anders ſieht es da aus! Nur einige Data, die ich von guter Hand empfing.

Der Prokanzler der Univerſität rief mächtig von dem Katheder: „Ja, meine Herren, der Teufel iſt halt's Fundament der Religion; wer keinen Teufel mehr glaubt, der ziehe nur gleich ſeinen ſchwarzen Rock aus.“ Den Einwurf wider die Erbſünde: „Gott könne wegen Adams Sünde deſſen Nachkommen nicht ſtrafen, weil ſie daran unſchuldig ſeyen,“ beantwortete er alſo: „Die Eſel die!“ (er meinte die Gegner) „als ob Gott die Unſchuldigen nicht auch ſtrafen könnte! Iſt er nicht allmächtig? kann er nicht alles?“ u. ſ. w. Beſonders macht er ſich Kant zum Gegner: „Den Kant, den Stockfiſch, den will Ich widerlegen!“ Und wenn nun ſeine Zuhörer ihn auslachen, ſo glaubt er, das ſey Beifallslachen, und macht es immer bunter.

Der Prof. der Dogmatik, ein Exjeſuit, führte ſeine Zuhörer mehrere Monathe lang in dem Labyrinthe und durch alle Schlupfwinkel der ſcholaſtiſchen Lehrmeinungen von der Gnade herum; und als

Prediger auf dem Kongregazionssaale stellte er öfters gar sonderbare Sätze und Gedanken auf, z. B. „Wir müssen Gott verehren mit dem äußern Dienst, 1ster Theil; doch muß man diesem den innern Dienst beifügen," 2ter Th. Debemus honorare Deum — denn lateinisch wird da gepredigt — cultu externo, pars Ima; sed et huic adjungendus est cultus internus, pars IIda. Ein Muster von richtiger Denkart und einer guten Disposizion! Nur fanden alle bessern Köpfe selbst unter den Studenten ein wahres Hysteronproteron darin. Indeß hielt dieser gelehrte Mann erst vor wenigen Jahren als Professor der Filosofie eine akademische Lobrede auf Kant und Reinhold, auf die kritische Filosofie. Als aber im nächsten Jahre die Luft sich schnell änderte, und die Jesuitenpartei über die Freunde der Aufklärung siegte, da schlich er umher, und flüsterte da und dort in's Ohr: „Es sey ihm vorm Jahr mit seiner Red' auf Kant nicht Ernst gewesen, es sey alles nur Ironie gewesen." Schlimm genug, daß man davon sogar nichts bemerkt hatte!

Der Prof. der theologischen oder christlichen (?) Moral beschäftigte seine Zuhörer viele Wochen lang mit der Lehre des Probabilismus, und mit scholastischen Aufgaben (Casibus) wie diese: „Wenn ein Kind, das krank ist, und doch wahrscheinlich sterben wird, an einem Fluß liegt, so daß der Finder nicht weiß, ob es schon getauft ist, und das Kind

nicht anders getauft werden kann, als wenn man es in den Fluß wirft“ (und während das Waſſer über dem Kopfe des unterſinkenden Kindes zuſammenſchlägt, dazu ſagt: ich taufe dich im Namen Gottes des V., des S., und des h. G. Amen!) „iſt es erlaubt, das Kind in den Fluß zu werfen?“ Der neue Autor, d. i. ein alter franzöſiſcher Moraliſt, den man wieder einführte, Antoine, entſcheidet: nein! Aber der gewaltige Probabiliſt rief mit Energie: „ego vero corriperem et proiicerem (!!), und er meinte, das Kind würde ſich bei ihm, wenn er es einmal im Himmel träfe, noch gar ſchön bedanken, daß er auf eine ſo leichte Art, blos durch einen Sturz ins Waſſer, ihm zur Seligkeit verholfen hätte. — Dieſer Held iſt auch Regens in einem Seminarium, wo er ſchlechterdings alle proteſtantiſche Lektüre, ſo wie alles Beſſere von Katholiken, z. B. von Mutſchelle, Ildefons, Schwarz u. a. zu unterdrücken ſucht. Einem Alumnus oder Kandidaten riß er Jakob's ſiloſofiſche Sittenlehre zürnend aus der Hand: „Was wollen Sie denn aus einem ſolchen Fuchshund“ (einem Proteſtanten?) „lernen?“ — Hier, in Ingolſtadt lieſt man nach Jakob's ſiloſ. Lehrbüchern. — Und, ſo fein iſt der moraliſche Sinn der Herren Obſkuranten! ein paar andern, die er der Aufklärung verdächtig fand, erklärte er frei: „Jetzt will ich mit Gewalt darauf ſtudieren, Sie unglücklich zu machen!“ Er hielt Wort.

In der Filoſofie ſtellte ein junger Ritter aus Tyrol Sätze auf wie dieſe: „Alle Kraft iſt eine Subſtanz; Wunder ſind geſchehen, alſo ſind ſie möglich u. ſ. w. Aber es iſt ein Kanon von ſeinem Landsmanne, dem Hrn. Prokanzler: „ratio humana saepe saepius delirat.“ Vor kurzem wurde der tapfere Ritter zum Profeſſor der Fyſik ernannt, ungeachtet er, wie man wußte, dieſelbe nie ſtudirt hatte. Nun lehrte er z. B. „die Winde ſind Urſache von der Bewegung der Luft“ (venti sunt causa moti aeris). Auch führte er erſt kürzlich ſeine Zuhörer in's Armarium; es ſtand Arſenikum da, und ein Student fragte: Hr. Prof. was iſt das? Der Hr. Prof. war in Verlegenheit; doch faßte er ſich ſchnell und ſagte: „ſpaniſches Kochſalz!“ Der Student verſuchte es, und — natürlich! ſogleich fuhren ihm an den Leſzen und der Zunge Blattern auf.—

Genug, mein Freund! Laſſen Sie uns den Blick auf eine lichtere Gegend, auf das Land eines helldenkenden Fürſten wenden. Nur ein paar Bemerkungen möchte ich dieſen Thatſachen aus dem Reiche des Obſkurantismus noch beifügen. Solche Helden wurden aufgeſtellt, da man ſehr verdiente und von Seiten des Herzens und des Verſtandes ſehr gebildete Lehrer entfernte! Solche . . . . . werden geſchützt, befördert, während man mehrere treffliche junge Männer, ſelbſt mehrere Eingebohrne, die unter den beſſern Lehrern

(in einer goldenen, aber leider! nur zu bald vorüber-gehenden Periode) in jenem Lande ſich bildeten, von jeder wichtigern Stelle ausſchließt, drückt und verfolgt; denn, heißt es (und das entſcheidet!) „es ſind Auf-klärer.“ Aber die Leute, die man dort anſtellte, mögen für den Obſkurazionsplan immerhin ſehr paſſen; denn wirklich ſtimmt da alles zuſammen. Auch ihr Vortrag iſt ſchlecht, und bei den mehrſten ſogar elend, alſo in jeder Hinſicht ein Bild der Verdunkelung! Nur eines bedenken ihre Beförderer nicht. Dieſe Herren ſind vollkommen geeigenſchaftet, das Obſkurantenſyſtem öffentlich und weit umher verächtlich oder lächerlich zu machen.

Doch, als wenn der „Nebel“ und die „Nacht“ noch immer nicht dicht und finſter genug wäre — es ſoll noch ärger kommen! Eine neue Abart von Jeſuiten (zuſammengeraſft aus welſchen und franzöſiſchen Emigranten, nebſt einigen Teut-ſchen vom linken Rheinufer) ſoll alle Schulen erhal-ten. Ihr Superior, ein Welſcher, der teutſch ſpricht, erklärte ſich mit dürren Worten: „Der ge-meine Mann ſoll nicht leſen und ſchreiben lernen; wenn er nur den Roſenkranz beten könne, das ſey ſchon genug; die gemeinen Leute wiſſen ſo ſchon zu viel;“ und, „man ſollte alle Bücher im Meer erſäufen.“ That-ſachen, Freund! — Iſt es dann ein Wunder, daß man

zu befriedigen, unrühmlich verſchwendet zu haben? Er trieb die Vorwürfe, welche er bey dieſen gelbſüchtigen Vorſtellungen ſich ſelbſt machte, ſo weit als ſie der Affect einer allzufeurigen, aber mit angebohrner Liebe zur Tugend durchdrungenen Seele treiben kann. Die Schmerzen wovon ſein Gemüth dadurch zerriſſen wurde, waren ſo heftig, daß er die ganze Nacht, welche auf dieſen traurigen Tag folgte, in einer fiebriſchen Hitze zubrachte, welche, mit dem Zuſtande, worinn ſich ſeine Seele befand, zuſammengenommen, ein ſehr füglicher Bild derjenigen Pein hätte abgeben können, worinn nach dem allgemeinen Glauben aller Völker, die Laſterhaften in einem andern Leben die Verbrechen des gegenwärtigen büſſen.

Wir haben ſchon einmal angemerkt, daß das Mißvergnügen über uns ſelbſt ein allzuſchmerzhafter Zuſtand ſey, als daß ihn unſre Seele lange ausdauern könnte. Es iſt natürlich, daß die Selbſtliebe allen ihren Kräften aufbeut, um ſich Linderung zu verſchaffen; und wenn wir betrachten, wie wenig Gutes ein anhaltendes Gefühl von Scham und Verachtung ſeiner ſelbſt würken kann, und wie nachtheilig im Gegentheil Gram und Niedergeſchlagenheit, ihre natürliche Folgen, der wiederkehrenden Tugend ſeyn müſſen: ſo haben wir vielleicht Urſache, die Geſchäftigkeit der Eigenliebe, uns bey uns ſelbſt zu entſchuldigen, für eine von den nöthigſten Springfedern unſrer Seele, in dieſem Stande des

Irrtums

dieſe neuen Jeſuiten, oder, wie ſie, noch ohne alle förmliche Autoriſazion von Pabſt und Kaiſer, ſich ſelbſt nennen: „Jeſusbrüder, Brüder von dem Glauben und der Lehre Jeſu,“ öffentlich Eſelsbrüder nannte? Auch ſagt ſchon der allgemeine Ruf von ihnen, es ſeyen nicht allein (ein paar feinere ausgenommen) in Hinſicht auf Grundſätze gar beſchränkte Köpfe, ſondern auch von Seiten ihrer Talente und Einſichten betrachtet, gar ſchwache Helden. Curta ſupellex auf jeder Seite; die meiſten ſind der teutſchen Sprache nicht einmal zur Hälfte mächtig. Und dieſe Menſchen — die ſchon ganz das alte Kleid und Exterieur des Jeſuiten an ſich tragen — ſollen nun die Lehrer der Teutſchen werden! Dahin arbeiten mit einer Art von Wuth gewiſſe eigennützige Gegner alles Neuen und Beſſern; dazu ſucht man gutdenkende Fürſten zu bereden. — Schon iſt eine Reiſe zu dem neuen Papſt nach Venedig veranſtaltet .... O Ihr edeln Fürſten Teutſchlands, die Ihr mit der Menſchheit, mit Euch ſelbſt, mit Euerem Volke es gut meinet, o warum — doch, ich vergeſſe, daß ich mit Ihnen rede. Haben Sie geleſen, was unlängſt ein teutſcher Miniſter in Häberlin's Staatsarchiv *) zu ſeiner Vertheidigung bekannt machte? Es iſt ein ſchöner Beweis,

*) Eine Zeitſchrift voll ächten Gemeinſinns und unerſchrockner Wahrheitsliebe, wie wenige. Der 16te Heft iſt vor kurzem davon erſchienen.

P.

daß dem Staatsmanne sein Ruf bei dem Publikum und der Klang seines Namens bei der Nachwelt nicht gleichgültig ist; und man weiß, wie diese öffentliche Ehre nun einmal von der Wahrheit, von der Geschichte, von dem Gelehrten abhängt! Gesetzt nun, das, was ich Ihnen hier von den Anstalten und Aeußerungen des Obskurantismus erzählte, fiele in die Sfäre dieses Ministers (oder eines andern von ähnlicher Denkungsart): was würde dann wohl selbst die Klugheit, die wahre Politik, was sein eigenes Beste von ihm fordern? —

Nochmal, th. Fr., lassen Sie uns den Blick freudig auf eine lichtere Gegend zurücklenken. Gott erhalte den erhabenen Kurfürsten Maximilian Josef! Mit Ihm ging eine schöne Morgenröthe über einen ansehnlichen Staat, über einen beträchtlichen Theil unsers teutschen Vaterlandes auf. Und gewiß, tritt überall kein Unglück, kein feindlicher und böser Genius dazwischen, so kann es nicht fehlen, der Geist der ächten und vollkommnern Aufklärung muß, wenn gleich langsam, doch sicher in diesem Lande emporkommen, einer Aufklärung, die in den Kräften, welche eine höhere Weisheit (Gott!) in die Natur des Menschen gepflanzt hat, in den Anlagen zur Veredlung, zur fortschreitenden Einsicht und Vervollkommnung sich gründet, und die also für das ganze Menschengeschlecht, folglich auch für die schöne Ord-

nung jedes gutregierten Staats und für jeden Einzelnen, nur beglückend seyn kann.

VII.

Ueber den Abbé Barruel.

(Auszug eines Briefs aus Wien.)

---

d. 18. April 1800.

— Das Räthsel, woher der Abbe' Barruel so viel falsche und possirlich erlogene Nachrichten über teutsche Gelehrten habe, kann ich Ihnen lösen. Er war von 1768-1771. in Wien im Collegio Thereſiano, in welches alle 5 Jahre stets 4 Jesuiten aus Frankreich und 3 aus den Niederlanden kommen, um da als französische Sprachmeister papagayenmäßig zu plaudern und auch wieder etwas vom Teutschen aufzulesen, wenns in Weg käme. Denn zum Teutschlernen kam es aus dem bekannten Nazionalstolz nur selten. Barruel wenigstens wanderte nach Paris zurück, ohne teutsch zu kennen. Er begab sich unter Boscovichs Aegide, dessen bekanntes lateinisches Lehrgedicht er in wäßrige

franzöſiſche Proſa auflöſte. Hierauf übte er ſeine Feder auch in andern Exercitiis, indem er nach dem Beiſpiele der Sabatier, Viret, Patuillet, Nonnotta elende Pamflets für die Religion — quae defensoribus istis Haud eget — gegen Voltaire und die Filoſofen ſchrieb; vor der Revoluzion eine kleine, und immer noch ziemlich ergiebige Goldwäſche für arme Schlucker, wie er. Als prêtre refractaire floh er nach London, und — um leben zu können, legte er ſich aufs Horchen und Spioniren, und ließ ſich gern um ein Billiges bei der großen Allarmglocke anſtellen, die die Gisborne, Robiſon, der kleine ſchwarze Kaplan Matthias (der Verfaſſer der Purſuits of Literature) und alle Helden des Antijakobin-Magazin und des Britiſh Critik eben im vollem Bim-Bam anſchlugen. Nachdem der Kaiſer und der Kurfürſt von Maynz die Eudämonia verboten hatten, und Hofmanns, Haſchka's und Hofſtetter's Monatſchrift nicht mehr fortgeſetzt werden durfte, ſo ſuchten dieſe koaliſirten Mächte durch ihren Mitverſchwornen Barruel ihre längſt verrufene, und allen, die noch eine Naſe hatten, längſt anſtinkende Waare wieder in Umlauf zu bringen. Der Titel London war der Markt-Stempel, durch welchen ſie die ehrlichen Teutſchen zu bethören hofften. Es gelang ihnen bei ſolchen, die gern das alles, was in jenem Lügenroman zuſammengeknetet iſt, für gute, geſunde Nahrung aufgetiſcht ſehn möchten. Aber in Wien glückte es ih-

nen nicht. Dort kennt man den Vogel an den gewohnten Federn. Auf Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers iſt die Hiſtoire du Jacobinisme ſowohl als der Auszug ſcharf verboten, und zwar ausdrücklich als verleumdriſche Schrift und als Auszug der bereits verbotenen teutſchen Skarteken. Sie haben die ausdrückliche Erlaubniß davon für den teutſchen Merkur Gebrauch zu machen.

X.

Nachſchrift.

Was der in jedem und ſchönſten Sinne des Worts edle Verf. dieſer intereſſanten Nachricht aus der Quelle ſelbſt ſchöpfend uns zufließen läßt, wird ja doch hoffentlich die ſtarrköpfigſten Gläubigen an Barruels Evangelium wenigſtens durch die Schaamkur heilen. Der elende Schwätzer iſt des Papiers nicht werth, was über ihn eingeſchwärzt wird. Sonſt hätte ich noch treffliche Aktenſtücke zur Beſtätigung dieſer ſeiner Horchereien und Klätſchereien, unter andern eine von dem wackern, jetzt wieder in Frankreich befindlichen Camille-Jourdan aufgeſetzte Spezies Facti, wie Barruel ihn in London aushorchte, und aus wenigen ganz harmloſen Worten, die Camille abſichtslos hingeworfen

hatte, ein ganzes Raupennest von Verleumdungen auszuhecken wußte, das nun wirklich im 3ten und 4ten Theil seines dicken Buchs sich gar säuber und zierlich eingesponnen hat. Unbegreiflich bleibt es in der That, wie dieß Werk, dessen Uebersetzung rechtliche Buchhandlungen in Leipzig und Berlin mit gerechter Verachtung und klugem merkantilischen Takt zurückwiesen, dennoch zu dieser Messe in einer der aufgeklärtesten Städte des nördlichen Teutschlands übersetzt erscheinen konnte.

B.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

5. Stück. May 1800.

I. Aeltere und neuere Geſetze, Verordnungen und Cirkularbefehle für das Fürſtenthum Weimar und für die Jenaiſche Landes-Portion bis zu Ende des Jahres 1799. in einem alphabetiſchen wörtlichen Auszug gebracht von Johannes Schmidt, F. S. W. u. E. Geheimden Secretario und Archivario.

Unter dieſem Titel kündigen wir eine in unſerm Verlag herauskommende Geſetz-Sammlung an, welche bis auf das Jahr 1500 zurück und bis auf die neueſte Zeiten gehet.

Man hat ſich eine lange Reihe von Jahren mit deren Herſtellung beſchäftigt und dabei alle Hulfsmittel benutzt, welche die Fürſtl. Bibliothek, Archive, Canzlei- und Gerichts-Regiſtraturen in dieſem Fach nur immer haben darbieten konnen.

Es enthält dieſe Sammlung, in dem möglichſten Grad der Vollſtändigkeit, die in das Juſtiz- Lehns- Criminal- Polizei- Commercial- und Immungs, auch Kirchen- und Schulweſen einſchlagenden, ingleichen die Akademie Jena u. deren Verfaſſung betreffenden ältern u. neuern Geſetze, nicht minder mehrere Fürſtl. Reſcripte, welche die Competenz der höhern Collegien unter ſich in verſchiedenen Fällen entſcheiden, auch ſonſtige General-Deciſionen, welche bis daher den Unterrichtern und Advokaten unbekannt geblieben ſind.

Dieſes Werk iſt auf höchſten Befehl Sr. des regierenden Herrn Herzogs zu S. Weimar und Eiſenach, Hochfürſtl. Durchl., der Fürſtl. Regierung alhier zur Einſicht vorgelegt und von ſelbiger in der

Maaße, wie es bearbeitet iſt, als ſehr nützlich und brauchbar anerkannt, auch bei dem geäußerten Wunſche derſelben, daß jeder Unterthan ſich dergleichen Sammlung anſchaffen zu können, Gelegenheit erlangen möge, nicht nur die höchſte Erlaubniß zu deſſen Beförderung zum Druck ertheilet, ſondern auch dem Hrn. Verfaſſer ausſchließlich gnädigſt zugeſtanden worden, daſſelbe hinkünftig von Zeit zu Zeit durch Nachträge und Bekanntmachung der neu herauskommenden Verordnungen und Befehle fortzuſetzen.

Es wird dieſes Werk 8 bis 9 Bände, und jeder Band anderthalb Alphabeth Bogen enthalten. Die Herausgabe deſſelben iſt unabänderlich feſtgeſetzt, und die Unkoſten ſind zum Theil durch Pränumeration der Gerichtsſtellen und Communen im Lande gedeckt.

Da jedoch auch benachbarte und andere einheimiſche Perſonen dieſes nützliche Werk ſich vielleicht anſchaffen möchten, ſo verlängern wir den Pränumerationstermin noch bis zu Johannis d. J.

Jährlich, und zwar jedesmal zu Oſtern und Michaelis, werden zwei Bände herauskommen und mit Michaelis d. J. ſoll der erſte Band erſcheinen. Zum Laden-Preiß wird jeder Band 1 Rthlr. 16 gl. zu ſtehen kommen, denen aber, welche darauf pränumeriren wollen, wird derſelbe für 1 Rthlr. 8 gr. überlaſſen.

Man bittet, ſich deßfalls entweder an Hrn. Geh. Sekretair Schmidt alhier, oder an uns, unterſchriebene Verleger, welche für das Aeußere des Werks die gehörige Sorge tragen werden, in Zeiten zu wenden. Weimar, d. 30. April 1800.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

II. Janus, eine Zeitſchrift auf Ereigniſſe und Thatſachen gegründet, 1800. April, iſt erſchienen, und enthält:

I. Ewigkeit der Liebe: von Koller.

II. Spaniſche Romanzen.

III. Ueber die Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneider; von Karl von Dalberg.

IV. Sidney Smiths eigne Erzählung von seiner Gefangenschaft und Befreiung.

V. Ueber den Reim; von Uffo von Wildingen.

VI. Ueber das Schauspiel Bayard, und dessen Aufführung auf dem Hoftheater zu Weimar.

VII. Nachrichten vom Breslauischen Theater.

VIII. Die neueste Pariser Unsterblichkeit.

IX. Theaterneuigkeiten in Breslau.

X. Theatralische Epigrammen.

XI. Fürstlich Lichtensteinisches Theater zu Feldsberg.

XII. Kleinere Korrespondenznachrichten.

Aus Regensburg, Leipzig, Berlin, Breslau, Halle, Genf, Bern.

XIII. Anekdoten.

XIV. Ein Spruch vom Wein.

XV. Liebe und Freundschaft; von Meyer.

XVI. Erklärungen des Herausgeb. an verschiedene Korrespondenten.

Dieß Stück ist am 30. Apr. an alle Buchhandlungen, Post- und Zeitungsexpeditionen versandt worden. Der Jahrgang kostet 4 Rthr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. April 1800. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke. Zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buch-

Handlungen, den ganzen Jahrgang für 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Von dieser allgemein beliebten Zeitung sind Monat April 4 Stücke erschienen, und die vorzüglichsten Aufsätze derselben haben folgende Ueberschriften: Neunaugen, Pricken; über die Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneider, von den Hrn. C. v. Dalberg; Mandeln; Wünsche und Vorschläge zur Erweckung des Erwerbfleißes; Liste der im Jahr 1799. zu Elbingen ein- und ausgeführten Waaren; Luchspelz; über den Handel mit Menschenhaaren; Zobelpelzwerk; über Hornfabriken; Zusätze und Berichtigungen zu dem Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexikon von Teutschland, von J. C. Gädicke; Anzeigen von neuen Kaufmännischen Schriften; mehrere vermischte Handels-Nachrichten.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

IV. Kleine Landschaften zum Nachzeichnen für Anfänger, von C. Horny, 5 Hefte, jedes 10 gr. od. 45 Kr.

und

Radierte Blätter von ebendemselben, 2 Hefte, jedes 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Beide Werke, besonders das Erstere, sind dazu geeignet, den Kindern selbige zum Nachzeichnen in die Hände zu geben, und wir können sie, da sie nach richtigen Zeichnungen kräftig und schön radiert sind, daher wohl allen Eltern von neuem empfehlen, welche ihren Kindern ein nützliches Geschenk zu einem Geburts- oder anderen Feste machen wollen. Man kann jedes Heft einzeln bei uns als auch durch alle Buch- und Kunsthandlungen erhalten.

Gebrüder Gädicke.
in Weimar.

V. Portrait des Hn. Präsident von Kotzebue, nach Pin-

Irrtums und der Leidenſchaften, worinn ſie ſich befindet, anzuſehen. Die Reue iſt zu nichts gut, als uns einen tiefen Eindruck von der Häßlichkeit eines thörichten oder unſittlichen Verhaltens, deſſen wir uns ſchuldig fühlen, zu geben. Sobald ſie dieſe Würkung gethan hat, ſoll ſie aufhören; ihre Dauer würde uns nur die Kräfte benehmen, uns in einen beſſern Zuſtand emporzuarbeiten, und dadurch eben ſo ſchädlich werden als eine allzugroſſe Furcht, die zu nichts dient, als uns dem Uebel deſto gewiſſer auszuliefern, welchem wir behutſam entfliehen oder muthig widerſtehen ſollten.

Agathon hatte deſto mehr Urſache, dieſen wohlthätigen Eingebungen der Eigenliebe Gehör zu geben, da ihm ſeine allezeit zu warme Einbildungs-Kraft ſeine Vergehungen und den Gegenſtand derſelbigen würklich in einem weit häßlichern Lichte gezeigt hatte, als die gelaſſene und unpartheyiſche Vernunft gethan haben würde. Die ſeltſame Abwechſelung dieſer launiſchen Zauberin, und wie wenig ihr der plötzliche Uebergang von dem äuſſerſten Grad eines Affects zum entgegengeſetzten koſtet, wird vermuthlich einem guten Theil unſrer Leſer aus eigner Erfahrung ſo wol bekannt ſeyn, daß ſie ſich nicht verwundern werden, zu vernehmen, daß die Begierde ſich ſelbſt in ſeinen eignen Augen zu rechtfertigen, oder doch wenigſtens ſoviel möglich zu entſchuldigen, unſern Helden unvermerkt dahin gebracht habe, auch der ſchönen Danae einen Theil der Gerechtigkeit

has in punktirter Manier von C. Westermayr. Octav-Format, 6 gr. od. 27 Kr.

Dieß Portrait ist zwar nur klein, jedoch ähnlich ausgeführt, und wird daher den zahlreichen Verehrern dieses berühmten Dichters wahrscheinlich willkommen seyn. Es ist sowohl bei uns als auch durch jede Buch- und Kunsthandlung zu bekommen.

Gebrüder Gädicke in Weimar.

VI. Philologisch-kritischer und historischer Kommentar über das Neue Testament, in welchem der griechische Text, nach einer Recognition der Varianten, Interpunctionen und Abschnitte, durch Einleitungen, Inhaltsanzeigen und ununterbrochene Scholien als Grundlage der Geschichte des Urchristenthums bearbeitet ist, von Heinr. Eberh. Gottl. Paulus, der Theologie Prof. zu Jena. Erster Theil. Der drey ersten Evangelien erste Hälfte. Lübeck 1800, bei Joh. Friedr. Bohn, gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Dieses Werk ist darauf berechnet: jedem Anfänger im neutestamentlichen Studium, so bald er nur zu einer gründlichen Kenntniß desselben sich zu erheben entschlossen ist, bis zu den ersten Vorkenntnissen entgegen zu kommen, und doch zugleich auch für die übrigen Stufen von Einsicht in den Sinn und Geist der Urkunden des Christenthums ihm die nöthigen Hülfsmittel verarbeitet anzubieten. Es sind deswegen alle Wortbedeutungen und Eigenthümlichkeiten Vers für Vers angezeigt, erwiesen und im Zusammenhang mit dem Context erläutert; 2) Sind die exegetischen Materialien bei Wetstein, Lightfoot, Schöttgen, Cr. Schmid, Krebs, Löbner, Raphelius und mehreren so be-

nutzt und mit Auswahl excerpirt, daß diese Werke jedem, welcher nicht Exegese zu seinem Hauptfach macht, entbehrlich werden. 3) Sind diese und andere zur Kenntniß der Lokalität dienende Materialien nach den allgemeinen Gesetzen der Schriftforschung nicht bloß philologisch, sondern auch psychologisch als Grundlage zu einer pragmatischen Geschichte des Urchristenthums behandelt um hierdurch 4) die unentbehrliche Vorarbeit zu einem historisch und philosophisch gegründeten Cursus über die gesammte Theologie zu liefern. —

Jede Bemerkung, welche zur Berichtigung des Werks dienen kann und dem Vf. öffentlich oder privatim mitgetheilt wird, soll von ihm nach Ueberzeugung angewendet werden. Erweckt vielleicht diese Bearbeitung der neutestamentlichen Exegese als Fundament der historischen Kenntniß des Christenthums so viele Aufmerksamkeit, daß mehrere Bemerkungen und Anfragen, von denen eine baldige öffentliche Bekanntmachung für die Sache nützlich seyn kann, bei dem Vf. einlaufen, so würde er sie mit seinen Gedanken und Anmerkungen verbunden als theologischen Briefwechsel zu Belebung des Fachs der Schriftforschung und gründlich theologischer Untersuchungen überhaupt — von Zeit zu Zeit dem Publikum vorlegen.

Jena, im März 1800.

Prof. Paulus.

VII. Anzeige eines neuen Taschenbuchs für 1801.

Jahrhunderte schon, und vielleicht noch Jahrtausende, sind jene erhabnen Denkmäler der Kunst, die Gemälde eines Raphael, Correggio, Titian, Michel Angelo, Guido Reni, Veronese, Caracci, Rubens u. a. der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Wie wenig Menschen haben Gelegenheit diese einzigen Kunstwerke der Welt selbst zu sehen, und wer hat nicht schon von diesen angestaunten Gemählden aus dem goldnen Zeitalter der Mahlerkunst gehört oder gelesen? Das Museum zu Paris ist jetzo im Besitz dieser unschätzbaren

Kunſtwerke, die ſonſt an vielen Orten zerſtreut waren. Ein junger italieniſcher Mahler, der vor der Eroberung Italiens alle Gemälde dieſer großen Meiſter auf ſeinen Reiſen die herrlichſte Gelegenheit hatte zu ſehen und zu ſtudieren, hat uns davon vortrefliche Copien mitgetheilt. Der allgemeine Beifall, ſo das Niederrheiniſche Taſchenbuch, wegen den ſehr ſchönen von Heß geſtochenen Copien aus der berühmten Düſſeldorfer Gallerie mit Recht erhielt, munterte uns um ſo mehr zu einem gleichen Unternehmen auf.

Mit dem erſten Jahr des neunzehnten Jahrhunderts 1801 wird mit einer Reihe von Taſchenbüchern der Anfang gemacht, worin wir die Gemählde aller jener großen oben genannten Künſtler, wovon dieſer junge Mahler auf allen ſeinen Reiſen Copien verfertigte, in einem etwas größern Format als der Düſſeldorfer, jedes 7 Kupfer enthaltend, liefern. Einer der erſten Künſtler ſticht die Kupfer; er wird alles leiſten, um den großen Erwartungen, zu denen man bei ſo erhabnen Gegenſtänden berechtigt iſt, zu entſprechen. Um aber auch, neben dem großen Kunſtwerth, dies Taſchenbuch, in literariſcher Hinſicht, ſo auszuſtaffiren, daß es auch hierin ſichern Beifall erhalten wird, hat einer unſrer Lieblingsſchriftſteller, der Forſtrath Cramer in Meiningen, die Herausgabe übernommen. Es wird den Titel führen: **Taſchenbuch für Kunſt und Laune, herausgegeben von C. C. Cramer.**

Zur größten Empfehlung wird es hinreichend ſeyn, daß das originelle Genie des Verfaſſers des **Erasmus Schleicher, Paul Yſopp**, u. den Inhalt liefert. Zu jedem Kupfer kommt eine äſthetiſche Beurtheilung und Erklärung. An der typographiſchen Schönheit werden wir gewiß nichts ermangeln laſſen. Damit das Publikum ſieht, was es zu erwarten hat, haben wir von dem erſten fertigen Kupfer, die **Transfiguration** von Raphael, einige Abdrücke beſorgen laſſen, die als Probe dienen ſollen, und die man in nachſtehenden Handlungen einſehen kann.

Arnſtadt, Hrn. **Langbein** u. **Klüger**. Augsburg, **Stageſche** Buchh. Baſel, Hr. **Thurneiſen**, und **Chriſt. de Mechel**. Berlin, Hr. **Maurer**, Hr. **Oeh-**

migle jun., u. Hr. Schrop. Braunschweig, Schulbuchhandlung. Breslau, Hr. J. F. Korn, und Hr. W. G. Korn. Coburg, Hr. Ahl. Coppenhagen, Hrn. Proft und Storch. Danzig, Hr. Troschel. Dresden, Waltherſche Buchh. Frankfurt am Mayn, Andreäſche Buchh. Gottingen, Hr. Dieterich. Hamburg, Hr. Perthes. Hannover, Hn. Gebruder Hahn. Hildburghauſen, Hr. Haniſch. Königsberg, Hr. Nicolovius. Leipzig, Hr. Rein. Mannheim, Hr. Kaufmann. Meiningen, Hr. Hofbuchdr. Hartmann. Munchen, Hr. Leuntner. Nurnberg, Hr. Grattenauer. Petersburg, Hr. Logan. Prag, Hr. Barth. Weiſſenfels, Hr. Fr. Severin u. Comp. Wien, Hr. Haas. Zürch, Hr. Orell.

Wir bitten alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Kalender-Bureau's dieſe Ankündigung beſtens bekannt zu machen, und auf dieſes gewiß allen Erwartungen entſprechendes Taſchenbuch Beſtellungen anzunehmen. Für ganz Sachſen und die angränzenden Länder wende man ſich an Hrn. Rein in Leipzig. Zu Anfang Junii beliebe man uns anzuzeigen, wie viele Exemplare wir ſenden ſollen; wir erſuchen aber keine übertriebenen Verſchreibungen zu machen, um hernach wieder vieles davon zu remittiren, ſondern nur ſo viele zu verlangen, als man Beſtellungen erhalten hat, oder was man gewiß abzuſetzen glaubt. Wir erinnern noch das, daß alle Beſtellungen, ſo wie ſolche bei uns eintreffen, numerirt, und die Abdrücke der Kupfer eben ſo der Ordnung nach abgeliefert werden. Poſtämter und Zeitungsexpeditionen belieben ſich mit ihren Beſtellungen an den Ober-Poſtamts-Officianten Dietz in Deutz zu wenden.

Haas und Sohn

Buchhändler in Köln am Rhein.

Der Neue
Teutſche Merkur.

6. Stück. Juny 1800.

I.

Gedichte und Ueberſetzungen.

Juvenal's achte Satyre.

Probe einer neuen metriſchen Ueberſetzung

von C. W. Ahlwardt *).

Ahnenbekränzung wozu? Was nützet es, Pontikus, altes
Blutes geachtet zu ſeyn, und zu zeigen rühmlicher Väter

*) Jeder unbefangene und verſtändige Kunſtrichter, wenn er die Schwierigkeiten ermißt, die der rhetoriſche Satiriker durch Sachen und Worte einem gewiſſenhaften Ueberſetzer faſt in jedem Vers vorlegt, muß wünſchen, daß Hr. Ahlwardt, der ſeine Kräfte in Ueberſetzen nicht erſt ſeit heut und geſtern erprobt, dieß ruhmvolle Wageſtück hinausführen möge. Wir dürfen unſern Leſern die Hoffnung machen, daß ein Kenner über dieſe Probe noch ein beſonderes motivirtes Urtheil ſprechen werde.

B.

Farbengebild', und auf Wagen des Siegszugs Aemiliane,
Kurier ſchon zur Hälfte vermorſcht, und die Schultern zerbröckelt
Einen Korvinus, und Galba mit fehlendem Ohr und entnaſet?
Frommt's, wenn prahlend du zeigſt auf räumiger *) Stammbaumtafel

*) Nach dieſem Verſe folgt in den gewöhnlichen Ausgaben noch dieſer von mir nicht überſetzte:

„Corvinum, poſthac multa contingere virga"

mit der Variante deducere ſtatt contingere. Die älteſten Ausgaben kennen dieſen mit allen Zeichen der Unächtheit geſtempelten Vers nicht, den zu enträthſeln ältere und neuere Ausleger ſich jämmerlich zermühen. Einige dieſer weiſen Kenner der Sprache, der Sitten und Gebräuche des Römiſchen Alterthums laſſen den ahnenſtolzen Römer, der V. 6. ſchon auf die Stammtafel hingezeigt hatte, noch einmal in dieſem Verſe mit einem Stocke in der Hand auf die Bilder ſeiner Ahnen zeigen, und ſie ſeinen beſuchenden Freunden erklären, etwa ſo wie bei uns ein herumziehender Savoyarde mit dem Schattenſpiel an der Wand einem gnädigen Publikum ſeine Figuren auf der Leinwand kommentirt. So etwas widerlege wer da kann! Wer ſich indeß den Vers nicht will rauben laſſen, der kann ihn ſich überſetzen:

„Einen Korvinus, und dann durch des Baumes Gezweig dir erklimmeſt"

oder wie er es ſonſt für gut findet.

Rauchgeſchwärzete Häupter der Reiſigen, ſammt dem Diktator:
Lebt man vor Lepidern ſelbſt ſo in Schändlichkeit? Alle die Bilder
Tapferer Krieger wozu? durchwürfelſt du immer die Nächte
Angeſichts der Beſieger Numantia's; bringet den Schlaf erſt
Luciſer dir. (Einſt rückte dein Stamm dann ſchon in die Feldſchlacht!)
Wie? Allobroger heißt, und prunket am Hochaltare
Fabius, Sproß vom Hauſe des Herkules, wenn er ein Filz, wenn
Eitel und weichlicher er, als Euganeiſche Lämmlein;
Wenn er die ſchmächtige Lende geglättet mit Katina's Bimmſtein,
Höhnet die Ahnen umſtarret von Wuſt, und Käufer des Gifttranks
Einſt mit zerbrochenem Bilde beſchimpft ſein unglückliches Stammhaus!
Prangen alterndes Wachſes dir gleich Gemäld' in den großen
Sälen umher: nur Tugend allein iſt einziger Adel!
Sey an Sitten ein Paulus, ein Koſſus, oder ein Druſus!

Dieſe ziehe noch vor der Ururväter Gebilden;
Laß, wenn Konſul du biſt, ſie deinen Liktoren vorangehn!

Schuldig biſt du vor allen mir Seelenadel! unſträflich,
Strenge gerecht in Worten und Thaten zu heißen verdienſt du?

Traun! du biſt mir ein Aedler! Gegrüßt Getulikus ſey mir,
Oder Silan! Weß Blutes du ſeyſt, du erſcheinſt, ein ſeltner
Bürger erhabener Tugend, erſehnt dem jubelnden Lande!
Gerne rief ich: Geſunden! dir zu, wie das Volk, wenn Oſiris
Wieder erſcheint; denn wer vermag den Adel zu nennen,
Der, unwerth des Geſchlechts, durch nichts als rühmlichen Nahmen
Sich auszeichnet! — Den Zwerg des Cajus nennen wir Atlas,
Seinen Mohren den Schwan, Europa den Knirps ſein verwachſ'nes
Töchterchen. Hätt' er Hund', und wären ſie faul und von alter
Räud' enthaart, umleckten ſie gleich die trockene Lampe:

Pardel hießen ſie, Tieger und Leu, und gäb' es ein Waldthier,
Welches noch brüllt auf Erden erſchrecklicher. Hüte dich alſo,
Fürchte ſogar, man nenne dich Kretikus und Kamerinus!
Doch wem geb' ich die Lehre? Dir gilt's, Rubellius Plautus!
Stolz ob der Druſen Geſchlecht, der erhabenen, ſchwellet dich, gleich als
Hätteſt du ſelbſt es bewirkt, um dich zu erſchwingen zum Adel,
Daß dich eine gebar hochſtralend vom Stamm des Julus,
Nicht die gedungen beſorgt am luſtigen Walle den Webſtuhl.
„Ihr ſeyd niedriges Volk, ſprichſt du, die Heſen des Pöbels,
„Deren keiner vermag zu erweiſen des Zeugenden Stammort:
„Ich, ich bin Kekropid'!“ — O, wohl dir! Möge dich dieſe
Abkunft daurend beglücken! Doch unter dem Pöbel erfändſt du
Manchen beredten Quiriten; er führt vor Gericht die Prozeſſe
Ungelehrter von Adel. Wohl mancher vom Pöbel der Toga

Löſet die Knoten des Rechts, und die Räthſel dunkler Geſetze.

Mancher eilet ein Jüngling zum Eufrat, und wo der Adler
Wacht des bezwungnen Batävers*), ein feuriger Krieger; allein du
Biſt Kekropid', — und was mehr? Du gleicheſt dem Stumpfe der Hermen,
Dem du, traun! obſiegeſt durch nichts vorzüglicheres, als daß
Jenem von Marmor das Haupt, und du ein lebender Kloß biſt.

Sage mir, du von Teukros Geſchlecht, vernunftloſe Thiere,
Wer hält, mangelt der Muth, ſie für edele? Siehe, ſo preiſen
Wir ein flüchtiges Roß, dem der Menge feuriges Klatſchen
Brauſet, und lautaufjubelt der Sieg im heiſeren Cirkus.
Aedel nur iſt, es komme von welcherlei Anger es ſey, das
Stürmiſches Flugs ruhmvoll durch die Ebenen allen voranſtäubt.

*) Ich folge in Rückſicht der Quantität dem Juvenal, der das zweite a in Batavus lang gebraucht.

wieder angedeyhen zu laſſen, der ihr von den ſtrengeſten Verehrern der Tugend nicht verſagt werden kann. Es war ſchwer, ſehr ſchwer, würde ein Socrates geſagt haben, den Reitzungen eines ſo ſchönen Gegenſtandes, den Verführungen ſo vieler vereinigter Zauberkräfte zu widerſtehen; die Flucht war das einzige ſichere Rettungs-Mittel; es war freylich faſt eben ſo ſchwer; aber das Vermögen dazu war wenigſtens anfangs in eurer Gewalt; und es war unvorſichtig an euch, nicht zu denken, daß eine Zeit kommen würde, da ihr keine Kräfte mehr zum fliehen haben würdet. So ungefehr möchte derjenige geſagt haben, der den Critobulus, weil er den ſchönen Knaben des Alcibiades geküßt hatte, einen Wagehals nannte; und dem jungen Xenophon rieth, vor einem ſchönen Geſichte ſo behende wie vor einem Baſilisken davon zu lauffen. Allein ſo beſcheiden und ſo wahr klang die Sprache der Eigenliebe nicht. Es war unmöglich, ſagte ſie unſerm Helden, ſo mächtigen Reitzungen zu widerſtehen; es war unmöglich zu entfliehen. Sie nahm die ganze Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungs-Kraft zu hülfe, ihm die Wahrheit dieſer tröſtlichen Verſicherungen zu beweiſen; und wenn ſie es nicht ſo weit brachte, ein gewiſſes innerliches Gefühl, welches ihr widerſprach, und welches vielleicht das gewiſſeſte Merkmal der Freyheit unſers Willens iſt, gänzlich zu betäuben, ſo gelang es ihr doch unvermerkt, den Gram aus ſeinem Gemüthe zu verbannen, und dieſes ſanfte Licht wieder darinn auszubreiten, worinn wir ordentlicher

Weiſe

Aber ſteil iſt die Zucht Korytha's, ſelber Hir-
pinus
Sprößlinge, ſenket der Sieg auf ſie nur ſelten
die Flügel.
Rückſicht nimmt man da keine der Sippſchaft,
achtet der großen
Ahnen für nichts; ſie zwingt oft wechſelnd die
Herren zu ändern
Winziger Preis; ſie ziehn Laſtwagen, blutend die
Hälſe,
Langſames Gangs, und würdig die Mühle zu
drehen des Nepos.
Drum, ſoll ſtaunen ich dir, nicht den Deinigen,
gieb mir zuvörderſt,
Was ich könnt' einhauen dem Denkſtein außer
dem Ruhme,
Welchen wir immer ertheilen dem Stamm, dem
alles du dankeſt.
Doch nichts mehr zu dem Jüngling, dem
ſtolz uns die Stimme des Rufes
Schildert, und aufgeblaſen, und voll von Nero
dem Blutsfreund:
Denn ſchier Seltenheit iſt der Menſchenverſtand
bei ſo hoher
Staffel des Glücks! Allein dich geachtet zu ſehn
durch die Deinen,
Pontikus, möchte nicht ich, ſo daß du nicht ſel-
ber der Nachwelt

Lob dir erwirbſt! Armſeliger Ruhm, der auf Andre ſich ſtützet!
Sieh', es zertrümmert das ganze Gebäu, entrückſt du die Pfeiler!
Erdegeſtreckt erſehnet die Rebe der Ulme Vermählung!
Sey als Krieger ſey du, als Vormund gut, und ein Schiedsmann
Strenge gerecht; ja ruft man dich einſt als Zeug' in verworrnem
Schwer entſcheidbarem Handel, geböt gleich Falaris, falſcher
Zeuge zu ſeyn, und glühte der Stier, wenn er heiſchet den Meineid:
Acht' es der Schandlichkeit Gipfel, das Seyn zu wählen vor Ehre,
Und Aufopfrung zu bringen der Zwecke des Lebens dem Leben!
Der ſtirbt würdig des Todes, und ſchmauſt er zu Hunderten Gaurus
Auſtern, und tauchte ſich ganz im Salbenkeſſel des Kosmus!
Lange ſehnlich gewünſcht, wenn endlich eine Provinz dich
Ihren Gebieter begrüßt, dann zügel' und zähme des Zorns Wuth,
Zähm auch den Geiz; erbarme dich dürftiger Bundesgenoſſen!

Königen ſiehſt du das Mark entſogen aus leeren Gebeinen!
Habe vor Augen das Wort der Geſetz' und der Kurie Auftrag;
Welcher Lohn des Redlichen harrt, wie verdient mit dem Blitzſtrahl
Kapito, Numitor auch, hinſchmetterte ſtrenger Senatsſchluß,
Räuber Ciliciſcher Räuber! Allein was frommet Verdammung,
Wenn ein Panſa dir raubt, was dir gelaſſen ein Natta?
Siehe Chärippus dich um, wer dir verſteigre die Lumpen!
Thu' es und ſchweig! Wahnſinn nur verliert zu der Hab' auch die Schiffsfracht.
So nicht ſeufzte man ſonſt, noch ſchmerzte ſo quälend die Wunde
Ob dem Verluſt; es blühten Verbündete, ſelbſt nach Triumfen.
Voll blieb ihnen das Haus, und noch immer ein ſtattlicher Haufen
Baaren Geldes, Gewand aus Sparta, Koiſcher Purpur,
Und, nebſt theuren Gemälden Parrhaſius, Statuen Myron's,
Fidias lebendes Elfenbein; man ſah Polykletus

Kunſtfleiß überall, und Mentors Gebild' auf dem Schenktiſch.
Drob ſtand auf Dolabella und drob Antonius, drob ward
Tempelräuber ein Verres; zurück in geborbeten Schiffen
Brachten ſie heimlichen Raub und öftere Friedenstriumfe.
Jetzt ſind Bundesgenoſſen nur wenige Rinder und Stuten
Und mit dem Vater der Heerde zugleich zu entreißen das Grundſtück;
Dann geht's ſelbſt an die Laren, und findet ſich ſonſt noch ein Kunſtwerk,
Steht in der Blend' ein Gott, auch der einzige! Sind ja dergleichen
Nur für die Großen! Und giebt's hier beſſeres? Achteſt gering du
Etwa die Memmen von Rhodos, und ſalbentriefend Korinthos:
Achte gering ſie mit Recht! Was thut's, wenn beharzte Jugend,
Und mit geglätteten Schenkeln ein ganzes Volk dir ſich anflehnt?
Aber meide die rauhe Hispania, Gallia's Nordland,
Und Illyrium's Küſte! Verſchon' auch jener, der Schnitter,

Die ſatt machen die Stadt, der Circus und Bühne Geſchäft iſt!
Doch was würde dir Großes zum Lohn der ſchrecklichen Schandthat?
Hat ja Marius jüngſt entgürtet die ſchmächtigen Äſer!
Sorgen muß man vor allem, nicht hart zu laſten mit Unrecht
Völker, die tapfer und arm! Und raubteſt du alles, was je ſie
Hatten an Silber und Gold: du nimmſt nie Schwerter und Schilde
Ihnen und Speer' und Helme. Gepländerten bleibet die Wehr ſtets.
Was ich euch lehr', iſt traun kein Gemeinſpruch! Ewiglich wahr iſts!
Glaubet, ich leſe der Blätter euch eins der weiſen Sibylle!
Iſt unſträflich dein ganzes Geſolg; verkaufet den Rechtsſpruch
Kein ſchönlockiger Bauch; iſt ſonder Frevel die Gattin,
Nimmer bereit Kreisörter und alle Städtchen mit krummen
Klaun zu durchziehn, wie Celäno, ein geldentraſſendes Unthier:
Dann beginne mit Pikus den Stammbaum; oder erfreut dich

Glanz erhabener Namen: das Schlachtheer aller Titanen,
Und den Prometheus dazu, reih' unter die strafende Sippſchaft;
Ja, aus welcherlei Buche du willſt, wähl' immer den Stammahn!
Doch reißt ſtrudelnd dahin dich Sinnentaumel und Orgier,
Brichſt du zerpeitſchend die Ruthen im Blut der Verbündeten; iſt dirs
Wonne zu ſchaun, wie ſich ſtumpfen dem keichenden Liktor die Beile:
Dann, dann lehnet ſich ſelbſt der Adel deiner Erzeuger
Gegen dich auf, und erſchwingt vor deiner Schande die Fackel.
Jeglicher Makel des Herzens erſcheint in ſo hellerem Lichte
Sträflicher That, je erhabner die Welt den Fehlenden achtet!
Ha! was beginn ich mit dir, der falſche Tafeln zu ſiegeln
Pflegt in den Tempeln, erbauet vom Ahn, und ſelbſt vor des Vaters
Triumfirenden Bilde? mit dir, wenn, ein nächtlicher Buhler,
Eben du brichſt, die Schläfe gehüllt in Santoniſcher Kappe?

Neben der Väter Gebein und Aſch' im be-
flügelten Fuhrwerk
Stürmet gemäſtetes Wanſtes vorbei Damaſippus,
und ſelber,
Selber ſchlingt er ins Rad die hemmende Kette
der Konſul;
Zwar nur des Nachts, doch Luna erblickt's, doch
funkeln der Sterne
Zeugende Augen herab. Sind erſt des ehrenden
Amtes
Monden dahin, dann ergreift Damaſippus die
Pritſche bei hellem
Tag', und nimmer erbebt er dem Blick des be-
gegnenden Freundes,
Wär's auch ein Greis; er winkt mit der Gerte
zuerſt, und das Heubund
Löſet er auf, vorſchüttend die Gerſte dem müden
Geſpanne.
Unterdeß, wenn das Wollenvieh und den finſte-
ren Farren
Numa gemäß er würgt am Altare Jupiters,
ſchwöret
Er bei Hippona nur, und den Bildern an ſtin-
kenden Krippen.
Aber gelüſtet ihn wieder Beſuch nieſchlummern-
der Kneipen!
Hurtig eilt ihm entgegen ein Syroſönicifcher
Gälbler,

Balſamtriefend und wohnend am Idumäiſchen Thore,
Schmeichelnd nach Gaſtwirths Sitte begrüßt er ihn: gnädiger Gönner!
Und die geſchürzte Cyane reicht für ſein Geld ihm die Laſe.
Ha! ſagt mir ein Vertreter des Sträflichen, machten nicht ſo wir
Jüngling' es einſt? Es ſey! Doch ender' es bald, und nicht förder
Lebten wir hin in dem Wahn: Kurz ſey, was mit Schande man waget!
Manches der Laſter entſchwinde des Milchhaars erſter Entſcherung!
Nachſicht der Jugend gewährt! Lateranus beſuchet noch jene
Saufgelage der Bäder, und Buben bemahletes Vorhangs,
Er ſchon reif zu den Kriegen Armenia's, reif zum Beſchützer
Syriſcher Ström', und des Rhenus und Iſter. Sicherheit kann dies
Alter Nero verleihn. Send' eilig nach Oſtia, Cäſar,
Sende das Heer, doch ſuch' in der großen Kneipe den Feldherrn;
Finden wirſt du ihn dort mit Menchelmbrodern am Tiſche

Unter Matroſen und Dieben und mehrerin entlaufnen Geſindel,
Unter Henkern und Bütteln und Leichenbeſorgern des Pöbels,
Und den ſchweigenden Trommeln des rauſchausſchnarchenden Gallus.
Dort herrſcht Freiheit und Gleichheit; gemeinſam die Becher; kein Polſter
Iſt für einen beſonders, und keinem geſondert ein Tiſchlein.
Was begönneſt du, fiele dir, Pontikus, zu ſo ein Schalksknecht?
Traun! nach Lukania ſend'teſt du ihn, und nach Tuscia's Werkhaus!
Doch ihr Troja Entſproßnen verzeihet euch mancherlei! Ja, was
Gerbern ſchändlich und Schuſtern, wird Voleſus rühmlich und Brutus!
Wie wenn noch immer der Greuel, noch immer des Höchſten der Schande
Nicht Beyſpiel' ich gebracht, und bei weitem es ärgere gäbe?
Nach vergeudeter Habe verdingteſt den Hals, Damaſippus,
Du der Bühn', und ſpielteſt Katullus Geſpenſt mit der Trommel;
Auch den Laureolus ſpielte der hurtige Lentulus trefflich,

Unſeres Dünkens im Ernſt zu kreuzigen! Aber man kann ſelbſt
Kaum es verzeihen dem Volk! Dies Volk hat noch härter die Stirne,
Das da ſitzet, und ſchauet Patrizier ſpielen den Narren,
Hört, wie ein Fabius poltert als Plattfuß; das der Mamerker
Backenpuffen belacht. Für wie viel ſie verkaufen das Leben,
Ha, wen ſchiert's? Sie verkaufen's, obgleich ſie zwinget kein Nero,
Feil iſt's ohne Bedenken den Spielen der hohen Prätoren!
Denke jedoch dir Schwerdtgeblink dort, hier dir die Bühne:
Bleibt da noch Wahl? Bebt einer ſo feige dem Tode, daß lieber
Thymele's eiferenden Gatten er ſpiel', und den Pinſel Korinthus?
Wundre ſich keiner indeß, ſpielt Zither der Kaiſer, als Mimen
Aedle zu ſehn! Ja förder, was bleibet als Spiel! Und auch dieſes
Bringet nur Schande der Stadt! Nicht, als Mirmillo gewappnet,
Kämpfet ein Gracchus mit Tartſch' und hochgeſchwungenem Säbel:

Weiſe alles, was zu uns ſelbſt gehört, zu ſehen gewohnt ſind.

Allein Danae gewann wenig bey dieſer ruhigern Verfaſſung ſeines Herzens. Ihre Vollkommenheiten rechtfertigten zwar die hohe Meynung die er von ihrem Character gefaſſet hatte, und beydes, die Gröſſe ſeiner Leidenſchaft; er vergab ſich ſelbſt, ſie ſo ſehr geliebet zu haben, ſo lang er Urſache gehabt hatte, die Schönheit ihrer Seele für eben ſo ungemein zu halten als es die Reitzungen ihrer Perſon waren: Aber ſie verlohr mit dem Recht an ſeine Hochachtung alle Gewalt über ſein Herz. Der Entſchluß ſie zu verlaſſen war die natürliche Folge davon, und dieſer koſtete ihn, da er ihn faßte, nur nicht einen Seufzer; ſo tief war die Verachtung, wovon er ſich gegen ſie durchdrungen fühlte. Die Erinnerung deſſen was er geweſen war, das Gefühl deſſen was er wieder ſeyn könne, ſobald er wolle, machte ihm den Gedanken unerträglich, nur einen Augenblick länger der Sclave einer andern Circe zu ſeyn, die durch eine ſchändlichere Verwandlung als irgend eine von denen welche die Gefährten des Ulyſſes erdulden mußten, den Helden der Tugend in einen müſſigen Wollüſtling verwandelt hatte.

Bey ſo bewandten Umſtänden war es nicht rathſam, ihre Wiederkunft zu erwarten, welche, nach ihrem Bericht, längſtens in dreyen Tagen erfolgen ſollte. Denn ſie

(Solcherlei Waffenbekleidung verdammt er, er
haßt und verdammt ſie)
Auch nicht die Stirne verhüllt ihm der Helm:
roſt: ſiehe den Dreizack
Zuckt er, nachdem er im Schwunge das hängen:
de Neh mit der Rechten,
Fehlend des Gegners, entſandt. Das bloße Ge:
ſicht zur Verſammlung
Hebt er empor und entflieht kennbar aus dem
Kreiſe der Sandbahn.
Glaubt dem Gewand', er iſt's; denn am Halſe
läuft ihm die goldne
Schnur mit dem Quaſt, umbaumelnd die Seite
des ſpitzigen Kampfhuts!
Alſo erleidet nur Hohn, der bitterer ſchmerzet,
als jede
Wunde, mit einem der Gracchen befohlen zu
kämpfen der Fechter!
Gäbe man vorige Freiheit der Stimmen dem
Volk: o wer wäre
Wohl ſo verderbt, daß er wankt: bei Seneka's
Wahl und bei Nero's,
Dem zu gelinde der Tod, verſenkte man ihn nur
mit einem
Affen, der Schlangen nur einer, nur einem er:
ſtickenden Sacke!
Gleich war der Frevel des Sohns Agamemnons;
doch wie verſchieden

Macht ſie der Grund! Denn jener, auf Götter Geheiß, ward der Rächer
Seines Erzeugers, gemordet in Mitte des Mahles; doch nimmer
Troff er beflecket vom Mord' Elektra's, oder vom Blute
Seiner Spartaniſchen Gattin, und nie hat nahen Verwandten
Schierling gemiſcht, und nie auf der Bühne geſungen Oreſtes,
Nie Troaden geſchrieben! Denn, ha! was verdiente den Rachgrimm
Mehr des würgenden Schwerdtes Virginius, Vinder und Galbus?
Was hat Nero gethan in der grauſen Despotenregierung?
Dies ſind die Werk', und dieſes des trefflichen Herrſchers Talente,
Welcher ſich freudiges Geiſtes im ſchnöden Geſang auf des Auslands
Bühnen entehrt', und errang den Aeppich des Grajiſchen Kranzes.
Auf! nun werd' auch den Ahnen der Dank der ſiegenden Stimme!
Auf! zu Domitius Füßen gelegt den Talar des Thyeſtes,
Oder Antigone's, oder das Larvengeſicht Menalippe's,

Und am Marmorkoloſſe gehängt die Siegesguitarre!
Wer, Katilina, und wer kann Ahnen, ſtolzer Cethegus,
Finden, wie ihr, dem Geſchlecht ſo erhabene? Dennoch ergriffſt ihr
Waffen bei Nacht, Palläſten und Tempeln bereitend den Mordbrand,
Gleich der behoſeten Gallier Brut und Senonischem Abſtamm
Thaten wagend, die würdig des harteinkliemenden Pechrocks.
Aber es wacht' ein Konſul, und wehrte der Fahne des Aufruhrs.
Dieſer Neuling Arpinum's, ſo ahnenlos, und in Rom erſt
Jüngſt erhoben zum Ritter, gewährt durch der Scharen Bewappnung
Schutz dem betäubeten Volk, unermüdet thätig für alle.
Drob erwarb auch die Toga im Kreiſe der Mauern ſo viel ihm
Ehrender Titel und Ruhms, als nimmer von Leukas und nimmer
Von Theſſalia's Feldern Oktavius raffte, das Mordſchwert
Triefend vom ſteten Gewürg; denn Roma begrüßete Stifter,

Roma, von Feinden befreiet, den Cicero Vater des Landes.

Noch ein andrer Arpiner, gewohnt am Volsker Gebirge
Müd' am nicht eigenen Pflug zu erſtreben den kärglichen Taglohn,
Sprengte nachher mit der Scheitel ſo manchen knotigen Rebſtock,
Wenn langſam er ſchanzend die träge Hack' in den Kloß ſchwang.
Dieſer indeß trat Cimbern und Roma's höchſten Gefahren
Kühn in den Weg, allein beſchirmend die zagende Weltſtadt.
Drum nachdem zu den Cimbern nun flogen ins ſtrömende Blutfeld
Sie, die nimmer berührt ſo gewaltige Leichen, die Raben,
Prangte der Amtsgenoſſe von Adel im zweiten der Kränze.
Niedriger Abkunft waren die Decier, niedrig der Nahme
Ihres Geſchlechts; doch ſie vor ganzen Heeren, vor allen
Bundesgenoſſen, und ſtatt der geſammten Latiniſchen Volksmacht,
Sühnen die Götter des Orkus, und Terra die Allerzeugin;

Höheres Werths ſie beid', als denen ſie Rettung erkämpften.
Sohn der Magd war jener, der Romulus Purpur und Stirnband
Sich und die Faſces erwarb, der guten Könige letzter.
Siehe, verrathener Thore Verſchloß entriegeln vertriebnen
Frechen Tyrannen ſie ſelber, des Konſuls Erzeugete, ſie, die
Beſſer geſchmückt Großthaten, zu retten die zweifelnde Freiheit;
Thaten, die Kokles der edle bewundert, und Mucius, und die
Ueber die Grenzen des Reichs, die Tiber, ein Mädchen dahin ſchwamm.
Ihren verborgenen Frevel enthüllte den Vätern ein Sklave,
Werth, daß Matronen ihm weinten; doch jene traf mit gerechter
Strafe der Geiſel Schlag, und das erſte Beil der Geſetze.
Immerhin ſey dein Vater Therſites, zeigſt nur du dich
Aehnlich dem Aeaciden im Glanze Vulkaniſcher Waffen,
Als daß ähnlich Therſites gezeugt dich dein Vater Achilles!

Doch je weiter zurück du klimmſt, und je weiter dem Stamm du
Nachſpürſt: Sprößling gewiß biſt du des Geſindels der Freiſtadt.
Wer auch immer der Väter dir war des Geſchlechtes der Urahn:
Hirte war er entweder, wohl gar — was ich beſſer verſchweige.

II.

Künſte.

1.

Blicke auf Rom. — Neue Kupferſtiche von Volpato und Cunego. — Leonardo da Vinci's Abendmahl von Morghen.

Rom, d. 10. May 1800.

Wenn gleich die gegenwärtigen Zeitumſtände die italieniſche Kunſt auſſer Stand ſetzen, durch Hervorbringung neuer Originalwerke ihren alten Ruhm zu beſtätigen, ſo behauptet ſie doch in dem, was ihr mitten in ihrem Ruin zu leiſten noch vergönnt iſt, immer noch ihre eigenthümliche Würde. Während die Induſtrie der engländiſchen Kupferſtichfabrikanten die Kunſt zu

bloßen Manufakturwaaren herabwürdigt, und die Märkte Europens mit prächtigem und kostbarem Schofel überschwemmt, sind die vorzüglichsten Kupferstecher Italiens bemüht, die Meisterwerke, welche die großen Mahler dieses Landes in glücklichern Tagen hervorgebracht haben, zu vervielfältigen, Werke, die vom nahen Verderben oder vom Raube bedroht sind, vom Untergange zu retten, und so die Muster des guten Geschmacks gemeinnütziger zu machen. In dieser Rücksicht haben sich hier in Rom vorzüglich die Kupferstecher Domenico Cunego und Giovanni Volpato um die Kunst verdient gemacht. Ihrem Fleiße, der nur in der Nachbildung meisterhafter Werke Ehre und Gewinn sucht, hat das Publikum manches vortreffliche Blatt zu verdanken; und nur dem oberflächlichen Geschmack des großen Liebhaberhaufens, der, wenn er sich auch bis zur italienischen Kunst versteigt, sich am liebsten in der Sfäre des Gemeineren aufhält, ist es zuzuschreiben, daß manche Unternehmungen dieser Künstler aus Mangel an Unterstützung von Seiten des Publikums unterblieben sind; am guten Willen und am Vermögen, etwas Vorzügliches zu leisten, hat es ihnen nicht gefehlt. So z. B. haben beide angefangen, die an der Decke der Sixtinischen Kapelle befindlichen Werke des Michel Angelo, welche, wie die meisten Werke, ihrem Untergange zueilen, in Kupfer zu stechen. Volpato's meisterhafte vier Blätter Proseten und Sibyllen sind bekannt. Cunego hat gleichfalls

in ſeiner ernſten, dem Karakter des M. Angelo noch angemeſſeneren Manier, Theile der Decke in einigen großen Blättern aufs meiſterhafteſte geſtochen; aber beide haben ihre Unternehmungen aufgeben müſſen, weil ſie vom Publikum nicht hinlänglich unterſtützt wurden. Der Betriebſamkeit Volpato's verdankt Rom eine gute Schule von Nachzeichnern und Kupferſtechern, welche die Werke der italieniſchen Meiſter in einer großen, dem Karakter derſelben angemeſſenen Manier treuer und ſchöner nachbildet, als die oltramontaniſchen Kupferſtecher, welche ſich nach andern Schulen gebildet haben, und entweder durch übertriebenen mechaniſchen Prunk, oder durch eine kleinliche kraftloſe Behandlung, die einfache ernſte Größe des römiſchen Stils verhunzen. Dieſer geſchickte und ämſige Künſtler, welcher theils durch eigenen Fleiß, vorzüglich aber durch ſeinen Kunſtverlag, ein anſehnliches Vermögen erworben hat, hält in und auſſer ſeinem Studium immer eine Anzahl der vorzüglichſten Zeichner und Kupferſtecher beſchäftigt; er bezahlt die Nachzeichnungen der geſchickteſten Künſtler in dieſem Fache theuer, und läßt ſie von verdienſtvollen Kupferſtechern, die für ſich ſelbſt unvermögend ſeyn würden, große Werke, welche Jahre und Tage zu ihrer Vollendung fodern, zu unternehmen, durch den Stich ausführen. Auf dieſe Weiſe iſt ſeit mehreren Jahren eine Menge vorzüglicher Blätter nach den Werken der beſten Meiſter Italiens aus Volpato's Studium und unter ſei-

ner Direkzion hervorgegangen. Endlich gereicht es zu dieſes Künſtlers Ehre, daß einer der größten Kupferſtecher unſerer Zeit, Rafael Morghen, teutſchen Geſchlechts, ſein Zögling geweſen iſt. Dieſer letztere, der ſeit einigen Jahren in Florenz lebt, hat dort gleichfalls zu einer guten Schule der Kupferſtecherkunſt, deren Früchte die künftige Generazion genieſſen wird, den Grund gelegt. Das neueſte Werk dieſes Meiſters, welches ich dem Publikum teutſcher Kunſtliebhaber anzuzeigen im Begriff bin, giebt mir Veranlaſſung, demſelben zugleich Nachricht von einigen merkwürdigen Blättern mitzutheilen, welche zum Theil ſeit einiger Zeit in Volpato's Verlag erſchienen, zum Theil der Vollendung nahe, zum Theil erſt projektirt ſind.

Leonardo da Vinci's Abendmahl von Rafael Morghen.

Da vielleicht nicht alle Leſer eine anſchauliche Vorſtellung von dieſem berühmten Kunſtwerke haben, ſo wird es nicht ganz überflüſſig ſeyn, der Anzeige des Morghenſchen Stiches eine Beſchreibung des Gemäldes voranzuſchicken, und dieſelbe mit einigen ſich gelegentlich darbietenden Bemerkungen über das Werk und den Meiſter zu begleiten.

Das Gemälde iſt zu Mailand im Speiſeſaal des Dominikanerkloſters der Madonna delle Grazie befind-

lich, wo es gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von Leonardo da Vinci mit Oelfarben auf der Mauer gemahlt wurde und die ganze Breite der Wand über der Thüre des Speiſesaals einnimmt. Es ſtellt den Moment dar, wo Chriſtus mit ſeinen Jüngern beim letzten Abendmahle verſammelt, die Worte: „wahrlich ich ſage euch, einer unter euch wird mich verrathen!“ ausgeſprochen hat, und wo die Jünger von dieſer unerwarteten Aeuſſerung ihres Meiſters überraſcht und von Zweifeln geängſtigt, ihre Beſtürzung und ihr Verlangen zu erkennen geben, zu wiſſen, wer unter ihnen der Verräther ſey. Die Anordnung des Ganzen iſt einfach und die Vertheilung ſymmetriſch. Eine lange Speiſetafel nimmt die Breite des Gemäldes ein; hinter derſelben in der Mitte ſitzt Chriſtus, und zu beiden Seiten ſind die zwölf Jünger in gleicher Anzahl vertheilt, ſo daß der letzte an jeder Seite eine der äußern ſchmalen Enden der Tafel einnimmt. Die ganze Vorderſeite des Tiſches iſt leer, und läßt dem Betrachtenden den freien Anblick aller Figuren. Je drei und drei der Jünger bilden zuſammen eine Gruppe, dergeſtalt, daß auf jeder Seite ſich zwei ſolche Gruppen befinden, in deren Mitte Chriſtus als die Hauptperſon allein hervorragt. Zur Rechten des Heilandes ſitzen Johannes, Judas Iſcharioth und Petrus; in der Gruppe zur Linken iſt Thomas und der jüngere Jakobus kenntlich. Die übrigen Apoſtel ſind weiter nicht kennbar unterſchieden; die meiſten ſind ſitzend, andere in denen

hatte keinen Tag vorbeygehen laſſen, ohne ihm zu ſchreiben; und die Nothwendigkeit, ihr eben ſo regelmäſſig zu antworten, ſetzte ihn, nach der groſſen Revolution, die in ſeinem Herzen vorgegangen war, in eine deſto gröſſere Verlegenheit, da er zu aufrichtig und zu lebhaft war, Empfindungen vorzugeben, die ſein Herz verläugnete. Seine Briefchen wurden dadurch ſo kurz, und verriethen ſo vielen Zwang, daß Danae auf einen Gedanken kam, der zwar nicht ſehr wahrſcheinlich, aber doch der natürlichſte war, der ihr einfallen konnte. Sie vermuthete, ihre Abweſenheit könnte eine von den Schönen zu Smyrna verwegen genug gemacht haben, ihr einen ſo beneidenswürdigen Liebhaber entführen zu wollen. Wenn ihr Stolz zu einem ſo vermeſſenen Vorhaben lächelte; ſo liebte ſie doch zu zärtlich, um ſo ruhig dabey zu ſeyn, als man aus der muntern Art, womit ſie über ſeine Erkältung ſcherzte, hätte ſchlieſſen ſollen. Indeſſen behielt doch das Bewußtſeyn ihrer Vorzüge die Oberhand, und ließ ihr keinen Zweifel, daß es nur ihre Gegenwart brauche, um alle Eindrücke, welche eine Nebenbuhlerin auf der Oberfläche ſeines Herzens gemacht haben können, wieder auszulöſchen. Und wenn ſie deſſen auch weniger gewiß geweſen wäre, ſo war ſie doch zu klug, ihn merken zu laſſen, daß ſie ein Mißtrauen in ſein Herz ſetze, oder fähig ſeyn könnte, ſich ihm jemals durch eine grillenhafte Eiferſucht beſchwerlich zu machen. Bey allem dem beſchleunigte dieſer Umſtand ihre Zurückkunft; und der Gedanke, daß es ihr vielleicht

der Affekt lebhaft wirkt, haben ſich von ihren Sitzen aufgerichtet. Eine einfache Wand, ohne architektoniſche Verzierung, welche blos durch drei Oeffnungen unterbrochen wird, durch die man in die Gegend hinausblickt, macht den Hintergrund des Gemäldes aus.

Ehe wir zum Detail der Darſtellung fortgehen, ſey es erlaubt, Einiges über die Wahl des Moments und über die Anordnung des Gemäldes anzumerken. Dieſer Auftritt, wie er Matthäi 26, 20–25. und Marci 14, 18–20. beſchrieben iſt, läßt mehr als Einen Moment der Darſtellung zu: entweder den hier ausgedrückten, wo die Jünger auf Chriſti Erklärung, daß einer unter ihnen ihn verrathen werde, mit ſchmerzlichem Erſtaunen nach dem Thäter forſchen, oder den unmittelbar auf dieſen folgenden, wo Chriſtus antwortet: der, welcher ſeinen Biſſen mit mir in die Schüſſel taucht, wird mich verrathen, oder wo er ſelbſt, nach der Erzählung des Johannis 13, 26. dem Judas Iſcharioth den Biſſen hinreicht. Die ſpäter folgenden Momente der Einſetzung gehören, da ſie eine ganz verſchiedene Handlung enthalten, nicht mehr zu dieſer Aufgabe.

Obwohl keiner dieſer Momente der Foderung, welche die bildende Kunſt an ein dramatiſches Sujet macht, ſeinen Inhalt vollſtändig durch ſich ſelbſt zu erklären, ſtrenge Genüge leiſtet, da das Motiv dieſer

Szene, ohne deſſen Kenntniß ihr ſichtbarer Inhalt nicht verſtanden werden kann, in Worten liegt, deren Sinn keines anſchaulichen Ausdrucks fähig iſt; ſo kann doch hier, bei einem ſo allgemein bekannten und ſo oft abgebildeten Gegenſtande dieſe Foderung füglich erlaſſen werden; es iſt zur Befriedigung hinreichend, wenn der bekannte Moment wahr und ſchön ausgedrückt iſt. Abgeſehen alſo von jener Foderung, ſo iſt der von Leonardo da Vinci dargeſtellte Moment unſtreitig der intereſſanteſte und ſchicklichſte, weil er ſich unter allen am beſten durch ſich ſelbſt erklärt; denn aus der ſprechenden Attitüde des Heilandes, während alle Jünger erſtaunt und in großer Bewegung, theils unter einander, theils gegen ihren göttlichen Meiſter gerichtet, ihre Unruhe bezeigen, läßt ſich wenigſtens ſo viel deutlich erkennen, daß der Inhalt ſeiner Rede dieſe heftige Bewegung in allen Gemüthern bewirkt; ihr Inhalt ſelbſt aber läßt ſich nur aus der Geſchichte wiſſen.

Der unmittelbar folgende Moment dieſer Begebenheit, wo Chriſtus die Fragen der Jünger beantwortet, giebt zwar die Anſchauung einer durch ſich verſtändlichen Handlung; aber dieſe iſt doch, als Motiv der allgemeinen Beſtürzung und Unruhe in den Jüngern, für ſich ſelbſt nicht erklärend, man mag ihn ſich entweder denken wo Chriſtus ſagt: der, welcher mit mir in die Schüſſel taucht, wird mich verrathen,

welche Rede überdies noch von einer auf den Judas hinweisenden Gebehrde begleitet seyn kann; oder wie er den Verräther durch die Darreichung des eingetauchten Bissens entdeckt. Auch ist dieser Moment bei weitem nicht so interessant für die Darstellung als der vorige. Man würde zwar in ihm die Entdeckung des Thäters sehen; diese war allerdings den Jüngern am wichtigsten, aber der Betrachter des Gemäldes kennt sie bereits aus der Geschichte; ihm ist der Moment der interessanteste, welcher den bedeutendsten, lebhaftesten Ausdruck des Affekts zuläßt. Mit der Entdeckung wird aber die Erwartung befriedigt, die Unruhe der bewegten Gemüther, welche eben durch die Ungewißheit zu einem so hohen Grade des Affekts gesteigert wurde, legt sich, so bald Gewißheit an ihre Stelle tritt, und der Affekt des Abscheues gegen den bekannten Verräther tritt an ihre Stelle. Der Fantasie bleibt nichts mehr hinzuzuthun übrig. Dieser Moment kann also, obgleich er der entscheidende ist, kein so hohes Interesse erregen, als jener der Entscheidung unmittelbar vorhergehende, wo mit der Erwartung der Jünger auch die Theilnahme des Betrachters aufs höchste gespannt wird. Nicht zu gedenken, daß die Aufmerksamkeit aller Jünger und mit ihr auch die des Betrachtenden, welche in diesem letzteren ganz allein auf den Christ geheftet ist, sich mit der Entdeckung auf den Judas wenden, und dieser dadurch gewissermaaßen die Hauptperson der Handlung werden würde;

ſtatt daß ſie hier ungetheilt auf den Chriſt gerichtet bleibt. Erſt nachdem der Blick an ihm und an dem mannichfaltigen ſprechenden Ausdruck der ſchuldfreien Jünger ſich geſättigt hat, ſucht er auch den lichtſcheuen Verräther auf, deſſen karakteriſtiſches Profil hier mit großer Weisheit im Schatten gehalten iſt, wodurch auch dieſer an ſich zufällig ſcheinende Effekt eine ſymboliſche Bedeutung erhält.

Eben der große Verſtand des Künſtlers, welchen wir in der glücklichen Wahl des Moments zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, offenbart ſich auch in der meiſterhaften Anordnung dieſes Werks. Die Symmetrie des Ganzen, welche in reichen Kompoſizionen die Deutlichkeit und leichte Auffaſſung der Darſtellung ſo ſehr begünſtigt, wird durch die Verſchiedenheit der einzelnen Gruppen hier aufs glücklichſte unterbrochen; die Einförmigkeit, welche aus der Anordnung vieler in einer Reihe ſitzenden Perſonen leicht entſtehen kann, wird durch die ſchöne Mannichfaltigkeit der Gruppen vermieden, ſo daß die Darſtellung nicht blos ein deutliches, ſondern auch ein gefälliges Bild giebt. Dies iſt immer eines der erſten und wichtigſten Erforderniſſe einer guten Kompoſizion; denn der Totaleindruck und mit ihr die Hauptwirkung des Kunſtwerks hängt lediglich von der Anordnung, von der ſchönen Einheit der Zuſammenſetzung ab. Daher kommt, was man ſo oft zu bemerken Gelegenheit hat, daß viele Mah-

lereien, auch bei öfterer Betrachtung, keinen deutlichen, bleibenden Eindruck geben; ſtatt daß andere, die man nur einmahl geſehen hat, ein unauslöſchliches Bild in der Seele zurücklaſſen. Wo jenes ſtatt findet, da iſt es immer ein Beweis, daß dem Werke — Wahlordnung und äſthetiſche Einheit gebricht; daß der Verfaſſer ſelbſt keine deutliche Vorſtellung vom Ganzen gehabt, ſondern es auf gerathewohl ſtückweiſe zuſammengeſtoppelt hat.

Man hat eine Menge von Darſtellungen dieſes dem religiöſen Intereſſe des Chriſten ſo wichtigen Vorganges, in welchen Jeſus mit den Jüngern, entweder wie hier, an einer Seite des Tiſches, oder rings um den Tiſch ſitzt. Dieſe letzte Art der Anordnung iſt zwar die natürlichſte und kann vornehmlich von dem Effektmahler vortheilhaft benutzt werden, weil ſie ihm Gelegenheit giebt, die Hauptgruppe durch ſtarke Kontraſte von Schattenmaſſen in ein helleres Licht zu ſetzen. Für den dramatiſchen Mahler hingegen, der ſich nicht, wie jener, den gefälligen Effekt der Beleuchtung und der Maſſen, ſondern eine reine, deutliche Anſchauung des Inhalts zum Hauptzweck ſetzt, iſt ſie die unbequemſte, weil ſie mehrere Geſtalten von hinten zeigt, und alſo nur durch ſtarke Wendungen derſelben abwärts von der Hauptfigur ihre Geſichter zur Anſchauung bringen kann. Ueberdies gewährt ſie auch keine ſo freie und deutliche Ueberſicht wie jene, weil die vorderen Figuren

den hintern im Wege ſitzen; und will der Künſtler dieſem Uebelſtand durch Annahme eines höhern Augpunktes abhelfen, ſo verurſacht dies nur einen neuen; denn für Darſtellungen dieſer Art, wo der Gegenſtand in einer gewiſſen Nähe betrachtet werden ſoll, iſt ein hoher Augpunkt immer ungünſtig, weil er die nahen Figuren auf eine unangenehme Weiſe verkürzt. Wenn alſo auch die in der Cena des Leonardo gewählte Art der Anordnung mehrerer Figuren an einem Speiſetiſch für die wechſelſeitige Unterhaltung der Perſonen ſelbſt nicht die ſchicklichſte iſt, weil auf dieſe Weiſe viele in einer Reihe ſitzende Perſonen nicht ohne Unbequemlichkeit mit einander kommuniziren können, ſo iſt ſie doch für die dramatiſche Darſtellung einer ſolchen Szene die zweckmäßigſte, weil man in ihr alle Figuren und ihr Handeln leicht und deutlich überſehen kann; weshalb auch auf der Bühne ähnliche Szenen immer auf ähnliche Weiſe angeordnet werden. Rafael hat in zwei verſchiedenen Bildern von dieſem Sujet ſich beider hier gedachten Arten der Anordnung bedient; in einer derſelben, welche ſich in den Logen des Vatikan befindet, ſitzen die Figuren rings um einen viereckigen Tiſch, und unter ihnen Chriſtus in der Mitte, dem Anſchauenden gegenüber; die andere, wovon das Original wahrſcheinlich nur als Handzeichnung exiſtirt hat, iſt von Peter Drevet geſtochen, und im Ganzen der Anordnung dem Gemälde des da Vinci ähnlich. Beide aber ſind in jeder Rückſicht ſo weit unter dem letzteren, daß

ſie damit keinen Vergleich aushalten können. Pouſſin, der in ſeinen Darſtellungen aus der alten Geſchichte mehr als irgend ein anderer unter den Neuern das Koſtume des Alterthums zu beobachten ſtrebte, hat in ſeiner unter den ſieben Sakramenten befindlichen Darſtellung der Einſetzung des Abendmahls den Heiland mit den Jüngern nach antiker Sitte auf Polſtern ruhend dargeſtellt; eine Wahrheit, wodurch der Darſtellung ſelbſt zwar kein weſentlicher Vortheil erwächſt, für deren Beobachtung aber die gelehrten Liebhaber und die Antiquare ihm das gebührende Lob ertheilen.

Das erſte Erforderniß zu einem dramatiſchen Mahler iſt das Talent des fyſiognomiſchen Ausdrucks; wer die vorübergehenden Regungen der Seele in beſtimmten Situazionen glücklich darſtellen will, muß vor allem fähig ſeyn, den bleibenden Karakter des Gemüths wahr und beſtimmt auszudrücken. Geſtalten ohne Karakter ſind leer, weil ſie blos das Aeuſſere des Menſchen darſtellen, und dieſe Leere füllt kein mimiſches Spiel aus; daher kann auch eine Darſtellung, ſo ſchön und wahr ſie im Uebrigen ſeyn mag, nie jene Evidenz erhalten, auf welcher ſich alle wahre Theilnahme gründet, wenn die Geſtalten keine Fyſiognomie haben. Eine Handlung kann zwar an ſich ſelbſt, durch das was in ihr geſchieht, intereſſant ſeyn; aber das Intereſſe eines dramatiſchen Gemäldes hängt doch gröſtentheils von dem Intereſſe ab, welches die handelnden Figuren

durch ihren fysiognomischen Karakter für sich erregen. Die Individualität der Karaktere ist demnach als die Basis anzusehen, auf welcher der Empfindungs- und mimische Ausdruck sich stützen muß; als das Bleibende, woran das mannigfaltige Spiel der Gemüthsregungen wechselnd erscheint und verschwindet.

Es ist ferner eine der schwersten Aufgaben der Kunst, die nur das Genie glücklich zu lösen vermag, einen und denselben Gegenstand in zehn bis zwölf Figuren, nach dem individuellen Karakter einer jeden so zu modifiziren und auf eine mannichfaltige Weise so auszudrücken, daß weder die Identität der Hauptempfindung noch die Individualität der Karaktere darunter leide; daß der bestimmte Moment mit allen ihn begleitenden Zufälligkeiten so wahr und natürlich erscheine, wie das Gefühl fodert, um von der Darstellung gerührt und überzeugt zu werden, und zugleich so schön, daß die Darstellung, durch die kunstmäßige Zusammenstimmung aller Theile zu einem gefälligen Totaleindruck auf die Einbildungskraft, auch den Geschmack befriedige. In welchem Grade der Vollkommenheit alle diese Foderungen hier erfüllt sind, läßt sich nur in der anschaulichen Betrachtung dieses Meisterwerks fühlen und erkennen. Wir begnügen uns daher, aus dem Detail desselben nur das Merkwürdigste und was uns zu nützlichen Bemerkungen Veranlassung geben kann, herauszuheben.

Der Chriſtus in der Cena des da Vinci iſt vielleicht der gelungenſte, den die neuere Kunſt überhaupt aufzuweiſen hat; und was ihm an hoher Idealität, an Göttlichkeit mangelt, wird durch den reinſten Ausdruck der Humanität, durch die glückliche Miſchung von Ernſt und Milde, von Würde und Ergebung vergütet, welche auf der Bildung des Heilandes ſchwebt. Er ſitzt da in einer ruhigen aber beredten, in einer würdevollen aber die innere Trauer ſeiner Seele ausdrückenden Stellung und Miene, mit ein wenig geſenktem Haupte und niederblickenden Augen, und die Bewegung der Hände bekräftigt den Inhalt ſeiner Worte.

Obwohl die neuere Kunſt ein beſtimmtes Chriſtusideal aufgeſtellt hat, ſo iſt es doch nicht zu der möglichen Vollkommenheit ausgebildet, und eine befriedigende Darſtellung deſſelben iſt höchſt ſelten; ſo daß auch einige behauptet haben, daß der Karakter Chriſti ein unauflösliches Problem für die bildende Kunſt ſey. Vieleicht iſt es an dem, daß ein Karakter, deſſen Eigenſchaften blos moraliſch ſind, überhaupt weniger ein Ideal für die Kunſt als für das praktiſche Leben iſt; vielleicht muthet man hier der Kunſt etwas zu, das zu leiſten ihr Vermögen überſteigt. Dies ſcheint beſonders der Fall zu ſeyn, wenn man nach der unbeſtimmten oder irrigen Vorſtellung von dieſem reinſten Muſter der Humanität in dem Bilde deſſelben widerſprechende Eigenſchaften, Demuth und Majeſtät, Kraft und Duldſamkeit, das Erhabenſte und das Niedrigſte, Gottheit in

Knechtsgestalt, ausgedrückt sehen will; wo Karakter und Situazion, religiöses und ästhetisches Interesse in so disparaten Kontrasten zusammenstoßen. Dem sey aber wie ihm wolle, so bleibt es immer merkwürdig, daß selbst der größte Meister im karakteristischen Ausdruck, Rafael, kein gelungenes Christusbild hervorgebracht hat.

Johannes, der zur Rechten seines göttlichen Freundes sitzt, ist eine der zartesten, lieblichsten Jünglingsgestalten, die je ein Künstler gebildet hat. Voll sanfter Trauer neigt er sich gegen Simon Petrus hin, welcher nach Joh. 13, 24. ihm winkt zu forschen, wen unter ihnen der Meister meine. Zwischen beiden sitzt Judas, welcher mit einer unruhigen, verstörten Geberde, die das Bewußtseyn der Schuld verräth, sich zur Seite vorneigt, so daß man sein sehr markirtes Profil im Schatten erblickt. Der sanfteste, der eifrigste und der unwürdigste unter den Nachfolgern Jesu bilden zusammen eine Gruppe von trefflichem Kontrast; sie ist die ausdrucksvollste im Bilde. Zur Linken Christi steht Thomas der Zweifler, den der Künstler durch die auf den Saum des Gewandes über der Brust geschriebenen Worte: quia vidisti Thoma, credidisti, kenntlich gemacht hat, aufrecht in heftiger Bewegung mit ausgestreckten Armen; Zweifel an der Unmöglichkeit einer so schwarzen That scheinen mit der Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit seines Meisters in seiner Seele zu kämpfen; Karakter und Ausdruck in dieser

leicht einfallen könnte, ihn durch eine frühere Ankunft, als ſie in ihrem letzten Briefe verſprochen hatte, überraſchen zu wollen, (ein Gedanke, den wir ſehr geneigt ſind der Eingebung des Schutzgeiſtes ſeiner Tugend zuzuſchreiben, ſo prophetiſch war er) ſtellte ihm die Nothwendigkeit der ſchleunigſten Flucht ſo dringend vor, daß er ſich, ſobald er den Boten der Danae abgefertiget hatte, nach dem Hafen begab, ſich um ein Schiff um zu ſehen, welches ihn noch in dieſer Nacht von Smyrna entfernen möchte.

Viertes Capitel.

Eine kleine Abſchweiffung.

Unſere Leſer werden, wenn ſie dieſe Geſchichte mit etwas weniger Flüchtigkeit als einen franzöſiſchen Roman du jour zu leſen würdigen, bemerkt haben, daß die Wiederherſtellung unſers Helden aus einem Zuſtande, in welchem er dieſen Namen allerdings nicht verdient hat, eigentlich weder ſeiner Vernunft noch ſeiner Liebe zur Tugend zuzuſchreiben ſey; ſo angenehm es uns auch geweſen wäre, der einen oder der andern die Ehre einer ſo ſchönen Cur allein zuzuwenden. Mit aller der aufrichtigen Hochachtung, welche wir für beyde hegen, müſſen wir geſtehen, daß wenn es auf ſie allein angekommen wäre, Agathon noch lange in den Feſſeln der

Figur ſind von bewundernswürdiger Wahrheit. Neben ihm neigt ſich der jüngere Jakobus, der an Schönheit kaum dem Johannes weicht, von innigem Schmerz durchdrungen, zu Chriſto hin, um ihm das Innerſte ſeiner reinen ſchuldloſen Seele offen darzulegen. Hinter dem Thomas und Jakobus tritt ein dritter Jünger von weniger edler Bildung mit emporgeſtrecktem Zeigefinger zu Chriſto hin. So ſprechend dieſe Attitüde und dieſes Geſicht auch an ſich ſind, ſo ſcheint das erſtere doch in das gegenwärtige Verhältniß der Jünger zu Chriſto nicht zu paſſen; und ſo ſehr ſie ſich von den übrigen Figuren auszeichnet, ſo giebt ſie hier doch keinen beſtimmten Ausdruck; denn dieſer hat mehr das Gepräge eines Demonſtrirenden, als eines unruhig zweifelnden Forſchers. Alle übrige Figuren ſind in Karakter und Ausdruck von unübertrefflicher Wahrheit, edel und intereſſant von Bildung, einige der älteren von hoher apoſtoliſcher Würde. Vortrefflich iſt der verſchiedne Grad von Lebhaftigkeit, womit der Affekt ſich in den Apoſteln äußert, in den mehr oder minder bewegten Stellungen und Geberden derſelben ausgedrückt. Einige der jüngeren, in denen die Empfindung heftiger wirkt, ſind von ihren Sitzen aufgefahren; die älteren ſitzen ruhiger, aber die innere Bewegung mahlt ſich in ihren Geberden. Judas hat mit der auf dem Tiſche ruhenden Rechten, womit er den Geldbeutel hält, ein ihm nahe ſtehendes Salzfaß umgeſtoßen; ein an ſich unbedeutender Zug, der zwar nichts zur Ver-

ſtärkung des Ausdrucks beiträgt, aber doch ein Beweis von des Künſtlers Aufmerkſamkeit auf die Natur und von ſeinem Beſtreben iſt, auch durch das Zufällige, was zuweilen unter ähnlichen Umſtänden ſtatt findet, die Wahrheit ſeiner Darſtellung zu erhöhen. Die Verlegenheit eines betroffenen Böſewichts, der im Augenblick der Ueberraſchung auſſer Faſſung geſetzt wird, äuſſert ſich gewöhnlich durch eine Unſchicklichkeit ſolcher Art.

Der Stil dieſes Werks zeigt ſowohl in der Zeichnung des Nackten als in den durch die Gewänder ſcheinenden Formen der Geſtalt, ſo wie in den Gewändern ſelbſt, eine ſchöne Auswahl und ein ſichtbares Streben nach Gröſſe. Man ſieht hier den erſten glücklichen Verſuch der Kunſt, ſich von der treuen Nachahmung des Wirklichen, welche ihren Karakter bis auf Leonardo's Zeit ausmacht, zum Idealiſchen zu erheben; denn Michel Angelo's und Rafaels Werke im Vatikan waren noch nicht vorhanden, als Leonardo dieſes Gemälde vollendete. Vorzüglich wahr und ſchön ſind die Hände, die mannichfaltigen Bewegungen derſelben vollkommen natürlich und meiſterhaft in den Verkürzungen. Die Gewänder ſind mit Verſtand und Geſchmack geworfen, natürlich und von ſchöner Mannichfaltigkeit; ſie laſſen die Formen der Geſtalt gut durchblicken und geben den vorzüglichſten Rafaels nur wenig nach. Kein überflüſſiges Nebenwerk ſtört die ho-

he Einfachheit des Ganzen; die wohlgerundeten Figuren heben ſich vortrefflich von dem Hintergrunde los; die ferne Landſchaft, in die man durch die Oeffnungen der hintern Wand hinausblickt, gleicht einem ſchönen Hintergrunde von Pouſſin; auf ſanften Anhöhen und Hügeln ſind hin und wieder einzelne Gebäude und kleine Flecken zerſtreut; ferne Gebirge begränzen den Horizont. Das Ganze iſt bis auf die Nebenwerke, z. B. das Tafeltuch und das Tiſchgeräth, mit dem edlen, ſorgſamen Fleiße ausgeführt, welcher allen Werken dieſes Meiſters das Gepräge der Vollendung giebt.

Leonardo da Vinci war einer von den ſeltenen Menſchen, an denen die Natur zeigte, was ſie bei einer glücklichen Harmonie ihrer Kräfte vermag. Er war einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, und in der edlen Geſtalt wohnte eine eben ſo ſchön organiſirte Seele. Jene Harmonie der Triebe, aus welcher die Humanität des Karakters hervorgeht, die ſpäte Frucht einer langen Kultur, die in dem wenigſten zur Reife gedeiht, war in ihm das Naturprodukt eines glücklichen Temperaments. Sein allumfaſſender Geiſt, zu jeder Kunſt und Wiſſenſchaft aufgelegt, drang mit geringer Mühe in das Innere derſelben und erhob ſich ſchnell zum Vortrefflichen. Dieſe Zerſtreuung ſeiner Kräfte nach ſo verſchiedenen Richtungen hinderte ihn nicht, in einer ſo ſchweren Kunſt, wie die Mahlerei iſt, welche auch des größten Genies ungetheilte

Huldigung fodert, den Gipfel der Vortrefflichkeit zu erreichen. Sie diente vielmehr dazu, sein reiches Talent ganz zu entfalten, seinen Geist vielseitig, in jeder Anlage, auszubilden. Denn obgleich alle schönen Künste in der Jugend seine Neigung fesselten, obgleich im reiferen Alter ernste Beschäftigungen seine Thätigkeit zuweilen Jahre lang von der Mahlerei abzogen, so kehrte er doch immer wieder mit neuer Liebe und mit Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, zu ihr zurück. Es würde uns zu weit von unserm Zwecke abführen, wenn wir diesen universellen Geist in allen seinen Richtungen verfolgen wollten; also nur noch einige Worte über sein Kunsttalent.

Da Vinci besaß das Talent der Erfindung, welches eigentlich die Basis ächter Künstleranlage ist, in einem vorzüglichen Grade; aber es äußerte sich in ihm auf eine eigenthümliche, seiner besonderen Gemüthsart angemessene Weise. Er hatte weder die wilde, ungestüme Fantasie eines Michel Angelo, welche kühn die Wirklichkeit übersliegt, wie ein Eroberer gewaltig in unbekannte Regionen dringt, und die Kunst aus ihrer gewohnten Bahn reißt; noch jene reiche, vollströmende Quelle schöpferischen Geistes, jene göttliche Gabe Rafaels, jede schöne interessante Erscheinung, welche vor dem Spiegel der Seele flüchtig hingleitet, in der Einbildungskraft fest zu halten, und aus der Fülle des aufgefaßten Stoffes neue Individualität zu

erſchaffen, die den Stempel der Natur trägt, ohne ihr Abdruck zu ſeyn. Aber Leonardo beſaß das glückliche Talent, die Natur rein und mit Abſicht zu beobachten, die Karaktere, welche er für ſeinen Zweck bedurfte, in ihr auszuſpähen, die bedeutenden Züge, womit der Affekt handelt, treu aufzufaſſen und den gewählten Karakteren zweckmäßig anzueignen. Rafael wurde von ſeinem glücklichen Genie, Leonardo von ſeiner Weisheit geleitet; Leonardo dachte und fühlte ſeine Karaktere; um ſie darzuſtellen, mußte er die beſtimmte Anſchauung dazu in der Natur aufſuchen. Rafael fühlte und ſah ſie in ſeiner Einbildungskraft; das Reſultat war in beiden das gleiche. Daher kam es, daß Leonardo immer langſam und bedächtlich zu Werke ſchritt, daß er oft Monden lang ſeine Arbeit unterbrach und aufſchob, bis es ihm gelungen war, die Karaktere für ſeine Figuren in der Natur zu finden, den Affekt und das mimiſche Spiel derſelben in wirklichen Aeuſſerungen zu beobachten, und aus einzeln aufgefaßten Zügen die bedeutenſten zu wählen. Hatte er endlich gefunden, was er ſuchte, war er über Karakter, Stellung, Geberde, Ausdruck mit ſich ſelbſt einig geworden, ſo hatte die Darſtellung keine Schwierigkeit mehr, und in wenig Stunden ſtand das Reſultat mondenlanger Beobachtungen lebendig da; denn Niemand war geübter als er, das Bedeutende in der Natur zu erkennen, aufzufaſſen und eben ſo treu und karakteriſtiſch wieder auszudrücken. Auf dieſe Weiſe

vollendete er, nach mehrern oft langen Unterbrechungen, ſein größtes Meiſterwerk, das Gemälde vom Abendmahl; und durch ein ſolches Verfahren, das allein Künſtlern von ächtem Talent zum Muſter dienen ſollte, das Rafael ſelbſt in ſeiner frühern Periode nicht entbehren konnte, gelang es ihm, jede Figur in dieſem Gemälde mit der karakteriſtiſchen Individualität, mit der ſprechenden Wahrheit des Ausdrucks zu bilden, wodurch dieſes Werk eins der größten Wunder der Kunſt iſt. In ſeiner Seele lebte ein Ideal von Vollendung, welches er, nachdem der Inhalt wohl überlegt und geordnet, und die Handlung in allen Theilen genau beſtimmt war, durch die ſorgſamſte Ausführung zu erreichen ſtrebte. Dieſes Ideal erhielt ſein Gemüth in jenem fortwährenden Zuſtande ſanfter Begeiſterung, womit Dichter unter jahrelangem Fleiße ihre Werke vollenden, und der dem ächten, glücklich organiſirten Künſtler natürlich iſt; aber es war auch die Urſache, daß manches ſeiner Werke unvollendet blieb, weil er ſich ſelbſt nie genug thun konnte. Dieſe harmoniſche Zuſammenſtimmung aller Seelenkräfte, ſowohl in der Empfängniß als bei der Ausbildung ſeiner Werke, ſo daß er mit Begeiſterung ausführen konnte, was er mit weiſer Ueberlegung erfunden hatte, iſt das eigenthümlichſte Merkmal, der Grundzug ſeines äſthetiſchen Karakters. Dieſe glückliche Temperatur ſeines Gemüths, dieſer Geiſt der Liebe, der ſeinen Kunſtfleiß beſeelte, offenbart ſich in der Humanität, welche uns

aus allen Werken Leonardo's anſpricht; in der zartern, heiteren Anmuth ſeiner Weiberköpfe. Dieſer Ausdruck zarten, geiſtigen Liebreizes, den er einſt an einer holden weiblichen Bildung erblickt hatte, war ſeiner eigenen Empfindungsart ſo homogen, daß er ihn nachher, und oft mit übertriebener Süßlichkeit, in ſeinen meiſten Weiberköpfen wiederholte, wodurch er in den Fehler der Einförmigkeit und der manierirten Grazie verfiel.

Dieſes Meiſterwerk Leonardo's, welches mit Oelfarben auf der Mauer gemahlt iſt, war öfteren Gefahren ausgeſetzt. Bald nach der Vollendung deſſelben wollte Franz I, König von Frankreich, es nach Paris führen laſſen; aber da man ſich nicht getrauete, ein ſo großes Gemälde unbeſchädigt aus der Wand zu heben und zu transportiren, ſo unterblieb glücklicherweiſe die Entführung, und Mailand behielt dies unſchätzbare Werk. Etwa hundert Jahre ſpäter war es bereits ſo unſcheinbar, dunkel und ſchmutzig geworden, daß man wenig mehr davon erkennen konnte, und daß die Mönche des Kloſters, die es für verloren hielten, kein Bedenken trugen, bei einer nöthig befundenen Erhöhung der Thüröffnung, über welches es ſich befindet, einen Theil des Gemäldes zu zerſtören, ſo daß die Beine Chriſti und der ihm zunächſt ſitzenden Jünger abgeſchnitten und die Einfaſſung der Thür bis an den Rand des herunterhängenden Tiſchtuches erhöhet wur-

de. Im Jahre 1726 endlich, wo ein geſcheidterer Prior dem Kloſter vorſtand, erbot ſich ein Mailändiſcher Maler, Namens Michel Angelo Bellotti, dieſes für verloren gegebene Werk, vermittelſt eines geheimen Mittels, wieder in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen. Das Anerbieten wurde angenommen und hatte einen glücklichen Erfolg. Die Mönche vergüteten dem Künſtler ſeine Mühe mit 500 Lire, und dieſer theilte dafür den Mönchen ſein Geheimniß mit. Worin aber dieſes beſtanden habe, meldet der italieniſche Verfaſſer dieſer Nachricht, der P. Bibliothekar des gedachten Kloſters, welcher ſie dem Herausgeber der römiſchen Edizion des Vaſari mittheilte, nicht.

Dieſer Wiederherſtellung ungeachtet iſt dieſes Gemälde in ſeinem jetzigen Zuſtande kaum noch ein Schattenbild ſeiner ehemaligen Herrlichkeit; von einigen Köpfen der linken Seite deſſelben ſieht man wenig mehr als den Umriß; und was es einſt in gutem Zuſtande geweſen ſeyn mag, läßt ſich mehr blos ahnden als erkennen; ohne Zweifel hat es während des jetzigen Krieges durch die Einquartirungen in dem Kloſter noch mehr gelitten.

Es ſind mehrere Kopien dieſes Gemäldes, welche zum Theil noch ſehr gut erhalten ſind, vorhanden; der Herausgeber der neueſten, zu Siena in eilf Bänden erſchienenen Edizion des Vaſari, der Padre della

Malle, zählt in allem 13 derſelben auf, welche ſich theils in Mailand, theils in Frankreich, theils an anderen Orten befinden ſollen. Die vorzüglichſten darunter ſind: 1) In Mailand im Refektorium der P. P. Osservanti della Pace, von Lomazzo im Jahr 1561 auf der Wand gemalt. 2) Ebendaſelbſt im Refektorium der Chorherren von St. Paul im Kollegium des heil. Barnabas; eine der vorzüglichſten, deren unterer Theil aber unvollendet iſt. 3) In Lugano, im Refektorium der P. Osservanti von Luini, dem beſten Schüler Leonardo's; die treuſte und ſchönſte unter allen. 4) In Frankreich zu S. Germain d'Auxerre, welche König Franz I verfertigen ließ, da das Original nicht transportirt werden konnte; auch dieſe wird für des Luini Arbeit gehalten.

Man hat auch verſchiedene ältere Kupferſtiche nach dieſem Gemälde, aber keiner derſelben iſt des Originals würdig. Der älteſte von einem ungenannten Meiſter iſt ſchlecht gezeichnet, noch ſchlechter geſtochen; doch erkennt man Leonardo's Manier darin. Vorn auf dem Tiſchtuch ſtehen die Worte Chriſti, welche das Motiv der Handlung ſind: Amen dico vobis, quia unus vestrum me traditurus est. Der Stich iſt 9 Zoll hoch und 17 Z. lang. — Ein zweites leicht geätztes Blatt iſt gleichfalls von einem ungenannten Meiſter und beinahe von gleicher Größe mit dem vorigen. — Ein drittes, von Peter Soutman, dem be-

kannten Schüler des Rubens, iſt mehr in des letzteren als in da Vinci's Manier gezeichnet und hat kein anderes Verdienſt als das eines guten Helldunkels; überdem iſt der untere Theil des Bildes, wo die Füße der Figuren ſich befinden, weggelaſſen. Dies Blatt iſt 10 Z. 9 L. hoch, und 36 Z. 6 L. breit. — Endlich hat man noch einen geätzten Umriß dieſer Kompoſizion vom Grafen Caylus nach einer Handzeichnung verfertigt.

Der Wunſch aller Kunſtfreunde, dieſes herrliche Meiſterwerk, ehe es völlig zu Grunde geht, durch den Grabſtichel eines geſchickten Künſtlers in einer des Urbildes würdigen Geſtalt neu verewigt zu ſehen, iſt jetzt erfüllt. Rafael Morghen hat vor kurzem von dieſem Bilde, nach der Zeichnung eines Florentiniſchen Malers, Teodoro Matteini, (der dem Publikum bereits durch ein, vor einigen Jahren nach ſeiner Erfindung gleichfalls von Morghen geſtochenes reizendes Blatt: Angelika und Medoro, bekannt iſt) einen Stich vollendet, der alles Uebrige, was dieſer Meiſter bisher Vortreffliches in ſeiner Kunſt geliefert hat, eben ſo weit übertrifft, als das Urbild deſſelben alle übrigen Werke da Vinci's; ein Blatt, das Morghens verdientem Ruhme, der erſte Kupferſtecher Italiens zu ſeyn, das Siegel der Beſtätigung aufdrückt, und vornehmlich in dieſen Zeiten der geſtörten Kunſt eine doppelt erfreuliche Erſcheinung iſt.

ſchönen Danae hätte liegen können; ja wir haben Urſache zu glauben, daß die erſte gefällig genug geweſen wäre, durch tauſend ſchöne Vorſpiegelungen und Schlüſſe die andere nach und nach gänzlich einzuſchläfern, oder vielleicht gar zu einem gütlichen Vergleich mit der Wolluſt, ihrer natürlichen und gefährlichſten Feindin, zu bewegen. Wir läugnen hiemit nicht, daß ſie das ihrige zur Befreyung unſers Freundes beygetragen; indeſſen iſt doch gewiß, daß Eiferſucht und beleidigte Eigenliebe das meiſte gethan haben, und daß alſo, ohne die wohlthätigen Einflüſſe zwoer ſo verſchrepter Leidenſchaften, der ehmals ſo weiſe, ſo tugendhafte Agathon ein glorreich angefangenes Leben, allem Anſchein nach, zu Smyrna unter den Roſen der Venus unrühmlich hinweggeſcherzet haben würde.

Wir wollen durch dieſe Bemerkung dem groſſen Hauffen der Moraliſten eben nicht zugemuthet haben, gewiſſe Vorurtheile fahren zu laſſen, welche ſie von ihren Vorgängern, und dieſe, wenn wir um einige Jahrhunderte bis zur Quelle hinaufſteigen wollen, von den Mönchen und Einſamen, womit die Morgenländer von jeher unter allen Religionen angefüllt geweſen ſind, durch eine den Progreſſen der geſunden Vernunft nicht ſehr günſtige Ueberlieferung geerbt zu haben ſcheinen. Hingegen würde uns ſehr erfreulich ſeyn, wenn dieſe gegenwärtige Geſchichte die glückliche Veranlaſſung geben könnte, irgend einen von den ächten Weiſen unſrer Zeit

anſ-

Wenn ich mir das Vorzüglichſte, was ich von älterer und moderner Kupferſtecherkunſt geſehen habe, ins Gedächtniß zurückrufe, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich kein Blatt kenne, welches den Geiſt ſeines Originals mit ſolcher Wahrheit und Schönheit ausdrückte, worin bei der höchſten Kunſt und Eleganz des Stiches die Manier des Kupferſtechers ſich ſo anſpruchlos und glücklich der Manier des Urbildes einſchmiegte; kein Blatt, in welchem der mühſamſte und bis zur höchſten Vollendung getriebene Kunſtfleiß einer jahrelangen mechaniſchen Arbeit ſo durch den lebendigen Ausdruck der Darſtellung überwogen würde; wo alle Zauberei des kunſtreichſten Mechanismus ſich ſo in den höheren Zauber des geiſtigen Lebens, das aus dieſem herrlichen Bilde athmet, verlöre, als hier; mit einem Worte, ich kenne kein Meiſterwerk franzöſiſcher, teutſcher und engliſcher Kupferſtecherei, das in ſo hohem Maaße alle Fodrungen an dieſe Kunſt befriedigte, als dieſe unübertreffliche Nachbildung dieſes unnachahmlichen Gemäldes. Es ſcheint, daß der Genius des groſſen Toskaners ſowohl den Zeichner als den Kupferſtecher beſeelt und ihr Talent über ſich ſelbſt erhoben habe, um mit vereinter Kunſt ein Blatt zu liefern, das eben ſo einzig in ſeiner Art iſt, als das Urbild ſelbſt. Ja, die Anſchauung dieſes letzteren, ſo viel jetzt noch davon ſichtbar iſt, obgleich das Bewußtſeyn, daß man vor dem urſprünglichen Werke des Meiſters ſteht, das Gemüth mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, iſt

nicht mehr im Stande, einen ſo reinen Genuß ſeiner Schönheit zu geben, als dieſes Blatt, in welchem Leonardo's Geiſt wie zu ſeiner urſprünglichen Schönheit verjüngt und verklärt erſcheint. — Hier iſt bis jetzt nur ein einziger Abdruck dieſes Kupferſtiches zu ſehen, den Morghen ſeinem Schwiegervater Volpato zugeſandt hat, in deſſen Studium er aufgeſtellt iſt. Der Stich iſt 1 Palm 11 Unzen römiſchen Maaßes hoch, und 4 Palmen breit, und dem Groshertog von Toskana zugeeignet. Ein Abdruck vor der Schrift koſtet dreyßig Zechinen, ein ausnehmend hoher Preis, der nur durch die außerordentliche Schönheit des Blattes gerechtfertigt wird. Mit der Schrift wird er für zehn Zechinen feil ſeyn.

Nachſtehende Blätter ſind ſeit einiger Zeit in Volpato's Verlag theils erſchienen, theils der Vollendung nahe:

1) Die Geiſſelung des heil. Andreas, von Dominichino, geſtochen von Giovanni Folo nach einer Zeichnung von Stefano Toſanelli.

2) Der heil. Andreas, welcher zum Richtplatz geführt wird, und beim Anblick des Kreuzes anbetend niederkniet, von Guido Reni, geſt. von Giovanni Volpato, nach einer Zeichnung von Stef. Toſanelli.

Zwei Gegenstücke; jedes derselben ist 2 Palmen 1 Unze hoch und 3 Palmen 3½ Unzen breit.

Die Originalgemälde in Fresko befinden sich in der Kapelle des heil. Andreas neben der Kirche des heil. Gregor auf dem Cölischen Hügel, und gehören unter die vorzüglichen Freskomalereien Roms. Von dem ersten Bilde hat man ein radirtes Blatt von Carlo Maratti, und nach dem letztern einen Stich von G. Audran.

Der Preis jedes Blattes ist 4 Piaster. Volpato hat die Platte des Folo mit 1200 Piastern bezahlt.

3) Die Auffahrt der Madonna, von Guido Reni, gestochen von Bettellini, nach einer Zeichnung von Bernardino Nocchi; 2 Palmen 9 Unzen hoch, 1 P. 11 U. breit.

Das Original eines der vorzüglichen Oelgemälde Guido's befindet sich im Pallast Santacroce. Ein schöner kräftiger Stich und die vorzüglichste Arbeit dieses Kupferstechers. Volpato hat die Platte mit 650 Piastern bezahlt.

Als Gegenstück zu diesem Blatte sticht Folo gegenwärtig:

4) den Erzengel Michael, von Guido Reni, nach einer Zeichnung von Nocchi,

wovon das Original ehedem in der Kirche der Kapuzi-

ner am Barbarinischen Platz befindlich war und jetzt in Paris ist. Man hat von diesem von Liebhabern sehr geschätzten Gemälde mehrere Stiche, deren keiner dem gegenwärtigen zu vergleichen ist; dieser ist seiner Beendigung nahe.

5) Das Opfer Noah's, von Nikolaus Pouſſin, von Volpato nach Tofanelli's Zeichnung gestochen; 2 Palmen 1 Unze hoch, 2 P. 7½ U. breit.

Das Originalgemälde war ehedem im Pallaſt Corſini befindlich und wurde während der Republik, nebſt mehrern andern vorzüglichen Gemälden dieſes Pallaſtes, verkauft. Es iſt, wie ſo viele, nach England gegangen. Als Gegenſtück dazu iſt beſtimmt:

6) Der Bethlehemitiſche Kindermord, von N. Pouſſin,

wovon das Original im Pallaſt Altieri befindlich iſt. Die Zeichnung von Tofanelli iſt bereits fertig, aber der Stich iſt noch nicht angefangen.

7) Eine Landſchaft mit der Flucht der heil. Familie nach Aegypten, von Claude Lorrain, von Volpato nach einer Zeichnung des holländiſchen Landſchaftmalers Voogd geſtochen; 2 Palmen hoch, 2 P. 7 Unzen breit.

Das Originalgemälde befindet ſich im Pallaſt Doria. Derſelbe Künſtler hat bereits die Zeichnungen von drei

andern Gemälden des Claude in demſelben Pallaſt verfertigt, mit deren Stich Volpato gegenwärtig beſchäftigt iſt.

Ehemals pflegten die Kupferſtecher ſich die Zeichnungen für ihre Platten ſelbſt zu verfertigen, und wenn der Kupferſtecher ein tüchtiger Zeichner iſt, und gehörige Sorgfalt auf die Kopie verwendet, ſo hat dies allerdings den Vortheil, daß der Kupferſtecher ſein Original genauer kennen lernt, daß alſo von dem Geiſt deſſelben weniger in der Uebertragung verloren geht. Cunego's Blätter nach Michel Angelo, wozu er ſelbſt die Zeichnungen gemacht hat, können hier zum Beweiſe dienen. Aber nicht immer iſt der Kupferſtecher ein vorzüglicher Zeichner, und ſelten wendet er aus Zeiterſparniß auf die Zeichnung den gehörigen Fleiß; woher es denn kommt, daß die meiſten älteren Stiche in Rückſicht der Treue den neueren nachſtehen müſſen. Gegenwärtig, wo Zeichner und Kupferſtecher gewöhnlich zwei verſchiedene Perſonen ſind, wo alſo jeder ſein Talent und ſeinen Fleiß mehr auf ſein beſonderes Fach beſchränken kann, gelingen die Nachbildungen weit vollkommner, wovon ſich jeder überzeugen kann, der Gelegenheit hat, die Stiche Morghens, Volpato's, Folo's und anderer jetztlebender italieniſcher Kupferſtecher mit den Blättern älterer Meiſter, ſo brav dieſe oft geſtochen ſind, zu vergleichen. In dieſem Betracht iſt das Verdienſt des ge-

ſchickten Nachzeichners, der ſeinen Fleiß zur Vervielfältigung vortrefflicher Werke anwendet, ſchätzbarer als der eitle Ruhm, mittelmäßige oder ſchlechte Originale hervorzubringen, obgleich erſteres ſelten nach ſeinem Werthe erkannt wird, da der Kupferſtecher am Ende den größten Theil der Ehre und des Gewinnes davon trägt, und der Zeichner ſich mit dem für ſeine Kopie bedungenen Lohn begnügen muß. Aber auch hier weiß ſich das hervorragende Talent geltend zu machen und die Zeichnungen eines Dütertre, Wicar, Tofanelli werden von den Kupferſtechern theuer bezahlt; denn ihr Name iſt eine Empfehlung des Kupferſtiches, weil er für die Treue der Nachahmung Gewähr leiſtet.

Bei allen dieſen Vorzügen der neueren Kupferſtecherkunſt, welche in Morghens neueſtem Werke ihren Triumf feiert, erregt es ein unangenehmes Gefühl, zu ſehen, daß ächte Kupferſtecherkunſt jenſeits der Alpen verhältnißmäßig weit weniger kultivirt wird, ſeitdem die punktirten, geſchabten, Aquatinta ꝛc. Manieren in Mode gekommen ſind und von Kunſtinſtituten und Kunſthändlern vorzugsweiſe begünſtigt werden. Jede Manier hat ihren Werth und ihre eigenthümlichen Vorzüge; aber nur zu leicht verkennt man über den Schein des Gefälligen, der ihnen anklebt, und über die größere Leichtigkeit ihrer Ausübung, auch ihre Schranken. Werke der höheren Kunſt ſollten nie an-

ders als durch den Grabſtichel mit Hülfe der Nadel ausgeführt werden; in der niederern Sfäre treibe die Mode nach Gefallen ihr Spiel. Möge Rafael Morghens Blatt durch ſeine hohe gediegene Schönheit auch jenſeits der Alpen über den falſchen Reitz der Modekünſteleien ſiegen und das Verlangen nach etwas Höherem erregen! Möge es dem teutſchen Künſtler, dem ſeine Kunſt mehr iſt als Modetand und Broderwerb, durch den Vorgang ſeines vortreflichen Landsmannes zum Streben nach wahrer Vortreflichkeit ſpornen!

Fernow.

2.

Ueber Zoega's neueſte Unternehmungen.

Berlin, d. 3. May.

— Endlich kann ich Ihnen über des würdigen Zoega literariſche Thätigkeit in Rom die gewünſchte Auskunft geben, da er mir neuerlich von ſeiner ganzen Lage und Befinden ausführliche, und dem Himmel ſey Dank, auch beruhigende Nachricht ertheilt hat. Sie wiſſen ſchon, daß er däniſcher Agent geworden und dadurch gegen unmittelbare Nahrungsſorgen geſichert iſt. Die däniſche Regierung hat ſich überhaupt in dieſen Drangſalen ſehr edel bewieſen und auch Zoega's Gönner und Freunde, dem edeln Kardinal Borgia, eine Penſion von 300 Rthlr. angewieſen.

Zoega iſt indeß nicht unthätig geweſen. Er hat eine Topografie des alten Roms völlig ausgearbeitet und zum Druck fertig gemacht, wodurch er ſich ſelbſt beim Herumführen der Fremden, dem er ſich ſeit meiner Abreiſe aus Rom fleißiger gewidmet hat, bei ſeiner bekannten Gewiſſenhaftigkeit vollkommene Genüge zu leiſten ſuchte. Zweitens hat er alle antiken Reliefs in Rom aufs genaueſte beſchrieben, wovon ich zum Theil ſelbſt noch Zeuge geweſen bin. Er iſt nun geſonnen, ſie parthieenweiſe, etwa 12 Stücke in jedem Hefte, zu publiziren, einen Heft für jede Meſſe. Sein Wunſch wäre, daß ein Buchhändler, oder ein Unternehmer, wie Frauenholz, ihm die nöthige Summe, welche erfordert würde, Zeichner und Kupferſtecher für das jedesmalige Heft zu bezahlen, vorſchöſſe. Denn daß Zeichner und Kupferſtecher unter ſeinen Augen arbeiten, iſt eine unerläßliche Bedingung. Auch iſt dieß nöthig, wenn einmal ein Werk erſcheinen ſoll, auf deſſen genaueſte Treue man ſich verlaſſen könnte, und dergleichen leider noch nichts vorhanden iſt. Der Vorſchuß dürfte auch darum erforderlich ſeyn, weil die arbeitenden Künſtler immer auf der Stelle zu bezahlen ſind, wenn ſie ununterbrochen und wohlfeil arbeiten ſollen. Um das Werk ſo wenig als möglich zu vertheuern, würde die Zeichnung blos in Conturen ſeyn. Die Ueberſendung der Platten würde ganz auf Unkoſten des Unternehmers geſchehen. Das Manuſkript würde ſo viel wie möglich immer vorher an den

Verleger abgeliefert werden, ſo daß der Druck deſſelben bei Ankunft der Platten immer vollendet ſeyn könnte. Es iſt aber zu bemerken, daß ſein Manuſkript italieniſch iſt, und es daher für Teutſchland noch beſonders zu überſetzen wäre, weil, wie er ſagt, es für ihn zu ſeccant ſeyn würde, ſich ſelbſt zu überſetzen. In Rückſicht auf die Kunſtwerke ſelbſt würde er ſich bei ihrer Bekanntmachung an kein beſtimmtes Syſtem halten, als in ſo weit, daß er alle Monumente, welche zu einer Mythe gehören, zuſammennehmen und alles darüber ſagen würde, was gleichſam zur Erſchöpfung der Sache gehört. Auf dieſe Weiſe hat er ſchon mehrere Gegenſtände fertig liegen, unter andern alles, was zur Verehrung des Mithras gehört, wovon er das Manuſkript ſogleich überſenden könnte. Die Ueberſetzung und der Druck könnten unverzüglich beginnen, indeſſen die Monumente hierzu gezeichnet und geſtochen würden. Man begreift von ſelbſt, daß eine ſolche Zuſammenſtellung der zu einem Gegenſtand gehörigen Reliefs von einem ſo geübten und gelehrten Antiquar, der durch eine Reihe von Jahren an der Quelle ſelbſt ſchöpfte, den reichſten Stoff zu Bemerkungen über den Stil, die verſchiedenen Kunſtepochen u. ſ. w. darbieten müßte.

Hirt.

3.

Fernere Nachricht über Mionet's Münzpasten.

Die Leser, welche sich bis jetzt für die Münzpasten des B. Mionet in Paris lebhaft interessirt haben, werden sich freuen, vom Fortgang dieser preiswürdigen Unternehmung bestimmte Nachricht zu erhalten. Der Katalog von der ersten allgemeinern Sammlung ist schon zu Ende des Winters in Paris gedruckt erschienen, und enthält in geografischer Ordnung nach Eckhel's klassischem Werke eingetheilt die vorzüglichsten griechischen Städte-, Völker- und Königsmünzen nebst einem Anhang von römischen und italischen Assen, in 1473 Numern. Zu gleicher Zeit ist auch die erste vollständige Sammlung der Pasten selbst, so weit sie in diesem Verzeichnisse begriffen sind, aus Paris angekommen, und zwei Tabletten daraus von No. 2001–2100, die schönen Sizilischen Münzen darstellend, sind in der verflossenen Ostermesse in Leipzig, sowohl im Beygangischen Museum als bei dem Kommissionair, der für Teutschland die Bestellung und Besorgung derselben übernommen hat *), mit unzweiden-

*) Die Gebrüder Gädicke, die Verleger dieser Monatsschrift, haben das ganze Geschäft übernommen, und werden dadurch, daß sie mehrere Versendungen auf einmal und mit sicherer Gelegenheit erhalten, die jetzt

aufzumuntern, mit der Fackel des Genie in gewiſſe dunkle Gegenden der Moral-Philoſophie einzudringen, welche zu beträchtlichem Abbruch des allgemeinen Beſten, noch manches Jahr-Tauſend unbekanntes Land bleiben werden, wenn es auf die vortrefflichen Leute ankommen ſollte, durch deren unermüdeten Eifer ſeit geraumen Jahren die deutſchen Preſſen unter einem in alle mögliche Formen gegoſſenen Miſchmaſch unbeſtimmter und nicht ſelten willkürlicher Begriffe, ſchwärmeriſcher Empfindungen, andächtiger Wortſpiele, groteſker Characteren, und ſchwülſtiger Declamationen zu ſeufzen gezwungen werden. Für diejenigen, welche unſern frommen Wunſch zu erfüllen geſchickt ſind, uns darüber deutlicher zu erklären, oder ihnen den Weg zur Entdeckung dieſer moraliſchen Terra incognita genauer anzudeuten zu wollen, als es hie und da in dieſer Geſchichte geſchehen ſeyn mag, würde einer Vermeſſenheit gleich ſehen, wozu uns die Empfindung unſrer eignen Schwäche, oder vielleicht unſre Trägheit wenig innerliche Verſuchung läßt. Wir laſſen es alſo bey dieſem kleinen Winke bewenden, und begnügen uns, da wir nunmehr, allem Anſehen nach, unſern Helden aus der gröſſeſten der Gefahren, worinn ſeine Tugend jemals geſchwebt hat, oder künftig gerathen mag, glücklich herausgeführt haben, einige Betrachtungen darüber anzuſtellen — doch nein; wir bedenken uns beſſer — was für Betrachtungen könnten wir anſtellen, daß nicht diejenige, welche Agathon ſelbſt, ſo bald er

deutigem Beifall der Kenner und Liebhaber geſehen worden.

Was Mionet am Ende des Vorberichts verſichert: ces empreintes seront aussi fidelement vendues que si c'étoient les medailles mêmes, avantage, que ne peuvent procurer les gravures de diverses ouvrages, qui n'en donnent qu'une idée imparfaite, beſtätigt ſich vollkommen durch den Anblick der bis auf den alten Firniß ſogar täuſchend nachgeahmten Schwefelpaſten. Man kann von der Präciſion und Genauigkeit in der Ausführung nicht zu viel Gutes ſagen. Aber auch die Auswahl dieſer erſten Sammlung iſt mit Kennerſchaft und Verſtand gemacht. Ueberall iſt nur das ſeltenſte, merkwürdigſte, ſchönſte ausgeleſen, und wo eine ganze Reihe deſſelben Inhalts vorkommt, wie z. B. bei den alten theſſaliſchen Münzen, die einen Satyr oder Centaur mit einer geraubten Frau, No. 874–883. vorſtellen, oder in der Pergame-

ſehr beträchtlichen Transportkoſten (die erſte Sammlung koſtet, da ſie allein und durch den Poſtwagen ging, 15 Thaler) beträchtlich vermindern können. Man ſehe das Intelligenzblatt zu dieſem Stücke N. 1. Bei ihnen iſt auch der gedruckte Katalog zu haben, der den Titel führt: Catalogne d'une collection d'empreintes en soufre des medailles Grecques et Romaines. (Paris l'an 8.) 79 S. in 8. Die unmittelbare Adreſſe an den Künſtler in Paris ſelbſt iſt: Au C. Mionet, rue de Blancs-Manteaux n. 37.

niſchen Königsſuite No. 834–846., da iſt bei genauer Unterſuchung für die verſchiedenen Epochen der Kunſt, für die mechaniſche und artiſtiſche Behandlung, für die Portraitähnlichkeit (die z. B. bei einigen Pergamiſchen Königen vom Jugend- bis zum Greiſenalter denſelben Kopf mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchführt) ungemein viel zu lernen und zu beobachten.

B.

III.

Veit Hans Schnorr.

Wer auch nur die Siona und jene zweite Schweſter, die im Mondenlicht die Geiſter um ſich verſammelt, in dem Titelkupfer zu Klopſtocks Oden nach der ſchönen Ausgabe bei Göſchen geſehn hat, wird dem Zeichner dieſer himmliſch-zarten Geſtalten, dem würdigen Schnorr in Leipzig ſeine Achtung nicht verweigern, und das ſchöne Lob, welches ein anderer Meiſter ihm wegen einiger frühern Zeichnungen zu Wielands Werken ertheilte *), nur gerecht finden.

*) „Alle ſeine Arbeiten haben durchaus einen lieblichen Idyllenkarakter und finden den Weg zum Herzen.“ Allg. Lit. Zeit. 1800. no. 1.

Ohne andern Künstlern zu nahe zu treten, deren Sachsen in seinem oft ziemlich stiefmütterlichen Schooße weit mehrere pflegt, als die gesprächiche Göttin mit ihren Posaunentönen zu verkündigen weiß, darf man doch kühn behaupten, daß Schnorr zu den schöpferischsten und talentvollesten unter ihnen gehört, und, da es ihm um tägliches Zunehmen und Fortschreiten nicht blos den Lippen sondern der That nach ernstlich zu thun ist, gewiß auch in kurzem zu den genanntesten gehören muß.

Man muß den kindlich reinen, anspruchslosen, für seine Kunst im edelsten Enthusiasmus erglühenden Mann in seiner Kunstwerkstätte, umringt von seinen holden Knaben und im frohen Gewimmel seiner Familie selbst gesehn und Auge und Geist an seinen neuesten Kunstdarstellungen geweidet haben, um den moralischen und artistischen Werth dieses Künstlers nach Gebühr schätzen zu können.

Ich sah in der letzten Ostermesse die Zeichnung, die er jüngst zur Ausstellung nach Dresden geschickt hatte, Rafaels Tod, und erquickte mich an dem Hauche, der aus dieser reichen, gelehrt gedachten und fein empfundenen Komposizion jeden Beschauer der zu genießen, nicht blos zu kritteln hintritt, ohnfehlbar anweht. Es mögen täuschende Blumen, sprechende Portraits, warme Landschaften, zarte Genienspiele,

heroiſche Hiſtorienſtücke auf jener Ausſtellung leicht mehr Bewunderer und Lobredner gefunden haben. Die unbeſtechliche Gerechtigkeit des wahren Kunſtrichters dürfte der Schnorriſchen Zeichnung einen der erſten Plätze im Profeſſorzimmer nicht verweigern. Aber wie oft ſteht nur Rang da, wo blos Verdienſt ſtehn ſollte! Der ehrliche, jedes Umwegs unkundige Schnorr erhielt bis jetzt von ſeinem Vaterlande auch nicht die geringſte Unterſtützung!!

Seine letzten Arbeiten beſtanden in einer freien Allegorie auf die Geburt eines Prinzen, die, wenn ſie bis zu den Augen des guten, jede Kunſt aufrichtig liebenden und ſchirmenden Kurfürſten dringen könnte, ſeinen Beifall ſchwerlich verfehlen würde; und in einer Zeichnung zu einem erſt kürzlich erſchienenen epiſchen Gedicht*), wovon eine Prachtausgabe mit mehrern Kupfern nach Schnorrs (lieblich-einladenden) Zeichnungen veranſtaltet wird.

Mit wahrer Begeiſterung, wie ſie nur ein verwandter Geiſt vor den Werken größerer Meiſter empfindet, führte er mich zu einem Gemälde, was er zum Andenken ſeines unvergeßlichen Lehrers und Freun-

*) Das Gedicht heißt: Siama und Galmory, in zwei Gesängen, von I. S. Siegfried, Leipzig, bei P. Ph. Wolf. und verdient gewiß auch in anderer Rückſicht Aufmerkſamkeit.

des, des Prof. Oeſer, aus ſeiner Verlaſſenſchaft erkauft hat, und was dem Kenner des Oeſerſchen Pinſels in mehrerer Rückſicht intereſſant ſeyn muß. Denn es weicht in Zeichnung und Kolorit weit von der ſpätern Manier dieſes Künſtlers ab, und beſtätigt vollkommen, was neuerlich zum Lobe deſſelben in dem vorzüglichſten unſerer Kunſtjournale geſagt wurde *).

Schnorr that vor nicht allzu langer Zeit eine kleine Erbſchaft von wenigen hundert Thalern. Eben war ein trefflicher Johannes von Guido Reni zu verkaufen. Sein hoher Kunſtenthuſiasmus hieß alle andere häusliche Rückſichten ſchweigen, und er kaufte dieſen Schatz für 300 Thaler. Dieß Gemälde iſt nun, in einem Kämmerchen neben ſeinem Wohnzimmer aufgehangen, der Gegenſtand ſeiner geiſtigſten Liebe, und dem Künſtler völlig das, was dem Römer ſeine Laren waren.

Ein Freund von ihm, deſſen unbeſtechlicher Wahrheitsſinn ſelbſt durch die Stimme der Freundſchaft nicht gebeugt werden könnte, hat mir auf mein Bitten folgende Nachricht über S. frühere Bildung und Schickſale mitgetheilt. Sie wird auch den Leſern des Merkurs nicht ganz gleichgültig ſeyn.

B.

*) Propyläen III. 1. S. 125 ff.

Unter unsern vaterländischen Künstlern, die durch die hartnäckigsten Schwierigkeiten widerstrebender Verhältnisse sich durchzuarbeiten wußten, verdient unstreitig Schnorr in Leipzig genannt zu werden. Da die Geschichte seiner Jugend manchem vielleicht Vortheil und vielen einiges Vergnügen bringen dürfte, will ich Ihnen, so viel ich gewiß von ihm weiß, hier, wenn Sie wollen auch für Andere, mittheilen.

Veit Hans Schnorr wurde im Jahr 1764 zu Schneeberg im Sächsischen Erzgebirge geboren, wo sein Vater Rechtsgelehrter war. Die Familie war zahlreich, unser Maler der achte Sohn. Noch jetzt spricht er mit eigenem Enthusiasmus von den Freuden jener schönen Jahre. Der Kleine zeigte in der Kindheit schon eine große Neigung zu allerlei Künsteleien, und schnitzte und mahlte und baute unaufhörlich. Er fertigte schon in seinem zwölften Jahre zu jedermanns Beifall die Husaren und Türken auf der Scheibe der dasigen Schützen. Die Familie, die zu Anfange des Jahrhunderts reich gewesen war und beträchtliche Geschäfte getrieben hatte, bedurfte nach vielem Verlust an Vermögen und Individuen, am Ende desselben der größten Wirthlichkeit. Der junge Schnorr verkaufte also schon damals seine Werke, als Kutschen, Kirschkerne mit feiner Drechslerarbeit, Bildchen auf Kämmen und Spielmarken und andere schöne Raritäten, und schaffte sich für das gesammelte Geld eine Uhr, die er jetzt noch besitzt und billig sehr werth hält.

Die meiſte Zeit brachte der Knabe einſam in einer Dachſtube zu, wo er ſein eigenes Kunſt-Weſen trieb; oder er kletterte über die Gartenmauer, um ſeinen Weg zu dem benachbarten Uhrmacher, Tiſchler oder Drechsler zu nehmen, die ihn alle gern ſahen, da der Junge drollig genug war und wenigſtens ſo gut mit arbeitete, als ein abgerichteter Lehrburſche. So putzte er manche Uhr, die einem ehrlichen Spießbürger die letzte Lebensſtunde pickte, dem er dann auch bei dem Tiſchler die Nägel in den Sarg ſchlagen half. Seine Lage ſpornte ſeine Induſtrie an, ſich alles ſelbſt zu verfertigen, wenn er etwas nach ſeiner Fantaſie haben wollte: und ſo holte er aus dem Walde die Stangen, ſchlug die Pfähle, flocht von Laubwerk die Hütte, legte den Heerd an und ſtrickte die Netze ſelbſt, wenn er im Herbſte Lerchen fangen wollte. Dieſer raſtloſen Uebung hat er die vortreffliche Geſundheit zu danken, die ihm jetzt in ſeinen Verhältniſſen ſo wichtig und wohlthätig iſt.

Seine Aeltern fingen nach und nach an um ihn beſorgt zu werden, da ſich der junge Menſch, wie es ſchien, zu nichts beſtimmen wollte. Denn die Schule war nicht ſeine Liebſchaft; und ein alter Veteran von Feldwebel mit einer halben Naſe, der ihm militairiſch das Latein einbläute, war nicht der Mann, den Muſen einen freiwilligen Rekruten anzuwerben. Der Vater nahm ihn alſo einmal auf einer Geſchäftsreiſe

mit ſich nach Leipzig, um ſeinen Geſichtskreis zu erweitern und ihn anzuſpornen, ſich nöthige Vorkenntniſſe zu einem wiſſenſchaftlichen Leben zu ſammeln; denn die Malerei hielt er für ein ſehr gleichgültiges, brodloſes Ding. Es glückte, und der Junge fing nun an, in einer andern Richtung gewaltig fleißig zu ſeyn. Er ſtudirte ſein Latein in ſeiner Dachſtube mit eben ſo viel Begierde, als er vorher Kutſchen gebaut und Quinquallerien gekünſtelt hatte; ſo daß er nach drei Jahren, ungefähr in ſeinem neunzehnten, auf die Univerſität nach Leipzig ziehen konnte.

Unter den vielen Kupferſtichen, die er in Schneeberg mit der Rabenfeder nachgezeichnet, war beſonders einer von Geyßer nach Oeſer, der ihm zum Erſtaunen ſeines kleinen Publikums geglückt war. Dieſes Werk, das ihm in ſeiner Vaterſtadt nicht wenig Kredit gebracht hatte, zeigte er kurz nach ſeiner Ankunft in Leipzig wirklich Oeſern. Oeſer bewunderte zu des jungen Virtuoſen unſäglicher Demüthigung weiter nichts als den erſtaunlichen Fleiß. Trotz der wenigen Aufmunterung beſuchte er indeſſen doch die Akademie, wo Oeſer lehrte, und zeigte von ſeiner Arbeit dann und wann etwas dem guten Vater Weiſſe, der ſein Anverwandter iſt; und Weiſſens bekannte Humanität und perſönliche Theilnahme verſagte dem jungen Vetter nicht wohlgeleiteten Beifall und zweckmäßige Bemerkungen.

Er ward nun Oesern näher bekannt, und auch dieser zeigte nach und nach mehr Zufriedenheit mit seiner Arbeit. So verlebte er einige Jahre, gab Unterricht in der Kalligrafie, und erleichterte mit den 50 oder 60 Thlrn., die er dadurch gewann, seinen Aeltern seine Unterhaltung. Weisse, der geübte Menschenkenner, bemerkte bald, daß Schnorr wohl kein sonderlicher Aktenmann werden würde, und rieth ihm im Ernst seiner Neigung zu folgen und die Kunst zu studiren. Kopf und Herz voll Rafaele und Titiane eilte der glühende Jüngling sogleich zu Oesern und trug ihm die Sache vor. Ei, was tausend! sagte der Alte, den er eben allein traf, was ist das? Das geht nicht sogleich; das ist nichts. Ja, Weisse ist ein herzensguter Mann, fuhr er etwas mislaunig fort; er meint es gut: aber, aber die Schwierigkeiten! es wird nicht gehen! und — brach verdrießlich ab. Von diesem Empfange an der Schwelle des Tempels abgeschreckt, nahm Schnorr lange Zeit keinen Pinsel wieder in die Hand. Sein Ideal von Kunst und Künstler war in seiner Seele schon so groß und blendend, daß er an solche Höhen kaum einen Gedanken mehr wagte. Mit verdoppeltem Eifer trieb er nun, freylich unter Seufzen und Stöhnen, sein Jus, disputirte, ließ sich examiniren, ward Notar und schien sich nun an den Teich zu legen, den auch in Sachsen der Engel immer seltener bewegt. Sein Vater wies ihn in Ansehung seiner künftigen Bestimmung auf seine eigene Ueber-

legung, da er nun kein Knabe mehr ſey. Er las alſo ganze Stöße Akten mit vielem Widerwillen, und die Juriſterei ward ihm täglich mehr verleidet. Deſſenſionen aus dem Kriminalrechte hatten allein für ihn noch einiges Intereſſe.

Die Liebe zur Kunſt erwachte mit neuer Kraft, und es begann ein quälender Kampf in ſeiner Seele. Von Zeit zu Zeit zeigte er Oefern ſeine Dilettantenarbeiten und gewann immer mehr deſſen Zufriedenheit. Bei der Kopie eines engliſchen Kupferſtiches ſagte ihm der Alte ſogar: Nun, Sie haben hier etwas geſcheidter gemacht, als der Engländer. Jeden Tag ward Oeſer freundlicher und freundſchaftlicher. Er gab ihm dann und wann Zeichnungen, und ſagte ihm ſeine Meinung über die Arbeit.

Jetzt ſtarb der Vater, und dieſes gab dem Schickſal des jungen Mannes die endliche Richtung. Er widmete ſich nun entſchloſſen der Kunſt, und alles ſchien ziemlich gut vorwärts zu gehen, als ihm eine Liebſchaft aus dem angetretenen artiſtiſchen Gleiſe trieb. Er hatte, welches bei einem jungen enthuſiaſtiſchen Künſtler wohl ſehr begreiflich und verzeihlich iſt, ſchon längſt einige Vertraulichkeit mit einem jungen artigen Mädchen gehabt. Die Liebſchaft war, more conſueto, nach einigen Trakaſſerien und Trennungen und Verſöhnungen weit genug vorwärts gediehen, und — nö-

Muſe dazu hatte, über ſein Abentheur machte, um ſo viel natürlicher und intereſſanter ſeyn ſollten, als er ſich würklich in dem Falle befand, worein wir uns erſt durch Hülfe der Einbildungs-Kraft ſetzen müßten, und die Gedanken ſich ihm freywillig darboten, ja wol wider Willen aufdrangen, welche wir erſt anſſuchen müßten. Wir wollen alſo warten, bis er ſich in der ruhigern Gemüths-Verfaſſung befinden wird, worinn die ſich ſelbſt wiedergegebene Seele aufgelegt iſt, das Vergangene mit prüfenden Auge zu überſehen. Nur möa' es uns erlaubt ſeyn, eh wir unſre Erzählung fortſetzen, zum Beſten unſrer jungen Leſer, zu welchen wir uns nicht entbrechen können, eine vorzügliche Zuneigung zu tragen, einige Anmerkungen zu machen, für welche wir keinen ſchicklichern Platz wiſſen, und welche diejenigen, die, we Shah Baham, keine Lieb. haber vom Moraliſieren ſind, füglich überſchlagen, oder, bis wir damit fertig ſind, ſich indeſſen, wenn es ihnen beliebt, die Zeit damit vertreiben können, die Spitze ihrer Naſe anzuſchauen.

Was würdet ihr alſo dazu ſagen, meine jungen Freunde, wenn ich euch mit der Amts-Mine eines Sittenlehrers auf der Catheder, in geometriſcher Methode beweiſen würde, daß ihr zu einer vollkommnen Unempfindlichkeit gegen dieſe liebenswürdige Geſchöpfe verbunden ſeyd, für welche eure Augen, euer Herz, und eure Einbildungs-Kraft ſich vereinigen, euch einen

Hang

thigte unsern Mann mit der neuen Ehekonsortin etwas weit vom Vaterlande zu ziehen. So leicht auch sein Muth war, ging er doch mit schwerem Herzen durch Polen nach Königsberg, wo ihn der Rath eines Universitätsfreundes, den das Glück dorthin verpflanzt hatte, zuerst unterstützte. Sein Bißchen Kunst und seine Ehrlichkeit schafften ihm daselbst bald die Theilnahme vieler guten Menschen, unter denen die verehrungswürdige Familie von Hollstein: Beck und der nun heimgegangene geheime Kriegsrath Hippel sich besonders auszeichneten. Es ging ihm wohl; aber als Künstler war er verlassen, und es schmerzte ihn, die schöne theure Zeit so ganz mit gewöhnlichem Broderwerb zubringen zu müssen. Schon war er entschlossen, mit einem Herrn von Boscamp nach Petersburg zu gehen, als er den Vorschlag zu einer Lehrerstelle bei der Magdeburger Handlungsschule erhielt und, um seinem Vaterlande wieder näher zu seyn, annahm. Die Stelle konnte ihm nach seiner Neigung nicht sehr gefallen; er gab sie also nach Verlauf des kontrahirten Jahres wieder auf, und ging mit Weib und Kindern nach Leipzig zurück, um nun endlich mit allen Kräften unter Oesers Anleitung die Kunst zu studiren. Bekennen Sie, daß allerdings ein Enthusiasmus wie der seinige dazu gehört, als ein Lehrling sich zurückzuwagen, und neben dem Studiren noch eine schnell anwachsende Familie ernähren zu wollen. Daß seine Kräfte seinem Muthe gleich kamen, hat die Folge ge-

zeigt. Selbſt Weiſſe war betroffen über ſeine Zurückkunft, und meinte, daß er doch wohl ſeinem Enthuſiasmus etwas zu viel zumuthe. Aber es ging; man nahm Theil an ihm, und Oefern ward er täglich lieber. Einige brave Leute, die Glauben an Menſchenwerth hatten, unterſtützten ihn thätig. Er fing mit Miniaturen an, und ward deſto unzufriedener mit ſeinen Arbeiten, je zufriedener andere mit denſelben wurden. Weiſſe, in nähern und fernern Kreiſen der väterliche Rathgeber und Unterſtützer jedes aufkeimenden Talents, das ſich ihm nähert, verſchaffte ihm manche Bekanntſchaft, die ihm für Studium und Haushaltung zugleich nützlich ward. Von der Zeit ſeiner Zurückkunft aus Magdeburg darf man ſeine Künſtlerbahn und ſeine Erſcheinung im Publikum rechnen. Seine Arbeiten fingen ſchon früh an, ſich vor vielen durch Anmuth und Grazie auszuzeichnen. Nur in dem ausdrucksvollen männlichen Karakter blieb manches zu wünſchen übrig, das ich als Laie in der Kunſt nicht zu beſtimmen wage. Aber ſeit einigen Jahren hat er doch offenbar auch hierin einen feſtern Takt gewonnen, wie ſeine neuern Arbeiten zeigen. Nichts geht über ſeinen Enthuſiasmus für ſeine Kunſt und die Freude, wenn ihm irgend etwas gelungen iſt. Er nimmt Bemerkungen jeder Art und von jedem an, läßt ſich keine Mühe zur Abänderung und Berichtigung verdrießen; und man läßt ihm ſchon die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſeine Gruppirungen meiſtens richtig gedacht und mit Geſchmack ausgeführt

ſind. Sehr ſpät wagte er es, und nur erſt vor einigen Jahren, etwas nach Dresden zur Ausſtellung zu ſchicken, wo ſeine Blätter immer ſehr vortheilhaft bemerkt worden ſind. So zufrieden er oft mit ſeinen Arbeiten in dem Moment der Vollendung iſt, ſo nimmt doch meiſtens die Zufriedenheit ab, wenn er ſie nach einiger Zeit wieder vornimmt: kein zweideutiges Merkmal, daß er ſelbſt immer weiter vorwärts geht. Selbſtgefällig blickt er freilich wohl zuweilen fremde Arbeiten an und ſagt: ſo gut würde ich es wohl auch noch gemacht haben; aber das Anch' io ſono iſt ihm noch vor keinem großen Meiſterwerke eingefallen; denn er äußert gewöhnlich ſeine Einfälle ſehr offenherzig. Er geſteht vielmehr, daß er ſehr oft mit Angſt vor den Muſtern ſeiner Kunſt ſtehe.

Daß es eine große Unternehmung war, nach Oefern einen Vorhang für das Theater in Leipzig zu mahlen, fühlte niemand mehr als er; aber trotz dem Tadel, den vielleicht die Kritik daran findet, haben doch ſachkundige Männer mit Zufriedenheit geäußert, er habe viel geleiſtet und mehr als man erwarten durfte, da der Künſtler mit manchen Hinderniſſen zu kämpfen gehabt habe. Im Kolorit ging er ſchon lange Zeit, auf Oefers eigenen Rath, von Oefern ab, den die Kritiker mit unter die Nebuliſten zählen. Schnorr ſagt: „Wenn ich auch noch nicht das gute Kolorit habe, ſo bin ich doch auf dem Wege es zu bekommen.“ Ge-

wiß, es iſt nicht der Erwerb von einigen Jahren, zumal wenn der Künſtler unter ſolchen Schwierigkeiten arbeitet wie er.

In Oel hat er noch wenig gemahlt: es iſt aber ſein Entſchluß und der Rath ſeiner Freunde, dieſes zu ſeiner Hauptſache zu machen. Er hat mit Recht bisher Zeichnung und Akademie als unnachläſſliche Vorbereitungen angeſehen. Das Schlimmſte iſt, daß er ſelten arbeiten kann, was er will, ſondern arbeiten muß, was andere wollen. Die Kupfer nach ihm haben allemal viel Grazie und es fehlt ihnen nicht an Ausdruck; auch Klopſtock und Wieland waren mit ſeinen Zeichnungen zufrieden, da er den Dichter mit reinem Gemüth auffaßt und wiedergiebt. Vielleicht wird er einſt unſer Füger, wenn ihn die Umſtände nicht niederdrücken! Auch in der Plaſtik ſind ſeine Verſuche glücklich ausgefallen; und die Büſte des geheimen Kriegsrath Müller bei Roſt zeigt mit großer Aehnlichkeit viel eigenen Karakter.

Er arbeitet mit vieler Emſigkeit in ſeinen Mußeſtunden ſchon lange an einer Anatomie, die ihn faſt bei jedem Muskel auf die Antike zurückbringt *). Seine

*) Er hat eine Hausfrau (eine Tochter des bekannten Philologen, des Rektor Irmiſch in Plauen) mit ſechs Kleinen und zwar in Leipzig zu ernähren, und doch iſt ihm kein Opfer für ſeine Kunſt zu klein. Wir können Kartoffeln eſſen, ſpricht er, aber ich muß etwas Schönes ſehen und haben: das giebt mir Nahrung die ich brauche, und iſt auch ein Kapital für meine Familie.

Kunſtliebe zieht ihn oft in die ſchönen Gefilde Latiens, aber ſeine Vaterpflicht hält ihn zu Hauſe. „Wenn mir nur der Kurfürſt auf zehn Jahre eine kleine Penſion geben wollte,“ ſagte er mir neulich, „damit ich meine Jungen etwas gemächlicher und beſſer erziehen könnte; ich wollte ſie dann gern wieder abgeben: denn für mich brauche ich nichts.“ Seine Freunde wiſſen, daß dies Wahrheit iſt, und viele Fremde werden einſtimmen, daß er die thätige Theilnahme ſeines Vaterlandes verdient, dem er ſo viel verſpricht, und das er wirklich patriotiſch liebt. Unbekümmert und uneingeweiht in den kleinen Künſten des Lebens, iſt er von ungewöhnlicher Gutmüthigkeit, und ich ſelbſt habe ihn in Kolliſionen geſehen, wo er als ein ſehr rechtſchaffener uneigennütziger Mann, ſelbſt gegen das Einflüſtern der Klugheit in ſeiner Lage, mit Aufopferung ſchön gehandelt hat, ohne nur zu ahnen, daß man auch anders handeln könne.

S.

IV.

Erinnerungen an die Schweitz.

1.

Erzherzog Karl.

Still iſt das Wirken des Weiſen: er liebet, was ſchön und was gut iſt,
Weil er gut iſt und ſchön — thut es, als thät' er es nicht.

Edel und groß iſt der Kampf des Helden: er kämpft nicht um Ehre,
Nicht um Länder, er kämpft nur um den Frieden der Welt.

Hotze*).

Edler Geächteter, ſey uns gegrüßt! Da kömmſt du, und führeſt
Dich und das Vaterland ſelbſt aus der Verbannung zurück.

Zürich an Maſſena **).

Retten iſt groß, und edel Bedrängte ſchonen. Die Linke
Biethet, o Maſſena, dir, Karl'n die Rechte den Kranz.

Schauenburg.

Brüſte dich Mann mit dem Herzen von Blei! — Im entvölkerten Thale

*) Es iſt bekannt, das das helvetiſche Direktorium ihn, nach Uebernahme des Kommando's bei der K. Kaiſerlichen Armee, des Helvetiſchen Bürgerrechtes verluſtig erklärte.

**) Zürich fand ſich in den Erwartungen, die es von dem Franzöſiſchen General auf vorhergehende Nachrichten hin gefaßt hatte, auf eine angenehme Weiſe getäuſcht. Sein Benehmen gegen die Stadt ſetzt ihn mit andern Fränkiſchen Befehlshabern in einen höchſt ruhmvollen Kontraſt. — Auch ſein Abzug geſchah ſo friedlich und ſchonend, als der Einzug ſeiner K. Hoheit des Erzherzogs.

Kündet das Jammergeſchrei klagender Waiſen dein Lob.

In Rapinatem.

Verres tuque Rapax, re, nomine pene gemelli,
Verres verrebat, tuque Rapina rapis.

Gallia und Helvetia.

Gallia.

Träge! was ſchlummerſt du ſo? Hörſt du den Hüter der Freiheit
Nicht, und den Hahnengeſang, wie er zur Feier dich weckt?

Helvetia.

Ach, dein Hahn, er hat ſich zum Baſilisken gewandelt!
Wer ſich des Lebens noch freut, tödtet ſein giftiger Hauch.
Dennoch hör' ich ihn viel von Menſchenrechten und Freiheit
Krähen. O wecke mich auf, wenn er zum letztenmal kräht!

H.

2.

Verfaſſung der Schweiz vor 1797 *).	Verfaſſung von Frankreich 1800.
Bürgermeiſter.	Conſuls.
Geheimde Räthe.	Conſeillers d'état.
Rathsherren.	Senateurs.
Zunftmeiſter.	Tribuns.
Der große Rath.	Conſeil legislatif.
Regierungsfähige Bürger.	Les 5000.
Landvögte.	Préfets.

Dieſes mußte umgeſtürzt werden, damit man dieſes errichten könne.

Dieſes war abſcheulich. Dieſes iſt vortrefflich.

*) Oder vielmehr der ſogenannten ariſtokratiſchen oder Städtekantone in der Schweiz.

V.

Miscellen.

1.

Delille's Georgiques françoiſes.

Des Abbe' Delille berühmtes Gegenſtück zu Virgils Landbaugedicht, die Georgiques Françoiſes in 4 Geſängen, wovon ſchon vor zwei Jahren in dieſer Zeitſchrift einmal ausführlich geſprochen worden iſt, ſind nun in 12 verſchiedenen Formaten und Ausgaben aus Strasburg und Baſel, wo die Verleger wohnen, zur Oſtermeſſe in Leipzig eingewandert, und wahrſcheinlich bald in aller Liebhaber Händen. Der Dichter hörte nicht auf, daran zu beſſern, und ſo iſt ſelbſt dieſer Aufſchub den Werken wohlthätig geweſen. Die prächtigſte Ausgabe unter allen, in gr. Quart, mit vier trefflichen Kupfern von Guerin in Strasburg geſchmückt, kann zwar vor Ende dieſes Jahrs noch nicht ausgegeben werden; allein die Subſkribenten darauf werden durch eine ſchöne Oktavausgabe, die ſie unterdeſſen ohnentgeldlich erhalten, für dieſe lange Geduldsprobe in etwas entſchädigt. Auch die kleinern Ausgaben ſind ungemein gefällig und einladend, und jede mit einem Kupfer geziert, das ſich bedeutungsvoll auf eine

Stelle des Gedichts bezieht. So erblickt man an der zierlichen Ausgabe in Duodez, die der Referent vor sich liegen hat, den ehrlichen Jean Jaques in einer sehr ausdrukvollen Stellung, wie er von den Hügeln von Montmorency die Stadt Paris betrachtet, und in die ominösen Worte ausbricht:

Paris, ville de bruit, de fumée et de fange!
Trop heureux — qui peut loin de tes murs
Fuir les brouillards infects et les vices impurs!

Dieß scheint zugleich auch die Empfindung des Dichters dieser Georgika selbst zu seyn, der seit dem Herbste des vorigen Jahren den Aufenthalt in Braunschweig mit der geräuschvollen Hauptstadt der brittischen Inseln verwechselt, aber alle Einladungen nach Paris zurückzukehren hartnäckig ausgeschlagen hat. In London will er jetzt auf Subskripzion seine Uebersetzung der Aeneide herausgeben. Er wollte sie bei Didot in Paris drucken lassen. Allein dieser antwortete stolz und kurz: er drucke nicht für den Engländer. Unterdessen beschäftigt er sich dort mit der Herausgabe einer poetischen Chrestomathie der besten französischen Dichter vor der Revoluzion, (denn alle, die seit der Revoluzion etwas produzirten, sind ihm, dem Todfeind dieser Umwälzung, ein Greuel) die in der neuen Societé Typographique Françoise in London gedruckt werden. Man kann von seinem Geschmack überall, wo

Hang einzuflöſſen, der, ſo lang er in einem unbeſtimmten Gefühl beſteht, euch immer beunruhiget, und ſo bald er einen beſondern Gegenſtand bekömmt, die Seele aller eurer übrigen Triebe wird?

Daß wir einen ſolchen Beweis führen, und was noch ein wenig grauſamer iſt, daß wir euch die Verbindlichkeit aufdringen könnten, keines dieſer anmuthsvollen Geſchöpfe, ſo vollkommen es immer in euern bezauberten Augen ſeyn möchte, eher zu lieben, bis es euch befohlen wird, daß ihr ſie lieben ſollt — iſt eine Sache, die euch nicht unbekannt ſeyn kann. Aber eben deswegen, weil es ſo oft bewieſen wird, können wir es als etwas ausgemachtes vorausſetzen; und uns däucht, die Frage iſt nun allein, wie es anzufangen ſey, um euer widerſtrebendes Herz für Pflichten gelehrig zu machen, gegen welche ihr tauſend ſcheinbare Einwendungen zu machen glaubt, wenn ihr uns am Ende doch nichts anders geſagt habt, als ihr habet keine Luſt, ſie auszuüben.

Die Auflöſung dieſer Frage däucht uns die groſſe Schwierigkeit, worinn uns die gemeinen Moraliſten mit einer Gleichgültigkeit ſtecken laſſen, die deſto unmenſchlicher iſt, da wenige unter ihnen ſind, welche nicht auf eine oder die andere Art erfahren hätten, daß es nicht ſo leicht ſey, einen Feind zu ſchlagen, als zu beweiſen, daß er geſchlagen werden ſolle.

Indeſſen

keine Leidenſchaft eintritt, die feinſte Wahl der zarteſten Blüthen erwarten. Ob aber je ſein Hauptgedicht ſur l'imagination im Druck erſcheinen werde, iſt allen, welche ihn genauer kennen, äußerſt problematiſch. Viele in den Schreckensjahren der Revoluzion auf dem Jura gedichtete Stellen dürften, wenn nicht die ganze alte Ordnung der Dinge in Frankreich zurückkehrt, kaum je gedruckt werden. Das ganze Gedicht, ſo weit es vollendet iſt (an 4000 Verſe), trägt Delille bloß in ſeinem Gedächtniß mit ſich herum, und hat durchaus nichts davon zu Papier gebracht. Auf alle, die ihm einzelne Bruchſtücke abhorchten und dann in Zeitſchriften bekannt machten, iſt er äußerſt ungehalten. —

2.

Fr. Richter's Titan.

Unſere vielbegabte Literatur iſt doch in manchen Fächern noch immer nur ſehr dürftig ausgeſtattet. So hat ſie z. B. an Schriften, worin ächter Sterlingswitz mit wahrem Humor und tiefgegriffener, tiefergreifender Empfindung die Unkoſten des geiſtigen Gaſtmals machen, nichts weniger als Ueberfluß. Produkte dieſer Art ſind daher bei uns, beſonders jetzt, wo dies Lachen durch manche Tendenz des Zeitalters theurer als jemals iſt, ſehr willkommen. Schon darum wäre Fr. Richter's Titan, wovon der erſte Theil in neun Jobelperioden und zwei und funfzig Zykeln ſo eben der teut-

schen Erdewelt geschenkt worden ist, eine dankenswürdige Musengabe — denn der Unerschöpfliche übertraf sich hier selbst und förderte des gediegenen Erzes aus neuen Gängen und Schachten weit mehr, als je in den freundlichsten und höflichsten Bergarten mit Eisen und Hammer gewonnen wurde, ohne doch je den alten Mann zu erschlagen *). Aber alles dieß, so reich es auch an Gehalt und Politur ist, kann doch nur für die Schaale gelten, die einen weit köstlichern Kern verbirgt. Niemand wird bei genauer Forschung das lebendigste, kräftigste, wohlthätigste Triebwerk im Innern, oder das wahre Lebensprinzipium übersehn, welches in einer ewigen Kriegserklärung gegen die Seuche besteht, die uns am hellen Mittag der sogenannten Aufklärung verdirbt, gegen den alles niedertretenden, alles isolirenden, sich selbst zum angebeteten Mittelpunkt setzenden Egoismus des Zeitalters und der Titanengewalt unserer hohen Lichtmenschen, welchen, um mit Pindar zu reden,

aus Stahl und Eisen mit kalter Flamme
das schwarze Herz geschmiedet ward **).

*) So nennen es bekanntlich die Bergleute, wenn sie auf einem alten Bau gerathen. Es gehört zu den bewundernswürdigsten Eigenheiten des Dichters, daß er fast nie fremde Bilder entlehnt, und obgleich seine Werken schon die zweite Dekade füllen, fast nirgends ein schon früher gebrauchtes Bild wieder anfrischt.

**) Pindar Fragm. p. 22, Heyn.

ἐξ ἀδάμαντος ἢ σιδάρου κεχαλκευται
μέλαιναν καρδίαν ψυχρᾷ φλογί.

Als Chaloupe dem größren Schiffe zugegeben erscheint neben dem Titan zu jedem Theil ein eigenes Bändchen als komischer Anhang. Diese Pestitzer Realblätter, wie sie der Verfasser nennt, bewegen sich mit freierem Flügelschlage durch alle Regionen des Lächerlichen und wahrhaft Belachenswürdigen, und öffnen fast in jedem Blatt eine neue Fundgrube für den, der weiß, wem und wie viel es gilt, und wie er dieß alles sich zurecht zu legen und zu lesen hat. Denn freilich fodert die Lektüre dieser Schriften eine ganz eigene Vorbereitung und Geistesstimmung, und wer blos lachen und — verdauen will, muß sich ein Mährchen vom Mann im Monde erzählen lassen, und nicht, um der leidigen Mode willen, nach dem Titan, sondern nach einer Porzion des Antihypochondriakus greifen. Ausser dem Titan und seinem Anhang, den Pestitzer Realblättern, ist auch noch besonders ein Schlüssel zur Fichtischen Filosofie, eine Clauis Fichtiana erschienen, die eigentlich nur zu einem Blatt in jenem Anhang bestimmt war, sich aber unter dem Zufluß immer neuer und wichtigerer Materialien polypenartig von ihrem Hauptkörper löste, und nun im Element des neuesten Idealismus munter fortbewegt. Gewiß, wer, um Jean Pauls Ausdruck auch hier anzuwenden, nicht schon zu jenem höchsten Reflexionspunkt gekommen ist, „um nur sein Ich-Monochord, die einzige Saite der ewigen Sfärenmusik zu hören," der wahre sich durch jene vier Maestosos am Ende der Clavis und lese den

Titan, um nicht durch die verſteinenden Meduſenköpfe, die uns von allen Seiten umringen, im Wiederſcheine ſeines göttlichen Ichs zur Marmorſäule zu erſtarren!

3.

Lichtenberg's nachgelaſſene Schriften.

Man hat neuerlich Chamfort's Maximen und Anekdoten und die Melanges aus den Papieren der Madame Necker mit geziemenden Lobpreiſungen belegt, und Walpole's witzige Einfälle überſetzt. Lichtenberg's vermiſchte Schriften, die von den HH. Lichtenberg und Kries in Gotha aus dem zahlreichen fragmentariſchen Nachlaß des Verſtorbenen mit Geiſt und Geſchmack geſammelt worden ſind *), dürfen ſich dreiſt jeder Blüthe des Auslandes in dieſem Felde gegenüberſtellen, und werden durch die Vergleichung nur Wohlgeruchduftender, würzhafter und genußreicher gefunden werden. Denn unſer Blüthenkörbchen faßt zugleich auch reife, ſchöne Früchte. Die ganze Samm-

*) Erſter Band. 408 S. in 8. mit dem ganz ähnlichen Portrait des verſt. Lichtenberg zum Titelkupfer. Göttingen, bei Dietrich, in deſſen Verlag wir auch die einzig ächte und ungemein verbeſſerte Sammlung der ſchon gedruckten Schriften Lichtenbergs zu erwarten und uns vor einem anderwärts veranſtalteten, dem Publikum auf eine unedle Weiſe aufgedrungenen Nachdruck zu hüten haben.

lung iſt ohne Widerrede eines der wihigſten und reichſten Produkte der letzten übrigens nur allzu fruchtbaren Oſtermeſſe. Wie lehrreich und anziehend ſind die Selbſtgeſtändniſſe des ſeltnen, ſelbſt in ſeinen Schwächen und Verirrungen ſich weit über die gemeine Mittelmäßigkeit erhebenden Mannes im erſten Abſchnitt, der die aus ſeinen eigenen Tagebüchern gezognen Nachrichten über ſein Leben enthält! Wie treffend nur mit veränderten Nahmen auch auf die Meteore unſerer neueſten Literatur anwendbar ſind die Fragmente im zweiten, und wie vielſeitig, und nach jeder Berührung und Wendung in neue elektriſche Funken des Witzes ſich ausladend ſind die vermiſchten Bemerkungen im dritten Abſchnitt! Dieſer Nachlaß lehrt uns den unerſetzlichen Verluſt eines Mannes erſt recht fühlen, in dem ſich die ſeltenſten Gaben des Geiſtes und Herzens zum reinſten Zuſammenklang intellektueller Ausbildung und moraliſcher Güte vereinten, und der der Pfeile in ſeinem Köcher noch einen ſolchen Ueberfluß hatte. Die würdigen Sammler kündigen uns zur Fortſetzung nur noch ein einziges Bändchen an. Möchten ſie doch durch keine allzu ängſtliche Rückſicht gehindert werden, uns alles, was wahrhaft mit dem Stempel ſeines Geiſtes und ſeiner originellen Laune gezeichnet iſt, ohnbedenklich mitzutheilen! Uebrigens gehört auch dieſe Sammlung keineswegs zu den kurzweiligen Leſereien, die man in einem Athem durchleſen könnte. Man muß ſie, wie die Herausgeber ſehr paſſend bemerken, wie ein geiſtiges

Getränk betrachten, das in kleinen Gaben genossen unſere Mahlzeit würzt und unſere Maſchine belebt, aber im Ueberfluß gebraucht, ihre Kräfte ſchwächt und den Geiſt verwirrt.

VI.

Auszüge aus Briefen.

London, d. 28. May 1800.

Bei der täglich wachſenden Verehrung des jüngern brittiſchen Publikums gegen die teutſche Literatur müſſen ſich natürlich auch die Hülfsmittel, unſere Sprache zu erlernen, vermehren. Von allen Seiten werden teutſche Sprachlehren für Engländer angekündigt. Diejenige, welche Reuder, der Lektor der teutſchen Sprache in Cambridge, herausgegeben hat, iſt größtentheils eine unverſchämte Kompilazion aus der Wendeborniſchen, die noch immer ihren Werth behauptet. Etwas vorzügliches läßt ſich von einer andern erwarten, die der Doktor Möhden, ein geborner Göttinger und Schüler von Heyne, der zu Eaton Hofmeiſter und allgemein geachtet iſt, beim Londner Buchhändler Maw-

man herausgiebt, und die in dieſen Tagen die Preſſe verlaſſen ſoll. Uebrigens ſorgen die 2 neuen Monatsſchriften, welche blos auf die teutſche Literatur berechnet ſind, jetzt hinlänglich dafür, daß den Britten alle vollen und tauben Aehren unſerer halbjährigen Literaturärndten ſo zeitig als möglich zugeführt und in Ueberſetzungen bekannt gemacht werden. So eben leſe ich Ueberſetzungen von Bugge's Reiſen nach Frankreich und D. Hagers Gemälde von Palermo angekündigt, und Filipps, einer der geſchäftigſten und ſpekulativſten Buchhändler, will nun als Seitenſtück zu ſeinem Public-Characters auch Foreign living Characters herausgeben, worin die jetzt lebenden teutſchen Dichter und Proſaiſten eine Hauptrolle ſpielen ſollen. Ein Hülfsmittel zur Erlernung unſerer Sprache wird beſonders vermißt, ein mit guter Auswahl und Kenntniß gearbeitetes Taſchenwörterbuch. Denn an dieſe Pocket-Dictionaries iſt der Engländer auch in der Erlernung anderer Sprachen ſo wie in ſeiner eigenen auſſerordentlich gewöhnt, und nichts ſcheut er ſo ſehr als die Unförmlichkeit unſers gewöhnlichen Wörterbuch-Formats *).

*) Dieſem Bedürfniſſe, welchem das Nugentſche Wörterbuch freilich nur ſehr unvollkommen abhalf, wäre nun wirklich durch das von Prof. Rilleſſs in Oldenburg ausgearbeitete, bei Wilmans in Bremen ſo eben erſchienene Pocket Dictionary of the Eng-

Die neueste Erscheinung nach Rennel's Geografie des Herodot im filologischen Fache ist St. Vincent's, desselben gelehrten Rektors an der Westmünsterschule, dem wir schon die Reise des Nearchus verdanken, Periplus des Erythräischen Meers, wovon der erste Theil, der die Schiffart der Alten auf diesem Meere umfaßt, in einem splendiden Quartband mit Karten und mit einem Portrait des Vasco di Gama eben jetzt ausgegeben wird. Außer diesen sind wieder zwei neue Werke über den letzten Eroberungskrieg von Mysore erschienen; das eine von Wood, dem Obersten der Artillerie im Dienst der Ostindischen Gesellschaft, mit Anmerkungen von Salmond, ist nichts als eine trockene Kompilazion mehrerer schon sonst abgedruckter offiziellen Berichte, Listen (worunter auch ein Verzeichniß des Jakobinerklubs zu Seringapatnam vor-

lish and German Languages 2 Theile in 8. so begegnet, daß vor der Hand wenig zu wünschen übrig bliebe. Die in drei engen Kolumnen auf jeder Seite gespaltene, zarte und doch deutliche Schrift umfaßt, trotz des kleinen Raumes, einen großen Reichthum von Wörtern und Bedeutungen und was ein Kenner, Eschenburg, in der Vorrede zum Lobe dieser Arbeit, die auch den Teutschen mit vollem Rechte empfohlen werden kann, in gemessenen Ausdrücken anführt, findet man durch fortgesetzten Gebrauch vollkommen bestätigt.

V.

kommt), Marſchrouten, und führt den Titel: A Review of the Origin, Progreſs and Reſult of the deciſive War with the late Tippoo Sultan of Myſore, London, Cadell. Bei allem dem hat es dennoch eine zweite Auflage erlebt. Das zweite iſt weit intereſſanter und ganz neu. A View of the Origin and Conduct of the War with the lat Tipp. Sult. ein prächtiger Quartband mit Kupfern bei Nicol. Der Verfaſſer iſt der Major Alexander Breatſon, der Adjudant des General-Gouverneur Wellesley war und den Feldzug ſelbſt mitmachte.

Die Pracht der neueſten Drucke kennt eben ſo wenig Grenzen, als die Raſerei, womit man in Auktionen die ſogenannten blak Letter books oder Drucke mit der alten Schrift, wie wir ſie in Teutſchland noch haben, hinauftreibt. Von beiden nur Ein Beiſpiel. Ein kleines, ſeinem poetiſchen Gehalte nach ganz erbärmliches, aber äußerſt loyales Gedicht von einem Lord der Admiralität, the Sovereign betitelt, iſt ſo prächtig in Bulmer's Offizin mit allen Verſchönerungskünſten des neueſten Luxus gedruckt, daß es einen anſehnlichen Quartband anefüllt, ohngeachtet es füglich auf einen Bogen hätte zuſammengepreßt werden können, und nun in dieſer Breite 2 Guineen koſtet. Es iſt dem Kaiſer von Rußland dedicirt. — In der eben jetzt geendigten Auktion des bekannten Herausgebers des Shakſpeare Steevens wurden für 4 einzelne Stü-

ke jenes Dichters, die zu den älteſten Abdrücken gehö-
ren, 120 Pf. und für 3 andere 80 Pf. bezahlt. In
Teutſchland bedächte ſich vielleicht ſelbſt der Käſe- oder
Heeringskrämer, ſie für Makulatur zu kaufen.

Berichtigung.

S. 149. In der Note Z. 4. lies: No. III.

Indeſſen nun, bis irgend ein wolthätiger Genius ein ſicheres kräftiges und allgemeines Mittel ausfündig gemacht haben wird, dieſe Schwierigkeiten zu heben, erkühnen wir uns, euch einen Rath zu geben, der zwar weder allgemein, noch ohne alle Ungelegenheiten iſt, aber doch, alles wol überlegt, euch bis zu Erfindung jenes unfehlbaren moraliſchen Laudanums, in mehr als einer Abſicht von beträchtlichem Nutzen ſeyn könnte.

Wir ſetzen hiebey zwey gleich gewiſſe Wahrheiten voraus: die eine; daß die meiſten jungen Leute, und vielleicht auch ein guter Theil der Alten, entweder zur Zärtlichkeit, oder doch zur Liebe im populären Sinn dieſes Wortes, einen ſtärkern Hang als zu irgend einer andern natürlichen Leidenſchaft haben. Die andere: daß Socrates in der Stelle, deren in dem vorigen Capitel erwähnt worden, die ſchädlichen Folgen der Liebe, in ſo ferne ſie eine heftige Leidenſchaft für irgend einen einzelnen Gegenſtand iſt; (denn von dieſer Art von Liebe iſt hier allein die Rede) nicht höher getrieben habe, als die tägliche Erfahrung beweiſet. Du Unglückſeliger! (ſagt er zu dem jungen Xenophon, welcher nicht begreiffen konnte, daß es eine ſo gefährliche Sache ſey, einen ſchönen Knaben, oder nach unſern Sitten zu ſprechen, ein ſchönes Mädchen zu küſſen; und leichtſinnig genug war zu geſtehen, daß er ſich alle Augenblicke getraute, dieſes halsbrechende Abentheuer zu unternehmen,) was meynſt du, daß die Folgen eines ſolchen

Kuſſes

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

---

6. Stück. Juny 1800.

I. Neue Bücher, welche bei den Gebrüdern Gädicke zu Weimar zur Oſtermeſſe d. J. erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

Hiſtoriſche Blätter und Anekdoten, 1ſte Sammlung. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Blüthen griechiſcher Dichter, überſetzt von F. K. L. Frhrn. von Seckendorf. 8. auf Druckpapier 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. u. auf Schreibpapier 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Catalogue d'une collection d'empreintes en ſoufre de medailles grecques et romaines. gr. 8. 10 gr. od. 45 kr.

Description d'une Améthyſte du cabinet des pierres gravées de Sa Majeſté l'Empereur de toutes les Ruſſies. gr. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Die Gemüſe- und Fruchtſpeiſewärterin, oder Anweiſung, alle Arten von grünen und trockenen Gartengewächſen lange Zeit aufzuheben, und vor dem Verwelken, Erfrieren oder Verfaulen zu bewahren. Ein Buch für jede ökonomiſche Hausmutter. Herausgegeben von einem praktiſchen Gärtner. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Janus, eine Zeitſchrift, auf Ereigniſſe und Thatſachen gegründet. gr. 8. 1—5ſt Stück. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 thlr. od. 7 fl. 12 kr.

Müllers, Wilh. Ferd., Streifereyen in den Harz und in einige ſeiner umliegenden Gegenden. 1ſt Bändch. mit 1 Kupf. 8. 18 gr. od. 1 fl. 24 kr.

Wielands neuer teutſcher Merkur. 1800. 1 — 5ſt Stück. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten. Herausgegeben von J. A. Hildt. 1800. Jan. bis May. Der ganze Jahrgang 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

In einigen Wochen erscheinen noch folgende Artikel:

Repertoire instructif et amusant pour des Marchands. Tome I. Idées générales sur le Commerce. 8. 18 gr. od. 1 fl. 24 kr.

Theatralische Schnaken und Schnurren. Ein Schauspieler-Vademecum. 8. 6 gr. od. 27 kr.

Reisen und Abentheuer Rolande's und seiner Gefährten. Ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und hist. Vorkenntnisse. Nach dem Franz. des Jauffret. 1s Heft. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Praktisches Tagebuch für Landprediger, zur leichtern Führung ihres Amtes und zur bessern Aufsicht über die ihnen untergebenen Landschulen. Herausgegeben von D. J. A. Jakobi. 1n Bds 36 St. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Praktisches Tagebuch für Landschullehrer, zur Erleichterung ihrer sämmtlichen Geschäfte. Herausgegeben von Ebendemselben. 1n Bandes 36 Stück. gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.

II. Kunstanzeige.

Herr Frauenholz in Nürnberg hat uns den Debit seiner so beträchtlichen und kostbaren Kunstverlagswerke für die hiesige Gegend, und für diejenigen Buch- und Kunsthandlungen, mit welchen derselbe nicht in Verbindung steht, übertragen, und wir säumen nicht, diese neue ehrenvolle Beschäftigung hiermit bekannt zu machen. Alle neuen Kupferstiche, welche in der Folge bei Hrn Frauenholz erscheinen werden, werden auch, zu gleicher Zeit und in gleichen Preisen, bei uns zu haben seyn. Ueber die ältern Werke kann ein eigener Katalog bei uns abgefordert werden, und die neu hinzukommenden werden wir immer in diesen Blättern bekannt machen.

Den Verehrern großer, verdienstvoller und merkwürdiger Männer ist es vielleicht angenehm, wenn wir nachstehendes Verzeichniß von Portraits, welche Hr. Frauen-

holz hat in Kupfer stechen lassen, und die nun auch bei uns zu haben sind, mittheilen.

Friedrich Schiller, nach Graff von J. G. Müller. 12½ Zoll hoch, und 9½ Zoll breit. 1 thlr. 14 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Anton Graff, nach einer Zeichnung von ihm selbst, gestochen von J. G. Müller. 14½ Z. hoch, 11½ Z. br. 2 thlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Fürstbischof von Constanz, Frhr. von Dalberg, nach F. Tischbein, von J. G. Müller. 12½ Z. hoch, 10 Z. br. 2 thlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Moses Mendelson, nach Frisch von J. G. Müller. 10¾ Z. hoch, 8 Z. br. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Johann Gotthard Müller, nach F. Tischbein von C. Morace. Höhe 14½ Z. Breite 11½ Z. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Angelica Kaufmann, nach Raynolds von C. Morace. H. 14½ Z. Br. 11½ Z. 1 thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Nelson, in ganzer Figur, nach Nicodemo, von C. Morace, H. 13 Z. Br. 9½ Z. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Rudolph Zacharias Becker, nach F. Tischbein, von Schlotterbeck. H. 13½ Z. Br. 10 Z. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Graf von Herzberg, nach Schröder, von J. S. Klauber. H. 12½ Z. B. 9½ Z. 1 thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

J. F. Vanse, nach Graff von J. S. Klauber. H. 14½ Z. Br. 11½ Z. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Oberhofprediger Reinhard, nach Graff von C. Pfeiffer. H. 14½ Z. Br. 10½ Z. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Vigano, als Terpsichore, nach Dorfmeister, von C. Pfeiffer. H. 16 Z. Br. 11½ Z. 1 thlr. 16 gr. od. 3 fl.

Herder, nach F. Tischbein von C. Pfeiffer. H. 14 Z. Br. 10½ Z. 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Wieland, nach F. Tischbein von C. Pfeiffer. H. 14½ Z. Br. 11 Z. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Abt Vogler, von C. V. Durmer. H. 10 Z. Br. 7½ Z. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Erzherzog Carl in ganzer Figur, von C. V. Durmer. H. 14½ Z. Br. 9½ Z. 1 thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Bonaparte in ganzer Figur, nach Benezech von J. C. Bock. H. 14½ Z. Br. 9½ Z. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Hoche, von gleichen Meistern und gleicher Größe. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Pichegrü, von gleichen Meistern und gleicher Größe. 1 thlr. oder 1 fl. 48 kr.

J. Scheffauer, nach Seele von Bittheuser. H. 9½ Z. Br. 7½ Z. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Philipp Hackert, nach Nicodemo von C. Morace. H. 14 Z. Br. 10 Z. 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Briefe und Gelder erbitten wir uns franko.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Münzpasten von Hn. Mionnet zu Paris.

Diese Pasten sind nach den vortreflichsten Originalen im Nationalmuseum oder dem vormaligen königl. Cabinet (worin sich bekanntlich auch die ganze Sammlung von Pellerin befindet) zu Paris, nach einer neuen Erfindung, mit dem größten Fleiße, Schärfe des Ausdrucks, und in genauer Größe und Stärke der Originale, von Hrn. Mionnet, Unteraufseher des Cabinets, verfertigt. Die Masse ist Schwefel, welchem durch eine besondere Vorrichtung ein dem alten Rost (der sogenannten Patina) bis zum Täuschen ähnlicher Ueberzug gegeben ist. Die erste Sammlung, die blos die schönsten und seltensten griechischen Städte- und Völkermünzen enthält, besteht aus 1473 Nummern, welche man nach und nach auf 10 bis 12,000 (lauter Griechen) vermehren wird, so daß man dann ein sehr vollständiges Cabinet von alten Münzen, wenn gleich nicht im Original, doch in ganz getreuen Nachbildungen, haben wird. Ueber die erstere Sammlung von 1473 Nummern hat man ein besonderes Verzeichniß, unter dem Titel: Catalogue d'une collection d'empreintes en soufre de médailles grecques et romaines, welches bey uns für 10 gr. oder 45 kr. zu haben ist. Von den Pasten selbst haben wir für Teutschland die Hauptkommission, und wir werden jede an uns gelangende Bestellung pünktlich zu besorgen uns angelegen seyn lassen. Einhundert Stück Pasten kosten bei uns 33 Livres oder 10 Thlr. sächs. Courant, einzelne Nummern hingegen, jedes Stück 4 gr. Man kann nach dem Catalog auswählen; nur bitten wir, bey Be-

ſtellungen die Nummern genau anzugeben, und Briefe und Gelder zu franklren.

Gebrüder Gädick'e
zu Weimar.

IV. Phelloplaſtik-Arbeiten von Herrn Mey in Erfurt.

Dieſe Arbeiten ſind vortrefliche Kunſtwerke aus Kork, und beſtehen in genauen Nachahmungen von Denkmälern, Ruinen und merkwürdigen Gebäuden des Alterthums, ſo wie ſie noch jetzt vorhanden ſind, in einem verjüngten Maaßſtabe. Die Ueberbleibſel des Alterthums ſind auf das täuſchendſte nachgeahmt, und dieſe Modelle liefern alſo die genaueſte Belehrung über dieſe Gegenſtände. Vor der Revolution konnte man dergleichen Modelle, jedoch für einen viel höhern, als hier angegebenen Preis, von Künſtlern aus Rom erhalten. Nach den beſten Exemplaren von dieſen hat Hr. Mey gearbeitet, und ſeine Arbeiten geben denen ehemals in Rom verfertigten nicht das Geringſte nach. Wir haben die Hauptkommiſſion von dieſen Werken, und Kunſtfreunde können ihre Beſtellungen an uns einſchicken. Die Bezahlung erwarten wir franko, und bey größern Stücken wird Ein, und bei kleinern ein halber Dukaten für eine zur Verſendung gehörige Kiſte und ſonſtige Emballage beigelegt. Mehrere von den hier angegebenen Modellen können auch als Aufſätze auf den Tafeln reicher Kunſtliebhaber vortheilhaft benutzt werden.

1) Arco di Conſtantino, lang 2 Schuh 2 Zoll, breit 1 S. 1 Z., hoch 9 Z. Preis 35 Dukaten.
2) Arco di Settimo Severo, 2 S. 3 Z. l., 1 S. br., 1 S. 10 Z. h. 36 D.
3) Arco di Tito, h. 1 S. 8 Z., br. 1 Sch., l. 1 S. 8 Z. 32 Duk.
4) Arco di Severo Pio, h. 1 S. 4 Z., l. 1 S. 8 Z., br. 1 S. 33 D.
5) Arco di Druſo, h. 1 S. 8 Z., l. 1 S. 7 Z., br. 1 Sch. 2 Z. 33 D.

Dieß Monument kann auch, ohne ſeiner Schönheit

zu ſchaden, nach einem kleineren Maaßſtabe verfertigt werden.

6) Arco di Giano, h. 1 S. 5 Z., im Quadrat 1 S. 6 Z. 28 D.

7) Tempio di Tivoli, h. 1 S. 3 Z., im Quadrat 1 S. 7 Z. 20 D.
Ein kleiner 8 Z. h., 10 Z. im Quadr. koſtet 11 D.

8) Tempio della Toſſe, 1 S. 5 Z. h., im Quadr. 1 S. 8 Z. 20 D.
Ein kleiner 10 Z. h., 10½ im Quadr. 11 D.

9) Tempio della Minerva medica, h. 1 S. 3 Z., im Q. 1 S. 7 Z. 25 D.
Ein kleiner zu 8 Z. H. und 9 Z., im Q. 13 Z. 13 D.

10) Tempio di Veſta, h. 1 S. 2 Z., im Q. 1 S. 6 Z. 22 D.

11) Tempio della Fortuna virile, treu nach Palladio. h. 1 S. 2 Z., l. 1 S. 8 Z., br. 10 Z. 24 D.

12) Tempio di Giove Statore, h. 1 S. 8 Z., l. 1 S. 2 Z., br. 1 S. 13 D.

13) Tempio di Giove Tonante, h. 1 S. 3 Z., im Q. 1 S. 13 D.

14) Piramide di Ceſtio, h. 1 S. 8 Z. im Q. 2 S. 26 D.
Ein kleiner 10 Z. h., 1 S. im Q. 16 D.

15) Bagno della Ninfa Egeria, h. 10 Z. im Q. 1 S. 3 Z. 30 Duk.

16) Sepolcro degl' Orazii in Albano, h. 9½ Z., im Q. 1 S. 20 D.
Dieß Grabmal kann auch nach einem größern Maaßſtabe verfertigt werden.

17) Tempio del Sole et della Luna, h. 10½ Z., l. 1 S. 9 Z., br. 1 S. 20 D.
Auch nach einem größern Maaßſtabe.

18) Sepolcro di Planzio, h. 11 Z., im Q. 1 S. 1 Z. 16 D.
Auch nach einem größern Maaßſtabe.

19) Tempio della Concordia, h. 1 S. 5 Z., l. 1 S. 10 Z., br. 1 S. 1½ Z. 22 D.

20) Tempio della Salute, h. 1 S. 9 Z., im Q. 1 S. 6 Z. 28 D.

21) Tempio della Fortuna muliebre, h. 1 S. 5 Z., br. 1 S. 4 Z., l. 1 S. 9 Z. 28 D.

22) Ponte Salara, l. 4 S. 11 Z., br. 1 S. 4 Z., h. 1 S. 5 Z. 33 Duk.

23) Foro di Pallade, h. 1 S. 8 Z., l. 1 S. 8 Z., br. 1 S. 2½ Duk.

24) Foro di Nerva, h. 1 S. 5 Z., br. 1 S. 6 Z., l. 1 S. 9 Z. 30 Duk.

25) Mauſoleo di Cecilia Metella, h. 1 S. 3 Z., im Q. 1 S. 6 Z. 30 Duk.
26) Tempio d'Antonino e Fauſtina, h. 1 S. 5 Z., l. 2 S. 3 Z., br. 1 S. 11 Z. 25 D
27) Caſtello dell' Aqua Claudia, h. 1 S. 7 Z., l. 2 S. 6 Z., br. 1 S. 2 Z. 33 D.
28) Caſtello dell' Aqua Marcia, h. 1 S. 5 Z., l. 2 S. 9 Z., br. 1 S. 6 Z. 30 Duk.
29) Baſilica d'Antonino, h. 1 S. 8 Z., l. 3 S. 8 Z., br. 1 S. 28 Duk.

Auch in einem kleinern Maaßſtabe.

30) Emiſſario del Lago di Caſtello Gandolfo, h. 1 S. 2 Z., br. 1 S. 6 Z., l. 3 S. 6 Z. 36 D.
31) Portico d'Ottavio, h. 1 S. 9 Z., br. 1 S. 6 Z., l. 2 S. 32 Duk.

Iſt auch in 12 Z. Höhe, 8 Z. Breite, 1 E. Länge, zu 22 Dukaten vorräthig.

32) Palazzo di Mecenate, h. 1 S. 5 Z., l. 4 S. 10 Z., br. 2 S. 42 D.
33) Teatro di Marcello, h. 1 S. 4 Z., l. 3 S. 8 Z., br. 1 S. 8 Z. 50 D.
34) Panteon, h. 1 S. 8 Z., br. 2 S., l. 2 S. 8 Z. 120 D.
35) Coliſeo, h. 1 S. 8 Z., ovalförmig lang 3 S. 4 Z., br. 2 S. 4 Z. 120 D.

Kann noch bald und noch einmal ſo groß verfertigt werden.

36) Tempio della Pace, h. 1 S. 6 Z., l. 3 S. 6 Z., br. 1 S. 3 Z. 30 D.
37) Der Tempel von Päſtum, 1 S. 5 Z. h., 3½ S. l., 1 S. 4 Z. br. 45 D.
38) Ein kleines gothiſches Monument, welches ſich vor dem Brühler Thor zu Erfurt befindet, 1 S. 5 Z. l., 1 S. breit. 20 D.
39) Die Bildſäule des Churfürſten von Maynz, die ſich in Erfurt auf den Graben befindet.
40) Mehrere Uhrgehäuſe in antikem Geſchmacke.

Der größere Theil dieſer Monumente iſt wirklich fertig, und kann an die Liebhaber um beigeſetzte Preiſe alsbald abgeſendet werden. Auf ſichere Beſtellungen und einaeſandte Bezahlung können auch die nicht vorräthigen binnen kurzer Zeit abgeliefert werden, da viele einzelne

Theile, die nur zusammengesetzt werden dürfen, vorräthig liegen.

Gebrüder Gädicke in Weimar.

V. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. May 1800. Zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen.

Von dieser bekannten und allgemein geschätzten Zeitung sind im Monat May d. J. 5 Stücke bei uns erschienen, deren vorzügliche Aufsätze folgende Ueberschriften haben: Ueber den Handel mit Menschenhaaren; Zobelpelzwerk; Glättmaschiene, zur Verfertigung des Velinpapiers; Handel und Schiffahrt der Stadt Bremen im verflossenen 1799sten Jahre; Hausenblase; Fischleim; Verjus, eine Art Essig; Handel und Schiffahrt der Stadt Königsberg im Jahr 1799; Antimonium; Bleistift; über die Vermehrung der Einkünfte, des Handels und der Schiffahrt von Grosbrittanien seit dem Frieden 1783 bis zum Dec. 1799, von G. Rose; Cassia Fistula; über die Bereitung des Mahlersilbers; Ausfuhr der Leinwand in Schlesien, in den beiden Kammer-Departements von 1748 bis 1799; Quecksilber; Bereitung des Bergblaues und des Berggrüns; Zusätze und Berichtigungen zu dem Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexikon von Teutschland, von J. C. Gädicke; Anzeige von neuen Kaufmännischen Schriften; vielerlei vermischte Nachrichten für Kaufleute.

Der ganze Jahrgang kostet 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Gebrüder Gädicke.
in Weimar.

VI. Janus, eine Zeitſchrift auf Ereigniſſe und Thatſachen gegründet, 1800. May, iſt erſchienen, und enthält:

I. Lenz und Liebe; von Uſſo v. Wildingen.
II. Das Wellenbild; von Buri.
III. Romanzen und Lieder über Rinaldini.
IV. Der Stelzfuß. Eine Erzählung.
V. Palermo.
VI. Das Körbchen. Eine Erzählung.
VII Montſerrat.
VIII. Schilderung des Elends der verheerten Helvetiſchen Kantone.
IX. Ueber die Privattheater zu Leipzig.
X. Theater zu Wallenſtedt.
XI. Der König, die Prinzeſſin, Florian und das Theater zu Bantam. Fortſetzung.
XII. Klopſtocks Brief an den Rektor Heimbach zu Schulpforta.
XIII. Die Pariſer Verglaſung, und die Expedition nach Aegypten.
XIV. Der neue Papſt und die alte Prophezeihung.
XV. Antwort der Pockenkrankheit an das Fieber.
XVI. Karthäuſer-Edelmuth.
XVII. Die Inſel Bats und ihre Bewohner. Nach dem Franz.
XVIII. Die ſyſtematiſch Gemordeten. Ein Traum. Nach d. Span. d. jüng Quevedo.
XIX. Kleinere Korreſpondenznachrichten.
Aus München, Bern, Berlin, Zürich, Regensburg.
XX. Anekdoten.
XXI. Antwort an einige Korreſpondenten.

Dieß Stück iſt am 30. May an alle Buchhandlungen, Poſt- und Zeitungsexpeditionen verſandt worden. Der Jahrgang koſtet 4 Rthr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

VII. Anzeige.

Der 1ste Theil des (Schleswig) Holsteinischen plattteutschen Idiotikon, verbunden mit einer aus dem Sprachschatze erklärten Holsteinischen Sittengeschichte von J. F. Schütze, Königl. Dän. Kanzl. Sekret. in Altona, erscheint zur diesj. Michaelmesse im Verlage des Hrn Buchhändler Villaume in Hamburg. Er geht bis F. Der Subskript. Preis ist für den 1sten Band 16 gr. Bis Ende Julius wird Subskription angenommen, und die an die Verlagshandlung bis dahin einzusendenden Namen werden dem Werke vorgedruckt. Zur Ostermesse 1801 erscheint der 2te Theil.

In Weimar erbieten sich die Verleger dieses Journals die Gebr. Gädicke zur Subskriptions-Annahme.

Kusses seyn würden? Glaubst du, du würdest deine Freyheit behalten, oder nicht vielmehr ein Sclave dessen werden, was du liebest? Wirst du nicht vielen Aufwand auf schädliche Wollüste machen? Meynst du, es werde dir viel Musse übrig bleiben, dich um irgend etwas grosses und nützliches zu bekümmern, oder du werdest nicht vielmehr gezwungen seyn, deine Zeit auf Beschäftigungen zu wenden, deren sich so gar ein Unsinniger schämen würde? — Man kann die Folgen dieser Art von Liebe in so wenigen Worten nicht vollständiger beschreiben. — Was hälf' es uns, meine Freunde, wenn wir uns selbst betrügen wollten? Selbst die unschuldigste Liebe; selbst diejenige, welche in jungen enthusiastischen Seelen so schön mit der Tugend zusammenzustimmen scheint, führt ein schleichendes Gift bey sich, dessen Würkungen nur desto gefährlicher sind, weil es langsam und durch unmerkliche Grade würkt. — Was ist also zu thun? — Der Rath des alten Cato, oder der, welchen Lucretz nach den Grundsätzen seiner Secte giebt, ist, seinen Folgen nach, noch schlimmer, als das Uebel selbst. So gar die Grundsätze und das eigene Beyspiel des weisen Socrates sind in diesem Stücke nur unter gewissen Umständen thunlich; — und (wenn wir nach unsrer Ueberzeugung reden sollen) wir wünschten, aus wahrer Wolmeynenheit gegen das allgemeine System, nichts weniger als daß es jemals einem Socrates gelingen möchte, den Amor völlig zu entgöttern, seiner Schwingen und seiner Pfeile zu berauben,

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1800.

I.

Gedichte.

1.

An einen Freund.

(Nach Horazens ſiebenter Ode im vierten Buch.
Wien, im May 1798.)

Feſtlich ſchmücken ſich rings, des Schneegewandes entladen,
Anger und Bäume mit Grün.
Neu iſt der Erde Geſtalt: umſchränkt von Blumengeſtaden,
Wallen die Flüſſe dahin.

Ein entkleideter Schwarm von Nymfen und Grazien ſchwinget
Tanzend den flüchtigen Fuß.

Nütze die Tage der Luſt: die Zeit, die ſie gierig verſchlinget,
Gönnt dir nur kurzen Genuß.

Zefyr erquicket uns kaum, ſo flieht ſchon, vom Sommer verſcheuchet,
Wieder der liebliche May,
Und kaum leeret der Herbſt ſein Füllhorn von Früchten, ſo ſchleichet
Traurig der Winter herbei.

Dieß iſt das Loos der Natur: was hienieden lebet und webet,
Iſt der Vergänglichkeit Raub;
Und ſo werden auch wir, wenn die Kraft, die jetzt uns belebet,
Schwindet, einſt Schatten und Staub.

Stündlich bedräut uns der Tod. Wer bürgt dir dafür, ob es morgen
Wieder, o Freund, für dich tagt?
Thöricht iſt's, wenn man je, um für gierige Erben zu ſorgen,
Einen Genuß ſich verſagt.

Liegſt du einmal im Sarg, und entſchied der unfehlbare Richter
Minos dein künftig Geſchick,

Dann bringt nichts dich, nicht Stand, noch Rednertalent, noch dein ſchlichter
Wandel in's Leben zurück.

Selbſt Dianen mißlang des keuſchen Hippolytus Rettung
Aus des Avernus Gebiet:
Fruchtlos vermaß ſich des Freunds Pirithous kühner Entkettung
Theſeus am wilden Kocyt.

J. F. Ratſchky.

2.

Der Zögling der Morgenröthe,

an

Ernſt Schimmelmann
zu ſeinem Geburtstage*).

Lächelnde Horen, o ſeyd Ihm gewogen,
Ernſtere Schweſtern, wallt leiſe vorbei;
Eos, die glänzende, hat Ihn erzogen
Ewig der zarten Empfindung getreu!

*) Bei Ueberſendung eines Kupferſtichs von Guido's Aurora.

Sehet, den Köcher voll tönender Pfeile
Hatte dem Jüngling Apollo geſchenkt *)!
Er aber griff die verworrenen Seile,
Nemeſis hätte nicht weiſer gelenkt **)!

Wehmuthsvoll ſchied er von Liedern und Tönen,
Trat in der Wirklichkeit dürreſte Flur —
Aber der Einklang des Guten und Schönen
Hallt um den Lieblingsſohn edler Natur!

Wo von den Sorgen der Zeiten belaſtet
Fruchtlos ein ärmeres Herz ſich bemüht,
Hat er oft liebend auf Dornen geraſtet,
Denen die Roſe der Hoffnung entblüht!

Wenn in das Nachtgraun der Zeiten verſunken
Ahnungslos tauchet der kleinere Geiſt,

*) Unſer verehrter Graf Ernſt Schimmelmann zeigte in ſeiner Jugend ein ſehr beſtimmtes Talent zur Dichtkunſt; woron ich noch ſehr ſchöne Beweiſe im Oſſianiſchen Stil beſitze.

**) Der Zuſtand der däniſchen Finanzen in den Jahren 1787. u. ſ. f., „als wir nach dem amerikaniſchen Kriege aus unſerm blendenden Traum illuſoriſchen Reichthums erwachten“ — iſt bekannt; — Sachverſtändige können die Folgen der Schimmelmanniſchen Finanzadminiſtrazion für eine ruhige Zukunft berechnen — das glückliche Reſultat der Wirklichkeit ſegnet jeder Däne, in der Perſon des allgemein verehrten Miniſters eines Regenten, der Seiner werth iſt.

Sendet ihm Eos den heiligen Funken,
Welcher um Mitternacht Morgen verheißt.

Fr. Brun.

Ueber die Gartenkunst,

besonders in Rücksicht auf nördliche Länder.

(Beschluß von May S. 37.)

Gärten der Gutsherrn.

Die Gärten der Gutsherrn sollten im Kleinen nach eben den Grundsätzen wie die des Fürsten angelegt seyn; sie sollten nicht nur nicht Liebe zu unthätigen Vergnügen andeuten, sondern jeder ländlichen Beschäftigung einen neuen Reiz geben, und der Vernunft nicht weniger als der Fantasie schmeicheln. Die Natur selbst will den sanften Uebergang von der Fantasie zur Vernunft, und nichts kann gesitteten Menschen lange gefallen, wenn die Harmonie dieser Seelenkräfte gestört ist. Unsere Sitten prägen sich auf unsere Landgüter, wir schaffen die Natur, die uns umgiebt, nach unsern

Formen, und dieſe Formen geben uns unſere Sitten wieder. Ein unwiſſender oder ſtolzer Gutsherr, der ſein Land und ſeine Bauern nur durch die Brille ſeines Verwalters ſieht, ſondert ſein ganzes Weſen von allem landwirthſchaftlichen Unfug, von Menſch und Stall und Vieh, ſorgfältig ab. Unbekannt mit jedem Naturgenuß, ſtellt er alle Bäume, wie die Soldaten ſeines Fürſten, in lange, gerade, oder nach der Mode, in krumme Reihen; nur nicht nach ſeinem Naturgefühl, denn er hat keines. Weib und Kind von allen ländlichen Beſchäftigungen ausgeſchloſſen, ſchleppen ihre Stunden, wie Galeerenſklaven ihre Kette, durch lange Tage hin, ſpielen Karten, kränkeln, leſen Romane, und vom ganzen Reichthum der Natur, und allen Schätzen des menſchlichen Fleißes wiſſen ſie ſo wenig, als die Grillen, die vordem (!) in der prächtigen Villa Albani in irgend einem Winkel ämſig zirpten, und nichts von allen Kunſtwerken und Reliefs ahneten, die jener Feenplatz umſchloß.

Man hat ſo vieles über Erziehung geſchrieben, aber nur ſelten daran gedacht, die Grundſätze zu ſuchen, die der Erziehung eines Gutsherrn angemeſſen wären. Aerzte, Theologen, Juriſten, Offiziers haben ihre gebrochene Bahn; doch arbeiten dieſe Menſchen nur negatiſ am allgemeinen Beſten. Die Armee treibt den Feind, der Arzt die Krankheiten, der Theolog die Sünden, der Juriſt die Unge-

rechtigkeit aus; nur der Landmann groß und klein erſchafft; und je reicher, je mächtiger, je aufgeklärter der Gutsherr, je mehr kann er — auch in der moraliſchen Welt wirken; dieſe Menſchen ſind es, die den Nazionalreichthum, der Nazionalgröße und der Nazionalmoral ihr wahres Weſen geben.

Ja wohl iſt eben für ſie eine beſondere Erziehung nöthig! Wer es läugnen könnte, ſehe die gar kleine Zahl der Gutsherrn, die ihre wahre Beſtimmung zu fühlen wiſſen. Bis hierher kannten die meiſten Gutsherrn keine andre Erziehung, als etwa die, welche dem Stadtleben oder irgend einem Amt angemeſſen iſt. Sie denken vielfältig an alles, nur nicht an ihre wahre Beſtimmung, nur nicht an ihr wahres Amt, an ihre wahre Größe, an ihren wahren Reichthum, an's Landleben. Sie verkennen den hohen Werth ihrer Beſtimmung, wo allein Ehre mit Freiheit, Reichthum mit Sitten und Leben mit Genuß vereinbar ſind. Und wenn man auch verſchmähte den zu bilden, der ſeinem Vaterland das wahre Leben giebt, wenn der Adel es unter ſich hielte, die einzige Quelle ſeines Reichthums und ſeines Daſeyns zu kennen; ſo bedenke man, daß eben dieſe Erziehung zum Landleben die Beſte iſt, um den Mann, den Bürger zu bilden.

Nicht mit Rom und Sparta wollte ich meinen Unterricht anfangen; die erſte Welt meiner Kinder wä-

re ihr Dorf, die erste Nazion der Erde wären die Bauern, die sie umgeben, und das erste Reich der Welt mein Landguth. Jede angehende Beschäftigung des Landbaues, das Pflügen, Erndten, Heuen, das Scheeren der Schaafe, das Schwärmen der Bienen, das erste Einsäen des Gartens wären unsere Festtage, die Natur unser erstes Gebetbuch, und die Kenntniß ihres Urhebers das zweite. Die Knaben hätten ihr Gebiet, die Mädchen das ihre. Mein Kalender wäre der des Landmanns, und meine Stunden wären nach den Beschäftigungen des Landbaues eingetheilt. So die erste Erziehung, wo diese Unschuldswelt der erste Stoff meines Unterrichts wäre. Nach dem zehnten Jahre möchte ich meine Erfahrung erweitern; die Natur hätte uns zur Naturlehre, unsre kleine praktische Menschenkenntniß zur Moral, zu einiger Gesetzkunde und zur vaterländischen Geschichte geführt, wo auch Plutarch hingehörte, der überall zu Hause ist. Im 14 Jahr fiuge das Studiren und die Leibesübung, säen, pflügen, erndten, schwimmen, Tischlerarbeit, oder ein kleines Laboratorium, das Einsammeln der Früchte, die Form ordentlicher Beschäftigung an *). Die Lands

*) Ich habe vielfältig geseben, daß die reichere Klasse nach neuern Grundsätzen die Kinder zu etwas Gartenarbeit anhalten; ich glaube aber, daß diese Methode mehr schadet als nutzt. Ein Geschäft, das die Kinder mit Nachlässigkeit, und ohne Kenntniß, als bloßes Spielwerk treiben, halten sie bald auch für unbeden-

wirthſchaft hätte zur Mechanik, zur Mathematik, zur Chemie geführt, die Kenntniß unſrer Bauern und Nachbarn zur Moral, dieſe zur Religion und Geſetzkunde. Doch würde ich mein erſtes Leben eben ſo wenig, als meine Nachbarn, ich würde meine Wieſen, meinen Garten, meine Aecker auch da nicht vergeſſen. Auf Univerſitäten würden die Söhne, die ich dem Landleben beſtimmte, nicht ſtudiren, um ein Amt zu haben, nicht, um je andern zu dienen, ſondern um frei zu bleiben, nicht frei, um unthätigen Träumereien nachzuhängen, die ärger ſind, als wirkliche Leidenſchaften, (die doch bisweilen durch Erfahrung bilden) ſondern um ſich zum

tend, und ſtatt ihnen Ehrfurcht für den Landbau einzuflößen, werden ſie bald Verachtung für die Kunſt, und für alle, die ſie treiben, nur nicht für ihre eigene Kenntniſſe fühlen. Die Kinder ſollten die Erde nicht berühren dürfen, bis ſie einen deutlichen Begriff von der Kultur der Pflanze hätten, die ſie ſäen oder pflanzen wollen, und ihre Arbeit ſollte als ein ganz ernſthaftes Geſchäft, das ſie ordentlich bis zu Ende fortſetzen ſollten, betrieben werden. So lange aber die Volkserzieher nur Theologen oder — Schöngeiſter ſind, wird es ſchwer ſeyn, tüchtige Erzieher zu finden, und auch daraus ſieht man die Wichtigkeit, daß die Erziehung der Theologen etwas mehr auf das wirkliche Leben paſſe. Pluche's Werk Spectacle de la Nature iſt von allen Büchern dasjenige, das den größten Eindruck auf meine Kindheit gemacht hat. Ein Buch, daß den Kindern ein ſo großes, ſo anhaltendes Intereſſe für irgend einen Theil der Landwirthſchaft zu geben wüßte, iſt mir unbekannt.

thätigen, fleißigen, glücklichen Landleben zu bilden *). Mein ganzes Leben wäre Landleben, mein Zweck auf väterlichem Guth reich, glücklich, und alles um mich beglückend zu werden, wahres Leben zu geben und zu genießen. Und hätte der Staat zu Aemtern tüchtige Männer nöthig, so würde er Sie, wie vormals Rom in seiner Größe, auf dem Lande zu finden wissen. Man betrüge sich aber nicht; für dieses Leben ist ein großer Vorrath von Kenntnissen und eine seltne Thätigkeit im Geist, besonders im Herzen nöthig. Je mehr Versuchung zur Unthätigkeit im Landleben für den Begüterten ist, je mehr muß er Ordnung in seine Beschäftigungen, je mehr Thätigkeit in sein Leben und je mehr Fertigkeit in den Wissenschaften einzubringen wissen. Dazu aber werden nicht gemeine Kenntnisse, und kein gemeines Herz erfordert, und eben darum ist die ganze Kraft der Erziehung für diese Bestimmung unentbehrlich; sonst schlummert der Gutsherr nach einigen Jahren zu seinen Nachbarn hinab.

*) Auf seinen Reisen würde der junge Landherr, gleich dem Pöbel der Reisenden, nicht jeder fremden Mode, bald in Kleidung, bald in Filosofie, bald in Kunstwerke oder Politik nachjagen, sondern die erste aller Künste, den Ackerbau, studiren. Ist es nicht merkwürdig, daß von so vielen Fremden, die nach Italien reisen, keiner die Mailändische Landwirthschaft, eine der besten von Europa, bemerkt hat?

Bonst.

Doch, Arthur Young in seinen ökonomischen Reisen.

B.

rauben, und aus der Liebe eine bloſſe regelmäſſige Stillung eines phyſiſchen Bedürfniſſes zu machen. Der Dienſt, welcher der Welt dadurch geleiſtet würde, müßte nothwendig einen Theil der ſchlimmen Würkung thun, welche auf eine allgemeine Unterdrückung der Leidenſchaften in der menſchlichen Geſellſchaft erfolgen müßte.

Hier iſt alſo unſer Rath — die Tartüffen, und die armen Köpfe, welche die Welt bereden wollen, die Excremente ihres milzſüchtigen Gehirns für Reliquien zu küſſen, mögen ihre Köpfe ſchütteln, ſo ſtark ſie können! — Meine jungen Freunde, beſchäftiget euch, mit den Vorbereitungen zu eurer Beſtimmung — oder mit ihrer würklichen Erfüllung. Bewerbet euch um die Verdienſte, von denen die Hochachtung der Vernünftigen und der Nachwelt die Belohnung iſt; und um die Tugend, welche allein den innerlichen Wolſtand unſers Weſens ausmacht. — Haltet ein, Herr Sittenlehrer! Ruffet ihr; das iſt nicht, was wir von euch hören wollten; alles das hat uns Claville beſſer geſagt, als ihr es könntet; und Abbt beſſer als Claville — euer Mittel gegen die Liebe? — Mittel gegen die Liebe? Dafür behüte uns der Himmel! — Oder wenn ihr dergleichen wollt, ſo findet ihr ſie bey allen moraliſchen Quackſalbern, und — in allen Apothecken. Unſer Rath geht gerade auf das Gegentheil. Wenn ihr ja lieben wollt, oder müßt; — nun, ſo kömmt alles, glaubet mir, auf den Gegenſtand an. —

Findet

Ordnung und Reinlichkeit nicht nur im Hauſe, ſondern in allem, was den Guthsherrn umgiebt, in Wieſe, in Wald und Stall und Acker ſollte ſeine Allgegenwart und ſeine Ehrfurcht für das Landleben andeuten. Die zweckmäßige Bildung und die Sittlichkeit aller Menſchen, die ihn umgeben, wäre die zweite Gabe ſeines Reichthums und ſeines Herzens. In ſeinem Hauſe würden alle Bequemlichkeiten des alltäglichen Lebens allen Prachtverzierungen vorgezogen werden. Seine und ſeiner Familie Lebensart würde mit allem, was ihn umgiebt, und ſo zu ſagen, mit der ganzen durch ihn verſchönerten Natur harmoniren, und Geſchmack, Fantaſie und Vernunft wären mit wahrem Lebensgenuß in nie geſtörtem Einklang. Die ganze adeliche Familie würde endlich ihrer Unthätigkeit überdrüßig, in Wiesgarten und Wald mit beſſern Menſchen, in beſſerer Geſundheit ein neues Leben finden, und zugleich die Achtung und Liebe aller Menſchen noch untrüglicher gewinnen, als ſie in ihrer vornehmen Abgeſchiedenheit, in ihrer Unwiſſenheit oder Unthätigkeit thun konnten. Aber ohne eine Grundlage von zweckmäßigen ordentlich gelernten Wiſſenſchaften und feinern Sitten wird das Landleben entweder bäuriſch dumm, oder ſinkt zur elenden Geld-Spekulazion hinab.

Eben die geſittetſten Menſchen wiſſen das Landleben am beſten zu ſchätzen. Watelet, der auf ſeiner ſchönen Inſel am Seine-Fluß bei Paris die beſte Ge-

ſellſchaft von Europa vereinigte, war ſtolz auf ſeine Milchkammer, wie der reichſte Lord in England auf ſeine Schaafe. Die Beobachtung der Bienen hat einen der witzigſten und gebildetſten Menſchen (Huber von Genf) mitten in der beſten Geſellſchaft, ſelbſt in ſeiner Blindheit glücklich gemacht. Das Landleben vereinigt einen unendlichen Reichthum für den thätigen Menſchen, und wer dieſen Reichthum nicht zu finden weiß, wird in dem Stadtleben oft eben die Leere antreffen und mittheilen, die nie in der Natur, aber nicht ſelten in uns ſelbſt iſt.

Ich kann mir keine glücklichere Beſtimmung als die eines Gutsherrn denken, der auf ſeinen Gütern zu leben weiß; und doch iſt das Landleben der reichern bisweilen das elendeſte, beſonders wenn man das Stadtleben auf das Land ſchleppen will. Die Gedankenloſigkeit, welche die äuſſere Pracht ſo oft in der innern Seele bedeckt, ſinkt auf dem Lande zu wahrem Elend hinab. Jedoch kommen alle Gedanken aus uns ſelbſt, äuſſere Gegenſtände ſind nur die Veranlaſſung dazu.

Das gröſte Glück des Landlebens iſt im Gefühl des Wohlthuns, das man ſich nur auf dem Lande in jeder Stunde geben kann, und worinn der erſte Genuß dem Wohlthäter ſelbſt bleibt. Der Gutsherr weiß ſeine edle Seele, ſo zu ſagen, auf ſein ganzes Eigenthum zu

prägen; die Natur, die ihn umgiebt, wird bald mit seinem Geist und seinem Herzen in immerwährender sanfter Verbindung stehen; jeder Baum, jede Quelle, jedes Thier wird nicht nur als geldtragend in seinen Büchern, sondern als Glücks- und Ordnungsfähig in seinem Geist und Herzen stehen. Die reichste Erndte für das Herz aber ist bei den Menschen, die ihn umgeben, zu machen. Je genauer, je umständlicher, je herzlicher er jeden, mit dem er in Verhältniß steht, kennen, je mehrere Menschen und Güter er durch Ordnung in jene Harmonie zu bringen wissen wird, zu welcher die Tugend stets hinstrebt, je unversiegbarer wird für ihn Lebensgenuß und Reichthum aller Art aus allen Quellen fließen. Sein Guth, sein weites Eigenthum soll seinen hohen Karakter anzeigen; die edelsten Formen, der reinste Geschmack soll nicht nur in Bosquets und Gärten zur Schau stehen, sondern auch alle Gegenstände, die ihn umgeben, jeden nach seiner Art beleben.

Ich habe Herren gekannt, die schöne Manschetten, aber kein reines Hemd trugen; so kommen mir die Gutsherrn vor, die reiche Zimmer und schöne Gärten haben, aber alle nützliche Theile ihres Hofs vernachlässigen, und vor jedem Auge zudecken. Ist einmal die edlere Gartenkunst Mode geworden, so wird sie auf die Sitten, diese in ihrer Wechselwirkung wieder auf die Kunst den besten Einfluß haben. So lange aber

die Erziehung des Gutsherrn nur das Stadtleben zum Zweck hat, wird ihm die Natur so unleserlich bleiben, wie den unwissenden Bauern der neueste Modedruck von Berlin.

Die Verschönerungen aller Gegenstände unserer Beschäftigungen, wovon der Grundriß Ordnung ist, würden diese Gegenstände faßlicher, reizender und also verständlicher machen; und dies wäre das Werk einer bessern Gartenkunst.

Die zweckmäßigere Erziehung des Gutsherrn hätte aber auch noch einen andern Nutzen; sie würde den Adel in genauere freundschaftlichere Verbindung mit dem Bauernstand bringen, und alle Menschenklassen würden dabei gewinnen, mehr noch der Herr als der Bauer. Er, von allen geliebt und hochgeschätzt, fände in den Herzen seiner Untergebenen eine unversiegbare Quelle von Genuß und — Reichthum. Je mehr man ihn liebte, je besser man durch ihn, durch seine Ermahnungen, durch sein Beispiel unterrichtet wäre, desto besser würde sein ganzes Gut bearbeitet seyn, und er fände in seinen Sitten die Verewigung seines Stamms und des Reichthums, ohne den der Adel nur ein lästiger Nahme ist. Ein solcher Adel wäre auch die feste Stütze einer Monarchie.

Marienburg auf der Insel Mön.

Da Fremde selten durch ein Land reisen, wo ausser den Landstraßen selten fahrbare Wege, und selbst in Städten keine oder selten Wirthshäuser sind, will ich eins der schönsten Gutsherrnhäuser in Dännemark beschreiben, um eine Idee von der bessern Gartenkunst in diesem Reiche zu geben.

Marienburg auf der Insel Mön liegt in einer Ebene, eine Meile von der kleinen Landstadt Steege, und eine halbe Meile von der See; diese schöne Wohnung des reichsten Eigenthümers der fruchtbaren wohlangebauten Insel hat gar keine Aussicht; die Kunst hat aber die Natur überall verschönert.

Das weitläuftige Wohnhaus und die Scheunen bilden, wie alle Güter (Gaards), ein Viereck, das hier länglich und groß ist, und davon drei Seiten die Wirthschaftsgebäude ausmachen. Die zwei langen Scheunen haben jede ungefähr 250 Schuh in der Länge und 50 in der Breite; die Höhe ist verhältnißmäßig. Sie sind von Feldsteinen, meist von Granit, erbaut und mit Ziegeln bedeckt. Der große Hof ist ohne Bäume. Das Wohnhaus selbst hat zwei Flügel, davon die Fenster auf der einen Seite gegen den Garten, auf der andern auf den Hof sehen. Ein weißes niedriges Staket vereinigt im großen Hof beide Flügel mit ein-

ander, und bildet mit einigen Bäumen einen Vorhof, der das Wohnhaus von dem großen Hofe trennt. Das Haus selbst hat nur ein Stockwerk, wo drei rechtwinkliche Gänge alle Zimmer in Verbindung setzen. Alle diese Zimmer haben Oefen.

Die Aussicht auf den Garten ist mit vielem Geschmack berechnet; ein Kanal schlängelt sich aus dem nahen Wald, und bildet ohngefähr 40 Schritt vor dem Hause einen kleinen unregelmäßigen Teich, hinter welchem zwei Erhöhungen mahlerische Gruppen von Bäumen tragen, die zwei Eingänge in den hohen Wald bedecken. Dieser Wald von Buchen und Eschen von ausserordentlicher Größe bildet die Hauptmasse gerade vor dem Hause und gestattet nur einen Durchblick in der Mitte auf eine ferne Wiese, wo schöne Heerden weiden. Die Gänge um den Teich, eine wüste Brücke über den Kanal zu den vielen Eingängen in den Wald, einige Gebüsche vor dem Hause, zwei Blumenmassen, alles mit Bäumen eingefaßt, bildet die Aussicht des Sallons.

Der Plan des Gartens ist ohngefähr dieser: rechts und links vor dem jetzt beschriebenen Platz sind die Gemüs- und Obstgärten um und um durch große Bäume vor den Winden geschützt. Diese großen Gärten schließen auf beiden innern Seiten einen Theil des hohen Waldes ein, der mit Kanälen, tief beschatteten Gän-

gen, Inseln, Cabinetten vielfältig und ohne Verwirrung geziert ist. Einige dieser Gänge führen in tiefumschlossene botanische Gärten, wo Bäume, Gebüsche und Pflanzen aus vielen Weltgegenden, besonders aus Amerika, über alle Erwartung gedeihen; einer dieser Gärten enthält besonders Wintergewächse und ewiggrüne Pflanzen. Der Zuckerahorn gedeiht überall in Dännemark; ich bewunderte den Morus papirifera, der wie ein toller Baum, kein Blatt wie das andere hat, obschon alle Blätter nach einer bestimmten Form zu streben scheinen. Die schwarzen amerikanischen Himbeere sind unsere europäischen rothen nicht werth. Alles oben beschriebene Land ist um und um auf den Grenzen des Gartens mit hohen Bäumen umschlossen, die den ersten Windstoß aufhalten. Und doch war selbst im hundertfachen Schirm der Wind bisweilen unangenehm, und überall sah und hörte man ihn mit den Wipfeln der Bäume kämpfen.

Jenseits des beschatteten Gartens öffneten sich weite Wiesen, die eine besondere Einzäunung hatten, welche in allen großen Gärten unter ähnlichem Klima nachgeahmt werden sollten. Zehn bis zwölf Schuh breite Bänder von dichtgepflanztem Nadelholz schlossen weite Wiesen auf der Windleite ein, und schützten so gut gegen den Wind als keine Mauer. Da fand ich bisweilen den besten Schirm, und die Spaziergänge an diesen Wäldern, die überall mit duftenden oder blü-

henden Gebüschen geziert waren, gaben die meiste Wärme, und verstatteten die weiteste Aussicht. Die eine Seite dieser noch zum Garten gehörenden Wiese, wo bisweilen Heerden weiden, schloß sich an den stundenweiten Park, wo Reh und Hirsche hausen.

Alle Bäume und Gewächse in diesem großen Garten schienen sehr gesund, die Eschen waren besonders von ungeheurer Größe. Unter den Birnen gedeihen die Beurrées, die weiße und graue nicht; und unter den Pflaumen reifen die Zwetschgen nie oder selten. Ich habe in Dännemark nie gute Trauben gegessen, als eine, die am Spalier bis zum Winter vergessen worden war. Es scheint wenig bekannt zu seyn, daß die ersten Winterfröste den Trauben eine große Süßigkeit geben, und in diesem Klima, wo sie nicht faulen, sollten sie nie im freien vor Mitte Novembers gepflückt werden. Unter den Aepfeln ist der Gravensteiner der beste, unter den Pflaumen die Reine Claude.

Ein paar Meilen von Marienburg hat Hr. de la Calmette Güter bei Mönas Klippen (Möns Klint genannt). Da hat er Gärten hingezaubert und die Natur mit vieler Kunst und Geschmack zu benutzen gewußt. Der Ort heißt Lisenbund.

Die Insel Mön hebt sich allmählig gegen die weite See, vermuthlich auf einer Grundlage von Kreis-

de. Am südwestlichen Ufer der Insel ist dieser steigende Felsenboden auf einmal abgerissen, und weiße Ruinen hangen hoch über die Fluthen. Diese Kreidberge nehmen ganz eigene Formen an. Wie Gletscher thürmen sich ihre Klippen über die grünliche Meeresfläche, und hie und da hängt irgend ein Gebüsch mit zarten Blätterfäden über dem scheinbaren Eisberg; entwurzelte Bäume neigen sich über den Abgrund, oder blühende Kränze schmücken die einstürzende Felsenwand. Von oben taucht der Blick bis auf den nahen Meeresgrund, wo man die gerollten Granit- oder Flintsteine, selbst die Fische zu sehen glaubt. Ich habe verschiedene Meere gesehen, aber nie die Unendlichkeit des Ozeans, wie von diesen Klippen gefühlt. Der ganze Himmel war mit Gewölk durchstreift, wo die Sonne mannichfaltig durchglänzte. Diese schimmernde Decke floß am fernen Horizont mit den Fluthen zusammen. Der Wiederschein dieses Himmels auf den unermeßlichen Meeresplan, zeichnete so viele Regionen durch eben so viele Lichtstreifen auf die Ferne ab, davon jede Abtheilung ihre eigene Tinte hatte. Wo kein Auge mehr hinzutauchen vermochte, schimmerten noch ferne halbideelische Welten, und die Unendlichkeit schien der Fantasie entflohen, über die Fluthen sich zu dehnen. Bei sehr hellem Wetter soll man sogar die Insel Rügen sehen. Solche Fernen wie Korsika von Livorno, wie die akrozeraunischen Klippen von den Küsten Italiens an der adriatischen See erscheinen

mehr wie ein aus uns selbst entwichenes Bild, als wie wirkliche Wesen, und das Sinnenreich scheint da mit dem Gedankenreich zusammen zu fließen.

Wo die Klippen nicht überhangen, bilden sie steile Abhänge, die mit großen Bäumen oder mit Sandborn (Hippophae Rammoides *) bedekt sind. Viele dieser Bäume sind durch Stürme mannichfaltig entstaltet, und wunderbare Klippenformen scheinen den Eingang zu irgend einem Gnomenreich anzudeuten. An einer dieser Stellen stürzt ein kleiner Bach in vielen Kaskaden durch tiefe Schattengewölbe. Diese Natur hat Hr. de la Calmette zu benutzen gewußt. Brücken, Fußsteige verbinden diese Naturszenen, und machen sie genießbar. Ganz oben steht das nordische Haus, wo ein halb Dutzend Zimmer Ruh, Schirm und Aussicht geben. Hinter dem Hause entdeckt man bald landeinwärts einen Küchengarten auf einer Insel in der halbgeschmückten Wildniß. Nahe dabei steht am finstern Buchenwald das hölzerne Jägerhaus. Hinter dieser ärmlichen Wohnung ist der Waldhügel so nahe und so steil, daß er mit den obern Stockwerk durch eine Brücke zusammenhängt. Diese Brücke führt an

*) Diese Hippophae fand ich an den wärmesten Stellen in den italienischen Alpen, wie in Valmaggia mit der Berberis, die auch in Dännemark wächst. Vielleicht sind mehrere Pflanzen, als die wir kennen, welche in sehr verschiedenem Klima gedeihen.

Findet ihr eine Aſpaſia, eine Leontium, eine Ninon, — ſo bewerbet euch um ihre Gunſt, und, wenn ihr könnt, um ihre Freundſchaft. Die Vortheile, die ihr daraus für euern Kopf, für euern Geſchmack, für eure Sitten, — ja, meine Herren! Für eure Sitten, und ſelbſt für die Pflichten eurer Beſtimmung, von einer ſolchen Verbindung ziehen werdet, werden euch für die Mühe belohnen. — Gut! Aſpaſien! Ninons! die müßten wir im ganzen Europa aufſuchen. — Das rathen wir euch nicht; die Rede iſt nur von dem Falle, wenn ihr ſie findet. — Aber, wenn wir keine finden? — So ſuchet die vernünftigſte, tugendhafteſte und liebenswürdigſte Frau auf, die ihr finden könnet. — Hier erlauben wir euch zu ſuchen, nur nicht (um euch einen Umweg zu erſparen) unter den Schönſten; iſt ſie liebenswürdig, ſo wird ſie euch deſto ſtärker einnehmen; iſt ſie tugendhaft, ſo wird ſie euch nicht verführen; iſt ſie klug, ſo wird ſie ſich von euch nicht verführen laſſen. Ihr könnet ſie alſo ohne Gefahr lieben — Aber dabey finden wir unſre Rechnung nicht; die Frage iſt, wie wir uns von ihr lieben machen — Allerdings, das wird die Kunſt ſeyn; der Verſuch iſt euch wenigſtens erlaubt; und wir ſtehen euch dafür, wenn ſie und ihr jedes das ſeinige thut, ſo werdet ihr euern Roman zehen Jahre durch in einer immer näherenden Linie fort führen, ohne daß ihr dem Mittelpunct näher ſeyn werdet als anfangs — Und das iſt alles, was wir euch ſagen wollten.

einige ſehr elegante Zimmer. In dieſer Einſamkeit am nahe murmelnden Bach ſcheint die Erinnerung der Welt wie in die Lethe hinabzuſinken. Nicht weit davon erſcheint am Eingang des Waldes ein niedlicher Pavillon mit Säulengängen, zwei Stockwerken und vielen Zimmern, und zaubert die Reiſenden in die ſchönſten Gärten von England hin. Hinter dieſem Hauſe, wo man bisweilen einige Wochen zubringt, führen Schattengänge hin und her, an die friſchen Ufer des Baches, der hie und da mit Inſeln und Brücken geziert iſt, und waldeinwärts verlieren ſich die Pfade im tiefen Buchenhain.

Die Gärten der kleinern Land-Eigenthümer.

Die kleinern Landeigenthümer fänden das Modell ihres Gartens in Heloiſe's Elysée; und die Grundſätze ihrer Wirthſchaft in eben den vortrefflichen Briefen über Wolmar's häusliche Einrichtung. Die Vollkommenheit des Ungeſchmacks für dieſe Landherrn, wäre Nachahmung der Reichern, dieſe Art von Huldigung und Demuth habe ich nie begreifen können. Der wahre Stolz dieſer Menſchen ſollte in ihrer Selbſtſtändigkeit, und beſonders in der Einfachheit ihrer Sitten beſtehen. Sie ſollten nicht den Maasſtab annehmen, wobei ſie klein, bisweilen lächerlich ſind, wohl aber den, wo ſie jedem Menſchen gleich und beſſer, wie vie-

le wären. Dieſer Maasſtab iſt Vernunft und Geſchmack. Anſtatt auf kleinen Terrain Alleen, Bosquets und Monumente auf Kind oder Hund, oder ſteinerne Karrikaturen aufzuſtellen; wünſchte ich überall das einfache Bequeme mit gröſter Reinlichkeit vereinigt. Dieſe Einfachheit wird mit wenig Kunſt wahre Eleganz; alles was nützt iſt da zierlich, wenn es vollkommen iſt. Wohlausgewählte Winkel für Schatten oder Sonne, alles mit Geſchmack zuſammengehalten, würden an Sonntagsſtunden Vetter und Baſe, die etwa aus der Stadt gefahren kämen, wenig, aber deſto länger jedem vernünftigen, jedem geſchmackvollen, aber ganz beſonders dem Eigenthümer gefallen.

Hier iſt eine Bemerkung wichtig. Man beurtheilt den Eigenthümer von Gemählden, Statuen u. ſ. w. weniger nach den Kunſtwerken, die er aufſtellt, als den Eigenthümer eines Landguts nach der Einrichtung ſeiner Villa, die unaufhörlich vor Augen liegt. Iſt die Villa nicht im Verhältniß mit dem Reichthum des Eigenthümers, ſo fühlt man allenthalben ſeine Thorheit, ſeine Noth, oder das Unglück ſeiner Familie; und der Hausherr erinnert an den Froſch, der den Ochſen ſpielen wollte. Iſt das ſchöne Haus unbequem, ſo fühlt jeder das Unſchickliche, daß der Mann für Puder und Pomade ſorgte, ehe er ſich ein gutes Kleid gegeben hatte. Iſt bei ſchönen Verzierungen die Wirthſchaft vernachläſſigt, ſo iſt der Hauherr ein leichter

Kopf. Wird viel Kunſtaufwand gemacht, und die Natur ſelbſt bleibt unerkannt, ſo iſt der Künſtler ein geſchmackloſer Geck, der dem Apoll des Belvedere eine Pariſer Friſur aufſetzt, weil er ſeine Schönheit nicht zu fühlen vermag. So würde nach und nach die bloße Vernunft bis in das Heiligthum der Kunſt führen, die aber ohne dieſe Vernunft immer unſchicklich bleibt, und nach Horazens Regel — ſed non erat hic locus — wird ſelbſt das Schöne vom Geſchmack verworfen, wenn es nicht an ſeiner rechten Stelle iſt.

Ich weiß nicht, warum mir manche kleine Landgüter, die ich in nördlichen Ländern geſehen habe, ſo wenig von dem zu haben ſchienen, was der Britte comfortable nennt, wie z. B. die Pfarrhäußer in Dännemark. Bauverſtändige können urtheilen, ob lange ſchmale Häußer in dieſem Klima bequem ſind, ob nicht eben dieſe ſchmalen Gebäude die größte Oberfläche und die wenigſte Maſſe geben? Gewiß iſt das durchſichtige Wohnhaus, (das eine Seite des Vierecks einnimmt) weniger gegen die Winde geſchirmt, als wenn das Haus eine ſolidere Maſſe wäre. Der Schirm gegen die Winde ſollte an vielen Orten durch eine beſſere Wahl der Stelle, wo das Haus hingeſetzt wird, durch Mauern, oder durch eine Einfriſtung von Nadelholz (wie im Garten von Marienburg) geſucht werden. Die Bauart der däniſchen und ſchwediſchen Gaards iſt auf die Abweſenheit der Bäume berechnet. Wäre

Schirm von außen zu finden möglich, so könnte auch die Bauart dieses Hauses bequemer werden.

Die im innern Pfarrhofe zusammengedrängte Wirthschaft von Herr und Frau und Kind und Schwein, und Schaaf und Pferd, und Gans und Kuh und Hund, und Huhn und Bock ist unfreundlich verworren und unreinlich. Kömmt man aus dem Hofe, so sieht man auf einmal die Oede des Landes, weite baumlose Aecker, selten einen wohleingerichteten freundlichen Garten, der nicht entweder leer oder mit Bäumen überwachsen, oder mit kleinlichen Zierereien verstellt wäre; kein Schutz ist da für den Wind zu finden, keine nahe Lieblingskultur setzt den Menschen in freundliche Verbindung mit der Natur, die Er zu verachten und die ihm zu zürnen scheint.

In Niedersachsen ist die Wirthschaft freundlicher, da wohnen Menschen und Thier alle unter einem Dach, und so zu sagen in einer Stube beisammen, so daß man zuweilen in der Küche die ernsten Gesichter aller Kühe (die gegen die innere Seite des Stalls, wie aus Fenstern ihre Köpfe strecken) übersehen, und die Diskordanz der ganzen Arche auf einmal hören kann. Dies ist zu freundschaftlich.

Ach das Emmenthal! Welches fühlende Herz wünschte sich da nicht eine Hütte, ehe alle Glückseeligkeit

in diesem Heiligthum der Natur gemordet ward! Da schirmen die wirthschaftlichen Theile des Gebäudes den von Menschen bewohnten Theil des Hauses. Vor dem Hause glänzt der kleine wohlgehaltene Garten, (das meiste Gemüs wird auf dem Acker gebaut) um und um blüht der freundliche Obst-Hain; nahe beim wasserreichen Brunnen wohnt das reinliche Vieh; alles um das Haus ist freundlich, bequem, anspruchlos, idyllisch; jeder Gegenstand der Wirthschaft ist an seiner Stelle, alles ist mit Verstand zusammengereiht, und die nahe Natur scheint mit den Einwohnern in sanftem Einverständniß zu leben. Das vorhangende Dach schirmt freundlich die hölzerne Laube (Gallerie), die das Haus umgürtet und ziert; da kann man beim Regen in freier Luft spazieren, und da findet man Raum für manche wirthschaftliche Beschäftigung; oft ist diese Laube mit Blumentöpfen geziert.

Personen von Geschmack und unverdorbenem Gefühl, die alle Palläste von Europa gesehen hatten, wünschten sich in jenen Gegenden ein bäurisch eingerichtetes Haus, wie das war, wo wir bei Eis und Schnee im Februar, bei warmer Sonne, auf der reinlichen Laube, in freier Luft speißten, und das glücklichste aller Länder seegneten, das nun bald seine letzte Stunde erfahren sollte. In diesem Häuschen, das einer liebenswürdigen Familie von Bern angehörte, war alles bequem, äußerst einfach, und anspruchslos.

Mit dem zehnten Theil von dem, was die Unterhaltung eines Prachtgartens jährlich verſchlingt, wäre ein ſolches Landgut fertig.

Dieſes äſthetiſche Wohlgefallen, das bei allen unverdorbenen Menſchen, die einfache Natur aller Kunſt vorzieht, beweißt, daß die Vollkommenheit des nützlichen und bequemen der Grundriß der Gartenkunſt und aller Verſchönerungen ſeyn ſollte. Rouſſeau ſagt mit vielem Recht in ſeiner Heloiſe, wo er von Wolmar's Garten ſpricht: Partout on y a ſubſtitué l'utile à l'agréable, et l'agréable y à presque toujours gagné.

Das wahre Geheimniß dieſer Gartenkunſt liegt in den Sitten, davon ſie das Reſultat iſt. Warum hat die Schweiz allen guten Menſchen gefallen, als weil daſelbſt mehr wie in irgend einem andern Lande Wohlſtand, und einfache Sitten mit einer ſchönen Natur vereinigt waren. Ein Landgut iſt die Dekorazion, davon die Sitten das Drama ſind, beide ſind unzertrennlich von einander. Wie aber tugendhafte Menſchen mit wenigem glücklich zu ſeyn wiſſen, ſo können vernünftige Landbeſitzer auch mit geringem Aufwand ihre Gärten wirklich verſchönern, dieweil ſich andre große Mühe geben, die beſſern Gaben der Natur in ihrer Seele, wie auf dem Lande, das ſie umblüht, durch übeln Geſchmack zu verwüſten.

Wie unverdorbene Sitten alles verschönern, hab' ich in den Alpenthälern erfahren; da bin ich mehr als einmal in der besten Gesellschaft aus mehrern Nazionen in reinlichen Hütten gewesen. Nie werde ich die glücklichen Abende vergessen, die ich in Sahen bei Möschig zugebracht habe. Da fand man einfache Kost, inemptis dapibus, Honig, Rahm, Kuchen, Butter, Käse (doch nicht ohne Kaffee) in der kleinen nicht zwanzig Schuh langen niedlichen Hütte, wo der kleine einsame immer frohe Mann eben Raum hatte. Seine beiden Stübchen, die wie reinliche Schachteln aussahen, waren mit Tapeten und Kanapees geziert. Um sein hölzernes Häuschen blühte seine kleine Wiese; vor und hinter demselben rauschten Bäche, um und um hoben sich grüne frische Hügel mit Kirschbäumen gekrönt, über denen himmelan hohe Berge bis in die Wolken zahlreiche Heerden säugten. Auf jedem nahen Hügel waren gute Nachbarn. Wenn Möschig unerwartete Gäste bekam, so sprang er vor die kleine Hausthür und pfiff durch die Finger; straks war ein Nachbar, eine Nachbarin oder ein Kind da; „du bring mir Rahm oder Butter, oder Brodt" sagte er — und in wenigen Minuten war alles da. Kam niemand wenn er auf der einen Seite des Hauses pfiff, so pfiff er auf der andern; oft kam mehr als ein Nachbar hergelaufen, alles ohnentgeldlich, weil er selbst so gut, als seine Freunde war. Eine halbe Stunde von da war sein Landhaus am Ufer der Sarine, ein noch klei-

neres Häuschen, welches 60 bis 70 Bienenkörbe umduſteten, und dieſe blumenreiche Einſamkeit mit fleißigen Nazionen bevölkerten; wo Möſchig, wie ein weiſer König alles beherrſchte, und zum Beſten ordnete, alles war da bequem, glänzend, munter, alles Natur wie der gütige Wirth, deſſen kleines Vermögen in vielen Ländern Armuth hieße.

Welcher Reichthum, welche königliche Wolluſtgärten können je das reine Vergnügen geben, das man bei dieſen Sitten und bei unverdorbener Natur empfand.

Alles, was ich bisher geſagt habe, führt zu denjenigen Regeln der Gartenkunſt, die vielfältig in Proſa und in Verſen behandelt ſind. Dieſe Regeln ſind aber zu ſehr entkörpert worden. Man hat wohl die Verhältniſſe der Kunſt zur Natur aufgeſucht, aber ihre Verhältniſſe zu den Sitten und den Menſchen vergeſſen, welche Letztere doch das Schickliche beſtimmen, ohne welches keine wahre Schönheit iſt.

Mir ſchien es der Mühe werth, die Kunſt, die vielleicht mehr wie jede andre wahres und dauerhaftes Vergnügen zu geben fähig iſt, dadurch zu adeln: daß ich ihren moraliſchen Zweck zeigte, der ſie erweitert, bereichert und zugleich in jene höhere Klaſſe von Vergnügungen emporhebt, die in Harmonie mit der Ver-

nunſt, auch mit der Würde des Menſchen vereinbar iſt. Die wahre Gartenkunſt muß jede Szene des menſchlichen Lebens nach dem Karakter der wirklichen Natur verſchönern, und den Menſchen zu ſeiner wahren Beſtimmung zum Fleiß und thätigen Leben und zu dauerhafter Glückſeeligkeit anlocken. Sie muß nicht das Gepräge ſeiner leeren Fantaſie tragen, ſie muß den hohen Geiſt athmen, der das wirkliche Leben, das Vaterland und den menſchlichen Fleiß veredelt, und nie vergeſſen, daß kein Gegenſtand der Schönheit unvergänglicher iſt, als Wahrheit und Tugend.

L. v. Bonſtetten.

III.

Pythagoräiſche Reminiſcenzen.

Die Geſchichte der Humaniora oder der Menſchheit, iſt ein muſikaliſcher Canon perpetuus, wo Einer den Ton und das Thema angiebt, das die Andern in verſchiednen Intervallen und Zeiten eintretend, ohne Ende repetiren. Es iſt das alte Lied überall.

Wer nicht mehr hat in seiner Seele, als in Worten von sich zu geben, der ist sehr arm. Mehr als er hat, giebt ein Minusmacher oder ärmerer Schelm.

Die Franken führen den Namen der Freiheit; der Araber Sprache hat das Wort nicht.

Der Glaube, der Berge versetzen kann, ist der Glaube an unsre Kraft.

Fantasie beweist ihre Freiheit in Ausschweifungen, der Wille durch Beharren.

Ein Ganzes von Kunstwerk, z. B. eine Mozartsche Arie zu komponiren, sind Einbildung und Geschmack (als getrennte Vermögen) nicht hinreichend; der reinste kann die üppigste nur tadeln, nicht bessern: sondern ein drittes, aus beiden in der Geburt vermischtes — Genie: dem immer nur das passendste einfällt. —

Der Odem des Schöpfers, nicht die Feile, rundet.

Begeistert, glücklich seyn, heißt außer sich seyn; bei sich selbst, heißt by Himself d. h. allein seyn.

Der Mensch läßt sich durch verschiedne Dinge zum Enthusiasmus bringen, durch Witz, Schönheit, Sympathie, endlich wahre Wahrheit und Gottes-Empfindung. Dieses hat er wohl zu unterscheiden, wenn

Fünftes Capitel.

Schwachheit des Agathon; unverhofter Zufall, der ſeine Entſchlieſſungen beſtimmt.

Wir kommen zu unſerm Agathon zurück, den wir zu Ende des vierten Capitels auf dem Wege nach dem Hafen von Smyrna verlaſſen haben.

Man konnte nicht entſchloſſener ſeyn, als er es beym Ausgehen war; das erſte Fahrzeug, das er zum Auslauffen fertig antreffen würde, zu beſteigen, und hätte es ihn auch zu den Antipoden führen ſollen. Allein — ſo groß iſt die Schwäche des menſchlichen Herzens! — da er angelangt war, und eine Menge von Schiffen vor den Augen hatte, welche nur auf das Zeichen den Anker zu heben wartete: So hätte wenig gefehlt, daß er wieder umgekehrt wäre, um, anſtatt vor der ſchönen Danae zu fliehen, ihr mit aller Sehnſucht eines entflammten Liebhabers in die Arme zu fliegen.

Doch, wir wollen billig ſeyn; eine Danae verdiente wol, daß ihn der Entſchluß ſie zu verlaſſen, mehr als einen flüchtigen Seufzer koſtete; und es war ſehr natürlich, daß er, im Begriff ſeinen tugendhaften Vorſatz ins Werk zu ſetzen, einen Blick ins Vergangene zurückwarf, und ſich dieſe Glückſeligkeiten lebhafter vorſtellte, denen er nun freywillig entſagen wollte, um ſich von

neuem,

ihn eine fremde Sinnesart ſtärker rührt — ob dies deren belebendes Licht oder nur der Wiederhall eigner Gefühle und Gedanken, und die vollmachende Harmonie, oder nur der logiſche oder äſthetiſche Zuſammenhang der Theile thue. Der Menſch nimmt nur zu oft ſeine Vernunft gefangen, unter den Glauben — an eine andere.

Tief muß dunkel ſeyn; doch nicht umgekehrt.

Mein Himmelsſchlüſſel muß mehr ſeyn als ein Uhrſchlüſſel, der nur die abgelaufne Zeit prolongirt und uns zu einem neuen Lebenstanz aufzieht, ging' es auch nach der Muſik der Sfären.

Der Strom der Vergeſſenheit, woraus die Alten zu trinken hofften, iſt ein tröſtlicherer Gedanke, als der wahrſcheinlichere an einen im Todtenmeere zu trinkenden der Erinnerung — wo unſre Sünden obenauf ſchwimmen.

Eulenſpiegel weinte mit Grund, wenn er vergab ging: denn er dachte an unſer lachendes Vergabgehn im andern Sinn.

Fremdes Unglück ſollte nie ein Troſt ſeyn, wenn es auch macht, daß wir uns der eignen Klage ſchämen: aber es muß uns im Ganzen nur troſtloſer machen. —

Ich kann Gott nicht danken, daß er mich in Europa geboren werden laſſen, und nicht auf der Guinea-

küſte, wenn ich nicht weiß oder glauben kann, daß ich ihm auch dann Dank ſchuldig wäre. Die göttliche allſehende Gerechtigkeit (nicht blind wie menſchliche oder Glück) muß einem Menſchen theurer ſeyn als ſein zufälliger Vortheil davon. Das hieße das Lotto in Schutz nehmen, weil man eine Quaterne gezogen.

Man nehme die hienieden nicht aufgelößten Diſſonanzen wenigſtens für durchgehende Noten — oder das Leben als eine vorbereitende Diſſonanz.

Die Erde kann die Tugend nicht belohnen, wenn ſie auch wollte; alle Blumen welken gepflückt, im Kranze: Tugend iſt des Himmels Frucht.

Unſre Dii minores, die Mächtigen, ſind in Entſcheidung über Talente entweder Midaſſe für einen Apollo, oder Apollo gegen Marſyas.

Unſre kompetenteſten Kunſtrichter richten uns entweder zu ſpät hin, wenn jedermann das Buch geleſen, (als Todtenrichter) oder zu früh, eh' ſie es ſelbſt geleſen.

Bei Hofe wäſcht Eine Hand die andre, (nie ein Kopf) und doch jeder „ſeine Hände."

Auch Hofleute haben keinen größern Wunſch, als den gerühmten des Diogenes: daß ihnen keiner in der Sonne ſtehe.

Warum wählten einſt die Könige den Purpur zur Farbe ihres Gewands? Etwa aus demſelben Grund, aus welchem die Römer vor der Schlacht eine blutige Fahne aufſteckten?

Gott loben wir — anders das Werk den Meiſter.

Ein freigeborner Menſch kann heutiges Tages nichts als den Käfig erſchüttern, worin er als Naturſeltenheit ſicher geſteckt wird.

Dieſes Leben ſoll eine Vorbereitung zu einem künftigen ſeyn, und vergeht unter Vorbereitungen zu dieſem Leben.

An einer Laune, die im Alter, in Geſchäften und Unpäßlichkeit verloren geht, iſt nichts verloren.

Man ſollte mehr darüber weinen, daß einige Menſchen nicht geboren (Grandiſon, Poſa, Leibgeber), als daß einige große geſtorben ſind.

Die Sonne des Ruhms vergoldet nur auf den höchſten Gipfeln das Eis, ohne es zu brechen.

Der Eitle ſchlägt ſeinen Werth höher an, wenn er erkannt wird — der Stolz, wenn nicht.

Die erhabenſten Menſchen ſind nicht die Erhobenſten.

Dergl. Einfälle ohne Zuſammenhang verdienen den Kain's-Fluch der Epigramme ꝛc., im Zuſammenhange geleſen, oder überſehn zu werden und noch flüchtiger zu verfliegen, als ſie gekommen ſind.

Idealiſten — umgekehrte Fantaſten (die ihre Fantasmen für Wirklichkeit halten).

Grundſätze ſind der Bodenſatz im Leben, der zum Wahrſagen dient.

Ueberſetzer und Populärſchriftſteller ſind meiſtens arme Leute, die eine kräftige Speiſe oder Wein, damit er nur für Viele reiche, verdünnen und wäſſern. — Lyriker folgen dem Pindar nach, der ſo anhebt: Αριστον μεν υδωρ, ὁ δε χρυσος ꝛc. (Das Beſte iſt Waſſer, und das Gold ꝛc.)

Unſchuld muß viel leiden, wie auf einen weißen Kleide das kleinſte Fleckchen eher bemerkt wird.

— Daß wir auch in den Künſten und in der Weisheit oder doch in ihrer Liebhaberei (unſerer Filoſofie) weiter ſind als die Alten; welches doch die Meiſten unſrer Alten nicht zugeben wollen, die gleichſam ſtets zurückgewandt (hinterrücks) vorwärts gehen, oder in der Landkutſche der Literatur im Rückſitz fahren, wo ſie bloß mit Bedauern ſehen, wovon ſie ſich

entfernen, aber nicht die herrlichen Thäler und Grabhügel, die vor ihnen liegen. Sie merken nicht, daß wir uns bereits einen Buchstaben weiter in das Natur- und Menschen-Buch hinein gelesen und geschrieben, und daß wir schon das A B C aufsagen statt des Alfabet's der alten Griechen.

Das Leben ist eine wunderbare Geschichte mit dem gewöhnlichen Schluß: als ich erwachte. Denn alles war nur ein Traum.

Leben-Traum ist kein Gleichniß, sondern wie es hier vorgestellt ist: eine Gleichung. Der Traum ist uns gegeben, um unser Wachen mit zu definiren, nicht a contrario, sondern a simili. Aber wenigen ist diese Ahnung des Traums im Traume gegeben, und noch wenigern (den Glücklichen unter diesen) die des Erwachens.

Wohin kann sich der Mensch erheben, als über die Erde?

Wie der äußre Mensch ein zweibeiniges ungefiedertes Thier, so ist der inwendige ein lahmes schwerfälliges Geflügel, das den Flug nicht lange aushält.

Der Mensch ist ein Strauß, der nur eben so die Augen zumachen sollte, wenn seine Gesichte ihn verfolgen.

Es giebt ausser Noth- und Scherz-Lügen, oder vielmehr zwischen beiden noch eine dritte Art, die

mehr ein Kind der Liebe zur Intrigue als der Nothwendigkeit derselben ist — wo man nicht bloß zum Spaß Komödie spielt, aber auch nicht aus Noth, sondern, wie die besten Komödianten, aus Neigung zum Theater geht; wo einen am Zweck nur das Mittel, die formale Zweckmäßigkeit, und die Schlange durch die Schönheitslinie verführt.

Wie viel gute Stimmungen gehören zu einem guten Menschen?

Nicht das ist das größte Unglück, daß jeder Mensch nur auf Einer Seite polirt ist und wird und werden kann: sondern daß ein jeder auf einer andern polirt ist als der andre, so daß sie nie völlig zusammenpassen können, wiewohl es sich einer und der andre oft lange weismachen kann; — daß jeder Geist wie der Leib sein Bild in den Augen des Nächsten verkleinert erblickt und selbst des Nächsten seines in den eignen verkleinert herumträgt; daß das fysikalische Gesetz der Undurchdringlichkeit, welches zwey Körpern Einen Ort verbietet, auch für die Geister gegeben ist, deren jeder seinen Standpunkt hat, von wo aus er ein Weltheilchen anschaut, und den er nicht einmal den Trost hat für den einzig möglichen halten zu können, sobald er die Fähigkeit hat, sich Sekundenlang auf fremde zu versetzen; welches ihm nur dazu helfen kann, auf seinen eignen herabzusehn, von dem er doch bald wieder auf jenen herabsehn muß.

Es ist recht gut, wenn uns die summenden und stechenden Mücken im Erdenschatten nicht schlafen lassen: wir würden sonst zu lange schlafen.

Noth bricht Eisen — selbst die Kette der Trägheit.

Im Zustand der Ruhe glaubt der Mensch durch nichts beschränktes — keine kleine Sfäre der Thätigkeit — befriedigt zu werden; dann umfaßt er die ganze Welt, in dem Glauben, er werde, fang' er einmal an, nicht aufhören eh' er vollende ꝛc. Und kaum hat er einen Schritt gethan, so bleibt er — wo ihn nichts äußres aufhält — von selbst stehen, um den gethanen Schritt zu messen, sich umzusehn und auszuruhn — wie ich selber nach dieser glücklichen Bemerkung thue. — Und in der That hat die Schlafheit dieß Vergnügen nirgends öfter als in Pythagorischen Reminiscenzen.

Man kann im Grunde auf gar nichts stolz seyn (mehr als sich etwas einbilden), was man ist, d. h., was man gethan hat oder thun kann, weil der Mensch ein veränderlich Ding ist, weil er sich nicht gemacht hat, und nicht für sich stehen kann. Man könnte und darf nur stolz werden auf das was man thut, indem man es thut: aber da hat man eben keine Zeit dazu und überhaupt nicht viele Gedanken übrig, weil man sein ganzes Wesen braucht, wenn man das gröste, was man vermag, hervorbringen will. Oder man müßte mit et-

was Germanern vorlieb nehmen wollen: dann dürfte man aber nicht hierauf stolz seyn.

Kein Gedanke und keine Gesinnung auf Erden steht so klassisch fest und unwandelbar, ist so allgemein gültig und paßt so auf Alles und Alle, ist so wenig der Einseitigkeit und Abänderung unterworfen, ist immer zugleich so der neueste und älteste, ein gleich brauchbares Motto für alle mögliche Bücher und muß mithin ewig wiederholt werden (weil die Thatsache, die er sagt, so oft wiederholt wird), als eben dieser Gedanke und Erfahrungsbegriff von der Unbeständigkeit und Einseitigkeit aller menschlichen Dinge und Gedanken und Gesinnungen.

Paulus Aemilius.

IV.

Künſte.

1.

Ueber die Landſchafts-Gemälde von Friedrich Heß an ſeinen Freund J. H. Füßli.

Unter ſo viel Gutem und Schönem, welches ich dem milden Genius, der uns zu Freunden machte, verdanke, mein theurer Füßli, ſtellte ich immer die Bekanntſchaft mit unſerm wackern Friedrich Heß oben an. — Seit ich ſein Gemälde des Sees von Chède (zwiſchen Sallenche und Chamouni) zuerſt in Ihrem Zimmer erblickte, ward ich feſt überzeugt, Er ſey der Erſte aller Alpenmahler. Ich ſah, und lernte in Italien ſehn, und Heſſens Gemälde erſchienen mir nur noch trefflicher, als ich ſie bei der Heimkehr von neuem ſah, und glücklich genug war, mir meine Lieblinge unter Ihren aneignen zu kennen.

Mein Stübchen in Kopenhagen, das kleine von mir wie eine Zelle bewohnte, empfängt auf der einen

Wand ein hochherfallendes den Gemälden günſtiges Licht. In dieſen ſtrengen und für mich durch anhaltendes körperliches Leiden noch ſtrenger gemachten Wintern, waren Heſſens Gemälde wahrhaft meine Tröſter. — Sie zeigten mir, was alle vereinigten Kräfte des Frevels und der Uebermacht meiner Schweiz nicht entreißen können, mit der täuſchendſten Wahrheit und mit allem Zauber einer Beleuchtung, die nur der am Buſen der Natur aufgeſäugte Liebling der Kunſt gleichſam durch einen verkörperten Liebesathem ſeinen Farben aufzuhauchen vermag. Ich wollte Heß danken und ſo vor ſeinen Schöpfungen ein Bild derſelben entwerfen, weil ich wohl wußte, wie dem ſanft und zart empfindenden Manne dies der beſte Lohn ſey, ihn, der ſo wenig einen andern zu fodern verſtand.

Oft fand mich unſer Freund in heitern Morgenſtunden entzückt und ſinnend vor irgend einem der Gemälde, die ich oft wechſeln ließ, um mit allen gleich vertraut zu werden; aber ich war zu ſchwach, und nur der Gedanke an eine Arbeit erſchöpfte mich ſchon. So entflohn, fürcht' ich, auf immer die Stunden der Weihe, die Stunden, in denen mir vielleicht eine nicht ganz unwürdige Darſtellung der Gemälde unſers Heß für die, ſo ihn nicht kennen, gelungen wäre.

Da kam Ihr Brief, geliebter Füßli! „Er ſey dahin gegangen in die ſtillen Wohnungen jenſeits der

neuem, als ein im Ocean der Welt herumtreibender Verbannter, den Zufällen einer ungewiſſen Zukunft auszuſetzen. Dieſer letzte Gedanke machte ihn ſtutzen; aber er wurde bald von andern Vorſtellungen verdrängt, die ſein gefühlvolles Herz weit ſtärker rührten als alles was ihn allein und unmittelbar angieng. Er ſetzte ſich an die Stelle der Danae. Er mahlte ſich ihren Schmerz vor, wenn ſie bey ihrer Wiederkunft ſeine Flucht erfahren würde. Sie hatte ihn ſo zärtlich geliebt! — Alles Böſe, was ihm Hippias von ihr geſagt, alles was er ſelbſt hinzugedacht hatte, konnte in dieſem Augenblick die Stimme des Gefühls nicht übertäuben, welches ihn überzeugte, daß er wahrhaftig geliebt worden war. Wenn die Gröſſe unſrer Liebe das natürliche Maaß unſrer Schmerzen über den Verluſt des Geliebten iſt, wie unglücklich mußte ſie werden! Das Mitleiden, welches dieſe Vorſtellung in ihm erregte, machte ſie wieder zu einem intereſſanten Gegenſtand für ſein Herz. Ihr Bild ſtellte ſich ihm wieder mit allen den Reitzungen dar, deren zauberiſche Gewalt er ſo oft erfahren hatte. Was für Erinnerungen! Er konnte ſich nicht erwehren, ihnen etliche Augenblicke nach zuhängen; und fühlte immer weniger Kraft, ſich wieder von ihnen loszureiſſen. Seine ſchon halb überwundene Seele widerſtand noch, aber immer ſchwächer. Amor, um deſto gewiſſer zu ſiegen, verbarg ſich unter die rührende Geſtalt des Mitleidens, der Großmuth, der Dankbarkeit —— Wie? er ſollte eine ſo inbrünſtige Liebe

Revoluzionswelt!“ Da foderten Sie mich zu dem auf, wovon mein Herz ſchon lange voll geweſen war — allein da ward auch das, was eine kleine Gabe der Freundſchaft für den edeln Künſtler geweſen wäre — zum Denkſtein an ſeinem frühen Grabe! — Es ward ein heiliges Werk — und ich fühle mich ſchwach, mein edler Freund! Doch Sie und die Freunde unſers Todten nehmen in Liebe auf, was ich in Einfalt und Liebe zu geben vermag.

Der unterſcheidende Karakter von Heſſens Gemälden iſt nach meiner Beurtheilung Einfalt und Größe in der Wahl und Darſtellung der Gegenſtände, und ein tieferes Studium der Beleuchtung, als ich bei irgend einem Bergmaler angetroffen. Seine Landſchaften frappiren ohne Ausnahme, weil ſie größtentheils hohe gebietende Berggeſtalten, tiefgeſenkte Seen und Thäler unter ſchroffem Gebirg, mit der ergreifendſten Wahrheit darſtellen. — Allein mit welcher Kraft des Genius ſind hier dieſe Granitrieſen, dort jene mächtig aufgeſchichteten Kalkgebirge, gleichſam ihrem Grunde entwurzelt und dahin gepflanzt? Mit welcher Magie iſt das Hauptlicht aufgefangen, mit welcher Kunſt ſind die Reflere der im vollem Licht ſtehenden Berge, wie durch die Stimme der Echo, ſanftverhallend durch ganze Perſpektiven hindurch geführt! Wer verſtand mit ſolcher Gerechtigkeit jeder Tagesſtunde zu geben was ihr gebührt — wer verkennt in Heſſens Gemälden die kühle,

thauigte Stunde der Frühe, das Aufrauchen der Gewölke von den Bergseiten, in höhere Luftströme — das gesättigte Grün des tiefen Thales unter dem steigenden Licht? Wer stellte glücklicher wie er den sanften Uebergang von der Nachmittagsstunde in die längeren Schatten dar, und die werdende Anmuth des Sonnenuntergangs? Man erlaube mir von allem diesen Beispiele zu geben, durch meine Hessischen Gemälde.

1) **Große Landschaft in Oberwallis, zwischen Martinach und Ber.** Ein tiefes unter gewaltigen Profilbergen eingeschmiegtes Alpenthal steigt vor dem Zuschauer; im Vorgrund stürzt ein Waldbach über eine Mühle neben friedlich beschatteten Hütten von einem Felsdamm herab. Die Sonne steigt hinter dem östlichen nahen Gebirg in heitere Lüfte; schon sind die gegenüber thronenden kecken Berggipfel hell besonnt und das reine Licht spielt von Berg zu Bergstirn, bis in einer der erhabensten Fernen ein schneebestreuter Bergscheitel es fest zu halten scheint. Im Thale ist noch stille aber lichtverkündende Dämmerung — alles ruht in lieblicher Halbsichtbarkeit — nur der Wiederschein der schon voll besonnten Felsseiten sinkt ins Thal auf die Laubbäume über den Hütten, auf die Tannenspitzen der Bergwälder. Nun fällt der erste Sonnenstrahl durch eine tiefeingezackte Kluft des östlichen Gebirgs gerade auf den Wasserfall; er glänzt, rauscht, das Mühlrad geht, das Licht steigt und brei-

tet ſich mit dem leichten Waſſerſtaube des Mühlbachs an die grünen Geländer der Bergſeiten, wo nun Dörfer, Obſthaine und Felder erſcheinen, die zuvor unſichtbar waren. Hoch an den Felsgipfeln rauchen die Morgenwolken empor; mit jedem Augenblick ſcheinen neue zarte Bergſpitzen der zunehmenden Morgenklarheit bis in äußerſte Ferne zu wachſen. —

So wird dieſer Alpenmorgen vor den Augen des Zuſchauers, wenn er in günſtiger Beleuchtung hängt. Das tiefe Studium ſeines Gegenſtandes und der Tagesſtunden fällt hier den Aeſthetiker am meiſten auf, und dieſe prachtvolle Landſchaft iſt bei jeder Tagesſtunde neu. Die ſchauerliche Wahrheit der gen Himmel gähnenden Felsklüfte, das Röthlichgraue der Granitzacken, die ſchneegeſtürzten Spalten, alles iſt da. Dies erhabene Gemälde iſt ein wahres „es werde Licht!“

2) Große Landſchaft des Lago Maggiore, wenn man von Lavenno nach Pallanza ſchaut. Die Sonne nähert ſich dem Rücken des piemonteſiſchen Alpenberges Caſtagnola, der mit zwei geklüfteten Gipfeln ins ſinkende Abendgold ſteigt. Unter dem milden Schleier eines von ſchrägen Strahlen durchſilberten Staubregens erſcheinen im Hintergrund die fernen Berge von Piemont und Mercozza in unausſprechlicher Wahrheit und zauberiſchen Düften; der

See ist spiegelhell, halb bethaut vom fallenden Sprühregen und halb von der zitternden Glanzsäule des sinkenden Lichtes getheilt. Dieser Abglanz der Sonne auf dem Gewässer, die täuschende Magie der zitternden Lichtsäule, wird bei der Beleuchtung des Kamins zur hinreißendsten Wirklichkeit. Der Vorgrund zeigt ein hohes Gestade, von dem man über eine schöne italische Villa in den See hinabschaut; links öffnet sich über einem kleinen Waldbach ein Pfad in einen hochgesäulten Wald. Die Stämme der Bäume, das Moos an ihren Wurzeln, das zartverwebte Laub der gewölbten Schatten, alles ist mit dem wärmsten Liebeslicht beschimmert. Der Pfad schlingt sich malerisch ins tiefere Heiligthum des Haines. Ohne Sehnsucht ihn zu wandeln, blickte noch kein Auge ihm nach! Dieses Gemälde füllte ein großes Gemach, es duldet nichts neben sich, und zieht gewaltig den Geist in seine duftigen Fernen, oder in die nähern Reize der luftigen Schatten. Dort im Alpenmorgen ist kühler ahnender Schauer der Frühe, hier die süßeste Ruhe des Genusses mit naturgetreuem Gefühl versinnlicht.

3) Die Enge des Waldstetter-Sees nach Uri mit der Tellen Platte. Hier sind alle Schauer der Einsamkeit und hohen Alpennatur vereinigt. Das Gemälde ist ein getreues Bildniß, wie nur Heß es seiner Geliebten entstehlen konnte. Tief gesenkt drängt sich der See aus dem engen Felsschooß dem

Auge entgegen, die krauſen, im innern ſteten Kampf mit den Klippengeſtaden, nie ruhenden Fluthen wogen um das zitternde Schiffchen, das eben in die Seeenge ſteuert. Die ſchroffaufſtrotzenden Felsreihen heben aus engverſchränkten Gründungen die kecken Adlerſtirnen in die Lüfte! Die hangenden Alventriften ſenken ihr grünes Bild in die ſchaurige Seetiefe. — Grün ſpielt in Grün! Das Smaragdgrün der Wellen bethaut mit ſeinem zitternden Abglanz das friſche Wieſengrün. Ich habe geübte Maler dieſes Grün als einzig und unerreichbar anſtaunen ſehn. Es iſt ein Sommernachmittag zwiſchen 5 — 6 ohngefähr; einzelne Lichte fallen zwiſchen geklüfteten Gipfeln. Das ſtärkſte trift die Tellenplatte, die erhabene Epiſode des Gemäldes, wo eben ein Nachen landet, die Wiege der Helvetiſchen Freiheit zu begrüßen. Im Hintergrund gen Uri ſtehen prächtig verſchränkt die Koloſſen des Landes — in der Mitte der pyramidaliſche Pritſchen — der Föhn tobt in hohen düſtern Gewitterwolken, die ſeitwärts hinziehn, und wo einzelne Lichte weit entfernte Schneeſpitzen enthüllen. — Das Ziehen des Gewölks iſt ein Zauberſpiegel! — Die Wolkenlager in den Klüften, die zweifelhaften Gletſcherfirnen, die man auch in der Wirklichkeit ſo oft mit Wolkenlagern verwechſelt, alles iſt mit höchſter Kühnheit dem Schooß der Gegenwart entriſſen.

Man mag das Gemälde hängen wie man will, (wenn es nur im Hauptlicht bleibt) es empfängt von

jeder Tagesſtunde neues Leben und aus jeder neuer Beleuchtung werden, wie in der Natur, neue Gegenſtände geboren. Dieſen Schöpfergenius kenne ich nur in Heſſens Landſchaften.

4) Ausblick vom Ufer des Lago Maggiore auf die Boromoäiſchen Inſeln. Eine Nachmittagsſtunde im Frühherbſt — und der allerſchönſte Kontraſt mit dem vorigen, welcher den ganzen Umfang von Heſſens Vermögen in das treffendſte Licht ſtellt. Hier iſt alle Wonne Heſperiſcher Lüfte um Berg und Gewäſſer verhaucht. — Der See wallt in leichter Bewegung um die lieblichen Eilande, deren Gebäude, Haine und Gebüſche ſich reizend gruppiren. Das milde Grün der Kaſtanienwälder ſchmückt ſtatt der trotzenden Tannen die ſanften Berggebäude; die ſchönere Form der Gebäude verkündet Italien — einzelne Pinien und Cypreſſen ihr Vaterland! Aber man bedürfte nicht aller dieſer Merkmale; — man decke Vorgrund und Tiefe, und der naturvertraute Beſchauer, ja jeder, der nur Heſperiſche Lüfte geathmet, erkennt dieſes mildverwobne Licht des Aethers, dieſen ſanftverſchmelzenden Farbenthau, der jene leicht emporſtrebende Berggipfel umhaucht, und verklärend in leiſe wiederholten Nüanzen, vom reinen Gold zur duftigen Pfirſichfarbe bis in kaum geahneten Fernen enthüllt!

So iſt Heß! immer treues Schooßkind der Natur. Er umheuchelt nicht die ſtolzen Gebirge der teutſchen

Schweiz mit italiſchen Düften. — Er drappirt nicht ſeine teutſchen Schweitzergeſtalten (die ungeſucht immer in idylliſcher Haltung erſcheinen) mit italiſchen Gewändern, ſondern giebt und läßt jedem Himmelsſtrich das ſeine. Seine Bergarten ſind von höchſter Wahrheit, und immer kann man Granit- Kalk- und Sandſtein-Gebirg in den großen Maſſen unterſcheiden. Es ſind nicht wie bei ſo manchen ſonſt ehrhaften Künſtler, ſchnell aufgewachſene Pilze, ſondern Wurzelberge, die er darſtellt.

Nichts iſt vernachläſſigt in ſeinen Gemälden — ſeine Wälder in Maſſen ſind prächtig, ſeine Haine zart gewölbt und wohl gruppirt; ſein Gebüſch ohne künſtlich und ängſtlich geſpaltene Reflexe iſt luftig und einladend, ſo wie er überhaupt ſich von der flatternden Koulissen-Beleuchtung, die ſo vielen der neuern Landſchaftmahler anhängt, wie von jeder Manier gänzlich rein erhalten hat. Am wenigſten gefallen mir von ihm einzelne Bäume im Vorgrund.

Außer den 4 beſchriebnen, beſitze ich noch 3 Gemälde von unſerm Künſtler.

1) Den Wallenſtädterſee, ein Morgenſtück, wo das Wolkenſpiel um die Gebirge des Sees, und die aus Wallenſtadts-Moorgründen aufſteigenden Nebel, zum Erſtaunen wahr und lebendig ſind.

2) **Ein Alpensee im Murgthal Kanton Glarus**, kann nur von den Vertrauten hoher Berggegenden verstanden werden. Das Ossianische Wolkenwandeln, das unbewegte Gewässer, die schneebestreuten Felsen den grünenden Alpen nah; die Eintönigkeit der Gegenstände, mit den momentanen und wie durch den Schlag der Zauberruthe festgehaltenen Wandellichtern der dünstigen Lüfte, hat wenig schmeichelndes. Mir ists eins der liebsten.

3) **Die Villa des Plinius am Comersee.** Eine äusserst sanftgesellige Szene. Die Wasserfälle des Gestades, das frische Grün des mildgezeichneten Berges, die Einsamkeit der Villa, die Kühlung verheißenden Schatten der Cypressen und Pinien winken ans Land; und der See ist so mild und glänzend schön, daß man in beyden Elementen zugleich leben möchte.

Da haben Sie, lieber Füßli, was ich von unserm verewigten Heß besitze, der für mich als Landschaftmahler einzig war und bleiben wird. Erfreuen Sie mich nun bald mit einem raisonnirten Verzeichniß seiner nachgelassenen Gemälde und Skizzen. Die **lezten** müßten für das Studium der Landschaftmalerei von großem Werth seyn.

Sanft ruhe der Edle! Nie werde ich sein stilles, ausspruchloses Wesen, seine **kindliche Einfalt**

vergeſſen; dieſen leiſen, nur dem geübteren Sinne unverkennbaren Stempel des wahren Genius.

Sofienholm, d. 7. Juni
1800.

Fr. Brun, geb. Münter.

2.

Ueber die Herren Friſch und Rode in Berlin.

(Auszug aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reiſenden*) im Jahre 1798.)

Zum Maler Friſch muſte ich einen weiten Weg machen, bis ich endlich den alten, freundlichen munstern guten Mann in einer der entlegenſten Straſſen in ſeiner kleinen friedlichen, ganz mit den verſchiedenſten Kunſtwerken ausſtaffirten Wohnung fand.

*) Des geiſtl. Raths und Profeſſors Hn. Dr. Oberthür in Würzburg. Möchte es ihm gefallen, dieſe ganze Reiſe durch den Druck bekannt zu machen! Schon beſitzt das lateinleſende Publikum eine intereſſante epiſtolam hodoeporicam, die dem erſten Theil ſeiner Ausgabe des Optatus Milevitanus (Würzb. 1789.) vorgeſetzt und dem Hn. Abt Henke in Helmſtädt zugeſchrieben iſt. Was läßt ſich nicht von einem Reiſenden mit ſo mannigfaltigen Kenntniſſen und einem ſo gebildeten Geſchmack erwarten? B.

Seine neueſten Arbeiten ſah ich in der Akademie ausgeſtellt. Es ſind vier mythologiſche Stücke, die mir nun, da ich den Meiſter von Perſon kenne, wahre Abdrücke ſeines jovialiſchen Genius zu ſeyn ſcheinen, wenn mich die Fantaſie nicht täuſcht. Ich werde aber bei einem wiederholten Beſuch der Akademie, durch eine an Ort und Stelle angeſtellte Vergleichung das genauer prüfen, was mich jetzt meine Fantaſie ſehen läßt. Ein junger Faun in Lebensgröße hat ſo eben die Rohrpfeiffe weggelegt, und iſt im Begriff, ſich auf einem Blaſeinſtrument in einer edlern Muſik zu üben, als die war, mit welcher Marſyas ſo ſchlecht gegen den Apollo in jenem berühmten Wettſtreite beſtand. Die Abbildung dieſes Wettſtreites auf einem neben ihm ſtehenden Kruge hat ihn wahrſcheinlich hiezu bewogen. — Apollo erreicht die fliehende Daſne, als ſie ſich in die Arme ihres Vaters, des Flußgottes Peneus, retten wollte. Amor voll Verdruß, die Wirkung ſeiner Waffen ſo ſchnöde vereitelt zu ſehen, wirft Pfeile und Bogen von ſich. Der letzte Moment von der Verwandlung der Daſne iſt gut gewählt. — Die Erfindung der Zeichnung durch den Umriß — Pſyche, die alle Proben der Geduld und Demüthigung, von der eiferſüchtigen Venus auferlegt, glücklich überſtanden hatte, unterliegt der Neugierde, und der Luſt noch ſchöner zu werden, und öffnet auf dem Wege aus den unterirdiſchen Wohnungen des Pluto die ihr von Proſerpina übergebene Büchſe. Ein giftiger Dampf, der ihr aus derſelben entgegen

mit ſo ſchnödem Undank erwiedern? Einer Geliebten, in dem Augenblick, da ſie in die getreue Arme eines Freundes zurückzueilen glaubt, einen Dolch in dieſen Buſen ſtoſſen, welcher ſich von Zärtlichkeit überwallend an den ſeinigen drücken will? — in der That, eine rührende Vorſtellung; und wie viel mehr würde ſie es noch durch die unvermerkt ſich einſchleichende Erinnerung, was für ein Buſen das war! — Sie verlaſſen; ſich heimlich von ihr hinweg ſtehlen — würde ſie den Tod von ſeiner Hand, in Vergleichung mit einer ſolchen Grauſamkeit, nicht als eine Wolthat angenommen haben? So würde es ihm geweſen ſeyn, wenn er ſich an ihren Platz ſetzte; und das thut die Leidenſchaft allezeit, wenn ſie ihren Vortheil dabey findet.

Allen dieſen zärtlichen Bildern ſtellte ſein gefaßter Entſchluß zwar die Gründe, welche wir kennen, entgegen: Aber dieſe Gründe hatten von dem Augenblick an, da ſich ſein Herz wieder auf die Seite der ſchönen Feindin ſeiner Tugend neigte, die Hälfte von ihrer Stärke verloren. Die Gefahr war dringend: jede Minute war, ſo zu ſagen, entſcheidend. Denn die Wiederkunft der Danae war ungewiß; und es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie, wofern ſie noch zu rechter Zeit angelangt wäre, Mittel gefunden hätte, alle die widrigen Eindrücke der Verrätherey des Sophiſten aus einem Herzen, welches ſo viel Vortheil dabey hatte ſie unſchuldig zu finden, auszulöſchen.

Ein

ſteigt, erſchreckt ſie, und beraubt ſie des Bewußtſeyns.

Die frühern Werke dieſes Meiſters, verſchiedene Plafond's, die ihm Friedrich II zu malen auftrug, werde ich zu Potsdam ſehen. Es iſt ein eigenes Vergnügen, die beiden Extreme an der Linie zu bemerken, welche das Kunſtgenie vom Anfange ſeiner Entwicklung bis zu ſeiner Vollendung macht. Ich erfuhr es auf einer meiner erſten Reiſen. Zu Mainz, im Hauſe des Grafen von Stadion, ſah ich die Erſtlinge des groſſen Tiſchbein, eines Klienten dieſes Hauſes, und darauf zu Kaſſel ſeine vollendeten Meiſterwerke. Nur konnte ich dort nicht, wie hier, den Künſtler mit ſeinen Werken vergleichen. Friſch iſt ſchon alt, und mag in ſo weit den letzten Punkt ſeiner Linie erreicht haben, daß er auf keine neue Manier mehr arbeiten wird. Er kann aber den Freunden der Kunſt und der frölichen Laune zur Freude noch lange auf dieſem Punkte weilen, und noch immer gefallen. Er ſcheint ſehr geſund zu ſeyn und noch auf ein langes Leben rechnen zu dürfen.

Zwei Beiſpiele von Dankbarkeit, die ich in Friſchens Hauſe ſah, erfreuten, erbauten mich, und machten mir den werthen Künſtler als Menſchen noch werther. Ein, ſoviel ich merken konnte, ſchön gebildetes Mädchen, trat einigemal, während wir zuſammen

ſprachen, haſtig ins Zimmer, und immer wieder ſcheu zurück. „Sie leidet an Geiſtesſchwäche, iſt eine jüdiſche Waiſe, deren Eltern ich Gegengefälligkeiten ſchuldig bin, ſonſt verlaſſen. Ich nahm mich ihrer an und mache ihr das Leben ſo angenehm, als mir möglich, um an der Tochter zu vergelten, was ich den Eltern nicht mehr erwiedern kann," war die Erklärung, die mir der brave Mann gab, als er es meinem dieſer Erſcheinung nachforſchendem Blicke anmerkte, daß ich Aufſchluß zu haben wünſche.

Auf einer Kommode ſtand eine Büſte. „Sie iſt die Büſte des Marquis des Argens, dem ich die Entwicklung meiner Talente und die glückliche Lage verdanke, in der ich mich jetzt befinde," antwortete er auf meine Frage nach dem mir nicht ganz unbekannten Originale. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich dieſe Tugend der Dankbarkeit ſchon bei anderer Gelegenheit an Friſch loben gehört hatte.

Mme Rode verdient die Delikateſſe, womit ihr verſtorbener Gatte ihr auch die ſonſt wohlhergebrachte Freiheit des Künſtlers aufopferte. Sie ſcheint mir von ganzer Seele noch über deſſen Verluſt zu trauren.

Ich ſah bei ihr die früheſten und letzten Arbeiten ihres Gatten. Dieſe ſind: die Geneſung des Gicht-

brüchigen, den man durch das Dach des Hauses zu Christus herabließ, und der arme Lazarus vor der Thüre des reichen Mannes. Letztere ist für die Charite'-Kirche bestimmt; jene ist als ein Altar-Blatt zu verkaufen.

In der Akademie sah ich noch folgende Stücke Rodens ausgestellt: Das Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen. Alexander deckt die Leiche des erschlagenen Königs Darius, seines Feindes, mit seinem eignen Mantel zu. Die Ueberfahrt der ägyptischen Todten zum Gericht, eine Zeichnung nach Diodor von Sizilien. Die Samariterin beim Brunnen, eine frühere Arbeit des Künstlers. Die frühern Arbeiten unterscheiden sich sehr von den letztern. Diese sind in einer leichten und blühenden Manier gemalt.

Rode muß außerordentlich fleißig, und dabei sehr großmüthig gewesen seyn. Der Beweis vom Fleiße ist die Menge von Gemälden, die man von ihm in Berlin und Potsdam findet, und die vielen mit eigner Hand radirten Blätter; die meistens nach eigenen Zeichnungen verfertigt an der Zahl 188 ausmachen. Von seiner Großmuth zeigt unter andern das Geschenk an die Marienkirche, vier zu dem Altar unentgeldlich verfertigten Gemälde.

Von den radirten Blättern ist noch ein großer Vorrath und ein eigner Katalog vorhanden. Sie verdie-

nen von Liebhabern aufgekauft zu werden. Die Kompoſizion iſt in allen Rodiſchen Werken genialiſch, die Zeichnungen meiſtentheils richtig, und die Ausführung fleißig; der Gegenſtand intereſſant und oft rührend. Ich kaufte verſchiedene, beſonders Epitafien, die er erfunden, das Todtengericht, und die vom Pilatus dem Volke überlaſſene Wahl, ob Chriſtus oder Barnabas zu Oſtern losgegeben werden ſollte. — Der Preis iſt ſehr billig.

3.

Kunſtnachrichten aus Frankfurt am Main.

Frankfurt a. M. d. 15. Jun. 1800.

Unſere kleine Republik ſcheint bei allen erlittenen Kriegsdrangſalen wieder neu aufzuleben. Neue Gebäude ſteigen in und außer ihren Ringmauern empor. Was Wunder, daß ihr immer fortblühender Wohlſtand von benachbarten Orten nicht wenig beneidet wird?

Dieſe Kreuz-Poſt-Straße von Europa wurde durch Unſicherheit des Meer-Umwegs nun auch zur Niederlage von engliſchen Waaren, die von hieſigen unternehmenden Kauf- und Verkaufsleuten in Albions Fabriken erhandelt und von ihren Mitgehülfen wieder

in Italien umgesetzt werden. Italienische rohe und verarbeitete Seide und andere Produkte wandern dagegen über Frankfurt nach Britannien und Norddeutschland.

Glücklich ist Frankfurt einer gewissen politischen Ruhe zu genießen, und diese wird selbst von Kaiserlicher Seite in so weit geduldet, daß kein Landsturm hier sich aufhält und kein eigentlicher Kommandant hier gebietet, während die Ortschaften umher selbst im Hessischen mit Einquartirungen belegt sind. Auch befindet sich der Französische Commissair Bacher fortwährend hier.

Manche Niederländische und Ueber-Rheinische Emigranten, die noch immer auf glückliche Rückkehr hoffen, erwarten hier noch die letzte Ziehung in der großen Staatslotterie Europa's, und manche gute mit ihnen emigrirte Kunstwerke haben sich auch in die hiesigen Kabinette geflüchtet. So sind dem trefflichen Städel noch kürzlich ein reizendes Rafaelisches Madonnenbild (das eine alte Original-Kopie genannt zu werden verdient), ein Josef mit dem Kinde von Guido, und eine große Landschaft von Claude Lorrain mit andern vorzüglichen Gemälden zu Theil geworden. Das Ettlingische Kunstkabinet, welches Jahre lang in Kasten verschlossen war, ist nun wieder erwacht und wird Kennern gezeigt; es soll nach dem Frieden von den Erben verkauft werden. Aus dem jüngst zu Am-

sterdam versteigerten Kunstverlaß des berühmten Cornelius Ploos van Amstel ist aus den Zeichnungen allein 75000 Rthlr. und aus Allem zusammen 120,000 Gulden gelöst worden *). Von den Kupferstichen ist vieles nach Wien gekommen; aber die wirklich einzige Sammlung von Rembrands Werken blieb aus dieser ungeheuren Kunstmasse noch unverkauft. Vergebens hat man von hier beträchtliche Gebote darauf gethan.

Uebrigens verlöscht der selbstschaffende Kunsteifer hier noch nicht. Prestel will die merkwürdigsten Ruinen Teutschlands herausgeben, wozu er schon am Rhein und Mayn durch einen geschickten Schüler die Zeichnungen aufnehmen ließ. Von den hiesigen alten Thürmen und Warten mit ihren malerischen Umgebungen hat Prestel selbst schöne Bilder gezeichnet. Die beiden Schütz streben nicht minder durch eigne Werke in Oel und Aquarell und durch Bildung von Zöglingen, worunter auch einige Damen sich auszeichnen, den hiesigen Kunsttrieb zu unterhalten.

Schütz der Vater hat vorigen Sommer auf einer artistischen Reise nach dem Harz und nach Holstein mancherlei interessante Gegenstände gezeichnet, auch die ganze romantische Ansicht von Plön und dessen Seen trefflich dargestellt. Mit erstaunlicher Genauigkeit hat

*) Der Katalog nebst beigefügtem Verkaufspreis wird [illegible] mit des Verstorbenen Bildniß gedruckt.

er kürzlich zwei Ansichten Frankfurts mit des Taunus Gebirgswand, vom Sachsenhäuser Obst- und Rebenberg aufgenommen. — Kraus hat bei seinem kurzen Aufenthalt sich auch mit einigen Ansichten der Stadt und Gegend beschäftigt, welche durch seine sanfte Manier neuen Reitz erhielten, und so manchem Kunst- und Naturfreunde willkommen seyn werden.

Bei mannigfachem Aufstreben des teutschen Kunstfleißes wird ein schon von Göthe in den Propyläen gehegter Wunsch immer allgemeiner: Daß doch patriotische Kunstliebhaber (so wie es schon de la Rive zu Paris mit französischen Künstlern gethan) auch ein Nebenkabinettchen von lebenden teutschen Künstlern sammeln und dazu jährlich etwas Gewisses bestimmen möchten! Wie viel Gutes könnte dadurch entstehn, wie viel Nacheiferung und Belebung des nicht gekannten unermunterten Talents? Von Lebenssorgen erleichtert, würden sich die Künstler nur ihrem guten Genius überlassen und wetteifernd dahinstreben einen gewünschten oder selbstgewählten Gegenstand, von welcher Mythologie und Natur er auch sey, con amore mit griechischer Anmuth, mit italischer Kraft und Lieblichkeit, mit teutschem Verstand und teutschem Fleiße zu vollenden!

G.

4.

Brief des Lord Briſtol an den Feldmarſchall Kray.

Rom, d. 14. Jun. 1800.

Der nun hier befindliche, durch ſeinen exzentriſchen Kunſteifer und ſeine Gefangenſchaft zu Mailand bekannte Lord Briſtol wollte dem Feldmarſchall Kray an letzterm Ort eine Bildſäule errichten laſſen, und ſchrieb ihm deswegen von Florenz folgendes:

„Anbetungswürdiger Held! Befreier von Italien! „Ihr geſtern erhaltenes Bild wird heute ſchon an ſei„nem Obelisk in Arbeit genommen. Ausgeführt ſoll es „werden im ſchönſten Carrariſchen Marmor, ohne Fle„cken, ſo wie das Herz und der Karakter des Helden „iſt, den es der Nachkunft überliefern ſoll. Der „Obelisk ſelbſt iſt ſchon fertig, und 90 Fuß hoch, gleich„ſam im Verhältniß Ihres Ruhms. Die eingehauene „Arbeit iſt nach den Zeichnungen des Grafen Giuliani, „und ſtellt die Thaten von Legnago bis Mantua dar.

„Vermehren Sie nicht weiter Ihre Siege, ſonſt „werden Sie mich ins Verderben ſtürzen wegen Obe„lisken und Statuen. Aber nein! Ich werde die ſüße „Zufriedenheit haben, zugleich mit Ihrem Namen als „Ihr Freund und Bewunderer zur Nachwelt überzu„gehen.“

Briſtol,
Biſchof von Derby.

V.

Nachrichten über Baiern.

Nachtrag zu dem Schreiben über Baiern und Ingolstadt im 1ſten und 6ten Stück des Merkurs d. J.

In dem Schreiben über Baiern werden einige von den Männern, die „im Bunde mit dem humanen und hell-denkenden Kurfürſt Max. Joſef für das Beſte des Vaterlandes und der Menſchheit arbeiten,“ ausdrücklich genannt. Es iſt da, wie aus der Darſtellung erhellt, mehr vom Ganzen oder vom Allgemeinen die Rede. Was aber insbeſondere die neuen Schuleinrichtungen betrift, ſo iſt billig, daß man die Verdienſte derjenigen, welche nach dem Wunſche des edeln Fürſten und unter der Leitung des würdigen Miniſters, Grafen Morawizky, in dieſer für die Menſchheit ſo wichtigen Angelegenheit arbeiteten, beſonders auszeichne: es ſind die geheimen Räthe Zehntner und Branka.

Herr von Zehntner, vordem Profeſſor der Rechte zu Heidelberg, und ſchon da ſehr rühmlich bekannt, handelte für Ingolſtadt, ſo wie Herr v. Branka

für München (und für die übrigen Lyzeen und Gymnasien des Landes). Beide sind geheime Referendare in Schulsachen, nur mit dem eben bemerkten Unterschiede. Da indeß der erstere zugleich im Departement der auswärtigen Geschäfte *) angestellt ist, so hat natürlich der Hr. Geh. R. Branka — noch ein jüngerer Mann, ein geborner Baier, offen und warm für das Schöne und Gute, und voll strebender Thätigkeit für die bessern Anstalten im Vaterlande — auch auf die Kuratel der Universität Einfluß.

Man weiß, welche Schwierigkeiten und Hindernisse diesen Männern auf mehr als Einer Seite entgegenstanden. Aber unerschrocken gingen sie ihren Weg; und mit vollem Grunde läßt sich erwarten, daß man noch mehrere Hindernisse besiegen, und auf dem Wege des Bessern allmählig weiter fortschreiten werde, wenn zumal keine Macht von aussen das gute Werk mehr — gewaltthätig zu stören vermag.

Schön ist der Plan, welchen der Geh. R. Zehntner für die Universität Ingolstadt entwarf: die Einhei-

*) Unter dem würdigen Minister Baron v. Montelas, einem der Edlern, die vorhin, beseelt von guter Absicht, an dem Ill. O. Theil nahmen. Verwiesen aus Baiern, fand er dann eine bessere Aufnahme in Zweibrücken, und nun dort — die Ministerstelle. Er schwur zuerst den besagten Eid zur Beruhigung eines mächtigen Herrschers.

Ein glücklicher Zufall — doch, warum wollen wir dem Zufall zuſchreiben, was uns beweiſen ſollte, daß eine unſichtbare Macht iſt, welche ſich immer bereit zeigt, der ſinkenden Tugend die Hand zu reichen — fügte es daß Agathon, in dieſem zweifelhaften Augenblick unter dem Gedränge der Fremden, welche die Handelſchaft von allen Welt-Gegenden her nach Smyrna führte, einen Mann erblickte, den er zu Athen vertraulich gekannt, und durch beträchtliche Dienſtleiſtungen ſich zu verbinden Gelegenheit gehabt hatte. Es war ein Kaufmann von Syracus, der mit den Geſchicklichkeiten ſeiner Profeſſion, einen rechtſchaffenen Character, und, was bey uns, in der einen Hälfte des deutſchen Reichs wenigſtens, eine groſſe Seltenheit iſt, mit beyden die Liebe der Muſen verband; Eigenſchaften, welche ihn dem Agathon deſto angenehmer, ſo wie ſie ihn deſto fähiger gemacht hatten, den Werth Agathons zu ſchätzen. Der Syracuſaner bezeugte die lebhafteſte Freude über eine ſo angenehm überraſchende Zuſammenkunft, und bot unſerm Helden ſeine Dienſte mit derjenigen Art an, welche beweißt, daß man begierig iſt, ſie angenommen zu ſehen; denn Agathons Verbannung von Athen war eine zu bekannte Sache, als daß ſie in irgend einem Theil von Griechenland hätte unbekannt ſeyn können.

Nach einigen Fragen, und Gegenfragen, wie ſie unter Freunden gewöhnlich ſind, die ſich nach einer geraumen Trennung unvermuthet zuſammenfinden, berich-

lung in Semester, die Verkürzung der müßigen Tage, die Ordnung der Lehrfächer, die Vermehrung der Gegenstände, und dabei die besondre Rücksicht auf die Sittlichkeit des jungen Akademikers, so wie die Besetzung der Lehrstellen mit vorzüglichen Männern *).

Auch Hr. Socher hat nun seine Lehrstelle (der Logik und Metafysik) angetreten; und seine Antrittsrede ist ein überzeugender Beweis, daß er sich mit der Filosofie schon länger beschäftigt und vertraut gemacht habe. Sein Vortrag war gut, sein Stil blühend: nur streute er mehr Blumen ein, als der filosofische Vortrag zu fodern schien. Doch vielleicht war sein Zweck, zugleich auf die Fantasie des Jünglings, besonders im Anfange, zu wirken. — Er lieſt auch über die Geschichte der filosofischen Systeme; und so wie er in seinen Vorlesungen weiter geht, wird seine Handschrift gedruckt: schon sind einige Bogen fertig. — Lange war Hr. S. den Feinden der Aufklärung ein Dorn im Auge; und derselbe Schritt, den so mancher Wohldenkende that, ward ihm (wie andern) im hohen Grade verargt.

*) Man sehe den „Auszug aus der (vortrefflichen) Kurfürstl. Verordnung für die hohe Schule zu Ingolstadt vom 25sten Nov. 1799.“ Er ist auch in der Oberd. Allg. Lit. Zeit. J. 1800. St. 20 u. 21. abgedruckt worden.

Bevor der Hr. Pfarrer und geiſtl. Rath Sochèr ankam, verſah Hr. Prof. Hupfauer ſeine Stelle. Auch dieſer Mann verdient eine beſondre Auszeichnung. Seine Lehrſätze (Theſes) zeigten einen Kenner der neuern Filoſofie, und einen gründlichen Denker. Sein Vortrag iſt beſtimmt und deutlich; und wiewohl der Inhalt dem Faſſungsvermögen ſeiner Zuhörer hin und wieder zu ſchwer fallen mochte, ſo mußte ihnen doch in der Folge mehr Licht aufgehen. Jetzt übernahm der Hr. geiſtl. R. Hupfauer ein anderes Lehrfach im Bezirke der Filoſofie. — Merkwürdig iſt das Schickſal, das er (wie ich aus einer guten Quelle vernahm) unter Karl Theodor *) erfuhr. Durch ſeine Kenntniſſe und ſeinen Karakter hatte er, ein Kloſtergeiſtlicher, ſelbſt die Achtung und Liebe ſeiner Ordensbrüder in dem Grade erlangt, daß ſie ihn zum Prälaten wählten. Allein in München wurde ſeine Wahl nicht anerkannt; denn er war — Illuminat geweſen. Alſo wieder ein Zug der Billigkeit, der humanen, vergel-

*) Schön, dankbar und mit der liebenswürdigſten Billigkeit ſammelte Iffland in dem Ueberblick ſeiner theatraliſchen Laufbahn (vor ſeinen dramatiſchen Werken) einige rühmliche Züge zu dem Bilde dieſes Fürſten, aus deſſen frühern Epoche. Aber wie traurig, daß unter dem Einfluſſe eines ſogenannten Temperamentsfehlers die Blüthe und der Keim des Guten ſo auffallend dahin ſtarb: dieſe (nun erfolgte) Abhängigkeit von Aberglauben und Pfafferei, und — dieſe „Habſucht!“

tenden Gerechtigkeit, daß man ihn jetzt, in dem freundlichen Morgenschimmer einer beſſern und glücklichern Zeit, hervorzog! „Gewiß, wenn es irgend wo nöthig iſt, menſchlich zu unterſcheiden, ſo iſt es hier, in Beurtheilung ehemaliger Illuminaten; denn es giebt darunter treffliche Menſchen. Aber es giebt auch ſolche, die ihr ſchönes Talent zu Kabalen und zur Lüderlichkeit mißbrauchten, wie z. B. ein gewiſſer B — z, der in dieſer Hinſicht ein ſchreckliches Beiſpiel aufſtellte, und dem man gewiß keine Stelle von ſo bedeutendem Einfluß anvertrauen wird. Und lief noch ſonſt hin und wieder eine Uebertreibung mitunter, ſo iſt es billig, ſo fodern Wahrheit und Gerechtigkeit, daß man dabei auf das Lokale von Baiern, und auf den Zuſtand unſerer bisherigen Kultur und Filoſofie überhaupt Rückſicht nehme. Wo das eine Extrem ſo ſtark in ſo mancher widrigen Erſcheinung vor Augen ſchwebt, da gleitet man deſto leichter auf das andere hinüber; und wo die ächte Kultur und Filoſofie durch wahre, durch reine und feſte Grundſätze ſo wenig geſichert und vorbereitet war, da konnte gerade das beſſere Talent deſto leichter (durch Soſiſtikazion von innen, und durch Verführung von auſſen) auf Abwege leiten u. ſ. w.

Auch in der juridiſchen Fakultät findet ſich noch ein neuer Profeſſor, der ſich beſonders auszeichnet: Hr. Hofr. Faßmayr, noch ein jüngerer Mann, Verfaſſer

eines (im Ganzen ſehr wohl gerathenen) Verſuchs einer pragmatiſchen Staatsgeſchichte der Oberpfalz 1799. Seine Kenntniſſe, ſeine Lehrgabe, ſein untadelicher Karakter, und die gute Art ſeines Benehmens müſſen auf die wiſſenſchaftliche und moraliſche Bildung des jungen Akademikers wohlthätig wirken.

Und was die Profeſſoren in ihrer Thätigkeit ſtärken und aufmuntern muß, iſt die ſchöne Art, wie man ſie von Seiten der Regierung und der Schulkuratel in München behandelt. Ein Beiſpiel! Letzthin kam an die Univerſität zu Ingolſtadt ein Schreiben aus Paris, mit einem Umſchlage an das Departement der auswärtigen Geſchäfte in München. Das Schreiben wurde hier nicht geöffnet (ungeachtet Baiern gegenwärtig mit Frankreich in Krieg verwickelt iſt); man ſchickte es an die Schulkuratel. Auch da wurde es nicht erbrochen, ſondern an die Univerſität nach Ingolſtadt geſchickt, mit der Beilage: Se. Kurf. Durchl. haben das Vertrauen zu Ihren Profeſſoren u. ſ. w. Nun öffnete man es hier im akademiſchen Senate. Es waren Preisaufgaben vom Nazional-Inſtitut in Paris, und ein Einladungsſchreiben dazu, unterzeichnet von Bonaparte als Mitglied und Präſidenten deſſelben. — Natürlich ſchickte man, gerührt durch dieſes Vertrauen und dieſe ſchöne Behandlung, das Original ſogleich nach München an die höchſte Stelle zur Anſicht. Es ſind

übrigens Preisfragen, wie ſie von Paris aus an mehrere andre Univerſitäten gelangten, und, ohne Rückſicht auf politiſche Syſteme, die hier wenigſtens nicht in Betrachtung kommen können, publizirt wurden *).

Noch ein Fall, der zwar an ſich von minderm Gewicht iſt, der aber doch in dieſer Hinſicht eine Bemerkung verdient. Der Rang unter den Profeſſoren war bisher zu Ingolſtadt durch die Zeit ihres Antritts beſtimmt. Da nun Augsburg mit der Dispenſazion der Proff. Sailer, Weber und Zimmer ſo lange zögerte, ſo ward Prof. Weber (der ſchon 18 Jahre in Dillingen gelehrt hatte) in ſeiner Fakultät — der letzte. Ungern bemerkte ein Freund, daß er, der akademiſche Veteran, nun im Senat auf dem unterſten Platze ſaß, und gab daher einen Wink in München. Sogleich kam ein Reſkript: dieß ſey keineswegs der Wille des Kurfürſten, ſondern in Anſehung der Jahre, die er ſchon auf einer andern Univerſität zugebracht, ſoll dem Prof. W. der Rang vor allen neuangeſtellten Profeſſoren ſeiner Fakultät zukommen. Veranlaßt dadurch, ſuchte dann Einer und der Andere die Univerſitätsjahre, die er vorhin da oder anderswo gelebt hatte, geltend zu

*) Auch in Tübingen hatte der akademiſche Senat, um der Abſicht des Nazional-Inſtituts zu entſprechen, die Preisfragen beſonders abdrucken laſſen, erhielt aber vom Herzog aus Anſpach einen ſehr ſcharfen Verweis darüber.

machen. Auf diese Vorstellung erfolgte die weise Entscheidung: Der Rang unter den Professoren überhaupt soll künftig, ohne alle weitere Unterscheidung, durch die Jahre bestimmt werden, die man als Lehrer auf dieser oder einer andern Universität zugebracht habe; und gegen die Versuchung, die etwa jemand anwandeln könnte, auch die Zeit in Rechnung zu bringen, welche zwischen einer ehemaligen und der neuen Anstellung liegt, — ward beigesetzt: diese Zeit soll nicht gelten. So rückte nun der geistl. R. Weber, der vorhin auf der untersten Stelle saß, auf die oberste hinauf: er ward Senior der Universität, wiewohl er noch kein halbes Jahr zu Ingolstadt gelebt hatte. — Wenn überall im Verkehre der Menschen Ordnung seyn muß, so ist sie auch hier achtungswerth; und die Rücksicht, welche dabei auf andre Universitäten, oder das Lehramt als solches genommen ward, ist dem liberalen Geiste der Wissenschaften angemessen. Merkwürdiger, in Absicht der Sache, ist freilich die neue systematische Eintheilung der Lehrfächer, welche der Prof. Reiner für das 2te Semestre, nach einem Schlusse des akademischen Senats, gemacht hat. Sonst ging die theologische Fakultät voran; die juridische und medizinische folgten, und die filosofische machte den Beschluß. Nun ist es umgekehrt: die filosofische geht voran, und die theologische beschließt die Reihe. Also dem Geiste nach, der überhaupt in diesen liberalen Anordnungen weht, dürfte hier künftig der „Streit der

Fakultäten" immer weniger Stoff oder Raum finden.

Der Universität selbst stand seit einiger Zeit eine merkwürdige Veränderung bevor. Weil die Stadt Ingolstadt eine Festung, und bei ihrer niedern Lage an der Donau, und bei einigen sumpfigten Umgebungen ziemlich ungesund ist; so wurde der Plan gemacht, sie nach Landshut zu versetzen, um so mehr, da nächstens auch der Erbprinz die Universität besuchen sollte. Landshut hat ein schönes Jesuitenkollegium, ein Gymnasium, und mehrere Klöster. Konnte nicht eines und das andere von diesen für die Universität, für das Seminarium, für die Wohnungen der Professoren u. s. w. benutzt, und die Mönche oder Nonnen anderswohin versetzt werden? — Allein Finanzursachen *), zum Theil auch Lokalumstände und besonders die dringenden Bitten und Vorstellungen der Bürgerschaft zu Ingolstadt, welche deshalb eine Deputazion nach München absandte, setzten dem Plane, wie es schien, unübersteigliche Hindernisse entgegen. Als aber Moreau nach den Schlachten bei Engen,

*) Karl Theodor leerte so viel möglich alle Kassen des Landes, und legte das Geld (man weiß für wen) in auswärtige Banken. Daher der neue Subsidientraktat, den man sonst, unter den gegenwärtigen Umständen, von Baiern so wenig erwartete. Selbst die schöne Sparsamkeit am Hofe konnte ihn für jetzt nicht verhindern.

Mößkirch und Biberach, in der Mitte des Mays gegen Ulm vordrang; als weitumher an der Donau hinab ein mächtiger Lärm entstand, und zu Ingolstadt schon Anstalten gegen eine Belagerung gemacht wurden, da gelang es, da ging der Plan durch. Schrank und Gönner reis'ten nach München; die Uebersetzung der Universität wurde beschlossen, 60 Wägen wurden aufgeboten, um die Zubehörden derselben zu transportiren, und schon in den ersten Tagen des Junius setzten die Professoren, die wohl nicht ohne einige Empfindung von dem „alten und ehrwürdigen Musensitze" sich trennten, zu Landshut ihre Kollegien fort. Aber freilich vor dem Geräusche der Waffen, vor der eisernen Stimme der Kanonen fliehen die Musen. — Also Landshut (pileus vel cullos regionis) mitten im Lande und in einer der schönsten Gegenden, ist nun der Sitz der Universität!

Um den Geist der neuen Schuleinrichtungen in Baiern mit Einem Zuge zu schildern, möchte ich hier noch den Eingang der „kurfürstl. Verordnung vom 24sten Sept. 1799. in Betreff der Lyzeen und Gymnasien" hersetzen.

„Seine kurfürstliche Durchlaucht richteten
„von dem Augenblicke an, da Höchstdieselbe die Re-
„gierung der Ihnen zugefallenen baierischen Erb-

„staaten übernahmen, Ihre ganze Aufmerksamkeit „auf den Zustand des Schul- und Erziehungs„wesens in denselben *); aus der innigsten Ue„berzeugung, daß die auf Erhöhung des Nazio„nalwohlstandes berechneten Regierungsanstalten „vorzüglich auf eine bessere Bildung Ihrer „Unterthanen gegründet werden müssen. Auf „diesem Wege sollen diese über Höchstdero Absich„ten zu ihrer Beglückung aufgeklärt, mit dem Geiste „Höchstdero Verfügungen vertraut, und zu der „Ausführung derselben fähig werden."

Auch was unmittelbar folgt, mag — in Beziehung deß, was bisher über Baiern gesagt ward — hier stehen.

„Zwei Bemerkungen haben sich dieser Ue„berzeugung zugesellet:

„a) daß man bisher die sogenannten lateini„schen oder gelehrten Schulen zum Nachtheile der „Real- und Bürgerschulen zu sehr begünstigte, „und überhaupt mehr für Unterricht als Er„ziehung sorgte: wovon die Folge war, daß „den arbeitenden Klassen viele brauchbare Hände „entzogen wurden, dem Staate aber eine, im Ver-

*) Wer denkt hier mit nicht mit froher Theilnahme an Friedr. Wilh. III, an Seine Dekrete und Anstalten zum Besten der Schulen?

„hältniß ſeiner Bevölkerung und ſeines Bedürf-
„niſſes viel zu große Zahl Studenten zum Unter-
„halte heimfiel, welche denſelben als unbrauchbare
„Müßiggänger zum Theile ſogar ſchädlich wurden.“

„2) Fiel Höchſtdenſelben beſonders auf, daß
„unter dieſer Menge wiſſenſchaftlicher Zöglinge,
„welche aus den vielen Schulhäuſern die-
„ſer Lande jährlich austraten, doch ein ſo
„ſichtbarer Mangel an hinlänglich aus-
„gebildeten und zum Staatsdienſte gehörig
„vorbereiteten Individuen ſich zeigte.“ (Die
Gymnaſien wurden dann auf München, Am-
berg, Landshut, Neuburg und Streu-
bing eingeſchränkt, und die Lyzeen auf die Re-
ſidenzſtadt München und die Hauptſtadt in der Ober-
pfalz, Amberg; dabei wurde, wie bekannt, auf
dem Wege der Adminiſtrazion — ſoweit es unter
den gegebenen Umſtänden möglich war — für beſ-
ſere Lehrer geſorgt, und auch der Beſſere, der
ſchon da war, nicht verkannt. Doch alles Menſch-
liche iſt unvollkommen und — vervollkommlich!)

Und noch eine Stelle:

„Se. kurf. Durchl. ſind weit davon entfernt,
„zu glauben, daß es der baieriſchen Nazion an
„natürlichen Anlagen zum gelehrten Stande feh-
„le. Höchſtdieſelben kennen im Gegentheile ihre

tete ihm der Kaufmann als eine Neuigkeit, welche würklich die Aufmerksamkeit aller europäischen Griechen beschäftigte, die ausserordentliche Gunst, worinn Plato bey dem jüngern Dionysius zu Syracus stehe; die philosophische Bekehrung dieses Prinzen; und die grossen Erwartungen, mit welchen Sicilien den glückseligen Zeiten entgegensehe, die eine so wundervolle Veränderung verspreche. Er endigte damit, daß er den Agathon einlud, wofern ihn keine andere Angelegenheit in Smyrna zurückhielte, ihm nach Syracus zu folgen, welches nunmehr im Begriff sey, der Sammelplatz der Weisesten und Tugendhaftesten zu werden. Er meldete ihm dabey, daß sein Schiff, welches er mit asiatischen Waaren beladen hatte, bereit sey, noch diesen Abend abzusegeln.

Eine Funke, der in eine Pulvermine fällt, richtet keine plötzlichere Entzündung an, als die Revolution war, die bey dieser Nachricht in unserm Helden vorgieng. Seine ganze Seele loderte, wenn wir so sagen können, in einen einzigen Gedanken auf — Aber was für ein Gedanke war das! — Plato, ein Freund des Dionysius — Dionysius, berüchtiget durch die ausschweiffendeste Lebensart, in welcher sich eine durch unumschränkte Gewalt übermüthig gemachte Jugend dahin stürzen kann — der Tyrann Dionysius, ein Liebhaber der Philosophie, ein Lehrling der Tugend — und Agathon, sollte die Blühte seines Lebens

„Verdienſte um die Wiſſenſchaften, und ſind des „feſten Zutrauens, daß die Geiſtesanlagen derſel„ben, wenn ſie gehörig geweckt und ausgebildet „werden, in kurzer Zeit dem Zuſtande der baieri„ſchen Literatur allgemeine Bewunderung zu ver„ſchaffen im Stande ſeyn werden.“

IV.

Ueber
Prof. Robiſon in Edinburg.

(Aus dem Briefe eines Engländers *).

Ich bin durch verſchiedene Umſtände verhindert wor„den, Ihnen ſo bald, als ich mir vorgenommen hatte,

*) Veranlaßt durch meine lebhafte Erklärung gegen Robiſon's Proofs of a Conſpiracy im Aprilſtück dieſer Zeitſchrift S. 225. Meine dort gegebene Anſicht gründete ſich theils auf Nachrichten aus dem Lande ſelbſt, theils auf unleugbare, ſtarke Misgriffe und Irrthümer, die in jenem Werke, beſonders in Abſicht auf teutſche Gelehrte vorkommen. Fern ſey es indeß von mir, den guten Namen eines ſonſt verdienten Mannes um dieſer Irrthümer willen im Allgemeinen in Zweifel zu ziehn. Der unbeſcholtene und edle Ka-

Notizen über H. Robiſon zu Edinburg für den N. teutſchen Merk. zu ſchicken. Sie haben die Bemerkungen, die ich Ihnen hierüber ſchon mitgetheilt habe, ſo gütig aufgenommen, und ſich ſo bereitwillig gezeigt, eine Vertheidigung eines höchſt achtungswürdigen Mannes bekannt zu machen, daß ich völlig überzeugt bin, daß Sie in Anſehung H. Robiſon's falſch berichtet waren, und nicht die Abſicht hatten, unbillig gegen ihn zu ſeyn.

Wenn es in H. Robiſon's Werke über die Illuminaten irrige Angaben und unbillige Schlüſſe giebt (welches ich nicht zu beſtreiten wage), ſo iſt es ſehr zu bedauern, daß nicht irgend ein wohlunterrichteter teutſcher Gelehrter, der Muße dazu gehabt hätte, die Feder ergriff, um ſeine Irrthümer geſetzt und kaltblütig zu widerlegen. Mir wenigſtens ſcheint ein ſolches Verfahren ſowohl am natürlichſten, als auch am ge-

rakter des Mannes, der mir dieſe Berichtigung mitgetheilt hat, und der aus perſönlicher Bekanntſchaft ſpricht, bürgt mir dafür, daß bei der Herausgabe jenes Werkes keine niedrige oder kleinliche Abſichten ſtatt fanden. Ich ergreife daher mit Vergnügen die Gelegenheit, das Unrecht, das ſeinem Freunde durch mein hartes Urtheil geſchehn könnte, durch Einrückung dieſes Aufſatzes wieder gut zu machen. Schade nur, daß der gutmeinende Robiſon dem fanatiſchen Barruel durch alles dieß ſo trefflich in die Hand arbeitete!

B.

ſchickteſten zu ſeyn, um die Wahrheit zu befördern. Dagegen ſcheint es, daß die teutſchen Gelehrten dieſen Mann ganz unter ihrer Notiz achten, und ihn als einen Sykofanten, einen Schwärmer und beinahe als verrückt anſehen. Demohngeachtet darf ich dreiſt behaupten, jedoch ohne im geringſten die Abſicht zu haben, die Verdienſte der teutſchen Gelehrten zu ſchmälern, daß der geſchickteſte Mann in Teutſchland an H. Robiſon einen eben ſo geſchickten als würdigen Gegner finden würde, ja ich ſetze noch hinzu, daß eine unpartheiiſche Leſung ſeines Buchs über die Illuminaten, ſo viel Irrthümer auch darin ſeyn mögen, jedermann, der richtige Begriffe von bürgerlicher Freyheit hat, unwiderſprechlich zeigen wird, wie ſehr die darin enthaltenen Grundſätze von den verderblichen Grundſätzen der Anarchie unterſchieden ſind.

H. Robiſon's ausgebreitete Kenntniſſe in der Mathematik und Naturlehre ſind hinlänglich bekannt; und ob er gleich lang kränklich geweſen iſt, ſo würde man ſich doch ſehr irren, wenn man daraus ſchließen wollte, daß ſeine Geiſteskräfte dadurch gelitten hätten. Ich beziehe mich deswegen auf die letzten ſechs Bände der Encyclopaedia Britannica, eines Werkes, das in Großbritannien und Amerika auſſerordentlichen Beifall gefunden hat, und wo man die vollſten und unzweideutigſten Beweiſe von ungemeinen Kenntniſſen antreffen wird. Die zahlreichen, weitläuftigen und

interessanten Artikel, auf welche ich mich hier beziehe, sind in der Vorrede zu dem Werke angegeben, und sind (ich spreche hier aus persönlicher Kenntniß) zu einer Zeit abgefaßt, da Prof. R. unter den heftigsten Schmerzen litt, da er nur wenig Augenblicke Erleichterung hatte, und ihm eine Zeit bestimmt war, die man, selbst wenn er in vollkommener Gesundheit gewesen wäre, für zu kurz würde gehalten haben. Und dennoch zeugen die angeführten Artikel von der gründlichsten Gelehrsamkeit und den ausgebreitetsten Ansichten. Auch beschränken sich seine Kenntnisse nicht bloß auf Mathematik und Naturlehre; — seine Ideen in der Moral, Metafysik und Politik werden von einigen der besten Köpfe in Großbritannien für eben so gründlich, umfassend und liberal gehalten.

Er hat sich ziemlich lange auf dem festen Lande von Europa aufgehalten, hat Amerika besucht, und ist mit den Sitten und den Sprachen verschiedener Nazionen genau bekannt. Er ist also keiner von den engherzigen Filosofen, die ausser ihrem Vaterlande oder ihrer Sekte nichts Gutes oder Schätzbares finden. Ich selbst habe aus seinem Munde lehrreiche Warnungen gehört, über die Art, wie man sich in einem fremden Lande vor einseitiger Partheilichkeit hüten, wie man die Beobachtung fremder Sitten und Gebräuche am nützlichsten machen könne, und in welchem Licht ein wahrer Filosof die mannigfaltigen Sitten, Gebräuche und Denk-

weiſen, die er unter den verſchiedenen Nazionen antrifft, betrachten müſſe. Kurz, während er auf die ſtärkſte Art gegen die anarchiſchen Grundſätze, die Frankreich zum Schrecken von Europa machten, und gegen die zertrümmernde Filoſofie ſich erklärt, welche zu ihrer Ausbreitung ſo viel beigetragen hat, giebt es keinen liberaleren oder aufgeklärteren, keinen in ſeinen Grundſätzen unabhängigern oder in der Liebe der Freiheit — der Freiheit, welche das Geburtsrecht und der Stolz jedes Britten, von dem Monarchen auf dem Throne bis zu dem Landmanne in ſeiner Hütte iſt — wärmeren Mann, als H. Robiſon.

Wenn in England Vorurtheile gegen einige unter den teutſchen Gelehrten herrſchen; ſo muß man auf der andern Seite auch zugeben, daß in Teutſchland eben ſo ſtarke und allgemeine Vorurtheile gegen die engliſche Regierung beſonders und in einigen Fällen gegen die Nazion im Allgemeinen herrſchen. Ich bin weit entfernt, durch Anführung der letztern die erſtern, wo ſie ungerecht ſind, vertheidigen zu wollen. Im Gegentheil wünſche ich nichts ernſtlicher, als daß alle Nazionen von Europa einander mit Mäßigung und Aufrichtigkeit beurtheilen möchten. Aber wenn ich ſo viele teutſche Journaliſten und Schriftſteller in ihren Bemerkungen über Großbritannien oder den Krieg auf die Parthei der Oppoſizion treten ſehe, ohne daß ſie jedoch beſtimmte Begriffe über das Weſen unſrer Regierung

oder über den Karakter und die Abſichten der verſchiedenen Partheien, die das Königreich zertheilen, zu beſitzen ſcheinen, ſo wundere ich mich nicht, daß viele von den Freunden meines Vaterlandes entgegengeſetzte Vorurtheile gegen diejenigen faſſen, die auf eine ſo partheiiſche Art eine Konſtituzion, die, ſie ſey gut oder ſchlecht, auf ihre auswärtigen Tadler nicht den geringſten Einfluß hat, herabzuwürdigen, zu verändern oder zu vernichten ſuchen. Es iſt wahr, daß ſo erregte und unterhaltene Vorurtheile oft diejenigen treffen, die unſchuldig und in jeder Rückſicht achtungswürdig ſind. Diſes iſt der Fall mit H. Robiſon, und auf der andern Seite mit H. Wieland. Wir wollen alſo hoffen, daß die Zeit nahe iſt, wo die heftigen Leidenſchaften der jetzigen Periode ſich werden gelegt haben, und wo Aufrichtigkeit, Mäſſigung und gegenſeitiges Zutrauen die Verhältniſſe zwiſchen Männern von verſchiedenen Nazionen leiten, und weder die teutſchen Gelehrten Urſache haben werden, ſich über die Engliſchen, noch dieſe über jene zu beklagen.

W.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Paris, d. 2. Meſſidor 1800.

Das Werk der Mad. Stael de la Literature conſiderée dans ses rapports avec les inſtitutions ſo-

ciales (Paris, Maradin 2 Theile) hat in den letzten Dekaden den Hauptgegenstand der Unterhaltung in literarischen Zirkeln gemacht. Ihre Urtheile über die französische Literatur sind zum Theil klassisch, über die Literatur der Griechen und Römer wenigstens neu gesagt, über die nordische Literatur (in welche große Rubrik auch unsere teutsche Literatur eingeschichtet wird) äußerst oberflächlich und einseitig. Wir sollen unsere melancholische Tendenz von Ossian erhalten haben! Bei allem dem bleibt dieß Buch jedem geschmackvollen Literator ein sehr angenehmes Geschenk. Nur muß man sich von dem Witz und der Sucht der Verfasserin, den bekanntesten Dingen selbst auf Unkosten der Wahrheit eine neue Seite abzugewinnen, nicht verführen lassen. Die wenigen neuen Produkte der jetzt nur durch Massen wirksamen Nazion führt Karl Pougens, der gelehrteste und wackerste Buchhändler in Paris, in seiner Bibliotheque française am vollständigsten auf. Die ersten 2 Numern, die von diesem literarischen Journal erschienen sind, haben allgemeinen Beifall erhalten. In Verbindung mit dem Magazin Encyclopedique, das Millin mit einem durch nichts erkaltenden Eifer fortsetzt, giebt dies neue Journal alles, was man im Auslande zu wissen wünschen kann. Auch die Wiederbelebung des Mercure de France durch La Harpe ist merkwürdig, und auf jeden Fall von guter Vorbedeutung.

Visconti wird wohl zuerst eine Beschreibung der Antikensammlung, deren Aufseher er jetzt in Paris

iſt, herausgeben, wobei auch mehrere aus dem Muſeo Pio-Clementino, die nun ihren Wohnplatz in Paris gefunden haben, noch einmal an die Reihe kommen dürften. Seine Villa Pinciana und ſeine Monumenti Gabini, die nie in öffentlichen Buchhandel kamen, ſind auch hier eine Seltenheit. Die beiden gelehrten Dänen Engelſtoft und Thorlacius, die beide in verſchiedenen Fächern ſich auſſerordentlich auszeichneten, ſind über Teutſchland in ihr Vaterland zurückgegangen. Thorlacius ſammelte theils auf einer dreimonatlichen Reiſe durch die Departements in Geſellſchaft des kosmopolitiſchen Biſchoffs Gregoire, theils in Paris ſelbſt die intereſſanteſten Bemerkungen. Er arbeitet ſeit langer Zeit an einem reichen archäologiſchen Werke über die Mythen des Bacchus und der Bacchanalien.

Millin wird nächſtens über das reiche Nazionalmünzkabinet einen vollſtändigen Katalog, der bis jetzt ſehr vermißt wurde, nach einer ſehr bequemen Einrichtung drucken laſſen. — Höchſt ſeltene Denkmale der alten ägyptiſchen Kunſt haben die BB. Denon und Redouté aus Oberägypten mitgebracht. Zu Denon's Werk ſind ſchon über 30 Platten in Kupfer geſtochen. Es kommen da ganz ſonderbare Dinge zum Vorſchein, unter andern ein Triumfaufzug, mit den ſonderbarſten Waffenrüſtungen der Sieger und Beſiegten. Dem ſiegreichen Feldherrn bringt man eine

Menge abgehauener Arme und Lingams zum Zeichen des Sieges. Auch ein Planiſſärium iſt dabei von ganz abweichenden Bildern, womit man nun Gatterers und Dupuis Hypotheſen wird vergleichen können.

2.

London, d. 19. Jun. 1800.

— Noch immer ſtockt es mit dem von Ihnen ſo ſehnlich erwarteten Abdruck des erſiſchen Originals von Oſſian's Gedichten, wozu Macferſon 1000 Pf. in ſeinem Teſtamente vermacht hatte. Nur durch dieſe authentiſche Urkunde kann dem auch hier noch immer allgemein fortdauernden Vorurtheile von der Unächtheit der Oſſianiſchen Lieder unwiderſprechlich widerſprochen werden. Trotz dem, was noch ganz neuerlich der wackre Glasgower Profeſſor Dr. Garnett in ſeiner intereſſanten Reiſe durch die Hochlande und Hebriden für die Aechtheit dieſer Gedichte bemerkt hat, iſt doch ganz neuerlich von einem Schotten ſelbſt, Malcolm Laing, in einer Geſchichte Schottlands von der Thronbeſteigung Jakobs VI bis zur Union unter der Königin Anna, die Aechtheit Oſſians ſehr ſcharf beſtritten worden *).

*) In einer angehängten Abhandlung on the ſuppoſed authenticity of Oſſian's Poems. Das Werk ſelbſt Hiſtory of Scotland — by M. Laing iſt ſo eben bei Cadell 2 Vol. in 8. (16 Sh.) herausgekommen.

3.

Wien, d. 17. Jun. 1800.

Durch den unvermutheten Tod des Hofraths Lerſe, des vieljährigen Führers und geprüften Freundes unſers durch Kenntniſſe und Humanität allgemein geſchätzten Grafen Frieſe, hat Teutſchland einen ſeiner geübteſten Kunſtkenner und, was die alte Münzkunde anbetrifft, ſcharfſinnigſten Numismatiker verloren. Seine wenigen Rezenſionen über Seſtini und Eckhel in unſern beſten kritiſchen Blättern verrathen in jeder Zeile den Mann, der ſein ganzes Fach überſieht und beherrſcht. Er hinterläßt ein ausgeſuchtes Münzkabinet und eine kleine, aber treffliche Bibliothek. Es war ein ſeltener Mann von Feſtigkeit und Güte, und ein Freund ſeiner Freunde, wie wenige! Zwei Tage vor ſeinem Tode brachte ihm unſer würdiger Frhr. von Retzer noch einen herzlichen Gruß von Göthe, mit welchem er in jüngern Jahren frohe Tage in Strasburg verlebt hatte. Dieß war vielleicht die letzte angenehme Empfindung, mit der er aus der Welt ging. Menſchen ſeines Gleichen werden immer weniger. Darum müſſe uns ſein Andenken heilig ſeyn. Sit illi terra levis!

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt. 1800.

I.

Ueber Herders Kalligone.

(An einen reiſenden Freund.)

Der Titel Kalligone und der Name Herder haben mit gröſtem Rechte Ihre Aufmerkſamkeit erregt, m. Fr. — Aber warum und wozu (verzeihen Sie mir das unhöflich ſchreinende dieſer Frage) wünſchen Sie den Inhalt eines ſo intereſſanten Buches (für mich wenigſtens das intereſſanteſte, was der neuliche waarenreiche Büchermarkt zu Leipzig ausgelegt hat) von mir zu erfahren, und meine Meinung davon zu wiſſen? Ich fühle zwar, was den letztern Punkt betrift, das Schmeichelhafte des Kompliments, das Sie mir damit machen wollen; aber — nichts davon zu ſagen, daß ich auf kein Anſehen in der litterariſchen Welt Anſpruch weder mache noch zu machen habe — welche gröſſere Auktorität (wenn Ihnen eine gewährleiſtende Auktorität nöthig wäre) können Sie verlangen, als die des

Verfaſſers der Kalligone ſelbſt? Was verdiente geleſen zu werden, von jedem, dem das wahre Schöne und Gute am Herzen liegt, geleſen und wiedergeleſen, und durch eigenes Gefühl und Nachdenken ſich angeeignet zu werden, wenn es Herders Schriften nicht verdienten? Leſen Sie alſo die Kalligone, m. Fr. und Sie werden mein Urtheil von dieſem vortrefflichen Buche in ſich ſelbſt finden, und keine andere Beſtätigung nöthig haben als Ihr eigenes Gefühl, als die natürliche Wirkung der pſychagogiſchen Macht, womit die Wahrheit, wenn ſie aus inniger Selbſtüberzeugung mit Kraft, Geiſt und Leben dargeſtellt wird, auf jede reine empfängliche Seele wirkt. Noch einmahl alſo, leſen Sie die Kalligone ſelbſt, und dies um ſo mehr, da keine Recenſion, kein Auszug, wie geſchickt und fleißig ausgearbeitet er auch wäre, Ihnen von dieſem (ſo wenig als von irgend einem andern Herderiſchen Werke) einen genugthuendern Begrif geben kann, als derjenige wäre, den wir uns etwa von einem Körper aus ſeinem Schatten machen könnten. Alle echten Geiſteswerke gleichen hierin den Werken der Natur. Weder ein anatomiſches Skelett noch ein chemiſcher Extract kann mir eine wahre Vorſtellung von jenen ſo wenig als von dieſen verſchaffen; denn gerade in der wechſelſeitigen Beziehung und innigen Verbindung aller ihrer mannigfaltigen Theile zu einem durchaus lebendigen und beſeelten Ganzen beſteht ihr eigenthümlicher Karakter. Leſen Sie Selbſt, iſt alſo, von welcher Seite ich

auch die Sache nehme, das einzige, was ich Ihnen zurufen kann.

Indessen, um wenigstens den bösen Schein zu vermeiden, als ob ich mich Ihrem Gesuch aus Trägheit, oder Mangel an Gefälligkeit entzogen hätte, und weil es wegen Ihrer dermaligen Entfernung von Deutschland noch einige Zeit anstehen dürfte, bis das Buch, selbst sich durch das zwischen uns liegende Kriegstheater bis zu Ihnen hindurch arbeiten kann, will ich gern die kleine, mir selbst angenehme Mühe übernehmen, Ihnen einstweilen von der Veranlassung, dem Gegenstand, und dem Zweck der Kalligone so viel zu sagen, als der Raum dieses Briefes und meiner Muße zuläßt. Wie wenig es auch seyn wird, immer wird es genug seyn, Sie desto begieriger zu machen mit vollen Zügen aus der Quelle selbst zu schöpfen.

Sie haben die Metakritik mit der parteylosen Unbefangenheit gelesen, womit sie gelesen werden muß um richtig gefaßt zu werden, und die edle Absicht, in welcher sie geschrieben ist, nicht zu verfehlen. Kalligone ist das Seitenstück zu ihr. Wie jene der Kritik der reinen Vernunft, so ist diese der Kritik der Urtheilskraft entgegengesetzt. In welches Wespennest er steche, sah der Verfasser leicht vorher, und ließ es sich, wie billig, wenig kümmern. Die Wespen haben bereits gethan und werden noch fer-

ner thun, was von ihnen zu erwarten war; sich mit ihnen herumzufechten, wäre eben so vergeblich, als unter der Würde des Mannes, dem es vor allen am meisten zukam, sich der falschberühmten und auf so mancherlei Weise verderblichen Schulfilosofie unsrer Zeit entgegen zu stellen: aber zum Behuf derjenigen, denen es in dieser Sache allein und aufrichtig um Wahrheit zu thun ist, über die Veranlassung und den Zweck seines Unternehmens, als eines dringenden Bedürfnisses unsrer Zeit, sich nochmahls zu erklären, war in mehr als Einer Hinsicht nöthig, und ist in einem der Kalligone vorgesetzten Prooemium mit Freimüthigkeit und Energie auf eine Art geschehen, welche (meinem Gefühl nach) jedem ohne Vorurtheil und Leidenschaft urtheilenden Leser völliges Genüge thun muß. Da diese Einleitung (gegen die Art der meisten Vorreden) einen wesentlichen Theil des Werkes selbst ausmacht, indem sie allen Mißverständnissen theils abhilft theils zuvorkommt, und den Leser auf den einzig richtigen Gesichtspunkt stellt, aus welchem die Metakritik sowohl als die Kalligone gesehen werden muß, um richtig beurtheilt und zweckmäßig benutzt zu werden: so werden Sie es mir, hoffe ich, Dank wissen, wenn ich Sie mit ihrem Inhalt (so viel ohne Abschreiben des Ganzen möglich ist) meistens mit H. eignen Worten bekannt mache.

Auch unter der Klasse von Lesern, die zu keiner Parthei gehören wollen, giebt es manche, die an einer

polemiſchen Schrift das Buch, gegen welches ſie gerichtet iſt, von dem Verfaſſer deſſelben nicht zu trennen vermögen. Dieſen wollt' es dünken, daß Kant in der Metakritik zu hart mitgenommen worden; daß ein Mann wie Er mit mehr Schonung hätte behandelt werden ſollen. Aber hier war nichts zu ſchonen; denn „von einem Buch war die Rede, von keinem Verfaſſer.“ Dem letztern hatte H. in den Briefen über die Humanität auf die unzweideutigſte Art ſeine Hochachtung bezeugt; und „wenn die Abſicht ſeiner Filoſofie dahin gienge, falſche Spitzfündigkeiten der grübelnden oder ſchwätzenden Vernünftelei zu entwurzeln „oder wenigſtens zu umzäunen, wer hätte etwas gegen „dieſen Sokratismus?“ — Ob aber dieſe Abſicht durch die Krit. d. r. V. erreicht worden ſey? Ob ſie auf dem von K. eingeſchlagenen Wege habe erreicht werden können? Ob ſie an dem mannigfaltigen Mißbrauch, der von ihr gemacht wird, und deſſen unabſehbar ſchädlichen Folgen nicht ſelbſt Schuld habe? „Ob dieſer „Baum andere als ſolche Früchte habe hervorbringen „können? — davon war die Rede, und davon durfte „bey einem Werke die Rede ſeyn, zu deſſen Mitvollendung Jedermann von ſeinem Urheber aufgefordert „worden war, bey einem Werk, das dieſe Mitarbeit „Jedermann aufgedrungen hatte.“

„Wie an den Früchten den Baum, ſo erkennt man „eine Lehre an ihrer Wirkung. Was dieſe Filoſofie gewirkt hat, liegt am Tage,“ und wird hier, unter

drey Hauptrubriken (von S. III. bis VII.) in zuſammengedrungener Kürze durch Thatſachen; wozu die Belege aller Welt vor Augen liegen, anſchaulich gemacht. Aber dies alles, und was der V. noch über den Zweck der Metakritik, und den Grund ſeiner Verfahrungsweiſe in derſelben hinzufügt, leidet keinen Auszug. Wo jedes Wort ein mit kräftigem Arm vom ſtraffangezogenen Bogen abgedrückter, ſein Ziel nie verfehlender Pfeil iſt, müßte ich alles abſchreiben, wenn nichts Weſentliches ausgelaſſen werden ſollte. Begnügen Sie ſich alſo einſtweilen an folgender Stelle, welche die Hauptmomente, worauf es in dieſem Streit ankommt, in nervichter Kürze zuſammenfaßt, und indem ſie ſowohl die Rechtmäßigkeit des Zwecks der Metakritik als die Zweckmäßigkeit ihres Verfahrens ins helleſte Licht ſtellt, alle ſofiſtiſche Fechterſtreiche, womit man ihre Wirkung zu entkräften geſucht hat, zu Boden ſchlägt. „Zunftabſchließungen im Felde der Wiſſen„ſchaften ſind zu unſerer Zeit eben ſo lächerlich als „verächtlich; am meiſten ſind ſie es in der Filoſofie; „denn der Geiſt der Filoſofie läßt ſich durch ein Diplom „eben ſo wenig erwerben als ſichern. Woher denn hat „die Metafyſik ihre Worte? Aus der Sprache. „Dieſe iſt aber ein Gemeingut; jeder kann für ihre „Beſtimmtheit rechten. Weſſen ſind die Seelenkräfte, „die der Filoſof zergliedert, betrachtet, anordnet? Der „Menſchheit. Wer Menſch iſt, trägt ſie in ſich; er „darf zu Menſchen über ihren Gebrauch und Mißbrauch

„reden. An die Quelle der Mißbräuche mußte sich „also die Metakritik halten, an die Kritik selbst; nicht „wollte noch konnte sie jedem Bach oder Bächlein nach„laufen. — Auch nur in Gegensätzen konnte sie „sich der Kritik nachstellen, ohne diese Gegensätze zu ei„nem System zu binden; denn vom Druck des kate„gorischen Despotismus wollte sie befreien, nicht „aber ein neues Wörtjoch auflegen. In jedem „Leser seine Metasysik wecken wollte sie; deßhalb „analysirte sie die Begriffe in und aus der Sprache. „Die Sprache der Menschen trägt ihre Denkformen „in sich; wir denken, zumahl abstrakt, nur mit und in „der Sprache. Habt Ihr zu euern Anschauungen, „wie Ihr sagt, eigene Schemata nöthig, so laßt „uns unsre Sprache unverwirrt, und erfindet Euch Zif„fern, schematisiert Tibetanisch. Der Gesammtgeist „aller kultivirten Völker Europa's hat ein filosofisches „Idiom; von Plato und Aristoteles reicht es zu Locke „und Leibnitz, zu Condillac und Lessing. Ein Rotti„welsch, das mit Jedermann: verständlichen Worten „neue Nebelbegriffe verbindet, ist und bleibt Rottwelsch; „es kann und darf sich dem Geist, der Sprache der Na„zion, geschweige aller Nazionen nicht eindrängen, sei„ne Eier, die doch nur den einigen und ewigen Kukuck „wiedertönen, mit imperatorischer Allgemeingültigkeit „in die Gesammtnester der alten und neuen Welt nicht „legen. Bleibe dem Kukuck sein Nest, wie seine Stim„me; wir lassen ihm beides."

„Mit eben dem Recht und aus eben der Pflicht (fährt nun der V. fort) „aus und mit welchen ich der „Kritik der leeren Vernunft eine Metakritik zugab, „führe ich der Kritik der Urtheilskraft eine Kalligo„ne zu, gleich unbekümmert wie man sie aufnehme; „denn wer sich darüber den mindesten Kummer machte, „hätte keine Metakritik geschrieben. Mit eben dem „Recht; denn das Wort Kritik fodert zur Kritik, „das Wort Urtheilskraft zum Urtheilen auf; beide sind „an Niemanden vergeben oder verpachtet“ — „Aus eben „der Pflicht. Was der kritische Idealismus „in seiner Anwendung auf Geschmacksurtheile „sey, was für Principien er setze, welche Begriffe „vom Schönen, von schönen Künsten und Wissen„schaften, von ihrem Werth und ihrer Anwen„dung, allgemein und einzeln, er allgemeingül„tig zum Grunde lege, was er vom Erhabenen, „vom Ideal, vom Sittlichschönen lehre, soll „eben die Kalligone zeigen. Ueberdrüssig indessen des „Widerspruchs über Behauptungen, die eines Wider„spruchs kaum werth waren, entzog sie sich diesem so„bald sie konnte. Sobald er kann, entziehe sich ihm „auch der Leser: denn an den Principien des Be„grifflosen, des Zweckmäßigen ohne Zweck, des „ästhetischen Gemeinsinns u. s. w. ist nichts zu er„beuten.“

Sie errathen hieraus schon, daß das Polemische in der Kalligone den kleinsten Theil ausmacht, und nicht

ſowohl das Hauptgeſchäft derſelben, als die Veranlaſſung iſt, uns des M. eigene Ideen, Bemerkungen und Reflexionen über das Schöne und Erhabene und den Grund unſers Wohlgefallens an demſelben mitzutheilen, und uns dadurch für den Ueberdruß an den gehaltloſen Subtilitäten, willkührlichen Abſtrakzionen und Scheidungen deſſen, was nicht geſchieden werden ſoll noch kann, Soſiſtereien, Paralogismen, Poſtulierungen u. ſ. f. denen ſie entgegengeſetzt ſind, reichlich entſchädigen. Daß uns aber gleichwohl das ekelhafte Geſchäft, die Mißgeburten einer ſich ſelbſt überſteigenden, a priori fantaſierenden Leptoleſchie für das, was ſie ſind kennen zu lernen, nicht gänzlich erlaſſen werden konnte, und wie nöthig es war, ſich dieſer Verkehrung des natürlichen Gebrauchs der Vernunft in den unnatürlichen mit Ernſt zu widerſetzen, kann ich Ihnen abermahl nicht beſſer, als mit H. eigenen Worten ſagen. — „Iſts nicht traurig (fährt er fort) daß die ſich nennende einzigmögliche Filoſofie dahin gehen ſoll, unſrer Empfindung alle Begriffe, dem Geſchmacksurtheil alle Urtheilsgründe, den Künſten des Schönen allen Zweck zu nehmen, und dieſe Künſte in ein kurz oder langweilig äfftſches Spiel, und jene Kritik in ein allgemein gültiges diktatoriſches Aburtheln ohne Grund und Urſach zu verwandeln? — Und doch ſind, ſeitdem die Kritik der Urtheilskraft erſchien, dieſe Oſcitanzen, die man zu andrer Zeit zu bekennen ſich geſchämt hätte, leiten-

de Ideen, Ordnung des Tages worden. Sie haben Keckheit und Ignoranz, begriffloſe Unwiſſenheit und allgemeingültige Anmaßung zu filoſofiſchen Prinzipien gewürdigt. — Aber ſchwatzet ſo viel ihr wollt von „der abſoluten Bewußtloſigkeit des Genies, die mit dem Bewußtſeyn unerklärlich kämpft,“ erfindet im Taumel der Entzückung hundert myſtiſche Worte, und fallet nieder wie vor euern aufgeſtellten Idolen, ſo vor euern etelhaft wiederholten Wortformen; bedaurend geht der Verſtändige dieſem Taranteltanz vorüber. Wie? die Weiſen aller Zeiten beſtrebten ſich das Reich menſchlicher Begriffe aufzuhellen, Geſetze der Natur zu finden, und die Gleichförmigkeit der Menſchheit mit ihnen zu fördern; und wir ſtürzen uns a priori d. i. Kopfüber in den Abgrund unergründlicher Anſchauungen eines ewig begriffloſen Myſticismus! Die Guten aller Zeiten beſtrebten ſich das Schöne als eine Darſtellung des Wahren und Guten anſchaubar zu machen, und durch ſeinen Reiz das Reinſittliche zu fördern; und wir ſtrecken eine kalt eiſerne Hand aus, was die Natur in uns zart verſchlungen hat, unerbittlich zu trennen, lobjauchzen auf dem gefundenen kahlen Fleck, wo „das Schöne weder mahr noch gut ſeyn muß,“ darüber als über die höchſte Entdeckung, als über das gefundene Reingöttliche, höchſtnutzloſe, durchausformelle, mithin höchſt Leere! Wenn dieß nicht Entweihung des Edelſten der Menſchheit, der Künſte, der Gaben,

Stunde über ihre Gegnerin erhielt, daß er die anmuthsvollen aſiatiſchen Ufer aus ſeinen Augen verſchwinden ſah, ohne den Abſchied, den er auf ewig von ihnen nahm, nur mit einer einzigen Thräne zu zieren.

So? — Und was wurde nun (ſo däucht mich hör' ich irgend eine junge Schöne fragen, der ihr Herz ſagt, daß ſie es der Tugend nicht verzeihen würde, wenn ſie ihr ihren Liebhaber ſo unbarmherzig entführen wollte) — was wurde nun aus der armen Danae? Von dieſer war nun die Rede nicht mehr? Und der tugendhafte Agathon bekümmerte ſich wenig darum, ob ſeine Untreue, ein Herz welches ihn glücklich gemacht hatte, in Stücken brechen werde oder nicht? — Aber, meine ſchöne Dame, was hätte er thun ſollen, nachdem er nun einmal entſchloſſen war? Um nach Syracus zu gehen mußte er Smyrna verlaſſen; und nach Syracus mußte er doch gehen, wenn ſie alle Umſtände unpartheyiſch in Betrachtung ziehen; denn ſie werden doch nicht wollen, daß ein Agathon ſein ganzes Leben wie ein Veneris paſſerculus (laſſen Sie Sich das von Ihrem Liebhaber verdeutſchen) am Buſen der zärtlichen Danae hätte hinweg buhlen ſollen? Und ſie nach Syracus mit zunehmen, war aus mehr als einer Betrachtung auch nicht rathſam; geſetzt auch, daß ſie um ſeinetwillen Smyrna hätte verlaſſen wollen. Oder meynen Sie vielleicht er hätte warten, und die Einwilligung ſeiner Freundin zu erhalten ſuchen ſollen? —

Das

des Gefühls, der Vernunft heißt; ſo kenne ich keine."

Sehr würdig von allen, denen das Wohl und der Ruhm unſrer Nazion nicht gleichgültig iſt, erwogen und beherzigt zu werden, iſt alles was H. S. XV – XVII. von dem unausbleiblichen Schaden ſagt, den eine kritiſch-idealiſtiſche Transcendentalfiloſofie, wenn ſie auf Schulen (gleichviel ob auf höhern oder niedrigern) gelehrt wird, der Jugend zufügen muß. Von dieſer Seite betrachtet, hört „der transcendentale Sanktveitstanz" auf, komiſch zu ſeyn. Es iſt vielmehr ein trauriger niederſchlagender Gedanke, daß es Männer und Männerchen unter uns giebt, die noch groß darauf thun, daß es einer neuen Art von Scholaſtiſcher Filoſofie, die es an ſubtiler Dünnheit und Leerheit, künſtlicher Dunkelheit und abſoluter Unbrauchbarkeit jener alten, mit ſo vieler Mühe verdrängten Scholaſtik des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch zuvorthut, zum Hohn des geſunden Menſchenverſtandes endlich gelungen iſt, ſich der Lehrſtühle auf unſern zahlreichen Univerſitäten zu bemächtigen. „So dachten über „die Erziehung der Jünglinge die Alten nicht; andere „kultivierte Nazionen denken nicht alſo. Jene ſagten: „filoſofiere mit wenigem, nutzbar, gründlich; „zur Abſtrakzion foderten ſie reifere Jahre. Dieſe ſind „über das Verderbliche und Lächerliche des puren puten „Scholaſticismus, zumahl auf Schulen, einig. Nur

„wir Teutſche dulden den Verderb junger Gemüther,
„die Verführung der jugendlichen Fantaſie zu unnützen
„Künſten des Wortkrams, der Diſputierſucht, der
„Rechthaberei, des ſtolzblinden Enthuſiasmus für frem-
„de Wortlarven, dieſe Verödung der Seelen, Verlei-
„dung alles reellen Wiſſens und Thuns, Verachtung al-
„ler Guten und Großen, die vor uns gelebt haben;
„wir dulden ſie als erſtes akademiſches Studium un-
„ter dem Namen der kritiſch-idealiſtiſchen Tranſcen-
„dentalfiloſofie gern und willig.„ Wir ſehen ſie als ein
„Fänomenon an, dem man auch ſeine Zeit laſſen müſſe,
„weil alles ſeine Zeit hat. Und die Nachbarn ſpotten uns-
„rer! und unſre Jugend verdirbt tranſcendirend!“

Da wir nun einmahl mit dieſem Spuck geſtraft ſind, ſo werden wir ihn freilich wohl eine Zeitlang haben müſſen, und er wird ſein Weſen ſo lange treiben, bis er es ſelbſt müde wird und niemand ſeiner mehr achtet. Aber dieß könnte gleichwohl noch lange genug ſeyn um ſo viel Unfug in den Köpfen unſrer lieben Jugend anzurichten, daß es allerdings unverantwortlich wäre, wie jenes Bäuerlein beim Horaz in Geduld zu warten, bis der Fluß abgelaufen ſeyn werde; und ſo wird kein Verſtändiger und Guter den Zuruf überflüßig finden: „Hinzu alſo, alle Verſtändige und Gute, den Frefel, „der mit der Jugend getrieben wird, abzuſtellen, „nicht etwa nur zu entlarven; denn er entlarvt ſich „ſelbſt.“

Indem ich dieſe Aufforderung beſonders ausheb, iſt eben ſo wenig meine als H. Meinung, über die neue Scholaſtik Zeter zu ſchreien, und den weltlichen Arm gegen ſie und ihre Lehrer und Anhänger aufzurufen. Freiheit des Denkens und Unterſuchens, Freiheit nicht nur die Reſultate, ſondern auch den ganzen Proceß der Unterſuchung, Syntheſe oder Analyſe, wodurch wir dieſe Reſultate herausgebracht haben oder zu haben vermeinen, andern mitzutheilen, iſt eine eben ſo unentbehrliche Bedingung alles Fortſchreitens in der Kultur als ein unverlierbares Recht der Menſchheit, welches ohne Freſel nicht angetaſtet werden kann. Aber dieſes Recht der Mittheilung hat, wie alle Rechte, ſeine Schranken. Nicht jedes taugt für jeden; alles hat ſeinen Platz. „Für Akademien der Wiſſenſchaften gehört (wie H. im Vorbeigehen richtig ſagt) „die Transcendentalfiloſofie, wenn es anders ein ſolch Ding giebt, — „nicht für Schulen," — wo die Jugend — nicht in unauflösliche Gewebe leerer Abſtrakzionen und ſpitzfündige Syntheſen vorgeblicher Anſchauungen, denen nichts denkbares noch fühlbares zum Grunde liegt, verwickelt und für alle Arten nützlicher Beſchäftigungen im menſchlichen Leben unbrauchbar gemacht werden — ſondern wo ſie quae neſcire malum eſt lernen, und für ihren künftigen Wirkungskreis in der bürgerlichen Geſellſchaft vorbereitet werden ſoll. Geſetzt auch es ſey einer kleinen Anzahl Dis genitis vergönnt, in ihren Spekulazionen über alle Grenzen der Sinne, des Verſtandes

und der Vernunft, in welche die Natur die übrigen Menschen eingeschlossen hat, hinauszusteigen; nun wohl, so mögen sie steigen und steigen, so lang und viel es ihnen beliebt; und niemand soll sich anmaßen, (was ohnehin niemand vermöchte) ihnen im unendlichen Leeren, ihrem Element, ein Ziel zu stecken. Wollen sie diese Hyperfysische Luftschifferei, und die mystischen Anschauungen, womit sie bei unverwandter Betrachtung ihrer Nasenspitzen beseeliget werden, Filosofie nennen: wer kann und wird es ihnen wehren? In verbis simus faciles. — Noch mehr! Gesetzt, es lasse sich (woran sehr zu zweifeln ist) von dem, was sie durch jene seltsame, uns andern menschlichen Menschen unbegreifliche Transcendenz, in der übersinnlichen Welt entdeckt haben, irgend ein nützlicher Gebrauch zum Behuf der Wissenschaften machen: wer kann, darf und wird sie daran hindern? Wer wird es ihnen nicht Dank wissen, wenn sie uns schon bei Leibes Leben in den Besitz der unsichtbaren Welt setzen, und dadurch die Anzahl der Güter, für welche die Natur dem Menschen Empfänglichkeit gegeben hat, ins Unendliche vervielfältigen werden? Aber bis dieß wirklich geschehen seyn wird, bis sie durch die That selbst bewiesen haben werden, daß sie uns nicht um das Reelle und Nützliche, was wir bereits besitzen, bringen, um uns gleich dem Hund im Wasser nach grössern Schatten schnappen zu machen, mögen sie ihre Weisheit für sich und ihres gleichen behalten; um so mehr, da nach ihrem eigenen Vorgeben, eine ganz be-

ſondere unerklärbare Präformazion und, gleichſam ein ſechſter Sinn dazu gehört, und es nicht in ihrer Macht ſteht, dieſen Sinn wem ſie wollen mitzutheilen.

Bei dieſer Bewandtniß entſteht natürlicher Weiſe die Frage: wie war es möglich, daß „die Transcendental-Influenza ſo ſchnell und weit um ſich greifen konnte?“ — Wer ſich die Mühe nehmen wollte hiſtoriſch zu unterſuchen wie es zugieng, daß vor vier bis fünf hundert Jahren die Filoſofie der Dunſe und Occams und aller andern ſubtiliſſimen und irrefragabeln Doktoren jener Zeit ſich aller Schulen der chriſtlichen Welt bemächtigte, würde eine ſehr paſſende Auflöſung dieſes Räthſels finden. Mich dünkt aber H. Antwort befriedigend genug, um uns jenen weiten Weg zu erſparen. „Die Influenza fand einen Krankheits„ſtoff, der ſie willig aufnahm. Dieß war theils die „Verfallenheit der alten abgenutzten Syſteme, ſtatt deren man zweckmäßig ein Neues begehrte; theils die „ſtolze Trägheit mit Worten alles abzuthun, und „indem ſich die Welt politiſch regte, wenigſtens idealiſtiſch ſein Faß zu wälzen.“ Man hat mehr gethan; man hat zerſtört und wieder aufgebaut; aber „der Babylonische Thurm, der bis an die Wolken reichen ſollte, „hat die Sprache der Arbeiter verwirrt; „jeder baut jetzt aus ſeinem unbewußt-bewußten und bewußt-unbewußten (tranſcendentalen) Ich „(oder Ur-Ich) ſein eignes Thürmchen.“ — Gut!

Sie bedienen sich ihres Rechts. — Mögen sie bauen! Nur ihr Verständige, Bescheidene, leget die Hand nicht in den Schooß, sondern bauet auch, und et was Besseres. Durch That spricht der Mann, nicht durch Worte. — Maaß sey unser stilles Zeichen; das Wahre, Gute, Schöne, ungetrennt und unzertrennlich sey unsere Losung!“ u. s. w. Und durch That hat er gesprochen, der Mann der seit mehr als dreißig Jahren zu jenem großen Zweck schon so viel Gutes und fruchtbringendes, so vieles was nur Er thun konnte, gethan und gewirkt hat. Wer es vermag thue desgleichen!

Der V. berührt nun auch eine dritte Frage, deren man sich bei Beherzigung des mannigfaltigen Unfugs und Mißbrauchs, wozu die kritische Filosofie, wo nicht ganz ohne Schuld, doch gewiß gegen die Absicht ihres Urhebers, Gelegenheit, Stoff und Anreitzung gegeben hat, nicht wohl erwehren kann. Ich stelle diese Frage nach meiner Ansicht der Sache so: sollte denn aber aller der unsägliche Aufwand von Scharf- und Tiefsinn, Witz, Abstrakzion, Grübelei und Subtilität, alles dieß mühselige Bestreben, die Quellen aller Verirrungen des menschlichen Verstandes bis zu ihrem verborgensten Ursprung zu verfolgen, u. s. w. vergeblich seyn, zu nichts genützt haben, und als unnützes Spinnengewebe aus dem Tempel der Weisheit weggekehrt werden! — Gewiß ist dieß so wenig die Wis-

nung eines Mannes, deſſen ganzes Leben das ſchöne vitam impendere Vero als ſeinen Wahlſpruch erweiſet, als es die Meinung irgend eines parteiloſen und verſtändigen Schätzers der menſchlichen Dinge ſeyn kann. Iſt doch auch die ehmahlige Scholaſtiſche Filoſofie — ſchon allein als Werkzeug den Verſtand zu ſchärfen — zu ihrer Zeit nicht ohne Nutzen geweſen; und warum ſollte von der Kantiſchen nicht (mit noch viel mehrerm Rechte) gelten, was Leibnitz an ſo vielen Stellen ſeiner Schriften zu Gunſten der alten Scholaſtiker (die er kannte und zu benutzen wußte) gegen ihre unwiſſenden Verächter geſagt hat? „Wie alle Gährungen (ſagt der V. der Kalligone „hat auch die kritiſche Filoſofie ihren Zweck erreicht, aber nur als Gährung *). Was „in dem dicken Buche beſteht, beſtehe: Wahrheit iſt „und bleibt überall Wahrheit. Nur ſetze ſie ſich und „werde deine Wahrheit; die angeflogenen und auswendig gelernten Worte mögen verfliegen.“

Lehrreich und der Nachfolge würdig iſt für junge Studierende das Beiſpiel, welches der V. von einem

*) Dieſes nur dürfte wohl, ſobald ein anderes Bild ſtatt Gährung gebraucht würde, einige Einſchränkung leiden. Aber von welcher Seite und unter welchem Bilde die Sache auch angeſehen werden mag, immer wird ſich finden, daß die kritiſche Filoſofie nur einen tranſitoriſchen Nutzen ſchaffen kann, und zu einer allgemein gültigen ausſchließlich einzigen, ewig und alein ſeligmachenden Filoſofie ſo wenig qualificiert iſt als irgend eine andere.

Jüngling beifügt, den er vor mehr als dreißig Jahren gekannt, als dieser Jüngling den Urheber der kritischen Filosofie selbst und zwar in seinen blühendsten männlichen Jahren, alle seine Vorlesungen hindurch, mehrere wiederholt, hörte. — Ganz Teutschland, das ganze Europa kennt und ehrt diesen ehmaligen Hörer des scharfsinnigsten und beredtesten Dialektikers jener Zeit. Der Jüngling ist indessen ein Mann und ein sehr grosser Mann geworden, und die Art und Weise, wie er es anfieng um von seinem Meister zu lernen, ohne die Freiheit und Selbstständigkeit seines eigenen Geistes zu verlieren, ist unstreitig der einzige rechte Weg, auf welchem aus einem Schüler der Weisheit ein weiser Mann werden kann.

Das pium desiderium, gegen den Schluß dieses Prologs, scheint dem großen Menschenkenner in einem sanguinisch gutherzigen Augenblicke entwischt zu seyn. Allerdings wäre es „ein schönes Zeichen der fortwährenden Jugendkraft des Urhebers der kritischen „Filosofie," wenn er sich zu einer solchen „öffentlichen Lossagung von den gegen und über seinen „Willen erfolgten Wirkungen seiner Filosofie," und zu einer solchen „Erklärung seines primitiven Zwecks" u. s. w. entschließen könnte. Aber sollte wohl eine so heroische Jugendkraft von einem mehr als 80jährigen Greise zu erwarten seyn? Und hat man auch nur ein einziges Beispiel eines so hohen und beinahe über-

menſchlichen Grades von Selbſtverläugnung, als zu einem Geſtändniß erfordert würde, daß man ſein ganzes Leben einer wiſſenſchaftlichen Unternehmung aufgeopfert habe, deren Abſicht verfehlt wurde, weil nie zu erwarten war, daß ſie durch ſolche Mittel und Anſtalten gelingen könnte!

Ich habe Sie ſo lange in dem Vorhofe der Göttin Kalligone aufgehalten, daß wir uns, mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig ſetzen müſſen, bevor ich Sie in den dreigetheilten Tempel ſelbſt einführen kann.

W.

II.

Probe

einer neuen Ueberſetzung des Tibull *).

Des dritten Buchs ſechſte Elegie.

Reizender Liber, o komm! ſo müſſe die myſtiſche Rebe
Heilig dir ſeyn, und das Haupt immer mit Efeu bekränzt.

*) Der auch als Herausgeber eines ſehr niedlichen Abdrucks des Shakſpeare und durch andere litterariſche

Selber entreiße du auch den Schmerz durch den heilenden Saft mir;
Oft sank' deinem Geschenk' Amor besieget schon hin.
Schäumen von edelem Wein laß lieber Knabe die Becher;
Geh', und mit reichlicher Hand schenke Falerner uns ein.
Fern du hartes Geschlecht der Sorgen mir; fern mir o Kummer!
Unter frohem Geschick strahle der heutige Tag.
Ihr begünstiget nur, o süßen Freunde, den Vorsatz,
Und, da Führer ich bin, weigert zu folgen euch nicht.
Oder wenn jemand des Weins so süßem Kampf sich entziehet,
Von der Geliebten getäuscht werd' er durch heimliche List.
Jener Gott macht milde den Geist; er beuget den Stolzen,
Daß er sich unter das Joch einer Gebieterinn schmiegt.

Verdienste bekannte Hr. Verfasser, wünscht durch Ausstellung dieser Probe das vorläufige Urtheil des Publikums zu vernehmen, da er den ganzen Tibull so übersetzt schon zum Druck fertig liegen hat. Gewiß schließen die zahlreichen frühern Versuche einen vollendetern, geschmeidigern römischern spätern nicht aus.

B.

Das wäre alles geweſen, was er hätte thun können, wenn er eine geheime Abſicht gehabt hätte, da zu bleiben. Alles wol überlegt, konnte er alſo, däucht uns, nichts mehr thun als was er that. Er hinterließ ein Briefchen, worinn er ihr ſein Vorhaben mit einer Aufrichtigkeit entdeckte, welche zugleich die Rechtfertigung deſſelben ausmacht. Er ſpottete ihrer nicht durch Liebes-Verſicherungen, welche der Widerſpruch mit ſeinem Betragen beleidigend gemacht hätte; hingegen erinnerte er ſich deſſen, was ſie um ihn verdient hatte zu wol, um ſie durch Vorwürfe zu kränken. Und dennoch entwiſchte ihm beym Schluß ein Ausdruck, den er vermuthlich großmüthig genug geweſen wäre, wieder auszulöſchen, wenn er Zeit gehabt hätte, ſich zu bedenken; denn er endigte ſein Briefchen damit, daß er ihr ſagte; er hoffe, die Hälfte der Stärke des Gemüths, womit ſie den Verluſt eines Alcibiades ertragen, und den Armen eines Hyacinths ſich entriſſen habe, werde mehr als hinlänglich ſeyn, ihr ſeine Entfernung in kurzem gleichgültig zu machen. Wie leicht, ſetzte er hinzu, kann Danae einen Liebhaber miſſen, da es nur von ihr abhängt, mit einem einzigen Blicke ſo viele Sclaven zu machen, als ſie haben will! — das war ein wenig grauſam — Aber die Gemüths-Verfaſſung, worinn er ſich damals befand, war nicht ruhig genug, um ihn fühlen zu laſſen, wie viel er damit ſagte.

Selbſt Armeniſche Tiger und gelbliche Löwinnen zähmt er,
Und ungebändigten flößt ſanftes Gefühl er ins Herz.
Dieß und noch mehr iſt, was Amor vermag; doch fordert des Bacchus
Gaben: wen können von euch trockene Becher erfreun?
Freundlich nahet und nicht mit finſterer Stirne ſich Bacchus
Denen, die ihm und des Weins ſcherzenden Freuden ſich weihn.
Aber ſein Zorn verfolgt die zu ernſten Haſſer der Reben;
Auf und getrunken, erregt Furcht euch des Zürnenden Macht!
Welche Strafen er dieſen, wie hoch an Gewalt er ſie drohe,
Lehrt durch der Mutter Wuth blutend des Kadmus Geſproß.
Dieſe Furcht ſey ferne von uns; es erfahre nur jene,
Wenn ſie noch lebt, was der Gott, zürnt er beleidigt, vermag.
Ach, was fleh' ich bethört! Enttragt die verwegenen Wünſche,
Wind' und du luftig Gewölk, hin, wo Vernichtung ſie trifft.
Wohnt gleich Liebe für mich nicht mehr dir im Buſen, Neäre,

Sey dir dennoch das Loos glücklicher Tage bestimmt.
Aber laſſet die Zeit uns weihn dem erfreuenden Mahle;
Vielen traurigen folgt endlich ein heiterer Tag.
O! wie iſt es ſo ſchwer, erkünſtelte Freude zu heucheln;
Wie ſo ſchwer, iſt der Geiſt trübe, zu ſtellen ſich froh!
Leicht auch bildet ſich nicht der Mund zum täuſchenden Lächeln;
Und den Betrübten entlönt ſchlecht nur der Zechergeſang.
Warum klag' ich Armer? Hinweg ihr ſchändenden Sorgen!
Worte der Traurigkeit ſind Vater Lenäen verhaßt.
Gnoſierinn, du beweinteſt des Theſeus ſchändlichen Meineid
Einſt, da auf fremdem Geſtad' einſam zurück er dich ließ.
Tochter des Minos, ſo tönte für dich das Lied des Katullus,
Das von des treuloſen Manns frevelnden Thaten erklang.
Euch ermahn' ich anjetzt (o glücklich, welcher durch andrer
Leiden lernt, die Qual eigener Schmerzen zu fliehn):
Laſſet feſſeln euch nicht durch dem Hals ſich umſchlingende Arme,

Täuſchen durch ſchmeichelndes Flehn geiziger Lippen euch nicht.
Wenn gleich, kundig des Trugs, bei ihren reizenden Augen,
Ihrer Juno, und ſelbſt ihrer Cythere ſie ſchwört,
Kennet ſie Treue doch nicht: es lacht der Liebenden Meineid
Jupiter, und ſein Gebot heiſſet die Wind' ihn verwehn.
Drum was ertönen ſo oft ob der Worte des täuſchenden Mädchens
Meine Klagen? Hinweg traurige Reden von mir!
Könnt' ich doch, Theure, mit dir die langen Nächte durchſchlummern,
Oder durchwachen mit dir, wenn er ſich dehnet, den Tag!
Treulos, nicht nach Verdienſt, biſt du mir, und Freundinn dem Falſchen;
Treulos, aber obgleich treulos mir dennoch geliebt.
Bachus liebet die Nais: du zauderſt, langſamer Diener?
Den bejahreten Wein mildre der Marciſche Quell!
Nicht, wenn ein eiteles Mädchen das Mahl flieht unſerer Tafel,
Sehnend zum Lager ſich hin, wo ſie ein Fremder umfängt,
Will ich die ganze Nacht mit bangem Kummer durchſeufzen;

Eile, Knab', und gieß mehr noch des Weines hinzu.
Längst schon hätt' ich, benetzt mit Syrischer Narde die Schläfe,
Müssen ums wallende Haar winden den duftenden Kranz.

Wagner.

III.

Drei Apologen und eine Apologie.

Berühmtheit war allezeit für ihr Subjekt gefährlich oder lästig.

Als Drako in Aegina auf den Schauplatz kam, flogen vom Parterre und aus den Logen, nach damaliger Höflichkeit, so viele Mützen und Mäntel auf ihn, daß der Greis unter diesen Lorbeern erstickte.

Drako verurtheilte auch leblose Körper, die zum Tod eines menschlichen mitgewirkt. So ward eine Säule, die durch ihren Fall den Bildhauer erschlagen

hatte, verbannt, und jeder gestraft, der sie im Gebiet von Athen bei sich aufnahm. — Neuere haben diese Strenge sogar auf unkörperliche Dinge mit Erfolg angewandt, z. B. gegen die Religion, wegen der Religionskriege, oder weil sie Tödtung des Fleisches fodert.

Unsere guten Tugend- und Wahrheits-Sonnenweiser auf der Erde vergleich ich noch lieber mit den Sklaven von Tyrus.

Diese, erzählt Justin, die sich zu Herrn der Stadt gemacht und ihre todt, wählten im Voraus den zum König, der am nächsten Morgen zuerst die Sonne begrüßen würde. Einer der Sklaven, der seinen Herrn nicht umgebracht hatte sondern versteckt hielt, kehrte auf dessen Rath sein Gesicht gen Abend, nach der Stadt, und ließ sämmtliche Osterfürsten von Zeit zu Zeit ihm in den Rücken lachen. Doch ehe die Sonne in Osten zu sehen war, erkannte er ihre Strahlen an den hohen Gebäuden.

* * *

Apologen, Werthester, verlangten Sie schriftlich von mir, als Sie meine Apologien des Schreiens und der Vernunft zurücksandten: Apologen mündlich, als Sie die E. a. M. annahmen. Ich schlug das

griechiſche deſideratum gleich zu Hauſe nach, und fand leider:

1. —„λογος, ὁ, eine Erzählung,“ doch auch:
2. eine allegoriſche, oder Fabel;
3. Berechnung, Liſte, Regiſter.“

Zu der erſten, das wußten Sie, gebrach mirs noch an einer Heuriſtik, worauf ich bauen konnte. Ein Sünden-Regiſter zu meinen F. konnten Sie fodern, doch gab ichs nicht gern. Ich hielt mich alſo an die Wahrheit in der Mitte, oder an den andern Sinn, wo nur ein andrer Sinn in irgend eine Begebenheit gelegt werden ſoll und dieſe ſelbſt ſchon gegeben ſeyn darf. Nun gieng es leicht: ich durfte bloß mein Gedächtniß zitiren, und ein paar erprobte Sätze durch erlaubte Reminiſcenzen erläutern.

Erlauben Sie mir aber hierbei der Welt zu gratulieren, daß noch Wiſſenſchaften auf der Welt ſind — und die Gelehrſamkeit in Schutz zu nehmen, durch die der Witz ſo augenſcheinlich befördert wird.

Ich ſpreche nicht bloß als Filolog, von der Uebung in Wortſpielen durch das Korrigiren der Klaſſiker — obwohl nichts anderes wohl es der Koſten werth machen kann, ſein halbes oder ganzes Leben an die Wiederherſtellung der Scholien zum unbedeutendſten zu wagen: denn ſonſt könnte der Reſtaurator (ſchlechter Reſtaurateur, Aufwärmer) weit wohlfeiler und beſſer Scholien und Text gar neu liefern, wie auch einige junge Kritike

ex ingenio, hie und da, nur viel zu furchtſam, den Anfang gemacht. — Ich rede hier vom Stoff, den uns alle Zeitalter, und hauptſächlich die Welt- und Naturbeſchreiber vorſtrecken.

Nach andern und nach Jakobi ſind Wiſſenſchaften, wie Wiſſenſchaftslehren, Grillen-Spiele für den Geiſt, die Grillen zu vertreiben: nach Uns ebenfalls, nur gehen wir weiter. Durch eine glückliche Antitheſe erheben wir jetzt, was ſonſt vorzugsweiſe, im verächtlichen Sinn, in der niedrigen Sprechart Spielwerk hieß, zur Wiſſenſchaft und Kunſt, und durchziehen und kreuzen nun die ſogenannten Wiſſenſchaften und die dreifache Geografie ſelbſt, ohne alle geografiſche Hinſicht, bloß nach Sachen, woraus einmal Anſpielungen werden können.

Für ſolch einen unbefangenen Fänger und Forſcher enthält das beſte Handbuch der Mineralogie nichts als Feuerſteine und Stahl, Feuer zu ſchlagen weniger als um Funken, die Naturlehre lauter + und — elektriſche Staubfiguren; Naturgeſchichte fosforeszirendes Holz und Harn in Menge; Materia medica allerlei flores. In der Optik ſucht er die Einfalls-Winkel, in der Algebra Kombinazionen und Gleichungen mit einer andern Endung; die Baukunſt liefert ihm Schnörkel, der Ingenieur Feuerwerke, der Hydraulikus Springbrunnen des Witzes. Aus der Chemie zieht er nur flüchtige

Salze, aus der Filoſofie ihren filoſofiſchen Baum; in der Jurisprudenz und Oekonomie übt er das jus pascendi aus. Das erſte Capitel Moſis giebt ihm den Text: Laſſet uns ein Bild machen; das von der Kleidung der Alten, in der Archäologie, hilft ihm zu neuen Einkleidungen; die Mythologie präſentirt ſchon fertige Bouquets von Symbolen. So ſchießt die bildende Kunſt Figuren aus; die redende Tropen; Alle Allegorien.

Der Wortſpiele, die theils unterweges in den Wurf kommen, theils in unvollſtändigen Wörterbüchern aufgeſucht werden können, nicht zu gedenken.

Drei Anmerkungen hab' ich noch auf dem Konceptpapier. 1) 2) 3).

1) Es ſcheint freilich, als würde man, wenn man in ſolcher Hinſicht eine Diſziplin aus den Quellen zu ſtudieren anfienge, auf der einen Seite vieles Wichtige zu überſchlagen, und andern theils, wiefern ſie nur zweckmäßig wären, mehrere Nichtswürdigkeiten ſich einzuprägen haben — ja endlich könnte die freie Kunſt, die man triebe (um ſie nachher zu melken), wenn es nicht die höhere Kritik der heiligen und Profan-Skribenten wäre, hierdurch ſelbſt herabgewürdigt werden, z. B. wenn man die erhabene Aſtronomie einiger vergänglichen Sternſchnuppen halber ſtudiren wollte. Faſt ſollte man denken: wenn einer auch von dergleichen

Bewegungsgründen ausginge, er bekäme schon im Fortstudiren andere dafür.

2) Aus Jean Paul's Blumenstücken Blumen excerpiren, (welches Liebhabern eingefallen ist, die keinen eignen Flor besaßen) hieße das Küchensalz aus dem Weltmeer scheiden wollen; worin dazu nicht allein zuviel Salz ist, sondern auch Mehr als Salz.

3) Das Publikum sieht, ich achte meine Verachtung des Witzes um 2° höher als seine, die ihn nur als Ekelnamen kennt, und sich am ersten mit falscher Münze bestechen läßt.

Schließlich relegir' ich auf ein Buch, Ueber den Witz, das ein jüngerer Freund von mir in Manuskript besitzt: vielleicht erblickt es die Welt im künftigen — als, allem Anschein nach, dem witzigen Jahrhundert. — Die erste Person des gegenwärtigen Aufsatzes hat dafür einen meteorologischen „Ueber das frühreife Jahr 1800, nebenbei über das frühreife 18te Jahrhundert" unter der Feder, und ein ganzes „Junges gelehrtes Teutschland" — womit ich eilen muß, um im letzten Band (T—Z) noch selber mit dem Werke stehen zu können.

Tz.

IV.

Auszüge aus einem ungedruckten Tagebuche.

Reise von Locarno nach Onsernone *).

(Fünfter Brief).

Im Herbst 1796. d. 1. Septbr.

Von dem Kloster wo ich mit allen Gesandten der zwölf Kantone zu Locarno wohnte, sieht man vom prächtigen Kreuzgang die Kulissen der hohen Bergwände im runden meilenlangen Thal zusammenstoßen. In dieser italiänischen Luft, unter diesem hesperischen Alpenhimmel ist die Beleuchtung der Berge prächtiger, die Berge selbst sind steiler, romantischer, die Flechten-Geschlechter, die sie bekleiden, sind bunter, glänzender als in der nordischen Schweitz: ihre drohenden Formen locken die Fantasie bald in die eingestürzte Welt, davon sie die

*) Diese Auszüge aus dem Tagebuche eines, vom regsten Patriotismus belebten Edeln, müssen gerade jetzt, wo die unseeligen Spaltungen in den italiänischen Kantonen ihre furchtbarste Höhe erreicht und unsägliches Elend verbreitet haben, ein noch allgemeineres Interesse haben.

Und so endigte sich also die Liebes-Geschichte des Agathon und der schönen Danae; und so, meine schöne Leserinnen, so haben sich noch alle Liebes-Geschichten geendigt, und so werden sich auch künftig alle endigen, welche so angefangen haben.

Sechstes Capitel.

Betrachtungen, Schlüsse und Vorsätze.

Wer aus den Fehlern, welche von andern vor ihm gemacht worden oder noch täglich um ihn her gemacht werden, die Kunst lernte selbst keine zu machen; würde unstreitig den Namen des Weisesten unter den Menschen mit grösserm Recht verdienen als Confucius, Socrates oder König Salomon, welcher letzte, wider den gewöhnlichen Lauf der Natur, seine grössesten Thorheiten in dem Alter begieng, wo die meisten von den ihrigen zurückkommen. Unterdessen bis diese Kunst erfunden seyn wird, däucht uns, man könne denjenigen immer für weise gelten lassen, der die wenigsten Fehler macht, am bäldesten davon zurückkommt, und sich gewisse Cautelen für zukünftige Fälle herauszieht, mittelst deren er hoffen kann, künftig weniger zu fehlen.

Ob und in wie fern Agathon dieses Prädicat verdiene, mögen unsre Leser zu seiner Zeit selbst entscheiden;

Ruinen ſcheinen, bald in die Zerſtöhrungszeiten künftiger Geſchlechter.

In dieſem Thal ſtrömen die drei Flüſſe der drei in eins ſtrahlenden Thäler zuſammen. Wir ſtiegen zu Pferd. Die eine Straße hat über Ponbrolla den Fluß zur Linken, die andere über Gulino hat ihn zur rechten. Wir wählten die Letztere. Vor der Stadt Locarno liegen zwiſchen Berg und Fluß die fruchtbarſten Aecker Italiens in langen wohlgepflanzten Bändern. Sie geben alle Jahr drei Erndten *); aber ſo viel wichtiger als die Gaben der Natur, ſind die einer guten Regierung, daß dieſe Aecker die allerärmſten Menſchen nähren, während im Kanton Bern ein zehnmal ſchlechterer Boden mehrere Menſchen nährte.

Bei dieſen Aeckern geht man in einer Fähre über die Maggia. Jenſeits, aber von der Straße entfernt, liegt am See das ſchöne Dorf Aſcona; man läßt das Dorf zur Linken im prächtigen Rebgewand verborgen, um zwiſchen den hohen Hügeln von Loſone und einem kryſtallhellen alles belebenden Bach zu gehen. Dieſer Bach, den man bei Intragni aus dem Fluß leitete, hat dieſe ganze Gegend befruchtet und die Einwohner ruinirt, weil er einen Prozeß verurſachte, der über hunderttauſend Lire gekoſtet haben ſoll. Verheerung des ungedämmten Fluſſes, Verheerung des

*) Drei Pertiche von dieſen Aeckern koſten nur tauſend Lire, ſieben und dreißig Lire auf den Louisd'or.

Baches durch den Prozeß, sind die Folgen einer üblen Verwaltung. Weiter Thalauf sind die Gemeingüter von Losone ungebaut, sumpfig vernachläßigt, wie jedes Gemeingut. Vor dem kalten Winter von 1709 waren Olivenbäume in diesen Gegenden, nun sind keine mehr da. So leicht stirbt das Nutzende dahin, da Unwissenheit und Trägheit so üppig Armuth und Elend treiben.

So steil sind bei Gulino die himmelanwachsenden Berge, daß das fruchtbare mit Reben beschattete Dorf im Winter drei Monate lang keine Sonne hat. Jenseits Gulino fängt beim nahen Intragni am Thalende die gebogene Felsenmauer an. Prächtig ist dieser Winkel des Thales, wo das Auge nun himmelwärts angezogen, von Fels auf Fels über Abgründe irrt, und wo bei Intragni die hohen Kastanienbäume von der steilen Felsenwand wie prächtige Tapeten hangen. — Unter Intragni rauscht und stürzt im aufgerißnen Felsenschlund die Melezza in das runde Thal, nachdem sie fünf Stunden lang im schwarzen Felsenrachen herumgetrieben ward. In keinem nördlichen Schweizerthal fließen die Waldströme in der tiefen Erde Schooß, wie in diesen Nebenthälern. Noch sind alle sichtbaren Kanten des aufgerissenen Gneisfelsens scharf, wie sie vor Jahrtausenden waren, zum Beweis, daß nicht die Wasser den Stromweg ausgehöhlt haben. Ganz nahe bei diesem Wasserfall stürzt auch die Onsernone aus einem ähn-

lichen Felsenschlunde hervor. Beide Flüsse stoßen bald zusammen, nehmen eine Stunde von da die Maggia auf, um bald alle vereint im weiten Bette ihrer Verheerung bei Locarno sanft in den schönen See zu fließen.

Bei diesen Wasserfällen fängt man himmelwärts zu steigen an; die steile Straße krümmt sich mühsam neben Häusern hin und her im prächtigen Kastaniengewölbe, bis an das obere Dorf Intragui, wo ah tausend Menschen wohnen. Da übersieht man das zurückgelegte Thal, Pedemonte, an des Berges Mündung, die Felsenkluft welche Valmaggia öffnet, in der Ferne bei des Thales weiter Oeffnung den glänzenden See, bis an der Berge Ferne. Aber alle Blicke irren bald an den steilen Bergwänden auf und ab, wo Centovalli und Onsernone wie aus der Tiefe grünlicher Nacht strahlen. Man ist schon nahe bei Onsernone; tief taucht das Auge ohne das Thal zu erreichen. Im schattigen Abgrund glänzt der Wiederschein des immer noch tieferen ungesehnen Thales, das in dem aufgerißnen Schooß der Erde zu liegen scheint; man glaubt in die Regionen der Unterwelt zu steigen.

Bald verließen wir die hangenden Tapeten des grünen Schattenwaldes, um über des Dorfes Thurm in das Felsenland zu steigen. Bald scheint alles Leben auf dem brennenden Boden zu ersterben; die Seele weilt nicht mehr in der so sanften Pflanzennatur, sie wird vom

Gorgonen-Geschlecht der Felsenwelt angestarrt. An immer tiefern Abgründen steigt die enge Straße auf und ab und hin und her; Erwartung spannt die Fantasie; mit jeder Minute wechseln die Felsengestalten, und das Ohr vernimmt nur das dumpfe Getöse des kaum hörbaren Flusses, der in unergründlichen Abgrund unter den Füßen des Wanderers brauſt.

Jenseits dieses Abgrunds ist Avressio; eine arme Gemeinde. Ganze Regionen von Heidekraut (Erica) bedecken die schöne Erde auf der Neige des Berges gegen Caviglians. Seltene Stellen sind da von vaterlandsscheuen Menschen angebaut. Ein Fußsteig führt von Avressio hinter den Berg nach Vallmaggia. Alle diese Fußsteige sollten bereist werden; sie gäben dem Naturforscher unendlichen Genuß. Von Vallmaggia könnte man in einem Tage wieder zu Locarno seyn. Auch von Russo ist ein Fußsteig über Campo nach Valmaggia.

Bald findet man wieder Wiesen von schönen Kastanienbäumen beschattet, die allenthalben über die Felsen hangen, und das weite Steinenland beleben. Die Straße krümmt sich bergab immer tiefer in gebogener Linie, und immer höher und wilder ragen himmelan die gegenüber stehenden Berge, bis auf einmahl das prächtig weiße lange Dorf Loco gleich einer Stadt in der gegenüber stehenden Felsenwand wie zu hängen scheint; diese plötzliche Erscheinung in der schauerlichen

hoch prachtvollen Wildniß war höchst überraschend. Da man uns sah, wurden alle Glocken geläutet, und viele Menschen standen auf der hohen Felsenwand in und neben ihren Häusern.

Das Dorf Loco (von 624 Seelen) war wie die ganze umliegende Gegend in zwei Faktionen zerrissen, welches schon zu mancher Mordthat Anlaß gegeben hatte. Alle Einwohner giengen bewaffnet, und es war zu besorgen, daß der Bürgerkrieg ausbrechen würde. Das Syndikat, das ist die bevollmächtigte Versammlung aller Deputirten der zwölf regierenden Kantone, hatte mir den Auftrag gegeben, die Ruhe in diesem Lande wo möglich wieder herzustellen, und den erbitterten Partheien gewisse Friedensvorschläge zu machen.

Nichts ist in diesen Seitenthälern schwerer als auf die unterste Felsenlage zu kommen, wo der ungeheure Fluß durchstürzt. Unter Loco steht die Brücke über einem tiefen Abgrund, und der Fluß ist nur an seltenen Stellen zugänglich. Jenseits der Brücke steigt die Straße in vielen Windungen hinan; die Bergwand ist allenthalben steil und überall fruchtbar, unten mit Grasbäumen, nahe beim Dorf mit langen Kornbändern, die bis unter den Trauben stehen, geziert. Allenthalben breiten Kastanien, auch Nußbäume ihre prächtigen Schatten bis an die Reben und Aecker aus. Ist man einmahl im Dorf angelangt, so sieht man auch das ober-

re Bergland, und neben diesem die hinteren Bergfernen; über dem Dorf sind am Fuß des oberen Gebirges Aecker und Wiesen, die sich in das hohe Felsenland verlieren.

Das Thal Onsernone, das aus zwei zusammenstoßenden Bergwänden besteht, dehnt sich nach einer kleinen Krümmung von Westen nach Osten, so daß die nördliche Seite gegen Mittag, die südliche gegen Norden liegt. Dieser Umstand verursacht eine große Verschiedenheit des Klimas; die eine ganz schattige Seite des Thals wird Ovigo, die andere sonnige, Solivo genannt. Nur diese ist bewohnt. Die steilen Bergwände sind einander so nahe, und doch ist der Zugang von der einen zur andern Seite so schwer, und das Land so wenig bebauet, daß ganze Heerden von Gemsen in ellenhohem Gras unter prächtigen Schatten, wie in Edens Garten, im Angesicht der Menschen weiden. Die rege Fantasie irrt an den Abgründen, Pfade aufsuchend, um hie und da im blumenreichen Schatten, sich in der weiten Einsamkeit eine Hütte zu bauen.

Wir langten beim Pfarrer Brogini an. Er zeigte mir die Stube, in welcher man in der Nacht auf ihn geschossen hatte. Seine Leute wären bewaffnet, das Dorf, das Thal, jede Familie war in Partheien getheilt. Man hätte an der Fysiognomie der Bewohner des Pfarrhauses lesen können, von welcher Parthei die Menschen waren, die auf dem nahen Fußsteig vorbeigiengen.

Brogini und einige Männer begleiteten mich in das Pfarrhaus; von wo die aufrührerische Rotte den Pfarrer in sein eignes Haus vertrieben hatte. Alle Fenster und einige Thüren waren zerschlagen, und das Haus stand offen, unbewohnt und wie in Ruinen. Als ich diese Früchte der Partheiwuth besichtigt hatte, und schon vor der Thüre war, rief man mich wieder ins Haus, um die größten Spinnen zu sehen, die wir je gesehen hatten. Das Weibchen brütete in einem großen Sack im Winkel eines Fensters; das Männchen spazierte auf dem Gesimse gleichsam drohend auf und ab, so wie sich die Zuschauer auf und ab bewegten; es war groß wie eine mittelmäßige Aprikose von dunklem Aprikosengelb, und mit seltnen Haaren bewachsen. Diese waren nun die Bewohner des Hauses eines ehrlichen Mannes geworden!

Ich ließ die Gemeinde versammeln. Die Ursache der Zwietracht die 2387 Thalbewohner zu Feinden machte, und dieses paradiesische Land zur Hölle schuf, war eine Mahlzeit, die der Pfarrer auf Kosten der Gemeinde dem Bischoff gegeben hatte. Brogini, der das größte Haus besitzt, hatte die Mahlzeit für einen Thaler auf die Person übernommen. Nun war die Frage: ob für einen Verwandten von ihm auch ein Thaler hätte angerechnet werden können? Aus diesem Thaler entstand ein Prozeß, der in seinen ersten Vorfragen (denn die Hauptsache war bald verschwunden)

nach gehaltener Rechnung ſchon vierzigtauſend Lire gekoſtet hatte. Ein paar wohl abgerichtete Menſchen hatten ſich zu Betreibung des Prozeſſes eine unbegränzte Vollmacht geben laſſen, die ihnen ein Recht über das ſämmtliche Vermögen des ganzen Thales gab, wovon ſie Jahrelang mit ihren Speiſegeſellen zu Locarno ſchmauſten, welches ſie vermuthlich noch jetzt thun. Bei den Gemeindeverſammlungen erſchienen ſie bewaffnet und drohend, alles nach den Grundſätzen und der Taktik der Jakobiner, die einer von ihnen in Frankreich gelernt hatte. Die meiſten Einwohner waren in keiner von ihren Verſammlungen erſchienen, weßhalb ſie auch Proteſtanti genannt wurden. Die Erbitterung war aufs Höchſte geſtiegen; die Vernünftigſten ſahen den gänzlichen Ruin des Thales vorher.

Das Volk war nun verſammelt. Ich gieng auf das Rathhaus. Die Männer waren ein jeder, ſo wie er anlangte, zu ſeiner Parthei getreten, ſo daß die einen zu meiner Rechten, die andern zu meiner Linken, wie feindliche Heere ſtanden. Ich ſaß in der Mitte. Alle Ermahnungen, alle Vorſchläge zum Frieden waren fruchtlos; nur Gewalt hätte da gegen Gewalt helfen können. Ich war aber ohne Mittel dazu, und hatte nur zu Ermahnungen und Friedensvorſchlägen Vollmacht. Bald wurden dieſe Menſchen hitzig; ich fühlte mich von wüthenden Wilden umringt, von Jugend auf gewohnt, auf das erſte beleidigende Wort das Meſſer

zu zucken. Ich ſuchte bald eine Gelegenheit, mit Anſtand zu entkommen. Ein Therſites mit rother Mäſe trat wüthend hervor, und klagte laut auſſchreiend, „daß er auf Befehl des Landvogts (nach den geſchehenen Mordthaten) ein groſſer Kälte hätte Schildwacht ſtehen müſſen.“ Ich ſagte ihm: „daß ihm die Kälte gewiß wohl behagt hätte.“ Der Mann ſah ſo poſſierlich betroffen aus, daß eben die Menſchen, die bereit waren ſich zu morden, alle laut auflachten; worauf ich aufſtand, und die Verſammlung aufhob. So zerſtieben ſich die Gewitterwolken bei dieſem reizbaren Völkchen, das in ſeiner Rohheit für jede ſinnliche Empfindung, nur nicht für Vernunft empfänglich iſt.

Vom Rathhauſe giengen wir wieder zum Pfarrer, der ein verſtändiger gütiger Mann von feſtem Charakter iſt, ziemlich gut teutſch ſpricht, und es noch beſſer ſchreibt. Sein Haus von Stein (wie alle Häuſer in dieſen Gegenden) iſt geräumig und kühl. Zwei groſſe Galerieen ſtehen hoch übereinander; man hat auf demſelben eine ſchöne Ausſicht auf das Thal. Der äuſſerſte Theil der Laube iſt eingeſchloſſen und bildet ein freundliches Kabinet, wo die Ausſicht noch ſchöner iſt. Er hat mir verſprochen, jeden Fremden, der nach Onſernone gehen würde, wohl aufzunehmen. Auch beim liebenswürdigen Pfarrer Remondi von Ruß wäre man wohl empfangen. Man würde bei ihm und ſeinem Verwandten in Comologne ein paar hundert Bände gu-

ter Bücher finden. Man könnte durch das oberste Thal in das Vigezzerthal, und von da wieder nach Locarno über Centovalli kommen.

Alle Menschen, Weiber, Kinder und Männer sind in Onsernone mit Strohflechten und Strohnähen beschäftigt, und das schöne, kaum um die Dörfer angebauete Thal ist nichts bessers, als eine große Fabrik von Strohhüten. Die Weiber flechten wenn sie stehen; gehen und sitzen, sie flechten in der Gerichtsstube, wenn sie vor dem Landvogt erscheinen; sie sollen flechtend einschlafen; ja man hat mich versichert, daß sie zuweilen schlafend noch eine Zeitlang fortflechten *); der Männer Arbeit ist die Flechten zusammen zu nähen. Diese zunehmende Fabrik soll bis 150 tausend Lire einbringen. Was aber für diese Menschen mehr als Geld Reiz hat, ist daß diese Fabrik ein angenehmer Müßiggang ist. Die Männer sitzen zu Dutzenden im schönen Schatten gelagert sorgenfrei beisammen, lachen, nähen und plaudern wie Weiber in einem fort, weil ihre Weiber jede Sklavenarbeit thun müssen. Da im ganzen Thal nur ein Fußsteig ist, so ist nichts belebter, wie diese Fußstraße durch den paradiesischen Garten, wo die entfesselte Natur mit allen Grazien ihrer ursprünglichen Freiheit ganz jugendlich alles belebt. So unvollkommen ist die Kultur in diesem Thal, daß ich ein Weib

*) Sie haben ein munteres Flechterlied, das sie bisweilen singen.

den; wir unſers Orts haben in keinerley Abſicht einiges Intereſſe ihn beſſer zu machen, als er in der That war; wir geben ihn für das was er iſt; wir werden mit der bisher beobachteten hiſtoriſchen Treue fortfahren, ſeine Geſchichte zu erzählen; und verſichern ein für allemal, daß wir nicht dafür können, wenn er nicht allemal ſo handelt, wie wir vielleicht ſelbſt hätten wünſchen mögen, daß er gehandelt hätte.

Er hatte während ſeiner Fahrt nach Sicilien, welche durch keinen widrigen Zufall beunruhiget wurde, Zeit genug, Betrachtungen über das, was zu Smyrna mit ihm vorgegangen war anzuſtellen. Wie? rufen hier einige Leſer, ſchon wieder Betrachtungen? Allerdings, meine Herren; und in ſeiner Situation würde es ihm nicht zu vergeben geweſen ſeyn, wenn er keine angeſtellt hätte. Deſto ſchlimmer für euch, wenn ihr, bey gewiſſen Gelegenheiten, nicht ſo gerne mit euch ſelbſt redet als Agathon; vielleicht würdet ihr ſehr wol thun, ihm dieſe kleine Gewohnheit abzulernen.

Es iſt für einen Agathon nicht ſo leicht, als für einen jeden andern, die Erinnerung einer begangenen Thorheit von ſich abzuſchütteln. Braucht es mehr als einen einzigen Fehler, um den Glanz des ſchönſten Lebens zu verdunkeln? Wie verdrießlich, wenn wir an einem Meiſterſtücke der Kunſt, an einem Gemählde oder Gedichte zum Exempel, Fehler finden, welche ſich nicht

erblickte, mit einer dreizackigen eisernen Gabel den Rasen aufkratzend, während ich nicht weit von diesem Thal Vater und Mutter einen Pflug ziehen sah, den ein Kind führte.

Herr Brogini hat vor seinem Hause den einzigen Garten im Lande. Dieser Garten, der doch kaum ein paar Dutzend Quadratellen groß ist, trägt die schönsten Früchte. Seine Birnen, Aepfel und Zwetschen sind die einzigen im Thal; seine Zwetschen sind groß wie Hühnereyer; die Birnbäume blühen im März. Die Bienen schwärmen im May, im Junius; bisweilen noch später. Blumenkohl und alles Gemüse gedeiht vortrefflich im Schatten der vielen an Stakeetwänden nachläßig gezogenen Bäume. Er hat einen Brunnen in den Garten geleitet, und ein Oratorio gebaut; davon das sauberäne Volk die Fenster und Thüren zerschmettert hat.

Ein Bienenkorb soll bis 20 Pfund des besten Honigs geben. Die Einwohner wissen aber gar nichts von künstlicher Bienenzucht; sie tödten die Bienen, und halten sie in hölzernen Kästchen; der Honig ist in diesen Thälern vortrefflich. Maulbeerbäume giebts nicht in diesem weiten Thal, wo man Millionen Bäume ziehen könnte. In allen Ländern der Erde sieht man Wohlstand, Reichthum und Glück ungenossen, ja unerkannt neben Menschen, die ihr Daseyn in Mühe, Elend und Kummer dahinschleppen!

Die Onsernoner sind wie alle Italiäner mäßig. Sie essen eine Stunde nach Sonnenaufgang eine Schüssel Polenta, d. i. Mehl von Hirsen, Roggen und türkischem Korn in Milch zusammen gekocht. Um 12 Uhr erscheint wieder Polenta mit Kastanien für die armen Weiber und Kinder, und Käse für den Hausdespoten, der wie eine Spinne allein frißt; so auch des Abends. Fleisch ist selten, und diese nachläßigen Menschen halten wenige Schweine, die sie auch Mühe zu erhalten haben würden, so lange sie kein Gemüse pflanzen, und keine Polizey haben, um die Schweine von den Kastanienwäldern abzuhalten.

Ohne die Kastanien hätte dieses Thal nicht für 3 Monat zu essen. Die Kartoffeln sind seit 1780 bekannt und werden noch wenig angebaut. Brod und Mehl müssen die armen Weiber mit großer Mühe und Kosten zu Locarno hohlen.

Türkenkorn (Melgone), Hirse und Buchwaizen sind die gewöhnlichen Kornarten; Roggen säen sie wegen des Strohs für ihre Hüthe. Der Wein ist nicht schlecht, obschon die Reben übel bebaut sind. Sie ziehen in der ganzen italiänischen Schweiz die Reben fünf, sechs, ja bis zwanzig Schuh hoch, über Aecker, Wiesen und Dörfer. Auf den Wiesen verderben sie das Gras durch den Schatten, und die Reben durch das Gras. Nur in dem wärmern Italien thut der wohl der

— adulta vitium propagine
Altas maritat populos.

Sie gehen auch in Onsernone wie in allen diesen italiänischen Schweizerthälern sehr unreinlich mit dem Weine um. Die Kühe sind klein und gemsenartig. Da die Heerden, die wir antrafen, die schreckliche Erscheinung unserer Pferde sahen, stürzten sie von zehn Schuh hohen Felsen, einmahl beinahe über unsere Köpfe, doch unbeschädigt hin.

Das Klima dieser Thäler ist paradiesisch, die Luft beinahe immer rein; die Hitze gemäßigt; nach wenigem Schnee ist der Himmel hell, und die Sonne warm und freundlich. Schon den 15ten März ziehen die Heerden auf die ersten (untersten) Weiden (primo monte); am ersten April gehen sie höher Bergan, immer verfolgend der jungen Blumen Spur (al secondo monte): Zum Maimonat ziehen sie auf die hohen obersten Alpen, wo sie bis im September verweilen. Dann erst steigen sie wieder bergab, und kehren im November ins Winterquartier zurück. Die Weiber ziehen auf die untern näheren Berge; die Männer gehen auf die Alpen, weil die armen Weiber das Land bestellen.

Die Berge (Monti alles was nicht Alp ist) gehören einzelnen Besitzern; die meisten Alpen aber sind Gemeindegut, und jeder treibt seine Heerde auf diese Alpen. Den 6ten Juli wird die Milch von jeder Kuh ge-

messen, und nach dem Verhältniß dieser Milch, wird der Nutzen des Bergs unter die Eigenthümer der Heerde vertheilt *). (Für jeden Boccal Milch bekommt der Eigenthümer der Kuh zwei Pfund Butter oder sechs Pfund Käse).

Hundert Pf. Milch geben fünf Pf. Butter, zwölf bis sechzehn Pf. Käse und zehn Pf. Zieger, davon das Pf. nur 6 Soldi kostet, 20 Soldi auf die Lire, und 22 Lire auf den Louisd'or.

Im Jahr 1795 hat die Gemeinde Loco eine Alp (Bergweide) von funfzig Kühen um sechstausend Lire gekauft. In der nördlichen Schweiz hätte diese Alp wenigstens hunderttausend Lire gekostet. Alle drei Jahr werden diese Gemeinberge verpachtet. Fünf Ziegen werden für eine Kuh gerechnet; die Rinderheerden, Kälber und junge Kühe, die auf die Alpen getrieben werden, werden nicht gerechnet.

Die Männer reisen schon im Februar mit ihren Häthen in Italien herum. Ein Kind fängt im fünften Jahr an zu flechten, im zwölften verdient es sein Leben. Ein Weib das den ganzen Tag arbeitet, kann einen

*) Ich finde in meinen Noten, daß eine Kuh nur drei Boccali (ohngefähr 6 Pf. zu 16.) Milch im Tage giebt. Doch bin ich nicht gewiß ob sie nicht jedes mahl drei Boccali giebt, welches das doppelte wäre. Es ist möglich daß diese nachläßigen Menschen eine schlechte Viehart nähren. In eben dem Amt Locarno zu Brisago giebt eine Kuh zehn Boccali.

Huth ausflechten, und 30 Soldi gewinnen; der Mann gewinnt zwanzig mit dem Nähen. Im Piemonteſiſchen wird ſo ein Huth bis achtzehn Lire verkauft.

Das Thal ſoll von Banditen zuerſt bewohnt worden ſeyn, die ſich in Crana anſiedelten. Das älteſte geſchriebene Dokument iſt von 1400. Es iſt dem Reiſenden unbegreiflich, wie man ohne Brücken über den Stromſchlund kommen konnte; vermuthlich ſind die erſten Einwohner über die Berge gekommen. Ich habe in vielen oberländiſchen Schweizerthälern Spuren gefunden, daß die Anſiedler über die Berge, und nicht Thalauf gekommen ſind.

Im ganzen Thal ſind keine wilden Thiere, keine Bären; ſelten wird irgend ein Wolf geſehen; die Gemſen aber ſind gemein, die Steinböcke unbekannt. Unter den Vögeln ſind die Auerhähne, Faſanen, Rebhüner, Gelinottes blanches (Colmaſtro) gemein. Auf den Bergen ſind die Murmelthiere nicht ſelten. Auf den höhern Bergen ſoll der ſchwarze Adler, ſelbſt der Lämmergeier (vultur barbatus) nicht ſelten ſeyn. Die Adler verſchlingen die Vipern, nachdem ſie ihnen Kopf und Schwanz abgebiſſen haben; ſie freſſen auch Mäuſe, junge Ziegen und Murmelthiere. Sie ſollen bisweilen auf Bäumen niſten.

Die unterſte Felslage iſt allenthalben weißlicher Gneis, der in ſchöne Paralellepiden bricht. Kalch müſ-

sen die Weiber von Locarno tragen. Schwefelkies ist in den obern Bergen; auch sind Spuren von Gold, die aber die Arbeit nicht lohnen. Alle diese und die nahen Piemontesischen Berge haben Goldadern, die im nahen Val Antigorio ohne groſsen Vortheil bearbeitet werden, wie wir aus Saussures Reisen sehen. Der Fluß hat vortreffliche Forellen, aber keine Krebse. Nuß- und Kastanienbäume sind die gewöhnlichsten; an mehrern Stellen sind Nadelbäume mahlerisch untermischt; an den Bergen stehen auch Buchen, über den Buchen im höhern Gebirg giebt es auch Tannen. Die duftenden erbsartigen Ginster und die mannshohen Federn des Farrenkrauts sind die gewöhnlichen Pflanzen. Wo diese nicht durch Sorglosigkeit der Einwohner herrschen, grünt überall herrliches Gras, besonders wo der Zufall Bäche hinleitet, die zumahl im obern Thal nicht selten sind.

Das Thalgebiet von Onsernone fängt bei der ersten Brücke zwischen Loco und Intragni an; von da bis an die andre Grenze des Thals jenseits Comologno am Berg Ganarossa sind fünf Stunden, bis zu oberst auf das hohe Seitenthal Vergeletto acht Stunden.

Die erste Dorfschaft am Eingang des Thales heißt Auressio; sie hat 140 Menschen.

Dann folgen: Loco von 684 Einwohnern.

dann Berzona von 306 Einwohnern,
Mosogno — 290 —
Russo — 266 —
Crana — 305 —
Comologno — 153 und ganz nordwärts am
Berg Vergeletto — 306 Einwohnern.

Wir reisten Nachmittags zu Fuß nach Russo.

Wenn schon die Berge steil sind, sind doch die Fußsteige an den Bergwänden oft eben und reizend. Die Dörfer und Wohnungen sind nicht entfernt von einander; die Natur ist in ihrer Nachläßigkeit verführerisch. Die unbewohnte Schattenseite des Thals lockt das Auge in tausend bald sanfte blumigte, bald schreckliche Einöden, wo der Adler kreischt, und Gemsen ruhig weiden. Die grasigen Bergwände sind so steil daß ich einen Spitz sah, dessen größte Freude darinn bestand, die seltenen Steine, die er etwa fand, bergab rollen zu machen.

Nahe bei Loco trafen wir eine Schaar nähender Männer an, die im Schatten saßen. Hr. Landvoigt Schwitzer wollte sie zum Frieden ermahnen; die Männer schwiegen, aber ich sah sie erblassen und zittern vor innerer Wuth. Wir sahen das Nebenthal Vergeletto, und in der Ferne hoch bergan das Dorf dieses Namens. Vergeletto hat vierzehn schöne Alpen, davon fünfe der Gemeinde gehören. Sie haben sechshundert Kühe. Hier fangen die Tannen an.

Wir übernachteten in Ruß beim Hr. Pfarrer Remondi. Sein Haus ist reinlich; er hat eine kleine Bibliothek; sein Anverwandter war Mitglied von der assemblée constituante. Diese Familie hat in der Handelschaft in Frankreich ihr Glück gemacht. Sie hat das einzige gemeinnützige Werk, das in der italiänischen Schweiz existirt, auf eigene Kosten machen lassen, eine Straße durch das ganze Thal Onsernone. Wenn schon dieser Weg keine fahrbare Straße ist, so hat das Werk doch große Summen gekostet. Die Remondi haben sich lange eine Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit ihr Vaterland zu besuchen; nun aber scheinen sie zu glauben, daß ihr Vaterland solche Männer nicht verdiene. Es können aber für Onsernone leicht beßre Zeiten kommen, in denen aufgeklärte Menschen viel Gutes wirken könnten. Vor dreißig, vierzig Jahren war noch manche begüterte Familie in diesem Thal, nun aber sind sie alle bis auf ein paar Pfarrer ausgewandert oder ausgestorben.

Es war am zweiten Septembr, als wir zu Ruß übernachteten. Die Luft war am Abend sehr kalt, und ich saß mit Vergnügen vor dem Feuer. Diese italiänischen Alpendörfer sind so bunt an Häusern wie an Sitten. Nicht selten sieht man prächtige, oder schöne und große Häuser in diesen abgelegenen Dörfern von ganz verschiedner Bauart. In Ruß ist ein schönes Haus nach neapolitanischer Art von einem Kaufmann gebaut, der in Neapel reich geworden ist. Es hat einen schönen

Säulengang. In Comolegno iſt ein Haus nach franzöſiſcher Art ſchön. In Prata im Lavizzara Thal ſtehen ganze Reihen ſchöner ſteinernen vor einer Reihe alter hölzerner Häuſer nach Schweizerart, der alten Väter Wohnung, die man wegzuthun vergeſſen hat. Bald aber werden die ſchönen Häuſer zu Ruinen, nicht ſelten noch ehe ſie ausgebaut ſind. Dieſer Zug von Leichtſinn iſt bei den Italiänern ziemlich allgemein. Der Pallaſt auf der borromäiſchen Iſola bella iſt nie ausgebaut worden. So iſt an eben dem See das prächtige Haus zu Luino unausgebaut einem Schutthaufen ähnlich; ſo iſt bei der kleinen Stadt Como ein Pallaſt angefangen, der einem König anſtehen würde, und eben deswegen einem Privatmann ſo lächerlich ſteht, als ein ellenlanger Generalshuth einem Knaben von drei Jahren. Und wenn auch die Italiäner ihre Palazzi ausbauen, ſo reichen ihre erſchöpften Finanzen nicht hin, ſie zu meubliren; oder wenn ſie auch meublirt ſind, ſo können ſie kaum ſtandesmäßig darinn leben, noch ſich in ihrer Pracht frei regen und bewegen; mit einem Wort, ſie berechnen hier nie den Zweck nach den Mitteln, die ſie in ihrer Gewalt haben.

In den italiäniſchen Thälern wandeln wenigſtens drei Viertheile der Männer aus, und kommen beinahe alle arm wieder nach Hauſe. Auch im Pays de Vaud iſt es Sitte ſein Glück in fremden Ländern zu ſuchen, und beinahe alle finden daſelbſt Reichthum, oder doch

irgend eine Auskunft. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit liegt allein in der Erziehung. Die auswandernden Italiäner ziehen alle roh, unwiſſend und ohne Weltkenntniß in die Welt. Der Junge von Centovalli geſellt ſich in Rom, in Livorno zu Laſtträgern und Kutſchern. Der Kaminfeger von Maggia findet ſeine Modelle in den Schornſteinen; nie heben ſich dieſe Menſchen höher. Im Pays de Vaud hingegen iſt die Erziehung vortreflich, zwar nicht die wiſſenſchaftliche, wohl aber die ſittenbildende, beſonders die welche Lebensart und gefällige Sitten giebt. Sie ſetzt eine gewiſſe Lebensvernunft voraus, die allenthalben ſelten, und eben die Vernunft iſt, mit der man in der Welt am meiſten fortkömmt. Genf, wo auch die wiſſenſchaftliche Erziehung vortrefflich war, und das Pays de Vaud waren die einzig franzöſiſch ſprechenden reformirten Länder, wo die Erziehung beſſer als in irgend einem katholiſchen Lande war; darum machten auch ihre Einwohnern überall Glück.

Die Geſchichte der Kaminfeger, Chokoladenmacher, Paſtetenbecker u. ſ. w. hat dieß mit dem großen Haufen der nach Italien Reiſenden gemein, daß ſie ſich alle auf der Spur nachgehen, und ſelten aus der gebahnten Straße ihrer Zunftgenoſſen treten. Es iſt bei dem auswandernden Italiäner noch dieſer Umſtand zu bemerken: da dieſe rohen Menſchen keine Sitten, keine Bildung mit ſich in die Fremde nehmen, ſo bringen ſie fremde

verbeſſern laſſen, ohne das Ganze zu vernichten? Wie viel verdrießlicher, wenn es nur ein einziger Fehler iſt, der dem ſchönen Ganzen die Ehre der Vollkommenheit raubt? Ein Gefühl von dieſer Art war ſchmerzhaft genug, um unſern Mann zu vermögen, über die Urſachen ſeines Falles ſchärfer nachzudenken. Wie erröthete er itzt vor ſich ſelbſt, da er ſich der allzutrotzigen Herausforderung erinnerte, wodurch er ehmals den Hippias gereitzt, und gewiſſermaſſen berechtiget hatte, den Verſuch an ihm zu machen, ob es eine Tugend gebe, welche die Probe der ſtärkſten und ſchlaueſten Verführung aushalte — Was machte ihn damals ſo zuverſichtlich? — die Erinnerung des Sieges, den er über die Prieſterin zu Delphi erhalten hatte? Oder das gegenwärtige Bewußtſeyn der Gleichgültigkeit, worinn er bey den Reitzungen der jungen Cyane geblieben war? Die Erfahrung, daß die Verſuchungen, welche ſeiner Unſchuld im Hauſe des Sophiſten auf allen Seiten nachſtellten, ihn weniger verſucht als empört hatten? — Der Abſcheu vor den Grundſätzen des Hippias — und das Vertrauen auf die eigenthümliche Stärke der ſeinigen? — Aber, war es eine Folge, daß derjenige, der etliche mal geſiegt hatte, niemals überwunden werden könne? War nicht eine Danae möglich, welche das auszuführen geſchickt war, was die Pythia, was die thraziſchen Bacchantinnen, was Cyane, und vielleicht alle Schönen im Serail des Königs von Perſien nicht vermochten, oder vermocht hätten? —

Und

Sitten nach Haus, die ihrem Lande nirgends anpaſſen. Die nördlichen Schweizer hingegen vergeſſen nie ihrer einheimiſchen Sitten, noch ihres Vaterlandes, und ſie vervollkommnen in fremden Ländern ihre eigene Bildung. Aus allen dieſen Thatſachen ſtrahlt die groſſe Wahrheit hervor, daß kein Kapital gröſſere Zinſen bringt, als eine gute Erziehung. Hätten die Italiäner dieſe in ihren Alpen gefunden, ſo wären ihre paradieſiſchen Thäler, was ſie ſeyn ſollten, blühend, reich, glücklich; da ſie hingegen in dem Zuſtand ihrer Verlaſſenheit elend, und im phyſiſchen und moraliſchen Sinn äußerſt verdorben und unglücklich ſind. — Im ganzen Thal hat man nur ein Beiſpiel von Selbſtmord.

C. von Bonſtetten.

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

V.

Künſte.

1.

Beitrag zur Erklärung alter Kunſtwerke.

In Ländern, wo die Denkfreiheit eingeſchränkt iſt, haben geiſtreiche Männer ihre Zeit und ihre Kräfte oft einzig dem Studium der Alterthümer gewidmet, weil ſie ſich dieſer Wiſſenſchaft weihen konnten, ohne dabei gegen religiöſe, politiſche und klöſterliche Geſetze, Vorurtheile und Meinungen zu verſtoßen. Auf das Studium und die Erklärung der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker iſt auch zum Theil aus dieſem Grunde von unſern Vorfahren mehr Fleiß und Mühe, als gegenwärtig, verwandt worden. Einzelne Ausnahmen werden dieſe Behauptung im Allgemeinen nicht widerlegen, und es iſt deßhalb befremdend, daß bei dieſem Vorrath von Materialien die Erklärung alter Kunſtwerke zum Theil ſo dürftig ausfällt. Wir können auch ſchwerlich hoffen, daß in der Folge mehr als bisher dafür geleiſtet werden dürfte, wenn gleich der Scharfſinn manches Freundes der Alterthümer noch vieles zu leiſten im Stande ſeyn ſollte.

Dieser Gedanke drängt sich sehr lebhaft auf, wenn man die Alterthümer des Herkulans und die Vasengemälde von Hancarville und Tischbein mit ihren Erläuterungen vergleicht. Es wäre Undank, die gelehrten Kenntnisse und die glücklichen Konjekturen zu verkennen, die man oft schon zu ihrer Enträthselung aufgeboten; aber jeder, der mit diesen und ähnlichen Werken hinlänglich bekannt ist, wird auch eingestehen, daß viele Muthmaßungen bloß durch Lebhaftigkeit der Fantasie erzeugt sind, und manche Erläuterung höchst erzwungen und völlig unbefriedigend ausfällt. Bei dem Mangel des Gesichts würde ich dieß Urtheil nicht wagen, wenn ich gleich vor dem Verlust desselben Freund der bildenden Künste war, und auch von der Natur selbst mit mancher Fähigkeit zum Künstler ausgerüstet wurde; aber das allgemeine Urtheil der sachkundigsten Männer wird hier nur von mir wiederholt, und deßhalb hoffe ich in diesem Punkte von jedem Vorwurfe frei zu seyn. Es fragt sich aber, warum so oft keine genügthuendere Erklärung erschienen oder möglich sey? Und zur Beantwortung dieser Frage scheint mir nachstehendes ein kleiner Beitrag zu seyn.

Die Kunstwerke der Römer waren größtentheils von griechischen Künstlern verfertigt, oder Kopien griechischer Kunstwerke; und die hetrurischen Vasen sind bekanntlich nicht in dem Lande, nach welchem wir sie benennen, geformt, sondern Werke griechischer Künstler.

Wir müſſen alſo nicht allein bei Erklärung dieſer Kunſtwerke auf die Ideen der Griechen, ſondern auch auf jede Art und Weiſe, wie dieſe Ideen bei den Griechen entſtanden und geäußert wurden, Rückſicht nehmen. Nun iſt es bekannt, daß der Dichter des Trauerſpiels bei den Griechen irgend einen Zug aus dem heroiſchen Zeitalter oder der Fabelgeſchichte entlehnte, und ihn nach Gutbefinden ausbildete. Er erſchuf ſich Perſonen, die ſonſt in der ganzen Mythologie fremd ſind. Denn wer würde unter uns den auf einem Hippogryfen reitenden Oceanus kennen, wenn der Prometheus des Aeſchylus verlohren gegangen wäre? Der Komiker gieng noch weiter; er traveſtierte die Trauerſpiele; und wer unter uns würde, wenn er eine Scene aus Blumauers traveſtirter Aeneide in Kupfer geſtochen ſähe, Originalſcenen aus dem Virgil darinn wieder erkennen? Der Komiker erlaubte es ſich, Götter und Helden im Poſſenſpiele lächerlich zu machen. Er gab ihnen zum Theil eine unanſtändige Kleidung; und Winkelmann hat uns eine ſolche Vorſtellung vom Beſuch des Jupiters bei der Alkmene erläutert. Die außerordentliche Anhänglichkeit der Griechen für jede Art der Schauſpiele iſt bekannt. Und da jetzt noch Scenen aus einem beliebten Schauſpiele Künſtler beſchäftigen, ſo kann man ſich leicht denken, wie häufig dieß unter den Griechen der Fall ſeyn mußte. Der weniger ächte Künſtler, dem es bloß um den Beifall des Augenblicks und der Menge zu thun war, bildete die Scene ganz ſo, wie er ſie auf

dem Theater ſah. Aber der gröſsere Künſtler, der die Nachbildung niedriger Gegenſtände unter ſeiner Würde fand, bediente ſich der Künſtlerfreiheit ſeine Gegenſtände zu verſchönern und zu veredlen; er benutzte den Einfall des Schauſpieldichters, abſtrahirte aber ganz von der Vorſtellung auf dem Theater und erſchuf ſich ſeine eigene Geſtalten; überzeugt, daſs man ſein Werk wegen der Neuheit der Vorſtellung und der Anſpielung auf eine Lieblingsſcene auch für den Augenblick ſchätzen, und wenn die dargeſtellte Scene den Reiz der Neuheit verlohren hätte, wegen der Schönheit der Figuren aufbewahren würde. Iſt dieſer Gedanke, den ich der Prüfung des Kenners unterwerfe, richtig, ſo ließe ſich aus dieſem Geſichtspunkte noch manches erläutern. Von vielen Kunſtwerken aber würden wir auch nach dieſer Vorausſetzung eingeſtehen müſſen, daſs ihre Erklärung unmöglich ſey, indem viele nur Beziehung auf Schauſpiele haben, die längſt verlohren gegangen ſind.

Bei den Gemmen dürfte wieder eine andere Schwierigkeit eintreten. Häufig haben Kenner bemerkt, daſs die Geſichtszüge mancher Götter gar nicht den Ausdruck auf Gemmen haben, den man ihnen ſonſt gewöhnlich giebt; und es iſt daher ein bekannter Gedanke, daſs man lebende Perſonen unter dem Bilde der Götter dargeſtellt habe. Es ſey mir erlaubt, dieſen Gedanken etwas weiter auszuführen, und auf das Jus imaginum bei den Römern aufmerkſam zu machen, welches darinn

beſtand, daß Männer, die anſehnliche Staatswürden bekleidet hatten, berechtigt waren, ſich abbilden zu laſſen. Ihre Büſten blieben ein Familienſchatz. Sie wurden ſorgfältig aufbewahrt und nur an feyerlichen Tagen ausgeſtellt; und ſolche Bildniſſe wurden der Stolz der Familie. Wer ſich erinnert, wie weit in Rom die Eiferſucht zwiſchen Patriziern und Plebejern gieng, und wie letztere unaufhörlich jeden Vorzug der erſtern an ſich zu reißen ſuchten, der wird auch leicht denken können, wie kränkend das jus imaginum für diejenigen war, die es nicht beſaßen. Es gab hierunter ſelbſt Familien der Ritter, die deßhalb nicht für unadelich, aber doch für unedel (ignobiles) galten. Man fiel alſo, um Familiendenkmale zu erhalten, und doch dem Geſetze aus dem Wege zu gehen, vielleicht auf den Einfall, ſich Bildniſſe der Vorfahren in Gemmen ſchneiden zu laſſen, und ließ ihnen, um ſie im Nothfalle vor dem Prätor ableugnen zu können, das Aeuſſere irgend einer Gottheit geben. Man fiel endlich wohl darauf, Anſpielungen auf gewiſſe Lebensumſtände des Abgebildeten mit dieſer Vorſtellung zu verknüpfen; ja vielleicht iſt manche Gemme weiter nichts, als eine Familienſcene, und der Ausleger, der ſich alle mögliche Mühe giebt, dieſe Vorſtellung aus der Mythologie zu deuten, ſchadet durch ſeine Erklärungen hin und wieder wohl gar dem Studium der Klaſſiker, indem er gewiſſen dunklen, ſchwierigen Stellen einen Sinn unterſchiebt, den ſie niemals hatten, und den er jetzt bloß durch ſeine Deutung,

zum Nachtheil des Sprach-Studiums, heraus-zwingt.

Es scheint mir daher zweckmäßiger zu seyn, uns des vielen Erklärens zu enthalten, und das Kunstwerk, wenn es dieses verdient, auch ohne Erklärung um seiner selbst willen zu schätzen; um so mehr, da von den Schriftstellern der Alten sich nur ein kleiner Theil bis auf uns erhalten hat, und wir folglich nicht einmahl beurtheilen können, ob nicht ein großer Theil dieser alten Kunstwerke Anspielungen auf Dichter enthält, die völlig verlohren gegangen sind. Wenn uns aber ein sachkundiger Mann eine Erklärung liefert, die auch bei kältester Prüfung ihren Werth behält, so sollten wir wegen der Menge von Kenntnissen, die nur zu diesem Zwecke führen kann, wegen des Scharfsinns und der Kombinazionsgabe den Erklärer wenigstens durch Aufmerksamkeit und Achtung lohnen, die aber bei dem in unsern Tagen so gleichgültig behandelten Studium der Alten, besonders bei uns Teutschen, nur höchst selten dem Manne, der sie in diesem Fache verdiente, zu Theil werden.

Ludewig von Baczko.

Nachschrift.

Der achtungswürdige Verfasser des vorstehenden Aufsatzes, auf welchen sich das alte Epicharmische νοῦς ὁρᾷ in mehr als Einer Bedeutung anwenden läßt, zeigt unstreitig einen sehr richtigen und feinen Kunstsinn, indem er auf eine neue, bis jetzt, wie es scheint, noch zu sehr vernachläßigte Quelle der richtigen Erklärung alter Kunstwerke, auf die Schauspiele der Griechen hindeutet. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß eine beträchtliche Anzahl Marmorreliefs sowohl als Vasenzeichnungen nur als künstlerisch behandelte Nachahmungen merkwürdiger Situazionen aus berühmten griechischen Trauerspielen anzusehen sind, und nur durch die Vergleichung mit der Originalscene des Dichters ihren vollen Aufschluß erhalten können. So erinnert sich, um hier nur eines Beispiels zu gedenken, gewiß jeder Liebhaber des Alterthums der treffenden Deutung, die Herr Prof. Heeren einem vorher räthselhaften Basrelief im Pio-Clementinischen Museum durch die Vergleichung zweier Scenen aus Aeschylus Choeforen und Eumeniden gab *), und die nun auch von Visconti angenommen worden ist. Dieselbe Scene, der von den Furien verfolgte Orestes, findet sich auf mehrern noch

*) Zuerst in einer lateinischen Abhandlung, die er während seiner Anwesenheit in Rom herausgab; dann auch in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst III, 1—32.

erhaltenen Vasengemälden abgebildet, und ich habe mich auf diese Veranlassung schon anderswo über diese Benutzung des griechischen Trauerspiels zur Auslegung alter Kunstwerke ausführlicher erklärt *). Die Sache kann freilich auch wieder übertrieben, und wie von jeder Hypothese der Art, so auch von dieser Parallele des griechischen Trauerspiels ein witziger Mißbrauch gemacht werden. Allein sie läßt sich doch gewiß mit gehöriger Einschränkung noch auf weit mehrere Kunstwerke anwenden, wenn man zumahl annehmen dürfte, daß unter den alten Vasenabbildungen mehrere den sogenannten Autos factos, oder extemporirten Dramen, wie sie bei den Völkerschaften des dorischen Stammes unter den Griechen an den Festen des Bacchus gespielt wurden **), durch Darstellung der beliebtesten Scenen daraus ihre Entstehung zu verdanken hätten.

Mehr Einschränkung bedarf vielleicht die zweite Muthmaßung, daß viele Römer, die das sogenannte Recht der Ahnenbilder (jus imaginum), wodurch der römische Adel genealogisch erwiesen wurde, ihrer politischen Lage nach entbehren mußten, sich der Kunst des Steinschneiders bedienten, um durch diese wenigstens ihr Porträt, das sie auf andere Weise nicht abbilden lassen

*) Griechische Vasengemälde II, 293. f.

**) S. die Prolusion de quatuor aetatibus rei scenicae apud veteres pl 8. f.

durften, unter der Geſtalt einer Gottheit oder in der Darſtellung irgend einer Scene des häuslichen Lebens aufzubewahren. Daß wir einen guten Theil alter Statuen, Büſten, Münzen und geſchnittenen Steinen aus der allgemeinen Sitte, geliebte und geachtete Perſonen mit den Merkmalen männlicher und weiblicher Gottheiten abzubilden, erklären und uns ſorgfältig hüten müſſen, das für ächte Götterabbildungen anzuſehen, was nach der Abſicht des Künſtlers nur eine verherrlichte und gleichſam apotheoſirte Portraitähnlichkeit ſeyn ſollte, iſt zu bekannt, als daß es hier neuer Beiſpiele zum Erweis bedürfte. Allein um dieſe Sitte zu erklären, bedarf es keine beſondere antiquariſche Urſache. Dieſelbe Eitelkeit, die noch jetzt ſo manche lächerliche Maſkerade bei Portraitgemälden erzeugt, bewirkte auch jene Erſcheinung, und durfte um ſo weniger beſorgen, durch dergleichen Apotheoſen den frommen und gläubigen Seelen ein Aergerniß zu geben, als es ja allgemein bekannt war, daß ſelbſt die größten Künſtler ihre Bilder des Eros, der Afrodite, des Hermes, Herakles u. ſ. w. von ſchönen Jünglingen und Buhlerinnen entlehnt hatten; ein künſtleriſcher Diebſtahl, wofür ſie die Zuchtruthe der eifernden Kirchenväter oft ſehr unſanft empfinden müſſen. Am wenigſten möchte ich das Privilegium der Ahnenbilder hierbei in Anſchlag gebracht wiſſen. Dieß hatte keineswegs die Ausdehnung, daß nun überhaupt bei den Römern ſich niemand hätte abmahlen oder abbilden laſſen dürfen, der nicht durch die oberſten Ehren-

Und was für Ursache hatte er, sich auf die Stärke seiner Grundsätze zu verlassen? — Auch in diesem Stücke schwebte er in einem subtilen Selbstbetrug, den ihm vielleicht nur die Erfahrung sichtbar machen konnte. Entzückt von der Idee der Tugend, ließ er sich nicht träumen, daß das Gegentheil dieser intellectualischen Schönheit jemals die Reitze für seine Seele haben könnte. Die Erfahrung mußte ihn belehren, wie betrüglich unsre Ideen sind, wenn wir sie unvorsichtig realisiren. — Betrachtet die Tugend in sich selbst, in ihrer höchsten Vollkommenheit, — so ist sie göttlich, ja (nach dem kühnen, aber richtigen Ausdruck eines vortreflichen Schriftstellers) die Gottheit selbst. — Aber welcher Sterbliche ist berechtigt, auf die allmächtige Stärke dieser idealischen Tugend zu trotzen? Es kömmt bey einem jeden darauf an, wie viel die seinige vermag. — Was ist häßlicher, als die Idee des Lasters? Agathon glaubte sich also auf die Unmöglichkeit, es jemals liebenswürdig zu finden, verlassen zu können; und betrog sich, — weil er nicht daran dachte, daß es ein zweifelhaftes Licht giebt, worinn die Grenzen der Tugend und der Untugend schwimmen; worinn Schönheit und Grazien dem Laster einen Glanz mittheilen, der seine Häßlichkeit übergüldet, der ihm so gar die Farbe und Anmuth der Tugend giebt? und daß es allzuleicht ist, in dieser verführischen Dämmerung sich aus dem Bezirk der letztern in eine unmerkliche Spiral-Linie zu verlieren, deren Mittel-Punct ein süßes Vergessen unser selbst und unsrer Pflichten ist.

Von

ſtellen dazu berechtigt geweſen wäre. Dieß blieb jedem einzelnen Privatmann, der die Unkoſten nicht ſcheute, für ſich und ſeine ganze Familie gewiß ſtets unbenommen*). Nur die öffentliche Ausſtellung der in Wachs abgeformten und dann bei feierlichen Proceſſionen mit allen Zierden ihrer vormaligen Würde zu umkleidenden Geſichtsmasken**), war ein heiliges unver-

*) Oder ſind etwa die 700 Illuſtres, die der Polybiſter Varro in ſeinen Büchern nicht bloß durch ſchriftliche Nachrichten, ſondern auch durch wirkliche Abbildungen, die ſich mit den Abſchriften vervielfältigen ließen, ſo ſehr verherrlichte, (S. Plinius 35, 2. f. 2.) bloße Staatsmänner in den oberſten Ehrenſtellen, und nicht auch ſonſt merkwürdige und ausgezeichnete Künſtler, Redner u. ſ. w. geweſen? Dieſe Portraits (mögen ſie nun, wie Pauw glaubte Recherches ſur les Grecs T. I. p. 200. ein Vorſpiel der neuen Holzſchnitte oder Kupferſtiche geweſen ſeyn, oder, wie um gleich wahrſcheinlicher iſt, wirkliche Miniaturgemäldchen auf Pergament (ſ. Winkelmanns Storia delle arti T. II. p. 8. ed. Fea.) mußte doch Varro aus vielen Privatſammlungen erſt zuſammenleſen.

**) Die Hauptſtelle beim Polybius 6, 53. T. II. p. 568. Schweigh. ſetzt es außer Zweifel, daß dieſe Ahnenbilder nur zur Parade dienten, und das gerade nur dieſe Parade das ausſchließliche Vorrecht der Nobilität war. Uebrigens wird niemand, der Eſchenburgs Ausführung der Leſſingiſchen Controverſ (Leſſings Werke X. 322. ff.) geleſen hat, meinen Ausdruck Geſichtsmaske für imago befremdend finden. Die ſo oft gemißdeutete Sitte war kurz dieſe:

letzbares Vorrecht der alten Familien, womit jedoch allerlei andere Portraitbildnereien vollkommen bestehen konnten, und auch nach dem Zeugnisse des Alterthums, wenn wir die frühere römische Kunstgeschichte genauer untersuchen, wirklich bestanden haben*).

B.

2.

Rode's Vitruv.

Für alle Baumeister, die ihr Geschäft durch den Kanon der Eurythmie zur Kunst im höhern Sinn des

Man nahm in Gyps die Gesichtsform von Lebenden oder Todten (dieß ist hier gleichviel), die man dann in Wachs ausgoß. So entstand eine wahre Maske aus Wachs, die man ins Atrium in kleine Wandschränkchen setzte, bei feierlichen Processionen aber über große Puppen, die als Consuls, Dictatoren, Triumfatoren u. s. w. angeputzt waren, gerade so, wie wir kleine Masken über die Kinderpuppen legen, gezogen wurden. Die Maskenform war den Römern durch die Tuscischen Ludii und das älteste Theaterwesen hinlänglich bekannt.

*) Man nehme z. B. nur was Plinius 35, 2. s. Z. über die Medaillons (clypei), wo sich ein Vater mit allen seinen Kindern in eine Art von Familienporträt darstellen ließ, berichtet. In den Herculanischen Alterthümern finden sich hierzu einige interessante Belege, die wenigstens die Allgemeinheit dieser Sitte beweisen.

Worts erheben wollen, bleiben Vitruvs 10 Bücher von der Architektur stets das unbezweifelte Normalbuch und gleichsam der Kodex ihrer Wissenschaft. Freilich hat man sich sehr oft vergriffen, wenn man in dem Werke dieses vielbelesenen pensionirten Ingenieurofficiers *) auch überall die Regeln der ächtgriechischen Baukunst zu finden glaubte **); oder, worinn es häufig Piranesi in seiner Magnificenza di Roma, und dessen Nachbeter versahn, an die Ruinen der nach-augustischen Zeiten den Vitruvischen Maaßstab anlegte. Aber auch so bleibt Vitruv ein unschätzbarer Nachlaß aus dem Alterthum für alle gebildete Menschen neuerer Zeit, und das Verdienst, ihn gemeinnützlicher und zugänglicher gemacht zu haben, kann nicht dankbar genug erkannt werden. Hr. K. R. Rode in Dessau, der durch seine im Ganzen meisterhafte und reich ausgestattete teutsche Ue-

*) Was Vitruv eigentlich unter dem Julius Cäsar gewesen sey, bemerkt Silberschlag in seiner Abhandlung über die Kriegsmaschinen der Alten in den Memoires de l'Acad. de Berlin vom Jahre 1760 sehr gut. Noch immer kann ich mich nicht überzeugen, daß in der Vorrede zum ersten Buche die gewöhnliche, auch durch die meisten Handschriften bestätigte Lesart, reliquorum tormentorum refectionem in perfectionem, wie nun auch Hr. Rode liest, zu verändern sey. Der Gegensatz foderte refectionem.

**) Interessante Beispiele von Abweichungen davon hat Stieglitz in seiner Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst-Th. V. S. 380. gesammelt.

berſetzung des Vitruvs (Leipzig, bei Göſchen 1796. in zwei Quartbänden) ſich ſchon früher das Verdienſt erworben hatte, manchen, dem die Ueberſetzungen des Auslandes ſo gut als das Original ſelbſt unverſtändlich waren, in des römiſchen Meiſters Schule eingeführt zu haben, hat nun ganz neuerlich einen kritiſch verbeſſerten und ungemein ſaubern Abdruck des Originals ſelbſt veranſtaltet, und ſich dadurch des Danks aller gelehrten Künſtler und Filologen verſichert *). Die dem Text untergeſetzten Varianten aus dem Gudiuſſiſchen Codex und der erſten Ausgabe, deren Vergleichung er der Mittheilung des jetzigen liberalen Vorſtehers der Wolfenbüttler Bibliothek verdankte, werden dem geübten Filologen ſehr willkommen ſeyn, und hoffentlich noch zu manchen ſcharfſinnigen Verbeſſerungsvorſchlägen führen. Denn daß noch vieles in dieſem ſach- und wortſchweren Schriftſteller zu verbeſſern und zu erläutern ſey, wird niemand leugnen, der ſich etwas genauer mit ihm bekannt gemacht hat **). Eine ſehr erwünſchte Aus-

*) M. Vitruvii Pollionis de Architectura libri X. ope Cod. Guelferbytani, editionis principis, ceterorumque ſubſidiorum recenſuit — A. Rode, Deſſavienſis. Berlin, Mylius 1800. 264. und 80. S. in 4to.

*) Es ſollte der Vorſchlag ausgeführt werden, den ſchon Poleni gethan, eine eigene Vitruviſche Akademie zu errichten, wo Sprach- und Sachkenner ſich zu gemeinſchaftlichem Zweck freundlich die Hand böten, und jährlich einen Theil ihrer Diſcuſſionen über den Vitruv

ſtellung hat dieſe Ausgabe durch das aus der frühern Ueberſetzung hier wieder mit Verbeſſerungen und Zuſätzen abgedruckte und jetzt überall mit den franzöſiſchen, italiäniſchen und engliſchen Kunſtausdrücken begleitete Lexicon Vitruvianum erhalten, welches zum erſten Bedürfniß gewiß jeden befriedigen, und die Arbeiten von Bald und anderen nicht vermiſſen laſſen wird. Ein Vitruv ohne architektoniſche Zeichnungen iſt nur ein halber Vitruv. Auch hatte jener Schriftſteller ſelbſt die Schemata dazu gegeben; die aber leider zum unerſetzlichen Verluſt der Wiſſenſchaft von den unfertigen Abſchreibern ſehr früh verwahrloſ't und ausgelaſſen worden ſind. Sehr traurig wäre es daher geweſen, wenn die von Hrn. Rode ſelbſt ſchon lange dazu gefertigten und höchſt ſorgfältig ausgearbeiteten Zeichnungen, wie ſelbſt die Vorrede dieſer neuen Ausgabe noch beſorgen läßt, aus Mangel hinlänglicher Unterſtützung auch dießmal hätten zurückbleiben müſſen. Allein die Schwierigkeiten, die ſich ihrer Bekanntmachung entgegenſtellten, ſind ſeitdem glücklich gehoben worden; und ich darf das ganze kunſtliebende Publikum auf ihre unfehlbare Erſcheinung zu Oſtern 1801. ſchon jetzt aufmerkſam machen. B.

bekannt machten. Die Herrn Hirt und Genelli in Berlin haben durch ihre neueſten Abhandlungen in Beziehung auf die Rodiſche Ueberſetzung die Sache, die nur eines ſichern Vereinigungspunktes bedarf, ſchon im voraus eingeleitet.

VI.

Miſcellen.

1.

Vetterleins Handbuch der poetiſchen Literatur.

Es iſt früher im Teutſchen Merkur von des Hrn. Rector Vetterlein practiſcher Chreſtomathie, (Köthen, Aue. 3 Thle. 1797—1799) die Rede geweſen, und alles was damals zum Lobe dieſer muſterhaften Sammlung bemerkt worden iſt, hat ſich durch fortgeſetzten Gebrauch des Werkes ſelbſt vollkommen beſtätigt. Der damals geäuſſerte Wunſch, daß es dieſem Kenner unſeres Parnaſſes nun auch gefallen möge, ein biografiſches und bibliografiſches Handbuch über unſere ältere und neuere Dichterlitteratur auszuarbeiten, iſt nun auch erfüllt, und mit einer Vollſtändigkeit und Genauigkeit ausgeführt worden, die für einen ſo engen Raum faſt nichts zu wünſchen übrig läßt *). Nach einer ſehr brauchbaren Einleitung über die Quellen dieſes Literaturſtudiums folgen in 41 Rubriken die fleißig ge-

*) Unter dem Titel: Handbuch der practiſchen Literatur der Deutſchen von C. F. M. Vetterlein. Als Anhang zur Chreſtomathie deutſcher Gedichte. Köthen, Aue. 1800. S. 8. (1 Rthlr. 4 gl).

ſammelten und mit feinem Geſchmack ausgewählten Notizen von Wernike bis auf Falk. Jede Rubrik enthält zuerſt Nachrichten von der Perſon und dem Leben des Dichters mit einer kurzen, aber gewöhnlich treffenden Charakteriſtik deſſelben, dann eine literariſche Ueberſicht von den Ausgaben ſeiner poetiſchen Schriften, wobei beſonders auf die vollſtändigen und ächten genaue Rückſicht genommen, und auch ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß der Ueberſetzungen im Auslande geliefert iſt, ſo wie Hinweiſungen auf Bücher, woraus ſich über den angeführten Dichter und ſeine Werke noch mehr Nachrichten und Beurtheilungen ſchöpfen laſſen. Ein gutes Regiſter macht den Beſchluß. Gewiß bedarf es nur der Anzeige, daß ein ſolches ſchon ſo lange gewünſchtes Repertorium nun wirklich vorhanden iſt, um das Buch in die Hände aller Liebhaber unſerer vaterländiſchen ſchönen Literatur zu bringen, und eben dadurch den unverdroſſenen Verfaſſer zu einer gröſſern und ausgeführtern Bearbeitung der hier meiſt nur angedeuteten Notizen aufzumuntern. Ein beſonderes Verdienſt hat ſich der brave teutſche Mann durch die überall aufgehangenen Warnungstafeln gegen die Heuſchrecken und Raubbienen unſrer Literatur, die Nachdrucker, erworben, indem er bei jeder Veranlaſſung zeigt, wie dieß Raubgeſindel ſeine Beute zu entſtellen, und die leichtgläubigen Käufer durch ihren Unrath zu betrügen pflegt. Da gerade jetzt wieder auch das nördliche Teutſchland mit dieſen ſtinkenden Wurmfraßexcre-

menten (denn was iſt der Nachdrucker anders als eine Abartung des papierverderbenden Inſekts, dermeſtes papyri-perda. Linn.) mehr als je heimgeſucht wird; ſo glaube ich ein gutes Werk zu thun, wenn ich zum Schluſſe eine Stelle aus der Vorrede abſchreibe, und ſie jedem ehrlichen, dem vorgeſpiegelten Vortheil beim Einkauf ſolcher Schmutzproducte redlich widerſtehenden Leſer zum Troſt wiederhole.

„Ich habe zum Beſten junger Bücherfreunde im„mer die ächten Ausgaben der Dichter angeführt, um „ſie bei dieſer Gelegenheit vor der loſen Waare der Su„delköche, wie ſie Luther nennt, d. h. der Nachdrucker „zu warnen. Ich nenne aber ächte Ausgaben die, „welche die Verfaſſer ſelbſt, oder nach ihrem Tode ihre „gelehrten Freunde beſorgt haben; unächt ſind die, wel„che wider Wiſſen und Willen der Verfaſſer, von an„dern Gelehrten, oder welches gewöhnlicher iſt, von „halbgelehrten Buchhändlermiethlingen veranſtaltet „werden; und Nachdrücke ſind die Auflagen, welche ge„winnſüchtige Buchhändler hinter dem Rücken der Ver„faſſer und der rechtmäßigen Verleger zu machen pfle„gen. Die Buchführer Trattner in Wien, Schmieder „in Karlsruh, Gegel in Frankenthal, Tenneſeger in „Reutlingen, Gaſtl in Brünn u. ſ. w. haben faſt alle „unſere Dichter und guten Proſaiſten nachgedruckt, und „ganze Ladungen ihrer leichten Waare karrenweiſe nach „allen Theilen des Reichs verſandt. Wohlfeil ſind dieſe

„Nachdrücke freilich; aber an ſchlechter Waare kauft „man immer theuer. Die meiſten ſind Sudeleien; es „wimmelt darinn von Druckfehlern; viele ſind unvoll„ſtändig, nach alten Ausgaben gemacht, mit unächten „Stücken behangen; und bei der Vergleichung bin ich „nicht ſelten auf die ärgſten Auslaſſungen von Worten, „Zeilen, Verſen und Sätzen geſtoſſen. Man ſagt daß „dieſe Nachdrucker obrigkeitliche Privilegien haben, „oder doch bei ihrem Nachdruckergewerbe geſchützt wer„den. Es war ja nicht genug, daß unſre Groſſen die „junge deutſche Muſe nicht pflegten; ſie mußten auch „ein Auge zudrücken, als das gute ohne ihr Zuthun „aufgewachſene Kind bei ſeinem Eintritt in die Welt „in Gefahr kam, unter Räuber und Mörder zu fallen!“

2.

Siama und Galmory.

Das Gedicht *), von deſſen Verzierung durch Schnorr ſchon einmal geſprochen worden iſt, (Jury S. 152) verdient um des lebendigen Odems, der durch das Ganze weht, und um ſo vieler einzelnen Schönheiten willen, die ihm nur ein ſchaffender Dich-

*) Siama und Galmory, ein Gedicht in zwey Geſängen von L. S. Siegfried. In Commiſſion bei P. Ph. Wolf. Leipzig, 1800. 110 S. kl. 8.

tergenius einhauchen konnte, eine sehr ehrenvolle Ausnahme vor so vielen halbreifen Produkten der letzten Ostermesse. Die genauere Zergliederung und Beurtheilung des Planes und der Ausführung gehört nicht in diese Zeitschrift, die sich zu nichts weiter anheischig macht, als alles Gute gern zu bemerken, was ihr bei ihrem Aussliegen begegnet. Es hat uns aber ein Mann, der, selbst Virtuos in der edeln Musenkunst, am sichersten über die Erzeugnisse eines jüngern Mitbruders in Apoll urtheilen kann, seine Meinung darüber schriftlich mitgetheilt, die wir mit inniger Zustimmung unsers eignen Gefühls auch hier anzuführen um so weniger Bedenken tragen, weil das pares a paribus judicantor uns immer eines der wichtigsten und unverbrüchlichsten Gebote bei aller Kritik zu seyn schien. „Ein poetisch empfindendes Herz scheint diesem Dichter „von der Natur geschenkt, und es fehlt ihm nicht es „auf mancherley Art zu bilden und auszudrücken. Was „ihm noch fehlt, ist die gute, reine, klare Manier, „die Erzählung so in ihrer Folge vorzutragen, daß die „Empfindung mehr durch Darstellung der Sache selbst „spricht, als daß sie auf andre Weise herbeygesucht „und gleichsam dem Leser nebenbey eingeflüstert werde, „kurz das Objektive was unbezweifelt zum Wesen „der epischen Dichtkunst gehört. Der Dichter der „Gelmory hat nichts weniger noch als eine feste überdachte Manier. Er überläßt sich der eignen Empfindung, bringt sie dem Leser gleichsam auf, und hin-

Von dieſer Betrachtung, welche unſern Helden die Nothwendigkeit eines behutſamen Mißtrauens in die Stärke guter Grundſätze lehrte; und wie gefährlich es ſey, ſie für das Maaß unſrer Kräfte zu halten; gieng er zu einer andern über, die ihn von der wenigen Sicherheit überzeugte, welche ſich unſre Seele in dieſem Zuſtande eines immerwährenden moraliſchen Enthuſiaſmus verſprechen kann, wie derjenige, worinn die ſeinige zu eben der Zeit war, als ſie in dem fein gewebten Netze der ſchönen Danae gefangen wurde. Er rief alle Umſtände in ſein Gemüthe zurück, welche zuſammengekommen waren, ihm dieſe reitzungsvolle Schwärmerey ſo natürlich zu machen; und erinnerte ſich der verſchiedenen Gefahren, denen er ſich dadurch ausgeſetzt geſehen hatte. Zu Delphi fehlte es wenig, daß ſie ihn den Nachſtellungen eines verkappten Apollo preiß gegeben hätte; — zu Athen hatte ſie ihn ſeinen argliſtigen Feinden würklich in die Hände geliefert. Doch aus dieſen beyden Gefahren hatte er ſeine Tugend davon gebracht; ein unſchätzbares Kleinod, deſſen Beſitz ihn gegen den Verluſt alles andern, was ein Günſtling des Glücks verlieren kann, unempfindlich machte. Aber durch eben dieſen Enthuſiaſmus unterlag ſie endlich den Verführungen ſeines Herzens eben ſo wol als den Kunſtgriffen der ſchönen Danae. War nicht dieſes zauberiſche Licht, welches ſeine Einbildungskraft gewohnt war, über alles, was mit ſeinen Ideen übereinſtimmte, auszubreiten; war nicht dieſe unvermerkte

„dert und verwirrt dadurch deſſen Empfindung. Auch „in dem Mechaniſchen des Versbaues iſt er noch ſehr „ungewiß, hat glückliche Verſe unter ganz mißrathnen. „Er ſcheint anfänglich das Voßiſche Syſtem zu befol„gen, aber in der Folge reißt und führt ihn die Em„pfindung über holperichte, gewaltſame Verſe und „Sylben hinweg. Er muß noch ſtudiren, um vielleicht ein ſehr guter Dichter zu werden; aber ohne „Studium wird er es nicht. — Ich wollte, die „Prachtausgabe hätte ſich noch aufgeſchoben; aber bey „uns muß alles gar bald reif werden, um bald — „wieder abzublühen!“

3.

Hanſeatiſches Magazin.

Auch die zuletzt erſchienenen zwei Hefte des dritten Bandes ſind reich an Unterhaltung und Belehrung. Das fröliche Gedeihen dieſes auf teutſche Gradheit und Gründlichkeit feſt gegründeten Inſtituts muß jedem, dem teutſches Vaterland noch etwas mehr als bloßer Schall iſt, äußerſt willkommen ſeyn. Um hier nur einige der vorzüglichſten Aufſätze anzudeuten, wird niemand die in Inhalt und Form anziehende Fortſetzung der Skizzen über Hamburg, die merkwürdigen Beiträge über die letzte Handelskriſe in Hamburg und Bremen, wo man überall

Männer in ihrem Fache sprechen hört, die im Museum zu Bremen gehaltene Vorlesung über die verrufenen Trinkgelder an das Gesinde vom Senator Oeken nebst dem beherzigungswerthen Anhang des würdigen Herausgebers über das Gesindwesen überhaupt, und die Stecknitzfarth und die Musikkultur in Bremen in diesen beiden Heften, ohne vielseitig berührt und geweckt worden zu seyn, lesen können. Auch andere Reichsstädte gehen nicht ganz leer aus. Die Nachricht über die Nürnberger Erbaristokratie und ihre traurigen Folgen" ist ein wichtiges Aktenstück, so wie die Ankündigung einer Nürnberger Handelsgeschichte von Hrn. Rothe schon durch die Hülfsmittel, die hier aufgezählt werden, Aufmerksamkeit erregt. Daß die Herrn Hanseater an der Elbe und Weser etwas von dem Wespenartigen geerbt haben, was Aristofanes seinen Mitbürgern so oft mit einem gewissen Wohlgefallen in Rechnung bringt, beweisen mehrere lebhafte Aeßerungen gegen einen sonst sehr achtungswürdigen und wohl nicht in die Klasse der gemeinen Reisenden zu werfenden Schriftsteller, der einige harte Urtheile über sie verschuldet hatte. Der teutsche Merkur fühlt sich keineswegs berufen, den Anwald eines Mannes zu machen, der überhaupt noch nie eines Vormundes bedurfte. Aber er darf es hier, wo von Hanseatischen Gegenständen die Rede ist, nicht mit Stillschweigen übergehen, daß in Merkels (sehr interessanten) Erzählungen

[1 Bändchen, Berlin, Sander 1800.]; ein Bruchstück aus der ältern Hamburgischen Geschichte, die Schicksale des unglücklichen Demagogen Snitger mit einer Wärme und Darstellungsgabe, die wir recht vielen unserer Geschichtschreiber wünschen möchten, vorgetragen und eben dadurch ein Muster aufgestellt worden ist, wie Gegenstände der Art aus der frühern Geschichte der Reichsstädte historisch (und warum nicht auch dramatisch?) zu behandeln wären.

4.

Guts Muths Bibliothek der pädagogischen Literatur.

Der Nahme des durch seine Gymnastik bekannten Herausgebers sowohl, als des Orts, wo diese Bibliothek redigirt wird (Schnepfenthal), mußte schon bei ihrer ersten Ankündigung ein gutes Vorurtheil für ein Unternehmen erwecken, dessen Bedürfniß bei der täglich schwellenden Fluth pädagogischer Schriften immer dringender wurde. Die bis zum 3ten Stück des zweiten Bandes rasch fortgehende Erscheinung dieser Bibliothek beweist, daß sie allgemeinen Beifall und eine Unterstützung fand, die, man mag die Menge der darin angezeigten Schriften, oder den liberalen Ton der Kritiken und die überall reichlich eingestreuten

praktiſchen Winke, oder ſelbſt die gefällige Außenſeite dieſer Blätter anſehen, gewiß nicht unverdient, was. Je mehr die Herausgeber, ihrem Plane getreu, nur das ſchon ſo weit genug ſich erſtreckende Feld der eigentlichen Pädagogik und ihrer Hülfswiſſenſchaften zu umfaſſen ſtreben, und die Filologie einer andern Zeitſchrift überlaſſen, *), deſto beſtimmter wird ihr Nutzen, und deſto größer (es ſcheint widerſprechend, und iſt doch wahr) wird ihr dankbares Publikum ſeyn. Keine gefährlichere Klippe giebt es, als in ein kritiſches Journal von beſtimmtem Umfang und Zweck, um deſto mehr Leſer zu kirren, immer mehr fremdartigen Stoff zu ziehen. — Was viele Leſer reizen und unterhalten würde, wäre das allgemeine pädagogiſche Korreſpondenzblatt, das bei weitem noch nicht genug im Gang iſt, und beſonders durch Ueberblicke und freimüthige Würdigung des Zuſtandes des Erziehungsweſens an den verſchiedenen Theilen unſers vielnahmigen und vielköpfigen Gemeinſtaats großes Intereſſe gewähren würde. Doch hiezu gehören vielſeitige, ſichere Verbindungen, die ſich nicht auf einmal an-

*) Sehr treffende Bemerkungen über eine ſolche jetzt gar nicht vorhandene Zeitſchrift macht H. Bredow in der Vorrede zu einer kleinen, aber ſehr reichen Sammlung: Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der alten Geſchichte, Geografie und Chronologie, Altona, Hammerich 1800. 184 S. in gr. 8. Man muß wünſchen, daß dieſe Sammlung ſelbſt ein ſolcher Mittelpunkt werden könne.

knüpfen laſſen. Man muß nur immer an der rechten Thüre anklopfen! — Viel lieber würden wir der eignen, größern Abhandlungen entbehren, wozu es ſo ſchon periodiſche Blätter und litterariſche Repoſitorien genug giebt. Kurz es iſt hier eine neue Fahne für kundige und gewiſſenhafte Männer aufgeſteckt. Wer ſich tauglich fühlt und nicht bloß Söldner ſeyn will, mag ſich zu ihr ſammeln und eine Zeitſchrift vervollkommnen helfen, die nur durch die Zuſammenwirkung vieler und edler Kräfte ſich in Dauer und Zweckmäßigkeit über viele vor ihr ſchnell verſtorbne Inſtitute erheben kann. — Πολιτὴν τε δεῖ, οἷς γόνυ κλωπὸν.

VI.

Auszüge aus Briefen.

1.

Aus England.

den 1. July 1800.

Wakefield, der ſeines Kerkers quitt und ledig iſt, wird ſein Griechiſch-Engliſches Wörterbuch noch vor dem Ende dieſes Jahres erſcheinen laſſen. Schade, daß ihm die Kenntniß der teutſchen Sprache abgeht. Wie ſehr könnte er, ohne dieſen Mangel, durch Be-

nutzung des Schneiderſchen Wörterbuchs dem ſeinigen zu Hülfe kommen! Das eben erſchienene Etymologicum Magnum von Wiſhers, einem Cambridger Gelehrten, hat Verdienſte. Er führt alle Wörter auf Urtöne oder Urwörter zurück, gerade ſo, wie unſer Adelung und Fulda, die doch, wie ich aus einer Vergleichung ſehe, feinere Fühlhörner für die Ausforſchung ſolcher Wurzelwörter haben. Die Engländer lieben das Studium der Etymologie überhaupt weit mehr, als die teutſchen Gelehrten. Sie erinnern ſich, wie übel einige Kunſtrichter dem würdigen Anton wegen einiger gewagten Etymologien mitgeſpielt haben. Hier wäre dies nicht geſchehen. Noch eine filologiſche Merkwürdigkeit iſt ein Kommentar über Lykofrons Kaſſandra von einem gewiſſen Meen, Remarks on the Caſſandra of Lycophron. Eine Abhandlung über den Plan und die wahre Veranlaſſung dieſer Monodie, wie ſie der Verf. nennt, geht voran. Dann kommen Anmerkungen zu einzelnen abgedruckten Stellen. — Nicht bloß jenſeits des Kanals, auch hier iſt Aegypten jetzt das Löſungswort der kleinen und großen Büchermacher. So hat ein gewiſſer Antes, der viele Jahre in Handelsverhältniſſen in Cairo gelebt hat, jüngſt ſeine Bemerkungen herausgegeben, die doch nicht ganz unfruchtbar an neuen Anſichten und Beobachtungen ſind, beſonders über die Nilüberſchwemmung und die Peſt, die er in beſondere Verbindung mit einander zu ſetzen weiß.

Die Neuigkeit des Tages iſt die prächtige Galerie von Gemälden, Vaſen, Statuen, Gemmen u. ſ. w. des ſinnreichen Hope, vormals, wie Sie wiſſen, des erſten Kaufmanns in Europa. Sie iſt noch nicht fertig. Aber man arbeitet mit Macht an der Vollendung der weiten Zimmer. Dieſe Schätze ſammelte Hope in Italien, Teutſchland, Frankreich u. ſ. w. In England wird, wie man ſagt, dieſer Galerie, wenn ſie eingerichtet iſt, nichts beikommen.

Seitdem in Italien der Krieg wüthet, wallfahrten die teutſchen Gentlemen in ganzen Schaaren hieher und durchreiſen die ganze Inſel bis ins Hochland. Doch läßt man Fremde in keine Seehäfen. Gewöhnlich geben ſie ſich zuerſt dem Prediger Jones in Broxbourn in Herfordſhire in die Koſt und Schule. Wenn ihnen dieſer ihr p und t und w abgeraſpelt hat, dann können ſie ſich mit Ehre ſehn laſſen. —

2.

Hamburg. Im May 1799.

Was es mit der neuen Medizinaltaxe für eine Bewandniß habe? Ich weiß nur ſo viel: die hieſigen reſp. Aerzte, kaum ein halb Dutzend ausgenommen, haben in einer gedruckten Nachricht mit ihren Unterſchriften beſiegelt, ihrem Publikum bekannt gemacht, daß ſie,

gedrungen durch die groſse Theurung aller Bedürfniſſe, eine höhere Taxe für ihre ärztlichen Beſuche, Rathſchläge u. ſ. w. feſtzuſetzen willens ſeyen. Dieſe Tagesbegebenheit gab anfänglich (im vorigen Winter) zu vielen Reden und Widerreden Anlaſs. Auf dem ſogenannten gelehrten Kaffeehauſe hatte ſich die Idee angeſponnen; ein geſchriebenes Zirkular war, um Stimmen zu ſammlen, herumgeſandt. Verſchiedene Doktoren hatten ausführlich ihre Meinung darunter geſetzt. Mehrere nur: „ich bin der Meinung des Hrn. D. N. N.“ Ein Arzt, der nicht für die Meinung der willkührlichen Soldeserhöhung war, hatte darunter geſchrieben: „Ich bin keines Menſchen Meinung, denn ich habe meine eigene, die iſt quod non u. ſ. w.“ Im Publikum waren die Meinungen wie natürlich getheilt, viele für, mehrere gegen die Taxerhöhung. Eine wackre Dame meiner Bekanntſchaft im Matronenalter, die ihr vieles Geld ein wenig ſehr zu Rathe hält, ſagte mir in aller Aufrichtigkeit: „Nun will ich mich wohl hüten krank zu werden, vorzüglich in der Nacht, denn da koſtets einen Dukaten.“ — Es iſt in der That zu beſorgen, daſs manche geldliebende Pazienten aus Scheu vor der höhern Ausgabe lieber hinſterben, oder ſich durch wohlfeilere Pfuſcher und Quackſalber vergiften laſſen. Mir fällt Blumauers Epigramm hierbei ein, wo er einem Geizhals, der dem Ertrinken nahe iſt, ſeine Hand dem Retter, der ſie ihm zu geben erſucht, verweigert, und ertrinkt. Hamburg hat leider! keine

Medizinal- (wie keine Gesinde-) Verordnung; hätte sie jene, so würden viele Aerzte nicht den Apothekern ins Amt und in die Büchsen fallen, und in ihren Hausapotheken ihren Provisor stellen dürfen. Eine Gesindeverordnung wäre ein noch dringenderes Bedürfniß. An schlechten, treulosen, ausschweifenden Dienstboten ist noch immer kein Mangel. Man will es so! Die gelehrten Schreibereien und Vorschläge, was haben sie gefrommt? Freilich haben wir eine vortreffliche Anstalt zum Besten kranker und verdienter Dienstboten, aber sie heilt das weit um sich fressende Uebel nicht radikal.

Das große Auge mit dem Denkspruch am Armenblock des Krankenhauses, dessen ich im T. M. v. J. erwähnt finde, hatte einiges Gerede gegeben. Einige mögen das große Gotteraug am Dammthore zu groß, andere den Vers darunter zu klein gefunden haben. Wer nimmt davon Notiz, wenn Ziel und Zweck übrigens gut sind? Aber die Anstalt scheint davon Notiz genommen zu haben. Denn nun ist auch am Millernthor ein Kasten mit einem recht artigen Gemälde aufgestellt, das eine Bettlerfamilie repräsentirt. Der Vers darunter beginnt:

Nicht Tadelsucht, nein Lust zu geben
soll, werther Leser, dich beleben u. s. w.

und schließt:

— sey menschlich. Gieb!

Dieſe drei lezten Worte wären mehr als hinreichend geweſen. Denn die durchs Thor paſſirenden Fußgänger, Schauer und etwanigen Geber ſtaunen ob dem Vers, und können's nicht begreifen, warum die Anſtalt ſo böſe iſt, was es mit dem Tadeln auf ſich hat, und wie es in den Vers am Block gerieth.

Hr. Schröder in Mellingen hat mit den dermaligen 5 Direktoren des teutſchen Theaters die Pachtzeit, die auf Oſtern 1800 abgelaufen ſeyn wird, bereits auf noch 10 Jahre verlängert. Ein Hr. Steigen qualifizirte ſich vor kurzem bei dieſer Bühne zu dem, was man einen Liebling des Publikums zu nennen pflegt. Er ſpielte meiſt die von Schröder ehmals geſpielten Rollen, den Otto von Wittelsbach, Oberförſter, Kriegsrath Dallner u. a. Abgegangen ſind Kupfer, Kriſeberg und Frau, eine geb. Koch, und mehrere, die man weniger vermißt.

merkte Unterschiebung des Idealen an die Stelle des Würklichen, die wahre Ursache, warum Danae einen so ausserordentlichen Eindruck auf sein Herz machte? War es nicht diese begeisterte Liebe zum Schönen, unter deren schimmernden Flügeln verborgen, die Leidenschaft mit sanft schleichenden Progressen sich endlich durch seine ganze Seele ausbreitete? War es nicht die lange Gewohnheit, sich mit süssen Empfindungen zu nähren, was sie unvermerkt erweichte, um desto schneller an einer so schönen Flamme dahinzuschmelzen? Mußte nicht der Hang zu phantasierten Entzückungen, so geistig auch immer ihre Gegenstände seyn mochten, endlich nach denjenigen lüstern machen, vor welchen ihm ein unbekanntes, verworrenes, aber desto lebhafteres innerliches Gefühl den würklichen Genuß dieser vollkommensten Wonne versprach, wovon bisher nur vorüberblitzende Ahnungen seine Einbildung berührt, und durch diese leichte Berührung schon ausser sich selbst gesetzt hatten? Hier erinnerte sich Agathon der Einwürfe, welche ihm Hippias gegen diesen Enthusiasmus, und diejenige Art von Philosophie, die ihn hervorbringt und unterhält, gemacht hatte; und befand sie itzt mit seiner Erfahrung so übereinstimmend, als sie ihm damals falsch und ungereimt vorgekommen waren. Er fand sich desto geneigter, die Meynung des Sophisten, von dem Ursprung und der wahren Beschaffenheit dieser hoch fliegenden Begeisterung Beyfall zu geben; da es ihm, seit dem er sie in den Armen

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

7. Stück. Julius 1800.

I. Anzeige für Landprediger und Landſchullehrer.

Von dem bekannten Praktiſchen Tagebuche für Landprediger, zur leichtern Führung ihres Amtes und zur beſſern Aufſicht über die ihnen untergebenen Landſchulen, herausgegeben von D. J. A. Jakobi, iſt bey uns des 1ſten Bandes 3s Stück, Preiß 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. erſchienen, und hat folgenden Inhalt.

Erſte Abtheilung.

I. Rede und Formular bey der öffentlichen Confirmation vor einer Landgemeinde.

II. Trauerrede. Gehalten bey der Beerdigung einer Frau, deren Tod in einem ſehr kurzen Zwiſchenraume nach dem Ableben ihrer Schweſter und ihres einzigen hoffnungsvollen Sohnes erfolgte. Das Auditorium war gemiſcht und die Leidtragenden ſelbſt aus dem Mittelſtande.

III. Kurze Anrede an ſolche, die ſich der Privatbeichte in der älteſten Form bedienen.

IV. Ueber einige Geſchäfte der Prediger, die eigentlich nicht zu ihrem Amte gehören und der zweckmäßigen Führung deſſelben doch nachtheilig ſind.

Zweyte Abtheilung.

I. Iſt es nöthig, daß ein Landſchullehrer bey ſeinen Geſchäften in der Kirche in ſchwarzer Kleidung erſcheine?

II. Ueber die Kunſt zu katechiſiren mit beſonderer Rückſicht auf den Landſchullehrer.

Intelligenzblatt.

Die 2te Abtheilung iſt auch zum Beſten der Landſchullehrer für 8 gr. oder 36 kr. unter dem Titel: Prakti-

sches Tagebuch für Landschullehrer zur Erleichterung ihrer sämmtlichen Geschäfte, 1sten Bandes 3tes Stück besonders zu haben.

Gebrüder Gädicke.
in Weimar.

II. Janus, eine Zeitschrift auf Ereignisse und Thatsachen gegründet, 1800. Junius, ist erschienen, und enthält:

I. Eglosstein.
II. Die Wiedervergeltung. Ein Schwank.
III. Der König, die Prinzessin, Floriau und das Theater zu Bantam Fortsetzung.
IV. Die Dichtkunst. Eine Nordische Mythe. Nach der Edda.
V. Die Geistlichen unter der Censur der weltlichen Obrigkeit.
VI Etwas über die Dresdener Schauspielergesellschaft.
VII. Ueber Iffands Schauspiel: das Vaterhaus, und dessen Aufführung auf dem Theater zu Breslau.
VIII. Ueber das Schauspiel Maria Stuart, von Schiller, u. dessen Aufführung auf dem Hoftheater zu Weimar.
IX. Notizen von dem Hoftheater zu Weimar.
X. Zwei erbauliche Avertissements zu theatralischen Benefiz-Vorstellungen.
XI. Kleinere Korrespondenznachrichten.
Aus Salzburg, Augsburg, Leipzig, Berlin, Altona.

Dieß Stück ist am 30. Juni an alle Buchhandlungen, Post- und Zeitungsexpeditionen versandt worden. Der Jahrgang kostet 4 Rthr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. Junius 1800. Zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen.

Im Junl. d. J. sind von dieser für jeden Kaufmann so nützlichen Zeitung 4 Stücke mit folgendem Inhalte erschienen: Ausfuhr der Leinewand in Schlesien von 1748 bis 1790; Judenpechholz; Beschreibung eines Fuhrwerks zur bequemern und leichtern Fortschaffung der Wassertonnen, vom Hrn. Art. Lieut. Neander dem Zweyten; über die jüngst vergangene Leipziger Jubilate Messe; Natrum: Ungarisches Wasser; Getraide Märkte der Stadt Gotha in den Jahren 1798 und 1799; Galläpfel; Wallrath; über den Getraidehandel der Stadt Königsberg in Preussen; Blei; über die geschnittenen Steine und die Kunst sie zu graviren, von Hrn. Christ. Raums; Bemerkung für diejenigen, welche mit der koncentrirten Schwefelsäure (Vitriolöhl) zu arbeiten haben; mehrere Anzeigen von neuen für den Kaufmann nützlichen Schriften und eine Menge kleine Nachrichten den Handel betreffend.

Der Jahrgang kostet 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke zu Weimar.

IV. An die Liebhaber des Reitens aus dem Militär- und Civilstande.

In der bevorstehenden Leipziger Michaelis-Messe erscheint bey mir das erste Heft einer

Reitschule, oder Darstellung des natürlichen und künstlichen Ganges des Campagnepferdes. Mit illuminirten Kupfern. Gezeichnet und mit kurzen Erklärungen in Beziehung auf das Hünersdorfsche Werk: Anleitung zu der natürlichsten und leichtesten Art Pferde abzurichten u. s. w. herausgegeben von C. A. H. Heß d. j. in Dresden, und gestochen von E. G. Krüger daselbst. Groß Quarto.

Herr Heß, welcher sich längst den Ruhm eines vollendeten Künstlers erworben hat, wird gewiß alles leisten, was

richtige Darstellung vermag. Die Zeichnungen sind voll trefflich, und der Stich der ersten Platte, welche bereits in meinen Händen sind, ist sehr getreu unter den Augen, und zur Zufriedenheit des Herrn Heß, von Hrn. Krüger bearbeitet, und ich darf hoffen, daß alle übrige Platten von diesem Künstler bearbeitet, gut ausfallen werden.

Jedes Heft enthält vier Blätter, die ich von den besten Künstlern getreu nach den Originalblättern des Herrn Heß illuminiren lasse.

Die Kupfer des ersten Hefts enthalten folgende Gegenstände:

1) Ein Pferd im Zustande der Freyheit, das zugleich die Stelle des Titelkupfers vertritt.

2) Einen Reiter im natürlichen Schritt.

3) Einen Reiter im natürlichen Trab.

4) Einen Reiter im natürlichen Galop.

welche auf das schönste englische Papier, und die Erklärung derselben mit lat. Lettern auf Schweißerpapier abgezogen werden. Das Ganze soll, so viel ich dazu beitragen kann, ein gutes äußeres Ansehen bekommen, und in der gehörigen Folgeordnung geliefert werden. Jedes Jahr (Ostern und Michaelis) erscheinen bis zur Vollendung des ganzen Werkes, ununterbrochen zwey Hefte.

Den Preiß eines jeden Hefts kann ich jetzt noch nicht bestimmen, er soll aber meines großen Aufwandes ohnerachtet möglichst billig, und den Verdiensten des Herausgebers, folglich auch der gewiß zu erwartenden guten Aufnahme des Publikums angemessen seyn.

Durch jede Buchhandlung ist dieses Werk zu der bestimmten Zeit zu bekommen. Liebhaber, welche sich in dieser Rücksicht, und auch in andern Fällen des Buchhandels, gerade an mich zu wenden die Güte haben wollen, werde ich mit der größten Pünktlichkeit zu bedienen suchen.

Leipzig im Juny 1800.

Theodor Seegen,
Buchhändler.

Nicolaistraße der Kirche gegenüber N. 598.

V. **Wallenstein**

ein dramatisches Gedicht, von Schiller, 2 Theile,

auf Schreibpapier 2 Rthlr. und
auf geglätteten Velinpapier 3 Rthlr. 12 gr.

ist bey uns erschienen und an alle Buchhandlungen versendt worden.

Cottasche Buchhandlung
in Tübingen.

VI. Neue Bücher der Baumgärtnerischen Buchhandlung in Leipzig. Ostermesse 1800.

Abbildung und Beschreibung eines englischen Mischhauses, seines vortheilhaften äußern und nützlichen innern Baues. Begleitet mit einer Abhandlung über Kühmeiserey und deren Bewirthschaftung, besonders in der Absicht, Milch von der schönsten Qualität zu bekommen, sie lange frisch zu erhalten, und Butter von der vorzüglichsten Art zu machen, sie immer zweckmäßig zu salzen, und lange aufzubewahren. Mit 1 Kupfer. 16 gr.

Bibliothek, neueröffnete, für Kinder von 8 bis 16 Jahren. 18 u. 28 Bändchen in 12. gebunden. 2 Rthlr. 4 gr.

Gall, D. F. Joseph, Philosophisch-medicinische Untersuchung über Kunst und Natur im kranken und gesunden Zustande des Menschen. Neue Auflage. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Grohmann, Prof. J. G., Ideen-Magazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen, und für Besitzer von Landgütern, um Gärten im besten Geschmack zu verschönern und zu veredeln, mit deutschem und französischem Text. In Fol. mit 10 Kupfern, jeder Heft schwarz, und illum. 28. 29. Heft in kl. Fol. à Thlr. 8 gr.

— — Kleines Ideen-Magazin für Gartenliebhaber, od. Sammlung von Ideen, die mit wenig Kosten auszuführen sind, enthaltend kleine Lust- und Gartenhäuser, Tempel, Einsiedeleien, Hütten, Brücken, Gartensitze, Ruinen, Portale, Monumente, Prachtkegel, Vermachungen, Ha ha's! Volièren, Thüren, Stühle, Gondeln u. s. w. besonders für solche Liebhaber, die ohne großen Kostenaufwand etwas Geschmackvolles und Neues in ihren Gärten zu besitzen wünschen, in Fol. Mit Beschreibung und vielen Kupfern. 2 Thlr.

— — Gartenſpiele zur geſellſchaftlichen Unterhaltung. in Fol. mit 12 Kupf. 3 Thlr.

— — Encyclopädie der röm. und griech. Alterthümer. Nach Montfaucon, Dandre Bardon, David, Gronov ꝛc. in 4. mit 5 Kupfern. 16 gr.

Hoyers, Joh. Gottfr, Neues militairiſches Magazin hiſtoriſchen und ſcientifiſchen Inhalts mit Plans und Karten. 56 und 66 Stück in 4. brochirt, wird fortgeſetzt à 16 gr.

Lebensbeſchreibung für Knaben, oder charakteriſtiſche Geſchichten, um Kinder zur Verehrung tugendhafter, und Verabſcheuung laſterhafter Grundſätze anzumuntern. Aus dem Engl. der Miſtris Pilkington, von D. A. Waldmann. 12. ſauber gebunden. 14 gr.

Lebensbeſchreibungen für Mädchen; oder moraliſche und lehrreiche Beiſpiele für junge Frauenzimmer Aus dem Engl. der Miſtris Pilkington von D. A. Waldmann. 12. ſauber gebunden. 14 gr.

Polizey von London, von Colquhoun Esqu. nach der 5ten Auflage von 1797, Ueberſetzt von D. J. W. Wollmann. 8r. 8.

Schmiedlein, G. B., Handwörterbuch der Naturgeſchichte, über drei Reiche der Natur, nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet. 1r Th. gr. 8. 1 Thlr.

Sparöfen: die ſowohl zum Kochen und Heitzen der Zimmer erfunden ſind, und wo man mit ½ Klafter Holz mehr bezweckt, als bey andern mit einer ganzen Klafter. Ein Geſchenk für Hausmutter und Hausväter mit Kupfern. in 4. 12 gr.

Taſchenſchmidt, der, oder Taſchenroßarzt, zum Unterricht, wie man die Krankheiten ſeiner Pferde zu heilen, und was man bey deren Kauf zu beobachten hat. Aus dem Engliſchen, neu bearbeitete und mit Zuſätzen vermehrte Auflage, von Seyfert von Tennecker mit 3 Kupfern. 12. 8 gr.

Twelve Favourite Songs with original Music, done into english by the translator of the german Erato etc. in 4. 16 gr.

VII. Neue Bücher des Induſtrie-Comptoirs in Leipzig. Oſter-Meſſe 1800.

Berlin, M. A. Magazin des neueſten franzöſiſchen und engliſchen Geſchmacks in Kleidungen. jedes Heft mit 4

illum. Kupf. in 4. 2ter Jahrgang, 18 bis 6tes Heft, beſteht in 12 Heften und koſtet 6 Thlr.

Bilderbuch, neues, für Kinder, enthaltend Gegenſtände aus dem Reiche der Natur, der Wiſſenſchaften, der Künſte und Handwerke, getreu abgebildet und in vier Sprachen faßlich beſchrieben, jedes Heft mit 5 illum. Kupfern in 4. broch 8tes und 9tes Heft à Heft 16 gr.

David, F. A., Grundlinien der Zeichenkunſt, oder: Katechismus zum Gebrauche derer, die ſich den bildenden Künſten widmen, mit 12 Kupfern nach den ſchönſten Statuen des Alterthums zum Verſtändniß der Maße und Verhältniſſe. Herausgegeben vom Prof. J. G. Grohmann. in 4. und brochirt 1 Thlr. 12 gr.

— — Verhältniſſe der ſchönſten Statuen des Alterthums, zum Gebrauche derer, die ſich den bildenden Künſten widmen. mit 20 Kupfern, worauf 25 antike Figuren vorgeſtellt ſind, nebſt den Maßen aller ihrer Theile, nach dem Proportionsmaßſtabe des Kopfes, und der Beſchreibung derſelben, als Fortſetzung des Zeichnungs-Katechismus. Herausg. vom Prof. J. G. Grohmann in 4. brochirt. 2 Thlr.

Elemens du Deſſin, ou Catéchisme à l'usage de ceux qui se destinent aux beaux arts; orné de douce planches d'après les plus belles figures antiques, pour intelligence des mesures et des proportions, ouvrage utile à toutes les écoles par F. A. David, Graveur, Aſſocié libre de l'académie de peinture et de sculpture de Berlin. en 4. et broch.

Gebräuche und Kleidungen der Chineſen, vorgeſtellt in bunten Gemählden von dem Mahler Pu-Qua in Canton. Als Supplement zu Macartney's u. Van-Braam HouckgeſtS Reiſen, mit deutſchem und franzöſiſchem Text, nach dem Engliſchen herausgegeben vom Prof. J. G. Grohmann, 11 u. 21 Heft in gr. 4. Jeder Heft enthält 5 buntgemahlte Kupfer, u. wird fortgeſetzt, à 2 Thlr.

Groſe's Regeln zur Karikatur-Zeichnung, nebſt einem Verſuche über die komiſche Mahlerey: aus dem Engliſchen überſetzt vom Prof. J. G. Grohmann mit 29 Kupfern in kl 4. brochirt

Leonhardi, Prof. F. G. Bildliche Darſtellung aller bekannten Völker nach ihren Trachten, Sitten, Gewohnheiten u. ſ. w. mit Beſchreibung aus den beſten engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Werken bearbeitet, mit bunten Kupf. in 4. 6s u. 7s Heft à 8 gr

— — Magazin für das Jägd- u. Forſtweſen, 7s Heft in 4. brochirt mit Titelkupfer. 1 Thlr.

Moeurs et Coutumes des Chinois et leurs costumes en couleur, d'après les tableaux de Pu-Qua, peintre à Canton, pour servir de suite aux voyages de Macartney et de Van-Braam Houckgeest, avec le texte francais et allemand, traduit de l'anglois par le Prof. Grohmann; a petit Fol 18. 2s Chier.

Muſter, neueſte engliſche, zum Sticken für Damen, wie auch für Fabrikanten, 5te Sammlung mit 20 fein illum. Folioblättern in Kapſel. 3 Thlr.

Principes de Caricature; suivis d'un Essai sur la peinture comique; par Grose. Traduit en franc. sur la traduct allem. du Prof. J. G. Grohmann, par Mr. de L. * * avec XXIX planches. 4. 2 Thlr. 12 gr.

Proportions des plus belles figures de l'antiquité, à l'usage de ceux qui se destinent aux beaux arts, ornées de vingt planches, contenant XXV figures antiques, mesurés dans toutes leurs parties, suivant l'echelle de proportion de la tête. Accompagnées de leur description par Winkelmann traduit de l'allemand par Mr. Huber. 2 Thlr.

Schöpfung, die, ein Oratorium vom Kapellmeiſter Haydn im Klavierauszug von ihm ſelbſt. Quer 4. 4 Thlr. 12 gr.

Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen, 2tes Heft mit 8 Kupfertafeln geſtoch. von Sprint und Hillmann. Fol. brochirt. 1 Thlr.

Neueſte allgemeine Poſtkarte durch alle europäiſche Staaten, bey welcher ſowohl die aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, als auch die zuverläſſigen Poſtbücher und die beſten geographiſchen Hülfsmittel gehörig benutzt worden ſind. Entworfen von Joh. Pongratz, Lieutn. des K. K. 2ten Feld-Artill. Reg. 1798. 4 Blatt. 4 Thlr.

West-Galizien, auf allerhöchſten Befehl aſtronomiſch-trigonometriſch aufgenommen, unter der Leitung des K. K. Raths und und öffentlichen Lehrers der Mathematik, Freyhrn. von Mezburg. 1 Thlr. 2 gr.

General-Charte von Italien nach den zuverläſſigſten und neueſten Charten entworfen von Delamarſche 1799.

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

8. Stück. Auguſt 1800.

I. Reiſen und Abentheuer Rolando's und ſeiner Gefährten. Ein Robinſon für Kinder, zur Erlernung geographiſcher und naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe. Nach dem Franzöſiſchen des Jauffret. 8. Erſtes Stück, in einem farbigen Umſchlage geheftet.

Schon mehrere Verſuche ſind in Deutſchland mit Glück gemacht worden, um im gefälligen Gewande einer Reiſebeſchreibung den Kindern die Fakta der Geſchichte und Länderkunde, und eine Kenntniß der wichtigſten Produkte der drey Naturreiche, auf eine faßliche und leichte Weiſe beyzubringen. Rolando ſchließt ſich an jene Verſuche an. Sein Verfaſſer Jauffret zeichnet ſich in Frankreich unter den Kinder-Schriftſtellern vortheilhaft aus, und man wird auch im Rolando die geſchickte Art nicht verkennen, mit der er Unterhaltung und kleine Märchen und Abentheuer ſeiner Helden mit den Wahrheiten der Geſchichte der Länder und der Natur, zu paaren weiß. Und ſo wird gewiß jeder kleine Leſer den Rolando ſiegen gewinnen und ihn aus dem Spielſaal von St. Marimin, in die Slaverey nach Maroko, auf die Löwenjagd, zu den Monumenten Aegyptens, wie dereinſt in die paradieſiſchen Gefilde Perus und des ſüdlichen Amerika, gern und mit Nutzen begleiten.

Nach welchem Plane Hr. Jauffret gearbeitet hat, giebt dessen Vorrede zu erkennen, aus der wir folgendes ausheben.

„Der Geschmack an naturhistorischen Kenntnissen verbreitet sich immer mehr und mehr, und ihr Studium macht jetzt einen wesentlichen Theil der Erziehung aus. Diesen so löblichen natürlichen Geschmack zu unterstützen, schrieb ich die Reisen Rolando's und bestimmte sie für die Jugend."

„Reisebeschreibungen sind minder ernsthaft als Elementar-Bücher, und belehren, indem sie ergötzen. Die eingemischten glücklichen oder unglücklichen Begebenheiten erwecken und erhalten die Aufmerksamkeit. Wer wollte sich nicht für Menschen interessiren, die sich den Gefahren einer langen Seefahrt aussetzen, das Spiel der Wellen und der Winde sind, und unter einem andern Himmel ihr unstätes Glück versuchen? Unsre Wünsche begleiten sie in die Ferne, wir mögen gern ihr irrendes und stürmisches Leben mit unserm stillsitzenden und friedlichen vergleichen, und das Bild der Gefahren, die sie umgeben, macht uns den Genuß unserer Sicherheit noch süßer."

„Junge Leute nehmen noch lebhaftern Antheil als Erwachsene an den Abentheuern der Reisenden. Ihre geschäftige Einbildungskraft schweift gern mit ihnen unter fernen Himmelsstrichen umher. Ihr natürlicher Hang zum Wunderbaren wird durch die mannichfaltigen Schilderungen und außerordentlichen Ereignisse genährt, womit die Reisen angefüllt sind. Welcher junge Leser wurde nicht durch die Erzählung von Robinson Crusoe's Schiffbruch auf das innigste bewegt? Wer hat nicht die Geschichte seines Aufenthalts auf der wüsten Insel, und das Gemälde seiner industriosen Bemühungen allen Feen- und Geister-Mährchen vorgezogen?"

„Ich weiß nicht ob ich mich irre, allein es däucht mir, als ob eine Reise um die Welt reichlich mit Abentheuern aller Art, und mit Beschreibungen von der pünklichsten Genauigkeit ausgesteuert, für die Erziehung ein gutes Mittel abgeben müsse, den Leichtsinn der Kinder zu fixiren, und ihnen zu lehren, nicht was sie, wie die mehresten Kenntnisse, die man ihnen beybringt, als Erwachsene vergessen, sondern was sie behalten sollen. Zwar ruft man ihnen zu: studirt Geographie! und giebt ihnen

der schönen Danae verloren hatte, unmöglich geblieben war, sich wieder in sie hineinzusetzen; und da selbst das lebhaftere Gefühl für die Tugend, wovon sein Herz wieder erhitzt war, weder seinen sittlichen Ideen diesen Firniß, den sie ehemals hatten, wieder geben, noch die dichterische Metaphysick der orphischen Secte wieder in die vorige Achtung bey ihm setzen konnte. Er glaubte, durch die Erfahrung überwiesen zu seyn, daß dieses innerliche Gefühl, durch dessen Zeugniß er die Schlüsse des Sophisten zu entkräften vermeynt hatte, nur ein sehr zweydeutiges Kennzeichen der Wahrheit sey; daß Hippias eben so viel Recht habe, seinen thierischen Materialismus und seine verderbliche Moral, als die Theosophen ihre geheimnißvolle Geister-Lehre durch die Stimme innerlicher Gefühle und Erfahrungen zu autorisiren; und daß es vermuthlich allein dem verschiedenen Schwung unserer Einbildungs-Kraft beyzumessen sey, wenn wir uns zu einer Zeit geneigter fühlen, uns mit den Göttern, zu einer andern mit den Thieren verwandt zu glauben; wenn uns zu einer Zeit alles sich in einem frölichen Lichte darstellt; wenn wir itzt kein wahres und gründliches Vergnügen kennen, als uns mit stolzer Verschmähung der irdischen Dinge in melancholische Betrachtungen ihres Nichts, in die unbekannten Gegenden jenseits des Grabes, und die grundlosen Tiefen der Ewigkeit hineinzusenken; ein ander mal kein reitzenderes Gemählde einer beneidungswürdigen Wonne, als den

jungen

Elementar-Bücher in die Hand, die blos eine trockene Nomenclatur enthalten. Aber laßt uns gerecht seyn, und nicht den Kindern zumuthen, daß sie Vergnügen an etwas finden sollen, wo wir selbst so viel Ueberdruß finden würden. Allerdings ist die Länderkunde eine nothwendige Wissenschaft; ohne sie würden die Auftritte der Geschichte, und die Beschreibungen der Natur in unserm Kopfe umher treiben, wie die Wolken in der Luft; allein um sie zu erlernen, muß man entweder von ihrer Nothwendigkeit überzeugt seyn, oder sie aus Geschmack lernen. Der Bewegungsgrund eines gegenwärtigen Nutzens geht für Kinder verloren; ihnen bleibt nichts als der Bewegungsgrund des besondern Reizes der Wissenschaft. Nun frage ich, welcher Reiz kann wohl für ein Kind dabey seyn, jene Bücher zu durchblättern, die man Abrisse der Geographie betitelt? Ein Kind, welches zur Erlernung dieser Wissenschaft keine andere Hülfsmittel hätte, als ein solches Buch, möchte schwerlich mehr Fortschritte darin machen, als ein neugebornes Kind in seiner Muttersprache, wenn man, statt mit ihm zu sprechen, sich begnügte, ihm eine Grammatik in die Hände zu geben."

„Da die Geographie an sich trocken ist, so muß sie, wenn sie gefallen will, mit der Naturgeschichte Gesellschaft machen. Diese beiden Wissenschaften sind gleichsam zwey Schwestern, die man gern bey einander erblickt. Sie leihen sich einander wechselseitig einen Glanz, und würden beide verlieren, wenn sie sich trennen wollten. Man wird sie also mit Vergnügen in der Geschichte Rolando's und seiner Unglücksgefährten Hand in Hand wandeln sehn. Diese Reisenden suchen in jedem neuen Lande, wo sie ankommen, Alles auf, was es Merkwürdiges enthält. Sie kosten die Früchte des Landes und beobachten die Thiere desselben. Der freye oder gezwungene Verkehr in den sie mit den Landeseinwohnern gerathen, macht sie mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt. Der neugierige und aufmerksame junge Leser folgt der Spur Rolando's und seiner Gefährten, und glaubt mit ihnen zu reisen. Er theilt ihr Glück und Unglück. In welcher Gegend der Erde sie landen, er landet mit ihnen; er durchstreicht unbekannte Wälder, macht Bekanntschaft mit den Vögeln und vierfüßigen Thieren, die es darin giebt; erklimmt die Vulkane, welche die Reisenden erklimmen; höhlt sich, nach Art der Indianer, ein Kanoe aus, und

beſucht in dieſem Kanoe die Inſeln des Südmeers. Der ganze Erdboden iſt ſein. Er ſchweift von einer Hemiſphäre zur andern, und in ſehr kurzer Zeit bey er die vier Welttheile beſſer kennen lernen, als er jetzt die Gegenden ſeiner Vaterſtadt kennt."

Das erſte Heft des Rolando hat folgenden Inhalt:

Erſtes Kapitel. Urſprung der Familie Rolando's. Geburt des Dom Alphonſo. Seine Liebe zum Reiſen. Was den Jakob Rolando bewog, ſeinen Sohn aus dem väterlichen Hauſe zu entfernen.

Zweytes Kap. Rolando's erſte Reiſe. Schreckliche Wirkungen des Spiels.

Drittes Kap. Rolando reiſet mit einem Botaniker und einem Antiquar. Seine Ankunft zu Marſeille. Er geht zu Schiffe, und geräth in die Gewalt eines algieriſchen Korſaren.

Viertes Kap. Rolando's Sklaverey bey den Mauren. Löwenjagd. Von dem Panterthier, der Hyäne, dem Leoparden, dem Caracal, dem Büffel, und einigen andern Thieren dieſes Theils von Afrika.

Fünftes Kap. Rolando und ſeine Unglücks-Gefährten werden nach Marokо gebracht. Der Kaiſer will ſich vom Doktor Cobonel einen Zahn ausreißen laſſen. Folgen dieſer Operation.

Sechstes Kap. Großer Einfluß des Doktor Cobonel am marokaniſchen Hof. Der Kaiſer will Rolando und ſeine Gefährten in ſeinen Staaten behalten. Projekt einer Reiſe nach der afrikaniſchen Küſte. Wortwechſel darüber. Abreiſe nach Alſgher (Algier).

Siebentes Kap. Zufall der dem Montval und dem Abbate Poloni begegnet. Beſchreibung einiger marokaniſchen Thiere. Landesprodukte. Liſt, deren ſich Rolando und ſeine Gefährten bedienen, um ohne Gefahr durch die Gebirge von Darab zu kommen.

Achtes Kap. Alterthümer des Königreichs Alſgher. Ankunft in der Hauptſtadt. Einer von den Reiſenden wird beſchuldigt, die große Moskee entheiligt zu haben. Abreiſe von Alſgher. Fortſetzung der Reiſe an der afrikaniſchen Küſte. Ruinen von Uttika und Karthago.

VI. Zeitſch. hiſtoriſche Entwickelung des deutſchen Rechts.

Endlich fängt es auch an in der Rechtswiſſenſchaft etwas Tag zu werden und ſie iſt nicht mehr, was ihr ſo viele vorgeworfen haben, eine Geiſt und Herz tödtende Diſciplin. Es iſt ſchon rühmlichſt, beſonders durch Hufeland gezeigt worden, daß ein freyer denkender Geiſt in ihr herrſchen kann, wenn man die klägliche äußerſt unſichere alte Bahn verläßt und feſte und beſtimmte Grenzlinien für die einzelnen Wiſſenſchaften ziehen will. Solchen neuern Studienplanen, deren ſchon mehrere verſucht ſind, hat man verſchiedentlich den Vorwurf gemacht, daß ſie zu ſehr von dem Studium der Quellen entfernten, daß ſie überhaupt das Ungründliche beförderten. Wie gerecht oder ungerecht andern Syſtemen der poſitiven Jurisprudenz dieſe Vorwürfe gemacht wurden, will ich jetzt nicht beurtheilen; daß man aber dieſes von der vortreflichen Hufelandiſchen Anſicht nicht ſagen kann, iſt gewiß. Denn gerade er zeigt, daß ohne eine genaue hiſtoriſche Kenntniß, wie ſich unſer heutiges Recht gerade ſo entwickelt habe, keine vollkommene Einſicht in die jetzt geltende poſitive Jurisprudenz möglich ſey, und die Erſte Abtheilung des Erſten Theils ſeiner Geſchichte des Römiſchen Rechts giebt uns ein treffliches Muſter tiefer hiſtoriſcher Unterſuchung und genauer Bearbeitung der Quellen. Es iſt auch gewiß, daß jeder, der ſich etwas genauer, als der gewöhnliche Haufe unſerer Studierenden nach dem Warum fragt, ohne eine genaue Einſicht in die frühere Verhältniſſe unſeres Rechts, und ohne eine genaue Darſtellung dieſes Rechts ſelbſt in jeder Periode, unmöglich helle Blicke in das jetzt geltende erhalten kann. Ich arbeitete daher ſchon ſeit geraumer Zeit an einer

Hiſtoriſchen Entwickelung des deutſchen Rechts,

wo ich in der Anlegung des Plans ganz das Syſtem des Herrn Juſtizrath Hufeland befolgt habe. Der erſte Theil davon, etwa ein mäßiger Octavband, wird unfehlbar gegen Weihnachten d. J. bey J. W. Schöne in Jena erſcheinen und bis auf Heinrich den Erſten gehen. Dieſer Band wird drey Perioden begreifen, nemlich:

a) von den älteſten Zeiten bis auf Chlodwig.

2) von Chlodwig bis auf Carl den Großen.

3) von Carl dem Großen bis auf Heinrich den Ersten.

Jede Periode zerfällt in drey Abtheilungen:

1) in die Geschichte des Staats,

2) in eine Statistik der Periode,

3) in eine Darstellung des Rechts selbst, ganz nach dem System des Hrn. Justr. Huseland.

Ich werde übrigens, da das Ganze aus den Quellen bearbeitet ist, auch jedesmal dieselben genau anzeigen.

Bis zum 1ten November d. J. steht ein Subscriptionstermin offen, wo jeder, der bis dahin subscribirt, Ein Viertel am nachherigen Ladenpreiß erlassen bekommt. Wer sich die Mühe nimmt Subscribenten zu sammlen, erhält die gewöhnliche Vortheile, nemlich von 6 Exemplaren das 7te frey, oder soviel an Rabat. Briefe erbittet man sich postfrey, die entweder an mich oder an Herrn Buchdrucker Schöne in Jena addreſirt werden können. Die Namen derjenigen Herren Subscribenten, die noch vor Mitte des Octobers eingesendet sind, sollen dem Buche selbst vorgedruckt werden. In öffentlichen Blättern wird die Ablieferung bekannt gemacht, wo den Hrn. Subscribenten gegen Erlegung des Preises die Exemplare fr. bis Leipzig zugesendet werden.

Weimar am 1ten August. 1800.

August Zenzsch.

VII. Kleine literarische Miscellen. No. I.

Unter diesem Titel ist so eben das erste Bändchen einer Sammlung kleiner Original-Erzählungen, Uebersetzungen ꝛc. erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben. Das 2te Stück wird diesem nächstens folgen.

Joachim. Buchhändler in Leipzig.

VIII. Neues Handwörterbuch der engliſchen Sprache für die Deutſchen, und der deutſchen Sprache für die Engländer. Durchaus mit genoueſter Accentuation ſowohl der engliſchen, als auch im deutſch engliſchen der deutſchen Wörter und der richtigen Ausſprache eines jeden engliſchen Worts verſehn. Von Johann Ebers, Profeſſor in Halle, 3 Theile. 7 Rthlr.

1) Im Engliſch-Deutſchen Theile.

a) Reichhaltigkeit an engliſchen Wörtern, b) richtige und vollſtändige Erklärung derſelben, und zwar nicht, wie es bey einigen Handwörterbüchern der Fall iſt, zur Ungebühr abgekürzt, verſtümmelt und oft ſtatt der richtigen ſelbſt fabrizirte nicht mit dem Sinn übereinſtimmende Wörter, ſondern den vollſtändigen wahren Sinn und mannichfaltige Bedeutung des Worts. c) Sehr accurate Accentuation und d) richtig bemerkte Ausſprache eines jeden engliſchen Worts, und nicht etwa willkührlich, ſondern wie das Wort auf der Bühne, der Canzel und von den öffentlichen Parlaments-Rednern ausgeſprochen wird. Auch iſt bey jedem Wort das man im gemeinen Leben anders ausſpricht, die nöthige Bemerkung beigefügt.

2) Im Deutſch-Engliſchen Theile.

a) Vorzügliche Reichhaltigkeit an deutſchen Wörtern mit richtigen engliſchen Bedeutungen woran es in manchem ungleich theurern Wörterbuche fehlt. b) Jedes deutſche Wort iſt zur Belehrung des Engländers, auch manches Deutſchen, entweder mit dem langen oder mit dem kurzen Accent über der Tonſylbe verſehen. Ein Vorzug den dieſes Wörterbuch vor allen andern hat.

In beyden Theilen ſind die nothwendigſten Idiomen beider Sprachen beigebracht, daß man nicht leicht vergeblich nach einem Wort deſſen wahre Bedeutung oder Ausdruck ſuchen wird.

Sollten Schul- oder Erziehungsanſtalten eine Anzahl davon gebrauchen, und ſich mit derer freier Einſendung

des Geldes unmittelbar an uns wenden, so erhalten sie es noch für den Pränumerations-Preis zu 5 Rthlr in Golde mit 20 und bei ansehnlichern Bestellungen auch mehr Proc. Rabat.

Halle im Juni 1800

Mengersche Buchhandlung.

Wir werden die Ueberſetzung dieſer in Frankreich ſo beliebten Kinderſchrift in 5 bis 6 auf einander folgenden Heften, ſo wie dieß Erſte, liefern, davon jedes für 12 gr. ſächſ. oder 54 kr. Reichs-Courant in allen Buchhandlungen zu haben ſeyn wird.

Gebrüder Gädicke.
in Weimar.

II. Zur franzöſiſchen Lectüre für gebildete und zum Sprachunterricht für junge Kaufleute.

Répertoire inſtructif et amuſant pour des Marchands. Tome I. Idées générales ſur le Commerce. 18 gr. oder 1 fl. 24 kr.

Es fehlte in Teutſchland bisher an franzöſiſchen Büchern welche nicht allein der gebildete Kaufmann zur unterhaltenden Lectüre, ſondern auch junge Männer die der Kaufmanns-Wiſſenſchaft ſich widmen beym Unterricht im Franzöſiſchen zur Belehrung in die Hände nehmen können. Dieſen Mangel hoffen wir mit dieſem Répertoire abzuhelfen, indem wir unter Aufſicht eines bekannten Gelehrten franzöſiſche Original-Aufſätze und Auszüge aus den Werken franzöſiſcher Schriftſteller über die Handlung, und andere Original-Schriften zur Unterhaltung und Belehrung abdrucken laſſen, ſo daß wir nach und nach eine kleine franzöſiſche Bibliothek für Kaufleute, oder eine Auswahl der beſten franzöſiſchen Bücher über Kaufmanns-Wiſſenſchaft, und was damit in Verbindung ſteht, liefern werden. Der erſte Theil, der in allen Buchhandlungen zu haben und aus einem Auszug aus der großen Encyclopedie, Titel Commerce, und aus Arnould Syſtême maritime et politique pendant le 18me ſiècle. (1797 à Paris) genommen iſt, hat folgenden Inhalt.

Chapitre I. Qu'eſt ce qu'on entend par le mot Commerce? Sept branches de Commerce. La com-

merce conſideré par ſes différens rapports. L'hiſtoire du commerce.

Chapitre II. De la marine. Ce qui a contribué aux developpemens des facultés maritimes des Européens, principalement dans le dix-huitième ſiècle.

Chapitre III. Le plan qui eſt adopté dans ce traité ſur le ſyſtême maritime et politique des Européens.

Chapitre IV. Les Etats de l'Europe.

1. L'Eſpagne.
2. Le Portugal.
3. Les Etats du roi de Sardaigne.
4. Le Duché de Toſcane
5. Le royaume de Naples.
6. L'Etat eccleſiaſtique.
7. La Republique de Gènes.
8. Veniſe.
9. L'empire ottoman.
10. Les nations barbareſque.
11. La Hollande
12. La maiſon d'Autriche.
13. Les Villes anſéatiques, Hambourg, Lubec, Bremen.
14. La Pruſſe et les Etats en dependance.
15. Le Danemarc.
16. La Suède.
17. La Ruſſie.
18. Le etats-unis de l'Amérique.
19. La France.
20. L'Angleterre.

Der 2te und die folgenden Theile werden nicht minder intereſſant ausfallen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Janus, eine Zeitſchrift auf Ereigniſſe und Thatſachen gegründet Juli 1800. iſt erſchienen und am

15ſten an alle Buchhandlungen, Poſt- und Zeitungs-Expeditionen verſandt worden.

Inhalt.

I. Schwärmerei in der Kriſis, von Uffo von Wildungen.
II. Szenen aus Macbeth, von Schiller.
III. Unterhaltungen im Wiener Parter.
1) Der Maler und die Schauſpielerin.
2) Katzen und Hunde.
3) Ueber Ehe.
4) Ueber Schauſpiel und Geſchmack.
IV. Genua.
V. Ueber Schriftſteller-Honorar.
VI. Der Roman nach dem neuſten Schnitte.
VII. Spanier und Franzoſen.
VIII. Obelisk des Kaiſers Paul I. von Lampe.
IX. Nachrichten vom Breslauiſchen Theater.
X. Ueber das Theater in Leipzig. Fortſetzung.
XI. Sprache der Augen; von Meyer.
XII. Schriftſtelleriſches Präſervativ gegen unerbetene Kritik.
XIII. Klugheits- u. Weisheitslehren der Morgenländer.
XIV. Das Ilſenthal.
XV. Anekdoten.
XVI. Kleinere Korreſpondenznachrichten. Aus Leipzig, Hamburg, Hanau.

Der Jahrgang koſtet 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. Julius 1800. Zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen.

Die im Juli erschienenen 4 Stücke von dieser bekannten Handlungs-Zeitung enthalten mehrere belehrende Artikel für Kaufleute, von welchen wir nur folgende hier anführen wollen: Ueber den Getraidehandel der Stadt Königsberg in Preußen; Perlen; über die geschnittenen Steine und die Kunst sie zu graviren; über Manufacturen überhaupt; Blutstein; Sieden in hölzernen Gefäßen; über den Handel und Manufacturen der Stadt Stettin; Coloquinten; über die Fabrikatur des Stahls; Briefe über die Naumburger Messe; Rezensionen von neuen Kaufmännischen Schriften; vielerley Correspondenz- und vermischte Nachrichten.

Der ganze Jahrgang kostet 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

V. An die Leser des Hrn. Bergrath Voigts mineralogischen Schriften.

Verschiedene Anfragen nach dem 2ten Theile der kleinen mineral. Schriften des Hrn Bergrath Voigts zu beantworten, zeigen wir an, daß derselbe wirklich unter der Presse ist, und in einigen Wochen erscheinen wird. Dieser Theil wird mehrere sehr interessante Abhandlungen über neue mineral. Entdeckungen enthalten, und im Preise wahrscheinlich nicht theurer als der erste Theil seyn.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

---

jungen Bacchus, wie er, sein Epheu-bekränztes Haupt in den Schoos der schönsten Nymphe zurückgelehnt, und mit dem einen Arm ihre blendenden Hüften umfassend, den andern nach der düftenden Trinkschale ausstreckt, die sie ihm lächelnd voll Nectars schenkt, von ihren eigenen schönen Händen aus strotzenden Trauben frisch ausgepreßt; indeß die Faunen und die frölichen Nymphen mit den Liebes-Göttern muthwillig um ihn her hüpfen, oder durch die Rosengebüsche sich jagen, oder müde von ihren Scherzen, in stillen Grotten zu neuen Scherzen ausruhen.

Der Schluß, den er aus allen diesen Betrachtungen, und einer Menge andrer, womit wir unsre Leser verschonen wollen, zog, war dieser: Daß die erhabnen Lehrsätze der zoroastrischen und orphischen Theosophie, wahrscheinlicher Weise (denn gewiß getraute er sich über diesen Punct noch nichts zu behaupten) nicht viel mehr Realität haben könnten, als die lachenden Bilder, unter welchen die Mahler und Dichter die Wollüste der Sinnen vergöttert hatten; daß die ersten zwar der Tugend günstiger, und das Gemüthe zu einer mehr als menschlichen Hoheit, Reinigkeit und Stärke zu erheben schienen, in der That aber der wahren Bestimmung des Menschen wol eben so nachtheilig seyn durften, als die letztern; theils, weil es ein widersinniges und vergebliches Unternehmen scheine, sich besser machen zu wollen, als uns die Natur

haben

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1800.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Dritter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weimar 1800.
Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Der Neue

Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1800.

I.

Das

Feyergewand des neuen Jahrhunderts *).

Dein Morgen dämmert, komm her, tritt her,
Schreite lächelnd her,
Lächelnd, wie Himmel, Genius,
Aber ſchreite auch groß her!

Mit des Erwachens trunk'nem Wonneblick,
Aber mit dem größern auch,
Der unter der Wimper ſtolz aufflammt;
Schreite auch groß her!

Doch des Todes Blitz unter der Wimper nicht!
Nicht um die Locke die Wange von Erz,
Nicht um die Bruſt die ehrne Wölbung!
Schreite ſo nicht her!

*) Ein bekannter Chor aus des Euripides Hekuba gab die erſte Veranlaſſung zu dieſer Ode.

Nahe, ein Gott, oder größer noch
In dem Strahlengewand des Friedens,
Seine Faltung um die Bruſt,
Um die Göttergeſtalt ſein ſtolzes Rauſchen.

In des Friedens Gewand, o! nahe du ſo!
Alle lächeln die Welten dir dann,
Die ein langes Jahrhundert du umſchwebſt;
Aber Germania weihte dir es,

Dieſes Gewand, und dem Gotte mit ihr
Weihten alle der neun
Holden Jungfraun Befreundete es,
Und der drey lächelnden auch.

Es webten die Horen und jedem Gebild,
Das auf dem ſeid'nen Gewoge wallt,
Gaben Leben und Wahrheit ſie und Sinn;
Nimm es, ſie ſchufen es dir!

Staune dem Götterkampf hier! Wie er fliegt
Und in den Staub ſtürzt, der geſchwung'ne Strahl,
Der Giganten Locke! — Der Rieſenarm
Zuckt noch empor, krümmt ſich noch her.

Ihm mit dem Siegerblick Heil, dem Sender des Strahls
Ueber die flatternden Mähnen her!
Auf die Rieſennacken das ehr'ne Rad,
Auf die dampfende Bruſt den Huf!

Aber kennſt du den hier, dieſen lächelnden,
Dem Lorbeer küßt die ſtrahlende Stirn,
Ihn mit der Flöte hier,
Mit der goldenen Lyra dort?

Sieh! Heerden um ihn am Strom, im Thale,
Und Heerden lauſchend, und Strom, und Thal;
Aber hier zürnſt du, Sminthens,
Zürnſt an der Fichte du dem?

Freundlicher Greis, deine Locken kränzen
Alle die Muſen dir und die Natur.
Sieh den Greis, aber den Altar hier auch!
Siehe, Homeros iſt Gott —

Nimm es, das Gewand, Genius, Gott!
Ahndeſt du ihn, der Gebilde Sinn,
Hörſt du in ihm des Jahrhunderts Wunſch?
Hülle es um, ſchwebe ſo her!

Durch Roſenhimmel deines Morgens ſo,
Deine Welten im Morgenglanze,
Zu deinen Menſchen mit dem trunk'nem Blick,
Mit der Wonnethrän' und der Lippe, die
emporbebt.

Barbarei in den Staub! Mit Donnern
Brich den Rieſenarm du, der auf der Welt lag;
Aber, brach er, dann weide
Deine Menſchen mit Wohllaut.

Verachtung ihm und der Menschheit Fluch,
Der der Flöte nicht folgt und dem Riesenarm weint;
Doch dem Edlern, der folgt, gieb Lorbeer,
Und der Größte sey uns — ein Gott!

H . . . . .

II.

Die

Wissenschaft des menschlichen Lebens *).

In dem Zeitalter des Genusses und der Thätigkeit dürften die Untersuchungen, die den Gegenstand dieses

*) Die Makrobiotik, die Kunst das Leben zu verlängern, erhält nur dann ihren vollen Werth, wenn in dies längere Leben die möglichst größte Summe von Genüssen, die des Menschen werth sind, und die reichsten Früchte wohlthätiger Wirksamkeit versammlet werden können, oder durch die Polybiotik. Hr. Dr. Struve in Görlitz, durch seine zweckmäßige Meitungstafeln und mehrere gelehrte und populäre Schriften im Fache der Medizin (besonders auch durch eine getreue und mit Anmerkungen bereicherte Uebersetzung des für alle neuern Untersuchungen der Art als Fundamentalschrift zu beachtenden Traktats des Baco Historia vitae et mortis unter dem Titel

Werks ausmachen; nicht unwillkommen seyn; sie betreffen die Mittel, das Darlehn des Lebens am besten zu benutzen; den weisen Lebensgebrauch. Allein bei alle dem Reichthume des Genusses, bei der Uebung zur Thätigkeit, die das Zeitalter darbietet, wird man entweder sein Leben vertändeln, oder seine Kräfte in genußloser Anstrengung aufreiben, wenn der Karakter nicht das Uebergewicht über die Begierden hat, wenn nicht der Trieb nach Genuß und Thätigkeit durch die Vernunft eingeschränkt wird, wenn nicht die Erwerbung unserer Kenntnisse mit dem Verstande, und die Ausbreitung unserer Thätigkeit mit den Kräften im Verhältnisse bleibt. Nur in diesem entsprechenden Verhältnisse zwischen Kraft und Würkung, zwischen Empfangen und Mittheilen ist Gesundheit und Leben. Hier ist der Mittelpunkt, wohin die Kultur des Menschen geleitet werden muß, das höchste Prinzip

Bacv über die Lebensverlängerung, Glogau, Günter. 1799.) rühmlich bekannt, erwirbt sich durch die Bearbeitung dieses Gegenstandes den Dank aller Edeln, denen es Ernst ist, durch ihr Leben den Kommentar zu jenem vielfach erklärten Vers Virgils zu geben: Et dubitamus adhuc virtutem extendere factis! Seine Schrift, wovon ich mehrere Proben und die Inhaltsanzeige vor mir habe, wird nicht bloß als medizinische Volksschrift, sondern als ein Handbuch für alle aufgeklärte und denkende Menschen anzusehn seyn.

der Kunst, das menschliche Leben zu gebrauchen, der Wissenschaft des menschlichen Lebens (Polybiotik). Es gilt für alle Menschen und in allen Zeitaltern. Dies ist die Bildung des Menschen zur Humanität, zu dem, was der Mensch seyn soll, wodurch er im Besitze des Glücks und der Ruhe erhalten, und seiner Thätigkeit froh wird. Ein Frohsinn, der nicht blos in einzelnen vorübergehenden angenehmen Empfindungen besteht, sondern einen dauernden Zustand der Heiterkeit hervorbringt. Es ist das Mittel, wodurch der Mensch unter den Stürmen seines Zeitalters aufrecht bleibt, und wodurch er die Nüchternheit behält, um unter der steigenden Anzahl reizender Genüsse, die ihm von allen Seiten zuwinken, mit Vernunft zu wählen. Wenn jemals, so ist in unserm Zeitalter die Bildung zur Humanität, zur Harmonie des Menschen mit sich selbst dringendes Bedürfniß, jemehr alles um uns her dahin arbeitet, den Menschen ausser sich selbst zu setzen, ihn in dem allgemeinen Strome der uneingeschränkten Thätigkeit und des unbedingten Hanges zum Genusse aufzulösen. Es ist Zeit, die Kraft in dem Menschen zu stärken, diesem All zu widerstehen, und sich selbst zu behaupten, damit er nicht den schönsten Theil des Lebens dem Vorurtheile und den Meinungen Preis gebe, und nicht eher aufhöre zu leben, als er weiß, was das Leben ist. Jeder Beitrag zu diesem Zweck sollte in unsern Zeiten willkommen seyn. Mit seinen Zeitgenossen leben, heißt nicht

haben will, oder auf Unkoſten des halben Theils unſers Weſens nach einer Art von Vollkommenheit zu trachten, die mit der Anlage deſſelben im Widerſpruch ſteht; theils weil ſolche Menſchen, wenn es ihnen auch gelänge, ſich ſelbſt zu Halbgöttern und Intelligenzen umzuſchaffen, eben dadurch zu jeder gewöhnlichen Beſtimmung des geſelligen Menſchen deſto untauglicher würden. Aus dieſem Geſichtspunct däuchte ihn der Enthuſiaſmus des Theoſophen zwar unſchädlicher, als das Syſtem des Wollüſtlings; aber der menſchlichen Geſellſchaft eben ſo unnützlich, indem der erſte ſich dem geſellſchaftlichen Leben entweder gänzlich entzieht, (welches würklich das Beſte iſt, was er thun kann,) oder wenn er von dem beſchaulichen Leben ins würkſame übergeht, durch Mangel an Kenntniß einer ihm ganz fremden Welt, durch abgezogene Begriffe, welche nirgends zu den Gegenſtänden, die er vor ſich hat, paſſen wollen, durch übertrieben moraliſche Zärtlichkeit, und tauſend andre Urſachen, die ihren Grund in ſeiner vormaligen Lebens-Art haben, andern wider ſeine Abſicht öfters, ſich ſelbſt aber allezeit ſchädlich wird.

In wie fern dieſe Sätze richtig ſeyen, oder in beſondern Fällen einige Ausnahmen zulaſſen, zu unterſuchen, würde zu weit von unſerm Vorhaben abführen; genug für uns, daß ſie dem Agathon begründet genug ſchienen, um ſich ſelbſt deſto leichter zu vergeben, daß er, wie

nur, die Vortheile des Lebens, die das Zeitalter darbietet, genießen, sondern auch in diesem Genuß seine Selbstständigkeit behaupten; beides wird unter der Vielllebenheit begriffen.

Ein solches umfassendes, thätiges und genußreiches Leben zu befördern, soll gegenwärtiger Versuch etwas beitragen. Der Gang der zu diesem Zweck angestellten Untersuchungen ist folgender.

In der ganzen Natur ist ein allgemeines Leben, welches in der Ausdehnung und Fortdauer unaufhörlich wirkt. Von diesem allgemeinen Leben hängen alle Erscheinungen ab, die wir beobachten, entsteht die Bildung der Organe, ihre gegenseitige Einwirkung und ihr Zusammenhang. In diesem allgemeinen Leben lebt der Mensch als Organ des allgemeinen Organismus der Natur; sein Leben besteht in Empfangen und Mittheilen, Aufnahme des Lebens von aussen in sich und Mittheilung seines Lebens ausser sich. Indem wir die Stufenfolge des Lebens in der Natur durchwandeln, finden wir die vollendetste Organisazion und das vollkommenste und größte Leben in dem Menschen, d. i., die meiste Lebensfähigkeit und größte Lebenskraftäusserung. Diese Vollkommenheit des Lebens besteht in der wundervollen Vereinigung des Intellektuellen mit dem Fysischen, verbunden mit dem vollkommensten organischen Bau. Daher die Eigenheiten und Vorzüge

des Menſchen: Vernunft und Sprache; daher die ſchöne Ahndung der Fortdauer ſeiner intellektuellen Exiſtenz. Dieſe Vollkommenheit des menſchlichen Organismus bewirkt die Natur durch allmählige Entwickelungen ſeiner geiſtigen und fyſiſchen Kräfte, intenſive und extenſive Ausbildung der Organe. Wir bemerken dieſe Entwickelungen am auffallendſten in den verſchiedenen Altern und in gewiſſen Perioden des Lebens, ob ſie gleich lebenswierig fortdauern; denn der ganze Lebenslauf des Menſchen iſt Verwandelung. Der Menſch iſt beſtimmt viel zu leben, d. i. viel Leben in ſich aufzunehmen, zu bearbeiten und mitzutheilen; dahin zweckt ſowohl ſeine fyſiſche als geiſtige Anlage, die bei jedem Menſchen den Karakter der Individualität trägt. Die Bearbeitung des Lebens in dem Menſchen wird durch den Lebenstrieb, Leben aufzunehmen und mitzutheilen, erhalten. Lebenstrieb und Thätigkeitstrieb iſt eins. Das fyſiſche Leben äußert ſich durch fyſiſche Handlungen, das intellektuelle durch geiſtige. Aus dem Verhältniſſe des Thätigkeitstriebes zu der Organiſazion des Menſchen und zu den äuſſern Reizen entſteht der Genuß des Lebens, der nach dem Grade der vollkommenen Organiſazion ſowohl in Rückſicht auf das fyſiſche, als auf das intellektuelle Leben um ſo größer und vollkommener iſt, durch die äußern Reize erregt und unterhalten, oder gehindert und unterdrückt wird. Alles, was die Thätigkeit befördert, gewähret die angenehmen Empfindungen des Genuſſes, was ſie

hindert, das Gegentheil; ſo wird das Leben durch angenehme Reize erhalten. Dieſe Anlage zum thätigen und genußreichen Leben ſucht der Menſch durch Entwickelung und Vereinigung ſeiner Kräfte auszubilden. Dies iſt der Gang zur Kultur ſowohl bei einzelnen Menſchen als bei ganzen Völkern; es ſind die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, die Polybiotik der Menſchheit. Dieſe Ausbildung des Menſchen geſchieht durch ſeine Verbindung mit der Menſchheit, durch die gegenſeitige Einwürkung eines Menſchen auf den andern; und dadurch wird das Leben genießbar. Das Bedingniß dieſer thätigen Verbindung iſt Freiheit. Je freier und leichter er wirkt, deſto mehr genießt er; er lebt nicht ſich ſelbſt, ſondern der Menſchheit; und dann hat er ohne Rückſicht der Dauer ſeines wirkenden Lebens nicht umſonſt gelebt. Allein der Thätigkeitstrieb artet bei vielen Menſchen aus in unnütze Vielgeſchäftigkeit, oder erſchlafft zur Trägheit und Unthätigkeit, zur Schwärmerei und vergeblichen Grübelei, oder verfehlt den Zweck der Pflicht, ſetzt ſich ſinnlichen Genuß zum Ziel. Aeußere Verhältniſſe und Umſtände veranlaſſen ſolche Ausartungen und Ausſchweifungen. Ferner liegt es in der Misbildung des Karakters, in der Unwiſſenheit oder im Hang zur Sinnlichkeit, Uebermacht ſchädlicher Leidenſchaften, Aberglaube, Vorurtheilen, in der Art die Geſchäfte zu betreiben, in Kränklichkeit und Schwäche u. ſ. w., daß die meiſten Menſchen ihr Leben ſo wenig genießen. Im

Gegentheil, wird durch alles, was die menschlichen Kräfte entwickelt und ausbildet, und was sie zu gewissen Zwecken vereinigt, die Viellebenheit mittelbar oder unmittelbar befördert. Dieses geschieht durch Freiheit, Allgemeinheit und Schnelligkeit, es betreffe die Erregung und Vermehrung der sylischen oder der geistigen Kräfte des Menschen. Alles, was die Thätigkeit erregt, angenehme oder unangenehme Reizung, kann ebenfalls als Beförderungsmittel des Lebensgenusses angesehen werden, insofern solcher aus Thätigkeit entsteht. Es giebt eine Menge Beförderungsmittel der menschlichen Thätigkeit, die aus den verschiedenen Verhältnissen entspringen, in denen wir uns befinden. Dadurch werden die erhebenden Leidenschaften in den Menschen erregt, so wie die bestrebenden Neigungen, welche dem thätigen Leben neuen Antrieb gewähren; selbst die Gewohnheit unterstützt den Fortgang der Thätigkeit. Endlich wird das thätige Leben durch solche Mittel befördert, welche zur Vereinigung der menschlichen Kräfte dienen, im Betreff auf Individuen, auf ganze Völker, auf die ganze Menschheit überhaupt.

Diese Betrachtungen werden aufs praktische Leben angewendet, und die Mittel gezeigt, wodurch der Mensch ein nützliches und genußvolles Leben führen kann. Die Grundsätze, welche sich zu diesem Zweck aus der Arzneikunde und Filosofie herleiten lassen, be-

faßt der praktiſche Theil, Wiſſenſchaft des menſchlichen Lebens. Es wird der Weg angegeben, auf welchem Erziehung und Kultur den Menſchen zu dieſem erhabenen Ziele leiten ſoll. Damit ſtehen die Betrachtungen über den Lebensgenuß im Allgemeinen, ſo wie insbeſondere nach den verſchiedenen Altern, Verhältniſſen und Schickſalen des Menſchen in Verbindung. Beiſpiele von vorzüglichen Menſchen, die ſich durch Vielheit des Lebens ausgezeichnet haben, (Polybioten) werden die vorgetragenen Bemerkungen beſtätigen.

Dieſes iſt der allgemeine Plan einer Schrift *), deren Zweck Beförderung des frohen menſchlichen Daſeyns iſt, welches auf dem Bewußtſeyn beruht, der Pflicht Menſch zu ſeyn ſo viel möglich Genüge geleiſtet zu haben.

*) Sie wird zur Oſtermeſſe 1801. bei den Gebrüdern Hahn in Hannover unter dem Titel: die Wiſſenſchaft des menſchlichen Lebens, für alle, die nicht umſonſt in der Welt zu ſeyn wünſchen, von Dr. Chr. Aug. Tittmann unfehlbar erſcheinen.

III.

Reise von Locarno nach Onsernone.

(Beschluß von S. 309.)

Den folgenden Tag reisten wir zu Fuß nach Cosmologno. Schon zu Mosogno hatten uns die Raben verlassen. Der obere Theil des Onsernoner-Thals ist den nördlichen Alpenthälern ähnlich. Die Aecker und Obstbäume werden seltener, Nadelhölzer und Wiesen herrschender; doch wachsen noch Kastanien und in Cosmologno Kirschbäume.

Die Schattenseite des Thales, die man immer vor Augen hat, ist eine grasreiche, bisweilen prächtig beschattete Wildniß, nicht unähnlich jenen schönen Gefilden am Osio. Diese Thalseite ist wegen Mangel an Straßen und Brücken beinahe unbenutzt. Hier und da träumt man sich leicht Robinson Crusoe's Hütte; Aug' und Gedanken irren auf den blumigten Bergneigen, die bisweilen wie reich gestickte Tapeten gegen den Fußsteig überhangen; die Fantasie sucht und findet bald friedliche elysische Einöden, doch mit Abgründen umgeben, wo man in tiefer Felsengruft von Drachen oder Gnomen träumt. Es war die Rede davon, die

ſchönen Wälder dieſer Wildniſſe den Burratori *) zu verkaufen, um die Koſten des Prozeſſes zu beſtreiten.

Ueberall ſind die Dörfer und Dorfabtheilungen ſich nahe. Von Crana bis Vocaglia iſt eine halbe Stunde, von Vocaglia bis Corbella drei Viertelſtunden, von da nach Comologno, die äußerſten Gemeinde, eine halbe Stunde, von da nach dem äußerſten Ende, wo das Thalgebiet an Piemont ſtößt, iſt auch eine halbe Stunde.

Um zwölf Uhr langten wir zu Comologno an. Hr. Remondi hatte uns begleitet. Wir ſpeiſten in ſeinem Hauſe. Da ich wußte, daß die Remondis viele Güter in dieſen Gegenden hatten, ſo that ich viele Fragen über den Ertrag dieſer Güter, den ich gern gewußt hätte. Remondi aber antwortete mir ſo kurz und verlegen auf meine Fragen, daß ich, da ich wohl wußte, daß er zu viel Verſtand hätte um kleine Geheimniſſe zu haben, dringender ward. Zuletzt mußte er bekennen, daß

*) Die Burratori beſitzen die ganz eigene Kunſt, ganze Wälder über Abgründen auf Eis- und Holzbrücken zu leiten und dadurch entfernten Wäldern einen großen Werth zu geben. Ich vermuthe, daß dieſe Kunſt in Norwegen und Schweden von großem Nutzen wäre.

er eigentlich nicht wüßte, wo dieſe Güter lägen. Ich fragte ihn, was ſie eintrügen? Da war er noch verlegener; zuletzt bekannte er, daß ſie gar nichts, nicht einen Heller einbrächten. Ich wollte es kaum glauben, als eben die Pächterin, die uns bediente, ins Zimmer trat. „Fragen Sie ſie ſelbſt, ſagte mir Remondi, wie viel ſie mir bezahlt.“ Die Pächterin ward beinahe böſe über meine Frage. „Ja,“ ſagte ſie, „Geld geben wir keines, wo wollten wir es hernehmen. Aber wir beſorgen ja alles unentgeldlich. Zwar zahlt der Hr. Pfarrer die Taglie, aber wir bringen ihm ja alle Jahre ſchöne Kaſtanien nach Ruſſo.“ In einem Lande, wo weder Männer noch Geld, noch genugſame Straßen — aber Prozeſſe und Mordthaten ſind, haben die Güter gar keinen Werth. Die nördlichen Schweizer verkaufen ihre Käſe in Italien. Hier iſt man in Italien, und das Land, das das beſte Gras erzeugt, iſt ohne Werth! In ſolchen Ländern organiſiren ſich, ſo zu ſagen, alle Uebel und werden unheilbar, bis ein Geſetzgeber entſteht. In der italieniſchen Schweitz iſt das Eigenthum der Privatbeſitzer zerſtückelt; jeder hat da ſeinen Kaſtanienbaum, oder ſechs, ſieben Eigenthümer beſitzen eine Anzahl Bäume gemeinſchaftlich. Die meiſten Berge ſind der Gemeinde, und bei den Aſſemblées nationales und Konventen richtet man nichts ohne Beſtechung und Intrigue aus, ſo daß es nicht leicht iſt, ſich ein ordentliches Gut in dieſen Ländern anzukaufen.

In Comologno iſt ein ſchönes Haus, das nach franzöſiſchem Geſchmack gebaut iſt. Wir beſuchten den Eigenthümer. Einige Zimmer ſind nach franzöſiſcher Art eingerichtet, mit ſchönen Fußböden, Tapeten und Kaminen, ja ſelbſt mit einer Bibliothek geziert; allein des Eigners Liebe zum Schönen erſchlaffte bald in dieſer Abgeſchiedenheit; ein ſchöner Balcon, wo man das ganze Thal abſieht, bleibt ohne Geländer halsbrechend; ein Theil der Bibliothek liegt ſeit Jahren in den Kiſten auf dem ſchönen Fußboden; bald wird alles zu Ruinen fallen. So wenig gedeiht, was nicht auf väterlichem Boden erzeugt iſt.

Das Thal Onſernone iſt in fünf Bezirke (Squadre) eingetheilt. Jedes Dorf hat ſeine eigene Munizipalität (vicinanza), wo nur die eigentlichen Bürger (vicini) Sitz und Stimme haben. Der Oberkonſul präſidirt die fünf Squadre; die Mehrheit der Squadre iſt der Wille des Thales. Nun iſt dieſes Land in Fakzionen zerriſſen, davon jede ihren Schreier hat. Es iſt merkwürdig, den wahren Geiſt einer Demokratie in ſeinen Beſtandtheilen zu beobachten. Dieſe italieniſchen Länder haben für nützliche Dinge niemals Geld; ſie haben weder Aerzte noch Schulen, kein Geld für Arme, keines für Straßen und Brücken, ohne welche das Land unzugänglich und unbenutzt bleibt; nur zu Prozeſſen ſind ſie alle reich und unerſchöpflich, weil nur durch dieſe die Nazionalleidenſchaften ſeit Jahr-

hunderten rege gemacht sind. Locarno, ein Städtchen von 1074 Seelen, hat 33 Advokaten und Prokuratoren, die eine ordentliche wohlorganisirte Zerstörungsfabrik ausmachen, wo alles Leben aufgerieben und methodisch zermalmt wird.

Ich war nur drei Tage bei dem vortreflichen Hrn. Landvoigt Schwitzer zu Locarno. In diesen drei Tagen ward angezeigt, 1) eine Mordthat mit einem Messer; 2) ward einer mit Pistolen geschossen; 3) einer mit einer Flinte; 4) ward ein alter Mann in seinem Bette halbtodt geschlagen; 5) ward ein Diebstahl mit Einbruch geklagt. Im Jahr 1794 waren 103 unbewiesene Fälle von Mordthat oder Diebstahl auf ungefähr vierhundert Malesiz- oder Kriminalklagen (denunzie). Im Durchschnitt sind tausend Civilprozesse in einem Jahre, und ein Landvoigt besiegelt gegen zweitausend Citazionen in einem Amt von 17274 Seelen.

Viele tausend Reisende sind diese Länder vorbeigefahren, ohne je weder ihre Organisazion, noch die Schönheiten ihrer Natur zu bemerken, weil sie alle nur auf der Heerstraße anzulangen eilen, die ihre Vorfahrer betreten haben.

Es ist übrigens die Schande von mehr als Einer italienischen Regierung, den vielen Mordthaten nicht zu wehren, die ihre Nachlässigkeit erzeuget. In die-

der homerische Ulyß in der Insel der Calypso, sich in dem bezauberten Grunde der Wollust hatte aufhalten lassen, sein erstes Vorhaben, die Schüler des Zoroasters und die Priester zu Sais zu besuchen, sobald als ihm Danae seine Freyheit wieder geschenkt hatte, ins Werk zu setzen. Kurz, seine Erfahrungen machten ihm die Wahrheit seiner ehemaligen Denkungs-Art verdächtig, ohne ihm einen gewissen geheimen Hang zu seinen alten Lieblings-Ideen benehmen zu können. Seine Vernunft konnte in diesem Stücke mit seinem Herzen und sein Herz mit sich selbst nicht recht einig werden; und er war nicht ruhig genug, oder vielleicht auch zu träge, seine nunmehrige Begriffe in ein System zu bringen, wodurch beyde hatten befriedigt werden können. In der That ist ein Schiff eben nicht der bequemste Ort, ein solches Werk, wozu die Stille eines dunkeln Hayns kaum stille genug ist, zu Stande zu bringen; und Agathon mag daher zu entschuldigen seyn, daß er diese Arbeit verschob, ob es gleich eine von denen ist, welche sich so wenig aufschieben lassen, als die Ausbesserung eines baufälligen Gebäudes; denn so wie dieses mit jedem Tage, um den seine Wiederherstellung aufgeschoben wird, dem gänzlichen Einsturz näher kommt; so pflegen auch die Lücken in unsern moralischen Begriffen und die Mißhelligkeiten zwischen dem Kopf und dem Herzen immer gröſſer und gefährlicher zu werden, je länger wir es aufschieben sie mit der erforderlichen Aufmerksamkeit zu untersuchen, und eine richtige Ver-

ſer Rückſicht, wie in vielen andern, iſt die öſtreichiſche Regierung muſterhaft. Keine Nazion hat in Italien wie die teutſche zu allen Zeiten ihren Ruhm zu behaupten gewußt. Welches Land in Europa iſt beſſer angebaut als das Mailändiſche? Wo herrſcht mehr Ordnung in allen öffentlichen Einrichtungen? Wie viel Gutes hat nicht die Univerſität von Pavia geſtiftet? — Sollte dieſe wohlthätige Regierung ihren Grundſätzen entſagen, ſollte ſie den nützlichen Wiſſenſchaften nicht mehr hold ſeyn, ſollte eine ganze Nazion von Chinarinde leben, weil ſie einmal ein Fieber befallen hat?

Ich fragte einen Mann in Onſernone, warum ſie auf dieſen beſchwerlichen Straßen nicht Eſel gebrauchten? Er antwortete mir in allem Ernſt: „daß die Weiber nach wohlfeiler wären, zu mancherlei Arbeit gebraucht werden könnten, und weit weniger verzehrten.“ Auch welken die Weiber wie Grasblumen auf dieſem harten Felſenboden hin. Wie rührend nahm Brogini's Schweſter, die liebenswürdige Alte, von mir Abſchied: „Bald werde ich dem Gram, der mich ver„zehrt, erliegen. Sie haben uns Troſt gebracht; ich „werde Sie nie wiederſehen, denn mein End' iſt nah,“ ſagte ſie lächelnd. — Ein andrer Zug von Unſittlichkeit iſt die wenige Achtung, die dieſes rohe Volk für alte Perſonen hat. Die Achtung für Greiſe zeigt bei allen Nazionen den Grad von Sittlichkeit an, der ihr eigen

iſt. Achtung für Greiſe beweiſt die Tugend ihres langen Lebenslaufes und zugleich die Achtung, die man für die Tugend hat. Montesquieu, der ſo viel Gutes geſtiftet und veranlaßt hat, hat vielleicht dadurch geſchadet, daß er die Tugend ausſchließlich den Republiken zugeſprochen zu haben, und die guten Sitten für Monarchien entbehrlich zu glauben ſcheint. Dieß war aber ſeine Meinung nicht. Die Sitten ſind in allen Ländern die Beſtandtheile der Geſetze; ſie ſind Ordnung im Innern, wie die Geſetze Ordnung in den äußern Theilen ſind. Achtung für Greiſe ſollte in allen Monarchien eben ſo gut wie in Sparta einheimiſch ſeyn.

Wenn es erlaubt iſt, bei ganz unnützen Wahrheiten ſich aufzuhalten, ſo wäre hier der Ort zu bemerken, wie vieles der unaufgeklärte Geiſt der katholiſchen Religion zur Unſittlichkeit beiträgt. Die Geiſtlichen geben den Mördern in Italien die Abſoluzion, und zerſtören ſo den einzigen Nutzen, den der angenommene Glaube etwa haben kann. Das größte Gute, das der Einfluß der ſo aufgeklärten teutſchen Nazion in Italien haben könnte, wäre, die Religionslehrer vernünftiger zu bilden, und mit herkuliſcher Kraft da aufzuräumen. In Italien waren vor der Revoluzion nur zwei Klaſſen, die Abergläubiſchen und die Atheiſten. Sie vertragen ſich vortreflich zuſammen; die Abergläubiſchen bilden die

Gottesleugner, dieſe die Abergläubiſchen. Iſt dieſe Kombinazion ſittlich? Iſt es gut, die zahlreichere niedre Menſchenklaſſe zu Maſchinen zu bilden, damit ſie das blinde Werkzeug der unmoraliſchen höhern Klaſſe werde? Oder welche Theorie der Unſittlichkeit iſt zweckmäßiger als diejenige, welche die allgemeine Ordnung ableugnet? Wie könnten die Menſchen, die die große Ordnung nicht ſehen, die Ordnung in den Theilen, die wir Geſetz und Sittlichkeit nennen, befördern? Wozu ſollten dieſe Menſchen ihre Werkzeuge als zu ihrem Eigennuz brauchen? Das Bildliche der Religion, ihre ganze Hieroglyfik könnte bleiben, ohne daß alte Unvernunft poſitiv gelehrt würde. Niemand mehr als die Geiſtlichen ſollten wünſchen, daß ſie der ganzen menſchlichen Geſellſchaft nüzlich, ja unentbehrlich würden; ſie ſollten ſelbſt eine Reform verlangen, die ſie allein unentbehrlich machen könnte. So lang die Geiſtlichkeit nur für ſich reich iſt, werden die Regierungen ſich nicht ſcheuen, ihre Schäze zur allgemeinen Noth zu gebrauchen.

Wir beſahen zu Loco die ſchöne Kirche, den Kirchenſchaz, die goldenen Becher, das Kirchengewand u. ſ. w. Beinahe alle Nazionen haben einen Public ſpirit, einen wahren Gemeingeiſt; ſo lange aber keine Vernunftbegriffe allgemein exiſtiren, arbeiten alle Nazionen ihrem Beſten entgegen, und verewigen ihre Kindheit.

Der Einfluß der franzöſiſchen Revoluzion hat die Moralität der Onſernoner vollends verdorben. Da dieſe Thaleinwohner bisweilen nach Frankreich gehen, und franzöſiſch verſtehen, ſo waren die jakobiniſchen Sitten ihrer Rohheit, ihrem Neid, ihrer Rachſucht völlig angemeſſen. Sie hatten die Taktik der Volksverſammlungen gelernt, um das Volk auszuplündern; jede Gewalt ward als tyranniſch verſchrieen, und der Religion frotteten ſie. Die beſſern Geiſtlichen wurden abgeſetzt und die verworfenſten Menſchen an ihre Stelle vom Volk erwählt. Wenn der Begriff von Sittlichkeit ſich ganz in den Begriff von Ordnung auflöſt, ſo iſt keine Immoralität größer, als die der Anarchie und der wirklichen Volksregierung.

Das Thal Onſernone giebt keinen Zehenden, und iſt von allen Grundabgaben frei. Der Wohlſtand einer Nazion beſteht aber nicht in ſolchen Freiheiten, wie der Zuſtand von Onſernone hinlänglich beweiſt. Der Taglohn in der beſten Jahrszeit iſt vierzig Soldi. Die ganze Wirthſchaft dieſer Menſchen iſt elend; ſie haben keine wohl eingerichteten Ställe, ſie laſſen den Dünger im Stall, bis ſie ihn auf die kleinen Aecker tragen.

Wir kamen auf eben der Straße zurück. In einem ſchönen Bache fanden wir eine Verſammlung von Weibern, die mit geſchloſſenen Armen ſchwatzten,

während ſie mit den Füßen ihre Leinen wuſchen und kneteten.

Nichts iſt in der italieniſchen Schweiz beſſer eingerichtet, als die Vertheilung der Abgaben, die man Estimo nennt. Dieſe Einrichtung iſt ſehr alt, vielleicht älter als die Visconti. Jedes hundert kleine franzöſiſche Thaler an Vermögen bezahlte einen Pfennig, den man Denaro di Taglie nennt; und da Onſernone für ſechszehnhundert Denare eingeſchrieben iſt, ſo beläuft ſich der ſämmtliche Werth des ganzen Landes auf hundert und ſechzigtauſend kleine franzöſiſche Thaler; wahrlich eine ſehr geringe Summe! Die Gemeinde Loco, die gröſite von allen, bezahlt fünfhundert und vierzig Denari; in dieſer Zahl ſind zwei und funfzig Familien, davon jede etwa dreihundert kleine Thaler in Vermögen hat. Alle öffentliche Ausgaben werden durch dieſe Denare bezahlt, (wenn die Zahl der einfachen Denare nicht hinlänglich iſt, ſo werden mehrere Denare bezahlt) es ſey denn, daß die Gemeindegüter wie Waldungen, Weiden, Alpen verkauft werden, wozu dieſe Dorfſchaften bisweilen durch Prozeſſe gezwungen ſind.

Wenn Oeſtreich und Frankreich nicht in einem immerwährenden Krieg mit einander leben wollten, ſo ſollte ihnen alles daran gelegen ſeyn, ſelbſt eine Mittelmacht aufſtellen zu helfen, und der Schweiz eine

Selbſtſtändigkeit zu geben, die ihre gegenſeitige Grenzen ſichern würde. Wenn ihrerſeits die Schweitzer die ſo ſchreckliche Erfahrung dieſer Zeiten zu benutzen wiſſen, ſo könnte ihr Widerſtand immer groß genug ſeyn, um allen Nutzen einer Beſiegung zu vereiteln.

Man kann ſich nicht leicht eine elendere unbehülflichere Verfaſſung denken, als die aus zwölf Republiken zuſammengeflickt iſt. Eine gemeine Wieſe, ein gemeiner Acker werden übel beſorgt: wie viel mehr ein gemein-unterthäniges Land! Keine öffentliche Ausgabe konnte in dieſen italieniſchen Vogteyen ohne die Einwilligung aller zwölf Kantone gemacht werden, die keinen gemeinen Schatz hatten, und wo die Einheit des Willens noch unmöglicher, als Geld zu finden war. Das Einkommen, das jede dieſer Republiken aus dieſen Ländern zog, belief ſich kaum auf hundert Louisd'or. Da die Landvögte kein andres Einkommen als Prozeſſe hatten, ſo war der Palazzo eine ordentliche Prozeßfabrik, die auch ohne Landvogt, und ſelbſt gegen ſeinen Willen ihren gewohnten Gang fortgieng. Bald fanden die Einwohner ein Gefühl von Freiheit in der Möglichkeit jede That zu begehen, die ſie zu bezahlen fähig waren, oder ganz ungeſtraft zu bleiben, da wo alle Prozeßkoſten verloren waren. Ein Landvogt regierte nur zwei Jahre. Daraus entſtand, daß jeder Landvogt Zeit genug fand, Geld zu nehmen, aber nie lang ge-

nng blieb, um Gutes zu wirken, ſo daß das Gute unmöglich, das Böſe unvermeidlich blieb.

Es giebt allerdings Regierungen, die zum Böſen organiſirt ſind; es ſind die, wo das Gute unmöglich iſt. So waren die drei franzöſiſchen Konſtituzionen, ſo die gemeinſchaftliche Regierung mehrerer Kantone. — Die religiöſe Intoleranz, das Verbot an die Nichtkatholiſchen ſich in dieſen Ländern anzukaufen, war ein verderbliches Geſetz. Dadurch entſtand das Uebel, daß die Induſtrie und die Aufklärung der reformirten Kantone nie in dieſe finſteren, der Schweiz ſelbſt unbekannten Gegenden durchdringen konnte. Jedes Jahr ſchickten die Kantone jeder einen Deputirten nach Lugano und dann nach Locarno, welche die Verwaltung überſehen, in zweiter Inſtanz urtheilen und alle höhern Regierungsgeſchäfte beſorgen ſollten. Die Verſammlung dieſer Abgeſandten ward das Syndikat genannt. Verfaſſung, Geſetze, Sprache und Land waren dieſen Abgeſandten unbekannt; ſie entſchieden die von Advokaten plaidirten Prozeſſe. Von dieſem Tribunal ward an die zwölf Republiken appellirt, wo ſieben Urtheile entſchieden. Wenn es einſtand, blieb es bei dem Urtheil des Syndikats. Aber wer hätte Leben und Geld genug gehabt, um in zwölf Republiken ſeinen Prozeß durchzuſetzen?

Kein Land würde mehr als die italieniſche Schweiz durch die Einheit der helvetiſchen Republik

gewinnen. Diese Länder sind aller Selbstbeherrschung unfähig; sie haben seit Jahrhunderten ihre repräsentative Verfassung, ihre Congressi, ohne daß in diesen Versammlungen eine Spur von nützlichen Gedanken, eine Regung zum Guten entstanden wäre. Man fand im Gegentheil eben in diesen Versammlungen die größten Hindernisse bei allen nützlichen Verbesserungen. Unwissende Menschen können nur Vorurtheile und Unwissenheit repräsentiren, und wo jeder zum allgemeinen Besten blind ist, da sieht der Eigennutz desto heller. So wird eine Republik die Beute von ein paar Betrügern. Die Schweiz hat das größte Problem zu lösen, Völkerschaften, die an Sprache, Sitten, Religion und Lage ganz verschieden sind, in Eine Republik zu verschmelzen. Da kömmt alles darauf an, daß man das Eigene in allen Theilen respektire, vieles von der Zeit erwarte, und nur diejenigen Theile des Nazionalwillens zusammenknüpfe, welche die Vertheidigung des Landes und die Harmonie aller Theile erfordern. Darin besteht die Untheilbarkeit der Republik, daß sie nur einen Willen zu ihrer Vertheidigung habe, und daß die Gesetze diesem Willen kein Hinderniß in den Weg legen. Sie besteht zweitens in der Einheit der Grundsätze und in ihrer Harmonie zum allgemeinen Besten. So sollte nicht mehr jedem auch dem kleinsten Theil der Republik erlaubt seyn, Handel, Wandel und Gedanken zu verbieten. Alles dieses aber ist nur bei unbefangenen Menschen mög-

lich, die weder die nur zu sehr bekannten Fehler der alten Verfassung, noch die fieberhaften Anfälle einer chimärischen Freiheit zu verewigen wünschen.

K. v. Bonstetten.

IV.

Bruchstücke

aus

der Biografie des Kapellmeisters Karl von Dittersdorf *).

(Aus der Handschrift mitgetheilt.)

Johannisberg hatte viel von seiner vorigen Lebhaftigkeit verloren. Der Fürstbischof (von Breslau) wurde immer trauriger. Es kränkte ihn, daß er an einem

*) Der arme, von Krankheit und Kummer gebrochene Dittersdorf hinterließ bekanntlich seiner Familie eine eigene Lebensbeschreibung, die er in der letzten traurigen Periode seines Lebens seinem Sohne in die Feder diktirte, und zwei Tage vor seinem Tode beendigte.

Orte, wo er sonst zu befehlen hatte, gleichsam als Pensionist leben und es mit ansehen mußte, wie man die Einkünfte seiner Beamten immer mehr beschnitt und fremde Dienstleute bei den Aemtern, so wie bei der Jägerei ohne sein Zuziehen anstellte. Etlichemal hatte er Versuche beim Kaiser Josef gemacht, die Aufhebung der Administrazion zu bewirken und die eigene Verwaltung seiner Güter wieder zu erhalten, aber Alles war umsonst gewesen.

Josef starb und nun wandte sich der Fürst an Kaiser Leopold. Wider alles Vermuthen hob dieser

Die um teutsche Tonkunst und ihre unsterblichen Meister vielfach verdiente Breitkopf-Härtelsche Handlung in Leipzig kündigte vor einiger Zeit zum Vortheil der hinterlassenen Familie diese ihr anvertraute Biografie auf Pränumerazion an, und übergab die sämmtlichen hierzu gehörigen Papiere in die Hände eines Kenners zur Bearbeitung und Ausfeilung. Möge die hier mitgetheilte Probe die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein Werk wecken, das in biografischer und artistischer Hinsicht gleich wichtig und unterhaltend, auch ohne die edle Absicht, einer verwayseten Künstlerfamilie zur Unterstützung zu dienen, jedem Kenner und Liebhaber äusserst willkommen seyn müßte. Die Pränumerazion auf einen Thaler ist noch offen. So kann jeder, den das, was er hier liest, ans menschliche Herz greift, den Groschen an die lieben Hinterlassenen bezahlen, von welchen der gedrückte, kranke Mann am Ende spricht.

B.

bindung und Harmonie zwiſchen den Theilen und dem Ganzen herzuſtellen.

Doch dieſer Aufſchub war in dem beſondern Falle, worinn ſich Agathon befand, deſto weniger ſchädlich, da er, von der Schönheit der Tugend und der unauflöslichen Verbindlichkeit ihrer Geſetze mehr als jemals überzeugt, eine auf das wahre allgemeine Beſte gerichtete Würkſamkeit für die Beſtimmung aller Menſchen, oder woſern ja einige Ausnahme zu Gunſten der bloß contemplativen Geiſter zu machen wäre, doch gewiß für die ſeinige hielt. Vormals war er nur zufälliger Weiſe, und gegen ſeine Neigung in das active Leben verflochten worden: Jyo war es eine Folge ſeiner nunmehrigen, und wie er glaubte geläuterten Denkungs-Art, daß er ſich dazu entſchloß. Ein ſanftes Entzucken, welches ihm in dieſen Augenblicken den ſüſſeſten Berauſchungen der Wolluſt unendlich vorzuziehen ſchien, ergoß ſich durch ſein ganzes Weſen bey dem Gedanken, der Mitarbeiter an der Wiedereinſetzung Siciliens in die unendlichen Vortheile der wahren Freyheit und einer durch weiſe Geſetze und Anſtalten verewigten Verfaſſung zu ſeyn —— Seine immer verſchönernde Phantaſie mahlte ihm die Folgen ſeiner Bemühungen in tauſend reitzende Bilder von öffentlicher Glückſeligkeit aus—— er fühlte mit Entzücken die Kräfte zu einer ſo edeln Arbeit in ſich; und ſein Vergnügen war deſto vollkommener, da er zugleich empfand, daß Herrſchſucht und eitle Ruhm-Begierde keinen Antheil daran hatten; daß es die tu-

gendhafte

Monarch die Administrazion auf, und räumte ihm die eigene Verwaltung wieder ein. Sein Agent in Wien schickte ihm diese frohe Nachricht durch eine Estafette, die früh Morgens ankam. Noch an dem nehmlichen Tage gab er große Tafel und setzte Alle ehemalige Beamte in ihren vorigen Gehalt und in Aktivität.

Allein der vorige Gram hatte seine Gesundheit schon zu sehr untergraben und er verfiel einige Monate nach dieser Katastrofe in eine große Krankheit, die am Ende in ein Faulfieber ausartete. Sein Leibarzt Stolle, ungeachtet er von der Möglichkeit ihn zu retten überzeugt war, willigte auf unser Verlangen in eine Zusammenberufung mehrerer Aerzte und es ward demnach ein Consilium medicum veranstaltet, wovon die Uebrigen alle, außer Stolle sechs an der Zahl, die Krankheit des Fürsten für unheilbar erklärten. Allein dieser gab die Hofnung nicht auf: Es bewies sich auch, daß er Recht hatte; denn auf die Medizin, die die andern Sechse einstimmig verordnet hatten, wurde der Fürst immer schwächer. Stolle rief uns alte Beamte zusammen und erklärte, daß so der Fürst zu Grunde gehen müsse, daß er aber seine Herstellung verspreche, wenn wir in seine Methode, den Pazienten zu behandeln, willigen wollten. Wir gaben seiner Meinung nach, und schon am dritten Tag darnach nahm die Besserung des guten Fürsten so augenscheinlich zu, daß er bereits nach fünf Tagen außer al-

ter Gefahr war. Unterdeß verblieb ihm eine Mattigkeit und Schwäche in den Füßen, ſo daß er nicht mehr allein gehen konnte, ſondern von zween Menſchen geführt werden mußte. Stolle konſervirte ihn ſo noch gegen fünf Jahre.

Das Uebelſte, was mir Kummer macht, ſagte damals der würdige Arzt zu mir, iſt, daß während der Fürſt noch einige Jahre ſich ſo leidlich hinbringen wird, ſeine Sinnes- und Geiſteskräfte allmählich eine ſolche Abſpannung erleiden werden, daß er weder ſeinen häuslichen noch Regierungsgeſchäften wird vorſtehen können. Er wird nicht nur den Geſchmack an Unterhaltungen, die ihn aufmuntern ſollen, an Muſik z. B. verlieren, ſondern er kann wohl gar noch kindiſch werden. Da iſt denn zu befürchten, daß gewiſſe Leute, die ihn umgeben, ihn zu mancher Thorheit verleiten werden. So lange der Landeshauptmann, Sie und der Präſident von Gambsberg, Ihr Schwager, um den Fürſten ſeyn werden, hat es wenig Gefahr. Aber des Erſtern Lunge hält es nicht drei Monathe aus, und Gambsberg hat zu viel Geſchäfte. Sie ſind alſo der Einzige, auf deſſen Stütze ich Rechnung mache.

Nie hat ein Proſet mehr Wahrheit vorher verkündigt, als der wackere Stolle. Der Landeshauptmann ſtarb noch vor der Zeit, und ohnerachtet ich das

Verſprechen des Fürſten hatte; ſtatt meiner Greyswalder Amtshauptmannſchaft jene einträglichere von Johannisberg zu erhalten, ſo wußte doch ein ſchändlicher Babe mich unter gehäſſigen Vorſpiegelungen beim Fürſten darum zu bringen und die Stelle an ſich zu reißen.

Noch war der Verſtorbene nicht begraben, ſo bemerkte ich an dem Fürſten, der mir ſeit vielen Jahren die innerſten Falten ſeines Herzens aufgethan hatte, eine plötzliche Gleichgültigkeit und Kälte gegen mich. Nicht nur mir ſondern jedem Gutgeſinnten war es handgreiflich, daß man mich blos deswegen von des Fürſten Vertraulichkeit verdrängt hatte, um des guten Herrn Schwäche zu benutzen, und, während man im Rohre ſaß, Pfeifen zu ſchneiden. Sowohl Hr. v. E. als ich machten den Fürſten Vorſtellungen hierüber; aber es war bereits eine Rotte gegen uns verſchworen, die den Fürſten die Antwort, die er uns zu geben hatte, in den Mund zu legen wußte. Sie lautete: Wir ſollten uns nicht unterſtehen, einen unforderten Rath zu ertheilen, noch ungerufen zu erſcheinen!

Eine Hauptmaxime dieſes Komplots war, von dem Fürſten nicht nur alles, was ihm Aufmunterung gewähren konnte, zu entfernen, und ihm einen Ekel davor beizubringen, ſondern auch den guten Herrn be-

ständig in einer Todesangst zu erhalten, um ihn von der Aufmerksamkeit auf ihre niederträchtigen Handlungen abzulenken. Man wußte ihm beizubringen, daß er stündlich in Gefahr sey, an einem Schlagflusse zu sterben. Dieses machte den Herrn so kleinmüthig, daß er wirklich anfing, kindisch zu werden.

Diese schlechte Behandlung zog mir einen Anfall vom Podagra zu; allein durch Stolle's Beihülfe konnte ich nach vierzehn Tagen wieder auf einen Stock gestützt gehen. Bei den täglichen Besuchen erzählte mir St. allen den Unfug, den man mit dem Fürsten trieb. Gehen Sie doch auf das Schloß, sagte er einmal, und reden Sie dem Fürsten zu; er hat sonst immer Vertrauen zu Ihnen gehabt. Sagen Sie ihm die Wahrheit so derb Sie können, vielleicht erschüttert ihn das! — „Wenn er mich aber ungnädig behandelt?“ — Nun dann können Sie ja wieder einlenken. Ich entschloß mich dazu.

Nun wußte ich aus langer Erfahrung, daß man, wenn man den Fürsten aufmerksam machen wollte, denselben auf eine ganz ungewöhnliche Art sprechen mußte.

Statt der sonst gewöhnlichen Musik wurden des Abends im Salon von seinen Tischgenossen an zweien, auch mehrern Tischen Kommerz-Spiele gespielt, und

man trug den Fürſten in einem Tragſeſſel dahin, um zuzuſehen.

An meinen Stock geſtützt trat ich ein und hinkte gerade zu des Fürſten Stuhl. Die ganze Geſellſchaft, inſonderheit jener saubere Herr, der an einem Tiſchchen Tarock ſpielte, ſtutzte und machte große Augen. Sogleich begann folgendes Geſpräch zwiſchen mir und dem Fürſten.

Der Fürſt. Was willſt Du? Ich habe Dich nicht rufen laſſen.

Ich. (im feſten und ernſten Tone.) Schlimm genug, daß Ew. Durchlaucht mich nicht rufen laſſen, und zu einem Zeitpunkte, wo Sie mich am meiſten nöthig haben, mich ſo wegwerfend behandeln. (Zu einem Bedienten, der hinter dem Stuhle des Fürſten ſtand.) He! er Grobian! Was ſteht er da, wie ein Maulaffe! Sieht er nicht, daß mir das Stehen ſauer wird? Bring er mir einen Stuhl! (Der Bediente brachte einen.) Daher! dicht neben den Fürſten! (Ich ſetzte mich.)

D. F. Du thuſt verzweifelt familiär.

Ich. Wo es einem Menſchen, wie Jener dort, erlaubt iſt zu ſitzen, da gebührt es mir mit zehnmal größerm Rechte.

D. F. Du haſt Dir wohl vorgenommen, mir einige Impertinenzen zu ſagen?

Ich. Gott behüte mich! Wie wäre das möglich! Aber man hat mir geſagt, daß es mit E. D. zu Ende geht, und da dachte ich bei mir, der Herr könnte hir jäh wegſterben, ohne daß du mit ihm verſöhnt wäreſt. Ich beſchloß alſo, mich, ſobald ich nur konnte, hieher zu ſchleppen, um E. D. zu ſagen, daß ich Ihnen Alles verzeihe, damit Sie meinetwegen nicht in jener Welt leiden ſollen.

D. F. (tief erſchüttert und betroffen.) Was? — Wie? — Du mir verzeihen? — Was hab' ich Dir denn gethan?

Ich. (kalt.) Ich bin nicht her gekommen, E. D. Vorwürfe zu machen. Aber — (ich ſah dem Fürſten ſtarr ins Geſicht) — Wie ich ſehe, hat es mit dem Sterben noch einige Jahre Zeit. (Zum Bedienten.) Bring' er die Lichte vom Tiſche! — Sehen mir E. D. in die Augen! (nach einer Pauſe.) Die Augen ſind friſch — die Geſichtsfarbe iſt lebhaft — der Athem iſt frei. Wie iſt, wenn ich fragen darf, der Appetit!

D. F. Eſſen kann ich.

Ich. Und der Schlaf?

D. F. Mit dem gehts auch ſo ziemlich.

Ich. Nun ſo möcht' ich in aller Welt wiſſen, wo denn die Todesgefahr herkommen ſollte.

D. F. Ja! Ein Schlagfluß kommt juſt, wenn man ihn am wenigſten vermuthet.

Ich. E. D. ſind vom Schlagfluß ſo weit entfernt, als ich von Nova-Zembla.

D. F. Wie kannſt Du das ſagen?

Ich. Aus Erfahrung. Der Prinz Hildburghauſen hat ſchon 19 Jahre dieſelbe Krankheit; er kann weder gehen noch ſtehen; dennoch lebt er noch und iſt in ſeinem acht und achtzigſten Jahre immer noch friſch und munter.

D. F. (ſeufzend.) So ein Schickſal wird mir nicht zu Theil werden!

Ich. Warum denn nicht?

D. F. Meinſt Du?

Ich. Ganz gewiß, wenn E. D. eine andere Lebensart anfangen; denn durch das jetzige Leben ſperren Sie dem Tode Thür und Angel auf, ſtatt daß Sie ihm jedes Loch verriegeln und verrammeln ſollten.

D. F. Aber wie kann ich das?

Ich. Durch ſelbſt eigene Aufmunterung; denn — verzeihen mir E. D. — ſich fürchten, wo keine Gefahr

ist, ist unmännlich und ich möchte sagen kindisch; und E. D. sind so ein kluger, braver Herr! Schlagflüsse haben nur Leute zu besorgen, die vieles Blut haben, und das haben Sie ganz und gar nicht, werden es aber bekommen, wenn Sie immer wie eine Bruthenne da sitzen und eine Grille nach der andern ausbrüten. Das macht dickes Blut, Aufheiterung aber verdünnt es.

D. F. Wie soll ich mich aber aufheitern?

Ich. Eine Frage, die E. D. sich gewiß selber beantworten können.

D. F. Will aber Deine Meinung hören.

Ich. Nun da müssen E. D. gerade das Gegentheil von alle dem thun, was man Sie jetzt betreiben läßt.

D. F. Und das wäre?

Ich. Erstens, sich wenigstens eine Zeitlang Ihrer fürstlichen und bischöflichen Geschäfte enthalten. Erstere könnte Hr. v. Gambsberg versehen, letztere aber Ihre braven geistlichen Räthe. Zweitens, die Besorgung Ihres Haus-Etats, denn dies ist ein Geschäft, das E. D. schon unzähligen Verdruß gemacht hat, einem Mann übertragen, von dessen Redlichkeit —

D. F. Das wäre eine Sache für Dich.

Ich. Ich habe schon ein anderes Plätzchen für mich

D. F. Und das ist?

Ich. Ich will blos aus Liebe zu E. D. Ihr Mentor seyn, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, Alles, was ich zum Besten rathe, nicht wie bisher mit Kaltblütigkeit und Verachtung zu lohnen.

D. F. Dann müßtest Du aber beständig um mich seyn.

Ich. Von Herzen gerne.

D. F. Dann könntest Du ja auch die Besorgung des Hausetats übernehmen.

Ich. Es sey! Aber mit der ausdrücklichen Bedingniß, plein pouvoir zu haben.

D. F. Das sollst Du haben.

Ich. Drittens müssen E. D. Ihren würdigen Leibarzt Stolle, der Ihnen das Leben gerettet hat und noch lange konserviren wird, blinden Gehorsam leisten.

D. F. Gern, gern — von Herzen gern!

Ich. Was aber die Zerstreuungen, durch die sich E. D. aufheitern sollen, betrift, davon ist noch viel zu sprechen; denn ich habe noch so manches in Petto, was E. D. gewiß behagen wird.

Nun kannte ich den Fürsten zu wohl, als daß ich nicht vorhersehen sollte, daß mein in Petto seine Neugierde reizen würde. Ich war dadurch sicher, daß

er wenigſtens ſo lange, als ich ihm dies Geheimniß vorenthielt, ſich nicht wieder umlenken laſſen würde; daher ſtand ich mit den Worten auf: ich bin ein Rekonvaleszent und muß mich ſchonen. Erlauben Ew. Durchlaucht —

D. F. O bleib noch! Du haſt, gleich dem barmherzigen Samariter, Balſam in meine Wunden gegoſſen.

Ich, (nachdem ich mich wieder geſetzt hatte.) Wie kommt es, daß heute keine Muſik iſt?

D. F. Es iſt ſchon viele Tage keine mehr.

Ich. Das iſt nicht gut. Aber warum denn nicht?

D. F. Ach! ſie macht mich nur noch trauriger.

Ich. (lächelnd.) Das ſollte ich nicht meinen. Gerade das Gegentheil würde ſie auf Ihre Stimmung bewirken.

D. F. Nun, wenn Du meinſt? Ich wills auf Deinen Rath verſuchen. Von morgen an ſoll wieder, wie vorher, alle Abend Muſik ſeyn.

Ich. Das hieß Sie Gott ſprechen! Es wird gewiß Alles gut gehen. (Und nun empfahl ich mich.)

D. F. Wann kommſt Du wieder?

gendhafte Begierde, in einem weiten Umfang gutes zu thun, war, deren gehoffete Befriedigung ihm diesen Vorschmack des göttlichsten Vergnügens gab, dessen die menschliche Natur fähig ist. Seine Erfahrungen, so viel sie ihn auch gekostet hatten, schienen ihm itzt nicht zu theuer erkauft, da er dadurch desto tüchtiger zu seyn hofte, die Klippen zu vermeiden, an denen die Klugheit oder die Tugend derjenigen zu scheitern pflegt, welche sich den öffentlichen Angelegenheiten unterziehen. Er setzte sich fest vor, sich durch keine zweyte Danae mehr irre machen zu lassen. Er glaubte sich in diesem Stücke desto besser auf sich selbst verlassen zu können, da er stark genug gewesen war, sich von der ersten loszureissen, und es mit gutem Fug für unmöglich halten konnte, jemals auf eine noch gefährlichere Probe gesetzt zu werden. Ohne Ehrgeitz, ohne Habsucht, immer wachsam auf die schwache Seite seines Herzens, die er kennen gelernt hatte, dachte er nicht, daß er von andern Leidenschaften, welche vielleicht noch in seinem Busen schlummerten, etwas zu besorgen haben könne. Keine übelweissagende Besorgnisse störten ihn in dem unvermischten Genusse seiner Hoffnungen; sie beschäftigten ihn wachend und selbst in Träumen; sie waren der vornehmste Inhalt seiner Gespräche mit dem syracusischen Kaufmanne, sie machten ihm die Beschwerden der Reise unmerklich, und entschädigten ihn überflüssig für den Verlust der ehemals geliebten Danae; einen Verlust der mit jedem neuen Morgen kleiner in seinen Augen wurde; und so führten ihn günstige Winde und ein ge-

Ich: Wenn die Witterung wie heute iſt, komm' ich Morgen wieder in die Muſik und bringe eine neue Sinfonie mit.

Ich küßte dem Fürſten die Hand und er entließ mich ſehr gnädig.

Mein Abſchied.

So hatte ich denn alſo mir ſelber die Laſt aufgeladen, beſtändig um den Fürſten ſeyn zu müſſen. Alle Abende, wenn ich ihn nach dem Souper in ſein Schlafzimmer begleitete, mußte ich verſprechen, Morgens um acht Uhr wieder auf dem Schloſſe zu ſeyn, und ſo ging das alle Tage fort.

Bei dieſer Gelegenheit nahm ich wahr, wie plump und ungeſchickt die meiſten ſchon zur Faulheit gewöhnten Bedienten ſich dazu anſtellten, wenn ſie den Fürſten, der keinen Schritt allein gehen konnte, führen, tragen, heben und legen ſollten. Ich zeigte ihnen daher ganz andere Handgriffe, wodurch ſie es ſowohl dem Fürſten als ſich ſelbſt erleichterten. Ueberhaupt fand ich, daß dieſer Herr bei ſo vielen Bedienten, die er hatte, dennoch ſchlecht bedient war. Manchmal war die Antichambre von dieſen Taugenichtſen voll, und gerade, wenn man einen nöthig hatte, war keiner zu ſehen noch zu hören. Ich predigte ihnen öfter vor,

aber es half nichts. Ich ließ sie daher einmal Alle zusammenrufen und sagte ihnen: da ihr auf gute Worte nicht hört, so will ichs mit Schärfe erzwingen. Täglich müssen wechselsweise zwei von euch 24 Stunden hindurch um den Fürsten seyn und auch des Nachts in der Antichambre schlafen. Da eurer acht sind, so kommt alle fünf Tage die Reihe herum; die andern aber müssen unausbleiblich bei der herrschaftlichen Tafel serviren. So wie einer von euch vermißt wird, so zieh ich ihm einen Gulden von seinem Lohne ab, und schicke diesen Gulden in das Armeninstitut. — Ebenso machte ich es mit ein paar Windbeuteln von Kammerdienern; denn der Staub lag nicht nur in des Fürsten Schlaf- sondern auch Wohnzimmer oft fingerdick auf dem Ofen, anderer Unachsamkeiten nicht zu erwähnen.

Die Ordnung ward im Schlosse überhaupt wieder hergestellt, und das behagte dem Fürsten sehr gut. Dagegen aber hatte ich mir unter diesem Gesindel viele Feinde gemacht, auf die ich aber weiter nicht achtete. —

Eines Abends war so garstiges stürmisches Wetter, daß der Fürst mir sagte, ich möchte lieber auf dem Schlosse bleiben, er wollte mir ein Bette neben sein Schlafzimmer setzen lassen. Ich blieb. Der Fürst ging zu Bette; ich setzte mich neben ihm in einen

Armſtuhl und diskurirte mit ihm, bis er einſchlief. Gewöhnlicherweiſe erwachte er gegen drei Uhr des Morgens, ließ ſich heben, auf eine andere Seite wenden und blieb immer eine halbe Stunde wach; dann ſchlief er wieder bis gegen acht Uhr. Dies geſchah auch in eben derſelben Nacht. Da ich im Nebenzimmer hörte, daß der Fürſt wach war, nahm ich meinen Schlafrock, ging zum Fürſten, ſetzte mich an ſein Bette und blieb bei ihm, bis er neuerdings einſchlief. Dies gefiel ihm ſo wohl, daß er mich öftermals bereden, bei ihm zu übernachten, und dies wurde am Ende zur Gewohnheit. Kurz, ich gutwilliger Narr blieb 2 Jahr und 1 Monath ununterbrochen auf dem Schloſſe und führte das für mich ſehr unbequeme Leben, das an meinen jetzigen kränklichen Umſtänden den größten Antheil hat, um ſo mehr, weil es nicht nur in meinem drei- und vier und funfzigſten Jahre meine Geſundheit untergrub, ſondern mich auch in den elenden Zuſtand, worin ich mich gegenwärtig befinde, nemlich krank und arm zu ſeyn, verſetzte.

Kaum hatte ich dies Leben ein halb Jahr getrieben, ſo wurde es mir des ewigen Sitzens, des Mangels aller Bewegung und der immer faſt unruhigen Nächte wegen ſehr läſtig. Da ich aber mich einmal ſchon dazu entſchloſſen hatte, ſo wollte ich es auch damit aushalten, ſo lange es mir nur irgend möglich wäre. Schon waren 25 Monate verſtrichen,

als ich die schrecklichsten Hämorrhoidal-Zufälle bekam, und mich, um meine Gesundheit herzustellen, vom Schlosse in mein Haus begeben mußte. Dies war ein erwünschter Zeitpunkt für meine Feinde. Während meiner Abwesenheit wußte jener berüchtigte N. einen der fürstlichen Kammerdiener und etliche Lakaien, die der Fürst wohl leiden konnte, durch Bestechung zu meinem Schaden auf seine Seite zu ziehen. Ich könnte alle diese Lotterbuben mit Namen nennen, allein ich mag ihnen die Ehre nicht gönnen, daß sie in meiner Lebensgeschichte, in welcher ich so viele große und würdige Personen aufgeführt habe, mit ihren unwürdigen Namen stehen sollen.

Dieses nichtswürdige Komplot untergrub mich und brachte dem Fürsten einen Verdacht wider mich bei, so, daß ich am 7ten April 1794 Weisung erhielt, das Schloß nie wieder zu betreten, und — binnen acht Tagen mit Sack und Pack zu meinem Amtspoſten nach Freywaldau zu gehen. Gern wollte ich meinen Lesern den elenden Kunstgriff, durch den diese Feinde dem Fürsten meine Redlichkeit verdächtig machten, vor Augen legen, wenn nicht die Aufklärung der Sache dem Fürsten auch noch in der Grube zur größten Schande gereichen müßte. Ich will also lieber den Schleier darüber herziehen. Doch kann ich nicht umhin anzuführen, daß ich meine Unschuld selbst beim kaiserlichen Hofe erwiesen habe und durch ein höchstes Hofdekret,

welches ich wie Gold aufhebe, und jedem, der es verlangt, zur Urschrift vorzulegen bereit bin, von allem Verdachts einer unredlichen Handlung gänzlich frei gesprochen bin, und auch hinlängliche Genugthuung erhalten habe. Ist es demnach ein Wunder, daß mich so viele Kränkungen und pathemata animi auf ein Krankenlager geworfen haben?

Leider begann mit Ende Oktobers 1794 meine Krankheit und mit ihr mein Elend. Und seit diesem Augenblick habe ich, so zu sagen, keine gesunde Stunde mehr gehabt. So viele Mühe die Aerzte sich gegeben haben mir das Podagra wieder zuwege zu bringen, damit die Krankheit dadurch ihren gewöhnlichen Ausbruch nehmen könne, so wenig hat es bis heute, also gerade nach fünf Jahren, gefruchtet.

Der Fürst starb am 5ten Januar 1795. Eine kaiserliche Administrazion trat ein, und diese wollte die diesseitigen Güter von dem Breslauer Bisthum separiren. Aber der König von Preußen nahm sich des Bisthums an. Nachdem beide Höfe deswegen lange Unterhandlungen gepflogen hatten, wurde man endlich einig, daß die Administrazion aufgehoben werden und die Güter, wie vormals, bei dem Bisthum verbleiben sollten.

Da Prinz Josef von Hohenlohe-Bartenstein schon vor Ableben des seel. Bischofs Coadjutor

war, ſo wurde er nach deſſen Hintritte Biſchof von Breslau. Er hatte, wie das überall ſo gewöhnlich iſt, ſeine eigenen Lieblinge, die er verſorgen wollte; daher wurde ich, mein Schwager und noch einige alte Beamte mit Penſion jubilirt.

Ungeachtet ich volle 26 Dienſtjahre aufzuweiſen hatte, ſo erhielt ich doch an jährlichem Penſionsgehalt nicht mehr als 333 thlr. 8 gr. (500 Gulden Kaiſergeld.) Mein Schwager v. Gambsberg, der dem Bisthum ſchon über 40 Jahre gedient hatte, bekam auch nicht mehr. Vor einem halben Jahre ſtarb der redliche Mann, und ſeine Gattin — meine Schweſter — erhält nun ein kümmerliches Witwengehalt von 133 thlr. 8 gr.

Seit dieſer für mich und meine arme Familie ſo ſchrecklichen Epoche hat ſich meine Krankheit ſo verſchlimmert, daß ich am Kreuz und an den Füßen ganz gelähmt bin und mich vom Bette in den Armſtuhl, und vom Armſtuhle in das Bette tragen laſſen muß. Doktor, Arznei, dreierlei Bäder, als das Ullersdorfer, Landecker und Teſchner Bad, haben meinen erſparten Nothpfennig ganz aufgezehrt, ſo daß ich, als mir im vorigen Jahre von einem der berühmteſten Aerzte das Baadner Bad unweit Wien angerathen wurde, auf dieſes Hülfsmittel aus Mangel Verzicht thun mußte und nun meinem baldigen Ende entgegen ſeufze.

Ignaz Freiherr von Stillfried erfuhr durch eine dritte Hand mein groſses Elend. Ganz unvermuthet erhielt ich von ihm folgendes tröſtliches Schreiben:

„Ich habe Ihre betrübte Lage erfahren. Auf mei„nen Herrſchaften, die ich mir in Böhmen gekauft „habe, habe ich drei Wohnhäuſer. Kommen „Sie mit Ihrer Familie in meine Arme. Wer„hungern will ich Sie ſammt Ihrer Familie „nicht laſſen, und wir wollen unſer Leben bei„ſammen beſchlieſsen.“

Mit Freuden nahm ich dieſe menſchenfreundliche Offerte an und warf mich mit meiner Familie — ſie beſteht aus meiner Frau, zween Söhnen und einer Tochter, mithin aus fünf Perſonen — in die Arme des liebenswürdigſten Freundes. Gott weiſs es, daſs ich, wenn ich dieſen Wohlthäter nicht gefunden hätte, längſt von Noth und Kummer aufgerieben worden wäre, und alsdann — meine Angehörigen? — o Gott! das fühle, wer es zu fühlen vermag.

Da ſitze ich nun ſchon beinahe zwei Jahre in Böhmen auf der Freiherrl. Stillfriediſchen Herrſchaft Röthlhotta im Tabörer Kreiſe unweit Neuhaus. Ungeachtet ich freien Unterhalt für mich und meine

Familie habe; so bin ich doch eben in allem Betrachte ein Bettler. Da ich von meiner Pension jährlich

An Interessen für hypothekarische Schulden	81 fl.
An Kriegsbeisteuer . . .	60 —
An Haus- und Grundzins . . .	9 —
Für einen Bedienten, der mich mit Hülfe meines Sohnes heben, tragen und legen, auch die ganze Nacht bei mir mehr wachen als schlafen muß . .	120 —
Für eine Magd . . .	36 —
Für die Wäsche . . .	45 —
mithin	351 fl.

unumgänglich baar auslegen muß, bleiben mir noch übrig 149 fl. — Nun laß ich jeden beurtheilen, ob ich mit diesem Ueberbleibsel im Stande bin fünf Personen zu bekleiden und andere kleine und nothwendige Ausgaben zu bestreiten.

Meine Nippes spazieren eines nach dem andern um ein Drittel, auch wohl noch weniger, als der innerliche Werth davon ist, fort. Und was hernach, wenn sie vollends Alle fort geflogen sind? —

Seit den letzten fünf Jahren habe ich meine Geistes- und Sinnenkräfte, welche ersterer Gottlob noch

heute so ziemlich sind, angestrengt, und eine beträchtliche Sammlung ganz neuer Werke, als Opern, Sinfonien, eine große Anzahl Stücke für das Fortepiano verfertiget. Alle diese Sachen sind schon vor einem Vierteljahre in der neuen musikalischen Leipziger Zeitung angekündigt; aber — mein Gott! — bis jetzt hat sich noch kein Abnehmer eines einzigen Stückes gefunden; und leider! kann ich auch so eine Unterstützung, ungeachtet ich gewiß gute Waare für Geld habe, nicht finden.

Ich verehre meine liebe, gute, teutsche Nazion; aber — wenn es auf Unterstützung ankömmt, da — leider! — sind wir nicht zu Hause.

Ich will, da ich gewiß weiß, daß mein Name und meine Werke in ganz Europa bekannt sind, annehmen, daß in diesem bevölkerten Welttheile ich einer halben Million Menschen Vergnügen gemacht habe. Wenn nun Jeder dieser Menschen einen einzigen Groschen in omni et toto mir, oder besser zu sagen, meiner Familie — denn mir nützt es nicht mehr, zuwürfe (!!), welch eine geringe Beisteuer für den Geber, und welch eine beträchtliche Unterstützung für eine hinterlassene, trostlose Familie eines Mannes, der, wie jener im Evangelio, sein Talent nicht vergraben hat!!

Liebe Leser! Halten Sie mich ja nicht im Verdachte, daß ich das Obige niedergeschrieben habe, um Ih-

nen für mich ein Almosen abzulecken. Vermuthlich bin ich nicht mehr, wenn Ihnen dies Büchlein zu Gesichte kommt.

Will aber Jemand nach der gänzlichen Zerstörung meiner schon morschen Hütte meiner armen Familie Etwas Gutes thun — O dann werde ihm Gottes Lohn dafür!

Ich bin aufrichtig genug, zu gestehen, daß ich meine Familie unglücklich und doppelt unglücklich gemacht habe. Erstens wegen meiner Armuth, zweitens durch meine Krankheit. Meine Armuth ließe sich jedoch einigermaßen entschuldigen, da ich wider mein Verschulden auf eine gegen 26 Dienstjahre immer gar zu geringe Pension gesetzt worden bin und daher meinen ersparten Nothpfennig, dessen größter Theil in den Säckel des Arztes, in das Gewölbe der Apotheker und in die Gesundheitsbäder — wohl zu merken, ohne einige Hülfe — sich zerstreuet hat, habe hergeben müssen. Aber dagegen ist mein Leichtsinn in Schonung meiner Gesundheit unverzeihlich, um so mehr, als mir die gütige Natur einen festen und dauerhaften Körper geschenkt hatte, auf den ich Thor so muthwillig eingestürmt habe. Leider, leider muß ich mit Vater Horaz ausrufen:

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae!

ſchickter Steuermann nach einer kurzen Verweilung in einigen griechiſchen See-Städten, wo er ſich nirgends zu erkennen gab, glücklich nach Syracus, um an dem Hof eines Fürſten zu lernen, daß auf dieſer ſchlüpfrigen Höhe die Tugend entweder der Klugheit aufgeopfert werden muß, oder die behutſamſte Klugheit nicht hinreichend iſt, den Fall des Tugendhaften zu verhindern.

Siebentes Capitel.

Eine oder zwoo Digreſſionen.

Wir wünſchen uns Leſerinnen zu haben; (denn dieſe Geſchichte, wenn ſie auch weniger wahr wäre, als ſie iſt, gehört nicht unter die gefährlichen Romanen, von welchen der Verfaſſer des gefährlichſten und lehrreichſten Romans in der Welt die Jungfrauen zurückſchreckt) und wir ſehen es alſo nicht gerne, daß einige unter ihnen, welche noch Geduld genug gehabt, dieſes achte Buch bis zum Schluß zu durchblättern — in der Meynung, daß nun nichts intereſſantes mehr zu erwarten ſey, nachdem Agathon durch einen Streich von der verhaßteſten Art, durch eine heimliche Flucht der Liebe den Dienſt aufgeſagt habe — den zweyten Theil ſeiner Geſchichte ganz kaltſinnig aus ihren ſchönen Händen entſchlüpfen laſſen, und — vielleicht den Sopha, oder die allerliebſte kleine Puppe des Hrn. Biblens ergreifen,

V.

Sinngedichte.

Klage über X. Gaſtmahl.

Beim Himmel! Ein verwünſchtes Mahl! —
Zwar volle Schüſſeln ohne Zahl,
Und ſeine Bonmots obendrein —
Doch alles kalt — nur nicht der Wein.

Colibri.

Der Leibarzt Colibri
Schwört, ſeine Kranken nie
Zu Tode geärzelt zu haben.
O Freunde! ſpricht er wahr,
Da iſt er ein Barbar,
Und ließ ſie lebendig begraben.

Ueber Pouſſin's Gemälde:

Das Sakrament der Ehe.

Nach dem Franzöſiſchen.

O träumt von keiner guten Ehe!
Sie bleibt Fantom, ich glaub' es feſt,
Da ſie, wie ich bei Pouſſin ſehe,
Sich gut ſogar nicht mahlen läßt.

An Lelio.

Nach dem Engliſchen.

Vom Vater ganz enterbt! — und lachen! —
Zwar ich durchſchaue deinen Plan:
Er wieß ſein Gold den Armen an;
Da kannſt du wieder Anſpruch machen.

An die Oxforder Muſenſöhne.

Nach dem Engliſchen.

An Kunſt und Wiſſenſchaft bleibt Oxford immer reich;
Denn ihr Studirenden bringt nichts hinweg als euch.

Weiſſagung an G. Vermählungstage.

Du mußt der Ehe Glück in Röschens Arm erfahren!
Ob auch ihr Engelreiz Anbeter lock' in Schaaren,
Dich wird ihr Engelherz vor Eiferſucht bewahren.

Die Hölle.

„Wo iſt die Hölle?"
Fragt Iſabelle.
„Die meine iſt,"
Verſetzt Ariſt,
„Wo du nicht biſt!"

Colibri.

Arzt Colibri, der ſchlimme Wicht,
An dem ſo viele ſterben müſſen,
Ward leider! durch mein Sinngedicht
Getroffen wie durch ſein Gewiſſen —
Denn beider Stachel fühlt er nicht.

An Dulce.

Den Hunden, Schmeichelſchranze!
Geſellen wir dich zu.
Sie wedeln mit dem Schwanze,
Und mit der Zunge du!

Als Niger die Kunſt herabſetzte.

Der Kunſt gehuldigt, du, der ihre Kunſt erfuhr!
Sie ſchuf dein Weibchen ſchön zum Trotze der Natur.

Widerruf.

Daß ich vor Jahren ſprach: „Er hat Talente"
Und heut' erkläre: „Nein!"
Soll ein Verbrechen ſeyn? —
Kritiken ſind wie Teſtamente;
Das letzte gilt allein.

X. ſchwere Träume.

Mich quälen Träume fürchterlich:
Bald muß mein Schiff bei Menſchenfreſſern ſtranden.

Bald holt im Sturme Satan mich,
Und bald iſt meine Frau — Gott! — wieder auferſtanden.

Erklärung.

Nach dem Lateiniſchen.

„Mein Glück ſey vor der Thüre“
Schwur oft Miniſter Fein,
Und hielt auch ſeine Schwüre.
Mein Glück iſt vor der Thüre:
Nur kommt es nie herein.

Beſſerung.

Nach dem Italieniſchen.

Frau. Weh mir! — allein! — an Nilus Strande! —
Mann. Das Fieber wütet noch in ihr.
Frau. Ha! mich umklammert —
Mann. — — — — — — Ich, Amande!
Frau. Hinweg, du vielgehörntes Thier.
Arzt. Nun iſt ſie wieder bei Verſtande.

Pigers letzte Beſorgniß.

Des dummen Wanderns iſt's auf Erden ſchon genung.
Bewahre mich mein Gott vor Seelenwanderung.

J. C. F. Haug.

VI.

Voß und Schmidt.

(Auf Veranlaſſung des Voſſiſchen letzten Almanachs.)

Die Voſſiſchen Gedichte ſind meiſt kleine Gemälde voll Lebendigkeit und Bewegung. Sie erinnern zum Theil, wie mehrere der von V. in früheren Almanachen eingerückten Gedichtchen (die gegenwärtig von V. aufgenommenen tragen weniger dieſen Karakter, wenn ſie ſchon, beſonders S. 173. das naive Lied, die Verſtellung, unter die beſſeren der Sammlung gehören), ſie erinnern an die edleren Gemälde der Meiſter aus der niederländiſchen Schule. Sie ſind voll friſcher Natur, aber der ſchönſten gewählteſten Natur, aus der Wirklichkeit durch die Fantaſie in idealiſche Welt gehoben, und offenbaren ſo den Triumf der Kunſt über die Natur. Kunſt nehmlich iſt Darſtellung der Natur durch die Einbildungskraft. Nach den Geſetzen derſelben verwandelt ſich das Wirkliche in ein Bild, und ihre Erzeugniſſe ſind freye, von aller Bedürftigkeit und Zufälligkeit des Wirklichen abgeſchieden, für ſich ſelbſt beſtehende Weſen. Man kann den Werth der Voſſiſchen Arbeiten, dünkt mich, nicht beſſer ſchätzen, als wenn man ſie mit den Arbeiten eines anderen,

übrigens talentvollen Schilderers, Hrn. Schmidts, des bekannten Herausgebers des Almanachs der Musen und der Grazien, vergleicht. Dieser mahlt uns auch die Natur, aber meist wie und wo er sie findet, mehr nach der Erfahrung allein, als einer, von der Erfahrung aus bildenden Fantasie, mehr durch den äusseren Sinn für den äusseren als den inneren für den inneren.

Wir sahen ihn (S. 121. Abendfreude.)

müde von dem Gartenfleiß, vom Pelzen
Junger Apfelstämm' und Kirschenruthen
Im Bosket von Haselnußgehölzen

Heidelbeeren — verzehren. Hier ist auch nicht eine Zuthat der Fantasie. Sein Windmüller (136.) mit allen seinen Attributen, dem Klipp und Klapp, dem schweren Sack — seinen Nachbarn, den Bergschwalben, Fuchs und Trappen u. s. w. hat gemeine Wahrheit. Der Wald im Winter (169.) ist ebenfalls nichts als eine gut versifizirte Beschreibung des Gegenstands, wie die gemeine Beobachtung ihn auffaßt. So viel mühsamer Fleiß auf die Settinen und die Verschlingung der mehrfachen männlichen und weiblichen Reime verwendet ist, so ist die Wahl der Bilder und Ausdrücke doch nicht immer die edelste und auch nicht stets die richtigste. Die Klumpen Schnee, die untentsche Exklamazion — wie todtig rings!

das Schmalthier, der Keuler, die Schwielenham, der Fuchs und ſeine Raubkumpanen und das Blaſſen der Hunde laſſen keinen wohlthätigen Eindruck zurück und die Warnung am Ende: Weh dem, der lang in dieſer Wildniß irrt: Er findet leicht bei Nacht ſein kaltes Grab, wenn tief im Schnee ihm Knie und Muth erſchlaffen — iſt ſehr alltäglich. Daſſelbe gilt auch vom Taubenhaus. (S. 223.) Es iſt auch kein einziger Zug darinn, der auf idealiſche Schönheit hindeutet. Ein guter Reimer von einem Pächter würde alles das eben ſo angeſchaut und dargeſtellt haben. Man höre z. B.:

„Einmüthiglich, wie Schweſtern
Und Brüder, ſiedelt froh
Das kleine Volk in Neſtern
Von leichtgeflochtnem Stroh,
Wärmt allerliebſte kleine
Schneeweiße Eyer drinn,
Sucht Körner vor der Scheune
Und fliegt zum Brunnen hin.

Voll Mordluſt wie der Parder
In Maſulipatan,
Schleicht Abends oft der Marder
Vom Kirchenthurm heran,
Und ſchnobert um die Klappe:

O Schelm nimm dich in Acht!
Daß Spitz dich nicht ertappe,
Der unſern Hof bewacht.“

Auch iſt der Wunſch des Naturfreundes an das Glück (S. 42.) ſehr illiberal und eben daher ſehr unpoetiſch.

„Schütz' uns, Göttin, naht ein ſolcher Schwall,
Schütze raſch mit Sturm und Regengüſſen!
Dringt man durch, dann ſende Blitz und Knall!
Oder laß ein Wagenrad zerbrechen.“

— Man merke, es iſt von ungebetenen Gäſten aus der Stadt hier die Rede, die

„Neugier drängt und ach! Empfindeley . . .

Man vergleiche nun mit dieſen platteren Naturgemälden Voſſens eben ſo liebliche als wahre Schilderungen, ſie, an denen die Grazien der Kunſt und der Natur gleichen Theil haben. Nur wenige möchten wir von dieſem Lobe ausnehmen, die Kartoffelerndte etwa, S. 15., wo der Stoff, und das Lied: Mäkken und Kühren, wo die Lokalität und Provinzialität des Tons und des Ausdrucks abſtößt. Auch ſcheint S. 138. die Schläferin mehr ein Spiel mit der Reimkunſt, wenn ſchon immer ein liebliches Spiel, als mit der Fantaſiekunſt zu ſeyn. Deſto unbedingteren Beifall ſprechen andere der zahlreichen

kleinen Gedichte an, womit Voß seinen letzten Almanach ausgestattet hat, z. B. die Wasserträgerin (S. 18 — 19.) Wie bedeutend wird dies gefällige Liedchen durch den letzten Zug!

„O weh! vorübergehet
Das Mädchen roth und stumm!
Wie schön das Haar ihr wehet!
Doch an der Ecke drehet
Das lose Ding sich um.“

Wir werden von der schön gehaltenen Individualität auf einmal zu einer allgemeinen Idee der Weiblichkeit interessant hingewiesen. Das Geheimniß aller Mädchenherzen verräth uns die schöne Wasserträgerin. So auch das unschuldige Mädchen mit seinem das mit in Kontrast gesetzten Gegenstücke, der unschuldige Knabe. Wo uns die anmuthige Naivität, die noch unverdorbene, durch keine falsche Schaam niedergehaltene Redlichkeit, worin ein Hauptmerkmal der Naivität besteht, im erstern Gemälde anzieht, da gefällt uns die Wahrheit im eckigten ungefügen Karakter des trotzigblöden Knaben. Der Rosenkranz (S. 33.) bringt eine kleine Handlung vor unsre Einbildungskraft, in der jeder Zug des Gemäldes, wie es dem Sinne schmeichelt, die Betrachtung wohlthätig beschäftiget. Die wohllautende Form, in die das niedliche reine Ganze gebracht ist, trägt nicht wenig bei,

bei, den Eindruck zu erhöhen. Wie glücklich iſt der Schluß!

„Mit tiefſinniger Säumniß
Flocht das Mädchen den Kranz,
In der Laube Geheimniß
Lieb' und Zärtlichkeit ganz,
Als aufs Haupt ſie das Kränzchen nahm,
Wehl mir Seligen, daß ich kam.“

Wir könnten noch mehrere ſolcher Gemälde ausheben, die Schülerin, der Ehmann, der Trinkkönig u. a. Aber wir übergehen ſie, um bei einem noch zu verweilen, das uns vorzüglich gefallen hat. Es iſt die Reiſe. (S. 165.) Aus einer möglichwirklichen Luſtreiſe hat die Fantaſie des Dichters die weſentlichſten aber ſchönſten Züge zuſammengereiht. Schöne Gegend, Witterung, das traulichе Zuſammenſitzen, Mädchengeſellſchaft, der erheiternde Reiz der Abwechslung der Gegenſtände, das erhöhtere ſinnliche und geiſtige Leben der Natur — alles findet ſich hier wieder: ſelbſt der Schwager wird nicht vergeſſen: aber mit ſeiner Laune und froher Gemüthligkeit in die Gruppe des Ganzen eingepaßt.

„Auf, o Schwager, ins Horn geblaſen!
Hier antwortet der Wiederhall:
Nein nur, oder du wirſt gehöhnet:

um die Vapeurs zu zerſtreuen, die ihnen die Untreue und die Betrachtungen unſers Helden verurſachet haben.

Woher es wol kommen mag, meine ſchönen Damen, daß die meiſten unter Ihnen geneigter ſind, uns alle Thorheiten, welche die Liebe nur immer begehen machen kann, zu verzeihen, als die Wiederherſtellung in den natürlichen Stand unſrer geſunden Vernunft? Geſtehen Sie, daß wir Ihnen deſto lieber ſind, je beſſer wir durch die Schwachheiten, wozu Sie uns bringen können, die Obermacht Ihrer Reitzungen über die Stärke der männlichen Weisheit beweiſen — Was für ein intereſſantes Gemählde iſt nicht eine Deanira mit der Löwen-Haut ihres nervichten Liebhabers umgeben, und mit ſeiner Keule auf der Schulter, wie ſie einen triumphierend-lächelnden Seitenblick auf den Bezwinger der Rieſen und Drachen wirft, der, in ihre langen Kleider vermummt, mitten unter ihren Mädchen mit ungeſchickter Hand die weibiſche Spindel dreht? — Wir kennen eine oder zwoo, auf welche dieſe kleine Exclamation nicht paßt; aber wenn wir ohne Schmeicheley reden ſollen, (welches wir freylich nicht thun ſollten, wenn wir die Klugheit zu Rathe zögen,) ſo zweifeln wir, ob die Weiſeſte unter allen, zu eben der Zeit, da ſie ſich bemüht, den Thorheiten ihres Liebhabers Schranken zu ſetzen, ſich erwehren kann, eine ſolche kleine ſtill-triumphierende Freude darüber zu fühlen, daß ſie liebenswürdig genug

Heller, ſagen die Spötter, dröhnt
Deiner mächtigen Peitſche Knall.“

Der gewöhnliche Zug, der alle Poſtillons karakteriſirt, wie gefällt er nicht wegen ſeiner Wahrheit unter den kleinen Vorfällen ſeiner idealiſchen Reiſe!

„Umgeſchaut! Uns ereilt der Wagen,
Der mit knährichten Mähren knarrt.
Treib! Er drohet, vorbeizujagen!
Treib die Roſſe! Wer mags ertragen,
Wann den Braven der Feige narrt?

Hurtig lenke die wackern Traber,
Bis du lachſt und der Gegner muckt!
In der Schenke belohnt ſie der Haber;
Dich was Leckeres: Aber, aber
Nicht zu tief in das Glas gekukt.“

Es iſt eine Reiſe, wie ſie jeder vielleicht ſchon gemacht zu haben ſich erinnert. Aber nur das Erheiternde, das Aecht-poetiſche, was allgemeine Theilnahme anſpricht, weſſen ſich jeder von ſolch' einer Reiſe her mit dem lebhafteſten Vergnügen erinnert, die Blüten, das Geiſtigſte iſt aufbewahrt, alles gröbere weggelaſſen, oder ſelbſt wie die Andeutung des Schwagers durch ſchalkhafte Laune vergeiſtigt. Dabei bewegt ſich alles vor unſern Augen ſelbſt. Wir reiſen mehr, als der

Dichter. So geſchickt hat dieſer gleich von Anfang die Illuſion eingeleitet.

„Weit durch ſchöne Gefild' und weiter
Stürmt die rollende Wagenfahrt!
Seitwärts fliegen uns Büſch' und Kräuter:
Schaut umher mit Geſang und heiter,
Gleich den Kranichen wohlgeſchaart.“

Nichts, keine der kleineren ſchöneren Züge, die zum Angenehmen einer Spazierfahrt gehören, wie gleich im Anfange, Frohſinn, Geſang, bequemes Nebeneinanderſitzen iſt vergeſſen; und dieſer Melodie der Empfindung ſchmiegt ſich die Melodie des Geſanges, ähnlich dem behaglichen Fortwiegen des Wagens wie von ſelbſt an.

VI.

Kunſtnachrichten.

Wilhelm Tiſchbein.

Wilhelm Tiſchbein, Direktor der königlichen Akademie der Künſte zu Neapel, Bruder Johann Heinrich Tiſchbeins, des verdienten und durch ſeine brav geätzten Blätter bekannten Galerie-Inſpectors in Kaſſel *), befindet ſich ſeit der Mitte des Jahres 1799 wieder im Schooſe ſeines Vaterlandes.

Es kann den Leſern dieſer Zeitſchrift nicht unangenehm ſeyn, von einem Manne, der als Künſtler und Menſch ſchon längſt die Achtung aller redlichen und kunſtliebenden Menſchen in ganz Europa genoß, hier einige Nachrichten zu finden, die ich bei einem Beſuch

*) Beide ſind Söhne Johann Konrads, der eigentlich die Schreinerprofeſſion erlernt hatte, eines Bruders des berühmten vormaligen Raths und Hofmalers, Joh. H. Tiſchbein in Kaſſel. Den ganzen Stammbaum dieſer zahlreichen und verdienſtvollen Künſtlerfamilie findet man in Engelſchall's Joh. J. Tiſchbein als Menſch und Künſtler, Nürnberg 1797. S. 11 ff.

in Göttingen, wo er ſich wegen ſeines Homers gewöhnlich aufzuhalten pflegt, aus ſeinem eigenen Munde empfing und durch die Betrachtung der ihn umgebenden Kunſtſchätze beſtätigt fand.

Man hat in mehrern öffentlichen Blättern ſeine Reiſe nach Teutſchland ſo vorgeſtellt, als ſey ſie blos wegen der durch die Franzoſen in Neapel geſtifteten Revoluzion und der daraus für Tiſchbein entſpringenden Unannehmlichkeiten unternommen worden. Man hat ſie eine Flucht, eine Auswanderung genannt. Allein dieß iſt eine ſehr falſche Anſicht der Sache. Noch ehe der König und die königliche Familie ſich nach Sizilien einſchifften, erhielt Tiſchbein einen längſt erbetenen und beſtimmten Urlaub vom König, eine Reiſe nach Teutſchland machen zu dürfen, um dort die Vollendung und Herausgabe ſeiner erläuternden Kupferſammlung zum Homer zu beſorgen. Dieſen Urlaub hat ihm der König neuerlich wieder verlängert, und es iſt gar nicht daran zu denken, daß der äußerſt loyale Mann irgend einen Schritt ohne Vorwiſſen ſeiner königlichen Wohlthäter und Freunde thun könnte. Ueberhaupt nahm er an den politiſchen Ungewittern, die über das einſt ſo friedliche, fröhliche Neapel ſo fürchterlich zuſammen ſchlugen, nicht den geringſten Antheil. Während die franzöſiſchen Kriegsheere ſchon gegen Neapel im Anzug und die Gemüther der Einwohner in der fürchterlichſten Spannung und Erwartung

der Dinge wären, die über sie kommen sollten, ahnete Tischbein nicht einmal die Gefahr, die für ihn, den nur in Idealen einer schönern Vorwelt schwebenden Künstler, gar nicht da war. Er hatte seit einigen Jahren nicht einmal eine Zeitung gelesen, weil ihn diese nur zu traurigen Betrachtungen verstimmten, und glich jetzt in die Zauberkreise seiner Kunst versenkt, ganz jenem syrakusanischen Meßkünstler, den der Sage nach nicht die erstürmte Vaterstadt, sondern nur die Störung seiner geometrischen Sandzeichnungen kümmerte. Zum Glück für Tischbein sprachen seine Kreise deutlicher zum rohen Sinn des einbrechenden Kriegers, und dieser Krieger war kein fühlloser Römer, sondern ein selbst im Plündern und Morden dem Eindruck des Schönen noch nicht ganz verhärteter Franzos.

Man hört mit immer neuer Theilnahme den trefflichen Künstler die Ereignisse und Auftritte jener blutigen Tage erzählen, wo die mit unglaublicher Verbitterung löwenmüthig kämpfenden Lazzaroni den von allen Seiten eindringenden Franzosen jeden Fuß breit auf den Straßen und Plätzen der volkreichen Stadt streitig machten. Länger als 24 Stunden dauerte mit abwechselndem Glück der Widerstand in der Gegend, wo der königliche Pallast stand, den Tischbein bewohnte. Die Wuth der Lazzaronis ging so weit, daß, da die Eroberer endlich Geschütz am Eingang des Platzes aufführen ließen, um so die ganze Gegend von ihren Wi-

derſachern zu ſäubern, ſich einige jener Vorkämpfer in die aufgewühlte Erde bis an die Bruſt eingruben, und während die Kugeln über ſie hin flogen, von ihren Löchern aus die Kanoniere erſchoſſen, die das Geſchütz bedienten. Konnten ſie ſich auf offener Straße nicht länger behaupten, ſo erbrachen ſie die benachbarten Wohnungen und feuerten von den flachen Dächern derſelben auf den Feind. Natürlich entflammte ein ſo hartnäckiger und verderblicher Widerſtand die Rache des ſiegenden Feindes. Einzelne Rotten deſſelben zerſtreuten ſich, nachdem ſie überall Meiſter geworden waren, in die benachbarten Straßen, ſprengten die verriegelten Hausthüren und zündeten die rein ausgeplünderten Häuſer, aus welchen auf ſie geſchoſſen worden war, ohne Schonung an. Da drang auch ein Haufen, Zerſtörung und Mordluſt im wilden Blick, in Tiſchbeins wohlverwahrte Wohnung. Ihren Zimmeräxten, die ſie ſo gut als das Bajonet zu führen verſtanden, wich jeder Widerſtand. Vergeblich berief man ſich auf die Schonung, die ein kommandirender Offizier ſchon früher dieſem Hauſe angedeihen ließ, als er hörte, daß der Bewohner in einem öffentlichen Amte ſtehe, und der Direktor einer Akademie der Künſte ſey, auch bei dem Namen Tiſchbein verſicherte, daß dieſer ihm wohlbekannte teutſche Künſtlername alle Achtung verdiene. Unaufhaltſam, mit rollenden Blicken, die alles, was Gold oder Metallwerth verſprach, gierig verſchlangen, ſtürmte die Räuberbande in den Saal,

wo einige Gemälde theils von andern Meiſtern, theils von Tiſchbeins eigener Kompoſizion hingen. Das größte darunter ſtellt die Szene aus Homer vor, wo Helena in Gegenwart Hektors dem Weichling Paris Vorwürfe macht. Einer der vorderſten, drohendſten im Haufen wirft den Blick auf das Geſicht der Helena, und kann ſich, wie von einem unſichtbaren Zauber ergriffen, nicht davon losreißen. Queſta è una bella piccolina! (das iſt doch eine niedliche Kleine!) ruft er mit erheiterter Geberde. Die andern blicken nun auch hin, und im Betrachten des ſanften, weiblichen Weſens erliſcht auch aus ihren Augen die flammende Mord- und Raubſucht. Sie waren ſchrecklich gekommen, aber nun veränderte ſich ihre Miene. Sie lieſſen ſich hierauf in ein Geſpräch über das Bild ein, das Tiſchbein ſchon vor mehrern Jahren gemalt, aber weil er ſich ſelbſt noch nicht in Allem genug that, nicht ganz vollendet hatte. Die heftigſten Begierden, die ſchon in der Beraubung einiger Hausleute, denen man Schuhſchnallen und Mäntel genommen hatte, ausgebrochen waren, machten menſchlichern Empfindungen Platz, und die Beſänftigten gingen friedſam wieder zu den Thüren hinaus, die ſie mit Aexten aufgehauen hatten. So wirkte das Bild der ſchönen Helena nach Jahrtauſenden noch daſſelbe Wunder, was einſt ihr Anblick ſelbſt bei der Eroberung von Troja hervorgebracht haben ſoll. Dort entwaffnete ſie den eiferſüchtigen Gemahl, der ſchon das Schwert zur Vollſtreckung der

Rache gegen ſie gezückt hatte. Hier beſänftigte ſie noch im Bilde die Wuth der Räuber, und rief menſchliche Gefühle in die rohe Bruſt des zürnenden Kriegers *).

Auch in der Folge wurde der Tempel der Kunſt und ihr ehrwürdiger Prieſter unter dem wogenden Tumult aufgeregter Leidenſchaften **) mit achtungsvoller Scheu verſchont, und ſeinen Vorkehrungen zur Abreiſe nach Teutſchland nicht die geringſten Schwie-

*) Der Anblick dieſer wuthervullten Menſchen gewährte dem Auge des Künſtlers eine eigne Unterhaltung. „Die Menſchen, ſo pflegt er zu ſagen, bei ſolchen Gelegenheiten zu ſehn, iſt wichtig für einen Maler. Das iſt ganz etwas anders ein Geſicht zu ſehn in der Wuth und Angſt. Da ſitzt ein Dunkel auf den Augenbraunen! und ein Blick blitzt darunter hervor! Meine Bilder, worauf auch ſtarke Leidenſchaften waren, kamen mir vor als ungeborne Kinder, wo ſich die Geſichtszüge und Formen noch nicht deutlich gebildet haben.“

**) Z. B. als die durch Brod und Fleiſchſpenden gut franzöſiſch gewordenen Lazzaroni den Obergeneral im lärmenden Jubel ein Viva il Re nostro Macdonaldo brachten, und indem ſie ein Andenken der alten Königswürden nach dem andern zerſtörten und die Trümmern im Triumf vor den Pallaſt des Generals brachten und nach neuer Zerſtörung lüſtern immer aufs neue fragten: E poi?

rigkeit entgegengesetzt. Mit einem kleinen, doch ausgesuchten Theile seiner Kunstschätze, worunter sich auch die sämmtlichen Kupferplatten zu seinem großen Werke über die zweite Hamiltonsche Vasensammlung in vier Foliobänden, und zu seinem Homer in Bildern befanden, schiffte er sich auf einem neutralen Schiffe mit Hackert (der sich nun in Pisa aufhält) und Hackert nach Livorno ein, wurde von Stürmen bis an die Küsten von Korsika verschlagen, von französischen Schiffen gekapert, aber mit allen seinen Habseligkeiten sogleich wieder frei gelassen, und mit vollgültigen Pässen versehn. So kam er nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren von einem einzigen treuen Freunde, einem jungen hoffnungsvollen Künstler aus Neapel, aber teutscher Herkunft, Hn. Hummel begleitet, nach einer viermonatlichen Reise nach Kassel in die Arme seines Bruders und in unsern friedlichen Gegenden an, von welchen ein mächtiger Schutzgeist die Schrecken des unseligsten aller Kriege schon lange wohlthätig entfernt hielt.

Jahre lang hatte Tischbein schon in Rom und Neapel an alten Denkmälern (Vasen, Reliefs, Büsten, geschnittenen Steinen) gesammelt, die ihm Vorstellungen aus dem Homer zu haben oder wenigstens Gegenstände, die auf Homerische Figuren Beziehung haben, anzudeuten schienen. Die vorzüglichsten davon hatte er theils selbst abgezeichnet, theils unter seinen

Augen zeichnen, und dann auch stechen lassen. Die nach den berühmtesten Büsten gezeichneten Köpfe Homers und der vorzüglichsten Homerischen Helden hatte der königl. Kupferstecher Morghen in Neapel für ihn meisterhaft gestochen. Die sämmtlichen Platten hierzu begleiteten den Künstler auf seiner Reise. Nun bedurfte es eines zweckmäßigen, kurzen und doch alles, worauf der unvorbereitete Beschauer aufmerksam gemacht seyn will, deutlich umfassenden Textes zu diesen Kupfern. Heyne, dem wir bald eine seit Jahren gereifte, mit gerechter Erwartung schon längst ersehnte Ausgabe dieses Vaters aller klassischen Poesie zu verdanken haben werden, unterzog sich aus Liebe zur Sache und zu dem wackern Künstler, den man lieb gewinnen muß, so bald man den ersten Händedruck mit ihm gewechselt hat, auch diesem Geschäfte, und sicherte dadurch der Unternehmung einen glücklichen Ausgang. Um mit ihm alles bereden zu können, hält sich Tischbein für gewöhnlich jetzt in Göttingen auf, und betreibt dort den Druck des Werkes, von welchem der erste Heft in wenigen Tagen ausgegeben werden wird.

Seit vielen Jahren hatte er in Neapel eine kleine Sammlung auserlesener Gemälde von den ersten Meistern zu seinem eigenen Vergnügen und zum Studium für seine Schüler nach und nach gekauft. Während des Revoluzionssturmes hätte er diese Sammlung um die geringsten Preise außerordentlich vermehren

iſt, einen Mann von Verdienſten ſeines eignen Werths vergeſſen zu machen.

Eine alltägliche Anmerkung werden Kenner denken, welche weder mehr noch weniger ſagt, als was Gay in einer ſeiner Fabeln tauſend mal ſchöner geſagt hat, und was wir alle längſt wiſſen — daß die Eitelkeit die wahre Triebfeder aller Bewegungen des weiblichen Herzens iſt — Wir erkennen unſern Fehler, ohne gleichwol den Kennern einzugeſtehn, daß unſre Anmerkung ſo viel ſage. Aber nichts mehr hievon!

Hingegen können wir unſern beſagten Leſerinnen, um ſie wieder gut zu machen, eine kleine Anecdote aus dem Herzen unſers Helden nicht verhalten, und wenn er auch gleich dadurch in Gefahr kommen ſollte, die Hochachtung wieder zu verlieren, in die er ſich bey den ehrwürdigen Damen, welche nie geliebt haben, und, Dank ſey dem Himmel! Nie geliebt worden ſind, wieder zu ſezen angefangen hat. Hier iſt ſie —

So vergnügt Agathon über ſeine Entweichung aus ſeiner angenehmen Gefangenſchaft in Smyrna, und in dieſem Stücke mit ſich ſelbſt war; ſo wenig die Bezauberung, unter welcher wir ihn geſehen haben, die characteriſtiſche Leidenſchaft ſchöner Seelen, die Liebe der Tugend, in ihm zu erſticken vermocht hatte; ſo aufrichtig die Gelübde waren, die er that, ihr künftig nicht wieder ungetreu zu werden; ſo groß und wichtig

die

und eine ansehnliche Galerie erwerben können. Allein er machte sich zum unverbrüchlichen Gesetz, dieser traurigen Veranlassung, die mancher seiner spekulativen Nachbarn sehr gut zu benutzen wußte, nichts verdanken zu wollen. Alles was er besaß, war lange vor jenen unglücklichen Ereignissen sein rechtmäßiges Eigenthum. Ausserdem besaß er auch noch eine Menge antiquarischer Seltenheiten, eine beträchtliche Anzahl der schönsten Nolanischen und Apulischen Vasen, einige geschnittene Steine von seltener Vollkommenheit und eine große Zahl schätzbarer Antikaglien, die meist bei den Nachgrabungen nach alten Vasen in den gemauerten Grüften neben und in den Vasen selbst gefunden worden sind. Das meiste davon ließ er in sicherer Verwahrung und hofft es dort einmal unversehrt wieder zu finden. Nur einige Hauptstücke, von welchen sich zu trennen ihm fast unmöglich gewesen wäre, nahm er mit sich. Diese befinden sich in der Verwahrung des Galerieinspektors, seines Bruders in Kassel, und bilden, seit sie dort in einem kleinen Zimmer aufgehangen sind, eine der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten Kassels, das in seinen Naturschönheiten, Kunstschätzen und prächtigen Gebäuden des Sehenswürdigen so viel, und in einem Nahl, Pörtner, Rulf, Wolf einen achtungswürdigen Zirkel verdienstvoller Künstler besitzt.

Um zu zeigen, welchen Schatz diese kleine Sammlung umfaßt, ist es für Kenner zureichend,

nur das bloße Verzeichniß derſelben hieher zu ſetzen.

1) Der Hl. Johannes von Rafael.
2) Eine heilige Familie aus den Zeiten des Mantegna.
3) Der Engel Gabriel von Guido Reni.
4) Die Maria von Guido Reni.
5) Eine Magdalene von Calabreſe.
6) Zwei Verliebte die ſich küſſen von Schidone.
7) Ein Frauenportrait von Pordenone.
8) Ein Mannsportrait von Morone.
9) Zwei Landſchaften von Salvator Roſa.
10) Der Schatzgräber von Salvator Roſa.
11) Ein Mannsportrait von Holbein.
12) Ein Frauenportrait von Holbein.
13) Die Sündflut von H. Golzius.
14) Eine Landſchaft von Breughel, die Figuren von Rubens.
15) Eine Ankündigung des Hirten von Baſſano.
16) Ein Familienbild von Heinrich Tiſchbein.

Mehrere von dieſen Bildern gehören zu den berühmteſten und vortrefflichſten des Meiſters, der ſie gemalt hat. Vor allen iſt der Johannes von Rafael berühmt und durch unzählige Kopien und Zeichnungen vervielfältigt. Er iſt ſitzend, das leichte, um die Hüften geſchlagene Gewand ausgenommen, faſt ganz nackend,

in der Rechten ein Kreuz haltend und gegen den Schenkel anstemmend. Eine sonderbare Sage, daß Rafael ursprünglich einen Apoll mit der Lyra gemalt, und die fromme Einfalt erst durch Einschiebung eines Kreuzes statt der Lyra das Bild kanonisirt habe, widerlegt sich auf den ersten Blick. An einer Restauration ist nicht zu denken. Das Bild ist trefflich und in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten. Alle Schönheit des Apoll ist hier mit dem christlichen Ideal des Lieblichsten unter den Aposteln, das nur Rafaels Pinsel so zu erfassen und wiederzugeben verstand *), auf

*) Es wird erlaubt seyn, unsern Lesern hier die dreizehn Blätter wieder in Erinnerung zu bringen, welche Christum und die 12 Apostel vorstellen, und welche Marc Anton nach ihm gestochen, Hr. Direktor Lange in Düsseldorf aber im Jahre 1788 aufs neue kopirt hat. Eine ausführliche Anzeige dieser trefflichen Blätter, die in keinem Portefeuille eines Kunstliebhabers, dem es Ernst ist, fehlen dürfen, befindet sich in einem frühern Jahrgange dieser Monatsschrift 1789. December S. 269 ff. Hr. Langens Hauptabsicht bei dieser Arbeit war, das Karakteristische, was die Seele an Rafaels Werken ist, rein aufzufassen und überzutragen, und dieß ist ihm vollkommen gelungen. Es ist sehr zu beklagen, daß diese Blätter, die freilich für den jetzigen frivolen Bildergeschmack Vielen zu ernst seyn mögen, und nicht hinter Glas und Rahmen aufgestellt werden können, nicht die allgemeine Ausbreitung erhielten, die sie in so vieler Rücksicht verdienen. Sollte Hr. Lange nicht eine neue Ausgabe derselben mit einem zweck-

eine faſt unbegreifliche Weiſe gepaart. Das Bild drückt ſich beim erſten Blick auf immer unvertilgbar in die Seele des Zuſchauers und wird für ſeine Fantaſie ein holder Schutzgeiſt, der ihm oft im Wachen und Schlafen erſcheinet. Unausſprechlich ſchön iſt auch der Engel Gabriel von Guido. Es geht ein Hauch himmliſcher Ruhe und Unſchuld von ihm aus. Weniger befriedigt die Maria, ſo daß einige ſogar die Meiſterhand Guido's darin vermiſſen. Immer iſt es ein ſchönes Bild. Nur neben dem Vortreffiſchen und Hochvollendeten mag es etwas zurückſtehn. Höchſtmerkwürdig iſt das alte Gemälde, die heilige Familie, aus dem Zeitalter des Mantegna. Der Rand der Gewänder iſt hier noch mit Gold eingefaßt, ein herrliches Kabinetsſtück für das Studium der Kunſt ſelbſt. Die ſich Küſſenden von Schidone vereinigen mit jenem berühmten Künſtelfaſt der Venus alle Küſſe des Katull und Johannes Sekundus. Nichts geht über den ſinnlichen Ausdruck dieſes Kuſſes. Ein ganz vorzügliches Bild iſt die Ankündigung von Baſſano. Die Köpfe des Pordenone und Morone machen zwei treffliche Seitenſtücke, und die Holbeine gehören zu den beſten dieſes

mäßigen Text von der Hand eines Kenners begleitet veranſtalten können? Es werden jetzt der zweckloſen und doch ſehr koſtbaren Bilderbücher ſo viele auf den Markt gebracht, und — alle verkauft. Es iſt Pflicht, den Weizen nicht von dieſem Lolch und Flughaber erſticken zu laſſen.

für uns jetzt so selten gewordenen Meisters. Auch von den übrigen Stücken ist jedes in seiner Art vortrefflich; jedes würde die Zierde einer Galerie seyn.

Ein unerschöpflicher Stoff zu unterhaltenden und größtentheils durch Neuheit und Wahrheit stark frappirenden Kombinazionen bieten Tischbeins Thierstudien und die dahin gehörigen Kupfertafeln an. Es ist schon von mehrern Reisenden, die Neapel besuchten und ihn darüber mit Liebe und Eifer sprechen hörten, manches davon ins Publikum gebracht worden, welches der Künstler selbst nicht für den getreuen Abdruck seiner Ideen erkennt. So viel ist gewiß, daß er sich durch lange Uebung und scharfe Vergleichung des thierischen Profils mit dem menschlichen einen ungemein leisen und sichern Takt erworben hat, die Aehnlichkeiten beider hervorzuheben und diese mit vielem Witz entwickelt. Ich habe Hoffnung, bei einer andern Gelegenheit den Lesern dieser Zeitschrift die Grundzüge der vergleichenden Thierphysiognomie dieses von der Natur gleichsam dazu organisirten Mannes aus der lautersten Quelle mittheilen zu können. Jetzt sey es hinreichend, zu erinnern, daß zwei dahin gehörige Sammlungen von Kupferstichen wirklich vollendet und wahrscheinlich schon in den Händen vieler Dilettanten sind, die den Werth und die Schönheit derselben gehörig zu schätzen wissen. Die erste Sammlung besteht in 16 Blättern in gr. Folio nebst einem Titelblatte,

und enthält verſchiedene Thierköpfe, alle nach der Natur gezeichnet, um eine anſchauliche Idee von ihren verſchiedenen Karakteren zu geben. Das erſte Blatt darunter iſt die berühmte Thiergruppe, wo eine Rieſenſchlange eine Löwin mit ihren Jungen in ihrer Höhle überfällt, und indem ſie die Mutter umſchlingt und in den Nacken beißt, von dieſer gleichfalls wüthend angefreſſen wird. Die Jungen liegen theils zerquetſcht, theils umſchlungen zur Seite. Ein mit bewundernswürdiger Kraft ausgeführtes und herrlich geſtochenes Blatt, welches man in Italien ſchon lange nicht mit Unrecht Tiſchbeins thieriſchen Laokoon genannt hat. Jeder der darauf folgenden Köpfe iſt gleichſam der Inbegriff der Thierart, die er repräſentirt. Der Stierkopf, der Löwenkopf, die ganze Geſellſchaft von Füchſen, jedes iſt mit dem ächten Naturſtempel bezeichnet. Das Pferd, der Hund und die Katze ſind ausdrucksvolle Portraitfiguren nach den Hausthieren des Künſtlers. Dieſen Köpfen gegenüber ſteht eine kleinere Sammlung von 8 karakteriſtiſchen Männer- und Götterköpfen. Es ſind die Köpfe von Coreggio, Salvator Roſa, Michel Angelo, Rafael, Scipio Africanus, Caracalla, Jupiter und Apollo *). Auch

*) Der Titel der erſten Sammlung iſt: Têtes des différentes animaux deſſinés d'après nature pour donner une ideé plus exacte de leurs caractères par Guil. Tiſchbein, directeur de l'acad. de

ohne von den erläuternden Beziehungen, die der dichtende Maler in dieſe menſchlichen und jene thieriſchen Köpfe zu legen weiß, genauer unterrichtet zu ſeyn, kann es niemand gereuen, dieſe zwei Sammlungen, deren Preis noch überdem äußerſt gering iſt, ſich verſchafft zu haben. Sie bieten dem aufmerkſamen Beobachter ſchon ſo, wie ſie einander gegen über geſtellt ſind, manches Räthſel dar, für deſſen vorſchneller Auflöſung man dem Verräther ſo nur wenig verbunden ſeyn würde.

Ich behalte mirs vor, von mehrern andern ſehr genialiſchen Ideen Tiſchbeins, als z. B. von einer Dichtung, Erziehung, Schickſale und Ende eines Eſels, die der Künſtler durch eine ganze Reihe witziger Bamboccіaden durchgeführt hat, von ſeinen Thierfabeln und Sprichwörtern, wovon jedes Blatt den Stoff zu einem deutungsvollen Apolog darbieten könnte, und von ſeinem Kunſtroman, der in lauter Kontraſten ein ſanftes und rohes Menſchenpaar zuſammenſtellt, zu einer andern Zeit ausführlicher zu ſprechen. Aber auch ſchon aus dem Wenigen, was hier nur oberflächlich berührt werden konnte, wird jedem Unbefangenen über die Verdienſte eines Künſtlers, der

peinture, à Naples, 1796. Sie koſtet 6 Thaler. Die zweite Sammlung in 8 Folioblättern koſtet 3 Thaler. Um dieſen Preis ſind ſie auch bei der Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift zu haben.

ſo unvermuthet und mit ſolchen Kunſtſchätzen in und auſſer ſich unſerm Vaterlande wiedergeſchenkt würde, ein gerechteres Urtheil zu fällen nicht ſchwer werden. Kaum kann man ſich dabei des patriotiſchen Wunſches enthalten, daß ein Kunſtliebender teutſche Fürſt dieſen Schätzen und ihrem würdigen Beſitzer einen ſichern und ehrenvollen Wohnplatz bei ſich anbieten, und das nicht ins Ausland zurückkehren laſſe, was Teutſchland in einer ſolchen Vereinigung ſchwerlich ſo bald wiederbekommen dürfte! „Aus Sardinien, ſo ſagt der alte Biograf des Cato, brachte er den Dichter Ennius mit nach Rom. Eine ſolche Heimführung ſetzen wir dem prächtigſten Triumf über jene Inſel an die Seite *).“ Gewiß, mit dem Lorbeer der eigentlichen Triumfatoren war es nie bedenklicher, als in unſern Tagen. Er welkt oft ſchon im erſten Jahre. Aber einen Triumf, der in der Erwerbung eines trefflichen Mannes beſteht, der keinen Acker mit Bürgerblut, keine Wange mit Bürgerthränen netzt, den können noch jetzt auch mit eingeſchränkterem Vermögen viele der Erſten unſrer Nazion ſich für Mitwelt und Nachwelt bereiten!

Böttiger.

*) Nepos in Catone c. I. E Sardinia Qu. Ennium poetam deduxerat, quod non minoris exiſtimamus, quam quemlibet ampliſſimum triumphum Sardinienſem.

VII.

Nekrolog.

Der den 3. Septemb. in Gotha entſchlummerte Oberbibliothekar und Hofrath Geißler ſtarb ſelbſt in einem Alter, wo man ſonſt Greiſen gern die Ruhe gönnt, für die Wiſſenſchaft und Freundſchaft viel zu früh. Ein Lieblingsſchüler des großen Erneſti und in jedem Felde der Literatur, das nicht bloß Blumen ſondern auch Früchte trägt, einheimiſch, war er ein williger und ſicherer Wegweiſer für ein zweites Geſchlecht, das oft das Scheinen dem Seyn, die Façon dem Gehalt vorzieht. Er hat das Verdienſt, zwei Schulen in Teutſchland, die ohne Widerrede zu den blühendſten und wohlthätigſten Lehranſtalten unſers Vaterlandes gehören, eine neue, dem Zeitalter angemeſſene Form wo nicht gegeben, doch zubereitet zu haben. Ihm, dem damaligen Direktor des Gothaiſchen Gymnaſiums, verdankt dieſe Anſtalt den Plan zu ihrer jetzigen muſterhaften Einrichtung, und die fruchtbaren Keime eines Gedeihens, wodurch ſie jetzt durch die ſeltene Vereinigung trefflicher Lehrer in jedem Fache ſich über alle Frei-Schulen Teutſchlands erhoben fühlt. Er wurde darauf Rektor der churſächſiſchen Fürſten-

ſchule Pforta. Auch hier wekte er zuerſt die Idee zu einer Wiedergeburt, die nun wirklich jene ehrwürdige Säugamme ſo vieler gelehrten und berühmten Männer in ältern und neuern Zeiten verjüngen und ihr eine zeitgemäße Wirkſamkeit ertheilen wird. Sein höheres Alter machte die Achtung und Liebe eines Fürſten, der es werth war, an dieſem ſeltenen Mann von alter teutſcher Redlichkeit und Treue einen Freund zu beſitzen, zu Tagen des milden Sonnenſcheines und des reinſten literariſchen Genuſſes. Die Trauer dieſes erhabenen Gönners über ſeinen Tod iſt, wie der Grieche es nennen würde, ſein ſchönſtes Sterbekleid (κάλλιστον ἐντάφιον). Hätten ſich aber in der Nähe und Ferne alle die, welchen er durch Wort und That Lehrer, Rathgeber und Freund geweſen war, an ſeinen rühmlich gefeierten Leichenzug anſchließen können, fürwahr, die Reihe würde unabſehbar und der Zug der beredteſte Leichenredner auf die ſtille und ſeegensreiche Thätigkeit dieſes Jubelgreiſes geworden ſeyn. Seine Grabſchrift — für ſeine vertrautern Freunde bedarf es keiner — hat ihm ſchon der römiſche Epigrammatiſt mit proſetiſcher Wahrheit geſetzt:

Si quis erit raros inter numerandus amicos
Qualis prisca fides, famaque nouit anus;
Si quis Cecropiae madidus, Latiaeque Minerue
Artibus, et vera ſimplicitate bonus;

die Gedanken waren, welche ſeine Seele ſchwellten; ſo ſehr er, um alles mit einem Wort zu ſagen, wider Agathon war: So hatte er doch Stunden, wo er ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß er mitten in der Schwärmerey der Liebe und in den Armen der ſchönen Danae —— glücklich geweſen ſey. Es mag immer viel Verblendung, viel Ueberſpanntes und Schimäriſches in der Liebe ſeyn, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſo ſind doch gewiß ihre Freuden keine Einbildung —— ich fühlte es, und fühl es noch, ſo wie ich mein Daſeyn fühle, daß es wahre Freuden ſind, ſo wahr in ihrer Art, als die Freuden der Tugend —— und warum ſollt' es unmöglich ſeyn, Liebe und Tugend mit einander zu verbinden? Sie beyde zu genieſſen, das würde erſt eine vollkommne Glückſeligkeit ſeyn.

Hier müſſen wir zu Verhütung eines beſorglichen Mißverſtandes eine kleine Parentheſe machen, um denen, die keine andre Sitten kennen, als die Sitten des Landes oder Ortes, worinn ſie geboren ſind, zu ſagen, daß ein vertrauter Umgang mit Frauenzimmern von einer gewiſſen Claſſe, oder (nicht ſo franzöſiſch, aber weniger zweydeutig zu reden) welche mit dem was man etwas uneigentlich Liebe zu nennen pflegt, ein Gewerbe treiben, bey den Griechen eine ſo erlaubte Sache war, daß die ſtrengeſten Väter ſich lächerlich gemacht haben würden, wenn ſie ihren Söhnen, ſo lange ſie unter ihrer Gewalt ſtunden, eine Liebſte aus der bemeldten Claſſe hätten verwehren wollen. Frauen und Jungfrauen

Si quis erit recti cuſtos, imitator honeſti,
Et nihil arcano qui rogat ore deos;
Si quis erit firmae ſubnixus robore mentis,
Splendida Geisleri gloria talis erit.

B.

IX.

Nachricht den Hrn. v. Kotzebue betreffend.

Das Schickſal eines der beliebteſten Schriftſteller der Nazion hat allgemeine Theilnahme und Betrübniß veranlaßt. Als in Berlin ſein neueſtes Schauſpiel, der Ritter Bayard, mit vielem und hier gewiß nicht unverdientem Beifalle *) aufgeführt wurde, zeigte ſich dieſe rege Theilnahme durch mehrere ganz unzweideutige Beweiſe. In Pyrmont kaufte jedermann ſein Bild und fragte forſchend nach den Schickſalen des Mannes, den man dort ſelbſt oft zu erblicken gewohnt geweſen war. Faſt alle öffentlichen Blätter ſprachen von ihm und theilten in Ermangelung glaubwürdiger Nachrich-

*) Dieß Stück wird jetzt von Hrn. Beresford, dem es der Verfaſſer bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin einhändigte, fürs engliſche Theater bearbeitet. Von einem ſo geübten und meiſterhaften Ueberſetzer läßt ſich in voraus etwas nicht Gemeines erwarten, wozu auch mehrere Proben, die er davon mitgetheilt hat, vollkommen berechtigen.

ten die fliegenden Gerüchte des Tags. Denn an schiefen, halbwahren und unwahren Erzählungen konnte es hier nicht fehlen. Zum Theil sind sie auch in die Zeitschriften des Auslandes übergegangen *) Der kältere Beobachter hielt sein Urtheil wohlbedächtig zurück und erwartete voll fester Zuversicht auf die bei uns allgemein angenommene Unschuld des Mannes eine günstigere Wendung von der obersten Behörde. Sie ist erfolgt. So bald sich der Monarch von seiner Unschuld überzeugt hatte, ließ er ihn schleunigst von den Ufern des Tobol und Irtisch zurückrufen mit dem Befehl, daß ihm bei der Rückreise aller möglicher Vorschub geleistet, auch zu ihrem Behuf eine Summe Geldes gezahlt werden sollte. Den 7. Juli a. St. drang diese Botschaft des Lebens in jene ferne Grenzen des nördlichen Asiens. Die Freude stärkte und beflügelte ihn. In 19 Tagen legte der Zurückkehrende einen Weg von 460 teutschen Meilen auf unwegsamen Straßen munter zurück, und fand den 4ten August in Petersburg seine Gattin und Kinder, die der Monarch zu diesem Empfang dahin ausdrücklich hatte einladen lassen. Der Dichter, der so oft bei Szenen des Wiedersehens, die er in seinen Schauspielen schildert, den Pinsel von der Natur selbst empfing und zu unwiderstehlicher Rührung benutzte, feierte hier in der Wirklichkeit eine Szene, die keine Beschreibung erreicht. Er ist seiner Familie, seinen Freunden und hoffentlich auch der theatralischen Muse, die ihn trotz alles Widerspruchs immer unter ihre Lieblinge zählte, auf immer wiedergegeben.

*) So steht in einem weitläuftigen Aufsatz über Kotzebue's Schicksal im Monthly Magazine 1800. August. S. 58. er sey in Schlüsselburg in Verwahrung, woran wohl nicht zu denken gewesen ist.

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

9. Stück. September 1800.

I. Neue Kupferſtiche von Lips in Zürich.

Die Hoffnung und das Wiederſehn. Zwey allegoriſche Blätter mit Unterſchriften von Lavater. Nach eigener Zeichnung in Aqua Tinta gearbeitet. Jedes 9 Zoll hoch und 7 Zoll breit. Beide 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

NB. Der Abend und die Nacht von Lips ſind auch wieder jedes Blatt zu 1 Thlr. vorräthig.

Gebrüder Gädicke,
in Weimar.

II. Anzeige für Haushälterinnen und Gartenliebhaber.

Die herannahende Zeit zum Einſammeln der Gemüſe erinnert uns nachſtehende kleine Schrift von neuem in Andenken zu bringen; es iſt die in allen Buchhandlungen vorräthige: Gemüſe- und Fruchtſpeiſenwärterin, oder Anweiſung, alle Arten von grünen und trockenen Gartengewächſen lange Zeit aufzuheben, vor dem Verwelken, Erfrieren oder Verfaulen zu bewahren. Preis 12 gr. oder 54 kr. — Von dem Verfaſſer dieſer ſo nützlichen Schrift, Hrn. Hofgärtner Dietrich in Weimar, drucken wir jetzt ein ähnlich brauchbares Büchel-

chen, welches vielleicht mit dem erstern gleichen Preiß haben und in den nächsten Wintermonaten durch alle Buchhandlungen zu bekommen seyn wird. Der Titel wird seyn: Der Wintergärtner, oder Anweisung, die beliebigen Modeblumen und ökonomischen Gewächse ohne Treibhäuser und Mistbeete in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Bergrath Voigts kleine mineralogische Schriften. 2r Theil. 20 gr. oder 1 Fl. 30 kr.

Dieser so eben fertig gewordene und an alle Buchhandlungen versandte Theil hat folgenden für alle Liebhaber der Mineralogie interessanten Inhalt.

I. Bemerkungen über Gebirge, gesammelt in den Jahren 1792 bis 1794. von Herrn D. J. H. Untenrieth.

II. Ueber Stein- und Braunkohle. Von dem Herausgeber.

III. Uebersicht vom Hennebergischen Eisen-Bergbau.

IV. Nachricht von einer besondern Steinkohlen-Formation. Von dem Herausgeber.

V. Mineralogische Reise ins Schwarzburg-Rudolstädtische, vom 9ten bis 16ten Sept. 1799. Vom Herausgeber.

VI. Einige Versuche von Stein- und Braunkohlenarten. Von dem Herausgeber.

VII. Einige Worte über die Recension der zweyten Auflage meiner Practischen Gebirgskunde, in der Allg. Litt. Zeitung vom 27sten März 1799. Von dem Herausgeber.

VIII. Geognostische Bemerkungen aus des Grafen Makartney's Gesandschaftsreise nach China,

von Sir George Staunton, Ambaſſade-Secretär.

IX. Verbeſſerungen und Zuſätze zu einigen Abhandlungen des erſten Theils dieſer Schriften. Von dem Herausgeber.

Der Preiß des erſten Theils iſt ebenfalls 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

IV. Janus, eine Zeitſchrift auf Ereigniſſe und Thatſachen gegründet, Auguſt 1800. iſt erſchienen und am 29ſten an alle Buchhandlungen, Poſt- und Zeitungs-Expeditionen verſandt worden.

Inhalt.

I. Die goldene Kette; von Witſchel.
II. Probeſtück aus dem Teſtament einer alten Komödiantin; von Brandt.
III. Der König, die Prinzeſſin, Florian, und das Theater zu Bantam, Beſchluß.
IV. Das Gehzimniß; von Haug.
V. Ueber Cenſurunfug.
VI. Antwort des Rektors Heimbach auf Klopſtocks Brief.
VII. Klopſtocks Antwort.
VIII. Liebenſtein.
IX. Rundgeſang.
X. Beiſpiele von Kraft und Leibesſtärke unſerer Vorfahren.
XI. Katechismus-Exercitium.
XII. Bemerkungen über die Bühne in Bremen.
XIII. Genua. Fortſetzung.
XIV. Die Wilden. Zwei Anekdoten.
XV. Der Traum. Eine Erzählung.

XVI. Eingesichte: von Haug.

XVII. Kleinere Korrespondenznachrichten. Aus München, Berlin.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

V. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. August 1800. Zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen.

Die 5 Stücke vom Monat August dieser beliebten Zeitung enthalten unter mehreren folgende interessante Aufsätze: das Entstehen, Sinken und Wiederaufkommen der Messen in Deutschland und deren Folgen für den Handel; Rhabarber; über die Fabrikatur des Stahls; Weybrauch; Beitrag zur genauen Kenntniß, Unterhaltung und Anwendung der Nassermesser; Briefe über die Naumburger Messe; Grünspan; über die Schleyer-Manufaktur Schlesiens, besonders in der Gegend von Hirschberg; über die Einführung der chemischen Geschwindbleichen in Schmiedeberg in Schlesien; Zusätze und Berichtigungen zu dem Fabriken und Manufakturen-Adreß-Lexikon von J. C. Gädicke; Correspondenz- und vermischte Nachrichten.

Der ganze Jahrgang kostet 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Gebrüder Gädicke.
in Weimar

VI. Verzeichniß von verschiedenen, zum Theil seltenen Kupferstichen, welche bei den Gebrüdern Gä-

dicke in Weimar zu haben ſind. (Die Bezahlung geſchieht in Sächſiſchen- oder Reichs-Courant, und Briefe und Gelder werden franco erwartet.)

Von Bärenſtecher, geſtochen.

Portrait des Waldhorniſt Hyzler zu Nürnberg, nach Ihle. 7 Zoll hoch und 5½ Z. breit. 8 gr. oder 36 kr.
J. H. W. Witſchel. 6½ und 5 Z. 8 gr. oder 30 kr.
Joh. Conrad Grübel, Stadtlaſchirer und Volksdichter zu Nürnberg. 6¼ und 4½ Z. 8 gr. oder 36 kr.

Von Anton Balzer, radirt.

Eine Landſchaft mit großem Vieh, nach Joſ. de Noſa. 15½ und 11 Z. 16 gr. oder 1 Fl. 12 kr.

Von P. Bettelini, geſtochen.

Date obulum Belisario, nach A. Kauffberg. 9 und 14 Z. 3 Thlr. 4 gr. oder 5 Fl. 30 kr.

Von Daniel Bevel, in Aqua Tinta.

Johann Reinhold und Georg Forſter, Vater und Sohn, hiſtoriſche Portraits, nach einem Gemälde von J. F. Rigau. 13 und 8½ Z. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Von J. C. Bock, geſtochen.

Die Trennung Ludwigs XVI von ſeiner Familie im Tempel, nach Benezech 10½ und 15 Z. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 kr.
Ludwig XVI geht ſeinem Tod männlich und ſtandhaft entgegen, nach ebendemſelben, als Gegenſtück. 10½ und 13 Z. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 kr.
Bonaparte, in ganzer Figur. 14½ und 9½ Z. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 kr.
Hoche, eben ſo. 1 thlr. od. 1 Fl. 48 kr.
Pichegrü, eben ſo. 1 thlr. oder 1 Fl. 48 kr.
Duncan, eben ſo. 13 und 9½ Z. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Von F. W. Durmer, punktirt.

Jo und Jupiter, nach A. van der Werf. 13 und 10½ Z. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.
Abt Vogler, 10 Z. und 7½ Z. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 kr.

Zwei Blätter: Payſanne de Berne und Payſanne de la Forêt noir, nach Oelenheinz. 9½ und 7½ Z. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Erzherzog Carl in ganzer Figur, 14½ und 9½ Z. 1 Thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Le Repos de Diana, nach van Balen und als Gegenſtück Venus und Adonis nach Rahl. 12 und 14 Z. 6 Thlr. 8 gr. oder 11 Fl.

Von Wilh. Friedr. Gmelin, geſtochen.

Les Cascatelles de Tivoli, nach eigner Zeichnung. 15 und 23 Z. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Les petites Cascatelles de Tivoli, als Gegenſtück, nach eigner Zeichnung. 15 und 23 Z. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl 43 kr.

Die Grotte des Neptuns mit den Tempeln der Veſta und der Sybilla zu Tivoli, nach eigener Zeichnung. 23 und 16 Z. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Der Waſſerfall des Velino zu Terni, als Gegenſtück, 23 und 16 Z. 2 Thlr 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Halle im obern Stock der Villa des Mäcenas zu Tivoli, nach eigner Zeichnung. 17 und 23 Z. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Anſicht im untern Stock der Villa des Mäcenas, als Gegenſtück, nach eigner Zeichnung. 17 und 23 Z. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Monument de Salomon Gesner à Zurich, nach Wueſt. 16 und 20 Z. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Von Heinr. Guttenberg, geſtochen.

Die Auferweckung des Lazarus, nach C. W. E. Dietrich. 14 und 11 Z. 1 Thlr. 14 gr oder 2 Fl. 45 kr.

Der verlohrne Sohn zu ſeinem Vater zurückkehrend, als Gegenſtück. 14 und 11 Z. 1 Thlr. 14 gr. oder 2 Fl. 45 kr.

Von Carl Guttenberg, geſtochen.

Des General Wolfs Tod, 14 und 17½ Z. 1 Thlr. 14 gr. oder 2 Fl 45 kr.

Zwei Schweitzer Landſchaften: Priſe ſur le Lac de Thun und Priſe ſur le Lac de Brientz. 19 und 15 Z. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Von J. C. Haldenwang, geſtochen.

Vue du Défilé et du Pont de St. Maurice dans le Bas Valais und als Gegenſtück Vue de la Cascade de St. Saphorin ſur le Lac de Genève, nach Bacler d'Albe. 18 und 21 Z. 5 Thlr. 8 gr. oder 9 Fl. 36 kr.

Von Franz Hegi, lavirt.

Ruine aus den Coliſäum zu Rom, nach E. Reinhart. 20½ und 24 Z. 6 Thlr. 8 gr. oder 11 Fl.

Le Bois de Schnitznach und le Bois de Bulach, Zwei Blätter nach C. Huber. 10½ und 14 Z. braun gedruckt. 3 Thlr. 4 gr. od. 5 Fl. 30 kr. ausgemalt 6 rl 8 gr. od. 11 fl.

Von Hetſch, radiert.

Moſes Findung, nach eigner Zeichnung. 12 gr. oder 54 kr.

Von Conrad Horny, radiert.

Kleine Landſchaften zum Nachzeichnen für Anfänger. 5 Hefte oder 20 Quartoblätter. 2 Thlr. 2 gr. oder 3 Fl. 45 kr. Jedes Heft einzeln 10 gr. oder 45 kr.

Radirte Blätter, 2 Hefte in 8 Folioblättern. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. Jedes Heft einzeln 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

Von J. John, punctirt.

Joſeph II nach Füger. 11½ und 8½ Z. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Klingmann, in der Rolle des Fürſten aus Iſlands Dienſtpflicht, nach Kinninger. 14 und 10 Z. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Anna Adamberger, in der Rolle der Gurli, nach ebendemſelben. 14 und 10. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Von M. Kellerhofen, radirt.

Rembrandts Vater, und als Gegenſtück: ein alter Mann mit einem Barte in orientaliſcher Kleidung, 2 Blätter nach Rembrandt. 12 und 9 Z. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Eine alte Frau ſucht einen jungen Menſchen durch Geld und Koſtbarkeiten zu verführen, und als Gegenſtück: ein alter Philoſoph giebt ſeinen Schülern die erſten Un-

terweiſungen in der Klugheit, nach Manfredi. 11½ und 13 Z. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Von A. Keßler, geſtochen.

Die Landung Carl II zu Dover, nach Weſt, Gegenſtück zu Cromwell von Nußbiegel. 14½ und 17½ Z. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

Von W. Ketterlinus, geſtochen.

Sainte Vierge, nach Parmeſan. 12 und 9 Z. 16 gr. oder 1 Fl. 12 kr.

Von Ignaz Sebaſtian Klauber, geſtochen.

Graf von Herzberg, nach Schröder, 12½ und 9½ Z. 1 thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

J. F. Bauſe, nach Graff. 14½ und 11½ Z. 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Bacchus auf einer Ziege reitend, nach Juſt. Preisler. 16 gr. oder 1 Fl. 12 kr.

Von J. S. Knüpffer, radirt und ausgemalt.

Fünf Blätter Landſchaften nach der Voyage pittoresque. 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 kr.

Von Ferdinand Kobell, radirt.

Suite von 59 radirten Blättern. 15 Thlr. 20 gr. oder 27 Fl. 30 kr.

Von Joſeph Koch, radirt.

Schwur der Franzoſen bei Monteſimo, entweder zu ſiegen oder zu ſterben, nach eigener Zeichnung. 14 und 24½ Z. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 Fl. 45 kr.

Von J. F. Leibold, geſtochen.

Der Lohn der Tugend, nach Tiſchbein. 16 und 11½ Z. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Von Joh. Heinr. Lips.

Fête de Bacchus, gemalt von Nicolas Pouſſin. 16 und 22 Z. geſtochen. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

Marius, nach Drouais, geſtochen. 6 und 8 Z. 16 gr. oder 1 Fl. 12 kr.

genoſſen den beſondern Schutz der Geſetze, wie allenthalben, und waren durch die Sitten und Gebräuche dieſes Volkes vor Nachſtellungen ungleich beſſer geſichert, als ſie es bey uns ſind. Ein Anſchlag auf ihre Tugend war ſo ſchwer zu bewerkſtelligen, als die Beſtraffung eines ſolchen Verbrechens ſtrenge war. Ohne Zweifel geſchah es, dieſe in den Augen der griechiſchen Geſetzgeber geheiligte Perſonen, die Mütter der Bürger, und diejenige welche zu dieſer Ehre beſtimmt waren, den Unternehmungen einer unbändigen Jugend deſto gewiſſer zu entziehen, daß der Stand der Phrynen und Laiden geduldet wurde; und ſo ausgelaſſen uns auch der aſotiſche Witzling Ariſtophanes die Damen von Athen vorſtellet, ſo iſt doch gewiß, daß die Weiber und Töchter der Griechen überhaupt ſehr ſittſame Geſchöpfe waren; und daß die Sitten einer Vermählten und einer Buhlerin bey ihnen eben ſo ſtark mit einander abſetzten, als man dermalen in gewiſſen Hauptſtädten von Europa bemüht iſt, ſie mit einander zu vermengen.

Ob dieſe ganze Einrichtung löblich war, iſt eine andre Frage, von der hier die Rede nicht iſt; wir führen ſie bloß deswegen an, damit man nicht glaube, als ob die Reue und die Gewiſſens-Biſſe unſers Agathon aus dem Begriff entſtanden, daß es unrecht ſey mit einer Danae der Liebe zu pflegen. Agathon dachte in dieſem Stücke, wie alle andern Griechen ſeiner Zeit. Bey ſeiner Nation (die Spartaner vielleicht allein ausgenommen) durfte man, wenigſtens in ſeinem Alter,

die

Portrait des Hn. Hofr. Wieland. 14- und 11 Z. gestochen. 2 Thlr. 24 gr. od. 2 Fl. 45 kr.

Portrait des Hn. Geh. Rath von Göthe. 14 und 11 Z. gestochen. 2 Thlr. 24 gr. od. 2 Fl. 45 kr.

Polyphem auf einem Felsen im Meere sitzend, nach eigener Zeichnung in Aqua Tinta. 9 und 12 Z. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 kr.

Der Abend, nach eigner Zeichnung in Aqua Tinta. 8½ und 11 Z. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 kr.

Die Nacht, ein Seitenstück zum vorstehenden, in gleicher Größe. in Aqua Tinta. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 kr.

Portrait des Generals J. C. Baron von Hoze, nach eigener Zeichn. in punktirter Manier. 6½ und 5½ Z. 12 gr. oder 54 kr.

Portrait des Fürsten Suwarow, ebenfalls in punktirter Manier und gleicher Größe. 12 gr. od. 54 kr.

Portrait des Erzherzogs Carl, punktirt in groß Oktavo. 12 gr. od. 54 kr.

Portrait des D. Joh. Heinr. Rahn, nach Mates gestochen, 10 und 7 Z. 20 gr. oder 1 Fl. 20 kr.

Die Hoffnung und das Wiedersehn, zwei allegorische Blätter mit Unterschriften von Lavater. Nach eigener Zeichnung in Aqua Tinta. Jedes 9 Z. h. und 7 Z. breit. Beide 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 kr.

Von E. Morace, gestochen.

Johann Gotthard Müller, nach F. Tischbein. 14½ und 11½ Z. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Angelica Kaufmann, nach Reynolds. 14½ und 11½ Z. 2 thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Philipp Hackert, nach Nicodemo. 14 und 10 Z. 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Erbprinz und Erbprinzessin beider Sicilien, nach Nicodemo, 2 Blätter, jedes 14 und 10 Z. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 kr.

Nelson, in ganzer Figur, 13 und 9½ Z. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Von Joh. Gotth. Müller, gestochen.

Lot mit seinen Töchtern, nach G. Hondhorst. 12 und 15 Z. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 kr.

Tendre mère (Madame Tischbein), nach F. Tischbein. 14½ und 11½ Z. 1 Thlr. 14 gr. od. 2 Fl. 45 kr.

Nymphe Oenone, nach Jollain. 10 und 8½ Z. 16 gr. od. 1 Fl. 12 kr.

Friedrich Schiller, nach Graff. 12½ und 9½ Z. 1 thlr. 14 gr. oder 2 fl. 43 kr.

Anton Graff, nach dessen Zeichnung. 14½ und 11½ Z. 2 thlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Fürstbischof von Constanz, Frhr. von Dalberg, nach F. Tischbein, 12½ und 10 Z. 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Moses Mendelsson, nach Frisch. 10½ und 8 Z. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Von C. J. Müller, Sohn des vorhergehenden, gestochen.

Martin Desjardin, nach Edelink. 11 und 8½ Z. 12 gr. oder 54 kr.

Von Nusbiegel, gestochen.

Schwerins Tod in der Schlacht bei Prag. Gegenstück zu General Wolf, nach Frisch und Berger. 14 und 17½ Z. 2 Thlr. 14 gr. od. 2 Fl. 45 kr.

Cromwell, als er das lange Parlement auseinander trieb, nach West und Hall. 14½ und 17½ Z. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

Von C. Pfeiffer, punctirt.

Szene aus Agnes Bernauerin mit dem Portrait des Schauspielers Lange, nach Wolf. 21½ und 15 Z. 3 Thlr. 4 gr. oder 5 Fl 36 kr.

Bildniß des Oberhofpredigers Reinhard, zu Dresden, nach Graff. 14½ und 10½ Z. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Vigano, als Terpsichore, nach Dorfmeister. 16 und 11½ Z. 1 thlr 16 gr. od. 3 fl.

Herder, nach F. Tischbein. 14 und 10½ Z. 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Wieland, nach F. Tischbein. 14½ und 11 Z. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Lavater, nach Lenhainz. 14½ und 11 Z. 1 Thlr. 14 gr. od. 2 Fl. 45 kr.

Von Pichler, in schwarzer Kunst.

Julius Sabinus, nach Hetsch avant la lettre. 20 und 24 Z. 9 Thlr. 12 gr. oder 17 Fl. 6 kr.

Von C. Reinhardt, radirt.

Suite von 6 Landschaften, in mediam Größe. 6 Thlr. 8 gr. od. 11 Fl.

Eine große Landschaft mit einer großen Eiche und einem Bache, durch welchen Vieh geschwemmt wird. 17 und 23 Z., 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 kr.

Von A. Schlicht, in Aqua Tinta.

Landschaft mit einer Mühle und Vieh, nach J. P. Wernit. 20 und 18 Z. 3 Thlr. 4 gr. oder 5 Fl. 30 kr.

Eine dergleichen nach H. Roos. 24 und 18 Z. 3 Thlr. 4 gr. od. 5 Fl. 30 kr.

Ein unterirdisches Gefängniß für die Schaubühne. 18 und 14½ Z. 3 Thlr. 4 gr. od. 5 Fl. 30 kr.

Von Schiotterbeck, gestochen.

Rudolph Zacharias Becker, nach F. Tischbein, 13½ und 10 Z. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Von Schöpflin, gestochen.

Die schlafenden Kinder im Walde, nach Byrne. 11½ und 14½ Z. 16 gr. od. 1 Fl. 12 kr.

Von C. Westermayr.

Portrait des Hn. von Kotzebue, nach Pinhas punktirt. 6 gr. od. 27 kr.

Portrait des Hn. Geh. Rath Baldinger. 8 gr. od. 36 kr.

Portrait des regierenden Landgrafen von Hessen-Cassel. 12 gr. od. 54 kr.

Madonna, nach Guido Reni. 12 gr. od. 54 kr.

Götz von Berlichingen, nach W. Tischbein, 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Ein Kopf, nach Rembrand. 4 gr. oder 18 kr.

Ein dergleichen mit Pelzmütze, nach Rembrand. 4 gr oder 18 kr.

Der Eyerkuchen, nach Schalken. 4 gr. oder 18 kr.

Der Lautenspieler, nach Franz Hals. 4 gr. oder 18 kr.

Ein Kopf mit Hut, nach Franz Hals. 4 gr. oder 18 kr.

Ein Frauenzimmerkopf, nach Rembrand. 6 gr. oder 27 kr.

Portrait des Erbprinzen Wilhelm zu Hessen-Kassel. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Portrait des Bergrath Bucholz. 6 gr. oder 27 kr.

Grabmal des Königs Theoderich bei Ravenna. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Grabmal der Familie Plautia bei Tivoli. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Grabmal der Cäcilia Metella. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Eine Landschaft, nach J. P. Hackert. 16 gr. oder 1 fl. 12 gr.

Verschiedene Blätter.

Sammlung aller Parricider, die seit der Revolution in Frankreich in Limani gewesen sind. 19 und 18 Z. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Plato Ariſtonis F. Athenienſis, gestochen nach Rubens von P. Pesterman. 8 Gr. oder 36 kr.

Der Bethlehemitische Kindermord, gemalt und gestochen von B. Picart. 12 Gr. oder 54 kr.

Verbum caro factum est, et habitavit in nobis, gestochen nach Rigaut von Drevet. 12 Gr. od. 54 kr.

Les Adieux de Calas à ſa Famille, gezeichnet und radirt von D. Chodowiecki. 1768. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Deſſein d'Albert Durer. No. 7. e Muſeo Praüniano. Zeichenmanier von Mar. Cth. Preſtel 1776. 12 Gr. od. 54 kr.

Deſſein de Michel Ange. No. 3. Zeichenmanier von J. Th. Preſtel. 8 Gr. oder 36 kr.

Lady Sarah Bunbury. Schwarze Kunſt nach Reynolds von Fiſcher. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Ugolino. Schwarze Kunſt nach Reynolds von J. Dixon. 6 Thlr. oder 11 fl.

Deſſin d'Albert Durer. Werner von Stauffacher, Walter Fürſt und Arnold von Melchthal ſe linguent en 1307 pour la Liberté Helvetique, von M. Cath. Preſtel. 1780. 12 Gr. oder 54 kr.

S. Rivinus, nach Rubens gestochen von Corn. van Caukerken. 1657. 18 Gr. oder 1 Fl. 24 kr.

Monument dans la Ville de Lyon à la gloire de Louis le Grand, gestochen von J. Aubran. 12 Gr. oder 44 kr. (Etwas beschädigt.)

S. Bruno, gestochen nach Joh. Jouvenet von P. Drevet. 1 Thlr oder 1 Fl. 48 kr.

Les Voituriers, gestochen nach Phil. Wauvermens von P. Gillaut. 16 G. oder 1 Fl. 12 kr.

A concerts of Birds; ſchwarze Kunſt nach Mario di Fiori von Nic. Carlomi. 3 Thlr. oder 9 Fl.

Ein ſitzender Philoſoph in einem gewölbten Zimmer, worinnen eine Windeltreppe und eine beinahe ähnliche Vorſtellung als Gegenſtück; radirt nach Rembrand von Lud. Surugue. Beide 1 Thlr. 16 gr. oder 3 Fl.

View of the Fountain of Egeria near Rome. Aqua Tinta nach A. Freebairn von F. Jukes. 5 Thlr. oder 9 Fl.

View of the ſubterraneous Ruins of Maecenas's Villa at Tivoli. Aqua Tinta von denſelben Meiſtern. 5 Thlr. oder 9 Fl.

Seydlitz in der Schlacht bei Roßbach, gemalt von J. C. Fiſch, geſtochen von D. Berger. 6 Thlr. 12 Gr. oder 9 Fl. 24 kr.

Tom Jones the Philoſopher Square, discoverd in Molly Seagrims Garret, nach J. Donman von P. Simon geſtochen. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 kr.

The Intervien of Tom Jones and Sophia, after the reconciliation, von Ebendenſelben. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

Le Priſon, deſſiné à Paris par Lautherbourg en 1763 et gravé à Bâle par A. Romanet en 1765. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 kr.

Le Priſonnier, von Ebendenſelben. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr.

The Captive, gemalt von J. Wright und geſtochen von Ryder. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 kr.

Frédéric le Grand retournant à Sanssouci après les Manoeuvres de Potsdam, accompagné des ſes Généraux. Gemalt von Cuningham und geſtochen von Clemens. 10 Thlr. od. 18 Fl.

Kunſtwerke.

Collection de Têtes deſſinées à Rome d'après les cartons de Raphael, p. H. Fueger. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

Zeichenbuch für Damen und alle diejenigen, welche ſich nach guten Muſtern im Zeichnen üben wollen. 18 Heft, enthaltend 7 Blatt Köpfe nach Raphael, Raph. Mengs, Rubens, Fueger und Maurer. 3 Thlr. od 3 Fl. 36 kr.

The academical Inſtructor. A new Copy Cook containing Alphabets of Round-Text, Round-Hand, Currency. Deſigned by Duncan Smith of London. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Populäre Zoologie, oder Beſchreibung und Abbildung derjenigen Thiere, deren nähere Kenntniß allgemein nützlich iſt, 1ſte Lieferung, mit 20 colorirten Kupfertafeln, in real Fol. 6 Thlr. 8 gr. oder 11 Fl.

Ebendieſelbe, 2te Lieferung, mit 20 kolor. Kupfertafeln. 6 Thlr. oder 11 Fl.

Ebendieſelbe, 3te Lieferung, mit 10 kolor. Kupfertafeln. 3 Thlr. 4 Gr. od. 5 Fl. 30 kr.

Hoffmann, Vegetabilia in Hercyniae ſubterraneis, 1ſte Lieferung, mit 6 kolor. Kupfertafeln in real Fol. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 kr.

Mahleriſch radirte Proſpekte von Italien nach der Natur gezeichnet und zu Rom radirt von Dies, Reinhart und Mechau. 72 Platten in groß median Folio, broſchirt. 76 Thlr. od. 132 Fl.

Hohenheim mit ſeinen vorzüglichen Gebäuden und Engliſchen Garten-Anlagen, in kolor. Proſpekten, 4 Lieferungen. 38 Thlr. od. 66 Fl.

Der Plauiſche Grund bei Dresden mit Hinſicht auf Naturgeſchichte und ſchöne Gartenkunſt, herausgegeben von W. G. Becker, mit 25 Kupferplatten, auf Schreibpapier, 10 Thlr. od. 18 Fl.

Abbildungen der in Franken brütenden wilden und zahmen Vögel, mit Beſchreibungen von J. Wolf, 1ſte Lieferung, enthaltend 6 Platten in median 4to. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 kr.

Volpato und Raphael Morghens Zeichenbuch, 3 Lieferungen, in real Fol. 4 Thlr. 18 gr. od. 8 Fl. 15 kr.

VII. Anzeige.

Cramers Taſchenbuch für Kunſt und Laune für 1802 iſt erſchienen. Es enthält Kopien von folgenden berühmten Gemälden. 1) Die Verklärung von Raphael. 2) Die heilige Jungfrau und die heiligen Schutzpatronen von der Stadt Peruvia von Perugin. 3) Die Kreuzigung Petri, nach dem berühmten Altarblatt von Rubens. 4) Die heilige Familie von Paul Veroneſe. 5) Die Kommunion vom heiligen Hieronimus von Domenichino. 6) Die Kommunion vom heiligen Hieronimus Caracci. 7) Das berühmte Viehſtück von Amſterdam, von Paul Pooter. Dieſes Taſchenbuch iſt in folgenden Einbänden zu haben.

In fein englischem Marroquin mit Schlößchen und Etuis: Besteck 6 Fl. 15 kr. oder 3 Thlr. 12 gr. Sächs.

In fein englischem Marroquin mit Schlößchen ohne Etuis: Besteck 5 Fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 2 gr. Sächs.

In schönen geschmackvollen Einbänden mit Futteral — — 3 Fl. 45 kr. oder 2 Thlr. 5 gr. Sächs.

Von erstern zwei Sorten werden keine in Kommission gegeben und keine zurückgenommen, sondern nur gegen Bestellung abgeliefert. Man bittet also alle Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Kalender-Büreaus, die Bestellungen darauf bald zu machen, weil die Auflage nicht groß ist.

Haas und Sohn, Buchhändler in Köln.

VIII. An das deutsche Publikum.

Bei Verfertigung meiner beiden Postillen, deren achter und letzter Theil zur bevorstehenden Mich. Messe erscheint, nahm ich mir vor, das eigentlich wahre und reine Christenthum mehr zu verbreiten, der Mummerei allenthalben, wo sie mir begegnete, die täuschende Decke abzuziehen, und gemeinnützige Wahrheit aller Art, die gesagt werden muß, zu sagen, und so zu sagen, wie sie gesagt werden muß. Die öffentlichen Richter haben meine Absichten erkannt und gebilligt — die allgemeine Stimme ist Deutschlandskundig für mich. Brave Katholiken selbst haben mir ihren Beifall geschenkt. —

Hr. Gerhard Fleischer in Leipzig hatte seither die Güte, dieses mein Werk zu debitiren; da er aber durch die Konfiskation in Sachsen an dem fernern Debite behindert worden ist, so tritt nun mein Mitbürger, Hr. Füchsel, an seine Stelle. Dieser wird nicht nur den weitern Debit besorgen, sondern beide Postillen zusammen vor Erscheinung des letzten Theils auf Pränumeration anbieten. Ich muß nach den Absichten, welche ich bei diesem Werke hatte, die möglichste Verbreitung desselben wünschen, und habe dafür gesorgt, daß Hr. Füchsel sein Anerbieten unter untenstehenden unerwartet annehmlichen Bedingungen thun könne.

Alle Freunde des Lichts, die zugleich meine Freunde sind, ersuche ich hiermit auf das angelegentlichste, diese

Annonce in ihren Zirkeln auszutheilen, und so die gute Absicht bei Herabsetzung des Preises befördern zu helfen. Ich darf sagen, daß ihnen die Wahrheit selbst dafür danken werde.

Zerbst, am 1sten Jul. 1800.

Sintenis.

Die Bedingungen, unter welchen ich obiges Werk auf Pränumeration anbiete, sind folgende:

1) Die Pränumeration für das ganze Werk aus 8 Bänden, welches nach dem Ladenpreise 9 Thlr. 8 Gr. kostet, ist 5 Thlr. sächs. oder 9 Gulden rheinisch.

2) Die Zeit der Pränumeration ist bis Ende Oktobers offen; nach diesem Termine ist der Ladenpreis von 9 Thlr. 8 Gr. wieder gültig.

3) Wer die Mühe des Pränumeranten-Sammlens übernehmen will, erhält bei 4 Exemplaren das 5te frei.

4) Die Namen der Herren Pränumeranten werden dem 3ten und letzten Theile, welcher nächstens die Presse verlassen wird, vorgedruckt.

5) Gelder und Briefe erwarte ich franko.

Am 1sten Jul. 1800.

Andreas Fuchsel,
Buchdrucker und Buchhändler in Zerbst.

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1800.

I.

Gedichte.

1.

Zwei Ueberſetzungen von Dryden's Alexanders-Feſt *).

Am königlichen Feſt, da Perſia kniete
Vor Filipps ſtreitbarem Sohn,

*) Es giebt gewiſſe Meiſterſtücke der Verskunſt, durch deren treue Uebertragung in andere Sprachen faſt jeder wahre Künſtler von jeher ſeine Studien machte. Ein ehrwürdiger Dichter unſerer Nazion nennt dieß gewöhnlich das Spannen des Ulyſſesbogens. Wer hat nicht z. B. die Ode der Saffo von der Gewalt der Liebe, oder Petrarcha's Sonet auf Vaucluſe einmal wenigſtens ſeiner geheimen Tafel in einem Ueberſetzungsverſuch anvertraut? Ein ſolches oft verſuchtes Stück iſt auch Dryden's berühmte

Saß göttergleich erhöht,
In hehrer Majeſtät
Der Held auf ſtolzem Thron;
Ringsum der Feldherrn wackre Schaar:
Es ziert ein Kranz von Roſ' und Myrt' ihr Haar,
Der Sieger wohlerrungner Lohn.
Und Thais ruht' an ſeiner Seite,
Holdblühend wie des Aufgangs Bräute,
Voll Jugendglanz, im Schmuck der Schöne.
Selig, ſelig, ſelig Paar!
Dem Tapfern allein,
Dem Tapfern allein,
Dem Tapfern allein gebührt die Schöne!

Hoch ragt im lauten Chor
Timotheus hervor;
Mit fliegendem Finger berührt er die Leier,
Es dringt in die Herzen ihr himmliſches Feuer
Und bebt zu den Sternen empor!
Vom Zevs begann das Lied,

Ode auf das Cäcilienfeſt. Auch dieſe Zeitſchrift hat in frühern Jahrgängen Verſuche darüber mitgetheilt, deren ſich wohl kein Mitbewerber ſchämen dürfte. Hier ſind zwei neue Kämpfer in die Schranken getreten. Das Original iſt aus Reyer's Choice oder jeder andern nur erträglichen Chreſtomathie in jedermanns Händen. Das erwachſene Publikum entſcheide!

B.

die Nacht mit einer Tänzerin oder Flötenspielerin zubringen, ohne sich deswegen einen Vorwurf zu zuziehen, in so ferne nur die Pflichten seines Standes nicht darunter leiden mußten, und eine gewisse Mässigung beobachtet wurde, welche nach den Begriffen dieser Heiden die wahre Grenzlinie der Tugend und des Lasters ausmachte. Wenn man dem Alcibiades übel genommen hatte, daß er sich im Schoos der schönen Nemea, als wie vom Siege ausruhend, mahlen ließ, oder daß er den Liebesgott mit Jupiters Blitzen bewafnet in seinem Schilde führte; (und Plutarch sagt uns, daß nur die ältesten und ernsthaftesten Athenienser sich darüber aufgehalten; Leute, deren Eifer öfters nicht so wol von der Liebe der Tugend gegen die Thorheiten der Jugend gewafnet wird, als von dem verdrießlichen Umstand, beym Anblick derselben zu gleicher Zeit, wie weit sie von ihrer eigenen Jugend entfernt, und wie nahe sie dem Grabe sind, erinnert zu werden): Wenn man, sage ich, dem Alcibiades diese Ausschweiffungen übel nahm, so war es nicht sein Hang zu den Ergötzungen, oder seine Vertraulichkeit mit einer Person, welche durch Stand und Profession, wie so viel andre, allein dem Vergnügen des Publici gewidmet war; sondern der Uebermuth, der daraus hervorleuchtete, die Verachtung der Gesetze des Wolstandes, und einer gewissen Gravität, welche man in freyen Staaten mit Recht gewohnt ist, von den Vorstehern der Republick, wenigstens ausserhalb dem Cirkel des Privatlebens, zu fodern. Man würde ihm, wie andern, seine Schwachheiten, oder seine Ergötzun-

Wie er vom Göttersitze schied:
— So mächtig ist Idalia! —
In eines sprüh'nden Feuerdrachen Hülle,
Auf Blitzen fuhr er durch die Lüfte
Zur lieblichen Olympia.
An ihrer Schneebrust weicher Fülle,
Gerollt um ihre schlanke Hüfte,
Erschuf der Gott sein Ebenbild; des Erdball's künft'gen Herrn.
Die Menge trinkt entzückt die hohen Lieder:
Ein gegenwärtiger Gott! scholls rings empor:
Ein gegenwärtiger Gott! schalls vom Gewölbe wieder.
Des Herrscher's Ohr
Vernimmt's entzückt;
Er schaut, ein Gott,
Umher, und nickt,
Die Sfären zu erschüttern.

Süß schwebt des Sängers Lied jetzt Bacchus zu erhöhn,
Singt Bacchus ewig jung und ewig schön.
Der frohe Gott kommt siegbekrönt:
Pauken, schallt! Trommeten, tönt!
Sein göttlich Antlitz blüht,
Von Purpur überglüht.
Er kommt, er kommt, nun jauchzet, o Schallmey'n!
Bacchus, ewig jung und schön,
Lehrte trinkend uns erfreu'n!
Bacchus Segen, welche Weide!

Trinken iſt des Kriegers Freude;
Reich die Weide,
Süß die Freude,
Süß iſt Freude nach der Pein!

Der Fürſt, berauſcht vom Geiſt der Lieder,
Focht alle ſeine Schlachten wieder,
Dreimal ſchlug er den Feind zurück und die Erſchlagnen nieder.
Der Sänger ſah den Uebermuth,
Der Wangen Feuer, der Augen Glut;
Die Weiſe wandt' er, ſchlug den Stolz,
Den nun des Liedes Trauer
Zu ſüßem Mitleid ſchmolz.
Er ſang Darius, groß und gut,
Durch ein zu ſtreng Geſchick
Fallend, fallend, der, gefallen
Von der Hoheit Götterglück,
Jezt ſchwamm in ſeinem Blut.
Im Staube liegt er, ihn verließen
Die er durch ſich einſt glücklich ſah;
Kein Freund iſt ihm im Tode nah,
Die Augen liebend ihm zu ſchließen.
Geſenkten Blicks ſaß freudenlos der Sieger;
Erſchüttert wälzt er tief im Geiſt
Des Schickſals vielfach wechſelnd Loos;
Manch Ach ringt ſich vom Herzen los,
Und eine Thräne fleußt.

Ihn lächelt hoch der Meiſter an;
Er weiß; die Liebe müßte nahn
Wenn er verwandte Tön' erhübe:
Denn Mitleid ſchmelzt das Herz zur Liebe.
Süß und lockend mit lydiſchen Tönen
Wiegt er den Helden in ſchmachtendes Sehnen.
„Krieg, er ſang's, iſt Qual und Raſen,
Ehr' und Ruhm ſind Waſſerblaſen;
Nimmer endend, ſtets beginnend,
Immer fechtend und verheerend;
Iſt der Welt-Beſitz Dir ehrend:
O geneuß ſie, Freude ſinnend!
Thais lächelt, ſieh Cytheren!
Nimm, was Götter Dir gewähren."
Und Jubel ſchallt, und auf zum Himmel fliegt
Der Liebe Preis; allein die Tonkunſt ſiegt.
Nicht mehr verhehlt der Fürſt die ſüße Pein;
Er ſchaut entzückt
Auf Thais nieder;
Sein Buſen ſchwillt, ſein Auge blickt,
Und tiefer ſeufzend blickt er wieder *):
Bis ganz entglüht, von Lieb' und Bacchus Trank,
Der Held beſiegt an Thais Buſen ſank.

*) Wörtlich nach dem Engliſchen: And ſigh'd and look'd, and ſigh'd and look'd, ſigh'd and look'd, and ſigh'd again, aber für jedes Ohr unerträglich hieße es: Und ſeufzt' und blickt' und ſeufzt' und blikt, Seufzt und blickt und ſeufzte wieder.

Aufs neu' erklingt der Lyra Gold;
Ein Sturm, der laut und immer lauter rollt,
Sprengt des Schlummers Bande plötzlich
Und raſſelt ihm, ein Donnerſchlag, ins Ohr.
Horch, welch ein Schall! entſetzlich
Schreckt er ſein Haupt empor.
Wie aus der Gruft hervor,
Starrt er um ſich, bang und bänger.
„Rache, Rache! ruft der Sänger:
Die Furien treten hervor;
Sieh, wie ſträubt ihr Schlangenhaar
Ziſchend ſich vom Haupt empor!
Schau, wie Funken ihrem Aug' entſprühen!
Schau jener Todtenſchaar
Erhöhne Fackeln glühen:
Der Griechen Geiſter, die, im Kampf erſchlagen
Auf weiter Haide lagen,
Unrühmlich, ohne Grab!
Rache, Fürſt, gewähre
Deinem tapfern Heere!
Sie ſchwingen die Fackeln, ſie zielen herab
Auf prangende Perſer-Gebäude
Und Tempel der feindlichen Götter herab!"
Da jauchzen die Krieger mit gräßlicher Freude!
Zur Fackel greift der Fürſt, ihm leuchtet Thais Wuth
Raſend vor zum Ziel,
Wo, lodernd in der Glut,
Der zweiten Helena die zweite Troja fiel.

So wiegte ſchon
Eh klangerfüllte Schläuche fliegen,
Als noch die Orgeln ſchwiegen,
Timotheus, mit Lautenton
Und Flötenſtimme,
Den Geiſt in ſüße Luſt und regt' ihn auf zum Grimme.
Cäcilia kam; der Orgel Bau
Erfand die göttergleiche Frau.
Voll heilger Kraft, löſt' im Entzückungsſchauer
Des Tonreichs enge Schranken ſie;
Ihr ſchaffender Verſtand verlieh,
Mit niegeſehner Kunſt, den Feiertönen Dauer.
Timotheus trug himmelan
Den Sterblichen durch Lieder;
Doch möge ſie den Kranz empfahn,
Denn Engel zog ſie nieder.

Chor.

Cäcilia kam; der Orgel Bau ꝛc. ꝛc. ꝛc.

T — r.

2.

Alexanders Feſt;

von Dryden.

Beim königlichen Mahl, als Perſia's Kron'
Errang Filippus mächt'ger Sohn,
Saß hoch in hehrer Pracht
Des Götterhelden Macht
Auf ſeinem Herrſcherthron;
Umlagert von der Großen tapfrer Schaar;
Ein Kranz von Myrt' und Roſen band ihr Haar;
So kränze ſich der Muth nach der Gefahr.
Die holde Thais, jung und traut,
Saß, wie des Aufgangs blüthenvolle Braut,
An ſeinem Arm, im Jugendglanz und Schönheitsſtolz erſchaut.

Selig, ſelig, ſelig Paar!
Allein der Held,
Allein der Held,
Allein der Held verdient die Myrt' aus ihrem Haar.

Hoch ſtand im ſtimmenreichen Chor
Timotheus, und rührt' die Leier
Im Fingerflug; der Töne Feier

Schlägt zitternd an der Wolken Thor,
Und Himmelsluft umwallt des Hörers Ohr.
Vom Zevs begann der Hochgesang,
Der sich dem Sitz der Seligkeit entschwang;
So groß, o Liebe, ist dein mächt'ger Drang!
Ein sonnenrother Drache log ihm eine Hülle;
Daher fuhr er in glanzumstrahlter Fülle,
Als er, sich schmiegend, zu Olympien gesellt,
Ein Ebenbild ihr prägt', ein Bild des Herrn der Welt.
Bewundernd lauscht dem Feierton der Hörer Zahl.
Seht da den Gott! — erschallt ringsum der Saal;
Seht da den Gott! — der Tempelzinnen Wiederhall.

Mit trunknem Ohr
Vernimmt den Chor
Der Held, und dünkt
Sich Gott, und winkt
Und scheint zu schütteln aller Sterne Thor.
Von Bacchus Preis sang dann des süßen Künstlers Weise,
Des ewigschönen, ewig jungen Preise.
Der Gott der Freude kommt im Jubel; — zollt
Ihm Dank! — Trommeten tönt! — Ihr Trommeln rollt!

Bestrahlt von Purpurlicht
Zeigt er sein göttlich Angesicht.
Beseelt die Hörner jetzt; er kommt! er kommt!
Bacchus, ewig schön und jung,

Schuf den ersten Zechverein.
Bacchus Segen gleicht der Sonne;
Zechen ist des Kriegers Wonne;
Reich die Sonne;
Süß die Wonne;
Süß ist Wonne nach der Pein.
Der König hört's, und ihn ergriff des Stolzes Fieber:
Noch einmal focht' er alle seine Schlachten über,
Und dreimal noch besiegt' er den Besiegten,
Und schlug noch dreimal den Erschlagnen und Bekriegten.

Der Meister sah empören sich des Wahnsinns Flut,
Der Augen Flammenstral, der Wangen Glut;
Noch rief zum Zweikampf Erd' und Himmel auf sein Stolz;
Da wechselt' er die Hand — und schau! sein Wahnsinn schmolz.

Aus trauervollen Saiten
Ließ sanftes Mitleid er ins Herz ihm gleiten.
Er sang Darius, groß und gut,
Von des Geschickes Wut
Gestürzt, gestürzt, gestürzt,
Herabgestürzt vom hohen Thron,
Sich wälzend jetzt im eignen Blut:
Verlassen, in der bängsten Noth,
Von denen selbst, die seiner Güte Brod
Einst nährte, liegt auf nackter Erd' er da — Wo ist
Der einz'ge Freund, der ihm die Augen schließt?

Gesenkten Blickes saß der freudenlose Held;
Es wälzten sich die mannichfachen Szenen
Des Erdenglücks in seiner trüben Seele auf
und ab,
Und leise Seufzer stiegen auf, und Thränen
Ergossen sich die Wangen ihm herab.
Der mächt'ge Meister lächelte, zu sehn
Die Liebe auf der nächsten Sprosse stehn;
Nur einen nahverwandten Ton durft' er berühren;
Gern läßt von Mitleid sich das Herz zur Liebe
führen.
Schmachtend süß, mit lydischem Getöne,
Schmolz er bald sein Herz zur Wollustthräne.
Krieg, sang er, ist Arbeit und Beschwer;
Ruhm ist gleich der Wasserblase leer;
Nimmer endend, stets beginnend,
Immer fechtend, stets zerstörend,
Zum Besitz die Welt gewinnend,
Schmeck ihn auch, dir Lust gewährend.
Thais lächelt hold an deiner Brust;
O genieß der Götter milde Lust!
Da stürmt' es Beifall, der zum Himmel stieg;
Die Lieb', erhielt den Kranz, doch die Musik den
Sieg.
Der Held bezähmt nicht länger seine Qual;
Er blicket an die Schöne
Mit einer Kummerthräne,
Und seufzt und blickt, er seufzt und blickt;

Zuletzt, von Lieb' und Wein zugleich berückt,
Sinkt der beſiegte Held an ihre Bruſt entzückt.
Jetzt ſtürmt von neuem in die goldne Leier,
Und lauter praßle, lauter des Geſanges Feuer!
Brecht ihm des Schlummers Banden, ſeine Retter,
Und pocht ihn auf, wie raſſelndrege Donnerwetter.
Horcht! horcht! von Schrecken ſchwer
Hob ihm der Ton empor das Haupt;
Als wie des Todesſchlafs beraubt
Staunt er, und ſtieret wild umher.
Ha! Rache! Rache! — ruft Timotheus.
Seht aus der Hölle Thor
Gehn alle Furien hervor.
Wie ſich um ihre Wangen
Erheben rings die Schlangen,
Und ziſchen gift'gen Gruß!
Wie ſtrömt mit wilden Güſſen
Ihr Auge Glut in langen Schüſſen!
Dort ragt im Schreckenchor
Ein Fackellicht aus jeder Hand empor.
Das ſind der Griechen Geiſter, die der Kampf erwürgt,
Die noch kein Hügel birgt;
Ach! ruhmlos hingewürgt.
Auf! Rache bring der Heldenſchaar,
Gerechte Rache dar.
Schau! wie ſie durch die Luft die Fackeln ſchwingen;

gen übersehen haben; aber man vergab ihm nicht, daß er damit prahlte; daß er sich seinem Hang zur Frölichkeit und Wollust bis zu den unbändigsten Ausgelassenheiten überließ. Daß er, von Wein und Salben trieffend, mit dem vernachläßigten und abgematteten Ansehen eines Menschen, der eine Winternacht durchschwelgt hatte, noch warm von den Umarmungen einer Tänzerin, in die Raths-Versammlung hüpfte, und sich, so übel vorbereitet, doch überflüßig tauglich hielt, (und vielleicht war ers würklich) die Angelegenheiten Griechenlands zu besorgen, und den grauen Vätern der Republick zu sagen, was sie zu thun hätten. Das war es, was sie ihm nicht vergeben konnten, und was ihm die schlimmen Händel zuzog, von denen der Wolstand Athens und er selbst endlich die Opfer wurden.

Ueberhaupt ist es eine längst ausgemachte Sache, daß die Griechen von der Liebe ganz andere Begriffe hatten als die heutigen Europäer; — denn die Rede ist hier nicht von den metaphysischen Spielwerken oder Träumen des göttlichen Platons. — Ihre Begriffe scheinen der Natur, und also der gesunden Vernunft näher zu kommen, als die unsrigen, in welchen scythische Barbarey und maurische Galanterie auf die seltsamste Art mit einander contrastieren. Sie ehrten die ehliche Freundschaft; aber von dieser romantischen Leidenschaft, welche wir im eigentlichen Verstande Liebe nennen, und welche eine ganze Folge von Romanschreibern bey unsern Nachbarn jenseits des Rheins und bey den Engländern bemühet

Wie auf die Perſerſtadt herunter ſie mit Hohn
Und ihrer Feinde goldne Göttertempel drohn!
Die Fürſten jauchzen auf in wilder Freude Ton,
Und mit ergriffner Fackel will zu Mord und Brand
Der König vorwärts dringen.
Thais ſchwingt voll Muth
Die Fackel ihm voran zu Mord und Blut;
Und ſetzt, als zweite Helena, ein zweites Ilion in Glut.
Alſo vermochte, lang,
Bevor von Luft geſchwellt ſich Schläuche lernten
blähn,
Als Stimme noch der Orgel fehlt' und Klang,
Timotheus, durch ſeiner Flöte geiſtig Wehn,
Und durch der Leier Rauſchen,
Die Seel' in Wut zu ſtürmen, oder Wut
Wie ſanfter Luſt zu tauſchen.
Da kam Cäcilia, die hehre,
Und ſchuf mit weiſer Hand ein Werk, der Tonkunſt Ehre;
Begeiſtert von des Himmels heil'ger Gunſt
Erweitert' ſie des Tonbau's erſte Hülle,
Und dehnete zu längerm Schall der Feierſtimmen
Fülle,
Mit angebornem Witz und nie zuvor bekannter Kunſt.
Beſiegt muß ihr Timotheus, der alte, ſich geſtehn;
Zum mindſten theilen ſie den Preis der Lieder;
Er flügelt' einen Erdenſohn zu Himmelshöh'n,
Ihr ſtieg, gerührt, ein Engel nieder.

Oldenburg. G. J. F. Möldeke.

II.

Opfergeſang.

Deſſau, am zehnten Auguſt. 1800.

Ihr Parzen, Muſen, Horen und Dryaden,
Auf! einen Kreis um den Altar zu ſchließen!
Zu Franzens Opferfeſt ſeyd ihr geladen;
Sein treues Volk ſinkt flehend euch zu Füßen.
Hell, wie der Thau, worin ſich Blumen baden,
Laß, Zevs, du Höchſter! ſeine Tag' entfließen,
Und nie verheerend mehr die Elb-Najaden
Durch ſein Elyſium die Fluth ergießen.
Mög' er, nach mehr als fünf Olympiaden,
Wie jetzt ſein Roß mit Vollkraft noch umſchließen!
Des Frohſinns Myrte müſſe ſeinen Pfaden
Stets, auf Hygea's Zauberwink, entſprießen,
Bis, an der Lethe friedlichen Geſtaden,
Agnes und Erdmannsdorff ihn ſpät begrüßen!

III.

Ueber

muſikaliſche Behandlung der Geiſter.

Die Geiſterwelt, deren äſthetiſche Wahrheit von der metafyſiſchen ganz unabhängig iſt, zeigt uns eine doppelte Handlungsweiſe ihrer Bewohner in Beziehung auf die Menſchen. Das Schickſal, welches ſie ſelbſt, wie die Menſchen beherrſcht, läßt ſie entweder als Götter und Genien durch Macht und eigne Mitwirkung in die Regierung der Welt eingreifen, oder als auſſerordentliche Erſcheinungen die Geheimniſſe des Schickſals nur in dunkeln Andeutungen verkündigen. Auf dieſe verſchiedene Handelsweiſe und Beziehung auf das Schickſal gründet ſich nun die verſchiedene Art, auf welche der Volksglaube, aus dunklem, bewußtloſen Gefühl, und die Kunſt mit Bewußtſeyn und Ueberlegung dieſe geiſtigen Weſen erſcheinen und auf die Menſchen wirken läßt. Der Geiſt, welcher ſelbſt in die Weltregierung eingreift, indem er entweder den Schluß des Schickſals gegen das Wirken und Treiben der Menſchen ausführt, oder den Menſchen beiſteht, dem unabänderlichen Gange des Schickſals auszuweichen, handelt völlig, wie der Menſch ſelbſt, nur in einer höhern,

durch größere Macht bestimmten Sfäre. Er ist daher selbst ganz anthromorfosirt und sein Erscheinen ist das eines Menschen. Sobald aber der Geist nicht thätig in die Bestimmungen des Schicksals eingreift, sondern sie nur den Menschen, sey es in Worten oder durch seine Erscheinung selbst, verkündet, so ändert sich sein ganzer Karakter. Er erscheint nicht mehr als Macht, nicht mehr als handelnd, und doch auf eine unbegreifliche Art als wirkend. Er gehört zwei Welten an, zwischen welchen die Menschheit steht: durch sein Wissen des Schicksals einer höhern, dem Quell des Lebens und freien Wirkens; durch seine Ohnmacht im Handeln, einer niedern, — dem Reiche des Todes. Sein Erscheinen ist daher unbestimmt, zweideutig, und deswegen furchtbar und schauerlich; dahingegen das Erscheinen jener thätigen Geister majestätisch und prächtig und deswegen allezeit bestimmt und menschlich ist. Es fällt leicht in die Augen, daß diese Beziehung der Handlungsweise der Geister auf das Schicksal nicht den Grund einer Klassifikazion dieser mythologischen Wesen abgeben kann, sondern daß sie bloß in Ansehung ihrer Erscheinung einen Unterschied bestimmt. Sobald nämlich der Geist, welcher es auch sey, sich in jener Thätigkeit zeigt, so ist auch sein Erscheinen von jener bestimmten Art, derselbe Geist wird aber mit aller Unbestimmtheit und Zweideutigkeit erscheinen müssen, sobald er nicht als handelnde Macht, sondern blos als Verkündiger des Schicksals sich zeigt. Ein anderer

iſt Apollo, wenn er mit Pfeil und Bogen vom Olymp ſteiget, ein andrer, wenn er als Orakel die geheimnißvollen Worte des Schickſals ausſpricht. — wie denn jedes Orakel eines für freie Kunſt gebildeten Volkes, nicht blos aus Politik, ſondern aus äſthetiſcher Nothwendigkeit den Karakter des Unbeſtimmten haben muß. Wie richtig alte Dichter, z. B. der Verfaſſer des Hiob, Oſſian und andre, dieſe Verſchiedenheit in dem Karakter der Geiſter bemerkt haben, zeigt ihre Beſchreibung der Erſcheinungen und ſelbſt das Verhalten ihrer Menſchen gegen die Geiſter. Das Andenken an die Vorfahren und ihre Geiſter in der Halle der Väter iſt den Helden Oſſians heilig und ehrwürdig; ſobald aber der Geiſt als Verkündiger der Zukunft und alſo in ſeiner Ohnmacht hervortritt, fühlet der Held ſeine Uebermacht über das Luftgebild; und ſo wird die Verachtung der Erſcheinung, welche die Kommentatoren ſo wenig mit der Ehrfurcht gegen die Vorfahren ſelbſt in Uebereinſtimmung bringen konnten, ein Kunſtgriff des Dichters, wodurch er die Erhabenheit ſeiner Helden ſelbſt über die höchſten Schrecken der Anſchauung in das hellſte Licht ſtellt. Sie ſtehen nun dem Schickſale ſelbſt im Kampfe gegenüber, nicht, wie bei Homer, nur deſſen Vollſtreckern, den Göttern, welchen die Helden des griechiſchen Dichters oft an fyſiſcher Kraft überlegen ſind, und daher im Kampfe mit ihnen auf Koſten ihrer Erhabenheit nur ſtark erſcheinen. Die Beſtimmtheit des Karakters der handelnden Götter und Genien und

das Menſchliche in ihrer ganzen Handlungsweiſe bindet ihre Behandlung in der Kunſt mehr an allgemeine als an beſondre Regeln; das Unbeſtimmte hingegen der eigentlichen unſerm Sprachgebrauche nach ſogenannten Geiſter oder Erſcheinungen, ſcheint bei ihrem Gebrauche in der Kunſt einige beſondre Rückſicht nöthig zu machen, nicht ſowol um dem Genie die Regel der Behandlung anzugeben, als vielmehr um ſich vor Mißgriffen zu ſichern, zu welchen man durch äſthetiſchen Schein zuweilen ſelbſt im Fluge des Genies verleitet werden könnte.

Die äſthetiſche Wahrheit fordert von dem Karakter der Geiſtererſcheinung das Unbeſtimmte und Zweideutige, die widerſprechenden Symbole der zwei Welten des Seyns und Nichtſeyns, des Lebens und des Todes, der Kraft und der Ohnmacht, welchen der Geiſt angehört, und welche ihn in dem erſten Momente der Anſchauung, durch dieſen innern und unauflöslichen Widerſpruch, als einen Fremden in dieſer Welt ankündigen und die ſinnliche Natur des Menſchen in ein ſchauderndes Schrecken verſetzen. Aber eben hierdurch erreicht die Erſcheinung ihren Zweck vollkommen; denn zu welchem Ende bedient die Kunſt ſich der Erſcheinungen, als um durch dieſe Darſtellung die Empfindung des ſchauerlich Erhabenen und Grauſenden im höchſten Grade zu erregen? Dieſe Empfindung wird nun eben am vollkommenſten erregt durch jenes Unbeſtimmte und

Widersprechende in der Erscheinung, welches nicht nur die sinnliche Natur als unwiderstehliche Macht bedroht, wie das Erhabene im allgemeinen, sondern zugleich die Fantasie aufregt; in den fürchterlichsten Ahndungen die geheimnißvolle Beziehung des Uebernatürlichen aufzufinden, vor welchem alle Kraft des Naturwesens in Nichts sich auflöst, und gegen welches selbst die höhere Natur nur in ihrer vollendetsten Kraft bestehen kann. Dieses Schauerliche nämlich greift unsre Sinnlichkeit nicht nur von Einer Seite an, indem es entweder den Vorstellungstrieb, wie das mathematisch Erhabene, seine Abhängigkeit von einer fremden unwiderstehlichen Macht fühlen läßt, sondern es faßt den ganzen Menschen von beiden Seiten durch des Schicksals unwiderstehliche und zugleich unerforschliche Macht. Es ist daher nicht allein die Furcht vor dem drohenden Uebel, was jene Wirkung des schauerlich Erhabenen hervorbringt, sondern hauptsächlich das Grauen vor dem dunkeln Geheimniß einer andern Welt, vor einem Unbekannten, was selbst die theoretische Vernunft nicht zu enthüllen vermag und dem sie nur im Praktischen sich entgegen stellen kann. Die Gewißheit des nahen Todes durch die Entscheidung des Arztes, oder durch das Urtheil des Richters, welche zwar eben so unvermeidlich ist, aber auf anzugebenden Vernunftgründen beruht, wird daher nie diese Wirkung hervorbringen.

Die Kunst soll nun also in der sinnlichen Darstellung des Geistes ein Widersprechendes aufstellen, dessen Widerspruch schlechterdings unauflöslich ist, und für welches kein Mittel der Vereinigung jemals in der Natur aufgefunden werden kann. Dieses Widersprechende muß aber unmittelbar der Anschauung gegeben seyn, so daß es augenblicklich und nicht erst durch Vermittlung der Reflexion aufgefaßt werden kann. Würde der Widerspruch nicht unmittelbar der Anschauung gegeben, sondern zeigte er sich erst mittelst der Reflexion: so wär' er ein logischer Widerspruch, und würde als solcher kein ästhetisches Wohlgefallen, sondern ein Mißbilligen wegen Zwecklosigkeit und getäuschter Erwartung bewirken, und also seinen Zweck ganz verfehlen. Es wird sich bald zeigen, wie leicht man besonders bei der musikalischen Behandlung zu einer solchen ästhetischen Amfibolie verleitet werden könne, da in dem musikalischen Theile der Aesthetik die Ungewißheit, was der Reflexion oder dem Sinne angehöre, schon in den Elementen der Musik, den Tönen, anfängt, und dem Verfasser der Kritik der Urtheilskraft noch immer nachgesprochen zu werden pflegt.

Sobald der Geist erscheint, wird er dargestellt als wirkend auf den Sinn des Menschen; in der Regel läßt sich nun in jeder Affekzion des Sinnes eine Form und Materie unterscheiden, welche beide erst die Wahrnehmung ausmachen. Für den äußern Sinn,

oder wenn wir richtiger bestimmen wollen, für das Sehen würde also das Gestaltlose oder das Empfindungsleere jenen Widerstreit darstellen, dem Sinne aber dieses wirklich vorzulegen wäre unmöglich und widerspräche selbst der Aufgabe, nach welcher der Widerstreit schlechterdings unauflöslich sein soll, indem Form und Materie zusammen nothwendige Ordnungen und gleichsam die ersten Elemente aller Wahrnehmung sind. Diesen Widerstreit aufzustellen ist also der eigentlichern Dichtkunst überlassen, welche ihre Darstellungen durch konvenzionelle Begriffszeichen ausdrückt,*) und daher nicht von der Möglichkeit dem äußern Sinne darzustellen, sondern von dem Produkzionsvermögen der Fantasie ihr Gesetz erhält. Nun ist aber das Wahrnehmen der Empfindung bei dem Sehen durch das Aufnehmen in die Form des Raumes bedingt. Wird also das Bedingte (die Empfindung) ohne die Bedingung (die Form) dargestellt, so entsteht augenblicklich jener Widerstreit für die Anschauung, und die Dichter haben daher von dem Formlosen oder Unbestimmten der Form in den Erscheinungen der Geister von sehr glücklichen Gebrauch gemacht. Moina erscheint bei Ossian wie der Mond, wenn er düster durch graue Nebel blickt, und Schneeflocken den Wolken entfallen. — Die Form ohne etwas der Empfindung entsprechendes würde nur eine Bedingung ohne Bedingtes, mithin, da die Vollständigkeit der Reihe auf Seiten des Bedingten nie mit Nothwendigkeit gefordert wird, keinen Wider-

ſpruch für die Anſchauung, ſondern nur für die Reflexion geben; denn man fragt dann nicht: wie iſt dies möglich? ſondern: wozu ſoll das? und damit iſt der ganze Widerſtreit in das Gebiet des Verſtandes verwieſen. Wenn durch Oſſians Geiſter die Sterne trübe hindurchblicken, und er mit andern Dichtern dieſe Erſcheinungen leere Geſtalten nennt, ſo iſt dieſes nicht Mangel an dem, was der Empfindung in der Erſcheinung entſpricht, ſondern Mangel an Subſtanzialität, wodurch der Widerſtreit in den Empfindungen zweier Sinne des Geſichts und Gefühls dargeſtellt wird.

Die bildende Kunſt kann nicht wie die Dichtkunſt den aufzuſtellenden Widerſpruch in das Seyn und Nichtſeyn ſetzen, denn ihre Darſtellung fällt ſelbſt in das Gebiet des Seyns. Innerhalb des Seyn muß alſo die Möglichkeit eines neuen Widerſpruches liegen. Der Geiſt nemlich wird vorgeſtellt nicht als ein bloßes Seyn, ſondern als ein belebtes. Er handelt alſo zwar, allein ſein Handeln iſt ohne Kraft und hat nur Bedeutung. Leben und Tod ſind die Entgegengeſetzten, welche beide in ſeiner Erſcheinung ſich darſtellen. In ſeinem Handeln zeigt er Leben, in dem Beharrlichen ſeiner Erſcheinung Tod. Nun ſind eben die Zeichen des Lebens in dem Beſtehenden die Farbe, welche vom Leben beſtimmt wird, und in dem Wechſelnden die Bewegung. Bewegung ohne Farbe oder Farbe ohne Bewegung wird alſo den verlangten Widerſtreit für

mühet geweſen iſt, zu einer heroiſchen Tugend zu erheben; von dieſer wußten ſie eben ſo wenig als von der weinerlich-comiſchen, der abentheurlichen Hirngeburt einiger Neuerer, meiſtens weiblicher Scribenten, welche noch über die Begriffe der ritterlichen Zeiten raffinirt, und uns durch ganze Bände eine Liebe gemahlt haben, die ſich von ſtillſchweigendem Anſchauen, von Seufzern und Thränen nährt, immer unglücklich und doch ſelbſt ohne einen Schimmer von Hoffnung immer gleich ſtandhaft iſt. Von einer ſo abgeſchmackten, ſo unmännlichen, und mit dem Heldentum, womit man ſie verbinden will, ſo lächerlich abſtechenden Liebe wußte dieſe geiſtreiche Nation nichts, aus deren ſchöner und lachender Einbildungskraft die Göttin der Liebe, die Grazien, und ſo viele andre Götter der Frölichkeit hervorgegangen waren. Sie kannten nur die Liebe, welche ſcherzt, küßt und glücklich iſt; oder, richtiger zu reden: dieſe allein ſchien ihnen, unter gehörigen Einſchränkungen, der Natur gemäß, anſtändig und unſchuldig. Diejenige, welche ſich mit allen Symptomen eines fiebriſchen Paroxyſmus der ganzen Seele bemächtiget, war in ihren Augen eine von den gefährlichſten Leidenſchaften, eine Feindin der Tugend, die Störerin der häuslichen Ordnung, die Mutter der verderblichſten Ausſchweiffungen und der häßlichſten Laſter. Wir finden wenige Beyſpiele davon in ihrer Geſchichte; und dieſe Beyſpiele ſehen wir auf ihrem tragiſchen Theater mit Farben geſchildert, welche den allgemeinen Abſcheu erwecken mußten; ſo wie hingegen ihre Comödie keine

andre

die Darſtellung eines Geiſtes in der bildenden Kunſt — wozu natürlich auch die Schauſpielkunſt gehört — geben. Allein das Beſtehende wird allezeit angeſehn als die Bedingung des Wechſelnden; wo ſich alſo willkührliche Bewegung ohne die Farbe des Lebens, alſo ebenfalls das Bedingte ohne die Bedingung, zeigt, z. B. bei einer wandelnden Statüe, da iſt Leben und Tod für die Anſchauung in Widerſtreit geſetzt, und die dabei beabſichtigte Wirkung wird gewiß erfolgen. Alle Geiſter, ſowohl in den Volksſagen als in den Werken der Dichter, erſcheinen daher in bleicher Geſtalt, und in jedem einzelnen Zuge durch den der Dichter die Erſcheinung näher beſtimmen will, iſt dieſer Gegenſatz von Leben und Tod, das Erſcheinen des Bedingten ohne ſeine Bedingung das Mittel, wodurch der Geiſt das höchſte Grauen erregt. Die wenigen Worte: „du haſt keine Sehkraft in dieſen Augen, mit welchen du mich ſo anſtarrſt,“ welche Makbeth der Erſcheinung Banko's entgegenruft, haben faſt mehr Grauenerregendes als die Erſcheinung ſelbſt, welche, wegen ihrer Unſichtbarkeit für Makbeths Gäſte, faſt zu viel Theaterkunſt bei dieſen vorausſetzt, als daß ſie nicht dem Zuſchauer in einen mehr überlegenden als anſchauenden Zuſtand bei der wirklichen Aufführung verſetzen ſollte, ſo vortrefflich dieſe Situazion auch in dem einzigen Momente eines Gemäldes für bloße Anſchauung ſeyn würde. — Wollte man hingegen die Bewegung der Figur weglaſſen und nur die Farbe als Zeichen des Lebens dar-

ſtellen, ſo wäre dieſer Widerſtreit für die Reflexion geſetzt. Denn die Bedingung wäre gegeben und nur das Bedingte würde vermißt; der volle Widerſpruch würde alſo dann erſt entſtehn, wenn die Reflexion bemerkt hätte, daß das Bedingte, die Bewegung, wegen der Lebloſigkeit der Figur nie erfolgen könne. Hier, tritt zugleich die wahre Urſache des allgemeinen Mißfallens an gemalten Statuen hervor. Es iſt an ihnen nicht, wie man gewöhnlich glaubt, etwas zu viel; die Farbe nämlich, ſondern etwas zu wenig, nämlich die willkührliche Bewegung, als zweites äußeres Kennzeichen des Lebens. Könnte man dieſe — ſcheinbar nämlich, denn die Farbe der Bildſäule iſt ja auch nur ſcheinbare Lebensfarbe — dazu ſetzen, ſo wäre das Ganze eine vollkommene Marionette, welche in ihrer höchſten Vollkommenheit vom lebenden Pantomimen durchaus nicht zu unterſcheiden wäre, und alſo ein wahres Kunſtwerk ſeyn könnte. Noch deutlicher zeigt folgendes die wahre Beſchaffenheit: je länger die gemalte Bildſäule die Anſchauung in der Erwartung der vielleicht noch folgenden Bewegung täuſchen kann, deſto ſpäter entdeckt die Reflexion den Widerſpruch, und ſo lange dieſer nicht entdeckt iſt, entſteht kein Mißfallen an der Darſtellung; iſt daher dieſe von der Art, daß die Anſchauung für jede Zeit in der Täuſchung erhalten werden kann, ſo kommt die Reflexion nie zur Thätigkeit mit Bewußtſeyn, und der Widerſpruch wird, ſo lange die Anſchauung währt, gar nicht be-

merkt. Dieß iſt der Fall bei ſchlafenden ſchönen Figuren, wo das Intereſſe, welches man an ihrem Schlafe nimmt, die Reflexion für jede Zeit während der Anſchauung nicht zum Bewußtſeyn kommen läßt. Es iſt dieſes eine Wirkung derſelben Illuſion, welche den Ausruf der Bewunderung nur in ein leiſes Flüſtern ausbrechen läßt, um die Leblose nicht aus dem Schlafe zu wecken.

Nach dieſen Vorausſetzungen werden wir im Stande ſeyn, eine zweckmäßige Behandlungsart der Geiſter auch für die Muſik anzugeben; ſobald ſich in ihrem Material etwas nothwendig vereintes, und doch einzeln darſtellbares aufzeigen läßt, durch welches der Anſchauung jener Widerſtreit dargeſtellt werden kann. Das allgemeine Zeichen, deſſen ſich die Muſik zu ihren Darſtellungen bedient, iſt der Klang, eine Erſcheinung zwar für den äußern Sinn, welcher aber nie im Raume, wie andre Gegenſtände des äußern Sinnes, ſondern blos und allein in der Zeit wahrgenommen wird, und daher ſchon deswegen auf kein Seyn im Raume als Zeichen bezogen werden kann. Was alſo immer das Darzuſtellende in der Muſik ſeyn mag; ſo läßt ſich doch aus dem Material dieſer Kunſt ſoviel mit Sicherheit erwarten, daß es entweder ein Gegenſtand innerer Anſchauung, alſo unſrer eignen innern Empfindungen (Affekte) ſeyn muß, oder von den äußern Gegenſtänden nur das, was bei ihrer Wahrnehmung der

Zeit angehört, alſo hauptſächlich ihre Bewegung ſeyn kann. Im letztern Fall entſteht muſikaliſche Malerei innerhalb ihrer Grenzen, wo ſie für wahre Kunſt allerdings brauchbar und zweckmäßig iſt. Die Darſtellung der innern Empfindung aber wird immer den Hauptgegenſtand der Muſik ausmachen, und in der That iſt dieſes ſo anerkannt, daß man ſchon lange die Muſik als die wahre natürliche Sprache der Empfindung angenommen, aber im Theoretiſchen nur nicht Gebrauch genug von dieſer Bemerkung gemacht hat. Wie nun überhaupt durch Töne Empfindungen dargeſtellt werden können, macht den Gegenſtand einer eignen Unterſuchung über muſikaliſche Darſtellung aus, und kann hier im Vorbeigehn nicht auseinander geſetzt werden, wiewohl dieſe Unterſuchung als der Grund des ganzen äſthetiſchen Theiles der Muſik billig vor allen andern vollendet ſeyn ſollte. Es läßt ſich daher für unſre gegenwärtige Abſicht nur ſo viel feſtſetzen: Um Empfindungen darzuſtellen hat die Muſik zwei Wege. Sie ſtellt entweder dar die Urſache der Empfindung durch etwas aus dem Gebiete der Töne, welches dieſer Urſache analog iſt, z. B. das mathematiſch Erhabne durch eine ſolche Fülle und Gegeneinanderſtellung der muſikaliſchen Gedanken (Tonrhythmen), daß es für jede Anſchauung als ſolche unmöglich iſt, ſie mit Bewußtſeyn aufzufaſſen und in allen ihren Beziehungen zu verfolgen — dieſe Muſik könnte man gewiſſermaßen die dramatiſche nennen, und ſie wird viel-

leicht auch in einer andern Beziehung dieſen Namen nicht mit Unrecht führen; — oder ſie ſtellt die Empfindung ſelbſt, freilich nur der Form, nicht der Materie nach, dar, z. B. wenn ſie das dynamiſch Erhabene durch Ueberwältigung der Melodie durch Harmonie ausdrückt, und ſo die Handlungsweiſe des Gemüthes bei Empfindung des Erhabenen faſt auf eben die Art darſtellt, wie die bildende Kunſt ihre äußern Objekte, und dieſe Gattung könnte man die lyriſche Muſik nennen. Die Anwendung dieſer Unterſcheidung auf unſern eigentlichen Gegenſtand wird ſich nun leicht machen laſſen. Der Widerſtreit, welcher der Anſchauung bei der Darſtellung einer Geiſtererſcheinung gegeben werden ſoll, liegt nicht in der Empfindung des ſchauerlich Erhabenen ſelbſt, ſondern in der Urſache dieſer Empfindung; er wird alſo nicht durch lyriſche Muſik ausgedrückt werden können, ſondern in das Gebiet derjenigen gehören, welche wir die dramatiſche genannt haben. Die lyriſche, welche mit der dramatiſchen allerdings verbunden ſeyn kann, z. B. als Inſtrumentalbegleitung des Geſanges, hält ſich deswegen während der Erſcheinung bloß an den lyriſch-muſikaliſchen Ausdruck des Feierlichen und Schrecklichen. Von dieſer Art iſt Mozart's Inſtrumentalbegleitung der Geiſterſzene im Don Juan und Wölfl's Kompoſizion zu den Geiſtern des See's. Nicht ſo glücklich oder vielmehr ganz unglücklich wählte Wranitzky in ſeinem Oberon zu den Worten des Orakels die Form des Rezitatives, wo

man übrigens ſich eines Lächelns nicht wohl enthalten kann, wenn die Muſik blos gebraucht wird, um dem Enthüller der Wege des Schickſals den Gang der Harmonie anzudeuten. Die dramatiſche Muſik allein hat alſo den Widerſtreit zwiſchen Leben und Tod in der Geiſtererſcheinung darzuſtellen; aber der Gegenſtand aller eigentlichen Muſik, wenn ſie nicht malt, iſt blos der Affekt; das Leben wird alſo hier nur als Affekt, der Tod nur als Affektloſigkeit ſich zeigen können. Zeichen des Affektes für das Gehör, alſo ſowohl in der Muſik als Deklamazion, ſind Töne und ihr Rhythmus (wie für das Geſicht in der Mimik Geſten und ihr Rhythmus). Da nun in der Muſik jede Reihe von Klängen ein Zeichen des Affektes ſeyn ſoll, denn ſonſt wäre ſie müßig, ſo iſt das Lautwerden der Empfindung im Klange und ihr Ausruf im Tone und Rhythmus das Bedingte und die Bedingung, von welchen eins ohne das andre gegeben werden ſoll, um jenen geforderten Widerſtreit darzuſtellen. Nun geht aber die Tendenz der Empfindung im muſikaliſchen Ausdruck nicht auf das Lautwerden überhaupt, ſondern auf das Lautwerden in Ton und Rhythmus als ihren Zeichen; Töne und Rhythmus alſo und das Streben in ihnen die Empfindung auszudrücken, wird die äſthetiſche Bedingung ſeyn, unter welcher das Lautwerden als Bedingtes erſt erfolgt. So wären wir denn der Auflöſung unſrer Aufgabe näher gerückt. Der verlangte Widerſtreit wird nämlich durch Muſik für die Anſchau-

ung gegeben ſeyn, wenn die Empfindung zwar laut wird, aber mit den Zeichen abſoluter Affektloſigkeit, ohne abwechſelnden Ton und Rhythmus; wenn alſo die Erſcheinung zwar ſingt, aber eintönig und in gleichförmigen Zeitabtheilungen, deren Veränderung wenigſtens einen bloß grammatiſchen aber keinen logiſchen oder äſthetiſchen Grund hat. Man bemerkt leicht, daß die muſikaliſche Darſtellung von der einen Seite die eingeſchränkteſte iſt, indem ihr Gebiet ſich nicht über den Affekt hinaus erſtreckt; von der andern Seite aber iſt ſie eben deswegen die wirkſamſte, weil ſie die Aufgabe auf der höchſten Stufe und in dem Innerſten der Menſchheit ſelbſt löſt. Die Anſchauung bekommt nämlich hier den höchſten und unauflöslichſten Widerſtreit dargeſtellt, indem durch Sprache und Geſang ſich das lebendigſte Zeichen der Empfindung und der Menſchheit ankündigt, und nun auf einmal eine ſchreckliche Monotonie wie die kalte fühlloſe Stimme des Schickſals ſelbſt ertönt. Mit etwas Höherm als der Menſchheit kann der Menſch nicht entzweit werden, und es möchte ſich wohl in der Zukunft bei genauerer Bekanntſchaft der Filoſofie mit der Muſik noch in mehr Rückſichten zeigen, daß wahre Muſik nicht ſo bloß auf ſinnlichen Genuß ausgehe, wie manche unſrer Filoſofen meinen, und daß ſie vielleicht nur in ſo fern unkultivirend genannt werden könne, als ſie gerade die höchſte Kultur vorausſetzt, um genoſſen, d. h. verſtanden zu werden. Beiſpiele, wie glücklich jener Wi-

derſtreit für die Anſchauung durch bloß eintönigen Geſang dargeſtellt werde, giebt die, ſchon in einer andern Beziehung angeführte Wölfl'ſche Kompoſizion, und Reichardt's Muſik zu Göthe's Erlkönig. Der Geiſt in dem letztern ſpricht zwar nicht eigentlich Worte des Schickſals, allein das Erſcheinen des Elementargeiſtes iſt nach dem Volksglauben ſelbſt todverkündend, und folglich ganz in dem Karakter derer Erſcheinungen, von welchen hier die Rede iſt. Mozart läßt den Geiſt in den Szenen ſeines Don Juan, wo jener in ſeinen Reden noch keine moraliſche Tendenz zeigt, ſeinen Zuruf: fermati audace u. ſ. w. ebenfalls ohne Veränderung des Tones, das grammatiſch muſikaliſche Fallen der zwei letzten Silben ausgenommen, ſingen; nur in der Hauptſzene, wo der Geiſt der Rolle einer bloßen Erſcheinung nicht treu bleibt, mußte er freilich eine andre Behandlungsart wählen und den Ausdruck der Empfindung durch die Begleitung ſich zum Hauptgeſchäft machen; doch ſcheint auch der Geiſt ſelbſt durch die ganz ungewöhnliche Melodie ſeines Geſanges und die faſt durchgängig gleichförmigen Zeitabtheilungen deſſelben zu erkennen zu geben, daß ſelbſt dieſe Töne nicht Zeichen des Affekts eines in dieſer Welt Einheimiſchen ſeyen. — Für die Reflexion würde der Widerſtreit alsdann gegeben, und alſo für wahre Kunſt nicht zuläſſig ſeyn, wenn umgekehrt Töne als Bedingung, ohne den Laut, als das Bedingte gegeben wären. Dieſes iſt nun freilich abſolut unmöglich, aber relativ allerdings mög-

lich. Da nämlich der Laut entweder ein Klang, mit welchem wir ſingen, oder ein Schall, mit welchem wir ſprechen, ſeyn kann, ſo iſt die Verhandlung des Geſangs in Deklamazion, oder der Sprache in Geſang nichts als ein relatives Aufheben des Lautes, indem der unerwartete ſtatt des erwarteten gegeben wird. Wenn daher der Geiſt im Schauſpiel ſingt oder in der Oper ſpricht, um ſich als Geiſt zu karakteriſiren, ſo muß man ihn als Geiſt ſchon kennen, um ſich die Urſache ſeines ſonderbaren und auszeichnenden Benehmens zu erklären, und ſich überdies noch an die Gattung des ganzen Kunſtwerkes erinnern, um den Widerſtreit nur zu bemerken. Es iſt alſo bei dieſer Behandlungsart des Geiſtes alles nur für die Reflexion und nichts für die Anſchauung gegeben. Ueberhaupt aber iſt das Verhältniß der Deklamazion zum Geſang noch zu wenig entwickelt, um nicht faſt bei jedem Kolliſionsfall zu Fehlern, welche nur zu oft durch langes Herkommen ſankzionirt werden, Veranlaſſung zu geben.

Leipzig.

August Apel.

III.

Apologiſche Sprüchwörter

der

niederſächſiſch-holſteiniſchen Volksſprache.

Nicht leicht hat wohl eine Nazion ſo viele Sprichwörter aufzuweiſen, die naiver ausgedrückt ſind, und einen drolligtern Gedanken mit einer oft ſo exemplariſchen Kürze vorſtellen, als die Teutſche in ihrer platten Sprache und Mundart. Oft freilich liegt oder ſteckt die ganze Energie in dem ſchmutzigen Worte, das ſie, wo nicht unbrauchbar, doch bedenklich zur Mittheilung macht. Ich erlaube mir den Leſern des Teutſchen Merkurs hiemit eine Auswahl ſolcher witzigen Kernſprüche aus meinem holſteiniſchen Idiotikon, deſſen erſter Theil die Preſſe verließ *) unter welcher der zweite jetzt ſchwitzt und mit ehſtem in das Publikum übergehn wird, mitzutheilen, als einen, ich wünſche, reizenden Vorſchmack zur Beherzigung und (wenn dies nicht zu merkantiliſch klänge) zum Ankauf des Ganzen.

*) Hamburg, bei Villaume.

andre Liebe kennt, als dieſen natürlichen Inſtinct, welchen Geſchmack, Gelegenheit und Zufall für einen gewiſſen Gegenſtand beſtimmen, der, von den Grazien und nicht ſelten auch von den Muſen verſchönert, das Vergnügen zum Zweck hat, nicht beſſer noch erhabener ſeyn will als er iſt, und wenn er auch in Ausſchweiffungen ausbrechend, ſich gegen den Zwang der Pflichten aufbäumt, doch immer weniger Schaden thut, und leichter zu bändigen iſt, als jene tragiſche Art zu lieben, welche ihnen vielmehr von der Fackel der Furien als des Liebesgottes entzündet, eher die Würkung der Rache einer erzürnten Gottheit als dieſer ſüſſen Bethörung gleich zu ſeyn ſchien, welche ſie, wie den Schlaf und die Gaben des Bacchus, des Gebers der Freude, für ein Geſchenke der wolthätigen Natur, anſahen, uns die Beſchwerden des Lebens zu verſüſſen, und zu den Arbeiten deſſelben munter zu machen.

Ohne Zweifel würden wir dieſen Theil der griechiſchen Sitten noch beſſer kennen, wenn nicht durch ein Unglück, welches die Muſen immer beweinen werden, die Comödien eines Alexis, Menander, Diphilus, Philemon, Apollodorus, und andrer berühmter Dichter aus dem ſchönſten Zeit-Alter der attiſchen Muſen ein Raub der mönchiſchen und ſaraceniſchen Barbarey geworden wären. Allein es bedarf dieſer Urkunden nicht, um das was wir geſagt haben zu rechtfertigen. Sehen wir nicht den ehrwürdigen Solon noch in ſeinem hohen Alter in Verſen, welche des Alters eines Voltaire wär-

He is dar mit dör, as de Köſter mit dem Sündag: er hat die Sache zu Ende gebracht, wie der Küſter den Sonntag. — Dies apologiſche Sprichwort wird gewöhnlich auf ſolche Menſchen angewandt, die Wunder meinen, was ſie zur Vollendung einer Sache beitrugen, wo ſie blos Handlanger waren.

Alles mit Maten, ſeed de Buur un ſoop en Kann' Brannwien ut: Alles mit Maaße, ſagte der Bauer, und ſoff eine ganze Kanne voll Branntwein aus. Man, Von oder zu Leuten, die ſich der Enthaltſamkeit oder Mäßigkeit rühmen, die ihnen fremde iſt.

Gotlof hier, ſegge de Schipper, un weer dree Miel in de See: Gottlob, daß wir gelandet ſind, ſagte der Schiffer, als er 3 Meilen vom Lande in der See war. — Wer eine halbe Arbeit ganz gethan zu haben ſich berühmt, den trifft der Stich dieſes Sprichworts.

Giſt Gott Geſundheit, giſt he ock wol Arbeit. Antj, tapp ih! Giebt Gott Geſundheit, giebt er auch wohl Arbeit und Verdienſt. Anna, Mädchen, zapfe Bier mir ein zum Trunk. — Dieſes Sprichwortes Spitze trifft den Arbeitunluſtigen, der gern trinkt.

Practica est multiplex, seed de Bnur, un bunn de Schoh mit Wörmd to: Die Praxis ist vielfach, sagte der Bauer und band seine Schuhe mit Wermuthsstengel (statt mit haltbaren Bindfaden oder Band) zu. — Dies Sprichwort erklärt sich von selbst auf den ersten Blick.

Büst du nig meer Vagd, so dreeg di de Düvel! Um dies Sprichwort zu erklären, muß man folgende holsteinische Anekdote wissen. Ein Vogt und Bauernschinder bat auf dem Wege, den ein zusammengelaufener Regenwasser-Fluß schied, einen bestiefelten Bauer, ihn durch den Fluß zu tragen. Der Bauer lud ihn auf den Rücken. Mitten im Wasser erzählt der Vogt seinem Träger: der Gutsherr habe ihn verabschiedet und seines Dienstes entlassen. Da sagte der Bauer, den er oft geschunden, und der ihm nun keine Verbindlichkeit aber Rache für ihn halte, das obigt zum Sprichwort gewordene Platte, und warf ihn ins Wasser: Bist du nicht mehr unser Vogt, so trage dich der Teufel!

Gliek un Gliek gesellt sik, seed de Düvel un keem tom Koolenbrenner: Gleich und gleich gesellt sich gerne, sagte der Teufel, und kam zum Kohlenbrenner. — Wird von falschgedeuteter Gleichheit gebraucht, da nach der Volksmeinung der Teufel eine eben so schwarze — nur Aussenseite hat als der Kohlenbrenner.

Gott lof de dar nix mit to doon hett, seed Antje Bucks, un har dat ganſſe Dorp toſamen logen: Gottlob, wer nichts damit zu thun hat, ſagt Anna Bucks, als ſie das ganze Dorf durch ihre Läſterzunge zuſammen gelogen, durch ihre Zunge in Streit und Zwiſt gebracht hatte. Eine ſcharfe Lehre für weibliche (und männliche) Läſtermäuler, die ſich ſo gern den Schein geben, als ſey die Lüge ihnen fremd.

Sta wiß, Schipper, seed Hinz, un smeet em öwer Boord. Steh feſt, Schiffer, ſagte Hinz zu ihm, indem er ihn über den Bord des Schiffes ins Waſſer warf. Vortrefflich! denn oft iſt es gerade der falſche Freund, der, indem er dir räth, dich warnt, dich in Acht zu nehmen bittet vor andern, dir den Dolch hinterrücks in den Leib ſtößt.

Johann Friedrich Schütze.

IV.

Freundschaftliche Gespräche *).

S. und P.

1.

Ich ging vor einigen Jahren einmal mit meinem alten Freund, dem Herrn von S. in einer der schönsten Gegenden Teutschlands spazieren, auf einem Anfangs breiten Wege, der sich nach und nach in einen schmalen Fußsteig zwischen Weinbergen verlor. Auf meine Bemerkung, daß dieser Weg vielleicht jetzt, zur Zeit der reifenden Trauben, ein sogenannter verbotener Weg seyn möchte, kehrten wir um, und sahen eine Strecke hinter uns den Weinbergs-Hüter oder Schützen stehen, der uns zu beobachten schien. Wir näherten uns ihm mit einem gewissen, etwas übermüthigen Anstande, und bemerkten mit Lächeln, wie sich der alte Mann in Positur setzte, und darauf zu studiren schien, uns einen Verweis zu geben. Das gaht nit, fing er endlich mit drohender Stimme an, das gaht nit! —

*) Der achtungswürdige Verfasser ist den Lesern des Merkurs schon aus einem frühern Gespräch ähnlichen Inhalts befreundet

Warum denn nicht? ſagte mein Freund; ſieht er uns denn etwa gar für Diebe an? Behüte! antwortete der Alte in einem ſanftern Tone, aber das gaht nit! hier ſoll niemand gahn, als wer da zu ſchaffen hat. Gut, gut, lieber Mann! ſagte ich, wir wollen uns das zur Warnung nehmen. Zu ſchaffen haben wir hier freilich nichts. Leb er wohl, und thu er ferner ſeine Pflicht. Behüt Sie Gott Herr! erwiderte der Alte, indem er ſeine Mütze tief ſenkte, behüt Sie Gott! ſpatzieren Sie gemach!

Wie ſich die Zeiten geändert haben! ſprach mein Freund, nach einem kurzen Stillſchweigen. In meiner Jugend konnte unſer einer hier hin und her gehen, wie er wollte, ohne im geringſten zu beſorgen, daß man's ihm übel nehmen würde.

Ja wohl! erwiderte ich: andre Zeiten andre Sitten. Man iſt jetzt vielleicht hier ökonomiſcher geworden, weil man mehr Urſache hat es zu ſeyn. Vor Zeiten waren die Eigenthümer dieſer Weinberge vielleicht größtentheils wohlhabende, oder ſtark begüterte Leute, die weit mehr hatten, als ſie eigentlich brauchten. Jetzt ſind die Güter hier in ſo kleine Theile zerſtückelt, daß es manchen Beſitzer giebt, für den der Verluſt einer einzigen Traube ſchon Verluſt ſeyn würde. Vielleicht iſt der alte Weinbergs-Hüter ſelbſt in dem Fall; vielleicht hat ihn jene alte Frau, deren ſo-

genannter Weinberg dort an der Mauer nicht über vier Ruthen ins Gevierte beträgt, zu genauer Beobachtung seiner Pflicht aufgefordert. Es wäre bei solchen Umständen wohl kein Wunder, wenn die Landpolizei jetzt aufmerksamer und strenger wäre, als sie es in Ihrer Jugend gewesen ist.

S. So wie man's nimmt. Aufmerksamer vielleicht; aber strenger wohl eben nicht. Der gemeine Mann ward damals besser im Zaum gehalten als jetzt.

P. Und war darum doch weder zahmer noch besser.

S. Darüber ließe sich manches sagen; — es gehört aber, wie mich dünkt, nicht hieher. Ich meinte nur, in meiner Jugend hätte sich ein gemeiner Mann nicht unterstanden, unser einen so anzureden.

P. Um Verzeihung, lieber S.! — Was Sie meinten, weiß ich nicht; Sie sagten aber: man hätte unser einem so etwas nicht übel genommen. Jetzt sagen Sie, man hätte sich nicht unterstanden, es übel zu nehmen, oder mit andern Worten, der gemeine Mann hätte damals nicht den Muth gehabt, unser einem sein etwaniges Uebelnehmen merken zu lassen. — Hierüber ließe sich nun auch wohl manches sagen. Ehe wir aber weiter gehen, so erklären Sie mir doch, lieber Freund, woran

der gute alte Mann erkannt haben ſollte, daß unſer einer Unſer Einer ſey. Ein Zeichen vom Herrn, wie Kain eins hatte, haben wir doch nicht an der Stirn, und unſer Anzug — der ſoll uns auch nicht verrathen. Vielleicht iſt der Sohn des Alten an dem heutigen heiligen Feiertage viel bunter und zierlicher gekleidet als wir; wenigſtens aber iſt's wohl gewiß, daß ihr galanter Johann uns in dieſem Stück heute ſehr weit den Rang abläuft. Das war wohl in Ihrer Jugend noch nicht völlig ſo; vor zeiten aber war's ganz anders. Da ging unſer einer nicht über Feld, ohne ein Schwerdt an der Hüfte, oder eine große Staatsperücke auf dem Haupt, oder einen goldbeſchwerten Rock auf dem Leibe, oder irgend ein anderes äuſſeres Zeichen an ſich zu haben, um ſich dadurch von dem gemeinen Mann zu unterſcheiden. Da ſah denn ein ehrlicher Schütze ſchon von weitem, wen er vor ſich hatte.

S. O! wenn's nur darauf ankäme, ſo wäre der Sache noch leicht abzuhelfen. Ich befürchte aber, das Uebel ſteckt tiefer. Die Kerle wiſſen oft ganz wohl, wer man iſt, thun aber nur ſo, als wüßten ſie es nicht, oder kehren ſich auch nicht daran. So war's, däucht mich, in meiner Jugend nicht.

P. Das mag wohl ſo ſeyn, lieber Freund! Kommt's aber nicht vielleicht blos daher, weil der Unterſchied

zwiſchen Menſchen und Menſchen bei uns von Jahren zu Jahren geringer wird?

S. Wie verſtehen Sie das?

P. Im ganz eigentlichen Verſtande. Der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen, oder wenn Sie wollen, der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Ständen und Klaſſen der Menſchen, war zur Zeit unſerer Vorfahren nicht blos in der Einbildung, ſondern in der That und Wahrheit weit größer als jetzt, und iſt folglich jetzt weit geringer als damals.

S. Lieber P.! unſre Vorfahren, groß und klein, waren Menſchen wie wir. Menſchen ſind Menſchen, und bleiben Menſchen.

P. Das wohl. Die Menſchen gehen jetzt überall auf zwei Beinen, wie vor tauſend Jahren. Wenn Sie aber doch nur z. B. die Teutſchen vor tauſend Jahren, oder auch nur vor ein paar hundert Jahren, mit unſern jetzigen Teutſchen vergleichen, ſo werden Sie mir doch zugeſtehen, daß jene, in verſchiedener Rückſicht, eine ganz andre Art von Menſchen waren, als dieſe ſind.

S. Das kann ich wohl zugeſtehen. Auch will ich, wenn Sie es verlangen, zugeben, daß unſere nächſte Vorfahren uns, im Ganzen genommen, vielleicht gar

nachſtehen möchten. Dann werden Sie mir aber wieder geſtehen, daß unſere brave und biedere Germanen, ſchon zu Tacitus Zeiten, beſſer, und mehr werth geweſen ſind, als unſere jetzigen aufgeklärten, verfeinerten und ſchwindelnden Teutſchen, zur Zeit der galliſchen oder neufränkiſchen Revoluzion.

P. Das möchte ich Ihnen wohl nicht gern zugeſtehen. Aber doch -- wenn Sie dagegen von Ihrer Seite zugeben wollen, daß die wilden oder Wald-Birnbäume beſſer und mehr werth ſind, als alle die geſegneten verfeinerten Birnbäume in Ihrem Garten, die uns ſo oft unſre Augen, Mund und Herz erfreuten: wenn Sie zugeben wollen, daß ein großes, rohes reines Stück Marmor beſſer und mehr werth ſey, als eine weit gebrechlichere, hie und da beſchädigte, auch wohl etwas fleckicht-beſchmutzte, aber äußerſt kunſtreiche und ſchöne griechiſche Bildſäule. — Sagen Sie, was Sie wollen, mein alter, lieber Freund! Sie ſelbſt, ein ächter edler Teutſcher, im beſten Sinne des Worts, Sie ſelbſt ſind, ohnerachtet Ihrer großen Kultur und Politur, meiner Meinung nach, beſſer, und wahrlich ohne Vergleich weit mehr werth, als Ihr ehrlicher, roher, hochſtämmiger und breitſchultrichter Kutſcher; obgleich dieſer ſich in ſehr vielen Stücken den alten Germanen des Tacitus weit mehr nähert als Sie.

S. Das nennen die Gelehrten ein Argumentum ad hominem. Ich verbeuge mich — und ſage kein

Wort mehr davon. Nun möchte ich aber doch gerne wiſſen, wie Sie, bei dieſer Art über menſchliche Dinge zu denken, neulich ein ſo eifriger Vertheidiger des berühmten und berüchtigten Genfer-Filoſofen ſeyn konnten?

P. Erinnern Sie mich nicht daran! — Man muß ſich ſchämen, wenn man durch ſeinen böſen Genius verleitet, ſich einmal mit gewiſſen politiſch-gelehrten Helden unſrer Tage in Streit eingelaſſen hat. Zuerſt behaupten, daß ein groſſer Mann (denn ſo nannte jener ihn in ſelbſt) nichts als lauter Narrheit gelehrt und geſchrieben habe, weil dieſer große Mann einmal eine Grille, eine Halb-Wahrheit, oder ſey's Thorheit, geſchrieben hat — und dann wieder dieſe Grille, dieſe Halb-Wahrheit des großen Mannes, mit andern Worten ausgedrückt, als eine neue ſelbſtentdeckte große Wahrheit behaupten — Nein, ich kann's nicht länger aushalten; es war zu arg.

S. Ha! Mir war's ſchon recht, Sie, den ſonſt ſo kalten bedächtlichen Mann, einmal mit ſolcher Wärme ſprechen zu hören. Ihre Argumente waren ſtark, vielleicht einmal ein wenig zu ſtark. — Wir übrigen waren, wie es ſchien, alle in der Stille Ihrer Meinung; den vornehm-gelehrten und politiſchen Herrn aber konnten Sie wohl zornig und lächerlich, aber, wie ich glaube, weder weiſer noch beſſer machen.

dig ſind, von ſich ſelbſt geſtehen, „daß er ſich aller an-
„dern Beſchäftigungen begeben habe, um den Reſt
„ſeines Lebens in Geſellſchaft der Venus, des Bacchus
„und der Muſen auszuleben, der einzigen Quellen der
„Freuden der Sterblichen?“ Sehen wir nicht, den weiſen Socrates kein Bedenken tragen, in Geſellſchaft ſeiner jungen Freundin, der ſchönen und gefälligen Theodota einen Beſuch zu machen, um über ihre von einem aus der Geſellſchaft für unbeſchreiblich angeprieſene Schönheit den Augenſchein einzunehmen? Sehen wir nicht, daß er ſeiner Weisheit nichts zu vergeben glaubt, indem er dieſe Theodota auf eine ſcherzhafte Art in der Kunſt, Liebhaber zu fangen, unterrichtet? War er nicht ein Freund und Bewunderer, ja (wenn Plato nicht zu viel geſagt hat) ein Schüler der berühmten Aſpaſia, deren Haus, ungeachtet der Vorwürfe, welche ihr von der zaumloſen Frechheit der damaligen Comödie gemacht wurden, der Sammelplatz der ſchönſten Geiſter von Athen war? So enthaltſam er ſelbſt, bey ſeinen beyden Weibern, in Abſicht der Vergnügen der paphiſchen Göttin immer ſeyn mochte; ſo finden wir doch ſeine Grundſätze über die Liebe mit der allgemeinen Denkungsart ſeiner Nation ganz übereinſtimmend. Er unterſchied das Bedürfniß von der Leidenſchaft; das Werk der Natur, von dem Werk der Phantaſie; er warnte vor dem Letztern, wie wir im vierten Capitel ſchon im Vorbeygehen bemerkt haben; und rieth zu Befriedigung der erſten (nach Xenophons Bericht) eine ſolche Art von Liebe, (das Wort, deſſen ſich die Grie-

chen

P. Ich hätte ſchweigen ſollen, wie ich ſonſt zu thun pflege, wenn ſolche oder ähnliche Menſchen das hohe Wort führen. Wahrlich, lieber S.! man weiß oft nicht, ob man lachen oder ſich ärgern ſoll, wenn dergleichen Leute, die ſich für ſehr klug halten, über Männer, deren ſeltene Geiſtesgröße ſie doch, wenigſtens mit dem Munde anerkennen, im ſtolzen Ton, oder mit heuchleriſch-demüthiger Miene abſprechen. „Der oder jener — heißt es denn — „iſt zwar ein groſſer Geiſt, ein groſſer ſcharfſichtiger „Gelehrter, ein allgemein verehrter Schriftſteller, er „ſcheint im Grunde auch wohl kein böſer Menſch „zu ſeyn; ſchade nur, daß er dies und das nicht „recht verſtanden, nicht recht überlegt, nicht recht „eingeſehen hat — oder, ſchade nur, ſchade! daß „er das ihm von Gott verliehene groſſe Talent ſo „ſchlecht angewandt hat u. ſ. w. — O du Schafkopf! „denke ich dann bei mir ſelbſt, wenn ich mich nicht „berufen fühle, es laut zu ſagen, o du Schafkopf! „glaubſt du denn, der groſſe Geiſt, der groſſe „Gelehrte, der allgemein verehrte Schrift„ſteller, hätte bei Dir in die Schule gehen ſol„len? Glaubſt du, der tiefdenkende, der „ſcharfſichtige Geiſt, der von ſo vielen braven „Leuten verehrte, und wie du ſagſt, im Grunde „nicht böſe Mann, habe das Wahre und Gute „nicht ſo gut als du ſehen können? oder er ſey „Thor genug geweſen, es aus bloſſem Eigenſinn

„nicht ſehen zu wollen? Glaubſt du, er habe nur „darum, und in keiner andern Abſicht, ſo lange „er lebte, gearbeitet, gedacht, geprüft, und Nächte „durchwacht, um ſich und ſeine Nebenmenſchen zeit„lich und ewig unglücklich zu machen? — während „daß du ohne Mühe, und ſo zu ſagen im Schlaf, „den rechten Weg gefunden haſt, und ihn andern „ohne Fehl vorzeichnen kannſt? Er, der groſſe Mann, „war ein Menſch, und konnte irren und fehlen wie „andre Menſchen; du aber biſt ein Schaf, und „blöckſt, wie andre blöken, und weißt nicht was — Wo blieben wir? lieber S.!

S. Bei einer Grille oder Halb-Wahrheit eines berühmten Filoſofen.

P. Nennen wir es lieber eine halb-verſtandene Wahrheit. Ein ſo tiefdenkender und ſo religiöſer Mann konnte doch nicht wohl im Ernſt glauben, daß das ganze Menſchengeſchlecht der Gottheit, die es bildete, ganz wider ihren Willen, und auf einem unvorgeſehenen Wege entlaufen ſey.

S. Freilich nicht. Vielleicht wollte er im Grunde nicht mehr ſagen, als was viele weiſe Männer vor ihm geſagt haben, und nach ihm ſagen werden. „Das „wahre Glück der Menſchen wohnt nicht in unge„heuern Städten, nicht um die Throne der Weltbe„herrſcher. Menſchen, wollt ihr glücklich ſeyn, kehrt

„zur Mäßigung und Mäßigkeit der einfachen Natur „zurück! Kehrt in die Wälder (verſteht ſich, nicht „mehr als Thiere, ſondern als Menſchen) kehrt in „die Wälder und Fluren zurück! Schaft eure Wäl„der und Felder in einen einzigen ſchönen fruchtba„ren Garten Gottes um; lebt friedlich neben ein„ander, und werdet endlich einmal eures Lebens „froh! Wie gefällt Ihnen meine Erklärung?

P. Sehr wohl. Eine ſchöne Idee, die man, auch ohne Hofnung, ſie je völlig zu erreichen, mit Liebe verfolgen ſollte. Wenn man indeſſen weiß, wie jener ſonderbare Haß gegen menſchliche Kultur und Verfeinerung ſich des Herzens jenes ſonderbaren Mannes bemächtiget hat, ſo erklärt ſich, wie mich dünkt, alles Sonderbare deſſelben von ſelbſt. „Ihr alle — „wollte er ſagen — die ihr jetzt vor den Augen „meines Geiſtes vorüber geht, ihr ſittenloſe, elen„de, an Leib und Geiſt verkrüppelte, und bis aufs „Mark verdorbene Menſchen! was hilft euch eure „unglückliche Kultur und Politur! Es wäre euch „beſſer, wenn ihr noch Hottentoten, es wäre euch „beſſer, wenn ihr gar Orang-Utangs wäret. Geht, „geht in die Wälder zurück, wo ihr nicht als elende „Herren und elende Knechte, ſondern als freie, ge„ſunde und ſchuldloſe Thiere leben würdet! u. ſ. w.“ Uebrigens begriff Rouſſeau gewiß, wenigſtens eben ſo gut wie wir, daß dieſes Abwerfen aller Kultur,

dieſes Zurückkehren in die Wälder, im eigentlichen Sinn des Worts, nicht nur ſehr ſchwer zu bewerkſtelligen, ſondern bei dem jetzigen Zuſtande der Dinge auf Erden, ſowohl fyſiſch als moraliſch unmöglich ſey. Sein Aufruf dazu konnte alſo, nachdem der erſte Paroxysmus des Fiebers vorüber war, wohl keinen andern Sinn haben, als den: daß wir nur gewiſſermaßen, oder, ſo zu ſagen, oder blos in Gedanken, in die Wälder der alten Welt zurückkehren ſollten, um von da aus einen beſſern Weg zur Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts aufzufinden, als den, welchen ſeine unſelig verfeinerten Bewohner von Sodom und Gomorrha genommen hatten. — Zu welchem Wege und Zweck er dann ſelbſt einige gute Vorſchläge und Rathſchläge gegeben hat, die oft ſchlecht und ſchief verſtanden, und leider noch ſchiefer und ſchlechter befolgt worden ſind.

S. Den, l'homme est bon, mais les hommes sont mauvais. Schön, und wie mich dünkt, auch wahr geſagt. Es käme alſo nur darauf an, den Menſchen ſo viel möglich gut zu erhalten, und die vielen Anſtöße, wodurch die Menſchen im geſellſchaftlichen und bürgerlichen Zuſtande böſe und unglücklich werden, ſo viel wie immer möglich wäre, zu mindern. Aber —

P. Es iſt doch in dieſen Stücken, wie es ſcheint, bis auf uns herab, unter tauſend Hinderniſſen ſchon ſo

manches geschehen; indessen ist's auch wahr, daß unsern Nachkommen noch sehr vieles zu thun übrig bleibt. Wollen Sie mir nun wohl erlauben, die Sache, von der wir sprechen, nach meiner Art, so wie einige Geistliche zu sagen pflegen, kürzlich und einfältig vorzustellen?

S. Sehr gern. Lassen Sie hören.

P. Man kann die erste und vornehmste Klasse der Landthiere — denn, das sind wir wenigstens doch?

S. Ja, ja! wenigstens, wenn nicht noch etwas mehr.

P. Man kann also unser Geschlecht in zweierlei Ansicht betrachten: als Mannthiere und als Menschen. Durch die bisherigen Fortschritte in der Kultur hat, wie es scheint, das Mannthier wohl etwas verlohren, der Mensch aber gewonnen. Ob nun das nothwendig überall so seyn mußte und sollte? ob es immer so seyn und bleiben müsse? ob unser Geschlecht, ohne seine Ausbildung vom Mannthiere zum Menschen, sich neben den viel stärker vermehrten Geschlechten der Löwen und Tieger, der Bären und Wölfe so gut erhalten hätte? und ob es ohne Kultur seiner selbst und seines Wohnortes sich, überhaupt genommen, noch so wohl be-

funden hätte, und so zahlreich geworden wäre? — Alles das sind Fragen, deren Entscheidung wir andern überlassen wollen; wenn sie sich nicht etwa schon von selbst beantworten. Kurz, wer sieht denn nicht, daß die Natur selbst den Menschen zur Ausbildung seiner Geisteskräfte im gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustande treibt, auf welchen allein seine Menschheit beruht? Denn so viel ist und bleibt doch gewiß, wenn es unsre endliche und einige Bestimmung gewesen wäre, immerhin als starke gedankenlose Mannthiere in den Wäldern herum zu irren, so hätte uns der Vater der Götter und Menschen mit gar zu viel unnützem Zeuge ausgerüstet. — Der Mensch hat, wie unser oftberührte Filosof sagt, Gabe und Trieb, sich zu vervollkommnen. Wenn er nun diese Gabe nicht nützen, diesem Triebe nicht folgen sollte — was sollte er denn damit?

S. Unterdrücken sollte er ihn, diesen gefährlichen feindseligen Trieb. Er ist in der menschlichen Natur das, was jener Baum des Erkenntnisses in dem Garten der Göttin war; schön und lieblich anzusehen, weil er klug macht. Sollte er aber nicht eben so wie jener böse Baum verboten, und blos zur Prüfung und Versuchung aufgestellt seyn? Denn hier heißt's wie da: welches Tages ihr ihm folget und aus dem Stande der thierischen Unschuld heraustretet, so werden eure Augen zu euerm Unglück

aufgethan werden; ihr werdet euer Brod im Schweiße eures Angesichts essen; ihr werdet mit tausenderlei Disteln und Dornen zu kämpfen haben; ihr werdet mit Schmerzen Kinder eures Geistes gebähren; ihr werdet in unseeliges Elend, Noth und Tod versinken; ihr werdet euch aus dieser Welt selbst eine zeitliche Hölle machen, und durch euer Betragen darauf in jener Welt eine ewige, ewige Hölle erwerben.

P. Freund! ich weiß, daß Sie scherzen; sonst würde ich zu Ihnen sagen: Mensch, halt ein! du lästerst die Natur, und Gott den Urheber und Vater der Natur. Wehe dem Lästerer! Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals —

S. Sachte, sachte — mit dem Mühlstein! Man hat ihn nicht selten dem Unrechten angehängt. Ich widerrufe, und das von Herzen. Wenn, wie es scheint, das menschliche Geschlecht dazu bestimmt ist, in seiner Vervollkommnung, Veredlung und Aufklärung immer weiter fortzuschreiten, so sind alle Hinderniße und Gehege umsonst. Es geht seinen Gang, und niemand wird's aufhalten. Denn nichts kann auf immer seiner Bestimmung entgehen.

P. Das denke ich auch. Der Weg geht über Berg und Thal, über Verhaue und Verhacke, zwischen

Abgründen und Schlünden, und Abwegen und Irrwegen und Irrlichtern dahin. Aber es ist der einzige wahre Weg, der zu Licht und Leben führt. Der Weg ist noch steinigt und schmal, und wenig sind, die mit reinem Herzen darauf wandeln.

S. Gut, daß wir hier allein sind — Das, was wir beide über diese und dergleichen Dinge zu sagen haben, ist zwar freilich das unschuldigste Ding von der Welt. Wir wünschen beide, und hoffen, weil wir wünschen, daß immer mehrere und mehrere, und endlich sehr viele, oder wenn's möglich wäre, alle Menschen, nicht listig, pfiffig und abgeseimt — sondern klug, wahrheitliebend, gerecht und weise werden möchten. Nicht so?

P Wohl gesprochen. Das Glücklichmachen und Glücklichwerden würde sich dann schon von selbst finden.

S. Dieses unser wohlgemeintes Wünschen und Hoffen — wollte ich sagen — könnte nun freilich weder irgend einem braven Großen noch Kleinen, weder gefährlich noch schädlich seyn. Laß aber unsre unschuldigen freundschaftlichen Gespräche von einem durch Partheisucht erhitzten politischen Spitz- und Dickkopf, oder von irgend einem gelehrten Dunkelmacher, einer oder der andern Parthei, behorcht werden —

P. Nun, denn!

S. So würden wir, je nachdem es besagten Herrn beliebte, bald Aristokraten bald Demokraten, und Royalisten und Jakobiner, und Deisten und Atheisten, und Aufklärer und Schwärmer u. s. w. zu heißen die Ehre haben. Hat man doch in unsern Tagen sogar die ehrwürdigen Namen Filosof und Patriot zu Spott- und Schimpfnamen erniedriget. Freilich nannten sich auch wohl manche Narren und Schelme so: was können aber jene heilige Namen dafür? Was konnten die großen und edlen Männer dafür, die jene Namen mit Ruhm und Ehre verdienen? — Kurz, man würde uns jedes Wort, was sich nur immer verdrehen und misdeuten läßt, ohne Bedenken mißdeuten.

P. Mißdeuten! Nun, was kann man nicht mißdeuten! Hony soit qui mal y pense! Ich für mein Theil wünsche gewiß keinem Menschen auf Erden was Böses, und schelte, wenn mich zuweilen die Galle ergreift, lieber so, wie man's von Pope erzählt: Gott bessere mich! Gott bessere ihn! — als mit dem Erzengel Michael: der Herr schelte ihn! Denn, um dieses furchtbare Wort der Verdammung dem Erzengel nachzusprechen, müßte man doch vorher wohl wissen, daß die also zu scheltende Person ein absolut böser und keiner Besserung fähiger Dämon sey.

S. So viel Mäßigung iſt jetzt überall nicht recht Mode. Sie denken alſo wohl wie jener edle und gutwillige Weiſe: „Laſſet beides miteinander wachſen „bis zur Erndte-Zeit; damit ihr nicht den Waizen „mit ausreutet.“

P. Ja wohl. Die Zeit! die Zeit! — „denn, ſie ver„ſteht die Kunſt (ſagt der Dichter) die Thoren zu be„kehren, ſie mögen wollen oder nicht.“ — Es iſt leicht geſagt: Hie iſt Unkraut, da iſt Unkraut; reutet! reutet! reutet! — Wenn aber das Werk, wie es leider nicht ſelten geſchah, unverſehens in die Hände blinder alter Weiber und loſer böſer Buben geräth, ſo wird der Weizen theils mit ausgereutet, theils zerknickt und niedergedrückt, und die Treſpe bleibt ſtehen —

S. O weh! — Sie glauben aber, wie mich däucht, demohngeachtet doch, daß die Menſchen, ſeitdem ſie auf Erden leben, oder (beſtimmter geſagt) ſeit der letzten phyſiſchen großen Revoluzion unſers Planeten, nach und nach immer größern Werth erlangt haben; daß ſie nach und nach immer klüger und beſſer, und weiſer geworden ſind — und alſo auch künftig noch immer klüger, gerechter, weiſer und edler werden ſollen und müſſen. — Das lehrt aber, wie es ſcheint, die Geſchichte nicht. Betrachten Sie doch, ich bitte Sie! betrachten Sie doch das Volk Got-

chen bedienten, drückt die Sache bestimmter aus,) an welcher die Seele so wenig als möglich Antheil nehme. Ein Rath, welcher zwar seine Einschränkungen leidet; aber doch auf die Erfahrungs-Wahrheit gegründet ist; daß die Liebe, welche sich der Seele bemächtiget, sie gemeiniglich der Meisterschaft über sich selbst beraube, entnerve, und zu edeln Anstrengungen untüchtig mache.

„ Und wozu, (hören wir den scheinheiligen Theogiton mit einem tiefen Seufzer, in welchem ein halb unterdrücktes Anathema murmelt, fragen,) — wozu diese ganze schöne Digression? Ist vielleicht ihre Absicht, die ärgerlichen Begriffe und Sitten blinder, verdorbner Heiden unsrer ohnehin zum Bösen so gelehrigen Jugend zum Muster vorzulegen?„ Nein, mein Herr! das wäre unnöthig; der größte Theil dieser Jugend, welche unser Buch lesen wird,) es müßte dann in die Gewürzbuden kommen,) hat schon den Horaz, den Ovid, den Martial, den Petron, den Apulejus, vielleicht auch den Aristophanes gelesen; und was noch sonderbarer scheinen könnte, hat seine Bekanntschaft mit diesen Schriftstellern, welche nach Dero Grundsätzen lauter Seelengift sind, in den Schulen gemacht. Wir haben also dieser Jugend nicht viel neues gesagt; und gesetzt, wir hätten? Alle Welt weiß, daß andre Verfassungen, andre Gesetze, eine andre Art des Gottesdiensts, auch andre Sitten hervorbringen und erfodern. Aber das verhindert nicht, daß es nicht gut seyn sollte, auch zu wissen, nach was für Begriffen man ausserhalb unserm

tes," die Aſſyrer, Perſer, Griechen und Römer —

P. Ja ſo! — Ich verſtehe Sie. Es wär eine feine lehrreiche Art, die Geſchichte zu ſtudiren. — Laſſen wir das! Ein Reich, ein Volk, kann beſſer und ſchlechter, und dann wieder beſſer und wieder ſchlechter werden. So iſts bisher ergangen, und wird vielleicht auch ſehr lange noch; vielleicht auch immer ſo gehen. Machen Sie aber einmal Zeitpunkte von tauſend zu tauſend Jahren — und was ſind tauſend Jahre?

S. Kleinigkeit! Tauſend Jahre ſind vor dem Herrn wie ein Tag der geſtern vergangen iſt.

P. Machen Sie alſo gütigſt Zeiträume von tauſend Jahren, und erheben ſich dann ein wenig über die Erde weg in die Höhe, etwa in den Mond, wenn's Ihnen gefällig iſt. Betrachten Sie von da aus das ganze Erdenrund, mit allem was darauf lebt und ſchwebt, und ſagen mir dann, aufrichtig geſprochen, zu welcher Zeit das ganze Menſchengeſchlecht, in Maſſe betrachtet, mehr werth geweſen ſey, als es jetzt iſt? Etwa vor dreitauſend Jahren? — ſoweit nämlich ohngefähr unſre Geſchichte reicht; oder vor zweitauſend Jahren? oder vor tauſend Jahren?

S. Sie könnten wohl Recht haben. Aus dem Monde betrachtet, scheint mir die Erde mit ihren Bewohnern nie so viel, oder gewiß nie mehr werth gewesen zu syn, als sie es jetzt ist. Es ist eine etwas schwindlichte, aber schöne und herrliche Aussicht —

P. Steigen Sie nun gefälligst wieder ein wenig herab! etwa auf den Blocksberg, wenn ich bitten darf. Uebersehen Sie von da aus im Geist unser ganzes jetziges Teutschland, mit allen seinen Bewohnern, und sagen mir dann, ohne Vorurtheil, ob das Ländchen jemals einen größern Werth gehabt habe? (wenn es der jetzige leidige Zwist nur nicht wieder tohu, bohu, oder wüste und leer macht) sagen Sie mir, ob die Masse der Kenntnisse, der Glückseligkeit und der Tugenden seiner Bewohner je größer gewesen sey, als sie es zu unsern Zeiten ist?

S. Der Kenntnisse? — Das hat keinen Zweifel. Die sind bei uns sicherlich viel größer, als sie es jemals gewesen sind; so daß gewisse Leute sie sogar schon für viel zu groß, oder wenigstens für zu sehr verbreitet halten — Wegen des Glücks und der Tugenden aber sind die Meinungen gar sehr getheilt. Ich will nichts von den alten Germanen des Tacitus sagen, weil Sie mich bei deren Erwähnung schon einmal kurz abgefertiget haben. Sie erinnern

ſich aber wohl noch, mit welchen Lobeserhebungen man in dem vorletzten Jahrzehend von den Zeiten des Fauſtrechts ſprach.

P: Es war eine neue Mode, lieber S., woran die Erfinder ihre Freude und ihren Spaß hatten. Man hob einen alten edlen teutſchen Ritter aus dem Häufen aus; man ſäuberte und behobelte ihn ein wenig, und ſtellte ihn ſo zur Bewunderung und zum Zeitvertreib hin auf die Bühne. Der Einfall war ſicherlich gar nicht übel. Man wuſte nun doch, wie ein ächter, alter, edler, teutſcher Ritter ausgeſehen hatte, oder hätte ausſehen können und ſollen. Die Herren Nachahmer aber, ſervum pecus, trieben das Ding viel weiter. Ihnen war nichts ſo groß und ſo ſchön, als ein alter teutſcher Ritter; und nichts ſo herrlich als die Zeit, da dieſe große Männer auf Abentheuer, oder auf Raub ausgingen. — Sie ſprachen ſo, als wenn damals die wirklich edeln und groſſen Männer in Teutſchland ſo häufig geweſen wären, als Straßenbuben; da wir doch aus guten Quellen wiſſen, daß der bei weitem gröſte Theil der damaligen Teutſchen aus Geſchöpfen beſtanden hat, die mehr Mannthiere als Menſchen waren; da wir aus guten Quellen wiſſen, daß der bei weitem gröſte Theil dieſer teutſchen Mannthiere von andern teutſchen Mannthieren, geiſtlichen und weltlichen Standes, als bloßes gemeines Vieh behandelt wurden.

S. Wohl wahr, lieber Freund, aber doch wohl ein wenig zu ſtark ausgedrückt.

P. Betrachten Sie doch, nach unſern alten Urkunden, die damaligen Verhältniſſe der Leibknechte gegen ihre Leibherren, der Laien gegen die Kleriker! Es gibt Geſetze und Anwendungen aus jenen alten Zeiten, deren nur zu erwähnen, ſich jetzt jeder geiſtliche und weltliche Richter ſchämen würde; es giebt andre, leider! nie förmlich aufgehobene, folglich dem Buchſtaben nach bis jetzt verbindliche Geſetze, die, wenn ſie hie und da noch angeführt werden, den geſunden Menſchenverſtand und das ſittliche Gefühl unſers Zeitalters ſo ſehr empören, daß man's gern beim Drohen bewenden läßt. Es iſt geboten, ſagte man vor alten Zeiten, folglich iſts billig und recht. Es iſt hart, ſagte man weiterhin, aber es iſt ſo recht: fiat juſtitia! Es iſt unſinnig, ſagt man jetzt, folglich kann es nicht recht ſeyn.

S. Das iſt wohl ſo. Das Volk fängt an zu denken und mitzuſprechen. Vielleicht aber wäre es beſſer, wenn's nicht ſo wäre. Nehmen wir z. B. unſre alten Jagdgeſetze. Ich geſtehe gern, ſie ſind hart und barbariſch, zuweilen auch gar unſinnig. Wäre es aber nicht vielleicht gut, wenn der gemeine Mann ſie noch jetzt, wie ehedem, für weiſe und gerecht anſähe, und ſich ſelbſt, wenn er dagegen ſündigte

hat, von Rechtswegen des zeitlichen und ewigen Todes schuldig hielte?

P. Glauben Sie das? — Aber was hilft hier unser Glauben und Wünschen? Die Augen des Volks sind nun einmal aufgethan, und wehe den ohnmächtigen Bemühungen derer, die sie wieder zukleistern wollen! Das gaht nit! Ueberdem wissen Sie so gut als ich, (um bei ihrem Beispiel zu bleiben) daß es ehedem Zeiten gegeben hat, da es eben so nachtheilig gewesen wäre, das Wild aus unsern übermäßig großen Wäldern auszurotten, als es jetzt in den mehrsten Gegenden Teutschlands schädlich ist, es zu hegen. So wie die Sachen jetzt stehen — die Landleute zur respektvollen Schonung des Wildes anhalten wollen, heißt eben so viel, als sie anhalten und zwingen wollen, die fürstlichen oder adelichen Hirsche, Säue und Hasen in ihren Gärten zu nähren. Denn, nicht nur die Aecker und Wiesen sondern die Wälder selbst, sind in manchen starkbewohnten und holzarmen Gegenden wahre und gegen den Zahn des Wildes äußerst zu schonende Gärten.

S. Das ist alles wohl wahr; aber schade doch nur um das liebe Wild! schade um die liebe, schöne und edle Jagd! Man möchte Thränen weinen.

P. Sie sind ein alter Jäger, lieber Freund! Ich bedaure Sie! Für die großen Fürsten und Herren ist

bei der Sache noch wohl allerhand Hülfe und Rath: euch kleinen Nimroden aber iſt ſchon nicht zu helfen. In der That, unſere Nachkommen verlieren vielleicht einen feinen Leckerbiſſen, aber das iſt's auch alles, und ein Alles, das durch größere und beſſere Kultur der Ländereien reichlich erſetzt werden wird; wenn nicht für die wenigen Großen und Reichen, doch für viele tauſend Arme und Kleine. — Was aber insbeſondere die edele Jagd anlangt, ſo iſt das Edele derſelben jetzt faſt allein, und doch nur einigermaßen, für die gemeinen Jäger und Forſtknechte. Denn, ſo wie ihr Herren es gewöhnlich treibt, ſo hat euer Weſen, mit der alten, edlen, Muth und Kraft übenden Jagd, in ungeheuern Wäldern und Wildniſſen gar nichts ähnliches mehr. — Ich habe in meiner Jugend einen großen Herrn gekannt, für den die Bären und Wölfe, die er erlegen wollte, vorher an Bäume angebunden wurden — und einen andern großen Herrn, der die wilden Säue, die er erſtach, vorher durch ſeine Bauern knebeln ließ. Dergleichen Experimente hätten ſich ja eben ſo gut mit zahmen Hausthieren anſtellen laſſen. Mit eben ſo viel Muth und Anſtrengung pürſcht man jetzt Hirſche — durchs Fenſter, oder vom Sofa, wenn's ſo gefällig ſeyn ſollte. Und das nennt ihr Herren eine Schule des Krieges! — Wo in der Welt kann man die

Feinde des Staats auf ſolche Art pürſchen? Ich will nichts von Knebeln und Anbinden ſagen.

S. Gehen Sie, Freund! Sie ſind ein Jagdfeind, ein Demokrat, ein Filoſof, oder mit Erlaubniß zu ſagen, ein Patriot.

P. Behüte! Patriote Vous même! Sie ſollen mir die Geſchichte der Jagd ſchreiben, vom großen Nimrod dem Aſſyrer an, bis auf den groſſen Friedrich den Preußen. Dann werden wir ſehen, warum es dem erſten zum Ruhm gereicht, daß er ein gewaltiger Jäger war, und dem letzten, daß er kein Jäger war u. ſ. w.

S. Und ſo weiter — lieber P. Ich bin müde vom Stehen und Gehen, und Sie auch, wie es mir ſcheint. Laſſen Sie uns dort in den großen Garten gehen, und ausruhen und den Mund anfeuchten!

P. Ich bin's zufrieden. Kommen Sie! — O, was da für bunte Geſellſchaft iſt! Miniſter und Schuſlicker, Feldherrn ohne Schwerdter, Staatsmänner ohne Staatsperücken, vornehme Damen und Höckenweiber, Ariſtokraten und Sanskülottes; alles neben und mit einander, wie im Himmelreich.

S. Deſto beſſer! Ich mags wohl leiden.

P. Da haben wir's! Hinc illae lacrymae! Wer die

Sache will, muß auch ihre natürlichen und nothwendigen Folgen wollen.

S. Kommen Sie geschwind in jene kleine einsame Laube! Da macht uns eben unser gute Freund Platz, der gelehrte Schreiner und Aristokrat aller Aristokraten.

P. Lassen wir ihm diese Schelle! sie schadet uns nicht. Seine Adelsliebe ist vielleicht blos Dankbarkeit gegen die großen und gnädigen Herren, denen hauptsächlich er sein schönes wohlerworbenes Vermögen zu danken hat. Er gehört gewiß zum Adel des Schreinergewerks, und was seine große Gelehrsamkeit anlangt — Lachen Sie nicht, lieber Freund! Der Mann hat wirklich manche recht gute und nützliche Kenntnisse, und ist als Mannthier und als Mensch betrachtet, zuverlässig mehr werth, als unser gute Freund der sechzehnahnige alte zierliche Herr Kammerherr, der Sr. Fürstbischöflichen Gnaden geheimer geheimer Rath und Liebling ist.

S. O! darin haben Sie völlig recht. Man kann aber auch sehr wohl sechzehn und noch mehr Ahnen haben, ohne solch ein Original zu seyn, wie der alte zierliche Herr Kammerherr.

P. O! darin haben Sie wieder recht, und sehr recht. Ich erinnere mich noch des schönen Diskours, den ich

einmal bei ihm über das edele oder adeliche Blut anhören mußte. Er ſprach davon ſo, als wenn es wirklich eine beſondere Art Blut, und von gemeinem Blute ſpezifiſch verſchieden wäre. Einer der jüngern Herren, der eine gute Anlage zum ſpöttelnden Witz zu haben ſchien, bemerkte hiebei: daß die Mongolen (die ihren Adel mit dem Namen: weiße Knochen, die übrigen Menſchen aber mit dem Namen: ſchwarze Knochen bezeichnen) dieſe Sache noch wohl beſſer einſehen möchten wie wir; weil ſie den Unterſchied zwiſchen vornehmen und gemeinen Leuten nicht blos, wie wir, im Blute, ſondern in den feſten Theilen des Körpers ſuchten — Das nahm er in vollem Ernſt, und glaubte, es müßte ein ſehr nobles Volk ſeyn, die Mongolen!

S. Ei Bravo! Die nobeln Kalmucken! Wahrlich, eine feine Nobleſſe!

P. Warum denn nicht? nemlich, ſo wie es der alte Herr Kammerherr und ſo manche ſeines Gleichen verſtehen. — Jene platnaſigten Rundköpfe waren einſt die größten Eroberer und Menſchentödter, die je auf Erden geweſen ſind, und hießen damals, oder nannten ſich ſelbſt: das Volk der goldenen Horde, oder la grande Nation! Sie ſollen auch jetzt noch ſehr viel auf vornehme Geburt, und auf den alten Ruhm ihrer hochſeeligen Ahnen

halten. Und, was meinen Sie, wenn es nur darauf ankäme, die hohe Stelle unſers alten zierlichen gnädigen Herrn zu bekleiden, ſollte die nicht mancher weißknochichte Kalmuck eben ſo gut verwalten als er?

S. Ei, das wohl! vielleicht auch noch beſſer.

P. Und alſo, ſagen Sie mir doch, wenn Sie durchaus zwiſchen unſerm vornehmen zierlichen Herrn und dem gelehrten Schreiner wählen müßten; welchen von beiden wollten Sie wohl lieber in Ihrem Muſeum, oder im Felde, oder auf der Jagd, zu Ihrem Gehülfen, Geſellſchafter und Umgangs-Freunde haben?

S. Iſt das der Frage werth? Freund Ebenholz iſt ein rechtſchaffener, geſcheidter und rüſtiger Mann, und ein galant homme ſo gut als Einer. Wenn der Menſch nur nicht ein ſo grimmiger Ariſtokrat wäre!

P. Ei ſo laſſen Sie es ihn ſeyn! oder ich ſage Ihrer Frau Baſa, daß Sie ein gar grimmiger Demokrat ſind.

S. Um des Himmelswillen nicht! Sie brächten mich und meine Kinder um eine ſchöne Erbſchaft. Meine liebe Frau Baſe lebt und webt noch ganz im vorigen Jahrhunderte.

ſerm kleinen Horizont, unter andern Himmelsſtrichen und zu andern Zeiten gedacht und gelebt hat — „ Und wozu ſollte das gut ſeyn können? „ — Vergebung, Herr Theogiton! Das ſollten Sie wiſſen, da Sie davon Profeſſion machen, die Menſchen zu verbeſſern; und das hätten Sie, nehmen Sie's nicht übel, vorher lernen ſollen, ehe Sie Sich unterfangen hätten, einen Beruf zu übernehmen, worinn es ſo leicht iſt, ein Pfuſcher zu ſeyn — Doch genug; Sie ſollen hören, warum dieſe kleine Abſchweiffung nothwendig war. Es iſt hier darum zu thun, den Agathon zu ſchildern; ein wenig genauer und richtiger zu ſchildern, als es ordentlicher Weiſe in den Perſonalien einer Leichenpredigt geſchieht — Sie ſchütteln den Kopf, Herr Theogiton — beruhigen Sie Sich; man mahlt ſolche Schildereyen weder für Sie, noch für die guten Seelen, welche ſich unter Ihre Direction begeben haben; Sie müſſen ja den Agathon nicht leſen; und, die Wahrheit zu ſagen, Sie würden wol thun gar nicht zu leſen, was Sie nicht zu verſtehen fähig ſind — Aber Sie ſollen glauben daß es ſehr viele ehrliche Leute giebt, die nicht unter Ihrer Direction ſtehen, und einige von dieſen werden den Agathon leſen, werden alles in dem natürlichen, wahren Lichte ſehen, worinn ungefälſchte, geſunde Augen zu ſehen pflegen, und werden ſich — ſeufzen Sie immer ſoviel Sie wollen — daraus erbauen. Für dieſe alſo haben wir uns anheiſchig gemacht, den Agathon, als eine moraliſche Perſon betrachtet, zu ſchildern. Es iſt hier um eine Seelen-Mahlerey zu thun — Sie lächeln, mein Herr? —

Nicht

P. Das entſchuldigt und rechtfertigt gewiſſermaßen ihre Art zu denken. Im vorigen Jahrhunderte war, wie geſagt, der Unterſchied zwiſchen Menſchen bei uns in der That wohl noch etwas größer, als er es jetzt iſt. — Der Himmel laſſe ſie bald hochſeelig entſchlafen, und verleihe ihren Gebeinen eine ſtolze Ruhe in ihrer hochadelichen Gruft!

S. Mag Sie doch leben, ſo lange ſie will! Bis auf die Schwachheit des übermäßigen Ahnenſtolzes iſt ſie eine kreuzbrave, vernünftige und rechtſchaffene Frau, die ihren Ahnen Ehre macht.

P. So mag ſie denn leben, ſo lange es Gott gefällt. Ich wünſche ihr wahrlich nichts Böſes, aber deſto mehr Gutes ihrem edlen Vetter, meinem lieben S., dem demokratiſchen Ariſtokraten, und heimlichen Freunde des Meiſters Ebenholz.

S. Stille, ſtille davon, damit ſie es nicht hört — und halten Sie da! weil wir doch in unſerem Geſpräch endlich wieder auf die rechte Stelle gekommen ſind. Ich wünſchte ſchon lange dahin einzulenken, um mir über dies und das Ihre Meinung und Belehrung auszubitten.

P. Sie ſpotten, lieber Freund! Belehrungen will und kann ich einem Mann, wie Sie ſind, nicht geben:

meine Meinung aber ſteht Ihnen jederzeit, über Alles, was Sie verlangen, zu gefälligen Dienſten. Für heute aber, dünkt mich, haben wir wohl, unter uns, ſchon lange genug vernünftelt. — Laſſen Sie uns nun zur Geſellſchaft gehen, und hören, was die Herren und Damen da ſchönes und feines zu ſagen haben, damit wir nicht, unſerer Abſonderung wegen, irgend einen neumodiſchen Spitznamen erhalten, und — gewiſſermaßen verdienten!

V.

Nekrolog.

Als

unſer Käſtner zu Göttingen

den 4. Aug. 1800. geſtorben war.

Auf unſers Käſtners Grabe ſitzt
Sein alter Satyr (zum Verſchießen
Hat er ihm funfzig Jahr die Pfeile zugeſpitzt).
Nun läßt er heiße Thränen fließen.

„Solch einen Herrn, ſagt er, werd' ich nicht wieder haben!

„Wohlthätig ſchoß er nur die Sperber und die Raben.

„Mit böſen Buben trieb der Gute böſen Scherz.

„Muth hatt' er wie ein Wolf, und eines Lämmes Herz.

„Ach, hätt' er einen Geiſtes-Erben!"

Das ſagt er, und er will auf ſeinem Grabe ſterben.

Gleim.

2.

Dem Andenken Leonhard Johann Karl Juſti's geweiht.

Am 12ten Mai dieſes Jahres ſtarb zu Marburg, in den beſten Jahren des männlichen Alters, Leonhard Joh. Karl Juſti, Superintendent, Konſiſtorialrath, Oberpfarrer und Profeſſor der Theologie und Filoſofie. Das Publikum kennt ihn als einen gelehrten und denkenden Mann aus ſeinen Schriften,

und; ſeine Freunde ehrten in ihm einen offenen, gerad-den, biedern und gefälligen Mann. Er arbeitete mit der größten Leichtigkeit, und bei einer feſtern Geſundheit würde er als Schriftſteller noch mehr geleiſtet haben, als er wirklich leiſtete. Er ging ſtets mit ſeinem Zeitalter fort, und war in Marburg einer der erſten, der das Reich des Lichts gegen das Reich der Finſterniß vertheidigte. Sein Herz war rein und gut, und wenn er fehlte, ſo geſchah es aus Irrthum, und nicht ſelten aus allzugroßer Gutmüthigkeit und Nachgiebigkeit. Heuchelei war ihm fremd, Kriecherei und Schleichwege verabſcheute er. Vom geiſtlichen Dünkel war er durchaus entfernt, und nie ſetzte er einen andern Menſchen herab, um ſich dadurch einen größern Werth zu geben. Juſti war geboren am 5ten December 1753 zu Münchhauſen, einem oberheſſiſchen Dorfe, und ſtarb, da er ſein 47ſtes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte; zu früh für ſein Amt, für die gelehrte Welt, ſeine verwaiſete Familie und ſeine Freunde. Sein von ihm geliebter und ihn liebender Neffe, Freund und Amtsgehülfe, der Profeſſor Juſti zu Marburg, hat ihm in dem ſo eben erſchienenen zweiten Theile der Heſſiſchen Denkwürdigkeiten ein Denkmal geſtiftet und die Hauptumſtände ſeines geſchäftigen Lebens erzählt und ſeinen Karakter geſchildert *). Eben derſelbe hat auf den Grab-

*) Dieſe Denkwürdigkeiten enthalten einen eigenen Ar-

hügel des Hingeſchiedenen, dieſe Blumen der Empfindung niedergelegt:

Der Erinnerung
ſeines innigſtgeliebten L. K. J. Juſti
geweiht.

Iſt der Stunden Sand auch dir verronnen?
Und erloſch auch deiner Augen Licht?
Ja, du haſt den letzten Kampf gewonnen,
Hoher Sieg umſtralt dein Angeſicht!

Heiter naht in ihrem Feierkleide
Schon des Jahres Wonnezeit heran,
Und Gebirge, Feld und Thal und Haide
Prangten ſchon, mit Blumen angethan.

Eingelullt von Nachtigallen-Tönen,
Freuteſt du der neuen Schöpfung dich; —
Sieh' da bebt's! — — und düſterfroh verſchönen
Nun die Blumen deines Hügels ſich!

Dreimal ſah ich nur das Jahr verjüngen,
Seit ich meines Holden *) Urn' umwand,

tickel, unter der Aufſchrift: Dem Andenken jüngſtverſtorbener Heſſen geweihet.

*) Joſef Friedrich Engelſchall, der am 18 März

O! da mußt' ich neue Klagen ſingen,
Die mein Herz in Wehmuth tief empfand *).

Kaum vertönten jene Klagelieder,
Kaum der Harfe dumpfer Jammerklang,
Ach! da zürnte das Geſchick ſchon wieder;
Schwermuth war mein Früh- und Spätgeſang.

Denn auch Du, durch engverſchlung'ne Bande
Einſt ſo brüderlich mit mir vereint,
Eilteſt hin nach jenem Friedens-Lande,
Wo man nicht um die Geſchiednen weint;

Wo die Palmen milde Kühlung wehen,
Seegensthau von Lebensbäumen träuft,
Wo der Guten Thaten auferſtehen,
Deren Blüthe dort zu Früchten reift!

Wohl dir, Kämpfer! —— Aber Zähren fluthen,
Zähren, welche Lieb' und Dank gebar,
Und es ſtöhnen Seufzer um den Guten,
Der die Stütze der Verwaiſ'ten war!

1797 ſtarb. (Vergl. N. T. Merkur v. J. 1797. Mon. Mai S. 88 fg.)

*) Im Jan. 1800. ſtarb die einzige Schweſter der Gattin des Verfaſſers, ein hoffnungsvolles Mädchen von 17 Jahren.

Nicht die ſchöne Kunſt, in weichen Tönen
Dir zu weinen, weiht des Sängers Leid,
In dem Feierliede der Kamönen
Sieht die Herzens-Sprache nur ihr Kleid.

Friede dir, o Palmbekränzter Streiter!
Endlich ward der trüben Augen Licht,
Nach getäuſchtem Hoffen, himmliſch-heiter;
Ferner trügt dich die Erwartung nicht! —

Was noch hier in Dämmrung dir gelegen,
Wo ſo Manchen quält der Zweifel Schmerz,
Tagt dir dort, als Wahrheit, nun entgegen,
Und für Wahrheit ſchlägt auch dort dein Herz!

Mühſam ſuchteſt, Guter! du hienieden
Lebensruh; — doch manches Ungemach,
Manches Schmerzgefühl war dir beſchieden,
Und du kämpfteſt, bis dein Auge brach!

Von der Erde Mutterarm' umwunden,
Schläft nun deine Hülle ſüßen Schlaf,
Träumt vorüber alle Trauerſtunden,
Alles Leid, das dich hienieden traf! —

Sanft erlöſche, — wenn einſt leicht geflügelt,
Uns die letzte unſrer Stunden naht.

Die auch uns das Schickſals-Buch entſiegelt, —
Unſer Aug', und finde deinen Pfad;

Bis wir dort, — vereint mit Himmels-Weiſen, —
Uns der Schöpfung des Allvaters freun,
Hochentzückt der Güte Urbild preiſen,
Und auf ewig uns der Wahrheit weihn!

VI.

Ueber die teutſche Ausgabe der Franzöſiſchen Vaudevilles *).

Jena, den 1. Okt. 1800.

Sie wiſſen es ſchon, m. Th. daß die Vaudevilles

*) Man hat bekanntlich auch ſchon eine Nachahmung dieſer Kinder der ächten Pariſer Spottſucht in Teutſchland verſucht. Doch ſind die Liederſpiele, wie billig, weit gutmüthiger, und das müſſen ſie auch ſeyn, wenn ſie bei uns gedeihen ſollen. Der hier empfohlenen Ausgabe der witzigſten und neueſten franzöſiſchen Vaudevillenſtücke iſt um ſo mehr ein

auch nach Teutſchland verpflanzt werden. Hr. Frommann macht mit 2 Lieferungen*) einen Verſuch.

In der erſten geht, nach einer kurzen Geſchichte der Vaudevilles, ihrer Sippſchaft und der ihnen geweihten Theater, das zur Ouvertüre der Sammlung gewählte Stück auf die Entſtehung der Vaudevilles zurück, bis auf Baſſelin. Das zweite Stück hat die Aufnahme einiger Kotzebue'ſchen Theaterſtücke zu Paris als Tagsbegebenheit zum

glücklicher Fortgang zu wünſchen, weil ſie für uns Teutſche noch beſondere Erläuterungen und überhaupt alles enthalten, was immer nur den geiſtigen Gaumen reizen und befriedigen kann.

V.

*) Unter dem Titel: Le Répertoire du Vaudevillo, ou Recueil des meilleures pièces en Vaudevilles. I. Cahier contenant le Val de Vire et Comment faire? avec la muſique des Airs les moins connus. II. Cahier: Le Mariage de Scarron, la Girouette de St Cloud, et la Journée de St Cloud. Sehr angenehm iſt es, daß zugleich die Muſik ſo mancher luſtigen Airs hier mit getheilt wird, im I. Heft von 17. im II. von 9. Die Stücke ſelbſt ſind, um der geheimern Anſpielungen willen, accompagnées des notes explicatives, qui font connaitre l'état des moeurs, de l'esprit et du gout en France et offrent un tableau dramatique et vivant de la Capitale.

Gegenſtand. Die Erfindung im Ganzen und die feinen Züge der einzelnen Kritik machen dieſe Poſſe ſehr anziehend, und geben nach meinem Geſchmack dieſem Stück noch den Vorzug vor dem erſten.

Die zweite Lieferung giebt Scarron's Hochzeittags, reich an Laune und komiſchen Situazionen. Auch werden einige durch den 18 Brümäre ſchnell entwickelte Blüthen der Zeitgeſchichte hier perennirender gemacht. Man wird die Eindrücke des erſten Moments nach jener höchſtnöthigen Staatsveränderung wahrſcheinlich noch nach Jahren ſelbſt in ihrer unreifen Naivität gerne aufbewahrt finden.

Ich bin begierig, wie freundlich unſer für ſo vieles Fremde empfängliche Teutſchland dieſe frohen Spiele des Witzes, denen oft der Zauber der glücklichſten Einfälle eine lange Dauer ſichert, in dieſer gut ausgeſtatteten und gefälligen Sammlung aufnehmen wird. Wo man lacht, ſagt das Sprichwort, iſt der gute Wille nicht fern! Schon deswegen müßte das teutſch-franzöſiſche Repertorium der Vaudevilles bei Hohen und Niedern willkommen ſeyn *). Ich höre, daß es in Frankreich ſelbſt mit Vergnügen aufgenommen wird.

*) Le Cardinal Mazarin a très bien connu le charactère des Français à cet égard; quand il dit: ils chantent, ils payeront. v. Repertoire des Vaudev. I Cah. p. 8.

Nicht wahr, ich errathe es, daß ihnen bey dieſem Worte die punctirte Seele in *Comenii* Orbe picto einfällt? Aber das iſt nicht was ich meyne; es iſt darum zu thun, daß uns das Innerſte ſeiner Seele aufgeſchloſſen werde; daß wir die geheimern Bewegungen ſeines Herzens, die verborgenern Triebfedern ſeiner Handlungen kennen lernen — „Eine ſchöne Kenntniß! „und die etwan viel Kopfzerbrechens braucht? — Ein „Herz zu kennen, von dem ich Ihnen, kraft meines „Syſtems, gleich bey der erſten Zeile Ihres Buchs hätte „vorherſagen können, daß es durch und durch nichts „taugt„ Ich bitte Sie, Herr Theogiton, nichts mehr; Sie mögen wol Ihr Syſtem nicht recht gelernt haben, oder — das muß ein Syſtem ſeyn! Aber; in unſerm Leben nichts mehr, wenn ich bitten darf. Ich ſehe, die Natur hat Ihnen das Werkzeug verſagt, wodurch wir uns gegen einander erklären könnten. Ich hatte Unrecht, Ihnen von geheimen Triebfedern zu ſprechen — Sie kennen nur eine einzige Gattung derſelben, die in der Caſſe der guten Seelen liegt, die ſich Ihrer Führung überlaſſen haben; und dieſe rechtfertiget freylich Ihr Syſtem beſſer als alles was Sie zu ſeinem Behuf ſagen könnten — Alſo zu unſerm Agathon zurück!

Nach den gewöhnlichen Begriffen ſeiner Zeit wäre es ſo ſchwer nicht geweſen, Liebe und Tugend mit einander zu verbinden; auch unſre jungen Moraliſten hätten hierzu gleich ein Recipe fertig, oder es wimmelt vielmehr

Aber was iſt denn — nach dem Urſprung des Worts — ein Vaudeville? fragte mich neulich Madame * * *; und noch ehe ſie mir dieſe Frage aufgab, hatte ein gewiſſer ſtilologiſcher Hang ſie mir zum Problem gemacht. Ich erzählte meiner Freundin fürs erſte mit ganz argloſer Mine, was die franzöſiſchen Etymologiſten uns glauben machen wollen: daß in dem fruchtbaren Vau (Gau) des Normandiſchen Städtchens Vire ſolche Volkslieder zuerſt geſungen worden ſeyen. Was im Vau-de-vire entſtanden war, ſey alsdann Vaudevire, und ſtatt (durch Verwechslung des beſchwerlichen Hundelauts mit l) Vaudeville genannt worden. Mad. * * * ſah mich mit einem jener Blicke an, welcher fragte: warum ich ihr Märchen vorerzähle. Vau iſt, ſagte ſie, ein Thal, ein Gau; wie wird man Volkslieder im Thal, im Gau geſungen — Thäler von Vire nennen? Und ihr Verwechſeln von r und ll ſcheint mir ein Scherz, der hier ſchwerlich an ſeiner Stelle iſt. Wer endlich wird Ihnen glauben, daß die Vaudevilles erſt bei dem kleinen Vire entſtanden ſeyen? Ich erinnere mich, wie Boileau das Vaudeville viel wahrer zur Nazionalſache in Frankreich macht:

D'un trait de la Satire, en bon mots ſi fertile,
le Français, né malin, forma le Vaudeville.

Nun erſt wagte ich, ganz leiſe zu bekennen, daß ich den Lexikografen ꝛc. hier abzuſtehen, mir in der Stille bereits die Freiheit genommen hätte. Madame war gütig genug, ein bisgen böſe darüber zu thun, daß ich nicht ſogleich das Meinige zum Beſten gegeben. Ich fing alſo grundgelehrt an, daß Vau ein altfranzöſiſches Wort, entſtanden aus der Volksausſprache des lateiniſchen Vado, zu ſeyn ſcheine, daher ein Gehen, einen Gang bedeute, und, was die Hauptſache ſeyn möchte, in ähnlichen zuſammengeſetzten Wörtern ſich noch im Franzöſiſchen veroffenbare; daher z. B. Vautours ſolche Wendungen in der Rede bedeuten, in denen man gleich im Kreiſe herumgeht, um auszubeugen. Vautrait iſt eine gewiſſe Art des Jägers, das ſchwarze Wildpret umzutreiben. Vornehmlich aber iſt das ganz ähnlich geformte Vau - de - route (ein verworrenes Fliehen, gleichſam ein Gehen abwärts von der Straße) merkwürdig. Auch aller à vau, vom Waſſer geſagt, gehört hieher. Sollte das Stekkenlied, der Liebling der Pflaſtertreter, einen paſſendern Franzöſiſchen Namen haben können, als Vaude-ville ein Gehen von Stadt zu Stadt, wie von Mund zu Mund?

Mir, unterbrach mich Madame * * *, ſcheint Ihre Ableitung, trotz den franzöſiſchen Grammatikern, die wahrſcheinlichere. Auch möge der paſſende Name

in dieſem Sinn von dem neuen Répertoire des Vaudevilles ein glückliches Omen ſeyn! Aber danken Sie dem Himmel, daß Sie über dieſe höchſtwichtige Materie höchſtens mit franzöſiſchen Herrn Grammatikern Streit bekommen könnten. Mit teutſchen — —

St! St! — Sobald es zu einem Streit kommen ſollte, laſſe ich mir ſogar den Rekonzialionsverſuch gefallen, welcher in das erſte hier gelieferte Stück le Val de Vire ou le Berceau du Vaudeville p. 93. eingeflochten iſt:

Le ſimple nom de Vau-de-Vire
ne convient plus à vos chanſons
plusqu' on les chante et les admire
bien loin de ces joyeux cantons.
Vos refreins heureux dans nos villes
ont obtenu tant de ſuccès
qu'on a cru pouvoir déſormais
les appeller des Vaudevilles.

Das Stück um ſeine lokale Haltung zu bringen, wäre auch eine allzugrauſame Streitſucht —

* * *

VII.

Literariſche Miſcellen.

1.

Neue Literaturbriefe.

Unter dem Titel: Briefe an ein Frauenzimmer über die neueſten Produkte der ſchönen Literatur in Teutſchland, erſcheint ſeit dem September dieſes Jahres in Berlin ein Wochenblatt, das, man mag den freimüthigen und durchgreifenden Ton, womit es ſich ankündigt, oder die Gegenſtände, die es gleich in den erſten vier Blättern abhandelt, und die zu den bedeutenſten oder doch vielbeſprochenſten Produkten unſerer neueſten Literatur gehören, oder endlich die unbezweifelte, keiner Partei ſich demüthig verneigende Wahrheitsliebe des Verfaſſers in Anſchlag bringen, ohnſtreitig zu den Erſcheinungen gehört, die allgemeine Aufmerkſamkeit und was ihm gewiß nicht fehlen wird, ſo bald nur die erſtere erregt iſt, von allen Seiten belebende und belehrende Aufmunterung verdient. Man darf nur den Inhalt der erſten Bogen hören, um ſich zu überzeugen, daß über dieſe hier mehr oder weniger ausführlich gewürdigten Produkte ungemein viel treffendes und lehrreiches geſagt, daß hier bald für die Schaale des Tadels, bald für die des Lobes, ein reicher Stoff gefunden werden kön-

ne *). Ob er nun auch wirklich gefunden und überall mit gleich gerechter Waage zugewogen wurde, mag der Leser, der durch keine vorgefaßte Meinung bestochen, das Blatt nur um der Wahrheit willen in die Hand nimmt, selbst beurtheilen, und urtheilt er auch in einigen anders, wie z. B. in dem, was im dritten Bogen über Friedrich Richters Titan mit viel zu starker Rücksicht auf gewisse unwürdige, bloß ins Konzert der Mode einstimmende Bewunderer gesagt, und immer nur gegen die Schattenseite eines Werks, das im Zusammenhang mit allen frühern und mit steter Hinsicht auf die höhere Tendenz des Dichters gewürdigt seyn will, erinnert wird: so wird er doch eingestehn müssen, daß es dem Verfasser weder an Willen, noch an Kraft fehle, das Motto auf dem Titelblatte:

Parteilos, aber kühn,
Kühn, aber besonnen,

mit jeden folgenden Bogen immer strenger und gewis-

*) Das erste Blatt enthält die Einleitung mit treffenden Seitenblicken auf gangbare Thorheiten, literarische Theegesellschaften, wobei die Weiblein auf dem Präsidentenstuhle sitzen u. s. w. Im zweiten wird von Tiks Genoveva gesprochen. Der dritte enthält Betrachtungen über Fr. Richters Titan, der vierte über Engels Filosofen für die Welt, mit einer merkwürdigen Parallele am Ende. In Berlin wird der Bogen in Kommission der Sanderschen Buchhandlung für 1½ Groschen verkauft. An Auswärtige werden sie in monatlichen Lieferungen broschirt versendet. Der ganze Jahrgang kostet 3 Thaler.

ſenhafter in Erfüllung zu bringen, und dem groſſen, bis jetzt noch nie wieder erreichten Vorbilde der Literaturbriefe immer näher zu kommen. Wahrſcheinlich tritt denn auch der am Ende des Vorberichts nur leiſe angedeutete Fall, daß zuweilen ſtatt des Herausgebers auch andere Männer ſprächen, deren Namen zu ehrwürdig ſind, als daß man ſie gewiſſen andern entgegenſtellen dürfe, immer häufiger zur Zufriedenheit des ganzen teutſchen Publikums ein, das von dem Berliniſchen doch immer noch in mancherlei Anſichten und Beobachtungen verſchieden ſeyn könnte.

Taſchenkalender.

Der wandelbare Januskopf unſerer Literatur wird künftig nicht mehr mit einem Kranz von Eicheln, ſondern nur mit Almanachen und Taſchenbüchern durchflochten gemalt werden müſſen. Das leſende und kaufende Publikum will nun einmal alle himliſche und irdiſche Weisheit in niedlichen Taſchenformat zugemeſſen haben, und warum könnte nicht auch in wenigen engbedruckten Bogen ein Schatz ſeiner Kenntniſſe und Beobachtungen für ein ganzes Jahr, ja fürs ganze Leben niedergelegt werden? Der engere Raum gebietet Kürze. Wohl, ſo iſt ja durch den Raum ſelbſt die Bedingung gegeben, unter welcher wiſſenſchaftliche Gegenſtände hier eingeführt werden können. Welche

Forſchungen, nur praktiſche, gemeinnützige Reſultate derſelben ſollen hier aufgeſtellt werden. Was wußte nicht ein Lichtenberg auf den wenigen Bogen ſeines Taſchenbuchs nicht alles mitzutheilen? Wie belehrend und allgemeinintereſſant ſind die Reſultate, die uns der größte Aſtronom unſers Vaterlandes alljährlich im gothaiſchen Taſchenbuche über die Fortſchritte und den baaren Gewinn der umfaſſendſten und erhabenſten aller Wiſſenſchaften, der Sternkunde, zu erzählen weiß? Die größern Werke werden darum doch auch noch, wie vorher, geſchrieben und gekauft. La Place's Mechanik des Himmels nach Burkhardts herrlicher Bearbeitung (bei La Garde, in Berlin) wird darum nicht minder geſchätzt und ſtudirt. — Auch für die Blumen und Früchte unſerer ſchönen Literatur ſind dieſe Taſchenbücher bisher im Ganzen noch immer weit mehr wohlthätig als ſchädlich geweſen. Auch hier iſt die beengende Form oft ein heilſames Gegengift gegen einen unſerer Erbfehler, die üppig ausrankende Weitſchweifigkeit. Und giebt es darum weniger Blumengärten und Parterres, weil die Liebhaber einige Günſtlinge unter Flora's Kindern, in niedliche engliſche Blumennäpfchen verpflanzt, zum täglichen Genuß auf ihre Fenſtergelender, oder, als einen ergnickenden Wintergarten, in ihre Wohnzimmer ſtellen? Schon winken uns aufs erſte Jahr des neuen Jahrhunderts drei ihren Weſen und Beſtandtheilen nach ſehr verſchiedene, und doch alle drei ſehr merkwürdige

und gehaltvolle Taſchenbücher. Das Taſchenbuch für Damen auf 1801 (Tübingen, Cotta) iſt reicher ausgeſtattet, als irgend eines ſeiner Vorgänger. Die liebliche Dichtung von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien, Walther und Nanny, löſt ſich hier in den feinſten Wohllaut auf. Huber und Lafontaine ſind nicht zurückgeblieben; der ehrwürdige Pfeffel hat einen vollen Kranz geflochten, und ſelbſt Göthe hielt das zierliche, auch durch wohl erfundene Kupfer geſchmückte Büchlein eines Beitrags von ſich nicht unwerth. — Das Taſchenbuch für 1801 (Braunſchweig, Vieweg) zeichnet ſich, ſo wie die frühern, die uns von jener Seite zukamen, durch die geſchmackvollſte Eleganz von auſſen und einen ſehr anziehenden Inhalt vortheilhaft aus. Wer wollte nicht das Heldenmädchen der Revoluzion, Charlotte Corday, an der Hand des tiefempfindenden Jean Pauls ſich gern noch einmal vorführen laſſen? Und wer wird nicht mit Vergnügen die geprieſenſten Meiſterwerke der italieniſchen Kunſt, die neuerlich nach Paris verpflanzt wurden, hier mit einer ſeltenen, und nach Maaßgabe des kleinen Raums wirklich bewundernswürdigen Präciſion abgebildet ſehn und beſitzen wollen? Nichts kann in der That täuſchender ſeyn, als die kleine Kopie des berühmten Bildes von Andrea Sarti, die Viſion des heiligen Romualdus, oder des ſchönen Hannibal Carache, der vormals in der Kirche S. Michale á Ripa Grande bewundert wurde, welche beide hier von Catel

in Paris gezeichnet und von wackern Kupferstechern gestochen erscheinen. Gewiß schon diese fünf Abbildungen allein, worunter sich auch auf einem Doppelblatte die Verklärung von Rafael befindet, müßten dies Taschenbuch in die Hände aller Leser von Geschmack bringen, die der gewöhnlichen Kalenderbilder schon längst überdrüssig waren, und sich freuen müssen, hier einen dankbarern Stoff zur Beschauung und Unterhaltung zu finden. — Falks Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire (Weimar, Ind. Kompt.) verdient dießmal schon darum eine besondere Aufmerksamkeit, weil die meisten Gedichte und Aufsätze gerade die helltönendsten Schellen im großen Narrenschiffe unserer Literatur berühren, und das dem Satiriker zukommende Straf- und Zuchtamt ohne alle Barmherzigkeit üben. Für eine Merkwürdigkeit, die wir ohne alles eigne Urtheil bloß als Zeichen der Zeit andeuten möchten, gilt der Umstand, daß jedes dieser drei Taschenbücher auch mit Karikaturen aufgeschmückt ist, und dadurch eine Tendenz des Publikums zum Spott verräth, die uns Teutsche bald von dem Verdacht befreien wird, als wollten wir nicht lachen. Als eine neue Idee verdienen die 8 Coeur-Karten genannt zu werden, die in dem zu Braunschweig erschienenen Taschenbuche nach den Zeichnungen des verdienstvollen neuesten Uebersetzers des Don Quixotte, des H. Soltau in Lüneburg *), als eben so viel Karika-

*) Der dritte Theil dieser von allen unbefangenen

turen zu Butlers Hudibras, deſſen treffliche Verteutſchung wir gleichfalls Hn. Soltau verdanken, zur dankenswerthen Zugabe beigefügt worden ſind. Jedes Cocurzeichen dient einer Figur aus dem Hudibras zur Geſichtsmaske, und wenn auch die Erfindung und Gruppirung dieſer Figuren durch dies Gegebene ungemein beſchränkt wurde, ſo ließe ſich doch auf dieſem Wege noch manches andere von bedeutenderm Gehalte herausbringen.

Kunſtrichtern mit gebührendem Beifall aufgenommnen, und jedem Leſer, der den wahren Cervantes, der ſich doch nicht bloß in den eingeſtreuten Gedichten geoffenbart hat, in einer möglichſt treuen Nachbildung kennen lernen will, ſehr willkommnen Ueberſetzung iſt bei Nicolovius, Königsberg 1810. ſo eben erſchienen und führt die Abentheuer des Ritters bis zum 5ſten Kapitel.

Verbeſſerung.

S. 144. in dem Gedichte von Gleim Z. 2. lies: Sein alter Satyr:

mehr würklich von dergleichen in allen Buchläden. Aber Agathon hatte gröſſere und feinere Begriffe von der Tugend — Die Begriffe einer gewiſſen idealiſchen Vollkommenheit waren zu ſehr mit den Grundzügen ſeiner Seele verwebt, als daß er ſie ſobald verlieren konnte, oder vielleicht jemals verlieren wird. Was iſt für eine delicate Seele Liebe ohne Schwärmerey? Ohne dieſe Zärtlichkeit der Empfindungen, dieſe Sympathie welche ihre Freuden vervielfältiget, verfeinert, veredelt? Was ſind die Wollüſte der Sinne, ohne Grazien und Muſen? — Das ſocratiſche Syſtem über die Liebe mag für viele gut ſeyn; aber es taugt nicht für die Agathons. Agathon hätte dieſe Art zu lieben, wie er die ſchöne Danae geliebt hatte, und wie er von ihr geliebt worden war, gerne mit der Tugend verbinden mögen; und von dieſem Wunſch ſah er alle Schwierigkeiten ein. Endlich däuchte ihn, es komme alles auf den Gegenſtand an; und hier erinnerte ihn ſein Herz wieder an ſeine geliebte Pſyche. Ihr Bild ſtellte ſich ihm mit einer Wahrheit und Lebhaftigkeit dar, wie es ihm ſeit langer Zeit, ſeinen Traum ausgenommen, niemals vorgekommen war. Er erröthete vor dieſem Bilde, wie er vor der gegenwärtigen Pſyche ſelbſt erröthet haben würde; aber er empfand mit einem Vergnügen, wovon das überlegte Bewußtſeyn ein neues Vergnügen war, daß ſein Herz, ohne nur mit einem einzigen Faden an Danae zu hangen, wieder zu ſeiner erſten Liebe zurückkehrte. Seine wieder ruhige Phantaſie ſpiegelte ihm, wie ein klarer tiefer Brunnen die Erinnerungen

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

10. Stück. Oktober 1800.

Neujahrs Taſchenbuch
von
Weimar,
auf das
Jahr 1801.
Herausgegeben
von
Seckendorf.

Ende Novembers d. J. erſcheint unter dieſem Titel das erſte Taſchenbuch des im April-Stück des neuen Teutſchen Merkurs angekundigten Monatlichen Almanachs, mit der Abänderung jedoch, daß es ſtatt Monatlich, Vierteljährlich herauskommen wird. Die innere Einrichtung gewinnt dabei offenbar, da man zweimal mehr Raum erhält und ſich in den Stand geſetzt ſieht, größere Aufſätze, ohne ſie zu zerſtücken, zu liefern. Die Redaktion mochte nicht gern mehr verſprechen, als ſie gewiß weiß, halten zu können, und darum ent-

hält sie sich, etwas vorläufig über die Mitarbeiter, und die zu liefernden Aufsätze zu sagen: doch darf sie außer einigen verehrten Ungenannten, unter den ersten Jean Paul Richter, Böttiger, F. Majer, Matthisson, Friederike Brunn, und die Verfasserinnen der Ranes von Lilien und der Schwestern von Lesbos nennen.

Zu obiger Anzeige der Redaktion des Vierteljährigen Taschenbuchs von Weimar fügen wir noch folgendes bei:

Dasselbe wird jedesmal vor dem Schluß eines Vierteljahrs, mit Didotischen Lettern gedruckt, geschmackvoll eingebunden, und mit einem Kupfer oder Portrait geziert, mehrere Kupfer würden es nur vertheuern, für 1 Thlr. sächsisch oder 1 Fl. 48 kr. rheinisch Courant zu haben seyn. Es wird kein Käufer des Neujahrs Taschenbuchs verbindlich gemacht, auch die nachfolgenden für Ostern, Johanni und Michaeli zu nehmen, sondern jeder kann an- und abtreten wenn er will. Die Arbeiten der würdigen und berühmten Mitarbeiter allein sollen den Absatz befördern.

Buchhändler, Postämter und Zeitungs-Expeditionen werden den Verkauf übernehmen, an welche jeder einzelne Käufer sich wenden kann. Die Postämter können die benöthigten Exemplare entweder von dem Kayserl. Reichs-Ober-Postamte zu Erfurt, oder von dem Kayserl Reichs-Postamte alhier, beziehen. Buchhändler und andere Distributeurs wenden sich an unterzeichnete Verleger. Wir wünschen und bitten jedoch, alle Bestellungen noch bis in der Mitte des laufenden Monats zu machen.

Weimar, d. 6. Oktober
1800.

Gebrüder Gädicke.

II. Kleine Reisen in die schönsten Gegenden meines Vaterlandes. Erstes Bändchen, oder Reise nach Stift und Kloster Banz. 12 gr. oder 54 kr.

Reisende, welche die Gegend um Banz und dieß berühmte Kloster besucht haben, werden die angenehmste Rückerinnerung, und diejenigen, welche dasselbe noch kennen lernen wollen, die beste Belehrung über alles Bemerkungswürdige in und bei demselben in diesem Büchelchen finden. Es ist sowohl bei uns als auch durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. September 1800. Zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen.

In diesem Monat sind von der genannten allgemein bekannten und geschätzten Zeitung Nr. 36 bis 39 erschienen, und die wichtigsten Aufsätze in denselben haben folgende Ueberschriften: Das Entstehen, Sinken und Wiederaufkommen der Messen in Deutschland und deren Flor für den Handel; Muschelseide; über die Einführung der chemischen Geschwindbleichen zu Schmiedeberg in Schlesien; Beitrag zur Kenntniß der vorzüglichsten Handelsprodukte der Stadt Königsberg in Preußen; Ingber; Bdellium-harz; Hundepelzwerk; Anzeigen von neuen Kaufmännischen Schriften, und vielerlei Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Der ganze Jahrgang kostet bei uns, in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Janus, eine Zeitschrift auf Ereignisse und Thatsachen gegründet, Sept. 1800. ist erschienen und am 29sten an alle Buchhandlungen, Post- und Zeitungs-Expeditionen versandt worden.

Inhalt.

I. Der Hoffnungslose: von Uffo von Wildingen.
II. Der erste Kuß: von N. Meyer.
III. Held Karls Entstehung: von Oemler.
IV. Die Karten.
V. Taubenheim an Broussier.
VI. Die weißen Aermel. Eine Erzählung.
VII. Unterhaltungen mit dem Weisen auf Cerigo.
VIII. Der Untersucher. Eine Anekdote.
IX. Die Rainoten.
X. Der Gefangene. Eine Anekdote.
XI. Ebegerräuche der Rainoten.
XII. Die Schweiz im August 1800.
XIII. Fortgesetzte Nachrichten von dem Theater zu Breslau.
XIV. Kleinere Korrespondenznachrichten. Aus Wien, Meiningen, München, Dessau, Leipzig u. Hamburg.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Kabinet von natürlichen Hölzern.

Bei Joh. Adolph Hildt in Gotha, Verfasser der Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, und in Kommission des F. S. privil. Industrie-Komptoirs zu Weimar, sind neue Exemplare von den Sammlungen in- und ausländischer Holzarten zur technologischen Kenntniß, Karakteristik und Waarenkunde, aller Kunst- Farbe- und Apothekerhölzer, der Erste Band von 144, der zweite aber von 72 Holzarten wiederum fertig worden und zu haben. Die Hölzer sind in Furnierstücken von 2 Zoll ins Gevierdte, der erste Band auf 10, der zweite auf 6 Pappdeckeln in ein Buch in Quartform, und in halben Franzband gebunden, eingetragen. Desgleichen sind nun auch eben diese Hölzer, in Form von Almanachen, 4 Zoll lang, 2½

Zoll breit, und ½ Zoll dick sertia. Auf dem Rücken sind sie mit den deutschen und slawonischen Namen, auf der einen Decke aber in einem Viereck mit der Rinde des Holzes versehen, das übrige ist auf Franzbandart verzieret, und diese Bücherchen in ein verschlossenes Bücherschränkchen von gutem Holz aufgestellt. Die Preise von den Sammlungen sind vom ersten Band 3 Rthlr., vom zweiten aber 6½ Rthlr. und von denen in Almanachform vom Stück 6 Groschen in der ganzen Suite. Der Werth dieses Kunstprodukts ist allgemein anerkannt, und schon ein unerwarteter starker Absatz für Geschäftsmänner, Bibliotheken, Kammer- und Kommerz-Kollegiis, auch für Naturalien-Sammlungen davon gemacht worden.

VI. Berichtigung.

An die Herren Gebrüdere Gädicke in Weimar.

Eine beleidigende Anführung meines Namens in der Vorrede des Handbuchs der praktischen Literatur der Teutschen, von C. F. R. Wetterlein, von welcher selbst eine Stelle im 3ten Stück des neuen Teutschen Merkurs dieses Jahres, Seite 326, bei Gelegenheit der Anzeige dieses Werkes aufgenommen worden, nöthiget mich, an Sie zu schreiben. In dieser Stelle werde ich als Nachdrucker genannt, das eine ehrenrührische Verläumdung meines Namens ist, die, wenn sie auch aus Unwissenheit der Person, die Hr. Wetterlein nennen wollte, niedergeschrieben ist, als eine Lüge gerügt werden muß. Nicht ich, sondern der Buchdrucker Traßler albier, ist Nachdrucker. Ich ersuche Sie daher, als Verleger des Teutschen Merkurs, dieß in einem der nächsten Hefte desselben berichtigen zu lassen, damit Herr Wetterlein und jeder Leser dieses allgemein gelesenen Journals von der Unwahrheit dieser Sache belehrt werde.

Gastl,
in Brünn.

Wir bezeugen zugleich, daß wir noch keinen Nachdruck mit Hrn. Gastl's Namen gesehen haben, wohl aber den Hrn. Traßler als Nachdrucker hinlänglich kennen. Unsere

Geschäfte erlauben uns nicht, das Manuskript zum Merkur vor dem Abdrucke durchzulesen; sonst würden wir nicht ermangelt haben, wegen der angeführten Hrn. Gastl betreffenden Stelle bei dem Hrn. Redakteur des Merkurs einen gerechten Zweifel zu äußern.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

VII. Bei G. J. Göschen in Leipzig sind herausgekommen:

Lebensordnung zur Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit. Nebst einer Anweisung zur Pflege der Gesundheit für Mütter, Ammen und Kinder. gr. 8.

Hufelands Kunst das Leben zu verlängern ist für ganz gesunde Personen bestimmt. Der Verfasser dieser Lebensordnung zeigt, was man vorher zu thun habe, um erst eine vollkommene Gesundheit zu erhalten und die Lebensregeln seines großen Lehrers recht nützlich anwenden zu können.

Thümmels Reisen 7r Theil mit Kupf. Dieselben auf Druckpap. 8.

Klopstocks Werke 3r bis 6r Theil, welche den Messias enthalten, gr. 8. mit Kupf. nach Füger von John. Velin-Schreib- und Druckpapier.

Zweimal sterben macht Unsinn. Ein Lustspiel in 3 Aufz. 8.

Zu der Michaelis-Messe erscheinen:

Iffands dramatische Werke 10 bis 12r Theil, worauf die neuen noch nicht gedruckten Stücke auch besonders gegeben werden.

Die Abendmahlsfeyer. Ein Erbauungsbuch für denkende Christen. gr. 8.

Wielands Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. 8. Schreibpap.

—— Derselbe unter dem Titel: Wielands sämmtliche Werke 33 u. 34r Band.

Der Aristipp enthält eine Darstellung der schönsten Periode des alten Griechenlandes, in der Korre-

ſpondenz des Ariſtipp mit ſeinen vertrauten Freunden, vornehmlich mit der ſchönen und geiſtreichen Lais.

VII. Anzeige für Liebhaber der Sternkunde.

Es ſind ſchon mancherlei Mittel erdacht worden, den Anfängern die Kenntniß der Sternbilder zu erleichtern, als Himmelskugeln, Himmelskarten, ſowohl ſchwarz auf weiß als auch weiß auf ſchwarz, Koniglobien, Aſtroſkopien u. ſ. w. Eins der ausführlichſten iſt wohl der ſeit kurzem vom Herrn Profeſſor Bürja vorgeſchlagene Gebrauch durchſichtiger oder eigentlich durchlöcherten Himmelskarten. Die Löcher von verſchiedener Größe ſtellen die Sterne nach ihren verſchiedenen Graden des Glanzes vor. Das gezeichnete Bild giebt zu erkennen, zu welchen Theilen jeder Stern gehört, als: zum Kopf, zum Gürtel, zur Stirn u. ſ. w. Die Karten werden einzeln in ein verdunkelte und mit geoltem Papier bedeckte Schachtel geſteckt und durch ein im Boden befindliches Loch betrachtet. Auf dieſe Art ſtellen ſich die Geſtirne dem Auge ſonnar, wie ſie zur Nachtzeit am Himmel geſehen werden. Unterſchriebene Buchhandlung hat es unternommen, den Freunden der Aſtronomie ſolche Sternkapſeln zu liefern. Sie ſind zylindriſch, 6 Zoll hoch und haben 6 Zoll im Durchmeſſer. Zu jeder Kapſel gehören 38 runde Platten oder Himmelskarten, dergleichen kurz vorher beſchrieben worden; auf jeder Karte befinden ſich ein oder mehrere Sternbilder, und ſollen zuſammen die 80 vornehmſten Sternbilder enthalten. Die Kapſel iſt ſo eingerichtet, daß die 38 Karten darin aufbewahrt und verſchickt werden können. Nebſt ihnen wird man in ſelbiger Kapſel folgendes Buch vorfinden: Beſchreibung der Sternbilder zu den neuerfundenen Sternkapſeln gehörig, von Abel Bürja. Berlin bei Schöne, in 12. Jede Kapſel ſamt den 38 Karten und dem Buche koſtet 4 Rthlr. 12 gr. — Wenn mehrere Exemplare zugleich genommen werden, es ſey für Buch- und Kunſthandlungen, oder für Schulen, oder für verſchiedene Perſonen, die einer einzigen ihren

Auftrag geben, so wird ein Rabbat von 25 p. Cent gestattet.

Berlin den 1sten Sept. 1800.

C. G. Schöne,
Buchhändler unter der Stechbahn No 4.

IX. An die Freunde der alten klassischen Literatur.

Es ist schon in mehrern gelehrten Journalen der Wunsch geäußert worden, daß die von dem Herrn Konrektor Schäfer in Ansbach versprochene deutsche Uebersetzung der sämmtlichen Briefe des jüngern Plinius erscheinen möchte. Was der würdige Herr Uebersetzer, der nach langem Feilen endlich mit seiner Arbeit auftritt, dem Publiko liefern könne und werde, das hat er in seinen Programmen über den Karakter des jüngern Plinius, und in einer eigenen 1795 zu Ansbach erschienen Ankündigung gezeigt, darauf hat auch schon der Herr Direktor Degen in seiner Uebersetzungsliteratur der Römer aufmerksam gemacht. Unterzeichnete Buchhandlung hat sich daher entschlossen, den Verlag dieser Uebersetzung, die mit einer vorausgeschickten Abhandlung über das Leben und den Karakter des Plinius und erklärenden Anmerkungen begleitet seyn wird, zu übernehmen und den ersten Band mit künftiger Ostermesse 1801. auf Subskription erscheinen zu lassen. Das Ganze wird aus zwei Oktavbänden bestehen, deren jeder 23 — 25 Bogen stark seyn wird. Die Subskribenten erhalten den Band für 20 gr. sächsisch, dagegen der nachherige Ladenpreis 1 Thlr 8 gr. sächsisch seyn wird. Man fordert die Freunde der alten klassischen Literatur auf, dieses Unternehmen zu unterstützen und durch die Beförderung gemeinnütziger Werke von bleibendem Werthe dem frivolen Geschmacke unsers Zeitalters entgegen zu arbeiten, und man glaubt bei diesem lobenswürdigen Unternehmen gewiß keine Fehlbitte zu thun. Die Nahmen der Unterstützer, welche durch Subskription die Unternehmung dieses gemeinnützigen Werkes erleichtern, werden dem Buche vorgedruckt. Wer so gefällig ist,

die Mühe der Subskribentensammlung zu übernehmen, erhält das eilfte Exemplar frei. Alle löbliche Buchhandlungen nehmen Subskription an.

Schubartsche Buchhandlung
in Erlangen.

X. Abbildungen der Geranien.

Die Linneische Gattung der Geranien, welche nach den Beobachtungen der neuern Botaniker bekanntlich in 3 Gattungen, Pelargonium, Erodium und Geranium zerfällt, ist gewiß eine der schönsten Pflanzengattungen, und macht dem Liebhaber ausländischer Gewächse sehr viel Vergnügen, besonders da die mehrsten Arten derselben zu den Modeblumen gehören. Wie unangenehm muß es aber nicht dem Blumenfreunde seyn, wenn er eine Sammlung davon aufstellen will, und die Arten von den Gärtnern immer unter falschen Namen erhält, so, daß er nicht anders, als durch viele Unkosten zu seinem Zweck gelangen kann.

Da ich nun seit mehrern Jahren die Arten dieser Gattungen sorgfältig gesammelt, im hiesigen Garten gepflanzt und aufmerksam beobachtet, und auch durch den Saamen viel neue erhalten habe; so bin ich gesonnen, dieselben in Abbildungen, welche schon alle bereits nach der Natur sehr gut gezeichnet sind, in Heften herauszugeben, und dadurch den Liebhabern eine vollständige Sammlung dieser schönen Arten zu liefern, und zwar unter dem Titel: **Abbildung aller Linneischen Geranien.**

Plan.

1) Ein jeder Heft liefert 4—6 gut illuminirte Abbildgen in 4. und 2 Bogen Beschreibung.

2) Die Geschlechter werden in den Ersten nicht miteinander vermischt, sondern es liefert ein Heft immer nur Pelargonien, ein anderer Geranien ꝛc.

3) Jede Spezies erhält den lateinischen, deutschen und englischen Namen, und dann folgt die nöthi-

ge Beschreibung. Bei ganz neuen Arten wird teutscher und lateinischer Text geliefert.

4) Die Kultur und Vermehrung, besonders wie dieselben mit wenigen Kosten und Mühe und im Nothfalle ohne Gewächshaus durch den Winter gebracht werden können.

5) Bei welchen Handelsgärtnern sie in Deutschland zu haben sind, und um welche Preise.

6) Jedem Hefte werde ich eine Tabelle von den vorzüglichsten Modeblumen von andern Geschlechtern beifügen, und zwar solche, die sich mit den Storchschnäbeln in Hinsicht ihrer Blühzeit, ihrer Dauer und Farbe der Blumen, gut verbinden lassen, und bei welchen Gärtnern sie zu haben sind.

Da nun aber dieses Unternehmen einen nicht geringen Kostenaufwand verursacht; so sehe ich mich genöthiget, den Weg der Subskription einzuschlagen, um mich dadurch in den Stand zu setzen, die Hefte schnell aufeinander folgen lassen zu können. Der Pränumerationspreis eines jeden Hefts ist 18 gr., dann kostet es aber 1 Thlr.; wer aber 9 Hefte nimmt, erhält den 10ten frei. Auch erhalten die Herren Subskribenten die ersten Abdrücke. Briefe und Gelder bitte ich postfrei einzuschicken. Ich versichre nochmals, daß ich es an nichts werde fehlen lassen, um dieses Werk ganz vollkommen und brauchbar zu machen. Weimar, im Okt. 1800.

Fr. G. Dietrich,
Fürstl. Weimar. Hofgärtner.

Diejenigen Liebhaber und Buchhändler, welche dies angezeigte Werk benöthiget sind, können auch bei uns Bestellung darauf machen, werden aber ersucht, dies bald zu thun, indem der Anfang des Drucks darauf beruht.

Gebrüder Gädicke.
in Weimar.

der reinen, tugendhaften, und mit keiner andern Luſt zu vergleichenden Freuden vor, die er durch die zärtliche Vereinigung ihrer Seelen in jenen elyſiſchen Nächten erfahren hatte. Er empfand itzt alles wieder für ſie, was er ehemals empfunden, und dieſe neuen Empfindungen noch dazu, welche ihm Danae eingeflößt hatte; aber ſo ſanft, ſo geläutert durch die moraliſche Schönheit des veränderten Gegenſtandes, daß es nicht mehr eben dieſelben ſchienen. Er ſtellte ſich vor, wie glücklich ihn eine unzertrennliche Verbindung mit dieſer Pſyche machen würde, welche ihm eine Liebe eingehaucht, die ſeiner Tugend ſo wenig gefährlich geweſen war, daß ſie ihr vielmehr Schwingen angeſetzt hatte. — Er verſetzte ſich in Gedanken mit Pſyche in den Ruheplatz der Diana zu Delphi, — und ließ den Gott der Liebe, den Sohn der himmliſchen Venus, das überirdiſche Gemählde ausmahlen. Eine ſüſſe weiſſagende Hoffnung breitete ſich durch ſeine Seele aus; es war ihm, als ob eine geheime Stimme ihm zuliſpte, daß er ſie in Sicilien finden werde. Pſyche ſchickte ſich vortreflich in den Plan, den er ſich von ſeinem bevorſtehenden Leben gemacht hatte. — Was für eine Perſpective ſtellte ihm die Verbindung ſeiner Privat-Glückſeligkeit mit der öffentlichen vor, welcher er alle ſeine Kräfte zu widmen entſchloſſen war! Aber er wollte erſt verdienen, glücklich zu ſeyn. — Und nun, ſagen Sie mir, meine ſchönen Leſerinnen! Verdient nicht ein Mann, der ſo edel denkt, glücklich zu ſeyn? — Verdient er nicht die beſte Frau? — Seyen Sie ruhig! Er ſoll ſie haben, ſo bald wir ſie finden werden.

XI. Ankündigung.

An die Muſikfreunde.

Endesgeſetzter hat die Ehre, anzuzeigen, daß von ſeiner eigenen Kompoſition für das Klavier oder Piano-forté folgende Werke ſauber geſtochen, für beigeſetzte billige Preiſe bei ihm zu haben ſind.

Pour le Clavecin ou Piano-Forté.

1) Concerto pour le Clavecin ou Piano-Forté avec accompagnement a grand Orchelire. 2 Thlr.
2) Trois sonates. 1 Thlr. 15 gr.
3) Fantasie. 8 gr.
4) Marche avec dix Variations. 15 gr.
5) Ariette avec Neuf Var. N. II. 15 gr.
6) Ariette avec Neuf Var. N. III. 15 gr.
7) Douze petites Pièces. 1 Thlr.
8) Douze Variations avec d'un Violon obligé. 18 gr.
9) Sonate avec accompagnement d'un Violon et Violoncelle obligés. 1 Thlr.

Zugleich kündigt er an, daß in kurzer Zeit die Preſſe verlaſſen wird: Douze Variations pour le Piano-Forte, uber das bekannte Lied: O du lieber Auguſtin, und bei ihm auf Pränumeration das Exemplar zu 12 gr. ſächſiſch, in der Folge aber 16 gr. ſächſiſch zu haben iſt.

Weimar, im Oktober
1800.

F. Destouches,
Herzogl. Sachſ. Weimariſcher Konzertmeiſter.

XII. Winkelmanns alte Denkmäler der Kunst. 1r u. 2r Th. mit vierfachem Register und 208 großen Kupfertafeln, ohne den eingedruckten Vignetten. Aus dem Italienischen übersetzt von Prof. Bronn. gr. Fol. 1791. 92.

Dieses den Kunstliebenden so nützliche Werk ist nun durch das in vergangener Oster-Messe herausgekommene vierfache Register komplet geworden, und kostet 29 Thlr. 12 gr. Um aber den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern, und es gemeinnützlicher zu machen, setze ich den Preiß bis zum 1sten Januar 1801 auf 18 Thlr. in Golde den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet, herunter. Wer sich dieses kostbare Bibliothekbuch anzuschaffen gedenkt, beliebe sich an Unterschriebenen oder die ihm zunächst gelegenen Buchhandlung zu verwenden. Nach abgelaufener Zeit tritt der ordinaire Preiß wieder ein. Buchhändler genießen 10 pro Cent Rabbat. Wer 8 Exemplare auf einmal nimmt, erhält das 9te umsonst. Briefe und Gelder erbittet man postfrei einzusenden.

C. G. Schöne,

Buchhändler in Berlin unter der Stechbahn.

XIII. Neue Taschenbücher.

Wir machen das Publikum vorläufig auf nachfolgende in unserm Verlag erscheinende Taschenbücher aufmerksam.

1) Panorama. Ein Taschenbuch auf das erste Jahr des 19ten Jahrhunderts, von Friedrich Schlenkert (Verfasser Friedrichs mit der gebißnen Wange). Mit 6 Kupfern in engl. Manier.

2) Taschenbuch für Billardspieler. Enthaltend: ei-

ne Anweiſung ſämmtlicher Regeln, die zu richtiger Erlernung dieſes ſchönen und unterhaltenden Spiels nöthig ſind. Mit Kupfern.

Es ſind dies nicht etwa die auf allen Kaffeehäuſern angeklebten Billardregeln, ſondern eine auf Erfahrung und Grundſätze gegründete Anweiſung zu dieſem für Geiſt und Körper ſo vortheilhaften Spiele.

3) Neueſtes Taſchenbuch für Frauenzimmer edler Bildung, von Eulalia Gutwill. Erſter Jahrgang. Mit Kupfern in engl. Manier.

Unter der Menge bereits vorhandener Taſchenbücher für Frauenzimmer ſoll ſich dieſes nach dem Willen der Verfaſſerin dadurch auszeichnen, daß es für verheurathete und unverheurathete Frauenzimmer paſſend iſt, ſtatt daß jene immer nur für eine von beiden Klaſſen berechnet worden. Das Angenehme ſoll mit dem Nützlichen im innigſten Vereine erſcheinen, und ſelbſt das Aeuſſere wird ſich auf das Vortheilhafteſte empfehlen.

4) Taſchenbuch der Welt- und Lebensklugheit für Perſonen, die in die große Welt treten, oder im Umgange mit der großen Welt leben.

Je höher die Bedürfniſſe der Menſchen, beſonders in den höhern Ständen ſteigen, deſto nothwendiger ſind Erfahrungen und eine gewiſſe Abgeſchliffenheit, die man nur nach und nach bekommt, wenn man größtentheils durch Schaden klug geworden iſt. Dieſes Taſchenbuch enthält in gedrängter Kürze eine Menge der feinſten aus dem Umgange der großen Welt gezognen Erfahrungen und nicht allein der, der ſeinen erſten Ausflug in die große Welt wagt, ſondern auch die, die bereits im Umgange mit ihr manche Gefahr und Schaden ertragen haben, werden dieſe goldnen Erfahrungen mit Vortheil benutzen.

5) Taſchenbuch für Freunde der Freude und des geſelligen Geſanges. Mit 100 in Kupfer geſtochnen Seiten Melodien der beſten Tonkünſtler.

Wer es weiß, daß Geſang die Seele geſellſchaftlicher

Freuden iſt, der wird ſich freuen, in dieſer mit Geſchmack gemachten Auswahl Gelegenheit zu finden, bei vielerlei frohen Gelegenheiten, für welche alle der Herausgeber geſorgt hat, Freuden zu unterhalten und zu erhöhen. Auch iſt dieſe Sammlung ein angenehmes Geſchenk für Frauenzimmer jedes Standes.

Gemmerſche Buchhandlung
in Leipzig.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1800.

I.

Gedichte.

Sonette, von J. D. Gries *).

I.

Frühling.

Kaum mehr erkannt' ich meine Lieblingsſtellen;
Erſtorben lag die Flur, und von den kalten
Umarmungen des Winters feſtgehalten,
Erſtarrten ſelbſt des Fluſſes raſche Wellen.

*) Nur für einige entferntere Leſer des Merkurs bedarf es vielleicht noch der Anzeige, daß die Ueberſetzung des Taſſo von dieſem ſeltenen Künſtler, wovon dieſe Monatsſchrift in frühern Jahrgängen ſchon Proben gegeben hat, die zu den größten Erwartungen berechtigten, nun wirklich zum Theil ſchon erſchienen iſt: Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem, überſetzt von J. D. Gries. Jena Frommann. 1800. 1677

Doch endlich löset Zefyrs Hauch die Quellen;
Ich seh' auf's neu sich die Natur gestalten,
Und mit der Frühlingssonne lindem Walten
Blühn Veilchen, zwitschern Vögel, Knospen
schwellen.

Ach! da, als meiner Liebe Melodieen
Noch Antwort nicht von der Natur empfiengen,
Da fühlt' ich schon, wie scharf der Trennung
Pfeile:

Wie soll ich jetzt denn ihrem Schooß entfliehen,
Da ihre tausend Arme mich umschlingen,
Und tausend Stimmen rufen: O verweile!

II.

Filomele.

So hat auch dich, o Sängerin der Klagen!
Aus deiner Heimath blütenvollem Haine
In diese Wildniß, wo ich einsam weine,
Dein leichter Flügel mitleidsvoll getragen!

Wie sanft an's Herz mir deine Töne schlagen!
Sie malen mir in seiner ganzen Reine

Seiten in Quart. Diese Ausgabe wird auch von Seiten der äußern Eleganz den Sammlern schöner Drucke sehr willkommen seyn.

Das ſüße Bild, beglänzt vom Wiederſcheine
Des Abendlichts, aus längſt entſchwundnen Tagen.

So wecket noch in fernen Alpenſöhnen
Des Hirtenhorns ſehnſüchtiges Erſchallen
Glutvollen Drang zum heimiſchen Gefilde.

Doch meiner Sehnſucht braucht kein Ruf zu tönen:
In meines Buſens tiefgeheimſten Hallen
Lebſt ewig du, o himmliſches Gebilde!

III.

Sommer.

Euch deckte vor Bellonens Zorngeſchoſſen
Athene ſelbſt mit ihrem Aegisſchilde;
Gern hat auf euch, ihr friedlichen Gefilde,
Der Ueberfluß ſein Füllhorn ausgegoſſen.

Die Götterkraft, in ihren Schooß gefloſſen,
Erſtattet die Natur mit reicher Milde;
Schon nahet ſich der Schnitter muntre Gilde,
Der Senſe neigen ſich die goldnen Sproſſen.

Doch wann, o wann naht mir der Tag der Garben?
Was ich geſä't in heitrer Morgenröthe,
Wann wird der Hore Gunſt es mir erſtatten?

Zu viele ſchon der jungen Keime ſtarben;
Daß nicht ſie alle Mittagsglut ertödte,
Nimm du, o Hoffnung, ſie in deine Schatten!

IV.

Herbſt.

Noch ruht die Dämmrung auf der öden Haide,
Und ſchon verlaſſ' ich meine ſtille Hütte.
Wohin entwankt ihr, richtungsloſe Schritte?
Ach! ihr entfliehet nicht dem finſtern Leide.

Der Kummer kehrt auf mich die ſcharfe Schneide
Und zielet ſtets auf meines Herzens Mitte,
Verſcheucht den holden Schlaf mit rauhem Tritte,
Und folgt dem düſtern Tag im Trauerkleide.

Ach! dort nur ahn' ich noch ein Glück auf Erden,
Wo ſich der dichte Nebel an den ſchroffen
Felswänden ausballt um die blauen Berge.

Dort ſtehn ſie, meiner Freuden ſtille Särge;
Nur jenſeits iſt für mich ein Himmel offen —
O Jenſeits, wann wirſt du mir Dieſſeits werden?

V.

Winter.

Herabgeſtört von rauher Norde Schwarme
Seh ich die dürren Blätter niederwallen,
Und durch des Haines freudenleere Hallen
Irr' ich allein umher in ſtillem Harme.

Der Winter ſchlinget wild die ehrnen Arme
Um die erbebende Natur; ſie fallen,
Die holden Blicke — von den Göttern allen
Wer naht ihr hülfreich, daß ſie neu erwarme?

O Frühling, Jugend der Natur! wo glühen
Die unerſchöpften Quellen deines Lebens?
Du kehrſt zurück, bringſt neue Luſt hernieder.

O Jugend, Lenz des Lebens! wann erblühen
Von neuem deine Roſen? Doch vergebens!
Sie welkten hin; kein Frühling bringt ſie wieder.

VI.

Jahrszeiten.

So ſteigen auf die bunten Lebensauen,
Im Wechſel ſtät, des Jahres Götter nieder;
Sie faſſen ſich wie treuverbundne Brüder,
Im Winter ſelbſt kann man dem Lenz vertrauen.

Der Jugend Blüth' iſt lieblich anzuſchauen,
Und Kraft und Reife ſchmückt des Mannes Glieder;
Doch ſeinem Winter folgt kein Frühling wieder,
Er ſinkt hinab, ſich ſelbſt ein einſam Grauen.

O ſchlinge dich, du goldner Zweig des Lebens!
Um meine Stirn mit Blüthen, Blättern, Früchten;
Duft lab' im Lenz, im Sommer labe Schatten.

Nicht ſey im Herbſt der Früchte Wunſch vergebens;
Doch eh' der Winter naht, dich zu vernichten,
Komm mit mir auf zu ewig grünen Matten.

II.

Haben die alten Germanen Barden und Druiden gehabt, oder nicht?

Das raſtlos thätige, ſtreitende, forſchende und erleuchtende achtzehnte Jahrhundert ſteht nun an der Schwelle des Abſchieds, ſtolz auf ſeine bewirkten Revoluzionen im politiſchen, moraliſchen und literariſchen Fache. Wenn aber der Wirth mit dem ſcheidenden Gaſte genauere Zuſammenrechnung halten wollte; ſo dürfte noch die Frage ſeyn, ob er uns mehr verzehrt als bezahlt, weniger befeſtigt als wankend gemacht habe? Stolz legte jener Doktor der Sorbonne ſeine Hand an die Thürpfoſte ſeines Kollegiatgebäudes, und ſagte: „Hier iſt ſeit Jahrhunderten tapfer geſtritten worden!" Ihm ward zur Antwort: „Was hat man ausgemacht?" — Am Ende ſcheint man, ſtatt wirklichen Gewinnes ſicherer Wahrheiten und befeſtigter Glück-

Agathon.

Neuntes Buch.

Erſtes Capitel.

Veränderung der Scene. Character der Syracuſaner, des Dionyſius und ſeines Hofes.

Da wir im Begriff ſind, unſerm Helden auf einen neuen Schauplatz zu folgen, wird es nicht überflüſſig ſeyn, denenjenigen, welche in der alten Geſchichte nicht ſo gut bewandert ſind, als vielleicht im Feen-Lande, einige vorläufige Nachrichten von den Perſonen zu geben, mit welchen man ihn in dieſem und dem folgenden Buche verwickelt ſehen wird.

Syracus, die Hauptſtadt Siciliens, verdiente in vielerley Betrachtungen den Namen des zweyten Athen. Nichts kann ähnlicher ſeyn, als der Character ihrer Einwohner. Beyde waren im höchſten Grad eifer-

ſeligkeit, nur den Grundſatz oder Einfall jenes ſpaniſchen Dichters in Hand, Kopf und Herzen übrig behalten zu haben:

De las coſas mas ſeguras,
La mas ſegura es dudar.

Daher denn alle die problematiſchen und paradoxen Zweifel, womit man die literariſche Welt, beſonders ſeit einem oder zwei Dezennien, überhäuft, und worunter ſich die Frage: hat das alte Teutſchland Barden und Druiden gehabt, oder nicht? gar ſonderbar auszeichnet.

Zweifel zwar möchte noch hingehen: aber man iſt noch weiter gegangen, und fängt nun an, beſtimmt zu läugnen, (was doch ſonſt Teutſchlands ſo wie der ganzen übrigen literariſchen Welt allgemeiner Glaube ſeit Jahrhunderten war) daß unſre Urahnen, die alten Germanen, weder Barden noch Druiden gehabt hätten. Kaum wollte ich meinen Augen trauen, als ich in dem kleinen Kommentare, den Herr D. Anton ſeiner Ueberſetzung von Tacitus bekannter Abhandlung beifügte, folgende Stelle fand*). Es iſt nehmlich von

*) Kajus Kornelius Tacitus, über Lage, Sitten und Völkerſchaften Germaniens. Aus dem Lateiniſchen, nebſt einem Kommentar, von Karl Gottlob Anton. Neue umgearbeitete Auflage. Görlitz. 1799. S. 80.

dem ſtreitigen Ausdrucke Barritus, (oder, wie die Meiſten beſſer leſen, Barditus) die Rede, womit der Römer den Schlachtgeſang der alten Teutſchen bezeichnet. „Dieſer Barritus, wie ihn Tacitus nennt, iſt „nichts als ein verſtümmeltes Wort, welches War„lied, Kriegsgeſang heißt, vielleicht bei dem, den „jetzigen Wilden noch gewöhnlichen Kriegstanze, ge„ſungen ward. Er unterſcheidet ſich ſehr ausgezeich„net von den Volksliedern. Die Teutſchen kannten „keine Barden, wie keine Druiden, alſo ſollte man „auch aus dieſer verdorbenen Benennung des Kriegsge„ſanges kein Barden-Lied, und kein Bardiet machen.“ — In einer darunter befindlichen Note führt Herr D. Anton noch an: „Venantius Fortunatus habe ſchon „das deutſche Wort Lied, das er leudus ſchreibe, ge„kannt.“ — Noch mehr, S. 74. des Kommentars findet ſich folgende Stelle: „Unſre Nazion hatte Volks„lieder, welche Tacitus carmina antiqua nennt. In „ihnen wiederholte man die älteſte Landesgeſchichte ꝛc. „Karl der Große ſoll eine Sammlung von ihnen ver„anſtaltet haben; allein es konnten kaum Geſänge aus „dieſer Periode ſeyn, da die ehemaligen Stämme ſchon „längſt in Allamanen, Franken und Saſſen übergegan„gen waren, und die große Völkerwanderung alles „verändert hatte. Lieder aus dieſem Zeitpunkte waren „es, die er ſammelte und auswendig lernte.“

Dieſes Umſtoßen ſo vieler alten angenommenen Wahrheiten, Meinungen, Sagen, oder wie man es

ſonſt nennen will, hätte doch wohl, nicht bloßes Läugnen geradezu, ſondern einen umſtändlich ausgeführten Beweis verdient. Es war (nicht ganz ohne Gerechtſame!) zu erwarten, daß ein Mann, wie Herr D. Anton, der ſich durch ſeine Geſchichte Teutſchlands, durch ſeine Geſchichte der teutſchen Landwirthſchaft, und durch mehrere eben ſo gelehrte als gedachte Abhandlungen, als einen Kenner der alten teutſchen Verfaſſung gezeigt hat, bei dieſer wichtigen Frage über die Barden und Druiden, nicht nur ſeine Stimme geben, ſondern ſie auch mit belegten Entſcheidungsgründen unterſtützen werde. Die Sache war, und iſt noch für jeden Teutſchen allzu intereſſant. Für mich wenigſtens, der ich ſelbſt, im feſten alten Volksglauben an unſre Barden, den Geiſt ihrer Geſänge zu erraihen, ja ſogar nachzuahmen verſucht hatte, für mich mußte dieſe Frage noch viel wichtiger ſeyn: und da ich mich bei blos hingeworfenen Verneinungen ohne Beweis unmöglich beruhigen konnte; ſo machte ich vom Rechte alter Freundſchaft, (die ſeit langen Jahren zu meinem großen Vergnügen zwiſchen dem Herrn Verfaſſer und mir beſtand) unbedenklich Gebrauch, ſchrieb ihm meine Zweifel, und bat um näheren Beweis ſeiner Negative. Hier iſt der getreue Auszug ſeiner Antwort, die den Beſitzern und Leſern ſeines Tacitus nicht gleichgültig ſeyn kann. „Nach meinem Bedünken gehören die Druiden nicht zu dem Stamme, in welchem wir Gallen und Germanen finden, ſondern zu

„einem frühern, den man Kimbrer, Kambrer u. ſ. w.“ „nennen dürfte, und der früher in jenen Gegenden „ſaß, als Germanen, und eigentliche Gallen. Von „jenen Kimbrern, Kambrern, Aquitaniern, wozu „auch Erſen, Pikten, Skoten gehörten, gingen die „Druiden zu den Gallen, aber nicht zu den Germa„nen über. — Nach allen alten Nachrichten ſcheint „es mir, als ob man die Barden nur bei den Gallen „angetroffen habe. Von den Germanen iſt mir keine „Stelle bekannt. Barritus kam ſchwerlich davon her. — Was die carmina antiqua anbetrift, die Karl der „Große ſammelte, ſo iſt es möglich, das ältere darun„ter geweſen ſind, als ich mir einbilde.“ — Kurz, ich hatte Hrn. Anton nicht überzeugt; aber — Er mich auch nicht. Adhuc ſub judice lis eſt. Entſcheide nun das Publikum, dem ich hiermit meinen Einwand gegen jene Behauptungen ehrlich, vollſtändig, und unumwunden vorlege!

Nach dem, was ich oben von Herrn D. Antons Meinungen wörtlich vorausgeſchickt habe, kömmt alles auf die Erörterung folgender Fragen an:

I. Iſt die Etymologie des vom Tacitus gebrauchten Ausdruckes Barritus, oder Barditus, wirklich in dem urteutſchen Worte War-lied zu finden?

II. Waren die Druiden und Barden blos bei den Kimbern, und kamen von dieſen zu den Gallen?

III. Ergiebt ſich nirgends eine alte Schriftſtelle, noch eine ſichere Spur, daß die Germanen ſowohl Barden als Druiden gehabt hätten?

IV. Waren die von Karl dem Großen geſammelten uralten Geſänge wirkliche Germaniſche Bardiete, oder nur, zwar auch alte, aber doch ſpätere, Fränkiſche, Allamanniſche und Saſſiſche Volkslieder?

Ohne weiteres wende ich mich ſofort zur Hauptſache, und bemerke zuvörderſt:

I.

Daß die bisherigen etymologiſchen Verſuche über die Worte Bard, Barde, und Bardiet meiſtentheils ſehr unglücklich ausgefallen ſind. Der ſchlechteſte von allen iſt wohl das erzwungene Vorgeben, als ob dieſe Worte vom Namen eines Königs Bardus abſtammten, der, nach einer ſchwankenden Nachricht des Berosus, über die Gallier und Britten geherrſcht, und dieſe Dichtart erfunden haben ſoll. Ein wenig beſſer geriethen die Vermuthungen des Pontanus und Steſanus *), die es von einem uralten Worte Bar, das Ton, Laut oder Lied bedeute, und von baren, wor-

*) Rerum Danicarum hiſtoria. L. I. — In den Anmerkungen zum Saxo Grammatikus. S. 130.

in der Begriff von lautrufen, lautſingen, oder ſchreien liegen ſoll, ableiten wollen. Allein, auch dieſes iſt im Grunde mehr Vermuthung, als gründlicher grammatikaliſcher Beweis, und man iſt am Ende genöthigt, Makferſon allein beizutreten *), der das Wort Bard für ein Keltiſches einſilbiges Wurzelwort hält, das ſich nicht weiter herleiten laſſe. Dem ſey nun aber wie ihm wolle, ſo finden wir dieſe Wurzel beim Tacitus in ſeiner Abhandlung über das alte Germanien ſehr deutlich wieder. Er ſagt nehmlich **): „In alten Volksliedern, (der einzigen Art ihrer Denk„mäler und Jahrbücher) preiſen die Germanen einen „der Erde entſproßten Gott Thuiſt, und ſeinen Sohn „Mann, als Urſprung und Stifter der Nazion.“ Und ferner ***): „Auch beſitzen ſie Lieder, durch deren „Abſingung (Bardit genannt) ſie den Muth befeu„ern, und ſich ſogar das Schickſal der bevorſtehenden „Schlacht aus dem Geſange ſelbſt vorher verkündigen:

*) Critical Diſſertations on the origin etc. etc. of the ancient Caledonians, by John Macpherſon. 1768.

**) Im zweiten Kapitel.

***) Im dritten Kapitel. — Beſſern Verſtändniſſes halber habe ich dieſe beiden Stellen in wörtlicher Ueberſetzung hier beigefügt.

„denn ſie ſchrecken, oder zittern, je nachdem das Heer„reslied ertönt hat, das nicht ſowohl Einklang der „Stimmen, als der Tapferkeit zu ſeyn ſcheint. Vor„züglich erkünſteln ſie rauhen Ton und gebrochnes Ge„räuſch, damit die Stimme durch den Wiederhall voll„ler und keiner aufſchwelle.“

Ich mag mich nicht lange dabei verweilen, daß einige Herausgeber des Tacitus in angezogener Stelle lieber Barritus (Eleſantengeſchrei), als Barditus, leſen wollen. Es iſt in aller Welt nicht abzuſehn, wie der alte Teutſche das Geſchrei dieſer Thiere kennen gelernt habe, und auf den Einfall gerathen ſey, ſeinen Schlachtgeſang hiernach zu benennen. Noch eher wäre es möglich, daß dieſes Wort vom vorgedachtem Bar oder bären ſeinen Urſprung herleite. Am ſicherſten aber, wie geſagt, geht man wohl, wenn man mit Makferſon Bard und Bardit für ein reines Wurzelwort Keltiſcher Sprache annimmt, das ſich in mehrern Zweigen jenes großen Stammes, beſonders bei den Teutſchen, erhalten hat, und überall einen Volksdichter und Volkslied bezeichnet. So ward auch der Ausdruck Bardit beim Tacitus zu allen Zeiten von den einſichtvollſten Herausgebern und Kommentatoren angenommen und erklärt: es iſt alſo doch wahrlich keine aus der Luft gegriffene Folgerung, wenn man behauptet, dasjenige Volk, bei welchem ſich Barbite fanden, hätte auch Barden gehabt.

Zwar, wenn man die Stelle des Tacitus nicht genau genug, nach Sinn und Absicht, noch in ihrem ganzen Zusammenhange erwägt, so dürfte es fast scheinen, als ob mit diesem Bardite nur die in Schlachtordnung stehenden Krieger *), keineswegs aber die Barden etwas zu schaffen gehabt hätten. Auf diesen Fall würde es nicht viel mehr, als ein bloßes wildes, unartikulirtes Gebrüll, wie das Kriegsgeheul der Scherokesen, oder das Hudri-Hut der Panduren, gewesen seyn, und die Existenz der teutschen Barden noch nicht daraus folgen: allein Tacitus sagt ausdrücklich, daß es carmina, wirkliche Gedichte oder Lieder, gewesen wären, deren ursprünglicher Name Bardit ihnen auch insbesondere bei dieser Art der Absingung verblieb, und auf die Verfasser dieser Gesänge, die Barden selbst, mehr als zu deutlich, und schon grammatikalisch richtig, hinweist.

Das alles will Herr D. Anton nicht gelten lassen. Er liest zwar auch Barritus, obgleich ohne vorgedachte alberne Ableitung vom Elefantengeschrei: er hat sich aber eine andere neue und wirklich sinnreiche Erklä-

*) Herrn D. Antons Vermuthung, daß der Bardit, oder Barrit, beim Kriegstanze gesungen worden, ist Tacitus Zeugnisse schnurstraks zuwider. Dieser Gesang ward nur Anfangs einer bevorstehrn Schlacht gebraucht.

rung ausgedacht, indem er behauptet, der Barritus des Tacitus sey blos ein im Römermunde verstümmeltes teutsches Wort, welches eigentlich War-lied geheißen, und Kriegesgesang bedeutet habe. Wie gesagt, dieses ist sinnreich und scheinbar, aber nicht etymologisch richtig: denn so gewöhnlich auch die Abartung des W. in B. seyn mag, so thut doch dergleichen Konsonanten-Verwechslung nichts zur Entscheidung, wohl aber der Vokal. Das uralte, wahrscheinlich Keltische Wurzelwort, das den Krieg bedeutet, und jetzt War geschrieben wird, leidet in der Aussprache eine sehr beträchtliche Veränderung: denn das A verwandelt sich dann, oder tritt vielmehr in das ursprüngliche E zurück, und wir sprechen nicht War, sondern Werr, oder Waerr. Mit dieser Aussprache hat es sich in England und in Frankreich erhalten, ohngeachtet es der Britte mit einem A schreibt. Daher das französische guErre; daher sogar der Volksname gErman, und der Personname hErman, welche beide eben soviel als Krieger sagen wollen. Es entscheidet also das E im gegenwärtigen Falle gänzlich wider Herrn D. Antons Annahme, daß der Barditus oder Bärritus des Tacitus das korrumpirte War-lied der Teutschen sey, indem ja der Römer alsdann gewiß nicht Barditus, sondern Berditus gesagt haben würde. Ueberhaupt ist es eine sichere grammatikalische Erfahrung, daß sich in allen Sprachen das Verderbniß der Worte hauptsächlich in den Mitlautern einschleicht: die Selbstlauter

der Wurzelworte haben ſich immer am längſten unverfälſcht erhalten.

Es entſcheidet in der Hauptſache gar nichts, wenn ſich bei dem oberwähnten Galliſchen Hymnendichter Venantius Fortunatus das Wort Leudus (ſo Lied bedeuten ſoll) befindet: denn das giebt über die erſte Wurzelſilbe Bard weiter keinen Aufſchluß. Wenn man alſo auch gelten laſſen kann, daß Herr D. Anton in dem Bardit des Tacitus die letzte Sylbe it in lied verändert; ſo bleibt doch die darin enthaltene Wurzel Bard noch immer unverwandelt und ächtgermaniſch. Nimmt man nun noch hinzu, daß mehrere Ortſchaften in Teutſchland, z. B. Bardenburg, Bardeleben, Bardegau, Bardewik ꝛc. ihre uralte Benennung von dem Worte Barde herleiten; ſo iſt der aus allem dem reſultirende Schluß wohl unſtreitig richtig, daß der Bardit in Alt-Teutſchland etwas bekanntes war, und daß da, wo ehemals Namen und Sache (das Bardit) exiſtirte, auch ſonder Zweifel die davon unzertrennlichen Perſonen (nehmlich die Barden) zu finden und einheimiſch ſeyn mußten.

Was endlich die den alten Germanen ebenfalls abgeſprochenen Druiden anlangt, ſo wird ſich Gelegenheit finden, hierüber bei Unterſuchung der zweiten und dritten Frage ein mehreres zu antworten: hier, wo nur von der Etymologie die Rede iſt, ſey die Bemerkung

ſüchtig über eine Freyheit, in welcher ſie ſich niemals lange zu erhalten wußten, weil ſie Müſſiggang und Luſtbarkeiten noch mehr liebten, als dieſe Freyheit; und man muß geſtehen, daß ſie ihnen durch den ſchlechten Gebrauch, den ſie von ihr zu machen wußten, mehr Schaden gethan hat, als ihre Tyrannen zuſammengenommen. Die Syracuſaner hatten den Genie der Künſte und der Muſen; ſie waren lebhaft, ſinnreich, und zum ſpottenden Scherze aufgelegt; heftig und ungeſtüm in ihren Bewegungen, aber ſo unbeſtändig, daß ſie in einem Zeitmaaß von wenigen Tagen von dem äuſerſten Grade der Liebe zum äuſerſten Haß, und von dem würkſamſten Enthuſiaſmus zur unthätigſten Gleichgültigkeit übergehen konnten; lauter Züge, durch welche ſich, wie man weiß, die Athenienſer vor allen andern griechiſchen Völkern ausnahmen. Beyde empörten ſich mit eben ſo viel Leichtſinn gegen die gute Regierung eines einzigen Gewalthabers, als ſie fähig waren, mit der niederträchtigſten Feigheit ſich an das Joch des ſchlimmſten Tyrannen gewöhnen zu laſſen. Beyde kannten niemals ihr wahres Intereſſe, und kehrten ihre Stärke immer gegen ſich ſelbſt; muthig und heroiſch in der Widerwärtigkeit, allezeit übermüthig im Glück, und gleich dem äſopiſchen Hund im Nil, immer durch ſchimmernde Entwürfe verhindert, von ihren gegenwärtigen Vortheilen den rechten Gebrauch zu machen; durch ihre Lage, Verfaſſung, und den Geiſt der Handelſchaft, der ſpartaniſchen Gleichheit unfähig, aber eben ſo ungeduldig, an ei-

nem

genug, daß der Name Druide von dem uralten Germanischen Worte Truth, oder Drud, Drude, Druthim, welches einen Geweihten, Priester, etwas Heiliges, ja Gott selbst bedeutet, unverkennbar abstamme. Es würde doch ewig unbegreiflich bleiben, wie diese Benennung unter Thuists Abkömmlinge gekommen sey, wenn ihnen Person und Sache gänzlich fremd gewesen wäre!

Hiermit genug von diesen grammatikalischen Kleinigkeiten, (wie sie mancher, obgleich in unüberlegtem Sinne, nennen möchte) die aber hier, wie der Augenschein ausweist, wichtig genug sind! — Ich wende mich nun zu der

II.

Frage: „Waren die Druiden und Barden blos bei den „Kimbern, und kamen von diesen zu den Gallen?“ — Herr D. Anton bejahet beides: „Die Druiden gehörten „ursprünglich weder zu dem Stamme der Germanen, noch der Gallen, sondern zu den frühern Kimbern; von diesen wären die Druiden zu den Gallen, „nicht aber zu den Germanen übergegangen; auch die „Barden hätte man nach allen alten Nachrichten nur „bei den Gallen angetroffen *).“ — Das, wahrlich!

*) Und doch fanden sie bei den Skoten, Skandinauern, und andern Völkern statt.

wäre nun ganz entscheidend: allein der geschichtliche Beweis fehlt hierbei durchgängig, und es ist weiter nichts als Konjektur; blos ein gebrechlicher Nachen auf der stürmischen unbekannten mit Finsterniß umgebenen Meeresfluth der Völkerwanderungen, auf welchen sich nur wenige erfolgversprechende Entdeckungen wagen lassen. Hr. D. Anton nimmt eine grose *), aus zweien in Sprache, vielleicht auch in Sitten verschiedenen Völkern entstandene Urnazion **) an, von welcher Perser, Armener, Gallen und Griechen, Teutonen und Slawen ausgegangen wären. Den Urstamm der Kelten (von welchem doch Griechen und Römer so lange und so bestimmt sprachen) verwirft Er ***)? Wahrscheinlich leuchtet Ihm die Spur der Thraken ein, als erster Bewohner Europens, und er giebt der Meinung Beifall, als ob die Germanen durch die Thraken an die Perser und Armenier angeknüpft würden. Allein auser einiger höchst schwankenden und entfernten Aehnlichkeit von einem Paar Wörter dieser verschiedenen Völker, fehlt auch dieser Meinung aller Beweis: es scheint also der seit so langer Zeit angenommene Satz, daß die Kelten der Urstamm wären, aus

*) S. seinen Tacitus, Seite 73.

**) So verschieden im Wesentlichen, und doch eins! Wie verträgt sich das, und wie erklärt sichs?

***) S. seinen Tacitus. S. 70 u. 71.

welchem die mannigfaltigen Zweige der Germanen und Gallen, wahrſcheinlich auch der Skandinauer und Skoten ꝛc. abſproßten, noch immer unwiderlegt zu beſtehen. Wer kann auch in Abrede ſeyn, daß dieſer Satz von der ähnlichen Bildung und Sitte aller dieſer Völker ſehr kräftig unterſtützt wird? Sie verrathen in dieſen Stücken gleichſam unverkennbare Familienzüge. Nun finden wir aber bei den Gallen, Skandinauern und Skoten ſowohl Druiden (oder Prieſter) als Barden, oder auch Skalden, welches letztere mit jenem völlig gleichbedeutend iſt: es wäre doch alſo wirklich der Unwahrſcheinlichkeiten unglaublichſte, wenn den mitverwandten alten Germanen dieſe ſowohl als jene gänzlich fremd geweſen ſeyn ſollten. Von den Kimbern giebt Hr. D. Anton ſelbſt zu, daß ſie Druiden gehabt hätten, und dieſe von ihnen zu den Gallen übergegangen wären, (wiewohl ich die Quelle, woraus Er dieſen Uebergang ſchöpfte, nicht errathen kann:) allein Er macht auch aus dieſen Kimbern (worunter Er die viel ſpätern Erſen, Pikten und Aquitanier rechnet) einen abſonderlichen Hauptſtamm. Dieſes nun kann mit Grunde der Wahrheit geläugnet werden. Die Kimber (Cimbri) rechnet Tacitus ausdrücklich unter die Teutſchen *), mit dem Beifügen, daß ſie zu ſeiner Zeit zwar ein kleiner, ſonſt aber ein an Ruhme groſſer Staat geweſen wären. Sie (ſagt Tacitus) machen

*) Herrn D. Antons Ueberſetzung. S. 46.

den Römen zuerſt die teutſchen Waffen bekannt; der Krieg mit den Teutſchen währte, bis zum zweiten Konſulate Trajans, zweihundert und zwanzig Jahr; „ſo „lange (ſchließt er endlich höchſt merkwürdig) ſiegen „wir an Teutſchland!“

Alles dieſes zuſammen genommen, giebt endlich den unwiderleglichen Schluß, daß die Kimber kein abſonderlicher für ſich beſtehender Urſtamm, ſondern ein Zweig der Germaniſchen Nazion waren. Da nun Herr D. Anton dieſen Kimbern die Druiden ausdrücklich zueignet; ſo iſt nicht abzuſehen, warum er den übrigen mitverwandten teutſchen Volkszweigen dieſe Prieſter-Kaſte abſpricht? Solch ein wichtiger Umſtand beſtimmt immer die nähere Völkerverwandtſchaft, und iſt nicht, wie etwa der Eiſenring der Katten, der Haarbuſch der Schweiſen, oder der ſchwarze Schild der Arier, blos zufällige Landes-Mode. — — Ganz natürlich führt uns nun die Folge zu der

III.

Frage: „ob ſich nehmlich nirgends eine alte Schriftſtel„le noch eine ſichere Spur ergäbe, daß die Germanen „ſowohl Barden als Druiden gehabt hätten?“ —— Aus dem Umſtande, daß dieſe oder jene Sache von den alten Schriftſtellern nicht namentlich erwähnt wird, läßt ſich noch immer kein Beweis vollführen, daß eben

dieſe Sache gar nicht exiſtirt habe. Ich gebe zu, daß, auſſer obangezogener Stelle des Tacitus vom Barbit, und einer Stelle des Lukans, (von welcher ich bald umſtändlicher ſprechen werde) — mir ſelbſt keine alte Schriftſtelle bekannt iſt, die bei Erwähnung der alten Germanen der Barden und Druiden namentlich gedächte: aber eine Menge ſolcher Stellen, die von unſern Urahnen ſprechen, verſichern ausdrücklich, daß ſie Volkslieder und Sänger, gottesdienſtliche Handlungen und Prieſter hatten. Alle dieſe Perſonen und ihre Verrichtungen waren den anderwärts genannten Barden und Druiden ſo ähnlich wie ein Ei dem andern. Will man ſich nun hierbei nicht ſelbſt in leeres Wortſpiel verflechten; ſo muß man vor allen Dingen genauer beſtimmen, was eigentlich und überhaupt Barden und Druiden waren, und worin ihre karakteriſtiſche Beſchäftigung beſtand? Die Barden alſo waren Dichter der Volkslieder, denen aus Pflicht oder Talent oblag, ihre Volksgeſchichte, ihre Kriege, ſammt den Groſſthaten ihrer Helden, in Ermangelung anderer Denkmalsarten, in Geſänge zu verfaſſen *). Ob ſie deswegen Beſtellung hatten, oder ob hiezu bloſſes Talent und freier Wille für Beruf galt, wiſſen wir nicht. — Die Druiden hingegen, wozu auch die Eubagen zu rechnen ſind, waren Prieſter und Diener der Volksreligion; dieſe erforſchten und beſangen das höch-

*) Ammian Marzellin. XV. B. 9 Kap.

ſte und erhabenſte der Natur; jene beſchäftigten ſich bloß mit Unterſuchung tieferer Geheimniſſe, verachteten alles Irdiſche, und behaupteten die Unſterblichkeit der Seele *). Der ehrwürdige Kaledonier Oſſian, der in ſeinen Geſängen alles, was eigentliche Natur- oder Religions-Geheimniſſe betrift, vermeidet, war folglich kein Eubag noch Druide, ſondern ein Barde, aus deſſen Liedern wir den reinen Karakter des Bardits ſehr ſicher entnehmen können.

Hält man nun dieſe aus den Schriften des Alterthums gezogenen Begriffe mit den Nachrichten zuſammen, die uns von eben daher in Betreff unſrer Urahnen überliefert worden ſind; ſo wird jeder Unpartheiiſche finden, daß die alten Germanen beides, ſowohl Barden als Druiden beſaßen, ohngeachtet die Verfaſſer jener Stellen dieſe Namen zu gebrauchen entweder nicht wußten, oder vergaßen, oder nicht wollten. Cäſar und Ammian Marzellin ſagen von den Galliſchen Barden, daß ſie die Thaten ihrer großen Helden beſangen. Tacitus verſichert, daß die Teutſchen Volkslieder, Schlachtlieder und Bardite hatten, daß ſie ſogar noch zu ſeiner Zeit ihren verehrten Helden Herman in Geſängen prieſen **). Warum ſollten

*) Ebenderſelbe in angezogener Stelle.

**) Tacitus Jahrbücher. II. Buch, am Schluſſe.

ſie denn nicht auch Barden beſeſſen haben, von welchen dieſe Bardite gedichtet wurden? Weil Tacitus jenen Namen nicht buchſtäblich genannt hat? Leidige Ausflucht, da er doch die Sache ſo deutlich bezeichnet! — Ferner ſagen Cäſar und Ammian Marzellin von den Galliſchen Druiden, daß ſie, als Prieſter, ſich mit überirdiſchen Geheimniſſen beſchäftigten: Tacitus, ohne des Namens Druide zu erwähnen, verſichert dennoch, daß die alten Teutſchen Prieſter hatten, die dem Volke Gottesdienſte vorſtanden, ſich mit dem Wahrſagen, dem Looſen, den Opfern abgaben. Warum will man denn noch zweifeln, daß auch unſre Urahnen Druiden beſaßen? Weil Tacitus dieſe Benennung nicht namentlich gebraucht? Er ſagt doch im Grunde wirklich ſo viel: „Die Prieſter der Germanen ſind nichts „anders, und verrichten eben das, als was anderwärts „die Druiden.“ Alſo: in verbis ſimus facilis, modo conveniamus in re.

Für dieſe Meinung iſt es auch, wenn gleich eben kein Hauptgrund, doch wenigſtens kein verächtlicher Hülfsbeweis, daß bei uns Teutſchen das Sänger-Weſen, oder (wenn ich ſo ſagen darf) die Sänger-Kaſte, ſo feſt mit urſprünglicher Nazionalſitte verwebt war, daß es ſogar durch lange Jahrhunderte in den Minneſingern und Meiſterſängern fortdauerte, und mit vollem Fug auf einen weit ältern Urquell zurückſchließen läßt, wo wir endlich — auf die Barden treffen.

Auſſer allen dieſen Gründen und Folgerungen, die ſo laut für die Exiſtenz der Druiden und Barden bei den alten Germanen ſprechen, finden wir auch beim Lukan *) eine höchſt wichtige Stelle, worin er den alten teutſchen Völkern beides ausdrücklich und namentlich zutheilt. Als nehmlich Julius Cäſar ſeinen Rückzug aus Gallien angetreten hatte, und über den Rubikon, die Grenzmark des unvermeidlichen Bürgerkrieges, gegangen war; ſo zog er alle in Gallien und am Rheine lagernden römiſchen Truppen an ſich, und der Dichter macht in einem vielleicht allzupoetiſchen Verzeichniſſe alle Völkerſchaften namhaft, die nach dem Abmarſche dieſer beſchwerlichen Einquartirung wieder wie vom neuen zu athmen begannen. Er zählt alle kleinern und gröſſern Provinzen Galliens her, benennt alle darin wohnenden Stämme, die

Den ungütigen Teut mit gräßlichem Blute verſöhnen:
Auch den ſchrecklichen Heſus an ſeinen wilden Altären;
Und den Opferheerd Tarans, nicht milder als Scythiens Göttin **);

nennt aber auch diejenigen Teutſchen, mit denen Cäſar erſt einen kleinen Kriegsverſuch gemacht

*) Farſalia. I. Buch. 392 bis 465 Vers.

**) Die Scythiſche Diane.

hatte, Nervier, Vangionen, Batavier, Trevirer und Kayken oder Kanzen, die wir alleſamt aus Tacitus Germaniſchem Buche als unbezweifelt ächte teutſche Abſtämme kennen. Gegen das Ende dieſer weitläuftigen Tirade ſchiebt Lukan folgende in mehrern Rückſichten höchſt merkwürdige Stelle ein.

Du auch freuteſt dich, Trevir, der rückwärts kehrenden Schlachten ꝛc.
Ihr auch, die ihr des Krieges Opfer, die Seelen der Helden,
Durch lobpreiſenden Sang zur fernen Nachwelt verſendet,
Sichere Barden, ihr durftet nun Lieder in Menge verſtrömen:
Und, Druiden, auch ihr nahmt von der Waffenruh wieder
Eurer Religion barbariſche Sitten und Bräuche.
Euch allein ward Kenntniß der Götter und Mächte des Himmels
Zugetheilt, oder allein nur verſagt. Auf waldigten Höhen
Hauſet ihr fern im einſamen Forſt; ihr lehrt, daß die Schatten
Nicht zu Erebus ſchweigendem Sitz, noch zu Pluto's, des Tiefen,
Blaſſem Reiche hinunter wandern; es reget die Glieder

Noch der nehmliche Geiſt in andrer Welt; und der Tod iſt,
(Wenn ihr anders Geſang mit erkannter Wahrheit verbindet)
Nur die Mitte verlängerten Lebens. O wahrlich, die Völker,
Die der Arktos beſcheint, beglückt ihr Irrthum! Sie peinigt
Nicht der Schreckniſſe gröſtes, — Sterben. Drum ſtürzet der Männer
Muth ſich willig ins Schwert; den Tod erträgt ihre Seele;
Schimpflich wäre die Schonung des wiederkehrenden Lebens.

Ihr auch eiltet nach Rom, entgegengeſtellte Bezähmer
Lockigter Kanzen durch Krieg; ihr verließt die Ufer des wilden
Rheines, und den für die Völker nun offenſtehenden Erdkreis.

Aus dem vollen Zuſammenhange dieſer Stelle mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden ergiebt ſich, nicht etwa bloße Konjektur, ſondern mehr als Wahrſcheinlichkeit, daß Lukan unter diejenigen Völker, welche Barden und Druiden beſaßen, auch ausdrücklich die Teutſchen rechnet. Hätte er dieſes blos von den Gal-

nem Mitbürger groſſe Vorzüge an Verdienſten, Anſehen oder Reichtum zu ertragen; daher immer mit ſich ſelbſt im Streit, immer von Parteyen und Factionen zerriſſen; bis, nach einem langwierigen umwechſelnden Uebergang von Freyheit zu Sclaverey und von Sclaverey zu Freyheit, beyde zuletzt die Feſſeln der Römer geduldig tragen lernten; und ſich weislich mit der Ehre begnügten, Athen die Schule, und Syracus die Korn-Kammer dieſer majeſtätiſchen Gebieterin des Erdbodens zu ſeyn.

Nach einer Reihe von ſo genannten Tyrannen, das iſt, von Beherrſchern, welche ſich der einzelnen und willkührlichen Gewalt über den Staat bemächtigt hatten, ohne auf einen Beruf von den Bürgern zu warten, war Syracus, und ein groſſer Theil Siciliens mit ihr, endlich in die Hände des Dionyſius gefallen; und von dieſem, nach einer langwierigen Regierung, unter welcher die Syracuſaner gewieſen hatten, was ſie zu leiden fähig ſeyen, ſeinem Sohne, dem jüngern Dionyſius erblich angefallen. Das Recht dieſes jungen Menſchen an die königliche Gewalt, deren er ſich nach ſeines Vaters Tod (den er ſelbſt durch einen Schlaftrunk beſchleuniget hatte) anmaßte, war noch weniger als zweydeutig; denn ſein Vater konnte ihm kein Recht hinterlaſſen, das er ſelbſt nicht hatte. Aber eine ſtarke Leibwache, eine wol befeſtigte Citadelle, und eine durch die Beraubung der reichſten Sicilianer angefüllte Schatz-Kammer erſetzte den Abgang eines

liern verſtanden wiſſen wollen, ſo würde der Ort, wo er dieſe Tirade hinpflanzte, der unſchicklichſte von der Welt ſeyn, und eine dieſem Dichter gar nicht gewöhnliche Verwirrung veranlaſſen. Allein ſein Genius bleibt auch hier der natürlichen Ordnung getreu; er nennt erſt die Gallen, dann die Teutſchen; er unterſcheidet ihren Religionsdienſt des Teut, Heſus und Taran ſehr genau von den Barden und Druiden, braucht obige Verſe als den ſchicklichſten Uebergang von jenen zu dieſen, und es läßt ſich kein dichteriſcher, geſchweige vernünftiger Bewegungsgrund denken, warum Lukan vor und nach dieſer Stelle teutſche Völkerſchaften namhaft gemacht habe, wenn er nicht dadurch anzeigen wollen, daß ſich auch bei dieſen Germanen Druiden und Barden befanden. Der Ausdruck populi quos deſpicit Arctos entſcheidet vollends für meine Behauptung. Wer ſollten denn dieſe Völker, die der Arktos beſcheinet, ſeyn? Ganz unmöglich konnte Lukan hierunter blos Gallen verſtehen, ſondern die weit nördlicher gelegenen Teutſchen, und, wie er ſagt, die Bewohner der wilden Rheinufer, nehmlich wirkliche Germanen, die ſich daſelbſt angeſiedelt hatten. — Es bleibt mir nun noch übrig, auf die

IV.

Frage: „waren die von Karl dem Großen geſammelten „uralten Geſänge wirklich germaniſche Barditе, oder

„nur, zwar auch alte aber doch spätere Fränkische, Al„lemannische und Saſſiſche Volkslieder!“ das benöthigte zu antworten. Eginhard, der Biograf Karls des Großen, ſagt *): „dieſer Monarch habe barbariſche „uralte Gedichte, worin der alten Herrſcher Thaten „und Kriege beſungen worden, aufſchreiben laſſen und „der Vergeſſenheit entriſſen“ (nicht, wie Hr. D. Anton überſetzt, auswendig gelernt). — Eine kleine Stelle, aber faſt jedes Wort derſelben iſt merkwürdig **)! Wem fällt bei ihr nicht ganz ungezwungen der altteutſche Barditꝛ ein? Und in der That nahm man ſie von jeher in dieſem Sinne. Herr D. Anton hinzugeſetzt meint, es ſey noch ſehr zweifelhaft, ob dieſe Geſänge aus der uralten Germaniſchen Periode geweſen wären; vielmehr hält er ſie blos für Lieder der Allemannen, Franken und Saſſen: allein, das dürfte

*) Barbara et antiquiſſima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, ſcripſit, memoriaeque mandavit. Eginhard. vita Caroli M. cap. 29.

**) Doch irre man ſich nur nicht darin, als ob Eginhard, weil er den Ausdruck Herrſcher (reges) gebraucht, die Franken, Allemannen und Saſſen gemeint habe. Eginhard war Literat genug, um zu wiſſen, daß die Arier, Yugier, Gothen, Rugen, Lemauer, Aeſtyen, Sitbonen, kurz alle teutſche Völkerſchaften des weitläuftigen Schweizen-Landes bis an das nördlichſte Ende deſſelben unter dergleichen Herrſchern ſtanden. Tacitus, im 43. 44. 45. Kap.

den wohl ohne Beweis, ja sogar ohne alle Wahrscheinlichkeit seyn. Eginhard nennt diese ehrwürdigen (leider für uns ganz verlohrnen) Liederreste barbara et antiquissima carmina: das erstere Wort zeigt deutlich, daß diese Lieder nicht nur in einer veralteten und damals schon unbekannt gewordenen Sprache, sondern auch von den ältesten Bewohnern dieser Lande, die der latinisirende Eginhard von den Römern Barbaren zu schelten gelernt hatte, verabfaßt waren; das zweite Wort deutet auf einen sehr entfernten Zeitpunkt, und unmöglich würde Eginhard die Lieder der Alemannen, Franken und Sassen, die damals ja nichts weniger als eine Rarität seyn konnten, antiquissima carmina genannt, noch weniger aber Karl sie gesammelt haben. Es bleibt also kein Zweifel übrig, daß diese Gesänge, die der edle Karl der Vergessenheit zu entreißen suchte, wirklich altgermanische Barditе waren. Inzwischen sagt selbst Herr D. Anton (wie ich oben gleich Anfangs anführte), „es sey möglich, „daß ältere Lieder darunter gewesen wären, als er sich „einbilde." — Und so habe ich denn weiter auch nichts dawider, es wäre denn dieß, daß er von einer Sache, die das ganze literarische und patriotische Teutschland so sehr interessirt, doch wohl ein wenig allzu kalt spricht.

Diese vaterländische Gesinnung nun ist es allein, die mich zu Niederschreibung vorstehender kritischen

Diatribe bewegen konnte. Beides besteht sehr gut mit der Achtung, die ich den literarischen Verdiensten des Herrn D. widme, und mit der Freundschaft, die ich ihm stets von Herzen zu erwidern erböthig bin. Daß ich hierbei zugleich für einen Theil meiner eignen kleinen dichterischen Existenz gefochten hätte, wäre ein Einfall, und darf hier schlechterdings in keinen Betracht kommen. Genug, Hr. D. Anton hat das Daseyn der teutschen Barden und Druiden geradezu geleugnet; ich hingegen habe das Gegentheil nicht nur wahrscheinlich zu machen, sondern sogar zu beweisen gesucht. Entscheide nun das Publikum! Ich trete mit dem Geständnisse ab, daß bei dem Schweigen griechischer und römischer Schriftsteller freilich in dieser ganzen Sache noch manche Dunkelheit übrig bleibt: aber (sagt ein Sprichwort) auch im Dunkel läßt sich noch der Weg finden, wenn's nur nicht stockfinster ist. Wir können nun schon im Mangel bestimmter Nachrichten nicht weiter kommen. In diesem Falle muß man sich mit der größern Wahrscheinlichkeit, der zur wirklichen Wahrheit nichts als das Diplom geschichtlicher Urkunde fehlt, behelfen. Den alten Germanen geradezu alle Druiden und Barden abzusprechen, möchte ich doch nicht wagen; man könnte mir denn dieserhalb irgend eines alten Schriftstellers positiven geschichtlichen Gegenbeweis aufstellen: woran ich aber zweifle!

K. F. Kretschmann.

III.

Kritiſche Briefe *).

1.

Sie fordern mich auf über die in den letzten Stücken des Merkurs mitgetheilten Ueberſetzungen etwas zu ſagen, und glauben, daß ich, als ein Theil des Publikums, nicht nur ein Recht, ſondern noch gewiſſermaßen einen Beruf dazu hätte. Herzlich gern will ich Ihnen meine Bemerkungen und Erfahrungen anvertrauen, ob ich gleich nicht einſehe, wozu es eigentlich nützen ſoll? Bei dem jetzigen Zuſtande unſrer Literatur iſt es mehr um Hervorbringung zu thun, als

*) Es ſind von Zeit zu Zeit Ueberſetzungen aus alten Dichtern als Proben in dieſer Zeitſchrift aufgeſtellt worden. Sollte es nun nicht den Leſern ſowohl als den Künſtlern, die jene Verſuche doch wohl nur in der Abſicht aufſtellten, um die Stimme der gerechten Kritik darüber zu vernehmen, ſehr erwünſcht ſeyn, daß hier ein Kunſtrichter auftritt, der keiner Schule zugethan, die heilige Muſenkunſt blos um ihrer ſelbſt willen ehrt, und ſchon durch das treffende Urtheil, das er über den Tibull fällt, ſeinen Beruf hinlänglich legitimirt?

um Geſchmack, Urtheil und Kritik. Die Menge macht es aus, und wer viel geliefert hat, kann ſich des allgemeinen Beifalls ſo ziemlich verſichert halten. Die Zeiten ſind vorbei, wo ein armer Autor Jahres lang an einem Werkchen nüſſelte, um es mit Furcht dem Publikum zu übergeben. Der teutſche Genius hat endlich Kühnheit gewonnen; er gießt ſich aus wie ein Ozean, und bei jeder neuen Wendung des Sonnenwagens ſieht man auch neue Früchte im reichſten Uebermaaße hervorblühen. Die Nachwelt wird einzelne Schriftſteller von uns nicht mehr als Sterne, ſondern als Sternenbilder benennen, wovon einige ganze Milchſtraßen nach ſich zu ziehen vermögen.

So verſchieden nun in dieſen hohen Regionen die Geſtalten an ſich ſind, ſo verſchieden iſt auch dort Urtheil und Geſchmack. Wir haben kaum zwei Schriftſteller, die ſich derſelben Rechtſchreibung bedienen. Ueberall ſtrebt teutſche Originalität, und gehoben von den froſtigen Einflüſſen des Nords, verachtet ſie am beſtimmten Flecke zu leuchten, ſondern verbreitet ſich, gleich dem Nordlichte, über den ganzen Horizont.

Bei ſolchem Zuſtande der Dinge ſcheint es Verwegenheit die Hand der Kritik irgendwo anzulegen, und nicht vielmehr mit Bewunderung anſchauen zu wollen. Wie ſpärlich rühmen ſich z. B. unſre Nachbarn einiger wohlgerathnen Ueberſetzungen der Alten

in ihrer Sprache, da uns die originalen Meisterstücke auch dieser Art von Messe zu Messe zuströmen. Wie oft hat z. B. der gute Horaz nicht schon teutsch lernen müssen, und immer, wie es scheint, mit noch peinlicherer Mühe! indeß die Ausländer kaum einzelne Stücke desselben in ihre Versarten überzutragen gewagt haben.

Was ist zu machen? Die Großen schweigen, sehen mit Herablassung, oder mit Gleichgültigkeit und Verachtung auf diesen Zustand literarischer Anarchie hernieder; und die andern schreiben und schreiben, fahren fort die herrlichsten Blüten des menschlichen Geistes zu teutschem Fabrikwesen zu verarbeiten, verdrängen das wenige Gute, und sammeln, wo nicht immer Lorbern, doch zuweilen etwas zum Behuf ihrer schmalen Einkünfte.

Doch lassen Sie uns nun zu etwas anderm, und zwar fürs erste zu der Elegie aus dem Tibull kommen, welche uns das achte Stück des Merkurs geliefert hat.

Sie erlauben mir, daß ich einige Anmerkungen über die Uebersetzung dieses Dichters überhaupt, vorausschicke.

Tibull scheint mir nemlich schwer zu übersetzen, weil sein sanfter und weicher Ausdruck, bei innerer Fülle und römischer Sparsamkeit, schwer in unsre

Sprache überzutragen iſt. Das nachahmende Sylbenmaaß im Teutſchen macht die Sache noch beſchwerlicher. Wann dieſes nicht Leichtigkeit beſitzt, und gleichſam von ſelbſt ſcheint zuſammengerinnen zu wollen, ſo iſt es um alle Süßigkeit und ſchwärmeriſche Fantaſie des Dichters gethan. Rauhe, zuſammengedrängte Worte, erzwungene Verbindungen, oder verdrehte auseinandergeriſſene Redensarten und Stellungen, thun zwar bei keinem Dichter gut und tödten jede Poeſie, aber am meiſten den Tibulliſchen Hauch und ſeine Anmuth. Wie ſchwer es ſey, einige Diſtichen der Alten ohne harte Verbindungen und Worte in unſre Sprache überzutragen, wird jeder wiſſen, der es verſucht hat, und der Sinn dafür hat: aber zuweilen mag bei einem andern Dichter die Stärke des Bildes oder des Ausdrucks die Härte noch begünſtigen, beym Tibull dürfte das ſelten der Fall ſeyn; er ſucht alles in ſeine ſüße Farbengebung zu verſchmelzen. Kurz, Geſchmack iſt ein unumgängliches Bedingniß bei Ueberſetzung dieſes Dichters, und da dieſe Kleinigkeit bei uns eben nicht ſonderlich im Werthe ſteht, ſo, daß die Ausländer glauben, wir hätten gar nicht den Sinn dafür *), ſo iſt an einer guten Ueberſetzung des Tibull noch immer etwas zu zweifeln.

*) Les Allemands manquent de gout naturellement; ils en manquent auſſi par imitation. De la Litterature etc. par Mde de Staël.

Ehe wir nun zur Unterſuchung der von Hn. M. eingeſandten Elegie ſchreiten, möchte ich über den Karakter des Tibull ſelbſt noch etwas ſagen; denn auch dies ſcheint für einen Ueberſetzer nothwendig, daß er nicht nur die Schrift, ſondern den Hauptkarakter ſeines Autors ſelbſt zu erkennen ſuche.

Horaz ſchildert uns den Tibull als einen der liebenswürdigſten Menſchen, und obgleich Wieland, ſein trefflicher Kommentator, manches von dem Verdienſte das er ihm beilegt, auf die eigne Horaziſche Urbanität und Liberalität übergetragen wiſſen will, ſo ſcheint es doch nicht minder, daß Horaz ſeinen Freund auch filoſofiſch richtig habe bezeichnen wollen. Tibull war jung und iſt auch, ſo viel ich weiß, jung geſtorben. Sinnlichkeit kann ihm alſo nicht zur Schuld angerechnet werden, zumal da er reich, ſchön und in einem großen Wohlſtande erzogen worden zu ſeyn ſcheint. Daß ihm die Götter bei einer weichern Gemüthsart und ſchönen Talenten artem fruendi gegeben haben, ſcheint ihn von dem Gemeinen ganz auszuzeichnen, und hat ihm ohne Zweifel die Freundſchaft und den filoſofiſchen Beifall des Horaz zugezogen. Horaz konnte ihn ja blos von Seiten ſeines Talentes und ſeiner Gedichte loben, wenn er ihm was ſchönes ſagen wollte, und für einen jungen Dichter wäre dies ſchmeichelhaft genug geweſen. Seine Verſemacherei berührt er aber nur mit einer Zeile, und legt ein weit größeres

Uebergewicht auf seine übrigen Eigenschaften und Talente. So sehr dies den Karakter des Horaz selbst in ein treffliches Licht setzt, der nicht nur ein gerechter Beurtheiler der Talente, sondern vorzüglich der Herzenseigenschaften und des moralischen Gehalts seiner Freunde war, so läßt es auch auf seinen Freund kein zweideutiges Licht fallen, und zeigt, daß er, ausser seinen poetischen Eigenschaften, auch noch andre müsse kultivirt haben. Auch Ovid nennt ihn cultus Tibullus, und obgleich seine Gedichte nur jugendliche Liebe und Wollust athmen, so sind sie doch von der Art, daß sie einen hohen Grad innerer Kultur voraussetzen. Was setzt weiser Lebensgenuß bei Schönheit, Reichthum, Geburt und mannichfaltigen Talenten, nicht voraus? Auch dürfen wir ihm den Ruf der allgemeinen Liebenswürdigkeit und Wohlgefälligkeit nicht für etwas Kleines anrechnen. Bei so vielen Glücks- und Geistesgaben, weder jugendlicher Stolz noch beleidigende Eitelkeit. Kurz, wenn wir auch unsern Tibull nicht unter die Zahl der eigentlichen Filosofen setzen wollen, so können wir ihm doch wahrhaftig die Filosofie der Grazien nicht absprechen.

Doch es ist Zeit, daß wir auf die übersetzte Elegie selbst kommen. Sie ist unstreitig in dem feinsten Geiste des Dichters komponirt. Aufgebracht über die Untreue seiner Neära, will er der Liebe den Abschied geben, und flüchtet, seinen Kummer zu heilen, den Hei-

Rechts, welches ohnehin alle ſeine Stärke von der Macht zieht, die es gelten machen muß, und aus eben dieſem Grunde deſſen leicht entbehren kann. Hiezu kam noch, daß in einem Staat, worinn der Geiſt der politiſchen Tugend ſchon erloſchen iſt, und grenzenloſe Begierden nach Reichthümern, und der ſchmeichelhaften Freyheit alles zu thun, was die Sinne gelüſten (der einzigen Art von Freyheit, welche von der Tyrannie eben ſo ſehr begünſtiget, als ſie von der ächten bürgerlichen Freyheit ausgeſchloſſen wird,) die Oberhand gewonnen haben; daß, ſage ich, in einem ſolchen Staat eine ausgelaſſene und allein auf Befriedigung ihrer Leidenſchaften erpichte Jugend ſich mit gutem Grunde von der unumſchränkten Regierung eines Einzigen ihrer Art unendlich mehr Vortheile verſprach als von der Ariſtocratie, deren ſich die älteſten und verdienſtvolleſten bemächtigen; oder von der Democratie, worinn man ein abhängiges und ungewiſſes Anſehen mit ſo viel Beſchwerlichkeiten, Cabalen, Unruh und Gefahr, oft auch mit Aufopferung ſeines Vermögens theurer erkaufen muß, als es ſich der Mühe zu verlohnen ſcheint.

Der junge Dionyſius ſetzte ſich alſo durch einen Zuſammenfluß günſtiger Umſtände in den ruhigen Beſitz der höchſten Gewalt zu Syracus; und es iſt leicht zu erachten, wie ein übel gezogner und vom Feuer ſeines Temperaments zu allen Ausſchweifungen der Jugend hingeriſſener Prinz, unter einem Schwarme von Pa-

raſiten,

Ligthümern, und den Geſchenken des Bacchus zu. Er ermuntert die Freunde gleiches zu thun, und droht ihnen, im Falle des Widerſetzens, mit der Untreue ihres Mädchens. Aber ille Deus hat groſſe Gewalt. Nicht umſonſt läßt ſich der Dichter enthuſiaſtiſch darüber aus — er fühlt ſelbſt noch davon. Jedoch ſein Vorſatz bleibt: Poscite Bacchi munera. Eine Geſchichte der Kadmeiſchen Mutter bringt ihn zu einem heftigen Ausſpruch — den er bald wieder zurück nimmt, und nun ſchon in weicher Liebe und Sorgfalt für ſeine Neära wieder zerfließt. Er will ſeine ſorgloſen Freuden zurück nehmen; es wird ihm ſchwer; er kann nicht lügen. Doch erholt er ſich wieder. Nun führt er ein anderes Exempel der ſchändlichen Untreue an, und ſagt, daß ein Dichter ſolches beſtraft hätte. Er ermuntert die Freunde, durch Andrer Beiſpiel klug zu werden, und ſich durch keine Schmeicheleien noch Betheurungen verführen zu laſſen. Nulla fides inest. Jupiter ſelbſt ſcherzet nur über die falſchen Eidſchwüre der Verliebten. Sein Eifer wächſt. Nun kehrt er wieder zurück. Er wünſcht lange Nächte mit ihr zu ruhen, lange Tage mit ihr durchzubringen. Seine Feindin, ohne es verdient zu haben, eine Treuloſe — und doch Theure! Aber Bacchus liebt nur die Nais. Schenke ein, Diener! Mildre aber den Wein. Ich will mir nicht ewige Schmach anthun laſſen. — Schon braucht er wieder ſtärkern Wein. Fortius adde merum. Er ſchließt, indem er uns noch im

Zweifel läßt, und sagt nur, daß er schon längst hätte fröhlicher seyn, seine Schläfe salben, und sein Haar mit Kränzen umwinden sollen.

Dies ist der Geist des Gedichtes. Je mehr der Uebersetzer hievon, in der Art und Weise des Originals und mit seinen feinen Nüancen hervorbringen und dem Gefühle darstellen kann, desto besser ist unstreitig die Uebersetzung; je weniger wir davon gewahr werden, desto schlechter ist sie ohne allen Zweifel, aller überschwenglichen Worttreue ungeachtet.

Wir wollen nun noch einige Details der gedachten Uebersetzung durchgehen. Distichon I. „So müsse die mystische Rebe heilig dir seyn.“ — Scheint mir nicht ganz klar. Ich würde vielleicht lieber gesagt haben: „dein sey die mystische Rebe, und der Efeu.“ — Denn beides bezieht sich wohl blos auf den Schmuck. II. Der erste Vers hat den rechten Sinn nicht. Es heißt: „Du selber der Hülfe bedürftig (medicande) entreiße auch mich den Schmerzen *).“ IV. „Fern du hartes Geschlecht der Sorgen mir.“ — So spricht man nicht. „Hartes Geschlecht der Sorgen“ ist auch ganz ungewöhnlich. Besser würde der Vers seyn:

*) Ich sehe, daß Heyne diesen Vers verändert haben will, welchem der Uebersetzer gefolgt ist. Ich kann mich aber noch nicht zu der Veränderung entschließen.

„Rauhe Sorgen entweicht, und du beſchwerlicher Kummer!“ Der folgende Pentameter giebt das Bild nicht wieder. V. Das ganze Diſtichon iſt etwas matt, aber das Ende lahmt zu ſehr. VI. Warum: „ſo ſüßem Kampf!“ Warum nicht lieber:

„Oder entziehet ſich einer dem ſüßen Kampfe des Weines,
„Werd' er ——

Die Ueberſetzung im letzten Verſe ſchwächt ſogar. VII. „Jener Gott macht milde den Geiſt.“ — Bei mir ſteht dites, Mild iſt auf jeden Fall ein zu geſchwächter Ausdruck. Man ſieht, daß der Dichter im Schmerz und Eifer ſpricht. Schon das illa zeigt die Bewegung an. Lieber würd ich ſagen:

„Jener Gott, er bändigt den Geiſt, er beuget die Stolzen.“

Auch das Perfektum im Original erhöht den Ausdruck. „daß er ſich unter das Joch u. ſ. w. iſt zu matt und ſchleppend. VIII. „Tyger Armeniens hat er bezähmt“ — IX. Sed macht hier eine Art von Gegenſatz, kann alſo nicht durch doch gegeben werden. X. Iſt leicht und wohl gegeben. XI. Der Pentameter gehört nicht unter die glücklichen. Vielleicht hieße es beſſer: „Wer den erzürneten Gott fürchtet, der ſchenke ſich ein.“ XII. „Wie hoch an Gewalt er ſie dre-

he“ ist nicht wohl zu verstehen. „Kadmus Sprossen“ diese Vorschlagsylben liebe ich nur selten, und dann: praeda cruenta? XIII. Si qua est, möchte ich auf praeda cruenta ziehen. „Wann etwa Nedra schon eine blutige Beute des Gottes geworden ist!“ — Der Gedanke schreckt den Dichter zurück: quid precor, ah demens! — XIV. Das Pathos ist in diesen beiden Distichen etwas verfehlt. Sed, macht hier einen starken Gegensatz. „Hin, wo Vernichtung sie trift“ — ist matt. XV. Sorge ist zarter als Liebe. XVI. Securae mensae, „den sorglosen Mahle“ — ist richtiger und besser. Der Pentameter ist natürlich, daher gut. XVII. XVIII. In diesen beiden Distichen ist der Geist des Tibull nicht, „schlecht nur der Zechergesang.“ Ist nach der Mode, derb und gemein. XXIII. Die vier vordersten Distichen sind wohl gegeben, aber das gegenwärtige ist hart und verrenkt. XXIV. Hier mangelts an Pathos. „Kundig des Trugs“ ist matt.

„Wann die Betrügerin euch bei ihren eigenen Augen —

XXV. „Kennet sie Treue doch nicht“ — wieder matt. „Keine Treu' ist in ihr“ — XXVII. „Wann er sich dehnet“ — lang, muß durchaus wiederhohlt werden. XXVIII. Der erste Vers ist unverständlich und hart. XXIX. Ist gut. XXX. Der Hexameter ist

verdreht und matt, und dem Pentameter fehlt die Reinheit des Ausdrucks im Originale. XXXII. Im letzten Verse hieße es vielleicht besser:

„Sollen ins wallende Haar flechten den duftenden Kranz."

Erlauben Sie, daß ich zum Schlusse des Briefes noch eine Stelle aus der oben angeführten Schrift der Frau von Stael abschreiben darf. Es ist zuweilen sehr gut zu wissen, was unsre Nachbarn von uns denken; so wie auch die Franzosen selbst immer sehr begierig sind auf das was wir über sie urtheilen.

La langue des Allemands n'eſt pas fixée; chaque écrivain a ſon ſtyle, et des milliers d'hommes ſe croient écrivains. Comment la littérature peut-elle ſe former dans un pays où l'on publie près de trois mille volumes par an! Il eſt trop aiſé d'écrire l'allemand aſſez bien pour être imprimé, trop d'obſcurités ſont permiſes, trop de licences tolérées, trop d'idées communes accueillies, trop de mots réunis enſemble ou nouvellement créés; il faut que la difficulté du ſtyle ſoit de nature à décourager au moins les eſprits tout-à-fait médiocres. Le vrai talent a peine à ſe reconnoitre au milieu de

cette foule innombrable de livres: il parvient à la fin, sans doute, à se distinguer; mais le goût général se gâte de plus en plus par tant de lectures insipides, et les occupations littéraires elles-mêmes doivent finir par perdre de leur considération. v. K.

IV.

Freundschaftliche Gespräche *).

S. und P.

S.

S. Was ich Ihnen neulich, am Ende unsres Gespräches, sagen wollte, war das — Ich weiß ganz gut, daß meine Blutkügelchen nicht edler, und meine Knochen nicht weißer sind, als die meines Küchenbuben. Dieserwegen habe ich denn immer geglaubt, daß der Unterschied zwischen unserm Adels- und Bürgerstande an und für sich nichtig und

*) Möchte der würdige Verfasser uns noch oft an seinen Unterhaltungen unter vier Augen so Theil nehmen lassen!

willkührlich, übrigens aber durch Gewalt und Politik geſtiftet, und durch vielleicht nächtliche Vorurtheile geſtützt und erhalten worden ſey. — Sie ſchienen mir aber dagegen zu behaupten, als ob jener Unterſchied zwiſchen der Klaſſe der Edeln oder Adelichen, und der der übrigen Menſchen, zur Zeit unſerer Altvordern wirklich größer als jetzt, und nicht blos in der Einbildung, ſondern in der Natur der Dinge gegründet geweſen wäre. Glauben Sie denn etwa gar im Ernſt, daß die Knochen der alten Ahnen unſers zierlichen Herrn Kammerherrn ſchneeweiß, und die der Voreltern des Meiſter Ebenholz kohlſchwarz geweſen ſind?

P. Es war einmal ein edler edler Ritter, der wohnte auf einem ſchönen grünen Berge in Schwaben; die Zinne ſeiner Burg ragte hoch über die niedern Wolken und Nebel empor. Er war drei groſſer Ellen und einer Handbreit hoch, und hatte einen ehernen Helm auf ſeinem Haupt, und einen ſchuppichten glänzenden Panzer um ſeinen Leib, und eherne Beinharniſche an ſeinen Schenkeln; und das alles wog über fünfhundert Seckel Gewicht des Heiligthums. Und der Schaft ſeiner Lanze war als ein Weberbaum, und ſeine Knappen und Edelbuben giengen vor ihm her. Und er ſchlug zehen zu ſeiner Rechten und zehen zu

seiner Linken, und es ward kein Fehl an ihm funden sein Lebenlang.

S. Gut, gut! das war Goliaths jüngerer Bruder. Ich habe aber nie gehört, daß der jemals in Teutschland gewesen sey.

P. Betrachten Sie doch die alten Ritterharnische in unsern Kirchen und Zeughäusern? Lesen Sie, welche Freude und welches Vertrauen zuweilen die Ankunft eines einzigen Ritters in einem ganzen Heere verbreitet habe! Lesen Sie, wie einmal ein starker Ritter, (ich glaube, es war ein Schwab) nachdem seine Lanze zerbrochen war, einen Hebebaum ergriffen und damit eine ganze Schaar gemeiner Feinde zu Boden geschlagen habe! Bedenken Sie, was für kraftvolle Arme und Körper zu jenen alten Vertheidigungs- und Angrifswaffen gehören mußten! Bedenken Sie das alles — und vergleichen Sie!

S. Das alles scheint, mit dem jetzigen Zustande der Dinge verglichen, so unglaublich, daß man fast versucht wird, die Berichte und Zeugnisse darüber mit den Feenmärchen, so wie die Rüstungen der alten teutschen Ritter mit den sogenannten Riesenknochen in eine Klasse zu setzen, die man hie und da in teutschen Städten dem gaffenden Wanderburschen zur Bewunderung vorzeigt. Indessen

hindert mich das Unwahrſcheinliche der Sache nicht, der wohl bewieſenen Wahrheit zu huldigen. Indeſſen bild; ſed verùm! Nur weiter!

P. Tief unten im Thal, unter dem Schutz und Schirm des edlen Ritters, wohnte ſeiner Leibknechte eine große Zahl, die hüteten ſeine Heerden und bauten ſeine Aecker, und warfen ihre unedlen Leiber und Seelen vor ihn hin im Kriege und auf der Jagd; denn er war ihnen an Gottes ſtatt. Wenn er in ſeiner Pracht und Schöne vom Berge herab ſtieg, ſenkten ſeine Knechte ihre Häupter zur Erden, und die Dirnen blickten mit Ehrfurcht auf zum edlen Ritter und ſangen: ſo ſtehet ein Berg Gottes, den Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenſtralen —

E. Das wäre! — Nur weiter!

P. Die Nachkommen des edlen Ritters bauten ihre Wohnungen den Berg hinab, weil ihnen und ihren Frauen die Luft auf der Höhe zu rauh, der Boden zu ſteinigt, der Weg zu ſteil, und das Leben zu einſam und zu einförmig ward. — Die Nachkommen der Knechte bauten ihre Häuſer den Berg hinauf, weil ihnen und ihren Weibern das Thal zu enge, zu dunkel und zu ſchmutzig ward. — Beider Wohnungen näherten und vermiſchten ſich nach und nach; aus den zerſtreuten Weilern

ward eine namhafte Stadt, die man mit einer gemeinsamen Mauer umgab. — Lange sah man es den Ritterkindern noch an, daß ihre Vorfahren dort oben auf der Höhe, und den Kindern der Knechte, daß ihre Voreltern tief unten im Thale gewohnt hatten. Endlich aber verlosch auch diese Spur; besonders seit der Zeit, da ein reicher Erbe der Thalleute das Geheimniß vorfand, seine Voreltern, vermittelst einer magischen Operazion, bergauf versetzen zu lassen, wo sie nie gewohnt hatten. Jetzt lächelt der unbefangene Reisende, den sein Weg durch diesen Ort führt, wenn er einen Theil der Einwohner auf Stelzen daher treten und stolz auf den kahlen Gipfel des Berges zeigen sieht, wo ihr Ahnherr, der edle edle Ritter wohnte, während daß ein anderer Theil der Einwohner den Bauch aufbläst, und stolz auf das schmutzige Thal zeigt, aus welchem sich seine Voreltern heraus gearbeitet haben. — Lieben Leute! spricht er zu den letztern, thut nicht so stolz auf eure dicken Bäuche; dankt Gott und dem Fleiß eurer Väter, daß ihr da seyd, wo ihr seyd — Und ihr lustigen Herren da, werft eure Stelzen weg, die doch nur Stelzen sind; steigt lieber den Berg hinauf, und seyd, was der edle edle Ritter war! so wird man euch daß ehren; nicht zwar mit knechtischen Kniebeugungen, denn eure Mitchristen wohnen nicht mehr im dunkeln, schmutzigen Thal, aber

raſten, dieſer Macht ſich bedient haben werde. Ergötzungen, Gaſtmähler, Liebeshändel, Feſte welche ganze Monate dauerten, kurz eine ſtete Beranſchung von Schwelgerey, machten die Beſchäftigungen eines Hofes von thörichten Jünglingen aus, welche nichts angelegeners hatten, als durch Erfindung neuer Wollüſte ſich in der Zuneigung des Prinzen feſt zu ſetzen, und ihn zu gleicher Zeit zu verhindern, jemals zu ſich ſelbſt zu kommen, und den Abgrund gewahr zu werden, an deſſen blumichtem Rand er in unſinniger Sorgloſigkeit herumtanzte.

Man kennt die Staats-Verwaltung weltlüſtiger Prinzen aus ältern und neuern Beyſpielen zu gut, als daß wir nöthig hätten, uns darüber auszubreiten. Was für eine Regierung iſt von einem jungen Unbeſonnenen zu erwarten, deſſen Leben ein immerwährendes Bacchanal iſt? Der keine von den groſſen Pflichten ſeines Berufs kennt, und die Kräfte, die er zu ihrer Erfüllung anſtrengen ſollte, bey nächtlichen Schmäuſen und in den feilen Armen üppiger Buhlerinnen vergettelt? Der, unbekümmert um das Beſte des Staats, ſeine Privatvortheile ſelbſt ſo wenig einſieht, daß er das wahre Verdienſt, welches ihm verdächtig iſt, haſſet, und Belohnungen an diejenigen verſchwendet, die unter der Maske der eifrigſten Ergebenheit und einer gänzlichen Aufopferung ſeine gefährlichſten Feinde ſind? Von einem Prinzen, bey dem die wichtigſten Stellen auf die Empfehlung einer Tänzerin oder der

man wird euch im Geiſt und in der Wahrheit ehren: wenn ihr zugleich den Unterſchied der Zeiten und Sitten bedenkt, und den Sinn der Worte des weiſen Dichters beherziget: „man pries ſonſt blos ein ſiegreich Morden, jetzt wird ein reiner Lob geliebt.“

S. Das iſt eine Gleichniß-Rede, lieber Freund! die ich, weil Herzenshärtigkeit eben mein Fehl nicht iſt, mir zu deuten, und wo Sie es für gut befinden, mit Zuſätzen und Nutzanwendungen zu verſehen bitte. Denn, Sie ſind heute in gutem Gange, und ſcheinen mir, wenn ich nicht irre, einigermaßen auf unſer Geſpräch vorbereitet zu ſeyn — Ich will unterdeſſen, mit Ihrer Erlaubniß, meine alte Soldaten-Pfeife ſtopfen und anbrennen.

P. Alles wie Sie befehlen: und alſo — Als noch in unſerm lieben teutſchen Vaterlande das Maximum der Kraft und Stärke und des edlen Muths bei unſerm edlen Ritterſtande, ſo wie die Hauptſumme aller Gelehrſamkeit bei den geheiligten Dienern des Altars war, ragte der erſte dieſer Stände, von dem zweiten im Leben und Sterben begünſtiget, über den Stand der gemeinen Bürger und Landleute ſo hoch empor, daß er wie ein Geſchlecht der Kinder Gottes unter den Kindern

der Menſchen glänzte, und Rieſen zeugte. Die Umſtände haben ſich nach und nach ſehr geändert; eben ſo viel wenigſtens durch die Veredlung des niedern Standes, als durch den Verfall des obern. Seitdem kein Ritter mehr funfzig Gemeine ſchlägt, und die teutſchen Ritterkinder den übrigen teutſchen Menſchenkindern völlig gleich geworden ſind, ſchwindet auch die ſehr große Achtung, die man ehedem, aus günſtiger nicht ganz ungegründeter Erwartung, der bloßen ritterlichen Abkunft zollte. Nur Schwindelköpfe und Pinſel trotzen, bei gänzlichem Mangel an eigenem Verdienſt, auf ihr ritterliches Blut, das in ihrer unedlen Maſchine umherläuft; ein Trotz, der um ſo lächerlicher erſcheint, ſeitdem der Adel an mehrern Orten Europens, faſt wie jede andre gemeine Waare, für baares Geld feil iſt; ſeitdem man das ſogenannte edle Blut nicht nur für ſich kaufen, ſondern es auch ſeinen oft ganz thaten- und werthloſen Voreltern in ihre ſchon längſt verweſete Adern ſchaffen kann — Doch iſts und bleibts in der Natur der Dinge, daß man die Früchte ſchon zum Voraus wegen ihres bekannten edeln Stammes, ſo wie den Stamm wegen ſeiner bekannten edeln Früchte ehrt; geſetzt auch, daß letzterer ſeit ein paar Jahren nicht viel Gutes getragen hätte. — Seyd ſchöne, geſunde, edle und wohlthätige Früchte, meine Herren! und man wird euch, und in

und durch euch euren edlen Stamm verehren! — Aber Früchte die unsern alten Teutschen ganz wohl behagten, behagen uns nicht mehr; sie sollen jetzt nicht blos kräftig und nahrhaft, sondern auch viel feiner, schöner und schmackhafter seyn. Also auch ihr, meine Herren! Für unsre Vorfahren war es genug, wohlgeboren, muthvoll, stark und mannhaft zu seyn. Witz, Klugheit und Gelehrsamkeit, so viel für's Haus nöthig war, entlehnten sie von der übergelehrten und politikvollen Geistlichkeit, die ihnen auch gern, für Geld und gute Worte, etwas von ihren überflüssigen guten Werken zukommen ließ, um ihnen dadurch auch in jener Welt einen Vorzug vor dem gemeinen Mann zu verschaffen. — Hiermit nun ist unser klügeres, klärer sehendes, und verfeinertes Zeitalter nicht zufrieden. Bloße Stärke allein entscheidet jetzt nichts, weder im Kriege noch im Frieden. Man verlangt jetzt zugleich einen von Alfanzerei und Aberglauben und Vorurtheilen aller Art gereinigten und mit schönen und nützlichen Kenntnissen bereicherten und geschmückten Geist. — Uebrigens sehe ich nichts unbilliges in der Forderung: wer vor andern geehrt seyn will, muß auch vor andern, dem Genius seines Zeitalters gemäß, glänzen. Es ist schon Glück genug, wenn man mehr Gelegenheit und Hülfsmittel als andre hat, sich diesen Glanz

zu erwerben — daß man in jedem Fall zugleich ein rechtſchaffener, biederer Mann ſeyn müſſe, verſteht ſich von ſelbſt; das ſoll ein jeder ſeyn, und vornehme, reiche und gebildete Leute noch mehr als andere. Scheint Ihnen das alles nicht auch ſo, lieber S.?

S. O, was das anbelangt — unſre Köpfe ſind zu gleichförmig geſtimmt, um nach gegenſeitiger Erklärung über irgend etwas ſehr verſchiedener Meinung zu ſeyn. Erlauben Sie mir indeſſen doch eine Bemerkung. Körperliche Kraft und Stärke entſcheidet jetzt freilich für ſich allein nicht viel, weder im Kriege noch Frieden; ſie hilft aber doch immer viel zum Entſcheiden; ſie iſt die Baſis manches andern Edlen und Guten. Kraft giebt Vertrauen und Muth, und hindert vielleicht an und für ſich die Weisheit nicht. Ein geſunder, veredelter und geſchmückter Geiſt in einem geſunden, veredelten und kräftvollen Körper, das ſcheint mir der wahre Adel zu ſeyn, dem auch jetzt niemand ſeine hohe ehrerbietige Achtung verſagen wird. Wie aber, wenn unſre alten teutſchen Ritter nur deshalb ſo ſtark und mannhaft geweſen ſeyn ſollten, weil ſie ſo unwiſſend und ſo dumm waren — Wie dann?

P. Ueber dieſen Punkt wollen wir ein andermal ein Wort im Vertrauen ſprechen. Nehmen wir uns

derdessen nützlich an, daß man groß, stark, gesund und gewandt, — und zu gleicher Zeit auch gescheidt, und weise und gelehrt seyn könne. Es hat doch Menschen gegeben, die alles das zugleich waren: warum sollte denn nicht auch jetzt Stärke und Ausbildung des Körpers mit Stärke und Veredelung des Geistes zusammen bestehen können? Oder glauben Sie, daß unser zierlicher gnädiger Herr vom Hof-Etat nur deswegen so schlecht zu Fuß und so hysterisch sey, weil er zu weise und zu gelehrt ist?

S. O der, — der könnte, seiner Weisheit unbeschadet, so stark wie Simson, oder doch wenigstens eben so gesund und stark wie sein Diener und Liebling Michel seyn. Die Galle quält mich, lieber Freund, wenn ich sogenannte edle oder adliche Leute sehe, die großen Adelstolz, oder vielmehr Bauerstolz, mit Bauer-Unwissenheit verbinden. Die Kenntnisse und Wissenschaften sind jetzt freilich nicht das ausschließliche Privilegium eines besondern Standes. Das Buch der Weisheit liegt allen offen; der Baum des Erkenntnisses steht mitten im Garten. Desto besser, denke ich. Erwägt man aber, wie viele und große Vortheile der Adel vor andern Ständen voraus hat, sich in schönen, nützlichen Kenntnissen und Künsten und Wissenschaften vor andern auszu-

zeichnen; so muß man gestehen, daß ein unwissender und ungesitteter Edelmann die gröbste Satire auf seinen Stand und Ehrennamen sey. Betrachten Sie die bei adelichen Familien weit mehr als bei bürgerlichen gesicherte Wohlhabenheit; ihre günstige Familien-Verbindungen; die häufigen blos zur Erziehung und Ausbildung adelicher Abkommen errichteten Institute, ausser denen, die sie mit der bürgerlichen Jugend gemein haben; betrachten Sie diese und andre zum Vortheil des Adels gemachte Einrichtungen, und sagen Sie mir dann, ob nicht alles zu der Erwartung berechtige, daß dieser Stand in unserm teutschen Vaterlande die aufgeklärtesten, gelehrtesten und einsichtsvollesten Köpfe, lauter denkende und wohldenkende Männer liefern müsse? So sollte es seyn. Ich ärgere mich, und schäme mich zu sagen, daß es bei weitem nicht so ist.

P. Aergern Sie sich deswegen nicht, lieber S.! Sie sagten ja kurz vorher selbst, es wäre gut, daß der Baum des Erkenntnisses mitten im Garten stünde.

S. Das wohl! denn ich kann's nicht wohl begreifen, was für Unglück daher entstehn sollte, wenn einmal recht viele Menschen wirklich einsichtsvolle und vernünftige Menschen würden. Dies dürfte

aber immer nicht hindern, daß nicht gewisse Menschen, denen das Glück dazu schon bei ihrer Geburt lächelte, einsichtsvoller und vernünftiger als andre seyn könnten. — Bedenken Sie aber nun, daß vorgedachter billigen Erwartung gemäß; die ansehnlichsten Stellen, sowohl in großen als kleinen teutschen Ländern und Ländchen, wenn nicht überall ausschließlich, doch größtentheils mit adelichen Personen besetzt werden; bedenken Sie, daß so manche teutsche Fürsten, geistlichen und weltlichen Standes, durchaus keine andre, als Personen von gutem alten Adel, oder von recht weißen Knochen, ihres gesellschaftlichen Umgangs und Vertrauens werth halten; bedenken Sie dann ferner, wie viel unsäglichen Schaden die stolze Unwissenheit, Ungeschicktheit und Dummdreistigkeit, der Eigendünkel und Lichthaß so mancher Personen dieses Standes verursacht hat, sowohl in manchen großen Sachen als in viel hundert kleinen, die zusammen ein großes Große ausmachen —

P. Wohl wahr. Bedenken Sie aber doch auch, mein edler Freund, daß es unter den Leuten von gutem alten Adel auch wahrhaft edle, mit vielen und guten Kenntnissen versehene Männer giebt, die sich denn, wegen ihres unabhängigen Glückszustandes und ihrer edelfreien Erziehung und Per-

stenz wegen, zum gesellschaftlichen Umgange der Regenten und zur obern Leitung der Staatsgeschäfte viel besser als andre schicken.

E. Wer zweifelt daran? Es wäre auch sehr arg, wenn es gar keine dergleichen gäbe. Sie sprechen von Ausnahmen, und ich wünschte, daß es so in der Regel wäre. — Haben Sie aber nicht auch so manche Favoriten, Hofleute, Minister, Präsidenten u. dgl. von gutem alten reichsfreien Adel gekannt, die — ich mag nicht ausreden.

P. Leider! Aber wissen Sie auch, woher jene stolze Unwissenheit, jene trotzige, einseitige, auf nichts gegründete Anmaßungen kommen?

E. Was sollt' ich's nicht wissen! Aus verschiedenen von jenen Einrichtungen und Auszeichnungen selbst kommen sie, die man, gewissen alten Zeiten und Umständen gemäß, zum vermeinten Vortheil des Adels getroffen hat. — Ein Mann, der seinen alten edlen Ahnen Ehre machen will, müßte sich billig scheuen, in der besten Blüte der Jahre und Kraft solche Stellen anzunehmen, die ihm das Recht ertheilen, oder gar die Verbindlichkeit auferlegen, für reichliche Besoldung ferner dem Staat und der Welt unnütz zu seyn. Er sollte sich schämen, als ein lehrebedürftiger Jüngling

Männern von entſchiedenen Verdienſten und Einſichten vorgeſetzt zu werden; er ſollte Bedenken tragen, in reifern Jahren ſolche Dienſte zu leiſten, die ſich, genau betrachtet, kaum für irgend einen freigebornen und wohlhabenden Bürger ſchicken. Er ſollte Bedenken tragen, in Gerichten und gelehrten Landeskollegien nicht auf der gelehrten, ſondern auf der adelichen Bank vorgeſtellt zu werden. Er müßte ſich mit Unwillen aus ſolchen Geſellſchaften und Zirkeln entfernen, wo man einem ſeiner gelehrten, achtungswürdigen Amtsbrüder, als einem Weſen gemeiner und geringerer Art begegnete; er müßte die empörende Sitte gewiſſer Höfe haſſen, wo ein vom ganzen Lande verehrter Mann, der in der bürgerlichen Geſellſchaft einen anſehnlichen Rang behauptet, bei öffentlichen Verſammlungen allen adelichen Jünglingen und Knaben nachgeſetzt wird, und wenn er ſich nicht zu rechter Zeit entfernt, ohne Rückſicht auf ſeine im Dienſte des Vaterlandes grau gewordene Haare, während der Tafel hinter ihrem Stuhl zu ſtehen die Ehre haben kann. Müßten nicht ſolche Knaben ihren Hofmeiſter, der ſie zu Hauſe mit ganz andern Ideen über die dem verdienſtvollen Alter ſchuldige Achtung, über Menſchenwerth und Verdienſt unterhält, als einen Pinſel und Lügner betrachten? Wahrlich, ich ſage Ihnen, meine Buben ſollen nicht eher an ſol-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20649 / 418

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20586 / 355

che Höfe kommen, bis ſie es verſtehen und fühlen gelernt haben, daß es gewiſſe Diſtinkzionen giebt, deren ſich jeder brave und edle Mann ſchämen muß.

P. Das iſt brav und bieder geſprochen, und eines wahrhaft edeln teutſchen Mannes, unſers Zeitalters, würdig. Aber ich fürchte, ich fürchte —

S. Nein, Freund! ich hoffe — Dieſe und andre, dem Adel ſelbſt, dem Dienſt des Staats und der Ehre der Menſchheit gleich ſchädliche Misbräuche, Irrthümer und Thorheiten, können und werden kaum die Mitte des künftigen Jahrhunderts erreichen; die wahren, unſchädlichen und unſchuldigen Vortheile aber, welche die wohlhabendſten Landeigenthümer, als Beſitzer des beſten und zuverläſſigſten Theils des Nazionalreichthums, zu ihrer vorzüglichen Erziehung und Ausbildung vor andern Bürgern voraus haben, werden, wills Gott! bleiben — Dann wird man mit noch mehr Recht als jetzt ſagen können: wenn ſich der Adel unſers Volks nicht durch edle Denkungsart, Aufklärung, Sittlichkeit, Gemeingeiſt und ſchöne ſowohl als nützliche Kenntniſſe vor den übrigen Bewohnern des Landes auszeichnet; ſo iſts wenigſtens — blos ſeine eigene Schuld —

P. Ja wohl! und eine Schuld, deren Buße und na-

türliche Folgen dann ſchwerlich ausbleiben möchten. Wir haben leider hievon in der Nähe ein ſchauervolles, zum allgemeinen Unglück eines groſſen und ſchönen Landes ausgeſchlagenes Beiſpiel geſehen. — Nicht als ob ich das daſige harte und ungerechte Verfahren gegen den Adel überhaupt, und noch weniger gegen ſo manche achtungswerthe Mitglieder deſſelben, nur einigermaßen vertheidigen und rechtfertigen wollte. Wenn aber doch der daſige Adel, im Ganzen genommen, nur einen kleinen Theil ihrer vielleicht ein wenig zu überſpannten Forderungen erfüllt hätte —

S. Warum denn überſpannte? — Ich will ja nur, daß das, was man unter einem Volk den Adel nennt, der wirkliche wahre Adel des Volks ſeyn ſoll.

P. Schon recht! der edelſte Theil, die Seele, die Elite, die Crême des Volks.

S. Nun ja, ſo meine ich's; und wäre denn das ſo unrecht gemeint? — — Vergeben Sie, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten vermuthlich ſagen: Wenn die groſſe und kleine Nobleſſe jenes Volks nur einen kleinen Theil meiner gröſſten Forderungen erfüllt hätte, ſo würden die Sachen da eine ganz andre Wendung genommen haben.

P. Das iſt eine façon de parler, lieber Freund. Wenn die Sachen immer gerade gehen, ſo brauchen Sie keine Wendung zu nehmen. Wenn die vornehmſte Klaſſe der Bewohner jenes Landes jederzeit aus den einſichtsvollſten, weiſeſten und rechtſchaffenſten Männern beſtanden hätte, wo hätte denn wohl jene ungeheure Schuldenlaſt des Hofes und des Staats, woher jene Bedrückung der Gewiſſens- und Denkfreiheit, woher jene ſchlechte Erziehung und Ausbildung der hohen und höchſten Perſonen; wo hätten jene abergläubiſche Irreligioſität und Sittenloſigkeit, jene Verachtung und Unterdrückung des Volks — wo hätten alle die ſchreienden Misbräuche, Thorheiten und Ungerechtigkeiten herkommen ſollen, die jene furchtbare Wendung veranlaßt haben? Eine Wendung, die wie ein wilder Orkan, manche Schuldige und noch weit mehr Unſchuldige um Wohlſtand, Glück und Leben gebracht hat. Kennen Sie den Herrn Excomte de N.?

S. Ich kenne ihn. Ein feiner Mann, der ſeine Welt ſtark ſtudirt hat, und wie mich dünkt, die Menſchen weit mehr, als den Menſchen kennt. Er ſcheint das ganze Menſchengeſchlecht für ein Pack Narren und Schelmen zu halten, dazu beſtimmt, um von einigen prädeſtinirten Menſchen — die weder ehrlich noch menſchlich zu ſeyn

nöthig haben — mit einem Gebiß im Mund, nach Belieben gebraucht und verbraucht zu werden. Es schauert mich bis in mein Innerstes, wenn ich solche Leute, denen es doch weder an Verstand noch Kenntnissen fehlt, in solchem Ton sprechen höre. Uebrigens wünschte ich diesem erfahrnen Politiker wohl etwas mehr Konsequenz im Urtheil, und etwas weniger kaustischen Witz.

P. Dann kennen Sie ihn recht. Er sprach neulich von den Ursachen de cette infame Revolution, und malte dabei alle ehemalige vornehme Herren, und alle Leute vom ehemaligen Hof- Etat seines Landes, mit so übertrieben widerlichen und grellen Farben, daß uns Zuhörern darüber Ekel, Grauen und Entsetzen ankam. — „Es wäre die reine lautere Wahrheit.“ — „Nun denn,“ erwiderte der Alte; „wenn dem also wäre, so ließe sich's endlich „doch begreifen, wie und warum man bei Ihnen „zu Lande den Adel einstweilen suspendirt oder gar „aufgehoben hat, um einen neuen zu machen — „unter welchem denn, wenn nicht Sie selbst, mein „lieber Herr Graf, doch gewiß Ihre liebenswürdigen Herren Söhne wiederum eine glänzende „Stelle behaupten werden.“

S. Was sagte denn der Herr Graf zu dieser sonderbaren Herzenserleichterung?

P. Er zuckte anfangs die Achseln, sah hierauf dem Präsidenten starr ins Gesicht, und beschloß mit einem: Vous êtes bien bon!

S. Das ist er auch wirklich, der gutmüthige, würdige alte Mann, der keinem Menschen auf Erden feind ist, und doch, wie die Richter des Orkus, mit strenger Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person richtet. Artig! „Einstweilen suspendirt — oder aufgehoben — um einen „neuen zu machen.“ Hören Sie, Freund! ich glaube, der gute Alte sprach im prosetischen Geist. Denn wenn man sieht, was für geschmacklose, verächtliche und abscheuliche Menschen den größten Theil der jetzigen neuen Gewaltigen und neuen Reichen jenes Landes ausmachen, so möchte man ihm lieber den ganzen alten Adel, mit allem seinem Stolz und allen seinen Thorheiten en Masse zurück wünschen. Einen Adel, so wie ich ihn mir denke, muß, dünkt mich, jeder wohl eingerichtete Staat, dem wahre Freiheit und Eigenthum heilig ist, entweder haben, oder erhalten, wenn wir nicht etwa die schöne Verfassung und Verwaltung des weisen osmannischen Reichs, oder den berühmten Despotisme de la liberté des berüchtigten großen Tollhäuslers zum Muster nehmen wollen. Es käme dabei, nach meiner geringen Einsicht, nicht

auf ausschließliche Privilegien, nicht auf besondere Wappen, Livreen, stiftsfähige Ahnenzahl, noch auf das Wörtchen von oder de vor dem Geschlechtsnamen an. Man könnte ohne alles das von sehr gutem alten Adel seyn, das ist, aus einer Familie stammen, die seit undenklichen Jahren dem Vaterlande nützliche Dienste geleistet, und sich immer, sowohl im guten Wohlstande als in der Achtung und Liebe des Volks erhalten hätte. — Fragen wir nun die Geschichte, oder fragen wir die menschliche Natur, ob nicht ein Mann aus einer solchen Familie in jedem ordentlichen, weder ganz neugebornen noch ganz verwilderten Staat, überall vor andern ihm in Talenten, Kenntnissen und guten geselligen Eigenschaften völlig gleichen Mitwerbern begünstiget, befördert und unterstützt werden wird?

P. Das wohl —

S. Und was könnte denn wohl ein Mensch von dem besten uralten Adel billiger Weise noch mehr verlangen? Man müßte nie weder sagen noch denken: „Meine Ahnen väterlicher Seite nann„ten sich so und so; meine Ahnen mütterlicher „Seite nannten sich so und so — folglich muß „ich deswegen überall respektirt und ausgezeich„net, und deswegen, wenn ich auch nichts thäte, belohnt werden.“ — Sprüche und dich-

le man doch lieber ſo: „Meine Voreltern haben „ſich um den Staat verdient gemacht, und haben „dadurch unſerm Namen allgemeine Achtung und „Liebe erworben. — Auch ich will, nach Ihrem „Beiſpiele, meinem Vaterlande, dem ich ſchon „zum Voraus ſo viel ſchuldig bin, mit Treue und „Eifer dienen; ich will ihm und der Welt nützlich „werden, und biete jetzt in meinen jungen Jahren „alle meine Kräfte auf, mich dazu tüchtig zu ma„chen.“ Das ſage ich meinen Knaben ſehr oft vor, und zeige ihnen dann erſt und nicht ehèr die alten Familiengemälde, die über den Bücherſchränken in meinem Schreibzimmer ſtehen. Thue ich Unrecht daran?

P. Nein, wahrlich nicht, mein edler Freund! Auch verdients meinen vollen Beifall, daß Sie jene lange Reihe von Familiengemälden lieber in Ihrem Arbeitszimmer als in Ihrem Prunk-Saal aufſtellen wollten.

E. Großen Dank für das Vergnügen, das mir Ihr Beifall macht. — Da erinnern mich aber nun die geharniſchten Männer in meinem Arbeitszimmer, daß wir wieder den Faden unſers Geſprächs verlohren oder zerriſſen haben, den ich alſo, mit Ihrer Erlaubniß, nun wieder anknüpfen will. — Ich ſagte vorher: wenn unſer Adel ſich nicht in

der Folge der Zeit, nach Wegräumung ſo mancher Hinderniſſe und Vorurtheile, endlich dazu ausbilden würde, was er als der wahre Adel des Volks ſeyn ſoll, nehmlich, zum Muſter für die übrigen Stände, in Weisheit, Tugend und Wiſſenſchaft, ſo würde es alsdann blos ſeine eigene Schuld ſeyn. — Denn zur Erhaltung dieſer ſeiner Pflicht gehört in ſeiner günſtigen Lage nichts mehr, als feſtes ausdauerndes Wollen. Ob und wie aber unſer germaniſche Adel, mit dem beſten Willen von der Welt, im folgenden Jahrhunderte wieder zu der Kraft und Stärke unſerer alten ritterlichen Vorfahren empor ſteigen könne, iſt eine andre Frage, deren Bejahung mir, wie ich ſchon vorher erwähnte, ſehr bedenklich und zweifelhaft ſcheint. Denn, geſtehen wir's, jetzt wenigſtens ſind die teutſchen jungen Herrn von Adel, in deren Adern das Blut jener mit Rieſenkraft begabter Ritter wallt, gutem Theils ſchwächlicher und kraftloſer, als die Abkömmlinge der teutſchen Bürger und Bauern.

P. Das iſt nun wohl ſo; ich ſehe aber nicht ein, warum es ſo ſeyn muß, oder warum es nicht anders ſeyn könnte. Nicht nothgedrungene tägliche ſchwere Arbeit, bei Kummer und ſchlechter Koſt, giebt ſtarke und kraftvolle Menſchen, ſondern freiwillige freie Anſtrengung und Thätig-

keit, in reiner freier Luft, bei freiem frohem Muth, und guter einfacher Nahrung. Beobachten ſie doch unſre Bauern etwas näher. Nicht die ärmſten, die von Kindheit an ſklaviſch arbeiteten, und ſparſames Kummerbrod aßen, nicht dieſe ſind die ſtärkſten und kräftigſten Leute des Dorfs, ſondern die Söhne wohlhabender Wirthe, die von Jugend auf nicht nur rüſtig mitgearbeitet haben, ſondern auch Zeit zum jugendlichen frohen Genuß des Lebens, und nach ländlicher Art vollauf zu leben hatten. Sollte uns dieſes nicht auf die Spur bringen, daß und wie die Söhne der anſehnlichſten Landeigenthümer (unter welcher Idee ich mir, ſo wie Sie, den Adel eines Landes am liebſten denke, ohne doch andre Perſonen, die ſich um den Staat beſonders verdient gemacht haben, oder ihm in wichtigen Stellen dienen, davon auszuſchließen) daß und wie, ſage ich, die Abkömmlinge des Adels unſers Landes, vor allen andern, nicht in ſo günſtigen Umſtänden gebornen Einwohner deſſelben, neben dem Preiſe der vorzüglichſten Geiſtesbildung, auch zugleich den Preis der ſchönſten Körperbildung, und ritterlicher Kraft und Stärke erringen könnten und ſollten. Das wäre denn die doppelte Palme, mit welcher geſchmückt die wohlhabenſten und wohlgebornen Herren der Erde ſich den Göttern nähern könn-

ten. Palmaque nobilis terrarum Dominos evehit ad Deos. —

S. Amen, Amen! — Kyrie eleiſon! — Sehen Sie da, da kommen meine Knaben, die für heute ihre Studien geendiget haben, und nun ihre ritterlichen Uebungen anfangen wollen, bei welchen ich gewöhnlich aufmerkſamer Zuſchauer und Richter bin. Alſo künftig ein mehreres! Denn ich muß mit Ihnen über dieſe und damit verwandte Sachen noch einmal ein Paar Worte im Vertrauen ſprechen.

P. Gut, gut! Morgen iſt auch ein Tag.

B. J. v. P.

V.

Nekrolog.

Michael Denis.

Wien, im Okt. 1800.

Der Staat und die Wiſſenſchaften haben durch den am 29ſten September erfolgten Tod des verdienſtvol-

Sclaven, die ihn aus- und ankleiden, vergeben werden? Der sich einbildet, daß ein Hofschranze, der gut tanzt, ein Nachtessen wol anzuordnen weiß, und ein überwindendes Talent hat, sich bey den Weibern in Gunst zu setzen, unfehlbar auch das Talent eines Minißers oder eines Feldherrn haben werde; oder, daß man zu allem in der Welt tüchtig sey, so bald man die Gabe habe, ihm zu gefallen? — Was ist von einer solchen Regierung zu erwarten, als Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze, Mißbrauch der Formalitäten der Gerechtigkeit, Gewaltsamkeiten, schlimme Haushaltung, Erpressungen, Geringschätzung und Unterdrückung der Tugend, allgemeine Verdorbenheit der Sitten? — Und was für eine Staats-Kunst wird da Platz haben, wo Leidenschaften, Launen, vorüberfahrende Anstoße von lächerlichem Ehrgeitz, die kindische Begierde von sich reden zu machen, die Convenienz eines Günstlings oder die Intriguen einer Buhlerin — die Triebfedern der Staats-Angelegenheiten, der Verbindung und Trennung mit auswärtigen Mächten und des öffentlichen Betragens sind? Wo ohne die wahren Vortheile des Staats, oder seine Kräfte zu kennen, ohne Plan, ohne kluge Abwägung und Verbindung der Mittel — doch, wir gerathen unvermerkt in den Ton der Declamation, welcher uns bey einem längst erschöpften und doch so alltäglichen Stoffe nicht zu vergeben wäre. Möchte niemand, der dieses list, aus der Erfahrung seines eigenen Vaterlands wissen, wie einem Volke mitgespielt wird, welches

len k. k. Hofraths, Michael Denis, einen groſsen Verluſt erlitten. Die unermeſslichen Schätze der Kaiſerlichen Bibliothek beſaſsen an ihm einen Oberaufſeher, der, was jeder wahrhafte Bibliothekar leiſten ſollte, aus ſeinem eignen innern Fond den Verluſt des Geiſtreichſten, was in den Bücherſchränken aufbewahrt wird, zu erſetzen im Stande geweſen wäre. Und die Oeſtreichiſche Dichterſchule verlor an ihm ihren Vater und Lehrer. Nicht mit Unrecht wurde er in einigen ohne ſein Vorwiſſen gedruckten Liedern der Oberbarde an der Donau genannt. Durch ihn lernte Teutſchland die Lieder des Kaledoniſchen Barden kennen, und ſeitdem waren Oſſian und Sined nicht blos auf den Titelblättern der Deniſiſchen Werke, ſondern auch im Gedächtniſſe dankbarer Teutſchen unzertrennlich verbrüdert. Denis wurde den 27ſten September 1729. zu Scharding in Baiern geboren, und trat, nachdem er in den Wiſſenſchaften glänzende Fortſchritte gemacht hatte, in den Orden der Geſellſchaft Jeſu, in welchem man, von ſeinem Eifer und ſeinen Talenten überzeugt, ihn zum Unterrichte der Jugend, und zum Predigtamte in verſchiedenen Provinzen Oeſtreichs verwendete, bis er im Jahre 1759 in die Thereſianiſche Ritterakademie berufen wurde, wo er die ſchönen Wiſſenſchaften, ſpäterhin auch die Literar-Geſchichte und Bücherkunde lehrte, und nach dem Tode des gelehrten Khell die Aufſicht über die mit der Thereſianiſchen Ritterakademie vereinigte Garelliſchen Bibliothek erhielt. Da dieſe

Akademie im Jahre 1784 aufgehoben wurde, ernannte ihn Kaiser Josef der 2te, nachdem ihm schon die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1779. die Würde eines k. k. Raths ertheilt hatte, zum zweiten Kustos der k. k. Bibliothek. Im Jahre 1791. ward er erster Kustos und k. k. wirklicher Hofrath.

Unentweihte Herzensreinigkeit, frommer Eifer in Beobachtung seiner priesterlichen Pflichten, die er nur gegen sich streng und liebevoll gegen seine Mitmenschen erfüllte, sanfter, gütevoller Karakter, angenehmer, lehrreicher Umgang, rastlose Sorgfalt für den Unterricht und die sittliche Veredlung der Jugend, längst entschiedne seltne Verdienste um Teutschlands Sprache, Literatur und Dichtkunst, die ihm unter den Gelehrten und Dichtern Teutschlands einen der vorzüglichsten Plätze erwarben, werden ihn jedem biedern Teutschen, vorzüglich aber dem engern Zirkel seiner hinterlassenen Freunde, ewig unvergeßlich machen. Er wurde seinen Wünschen gemäß zu Hütteldorf, zwei Stunden von Wien entfernt, begraben, und seiner sterblichen Hülle folgte ein ehrwürdiger und engeschlossener Kreis von Freunden und Schülern, unter welchen sich auch der jedem patriotischen und talentvollen Manne befreundete Staatsmann, der Graf Saurau und der Freund seiner Freunde, der für alles Gute rastlos wirkende Baron von Retzer befanden. Die von Denis selbst verfertigte Inschrift:

Michael Denis

A Cons. Aul. et Bibliotheca Palatina

Natus Schardingae Anno 1729. 27 Octobr.

Societatis olim Jesu

Sacerdos

Denatus Vindobonae Anno 1800. 29 Septembr.

wird auf einem eben ſo einfachen Grabſtein dem Manne geſetzt werden, der des kalten Steines nicht bedarf, um leben zu dürfen. Einer ſeiner wärmſten Verehrer, der durch ſeine liebliche Idyllen wohlbekannte C. Anton von Gruber, ſetzte ihm im römiſchen Lapidarſtil eine ſchöne und wahre Grabſchrift und beſang Sineds Tod in einer ſaffiſchen Klage, woraus auch hier einige Strofen angeführt zu werden verdienen.

Ringulf *) bebet über die Jammertöne,
Trocknet heiße Thränen vom Auge, ſeufzet
Stöhnend; Sined ſchlummert ihm, Sined-Illin **)
Früh in dem Grabe.
Meines Netzers Wangen erbleichen, Pulſe
Schlagen; zitternd höret der alte Hüttner ***):

*) Kretſchmann in Zitten.

**) Ein Oberbarde in Oſſians Zeiten.

***) Gleim.

Er iſt nicht mehr! ſtimmet zu tiefen Klagen
Halberſtadts Teiyn *).
An der Pleiſſe trauert ein Barde **), rufend:
„Sieh die Theuern fliehen, ſie kehren nimmer!
„Sehen muß ich Oſſians Freunde, ſehen
„Sined bei Loda ***).
„Dort wallt Rammler ſchimmernd hin, ferne winſeln
„In den Nächten luſtige Hügelwandrer,
„Klopſtocks Auge dämmert von Thränen, ſtarret
„Hin auf den Boden."
Stille ſtehen Schüler um Sined; tröſtend
Flüſtern Geiſter: Starben die Hochgeſänge
Unſers Lieblings? Hört ihr nicht jauchzend rufen:
Er iſt unſterblich!
Schlummre, Sined! Eichenbekränzet gingen
Edle Barden; ſehnſuchtsvoll harrten Brüder
Deines Handdrucks; Thatenlohn wartet deiner,
Edler Druide!

*) Die Leyer der Barden; die neue celtiſche Sprache hat dieſes Wort beibehalten.

**) Weiſſe.

***) Der oberſte Geiſt nach Oſſians Geſängen.

VI.

Die Allgemeine Zeitung.

Es iſt nicht zu berechnen, verdiente aber wohl noch eine ausführlichere Darſtellung aus der Feder eines Schwarzkopfs, wie unglaublich ſich die Stimmung der Völker und die Geſtalt des neueſten Europa durch die Vermannigfaltigung literariſcher und politiſcher Zeitungen verändert haben. Zeitungen ſind ein ſo unentbehrliches Bedürfniß der Menſchheit in den unterſten, wie in den oberſten Ständen geworden, daß ſie auf mancher Haustafel über, oder wenigſtens zunächſt bei dem täglichen Brode ihre Stelle einnehmen. Um von ihrer Unentbehrlichkeit ſich einen richtigen Begriff zu machen, muß man die folternde Ungeduld geſehn haben, womit Europäer in andern Welttheilen den Zeitungsblättern des unſrigen entgegenharren, oder die Mittel beobachten, wodurch ſelbſt in manchen Ländern unſers Welttheils die Lüſternheit nach den verbotenen Früchten dieſes Baums befriedigt wird. Der nach Sibirien verbannte Feldmarſchal Münnich bekam ſeine Sämereien durch einen treuen Gärtner in Petersburg in intereſſanten Zeitungsblättern eingewickelt*).

*) S. Geſchichte und Politik. Eine Zeitſchrift von Woltmann. St. 5. S. 45.

Wie mancher Borſtorferapfel iſt in neuern Zeiten durch ſeine Hülle willkommner geworden, als durch ſeine innere Süßigkeit!

Sehr auffallend mußte es daher jedem Freund und Beförderer wahrer Kultur und Aufklärung ſeyn, daß gerade dieſe ſo allgemein verbreiteten und ins unendliche vermehrten politiſchen Zeitungen in unſerm Vaterlande (der Hamburger Korreſpondent wurde einſt 20,000 mal abgedruckt) im Ganzen noch ſo geſtaltlos und in Vergleichung mit den politiſchen Blättern der Britten und Franzoſen, ſo trocken an Reſultaten, Zuſammenſtellungen und Ueberſichten, ja oft nur Broſamen übernächtiger Mahlzeiten, zweimal wiedergekäute Wiederholungen und Excerpte aus den Thorzetteln der Reſidenzen von ein- und auspaſſirenden Eilboten waren. Der Teutſche liebt das Fachwerk und die erſchöpfende Ausführlichkeit bis zur Pedanterei. Darum widmete man politiſchen und literariſchen Erörterungen lieber eigene Zeitſchriften, und nur ſelten verirrte ſich in unſere geleſenſten Zeitungen etwa in eine außerordentliche Beilage oder als Lückenbüßer ein Aufſatz, der zu allgemeinen Reſultaten und Ueberblicken führte. Selbſt der Nekrolog ſchien nur auf Perſonen eingeſchränkt, deren Geburtstage man in genealogiſchen Kalendern findet. Daher war es gewiß ein Zeichen fortſchreitender Kultur und wahrer Veredlung des großen Zeitungsleſenden Publikums, als Poſſelts

Allgemeine Weltkunde, die nach ihrem wohl-durchdachten und vielumfaſſenden Plan ſelbſt die intereſſanteſten Blätter des Auslandes weit hinter ſich zurücklaſſen mußte, anfänglich mit ſo vielem Beifall und allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Freilich unterlag ſie bald dem politiſchen Zwieſpalt der Meinungen weniger durch ihre eigene Schuld als durch den Doppelſinn der Zeiten. Allein der einmal befruchtete Keim trieb neue Sprößlinge, an deren Erhaltung und Fortdauer gewiß jedem gelegen ſeyn muß, der das Beſſere liebt, weil das Gute zu erreichen dem Menſchen ſo ſelten gegeben iſt. Die Allgemeine Zeitung, die an die Stelle jener Weltkunde getreten iſt, hat ſich, wie kein Unpartheiiſcher in Abrede ſeyn wird, in den neueſten Zeiten mitten unter den politiſchen Stürmen und umringt von feindlichen Heeren, ſo klug, unpartheiiſch und beſcheiden zu nehmen gewußt, daß alle Klagen, die einſt ſelbſt gegen ſie erhoben wurden, völlig wegfallen, und ſie des belebenden Schutzes des allgemein verehrten und geliebten Erzherzogs Karl, der ihr ſelbſt die offiziellen Berichte ſeines unvergeßlichen Feldzugs zuzuſenden befahl, ſich auf eine ſehr ausgezeichnete Weiſe zu erfreuen hatte. Man darf, ohne andern ähnlichen Inſtituten zu nahe zu treten, geradezu behaupten, daß dieſe Zeitung bei allen mehr durch Abgunſt von Auſſen als Mängel von Innen ihr anklebenden Unvollkommenheiten, unter allen ihren ältern und begünſtigtern Schweſtern noch

immer die meisten und fruchtbarsten Lebenskeime in sich trägt, und den wahrhaft großen und löblichen Zweck, den sie vom Anfang ankündigte, so wenig aus den Augen verloren hat, daß ihr vielmehr das Bestreben, immer mehr zu umfassen und durch Fülle und Güte nützlicher zu werden, fast in jeder Lieferung deutlicher anzusehen ist. Ein solches Institut verdiente wahrlich die kalte Verachtung nicht, die manche aus eingewurzeltem Vorurtheil und Mangel eigener Ansicht (denn wieviel ist nicht in solchen Verdammungsurtheilen blos auf Hörensagen und Anklage ohne Aktenstücke gegründet!) gegen sie zeigten. Sie ist es vielmehr werth, daß jeder Wohlgesinnte laut darüber spreche und seine Verbesserungsvorschläge darüber mittheile. Denn nicht immer wird durch Schweigen gebessert, und das alte Sprichwort: silentium perdidit Amyclas, leidet auch heute noch seine Anwendung.

Diese wohlgemeinte Herzenserleichterung mögen unsre Leser um der Wichtigkeit der Sache willen entschuldigen, von welcher hier die Rede ist. Die Veranlassung dazu ist folgender kleiner Aufsatz, der mir aus sehr ehrwürdigen Händen zugekommen ist, und einige fromme Wünsche zur Vervollkommnung der Allgemeinen Zeitung enthält. Auf manche werden die Redakteurs leicht antworten, und ihre Unausführbarkeit wenigstens für jetzt beweisen können. Einige

verdienen aber volle Beherzigung, wohin vielleicht viele unserer Leser gleich die vordersten zwei Punkte zu rechnen geneigt seyn möchten.

B.

Eine Gesellschaft von Freunden, die die Allgemeine Zeitung, von ihrer Entstehung an, als ein wichtiges, reiches, zeitgemäßes Blatt gelesen und ihr schon manche angenehme und lehrreiche Stunden verdankt hat, übergiebt den ihr unbekannten Redaktoren derselben folgende Zweifel und Wünsche zu näherer Prüfung. Sie setzt ihren ohnmaßgeblichen Vorschlägen nur die Versicherung hinzu, daß eine nahmhafte Zahl ihrer Leser in verschiedenen Gegenden Teutschlands, so viel ihr durch gegenseitige Mittheilung bekannt wurde, fast dieselben Gesinnungen hegen.

1) So lobenswürdig und solid auch der Zweck der Allg. Z. ist, nach welchem alle Staatspapiere und öffentliche Verhandlungen der Parlamente, Räthe u. s. w. so wie die offiziellen Berichte mit diplomatischer Genauigkeit, oder in gedrängten und geistreichen Auszügen geliefert werden; und so gewiß diese von Herrn Posselt schön vorgezeichnete Idee diese Zeitung den Efemeren des Tags entnimmt; so großen Eintrag thut

ihr doch seine oft mehrere Seiten wegnehmende Urkundensammlung bei Sieben Achtheilen der gewöhnlichen Zeitungsleser, so gestellt und aufgeführt, wie sie bis jetzt gestellt und aufgeführt wurde. Wäre es nicht rathsamer, lieber wöchentlich einige Blätter weniger zu liefern, und dafür regelmäßige Beilagen zu geben, wo das, was nur der geübtere Zeitungsforscher einer genauen Ansicht werth hält, unter gewissen Aufschriften zusammengestellt würde! Im Grunde ist es freilich nur eine Täuschung. Aber wie viel kommt bei einer wohlbesetzten Tafel nicht auf die bloße Anordnung und Aufeinanderfolge der Schüsseln an!

c) Nur die neueste Sage gefällt! Dieß ist, seit der alte Homer es seinem Demodokus in den Mund legte, noch zu allen Zeiten und Stunden wahr gefunden worden. Die Allgemeine Zeitung hat sichs zum Gesetz gemacht, die unverbürgten fliegenden Gerüchte so viel als möglich auszuschließen, und von ausgelegten Eiern so wenig als möglich zu plaudern. Das Gesetz ist eines Areopagus würdig. Wenn nur die Leser lauter Areopagiten wären! Diese aber wollen oft nicht einmal das kleine Gerstenkorn von aller Spreu und Zuthat gesäubert haben. Jeder traut sich selbst so viel Scharfsinn zu, um es herauszusuchen. Man will ja eben gerade darüber sprechen, muthmaßen, debattiren. Die Allgemeine Zeitung sollte

ches das Unglück hat, der Willkühr eines Dionysius preiß gegeben zu seyn!

Man wird sich nach allem, was wir eben gesagt haben, den Dionysius als einen der schlimmsten Tyrannen, womit der Himmel jemals eine mit geheimen Verbrechen belastete Nation gegeißelt habe, vorstellen; und so schildern ihn auch die Geschichtschreiber. Allein ein Mensch, der aus lauter schlimmen Eigenschaften zusammengesetzt wäre, ist ein Ungeheuer, das nicht existiren kann. Eben dieser Dionysius würde Fähigkeit genug gehabt haben, ein guter Fürst zu werden, wenn er so glücklich gewesen wäre, zu seiner Bestimmung gebildet zu werden. Aber es fehlte soviel daß er die Erziehung die sich für einen Prinzen schickt, bekommen hätte, daß ihm nicht einmal diejenige zu theil wurde, die man einem jeden jungen Menschen von mittelmäßigem Stande giebt. Sein Vater, der feigherzigste Tyrann der jemals war, ließ ihn, von aller guten Gesellschaft abgesondert, unter niedrigen Sclaven aufwachsen, und der präsumtive Thronfolger hatte kein andres Mittel sich die Langeweile zu vertreiben, als daß er kleine Wagen, hölzerne Leuchter, Schemel und Tisch'gen verfertigte. Man würde unrecht haben, wenn man diese selbstgewählte Beschäftigung für einen Wink der Natur halten wollte; es war vielmehr der Mangel an Gegenständen und Modellen, welche dem allen Menschen angebornen Trieb Witz und Hände zu beschäftigen, der sich in ihm regete, eine andere Richtung hätten geben können: Er

alſo, weil ſie Zeitung iſt, in jedem Blatt eine eigene Spalte *) für die fliegenden Gerüchte beſtimmen, allenfalls mit leiſer Andeutung des woher? und wohin?

5) Wer ſo viel giebt, der hat viel, und muß ſich daher nicht wundern, daß ihm noch mehr angemuthet wird. Wir bemerken in den ſo anziehenden Artikeln, die uns unter der Rubrik Miszellen gegeben werden, eine gewiſſe Ungleichheit, und vermiſſen ſehr oft eine planmäßigere Vertheilung. So ungern wir die Miszellen über London verringert ſehen möchten, da ſie uns den Geiſt der Nazion, die jetzt der ganzen Erde mit ihrem goldenen Dreizack eiſerne Geſetze vorſchreibt, ſo lebendig ſchildern: ſo ungern vermiſſen wir ähnliche Miszellen aus Paris. Nur ſelten erfahren wir durch die Allgemeine Zeitung über die Sitten von Paris etwas mehr, als was ſich der Leſer des jetzt ſo ausgebreiteten Journals von Paris und der Dekade ſchon daraus ergänzen kann. So dürften wohl regelmäßige Mittheilungen über die Sitten von Berlin, Dresden, Frankfurt, Hamburg und Wien noch immer eine ſehr wünſchenswerthe, jetzt

*) Oder wenigſtens einen Winkel, wie die engliſchen Zeitungsblätter einen eigenen Poet's corner haben.

nur selten ausgefüllte Rubrik in jener Zeitung auszumachen. Und sollten nicht auch hierzu Einverständne, die zu sehn und das Gesehene wieder zu geben verstehn, in allen diesen Städten sich leicht auffinden lassen?

4) Ein eigner Artikel war gleich anfänglich zu wichtigen politischen Pamflets des Inlandes und Auslandes bestimmt, und die Art, womit von Zeit zu Zeit auch dies Versprechen erfüllt worden ist, war eben so zweckmäßig und unterhaltend. Aber mit Bedauern sehen viele Leser bis jetzt diesen Artikel oft wochenlang leer ausgehen. Wir dürfen den einsichtsvollen Redaktoren wohl kaum bemerklich machen, wie sehr hier die möglichste Vollständigkeit bei strenger Zurückweisung des nur scheinbar Auffallenden, angenehm und dem bleibenden Werthe der Zeitung angemessen wäre.

5) Denselben Wunsch der größern Vollständigkeit dürften wir wohl auch in Absicht auf den Nekrolog wagen. Keine Nazion ist so undankbar gegen ihre Todten als die Teutsche, wenn es auf etwas bündigeres und kräftigeres ankomme, als die gewöhnlichen Bücher- und Leichenlisten in den literarischen Anzeigen. Daher müßte zunächst dies auch nur auf die Verstorbenen unserer Nazion eingeschränkte bleiben, wozu neuerlich in den Nachrichten über Käſtner und

Büſch in der Allg. Zeitung ein ſchöner Anfang gemacht worden iſt.

Wir hätten noch einiges auf dem Herzen. Aber ein Narr kann in einer halben Stunde mehr fragen, als der Weiſe in einem Jahr beantwortet, ſagt der ſinnige Araber. Wir möchten um alles in der Welt nicht darnach ausſehn, als ob dies Sprichwort auch auf uns angewandt werden könnte, und wir ſchließen daher mit dem frommen Wunſche des edeln Sarpi, der doch mit jedem Inſtitute, das wahre Kultur und Aufklärung befördert, auch ins neue Jahrhundert übergehn möge: Ello perpetua!

X....

VII.

Neueſte ſchöne Literatur in Wien.

Daß in der Kunſtliebenden Kaiſerſtadt den Muſen weit häufiger und wohlgefälliger geopfert werde, als mancher Literator und Kunſtjünger im nördlichen Buch-

ſtabenreichern Teutſchland ſich einbildet, bedarf für Kenner wohl keines Erweiſes. Doch ſoll auch dieſer in einem der künftigen Stücke dieſer Zeitſchrift nach Gebühr ausgeführt werden. Der öſtreichiſche Taſchenkalender auf 1801. enthält mehrere friſche und ſüßduftende Blumen von gerühmten Dichtern, Ratſchky, Reyer, Gruber u. ſ. w. Die gefühlvolle Gabriele v. Baumberg, die uns vor kurzem mit einem lieblichen Kranze ihrer geſammelten Gedichte beſchenkt hat, bereicherte auch dieſe Muſenſpende mit einigen Gaben. Auch lernen wir eine andere Dichterin, Karoline Pichler, hier als eine wohlgewandte Sängerin in mehrern Gattungen kennen. Wien iſt ſo reich an großen Künſtlern und Kunſtſammlungen. Warum wählten die Herausgeber dieſes Taſchenkalenders nicht ſtatt der verbrauchten Familienſzenen lieber Umriſſe einiger berühmten Gemälde in den dortigen Gallerien, nach dem Beiſpiele des neueſten Braunſchweigiſchen und Kölniſchen Taſchenbuchs? Kann auch in einen ſo engen Raum nur der Schatten eines Schatten gegeben werden: ſo iſt doch auch die Bekanntmachung eines genannten Meiſterſtücks ſchon von einigem Werth.— Kallidion, ein epiſches Gedicht in ſieben Geſängen, Wien, bei Wappler 1800. zeigt auch in dem unvollkommenen Zuſtande, in welchem es hier erſcheint, von einem wahren Dichterberuf des Verfaſſers, eines Lieutenants Fridelberg, der als Jüngling an einer ehrenvollen, fürs Vaterland erhaltenen Wunde

ſtarb. Hätten die Parzen ihm Zeit gelaſſen, ſein Gedicht einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen; ſo würde er den abenteuerlichen Stoff, den jetzt ſeine Muſe noch nicht zu beherrſchen verſteht, gewiß überwältigt haben. Der Feldmarſchal-Lieutenant von Ayrenhof hat ſich durch die in dieſem Sommer mehrmals mit Beifall aufgeführte Oktavia des Hrn. v. Kotzebue veranlaßt gefunden, einer neuen Auflage ſeines (im Jahr 1733. zuerſt erſchienenen) Trauerſpiels Antonius und Kleopatra einen geharniſchten Epilog anzufügen, worin er die verunglimpfte Kleopatra gegen die Karikaturzeichnung des neuen Dichters vertheidigt. Man ſieht den ehrwürdigen Veteran mit Vergnügen ſich aller unedlen Waffen gegen ſeinen Gegner enthalten. Bedurfte es aber überhaupt dieſer Ehrenrettung, wo der Abſicht des Dichters, durch die grellſten Kontraſte zu wirken, alle innere und hiſtoriſche Wahrheit gänzlich aufgeopfert wurde?

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

11. Stück. November 1800.

I.

Neujahrs Taſchenbuch von Weimar,

auf das

Jahr 1801.

Herausgegeben

von

Seckendorf.

Allen Leſern und Leſerinnen von Bildung und Geſchmack können wir die Verſicherung geben, daß dies Taſchenbuch am Ende dieſes Monats unſere Preſſe gewiß verlaſſen und dann in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern für 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. zu haben ſeyn wird. Es ſind bereits einige Bogen abgedruckt und von dieſen wollen wir den intereſſanten Inhalt hier angeben, mit der Anzeige, daß die folgenden Bogen, nach dem bereits eingelieferten Manuſkripte, nicht minder würdige Mitarbeiter werden bekannt machen können.

I. D. Fenks Leichenrede auf den höchſtſeligen Magen des Fürſten von Scheeran. Von Jean Paul Friedrich Richter.

II. Das Gewitter. Von Friderike Brunn, geb. Münter.
III. Hugdieterich und Hildburg. Nach dem Heldenbuch. Von Friedrich Majer.
IV. Der frohe Junker. Von E.
V. Die Raben und Fernen. Von E.
VI. Die rasche Lebensreise. Von E.
VII. Ideenspiele. Von E.
VIII. Elegieen. Von E.
IX. Bertrand und Du-Guesclin, als Knabe und Jüngling. Von Friedrich Majer.

Die Bestellungen auf dieses Taschenbuch von Weimar beliebe man unverzüglich zu machen. Weimar im November 1800.

Gebrüder Gädicke.

II. Der Wintergärtner, oder Anweisung, die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse ohne Treibhäuser und Mistbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten, von Friedrich Gottlieb Dietrich, Fürstl. Sächs. Weim. Hofgärtner. 20 gr. oder 1 Fl. 30 kr.

Herr Dietrich liefert hier den würdigsten Pendant zu der vor kurzem von ihm herausgegebenen Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin, und jeder Liebhaber der Blumen- und ökonomischen Gärtnerey wird es ihm danken, denn er ertheilt Belehrungen aus Erfahrung, wie man die große Noth, die Gewächse ohne Treibhäuser zu überwintern, zum vortheilhaftesten überwinden könne. Die Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin hat man in den Haushaltungen als ein praktisch nützliches Büchelchen aufgenommen, und gleiche Ehre wird ohne Zweifel dem Wintergärtner wiederfahren. Die Gewächse, deren Ueberwinterung hier gelehrt wird, sind folgende:

I Abtheilung. Aesthetische Pflanzkunst.

Erſter Abſchnitt. Gewächſe die der Zierde wegen in den Gärten gezogen, und im Winter in einem Zimmer zur Bluthe gebracht werden können.

Familie der Hyacinthenartigen Gewächſe.
Familie der Narciſſenartigen Gewächſe.
Familie der Schneelilien.
Familie der Gartenlilien.
Familie der Schwerdtlilien.
Familie der Orchisartigen Gewächſe.
Familie der ſchwarfblättrigen Gewächſe.
Familie der vielſchootigen Gewächſe.
Familie der Jaſminartigen Gewächſe.
Familie der Geisblattartigen Gewächſe.
Familie der Roſenarten.

Zweyter Abſchnitt. Schönblühende Gewächſe, die in unſern Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, ſondern in einem Zimmer, Gewölbe, oder in einem andern Behälter überwintert werden müſſen.

Gewächſe mit einblättriger Blumenkrone.
Gewächſe mit einer fünfblättrigen Blumenkrone.
Familie der Schnabelfrüchte.
Familie der orangenartigen Gewächſe.
Familie der Roſenbäume.
Familie der heidenartigen Gewächſe.
Familie der Franzenblumen.
Familie der gewürzartigen Gewächſe.
Familie der Aronarten oder Pfefferpflanzen.

Verzeichniß einiger Zierſträucher und perennirenden Gewächſe, welche in dem Behälter überwintert werden können.

II Abtheilung. Oekonomiſche Pflanzkunſt.

Erſter Abſchnitt. Gewächſe, deren Früchte in einem Zimmer zur Reife gebracht werden können. Gewächſe, deren ſaftige Früchte zur Speiſe dienen.

Zweyter Abſchnitt. Gewächſe, die in einem Zimmer, oder im Gewölbe aufbewahrt und in demſelben für den offenen Garten zubereitet werden.
A. Hülſenfrüchte. B. Wurzelgewächſe. C. Kohlartige Gewächſe. D. Gewächſe, welche als Salat in der Küche gebraucht werden ꝛc.

In der Einleitung wird die Ueberwinterung überhaupt abgehandelt, und das Ganze beschließt ein Register mit den einzelnen Benennungen der abgehandelten Gewächse.

Man findet dieß nützliche Buch sowohl bei uns als auch in allen Buchhandlungen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. Oktober 1800. Zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen.

Im Oktober d. J. sind bei uns von dieser Zeitung No. 40 bis 43 gedruckt worden, deren Hauptaufsätze folgende Ueberschriften haben: Beitrag zur Kenntniß der vorzüglichsten Handelsprodukte der Stadt Königsberg in Preussen; Cyprischer Terpentin; über die Einführung der chemischen Geschwindbleichen zu Schmiedeberg in Schlesien; Hagel und Schrot; Beschreibung einer neuen zu Berlin verfertigten Glättmaschine; über den politischen Werth der Hansestädte, und Hamburg insbesondere; Kupern; Steinkohlen. Ausser diesen findet man einige Anzeigen von neuen Kaufmännischen Schriften, und vielerlei kurze dem Kaufmanne wichtige Korrespondenz-Nachrichten.

Der ganze Jahrgang kostet bei uns, in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Janus, eine Zeitschrift auf Ereignisse und Thatsachen gegründet, Oktobr. 1800. ist erschienen und am

aſſen an alle Buchhandlungen, Poſt- und Zeitungs-Expeditionen verſandt worden.

Inhalt.

I. Gedichte an Madame Vohs, als Maria Stuart.
II. Gedichte an Demoiſelle Jagemann, als Königin Eliſabeth.
III. Lukrezia Kosma. Eine Erzählung.
IV. Eine Seereiſe von Hamburg nach Stade.
V. Der Menſch. Ein Gedicht.
VI. Dähn'ſche Kunſtgallerie in Wien.
VII. Rafael Mengs. Eine biographiſche Skize.
VIII. Rechtfertigung gegen Angriffe in der Theater-Zeitung.
IX. Szenen aus der Oper: Theatraliſche Abentheuer.
X. Die Bey's in Aegypten.
XI. Rückerinnerungen der Madame Beaumont, an ihre Reiſe.
XII. Preisertheilung zu Weimar.
XIII. Preisaufgabe für 1801.
XIV. Kleinere Korreſpondenznachrichten. Aus Altona, Magdeburg, München, Wien, Hamburg, Berlin und Erfurt.
XV. Neujahrs Taſchenbuch von Weimar, auf das Jahr 1801.
XVI. Erklärungen des Verfaſſers des Rinaldini.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

V. An die Beſitzer von Buch-, Kunſt-, Muſikalien- und Landkarten-Handlungen, Buchdruckereien, Expeditionen von gelehrten Zeitungen und Journalen und ähnlichen Inſtituten.

Nachfolgender von unſerm älteren Bruder, der als Verfaſſer des Fabriken- und Manufakturen Adreß-Lexikon bekannt iſt, im September 1799. den Beſitzern der oben angezeigten Handlungen

würde vielleicht Verſe gemacht haben, und beſſere als ſein Vater, (der unter andern Thorheiten auch die Wuth hatte, ein Poet ſeyn zu wollen,) wenn man ihm einen Homer in ſeine Clauſe gegeben hätte. Wie manche Prinzen hat man geſehen, welche mit der Anlage zu Auguſten und Trajanen, aus Schuld derjenigen, die über ihre Erziehung geſetzt waren, oder durch die Unfähigkeit eines dummen, mit klöſterlichen Vorurtheilen angefüllten Mönchen, dem ſie auf Diſcretion überlaſſen wurden in Nerone und Heliogabale ausgeartet ſind? — Eine genaue und ausführliche Entwicklung, wie dieſes zugehe; wie es unter gewiſſen gegebenen Umſtänden nicht anders möglich ſey, als daß durch eine ſo fehlerhafte Veranſtaltung das beſte Naturell, in ein Caricaturenmäſſiges moraliſches Mißgeſchöpfe verzogen werden müſſe, wäre (wie uns däucht) ein ſehr nützlicher Stoff, den wir der Bearbeitung irgend eines Mannes von Genie empfehlen, der bey philoſophiſchen Einſichten eine hinlängliche Kenntniß der Welt beſäſſe. Unſere aufgeklärte und polirten Zeiten ſind weder dieſes noch jenes in ſo hohem Grade, daß ein ſolches Werk überflüſſig ſeyn ſollte; und wenn die Ausführung der Würde des Stoffes zuſaake, ſo zweifeln wir nicht, daß es glücklich genug werden könnte, von mancher Provinz die lange Folge von Plagen abzuwenden, welche ihr vielleicht durch die fehlerhafte Erziehung ihrer noch ungebornen Beherrſcher in den nächſten hundert Jahren bevorſtehen.

privatim mitgetheilte Plan hat den gewünschten Erfolg gehabt, und an der Herausgabe des Buchhändler- und Buchdrucker-Lexikons ist nun nicht mehr zu zweifeln. Es sind jedoch noch verschiedene Handlungen mit Einschickung der unter No. 1 bis 12 erbetenen Nachrichten zurück, und obgleich unser Bruder aus seinen gesammelten Papieren über mehrere Punkte Aufschluß geben kann, so hält er es doch für besser, daß wir um Einschickung dieser Notizen noch einmal bitten. Welchen Handlungen also daran gelegen ist, nicht unvollständig oder zweifelhaft eingetragen zu werden, denn nach seinem Wissen soll keine übergangen werden, und zu der beabsichtigten Vollständigkeit dieses Werks etwas beitragen wollen, ersuchen wir, uns bis Ende dieses Jahres einen angemessenen Bericht einzusenden. Wir werden die Briefe entweder gerade durch die Post, denn der Gegenstand verdient schon einige Groschen Porto, oder durch unsern Leipziger Kommissair, der dasigen Sommerschen Buchhandlung, erwarten.

Weimar, im November 1800.

Gebrüder Gädicke.

Plan zu einem Buchhändler- und Buchdrucker-Lexikon.

Buchhändler und Buchdrucker, und überhaupt alle typographischen und chalcographischen Institute haben, als Kaufleute betrachtet, den eigenen Vorzug, daß ihre Namen an der Stirn der Werke, die sie zu Tage förderten, noch Jahrhunderte lang nach ihrem Tode fortdauern, und wenn sie wichtige Verlagsartikel gehabt haben, so ist ihr Andenken bei den Gelehrten unvergeßlich. Die Aldi,

Junta, Stephani, Plantine, Oporine, Wechelli, Episcopii, Janſen, Elzevire, Fritſche, Breitkopfen u. ſ. w. blühen und werden blühen in dem Andenken aller wiſſenſchaftlichen und kunſtliebenden Menſchen, während Tauſende geſchäftiger Büchermacher längſt auf dem Strome der Vergeſſenheit dahinſchwommen.

Man hat aber in neuern Zeiten dieſe Stände noch keines andern Denkmals gewürdigt, als desjenigen, welches ſie ſich durch ihre Verlagswerke ſelbſt ſetzten. Nur alten Druckern, welche kurz nach Erfindung der Buchdruckerkunſt lebten, hat man Aufmerkſamkeit geſchenkt, und die Zeit ihrer Exiſtenz und die von ihnen gelieferten Drucke in bändereichen typographiſchen Annalen anzugeben ſich bemüht. Wie vieles die neuern Buchhändler und Buchdrucker dem ganzen Gelehrtenſtande nützten, welche wichtige Werke durch ſie ans Tageslicht befördert wurden, wer dieſe Werke oder ihre Handlungen nach ihrem Tode erhielt, oder wer die Stifter und Beſitzer von Handlungen mit berühmteren Firmen, z. B. Schulbuchhandlungen, Verlagsgeſellſchaften ꝛc. waren, läßt ſich aus keinem Buche im Zuſammenhange überſehen. Es iſt einem Gelehrten gewiß oft viel daran gelegen, den jetzigen Verlagsbeſitzer eines Werks zu wiſſen, von dem die erſte Verlagshandlung nicht mehr exiſtirt; und angehenden Buchhändlern konnte eine Ueberſicht aller Buchhandlungen und Buchdruckereien in mehr als Einer Rückſicht ſehr nützlich ſeyn, wenn ſie ſich daraus eine ſchnelle Ueberſicht verſchaffen könnten, wie eine Handlung aus der andern entſtand, wer die Stifter und Beſitzer waren, ob man ſie zu dem Gelehrtenſtande rechnete, oder ob es gelernte Buchhändler oder Buchdrucker waren, ob ſie Verlags- oder Sortiments-Geſchäfte betrieben, ob ſie die Meſſen bezogen, ob ſie fallirten, oder ob ihre Handlung durch Erbſchaft oder Verkauf noch exiſtirt, ob mehrere Handlungen in den Verlag ſich theilten ꝛc. Wer wird z. B. den Verlag der ehemaligen Waiſenhausbuchhandlung zu Züllichau jetzt wohl in Jena bei Frommann ſuchen? Welche Veränderungen gingen mit der erſtern Handlung vor? und wann entſtand Frommann in Jena und Darnmann in Züllichau? Durch eine genaue Aufzählung aller dieſer Veränderungen werden in ſpätern Zeiten ſelbſt literariſche Irrungen vermieden, und manche ſonſt unauflösbare Zweifel gelöst werden können.

Zu einem solchen gewiß nützlichen Buche habe ich schon seit langer Zeit Materialien gesammelt, und es könnte in alphabetischer Ordnung folgende Einrichtung erhalten.

Baum ( ) in **Berlin**, ein gelernter Friseur, dann Pferdeverleiher, und endlich Buchhändler. Er existirte um das Jahr 1785, heurathete die abgeschiedene Frau des ehemaligen Berliner Buchhändlers Christian Ludwig Stahlbaum, und wußte dessen Handlung an sich zu bringen. Seine Existenz als Buchhändler dauerte nur einige Jahre, und er hat sich durch keinen neuen Verlag bekannt gemacht. Er starb, so viel mir bewußt, bald nachher Schulden halber im Gefängnisse zu Berlin.

Petit und **Schöne** in **Berlin**, etablirten sich im Jahr 1788, trennten sich aber wieder im Jahr 1792. Schöne hat die Handlung fortgeführt, Petit aber vermuthlich andere Geschäfte ergriffen.

Schöne (Christian Gottfried) in **Berlin**, ehemals Petit und Schöne, übernahm die Handlung allein im Jahr 1792, führt Sortiments- und Verlags-Geschäfte, und bezieht die Leipziger Messen. Nach dem Fallissement des Buchhändlers Baum übernahm er den sonstigen Stahlbaum'schen Verlag. Unter diesem war das wichtige Werk: Winkelmann's alte Denkmäler der Kunst, von dem er die Fortsetzung gedruckt hat; so ist auch bei ihm die Fortsetzung von der Freimaurer-Bibliothek herausgekommen.

Stahlbaum (Christian Ludwig) in **Berlin**, etablirte sich als Sortiments- und Verlags-Buchhändler im Jahr 1778. Er hatte bei Kanter in Königsberg in Preußen gelernt, in verschiedenen guten Handlungen konditionirt, und fing seine Geschäfte mit Kenntniß und glücklichen Verlagsartikeln an. Allein nicht sorgfältig genug eingegangene Verlagsverbindungen mit dem bekannten Schriftsteller Cranz, von dem er die Lieblings- und Erholungsstunden, Berlinische Korrespondenz ꝛc. verlegte, und eine zweite Heirath brachten ihn ins Unglück.

Er iſt auch als Kupferſtecher in Meuſels Künſtlerlexikon aufgeführt, und hat unter andern die Kupferplatten zu der erſten und zweiten Lieferung von Winkelmanns alten Denkmälern der Kunſt, ein Werk, deſſen Verlag ihm Ehre brachte, verfertigt. Auch verlegte er den damals Senſation machenden Verſuch einer Sittenlehre für alle Menſchen von dem Prediger Schulz zu Gielsdorf, die Apologie der Freimaurer, Freimaurer-Bibliothek, und mehrere bekannte Maurerſchriften. Nachdem er ſich von ſeiner zweiten Frau hatte ſcheiden laſſen, kam dieſe und ſeine Handlung im Jahr 1785 an einen gewiſſen Baum, und der Verlag endlich an Chriſtian Gottfried Schöne. Er verließ darauf Berlin, war, wie mir dünkt, einige Zeit in holländiſchen Dienſten, und ſtarb, ungefähr 45 Jahre alt, nachdem er ſich aus Mißmuth noch den Trunk ſehr angewöhnt hatte, im größten Elende zu Dresden.

Dieß wäre mein Vorſchlag zu einem Buchhändler- und Buchdrucker-Lexikon, und ich wünſche darinnen alle in Teutſchland handelnde Buchhändler und Buchdrucker, vorzüglich aus der letzten Hälfte dieſes an Büchergewinn ſo geſegneten Jahrhunderts, ſo vollſtändig als möglich aufzuführen. Aber nicht allein Buchhändler, ſondern auch Kupferſtich-, Landkarten und Muſikalien-Händler, bei welchen nicht ſelten auch gelehrte Werke erſcheinen, Expeditionen von gelehrten Zeitungen und Journalen, und Buchdrucker, welche nur einigen ſogenannten Landes-Verlag, Geſangbücher, Katechismen, Kalender ꝛc. haben, Artikel, die oft muhſam geſucht werden, müſſen hier einen Platz finden. Und wie in einem vollſtändigen Wörterbuche auch die Giftpflanzen ihre Stellen erhalten, ſo dürften auch hier die Nachdrucker nicht fehlen. Und wie man im Allgemeinen Repertorium die ſchlecht recenſirten Bücher zu kreuzigen pflegt, ſo könnte man die Namen dieſer ſaubern Herren entweder umgekehrt drucken, oder ſtatt der Hand mit dem Zeigefinger, die in alten Drucken uns zur Aufmerkſamkeit auffordert, ein griechiſches Π zum Zeichen der Ehrenſtufe, die dieſe Harpyen fremden Eigenthums verdienten, vorſetzen.

Zur Ausführung dieſes Werks bedarf ich aber der Hülfe aller meiner Herren Kollegen. Ich bitte Sie da-

ber, mit Nachrichten, ungefähr wie obige, von Ihren Handlungen sowohl, als auch von denen ehemals bei Ihnen und in Ihren Gegenden existirenden mitzutheilen. Melden Sie mir über Ihre Handlungen dasjenige, was Sie der Welt mitzutheilen für rathsam finden, und von den sonst in Ihrem Wohnorte oder Gegend existirenden, was der Wahrheit und dem guten Namen eines Verstorbenen oder unglücklich Fallirten angemessen ist. Dieß wird Ihnen zwar eine Mühe von ein oder zwei Viertelstunden verursachen; allein ich bitte zu bedenken, daß Sie dadurch nicht allein die Herausgabe eines brauchbaren Buchs überhaupt befördern, sondern auch zur Verbreitung eines nützlichen und jetzt mehr als je nöthigen Gemeingeistes unter einer sehr ansehnlichen, nur durch Selbstachtung fremde Achtung gebietenden, Gesellschaft viel beitragen werden. Dasjenige, was Sie mir mittheilen können und wollen, belieben Sie in einigen Monaten über Leipzig, oder durch eine nach Leipzig handelnde Buchhandlung, an mich abzusenden. Ich bitte Sie, vorzüglich auf folgende Punkte zu sehen:

1. Die genauen Firmen der Handlungen, Buchdruckereyen und ähnlichen Institute.
2. Die Namen der Besitzer, wenn die Firmen nicht mit ihnen gleichlautend sind.
3. Das Jahr des Etablissement.
4. Das Jahr des Erlöschens einer Handlung, nebst Ursachen, Unfällen u. s. w.
5. Ob die Handlung zerschlagen, vererbt, oder im Ganzen verkauft ist.
6. Ob die Handlung Sortiments- oder Verlags-Geschäfte, Kunst-, Landkarten- oder Musikalien-Handel betreibt.
7. Ob sie mit einer Buchdruckerei verbunden ist, und wie viel Pressen sie unterhält.
8. Ob sie die Messen beziehe.
9. Die wichtigsten, durch mehrere Auflagen gegangenen Verlagsartikel können angeführt, oder ein Verlagskatalog zur Auswahl beigelegt werden.
10. Ob der Besitzer einer Handlung ein gelernter Buchhändler, Buchdrucker oder Geschäfter ist, ob er einen öffentlichen Karakter hat, oder was er sonst für Geschäfte treibt.
11. Wenn eine Handlung durch unverschuldetes Unglück eingegangen ist, so konnten die Ursachen zur

allgemeinen Belehrung angezeigt werden. Schon mancher Buchhändler hat seinen Ruin bei Verlagsartikeln gefunden, die wirklich gut sind und in gelehrten Zeitungen gepriesen wurden, deshalb aber doch keinen Abgang fanden. Diese Fälle würden den Spekulanten beweisen, daß nicht alles Gold ist was gleißt, und manche Zumuthigung der Autoren abwenden.

12. Ob die Handlung besondere Geschäfte ins Ausland mache, in fremden Ländern eigene Niederlagen und Kommissaire habe, und auch schon Abdrücke ausländischer Werke geliefert hat.

Die Zeit der Herausgabe dieses Werks kann ich noch nicht bestimmen. Sie wird von dem baldigen Einlaufen der erbetenen Nachrichten abhängen.

Weimar im September

Johann Christian Gädicke.

VI. Jones englisches System vom einfachen und doppelten Buchhalten, nach welchem es unmöglich ist, daß ein noch so unbedeutender Irrthum in einer Summe unbemerkt entschlüpfen kann. Eingerichtet, um die mit den so lange bestandenen Methoden verbundenen Uebel sicher zu vermeiden, und auf Handlung, jeglicher Art, anwendbar gemacht. Nach der zu New-York, in Amerika, gedruckten zweyten Auflage aus dem Englischen übersetzt von Thomas Martens. gr. 4to. 2 Rthlr. 16 gr. sächsisch od. 4 Fl. 48 kr. rheinisch Courant.

Von diesem bey uns gedruckten Werke haben wir, nachdem die zahlreichen Pränumeranten darauf befriediget sind, die noch übrigen Exemplare in Kommission übernom-

men, und die noch etwanigen Liebhaber dazu können sich an uns wenden. Es kann jedoch dasselbe jetzt nicht geringer als für 2 Rthlr. 16 gr. sächsisch oder 4 Fl. 48 kr. rheinisch Courant abgelassen werden, und Briefe und Gelder müssen wir uns franko erbitten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VII. Anfragen nach alten Kupferstichen.

Wer das unter dem Namen la Nappe bekannte Blatt von Masson und dessen Cadet de la perle, Pichlers Germanicus nach Füger, und alte Abdrücke von Carlom und Woollet zu billigen Preisen abstehen will, kann sich in portofreien Briefen an uns wenden.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VIII. Als literarisches Neujahrsgeschenk für Kinder und junge Leute,

können wir die in unserem Verlage herausgekommenen

Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten, ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse, nach dem Französischen des Jauffret, 1s Heft. 12 gr. oder 54 kr.

mit Recht empfehlen. Das zweite Heft erscheint in einigen Wochen ebenfalls, und man wendet sich wegen beiden an jede beliebige Buchhandlung.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IX. Lager-Plan des Preußischen Corps d'Armee bei Martinsthal, am 31sten Juli 1792. Preis 10 gr. oder 45 kr.

Mit diesem eben fertig gewordenen Plan hat Hr. Lieutenant von Humbert zu Potsdam seine bekannte Sammlung von Lager- und Festungs-Karten vermehrt, und Liebhaber dazu können sich an uns oder jede beliebige Buchhandlung wenden.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

X. In der Sommerschen Buchhandlung zu Leipzig sind nachfolgende Taschenbücher aufs Jahr 1801 erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

1) Neuestes Taschenbuch für Frauenzimmer edler Bildung, von Eulalia Gutwill. Erster Jahrgang. Mit Kupfern in engl. Manier. 2 Rthlr od. 3 fl. 36 kr. rheinisch., in Maroquin gebunden 2 Rthlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr. rhein.

Dieses Taschenbuch, welches sich durch äußere Eleganz vor allen übrigen auszeichnet, enthält Unterhaltung und Belehrung in angenehmer Abwechslung. Auch hat es das Vorzügliche, daß es sowohl unverheurathen als verheuratheten Damen als ein für beide brauchbares und zugleich elegantes Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk kann überreicht werden.

2) Taschenbuch der Welt- und Lebensklugheit für Personen, die in die große Welt treten, oder im Umgange mit der großen Welt leben. 2 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. rhein.

In unserm gegenwärtigen ver- oder vielleicht überset-

nerten Zeiten, wo jede Vorsicht zum unvermeidlichen Bedürfnisse geworden, lehrt der Verfasser gegenwärtigen Taschenbuchs diejenigen, welchen Umgang mit der großen Welt und Erfahrung noch nicht jene Abgeschliffenheit gegeben hat, alle die Klippen vermeiden, an denen nicht selten selbst der Erfahrenste scheitert. Er theilt Leuten, die im Umgange mit der großen Welt leben, diejenige Klugheit und Feinheit mit, die man sonst gewöhnlich erst nach Jahrelanger Erfahrung und mit Schaden kennen lernt. Es ist daher dieses Taschenbuch vorzüglich Leuten von Stande als Geschenk für ihre in die große Welt tretenden Söhne zu empfehlen.

3) Taschenbuch für Billardspieler. Enthaltend: eine Anweisung sämmtlicher Regeln, die zu richtiger Erlernung dieses schönen und unterhaltenden Spiels nöthig sind. Mit Kupfern. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Es enthält dieses Taschenbuch nicht etwa die trocknen Gesetze, die man unter dem Namen Billardregeln in jedem Billardzimmer angehängt findet, sondern eine auf anhaltende Uebung gegründete Anweisung, wie man dieses Spiel regelmäßig erlernen, oder es darin zur höchstmöglichsten Vollkommenheit bringen kann. Ausser der Beschreibung aller bekannten Arten des Billardspiels findet man auch ein ziemlich starkes Wörterbuch aller beim Billardspiel gebräuchlichen Wörter nebst deren Erklärung.

4) Taschenbuch für Freunde der Freude und des gesellschaftlichen Gesangs. Mit 100 Seiten Melodien der besten Tonkünstler. Elegant eingebunden. 1 Rthlr. 16 gr. od. 3 fl. rhein.

Dieses sich auch durch sein Aeusseres empfehlende Taschenbuch wird vorzüglich den Freunden geselliger Freuden, die beim frohen Becher gern ihre Gefühle durch den erheiternden Rundgesang erhöhn, willkommen seyn. Auch werden Freunde der Tonkunst in den vielen in Kupfer gestochnen Melodien der besten Tonkünstler eine gute Auswahl bemerken.

5) Panorama. Ein Taschenbuch auf das erste Jahr des 19ten Jahrhunderts, von Friedrich Schlenkert. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 16 gr. od. 3 fl. rhein.

Der bekannte Verfasser liefert in diesem Taschenbuche ein vortrefliches Gemälde der Menschen, wie sie sind, in dem ihm ganz eignen lebhaften Kolorit. Zu mehrerer Unterhaltung hat er die Form des Dialogs gewählt und seine Personen handeln bald am Hofe, bald in der rußigen Hütte des Landbewohners.

6) Taschenbuch für Blumenliebhaber und für Gartenfreunde. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr. rheinisch.

Man findet in diesem Taschenbuche eine genaue und durchaus auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie man in jedem Monate durch das ganze Jahr hindurch verfahren muß, um sowohl in Gärten als in den Zimmern schöne Blumen zu erhalten und fast in jedem Monate neue Blumen zu bekommen. Es wird daher dieses Taschenbuch zugleich ein angenehmes Geschenk für Damen seyn, die ihre Zimmer gern mit dem schönsten Schmucke, mit Blumen, dekoriren.

7) Taschenbuch für Prediger, und für Kandidaten des Predigtamts. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rheinisch. —

Dieses Taschenbuch enthält ausser einem Kalender auf 1801. 1802. 1803 und 1804., wo überall die vorfallenden Amtsverrichtungen angezeigt sind, 1) ein alphabetisches Wörterbuch der Amtspflichten eines Kursächsischen Predigers 2) Etwas über den Ursprung der Fryet- und andrer merkwürdigen Tage. 3) Wie sich ein Landprediger gegen nächtliche Einbruche der Diebe zu sichern habe, 4) Leichen- Trauungs- Hochzeits- und andre religiöse Gebräuche verschiedener Völker. 5) Einen bequem eingerichteten Leipziger Postbericht. Uebrigens hat der Verfasser vorzüglich zur Absicht, Prediger und Kandidaten des Predigtamts mit ihren gegenwärtigen und künftigen Amts-

Zweytes Capitel.

Character des Dion. Anmerkungen über denselben. Eine Digression.

Die Syracusaner waren des Jochs schon zu wol gewohnt, um einen Versuch zu machen, es nach dem Tode des alten Dionysius abzuschütteln. Es war nicht einmal soviel Tugend unter ihnen übrig, daß einige von denen, welche besser dachten als der grosse Hauffen, und die verächtliche Brut der Parasiten, den Muth gehabt hätten, sich durch diese letztern hindurch bis zu dem Ohre des jungen Prinzen zu drängen, um ihm Wahrheiten zu sagen, von denen seine eigene Glückseligkeit eben so wol abhieng, als die Wolfahrt von Sicilien. Ganz Syracus hatte nur einen Mann, dessen Herz groß genug hiezu war; und auch dieser würde sich vermuthlich in eben diese sichere aber unrühmliche Dunkelheit eingehüllet haben, worein ehrliche Leute unter einer unglückweissagenden Regierung sich zu verbergen pflegen; wenn ihn seine Geburt nicht berechtiget, und sein Interesse genöthiget hätte, sich um die Staats-Verwaltung zu bekümmern.

Dieser Mann war Dion, ein Bruder der Stiefmutter des Dionys, und der Gemahl seiner Schwester; der Nächste nach ihm im Staat, und der Einzige, der sich durch seine grosse Fähigkeiten, durch sein Ansehen bey dem Volke, und durch die unermeßliche Reichtümer,

die

pflichten genauer bekannt zu machen und man findet daher mancherley nützliche Dinge in diesem Taschenbuche, die man anderwärts vergebens sucht.

XI. Geschichte des Nürnbergischen Handels.

In Nürnberg bei dem Verfasser und in Leipzig in Kommission bei A. F. Böhme ist zu haben: „Geschichte des Nürnbergischen Handels. Ein Versuch von J. F. Roth. Diak. zu St. Sebald in Nürnberg. Erster Theil. Mit einem Kupfer. gr. 8.“ Der Subskriptionspreis für den ersten Theil ist 1 Rthl. 3 gr. Sächs. Man kann noch für den zweiten Theil subskribiren. Der nachherige Ladenpreis wird um das Drittel erhöht.

XII. Bekanntmachung.

Auf so viele Nachfragen wegen der Heldin der Vendee, ein wirklicher Abällino, und des neuen Bandes des Journals für Theater und andere schöne Künste, von D. Schmieder, dienet hiermit zur Nachricht, daß beide Werke diese MMesse gewiß erscheinen und versendet werden. Zum Anfange des neuen Jahrhunderts erscheint auch wieder ein Theaterkalender von D. Schmieder mit Ergänzungen und Fortsetzungen seiner vorigen, und ein paar Kupferstiche beliebter Mitglieder des Hamburgischen deutschen Theaters. Der Herausgeber bittet daher Bühnenvorsteher oder sonstige Liebhaber des Theaters so wie seine bisherigen Korrespondenten, die Personal- und Stückverzeichnisse nebst Debüts-Gastrollen und andere Anzeigen aufs baldigste unter seiner Adresse an die Buchhandlung der Verlags-Gesellschaft in Hamburg einzusenden, so daß die Beiträge unfehlbar im November eingegangen sind, weil der Kalender noch vor dem Neuenjahr erscheinen soll.

D. Schmieder bearbeitet jetzt die neue französische Oper Gulnar ou l'esclave Persanne, Musik von Da-

Lavrad und die deutsche Partitur wird binnem kurzen abschriftlich bei ihm zu haben seyn; so wie es die von Adolph und Clara und dem jetzt mit so ausserordentlichem Beifall auf der Altonaer Bühne gegebenen Bluebart sind.

XIII. Aglaja.

So eben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Aglaja

Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1801, herausg. von N. P. Stampeel. Mit 7 Kupf. von W. Jury und Musik von Müller und Bergt. Auf Engl. Druckp. Geschmackvoll gebunden. 1 Thlr. 12 gr.

Nach dem Urtheile von Kennern und Liebhabern des Schönen und Nützlichen, ist dieser Frauenzimmer-Almanach einer der schönsten, geschmackvollsten, reichhaltigsten und interessantesten, die wir wohl für das nächste Jahr zu erwarten haben möchten. Mit Recht darf ihn daher der Verleger die vorzügliche Aufmerksamkeit der Freunde des Schönen versprechen.

Von den Mitarbeitern nenne ich nur einige: A. C. G. Goede, G. Merkel, Fr. Rochlitz, Fr. v. Oertel, A. Mahlmann, Stampeel, Mfr. Hoelderlin, Messerschmied, Weise.

Der Inhalt selbst ist zu reichhaltig, um ihn in diesen Blättern anführen zu können, daher hier nur soviel, daß theoretische Aufsätze über weibliche Bildung und Bestimmung, historische aus der Geschichte des weiblichen Geschlechts, romantische und poetische im eigentlichen Sinne die Hauptfächer sind, in die sich die Beiträge der würdigen Mitarbeiter theilen.

Frankfurt a. M. im Oktober 1800.

August Hermann.

XIV. Gothaischer Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1801. Gotha, bei Carl Wilhelm Ettinger.

Schon seit 56 Jahren gehört dieser Kalender zu den beliebtesten Büchern dieser Art. Unstreitig trug der Umstand, daß er für das augenblickliche Bedürfniß so gut berechnet ist, zu seiner gütigen Aufnahme sehr viel bey. Das genealogische Verzeichniß der großen und kleinen Beherrscher von Europa, die synchronistische Tabelle der europäischen Regenten seit Karln dem Großen, die politische Rechenkunst, das Verzeichniß von den Einwohnern der vornehmsten Städte, die Tafeln von den Unterschieden der Mittagskreise in Zeit, der Gehalt verschiedener Münzen, die Nachrichten von allerlei Gewichten und Maßen u. s. w. machen ihn zu einem unentbehrlichen Taschenbuche der feinen Welt. Die meisten von diesen Artikeln sind aber von neuem durchgesehen, und berichtigt worden. Ausser ihnen enthält der gegenwärtige Kalender noch einige andre belehrende und unterhaltende Aufsätze, als: über Sitten und Lebensart in Portugal, einige Hypothesen über die Sonne, Wirkung der Musik auf die Thiere, historisch-statistische Uebersicht des ottomanischen Reichs, Geschichte der Astronomie vom Jahr 1799. vom Herrn O. L. von Zach, Chronik des Jahres 1799 und 1800. Beitrag zur Kenntniß des Aufwandes der vorigen Zeiten. Etwas über den Werth des Geldes und die Preise, vor der Entdeckung von Amerika. Beispiele von ausserordentlicher menschlicher Leibesstärke, Geschwindigkeit einiger lebendigen Geschöpfe ꝛc. Die demselben einverleibten Kupfer sind nicht allein interessant, sondern auch sehr gut gezeichnet und gestochen. Sie enthalten Darstellungen portugisischer und japanischer Reisegebräuche, Vorstellungen von Maltha und Corfu, und von ihren Einwohnern; die Ansichten der Residenzen der vornehmsten kriegführenden Mächte, ingleichen drey der schönsten englischen Landhäuser. Alles dieses kostet, in einem schönen Einbande, nicht mehr als Einen Thaler sächs. und so bleibt dieser Almanach, (der auch in französischer Sprache zu haben ist) noch immer der wohlfeilste unter seinen Brüdern.

XV. Tägliches Taſchenbuch für alle Stände 1802.

Gotha. In der Ettingerſchen Buchhandlung iſt erſchienen und in allen angeſehenen Buchhandlungen zu haben:

Tägliches Taſchenbuch für alle Stände auf das Jahr 1802.

In dieſem, nach dem nützlichen und bequemen engliſchen Memorandum Boocks für Deutſche eingerichteten Taſchenbuche, das bisher den ungetheilten Beifall des Publikums erhalten hat, findet man eine Menge allgemein nützlicher Notizen zuſammengedrängt, die man täglich braucht, und doch in den gewöhnlichen Taſchenkalendern vermißt. Dieſes Taſchenbuch muß ſich eben dadurch allen Hausvätern, Geſchäftsmännern, Kaufleuten, Reiſenden u. ſ. w. vorzüglich empfehlen. Einen großen Werth hat es jezt noch dadurch erhalten, daß eine alphabetiſche Ueberſicht der in dieſem Taſchenbuche vorkommenden beträchtlichen Orte der Poſtrouten beigefügt worden iſt, aus welcher man mit einem Blicke die Entfernung von den Hauptſtädten erſehen kann. Voran befindet ſich eine ſchön geſtochne Landcharte von der Gegend um Frankfurt am Main, 15 Meilen im Umkreiſe. Es iſt in rothes Leder gebunden, und mit einer Briefſtaſche verſehen und koſtet 16 gr. ſächſ. oder 1 fl. 12 kr Reichsmunze.

XVI. Engliſche Miscellen.

Von der beträchtlichen Anzahl der engliſchen Zeitungen, Magazine und Monatsſchriften, kommt nur ein kleiner Theil zu uns herüber, und insgemein ſo ſpät, daß wir erſt nach 3 oder 4, auch 5 Monaten erfahren, was Ausland im gelehrten, artiſtiſchen und merkantiliſchen Fache Neues und Intereſſantes geliefert hat. Die Umſtände, welche dieß verurſachen, können auch durch den nahen oder fernen Frieden nicht ganz abgeändert werden. Dieß erzeugte den Gedanken, ob nicht in London ſelbſt

aus der ganzen Masse von Zeitschriften und neuen Büchern, das Wichtigste für Deutschland ausgezogen, und so früh als möglich zur öffentlichen Bekanntmachung darüber geschickt werden könnte? Unterstehende Handlung hat sich entschlossen, dieß zu versuchen, und unter dem Titel: Englische Miscellen eine eigene dazu bestimmte Monatsschrift herauszugeben, die alles enthalten soll, was Grosbritannien Interessantes hervorbringt, und die man mithin als eine Fortsetzung von Archenholz Annalen der brittischen Geschichte der neuesten Zeit ansehen kann, nur mit dem Unterschied, daß die Nachrichten nicht zusammen gestellt, unter einer Rubrik, sondern so wie sie sich darbieten, vermischt erscheinen können.

Obgleich der Kostenaufwand eines solchen Unternehmens beträchtlich seyn wird, so hoffen wir doch, durch Unterstützung des Publikums dafür entschädiget zu werden, da kein Theil desselben, er lese zur Belehrung oder Unterhaltung, dabei leer ausgehen wird.

Der Gelehrte darf nemlich erwarten, von allen erschienenen oder unter Arbeit befindlichen Werken in diesen Miscellen die früheste Nachrichten zu erhalten und mit dem Wesentlichen ihres Inhalts bekannt zu werden.

Der Künstler und Kunstfreund erfährt daraus die Erscheinung der neuesten Kunstwerke, und dieser, so wie der Gelehrte wird von Werken, welche auf Pränumeration oder Subskription erscheinen, so frühe Nachricht erhalten, daß er an diesen Vortheilen noch Theil nehmen kann.

Der Fabrikant und Kaufmann wird die Nachricht von Entdeckung neuer Hülfsmittel für Fabriken und Manufakturen, von Verfertigung neuer Handlungs-Artikel, nebst Adresse, woher man sie beziehen kann, nirgends früher erhalten, als durch dieses Institut.

Und welchen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung wird überhaupt jeder gebildete Leser in diesen Miscellen finden, da nichts davon ausgeschlossen bleibt, was zur Darstellung der sittlichen, intellektuellen und physischen Kultur dieser interessanten Inselbewohner gehört. Nur die Politik werden wir nicht darinnen aufnehmen, da

über dieſe die Allgemeine Zeitung hinlängliche Auskunft giebt.

Von Zeit zu Zeit ſoll ein Kupfer mitgetheilt werden, namentlich Vorſtellungen oftgenannter Gegenden in London oder auf dem Lande, Portraits berühmter Personen und Schilderungen wichtiger Auftritte. Der erſten Nummer findet man die Anſichtſeite der Weſtminſterhalle und des Parlaments nach einem ſehr guten Original beigefügt.

Der Inhalt des ſo eben erſchienenen erſten Heftes iſt folgender:

Transport von einer Million Sterling in Kronenthalern nach der Engliſchen Bank. — Freude der Londner Bürger darüber. — Sechsthalb Tonnen Goldes; die Einkünfte der Stadt London. — Merkwürdige Gegend der Bank, der Börſe, des Mayorpallaſtes. — Die erſtaunlichen Geſchäfte in der Bank, die vielen Diener, die geſchwinde Abfertigung. — Taſchendiebe, die dort lauern. — Solide und bequeme Bauart der Bank. — Banknoten; ihre Verfertigung; ihr Vorzug über baare Münze. — Seltſame Bibliothek in der Bank. — Bewaffnung ihres ſämmtlichen Perſonales; Urſachen. — Dächer von überfirnißtem Blech. — Prächtige Erweiterung der Bank im Vorſchlage. — Ihre unterirdiſchen Geldgewölbe. — Erklärung des Titelkupfers. — Bauart der Weſtminſterhalle. — Beſtimmung. — Erſtaunliche Bankette daſelbſt. — Königs Richards II zweitauſend Köche und ihr Kochbuch. — Gerichtshöfe und Parlamentsſitzungen in demſelben Gebäude. — Der Herzog von Clarence, ein guter Redner. — Samuel Ireland's letzte intereſſante Schrift. — Sein Tod. — Seines Sohnes literariſche Spaßvogeley. — Hr. Hofrath Eſchenburg. — Tod des berühmten Anatomen Cruikſhank. — Schilderung dieſes groſen Mannes. — Seine Milde gegen die Armen, ſeine Erziehung und Schriften. — D. Hunter. — Nachrichten aus dem engliſchen Mittellande. — Herr von Archenholz. — Die Schuſtermeiſter in Hull brauchen Geld. — Leder-Handel. — Engliſche Taxen in Teutſchland bezahlt. — Unglaublicher Preis der nothwendigſten Bedürfniſſe. — Oeffentliche Bibliothek in Hull. — Zwey Habichte töd-

ten einen grausamen Gärtner. — Englische Aufmunterung des Ackerbaues und der Viehzucht. — Ackerbaufest in Woburn. — Der Herzog von Bedford miethet einen Schaasbock um 4200 Rthlr. — Absterben eines Abkömmlings der Grafen von Habsburg. — Der berühmte Bolton in Soho versagt allen Fremden den Zutritt zu seiner Manufaktur. — Glückliche Erndte. — Der große Verbindungskanal. — Urbarmachung der Haiden. — Vorschlag dem Getraidewucher zu steuern. — Wohlthätigkeit der Stadt Bath. — Unglaubliche Summe der Armensteuern (zwey Millionen Sterling). — Pitt, Lord Sommerville. — Flor der Stadt Berwick an der Tweed. — Genaue Beschreibung des Lachsfangs. — Zwei dortige Handelskompagnien. — Die Ritè. — Hr. D. Volkmann. — Eine ganz neue Art von Tuch aus Robbenhaaren und Schaaswolle. — Warum die englische Landleute so stark und gewandt sind? — Ueber das Ringen und Baren; eine Stelle hierüber aus Warners neuester Reise. — Erweiterung und Verschönerung Londons. — Ob Häusermenge Volksmenge voraussetzt? — Alsances in London. — Der Luxus will geräumig wohnen. — Der Herzog von Bedford erbaut sich eine eigene Stadt mitten in London; — sie ist im Werden; — ihre Pracht; — ihre Lage; — angränzende Baumschule; — er legt einen majestätischen Fahrweg zwischen weiten Alleen an. — Liebe aus Dankbarkeit, eine wahre höchstrührende Geschichte eines jetzt in London lebenden Eheraars. — Der Prinz von Wallis in Brighthelmstone. — Englische Badeörter. — Seewasser. — Weymouth und Brighton. — Zirkel des Prinzen: — seine bezaubernden Manieren. — Maskirter Ball. — Feile Mädchen. — Der halbrasirte Jude, eine kurzweilige Anekdote. — Entdeckung eines merkwürdigen Buchs bei den Braminen. — Ousseley Karte von Persien. — Moodie Geschichte der militairischen und politischen Verhandlungen der brittischen Nation in Hindostan von 1744—84. — Vermessung von Großbritannien. — Ansichten der interessantesten Gegenden. — Burgeß Gedicht: Richard I. — Kuhpocken. — Barrow Reise nach Südafrika. — Mehrere kleinere zu erwartende Werke von D. Hume, Noble, Clarsen. — Ansichten aller europäischen Gletscher. — Hager chinesische Sprachlehre. — Alderson's Siegellackstäbchen gegen Rheumatismus. — Neue

Ackerbaugesellschaft. — Monumente für die Seehelden. — Prachtausgabe von Virgil. — Warners Geschichte von Bath. — Zwei Werke von Pennant. — Byam's westindische Früchte.

Drei Hefte machen einen Band aus, der 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. kostet. Man verbindet sich nur auf einen Band.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
in Tübingen.

XVII. Die Portraitbüste

des Herrn Erzherzogs Karl, Königl. Hoheit

bearbeitete der Herzogl. Wirtemberg. Hofbildhauer Herr Professor Dannecker schon im Jahr 1797. Die angesehensten Personen der k. k. Armee, erstaunt über den ersten und glücklichen Versuch des Künstlers, das Portrait dieses grosen Helden aus der Erinnerung zu entwerfen, — vereinigten sich damals, um ihn zu dem ehrenvollen Unternehmen anzufeuern, die Büste nach der Natur zu vollenden. Ihre Fürsprache verschafte ihm auch bald die schönste Gelegenheit, in ein solches, des großen Künstlers würdiges Unternehmen eingehen zu dürfen; und die nie genug gepriesene Güte und Leutseligkeit des Herrn Erzherzogs K. H. erleichterte und erhöhete selbst die Erreichung dieses Zwecks um vieles. Mit der gnädigsten Herablassung geruhete der großmüthige Held sich den Wünschen des Künstlers zu leihen, sich so lang zu zeigen, bis der Künstler befriedigt seyn würde, und noch bei dem letztenmal um weitere Sitzungen zu fragen. Nur das Geständniß des Künstlers, daß jetzt seine Kunst erschöpft und sein Wunsch erfüllt seye, endigte diese Zusammenkünfte, die in dem Herzen des Bildners einen so tiefen Eindruck hinterlassen haben, daß er jetzt noch und wohl auf immer mit der feurigsten Begeisterung davon spricht.

Was unter solchen Umständen ein Künstler, dessen Verdienste weit und breit bekannt, und selbst an der Newa verehrt sind, geleistet haben müsse, das läßt sich leicht schließen. Sein Bild scheint das zweite Original zu seyn, und — um der Bescheidenheit und den Verdiensten anderer, die den nehmlichen Gegenstand auch gewählt haben können, nicht zu nahe zu treten, so wollen wir nicht mehr sagen, als daß es unter den besten; ja zu den allerbesten Bildern, die des Hrn. Erzherzogs K. H. vorstellen, gewiß mit gehört.

Mit dem nehmlichen Fleiß, womit das Modell bearbeitet wurde, und mit der immer gleichen Anhänglichkeit an das geliebte Bild selbst, ist dasselbe nun in cararischen Marmor übertragen und seit Kurzem vollendet worden. Es läßt dem Kenner und Liebhaber nichts zu wünschen übrig. Alle Theile, nicht nur die karakteristischen, sondern auch die interessanten feine Nebenzüge, — die dem Portrait so leicht entgehen — sind hier mit einer unaussprechlichen Wahrheit wieder gegeben, so daß jeder, der nur einiges Interesse dabei fühlt, (und wer wollte sich gerade bei diesem würdigen Gegenstand ganz davon lossagen) mit Staunen verweilt.

Das Bildniß reicht bis an die Brust, und ist auf den Seiten und unterhalb flach abgeschnitten, nach Art der alten Termenköpfe. Die Haare hangen in freyen kleinen Löcken auf den Nacken, der Hals ist entblößt, und mit einem schön gearbeiteten Harnisch umgeben. Der Kopf ist Lebensgröße; die ganze Höhe der Büste aber 14 — die gröste Breite 11 Parisер Zoll.

Dieses Meisterstück der Bildhauerei haben wir an uns gebracht. Es würde Verlust für die Verehrer des Helden, Verlust für alle Kenner und Liebhaber der Künste seyn, wenn es nur einmal existiren, — nur an Einem, vielleicht für Wenige zugänglichen Ort einst existiren sollte. Wir haben uns deswegen entschlossen, solches und zwar auf das Original, durch eine geschickte Hand unter der Aufsicht des Hrn Professors Dannecker sorgfältigst abformiren zu lassen, und bis auf eine gewisse Anzahl, (so

lange nehmlich die Formen ganz gute Abgüsse zulassen), ganz gleiche Büsten in seinem Stucc dem Publikum anzubieten.

Jede dieser Büsten wird auf das genauste durchgesehen und ausgearbeitet, und alsdann, wenn sie für ganz gut erkannt ist, mit unserm Petschaft bezeichnet werden.

Der Preis einer solchen Büste in Stucc ist ein halber Souverain'or, oder drei Kronenthaler, oder 4 Thlr. 11 gr. sächsisch, welche wir uns bei der Bestellung franko ausbitten. Wer solche entfernt von hier verlangt, für den soll sie (auch bei der grösten Entfernung) auf das beste verpakt werden. Für Kiste, Zugehörden und Verpackung zahlt man alsdann noch weiter 1 fl. 36 kr. Reichsgeld, oder 22 gr. sächsisch, welche dem Preis für die Büste gefälligst beigelegt werden. Die Absendung soll durch die sicherste Gelegenheit geschehen, und in derselben Ordnung gemacht werden, wie die Bestellungen einlaufen. Jedoch kann sie nicht früher statt finden, als bis wir durch eine unsere Kosten deckende Anzahl von Liebhabern gesichert sind. Daß dieses aber keinen langen Zeitraum erfordern werde, dafür wird das in jeder Rücksicht grosse Interesse des Bilds selbst bürgen.

Da aber die Gewinnsucht ohne Zweifel in der Folge auch diese Büste nachpfuschen wird, so müssen wir schliesslich noch einmal darauf aufmerksam machen, daß keine für ächt angesehen werden kann, die nicht aus unsern Händen kommt, und mit unserm Petschaft versehen ist.

Tübingen, den 1sten Juli

1800.

J. G. Cotta'sche Buchhdl.

Folgende Herren werden die Gefälligkeit haben Pränumeration anzunehmen:

Altona, Hr Buchhändler Hammerich.
Augsburg, Hr. Buchbinder Braun bei St. Anna, Kunsthändler Simon Schropp u. Comp.

die er beſaß, furchtbar und des Projects verdächtig machen konnte, ſich entweder an ſeine Stelle zu ſetzen, oder die republicaniſche Verfaſſung wiederherzuſtellen. Wenn wir den Geſchichtſchreibern, inſonderheit dem tugendhaften und gutherzigen Plutarch einen unumſchränkten Glauben ſchuldig wären, ſo würden wir den Dion unter die wenigen Helden und Champions der Tugend zählen müſſen, welche ſich, (um dem Plato einen Ausdruck abzuborgen) zu der Würde und Gröſſe guter Dämonen, oder beſchützender Genien und Wolthäter des Menſchen-Geſchlechts emporgeſchwungen haben — welche fähig ſind, aus dem erhabenen Beweggrunde einer reinen Liebe der ſittlichen Ordnung und des allgemeinen Beſten zu handeln, und über dem Beſtreben, andere glücklich zu machen, ſich ſelbſt aufzuopfern, weil ſie unter dieſer in die Sinne fallenden ſterblichen Hülle ein edleres Selbſt tragen, welches ſeine angebohrne Vollkommenheit deſto herrlicher entfaltet, je mehr jenes animaliſche Selbſt unterdrückt wird — welche im Glück und im Unglück gleich groß, durch dieſes nicht verdunkelt werden, und von jenem keinen Glanz entlehnen, ſondern immer ſich ſelbſt genugſam, Herren ihrer Leidenſchaften, und über die Bedürfniſſe gemeiner Seelen erhaben, eine Art von ſublunariſchen Göttern ſind. Ein ſolcher Character fällt allerdings gut in die Augen, ergötzt den moraliſchen Sinn (wenn wir anders dieſes Wort gebrauchen dürfen, ohne mit Hutchinſon zu glauben, daß die Seele ein beſonderes geiſtiges Werkzeug, die moraliſche Dinge zu empfinden habe) und erweckt

den

Basel, Hr. Buchhändler Decker.
Berlin, Hr. Buchhändler Haude und Spener, Maurer, Nicolai, Kunsthändl. Sim. Schropp u. Comp.
Braunschweig, Hr. Kunsthändl. Bremers Erben.
Breslau, Hr. Buchhändler W. G. Korn.
Cassel, Hr. Buchhändler Griesbach.
Copenhagen, Hr. Buchh. Proft und Storch.
Dresden, Hr. Buchh. Walter, Gerlach.
Erfurt, Hr. Buchh. Keyser.
Frankfurt am Main, Hr. Buchh. Andreä.
Gotha, Expedition des Reichsanzeigers.
Hamburg, Hr. Buchh. Hoffmann, Perthes.
Hannover, Hrl Buchhändl. Hahn, Kunsth. Zimmermann jun.
Königsberg, Hr. Buchh. Nicolovius.
Leipzig, Hr. Buchh. G. Fleischer, Böhme, Kunsth. Rest.
Lübeck, Hr. Buchh. Bohn.
Mannheim, Hr. Kunsth. Domin. Artaria.
Nürnberg, Hr. Kunsth. Frauenholz.
Pest, Hr. Buchh. Kilian.
Prag, Hr. Buchh. Calve.
Regensburg, Hr. Erbmarschall-Canzlist Prey.
Schaffhausen, Löbl. Hurter'sche Buchhandlung.
Strasburg, Hr. Buchh. König.
Stuttgart, Expedition der Allg. Zeitung.
Ulm, Löbl. Stettin'sche Buchh.
Weimar, Löbl. Industrie-Comtoir.
Wien, Hr. Kunsthändler Artaria u. Comp., Mollo u. Comp.

Damit die Liebhaber die Frachtkosten im Voraus schätzen können, so bemerken wir, daß ein Exemplar nebst der Kiste 25 Pfund wägen wird, und daß mithin die gesammten Kosten des Pränumerationspreises, der Emballage und Fracht in folgenden Orten betragen würden:

Wien, Prag, Erfurt, Gotha, Weimar, 1 Carolin in Gold.

Altona, Berlin, Braunschweig, Breslau, Cassel, Dresden, Hamburg, Hannover, Leipzig, Lübek, } 6 Thlr. 12 gr. sächs.

Augsburg, Basel, Frankfurt am Main, Mannheim, Nürnberg, Regensburg, Schaffhausen, Strasburg. } 2 Dukat. in Gold.

Wer mithin die Exemplarien bis an die genannten Orte Frachtfrei von uns erhalten will, zahlt die dabei bemerkte Summe; wer die Fracht hingegen selbst übernehmen will, darf nur die oben bemerkten 9 fl. 42 kr. Reichsgeld, oder 5 Thlr. 10 gr. sächs. bezahlen.

XVIII. Folgende Verlagsbücher sind bei dem Buchhändler Keyser in Erfurt in der Michael-Messe 1800 herausgekommen.

Antihypochondriakus, der junge, oder etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung! 8s, 9s, 10s Porziönchen, 8. 12 gr.

Busch, G. C. B., Almanach der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und Handwerken, von Ostern 1799 bis Ostern 1800. Fünfter Jahrgang, mit Kupf. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Gotthardt, D. J. Chr., das ganze der Pferdezucht, oder, vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde, ihrer Verwendung, Kenntniß und Heilung ihrer Krankheiten, 1ster Band, 8. 1 Thlr. 12 gr.

Keyser, H. A., über die Veredlung des Obstes und die Veränderung der Obstkernstämme. 8. 8 gr.

Mosler, Joh. Gottfried, theoretisch-praktisches System der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden, aus römischen, kanonischen und ursprünglich deutschen, sowohl allgemeinen oder Reichsgesetzen, als auch besondern, oder Provinzial-, insonderheit sächsischen und preußischen Rechten, auch praktischer Rechtsgelehrten Schriften zusammen gezogen, mit den nöthigsten Hülfsmitteln und zweckmäßigen Formeln versehen, zum Gebrauch für Richter, Advokaten und andere dergleichen Personen, 2r Theil, gr. 8. 1 Thlr. 18 gr.

Auch unter dem Titel:

System der Lehre von allgemein präparatorischen und Präjudizial-Klagen. gr. 8.

Resch, F. A. über die Benutzung des Torfes im allgemeinen, und über die Anwendung desselben zum Bierbrauen und Malzdarren insbesondre: so wie zu Heizung der Stuben, zum Kochen, Sieden und Braten; bey Fabriken und Manufakturen, Kalk- Ziegel- Brandweins- und andern Brennereien ꝛc. 8. 8 gr.

Schulfreund, der deutsche, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen, herausgegeben von H. G. Zerrenner, 23ſtes Bdchen. 8. 6 gr.

Weißenborn, D. J. Fr., Anleitung zur Geburtshülfe für Hebammen und angehende Geburtshelfer; zweite Auflage, durchgesehen und vermehrt von D. Ludwig Vogel. 8. 20 gr.

XIX. Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Die Allgemeine Deutsche Bibliothek, welche ich wegen mannigfaltiger Verfolgungen genöthigt wurde, im Jahr 1792 ganz aufzugeben, und Hrn. Bohn in Hamburg zu überlassen, wird vom Anfange des neuen Jahrhunderts an wieder in meinem Verlage und unter meiner Direktion, so wie ehemals, herauskommen, und ununterbrochen fortgesetzt werden. Jeden Monat erscheint künftig wenigstens Ein Stück, zuweilen noch mehr, damit bei der großen Menge neuer Bücher die Nachrichten davon nicht allzualt werden. Hr. Bohn verlegt die N. A. D. B. bis zum LVten Bande, welcher noch in diesem Jahre gedruckt wird. Der LVIte und die folgenden Bände kommen vom Anfange des Jahrs 1801 an unter meiner Aufsicht redigirt heraus. Hr. Bohn hat den Anhang vom 1ten bis XXVIII Bande der Neuen allgemeinen Deutschen Bibliothek, nebst den dazu gehörigen Registern für die Jahre 1792 bis 1796 unter der Presse und wird ihn vor Ostermesse 1801 fertig liefern. Der Anhang und die Register zu den Jahren 1796 bis 1800 kommen künftig in meinem Verlage heraus. Dieses Werk wird übrigens noch von ebendenselben Verfassern fortgesetzt, welche demselben seit so vielen Jahren einen allgemein anerkannten Werth gaben, und verschiedene verdienstvolle Gelehrte sind auf meine Bitte hinzugekommen. Ein jeder Band der N. A. D. B. wird, wie sonst immer, mit dem Bildnisse eines verdienten deutschen Gelehrten geziert. Jeder Band besteht aus zwei Stücken, jedes Stück aber aus vier

Heften. Diejenigen, welche dieſes Werk beſtweiſe verlangen, belieben ſich an die Poſtämter jedes Orts, oder auch an meine Buchhandlung zu addreſſiren. Dasjenige was in das Intelligenzblatt der N. A. D. B. eingerückt werden ſoll, wird poſtfrei eingeſendet, und jede gedruckte Zeile mit 1 Sgr. bezahlt. Berlin, d. 20 Herbmonats 1800.

Friedrich Nicolai.

XX. Kunſtnachrichten von Frauenholz in Nürnberg.

1) Von ſo vielen Bildniſſen, die von des Herrn Erzherzogs Carl K. H. bisher und ſelbſt neuerlichſt, ſowohl in Deutſchland, als im Auslande, geſtochen worden ſind, hat noch keines in Hinſicht der wahren karakteriſtiſchen Aehnlichkeit diejenigen Perſonen ganz befriediget, welche das Glück haben, dieſen als großen Krieger und edelſten Menſchenfreund verehrungswürdigen Prinzen genau zu kennen, und welche zugleich ſo viel richtiges Kunſtgefühl beſitzen darüber abzuſprechen.

Hr. Hofmaler Seele, der mit allem Rechte der Karaktermaler genannt zu werden verdient, und die hohe Erlaubniß erhalten hat, Höchſtdenſelben nach dem Leben zu malen, iſt ſo glücklich geweſen in ſeinem Bilde als Kniestück, die Aehnlichkeit ſo wahr darzuſtellen, daß er die Zufriedenheit aller Künſtkenner, denen er es zeigte, damit verdienet hat.

Dies hat mich auf den Entſchluß gebracht, vom Herrn Seele ſelbſt eine mit allem Fleiße ausgeführte Zeichnung darnach verfertigen, und dieſe von einem der beſten Kupferſtecher Deutſchlands in der ſchwarzen Kunſt ſchaben zu laſſen; ſo daß ich mir verſprechen darf, von dieſem Prinzen, ſowohl von Seiten der Aehnlichkeit, als der Kunſt das beſte Portrait zu liefern

Die Größe der Platte iſt 22 Zoll hoch und 17 Zoll breit Pariſer Maaß.

In drey Monaten hoffe ich die Abdrücke liefern zu können. Da die ſchwarze Kunſt bekanntlich nur eine geringe Anzahl guter Abdrücke giebt; ſo kündige ich dieſen Kupferſtich auf Subſkription an. Ein guter Abdruck mit der Schrift koſtet 4 Thlr. — und avant la lettre 8 Thlr. Sächſiſch. Nach der Ablieferung der Subſkriptions-Exemplare werden gute Abdrücke m. d. Sch. 6 Rthlr. und avant la lettre 12 Rthlr. koſten.

Ueberzeugt, daß sich mehr Subskribenten finden werden, als die Platte gute Abdrücke halten kann, bin ich gesonnen, nach der nehmlichen Zeichnung einen Stich, um den dritten Theil verkleinert, ebenfalls von einem der ersten Künstler verfertigen zu lassen, wovon Abdrücke mit der Schrift nur 2 Rthlr. und avant la lettre 3 Rthlr. für Subskribenten kosten sollen. Nürnberg, den 7 Oktobr. 1800.

---

2) Der Vorwurf, der nicht selten den Deutschen gemacht wurde, daß sie ihre Epoche machenden Schriftsteller, nicht so wie die Ausländer, durch splendide Ausgaben ihrer Werke zu ehren und zu würdigen suchen, ist zwar vom Hrn. Göschen mit seinen prächtigen Ausgaben der Schriften Wielands und Klopstocks von unserer Nation bereits abgelehnt worden: es blieb aber von Seiten der Kunst noch Etwas zu thun übrig.

Um diese Lücke auszufüllen, habe ich mir vorgenommen aus den Werken unserer gegenwärtig berühmtesten Dichter eine Sammlung von Kupferstichen nach und nach zu liefern, und zwar blos von deutschen Künstlern, die sowohl für das Portefeuille des eigentlichen Kunstsammlers, als auch für diejenigen Liebhaber, welche sich Kupferstiche zur Garnirung eines Zimmers anschaffen wollen, interessant seyn werden.

Zu einem Versuche habe ich sechs Zeichnungen aus Wielands Oberon von Koch zu Rom komponiren lassen, wovon eine von Schumann, einem Künstler, der mehrere Jahre zu London gearbeitet hat, bereits gestochen ist, und die zweyte bis künftiges Frühjahr vollendet werden wird.

Wohl ist dieses Unternehmen etwas schwer, wenn es zur Ehre des Vaterlandes gedeihen soll. Da ich aber glaube, dem Kunstliebhaber-Publikum in Hinsicht des Unternehmungsgeistes und der Sachkenntniß bekannt genug zu seyn; so habe ich auch zu demselben das Zutrauen, daß es mich, wenn auch nicht reichlich, doch so hinlänglich dazu unterstützen wird, um für einen Theil meines Kapitals gesichert zu werden. Diese Unterstützung soll sich nach meinem Wunsch nicht auf eine Pränumeration, sondern nur auf eine Subskription der 6 ersten Blätter erstrecken, zu deren sämmtlichen Ablieferung, welche paarweise geschiehet, ich vielleicht 2 Jahre Zeitraum nothwendig habe. Für die Subskribenten sichere ich die ersten

und beſten Abdrücke zu, und damit dieſe davon überzeugt ſeyn können, ſo ſollen dieſe Abdrücke oberhalb der Platte mit den beigeſetzten Worten: Subſkriptions-Exemplar, von den ſpätern Abdrücken unterſchieden werden. Die Namen der Subſkribenten werde ich auf einem beſondern Blatt der Sammlung vordrucken laſſen. Der Preis für jeden Abdruck mit vollendeter Schrift, iſt 2 Laubthaler, und mit unvollendeter Schrift nur 3 Laubthaler. Daß bei dieſen Blättern kein Sinken, wohl aber ein Steigen der Preiſe zu erwarten ſey, dafür werden meine bereits gelieferten Werke bürgen. Die Größe einer Platte iſt 17 Zoll in der Höhe, und 22 Zoll in der Breite, Pariſer Maas. Die Subſkription ſtehet bis künftige Oſtern 1801 offen. Nürnberg im Monat Oktober 1800.

---

3) Der Tod des Major Pierſon, gemalt von Singleton Copley, und geſtochen von Heath, gehört unſtreitig unter diejenigen Kupferſtiche, welche von der Fabrikwaare, mit der uns die Engliſchen Künſtler und Kunſthändler für theures Geld ſo reichlich beſchenken, eine Ausnahme machen. — Nur Schade, daß das große Format dieſes ſchönen Kupferſtichs ſchon für das Portefeuille etwas unbequem iſt, für den größten Theil der Liebhaber aber, die ihn zur Garnirung eines Zimmers anwenden möchten, bei dem ohnehin ſchon hohen Preis von 4 Guineen für einen Abdruck mit vollendeter Schrift durch Anſchaffung der Rahm und des Glaſes zu koſtbar wird. Dieſer Umſtand ſowohl, als der Wunſch einen jungen Künſtler Aloys Keßler, der ein würdiger Eleve des Hrn. Profeſſor Müller in Stuttgard iſt, auf eine ihm nützliche Weiſe zu beſchäftigen, haben mich veranlaßt, dieſes Blatt von ihm in der Größe des General Wolf von Falkenſen kopiren zu laſſen. Wenn dieſer Künſtler das wahre Verdienſt ſich erworben hat, eine Kopey geliefert zu haben, die ſelbſt manchen geübten Kunſtkenner täuſchen konnte; ſo wird das Keßleriſche Blatt gewiß auch die volle Zufriedenheit des Kunſtkenners verdienen. — Es iſt fertig bis zum Druck, und ich kann daher die Ablieferung in zween Monaten ſicher verſprechen.

Für diejenigen Liebhaber, welche gute und erſte Abdrücke davon zu erhalten wünſchen, kündige ich es auf Subſkription an. Ein Abdruck mit vollendeter Schrift koſtet 4 Laubthaler, und mit unvollendeter Schrift bis nächſte Oſtern 6, nachher aber 8 Laubthaler. Ich bin zum voraus

überzeugt, daß jeder Kunſtliebhaber, der die Arbeit zu ſchätzen weiß, den Preiß billig finden wird.

Von den hier angekündigten Kunſtwerken iſt bereits bei uns zu haben.

Das erſte Blatt zu Wielands Oberon.

und

der Tod des Major Pierſon.

Auf die ſämmtlichen Blätter nehmen wir noch Subſkription an, jedoch erſuchen wir, Briefe und Gelder franko einzuſenden.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

XXI. Grubers Beſtimmung des Menſchen.

Bei J. B. Schiegg in Leipzig iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Ueber die Beſtimmung des Menſchen. Für das gebildete Publikum. Von Dr. J. G. Gruber. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 12 gr.

In dem ganzen Umfange unſerer Literatur hat man noch kein dieſem ähnliches Werk. Aus dem Ganzen der Natur des Menſchen ſeine Beſtimmung zu entwickeln, war die Abſicht des Verfaſſers, und dieſe hat er auf eine Art ausgeführt, wodurch ſich jeder völlig befriedigt finden wird. Von dem thieriſchen in dem Menſchen geht er aus, und führt ihn ſo durch alle Stufen bis zum höchſten Geiſtigen. Immer nimmt er auf alles Rückſicht, was in jeder Inſtanz auch Irriges behauptet worden iſt, vergißt nichts, was nur auf irgend eine Weiſe Zweifel erregen konnte, und gelangt ſtets durch Prüfung des Unwahren zum Wahren, wobei er dieſes Wahre ſo ſcharf faßt, daß Ueberzeugung durchaus entſtehen muß. Da er für ein gebildetes Publikum überhaupt geſchrieben hat, ſo verliert er ſich nie in abſtruſe Spekulationen, ſondern ſtellt alles ohne ſchoraſtiſche Kunſtausdrücke in einer ſo reinen Sprache, ſo fließenden Diktion, und nicht ſelten mit einer ſo herzlichen hinreißenden Beredſamkeit dar, daß man ihn mit Vergnügen lieſt, und da er das äſthetiſche mit dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe ſo innig verwebt hat, ſo fühlt man ſich beim Leſen dieſes Werkes immer belehrt und erwärmt zugleich. Das Urtheil eines bekannten Philoſophen über dieſes Werk war: „Ich wünſche unſerer Philoſophie recht viele ſolche Bearbeiter, die nicht an dem Buchſtaben kleben, ſondern in den Geiſt eindringen, die mit ſo vielem Scharfſinn ſo ausgebreitete Kenntniſſe und eine ſo glückliche Darſtellungsgabe verbinden. Dem Buche wünſche ich recht viele Leſer, und es kann kaum fehlen, daß es dieſe nicht haben wird. Vorzüglich würde ich es auch Predigern empfehlen, die nicht Zeit und Gelegenheit haben, die Schwierigkeiten der neuern Philoſophie zu überwinden, um ganz genaue, und doch warlich ſo nöthige, Bekanntſchaft mit ihr zu machen.“ Der Verleger.

Der Neue

Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1800.

I.

Probe einer Ueberſetzung der Geſpräche des Abbé Galiani über den Getraidehandel.

Vorbericht des Herausgebers des T. M.

Es war mir eine ſehr angenehme Erſcheinung als ich, bei Erbſnung eines Briefes von einer mir unbekannten Hand, die folgende Ueberſetzung des ächten der Dialogen des Abt Galiani über den Getraidehandel (die vor mehr als dreißig Jahren von allen Perſonen von Geſchmack und Geiſt in ganz Europa mit ſo vielem Vergnügen geleſen wurden) erblickte und mich zugleich von dem Verfaſſer dieſer Ueberſetzung erſucht fand, ſie, wenn ich

seine Unternehmung das ganze Werk in unsre Sprache, überzutragen billigte und mit dieser Probe nicht unzufrieden wäre, in meinem Merkur einzurücken, und ihr dadurch vielleicht eine größere Anzahl von Lesern zu verschaffen, als durch Einrückung in die Schlesischen Provinzialblätter hätte geschehen können. Schon vor vielen Jahren pries ich diese Dialogues fur le commerce des blés *) in einer meiner Schriften **) gelegentlich als eines der lehrreichsten und zugleich witzigsten und interessantesten Bücher unsers ganzen Jahrhunderts an. Ich hätte mit Beistimmung aller, die in Sachen dieser Art eine Stimme haben, sagen können: sie verdienten sowohl wegen des Inhalts als der Form eine der ehrenvollsten Stellen unter den klassischen Werken, welche, als solche, Allen Nazionen und Zeiten angehören. Der Verfasser (bekanntermaßen einer der hellesten Köpfe und der geistvollsten Schriftsteller, deren Italien sich zu rühmen hat) weiß, aus Gelegenheit des Hauptgegenstandes dieser Gespräche, die wichtigsten Probleme der Staats- und Regierungskunst, von deren Auflösung die Entscheidung desselben abhängt, auf eine so feine Art herbeizuführen, den ernsthaftesten und verwickeltsten Untersuchungen durch die Leichtigkeit der Behandlung und die Amönität der Einkleidung das Trockne und Langweilige, ohne Abbruch der Gründlichkeit, so geschickt zu benehmen, kurz, einen Stoff der zu einer Konversazion unter solchen Personen,

*) Wovon im Jahr 1795 zu Berlin eine neue Ausgabe hier ausgekommen ist.

**) Geschichte des weisen Danischmend Kap. 18.

wie hier redend eingeführt werden, wenig geeigenschäftet scheint, so viel Neues, Anmuthiges und Unterhaltendes zu geben, daß der Leser sich immer angezogen und festgehalten fühlt, und indem er bloß zum Vergnügen zu lesen fortfährt, sich am Ende unvermerkt weiser und über eine Menge Dinge von der größten Wichtigkeit, worüber er vorher im Dunkeln tappte, gründlich aufgeklärt und unterrichtet findet. Aber auch ohne den Werth der abgehandelten Sachen in Anschlag zu bringen, und in bloßer Rücksicht auf die Komposizion dieser Gespräche, zähle ich sie unter die vorzüglichsten Meisterstücke und Muster der (noch viel zu wenig unter uns gekannten) Kunst des Dialogs, und weiß ihnen (wenigstens unter den Neuern) ausser den Moralists des Grafen von Schaftesbury, kein anderes Werk des Genies in diesem Fache an die Seite zu setzen. Es scheint also keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß es eine sehr verdienstliche Unternehmung wäre, unsre Literatur, mit einer guten Uebersetzung dieser Galianischen Dialogen zu bereichern, und ich kann daher nicht umhin, den geschickten Verfasser der folgenden Probe zu Vollendung seiner (wie Er mir meldet) schon weit vorgerückten Arbeit aufzumuntern; indem ich ihm zugleich das festina lente um so mehr empfehle, da es hier nicht blos um den Stoff, sondern eben so viel um die schöne Form zu thun ist, und der teutsche Leser die Hälfte des Vergnügens, welches er aus diesen Dialogen schöpfen würde, verlöre, wofern er in der Uebersetzung die Leichtigkeit und Zierlichkeit des schönsten Konversazions-Tons und überhaupt das Wes-

den Wunsch, daß er mehr als eine schöne Schimäre seyn möchte. Aber wir gestehen, daß wir, aus erheblichen Gründen, mit zunehmender Erfahrung, immer mißtrauischer gegen die menschlichen — und warum also nicht gegen die übermenschlichen Tugenden werden.

Es ist wahr, wir finden in dem Leben Dions Beweise grosser Fähigkeiten, und vorzüglich einer gewißen Erhabenheit und Stärke des Gemüths, die man gemeiniglich mit gröbern, weniger reitzbaren Fibern und derjenigen Art von Temperament verbunden sieht, welches ungesellig, ernsthaft, stolz und spröde zu machen pflegt. An jede Art von Temperament grenzen wie man weißt, gewisse Tugenden; und wenn es sich noch fügt, daß die Entwicklung dieser Anlage zu demselben durch günstige Umstände befördert wird, so ist nichts natürlichers, als daß sich daraus ein Character bildet, der durch gewisse hervorstechende Tugenden blendet, die eben darum zu einer völligern Schönheit gelangen, weil kein innerlicher Widerstand sich ihrem Wachstum entgegensetzt. Diese Art von Tugenden finden wir bey dem Dion in grossem Grade: Aber ihm, oder irgend einem andern ein Verdienst daraus machen, wäre eben so viel, als einem Athleten die Elasticität seiner Sennen, oder einem gesunden blühenden Mädchen ihre gute Farbe und die Wölbung ihres Busens als Verdienste anrechnen, welche ihnen ein Recht an die allgemeine Hochachtung geben sollten. Ja, wenn Dion sich durch diejenige Tugenden vorzüglich unterschieden hätte, zu denen er von Natur

nicht

leudete des Originals nicht ſo vollſtändig als nur immer möglich iſt, wieder fände. Ich erſuche Ihn, in dieſer Rückſicht, einige kleine Abänderungen, die ich (auf Seine Erlaubniß) hier und da in Seiner Ueberſetzung gewagt habe, als Winke für den Verſtändigen anzuſehen, die Er vielleicht dazu benutzen könnte, ſie einer Vollkommenheit, wodurch ſie ſelbſt den Werth eines Originals heläme, deſto näher zu bringen.

M.

Achtes Geſpräch.

Der Chevalier Zanobi und der Präſident * * * hernach der Marquis von Roquemaure.

Den 14 Dec. 1768 bei dem Marquis.

Präſ. Der Marquis iſt noch nicht zurück; er hat in der Stadt geſpeiſt, und wird nicht lange ausbleiben, wie mir ſeine Leute ſagen. Sie haben ihm eine Unterredung über unſre neuen Verordnungen verſprochen, die ihm ſehr am Herzen liegt. Wir müſſen damit auf ihn warten.

Chev. Nichts iſt billiger und für mich leichter. Ich ſpreche viel, aber ich dränge mich nie dazu. Das Reden thut ſo wenige Wirkung, daß ich kaum eine an-

dre davon anzugeben weiß, als den Vortheil einer leichtern Verdauung.

Präſ. Doch würde es noch mehrere Wirkungen haben, wenn nur immer Kluge redeten.

Chev. Ei bewahre! dann würden nur die Klugen verdauen; das wäre ungerecht, da jedermann das Recht zu eſſen hat.

Präſ. Sie wollen ſcherzen, wie gewöhnlich; aber ſelbſt in Ihrem Scherz liegt viel Filoſofie: er giebt uns die zum Nachdenken erforderliche Ruhe; er löſcht den Enthuſiasmus aus, der ein ſo großer Feind der Vernunft iſt; er zeigt uns die Dinge in ihrem wahren Lichte, und in ihrer natürlichen Größe. Die optiſche Täuſchung verſchwindet. Dieſe Wirkung bemerke ich an mir, ſeitdem ich das Vergnügen habe, Ihnen zuzuhören, und ich habe gefunden, daß mich nicht ſowohl die Sachen, die Sie uns ſagen, als vielmehr die Art und Weiſe, ſie zu ſehen, zum Filoſofen macht. Seitdem ich dieſe Methode von Ihnen angenommen habe, werde ich täglich immer mehr gewahr, daß die Wiſſenſchaft, die man Staatswirthſchaft nennt, wobei man zwei Worte verbindet, die in ihrer natürlichen Bedeutung und nach den Definizionen des Ariſtoteles *) gar nicht einerlei ſind, daß dieſe

*) Ariſtoteles in der Politik gleich im 1ſten B.

Wiſſenſchaft, ſage ich, viel verwickelter iſt, als man denkt.

Chev. Das iſt gewiß.

Präſ. Da in der Welt kein Ding iſt, wo nicht Vortheile und Nachtheile vermiſcht wären, und aufs genauſte zuſammenhiengen: ſo ſehe ich wohl, daß alle dieſe Aufgaben ſchwer aufzulöſen ſind, denn man muß auf Alles Acht geben. Man mag anſchlagen wo man will, ſo wird das Ganze in allen ſeinen Theilen erſchüttert werden.

Chev. Ohne Zweifel. Alle Aufgaben der Staatswirthſchaft kommen am Ende darauf hinaus, die Menſchen glücklich zu machen: es giebt aber kein Gut, welches nicht mit irgend einem Uebel verknüpft wäre, wodurch jenes oft verringert, bisweilen ganz aufgehoben wird. Fügen Sie hierzu noch eine andre Schwierigkeit, daß Sie keine beſtimmte und bleibende Größe haben, mit der Sie die Aufgabe auflöſen können. Der Menſch — der Menſch an ſich — iſt eine unbeſtimmbare Größe. Er iſt, wenn ich das Gleichniß brauchen darf, eine geſchmeidige Maſſe, die durch die Gewohnheit wie Silber und Gold durch die Ziehmaſchine des Dratziehers gezogen wird *). Er nimmt alle Lagen

*) Das Gleichniß iſt von der Duktilität des Goldes und Silbers hergenommen. Im Texte ſteht: il est une matière ductile par la filière de l'habitude. — Filière iſt das Zieheiſen der Drathzieher, in welchem

und Geſtalten an, die man ihm geben will, ohne ſich aufzulöſen. Man giebt durch die Gewohnheit ſeinen Kräften, ſeiner Natur und ſeinem urſprünglichen Weſen eine Ausdehnung, die anfangs unmöglich ſchien; und was noch das ſonderbarſte iſt, wenn er einmal ſo weit gekommen, ſo findet er, daß dies ganz natürlich iſt, daß es immer ſo war, und nicht anders ſeyn kann; kurz, daß es ſein ſyſtiſcher Zuſtand iſt. Er befindet ſich ſehr wohl in dieſem Zuſtande, worein man ihn erſt durch Jahrhunderte gebracht hat, und niemand denkt mehr daran, daß eine lange Reihe Philoſophen daran gearbeitet haben. Er kennt ſeinen Wohlthäter ſo wenig, als das Gute, was dieſer ihm gethan; doch weiß er auch nicht das Böſe, das er ihm zugefügt hat, und hält auch dieſes gutherzig für ein Geſchenk der Natur.

Präſ. Ich ſehe, daß dieſe Undankbarkeit, die der Menſch auf einer Seite begeht, und ſeine Biegſamkeit, (um bei Ihrem Bilde zu bleiben) vermöge welcher er ausgedehnt und aus ſeinem guten Zuſtande gerückt wird, den Weiſen, die ihn glücklich machen wollen, allen Muth nehmen muß.

Chev. Das geſchieht auch. Aber es iſt nun einmal das Tagewerk des Weiſen, den Menſchen Gutes

die innern kleinern Oeffnungen ſind, durch die das Metall gezogen, und vermöge der Hitze bei der ſchnellen Bewegung immer feiner ausgedehnt wird.

zu thun, und er muß seine Bestimmung erfüllen. Um wieder auf unsre Rede zu kommen: wenn in einer Aufgabe mehrere unbekannte Größen sind, so wird die Auflösung unbestimmt, oder sie gehört zu den Aufgaben der unendlichen Größen; und so sind in der That alle Aufgaben der Staatskunst. Es kommt darauf an, das möglichst große Gut mit dem möglichst kleinen Uebel zu finden — und das ist eine mathematische Gleichung. Nichts darf man in der Staatskunst aufs Aeußerste treiben. Es giebt einen gewissen Punkt, eine Grenze, wie weit das Gute größer ist als das Uebel; gehn wir darüber hinaus, so überwiegt das Uebel das Gute.

Präs. Aber wo finden wir diesen Punkt?

Chev. Der Weise allein berechnet ihn. Das Volk merkt ihn aus Instinkt. Der Geschäftsmann wird ihn mit der Zeit gewahr. Die Schriftsteller unsrer Tage bekümmern sich nicht darum.

Präs. Eine schöne Steigerung! Sie zeigt mir ganz deutlich, was Sie sagen wollen: Die Weisen sind sehr selten; die Wahrnehmungen des Volks und die Erfahrungen der Geschäftsmänner sind mehr werth, als die Meinungen der Schriftsteller. Nicht so?

Chev. Sie haben mich verstanden, aber verrathen Sie mich nicht.

Präſ. Warum ſchätzen Sie aber alle dieſe kameraliſtiſchen Schriften ſo gering?

Chev. Weil ſie das Werk rechtſchaffner Männer ſind.

Präſ. Wie? — Das klingt paradox.

Chev. Die Tugend, das Beſtreben Gutes zu thun, iſt ſo gut eine Leidenſchaft wie alle andre. Man trift ſie ſelten, aber wo man ſie antrift, iſt ſie zu heftig. Ja ſie iſt heftiger als irgend eine andre. Denn ſo lange uns der Sporn des Guten treibt, hält uns keine Reue in unſerm Laufe auf. Dieſe Heftigkeit und Hitze erzeugen die Schwärmerei. Man überzeugt ſich, ohne Unterſuchung, von dem, was man wünſcht, und man überzeugt andre durch die Wärme des Vortrags, und durch die Meinung von unſerer Tugend. Die Beweiſe taugen nicht viel, aber man hat die Freimüthigkeit der Wahrheit, den Muth der Tugend, das Feuer der eignen Ueberzeugung; und ſo reißt man andre mit ſich hin, weil ſie keine Urſache zum Mißtrauen ſehen. Glauben Sie mir, Schelme und Betrüger darf man nicht fürchten, über kurz oder lang zeigen ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt. Aber vor dem Rechtſchaffnen muß man ſich fürchten, wenn er ſich täuſcht. Er iſt mit ſich ſelbſt in Richtigkeit; er will das Gute, und jedermann traut ihm — aber unglücklicherweiſe irrt er ſich in den Mitteln, es den Menſchen zu verſchaffen.

Präs. So müßten wir nach Ihrer Meinung die Menschen lieber von Bösewichten, als von Tugendhaften regieren lassen.

Chev. Das will ich nicht sagen; ich will Ihnen nur zeigen, wie schwer es ist, einen wahrhaft großen Mann zu finden. Der große Mann muß ganz entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigen, Extreme, die beinah unmöglich mit einander bestehen können. Es muß das heiße Bestreben des Tugendhaften haben, verbunden mit der Ruhe, oder ich möchte sagen, mit der Kälte des Bösewichts. Er muß hitzig wollen, kühl untersuchen, geduldig warten. Das ist beinah ein Wunder. Die Natur macht oft etwas Vollkommenes, aber zwei Vollkommenheiten vereinigt, das ist ihr festenstes Meisterstück.

Präs. Jetzt bin ich Ihrer Meinung. Ich illustre in meinem Kopfe nach der Reihe die erstaunliche Menge derer, die Gutes stiften wollten, und die sehr kleine Anzahl derer, die es zu Stande brachten. Aber, mein Bester, erlauben Sie mir noch zu sagen, daß der Enthusiasmus eines Tugendhaften mir nicht so gefährlich scheint. Ich gebe es zu, daß er sich bisweilen irren kann. Aber erstlich treibt schon ein natürlicher Instinkt gleichsam alle Menschen zur Wahrheit, und wenn der Kopf nicht durch Fehler und Leidenschaften des Herzens verwirrt wird: so ist die Wahrheit, von der hier die Rede ist, in den Gegenständen, wel-

che die Staatswiſſenſchaft betreffen, dem gemeinſten Menſchenverſtand erreichbar, wiewohl ich Ihnen einräume, daß ſie ſchwer, verwickelt, und keineswegs von der Evidenz iſt, die man überall in ihr geſucht, und nirgends gefunden hat.

Chev. Weil ſie ſich verſteckt, und das muß ſie, weil ſie uns ſchuldig iſt und nicht bezahlen kann. Die Evidenz iſt eine Betrügerin, die allen Menſchen ſchuldig iſt. Sie hat zu zahlen verſprochen, hat allen Wiſſenſchaften Schuldſcheine gegeben, und hat Niemanden bezahlt, als der einzigen Geometrie, die aber demungeachtet arm geblieben iſt. Doch Spaß bei Seite. — Sie glauben, der Enthuſiasmus ſey wenigſtens dann nicht gefährlich, wenn er nicht von Irrthümern geleitet wird?

Präſ. Ja! und ich möchte ihn dann ſelbſt für natürlich halten. Denn der Menſch iſt träge, furchtſam, ein Sklave der Gewohnheit. Man muß ihn erwärmen und antreiben, das Gute zu verfolgen, ehe er ganz kalt dafür wird.

Chev. So jung und tugendhaft wie Sie ſind, nimmt mich Ihre Rede nicht Wunder; Alter und Erfahrung werden Ihre Meinung ändern. In der Regierung eines Staats kommt alles auf zwei Stücke an: auf den Gegenſtand, den man ſich vorſetzt, und auf die Mittel, ihn zu erreichen. Es iſt die Wiſſen-

ſchaft des Steuermanns, ein Schiff zu führen. Der Gegenſtand iſt die Reiſe, die Mittel ſind die Kunſtgriffe die er anwenden muß. Was die Wahl des Gegenſtandes betrift, ſo geben Sie zu, daß der Enthuſiasmus dabei gefährlich iſt.

Präſ. Ja! man könnte ſich irren. Aber wenn man von Ohngefähr, oder weil eine Wahrheit an ſich evident iſt, darauf ſtößt, dann —

Chev. Dann iſt der Enthuſiasmus noch ſchlimmer als je.

Präſ. Wie ſo?

Chev. Weil alle Wiſſenſchaften, die Menſchen zu leiten, alle Regierungskunſt, ſo wie die ganze Kenntniß des Steuermanns, nur auf den einzigen Grundſatz hinausläuft, der ſehr einfach und kurz iſt: nil repente, nichts auf Einmal. Um eine gute Fahrt zu haben, muß man ſich nach dem Winde drehen, nicht wahr? Aber wenn wir zu kurz umwenden: ſo läuft das Waſſer in die Stücklöcher, das Schiff geht unter, und Zweck, Mittel, Alles iſt verloren! Es iſt nicht genug zu wiſſen wo man hinaus will; man muß auch wiſſen, wie man es anzufangen hat, und dieſe Leitung der Mittel iſt ſchwer, weil es darauf ankömmt, immer die ſchnellen und heftigen Bewegungen zu vermeiden, durch Krümmungen der hinreißenden Geſchwindigkeit der graden Richtung auszubeugen, und

weil die grade Linie die kürzeſte iſt, den Weg zu verlängern, und Zeit zu verlieren. Nun iſt aber dem Enthuſiasmus nichts ſo ſehr zuwider als dieſes. Denn er will alles und jedes auf Einmahl thun; er kann niemals warten, und brennt und verzehrt ſich vor Ungeduld. Seyn Sie alſo verſichert, Enthuſiasmus und Staatsverwaltung ſind kontradiktoriſche Begriffe, und wenn wir auch ſelbſt in den Hafen jener berüchtigten Evidenz (vorausgeſetzt, daß wir ſie fänden) einlaufen könnten: ſo dürfen wir doch nie die eine Seite des Schiffes dem Winde oder den Wellen ſo zuwenden, daß es umköpelt. Die Hauptregel iſt: anlanden muß man, aber man lande — wenn man kann.

Präſ. Wahr! Aber indem man über den vielen Vorkehrungen, die oft übertrieben ſind, die Zeit verliert, ſo thut man das Gute nicht; die Umſtände ändern ſich; unvorhergeſehene Dinge geſchehen, und man bleibt mit der Reue, die Gelegenheit verſäumt zu haben, ſitzen.

Chev. Ich ſagte ja nicht, daß man bei der Windſtille eben ſo verfahren ſoll, als im Sturm. Alles kann übertrieben werden, und alle Uebertreibung iſt fehlerhaft. Aber im Allgemeinen bleibt der Grundſatz immer ſtehen: Nichts auf Einmal! Vermeide große Erſchütterungen, mindere die Bewegung, und ſuche die hohe See, wenn du nicht ſcheitern willſt.

nicht aufgelegt war; und wenn er es ſo weit gebracht hätte, ſie mit eben der Leichtigkeit und Grazie auszuüben, als ob ſie ihm angeboren wären — aber wie viel daran fehlte, daß er der Philoſophie ſeines Lehrers und Freundes Platon ſoviel Ehre gemacht hätte, davon finden wir in den eigenen Briefen dieſes Weiſen, und in dem Betragen Dions in den wichtigſten Auftritten ſeines Lebens die zuverläſſigſten Beweiſe: Niemals konnte er es dahin bringen, oder vielleicht gefiel es ihm nicht, den Verſuch zu machen, und beydes läuft auf Eines hinaus, dieſe Auſterität, dieſe Unbiegſamkeit, dieſe wenige Gefälligkeit im Umgang, welche die Herzen von ſich zurückſtieß, zu überwinden. Vergebens ermahnte ihn Platon den Huldgöttinnen zu opfern, und erinnerte ihn, daß Sprödigkeit ſich nur für Einſiedler ſchicke; Dion bewies durch ſeine Ungelehrigkeit über dieſen Punct, daß die Philoſophie ordentlicher Weiſe uns nur die Fehler vermeiden macht, zu denen wir keine Anlage haben, und uns nur in ſolchen Tugenden befeſtiget, zu denen wir ohnehin geneigt ſind.

Indeſſen war er nichts deſto weniger derjenige, auf welchen ganz Sicilien die Augen gerichtet hatte. Die Weisheit ſeines Betragens, ſeine Abneigung von allen Arten der ſinnlichen Ergötzungen, ſeine Mäſſigung, Nüchternheit und Frugalität, erwarben ihm deſto mehr Hochachtung, je ſtärker ſie mit der zügelloſen Schwelgerey und Verſchwendung des Tyrannen contraſtierte. Man ſah, daß er allein im Stande war, ihm das Gleich-

gewicht

Präs. In gewissen Umständen richtig: aber im Ganzen genommen, denk ich, muß man die Natur walten lassen.

Chev. Die Natur! Trauen Sie ihr nicht!

Präs. Wie! Ich sollte Mißtrauen in die Natur setzen?

Chev. Das wundert Sie? Sollten Sie denn nie gemerkt haben, daß sie sich nicht um uns bekümmert, sondern daß es unsre Pflicht ist, uns um sie zu bekümmern?

Präs. Und das ist Ihr Ernst?

Chev. Gewiß. Die Natur ist ein unermeßliches, unbestimmtes Etwas: sie ist ihres Schöpfers würdig. Und wir? Was sind wir? Insekten, Atome, Nichts! Verstehen Sie mich recht. Es ist wahr, die Natur kehrt gewiß immer wieder zu den Gesetzen zurück, die der Schöpfer ihr für eine unbestimmte Dauer gab. Es ist wahr, sie bringt alles wieder ins Gleichgewicht; aber wir brauchen diese Rückkehr und dieses Gleichgewicht nicht zu erwarten. Wir sind zu klein; bei ihr kommt Zeit und Raum und Bewegung nicht in Anschlag, wir aber können nicht warten. Lassen Sie uns also kein Bündniß mit der Natur machen, es würde zu ungleich ausfallen. Vielmehr ist es hienieden unser Beruf, sie zu bekämpfen. Blicken Sie

um sich her. Sehen Sie die angebauten Felder, die fremden Pflanzen, die man in unser Klima gebracht hat, die Schiffe, die Wagen, die gezähmten Thiere, die Häuser, Straßen, Häfen, Dämme und Chausseen. Das sind die Verschanzungen, in denen wir fechten. Alle Annehmlichkeiten des Lebens und fast unser Daseyn selbst ist der Preis unsers Sieges. Mit unserm Bißchen Kunst, und dem Bißchen Verstand, das der liebe Gott uns gab, nehmen wir es mit der Natur auf, und es gelingt uns oft sie zu überwinden, und ihr zu gebieten, indem wir ihre eignen Kräfte gegen sie anwenden. Ein seltsamer Kampf, und der eben darum uns zum Bilde der Gottheit macht.

Präs. Was Sie da sagen, giebt mir viel Stoff zum Nachdenken. Jedoch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich mir ein ganz anderes System gemacht hatte. Ich glaubte, daß die Natur, wenn man ihr Freiheit läßt, alles ins Gleichgewicht bringe, welches der natürliche Zustand der Dinge und der zuträglichste für den Menschen ist; daß eine nothwendige und festgeknüpfte Ordnung in der Natur sey, die von selbst zum Vorschein käme, und leicht zu finden wäre, wenn wir ihr nur nicht immer Gewalt angethan, und sie nicht durch tausend Erfindungen eingeschränkt hätten; ich glaubte daher, daß man allein auf diesen drei Grundpfeilern: Natur, Freiheit, Gleichgewicht, das Gebäude unsrer Glückseligkeit aufführen könne.

Chev. Nichts iſt ſo wahr, und zugleich ſo falſch. — Daß die Natur in Freiheit nach Gleichgewicht ſtrebt, das iſt eine lichtvolle Wahrheit für den metafyſiſchen Kopf — denn der Menſch kann, wenn er nachdenkt, die ganze weite Natur umfaſſen — es iſt eine Wahrheit, weil man die Urſachen und Wirkungen vor Augen hat. Aber man achtet nicht auf die Länge der Epochen, die dazu nöthig ſind. Man hebt die Ungleichheiten durch Ergänzungen auf, und bedient ſich eines Mittelbegrifs, der keine äuſſere Realität hat, und nur in dem Kopf deſſen iſt, der ihn denkt. Aber in Prari iſt Ihre Behauptung ſehr falſch, weil der Menſch, ſo bald er handelt, ſo klein und ſchwach wird, als ein Thier von fünf Fuß nothwendig ſeyn muß. Dann merkt er die Gebrechlichkeit ſeines Baues, die Kürze ſeines Lebens, die Unbeſtändigkeit ſeiner Bedürfniſſe, das Unbequeme der kleinſten Unebenheiten. Er merkt, daß er nichts erſetzen, nichts niederreißen kann, ohne zu leiden oder zu ſterben. Ich will nun dieſe Grundſätze auf die Theorie des Getraidehandels anwenden. Es iſt gewiß, daß die Getraidepreiſe, wenn man ſie in Freiheit läßt, ſich das Gleichgewicht halten; es iſt gewiß, daß der freie Handel überall Getraide hinſchaffen wird, wo Geld und Konſumzion iſt; es iſt in der Theorie unleugbar, weil alle Menſchen dem Gewinn nachlaufen. Und ſo wäre der Beweis fertig. Aber in Prari bedenken Sie wohl, daß man einen wirklichen Zeitraum für den Kauf

der Briefe braucht, um die Nachricht vom Getraidemangel einer Stadt in ein Land zu bringen, das welches hat; ein andrer Zeitraum gehört dazu, daß es ankommt, und wenn dazu 14 Tage gehören, und wir haben nur noch eine Woche zu eſſen, ſo bleibt die Stadt 8 Tage ohne Brod; und das arme Inſekt, Menſch genannt, braucht nicht einmal ſo viel um Hungers zu ſterben. Das war aber unſre Abſicht nicht. Alſo die Theorie iſt herrlich, die Ausführung geht nicht. Hieraus folgt, daß wir der Natur die Sorge für unſre kleine Wirthſchaft nicht überlaſſen wollen. Dazu iſt ſie eine zu vornehme Dame. Laſſen wir ſie für die großen Bewegungen, für die Umwälzungen ganzer Reiche, und für die großen Epochen ſorgen, ſo wie für die Bewegung der Geſtirne und der Elemente. Die Staatskunſt iſt nichts anders als die Kunſt, den unbeſtändigen Bewegungen, die durch außerordentliche Urſachen entſtehen, zuvorzukommen, oder zu begegnen. Weiter geht ſie nicht. Groſſe Revoluzionen hingegen ſind allein das Werk der Natur; der Menſch vermag da mit ſeinen Kräften nichts, und anſtatt der Urheber davon zu ſeyn, iſt er vielmehr nur das erſte Werkzeug in ihren Händen.

Präſ. Sie beziehen alſo die groſſen Begriffe Natur, Freiheit, Gleichgewicht nur auf groſſe Gegenſtände.

Chev. Doch freue ich mich ungemein, ſie von

Jedermann so oft wiederholen zu hören. Wissen Sie, was das bedeutet?

Präs. Nu?

Chev. Es zeigt an, daß das Meer ruhig und der Wind gut ist. Nie kommt es den Matrosen in den Sinn, die Segel dem Winde zu überlassen, als wenn sie eine große Stille bemerken. Das allgemeine Wohl Europens, das Wohl Frankreichs insbesondere, erzeugten den Grundsatz, die Natur wirken zu lassen; ein Gedanke der unsern Vorfahren nicht einfallen konnte, ihnen, die nur die Segel zu streichen und den Wind zu sparen bemüht waren.

Präs. Aber Sie müssen doch eingestehen, daß der gegenwärtige glückliche Zustand von Europa *) größtentheils durch die Einsichten bewirkt worden ist, welche die Schriftsteller selbst unter dem Volke verbreitet haben?

Chev. Oder die Ideen, die sich in den Köpfen der Schriftsteller bildeten, die Freiheit sie auszubreiten, die Leichtigkeit, mit der sie Eingang fanden, der erhaltne Beifall, die Aufmunterung zum fernern Nachdenken und Schreiben, sind die Wirkung der Ruhe, des Glücks und Wohlstandes, die gegenwärtig Euro-

*) Diese Dialogen wurden vor mehr als 30 Jahren geschrieben.

pà genießt. Eins von beiden. Sie haben die Wahl.

Präſ. Ich werde mich ſchwer entſchließen können. Indeſſen glauben Sie doch, daß wir Fortſchritte machen? Die Urſache davon mag ſeyn, welche ſie will.

Chev. Ja, das glaube ich.

Präſ. Und hoffen Sie, daß wir mit der Zeit dahin gelangen könnten, die Erhebung der Abgaben vereinfacht, die Laſten des Staats mit den Einkünften deſſelben in beſſerm Verhältniß, den Tarif gleichförmig und an die Grenzen des Reichs verlegt zu ſehen *)? Hoffen Sie, daß die Zwangverurſachenden Verſchiedenheiten der Provinzen unter Landſtänden, und der fremden, oder als fremde betrachteten unter Steuerbeamten **) aufgehoben, die Geſetze deutlich und

*) le tarif reculé aux Frontières: ein Ausdruck, der, meines Wiſſens, zuerſt unter Heinrich IV. vorkommt, als dieſer alle innere Zölle beim Transport der Waaren im Lande aufhob. Unter den folgenden Regenten wurde das freilich ganz anders.

**) la varieté génante dés Provinces d'Etats, d'Elections étrangères, reputées étrangères. — Etranger wurde von den eroberten Provinzen, als Artois, Flandern, Hennegau, Cambreſis, Franchecomte, Elſaß, Lothringen u. ſ. w

allgemein, die abgeſchmackten Formalitäten vernichtet, die große Menge der unnützen Auflagen abgeſchaft und tauſend andre Verbeſſerungen geſchehen werden, die noch zu machen übrig ſind?

Chev. Wenn — aber da kommt der Marquis.

Marq. Ah! meine Herren, ſind Sie ſchon lange hier?

Chev. Ziemlich lange.

Präſ. Der Chevalier hat mir die Zeit ſehr verkürzt.

Chev. Sie haben ja eine ewige Mahlzeit gehalten!

Marq. Sinnlicher Menſch! Sie glauben alſo, daß ich bis jetzt am Tiſche geſeſſen habe?

gebraucht, wo auch die Geiſtlichkeit le clergé étranger hieß. Dieſe gaben der Regierung hohe Steuern, und waren wegen der Erpreſſungen der königlichen Beamten, die dieſelben erhoben, in ſehr ſchlimmer Lage. Sie hießen pais d'Elections, in unſerm Text: provinces d'Elections, Steuerbezirke. Hingegen in den alten Ländern machten die Landſtände ſelbſt die Vertheilung der an den König jährlich zu zahlenden Steuern, und beſorgten auch die Erhebung derſelben. Dieſe hießen: pais d'Etat, hier provinces d'Etat, Stände-Provinzen. S. Achenwall franzöſ. Finanzſtaat und Neckers Werke von der Verwaltung des Finanzweſens.

Chev. Nun, wo könnten Sie beſſer ſitzen?

Marq. Bei Buchhändlern und Buchdruckern bin ich geweſen.

Chev. O, das iſt erbaulich!

Marq. Hier iſt der Beweis.

Chev. Was haben Sie da für Sachen?

Marq. Sehen Sie, leſen Sie!

Chev. (lieſt) „Edikt, betreffend die Freiheit der Aus- und Einfuhr des Getraides. Compiegnes 1764.“ — „Patent über das Recht der Ausfuhr.“ — „Beſchluß des Conſeil, daß künftig die Einfuhr des Getraides vom Ausländer nicht mehr gehindert werde u. ſ. w.“ — „Auszug aus den Liſten u. ſ. w.“ — „Beſchluß des Parlaments.“ — „Beſchluß ꝛc.“ —

Marq. Ich wollte alles haben.

Chev. Wie viel koſtet das?

Marq. Sie haben da für 24 Souls Waare.

Chev. 24 Souls? Das iſt nicht theuer.

Marq. Und doch fürchte ich, wenn Sie uns erſt Ihre Meinung darüber geſagt haben, werd' ich es kaum ſo viel werth halten. Wohlan, Chevalier! beſter Chevalier! Zur Sache. Ohne Umſchweife, ohne Vorrede, ohne Ausflüchte, ohne Abſchweifungen, ſa-

gen Sie uns, was Sie davon denken, aber rein heraus, und so bestimmt und lakonisch als möglich. —

Chev. Es war einmal —

Marq. Nein, Treuloser! ich will kein Mährchen. Und wenn Ihre Geschichte die schönste in der Welt wäre, so würde sie mir jetzt unerträglich seyn. Sie sollen vom Edikt und von nichts anderm sprechen.

Chev. (zum Präs.) Nun, so sehen Sie einmal, ich kann ihm wahrhaftig nicht entwischen. Aber, Marquis, wenn der Herr Präsident Ungeduld äußerte, würde ich es billiger finden als bei Ihnen. Sie wissen ohngefähr meine Meinung von dem Edikt von 64, er aber weiß nichts davon.

Marq. Der Herr Präsident mag ungeduldig seyn, oder nicht. Sie wollen mich mit Ambizion ziehen; aber ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich dafür keinen Sinn habe. Darnach haben Sie sich zu richten.

Chev. Nun gut, weil es seyn muß, so sage ich Ihnen mit aller nur möglichen Wahrheit, Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, und wiederhole, was ich Ihnen schon darüber gesagt habe: daß das Edikt über die freie Ausfuhr eine der ruhmvollsten Verordnungen ist, die je ein Fürst gegeben hat; wir mögen nun

den Zeitpunkt betrachten, der es wünschen ließ, oder alle die Umſtände, die es bewirkten, oder die Wärme des Herzens, die es erzeugte, oder den Kopf, der es entwarf. Ich ſage Ihnen, daß dieſe Begebenheit zu einer Epoche in der franzöſiſchen Geſchichte zu werden verdient, und ich ſehe noch hinzu, daß ich ſie immer für die Morgenröthe eines ſchönen Tages gehalten habe.

Präſ. Das hatten Sie dem Marquis geſagt?

Chev. Ja, das hatte ich ihm geſagt, und ich wiederhole es gern auch vor Ihnen. Könnte mich doch ganz Frankreich hören! Möchte es doch in allen edlen und tugendhaften Herzen tauſendmal wiederhallen! Möchte doch dieſe Wahrheit nicht das Unglück haben, noch einen Schatten von Verdacht zu behalten, ſondern die ganze Nazion mit voller Ueberzeugung beglücken!

Marq. In dieſer Manier wollen Sie das Edikt angreifen?

Chev. Ich verſprach Ihnen die innigſte Meinung meines Herzens, und ich habe Wort gehalten.

Marq. Nun, wenn es Ihr Ernſt iſt, ſo erklären Sie ſich deutlicher. Meinen Sie, daß die Regie-

gewicht zu halten, und man erwartete das Beste von ihm, es sey nun daß er sich der Regierung für sich selbst, oder die jungen Söhne seiner Schwester bemächtigen, oder sich begnügen würde, der Mentor des Dionysius zu seyn.

Die natürliche Unempfindlichkeit Dions gegen die Reitzungen der Wollust, welche den Syracusanern so viel Vertrauen zu ihm gab, blendete in der Folge auch die Griechen des festen Landes, zu denen er sich vor dem Tyrannen zu flüchten genöthiget wurde. Selbst die Academie, diese damals so berühmte Schule der Weisheit, scheint stolz darauf gewesen zu seyn, einen so nahen Verwandten des wiewol unrechtmäßigen Beherrschers von Sicilien, unter ihre Pflegsöhne zählen zu können. Die königliche Pracht, welche er in seiner Lebensart affectierte, war in ihren Augen (so gewiß ist es, daß auch weise Augen manchmal durch die Eitelkeit verfälscht werden) der Ausdruck der innern Majestät seiner Seele; sie schlossen ungefehr nach eben der Logick, welche einen Verliebten von den Reitzungen seiner Dame auf die Güte ihres Herzens schliessen macht; und sahen nicht, oder wollten nicht sehen, daß eben dieser von den republicanischen Sitten so weit entfernte Pomp ein sehr deutliches Zeichen war, daß es weniger einer Erhabenheit über die gewöhnlichen Schwachheiten der Grossen und Reichen, als dem Mangel der Begierden zu zuschreiben sey, wenn derjenige gegen die Vergnügungen der Sinne gleichgültig war, der sich von der

rungen aus reinem Eifer für das Gute, mit dem Wunſche dem Ackerbau in Frankreich wieder aufzuhelfen, und ihn nach den Grundſätzen der Kammeraliſten emporzuheben, das Edikt vorgeſchlagen haben? und daß der König, nach ſeiner natürlichen Neigung wohlzuthun, ſeine Einwilligung gegeben? Meinen Sie, daß eine wahre Liebe fürs allgemeine Beſte, ohne Beimiſchung irgend einer eigennützigen Abſicht, das Geſetz diktirt hat? Gut! ich will es glauben.

Chev. O Marquis, ich gehe noch viel weiter. Sie ſehen nur die äußerſte Schale. Hören Sie alſo, aber mit Geduld und Aufmerkſamkeit; denn ich fürchte, nicht deutlich genug zu ſeyn.

Präſ. Laſſen Sie hören.

Chev. Jedes Thier (und dies Geſetz gilt ſowohl vom Menſchen als von jeder Thierart), jedes Thier, das auf ſeine Freiheit Verzicht thut, oder ſie verliert, entledigt ſich in dem Augenblick der Sorge für ſeine Erhaltung, und überläßt ſie einem Andern. Jedes Thier, welches die Rechte ſeiner Freiheit wiedererlangt, oder wiedernimmt, muß von dem Augenblick an auch wieder ſelbſt für ſeine Erhaltung ſorgen. Das iſt ein allgemeines und ewiges Geſetz. Es liegt in der Natur der Dinge ſelbſt. Es iſt der Vertrag, den Sie mit Ihren Pferden gemacht haben.

Marq. Habe ich einen Vertrag mit meinen Pferden gemacht?

Chev. Ja wohl!

Marq. Davon weiß ich nichts.

Chev. Es iſt ein ſehr alter Vertrag. Er iſt von dem gemacht, der zuerſt ein Pferd zäumte und unterjochte, und von dem Pferde, das ſich zuerſt zäumen ließ. Er iſt von Zeit zu Zeit ratifizirt worden, und Sie haben ihn mit unterſchrieben.

Marq. Und wie lautet dieſer Vertrag?

Chev. Er iſt ſehr kurz. Das Pferd ſagt zum Menſchen: du magſt mich zäumen, anſpannen, prügeln, ich will dir geduldig dienen: aber du mußt mich ernähren. Das iſt der Vertrag. Wollen Sie ihn aufheben? Holen Sie das Pferd aus dem Stalle, laſſen Sie es in den Wald und aufs Feld laufen; es wird nichts mehr von Ihnen verlangen, es wird ſelbſt Gras zu ſeiner Nahrung ſuchen; aber es wird Ihnen nicht mehr dienen. Sie ſtehn in dem nehmlichen Kontrakt mit dieſem allerliebſten Kanarienvogel, der Sie mit ſeinem Geſange erfreut, und der immer von Ihnen abgewartet und gefüttert ſeyn will. Machen Sie das Bauer auf, ſo iſt der Kontrakt zerriſſen. Ja Sie ſtehen in dieſem Vertrage mit allen Menſchen, die Sie unterjocht, und denen Sie den freien Gebrauch ihrer Kräfte genommen haben. Dies Natur-

geſetz muß nothwendig den Menſchen ſo gut angehen als die Thiere. Die politiſche Freiheit iſt nichts anders, als der Gebrauch unſrer Kräfte zu unſrer Erhaltung. Haben wir noch keine Kräfte, wie das Kind, haben wir ſie eingebüßt, wie der Sklave, ſo können wir nicht für uns ſelbſt beſtehen. Andre müſſen für uns ſorgen. Alſo ſind Emancipazion, Manumiſſion*), Freiheit und Ueberlaſſung der Sorge ſich ſelbſt zu ernähren, gleichbedeutende oder vielmehr gleichzeitige Wörter. Nun gehen Sie in Gedanken alle Zeitalter und Nazionen durch. Haben nicht überall die Herren, ſobald ſie ihren Knechten das Eigenthum ihrer Güter genommen, die Verpflichtung auf ſich gehabt, für deren Ernährung zu ſorgen? Haben unſre Bedienten, eine Art freiwilliger Knechte, die einzige, welche in polizirten Staaten glücklicherweiſe noch übrig iſt, nicht ihren Unterhalt von uns? oder Lohn, um ſich ihn zu verſchaffen? Die Mönche, eine andre Art Knechte ohne Eigenthum, unterwerfen ſich einem ſtrengen und ſchweren Gelübde. Doch klagen ſie darüber nicht, ſo hart und drückend es iſt; aber ſie wollen im Refektorium ihre fette Mahlzeit bereit finden, und ſich um nichts zu bekümmern haben. Der Soldat einer jeden Nazion,

*) Emancipazion wurde bei den Römern von der Majorennität der Kinder — Manumiſſion von der Freilaſſung der Sklaven gebraucht.

unter monarchiſcher oder republikaniſcher Regierung, muß vermöge ſeines Standes unbedingten Gehorſam leiſten, und ſeine Obern haben über ihn eine unumſchränkte Gewalt. Aber wurde er nicht auch jederzeit, wenigſtens im Kriege, ernährt, ohne daß er ſich um etwas zu bekümmern hatte? Laſſen ſie ihn lange Märſche, Belagerungen und die beſchwerlichſten Mühſeligkeiten aushalten; er wird es ohne Murren thun: aber laſſen Sie ihn ja keinen Mangel an Lebensmitteln leiden, wenn Sie wollen daß er gehorche. Und dies Geſetz iſt in der That ſehr billig. Die Unterthanen ſchließen ganz vernünftig. Sie ſagen zu ihren Herren: Ihr habt uns aller unſrer Kräfte beraubt? Ihr könnt Alles, wir können Nichts; alſo ſorget Ihr, oder laßt uns die Freiheit ſelbſt zu ſorgen. Sagt nicht: „ein unvorhergeſehner Zufall iſt dazwiſchen gekommen.“ — Es iſt unſre Sache nicht, zu unterſuchen ob ein Zufall konnte vorausgeſehen werden, oder nicht. Ihr müßt auch das Unvorhergeſehene ſehen, und ihm begegnen; Ihr müßt ſelbſt das Unerwartete erwarten. Sonſt ſchöpft das Volk ſogleich Verdacht, und ahndet Betrug. Und iſt es ihm zu verdenken, da ſeinem Herrn alle Kräfte und Mittel zu Gebot ſtehen? Hat man dem Menſchen alles genommen, ſo erhält er das Recht, nur nach dem, was ſich ereignet, zu urtheilen, das Recht der Unwiſſenheit und des eingeſchränkten Kopfs. Der Herr, der dies vorausſieht, verdoppelt ſeine Vorſicht, treibt ſei-

ne Vorkehrungen aufs Aeußerſte, läßt ſich durch nichts ſicher machen, weil er ein allgemeines Mißtrauen gegen ſich erwarten muß. Das ſind die natürlichen Verhältniſſe zwiſchen den Herren und den Knechten. Um nun zu einem Schlußſatz, oder, wie die Mathematiker ſagen würden, zu einer allgemeinen Auflöſung zu kommen: ſo laſſen Sie uns feſtſetzen, daß die gröſsere oder kleinere Sorge, die die Herrſcher jederzeit und in allen Regierungen für die Verproviantirung über ſich genommen haben, immer dem kleinern oder gröſsern Grade der Freiheit angemeſſen geweſen iſt, den ſie ihren Unterthanen ließen.

Marq. Wo, zum Henker! haben Sie uns mit Ihrem Vertrage hingeführt? Was haben wir nun gewonnen?

Chev. O ſehr viel! — Ich habe Sie auf einen Berg ſteigen laſſen, und Sie ſollen für die Beſchwerde des Weges durch die erſtaunliche Ausſicht entſchädiget werden, die ſich Ihnen nun eröfnet. Sehen Sie umher, und richten Sie Ihren Blick auf den ganzen weiten Umkreis. Sehen Sie, in Konſtantinopel, in Kairo, in Marokko, und überall wo der Despotismus herrſcht, iſt die Sorge für Ueberfluß und niedrige Preiſe des Getraides beinah die einzige Sorge der Regierung. „Man muß Stambul verpro-

diantiren", ſagt der Großvezier und der Caimakan *). Alle Mittel ſind recht. Laßt Handel und Schiffarth zu Grunde gehen und gehemmt werden, laßt den Ackerbau ſinken; das ſchadet nichts. — Sehen Sie auf der andern Seite die gemäßigte Sorge und die wenige Bemühung der Republiken, die es wirklich ſind, für dieſe Sache. Ich ſage, der wirklichen Republiken. Denn die Ariſtokratien ſind insgemein ein eben ſo drückender und mißtrauiſcher Despotismus als der orientaliſche. Sie ſehen zu allen Zeiten die nehmliche Sache. Tiberius *), ein Fürſt, der Deſpot ſeyn wollte und ſich gut darauf verſtand, ſparte, ob er gleich von Natur geizig und wirthſchaftlich war, kein Geld, um Getraide in der Zeit des Mangels nach Rom zu ſchaffen. Er ließ es auf ſeine Unkoſten aus Aegypten kommen. Er fürchtete nichts als Hungersnoth. Er wußte, daß der Sklave nur ſo lange er ernährt wird gehorchen und ſchweigen muß. Betrachten Sie die folgenden Zeiten in der Lehnsverfaſſung. Sie iſt ein militäriſches Syſtem. Die Großen ſind die Offiziere, und ſind alle Tiſchgenoſſen. Die Freien ſind die Soldaten dieſer Offiziere, die auf ihre Unkoſten leben. Das übrige iſt Sklave. Der Fürſt

*) Stellvertreter des Groß-Veziers in deſſen Abweſenheit.

*) Tiberius. Vergl. Tacit. Ann. III. 54. IV. 6. u. a.

iſt der Verſorger der ganzen Nazion. Aber wozu verweile ich ſo lange bei einer Wahrheit, die aus dem Verhältniß zwiſchen Herren und Diener deutlich genug iſt? In ihm liegt der ganze Mangel an Kräften bei dem Einen, und die ganze Verpflichtung der Sorge bei dem Andern.

Marq. Und was ſchließen Sie hieraus?

Chev. Ich ſchließe, daß wir dem Himmel danken und uns glücklich ſchätzen müſſen, die Zeit erlebt zu haben, wo in einem monarchiſchen Staate das Zutrauen zwiſchen Fürſt und Unterthan ſo hoch geſtiegen iſt, daß der Fürſt gern und freiwillig, voll Zufriedenheit und Wohlwollen, die kützlichſte und verdächtigſte Sorge ſeiner Regierung niederlegt, und ſie ſeinem treuen und ruhigen Volke überläßt. Lange ſind die Franzoſen wie alle andern Völker behandelt worden. Sie haben zwar in vorigen Jahrhunderten ein angenehmeres Loos gehabt, ſie waren Kinder eines guten Vaters: aber ſie waren minorenne Kinder, für deren Unterhalt man ſorgen mußte. Jetzt ſind ſie mündig. Sie werden freigelaſſen, ſie müſſen ſelbſt an ihren Unterhalt denken, und indem man ihnen den freien Gebrauch ihrer Kräfte zur Erwerbung läßt, ſo eröfnet man ihnen dadurch die Quelle des Glücks und des Wohlſtandes. Und ſcheint Ihnen dieſe Begebenheit nicht groß genug? Meinen Sie

nicht, daß die Majorennität eines Volks wenigſtens eben ſo viel werth iſt, als die Majorennität eines Fürſten, und daß man ſehr Unrecht thut, ihr Andenken nicht durch Schaumünzen, Statüen und Triumfbögen zu verewigen? u. ſ. w.

B — t.

II.

Erzählungen.

1.

Heldenmuth, Filoſofie und Liebe.

Eine Erzählung *).

Die Liebe gleicht dem Feuer; jung und alt.
Naht ihr ihm gern, wird euch das Herz zu kalt.

*) Vielen Leſern dieſer Zeitſchrift wird der Dichter, der hier auftritt, kein unbekanntes Geſicht ſeyn. Wir haben von ihm zur Oſtermeſſe ein Bändchen Erzählungen, ganz in der Einkleidung und Farbe zu erwarten, wie dieſe hier zur Probe aufgeſtellten Erzäh

Doch trotzend durch die Glut, gleich einem Sala-
mander,
Sich wagen, glückt nicht einem Alexander,
Nicht ihm, deß Herz geſponnen von Aebeſt
Uns dünkt, dem grauen Filoſofen.
Das lehrte den und den die niedlichſte der Zofen,
Wie mich die Muſ' erzählen läßt.

Ihr werdet doch der Vorzeit Helden kennen,
Der eine halbe Welt bezwang,
Dem, was uns nur bisugt die Helden groß zu nen-
nen,
Oft über ſich ein Sieg gelang?
Ihm ſtürzte von den goldnen Zinnen
Die ſtolze Macht der Perſer ein;
Die Königsburg, die Schätze wurden ſein,
Und alle ſchöne Sultaninnen.
Des Goldes Glanz, der ſchönen Augen Licht,
Von denen alle Herzen glühten,

lungen andeuten. Jocus und Fantaſus werden ſich einer Erſcheinung freuen, die bei unſerer gewaltigen Tendenz zur politiſchen und metaſofiſchen Spekulazion eben nicht die häufigſte iſt. Daß beide hier gelieferte Erzählungen den Stoff aus den Contes et Fabliaux (nach der empfehlungswürdigen Ueberſetzung von Lütkemüller Th. 1. S. 144. und Th. 3. S. 133.) entlehnten, wird ihnen bei Kennern keinen Schaden thun. Der Künſtler zeigt ſich nicht in der Erfindung, ſondern in der Behandlung der Fabel.

Bewährten ihre Macht an unſerm Helden nicht,
Nicht an dem alten Stagiriten.
Der Stagirit? Er war ein Wunder ſeiner Zeit,
Ein Filoſof trotz jenem an der Pregel,
Des Königs Rathpapa, ein Mann von ſtrenger Regel,
Von Herzen knapp, von Geiſt unendlich weit.
Ja kühner als der Held trug ihn zur weitſten Ferne
Der mächtigen Entwürfe Flug.
Der Weiſe ſtieg bis an die Nebelſterne;
Dem König war des Mondes Ziel genug.

Zwar manchmal zog der Held die Kinder dieſer Erde
Den fernen Mondbewohnern vor;
Doch riß ihn bald mit ſtrafender Geberde
Der Filoſof aus niedrem Staub empor;
Und fruchtlos mühten ſich die ſtolzen Perſerinnen,
Des Harems ſchönſter Reſt, den König zu gewinnen.

Doch an der Schönheit Macht begehn
Nicht ſtraflos Herrſcher ſelbſt ein Majeſtätsverbrechen.
Ein Zöfchen an dem Hof, verſchmitzt, und jung und ſchön,
Wird zu dem ſüßen Amt erſehn,
Verſchmähter Liebe Stolz zu rächen.

Den König in der Sklavin Feſſel ziehn
War groß, verhieß bei dieſem Helden
Den herrlichſten Triumf! Und glückte das Bemühn?

Eitelkeit dahinreiſſen ließ, durch ein Gepränge mit Reichtümern, deren er ſich als der Früchte ſeiner Verhältniſſe mit der Familie des Tyrannen vielmehr hätte ſchämen ſollen, unter einem freyen Volke ſich unterſcheiden zu wollen.

Doch, indem ich dieſe Gelegenheit ergreife, die übertriebene Lobſprüche zu mäſſigen, welche an die Günſtlinge des Glückes verſchwendet zu werden pflegen, ſobald ſie einigen Schimmer der Tugend von ſich werfen; begehre ich nicht in Abrede zu ſeyn, daß Dion, ſo wie er war, einen Thron eben ſo würdig erfüllt haben würde, als wenig er ſich ſchickte, mit einem durch die lange Gewohnheit der Feſſeln entnervten Volke, in dem Mittelſtand zwiſchen Sclaverey und Freyheit, worein er daſſelbe in der Folge durch die Vertreibung des Dionyſius ſetzte, ſo ſanft und behutſam umzugehen, als es hätte geſchehen müſſen, wenn ſeine Unternehmung für die Syracuſaner und ihn ſelbſt glücklich hätte ausſchlagen ſollen. Plutarch vergleicht dieſes Volk in dem Zeitpunct, da es das Joch der Tyrannie abzuſchütteln anfieng, ſehr glücklich mit Leuten, die von einer langwierigen Krankheit wieder aufſtehen, und, ungeduldig ſich der Vorſchrift eines klugen Arzts in Abſicht ihrer Diät zu unterwerfen, ſich zu früh wie geſunde Leute betragen wollen. Aber darinn können wir nicht mit ihm einſtimmen, daß Dion dieſer geſchickte Arzt für ſie geweſen ſey. Sehr wahrſcheinlich hat die platoniſche Philoſophie ſelbſt, von deren idealiſchen Sitten- und Staats-

Lehre

Geduld! die Muſe wird es melden,
Und zwar ſo kurz als möglich. Wißt,
Bald hatten nun in manchen trauten Stunden
Die beiden ſich an Amors Hand gefunden.
Des Alten Lehre ward verküßt;
Der Ehrſucht ſtolze Stimmen ſchwiegen;
Es ſank der Held mit ſeinen hohen Siegen,
Sich beugend vor der Lieb' Altar,
Und ſtatt des Lorbeers band die Myrte nun ſein Haar.

Die Späher und die Späherinnen,
Die wohl ein ſchönes Kind und die ein König hat,
Erzählten ſich beim Zechen und beim Spinnen
Schon insgeheim die Wunderthat.
Bald ward die Sage laut, von einem zu dem andern
War ſie bemüht ſchnellzüngig fortzuwandern.
Auch Dem ſchlägt ſie an's Ohr, der ſonſt nicht hört und ſieht,
Als wär' er aus Laputa, unſrem Alten;
Und ha! wie ihm von ſchnellem Zorn erglüht
Der Runzeln jede zuckt und ſich die Fäuſte ballten!

Er eilt zum König ſtraks, und legt ihm das Gewicht
Der Glied an Glied gereihten Gründe
Wie einen Harniſch an, und abſolvirt ihn nicht
Von der begangnen Heldenſünde,
Bis er die ſchnöde Luſt zu meiden ihm verſpricht.

Der König hält sein Wort; die glücklichste der
Zösen
Ist nicht mehr Siegerin, der Harem nicht versöhnt;
Zum Helden führt der Weg nur durch den Filosofen.
Der sey zuvor besiegt, dann ist ihr Werk gekrönt.
Sie denkts, und trägt den Anschlag gar vermessen
Dem König vor: Traun, noch in dieser Nacht
Soll sich an ihrer Brust der weise Mann vergessen,
Bezwungen von der Liebe süßer Macht.
Sie theilt zum Schauplatz schon die Rollen,
Wo Held und Filosof und sie sich treffen sollen.

Hart an der halbzerstörten Königsburg
Zog sich ein Garten hin; ihm gaben Palme Schatten,
Und zwischen blumenreichen Matten
Wand sich ein Murmelbach hindurch.
Hier von dem marmorglänzenden Altane
Belauschten einst die Persischen Sultane
Die liebliche Natur so gern:
Und was die Schmeichler nie gestanden
Sprach an ihr stolzes Herz: — sie fanden
Noch über sich der Schöpfung Herrn.

Da weilte nun vertieft in Grübeleien
Oft unser Filosof mit hocherhobnem Sinn;
Hier sollte sich sein stolzes Herz kasteien,
Hier harrte sein der Schönheit Rächerin.
Auch heut in Mondumglänzter Stunde
Steht er nachsinnend da, den Blick empor gewandt.

Da naht das Mädchen ſich mit Cypripor im Bunde,
Leicht eingehüllt ins reizendſte Gewand.
Es tönt gleich einem Nachtigallen-Paare
Ihr ſüßer Mund, die zärtliche Guitare.
Der Alte ſchwört bei ſeinem grauen Haare,
Das ſey der Sfären Harmonie;
Er fliegt von Stern zu Stern; ſo weit hob er ſich nie.
Doch mälig ſteigt von dieſer Himmelsleiter
Herab ſein Sinn, herab ſein Herz;
Bald iſt er unterm Mond, ſchon ſchwebt er weiter
An Lunens Stral zur Erde niederwärts.

Was rauſcht am ſanfterleuchteten Geſtade
Des Silberbachs? Das Mädchen iſts im Bade,
Sie ſingt den Lispelwellen zu,
Und alles horcht umher, und ſchweigt in ſüßer Ruh.
Dem Alten klopft es nun im Blute
Ein wenig ungeſtüm; ihn drängts herabzugehn,
Um, ſtark genug, mit hohem Muthe,
Ein irdiſch Abentheuer zu beſtehn.

Gar leiſe ſpringt er durch die Gartenpforte;
Wird er ſich näher wagen? Traun, er thuts,
Er naht, er wird entzückt; mit einem Worte,
Ihm gehts wie jenem Bruder Lutz.

Von Lieb' erglüht ſein Herz, gleich einem dürren Stamme

Aufsprühend in der Feuerglut:
Und ha! zu löschen diese Flamme
Wirft er — freiwillig doch; sich in die nahe Flut.

Erschrocken, wie vor einem Wasserbären,
Springt hier das Mädchen auf, und eilt ans nahe Land;
Allein die Flucht ihr zu verwehren,
Ergreift der Alte straks als sichres Unterpfand
Ihr abgelegtes Nachtgewand.
Da birgt sie sich verschämt im dünnen Schilfe
Und ruft — doch leise nur — um Hülfe.
Beredsam zeigt der Weise ihr
Durch eine Reihe tiefer Schlüsse,
Er sey kein wildes Wunderthier,
Und fordert gar bescheiden nur zwei Küsse.
Sie weigert sich mit mädchenhafter Kunst;
Sie fleht, sie ächzt, wie junge Täubchen girren —
Allein der Filosof läßt sich nicht irren
Und dringt auf eine Gegengunst.

Wie ist die Arme zu beklagen!
Sie bebt in kalter Luft, — Ein Küßchen will sie wagen,
Verspricht er ihr, den Garten auf und ab.
Bis sie erwärmt, in leichtem Trab
Auf seinem Rücken sie zu tragen.

Der Weiſe denkt: trägt Atlas doch die Welt!
Ein ſchönes Kind iſt mehr als alle Globen!
Er willigt ein, reicht ihr die Hand, und ſtellt
Auf alle Viere ſich, und ſanft erhoben
Macht ſich der alte Rücken krumm.
Die Schöne wirft behend' ihr Kleidchen um,
Zäumt dann ihr Roß, und mit Entzücken
Gewahrt der Filoſof ſie bald auf ſeinem Rücken.

Und raſch beginnt die edle Ritterfahrt;
Der Alte trabt nicht achtend der Beſchwerde,
Und ſchluckt des Weges Staub, und furcht die dürre Erde
Geduldig mit dem langen Bart.

So ging die ſchöne Kavalkade,
Auf die erſtaunt die Augen Luna's ſahn,
Rings durch des Gartens krumme Pfade,
Und lenkte dann zum freundlichen Altan.
Die Bruſt des Alten keucht' und ſeine Nüſtern ſchnoben.
Er ruht' und drehte ſchnell den Faltenmund zurück,
Erwartend nun den Sold für dieſes Meiſterſtück.

Doch wer, ihr Götter, iſts, der oben
Am marmornen Geländer weilt,
Und mit den Liebenden die ſüßen Stunden theilt?
Der König iſts; ihm ſchließt im Herzen ſich die Spalte,

Es endet ſich der Kampf, zu dem der Alte
Erſt jüngſt den goldnen Apfel warf. —
Der Jüngling ſieht, daß auch ein Weiſer lieben
darf.

Der kriſtige Beweis, der hier im Mondenlichte
Auf allen Vieren vor ihm liegt,
Erprobt es ihm; die Schadenfreude wiegt
Sein Herz, und mit Triumf im heiteren Geſichte,
Lacht er ſo laut er kann der komiſchen Geſchichte.

Der Weiſe ſchaut empor, ſpringt jählings auf,
Und über Beeten über Hecken
Jagt ihn in vollem Lauf
Mit berganſtehndem Haar der Schrecken.
Der König nimmt für ihn des Soldes Zahlung
ein.
Ihn hat ſeitdem in manchen ſüßen Stunden
Die Lieb' an ihrem Heerd gefunden,
Und nimmer hieß der Stolz ihn Salamander ſeyn.

Der Filoſof ward nie von Weiblein mehr
geritten,
Doch oft ſeitdem von Männerhand gezäumt,
Und um den beſten Schluß auf ſeinem Rücken ſtrit-
ten
Der Ritter viel. — Genug gereimt!

2.

Die zwei Proben.

Es lebt', ich weiß nicht gleich in welcher Zeit und
Zone,
Auf seinem Schloß der reichste der Barone;
Ein Mann von altem Schrot und Korn,
Fest wie sein Degenknopf, rauh wie der Hagedorn,
Und — Hagestolz dabei. Er hatt' in langen Jahren
Gar viel, doch nie die süße Lieb' erfahren.
Selbst an der Fürsten Hof, der Ritter Amathunt,
Wo im Turnier und in der Liebe Schranken
So manche Heldensöhne sanken,
Macht' ihn kein Pfeil und keine Lanze wund.

Im Kreise seiner Mannen und Kossaten
— Kam etwa nicht ein Ritter auf die Burg —
Erzählt' er jetzt die Folge seiner Thaten
Oft manche lange Nacht hindurch;
Und Beifall scholl im hochgewölbten Saale
Ringsum bei klingendem Pokale.

Indeß zu feurig ist der Wein,
Zu lyrisch werden seine Sagen.
Ihn, niemals — als zum Ritter einst — geschlagen,
Verwundbar, wie Achill, am Fuß allein,
Trift endlich hier ein Feind, — das Zipperlein.

Seitdem im Schloß nicht mehr die heitern Kel-
che lachen,
Flieht jeder Freund den öden Saal,
Und ſtatt wie ſonſt die Nacht im Jubel zu durch-
wachen,
Wird ſie dem Burgherrn jetzt zur Qual.
Da tröſtet ihn mit honiglichem Munde
Sein junger Hofkaplan, und ſpricht: als Leidvertreib,
Traun! abſolviret euch von mancher trüben Stunde,
Wie von der Sünd', — ein hübſches Weib.
Ihr ſeyd noch jung genug; mit euren Silberhaaren
Läßt ſich gar wohl ein goldnes Blondchen paaren.

Der Ritter legt den Finger an die Stirn,
Und ſpinnt der Ueberlegung Fäden
Wie einen Knäul vom feinſten Zwirn;
Der Prieſter netzt mit frommem Ueberreden
Den Faden oft; bald iſt die Spindel voll,
Beſchloſſen daß der Ritter — freien ſoll.

Ein edles Weiblein zu entdecken
Geht jetzt der Hofkaplan, der ſchönſten Weiden kund,
Gelehnt an ſeinem Hirtenſtecken,
Die Heerden in den nächſten Sprengeln rund.
Ein Fräulein trift er bald mit ſeinem Kennerauge,
Das, wie ihn däucht, für ſeinen Burgherrn tauge.

Jung, zärtlich, und ſo ſchön, als man nur wün-
ſchen kann,

Zwar arm, allein von altem altem Stamme,
Ergiebt die Schöne ſich, gleich einem frommen Lamme,
Auf jenes Hirten Wort an unſern alten Mann.

Und ſeht! die Kur gelingt; wohl wirft ſie andre nieder,
Ihn heilet ſie. Das Zipperlein läßt nach,
— Und freundlich ſenkt ſich allgemach
Der holde Schlaf auf ſeine Augenlieder.
Nur ſie fühlt bald bei dieſem Ehehandel
An Jahren wie an Luſt ſich überhalb ſädirt;
Allein der Beichtherr ſchafft, von ihrer Noth gerührt,
Des Weibes Klagen freundlich Wandel.
Sein Rath, der erſt den Mann geheilt,
Darf ja der Frau nicht minder fehlen.
Er räth ihr — einen Freund zu wählen,
Der mit dem Mann ihr Herz nur um ein Drittel theilt;
Und ihr Gewiſſen nicht zu kränken,
Soll ſie — dem Beichtiger dies kleine Drittel ſchenken.

Die fromme Stiftung wird gemacht.
Schon iſt die Frau bereit zur Uebergabe;
Allein der Beichtherr ſpricht: ich habe
Noch hier und da ein Klauſelchen bedacht.
Vorſichtig müſſen wir verfahren
Und uns vor künft'gem Einſpruch wahren.

Wiewohl das halbe Herz euch ganz allein gehört,
Das ihr zum Theil nach freiem Ueberlegen
Ad pias causas jetzt verehrt:
So übt, wie die Erfahrung lehrt,
Ein Ehherr dann und wann, wiewohl von Unrechts wegen,
Die Vindikazion; und wenn er auch verliert,
So haben wir uns müde prozessirt.
Denn leichtlich wird der Mann, der nach dem Ehepakte
Ex titulo euch ganz vel quasi längst besitzt,
Sind wir auch in dem jüngsten Akte,
In ordinario geschützt.

Ihr seht, ich kenne beide Rechte,
Die Hevrematik wie mein Breviar;
Und klüglich wär es, wie ich dächte,
Wir nähmen erst des Alten Laune wahr.
Wohlan, ihr müßt ein scharfes Pröbchen wagen,
Ob er gelassen ist, ob er das Zanken liebt.
Nehmt ihm sein Liebstes weg, und habt ihr ihn geübt,
Das alles mit Geduld zu tragen, —
Wie sollt' er dann ein Stückchen Herz beklagen!

Einleuchtend scheint ihr dieser Rath;
Den läßt sie sich nicht zweimal sagen.

Lehre er ein so grosser Bewunderer war, sehr vieles dazu beygetragen, daß er weniger als ein andrer, der nicht nach so sehr abgezogenen Grundsätzen gehandelt hätte, zum Arzt eines äusserst verdorbenen Volkes geeigenschaftet war. Vielfältige Erfahrungen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern haben es gewiesen, daß die Dion, die Caton, die Brutus, die Algernon Sidney allemal unglücklich seyn werden, wenn sie einen von alten bösartigen Schaden entkräfteten und zerfressenen Staats-Cörper in den Stand der Gesundheit wieder herzustellen versuchen. Zu einer solchen Operation gehören viel Gehülfen; und Männer von einer so ausserordentlichen Art sind unter einer Million Menschen allein. Es ist genug, wenn das Ziel (wie Solon von seinen Gesetzen sagte) das Beste ist, das in den vorliegenden Umständen zu erreichen seyn mag; und Sie wollen immer das Beste, das sich denken läßt. Alle Mittel, welche zugleich am gewissesten und bäldesten zu diesem Ziel führen, sind die besten; und sie wollen keine andre gebrauchen, als welche nach den strengsten Regeln einer oft allzuspitzfündigen Gerechtigkeit und Güte, rechtmässig und gut sind. Löblich, vortreflich, göttlich! — ruffen die schwärmerischen Bewunderer der heroischen Tugend — wir wollten gerne mitruffen, wenn man uns nur erst zeigen wollte, was diese hochgetriebene Tugend dem menschlichen Geschlechte jemals geholfen habe. — Dion zum Exempel, von den erhabenen Ideen seines Lehrmeisters eingenommen, wollte dem befreyten Syracus eine Regierungs-Form geben, welche

Der Ehherr reitet aus, zu jagen,
Und ſie beginnt indeß die erſte Heldenthat.

Im Ritterſaal rankt ſich an hohen Wänden
Des Hauſes Stammbaum buntgeſchnitzt empor;
Und manches Hirſchgeweih von ſechzehn Enden
Springt an den Aeſten weit hervor.
Hier hat der Ritter ihr in manchen Lieblingsſtunden
Des alten Hauſes Glanz enthüllt;
Allein ſie hat bei todter Ahnen Bild,
Wie bei dem Mann nur Ueberdruß empfunden.
Raſch legt auf ihr Geheiß an dieſen edlen Baum
Der Hausknecht ſeine Axt, und ſchlägt ihn mit den Rittern
Und ihrem Hirſchgeweih zu Splittern;
Und wenig Spuren blieben kaum.

Der Mann kehrt von der Jagd; gefangen
Hat er den ſchönſten Hirſch; des Hauptes edle Zier
Soll, denkt er, auch im Ritterſaale prangen
Und — über ſeinem Bilde hangen.
Er klimmt die Trepp' hinan; es öffnet ſich die Thür —
O Himmel! ſeine Augen blicken
Auf der Verwüſtung Gräuel, tiefer rücken
Die Augenbraunen ihm ins zürnende Geſicht.
Da ſpringt das Weibchen her, und ſpricht:
Mir, lieber Herr, gebührts die Schuld zu tragen.

Ihr ſeyd ja ſelbſt an eignen Thaten reich;
Was kümmern denn die Ahnen-Bilder euch?
Aus Liebe ließ ich ſie zerſchlagen!
Was ſoll der gute Ritter thun?
Er ſchweigt, und läßt was nicht zu ändern — ruhn.

Am andern Morgen eilt nun auf der Andacht Flügeln,
Noch vor der Mette Frühgeläut,
Die Frau zur Sakriſtei, und iſt nunmehr bereit,
Die Schenkung förmlich zu verſiegeln.

Gar gern vernimmt der Beichtherr, was geſchehn;
Er ehrt die kluge Frau mit frommem Lobe,
Allein er will, ſie ſoll noch eine Probe
Mit ihrem alten Schatz beſtehn.

Ein neuer Anlaß wird gefunden.
Der günſt'ge Tag erſcheinet bald,
Wo abermals in frühen Morgenſtunden
Das Hifthorn auf der Burg erſchallt,
Und alles zieht davon mit Roſſen und mit Hunden.
Ein einzig Windſpiel bleibt zurück,
Ein winzig Thierchen; mehr zum Spaße
Als zu des Forſtes Krieg beſtimmt ihn das Geſchick;
Allein aus alter ächter Race
Macht das Verdienſt der Ahnen ſchon ſein Glück.

Dies Lieblings-Thier empfiehlt der Ritter seinem Weibe,
Derweil er sich entfernt, zum Zeitvertreibe.

Gar lange währt die Jagd. Sankt Peters frommer Knecht
Sogar ist mit dem Troß zu Huberts Dienst gezogen;
Hat er das geistliche so wie der Laien Recht
Auch hier, so denkt die Frau, mit allem Ernst erwogen?
Und könnt' er, um sich zu zerstreun,
Nicht frömmer sich daheim erfreun?

Schon breitet sich mit thauendem Gefieder
Der Abend auf dem Wald entlang,
Da kehrt mit seinem Troß der alte Waidmann wieder,
Vergnügt ob seinem reichen Fang.

Sein Weib, — empfängt ihn kalt; allein mit reger Freude
Begrüßt das Windspiel seinen Herrn,
Hüpft um ihn her, und hängt an seinem Munde gern,
Und schont aufspringend nicht des Sessels zarte Seide,
Umhangen mit der Hausfrau schönstem Kleide.

Da glüht vor Zorn des Weibes Flammenblick.
Dich duld' ich, ruft ſie, freches Thier, nicht länger!
Sie nimmt erboßt des Ritters Fänger
Und ſchlägt es tief dem Liebling ins Genick.

Der Ehherr ſtaunt, mit ritterlichem Grimme
Erhebt ſich furchtbar ſeine Stimme;
Allein er zügelt ſeine Wuth,
Und milder ruft er: eilt geſchwind zum Bader!
Er öffne gleich der kranken Frau die Ader.
Ihr ſeht, es plagt ſie böſes Blut!
Der Diener Heer eilt von den Marmorſtufen,
Gregorius der Nachbar wird gerufen.
Der Ehrenmann mit Bind und Fliete kömmt.
Schon löſt man ihr das Ermel-Hemd.
Ach! daß die Hochgelobte ſich erbarme!
So ruft ſie, geht! Ihr ſtürzt mich in den Tod. —
Den Meiſter irrt das nicht, er thut was man gebot,
Ergreift die Weinende beim Arme;
Aus tiefem Adertitz ſpringt heiß das Blut empor,
Und Ohnmacht ſchließt ihr Aug und Ohr.
Schon nahet mit des letzten Stündleins Oele
Ihr Beichtiger der halberloſchnen Seele.
Sie ſchließt die Augen auf, des Lebens Flämmchen kehrt,
Und leiſe flüſtert ſie dem Prieſter in die Ohren:
Man hat das Recht euch links gelehrt,
Sonſt hätten wir nicht den Prozeß verloren.

Den frommen Mann ergreift der Reue Schmerz;
Er sieht die Stiftung sich entrissen.
Das Weibchen giebt mit Thränen und mit Küssen
Zum zweitenmal dem Rittersmann ihr Herz.
Nie hörte man hinfort die Treue klagen,
Sie ehrt den Mann, den einst freiwillig sie gewählt.
Der Hofkaplan verschwört, sich an ein Ziel zu wagen,
Das er so klug gesucht und das er doch verfehlt.
Denn um ein Stück von einem Weiberherzen,
Das er als Beichtpapa von andern Töchterlein
Bequemer nimmt, des Ritters Gunst verscherzen,
Und seine Tafel, seinen Wein —
Da müßt' er ja kein Priester seyn!

Oldenburg, 1800.

G. A. H. Gramberg.

III.

Die Germanen hatten keine Barden und keine Druiden *).

Als ich die Geſchichte der teutſchen Nazion ſchrieb und den Kommentar über Tacitus Germanien neu bearbeitete, ſo hatte ich ziemlich alles aufgeſucht, was ich über meinen Gegenſtand in den Alten wußte, oder noch aufzufinden verhoffte. Daher nahm ich wiſſentlich nichts auf, was nicht gleich beſtimmt aus gleichzeitigen Schriftſtellern erwieſen werden konnte, oder als analogiſch gewiß angenommen werden mußte. Meinungen, die keine Kritik aushielten, zu widerlegen, hielt ich für überflüßig, der ich weder eine polemiſche Geſchichte ſchreiben noch mich mit Dingen befaſſen wollte, die meinen Schriften zwar ein gelehrteres Anſehen gegeben, aber auch die Leſer, die dickbeleibten Büchern nicht hold ſind, ermüdet haben würden. Unterſuchungen, wie ſie Grupen anſtellte, dürften ſchwerlich mehr ihr Glück machen; über Arnkiels Cimbriſchen Heidentempel und Pelloutiers Geſchichte der Kelten etwas ſagen zu müſſen, hätte ich in der That nicht vermuthet. Manches ſchien mir ſo un-

*) Antwort auf November No. II. S. 153 ff.

bezweifelt gewiß zu seyn, daß ich nicht einmal ahnete, daß noch Jemand am Ende des achtzehnten Jahrhunderts einer ungeprüften, unkritischen Meinung zugethan seyn könne. Dieß war vorzüglich in Ansehung der Barden und Druiden der Fall, da ich, so viel mir wahrscheinlich ist, vielleicht nicht der erste seyn dürfte, der diese Dichter und Hierofanten den Teutschen darum absprach, weil kein Zeugniß für sie da ist, oder keine Spur auf sie hinweist. Den neuern Dichtern liß ich gern ihr Bardiet und ihr Bardenthum; denn ich ehrte den Horazischen Freipaß, und der Barde Rhingulf schilderte so richtig das Jahrhundert, in welches er sich versetzte, daß ich mich gern der Täuschung hingab.

Auch jetzt würde ich nichts darüber sagen wollen, wenn nicht mein Freund Kretschmann Barden und Druiden in Schutz genommen hätte, und wenn es mir überhaupt nicht schiene, als ob ich mich geirrt hätte, da ich voraussetzte, daß wir in unsrer Kritik zu Ende des Jahrhunderts weiter seyn müßten, als wir zu Anfange desselben oder zu Keißlers Zeiten waren.

Vor funfzig Jahren glaubte man noch ziemlich an Barden und Druiden in Teutschland, und begründete seine Meinung auf eine eigne, und, wie mir dünkt, sehr unlogische Schlußfolge. Germanen und

Gallen, meinte man, ſind Völker eines Stammes. Dieſe hatten Barden und Druiden, alſo mußten auch jene ſie haben. Ferner, im Teutſchen finden wir die Worte Bar und Drud, alſo ſind auch Barden und Druiden teutſch. Endlich: Tacitus ſpricht von Geſangs-Weiſen, die Bardit oder Barrit hießen; alſo gab es auch Barden. Dieſe Gründe konnten einſt hinreichend ſeyn, als die Geſchichte der Menſchheit noch nicht gehörig geprüft worden war, und man noch nicht angefangen hatte, die außerrömiſche Geſchichte von Irrthümern und Auswüchſen zu reinigen. Aber nun, da eine beſſre Kritik auch in die Geſchichte andre Anſichten gebracht und uns gelehrt hat, daß man nur durch Zweifeln zur Wahrheit gelange, jetzt können ſolche Gründe nicht mehr gelten. Und dieſe Kritik belehrte uns, daß es keine Barden und Druiden in Germanien gab; denn es findet ſich nirgends ein hiſtoriſcher Beweis. Wenn daher Hr. Kretſchmann am Schluſſe ſeines Aufſatzes ſagt: „den alten Germanen geradezu alle Druiden und Barden abzuſprechen, möchte ich doch nicht wagen, man könnte mir denn dieſerhalb irgend eines alten Schriftſtellers poſitiven geſchichtlichen Gegenbeweis aufſtellen, woran ich aber zweifle!“ ſo ſcheint es mir, als ob nicht demjenigen, der eine Sache ablängnet, weil ihrer kein Schriftſteller gedenket, der Beweis, daß ſie nicht war, ſondern demjenigen obliege, der beim Mangel dieſer Nachrichten ſie dennoch behauptete.

Unterdeſſen will ich doch nicht anſtehen, die Gründe, die mich beſtimmten, Barden und Druiden nicht nach Teutſchland zu verpflanzen, anzuführen, und vorzüglich auf das Rückſicht zu nehmen, was Hr. Kretſchmann für ſeine Meinung anführte.

1.

Alle Schriftſteller, bis ins zehnte Jahrhundert, welche der Barden oder Druiden gedenken, führen ſie nur beſtimmt bei den Gallen, aber nicht bei den Germanen an. Mela, Cäſar, Strabo, Diodor, Ammian, Feſtus, Heſychius, Suidas *) ſprechen von Barden oder Druiden bei den Gallen, aber keiner gedenkt ihrer bei den Germanen. Oder hätte jeder, um das zu leiſten was Hr. Kretſchmann will, hinzufügen ſollen: aber die Germanen haben keine?

2.

Der analoge Schluß von den Gallen auf die Germanen kann nicht angewendet werden; denn 1. gehören Gallen und Germanen nicht zu einem Stamme. Dieſes beweiſen ſchon Stellen aus den Alten, von denen ich weiter unten Cäſar und Tacitus anführen werde; dieſes beweiſet noch die ganz abweichende Sprache

*) Ich will dieſe Stellen nicht beſonders anführen; man wird mir wahrſcheinlich zutrauen, daß ich ſie geleſen habe.

der Bewohner von Bretagne, Wales und Ireland, die zu zwei ganz verſchiednen Völkerſchaften gehören. 2. Wären auch Gallen und Germanen Völker eines Stammes, ſo würde noch nicht daraus folgen, daß beide nothwendig die nämlichen Sitten haben müſſen, zumal da, wo ſich keine Spur findet, und daß nicht das eine, durch die ſchon lang beſtandene Entfernung, Veränderungen und Zuſätze getroffen haben könnte. Was würde aus der Geſchichte werden, wenn dieſe Art zu verfahren wieder in Gebrauch kommen ſollte!

J.

Die Herleitung aus der Sprache hält keinen Stich. Denn 1. Tacitus ſpricht von Geſängen, deren Weiſe — nicht das Lied ſelbſt, Barditus genannt werde. Dieſer Geſang ward nach dem Schlachtgetümmel modulirt; man hielt die Schilde an den Mund und brachte dadurch ein ſonderbares Geräuſch hervor. Er wurde alſo während der Schlacht und von den Kriegern ſelbſt fortgeſungen, und wenn es auch nur ein Hubrihn, wie Hr. Kretſchmann alsdann befürchtet, geweſen wäre. Von beſonders dazu beſtellten oder beſtallten Sängern iſt gar nicht die Rede; denn hätte man dieſe gehabt, ſo würde der genau und beſtimmt erzählende Tacitus dieſe Gelegenheit gewiß nicht vorbeigelaſſen haben, ihrer zu gedenken. Das ganze Heer ſang den fürchterlichen Kriegsgeſang; dieſes gehet deutlich aus

so nah als möglich an die platonische Republick gränzte — und verfehlte darüber, zu seinem eigenen Untergang, die Mittel, ihr diejenige zu geben, deren sie fähig war. Brutus half den Grössesten der Sterblichen, den Fähigsten, eine ganze Welt zu regieren, der jemals geboren worden ist, ermorden; weil ihm, in Rücksicht auf die Mittel, wodurch er zur höchsten Gewalt gelanget war, die Definition eines Tyrannen zukam. Brutus wollte die Republick wiederherstellen. Noch einen Dolch für den Marcus Antonius, (wie es der nicht so erhaben, aber richtiger denkende Cassius verlangte, so wären Ströme von Blut, so wäre das edelste Blut von Rom, das kostbare Leben der besten Bürger gespart worden, und der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung versichert gewesen. Hätte sich derjenige, der dem vermeynten allgemeinen Besten seines Vaterlandes ein so grosses Opfer gebracht hatte als Cäsar war, ein Bedenken machen sollen, seinem majestätischen Schatten einen Antonius nachzuschicken? — Um eine That, welche, ohne Succeß wie sie blieb, in den Augen seiner Zeitgenossen ein verabscheuungswürdiger Meuchelmord war, und der unparteyischern Nachwelt, im gelindesten Licht betrachtet, wahnsinniger Enthusiasmus scheinen muß, zu einer so glorreichen Unternehmung zu machen, als jemals die grosse Seele eines Römers geschwellt hatte. Aber Brutus hatte Bedenklichkeiten, welche ihm eine unzeitige Güte eingab; sein Ansehen entschied; Antonius bedankte sich für sein Leben, und begrub den platonischen Brutus unter den Trümmern

der

jener Stelle hervor. Ich will hier nicht meine Vermuthung, daß Bar-ritus ſo viel als Warlied, Kriegslied, bedeute, behaupten, — obgleich dasjenige, was Hr. Kretſchmann dawider anführt, nicht gegründet ſeyn dürfte, indem die Engländer nicht war, ſondern wahr ſprechen, und was von der ſeltenen Verfälſchung der Vokale geſagt wird, ſich wohl anders verhalten möchte; — ſondern nur die Frage aufwerfen, ob darum, weil ein ganzes Heer einen Geſang, vielleicht gar nur einen Kanon — ſang, und dieſe Melodie des Spruches oder Geſanges, Bardit hieß, geſchloſſen werden könne, daß wer dieſes Wort hat, auch Barden haben müſſe *)?

*) Zu welchen ſonderbaren Behauptungen würden uns denn auch andre Wörter verleiten! Die teutſche Sprache kennt zwar das Stammwort Bar, welches alles dasjenige anzeiget, was hoch, erhaben iſt, heraus- hervorgebracht wird; aber deswegen folgt noch nicht, daß Barde davon herkommen müſſe. Unſere älteſten teutſchen Schriftſteller, Ottfried, Notker u. a. kennen dieſen Ausdruck von ſingen und Dichtern, eben ſo wenig als unſre alten Gloſſarien, ſondern ſie ſagen ſingen oder ſpielen, und ſie waren doch näher dem Ausdrucke als wir. Bardenburg, Bardeleren, von Barden herleiten wollen, wie Hr Kretſchmann S. 178. thut, wäre doch wohl zu weit gegangen; denn dann würden die ältern Langbarden ein Näherrecht haben in Lang-Sänger verwandelt zu werden, und ich könnte eben ſo gut das Dorf Türkenhauſen in der Oberlauſitz von den Türken herleiten.

2. Noch weniger können Druiden aus der teutſchen Sprache hergeleitet, und aus dem gewiß ſehr unbedeutendem Grunde, weil es im Teutſchen ein Wort: Truth gab, dem Volke ſelbſt zugeſchrieben werden, oder wir würden in die Zeiten der Rudbeke zurückkehren und aus Geſchichte und Sprache machen können was wir wollen, ſobald uns ein ähnliches Wort vorkäme, das zu unſerm Zwecke paßte.

4.

„Die Stelle aus dem Lukan, welche Hr. Kretſchmann als eine ausdrückliche Behauptung der Druiden und Barden bei den Germanen anführt, beweiſet nichts, oder das Gegentheil. Der Inhalt dieſer Stelle iſt folgender: „Cäſar zieht die in Gallien zerſtreuten Kohorten zuſammen, darüber freuen ſich die daſigen Völkerſchaften; auch diejenigen, welche den Teutates, Heſus und Taranis verehren. Die Barden können nun ruhig ſingen, die Druiden ungeſtört ihre Religion ausüben. — Glücklich ſind die Völker durch ihren Irrthum, welche der Arktos beſcheinet. Auch die, welche am Rhein die Kauken im Zaum hielten, eilten nach Rom.“ Es mochten etwa hundert Jahr nach der Begebenheit verfloſſen ſeyn, als Lukan ſein Gedicht entwarf, und um demſelben mehr poetiſchen Schwung zu geben, als Dichter handelte, ſich weniger um die Wahrheit als um eine vollklingende Tira-

de bekümmerte. Er zählte Völker auf, ohne ſie ordnen zu wollen, und hatte nicht in Willens, Germanen und Gallen zu ſondern. Nerwier und Trevirer darf man wohl nicht, wie Hr. Kretſchmann will, unter Germanen rechnen; denn Tacitus ſagt uns, daß ſie behauptet hätten, germaniſchen Urſprungs zu ſeyn, um dadurch gleichſam beſſer geachtet zu werden, als wenn ſie für Gallen gehalten würden. Lukan giebt nicht vor, daß Barden und Druiden dieſen Völkern allen gehört hätten, ſondern ſagt, daß nun den Göttern Teutates ꝛc. wieder geopfert würde, und Barden und Druiden ungeſtört blieben. Und ſo konnten ſie nebſt den angeführten Göttern bei allen oder bei einigen dieſer Völker ſeyn. Wollte man ſie aber ja auch auf die Wangionen und Bataver ziehen — denn von den Kauken iſt dabei gar nicht die Rede — ſo müßte man dieſen auch den Dienſt der drei Gottheiten aufdringen. Noch weniger konnte er dieſe germaniſchen Völker beſonders meinen, weil man wohl eher berechtiget ſeyn dürfte, die Anrede: Vos quoque — Bardi, auf die Pikten zu ziehen, von denen gleich vor den Trevirern die Rede war. Endlich konnte er unter denen, welche der Arktos beſcheint, nicht die Germanen verſtehen, zumal die am Rheine, denn dieſe wohnten den Gallen nicht nördlich, ſondern es iſt von den Gallen überhaupt die Rede, oder wie er ſelbſt V. 431. deutlich ſagt, von den Völkern, die zwiſchen dem Rhein und den Alpen wohnten.

Hunc inter Rhenum populos Alpemque incultes
Finibus Arctois ——

Das Ganze ist ein poetisches Gemälde, wobei der Dichter nicht Willens war, historisch genau zu gehen, sondern nur von Barden und Druiden erzählte, weil er gehört hatte, daß diese nach Gallien gehörten.

3.

Die Druiden gehörten nicht den germanischen Völkern, sondern nur den Gallen. Cäsar, mit Britten, Gallen und Germanen vertraut, beschreibt genau die Gallischen Druiden und fügt hinzu, daß die Lehre derselben in Britannien erfunden zu seyn behauptet werde, und daß derjenige, der sie kennen zu lernen wünsche, dahin reise. Dieses bestätigen alle neue Entdeckungen der sogenannten Druiden-Tempel, die man häufig in Großbritannien, kaum in Frankreich, gar nicht in Teutschland antrift. Und diese Völker, Gallen diesseits und jenseits des Meeres, hatten eine Sprache, einerlei Sitten, einerlei Religionsgebräuche. — Von den Germanen trennte sie alles. Noch bestimmter ergiebt sich der Unterschied zwischen Gallen und Germanen aus Tacitus Agrikola XI. wo er von Britanniens Bewohnern spricht: „Einige Stämme behaupten Germanischen Ursprungs zu seyn — andre gleichen den

Gallen, die wahrſcheinlich einwanderten. Denn man findet hier die nicht ſehr abweichende — galliſche — Sprache, die nämliche Religion, den nämlichen Aberglauben.“ Alſo mußten doch wohl galliſche Sprache, Sitte, Religion nicht den Germaniſchen gleichen, ſondern mit den Britanniſchen übereinſtimmen.

Noch will ich nicht prüfen, ob man ſo ſchließen dürfe, wie Hr. Kretſchmann S. 184. thut: „Die Germanen ſangen, alſo hatten ſie Barden; ſie hatten Prieſter, alſo waren dies Druiden; wir hatten Meiſterſänger und Minnedichter, alſo können wir mit vollem Fuge auf eine ältere Urquelle ſchließen, und treffen auf die Barden. Auf ähnliche Art und um Weitläuftigkeiten zu vermeiden, will ich nicht widerlegen oder berichtigen, was Er über Perſiſche und Armeniſche Sprache, über Kimbern, Skoten und Skandiawern, die er nebeneinander ſtellt, und die Skalden der letztern für die Barden der erſtern hält, über die Erſen ꝛc. ſagt, und blos anführen, daß nicht ich, ſondern Tacitus, in der von Hrn. Kretſchmann angeführten Stelle meiner Ueberſetzung S. 46. die Kimbern für Germanen halte.

Und wenn man nun die galliſchen Barden und Druiden nach Germanien überträgt; warum läßt man

denn die Eubagen weg, welche Ammianus Marcellinus ausdrücklich mit ihnen verbindet? Geſchah es darum, weil man ſie nicht ſo gut herzwingen konnte wie Druiden und Barden, die deswegen da ſeyn ſollten, weil die Germanen ſangen und Prieſter hatten? Aber es gab ja in Germanien heilige Weiber, Profetinnen, die man eben ſo leicht für die galliſchen Eubagen ausgeben könnte, wenn man zumal ſich einbildet, daß Germanen und Gallen eines Stammes wären, und einerlei Sitten haben müßten.

Dieß ſind meine Gründe. Wenn man nur einen Römer oder Griechen anführen könnte, der beſtimmt ſagt, daß die Germanen Barden und Druiden hatten, dann wollte ich meine Ueberzeugung als eine bloße Meinung aufgeben.

Da man aber doch noch bisweilen von Kelten ſpricht, da man noch öfters Gallen und Germanen mit einander vereinigt und immer noch die Kimbern nicht recht unterzubringen weiß: ſo wird mich dieſes veranlaſſen, eine eigne Schrift über Kimbern, Kelten, Gallen, Germanen und Slawen zu entwerfen, und meine Meinung beſtimmter und mit mehrerm Aufwande zu belegen, als ich bei einer Sache nöthig zu ſeyn erachtete, von der ich überzeugt war, daß ſie durch die Bemühung gelehrterer Männer bereits vollkommen entſchieden ſey.

Sollten übrigens meine angeführten Gründe Hrn. Kretſchmann nicht überzeugen, ſo will ich auch ſeiner, wohl nicht ganz gerechten Foderung Genüge leiſten, und einem gleichzeitigen Schriftſteller vorführen, der ſelbſt in Gallien und Germanien war, als Augenzeuge volles Anſehn verdient, und wenigſtens die Druiden den Germanen ſo poſitiv als es Hr. Kr. verlangt, abſpricht. Dieſes iſt Cäſar, der im 6. Buche des Galliſchen Krieges 21. Kap. ausdrücklich ſagt:

> Die Germanen weichen außerordentlich von dieſen Gebräuchen ab, denn ſie haben weder Druiden, noch ſind Opfer bei ihnen gewöhnlich;

und er wußte die Sache beſſer als Lukan, der hundert Jahr darauf, vermöge der Aequa poteſtas der Dichter, wiederkehrende Religionsgebräuche beſchrieb, wobei er jedoch nicht Willens war, ſie den Germanen zuzuſchreiben. Sollte man aber auch dieſem poſitiven Zeugniſſe nicht Gültigkeit genug zuſchreiben, ſo ergiebt ſich die Wahrheit deſſelben noch dadurch, daß Klaudius den Gallen, aber nicht den Germanen, die grauſame Religion der Druiden unterſagte, (Sueton. XXV.) welches in der Provinz Germanien gewiß auch geſchehen ſeyn würde, wenn ſie daſelbſt geweſen wäre, da man ſie doch wohl eher

in den Rheinländern, als in Groß-Germanien aufſuchen und finden müßte.

Anton.

IV.

Künſte.

1.

Zweckmäßige Prachtausgaben von Virgil und Ramler.

Der ſeit einigen Jahren von allen Freunden der klaſſiſchen Literatur mit ſteigender Ungeduld erwartete Heyniſche Virgil von der letzten Hand iſt ſeit einigen Wochen wirklich verſendet worden. Die eigentliche Prachtausgabe wird, nach den zahlreichen Beſtellungen zu ſchließen, die von den Biblioſilen aller gebildeten Nazionen Europa's in voraus darauf gemacht waren, wahrſcheinlich eben ſo ſchnell erſchöpft ſeyn, als die frühern durch den Aufkauf engliſcher Spekulanten dem teutſchen Buchhandel entzogen wurden. Indeß veranlaßte eben jener berüchtigte Aufkauf wodurch ſich die Engländer für berechtigt hielten, auch

auf ihrer gewerbreichen Insel einen (durch Begehungs- und Unterlassungssünden aller Art entstellten) Abdruck jener Ausgabe zu veranstalten, den wackern Verleger in Leipzig, Hrn. Caspar Fritsch, eine neue Prachtausgabe zu besorgen, die nicht blos mit dem, was bis jetzt der Britte im Fache der alten Literatur mit typografischem Luxus ausschmückte, in die Schranken treten, sondern auch noch durch innere Korrektheit des Textes und verständige Zweckmäßigkeit der Ornamente bei unbestochenen Kampfrichtern den Preis erwerben könnte. So entstand die Ausgabe, deren Vollendung allen, die dazu beitrugen, ein bleibendes Denkmal seyn und von einem künftigen Geschlecht als ein unverrückter Denkstein des am Ende des 18ten Jahrhunderts unter uns Teutschen bestehenden Geschmacks an den schönsten Werken des Alterthums angesehen werden wird *). Die Franzosen sind stolz auf die in Glanz und geschmackvoller Auszierung alle

*) Der Titel ist: P. Virgilius Maro, varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a Chr. Gottl. Heyne. Editio novis curis emendata et aucta. Lipsiae, sumtibus Casp. Fritsch. 1800. 6 Bände im großen 8. zusammen über 3000 S. Es sind drei verschiedene Abdrücke davon veranstaltet. Der prächtigste auf Velinpapier kostet 35 Thaler. Dann ist noch eine schöne auf Schreibpapier, und eine auf gewöhnlichem weißen Druckpapier. Nur die erstern beiden haben die Verzierung durch Kupfer erhalten können.

frühern Verſuche verdunkelnde Folioausgabe des Virgils aus Didots Kunſtoffizin. Im Format und vollendeten Ebenmaaße, das nur unter der Bedingung jenes Formats und durch Weglaſſung aller Noten erreichbar war, ſteht auch der Didotſche Virgil noch jetzt unübertroffen da. Weit mehr ließe ſich ſchon gegen die ihm zur Ausſtattung gegebenen Kupfer von der Erfindung und Ausführung der größten jetzt lebenden Künſtler in Paris erinnern, ob gleich jeder Unbefangene auch ihnen das Lob der höchſten Vollendung, die der modernen Kunſt möglich iſt, nicht verweigern wird. Auf manches, was dort erreicht wurde, wollte dieſe Ausgabe gar keinen Anſpruch machen. Um ſo mehr wurde aber in allem dem geleiſtet, was das einmal gegebene Format und die Fülle des mannigfaltigen gelehrten Apparats, der hier zur Verbeſſerung und Erhellung des erſten Dichters der römiſchen Sprache aufs neue vereinigt wurde, nur immer zu leiſten geſtatteten. Mit vollem Rechte ruft der ehrwürdige Herausgeber ſeinem göttlichen Dichter am Ende der Vorrede zu: — extremum hoc munus habeto. Denn ein Ehrengeſchenk im vielumfaſſendſten Sinn wurde in dieſer letzten Ausgabe dem alten Dichter. Man wird beſonders in dem erſten Theil, der die ſämmtlichen Landgedichte enthält, faſt keine Seite ohne wichtige Veränderungen und Zuſätze finden. Ueberall ſind neue Exkurſe, neue Anſichten und Verbeſſerungen in gedrängter Fülle (vorzüglich auch in

der auf ewig umgestürzten Republick. Was half also sein Platonismus dem Vaterlande? Wir haben uns vielleicht zu lange bey dieser Betrachtung aufgehalten; aber die Beobachtung, die uns dazu verleitet hat, so alt sie ist, scheint uns wichtig und an practischen Folgerungen fruchtbar, deren Nutzbarkeit sich über alle Stände ausbreiten, und besonders bey denjenigen, welche mit der Regierung und moralischen Disciplinirung der Menschen beschäftiget sind, sich vorzüglich äussern würde, wenn sie besser eingesehen und mit eben so viel Redlichkeit als Klugheit angewendet würden. Vielleicht würden die Augen derjenigen, welche weder durch einen Nebel noch durch gefärbte Gläser sehen, mit dem weinerlichlächerlichen Schauspiel von so vielen ehrlichen Leuten verschont bleiben, die aus allen Kräften und mit der feyrlichsten Ernsthaftigkeit leeres Stroh dreschen; und wenn sie das ganze Jahr durch gedroschet haben, sich sehr verwundern, daß nichts als Stroh auf der Tenne liegt — der patriotische Phlegon würde sich durch den allzuhitzigen Eifer, seine in allen Theilen verdorbene Republick auf einmal durch eben so hitzige Mittel wieder gesund zu machen, nicht so viel Verdruß zuziehen, und durch diesen Verdruß und die Vergeblichkeit seiner undankbaren Bemühungen nicht veranlasset werden, sich zu Tode — zu trinken. — Der redliche Macrin würde sich nicht auf Unkosten seiner Freyheit, und vielleicht seines Lebens, in den Kopf setzen, aus einem Caligula einen Marc Aurel zu machen. — Der wol meynende Diophant würde einsehen, wie wenig Hoffnung er sich zu machen habe,

den Kataleften oder kleinern Gedichten am Ende, und in den Literarnotizen im 5ten Bande) hinzugekommen. Alſo nicht bloß die Form, auch der Inhalt iſt weit reicher, als in den frühern Ausgaben. Der vorzüglichſte Schmuck beſteht indeß in dieſer Prachtausgabe in Zweihundert Kupferſtichen, die als Anfangs- und Schlußverzierungen dem Text eingedruckt ſind. Man kann ohne alle Uebertreibung behaupten, daß die Chalkografie noch nie zweckmäßiger ihrer ältern Schweſter der Typografie beigeſtanden habe, als in der Auswahl und zum größern Theil auch in der Ausführung dieſer Vignetten geſchehn iſt. Beſitzer der zweiten Ausgabe mit Kupfern wiſſen, wie treffend ſchon dort Heyne ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft mit allen Theilen der Antiquité figurée zur Ausſchmückung ſeines Virgils anzuwenden wußte. Dieß alles gilt nun auch von dieſen Verzierungen, die aber hier nach einem weit liberalern Plan vervielfältigt und ausgeführt wurden. Keine einzige Vignette, die wirklich Figuren vors Auge des Beſchauers bringt, iſt bloß moderne Kompoſizion; allen liegen wirkliche Antiken zum Grund, die entweder ganz treu kopirt, oder nach dem Zwecke, wozu ſie hier ſtehn, mit andern Antiken verbunden wurden. Keine ſteht als ein müßiges Schminkpflästerchen da. Alle haben auf den Dichter an der Stelle, wo ſie eingefügt ſind, eine unmittelbare Beziehung. Man kennt die Grillen, die Spencé in ſeiner Polymetis

und manche Kunſtliebhaber nach ihm ausgebrütet haben, wenn ſie behaupteten, Virgil habe ſeine ſchönſten Schilderungen aus damals vorhandenen Kunſtwerken, Statuen, Gemälden u. ſ. w. entlehnt. So unſtatthaft eine ſolche Verrückung der Grenzſteine, die ſtets zwiſchen Malerei und Dichtkunſt geſetzt waren, jedem Verſtändigen erſcheinen mußte: ſo gewiß bleibt es doch, daß einem Dichter, wie Virgil, die Blumen der ganzen griechiſchen Kunſtwelt, die damals ſchon die weltbezwingende Roma in ihrem Prunkgärten an der Tiber verpflanzt hatte, nicht umſonſt winkten, und daß ſich hundert kleine Züge, Beiwörter, Gleichniſſe und Anſpielungen nur Dem ganz aufſchließen, der in den köſtlichen Ueberreſten jener alten Kunſtwerke ganz einheimiſch geworden iſt. Ein ſinnlicher Eindruck ſpricht hier oft beredter, als eine ſeitenlange Erzählung, und auch hier gilt das alte Wort des Herodotus: das Auge berichtet glaubwürdiger, als das Ohr. Man denke ſich nun die ſüßbelehrende Unterhaltung beim Durchblättern dieſes Virgils. Es iſt von der Erſcheinung eines Genius in Drachengeſtalt die Rede; ein Herkulaniſches Gemälde läßt ihn uns erblicken. Venus geht nach Paſos; eine der zierlichſten Gemmen zeigt uns ihr ätheriſches Fuhrwerk. Neptunus zürnt den Winden; eine Gemme zeigt ihn uns mit dem gezückten Dreizack. Aeneas berührt auf ſeinen Irrſalen alte Städte und Häfen; die ſprechendſten Münzen zeigen uns dieſelben Attribute, die auch ein glückliches Bei-

wort des Dichters bezeichnet. Die Ebene von Troja iſt nach Lechevalier, die Gegend von Averno nach den maleriſchen Reiſen der Franzoſen abgebildet, zuweilen auch ein kleines Kärtchen eingeſchoben. Einzelne allegoriſche Vorſtellungen ſind ſehr witzig angewandt, wohin beſonders die vieldeutigen Schlußvignetten am Ende des ganzen Werks zu rechnen ſeyn dürften. Gewiß, dieß alles aus hundert verſchiedenartigen Quellen zu ſchöpfen und bei einem faſt verwirrenden Reichthum des vorhandenen Kunſtſtoffs ſtets das Schicklichſte zu wählen, ſetzte einen Umfang antiquariſcher und archäologiſcher Kenntniſſe voraus, die nur von einem Heyne ſo umfaßt und erklärt werden konnte. Denn, um den Genuß vollkommen zu machen, iſt am Ende des ſechsten Theils ein eigner Recenſus patergorum gegeben, wo von der Wahl und Bedeutung jedes einzelnen Kupfers genaue Rechenſchaft ertheilt und mancher ſehr willkommne Wink über Benutzung und Auslegung alter Kunſtwerke überhaupt eingeſtreut wird. Man muß dabei der ſinnreichen Aufſtellung und Ausſchmückung der von Heyne gewählten Gegenſtände durch Prof. Fiorillo und der ungemein fleißigen und ſaubern Ausführung durch Hn. Geyſers bekannten Grabſtichel volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Beide haben ſich in dieſem Werke eine bleibende Denkſchrift geſetzt. Beſonders verdient Hn. Geyſers Manier als Muſter in dieſer Art genannt zu werden. Freilich wird die Kritik bei einer ſo vielſeitigen Kunſt-

ausſtellung manches im Einzelnen, beſonders da, wo größere Reliefs und Statuen ſehr verkleinert werden mußten, zu erinnern finden. Man muß aber alsdann nur nicht den Geſichtspunkt aus den Augen verlieren, aus welchem dieß alles betrachtet ſeyn will. Es ſind Ornamente, leichtere Fantaſieſpiele, Schattenriſſe, nicht ausgeführte, vollendete, und alſo möglichſt getreue Abbildungen, wie wir ſie in Piraneſi's, Visconti's, Stuart's und anderer Antiquaren Prachtwerken zu erwarten berechtigt ſind, und doch auch da oft genug vermiſſen. — Aber auch der typografiſche Theil dieſer Ausgabe macht durch verſtändige Anordnung und Ausführung auf den Beifall aller Kenner gegründeten Anſpruch. Freilich wird mancher verwöhnte Liebhaber der unſinnigſten Papierverſchwendung durch Ausgaben mit breitem Rande, wo, wie ſich ein engliſches Journal über dieſen ächtengliſchen Luxus ausdrückt, „ſich ein winziges Bächlein Text durch eine breite Wieſe Rand windet*)“ auch hier an den Seiten noch mehr weißen Ueberfluß zu ſehn wünſchen. Allein wie wenig dieß allein zur wahren Zierde eines Buchs zureiche, beweiſt ſelbſt die auf ſolches Quartformat nachgedruckte engliſche Auflage der zweiten Ausgabe. Alles, was man mit Recht

*) Our making a ſmall rivulet of text meander through a wide meadow of margin, im British Magazine 1800. Mai. S. 473.

verlangen konnte, war, daß die ganz zwecklose Breite der einen Hälfte des Bogens gegen die schmale Beschränktheit der andern, die aus einem albernen Schlendrian der Setzer entspringt, und nur dazu dient, dem Buchbinder viel weiße Papierspäne in den Kasten zu liefern, in ein richtigeres Ebenmaaß gebracht würde, und dieß findet man auch hier sorgfältig beobachtet. Schönheit der Typen, genaue Beobachtung der Zwischenräume, Geradheit der Linien, Schwärze des Drucks und Weiße des Papiers sind überall untadelhaft, und, was am innern Werth aller jener Augenlust noch weit vorzuziehn seyn dürfte, die höchste Korrektheit ist durch die Aufsicht eines Wendlers, dem Heyne öffentlich dafür Zu danken sich bewogen fand, und dem die Leipziger Ausgaben der Klassiker seit einer langen Reihe von Jahren schon so vieles verdanken, überall erreicht. Und daß dieß alles in einem so freundlichen Bund zum Ruhme der teutschen Typografie so vereinigt werden konnte, ist ganz allein das Verdienst des würdigen Verlegers, Hrn. Kaspar Fritsch, dem kein Aufwand an Zeit und Geld zu kostbar war, um ein Unternehmen, wozu vielleicht der Werth eines mäßigen Ritterguts kaum zureichte, muthig hinauszuführen. An ihm und einigen wenigen, die ihm gleich denken, findet die alte Literatur in einem Zeitalter der höchsten Frivolität, wo fast zwei Drittheile des teutschen Buchhandels aus Sterblingen bestehn, die kaum die zweite Ostermesse erleben, noch

ihre letzten ehrwürdigen Stützen. Die kluge neufränkische Regierung dekretirte bei jeder neuen Jahresfeier ihrer Aera öffentliche Erwähnung der Nazionalwerke, die während der letzten zwölf Monate in Künsten und Fabriken sich auszeichneten. Fas est et ab hoste doceri!

Neben dem römischen Homer stehn die Ausgaben des teutschen Horaz, unsers Ramlers, dessen lyrische Gedichte vor kurzem in zwei verschiednen sehr eleganten Ausgaben in größerm und kleinerm Format in Berlin erschienen und in diesem Gewande gewiß jedem Kenner und Verehrer der patriotischen Muse, „deren höchster Triumf ist, ihren König zu singen," äußerst willkommen sind *). Beide Ausgaben sind mit vielen allegorischen Kupfern und Vignetten geziert. Doch zeichnet sich darin besonders die Quartausgabe zu ihrem Vortheile aus, daß sie in mehr als 40 Kupfertafeln und Vignetten eine Reihe zum Theil sehr geistreich erfundener Allegorien von Ramlers Busenfreunde, Rode, aufstellt, welche auch ohne ihre näher

*) K. W. Ramlers poetische Werke — Operose parvus carmina fingo. Erster Theil. Lyrische Gedichte. Berlin, bei Sander 1800. in 4. Zugleich ist auch eine sehr geschmackvolle und vollständige Ausgabe der Ramlerischen Uebersetzung des Horaz in 2 Oktavbänden mit dem Kommentar von der letzten Hand in eben diesem Verlage erschienen.

re Beziehung auf die unsterblichen Lieder des Dichters, der die Zeichnungen dazu alle selbst noch ordnete, dem denkenden Beschauer eine vielseitige Unterhaltung gewähren. Ueberhaupt aber gehört diese Quartausgabe der Ramlerischen Gedichte ohne Widerrede zu den schönsten, die bis jetzt von unsern Klassikern aus verschiedenen Offizinen geliefert wurden. Der würdige Verleger, Herr Sander in Berlin, konnte sie in der Zueignung an Friedrich Wilhelm III mit Recht ein wahres Preußisches Nazionalwerk nennen, da nicht bloß der Dichter, sondern auch alle die Künstler, welche das Aeußere des Werks verschönerten, geborne Preußen sind. Aber jeder Teutsche, der die klassischen Nazionalwerke nicht nach der kleinen Erdscholle, die ihn hervorbrachte, mißt, wird den Sänger Friedrichs auch für den Sänger der ganzen Nazion ansehn und begierig seyn, seine Gedichte in dieser vollendeten Ausgabe von der letzten Hand zu besitzen. B.

---

e.

Fortgang der Felloplastik.

Die Kunstarbeiten in Kork, von dem verdienstvollen Hrn. Mey in Erfurt, wovon im Aprilstück dieses Journals eine ausführlichere Nachricht ertheilt worden ist, haben seitdem viele Beförderer und kunst-

liebende Käufer gefunden. Als ein nachahmungswürdiges Beispiel verdient es angeführt zu werden, daß eines der vorzüglichsten Stücke, der Triumfbogen Konstantins, vom Grafen von Collowrat (vormaligen Kaiserl. Gesandten in Spanien) gekauft und der jetzt in Prag errichteten Zeichenakademie zur Belehrung junger Architekten geschenkt worden ist, wo er nun bald öffentlich aufgestellt werden wird *).

V.

Auszüge aus Briefen.

1.

Hamburg, im Okt. 1800.

Die Stadt Hamburg hat im letzten Augustmonat einen bedeutenden Verlust an Männern erlitten, die zu

*) Eine befriedigendere Nachricht über die Errichtung dieser Zeichenschule und den Zustand der bildenden Künste in der einst auch durch die Künste so blühenden Hauptstadt Böhmens würde der N. T. Merkur mit Vergnügen bekannt machen. Ich bitte die kunstliebenden dortigen Leser um eine solche Mittheilung.

B.

den angesehenen, zum Theil berühmten zu zählen sind. Der erste Bürgermeister von Sienen starb an den Folgen eines Rappierstoßes, den er einst auf der Akademie erhalten hatte und der einen Krebsschaden an der Brust zuwege brachte, der endlich sein Tod ward. Man erzählt sich, daß die schnelle Fäulung und der heftige Geruch des Leichnams der Grund gewesen sey, daß man ihn schnell in eine Kiste gepackt in der Stille beisetzte. Der feierliche Leichenzug, von Dragonern begleitet, führte daher zwar den Sarg, aber nicht die Leiche mit sich. Auch starb in diesem Monat der Stadt-Kommendant von Quernheim, und zwar in Stade, wohin er eine Reise gemacht. Das Kommando der Stadt ward dem ersten Major Texier anvertraut, ob dieser gleich reformirter Konfession ist. Man hat also (und mit gutem Fuge) ein Loch durch ein altes Hamburger Gesetz gemacht, das nur Lutheranern dergleichen Aemter anvertraut. Für von Sienen ward der Senator Widow zum Bürgermeister, und für diesen ein junger Doktor Juris Abendroth zum Senator erwählt. Da dieser sich gerade in Venedig (er ist mit einer Italienerin verheirathet und Schwager des Dr. und Senator Bartels) befand, so konnte die Beeidigung nicht gleich nach der Wahl vorgenommen werden. Wieder eine Ungewöhnlichkeit! — Im August verlor auch Hamburg einen seiner ersten und verdienstvollsten Gelehrten, den Prof. am Gymnasium, Büsch. Daß auf diesen Todesfall eine Menge ge-

reimter und ungereimter (im zwiefachen Wortverſtande) Klaglieder und Broſchüren im Druck erſcheinen würde, war bei der vielleicht an keinem Orte Teutſchlands ſo ſehr als in unſrer Stadt eingeriſſenen Schreibewuth der Winkeldichter und Flugblättler zu erwarten. Einer dieſer hat ein Geſpräch in Elyſium aufzufangen vermeint, das Büſch mit Friedrich und ich glaube Sokrates und Joſef hätte halten können. Auch hat ein ſpekulirender Buchhändler einen Büſchiſchen Lebenslauf über die Preſſe ins Publikum laufen laſſen, der ſeine Käufer findet. Sowohl die Proſa als Poeſie, welche über den Mann nach ſeinem Tode ausgegoſſen iſt, geht auf panegyriſchen Stelzen. Es wäre zu wünſchen, daß der würdige Schlichtegroll für ſeinen Nekrolog einen unpartheiiſchen Biografen fände, den Büſch vor vielen teutſchen Gelehrten voraus verdiente! Folgende nicht gedruckte Grabſchrift entfiel einem meiner Bekannten, und ſie iſt wenigſtens die ſimpelſte Lobrede unter allen.

Hier ruhet Büſch, wenn Wandrer fragen.
Mehr braucht die Grabſchrift nicht zu ſagen.

Am Schluſſe des Auguſtmonats fuhr denn auch ein bekannter, oft genannter, ruchtbarer wo nicht berüchtigter Mann aus der Welt, Bonaventura, auch Schütz genannt, der Verfaſſer oder Zuſammenſchreiber des Hamb. Wochenblattes: der Hamburgergiſche Briefträger. Dieſer vom Mittel- und

Leute, welche noch sehr weit entfernt sind, erträgliche Menschen zu seyn, in eine Engel-ähnliche Vollkommenheit hinein zu declamieren. — Doch genug von einer Materie, welche, um gehörig ausgeführt zu werden, eine eigene Abhandlung erfoderte.

Wie leicht es doch ist, seine nichts übels besorgende Leser in einen Labyrinth von Parentheſen und Digreſsionen hineinzuführen, wenn man sich einmal über eine abergläubische Regelmäſsigkeit hinausgesetzt hat! Zwar haben wir die Unsrigen schon lange benachrichtiget, daß wir uns bey Gelegenheit dergleichen Freyheiten erlauben würden. — Und doch wollen wir so ehrlich seyn, und gestehen, daß wir uns weder in diesem Stück, noch (die Wahrheit zu sagen) in irgend einem andern, Nachahmer zu bekommen wünschen. Nicht als ob uns bange davor sey, man werde Ordnung und Zusammenhang in dieser unsrer pragmatisch-critischen Geschichte vermiſsen; sondern weil es in der That unendlich mal leichter ist, Miscellanien zu schreiben, als ein ordentliches Werk; und es daher leicht geschehen könnte, daß ein junger Scribent, der sich seiner bessern Bequemlichkeit wegen unsrer Methode bedienen wollte, sich die horazische Frage zuziehen könnte: *Currente Rotâ cur Urceus exit?* Und wenn auch dieſes nicht zu besorgen wäre; so giebt es sehr wackere Leute, denen es schwer fällt, sich aus dergleichen Mäandrischen Abschweiſfungen wieder herauszuhelfen, und so bald es dem Verfasser beliebt, wieder auf dem

Punct

niedrigſten Stande vielgeleſene Wochenblättler ſammelte ſeit Jahren eine Menge oft ſehr ſkandalöſer und doppelſinniger Stadtneuigkeiten und Anekdoten auf, ſchob magre Theaternachtichten und waſſerreiche Verſe dazwiſchen, und lieferte dann jeden Sonnabend ſeinen Bogen. Er hinterläßt Frau, Kinder und ein Reitpferd, die ihm ſein Blatt zu ernähren hinlänglich eintrug.

Eine Ladung franzöſiſcher Schauſpieler, 50 an der Zahl, ſind von Bordeaux hieher verſchlagen, die nach Amerika beſtimmt geweſen ſeyn ſollen. Die hieſige franzöſiſche Schauſpieler-Sozietät ſollte billig die beſten derſelben an ſich zu ziehn ſuchen, da einige ihrer Fächer gelitten haben, ſeit Mad. Wilſan, Bergamin, Calais, Marſchall, die beſſern Subjekte, die Bühne verlaſſen haben. Die erſtre iſt nach Rouen, Bergamin, ein trefflicher Buffon, nach Petersburg, Calais nach Rheinsberg gegangen, und Marſchall, ein guter Krispin, iſt — Hutfabrikant und Kaufmann geworden. — Die beiden Emigranten, welche den Cenſeur ſchrieben, den ariſtokratiſchen Widerſacher der neuen Regierung, ſitzen noch gefangen, und man weiß nicht, was daraus werden ſoll.

2.

Regensburg, d. 6. Nov. 1800.

Sie wünſchen einige Nachrichten über den freimü-

thigen poliſchen Schriftſteller, den Hauptmann Woyda, zu wiſſen. Hier iſt alles, was ich von ihm von ſichrer Hand erfuhr.

In der Nürnberger Ober-Poſt-Amts-Zeitung vom 23ſten Oktobr. heißt es: „er habe eine Anſtellung beim Generalſtab des Generals Moreau erhalten.“ Dieſe Anzeige muß dahin modifizirt werden, daß ſelbiger bereits 3 Jahre in Franz. Kriegsdienſten ſteht — doch ſtets in Italien — von wo aus er nach ſeiner Ranzionirung aus Oeſtreichiſcher Gefangenſchaft von dem Obergeneral zur Rheinarmee berufen und bei deſſen Generalſtab angeſtellt wurde. — Seine Briefe über Frankreich und Paris 1797. Zürich, bei Geßner, wurden zu ſeiner Zeit überall vortheilhaft angezeigt und dürfen wohl in keiner Sammlung über das neue Paris fehlen. Von ſeinen teutſchen literariſchen Produkten ſind dieſe Briefe und ſein Verſuch einer Geſchichte der Poliniſchen Revoluzion vom Jahr 1794. nebſt denen dabei erſchienenen Regierungsſchriften 1796 die bekannteſten. Eine Menge Aufſätze findet man aus ſeiner Feder in Schweizer und Franz. Journalen.— Auſſer ſeinen Briefen über Italien, wovon das erſte Bändchen in der künftigen Oſtermeſſe erſcheinen ſoll, liegt noch eine Broſchüre fertig: über die Anwendung der Rechte des Menſchen auf die Bedürfniſſe unſrer Zeit. Hier kann er ſich den

Beifall aller gemäßigtdenkenden Menschen in politischer Hinsicht versprechen, so sehr als den Widerspruch der Terroristen und ihrer Konsorten.

VI.

Literarische Anzeigen.

1.

Beiträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Filosofie beim Schlusse des 18. Jahrhunderts. Hamburg bei Perthes. Erstes Heft.

Die Revoluzion in der teutschen Filosofie, welche auch der teutsche Merkur in den Briefen über die kantische Filosofie (August 1786) ankündigen half, ist nun endlich vorüber. Sie ist Anders ausgefallen, als sich es der Verfasser jener Briefe beim Anfang — Anders, als sich der Verf. der Theorie des Vorstellungsvermögens, während der Revoluzion, und Anders, als sich der Verf. der kleinen Schrift: über die Paradoxieen der neuesten Filosofie, und des

Sendſchreibens an Lavater und Fichte — ſelbſt noch gegen das Ende derſelben — vorgeſtellt hat, und vorſtellen konnte: ſo lange dieſelbe in ihren inneren Veranlaſſungen noch fortdauerte — (ihre ſchlimmen Folgen werden noch eine geraume Zeit — ihre guten — ewig dauren) und ſo lange Er ſelbſt jede ihrer bedeutenderen neuen Wendungen, als ihr nicht ganz unthätiger Begleiter, mitmachte. Wäre Er bei irgend einer dieſer Wendungen, dieſelbe heiße nun reiner Kantianismus — Elementarfiloſofie — Wiſſenſchaftslehre u. ſ. w. mit der Selbſtſtändigkeit eines Kantianers, Reinholdianers, oder Fichtianers ſtehen geblieben: ſo würde das eigentliche, wirkliche und wahre Ende der ganzen Revoluzion auch für Ihn, ſo wenig als für manchen ſeiner ehemaligen Vorgänger und Nachfolger, vorhanden ſeyn. Er würde noch immer, wie ihm in den letzten funfzehn Jahren dreimal begegnet iſt, den Anfangspunkt einer neuen krummen Wendung der Umwälzung für den Endpunkt des krummen Fortſchreitens, und für den Anfangspunkt des Geraden zum Ziele — für den endlich entdeckten ſicheren Gang der Filoſofie als Wiſſenſchaft anſehen. Ob das gegenwärtige Ende der ganzen Revoluzion, welches Er nun ankündigt, nicht gleichwohl in der Sache ſelbſt nur wieder eine neue Wendung des krummen Ganges ſey, das mögen diejenigen Leſer der Beiträge zur

leichtern Uebersicht u. s. w. beurtheilen, welche nicht etwa selbst transzendentale Idealisten, es sey nun im Kantischen, Fichtischen, oder Schellingschen Sinne sind, und welche Er bei den Nachrichten und Beschreibungen von dem Anfang, dem Mittel und dem Ende der Revolution in den erwähnten Beiträgen zunächst vor Augen hat. So viel dürften Ihm diese Leser schon hier vorhinein zugeben, daß die ganze transzendentale Umwälzung in der krummen Linie enthalten seyn müsse, welche der fortschreitende Idealismus um die als festen Mittelpunkt der Wahrheit angenommene Subjektivität herum beschreiben muß. Die Fichtisch-schellingsche Sublimazion des kantischen Idealismus hat jene Kreislinie vollendet. Hätte es dabei sein Bewenden gehabt, so würde, trotz einiger pathetischer Deklamazionen und spottender Satyren, durch welche in den letztern Zeiten die vergeblichen Maaßregeln unsrer älteren Filosofen von Profession gegen jene Umwälzung unterstützt worden sind, das Fortschreiten der teutschen Filosofie in einem fortwährenden Herumdrehen um den besagten Mittelpunkt — und die Kultur der übrigen Wissenschaften durch Filosofie in dem allmähligen Anschwellen jenes nach und nach alle menschlichen Begriffe in sich hineinziehenden Winkels, bestanden haben. Allein der Genius der Menschheit hat es nicht dabei bewenden

lässen. Noch in dem vorletzten Jahre dieses Jahrhunderts ist ein völlig neuer Gesichtspunkt entdeckt worden, der ausserhalb jeder Kreislinie, in welcher die Spekulazion beim Suchen des sichern Ganges der Wissenschaft herumgeirrt hat, gelegen ist, und in der geraden durch Platon eingeschlagenen, und durch Leibnitz fortgesetzten, Richtung die gesuchte Realität der Erkenntniß in dem Wahren erkennen läßt, welches auf das sich an ihm ankündigende Unwahre zurückgeführt ist. Auch über die eigenthümliche Beschaffenheit dieser von allem Materialismus nicht weniger als von allem Idealismus, von allem Skeptizismus nicht weniger als allem Dogmatismus sich auf immer entfernenden Filosofie sollen die angekündigten Beiträge in einigen Aufsätzen sich verbreiten. Durch dieselben dürfte auch unter andern einleuchtend werden, daß und warum auf denjenigen Stillstand in der spekulativen Filosofie, welcher eine Folge theils der dogmatischen Mißdeutung des Buchstabens der Leibnitzischen Filosofie in der Wolfischen Schule, theils des Einflusses von Lockes dogmatischem — und Humes skeptischem Empirismus gewesen ist, — der Uebergang in das Geleise des geraden Fortschreitens nur durch den Umweg geschehen mußte, den die Spekulazion in den letzten 15 Jahren zurückgelegt hat, und den der Kritizismus schon darum einschlagen mußte, weil er ursprünglich in der

kantischen Ansicht auf die Vereinigung der Wolfischen, Lockischen und Humischen Ansichten anging. Der Herausgeber der Beiträge hat um das Ende der filosofischen Revoluzion so wenig ein Verdienst, als Er an dem Anfange derselben Schuld war. Aber er glaubt über das Ende und den ganzen Gang am Ende mit ungleich mehr Sachkenntniß sprechen zu können, als er am Anfang über den Anfang, und in der Mitte über den Fortgang gesprochen hat und sprechen konnte.

Kiel den 29sten Oktober 1800.

Reinhold.

2.

Schon habe ich nichts mehr von meiner erfundenen Selbstbeweg-Maschine ins Publikum melden sondern mich begränzen wollen,

1stens. Auf die Prämien, welche von mehreren Regierungen Europens darauf gesetzt worden, welche sich dadurch klüger ausgezeichnet haben, als der größte Theil der Mechaniker mit ihrem Wahn von Sach-Unmöglichkeit.

2tens. Auf das dießfalsige dekretirte Verlangen Einer hochlöbl. K. K. Hofstelle in Wien.

3tens. Auf die mit Partikuliärs bereits gemachten Akkorde.

4tens. Auf die Selbſtnützung bei meinem Fabrik-Weſen in Augsburg, das durch den Krieg gehemmt worden, ſo bald dieſer zu Ende, wieder in Gang kommt.

Indeſſen erſuchte mich Herr von Schad, bei dem ich logire, ihm für ſeine vor einiger Zeit im Kupfer-ſich publizirte Handmühle einige Verbeſſerung anzugeben. — Ich entſprach dieſem Geſuch auf eine Art, welche die meiſten Mechaniker und Ungläubige an ein Selbſttriebwerk in Aufruhr bringen muß; und ich geſtehe frei, daß es auf nichts minderes mit der Zeichnung und den angefügten Erklärungen, die ich Hrn. von Schad gab, — angeſehen iſt, als die ganze, alte, höchſt ſchädliche Trieb-Mechanik in die Luft zu ſprengen. Dagegen ſtelle ich eine Neue auf Fakta gegründete auf, wobei kein fließendes Waſſer, kein Wind, keine Dampf-Maſchinen, keine Menſchen- und Thier-Kräfte nöthig ſind. — Die Wirkungen meiner neuen Erfindung ſind detaillirt in der Piece, die Hr. von Schad in dem Reichsanzeiger am 28ſten Oktobr. angekündigt hat.

Johann Friedrich Heinle,
aus Augsburg.

3.

Taſchenbuch von Weimar.

„Vier Horen dienen an den Pforten des Sonnen-

gottes. Keine nahet ſich den Sterblichen ohne eine gute Gabe.“ Den Sinn dieſer Allegorie, die wir noch auf manchem Denkmal des Alterthums durch vier Nymfen oder Knaben ausgedrückt ſehen, wovon jeder zur vergnüglichen Spende etwas auf dem Kopf oder in der Hand trägt, glaubte Hr. v. Seckendorf, der Herausgeber des vierteljährigen Almanachs in Weimar, dadurch am ſicherſten zu errathen, daß er ſtatt der bisher üblichen Sitte, der neuen Zeit nur einmal im Jahre einen Kranz zu flechten, deren vier bände und ſo für jede Jahrszeit ein eignes Taſchenbuch erſcheinen ließ. Das Neujahrs-Taſchenbuch von Weimar auf 1801 iſt ſo eben (mit einem Titelkupfer und XXXV und 250 S. in klein 8.) fertig geworden, und darf bei aller ſeiner Jugend, durch Mannichfaltigkeit und Anmuth geſchmückt, eine freundliche Aufnahme von allen erwarten, denen die Kunſt und Gunſt der Grazien nicht bloß auf den Lippen ſchwebt.

Inhaltsanzeige

auf das Jahr 1800.

Erſter Band.

Januar.

I. Gedichte.
1. Letzter Wille des hinſcheidenden Jahrhunderts, von Hn. HR. Werthes in Stuttgard S 3.
2. Unausſprechlich. } von Friderike — 5.
3. Das Alpröslein am Sunde. } Brun. — 6.
Nebſt einem Notenblatt, die Muſik von Wayſe.
II. Arabiſche Elegie von Abu Jsmail Toorai von v K. — 6.
III. Briefe über Nordamerika, aus dem handſchriftlichen Tagebuche eines Reiſenden Erſter Brief. Ueber die auswandernden Teutſchen. — 18.
IV. Kunſtnachrichten.
1. Neue Preisaufgabe in den Propyläen an die Künſtler Teutſchlands. — 33.
2. Neue Münzpaſten des Bürger Mionet in Paris. — 44.
V. Literariſche Notizen. Merciers nouveau Paris. — 57.
VI. Auszüge aus Briefen.
1. Ueber Baiern. Aus einem Briefe vom 12ten November. — 65.
2. Ueber das neue däniſche Cenſuredikt aus Kopenhagen. — 79.

Februar.

I. Gedichte.
Kaiſer Theodoſius des Groſſen Regierungsunterricht für ſeinen Sohn Honorius. Nach Claudian. Von Ratſchky. S. 81.
II. Proben einer Ueberſetzung des perſiſchen Heldengedichts Schah Nameh. Vom Grafen Lndolf — 88.
III. Ueber die Gartenkunſt, beſonders in Rückſicht auf nördliche Länder. Von K. von Bonſtetten. — 110.

Punct zu ſtehen, wo er mit ihm ausgegangen iſt. Was hat man uns (werden ſolche Leſer zum Exempel fragen) in dieſem ganzen Capitel denn eigentlich ſagen wollen? — Merken Sie auf, meine Herren! Das war es, — daß dieſer Dion, von dem die Rede war, und um den Sie ſich übrigens (wie ich vermuthe) ſehr wenig bekümmern, eine ganz gute Art von Prinzen, aber doch nicht ganz ſo ſehr ein Held von Tugend geweſen ſey, wie ihn ein gewiſſer ehrlicher Ober-Prieſter zu Chäronea ſich eingebildet; — oder wenn man ihm auch eingeſtehen wollte, daß er's geweſen ſey, eben dadurch an ſeinem Platz nicht ſo viel getaugt habe, als Sie, meine Herren, indem Sie Ihrem Hausweſen wol vorſtehen, ſich wol mit Ihrer Gemahlin betragen, Ihr Rechnungs-Buch in guter Ordnung halten; und was dergleichen mehr iſt. — Nun verſtehen wir einander doch?

Drittes Capitel.

Eine Probe, daß die Philoſophie ſo gut zaubern könne, als die Liebe.

Die vorläuffigen Nachrichten, welche wir dem Leſer zu geben haben, entfernen uns ziemlich lange von unſerm Helden; allein, für Eins, ſo ſind ſie zum Verſtändniß des Folgenden unentbehrlich; und fürs Andere, ſo hätten wir auch dermalen nichts wichtigers von ihm zu ſagen, als daß er im Begriff ſey, den Hausgöttern

IV. Racemazionen zur Gartenkunſt der alten Griechen. Von OCR Böttiger. — 130.
V. Prolog vor dem Luſtſpiel: das neue Jahrhundert; in Weimar geſprochen. Von v. Kotzebue. — 150.
VI. Wünſche und Aufgaben
1. Wünſche die Herausgabe der Briefe Juliens von Vondelv betreffend. — 153.
2. Preisaufgabe von 100 Dukaten auf die Wiederfindung der älteſten teutſchen Lieder. — 154.

März.

I. Gedichte.
Der Kakodämon der Hexametromanie, von Ratſchky. S. 161.
II. Exzerpte aus künftigen Schriften. Von P. Aemilius. — 166.
III. Teufelskontrakt. Ein Schwank von Louis. — 172.
IV. Racemazionen zur Gartenkunſt der Griechen und Römer. Von Böttiger.
2. Grotte der Kalypſo. — 181.
V. Briefe über Nordamerika.
Schickſale eines teutſchen Zimmermanns in Philadelfia. — 205.
VI. Literariſche Aehrenleſe.
1. Muſik der Franzoſen. — 218.
2. 5000 Eligibles nach der neueſten Franz. Konſtituzion. — 221.
3. Der Geruch, ein Kennzeichen des Metalls. — 229.
VII. Wolfs Ueberſetzung von Platons Republik. — 228.
VIII. Auszüge aus Briefen.
1. Neueſte Bataviſche Literatur. — 235.
2. Aus London. Steevens. Kuhrocken. Metallic tractors. Neueſte Theaterliteratur. — 235.
IX. Ueber zwei Aufſätze im hanſeatiſchen Magazin, von Merkel. — 240.

April.

I. Meine Erklärung über einen in St. James Chronicle abgedruckten Artikel, die Vorausſagung auf Bonaparte betreffend, vom Herausgeber. — 244.
II. Neue Verfinſterungsverſuche der Jeſuiten. (aus einem Schreiben aus Schwaben.) — 276.
Nachſchrift über Barruel u. Konſorten, vom OCR. Böttiger. — 285.
III. Hymne an die Nymfe des Selterbrunnens, von Reubeck. — 293.

IV. Nekrolog. Schloſſer. Von Herrn Leg. Rath Gerning. — 296.
V. Sind die gehäuften Klagen neuerer Schriftſteller über Hamburg gerecht? Von Hrn. D. Gries in Hamburg. — 300.
VI. Korreſpondenznachrichten.
1) Paris. Villoiſon, Visconti, Piraneſi, Mionet. — 310.
2) London. Holcroft. Literatur in London. D. Hager. — 325.
VII. Kunſtnachrichten. Ueber Hn. Meyß in Erfurt Fellopaſtik. Von Hn. Prof. Dominikus. — 325.
VIII. Ankündigung eines neuen monatl. Almanachs. — 341.
IX. Nachtrag zu Briefauszügen. Aus Wien, über eine neue Reiſe durch Griechenland. — 345.

Zweiter Band.

Mai.

I. Gedichte.
1) Rückkehr des Winters im März 1800, von K. L. M. Müller. S. 3.
2) Proben ein. metriſchen Ueberſetzung des Terenz. — 8.
II. Excerpte aus künftigen Schriften, v. Thierlot. — 14.
III. Ueber die Gartenkunſt, beſonders in Rückſicht auf nördliche Länder. Von K. von Bonſtetten. — 20.
IV. Ueber das Grabmal des Sofolles und die Keledonen, von Huſchke. — 38.
V. Noch etwas über die Keledonen, in Beziehung auf den vorhergehenden Aufſatz. Von Böttiger. — 56.
VI. Licht und Finſterniß. Auszug eines Briefs aus Ingolſtadt. — 65.
VII. Ueber den Abbe' Barruel. Auszug eines Briefs aus Wien. — 87.

Juny.

I. Gedichte und Ueberſetzungen.
Juvenals 3te Satire. Probe einer neuen metriſchen Ueberſetzung von C. W. Ahlwardt. S. 93.
II. Künſte.
1) Blicke auf Rom. Neue Kupferſtiche von Volpato und Cunego. Da Vinci's Abendmahl von Morghen. (Aus einem Briefe von Fernow.) — 114.
2) Ueber Zoega's neueſte Unternehmungen. Aus einem Briefe von HR. Hirt. — 145.

3) Fernere Nachrichten über Mionets Münzpa-
ſten. Von Böttiger. S. 148.
III Veit Hans Schnorr. Von Böttiger und
Seume. — 150.
IV. Erinner nach an die Schweiz.
1) Ey ſtammen. — 163.
2) Parol eien. — 166.
V. Miscellen.
1) Ueber Delille und ſeine Georgiques françoiſes. — 167.
2) Fr. Richters Titan. — 169.
3) Lichtenbergs Nachlaß. — 172.
VI Auszuge aus Briefen.
Aus London üb. teutſche Literatur in England. — 174.

July.

I. Gedichte.
1) An einen Freund. Nach Horaz von Ratſchky. S. 180.
2) An Ernſt Schimmelmann bei ſeinem Geburts-
tag. Von Fr. Brun. — 183.
II. Ueber die Gartenkunſt. (Beſchluß.) Von A. von
Bonſtetten. — 183.
III Pythagoreiſche Reminiscenzen. Von Paulus
Aemilius. — 207.
IV. Künſte.
1) Denkmal auf den verſtorbenen Landſchaftsmaler
Heß. Von Fr. Brun. — 217.
2) Ueber die HH. Fiſch und Rode in Berlin. (Aus
einem ungedruckten Tagebuch.) — 227.
3) Kunſtnachrichten aus Frankfurt a. M. von H. — 232.
4) Brief des Lord Briſtol an den Feldmarſchall
Lacy — 236.
V. Nachrichten über Baiern. Verlegung der Univerſi-
tät von Ingolſtadt nach Landshut. — 237.
VI Berichtigung üb. Prof. Robiſon in Edinburg. — 249.
VII. Auszüge aus Briefen.
1) Aus Paris. — 254.
2) Aus London. — 257.
3) Aus Wien. — 258.

Auguſt.

I. Ueber Herders Kaligone, von einem reiſenden
Fremden Vom Herausgeber. S. 259.
II. Probe einer neuen Ueberſetzung des Tibull. Von
Wagner. — 277.
III. Drei Apologen u. eine Apologie. Von T. — 282.
IV. Reiſe von Locarno nach Domodoſſola. Auszug aus

einem handschriftlichen Tagebuche. Von F. v. Bonſtetten. —282.
V. Kunſt.
1) Beitrag zur Erklärung alter Kunſtwerke. Von Ludewig von Baczko. —310.
Nachſchrift. —316.
2) Ueber Rode's Vitruv —320.
VI. Miscellen.
1) Betterlein's Handbuch der Literatur der teutſchen Dichter. —324.
2) Siama und Balmori. —327.
3) Hanſeatiſches Magazin. —329.
4) Gutsmuths Biblioth. d. pädag. Literatur. —331.
VII. Auszüge aus Briefen.
1) Aus London. —333.
2) Aus Hamburg. —335.

Dritter Band.

September.

I. Gedichte. Das Feiergewand des neuen Jahrhunderts. Von H.... S. 3.
II. Die Wiſſenſchaft des menſchlichen Lebens, von Dr. Struve in Görlitz. — 6.
III. Reiſe von Locarno nach Onsernone. Von K. von Bonſtetten. (Beſchluß.) —14.
IV. Bruchſtücke aus der Biografie Karls von Dittersdorf. (Aus ſeiner Handſchrift.) —27.
V. Singedichte von Haug. —49.
VI. Voß und Schmidt. Auf Veranlaſſung des letzten Voſſiſchen Almanachs. —53.
VII. Kunſtnachrichten. Wilhelm Tiſchbein. —61.
VIII. Nekrolog. —77.
IX. Nachricht den Hn. v. Kotzebue betr. —79.

Oktober.

I. Gedichte. Zwei Ueberſetzungen von Dryden's Alexanders-Feſt von einem Ungenannten, und von G. J. F. Nöldeke in Oldenburg. S. 81.
II. Opfergeſang, Deſſau am 10. Aug. 1800. — 94.
III. a Ueber muſikaliſche Behandlung der Geiſter, von Aug. Apel in Leipzig — 95.
III. b Apologiſche Sprichwörter der niederſächſiſchen Volksſprache. Probe eines niederſächſiſchen Idiotikons, von J. Fr. Schütze. —112.
IV. Freundſchaftliche Geſpräche. S. und P. —116.
V. Nekrolog. 1) Als unſer Käſtner zu Göttingen geſtorben war. Von Gleim. —144.

2) Dem Andenken L. J. A. Juſti's in Marburg gewidmet
VI. Teutſche Ausgabe der franz. Vaudevilles. — 145.
VII. Literariſche Novellen. — 150.
1) Neue Literaturbriefe.
2) Taſchenkalender. — 156.
— 158.

November.

I. Gedichte.
Sonette von J. D. Gries. S. 163.
II. Haben die alten Germanen Barden und Druiden gehabt, oder nicht? Von K. F. Kretſchmann. — 168.
III. Kritiſche Briefe v. K. — 193.
IV. Freundſchaftliche Geſpräche. S. und P. — 116.
V. Nekrolog.
Michael Denis. — 227.
VI. Die Allgemeine Zeitung. — 232.
VII. Neueſte Literatur in Wien. — 240.

December.

I. Probe einer Ueberſetzung der Geſpräche des Abbé Galiani über den Getraidehandel. Vorbericht des Herausg. des N. T. M.
Achtes Geſpräch. S. 243.
II. Erzählungen von G. A. H. Grambergs. — 246.
1) Heldenmuth, Filoſofie und Liebe.
2) Die zwei Proben. — 273.
III. Die Germanen hatten keine Barden und keine Druiden, von Anton. — 284.
IV. Künſte. — 291.
1) Zweckmäßige Prachtausgaben von Virgil's und Ramler's Gedichten. — 303.
2) Neue Nachricht über die Felloplaſtik des Herrn Mey in Erfurt.
V. Auszüge aus Briefen. — 312.
1) Aus Hamburg. Nekrolog.
2) Aus Regensburg. Ueber Hn. Woyda. — 313.
VI. Miscellen — 316.
1) Anzeige von Reinhold.
2) Anzeige von Heinle. — 318.
3) Anzeige vom Weimariſchen Taſchenbuche. — 322. — 323.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

12. Stück. December 1800.

I.

Neujahrs Taſchenbuch von Weimar, auf das Jahr 1801.

Herausgegeben von

Seckendorf.

Dieß Taſchenbuch iſt ſo eben bei uns fertig geworden, und darf bei aller ſeiner Jugend, durch Mannigfaltigkeit und Anmuth geſchmückt, mit manchen alten in die Schranken treten. Die Inhaltsanzeige mag nur im Allgemeinen hier ſtehn. Voran tritt Paldofron und Neoterpe, ein Feſtſpiel von Göthe, und am Ende ein Epilog von Ebendemſelben. Von Jean Paul leſen

wir die Leichenrede auf den höchstseeligen Magen des Fürsten von Scheeran, welche schon vor acht Jahren in der unsichtbaren Loge angekündigt wurde, und Friedrich Majer erinnert an reiche noch unbenutzte Schätze der Vorzeit durch seine Bearbeitung der epischen Legende Hugdietrich und Hildburg, und durch die Erzählung von Du Guesclins Kinder- und Ritterjahren. Die übrigen Aufsätze und Gedichte, ausser diejenigen von Friederike Brun und aus Siegmund von Seckendorfs Nachlasse, sind zwar nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, ihre Verfasser werden aber zu seiner Zeit auch genennt werden, und der gebildete Leser wird seine alten Freunde leicht erkennen. Vorläufig dürfen wir nur so viel verrathen, daß unter diesen Signaturen auch das ehrwürdige W nicht fehlt, das man in einem weimarischen Taschenbuche so ungern vermissen würde.

Man erhält dieß reichhaltige, geschmackvoll eingebundne und mit einem Kupfer verzierte Taschenbuch für den geringen Preiß von 1 Thlr. sächs. oder 1 Fl. 48 kr. Rheinisch-Courant sowohl bei uns als auch in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern. In 3 Monaten erscheint die Fortsetzung unter dem Titel: Oster-Taschenbuch.

Gebrüder Gädicke

in Weimar.

II. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. November 1800.

In den 5 in diesem Monat erschienenen Stücken findet man folgende bedeutende Aufsätze: Ueber den politischen Werth der Hanseestädte und Hamburg insbesondere; Steinkohlen; des Mühlmeister Füllmann zu Holzweißig Erfahrungen über das Schärfen der Mühlsteine; über den Baumwollen-Handel in Macedonien; Honig; über die Verbesserung der bürgerlichen Gewerbe; über

den brittischen Heringshandel; Fischbein; Sauerkleesalz-Fabriken, Anzeigen von kaufmännischen Schriften und vielerlei vermischte Nachrichten.

Auf den Jahrgang 1801 beliebe man seine Bestellung entweder bei uns, in jeder Buchhandlung, oder auf jedem Postamte zu machen. Der ganze Jahrgang kostet 2 Rthlr. 16 gr. sächsisch oder 4 Fl. 48 kr. Rheinisch Courant.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Anzeige für Hausbesitzer und Miethleute.

Die Miethwohnungen, oder das Verhältniß der Miethleute und Hausbesitzer gegen einander, in ökonomischer, billiger und rechtlicher Hinsicht. Ein Buch für alle Miethleute und Vermiether. 10 gr. oder 45 kr.

Dieß Büchelchen wird gewiß einer zahlreichen Klasse von Menschen sehr willkommen und nützlich seyn; denn wer ist wohl nicht wegen einer gemietheten oder vermietheten Wohnung in Mißverhältnisse gekommen? Mancher häußlicher oder der gar rechtlicher Streit kann und wird vermieden werden, wenn die miteinander unzufriedenen Partheien diese kleine Schrift zu Rathe ziehen, in welcher sie folgende Materien, in einer populären Sprache, zur Richtschnur in ähnlichen Fällen, abgehandelt finden.

Einleitung.

1. Was ist Miethvertrag?
2. Wie vielerley Miethvertrag giebt es?
3. Worinnen unterscheidet sich der Hausmiethvertrag von andern Miethverträgen?

4. Was muß dem Hausmiethvertrag vorausgehen?

5. Was iſt der Vermiether zu leiſten ſchuldig, wenn auch kein ſchriftlicher Vertrag abgeſchloſſen worden?

6. Welches iſt die geſetzliche Zeit der Miethe?

7. Was für Bedingungen hat der Miethmann zu erfüllen?

8. Hat der Miethmann beſtimmte Verpflichtungen auf ſich, die, wenn ſie im Vertrag nicht ausdrücklich beſtimmt ſind, doch erfüllt werden müſſen?

9. Welches iſt die Art der Benutzung eines gemietheten Hauſes?

10. Welches iſt die rechtliche Aufkündigungs-Zeit einer Miethe?

11. Was für Umſtände können den Vertrag aufheben; wenn iſt ein Vertrag für völlig abgeſchloſſen zu halten?

12. Welche rechtliche Entſchädigung kann ein Vermiether und ein Miethmann verlangen, wenn der Miethvertrag nicht erfüllt wird?

13. Kann jemand gezwungen werden ſein Haus zu vermiethen?

14. Was hat der Vermiether und was der Miethmann in einem vermietheten Hauſe zu unterhalten?

15. Iſt ein Miethmann ſchuldig für den Schaden zu ſtehen, der durch ſein Geſinde verurſachet wird?

16. Was iſt Haus-Polizey?

17. Welches iſt das perſönliche Verhältniß des Miethmannes gegen den Vermiether und das Verhältniß der Miethleute unter einander?

18. Kann einer ein gemiethetes Quartier oder Grundſtück wieder an einen andern ohne Einwilligung des Vermiethers vermiethen oder nicht?

19. Wer kann einen Miethvertrag eingehen?

20. Welches Gericht entſcheidet in Miethſachen?

21. Was iſt der Vermiether dem Miethmann für eine Entſchädigung zu geben ſchuldig, wenn der Vermiether dem

Miethmann das vermiethete Quartier zu rechter Zeit nicht übergeben kann?

22. Iſt ein Vermiether verbunden Verbeſſerungen ſo ein Miethmann in dem vermietheten Hauſe gemacht hat, zu vergüten?

23. Was hat ein Miethmann zu leiſten, wenn er ausziehet und das Quartier wieder zurück giebt?

24. Wie iſt ein Miethvertrag mit Vorſicht abzufaſſen und was muß er enthalten?

25. Wie ſind Haus-Inventaria zu verfertigen?

26. Wie hat ein Richter bey der Entſcheidung einer Sache, die aus dem Miethvertrag oder dem Inventario entſtehet, zu verfahren?

27. Was iſt die Urſach der Theurung der Miethen?

28. Was iſt zu beobachten, wenn der Vermiether während der Miethe das gemiethete Haus verkauft?

29. Welches ſind die Mittel, welche man gegen die Theurung der Miethwohnungen anwenden kann?

30. Was haben öffentliche Anſtalten für einen Einfluß auf den höhern Preis der Miethwohnungen?

Man kann dieſe Schrift ſowohl bei uns als in jeder Buchhandlung erhalten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Janus, eine Zeitſchrift auf Ereigniſſe und Thatſachen gegründet. Nov. 1800. iſt erſchienen und am 29ſten an alle Buchhandlungen, Poſt- und Zeitungs-Expeditionen verſandt worden.

Inhalt.

I. Abſchied; von M. Meyer.
II. Der Frühling; von Demler.

seines Freundes, des Kaufmanns, eine andächtige Libation zu bringen, mit seiner Familie Bekanntschaft zu machen, und nach einer leichten Abendmahlzeit von den Beschwerden der Seefahrt auszuruhen.

Dion sah die Ausschweiffungen des Dionys mit der Verachtung eines kaltsinnigen Philosophen an, der keine Lust hatte, Theil daran zu nehmen; und mit dem Verdruß eines Staatsmannes, der sich in Gefahr sah, durch einen Hauffen junger Wollüstlinge, Lustigmacher, Pantomimen und Narren, welche kein anderes Verdienst hatten, als den Prinzen zu belustigen, von dem Ansehen, und dem Antheil an der Regierung, der ihm aus so guten Gründen gebührte, nach und nach ausgeschlossen zu werden. Bey solcher Bewandtniß hatte der Patriotismus das schönste Spiel, und die grossen Beweggründe der allgemeinen Wolfahrt, die uneigennützige Betrachtung der verderblichen Folgen, welche aus einer so heillosen Beschaffenheit des Hofes über den ganzen Staat daherstürzen mußten, wurden durch jene geheimern Triebfedern so kräftig unterstützt, daß er den festen Entschluß faßte, alles zu versuchen, um seinen Verwandten auf einen bessern Weg zu bringen.

Er urtheilte, den Grundsätzen Plätons zufolge, daß die Unwissenheit des Dionysius, und die Gewohnheit unter dem niedrig gesinntesten Pöbel (es waren mit alle dem junge Herren von sehr gutem Adel darunter) zu leben, die Hauptquelle seiner verdorbenen Neigungen

sey.

III. Der Irrthum. Ein Schwank; von Viktor.

IV. Szenen aus dem Schauspiel Bianka Kapello; von Soden.

V. Castelford. Eine wahre Geschichte.

VI. Gesundheit.

VII. Letzter Brief eines jungen Mannes, der sich selbst das Leben nahm. Mit Bemerkungen von G. Wanderer.

VIII. An Demoiselle Jagemann.

IX. Gegenbemerkungen, die Bühne in Bremen betreffend.

X. Dramatische Preißaufgabe, von Göthe.

XI. Anekdoten.

XII. Gehorsam; von R. Meyer.

XIII. Erklärung.

XIV. Kleinere Korrespondenznachrichten. Aus Schwerin, Nürnberg, Leipzig.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Literarische Anzeige.

Wenn eine wahrhaft feine Lebensart mit den edelsten Tugenden innigst zusammen hängt, und man ohne dieselbe besonders in den höhern Ständen auf keine glückliche Laufbahn rechnen kann, so dürfen wir, ohne den Vorwurf kaufmännischer Waaren-Anpreisung zu fürchten, folgende in unserm Verlag erschienene Schrift als eine für Jünglinge und junge Frauenzimmer höchst nützliche Lektüre empfehlen:

Betrachtungen über die feine Lebensart, nach dem Franz. des Abt Bellegarde bearbeitet, von K. H. Heydenreich. 8. Leipzig. 1800. 1 Thlr.

Der Verfaſſer geht von dem würdigſten Begriffe der feinen Lebensart aus, und leitet davon die intereſſanteſten Grundſätze über den geſelligen Umgang her. Der Hr. Ueberſetzer hat ſich nur inſofern Veränderungen erlaubt, als des Verfaſſers Bemerkungen ſich blos auf die franzöſiſchen Sitten ſeines Zeitalters bezogen, oder wieferne er ihm zu weitſchweifig und geſchwätzig ſchien. Außer vielen Bemerkungen hat derſelbe eine eigene Abhandlung über die Vereinbarkeit einer feinen Lebensart mit ſtrenger Redlichkeit hinzugefügt, und darin die ſchwerſten Probleme gelöſt, welche in dieſer ſchlüpfrigen Materie aufgeworfen werden können.

Schieggiſche Buchhandlung.

VI. Propyläen, eine periodiſche Schrift, herausgegeben von Göthe. 3r Band 2s Stück. Tübingen in der Cottaiſchen Buchhandlung,

iſt erſchienen und enthält:

I. Mantua im Jahr 1795.

II. Ueber Lehranſtalten zu Gunſten der bildenden Künſte. Privatunterricht.

III. Rafaels Werke im Vatikan, zweyte Fortſetzung.

IV. Die Preißaufgabe für bildende Kunſt betreffend.

1) Preisertheilung 1800.
2) Rezenſion der eingegangenen Stücke.
Tod des Abelus.
Abſchied des Hectors.
3) Sendſchreiben an den Herausgeber.
Neue Aufgabe auf 1801.
5) Flüchtige Ueberſicht über bildende Kunſt in Deutſchland.

V. Dramatiſche Preisaufgabe.

VI. Kurzgefaßte Miscellen.

VII. Merkels Briefe an ein Frauenzimmer.

Dem Wunsche einiger auswärtigen Interessenten gemäß, wird die Wochenschrift: Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur von G. Merkel, — die bisher nur in monatlichen Heften versendet wurde, künftig auch als Zeitung wöchentlich verschickt werden. Da das Königl. Hofpostamt zu Berlin die Spedition übernommen hat, so kann man sich deshalb überall an das nächste Postamt wenden; als Monatsschrift sind diese Briefe, wie bisher, in den Buchhandlungen zu haben. Drei Hefte sind bis jetzt erschienen. Der Preis des Jahrgangs, der nicht getrennt wird, ist 3 Thaler Preuß. Courant.

den 26. November
1800.

Die Sandersche Buchhandlung
in Berlin.

VIII. Anzeige.

Zum Neuen Jahrhundert erscheint in der Buchhandlung der Verlagsgesellschaft zu Hamburg brochirt:

Die Kunst sich zu verjüngen.

Ein Beitrag zur Toilette für abgelebte Matronen und Greise.

(von einem Arzte.)

Ebendaselbst kömmt zugleich heraus:

Taschenbuch fürs Theater von Dr. Schmieder, auf 1801. Mit Bildnissen von Theatermitgliedern.

IX. Bei Roch und Comp. in Leipzig sind im Jah-

re 1800. folgende Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeiner literarischer Anzeiger. Jahrgang 1800, oder 5r Band. (Januar bis December). gr. 4. Monatlich brochirt 4 Thlr.

Aussprüche des reinen Herzens und der philosophirenden Vernunft über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände. Zusammen getragen aus den Schriften älterer und neuerer Denker von J. H. Wettenbach und J. A. Revrohr. 1r Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

(Dieselben komplet 3 Bände 5 Thlr.

Der Bauer am Hofe, oder Berthold's Abentheuer. Eine Arabeske von Peter Squenz. Mit 1 Titelkupfer von W. Böhm. 8. brochirt. 1 Thlr. 8 gr.

Bauern-Philosophie, oder: Belehrungen für Bürger und Landleute über mancherlei Gegenstände des Aberglaubens und andere nützliche Kenntnisse. Vom Verfasser des Buchs vom Aberglauben. 2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Dr. Robert Bree's praktische Untersuchung über krankhaftes Athemholen, besonders über das konvulsivische Asthma, seine eigenthümlichen Ursachen und Heilanzeigen. Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt von K. F. A. S. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Breitkopf's, Joh. Glo Immanu. Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. 2r Theil, welcher eine Geschichte der Schreiberei, Schönschreiberei, und der Kinder der Zeichenkunst, Bildschnitzerei, Mahlerei und Mosaik, sowohl an den Decken und Fußböden, als auch an den Wänden und Fenstern, nebst einer Geschichte der Mahlerei in den Handschriften u. s. w. enthält. Aus des Verfassers Nachlasse herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Joh. Chsti. Friedr. Roch. gr. 4. Druckpapier 2 Thlr. 8 gr. Schreibp. 2 Thlr. 16 gr.

Erholungen. Herausgegeben von Wilh. Gli. Becker. 1800. 4 Bändchen. 1 Thlr.

Gemeinnütziges Handbuch für Forst- und Jagdbediente der untern Klassen, insonderheit für Privat-Revier-Jäger. Von einem praktischen Forstwirthe.

)(

2. Abtheilung, welche die Vorkenntnisse der Jagd enthält. 8. 18 gr
3. und letzte Abtheilung, welche von der wirklichen Jagd handelt. Nebst einem Register über das ganze Werk. 8. 18 gr.

(Dasselbe komplet 3 Abtheilungen 1 Thlr. 20 gr.)

Oekonomische Hefte, oder Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen für den Stadt- und Landwirth. Jahrgang 1800, oder Band 14 und 15. (Januar bis December.) 8. 3 Rthlr.

Dieselben 2ten Bandes 3s Heft. Zweite verbesserte Auflage. 8. 20 gr.

Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode. Mit natürlichen Zeugmustern und illuminirten Kupfern. Jahrgang 1800, oder Band 18 und 19. (Januar bis December.) gr. 8. 5 Thlr

Kann eine übersinnliche Weltordnung die Prädikate haben, die Fichte Gott beilegt und kann sie also Gott seyn? Den Aeußerungen des Hrn. Prof. Fichte selbst gemäß, verneinend beantwortet von — s. Für und wider Fichte. 8. In Kommiss. 3 Gr.

Wilh. Traug. Krug's Aphorismen zur Philosophie des Rechts. 1r Band. 8 16 gr.

Dessen Briefe über die Wissenschaftslehre. Nebst einer Abhandlung über die von derselben versuchte Bestimmung des religiösen Glaubens 8. 12 gr.

Lindner's, Fr. L. Wanderungen und Schicksale des Vaters Abilgard. 3s und letztes Bändchen. 8. 1 Thlr. 4 gr.

(Komplet 3 Bändchen 2 Thlr. 12 gr.)

Magazin für die gesammte Mineralogie, Geognosie und mineralogische Erdbeschreibung Verfaßt von einer Gesellschaft Gelehrten und herausgegeben von Carl Ernst Adolph von Hoff. 1n Bandes 1s Heft. Mit 1 Kupfer. gr 8. 20 gr.

Philosophie der Ehe. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens für beide Geschlechter. 8. 22 gr

Poppe, Joh. Heinr. Mor., ausführliche Geschichte der theoretisch-praktischen Uhrmacherkunst, seit der ältesten Art den Tag einzutheilen, bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1792. Mit Kupfern, Spielen, Musik und Tänzen. Dritte Auflage. 12. 16 gr.

Taſchenbuch und Almanach zum geſelligen Vergnügen. 21r Jahrgang 1801. Herausgegeben von Wilh. Gli. Becker. Mit Spielen, Muſik, Tänzen und Kurſern, von Dan. Chodowiecky, Cl. Kohl und W. Böhm.

Auch unter dem Titel:

Neues Taſchenbuch und Neuer Almanach zum geſelligen Vergnügen. 1r Jahrg. 1801 u. ſ. w. 1 Thlr. 8 gr.

Ueber Herders Metakritik und deren Einführung ins Publikum durch den Hermes Pſychopompos. Nebſt einer Beilage. Herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. 8. 12 gr.

Agoſt. de' Valenti Uebungen zum Ueberſetzen aus dem Teutſchen ins Italieniſche, mit untergelegten Phraſen. Zum Gebrauch für höhere Schulen und Erziehungsanſtalten. gr. 8. 20 gr.

Andr. Wagner's Spezialregeln zur bequemen Berechnung der Waarenpreiſe und Münzarbitragen auf die vornehmſten Plätze. Neu erfunden und berechnet. 4. brochirt 1 Thlr. 12 gr.

Woltmann's, Karl Ludw. Grundriß der neuern Menſchengeſchichte. 2n Theils erſte Hälfte. 8. 8 gr.

(Der 1ſte Theil und des 2ten Theils 1ſte Hälfte zuſammen 1 Thlr.)

X. Hiſtoriſche Blätter und Anekdoten. Erſte Sammlung. 8. 1809. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Wir können dieß Büchelchen als einen intereſſanten Beitrag zur unterhaltenden Lektüre empfehlen, beſonders da der Inhalt auf Wahrheit beruht, und in einem blühenden Style vorgetragen iſt. Die 10 Aufſätze dieſes erſten Bändchens haben folgende Ueberſchriften:

I. Alfonſo Piccolomini Herzog von Monte Marciano, Ein hiſtoriſches Bruchſtück aus dem XVI. Jahrhundert.

II. Etwas von dem Ritter-Orden du verbe incarné, des Grafen Limange und des Marquis Langalerie Begebenheiten und Schickſalen.

III. Napoleone Orſino. Eine Geſchichte aus dem XVI. Jahdhundert.

IV. Die Eroberung der Stadt Rom, im Jahr 1527.

V. Maſz. Eine Geſchichte aus dem XII. Jahrhundert.

VI. Bücherbeblkations-Anekdoten.

VII. Sonderbare Lehnsgebräuche.

VIII. Maximiliane von Leithorſt. Eine deutſche Amazone.

IX. Die Erhebung des Hauſes Braganza auf den Portugieſiſchen Thron.

X. Anekdoten aus der Vorzeit.

Man wendet ſich deshalb an uns oder an jede beliebige Buchhandlung.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

Neuer Teutſcher Merkur.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Erſtes Stück. 1801.

Weimar.
Gedruckt und verlegt bey den Gebr. Gädicke.

ſey. Dieſem nach hielt er ſich ſeiner Verbeſſerung verſichert, wenn er die beſte Geſellſchaft um ihn her verſammeln, und ihm dieſe edle Wiſſensbegierde einflöſſen könnte, welche bey denenjenigen, die von ihr begeiſtert ſind, die animaliſchen Triebe wo nicht gänzlich zu unterdrücken, doch gewiß zu dämmen und zu mäſſigen pflegt. Er ließ alſo keine Gelegenheit vorbey, (und die unzähligen Fehler, welche täglich in der Staats-Verwaltung gemacht wurden, gaben ihm Gelegenheit genug,) dem Tyrannen die Nothwendigkeit vorzuſtellen, Männer von einem groſſen Ruf der Weisheit um ſich zu haben; und er führte ſo viele Beweggründe an, daß er, unter einer Menge ſehr erhabener, die an einem Dionyſius verloren giengen, endlich auch den einzigen traf, der ſeine Eitelkeit intereſſierte. Doch ſelbſt dieſer ſchlüpfte nur leicht an ſeinen Ohren hin; und ob er gleich dem Dion immer Recht gab, und die beſondern Unterredungen, welche ſie über dergleichen Materien hatten, allemal mit der Verſicherung beſchloß, daß er nicht ermangeln werde, von ſo gutem Rath Gebrauch zu machen; ſo würde doch ſchwerlich jemals mit Ernſt daran gedacht worden ſeyn, wenn nicht ein kleiner phyſicaliſcher Umſtand dazu gekommen wäre, der den Vorſtellungen des weiſen Dion eine Stärke gab, die nicht ihre eigene war.

Dionyſius hatte (man weiß nicht aus welcher Veranlaſſung) ſeinem Hof, der an Glanz und verſchwenderiſcher Ueppigkeit es mit den Aſiatiſchen aufnehmen konnte, ein Feſt gegeben, welches, nach der Verſicherung

Inhalt.

I. Die beruhigte Erde. Zur Erklärung des Titelkupfers. S. 5.

II. Stimmen der Zeit.

1. An Friedrich Wilhelm III. im Namen des nördlichen Teutschlands. — 13.
2. Die Schweiz an die Völker Europens, von Archidiakon Tobler. — 22.
3. Reformationsaussichten, nach Prof. Müller in Schaffhausen. — 36.
4. Nationalchronik der Teutschen. — 42.
5. Friedenswünsche aus der Terpsichore. — 47.

III. Rhingulf's Klage um Sined. — 52.

IV. Antiquarische Aehrenlese.

1. Die Feepost durch Flaschen und Töpfe. — 58.
2. Der Flußtier. — 64.

V. An J. Haydn, bei Aufführung der Schöpfung in Weimar. — 71.

VI. Auszüge aus Briefen.

1. Aus Zürch. Nachrichten über die neuesten literarischen Produkte in der Schweiz. — 73.
2. Aus München. Mutschelle's Tod. — 76.
3. Aus Leipzig. Säkularfeier der dortigen Universität. — 76.

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man sich abonniren:

1) bey allen 1881. Postämtern in und außer Teutschland, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt die Hauptcommission hat.

2) bey dem Kaiserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen soliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Versendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg besorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken kostet in Weimar 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir ersuchen alle Leser sich mit ihren Aufträgen an eine der vorstehenden Addressen oder an uns selbst zu wenden. Aeltere Jahrgänge sind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelassen.

Literarische und Kunst-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unserer Adresse erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

TELLUS STABILITA.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1801.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Erſter Band.

Weimar 1801.
Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Univ.-Bibl.
München

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1801.

I.

Die beruhigte Welt.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Die Welt iſt gleich wie ein trunkener Bauer: Hebt man ihn auf der einen Seite in Sattel, ſo fällt er zur andern wieder herab. Man kann ihm nicht helfen, man ſtelle ſich wie man wolle.

Luther.

Wir leben im Zeitalter der Extremen. Was in der ſyſtiſchen, politiſchen und literariſchen Welt heute noch um einen ganzen Erddiameter von einander entfernt zu ſeyn ſcheint, berührt ſich vielleicht über Nacht ſchon mit ſeinen Endpunkten. Das berühmte Schnabelthier, der Ornithorhynchus paradoxus oder das unbefiederte, vierfüßige Geſchöpf mit dem breiten Entenſchna-

bel, das Dobson und Blumenbach kürzlich aus dem Wohnsitze der Wunderthiere und Diebe, aus der Jacksons-Bay erhielten, kann keine seltsamere Koalizion widersprechender Formen bilden, als so manches andere höchst unerwartete Zusammentreffen und Beieinanderseyn in der neuesten Zeit- und Völkergeschichte. Aber eben darum ist das Geschäft der politischen Seher und Zeichendeuter noch nie so mißlich und zweideutig gewesen als eben jetzt, wo so mancher Proset den Mund öfnete, um zu fluchen, und seinen Fluch, noch ehe er den elfenbeinernen Zaun der Zähne überschritten hatte, schon in Segenssprüche verwandelt sah; wo zwischen dem Becher und der Lippe, zwischen dem Altar und dem Opfermesser die wunderbarsten Katastrofen sich häufen, und fast mit jedem Zeitungsblatte alle frühern Voraussagungen, mochten sie auch nach dem gewöhnlichen Kalkül der Wahrscheinlichkeit noch so sicher scheinen, in Nebelbilder der Fata Morgana aufgelöset werden. Fern sey es, diesen gewaltigen Wechsel und Konflikt der Extremen als etwas an sich Heilloses und Bejammernswürdiges auszuschreien. Der Menschenfreund, der dieß alles aus einem höhern, weltbürgerlichen Standpunkt ansieht, fühlt seine Brust beim Anblick dieses Tobens und Brausens mächtig aufgeregter Kräfte in der Geisterwelt durch frohe Ahnungen gehoben. Es muß aus diesen Stürmen (diese tröstende Ueberzeugung raubt ihm kein Engel und kein Teufel) eine schönere Erde und ein reineter Himmel

hervorgehn. Aber thöricht scheint es ihm, jetzt schon einen Päan anzustimmen, wo die Geburtsschmerzen der gewaltig kreisenden Zeit am heftigsten zucken und der Augenblick der Entscheidung der beklemmendste und angstvollste ist.

Und in diesem Augenblick kündigen uns tausend berufene und unberufene Herolde in und außer dem Kalenderkreise jene berühmte Jubel-Feierlichkeit an, „die nie jemand vorher erlebte, noch wieder erleben wird.“ Welche Säkularspiele sollen wir jetzt begehen, welche Säkularoden jetzt singen? Fürwahr der Donner aus tausend Feuerschlünden von der Rednitz die Donau hinunter, jenseits des Inns, bis über die Alpen hinab brüllt zu betäubend, als daß die süßen Reigen der Jünglinge und Jungfrauen auf unsern kapitolinischen Hügeln gehört werden könnten; brennende Städte und Dörfer, die Mars sich zum Feuerwerk anzündet, stellen ein Feuerzeichen am Himmel, und überheben uns die Mühe, unsere Fenster mit gefärbten Lampen zu behängen; Teutschlands fetteste Provinzen, die ihren Hunger nicht mehr stillen und ihre Blöße nicht mehr bedecken können, möchten den dämonischen Mann auf jener Insel, der aus sieben Schaalen Gold und Wehe über unser Vaterland ausgießt, um Rumfordische Suppen fußfällig flehen; und — wir könnten uns in schäumenden Pokalen berauschen und während das neugebohrne Jahrhundert in purpurne

Windeln, wie jene Fürſtenkinder des morgenländiſchen Kaiſerthums, eingewickelt wird, ihm ſchallende Geburtslieder entgegenzujubeln? Wer lieh uns wohl die halblachende, halbweinende Janusmaske zu dieſer Mummerei? — Nach jenen gräulichen Septembertagen tanzten, wie Mercier uns erzählt, Bettler mit den Kleidern der Gemordeten auf dem Kirchhofe des Innocens. Wer unter uns möchte dieß als Allegorie auf ſich angewendet wiſſen? Gottſeelige Fürſten ſchrieben vor hundert Jahren, als der Zeitkreis begann, den wir jetzt enden, einen außerordentlichen Buß- Bet- und Faſttag in ihren Ländern aus *): Ihr frommer Eifer wollte dadurch der proteſtantiſchen Chriſtenheit den wahren Sündenablaß verſchaffen; den die Eröffnung der goldnen Pforte in der Peterskirche allen Gläubigen, die zum großen Jubeljahr nach Rom reiſen, damals noch zu verheißen pflegte **). Nun dieß hat ſich im Ablaufe dieſes Jahrhunderts mächtig geändert. Aber fragen läßt ſich auch wohl jetzt noch: wenn ein öffentlich verordnetes Feſt zum Antritt des neuen Jahrhunderts durch ganz Teutſchland began-

*) Siehe z. B. Gottſchalgs Geſchichte des Herzogl. Hauſes Sachſen Eiſenach. S. 246.

**) Der ſächſiſche Hiſtoriograf Tenzel bemerkt in ſeiner auf Veranlaſſung der letzten Säkularfeier geſchriebenen Schrift: Der Juden, Römer und Chriſten Jubelfreude. (Gotha 1700.) S. 90 ff. ſehr deutlich die Gründe zu einer ſolchen Bußtagsfeier.

gen werden sollte, würden nicht auch da die zwei Extreme, Jubelfreude und Jubeljammer, sich furchtbar berühren!

Die schöne Hoffnung, dem neuen Jahrhundert einen Friedenspäan entgegen zu singen, ist zu grausam getäuscht, als daß wir uns nicht des Ausdrucks unsers alten Dichters Logau hierbei erinnern sollten, der die den unsrigen vielfach verwandten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs in seiner Kraftsprache Tage nennt, die man beheulen, nicht besingen müsse. Fern sey es indeß, die schöne Sitte des Eufemismus, die den Griechen und Römern so heilig und ihres feinen Sinnes für Schicklichkeit und Humanität so würdig war, hier an der Schwelle des neuen Jahrhunderts zu verhöhnen, und da wo der ganze Chor von Schwänen, (den uns der wackere Tischbein neulich in seinen Homerischen Bildern so bedeutsam aus einem alten Scherbengemälde aufgestellt hat *), ein Konzert, wie am Altar des Hyperboreischen Apoll, singen sollte, unglückbringendes Rabengeächz und schwerfälligen Flügelschlag der Nachteulen, die nicht in Athen nisteten, er-

*) Homer nach Antiken gezeichnet von Tischbein, mit Erläuterungen von Heyne. 1stes Heft. (Göttingen, bei Dietrich 1800. in gr. Folio). Auf der zweiten Seite stehn auf einer Vignette neun Schwäne aus einer alten griechischen Vase kopirt, Muster einer schön angewandten Allegorie!

der Geſchichtſchreiber, drey Monate in einem fort daurte. Die ausſchweiffendeſte Einbildungskraft kann nicht weiter gehen, als auf der einen Seite Pracht und Aufwand, und auf der andern Schwelgerey und aſotiſche Freyheit an dieſem langwierigen Bacchanal getrieben wurden; denn dieſen Namen verdiente es um ſo mehr, weil, nachdem alle andre Erfindungen erſchöpft waren, die letzten Tage des dritten Monats, welche in die Weinleſe fielen, zu einer Vorſtellung des Triumphes des Bacchus und ſeiner ganzen poetiſchen Geſchichte angewendet wurden. Dionys, der durch eine Anſpielung auf ſeinen Namen den Bacchus machte, trieb die Nachahmung ſo weit über das Original ſelbſt, daß die Feder eines Aretin und der Griffel eines la Fage ſich unvermögend hätten bekennen müſſen, weiter zu gehen. Die Quellen der Natur wurden erſchöpft, und die unmächtige Begierde ihre Grenzen zu erweitern — Doch, wir wollen kein Gemählde machen, das bey Gegenſtänden dieſer Art die Abſicht, Abſcheu zu erwecken, bey manchen verfehlen möchte. Genug daß Dionys mit den Silenen, Nymphen, Faunen und Satyren, ſeinen Gehülfen, die Tibere und Neronen der ſpätern Zeiten in die Unmöglichkeit ſetzte, etwas mehr als bloſſe Copiſten von ihm zu ſeyn. Wer ſollte ſich vorſtellen, daß aus einer ſo ſchlammichten Quelle die heftigſte Liebe der Philoſophie, und eine Reformation, welche ganz Sicilien und Griechenland in Erſtaunen ſetzte, habe entſpringen können? — Aber im Himmel und auf Erden ſind eine Menge Dinge, wovon kein Wort in unſerm

tönen zu laſſen. Lieber tröſte uns ein ſchönes Sinnbild aus dem Alterthum, und diene dieſer Zeitſchrift zur guten Vorbedeutung auf eine neue Aera, die ſie nach einem Cyklus von ſieben und zwanzig Jahren, welchen ſie unermüdet durchlief, kaum zu erreichen hoffen durfte.

Die römiſche Welt war durch eine lange Reihe von Jahren erſt durch heilloſe Bürgerkriege und Zerrüttungen im Innern, dann durch hartnäckige Kämpfe mit den wilden Anwohnern der Donau und dem Erbfeinde des römiſchen Volks jenſeits des Eufrats in ſeinen Grundveſten erſchüttert und faſt in allen Provinzen mit Strömen Bürgerblutes reichlich gedüngt worden. Der beſte der Imperatoren, deſſen Seele Gregor der Große noch aus dem Fegefeuer loszubeten hoffen durfte, ſtirbt zu Selinus, als er eben den letzten Krieg mit den Parthern glorreich beendigt hatte. Der müden Welt kommt unter ſeinem Nachfolger Adrian neue Erquickung, und mit ihm tritt eigentlich erſt die goldene Zeit ein, die ihres Gleichen nie wieder in der Geſchichte gehabt hat *).

*) Alles hierher gehörige findet man in der leſenswerthen und an Parallelen und Nichtparallelen für andere Zeiten fruchtbaren Schrift: Ueber die für die Menſchheit glücklichſte Periode in der römiſchen Geſchichte, von D. H. Hegewiſch. (Hamburg, Perthes, 1800.)

Es war also nicht feiler Höflingssinn und niedrige Schmeichelei zitternder Unterthanen, die dem rastlos thätigen Imperator, der gleich Anfangs große Provinzen und ruhmreiche Eroberungen seines Vorfahren ohnbedenklich einem gewissen Frieden aufopferte, und dessen ganze Regierung eine fast ununterbrochene Reise durch alle Provinzen des unermeßlichen Reichs zur Handhabung der Gerechtigkeit, Versorgung der Nothleidenden, Wiedererbauung zerstörter Städte, und Beförderung des allgemeinen Wohlstandes war, auf Münzen und andern Denkmälern die begehrungswürdigen Beinamen: Wiederhersteller und Bereicherer des Erdkreises (Restitutor, Locupletator orbis terrarum) ertheilten; seine Wohlthaten, die ihm im wiederbelebten Athen den Namen des Olympiers erwarben, in hundert schönen und bedeutenden Bildern auf alle Metalle prägten; und sein Andenken dadurch wirklich länger und unbefleckter erhielten, als es durch geschriebene Urkunden und Annalisten jenes Zeitalters möglich war *).

*) Kein römischer Kaiser ist so schief beurtheilt und aus den fechten Kompilazionen über ihn, die allein noch über den Ozean des Mittelalters zu uns geschwommen sind, auch von neuern Geschichtklitterern so karikaturmäßig verzerrt worden, als Adrian. Selbst der, sonst so billige Garve ließ sich doch durch jene höchst unverbürgte Anekdotenträgerei zu einer unglimpflichen Beurtheilung desselben in seiner Vergleichung Friedrichs II. mit diesem Imperator, die Büsching

Bekanntlich ging im Zeitalter Adrians auch den Künsten eine neue Sonne auf, und des Kardinals Albani (Winkelmanns unsterblichen Freundes) frommer Wunsch, nur auf einen Tag in der allumfassenden Tiburtinischen Villa dieses geschmackvollesten der Imperatoren zu lustwandeln und sie in ihrer unbefleckten Reinheit und Herrlichkeit zu überschauen, gehört zu den verständigsten Wünschen, die in neuen Zeiten auf den Ruinen der alten Römerpracht ausgesprochen worden sind. Darum wetteifern auch die Allegorieen, welche die dankbaren Zeitgenossen auf die Münzen jenes Kaisers setzten, an Schönheit der Erfindung und Komposizion mit dem vortrefflichsten, was uns die alte Münzkunde aus ihren Schätzen aufstellt, und eine Sammlung von ihnen in scharfen Münzpasten würde bei jeder Kunstakademie ein Orakel für verständige Bildhauer und Stempelschneider seyn, die ihre Mühe so oft an die Ungeheuer des modernen Ungeschmacks verschwenden müssen *). Eine der sprechendsten und

gutmüthig angeregt hatte, verführen, in seinen Fragmenten zur Schilderung Friedrichs II Th. 1. S. 130 ff. Wie wünschenswerth wäre über Adrians Zeitalter aus Münzen, wie es mein unvergeßlicher Freund Lerse zu schreiben sich vorgenommen hatte! Möge der einsichtsvolle und uneigennützige Erbe seiner Papiere, Hr. Graf Fries in Wien, uns sagen, ob sich nicht wenigstens Bruchstücke hierüber in seiner Verlassenschaft vorfinden.

*) Der Bürger Mionet in Paris ist jetzt damit be-

ſinnreichſten Allegorien der Art iſt ohnſtreitig diejenige, welche zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts nach einem größern Maaßſtabe auf unſerm Titelkupfer nachgebildet worden iſt *). Daher wurde ſie auch häufig

ſchäftiget, auch dieſen Theil der Numismatik durch ſeine Münzpaſten uns lebendiger und lehrreicher darzuſtellen, als es durch Kupferwerke je geſchehn könnte. Das Münzkabinet in der Nazionalbibliothek iſt jetzt durch die Vereinigung aller Medaillen des Kardinals Carpegna aus dem Vatikan und der Königin Chriſtina auch in dieſem Fache das vollſtändigſte in der Welt, und bietet die auserleſenſten Muſter dar. Ueber die vollendete Präciſion und Wahrheit der Mionetſchen Paſten iſt nur eine Stimme aller Kenner, die bis jetzt Proben davon geſehn. Gewiß wird wenigſtens dieſer Theil der Sammlung künftig nicht in dem Tempel vermißt werden, den Friedrich Wilhelm III der Dea Moneta und Architektur in Berlin erbauen ließ. Auch er wird fortfahren, den ihn ſegnenden Provinzen ſeiner Monarchie als Reſtitutor zu erſcheinen!

*) Man unterſcheidet drei verſchiedne Münzen Adrians mit der Inſchrift: Tellus ſtabilita, nach den Metallen und Bildern. Die in Gold und Silber bei Vaillant und im Kaiſerlichen Münzkabinet hat nur das Bild eines rüſtigen Feldbauers, der den Acker mit dem Karſt beſtellt. In Bronze erſcheint bald nur die weibliche ſitzende Figur mit der Weltkugel ohne die Genien, wie auf einer Münze des Kaiſerl. Münzkabinets, theils mit den Jahrszeiten, die über der Kugel hinſchweben, im Muſeum Theupoli. Dieß iſt unſere Vorſtellung.

bener als die Allegorie, unter welcher dieser feste Wohlstand des Erdkreises uns hier vorgestellt wird. Eine halbnackende weibliche Figur ruht in stiller Würde unter einem kühlenden und nährenden Schattendach mit üppig herabhangenden Weintrauben *), ihre Rechte auf einen Korb mit Blumen und Kornähren, ihre Linke auf die Weltkugel gestützt. Zum Zeichen, daß die Mutter Erde ihr altes Rund auf unerschütterlichen Pfeilern des Friedens und Ueberflusses begründet habe, steigen von verschiedenen Seiten die Genien der vier Jahrszeiten auf die Wölbung der Kugel. Nicht unbegabt, sondern zur reichen Spende für dankbare Em-

Erklärung die einzig richtige. Doctrin. Num. V. T. VI. p. 509 f.

*) Die alte Kunst gestattete sich in der Bezeichnung gewisser Nebendinge große Freiheiten. Sie behandelte diese nur symbolisch, und richtete allen Fleiß auf die Hauptfiguren. Die moderne Kunst zählt uns jedes Härchen und jedes Zweiglein mit beschränkter Gewissenhaftigkeit zu, und ist dürftig und mangelhaft in der Hauptsache. So soll der hier überhängende Weinstock eine Weinlaube bezeichnen, wo der Stock an einer Pappel oder Ulme hinanrankt, und eben ein Laubdach bildet. Das Ganze ist aber nur angedeutet. Man nannte eine solche Weinlaube Trichila oder Hypampelos. Die besten Kollektaneen giebt Burmann zur Anthology. Latin. T. I. p. 712. In der Fortsetzung meiner Rezemazionen zur Gartenkunst der Alten soll ihnen ein eigner Abschnitt gewidmet seyn.

pfänger gerüſtet, erſcheinen die holden Genien des Himmels zu jenem immer wechſelnden, immer wiederkehrenden Reihentanz der Jahrszeiten, den uns der alte lyriſche Dichter ſchon ſo maleriſch geſchildert hat *). (Horaz IV, 7.)

Boreas weicht den Zefyrn; der Lenz verſcheuchet den Sommer,
Dieſer geht unter, ſobald
Sein wohlthätiges Horn Autumnus geleeret und eilend
Kehret der Winter zurück.

Nach Ramler Th. II. S. 86. Neue Ausgabe.

*) Die Jahrszeiten als Genien gehören in die ſpätere römiſche Kunſtallegorie, da den Römer die Wörter, womit er die Jahrszeiten bezeichnete, zum Theil ſchon ihrem Geſchlechte nach auf die Vorſtellung männlicher Genien führte. Auf unſrer Münze ſind die Genien ſehr undeutlich ausgedrückt; man hat alſo aus einer andern Münze des Commodus Mus. Florent. T. IV. tab. XXVI. mit der Umſchrift: Temporum Felicitas dieſe Genien hier deutlicher dargeſtellt. Auch Heyne wählte ſie zur Anfangsvignette des Virgiliſchen Gedichts vom Landbau in der neueſten Prachtausgabe. S. Recenſus patergorum. T. VI. p. 748. Die griechiſche Kunſt kennt nur geflügelte Horen. S. Visconti zum Pio-Clement T. V. p. 10. Selbſt da, wo ſchon die ſpätern Bezeichnungen durch die Weinleſe und Jagd eintraten,

So war einſt die Mutter Erde unter den Schatten des Oelbaums und Weinſtocks, den ein guter Kaiſer pflegte, ruhig und glücklich. So ſey es auch wieder im neuen Jahrhundert nach einem Titanenkampf, der alle ihre politiſchen und moraliſchen Veſten von Grund aus erſchütterte und in ſeiner beiſpielloſen Erbitterung und Zerſtörungsſucht ſelbſt der Natur und den Jahreszeiten eiſern trotzte!! Sie haben die Friedensgöttin in einer dunkeln Höhle mit goldenen Ketten ſiebenfach gebunden, und wollen ſie nicht freigeben. In einem furchtbar großen Mörſer ſtampft der ruchloſe Polemos blühende Provinzen und ſchuldloſe Völker zuſammen, um ſich aus ihrem Marke ein fettes Mörſergericht zuzubereiten. Aber die unter harten Zuchtruthen mündig gewordnen Nazionen werden die Eingekerkerte mit hörbarer Stimme lauter und immer lauter zurückfodern und ein neuer Trygäos wird die Felſenriegel ſprengen, aus welchen Irene mit ihren holden Begleiterinnen, der Opora (Fruchtfülle) und Theoria (Jubelfreude), um nie wieder in jenen Zwinger zurückzukehren, triumfirend hervortreten *).

wie z. B. auf dem berühmten Braunſchweiger Onyxgefäß, ſind es doch noch leicht drapirte Gottheiten, nicht männliche Genien auf griechiſchen Bildwerken.

*) Dieſe ganze Allegorie bezieht ſich auf eine der witzigſten politiſchen Farcen des Ariſtofanes, die er die

Dann erst mag sichs zeigen, ob die so oft verlästerte, zweideutige Aussaat des Achtzehnten Jahrhunderts der Sichel des Neunzehnten in vollen, nährenden Aehren entgegenreift. Aber unerläßlich ist die Bedingung. Erst muß der verhöhnte Glaube an einen ewigen Frieden aufhören, ein Traum gutmüthiger Schwärmer zu seyn, ehe ein kräftigerer Hammer, als womit der heilige Vater am hundertjährigen Jubelfest die goldene Pforte der Peterskirche entriegelt, die Thore der neuen Zeit öffnet und unsere Kinder und Kindeskinder erblicken läßt, was der begeisterte Dichter vom goldnen Zeitalter singt, das nicht

Friedensgöttin betitelt hat. Die athenischen Demagogen und die spartanischen Gewalthaber beeiferten sich damals um die Wette, den nach Friede seufzenden Griechen den Genuß dieses Gutes zu verkümmern. Nun dichtet Aristofanes, ein ehrlicher Winzer Trygäos sey auf einem Käfer in die Himmelsburg geflogen, wo der Kriegsdämon Polemos die Irene oder Friedensgöttin in einer dunkeln Höhle verschlossen hielt. Noch ehe er in Verbindung mit einer in Masse aufgestandenen Schaar Bürger und Landleute den Kerker sprengt, sieht er den Kriegsdämon die griechischen Staaten in einem Mörser stampfen. Da nur wenigen Lesern des Merkurs diese unerschöpflichen Salinen ächtattischen Witzes zugänglich seyn dürften, so soll schon im nächsten Stück dieser Zeitschrift ein Anfang gemacht werden, eine kleine Galerie aristofanischer Kriegs- und Friedensszenen zu beliebiger Nutzanwendung auf die neuesten Zeiten aufzustellen.

in den Nebelregionen der Vorzeit, ſondern vorwärts am winkenden Vorgebirge der guten Hofnungen zu ſuchen iſt.

Sanftere
Jahrhunderte verdrängen dieſe Zeiten.
Die bringen mildre Weisheit. Bürgerglück
wird dann verſöhnt mit Fürſtengröſſe wandeln,
der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſeyn.

Dom Karlos 3ter Akt.

B.

II.

Stimmen der Zeit.

1.

An Friedrich Wilhelm III. im Nahmen des nördlichen Teutſchlands.

Wie die alten Sänger jedes ihrer Lieder mit dem allwaltenden Zevs begannen; ſo ſollte jede Zeitſchrift uns

ſerm Compendio ſteht — ſagt der ſhackeſpeariſche Hamlet zu ſeinem Schulfreunde, Horatio.

Das unbändigſte Temperament kann auf die Weiſe, wie es Dionyſius angieng, endlich zu paaren getrieben werden. Unſre Bacchanten fanden ſich von der Unmäſſigkeit, womit ſie eine ſo lange Zeit den Göttern der Freude geopfert, und von der Wuth womit ſie ihre Orgyia beſchloſſen hatten, ſo erſchöpft, daß ſie genöthiget waren, aufzuhören. Inſonderheit befand ſich Dionys in einem Stande der Vernichtung, der ihm weder Hoffnung noch Begierden übrig ließ, jemals wieder eine ſolche Rolle zu ſpielen. Zum erſten mal ſeit dem berauſchenden Augenblicke, da er ſich im Beſitz der Gewalt, allen ſeinen Leidenſchaften den Zügel zu laſſen ſah, fühlte er ein Leeres in ſich, in welches er mit Grauen hineinſchaute — Zum erſten mal fühlte er ſich geneigt, Reflexionen zu machen, wenn er das Vermögen dazu gehabt hätte. Aber er erfuhr, mit einem lebhaften Unwillen über ſich ſelbſt und alle diejenigen, welche ihn zu einem Thier zu machen geholfen hatten, daß er nichts in ſich habe, das er dem Eckel vor allen Vergnügungen der Sinne, und der Langenweile, worinn er ſich verzehrte, entgegenſtellen könnte. Alles was er indeſſen ſehr lebhaft fühlte, war dieſes, daß er mitten unter lauter Gegenſtänden, welche ihm ſeine ſcheinbare Gröſſe und Glückſeligkeit ankündigten, in dem Zuſtande worinn er wär, ſich ſelbſt gegen über eine ſehr elende Figur machte. Kurz, alle Fibern ſeines

ſtrs nördlichen Teutſchlands die erſte Huldigung im neuen Jahrhundert dem Könige weihen, deſſen unerſchütterlicher Feſtigkeit, hochherziger Geradheit und weiſer Mäßigung wir allein alle Seegnungen des Friedens und Wohlſtandes verdanken, die unſere armen acht bange Jahre hindurch geängſteten und gequälten Mitbrüder im ſüdlichen Teutſchland nun ſchon ſo lange ohne ihre Schuld entbehren mußten. Das Gedicht, woraus die folgende Stelle gezogen iſt, hat keine lohnſüchtige Muſe, ſondern die edelſte Begeiſterung eingegeben und verdient von allen, die es noch nicht kennen, und die ſich von blinder Partheiwuth in dieſen „Geiſterprüfenden“ Zeiten rein zu erhalten wußten, ganz gekannt, und — was gewiß davon unzertrennbar iſt — geſchätzt und aufbewahrt zu werden*).

Du Genius, der ſtill vor unſre Fluren,
Vor unſer Saatfeld ſich ſo freundlich ſtellt,
Der macht, daß friedlich Erndtewagen fuhren,
Wie heißt du? — Friedrich Wilhelm! du mein Held.

Sag, ſchöner Name, warum unbeſungen
Von teutſchen Dichtern? — Gnügt ein ſtilles Lob

*) Es iſt in Kommiſſion in der Hoffmanniſchen Buchhandlung in Weimar für 4 gr. zu haben unter dem Titel: An Friedrich Wilhelm III. 16 Seiten in gr. 8.

Dir etwa mehr von frommen Säuglings-Zungen,
Als daß die Menge staunend dich erhob?

Schutzengel deines Volks, wer iſts, der leiſer
Wie du vernimmt, was klagend Menſchheit ſprach?
Du bauſt der Wittwen und der Armuth Häuſer,
Dem Wahnſinn ſchenkſt du mild ein eignes Dach.

Schon löſt ſein Brüten ſich in freudig Sinnen,
Sein dumpfer Schmerz in Wehmuthsthränen auf:
Denn du zerbrichſt die Ketten der Erynnen,
Und hemmſt der wilden Schlangengeißel Lauf.

Hab Dank, und fahre fort ſo groß zu ſeyn im Stillen!
Und wenn du wie ein Gott nun hülfreich um dich ſchauſt:
Gönn' andern das Verdienſt, ſie anzufüllen,
Des Jammers Wohnungen, die du erbauſt!

Laß andre häufen ihres Volkes Laſten,
Indeß den Druck du nur zu mildern ſtrebſt,
Und nicht, begünſtigend die erſten Caſten,
Nur von dem Bürger Schoß und Steu'r erhebſt!

Der Menſchheit mißverſtandne Rechte ehrend
Selbſt mitten in verworrner Zeiten Lauf,

Stellst, der Leibeigenschaft den Krieg erklärend,
Ein schönes Beispiel du den Herrschern auf. —

Nicht abgezehrte traurig bleiche Schatten,
Nein, Menschen zu beherrschen ist dein Stolz!
So ziemt es sich dem Vater und dem Gatten,
Dem Engelreiz das Herz zum Mitleid
schmolz!

Dir ist das schönste Fürstenloos geworden,
Ein Schwert, das, nur zum Schutz des Friedens
scharf gewetzt,
Auch unentblößt die Ruh erhält im Norden,
Den Schwindelgeist im Süden Grenzen setzt.

Er komme nur der Feind, der deine Vesten
Im Spotte zu erobern denkt! —
Und schau, wie sich aus Hütten und Palästen
Ein zahllos Volk auf Wall und Brust-Wehr
drängt!

Noch schläft er nicht der alte Geist der Brennen!
Noch sind sie ihrer Väter werth!
Für jeden der es wagt sie zu verkennen,
Liegt Antwort im gezückten Heldenschwert!

Dem reichſten Gutsherrn — den geringſten Pfännern
Empört die Seele noch Gedank' an fremdes Joch.
Beherrſcher einer Nazion von Männern,
Sieh, alle ſtehn ſie hier für Einen noch!

Ja zög ein Kriegsheer noch ſo auserleſen
Mit Reiſigen und Roß und Mann daher —
Es rückt heran — und iſt geweſen!
Ein Schlachtfeld und ein Beinhof mehr

Auf unſerm vaterländſchen Boden,
Der ihrer ſchon ſo viele zählt!
Noch einmal weht dann der Begeiſtrung Oden
Und jeglicher Gemeine wird ein Held. —

Auch weckt wohl der Begeiſtrung heilig's Feuer
In mir dir einen neuen Grenadier:
Ich fechte dir zur Seite, dein Getreuer,
Und theile Tod, Gefahr und Schlacht mit dir.

Die Schweiz an die Völker Europens.

Folgende Stimme tönte aus dem einst so glücklichen Zürich zu uns herüber. Vielleicht ist manches im Gefühl der umringenden und dringenden Gegenwart hier so stark ausgesprochen, daß es dem bloßen Hörer, ad quem vix tenuis famae perlabitur aura, zu stark gesprochen, zu grell aufgetragen scheinen möchte. Allein der erprobte Biedersinn und Christensinn des Mannes, der hier spricht, bürgt uns dafür, daß diese Stimme, so wie sie zeugt, nur der Wahrheit Zeugniß giebt, und nur durch sie ausgepreßt wurde. Der Verfasser hat sich in diesen sturm- und drangvollen Zeiten durch mehrere auch in Druck gegebene, aber in unsern Gegenden unbekannt gebliebenen Worte der Zeit als einen kalt prüfenden und warm fühlenden Freund des Vaterlandes und, ohne welche das erstere eigentlich gar nicht gedenkbar ist, der Religion, der Liebe und Barmherzigkeit gezeigt. Seine drei patriotischen Lieder, die unter der Aufschrift: Ein paar neue Zeitgedichte, von Archidiakon Tobler, im Frühlinge und Sommer 1798. ausgegeben wurden, und sein treffliches Friedenswort unter dem Titel: Gutartige Hierarchie (Zürich 1800. 52 S. in 8.) verdienen auch außer Helvezien gelesen und beherzigt zu werden. Mit dem was hier

gesagt ist, verdient vorzüglich noch eine Predigt eines edeln und die Noth seines Vaterlandes auch in der Ferne tief fühlenden Zürchers, des Hrn. Doctor Stolze in Bremen, verglichen zu werden, ein lindernder Balsam auf offene, schmerzhaft aufgeriebene Wunden! Sie ist die neunte im zweiten Hefte seiner Säkularpredigten *), und führt die Aufschrift: Gemeingeist, oder das Schicksal der Schweiz.

Einiges von unsern Erfahrungen, von unserm Zustand, von unsern Aussichten oder Hofnungen werfe ich auf dies Blatt. Politik kenne oder besitze ich fast keine. Mein Ueberblick geht nur auf einige, nicht alle Theile. Planmäßig zu schreiben, erlaubt mir die noch fortdauernde Verwirrung und oftmaliges Selbstleiden unter den Wirkungen der Revoluzion nicht. Aber es muß erlaubt, es mag von einigem, wiewohl sehr beschränktem Nutzen seyn, gerade aus dem Herzen nach gemeinem Menschenverstand etwas, das zum Einfachsten, Wahrsten und Wichtigsten gehört, und vielleicht darum zu wenig gesagt wird, weil es so gemein lau-

*) Der Titel dieses sehr empfehlungswürdigen und zeitgemäßen Erbauungsbuches ist: Predigten über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts in Bremen gehalten von D. J. J. Stolze. Altenburg, Rink und Schnuphase. 1800. 2 Hefte.

tet — mitzutheilen den Seelen, die aufgelegt ſind, es anzunehmen, obſchon weder Scharfblick noch Tiefblick ſich daran veroffenbaret, weil doch geſunde Empfindung nicht fehlt. —

Theure Ausländer! die ihr mit warmem Herzen etwan ausrufet oder doch vorm Jahr — oder früher noch oder ſpäter dachtet und ſeufztet: O du gute arme Schweiz! — Nehmt zuvörderſt von einem Manne in derſelben eine herzliche Dankſagung an für Euer Mitleid. Mit naſſem Auge bezeug ich Euch Dank, wie wenn ich Auftrag von Tauſenden meiner Volksgenoſſen erhalten hätte. Ihr werdet es nicht verloren haben, das unſchätzbar Köſtliche, das in dieſem Mitgefühl lag und liegt.

Das wird Euer Mitleid nicht auslöſchen, wenn wir geſtehen, daß nicht gar wenig Hochmuth vor unſerm Falle vorhergegangen, und Euch und Euern Herrſchern kanns zu einiger Warnung dienen. Zu einigem Stolze waren wir allerdings gereizt und verſucht, und blieben eben nicht auf unſrer Hut dagegen. Genf ward ſo reich und konnte über Staatsſachen beſſer raiſonniren als kaum Jemand in Europa. Bern ward von einem Montesquieu als recht ſolid in ſeiner Politik geprieſen, und Friedrich der Große ſchrieb von dieſem Kanton als wenn nur dieſer allein der Kern der Schweiz wäre und andre nicht der Rede werth wären. Sein Reichthum ſchien in einem

ſo viel ungefährlichern Wachsthum zu ſehen, weil er weniger als bei andern aus Handelſchaft entſtand. Zürch ließ ſich zuweilen zu einem kleinen Athen der neuen Zeiten ſchmeicheln, war ſich bewußt, in den erſten Jahren der Franz. Revoluzion die an ſich betrachtet gewiß geſunde Maxime der Neutralität vorzüglich behauptet zu haben, und wußte ſonſt mit Bern, Freiburg und Solothurn ſo trefflich zu harmoniren, und trieb glückliche Handelſchaft. Baſel, St. Gallen, Luzern, Schaffhauſen, eiferten jenen glücklich nach. Die kleinern demokratiſchen Kantone Glarus z. B. und Appenzell hatten zu ihrem Flor noch die unbeſchränktere Volksfreiheit, und Schwiz, Ury, Unterwalden, denen Zug ähnlich war, trugen ein großes Bewußtſeyn in ſich, bei ihnen ſeyen die Stifter und Urhelden der Schweizer Freiheit erſchienen, Ihre ſey die Natur-Veſte der Alpen. — — Faſt alle Syndikatoren waren überzeugt, Ludwig XVI habe ſich durch Nachgeben zu Grunde gerichtet; daher dachten ſie, wiſſen wir uns vor dieſem Hauptfehler nun in Acht zu nehmen, und ſoviel feſtzuſetzen, daß, wenn wir neue, wohl gar unbeſcheidne Bitten der Angrizzigen um neue Bewilligungen ſtatt haben ließen, dies auch bei uns unabſehlich weit, immer gar zu weit führen, und Mißbilligung unſrer mitverbündeten Regenten erregen mußte.

Ach ja, eine Demüthigung that uns Noth! Aber Ihr, beßre Ausländer! ſeyd zu menſchlich, als daß ihr,

nachdem ſie in groſſem Maaße an uns gekommen iſt, nun kritiſch nachfragen wolltet, von welchen und welcherlei Perſonen ſie am meiſten verſchuldet geweſen, oder ob nun auch gewiß das Groſſe der Nazion ſich ihre jetzige Erniedrigung auf die würdigſte Weiſe zu Gemüth ziehe und wieder zur Ermuthigung ſich anlaſſe? Wer kann das Steigen und Sinken einer tiefererſchütterten Nazion richtig ſchätzen?

Unſern Zuſtand mit Edelmuth in Augenſchein zu nehmen, dürfte für Reiſende, die Zeit dazu hätten — eine ſo nützlich beſchäftigte Neugier ſeyn, als in verfloſſenen Jahren. Aber ſchwerlich dürften ſie ſich ſchmeicheln, uns genau ſchätzen zu lernen; es iſt auch uns ſelbſt nicht möglich. Wärs aber nicht dennoch der Mühe werth, das Gute, was die Vorſehung uns übrig gelaſſen hat, wahrzunehmen, und für einige gute Lehren eine Neubelebung anzutreffen? Ich imaginire mir einen Mann, oder einige wenige vereint reiſende Freunde, die ofne Augen im Kopf und ofne Herzen in der Bruſt trügen; die in die ſo verſchiednen Gegenden kämen, beſonders in Dörfern, ohne doch die Städte aus der Acht zu laſſen, bald in Familienkreiſe an Abenden, bald in ein Schenk- oder Wirthshaus, bald unter zuſammentretende Bauern kämen, einiges zu fragen und einiges anzuhören; ſie gingen zu Lemanern, die ſo eigens auch durch unaute Gerüchte gingen; ſie beſuchten die Seeleute am Zürcherſee und dann einige der übrigen; ſie horchten bei Thurgauern,

Rheinthalern und andern, die Unterthanen gewesen waren und über die neue Freiheit besonders erfreut waren; dann die ehemaligen demokratischen Kantone, ließen sich erzählen, wie es bei ihnen im ersten Jahre der Revolnzion gelautet und ausgesehen habe, wie anders im zweiten und jetzt im dritten. — Wie würde ihnen dieß Volk einem verlassenen großen Englischen Garten ähnlich vorkommen, wo so manches verwilderte, so viel unerwartete Grüne und Frischheit, so tausend reizende Blümchen, so stark wachsende aber ungepfropfte Bäume, so viel Dürres, so viel Verschwemmtes zu Gesichte käme! Einiges so schön, daß sie in manchem Augenblicke zu denken versucht wären: die Vernachlässigung sey beinahe mehr werth als der Kulturfleiß — Wenn sie dann die tausend Karakterzüge und Anekdoten von den bösen und den guten Franken, Oestreichern, Böhmen, Kroaten, Russen und Kosaken — vernähmen — hörten die Verwünschungen, hörten die Hülfsleistungen u. Nachrichten von Hülfsgesellschaften — hörten die rohen Schwüre und Flüche, und die Klagen über eine fast unbändige Jugend, wie Tausende fast oder gar das Lesen verlernten, wie Bettelei um sich grisse, wie die Schulmänner klagten, wie mißmuthig die Pfarrer, wie oft heftig, trotzig die Menge der Agenten, der Präsidenten sich betragen; — und wie dann doch auf der andern Seite auch eine Menge derselben für die Gerichte, für die Munizipalitäten, für die Kanzleien oder Büreaux der Minister, für Liquidazionen und

Wesens hatten nachgelassen; er verfiel in eine Art von dummer Schwermuth, aus welcher ihn alle seine Höflinge nicht herauslachen, und alle seine Tänzerinnen nicht heraustanzen konnten.

In diesem kläglichen Zustande, den ihm die natürliche Ungeduld seines Temperaments unerträglich machte, warf er sich in die Arme des Dions, der sich während der letzten drey Monate in ein entferntes Landgut zurückgezogen hatte; hörte seine Vorstellungen mit einer Aufmerksamkeit an, deren er sonst niemals fähig gewesen war; und ergriff mit Verlangen die Vorschläge, welche ihm dieser Weise that, um so groß und glückselig zu werden, als er itzt in seinen eignen Augen verächtlich und elend war. Man kann sich also vorstellen, daß er nicht die mindeste Schwierigkeiten machte, den Plato unter allen Bedingungen, welche ihm sein Freund Dion nur immer anbieten wollte, an seinen Hof zu beruffen; er, der in dem Zustande, worinn er war, sich von dem ersten besten Priester der Cybele hätte überreden lassen, mit Aufopferung der werthern Hälfte seiner selbst in den Orden der Corybanten zu treten.

Dion wurde bey so starken Anscheinungen zu einer vollkommenen Sinnes-Aenderung des Tyrannen von seiner Philosophie nicht wenig betrogen. Er schloß zwar sehr richtig, daß die Rasereyen des letzten Festes Gelegenheit dazu gegeben hätten; aber darinn irrte er sehr, daß er aus Vorurtheilen, die einer Philosophie eigen

sind,

Berechnungen manche treffliche Schriften, Hefte, Tabellen lieferten, zu deren Verfertigung man ihnen, (ja sie sich selbst) vor drei Jahren noch vernagelte Köpfe und verkrümmte Finger zugetraut hätte; — ich hätte früher mit diesen widrigen, gehäuften und doch so wahren Antitheſen abbrechen sollen — Aber, wer will da sagen: ich will die Verschlimmerung so beschreiben, daß ich mich doch an diesem Volk und diesen kleinern stillern Völkgen gewiß nicht durch Uebertreibung versündige? — Geschickte Federn reden davon, wie in diesen Umwälzungen, in allen bessern Seelen das Religions- und Rechts- und Erbarmens-Gefühl augenscheinlich erwacht sey; und erlauben sich dann doch die großen Wörter von allgemeiner Sittenverwilderung, vergessen auch nebenbei, was ehedem, nicht nur in Bußtags-Predigten, sondern in Synodalschilderungen und Regierungsreskripten, von überhandnehmendem Sittenverfall, schon vor zwanzig und dreißig und siebenzig und anderthalbhundert Jahren, zumal auch zur Reformationszeit vorgekommen.

O ihr Nachäffer französischen Unglaubens und zügelloser Leichtfertigkeit, was habt ihr euch und uns für Unheil übern Hals gebracht! Ihr vornehmlich, die ihr als die großen vordersten Freiheitsmänner hier und da an die Spitze hervortratet. Ihr und eure bessern Partheigenossen hattets weithin in eurer Gewalt, daß wenn ihr statt der gewiß schlechtern Lä-

sterns- und Spottensfreude den Glauben der auch freigewordnen, auch vernunfthabenden Mitbürger oder dann der schwachen Brüder geschont, und von den erwachten, edlern Regungen und Vorschlägen früher Gebrauch gemacht hättet, so wäre viel tausendmal weniger der gute herrliche Name der Freiheit verlästert worden; billige Erleichterungen des Volks in Betreff seiner schuldigen Abgaben an Zehenden und Bodenzinsen wären gerade im ersten Jahre zu Stande zu bringen gewesen, und dem Aberglauben eine Menge Nahrungsmittel entzogen worden. Jetzt sind dießfällige Verwirrungen, Anfeindungen, Argwöhne und Widersetzlichkeiten, wie sehr vervielfältigt! Hättet ihr gar anstatt des unabläßigen Profanirens und Coquettirens so viel über euch selbst vermocht, daß ihr ein wenig im Ernst besser filosofiren gelernt, den filosofischen Gang der Verbesserungen und Aufklärungen mit ächter Menschenkenntniß studirt, und die der Vernunft und Humanität gemäßen Feierlichkeiten des Christenthums respektirt hättet — — aber wo gerathe ich hin! Nun, euer Heucheln hätte ich doch nie gewünscht! Es war ein Hauptheil unsers traurigen Schicksals, — und so wirds wohl bei allen Revolutzionen der nehmliche Fall seyn — daß übern Enthusiasmus und Fanatismus der einen, und den wollüstigen Leichtsinn der andern die Eigennützigen und Listigen ihr Spiel treiben, auswärtige und einheimische Freunde, die doch nicht gute Freunde sind, das Uebel ärger

machen, und die Erreichung edler Zwecke wo nicht ganz verschlagen, doch wer weiß wie lange verspäten.

Grade jetzt ist die Schweiß bei allem Guten, was ihr blieb, ein zerrißnes, verschüchtertes, vielfach betrogenes und ausgesognes Volk. Die Schaar der Edeln, die ein großes Zutrauen zu ihren Einsichten und ihrer unschreckbar beherzten und thätigen Rechtschaffenheit verdienten, ist sehr klein und noch wenig gekannt; die Wunden, die der Krieg uns schlug, sind noch zu offen, und unser Zustand dabei fiebrisch und schwach.

Gott! was haben wir gelitten! Unter wie vielen Gestalten ist der Krieg unter uns herumgefahren! Wie vieles ist erschöpft! Das wird sich niemand getrauen zu erzählen, was die Menge der Väter und Mütter, oft von ihren kleinern oder größern Kindern getrennt, oder in Schrecknissen, Beraubungen, Mißwachs, Erwerblosigkeit ausgestanden haben. Was an viel hundert Orten, viel hundertmale (ich könnte tausende sagen), die erhitzten oder sonst rohen Soldaten, zumal auf den Dörfern, wo kein in Ansehn stehender und menschlicher Offizier war, für Muthwillen trieben, Fleisch und Wein erpreßten wochenlang, wo die Haushaltung die Kartoffeln sparte und furchtsam ihr Wasser trank; wie der Husar und Chasseur für seine Rosse die letzte Habe und die noch letzten vorräthigen Garben sich zueignete; wie viel hundert Pfarrer von

Einquartirung und Entwendungen und persönlichen Mißhandlungen aufs Aeuſerſte gebracht wurden; wie Ruſſen und Koſaken Gemüß und unreifes Obſt und unreife Erdäpfel, halb thierartig, verſchlangen, wie in ſtark beſetzten Dörfern die Franken alles Holz und hölzernes Geräth wegbrannten, Küche und Keller leerten, die Dienſtleiſtungen aller Art als von Sklaven erzwangen, alle Fuhrleute bei Wochen und Monaten kaum zu ihren geleerten Scheunen und Ställen zurückkamen, nachdem ihr Vieh in verdorbnen Straßen und bei Futtermangel ausgemergelt kraftlos geworden. Ach Gott! Ja! Es hat faſt allenthalben auch wieder ein Labſal gefunden, aber oft auch kehrt Noth und Klage bald nach den Erholungen wieder ein. Schulden und Geldmangel bringt allenthalben ein. Den Stadtleuten ſitzt noch immer der Offizier, oder Gemeine, wie ein Koſtgänger, an der Tafel, und kaum ſagt einer ein Dankwörtchen, oder ſcheint es auch zu fühlen, was er [illegible] auch bis ins zweite, auch ins dritte Jahr immer wieder da ſitzen und den Aufwand zu vergrößern, wo alles [illegible]gen ſich mindert. — Es iſt kindiſch, es zu ſagen, aber in der Einfalt und Wehmuth ſag ich es doch: die Herren Generale und Kompagnie, — und die Herren Weltbeherrſcher aller Klaſſen, ſcheinen mir wie vor die Stirne geſchlagen, wenn ſie ſich ſo wenig vorſtellen, was es iſt, den Krieg fortſetzen, und mit demſelben ſo unerſchwingliche Zumuthungen, an Unzählige,

die unverschuldet doch die Leidenschaften der Großen büßen.

Ja, an dem iſts! Helvezien muß allermeiſt von der Billigkeit und Staatsweisheit der fränkiſchen Republik und ihres ſo unſtreitig großen Konſuls erwarten, wie es Raum und Mittel zur Erhohlung finden ſoll. Wer kann den Grad der eigentlichen Volksliebe, die einen ſolchen Helden zu etwas mehr als einem Cäſar machte, errathen! Schon vor drei Jahren las man in Nachrichten aus Paris, „der Ge„neral Bonaparte ſetzt die Erhaltung der Republik in „dem militairiſchen Geiſt des Volks.“ In einer Proklamazion an die Nazionalgarden der Cisalpiniſchen Republik ſagt er: „Der Soldat gründet die Republik, „und er iſts, der ſie erhält.“ Mag ſeyn! zumahl, wenn ſein Freiſtaat noch ohne Beſtandheit doch Feinde die Menge in der Nähe hat. Aber, o wenn der Friede nach dem dabitur pax bello endlich hervorgehn ſoll, was iſt alsdann fürchterlicher, als das — nihil non arrogat armis! Gewiß nur das vordre Hemiſtich dieſes Verſes! Zum durchaus großen Mann, zu dem neben der Furchtbarkeit Liebe verdienenden, Liebe entzündenden und ihre Glut erhaltenden Bürgerfreund — gehört noch ſo eine andre, tiefere Wurzel von Fähigkeiten und Tugenden! Aber wie viel Hunderte umgeben ihn, die gar nicht wünſchen, daß jene ſtämmig werde! Was kanns uns helfen, wenn

noch ſo viele ein Bedauern über uns fühlen und denn doch meiſt nur für ſich beſorgt ſind? — Daran zweifle ich ſchon lange nicht mehr, daß ſo weit man in Europa Rechts- und Menſchlichkeitsgefühl hat, das Urtheil durchgängig ſey: Frankreich hat die arme Schweiz lange und tief gedrückt. Wann wirds aufhören? Wann wirds ihr zum alten Für ſich beſtehen endlich helfen?

O England! Auch du ſollteſt zum Frieden deſto lieber die Hand bieten, da deine Politik ſo lange die Feinde Frankreichs unterſtützt und dadurch von uns den Frieden entfernt hat. Wir haben auch dir nichts Leides gethan. Lache nur in deinem Goldes Uebermuth. Menſchen und ihr Blut ſind doch mehr als Gold. Ach, ſo ſitzen unſer viel Tauſende, und kennen den Hohn der meiſten ſogenannten Großen, die ſich ſo weit über das Urtheil der Rechtskenner, der praktiſchen Weltweiſen, der gründlich gelehrten und der weniger gelehrten aber doch ehrwürdigen Menſchenfreunde und aller ehrlichen Privatleute hinwegſetzen, daß ſie ſich nicht einmal darnach erkundigen. — Von der politiſchen Freiheit der Völker iſts diesmal faſt gar nicht Zeit zu ſprechen, wenn man auch unter denen wäre, die auf die Aufmerkſamkeit des würdigen Publikums Anſprache machen könnte. Es gehört immer auch ein Maaß von bedeutenden Volkswahlen zu jener. Aber mich dünkt, das freie Frankreich und die freien Töch-

ter-Republiken, und mit ihnen du, meine Helvezia, wißt diesmal wenig von solchen. O! von dieser, die ich die obere und die reinere und die eigentliche nennen muß, wird doch seiner Zeit auch wieder gesprochen werden! — Inzwischen wären wir freilich froh, wenn vorjetzt nur die noch so so gewählten Gebieter, Regierer und Richter fester stünden, mehr harmonirten — — —

Noch Ein Empfindungs- und Imaginazionswort setz ich hieher, für verloren und dem Spotte der Welt preisgegeben, aber doch nicht unverständig. Die Geschichte und Länderkunde zeigt uns so vieles von Freiwilligen, nicht nur Kriegern sondern Völkerschaaren, die Gaben und Geschenke ihren Häuptern so reichlich darbrachten, daß diese ihre Staatsausgaben daraus bestreiten konnten und dem Religions- und Kultur-Bedürfniß ein Genüge geschah. Und wir armen Europäer in monarchischen und republikanischen Ländern müssen für Beiträge an den Staat (und die Kirchen) soviel und fast immer Zwang, Exekuzion anwenden und erfahren. Solls denn in einem kultivirten Welttheile, und wo die Religion als die vernünftigste und herzlichste gepriesen wird, und hie und da mit so viel Grund gepriesen werden kann — solls auch in meinem gutmüthigen Vätervolke nicht dahin einzuleiten seyn, daß statt der leidigen Legislatur- und Gewaltstreitigkeiten über Grundzinse und Zehen-

den und Städter- und Rentiers und Kaufmannschafts-abgaben, man auch (einmal) im Tone der Landesväter das Volk fragte, wozu es sich vornehmlich jener altgewohnten Entrichtungen halber aus eigner Einsicht und freiem Triebe für einige Zeit verstünde? Freilich, wenn man es so und so in seinen Begriffen und Gefühlen des Rechts und der Güte zuvor gemacht und sich hin und her getrieben hat — wenn nun die Volksstimmen von einer Menge Herren und Bürg- müßten aufgenommen, gesammelt und verzeichnet werd- die nach ihrem eignen harten und schnöden Karakte- sich bei dieser Erkundigung bald des Lachens, bald des Schmähens, Fluchens und neuen Drohens nicht enthalten könnten; so ist es natürlich besser, man verwerfe das alles als utopisch. — Mich selbst finde ich doch nach meinen Erfahrungen und Wahrnehmungen verbunden, im Gewissen verbunden, wo nicht zu behaupten, doch im Stillen zu glauben, wenn man das klüglich und redlich behandelte, so wäre diese Auskun- über alles Meinen hinaus günstig und glücklich. I- will immer lieber von meinem Volke das Gute als d- Böse da glauben, wo noch Niemand den Versuch gemac- hat.

Zürich, im Nov.
1800.

Tobler, Archidiakon.

8.

Reformazionsaussichten.

Ueber ein Wort, das Franz I von den Folgen der Reformazion gesagt haben soll. Eine historische Untersuchung, von Johann Georg Müller, Professor in Schafhausen (Zürich, Orell, Füßly. 52 S. in 8. 1800.) Dieß ist der Titel eines schönen Wortes zu seiner Zeit, womit der würdige Bruder des großherzigen Geschichtschreibers der Schweiz eine Betrachtung fortsetzte, die er in seinen (viel zu wenig gekannten) Briefen über die Wissenschaften, im 7ten Brief, schon frühe angesponnen hatte. Wie Brantome erzählt, soll einst König Franz I von Frankreich von der Reformazion das Urtheil gefällt haben: diese Neuerung ziele auf nichts anders, als auf den Umsturz der göttlichen und menschlichen Monarchie. Diese Voraussagung wählt der Verfasser zu einer politischen Meditazion voll tiefer Blicke in die fein verschlungenen Fäden der neuen und neuesten Weltgeschichte, die er am Johannistag 1800 bei sich angestellt und dann auch durch den Druck bekannt gemacht hat. Gewiß kein Midsummer night's dream im gewöhnlichen Sinn. Die ganze kleine Schrift verdient geprüft, gelesen und wiedergelesen zu werden. Natürlich muß der historische Seher von den unstreitig großen, aber unzähligemal

politiſch verkannten und verläſterten Folgen der Reformazion, die von Luther ausging, auf die neueſten Umwälzungen in den Verfaſſungen und Gemüthern der Menſchen kommen. Es iſt nicht wohl möglich, auch nur die fruchtbarſten Winke, die aus einer ſolchen Parallele gleichſam von ſelbſt hervorgehn, hier auszuheben. Nur den Schluß ſey es uns hier erlaubt anzuführen. Man wird gereizt von dieſer Probe gewiß um ſo begieriger nach dem Ganzen greifen.

Der Verf. hat über das neue Pabſtthum, das nach Luthers und der Reformatoren Tod die Proteſtanten ſelbſt wieder in eherne Feſſeln ſchlug, ein kräftiges Wort geſprochen. Nun kommt er auf die zuerſt von Italien ausgehende und in England wurzelnde Freidenkerei, welcher funfzig Jahre ſpäter Voltaire durch ſeinen Witz den Glanz gab, der ihr noch fehlte, um zum Hofglauben geadelt und von dieſem Punkt aus bis auf die niedrigſten Stände herab verbreitet zu werden. Bald fängt man an gegen jede Religion als gegen Wahn und Despotenerfindung zu Felde zu ziehen. Selbſt Theologen machen ſichs zum Geſchäfte, die Grundſätze des reinen Chriſtenthums in einen ſeichten Deismus zu verſchwemmen. Alle dieſe treiben, mit und ohne ihr Wiſſen, Ein Werk, und reden Eine Stimme: „Laßt uns zerreißen jene „Bande, und von uns werfen jene Seile, die unſre „unaufgeklärten Vorfahren an Pflicht und Glauben „feſſelten!

ſind, welche gewohnt iſt die Seele, und was in ihr vorgeht, allzuſehr von der Maſchine in welche ſie eingeflochten iſt, abzuſöndern, nicht gewahr wurde, daß die guten Diſpoſitionen des Dionys ganz allein von einem phyſicaliſchen Eckel vor den Gegenſtänden, worinn er bisher ſein einziges Vergnügen geſucht hatte, herrühreten. Er hielt die natürlichen Folgen der Ueberſüllung für Würkungen der Ueberzeugung, worinn er nunmehr ſtehe, daß die Freuden der Sinne nicht glücklich machen können; er ſetzte voraus, daß eine Menge Sachen in ſeiner Seele vorgegangen ſeyen, woran Dionyſens Seele weder gedacht hatte, noch zu denken vermögend war; kurz, er beurtheilte, wie wir faſt immer zu thun pflegen, die Seele eines andern nach ſeiner Eigenen, und gründete auf dieſe Vorausſetzung ein Gebäude von Hoffnungen, welches zu ſeinem groſſen Erſtaunen zuſammenfiel, ſobald Dionys — wieder Nerven hatte.

Die Beruffung des Plato war eine Sache, an welcher ſchon geraume Zeit gearbeitet worden war; allein er hatte groſſe Schwierigkeiten gemacht, und würde, ungeachtet des Zuſpruchs ſeiner Freunde, der Pythagoräer in Italien, welche die Bitten Dions unterſtützten, auf ſeiner Verweigerung beſtanden ſeyn, wenn die erfreulichen Nachrichten, die ihm Dion von der glücklichen Gemüths-Verfaſſung des Tyrannen gab, und die dringenden Einladungen, die in deſſelben Namen an ihn ergiengen, ihm nicht Hofnung gegeben hätten, der Schutzgeiſt Siciliens, und vielleicht der Stifter einer

Nun fährt er fort: „Denn noch einmal müssen wir auf die vergangenen Zeiten zurückblicken, und eine andere Richtung bemerken, welche am Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Untersuchungsgeist nahm. Ruhiger und wohlthätiger war nämlich die, welche dieser an sich so edle, und nur in seinen Uebertreibungen so furchtbare Geist bei den Socinianern und Remonstranten nahm. Wenn auch die Sozinianer darin fehlten, daß sie einer Meinung zu lieb ihrer Vernunft, oder im Grunde ihrer Filosofie zu viel richterliches Ansehen über Religionswahrheiten einräumten, der Schrift offenbare Gewalt anthaten, und somit den Protestantismus auf einer andern Seite übertrieben; so hielten sie sich doch vom Fanatismus frei, und veranlaßten manche lehrreiche Untersuchung. Die edle Gesellschaft der Remonstranten, (die ohne Sozin vielleicht nie entstanden wäre) hielt das glückliche Mittel zwischen beiden, und bereitete durch den thätigsten Eifer in Untersuchung der Quellen unserer Religionserkenntniß, und durch eine weise Anwendung der Gelehrsamkeit eine reinere Ansicht der Religionslehren vor; die würdigsten Theologen Teutschlands setzten in den neuern Zeiten dieses ruhmwürdige Werk fort. Eine von ihnen ausgegangene Parthei, die man am besten theologische Revoluzionärs nennt, glaubt indessen, es sey noch nichts geschehen, so lange vom altchristlichen Glauben noch eine Spur übrig bleibe. Diesen müssen selbst die Re-

monſtranten als hyperorthodox, und ſelbſt die kühnen Sozinianer in Abräumung theologiſcher Vorurtheile (wie ſie die Grundlehre des Chriſtenthums nennen) als zaghaft vorkommen. Durch ihr beſtändiges Abhämmern von dem Gebäude der Religion iſt ſie nun zu einer armſeligen Hütte geworden, die kaum noch gegen Wind und Wetter deckt; und über dem kraftloſen Hin- und Herſchwanken zwiſchen Zweifeln, Hypotheſen und einigem Schimmer von Gewißheit derer, welche die Religion nur als gelehrtes Gewerbe treiben, (wo ſelten einer ſagen kann: ich weiß an wen und was ich glaube! wo ſelbſt die geglaubte Gewißheit nur Meinung iſt) da iſt die Erkältungs-Periode der Religion im Lehrer- Regenten- und Bürgerſtand eingetreten, und man iſt noch immerfort beſchäftigt, ſie gänzlich unter den Gefrierpunkt hrabzubringen."

„Doch was hat ſich der Politiker darum zu bekümmern? Allerdings ſehr viel; denn es wäre nicht unerwartet, wenn auch von dieſer Seite her das gemeine Weſen in ſeinen ſolideſten Grundſätzen erſchüttert würde; ein ſolideres hat es nicht, als eine Religion, die nicht auf Menſchenmeinung, ſondern auf Gottes-Offenbarung beruht."

„Doch, zum Trotz ihrer Feinde, und zur Freude ihrer Freunde, liegt ſelbſt in ihrem Erſterben der Saame einer beſſern Auferſtehung."

„Laßt uns freimüthig schließen — die Gefahr ist hin, unter die Schwärmer oder Obskuranten gezählt zu werden!“

„Anabaptismus; Independentismus; Naturalismus; Materialismus; der Kosmopolitismus, worüber die Begriffe, was Vaterland und Bürgerrecht ist, immer verlöschen; der Egoismus, der auf sich allein denkt, und niemand verbindlich seyn will; der systematische Eigennutz, der uns als das einzige vernünftige Motiv unsrer Handlungen vorgestellt wird; das Prahlen mit Aufklärung, die im Grunde blos vielwissend ist; und der unversöhnliche Haß gegen Religion — — das alles, mit seinen zahllosen Folgen, ist nur eine Frucht einer giftigen Wurzel, des Stolzes der Vernunft und der bittern Abneigung gegen alles, was uns von höherer Autorität, als jede Menschliche ist, zukömmt, und was man nicht selbst erdacht hat, welche eine nothwendige Folge von jenem ist. Alles strebt auf Eines hinaus, auf gänzliche Revoluzionirung aller Stände, aller Meinungen, auf Abwerfung aller Bande beherrschender Gewalt und aller göttlichen und menschlichen Gesetze. Ist einmal jene geschehen, so können sich diese ohne das nicht mehr halten. Wohl dem, der einst sagen und behaupten kann: Nun ist die Revoluzion geendigt, und gesetzliche Ordnung, die weniger für das Wohl des Herrschers, als des Beherrschten sorgt, soll wieder zurückkehren!“

„Würde König Franz jetzt wieder aufleben, so würde er wohl selbst erstaunen, in jenem Worte in mancher Rücksicht so wahr geweißagt zu haben; aber in der drittehalbhundertjährigen Erholung im Elysium von der Verblendung der Welt würde er wohl auch gelernt haben, daß allemal das Alleredelste dem allerschändlichsten Mißbrauch unterworfen ist; daß jene Erfolge nur Uebertreibung, Mißverstand und Mißbrauch der Wahrheit, mitnichten aber ein Vorwurf für die Reformazion, die er so sehr fürchtete, und noch vielweniger für die christliche Religion sey, die durch unzählige Seegnungen ihre wohlthätige Kraft an der Erhaltung und Kultivirung ganzer Staaten, und an der Glückseligkeit einzelner Menschen erwiesen hat. Das Böse geht immer neben dem Guten auf, und wir rücken mit jedem Tage der völligen Reife von beiden näher. Ist jenes meist reif, so wird es ausgejätet, und der mit ihm der es trieb, und wider Dank und Willen, was er nicht wollte, nämlich Licht und ächte Glückseeligkeit beförderte. Irrthum vergeht; die Wuth des Fanatismus verzehrt sich selber; die Heuchelei wird enthüllt; aber Wahrheit bleibt. Durch Kämpfe und blutige Erschütterungen ringt sich die Menschheit zu neuer Entwicklung, zu einer reinern Erkenntniß der Wahrheit hindurch — in unserm, oder wenn dieser zu einer neuen Barbarei verdammt seyn sollte, gewiß in einem andern Welttheile. Dieses große Werk zu leiten, dazu sind Könige, Konsuln,

Senatoren, und alle Gelehrte zusammen nur Werkzeuge in der Hand des einigen Weltmonarchen. Aber auch in dem neuen Jahrhundert, und so lang die Erde steht, wird das Sprichwort wahr bleiben, womit sich Franz der Erste seine Besorgniß hätte beantworten mögen: Wo Gott seinen Tempel hat, da baut sich der Teufel seine Kapelle daneben.

4.

Nazionalchronik der Teutschen.

Folgende Ankündigung einer neuen Zeitung trägt den unverkennbaren Stempel der Weisheit, die nur in der Schule harter Prüfungen reift, und die, wenn uns das neue Jahrhundert irgend ein Geschenk auf den Flügeln seiner Morgenröthe zu bringen hat, nach allem, was vorausgieng, am wenigsten außen bleiben darf. Sie ist uns ganz zufällig in die Hand gekommen, und dürfte in unsern Gegenden leicht übersehn werden. Der Verleger ist der Buchhändler Ritter in der Reichsstadt Schwäbisch Gemünd *). Ge-

*) Wöchentlich erscheint ein Stück von einem Bogen, nebst einer Beilage. Der Preis ist 2 Thaler 16 gr. sächs. Man kann sich auf allen Postämtern unterzeichnen.

wiß iſt ein Bund edler Menſchen in Schwaben zur Herausgabe dieſer Zeitung zuſammengetreten, die nun in der genannten Stadt ihren Mittelpunkt zur Herausgabe der Kronik gefunden haben. Es komme Schwäbiſch Gemüth aus Schwäbiſch Gemünd, und ſey allen willkommen, die noch für den Geſammtnamen Teutſchlands etwas mehr, als für das Abrufen des Nachtwächters in der Mitternachtsſtunde, wo alles ſchläft, empfinden.

„Die franzöſiſche Staatsumwälzung und der ſchreckliche Krieg, den dieſelbe veranlaßte, haben bisher für die Menſchheit beinahe lauter traurige und verheerende Folgen hervorgebracht; und noch iſt uns kein Reſultat derſelben ſichtbar geworden, daß die Völker von Europa als eine Entſchädigung für die Leiden dieſer beiſpielloſen Periode gelten laſſen könnten. Beſonders hat die teutſche Nazion ſeit 9 Jahren ſo viele niederbeugende Erfahrungen gemacht, und ſo viele Erſchütterungen, Demüthigungen und Mißhandlungen erlitten, daß für ſie ſogar die Hoffnung, nach dem Sturm die Sonne heiterer zu ſehen, vereitelt ſcheint.

„Aber, nach ewigen Geſetze der Natur, bedient ſich die unbegreifliche Kraft, die die Schickſale der Völker lenkt, der phyſiſchen Uebel, um moraliſche Wirkungen hervorzubringen, und den Karakter der Menſchheit, den ein ſteter Zuſtand von Ruhe auslöſchen wür-

de, zu erheben und zu verherrlichen. Ein unverkennbares Resultat dieser Art ist der politische Geist, der durch die großen Begebenheiten unsrer Zeit unter allen Klassen der Nazionen geweckt worden; — dieser Geist, der den Teutschen antreibt, sich nicht blos als Mensch, oder als Hausvater, sondern auch als Glied der Gesellschaft und als Bürger des Staats zu betrachten, das öffentliche Wohl und Wehe mitzufühlen, an der Nazionalehre Theil zu nehmen, und die Handlungen der Regierungen und ihrer Geschäftsführer zu beurtheilen; — dieser Geist, der die Triebfeder der schönsten bürgerlichen Tugenden, des muthigsten Patriotismus und der freudigsten Aufopferung für das gemeine Beste ist, und ohne den in der Gesellschaft keine vernünftige Harmonie, kein herzlicher Gehorsam gegen die Gesetze, und keine ausharrende Treue gegen den Regenten statt findet.

„Zu verhindern, daß diese auf Grabhügeln und unter Ruinen hervorwachsende Blume nicht wieder abfalle, und ihre Pflege und ihr Gedeihen so viel möglich zu befördern, ist die Absicht einer neuen Zeitung, die mit dem Anfange des künftigen Jahres unter dem Titel:

Nazional-Kronik der Teutschen

erscheinen, und von einem, durch seine politischen und historischen Schriften rühmlichst bekannten Gelehrten

des südlichen Teutschlands, unter der Mitwirkung mehrerer gleichgestimmter patriotischer Männer, bearbeitet werden wird.

„Diese Zeitung soll durch Zweck, Inhalt und Ton einen eigenthümlichen Karakter behaupten, und sich von den meisten andern periodischen Schriften gleichen Gepräges wesentlich unterscheiden. Sie wird dem Leser nicht nur die Geschichte des Tags vortragen, um ihm eine historische Kenntniß von derselben zu verschaffen; sondern sie wird vorzüglich dahin arbeiten, sein Urtheil über die Begebenheiten zu leiten, ihn in das Interesse derselben zu verflechten, das politische Raisonnement und die öffentliche Meinung zu berichtigen, und die allgemeinen Wahrheiten, die in den Ereignissen liegen, als Ausbeute der historischen Kenntniß, anschaulich darzustellen. Ihren eigentlichen Stoff soll die teutsche Nazion, im Ganzen und die verschiedenen besondern teutschen Staaten, ihre innern und äussern Verhältnisse und ihr gesellschaftlicher Zustand überhaupt, gewähren; auswärtige Begebenheiten finden aber nur dann einen Platz, wenn die Teutschen entweder daran Antheil nehmen, oder auf irgend eine Art unter dem Einflusse derselben stehen. Es wird kein Artikel wörtlich aus einer andern Zeitung ausgehoben, sondern jedes Blatt sorgfältig bearbeitet, der Vortrag durch historische und statistische Vergleichungen und Notizen belebt, und durch verschiedene Formen

der Darstellung, Mannigfaltigkeit und Interesse in den Ton gebracht. Auf den Vorzug der „frühesten Nachricht“ wird hier kein Anspruch gemacht, weil derselbe mit den höhern Zwecken, die man sich vorgesetzt hat, unvereinbar wäre. Dagegen aber wird der Stoff desto mehr Reife und die Erzählung mehr pragmatischen Geist und Zusammenhang erhalten, und die Ereignisse des Tags werden hier zuerst in einer dem Karakter der Geschichte verwandten Gestalt erscheinen.

„In dieser Nazionalkronik der Teutschen hat also das Publikum keine chaotische, planlose Sammlung von sogenannten Neuigkeiten, und kein trockenes Register unsicherer, halb wahrer und oft widersprechender historischer Fragmente zu erwarten; sondern eine Reihe von Gemälden, die das Gepräge der Treue, der Wahrheit und einer richtigen Behandlung haben, bearbeitet zu dem höhern Ziele der ächten Humanität, und mit der steten Hinsicht auf die wichtigen Zwecke, das öffentliche Urtheil auf Grundsätze zurückzuführen, Mäßigung und Unpartheilichkeit in demselben zu befördern, und die Modefehler unsrer Zeitgenossen, Egoismus, Neuerungssucht und politischen Schwindelgeist, durch ruhige Belehrung zu heilen.

„Wenn die Zeitung dem Ideale entspricht, das dem Redakteur und den Theilnehmern derselben vor dem Auge schwebt, so könnte sie mit der Zeit ein wichtiges

Nazionalinſtitut werden, um den beſſern Sinn in Teutſchland zu pflanzen und zu erhalten, deſſen Mangel ſeit einer kurzen Reihe von Jahren eine der wichtigſten Miturſachen der Unglücksfälle unſers Vaterlandes und der Herabwürdigung unſrer Nazionalehre war.

5

Wünſche des patriotiſchen Dichters.

Wir haben eine Terpſichore, und in ihr das tonreichſte, mannigfaltigſte, lieblichſte Polychord, das je durch heilige Ueberlieferung uns zukam. Kräftig, wie einem Teutſchen ziemt, der den Jammer ſeiner tiefgebeugten und doch ſo gemüthvollen Nazion nach ganzen Dekurien von Jahren, die alle mit Kriegselend angefangen und beendet wurden, aus voller, begeiſterter Bruſt ausathmet, ſang Balde in römiſchen Tönen teutſche Empfindungen. Starkerſchütternd im edelſten Wechſeltanz alter Silbenmaaße und lieblicherquickend ſang ihm Herder ſeine Terpſichore (ein Angebinde auch für das neugeborne Jahrhundert, das ſich ja ſeiner ältern zwei Geſchwiſter nie ſchämen wird) in teutſchen Tönen teutſche Empfindungen. Es iſt ſchwer, etwas daraus zu wählen, denn alles iſt erle-

neuen Republick nach dem Model derjenigen, die er uns in seinen Schriften hinterlassen hat, werden zu können.

Plato erschien also am Hofe zu Syracus mit aller Majestät eines Weisen, dem die Grösse seines Geistes ein Recht giebt, die Grossen der Welt für etwas weniger als seines gleichen anzusehen. Denn ob es gleich damals noch keine Stoicker gab, so pflegten doch die Philosophen von Profession bereits sehr bescheidentlich zu verstehen zu geben, daß sie in ihren eigenen Augen, eine höhere Classe von Wesen ausmachten, als die übrigen Erdenbewohner. Diesesmal hatte die Philosophie das Glück eine Figur zu machen, deren Glanz dieser hohen Einbildung ihrer Günstlinge gemäß war. Plato wurde wie ein Gott aufgenommen, und würkte durch seine blosse Gegenwart eine Veränderung, welche, in den Augen der erstaunten Syracusaner, nur ein Gott zu würken mächtig genug schien. In der That glich das Schauspiel welches sich demjenigen, der diesen Hof vor wenigen Wochen gesehen hatte, nunmehro darstellte, einem Werke der Zauberey — Aber — *ô! cæcas hominum mentes!* Wie natürlich geht auch das ausserordentlichste zu, sobald wir die wahren Triebräder davon kennen!

Der erste Schritt, welchen der göttliche Plato in den Palast des Dionysius that, wurde durch ein feyrliches Opfer, und die erste Stunde, worinn sie sich mit

einander

ſen, und voll vieldeutiger, mannigfaltiger Beziehung auf unſere Zeitgeſchichte. Folgende zwei Friedenslieder verdienen indeß an jedem Friedensfeſte, wie vielmehr an dem, dem jetzt die Nazion entgegenharrt, von dem kunſtreichſten Tonſetzer eines Kapitoliniſchen Weihgeſanges gewählt und mit allem Zauber der Muſik begleitet zu werden *).

Gebet.

Als ſich die Friedensunterhandlungen verwirrten.

Welch ein Ende der Laſt, die wir getragen,
So viel Jahre getragen ohn' Erbarmung,
Haſt du uns beſtimmet, o du der Menſchen
Retter und Vater.

Heil'ge, erſte Vernunft, die aus dem Chaos
Einſt erfand das roſige Licht, und unſer
Dunkel ſiehet, o hold' Macht, erfind uns
Selber den Frieden.

Zwo Göttinnen.

Nicht im Schlummer allein genießt der Dichter
Götterträume; dem Wachenden erſcheinet
Auch Apollo. So trat mir heut am Mittag
Herrlich ein Bild vor;

*) Herder's Terpſichore II, 260, 266.

Zwo Göttinnen. Die eine weicht der hohen
Pallas kaum an Geſtalt und Königsgröße;
Und der anderen weicht die Meerentſprungne
Paſia ſelber.

Stolzen Ganges erſchien die Kriegesgöttin,
In erſchreckender Pracht; es klangen Waffen,
Goldenes Erz erklang, wohin ihr Fuß ſich
Drohender wandte.

Vor der Bruſt den leuchtenden unanſchaubarn
Harniſch; auf dem Haupte den Helm. Es flogen
An dem blinkenden Helm, gefiedert flogen
Rauſchende Büſche.

In der Rechte das nackte Schwert; die Linke
Hielt die Waage, worin auf einer Schale
Alle Reich' Europens, und in der andern
Tödtende Peſt lag.

Schmerz und Thränen und Grimm und Weh und
Ketten. —
Ernſten, heiteren Blickes trat ſie vor mich;
Doch mein Auge vermocht' auch nicht den mildern
Blick zu ertragen.

Ihr entgegen erſchien im Lichtgewande,
Glänzender als der Schnee, und mit ſmaragdnem

Gurt umgürtet, die liebliche, die ſchlanke
Göttin des Friedens.

Um ihr bräunliches Haar den Kranz von Myrten
Und von duftenden Veilchen leicht geſchlungen;
Freuden ſtrömten die Augen, und die Lippen
Liebliche Worte.

In der Rechten den Oelzweig, in der Linken
Sions Palme; ſie ging der furchtbarn Göttin
Froh entgegen: „o Schweſter, endlich, endlich
Seh' ich dich wieder;

Nach ſo vielen der Jahre. Ach, dein Kleid iſt
Blutroth!“ — Traurig erwiederte der Völker
Themis: „Matt von Strafen und matt von Jammer
Komm' ich vom Schlachtfeld

Teutſchlands; Ströme von Blut ſind viel gefloſſen,
Jetzt, o Schweſter.“ — Umarmend küßten beide
Sich die Wange; ſo küſſen ſich am Xanthus
Glänzende Tauben.

„Laß die Gewand' uns wechſeln! ſprach die muntre
Friedensgöttin. Ich will die ſchweren Waffen
Mir verſuchen. Hinab den blutgen Panzer!
Drohender Helm, ab!“

Und ſie umwand ihn ringsum mit des Oelbaums
Dichten Zweigen Dem wilden Haar der Schweſter
Wand ſie Myrten und Veilchen um, und Kühlung-
Wehende Palmen.

Jetzo ſetzte ſie ſich den ſchönern Helm auf,
Schwang das blinkende Schwert in leichtem Tanze,
Und verbarg es. Die Waag' in ihren Händen
Sproſſete Roſen,

Sproßte Lilien: denn das Glück der Völker
Tragend, wäget ſie Fleiß und Lohn, der Arbeit
Müh und ſüßen Genuß, Verdienſt und Ruhm in
Goldenen Schalen.

Und mir entſchwand das Bild. O daß die Schweſtern,
Spät vereinet, ſich niemals mehr entzweiten!
Daß kein Frevel der Mächtigen die Göttin
Wieder bewafne!

III.

Rhingulfs Klage um Sined.

Der Schnitter band die letzten Garben
Im erndteleeren Thal;
Die abgemähten Anger hatten
Schon keine Blumen mehr:
Des Alters Armuth kam dem Jahre;
Da stieg ich unmuthsvoll
Auf den Oybin, den Felsenkönig,
Wo Rhingulfs Wiege war.
Dort hofft' ich auf den sonnigten Höhen,
Dort unterm Schirme seiner Buchen,
Auf manches Blümchen noch;
Dort wollt' ich meinem frommen Sined
Ein trautes Spätlings-Kränzchen winden.
Weh mir! Ich sucht' umsonst.
Die Blumen alle waren gestorben;
Ich traf nur dürres Welken, und fand nur —
Vergänglichkeit!

Trauernd stand ich, und sah
Das Wandeln der hohen Sonne:

Ueber ihr heitern Himmel, Vergänglichkeit unter ihr,
Schwebte sie hin, wie der Jüngling
Sined zum Manne, der Mann zum Greise. Vollendet
War ihre Bahn. Auf graue Felsen im Westen
Sank sie, blickte noch einmal freundlich,
Schimmerte zitternd — und schwand.

Auf des steilen Felsenkönigs Glatze
Setzt' ich mich, zürnend dieser Vergänglichkeit.
Ich hatte keinen Kranz für dich, o Sined:
Doch tönt' ich deinen Namen die Harfe hinab.
Mit meines Liedes Rauschen spielte
Der wache Wiederhall der Felsen umher;
Eine Klippe sang es der andern Klippe,
Treulich und laut, als würd' es nimmer verhallen:
Aber bald lispelt' es fern, und schwächer, — und
schwand.

Da sausten vom Abend,
Wo die Sonne hinunter sank,
Rauhere Lüftchen herüber; sie ächzten
In dem Felsgeklüfte; sie klagten
Durch die Buchenwipfel; sie rauften
Den Bart der Distel und welkendes Laub.
Doch nur vergeblich, daß sie stürmten!
Ich tönte zürnender: Sineds Name
Siegt' in des Freundes Harfenfeier,
Trotz dem Getöse der Natur!

Ach, aber ach! es drang durch meines Liedes Freude
Von fern ein banger Klageton!
Ach Sined! rief er laut. Ach Sined! rief er seufzend.
Der Schauder faßte mich; die beste Silberſaite
Auf meiner Harfe riß entzwei.
Das war ein Abſchiedsruf! Er traf mich in die Seele.
Mein Sined, ach, — Er iſt hinweggeſchwunden!
Ich fühlt' es tief, — Er iſt nicht mehr! — —

Er iſt nicht mehr, der Zögling Oſſians,
Der, ihm am Buſen, ſeinen Sang verſtand,
Und ihn den Enkeln Hermans wiedergab;
Ein Geiſt, wie Oſſians; ein Herz, wie er;
Gleich ihm verehrt; noch mehr, — geliebt gleich ihm!

Er iſt nicht mehr, der neuerſtandnen Barden Führer,
Dem unſer aller Ruhm am Herzen lag!
Der teutſchen Liedern teutſche Geiſtkraft wünſchte,
Und wie er's wünſchte, ſang!
Der, rein vom Dünkel, unbefleckt vom Neide,
Den Eichenkranz gern Andern wand! —
Wohl ehrenwerth iſt ſolche Kraft der Harfe:
Doch ſolch ein Herz iſts mehr!

O Harfe Rhingulfs, nimm des Freundes Trauer,
Geweint vom Herzen, in die Saiten auf!
Er iſt nicht mehr, der dich in meinem Lenze
Mit Blumen ſchmückte; der das teutſche Lied,
Als ich und du von Herman ſangen, freundlich
Mit Beifall lohnte! Freundſchaft band ſeitdem,
(Ach dreißig Sommer, dreißig Herbſte glitten
Schnell über unſer graues Haar dahin!) —
Feſt zwiſchen uns den hehren Bund. Wir liebten
In uns den Barden, aber mehr den Freund.
Oft drang vor unſern Geiſt die düſtre Frage:
„Wer ſingt dem Andern einſt das Grabeslied?“
Voll ſüßer Schwermuth ſchwieg ich dann, und dachte:
„Das wird mir Sined ſingen!„ — Ach warum,
O Schickſal, haſt du meinen Wunſch getäuſcht! —

Da war noch gute Zeit in Teutſchlands Barden-hainen!
Da fanden Lieb' um Liebe ſich!
Vertraun und Achtung bot ſich ſchweſterliche Hände,
Dein Geiſt beſeelt' uns, Vaterland!
Uns Barden all' umſchlang ein trautes Band, um welches
Das Ausland uns beneidete;
Geweckt durch eigne Kraft, erſtanden wir, und fanden
In eigner Achtung unſern Lohn;

Wir waren Teutſche, wurden Brüder, blieben Freunde.
Was fragten wir nach Fürſtengunſt!

Wo biſt du hin,
Du gute Zeit, die einſt in Teutſchland war?
Das Band zerriß.
Von Stolz und Mißgunſt hin und her gezerrt;
Der Geiſt des Vaterlands
Schwingt ſchon den Fittig, um uns zu entfliehen:
Wir ſtehn getrennt, und einſam; wir entblühen nicht,
Geſammelt wie vordem, im Blumenbeet,
Nicht, wie vordem, im ſchönen Kranz geflochten
Von biedertentſcher Freundſchaft Hand.
Des Bardenliedes Herbſt iſt ſchnell gekommen!
O Vaterland! O Teutſchland! — Doch ich klage
Heut meinen Sined nur allein!

Er iſt nicht mehr! — Er ging, wohin die Barden
Homer und Oſſian,
Wohin die Taube Gellerts, ſo wie Ramlers Adler
Entflohen ſind!
Kränzt nicht das Silberhaar mit ſeinen letzten Roſen
Der Barde Gleim?

Hört nicht ſchon Werdomär, der Barde, wie das Kommen
Eloa's näher rauſcht?
Schon ſchweigen Harfen, Lyren und Guitarren;
Schon droht der Winter deine.. Bardenhainen,
O Vaterland, o Teutſchland! — Doch ich klage
Heut meinen Sined nur allein!

Aus meinem Arme losgewunden,
Entſchwandſt du dennoch meinem Geiſte nicht:
Ob auch der Undank Dich vergäße,
Nie wird das Rhingulfs Herz!
Du, nur auf kurze Zeit von mir hinweggenommen,
Leb wohl! Leb ewig wohl! ſo ruf ich weinend heut:
Bald (morgen ſchon vielleicht!) rufſt du mir, Freund, entgegen:
Willkommen!

einander beſprachen, durch eine Reforme, welche ſich ſogleich über den ganzen Hof ausbreitete, bezeichnet. In wenigen Tagen glaubte Plato ſelbſt in ſeiner Academie zu Athen zu ſeyn, ſo beſcheiden und eingezogen ſah alles in dem Hauſe des Prinzen aus. Die aſiatiſche Verſchwendung machte auf einmal der philoſophiſchen Einfalt Platz. Die Vorzimmer, welche vorher von ſchimmernden Gecken, und allen Arten luſtigmachender Perſonen gewimmelt hatten, ſtellten itzt academiſche Säle vor, wo man nichts als langbärtige Weiſe ſah, welche einzeln oder paarweiſe, mit geſenktem Haupt und gerunzelter Stirne, in ſich ſelbſt und in ihre Mäntel eingehüllt auf und ab ſchritten, bald alle zugleich, bald gar nichts, bald nur mit ſich ſelbſt ſprachen, und wenn ſie vielleicht am wenigſten dachten, eine ſo wichtige Mine machten, als ob der geringſte unter ihnen mit nichts kleinerm umgienge, als die beſte Geſetzgebung zu erfinden, oder den Geſtirnen einen regelmäſſigern Lauf anzuweiſen. Die üppigen Bankette, bey denen Comus und Bachus mit tyranniſchem Scepter die ganze Nacht durch geherrſchet hatten, verwandelten ſich in pythagoriſche Mahlzeiten, wo man ſich bey einem Braten und Salat mit ſinnreichen Geſprächen über die erhabenſten Gegenſtände des menſchlichen Verſtandes erluſtigte: Statt frecher Pantomimen und wollüſtiger Flöten lieſſen ſich Hymnen zum Lob der Götter und der Tugend hören; und den Gaum zum Reden anzufeuchten, trank man aus kleinen ſocratiſchen Bechern Waſſer mit Wein vermiſcht.

Dionys

IV.

Antiquariſche Aehrenleſe.

1.

Die Seepoſt durch Flaſchen und Töpfe.

Die Delfine, ſagen die alten Mythografen, waren darum die „heilige Heerde Neptuns,“ weil ſie als hochbetraute Liebesboten der holden Amfitrite die Täfelchen überbrachten, welchen der Monarch des Meeres die Wünſche und Seufzer eines zärtlich ſchmachtenden Herzens an ſeine ſpröde Schäferin anvertraut hatte. Der Cytheriſche Schauſpieldichter Filorenus benutzte dieſe Sage in ſeiner Galatee, einem Drama, worin der Tyrann Dionyſius der ältere, unter der Perſon des Polyfemus, die lächerlichſte Figur ſpielte, die je ein gereizter Dichter einen Magnaten mit einer dicken Speckhaut und lächerlichen Anſprüchen auf Dichterruhm ſpielen zu laſſen für gut befand. Der liebeskranke Polyfem machte dort die Delfinen gleichfalls zu ſeinen Vertrauten und gab ihnen Liebesbriefchen an die grauſame Galatee zu überbringen *).

*) So muß es erklärt werden, wenn die Scholien zu Theokrit XI, 1. berichten, Filorenus habe gedichtet,

Ich weiß nicht, ob gerade das, was ich jetzt anführen werde, jener Fabel zum Grunde liegt. Aber gewiß ist es, daß sich ein Weg denken läßt, auf welchem man ohne Brief-Tauben oder Brief-Delfine eine schriftliche Nachricht mitten durch die strömenden Meeresfluten in einer bestimmten Richtung an eine ferne Küste gelangen lassen kann. Der menschenfreundliche Bernardin de St. Pierre hat ihn schon vor mehrern Jahren in seinen Etudes de la Nature angezeigt und neulich in einem Aufsatz, der zur Vorlesung bei der letzten öffentlichen Sitzung des Nazionalinstituts zu Paris bestimmt war, von dem Erfolg seines Vorschlags einen merkwürdigen Bericht abgestattet *). Bekanntlich giebt es auf dem Meere in gewissen Jahrszeiten bestimmte Strömungen nach einer gewissen Richtung. Könnte man diese nur genauer berechnen, so wäre nichts leichter, als auf einer gewissen Höhe einen Brief in einer wohlverwahrten und verschlossenen Flasche ins Meer zu werfen. Man könnte dann des Erfolgs ziemlich gewiß seyn. Die Fla-

Polyfem mache die Delfine zu seinen Liebesboten. Der Maler des Herkulanischen Gemäldes Pitture I. tav. X. konnte dieß nicht anders, als durch einen Amerino, der das Täfelchen emporhaltend auf dem Delfin reitet, ausdrucken.

*) Man findet diesen Aufsatz unter der Aufschrift: nautische Versuche in der Decade philosophique vom IXten Jahre No. 3. S. 241 ff.

ſche, oder wenn man, um mehrerer Sicherheit willen, die Abſchriften vervielfältigte, die Flaſchen gelangten in einer durch wiederholte Verſuche vielleicht ganz genau zu beſtimmenden Zeit an die Küſte, wohin die Strömung des Meers ohnfehlbar antreibt. St. Pierre führt drei merkwürdige Beiſpiele von Verſuchen an, die durch ſeinen erſten Vorſchlag im Jahr 1784 veranlaßt wurden, und die Ausführbarkeit deſſelben deutlich zu beweiſen ſchienen. Ein Engländer warf in den Bay von Biscaya den 17ten Auguſt 1786 eine Bouteille mit einem Brief nach London ins Meer, die den 9ten Mai 1787 von den Küſten der Normandie gefunden, und von den dortigen Admiralitätsrichter Delville richtig nach London befördert wurde. Der Maler Brard, der ſich von Hamburg nach Surinam eingeſchifft hatte, warf den 15ten Juni 1797 auf ſeiner Ueberfahrt im 44 Grad 22 Minuten nördlicher Breite, und im 4ten Grad 52 Minuten der Länge, Meridian von Teneriffa, eine Bouteille mit mehrern Briefſchaften, die an den Bürger St. Pierre gerichtet waren, ins Meer. Ein Soldat zu Ferrol fand ſie ſchon den 6. Julius deſſelben Jahres und der dortige franzöſiſche Konſul Beaujardin ſchickte die mit dieſer Seepoſt angelandeten Briefe wohlbehalten an die Behörde. Eine dritte Briefflaſche kam durch Seeſtröme von der Inſel Frankreich bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Folgerungen, die der ſinnreiche Verfaſſer aus dieſen Erfahrungen zieht, muß

man im Aufſatze ſelbſt nachleſen. Fürs erſte müßten wohl die Seeſtröme überhaupt nach ihren beſtimmten Richtungen noch genauer unterſucht und berechnet werden. Und dieß würde man am leichteſten dadurch erreichen, daß man auf verſchiedenen Höhen, häufiger als bis jetzt geſchehen iſt, leere Flaſchen mit Zetteln auswürfe, worauf nebſt dem Datum die Beſtimmung der Breite und Länge, wo ſie ins Waſſer geworfen wurden, angegeben wäre. Gewiß erreichten die meiſten von ihnen Küſten, wo ſie gefunden und unterſucht werden könnten. Die Idee iſt auf jeden Fall ſehr witzig und verdient ihrer mannigfaltigen Anwendung wegen weiter verfolgt und geprüft zu werden.

Die Sache ſelbſt iſt indeß bei weitem nicht ſo unbekannt, als ſie beim erſten Anblick ſcheinen dürfte. Schon vor länger als 2000 Jahren bediente ſich die ſchlaue Argliſt ägyptiſcher Prieſter dieſer See-Poſt zu einem heiligen Gaukelſpiel bei ihrer Adonisfeier. Man beging dies Feſt des Thammuz oder Adonis ſeit den älteſten Zeiten in Syrien und Fönizien. Von da kam die Feier deſſelben auch nach Aegypten, wo es unter den Ptolemäern in der Hauptſtadt des Reichs zu Alexandria mit außerordentlicher Pracht begangen, und wo dem Adonis von den Königinnen ein beſonderes Kaſtrum Doloris erbauet wurde. Theokrits funfzehnte Idylle behandelt die dabei gewöhnlichen Feierlichkeiten dramatiſch. In derſelben Jahreszeit (denn das

Adoniſeſt war nichts als eine ſymboliſche Naturfeier) wurde das Feſt auch der Hauptſache nach mit denſelben Gebräuchen zu Byblos an der Küſte von Fönizien begangen. Nun theilt ſich das Feſt überhaupt in zwei Hauptakte, in die Trauer über den getödteten und verlornen Adonis, und in den Jubel über den wiederbelebten und gefundenen. „Alle Jahre, ſo erzählten zwei griechiſche Kirchenväter *), warfen die adoniſirenden Weiber zu Alexandria ein irdenes Gefäß ins Meer, in welches ſie einen Brief mit der Nachricht: Adonis ſey gefunden, gelegt und ſicher verwahrt hatten. Der Brief war an die adoniſirenden Weiber von Byblos gerichtet, und das Gefäß ſchwamm, nachdem es mit gewiſſen Zäremonien eingeſegnet worden war, alle Jahre richtig zur beſtimmten Zeit an die fönizische Küſte. Die Weiber von Byblos öffneten das Gefäß und den Brief, und hörten ſogleich mit der Wehklage auf, weil Adonis von der Venus gefunden worden ſey.“ Lucian oder wer ſonſt der Verfaſſer des mit allerlei Prieſterlegenden angefüllten Buchs von der Syriſchen Göttin ſeyn mag, beſtätigt dieſe an und für ſich ſchon ſehr glaubwürdige Ausſage durch

*) Der heilige Cyrillus, Erzbiſchof von Alexandrien zu Anfang des 5ten Jahrhunderts, in ſeinem Kommentar zum Jeſaias Opp. T. II. p. 276. A. und Procopius aus Gaza ebenfalls in ſeinem Kommentar zum Jeſaias p. 258 ed. Curter. Vergl. Valkenaer zu Theokrits Adoniaz. p. 293.

ſeine Erzählung von dem, was er mit eigenen Augen in Byblos geſehn habe *). „Alle Jahre kommt um die Zeit des Feſtes ein Kopf aus Aegypten zu Byblos angeſchwommen, wohin er einen Weg, [illegible] ein Schiff ſieben Tage braucht, zu ſchwimmen h[illegible] Aber die Winde bringen ihn vermöge einer [illegible]ebenen Steuerkunſt dahin, und er wird niemals anderswohin verſchlagen, ſondern er kommt immer richtig zu Byblos an. Es begegnet alle Jahre und geſchah auch, als ich zu Byblos war. Ich habe das Haupt mit meinen eignen Augen geſehn und ſah recht gut, daß es aus ägyptiſchem Papyr gemacht war **)." Hier

*) Lucian de dea Syria c. 7. T. III. p. 455. nach Wielands Ueberſetzung Th. V. S. 295.

**) Cyrillus und Procopius nennen den Behälter des Briefs, in welchem er dieſe Seereiſe macht, ausdrücklich einen Topf, ein irdenes Gefäß, der verſiegelt wurde (κεραμιον - σφραγισαντες). Dieß war ohne Zweifel ein Topf, wie man ihn zur Abklärung des Nilwaſſers allgemein gebrauchte und aus Dankbarkeit für dieſen Dienſt ſogar vergötterte, ein Kanobus, deſſen bauchigter Umfang ſich oben mit einem Kopf ſchließt. Statt des irdenen Kanobus nahm man in frühern Zeiten einen aus Papyrus zuſammengeleimten topfähnlichen Kopf, der doch immer nur als Futteral eines darin verſchloſſenen Briefs anzuſehn iſt, wenn auch der wunderſüchtige Referent gerne dieſen Umſtand mit dem Zettel verſchweigt. Der Gebrauch, den die Aegypter von der Papyrusſtaude nicht bloß zu Kähnen, ſondern auch zu allerlei

wäre also, was der Verfasser dieser Schrift mit einer so frommen (dem wahren Lucian so wenig angemessenen) Rechtgläubigkeit durchaus ein Wunder (ἔστι τὸ σύμπαν θαῦμα) zu nennen beliebt, auf einmal durch die in jener Jahrszeit regelmäßig eintretenden Meerströme zwischen den ägyptischen und phönizischen Küsten ganz natürlich erklärt und zugleich der uralte Gebrauch dieser von St. Pierre aufs neue in Anregung gebrachten Seepost hinlänglich erwiesen.

2.

Der Fluß-Stier.

Unter den ehrwürdigen Göttertöchtern, die dort dem Ulysses in der Unterwelt erscheinen, und dem Sänger der Odyssee die erwünschteste Gelegenheit darbieten, einen ganzen Katalogos solcher hellenischen Stammsagen, wie sie von den Aöden an festlichen Tagen abgesungen wurden, in die Erscheinung dieser Heroinen zu verflechten, tritt zuerst die schöne Tyro, die Tochter des Salmoneus, auf.

Geräthschaften machten, ist bekannt. Vtuntur, sagt Plinius XIII, 11. s. 22. ad alia quoque vtensilia vasorum.

Jene liebte vordem den göttlichen Strom, Enipeus,
Welcher ſtolz ins Gefilde, der Ström' anmuthigſter, hinwallt;
Und luſtwandelte oft um Enipeus ſchöne Gewäſſer.
Doch ihm ähnlich erſchien der umfaſſende Ländererſchütterer,
Und an des Stroms Vorgrund, des wirbelnden, ruht er bei jener.
Purpurbraun umſtand das Gewoge ſie, gleich dem Gebirge,
Hergekrümmt, und verbarg den Gott und die ſterbliche Jungfrau.

Voß, Odyſſee XI, 238.

Man hat ſchon im Alterthum dieß aus einer aufgedunſenen Waſſerwoge gewölbte Schlafzimmer bei weitem noch ſonderbarer gefunden, als die plötzlich hervorſproſſende Blumenlaube, worin Zevs mit der Here auf dem Gipfel des Ida ſeine Hochzeitfreuden erneuert. Der lachende Lucian konnte einen ſo dankbaren Stoff zu einem witzigen Einfall über Neptuns wäßrigte Umarmung nicht unbenutzt laſſen *), und

*) Lucian Dial. Marin. XII. p. 321. mit Hemſterhuys Anmerk.

der mahlende Sofist, Filostratus, der eine wirkliche Bildergalerie durch die Ueppigkeit seines rhetorischen Pinsels nicht bloß um ihren guten Namen, sondern sogar um den Glauben an ihr Daseyn gebracht hat, giebt sich alle erfinnliche Mühe, um dem ionischen Fluß Meles für die Mutter Homers ein einladendes Schlafzimmer nach dem Riß und Modell des Homerischen Sängers zu wölben *). Die Dichtung wird durch solche Ausschmückungen nur noch lächerlicher.

Wie, wenn der Grund dieser Fabel in einer physischen Erscheinung zu suchen wäre, die an den Küsten der griechischen Gewässer besonders da, wo Flüsse sich ins Meer ergießen, uns eben so wenig, als in andern Gegenden befremden dürfte? Man bemerkte nämlich schon oft in Gegenden, wo die Flut in die Ströme tritt, zu Zeiten eine ungeheure sich aufthürmende und mit großem Geräusch ans trockne Ufer sich hinanwälzende Welle, die den ungeübten, zur Ergründung

*) Filostrat Icon. II, 3. p. 842. Die purpurbraune Farbe, die Homer als bloßes gewöhnliches Beiwort dem Wasser beilegt, erklärt der Sofist sehr spitzfindig durch den Reflex des Lichtes in dem gehobenen Wasserspiegel. Vergl. Icon. I, 7. p. 775. wo Poseidon selbst die Wasserfarben mischt und aufträgt. — Schade, daß unserm Neubeck dies Bild nicht vorschwebte, da wo er uns im ersten Gesang seiner Gesundbrunnen in die Halle der belehrenden Najade einführt.

natürlicher Urſachen noch gar nicht vorbereiteten Sinn der Einwohner allerdings ſehr befremden und als etwas übernatürliches, nur durch die unmittelbare Einwirkung eines Gottes erklärbares ſich darſtellen mußte.

Folgende Stelle aus den Bemerkungen eines engliſchen Reiſenden mag die Richtigkeit des Fänomens verbürgen, von welchem hier die Rede iſt. „Wenn die höchſte Flut in den Fluß Parret dringt, welcher ſich bei Start Point in den Briſtoler Kanal ergießt, ſo iſt das Geräuſch außerordentlich. Eine ungeheure Welle, zwei bis vier Fuß hoch, rauſcht herbei, und füllt augenblicklich die ſteilen Ufer, welche vorher trocken waren. Dieſe Erſcheinung nennt man vermuthlich des Gebrülls wegen den Eber (the Boar). Daſſelbe Fänomen zeigt ſich bekanntlich am Ausfluſſe des Ganges, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß öfters Schiffe davon verſchlungen werden*)." Es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß ähnliche Fänomene beſonders zur Springzeit der Fluth auch an den Griechiſchen Küſten zuweilen bemerkt wurden, und ich erinnere mich in Thevenots Reiſen etwas der Art geleſen zu haben.

*) S. H. Warner's Walk through ſome of the weſtern Counties of England (Lond. 1800.) im Auszuge in den geografiſchen Efemeriden 1800. XII, 493. wo in der Anmerkung aus Condamines Reiſen ein neuer Beleg dazu gegeben wird.

Dionys faßte eine Art von Leidenſchaft für den Philoſophen; Plato mußte immer um ihn ſeyn, ihn aller Orten begleiten, zu allem ſeine Meynung ſagen. Die begeiſterte Imagination dieſes ſonderbaren Mannes, welche vermöge der natürlichen Anſteckungs-Kraft des Enthuſiaſmus ſich auch ſeinen Zuhörern mittheilte, würkte ſo mächtig auf die Seele des Dionys, daß er ihn nie genug hören konnte; ganze Stunden wurden ihm kürzer, wenn Plato ſprach, als ehemals in den Armen der kunſterfahrenſten Buhlerin. Alles, was der Weiſe ſagte, war ſo ſchön, ſo erhaben, ſo wunderbar! Erhob den Geiſt ſo weit über ſich ſelbſt — warf Stralen von ſo göttlichem Licht in das Dunkel der Seele! In der That konnte es nicht anderſt ſeyn, da die gemeinſten Ideen der Philoſophie für Dionyſen den friſcheſten Reitz der Neuheit hatten. Und nehmen wir zu allem dieſem noch, daß er das wenigſte recht verſtund (ob er gleich, wie viele andere ſeines gleichen, zu eitel war, es merken zu laſſen) noch alles verſtehen konnte, weil der begeiſterte Plato ſich würklich zuweilen ſelbſt nicht allzuwol verſtund; nehmen wir ferner die erſtaunliche Gewalt, welche ein in ſchimmernde Bilder eingekleidetes Galimathias über die Unwiſſenden zu haben pflegt; ſo werden wir begreiffen, daß niemals etwas natürlichers geweſen, als der auſſerordentliche Geſchmack, welchen Dionys an dem Gott der Philoſophen, (wie ihn Cicero nennt) gefunden; zumal da er noch über dieß ein hübſcher und ſtattlicher Mann war, und ſehr wol zu leben wußte.

Ohne

Bei dem Gebrülle, mit welchem der wogende Fluß anschwillt, erinnert sich der Leser der Ilias an den zürnenden Skamander, der gegen die Mordlust des Achilles alle seine Fluten aufthürmt.

—D, wälzete schwellend der Strom her;
All erregt er die Fluten getrübt, und drängte die Todten —
Diese warf er hinaus mit lautem Gebrüll, wie ein Pflugstier,
Schrecklich umstand den Peliden die trübe geschwollene Brandung.

Ilias XXI, 234 ff. nach Voß

Gewiß, auch diesem schon im Alterthum hochgepriesenen Flußkampf könnte seiner dichterischen Erhabenheit unbeschadet doch eben so gut diese Naturerscheinung zum Grunde liegen, als eine historische Thatsache, woraus der alte Sagensammler Hellanikus diese Potamomachie erklärt zu haben scheint *), und selbst die bekannte Benennung der Ströme Stierförmig (tauriformis) dürfte leicht mit dieser Erklärung in Verbindung gesetzt werden können **).

*) In den Venediger Scholien der Villoisonschen Ausgabe S. 471 zu V. 242.

**) Nil. Janarra de palaestra Neapolitana p. 232. erklärt sehr witzig die stierköpfigen Flüsse dadurch, daß er annimmt, man habe die Dichtung, wo Achelous

Auch ohne meine Erinnerung wird der Leſer hierbei ſogleich an das tragiſche Ende des keuſchen Hippolytus denken, deſſen Pferde, als er längs der Küſte des Saroniſchen Meerbuſens hinfuhr, durch das plötzliche Aufſteigen einer Meereswoge und das fürchterliche Gebrüll eines Neptuniſchen Stiers, der aus der geborſtenen Welle hervorſtürzte, ſcheuchtern gemacht wurden. So erzählt es der Bote in dem bekannten Trauerſpiel des Euripides V. 1201 ff.

Der Wiederhall, entſetzlich zu vernehmen,
Umtoſt uns, wie wenn Zevs in Donnern ſpricht.
Den Kopf emporgehalten, ſpitzt die Ohren
Das Roß. Uns faßt gewalt'ge Furcht, woher

als Stier gebildet wurde, nach und nach generaliſirt, und auf alle Ströme von Bedeutung übergetragen. Sehr wahrſcheinlich wird es aus den Venediger Scholien bei dieſer Stelle zu V. 232. daß Archilochus zuerſt den berühmten Kampf des Herkules mit dem Flußgott Achelous beſungen und dabei den Kampf des Achilles mit dem Skamander vor Augen gehabt habe. Archilochus gab, wie wir aus jenen Scholien lernen, dem Achelous einen Stierkörper, indem er das Gleichniß Homers: brüllend wie ein Stier, nun wirklich verkörperte. Die alten Scholiaſten (S. Mitſcherlich zu Horaz T. II. p. 434.) erklären jenes Beiwort von der Aehnlichkeit, die das Geräuſch des Stromes mit dem Brüllen eines Stieres habe. Allein das gewöhnliche Geräuſch eines angeſchwollenen reißenden Stromes iſt gar nicht abgeſetzt, wie das Brüllen eines Stiers. Wohl aber wäre dies der Fall bei der beſondern Naturerſcheinung, wovon hier die Rede iſt.

Der Schall uns komme. Dann schweift unser Blick
An wogige Gestad', und sieh, es steigt
Die heil'ge Woge himmelan, und raubt
Die Aussicht uns auf die Scironschen Felsen —
Und immer höher schwillt vom Schaum umbraust
Mit wildem Schnauben die gethürmte Flut,
Dem Ufer nahend und dem Viergespann.
Da speit der Wogenberg aus seinem Bauch
Ein gräßlich Scheusal, einen Stier, an's Land.
Von dessen Brüllen rings der Strand erfüllt
Entsetzlich wiederhallte. Schüchtern kehrt
Von diesem Graus der Blick auf uns zurück.

Man hat auch diese Erzählung *), so wie die ihr verwandte von den Seeungeheuern, welchen die schönen Königstöchter Hesione und Andromeda preisgegeben wurden, für ein bloßes Dichtermährchen gehalten. Vielleicht finden aufmerksame Naturbeobachter und Leser guter Reisebeschreibungen auch hierzu ähnliche Naturerscheinungen.

B.

*) Man vergleiche die von Musgrave zu d. v. angeführten Parallelstellen des Ovid und Seneca.

V.

An J. Haydn.

Nach Aufführung seiner Kantate: Die Erschaffung der Welt *).

Wie strömt Dein wogender Gesang
in unsre Herzen ein! — Wir sehen
der Schöpfung mächt'gen Gang,
den Hauch des Herrn auf dem Gewässer wehen,
jetzt durch ein blitzend Wort das erste Licht entstehen,
und die Gestirne sich durch ihre Bahnen drehen;

*) Sie wurde am Geburtstage des neuen Jahrhunderts von der Herzogl. Hofkapelle hier in Weimar vor einem sehr zahlreichen Publikum aufgeführt, und ungeachtet die Umstände nur wenig Vorbereitung gestatteten, doch durch die Anstrengung unsers verdienstvollen Hn. Kapellmeisters Kranz, der sie ohne dankbare Rührung den Namen seines Lehrers und Freundes, des berühmten Verfassers dieser Kantate, ausspricht, mit vieler Präcision und zu allgemeiner Zufriedenheit gegeben.

Wie Baum und Pflanze wird; wie sich der Berg erhebt,
und, froh des Lebens, sich die jungen Thiere regen.
Der Donner rollet uns entgegen;
Der Regen säuselt; jedes Wesen strebt
ins Daseyn, und bestimmt, des Schöpfers Werk zu krönen,
sehn wir das erste Paar, geführt von deinen Tönen.
O jedes Hochgefühl, das in dem Herzen schlief,
ist wach! Wer rufet nicht: Wie schön ist diese Erde,
und schöner, nun der Herr auch Dich ins Daseyn rief,
auf daß sein Werk vollendet werde!

VI.

Auszüge aus Briefen.

1.

Zürich, d. 11. Dec. 1800.

Lavater kann nicht sterben, und sich nicht erhohlen. Seine Lebhaftigkeit und Thätigkeit ist selbst jetzt, wo er stets bettlägrig ist, unbegränzt und voll edeln Gemeinsinns. Er schreibt ungemein viel, vieles an seine zahlreichen Freunde, das ihnen erst nach seinem Tode eingehändigt werden soll.

Auch unter den fast erdrückenden Beklemmungen der Zeiten sind wir noch nicht aller Literatur abgestorben. Freilich sind jetzt die meisten Schriften, die in unserer Schweiz erscheinen, nur Kinder der Noth und des Augenblicks, unlautere Zeugen des unseeligen Faktionsgeistes, der unter uns wüthet. Manche verdienen unterdessen auch als Aktenstücke für spätere Zeiten aufbewahrt zu werden, und sind, wenn auch mit etwas Partheigeist tingirt, doch von einem hohen Patriotismus eingegeben. Dahin gehört vor allen des Ex-Repräsentanten Kuhns Schrift über das Einheitssystem und den Föderalismus, welche

so viele, aber mit sehr ungleichen Waffen kämpfende Gegner fand.

Eine interessante Schrift für Kunst und Biografie wird jetzt in Bern gedruckt. Sal. Geßners Briefwechsel mit seinem Sohn Konrad (dem Maler), welchen der Buchhändler Heinrich Geßner mit ungemeiner Sorgfalt redigirt hat. Die Unterhaltungen eines solchen Vaters mit seinem Sohn über seine eigne Bildung zum Künstler müßten schon in artistischer Rücksicht allgemein interessiren. Doch haben sie auch noch ein hohes persönliches Interesse durch den lebendigsten Abdruck seines ganzen liebevollen Karakters, seiner Jovialität und Urbanität. Es wird das schönste biografische Denkmal auf Sal. Geßner, den Künstler und Menschen.

Auch von dem wackern Pestaloz haben wir zur Messe einen Roman zu erwarten, der allen seinen frühern Produkten leicht vorzuziehn seyn dürfte. Sein Held ist ein vernünftiger Dorfprediger, der sich in die neue Ordnung der Dinge sehr gut zu finden weiß, ohne in den Irrgängen der Politik sich zu verlieren. Es ist keineswegs ein Revoluzionsprodukt, obgleich ganz auf die neueste Geschichte unsers Vaterlandes gegründet und eben dadurch voll ergreifender Individualität. Pestaloz webt und lebt ganz in seinem Erziehungsinstitut zu Burgdorf, einige Stunden von

Bern. Seine Methode, die ſchlummernden Keime im Kinde und Knaben zu entwickeln, iſt ganz originell und weicht weit von den meiſten bisher befolgten ab. Selbſt ſeine beſten Freunde erwarteten die muthige Beharrlichkeit nicht in dem feurigen Peſtaloz zu finden, die er bei dieſem Inſtitut fortdauernd beweiſt, und in Bern ſind ſelbſt viele, die mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden ſeyn können, ſeine Freunde und Beförderer. Es wird jetzt ein eigner Bericht über ſeine Erziehungsmethode gedruckt, die wohl auch in Teutſchland Aufmerkſamkeit erregen dürfte.

Der franzöſiſche Miniſter Reinhard verdient unausgeſetzt die Liebe und Dankbarkeit jedes Patrioten im ächten Sinne des Worts. Er thut zum Beſten unſers von innen und außen zerfleiſchten Vaterlandes, was er in ſeiner Lage thun kann. Er iſt ein Schutzgeiſt ſelbſt denen, die ihn verkennen und läſtern. —

2.

München, d. 25. Dec. 1800.

Ach, Mutſchelle, der verdienſtvolle, iſt todt! Am 2ten November begruben ſie die Hülle dieſes edeln Geiſtes. Was zu ſeinem Tode beitrug, iſt, wie ich vernehme, der ſonſt ſo verdiente geiſtliche Rath Weſtenrieder, indem er bewirkte, daß M. über ſein Lehrbuch der Moral zu leſen verboten, und ihm ein alter lateiniſcher Autor vorgeſchrieben wurde. Iſt es nicht traurig, daß ſo mancher, der ehemals die Aufklärung beförderte, in der Folge ſich ihrem Fortſchritte widerſetzt? Doch M. hat ſich ſonſt immer ſehr brav und als wahrer Freund des Selbſtdenkens bewieſen; aber er hat nun ſeine eigne Ideenform, und beſonders iſt er eben kein warmer Freund der kritiſchen Filoſofie, bekanntlich nicht ohne Anlaß von Seiten der Kritiker dieſer Art.

3.

Leipzig, d. 2. Jan. 1801.

Das Gerücht hat Ihnen unſere geſtrige Säkularfeier ohne Zweifel ſchon im voraus angekündigt. Und leider iſt der Heroldsruf mit ſeiner Trompete nur zu

vorlaut gewesen. Hier haben Sie, was bis jetzt gedruckt ist: Prof. Becks Einladungsprogramm, welches dießmal wirklich, seiner erstern Hälfte nach, als lateinischer Anschlag angeheftet wurde, zur andern Hälfte aber mehrere sehr feine Berichtigungen mancher Kontrovers über die ludos saeculares der Römer enthält; als Carmen saeculare im Nahmen der Akademie, eine lateinische alcäische Ode voll treffender Anklänge aus dem Horaz, vom Doktor und Professor Stockmann; und eine zweite lateinische Säkularode im Namen der Studierenden, deren Verzeichniß auch beigefügt ist, von Hn. Makschmidt, einem vielseitig geübten Kopf, der sein Dichtertalent schon durch mehrere Gedichte in lateinischer und teutscher Sprache erprobt und selbst durch diese Ode ein neues Lob erworben hat. Neben andern großen Namen dieses Jahrhunderts glänzen auch Klopstock, Schiller und Göthe darin. Es wird jetzt an einer Sammlung in Quart gedruckt, welche auch HR. Wenks Rede und eine Einleitung von Beck enthalten wird.

In der Nacht vor dem neuen Jahr zeigte sich mit dem kritischen Glockenschlag der Volksgeist auch auf den Leipziger Straßen. Ueberall ertönte ein lautes Vivat, hier Musik, dort Kononen, in der Ferne glänzten sogar Feuerwerke. In einer sehr feierlichen Freimaurerloge wurde vor einer zahlreichen Versammlung ein sehr rührendes Gebet gesprochen. Jeder suchte dieser

Ohne daß ſich die Ueberredungs-Kunſt des göttlichen Plato, oder die Contagion der philoſophiſchen Schwärmerey darein miſchte, theilte ſich die plötzliche Wiſſens-Begierde des Dionys, ſo bald man ſah, daß es Ernſt war, eben ſo plötzlich allen ſeinen Höflingen mit. Nicht, als ob ihnen viel daran gelegen geweſen wäre, ihre kleinen Affen-Seelen nach dem göttlichen Modell der Ideen umzubilden, oder als ob ſie ſich darum bekümmert hätten, was in den überhimmliſchen Räumen zu ſehen ſey; aber ſie thaten doch dergleichen; der Ton der Philoſophie war nun einmal Mode; man mußte Metaphyſick in geometriſchen Ausdrücken reden, um ſich dem Fürſten angenehm zu machen. Man trug alſo am ganzen Hofe keine andre als philoſophiſche Mäntel; alle Säle des Palaſts waren, nach Art der Gymnaſien mit Sand beſtreut, um mit allen den Dreyecken, Vierecken, Pyramiden, Achtecken und Zwanzigecken überſchrieben zu werden, aus welchen Plato ſeinen Gott dieſe ſchöne runde Welt zuſammenleimen läßt; alle Leute, bis auf die Köche, ſprachen Philoſophie, hatten ihr Geſicht in irgend eine geometriſche Figur verzogen, und diſputierten über die Materie und die Form, über das was iſt und was nicht iſt, über die beyden Enden des Guten und Böſen, und über die beſte Republick. Alles dieſes machte freylich ein ziemlich ſeltſames Ausſehen, und konnte den Verdacht erwecken, als ob Plato an dem ſyracuſiſchen Hofe eher die Rolle eines aufgeblaſenen Pedanten unter einem Hauffen unbärtiger Schülaren geſpielt habe, als eines weiſen Mannes, der ſich

einen

in ihrer Art einzigen Minute etwas Unvergeßliches einzuprägen. Mancher Vater machte seinen Kindern in diesem Augenblick ein merkwürdiges Geschenk. Hundert Federn waren in Bewegung, um ihm einen Denkzettel zu schreiben, und fast von allen Seiten hörte man über das dritte Wort die Losung: Friede! sich wechselseitig geben. Da die Universität an diesem Tage fast ganz allein die Honeurs machte: so zog auch ihre Feierlichkeit schon von früh an die größte Aufmerksamkeit auf sich. In der Universitätskirche predigte früh der wackere Carus, und ließ der gedrängten Menge der Zuhörer in seiner Predigt voll Licht und Wärme im neubegonnenen Jahrhundert ein Fest der Menschheit erblicken. Gegen 11 Uhr versammelten sich sämmtliche Professoren, wie es auch bei andern Universitätsaufzügen gewöhnlich ist, in der Nikolaikirche, und zogen von da, eingefaßt von Studierenden, in die Paulinerkirche. Die Universität placirte sich unten. Oben erdrückte sich bald die Volksmenge, die um so mehr hieher stürmte, da der Rath andere Feierlichkeiten nicht begünstigt zu haben schien. H. R. Wenk hielt eine dankbare Rede von den Emolumenten der Universität. Vor der Rede wurde ein Hymnus von Mozart, nachher der Ambrosianische Lobgesang aufgeführt. Bei der zweiten Kolonne der Studierenden, die den Schluß machte, wurde das Messerschmidtische Gedicht auf einem Kissen getragen, und in der Paulinerkirche während der Musik dem Rektor feierlich übergeben und

dann herumgetheilt. Vielleicht war Leipzig dieſmal durch den Eifer der Studierenden, die ſelbſt das kräftigſte Erregungsmittel, das Gold, keineswegs dabei ſparten, die einzige Univerſität, die dem neuen Jahrhundert eine ſolche Feier veranſtaltete. Ein Ball, der an dieſem Tage nicht ſtatt finden konnte, ſoll ſpäter nachfolgen. Merkwürdig iſt es, daß die Wittenberger um ihre Säkularfeier dadurch gekommen ſeyn ſollen, daß der Probſt Schleußner (einſtimmig mit Ebert) das neue Jahrhundert ſchon den 1ſten Januar 1800 angefangen hatte, ſo daß nun die Wittenberger am neuen Jahrtag 1801 ſich ſchon erzählen laſſen mußten, was in dieſem neuen Jahrhundert wirklich alles vorgegangen ſey. — Von der geſchmackvollen Illuminazion des großen Konzertſaals am Abend dieſes Tages, wozu Schnorr die bedeutende Transparens gemalt hatte, melde ich Ihnen nichts, da Sie dieß bald ausführlich in unſrer eleganten Zeitung leſen werden.

Noch mache ich Sie zum Schluß auf ein philologiſches Journal (Commentarii Societatis Philologicae) aufmerkſam, wovon ich hier die Ankündigung beilege. Von Becks Direkzion und thätiger Theilnahme, ſo wie von dem vielumfaſſenden und wohldurchdachten Plane, der manchem ſehr ſchmerzhaft gefühlten Bedürfniſſe und vermißten Vereinigungspunkt auch

dadurch erwünschten Vorschub thun wird, daß es in lateinischer Sprache erscheint und Exzerpte aus den neuesten und kostbarsten ausländischen Werken enthält, läßt sich gewiß etwas dauerhafteres und zweckmäßigeres versprechen, als bisher in mehrern ähnlichen Zeitschriften, die nur zu bald ihre Endschaft erreichten, zu leisten möglich war.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutschen Merkur.

1. Stück. Januar 1801.

I.

Vierteljähriges
Taschenbuch
von
Weimar.

Zur Antwort auf mehrere Anfragen machen wir noch einmal bekannt, daß das bei uns fertig gewordene

Neujahrs Taschenbuch von Weimar auf 1801, herausgegeben von Seckendorf,

auch auf allen Postämtern zu haben ist, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt und das K. Reichs-Postamt allhier die Versendungen übernommen haben.

Da dies Taschenbuch alle Vierteljahr erscheint, so qualifizirt es sich auch für die Lesezirkel, mehr aber noch für die Handbibliotheken der gebildeten Leser und Leserinnen. Der ganze Inhalt des ersten Quartals ist folgender:

Paläofron und Neoterpe. Ein Festspiel zur Feier des 24 Okt. 1800, von Göthe.

D. Fenks Leichenrede auf den höchstseligen Magen des Fürsten von Scheeran, von Jean Paul Friedrich Richter.

Das Gewitter, von Friederike Brunn.

Hugdieterich und Hildburg, von Fr. Majer.

Der frohe Junker, von E.

Die Nahen und Fernen, von E.

Die rasche Lebensreise, von E.

Ideenspiele, von E.

Elegien, von A, E und K.

Bertrand Du-Guesclin, von F. Majer.

Persische Liede, aus Siegmund von Seckendorfs Nachlasse.

Chiron der Alte, von K.

Der Bramine, von E.

Versuch einer Beantwortung der Preißfrage: Wie sich eine unbeschäftigte Gesellschaft am besten beschäftigen könne? von B.

Madagaskarische Lieder, von K.

Blanka, von B.

An die Herzogin Amalia, von Göthe.

Die hier ungenannten Verfasser wird jeder Leser leicht errathen, da sie alle unter die Lieblings-Autoren der Teutschen gehören. Am Ende des Jahres werden sie auch genannt werden. Das zweite Quartal dieses Taschenbuchs ist bereits unter der Presse, unter dem Titel: Oster Taschenbuch. Jedes Bändchen kostet sauber eingebunden 1 Thlr. sächsisch- oder 1 Fl. 48 kr. Rheinisch-Courant.

Gebrüder Gädicke

in Weimar.

II. Anzeige für Landprediger und Landschullehrer.

Am Ende des Monat December v. J. ist bei uns von dem

Praktischen Tagebuch für Landprediger zur leichtern Führung ihres Amtes und zur bessern Aufsicht über die ihnen untergebenen Landschulen, herausgegeben von D. Jakobi,

und von dem

Praktischen Tagebuche für Landschullehrer zur Erleichterung ihrer sämmtlichen Geschäfte,

von jedem das 4te Stück ausgegeben worden, welche sich dießmal durch einen vorzüglich interessanten Inhalt auszeichnen. Den hier angegebenen zweiten Titel bekömmt, wie bekannt, jederzeit die andere Abtheilung eines Stückes, damit Landschullehrer nicht genöthigt sind, dasjenige was nur dem Prediger nützen kann, auch mit zu kaufen. Der ganze Inhalt des 4ten Stücks ist folgender:

Erste Abtheilung.

I. Ueber einige Geschäfte der Prediger, die eigentlich nicht zu ihrem Amte gehören und der zweckmäßigen Führung desselben doch schädlich sind. (Fortsetzung.)

II. Allgemeines Kirchengebet nach geschlossener Predigt.

III. Ueber die Privatbuße und stille Kopulation der Personen, welche sich in puncto Sexti vergangen haben.

IV. Rede und Formular bei einer Haustaufe.

V. Rede bei der Taufe meines Kindes.

VI. Skize einer Predigt am Gedächtnißtage der Kirchweihe, vor einem gemischten Auditorium gehalten.

VII. Materialien zu Leichenpredigten.

VIII. Briefe eines Predigers an den Herausgeber über verschiedne in einer ziemlich langen Amtsfahrung gemachte Erfahrungen.

Zweite Abtheilung.

I. Ueber die Kunst zu Katechisiren mit besonderer Rücksicht auf den Landschullehrer.

II. Vermischte Rathschläge eines Landschullehrers an seine Amtsgehülfen.

III. Wie können denkende Landschullehrer sich helfen, wenn sie nach einem von der Obrigkeit vorgeschriebenen Methodus zu arbeiten gezwungen sind?

IV. Der Landschullehrer in der Kirche.

Intelligenzblatt.

Für diejenigen, welche dieß so belehrende Tagebuch noch nicht kennen, wollen wir hier auch den Inhalt der vorhergehenden Stücke angeben.

Erstes Stück. Erste Abtheilung.

Einleitung.

I. Rede und Formular bei der Trauung eines Brautpaars höhern Standes.

II. Anrede an einen Gelehrten bei der Privatbeichte.

III. Anrede an ein gemischtes Auditorium der öffentlichen Beichte.

IV. Ueber die Einführung und Einrichtung einer sogenannten Kirchenchronik.

V. Ehezeugnisse.

VI. Geburtszeugnisse.

VII. Abkündigung von der Kanzel und Fürbitten.

1) Aufgebote.
2) Fürbitten für Kranke.
3) Fürbitten für Kommunikanten.
4) Fürbitte für die Katechumenen in der Zeit wo sie vom Prediger unterrichtet und zur Konfirmation vorbereitet werden.
5) Danksagungen bei dem Kirchgange der Sechswöchnerinnen.
6) Abkündigungen von Todesfällen.
7) Gebete für das Wachsthum und die Erhaltung der Feldfrüchte.

VIII. Pſychologiſche Fragmente.

Zweite Abtheilung.

Vorrede.

I. Was hat ein Landſchullehrer gleich beim Antritt ſeines Amtes für Klugheitsregeln zu beobachten, um ſich in der Folge bei ſeinen Unternehmungen und Geſchäften nicht ſelbſt in den Weg zu treten?

II. Einleitungen und Entwürfe zu Lebensläufen.

1) Bei Kindern.
2) Bei unverheiratheten Perſonen, die im Jünglingsalter ſterben.
3) Bei Perſonen die im männlichen Alter ſterben.
4) Bei einer Wöchnerin.
5) Bei Perſonen von hohem Alter.
6) Bei Perſonen die ein langwieriges Krankenlager hatten.
7) Wenn der Verſtorbne ein beſonders exemplariſches Leben führte.
8) Wenn der Verſtorbene ein Schultheiß, Gerichtsſchöppe, Richter u. ſ. w. war
9) Wenn Eltern mehrere Kinder in einem kurzen Zeitraume, vornemlich in Blatterkrankheiten verlieren.
10) Wenn der (die) Verſtorbene ein Bräutigam (eine Braut) war.
11) Wenn ein Jüngling über dem Baden in einem Fluſſe ertrunken iſt.
12) Wenn der Verſtorbene bei Ueberſchwemmungen, oder im Feuer ſeinen Tod fand.

III. Katechetiſche Unterredungen über einige Pflichten gegen die Thiere.

IV. Unterweiſungsart der Schuljugend in der chriſtlichen Religion.

V. Beſtimmung des Unterſchieds einiger Wörter die ähnliche Bedeutungen haben. Eine Verſtandesübung.

Intelligenzblatt.

Zweites Stück. Erſte Abtheilung.

I. Probepredigt zu Kubla im Herzogthum Gotha am 2ten Sonntage nach Trinitatis 1799. über das gewöhnliche

Evangelium vor einem gemischten Auditorium gehalten von D. J. A. Jakobi.

II. Entwürfe zu Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien von Mich. bis auf das Weihnachtsfest. Von D. J. A. Jakobi.

III. Fortsetzung der psychologischen Fragmente zur Belehrung für Prediger.

Zweite Abtheilung.

I. Formular zu Gevatterbriefen, und einige Bemerkungen über dieselben.

II. Geselligkeit, ein wichtiges Erforderniß eines Schullehrers.

III. Von der Eintheilung der Schulkinder in Ordnungen oder Klassen.

IV. Von der Anzahl der Schulstunden und Vertheilung der Lektionen in denselben.

V. Einige Bemerkungen über zweckmäßigere Einrichtung der Landschulen.

VI. Einige Grundsätze, die man bei Belohnungen, besonders vermittelst des Ehrtriebes, nie aus den Augen zu setzen hat.

VII. Einige Uebungen, um den Landschülern zu der Fertigkeit zu verhelfen, ihre Gedanken schriftlich aufzusetzen.

VIII. Bestimmung des Unterschieds einiger Wörter, die ähnliche Bedeutung haben. Fortsetzung.

IX. Was muß derjenige, der ein guter Landschullehrer seyn will, für Eigenschaften haben?

Intelligenzblatt.

Drittes Stück. Erste Abtheilung.

I. Rede und Formular bei der öffentlichen Konfirmation vor einer Landgemeinde.

II. Trauerrede. Gehalten bei Beerdigung einer Frau, deren Tod in einem sehr kurzen Zwischenraume nach dem Ableben ihrer Schwester und ihres einzigen Hofnungs-

vollen Sohnes erfolgte. Das Auditorium war gemischt und die Leidtragenden selbst aus dem Mittelstande.

III. Kurze Anrede an solche, die sich der Privatbeichte in der ältesten Form bedienen.

IV. Ueber einige Geschäfte der Prediger, die eigentlich nicht zu ihrem Amte gehören und der zweckmäßigen Führung desselben doch nachtheilig sind.

Zweite Abtheilung.

I. Ist es nöthig, daß ein Landschullehrer bei seinen Geschäften in der Kirche in schwarzer Kleidung erscheine?

II. Ueber die Kunst zu Katechisiren mit besonderer Rücksicht auf den Landschullehrer.

Intelligenzblatt.

Jedes Stück von dem Tagebuche für Prediger kostet 16 gr. und von dem für Schullehrer 8 gr. Man wendet sich entweder an uns oder an jede beliebige Buchhandlung.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Kaufmännische Anzeige.

Von der

Neuen Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Ad. Hildt

sind bei uns im Monat December 4 Stücke erschienen und der Jahrgang 1800 mit einem Register geschlossen.

Daß diese nun schon seit 13 Jahren bestehende Zeitung nicht blos Tagsnachrichten, sondern eine Menge be-

einen groſſen Zweck vorgeſetzt hat, und die Mittel dazu, nach den Umſtänden des Orts, der Zeit und der Perſonen, klüglich zu beſtimmen weiß. Aber man würde ſich irren. Er hatte an den lächerlichen Ausſchweiffungen der Hofleute wenig Antheil; ob er gleich ganz gern ſah, daß dieſe unnütze Hummeln, welche er nicht auf einmal austreiben konnte, auf ſolche Spielwerke verfielen, die doch immer als eine Art von Vorübungen angeſehen werden konnten, wodurch ſie unvermerkt von ihren vorigen Gewohnheiten abgezogen, und durch den Geſchmack an Wiſſenſchaft zu der allgemeinen Verbeſſerung, welche er zu bewürken hofte, vorbereitet wurden. Allein ſeine eigene hauptſächlichſten Bemühungen bezogen ſich unmittelbar auf den Dionyſius ſelbſt; und indem er ihn durch die Reitzungen ſeines Umgangs und ſeiner Beredſamkeit zu humaniſieren, und an ſich zu gewöhnen ſuchte, trachtete er, ohne es allzudeutlich zu erkennen zu geben, dahin, ihm die Verachtung ſeines vorigen Zuſtandes, die Liebe der Tugend, Begierden nach ruhmwürdigen Thaten; kurz, ſolche Geſinnungen einzuflöſſen, welche ihn durch unmerkliche Grade von ſich ſelbſt auf die Gedanken bringen würden, ein unrechtmäſſiges Diadem von ſich zu werffen, und ſich an der Ehre, der erſte unter ſeines gleichen zu ſeyn, genügen zu laſſen. Die Anſcheinungen lieſſen ihn den vollkommenſten Succeß hoffen. Dionys ſchien in wenigen Tagen nicht mehr der vorige Mann. Seine Wiſſens-Begierde, ſeine Gelehrigkeit gegen die Räthe des Philoſophen, das Sanfte und Ruhige in ſeinem ganzen

Betragen

lehrende Aufsätze enthalte, wird man aus folgender Anzeige des Inhalts des nun vergangenen Jahrgangs ersehen. Man findet darinnen

über Handel und Manufakturen folgende Abhandlungen: 1. In- und ausländischen Pelzhandel. 2. Skize von Frankfurt am Main. 3. Ueber den Handel und Manufakturen der Stadt Reichenberg in Böhmen. 4. Ein Blick auf die gewöhnlichen Mängel in der Vorbereitung des Kaufmanns durch bloße Comptoir-Arbeiten, von Hrn. Prof. Büsch. 5. Wie können Bankerotte, selbst in großer Anzahl, aus bloßem Mangel an Gelde, mithin aus blos negativen Schulden entstehen? von Ludolf Holst. 6 Ausgeführte Waaren aus Elbingen im Jahr 1799. 7. Ueber den Handel mit Menschenhaaren. 8. Handel und Schiffahrt der Stadt Bremen im Jahr 1799. 9 Aus- und eingeführte Waaren von Königsberg im Jahr 1799. 10. Ueber die Vermehrung der Einkünfte, des Handels und der Schiffahrt von Grosbrittannien. 11. Ausfuhr der Leinewand in Schlesien von 1748 — 1790. 12. Getraidemärkte der Stadt Gotha in den Jahren 1798 bis 1799. 13. Ueber den Getraidehandel der Stadt Königsberg in Preußen. 14. Manufakturen. 15. Ueber den Handel und Manufakturen der Stadt Stettin. 16. Das Entstehen, Sinken und Wiederaufkommen der Messen in Deutschland und deren Folgen für den Handel. 17. Beitrag zur Kenntniß der vorzüglichsten Handelsprodukte der Stadt Königsberg in Preußen 18. Ueber den politischen Werth der Hansestädte, und Hamburg insbesondere. 19. Ueber den Baumwollenhandel in Macedonien. 20. Ueber den brittischen Heringshandel. 21. Deutschlands Handel mit Macedonien und Thessalonich insbesondere. 22. Ueber den Handel der Armenier auf den deutschen Märkten und Messen. 23. Bruchstücke zur Geschichte des Wallfischfangs.

Die Artikel zur Erläuterung der Waarenkunde haben nachstehende Ueberschriften: 1. Schildpatte. 2. Fuchspelz. 3 Tabak. 4 Tutia. 5. Straußfedern. 6 Bernstein. 7. Reis. 8. Nudeln. 9. Arsenikum. 10. Pelzwerk des gemeinen und des weißen Hasens. 11. Neuangen, Pricken. 12. Mandeln

13. Luchspelzwerk. 14. Zobelpelzwerk. 15. Hausenblase, Fischleim. 16. Antimonium. 17. Cassia fistula. 18. Quecksilber. 19 Judenpechholz. 20. Natrum. 21. Gallapfel. 22. Bley. 23. Perlen. 24. Blutstein. 25. Coloquinten. 26. Rhabarber. 27. Lövenzahn. 28. Grünspan. 29. Muschelseide 30. Ingber. 31. Adelaunberz. 32. Hundepelzwerk. 33. Erotischer Terpentin. 34. Hagel oder Schrot. 35. Kupfer. 36. Steinkohlen. 37. Honig. 38. Fischbein. 39. Thran. 40. Umbra.

Un Technologischen Aufsätzen findet man: 1. Tabaksmanufaktur. 2. Nachricht von Erbauung einer holzersparenden Salzsiedpfanne zu Auster in Steyermark. 3. Oehlvergament aus verschiedenen Stoffen und von verschiedenen Farben. 4 Nachricht von Verfertigung des Nähnadel-Papiers in Westphalen. 5. Von metallisirten Zusammensetzungen oder Metallgemengen. 6. Brillenfabrik. 7. Ueber die Bereitung der Goldschläger-Arte. 8. Ueber die Brauchbarkeit des Steatits zu Schleifsteinen der Steinschneider. 9. Wünsche und Vorschläge zur Erweckung des Erwerbfleißes. 10. Ueber Hornbrillen. 11. Glättmaschine zur Verfertigung des Velinpapiers. 12. Versuch eine Art Essig. 13. Bleistift. 14. Ueber die Bereitung des Mahler-Silbers. 15. Bereitung des Bergblaues und des Berggrüns. 16. Beschreibung eines Fuhrwerks zur bequemern und leichtern Fortschaffung der Wassertonnen, von Neander. 17. Ungarisches Wasser. 18. Wallrath. 19. Ueber die geschnittenen Steine und die Kunst sie zu graviren. 20. Sieden in hölzernen Gefäßen. 21. Ueber die Fabrikatur des Stahls. 22. Beitrag zur genauern Kenntniß, Unterhaltung und Anwendung der Rasirmesser. 23. Ueber die Schleiermanufaktur Schlesiens, besonders in der Gegend von Hirschberg. 23. Ueber die Einführung der chemischen Geschwindbleichen zu Schmiedeberg in Schlesien. 24. Beschreibung einer zu Berlin verfertigten Glättmaschine. 25 Des Mühlmeister Füllmann Erfahrungen über das Schärfen der Mühlsteine. 26. Ueber die Verbesserung der bürgerlichen Gewerbe. 27. Sauerkleesalz-Fabriken. 28. Beitzung der Hölzer. 29. Neueste Erfindung, wollene Tücher, alle wollene, baumwollene, leinene und seide-

ne Zeuge, auch Papier, wasserdicht zu machen. 30. Ueber das Neapelgelb und die Art der Versicherung.

Rezensionen von neuen Kaufmännischen Schriften findet man 40, und unter den

Correspondenz- und vermischten Nachrichten eine Menge der wichtigsten Notizen.

Aus dieser Uebersicht wird man ersehen, daß diese Zeitung auch für Technologen und Statistiker Interesse haben muß. Der Jahrgang 1801 kostet, so wie der vorhergehende, entweder wöchentlich durch die Postämter oder monatlich durch die Buchhandlungen, 2 Thlr. 16 gr. sächs. oder 4 Fl. 48 kr. Rheinisch-Courant.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Janus, eine Zeitschrift auf Ereignisse und Thatsachen gegründet. Dec. 1800. ist erschienen und am 19ten an alle Buchhandlungen, Post- und Zeitungs-Expeditionen versandt worden.

Inhalt.

I. An das achtzehnte Jahrhundert, bei dem Schlusse seines letzten Jahres 1800.

II. Hatto.

III. Anekdoten aus dem Leben des Fürsten Leopolds von Anhalt Dessau

IV. Alte Volkssage vom Ursprunge der Herzöge von Zähringen.

V. Castelford Eine wahre Geschichte. (Beschluß.)

VI. Eufrasia von Löwenstern. Eine Erzählung.

VII. Aberglaube der vornehmen Französischen Welt unter Ludwig XV. Aus dem Französischen.

VIII. Idiographische Anekdoten.
IX. Fortgesetzte Nachrichten vom Theater zu Breslau.
X. Ueber die Fortsetzung dieses Journals.
XI. Kleinere Korrespondenznachrichten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Klopstocks Portrait, und andere neue Kupferstiche.

Allen Kunstfreunden und Verehrern Klopstocks machen wir auf dies vortreffliche Blatt aufmerksam. Es ist nach einem im Jahr 1798 von dem verstorbenen Anton Hickel gemalten sehr ähnlichen Bilde, einem Kniestücke, von J. G. Huck in Hannover, in geschabter Manier ausgeführt. Der Dichter ist sitzend dargestellt, die Größe des Blatts 21 Zoll Höhe und 16 Zoll Breite, und der Preis 4 Thlr. 12 gr. sächsisch- oder 8 fl. 6 kr. Rhein. Courant.

Ferner sind bei uns folgende, für jeden Kenner gewiß interessante, neue Blätter zu haben.

William Pitt, nach A. Hickel, von J. G. Huck, in geschabter Manier und in der Größe des Klopstockschen Portraits. 4 Thlr. 12 gr. od. 8 fl. 6 kr.

Charles James Fox, von ebendieselben Meister, und in gleicher Größe. 4 Thlr. 12 gr. od. 8 fl. 6 kr.

D. Friedrich Joh. Lorenz Meyer, Dombert in Hamburg, in geschabter Manier, nach A. Graff von J. G. Huck. 11 Zoll hoch und 8½ Z. breit. 1 Thlr 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Zwei Genien nach Schidoni, in geschabter Manier ausgeführt von Geiser und Fr. Wrenk, jedes Blatt 24 Zoll hoch und 18 breit. Abdrucke avant la lettre 19 Thlr. oder 33 fl.

Erstes Blatt einer Suite von Kupfern aus Wielands Oberon. 17 Z. hoch und 22 breit, nach Koch gestochen von J. Schumann, avant la lettre. 4 Thlr. 18 gr. od. 8 fl. 15 kr.

Amor und Psyche, und Venus und Canens, zwei Blätter nach H. Gagneraux und F. Schmid von E. Morace, 12 Z. hoch und 14 breit. 6 Thlr. 16 gr. od. 12 fl.

The Death of Major Pierson, gemalt von Singleton Copley und gestochen von A. Keßler. 19 Z. hoch und 24 breit, avant la lettre. 9 Thlr. 12 gr. od. 16 fl. 30 kr.

Amusement des Autrichiens und Amusement des Francois, zwei vortrefflich kolorirte charakteristische Blätter von Seele, 14 Z. hoch und 11 breit. 6 Thlr. 8 gr. oder 11 fl.

Briefe und Gelder werden franko erwartet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

VI. Ankündigung für Kunstfreunde.

Aufgemuntert durch die gütige Aufnahme, womit das verehrungswürdige Publikum den von mir herausgegebenen Kupferstich über den Ausfall der Hannoveraner aus Menin beehrt hat, zeige ich hierdurch an: daß ich dazu ein Gegenstück verfertiget habe, welches auf Pfingsten künftigen Jahres erscheinen wird.

Dieses Stück ist ebenfalls der Hannöverschen Tapferkeit, vorzüglich aber dem Andenken des edlen und ehrwürdigen Kriegers, weyland Generals der Infanterie von dem Busche gewidmet, unter dessen Anführung der Ruhm der Hannoveraner einen neuen Glanz erhielt, durch dessen Heldentodt die Armee selbst jedoch einen unersetzlichen Verlust erlitt. Man erlaube mir zur bessern Verständlichkeit des Stücks — wovon das Oelgemälde in den nächsten 8 Tagen Vormittags von 11 bis 1 Uhr in meiner Wohnung aufgestellt seyn wird, einige Details des Vorganges zu erzählen.

Die Franzosen passirten mit grosser Uebermacht die Waal. Sie griffen zweimal an, wurden aber zweimal geworfen und wieder über den Fluß gejagt.

„Nun bin ich zufrieden, sagte der General; aber ich hätte den Tag nicht überleben mögen, wenn wir die Feinde nicht wieder über das Wasser gepeitscht hätten.“ Er ließ sich dann eine Pfeiffe Tabak geben und ging im stärk-

sten Kanonenfeuer in einem Laufgraben auf und ab. Als ihn ein anwesender Offizier bat, sich nicht so sehr zu exponiren, antwortete er: „Sie wissen ja, wie sehr ich gute Beispiele liebe; ich thue das des Soldaten wegen, denn wenn der sieht, daß der Offizier kein Feuer scheuet, so ist er auch brav — und unser Leben steht zudem ja immer in Gottes Hand.“ Gleich darauf riß ihm eine Kanonenkugel den rechten Arm von der Schulter.

Die mitdienenden 3 Söhne des Generals, sein Neffe und einige andere Offiziers eilten herbei. Der Rittmeister von Töbing und ein paar Soldaten trugen ihn aus dem Laufgraben an einen sichern Ort; aber schon während des Tragens verschied er, 9 Minuten nach erhaltener Wunde. — Diese Scene bildet die Hauptgruppe des Gemäldes. Rechts sieht man den Oberadjudanten von dem Busche im Begriff zu Pferde zu steigen, um medicinische Hülfe zu holen; Links stehen einige Offiziers im Gespräch über den Vorgang; und im Vordergrunde sitzen einige verwundete Soldaten, die über den Verlust ihres geliebten Generals den eignen Schmerz vergessen.

Im Hintergrunde sind einige hannöversche Bataillons aufmarschirt. Ohnweit des Waal-Ufers steht ein noch dampfendes Haus, welches die Feinde zur Deckung des Rückzugs in Brand gesteckt hatten, und jenseit des Flusses sind die Feinde noch mit der Wiederausschiffung beschäftiget.

Ich habe bei Verfertigung dieses Stückes vorzüglich historische Wahrheit vor Augen gehabt, und durch treffende Aehnlichkeit der Personen, demselben das möglichste Interesse zu geben gesucht.

Die Subskription ist wie die des Ausfalls von Menin, nemlich:

für die ersten Abdrücke, avant La lettre das Stück zu	2 Pistolen
und für die übrigen das Stück zu	1 Pistole.

Wer auf 6 Exemplare subskribiret und zur Hälfte pränumeriret, erhält das 7te frei.

Hier in Hannover nehme ich und das Königl. Intelligenz-Comtoir, in Hildesheim der Hofkammerrath Holsch, in Weimar die Gebrüder Gädicke, in Frankfurt J. G.

Reinhelmer, in Braunschweig der Postsecretär Kellner, Subscription und Pränumeration an.

Briefe und Gelder werden postfrei erbeten.

Hannover, d. 2 Jan. 1801.

J. G. Huck,
Kupferstecher.
wohnhaft am Steinwege.

Briefe mit Pränumerationsgeldern erbitten wir uns franko.

Gebrüder Gädicke.

VII. Anzeige.

Von der berühmten Williams erscheinen nächstens in London:

Sketches of the State of Manners and opinions in the french Republic towards the close of the 18th Century in a Series of Lettres, by Helen Maria Williams.

die sich durch die Darstellung, besonders aber durch viele bisher unbekannte Nachrichten, vorzüglich über Neapel und Admiral Nelson, auszeichnen werden.

Eine französische Uebersetzung erscheint zu gleicher Zeit in Paris und eine deutsche in unserm Verlag, die aber von jener und vor dem Original selbst den Vorzug hat, daß sie mit Zusätzen der Verfasserin vermehrt wird.

Tübingen, d. 16. Dec. 1800.

Cotta'sche Buchhandlung.

VIII. Blätter für Polizei und Kultur.

Von keiner Art von Kenntnissen gilt es mehr als von denen, welchen obige Blätter bestimmt seyn werden, was Gregoire sagt: man muß sie gemein machen, (il faut vulgariser les sciences) wenn sie wirksamer wer-

den, wenn sie mehr als bisher der Menschheit zu gut kommen sollen.

Um hiezu in Deutschland nach Möglichkeit beizutragen, haben wir Hrn. Prof. Niemann in Kiel ersucht, die von ihm seit ein paar Jahren unter dem Titel: Schleswig holsteinische Blätter — mit Beifall herausgegebene Zeitschrift, weit umfassender zu machen, und sie auf alle policirten Länder auszudehnen. Von Anfang künftigen Jahres wird daher in unserm Verlag monatlich ein Heft unter obigem Titel erscheinen, worinn für die Polizey in ihrem ganzen Umfange und für diejenigen Aeußerungen der Kultur, welche, gleichviel mit welchem Rechte, zur Gebärde der Polizey gezogen werden, oder doch unter ihrem Einflusse stehen, vorzüglich Thatsachen, aber auch Bemerkungen und Vorschläge aufbehalten werden. Den policirten Zustand von Ländern und Oertern wird der Herr Verfasser aus den Anordnungen und Anstalten, aus den eigenen Dokumenten und Bekenntnissen ihrer Regierungen darzustellen suchen, und zugleich Handhabung und Erfolg derselben beobachten. Es werden also mit neuern Abhandlungen über Gegenstände der Art, Nachrichten von der Gesetzgebung und innern Verwaltung, soweit sie bürgerliche Freiheit und Ordnung beabsichtigt, bald auf einzelne Staaten eingeschränkt, bald von mehreren untereinander verglichen; Auszüge aus neuen Verfügungen der Landes- und Stadtpolicey (eine fortlaufende Chronik der Policey-Ordnungen); Gesetze, die sich durch Geist und Abfassung auszeichnen, nach ihrem wörtlichen Inhalte; Beschreibungen einzelner nachahmungswürdiger Anstalten, abwechseln. Von der Literatur der Policei wird bald in systematischer Uebersicht, bald in Anzeigen und Nachweisungen, Unterricht gegeben, zuweilen eine ältere Lehrmeinung mit einer neuern, zuweilen die Theorie mit der Praxis verglichen; die Anwendbarkeit jener, die Rechte und Zweckmäßigkeit dieser, und wechselseitige Einwirkung beider, beachtet werden. Auch neuere Entdeckungen und ökonomische Winke, welche der Policeiverwaltung zu statten kommen können, werden in diesen Blättern aufbehalten. Kurz der Hr. Verf. wird in diesen Blättern für Beobachter, für denkende Vorsteher und aufmerksame Verwalter der Policey das Brauchbare, Altes und Neues, wo er es findet,

sammeln, das Nachahmungswerthe von dem einen Lande und Orte erzählen, um Nachahmung und Wetteifer im andern, mehr vielleicht durch lebende Beispiele als durch bloße Lehren zu veranlassen. Daneben wünscht er besonders dem gebildeten Mittelstande aller Klassen, zum Nachdenken über seine Verhältnisse, Ansprüche und Pflichten als Mitbürger Gelegenheit und Stoff zu bieten, überzeugt, daß Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und bürgerliche Mündigkeit auf diesem Wege am sichersten verbreitet und gefördert werden.

Der Druck wird unter den Augen des Herrn Verfassers in Kiel, und die Expedition von der akademischen Buchhandlung daselbst in unserm Namen besorgt werden.

Der Preis des Jahrgangs ist 4 Thlr. 8 gr. sächsisch, oder 7 fl. 48 kr. Reichsgeld.

Tübingen, den 12. Dec. 1800.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eunomia.

Eine
Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Von einer Gesellschaft von Gelehrten.

Herausgegeben

von

Feßler und Rhode.

Omnibus aequa.

Dies ist der Titel des neuen Journals, welches mit dem 1sten Januar 1801 statt des Archivs der Zeit in meinem Verlage erscheint.

Der Preis für den ganzen Jahrgang ist, wie beim Archiv der Zeit, 5 Thaler.

Bestellungen hierauf bitte ich aufs forderſamſte an mich, gelangen zu lassen. Berlin, am 1 Dec. 1800.

Fr. Maurer.

Neuer
Teutſcher Merkur.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Zweites Stück. 1801.

Weimar.
Gedruckt und verlegt bey den Gebr. Gädicke.

Betragen übertraf alles, was sich Dion von ihm versprochen hatte. Ganz Syracus empfand sogleich die Würkungen dieser glücklichen Veränderung. Er gieng mit einer unglaublichen Behendigkeit von dem höchsten Grade des tyrannischen Uebermuths zu der Popularität eines athenienſischen Archonten über; setzte alle Tage einige Stunden aus, um jedermann mit einnehmender Leutseligkeit anzuhören, nannte sie Mitbürger, wünschte sie alle glücklich machen zu können; machte würklich den Anfang, verschiedene gute Anordnungen zu veranstalten, und erweckte durch so viele günstige Vorzeichen die allgemeine Erwartung einer glückseligen Revolution, welche nun auf einmal der Gegenstand aller Wünsche, und der Inhalt aller Gespräche unter dem Volke wurde.

Es könnte genug seyn, gegen diejenige, die eine so grosse und schnelle Verwandlung eines Prinzen, den wir für ein kleines Ungeheuer von Lastern und Ausschweifungen gegeben haben, unglaublich vorkommen möchte, uns auf die einhellige Aussage der Geschichtschreiber zu beruffen; aber wir können noch mehr thun; es ist leicht, die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit derselben begreiflich zu machen. Aufmerksame Leser, welche einige Kenntniß des menschlichen Herzens haben, werden die Gründe hierzu in unsrer bisherigen Erzählung schon von selbsten entdeckt haben. In einem Gemüths-Zustande, worinn die Leidenschaften schweigen, wo uns vor den Ergötzungen der Sinne eckelt, und der

Inhalt.

I. Säkulerlieder.
1. Lied beim Schluß des achtzehnten Jahrhunderts. S. 8
2. Trauergesang am Grabe des Jahrhunderts. Von Fr. Brun. — 9
II. Stimmen aus der Schweiz.
1. Aus einer Rede an die studierende Jugend in Zürich. Von Hottinger. — 9
2. Das Mänschen, aus den Liedern des Mannes vom Berge — 9
III. An J. H. Voß, dem Uebersetzer Homers. — 101
IV. An die Herausgeber des T. Merkurs über die Allgemeine Zeitung. — 112
V. Kunst. Ludwig Hess, Landschaftsmaler. Nebst einer Anzeige seiner zehnten Blätter, von J. Horner. — 117
VI. Antiquarische Aehrenlese.
Wozu dient das Kubbern beim Fischergeräthe im Homer? — 130
VII. Auszüge aus Briefen.
1. Aus London. Burgeß Richard Löwenberg. Gavin Hamilton. Jenkins. Dallaway. — 145
2. Aus Edinburg. Dr. Blair. Ossian im erschen Original. — 150
3. Aus St. Petersburg. Münzpasten aus dem Huntérschen Museum. — 153
4. Aus Wien. Züsly's Annalen. Karoline Pichler. — 154
5 Aus Berlin. Gilly. Lessings Denkmal auf ihn. — 157
6. Aus Magdeburg. General-Kunst-Schulkasse. — 159
7. Aus Wittenberg. Pseudo-Damberger. — 160

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man ſich abonniren:

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland, für welche das Kaiſerl. Reichs-Oberpoſtamt zu Erfurt die Hauptcommiſſion hat.

2) bey dem Kaiſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen ſoliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Verſendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg beſorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken koſtet in Weimar 3 Rthlr. ſächſiſch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Conrant.

Wir erſuchen alle Leſer ſich mit ihren Aufträgen an eine der vorſtehenden Addreſſen oder an uns ſelbſt zu wenden. Aeltere Jahrgänge ſind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelaſſen.

Literariſche und Kunſt-Anzeigen zu dem regelmäſſig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unſerer Adreſſe erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1801.

I.

Säkularlieder.

1.

Lied beim Schluß des achtzehnten Jahrhunderts *).

Horch! des Jahrhunderts Sterbeglocke ſchallt!
Ein bunt Gemiſch verwirrter Szenen ſchwindet

*) Der durch Verdienſte, Würden und Jahre verehrenswerthe Verfaſſer dieſes Geſangs — einer zwar von Seiner Seite ganz anſpruchloſen, aber gewiß nicht ohne die Muſe, die er einſt in ſeiner Jugend liebte und die dem Ungetreuen noch im Alter hold iſt, entſprungenen Frucht etlicher einſamer Stunden des ſcheidenden Jahres — iſt von den vertrautern Jugendfreunden Klopſtocks, welche die Ode an Ebert (die zweite vom Jahr 1748 in der Neueſten Ausgabe) mit Einem gemeinſchaftlichen Kranz um-

Mit ihm; der Zeiten Genius verkündet
Ein neues schauerliches Drama. Bald
Hebt sich der Vorhang. In Erinnerung
Vergangner Leiden harret, tief erschüttert,
Das menschliche Geschlecht des Trauerspiels, und zit-
tert
Vor banger Ahndung der Entwickelung.

schlingt, der Einzige noch mit ihm, wiewohl fern von ihm, lebende; eben derselbe, von welchem es in Winsolfs drittem Liede heißt:

—— Den hat vereintes Blut
Mehr noch die Freundschaft zärtlich mir zugesellt, u. s. w.

Dieser einzige Umstand wäre, alleiſt schon hinlänglich, gegenwärtigem Gedichte, wie unbedeutend es auch in den Augen seines Urhebers seyn darf, in den meinigen den hohen Werth zu geben, den für mich alles hat, was mich in jenes unsrer Sprache und Literatur so wichtige Jahrzehend von 1745 bis 56 zurückzaubert, und mich wie einen Nachklang aus jener goldnen Jugendzeit der teutschen Musen hören läßt. Einem ähnlichen Gefühl, einer ähnlichen Versetzung in jene goldnen Tage hat vermuthlich dies Gedicht sein Daseyn zu danken; und dies möge meine Entschuldigung seyn, wenn es Entschuldigung bedarf, daß ich hier mit mehrern Zeit- und Geschmacks-Verwandten theile, was ursprünglich nur für einen kleinen freundschaftlichen Kreis bestimmt war.

Chor.

Mit ſtiller Würde naht heran
Ein neu Jahrhundert, hält die Wage
Des Schickſals; Hofnung beßrer Tage
Bezeichnet dämmernd ſeine Bahn.

Du ſcheidest, unglücksvolles Säkulum;
Auf deinen Fittigen entflöh der Friede.
Die Völker kämpfen, und des Würgens müde
Sehn ſie verzweiflend ſich nach Rettung um.
Umſonſt! der Zwietracht Dämon, wütend ſchwingt
Noch immer ſeine Fackel; Donner rollen,
Und unter Thränen, die dir Nazionen zollen,
Ertönt das Lied, das dich zu Grabe ſingt.

Chor.

Willkommen neues Säkulum!
Oh wandle Haß der Nazionen
In Wechſelneigung ſich zu ſchonen,
In Bruderlieb' und Eintracht um.

Jahrhundert, deſſen Politik ſo ſchief
Die Dinge ſah, und doch Bewundrung heiſchte,
Wenn Selbſtvertraun des Staatsmanns Auge täuſchte,
Daß, ſtatt nach Weſen, er nach Schatten grif;
Wenn Egoismus ſich mit Stolz verband,
Rechtſchaffenheit und Biederſinn verdrängte,

Das Mitgefühl erſtickte, und den Buſen engte,
Daß in ihm Freundſchaft keinen Platz mehr fand.

Chor.

O! ſetze, neues Säkulum,
Dem Staatsmann Menſchenwohl zum Ziele,
Schaff in theilnehmende Gefühle
Den harten Sinn der Selbſtſucht um!

Aufklärung predigte der Skribler Heer;
Sie ſtempelten ſich, aufgebläht und eitel,
Zu Wahrheits-Herolden; es ſchwoll ihr Beutel,
Und ihrer Leſer Köpfe blieben leer.
Der Dichter und der Dichterlinge Chor
Sang oft im Almanachs-Konzert zuſammen.
Vor manchen Liedern, voll von Liebesdrang und Flammen,
Verſtopften Amor und Apoll ihr Ohr.

Chor.

Der Weisheit, nicht des Goldes Glanz
Erleuchte der Aufklärer Köpfe;
Aus der Begeiſtrung Quelle ſchöpfe
Der Dichter, oder — — ſchweige ganz.

Der zärtlichen Gefühle Theorie
Studierte jede ſechzehnjähr'ge Schöne

In Schildrungen des trauten Lafontaine,
Und Heloiſe vervollkommte ſie;
Nur Titusköpfe lohnte Minneſold.
Nicht mehr umſchlang mit zarten Blumenbanden
Gott Hymen Herzen, die im Einklang ſich verſtanden:
Er ſchmiedete nur harte Band' aus Gold.

Chor.

Der Schönen Ruhm ſey Sittſamkeit,
Ihr Schmuck der Unſchuld zarte Blüthe;
Der Ehe Band ſey Herzensgüte,
Ihr ſüßer Lohn Zufriedenheit.

Geſelligkeit, dein fröhliches Geſicht
Zog düſtrer Ernſt in Falten. Freude winkte
Vergebens, ſprudelnder Champagner blinkte
Umſonſt; man ſcherzte nicht, man lachte nicht.
So ſchwand in dir, Jahrhundert, unſer Glück:
Jetzt ſchwindeſt du, verſinkſt im Strom der Zeiten!
Nimm unſern Abſchied an, womit wir dich begleiten
O! nimm ihn an, und — kehre nie zurück.

Chor.

Gefährtin holder Sympathie,
O! Freude, dich ruft unſre Bitte

Zu uns zurück in unſre Mitte;
Komm wieder, und verlaß uns nie!

2.

Trauergeſang

am Grabe des Jahrhunderts.

Nach J. A. P. Schulzens Melodie: „Des Jahres letzte Stunde“ zu ſingen.

Eine Stimme.

Von Wetternacht umleuchtet,
Sinkt ernſt das Jahr hinab;
Die Wehmuthszähre feuchtet
So mancher Hoffnung Grab!
Entflohn, von uns geſchieden
Sind Treue, Lieb' und Frieden;
Wir ſtehn an eines Abgrunds Rand,
Wo biſt, wo biſt du, Helfershand?

Das Chor.

Wir ſtehn an eines Abgrunds Rand,
Wo biſt, wo biſt du Helfershand?

Eine Stimme.

Wie anders war geſtaltet,
O Freund', einſt unſre Welt!
Sie iſt mit uns veraltet,
Wie ein Gewand zerfällt.
Die Täuſchung ach! entweichet,
Die Gegenwart nur reichet
Uns der Zypreſſe finſtern Zweig,
Und ihre Wang' iſt todtenbleich!

Das Chor.

Sie reicht uns den Zypreſſenzweig,
Und ihre Wang' iſt todtenbleich!

Eine Stimme.

An des Jahrhunderts Neige
Erſcheint im Abendroth,
Der Vorſicht reinſter Zeuge,
Des Friedens milder Gott!
Er ſenket ſeine Flügel
Auf friſche Todtenhügel —
Von ſeinem Kranz träuft Oel und Wein —
Er will des Erdballs Tröſter ſeyn.

Das Chor.

Von Seinem Kranz träuft Oel und Wein —
Er will des Erdballs Tröſter ſeyn.

Mangel an angenehmen Eindrücken uns in einen beſchwerlichen Mittelſtand zwiſchen Seyn und Nichtſeyn verſenkt — in einem ſolchen Zuſtande, iſt die Seele begierig, einen jeden Gegenſtand zu umfaſſen, der ſie aus dieſem unleidlichen Stillſtand ihrer Kräfte ziehen kann, und alſo am beſten aufgelegt, den Reitz ſittlicher und intellectualiſcher Schönheiten zu empfinden. Allerdings würde ein trockner Zergliederer metaphyſiſcher Begriffe ſich nicht dazu geſchickt haben, ſolche Gegenſtände für einen Menſchen zu zu richten, der zu einer ſcharfen Aufmerkſamkeit eben ſo ungeduldig als unvermögend war. Allein die Beredſamkeit des Homers der Philoſophen wußte ſie auf eine ſo reitzende Art für die Einbildungs-Kraft zu vercörpern; wußte die Leidenſchaften und innerſten Triebe des Herzens ſo geſchickt für ſie ins Spiel zu ſetzen, daß ſie nicht anders als gefallen und rühren konnten. Hiezu kam noch die Jugend des Tyrannen, welche ſeine noch nicht verhärtete Seele neuer Eindrücke fähig machte. Warum ſollte es alſo nicht möglich geweſen ſeyn, ihm unter ſolchen Umſtänden auf etliche Wochen die Liebe der Tugend einzuflöſſen, da hiezu weiter nichts nöthig war, als ſeinen Neigungen unvermerkt andre Gegenſtände an die Stelle derjenigen, deren er überdrüſſig war, zu unterſchieben — Denn in der That war ſeine Bekehrung nichts anders, als daß er nunmehr, anſtatt irgend einer Wolluſt-athmenden Nymphe; ein ſchönes Phantom der Tugend umarmte, und ſtatt in ſyracuſiſchem Weine ſich in platoniſchen Ideen berauſchte — und daß eben dieſe

Eitelkeit,

Zu uns zurück in unſre Mitte!
Komm wieder, und verlaß uns nie!

2.

Trauergeſang
am Grabe des Jahrhunderts.

Nach J. A. P. Schulzens Melodie: „Des Jahres letzte Stunde“ zu ſingen.

Eine Stimme.

Von Wetternacht umleuchtet,
Sinkt ernſt das Jahr hinab;
Die Wehmuthsthräne feuchtet
So mancher Hoffnung Grab!
Entflohn, von uns geſchieden
Sind Treue, Lieb' und Frieden;
Wir ſtehn an eines Abgrunds Rand,
Wo biſt, wo biſt du, Helfershand?

Das Chor.

Wir ſtehn an eines Abgrunds Rand,
Wo biſt, wo biſt du Helfershand?

Eine Stimme.

Wie anders war geſtaltet,
O Freund', einſt unſre Welt!
Sie iſt mit uns veraltet,
Wie ein Gewand zerfällt.
Die Täuſchung ach! entweichet,
Die Gegenwart nur reichet
Uns der Zypreſſe finſtern Zweig,
Und ihre Wang' iſt todtenbleich!

Das Chor.

Sie reicht uns den Zypreſſenzweig,
Und ihre Wang' iſt todtenbleich!

Eine Stimme.

An des Jahrhunderts Neige
Erſcheint im Abendroth,
Der Vorſicht reinſter Zeuge,
Des Friedens milder Gott!
Er ſenket ſeine Flügel
Auf friſche Todtenhügel —
Von ſeinem Kranz träuft Oel und Wein —
Er will des Erdballs Tröſter ſeyn.

Das Chor.

Von Seinem Kranz träuft Oel und Wein —
Er will des Erdballs Tröſter ſeyn.

Eine Stimme.

Zu ihm erhebt der Bräute,
Der Mütter Flehen sich —
Des Grabgesangs Geläute
Verkehrt in Jubel sich,
Mit ausgestreckten Armen
Sanft lächelt er Erbarmen;
Und wo des Grames Zähre floß,
Empor des Oelbaums Schößling sproß.

Das Chor.

Und wo des Grames Zähre fließt,
Empor des Oelbaums Schößling sprießt.

Eine Stimme.

Wer würd' ihn nicht begrüßen,
Wer nicht empfah'n den Gott?
Seht Wonnethränen fließen
Im heitern Abendroth;
Der ist kein Mensch geboren,
Der ihn nicht auserkohren,
Zu trocknen alle Thränen ab,
Den Greis zu leiten in sein Grab!

Das Chor.

Er trocknet alle Thränen ab,
Und führt den Greis ins stille Grab.

Eine Stimme.

Greis mit der Silberlocke,
Und mit dem Blutgewand,
Wie welkt die Maienglocke
Dir in der dürren Hand!
Er neigt sich lebensmüde,
Und jammert „holder Friede,
„Komm mit mir in mein tiefes Grab,
„Die Welt dir keine Freistatt gab!

Das Chor.

Geh mit ihm in sein tiefes Grab,
Die Welt dir keine Freistatt gab!

Der Greis.

„Jahrhundert man mich nennet,
„Ich ward Jahrtausend alt!
„Aeonen weit zertrennet,
„Ein Chaos ungestalt,
„Sah ich die Welt versinken,
„Und keine Zukunft winken!
„Die Hofnung steiget mit hinab
„In des Jahrhunderts tiefes Grab!“

Das Chor.

Die Hofnung steiget mit hinab,
In des Jahrhunderts tiefes Grab!

Eine Stimme.

Und aller Jubel ſchweiget,
Die Blüten welken ab,
Der Friedensgott ſich neiget
Zum Greis ins tiefe Grab —
Die Kriegstrommet' erſchallet,
Und Berg und Thal durchhallet
Des Aufrufs wildes Schreckenshörn,
Bis an der Alpen-Ströme Born.

Das Chor.

Es tönt des Aufrufs Schreckenshorn,
An aller Ströme Alpenborn.

Eine Stimme.

Wer kalt im eignen Glücke,
Das ferne Leid nicht theilt,
Verdient daß das Geſchicke
Sein ſichres Haupt ereilt.
Aus Einem Stamm entſproſſen,
Iſt unſer Blut gefloſſen —
Wir weinen an der Brüder Gruft,
Es ſteigt des Todtenopfers Duft!

Das Chor.

Wir weinen an der Brüder Gruft,
Es ſteigt des Todenopfers Duft!

Eine Stimme.

O du Geſchlecht, geboren
Im heitern Morgenſchein!
Von Nemeſis erkohren,
Einſt Opferſchaar zu ſeyn —
An deinen Grüften weinet
Europa — ſanft vereinet
Sich aller Zonen Trauerhall
Zu klagen deinen frühen Fall!

Das Chor.

Es tönt der Zonen Trauerhall
Zu klagen deinen frühen Fall!

Eine Stimme.

Doch aus dem Blutgefilde,
Wo Trug und Wahn gemäht,
Im ſanften Lichtgebilde
Einſt Wahrheit auferſteht!
Die Hände hier vereinet,
Und treu den Eid gemeinet
Der Eintracht und der Brüderhuld,
Und des Vergeſſens aller Schuld!

Das Chor.

Ach! Eintracht nur und Brüderhuld
Verſöhnt der Menſchheit große Schuld!

Eine Stimme.

Werft die Zypreſſenkronen,
Leiſ' auf die Opferſchaar!
In beſſern Regionen
Wird ihre Hofnung wahr!
Wir beten „gieb uns Frieden,
„Und Brüdergeiſt hienieden!“
Hoch über finſterm Grab der Zeit
Schwebt Glauben an Unſterblichkeit!

Das Chor.

Hoch über finſterm Grab der Zeit,
Schwebt Glauben an Unſterblichkeit!

Kopenhagen.

Fr. Brun.

II.

Stimmen aus der Schweiz.

1.

Aus einer Rede an die studierende Jugend in Zürich *).

— Diese todte Stille und Einsamkeit, diese freudenlose Feier eines ehemals Jungen und Alten so willkommnen Tages, diese Erschlaffung der Herzen, und diese Verstimmtheit der Gemüther, wie laut zeu-

*) Aus des Hrn. Chorherrn Hottingers Rede an die studierende Jugend bei Gelegenheit der Bücherausheilung am 29 September 1800. (Zürich, bei Näf 18 S.) Dieß Bücherlegat wurde sonst unter fröhlicher Musik und in Gegenwart der Eltern und Verwandten in einer zahlreichen Versammlung an die verdientesten Jünglinge ausgetheilt. Jetzt war alles öde und traurig. „Einsam und verlassen ruhet die kleine Heerde samt dem Hirten in dem weiten Raume des Tempels.“ Die Rede enthält mehrere treffliche Winke über die kluge Auswahl der Bücher, wie man sie von einem Hottinger erwarten kann. Die oben angezogene Stelle macht den Beschluß.

gen sie nicht von dem traurigen Fall des zu Boden geworfnen Vaterlandes?

Des Vaterlandes? — Ach, ist diese Erdscholle, an welcher wir kleben, sind diese Mauern, die uns umringen, sind diese Berge, Seen und Flüsse, die unserm Auge begegnen, das Vaterland? Das Vaterland ist da, wo eine große oder kleine Gesellschaft von Menschen sich unter dem Schirm gerechter Gesetze, und dem Beistand ihrer Verweser zur Sicherstellung der Ehre, des Lebens und des Eigenthumes vereinigt. Das Vaterland ist da, wo der ruhige Bürger Ruhe, der unterdrückte Recht, der beschädigte Vergütung, der gekränkte Genugthuung findet. Das Vaterland ist da, wo Gemeingeist und Liebe zur Ordnung herrschen, der Einzelne in der Wohlthat des Ganzen sein Wohl sucht, wo alle für Einen stehen, und Tausende für die allgemeine Ruhe und Sicherheit, Vermögen und Leben willig zum Pfand setzen. — Da wo Unverstand und gesetzlose Willkühr den Zepter führt; da wo niedriger Eigennutz den Partheigeist zu tödtlichem Kampf und unversöhnlichem Hasse weckt; da wo der gewalthabende Frevel die räuberische Hand nach dem Eigenthum des nützlichen, und für den Staat arbeitenden Bürgers ausstreckt; da wo Tausende um den Schutz der Gesetze unerhört flehen; da wo der Richter, zu nervenlos das Laster zu schlagen, sich mit dem Zeitgeist entschuldigt, da ist das Vaterland nicht.

O du von Uebermuth und höhnender Gewalt zertretenes, mit dem Blute deiner besten Söhne getränktes Land! O du vormals glückliche und blühende, nun durch die Greuel des Kriegs entweihte, durch Zwietracht geschändete Stadt! Was bleibt dir übrig, das den Aufenthalt in dir noch erwünscht machen könnte? Fesselten an dich mich nicht die heiligen Bande des Blutes, verschlössest du nicht die Asche meiner Erzeuger und Freunde, und haftete nicht an dir das Andenken beßrer Tage, und edler Menschen und Thaten, ich würde dich unbereut mit jedem Winkel der weiten Erde vertauschen. — Ist noch ein Gut, an welchem der Unverstand sich nicht vergreift, noch ein Eigenthum, welches die Raubsucht verschont? — Ja, Ein Gut ist noch, an welchem der Unverstand sich nicht vergreift, weil er es nicht gebrauchen, noch Ein Eigenthum ist, welches die Raubsucht verschont, weil sie es nicht rauben kann — Wahrheit und Wissenschaft.

O du Geist der Wahrheit und der Wissenschaft! leite du die jungen Seelen dieser schuldlosen Söhne des entarteten Vaterlandes auf die Bahn der Erkenntniß und Weisheit. Laß, o laß sie über dem Anblick aller der Schändlichkeiten unsrer Tage nicht an der Menschheit irre werden, noch an der Tugend verzweifeln. Bewahre sie vor jeder unedeln Leidenschaft, vor allem unruhigen Streben nach wandelbaren und hin-

Eitelkeit, welche ihn vor weniger Zeit angetrieben hatte, mit dem Bacchus und einer andern Gottheit, welche wir nicht nennen dürfen, in die Wette zu eifern, ſich itzt durch die Vorſtellung kitzelte, als Regent und Geſetzgeber den Glanz der berühmteſten Männer vor ihm zu verdunkeln, die Augen der Welt auf ſich zu heften, ſich von allen bewundert, und von den Weiſen ſelbſt vergöttert zu ſehen.

Daß dieſes Urtheil von der Bekehrung des Dionys richtig ſey, hat ſich in der Folge würklich bewieſen; und man hätte, däucht uns, ohne die Gabe der Divination zu beſitzen, vorausſehen können, daß eine ſo plötzliche Veränderung keinen Beſtand haben werde. Aber wie ſollten die in einer groſſen Angelegenheit verwickelten Perſonen fähig ſeyn, ſo gelaſſen und uneingenommen davon zu urtheilen, wie entfernte Zuſchauer, welche das Ganze bereits vor ſich liegen haben, und bey einer kalten Unterſuchung des Zuſammenhangs aller Umſtände ſehr leicht mit vieler Zuverläſſigkeit beweiſen können, daß es nicht anders habe gehen können, als wie ſie wiſſen, daß es gegangen iſt? Plato ſelbſt ließ ſich von den Anſcheinungen betrügen, weil ſie ſeinen Wünſchen gemäß waren, und ihm zu beweiſen ſchienen, wieviel er vermöge. Die voreilige Freude über einen Succeß, deſſen er ſich ſchon verſichert hielt, ließ ihm nicht zu, ſich alle die Hinderniſſe, die ſeine Bemühungen vereiteln konnten, in der gehörigen Stärke vorzuſtellen, und in Zeiten darauf bedacht zu ſeyn, wie er ihnen zuvorkom-

fälligen Scheingut, und lehre sie das einzige Gut, da wo es ist, suchen und finden!

2.

Das Mäuschen *).

Heda, du liebes, kleines Thier!
Dich läßt du nie vermissen.
Sag an, was ists, was suchst du hier? —
Du denkst, ich solle es wissen.

Nicht wahr? Du kömmst — ich weiß es ja —
Dein Morgenbrod zu suchen,

*) Dieß Lied ist aus einer handschriftlichen Sammlung von Liedern genommen, die den Titel führen: Lieder des Mannes vom Berge, in der befreiten Schweiz gesungen im Jahr 1798. Wenn es erlaubt wäre, mehrere sinn- und trostvolle Lieder z. B. die Bürger Senatoren, oder die Bürger Minister aus dieser Blumenlese auf den Alpen mitzutheilen, und den Namen des als klassischen Schriftsteller in einem andern Fache berühmten Mannes vom Berge unsern Lesern zu verrathen: so würden sie auch in dieser deutungsvollen schlichten Fabel vom Mäuschen noch manche neue Beziehung entdecken, und mit uns wünschen, daß einst die ganze Sammlung im Druck erscheinen möge.

B.

Da iſt dein Tropfen Milch, und da
Dein Bischen Käſ' und Kuchen.

Die Milch zuſammt dem Käſ' wirſt du
Als Tageskoſt verzehren;
Allein den Kuchen leg ich zu,
Mein Namensfeſt zu ehren.

Hört, wie wir uns, das Mäuschen und
Ich ſelbſt, zuſammen fanden,
Und durch den ewig treuen Bund
Uns feſtiglich verbanden.

Das Mäuschen kam, heut iſts ein Jahr,
Aus ſeinem Neſt, und nagte
Im Bett, weil nichts zu finden war,
Das beſſer ihm behagte. —

Kaum aber ward der Feind von mir
Auf ofner That betreten,
Da ſprang ich vor des Neſtes Thür,
Die Flucht ihm zu vertreten.

Ha Räuber, halt! Nun hab ich dich!
Was gilts? du kömmſt nicht wieder. —
Da lief das Mäuschen jämmerlich
Im Zimmer auf und nieder.

Husch, Husch! Es ſucht, und ſucht — O Schmerz!
Kein Ausweg ward gefunden.

Da pfiffs so bang: ein Felsenherz
Hätt seine Noth empfunden.

Und jählings wandte sich mein Muth.
Es sprang von freien Stücken
In meinem umgekehrten Huth,
Und lag auf seinem Rücken.

Da guckt' ich in den Huth hinab,
Und sprach zu mir im Stillen:
„Wer dir den Magen gab, der gab
Das Recht ihn auch zu füllen."

Du hast für deinen Frevel baß
Gebüßt, sagt ich; verziren
Mag ich dich länger nicht, drum laß
Uns bald kapituliren.

„Erwägend, daß ein Bettstück Geld,
Ein Mäuschen wenig kostet,
Erwägend, daß wo Nahrung fehlt,
Der beßre Magen rostet;

Beschließt der Mann von diesem Haus,
Beschließt die Maus danieden,
Sie mit dem Mann, er mit der Maus
Auf ewge Zeiten Frieden.

Fürs erste soll das Mäuschen mir
Mein Bettstück nie benagen.

Fürs zweite liefr' ich täglich dir
Die Koſt für deinen Magen.

Fürs dritte ſoll man jederzeit
Ob dem Vertrage halten,
Soll zwiſchen beiden Einigkeit
Und Fried' und Freundſchaft walten.

Alſo beſchloſſen: proprio
Selbſtändig unterzeichnet,
Der Mann vor Berg, und tacito
Dem Mäuschen zugeeignet.

Für ſichre Währ und Leiſtung bürgt
Die Treu und Wahrheit ſelber,
Im Jahre da man Menſchen würgt,
Wie Schaafe, Schwein' und Kälber."

Von dieſer Stund datiret ſich
Des Streites End und Amen,
Und leben wir, die Maus und ich,
Recht brüderlich beiſammen.

Allmorgen fünfe Glockenſchlag
Kriecht ſie aus ihrer Ritze,
Und leckt mir, bin ich noch nicht wach,
Des kleinen Fingers Spitze.

Das Mäuschen, ſeht ihr, hat Verſtand;
Kaum merk ichs, und zur Stunde

Kriegt es die Milch aus meiner Hand,
Den Käs' aus meinem Munde.

Bald trippelts mir auf meinen Schoß,
Bald schlüpfts mir in die Tasche
Hinein; da geht es munter los
Nach Krümmchen auf die Nasche.

Auf Tisch und Bret und Ofen thut
Es frank und frei hausiren.
Bald seh' ich es auf meinen Hath,
Und geh mit ihm spazieren.

Da hats ein Spiel, und hats ein Fest,
Läuft auf der Krempe munter
All überall herum und läßt
Den langen Schweif herunter.

Nun wißt ihr alles, was ich wollt
Von meiner Maus verhandeln.
Doch Wissen macht nicht klug: ihr sollt
Auch nach dem Wissen handeln.

Drum bitt' ich, nehmt an meiner Maus
Und mir auch ein Exempel.
Die ganze Welt ist Gottes Haus,
Der Himmel ist sein Tempel.

Er will, wir alle sollen sein
Glück, Freud und Schmerzen theilen.

Sagt, kann er wohl zufrieden ſeyn
Mit euch, wenn ihr zuweilen

Für minder, als ein Mäuschen frißt,
Euch ſchlaget, ſchießet, ſtechet,
Und für ein Recht, das Unrecht iſt,
Die Hälſ' einander brechet?

Sagt nicht, was geht die Maus uns an!
Als wenn wir Mäuſe wären!
Seyd ihr nicht Mäuſe, nun wohlan,
So ſeyd auch keine Bären!

III.

An J. H. Voß,
den
Ueberſetzer Homer's *).

Habe ich je gewünſcht, daß meine Worte kräftig genug ſeyn möchten, Ueberzeugung von der Wahrheit ihres

*) Unmöglich kann dieſer Aufſatz einem Künſtler zu nahe treten, der ſich ſelbſt nie genug thut, und dem wir eine faſt ganz umgearbeitete, wahrſcheinlich oft zu frühern, weniger grätiſirenden Wendungen zurück-

Inhalts hervorzubringen, so thue ich es jetzt, da ich Sie der reinsten Hochachtung versichere, auf welche Sie als einer unsrer vorzüglichsten Dichter und besten Erklärer des klassischen Alterthums so gerechten Anspruch haben. Man muß entweder alles Geschmacks und aller Billigkeit beraubt seyn, oder zu der Fahne einer allein seeligmachenden Schule geschworen haben, wenn man Ihnen diese Vorzüglichkeiten und Verdienste nicht in einem hohen Grade zugestehen will. Dieß wissen Sie vielleicht bereits durch Versicherung kenntnißreicherer und geschmackvollerer Männer, als ich zu seyn mir anmaaße; aber zuverlässig ist es Ihnen nie mit größerer Aufrichtigkeit und mit dankvollerer Verehrung gesagt worden, als ich es hier thue. Es ist des Folgenden wegen nothwendig, daß Sie diese Aeußerungen für das Bekenntniß eines wahrheitliebenden Herzens annehmen.

Zu wiederholten Malen und zu sehr verschiedenen Zeiten habe ich Ihre Uebersetzung der Iliade und Ihre zweite Uebersetzung der Odyssee gelesen, und manche Stelle mit demjenigen Vergnügen gelesen, welches Meisterwerke in jedem gutgestimmten und für das Erhabene und Schöne empfänglichen Gemüth erregen

lehrenden Ausgabe der Ilias und Odyssee zu danken haben werden.

müſſen. Aber die unangenehme Empfindung, welche die dem griechiſchen Texte zu ſorgfältig nachgebildete Wortſtellung und der der jetzigen Sprechart ganz uns gewöhnliche Gebrauch der Partikeln mir verurſachte, war ich nicht nur nicht im Stande zu unterdrücken, ſondern ſie wurde vielmehr mit jeder Wiederholung reger und beſchwerlicher. Stellen dieſer Art anzuführen wäre ſehr überflüſſig, da mir bald der gute bald der böſe Wille der Kunſtrichter dieſe Mühe erſpart hat, und die Klage den im ganzen Werke vorherrſchenden Ton trift.

Daß ich öfters, um die Ueberſetzung zu verſtehen, nach dem Original greifen mußte, möchten Sie zwar vielleicht nicht als einen Einwurf gegen die Güte der Ueberſetzung gelten laſſen, ſondern vielmehr für einen Beweis meiner Unkunde der teutſchen Sprache anſehen. Aber es wird mir erlaubt ſeyn, dagegen einzuwenden, daß es einer Ueberſetzung nicht zur Empfehlung dienen kann, wenn ſie undeutlich iſt, indeß das Original den Karakter der größten Deutlichkeit und Klarheit an ſich trägt, und wenn ſie ſogar undeutlicher iſt, als das Original ſelbſt für diejenigen, welche die Sprache der Ueberſetzung als ihre Mutterſprache ſprechen, und aus ihrer genauen Kenntniß ein Studium machen. Sollte nicht vielmehr, wenn man uns das Urbild mit der gewiſſenhafteſten Treue nachgebildet aufſtellen will, die Aehnlichkeit auch vorzüglich

darin gesucht werden, daß die Uebersetzung eben so sehr vom größern Theile der lesenden Nazion verstanden und den Lieblingswerken des Vaterlandes beigezählt werden könne, als das Urwerk der geliebteste Gesang der Gebildeten, der Patrioten und des ganzen hörenden Volks war? Sollte man nicht mit Recht in der Uebersetzung eines Epos, das, fern von aller lyrischen Kühnheit in Wahl und Anordnung der Wörter, zum Hauptzweck hat, lichtvoll und mit Empfindung darzustellen, eine plane Wortordnung erwarten, ja verlangen dürfen?

Ich will mich indessen des Vortheils dieser Einwendung nicht bedienen, sobald erwiesen werden kann, daß durch jene buchstäbliche Treue in Worten und in der Wortstellung die Kraft, die Anmuth und das Kolorit des alten Kunstwerks richtiger dargestellt und das Original ächter gegeben wird, als es durch die gangbaren Formen derjenigen Sprache, in die man es übersetzt, möglich wäre. Um dieses zu erweisen, müßte erst richtig seyn: einmal, daß die Lieblichkeit, die Stärke und die ewig frische Farbe des Originals dem Kunstwerke von dem Urheber mit keinen andern Ausdrücken und in keiner andern Wortsetzung gegeben werden konnte, als deren er sich wirklich bediente; sodann, daß keine Sprache eine eigene Wortordnung und einen eigenthümlichen Gebrauch der Partikeln habe, sondern daß, um wahrscheinlich, oder sicher, oder gar noth-

wendig die Wirkung hervorzubringen, welche das Original schon lange unwiderſprechlich hervorgebracht hat, Wort um Wort und in derſelben Folge gegeben werden müſſe. Es iſt mir unmöglich, zu glauben, daß ein Voß den Streit ſo unedel führen könnte, gegen die unzähligen Beiſpiele von Stellen, in welchen er ſich nicht im geringſten um den Sprachgebrauch bekümmert hat, die wenigern geltend machen zu wollen, in denen er Sprach-Orthodoxie und Loyaute' bewieſen habe. — Es müßte ferner dargethan werden, daß ſich alle diejenigen in einem Irrthum befinden, welche dafür halten, daß, wenn gleich jede Gattung von Rede und Schrift ihren eigenthümlichen Karakter durch die Wahl, Bildung und Stellung der Wörter zu erkennen giebt, ſie dennoch alle bei der allgemein angenommenen Sprechart bleiben können, und, iſt dieſe bis zu dem Grade der Vorzüglichkeit als gegenwärtig die teutſche Sprache ausgebildet, auch bleiben müſſen; die Ausnahmen geringer Abweichungen, durch welche dieſe, wie alles, was menſchlich iſt, vervollkommnet werden kann und muß, verſtehen ſich von ſelbſt.

Abweichungen von dieſer, wie mir ſcheint, einleuchtenden und unwiderſprechlichen Regel möchte einem Ueberſetzer nur alsdann erlaubt ſeyn, wenn ſich in der Bildungsgeſchichte derjenigen Sprache, in die er überſetzt, ein Zeitpunkt finden lieſſe, in welchem ſie mit der Sprache des Originals, wegen der Aehnlich-

men möchte. Gewohnt in den ruhigen Spatziergängen ſeiner Academie unter gelehrigen Schülern idealiſche Republicken zu bauen, hielt er die Rolle, die er an dem Hofe zu Syracus zu ſpielen übernommen hatte, für leichter als ſie in der That war. Er ſchloß immer richtig aus ſeinen Prämiſſen; aber ſeine Prämiſſen ſetzten immer mehr voraus, als war; und er bewies durch ſein Exempel, daß keine Leute mehr durch den Schein der Dinge hintergangen werden, als eben diejenige welche ihr ganzes Leben damit zubringen, *inter Sylvas Academi* dem was wahrhaftig iſt nachzuſpähen. In der That hat man zu allen Zeiten geſehen, daß es den ſpeculativen Geiſtern nicht geglückt hat, wenn ſie ſich aus ihrer philoſophiſchen Sphäre heraus und auf irgend einen groſſen Schauplatz des würkſamen Lebens gewaget haben. Und wie hätte es anders ſeyn können, da ſie gewohnt waren, in ihren Utopien und Atlantiden zuerſt die Geſetzgebung zu erfinden, und erſt wenn ſie damit fertig waren, ſich ſo genannte Menſchen zu ſchnizeln, welche eben ſo richtig nach dieſen Geſetzen handeln mußten, wie ein Uhrwerk durch den innerlichen Zwang ſeines Mechanismus die Bewegungen macht, welche der Künſtler haben will. Es war leicht genug zu ſehen (und doch ſahen es dieſe Herren nicht) daß es in der würklichen Welt gerade umgekehrt iſt. Die Menſchen in derſelben ſind nun einmal wie ſie ſind; und der groſſe Punct iſt, diejenige die man vor ſich hat, nach allen Umſtänden und Verhältniſſen ſo lange zu ſtudiren, bis man ſo genau als möglich weiß, wie ſie ſind. Sobald

ihr

keit der Beschäftigungen, Kenntniße und Sitten bei der Nazionen, etwas ähnliches gehabt hätte. In solchem Falle dürfte der Uebersetzer, wenn er auf die Hauptsache — von seinen Zeitgenossen verstanden zu werden — Verzicht thun will, sich in Uebertragung des Originals derjenigen Sprechart bedienen; die in dem aufgefundenen frühen Zeitraum eines ähnlichen Kulturzustandes gewöhnlich war. Aber wo ist in der Geschichte unsers Vaterlandes die Periode homerischer Sitten und Sprache zu suchen? und welches sind, wenn auch die witzelnde Einbildungskraft ein teutsch-homerisches Zeitalter gefunden haben wollte, die Schriftsteller, aus welchen der neue Uebersetzer die Sprache für seine treue Dollmetschung schöpfen könnte? Etwa Otfried, Notker und Willeram? oder die Minnesinger? Doch er wird sich vergeblich darnach umsehen, und auf diese Art entweder die Sprache gebrauchen müssen, so wie sie zu seinen Zeiten ausgebildet ist und wie er sie wohl auch durch einige dem Künstler höherer Art allerdings erlaubte, aber mit weiser Sparsamkeit und mit Ehrerbietung für Geschmack und Wohllaut angebrachte Veränderungen zu vervollkommnen weiß; oder er wird Altes zu Neuem setzen und eben darum den Karakter keines Zeitalters treffen; oder er wird, welchen Weg Sie eingeschlagen haben, mit revoluzionärer Nichtachtung der herkömmlichen, und, da es für diesen Gegenstand keinen andern Gerichtshof giebt, dadurch hinlänglich sankzionir-

ten Sprachgesetze Wort für Wort geben, wodurch, wie ich mit Tausenden Ihrer aufrichtigsten Verehrer glaube, dem Kunstwerk

unnennbarer Jammer erregt wird,

und es kaum noch für diejenigen verständlich bleibt, die sich bei den teutschen Worten die griechischen zu denken vermögen.

Was insbesondere die Uebertragung der Partikeln betrift, so ist es unleugbare Thatsache, wie unverständlich für den Nichtgriechen, und wie unangenehm für den das untadelhafte Herkommen ehrenden Freund der teutschen Sprache die aber, nun, doch u. s. w. in dieser Uebersetzung häufig lauten. Diese Partikeln haben nun einmal in unsrer Sprache ihre bestimmte logische Bedeutung und verbinden oder trennen oder beweisen auf eine allgemein angenommene jetzt nicht mehr zu ändernde Weise, gesetzt daß es auch im Lauf der Geschichte der teutschen Sprache eine Zeit gab, da ihre Bedeutung noch nicht so bestimmt war. Zudem läßt sich noch immer fragen, ob nicht die vormaligen Grammatiker, über die man sich nicht selten lustig macht, daß sie die Partikeln zum Theil Flickwörter nannten, wenigstens in Ansehung mancher derselben bei Homer Recht hatten? Mir deucht es wenigstens keine so sehr belachenswerthe Behauptung, daß der Sänger eines so musikalischen Volks, wie die

Griechen waren, zur Fülle und Anmuth des Tons Wörtchen eingeschoben habe, welche damals, da die Sprache noch nicht zum filosofischen Gebrauche gebildet war, dem Sinn keinen Eintrag thaten, wie sie es in unsrer Sprache bei der vollendeten Festsetzung ihrer Bedeutung nothwendig thun müssen. Waren sie aber auch nicht bloße Füllwörter und nicht ganz überflüssig, so war doch ihre Bedeutung noch nicht so genau bestimmt — dieß ist in allen Sprachen das letzte erst dem filosofischen Zeitalter aufbehaltene Geschäft, und bei den Griechen gieng dies so langsam von statten, daß noch spät manche Partikeln, z. B. και, γαρ, δε u. a. in ihrer hin und her spielenden Unbestimmtheit geblieben sind — sie mußten durch Ton und Gebehrde des Rhapsoden ihre volle Bedeutung erhalten; der musikalisch-deklamatorische Vortrag half den schwankenden Partikeln zur Verbindung und Verdeutlichung mitwirken. Es ist daher begreiflich, wie sehr eine allzugewissenhafte Uebertragung derselben jetzt, da uns — Ihre harmonischen Hexameter in hohen Ehren gehalten! — der musikalische Rhythmus, das gebildete Ohr und der Rhapsode fehlt, entweder Dunkelheit, oder Störung des Wohlklangs, oder unrichtigen Sinn verursachen muß.

Daß diese Klage nicht alle Theile der Uebersetzung trift, versteht sich von selbst, und ist von mir bereits bemerkt worden, muß aber, um jeden Verdacht der

Ungerechtigkeit oder des Mangels an dankbarer Verehrung Ihrer Verdienste um Homer und um uns zu entfernen, hier noch einmal angemerkt werden. So scheint es mir, daß das sechste Buch der Iliade die Empfindung des Uebersetzers so in Besitz genommen hat, daß er des Zwangs, der ihm selbst öfters lästig genug fallen mußte, gänzlich vergessend, uns einen großen Theil dieses vorzüglich schönen Gesangs so gab, wie wir wünschen, daß er uns das Ganze gegeben haben möchte.

Ich darf es demnach, würdiger Mann, kühn als den Wunsch vieler Ihrer achtungswerthen, von aller Einseitigkeit des Geschmacks und von jedem pedantischen Eigensinn des grammatischen Systems befreiten Männer ankündigen, daß Sie uns die Iliade so geben möchten, wie wir vormals die Odyssee von Ihnen empfangen haben. Jene Uebersetzung bleibe immer als ein Denkmal Ihres Geistes und Ihres, wie viele hoffen, temporellen Geschmacks; sie bleibe als ein Beweis, wie weit sich unsre Sprache der griechischen nach- und anbilden lasse; sie bleibe endlich zur Freude derer, die das Schöne und Erhabne am liebsten in ungewöhnlichen Formen anschauen und bewundern; wir andern aber bitten Apollo von ganzem Herzen, daß er, der zweifaltige Gott der Dichtkunst und der Heilkunde, Sie von der — wie darf ich es nennen? — Miltonischen Krankheit heile, Ihre zweite Uebersetzung

der Odyſſee für beſſer zu halten als die erſte, und daß die Kraft ſeines göttlichen Hauches Sie antreibe, Ihrem Vaterlande den Zorn, die Rache und die Verſöhnung des Peleiden in eben derſelben melodiſchen und verſtändlichen Sprache zu ſingen, in welcher ſie vormals den Mäoniden die Wanderungen des Odyſſeus haben ſingen laſſen.

Nur die Hofnung, dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen, hat mich bisher von Ausführung des verzweifelten Entſchluſſes abgehalten, an eine Ueberſetzung Ihrer Ueberſetzung zu gehen. Wer könnte von der Eigenliebe ſo verblendet ſeyn, mit einer ſolchen Arbeit, ſo lange Voß noch in aller ſeiner Kraft daſteht, und man ſich an ihn ſelbſt wenden kann, erſcheinen zu wollen? nicht als ob ſie eben ſo verdienſtlos und überflüßig wäre, wie Ramler's Uebertragung der Geßner'ſchen Idyllen in Hexameter, ſondern weil — beſſer beſſer iſt. Denn Sie könnten am beſten grammatiſche Richtigkeit und dichteriſche Kraft in Einklang bringen, da ein Anderer allzuſehr Gefahr laufen möchte, jener auf Unkoſten dieſer nachzuſtreben.

Nicht aus Furcht unterſchreibe ich blos die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Ich kenne überall die Furcht nicht; noch weniger vermag ſie etwas über mich in Sachen des Geſchmacks und der Wiſſenſchaften, wo, wie bei Gott, kein Anſehen der Perſon gilt;

am allerwenigſten könnte ſie mich hier überwältigen, wo ich mir des reinſten Intereſſe für unſre Literatur bewußt und, wo nicht von der mathematiſchen Gewißheit jeder einzelnen Behauptung, doch wenigſtens von der Gerechtigkeit der Hauptbeſchwerde überzeugt bin. Auch ſtehe ich ſonſt mit Ihnen in keinem andern Verhältniſſe, als daß mir Ihre Gedichte und Ihre erſte Ueberſetzung der Odyſſee den ſüßeſten Genuß gewährt, Ihre andern gelehrten und geiſtvollen, leider! nicht zahlreichen Werke die herrlichſte Belehrung verſchafft, und Nachrichten von Ihrem hochachtungswürdigen Karakter die willigſte Verehrung eingeflößt haben. Uebrigens bin ich weder in Göttingen noch in Halle in die Schule gegangen. Aber es giebt auch, wenn man mit einem allgemein verehrten Manne zu thun hat, eine Anonymität der Beſcheidenheit. Ich muß es Ihnen und den Leſern überlaſſen, aus dem Vorliegenden zu entſcheiden, ob dieſe Tugend an mir zu erkennen iſt.

H. im Jänner 1802.

J. C. S.

IV.

An den Herausgeber des Teutschen Merkurs, über die allgemeine Zeitung*).

Ihr Intereſſe für alles Nützliche und Liberale hat Sie, lieber B., bewogen, die allgemeine Zeitung gegen ſo manche Verunglimpfungen in's Blaue hinein, denen ſie ausgeſetzt iſt, in Schutz zu nehmen. Die wahren Sünden, welche dieſes Blatt begeht, werden freilich von ſeinen Gegnern nie ausgeſprochen, und dieſe begnügen ſich mit Beſchuldigungen, die zwar nie einen förmlichen Prozeß begründen, mit deſto beſſerem Erfolg aber politiſche Verfolgung und Proſkripzion veranlaſſen. Es iſt das ſichtbare Beſtreben der A. Z., alles wirklich Faktiſche der Zeitgeſchichte immer möglichſt zu konſtatiren, und ſo wenig als möglich zu qualifiziren. Nun giebt es eine Menge Fakta, die man nicht konſtatirt ſehen mag; ferner eine Menge Dinge,

*) Man vergleiche: über die allgemeine Zeitung im N. T. Merkur 1800. Nov. S. 232.

die nicht ſind, welche als konſtatirte Fakta angeſehen werden ſollen; endlich eine Menge Halbfakta, Halbdinge, die nicht ſind, die man auf das wütendſte, aber ganz ausſchließlich und einſeitig, qualifizirt ſehen will. Hiermit ſind dreierlei Sünden ausgedrückt, welche die A. Z. beſtändig auf ſich ladet, und die ihr viel Ungnade zuziehen, vor welcher es ihr um ſo unmöglicher iſt ſich zu verwahren, als niemand offenherzig genug iſt, ſeine eigentliche Willensmeinung in dieſen Stücken ausdrücklich zu verkünden. Sie kann alſo dagegen nichts thun, als eine Zeit abwarten, die doch endlich einmal kommen muß, und vielleicht nicht mehr fern iſt, eine Zeit, wo gewaltſame Verwirrung der faktiſchen Begriffe nicht mehr ein Hauptſtück des höhern politiſchen Intereſſe ſeyn wird. Der Zeitpunkt, während deſſen ſie ſich, tant bien que mal, doch erhalten hat, ſcheint der allerſchlimmſte geweſen zu ſeyn, in den ſie je hätte fallen können, und daß ſie in einem ſolchen Zeitpunkt, obwohl faſt nur von einem Tage zum andern, dennoch ihr Daſeyn friſten konnte, ſcheint als eine günſtige Vorbedeutung ihrer künftigen Dauerhaftigkeit angeſehen werden zu müſſen.

Da ſie aber, je weniger ſie ihren Gegnern volle Genüge leiſten kann, deſto mehr bedacht ſeyn muß, ihre Freunde zu befriedigen, ſo wird ihre Redakzion ohne Zweifel die ihr ſo ſchmeichelhaft vorgelegten

Desiderata in sehr große Betrachtung nehmen. Nur ist die Schwierigkeit, es Allen recht zu machen, nirgends größer als bei einem solchen Institut, und nirgends giebt es mehr Rücksichten, die einander entgegengesetzt sind, und dennoch sämmtlich in Erwägung gezogen werden müssen. Daher ist gleich über den ersten jener Vorschläge Folgendes zu bemerken: So lange die Zeitgeschichte für die Neugierde des Tages so anziehend ist wie gegenwärtig, so lange darf auch die A. Z. nicht anders als täglich erscheinen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil gerade an den Tagen, wo sie nicht erschienen, Nachrichten einlaufen könnten, mit denen alsdann andere Blätter das größere, blos neugierige Publikum früher als sie befriedigen würden. Wenn also auch manches Blatt mehrere Seiten enthält, die blos insofern Interesse haben, als die A. Z. auch ein Werk zum Aufheben, eine möglichst vollständige diplomatische Sammlung seyn soll, so muß sich die Redakzion, wie die Sachen gegenwärtig noch stehen, darauf beschränken, daß jedes Blatt, ob es gleich zuweilen größtentheils mit Dingen angefüllt ist, die für die wenigsten Leser Tageslektüre seyn können, doch wenigstens Etwas enthalte, wodurch es auch hier für die verschiedenen Klassen der Mehrzahl des Ansehens werth bleibe.

2. Die Rubrik der Sagen und Gerüchte hatte die Redakzion vor ein paar Jahren wirklich auf

eine kurze Zeit eingeführt. Aber es giebt Epochen, wo faſt nichts als Sagen und Gerüchte in Umlauf ſind, und wo dieſe ſo gefliſſentlich in Umlauf geſetzt werden, daß die Vorſicht, welche dieſes Inſtitut zu beobachten hat, durch eine ſolche Rubrik in einiges Gedränge kommen würde. Die Redakzion hat alſo die ſteifere Methode vorziehen müſſen, die unverbürgten fliegenden Gerüchte, zwar nicht auszuſchließen, aber durch die gewöhnlichen Redeformeln: „es heißt, man giebt an, es ſoll u. ſ. w.“ ſtets von den Thatſachen zu unterſcheiden, ihre Möglichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit, ſo bald als es ſich thun läßt, aufzuſtellen, und ihren Ungrund oder ihre Beſtätigung, früh oder ſpät, endlich nie unerörtert zu laſſen. Dieſe Behandlung iſt zwar weniger unterhaltend, aber bei der faktiſchen Wichtigkeit, die es in der heutigen Politik öfters hat, daß dieſe oder jene Sage das Publikum beſchäftige, auch weniger gefährlich, als die vorgeſchlagne ſtehende Rubrik, welche immer Anlaß gäbe, dergleichen Dinge allzu cavalierement zu traktiren.

Die Vorſchläge 3, 4 und 5 verdienen die größte Beherzigung, können aber zu einer wirklich zweckmäßigen Ausführung erſt dann gelangen, wenn die Politik, und alles was in dieſe einſchlägt, weniger Platz fordern wird. Einſtweilen muß ſich die Redakzion begnügen, den Anſpruch der Zeitung auf Allge-

ihr das wiſt, ſo geben ſich die Regeln, wornach ihr ſie behandeln müßt, wenn ihr euern Zweck erhalten wollt, von ſich ſelbſt; dann iſt es Zeit moraliſche Projecte zu machen — aber wenn, ihr gröſſen Lichter unſers alleraufgeklärteſten Jahrhunderts, wenn glaubt ihr, daß dieſe Zeit für das Menſchen-Geſchlecht kommen werde?

Viertes Capitel.

Philiſtus und Timocrates.

Während, daß die Philoſophie und die Tugend durch die Beredſamkeit eines einzigen Mannes eine ſo auſſerordentliche Veränderung der Scene an dem Hofe zu Syracus hervorbrachte, waren die ehmaligen Vertrauten des Dionyſius ſehr weit davon entfernt, die Vortheile, welche ſie von der vorigen Denkungs-Art dieſes Prinzen gezogen hatten, ſo willig hinzugeben, als man es aus ihrem äuſſerlichen Bezeugen hätte ſchlieſſen ſollen. Als ſchlaue Höflinge wußten ſie zwar ihren Unmuth über die ſonderbare Gunſt, worinn Plato bey demſelben ſtund, ſehr künſtlich zu verbergen. Gewohnt ſich nach dem Geſchmacke des Prinzen zu modeln, und alle Geſtalten anzunehmen, unter welchen ſie ihm gefallen oder zu ihren geheimen Abſichten am beſten gelangen konnten, hatten ſie, ſo bald ſie die neue Laune ihres Herrn gewahr worden waren, die ganze Auſſenſeite des philoſophiſchen Enthuſiaſmus mit eben der Leichtig-

meinheit, durch außerpolitische Aufsätze und Artikel, nur von Zeit zu Zeit gleichsam in Erinnerung zu bringen. Zur größern Vollständigkeit in der Rubrik der politischen Bücherkunde wird ebenfalls eine ruhigere Zeit abgewartet werden müssen, wo man weniger genöthigt seyn wird, überall Anstoß zu vermeiden. Lassen Sie uns, lieber B., zusammen beten, daß das neue Jahrhundert auf schnellen Flügeln diese Zeit daher führe, wo die Politik um so wohlthätiger seyn darf, als sie weniger Raum in den Tagblättern einnehmen wird, und wo anständige Freiheit, statt ängstlicher Vorsicht, reiner Belehrungszweck, statt steifer Retizenzen, den Raum, der ihr alsdann noch übrig bleibt, füllen darf. Eine Verbesserung der allgemeinen Zeitung wird noch die kleinste der Wohlthaten seyn, für welche wir eine solche Zeit segnen werden *)!

H.

---

*) Amen!

B.

V.

Kunſt.

Ludwig Heß,

Landſchaftsmaler.

Nebſt einer Anzeige ſeiner radierten Blätter *).

Schon einmal iſt im teutſchen Merkur (VII St. 1800.) dieſes Künſtlers Erwähnung gethan worden, der im April dieſes Jahres in der beſten Kraft ſeines Lebens im 40ſten Jahre dahin gerafft wurde. Das dort Geſagte hat vielleicht mehrere Kunſtfreunde in Teutſchland begierig gemacht, dieſen mehr in Frankreich, England und der Schweiz als in Teutſchland

*) Es iſt dem als Menſch und Künſtler wackern Heß das ſeltne Glück zu Theil geworden, von mehr als Einem Kenner ein Denkmal zu erhalten. Mit den hier mitgetheilten Nachrichten, die meiner Empfehlung nicht bedürfen, verdient durchaus die in Zürich, bei Orell, Füßli u. Komp. erſchienene Biografie, Ludwig Heſs, Landſchafsmaler, von J. H. Meyer 100 S. in gr. 8. (mit einem Portrait von Lips und einer Titelvignette) genau verglichen zu werden.

bekannten Künstler etwas näher kennen zu lernen. Und da die Landschaftsmalerei gegenwärtig die ausschließende Neigung des größern Publikums zu seyn scheint, so dürften einige Nachrichten von einem der größten und talentvollsten Männer in diesem Fache um so willkommner seyn.

Es läßt sich allerdings mit Grund vermuthen, daß in einem Lande, das sich, wie die Schweiz, durch so seltene und mannichfaltige und so oft gepriesene Naturschönheiten auszeichnet, die Landschaftsmalerei mit weit vorzüglicherem Eifer und mit mehrerem Erfolge getrieben werde, als in den einförmigen Sandgegenden des platten Landes. Schon im 17ten Jahrhundert zeichnete sich Konrad und besonders Felix Meyer und Rudolf Werdmüller als Landschaftsmaler vom ersten Range aus, und auch das gegenwärtige hat an Salomon Geßner dem Dichter einen eben so geistreichen Landschaftsmaler gehabt; noch lebt diese Kunst in seinem Sohne Konrad Geßner, in Kuster, Biedermann, Steiner, Rieter, Wüst, Huber und andern fort, die alle mehr oder minder unter die bedeutenden und talentvollen Landschaftsmaler unserer Zeit gestellt werden können. Vor allen diesen glänzt jedoch durch Wahrheit, Kraft, Schönheit und Vollendung seiner Gemälde Ludwig Heß hervor *).

*) Diese Nachrichten sind größtentheils aus der lesenswerthen

Gebören im Jahr 1760 in einer seinem Hange zur Kunst gar nicht günstigen Lage, wußte er durch ausharrende Geduld und eisernen Fleiß nach und nach alle Hindernisse zu besiegen, die seiner innigen Liebe zur Kunst im Wege standen. Anfangs zum Kaufmann und nachher gar zum Fleischer erzogen, hat er unter beständiger Beibehaltung und Ausübung eines den Künsten so ungünstigen, ja man möchte sagen, so unanständigen Berufs einen so hohen Grad der Kunst erreicht, daß ihm schwerlich irgend einer der jetzt in Europa lebenden Landschaftsmaler an die Seite gesetzt oder vorgezogen werden dürfte. Ungeachtet ihm seine Eltern das Zeichnen als einen unnützen und Augenverderbenden Zeitvertreib untersagten, ungeachtet er von aller Anleitung sowohl als von guten Mustern entblößt war, trieb er dennoch diese Kunst mit Eifer oft halbe Nächte durch; ja er fing schon im 14ten Jahre seines Alters an, Versuche im Oelmalen zu machen. Selbst sein Gewerbe wußte er zum Vortheile für die Kunst anzuwenden; der damit verbundene Viehhandel erforderte öftere Reisen nach den Alpen, wo er mit den erhabensten und schönsten Gegenständen der Natur bekannter wurde. Nicht nur von diesen Reisen kam

Biografie dieses Künstlers gezogen, die wir seinem vertrauten Freunde, Hrn. Heinrich Meyer, verdanken, einem Manne, der ebenfalls sein eigner Lehrer in der Kunst war und durch mehrere radierte Blätter nicht unrühmlich bekannt ist.

er immer mit reicher Ausbeute nach Hause, sondern selbst die Fleischbank wußte er zu Thierstudien zu benutzen. und oft nahm er Köpfe von Schaafen, Ziegen und Rindern mit nach Hause, um sie in Oel zu kopieren. Da er aus Mangel an Anleitung, besonders in der Oelmalerei, nicht wohl zurecht kommen konnte, so machte dieses ihn bei seiner brennenden Liebe zur Kunst, seiner hohen Vorstellung von der Vollkommenheit derselben, und seinem Hasse gegen alles Stümperhafte oft niedergeschlagen und mißmuthig, ja halb krank, und dieß letztere bewog endlich seine Eltern, ihm die so sehnlich gewünschte Erlaubniß zu ertheilen, sich bei einem erfahrnen Künstler Raths zu erholen. Gefällig lehrte ihn dieser alles, was er bedurfte, brachte ihn in Bekanntschaft mit mehreren Künstlern, unter denen der in der Blüte seines Lebens gestorbene Freudweiler, einer der liebenswürdigsten Menschen, voll Talent, Geist und Fröhlichkeit, sein vertrautester Freund wurde. Nicht minder wichtig war für ihn die nähere Bekanntschaft mit Salomon Geßner, einem Manne, dessen feines Gefühl und edler Geschmack der Landschaftsmalerei eine ganz neue und herrliche Richtung hätte geben können, wenn seine praktische Fertigkeit in der Kunst weniger beschränkt gewesen wäre *). Sein Umgang und die Betrachtung seiner

*) Gerade Geßners Brief über die Landschaftsmalerei, den Hessens oben angeführter Biograf zum Beweis

Werke hatten auf die Bildung dieſes Künſtlers einen ſehr vortheilhaften Einfluß. Er lernte von ihm ſich in der Landſchaft zum Bedeutenden zu erheben, ſeinen Werken einen belebenden Geiſt einzuflößen.

Nach und nach fieng er nun an Aufſehen mit ſeiner Kunſt zu erregen; durchreiſende Fremde waren begierig, den kunſtreichen Fleiſcher zu ſehen und kauften von ſeinen Werken. Dieſer Gewinn verſchafte ihm mehr perſönliche Freiheit; er konnte nun faſt alle ſeine Zeit auf die Kunſt verwenden, und ſo oft er wollte, auf maleriſche Reiſen gehen. Dieſe dehnte er bisweilen auch jenſeits der Alpen in die italieniſche Schweiz aus, ja er ging bis nach Mayland und Alexandrien. Erſt in ſpätern Jahren, da er ſchon ver-

von deſſen groſſen Kenntniſſen in dieſem Fache anführt, zeigt mehr einen geiſtreichen Dilettanten als einen erfahrnen Künſtler. Denn wahrlich, die Landſchaftsmalerei läßt ſich gewiß am allerwenigſten aus Kupferſtichen, wie Geßner anräth, erlernen. Für einen bloßen Liebhaber hat es Geßner, ungeachtet dieſer verkehrten Methode, unſtreitig ſehr weit gebracht. Alle ſeine Stücke haben etwas Reizendes, Heimliches, Idylliſches, ja viele wetteifern in Abſicht auf Erfindung und Gedanken mit Claude und Pouſſin; aber die Ausführung iſt wohl meiſt zu ängſtlich und zu klein, als daß er, wie ſeine Lobredner ſo oft thun, unter die Landſchaftsmaler vom erſten Range gezählt werden könne.

heurathet war, unternahm er eine Reise nach Rom — seine letzte und wichtigste Wanderung — denn nach dem Ausbruche der elenden und fluchwürdigen helvetischen Revoluzion war es für niemanden rathsam, sich einzeln in entlegnere Theile der Schweiz zu begeben; auch durfte ein treuer Hausvater sich sonst nicht so leicht mehr von seiner Heimath entfernen. Die eingeschlossene sitzende Lebensart, von deren übeln Folgen er sich sonst auf seinen Reisen zu erholen pflegte, noch mehr aber der Kummer und Aerger über die unglücklichen Schicksale seines Vaterlandes, hatten auf seine Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß. Ein heftiges Gallenfieber und in demselben der Ausbruch eines Lungengeschwürs endigte sein Leben.

Univ. Bi... München

Er war ein redlicher, stiller, bescheidener, sehr verständiger und kluger Mann, in seinem ganzen Wesen gesetzt und vernünftig, dabei nichts weniger als kalt und trocken, sondern voll feinen Gefühls für alles Schöne und Gute, hatte viel Belesenheit, und in der Geschichte, Erdbeschreibung und Militairbaukunst ausgebreitete Kenntnisse. Mit unermüdetem Fleiße widmete er sein ganzes Leben, so viel er konnte, der Kunst, und hatte es daher auch im Mechanischen zu einem unglaublichen Grade von Schnelligkeit und Fertigkeit gebracht, welcher jedoch weder der Sauberkeit noch der Dauer seiner Gemälde den geringsten Eintrag that, sondern im Gegentheil besonders seinen Studien

nach der Natur einen deſto höhern Werth und Reiz geben mußte, weil er vermittelſt dieſer Schnelligkeit der Natur Momente ablauſchen und gleichſam abhaſchen konnte, die ein anderer wohl auch zu bemerken aber nicht zu ergreifen im Stande iſt, und ungenutzt verſchwinden laſſen muß. Aus dem bisher Geſagten läßt ſich mit Grund vermuthen, daß ein Mann, geboren mit der unzerſtörbaren Neigung zur Kunſt, in einem dieſer vorzüglich günſtigen Lande, gebildet durch de Umgang geiſtreicher und geſchmackvoller Kunſtfreunde ſowohl als durch Reiſen in ſeinem ſchönen Vaterlande und in Italien, von Natur mit einem glücklichen Auge und einer geſchickten Hand begabt, es zu einem nicht gemeinen Grade der Kunſt habe bringen müſſen.

Was ſeinen Hauptvorzug vor allen andern Landſchaftsmalern ausmacht, iſt ſein Talent in der Darſtellung der hohen Alpenmaſſen, ja ſelbſt der Schnee- und Eisgebirge. Dieſe ewigen Rieſengeſtalten der Urwelt hat gewiß noch kein Mahler ſo in aller ihrer Kraft und Schönheit auf die Leinwand übertragen verſtanden wie Heß. Beinahe alle Darſteller der Alpen verſehen es in der Hauptſache, daß ſie einen zu hohen und zu entfernten Standpunkt annehmen, wodurch das Große, Impoſante und Karakteriſtiſche dieſer gebietenden Maſſen gänzlich verlohren geht. Zum Beweiſe davon können die große Menge von illumi-

wirten Kupferstiche dienen, die seit Aberlis Zeiten in dieser etwas mesquinen Manier herausgekommen sind. Durch Hessens Gemälde hingegen lernt man erst diese in der Wirklichkeit dem ungeübten Auge zu überschwenglichen Gegenstände fassen und begreifen, ohne darum eine geringere Idee von ihnen zu bekommen. Den getreu nach der Natur versertigten Bildern wissen wir durch die Auswahl des schicklichsten Standspunkts, der interessantesten Tages- und Jahrszeit, der wirksamsten Beleuchtung einen Reiz und eine Kraft mitzutheilen, die den Wetteifer, ja den Sieg der Kunst über die Natur beurkunden. Die karakteristische Form und Farbe der Berg- und Felsenmassen, das sanfte, feuchte; duftende Grün der Alpenwiesen, die mannichfaltigen Abstufungen der rauhern und höhern Gegenden bis zu den kahlen von der Zeit in verschiedene Klüfte und Brocken gestalteten vielfach übereinander geschichteten Felsen und Klippen, ja bis in die Regionen des ewigen Schnees und Eises hinauf, weiß sein Pinsel unserm Auge zu vergegenwärtigen. So naturhistorisch wahr und getreu indessen diese Darstellungen sind, eben so befriedigend und wohlthuend sind sie auch für das Auge des Kunstfreundes. Sie machen immer ein vollkommnes Ganze aus. Licht und Luft, diese ersten Quellen alles Lebens, überströmen, durchdringen und umfassen sie so, daß auch selbst einander widerstreitende Massen und Formen zu einem schönen harmonischen Bilde vereinigt und in einander verschmolzen

werden. Jener die Alpengegenden immer umschwebende feine Duft, in der Landesſprache Heunebel genannt, umhüllt ſie wie ein magiſcher Schleier und verfließt in die höher am Gebirge ſchwebenden Nebelwölkchen. Der allbelebende Stral der Sonne ergießt ſich durch dieſe Thäler hin; leiſer und leiſer verhallt das Licht, je weiter die Gegenſtände ſich entfernen. Es ſpiegelt ſich im klaren See, im kriſtallenen Bach, im Silberſchaum des Waſſerfalls; es erwärmt die grünenden Triften, die Büſche und Bäume. Dieſes friſche, wahre, natürliche Grün; dieſe durchſichtige Klarheit und Beweglichkeit des Waſſers gehören ebenfalls zu den entſchiedenen Vorzügen der Heſſiſchen Gemälde vor allen andern.

Jener ausdauernde, zur Vollkommenheit in der Kunſt unentbehrliche und dem ächten Genie immer eigne Fleiß, der alle Theile ſeines Werkes mit gleicher Liebe umfaßt und ausführt, jene ruhige Klarheit; jene nicht brauſende und ſprudelnde, ſondern ſanft erwärmende und darum auch länger anhaltende Begeiſterung, und eben ſo jene Reinheit und Sauberkeit des Pinſels und Farbenauftrags, die heut zu Tage ſo viele Künſtler aus Genieſucht vernachläſſigen, zeichnen die Werke unſers Künſtlers beſonders aus.

Die Ergießungen eines ſolchen Gemüths, wenn es ſich in eignen Erfindungen und Bildungen ſpiegel-

keit angenommen, womit ſie eine Maskeraden-Kleidung angezogen hätten. Sie waren die erſten, die dem übrigen Hofe hierinn mit ihrem Beyſpiel vorgiengen; ſie verdoppelten ihre Aufwartung bey dem Prinzen Dion, deſſen Anſehen ſeit Platons Ankunft ungemein geſtiegen war; ſie waren die erklärten Bewunderer des Philoſophen; ſie lächelten ihm Beyfall entgegen, ſo bald er nur den Mund aufthat; alle ſeine Vorſchläge und Maaßnehmungen waren bewundernswürdig; ſie wußten nichts daran auszuſetzen, oder wenn ſie ja Einwürfe machten, ſo war es nur um ſich belehren zu laſſen, und auf die erſte Antwort ſich ſeiner höhern Weisheit überwunden zu geben. Sie ſuchten ſeine Freundſchaft ſo gar mit einem Eifer, worüber ſie den Fürſten ſelbſt zu vernachläſſigen ſchienen; und beſonders lieſſen ſie ſich ſehr angelegen ſeyn, die Vorurtheile zu zerſtreuen, die man von der vorigen Staats-Verwaltung wider ſie gefaßt haben könnte. Durch dieſe Kunſtgriffe erreichten ſie zwar die Abſicht, den weiſen Plato ſicher zu machen, nicht ſo vollkommen, daß er nicht immer einiges gerechtes Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ihres Bezeugens geſetzt hätte; er beobachtete ſie genau; allein da ſie gar nicht zweifelten, daß er es thun würde, ſo war es ihnen leicht davor zu ſeyn, daß er mit aller ſeiner Scharfſichtigkeit nichts ſah. Sie vermieden alles, was ihrem Betragen einen Schein von Zurückhaltung, Zweydeutigkeit und Geheimniß hätte geben können, und nahmen ein ſo natürliches und einfaches Weſen an, daß man entweder ihres gleichen ſeyn, oder betrogen werden mußte.

Dieſe

te, mußten nothwendig eben ſo innig, eben ſo harmoniſch werden, wie die getreuen Nachbildungen nach der Natur, und als Produkte der Kunſt, die alles Fremdartige und Störende entfernt, was oft nur durch Menſchenhand in die Natur hineingebracht worden iſt, der Kunſt, die nur die Blüthe des Schönſten und Edelſten in einen Kranz vereinigt, jene Nachbildungen weit übertreffen.

Ungeachtet unſer Künſtler aus Gründen, die nicht hieher gehören, zu wenig lange in Italien blieb, um dieſes Stück des Paradieſes, von Dämonen bewohnt, in ſeiner wahren Schönheit kennen zu lernen; ungeachtet er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, bei weitem nicht das fand, was er vermuthete: ſo iſt doch der Einfluß, den dieſe Reiſe, den die Betrachtung der Meiſterſtücke des Claude und Pouſſin auf ſeinen Geiſt und Geſchmack gehabt haben, unverkennbar. Schon vorher zogen ſeine Bilder durch einfache ſtille Gröſſe an; er vermied alle jene Uebertreibungen, die ſich die meiſten Landſchaftsmaler zu Schulden kommen laſſen, und ſuchte nie durch grelle Effekte, durch ſonderbare Gegeneinanderſtellung der Maſſen, durch affektirte Beleuchtung zu frappiren; aber nach dieſer Zeit wehte ein höherer, edlerer Geiſt in ſeinen Bildungen, eine gröſſere Schönheit und Eleganz zeigte ſich in allen den Formen und Maſſen, die eine Landſchaft konſtituiren. Sein ſonſt durch Himmel

anſteigende Gebirge eingeſchloßner Horizont wurde nun erweitert, und die Ausſicht öfnete ſich in das goldene Land der Sehnſucht, und ward nur durch den weiten Ozean, oder durch ferne ſanfte Hügel begränzt.

Seine Geſchicklichkeit und Fertigkeit in der Kunſt wurde immer größer; davon zeugen nicht nur die große Anzahl ſeiner Oelgemälde, die ſich theils in ſeinem Vaterlande, theils im Auslande, beſonders in England, befinden, ſondern auch die ungeheure Menge von Zeichnungen, halb in Paſtell halb in Gouache auf grundirtem Papier, die in ſo vielen Kunſtkabinetten der Schweiz und des Auslandes zerſtreut ſind. Hier zeigte ſich beſonders ſeine große praktiſche Fertigkeit, ſein Talent, mit Wenigem Viel auszurichten. Auf graugrünem Papier mit ſchwarzer, weißer und gelber Kreide, oder ſtatt dieſer mit leicht aufgeſetzten Korpusfarben, vollendete er mit unglaublicher Schnelligkeit und Sicherheit die lieblichſten Zeichnungen, denen man weder Genieſüchtige Vernachläſſigung, noch auch ängſtliche Steifheit vorwerfen konnte. Viele an Ort und Stelle nach der Natur vollendete gehören zu den geiſtreichſten Ergreifungen derſelben. Beſonders theilt jener dunkle halbgraue halbgrüne Ton den Berggegenden einen eignen ernſten Karakter mit. Jene furchtbar tiefen Thäler, jene gräuſen Abgründe, „ubi frigidus horror membra quatit gelidusque coit

formidine sanguis“ erscheinen hier in ihrer ganzen Wahrheit.

Von dieser Art Zeichnungen gieng Heß endlich ganz zur Malerei en gouache über, die er zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit brachte, so daß wirklich viele seiner Gemälde dieser Art vor den Oelgemälden den Vorzug verdienen, so wie überhaupt diese Malerei, die durch die Aquarellzeichnung zu sehr verdrängt worden ist, wesentliche Vorzüge vor der Oelmalerei hat, aber ungleich schwieriger zu behandeln ist. Hier erscheinen alle Farben in ihrer ganzen Reinheit und vollen Kraft, und Geßners Gemälde, besonders aus seiner spätern Periode, erhielten dadurch einen neuen Reiz. Das reine Blau des Himmels und der fernen Berge, der violette Duft des Mittelgrundes, und der himmlische Glanz, wodurch die Hauptfarbe herausgehoben wurde, kann durch kein Oelgemälde erreicht werden.

Ungeachtet mir alle Hülfsmittel zu Gebote stehen, ein raisonnirtes Verzeichniß der Heßischen Gemälde, wie es die Verfasserin des oben angeführten Briefs im Teutschen Merkur wünscht, geben zu können, indem auch von seinen im Auslande zerstreuten Gemälden noch mehrentheils detaillirte Skizzen vorhanden sind, so würde doch ein solches Unternehmen wegen der großen Menge der Stücke allzuweitläuftig und für die

Leſer wegen Mangel an anſchaulicher Erkenntniß ermüdend und ohne Nutzen ſeyn. Dagegen glaube ich denſelben einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen von den in Kupfer geätzten Blättern unſers Künſtlers, welche die Liebhaber in jeder nahmhaften Kunſthandlung Teutſchlands ſowohl als auch bei der Witwe des Verſtorbenen finden können, einige Nachricht ertheile.

Schon in den Jahren 1790 und 1791 hatte er bei einem Freunde auf dem Lande, da ſchlechte Witterung ſie am Ausgehen hinderte, Verſuche im Radieren und Aetzen gemacht, aber nachher die Sache wieder aufgegeben.

Erſt in den zwei letzten Jahren ſeines Lebens fieng er an, ſich mit Ernſt auf dieſe Kunſt zu legen, und ungeachtet er daneben noch viele Oelgemälde und Zeichnungen verfertigte, ſo hat er doch in dieſem kurzen Zeitraum gegen 70 Kupferſtiche zu Stande gebracht, die eben ſo ſehr ſeinen unermüdeten Fleiß, als ſeine Fertigkeit beweiſen. Die glückliche Leichtigkeit, mit welcher man in neuern Zeiten durch die ſogenannte aqua tinta den Kupferſtichen das Anſehen von angetuſchten Zeichnungen zu geben wußte, ſcheint ihn zuerſt zu Verſuchen in dieſem Fache gereizt zu haben. Nach einigen in Crayon-Manier gemachten Proben machte er Verſuche in Tuſchmanier mit Thierſtudien; es ſind

vier kleine Blätter mit Ziegen, Schaafen, Gemſen, Hunden. Vier andere Blättchen mit Bauerntrachten aus dem Schwarzwald, Kanton Solothurn, Luzern, Fryburg und dem Haſli-Land ſind blos als verſchiedene Verſuche dieſe immer ungewiſſe und ſchwierige Manier zu erlernen, merkwürdig. Sie ſcheinen ihn ſelbſt ſo wenig befriedigt zu haben, daß er wieder zur bloßen Radiernadel übergieng. Eine Folge von ſechs Blättern von ſeiner eignen Erfindung beweiſt ſeine ſchnellen ſtufenweiſen Fortſchritte. Das erſte, ein Bergſchloß in Ruinen auf einem hohen Felſen, von dem weiter unten ein Waſſerfall herabſtürzt, zeigt noch in einigen Parthien eine gewiſſe Unſicherheit; dagegen wollte er dem zweiten, das ungefähr ähnliche Gegenſtände darſtellt, durch ſtärkeres Aetzen mehr Kraft mittheilen, und hat dadurch die vorderſten Parthien ein wenig verdorben. Auch das dritte, eine einfache ſtille Gegend an einem See, hat beinahe den nemlichen Fehler. Dagegen hat das vierte, auf dem einige Italieniſche Gebäude mit Pinien und Pappeln ſich zeigen, ſchon ſehr viel Anmuth und Haltung. Das fünfte, eine Gegend, wie man ſie am Zuger- oder Vierwaldſtetter See findet, hat wieder ein wenig zu viel die Kraft des Scheidewaſſers erfahren. Dagegen iſt das ſechſte, ein Fußſteig im Walde mit einer kleinen Brücke, ſehr gut gerathen. Die überhängenden Felſen im Vorgrunde ſind kräftig und wahr dargeſtellt. Zu dieſen hat er ſpäterhin noch vier an-

dere hinzugefügt, die eine viel geübtere Hand und mehr Erfahrung zeigen. Besonders lieblich, geistreich und zart erfunden, und von vollendeter Ausarbeitung, ist eine italienische Legend mit der Aussicht auf einen fernen See. Ein anderes Blatt, wo eine Gruppe Vieh durch einen Bach im Walde getrieben wird, zeigt schon große Sicherheit und Kraft in der Ausführung. Ungefähr um die nemliche Zeit hat er etwa ein Dutzend Blätter für die Schriften der Mad. Brun und den helvetischen Almanach geätzt, die bald mehr bald weniger in dem nemlichen Stile der vorhin genannten gearbeitet sind.

Nun aber wandte er sich wieder zur aqua tinta. Sechs Blätter in klein Quart von eigner Komposizion machen eine Sammlung der lieblichsten Erfindungen aus. Besonders anmuthig sind zwei Landschaften No. 1 und 3, wie man sie an den Seen Oberitaliens antrifft. Alle Blätter sind mit vieler Leichtigkeit gearbeitet, und haben das Ansehen von getuschten und mit Crayon überarbeiteten Handzeichnungen. Aus der gleichen Zeit sind noch zwei Blätter in Median-Oktav. Ein Teich im Walde; auf der Brücke steht ein Fischer mit seinem Mädchen; das andere ein Wasserfall, unter welchem in einer Grotte ein Mädchen sitzt. In eben dieser Manier ist ein Ochsenkopf und eine im Stalle liegende Kuh. Die Gemälde von beiden sind Studien nach der Natur. Das erste besonders war

wegen seiner Kraft und Wahrheit die Bewunderung aller Kenner und Nichtkenner. Ein einzelnes Quartblatt, eine Fischerhütte am Vierwaldstetterſee, gehört unter die Lieblingsdarstellungen unſers Künstlers. Die Ufer dieſes sowohl als des Zuger Sees bieten eine so große Mannichfaltigkeit von Szenen dar, daß ſie eine unerschöpfliche Fundgrube für Landschaftsmaler ſind. Die außerſt zweckmäßig gebauten Wohnungen mit flachen hölzernen Dächern, mit einer Art von angebauten Gallerien und gegen die Sonnenſeite mit einer auf Stäbe geſtützten Weinlaube (Pergola) geſchmückt, die kraftvolle, saftiggrüne Vegetazion, die herrlichen Nußbäume, die hohen Felſenmaſſen, die vielen Waſſerfälle und der klare See ergötzen das Auge auf mannichfaltige Weiſe.

Vier einzelne für ſich beſtehende Blätter in queer Folio. Vorzüglich iſt darunter beſonders ein Bergdorf aus der italieniſchen Schweiz. Die dreifache Reihe von Stabgeländern, auf gemauerte Pfeiler geſtützt, die das Dörfchen umgiebt, iſt dem obern Italien beſonders eigen. Der Vorgrund bildet den Eingang in einen herrlichen Wald. Ein anderes dieſer Blätter ſtellt den Ausgang aus einem Walde mit der Ausſicht auf einen See dar; auf einem ländlichen Brunnen ſitzt ein Mädchen mit dem Kruge und horcht der Erzählung eines Jägers zu. Wieder ein anderes giebt die grauſe Anſicht des ſogenannten Walſer Tobels

im Medelſer-Thal in Bündten; unter ſchrecklich überhangenden Felſen geht eine elende hölzerne Brücke, und lenkt da, wo ſie am zerbrechlichſten iſt, über den brauſenden Waldſtrom hinweg; im Vorgrunde wird ein Reiſender von Banditen überfallen. Das Vierte ſcheint nicht ganz vollendet. Eine Ausſicht aufs Meer beim Sonnenuntergang; im Mittelgrunde erhebt ſich rechts ein altes Schloß, und links noch etwas näher eine Villa mit Pinien und Zypreſſen. Die ganze Kompoſizion iſt reich und groß angelegt; einiges davon iſt nach der Natur auf der Höhe bei Genzano gezeichnet.

Sechs Blätter in Quart in aqua tinta gehören zu den beſten, gefälligſten und intereſſanteſten Stücken unſers Künſtlers. Zwei davon ſtellen wilde Berggegenden vor, ein Stück von der Gothardtsſtraße oberhalb Giornico mit einer Brücke über den Ticin, eine Gegend im Walliſerland unterm Viſp, dem Geburtsort des berühmten Seilers Thomas Platter — zwei aus jenen glücklichen untern Alpengegenden, am Rouſt im Kanton Unterwalden, eine wunderbare einſame dunkle Waldgegend mit der Kapelle des Niklaus von Flüe. Eine Hirtenhütte mit der Ausſicht auf den Zugerſee und den Stigiberg, ein Bild in unſers Künſtlers Lieblingsgeſchmack. Zwei Darſtellungen aus dem obern Italien, eine Ausſicht auf den See Iſeo, ſanft, reizend, reich und italiſch, und eine Landſchaft

bei Ugogna im Eschenthal, ein Meisterstück von schöner Komposizion und Beleuchtung. Auf diese folgen sechs radierte Blätter in Median-Quart, mit einem erklärenden Texte begleitet von Herrn Karl Graß aus Liefland, einem Freunde des Verstorbenen. Der Künstler hatte die Absicht, Darstellungen der untersten, mittlern und höhern Alpengegenden zu liefern. Der Zugersee diesseits und die Landstraße jenseits der Alpen machen den Anfang. Zarteres und Lieblicheres kann die Radiernadel nicht hervorbringen, als diese hohen und fruchtbaren Felsenufer unweit Gundrio, am Lago di Lugano. Das große Thal von Glarus, das Ruplaten Thal im Kanton Uri, das Calankerthal in Bündten und der Klanserberg zeigen uns immer höhere, wildere, einsamere Alpengegenden, die auch von Reisenden weniger gekannt und besucht sind. Vielleicht ist bei diesen letztern die Behandlungsart ein wenig zu klein und die Radiernadel ein wenig zu fein. Die Formen und Massen stehen zwar in aller Wahrheit und Größe da, aber die zarten dünnen Striche stehen mit diesen Riesenfiguren im Widerspruch. Dessen ungeachtet gehören diese Blätter zu den interessantesten, und geben eine weit wahrere und anschaulichere Vorstellung von den Schweizergebürgen, als ganze Dutzende der gewöhnlichen beliebten Schweizerprospekte.

Zwei große Blätter in aqua tinta, die Villa des Plinius am Comersee, und das Schloß unweit Pro-

lezzo am Lauiſerſee. In dem erſten ſind die Zypreſſen des Gartens ein wenig zu dunkel gerathen; aber das letztere iſt eins der ſchönſten und prachtvollſten Stücke. Die Sonne iſt im Untergehen, und ihr Wiederſchein aus den Wolken beleuchtet noch die Gegend; goldene flimmernde Streifen ziehen über den entferntern Theil des Sees weg, und der dahinterſtehende Berg iſt ganz in Abendduft gehüllt; das ſcheidende Licht der Sonne triſt noch die Mauern des prächtigen Schloſſes, welches die Hauptpartie des Gemäldes ausmacht. Das andere darf ſich kühn neben jedes andere Blatt in aqua tinta ſtellen, und obgleich auch hier das Aetzwaſſer im Vorgrunde einige Verwüſtungen angerichtet hat, ſo wird doch die Schönheit, Kraft und Wahrheit des ganzen Stücks dadurch im geringſten nicht geſtört, und die, welche nicht das Glück haben, wirkliche Gemälde von Heß zu ſehen, können ſich aus dieſem Blatte einen zureichenden Begriff von Heſſens Genie und Talenten machen. Nach dieſem Blatte verfertigte er noch ein groſſes ganz mit der Radiernadel, den Rückzug der Ruſſen am Klönthaler See. Abgeſehn von den Ruſſen und dem etwas ſchwachen Vordergrunde, ſind die Berg- und Felſenmaſſen jenſeits des Sees meiſterhaft und kräftig dargeſtellt, und ich muß es wiederholen und darf es als Eingebohrner, der dieſe Gegenſtände immer vor Augen hat, kühnlich behaupten, daß noch kein Maler die Schweizerberge ſo dargeſtellt hat wie

Dieſe ſchöne Kunſt iſt eine von denen, in welchen nur den Hofleuten gegeben iſt, Meiſter zu ſeyn. Man könnte die Tugend ſelbſt herausfordern, in einem höhern Grad und mit beſſerm Anſtand Tugend zu ſcheinen, als dieſe Leute es in ihrer Gewalt haben, ſo bald es ein Mittel zu ihren Abſichten werden kann, die eigenſte Mine, Farbe, und äuſſerliche Grazie derſelben an ſich zu nehmen.

Was wir hier ſagen, verſteht ſich inſonderheit von zweenen, welche bey dieſer Veränderung des Tyrannen am meiſten zu verlieren hatten. Philiſtus war bisher der vertrauteſte unter ſeinen Miniſtern, und Timocrates ſein Liebling geweſen. Beyde hatten ſich mit einer Eintracht, welche ihrer Klugheit Ehre machte, in ſein Herz, in die höchſte Gewalt, wozu er nur ſeinen Namen hergab, und in einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte getheilt. Itzt zog die gemeinſchaftliche Gefahr das Band ihrer Freundſchaft noch enger zuſammen. Sie entdeckten einander ihre Beſorgniſſe, ihre Bemerkungen, ihre Anſchläge; ſie redeten die Maßregeln mit einander ab, die in ſo critiſchen Umſtänden genommen werden mußten; und giengen, weil ſie die ſchwache Seite des Tyrannen beſſer kannten, als irgend ein andrer, mit ſo vieler Schlauheit zu Werke, daß es ihnen nach und nach glückte, ihn gegen Platon und Dion einzunehmen, ohne daß er merkte, daß ſie dieſe Abſicht hatten.

dieſer. Dieſes Blatt iſt auch im Göttingiſchen Revoluzionsalmanach, aber eben nicht ſehr glücklich, im Kleinen nachgeſtochen worden. Die zwei letzten Blätter, womit der Künſtler ſeine Laufbahn beſchloß, ſprechen für ſich ſelber. Er verfertigte ſie zur Unterſtützung derer, die er darauf vorſtellt. Ein armer Teufel ſchleppt auf einem Karren Weib und Kind und alle Habſeligkeiten aus dem abgebrannten Dorfe weg, in welchem nichts als der Freiheitsbaum in nepotum perniciem, opprobriumque pagi! noch aufrecht ſteht. Auf dem andern ſieht man oben die Bauern zur Frohne an Batterien erbeiten; unten nehmen die großmüthigen Beſchützer nicht nur alles Heu, ſondern ſelbſt die Kuh aus dem Stalle weg. Gerade dieß in unſerm Vaterlande ſo oft erlebte Elend brach ihm das Herz. Möge er nun ruhen, da wo es keine Konſtituzionen und Requiſizionen mehr giebt!

Nach Heſſens Gemälden und Zeichnungen ſind von andern viele Kupferſtiche verfertigt worden. Selbſt Salomon Geßner und nach ihm H. Meyer haben in den helvetiſchen Almanachen viele Blätter nach ihm radiert. Größere Stücke ſind von Hegi und Bilweiler in aqua tinta geſtochen und von Freytag ſehr brav illuminirt worden. Sollte einmal der Friede den Künſten, beſonders auch in der Schweiz, günſtigere Ausſichten eröffnen, ſo würde Heſſens Wit-

we ſehr gerne durch einen geſchickten Künſtler eine Auswahl ſeiner ſchönſten Gemälde und Zeichnungen ſtechen laſſen, welches, wie ich mit Zuverſicht im Voraus verſprechen kann, allen wahren Freunden der Kunſt großen Genuß bringen müßte.

J. Horner.

VI.

Antiquariſche Aehrenleſe.

Wozu dient das Kuhhorn beim Fiſchergeräthe im Homer?

Wenn dort die Iris, um die Befehle des Zevs zu zu vollſtrecken, und die Seegöttin Thetis zur Audienz beim Vater der Götter und Menſchen einzuladen, ſich plötzlich im griechiſchen Meere zwiſchen Samos und Imbros untertaucht, ſo bedient ſich der Homeriſche Sänger eines Gleichniſſes vom Verſenken der

Angelſchnur, die mit einem kleineren Gewichte beſchwert, ſchnell in die Tiefe hinabfährt.

Jene ſank, wie gerundetes Blei, in die Tiefe hinunter,
Welches über dem Horn des geweideten Stieres befeſtigt
Sinkt, Verderben zu bringen den gierigen Fiſchen des Meeres.

Ilias XXIV, 80-82. nach Voß.

Schon im Alterthum wurde viel darüber geſtritten, was hier das Horn über dem Blei machen ſollte? Die Neuern halfen ſich, ſo gut es gehn wollte, mit einer gezwungenen Erklärung des griechiſchen Wortes (κέρας), wodurch das Horn bezeichnet wird, und ſagten, es bedeute die aus Ochſen-Haaren geflochtene Angelſchnur *). Allein ſchon Ariſtoteles hat-

*) Οἱ νεώτεροι, ſagen die Venediger Scholien S. 510. κέρας τὴν συμπλοκὴν τῶν τριχῶν. Die Bedeutung des Worts κέρας für Haar hängt noch mit einer andern Stelle Ilias XI. 385. zuſammen, wo aber die richtigere Interpretazion nur einen Bogen findet. Die übrigen Belege für dieſe Bedeutung findet der Liebhaber beim Pollux II, 31. und zum Heſychius T. II. c. 232, 11. Vergl. das Exzerpt aus Zetins Lex. Mlcpt. in Brunks Sofokles T. IV. p. 734. Die ganze Bedeutung des Worts beruht auf einer ſehr

te in ſeinen, leider für uns auch verlornen Homeriſchen Räthſeln *) das Horn von einer wirklichen Röhre aus Horn verſtanden **), welche gerade über den Angelhaken befeſtigt und dadurch das Abbeißen der Angelſchnur durch die Fiſche verhindert worden wäre. Ihm ſtimmte Ariſtarchus ***) bei, und ſo bildete ſich die Ueberlieferung, die wir auch in den Venediger Scholien, beim Suidas und beim Euſtathius wieder finden. Von einem wirklichen Kuhhorn iſt alſo ohnfehlbar die Rede.

Nur ſind damit die Schwierigkeiten bei weitem noch nicht gelöſt. Das Wort, welches Voß durch

zweideutigen Etymologie, und auf falſch gedeutete Stellen des Archilochus, Sofokles u. ſ. w. Schneider hat ſie daher nicht einmal in ſeinem Wörterbuche aufgeführt.

*) S. Wolfs Prolegg. p. CLXXXIV.

**) Dieſe Erklärung des Ariſtoteles, die in ſeinen noch vorhandenen Schriften nicht zu finden und alſo gewiß in ſeinen ἀνεφθεγμένοις enthalten geweſen iſt, hat uns Plutarch aufbewahrt de Solert. anim. p. 977. A. ed. Frf. wo es heißt, es ſey um die Schnur ein kleines Horn (κεράτιον) gelegt worden.

***) Wir ſehen dieß aus Apollonius Lex Hom. p. 472. Villois. Die Venediger Scholien haben deswegen die Diple, und alles, was ſie ſagen, gehört wahrſcheinlich dem Ariſtarch, ob ſie ihn gleich nicht namentlich anführen.

befestigt übersetzt, bezeichnet eigentlich ein Daraufstehn, und läßt noch manche andre Erklärung zu *). Und wie soll ein so großer Körper, als ein Kuhhorn ist, zu etwas genommen werden, wozu eine weit kleinere Röhre von Rohr oder bei uns wohl gar eine Federspuhle vollkommen hinreicht? Auch findet man diesen Gebrauch des Horns nirgends, so viel mir bekannt ist, bei alten Schriftstellern, wo man dergleichen Nachrichten am ersten erwarten sollte, erwähnt **). Oder war dies vielleicht nur die Sitte der griechischen Fischer? Dann müßte man noch jetzt in jenen Gewässern bei den Fischern Nachfrage halten. Denn dergleichen Kunstgriffe und Gewohnheiten haben sich noch am ersten in den niedrigsten und ärmsten Volksklassen jener Gegenden durch eine treue Ueberlieferung aus den ältesten Zeiten fortgepflanzt.

*) Auch hatte man zu Plato's Zeiten eine andere Lesart dafür ἐμμεμανῖα (in Ion T. IV. p. 196. Bip.) die auch in den Venediger Scholien bemerkt wird. Dieß beweist, daß man die Stelle ganz verschieden erklärte.

**) In den Halieuticis des Oppian kommt wohl einigemal eine metallene Röhre vor, womit man über den Angelhaken die Schnur vor dem Abbeißen sicherte z. B. III. 147 ἐχαλκώθησαν ἁλῆες Αὐλὸν ἐπ' ἀγκίστρῳ. Allein vom Gebrauch der Hörner scheint der Dichter, der doch ins äußerste Detail geht, nichts gewußt zu haben.

Ein Reiſender, der ſich noch vor wenig Monaten auf einem engliſchen Kriegsſchiff vor Alexandrien befand, und dem wir über die vielbereiſte Ebene von Troja, die Schule Homers zu Chios und die Ruinen von Cypern nächſtens ſehr intereſſante Aufſchlüſſe zu danken haben werden, hat Gelegenheit gehabt, hierüber in jenen Gewäſſern ſelbſt die ſorgfältigſte Erkundigung einzuziehn, und erlaubt mir, das Reſultat derſelben allen Freunden Homers hier mitzutheilen.

Am Bord des Tigers im September 1800.

„Ich ließ heute alle Piloten des Tigers zuſammenrufen, welche Fiſcher ſind, um ſie über das Horn beim Angeln auf dem Meere zu fragen, welches nach meiner Meinung entweder am Angelhaken oder an der Schnur befeſtigt ſeyn mußte. Ich unterſuchte mit ihnen aufs ſorgfältigſte alle Theile ihres Angelgeräthes. Da war nirgends an ein Horn zu denken. Schon gab ich alle Hofnung auf, hierüber einen Aufſchluß zu erhalten, als auf einmal ein Greis unter ihnen ausrief: Να, τω ρα ξενω τι θελετε. ειναι ενα τετια πραγμα, κοπαζετε τοττο πολυ δια ενα καρα. (Vah! facile intelligo quid vultis. Esse (ait) miram rem (quod) laboretis tot ob unum cornu). Alle Schifferbarken, fuhr er hierauf fort zu erzählen, haben an der Seite, wo der Fiſcher die Angelſchnur auswirft, oben am

Rande in der Mitte das Horn eines Stiers der Länge nach mit eisernen Klammern angeschlagen, damit die Schnur, die nun in der Mitte die Krümmung hin und her fährt, (ἐμβεβαυία) nicht am Holz sich abreibt und zerreißt. Als er dieß gesagt hatte, riefen alle übrigen: ja das ist so! und bemühten sich nun um die Wette, mir dasselbe auch auf ihre Art begreiflich zu machen. So erhielt also die Homerische Stelle auf einmal ihren Aufschluß, und müßte ohngefähr so übersetzt werden:

Stürzt in den Abgrund hinab, dem Köderbegleiteten Blei gleich,
Das an der Mitte des Horns des ländlichen Stieres hinabfährt.

v. Hammer."

So müßten sie also auch in solchen Stellen, wo wirklich der Hörner als eines Bestandtheils der Fischergeräthschaft nur im Allgemeinen Erwähnung geschieht, vielleicht nur von dieser Vorrichtung an der Fischerharke verstanden werden *).

*) So bei Aelian de animal. XII, 53. p. 715. Gron, wo unter der χορηγία des Fischers auch κέρατα vorkommen, die am Ende des Kapitels nach Geßners richtiger Verbesserung in Ziegenhörner bestimmt werden.

Nur eine Schwierigkeit steht der Entdeckung meines Freundes entgegen und diese ist gerade die allerbedenklichste. Bekanntlich kommt dieß Horn unter dem Geräthe des Anglers auch noch einmal in der Odyssee vor, wo der Dichter die Raubgier der Scylla mit dem Fischer vergleicht, der den geangelten Fisch in die Höhe schleudert.

Wie am Gestad ein Fischer mit ragender Angelruthe —
Weit in die Flut hinsendet das Horn des gewei-deten Stieres.

Odyssee XII, 250. nach Voß.

Hier kann an keine Fischerbarke gedacht werden. Das Horn wird in den See hingeschleudert, und muß also an der Angelruthe selbst befestigt gewesen seyn. Oder sollte etwa in der Ilias und Odyssee beidemal von einem ganz verschiedenen Gebrauch des Stier-Horns die Rede seyn? Sollte es in dieser letzten Stelle vielleicht nur dazu gedient haben, um die Angelschnur in einer gewissen Entfernung vom Standpunkte des Anglers auswerfen und indem sie oben auf der Fläche des Wassers emporgehalten wurde, den Ort bezeichnen zu

können, von wo ſich der Angelhaken nun in die Tiefe ſenkte?

Ich geſtehe hier gern meine Unwiſſenheit, und wenn ich die Nachricht meines ſilhomeriſchen Freundes unſern Leſern nicht vorenthalten durfte: ſo war ich doch ſicher entfernt davon, die Unterſuchung ſelbſt für ganz geſchloſſen zu halten. Nur ich mag ſie hier nicht weiter fortſetzen, indem ich an die Verwunderung des alten griechiſchen Fiſchers denke, und ſehr wohl weiß, daß aus dieſem Horn nie das Horn der Amalthea, wohl aber ein ſpöttiſches, wie es auch der Stoiker ſeinem Gegner wachſen ließ, hervorwachſen kann.

B.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

London, d. 18. Jan. 1801.

Die Dambergerſche Reiſe iſt von drei Buchhändlern auf einmal in Beſchlag genommen worden. Phillips, der gewerbſamſte, vertheilte die Bogen, die er vom Verleger in Leipzig erhielt, zu gleicher Zeit unter 6 Ueberſetzer und machte es dadurch möglich, ſeine Ueberſetzung eben ſo ſchnell zu liefern, als Geißweiler und Komp., die die ihrige von Hrn. Tooke auf Hinchley übetſetzen ließen. Auch Stockdale und Longmann, zwei andere große Buchhändler, hatten auf dieſen Kontinentalfiſch ihre Harpunen gerichtet. Indeß erregten die handgreiflichen Unwahrſcheinlichkeiten, die von dieſer Reiſe auch die künſtlichſte Ueberarbeitung nicht wegwiſchen kann, gleich anfänglich großes Kopfſchütteln unter den Kennern, die ſich über die Gimpelhaftigkeit (gullibility) der Teutſchen und ihrer eignen Landsleute wacker luſtig machten. Auf Major Rennel's Rath hat die Aſſociation for the diſcovery of the Interior of Africa, die jetzt bekanntlich den braven Hornemann in Afrika reiſen läßt, nach Leipzig ſchreiben und den ehrenveſten Hrn.

Wir haben ſchon bemerkt, daß die Syracuſaner, vermöge einer Eigenſchaft, welche aller Orten das Volk characteriſiert, der Hofnung durch Vermittlung des Platon ihre alte Freyheit wieder zu erlangen, mit einer ſo voreiligen Freude ſich überlieſſen, daß die bevorſtehende Staats-Veränderung der Innhalt aller Geſpräche wurde. In der That gieng die Abſicht Dions bey Beruffung ſeines Freundes auf nichts geringers. Beyde waren gleich erklärte Feinde der Tyrannie und der Democratie; von denen ſie (mit welchem Grunde, wollen wir hier nicht entſcheiden) davorhielten, daß ſie unter verſchiedenen Geſtalten, und durch verſchiedene Wege, am Ende in einem Puncte, nämlich in Mangel der Ordnung und Sicherheit, Unterdruckung und Sclaverey zuſammenlieſſen. Beyde waren für diejenige Art der Ariſtocratie, worinn das Volk zwar vor aller Unterdrückung hinlänglich ſicher geſtellt, folglich die Gewalt der Edeln, oder wie man bey den Griechen ſagte, der Beſten, durch unzerbrechliche Ketten gefeſſelt iſt; hingegen die eigentliche Staats-Verwaltung nur bey einer kleinen Anzahl liegt, welche eine genaue Rechenſchaft abzulegen verbunden ſind. Es war alſo würklich ihr Vorhaben, die Tyrannie, oder was man zu unſern Zeiten eine uneingeſchränkte Monarchie nennt, aus dem ganzen Sicilien zu verbannen, und die Verfaſſung dieſer Inſel in die vorbemeldte Form zu gieſſen. Dem Dionys zu gefallen, oder vielmehr, weil nach Platons Meynung die vollkommenſte Staats-Form eine Zuſammenſetzung aus der Monarchie, Ariſtocratie und Democratie ſeyn mußte,

wollten

Damberger auffordern laſſen, daß wenn er von den Perſonen, die er am Ende ſeiner Reiſe als ſeine Befreier aus der Sklaverei in Marokko anführt, und von denen, die ihn in ſeinem Gefängniß in Holland loskauften, beglaubigte Zeugniſſe beibringen könne, er mit dieſen ſich in ihrem Bureau in London einfinden und der größten Belohnung gewärtig ſeyn ſolle. —

Die neueſte Erſcheinung im literariſchen Felde iſt die lang angekündigte neubäckene Epopöe des bekannten Sir James Bland Burgeſs, Richard Löwenherz in 18 Geſängen und in Stanzen, in der Manier von Spenſer's Fairy Queen. Man findet die Geſchichte ſelbſt ganz artig erzählt und die orientaliſche Szenerei in den Gemälden der Kreuzzüge ſehr lebendig. Man intereſſirt ſich ſogar für Blondel, nur nicht für den Helden des Stückes ſelbſt. Aber die darin vorkommende Maſchinerie erinnert zu ſehr an Milton, und die ganze Stanzen-Manier will weniger behagen, weil ſie zu Tiraden und Reimgeklingel viel zu leicht Veranlaſſung giebt, wiewohl ſie eben jetzt durch Sotheby's meiſterhafte Ueberſetzung des Wielandſchen Oberons aufs neue viele Freunde gewonnen hat. Der Anfang des ganzen Gedichtes mit der Invokazion mag hier zur Probe ſtehn.

The lion-hearted Monarch, who display'd
His banner on Judaea's ſhore I ſing.

Immortal Muſe, impart thy powerful aid:
From the Aonian mont with rapid wing
Deſcending, heav'nly inſpiration bring!
Teach me to trace th' effects of Auſtria's hate,
And the foul wrongs of Gallia's treacherous King.
To tell how Richard, long oppreſs'd by fate,
O'er adverſe hell prevail'd and grew by ſuffrings great.

Man lächelt über die Muſe, die heute noch vom Aoniſchen Hügel Begeiſterung bringen ſoll!

Noch hat wohl kein Badeort in Europa eine ſo prächtige Topografie erhalten, als eben jetzt Bath von dem bekannten topografiſchen Reiſebeſchreiber Richard Warner: The Hiſtory of Bath, by R. Warner, in groß Quart, London 1801. Robiſons. 3 Guineen.

Für die Liebhaber der wichtigen Sozietätsſchriften von der Akademie zu Kalkutta wird die Nachricht einiges Intereſſe haben, daß nun zu den Werken des berühmten Präſidenten jener Geſellſchaft, Sir William Jones, die bekanntlich vor 2 Jahren in 6 Quartbänden herauskamen, und 10 Guineen koſten, nun noch 2 Quartbände Aſiatick Reſearches als Supplement erſchienen ſind, welche alle übrigen Abhandlungen andrer Verfaſſer, die in den 5 Bänden Reſearches, welche in Kalcutta ſelbſt gedruckt wurden, ent-

halten waren, enthalten, so daß, wer diese 2 Bände nebst Jones's Werken besitzt, alles komplet hat, was die übrigen Oktavabdrücke der Asiatick Researches nicht haben. Diese 2 Supplementbände, wobei sich 24 Kupfertafeln befinden, kosten bei Robisons 3 Pf. 3 Sch.

Was die beiden Britten anbetrift, die sich als Kunstmäkler in Rom so berühmt gemacht haben, und nach welchen Sie fragen: so hab' ich bis jezt Folgendes von ihnen in Erfahrung gebracht. Gavin Hamilton, der Maler und rastlose antiquarische Maulwurf, der die Scavazioni in und bei Rom mit so gewinnreichem Erfolg dirigirte, starb schon 1797 aus Angst, als die Franzosen in Rom zuerst einrükten. Als Maler hat er sich durch Gemälde bekannt gemacht, deren Sujets aus der Iliade genommen waren, und welche der berühmte Cunego in Rom in Kupfer gestochen hat. Seine Schola Picturae Italicae erschien schon im Jahr 1773. Der andere, Thomas Jenkins, kam zuerst als Künstler nach Rom, und erwarb sich durch die Gunst des Pabsts Ganganelli nach und nach ein so beträchtliches Vermögen, daß er den englischen Bankier in Rom machen konnte. Auch ihm brachten die Franzosen den Tod. Als sie einrückten, mußte er Rom verlassen, und alles, was sie von seinen Habseligkeiten fanden, wurde konfiszirt. Er schiffte sich nach England über, litt fast im Hafen selbst noch Schiffbruch und starb, unmittelbar nach-

dem er den mütterlichen Boden begrüßt hatte, im Jahr 1793 in Yarmouth.

Gewiß iſt vieles auch aus Neapel und Florenz in die Hände der Britten gekommen, was nun die Conoſcenti und Alterthumsliebhaber auf unſrer Inſel zu ſuchen haben werden. Ich hoffe, Ihnen bald ein genaues Verzeichniß davon mittheilen zu können, da ich einen Kanal an dem Ritter Hamilton gefunden habe, der ſelbſt ein lebendiger Katalog aller Kunſtwerke iſt. Von dem, was in frühern Zeiten aus Italien und Griechenland in die Kunſtſammlungen unſerer Nabobs gefloſſen iſt, finden Sie die ſorgfältigſten Verzeichniſſe in einem vor kurzem hier erſchienenen Werke des durch ſeinen Aufenthalt in Konſtantinopel mit Sir Robert Ainsley und die Früchte deſſelben, ſeine Reiſebeſchreibung aus der Levante, bekannten Dallaway *), wo er unter dem Abſchnitt Skulptur alle Privatſammlungen, worin Werke der alten Bildhauerkunſt aufbewahrt werden, auch die Townleyiſche in London genau durchgeht, und von S. 364-381 alle Ausbeute der durch Gavin Hamil-

*) Anecdotes of the arts in England or comparative Remarks on Architecture, Sculpture and Painting, chiefly illuſtrated by Specimens at Oxford, by James Dallaway, Earl Marſhall's Secretary. London, Cadell 1800. in 8. 526 S.

ſon geleiteten Nachgrabungen in Auszügen aus Nachrichten aus Rom aufgeführt iſt. Gerade ein ſolches Werk vermißten bis jetzt die Archäologen, da es äußerſt ſchwer hält, die Schlöſſer und Riegel dieſer über die Landſitze in der ganzen Inſel zerſtreuten Sammlungen zu ſprengen, Dallaway aber durch ſein Amt und ſeine großen Konnexionen ſich dies alles leichter verſchaffen konnte.

2.

Edinburg, d. 14. Jan. 1801.

Schottland hat vorige Woche eine ſeiner größten Zierden verloren, den berühmten Doktor Blair, Profeſſor Emeritus der Univerſität Edinburg. Seine Predigten und ſeine Vorleſungen über die Rhetorik haben auch in allerlei Nachdrücken und Ueberſetzungen auf dem Kontinente großes Glück gemacht. In England haben ſie 25 Ausgaben erlebt! Von den Predigten wurde jetzt unter ſeinen Augen noch am 5ten Theil gedruckt, welcher in wenig Wochen fertig ſeyn wird. Ich ſprach den ehrwürdigen Greis noch wenig Tage vor ſeinem Tode, wo er ſich eben mit einem Brief beſchäftigte, den er an den würdigen Ueberſetzer ſeiner Predigten, den C. R. Sack in Berlin ſchreiben wollte. Ich kannte den Dr. Blair ſeit 12 Jahren und fand nie einen beſcheidnern, ſanftern und harmloſern Men-

schen. Literarischer Ruf war ihm allerdings ein höchstbegehrungswürdiges Gut, und er sprach gern von seinen Werken und den schönen Tagen, wo ihn zuerst die Fama mit Trompetenschall verkündete. Darum haben ihn nun die Gegner der Eitelkeit angeklagt. Aber die fast kindliche Naivität und Anspruchlosigkeit, womit er das alles vorbrachte, nahm diesen Aeußerungen alles Widrige des Selbstlobs und niemand verließ den 82jährigen Greis, der nicht von seiner Unterhaltung bezaubert gewesen wäre. Besaß irgend jemand die stille Heiterkeit eines mit sich selbst zufriedenen Gewissens und jenen unbewölkten Sonnenschein der Seele, so war Er es; und seine Miene versprach, was seine Seele hielt. Denken Sie sich den ehrwürdigen Spalding, wie wir ihn im Jahre 1797 in Charlottenburg besuchten, und Sie haben das vollkommene Ebenbild unsers verewigten Blairs. Schottland hat in diesen sieben Jahren seine drei hellesten Sterne am Kirchenhimmel untergehen sehn, Robertson, Campbell und Blair. Und doch bedürfte die Menschheit solcher Leitsterne mehr als jemals!

Die teutsche Sprache wird in unserm Kaledonien jeden Tag mehr geschätzt und gelernt. Hier sind jetzt drei teutsche Sprachmeister, die so viel zu thun haben, daß sie nicht herumkommen können; besonders findet sie in den Augen der Frauenzimmer große Gnade. Frauen vom ersten Range lernen die Sprache

mit unglaublicher Anstrengung, um Wieland und Klopstock lesen zu können. — Ich habe den Hrn. Roß, der den Auftrag hat, Ossians Gedichte im erſiſchen Original abzuſchreiben und ſie für die Preſſe in Edinburg zu redigiren, vor kurzem ſelbſt geſprochen. Die Gedichte Temora, Fingal, Darthula, Carthon, und überhaupt alles, was M'Ferſon überſetzte, einige kleine Epiſoden abgerechnet, ſind zum Abdruck fertig. Die hier regelmäßig ſich verſammelnde Highland Society unterhält einen lebhaften Briefwechſel mit den alten Leuten, deren handſchriftliche Lieder oder mündliche Ueberlieferungen M'Ferſon bei der erſten Ausgabe benutzte. Dank ſey es dem rauhen Klima und der frugalen Lebensart unſerer Hochländer, viele von ihnen ſind noch jetzt am Leben. Die Geſellſchaft läßt jeden ſeine Ausſage beſchwören und die gerichtlichen Akten darüber werden im Werke ſelbſt beigebracht werden. Es ſcheint übrigens aus allem immer gewiſſer hervorzugehn, daß M'Ferſon ſelbſt in den letzten Jahren ſeines zu großen Ehren und Glücksgütern erhobenen Lebens alles darauf gerichtet ſeyn ließ, um für den Verfaſſer, nicht für den Ueberſetzer der Oſſianſchen Lieder gehalten zu werden. Die engliſchen Vorurtheile und die Schläfrigkeit der ſchottiſchen Niederländer unterſtützten ſein eitles Beginnen, und ſo verbreitete ſich dieſe Meinung, die Der ſelbſt nicht widerlegte, der es allein vermochte, immer mehr. Doch hat er durch ſein Legat auf dem Todtenbette der Wahrheit

das beſte Zeugniß gegeben, und was hier noch fehlt, hat Laing durch ſeinen heftigen Angriff auf die Aechtheit Oſſians vollendet. Man wird beim Abdruck des erſiſchen Originals auf dieſe letztern Angriffe vorzüglich Rückſicht nehmen. Schon ſind mehrere Bogen dieſes Abdrucks in meinen Händen. —

3.

St. Petersburg, d. 25 Decemb. alt St. 1800.

Sie erhalten im künftigen Frühjahr eine Abhandlung über eine merkwürdige, unbekannte Bildſäule, die ſich hier befindet, und in ganz andere Zeiten und Regionen gehört. William Taſſie ſchreibt mir, daß er die Erlaubniß erhalten, die perſepolitaniſchen Münzen, die ſich im Hunterſchen Muſeum noch vollſtändiger befinden, als ſie Sylveſtre de Sacy kannte, aus jenem jetzt in Glasgow befindlichen Muſeum abzuformen. Er thut es auf Verlangen des Ritters Ouſely, der dazu den Text liefern wird, und der deswegen auch an mich geſchrieben hat. Taſſie ſcheint Luſt zu haben, von der ganzen Hunterſchen Sammlung Paſten zu machen, welches bei der bekannten Vollſtändigkeit jener Sammlung und den Vorwürfen, die man dem von D. Combe veranſtalteten Münzwerk nicht mit Unrecht gemacht hat, von gro-

dem Gewinn für die kunstliebenden Forscher seyn würde *).

K . . . .

4.

Wien, d. 31 Dec. 1800.

Die allgemeine Zeitung wäre gewiß, seit sie ihre Unpartheilichkeit so deutlich beurkundet und alles, was zur Ehre Wiens und Oesterreichs gereicht, so gern aufgenommen hat, hier nicht mehr verboten, wenn die Stimme des wahren Patriotismus etwas gölte. Als ihren Hauptgegner nennt man den Regierungsrath und Professor Föltsch, der unter dem Kaiser Leopold auf Hofmanns Rath Censor wurde, derselbe, welcher vor der Konvenzion von Steyer das Pro-

*) Sie würden dann eine schöne Seitenfolge zu den Mionetschen Pasten nach dem Münzkabinet in der Nazional-Bibliothek machen. Ich ergreife zugleich diese Gelegenheit, um den zahlreichen Freunden der Mionetschen Pasten in Teutschland die Nachricht zu geben, daß ihre Bestellungen auf diese Pasten nur dann erst schnell expedirt werden können, wenn sie die Zahlung dafür sogleich durch eine Assignazion auf ein Pariser Handelshaus leisten lassen. Mionets treffliche Erfindung hat in Paris sowohl als in den Departementern so groken Beifall gefunden, daß er genug zu thun hat, um nur die einheimischen Bestellungen, wo die Zahlung auf der Stelle geleistet wird, zu befriedigen.

B.

jetzt, die filoſofiſchen und juriſtiſchen Kollegia bei hieſiger Univerſität zu ſchließen, und die Studenten gegen den Feind marſchiren zu laſſen, aus allen Kräften unterſtützte. Er begehrte bei dieſem Aufgeboth den Titel eines K. K. Hauptmanns, ſo wie er und ſein Kollege Watteroth ſchon beim erſten Wiener Aufgeboth eine Rolle zu ſpielen ſich eifrig angelegen ſeyn ließen. Dank ſey es dem allgemein verehrten Erzherzog Karl, der jedem das Seine angewieſen hat! — Hier weiß man durchaus nichts von der aufs neue in Anregung gebrachten Wiederherſtellung des Jeſuiterordens. Auch würden nach dem feierlichen Beſchluß des Staatsraths, den der Kaiſer feierlich beſtätigt hat, alle Verſuche der Hrn. Paccanari und Konſorten völlig fruchtlos ſeyn. Wahrſcheinlich haben die Herren das ganze Gerücht ſelbſt ausgeſprengt. Es ſind Signalraketen und Leuchtkugeln, um zu ſehen, wie es in den feindlichen Verſchanzungen ausſieht. — Sie erhalten hierbei die ſo eben fertig gewordenen Annalen der bildenden Künſte für die öſtreichiſchen Staaten. Der Verfaſſer Hans Füßli, ein jüngerer Bruder des berühmten Mahlers Füßli in London, hat ſich in frühern Zeiten als Feldmeſſer in Syrmien und Ungarn aufgehalten, aber auch den Geiſt des Sammlens über Künſtler und Künſtlergenoſſen von ſeinem Vater, dem bekannten Verfaſſer des Künſtlerlexikons, zwiefältig geerbt.*). Die Annalen ſind dem Graf Trieß

*) Dieſe Annalen, wovon der erſte Heft, Wien,

wollten ſie ihrer neuen Republick zwey Könige geben, welche in derſelben eben das vorſtellen ſollten was die Könige in Sparta; und Dionys ſollte einer von denſelben ſeyn. Dieſes waren ungefehr die Grundlinien ihres Entwurfs. Sie lieſſen keine Gelegenheit vorbey, dem Prinzen die Vortheile einer geſetzmäſſigen Regierung anzupreiſen; aber ſie waren zu klug, von einer ſo delicaten Sache, als die Einführung einer republicaniſchen Verfaſſung war, vor der Zeit zu reden, und den Tyrannen, eh ihn Plato vollkommen zahm und bildſam gemacht haben würde, durch eine unzeitige Entdeckung ihrer Abſichten in ſeine natürliche Wildheit wieder hineinzuſchrecken.

Unglücklicher Weiſe war das Volk ſo vieler Mäſſigung nicht fähig, und dachte auch ganz anders über den Gebrauch, den es von ſeiner Freyheit machen wollte. Ein jeder hatte dabey eine gewiſſe Abſicht, die er noch bey ſich behielt, und die gerade zu auf irgend einen Privat-Vortheil gieng. Jeder hielt ſich für mehr als fähig, dem gemeinen Weſen gerade in dem Poſten zu dienen; wozu er die wenigſte Fähigkeit hatte, oder hatte ſonſt ſeine kleine Forderungen zu machen, welche er ſchlechterdings bewilliget haben wollte. Die Syracuſaner verlangten alſo eine Democratie; und da ſie ſich ganz nahe bey dem Ziel ihre Wünſche glaubten, ſo ſprachen ſie laut genug davon, daß Philiſtus und ſeine Freunde Gelegenheit bekamen, den Tyrannen aus ſeinem angenehmen platoniſchen Enthuſiaſmus zu ſich ſelbſt zurückzurufen.

gewidmet, deſſen Abweſenheit jetzt alle Gelehrte und Künſtler, für welche ſein Haus ein angenehmer und lehrreicher Vereinigungspunkt iſt, ſehr ſchmerzhaft fühlen. — Sie haben vor kurzem unſere Dichterin Karoline Pichler mit großem Unrecht eine jetzt erſt bekannt gewordene Schriftſtellerin genannt. Sie war es ſchon längſt, und wir verdanken ihr unter andern eine zarte Gallerie von moraliſchen Gemälden, die noch im vorigen Jahre unter dem Titel Gleichniſſe erſchienen ſind *). —

Schaumburg 1801. 213 S. in gr. 8. erſchienen iſt, füllen eine vielfach gefühlte Lücke in unſerer Kunſtliteratur zweckmäßig aus. Man findet hier eine allgemeine hiſtoriſche Ueberſicht der Kaiſerl. Akademie der Künſte bis auf die neueſten Zeiten. Doch vermiſſen wir ungern den Namen des edeln v. Birkenſtock, deſſen Aufſicht ſie jetzt ſo viel verdankt. Die artiſtiſchen und biografiſchen Nachrichten über Füger, Cancig, Maurer, Schmutzer und Bartſch, ſo wie die angefangene Beſchreibung des in ſeiner Art einzigen Kupferſtichkabinets des Herzogs Albrechts von Sachſen Teſchen werden jedem Liebhaber willkommen ſeyn. Nur in den Betrachtungen über den dermaligen Kunſtgeſchmack des Wiener Publikums ſcheint uns der Verfaſſer abſichtlich nicht tief genug eingedrungen zu ſeyn, ſo wahr auch übrigens dem äußern Vernehmen nach ſeine Karakteriſtik der Wiener Hofmeiſterzunft iſt.

B.

*) Ich danke meinem Freund für die Berichtigung dieſes Irrthums um ſo mehr, weil ſie mir Gelegenheit ver-

Berlin, d. 17 Jan. 1802.

Ob von den hinterlaſſenen Papieren des für die Künſte ganz unerſetzlichen Profeſſors Gilly eine Auswahl zum Druck gemacht werden wird, zweifle ich. Das beſte wäre, wenn ſich ſein Vater entſchließen könnte, die Briefe, die Gilly während ſeiner Reiſen durch Frankreich, England und Teutſchland über die merkwürdigſten Gegenſtände der Kunſt regelmäßig an ihn ſchrieb, mit Weglaſſung alles deſſen, was nicht fürs Publikum gehört, bekannt zu machen. Von ſeinen hinterlaſſenen Zeichnungen erſcheinen gewiß die vorzüglichern in einigen Heften. Vor allen verdient ſeine Konkurrenzzeichnung zum Gedächtnißtempel auf Friedrich den Einzigen und ſein Entwurf zum neuen Theater allgemein bekannt zu werden. Ach warum

ſchaffte, dieſe zarte Blüten einer ſehr fein empfindenden Dichterin, ihre Gleichniſſe. Wien, Anton Pichler, 1801. 136 S. in 8. kennen zu lernen. Nicht vergeblich ging die Verfaſſerin bei den edeln Menſchen- und Naturfreunden Bernardin de St. Pierre und Herder in die Schule. Ihre Vergleichungen der blühenden und grünenden Natur mit der empfindenden und denkenden tragen alle das Gepräge einer eigenen originellen Anſicht und der zarteſten Weiblichkeit. Man vergleiche z. B. die Pflanzen im Schatten oder den Pappelbaum.

B.

mußte dieser letzte nur Entwurf bleiben! Seine Büste, von Schadow gearbeitet, wird im Zeichen-Saal der neuen Bauakademie nach einer vom Prof. Genß angegebenen Idee aufgestellt werden. Ein anderes Denkmal hat ihm sein treuer Freund, Hr. Konrad Lévezow, den Sie aus verschiedenen archäologischen Arbeiten als einen gelehrten und scharfsinnigen Alterthumsforscher kennen, vor kurzem in einer Denkschrift gesetzt, die der vielen darin eingestreuten Bemerkungen wegen auch solchen interessant seyn wird, die kein unmittelbares Interesse für den Verstorbenen empfinden *).

*) Der den 3 August 1800 in Karlsbad verstorbene Professor Gilly verdiente sich in seiner kurzen artistischen Laufbahn mehr als Einen Kranz, und welche Blüten der Hoffnung sind nicht mit ihm begraben worden! Einer seiner Hauptaugenmerke ging auf die noch immer nicht hinlänglich gelöste, und selbst durch Erdmannsdorfs letzte Ausführungen nur sehr unvollständig erfüllte Aufgabe: wie weit die theatralische Baukunst der Alten auf unsere Theater-Architektur anzuwenden sey? Er schrieb mir darüber aus Paris und London einigemal sehr feine Bemerkungen, und machte zu einem vollständigen Werke, wobei die Dekoration und Perspektive Haupttheile geworden seyn würden, schon im voraus alle Vorbereitungen. Muster der von ihm angegebenen geschmackvollen antiken Formen für Gefäße und Schaalen, nach welchen die neue Eckartsteinische englische Faïance-Fabrik in Berlin mit vielem Beifall arbeitet, werden nächstens in einem der gelesensten Kunstjournale abgebildet wer-

6.

Magdeburg, d. 22 Jan. 1801.

Es eröffnen ſich jetzt ſehr lachende Ausſichten für die Kunſt in den preußiſchen Staaten. Unſer väterlich geſinnter Monarch hat eine General-Kunſt-Schulkaſſe errichtet, aus welcher die Lehrer in den Provinzial-Kunſtſchulen beſoldet und die nöthigen Zeichnungen, Büſten und Modelle angeſchaft werden ſollen. Man arbeitet jetzt ſehr eifrig daran, in mehrern Städten der Monarchie neue Kunſtlehranſtalten zu etabliren (ſo nennt man Frankfurt an der Oder, und mehrere Städte in Pohlen). Dieſe, ſo wie alle ſchon im Lande vorhandenen ſollen nach einem Plane eingerichtet und die Verfaſſung der Magdeburgiſchen Kunſtſchule dabei zum Grunde gelegt werden. —— Die hieſige Lehranſtalt hat zwei beſoldete Lehrer. Der erſte iſt der wackere Prof. Breyſig, dem der Maler Fürſte als zweiter Lehrer in der freien Zeichnung beigeſellt iſt. Aus Liebe zur Kunſt hat der Hr. Bau-Kondukteur Coſtenoble den Unterricht in der Bau-

den. Hr. Levezows Schrift führt den Titel: Denkſchrift auf Fr. Gilly, Königlichen Architekten. Berlin, Realſchulbuchh. 1801. 40 S. in gr. 4 und iſt ein Denkmal, das nur verſtändige Freundſchaft, von mannichfaltigen Kenntniſſen geleitet, ſo ſetzen konnte.

wissenschaft und der geometrischen Zeichnung übernommen. Drei Nachmittage und ein Vormittag sind wöchentlich zum Unterricht bestimmt. Der Lehrplan umfaßt alle die auf der Tabelle von Breysig (Skizzen 2s Heft) verzeichneten Fächer. Wenigstens sucht man sich dieser Idee zu nähern. Bis jetzt ward nur gezeichnet, nächstens soll auch modellirt werden. Die theoretische Zeichenkunst mit Einschluß der Perspektive wird von Breysig in einer außerordentlichen Vorlesung gelehrt. Von Ostern 1798 bis Neujahr 1801 hatte die Anstalt 404 Kunstschüler. — Gern möchte ich zum Schluß meines Briefs noch unserm guten König das Wort reden, der seinen bisher so schlecht belohnten Künstlern nicht besser rathen konnte, als durch die Empfehlung vaterländischer Gegenstände. — Mag doch die Kunst kein Vaterland anerkennen. — Der Künstler erwartet zunächst von seinen Mitbürgern Belohnung und Aufmunterung, und dann, denk ich, gewinnt die Kunst mit ihm.

7.

Wittenberg, d. 11 Jan. 1801.

Ich würde mich ohne Verzug in Weimar eingefunden haben, wenn ich nicht, theils für meinen Prinzipal, theils in meinen eignen Angelegenheiten mit zu vieler Arbeit überhäuft wäre, als daß ich an eine Reise,

die beinahe eine ganze Woche erfordert, unmöglich denken kann. Jetzt will ich unterdessen Ihnen nur kürzlich die Ursache anzeigen, warum ich kürzlich meine Reise in das Innere von Afrika unter dem Namen Damberger herausgegeben habe. Der Verleger meiner ersten Reise hielt mich so lange auf, daß ich mich entschloß, weil ich nicht wissen konnte, ob ich übers Jahr noch hier oder in der Nähe seyn würde, meine Rückreise aus Aegypten nach dem Kap (?) besonders, mit Veränderung der Jahreszahl, drucken zu lassen. Den Namen Damberger habe ich deswegen gewählt, weil ich die Karavanen-Reise dieses Mannes durch die Barbarei nach Marokko benutzt habe. Er ist ebenfalls auf dem Kap gewesen, und auf dem nämlichen Schiff, auf welchem ich mich befand, nach Holland gegangen. Hernach hat er wieder holländische Dienste angenommen, und ist nach Surinam gegangen, wo er sich vielleicht noch aufhält. Ich werde die ganze Erzählung dem letzten Bande meiner Reise in einem kleinen Anhange beifügen, um dem Publiko seine Zweifel zu benehmen. Wollen mich Ew. noch mit einigen schriftstellerischen Anfragen und Bemerkungen beehren, so werde ich mit Vergnügen Ihnen die verlangten Nachrichten ertheilen *).

*) Ich finde es aus mehrern Gründen gerathen, obigen Brief des Herrn Damberger-Taurinus M. T. M. Februar 1801.

in treuer Abschrift den Lesern des Merkurs hier mitzutheilen, und dabei nur zu bemerken, daß, obgleich Hr. Taurinius hier ausdrücklich eingesteht, er habe nur den Namen Damberger aus Ungeduld entlehnt, um noch eine zweite Reise so schnell als möglich in die Welt zu schicken, doch in den unterstrichenen Stellen noch manches zweideutig bleibt, was wohl niemand besser aufzuklären versteht, als ein treuer Gehülfe des Hrn. Schrödter-Taurinius-Damberger in Wittenberg, Hr. M. Junge, welcher laut der Papiere, die der Verleger des Pseudo-Damberger in Händen hat, in dieser ganzen Reisebeschreibungsfabrik weit mehr befangen zu seyn scheint, als der ägyptische Buchdrucker, Hr. Zacharias Stierle vulgo Taurinius, selbst. Das Ganze, wozu vorläufig die treffenden Rezensionen des Taurinius in den Göttinger Anzeigen, und von Schrödter und Damberger in der allgemeinen Literaturzeitung (letztere beide von Hrn. Prof. Paulus in Jena) den Prozeß eingeleitet haben, wird wohl bald in seiner ganzen Blöße dem Publikum dargelegt werden können.

B.

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

2. Stück. Februar 1801.

I.

Das Ofter.

Taſchenbuch

von

Weimar,

oder

des Vierteljährigen Taſchenbuchs

2tes Bändchen,

iſt bereits unter der Preſſe und wird im Anfange des künftigen Monats in allen denjenigen Buchhandlungen zu haben ſeyn, welche Beſtellungen darauf bei uns gemacht haben. Die bis jetzt abgedruckten Bogen haben folgenden bedeutenden Inhalt.

I. Blumen von Herder. 1) Die edlere Rache. 2) Der eigne Schatten. 3) Dem Namloſen. 4) Der Gaſtfreund. 5) Der ſpäte Kranz. 6) Urſprung des Ideals. 7) Der Wald und der Wanderer. 8) Meine Blume. 9) Die goldene Hochzeit. 10) Das neue Lied.

II. Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier, von M.

III. Der Schuldner. Im August 1798. von Lk.

IV. Madagaskarische Lieder, von Knebel. Fortsetzung.

V. Der neue Protagoras, eine Erzählung von Sonnenfels.

VI. Proben aus Gerstäcks Franks nachgelassenen Briefen und Papieren. Reise nach Hof im Voigtlande.

VII. Die Gaben der Muse, von Messerschmidt.

VIII. An Ludwig Tieck, von Friedrich Schlegel.

IX. Nachtmusik, an Olimpia, aus Siegmund von Seckendorfs Nachlasse.

X. Die vier Weltalter der Indier. 1) Das goldene Weltalter; 2) das silberne Weltalter; 3) das eherne Weltalter; 4) das eiserne Weltalter; von Friedrich Majer.

Der Inhalt dieses Taschenbuchs wird an Mannichfaltigkeit immer mehr zunehmen. Jedes Bändchen kostet 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr., und ist auch als Quartalschrift auf allen Postämtern zu haben. Weimar im Februar 1801.

Gebrüder Gädicke.

II. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Ad. Hildt. Januar oder No. 1 — 5.

Der glückliche Fortgang dieser Zeitung beweist, daß das handelnde Publikum, Technologen und Statistiker, nicht aufhören derselben ihren Beifall zu schenken. Die 5 Nummern vom Januar haben folgenden Inhalt an größeren Aufsätzen, außer vielen kleinen Notizen. 1) Bruchstücke zur Geschichte des Wallfischfangs. 2) Corinthen. 3) Ueber das Neapelgelb und die Art der Verfertigung. 4) Ueber den gangbaren Handhandel in den niedersächsischen Gegenden, ein Beitrag zur Waarenkunde. 5) Saflor. 6) Nachricht von der Seilweberei der Gebruder Landauer in Stuttgart. 7) Rother Indigo. 8)

Baumwolle. 9) Kochen künſtliche Hornmaſſe. 10) Woher mag es kommen, daß wir Deutſche es in dem Fabrik- und Manufakturweſen noch nicht zu jener Größe der Engländer und Franzoſen bringen können? 11) Ein neu entdecktes Gummi-Surrogat für Kattundruckereien. 12) Mehrere Rezenſionen von neuen Kaufmänniſchen Schriften.

Der ganze Jahrgang dieſer Zeitung koſtet bei uns, in allen Buchhandlung und auf allen Poſtämtern 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Meine Streifereien in den Harz und in einige ſeiner umliegenden Gegenden, von Wilh. Ferdinand Müller. Erſtes Bändchen, mit 1 Kupfer 1800. 18 gr. oder 1 Fl. 34 Kr.

Der Hr. Verfaſſer reiſt vom Lauchſtedter Bade aus über Giebichenſtein, Bernburg, Aſchersleben, Eisleben, Mansfeld, Horn, Quedlinburg, Roſtrappe, Blankenburg, Regenſtein, Wernigerode nach dem Brocken, womit dies erſte Bändchen ſchließt. Ohne in ein Loblied über dies Werkchen ausbrechen zu wollen, glauben wir doch verſichern zu können, daß es gewiß der größte Theil ſeiner künftigen Leſer nicht ohne Unterhaltung genoſſen zu haben, wieder weglegen wird, da hiſtoriſche, ſtatiſtiſche und ſonſtige Bemerkungen und Nachrichten, (worunter hin und wieder das Zweifelhafte mit befinden, wie z. B. bei Quedlinburg über den D. Lenhart) eine ſtete Abwechſelung verſchaffen, und ein ermüdendes Einerley vermeiden. Die Fortſetzung hoffen wir bald folgen laſſen zu können. Man kann dieſen fertigen Theil ſowohl bei uns als auch durch alle Buchhandlungen erhalten. Der zweite Theil iſt unter der Preſſe.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

Das erſte was ſie thaten, war, daß ſie ihm die Geſinnungen des Volkes, und die zwar von auſſen noch nicht merklich in die Augen fallende, aber innerlich deſto ſtärker gährende Bewegung deſſelben mit ſehr lebhaften Farben, und mit ziemlicher Vergröſſerung der Umſtände vormahlten. Sie thaten dieſes mit vieler Vorſichtigkeit, in gelegenen Augenblicken, nach und nach, und auf eine ſolche Art, daß es dem Dionys ſcheinen mußte, als ob ihm endlich die Augen von ſelbſt aufgiengen; und dabey verſäumten ſie keine Gelegenheit, den Plato und den Prinzen Dion bis in die Wolken zu erheben; und beſonders in Ausdrücken, welche von der ſchlaueſten Boßheit ausgewählt wurden, von der auſſerordentlichen Hochachtung zu ſprechen, worein ſie ſich bey dem Volke ſetzten. Um den Tyrannen deſto aufmerkſamer zu machen, wußten ſie es durch tauſend geheime Wege, wobey ſie ſelbſt nicht zum Vorſchein kamen, dahin einzuleiten, daß häuffige und zahlreiche Privat-Verſammlungen in der Stadt angeſtellt wurden, wozu Dion und Plato ſelbſt, oder doch immer jemand von den beſondern Vertrauten des einen oder des andern, eingeladen wurde. Dieſe Verſammlungen waren zwar nur auf Gaſtmäler und freundſchaftliche Ergötzungen angeſehen; aber ſie gaben doch dem Philiſtus und ſeinen Freunden Gelegenheit mit einer Art davon zu reden, wodurch ſie den Schein politiſcher Zuſammenkünfte bekamen; und das war alles was ſie wollten.

Univ. Bibl. München

durch

IV. Das alte und neue Jahrhundert, oder allgemeine Chronik der vergangenen und jetzigen Zeit. Ein Wochenblatt. Zu finden auf allen Königl. Postämtern und bei dem Buchhändler Mauck in Berlin.

Millionen stehen vor den Pforten des neuen Jahrhunderts und warten auf den Aufgang derselben, um mit der allgemeinen Fluth in ein neues Zeitmeer hinüber zu schwimmen, das einst so gewiß wie alle vorhergegangenen verfließen, und in dem allgemeinen Ocean der Vergangenheit sich verlieren wird.

Wir nutzen indeß unsere Spanne von Zeit — suchen ihre nie rastende Eil durch allerlei Strebungen aufzuhalten, an die wir die Marken der Vergänglichkeit knüpfen, und die unter andern auch dazu dienen, uns die Geschwindigkeit ihres Fluges zu bezeichnen.

Aber während die Hälfte der Bewohner des Erdballs die Eintheilung unserer Zeitrechnung nicht einmal kennt, oder in einzelnen Stämmen abgesondert, ohne alle Kultur umherstreift und keinen Begriff von einer höhern Bestrebung nach Vervollkommnung durch Wissenschaften und Feine bildung hat; ist es die Sache aufgeklärter Nationen, die Begebenheiten und Kenntnisse entfernter Jahrhunderte und Völker zu sammeln und die Resultate der Bemühungen ganzer Gesellschaften sowohl als einzelner Menschen, durch Aufbewahrung und Mittheilung merkwürdiger Thatsachen über die jetzt lebende Generation zu verbreiten.

Die große Verschiedenheit solcher Zusammenstellungen aus allen Zeitaltern und Nationen, wird unsere Erfahrung bereichern, und uns den Werth einer auf Verstand und Tugend gegründeten Menschenerziehung am fühlbarsten machen.

Europa, dieser durch seine Kultur sich so vortheilhaft auszeichnende Erdtheil, die er — außer seiner glücklichen Lage und der über diesen Theil unserer Kugel verbreiteten temperirten Zone — größtentheils den Wissenschaften

verdankt, vereint jetzt mehr als je seine Kräfte zum allgemeinen Fortrücken in allen Kenntnissen, die den menschlichen Geist erweitern und den Blick auf das Ganze der moralischen und physischen Natur erhöhen. Durch die wichtige Erfindung der Schrift-Druckerei und die von ihr nach allen Seiten hin ausgehenden und korrespondirenden Fäden der Literatur, hat es mit elektrischer Gewalt Kräfte geweckt, die außerdem vielleicht nie entstanden wären und ohne welche wir, gleich jenen Geistesarmen Bewohnern entfernter Erdtheile, zu roher Unwissenheit und Eingeschränktheit der Begriffe verdammt seyn würden.

Während der Irokese nicht über 5 zählt, wogen ein Newton, Keppler und Andere durch Berechnung bei uns das Gewicht ganzer Welttörper — maaßen ihren Raum — berechneten in Millionen Meilen weiter Entfernung die Bahnen ihres Umlaufs — und bewiesen durch den genauen Eintritt der Sonn- und Mondfinsternisse die Richtigkeit ihrer scharfsinnigen Berechnung.

Während jene Völker in einem stumpfsinnigen Einerlei ihre Jahre verleben und keiner nur die Grenzen seiner Horde zu verlassen wagt — reißt der Europäer, von Begierde nach Forschung getrieben, Jahre lang von seinem Geburtslande und oft sogar von einem ganzen Erdtheile sich los, um entfernte, durch weite Meere getrennte Theile der Erde und die dort lebenden Nationen zu besuchen. Es ist fast kein Punkt, nach welchem er nicht auf Entdeckungen auszugehen gewagt hätte. Vorzüglich beschäftigt sich unser gegenwärtiges Zeitalter mit großen Unternehmungen aller Art. Mehrere Reisende von verschiedenen europäischen Nationen sind auf dem Wege, um durch ihre Entdeckungen die Kenntniß der Länder- und Völkerkunde zu bereichern. Die Untersuchungen in der Chemie, Mathematik und Naturkunde, bieten sich durch alle kultivirte Staaten die Hände, um durch gemeinschaftliches Bemühen den großen Spuren der Natur näher zu kommen, und durch ihre Aufschlüsse das Feld der Wissenschaften und Künste immer mehr zu bereichern. Philosophie und moralische Aufklärung leuchten über einen größern Bezirk und bestätigen jetzt mehr als je den Werth ihrer unsterblichen Rechte.

So viele Thätigkeit muß in allen Theilen Nachahmung erwecken, und hat bereits eine Menge interessan-

ter Erfahrungen und Entdeckungen hervorgebracht, deren Aufbewahrung und Verbreitung der menschlichen Gesellschaft nicht anders als wichtig seyn muß.

Das gegenwärtige Blatt ist dazu bestimmt, das Merkwürdigste davon in kurzen Uebersichten zu sammeln, und bei dieser Gelegenheit zuweilen die alte Welt mit der neuen — die Vergangenheit mit der Gegenwart — die Unwissenheit und den Aberglauben mit der Aufklärung — durch aufzustellende Thatsachen zu vergleichen. Zu diesem Endzweck sollen vorzüglich darinn aufgenommen werden:

1) Nachrichten von Völker- Länder- und Reisebeschreibungen, und zweckmäßige Auszüge daraus, worinn jedesmal dasjenige enthalten seyn wird, was für den Leser durch Neuheit und ein besonderes Interesse am anziehendsten ist.

2) Merkwürdige Denkmäler in unserm und andern Welttheilen.

3) Seltene Naturerscheinungen in unsern und andern Ländern, gehörig erläutert und verglichen mit ähnlichen ältern Erscheinungen dieser Art.

4) Wichtige Entdeckungen und Erfindungen in dem Gebiet der Oekonomie, Technologie, Heilkunde und Naturgeschichte, und überhaupt nützliche (aber nicht so allgemein, als sie's verdienen, bekannte) Notizen für den Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Haus- Land- und Gartenwirth, also auch manches, das in das Fach der ökonomischen Naturgeschichte gehört, einer Wissenschaft, die, so gemeinnützig sie auch ist, bei weitem noch nicht genug kultivirt, und in ihren einzelnen Zweigen bei weitem noch nicht bekannt genug ist.

5) Originalauszüge aus dem Karakter einzelner Nationen, Stände und Menschen.

6) Kurze Lebensbeschreibungen berühmter oder berüchtigter Menschen, so fern entweder solche durch ihre Schicksale frappant merkwürdig sind, oder ihr Beispiel, sey's durch hervorstechende Tugenden oder auffallende Laster — vorzüglich lehrreich ist, oder rich-

tige Blicke in das menschliche Herz thun läßt, und also zur Erweiterung und Berichtigung der Menschenkenntniß beiträgt.

7) Anzeigen aus der Literatur- und Kunstgeschichte.

8) Die merkwürdigsten politischen Begebenheiten im Zusammenhange erzählt, jedoch, um jede Kollision mit privilegirten Zeitungen, und überhaupt alles dasjenige zu vermeiden, was unserm Blatt ein zeitungsmäßiges Ansehen geben kann, nicht anders als monatlich, und nachdem auch aus den zwar nicht entferntesten (z. B. andern Welttheilen) aber doch entfernteren Ländern, die in dem jedesmaligen Monat vorgefallenen Begebenheiten in dem nördlichen Teutschland bekannt geworden sind, und also nicht eher als gegen das Ende oder beim Schlusse des folgenden Monats, z. B. die Begebenheiten des Januars gegen das Ende des Februars, die des Februars beim Schluß des März ꝛc. Es kommt also hier nicht sowohl auf die Befriedigung der Neubegierde als der Wißbegierde, kurz auf einen Ueberblick und eine genaue Zusammenstellung der wichtigsten Begebenheiten, auf eine fortschreitende Stattengeschichte der vornehmsten Reiche und Länder, auf eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts an.

9) Da unter den neuen Weltbegebenheiten so vieles vorkommt, was dunkel ist, und in geographischer, historischer, statistischer oder auch anderer Hinsicht Erläuterung bedarf, so soll es auch daran, so oft es nöthig seyn wird, nicht fehlen.

Diese Schrift kann dem Städter, wie dem Landmann, vorzüglich dem Jugendlehrer und jedem denkenden Menschen überhaupt das größte Interesse gewähren. Auch bleibt es jedem überlassen, uns mit frankirten Beiträgen unter Adresse des Verlegers zu beehren, die wir nach Verhältniß honoriren werden. Alle 8 Tage werden ein auch zwei Stück in fortlaufenden Nummern erscheinen, und am Ende des Jahrs ein vollständiges Register, auch je nachdem die Zahl der Interessenten einen größern Aufwand an Kosten verstattet, weniger oder mehr Abbildungen in Kupfer geliefert werden.

Diese Wochenschrift kann wöchentlich auf den Postämtern und vierteljährig in den Buchhandlungen bestellt werden: im letztern Fall ist der Preis eines gehefteten Quartals von 12 bis 15 Bogen auf Druckpapier 18 Gr., und auf Schreibpapier 1 Thaler, im erstern wird er nach Verhältniß der Entfernung etwas größer seyn.

Die Herausgeber.

V. An das Publikum.

An die Stelle des Archivs der Zeit ist in meinem Verlage getreten und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Eunomia.

Eine

Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts.

Von einer Gesellschaft von Gelehrten.

Herausgegeben

von

Feßler und Rhode.

Jahrgang 1801. Januar.

Inhalt:

1) An die Leser. 2) Neue Theorie des Eigenthums. 3) Kritische Bemerkungen über Schillers Wallenstein 4) Theater. 5) Die Gallerie. Nach Parny. 6) Sinngedichte. 7) Das neue Jahrhundert. Prophetische Ideen, von Hrn. Prof. Feßler. 8) Das Kloster der Lebenden. 9) Politische Zeitgeschichte.

Das zweite Heft erscheint in vierzehn Tagen, und die folgenden Hefte regelmäßig am 1sten jeden Monats. Die Pränumeration für den ganzen Jahrgang beträgt, wie

beim Archiv der Zeit, 5 Thaler Pr. Cour. Ein ausführlicher Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin, am 1sten Februar 1801.

Friedrich Maurer.

VI. Taschenbuch der allgemeinen Weltgeschichte und Erdbeschreibung, von K. A. G. Mit einem Kupfer. Berlin, 1801, bei C. G. Schöne. 210 Seiten, Vorrede und Register ungerechnet. 1 Thlr.

Unter mancherlei Büchern, die man der Jugend als Weihnachtsgeschenk in die Hände bringen kann, ist dieses eines der nützlichsten. Es enthält in gedrängter Kürze, jedoch mit hinlänglicher Deutlichkeit, eine Uebersicht der Geschichte aller alten und neuen Völker, wie auch die Beschreibung der Länder, die sie bewohnen. Da hier die Geschichte bis auf die jetzigen Zeiten geht und die Erdbeschreibung ebenfalls den jetzigen Zustand der Länder darstellt, so scheinet dieses Werk ganz zu rechter Zeit mit Ende des laufenden Jahrhunderts herausgekommen zu seyn, damit man so zu sagen, mit einem Blicke übersehen könne, was in den nach der gewöhnlichen Zeitrechnung verflossenen 58 Jahrhunderten in der Welt vorgefallen ist. Der Vortrag ist deutlich und der Fassungskraft der Jugend angemessen. Auch Erwachsene können dieses Buch zur Wiederholung ihrer erworbenen Kenntnisse und zur Erfrischung des Gedächtnisses gebrauchen.

VII. Taschenbuch gesellschaftlicher Spiele.

Bei Schöne in Berlin ist der 2te Jahrgang, das im vorigen Jahre mit allgemeinem Beifall aufgenommene Taschenbuch gesellschaftlicher Spiele und Vergnügungen, von Tzschuke, mit einem Kupfer erschienen und enthält: Gedichte, Räthsel, Charaden und Logogriphen, gesellschaftliche Spiele und Aufsätze in

Stammbücher, Anekdoten, Karakterzüge und witzige Einfälle, kleine Erzählungen, gründliche und nach den neuesten Regeln bearbeiteten Anweisung zur Erlernung des Picketspiels, kostet in allen Buchhandlungen in einem farbigen Umschlage 20 gr.

VIII. Telegraphische und grammatikalische Vorschläge, von Abel Bürja. 8. Berlin, bei Schöne. 1800. 16 gr.

Der Hr. Verfasser hat in dieser kleinen Schrift mancherlei nützliche Gedanken und Erfindungen vorgetragen. Die in Vorschlag vorgebrachten Dinge, worauf der Titel hinweiset, sind folgende: 1) Eine neue Fernschrift mittelst einer sehr einfachen Maschine. 2) Eine Geberdensprache, auch eine Art von Fernschrift, wo die Stellungen der Arme statt einer telegraphischen Maschine dienen. 3) Ein allgemeines Alphabet, besonders bestimmt, fremde Wörter in Reisebeschreibungen, Wörterbüchern u. s. w. so zu schreiben, daß man darin richtige Aussprache treffen könne. 4) Eine Anweisung, griechisch und lateinisch lesen zu lernen, wirklich nach der vermuthlichen Aussprache der Alten. 5) Einige Verbesserungen der deutschen Sprache oder grammatikalische Vorschläge. Leser, welche sich gern mit der Theorie und der Bezeichnung der Gedanken durch sichtbare oder hörbare Zeichen unterhalten, werden hoffentlich diese wenigen Blätter nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen.

Der Verleger.

IX. Neue Verlagsbücher der Stettinschen Buchhandlung in Ulm.

Moser's, W. G. v. u. C. W. J. Gatterer's Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft, und der Forst- und Jagdliteratur, 24r Band. (Auch unter dem Titel: Neues Forstarchiv der Forst- und Jagdwis-

ſchenſchaft, 7r Band) gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Reuß, D. J. A. Teutſche Staatskanzlei, 39r Band. 8. 16 gr. od. 1 fl.

—— deſſen Staatskanzlei, Jahrgang 1799. 1r, 2r, 3r und 4r Band. 8. Jeder Band 15 gr. od. 1 fl.

Schmidt's, M. J. Geſchichte der Deutſchen, fortgeſetzt von Joſ. Milbiller, 14r Theil, oder der Neuern Geſchichte der Deutſchen 9r Band, gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſches Lexikon von Schwaben. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage, 1ſter Band. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſches Lexikon von Franken, oder vollſtändige alphabetiſche Beſchreibung des ganzen Fränkiſchen Kreiſes, von M. J. C. Bundſchuh, 2r u. 3r Band. gr. 8. Jeder Band 2 Rthlr oder 3 fl

Taſchenbuch über die Schweiz, von J. J. Keller, mit 16 gemalten Nationaltrachten und Kupfern, gebunden, 12. Stuttgard, (in Kommiſſion). 1 Rthlr. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Ueber Kriegs-Laſten und Schaden; mit Hinſicht auf den franzöſiſchen Krieg. Nebſt Gedanken über die Kriegs-Steuer-Umlagen. gr. 8 14 gr. 54 kr.

Dictionnaire nouveau raiſonné portatif françois-allemand, redigé d'apres les meilleurs Dictionnaires des deux langues, par J. D. L. Weiler, gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Vollſtändiges Färbe- und Bleichbuch zum Unterricht, Nutzen und Gebrauch für Fabrikanten und Färber, 7r B. 8. 2 Rthlr. od. 1 fl. 30 kr.

Politiſch-militairiſche Geſchichte des merkwürdigen Feldzugs vom J. 1799. in beſonderer Rückſicht der Armee des Erzherzogs Karl ꝛc. von F. C. Freiherrn von Seida und Landensberg. gr. 8. 1801. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl.

Seutter, J. G. von, über Wachsthum, Bewirthſchaftung und Behandlung der Buchwaldungen; ein Beitrag zur Forſtwiſſenſchaft 9r. 8. 9 gr. od. 36 kr.

Neues hiſtoriſches Handlexikon, oder kurzgefaßte biographiſche Nachrichten von berühmten Kaiſern, Königen, Fürſten, Päbſten, Gelehrten, Künſtlern ꝛc. beſonders neuerer Zeiten, 1r Band, verbeſſerte Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Geographisch-statistisch-topographisches Lexikon von Obersachsen und der Ober- und Niederlausitz ꝛc. 2r B. gr. 8. 2 Rthlr od. 3 fl.

Beitrag zu Geschichte des häufiger als sonst gewöhnlich herrschenden Nervenfiebers, von D. J. A. Leichtmeyer. 8 4 gr. oder 15 kr.

X. Der Genius des neunzehnten Jahrhunderts,

der sich unmittelbar an den Genius der Zeit anschließt, wird nach demselben Plan, in monatlichen Heften von 6 bis 7 Bogen, herausgegeben.

Der Jahrgang von 12 Stücken kostet in allen Buchhandlungen, und auf den Postkomtoirs 4 Rthlr.

Beiträge werden unter Adresse des Verlegers richtig an den Herausgeber gelangen, und auf Verlangen von ihm verhältnißmäßig honorirt.

Das 1ste Stück von 1801 enthält:

I. Morgengruß an das neunzehnte Jahrhundert.

II. An Klopstock, von dem Herrn Hofrath Voß in Eutin.

III. Auszug aus einem Briefe aus der Schweiz.

IV. Genius von England.

V. Genius von Frankreich.
Politik.
Wissenschaften und Künste.

VI. Sendschreiben an den Adel Preußens.

VII. Genius der deutschen Literatur.

VIII. Robin good fellow.

IX. Ehrenrettung, von Schink.

X. Das scheidende Jahrhundert, von Bari.

XI. Das neue Jahrhundert, von demselben.

XI. Anzeige.

Von Guts Muths Bibliothek der pädagogischen Literatur, verbunden mit einem Korrespondenzblatte und einem Anzeiger, ist das erste Stück auf 1801 erschienen und für 9 gr. Sächs. oder 40 kr. Rhein. in allen Buchhandlungen zu haben.

Außer einer Nachricht an die Leser und einer Uebersicht der in und nach der Leipziger Michaelmesse erschienenen pädagogischen Schriften, enthält der erste Abschnitt 32 Rezensionen — und der zweite mehrere interessante Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten die Eltern und Erzieher gewiß mit Nutzen lesen werden. Im Drucke ist für diesen Jahrgang mehr Oekonomie eingeführt worden, so daß die Herren Abonnenten dieses Jahr im Verhältniß gegen das vorige, wohl an 12 bis 16 Bogen mehr bekommen, ohne daß sie mehr zu bezahlen haben.

Jeden Monat erscheint ununterbrochen ein neues Stück. Gotha den 23 Jan. 1801.

Justus Perthes.

XII. Bekanntmachung.

Von Schlichtegrolls Nekrolog ist der erste Band von 1797. oder des 3ten Jahrgangs erste Hälfte erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. zu haben. Dieser Band enthält außer mehrern Biographien verdienstvoller Männer die Fortsetzung und den Beschluß der Biographie Hippels, der unerkannt im Leben durch seine Schriften auf Geist und Herz seiner Nebenmenschen auf's herrlichste wirkte und dessen Andenken jedem gefühlvollen Deutschen theuer bleiben wird. Gotha, im Januar 1801.

Justus Perthes.

Durch dieſe und andre dergleichen Kunſtgriffe gelang es ihnen endlich, dem Dionys Argwohn beyzubringen. Er fieng an, in die Aufrichtigkeit ſeines neuen Freundes ein deſto gröſſeres Mißtrauen zu ſetzen, da er über das beſondere Verſtändniß, welches er zwiſchen ihm und dem Dion wahrnahm, eiferſüchtig war; und damit er deſto bälder ins Klare kommen möchte, hielt er für das Sicherſte, den ſeit einiger Zeit vernachläſſigten Timocrates wieder an ſich zu ziehen; und ſo bald er ſich verſichert hatte, daß er, wie vormals auf ſeine Ergebenheit zählen könne, ihm ſeine Wahrnehmungen und geheime Beſorgniſſe zu entdecken. Der ſchlaue Günſtling ſtellte ſich anfangs, als ob er nicht glauben könne, daß die Syracuſaner im Ernſte mit einem ſolchen Vorhaben umgehen ſollten; wenigſtens (ſagte er mit der ehrlichſten Mine von der Welt) könne er ſich nicht vorſtellen, daß Plato und Dion den mindeſten Antheil daran haben ſollten; ob er gleich geſtehen müßte, daß ſeit dem der erſte ſich am Hofe befinde, die Syracuſaner von einem ſeltſamen Geiſte beſeelt würden, und zu den ausſchweiffenden Einbildungen, welche ſie ſich zu machen ſchienen, vielleicht durch das auſſerordentliche Anſehen verleitet würden, worinn dieſer Philoſoph bey dem Prinzen ſtehe: Es ſey nicht unmöglich, daß die Republicaniſch-Geſinnte ſich Hofnung machten, Gelegenheit zu finden, indeſſen, daß der Hof die Geſtalt der Academie gewänne, dem Staat unvermerkt die Geſtalt einer Democratie zu geben; indeſſen müſſe er geſtehen, daß er nicht Vertrauen genug in ſeine eigene Einſicht

XIII.

Monatsschrift für Teutsche

zur

Veredlung der Kenntnisse, zur Bildung des Geschmacks, und zu froher Unterhaltung.

1 8 0 1.

Mit Kupfern.

Von dieser Zeitschrift, die eine Fortsetzung der ehemaligen Teutschen Monatsschrift, nur nach einem erweiterten Plane ist, ist der erste Heft in allen Buchhandlungen zu haben. Er enthält: 1) Ueber die Einschränkung der Freiheit zu studiren durch den Staat, von Merk. 2) Ueber die Seelenangst des Weibes im Leiden, von Buri. 3) Ueber das Erhabene in der Musik, von Michaelis. 4) Brandal, eine Erzählung. 5) Rhapsodische Bemerkungen über die Gewalt des Neuen, Geheimnißvollen und Wunderbaren für die menschliche Natur. 6) Zerstreute Gedanken, von Fahrenholz. — Schon der vorige Jahrgang, wovon das letzte Stück nebst den 3 von D. Chodowiecki gezeichneten und gestochnen Kupfern in allen Buchhandlungen und bei allen Distributärs, welche ordentlich bezahlen, zu haben ist, hat, durch seine angenehme Abwechslung des Unterhaltenden mit dem Nützlichen den Beifall des Publikums erhöht und die Anzahl der Abonnenten vermehrt. Auch für die Zukunft wird der Redakteur für Beiträge sorgen, die die Stimme des Publikums erhalten werden. Der Preis für 12 Hefte, deren jeder pünktlich vor Anfange des Monats, nach dem er benannt ist, erscheint nebst 3 Kupfern, welche am Ende des Jahres zusammen geliefert werden, ist 4 Rthlr. Sächs. oder 7 fl. 12 kr. Rhein. Wer auf 5 Exemplare voraus bezahlt, erhält das 6te umsonst.

Sommersche Buchhandlung
in Leipzig.

Neuer

Teutſcher Merkur.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Drittes Stück. 1801.

Weimar,
Gedruckt und verlegt bey den Gebr. Gädicke.

Inhalt.

I. Gedichte.

1) an den ersten Jänner 1802. von Gleim. S. 165.

2) auf Göthe's Genesung, von G. — 166.

3) Sonette auf Dem. Jagemann. — 166.

II. Der Geist des Zeitalters als Geist der Philosophie, von Reinhold. — 167.

III. Proben aus Stella, einem Roman, vom Verfasser der Heliodora. — 193.

IV. Kunstnachrichten.

1) Ueber Neapel. — 215.

2) Ueber die Aechtheit der Tischbeinischen Vasenzeichnungen, nebst einem Brief aus Kassel. — 218.

3) Kupfer zu Rode's Vitruv und Leben des Hn. von Erdmannsdorf. — 229.

V. Auszüge aus Briefen.

1) Aus London. Blick auf die Politik. Theurung. Papiermangel. Neueste Werke. — 237.

2) Aus Frankfurt. Blick auf die Politik. Reichsstädisches Archiv. Künste. — 239.

3) Aus Nürnberg. Kunstplünderungen der Franzosen. Frauenholz. — 241.

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man abonniren:

a) bey allen löbl. Postämtern in und außer Teutschland, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt die Hauptcommission hat.

b) bey dem Kaiserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

c) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

d) in allen soliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Versendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg besorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken kostet in Weimar 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir ersuchen alle Leser sich mit ihren Aufträgen an eine der vorstehenden Addressen oder an uns selbst zu wenden. Aeltere Jahrgänge sind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verfahren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelassen.

Literarische und Kunst-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unserer Adresse erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 3 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

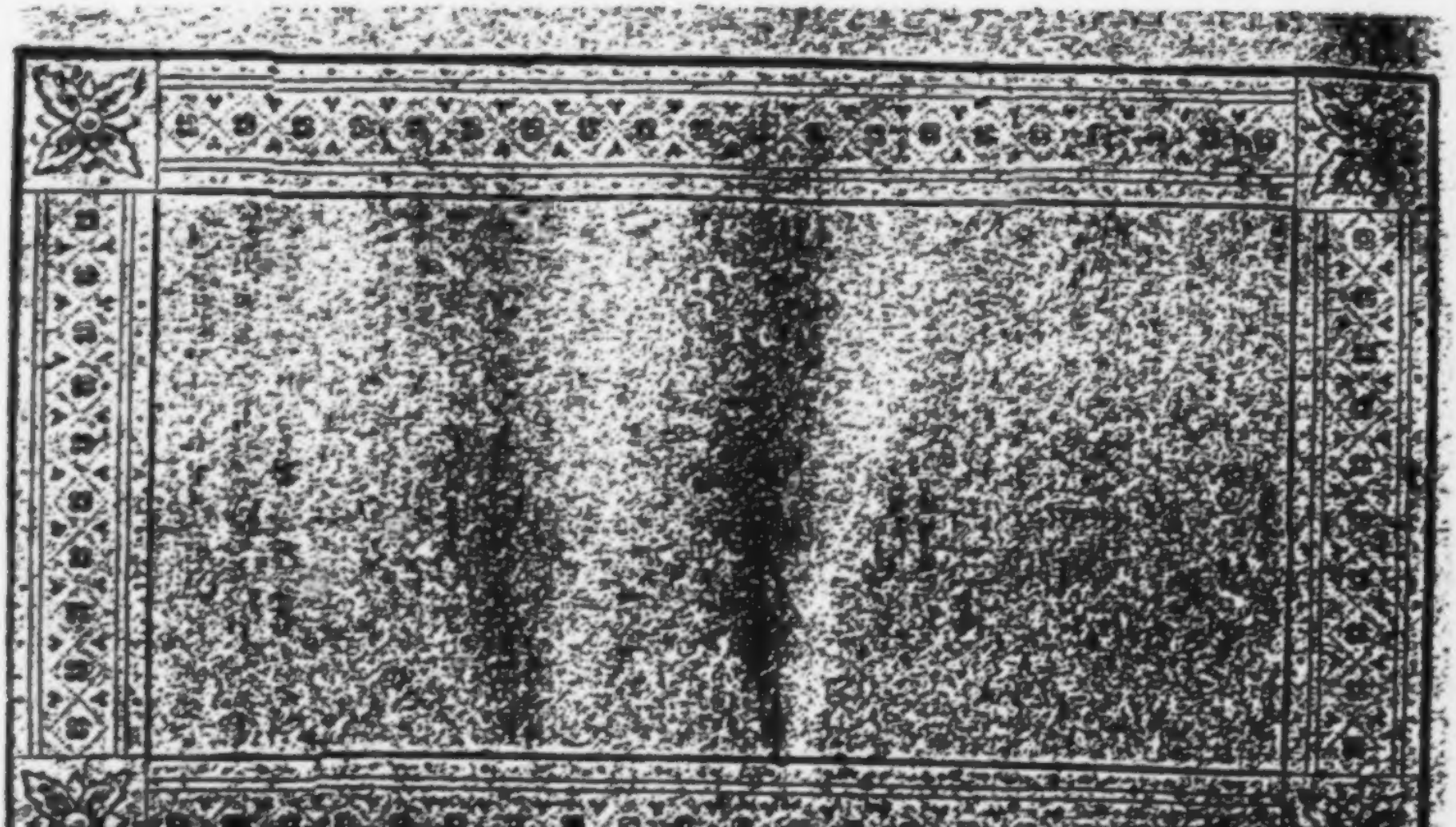

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1801.

I.

Gedichte.

1.

An den erſten Jänner 1801.

Willkommen, erſter Tag des neuen Säkulums!
Ach! brächteſt du Elyſiums
Goldzeit aus ihm zu uns herüber!
Ach! brächteſt du den neuen Krieg
Uns nicht, und nicht das gelbe Fieber!
Ach! wäre doch in dir, du Säkulum! kein Sieg,
Als der nur über uns und unſre Leidenſchaften!
Ach! trügen nur die Tugendhaften
In dir ein Diadem! In dir, o du Jahrhundert!
Werd' ein Zerſtörer nicht bewundert,
Nicht ein gekrönter Böſewicht,
Und auch ein ungekrönter nicht!

Dich zu beſchreiben einſt am Ende, ſey dem
Schreiber
Die größte Geiſtesluſt. Er ſuch' und finde Räuber
So groß wie einen Held, Jahrhundert nicht in dir,
(Ein Held iſt, wer die Ruhmbegier
Nicht misbraucht). Er beſchreibe Thaten,
Die edelſten, wie ſie geſchehen,
In teutſchen und in allen Staaten,
Wahr und ſo ſchön,
Daß die, ſo die Beſchreibung leſen,
In ihrer Einſamkeit ein liebes holdes Weſen,
Wie unſre Königin,
In ihr erſcheinen ſeh'n!

Elpin.

2.

Göthe's Geneſung.

Muſen! klaget nicht mehr, laßt Freudenlieder ertönen!
Euern Liebling und Freund bringet Hygea zurück.
Freue dich, bildende Kunſt! und ihr, o Freunde des Schönen
Und des Guten, erhebt euern geſunkenen Blick.
Denn es lebet nun wieder, es iſt uns wiedergegeben

Was dem bangen Gefühl ach! zu verſchwinden gedroht.
Prüfung war's vom Geſchick, ob werth auch wäre die Mitwelt
Ihn zu beſitzen — Wie ſchön wurde die Prüfung beſiegt!
Würdig dem Geiſte beſtand ſein Körper den Kampf mit dem Tode,
Und von des Acherons Rand riß ihn Apollo hinweg.
Nein! Er ſollte noch nicht hinunterwallen zum Orkus,
Welcher ja reich genug, reich an Unſterblichen iſt.
Muſen! klaget nicht mehr! Vernehmt die Stimme Hygea's:
„Göthe lebet, es lebt wieder ſein Genius euch.“

G.

2.

Sonette.

An Dem. Jagemann, als Iphigenie.

1.

Mit welcher Glorie ſtehſt du umgeben?
Was macht die Kraft des ird'ſchen Blickes ſchwinden,
Giebt blos dem innern Herzen regtes Leben,
Läßt uns in ihm der Gottheit Macht empfinden?
Wir ſehn zu Hellas Geiſt empor dich heben;
Er iſt es, der dem äußern Sinn, dem blinden,
Die Kraft gebeugt, den heilig um dich ſchweben
Wir fühlen und in jeder Regung finden. —
Du ſprachſt an ſeinem heiligen Altare,
O Künſtlerin! dem Herzen ſeinen Segen
So rein, als hätt' er ſelbſt dich uns geſendet.
Doch faßt den Geiſt dein ird'ſcher Buſen; wahre
Des Lebens Flamme dir, ihr ſüßes Regen!
Bald ſonſt verlöſcht ſie; denn du ſtehſt vollendet.

2.

Der ſchönſte Kranz, den zart die Charitinnen
Mit hoher Anmuth blumenlieblich ſchlingen,
In dem der Farben Bunt, im holden Ringen
Um ſchönern Glanz, zur Einheit ſchmilzt den Sinnen,
Lebt es in meinem Herzen; es zerrinnen
Des Geiſtes Banden, will ich's würdig ſingen
Das heil'ge Werk, wo auf der Töne Schwingen
Der Geiſt empor ſich hebet fern von hinnen.

Nur Du vermagſt, des ew'gen Geiſtes Throne
Dich nahend, jenen Götterkranz um deine
Verklärte Stirne würdiglich zu winden,
O Edelſte! Kein Wort kann ihn verkünden,
Den hohen Sinn, mit dem du das Gemeine
Von uns verbannſt — Kunſt reicht dir ihre Krone!

H. L.

II.

Der Geiſt des Zeitalters als Geiſt der Filoſofie*).

Willkührlich heißt das Handeln, welches durch Luſt und Unluſt bedingt iſt, in wieferne es dadurch bedingt iſt.

*) Dieſer Aufſatz beſteht aus Fragmenten einer Abhandlung im Zweiten Hefte meiner Beiträge zur leichtern Ueberſicht des Zuſtandes der

ſetze, ſeinem Herrn und Freunde in ſo delicaten Umſtänden einen ſichern Rath zu geben; und Philiſtus, deſſen Treue dem Prinzen längſt bekannt ſey, würde durch ſeine Erfahrenheit in Staats-Geſchäften unendlichmal geſchickter ſeyn, einer Sache von dieſer Art auf den Grund zu ſehen.

Dionyſius hatte ſo wenig Luſt ſich einer Gewalt zu begeben, deren Werth er nach Proportion, daß ſeine Fibern wieder elaſtiſcher wurden, von Tag zu Tag wieder ſtärker zu empfinden begann; daß die Einſtreuungen ſeines Günſtlings ihre ganze Würkung thaten. Er gab ihm auf, mit aller nöthigen Vorſichtigkeit, damit niemand nichts davon gewahr werden konnte, den Philiſtus noch in dieſer Nacht in ſein Cabinet zu führen, um ſich über dieſe Dinge beſprechen, und die Gedanken deſſelben vernehmen zu können. Es geſchah; Philiſtus vollendete was Timocrat angefangen hatte. Er entdeckte dem Prinzen alles was er beobachtet zu haben vorgab, und ſagte gerade ſo viel, als nöthig war, um ihn in den Gedanken zu beſtärken, daß ein geheimes Complot zu einer Staats-Veränderung im Werke ſey, welches zwar vermuthlich noch nicht zu ſeiner Reiſſe gekommen, aber doch ſo beſchaffen ſey, daß es Aufmerkſamkeit verdiene. Und wer kann der Urheber und das Haupt eines ſolchen Complots ſeyn, fragte Dionys? — Hier ſtellte ſich Philiſtus verlegen — er hoffe nicht, daß es ſchon ſoweit gekommen ſey — Dion bezeuge ſo gute Geſinnungen für den Prinzen — Rede aufrichtig, wie du

denkſt,

Blos willkührlich heißt das Handeln, wobei der Handelnde keinen andern Grund als Luſt und Unluſt kennt und gelten läßt.

Blind willkührlich heißt das Handeln, wobei der Handelnde nicht einmal diejenige Luſt und Unluſt kennt, die ihn antreibt.

Die Willkühr des vernunftloſen Thieres (arbitrium brutum) iſt nie weder als bloße, noch

Filoſofie im Anfang des 19ten Jahrhunderts, Hamburg, bei Perthes 1801. Den beiden filoſofiſchen Schulen, denen ich was meine wiſſenſchaftliche Kultur von 1785 bis 1799 etwa gewonnen hat, gröſtentheils verdanke, und gegen welche ich nun als Gegner auftreten muß, bin ich die Gerechtigkeit ſchuldig, zu erklären, daß ich die Grundlehren derſelben, folglich ſowohl die Kantiſchen Kritiken als auch die Fichtiſche Wiſſenſchaftslehre, durch keinen andern bisherigen filoſofiſchen Angriff auch nur getroffen, geſchweige denn widerlegt glaube, als durch Bardili's Grundriß der erſten Logik. — Der gegenwärtige Aufſatz ſetzt übrigens bei ſeinen Leſern durchaus keine Bekanntſchaft mit der Bardiliſchen, und ſelbſt mit der Kantiſchen und Fichtiſchen keine andere Bekanntſchaft voraus, als diejenige, deren ſich der gröſsere Theil der Leſer des teutſchen Merkurs ſchwerlich erwehren konnte.

Reinhold.

als blinde Willkühr geschäftig. Aus Ermangelung des Denkens in seinem Bewußtseyn vermag das Thier überhaupt keinen Grund zu kennen; und kann eben darum auch die Lust und Unlust, durch die es getrieben wird, weder als Bedingung seines Handels erkennen, noch als Grund desselben verkennen. Es hat keine Augen, und kann daher weder blind noch sehend seyn.

Nur der Mensch handelt aus bloßer Willkühr, wenn und in wieferne Er, dem, mit dem Denken und durchs Denken, die Möglichkeit aus Ueberzeugung zu handeln gegeben ist, ohne Ueberzeugung handelt; und Er handelt aus blinder Willkühr, wenn und in wieferne Er die Lust und Unlust nicht kennt, welcher er sich durch sein Handeln preis giebt.

Die menschliche Willkühr wird stockblind, wenn dieselbe nicht nur als blinde Willkühr überhaupt, sondern noch dazu mit dem ausdrücklichen Wahn handelt, daß sie keineswegs bei diesem Handeln Willkühr sey und seyn könne. Dieses geschieht besonders dadurch, daß sich die blinde, aber vernünftelnde, Willkühr hinter die verkannte Vernünftigkeit selber verbirgt, in der Einbildung des Handelnden als bloße, reine, Vernunft wirksam ist, und folglich demselben als Willkühr schlechterdings unsichtbar wird.

Das Meisterstück künstlicher Verblendung der Willkühr bis zur Stockblindheit ist durch die spekulirende Willkühr im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts unter dem Namen der reinen Transzendentalfilosofie in einer vollendeten Filodoxie, oder methodisirten Wahnsucht, aufgestellt worden.

Von jeher war die Filosofie mehr oder weniger mit Wahnsucht behaftet, je nach dem die Willkühr mehr oder weniger Einfluß auf die Spekulazion gewann. Aber nur erst seit wenigen Jahren ist es derselben gelungen, sich der Spekulazion gänzlich zu bemächtigen, und sich als spekulirende Willkühr unter dem Scheine und dem Namen der absoluten Selbstthätigkeit, und der reinen Vernunft, geltend zu machen.

Auch die spekulirende hat, wie jede andere Willkühr, Lust und Unlust zur Triebfeder. Aber als spekulirende und eben darum in der Eigenschaft der Willkührlichkeit sich selbst verkennende, Willkühr, hat sie eine besondere, ihr eigenthümliche Lust und Unlust zur Triebfeder, welche sich hinter der Lust und Unlust überhaupt verbirgt, von der die Spekulazion weggesehen (abstrahirt) hat, und die in soferne dem Spekulirenden unsichtbar geworden ist.

Jene besondere, der spekulirenden Willkühr eigenthümliche Lust und Unlust ist nun keine andere als die unter den Menschen sehr gemeine Unlust an Abhängigkeit, und Lust an Unabhängigkeit überhaupt. Sie äußert sich insbesondere als das Streben nichts über sich, und als der Abscheu etwas über sich zu haben, zu erkennen, gelten zu lassen. Sie zeigt sich, auch außer der Spekulazion, als der herrschende Karakter des Geistes unsers Zeitalters, und Köpfe von ungemeinen Talenten haben es auch in jenem sehr gemeinen Streben mehr als je zum Ungemeinen gebracht.

Wenn jene besondere Lust und Unlust in einem individuellen, aber der Spekulazion obliegenden, Ich den höchsten Grad erreicht hat, den sie erreichen kann, ohne die zu dem nöthigen Selbstdenken nöthige Stimmung aufzuheben: so macht dieselbe das besagte Ich — so lange der Zustand der Spekulazion dauert — gegen jede andere Art von Lust und Unlust gleichgültig.

Instinktartig sucht nun dieses Ich für den Trieb, von dem es, ohne sein Wissen, beherrscht wird, den Gegenstand auf — der nun das Einzige ist, was für dasselbe Realität hat — und findet denselben nicht außer dem Willen, und kann ihn nur im Wollen selber finden.

Als einem kultivirten, im Nachdenken geübten, Ich kann Ihm nicht unbekannt seyn, daß Lust und Unlust überhaupt wenigstens die gewöhnlichen Triebfedern des gewöhnlichen Wollens sind, und daß man abhängig sey und handle, inwieferne man durch Lust und Unlust überhaupt gezogen oder getrieben werde.

Diese Lust und Unlust überhaupt, welche als solche, und im Zustande der Spekulazion, nicht gefühlt, sondern durch Einbildungskraft vorgestellt wird, ist nun, in wieferne sich an ihr der verhaßte Karakter der Abhängigkeit aufdringt, dem spekulirenden Ich weniger als gleichgültig, ist ihm verhaßt und verächtlich geworden. Dasselbe empfindet nun die, zwar im Denken sich selbst widersprechende, aber durch Vermittelung der Fantasie sehr wirkliche, Unlust an der Abhängigkeit, von Lust und Unlust überhaupt — und Lust an der Unabhängigkeit von Lust und Unlust überhaupt; und das dadurch erregte Streben ist eine Aeußerung der wirklichen Willkühr, welche in der Einbildung über die Willkühr überhaupt, folglich auch über sich selbst, hinausgeht.

Da die wirkliche Triebfeder, durch welche dieses Hinausgehen der Willkühr aus sich selber be-

wirkt wird, und in Rückſicht auf welche daſſelbe ein eigentliches Hinausgehoben werden iſt, nicht zum Bewußtſeyn gelangt: ſo wähnt das ſpekulirende Ich ſich ſelbſt durch Freiheit über die Willkühr hinausgehoben, durch ein reines Wollen das gewöhnliche, von Luſt und Unluſt abhängige, Empiriſche abgelegt, und durch Thathandlung — durch den Akt der abſoluten Freiheit, ſich den Beſitz dieſer Freiheit errungen und bewährt zu haben.

Das ſpekulirende Ich kann auf dieſen vermeintlichen Akt der Freiheit nicht zurückſehen (reflektiren), ohne von Luſt und Unluſt überhaupt wegzuſehen (zu abſtrahiren) — und umgekehrt. Das Ich beſchließt alſo dieſes Weg- und Zurückſehen, und wähnt in dieſem Beſchluſſe wieder nur den Akt ſeines reinen Wollens wahrzunehmen. In dem bloßen Weg- und Zurückſehen ſelbſt (der vereinigten Reflexion und Abſtrakzion) wähnt es hierauf den Akt des reinen Denkens — in dem bloßen Zurückſehen auf das Zurückſehen — den Akt der intellektuellen Anſchauung — und in dem, allen drei erwähnten Akten gemeinſchaftlichen — ſchlechthin in ſich zurückgehenden Thun — das reine Ich, die reine Vernunft, oder wie Fichte neuerlich (in der zweiten Rezenſion von Bardili's Grundriß No.

213 der Erlang. Lit. Z. 1800.) ſich darüber ausdrückt, „das Intelligiren nur ἕξις gefunden, oder geſetzt zu haben, von welchem Denken, Anſchauen, Wollen u. ſ. w. nur Unterarten ſind, die nicht ſchlechthin geſetzt, ſondern aus jenem abgeleitet werden müſſen.“

Durch die Kantiſche, noch unreine, Transzendentalphiloſophie geſchah bekanntlich die erſte Offenbarung des reinen, d. h. desjenigen Willens, der nichts als ſein Wollen will, und der, weil ſeine Handlung und Handlungsweiſe ſchlechthin in ihm ſelber und durch ihn ſelber begründet iſt, der autonomiſche heißt. Mit ehrfurchtsvollem Staunen bleibt der Kantianer, oder wie er ſich lieber nennen hört, der ſelbſtſtändige Kritiſche Philoſoph, vor der Freiheit jenes Willens als vor einem heiligen Geheimniſſe ſtehen, welches an ſich eben ſo unbegreiflich als durch (ſeinen Erkenntnißgrund) das Sittengeſetz, unmittelbar gewiß wäre.

Unter Sittengeſetz verſteht Er freilich wieder nichts anderes, als die nothwendige Handlungsweiſe des reinen Willens, und unter reinem Willen — nichts anderes als das von Luſt und Unluſt unabhängige Thun blos um zu thun. Er könnte und ſollte daher wohl wiſ-

ſen; daß die Nothwendigkeit jener Handlungsweiſe nur in dem Thun blos um zu thun, und durch daſſelbe allein möglich und wirklich ſey, daß dieſes Geſetz ſonach um nichts vernünftiger ſeyn könnte, als das Thun blos um zu thun, welches unſtreitig die Wirkung und Wirkungsart der blinden Willkühr iſt.

Allein da in den Formeln, durch welche Kant ſein Sittengeſetz ausdrückt, die Aufmerkſamkeit nicht auf das Thun um zu thun, ſondern auf das Geſetz als Geſetz hingeleitet wird: ſo ſtellen ſich ſeine gewöhnlichen Schüler in ihrem Begriffe vom Sittengeſetze auch keineswegs die Nothwendigkeit des Thuns um zu thun — ſondern des Thuns um das Geſetz zu erfüllen, vor. Jene Nothwendigkeit iſt Ihnen das Geſetz, welches vorſchreibt: die bloße Geſetzmäßigkeit zur Triebfeder und Richtſchnur des Handelns anzunehmen. Bei dieſem Geſetze der Geſetzmäßigkeit ahnen wenigſtens manche unter Ihnen um ſo mehr und um ſo leichter den eigentlichen Sinn, und die religiöſe Heiligkeit des wahren Sittengeſetzes, je weniger ſie in der That das Kantiſche Sittengeſetz dabei im Sinne haben, und je weniger ſie ſich auch im Traume nur einfallen laſſen, daß die Geſetzmäßigkeit, welche ſchlechthin um ihrer ſelbſtwillen beim Handeln beabſichtiget werden ſoll, durchaus

nichts anderes ſey und ſeyn könne, als eine ſubjektive Nothwendigkeit zu thun blos um zu thun.

Inwieferne die gewöhnlichen Kantianer nicht einmal den, im Thun um zu thun beſtehenden, Geiſt ihres Sittengeſetzes anerkennen, ſind ſie um gleich weiter als die reinen Ichlehrer davon entfernt, die wahre, aber geheime Triebfeder des Thuns um zu thun zu vermuthen. Wie ſollten ſie ahnen können, daß es nur eine gewiſſe beſondere Luſt und Unluſt ſey, was ſie nöthiget, in Ihrem Begriffe vom Sittengeſetze von Luſt und Unluſt überhaupt wegzuſehen? Wie ſollten ſie fürchten, daß das, was Sie unter Freiheit zu verſtehen glauben, nichts als die blinde Willkühr, — daß der eigentliche Urheber und Geſetzgeber jener Freiheit nichts als die Luſt an Unabhängigkeit und die Unluſt an Abhängigkeit überhaupt, und daß dieſe Luſt und Unluſt die geheime Zauberkraft ſey, welche alle Wunder der praktiſchen Vernunft, und des herzerhebenden Purismus der kritiſchen Moralfiloſofie und Moraltheologie bewirkt? Sie kennen, erkennen und bekennen ja jene Freiheit nur in dem Geſetze der Geſetzmäßigkeit; glauben ja an ihr ſelbſt nichts als das handelnde Geſetz und die lebendige Geſetzmäßigkeit zu beſitzen; räumen ihr nur im Bewußtſeyn der Pflicht

und im Handeln aus Pflicht Realität ein, und erklären dieſelbe für ein bloßes Hirngeſpinſt, ſo bald man ſie ohne Beziehung auf Pflicht denke.

Während auf dieſe Weiſe in der Kantiſchen Schule die Freiheit nur als ein bloßes Geheimniß geoffenbart, und durch das Kantiſche Sittengeſetz nicht weniger verhüllt als entdeckt wird: tritt dieſelbe in der reinen Transzendentalfiloſofie Fichte's und Schellings als das Evidenteſte aus allem, was Evident iſt, auf. Hier iſt die Freiheit nicht nur die Ratio eſſendi (wie ſie auch ſchon von Kant ſelber in der Vorrede zur Kritik der praktiſchen Vernunft genannt iſt) ſondern auch die Ratio cognoſcendi, und zwar nicht nur vom Sittengeſetze, ſondern von Allem, was iſt und ſeyn kann, das Einzige durch ſich ſelbſt Wahre und Gewiſſe, und die Urquelle aller Wahrheit und Gewißheit überhaupt.

Es war jenen beiden Weltweiſen vorbehalten, die geſammte Filoſofie in freie That des Menſchen umzuſchaffen. Ihnen konnte daher unmöglich jene Kantiſche Freiheit genügen, welche nichts weiter als Luſt und Unluſt (durch das Wegſehen) zu vernichten vermag, während ſie die Gegenſtände davon ſtehen laſſen, ja ſogar vorausſetzen muß, um auf dieſelben zu handeln. Fichte und Schelling

denkſt, fiel ihm Dionys ein; was hältſt du von dieſem Dion? Aber keine Complimenten, denn du brauchſt mich nicht daran zu erinnern, daß er meiner Schweſter Mann iſt; ich weiß es nur zu wol — Aber ich traue ihm nicht deſto beſſer — er iſt ehrgeizig — „Das iſt er„ — immer finſter, zurückhaltend, in ſich ſelbſt eingeſchloſſen — In der That, ſo iſt er, nahm Philiſt das Wort, und wer ihn genau beobachtete, ohne vorhin eine beſſere Meynung von ihm gefaßt zu haben, würde ſich des Argwohns kaum erwehren können, daß er mißvergnügt ſey, und an Gedanken in ſich ſelbſt arbeite, die er nicht für gut befinde, andern mitzutheilen„ — Glaubſt du das, Philiſtus? fiel Dionys ein; ſo hab' ich immer von ihm gedacht; wenn Syracus unruhig iſt, und mit Neuerungen umgeht, ſo darfſt du verſichert ſeyn, daß Dion die Triebfeder von allem iſt — wir müſſen ihn genauer beobachten — Wenigſtens iſt es ſonderbar, fuhr Philiſtus fort, daß er ſeit einiger Zeit, ſich eine Angelegenheit davon zu machen ſcheint, ſich der Freundſchaft der angeſehenſten Bürger zu verſichern — (Hier führte er einige Umſtände an, welche, durch die Wendung die er ihnen gab, ſeine Wahrnehmung beſtätigen konnten) Wenn ein Mann von ſolcher Wichtigkeit, wie Dion, ſich herabläßt eine Popularität zu affectiren, die ſo gänzlich wider ſeinen Character iſt, ſo kann man glauben, daß er Abſichten hat — und wenn Dion Abſichten hat, ſo gehen ſie gewiß auf keine Kleinigkeiten — Was er aber auch ſeyn mag, ſo bin ich gewiß, ſetzte er hinzu, daß Platon, ungeachtet der engen Freundſchaft,

die

forderten, suchten, fanden die volle, ganze, unendliche Freiheit — in der Freiheit, die keine andern Schranken zuläßt und kennt, als welche sie sich selber setzt, welche sie sich nur darum und dadurch setzt, weil sie Freiheit ist, und in welcher und durch welche sie sich selber als Freiheit setzt.

Um sich dieser Freiheit bewußt zu werden, muß der Filosof durch dieselbe schlechthin von allen Objekten überhaupt wegsehen. Dadurch sieht er denn freilich auch von seinem Ich als einem individuellen, oder empirischen, Subjekte überhaupt, weg; weil er sich ohne gegenüberstehende Objekte überhaupt, auch nicht als ein empirisches Subjekt, und individuelles Ich überhaupt denken kann. Allein sein individuelles Individuum — sein wirkliches spekulirendes Ich — kömmt dabei keineswegs zu kurz. Es hat sich dasselbe vielmehr dadurch derjenigen Abhängigkeit von den Objekten überhaupt entzogen, welche ihm nur als empirischem Subjekt, oder Ich, überhaupt unvermeidlich, aber eben darum als dem spekulirenden individuellen Individuum — dem Filosofen Namens Peter oder Paul überläßtig ist. Seine geheime Unlust an dem Hinausgehen zu Etwas über Ihm selber, und seine geheime Lust an dem Insichzurückgehen

und ſich ſelber Genugſeyn, kann nun vermittelſt des Wegſehens von den Objekten, und dem damit verbundenen empiriſchen Subjekte überhaupt, ihre Befriedigung finden. Sie bewirkt alſo ſowohl jenes Wegſehen als alles übrige Weg-, Zurück- und Hinſehen, worin das transzendentale Spekuliren beſteht, und iſt die eigentliche reale und unbewußte Thätigkeit, welche der idealen und bewußten, die, als ſolche, den Prozeß jenes Filoſofirens ausmacht, zum Grunde liegt.

Die in ſich ſelbſt verliebte Willkühr befruchtet ihr eigenthümliches Organ, die Fantaſie, und erzeugt dadurch — ſich ſelber in der Eigenſchaft der Urquelle alles bloßen Scheines im Menſchen. In dieſem Generiren erſcheint ſie ſich ſelber vor allem anderen Scheine, unter dem Schein der bloßen, und zwar der produzirenden Selbſtthätigkeit. Sie wirkt fort; und hierauf erſcheint ihr alles, was in der äußeren und inneren Erfahrung wirklich Schein iſt, als Produkt der, beim Produzirten ſich ſelbſt zuſchauenden, Selbſtthätigkeit des Ichs. So hat der reine Transzendentalfiloſof die Ihn, durch ihre Abhängigkeit drückende, Individualität überhaupt aus ſeinem Bewußtſeyn hinweggeſchafft, um in der Spekulazion durch ſeine

individuelle Individualität dem Genusse einer gränzenlosen Unabhängigkeit, Selbstgenügsamkeit und Eigenmacht im Erschaffen alles möglichen Wissens in Ihm und der gesammten Natur außer Ihm obzuliegen.

In diesem Zustande des Schöpfergenusses und der Schöpferwürde ist der reine Transzendentalfilosof über dasjenige Handeln, das Er mit dem Kantianer das Sittliche nennt, und das von dem Letztern für das Höchste, wozu ein Ich gelangen kann, gehalten wird, unendlich erhaben. Er weiß, daß jenes Handeln nichts weniger als ein reines und unbedingtes, sondern nur ein auf dem Standpunkte des empirischen, gemeinen Bewußtseyns — nur in der Welt der Erscheinungen, und in der Region des natürlichen Vorurtheils mögliches und nothwendiges Handeln sey, welches dem Filosofen nur erst dann und insoferne möglich wird, wann und in wieferne er den Karakter eines Schöpfers gegen den Karakter eines blos Unerschaffenen aufgiebt, womit man sich bei jenem Handeln begnügen muß.

Mit Verachtung und Mitleiden sieht mancher bei der Kantischen Kritik stehen gebliebene, unreife Transzendentalfilosof, besonders in den gelehrten Zeitungen, auf das Unwesen jener reinen

Transzendentalfiloſofie herab. Er ſegnet ſein Stehenbleiben, nennt es filoſofiſche Selbſtſtändigkeit, und ahnet nicht, daſs ihm daſſelbe nur dadurch möglich wurde, daſs er an den Buchſtaben der Kantiſchen Formeln hängen blieb, und noch bleibt.

Die praktiſche Vernunft denkt nicht, das geſteht und behauptet ihr ſelber, Ihr ſelbſtſtändigen, und der Kritik gegen gebliebenen Transzendentalfiloſofen. Aber ſollte nicht wenigſtens Ihr, als Filoſofen, die praktiſche Vernunft müſſen denken können? Seht einmal zu: ob ihr dieſelbe, ohne die ganze Kritik der praktiſchen Vernunft aufzugeben, anders denken könntet, wenn ihr ſie überhaupt denken wolltet, als die reine, unbedingte, Thätigkeit in eurem empiriſchen Ich (denn das Reine, die Intelligenz, iſt ja Kanten und euch ein bloſser Paralogismus — leere Vernünfteiei der vernünfteinden Vernunft!) welche dieſes Ich nöthiget nach reiner unbedingter Thätigkeit — dem bloſsen Thun um zu thun — zu ſtreben.

Ein Denken iſt es ſicher nicht, wodurch die unendliche Sinnloſigkeit dieſer praktiſchen Vernunft ausgefüllt werden kann. Hier muſs die Fantaſie ins Mittel treten — und der Sinn, den

ſie jenem ſinnleeren Ausdruck unterſchiebt, geht entweder aus der Geſinnung der Religioſität, oder der entgegengeſetzten, des Egoismus hervor.

Für ein Ich, welches nichts über ſich ſelbſt erkennen will, muß die an ſich ſelbſt unverſtändliche Nothwendigkeit des Thuns um zu thun etwas ſehr verſtändliches werden, ſo bald jenes Ich es darauf anlegt, ſich ſeine Freiheit durch Spekulazion, und in derſelben, zu bewähren. Wüßte freilich ein ſolches Ich, daß dem Akte des Wegſehens von Luſt und Unluſt überhaupt, wodurch Ihm ſein reiner Wille entſteht, ſelber nur eine beſondere, recht ſehr gemeine, Luſt und Unluſt zum Grunde liegt: ſo müßte Ihm eben dadurch die Ungereimtheit jenes Aktes, und mit derſelben des ganzen reinen Willens in dem empiriſchen Ich in die Augen ſpringen. Allein jene beſondere Luſt und Unluſt wirkt als geheime, unbewußte Triebfeder, und kann nur ſo wirken, wenn ſie überhaupt wirken ſoll. Das Ich ſtellt ſich dabei nur allein ſein Freiſeynwollen, um frei zu ſeyn, vor; und da es ſich nur im Wollen als freiſeyend vorſtellen kann — ſo ſtellet es ſich als ſchlechthin wollend vor — als nichts wollend denn das Wollen ſelbſt, als ſchlechthin thuend blos um zu thun. Es weiß nun, daß

Ihm dieſes reine Wollen, dieſes Thun um zu thun nothwendig ſey, daß es thun müſſe, blos um zu thun, wenn es frei, damit es frei, weil es frei ſey — ſchlechthin von nichts abhänge — als Subjekt in ſeinem Thun abſolut ſey. Dieſe Nothwendigkeit iſt ihm ſo heil und ſo wichtig — als ſein Abſcheu vor dem Abhängen — und ſein Streben nach Unabhängigkeit ſo gewiß als ſeine Freiheit, die ſich durch ſich ſelbſt geltend macht. Es weiß von keinem andern Grunde dieſer Nothwendigkeit, als der in der Freiheit ſelbſt liegt; ſie iſt ihm alſo ſo abſolut als die Freiheit ſelbſt; ſie iſt ihm nichts anderes, als die ſich ſelbſt ausſprechende, und ſich ſelbſt zum Geſetz machende Freiheit, der autonomiſche Wille!!!

Auf dieſe Weiſe verwandelt ſich die ſubjektive Nothwendigkeit, die Willkühr in der Spekulazion durch Willkühr geltend zu machen, in die abſolute Nothwendigkeit der Freiheit. Der tiefe Sinn dieſer, bis zu den beiden letzten Jahrzehnden unerhörten, Nothwendigkeit — welcher durch die prächtigen Namen: moraliſche Nothwendigkeit, Autonomie, kategoriſcher Imperativ, praktiſche Vernunft, reiner Wille, Sittengeſetz u. ſ. w. ausgeſchmückt, den Stolz der Filoſofie des Zeitalters ausmachte, iſt —

in der Wahrheit nicht mehr und nicht weniger, als der — der Selbstsucht unergründliche Abgrund der Selbstsucht selber!

Arglose, mehr mit religiöser Gesinnung, als mit Scharfsinn und Uebung in der Spekulazion, aufgeräumte Freunde der kritischen Filosofie mußten um so geneigter seyn, sich unter der Kantischen Autonomie nichts geringeres als den Willen Gottes selber vorzustellen, da ihnen durch die kritische Schule auf so mannichfaltige Weise zu verstehen gegeben wurde, es sey damit auch im Grunde nichts anderes gemeint. Sie gewöhnten sich allmählig unter praktischer Vernunft das sonst sogenannte bessere Selbst im Menschen, das Ebenbild Gottes in der Seele, Gottes Stimme im Gewissen, zu verstehen. Das Absolute, welches Sie mit Kant an der menschlichen Subjektivität im moralischen Bewußtseyn annehmen zu müssen glaubten, ist Ihnen nichts mehr und nichts weniger als der Abglanz des wahrem, d. i. des absoluten Absoluten, Wahrheit aus dem Urwahren, die Manifestazion Gottes im Menschen.

Allein, wer sich die praktische Vernunft auf diese Weise deutet, der hat eben darum und dadurch das Wesen und den Geist derselben, und

dahlt die ganze Transzendentalfiloſofie, die theoretiſche und die reine, durchaus verkannt.

Wie oft, Ihr religiöſen Kantianer! und wie ausdrücklich, hat es euer Kant geſagt, und habt Ihr es Ihm nachgeſagt: Gott könne überhaupt nur geglaubt, und könne und müſſe nur praktiſch geglaubt werden! Kann dieſes was Anderes ſagen wollen als: Wenn ein Filoſof, d. h. ein Menſch von bewährter, ergründeter Erkenntniß, von Gott überzeugt werden ſoll: ſo muß Er ſein Filoſofiren einſtellen, ſein Wiſſen aufgeben, und in den Zuſtand des praktiſchen Handelns übergehen. Bei dieſem Handeln muß Er vergeſſen, was Er im Zuſtande der Spekulazion weiß, nämlich, daß das Sittengeſetz nichts Anderes ſey und ſeyn könne als die Handlung und Handlungsweiſe ſeiner praktiſchen Vernunft, und daß es keine andere Rationem Eſſendi habe, als die Freiheit im empiriſchen Ich. Kann Er aber dieſes nicht mehr vergeſſen — dann iſt auch ſein Glaube beim Handeln keine Ueberzeugung daß Gott iſt — ſondern nur ein Handeln als ob, gleichſam als wenn Gott ad instar, quaſi — wäre!!

Als Kantiſche Filoſofen wiſſet Ihr ja, daß dasjenige, was in eurer Filoſofie die Natur heißt, eurer abſoluten Subjektivität, und dem autonomiſchen Willen in Euch durchaus nicht wider-

sprechen könne — theils weil dem Absoluten Nichts widersprechen kann, theils weil die Naturgesetze selbst nur in der menschlichen Subjektivität gegründet, nichts als die kombinirten Formen der Anschauungen und der Begriffe sind. Ihr solltet sonach auch wohl wissen, daß ein Gott, welcher die Natur zum Behuf eurer praktischen Vernunft einzurichten und zu regieren habe, etwas eben so sehr entbehrliches, als dem was eurer Filosofie Natur und Moralität ist, durchaus widersprechendes sey: allein im Zustande des Handelns, im wirklichen Leben, könnt ihr von allem dem nichts wissen, was ihr im Zustande der Spekulazion von Gott, Natur, und Euch selbst wisset. Ihr müßt da wohl von der Absolutheit eurer Subjektivität wegsehen, und das Absolute muß euch da, wenn ihrs anders nicht ganz aus dem Sinne verliert, außer und über euch scheinen. Erinnert euch gleichwohl euer Gedächtniß daran, wie es damit zugeht: so müßt Ihr thun, als ob Ihr nichts davon wüßtet, thun, als ob Ihr glaubtet! Euere absolute Subjektivität hat sich nur vor sich selber verborgen und verbergen müssen, um praktisch handeln zu können. Aber seyd Ihr nicht dafür schadlos gehalten, daß Ihr dieselbe, so lange sie unbewußt in euch handelt, als Gott anbeten könnet und müsset!

Was könnt und müſſet Ihr religiös geſinnten Kantianer unter Religion verſtehen, wenn Ihr dieſelbe mit Kant die Erfüllung des Sittengeſetzes als Willens Gottes nennet? Habt Ihr nie den Doppelſinn auch in dieſem als bemerkt? Verſteht Ihr bei dieſem als nicht mit Kant abermal ein bloſſes als ob, gleichſam, ad inſtar, — ſondern mit der wahren Religioſität ein: Weil es der Wille Gottes iſt, ſo habt ihr dadurch den ganzen Sinn des Kantiſchen Sittengeſetzes aufgehoben, und weder die unreine noch die reine Transzendentalfiloſofie kann euer Handeln von nun an für ein Sittliches erkennen. Ihr handelt nach dem einſtimmigen Urtheile beider Transzendentalen Schulen nur dann und in ſo ferne ſittlich, wenn und in wie ferne Ihr einen abſoluten Willen ausführt — und — religiös — wenn und in wie ferne Ihr denſelben ausführt, als ob derſelbe ein Göttlicher wäre.

Ihr, die Ihr die Religion durch Religioſität kennt, ſolltet Ihr erſt nöthig haben, auf jenes Kantiſche als, ad inſtar — aufmerkſam gemacht zu werden — um zu wiſſen, wie Ihr mit der Religion, im Sinne der unreinen Transzendentalfiloſofie, daran ſeyd? Solltet Ihr erſt nöthig haben, auf Schellings Briefe über Dogmatizismus und Kritizismus im 1ten Bande 3ten

die zwiſchen ihnen obwaltet, zu tugendhaft iſt, um an heimlichen Anſchlägen gegen einen Prinzen, der ihn mit Ehren und Wolthaten überhäuft, Theil zu nehmen -- Wenn ich dir ſagen ſoll was ich denke, Philiſtus, ſo glaub' ich, daß dieſe Philoſophen, von denen man ſo viel Weſens macht, eine ganz unſchuldige Art von Leuten ſind; in der That, ich ſehe nicht, daß an ihrer Philoſophie ſo viel gefährliches ſeyn ſollte, als die Leute ſich einbilden; ich liebe, zum Exempel, dieſen Platon, weil er angenehm im Umgang iſt; er hat ſich ſeltſame Dinge in den Kopf geſetzt, man könnte ſichs nicht ſchnackiſcher träumen laſſen, laber eben das beluſtiget mich; und bey alle dem muß man ihm den Vorzug laſſen, daß er gut ſpricht; es hört ſich ihm recht angenehm zu, wenn er euch von der Inſel Atlantis, und von den Sachen in der andern Welt eben ſo umſtändlich und zuverſichtlich ſpricht, als ob er mit dem nächſten Marktſchiffe aus dem Mond angekommen wäre (hier lachten die beyden Vertrauten, als ob ſie nicht aufhören könnten, über einen ſo ſinnreichen Einfall, und Dionys lachte mit) ihr möcht lachen ſo lang ihr wollt, fuhr er fort; aber meinen Plato ſollt ihr mir gelten laſſen; er iſt der gutherzigſte Menſch von der Welt, und wenn man ſeine Philoſophie, ſeinen Bart und ſeine hieroglyphiſche Phyſionomie zuſammennihmt, ſo muß man geſtehen, daß alles zuſammen eine Art von Leuten macht, womit man ſich, in Ermanglung eines beſſern, die Zeit vertreiben kan -- (o göttlicher Platon! du, der du dir einbildeteſt, das Herz dieſes Prinzen in deiner Hand zu haben, du

der

Heft des Filosof. Journals S. 178, 196 f. auf Schellings System der Transzendentalfilosofie — auf Fichte's Bestimmung des Menschen verglichen mit dem, was die, im 3 B. 2 St. des Athenäums davongegangene, Notiz S. 284, 295 enträthselt — auf die Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern u. s. w. verwiesen zu werden, um zu erfahren, was der reinen Transzendentalfilosofie Religion heiße? Solltet Ihr es nicht dem Transzendentalen Sittengesetze selbst sogleich ansehen müssen, daß dasselbe nicht der göttliche Wille sey? Wie? Jenes im bloßen Thunsollen gegründete Nothwendigkeit zu thun, blos um zu thun? — die entweder durchaus keinen Sinn, oder nur denjenigen zuläßt, dem ihr die Selbstsucht unterschiebt — sollte der heilige Wille des lebendigen Gottes an euch und alle endlichen Geister seyn? eure göttliche Bestimmung? der Endzweck des Universums? Ja, dann wäre Gott allerdings nichts anderes, als wofür Ihn jeder konsequente Transzendentalfilosof, so weit er konsequent ist, halten muß — nichts weiter als der Lückenbüßer der praktischen Vernunft im gemeinen Bewußtseyn — der Schatten eurer absoluten Subjektivität — das Ebenbild eures Selbstes, das eure in sich selbst verliebte Willkühr zu dem Behuf gemacht hat, damit sie bei demjenigen Handeln, wobei sie von sich selber

wegsehen muß, gleichwohl sich selber noch im Bilde vor Augen habe!!

Unsre hauptsächlichsten Seelenkrankheiten, „sagt Paskal," sind Stolz, der uns von Gott losreißt, und Lästernheit, die uns an der Erde festhält. Die Filosofen haben dabei nichts anderes gethan, als daß sie wenigstens Eine dieser beiden unterhalten haben. — Sie hielten nämlich bald die Eine bald die Andere für den gesunden Zustand, und suchten bald durch Stolz die Lästernheit, bald diese durch jenen zu verdrängen.

Jene beiden Hauptübel sind indessen nur verschiedene Symptome von Einem und ebendemselben Grundübel, welches herrschende Willkührlichkeit — Selbstsucht — am füglichsten aber Gottesvergessenheit heißen kann.

Die bisherige Filosofie hat, wenigstens grossentheils, in dem Bestreben bestanden, jenes Grundübel dem Verstande unsichtbar, und im Willen unheilbar zu machen.

Sie verbarg im Epikurismus und im Materialismus die aktive Selbstsucht hinter der passiven — im Stoicismus und im Kantischen Idealismus die passive Selbstsucht hin-

ter der aktiven — und endlich in dem reinen transzendent. Idealismus, oder in der durchgeführten Ichlehre, die aktive und passive Selbstsucht hinter der absoluten — den ganzen Egoismus hinter der reinen Ichheit — hinter sich selber!

Nach dem Epikurismus besteht die Gesundheit des menschlichen Geistes darin, daß sich derselbe durch nichts als durch die bloße Natur vermittelst der Lust und Unlust beherrschen lasse — nach dem Stoizismus und Kantianismus darin, daß derselbe durch seine bloße Vernunft die Natur und sich selbst beherrsche — nach der reinen Ichlehre darin, daß derselbe in der Natur nichts als das herrschende Ich, und im Ich nichts als die herrschende Natur gelten lasse.

In allen diesen Vorstellungsarten ist es immer nur Eine und dieselbe Selbstsucht, welche im Epikurismus den Menschen von Gott losreißt und an der Erde festhält, in dem sie ihn der vernünftelnden Lüsternheit unter dem Namen der Natur preis giebt — im Stoizismus und Kantianismus — von der Erde und von Gott zugleich losreißt, indem sie ihn der vernünftelnden Selbstgenügsamkeit unter dem Namen der praktischen Ver-

nunft preis giebt — und endlich in der reinen Ichlehre — von Gott losreißt und an der Erde festhält, indem sie ihn zugleich der vernünftelnden Lüsternheit und Selbstgenügsamkeit — der vernünftelnden Willkühr im ganzen Umfang derselben unter dem Namen der reinen Vernunft, absoluten Freiheit, des autonomischen Ichs — preis giebt.

So wurde der Mensch sogar bei dem, was er das Ergründen der Wahrheit nannte, und wobei er von Selbsterkenntniß ausgehen zu müssen, und wirklich auszugehen glaubte, von seiner Selbstliebe hintergangen!

Die immer mehr und mehr durch Kultur der Sinnlichkeit in Selbstsucht ausartende Selbstliebe zog den Weltweisen, ehe er es im mindesten vermuthete, nämlich auch in der Theorie — Anfangs durch die bloße Willkühr (im Epikurismus), nachmals durch die blinde (im Stoizismus und Kantianismus), endlich durch die stockblinde (in der Ichlehre) in den Abgrund des sich von Gott losreißenden Selbstes hinab — welcher der wahre Urgrund des Irrthums ist, aber von dem Weltweisen bald unter dieser bald unter jener Vorspiegelung für den Ungrund der Wahrheit gehalten und gepriesen wird.

Da das, ſich lediglich auf ſich ſelber verlaſſende Ich dieſer Abgrund ſelber iſt — ſo kann auch kein Ich ſich durch ſich ſelber über dieſen Abgrund erheben. Wenigſtens kann aus dem bisher Geſagten erhellen, daß der Menſch weder durch das ſogenannte Sittlichhandeln — wobei er keinen andern als einen ſubjektiven Grund, er mag denſelben Luſt und Unluſt, oder abſolut ſubjektives, reines Thun nennen, erkennt, — noch durch das ſogenannte Filoſofiren, wobei ſein ſogenanntes Denken von Ihm ſelbſt nur für eine ſubjektive Thätigkeit gehalten, und als ſolche gebraucht wird — über jenen Abgrund hinauskommen könne.

Ueber jenen Abgrund hinaus gelangt der Menſch theils nur durch ein im eigentlichſten Sinne des Wortes religiöſes Handeln — dasjenige Thun und Laſſen, wobei er nur Gott und die Natur unter Gott — vor Augen hat, durch den Wandel vor Gott — der wahre Selbſtverläugnung iſt — theils nur durch wahres, d. h. dasjenige Denken, welches im Bewußtſeyn des Menſchen von dem wahren Unbedingten, vom Unwahren ausgeht und in dem es alles Wahre in der Natur auf das Unwahre zurückführt, wenn vom Ergründen die Rede iſt, von der Ichheit ſchlechterdings wegweiſet — durch ein

Denken alſo, welches Gott vor Augen hat, nie aus den Augen verliert, und in ſoferne allein wahres Denken im Menſchen iſt, und ſeyn kann. Nur dies Denken kann auch allein das wahrhaft Philoſophiſche, ſo wie jenes Handeln allein das wahrhaft Moraliſche heiſſen.

Kiel, den 21 Jenner 1801. Reinhold.

III.

Proben

aus

Stella,

einem

Roman von dem Verfaſſer der Heliodora *).

Ein ſchöner Morgen war's, als ſich ein kleiner ſchwediſcher Heerhaufen einem ſächſiſchen Dorfe nahte. Die

*) Der mir ſelbſt dem Namen nach noch unbekannte Hr. Verfaſſer hat ſchon durch ſeine Lautenſchlägerin

Kaiſerlichen, ein ſtreifender Schwarm von Tilly's wilden Schaaren, hatten zu ſpät die Kunde von ſeiner Annäherung erhalten, und in der verfloſſenen Nacht mit eiliger Unordnung die Gegend verlaſſen. Von ungeſtümer Freude belebt, ſtrömten die Landleute hinaus, als ſie auf den nahen Anhöhen das wehende Panier der Schweden erblickten. Grüne Zweige bedeckten die ſtaubvolle Straße; tauſendſtimmig erſcholl, von kriegeriſcher Muſik begleitet, der Geſang: Eine feſte Burg iſt unſer Gott — und in tauſend Herzen ward neugeſtärkt der Glaube, für welchen ſie in den ver-

aus Griechenland bewieſen, daß es ihm um etwas mehr, als um den bloßen Beifall der Menge und um den geſchwinden Erwerb eines Ehrenſolds zu thun ſey, der, wie jetzt die Sache bei vielen ſogenannten Romandichtern beſtellt iſt, eher ein Sündenſold genannt werden ſollte. Der Merkur macht alſo auch bei dieſer Probe gern eine Ausnahme von der Regel, die ſonſt von Mittheilungen dieſer Art keinen Gebrauch zu machen geſtattet. Der Zeitpunkt, wohin dieſe Stelle verlegt iſt, bietet noch immer einen unerſchöpflichen Stoff zu mehr als Einer Thekla an, ſo wie er ſchon im vorigen Jahrhundert einen Sincerus Sinceritiſſimus erzeugte. Nur würde die ſtrengſte Aufmerkſamkeit auf damalige Sitten zu empfehlen ſeyn, die ſelbſt in dieſer Probe einigemal nicht getreu genug beobachtet zu ſeyn ſcheint. Auch wird das kritiſche Meſſer, das der Verfaſſer gewiß zu führen verſteht, noch manchen Waſſerſchößling auszuſchneiden bemüht ſeyn.

B.

gangenen Tagen ſo viel gelitten, ſo viel geduldet hatten. Endlich kam der lange Zug zwiſchen den Reihen der Häuſer an, wo fröhliche Mütter ihre Säuglinge emporhoben, wo mit bunten Bändern geſchmückt die blühenden Mädchen in beweglichen Gruppen ſchwebten, während die Männer ſich drängten, um die Hände der Krieger zu ſchütteln, in deren ernſten braunen Geſichtern Rührung und Theilnahme ſich verklärten.

Als nun die müden Krieger, um die wirthlichen Herde gelagert, den horchenden Landleuten von Guſtav Adolf erzählten, wie er ſo groß und edel vom fernſten Norden zum Schutze ſeiner teutſchen Brüder heranflog; erzählten von ſeinem Muthe und ſeiner frommen Zuverſicht, und von dem rührenden Abſchied, wo er den Großen ſeines Reiches die unmündige Tochter zurückließ; als nun die laute Freude des Tages verſtummt war, da entfernte ſich Adolar aus dem frohen Kreiſe der Offiziere, und durchwandelte einſam die umliegende Gegend.

Seines Zeitalters gewaltſamer Geiſt hatte auch ihn früh zum Manne gereift. Der Ruf der Kriegsthaten im teutſchen Reiche, der bis in die friedlichen Thäler ſeiner Heimath drang, entflammte des Jünglings lebendige Seele, und die furchtbare Geſtalt wilder hochfahrender Eigenmacht, die er über Teutſchlands Gefilde ſchreiten ſah, empörte dieſe lebendige freie Seele.

Der Landsitz, wo er seit dem sechsten Lebensjahre mit seinem Vater lebte, lag nicht weit von Reichenau im Bündner Lande; ein dichter Hain, durch welchen schmale Fußwege über die Felsen leiteten, trennte die Wohnung von den Ufern des Rheines. In der jugendlichen Kraft des Stromes ahnet man hier schon die stolze Größe seines männlichen Alters, dem er, nach dem gewaltigen Sturze, der letzten That seines jugendlichen Uebermuths, ruhig entgegenwallt. Oft verweilte hier Adolar, und folgte bald mit dunkelm, bald mit glühendem Auge den eilenden Wellen, bis der Nebel der Ferne ihre Schimmer verhüllte. Weiter trug die bewegte Fantasie den Jüngling. In dieser hellen Wasserfläche, die jetzt noch friedliche Bilder zurückstrahlte, hier von Gruppen fröhlicher Hirten, dort von einsamen Gemsen, die über schroffe Klippen dem verwegenen Jäger entrannen; in dieser hellen Wasserfläche sollten sich bald die Bilder des zerstörenden Krieges, zertrümmerte Mauern stolzer Fürstenstädte, brennende Dörfer, verheerte Fluren spiegeln. Ergriffen von diesen Gedanken sprang der Jüngling auf von seinem Felsensitze, und eilte zu dem Vater, um die oft wiederholte Bitte, in den Krieg ihn ziehen zu lassen, dringender zu erneuern. Der Vater hatte selbst in seiner Jugend mehrere Feldzüge gemacht, und schon lange beschlossen, auch Adolar solle einige Jahre diese ernste Schule durchlaufen. Aber die väterliche Liebe rückte immer weiter die Trennung von dem einzigen Sohne,

dem letzten Denkmal einer schönen, schnell zerrissenen Verbindung.

Eines Tages fand ihn der Vater auf jener Uferwand des Flusses sitzen; er blieb stehen und betrachtete die Bewegungen des Jünglings, der bald auf die von der Abendsonne gerötheten Schneegebirge sah, bald mit unruhiger Sehnsucht den Wellen nachblickte. Adolar! sagte der Vater, als er sich ihm genähert, und einige Minuten mit unterdrückter Wehmuth ihn angesehen hatte — Adolar, ich gewähre deinen Wunsch. Zieh hin in den Krieg! Stumm lag der Jüngling in des Vaters Armen, erhob sich dann rasch nach einer Pause, und sagte lebhaft die Worte: Ja, mein Vater, es drängt mich unwiderstehlich dahin. Sollten wir so träge, so fühllos die Ruhe genießen, die uns Gott hier beschieden? Sollten wir ohne Theilnahme die Klagen unserer Brüder in Teutschland hören? Uns gab das Schicksal Ruhe und Frieden; ungeschwächt ließ es unsere Kräfte, damit wir dort den Bedrängten helfen könnten. O mein Vater! fuhr er bewegter fort, das Innerste empört sich mir, wenn man uns erzählt, wie der wilde Tilly dort wüthet, wie Spinola die unglücklichen Völker drängt, wie überall der Brand des Krieges lodert. Ja, wir leben in unglückseligen Tagen — endigte Adolar mit gepreßter Stimme — Die Willkühr zertritt Gesetz und Recht; das Heiligste, was des Menschen Brust erwärmt, wird

der ſich das groſſe Werk zutraute, einen weiſen und tugendhaften Mann aus ihm zu machen -- warum ſtandeſt du nicht in dieſem Augenblick hinter einer Tapete, und hörteſt dieſe ſchmeichelhafte Apologie, wodurch er den Geſchmack, den er an dir fand, in den Augen ſeiner Höflinge zu rechtfertigen ſuchte!) In der That, ſagte Timocrates, die Muſen können nicht angenehmer reden als Plato; ich wißte nicht, was er einen nicht überreden könnte, wenn er ſichs in den Kopf geſetzt hätte. -- Du willſt vielleicht ſcherzen, fiel ihm der Prinz ein; aber ich verſichre dich, es hat wenig gefehlt, daß er mich letzthin nicht auf den Einfall gebracht hätte, Sicilien dahinten zu laſſen, und eine philoſophiſche Reiſe nach Memphis und zu den Pyramiden und Gymnoſophiſten anzuſtellen, die ſeiner Beſchreibung nach eine ſeltſame Art von Creaturen ſeyn müſſen -- wenn ihre Weiber ſo ſchön ſind, wie er ſagt, ſo mag es keine ſchlimme Partie ſeyn, den Tanz der Sphären mit ihnen zu tanzen; denn ſie leben in dem Stand der vollkommen ſchönen Natur, und treten dir, allein mit ihren eigentümlichen Reitzungen geſchmückt, das iſt, nackender als die Meer-Nymphen, mit einer ſo triumphirenden Mine unter die Augen, als die ſchönſte Syracuſanerin in ihrem reicheſten Feſt-Tags-Putz -- Dionys war, wie man ſieht, in einem Humor, der den erhabenen Abſichten ſeines Hof-Philoſophen nicht ſehr günſtig war; Timocrates merkte ſichs, und baute in dem nämlichen Augenblik ein kleines Project auf dieſe gute Diſpoſition, wovon er ſich eine beſondere Würkung verſprach.

Aber

eine Mordfackel in der Hand des Heuchlers und der Herrſchbegier; Menſchlichkeit wird ein Weibermährchen, und der Saame eines ewigen Haſſes unter friedlichen Völkern ausgeſtreut ... O über das Schickſal, das uns in ſolche Zeiten warf! — Nicht dieſe Klage, mein Sohn! unterbrach ihn ernſt der Vater. Hier ſehe ich die Hand des ewigen Geiſtes, der über die Menſchen waltet, der in ſolchen Zeiten edle Männer erweckt, die Kraft und Muth genug fühlen, dem allverbreiteten Brande zu wehren, die es wagen gerecht zu ſeyn in den Tagen der Ungerechtigkeit ... Komm! komm, Adolar! Du ſollſt deinen Plan ausführen.

Schon am folgenden Tage ward alles zur Abreiſe bereitet. Adolar hatte einige Jünglinge in der Nachbarſchaft für ſeinen Plan eingenommen; von dieſen und von ſeinem Vater begleitet zog er über Uri und Unterwalden gegen die ſchwäbiſche Gränze. Im Rütli am Waldſtätter See ſchied er von ſeinem Vater. Adolar! ſagte dieſer zu ihm, du weiſt, auch unſre Väter erlebten einſt trübe Zeiten; aber auch ſie fanden Retter in ihren Bedrängniſſen, wie die Teutſchen ſie finden werden. Das Bild dieſer edeln, gerechten Männer ſoll dich auf die neue Laufbahn begleiten. Und hier, auf dieſer heiligen Geburtsſtätte der ſchweizeriſchen Freiheit, hier übergebe ich dich ruhig der neuen Laufbahn! Bewegt ſtürzte Adolar in ſeine Ar-

me, und rief mit erhöhter Stimme: Ja, ich ſchwöre es noch einmal, Vater! ich will Eurer, ich will der großen Ahnherrn würdig bleiben; ich ſchwöre noch einmal, daß ich nur zum Schutze der Unterdrückten, nur für eine gerechte Sache mein Schwert ziehen, daß ich rein bleiben will unter den Gräueln des Zeitalters... Feſter drückte der Vater ihn in die Arme, dunkler wurde ſein Auge. Lebe wohl, mein Sohn! ſagte er gepreßt. Lebt wohl, Vater! Lebt wohl! rief Adolar. Ihr ſollt von mir hören. .... O ſtänd' ich ihnen ſchon gegenüber, den Baiern — den ſtolzen Spaniern! Mein Sohn, unterbrach ihn der Vater, du weißt, ich habe ſchöne Gaſtfreundſchaft in Spanien genoſſen, als ich bei den Schweizerregimentern dort ſtand — Schone den Spanier, Adolar! wenn du im Gefechte mit ihnen zuſammentriffſt.

Sie ſchieden. Adolar's Begleiter waren auf der Reiſe zu ſechzig angewachſen, als er die Gränze von Schwaben erreichte. Dieſen Haufen wackerer Jünglinge führte er dem edeln Bernhard von Weimar zu, der damals ſchon muthig ſeinen Heldenlauf begann. Ihn belohnte bald das Zutrauen des Feldherrn, als er bei der Gelegenheit, wo ſich dieſer in Niederſachſen einem Theile des anſtürmenden Wallenſteiniſchen Heeres kühn entgegenſtellte, die erſten Lorbeern errungen hatte. Mit feſter Anhänglichkeit folgte Adolar dem menſchlichen Helden überall auf ſeinen Zügen, bis er

nach einigen Jahren unter des groſſen nordiſchen Retters, unter Guſtav Adolfs ſiegreiche Fahnen verſammelt wurde.

Guſtav flog herbei, um Sachſen von Tilly zu befreien, der, ein furchtbarer Komet, ſeine Bahn mit Flammen bezeichnete. Sobald der König bei Wittenberg über die Elbe gegangen war, ſendete er den kleinen Heerhaufen, bei dem Adolar ſtand, am Strome hinauf, um die ſtreifenden Schaaren der Kaiſerlichen zu verdrängen. Ueberall empfing dieſen die frohe Hofnung der Gedrängten, überall begleiteten ihn die Wünſche und der Dank der Geretteten. In dem Dorfe, wo er mit der Morgenröthe dieſes Tages anlangte, ſollte er ſich feſtſetzen, um ſich nicht zu weit von dem Hauptheere zu entfernen, welches der König immer näher der groſſen Entſcheidung entgegen führte.

Schon ſeit einigen Wochen wurde Adolars heitere Seele durch eine Botſchaft, die ſein Herz von der empfindlichſten Seite ergrif, in banger Sorge feſtgehalten. Sein Vater habe ſich plötzlich entfernt, ohne das Ziel ſeiner Reiſe, ohne die Zeit der Rückkehr zu beſtimmen — ſo hatte ein Freund aus der Heimath ihm gemeldet. Heute kam auch von dem Vater ein Brief, in Schafhauſen geſchrieben, der weit entfernt ſeine Unruhe zu mindern, ihr neue Nahrung gab. Die tiefe Bewegung, die ſich in den Worten des Briefes

abdruckte, theilte ſich dem Herzen des Jünglings mit, und das Dunkle, Geheimnißvolle des Inhalts warf es in bangen Zweifeln umher.

„Mein Sohn — ſo ſchrieb der Vater — du weißt es noch nicht, daß mir das Schickſal keine glückliche, frohe Jugend zugetheilt hat. Ich verſchwieg es dir, ſo nahe es dich angeht; ich mußte es dir verſchweigen, weil es nicht frommt, den jugendlichen Blick zu früh und zu ſehr auf die dunkle Seite des Lebens zu wenden, weil das jugendliche Herz eine heitere Welt verlangt, wenn es in Kraft und Muth gedeihen ſoll. Unerwartet fällt mir ein neuer Stral in die Nacht. Ich will, ich muß ihm folgen. Gern drückte ich dich erſt an die Bruſt, mein Adolar, gern holte ich deinen Kuß, um . . . Doch nein, verlange nicht das Weitere zu erfahren. Ich folge der Stimme, die mich ruft, ohne dich erſt zu ſehen. Führt ſie mich zum Glücke, ſo wirſt du es theilen — o, du wirſt es herrlich theilen, mein geliebter Sohn! Lockt mich der trügende Schein eines Irrlichts, wird mir zu vielen Täuſchungen noch eine neue bereitet, ſo iſt es beſſer, daß ich allein darum wußte. Und du hältſt deinen Muth zu Rathe für dein eigenes Leben.“

Bei aller Selbſtbeherrſchung, die der Vater in einem vielgeprüften Leben ſeinem Schickſal abgekämpft hatte, verrieth er doch in manchen Augenblicken, daß

ſein Herz noch Wunden verbarg, deren leiſe Berührung ihn ſchmerzte; und ſo ſorgfältig er ſolche Augenblicke unbewachter Empfindung vor dem fröhlichen Knaben zu verbergen ſuchte, ſo entgingen ſie doch ſeinem dem ſinnigern Jünglinge. Ein Auftritt hatte ſich unter andern mit tiefen Zügen in Adolars Erinnerung gegraben. In dem Theile des Haines, der zunächſt an den Garten des Landſitzes ſtieß, war eine Stelle, die durch dichtverwachſene Zypreſſen und Ahornbäume zu einer dunkeln, ernſten Rotunde gebildet wurde; durch die umhergeworfenen Felſentrümmer wand ſich dahin ein einziger Pfad. In der Mitte ſtand ein einfaches Grabmal, worauf in halberhobener Arbeit der Genius des Todes gebildet war, mit dem ein freundlicher Liebesgott um die Fackel rang, die ſchon ſich ſenkte. Darunter ſtanden die Worte: „Ach, er liegt nicht!“

Oft war Adolar als Kind an dieſer Stelle, und freute ſich der lieblichen Geſtalt des Gottes, welche die kunſtreiche Hand des Bildners aus dieſem Marmor hervorgerufen hatte; oft ſpielte er ſeine harmloſen Spiele an dem Fuſſe des Denkmahls, deſſen verhüllte Bedeutung ſo nahe ihn anging. Seinen Vater fand er manchmal in dieſer Einſamkeit. Als er ihn eines Abends überraſchte, wie er in tiefer Bewegung ſeine Stirn an den Marmor lehnte, und die nahenden Schritte ſeines Sohnes nicht vernahm, da ſtand

der dreizehnjährige Knabe, von wunderbarer Empfindung ergriffen; und nachdem der Vater ihn einige Augenblicke angesehen hatte, und sich zu sammeln suchte, fragte ängstlich Adolar, auf das Grabmal deutend: Vater, ich habe das oft angesehen, was bedeutet das? — Deine Mutter! rief der Vater mit gedämpfter Stimme, und zog sein Kind an die Brust. Nie war dieser Augenblick aus Adolars Seele verschwunden, nie der Ton verklungen, womit sein Vater diese Worte sprach. Von jenem Abend an wurde diese einsame Stelle auch ihm ein Tempel der Wehmuth; aber weise benutzte der Vater diesen Umstand, um neue Seiten der jungen Natur auszubilden, und zerstreute die ernsthafte Schwärmerei, wozu der Knabe seit jener Entdeckung sich zu neigen schien, indem er das Bild der edeln, nie gesehenen Mutter als schönes Muster ihm vorhielt, als Schutzgeist ihm zugesellte.

Während der siebenjährigen Trennung von seinem Sohne hatte der Vater mehr Reiz und Veranlassung, in der Vergangenheit zu leben, und oft wurden seine Briefe an Adolar die Verräther seines bewegten Herzens, und der Gewalt, die er sich anthat, seine Stimmung zu verbergen.

Alle die Erinnerungen kamen vor Adolars Seele, als er einsam um das Dorf wandelte; sie machten

verwirrter seine Zweifel, unruhiger seine Besorgnisse. Still wurde jetzt die Gegend, die letzten Lichter des Abendroths versanken, und nur die ringsum brennenden Wachfeuer erhellten das dämmernde Gemählde. Auf einem Nebenwege, der zwischen Weingärten von der Abendseite her in das Dorf führte, kam Adolar zurück; das Geräusch vieler Stimmen lockte ihn in die Gegend der Kirche. Eine große Anzahl von Landsleuten war hier auf dem freien Platze versammelt; ein lebhafter Wortwechsel schien die Gemüther zu erhitzen. Er stand einige Minuten entfernt und hörte, daß von einer Fremden die Rede war, die nicht länger im Dorfe geduldet werden sollte. Schnell trat Adolar zu einem alten Mann, der mit mehreren neben dem Richter stand, und diesen unterstützte, den Ungestüm der Menge zu beruhigen. Plötzlich verstummten alle, und wichen mit scheuer Ehrfurcht zurück, als sie den wehenden Helmbusch des Offiziers erblickten, und seine Stimme vernahmen. Lieber Herr, sagte der Richter, indem er Adolars Hand ergriff, gut daß Ihr da seyd. Helft mir diese Leute zur Ruhe bringen. Sie wollen sich an einem unschuldigen, verlassenen Mädchen versündigen.

Wie! rief Adolar lebhaft. Redet! Redet, Alter!

Es ist ein fremdes Mädchen, sprach der Richter. Die Finde haben es bei der eiligen Flucht zurückgelassen. Die soll nun fort aus dem Dorfe, so wollen

Einige; ich aber, und dieſe Leute hier ſagen, das darf nicht ſeyn, das iſt Unrecht.

Ihr habt brav geredet, verſetzte Adolar, das ſoll nicht ſeyn. Wehe dem, der ein Haar ihr krümmet! ſagte er mit Ernſt gegen die Menge.

Sie gehört zum Feinde! erhoben ſich einige Stimmen. Zu den Kaiſerlichen! Die haben uns beraubt und gedrückt. Sie muß fort!

O Herr! daran iſt ſie unſchuldig, riefen einige Mädchen, die ſich zu Adolar drängten. Ihr ſolltet ſie nur ſehen. Sie iſt ſo ſchön und ſo gut. Sie redet ſo freundlich mit uns.

Ja, ich habe es oft geſehen, daß ſie helle Thränen weinte, wenn das Kriegsvolk ſo unbarmherzig war, ſagte die freundliche Tochter des Richters. Sie mochte wohl nicht mit wollen. Sie mag ſich wohl verborgen haben, als die Soldaten abzogen.

Der Pfarrer, der Pfarrer! erſcholl plötzlich ein freudiger Ausruf, und ein ehrwürdiger Alter trat langſam, auf ſeinen Knotenſtock geſtützt, in den geöffneten Kreis. Er empfieng die herzlichen Bewillkommnungen, und fragte dann nach einer Pauſe: Eure lauten Stimmen ziehen mich hieher, da ich eben ins Dorf komme. Was bedeutet eure ſpäte Verſammlung? Fei-

ert ihr den Tag unserer Rettung mit so vieler Freude? Oder muß ich fürchten — habt ihr diesen Tag durch Unfrieden entheiligt? Als der Richter ihn verständigt hatte, sagte er mit finstem Ernst zu den Umstehenden: Was wolltet ihr thun!

Herr Pfarrer, nahm Adolar das Wort, ich erkläre noch einmal, die Fremde steht unter unserm Schutze. Tragt Sorge für sie, ich bitte Euch. Ich gehe, dem Obersten den Vorfall zu melden.

Auch wenn sie nicht unter dem Schutze unsers edelmüthigen Retter stände, versetzte der Pfarrer, sie steht unter dem Schutze der Menschlichkeit. Meine Freunde! wendete er sich zu den Landleuten, haben euch die Bedrängnisse, womit Gott euch prüfen wollte, so wenig gebessert? Habt ihr im Leiden so wenig Duldung gelernt? Wollt ihr Unrecht mit Unrecht bestrafen? Habt ihr vergessen, was ich so oft in diesen Zeiten euch zurief — den göttlichen Spruch: Mein ist die Rache, und ich will vergelten.

O Herr Pfarrer, rief hervortretend ein Mann von heftigem Sinn, das Kriegsvolk hat uns so schwer gedrückt. Unsre Häuser haben sie geplündert, unsere vollen Scheunen angesteckt, und euch haben sie verjagt durch Spott und Mishandlung. Und die Fremde sollten wir dulden, die zu ihnen gehört?

Kinder! ſagte der Pfarrer, keiner unter euch hat mehr gelitten als ich, denn ich mußte flihen, und euerm Schickſal euch überlaſſen. Aber in mein Herz iſt kein Gedanke von rachbegieriger Vergeltung gekommen. Ich habe allen verziehen ... O es kränkte mich, daß ihr euch der Befreiung ſo unwerth zeigt, vor dem Herrn da, dem ihr ſie mit verdankt. Ihr hört Alle von dem großen König, ihr ſegnet ihn Alle — ſagt, wie vergilt der den Hohn und die Kränkung die man ihm erwieſen? Wie vergilt er die Leiden, die man auf ſeine Glaubensbrüder häufte? Durch Schonung, durch Großmuth vergilt er alles ... Ich will die Fremde aufnehmen, ich will ſie vor euch beſchützen, wenn ihr ſie vertreiben wollt. Sagt es mir, wo iſt ſie?

Sie iſt in Eurem Hauſe, ſagte freudig der wackere Richter, bei den Eurigen.

Als nun der Pfarrer die Hand des Richters faßte, um mit ihm wegzugehn, da rief einmüthig die ganze Verſammlung: Sie ſoll nicht fort! Ja, ſie ſoll bei uns bleiben! Und jener wendete ſich um, und ſagte mit ernſter Rührung: Jetzt meine Freunde, jetzt könnt ihr mit einem fröhlichen Herzen zur Ruhe gehen.

Edler Mann! rief Adolar, und drückte die Hand des Pfarrers. Ihr gäbt mir einen ſchönen Augenblick. Ich begleite Euch.

Aber der weiter ſehende Philiſtus fand nicht für gut, ſeinen Herrn in dieſer leichtſinnigen Laune fortſprudeln zu laſſen. Er nahm das Wort wieder: Ihr ſcherzet, ſprach er, über die Würkungen der Beredſamkeit Platons; es iſt nur allzugewiß, daß er in dieſer Kunſt ſeines gleichen nicht hat; aber eben dieſes würde mir keine kleine Sorgen machen, wenn er weniger ein rechtſchaffner Mann wäre, als ich glaube daß er iſt. Die Macht der Beredſamkeit übertrifft alle andre Macht; ſie iſt fähig fünfzigtauſend Arme nach dem Gefallen eines einzigen wehrloſen Mannes in Bewegung zu ſetzen, oder zu entnerven. Wenn Dion, wie es ſcheint, irgend ein gefährliches Vorhaben brütete, und Mittel fände, dieſen überredenden Sophiſten auf ſeine Seite zu bringen, ſo beſorg ich, Dionyſius könnte das Vergnügen ſeiner ſinnreichen Unterhaltung theuer bezahlen müſſen. Man weiß was die Beredſamkeit zu Athen vermag, und es fehlt den Syracuſanern nichts als ein paar ſolche Wortkünſtler, die ihnen den Kopf mit Figuren und lebhaften Bildern warm machen, ſo werden ſie Athenienſer ſeyn wollen, und der Erſte Beſte, der ſich an ihre Spitze ſtellt, wird aus ihnen machen können was er will.

Philiſtus ſah, daß ſein Herr bey dieſen Worten auf einmal tiefſinnig wurde; er ſchloß daraus, daß etwas in ſeinem Gemüth arbeitete, und hielt alſo inn; was für ein Tohr ich war, rief Dionys aus, nachdem er eine Weile mit geſenktem Kopf zu ſtaunen geſchienen hatte. Das war wol der Genius meines guten Glücks, der mir

eingab,

O was wäre es in unſern Tagen, antwortete jener, den Händedruck herzlich erwiedernd, wenn wir nicht manchmal ſolche Augenblicke hätten!

Auf einem Teppich ſaß ein blühendes Mädchen, und horchte auf die Reden der beiden ältlichen Frauen, die ſeitwärts in den Lehnſtühlen ſaßen. Die dunkelbraunen lockigten Haare des Mädchens waren hinten in ein feuerfarbig ſeidnes Netz aufgefangen, und umfloſſen vorne das zarte Eirund des ſchönen Geſichtes, in welchem die freundliche Ruhe eines hellen Gemüths ſich ſpiegelte: aber in dem ſchwarzen Auge lag ein rührender Ausdruck von Sehnſucht und ſanfter Trauer.

Freudig eilten die beiden Frauen dem Pfarrer entgegen, der an Adolars Seite in die Stube trat. Auch die Fremde erhob ſich, und zeigte die hohe Geſtalt dem überraſchten Jüngling, deſſen Blicke ſie ſogleich gefeſſelt hatte. Er ſtand ihr nahe gegenüber während der kurzen Pauſe, wo der Pfarrer mit den Seinigen die Freude des Wiederſehens theilte. Durch den unerwarteten Anblick im Innerſten ergriffen, von einem neuen holden Gefühl erwärmt, hing Adolar an jeder ihrer leiſen Bewegungen; mit zarter Verwirrung ſchlug ſie das Auge nieder. Alles was er von der Fremden vernahm, hatte ſeine Seele lebendig geregt; ſchon auf

dem Wege nach dem Pfarrhauſe war ſeine Fantaſie mit ihrem Bilde, ſein Herz mit der Theilnahme an ihrem Schickſale beſchäftigt: jene hatte die herrliche Geſtalt nicht erreicht, die jetzt vor ihm ſtand; aber dieſe Theilnahme blieb erhöht in ſeinem Herzen zurück, um es einſt an andere Gefühle zu verrathen.

Salome, die Schweſter des Pfarrers, ergriff nun die Hand des Mädchens, und trat zu dem Bruder: Siehe hier unſere Freundin, die uns Gott ſo wunderbar zugeführt hat. Und jener ſprach mit herzlichem Tone zu dem Mädchen: Nichts ſo erfreuliches konnte mir beim Eintritte in meine Wohnung begegnen, als daß ich ſie Euch zur Freiſtätte anbieten kann.

Vertraut dieſem edeln Manne, ſchöne Fremde, ſagte nähertretend Adolar; was er, was ich thun kann, um Euer unfreundliches Schickſal zu wenden, das ſoll keinen Augenblick verſäumt werden. Sagt es uns, wie ſollen wir Euch wieder mit den Eurigen verbinden, von denen Euch die unglückliche Verwirrung des Krieges trennte?

Die Fremde ſah ihn überraſcht einen Augenblick an; eine Frage ſchien auf ihrer Lippe zu ſchweben. Er hielt inne. Schon in dieſen Minuten hatte die Ungewißheit ihn gequält, in welchem Verhältniſſe das Mädchen mit dem entflohenen Feinde ſtehe, und ob es ab-

ſichtlich bei der Flucht ſich verborgen habe. Beſorgniß iſt die Milchſchweſter der Liebe; kaum legt dieſe ihren ſchönen Frühling um die glücklichen Seelen, ſo treibt jene ſchon Gewitter am wolkenloſen Himmel zuſammen.

Von mir könnt Ihr dieſe Thätigkeit fodern, fuhr Adolar nach einer Pauſe fort; denn ich bin unglücklicherweiſe mitſchuldig an Eurer Trennung von den Eurigen.

Ihr gehört zu den Kaiſerlichen? fragte die Fremde mit lebhafter, ängſtlicher Bewegung und hellklingender Stimme. Ihre gebrochene Ausſprache verrieth die ausländiſche Heimath.

Meine Pflicht macht mich zu dem Feinde Eurer Angehörigen, aber nicht zu Eurem Feinde; meine Pflicht ruft mich zu Eurem Schutze, antwortete Adolar, und ſetzte dann leiſer die Worte hinzu, denen ein geheimes Gefühl widerſprach: Gebt uns nähere Auskunft, ſchöne Fremde, damit wir Euch ſicher zu dem Kaiſerlichen Heere geleiten können.

Dahin will ſie nicht wieder, ſagte die Schweſter des Pfarrers.

Nein, nein! Nicht wieder zu den wilden Menſchen! Hier will ich bleiben .... Hier ſind gute Men-

schen! so rief das Mädchen, und schmiegte sich freundlich in Salome's Arme. Nicht wahr, du willst mich behalten, Salome!

Liebe Stella! auf Erden und im Himmel, sagte sie, fester das Mädchen an ihre Brust drückend.

Wie? Ihr gehört nicht zu den Kaiserlichen? fragte schnell der überraschte Jüngling.

O, sie haben mich weggeführt — von meiner weinenden Mutter weggeführt! rief Stella bewegt, und von der Gewalt dieser Erinnerung ergriffen, legte sie still ihr sinkendes Haupt an Salome's Brust.

Die Hausfrau erzählte nun ihrem Manne, wie Stella schon während der Zeit, wo die Kaiserlichen herrschten, oft im Pfarrhause gewesen sey, und verbreitete sich weitläuftig über die Entstehung der Bekanntschaft zwischen Salome und der Fremden. Diese hatte in dem Quartier des Obersten auf dem großen Gute neben dem Pfarrhause gewohnt. Eine alte Aufseherin — die Muhme des Obersten — bewachte strenge ihre Schritte, und nur wenn diese Nachmittagsruhe hielt, oder am sinkenden Tage durfte sich Stella über die Gränze des Gartens hinauswagen. Salome, welche die Fremde bisher nur von ferne gesehen hatte, war wie abgeredet jedesmal im Pfarrgarten, den nur eine niedrige lückenhafte Mauer von

jenem trennte. Mit Sehnſucht, mit bittenden Blicken ſah Stella zu ihr herüber, und Bedürfniß freundlichen Umgangs von einer Seite, Neugierde und gutmüthige Theilnahme von der andern knüpften ſchnell das neue Band. So oft nun Stella die Wachſamkeit ihrer Aufſeherin täuſchen konnte, war ſie im Pfarrhauſe, und vergaß bei den guten Bewohnerinnen die Leiden und den Zwang, welche ſie dulden mußte. Lange hatte ſie den Plan ihrer Rettung mit ſich herumgetragen. Die Nacht der verwirrten Flucht begünſtigte die Ausführung; denn die Angſt ihrer Wächterin und die allgemeine Unruhe hatten ihr kaum die Gefahr und den nahen Aufbruch verrathen, ſo eilte ſie in Salome's Arme, und wurde von der edeln Freundin verborgen gehalten, bis die Schweden erſchienen.

Plötzlich wurde die Erzählung der redſeligen Hausfrau durch dumpfes Geräuſch unterbrochen, das ſich immer näher von der Gartenſeite heranwälzte. Kaum noch vertraut mit dem ſchnellen Glückswechſel, und gewohnt der furchtbaren Ueberraſchungen, ſtanden Salome und die Gattin des Pfarrers beſtürzt; Stella ſchien in ängſtlicher Unruhe zu ſeyn. Der Pfarrer und Adolar ſuchten mit flüchtigen Worten die Beſorgniſſe der Frauen zu beruhigen, und entfernten ſich eilend. Am Ende des Gartens ſahen ſie einen irren Fackelſchein, als ſie die Hinterthür geöffnet hatten;

Waffen blitzten in dem hellen Glanze, und drohende Kriegerstimmen schallten ihnen entgegen. Es sind von den Unsrigen! rief Adolar, und stürzte mit gezücktem Schwert den Fackeln entgegen.

O zurück!, zurück! rief Stella's ängstliche Stimme dem Fliehenden nach. Sie war mit Salome den Männern langsam gefolgt, und eilte nun hervor.

Seyd ruhig, edles Fräulein, wir werden Euch bald Kunde bringen, sagte der Pfarrer, indem er die Stufen hinabging.

In banger Erwartung blieben die Frauen auf der Treppe zurück; noch blitzten Waffen im Fackelscheine, und heftiger klirrten die Schwerter. O wenn er sich nur nicht wagt! rief Stella; und beschämt, durch diesen Ausruf das aufdämmernde Gefühl verrathen zu haben, lehnte sie die heiße Wange an Salome's Brust. Es sind die Kaiserlichen! sagte sie leiser nach einer Pause.

Die Ahnung betrog sie nicht. Kaum näherte sich Adolar den Streitenden, so erkannte er das grüne Feldzeichen der Kaiserlichen, die nun laut in unbesonnener Siegesfreude ihr: Jesus Maria! jauchzten. Drei Schweden standen im Kampfe gegen den überlegenen Feind. Schon ermattete ihre verzweifelnde Gegenwehr, als die Erscheinung des allgeliebten Jüng-

lings mit frischem Muthe sie entflammte. Gott mit uns! riefen die unbesiegten Helden, und erneuerten den Kampf mit wildem Ungestüm. Nun stürzten zwei der Feinde zu Boden, und die sechs übrigen wankten unter den gewaltigen Streichen.

Noch immer standen die beiden Frauen zitternd in der Thüre; die Gattin des Pfarrers jetzt an ihrer Seite. O Gott! sie sind's, sie sind's! rief Stella in großer Bewegung, als sie die Losung der Kaiserlichen vernahm. Da schienen die Fackeln zu erlöschen, und nur furchtbarer tönte durch die Dunkelheit die stürmende Wuth des Kampfes. Plötzlich fielen zwei Schüsse schnell nach einander. Er fällt! Er fällt! rief Stella, in Salome's Arme sinkend. Rettet! Rettet!

Aber die Fackeln erhoben sich wieder, Siegesruf erschallte, und in wenig Minuten kam Adolar mit seinen Schweden heran. Zwei entwaffnete Feinde führten sie in ihrer Mitte, vier waren gefallen, und zwei hatten sich durch Flucht gerettet. Der rasche Uebergang von banger Erwartung zur Freude entriß den Fremden einen lauten Ausruf. Aber kaum haben sich die Krieger den Frauen genähert, so reißt sich einer der Gefangenen los, als er Stella erblickt. Ha! ruft er mit wilder, drohender Geberde, und stürzt ihr entgegen. Wie ein Blitz fliegt Adolar herbei, und

ſchleudert mit der letzten Anſtrengung ſeiner erſchöpften Kräfte den Verwegenen nieder. Morgen ſeht ihr mich wieder! ſagt' er dann zu den Frauen, und zu dem Pfarrer ſich wendend. Seyd wachſam, Herr Pfarrer! und ſchützet — o ſchützet die Fremde! Raſch enteilte er mit den Kriegern zu dem Führer des Heerhaufens.

IV.

Kunſtnachrichten.

1.

Von Neapel.

J... den 1ſten März 1801.

Lange genug ſchwebten wir wegen der Schickſale der Neapolitaniſchen Kunſt- und Alterthumsſchätze in Ungewißheit! Endlich kann ich das Vergnügen haben, Ihnen mitzutheilen, was mir hierüber ein gefälliger Freund, Herr von Rainer (Sekretair J. M. der Königin von Neapel) eröffnete.

Das Museum von Portici steht ganz an Ort und Stelle. Falsch sind also die Zeitungsnachrichten, daß bei der Abschiffung nach Palermo viele Kisten davon wegen Sturm über Bord geworfen werden mußten *).

Aus dem Museum von Capo di monte wurden, nebst den Münzen, nur sehr wenige der besten Bilder nach Palermo mitgenommen. Viele andere Stücke, hauptsächlich alle Schidones, wurden von Raub-Kommissairs nach Rom geschleppt, wo sie von dem thätigen Venuti wieder aufgefunden und mit neuen kostbaren Gefährten des siegenden Gegendrucks verstärkt wurden, so daß die Königliche Sammlung nicht dadurch vermindert, sondern vermehrt erscheint.

Ueber die großen Denkmäler der alten Bildhauer-Kunst, über den Farnesischen Herkules, die Flora, den Toro und die Venus Kallipyge, die Agrippina u. s. w. hat ebenfalls, in Absicht auf Neapel, ein günstiger Schutzgeist gewaltet. Ein sehr geschickter junger Bild-

*) Damit stimmt auch eine Nachricht in Millin's Magazin Encyclopédique Pluviose an 9. n. 1/. p. 104. überein, wo das Museum in Portici unter den noch vorhandenen Museen in Italien aufgeführt wird.

haner, Namens Villareale, ein Sizilianer, ehemals verdächtig wegen politischer Meinungen, hat sie, aus Liebe zu seinem König und zu seinem Vaterlande, gerettet. Unter dem schlauen Vorwande, daß man diese Stücke doch erst abformen müsse, hat er die Sache dergestalt in die Länge gezogen, daß die nachmaligen Siege der Kaiserlichen und der dadurch veranlaßte schnelle Abmarsch der Franzosen, das Einpacken und Wegschleppen so großer Massen unmöglich machten *). Ueberhaupt sind keine Statuen von Neapel aus transalpirt worden, wohl aber einige Büsten. Daß Homer und Caracalla hierunter begriffen sind, ist nicht wahrscheinlich. Das in Zeitungen angekündigte Ausgraben bei Pompeji blieb nur beim Vorsatz und bei unbedeutenden Versuchen.

Daß die kostbare Hamiltonische Vasensammlung noch im Angesicht Englands ein Raub des Meeres geworden, ist leider allzu gewiß! Wodurch mag doch der gute Hamilton diesen Schlag der Nemesis verdient haben?! Ganz mit brittischem Stolze hat er sich dabei benommen und sich mit Nelsons Siege ge-

*) Auf ähnliche Weise rettete der brave Cavaliere Puccini die Kunstschätze der großherzoglichen Galerie in Florenz bei der ersten Invasion der Franzosen. Was jetzt geschehen ist, beruht blos auf zweideutigen Sagen.

eingab, daß ich dich diesen Abend zu mir ruffen laßen sollte. Die Augen gehen mir auf einmal auf — Wozu mich diese Leute mit ihren Dreyecken und Schlußreden nicht gebracht hätten! Kannst du dir wol einbilden, daß mich dieser Plato mit seinem süßen Geschwätze beynahe überredet hätte, meine fremden Truppen, und meine Leibwache nach Hause zu schicken? Ha! nun sehe ich wohin alle diese schönen Vergleichungen mit einem Vater im Schooße seiner Familie, und mit einem Säugling an der Brust seiner Amme, und was weiß ich mit was noch mehr, abgesehen waren! Die Verräther wollten mich durch diese süßen Wiegenliedchen erst einschläfern, hernach entwaffnen, und zuletzt wenn sie mich mit ihren gebenedeyten Maximen so fest umwunden hätten, daß ich weder Arme noch Beine nach meinem Gefallen hätte rühren können, mich in ganzem Ernst, zu ihrem Wickelkind, zu ihrer Puppe, und wozu es ihnen eingefallen wäre, gemacht haben! Aber sie sollen mir die Erfindung bezahlen! Ich will diesem verräthrischen Dion — bist du thöricht genug, Philistus, und bildest dir ein, daß er sich nur im Traum einfallen lasse, diese Spiesbürger von Syracus in Freyheit zu setzen? Regieren will er, Philistus; das will er, und darum hat er diesen Plato an meinen Hof kommen lassen, der mir, indessen daß er das Volk zur Empörung reitzen, und sich einen Anhang machen wollte, so lange und so viel von Gerechtigkeit, und Wolthun, und goldnen Zeiten, und väterlichem Regiment, und was weiß ich von was für Salbadereyen vorschwatzen sollte, bis ich mich überreden

tröſtet. Hätt' er doch einen freundſchaftlichen Rath befolgt, der ihm ſchon im April 1798. beim Scheiden von ihm gegeben worden, als er damals ſeine Sammlung (wegen drohender Nähe der Franzoſen) einpacken ließ: „Dieſe der ganzen Welt angehörigen „Schätze ja nicht zuſammen, ſondern vertheilt auf „verſchiedenen Schiffen abgehn zu laſſen.„

Die kleine, aber ausgewählte Vaſenſammlung von Hato (Sohn des Schatzmeiſters der Königin) iſt wunderbar für ihn gerettet worden.

Rainer's Sammlung von Bildern und Vaſen-Zeichnungen und Arazzi oder gewürkten Kunſttapeten, iſt zerſtreut in Wien, Palermo und Neapel. Seine antiken Marmorbüſten ſind leider im Handelshauſe Raimond Piatti mit geplündert und nur die wenigen, die bei Künſtlern zur Ausbeſſerung ſtanden, gerettet worden.

G.

2.

Ueber die Aechtheit der Tiſchbeiniſchen Vaſenzeichnungen.

Die Umriſſe von den Gemälden altgriechiſcher Kunſt, die ſich auf den in Unteritalien und Sizilien

ausgegrabenen Vasen befinden, haben in den letzten zwanzig Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber und Alterthumsforscher mit Recht weit mehr beschäftigt, als vorher, da man diese Vasengemälde nur noch für Ueberreste des etruriſchen Kunstgeschmacks, und höchstens für Ueberlieferungen griechiſcher Kunstvorstellungen aus der zweiten und dritten Hand zu halten gewohnt war. Besonders trugen die sogenannten Tiſchbeiniſchen Umriſſe aus der zweiten Hamiltonſchen Sammlung*), deren unersetzlicher Verlust durch die Nachricht in dem vorhergehenden Briefe nur zu sehr bestätigt wird, ungemein viel dazu bei, die Liebhaberei für dieſe köſtlichen Reliquien der griechiſchen Plaſtik und Malerei auch dieſſeits der Alpen immer mehr zu wecken und zu verbreiten. Natürlich mußte hierbei ſehr bald die Frage entſtehen, ob man ſich auch auf die Treue und Richtigkeit der Zeichnungen, ſo wie ſie der Direktor Tiſchbein in Neapel von den Vaſen ſelbſt kopirt und in Kupfer geſtochen hatte, völlig verlaſſen könne? Hierüber durfte ſich indeß aus Gründen, die von ſelbſt in die Augen ſpringen, nur Der ein Urtheil anmaßen, der dieſe Kupfertafeln mit den Originalzeichnungen auf den Vaſen ſelbſt in Italien zu vergleichen oder wenigſtens mehrere ächte

*) Die nun vollendeten 4 Bände von der Collection of Engravings by W. Tiſchbein enthalten zuſammen 240 wirkliche Vaſenabbildungen, die Hülfstafeln nicht mit gerechnet.

te Vasen genau zu betrachten, Gelegenheit gehabt hatte. Diesen Grundsatz fanden auch die Engländer so billig, daß als vor einigen Jahren Hr. Cumberland sich in einer Schrift über die Umrisse (on Outlines) einige dem Anscheine nach nicht ganz unerhebliche Zweifel gegen die Aechtheit einiger Tischbeinischen Zeichnungen erlaubte, sie in ihren kritischen Journalen sogleich die Frage aufwarfen: woher denn Hr. Cumberland, wenn er nicht in Italien gewesen wäre, und beim Ritter Hamilton selbst die Originale fleißig studirt hätte, so genau wissen könne, daß nicht manches, was ihm verzeichnet oder fehlerhaft scheine, auf den Vasen selbst so vorkomme, und eben dadurch unwidersprechlich beweise, daß es dem Künstler nicht um Verschönerung in seiner eigenen Manier zu thun gewesen sey? Denn man könne doch unmöglich annehmen, daß jene Vasen alle von großen Künstlern und fertigen Zeichnern bemahlt worden wären. Es komme daher auch überhaupt bei diesen Zeichnungen weit weniger auf die hohe Präcision der Ausführung im Einzelnen, als auf die Idee im Allgemeinen an, die doch unstreitig selbst dann, wenn sie beim wiederholten Kopieren in allen ihren Theilen sich nicht ganz ohne Verfälschung fortgepflanzt habe, noch immer ein sehr dankenswerthes Vermächtniß aus dem bildenden Alterthum seyn müsse.

So die Engländer! Neuerlich hat nun auch ein Teutscher sein Urtheil darüber, als etwas nagelneues

und unerhörtes, in einem geleſenen und ſachreichen Blatte abgegeben. Dies mußte natürlich jedem frei ſtehn, der ſeinen Beruf dazu gehörig legitimirte. Ja es war ſogar wünſchenswerth, daß dieſe Frage von ſachkundigen Männern oft in Anregung gebracht, reiflich erwogen und von allen Seiten beleuchtet würde. Nur darf es uns erlaubt ſeyn, den Beruf des Ariſtarchen, der ſich hier zum Trapezoforomaſtix aufwirft, (er mag dies monſtröſe Wort nicht übeldeuten; man braucht es blos um ſeiner Liebe zur Griechheit gehörig zu huldigen) ſo lange noch in einigen Zweifel zu ziehn, bis er uns überzeugendere Beweiſe von ſeiner Spruchfähigkeit gegeben haben wird, als jener Aufſatz zu Tage legt. Er war ſelbſt nicht in Italien, und doch ſpricht er mit einem Dünkel und einer Selbſtgenügſamkeit, als hätt' er dort das Hühnchen mit dem Ei ſchon von ſeiner Entſtehung an im Mutterſtocke belauſcht. Wir bekommen, wers ihm glauben will, wieder eine Etruriſche Kunſt in voller Glorie und Herrlichkeit, aus welcher uns kaum die geübteſten Kenner der Antiken *) neuerlich errettet ha-

*) Ich darf hier nur den Hrn. Prof. Meyer in Weimar nennen, und an ſeine Bemerkungen über die Nullität dieſer etruriſchen Kunſt, die in den Horen und Propyläen mit allgemeinem Beifall geleſen wurden, erinnern. Da ſpricht ein Kenner, der viele Jahre in Florenz und Rom gerade dieſen Gegenſtand zu einem ſeiner Hauptforſchungen gemacht hatte, und ſich auf keine Fragmente berufen darf.

ben; so wir erhalten, so Gott will, sogar eine Etruriſch-kampaniſche Odyſſee, und wie die Erſcheinungen ſeiner Fata Morgana weiter heißen mögen. Alle dieſe durch die ſonderbarſten Zitaten und Begriffsverwirrungen aufgeſtutzten Behauptungen, die unſer Mann mit einer unſäglichen Zufriedenheit von ſeinem Dreifuß herab uns ohne wahre Beweiſe mitzutheilen ſich herabläßt, ſind nun freilich eben nicht dazu geeignet, ſeinen Richterſprüchen über die Aechtheit der Tiſchbeiniſchen Vaſenzeichnungen auch nur bei Halbkennern und Dilettanten den geringſten Eingang zu verſchaffen. Selbſt der keckeſte aller antiquariſchen Hypotheſenſpinner, D'Hancarville, dem unſer Kunſtrichter ſeinen vollen Beifall zunickt (!!), würde, wenn ihm eine Kunde von dieſen neueſten Hirngeſpinnſten zukommen könnte, bedenklich den Kopf ſchütteln. Und was muß Wolf zu dieſem leichtfertigen Gebrauch ſeiner Prolegomenen ſagen?

Indeß bin ich jetzt nicht geſonnen, eine Apologie von allem, womit uns Hr. Tiſchbein neuerlich beſchenkt hat, niederzuſchreiben. Vielleicht bedarf er ihrer nicht einmal. Für ſeinen Homer wenigſtens hat das Publikum ſchon jetzt entſchieden *). Vom erſten Hefte deſſel-

*) Die Hefte werden in raſcher Aufeinanderfolge erſcheinen, da alles vorbereitet iſt. Der zweite iſt vor kurzem ausgegeben worden. Ueber manches, was als Homeriſches Bild darin aufgeführt iſt, wird die

ben muß wahrſcheinlich noch in dieſem Jahr eine neue Auflage veranſtaltet werden. Von ſeinen Studien über Thierfyſiognomik liegen die Akten kaum mit ihrem Anfange, alſo nur ſehr unvollſtändig vor den Augen des Publikums, und es gehört das ganze Maaß von perſönlicher Bitterkeit und Galle dazu, worein jener namenloſe, hinter dem Schilde, das jeden feigen Bogenſchützen deckt, hervorblinzelnde Kunſtrichter ſeine Pfeile gegen Hrn. Tiſchbein tauchte, um ſchon aus dieſen allein die gehäſſigen Folgerungen zu ziehn, deren Schiefheit jedem Unbefangenen von ſelbſt einleuchten muß. Widerſpruch iſt überall heilſam, wo es dem Widerſprechenden nur um Wahrheit zu thun iſt. Aber dann wird ſich auch nirgends leidenſchaftliche Per-

Kritik noch Zweifel erregen können, z. B. 1 Heft S. 15 die Vorſtellung nach dem ſchönen Siegelring des Ritters Hamilton, wo Hr. Tiſchbein den Homer unter den Muſen erblickte, oder Heft 2 S. 15 die Bewillkommung des Ulyſſes durch den Antolykus. Auch deutet der ehrwürdige Erklärer dieſer Bilder ſelbſt oft mit muſterhafter Vorſicht auf das, was nur Meinung in dieſen Anſichten ſeyn kann. Darum ſind aber doch alle dieſe Bilder im liberalſten Sinne des Worts Homeriſch, und für die Bildung des Geſchmacks in vielen Rückſichten wohlthätig. Sie verbreiten und ſchärfen ſelbſt durch die Kontroverſen, die hier und da darüber entſtehen könnten, jenen Kunſtſinn, woran es uns im Ganzen noch gebricht, weil wir überhaupt ſo wenig ſehen, und zu ſehen gelehrt werden.

sönlichkeit ins Spiel mischen, wie bei jenem anonymen Angriff, der offenbar nur zu verwunden, nicht zu bessern und statt des fremden Wahns nur den eigenen zu setzen bemüht ist.

Folgender Brief mag beweisen, ob der Vorwurf gegründet ist, daß Hr. Tischbein beim Kopieren der Originalzeichnungen nur seiner eignen Fantasie folgte und uns statt griechischer Denkmäler Tischbeinisches Machwerk verkaufte. Der Schreiber dieses Briefes, Hr. Hummel, selbst ein verständiger und talentvoller Künstler, lebte mehrere Jahre in Neapel fast unzertrennlich mit Hn. Tischbein. Die Aussage eines solchen Augenzeugen könnte nur dann verdächtig seyn, wenn man seiner erprobten Wahrheitsliebe innere und äußere Merkmale der Partheilichkeit, die hier durchaus nicht obwaltet, oder seinen Kunstfähigkeiten gegründete Zweifel entgegen zu setzen vermöchte.

Kassel, den 10ten Febr. 1801.

„Schade, daß unsre eilfertige Abreise uns nicht gestattete, die Zeichnungen mitzunehmen, welche wir von den Tischbeinischen Vasen dort liegen haben, und die alle darum verworfen wurden, weil sie Hn. Tischbein, der äußerst schwer zu befriedigen ist, keine Genüge leisteten und die Originalzeichnungen auf den

Vasen noch nicht zu erreichen schienen. Durch ihre Ansicht müsste sich jeder, dem Leidenschaft die Augen nicht verblendet, hinlänglich überzeugen, daß noch nie ein Werk der Art erschienen sey, welches so treulich und richtig nachgeahmt hätte."

„Sie müssen wissen, daß jede Vase mit Oelpapier durchgezeichnet — dann auf ein Papier gepaust und endlich mit Bleistift sorgfältigst kopirt worden ist. Und weil in den Zügen der einfachen Kontoure auf den Vasen so viel Ausdruck ist, so war es uns eine mühsame, aber recht heilige Aufgabe, den Ausdruck der herrlichen Profile durch immer wiederholte Versuche endlich doch zu erreichen. Es wurden daher oft 4 auch 5 Zeichnungen von einer Vase angefertigt, bevor die treue Aehnlichkeit mit dem Original zu Stande kam. Dann erst, wenn Tischbein nicht allein selbst nichts mehr auszusetzen fand, sondern auch die HH. Hamilton, Italinsky und andere vieljährig geübte Kenner bei der sorgfältigsten Vergleichung mit den Originalen auf den Vasen nichts mehr auszusetzen fanden, kalquirte der Kupferstecher unter unserer wachsamen Aufsicht die Zeichnung auf der Kupferplatte. Beim Stechen der Figuren stand stets die Originalvase selbst vor seinen Augen."

„Auch mit dem Grabstichel erreichten die Kupferstecher, die gewiß in dieser Art von Arbeit keine Neu-

linge waren, nicht immer die Vollkommenheit der Vase, welches den Direktor Tischbein bewog, die Platte so lange zu verwerfen, bis diese durch die Korrektur so abgeschabt war, daß tiefe Dillen darin entstanden. Mehrmals wurde die Sache auf einer ganz neuen Platte von vorn wieder angefangen."

„Durch einen glücklichen Zufall findet sich noch eine solche misrathene und verworfene Platte unter den Tafeln, die aus Neapel mit hieher gebracht worden sind. Sie sollte hier abgeschliffen werden, nun aber soll sie als Denkmal des redlichen Eifers unsers Tischbeins so bleiben, wie sie ist. Schade nur, daß die zweite Tafel nicht auch mit hieher nach Kassel gewandert ist. Denn dieselbe Vase wurde dreimal gestochen, und erst, nachdem zwei Platten völlig verworfen worden waren, gnügte sie Hn. Tischbein zur Nothdurft. Noch muß ich anführen, daß ehe es noch zum Stich mit dieser Vase kam, sie vorher zehnmal gezeichnet worden war, und immer schienen die schlanken und feinen Kontoure der unaussprechlich schönen Figuren nicht ganz erreicht. Ich sende Ihnen hier von beiden verworfenen Platten den einzigen Abdruck, den ich noch besitze, und wünschte sehr, daß ich sie allen unbefangenen Kennern zur Prüfung vorlegen könnte *)."

*) Dieß soll geschehn, so weit sich so etwas für Liebhaber ausführen läßt. In Hrn. Wepgangs Museum

„Daß die Komposizion der Figuren auf den Vasen nicht Erfindung der Mahler ist, die sie auf den Vasen auftrugen, sondern daß sie die Musterzeichnun-

sollen zur Leipziger Ostermesse alle drei Abdrücke, sowohl von den zwei verworfenen als von der aufgenommenen Tafel aufgehangen und jedem, der Augen hat zu sehen, zur Prüfung vorgelegt werden. Für die Besitzer des Tischbeinischen Werkes bemerke ich bloß, daß die aufgenommene Tafel sich in seiner Collection of Engravings T. II. p 33 befindet, und drei bacchische Figuren von unaussprechlicher Anmuth vorstellt, worunter der eine Jüngling einen Zaubervogel oder einen Jynx in der Hand hält. Man vergleiche übrigens auch, was der wackere Tischbein selbst in seinen Briefen über die Grundsätze sagt, die er beim Kopieren der Originale befolgt hat, in meinen Vasenerklärungen Heft I S. 61. Auch auf diese Erklärungen blickt jener salbungsvolle Kunstrichter mit der ihm eigenen verächtlichen Miene herab, und vergleicht meine Erläuterungen über die Mythologie mit den Träumen des Klerikus. Darüber gebührt mir kein Urtheil. Nur das darf ich nicht verschweigen, daß ich nie einen namenlosen Gegner einer Antwort würdigen werde, und wenn er sich noch so vornehm geberdete. Er trete mit offenem Visier, wie es Männern ziemt, hervor und zeige mir nicht etwa Versehn in Kleinigkeiten, die hier nicht in Anschlag kommen können, sondern daß meine Erklärungen, z. B. von der Medea und dem Triptolemus im zweiten, von den Centauren und Amazonen im dritten Hefte aegri somnia sind. Da erwarte ich den Widersacher, da werde ich die Antwort nicht schuldig bleiben.

B.

lieſſe, meine Galeeren zu entwaffnen, meine Trabanten zu entlaſſen, und mich am Ende in Begleitung eines von dieſen zottelbärtigen Knaben, die der Sophiſt mit ſich gebracht hat, als einen Neuangeworbenen nach Athen in die Academie ſchicken zu laſſen, um unter einem Schwarm junger Gecken darüber zu diſputiren, ob Dionyſius recht oder unrecht daran gethan habe, daß er ſich in einer ſo armſeligen Mausfalle habe fangen laſſen — Aber iſts möglich, fragte Philiſtus mit angenommener Verwunderung, daß Plato den ſinnloſen Einfall haben konn'e, meinem Prinzen ſolche Räthe zu geben? — Es iſt möglich, weil ich dir ſage, daß ers gethan hat. Ich habe ſelbſt Mühe zu begreiffen, wie ich mich von dieſem Schwätzer ſo bezaubern laſſen konnte — Das ſoll ſich Dionys nicht verdrieſſen laſſen, erwiederte der gefällige Philiſtus; Plato iſt in der That ein groſſer Mann in ſeiner Art; ein vortrefflicher Mann, wenn es darauf ankommt, den Entwurf zu einer Welt zu machen, oder zu beweiſen, daß der Schnee nicht würklich weiß iſt; aber ſeine Regierungs-Maximen ſind, wie es ſcheint, ein wenig unſicher in der Ausübung. In der That, das würde den Athenienſern was zu reden gegeben haben, und es wäre wahrlich kein kleiner Triumph für die Philoſophie geweſen, wenn ein einziger Sophiſt, ohne Schwerdtſchlag, durch die bloſſe Zauberkraft ſeiner Worte zu Stande gebracht hätte, was die Athenienſer mit groſſen Flotten und Kriegs-Heeren vergeblich unternommen haben — Es iſt mir unerträglich nur daran zu denken, ſagte Dionys, was für eine einfältige Figur

ich

gen großer Meiſter dabei vor Augen hatten, iſt hinlänglich bekannt. Indeß waren die meiſten jener Vasenmaler gewiß auch wackere Künſtler. Dieß habe ich beim häufigen Kopieren ihrer Vasen oft nicht ohne Bewunderung geſehen. Denn es iſt keine geringe Aufgabe, mit einer ſo ſchwachen Linie ſo viel Grazie und Ausdruck in die Figuren zu bringen. Nur Der kann dies beurtheilen, der ſelbſt oft durch Kopieren die Erfahrung darin anſtellte. Aber lauter Meiſter zeichneten doch auch nicht in jenen Fabriken. Auch davon finden ſich die Beweiſe auf jenen Vasen. Beſonders findet man die Füße oft ſehr vernachläſſigt."

„Darfte ſich daher ein erfahrner Künſtler nicht bei einem Muſterbilde, wo nur die Füße vernachläſſigt waren, die Freiheit nehmen, ſie nach einem völlig ausgeführten ähnlichen Sujet zu verbeſſern? Dieß halte ich für kein Verbrechen, wenn nur im Ganzen der Stellung und Gruppirung nichts verändert, und keine fremde Manier hineingebracht iſt. Denn ich glaube nicht, daß die Korrektur eines Fußes, den der Künſtler im Urbilde nicht vollendet hatte, für eine Verfälſchung da gelten kann, wo alles übrige aufs gewiſſenhafteſte nachgeahmt wurde. Denn hier galt es doch die ſchönſten Kompoſizionen, die man gern ohne alle Störung der Welt vor Augen ſtellen wollte. Etwas anderes war es mit den ſogenannten ſchwarzen Vaſen, wo die ſchwarze Figur auf rothem Grund ſteht. Da

dieſe einen ganz eigenen alten Stil zeigen, und alle Steifheit und Trockenheit jener frühern Zeiten an ſich tragen: ſo mußte hier alles bleiben, wie es war. Hier erlaubten wir uns auch nicht die geringſte Verbeſſerung an Händen und Füßen."

„Gewiß, Hr. Tiſchbein hat ſich nicht bloß durch die ſeltene Uneigennützigkeit, mit der er bloß um der Kunſt willen dieſem theuern Unternehmen alles aufopferte, ſondern auch durch die verſtändige Treue und Gewiſſenhaftigkeit, womit er bei allen dieſen Nachbildungen zu Werke gieng, Anſprüche auf den Dank des ganzen gebildeten Europa erworben. Mögen nun die Raben krächzen und die Hunde bellen! Er iſt über beide erhaben! Ja ich verdiene mir vielleicht noch Vorwürfe von ihm, daß ich um alles dieß nur einen Federzug verlor." —

3.

Kupfer zu Rode's Vitruv und Leben des Herrn v. Erdmannsdorf.

Die Kupfer zum Vitruv nach der ſchönen und korrekten Ausgabe des Hrn. GKR. Rode in Deſſau

ſind nun wirklich erſchienen *), und wer nur einige Liebe zur Kunſt in ſeinem Buſen nährt, muß ſich freuen, daß wir nun auch in Teutſchland dieſer unentbehrlichen Ausſtattung eines der ſchwerſten, aber auch lohnendſten und ſachreichſten Schriftſteller aus dem Alterthum nicht länger entbehren dürfen. Das Geſetz der Sparſamkeit, für deſſen treue Beobachtung gewiß alle nicht allzubegüterten Käufer dem würdigen Herausgeber danken werden, gebot freilich manche Verkleinerung und Zuſammenziehung, und geſtattete überhaupt nur Umriſſe zu geben, da wo Galiani und ſeine Vorgänger ausgeführte und dem Auge vollkommene Kupfertafeln zu liefern im Stande geweſen waren. Allein dieß iſt am Ende doch nur eine äußere Augenluſt. Es fragt ſich nur, ob die hier gelieferten Figurrn ächt und als ein wahres Hülfsmittel der Vitruvſchen Baukunſt anzuſehen ſind? Dieß wird niemand leugnen, der ſie genauer zu prüfen und mit den Kupfern in andern Ausgaben des Vitruvs ſorgfältig zu

*) Kupfer zu Vitruvs X Büchern von der Baukunſt, mehrentheils nach antiken Denkmälern gezeichnet, mit kurzen lateiniſchen und teutſchen Erklärungen von Auguſt Rode. Berlin, Myliusſche Buchhandlung. 1801. gr. Fol. 56 Seiten Text mit geſpaltenen Kolumnen und XXI Platten in einem beſondern Umſchlag. Auf jeder Tafel ſind meiſt 10 bis 12 Figuren, und überall iſt die größte Sparſamkeit beobachtet, ohne dadurch der Deutlichkeit Abbruch zu thun.

vergleichen Beruf und Gelegenheit hat. Der Hauptvorzug dieſer neuen Erläuterungskupfer beſteht darin, daß Hr. Rode ſichs zum Geſetz machte, überall die noch vorhandenen Ueberreſte der alten Baukunſt aus den beſten Werken darüber, den Jonian Antiquities, Stuart's Antiquities of Athens, Adam's Ruins of Spalatro, aus Piraneſi's Teatro d'Ercolano und Topografia delle fabriche ſcoperte nella città de Pompei, aus Paoli's Abhandlungen über Päſtum, Desgodez, Delagardette u. ſ. w. ſelbſt zu liefern, und alſo nicht neues Fantaſiewerk aufzuſtellen, ſondern das Alterthum durch das Alterthum ſelbſt erklären zu laſſen. Zu dieſem Behuf entgingen ihm ſelbſt kleinere, höchſtſeltene Werke, z. B. Viskonti's Abbildung des doppelten Druckwerks von Kteſibius im 5ten Theil des Giornale di Mantova, Antolini's Herkulestempel zu Kori, die in Rom 1773 erſchienene Abhandlung über den Serapistempel zu Pozzuolo (wobei hier auch eine Handzeichnung des verſt. Erdmannsdorf gebraucht wurde) und überhaupt faſt nirgends etwas, das den Vitruv wirklich zu erläutern geſchickt war. Wer weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Anſicht und das Studium dieſer koſtbaren und ſelbſt in großen Städten oft nicht aufzutreibenden Kupferwerke verbunden zu ſeyn pflegt, wird ſchon dies für einen außerordentlichen Gewinn halten, daß nun das Beſte aus jenen Werken mit größter Sorgfalt hier zuſammengezogen und mit einer an-

ſpruchloſen Kürze; die doch den Verfaſſer manche Stunde gekoſtet haben mag, einfach und beſtimmt erklärt iſt. Indeß mußte der Herausgeber doch auch manches aus eignen Mitteln ergänzen. Aber auch hier wird niemand den behutſamen und beſcheidenen Kenner vermiſſen. Ueber vieles wird jetzt, da doch nun wenigſtens eine ſinnliche Anſchauung möglich iſt, erſt unter den Eingeweihten und Kunſtgenoſſen die Kontroverſ verſtändlich geführt werden können, und die HH. Hirt und Genelly in Berlin, ſo wie die HH. Profeſſoren Schneider und Huth in Frankfurt an der Oder, können jetzt einzelne Prüfungen und Berichtigungen liefern, die nun dem kunſtliebenden Publikum ein kräftiges Reiz- und Weckungsmittel und dem Herausgeber ſelbſt eine willkommene Zugabe ſeyn müſſen.

Zu gleicher Zeit erſcheint auch von Hn. Rode ein biografiſches Denkmal auf den unvergeßlichen Erdmannsdorf*), welches um ſeines reichen und vielſeitigen Inhalts willen zu dem Beſten gehört, was wir in dieſer Gattung beſitzen, und am wenigſten in einer artiſtiſchen Bücherſammlung fehlen darf. Der um die Veredlung und Vereinfachung unſers Geſchmacks nach

*) Leben des Hn. Fr. W. v. Erdmannsdorf, von Auguſt Rode. Deſſau, Tänzer. 1801. 240 S. in gr. 8. mit einem ähnlichen und fleißigen Portrait nach Tiſchbein und Roßmäßler.

den unwandelbaren Muſtern der erleſenſten Antiken hochverdiente Erdmannsdorf war nie dahin zu bringen, Schriftſteller in dem Fache zu werden, in welchem er den kritiſchen und ausübenden Künſtler im ſeltenen Bunde zu vereinigen wußte. Sein Biograf war aber ſo glücklich, ſein Tagebuch über ſeine Reiſen nach Rom und ſeinen Briefwechſel mit ſeiner eines ſolchen Mannes ganz würdigen Gattin zu erhalten, worin die treffendſten Bemerkungen über die allbeſprochenen, aber ſelten ſo angeſchauten Kunſt- und Naturſchönheiten Italiens mit den feinſten Zügen wahrer Humanität mit einander abwechſeln und gewiß jeden, der Sinn und Empfänglichkeit zu ſolchen Eindrücken mitbringt, mit reiner Hochachtung gegen einen Mann erfüllen, der keine Frucht vom Baum der Erkenntniß ungenoſſen ließ, und dabei doch einen kindlich reinen Sinn, und die hohe Unſchuld des Lebens bewahrte. Denn wer einen wahren καλοκαγαθὸν im ſchönſten ſokratiſchen Sinn kennen lernen will, der leſe dieſe Blätter, wodurch der verſtändige *) Bio-

*) Ich kenne nur dieſe Art von Biografie als wahrhaft nützlich und lohnend, wo man den Verſtorbnen ſelbſt reden laſſen kann. Ein ſeltenes, reiches Meiſterwerk dieſer Art liefert uns Hippels Leben, welches durch die zwei neueſten Bände des trefflichen Schlichtegrollſchen Nekrologs durchläuft und meiſt aus den Handſchriften des Verſtorbenen gezogen, eine wahre Bereicherung unſerer Literatur genannt zu werden verdient.

graf uns zu den geheimſten Vertrauten des Verſtorbenen zu machen weiß. Unter den Briefen an ſeine Willy — ſo nannte Erdmannsdorf ſeine noch vor ihm vollendete Gemahlin — ſind mehrere Stellen, die mit dem berühmten Brief des Plinius an ſeine Kalpurnia wetteifern, und dadurch unſtreitig den Vorzug vor jenem erringen, daß dem Schreiber auch nicht die leiſeſte Ahnung der Bekanntmachung dabei vorſchwebte. Den Beſchluß machen zwei Briefe an die regierende Fürſtin von Deſſau. Der eine über Goranis Memoires ſecrets iſt ein Denkmal auf des Schreibers ächte Humanität; der zweite ausführlichere wurde an die Fürſtin geſchrieben, als ſie den Winter 1795 in Rom zubrachte. Man ſollte dieſen Brief beſonders abdrucken und jedem, der nach Italien reiſt, als eine wahrende und heilende Moly mitgeben, damit die Circe des Unverſtandes und der alles verſchlingenden Schauluſt ihn dort nicht bethöre. Eine Stelle daraus iſt zu ſchön, als daß ich ſie nicht hier für alle Leſer abſchreiben ſollte. Bekanntlich iſt nichts gefährlicher für die unberathenen Reiſenden, als der unſeelige Trieb, der beſonders den nordiſchen Pilgern in jenen Gegenden des ſtillen Genuſſes verderblich wird, die Gier, alles, das Wichtige wie das Unwichtige, nach gewiſſen Tagewerken, wie nach der Sanduhr zu durchrennen, mit fremdem Wortkram und angelernter Bewunderung ſich Kopf und Tagebuch anzufüllen, und mit wüſter Seele und wunden Füßen in aller dieſer Wunderſchau ſich

ſelbſt zu verlieren. Wer nicht Jahre lang ſehen kann, muß nur das Beſte oft ſehen, wenn er im Innern geſtärkt und gebildet von dannen ziehen will. Darüber ſagt nun der edle Freund, der es nicht begreifen kann, daß ſeine verehrte Fürſtin in Rom unter den großen Ruinen und Denkmälern umherwandelt, während er in Deſſau ſitzt, unter andern folgendes:

„Vielleicht würde ich Sie oft abhalten, Manches zu ſehen, das doch in jedem andern Lande ſehenswerth ſeyn müßte. Vielleicht würde ich mich mit Hirt ſelbſt zuweilen ſelbſt darüber ſtreiten. Vielleicht würden Sie ſelbſt mich nicht ſelten darüber ſchelten. Vielen dieſer Gegenſtände kann man zwar nicht umhin, einen flüchtigen Ueberblick zu gewähren. Allein ſich länger dabei aufzuhalten, würde weit wichtigeren, edleren, reizenderen Gegenſtänden Augenblicke rauben, welche man nicht wieder erkaufen kann. Die Zeit iſt in Rom mehr als in irgend einem andern Aufenthalte koſtbar. Zudem hat es eben mit dieſen wichtigſten Gegenſtänden dort, mit den vorzüglichſten Werken der Kunſt, die eigne Bewandtniß, daß ſie beim erſten Anblick nicht den großen Eindruck machen, nicht ſo der Erwartung entſprechen, die man von ihnen gehegt hatte. Wird man aber näher mit ihnen bekannt, geht man täglich mit ihnen um, ſo zeigen ſie ſich immer mehr, wie jedes höhere Verdienſt, das nun allen äußern blendenden Schimmer längſt abgelegt hat, in ihrer ächten,

reinen Schönheit, die uns immer mehr und mehr gewinnt, und uns ein großes Ideal wird, das unſrer Fantaſie unauslöſchlich eingeprägt bleibt, und vor dem bald alle die kleinen reizenden Bilder zurückſchwinden, die uns einen Augenblick gefallen haben und die wir dann vergeſſen. Möge doch die alles zernagende Zeit dieſe klaſſiſchen Muſter noch lange mit Schonung behandeln, bis, wenn es möglich iſt, wieder Menſchen geboren werden, welche fähig ſind, auch ihr ſinnliches Gefühl zu einem ſo hohen Grad von Darſtellung zu erheben! Verzeihen Sie, ich bitte unterthänig, dieſen enthuſiaſtiſchen Ausbruch. Er kam aus der ganzen Fülle des Herzens, und ich war nicht gleich vermögend, ihn zu unterdrücken."

Dieß nur zur Probe. Gewiß, der edle Mann war es werth, einen ſolchen Biografen zu finden, der in mehr als Einem Verſtande auch ſein Nachfolger wurde *), und durch einige mehr leiſe angedeutete, als laut ausgeſprochene Bemerkungen hinlänglich beweiſt, daß er ganz der Mann ſey, der ſeines ge-

*) Der verſtorbene v. Erdmannsdorf war die Seele des Chalkografiſchen Inſtituts zu Deſſau, in allem, was die artiſtiſche Seite dieſer für ganz Teutſchland wichtigen Kunſtanſtalt anlangte. An ſeine Stelle iſt jetzt der Geh. Kabinetsrath Rode getreten, und ein ſolcher Nachfolger ſichert dem Inſtitut aufs neue ein fröhliches Gedeihen.

liebten Freundes Verdienſte ſchätzen und beurtheilen konnte. Dahin iſt z. B. die ſehr lehrreiche Stelle S. 28 f. zu rechnen, wo man in wenigen Sätzen eine der ſchärfſten und doch urbanſten Kritiken über ein Werk der ſchönen Baukunſt findet, das uns durch Kupferſtiche und Beſchreibungen als eines der gelungenſten Meiſterwerke von jeher anempfohlen wurde, ich meyne das Fürſtl. Schloß in Wörlitz.

B.

V.

Auszüge aus Briefen.

1.

London, d. 27 Febr. 1801.

Mit dem Glauben an Jakobinismus wird es nun wohl am längſten gedauert haben. Wenn gleich die jetzige Miniſterialveränderung nur eine Mummerei, oder wie es geſtern jemand in unſerm teutſchen Klub nannte, ein Umſatz der guten alten Silberſchillinge mit Birminghamer Scheidemünze iſt: ſo ändert ſich doch manches im Syſtem, das bisher befolgt wurde. Barruel und

ich ein paar Wochen lang unter diesen Grillenfängern gemacht habe; hab ich dem Dion nicht selbst Gelegenheit gegeben, mich zu verachten? Was mußten sie von mir denken, da sie mich so willig und gelehrig fanden? — Aber sie sollen in kurzem sehen, daß sie sich mit aller ihrer Wissenschaft der geheimnißvollen Zahlen gewaltig überrechnet haben. Es ist Zeit, der Comödie ein Ende zu machen — Um Vergebung, mein gebietender Herr, fiel ihm Philistus hier ins Wort; die Rede ist noch von bloßen Vermuthungen; vielleicht ist Plato, ungeachtet seines nicht allzuwol überlegten Raths, unschuldig; vielleicht ist es so gar Dion; wenigstens haben wir noch keine Beweise gegen sie. Sie haben Bewunderer und Freunde zu Syracus, das Volk ist ihnen geneigt, und es möchte gefährlich seyn, sie durch einen übereilten Schritt in die Nothwendigkeit zu setzen, sich diesem Freyheit-träumenden Pöbel in die Arme zu werfen. Lasset sie noch eine Zeitlang in dem angenehmen Wahn, daß sie den Dionysius gefangen haben. Gebet ihnen durch ein künstlich verstelltes Zutrauen Gelegenheit, ihre Gesinnungen deutlicher herauszulassen. — Wie, wenn Dionysius sich stellte, als ob er Lust hätte, die Monarchie aufzugeben, und als ob ihn kein andres Bedenken davon zurückhielte, als die Ungewißheit, welche Regierungs-Form Sicilien am glücklichsten machen könnte. Eine solche Eröffnung wird sie nöthigen, sich selbst zu verrathen; und indessen, daß wir sie mit academischen Fragen und Entwürfen aufhalten, werden sich Gelegenheiten finden, den regierſüchtigen Dion in Gesellschaft

Konſorten haben durch den Abgang des Miniſters Windham eine groſſe Stütze verloren. Wir haben jetzt an wichtigere Sachen zu denken, als an ſolche leere Poranze. Da iſt nun noch obendrein der König krank geworden, und alles iſt das oberſte zu unterſt gekehrt. Wenn uns nichts zwingt Friede zu machen, ſo iſt es die Theurung. Sie iſt arg! Wenn ein Brod drittehalbmal ſo viel koſtet, als vor zwei Jahren, und wenn ſich die Preiſe aller übrigen Bedürfniſſe nach dieſem Maaßſtabe richten, ſo iſt das keine Kleinigkeit. Pitt iſt im Grunde mächtiger als je; der Prinz von Wallis iſt nun auch auf ſeiner Seite. Macht er Friede (wozu er jetzt aufrichtiger Luſt zu haben ſcheint), ſo iſt ſeine Macht feſter begründet, als jemals. Unbeſtritten wahr iſt es, daß ihm ſeine Miniſterſchaft keinen Penny einbrachte: Schulden machte er noch oben drein. Da wußte Dundas ſeine oſtindiſchen Schaafe beſſer zu ſcheeren! — Der Papierpreis thut dem Buchhandel gewaltigen Abbruch. Mehrere Hauptwerke ſind darüber ins Stocken gerathen. An Wyttenbachs Plutarch wird ſeit einem Jahr keine Sylbe gedruckt. Nur die groſſen Häuſer, Cadell, Robinſons, Phillips, Faulder u. ſ. w. zwingen es mit ihren Kapitalen. Der brave Geißweiler hat mit ſeinem German Muſeum anfänglich offenbar zugeſetzt. Nun aber hebt es ſich auf einmal ſehr ſtark und wird gewiß bald ein herrliches Vehikel für die teutſche Literatur in England, die wirklich

durch die neueſten Ueberſetzungen groſſer teutſcher Dichter eben nicht gefördert worden iſt. Barrow's Reiſen ins ſüdliche Afrika und Murphy's Leben von Garrick ſind unter den Produkten dieſes Winters unſtreitig die reichhaltigſten Werke, die auch wohl noch das Ende dieſes Jahrhunderts erleben. So eben erſcheint eine Ueberſetzung von Gutsmuths Gymnaſtik, die gewiß wahrſcheinlich viel Käufer finden wird.

2.

Frankfurt, d. 3 März 1801.

Mit banger Erwartung ſieht man auch hier dem Aufrollen der groſſen Karte entgegen, die in Paris und Lüneville für Teutſchland gezeichnet worden iſt. Freilich würde unſere kleine Republik für manchen begehrlichen Nachbar ein fetter Entſchädigungsbiſſen ſeyn. Aber die an ihre glückliche Verfaſſung gewöhnten Bürger würden lieber nach Amerika auswandern, als ein ſolches Herzeleid mit anſehn. Allerdings haben die Franzoſen mit Mainz etwas Groſſes vor. Das Schleifen der ſämmtlichen Feſtungswerke um die Stadt iſt ſchon anbefohlen, und drei Hauptmeſſen im Jahre ſollen dieſe Stadt zur Königin des transrhenaniſchen

Handels machen. Warum könnte aber nicht auch Frankfurt auf teutschem Boden seinen Spedizions- und Transitohandel, und seine großen Wechselgeschäfte fortdauernd betreiben? Und dieß ist nur in seiner jetzigen freien Verfassung möglich. War es doch schon in Rastadt ausgemacht, daß wenigstens die drei Hansestädte und Frankfurt der allgemeinen Theilung entgehn sollten. Auch erklärte Ludwig Bonaparte, als er vor einigen Tagen hier durchreiste, die Stadt habe sich so wohl betragen, daß Frankreich sie nicht in fremde Botmäßigkeit geben werde. Sie solle bleiben, und vielmehr erleichtert werden.

In diesem kritischen Moment ist ein reichsstädtisches Archiv, das auf Ostern hier herauskommen soll, eine wohlthätige Erscheinung. Das Hanseatische Magazin, welches einen so guten Fortgang gewinnt, und den Beifall vollkommen verdient, der ihm von allen Seiten ertheilt wurde, kann doch die andern Reichsstädte nur sehr unvollständig umfassen. Dr. v. Leonhardi, der Sohn eines unserer thätigsten und würdigsten Mitbürger, ist Veranlasser und Herausgeber. Mit ihm hat sich v. Mülmann vereinigt.

Unter unsern Künstlern zeichnet sich auch J. G. L. Schütz, Vetter des ältern Schütz, sehr vortheilhaft aus. Er ist ein sehr fleißiger Landschaftsmaler,

der die größten Blätter mit Waſſerfarbe ſo zu behandeln weiß, daß ſie dem Oel wenig nachgeben. Die Stadt Mainz hat er früher in ihrer goldenen und jetzt auch in ihrer eiſernen Zeit von verſchiedenen Seiten gemalt. Er hat unlängſt auch viele Gegenden in Sachſen und Thüringen, beſonders das ſo romantiſch gelegene Eiſenach gemalt, und wird ſie nun ätzen und Heftweiſe mit einer hiſtoriſchen Erklärung herausgeben. J. G. Preſtel fährt fort mit ſeinen Blättern in Aqua-Tinta in der Manier von Ruysdal zu arbeiten, und gab noch vor kurzem zwei große Blätter in dieſem Geiſte heraus. Kürzlich iſt er aus der Galerie des Hn. v. Brabek zurückgekommen. Auch davon hat das kunſtliebende Publikum ſchöne Früchte zu erwarten. Er iſt auch Kunſthändler. Neben ihm muß als ſolcher auch Rheinheimer genannt werden, der bei Preſtel das Kupferſtechen lernte, und dann eine eigne Kunſthandlung errichtete, worin man beſonders auch das Beſte aus England und ſeine Gyps- und Wachsfiguren antrift.

3.

Nürnberg, d. 2 März 1801.

Unſere Stadt hat durch den abermaligen Beſuch

der Franzoſen keineswegs an Kunſtſinn und Kunſtſchätzen zugenommen. Vielmehr ſind auch von hier viele Denkmale altteutſcher Kunſt, die nun kein Kloſterbruder mehr bewundern kann, mit Liſt und Gewalt entführt worden. Auch wußten die Kunſtplünderer hier beſſer, als vordem in Schwaben, wo Monge ſich eben ſo wenig, als in Rom, durch Kunſtkennerſchaft legitimirte, auszuwählen. Jener traf in einer dortigen Benediktiner-Abtei ein herrliches Bild an, was ein Pater frei hatte ſtehen laſſen. „Dieß Gemälde, ſagte Monge mit einer vornehmen Miene, ſcheint mir von einiger Bedeutung zu ſeyn?“ — Dann nehmen Sie es, erwiederte der Pater; aber ich kann Ihnen verſichern, daß jedes andere Bild in unſerer Kirche beſſer iſt, als dieſes. Ueberdieß hält man es für ein Wunderbild, und da wiſſen Sie beſſer, als ich, daß alle Wunderbilder ſich nicht durch Schönheit der Mahlerei auszeichnen. —— „Dann mag es bleiben! es wird hier mehr Wunder wirken, als bei uns Ungläubigen!“ —— Gewiß, antwortete der Pater lächelnd, man wird es ſchon als ein großes Wunder anſehn, daß es hier ſtehn blieb! ——

Uebrigens läßt ſich unſer wackerer Frauenholz durch keinen Verluſt irre machen, und fährt fort, dem Publikum den guten Willen zur Unterſtützung großer und empfehlungswürdiger Unternehmungen auch dann noch zuzutrauen, wenn ihn ſehr oft ſeine billige Er-

wartung getäuſcht hat *). So hat er jetzt eine treffliche Suite von groſsen Blättern aus Wielands Oberon angefangen. Das erſte Blatt von Koch in Rom gezeichnet und von J. Schumann in Dresden geſtochen, ſtellt die Szene vor, wo Schèrasmin den Hüon in ſeine Einſiedelei am Libanon einladet. Die Wildniſs der Gegend iſt äuſserſt pitoresk, und der Stich ungemein markig und kräftig. Nur verwöhnte Augen

*) Ein Unternehmen der Art, was als ein wahres Nazionalwerk betrachtet und von jedem, der das Vortreffliche zu beſitzen wünſcht, unterſtützt werden ſollte, iſt die von Frauenholz angefangene Hiſtoire naturelle des oiſeaux ſauvages et privés de la Franconie, wovon bis jetzt 2 Hefte im gröſsten Folio, jeder zu 6 kolorirten Tafeln mit einem erklärenden franzöſiſchen Text erſchienen ſind. Man kann nichts natürlicher und treuer ſehn, als dieſe von Andreas Gabler gemahlte und geſtochene Vögel unſers Vaterlandes in der natürlichen Gröſse und mit dem feinſten Ergreifen ihres ganzen Habitus. Sie wetteifern in Genauigkeit und Zierlichkeit mit den beſten, was Paris und London in der Ornithologie lieferte, und übertreffen z. B. Vaillant's nicht mit Unrecht geprieſene Cap-Vögel ſehr weit. Selbſt als bloſse Muſter der Zierkunſt muſsten ſie für Stickerinnen und andere Liebhaber äuſserſt willkommen ſeyn. Auch der Preis iſt, wie bei allen Frauenholziſchen Artikeln, billig.

B.

könnten die Manier hart finden. Wir haben aber von diesem unternehmenden Mann noch manche Früchte seiner letzten Wiener-Reise zu erwarten, sobald nur die Zeiten etwas freundlicher und die Aussichten heller werden.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

3. Stück. März 1801.

I. Zu Oſtern bringen wir folgende neue Artikel zur Meſſe.

Dietrich, Friedrich Gottlieb, der Wintergärtner, oder Anweiſung, die beliebteſten Modeblumen und ökonomiſchen Gewächſe ohne Treibhäuſer und Miſtbeete in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. 8. 20 gr. od. 1 Fl 30 kr.

Deſſen Modeblumen für Botaniker und Blumenliebhaber, durchaus neu und nach der Natur abgebildet, und nach ſorgfältigen Beobachtungen beſchrieben. Erſtes Heft, oder der Linneiſchen Geranien 1ſten Bandes 1ſtes Heft. Mit 4 ausgemahlten Kupfertafeln. gr. 4. 1 Rthlr. od. 2 Fl. 48 kr.

Hallers, Karl Ludwig von, Geſchichte der Wirkungen und Folgen des Oeſtreichiſchen Feldzugs in der Schweiz, oder hiſtoriſches Gemälde der Schweiz, vor, während und nach ihrer geſuchten Wiederbefreiung. Mit mancherlei unbekannten Aufſchlüſſen über die Ereigniſſe dieſer Zeit. gr. 8.

Revers, Ehregott, Frachtbuch für Kaufleute und Expediteur, und alle, die es einſt werden wollen, oder Unterricht über alles, was der Kaufmann und Expediteur bei Abſendung und Empfang der Güter zu beobachten hat. 8.

Miethwohnungen, die, oder das Verhältniß der Miethleute und Hausbeſitzer gegen einander, in ökono-

mischer, billiger und rechtlicher Hinsicht. Ein Buch für alle Miethleute und Vermiether. 8. 10 gr. od. 45 kr.

Reichard, H. A. O., der Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich mit Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reisebuch für Jedermann, nebst einer Postkarte. gr. 8.

Reisen, kleine, in die schönsten Gegenden meines Vaterlandes. Erstes Bändchen, oder Reise nach Stift und Kloster Banz. 12 gr. oder 54 kr.

Schuldenbuch, das, oder Anweisung, wie man Gelder borgen und mit Sicherheit verborgen soll. Ein Hülfsbuch für alle Stände. 8.

Taschenbuch (Neujahrs-) von Weimar auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Seckendorf. 12. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

— — — — (Oster-) von Weimar auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Seckendorf. 12. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Taroc à l'Hombre, das verbesserte, und Bostes-Spiel. 8.

Wieland's, C. M., neuer Teutscher Merkur. 1800. 11s, 12s und 1801 1s bis 4s Stück. 8. Der Jahrgang 3 Rthlr. od. 5 Fl. 48 kr.

Zeitung, neue, für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, oder wöchentliche Nachrichten von neuen Handlungsvorfällen, neuen Erfindungen und Bekanntmachungen und andern Notizen, welche den Kaufmann, Fabrikanten und Manufakturisten interessiren und ihm nützlich seyn können. Herausgegeben von Johann Adolph Hildt. 1800. Novbr. und Decembr. 1801 Januar bis April. 4. Der Jahrgang 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Ad. Hildt. Februar oder No. 5 — 9.

An Hauptaufsätzen findet man in den 4 Stücken dieses Monats folgende: 1) Woher mag es kommen, daß wir Deutsche es in dem Fabrik- und Manufakturwesen noch nicht zu jener Größe der Engländer und Franzosen bringen können? 2) Baumwolle. 3) Lassen sich Papiere aus andern Stoffen, als Leinenlumpen verfertigen? 4) Was bestimmt eigentlich die Kornpreise? 5) Indianische Vogelnester. 6) Bemerkung über den unrichtigen Gang der Taschenuhren. 7) Bolus, Terra Sigillata. 8) Von der Benutzung des Bieberklees zum Bierbrauen statt des Hopfens. 9) Künstliche Perlen, Glasperlen. 10) Beitrag zur Kenntniß der japanischen Lackirarbeiten in England, und besonders in Birmingham. 11) Rezensionen und viele kleine vermischte Nachrichten.

Der ganze Jahrgang dieser Zeitung kostet bei uns, in allen Buchhandlung und auf allen Postämtern 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Lavaters Denkmal von H. Lips.

Zum Andenken des, am 2ten Januar dieses Jahres verstorbenen J. C. Lavaters hat der Kupferstecher H. Lips ein Blatt herausgegeben, das nicht nur wegen der Erfindung, Zeichnung und Ausführung, sondern auch wegen des möglichst ähnlichen Portraits von Lavater, bei dessen Mitbürgern sowohl als auch bei mehrern seiner auswärtigen Freunde so großen Beifall erhalten hat, daß in etwa vierzehn Tagen eine Auflage von mehr als tausend Exemplaren völlig vergriffen wurde.

Aus einem Cypressenhaine erhebt sich das Denkmal, an welchem Lavaters Bildniß befestigt ist, über dem, als

ſeines Rathgebers mit guter Art eine Reiſe nach Athen machen zu laſſen, wo ſie in ungeſtörter Muſſe Republicken anlegen, und ihnen, wenn ſie wollen, alle Tage eine andere Form geben mögen.

Dionys war von Natur hitzig und ungeſtüm; eine jede Vorſtellung, von der ſeine Einbildung getroffen wurde, beherrſchte ihn ſo ſehr, daß er ſich dem mechaniſchen Trieb, den ſie in ihm hervorbrachte, gänzlich überließ; aber wer ihn ſo genau kannte als Philiſtus, hatte wenig Mühe, ſeinen Bewegungen oft durch ein einziges Wort eine andere Richtung zu geben. In dem erſten Anſtoß ſeiner unbeſonnenen Hitze waren die gewaltſamſten Maaßnehmungen die erſten, auf die er fiel. Aber man brauchte, ihm nur den Schatten einer Gefahr dabey zu zeigen, ſo legte ſich die auffahrende Lohe wieder; und er ließ ſich eben ſo ſchnell überreden, die ſicherſten Mittel zu erwählen, wenn ſie gleich die niederträchtigſten waren.

Nachdem wir die wahre Triebfeder ſeiner vermeynten Sinnes-Aenderung oben bereits entdeckt haben, wird ſich niemand verwundern, daß er von dem Augenblick an, da ſich ſeine Leidenſchaften wieder regten, in ſeinen natürlichen Zuſtand zurückſank. Was man bey ihm für Liebe der Tugend angeſehen, was er ſelbſt dafür gehalten hatte, war das Werk zufälliger und mechaniſcher Urſachen geweſen; daß er ihr zulieb ſeinen Neigungen die mindeſte Gewalt hätte thun ſollen, ſo weit

gieng

Bürgerkrone, ein Eichenkranz schwebt. Am Fuße desselben sitzt seine Vaterstadt von ihren Kindern umgeben und Lavaters Tod beweinend. Gegen ihnen über steht der Genius des Todes mit umgekehrter Fackel, und tröstet sie durch Hindeuten auf die Symbole des Wiederauflebens und der Ewigkeit — eine Schlange, die einen Zirkel bildet, eine Rauve und ein Schmetterling sind auf dem Grabmal vorgestellt. — Ueber demselben schweben zwei himmlische Genien im Lichtglanze auf Wolken nieder, eine Sternenkrone zum Himmel haltend.

Dieses Blatt nun gedenkt der Künstler für die Verehrer des großen Mannes und für Freunde der Kunst in Deutschland noch einmal in einem größern Formate von 12 Zoll Höhe und 9 Zoll Breite mit allem möglichen Fleiße zu bearbeiten und ein Werk zu liefern, das der deutschen Kunst Ehre machen soll. Wenn sich bis zum Juny dieses Jahres eine hinlängliche Anzahl von Subskribenten meldet, so werden diese ohngefähr auf Michaeli die ersten und besten Abdrücke gegen baare Bezahlung von 1 Laubthlr. erhalten. Abdrücke avant la lettre, die besonders bestellt werden müssen, kosten 1½ Laubthlr. Man kann sich in allen namhaften Kunst- und Buchhandlungen Deutschlands unterzeichnen, welche gebeten sind, ihre Bestellungen entweder an H. Lips, Kupferstecher in Zürich, oder an die Buchhandlung der Gebrüder Gädicke in Weimar, welche die Hauptkommission davon erhalten, einzusenden und die gewöhnlichen Vortheile zu genießen haben. Der nachherige Ladenpreis eines gewöhnlichen Exemplars wird 1½ Laubthlr. seyn.

IV. Neue Verlagsbücher der Stettinschen Buchhandlung in Ulm.

Geographisch-statistisch-topographisches Lexikon von Franken, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Fränkischen Kreise liegenden Städte, Klöster, Schlosser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdigen Gegenden u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Anzahl und Nahrung der Ein-

wohner, Manufakturen, Fabriken, Wehrstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten ꝛc. 3 Bände. gr. 8. 1799 bis 1801. Jeder Band 2 Rthlr. oder 3 fl

Geographisch-statistisch-topographisches Lexikon von Obersachsen und der Ober- und Nieder-Lausitz, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im Obersächsischen Kreise und in der Lausitz befindlichen Städte, Dörfer ꝛc. Erster und zweiter Band. gr. 8. 1800 bis 1801. Jeder Band 2 Rthlr. od. 3 fl.

Diese beiden Lexika zeichnen sich durch Vollständigkeit und durch sehr viele detaillirte Nachrichten von einzelnen Städten und Städtchen, die man in den meisten geographischen Werken vergebens sucht, aus. Es ist sichtlich, daß bei Ausarbeitung derselben besondere sowohl gedruckte als schriftliche Nachrichten benutzt worden sind. Beide Lexika empfehlen sich noch außerdem durch ihre bequeme alphabetische Einrichtung vor andern geographischen Werken, und werden daher dem Geschäftsmann, z. B. dem Kaufmanne, der in diese Länder handelt, um so willkommener seyn, da hier das Nachsuchen mit dem geringsten Zeitverluste verbunden ist. Diese Werke verdienen daher recht eigentlich dem kaufmännischen Publikum empfohlen zu werden. Einen Beweis von der Vollständigkeit giebt schon der Umstand, daß die 3 Bände des Lexikons von Franken nur die Buchstaben A bis N, und die 2 Bände des Lexikons von Obersachsen nur die Buchstaben A bis D enthalten. Hierdurch wird zwar der Umfang dieser Werke etwas ausgedehnter, aber auch ihr Inhalt reicher; denn man findet hier außer den gewöhnlichen geographisch-statistischen Nachrichten auch viele historische, naturhistorische und andere topographische Notizen. So findet z. B. der Kaufmann hier außer den Nachrichten von dem Fabrik- Manufaktur- und Handelswesen eines Ortes, auch Bestimmungen der Maaße, Gewichte, Münzen, der Messen, Märkte ꝛc. Der Gelehrte findet Alterthümer, Natur- und Kunst-Merkwürdigkeiten, Bibliotheken u. dgl. beschrieben. Auch sind sonst noch Bemerkungen beigefügt, die Unterhaltung gewähren.

Außer diesen sind noch folgende Werke in der nämlichen Stettinischen Buchhandlung in Ulm herausgekommen:

Geographisches-Statistisch-Topographisches Lexikon von Baiern ꝛc. 3 Bände, nebst einer Karte von Baiern. gr. 8 1796 bis 1797. 5 Thlr. 12 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Historisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Frankreich, und dessen sämmtlichen Nebenländern und eroberten Provinzen, nach der ehemaligen und gegenwärtigen Verfassung. 3 Bände, gr. 8. 1795 bis 1799. Jeder Band 2 Thlr. oder 3 fl.

Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben ꝛc. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, gr. 8. 1800. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Dessen zweiter Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, mit 1 Karte von Schwaben. gr. 8. 1801.

Historisches Geographisch-Statistisches Lexikon von der Schweiz, 2 Bände, gr. 8. 1796. 3 Thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

V. Englische Miszellen.

Von den englischen Miszellen ist des 4ten Bds 3tes Stück erschienen und hat folgenden Inhalt.

Sir William Sidney Smith. — Neue Riegelwege in den großen englischen Manufakturen. — Wegschaffung einer Säulen-Windmühle von einem Orte zum andern — Ueber den jetzigen Zustand der englischen Manufakturen in Wolle, Leder, Baumwollen, Seide, Leinenzeug und Flachs, Hanf, Papier, Glas, irdene Geschirr, Wedgwood, Porzelán, Eisen, Zinn und Blei, Kupfer und Messing, Stahl, plattirte Waaren. — Ausdehnung und Anzahl der damit beschäftigten Personen. — Neue Geräthschaften: Stühle. — Hangendes Gesell für eine Damen-Bibliothek. — Caminaehmungs-Uhren. — Staatsbett des Marquis von Exeter. — Ausgehe-Schuh für Da-

men. — Gelehrte Neuigkeiten; Neue Werke der Mistreß Piozzi und Williams. — M. S. Lewis Gedichte. — Edens statistisches Pamphlet. — Wörterbücher. — Greswell's Memoiren. — Annalen der Philosophie, Naturgeschichte, Chemie, Literatur, Agrikultur, mechanischer und schöner Künste. — Harris Werke. — Busbys musikalisches Wörterbuch. — Beaumont Reise über die lepontinischen Alpen. — Neu entdeckte merkwürdige Gemälde. — Loriots franz. Dictionair. — Flarmanns neueste Arbeit. — Neue Kupferstiche: Robinson Crusoe; Tod des Kapitain Faulkner; Portrait der Mistr. Hunter; Musik; Portrait der Lady Hamilton; Bonaparte und Erzherzog Karl; Ansichten von Windsor. — Musikalischer Kalender. — Willichs Haus-Encyklopädie. — Kleinere Vorfälle, Prozesse, Diebstähle und andere Anekdoten: Heldenmüthige Handlung; Klagen gegen eine böse Frau; Diebstahl aus Noth; Ein Fleischer haut einer Frau zwei Finger ab; Reichthum der Londner Bettler; Sonderbarer Heirathsantrag; Bettücher-Dieb; Entführung eines eilfjährigen Mädchens; Versuchter Selbstmord; Eigne Art von Betrügerei. — Neue Busten. — Wappen und Flagge der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland nebst Kupfer. — Neue Erfindung; Koop's Scheidung der Schwärze aus gedrucktem und geschriebenem Papier; Barnetts neue Knöpfe; Orey's neue Hüte. — Eiserne Brücke zu Wearmouth mit ihrer perspektivischen Ansicht.

Tübingen, am 20 Febr. 1801.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VI. Literarische Anzeige.

So eben ist das erste Stück der

National-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und

Gewerbe in den Preuß. Staaten, nebst einem Korrespondenzblatte,

in einem grünfarbigen Umschlage erschienen. Es bedarf, bei den zahlreichen Theilnehmern, welche sich schon jetzt für dies neue, mit dem neunzehnten Jahrhundert beginnende vaterländische Institut interessiren, bei der allgemeinen Wichtigkeit der Gegenstände, mit denen es sich beschäftigt, bei der Solidität, mit der das Ganze angelegt ist, wohl kaum mehr als einer Inhaltsanzeige, welche schon bei dem ersten Stücke so reichhaltig, dem Publikum zeigen mag, was es in der Folge von dieser Zeitschrift zu erwarten hat.

Inhalt. I. Ankündigung. II. Etwas über den Plan der preuß. National-Zeitschrift. III Preußens Aussichten von E. Ein Gedicht, welches tiefes Gefühl und reinen Patriotismus athmet. IV. Zustand des preußischen Kriegswesens im 18ten Jahrhundert. 1) Unter Friedrich dem Ersten. (Von einem preußischen Offizier). Diese reichhaltige Abhandlung, in welcher man die Meisterhand eines rühmlich bekannten militairischen Schriftstellers nicht verkennen kann, wird nicht nur den Offizieren des Preuß. Heers, sondern jedem Freunde des Vaterlandes, welcher sich der so großen Fortschritte der Kriegskunst freuet, willkommen seyn. Die folgenden Hefte werden die Fortsetzung dieser Abhandlung liefern. V. Ein altes vaterländisches Denkmal, vom Hrn. Rektor Barth in Brandenburg. VI. Leopold, Fürst von Anhalt Dessau. Eine historische Skizze von M. Die Biographie dieses unsterblichen Helden erhält durch den Umstand, daß ihm neulich eine Bildsäule von des Königs Majestät errichtet worden ist, ein erhöhtes Interesse. VII Ueber Salomon Maimon, von Hrn. L. Bendavid. Dieser Aufsatz, welcher durch seinen Gegenstand und die Behandlung desselben gleich merkwürdig ist, liefert ein getreues Charaktergemälde des scharfsinnigen Denkers, von der Hand eines seiner würdigsten und vertrautesten Freunde. VIII. Die Neujahrsnacht, von Pl. Dieses Gedicht, in welchem der Geist ernster Schwermuth und glühender Empfindung weht, kann unter denen, zu welchen die

feier des Jahrhunderts die Veranlassung gab, auf eine der ersten Stellen Anspruch machen.

Intelligenzblatt.

I. An den Buchhändler Hrn. — in L — g, nebst Briefen der Fußboten-Post. Erster und zweiter Brief. Feine Satyre und treffender Witz zeichnen diese Briefe, welche ununterbrochen fortgesetzt werden, aus. II. Berlinsches Nationaltheater. III. Nachrichten aus Berlin. IV. Nachrichten aus den Provinzen (Aurich, Danzig, Duisburg, Elbing, Hamm, Kalisch, Liegnitz, Magdeburg, Memel, Thorn. V. Preisaufgabe. VI. Nachricht von der Blumenfabrik der Mad. Götz in Berlin VII. Nothgedrungene Erklärung von Hrn. Kriegsrath Möchler. VIII. Schreiben aus dem Lippe-Bückeburgischen. Giebt von dem Duell des Lieut. Guichard, genannt Quintus Icilius, und dessen Tod Nachricht. IX. Anzeigen und Beurtheilungen neuer Schriften. Dieser stehende Artikel wird die Beurtheilung aller seit Michaelismesse 1800 in der Literatur, Kunst und Industrie der Preuß. Staaten betreffenden Schriften liefern. X. Anzeigen für Buchhändler und Künstler. XI. Volkslied. Eine Nachahmung des bekannten englischen Volksliedes God save the King mit Musik.

Die Pränumeration auf den ersten Jahrgang dieser Zeitschrift beträgt 4 Rthlr. Conv. Der Verkaufspreis ist 6 Rthlr. und für jedes einzelne Stück 12 gr. Man wendet sich wegen des Abonnements entweder gerade an mich selbst, oder an die zunächst liegenden Buchhandlungen, und an die Postämter jeglichen Orts, für welche das hiesige königl. Hofpostamt die Hauptversendung übernommen hat. Berlin, den 26sten Jan. 1801.

J. G. Braun,
Buchhändler in der Königsstraße
No. 62.

VII. Anzeige.

Das Februar-Stück der

National-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in den Preuß. Staaten, nebst einem Korrespondenzblatte,

ist erschienen und hat folgenden Inhalt: I. Das scheidende an das neue Jahrhundert. Von Hrn. Kriegsrath Mächler. Ein wahrhaft poetisches Produkt, das sich besonders durch die Würde seines Inhalts jedem geist- und herzvollen Menschen empfiehlt. II. Zustand des preuß. Kriegswesens im 18ten Jahrhunderts. (Dies ist die Fortsetzung der im Januarstück angefangenen Abhandlung, und der Verf. beschäftigt sich hier mit dem Zustande des Kriegswesens unter Friedrich Wilhelm dem Ersten. III. Vorschlag zur Errichtung einer Badeanstalt in der Nähe von Berlin. Von Hrn. D. Flies. Die Vorschläge, welche man hier findet, verdienen besonders von der medizinischen Polizei beherzigt zu werden. IV. Bemerkungen eines Reisenden über die hinterlassene Gemäldesammlung des verstorbenen Direktor Rode zu Berlin. V. Leben des großen Philologen, M. Carl Ludwig Bauer, gewesenen Rektors zu Hirschberg. VI. Joachim Pascha. Von Hrn. Prof. Eschke. — Im Correspondenzblatt befinden sich: I. Aufgefangene Briefe der Fußbotenpost. Dritter, vierter und fünfter Brief. II. Nachricht von einer dramatischen Vorstellung auf dem Privattheater der Aebtissin von Quedlinburg. III. Nachrichten aus Berlin. IV. Nachrichten aus den Provinzen, als: Anspach, Baireuth, Cüstrin, Danzig, Ellrich, Fürth, Gunzenhausen, Halle, Hamm, Herne, Kalisch, Magdeburg, Neustadt an der Aisch, Pillau, Potsdam, Tilsit, Zain. (Sehr reichhaltig und interessant). V. Denkmal aus dem Baireuthschen. VI. Nachricht von der neuerrichteten Steingutfabrik des Freiherrn von Fokartstein. Von Hn. Bergrath Scheerer. VII. Eine seltne Art von Betrügerei. VIII. Berichtigung. IX. Anzeigen und Beurtheilungen neuer Schriften. X. Anzeige für Buchhändler und Künstler.

Der Verkaufspreis für den ganzen Jahrgang dieser Zeitschrift beträgt 5 Rthlr. und jedes einzelne Stück 12 gr. Man wendet sich wegen des Abonnements entweder gerade an mich selbst, oder an die zunächst liegenden Buchhandlungen, und an die Postämter jeglichen Orts. Berlin d. 25 Febr. 1801.

J. G. Braun,
Buchhändler in der Königsstraße
No. 62.

VIII. Französische Ephemeriden. Eine Quartalschrift. Ersten Jahrgangs, erstes Vierteljahr. Berlin, bei J. G. Braun. 1801. (Der ganze Jahrgang 3 Rthlr. 8 gr.)

Diese periodische Schrift, welche künftig regelmäßig mit dem Anfange jedes Vierteljahrs erscheinen wird, füllt eine Lücke in unserer Literatur aus. — Wir besitzen zwei Institute — die Schubartschen Engl. Blätter; und dieß in Celle erscheinenden Monatsfrüchte, — welche zur Sammlung und Aufbewahrung der besten Aufsätze aus den in England erscheinenden Zeitschriften bestimmt sind; in Salzburg kommen seit einem Jahre italienische Ephemeriden heraus; dagegen hat man schon seit längerer Zeit, lediglich die im politischen, historischen und statistischen Fache in Frankreich erscheinenden Abhandlungen auf Deutschlands Boden verpflanzt, ohne die zahlreichen, der angenehmen Unterhaltung gewidmeten, in Frankreichs periodischen und Klug-Schriften enthaltenen Aufsätze der verdienten Aufmerksamkeit zu würdigen.

Diesem Mangel helfen die französischen Ephemeriden aufs Glücklichste ab; da sie von drei zu drei Monaten eine Auswahl alles Lehrreichen und Unterhaltenden, das Frankreichs zahlreiche Monats- und Dekadenblätter liefern, mittheilen wird. Dieses erste Heft

ist vorzüglich reichhaltig, und enthält, ausser sehr interessanten, bisher ungedruckten Briefen von J. J. Rousseau, Aufsätze von Necker, Mercier, Andrieux, Villetereque, und mehreren der besten Köpfe und vortreflichsten Schriftsteller Frankreichs.

Inhalt.

1) Der gefundene Brief. 2) Die Geistererklärung. 3) Der verbrannte Pantoffel. 4) Die Folgen eines einzigen Fehltritts. 5) Die Entdeckung oder das Buchzeichen. 6) Das letzte Kloster in Frankreich. 7) Kindliche Liebe. 8) Der blinde Bettler. 9) Der Ersatz. 10) Begebenheiten M. Raculs. 11) Der Gewinnst in der Lotterie. 12) Die unrichtige Folgerung. 13) Die verblühte Schönheit. 14) Florival. 15) Menschlichkeit und Liebe. 16) Die Braut von Paris. 17) Die Gewalt der Vaterliebe. 18) Der menschenfreundliche Geistliche. 19) Der Pfarrer und der Weltweise. 20) Das Glück der Ehe. 21) Lob der Zeit. 22) Glück und Unglück. 23) Briefe von J. J. Rousseau. 24) Geschichte eines Unthätigen. 25) Ueber die Mittel, durch welche man die Herzen der Weiber erobert. 26) Eine seltsame Gewohnheit.

IX. Bekanntmachung.

Ein neues Instrumentarium Chirurgicum für Wundärzte und Geburtshelfer.

Georg de la Faye, einer der größten französischen Wundärzte, hinterließ seinen Erben 45 Kupferplatten, in welche von den geschicktesten Künstlern die Zeichnungen von den gebräuchlichsten chirurgischen Instrumenten eingegraben sind. Diese Kupferplatten sind durch Zufall an meinen Hrn. Vater, und durch dessen Güte an mich gekommen. Einer weitläuftigern Ankündigung zufolge (s. die Salzburger med. chir. Zeitung 1800. Nr. 33) werde ich von nun an Pränumeranten gegen 11 fl. Rhein. oder 4 Laubthaler, oder 6 Rthlr. Sächs. den Abdruck von diesen 45 prächtigen Kupferplatten nebst Li-

teiblatt und Umschlag abgeben. Sollten 100 Pränumeranten sich gezeigt haben, so folgt für diese die Beschreibung gratis nach, und sogleich wird der zweite Theil des Werkes, welcher die allerneusten und praktisch-vorzüglichsten Instrumente, nebst der Beschreibung und Angabe der Fälle, in welchen sie gebraucht werden, darstellen, und zugleich ein brauchbares Register enthalten wird, in Arbeit genommen. Somit wird jeder Wundarzt in einem schönen, jedoch nicht kostspieligen Prachtwerke die zur praktischen Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe nothwendigen Instrumente zusammen vereinigt, richtig gezeichnet, schön gestochen, und kurz beschrieben finden. — Die Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. — Alle Bestellungen darauf, welche in, so viel möglich, frankirten Briefen gemacht werden müssen, nehme ich unmittelbar selbst an. Saubere Abdrücke nebst Titelblatt und Umschlag sind bereits schon an Liebhaber abgegeben worden, und neue Liebhaber dazu können dieses Werk, über dessen ersten Theil die medizinisch-chirurgische Zeitung in Hinsicht des Planes, der typographischen Schönheit, und der Wohlfeilheit ein unpartheiisches und günstiges Urtheil gefällt hat, in Amsterdam beim Hrn. Prof. Vrolick; in Berlin beim Professor und Generalchirurgus Mursinna; in Erlangen beim Hn. Professor Schreger; in Frankfurt am Main beim Hn. Hofrath Sömmering; in Göttingen beim Hn. Prof. Arnemann; in Halle beim Hn. Prof. Reil; in Jena beim Hn. Hofchirurgus Bernstein; in Königsberg beim Hn. Hofrath und Prof. Metzger; in Leipzig beim Hn. Dr. und Professor Rosenmüller; in Leyden beim Hrn. Prof. Brugmanns; in Mainz beim Hn. Prof. Weidmann; in Marburg beim Hn. geheimen Rath und Prof. Baldinger; und in Wien beim berühmten Augenarzte und Prof. Beer in Augenschein nehmen.

Würzburg, im Jahre
1801.

Dr. Johann Barthel Siebold,
Prof. der Anatomie und Chirurgie.

gieng ſein Enthuſiaſmus für ſie nicht. Die ungebundene Freyheit, worinn er vormals gelebt hatte, ſtellte ſich ihm wieder mit den lebhafteſten Reitzungen dar; und nun ſah er den Plato für einen verdrießlichen Hofmeiſter an, und verwünſchte die Schwachheit, die er gehabt hatte, ſich ſo ſehr von ihm einnehmen, und in eine Geſtalt, die ſeiner eigenen ſo wenig ähnlich ſah, umbilden zu laſſen. Er fühlte nur allzuwol, daß er ſich ſelbſt eine Art von Verbindlichkeit aufgelegt hatte, in den Geſinnungen zu beharren, die er ſich von dieſem Sophiſten, wie er ihn itzt nannte, hatte einflöſſen laſſen. Er ſtellte ſich vor, daß Dion und die Syracuſaner ſich berechtigt halten würden, die Erfüllung des Verſprechens von ihm zu erwarten, welches er ihnen gewiſſer maaſſen gegeben hatte, daß er künftig auf eine geſetzmäſſige Art regieren wolle. Dieſe Vorſtellungen waren ihm unerträglich, und hatten die natürliche Folge, ſeine ohnehin bereits erkaltete Zuneigung zu dem Philoſophen von Athen in Widerwillen zu verwandeln; den Dion aber, den er nie geliebt hatte, ihm doppelt verhaßt zu machen. Dieſes waren die geheimen Diſpoſitionen, welche den Verführungen des Timocrates und Philiſtus den Eingang in ſein Gemüth erleichterten. Es war ſchon ſo weit mit ihm gekommen, daß er vor dieſen ehemaligen Vertrauten ſich der Perſon ſchämte, die er einige Wochen lang, gleichſam unter Platons Vormundſchaft, geſpielt hatte; und es iſt zu vermuthen, daß es von dieſer falſchen und verderblichen Scham herrührte, daß er in ſo verkleinern-

X. Sendschreiben über Reinhards Predigt.

In der Sommerschen Buchhandlung in Leipzig ist in Kommission zu haben: Sendschreiben eines Sächs. Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder, über die von Dr. Fr. V. Reinhard, churfächs. Oberhofprediger am Reformationsfeste 1800 gehaltene Predigt. Diese Predigt erregte nicht nur in, sondern auch außerhalb Sachsen so ungemein große Sensation, daß oben angezeigte gründliche Widerlegung derselben mit nicht weniger Theilnahme gelesen werden wird.

XI. Nachricht.

Den Liebhabern englischer Aurikeln hoffen wir eine angenehme Nachricht zu geben, wenn wir sie auf das „Verzeichniß eines Sortiments Englischer Aurikel, die bei Hrn. Doktor Selig in Plauen zu haben sind, Plauen im Voigtlande 1800. 32 Seiten in 8.“ aufmerksam machen. Gedachtes Verzeichniß enthält eine große Anzahl seltener und schöner englischer Aurikeln in alphabetischer Ordnung mit kurzen Beschreibungen, und der Hr D. Selig ist bereit, gegen billige Bezahlung Dutzende und einzelne Beispiele an die Liebhaber zu verkaufen. Das Verzeichniß und die Bedingungen können Freunde dieser allgemein geschätzten Blumen bei den Gebrüdern Gädicke in Weimar zur Einsicht erhalten.

Neuer Teutſcher Merkur.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Viertes Vierteljahr.

Gedruckt und verlegt bey

Inhalt.

I. Das Fest des Bacchus, ein Dithyrambe von Fr. Ritter. S. 245.

II. Instruction des Geiers, nach Johnson. Von Louis. 255

III. Proben aus L. Schubart's Aesthetik der Tonkunst.

1) Das Horn. 261

2) Georg Benda. 266

3) Pfalzbaierische Schule. 270

IV. Denkmal der Weisheit auf Lavater. Von K. Ludw. von Haller. 275

V. Ueber Herder's Adrastea. 310

VI. Fortgesetzte Prachtausgabe von Sal. Gessner's Schriften. 315

VII. Kuhpocken im sechsten Jahrhundert. 320

VIII. Berichtigung über Mutschelle's Tod. Von Westenrieder. 321

Nachricht.

Auf den Neuen Teutſchen Merkur kann man ſich abonniren:

1) bey allen 1661. Poſtämtern in und außer Teutſchland, für welche das Kaiſerl. Reichs-Oberpoſtamt zu Erfurt die Hauptcommiſſion hat.

2) bey dem Kaiſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen ſoliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Verſendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg beſorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken koſtet in Weimar 3 Rthlr. ſächſiſch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir erſuchen alle Leſer ſich mit ihren Aufträgen an eine der vorſtehenden Addreſſen oder an uns ſelbſt zu wenden. Aeltere Jahrgänge ſind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelaſſen.

Literariſche und Kunſt-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unſerer Adreſſe erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1801.

I.

Gedichte.

Das Feſt des Bacchus.

I.

Vorgeſang.

Wie lieblich blinkt im Becher goldner Wein!
Wie köſtlich ſchmeckt der kühle Trank dem Munde!
Kein Irdiſcher kann wohl der Geber ſeyn;
Ein Höherer vermag's, ein Gott allein,
Dionyſos der Friſche, der Geſunde.

Wer hat den Wunderwirkenden erzeugt?
Der, dem ſich neigt des blauen Aethers Bogen,
Dem die Gewalt der Elemente ſchweigt;
Ein menſchlich Weib jedoch hat ihn geſäugt,
Darum iſt er den Menſchen auch gewogen.

Wer ſingt den Sohn, den Liebenden? Mit Muth
Stieg er hinab in voller Kraft der Lenden,
Zu bieten Trotz des Höllentigers Wuth,
Des Hades Froſt und ſeiner Blitze Glut,
Die ihn gebar, den Schatten zu entwenden.

Es reifte bald des Knaben reiner Sinn,
Es rangen früh nach Thätigkeit die Kräfte:
Da floß, zu edler Thaten Anbeginn,
Auf Naxos Hügeln göttlicher Gewinn
Für Sterbliche, der Herrlichſte der Säfte.

Vernahmet ihr's, wie an des Indus Strand
Den ſtarren Wahn der Horden er gebändigt?
Wie Städte ſchuf des Weiſen milde Hand,
Wie er die Herzen durch Geſetze band,
Und Haß und Trug mit Liebe hat geendigt!

Da ſproßte Korn aus mürber Erd' hervor,
Und Milch und Moſt entſtrömten Libers Tritten;
Nun rührten Red' und Sang das feinre Ohr,
Und von Altären quoll die Flamm' empor,
Um Gutes die Unendlichen zu bitten.

Zuvor war's Nacht — und Glanz und Leben bringt
Zur Welt zurück der treffliche Gebieter.
Wo ſeinen Rebenſtab Lyäus ſchwingt,
Da kehren Gnüge, Scherz und Heil, da bringt
Der Freude Strahl in trauernde Gemüther.

Nur zürne nicht der Freundliche! — Wer mag
Vor ihm bestehn, des Ungerechten Rächer?
Kroniens Thronbestürmer trift sein Schlag,
Er schleudert sie hinunter, wo nach Tag
Und Luft vergebens schmachten die Verbrecher.

Laut jauchzen auf die Völker überall,
Wo im Triumf' Jacchos eingezogen,
Da donnern Pauken in Trommetenschall,
In krummer Hörner Schmettern, daß der Hall
Schlägt an die Felsen gleich des Meeres Wogen.

Rasch drehen sich der Tänze bunte Reihn,
Gefällig den Beglückenden zu ehren;
Es rauchen Spezerei'n, es dampfet Wein,
Es ordnet sich im wollustreichen Hain
Des Festes Prunk, nach Orfeus hohen Lehren.

So fliegt von Sieg zu Sieg Thyonens Sohn
Von Ruhm verfolgt, umringt von Huldigungen.
In Ariadnens Armen winkt ein Lohn
Der Thaten werth: sie fühlt, sie faßt ihn schon,
Sie hält ihn schon, den Sieger fest umschlungen.

II.

Der Empfang.

Siehe, da naht ſich der rüſtige Held,
Vater Lenäus, die Freude der Welt.
Er ſchwebt die Traubenhöhen herunter,
Die Miene zeigt Frohſinn, die Blicke ſind munter.
Es ſtrömen die Locken in ſchwellenden Zungen
Goldgleißend die blendenden Schultern hinunter.
Mit Efeu ſind zierlich die Hörner umſchlungen,
Sie zeugen von Stärke, die keiner bezwungen.
Das weichere Reblaub umwindet die Lenden.
Er hält den blühenden Thyrſos in Händen,
Womit er gewohnt iſt Gedeihen zu ſpenden.

Des Wagens Muſchel ſchimmert ſo hell,
Leicht rollen die Räder vom Hügel.
Bezähmte Panther beflügeln ihn ſchnell,
Gehorſam folgend dem lenkenden Zügel.

Chor.

Evan! Evoe! Jo!
Jubelt mit ſteigenden Tönen
Dem Göttlichen, dem Schönen,
Dem wir gern dienen und fröhnen.
Er macht das Leben uns froh.
Evan! Evoe! Jo!

Ihn geleiten mancherlei Schaaren,
Treue Gefährten in Kampf und Gefahren.
Flinke bocksöhrige Faunen
Gaukeln mit drolligen Launen
Um den Fahrenden her.
Muthwillige Satyrn, berauscht vom Weine,
Werfen kreuzend die zottichten Beine,
Purzeln zusammen die Läng' und Queer.

Chor.

Evan! Evoe! Jo!
Jubelt mit steigenden Tönen
Dem Göttlichen, dem Schönen,
Dem wir gern dienen und fröhnen.
Er macht das Leben uns froh.
Evan! Evoe! Jo!

Dickbäuchig sitzt,
Zu schwer zum gehn,
Der alte Silen
Auf seinem grauen
Schreitenden Thier,
Das lang und stier
Die Ohren spitzt.
Mit Jungfern und Frauen
Thut er bekannt,
Denn Kinn und Hand
Wagt er zu streicheln.

den Ausdrücken von einem Manne, den er anfänglich beynahe vergöttert hatte, sprach, und seiner Leidenschaft für ihn einen so spaßhaften Schwung zu geben bemüht war. Er ergriff also den Vorschlag des Philistus mit der begierigen Ungeduld eines Menschen, der sich von dem Zwang einer verhaßten Einschränkung je bälder je lieber loszumachen wünscht; und damit er keine Zeit verlieren mochte, so machte er gleich des folgenden Tages den Anfang, denselben ins Werk zu setzen. Er berief den Dion und den Philosophen in sein Cabinet, und entdeckte ihnen mit allen Anscheinungen des vollkommensten Zutrauens, und indem er sie mit Liebkosungen überhäufte, daß er gesonnen sey, sich der Regierung zu entschlagen, und den Syracusanern die Freyheit zu lassen, sich diejenige Verfassung zu erwählen, die ihnen die angenehmste seyn würde.

Ein so unerwarteter Vortrag machte die beyden Freunde stutzen. Doch faßten sie sich bald. Sie hielten ihn für eine von den sprudelnden Aufwallungen einer noch ungeläuterten Tugend, welche gern auf schöne Ausschweiffungen zu verfallen pflegt, und hoffeten also, daß es ihnen leicht seyn werde, ihn auf reiffere Gedanken zu bringen. Sie billigten zwar seine gute Absicht; stellten ihm aber vor, daß er sie sehr schlecht erreichen würde, wenn er das Volk, welches immer als unmündig zu betrachten sey, zum Meister über eine Freyheit machen wollte, die es, allem Vermuthen nach, zu seinem grössesten Schaden mißbrauchen würde. Sie

sagten

Er ſucht ihr Vertrauen
Durch Koſen und Schmeicheln
Beherzt zu gewinnen.
Sein Gaul muß halten,
Und hat er ſofort
Mit Jungen und Alten,
Bald hier, bald dort,
Schwänke gemacht
Und ſatt ſich gelacht,
Trollt er ſich von hinnen.

Chor.

Evan! Evoe! Jo!
Jubelt mit ſteigenden Tönen,
Dem Göttlichen, dem Schönen,
Dem wir gern dienen und fröhnen.
Er macht das Leben uns froh.
Evan! Evoe! Jo!

Die kecken Mänaden,
In Ränken erfahren,
Wie toben und raſen
Die gierigen Weiber!
Sie enthüllen die Leiber,
Durchirrend die Straßen
Mit wehenden Haaren,
Des Schmuckes entladen.

Ihrer zerſtörenden Liebeswuth ein Opfer.
Iſt Orfeus der heilige Sänger,
Orfeus, der Lebenerwecker, gefallen!
Verzerret iſt die Anmuth der ruhigen Züge!
Mit empörender Luſt,
Zerſtümmelt, zerfleiſcht,
Spielen des Hebrus zürnende Wellen
Den allbeweinten Leichnam hinunter.
Die ſchmelzend rauſchende Leier ſtrahlt,
Von Dithyrambos Hand emporgewirbelt,
Nun in der Sterne funkelnder Mitte.

Chor.

Evan! Evoe! Jo!
Jubelt mit ſteigenden Tönen,
Dem Göttlichen, dem Schönen,
Dem wir gern dienen und fröhnen.
Er macht das Leben uns froh.
Evan! Evoe! Jo!

Der luſtigen Bacchanten Rotte
Folgt harmoniſch dem gnädigen Gotte.
Dort klirren die Krotalen,
Die Hörner klingen hell,
Und die metallnen Schalen
Ertönen laut und grell.
Die Trommeln mit den Schellen,
Pans ſiebenfaches Rohr

Und Pfeif' und Zinke gellen
Durchdringend an das Ohr.
Drein fließt der Schalmeien, der Zimbeln Klang.
Es stürmt in die Stimmen der mächt'ge Gesang.
Frohlocke, was athmet, zu Bacchus Empfang!

Chor.

Evan! Evoe! Jo!
Jubelt mit steigenden Tönen
Dem Göttlichen, dem Schönen,
Dem wir gern dienen und fröhnen.
Er macht das Leben uns froh.
Evan! Evoe! Jo!

III.

Festgesang.

Sey gegrüßt auf Blumenbahnen
Unter jauchzenden Päanen!
Sey willkommen, Rebenschwinger!
Löwenzwinger!
Hochgesegnet, Wonnebringer!
Bei Apollons lichtem Strahl
Sprudelt hier ein Opfermahl.

Sey gegrüßt! Dein Siegeswagen
Darf die ſchönſte Bürde tragen.
Jungen Roſen, die mit Prangen
Aufgegangen,
Gleichen deine runden Wangen,
Und dein Blick voll Kraft und Glut
Kündigt deiner Seele Muth.

Düft' entgehen deinen Locken,
Gleich des Frühlings Blütenflocken.
Welch ein reges inneres Streben!
Wie durchbeben
Jeden Buſen Luſt und Leben!
Deine Nähe ſtärket ſchon.
Ha! Du biſt ein Götterſohn!

Komm heran, o Wunderthäter!
Unter uns iſt kein Verräther
Deiner heiligen Gebräuche.
Volle Schläuche
Strotzen dort am klaren Teiche,
Mild und feurig ſchäumet hier
Nektar deinem Volk und dir.

Knaben los' und lachend ſchwärmen
In der jungen Weiber Lärmen,
Singen deiner Ankunft Stunde
In der Runde,

Und aus immer offnem Munde
Wiederhallen Thal und Höh':
Evan! Evan! Evoe!

Sieh'! wir ſtehn, uns anzuſchicken,
Dieſe Beeren zu zerdrücken,
Die an gründelaubten Reben
Ueppig ſchweben,
Deren Saft, im Kelch gegeben,
Dem, der trinkt, im Flug der Kraft,
Neue ſchöne Welten ſchafft.

Wir vergeſſen aller Qualen,
Schwingen über uns die Schalen,
Koſten von dem ſüßen Oele,
Daß die Seele
Deinem Zauber ſich vermähle,
Daß wir alles Staubes rein,
Wähnen Götter ſelbſt zu ſeyn.

Wo die Mädchen Trauben ſammeln,
Taumeln wir umher und ſtammeln,
Preiſend deiner Früchte Saamen,
Alle Namen,
Die von dankbarn Zungen kamen,
Da die Diſtel ward zur Saat,
Als dein Fuß das Land betrat.

Drum ſoll deine Feſter tönen,
So, daß Wald und Anger dröhnen,
Bis des Himmels Silberfunken,
Voll und trunken,
Sind zum drittenmal geſunken,
Und aus einem Meer von Gold
Föbos Purpurwagen rollt.

Friedrich Ritter.

II.

Inſtrukzion des Geiers *).

Manche Naturlehrer ſind der Meinung, daß die Thiere, denen wir gewöhnlich die Sprache abſprechen, ſo gut wie wir das Vermögen beſitzen, einander ihre Gedanken mitzutheilen. Sehr gewiß iſts, daß ſie allgemeine Gefühle auszudrücken vermögen; denn jedes Geſchöpf, das Töne hervorbringen kann, hat eine andere Stimme für Vergnügen, eine andere für Schmerz. Der Hund ſagt es ſeinem Herrn durch ein eigenes

*) Nach Johnſon.

Gebelfer, ſobald er ſein Wild wittert; die Henne ruft ihre Küchlein durch ihr Glucken zum Futter, und warnt ſie durch ihr Geſchrei vor Gefahr.

Die Vögel haben bekanntlich die größte Abwechslung der Noten — eine Mannigfaltigkeit, welche faſt hinzureichen ſcheint, um eine Sprache zu bilden, die wenigſtens zureichend für ein Leben iſt, das allein dem Inſtinkt folgt, und wenig Veränderung oder Verbeſſerung zuläßt. Auf den Flug und das Krächzen der Vögel war die Neugier oder der Aberglaube der Menſchen ſtets aufmerkſam. Manche haben die Sprache dieſes befiederten Luftvolks ſtudiert; manche ſich gar gerühmt, daß ſie ſolche verſtünden.

Die geſchickteſten oder wenigſtens zuverſichtlichſten Ausleger dieſer Luft- und Waldſprache fanden ſich gemeiniglich unter den Filoſofen des Orients — in einem Lande, wo die Heiterkeit der Luft und die Milde der Jahrszeiten dem Beobachter geſtatten, den größten Theil des Jahrs in Wäldern und Gärten zuzubringen. Was aber in einem Lande durch die hülfreiche Natur bewirkt wird, das geſchieht in einem andern durch ausharrenden Fleiß. Ein gewiſſer Böhmiſcher Schäfer hat es durch ſeinen langen Aufenthalt in den Wäldern dahin gebracht, ohne Umſtände die Sprache der Vögel zu verſtehen; wenigſtens erzählt er mit gro-

ter Zuverſicht eine Geſchichte, deren Glaubhaftigkeit wir unſern Leſern überlaſſen.

Als ich eines Morgens, ſo ſagt er, in einer Felſenkluft ſaß, und meine Schaafe bewachte, welche durchs Thal hingraſ'ten, da hörte ich zwei Geier auf der Spitze des Bergfelſen wechſelsweis ihre Stimme erheben. Sie ſprachen ernſt und mit großem Bedacht. Meine Neugierde gewann es über meine Sorgfalt für die Heerde; ich kletterte ſonach langſam und ſchweigend von Klippe zu Klippe, im Felsgeſträuch verſteckt, — bis ich eine Höhlung fand, wo ich gefahrlos lauſchen konnte, ohne den Dialog zu ſtören.

Bald fand ich mich für meine Mühe belohnt: denn eine alte Geiermutter ſaß mit ihren Kleinen auf einer kahlen Felſenzinne, gab ihnen Unterricht in der Kunſt des Lebens, und bereitete ſie durch dieſe letzte Lekzion zu ihrer bevorſtehenden Entlaſſung in die Freie der Gebirge und der Lüfte vor. Meine Kinder, ſagte der alte Geier, ihr werdet meines Unterrichts um ſo weniger bedürfen, da ihr meine tägliche Praxis vor Augen hattet. Ihr ſahet mich den Hahn und das Huhn aus dem Meierhof hohlen; ſaht mich den Haſen haſchen aus dem Buſche, das Böcklein von der Weide; ihr wiſſt wie ihr eure Krallen anzuſetzen und euren Flug im Gleichgewichte zu erhalten habt, wenn ihr mit Beute beladen daher ſchwebt. Ihr erinnert euch

aber auch des Hochgeschmacks, den euch das köstliche Menschenfleisch gewährte, womit ich euch unterweilen regalirt habe.

Sag uns, entgegneten die jungen Geier, wo man den Menschen findet, und wie man ihn erkennt; denn unstreitig ist sein Fleisch die natürlichste und beste Nahrung für einen Geiermagen. Warum hast du uns doch nie einen ganzen Menschen mit den Krallen ins Nest getragen? — Er ist groß, antwortete die Mutter; wenn wir einen Menschen finden, so hacken wir ihm blos das Fleisch vom Lei[illegible] und lassen sein Gebein auf dem Boden liegen. — Aber da der Mensch so groß und stark ist, sagte ein Junges, wie kannst du ihn tödten? Du fürchtest den Wolf und den Bären; — durch was für ein Mittel ist der Geier dem Menschen überlegen? Ist er etwa wehrlos wie das Schaaf? — Wir haben nicht die Kraft des Menschen, erwiederte die Mutter, und bisweilen ist es mir selbst zweifelhaft, ob wir seine Verschlagenheit besiegen; auch würden wir Geier selten sein Fleisch zu schmausen bekommen, hätte ihm nicht Mutter Natur, die ihn einmal für uns bestimmte, eine unbezähmbare Wildheit eingepflanzt, die ich sonst bei keinem Geschöpf der Erde bemerkt habe. Zwei ungeheure Menschenheerden stürzen nemlich von Zeit zu Zeit gegeneinander, und füllen die Erde mit Getös, die Luft mit Flammen und Rauchdampf. So oft du nun ein sol-

ches Mordgetümmel hörst, ſo oft die Erde von ihren Donnern bebt, die Luft mit Feuerſtrömen erfüllt iſt, ſo eile mit Schwingen des Blitzes an den Ort — denn da werden Menſchen einander würgen; da wirſt du den Boden dampfen von Blut, und mit Menſchenleichen bedeckt ſehen. Zum beſſern Gebrauch für die Geier ſind die meiſten voraus ſchon zerſtückt und verſtümmelt. . . Wenn aber die Menſchen ihre Beute erlegt haben, fragte der Sohn, verzehren ſie ſolche dann ſelbſt nicht? — Hat der Wolf ein Schaaf gewürgt, ſo läßt er den Geier nicht daran kommen, bis er ſich ſelbſt erſt geſättigt hat. Und iſt nicht der Menſch eine Art Wolf? — Der Menſch, ſagte die Mutter, iſt das einzige Thier, was andere würgt, ohne ſie aufzuzehren; und dieſe herrliche Eigenſchaft macht ihn zu einem Wohlthäter unſers Geſchlechts. . . Wenn aber der Menſch unſere Beute erlegt, und ſie uns in den Weg legt, ſprach der Geierknabe, was brauchen wir ſelbſt zu jagen und zu arbeiten? — Darum, entgegnete die Mutter, weil ſich der Menſch oft lange Zeit in ſeinen Löchern hält. Die alten Geier werden dir ſagen, wann die Zeit kommen iſt, da er ſich aufmacht zum Würgen. Sieheſt du Menſchen in großen gedrängten Maſſen wie einen Zug Störche gegeneinander ziehen, ſo erkenne daran, daß ſie zur Mordſchlacht gehen, und daß dir bald Menſchenblut entgegen dampfen werde . . So erkläre mir doch, fiel das Kind ein, den Grund dieſes wechſelsweiſen Gemetzels:

ſagten ihm hierüber alles was die geſunde Politick ſagen kann; und Plato inſonderheit bewies ihm, daß es nicht auf die Form der Verfaſſung ankomme, wenn ein Staat glücklich ſeyn ſolle, ſondern auf die innerliche Güte der Geſetzgebung, auf tugendhafte Sitten, auf die Weisheit desjenigen, dem die Handhabung der Geſetze anvertraut ſey. Seine Meynung gieng dahin, daß Dionys nicht nöthig habe, ſich der oberſten Gewalt zu begeben, indem es nur von ihm abhange, durch die vollkommene Beobachtung aller Pflichten eines weiſen und tugendhaften Regenten die Tyrannie in eine rechtmäſſige Monarchie zu verwandeln; welcher die Völker ſich deſto williger unterwerfen würden, da ſie durch ein natürliches Gefühl ihres Unvermögens ſich ſelbſt zu regieren, geneigt gemacht würden, ſich regieren zu laſſen; ja denjenigen als eine gegenwärtige Gottheit zu verehren, welcher ſie ſchütze, und für ihre Glückſeligkeit arbeite.

Dion ſtimmte hierinn nicht gänzlich mit ſeinem Freunde überein. Die Wahrheit war, daß er den Dionys beſſer kannte, und weil er ſich wenig Hoffnung machte, daß ſeine guten Diſpoſitionen von langer Dauer ſeyn würden, gerne ſo ſchnell als möglich einen ſolchen Gebrauch davon gemacht hätte, wodurch ihm die Macht Böſes zu thun, auf den Fall, daß ihn der Wille dazu wieder ankäme, benommen worden wäre. Er breitete ſich alſo mit Nachdruck über die Vortheile einer wolgeordneten Ariſtocratie vor der Regierung eines Einzigen aus, und bewies, wie gefährlich es ſey, den Wolſtand

denn nimmermehr würde ich tödten, was ich nicht auf zuzehren vermöchte. — Sohn, sagte die Mutter, dies ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann, wenn ich gleich als der schlaueste Vogel des Gebirgs bekannt bin. Wie ich noch jung war, da pflegt' ich häufig das Nest eines grauen Habichts zu besuchen, der die Carpathischen Felsen bewohnte. Dieser hatte während seines langen Lebens manche Beobachtungen gemacht, einen großen Erfahrungsschatz eingesammelt. Er kannte die Plätze, wo sich Beute hohlen ließ, rund um seine Burg her — vom Aufgang bis zum Niedergang, so weit der stärkste Adlerfittig trägt, und hatte sich Jahr auf Jahr von den Eingeweiden der Menschen genährt. — Dieser alte Kauz war der Meinung, die Menschen hätten blos den Anschein des animalischen Lebens, und seyen im Grunde blos Pflanzen, mit Fähigkeit der Bewegung begabt; und gleichwie der Orkan die Eichenwipfel schüttle, um die Schweine zu mästen mit den fallenden Eicheln, so würden auch die Menschen durch irgend ein unerforschliches Verhängniß so lange wütend gegeneinander getrieben, bis sie ihre Bewegung wieder verlören, um ein Raub der Geier zu werden. Andere meinten, bei diesen verderblichen Wesen Ordnung und Erfindungsgeist bemerkt zu haben, und die ihnen am nächsten kamen, glaubten gar, unter jeder Heerde befinde sich Einer, der allen übrigen Befehle gebe, und vorzugsweise am Menschengemetzel sein Gefallen habe.

Was ihn zu dieſem Vorzug berechtige, wiſſen wir nicht; ſelten iſt er der fetteſte, der größte oder geſchwindeſte — aber durch ſeinen Eifer und ſeinen lodernden Zerſtörungstrieb zeigt er, daß er, mehr wie irgend einer ſeiner Brüder, ein Freund der Geier ſey.

Lovis.

III.

Proben

aus

Schubart's Aeſthetik der Tonkunſt.

I.

Das Horn *).

Dieß himmliſche Inſtrument, welches wir Teutſche gewöhnlich das Waldhorn zu nennen pflegen, hat aus

*) Möge uns der einſichtsvolle Verfaſſer dieſer Bruchſtücke das Ganze, was ſchon längſt in ſeinem Schreibepulte vollendet lag, bald mittheilen! Auch für die Tonkunſt iſt jetzt in unſerm teutſchen Vaterlande ein

menſchlich gedacht, iſt ein guter ehrlicher Mann, der ſich eben nicht als Genie, ſondern als empfindſamer Seele faſt allen Geſellſchaften empfiehlt. — Was das bewundernswürdige iſt, ſo bringt eben dieß Inſtrument, vorzugsweiſe vor allen andern, die gröſte Wirkung auf die Thierwelt hervor. Ein Wald voll Thiere ſtutzt und horcht, wenn das volltönende Horn angeblaſen wird. Die Hirſche legen ſich an den Quell und lauſchen; die Fröſche ſelber ſchlüpfen an die Luft, und die Schweinemutter legt ſich dabei in ſüſſen Schlaf, und läßt ſich von ihren Ferkeln unter Zeit Takt die Zitzen ausſaugen. Die Jagdmelodien, die durch ganz Europa erfunden worden, haben daher die unausſprechliche Wirkung, daß ſie nicht nur jedem Menſchengefühle zur Jagdzeit, ſondern ſogar auch den Thiernaturen in allen Szenen der Jagd angemeſſen ſind. — Wie groß iſt die Seele des Menſchen! Ein Hornſtoß befehligt die Hunde, daß ſie in den ſchaurigen Forſt ſtürzen, dem Zahn des Ebers, dem bohrenden Geweih des Hirſches, und der Liſt des Fuchſes trotzen. Aber eben dieß allgebietende Horn, in ſanftern Tönen vom Waldhügel herabſchallend, macht auch, daß ſich der Hirſch am Mooſquell lagert, und mit hoch aufgerichtetem Geweih die Töne gleichſam zu verſchlingen ſcheint. — Das Horn iſt alſo ein Inſtrument von erſter Bedeutung, weil ihm Menſchen und Thiere harchen. Der Grund davon iſt ſeine Volltönigkeit und Mittelſchwebung, wodurch es ſich den

meiſten Geſchöpfen annähert. Nur was heult, kann das Horn nicht ertragen, weil dies wehklagende Inſtrument das Heulen zu erregen pflegt.

Die Theorie des Horns iſt heut zu Tage von den erſten Meiſtern ins Licht geſetzt worden. Man hat ſogar ein treffliches Buch „Ueber das Waldhorn," welches 1764 zu Dresden mit den herrlichſten Probeſtücken herauskam.

Trefflicher Anſatz, geflügeltes Zungenſpiel, richtige Intonazion, lange anhaltender Odem und ſüß melancholiſches Gefühl — müſſen den Waldherniſten bilden.

Der Jagdhorniſt lernt, und weckt Jäger und Wild auf. Sein Styl iſt abgeſtoßen, und immer in ungleichem Takte hüpfend. — Der Horniſt im Tempel weint, zieht die Noten aus voller Seele, und beſeelt durch ſeinen Hauch gleichſam die ganze Inſtrumentenbegleitung. — Im Konzert und Opernſaale iſt der Waldhorniſt zu unzähligen Sachen zu gebrauchen. Er wirkt in der Ferne wie in der Nähe. Lieblichkeit, und wenn man ſo ſagen darf, freundſchaftliche Traulichkeit, iſt der Grundton dieſes herrlichen Inſtruments. Zum Echo iſt nichts fähiger und geſchickter als das Horn. Einem Komponiſten iſt mithin das Studium dieſes Inſtruments im hohen Grade

zu empfehlen — Agricola, Jomelli, und ſonderlich Gluck, gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung.

II.

Georg Benda.

Nicht nur der größte unter allen ſeinen Brüdern, ſondern einer der erſten Tonſetzer, die jemals gelebt haben — einer der Epochenmacher unſrer Zeit. Er iſt gründlich ohne pedantiſche Genauigkeit, hoch und niedrig, ernſt und witzig; im Kirchen-, im Dramatiſchen und Kammerſtyle gleich vortrefflich. Seine melodiſchen Gänge ſind ganz beſonders einſchmeichelnd für jedes gebildete Ohr, nur blickt zuweilen die ängſtliche Miene der Kunſt hervor; daher ſind ſeine Arien nicht alle gut auswendig zu lernen. Hingegen ſind ſeine Recitative und Chöre ſo meiſterhaft bearbeitet, daß er hierin faſt das Perihelium der Kunſt erreicht hat. Wie unerreichbar iſt ſein Th Chor in Romeo und Julie! In welche Zauberlabyrinthe geflochten ſind ſeine Duette und Terzette! Wie meiſterhaft weiß er die Worte des Dichters zu invertiren! Wenn Rouſſeau in ſeinem muſikaliſchen Wörterbuch ſagt: „der Text iſt in der Hand des

Komponiſten eine Pomeranze, die er ſo lange drückt, bis ihr der letzte gelbne Tropfen entträufelt;“ ſo hat dies ſchwerlich je Einer beſſer gezeigt, als Jomelli und Benda.

Benda hat noch dies ganz Eigene, daß er gegen das Herkommen den Kontrapunkt auch im dramatiſchen Style anwendet. Er braucht z. B. das Alla breve und Fugenartige mehr als einmal, und immer mit angenehmender Wirkung. Auch als Erfinder hat er ſich rühmlichſt gezeigt. Er war der erſte, der die muſikaliſchen, oder deklamatoriſchen Dramen in Aufnahme brachte, und die Sprache des Schauſpielers durch ſeine Zaubermelodien hob. Dieſe ſeine große Erfindung iſt unter dem Namen Melodram bald in ganz Europa mit vielem Beifall aufgenommen worden. — Auch dieſe herrliche Idee iſt alſo ganz teutſchen Urſprungs! Durch ſie ward die Würde der Deklamazion auf den äußerſten Gipfel erhoben. Jedes Zeichen der Bewunderung, Ausrufung, Frage, jedes Komma, jeder Ruhepunkt, jeder Strich des Denkens oder der Erwartung, jedes aufbrauſende oder ſinkende Gefühl des Deklamators, jede kaum merkliche Verfloßung der Rede, wird durch dieſe Art der Tonkunſt ausgedrückt. Zuweilen ſtürzt auch die muſikaliſche Begleitung in die Rede selber, aber nicht ſie zu erſäufen, ſondern ſie auf ihren Fluten zu tragen. Benda's Meiſterſtücke dieſer Art ſind ſeine Medea und Ari-

abne auf Marx'. In beiden Melodramen sind die Gedanken und Empfindungen des Dichters so ganz durch die Musik ausgedrückt, daß auch der geizigste Hörer befriedigt vom Parterre oder aus der Loge geht. Die Eröffnungen zu diesen neuen Schauspielen, und die darin vorkommenden Märsche sind einzig in ihrer Art. Alle bis jetzt in Gang gebrachten musikalischen Bewegungen hat Benda in diesen Dramen angebracht. Und doch ist alles so leicht gesetzt, daß nur mäßige Fertigkeit dazu gehört, um es schicklich vortragen zu können. Hang zur süßen Schwermuth scheint indessen doch der Hauptkarakter Benda's zu seyn: daher gelingen ihm Stellen dieser Art immer vor allen andern.

Das Entsetzliche und Schauervolle aber liegt nicht so ganz in seiner Sfäre. Er würde also auch nicht zu einem vollen musikalischen Ausleger Shakespear's taugen. Seine Fantasie ist nicht wild, sondern dem Zepter der Vernunft unterthan. Sein Witz buhlt nicht durch Harlequinaden um den Beifall des Publikums, sondern er zeigt sich nur durch die liebliche Ausbildung seiner musikalischen Ideen. Sein Kolorit ist nicht blendend, aber äußerst lieblich, und warm wie sein Herz. Auch das Naive gelingt ihm ausnehmend; nur das Grotesk-komische mislingt ihm immer. Den Gesang hat er mit großer Kraft und Wirkung studirt. Eine Stimme von mäßigem

Umfange kann im Vortrag einer Bendaiſchen Arie glänzen.

Auch in Kirchenſtücken hat ſich dieſer große Mann ausgezeichnet. Wir beſitzen ein paar Kirchen-Jahrgänge von ihm, die es dem ganzen Teutſchland beweiſen, wie ſtark Benda im kirchlichen Pathos war. Wo es in unſerm Vaterlande Kirchenmuſik giebt, da ſind auch ſeine Kantaten aufgeführt worden. Selbſt in den kleinſten muſikaliſchen Städtchen, auch auf Dörfern, wo man nur einigermaßen Muſik kennt, iſt Benda bekannt. Nur muß man bedauern, daß er die Diskantſtimme bisweilen viel zu hoch geſetzt hat, als daß man ſie überall herausbringen könnte. Das $\overline{\overline{D}}$ z. B. gehört ſchon zur Leiter der Stimmen von grossem Umfang.

Und doch iſt mit allem Geſagten das Verdienſt des großen Mannes noch nicht erſchöpft. Er ſetzte auch verſchiedene weltliche Kantaten in Muſik. Wen reißt nicht ſeine Lalage von Kleiſt zum Entzücken hin? Thränen ſtürzen, wenn die Stelle beginnt: „Nur einen Druck der Hand ꝛc.“ und endlich der Seufzer, mit dem das Stück ſchließt, das wimmernde Lalage durchſchneidet Mark und Bein. Auch die Klavierſtücke dieſes Meiſters ſind treflich gerathen, und beweiſen, daß ſein großer Geiſt in verſchieden Stylen mit Glück zu arbeiten wußte.

Und dieſen großen Beifall behauptet nun Benda ſeit dreißig Jahren, nicht in abnehmender, ſondern in immer ſteigender Gradazion. Welch einen Glanz verbreitet nicht dieſer unſterbliche Mann auf die muſikaliſche Geſchichte unſers Vaterlandes!

III.

Pfalzbaierſche Schule.

Schon in den älteſten Zeiten waren die Pfalzgrafen am Rhein große Verehrer der Tonkunſt. Wenn nicht die berühmte Heidelberger Bibliothek durch das kläglichſte Schickſal nach Rom gekommen wäre, ſo würden wir Dokumente genug finden, welche die älteſte Geſchichte der Tonkunſt in dieſem Hauſe erläuterten. So viel weiß man indeß doch gewiß, daß gleich nach den Zeiten der Reformazion, als die Pfalzgrafen zur proteſtantiſchen Kirche übertraten, ſehr ſchöne Anſtalten zur Aufnahme dieſer Kunſt gemacht wurden. Man ſtellte in Städten und Dörfern Kantoren und Vorſänger an, welche die Jugend im Choralgeſang unterrichten, und die teutſchen Lieder im Lande allgemein machen mußten. Als die Fürſten dieſes Hauſes noch in Heidelberg reſidirten, hatten ſie immer ein Muſikchor um ſich. Man lieſt es in der altteutſchen

Geſchichte mit Vergnügen, wie die alten Pfalzgrafen mit ihren Prinzen und Prinzeſſinnen, auch vielen ſtattlichen Rittern und weiblichen Männern um dieſe Tafel ſaßen, jeden Biſſen gleichſam mit Muſik würzten, und den Geiſt des duftenden Rheinweins unter Geſängen ſchlürften.

Als die Fürſten dieſes Hauſes zur Kurfürſtlichen Würde erhoben wurden, da erhielt auch die Tonkunſt in der Pfalz einen neuen Glanz; und nur durch das traurige Schickſal Friedrichs, den die Pfälzer mit dem Unnahmen des Winterkönigs entweihen, wurde dieſer Glanz verdämmert. Dieſer unglückliche Friedrich ſpielte die Harfe vortrefflich, und hatte auch in ſeinem Unglück immer muſikaliſche Bediente um ſich, die ihm die Wolke des Grams durch ſchmelzende Akkorde von der Stirne ſcheuchten.

Als die Pfalz nach dem ſchrecklichen 30jährigen Kriege wieder beruhigt wurde, ſuchte Polyhymnia auch wieder ihr Haupt daſelbſt zu erheben. Allein die bald darauf erfolgten Einfälle der Franzoſen in dies blühende Land verſcheuchten ſie wieder. Die Pfalz war eine Einöde, und jeder Ton der Freude wandelte ſich in Jammergeheul. — So langſam als ſich nach dieſer wüthenden Zerſtörung die Pfalz erholte, eben ſo langſam erholten ſich auch die Künſte und mit dieſen

eines ganzen Landes von dem zufälligen und wenig sichern Umstand, ob dieser Einzige tugendhaft seyn wolle oder nicht, abhangen zu lassen. Er gieng so weit, zu behaupten, daß von einem Menschen, der die höchste Macht in Hände habe, zu verlangen, daß er sie niemalen mißbrauchen solle, eine Forderung sey, welche über die Kräfte der Menschheit gehe; daß es nichts geringers sey, als von einem mit Mängeln und Schwachheiten beladenen Geschöpfe, welches keinen Augenblick auf sich selbst zählen kann, die Weisheit und Tugend eines Gottes zu erwarten. Er billigte also das Vorhaben des Dionys, die königliche Gewalt aufzugeben, im höchsten Grade; aber darinn stimmte er mit seinem Freunde überein, daß anstatt die Einrichtung des Staats in die Willkühr des Volks zu stellen, er selbst, mit Zuzug der Besten von der Nation, sich ungesäumt der Arbeit unterziehen sollte, eine daurhafte und auf den möglichsten Grad des allgemeinen Besten abzielende Verfassung zu entwerfen; wozu er dem Prinzen allen Beystand, der von ihm abhange, versprach. Dionys schien sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen. Er bat sie, ihre Gedanken über diese wichtige Sache in einen vollständigen Plan zu bringen; und versprach, so bald als sie selbst darüber, was man thun sollte, einig seyn würden, zur Ausführung eines Werks zu schreiten, welches ihm, seinem Vorgeben nach, sehr am Herzen lag.

Diese geheime Conferenz hatte bey dem Tyrannen eine gedoppelte Würkung. Sie vollendete seinen Haß

gegen

die Musik. Die Kurfürsten traten zur katholischen Religion über, aber die Tonkunst verlor dabei nichts — sie gewann vielmehr: denn von jeher haben die Katholischen die Musik weit mehr begünstigt als die Protestanten. Wie die Kirchengüter bei diesen ein Raub der Fürsten wurden, da fehlten die Fonds, Musikchöre zu unterhalten. Alles was sie thun konnten, bestand in der sorgfältigen Unterhaltung ihres herzerhebenden Kirchengesangs. Allein unter der katholischen Regierung der Pfälzischen Kurfürsten wurde mit der Choral- auch die Figuralmusik in den Kirchen verbessert; ja gleich bei Anfang dieses Jahrhunderts ward allein zur Unterhaltung der fürstlichen Musik ein Vermächtniß von 80,000 Fl. jährlich gestiftet. Dieses Vermächtniß ist so fest gegründet, daß es kein Kurfürst mehr umstoßen kann. Daher darf es niemand wundern, wenn die Musik in der Pfalz in Kurzem zu einer so bewanderungswürdigen Höhe aufstieg. Doch hat sie erst dem jetzigen Kurfürsten *) den Glanz zu verdanken, der sogar den Neid des stolzen Auslands erregt und seinen Hof zu einer Schule des wahren, guten Geschmacks in der Tonkunst gemacht hat. Dieser Kurfürst spielte die Flöte, und war ein enthusiastischer Verehrer der Tonkunst. Er zog nicht nur die ersten Virtuosen der Welt an seinen Hof, errichtete musikalische Schulen, ließ Landeskinder von

*) Der Verf. schrieb in den Jahren 83 und 84.

Leute reisen, sondern verschrieb auch noch mit vielen Kosten die trefflichsten Stücke aller Art aus ganz Europa, und ließ sie durch seine Tonmeister aufführen. Dadurch unterschied sich gar bald die Mannheimer Schule von allen andern. In Neapel, Berlin, Wien, Dresden war der Geschmack bisher immer einseitig geblieben. So wie ein großer Meister den Ton angab, so hallte er fort — bis wieder ein anderer auftrat, der Geisteskraft genug besaß, den vorigen zu verdrängen. Wenn sich Neapel durch Pracht, Berlin durch kritische Genauigkeit, Dresden durch Grazie, Wien durch das Komische tragische auszeichneten; so erregte Mannheim die Bewunderung der Welt durch Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit. Das Theater des Kurfürsten und sein Konzertsaal waren gleichsam ein Odeum, wo man die Meisterwerke aller Künstler karakterisirte. Die abwechselnde Laune des Fürsten trug sehr viel zu diesem Geschmacke bei. Jomelli, Hasse, Graun, Traetta, Georg Benda, Sarles, Agrikola, der Londoner Bach, Gluk, Schweizer — wechselten da Jahr aus Jahr ein mit den Kompositionen seiner eignen Meister ab, so daß es keinen Ort in der Welt gab, wo man seinen musikalischen Geschmack in Einer Schnelle so sicher bilden konnte, als Mannhrim. Wenn der Kurfürst in Schwezingen war, und ihm sein vortreffliches Orchester dahin folgte, so glaubte man in einer Zauberinsel ver-

Fest zu seyn, wo alles klang und sang. Aus dem Badehause seines Hesperidengartens ertönte Abends die wollüstigste Musik; ja aus allen Winkeln und Hütten des kleinen Dorfs hörte man die magischen Töne seiner Virtuosen, die sich in allen Arten von Instrumenten übten.

Kein Orchester der Welt hat es je in der Ausführung dem Mannheimer zuvorgethan. Sein Forte war ein Donner, sein Crescendo ein Katarakt, sein Diminuendo ein in die Ferne hin plätschernder Krystallfluß, sein Piano ein Frühlingshauch. Die blasenden Instrumente waren alle so angebracht, wie sie angebracht seyn sollen; sie hoben und trugen, oder füllten und beseelten den Sturm der Geigen. — Auch in der Singkunst hat sich diese Schule rühmlichst ausgezeichnet, obgleich das Chor der Sänger und Sängerinnen hier nie so glänzend war als in Berlin und Wien. Teutsche und welsche Sänger haben sich in dieser großen Schule gebildet — und sind hernach der Stolz anderer Musikchöre geworden. Doch sind noch weit mehr vortreffliche Instrumentalisten aus dieser Akademie hervorgegangen. Lord Fordyce pflegte, als er Teutschland durchreiste, zu sagen: Preußische Taktik und Mannheimer Musik setzen die Teutschen über alle Völker hinweg. Und als Klopstock das dasige Orchester hörte, rief der große, selten bewundernde Mann ekstatisch aus: Hier schwimmt man in den Wollüsten der Musik. —

Alle Arten der Tonkunst werden daselbst mit äuſſerster Genauigkeit kultivirt. Die Kirchenstücke sind tief und gründlich gesetzt; der Opernstyl ist reich und mannichfaltig; die Pantomime des Tänzers wird durch die passendste Melodie belebt; die Kammermusik hat Feuer, Gröſse, Stärke, Abwechslung von vielen der besten Virtuosen; auch Abwechslung des musikalischen Styls; — und in der Sinfonie strömt alles in ein unaussprechlich schönes Ganze zusammen.

IV.

Denkmal der Wahrheit

auf

Johann Kaspar Lavater,

von

Karl Ludwig von Haller.

Nüſser in Zürich, wo Lavaters Andenken durch Thränen des ganzen Publikums, durch ein Leichenbegängniſs, dem an Zahl und Rührung aller Beistehenden noch keines gleichgekommen, durch Kanzel- und andere

öffentliche Reden, durch Kantaten und durch viele andere noch edlere Herzensäußerungen, jetzt ungetheilt von ehemaligen Freunden und Feinden gefeiert wird: scheint der Tod dieses gewiß in mancher Rücksicht seltenen Mannes im Ausland noch nicht diejenige Aufmerksamkeit erregt zu haben, die er in einem andern die Welt weniger erschütternden Zeitpunkt ohne Zweifel erregt hätte. Unter der Rubrik Nekrologie enthielt freilich die allgemeine Zeitung vom 3ten bis 5ten Februar einen Aufsatz über Lavater, dem Reichhaltigkeit und Scharfsinnigkeit zwar nicht abgesprochen werden können, dem aber in Rücksicht auf die Billigkeit der moralischen Würdigung von Lavaters Leben und Karakter manches vorzuwerfen seyn dürfte. Das menschenfreundliche de mortuis nil nisi bene, was besonders bei Menschen, an denen das Gute hervorragend war, in praktischer Rücksicht immer gelten sollte, scheint wenigstens dem Verfasser nicht zur Regel gedient zu haben. Da läßt man zwar Lavaters ungewöhnlichen Gaben und Kräften, seinem brennenden mit rastloser Thätigkeit verbundenen Eifer für alles Gute und Wahre, seinem freimüthigen furchtlosen Ankämpfen gegen Tyrannei und Intoleranz, der Lauterkeit seiner Absichten, seiner Gutherzigkeit, Versöhnlichkeit und manchen liebenswürdigen Eigenschaften seines Karakters, Gerechtigkeit widerfahren; aber das scheint auch theils alles zu seyn, was

der Verfassers zu Gunsten Lavaters sagen zu können glaubt; theils ist es dabei auf eine solche Art ausgedrückt, oder mit anderem in Verbindung gesetzt, daß darin die unverkennbare Absicht erscheint, das Gute selbst sogleich wieder durch einen darauf folgenden Hieb des Tadels entkräften oder ihm seinen Werth benehmen zu wollen. Hier ist oft der bitterste Spott in ein scheinbares Lob eingekleidet, und schlauere Vorwürfe, selbst unwürdige Verunglimpfungen werden in den Mund von Lavaters Feinden gelegt, und gleichsam ut aliquid haereat nachher nur schwach oder meist gar nicht widerlegt. So heißt es z. B. gleich im Anfang: „Wer „ist nicht je von Lavater, einem Stein des Anstoßes für Tausende und einem Abgott für zehen „Tausende erbaut oder geärgert worden!“ Man sollte fast glauben, der Verfasser habe durch jene Tausende nur die wenigen Weisen, durch diese Zehntausende aber die thörichte Menge andeuten wollen. Eigentliches moralisches Aergerniß hat Lavater gewiß nie gegeben, zumalda auch dessen bitterste Feinde nie weder die Tendenz seiner Lehre, noch seinen Wandel und Karakter antasten konnten; was hier Aergerniß hieß, das war bei einigen vielleicht geheimer Neid über seine ihnen unverdient scheinende Celebrität, oder bezog sich bei den mehreren auf Dinge, die oft selbst seinen klügern Freunden nisfielen, auf unbedeutende spekulative Irrthümer, oder auf einen Mangel an Takt und Schicklichkeit, von dem auch Lavater aus allzuthätigem Eifer

bisweilen vielleicht nicht frei war, wiewohl er, wenn ihm die Sachen näher bekannt waren, auch in dieser Rücksicht oft viel feines Gefühl bewies. Unrichtig ist ferner die Behauptung, daß Lavaters Feuereifer ihn in die Gefahr gestürzt habe, die seinen langsamen Tod nach sich zog; denn seine eigene gleich nachher diktirte so anspruchlose und nie widersprochene Erzählung beweist, daß er das Opfer der kältesten und überlegtesten Bosheit raubgieriger Soldaten gewesen war, und zwar in einem Zeitpunkt, wo eben seine Wohlthätigkeit gegen dieselben keine Grenzen als die der fysischen Unmöglichkeit mehr kannte *). Eben so wird ihm mit Unrecht das Streben nach dem Märtyrertod zugeschrieben, ihm der sich gegen diesen Vorwurf noch in seiner Deportazionsgeschichte auf eine so unübertrefflich schöne Art erklärt hat, und wozu auch keine seiner Schriften oder Aeußerungen je den mindesten Anlaß gab **). Er sagte nicht seinen Märtyrertod son-

*) S. Briefe über das Deportationswesen. S. 84-85.

**) „Ich denke an so was nicht" (antwortete Lavater mit der edelsten Einfalt über das ihm selbst von Freunden angeschuldigte Laufen nach dem Märtyrerthum) „ich halte mich am Recht, an der Wahrheit, „an meiner Pflicht und Ueberzeugung fest, ohne mich „über die möglichen oder wahrscheinlichen unangenehmen Folgen, die dieß allenfalls haben könnte, im „geringsten zu bekümmern; das Klügeln über das

dern nur seinen Tod voraus, dessen Herannahung er wie mancher Kranke oder Verwundete wohl eine geraume Zeit vorher fühlen konnte. Ironischer Spott soll endlich ohne Zweifel auch die Aeußerung seyn, als habe Lavater gleichsam zu sterben gesucht, um die von Gott und Gesetz losgebundene Zeit nicht zu erleben. Er ist aber noch unpassender als jeder andere, und Lavaters ganzem Karakter so diametral entgegengesetzt, daß diese Behauptung des

„was geschehen könnte, wenn wir thun, was gethan „werden soll, ist der Anfang aller Schwäche, aller „Untreue gegen uns selbst und gegen unsere Pflicht. „Ich laufe nicht nach dem Märtyrerthum — denn „meine Menschheit, mein Fleisch, meine Natur und „Organisazion zittern davor. Ich litt zu sehr bei der „Wegführung meiner Mitbürger, als daß ich zu ei„ner solchen Entführung die allermindeste Lust haben „könnte. O wer im harmlosen Zirkel einer geliebten „und liebenden Familie lebt, im Kreise der edelsten, „weisesten, wärmsten Freunde; wer den Beruf hat, „einer großen und vertrauensvollen Gemeinde vorzu„stehen; wer gern im Elemente rechtlicher und pflicht„licher Freiheit lebt, der müßte doch geradezu alle „Vernunft verlohren haben, wenn ihn das Jucken nach „Entführung, Gott weiß wohin? die Trennung „von dem Allem — Gott weiß wie lange? an„wandeln könnte.“ Und wahrlich, fügt gewiß jeder Leser hinzu, wer in solchen Aeußerungen der reinsten und doch die Ansprüche der Natur nicht zurückstoßenden Moralität, noch Schwärmerei finden kann, dessen Verstand und Herz muß man bedauern. S. Briefe über das Deportat. Wesen S. 93.

anonymen Biografen wahrlich kein günstiges Vorurtheil für alle seine übrigen Schilderungen erweckt. Denn, wiewohl man unser Zeitalter in mancher Rücksicht mit Recht von Gott und dem Gesetz losgebunden nennen könnte, so hat doch Lavater bekanntlich nie in diesen den Muth der Tugend niederschlagenden Deklamationston eingestimmt; sein Geist und sein ganzer Karakter strebten vielmehr dahin, oft mehr, als richtige Kenntniß es zugelassen hätte, in jeder Veränderung wie in jedem Menschen das mögliche oder wirkliche Gute hervorzusuchen und liebreich aufzufassen; er hielt jede Ordnung der Dinge mit der Befolgung göttlicher und menschlicher Gesetze verträglich, und wenn sie verletzt wurden, so glaubte er sich eben nach seinem brennenden Rechtseifer und furchtlosem Muth, mehr als kein anderer verpflichtet, in solchen Zeiten dagegen zu kämpfen, demnach sein Leben zu erhalten, und zum Trost oder zur Belehrung nützlich anzuwenden.

Lavater, um nicht vorerst den ganzen Aufsatz zu durchgehen und späterhin in Wiederholung zu verfallen, war freilich kein filosofischer kalt spekulirender methodischer Kopf, und auch kein eigentlicher Gelehrter; er bescheidete sich selbst weder das eine noch das andere zu seyn, ohne jedoch den Werth dieser Eigenschaften zu verkennen, die er vielmehr seinen Schülern lebhaft anempfahl. Es mangelte ihm zwar gar nicht an wissenschaftlicher Bildung und an vortrefli-

chen Natur- und Kopfanlagen. Seine Gedanken waren scharfsinnig, was selbst die vielen treffenden Worte beweisen, die er zu ihrer genauen Bezeichnung erfand; seine Definitionen klar, seine Unterscheidungen scharf, seine natürliche Logik, zumal im gemeinen Umgang, oft bewundernswürdig; von Worten ließ er sich nicht blenden, und in die Zauberformeln selbst, womit die Menge sich weise glaubt und gegängelt wird, wußte er mit seltenem Talent immer eine neue moralische Deutung hineinzulegen, und so die Herrschaft der Mode selbst, zu moralischen Zwecken zu benutzen. Allein das alles ist nicht dasjenige, worauf Lavaters vorzügliches Verdienst beruht; andere mochten es ihm an ausgebreiteten Kenntnissen, an Gründlichkeit, an konsequenter Richtigkeit, an erschöpfender methodischer Vollständigkeit in ihren Schriften zuvorthun; aber sollten denn diese Vorzüge die einzigen lobenswerthen Eigenschaften seyn, und die menschliche Tugend sich nicht auch in andern Gestalten äußern, durch andere Werkzeuge wohlthätig ja vielleicht noch mächtiger wirken können? Lavater war das, wozu die eben durch ihre Mannigfaltigkeit dem Menschengeschlecht so freundliche Natur ihn gebildet hatte, ein Mann von seltenen Talenten, lebhafter Einbildungskraft, warmem Tugendsinn, unerschöpflicher Thätigkeit und dabei ein vortrefflicher Mensch, der als Religionslehrer, Gemeindevorsteher und Seelsorger durch Leben und That gewiß mehr Gutes gethan, bewirkt und gestiftet hat, als

gegen Dion, und ſetzte den Plato aufs neue in Gunſt bey ihm. Denn ob er gleich nicht mehr ſo gern als anfangs von den Pflichten eines guten Regenten ſprechen hörte; ſo hatte er doch ſehr gerne gehört, daß Plato ſich als einen Gegner des popularen Regiments und als einen Freund der Monarchie erklärt hatte. Er gieng aufs neue mit ſeinen Vertrauten zu Rath, und ſagte ihnen, es komme nun allein darauf an, ſich den Dion vom Halſe zu ſchaffen. Philiſtus hielt davor, daß eh ein ſolcher Schritt gewaget werden dürfe, das Volk beruhigt, und die wankende Autorität des Prinzen wieder feſt geſetzt werden müſſe. Er ſchlug die Mittel vor, wodurch dieſes am gewiſſeſten geſchehen könne; und in der That waren dabey keine ſo groſſe Schwierigkeiten; denn er und Timocrat hatten die vorgebliche Gährung in Syracus weit gefährlicher vorgeſtellt, als ſie würklich war. Dionys fuhr auf ſein Anrathen fort, eine beſondere Achtung für den Plato zu bezeugen, einen Mann, der in den Augen des Volks eine Art von Propheten vorſtellte, der mit den Göttern umgehe und Eingebungen habe. Einen ſolchen Mann (ſagte Philiſtus) muß man zum Freunde behalten, ſo lange man ihn gebrauchen kann. Plato verlangt nicht, ſelbſt zu regieren; er hat alſo nicht das nämliche Intereſſe wie Dion; ſeine Eitelkeit iſt befriedigt, wenn er bey demjenigen, der die Regierung führt, in Anſehen ſteht, und Einfluß zu haben glaubt. Es iſt leicht, ihn, ſo lang es nöthig ſeyn mag, in dieſer Meynung zu unterhalten; und das wird zugleich ein Mittel ſeyn, ihn von einer

manche, die ihm vielleicht an umfassenderen Einsichten und gelehrten Werken überlegen wären. „Hast du nicht Hand und Herz so gut als Kopf und Geist,“ schrieb er schon vor dreißig Jahren in seinen Schweizerliedern, und dieser Gedanke scheint ihm zur beständigen Regel seines Verhaltens gedient zu haben. Anstatt unbedeutende Verirrungen der Einbildungskraft in spekulativen Dingen, oder in der Beurtheilung von Natur und Kunst, unedel aufzuspüren und dabei die schöne Seele zu miskennen, die selbst diesen Irrthümern zum Grunde lag: wäre es billiger, auch eines wahren Biografen würdiger, vorerst den wesentlichen Zug in Lavaters Karakter aufzufassen, der unverkennbar in dem Muth der Tugend bestand; fürwahr eine seltene und ehrwürdige Eigenschaft, ohne welche wenig oder nichts Gutes auf dieser Welt geschieht, und die nie nöthiger wäre, als zu einer Zeit, wo man mit Recht die Furcht noch mehr als den bösen Willen, die Mutter alles Uebels nennen könnte. Denn was thut nicht die Furcht in unseren Zeiten, sie die dem Menschen gegeben ist, zwar um Gefahren zu erkennen und ihn vor pflichtwidrigen abzuschrecken, aber nicht um gegen pflichtmäßige unthätig zu bleiben, sondern um desto mehrere Kräfte zu ihrer Besiegung anzustrengen! Die Furcht macht den Bösen argwöhnisch, mithin noch böser, und selbst die Guten unnütz; sie schaft Unrecht und läßt Unrecht geschehen, oder immer weiter um sich greifen. Sie erstickt Genie und

Vaterlandsliebe, die ganze Völker zu retten im Stande wären, verschließt das Herz sogar den Gefühlen des Mitleids und der Menschlichkeit; sie bewegt selbst Edlere, Gewaltthaten zu begünstigen oder zu entschuldigen, die sie in ihrem Herzen verabscheuen, und würdiget Vernunft und Talente zu elenden Sofisten herab, um sich selbst durch Scheingründe zu täuschen und gegen die Stimme des Gewissens die Pflichtverletzung zu rechtfertigen. Sie läßt Staaten ohne Schwerdtschlag zertrümmern, die jeder gern hätte erhalten mögen, und die vielleicht bloßer entschloßner Wille gerettet hätte, geliebte Bande mit der Beklemmung im Herzen brechen, Kriege ohne Kühnheit, mithin ohne Glück führen, und verderbliche wie Verderbensschwangere Verträge schließen, die man Frieden nennt; sie macht die Waffen gegen Freunde kehren und mit der Erbitterung im Gemüth gegen Feinde eine Sprache oder ein Betragen annehmen, das der Hochachtung oder der Liebe ähnlich sehen soll, und doch weder die eine noch die andere ist. Im einzelnen sieht man Tausende über Verderbniß und Unverstand klagen; der ehrlichen Leute giebt es viele, die das Gute wünschen, loben auch, unterstützen würden, wenn es das stärkere wäre, und wenn sie es ohne Gefahr thun könnten; fast alle jammern über eigenes und fremdes Unglück; aber derer, die werkthätig helfen, sind wenige; unter Zehntausenden findet sich kaum Einer, der den Muth hätte, sich hervorzuthun und an die Spitze der Rech-

ſchaffenen zu ſetzen, um Böſes zu verhindern, Gutes zu bewirken, vielweniger um die Götzen der Zeit ſelbſt anzugreifen und dem wahren Gott zu dienen, der in der Bruſt aller Menſchen wohnt. Da hört man jeden ſagen: ich kann doch nichts helfen, es geht mich nichts an; jene mögen anfangen, die mehr Macht dazu haben; ich mag mich nicht der Gefahr ausſetzen, muß meinen Einfluß auf beſſere Zeiten verſparen, ich bin mich allem voraus mir ſelbſt ſchuldig u. ſ. w. Aber dieſe Sprache der Furcht oder des Egoismus war nie Lavaters Sprache. Wenn alles erbebte und durch Schrecken verſtummte, ſo war Lavater da, der Helfer in aller Noth und ſelten ohne Erfolg. Wenn je ein Menſch war, auf den all der Nachdruck, der in dem lateiniſchen Wort virtus liegt, paſſen konnte, ſo war es Lavater. Im Felde wie im Staat wär' er ein Held geworden, ſo wie er es als Tugendlehrer und Bürger war. Er hatte dazu alle mögliche Anlagen, die tiefſte Ueberzeugung der Pflicht, die Energie und männliche Kraft, die Verachtung der Gefahren, die raſtlos zweckmäßige Wirkſamkeit und ſelbſt jene mit wahrem Heldenthum immer verbundene Beſcheidenheit, die nur den Endzweck im Auge hat, daher auch gerne fremdes Verdienſt anerkennt und das geſtiftete Gute nicht ſich ſelbſt, ſondern günſtigen Umſtänden und der Mitwirkung anderer zuſchreibt. Er ſchuf ſich aber, und das iſt was ihn beſonders von einem Schwärmer unterſcheidet, er ſchuf ſich keine Ideen und Syſteme, die

er ſah ſpecie boni zu ſeiner Sache und dieſe zur Sache Gottes machte; er ſetzte das Gute, dem er allein ſeinen Muth und ſeine Kräfte widmete, nicht in paradoxen Lehren, Meinungen und Sätzen, wodurch man die Welt verheert, um dieſelbe (ſi Diis placet) glücklicher zu machen, ſondern in demjenigen, was alle Menſchen zu jeder Zeit für gut erkannten und noch erkennen, in dem wozu ſein Beruf ihn antrieb, und wozu das tägliche Leben einem jeden Gelegenheit giebt. Edle Geſinnungen zu wecken und zu unterhalten, von Unrecht und Gewaltthätigkeiten abzumahnen, Thränen zu trocknen, Elend zu mindern, Unglück zu tröſten, Frieden zu ſtiften, Verdienſte zu heben, das iſt, was ſein kirchliches und bürgerliches Leben auszeichnete. Selten betrog ihn ſein Urtheil, wenn er ſich der Unſchuld annahm oder gegen öffentliches Unrecht erhob, ausgenommen in dem Fall, von welchem wahrlich andere Menſchenkinder eben ſo wenig frei ſind, wo die vorſchnelle Einbildungskraft etwa ein nicht genug erhobenes Faktum zu früh als richtig anerkannte. Von ihm konnte man mit einer beſondern Richtigkeit ſagen: die Furcht Gottes, d. h. die Ehrfurcht für alles Gute oder Rechtliche und der Abſcheu vor allem Böſen, ſey der Weisheit Anfang, und der heilige Geiſt, d. i. der Geiſt der Heiligkeit (der reine Wille) der in ihm lag, habe ihn noch mehr als Kenntniß und Wiſſenſchaft in alle Wahrheit geleitet.

Dieſer reine Tugendeifer, verbunden mit der liebreichſten Toleranz und der menſchenfreundlichſten Schonung, waren die Eigenſchaften, welche Lavatern bei allen, die ihn kannten, einerſeits ſo ehrwürdig, und anderſeits zugleich ſo liebenswürdig machten. Denn der Tugend mit Karakterſtärke und Herzensgüte verbunden, widerſteht kein menſchliches Gemüth. Die Kraft zum Guten war offenbar der Geiſt, der alle ſeine Schriften und Handlungen belebte, der herrſchende Gedanke, von welchem er ausgieng, und auf welchen er immer wieder zurükkam, aus welchem ſich alle ſeine Vorzüge und ſogar ſeine Fehler erklären laſſen*).

*) Man ſehe z. B. ſein auch durch die edelſte Einfalt und eine Menge lieblich ſchöner Gedanken merkwürdiges Gedicht an das neue Jahrhundert betitelt: Lavaters Schwanengeſang. Er ſchrieb oder diktirte es am Rande des Todes in dem Zeitpunkt der ſchmerzlichſten Wunden des von Schwäche hinfallenden Körpers; und doch iſt jene Empfehlung der Geiſtesſtärke, mit welcher er gleichſam ins Grab ſank, noch in jeder Linie ſichtbar. Da ſagt er z. B. „Und willſt und muſt du je zerſtören, zerſtöre nicht mit Kriegesheeren — zerſtör durch weiſe Geiſtesſtärke, der Bosheit hochgeprieſene Werke. — Verehre tapfre Rechtsverehrer, des Unrechts muthige Zerſtörer. — Laß keinen je im Trübſinn kranken, beim Recht ſey Unerſchrockenheit — Erwecke viel Nathanaele, Hiskias, Davide, Samuele, die vor den Riß als Helden ſtehn. — Erwecke ſelbſt aus unſerm Schooße — erhabne Helden die nichts ſcheun, um Stifter unſers Heils zu ſeyn. — Sieh Tugendfreun-

So gingen z. B. mehrere seiner theologischen Aeußerungen aus dieser im Grund ehrwürdigen Quelle hervor; waren aber dabei im Grunde gar nicht so abergläubisch, als manche seiner Gegner zu urtheilen gut fanden. Es mag seyn, daß das Feuer seiner Einbildungskraft ihn, zumal in frühern Zeiten, was z. B. die Wunderwirkung betrift, über den schlüpfrigen Punkt, welcher den vernünftigen Glauben von Schwärmerei unterscheidet, (wer von aller Art der letzteren frei ist, der werfe den ersten Stein auf ihn) hinausgeleitet habe. Aber wiewohl es vorerst nicht abzusehen ist, was bei einem Mann, der so himmelweit, wie Lavater, von allem Quietismus entfernt war, der so sehr auf Muth, Anstrengung und Beharrlichkeit in allem Guten drang, der Glaube an eine hinzukommende göttliche Kraft für schädliche Folgen haben könne, so machte sich doch Lavater von dieser Kraft, die wir göttlich nennen, nichts weniger als krasse Begriffe. Er erwartete von derselben weder naturwidrige, noch aller bisherigen Kenntniß nach übernatürliche, sondern nur ungewöhnliche Wirkungen, die zwar ganz den Gesetzen der Natur gemäß erfolgen, deren Ursachen aber nicht in die Augen fallen, und die das Groß der Menschen für unmöglich zu halten pflegt. Lavater hatte nemlich eine tiefe und feste Ue-

den Heldenmuth ꝛc.“ Diesen nemlichen Geist wird man in allen seinen früheren Schriften finden.

berzeugung von der Kraft der Wahrheit und des Rechts, die er allmächtig wie Gott nannte, wenn sie mit uneigennütziger Anstrengung betrieben oder auch nur mit tugendhafter Freimüthigkeit gesagt werden und treffend in die menschliche Seele dringen *). Dieser moralische Glaube stärkte seinen Muth, und er ist wahrlich einem jeden Rechtschaffenen nöthig, wenn er nicht unter den mannigfaltigen Schwierigkeiten, welche diese Welt darbietet, an der Möglichkeit des Guten verzweifeln soll. Auch hat er gewiß eine von Trägheit und lauem Tugendmangel zu sehr verkannte Richtigkeit, und würde noch weit öfter auf eine erstaunende Weise durch die Erfahrung bestätiget wer-

*) „Ich lebe und sterbe," sagte er z. B. bei Anlaß der von dem helvet. Direktorio zu Zürich veranstalteten Geiselaushebung zu seinen Freunden, die seinen dißörtigen Eifer als fruchtlos tadelten, „ich lebe und sterbe, Freunde, in der Ueberzeugung, daß zwanzig bis „dreißig muthige Stimmen von rechtschaffenen Männern, die nichts fürchten und denen nichts vorzuwerfen ist, fünf Männern, die auf ein allgemeines Stillschweigen gerechnet hatten, und die noch keine entscheidende Beweise weder von Herzlichkeit noch „von persönlicher Herzhaftigkeit gegeben haben, „respektabel oder furchtbar genug seyn würden, um „sie zu gelindern Maaßregeln umzustimmen. — Ach „Freunde, es ist kein Glaube in der Welt mehr an „die Kraft der Wahrheit und der Freimüthigkeit. Er ist mit dem alten ehrwürdigen „Glauben an Gott und an das Sterben Gottes zur „gerechten Sache verschwunden." Ebend. S. 92, 93.

den, weil jener Muth der uneigennützigen Tugend, und dieses Talent die Wahrheit gleichsam im Glanze ihrer alles besiegenden Majestät darzustellen, nicht eine so seltene Erscheinung wäre. In diesem Sinn kann man noch heut zu Tage bildlich und metaforisch sagen: Glaubet, d. h. glaubet an die Kraft des Guten im menschlichen Gemüth, haltet nichts einer beharrlichen tugendhaften Anstrengung unmöglich, und ihr werdet Berge versetzen, d. h. ihr werdet erstaunende Wirkungen hervorbringen, Dinge, die alle gewöhnliche Kräfte zu übersteigen scheinen, und die wir nach unserer Vorstellungsart Wunder zu nennen pflegen. Die moralische Wahrheit ist doch zuletzt die größte von allen Kräften, diejenige, die alle andern in Bewegung setzen und lebendig machen muß. Jene die man läugnen oder die Erhabenheit des Gedankens nicht fassen vermögen, sprechen gleichwohl von der Kraft der öffentlichen Meinung. — Was ist aber diese öffentliche Meinung anders als die Kraft der Wahrheit und des Rechts, oder selbst des Irrthums, der für Wahrheit gehalten wird; und welche Benennung ist im Grunde richtiger, lehrreicher und wirksamer, jene leere und trockne oder diese rührende moralische, die das Herz erhebt und ihm zugleich die Pflicht andeutet? Kann aber schon der Irrthum für Wahrheit gehalten so große Wirkungen hervorbringen, warum sollte es die Tugend, und praktische Wahrheit selbst nicht können, deren Sinn im Grund doch tiefer und wärmer

in dem Herzen jedes Menſchen ſchlägt, und deren Geſtalt ſelbſt die Bosheit annehmen muß, wenn ſie die Menſchen bethören will? Wie oft hat man nicht geſehen, daß, ſo zu ſagen, ein einzelnes Wort, das den Verſtand erleuchtet und den Sinn der Tugend trift, wüthende Menſchenmaſſen entwafnen und in gelehrige Kinder umwandeln kann, gleichſam den böſen Geiſt von ihnen austreibt, Todte (der Seele nach) ins Leben hervorruft und ſelbſt die ſchwindenden Kräfte zu ſtärken vermag? Was iſt die Begeiſterung, welche kleine Haufen zu unbeſiegbaren Helden umſchaft, anders als der Eifer des Guten, welcher wie der Funke einer göttlichen Kraft die Aufmerkſamkeit ſpannt, die Sinne ſchärft, das Urtheil beſchleuniget und alle Mittel zum Erfolge erblicken läßt, die dem Trägen und dem Lauen entgehen? So iſt es auch unglaublich, was ein einzelner anerkannt rechtſchaffener Mann, der Gefahren nicht ſcheut und ſelbſt den Tod nicht fürchtet, zu leiſten oder zu hindern vermag. Seine uneigennützige furchtloſe Tugend erzwingt zulezt eine Hochachtung, der nichts widerſteht, an welche ſich alles anſchlieſt, und an welcher ſelbſt das Laſter ſich nicht zu vergreifen wagt. Sie macht den Gottloſen erblaſſen, welche Gewalt er auch habe, (aliena virtus enim formidoloſa eſt) und hält oft das Schwerd in der Scheide zurück, zumal da ſelbſt der Ungerechte nicht dafür gelten will, und den ſtrafenden Blick des allgegenwärtigen Gottes, der ihm in dem Angeſicht jedes

Rechtſchaffenen erſcheint und in dem Wort der Wahrheit ſeine Stimme hören läßt, nicht zu ertragen vermag. Entlarvt den Böſewicht, ſo werden alle ſeine Unternehmungen gelähmt, er wird überall ſchlecht oder gar nicht bedient werden, und zahlloſe Hinderniſſe antreffen, die er ſich nicht zu erklären weiß, die aber alle von der Verachtung herrühren, die man für ihn hat. Ueberzeugt dagegen die Welt durch Thaten von Eurer Tugend, von der Reinheit Eurer Geſinnungen, ſo werden geheime Dienſte und Begünſtigungen aller Art von unbekannten Freunden Euer Vorhaben gelingen machen, und, ohne daß ihr es wiſſet, die Euch im Wege ſtehenden Hinderniſſe heben. Das iſt der göttliche Segen, der den Tugendhaften begleitet, wenn er leicht noch einige Klugheit hat, jenes der Fluch, der den Böſen, ungeachtet aller Klugheit, verfolgt, ſobald er einmal dafür anerkannt iſt. Zwar ſcheint die Zeit, in der wir leben, nicht zur Begünſtigung dieſes Glaubens geeignet zu ſeyn. Da hört man von frommen und nicht frommen Seelen häufig die Klage führen, es ſcheine kein Gott mehr zu exiſtiren, er habe die gute Sache verlaſſen, es ſey nicht zu begreifen, wie er dem Triumf des Verbrechens ſo lange zuſehen könne u. ſ. w. Auf dieſe Aeußerungen des feinern Aberglaubens und einer verkehrten Religioſität würde aber Lavater nicht ohne einen gewiſſen erhabenen Sinn geantwortet haben: Ja, Freunde! freilich hat Euch ein Gott verlaſſen, der Gott, der in Euch ſelbſt iſt, es

genauern Vereinigung mit dem Dion zurückzuhalten. Der Tyrann, der sich ohnehin von einer Art von Instinct zu dem Philosophen gezogen fühlte, befolgte diesen Rath so gut, daß Plato davon hintergangen wurde. Insonderheit affectierte er ihn, immer neben sich zu haben, wenn er sich öffentlich sehen ließ; und bey allen Gelegenheiten, wo es Würkung thun konnte, seine Maximen im Munde zu führen. Er stellte sich, als ob es auf Einrathen des Philosophen geschähe, daß er dieses oder jenes that, wodurch er sich den Syracusanern angenehm zu machen hoffte; ungeachtet alles die Eingebungen des Philistus waren, der ohne daß es in die Augen fiel, sich wieder einer gänzlichen Herrschaft über sein Gemüth bemächtiget hatte. Er zeigte sich ungemein leutselig und liebkosend gegen das Volk; er schafte einige Auflage ab, welche die unterste Classe desselben am stärksten drückten; er belustigte es durch öffentliche Feste und Spiele; er beförderte einige von denen, deren Ansehen am meisten zu fürchten war, zu einträglichen Ehrenstellen, und ließ die übrigen mit Versprechungen wiegen, die ihn nichts kosteten, und die nämliche Würkung thäten; er zierte die Stadt mit Tempeln, Gymnasien, und andern öffentlichen Gebäuden; und that alles dieses, mit Beystand seiner Vertrauten, auf eine so gute Art, daß Plato alles sein Ansehen dazu verwandte, einem Prinzen, der so schöne Hoffnungen von sich erweckte, und seine philosophische Eitelkeit mit so vielen öffentlichen Beweisen einer vorzüglichen Hochachtung kitzelte, (ein Beweggrund, den

der

wohnet Euch kein heiliger, kein guter Geiſt mehr bei; Ihr ſeyd von ihm abgewichen und nicht mehr ſeine Kinder (in Euern Handlungen); darum kann er Euch nicht beiſtehen, darum müßt Ihr auch die Folgen ſeiner Abweſenheit erfahren. Euer Wille iſt nicht rein und nicht feſt, darum mangelt Euch das Vertrauen und das Zutrauen; Euer Herz ſchlägt nicht warm, darum theilt es auch andern keine Wärme mit; Eure Seelen ſind tod, darum haben auch Eure Reden weder Geiſt noch Kraft, Euer Dienſt iſt nicht inbrünſtig, nicht eifrig, nicht beharrlich, nicht ausſchließend; Ihr buhlet immer nebenbei mit falſchen Göttern, mit denen des Eigennutzes, des Müßigganges, der Weichlichkeit, ihr horchet ſelbſt auf die Einflüſterungen des böſen Geiſtes und widerſtehet ſeinen Verſuchungen, ſeinen Künſten nicht, Ihr glaubet oft ſeiner Stimme mehr als der Stimme des Herrn, darum muß auch die gute Sache, die Sache Gottes mislingen. Kehret daher zurück zu dem wahren Gott, zu dem Gott der Gewiſſenhaftigkeit, der Pflichttreue, der uneigennützigen Heiligkeit und dienet ihm allein; daß er allein aus Euerm Munde ſpreche, daß er allein bei anderen gewekt und ohne Unterlaß angerufen werde, daß ſein Geiſt in allen Euern Handlungen ſichtbar ſey, ſo wird auch ſeine Kraft dieſelben begleiten, das Reich Gottes wird kommen und mit ihm d. i. mit der Herrſchaft des guten Geiſtes, werden auch die Dinge bald eine beſſere Geſtalt annehmen.

So war Lavaters religiöser Glauben an die noch immer Wunder wirkende göttliche Kraft beschaffen, und nichts ist natürlicher zu erklären, als wie dieser Glaube aus den Veranlassungen, die ihm sein eignes Leben darbot, und selbst aus seiner zwar wenig gekannten aber genauen Beobachtern unverkennbaren Bescheidenheit hervorging. Lavater hatte in seinem Leben so viel Gutes gestiftet, so viel Hindernisse besiegt, so viel unbekannte Unterstützung gefunden, sich aus so vielen Gefahren gerettet gesehen, und nie sah oder hörte man ihn das Geringste davon auf Rechnung seiner Talente, seiner Thätigkeit, seiner Geschicklichkeit, selbst nicht einmal seines moralischen Verdienstes setzen; er schien sogar von seinen Fähigkeiten nicht einmal die gehörige [illegible]ntniß zu haben, und liebte in aufrichtiger Einfalt und religiöser Demuth den Erfolg seiner Bemühungen allein der dem Guten einwohnenden Kraft, dem göttlichen Segen zuzuschreiben. Von dem Respekt aber, den ein einzelner anerkannt rechtschaffener nichts fürchtender Mann einzuflößen im Stande ist, gab Lavaters Person selbst, zumal in den letzten, sonst alles verhöhnenden Zeiten, den auffallendsten Beweis. Als alle Gewaltthätigkeiten an der Tagesordnung waren, als Bajonette, Einkerkerung oder Entführung jedem Rechtschaffenen drohten, als Niederträchtigkeit sogar die Schandthaten lobte oder verschwieg, und Verrath des Vaterlandes Vaterlandsliebe hieß, da wandte sich Lavater kühn an die Quelle des

Unrechts selbst, und warf dem französischen Direktorium mit apostolischem Muth seine gegen die Schweiz verübten Verbrechen vor. Und siehe da! ein Gott, die Ehrfurcht für seine Tugend beschützte ihn, die sonst alles zerschmetternde Gewalt ließ sich gegen den einzelnen Lavater zu schwachen Entschuldigungen herab, und Schauenburg, der über 30,000 Bajonette gebot, mußte es beim Toben und Stampfen bewenden lassen. Als in den Tagen der Furcht und des Schreckens (denn auch die neue Schweiz hatte ihre Schreckenstage von März bis Jun. 1799) das helvet. Direktorium ohne einigen Vorwand als den von außerordentlichen Maaßregeln, die redlichsten, ruhigsten und ehrwürdigsten Männer von zehen Kantonen als Geißel an die Gränzen von Frankreich oder in französische Festungen schleppen ließ, und Lavater allein durch Predigen und durch freimüthige Fürbitten sowohl bei der Regierung als bei einzelnen Gliedern sich gegen jene Gewaltthat erhob, so wagte man es lange Zeit nicht, ihm das geringste anzuhaben; zuletzt, nachdem man vorher alle göttlichen und menschlichen Gesetze dekretmäßig suspendiret hatte, und mittelst dessen alles entschuldigen zu können glaubte, vergriff sich die Macht zwar auch an ihm; aber wo er durchreiste, da schlug das erstaunte Volk die Hände über dem Kopf zusammen, Thränen von tausend Redlichen blinkten ihm überall entgegen, die Beamteten selbst, die jene Befehle vollziehen sollten, wurden beim Anblick seiner Person von Ehr-

furcht ergriffen; er, der kühnste Gegner eben jener gewaltthätigen Geiselaushebung, ward von allen am glimpflichsten behandelt, der erste von allen frei gelassen *). Als er nach der Wiederkunft der Franzosen in Zürich ein neues freimüthiges, wiewohl im edelsten Karakter abgefaßtes Schreiben an das helvetische Direktorium über dessen neuerliche Gewaltthätigkeiten er-

*) Es ist ganz unrichtig, was in jenem Aufsatz der Allg. Zeitung gesagt wird, daß man Lavatern als einen Aufruhrprediger fortgeschleppt habe. Dieser Vorwand wurde nie gebraucht, und wäre auch bei niemand so übel als bei Lavatern angebracht gewesen. Denn Lavater war im Grunde nicht einmal ein Feind der neuen Ordnung, (welches aus seinen Briefen über das Deportazionswesen deutlich erhellet) wiewohl er nichts zu ihrer Einführung beigetragen hatte; sondern nur ein Feind des Unrechts und der Gewaltthätigkeiten, und aus christlichem Sinn ein Todfeind alles Aufruhrs. Selbst seine Predigt über jene Geiselaushebung, die in obigen Briefen von S. 151–191 ganz abgedruckt steht, ist durchaus und wesentlich auf Anempfehlung des Gehorsams gegen die Obrigkeit gerichtet, und in dieser Rücksicht vielleicht eine der schönsten, die er je gehalten hat, wofür ihm selbst die damalige Regierung hätte Dank wissen sollen. Er predigte auch weder hier noch anderswo die Rechte der Völker und der Menschheit (im neuen Sinn), von dem allen war gar nicht die Rede. Allein es scheint, der Verfasser jenes Aufsatzes habe durch dergleichen zweideutige Ausdrücke Lavatern noch unter dem Schein des Lobes verunglimpfen wollen.

ließ, so wollte dasselbe durch Publikazion jenes Schreibens ihn als einen Schwärmer darstellen, obgleich die Schrift sehr einfach war und im mindesten nichts Schwärmerisches enthielt. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, das Schreiben konnte für den Heißhunger des Publikums nicht genug nachgedruckt werden; Lavater wurde auf diesen Schritt hin sogar von beiden Partheien noch mehr als je verehrt, und die Beschämung fiel allein auf diejenigen zurück, die Lavatern beschämen wollten. Burke, dem kühnen Strafredner der Franzosen, wurden von Moreau und seinem ganzen Generalstab respektvolle Besuche abgestattet, wiewohl er ihnen noch bei dieser Gelegenheit vorwarf, daß sie keinen vernünftigen Grund mehr hätten, den Krieg fortzusetzen, und als er starb, so baten sich alle französischen Offiziers die Erlaubniß aus, seinem Leichenbegängniß in Trauerbinden beiwohnen zu dürfen; sie wollten wenigstens den Ruhm haben, die verdienstvolle Tugend zu ehren, wiewohl ich nicht entscheiden will, was für andere Absichten sie etwa noch dazu bewogen haben mögen. Lavater blieb stehen, er starb ruhig und verehrt, während seine auf dem Thron der Gewalt sitzenden Verächter wie der Spreu von dem ersten Wind vertrieben wurden; sein Andenken lebt in aller Herzen, seine bittersten Feinde selbst wurden in eifrige Freunde umgewandelt, indessen diejenigen, die ihn verfolgten, selbst von ihren eigenen Freunden verlassen sind, und bei lebendigem

Leib bereits die Strafe der Vergeſſenheit und der allgemeinen Verachtung erfahren. Ja die ſchönſte und richtigſte Lobrede, welche noch über Lavatern herausgekommen, erſchien ſogar in einem Pariſer Blatt *), während jetzt ſelbſt von dort aus den Verräthern, welche Frankreichs Gewaltthaten begünſtigten, die verdiente Strafpredigt gehalten wird.

Nebſt den (oben berichtigten) Begriffen über eine Wunder wirkende göttliche Kraft, hat man Lavatern auch mit eben ſo wenig Kenntniß und Billigkeit einen Glauben an die Exiſtenz des Teufels, und ſogar einen Hang zum Katholizismus angedichtet. Dergleichen Vorwürfe und Streitigkeiten ſollten zwar heut zu Tage nicht mehr zum Vorſchein kommen. Wenn wir nach einer unaustilgbaren Eigenſchaft unſerer moraliſchen Natur einen böſen Geiſt, oder einen Geiſt des Böſen annehmen, der leider nur zu oft in dieſer Welt erſcheint, und den wir bald in eine gewiſſe angeborne Tücke des menſchlichen Herzens, bald in unſere Sinnlichkeit, bald gleichſam in ein unſichtbares höheres Weſen ſetzen, welches dem moraliſchen Guten widerſtrebe, und welches zu bekämpfen wir durch unſere Pflicht berufen ſeyen; ſo mag es für den praktiſchen Gebrauch ziem-

*) S. den Publiciſten vom 4ten Pluvioſe (24ſten Jan. 1801).

lich gleichgültig seyn, ob wir uns diesen bösen Geist, (Teufel genannt), als in oder außer uns befindlich vorstellen, insofern nur seine Natur moralisch erklärt, und der Glaube bewirkt wird, daß dieser böse Geist nicht unüberwindlich sey, sondern bei beharrlicher Anstrengung dem Guten weichen müsse. Für die größere Masse von Menschen dürfte es vielleicht oft noch wirksamer seyn, ihn als außer uns befindlich zu erklären, sintemal wenige Sterbliche geneigt sind, in sich selbst und ihrer eigenen Natur etwas Böses zu vermuthen, und weit eher dagegen kämpfen werden, wenn er ihrer Vorstellungsart als ein fremder, es sey äußerer, wiewohl unsichtbarer, oder sonst in ihrem Innern unbefugt eingenisteter Feind erscheint. Ob übrigens dieser böse Geist, in seiner höchsten Bösartigkeit Satan genannt, wirklich existire, wo und wie er existire u. dgl. das wissen wahrlich die einen so wenig als die anderen, und wir brauchen es auch gar nicht zu wissen; das Grübeln und selbst das Streiten hierüber beweiset eben den Aberglauben. Wer hierüber etwas dogmatisch behauptet oder dogmatisch verneinet, zu dem läßt sich sagen: et vitula tu dignus et ille; sie suchen beide den Satan da wo er nicht ist oder nicht gefunden werden kann, und vergessen darüber, ihn da zu sehen wo er ist, und wo er sich nur zu sehr offenbaret. Aber weder mit jenem Grübeln noch mit diesem dogmatischen Streiten hat sich Lavater je abgegeben. Der Satan war ihm ganz

kurz der böse Geist, die klügelnde Sofistik, die sich gegen die Pflicht erhebt, die sich oft in einen Engel des Lichts verkleidet, die das Ungerechteste zu entschuldigen, gewissenlose Handlungen zu rechtfertigen, das Abscheulichste zu beschönigen sucht u. s. w. Dieß nannte er die verführsame Schlangenstimme, zu der man in der Stunde der Versuchung sprechen solle: Hebe dich Satan *)! und überall, wo er in seinen Schriften und Predigten dergleichen metaforische Ausdrücke gebraucht, und das Böse personifizirt, da wird man finden, daß sie allemal auf eine sehr treffende Weise in moralischem Sinn angebracht sind, und bloß dazu dienen sollen, dem Ausdruck durch das sinnliche Gewand mehr Geist und belebende Kraft zu geben. Dieß würden uneingenommene Leser leicht bemerken können; die Beschuldigung aber, mit der man Lavatern lächerlich machen wollte, fiel in eine Zeit, wo man die Worte Teufel, Satan, böser Geist u. s. w. gar nicht mehr aussprechen und in keinem Zusammenhang gebrauchen durfte, ohne vor dem Richterstuhl gewisser Kritiker verdammt zu werden, als ob man an die Wirklichkeit gehörnter Teufel glaube, wie man sie etwa auf alten Holzschnitten sieht, oder auf dem Theater vorzustellen pflegt **).

*) S. z. B. seine obenangeführte Predigt.

**) Ich weiß nicht, wie man dergleichen personifizirende Ausdrücke so heftig tadeln kann, da selbst ihre Geg-

Wie man aber Lavatern gar eines Hanges zum Katholizismus habe beſchuldigen können, das iſt vollends die unbegreiflichſte von allen Unbegreiflichkeiten. In der ganzen Chriſtenheit war vielleicht kaum Ein Religionslehrer anzutreffen, dem es weniger um Dogmen und kirchliche Gebräuche, und mehr um den Geiſt des Chriſtenthums, um Erfüllung der Pflicht und um

ner zu denſelben ſo häufig ihre Zuflucht nehmen. So glauben ſie zwar an keinen Gott, beſonders nicht an den wahren, den ihr Herz nicht kennt, aber ſie ſchaffen dagegen Genieuſſe oder Genien der Freiheit, Götter des Siegs und eine Menge Sirenen, Furien und Dämonen von ich weiß nicht welchen Ungeheuern, die nur in ihrer Einbildung exiſtiren. Wollen ſie nun etwa erwiedern, daß dieſe Genien, Furien u. ſ. w. in ihrem Sinn nur bildliche Ausdrucke geiſtiger Ideen ſeyen, ſo ſollten ſie doch ſo billig ſeyn, uns zu geſtatten, daß wir in unſeren Gott und in unſeren Satan eben ſo vernünftige Begriffe hineinlegen können. Sie müßten auch zugeben, daß letztere im Grund ſiloſofiſcher oder wenigſtens logiſcher, und daher weniger zur Beförderung des Aberglaubens geeignet ſind. Wir haben nur einen Gott, d. i. einen guten Geiſt, einen moraliſchen Geſetzgeber und Schöpfer der Natur, auch nur einen Satan, d. i. einen böſen Geiſt, die böſen Maximen, und weiter brauchen wir keine, zumal da alle übrigen Götter, Göttinnen, Dämonen u. ſ. w., wenn man je dergleichen etwa zum Behuf der Poeſie nöthig haben will, entweder denen erſteren dienen ſollen oder nur Abarten und Modifikazionen des letzteren ſind.

menſchenfreundliche Liebe zu thun war. Von letzterem athmeten alle ſeine Schriften, ſeine Predigten, ſein Umgang und ſein ganzes Leben. Dazu benutzte er die chriſtliche Vorſtellungsart der religiöſen Begriffe, und dazu war ihm die Kirche, in der er lebte, hinlänglich; er ſuchte in derſelben nichts zu ändern noch zu revoluzioniren: kein Wort floß von ihm, das nur die geringſte dießörtige Beziehung gehabt hätte. Es iſt in der That poſſierlich zu ſehen, wie ihm einerſeits von ſteifen Orthodoxen Gleichgültigkeit gegen die Dogmen, und anderſeits von eben ſo ſteifen Religionsfeinden ein kraſſer Aberglaube vorgeworfen ward. Man geſtund ihm die menſchenfreundlichſte Toleranz zu, die in der That eine ſeiner Haupteigenſchaften war; und zugleich ſollte er ein fanatiſcher Schwärmer, mithin gerade das Gegentheil von einem toleranten Manne ſeyn. In ſeinem ganzen Weſen war er offen und unſchuldig wie ein Kind, einfältig wie eine Taube, und gleichwohl wollten einige an ihm eine jeſuitiſche Politik finden.— Das iſt die Konſequenz, in die man verfällt, wenn man gute Menſchen nur immer tadeln will, und daher, ohne ſich um abſurde Widerſprüche zu bekümmern, bald dieſen bald jenen Vorwand ergreift. Zwar ließ ihn eben ſeine Toleranz und das billige Urtheil, das er über alles fällte, wo er nur den Willen zum Guten erblickte, dafür halten, daß auch die katholiſche Kirche, in ſo fern ſie, wie die unſrige, eine Anſtalt nicht nur zur wiſſenſchaftlichen Be-

der gute Weise sich vielleicht selbst nicht gerne gesund) alle Herzen zu gewinnen.

Diese Maaßnehmungen erreichten den vorgesetzten Zweck vollkommen. Das Volk, welches nicht nur in Griechenlande, sondern aller Orten, in einer immerwährenden Kindheit lebt, hörte auf zu murmeln; verlohr in kurzer Zeit den blossen Wunsch einer Veränderung; faßte eine heftige Zuneigung für seinen Prinzen; erhob die Glückseligkeit seiner Regierung; bewunderte die prächtige Kleidung und Waffen, die er seinen Trabanten hatte machen lassen; betrank sich auf seine Gesundheit; und war bereit, allem, was er unternehmen wollte, seinen dummen Beyfall zu zuklatschen.

Philistus und Timocrat sahen sich durch diesen glücklichen Ausschlag in der Gunst ihres Herrn aufs neue befestigt; aber sie waren nicht zufrieden, so lange sie selbige mit dem Plato theilen mußten, für welchen er eine Art von Schwachheit behielt, die ihren Grund vielleicht in der natürlichen Obermacht eines grossen Geistes über einen kleinen hatte. Timocrat gerieth auf einen Einfall, wozu ihm die geheime Unterredung in dem Schlafzimmer des Dionys den ersten Wink gegeben hatte, und wodurch er zu gleicher Zeit sich ein Verdienst um den Tyrannen zu machen, und das Ansehen des Philosophen bey demselben zu untergraben hoffen konnte.

Dionys

lehrung, sondern auch zur Erweckung, Uebung und Stärkung guter Gesinnungen seyn soll, in dieser Rücksicht mehrere zweckmäßige Vehikel und Disziplinen enthalte, wenn sie in ihrem wahren Geiste eingesehen und zu ihrem eigentlichen Endzweck benutzt werden. Ich weiß z. B. aus eigenem Umgang, wo zufälligerweise die Konversazion sich auf solche Gegenstände lenkte, (denn sonst hat er nie davon geredet) daß er das Fasten als eine periodische Uebung zu Privazionen betrachtete, um theils an die Entbehrungen zu erinnern, welche die Erfüllung der menschlichen Pflichten erfordert, theils mittelst jener Uebung sich dieselben zu erleichtern und anzugewöhnen; daß er das Beichten als eine periodische moralische Selbstprüfung ansah, die sonst nicht vorgenommen werde, und die gut geleitet, manches Böse verhindern, zu mancher Besserung oder Vergütung beitragen könne; daß das Fußwaschen an die Pflichten, die auch der Hohe gegen den Niedrigen hat, und an den Wechsel des menschlichen Glücks erinnern soll, gleichwie das Abendmal uns das Bild vorstellt, daß wir Alle Kinder eines Geistes, eines Gottes seyen, den nemlichen moralischen Gesetzen gehorchen sollen und unter ihnen vereiniget seyen. Vielleicht mochte auch seine menschenfreundliche Liebe in der bloßen Idee nichts Ungereimtes sehen, daß die christliche Kirche nicht in so viele feindselige Sekten zersplittert, sondern unter einem Oberhaupt vereiniget seyn möchte, wie sie es in seinem Herzen

war, und wie ſie es dem Geiſte nach ſeyn ſoll. Wenn das Schwärmereien ſind, (was eben nicht ſo ganz erwieſen iſt); ſo gingen ſie wenigſtens aus Toleranz und eigenem Nachdenken hervor, und werden in dieſer Reinheit von manchen wohlwollenden Männern getheilt, denen Niemand Scharfſinn und Aufklärung abzuſprechen wagt. Lavater ſoll aber auch in einer katholiſchen Kirche eine Rührung empfunden haben, und dieß ward ihm von ſeinen Gegnern ſehr übel aufgenommen, gleich als ob man deswegen ein Schwärmer oder ein Katholik ſeyn müßte, um durch den Anblick eines ſchönen und edlen Gebäudes, wo alles Harmonie und Erhabenheit andeutet, auch zu edlen und ſchönen Geſinnungen geweckt zu werden. Mir ſcheint es dagegen, daß nur eine hölzerne Seele dabei ganz empfindungslos bleiben kann. Wenn Eure Geiſter ſo ſplitternackt, und dabei doch ſo beharrlich lebhaft ſind, daß ſie durch gar keine ſinnlichen Mittel geweckt zu werden brauchen, warum ſchaffet ihr nicht auch die Muſik und ſelbſt die Sprache ab? denn ſie ſind beide ſinnlich. Warum fodert Ihr, daß jedes Kunſtwerk den Karakter desjenigen tragen ſolle, was es vorzuſtellen oder in der Seele hervorzubringen beſtimmt iſt? Warum kleidet Ihr die Freude anders als die Traurigkeit? Warum laßt Ihr einen Triumf oder eine Hochzeit nicht wie ein Leichengängniß feiern? Warum die Muſik eines frölichen Tanzes nicht auf den Ton einer Todtenglocke ſtimmen? Jene Vehikel

und übende Disziplinen müssen doch nicht so ganz und nüz und abergläubisch seyn; wie wäre es sonst zu erklären, daß gleichwohl ihre Gegner die filosofischen Kirchen unserer Zeit (die ich übrigens hiemit gar nicht verunglimpfen will), ihre Versammlungsörter mit Thronen, Altären und mannigfaltig bedeutenden Sinnbildern zieren, ihre Priester mit allen Insignien der Gewalt umgeben und mit theatralischen Kostümen ausrüsten, und ihre Gläubigen durch possierliche Zeremonien, durch Prüfungen und Abstinenzen, wie den Tamino in der Zauberflöte durch Feuer- und Wasserproben, durch Stillschweigen und blinden Gehorsam in das Reich ihres herrlichen Lichts und ihrer unvergleichlichen Weisheit hinaufführen. O, laßt mich wenigstens hieraus schließen, daß die menschliche Natur stärker ist als Eure Systeme, und daß, wie dogmatisch man auch jene zurückstoßen will, sie gleichwohl unter allen Gestalten wiederkömmt; laßt mich übrigens mit Lavatern finden, daß Euern Gebräuchen und Uebungen wenigstens das Rührende und einfach-Schöne von demjenigen mangelt, was die christliche Kirche zum Dienst ihres Zweckes, ihres Gottes, nicht der Orakel sprechenden Weisheit, sondern der bescheidenen Pflicht, in ihre Gesetze aufgenommen hat, wiewohl ihnen jezt freilich der Reiz der Neuheit und des Geheimnisses fehlt.

Indessen hat Lavater diese seine Meinungen nie öffentlich geäußert, vielweniger praktisch einzuführen

gesucht. Er war zu sehr mit thätiger Ausübung guter Werke beschäftiget, als daß er an so was denken konnte, oder daß auch jene Meinungen nur eine tiefe Wurzel bei ihm hätten fassen können. Sein Geist war auch nicht so stumpf, als daß er nicht eingesehen hätte, wie jene religiösen Uebungen und Hülfsmittel (was bei allen, selbst den besten menschlichen Einrichtungen der Fall ist) einerseits abergläubisch misverstanden, anderseits von Bosheit und Verdorbenheit zu ganz entgegengesetzten Zwecken misbraucht werden können, und daß, wie ein neuerer scharfsinniger Schriftsteller sich mit einem alten Spruch sehr passend ausdrückt, wo Gott seinen Tempel hat, sich der Teufel gleich eine Kapelle daneben baut *). Es ist eine Unart der menschlichen Natur, daß sie in allen Dingen einerseits der Bilder und mechanischen Hülfsmittel nicht entbehren kann, und anderseits dann gleich wieder geneigt ist, das Bild für die Sache, das Mittel für den Zweck zu nehmen. Das ist die Ursache des das menschliche Gemüth so leicht überschleichenden Aberglaubens; der Unglaube, oder besser zu reden, das dogmatische Verwerfen und Wegwerfen, hat aber die nemliche Quelle; seine Exekutoren gehen ebenfalls von der Meinung aus, daß das Mittel die Hauptsache sey, und ihr Tas

*) Ueber ein Wort, das Franz I von der Reformazion gesagt haben soll. Von Prof. Müller. 1800.

bei trift daher nicht den Geist, den sie nicht einmal kennen, sondern nur die äußere Hülle oder das Werkzeug, nicht den Gebrauch, sondern den Misbrauch. Beides folget aus der Unwissenheit oder der Trägheit des Geistes, die freilich schwer zu heilen ist, weil einige dazu nicht die Anlagen, andere nicht den Willen oder nicht die Beharrlichkeit haben *). Das ist aber

*) Wie mit der Religion, so ist es auch mit allen andern Wissenschaften bewandt. Eine jede derselben hat ihren Aberglauben und ihren Unglauben, das liegt in der menschlichen Natur. Das Recht wird zu Verdrehung des Rechts misbraucht, die Chikane wird oft für Jurisprudenz gehalten; darum wollen einige alle Rechtsgelehrsamkeit, alle positiven Gesetze abschaffen, und dafür die Willkühr oder jeden ihrer Einfälle an den Platz setzen. Es giebt Charlatans in der Medizin, die gesunde Körper siech machen, Krankheiten hervorbringen anstatt sie zu verhüten, und andere die abergläubisch sich bloß an das Mittel halten; daher sah man sogenannte Filosofen, (Ungläubige) die alle Kunst verwarfen und behaupteten, daß man die Natur machen lassen solle, gleich als ob die wahre Heilkunst etwas anders als die Beobachtung und Benutzung der Natur zur Verhütung oder Heilung von Krankheiten wäre! Es giebt Krieger, die zuletzt den Krieg für den Zweck selbst ansehen, oder die Kriegskunst abergläubisch in der bloßen Kenntniß und buchstäblichen Befolgung einzelner Mittel und Gebräuche setzen; deßwegen gab es auch Ungläubige, die alle Exercizien, alle Disziplin, alle künstliche Hülfsmittel als lächerlich ausgaben, oder gegen allen Krieg, gegen jede Gewalt zu

die Pflicht eines wahren Religionslehrers, daß er einerseits jenem sich immer beimischenden Aberglauben entgegenarbeiten, anderseits sich vor allem Misbrauch

Behauptung des Rechts, der Ordnung und des Friedens deklamirten. Ein Traktat kann ein Mittel zum Frieden, d. h. zu Herstellung des Rechts seyn; deswegen giebt es Abergläubige, die jeden Traktat als den Frieden selbst anbeten, wiewohl er auch lauter neue Feindseligkeiten bewirken kann, und abermal Ungläubige, die hinwieder behaupten, daß man sich nie ausgleichen und keinen Traktat schließen solle, sondern den Frieden nur erobern, gebieten, nur auf dem Ruin seines Gegners erzwingen könne. Geist, Wissenschaft, Reichthum, Ansehen können gemisbraucht werden, sie werden nur zu oft abergläubisch nicht als Mittel der Tugend oder des Glücks, sondern als die Hauptsache, als das Glück selbst, angesehen. Künste können die Wollust und Weichlichkeit befördern, oder man opfert ihnen wesentlichere Dinge auf; darum behaupteten auch Ungläubige, z. B. ein Rousseau, daß es dem Menschengeschlecht besser wäre, in die Wildheit zurückzukehren, in Elend und Dummheit zu leben, und daß alle Künste nur auf den Pflug, den Spaden oder das Holz spaltende Beil eingeschränkt werden sollten. Die Staatsgewalt kann hie und da ihren Zweck aus den Augen verlieren, es ist keine Form derselben, die nicht unter menschlichen Händen ihre Inkonvenienzen habe, einzelne Mittel oder äußere Formen derselben können abergläubisch als der Zweck selbst angesehen werden; deswegen sah man auch Ungläubige doctiren, daß alle Gewalt absurd sey, und daß die Menschen wie die Schweine ohne Oberhaupt, ohne Gesetz und ohne Eigenthum neben

seiner Wissenschaft oder seines Einflusses bewahren soll, und niemand, der Lavatern kannte, wird ihm vorwerfen können, daß er diese doppelte Pflicht nicht gewissenhaft erfüllet habe. Allein es hat mit der Beschuldigung von Katholizismus, die man Lavatern gemacht hat, die nemliche Bewandniß, wie mit den beiden vorigen. Ihr Aufschluß findet sich in dem Zeitpunkt, in den sie fiel, in jenem Anfang der 70ger Jahren des abgeschiedenen Jahrhunderts, wo neue Visionärs, die sich gleichwohl Filosofen nannten, überall Jesuiten und Katholiken wittern wollten, wo sie allerwärts Gespenster sahen, die nur in ihrer Einbildung existirten, und wo man die Welt mit Schriften überschwemmte, um ihr den Glauben beizubringen, daß selbst protestantische Monarchen gesinnet seyen, den Glanz, die Macht und die Herrlichkeit der katholischen Kirche in ihren Staaten herzustellen. Diese Mode ist verschwunden und seitdem wurde auch nichts mehr von Lavaters angeblichem Katholizismus geredet. Aber jenen Filosofen geziemte es am wenigsten, Lavatern eine ungezügelte Fantasie vorzuwerfen. Wenn seine

einander auf der Erde herumwühlen sollten. Mit einem Wort, alles Gute, ja der menschliche Verstand selbst kann abergläubisch verehrt (für die Hauptsache gehalten) oder zum Bösen misbraucht werden; daher ist sich auch nicht zu verwundern, wenn es heut zu Tag auch Ungläubige giebt, die alle Kultur, als Wissenschaft, das Lesen, Schreiben und die Buchdruckerei als das Böse oder als die Wurzel des Bösen selbst verwünschen.

Imaginazion ihm vielleicht zuweilen einen Splitter vor das Auge legte, ſo hätten jene vorerſt den Balken herausziehen ſollen, der in ihrem eigenen lag. Und wer iſt übrigens eher ein fanatiſcher Schwärmer zu nennen, diejenigen, die jeden ihrer Einfälle, jede ihrer, wiewohl ſehr wandelbaren Behauptungen, katholiſch machen, (der Welt als allgemein und nothwendig aufdringen) und die Ausſprüche ihrer infallibilen Aufklärung an den Platz der päbſtlichen Bann-Bullen ſetzen wollen, dabei auch jeden, der anders zu denken ſich die Freiheit nimmt, oder ſeine Vernunft nicht unter ihren Glauben beugt, als einen Ketzer, Obſkuranten und Dummkopf verfolgen, zuweilen auch ſogar mit Feuer und Schwert ausrotten; oder Lavater, der wenigſtens nach ſeiner Art beſcheiden alles prüfte und das Gute behielt, der bei ſeinem tugendhaften Muth gleichwohl alle Meinungen liebreich duldete, und gern von einem ihm erwieſenen Irrthum zurückkam; dem nie ein Wort des Haſſes, ſelbſt nicht gegen ſeine bitterſten Feinde entfiel, und der, wie er ſich auszudrücken pflegte, auch praktiſch „im Irrenden, Schwachen und ſelbſt im Böſen noch des Menſchen ſchonte, als wär er ein Heiligthum Gottes.“

Der Beſchluß folgt im nächſten Stück, und wird Lavatern noch als Seelſorger, Fyſiognom und Dichter, als Menſch und Bürger betrachten.

V.

Ueber Herders Adraſtea.

Man hat das neue Jahrhundert, über deſſen Schwelle wir nun unter ſo mancherlei Akklamazionen und Deklamazionen glückahndend und glückwünſchend wirklich getreten ſind, auf mehrern Gedächtnißmünzen und Allegorieen mit einem gewaltig großen und reichen Füllhorn vorgeſtellt. Ob nun das alles, was dieſem Horne des Ueberfluſſes in üppiger Fülle zu entquellen ſcheint, wirkliche Gaben der Hesperiden, goldene oder doch genießbare Früchte ſind, läßt ſich jetzt, wo alles noch in den obern Regionen verhandelt wird, und jene angekündigte Segenſpende mit der Göttin ſelbſt noch in den Wolken verweilt, durchaus noch nicht mit Gewißheit beſtimmen. Die, welche nur an das Jahr 2440 glauben, lachen unſerer leichtgläubigen Hoffnungen, und verweiſen alle dieſe Frucht- und Füllhörner geradeswegs in jene Rumpelkammer Lucians, wo auch der ausgeglühte Donnerkeil des Vater Zevs, die Lyra Apolls mit den zerriſſenen Saiten und dem zerbrochenen Spiegel der Venus in Moder und Staub einer Auktion im Olymp entgegenroſten.

Mag nun dies Füllhorn bezweifeln und beſpotten, wer es nicht laſſen kann. Eine gute und vollkommene Gabe hat uns zuverläſſig das neue Jahrhundert gleich bei ſeinem Eintritt ſchon gebracht. Es iſt das erſte Stück einer Zeitſchrift, welche die ehrwürdigen Inſchriften und Bildniſſe beider Adraſteen, der Wahrheit und Gerechtigkeit, auf ſeiner Stirn trägt und die reichſte Fülle mit der erhabenſten Schönheit vermählt. Der teutſche Merkur, der bei ſeinem monatlichen Ausflug nicht immer das Köſtlichſte bringen kann, weil deſſen unter den Wolken überhaupt nur ſehr wenig iſt, wünſchte ſeinen Freunden und Leſern wenigſtens dießmal das Erleſenſte ſogleich anzukündigen, blieb ſich aber dabei, eines alten Sprüchleins beim Pindar nicht zu gedenken *), auch wohl der alten Lehre unbewußt: daß das Schönſte nicht mit der Zunge, ſondern mit den Augen gelobt ſeyn wolle.

Sollte aber darum unſer Vaterland nicht erfahren, wie viel es durch die Erſcheinung der Adraſtea und die an ſie geknüpfte fröliche Verheißung, daß ſie öfter wiederkehren werde, reicher geworden iſt? Verzeihe mirs der edle Vater und Herausgeber dieſer Monatſchrift, wenn ich diesmal einen kleinen Verrath an

*) Ὁ γὰρ ἐξ εἶνου ποτὶ μᾶλλον ἔπαινος πίφυται. Fragmm. CLXXX.

Dionys hatte, von ihm aufgemuntert, angefangen, unvermerkt wieder eine gröſſere Freyheit bey ſeiner Tafel einzuführen; die Anzahl und die Beſchaffenheit der Gäſte, welche er faſt täglich einlud, gab den Vorwand dazu; und Plato, welcher bey aller erhabenen Auſterität ſeiner Grundſätze, einen kleinen Anſatz zu einem Hofmanne hatte, machte es, wie es gewiſſe ehrwürdige Männer an gewiſſen Höfen zu machen pflegen; er ſprach bey jeder Gelegenheit von den Vorzügen der Nüchternheit und Mäſſigkeit, und aß und trank immer dazu, wie ein andrer. Dieſe kleine Erweiterung der allzuengen Grenzen der academiſchen Frugalität, von welcher der Vater der Academie ſelbſt geſtehen mußte, daß ſie ſich für den Hof eines Fürſten nicht ſchicke, erlaubte den vornehmſten Syracuſanern, und jedem, der dem Prinzen ſeine Ergebenheit bezeugen wollte, ihm prächtige Feſte zu geben; wo die Freude zwar ungebundener herrſchte, aber doch durch die Geſellſchaft der Muſen und Gratzien einen Schein von Beſcheidenheit erhielt, welcher die Strenge der Weisheit mit ihr ausſöhnen konnte. Timocrat machte ſich dieſen Umſtand zu Nutz. Er lud den Prinzen, den ganzen Hof, und die Vornehmſten der Städt ein, auf ſeinem Landhauſe die Wiederkunft des Frühlings zu begehen, deſſen alles verjüngende Kraft, zum Unglück für den ohnehin übelbefeſtigten Platoniſmus des Dionys, auch dieſem Prinzen die Begierden und die Kräfte der Jugend wieder einzuhauchen ſchien. Die ſchlaueſte Wolluſt, hinter eine verblendende Pracht verſteckt, hatte dieſes Feſt angeordnet.

Timocrat

ihm begehe, und was über den erſten Eindruck dieſer Adraſtea nur dem Freund in einem Briefe mitgetheilt war, für etwas laut Geſagtes und auch dem Publikum in die Gedächtnißtafel Geſchriebenes halte. So rein und tiefempfunden kann nur Er es ſagen. Gerade dieſer erſte Eindruck iſt hier der ſchönſte Moment der Kritik bei einem Werke, das zwar auch die ſtrengſte Zergliederung aushält, aber doch ſogleich mit Liebe und Wohlwollen, wie es gegeben wurde, auch empfangen ſeyn will. Möchten doch Viele es ſo leſen und es ſo aufnehmen!

B.

Ich habe das erſte Stück der Adraſtea geleſen. Es iſt eine herrliche Idee, und für ihre Ausführung bürgt dies erſte Stück und der Geiſt des Herausgebers, der ein unerſchöpflicher Quell von Waſſer des Lebens iſt. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welchem innigen Vergnügen ich die zehn erſten Artikel der Rubrik: „Begebenheiten und Karaktere des vergangenen Jahrhunderts“ geleſen habe. Wie wahr und richtig iſt alles in ſeinen Urſachen und Wirkungen und in ſeinem Verhältniß zum Ganzen, ſo weit der ſchärfſte menſchliche Blick aus dem höchſten Geſichtspunkt es überſehen kann, geſehen, ge-

faſt und gezeichnet! Welch ein reines, aber zugleich ſo mildes Licht wird über Perſonen, Handlungen und Begebenheiten verbreitet! Beide Adraſteen: Wahrheit und Gerechtigkeit, ſprechen unmittelbar aus dem Munde des unbefangenen Richters der vergangenen Zeit; aber die ſchöne Humanität, die alle ſeine Urtheile temperirt, und die ſo exemplariſch ſchön mit der übermüthigen, ſchneidenden, einſeitigen, ſtolz und raſch daher fahrenden Art, wie man heut zu Tage über alles abſpricht, kontraſtirt, dieſe, wenn ſie nicht in unſerm eignen Herzen lebt und webt, kann kein Gott uns geben. Ganz beſonderes Wohlgefallen habe ich an den Beilagen, die aus den vorangeſchickten Thatſachen theils hervorgehen, theils durch ſie veranlaßt werden, und indem ſie den Leſer belehren und zum eignen Nachdenken reizen, zugleich muſterhafte Beiſpiele ſind, wie die Geſchichte geleſen und angewendet werden muß, wenn ſie mehr werth ſeyn ſoll als Feenmährchen. — Die lieblichſte Blume in dem ganzen, Augen und Herz erfreuenden Kranz iſt indeſſen, nach meinem Gefühl, Aeon und Aeonis, die Perle aller Allegorien, die ich kenne; ſo trefflich gedacht, ſo unnachahmlich zart, geiſtreich und anmuthend ausgeführt, ſo voll Wahrheit und Grazie, und warmen Lebens bis in den zarteſten Fäſerchen, ſo ſchön und ungezwungen zierlich in Sprache und Rhythmus — kurz, mir war und iſt jetzt noch, ich hätte in meinem Leben nichts Sublimeres, Schöneres und Herzrührens

deres gelesen, als diese dramatisirte Allegorie. An mehrern Stellen trieb mir das lebendige, meine ganze Seele durchblitzende Gefühl ihres tiefgedachten Sinnes Thränen in die Augen, z. B. bei dem Chorgesang:

Steig hinunter zu den Schatten
Mit dem Schicksal ganzer Völker
Schwer beladen. Deine Thaten,
Deinen Willen, deine Fehle,
Wägt und misset die gerechte
Linde Adrastea dort —

— wo in so wenigen, aber unendlich viel bedeutenden Worten alles, was jede Folgezeit der Vorzeit, d. i. die Menschen, die jetzt leben und wirken, den Menschen, die vor ihnen gelebt und gewirkt haben, schuldig sind, so warm, kräftig und herzlich ausgedrückt ist! —.

Ich bin gewiß, wenn dieses kleine Stück, das an Gehalt und Gewicht so viele große bis an die Decke fliegen macht, von einem ächten Meister des Gesangs in Musik gesetzt und gehörig aufgeführt würde, es müßte eine Wirkung thun, dergleichen nicht nur keine Allegorie, sondern kein musikalisches Drama, wie es Namen haben möchte, bisher noch gethan hat. So groß ist der Zauber erhabener, tief gedachter und ey-

pfundener, rein menſchlicher Ideen und Wahrheiten, wenn ein Prometheus ihnen ſchöne Menſchengeſtalten anzubilden und lebendige Seelen und himmliſches Feuer in dieſe Geſtalten zu athmen vermag!

B.

VI.

Vollendete Ausgabe

von

Salomon Geßner's Werken.

Noch iſt die Pracht-Ausgabe von den Schriften Geßners, des Dichters der Natur und der Unſchuld, nicht vollendet. Wir können nicht glauben, daß eine ſolche Vollendung von den Freunden der Kunſt und Literatur nicht ſollte gewünſcht werden. Viel eher dürften wir befürchten, deswegen daß wir nicht ſchon längſt dieſem Wunſch zuvorgekommen ſind, eines Mangels von Achtung und Aufmerkſamkeit für das kunſtliebende Publikum beſchuldigt zu werden. Allein bald nach dem Tode unſers theuern, unvergeßlichen Vaters ha-

ben die Unruhen in Frankreich ihren Anfang genommen, und durch ihren schnellen Lauf Europa so erschüttert, daß während dieser ganzen Epoche an die Ausführung mit Kosten verbundener Unternehmungen nicht gedacht werden konnte.

Jetzt, wo der Friede sein seegenvolles Füllhorn über erschöpfte Länder auszugießen verspricht; jetzt dürfen neue Hofnungen den Kunstfleiß wieder beleben, und Kunstliebhaber zur freundlichen Aufmunterung der Talente wieder in Thätigkeit bringen.

Salomon Geßner, dessen letzte Lebensjahre ganz der Kunst gewidmet waren, hat selbst schon an die Vollendung der Pracht-Ausgabe Hand angelegt und ist nur durch seinen allzufrühen Tod daran gehindert worden. Unter seinen zahlreichen hinterlassenen Handzeichnungen befinden sich mehrere, welche zu diesem Behufe ganz ausgearbeitet sind; überhaupt werden die Künstler, die sich zu diesem ruhmvollen Zwecke, Geßnern ein solches Denkmal zu stiften, vereinigt haben, voll reinen Enthusiasmus die in jeder Rücksicht kostbare voluminöse Sammlung von Hand-Zeichnungen, Kompositionen und Studien nach der Natur, die die Familie, nebst einer beträchtlichen Sammlung seiner Guasche-Gemälde als Heiligthum aufbewahrt, benuzen, um noch von Geßners lieblichem Kunst-Genius zu geben, was zu geben ist. Diese Zeichnungen las-

ſen wir durch die Hand geſchickter Künſtler radieren, da uns dieſe Manier zu Darſtellungen, wie ſie Geßners ſchöne kunſtloſe Idyllenwelt fodert, beſſer geartet zu ſeyn ſcheint, als der ſchönſte Kupferſtich, wie Geßner ſelbſt in den zwei Bänden, die er ſelbſt herausgab, zeigte. Sein Sohn Konrad wird in Verbindung mit andern Künſtlern die noch fehlenden Zeichnungen liefern.

Im Beſitz von Geßners intereſſantem Kunſt-Nachlaß glauben wir mit Zuverſicht etwas liefern zu können, was als Kunſt-Werk den Kenner befriedigen wird. Auch von Seiten der typografiſchen Eleganz ſoll nichts mehr zu wünſchen übrig bleiben. Wir laſſen die zwei Bände, die noch zur Vollendung der Pracht-Ausgabe von Geßners Werken, fehlen, bei Göſchen in Leipzig auf Velin-Papier mit ſchönen neuen Lettern drucken.

Wir bieten dem Publikum dieſe Ausgabe gegen Pränumeration an. Jeder Band mit Kupfern und Vignetten koſtet drei Friedrichsd'or. — Man kann die Pränumerationsgelder entweder an die Geßnerſche Buchhandlung in Zürich und Bern, oder an P. P. Wolf und Komp. in Leipzig ſchicken. Der Pränumerationstermin bleibt nur bis zur Oſtermeſſe 1800 offen, wo der erſte Band erſcheinen wird. Nach dieſer Zeit kann jeder Band nicht anders als um den dritten

Theil theurer verlaſſen werden. Zürich, den 10ten Januar 1801.

Sal. Geßners hinterlaſſene Familie.

In dieſe zwei Bände kommen:

3ter Band.

Tod Abels. 5 Geſänge.
5 Kupfer. 5 Vignetten.
Gemälde aus der Sündfluth.
1 Kupfer. 1 Vignette.
Der Herbſtmorgen.
1 Kupfer. 1 Vignette.

4ter Band.

Daſnis. 3 Bücher.
3 Kupfer. 3 Vignetten.
Eraſt. 1 Kupfer. 1 Vignette.
Die Nacht. 1 Kupfer. 1 Vignette.
Daſnis (eine Idylle). 1 Kupf. 1 Vign.

Jeder Band 1 Titelkupfer.

Es wäre leicht möglich, daß manche Leſer dieſer Monatsſchrift im Fluthen und Treiben unſerer neueſten Literatur, wo das Neue von dem Neueſten ſo bald überſpült wird, velut unda ſuperuenit undam →

die in jeder Rückſicht merkwürdige Pracht-Ausgabe der Geßnerſchen Werke, wo der Dichter, der Zeichner, der Kupferſtecher und der Verleger alle mit Verſtand beitrugen, um ein ſchönes Ganze zu ſchaffen, und doch alle in der einzigen Perſon des Dichters ſelbſt vereinigt waren, nicht mehr in friſchem Andenken hätten. Sie erſchien Zürich, beim Verfaſſer 1777 und 1778 in zwei Quartbänden mit mehr als 40 Kupfern, große Blätter ſowohl als kleinere Vignetten, die alle des unſterblichen Dichters Geiſt und zarte Erfindung athmen, und ſelbſt in den kleinſten Verzierungsleiſten idylliſch ſind. Von dieſer Ausgabe, wovon nur noch wenige Exemplare bei Herrn Heinrich Geßner in Bern und bei der Familie in Zürich zu haben ſind, wird hier die Fortſetzung in der Maaße angekündigt, daß der Ankauf der erſten zwei Bände den Liebhabern zugleich mit erleichtert werden ſoll. Der edle Hottinger ſchrieb ſeitdem ſeine treffliche Schrift über S. Geßners Leben und Karakter. Geßners Schriften ſelbſt erlebten ſogar in Ueberſetzungen in Frankreich, England und Italien prächtige Ausgaben. Sollte Teutſchland allein zu arm ſeyn, um eine ſolche Originalausgabe, in der ſich der Geiſt des Unvergeßlichen ſo vielſeitig zurückſpiegelt, nicht unter ſeine Lieblinge aufzuſtellen?

B.

VII.

Kuhpocken im ſechſten Jahrhundert.

In der bekannten Stelle, wo Marius, der erſte Biſchof zu Lauſanne, in den Jahrbüchern ſeiner Zeit, die Pockenkrankheit, variolam, la verole (denn es war damals nur Eine) zuerſt erwähnt, meldet er, daß beſonders Rindvieh davon betroffen würde; ja ſie ſcheint eigentlich erſt im folgenden Jahr (571) die Menſchen ergriffen zu haben *). Es zeigt ſich hieraus, daß die Kühe dafür Empfänglichkeit haben; aber ſonderbar wäre, daß die Menſchen durch das Thier, welches zuerſt damit befallen wurde, nun das leichteſte Gegen-

*) A. 570. Hoc anno morbus validus cum profluvio ventris et variola Italiam Galliamque valde afflixit. Et animalia bubula per ea loca maxime interierunt. A. 571. Hoc anno infanda infirmitas et glandulæ, cujus nomen eſt puſtula, in ſuprafcriptis regionibus innumerabilem populum devaſtavit. Hiemit verbindet Müller (Geſch. der Schweiz Th. 1, 132 f.) eine Stelle Paul Warnefrids von glandulis in modum nucis quas ſequebatur febrium peſtus, und Anaſtaſius, des Bibliothekars von Rom von percuſſione ſcabierum, ut nemo poſſet mortuum ſuum internoſcere; welches, ſeiner Meinung nach, allerdings auf die Pocken paßt, deren erſte Invaſion, wie die der venerischen Krankheiten, anfangs vor Entdeckung der gehörigen Behandlungsweiſe, und vielleicht auf noch einem andern Grunde, weit fürchterlicher und verderblicher als nachmals war.

mittel erhielten. Daß die Krankheit von jener alten Zeit her nie oder selten an Kühen bemerkt wurde, scheint besonders auffallend.

M.

VIII.

Berichtigung.

München, d. 6ten März 1801.

— Der dienstfertige Freund, welcher Ihnen über den Tod des Prof. Mutschelle die (im teutschen Merkur 1sten Stück d. J. S. 76 aufgenommene) Nachricht schrieb, hat Ihnen eben so viele Unwahrheiten als Worte geschrieben. Es hat hier Niemanden geträumt, das Lehrbuch des Mutschelle über die Moral zu verbiethen, und an dessen Stelle einen alten lateinischen Autor zu setzen, sondern das Lehrbuch des Mutschelle ist, was seine Bestimmung war, noch diese Stunde das vorgeschriebene Vorlesebuch; und was die Abneigung, welche mir wider die kritische Philosophie beigelegt wird, betrift, so erinnere ich mich nicht, mich wider dieselbe jemals unmild benommen, (eine

Timocrat verſchwendete ſeine Reichtümer ohne Maaß, mit deſto frölicherm Geſichte, da er ſie eben dadurch doppelt wieder zu bekommen verſichert war. Alle Welt bewunderte die Erfindungen und den Geſchmack dieſes Günſtlings; Dionys bezeugte, ſich niemals ſo wol ergötzt zu haben; und der göttliche Plato, der weder auf ſeinen Reiſen zu den Pyramiden und Gymnoſophiſten, noch zu Athen ſo etwas geſehen hatte, wurde von ſeiner dichteriſchen Einbildungs-Kraft ſo ſehr verrathen, daß er die Gefahren zu vergeſſen ſchien, welche unter den Bezauberungen dieſes Orts, und dieſer Verſchwendung von Reitzungen zum Vergnügen, laurten. Der einzige Dion erhielt ſich in ſeiner gewöhnlichen Ernſthaftigkeit, und machte durch den ſtarken Contraſt ſeines finſtern Bezeugens mit der allgemeinen Frölichkeit, Eindrücke auf alle Gemüther, welche nicht wenig dazu beytrugen, ſeinen bevorſtehenden Fall zu befördern. Indeß ſchien niemand darauf acht zu geben; und in der That ließ die Vorſorge, welche Timocrat gebraucht hatte, daß jede Stunde, und beynahe jeder Augenblick ein neues Vergnügen herbeyführen mußte, wenig Muße, Beobachtungen zu machen. Dieſer ſchlaue Höfling hatte ein Mittel gefunden, dem Plato ſelbſt, bey einer Gelegenheit, wo es ſo wenig zu vermuthen war, auf eine feine Art zu ſchmeicheln. Dieſes geſchah durch ein groſſes pantomimiſches Ballet, worinn die Geſchichte der menſchlichen Seele, nach den Grundſätzen dieſes Weiſen, unter Bildern, welche er in einigen ſeiner Schriften an die Hand gegeben hatte, auf eine allegoriſche Art vorgeſtellt

freimüthige Kritik mit Gründen werden doch die kritischen Weisen niemand verwehren) wohl aber gelegentlich mein Erstaunen darüber, daß sogar viele Jünger der kritischen Filosofie in ganz verrückte Köpfe, und in die beißigsten, verfolgendsten Unfilosofen, derer man sich schämen, und die man fürchten und fliehen muß, ausarten, nicht ohne Bestürzung und Wehmuth geäußert zu haben. Ich werde das Leben des Mutschelle, als Augenzeuge, in meinen historischen Beiträgen liefern, und bitte Sie indeß, diesem Brief mit meiner Unterschrift im nächsten Stück des teutschen Merkurs gütigst einen Platz zu gönnen.

Lorenz Westenrieder,
kurf. geistl. Rath und Kanonikus.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

4. Stück. April 1801.

I.

Neues
Gärtner-Lexikon.

Von

Friedrich Gottlieb Dietrich,
Herzogl. Weim. Hofgärtner.

Es leugnet wohl niemand, daß die Gärtnerei jetzt auf den höchſten Stufen der Kultur ſteht, beſonders da ſie nun von den alten aſtronomiſchen Regeln und mehreren Gewohnheiten, die der Aberglaube hervorgebracht hat, befreiet und in eine ſchönere, dem Gartenfreunde angenehmere Form übertragen worden iſt. Um uns hievon zu überzeugen, dürfen wir nur auf die Menge ausländiſcher Gewächſe ſehen, welche man ehedem in Gewächshäuſern pflegte, jetzo aber an unſer Klima gewöhnt hat, und dadurch hat die Gärtnerei gewiß viel gewonnen. Eben ſo wird auch niemand in Abrede ſeyn können, daß dieſe Wiſſenſchaft nicht noch viel mehr erweitert und vervollkommt werden kann und dieſes kann nach meiner Ueberzeugung wohl am beſten durch zweckmäßige Schriften geſchehen. Das Garten-Lexikon von Philip Miller iſt bis daher immer noch das vorzüglichſte Gartenbuch geweſen, nach welchem ſich die mehreſten Gartenliebhaber gerichtet haben.

Auch ist dieses Lexikon in literarischer Hinsicht sehr häufig benutzt worden.

So nützlich nun auch dieses Garten-Lexikon ist, so bedarf es doch noch vieler Verbesserungen und Abänderungen der Weitläuftigkeiten und allzuhäufigen Wiederholungen der Behandlungsmethoden, welche letztere grösstentheils nur für Englands Klima geschrieben sind, und wovon wir in unsern Gegenden nicht immer Gebrauch machen können. Ueberdies mangelt es auch diesem Werke und andern Gartenschriften, die meistens nichts als Kompilationen aus diesem Millerschen Gärtner-Lexikon sind, an Vollständigkeit gar sehr. Denn es giebt noch eine Menge Gewächse, die in ästhetischer und in ökonomischer Hinsicht in den Gärten gezogen zu werden verdienen, und die noch nicht in einem Gartenbuche zusammengetragen worden sind. Es kann demnach ein jeder Gartenfreund einsehen, daß es noch an einem Buche fehlt, in welchem alle sämmtliche Gewächse und die nöthige Behandlung derselben angeführt ist.

Da ich mich nun seit vielen Jahren mit der Botanik beschäftiget und die Kultur unzähliger Gewächse praktisch kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt habe; so bin ich gesonnen, den Freunden der Gärtnerei ein vollständiges Gartenbuch in alphabetischer Ordnung zu liefern, und zwar unter dem Titel: Neues Gärtner-Lexikon, welches dem Gartenliebhaber von einem jeden Gewächs, das er in seinem Garten ziehen will, die leichtesten und sichersten Behandlungsmethoden lehren soll. Ich werde zwar hierbei das Millersche Lexikon und noch einige gute Gartenbücher benutzen, jedoch nur in sofern die in denselben angeführten Behandlungsmethoden in unserm Klima anwendbar sind, herausziehen und die übrigen Weitläuftigkeiten sorgfältig vermeiden.

Aus wie vielen Bänden das ganze Werk bestehen wird, kann ich vor der Hand noch nicht genau bestimmen, weil die Masse der in demselben abzuhandelten Gegenstände so groß ist und ich auch die Behandlungsmethoden einiger sachkundigen Männer mit aufnehmen will. Ein jeder Band soll in groß Oktav 25 Alphabet stark werden und die Bände sollen so bald als möglich aufeinander folgen.

Weimar, im April
1801.

Friedrich Gottlieb Dietrich.

Dieß neue Gärten-Lexikon wird in unserm Verlage erscheinen und der Druck mit Anfang des nächsten Winters angehen. Es wäre überflüßig zum Lobe des Werks etwas zu sagen, da Hn. Dietrichs frühere Arbeiten bereits den Beweis geliefert haben, daß er seine Kunst im ganzen Umfange kennt, und seine Schriften für praktisch nützlich anerkannt sind.

Bei einem Werke dieser Art wäre es eigentlich nicht nöthig eine Pränumeration auszuschreiben, da es unbezweifelt ist, daß eine hinlängliche Anzahl Käufer die Herausgabe desselben möglich machen. Um aber den Ankauf zu erleichtern, schlagen wir für den ersten Band eine Vorausbezahlung von 2 Thlr. 6 gr. Sächsisch oder 4 Fl. Rheinisch Courant vor, und setzen den nachherigen Preis auf 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 kr. hiermit fest. Diese Pränumeration muß aber an uns selbst franko eingeschickt werden, und Kollekteurs von 5 und mehreren Exemplaren erhalten noch überdies 10 proCent Provision.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

II. Mode-Blumen

für Botaniker und Blumenliebhaber, durchaus neu und nach der Natur abgebildet und nach sorgfältigen Beobachtungen beschrieben von Friedrich Gottlieb Dietrich. Erstes Heft, oder der Linne'schen Geranien, ersten Bandes erstes Heft. gr. 4. mit 4 ausgemahlten Kupfertafeln. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Mit diesem Hefte beginnt ein neues naturhistorisches Kupferwerk, welches für wirklich neu ausgegeben werden kann, denn die Kupfer sind nicht von anderen kopirt, sondern nach der Natur aufgenommen und ausgemahlt, und der Text beruht auf die sorgfältigsten Beobachtungen über die Kultur der abgebildeten Pflanzen. Jedes Heft wird immer nur eine Gattung von

den schönsten Blumen enthalten; und 6 Hefte von den Geranien, so wie 6 Hefte von anderen Pflanzen sollen einen Band ausmachen. Bei jedem Bande wird in dem letzten Hefte eine Platte beigefügt, auf welcher die Fruktifikation der in diesem Bande abgebildeten Gewächsen deutlich und nach der Natur gezeichnet ist. Mit den Geranien ist der Anfang gemacht worden, da man von diesen kostbaren Blumen bisher noch keine getreuen Abbildungen hatte.

Man kann diese Hefte sowohl bei uns als auch in allen Buch- und Kunsthandlungen jedes für 2 Thlr. oder 3 Fl. 48 kr. erhalten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Das Oster-Taschenbuch von Weimar,

herausgegeben von Seckendorf ist erschienen und für 2 Rthlr. oder 3 Fl. 48 kr. in allen Buchhandlungen zu haben. Der Inhalt ist:

Dem neuen Jahrhundert, von Knebel.
I. Blumen, von Herder.
II. Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier, von F. Majer.
III. Der Schuldner, von Lüttkemüller.
IV. Madagaskarische Lieder, von Knebel.
V. Der neue Protagoras, von Sonnenfels.
VI. Proben aus Georg Franks nachgelassenen Briefen und Papieren, von M***.
VII. Die Gaben der Muse. Sonnet, von Messerschmidt.
VIII. An Ludwig Tiek. Sonnet, von F. Schlegel.
IX. Nachtmusik, an Olympia. Aus Siegmund von Seckendorfs Nachlasse.
X. Die vier Weltalter der Indier, von F. Majer.
XI. Der Haarring, aus dem Persischen, v. Hammer.
XII. Hialmars Abfahrt, von Grater.
XIII. Das Lied der Listauerin Elske Mantwillaite, von Grater.

XIV. Elysium, von Rückert, u. Herning.
XV. Gesang der Sechshundert, als sie unter Dias Anführung in die Schlacht zogen, von S.
XVI. Der Kranz, von Knebel, Herning, Rückert, H. L. u. S.
XVII. Der Tod Lekurs, von S.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Ad. Hildt. März oder No. 16 — 13.

In diesen 4 Stücken sind folgende Hauptaufsätze: 1) Grosbrittaniens Handel, vom Steuerrevisor N. 2) Trüffeln. 3) Beitrag zur Kenntniß der japanischen Lackirarbeiten in England und besonders in Birmingham. 4) Ueber die Kultur der Corinthen in der Levante. 5) Ueber den Handel, Schiffahrt und jährliche Ausfuhr von Morea. 6) Schwarze Kreide. 7) Kreidgangen. 8) Neueste Bemerkungen über das Schießpulver. 9) Rezensionen und vielerley Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Der ganze Jahrgang dieser Zeitung kostet bei uns, in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Sämmtliche Kupferstiche von J. Gerhard Huck, in geschabter Manier, zu haben bei den Gebrüdern Gädicke in Weimar.

Klopstocks Portrait, nach Ant. Hickel. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 Fl 6 kr.
Portrait des Lud. Grafen von Wallmoden. Gim-

born nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. 16 gr. oder 10 Fl. 12 kr.

The School of Plato, nach Abr. Bloemaert. 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 Fl.

Portrait des Charles James Fox, nach Ant. Hickel. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 Fl. 6 kr.

Portrait des William Pitt, nach Ant. Hickel. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 Fl. 6 kr.

Nancy, nach Cranke. 3 Rthlr. 8 gr. od. 6 Fl.

Ein Zug der Menschenliebe Ludwigs XVI nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Ludwig XVI schreibt sein Testament, nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Der letzte Abschied Ludwigs XVI von seiner Familie, nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Ludwig XVI auf dem Schaffot, nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

The Good Mother, nach Potgieter. 1 Rthlr. oder 2 Fl. 6 kr.

Portrait des Johann Gottlieb Leidenfrost, nach eigener Zeichnung. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 Fl. 6 kr.

Amor und Psyche, nach J. Brullot. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Diana und Endimion, nach ebendemselben. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Maria mit dem Kinde, nach Ant. Valestra. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Der Morgen, nach J. Kobel. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 Fl. 6 kr.

Der Mittag, nach J. B. Schmitt. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 Fl. 6 kr.

Der Abend, nach ebendemselben. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 Fl. 6 kr.

Die Nacht, nach J. J. Mannskirch. 1 Rthl. 4 gr. oder 2 Fl. 6 kr.

Die tanzenden Kinder, nach eigener Zeichnung. 20 gr. oder 1 Fl. 30 kr.

Die spielenden Kinder, nach eigener Zeichnung. 20 gr. oder 1 Fl. 30 kr.

Amelia and her Doll, nach Ritt. 20 gr. oder 1 Fl. 30 kr.

Madona and Child, nach A. Correggio. 1 Rthlr. 4 gr. 2 Fl. 6 kr.

Henry Baron de Harold, nach [illegible] 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

St. Franciscus, nach Guido Reni. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Portrait des Rud. Georg Wilh. von Hammerstein, nach eigener Zeichnung. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Portrait des Moritz von Brabeck, nach A. Graff. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Portrait des Justus von Möser. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Portrait des Domherrn Dr. J. J. L. Meyer, nach Ant. Graff. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Portrait der Juliane Luise, Fürstin zu Schaumburg Lippe, nach M. Meyer. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Liberty, nach P. J. Rutten. 10 gr. oder 45 kr.

Contentment, nach ebendemselben. 10 gr. oder 45 kr.

VI. Nachricht, die Fortsetzung der Neuen Würzburger gelehrten Anzeigen betreffend.

Die Neuen Würzburger gelehrten Anzeigen, (welche im verflossenen Jahre in 100 einen ganzen oder halben Bogen starken Nummern 343 der neuesten und wichtigsten Schriften beurtheilten, und in 40 Nummern von den vorzüglichsten Vorfällen in der gelehrten Welt Nachricht gaben) werden auch mit dem Jahre 1801 in demselben Tone, Ordnung, Formate, und mit denselben Lettern, wie zeither, unter der Redakzion des Dr. und Professers Johann Bartol Siebold mit Hinsicht auf sämmtliche Wissenschaften und Künste fortgesetzt.

Von dieser gel. Anz. erscheinen wöchentlich zwei, einen halben oder ganzen Bogen starke Nummern, welchen gewöhnlich wöchentlich eine Beilage beigefügt wird. Jene Anzeigen enthalten Rezensionen der neuesten Schriften aus allen Fächern der Gelehrsamkeit; die Beylagen hingegen enthalten Originalaufsätze, literarische Notizen, Buchernachrichten u. s. w.

Der ganze Jahrgang besteht aus zwei Hälften, welchen, wie auch den Beilagen, besondere Umschläge beigelegt sind.

Auf die geh. Anz. nehmen der Redakteur, alle Buchhandlungen, und insbesondere die Riennerische und Kölbische Buchhandlung in Würzburg, und alle lobl. Postämter Bestellungen an.

Inländer bezahlen netto 4 Fl. rhein. für den ganzen Jahrgang — Ausländer erhalten denselben durch die Buchhandlungen netto um 6 Fl. rhein. oder 3 Rthlr. 8 gr. Sächs. oder durch das lobl. K. K. Postamt netto um 6 Fl. 30 kr. rhein. od. 3 Rthlr. 24 gr. Sächs.

Neue Liebhaber können auch Exemplare der N. W. gel. Anzeig. vom 1sten Jahrgange 1789 gegen 2 Fl. 30 kr. rhn. oder 2 gr. Sächs., vom 2ten Jahrgange 1790 gegen 2 Fl. rhn. oder 1 Rthlr. 3 gr. Sächs. haben, sobald sie auf den 3ten Jahrgang 1791 mit 4 Fl. oder 2 Rthlr. 6 gr. Sächs. pränumeriren. Dergleichen Bestellungen nimmt der Redakteur selbst an.

Ankündigungen und Bekanntmachungen, welche Gelehrte, oder Kunst- und Buchhandlungen an die Redaktion einschicken, werden unter Vorausbezahlung für jede Zeile 5 kr. rhn. oder 1 gr. sächs. unverzüglich in die Beilagen der Anzeigen eingerückt.

Frankirt eingeschickte Schriften von Gelehrten, oder Verlagsartikel von Kunst- und Buchhandlungen werden zur unpartheiischen Rezension oder Anzeige, wie bisher, sogleich befördert, und der richtige Empfang derselben durch eine kurze Anzeige in der nächsten Beilage bekannt gemacht.

Alle Einsendungen und Bestellungen an die Redaktion der N. W. gel. Anz. erbittet sich der Redakteur, so viel möglich, frankirt und in Einschlüssen mit dem Beisatze:

Für die gelehrten Anzeigen.

Würzburg, im Januar 1790.

VII. Bekanntmachung.

Von den

Englischen Miszellen

ist nun des dritten Bandes 1stes Heft erschienen, und hat folgenden Inhalt:

Patentorgeln — Neue Erfindung, den Stahl zu beugen.

— Neue Bleichart des Cottons und Leinenzeuges. — Erfindung eines Wasserschirms für Schiffe gegen anschlagende Wogen. — Neue Tonstücke: die Schöpfung von Haydn im Klavierauszug von Clementi. — Hooks Neujahrsgeschenk. — Neue Kupferstiche: Nelson; Washingtons Familie; Bacchus; Telemach. — Gelehrte Neuigkeiten: Colquhoun neue Ausgabe seiner Letters of Euler. — Turner's angelsächsische Geschichte. — Harris Werke in 2 Bänden. — Neue Ausgabe von Dr. Hutton's Theorie der Brücken. — Mistreß Opie's Gedichte, ihre Erzählung: der Vater und die Tochter. — Adamson's Oden und Elegieen. — Hoher Preis des Papiers, Druckerlohns und Honorars und dessen Folgen. — Berufung des Orientalisten Dr. Hager aus London als Professor der deutschen Sprache nach Oxford. — dessen Herausgabe seiner Einleitung zur Kenntniß der Chinesischen Sprache. — Chinesische Bibel. — Paulus Commentar. — Byrne's Britannia depicta. — Playfairs Beschreibung des brittischen Indiens. — Kinder-Leih-Bibliothek. — Damberger's Reise. — Barrow's Beschreibung seiner Reisen in das Innere von Südafrika in den J. 1797 und 1798. — Bissit's großer National-Adreß-Calender. — Smiths verbesserter englischer Atlas. — Carey's Buchdruckerei für alte Autoren; und Anakreon mit Stereotypen. — Ueber den Zustand der Colonie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, seitdem es die Engländer besitzen. — Anekdoten von dem Schauspieler Garrick. — Theurung der Lebensmittel und andrer Nothwendigkeiten in England. Untersuchungen über die Ursachen und Vorschläge zur Steurung derselben. — Großer Nutzen, den die Befeuchtung liegender Gründe dem Ackerbaue gewährt. — Vortrefflichkeit der Wasserbehälter in Häusern. — Dämpfung des Staubes auf den Straßen. — Weitere gelehrte Neuigkeiten. Nachrichten von neuen Büchern: Richard I ein Gedicht von Baronet-Burges. — Adams klassische Biographie. — Priestley's Untersuchung über die Begriffe der alten Hebräer von einem künftigen Leben. — Goldsmith's Verbrechen der Monarchen. — Uebersetzung der alten indischen Gesetze. — Einige Bemerkungen über den englischen Handel zu Anfange dieses Jahrs. — Kleine Anekdoten. — Menschenfreundlichkeit eines Geistlichen gegen zwei unglückliche Mädchen. — Entdeckung eines Diebstahls durch Wein. —

geſtellt wurde. Timocrat hatte die jüngſten und ſchönſten Figuren hierzu gebraucht, welche er zu Corinth und aus dem ganzen Griechenlande hatte zuſammenbringen können. Unter den Tänzerinnen war eine, welche dazu gemacht ſchien, dasjenige, was der gute Plato in etlichen Monaten an dem Gemüthe des Tyrannen gearbeitet, in etlichen Augenblicken zu zerſtören. Sie ſtellte unter den Perſonen des Tanzes die Wolluſt vor; und würklich paßten ihre Figur, ihre Geſichtsbildung, ihre Blicke, ihr Lächeln, alles ſo vollkommen zu dieſer Rolle, daß das anacreontiſche Beywort Wolluſtathmend ausdrücklich für ſie gemacht zu ſeyn ſchien. Jederman war von der ſchönen Bacchidion bezaubert; aber niemand war es ſo ſehr als Dionys. Er dachte nicht einmal daran, der Wolluſt, welche eine ſo verführiſche Geſtalt angenommen hatte, um ſeine erkaltete Zuneigung zu ihr wieder anzufeuren, Widerſtand zu thun; kaum daß er noch ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt behielt, um von demjenigen was in ihm vorgieng nicht allzudeutliche Würkungen ſehen zu laſſen. Denn er getraute ſich noch nicht, wieder gänzlich Dionyſius zu ſeyn, ob ihm gleich von Zeit zu Zeit kleine Züge entwiſchten, welche dem beobachtenden Dion bewieſen, daß er nur noch durch einen Reſt von Scham, dem letzten Seufzer der erſterbenden Tugend, zurückgehalten werde. Timocrat triumphierte in ſich ſelbſt; ſeine Abſicht war erreicht; die allzureitzende Bacchidion bemächtigte ſich der Begierde, des Geſchmacks und ſo gar des Herzens des Tyrannen: Und da er den Timocrat zum Unterhändler

ſeiner

Großer Brod-Bottich. — Listiger Diebstahl. — Vermessener Streich eines Kirchenräubers. — Unglück durch Mausefallen. — Rettung eines von Hunger, Kälte und Furcht fast verzweifelnden Knaben von einem vom Strande in die See geschwemmten Schiffe. — Wette. — Kleinere Nachrichten. Folgen der neuen Papiertaxe. — Perkins metallne Stäbchen. — Braune Brodbeckerei. — Verbreitung der Chemie unter den niedern Ständen. — Anderson und Johnsons Sammlung englischer Dichter. — Wakefield's griechisch-englisches Wörterbuch. — Nesbitt's Werk über die Diät. — Frauenzimmer Bücher einer Mutter an ihre Tochter in der Erziehungsanstalt. — D. Denman's Anführung zur Hebammenkunst; dessen Kupfer den Polypus in der Gebärmutter vortrefflich. — Compers Gedichte. — Wheeley's Abhandlung über den bösartigen Saamenfluß bei Mannspersonen. — Miß Hannah More's Herausgabe ihrer Werke. — W. G. Irelands Balladen. — Maclaurins Infinitesimal-Rechnung. — F. H. Naylers Geschichte der Schweiz. — Bichenes Werk: das Geschick des Teutschen Reichs. — Rowe's Werk über das englische Cubikmaaß. — Encyclopaedia of wit — Vereinigung mehrerer englischen Mahler, Kupferstecher und Gelehrten, die Schönheiten ihres Vaterlandes zu schildern. — Neue Romane. — Verbessertes Brennmaterial. — Geschwinde Verwandlung hammerbaren Eisens oder Eisenerz in Gußstahl. — Künstliche Aerme und Füße. — Neue Kupferstiche: — Graf St. Vincent — Der Drescher und der Säer. — Politische Kannengießer im Bierhaus und fleißige Bauersleute. — Caleb und seine Töchter Achsah. — Venus auf Mars Bette schlafend. — Genaue Ansicht des Thors vom Collegium Christ. in Oxford. — Büste von Bonaparte. Flaxmanns Büste von Washington.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
in Tübingen.

VIII. Niemann Blätter für Polizei und Kultur. 2s und 3s Heft 1801 sind erschienen und enthalten:

Zweites Heft.

Dännemark. Blick auf die neueren Polizeigesetze —

Kierulfs Sammlung zur älteren Geſchichte des Zunftweſens — Aufforderung zu Officialberichten vom Armeweſen — Erlaubnis, ſich der Orgel bei allem Kirchengeſange zu bedienen — allgemeine Volkszählung in Dännemark und Norwegen — erſte Verordnung wegen Aufhebung der Kirchenbegräbniſſe — Abhandlung über die Beſtandtheile des Gaſſenkoths — Frankenau's Handbuch der Geſundheitspolizei.

Quarantänenanſtalten. Anmerkungen über ihre Beſchaffenheit, von Prof. Wollſtein — Warnungen vor allzugroßer Sicherheit in Betref der Cadixer ſpaniſchen Peſt, von demſelben — Winke, wie die Verbreitung der Peſt von andern Ländern nach England zu verhuten, aus dem Engl. — Arthy's Geſundheitsanwald fur Seeleute wegen des gelben Fiebers.

Frankreich. Zuſtand der innern Polizei — Cretets Bericht über die Wegepolizei, ihre Verwaltung, Einkünfte und Aufwand — Arreté der Conſuln, die geſammte Polizei betreffend — Polizeipräfektur zu Paris — Arreté der Conſuln wegen Gewicht und Maaß — Chaptals Plan über die künftige Einrichtung der Lehranſtalten in der Republik — Aufnahme der Söhne Filangieri's ins Prytaneum — Sicard's Gedächtnisrede auf Charost Bethune — Inſtitut fur Blinde unter Hauy's Direktion — Deſſaris — Penchet — Willfährigkeit der Celebrten — vermiſchte Polizeinachrichten: nächtliche Sicherheit — Art der Beerdigung — Gaſſenbeleuchtung, Thoville's Verbeſſerung der Laternen — üble Laze der Fußgänger — franzöſiſcher Frachtwagen.

Anmerk. uber Suppenanſtalten, a. d. Engl.

Franz von Schrand Geſchichte der neueſten Peſten in Sirmien u. Oſtgallizien in den J. 1795 bis 83.

Bruchſtücke zur Gaſſenpolizei. Vortheile enger Gaſſen in den Städten des ſüdl. Europa — Schweine im Rangoon u. Raubvögel in Charlestown beſorgen die Gaſſenreinigung.

Schlesw. Holſt. Chronik 1801. Anm. 2.

Nikmer Nörden Flor, der Föhringer, ein Beiſpiel der Erfindſamkeit und Entſchloſſenheit in Gefahr — Alſen; vortreffliche Wege, Wild, Fiſcherei, Obſtbau, Naturſchönheiten der Inſel — Allgemeine Ueberſicht der im J. 1800 durch den ſchlesw. holſt. Kanal getriebenen Schiffahrt — Ueberſicht der Kanalſchiffahrt ſeit der Eröfnung 1784 bis 1800 — Kirchen- und Schul-

wesen — Verbesserung der Gefängnisse in den Herzogthümern — Postordnung — holsteinisches Idiotikon.

Drittes Heft.

Dännemark: Feuerthürme — Frankenau über die Kopenhagener Pest im J. 1711 — Oerstedt über das Druckfreiheitsgesetz — Beatrups ökonom. Topographien von Seeland — Maßmanns Schreiben über die Kopenhagener Sonntagsschulen.

Vergleichung der neuen preußischen Extrapostverordnung mit den frühern schleswig-holsteinischen.

Fragmente zur Kornpolizei: Peuchet über Freiheit oder Sperre des Getraidehandels und den Nutzen öffentlicher Verhandlungen darüber — Uebersicht der wichtigeren Schriften der Franzosen, Italiener, Deutschen und Engländer über die Getraidegesetzgebung und der verschiedenen Systeme — jetzige Theurung in England — Anzeige der zahlreichen über ihre Ursachen und Gegenmittel herausgekomm. Flugschriften.

Ueber den Dienst, welchen die Turkey Bazarde in Charlestown der Gassenpolizei leisten sollen. Berichtigung zum ver. St. v. Oberst von Ewald.

Schlesw. Holst. Chronik. 1801. Num. 3.

Buchdruckereien, Buchhandlungen, Zeitungen, Journale, Intelligenz- und Wochenblätter in beiden Herzogthümern, zur Berichtigung einer Nachricht im Journ. gen. de la litt. étrangere N. 2. — Flugblätter fürs Volk auf der Insel Föhr — Schulfonds — Makne, Schulbüchersammlung — Fragen wegen einiger von Christian IV der Stadt Glückstadt ertheilten Privilegien — Zuruf an Freunde der Ordnung und des Rechts — Polizeigesetzgebung — Kiel, Kirchenliste von 1800 — Grömitz im Wagerlande — Altona — Flensburg — Oldesloe — Schlesw. holst. Kirchenliste von 1800, nebst zwei Tabellen und Bemerkungen — Zur Landeskunde — Literarische Nachrichten.

Tübingen, am 4 März 1801.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

IX. Fernere Nachricht, die vierte Sammlung von 100 Bogen neuer Claviers und Singmuſic für Friedrichsd'or betreffend.

Zur erſten Sammlung von 100 Bögen ſind den Pränumeranten im Jahr 1798 geliefert worden.

Bogenzahl.		Ladenpreis.
2	Berwald Polonoiſen	8 gr.
1	Buonaparte 2ter und 3ter Marſch	4 gr.
1½	Hopsangloiſen, 8.	6 gr.
2	Favorittänze fürs Clavier	8 gr.
3	Gelinek Variations	8 gr.
2	Himmel-, Geburtstags- und Wiegenlied	8 gr.
1	Huldigungslied	4 gr.
36	Journal des Theatergeſangs 1—9tes Heft	3 thlr. 18 gr.
2	Stimmen zur Ouverture aus Oedipe und Palmira	8 gr.
9	Lorenz Sinna	2 thlr. —
4	— Ode an die Nachtigall	8 gr.
1	Müller Rolen	4 gr.
4	Mozart nachgelaſſene Lieder	16 gr.
3½	— Ouverture Idomeneo	8 gr.
13	Musbeck 6 Sonatines	2 thlr. 16 gr.
16	Preils Unterhaltungen	2 thlr. 16 gr.

Zur zweiten Sammlung von 100 Bogen zum Jahre 1799 ſind geliefert worden.

Bogenzahl		Ladenpreis.
1	Arne, Engliſch Volkslied, Rule Britannia, mit Parodie auf Preuſens Regenten	4 gr.
3½	Baumer, Thema varié avec Flute et Violon ad libitum	16 gr.
9	Belling, Kantor zu Stolpe, muſikaliſche Verſuche, eine Liedersammlung	2 thlr. —
13½	— Prediger und Rector zu Neuſtadt, Herrha und Hildegard,	

Bogenzahl		Ladenpreis.
	Ballade, durchaus componirt	1thlr. 16gr.
3	Ecossaisen, 20	10 gr.
6	Hayd'n Sonata av. V. et B.	18 gr.
22	Journal des Theatergesangs 10—12 Heft	1 thlr. 6 gr.
24	— Neues, dito, 1 —6 Heft,	2 thlr. 12 gr.
	Hierin der Beschluß vom Opferfest und Matrosen, aus Arur einige noch ungedruckte Arien, so auch aus dem Dorfbarbier, den beiden Antons und der Zauberzitter, nebst 9 ausgesuchte Arien und Ouverture aus Hayd'n Roland	
9	Lorenz, Eginhard und Emma, Ballade, durchaus componirt	1 thlr. 4 gr.
8	Procht, die Kindesmörderin, Ballade von Schiller, durchaus componirt	1 thlr.
5	— Sonata avec Violon oblige, et Basso ad libitum	12 gr.
6	Salieri, Favoritgesänge aus dem Jahrmarkt zu Venedig	18 gr.

Zur dritten Sammlung von 100 Bogen im Jahr 1800 sind geliefert worden.

Bogenzahl		Ladenpreis.
4	Blumenkranz, dem neuen Jahrhundert gewidmet, enthält 4 Lieder von Reichardt, 5 von Seidel, 3 von Verschiedenen	16 gr.
5	Collection des marches et pas de manoeuvres de l'armee nationale, von Gossec, Jadin, Catel, Ozi u. a. m.	16 gr.
6	Domenico della Maria, Arie, Romanze und Duett aus dem Gefangenen	20 gr.
27	Hayd'n, die Schöpfung, Oratorium, Ouverture, die meisten Gesänge und einige Chöre, zu-	

Bogenzahl		Ladenpreis.
	kaufmen 2 thlr. 8 gr. in einzelnen Preisen	3 thlr. 18 gr.
7	Hayd n Sonate a 4 mains	1 thlr. 8 gr.
4	Hayden, von, Kolegartens Hymne, dem Unbekannten in einer Sommernacht	16 gr.
12	Journal, Neues, des deutschen Theatergesangs, 7, 8tes und 9tes Heft, zusammen 1 thlr. 6 gr. in einzelnen Preisen	1 thlr. 20 gr.
	Enthalten: Die Ouverture und Introitation aus den zwei Schwestern von Prag, 2 Arien aus den gebesserten Eifersuchtigen, eine Arie aus Orlando paladino	
4	Müller grande Sonate ou Caprice	12 gr.
6½	Paesiello, der Barbier von Sevilien, Oper, erster Act, mit Ouverture	1 thlr. 6 gr.
6	Steibelt VII Valses choisies avec la Tambourine	16 gr.
1	Flöten- und Violinstimme zur Ouverture aus den zwei Schwestern zu Prag	4 gr.
2	Vogler, Marsch, Romanze, Chor und Ballet aus Hermann von Unna	8 gr.
4	Wessely, Variations sur l'air: contre les Chagrins (Ueber die Beschwerden)	12 gr.
3	Zwölf neue, verschiedene Tänze	10 gr.
300½	Bogen.	39. thlr. —

Diese 300 Bogen kosten den Pränumeranten, den Friedrichsd'or zum höchsten Cours gerechnet, 16 Thlr. 12 gr., da andere Käufer 39 Thlr. dafür zahlen, und diejenigen, welche manches einzeln kaufen, sie noch viel höher bezahlen müssen. Es scheint auch, daß die Vortheile immer mehr einleuchten, indem noch immer neue Pränumeranten hinzutreten. Unter folgenden Bedingungen wird denn auch diese Sammlung für das Jahr 1802 angekündigt.

1. Man zahlt 1 Friedrichsd'or voraus, Auswärtige senden solche franko ein, und legen noch 8 gr. pro Emballage ein.
2. Ohngefähr alle 3 bis 4 Monate wird das Fertige versandt.
3. Man kann nur in Berlin in der Reßstabschen Musikhandlung pränumeriren, und nicht in denen Musikhandlungen, wo sonst meine Sachen zu haben sind.
4. Wenn sich aber außer diesen noch sonst jemand, als Claviermeister, Kaufleute, Musikliebhaber mit Colligiren befassen wollen, und ich sonst nicht mit ihnen in Commissions-Rechnung wegen Musikalien stehe, so gebe ich ihnen auf 4 Exemplar das 5te bar, und auf 20 das 21te ganz frei; auch dürfen alsdenn auf 5 Exemplar überhaupt nur 16 gr. und auf 20 Exemplare 1 thlr. pro Emballage eingesandt werden. Gelder und Briefe müssen aber in allen Fällen postfrei seyn.

Der Plan der Musikalien bleibt derselbe, nur findet der Verleger nöthig anzuzeigen, daß er seine Musikdruckerey nunmehro zum drittenmale mit neuen Typen versehen hat, womit diese Musikalien gedruckt werden.

NB. Wer auf die 3te Sammlung von 100 Bogen pränumerirt, der kann nach Belieben auch noch die drei ersten jede für 1 Friedrichsd'or haben.

Berlin, den 1sten Febr. 1801.

Der Musikhändler Reßstab.

X. Unter dem Titel: **Schöpfköpfe**, ist eine neue Schrift in allen Buchhandlungen für 1 thlr. 4 gr. zu haben.

Der Verfasser geißelt mit einer ganz eignen Laune eine Menge bestehender Thorheiten und hält dem Egoismus und der falschen Aufklärung am Grabe des Jahrhunderts gleichsam eine satyrische Standrede.

Die Erscheinung dieses Produkts verdient um so mehr Aufmerksamkeit, als wahre und anständige Satyre unter die seltnen Erscheinungen gehört.

Innhalt:

1) Die Aufgeklärten.
2) Der Mörder seines Kindes.
3) Die Schlittenfahrt.
4) Der Reformator
5) Fridwulf der Mächer und Retter.
6) Zunftwesen und Handwerksgebräuche.
7) Das neue Gesangbuch.
8) Wäre es nicht rathsamer Alles beym Alten zu lassen?
9) Zuruf der Menschen an das Glück

Der Verleger.

XI. Neue Bücher, welche bey J. H. Schubothe in Copenhagen erschienen.

Christiani, C. J. R., Beiträge zur Veredlung der Menschheit. 2 Bde. Neue verbesserte Auflage, gebeftet. 8. Copenhagen 1800. bei Schubothe. 3 thlr.

Hamburg, Andr., über den Werth der verschiedenen Beweggründe zur Tugend. Ein philos. Versuch. Aus dem Dänischen mit Verb. vom Verfasser. Neue Ausgabe. 8. Copenhagen 1800. bei Schubothe. 10 gr.

Nabbeks, K. L., moralische Erzählungen. Gesammelt und übersetzt von L. F. Sande. 1r Theil. m. K. 8. Copenhagen 1800. Schubothe. 1 thlr. 6 gr. (der 2te Theil erscheint zur J. M.

v. Rehfinder, J., Abul Casem Mubamed. Ein Beitrag zur politischen Menschengeschichte. 8. Copenhagen 1800. Schubothe. 7 gr.

Riegels, N. D., Philosophia animalium fasc. II. 8. Havniae 1800. Schubothe. 5 gr.

Rhode, Ulr. Andr., de veterum Poetarum sapientia gnomica Haebraeorum in primis et Graecorum. 8. Havniae 1800. Schubothe. 1 thlr. 8 gr. Schrpp. 1 thlr. 16 gr.

Tielemanns, J. M., dänisches Lesebuch für Deutsche nebst einer voraus geschickten kurzen dänischen Sprachlehre. 8. Copenhagen 1800. Schubothe. 12 gr.

Rodes, Dr. J. C., die Erscheinungen, ein Lustspiel in 4 Aufzügen. 8. Copenhagen 1800. 9 gr.

Desselben moralische Erzählungen. 1r Th. 8. Ebend. 9 gr.

Venturini, H. C., die Religion der Vernunft und des Herzens; eine berichtigte Darstellung der Ideen zur

Philosophie über die Religion, 2r und lezter Theil. 8. Copenhagen 1800. Schubothe. 1 thlr. (de.de Theile 2 thlr.)

XII.

Physisch-Medicinisches

Journal

nach

D. Bradley und D. Willich

für

Deutschland bearbeitet und mit Originalbeiträgen vermehrt von D. Karl Gottlob Kühn. Mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern.

Mit dem 12ten Hefte ist so eben der erste Jahrgang dieses reichhaltigen, dem denkenden Arzte und Wundarzte gewidmeten, in seiner Art einzigen Journals von dem berühmten Herausgeber geschlossen worden. Zum Grunde liegt das in Grosbritannien mit ungetheiltem Beifalle aufgenommene Medical and Physical Journal, neben welchem auch andre englische, die Heilkunde betreffende Zeitschriften, so wie manche Originalwerke der geschätztesten englischen Aerzte benuzt worden sind. Das Physisch-medicinische Journal umfaßt die gesamte theoretische und praktische Heilkunde und die Hülfswissenschaften derselben, doch so, daß der praktische Arzt darin vorzüglich Befriedigung finden wird. Außer größern Aufsätzen des mannichfachsten Inhalts liefert es, in kürzern Notizen, die interessantesten Neuigkeiten des Tages, und zu Ende eines jeden Heftes ausgewählte literarische Nachrichten. Einen stehenden Artikel macht die fortgesezte Geschichte der Kuhpocken aus, die allein die Aufmerksamkeit des medizinischen Publikums erregen wird. Die Verlagshandlung hat nichts gespart, um dieser Zeitschrift, durch Beifügung eben so vieler, zum Theil illuminirter Kupferstiche, als im englischen Original befindlich sind, einen bleibenden Werth zu sichern. Der Preis für 12 Hefte mit Kupfern ist 5 Thlr. sächs. oder 9 fl. rheinl. Der erste Heft des zweiten Jahrgangs erscheint noch vor Ende Januars.

Sommersche Buchhandlung.

---

seiner Leidenschaft, welche er eine Zeitlang geheim halten wollte, nöthig hatte, so war Timocrat von diesem Augenblick an wieder der nächste an seinem Herzen. Der weise Plato bedaurte zu spät, daß er zu viel Nachsicht gegen den Hang dieses Prinzen nach Ergötzungen getragen hatte; er fühlte nur gar zu wol, daß die Gewalt seiner metaphysischen Bezauberungen durch eine stärkere Zaubermacht aufgelößt worden sey, und fieng an, um sich nicht ohne Nutzen beschwerlich zu machen, den Hof seltner zu besuchen. Dion gieng weiter: Er unterstund sich, dem Dionys wegen seines geheimen Verständnisses mit der schönen Bacchidion, Vorwürfe zu machen, und ihn seiner Verbindlichkeiten mit einem Ernst zu erinnern, den der Tyrann nicht mehr ertragen konnte. Dionys sprach im Ton eines asiatischen Despoten, und Dion antwortete wie ein Mißvergnügter, der sich stark genug fühlt, den Drohungen eines übermüthigen Tyrannen Trotz zu bieten. Philistus hielt den Dionys zurück, der im Begriff war alles zu wagen, indem er seiner Wuth den Zügel schiessen lassen wollte. Allein in den Umständen worinn man mit dem beleidigten Dion war, mußte ein schleuniger Entschluß gefaßt werden. Dion verschwand auf einmal, und erst nach einigen Tagen machte Dionys bekannt: Daß ein gefährliches Complot gegen seine Person, und die Ruhe des Staats, woran Dion in geheim gearbeitet, ihn genöthiget hätte, denselben auf einige Zeit aus Sicilien zu entfernen. Es bestätigte sich würklich, daß Dion in der Nacht unvermuthet in Verhaft genommen, zu Schiffe gebracht und in Ita-

lien

Neuer
Teutſcher Merkur.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Fünftes Stück. 1801.

Weimar.
Gedruckt und verlegt bey den Gebr. Vödike.

Inhalt.

I. Gedichte.

1. An das hingeschiedene Jahrhundert. Frühlingslied von Hinsberg. 3
2. Inschriften von Gleim. 7
3. Ewige Jugend von Freudentheil. Leonore, von Ebendemf. 9
4. Rückkehr in meine Hütte, nach Carnot, von Leon. 12
5. Prolog zur neuen Ausgabe der Hellodora. 14

II. Künste. Ueber zwei italienische Landschaften von Gmelin. Von Häfeli. 26

III. Denkmal der Wahrheit auf Lavater. Von K. Ludw. von Haller. (Fortsetzung.) 30

IV a. Andenken an den Freiherrn Karl Emil von der Lühe, von L. 48

IV b. Auszüge aus Briefen.

1. Rom. Hirt, aus Rom. Werk über die Obelisken. Canova's neueste Bildhauerarbeiten. 54
2. Aus Paris. Verzeichniß der merkwürdigsten Teutschen, die sich jetzt in Paris aufhalten. 61
3. Aus Zürich. Lavater. Tobler. Zustand der Künste daselbst. 65
4. Aus Kalisch in Südpreussen. Nachricht vom dortigen Cadettenunstitut. 68
5. Aus Wien. Ueber Mahmud II. 78
6. Aus Triest. Ueber Hornemanns Schicksale in Afrika. 78

V. Attisches Museum. 79

Nachricht.

Auf den Neuen Teutſchen Merkur kann man ſich abonniren:

a) bey allen löbl. Poſtämtern in und auſſer Teutſchland, für welche das Kaiſerl. Reichs-Oberpoſtamt zu Erfurt die Hauptcommiſſion hat.

b) bey dem Kaiſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

c) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoirs.

d) in allen ſolchen Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Verſendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg beſorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken koſtet in Weimar 3 Rthlr. ſächſiſch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir erſuchen alle Leſer ſich mit ihren Aufträgen an eine der vorſtehenden Addreſſen oder an uns ſelbſt zu wenden. Aeltere Jahrgänge ſind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelaſſen.

Literariſche und Kunſt-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unſerer Adreſſe erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

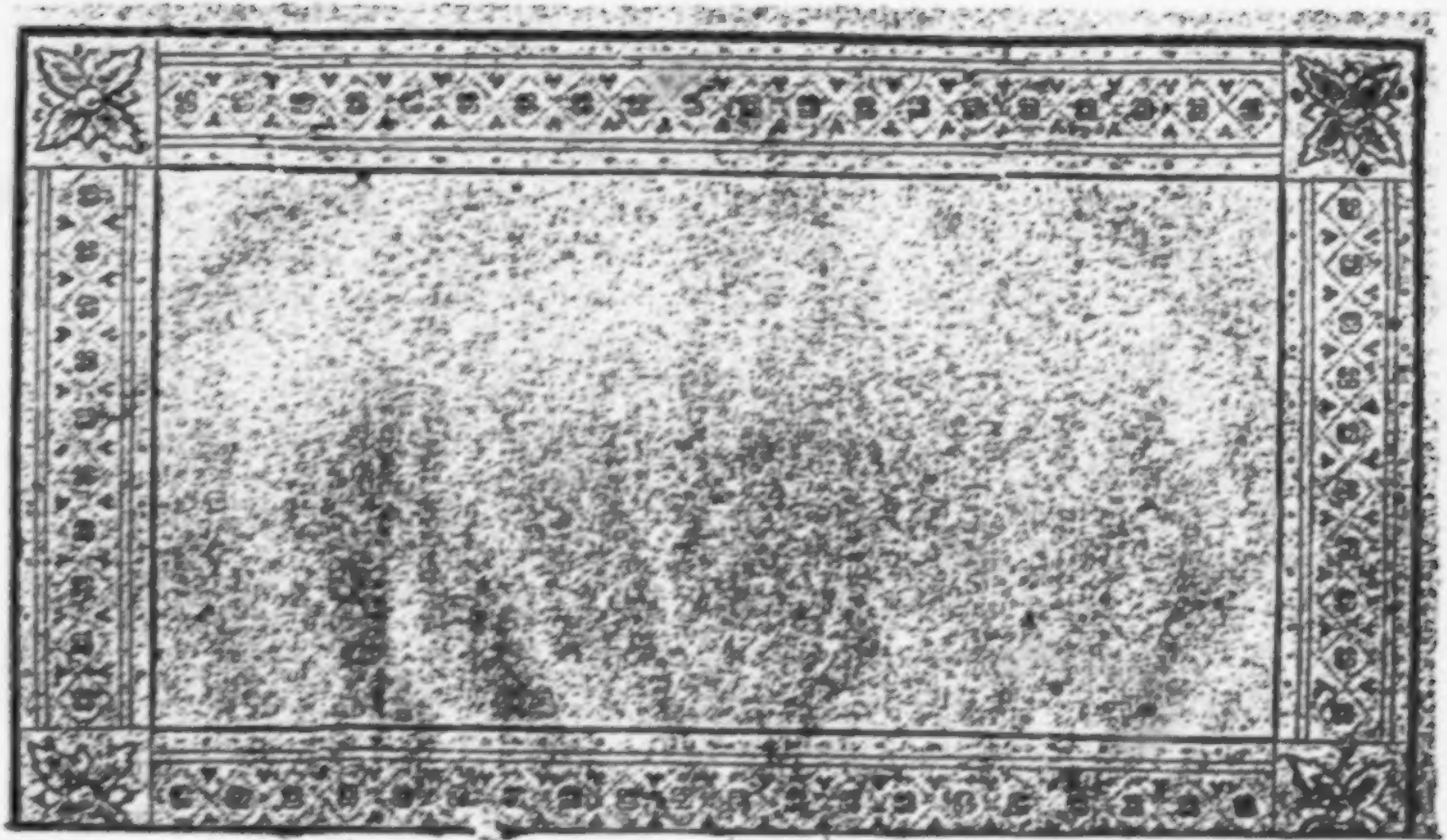

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahre 1801.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweiter Band.

Weimar 1801.

Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädike

Univ. Bibl.
München

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai 1801.

I.

Gedichte.

1.

Stimme der Zeit *).

An das hingeſchiedne achtzehnte Jahrhundert.

(im Jänner 1801.)

Hinab, Jahrhundert, in die öden Räume
Der ewig ruhenden Vergangenheit!

*) Der edle Verfaſſer dieſer 2 Gedichte drückte ſich in einem Brief an den Herausgeber d. M. ſo aus: „Wenn die Apoſtroſe an das 19te Jahrhundert zu düſter iſt, ſo bitte ich es dem ſcheußlichen Uebermaaße von Elend und Tyrannei zuzuſchreiben, das in dieſer von gutherzigen Menſchen bewohnten Gegend, die auch Ihre Jugend blühen ſah, jedes Gefühl empören mußte. Gott lob, daß uns die Götter der Erde endlich

Wohin des Schickſals Hand die kurzen Träume
Der Sterblichen, und ihre Thaten ſtreut.

Zerronnen ſind mit die die herbſten Leiden,
Und ihre tauſend Stimmen ſind verhallt;
Zerronnen ſind auch manche Lebensfreuden,
Hinabgeſchwemmt von deines Stroms Gewalt.

Vom Himmel ſchien dein Genius zu ſtammen,
Verklärt von Tugend, Freiheit, Menſchenrecht;
Ein Licht von Gott ſchien um ihn her zu ſtammen,
Schien zu veredeln, Menſchheit, dein Geſchlecht.

Es war kein Morgenroth, was ihn verklärte,
Weh' uns! es war nur kalte Nordlichtspracht;
Das Licht verſchwand, und doppelt ſchrecklich kehrte
Zurück der Knechtſchaft und des Laſters Nacht.

Er flog dahin; es troffen ſeine Schwingen
Von Menſchenblut, ihm heulten Seufzer nach;
Uns ließ er der Verzweiflung Händeringen,
Des Elends Thränen, und der Ketten Schmach.

Friede gegeben haben! Mag es auch ſonſt mit uns werden, wie es will. Niemand wird ſeyn, deſſen Herz nicht in lauten Jubel ausbrechen möchte, wenn die letzte Kokarde aus unſerm Geſichtskreiſe verſchwunden ſeyn wird. Dann gedeihen auch wieder die Arbeiten der Muſen!"

Im Schooß der Alpen, und am Seegeſtade,
Wo, Freiheit, dich die Tugend einſt gebar,
Lebt jetzt das Volk von fremder Dränger Gnade,
Und beut beſiegt dem Joch den Nacken dar.

Am alten Rheinſtrom', und am Donauſtrande
Bringt jeder Tag des bittern Jammers mehr;
Und jeder Tag macht ſchwerer unſre Bande,
Und ſchrecklicher ihr Klirren um uns her.

Verloren ſind der Väter Heldenwerke,
Zur Schande glänzt uns ihrer Zeiten Ruhm;
Mit dir, o Tugend, floh der Seele Stärke,
Die Freiheit floh, der Väter Eigenthum.

Es mögen Andre dich, Jahrhundert, preiſen,
Du biſt für uns nur der Verwünſchung werth;
Uns wäre glücklicher die Zeit von Eiſen,
Die rauhe Vorzeit uns zurückgekehrt.

Frühlingslied.

(im März 1801.)

Der holde Frühling kehret wieder,
Sein Hauch belebt den Halm der Flur;

lien ans Land geſetzt worden war. Um das angebliche Complot wahrſcheinlich zu machen, wurden verſchiedene Freunde Dions, und eine noch gröſſere Anzahl von Creaturen des Philiſtus, welche gegen dieſen Prinzen zu reden beſtochen waren, in Verhaft genommen. Man unterließ nichts, was ſeinem Proceß das Anſehen der genaueſten Beobachtung der Juſtiz-Formalitäten geben konnte; und nachdem er durch die Ausſage einer Menge von Zeugen überwieſen worden war, wurde ſeine Verbannung in ein förmliches Urtheil gebracht, und ihm bey Strafe des Lebens verboten, ohne beſondere Erlaubniß des Dionys, Sicilien wieder zu betreten. Dionys ſtellte ſich, als ob er dieſes Urtheil ungern und allein durch die Sorge für die Ruhe des Staats gezwungen unterzeichne; und um eine Probe zu geben, wie gern er eines Prinzen, den er allezeit beſonders hochgeſchätzt habe, ſchonen möchte, verwandelte er die Strafe der Confiſcation aller ſeiner Güter in eine bloſſe Zurückhaltung der Einkünfte von denſelben: Aber niemand ließ ſich durch dieſe Vorſpieglungen hintergehen, da man bald darauf erfuhr, daß er ſeine Schweſter, die Gemahlin des Dion, gezwungen habe, die Belohnung des unwürdigen Timocrat zu werden.

Plato ſpielte bey dieſer unerwarteten Cataſtrophe eine ſehr demüthigende Rolle. Dionys affectierte zwar noch immer, ein groſſer Bewunderer ſeiner Wiſſenſchaft und Beredſamkeit zu ſeyn; aber ſein Einfluß hatte ſo gänzlich aufgehört, daß ihm nicht einmal erlaubt war, die

Unſchuld

Er weckt im Hain der Liebe Lieder,
Und ſchmückt mit Blumen die Natur.

Laß feiern nach neun Trauerjahren
Uns, Frühling, deine Wiederkehr!
Sie ziehen heim, die Würgerſchaaren,
Das Blut der Brüder fließt nicht mehr.

Es ſproſſen Blumen, wo ſie liegen,
Auf ihren Gräbern graſ't das Wild;
Die Thränen unſers Harms verſiegen,
Uns iſt die Gottheit wieder mild.

Froh führet wieder zum Altare
Der Bräutigam die junge Braut;
Die Blume ſchmückt des Mädchens Haare,
Und Tanz und Freude jauchzen laut.

Bei froher Arbeit ſingt der Pflüger;
Ihm winkt der Aerndte Seegen ſchon;
Es raubt kein unbarmherz'ger Krieger
Ihm künftig ſeines Fleißes Lohn;

Ihm treibt nicht mehr vom eignen Heerde
Mit Weib und Kindern der Barbar,
Und wieder ſein gehört die Erde,
Die ſchon des Vaters Erbtheil war;

Ihn ſchleppt nicht mehr mit Roß und Wagen
Gewalt in ferne Länder hin;
Vergangen iſt die Zeit der Plagen,
Des Lebens Hoffnung wieder grün.

Zwar theuer kauften wir den Frieden;
Er löſt ein tauſendjährig Band,
Er hat von Brüdern uns geſchieden,
Und fremd gemacht ein teutſches Land.

Doch weicht nicht Alles dem Geſchicke,
Das zürnend uns mit Zwietracht ſchlug,
Durch Selbſtſucht blendend unſre Blicke,
Und durch des Eigenputzes Trug!

Laßt ſchützen uns die engern Gränzen
Mit beßrer Tugend, weiſerm Muth!
Dann wird die Zukunft ſie ergänzen:
Der Völker Loos iſt Ebb' und Fluth.

Gunzburg.

2.

Inſchriften.

Nach ſeinen ſchönſten Idealen
Sah die Natur den Mahler mahlen.

Der immer, wenn er mahlt, von ihrer Schönheit spricht.

Ich bitte, ſagte ſie, verſchönere mich nicht!

Unter dieſer Ehrenſäule
Liegt der Göttin Pallas Eule,
Der den Tod der Tod einer Freundin gab
Schabt von ihr das Gold nicht ab!
Amor grub mit einem Pfeile
Der Verſtorbenen das Grab.

Bei Betrachtung der von Schadow, dem Künſtler, gearbeiteten Bildſäule des Fürſten Leopold von Deſſau.

Das iſt er, hört ich einen Ruf,
Als Schöpfer Schadow dich erſchuf,
Dich alten teutſchen Fürſten! Dich!
Und ſah mich um, und grämte mich,
Daß du nur Stein warſt. Gieb ihm Leben.
O Zevs! rief ich, und laß
Vor ihm den Menſchenhaß,
Laß, laß ihn zittern und erbeben!

Gleim.

Ewige Jugend.

Wo prangt der Jugend Mutteran
Mit nimmer weichenden Strahlen?
An welcher Quelle füllt mit Thau
Uns Hebe goldene Schalen?
Wo ſchmückt ſich der Gefilde Schooß
Mit Blumen ewig wandellos?

Die Jungfrau ſchreitet ſtolz daher
Und lähmt der Zeit nicht die Flügel.
Bald glüht für ſie kein Jüngling mehr,
Bald ſtellt ihr ſtrafend der Spiegel
Verwelkte Wangen, graues Haar
Und Augen ſonder Schimmer dar.

Der Greis dort an der Krücke ſchwankt,
Wie Veſtris, vormals die Glieder,
Und mit Orlando's Stärke rang
Sein Arm die Feinde danieder.
Sein Auge, nun umflort von Nacht,
Flog glühend durch das Feld der Schlacht.

Seht ihr der Tugend Mutteran,
Das Land des Schönen und Guten?
Da tränkt uns Hebe mit dem Thau
Der nie verſiegenden Fluten.

Da grauet keine Dämmerung,
Da blühn die Blumen ewiglich.

O wohl dem Manne, der sie pflückt!
Er fühlt in sinkenden Tagen
Die Seele stark und hört entzückt
Die fromme Nachtigall schlagen.
Weht, Winde, seinen Staub dahin!
Ihm bleibt und lebt ein reiner Sinn.

Leonore.

Ein Hüttchen hatte Gustav schon
Für seine Braut erwählt.
Er träumte lieblich: „Um den Herd
Dürft sie, wenn Kilemele kehrt,
Dem Trauten anvermählt.

Da theilt sie gern an seiner Brust
Des Lebens Glück und Leid,
Und ihre fromme Thräne schmückt,
Wann holt sein Engel ihn entrückt,
Des Trauten Schlummerkleid."

Verschmähte Hütte! Gustav schaut
Dich nach des Tages Mühn.
Wer harrt bei deinem Pförtchen sein?

Wie wird von deines Heerdes Schein
Leonorens Wange glühn.

Mit ſüßen Worten raubte ſie
Ein fremder Jüngling dir:
„Ruh, Mägdlein, ruh' in meinem Arm!
In Gustavs Hütte wohnt der Harm;
Doch flieht er meine Thür.

Drei Pappeln ihnen hoch und ſchlank
Sich nachbarn an ſie;
Da ſey des Feierabends Ruh,
Um Park und Schloß beneidest du
Die Königin dort nie."

Wollt ihr das Hüttchen ſchaun, das ihr
Der fremde Jüngling gab?
An Agatha's Kapelle ſtehn
Drei Pappeln hoch und ſchlank. Sie wehn
Um Leonorens Grab.

Freudentheil.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20650 / 419

Rückkehr in meine Hütte.

Nach dem Französischen des Bürger Carnot *).

O Hütte! deren Wiedersehen
Das Auge mir mit Thränen näßt;
Die nichts, was Geist und Herz verschmähen,
Nur was sie reizt, mich finden läßt;
An deinem stillen Heerde thronet
Noch alte biedre Traulichkeit;
Dein niedres Halmendach bewohnet
Noch stets die Unschuld goldner Zeit.

*) Das ungemein naive und herzliche Original steht unter dem Artikel: Carnot in D. C. Posselts Europ. Annalen, Jahrg 1800. St. 3. S. 259 u. 260. Daselbst heißt es auch: Carnot habe dieß Lied eben damals verfaßt, als er den festen Vorsatz hatte, bei der nächsten Ziehung aus dem Direktorium zu treten, und sich auf sein kleines Pachtgut bei Montdidier zurückzuziehen. Um diese Zeit soll es auch in einem Theaterstücke zu Paris erschienen seyn; wobei aber nur wenige vertraute Freunde Carnots wußten, daß er der Verfasser dieser eingeschalteten Ariette sey. Wenigstens athmet darin eine sanfte und heitere, nur dem reinen Menschengefühle und der schönen Natur anhängliche Seele, die bei Ungerechtigkeit und Verfolgung, wie jedes verkannte große und edle Gemüth, ihren Trost und ihre Ruhe in einer holden ländlichen Einöde und in der Lauterkeit ihrer Gesinnungen findet.

Euch, ſtolze Wünſche, will ich meiden;
Euch ſcheint das zarte Grün der Flur.
Hier ſuch' ich keine andern Freuden,
Als die der Einfalt und Natur.
Komm, nimm mich auf in deine Mitte,
Du jugendliches Hirtenpaar!
Mit dir folg' ich der Schäferſitte,
Die unſrer Väter Zierde war.

Beim Klang von euern Feldſchallmeyen
Kehrt Fried' in meinen Buſen ein;
Bei euern kleinen Gaſtereien
Will ich vergnügt und glücklich ſeyn.
O Einfalt! du mein Wohlbehagen!
O du der Unſchuld ſüßes Glück!
Du giebſt in meinen alten Tagen
Noch meine Jugend mir zurück.

Wien.

Gottlieb Leon.

Prolog

zu der neuen Ausgabe der Heliodora *).

Der Schlummer bindet meine Augenlieder;
Die Hügelwand iſt mir das weiche Kiſſen,
Gewölbet über mir der weiße Flieder
Und Roſen, deren Knoſpen ſich erſchließen.
Ein friſcher Wind ſtreut Blüten auf mich nieder,
Die, bunt gemiſcht, die helle Luft durchfließen:
Da ſtrahlt es her von Föbos goldnen Thoren,
Und Müdigkeit und Schlummer ſind verloren.

Noch lag ich ſtill, und ſchaute, faſt verblendet,
Am Morgenthor das zitternde Gebilde;
Doch als ich kaum den trunknen Blick gewendet,
Erhob aus Nebelduft auf dem Gefilde
Sich eine Lichtgeſtalt. Ihr Auge ſendet
Mir einen Blick, voll Liebeswärm' und Milde;
Von ihren Armen ward ich dann umwunden,
Und froh entrückt in jene Weiheſtunden:

In jene Stunden, wo von Heliodoren
Ein liebes Bild der Dämmerung entwich;

*) Die im Laufe dieſes Jahres erſcheinen wird.

Unſchuld ſeines Freundes zu vertheidigen. Er wurde täglich zur Tafel eingeladen; aber nur, um mit eignen Ohren anzuhören, wie die Grundſätze ſeiner Philoſophie, die Tugend ſelbſt, und alles was einem geſunden Gemüth ehrwürdig iſt, zum Gegenſtand leichtſinniger Scherze gemacht wurden, welche ſehr oft den ächten Witz nicht weniger beleidigten als die Tugend. Und damit ihm alle Gelegenheit benommen würde, die widrigen Eindrücke, welche den Syracuſanern gegen den Dion beygebracht worden waren, wieder auszulöſchen, wurde ihm unter dem Schein einer beſondern Ehrenbezeugung eine Wache gegeben, welche ihn wie einen Staats-Gefangenen beobachtete und eingeſchloſſen hielt. Der Philoſoph hätte denjenigen Theil ſeiner Seele, welchem er ſeinen Sitz zwiſchen der Bruſt und dem Zwerchfell angewieſen, noch nicht ſo gänzlich gebändiget, daß ihn dieſes Betragen des Tyrannen nicht hätte erbittern ſollen. Er fieng an wie ein Freygeborner Athenienſer zu ſprechen, und verlangte ſeine Entlaſſung. Dionys ſtellte ſich über dieſes Begehren beſtürzt an, und ſchien alles anzuwenden, um einen ſo wichtigen Freund bey ſich zu behalten; er bot ihm ſo gar die erſte Stelle in ſeinem Reich, und, wenn Plutarch nicht zuviel geſagt hat, alle ſeine Schätze an, wofern er ſich verbindlich machen wollte, ihn niemals zu verlaſſen; aber die Bedingung, welche er hinzuſetzte, bewies, wie wenig er ſelbſt erwartete, daß ſeine Erbietungen angenommen werden würden. Denn er verlangte, daß er ihm ſeine Freundſchaft für den Dion aufopfern ſollte; und Plato

In jene Stunden, wo zu meinen Ohren
Der leiſe Ton der fremden Laute ſchlich.
Sey mir gegrüßt! Du warſt mir nicht verloren,
Denn noch umfängt mein Herz mit Liebe dich.
Sey mir gegrüßt nach kurzen Trennungstagen,
Und löſe ſchnell die ungeduld'gen Fragen.

„Kaum war ich ſchüchtern deinem Arm entflohen,
„Und fortgeriſſen von des Markts Gedränge,
„Da lauerten die Räuber ſchon, die Rohen,
„Und ſchleppten mich in ihre finſtern Gänge.
„Erfüllt von träger Habſucht, iſt dem hohen
„Gebot des Rechts die niedre Bruſt zu enge;
„Und dies Gebot, vor dem ſich Edle neigen,
„Sie ſchmähn es frech, weil die Gerichte ſchweigen.

„Doch traure nicht! Wo keine Räuber wohnen,
„Hat meine Fahrt ein heller Stern geleitet;
„Und von den Freunden, welche liebend ſchonen,
„Hat mancher gern den fremden Gaſt begleitet.“
So lebe fort in dieſen heitern Zonen!
Ich rief es laut, die Arme ausgebreitet:
Und, um der edlen Freunde werth zu ſcheinen,
Soll neue Lieb' und Sorge ſich vereinen.

Drum magſt du erſt in deiner Heimath weilen,
Noch durch der Bildung ſtrenge Schule gehn;
Wirſt mit Geſchwiſtern meine Liebe theilen,
Doch ſoll mein Auge wachend auf dich ſehn.

Und mögen, wenn du wieder mußt entteilen,
Von Räubern fern, die milde Lüfte wehn,
Und tausend neue Freunde dich begrüßen,
Die an der Alten schönen Band sich schließen.

II.

K ü n ſt e.

Ueber zwei Landſchaften von Gmelin.

Hic ver adsiduum, atque dierum mensibus aestas,
Bis gravidae pecudes, bis pomis utilis arbor.

Virg. Georg. II. 149. 150.

Hier iſt ewiger Lenz, und in fremden Monden der Sommer;
Zweimal tragendes Vieh, zweimal auch erfüllet der Obſtbaum.

Nach der Voſſiſchen Ueberſetzung.

Unter den neuern Werken teutſcher Kupferſtecherkunſt, welche den Verfertigern ſelbſt und ihrem Vaterlande zur größten Ehre gereichen, nehmen zwei

Blätter unſers Wilhelm Friedrich Gmelin mit Recht eine der erſten Stellen ein. Dieſer treffliche Künſtler, welcher allen ſeinen Landſchaften neben dem Werthe des Maleriſchen auch noch den der antiquariſchen Wichtigkeit zu geben bemüht iſt, hat die Zahl ſeiner Meiſterwerke mit zwei an Ort und Stelle von ihm ſelbſt aufgenommenen Anſichten des Lago Albano bei Rom und des Mare morto bei Neapel vermehrt. Dieſe beiden Stücke können ſich nicht nur in jeder Hinſicht mit den vorzüglichſten ſowohl in- als ausländiſchen Kunſtwerken dieſer Art meſſen, ſondern ſie übertreffen in Wahrheit bei weitem die meiſten derſelben. Kaum laſſen ſie dem Kenner wie dem Dilettanten etwas zu wünſchen übrig. Schon die Wahl des Standpunkts, aus welchem jene Gegenden gezeichnet ſind, verrathen den einſichtsvollen mit Ueberlegung wählenden Künſtler, dem es hier nicht blos um Vergnügung, ſondern auch um Belehrung, nicht blos darum zu thun war, den Liebhaber reizender Ausſichten zu ergötzen, ſondern auch den Alterthumsforſcher zu befriedigen, welchen jene Gegenden vornemlich wegen der merkwürdigen Ueberbleibſel der Vorwelt intereſſiren, die dort noch zerſtreut umher liegen und ſo oft ältern und neuern Dichtern Stoff zu bald lieblichen bald erhabenen Geſängen dargeboten haben. Dieſe ſtellen ſich denn auch auf beiden Blättern dem Auge des Betrachters in der Nähe und in der Ferne dar.

Was die Kunst anlangt, so kann man sagen, Hr. Gmelin habe fast das Unmögliche geleistet. In Ansehung der gemeinen sowohl als der Luft-Perspektive ist dem geübtesten Auge vollkommen Genüge gethan. Der Baumschlag ist locker, mit der angenehmsten Leichtigkeit und Ungezwungenheit ausgeführt, und, wo es die Natur erfordette, kraftvoll, auch den verschiedenen Arten von Bäumen und Sträuchern, welche vorgestellt werden sollten, durchaus angemessen. Die Behandlung der Luft ist meisterhaft, besonders bei dem zweiten Stück, wo die vielen dem Künstler sich entgegen stellenden Schwierigkeiten glücklich überwunden sind. Licht und Schatten sind mit der tiefsten Kenntniß vertheilt, und das Ganze hat eine so herrliche, dem Auge schmeichelnde Haltung, daß dieses mit Wollust darauf verweilt, und, sich dem genuß, vollen Eindruck überlassend, kaum seinen Blick davon abwenden kann. Kurz, diese schätzbaren Blätter hat Hr. Gmelin mit seinem schon an seinen frühern Arbeiten bewunderten Grabstichel so kräftig und doch so reich, so bestimmt und doch so verschmolzen, so fleißig und doch so malerisch, je nachdem die verschiedenen Gegenstände diese oder jene Behandlung erheischten, dargestellt, daß sie den schönsten Beweis geben, daß der Grabstichel mit Hülfe der Nadel, von der Hand des Genies geführt, bei Landschaften (Nachtstücke ausgenommen, für die sich die Aquatinta-Manier besser schickt) die größte Wirkung hervorzubringen vermag.

und der ſonſt gewöhnlich bemerkbaren Härte ſehr wohl auszuweichen weiß.

Ich gehe nun zur Anzeige der auf dieſen Blättern vorgeſtellten Merkwürdigkeiten über, um den Leſer dieſer Zeitſchrift, welcher es bis jetzt unterlaſſen haben ſollte, mit jenen Triumfſtücken des wackern Künſtlers, ſeine Sammlung zu ſchmücken, zu bewegen, ſich dieſen herrlichen Genuß nicht länger zu verſagen.

1.

Der See von Albano bei Rom.

Er iſt mit ſeinen Umgebungen von der Nordweſtſeite aufgenommen. Den Vorgrund macht der unweit des Geſtades hinlaufende Weg aus, geziert mit majeſtätiſchen Eichen, von denen die größte linker Hand das Blatt begrenzt. Neben derſelben, an ein Felſenſtück gelehnt, ſitzt ein Zeichner, im Begriff die erhabene Gegend auf ſein Papier zu zaubern. Ein alter Mann in Mönchskleidung, der einen beladenen Eſel vor ſich her treibt, bleibt bei ihm ſtehen und ſcheint ſich mit ihm wegen ſeiner Zeichnung zu unterhalten, auf welche er mit der rechten Hand deutet; und an dieſer Figur möchte ein Tadelluſtiger wohl nicht mit Unrecht etwas ſteifes, hölzernes auszuſetzen finden — der einzige Vorwurf, der dem Künſtler mit

Grunde gemacht werden kann. Die übrigen Figuren sind ungleich besser. Ein ländlicher Römer ist mit seinem jungen Weibe, das einen Säugling in ihren Armen hält, und einem Knaben, der mit einem erhaschten Vogel seinen Aeltern freudig nacheilt, auf dem Wege nach dem Castel Gandolfo zu begriffen. Ungefähr in der Mitte des Vorgrundes, weiter nach dem Seeufer hin, erhebt sich eine treffliche Gruppe von noch 5 oder 6 Eichen. Von der Abendsonne erhält die ganze Landschaft ihre unvergleichliche Beleuchtung.

Verfolgt man die Gegenstände weiter von der Linken zur Rechten, so erblickt man zuerst unten am See den berühmten Kanal Emissarius, der im J. R. 358 bei der Belagerung von Veji auf den Ausspruch des Delfischen Orakels angelegt ward *); er ist durch den Berg gehauen, anderthalb Miglien lang und liegt in einer Tiefe von 300 Palmen; das Wasser ergießt sich südlich über die Ebene in das Meer. Auf der Anhöhe ist das päbstliche Lustschloß Castel Gandolfo, wo ehemals Domizian, dessen Villa sich bis an das Ufer des Sees erstreckte, prächtige Seegefechte veranstaltete. Hinter demselben, mehr nach der rechten Seite, tritt Rom hervor, in vollem Glanze der Abendsonne, aber freilich der großen Entfernung we-

*) Liv. V. 16.

gen nur undeutlich. An der andern Seite des Amphitheaters liegt Rocca di Papa, das alte Forum Popilii, und noch jetzt Foro Popolo genannt; auf einer Anhöhe dabei stand eine Veste zur Vertheidigung gegen Feinde, und nahe davor nördlich stößt eine Ebene, wo Hannibal mit seiner Armee gelagert war, und die noch gegenwärtig mit dem Namen il campo di Annibale belegt wird. Palazzola endlich erscheint noch weiter rechts, wo das vom Ascanius *) erbaute und unter Tullus Hostilius **) bis auf den Tempel wieder zerstörte Alba longa lag. Den Horizont begrenzen die Berge von Viterbo, der schneereiche, dem Apollo geheiligte Soracte ***), die Sabiner Gebürge und der bei Palazzola liegende M. Cavo, vordem als Mons Albanus bekannt und berühmt durch die feriae latinae, welche auf demselben gefeiert wurden, wie durch den Tempel des Jupiter Laziales oder Laziaris, welchen

*) Virg. Aen. III. 389. VIII. 42. etc.

**) Liv. I. 33.

***) Horat. Od. I. 9.

Vides ut alta stet nive candidum
Soracte.

Virg. Aen. XI. 785.

Summa deum, sancti custos Soractis Apollo.

Und die Stelle beim Plin. hist. nat. VII. 2.

Tarquinius Superbus erbaute *). Rings um den See, an den Ufern desſelben, beſonders unterhalb Caſtel Gandolfo, ſind noch eine Menge Ueberbleibſel von Alterthümern zu ſehen, die zum Theil von Piraneſi in ſ. Antichità di Albano e di Caſtello abgebildet ſind.

Das Mare morte bei Neapel.

Hr. Gmelin ſtellt uns hier eine Gegend vor Augen, die trotz den mannigfaltigen Verheerungen, welche ihr durch erzürnte Vulkane und verſchlingende Erdbeben nach und nach bereitet worden ſind, noch jetzt unter die ſchönſten und angenehmſten der Erde gezählt werden kann. Hier an den Ufern des Mare morte ſehen wir einen Theil jener elyſiſchen Gefilde des glücklichen Kampaniens, welche den Alten, Dichtern und Geſchichtſchreibern, zu begeiſterten Schilderungen ſo reichliche Veranlaſſung gaben. Wem ſind ſie nicht bekannt aus den Geſängen eines Horaz und Virgil, welcher letztere den Aufenthalt um und in Neapel ſo ſehr geliebt hatte, daß Auguſtus ſelbſt die Aſche des göttlichen Sängers dadurch noch zu ehren glaubte, daß er ſie von Brundus dahin bringen ließ. Welcher Leſer der Alten

*) Liv. XXI. 63. XXII. 1.

kennt sie ferner nicht aus dem Juvenal, Martial, Silius Italicus, Publ. Papinius Statius, Florus, Seneca, Cicero, Plinius, Strabo, Polybius? Wer hat endlich des gefühlvollen Sannazars Gedichte voll Zartsinns und Erhabenheit gelesen, ohne begierig zu werden nach anschaulicher Kenntniß jener entzückenden Fluren? Die größten Männer Roms, zur Zeit der Republik und unter den Kaisern, wetteiferten mit einander in der Leidenschaft, einen Erdstrich, den die wohlthätigsten Gottheiten, Ceres, Bacchus und Venus bebaut hatten, mit prächtigen Landhäusern gleichsam zu besäen. Lucullus hatte deren drei an verschiedenen Orten *); und aus den Briefen des Cicero an den Atticus, wo er von seinen Puteolanis et Cumanis regnis spricht, weiß man, daß selbst der Stoiker sich nicht mit Einer Villa begnügte.

Wem das ungünstige Schicksal versagte, diese hochgepriesenen Stätten zu schauen, welche jene edlen Lieblinge Augusts in ihrem Schooße wiegten und sie zu Gesängen entflammten, die stets einen großen Theil des Lebensgenusses eines Mannes von gebilde-

*) Eines auf dem Vorgebirge Posilippo, ein anderes bei dem See Agnano, welchem der See selbst zum Fischbehälter diente; und das dritte am Vorgebirge Miseno.

tem Geſchmacke ausmachen, der wird wohl nicht die Gelegenheit vorbeigehen laſſen, durch den Anblick guter Abbildungen ſich einigermaßen ſchadlos zu halten. So trete er denn mit mir vor dieſes Blatt und überſehe das herrliche Amfitheater ſo mannigfaltiger Gegenſtände, welche eine Meiſterhand vor unſern Augen ausgebreitet hat.

Die Landſchaft iſt von der Nord-Oſtſeite gezeichnet und erhält ihre Beleuchtung von den Stralen der aufgehenden Morgenſonne, welche noch nicht völlig hinter den Gebirgen von Caſtellamare hervorgetreten iſt. Gewiß hat der Künſtler auch in dieſem Stück ſehr glücklich gewählt. Die feierliche Stille des anbrechenden Tages, das erhabene Schauſpiel der erwachenden Schöpfung, ſchickt ſich trefflich zu dem ganzen Lokale. Den Vorgrund beſchatten Pappeln, Mandelbäume, Hängebirken, Thränenweiden; vor allen aber ragt eine luftige Palme *) (Phoenix dactylifera, Lin.) hervor, von ausnehmender perſpektiviſcher Wirkung. Links erblickt man Ruinen, welche mehrere an einander ſtoßende nach dem See zu abwärts laufende Grotten bilden, die mit allerhand Geſträuch überwachſen ſind; wahrſcheinlich die Fortſetzung ganzer Straßen von Gräbern, welche ſich am Abhange der ſogenannten elyſäiſchen Felder längs dem Ufer

*) Ardua palma, Virg.

verſtund den Stillſchweigenden Sinn dieſer Zumuthung. Er beharrete alſo auf ſeiner Entlaſſung, und erhielt ſie endlich, nachdem er das Verſprechen von ſich gegeben hatte, daß er wieder kommen wolle, ſo bald der Krieg, welchen Dionys wieder Carthago anzufangen im Begriff war, geendigt ſeyn würde. Der Tyrann machte ſich eine groſſe Angelegenheit daraus, alle Welt zu überreden, daß ſie als die beſten Freunde von einander ſchieden; und Platons Ehrgeiz (wenn es anders erlaubt iſt, eine ſolche Leidenſchaft bey einem Philoſophen vorauszuſetzen) fand ſeine Rechnung zu gut dabey, als daß er ſich hätte bemühen ſollen, die Welt von dieſer Meynung zuheilen. Er gehe, ſagte er, nur Dion und Dionys wieder zu Freunden zu machen. Der Tyrann bezeugte ſich ſehr geneigt hierzu, und hob, zum Beweis ſeiner guten Geſinnung den Beſchlag auf, den er auf die Einkünfte Dions gelegt hatte. Plato hingegen machte ſich zum Bürgen für ſeinen Freund, daß er nichts widriges gegen Dionyſen unternehmen ſollte. Der Abſchied machte eine ſo traurige Scene, daß die Zuſchauer, (auſſer den wenigen, welche das Geſicht unter der Maske kannten) von der Gutherzigkeit des Prinzen ſehr gerührt wurden; er begleitete den Philoſophen bis an ſeine Galeern, erſtickte ihn faſt mit Umarmungen, netzte ſeine ehrwürdige Wangen mit Thränen, und ſah ihm ſo lange nach, bis er ihn aus den Augen verlohr: Und ſo kehrten beyde, mit gleich erleichtertem Herzen, Plato in ſeine geliebte Academie, und Dionys in die Arme ſeiner Tänzerin zurück.

Dieſer

befinden. Vor einer ſolchen Grotte ſitzt eine weibliche Figur, über ſich einen Mantel geſchlagen, und hält zwei kleine Kinder im Schooße; dies ſind die einzigen Figuren, mit denen die Landſchaft ſtaffirt iſt.

Wenn das Auge des Betrachters dieſes Blattes wieder wie bei dem vorhergehenden ſich von der Linken zur Rechten fortwendet, ſo erblickt es die Gegenſtände in folgender Ordnung.

Zuerſt die ſchon erwähnten Elyſäiſchen Felder. Nimmt man an, daß Homer die elyſiſche Flur in dieſer Gegend gedacht habe, ſo paßt wenigſtens die Beſchreibung, die er uns davon hinterlaſſen hat, auch jetzt noch auf dieſe zauberiſchen Gefilde:

Dort iſt kein Schnee, kein Winterorkan, kein gießender Regen;
Ewig weh'n die Geſäuſel des leiſeathmenden Weſtes,
Welche der Ozean ſendet, die Menſchen ſanft zu kühlen *).

Allein davon, daß man auch Virgils Elyſium **) hier zu ſuchen habe, kann natürlich gar nicht die Re-

*) Odyſſee IV. 566. nach der ältern Voſſiſchen Ueberſetzung.

**) Aen. VI. 633 et ſq.

de seyn, weil dieser sich hasselbe nicht auf, sondern unter der Erde dachte.

Hinter diesen liegt Bauli, wo, der Fabel nach, Herkules die dem Geryon geraubten Rinder untergebracht haben soll *). Nahe dabei, am Golf von Baja, zeigt man das Grabmal der auf Befehl ihres Sohnes Nero getödteten Agrippina **). Allein es ist bekannt, daß die ganze Ruine mehr das Ansehen eines Theaters als eines Grabmals hat. — Ferner die Leucogarischen Hügel, jetzt Solfatara genannt ***), merkwürdig wegen ihrer heißen Wasser und sonderbaren vulkanischen Erzeugnisse. Gerade vor sich erblickt man den Hafen von Miseno, wo eben Plinius der Aeltere mit der ihm untergebenen Flotte lag, als jener berüchtigte Ausbruch des Vesuvs am 24sten August 79 die Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä verschüttete und dem wißbegierigen Römer das Leben kostete ****). In dem nahegelegenen Meerbusen von Puteoli, jetzt

*) Daher dieser Ort beim Silius Italicus Herculeos Baulos heißt.

**) Tacit. Annal. XIV. 4.

***) Das forum Vulcani des Strabo. Plin. hist. nat. XXXV. 50.

****) Plin. epist. VI. 16 et 20, ad Tacit.

Puzzuolo, war es, wo Kaligula jene berühmte Schiffbrücke in einer Länge von 3600 Schritten bauen ließ, um über diesen Golf von Bajä bis Puteoli im Triumf zu Wagen ziehen zu können *). Den Ueberbleibseln des Puteolanischen Hafens ward in der Folge jene Benennung, Brücke des Kaligula, fälschlich beigelegt. Hierauf zeigt sich die von Sannazar besungene kleine Insel Miseba, und hinter dieser das Vorgebirge von Posilippo mit seinen reizenden Gestaden. Von diesem Feenlande, das sich eines ewigen Frühlings erfreut, sagt daher auch Sannazar: „es sey ein Stück vom Himmel, das auf die Erde gefallen **).“ Ueber jener berühmten Grotte, durch welche ein Weg läuft, der nach Puzzuolo führt, ist, dem Bericht des Grammatikers Aelius Donatus zufolge, das Grabmal des Virgils nebst ihm fand es auch Statius, ein gebohrner Neapolitaner, daselbst, und sagt von sich: daß er bei demselben Feuer für den Geist seiner Dichtkunst sammle ***). Nicht weit davon deckt bekanntlich ein anderes Grabmal Sannazars heilige Asche. Die-

*) Sueton. in vita Calig. 19.

**) Un pezzo di cielo caduto in terra.

***) . . . . . Maronei sedens in margine templi
Sumo animam ac magni tumulis accanto magistri.

se nachbarliche Lage beider Gräber gab dem Kardinal Bembo die Idee zu nachstehendem artigen Distichon:

Dat sacro cineri flores hic ille Maroni
Sincerus *) musa proximus ut tumulo.

In derselben Gegend, unfern einer Bucht, die den Namen Mare piano führt, lag die Villa des Vedius Pallio. Noch sind einige Rudera von dem Fischteiche vorhanden, wo er seinen Muränen verurtheilte Sklaven als Futter vorwerfen ließ. Weiterhin erscheinen die Ruinen von Torre del Greco, welcher Ort im Jahr 1794 von den Lavaströmen gänzlich verwüstet wurde. Rechter Hand endlich liegen die Ruinen der alten Stadt Misenum, am Fuße des Vorgebirges gleiches Namens, welches, wie man weiß, seine Benennung von dem Misenus, dem Trompetenbläser des Aeneas, welcher hier begraben seyn soll, erhalten hat **).

*) So nannte sich Sannazar in seinen Gedichten.

**) At pius Aeneas ingenti mole sepulcrum
Imponit, suaque arma viro, remumque tubamque
Monte sub aerio: qui nunc Misenus ab illo
Dicitur, aeternumque tenet per saecula nomen.

Virg. Aen. VI. 232-236.

Bemerkenswerth sind in der umliegenden Gegend die Ruinen eines Theaters und zweier Tempel, die Piscina mirabile und die Grotta Dragonara. Den Horizont begrenzen der Berg von Camaldoli, von wo man die herrlichste weitumfassendste Aussicht hat, und die Flegräischen Felder, alle Inseln und Seen des Neapolitanischen und Puzzulanischen Meerbusens übersieht; ferner die Apenninen, der dampfende Vesuv, die Gebirge von Castellamare, (wo vielleicht vordem das alte Stabiä lag) Vico, Sorrente und Massa.

Hiermit endige ich die Beschreibung dieser beiden preiswürdigen Kupferstiche und habe meinen Endzweck erreicht, wenn Sammler und Liebhaber der Kunst und Alterthümer durch dieselbe gereizt werden, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß das, was ich hier zum Ruhme derselben gesagt habe, keinesweges übertrieben ist, und wenn sie durch Anschaffung derselben den Künstler selbst wie den uneigennützigen Verleger ermuntern, in ihrem Eifer für die Ehre teutscher Kunst nach wie vor rühmlichst fortzufahren.

Beide Blätter sind im J. 1799 in der Kunsthandlung des um die Beförderung unserer vaterländischen Kunst hochverdienten Herrn Frauenholz in Nürnberg herausgekommen, und er hat beide dem Kurfürsten von Pfalzbaiern gewidmet. Sie kosten zusammen

nicht mehr als 2 Karolins oder 42 fl. Rhein., ein gewiß sehr mäßiger Preis. Abdrücke aus dem ersten Hundert werden mit 33 fl. und vor der Schrift mit 44 fl. bezahlt. Nebenbei erhält man noch beide Gegenden auf einem Blatt in bloßen Umrissen mit einer, wiewohl nur sehr flüchtigen Erklärung.

Häfeli.

III.

Denkmal der Wahrheit

auf

Johann Kaspar Lavater,

von

Karl Ludwig von Haller.

(Fortsetzung.)

Allein glänzender als in allen diesen theologischen Aeußerungen war Lavaters Verdienst als Seelsorger, und als Vorsteher einer aus mehr als 5000 Seelen bestehenden Christengemeinde. Da bewunderte man

seine Pflichttreue, seine Gewissenhaftigkeit, seinen lie bevollen Eifer, seine unerschöpfliche Thätigkeit. Er nannte sein Amt ein heiliges Amt, und hat es auch in diesem Geiste erfüllt. Zu seiner zahlreichen und kultivirten Gemeinde hatte er eine Liebe, der er alles aufzuopfern im Stande gewesen wäre, und er fuhr auch von ihr eine Gegenliebe, die sich während beinahe 40 Jahren ununterbrochen erhalten hat und noch nach seinem Tode fortdauert. Manchen vortheilhaften Ruf hat er wegen ihr ausgeschlagen; in Gefahren verließ er sie nie, und mit dem Tode auf der Brust hielt er noch wenige Monate vor seinem Hinscheiden eine so rührende letzte Anrede an dieselbe, daß alle Zuhörer dabei in Thränen zerflossen. Bei einer erstaunenswürdigen anderweitigen Geschäftigkeit wurde gleichwohl nicht die geringste Berufspflicht von ihm vernachlässiget. Im Kirchenrath bewunderte man sein richtiges Urtheil, viele schwierige Geschäfte wurden ihm übertragen, und wo immer Friede zu stiften, streitige Landleute zu vereinigen waren u. dgl. da wurde fast allemal Lavater dazu auserkohren. Als vor der Raubsucht oder der Dogmatik der Revolution, auch die Armen-Anstalten Gefahr liefen, zertrümmert zu werden, wußte Lavater blitzschnell, und zwar in einem Zeitpunkt, wo alles durch Schrecken gelähmt war, die Vorsteherschaft der Gemeinde zu organisiren und dadurch jenem Unglück zuvorzukommen. Ihm wurde noch zwei Jahre hernach das öffentliche Zeugniß gege-

ben, daß, wenn in dieser Kirchengemeinde etwas neues Nützliches eingeführt, altes Gute beibehalten, ihre gänzliche Auflösung behindert worden, solches allein dem vorleuchtenden Beispiel von Lavater zu verdanken sey, der alles mit seinem Muth und mit seiner Standhaftigkeit belebte *). Seine Predigten, die meist ex tempore oder aus der bloßen Analysis geholten wurden, waren nicht nur voll eindringender Herzlichkeit sowohl in Sprache als in der Modulazion der Stimme, sondern allemal nach den Zeitbedürfnissen auf moralische Zwecke gerichtet, und bei Fülle einer unaffektirten natürlichen Beredsamkeit unbeschadet, war gleichwohl in denselben ein durchdachter Zusammenhang und eine strenge, sogar in Rücksicht auf die Proporzion der Theile gezügelte Ordnung nicht zu verkennen. Was aber Lavater in dem weiten Kreise seiner Wirksamkeit den Dürftigen, den Kranken, den Leidenden und Sterbenden gewesen, das vermag keiner seiner Biografen zu beschreiben; aber geräuschlos und im Stillen werden ihm noch lange Zeit von Hohen und Niedrigen tausend Thränen des Danks und der Verehrung gezollt werden. Begegnete ein Unglück in der Stadt, so ward Lavater berufen, oder er eilte

*) S. Hirzels Anrede an die Petrinische Kirchengemeinde bei der Erwählung von Lavaters Nachfolger — in den Blümchen auf Lavaters Grab. Zürich 1801.

ſelbſt zum Troſt und zur Hülfe hin. Wußte einer ſich nicht mehr zu helfen, verzweifelte er an göttlichem und menſchlichem Schutze, ward er von Unruhen und Beſorgniſſen geängſtiget, ſo nahm er zu Lavater ſeine Zuflucht, der allemal Rath und Hülfe entweder ſelbſt gab oder ſonſt zu verſchaffen wußte. Ueberzeugt, daß der flüchtige oder bald vergeßne Jugend-Unterricht und die öffentlichen kirchlichen Zuſammenkünfte nicht hinreichen, die Menſchen in guten Geſinnungen und Entſchlüſſen zu ſtärken und feſt zu erhalten, ſchränkte Lavater den Zweck ſeines Berufs freilich nicht blos auf die buchſtäbliche Erfüllung ſeiner Amtspflichten ein, ſondern benutzte ſein ganzes Leben, alle ſeine freundſchaftlichen Verhältniſſe, um überall, wo ſich die Gelegenheit darbot, ein Lehrer und Beförderer des Guten zu ſeyn. Aber nur niedrige Bosheit, die an keine Reinheit des Herzens glaubt, kann das Zutrauen, das er nicht ſuchte, und das ihm gleichwohl von Tauſenden geſchenkt ward, weil ſeine Redlichkeit es verdiente, als ein Mittel darſtellen wollen, um ſich ſeiner Glaubenskinder zu bemächtigen, und ihnen ihre Geheimniſſe abzulocken, oder in das Innerſte ganzer Familien eingeweiht zu werden. Lavater war zu offen und gerade um die Menſchen durch dergleichen Mittel an ihn zu verſtricken und ſich ihnen unentbehrlich zu machen; er hatte nichts geheimes, nichts ſchwärmeriſches, nichts vor Gott oder vor menſchlichen Geſetzen unerlaubtes, was

er im Dunkeln zu befördern ſuchte, ſondern ſeine Liebe verfolgte gar keinen anderen Zweck, als unmittelbar denjenigen Gutes zu thun, die ihn mit ihrem Zutrauen beehrten. Als moraliſcher Seelenarzt (ein erhabener Beruf, der gewiß nicht ſo entbehrlich iſt) mußte er ja wohl auch die geheimen Gemüthskrankheiten kennen, und um z. B. in einer Familie Frieden zu ſtiften, wird der Seelſorger wohl in die Urſachen des Zwiſtes eingeweihet werden müſſen. Seinen Beſuchen aber, ſeinem belebenden und immer zu allem Guten ermunternden Umgang, ſeinen freundſchaftlichen immerhin mit eindringender Wärme gegebenen Räthen, Zuſprüchen und Ermahnungen, verdankte man, wie ſelbſt ſeine Feinde oder Scheinfreunde geſtehen, zahlloſe gute Entſchlüſſe, edle und gemeinnützige Thaten, Beiträge für geheime Dürftigkeit und verborgene Leiden, großherzige Ausſöhnungen, reichliche Hülfsleiſtungen an verkanntes darbendes Verdienſt u. ſ. w.; ihm iſt vielleicht großentheils die Erhaltung der Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit zuzuſchreiben, durch welche ſich die Stadt Zürich beſtändig vor ſo vielen andern ausgezeichnet hat, und zwar in einer Zeit, wo man ſonſt für überflüſſige oder verderbliche Dinge immer genug und für Ausgaben der Pflicht oder der Menſchlichkeit immer zu wenig beſitzt. Dabei hat ſich aber niemand je über Zudringlichkeit von Seiten Lavaters beſchwert, vielmehr hörte ich manche klagen, daß man ihn ſo ſelten und nie ungerufen

Dieſer Tyrann, deſſen natürliche Eitelkeit durch die Diſcurſe des athenienſiſchen Weiſen zu einer heftigen Ruhmbegierde aufgeſchwollen war, hatte ſich unter andern Schwachheiten in den Kopf geſetzt, für einen Gönner der Gelehrten, für einen Kenner, und ſo gar für einen der ſchönen Geiſter ſeiner Zeit gehalten zu werden. Er war ſehr bekümmert, daß Plato und Dion den Griechen, denen er vorzüglich zu gefallen begierig war, die gute Meynung wieder benehmen möchten, welche man von ihm zu faſſen angefangen hatte; und dieſe Furcht ſcheint einer von den ſtärkſten Beweggründen geweſen zu ſeyn, warum er den Plato bey ihrer Trennung mit ſo vieler Freundſchafft überhäuft hatte. Er ließ es nicht dabey bewenden. Philiſtus ſagte ihm, daß Griechenland eine Menge von ſpeculativen Müſſiggängern habe, welche ſo berühmt als Plato, und zum theil geſchickter ſeyen, einen Prinzen bey Tiſche oder in verlornen Augenblicken zu beluſtigen als dieſer Mann, der die Schwachheit habe ein lächerlich ehrwürdiges Mittelding zwiſchen einem egyptiſchen Prieſter, und einem Staatsmanne vorzuſtellen, und ſeine unverſtändlich-erhabene Grillen für Grundſätze, wornach die Welt regiert werden müſſe, auszugeben. Er bewies ihm mit den Beyſpielen ſeiner eigenen Vorfahren, daß ein Fürſt ſich den Ruhm eines unvergleichlichen Regenten nicht wolfeiler anſchaffen könne, als indem er Philoſophen und Poeten in ſeinen Schutz nehme; Leute, welche für die Ehre ſeine Tiſchgenoſſen zu ſeyn, oder für ein mäſſiges Gehalt, bereit ſeyen, alle ihre Talente ohne Maaß und

zu ſehen bekomme; niemand hatte ſich über Unbeſcheidenheit von ſeiner Seite zu beſchweren, und wenn er je etwas bekannt machte, was er durch Briefwechſel oder ſonſt vernommen hatte, ſo war es immer das Gute und nie das Böſe. Aus eben dieſem Pflichttrieb nach moraliſcher Wirkſamkeit, zumal in dem Kreiſe ſeiner Vaterſtadt, floſſen auch die verſchiedenen Erbauungsbücher, wo er die religiöſen Lehren und Pflichten für jedes Alter und jeden Stand kurz und eindringend zuſammenſtellte, und der Faſſungskraft derer, für die ſie beſtimmt waren, anzupaſſen ſuchte; Bücher, die vielleicht im Verborgenen mehr Gutes, als man glauben möchte, geſtiftet haben, die aus dem Geſichtspunkt ihres unmittelbaren Zweckes betrachtet werden müſſen, und die er drucken ließ, nicht um in der gelehrten Welt zu glänzen, noch um reichliche Honoraria zu erhalten, oder in Journalen gepriesen zu werden, ſondern um das, was von ihm gefodert wurde, und was die mündliche Lehre nicht ſo leicht noch ſo weit verbreiten konnte, zum Gebrauche derer, die es nöthig hatten, zu vervielfältigen. Aus den Sinnſprüchen, Denkblättern, kleinen Briefchen, Gedichten u. ſ. w., die man auch noch gar zum Gegenſtand des Spottes nehmen zu müſſen glaubte, hat ſich endlich gewiß niemand weniger als Lavater ein Verdienſt gemacht. Er drang ſie niemanden auf und gab ſie niemanden als denen, die ihn darum als ein Zeichen ſeines Andenkens erſuchten; denn dafür wußte er

zu ſtreng mit der köſtlichen Zeit Haus zu halten. Uebrigens enthielten ſie keine Schmeicheleien, keine Oden und Lobgedichte, wodurch er Penſionen oder Gratifikazionen zu erſchleichen, keine Orakelſprüche mit myſteriöſen Formeln, wodurch er ſich das Anſehen eines Weiſen zu geben, keine giftigen oder ſpöttiſchen Epigramme, wodurch er die müßige Welt zu beluſtigen, oder wie etwa die Franzöſiſchen Schöngeiſter, an die Tafel der Großen gezogen zu werden ſuchte; ſeine flüchtige wie ſeine durchdachtere Muſe war immer nur der ernſten Pflicht gewidmet. Es wird zwar niemand jene, wiewohl unſchuldige und Lavatern eigene Gewohnheit als eine vorzügliche Eigenſchaft zur Nachahmung aufſtellen wollen, diejenigen allein mögen ſie befolgen, die das Talent dazu haben, und denen ihre Lage und Verhältniſſe ſie, wie Lavatern, zur Nothwendigkeit machen; aber es iſt wahrlich ein erbärmlicher Witz, darinn eine Aehnlichkeit mit jenen Orakel-Verſen einer kumaniſchen Sybille finden zu wollen. Lavater ſchrieb viele tauſend Briefe auf kleine dafür eingerichtete Blätter und ſchob ſie in bereits dafür verfertigte Konverts ein, darum weil ihm dieſe Methode, bei ſeiner ausgedehnten Korreſpondenz und ſeinen zahlreichen anderweitigen Beſchäftigungen, unendlich viel Zeit und Mühe erſparte. Seine Zirkular-Briefe hatten die nemliche Veranlaſſung und Abſicht, ſie empfahlen immer irgend eine gute Handlung, einen Gegenſtand der Wohlthätigkeit, der

Pflicht *), ein darbendes oder verkanntes Verdienst; seine freundschaftlichen Denkblätter, Sinnsprüche u. s. w. enthielten allemal eine nützliche mit Geschmack und Herzensgüte auf die Person, an die sie gerichtet waren, angewandte Lehre; sie hatten wenigstens den Vortheil, eine moralische Pflicht kurz ins Gedächtniß zu fassen, durch den täglichen Anblick beständig daran zu erinnern, und weil sie von der Hand eines verehrten und hochgeschätzten Freundes herkam, lebendiger als sonst in die Seele zu bringen. Wahrlich diejenigen, welche über dergleichen wiewohl klein scheinende Mittel lachen können, müssen nie berechnet haben, welch großen Nutzen sie zu schaffen im Stande sind. Ich wenigstens gestehe es, daß ich allemal gerührt bin, wenn ich in der Hütte der Armuth oder in der Werkstätte des fleißigen Handwerkers irgend einen frommen Spruch oder ein vernünftig religiöses Lied, dem Auge dargestellt, erblicke, und nie kann ich mich dabei des Gedankens enthalten, wie viel Böses oft dadurch verhindert, wie viel Treue, Fleiß, Gewissen-

*) Man sehe z. B. seinen Zirkularbrief, den er im März 1799 an die Gattinnen und Familien der nach Frankreich entführten Zürcherischen Geisel schrieb, und der wenige Stunden nach dieser ganz willkührlichen Entführung abgefaßt wurde. Er steht in den Briefen über das Deportations-Wesen S. 22-29 abgedruckt. Schwerlich wird man ein schöneres Meisterstück von eindringender Beredsamkeit und erhabener durchaus praktischer Religiosität finden können.

haftigkeit hierdurch befördert wird, und wie oft, diejenigen selbst die darüber spotten, ohne sie würden beraubet, betrogen und mißhandelt werden.

Lavaters tugendhafte Thätigkeit erstreckte sich endlich allerdings noch weiter als auf seinen Kirchsprengel und auf seine Vaterstadt. Seine Schriften und seine Person hatten ihn bei Tausenden in der Nähe und Ferne, bei Hohen und Niedrigen beliebt und verehrt gemacht; von Neapel bis Kopenhagen, am Genfer-See und am Belt, gab es freilich noch Redliche, denen Lavater lieber war als der Satyr von Ferney, und letzterem gebührt wahrlich eher der Schein-Ruhm, den jener Biograf in der Allg. Zeitung dem ersteren zuschreibt, die belasteten Gewissen (durch den Löseschlüssel seiner Freiheitslehre) zu entbinden, als Lavatern, der sie nicht entband, sondern im Gegentheil nur darauf arbeitete, sie fest und unauflöslich an das Gesetz der Pflicht zu binden. Sein Briefwechsel war ein Verkehr der erhabensten Freundschaft, des Zutrauens, er gieng vom Geist des Guten aus und zielte nur auf diesen hin. Die Briefe, die er erhielt, waren Aeußerungen der reinsten, verdientesten Dankbarkeit, der Belehrung suchenden Redlichkeit, der hülfebedürftigen Bescheidenheit; diejenigen, die er schrieb, ermahnten immer zum Guten, sie stärkten in tugendhaften Entschlüssen, tröstеten im Unglück, gaben oder schafften Hülfe und Belehrung u. s. w. nichts

Sektenartiges hat ſich ihnen je beigemiſcht. Er pre-
digte ſeinen Freunden und Bekannten keine neue Leh-
re, und keine hochtönenden Dogmen, womit wohl an-
dere leuchten wollen, oder zu foſforeszieren
pflegen, ſondern eine alte zu ſehr vergeßne Lehre, aber
mit mehr Wärme als ſonſt beigebracht; er ſuchte ſich
keine Oberherrſchaft über ſeine ſogenannten Schüler
anzumaßen, keinen Einfluß durch ſie zu erhalten; er
wollte nicht die Welt reformiren noch im Dunkeln
nach ſeinem Syſtem beherrſchen, und wenn man ein
ſo natürliches Verhältniß von Einem zu Mehreren oder
von Mehreren zu Einem, wie das zwiſchen Lavater und
ſeinen Bekannten war, ohne Formeln, ohne Zeichen,
ohne Prahlerei, ohne beſondern Zweck, ennoch eine
Sekte, oder wie jener Biograf, eine unſichtbare, eng-
geſchloſſene Kirche nennen will, ſo macht es wenig-
ſtens Lavatern Ehre, daß alle diejenigen, welche ihn
liebten und verehrten, in jeder andern Rückſicht gute
und vortrefliche Menſchen waren, daß aller Orten ge-
rade die Beſſeren ſich zu ihm neigten; ein Umſtand, deſ-
ſen ſich hingegen andere Sekten und Sekten-Stifter
neuerer Zeit, z. B. die der Freiheit und Gleichheit,
nicht ſo ſehr rühmen können, als denen ſich hingegen
alle Laſterhaften, alle Landesverräther, alle Neidiſchen,
undankbaren, rachſüchtigen Menſchen, alle diejenigen,
denen die Laſt der Pflicht und das Joch der Treue
unerträglich iſt, beizugeſellen pflegen, wiewohl auch
Beſſere darunter ſeyn mögen, die durch Thatengröſſe

ohne Werth verblendet, in albernes Erstaunen versinken, oder sich in schwärmerischer Seligkeit über ein künftiges vorgeblich goldenes Zeitalter entzücken, oder das Gute, das in ihnen selbst liegt, in das leere Wortgepränge von andern hineinlegen. Aber die Feinde Lavaters, die selbst nicht nach seinem Tode schweigen können, witzelten auch sogar über seine Thätigkeit selbst, die sie Allgeschäftigkeit nannten. Darüber hat man sich zwar nicht zu verwundern, denn es ist schwer, es gewissen Leuten in dieser Rücksicht recht zu machen. Schränkt einer sich auf seine Berufspflichten ein, thut und schafft er nur Gutes in dem Kreise, worein ihn die Vorsehung gesetzt hat, den er überschauen kann, in welchem er mit Kenntniß, Einfluß und Zutrauen wohlthätig zu wirken im Stande ist, und läßt andere anderwärts das nemliche thun, so werfen sie ihm Engherzigkeit, Nazional-Egoismus u. s. w. vor, und behaupten, man solle nur für die ganze Menschheit leben, wie dann heut zu Tag fast ein jeder mit seinem Geschwätz der Menschheit, die es nicht verlangt, und der es nicht frommt, zu dienen wähnt. Man sieht diesen Kosmopolitismus besonders von solchen Leuten predigen, die zu Hause nichts Gutes thun, ihr Vaterland verachten und die ganze Welt zu lieben vorgeben, darum weil sie nichts um sich her lieben und gewöhnlich auch wenig geliebt werden. Ist aber ein glücklicher Sterblicher von der Natur mit Talenten begabt und in Umstände versetzt,

wo er nebſt der unmittelbaren Sfäre ſeiner Thätigkeit, durch Schriften, Bekanntſchaften, Briefwechſel u. ſ. w. auch auswärts Gutes wirken kann, und zu wirken veranlaßt wird, ſo heißen ſie ſolches Allgeſchäftigkeit, eine lächerliche Wirkungsſucht u. ſ. w., nach welcher einem das Vaterland und der eigentliche Beruf nur wie eine Nußſchale vorkomme, während ſie hingegen eine ſolche, ſelbſt unberufne Allgeſchäftigkeit ſehr prächtig finden, wenn ſie etwa von Paris herkömmt, nach der Mode zugeſchnitten iſt, und ein paar große Worte zum Anhängeſchild führt, wie z. B. die der Aufklärung, bei der faſt niemand mehr denkt noch ſeine Augen öfnet; des Menſchenwohls, bei dem es niemanden wohl iſt; der neuen Freiheit, die uns zwar von Pflicht und äußerem Glück befreit, dagegen aber mit Gewalt Leibeigenſchaft und lauter Frohndienſte auferlegt. O! geſtehet es, die Zeit iſt wahrlich gekommen, wo man ſich deſſen nicht mehr ſchämen ſollte.— Ihr tadeltet nicht Lavaters Thätigkeit, ſondern den Gegenſtand ſeiner Thätigkeit, den Ihr nicht geradezu angreifen durftet. Es konnten es viele nicht leiden, daß ein religiöſer Mann einiger Celebrität genoß, daß er bei Hohen und Niedrigen Eingang, Zutrauen und Einfluß hatte, daß er geſchätzt, geliebt und verehrt wurde; zu einer Zeit, wo diejenigen allein die Götter des Tages ſeyn wollten, deren einziges Wiſſen darin beſtand, das Heilige lächerlich, das Laſter reizend, das Böſe

mit sophistischem Schein-empfehlungswürdig zu machen, die da weiser als die Natur seyn wollten, zumal sie fast alles, was dieselbe hervorgebracht hat, für unnatürlich ausgaben, und die sich ihrer paradoxen Einfälle, krummen Sentenzen und schimmernder Dialektik wegen zur Herrschaft der Welt berufen glaubten.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Andenken

an den

Freiherrn Karl Emil von der Lühe.

Das geistreiche, gehaltvolle Gedicht des Hrn. von der Lühe, Flora, ist gewiß vielen unserer Leser durch mehr als Eine Mittheilung zu Gesicht gekommen, und weil das Schöne bei guten und empfänglichen Menschen nicht bloß nur heute und morgen schön ist, auch noch in gutem Andenken. Er hatte vor kurzem auch sein zweites Gedicht, ein Seiten- und Folgestück des erstern, Ceres, vollendet, und der teutsche Merkur

war eben im Begriff, dieſe in vieler Rückſicht merkwürdige Erſcheinung auch in einem weitern Kreiſe bekannt zu machen, als plötzlich der Schlaf mit ſeinem Zwillingsbruder kam, und den freundlichen Dichter ad generum Cereris — illuc, unde negant redire quemquam abrief. So können wir dem entſchwundenen Schatten nur noch die heilige Sprenge und was dem Todten geziemet, auf ſeinen Aſchenkrug legen. Die lieblichſte Blume blühet ihm aus ſeinen unvergeßlichen Gedichten, welche überall unverkennbare Spuren der vielſeitigſten Kultur, um welcher willen ſchon die älteſten Dichter vorzugsweiſe Seſi, Gelehrte, hießen, und ächte Humanität, deren Oberprieſter alle wahren Dichter ſeyn müſſen, in zarter Miſchung an ſich tragen. Das Gedicht ſelbſt iſt auch in ſeiner äußern Form eine Gabe der Grazien, und führt dadurch, daß es mit längſt erfundenen Stereotypen ungemein ſauber gedruckt iſt *), einen neuen Beweis, daß was uns das Ausland oft mit Cymbeln- und Poſaunenklang ankündigt, in unſerm Schooße ſchon lan-

*) Hymnus an Ceres. Wien, gedruckt mit Stereotypen des Grafen Proſper v. Sinzendorf. 1800. in gr. 4. 24 Seiten, mit einer bedeutenden Anfangsvignette, dem Kopf einer römiſchen Kaiſerin, als Ceres nach einem Onyx Cameo des Kaiſerlichen Kabinets. Das Gedicht ſelbſt hat ungefähr 900 Verſe, und erhält bei dunklern Anſpielungen Aufſchlüſſe durch Noten am Schluſſe.

ge geräuschlos und mit ächtteutscher Bescheidenheit ge-
reift war. Es wäre Schade, wenn dies Gedicht nicht
auf eben dem Wege, auf welchem die Flora verbreitet
wurde, zu allgemeinerer Kenntniß käme. Der Raum
dieser Monatsschrift gestattet nur, eine kleine Probe
daraus zu geben und seinem und seiner Freunde An-
denken hier aus Briefen derer, die ihm näher waren,
eine Blume zu streuen. Doch selbst diese Probe aus-
zuwählen, ist da schwer, wo sich Alles zu einem wohl-
geordneten, unzertrennbaren Ganzen harmonisch ver-
schlingt und nichts überflüssig steht. In folgender
Stelle singt der humane Dichter von den Verder-
bern und Widersachern der Ceres.

Sinnt, ihr Heerscher! die Fackel der ärntegeben-
den Göttin,
Leuchtend und allerwärmend zugleich, zu nähren im
Staate,
Wie verschleierter Jungfraun Chor im Tempel der
Vesta
Rastlos strebte zu nähren des Tempels heilige Flam-
me.
Dauernder Reichthum wird nur abgewonnen der
Erde,
Nur das Gute, das sie dem Volke spendet, das
bleibt ihm.
Fülle des Goldes ersetzt den selbst erwerbenden Fleiß
nicht.

Ziel zu ſeinem Ruhm und zu Beförderung ſeiner Abſichten zu verſchwenden. Glaubeſt du, ſagte er, daß Hieron der wunderthätige Mann, der Held, der Halbgott, das Muſter aller fürſtlichen, bürgerlichen und häuslichen Tugenden geweſen ſey, wofür ihn die Nachwelt hält? Wir wiſſen was wir davon denken ſollen; er war was alle Prinzen ſind, und lebte wie ſie alle leben; er that was ich und ein jeder andrer thun würde, wenn wir zu unumſchränkten Herren einer ſo ſchönen Inſel, wie Sicilien iſt, gebohren wären — Aber er hatte die Klugheit, Simoniden und Pindare an ſeinem Hofe zuhalten; ſie lobten ihn in die Wette, weil ſie wol gefüttert und wol bezahlt wurden; alle Welt erhob die Freygebigkeit dieſes Prinzen, und doch koſtete ihn dieſer Ruhm nicht halb ſoviel, als ſeine Jagdhunde. Wer wollte ein König ſeyn, wenn ein König das alles würklich thun müßte, was ſich ein müſſiger Sophiſt auf ſeinem Faulbette oder Diogenes in ſeinem Faſſe einfallen läßt, ihm zu Pflichten zu machen? Wer wollte regieren, wenn ein Regent allen Forderungen und Wünſchen ſeiner Unterthanen genug thun müßte? Das meiſte, wo nicht alles, kömmt auf die Meynung an, die ein groſſer Herr von ſich erweckt; nicht auf ſeine Handlungen ſelbſt, ſondern auf die Geſtalt und den Schwung, den er ihnen zu geben weiß. Was er nicht ſelbſt thun will, oder thun kann, das können wizige Köpfe für ihn thun. Haltet euch einen Philoſophen, der alles demonſtriren, einen ſinnreichen Schwätzer, der über alles ſcherzen, und einen Poeten, der

über

Spanien ſtürzte von Höhen des ſarazeniſchen Wohlſtands
Durch Amerika's Gold herab der Räuber Pizarro.
Reicher Gewinn, den ſinnende Kunſt, beflügelter Handel,
Vielerfindender Fleiß, im Staate gefördert, hervorbringt,
Durch Kultur nicht erzeugt von ſelbſt, gegründet auf ihr nicht,
Iſt nie dauernder Flor, iſt Pfad-irreführender Täuſchung,
Nichtige Schattengröße, nur nichtiger die des Eroberers.

Die ihr auf zweiter Stufe des Staates die Purpurgebornen
Weiſ' und gerecht und gütig zu ſeyn erinnert im Rathe,
Siehe, ihr ſeyd dem Volke, was leidenden Kranken ihr Arzt iſt;
Seine Fehler verſiegelt das Grab, doch eure Verſtöße
Stehen mit Flammenſchrift im Buche der richtenden Nachwelt.
Oeffnet der Stimme der Wahrheit das Herz, der flehenden Warnung!
Was die Arbeit des Pfluges erſchwert, die Rechte des Pflügers

Lähmt, den Geiſt ihm verengt, das Herz ihm drückt, das hebet.
Der nur fördert Kultur, der ihre Feſſel vernichtet!

Lockenumſäuſelte Muſen! s nennt die Untiefen, die Klippen,
Deren Brandung dem Hafen des Glücks das Staatsſchiff entſchleudert.

Eiſern ſelbſt, von Feſſeln umklirrt des roſtenden Eiſens,
Steht ein hoher Koloſſus, ihr kennt ihn, ſein Haupt iſt verſchleiert
In des Alterthums Nacht, an ſeinen thönernen Füßen
Nagt der Zahn der Zeit, die Welle des ewigen Wechſels;
Später oder früher entwallt ihm der Staub der Zerſtörung.
Sicher berechneter Plan und vorarbeitende Weisheit
Lehr euch den herdrohenden Sturz umſtalten in Segen
Allumfaſſender Menſchenbeglückung, da es noch Zeit iſt *).

*) Die neueſten Geſetzgeber ſuchten die Gebrechen des, auf die gegenwärtigen, kultivirten Zeiten nicht mehr ganz paſſenden Lehnſyſtem zu verbeſſern. Unter den

Schlachtenentzünderin! ſtreng iſt dein Ruf, Trom-
mete des Krieges,
Wenn er ſtürmt; doch iſt er gerecht, der ländliche
Jüngling
Folgt ihm freudig, der Landesernährer wird Landes-
erretter.
Schön iſt der Lorbeern Aerndte, doch dauern ſoll ſie
nicht ewig,
Ewig nicht der eiſerne Bund, dem Staate zu dien-
ten.
Nützlich verlies' er daheim, nach ſchön beſtandnen Ge-
fahren,
Thätig und kinderziehend, den Mittag und Abend
des Lebens.

Beherrſchern aus dem Hauſe Oeſtreich hat die verewigte Kaiſerin Königin Maria Thereſia zu dieſer Verbeſſerung den erſten Grund gelegt, und ohne verfaſſungsmäßige Rechte anderer Klaſſen zu verletzen, dieſe Bemühungen mit glänzendem Erfolge fortgeſetzt Ihre beiden ruhmvollen Nachfolger ſind ſtets dieſen wohlthätigen Grundſätzen treu geblieben. Und ihr eben ſo gerechter als menſchenfreundlicher Enkel weiß die wohlhergebrachten Rechte der Grundherren mit der Vervollkommnung und Unterſtützung des Ackerbaues und Verbreitung des Wohlſtandes unter dem Landvolke auf die weiſeſte und glücklichſte Art zu verbinden.

Immer wird das Menschengeschlecht entvölkern-
der Kriege *)
Blutendes Opfer seyn, doch fast nicht minder entvöl-
kernd
Lastet im Frieden selbst des stets bestehenden Kriegs-
heers
Myriade, die nie erzeugend und ewig verzehrend,
Ehlos lebend, dem Pfluge geraubt, durch keine Ver-
ketzung
Eingefügt in den Gliederbau der Gesellschaft, allein
steht,
Jede der Bürden erhöhend des erdepflügenden Fleis-
ßes.
Rom und Griechenland gab dem Feldbau und der Be-
völkrung,

*) Dieser wohlgemeinte Wunsch kann in jenen Staa-
ten nicht ganz in Erfüllung gehen, die aus kluger
Fürsorge sich verpflichtet fühlen, niemals ganz un-
bewaffnet zu bleiben, um ihre Einwohner gegen je-
den feindlichen Ueberfall sicher zu stellen. In dem
östreichischen Erbstaaten treten jene Nachtheile ste-
hender Armeen nicht ein. Seine siegreichen Kriegs-
heere, meistens aus Eingebohrnen bestehend, sind
durch hundert Bande an das dankbare Vaterland
gekettet. Durch erleichterte Heirathen der Krieger,
durch das Beurlaubungssystem in Friedenszeiten,
und durch die nie verweigerte Entlassung zu Ergrei-
fung nützlicher Gewerbe, oder Antretung einer Land-
wirthschaft werden die Nachtheile stehender Armeen
beinahe ganz beseitiget.

Gab den Aeltern zurück die siegreichkehrenden Söhne;
Schweden lohnet noch jetzt mit Heerden und Aeckern die Krieger.

K.

Wien. Ende Februars.

Ich eile, wertheſter Freund! Ihnen eine literariſche Neuigkeit zu ſchicken, die in mehrerer Rückſicht merkwürdig iſt. „Es iſt ein Hymnus an die Ceres, im Grunde kein Hymnus, aber das, was die Engländer deſcriptive Poetry nennen, und als ein ſolches Gedicht nach meinem Begriff ein Meiſterſtück. Der Verfaſſer, Freiherr von der Lühe, war kein Teutſcher, ſondern ein Däne, ehemaliger Edelknabe der unglücklichen Karoline Mathilde, jetzt Katholik, Niederöſter. Regierungsrath und k. k. Kammerherr. — Der Verleger iſt — Prosper Graf von Sinzendorf, der dieſe Stereotypen ohne franzöſiſches Muſter ſelbſt erfand. Sein Ahnherr iſt der unter Karl VI allmächtige Staatskanzler und erſter Miniſter Sinzendorf, der mit dem Prinzen Eugen den unglücklichen Johann Baptiſt Rouſſeau und den durch ſeine nachfolgende Schickſale ſo merkwürdigen Bonneval unterſtützte, der als liebenswürdiger Schüler Ana-

kreons, eines Chaulieu würdige Verse schrieb, kurz, der alles Schöne und Gute mit fast königlicher Freigebigkeit schützte und belohnte. Von diesem Ahnherrn erbte Prosper Sinzendorf nicht nur die Majoratsgüter, sondern auch die Liebe zu den Musen. Er besitzt eine herrliche Gemählde-sammlung, eine auserlesene Bibliothek, hat alle Klassiker der Römer, Italiener, Franzosen, Engländer und Teutschen, jeden in der Ursprache gelesen, Horaz, den er ganz auswendig kann, und Voltaire sind seine Lieblinge. Er ist eine unversiegbare Quelle von Witz; er war des Denis dankbarer Schüler und wärmer Freund; da er unverheirathet ist, so ist er Sauraus, Harrachs und Retzers täglicher Umgang.

3.

Wien den 21 März 1801.

Im gegenwärtigen Monate verlor Wien durch den Tod des Freiherrn Karl Emil von der Lühe den Besitz eines Mannes von den schätzbarsten Talenten. Er war im J. 1751 aus einer alten Familie in Holstein gebohren, gelangte schon in seinen Jugendjahren zu ansehnlichen Aemtern in seinem Vater-

lande, und ward, zum Lohn seines Diensteifers, nachher auch in die Würde eines königlich-Dänischen Kammerherrn erhoben. Seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn jedoch, einen milderen Himmelsstrich zu suchen, und er begab sich, ungefähr um die Hälfte des J. 1788, nach Wien. Sein in vielfältigen Kenntnissen ausgebildeter Geist, wie sein für gesellschaftliche Form geschmeidiger Karakter eröffneten ihm bald den Eintritt in die glänzendsten Zirkel Wiens. Nicht leicht verstand auch jemand einen freundschaftlichen Kreis, besonders über Gegenstände der Botanik, Landwirthschaft und Haushaltungskunst, mit mehr Kenntniß, Faßlichkeit und Anmuth, als er, zu unterhalten. Diese Vorzüge, nebst einem allgefälligen Betragen, machten selbst die angesehensten Staatsmänner zu seinen Freunden. Von ihnen geschätzt und geliebt, that er nun ganz auf die Rückkehr nach seinem Vaterlande Verzicht, und kam auf ihre Empfehlung im J. 1789 in kaiserliche Dienste. Leider entsprach sein mehr zur wissenschaftlichen Theorie als zur eigentlichen Geschäftspraxis geschaffener Geist nicht jenen Aemtern, wobei er angestellt wurde. Er mußte ihnen entsagen, behielt aber dennoch aus billiger Achtung, die man für seine schätzbaren Einsichten hegte, die Stelle eines k. k. wirklichen Kämmerers, sammt der Würde eines k. k. Niederöstreichischen Regierungsrathes, mit einem lebenslänglichen Gnadengehalte von jährlichen 1000 Gulden bei.

Unter den wenigen Werken, die er schrieb, und die ihn dem Vaterlande als einen vortrefflichen Kopf unvergeßlich machen, verdienen vornehmlich seine beiden Hymnen, an Flora und an Ceres, ausgezeichnet zu werden. Beide kamen nicht öffentlich, sondern nur für seine zahlreichen Freunde gedruckt, heraus. Der Hymnus an Flora erschien, dem Freiherrn von Spielmann gewidmet, Wien, bei Ign. Alberti im J. 1790 in 4. in einer Prachtausgabe, und ward nachher auch ebendaselbst in einem kleinern Formate gedruckt. Stellenweise ist er auch der 3ten Sammlung S. 40 — 70 der Briefe Herders zur Beförderung der Humanität eingeschaltet; ganz abgedruckt aber im Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde auf das J. 1800, Tübingen, bei Cotta. Der Hymnus an Ceres kam ebenfalls bei Ign. Alberti im J. 1800 in 4. und Fol. in gleicher Prachtausgabe, jedoch auf Kosten des Grafen Prosper von Sinzendorf mit Stereotypen gedruckt, als die zweite größere Probe *), die man in dieser Druckart zu Wien veranstaltete, heraus. Der Dichter wollte diesen beiden Hymnen noch einen dritten, nämlich an Pomona, beifügen, und so in diesen dreien Gesängen ein in sei-

*) Der erste kleinere Versuch dieses Druckes geschah mit Hofrath Denis kurzer Elegie: In Tumulum Pii VI. Pont. Max.

ner Art vollständiges landwirthschaftliches Lehrgedicht vereinbaren, das durch den Reichthum der vielfachen Kenntniſſe ſeines Verfaſſers ſowohl, als auch durch die Schönheit der poetiſchen Darſtellung mit dem neueſten klaſſiſchen Werke, was Teutſchland im Fache wiſſenſchaftlicher Lehrgedichte aufweiſen kann, mit Neubecks Geſundbrunnen, gewiß hätte wetteifern können; der Tod überraſchte ihn aber, als kaum die Herausgabe ſeines zweiten Hymnus erfolgt war.

Er ſtarb im Hauſe des um wahre Aufklärung und Wiſſenſchaft vielfach verdienten Grafen von Saurau, bei dem er wohnte, der ſeinen Werth als Menſch und Literator näher kannte, und deſſen Achtung und Freundſchaft er vorzüglich genoß, am 9ten März in ſeinem 49ſten Jahre an einem Schlagfluſſe, nachdem er bereits einige Jahre zuvor die proteſtantiſche mit der katholiſchen Glaubenslehre verwechſelt hatte. Aus Abſcheu vor einer möglichen Aufſtellung ſeines Kopfes in Dr. Gall's Schädelgallerie, ſagt man, ſoll er, wie der verſtorbene Hofr. Denis, gleichfalls in ſeinem letzten Willen verordnet haben, nach ſeinem Tode ſeinen Körper nicht verſtümmeln zu laſſen.

Einer ſeiner Freunde, ein gleich großer Liebhaber der Botanik als der Dichtkunſt, ſang dem Hingeſchiedenen folgenden kurzen elegiſchen Nachruf. Als ein eben ſo anſpruchloſes, wie verdientes Zypreſſen-

teis, ſey er um die Krone des Verblichenen geſchlungen.

Sänger des Hymnus an Flora, Du geheſt, noch ehe ſie ankommt,
Schauеſt nicht mehr die Erde, wie Ceres mit Fülle ſie decket!
Keiner beſang, wie Du, der Göttinnen himmliſche Gaben;
Dafür ärndteſt Du auch des Ruhms nie welkende Blüthen.

L.

IV.

Auszüge aus Briefen.

Zoega an Hirt.

Rom, im Januar 1800.

Mein Buch über die Obelisken *), ſo lange verſprochen, ſo lange vollendet, ſo lange vergraben, iſt nun

*) Zoega's, ohnſtreitig des gelehrteſten und gewiſſenhafteſten Antiquars, der jetzt in Rom lebt, Haupt-

über alles Gaſſenlieder machen kann. Der Nutzen, den ihr von dieſer kleinen Ausgabe zieht, fällt zwar nicht ſogleich in die Augen; ob es gleich an ſich ſelbſt ſchon Vortheils genug für einen Fürſten iſt, für einen Beſchützer der Muſen gehalten zu werden. Denn das iſt in den Augen von neun und neunzig hunderttheilen des menſchlichen Geſchlechts ein untrüglicher Beweis, daß er ſelbſt ein Herr von groſſer Einſicht, und Wiſſenſchafft iſt; und dieſe Meynung erweckt Zutrauen, und ein günſtiges Vorurtheil für alles was er unternimmt. Aber das iſt der geringſte Nutzen, den ihr von euern witzigen Koſtgängern zieht. Setzet den Fall, daß es nöthig ſey eine neue Auflage zu machen; das iſt alles was ihr braucht, um in einem Augenblick ein allgemeines Murren gegen eure Regierung zu erregen; die Mißvergnügten, eine Art von Leuten, welche die klügſte Regierung niemals gänzlich aus rotten kann, machen ſich einen ſolchen Zeitpunct zu nutze; ſetzen das Volk in Gährung, unterſuchen eure Aufführung, die Verwaltung eurer Einkünfte, und tauſend Dinge, an welche vorher niemand gedacht hatte, die Unruhe nimmt zu, die Repräſentanten des Volks verſammeln ſich, man übergiebt euch eine Vorſtellung, eine Beſchwerung um die andere; unvermerkt nimmt man ſich heraus die Bitten in Forderungen zu verwandeln, und die Forderungen mit ehrfurchtsvollen Drohungen zu unterſtützen; kurz, die Ruhe euers Lebens iſt, wenigſtens auf einige Zeit, verlohren; ihr befindet euch in critiſchen Umſtänden, wo der kleinſte Fehltritt die ſchlimmeſten Folgen nach

endlich ans Tageslicht gekommen. Mir sind 100 Exemplare davon versprochen worden. Der Preis ist hier zu 12 Scudi angesetzt auf Schreibpapier, 10 Scudi auf geringerem, und verlangt man die Kupfer auf größere Bogen und mit breitem Rande, kommt es einen Scudi mehr. Einem Buchhändler, der sich entschlösse, hier auf der Stelle 10 Exemplare zu nehmen, würde ich gern einen Rabat von 20 pro Cent zugestehn. Der Titel ist: de origine et usu obeliscorum ad Pium VI. P. M. auctore Georgio Zoega Dano, Romae 1797. typis Lazarini, 700 Seiten

werk über die Obelisken wurde seit vielen Jahren von allen, die seinen Werth kannten oder auch nur ahneten, mit heißer Sehnsucht begehrt. Es war aber als päbstliches Eigenthum lang unter Siegel und Schloß. Seine Entfernung muß den Alterthumsforschern um so willkommner seyn, da gerade diese Hieroglyfenentzifferung neuerlich durch die Entdeckungen der Franzosen in Aegypten stärker als je an die Tagesordnung gekommen, aber, wie es scheint, weder durch die Kanalkosten-Berechnung in dreierlei Schrift, worüber Ameilhon vor kurzem im Nazional-Institut eine sehr unbefriedigende Nachricht vorgelesen hat, noch durch die übrigen Versuche der Aegyptischen Kommission in Kairo um vieles weiter gebracht worden ist. Von eben diesem gründlichen Antiquar haben wir nun auch ein treffliches Werk über die in Rom befindlichen Basteliefs zu erwarten, welches Heftweise erscheinen und immer eine Hauptklasse zusammenstellen wird.

B.

in großem Folio, elegantem Druck, mit 10 Vignetten, von denen 9 alte meiſtentheils unedirte Monumente enthalten. Dabei folgen 8 Kupfertafeln, von denen die 3 größten, ohne Rand, 4 Palmen hoch, 2½ breit ſind, die 3 kleinſten 2 Palmen hoch, 13 Unzen breit. Dieſe letztern ſtellen die Obelisken von Montecavallo, Montepincio, Montecitorio im Proſpekte vor, wie ſie jetzt aufgerichtet ſtehen. Die drei erſten enthalten die Obelisken von Montecitorio, Belvedere, Montepincio, als Monumente mit dem Detail ihrer Sinnbilder und Hieroglyfen, mit möglichſter Genauigkeit nachgezeichnet. Die beiden mittlern enthalten eine, die Spitze des Obelisks von Montecitorio im Großen ausgeführt, die andere die Spitze des Obelisks von Piazza nova, die ſich im fragmentariſchen Zuſtande im Borgianiſchen Muſeum befindet. Das Werk iſt in 5 Abſchnitte getheilt, von denen der erſte, überſchrieben: veterum de obeliscis et de fidis aegyptiis testimonia, 4 Kapitel enthält, deren erſtes alle Stellen der Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſteller einbefaßt, wo von Obelisken die Rede iſt, theils mit Anmerkungen und Berichtigungen aus Handſchriften, beſonders die berühmte Stelle des Plinius mit den Varianten von 30 Handſchriften, wovon ich 16, die hier in Rom vorhanden, mit größtem Fleiße collazionirt habe. Das 2te Kapitel liefert auf gleiche Weiſe alle Stellen der Griechen und Lateiner, die von Aegyptiſchen Steien handeln. Das 3te, auf uns gekommne,

Steinſchriften der Obelisken betreffend. Das 4te, die bildlichen Alterthümer, wo Obelisken vorkommen. Der zweite Abſchnitt: Enarratio obeliscorum aegyptiorum, qui hodie vel integri vel aliqua sui parte superstites offenduntur, enthält im 1ſten Kapitel eine genaue Beſchreibung, Ausmeſſung ꝛc. der in Rom vorhandenen Obelisken; im 2ten ein gleiches von denen, die in Europa außer Rom exiſtiren; im 3ten alles, was ſich von den in Aegypten und Aethiopien noch übrigen Obelisken hat zuſammenleſen laſſen, wobei in den Noten die Stellen der Reiſebeſchreiber, ſo viel ich habe auftreiben können, in den Originalſprachen geliefert ſind. Der dritte Abſchnitt: de usu obeliscorum in Aegypto, handelt im 1ſten Kapitel vom Namen, im 2ten von der Figur, im 3ten von der Materie, im 4ten von der Größe, im 5ten von der Plazirung, im 6ſten von der Beſtimmung der Obelisken, im 7ten vom Inhalt der auf ihnen vorkommenden Sculpturen, im 8ten von ihrer mechaniſchen Bearbeitung und Aufrichtung. Der vierte: de origine obeliscorum, bei weitem der ausführlichſte und wichtigſte, iſt in 3 Kapitel eingetheilt. Das 1ſte Kapitel de monumentorum inſtituto, verbreitet ſich über den Urſprung der Denkmäler im Allgemeinen, über die Natur und Beſchaffenheit der älteſten Denkmäler, die ihnen beigelegte Heiligkeit, die verſchiedenen daraus entſtandenen Gottheiten, über die unförmlichen Götterbilder der älteſten Zeiten, die Fetiſchen und man-

cherlei Amulete, ferner über die Grabsteine und die Begräbnißgebräuche alter und neuer Völker, besonders der Aegypter, über ihre Mumien, Sarkofagen, Katakomben, Felsenfaçaden, Pyramiden und Grabkapellen, über ihre Begriffe vom Zustande nach dem Tode, verglichen mit denen der andern Nazionen. Ueber die Pyramiden ist bei dieser Veranlassung alles gesammelt, was ich habe aufbringen können, wie auch über die andern hieher gehörenden Aegyptischen Alterthümer. Das 2te Kapitel: litterarum apud Aegyptios usus et origo, giebt zuerst alle Nachrichten der Alten über die Aegyptischen Schriftarten, handelt sodann von der Natur, dem Gebrauche, der Anzahl der Hieroglyfen, und ihren Schicksalen in den verschiedenen Zeitaltern, wobei eine große Anzahl Aegyptischer Monumente angeführt und erläutert wird. Ferner von dem doppelten Alfabet der Aegypter, dem Gebrauche desselben, ihren heiligen und andern uns bekannt gewordenen Büchern. Endlich von dem Ursprunge der verschiedenen Schriftarten sowohl bei den Aegyptern als den übrigen uns bekannten Völkern, und von der Entstehung der Alfabete aus den Hieroglyfen. Das 3te Kapitel: de Stelis aegyptiis, atque de obeliscis, originem trahentibus a Stelis, beschäftigt sich mit den hermetischen und andern ägyptischen Denksäulen und den in den Tempelbezirken errichteten und verschiedenen Gottheiten geheiligten Obelisken; enthält eine Erklärung der auf den vorhande-

nen Obelisken vorkommenden und von den Hieroglyphen verschiedenen Sinnbildern und eine Beurtheilung der Hermapianischen Auslegung des Flaminischen Obelisks. Der fünfte Abschnitt: de historia obeliscorum, begreift im 1sten Kapitel, was wir vom Obelisken-bau von den ältesten Zeiten bis auf die Persische Eroberung wissen, im 2ten von Cambyses bis auf Augustus, im 3ten bis auf Sextus V; im 4ten bis auf unsere Zeit. Das 5te enthält eine dreifache Chronologie der Obelisken, nach Mercati, nach Kircher, nach den im vorhergehenden angegebenen Gründen. — Literarische Neuigkeiten giebts hier nicht, und um die übrigen bekümmere ich mich so wenig als möglich. In der Künstlerwelt ist Canova der einzige, von dem man reden hört. Er bringt ein Werk nach dem andern hervor; neulich hat er eine Gruppe in Marmor vollendet, die sehr vielen Beifall findet, und, deucht mich, auch verdient: Amor und Psyche, die einen Schmetterling betrachten. Der Amor besonders scheint mir sehr schön. Je näher ich den wackern Canova kennen lerne, desto mehr schätze ich ihn auch als Menschen. Ihr andern Kenner mögt nun von seiner Bildhauerei urtheilen, was ihr wollt. Von seinem großen für Wien bestimmten Grabmonumente, wovon das Modell hier ausgestellt ist, und täglich von neuen Zuschauern bewundert wird, haben Sie ohne Zweifel schon reden hören. Es ist eine gegen die Wand der Kapelle angelehnte Halbpyramide, gegen 30 Palmen

hoch, ihr Zirkel, worauf noch zwei Treppstufen sind, ungefähr eben so breit. Die Thür der Pyramide ist offen, und vor der Façade sind Statuen in Lebensgröße auf den Treppen hingestellt, von denen ein Zettel, der den Betrachtern auf der Stelle mitgetheilt wird, folgende Erklärung giebt: Die Figur in der Matronenkleidung, die am Eingang der Pforte des Monuments steht, bezeichnet die Tugend, die von zwei eingeweihten Kindern begleitet, in einer Urne die Asche der Verstorbenen hineinträgt. Ihr folgt die Barmherzigkeit oder Wohlthätigkeit, eine karakteristische Tugend der Prinzessin, und führt einen armen blinden Mann mit einem Kinde. Auf der andern Seite der Pyramide bemerkt man den Genius des Fürstl. Gemahls, der die eheliche Zärtlichkeit ausdrückt, über einen Löwen hingestreckt, dem Bilde der Unerschrockenheit der erhabenen Prinzessin, die hier betrauert wird. Der am Kopfe des Löwen angebrachte Stammbaum der Erzherzogin, und der andere von ihrer königl. Hoheit, an welchen der Genius sich anlehnt, erklären diese beiden Symbole. Oben an den Pyramiden erblickt man im Basrelief die Glückseligkeit, die mit dem Bilde der Verstorbenen gen Himmel fliegt. Das Bild ist mit dem Symbol der Ewigkeit umkreist, und ein Genius reicht ihm die Palme. Ueber der Thüre der Pyramide ist die Inschrift: Mariae Christianae Austriacae Alberti Saxoniae Principis Conjugi: die Tugend hat um den Kopf

einen vergoldeten Oelkranz und trägt mit beiden Händen einen Aschenkopf von orientaliſchem Alabaſter, von welchem groſſe Feſtonen herabhangen zu den beiden Fanciulle iniziate, die außerdem jedes eine vergoldete Fackel tragen. Die nachfolgende Gruppe trägt auch einen Feſton, und vor ihren Füßen liegt noch ein Blumenkranz. Delfrate hat das Monument unter zwei Anſichten gezeichnet, und vermuthlich wird es nächſtens in Kupfer geſtochen. Milord Briſtol iſt wiederum hier, hat aber eine Menge Kunſtwerke, die er verſprochen hatte, abbeſtellt. Leben Sie wohl.

2.

Paris, den 2ten Germinal IX.

— Ich nenne Ihnen die vorzüglichſten Teutſchen und Normänner, die jetzt in Paris ſind, weil es gewiß manchem Ihrer Leſer angenehm ſeyn wird, auch hier einen geachteten oder intereſſanten Nahmen zu finden.

Hr. v. Humboldt, der vor mehrern Monaten bereits von ſeiner Reiſe nach Spanien wieder zurückgekommen iſt, wird in etwa 6 Wochen von hier abreiſen.

Hr. Bast, in Diensten des Daemstädtischen Hofs fes. Er wendet seine gelehrte Muße sehr zweckmäßig an.

Schweighäuser, Sohn, aus Straßburg, ist auch wieder hier; er bringt den Winter in Paris und den Sommer auf dem Lande zu. So viel ich weiß, hat er gegenwärtig keine bestimmte literarische Arbeit von der Art wie die bei seinem ehemaligen hiesigen Aufenthalt, wo er Kollazionen für seinen Vater vornahm.

Hr. Friedländer, ein jüdischer Arzt aus Berlin.

Zu Anfang des Winters war ein Hr. Banks aus London hier, (so viel ich weiß, ein entfernter Anverwandter des Ritters) der sich aber nur kurze Zeit aufhielt und etliche Mspte der Naz. Bibl. verglich *). Jetzt ist Dr. Hager an seine Stelle hier.

Baggesen ist auch wieder hier. Er wollte im Treuttelschen Hause ein Quartier beziehen. Als er aber hörte, daß in demselben Hause ein anderer Däne wohne, der wegen mehrerer Gedichte gegen die Dänische Regierung sich zum 2tenmal aus seinem Vaterland entfernen mußte, so wollte er durchaus nicht mit demselben unter einem Dache hausen. Er scheint über vieles jetzt ganz andrer Meinung zu seyn. Felix quem faciunt aliena pericula cautum.

*) Nachrichten über Paris aus Banks Tagebuch giebt das Monthly Magazine 1801. Januar bis März.

d. H.

Der liebenswürdige Greis Pfeffel, Bruder des Dichters, der ehedem in den relations extérieures angestellt war und seit der Revoluzion auf die Emigrantenliste gesetzt worden, ist auch wieder hier, und sucht, da er eine Surveillance erhalten, (eine bloße Formalität, wobei man nicht an eine Wache denken muß, die einen begleitet und auch — Achtung giebt) um seine endliche Radiazion an. Er erhält sie gewiß, denn er genießt die allgemeine Hochachtung.

Der Erbprinz von Leiningen ist als sein eigener Geschäftsträger hier, um seine Entschädigung zu negoziiren. — Mehrere Personen verwechselten ihn mit einem Grafen von Leiningen, der eine ziemliche Anzahl Gläubiger hier hat. Als daher die Zeitungen ankündigten, der erstere habe bei dem ersten Konsul eine Audienz gehabt, so freuten sich die Gläubiger dieses letztern, und hofften, sie würden endlich eine Zahlung erhalten.

Graf von Solms, ehemaliger aktiver Reichshofrath, ist als Deputirter der Wetteranischen Ritterschaft hier.

Fürst von Ysenburg, betreibt auch seine eigene Angelegenheiten.

Der Bischoff von Würzburg hat 2 Geschäftsträger hier, wovon der eine der Hr. von Seyfert ist. Da es nicht den Anschein hat, als werde sich die

französische Regierung damit befassen, die Reklamazionen der geistlichen Fürsten anzuhören: so gaben sie sich als Geschäftsträger des Grafen v. Werthheim aus, waren aber in ihrem Hotel als Envoyés de l'Evêque de Wurzbourg bekannt.

Hr. v. Edelsheim.

Hr. v. Frank, geheimer Rath des Fürsten von Hohenzollern, um wegen einiger nicht sequestrirten in Frankreich gelegenen Güter seines Fürsten zu negoziiren. Mit ihm kam hieher Hr. Buchhändler Dr. Cotta aus Tübingen, der aber, indem ich dies schreibe, vielleicht schon wieder abgereist ist.

Hr. v. Schraut, ehemaliger östreich. Gesandtschaftssekretair in Berlin, seitdem auch in Rastadt, ist mit Graf Cobenzl hier.

Hr. v. Brinz, ist mit 2 Gesandschaftssekretairen in den Angelegenheiten des Fürsten von Thurn und Taxis hier.

Hr. Gröning, ebenfalls mit 2 Gesandschaftssekretären in den Angelegenheiten der Stadt Bremen.

Hr. v. Gachern, für die Nassau-Weilburgschen Interessen.

Hr. Abel, im Namen der Wirtembergschen Landstände.

ſich ziehen kann, und es braucht nur einen Dion, der ſich zu einer ſolchen Zeit einem mißvergnügten Pöbel an den Kopf wirft, ſo habt ihr einen Aufruhr in ſeiner ganzen Gröſſe. Hier zeigt ſich der wahre Nutzen unſrer witzigen Köpfe. Durch ihren Beyſtand können wir in etlichen Tagen allen dieſen Uebeln zuvorkommen. Laßt den Philoſophen demonſtriren, daß dieſe Auflage zur Wolfahrt des gemeinen Weſens unentbehrlich iſt; laßt den Spaßvogel irgend einen lächerlichen Einfall, irgend eine luſtige Hof-Anecdote oder ein boshaftes Mährchen in der Stadt herumtragen, und den Poeten eine neue Comödie und ein paar Gaſſenlieder machen, um dem Pöbel was zuſehen und zu ſingen zu geben: So wird alles ruhig bleiben; und indeſſen daß die politiſchen Müſſiggänger ſich darüber zanken werden, ob euer Philoſoph recht oder unrecht argumentirt habe, und die kleine ärgerliche Anecdote reichlich ausgeziert und verſchönert, den Witz aller guten Geſellſchaften im Athem erhält: wird der Pöbel ein paar Flüche zwiſchen den Zähnen murmeln, ſeinen Gaſſenhauer anſtimmen, und -- bezahlen. Solche Dienſte, ſind, däucht mich wol werth, etliche Leute zu unterhalten, die ihren ganzen Ehrgeiz darinn ſetzen, Worte zierlich zuſammenzuſetzen, Sylben zu zählen, Ohren zu kitzeln und Lungen zu erſchüttern; Leute, denen ihr alle ihre Wünſche erfüllt, wenn ihr ihnen ſo viel giebt, als ſie brauchen, kummerloß durch eine Welt, an die ſie wenig Anſprüche machen, hindurchzuſchlentern, und nichts zu thun, als was der Wurm

Hr. v. Zetto, Bairischer Gesandte, und Hr. Macmann, Gesandter des Herzogs von Würtemberg, wendeten sich unlängst an den russischen Gesandten Kalitschew, um sich für sie zu verwenden. Er antwortete ihnen, er habe nichts mit dem teutschen Friedensgeschäft zu thun.

Am 25sten Ventose zog Bonaparte die in ihren eigenen Angelegenheiten hier befindlichen teutschen Prinzen an seine Tafel. Tags darauf gab Talleyrand ihnen und einigen andern von den angesehenen Deputirten ein ansehnliches Diner. Am 28sten hatte dasselbe bei Cambaceres statt. Kosciusko ist auch noch hier, lebt aber sehr in der Stille.

5.

Zürich. Ende Aprils 1802.

— Von wichtigen litterarischen Produkten kann ich Ihnen von hier aus nichts erzählen. Der edle 70jährige Greis, der Archidiakon Tobler, hat zum Anfange des Jahres einige Flugblätter: Ermahnungsworte eines alten Lehrers, und seine Ermunterungspredigt am ersten Sonntage des Jahrs für wenige Freunde drucken lassen. Es sind rührende Worte zur rechten Zeit gesprochen. Eine Schrift von

jüngern Tobler zu Lavaters Andenken ist so eben erschienen. Eine reichhaltige Biografie bearbeitet Lavaters Schwiegersohn. Prof. Jung ist hier, der unter seiner alten Firma, Heinrich Stilling, die Verklärung Lavaters besungen hat. Er macht treffliche Augen-Kuren.

Zürich, d. 6 Mai 1801.

Wie gern würde ich Ihnen noch eine erfreuliche und angenehme Schilderung von dem jetzigen Zustande der Kunst und den Künstlern in Zürich beifügen, wenn es mir nicht wegen Mangel an Stoff unmöglich wäre. Es giebt hier zwar mehrere talentvolle Männer, aber wenige, die sich gegenwärtig besonders auszeichnen. Die beiden Maler Heß und Freudweiler sind gestorben, und mit diesen hat Zürich und die Kunst viel verloren. Nun haben wir nur noch die beiden Landschaftsmaler Wüst und Huber. Portraitmaler, so wie Historienmaler, giebt es gar keine von einiger Bedeutung. Landschaften zeichnet, der durch seine gut radierten Blätter bekannte Meyer sehr brav. Unser wackere Lips fährt fort, durch seinen Grabstichel sich Achtung und Ruhm zu erwerben; bekanntlich arbeitet er jetzt an einer neuen Platte des Denkmals auf Lavater, und zwar in größerm Formate als die erstere, um dabei hauptsächlich in der Kunst mehr zu leisten. An die Stelle

des jungen Geßner, des Sohns des Dichters, welcher anjetzt in England lebt, iſt von daher Hr. Ziegler bei uns angekommen, der in engliſcher Grain-Manier Landſchaften und Pferde recht wacker verfertigt. Alle dieſe Künſtler finden leider blos durch eigenen Trieb ſich veranlaßt, ſich mit der höhern Kunſt zu beſchäftigen, und ſind gezwungen, nebenbei jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihren Unterhalt zu gewinnen, ſo wenig dergleichen auch oft ihrem Hauptzweck, den ſie ſich vorgeſetzt haben, entſprechen. Wenn es ſchon vor dieſem den ſchönen Künſten an vaterländiſcher Aufmunterung fehlte, ſo iſt dieſelbe jetzt durch die Revoluzion und durch den zerrütteten ökonomiſchen Zuſtand gänzlich erloſchen. Alle Unterſtützung beruht nur auf kleinen vorübergehenden Gelegenheits-Spekulazionen. Die meiſten gegenwärtig erſcheinenden Kunſtwerke ſind daher auch von geringer Bedeutung; die hieſige Füeßliſche Kunſthandlung hat alle in Verlag, ſie verſchwinden aber unter der Menge von teutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Produkten. Fremde Künſtler ſieht man in Zürich ſehr ſelten, und ſeit einigen Jahren ſind dieſe, ſo wie auch die Reiſenden, durch unſer Schickſal verſcheucht worden. Ein ſicherer allgemeiner Friede könnte, wie der ganzen Welt, ſo auch der Schweiz wieder neues Leben geben und die höhern Geiſteskräfte wecken!

H.

4.

Kalisch, in Südpreußen, im März 1801.

Das hiesige königl. Südpreußische Kadetteninstitut ist im Ganzen nach dem Muster des Berliner eingerichtet, welchem es, so wie alle Erziehungsanstalten gleiches Namens in den Preuß. Provinzen, zur Pflanzschule dienet. Gemeinnützige Stiftungen dieser Art gehören noch gar nicht zu den einheimischen *) Pflanzen des sarmatischen Bodens, und können nur bei der sorgfältigsten Pflege unter dem Schutze vieler dem

*) Ich weiß es wohl, daß ehedem zu Warschau eine ähnliche Anstalt geblühet hat. Aber ich weiß auch, daß diese Anstalt mehr dem polnischen Nazionalgeschmack, der sich so gern durch eine prunkende Außenseite für den Mangel wesentlicher Vorzüge entschädigen läßt, schmeichelte, als wahren Nutzen gewährte. Der edle Stanislaus Poniatowsky, der dieses Institut gegründet hat, hatte auch hier das unglückliche Schicksal, seine patriotischen Bemühungen zur Bildung und Aufklärung seiner Nazion durch die Barbarei und Selbstsucht der Großen des Reichs vereitelt zu sehen. Er mußte dem schmutzigen Geiste dieser Menschen nachgeben, die es sehr behaglich fanden, hier ihre Söhne auf Kosten des Staats erziehen zu lassen, während sie selbst in Einem Abend am Faretisch oder in den Armen feiler Geschöpfe sorglos Summen verschwendeten, die auf ein ganzes Jahr zum Unterhalte dürftiger Familien hingereicht haben würden. L.

Anſcheine nach überflüſſiger Vorkehrungen, langſam gedeihen. Kein Wunder alſo, daß unſere erſt ſeit 8 Jahren beſtehende Anſtalt noch nicht zu dem Grade von Vollkommenheit gereift iſt, welchen ſie, nach den wohlthätigen Abſichten ihres erlauchten Stifters, erreichen ſoll. Indeß gewährt ſie, ſelbſt in ihrem jetzigen Zuſtande, der Provinz, für welche ſie angelegt iſt, ſo bedeutende Vortheile, daß die 17000 Rthlr., welche zum jährlichen Unterhalte derſelben ausgeſetzt ſind, dadurch mit reichlichem Wucher erſtattet werden. Es werden hier 120 Söhne armer adlicher Familien unentgeltlich unterhalten, unterrichtet und erzogen. Dieſe Anzahl ſoll bei einer nächſtens zu erwartenden Erweiterung des urſprünglichen Plans beträchtlich vermehrt werden. Wer den Grad der ſittlichen Verwilderung der weiland polniſchen Nazion kennt, und den Quellen derſelben nachgeforſcht hat, wird gewiß den Nutzen nicht verkennen, welche dem ganzen Lande durch dieſe einer der bedürftigſten Volksklaſſen mit weiſer Wohlthätigkeit dargebotene Unterſtützung zufließt. Nichts war in dem ehemaligen Polen, dem wahren Vaterlande der Extreme, und unter der polniſchen Nazion, d. h., unter dem Adel des Landes, häufiger, als bettelhafte Armuth neben prunkendem Reichthume. Schulen, wo Dürftige umſonſt eine ihrer zukünftigen Beſtimmung angemeſſene Bildung erhalten könnten, ſind eben ſo ſelten, als Klöſter, wo ſich ehemals die Kadets reicher und vornehmer Familien in wollüſtiger

Gemächlichkeit müßteten, zahlreich sind. Mit dem Stande des Handwerkers und Landbauers verknüpft das Nazionalvorurtheil Verlust der Adelsvorrechte. Dem armen Adlichen blieb daher nichts übrig, als Schweinhändler, Stallknecht bei einem Großen des Landes, Landstreicher und was dem anhängt, Gauner und Straßenräuber, oder wenn er diese gemeinen Lebensarten nicht mit seiner vornehmen Geburt reimen konnte — Chevalier d'industrie, falscher Spieler, Schmarotzer, geduldiges Ziel des boshaften Muthwillens seines Gönners und feiles Werkzeug seiner Lüste zu werden. Durch unser Institut wird eine nicht unbedeutende Anzahl dieser Unglücklichen dem traurigen Loose, wozu sie ihre unverschuldete Dürftigkeit verdammte, entrissen und zu brauchbaren Mitgliedern des Staats gebildet. — Auch würden Sie dem liberalen Geiste unserer Regierung sehr Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß unser Institut bloß in der Absicht gegründet wäre, um die Armee mit einem beträchtlichen Zuwachse tüchtiger Offiziere zu versorgen. Dieß ist freilich der nächste Zweck, der sich theils durch das politische Bedürfniß Preußens, als eines militairischen Staates, theils auch dadurch rechtfertigt, daß dem unbemittelten Adlichen so wenig andere Wege zu seinem Fortkommen offen stehen. Aber dieser nächste Zweck ist keineswegs der ausschließende. Das hiesige Kadettenhaus ist eine Erziehungsanstalt für arme Adliche der neuakquirirten Provinzen, ob-

ne Rückſicht auf den Stand, welchem ſie ſich in reifern Jahren weihen wollen. Die Zöglinge des Inſtituts werden nicht zum Kriegsdienſte gezwungen. Es bedarf blos einer beſtimmten Erklärung ihres Widerwillens, und ſie gehen ungehindert von dieſer Anſtalt zu einer, ihren Anlagen und ihrer Neigung angemeſſenern Lebensart über. Auch iſt der Unterricht, der hier ertheilt wird, mit weiſer Rückſicht auf alle Fälle ſo geordnet worden, daß ſowohl der angehende Krieger als derjenige, der ſich der Landwirthſchaft oder einer ähnlichen Lebensart widmen will, hier zur Ausbildung ſeines Geiſtes und zur vertrauten Bekanntſchaft mit den ihm nöthigen Wiſſenſchaften den Grund legen, und ſelbſt derjenige, der Beruf zu einem gelehrten Stande fühlt, hier die erſte Entwickelung ſeiner intellektuellen Anlagen erhalten, und beim Uebergang zu einer höhern Bildungsanſtalt mit einem nicht unbeträchtlichen Schatze nützlicher Vorkenntniſſe entlaſſen werden kann. An Gemeinnützigkeit hat unſer Inſtitut auch noch durch die beſondere Vergünſtigung gewonnen, daß hier ſelbſt Söhne wohlhabender Edelleute gegen ein mäßiges Koſtgeld aufgenommen, und auf gleichem Fuße mit den Kadetten unterrichtet und erzogen werden können.

Das Perſonale des Inſtituts, ſo weit es mit dem Unterrichte und der Erziehung der Kadetten beſchäftigt iſt, beſteht aus einem Hauptmanne, zwei Leh-

rern, zwölf Gouverneurs, wovon einer die Stelle eines Zeichenmeisters vertritt, zwei französischen Sprachmeistern (Nazionalfranzosen) und einem Tanzmeister. Alle diese Personen stehen unter der einsichtsvollen Leitung und Aufsicht des Majors v. Berg. Den wirklich liebenswürdigen Karakter dieses Mannes habe ich Ihnen schon geschildert. Er vereinigt in seiner Person die offene Geradheit des Kriegers und die feine Geschliffenheit des Weltmannes mit einer Fülle der schätzbarsten Einsichten, selbst gelehrter Kenntnisse, und einem seltenen Grade von Aufklärung, so daß man verlegen seyn würde, zu entscheiden, ob er sich mehr zum Offiziere, zum Hofmanne oder auch zum Gelehrten schicke. Desto gewisser ist es, daß ein solcher Mann als Vorsteher unserer Erziehungsanstalt ganz an seinem Platze ist; daß diese Anstalt ihm schon sehr viel verdankt, und von seinem patriotischen Eifer, der von den reinsten pädagogischen Grundsätzen geleitet wird, noch sehr viel zu hoffen hat.

Zum Behufe des Unterrichts, welchem sechs Stunden jedes Wochentages gewidmet sind, sind die Kadetten in drei Klassen eingetheilt. Die erste Klasse besteht aus noch ganz rohen Anfängern, meistens aus Polen, welche kein Wort Teutsch verstehen, und selbst ihre Muttersprache nicht lesen und schreiben können. Diese erhalten Unterweisung im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. Die Langeweile — sie dürfen sich

mit ihren Geſpielen nicht in ihrer Mutterſprache unterreden — zwingt ſie, Teutſch zu lernen. Die Zurechtweiſungen und Belehrungen derjenigen Gouverneurs, welche ſich ihnen in der polniſchen Sprache mittheilen können, unterſtützen ſie dabei, und nach Ablaufe eines halben Jahres ſpricht der polniſche Lehrling ſchon mit ziemlicher Fertigkeit ein freilich noch gebrochenes und mit Poloniſmen reichlich ausgeſchmücktes Teutſch. Die zweite Abtheilung beſteht aus Zöglingen, welche ſich ſchon einen hinlänglichen Grad von Fertigkeit im Teutſchen erworben haben, um einen zuſammenhängenden Vortrag in dieſer Sprache faſſen zu können. Sie wird in der höhern Rechenkunſt, in der teutſchen Sprachlehre und Rechtſchreibung, in der Logik, Naturgeſchichte, Erdbeſchreibung und in den Anfangsgründen der franzöſiſchen Sprache unterrichtet; erhält Anweiſungen zum teutſchen Stile und zum Deklamiren, wobei beſonders auch dahin gearbeitet wird, durch ſtatariſche Lektüre zweckmäßig ausgehobener Bruchſtücke aus unſern klaſſiſchen Schriftſtellern die Lehrlinge in die Geheimniſſe der teutſchen Schriftſprache einzuweihen und ihren Geſchmack zu bilden. Außerdem werden die Kadetten dieſer Klaſſe auch noch im Handzeichnen geübt. Auch wird in beſondern Stunden Unterricht in der polniſchen Sprachlehre ertheilt, und mit der nöthigen Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Polniſchen ins Teutſche und umgekehrt verbunden. Die erſte

Klasse macht nun den eigentlichen Kern des Korps aus. Sie liefert vorzüglich die Kandidaten zu dem Ausschusse, der jährlich zur Ergänzung der Metropolitananstalt nach Berlin gesandt wird. Auch werden aus dieser Klasse diejenigen ausgehoben, die ihren Stubengenossen, unter dem militärischen Ehrentitel von Unteroffizieren und Gefreiten, als Aufseher und Muster vorgesetzt sind. Doch bindet man sich nicht streng an diese Regel, und läßt auch zuweilen Zöglingen der zweiten Abtheilung die eben beschriebenen Auszeichnungen widerfahren, wenn sie sich durch musterhafte Aufführung empfehlen, und durch hervorstechende Proben von Fleiß und Fähigkeit zu hohen Erwartungen berechtigen. Der Unterricht, welchen die erste Klasse genießt, ist in Rücksicht des Stoffes dem in der vorhergehenden Klasse gleich, nur daß die alte und neue Geschichte den Platz der Logik und Naturgeschichte einnimmt, und an die Stelle der Rechenkunst die Mathematik tritt, welche der Hauptmann des Instituts, Herr Wagenführ, ein verdienter Artillerieoffizier, ein Mann von großer Thätigkeit und schätzbaren Einsichten in seinem Fache, in Verbindung mit den Anfangsgründen der Kriegsbaukunst und Taktik vorträgt, und mit praktischen Anweisungen im Messen und Planzeichnen verbindet. In Ansehung der Form errathen Sie ohne meine Erinnerung, daß man sich begnügt, den Schülern der zweiten Klasse die Anfangsgründe der oben aufgezählten Wissenschaften—

im Kopf, den ſie ihren Genie nennen, ihnen zum gröſſeſten Vergnügen ihres Lebens macht.

Dionys befand dieſen Rath ſeines würdigen Miniſters vollkommen nach ſeinem Geſchmack. Philiſtus übergab ihm eine Liſte von mehr als zwanzig Candidaten, aus denen man, wie er ſagte, nach Belieben auswählen könnte. Dionys glaubte, daß man dieſer nützlichen Leute nicht zuviel haben könne, und wählte alle. Alle ſchönen Geiſter Griechenlandes wurden unter blendenden Verheiſſungen an ſeinen Hof eingeladen. In kurzer Zeit wimmelte es in ſeinen Vorſälen von Philoſophen und Prieſtern der Muſen. Alle Arten von Dichtern, Epiſche, Tragiſche, Comiſche; Lyriſche, welche ihr Glück zu Athen nicht hatten machen können, zogen nach Syracus, um ihre Leyern und Flöten an den anmuthigen Ufern des Anapus zu ſtimmen, und — ſich ſatt zu eſſen. Sie glaubten, daß es ihnen gar wol erlaubt ſeyn könne, die Tugenden des Dionys zu beſingen, nachdem der göttliche Pindar ſich nicht geſchämt hatte, die Mauleſel des Hieron unſterblich zu machen. So gar der cyniſche Antiſthenes ließ ſich durch die Hofnung herbey locken, daß ihn die Freygebigkeit des Dionys in den Stand ſetzen würde, die Vortheile der freywilligen Armuth und der Enthaltſamkeit mit deſto mehr Gemächlichkeit zu ſtudiren; Tugenden, von deren Schönheit, nach dem ſtillſchweigenden Geſtändnis ihrer eifrigſten Lobredner, ſich nach einer guten Mahlzeit am beredteſten ſprechen läßt. Kurz, Dionys hatte das Ver-

das, was ihr noch ungeübter Verstand leicht fassen und verarbeiten kann — beizubringen; ihnen vom Berge Horeb das gelobte Land zu zeigen, um sie nach näherer Betrachtung der aus der Ferne erblickten Gegenstände lüstern zu machen. Beim Unterrichte in der ersten Klasse wird die gereizte Wißbegierde des Lehrlings durch ein zweckmäßiges Detail befriedigt, jedoch mit Vermeidung aller Weitläuftigkeit, die Ekel und Ueberladung verursachen könnte. Zum Vortrage der Naturlehre fehlt es vor der Hand noch an einem Apparate. Das Nothdürftigste aus dieser Wissenschaft und der Astronomie wird daher im geographischen Unterrichte beigebracht. Denjenigen Zöglingen des Instituts, die sich zum evangelischen Glauben bekennen, wird besonderer Religionsunterricht ertheilt; für das religiöse Bedürfniß der Katholiken ist durch eine andere Lehrstunde gesorgt, worin Sittenlehre — oder, wenn Sie wollen — reines Christenthum, entkleidet von allen Zusätzen, Verdrehungen und Verkünstelungen des Protestantism und Katholizism, vorgetragen wird. Hr. Triplin aus Sachsen trägt alte Geschichte, teutsche Sprachlehre und höhere Rechenkunst vor. Ehemals lehrte er auch Logik und gab Anweisung in der teutschen Rechtschreibung. Da aber diese Stunden in die Zeit fallen, wo er als Auskultator Geschäfte auf der Regierung hat, so hat er diese gegen andere vertauschen müssen, wo er Teutsch- und Polnischlesen lehrt. Uebrigens ertheilt er auch den Kost-

gängern ſeiner Brigade täglich eine lateiniſche Privatſtunde, wofür ihm monatlich Zwei Thaler bezahlt werden.

Was die Erziehung betrift, ſo iſt ſie mit Hinſicht auf den nächſten Zweck des Inſtituts ganz auf militairiſchen Fuß eingerichtet. Die Zöglinge, Kadetten und Koſtgänger tragen Montur, ziehen in Parade zum Morgengebete, zur Mittagsmahlzeit, zum Abendeſſen, zum Abendgebete, werden zur Subordination und zur Pünktlichkeit in ihren Geſchäften angehalten, und überhaupt ſo behandelt, daß ihnen die Erfüllung der läſtigen und zwangsvollen Pflichten des Standes, zu welchem doch der größte Theil von ihnen beſtimmt iſt, zur Gewohnheit werden muß. Sie werden von ſo vielen wachſamen Augen beobachtet, daß ſchwerlich ein Vergehen des Zöglinges der Aufmerkſamkeit und Rüge ſeiner Vorgeſetzten entgehen kann. Jedem Gouverneur iſt die beſondere Aufſicht über eine aus zehn Zöglingen — den Unteroffizier und Gefreiten mit eingerechnet — beſtehende Brigade anvertraut. Dieſe iſt in zwei Zimmer vertheilt, welche nur durch das Zimmer des Gouverneurs getrennt ſind, und mit demſelben durch Seitenthüren in Verbindung ſtehen. Die Sorge für den bloß militäriſchen Theil der Erziehung iſt einigen Sergeanten aufgetragen. Der Major und Hauptmann überſehen und leiten das Ganze. Dieſe Militärerziehung iſt nirgends ſo ſehr wie hier

an ihrem Platze. Denn sie ist ganz dazu geeignet, drei dem polnischen Nazionalkarakter fremde Tugenden, Frugalität, Ordnungsliebe und Reinlichkeit, unter dieses Volk zu verpflanzen. An Gelegenheit sich auszutoben, durch Uebungen ihre körperlichen Anlagen zu entwickeln, und den geschickten Gebrauch derselben kennen zu lernen, fehlt es übrigens unsern Zöglingen nicht. Eine Wiese in der Nähe des Kadettenhauses ist im Sommer ihr Tummelplatz. Hier ertheilen ihnen, wenn ihre Erfindungskraft erschöpft ist, ihre Gouverneurs selbst die nöthigen Anweisungen zu Spielen, welche den Körper abhärten und geschmeidig machen.

Dieß wäre das Wesentlichste und Merkwürdigste, was ich Ihnen von der innern Einrichtung dieses für Südpreußen gewiß sehr wohlthätigen Institute mitzutheilen hätte. Jeder preußische Patriot und überhaupt jeder, dem die Ausbreitung und Erhöhung der Kultur am Herzen liegt, muß, um des humanen Geistes willen, in welchem dieses militärische Filanthropin gestiftet ist, wünschen, daß die am Eingange des Kadettenhauses prangende Inschrift: „Tironibus Palladis Nicephorae" — sich als ein kräftiges Wort der Weihe für Alle, welche aus dieser Anstalt zu dem noch immer unentbehrlichen Stande der Vaterlandsvertheidiger übergehen, in der Zukunft durch das glänzendste Waffenglück bewähren möge.

T.

5.

Wien, im März 1801.

Die letzten Briefe aus Konstantinopel melden uns, daß Mahmud Aif, dessen Namen einem unlängst dort erschienenen Buche vorgesetzt ist, und der im vorigen Herbste als Reisefendi nach dem Lager abgesandt worden ist, keineswegs den Erwartungen entspreche, die er durch die Herausgabe des gedachten Buches erregt hatte. Statt Europäer mit der bei den gebildeten Völkern gäng und gäben Artigkeit und Gefälligkeit zu behandeln, zeichnet er sich vielmehr durch Ungeschliffenheit und wahre Rohheit in seinem neuen Amte aus. Auch ist seine Kenntniß des Französischen äußerst begränzt, und kaum hinreichend, das unter seinem Namen erschienene französische Buch zu verstehen, vielweniger ein solches zu verfassen. Man wendet auf ihn das persische Sprichwort an: Staub bleibt Staub, und wenn er bis zum Himmel aufffliegt.

6.

Triest, im März 1801.

Mit der letzten aus Darfur in Aegypten angekommenen Karawane, die seit zwei Jahren ausblieb,

weil die letzte bei den Unruhen in Aegypten geplündert ward, hat Hornemann einem seiner Freunde in Kairo geschrieben. Er befindet sich am Hofe des Königs von Darfur, wo er ungemein wohl aufgenommen werden ist, und mit vorzüglicher Gunst behandelt wird. Derselbe Freund hatte ihm Empfehlungsschreiben von Muradbey an den Herrscher von Darfur verschafft, und zwei europäische Diener samt einem Griechen und Araber mitgegeben. Die Waaren, welche die Karawane aus Darfur mit sich bringt, sind Goldstaub und Elefantenzähne.

V.

Attisches Museum.

Der dritte Heft des dritten Bandes dieser periodischen Schrift, die ihrer Ueberschrift stets getreu blieb und einige der schönsten Blüthen aus Hellas Gärten mit zärtlicher Pflege zu verpflanzen, weder Mühe noch Kosten sparte, beschließt nun die erste Reihe des Museums und hat zum bequemern Gebrauch auch vollständige Register über alle 9 Hefte erhalten. Die

zwei vorzüglichsten Stücke in dem letzten, so eben ausgegebenen Hefte enthalten eine metrische Uebersetzung des Prometheus von Aeschylus und der ersten Filippika des Demosthenes, beide mit Einleitungen und Anmerkungen, die auch den mit der Urschrift nicht bekannten Leser vollkommen in den Stand setzen, sich von den eigenthümlichen Schönheiten in der Komposizion jener bewunderten Originale eine richtige Vorstellung zu machen. In beiden wird man die geübte Hand eines Meisters wohl nicht leicht verkennen.

B.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

5. Stück. Mai 1801.

I.

Geſchichte
der
Wirkungen und Folgen
des
Oeſtreichiſchen Feldzugs
in der Schweiz,
oder

Hiſtoriſches Gemälde der Schweiz, vor, während und nach ihrer verſuchten Wiederbefreiung; mit manchfaltig unbekannten Aufſchlüſſen über die Ereigniſſe dieſer Zeit, von Karl Ludw. von Haller, vormals Staatsſekretair des täglichen Raths der Stadt und ehemaligen Republik Bern. 2 Theile in gr. 8. mit dem Motto: Infandum jubes renovare dolorem.

Der bereits rühmlichſt bekannte Verfaſſer liefert hier in gedrängtem Zuſammenhang die neueſte Zeitgeſchichte von ſeinem unglücklichen Vaterlande, welcher er groſſentheils ſelbſt beigewohnt hat. Das Werk iſt der Materie nach als ein ergänzendes Seitenſtück zu dem von Mallet Dupan zu betrachten. Wenn jenes den Fall der Schweiz ſchildert, ſo beſchreibt dieſes die Geſchichte ihrer miſslunge-

nen Rettung, die ein nicht minder merkwürdiges Drama ausmacht, über welches bisher noch nicht das geringste erschienen ist, so daß es in dieser Rücksicht unentbehrlich wird. Bei einer sanften Herzenswärme, die dem Eingeborenen geziemt, trägt es aber durchaus das Gepräge der Gelassenheit und historischen Treue, die eine Pflicht des Geschichtschreibers ist. Viele geheime oder bisher unbekannte Aufschlüsse sowohl über die frühere Revolution der Schweiz als über die zeitherigen Begebenheiten werden die Leser in Erstaunen setzen, und ihnen manches erklären, was bisher unbegreiflich schien.

Die folgende tabellarische Uebersicht des ganzen Werks belehrt über den interessanten Inhalt ausführlich.

Erster Abschnitt.

Uebersicht der Ereignisse in der Schweiz vor dem Ausbruch des Kriegs.

Symptome des wieder ausbrechenden Kriegs gegen Oestreich.

a. Plötzlich eintretender Befehl die Schweiz zu räumen. b. Allianztraktat zwischen dem französischen und helvetischen Direktorio. c. Vergebliche Versuche des französischen Direktorii gegen Bündten. d. Besetzung von Bündten durch die kaiserlichen Truppen. Wirkung davon auf die französischen Behörden.

Wirkliche Vorbereitungen zum Krieg.

a. Erste Aufforderung an die helvetische Regierung zu Stellung einer Kriegsmacht. b. Maßregeln des helvetischen Direktorii und Folgen davon bei dem Volk. c. Convention vom 1sten Dec 1798 zu Lieferung von 18000 Mann in französischen Sold. d. Schlechter Erfolg derselben. e. Nähere militärische Vorkehrungen der Franzosen. f. Kriegerische Maßregeln des helvetischen Direktorii und Bearbeitung des Schweizervolks durch Schriften, Lieder, Predigten u. s. w. g. Entgegengesetzte Stimmung der Einwohner.

Ausbruch der Feindseligkeiten.

a. Eroberung von Graubündten u. s. w. b. Folgen derselben auf die Stimmung des Volks. c. Ausgezeichnete Begünstigung der östreichischen Kriegsgefangenen in der Schweiz.

Zweiter Abschnitt.

Von der Schlacht bei Stokach bis zu der Einnahme von Zürich.

Allgemeine Betrachtungen über die möglichen Folgen dieser Schlacht.

Ihre Wirkungen in der Schweiz.

a. auf die Franzosen. b. auf das helvetische Direktorium. Sein Schreckenssystem. — Revolutionsgerichte. — Verdoppelung der Auflagen. Kriegssteuern. Domainenverkauf. Requisitionen. Tyrannische Gesetze. Aussendung von Regierungskommissärs. Geiselaushebungen. Eigene Furcht. c. auf das Volk.

1) Nichtbezahlung der Auflagen und Kriegssteuern.

2) Widerstand gegen die Aushebung des Elitenkorps.

3) Gewaltsame Insurrektionen gegen die Franzosen.

α. im Canton Appenzell und dem Toggenburg. β. im Canton Solothurn. γ. im Canton Glarus. δ. im Canton Luzern u. s. O. ε. im Bernerischen Oberland. ζ. im Canton Schweiz. η. im Canton Uri und dem Livinerthal. ϑ. in Graubündten. ι. im Ober-Wallis.

4) Widerstand in den übrigen nicht insurgirten Cantonen.

α. Ermordungen zerstreuter französischer Detachements. β. Unruhen in den Cantonen Bern, Solothurn und Luzern. γ. Allgemeine Renitenz gegen den Elitendienst. Schlechter Fortgang der Werbung für die 18000 Mann. δ. Desertion der Eliten oder Ausgetretene. ε. Schmähschriften gegen die Regierung. ζ. Resignation einer großen Menge von Beamten. η. Aufstand in Lugano gegen die Anhänger der Franzosen.

Benehmen des Schweizervolks bei dem wirklichen Einmarsch der kaiserlichen Truppen.

a. in Graubündten. b. im Canton Glarus. c. im Canton Schweiz. d. im Canton Schaffhausen. e. im Canton Appenzell. f. im Thurgau und Canton Zürich. g. in der Stadt Zürich.

Schrecken und Flucht der helvetischen Regierung. Gänzliches Auseinanderlaufen der Eliten.

Dritter Abschnitt.

Von der Einnahme der Stadt Zürich bis zu dem Rückzug der kaiserlichen Armeen aus der Schweiz.

Militairische und politische Wichtigkeit der Einnahme von Zürich.

Edles Betragen der kaiserlichen Armee und des kommandirenden Erzherzogs Karl.

Allgemeine Erwartung des weitern Vorrückens und einiger Einleitung zu Herstellung der alten Verfassungen.

Mangel dieser Einleitung und daherige Schwierigkeiten.

Allgemeine freudige Stimmung des befreiten Theiles der Schweiz.

a. Ruhiges Zurückbleiben aller Einwohner. Rückkunft einer grosen Menge Schweizer aus allen Gegenden von Europa. b Wiedereintritt des Zutrauens in allen gesellschaftlichen Verhältnissen. c. Einstimmiger Geist der herauskommenden öffentlichen Schriften, Zeitungen, Kanzelreden u. s. w. wiewohl ohne alle Aufsicht noch Censur. d. Freundschaftliches Betragen gegen die kaiserlichen Truppen. Lebhafter Antheil an ihren Siegen. Allgemeine Traurigkeit bei dem Abmarsch des Erzherzogs Karl und seiner Armee.

Anstalten zur militairischen Mitwirkung gegen die Franzosen.

a. Was hiezu nöthig gewesen wäre und nicht geschehen ist. b. Reelle Hindernisse. Mangel einer gemeinsamen Regierung. Mangel an Waffen und Equipirungsbedürfnissen. Allzugroße Abhängigkeit von Englischen Subsidien. Uneinigkeit zwischen den Englischen Commissarien und den östreichischen Militärbehörden c. Was gleichwohl bewerkstelligt worden. 1) Regiment Roverea. Geschichte desselben. 2) Regiment Bachmann. Starker Zulauf zu demselben. 3) Regiment Salis. 4) Kontingent und stehende Volksbewaffnung im Canton Glarus. Ihre Tapferkeit in den Gefechten vom 2ten July. 5) Kontingent und stehende Volksbewaffnung im Canton Schweiz. Ihre bei gleicher Gelegenheit wie auch am 14ten Aug. geleisteten Dienste. 6) Kontingente von Appenzell, Schaffhausen und Zürich. 7) Stehende Volksbewaffnung im Ober-Wallis. De-

gnügen, ohne einen Plato dazu nöthig zu haben, ſich mitten an ſeinem Hofe eine Academie für ſeinen eignen Leib zu errichten, deren Vorſteher und Apollo er ſelbſt zu ſeyn würdigte, und in welcher über die Gerechtigkeit, über die Grenzen des Guten und Böſen, über die Quelle der Geſetze, über das Schöne, über die Natur der Seele, der Welt und der Götter, und andere ſolche Materien, welche nach den gewöhnlichen Begriffen der Weltleute zu nichts als zur Conſervation gut ſind, mit ſo vieler Schwatzhafftigkeit, mit ſo viel Subtilität und ſo wenig geſunder Vernunft diſputirt wurde, als es in irgend einer Schule der Weisheit der damaligen Zeiten zu geſchehen pflegte. Er hatte das Vergnügen ſich bewundern, und wegen einer Menge von Tugenden und Helden Eigenſchaften lobpreiſen zu hören, die er ſich ſelbſt niemals zugetraut hätte. Seine Philoſophen waren keine Leute, die, wie Plato, ſich herausgenommen hätten, ihn hofmeiſtern, und lehren zu wollen, wie er zuerſt ſich ſelbſt, und dann ſeinen Staat regieren müſſe. Der ſtrengeſte unter ihnen war zu höflich, etwas an ſeiner Lebensart auszuſetzen, und alle waren bereit es einem jeder Zweifler ſonnenklar zu beweiſen, daß ein Tyrann, der Zueignungs-Schrifften, und Lobgedichte ſo gut bezahlte, ſo gaſtfrey war, und ſeine getreuen Unterthanen durch den Anblick ſo vieler Feſte und Luſtbarkeiten glücklich machte, der würdigſte unter allen Königen ſeyn müſſe.

ten Thaten und Auswanderung mit den kaiserlichen Truppen. 8) Mitwirkung der Graubündner. d) Zusammenrechnung dieser gestellten Mannschaft. Vergleichung ihrer Anzahl, theils mit der Anzahl der für die Franzosen streitenden Schweizer, theils mit den Kräften dieses Theils der Schweiz überhaupt.

Herstellung der alten Verfassungen.

a Unhaltbarkeit der neuen französischen Verfassung nach dem Eintritt der kaiserlichen Truppen. b. Nothwendigkeit auf die alten Verfassungen zurückzukommen, wegen mangelnder Befugniß zu etwas anderem und wegen der Natur der Dinge selbst. c. Schwierigkeiten ihrer Herstellung, wegen dem Mangel einer ersten Impulsion von Seiten der kaiserlichen Militair-Behörden. d. Unerfüllter Vorschlag zu einer von der kaiserlichen Generalität zu authorisirenden Eidgenössischen Herstellungs-Commission, und daherige Inkonvenienzien. e. Wie, und in wie weit die alten Verfassungen gleichwohl hergestellt worden. 1) im Canton Glarus. 2) im Canton Appenzell. 3) in den St. Gallischen Landen. 4) in den gemeinsamen Unterthanen-Landen oder Mediatämtern.

α) in der Landschaft Sargans. β. in dem Rheinthal und der Landschaft Gaster. γ. in dem Thurgau.

Geheimer doch leiser Wunsch dieser Landschaften nach eigener Independenz. Kurzer Beweis ihrer Unmöglichkeit und politischen Zweckwidrigkeit. Solche ward von den Einwohnern selbst eingesehen.

5) in den Cantonen Uri und Schweiz. 6) in dem Canton Schaffhausen. 7) in dem Canton Zürich. α fehlerhafte erste Einleitung von Seiten der K. K. Militair-Behörde. Errichtung der Interimsregierung. β. Verfügungen dieser Interimsregierung. Ihr unentschloßner furchtsamer Charakter. γ Entgegengesetzte Stimmung der Stadt und auch der Landschaft. δ) Vorbereitung zu gänzlicher Herstellung der alten Verfassung, durch die Schlacht vom 25sten Sept. vereitelt. ε) Schicksal der Interimsregierung nach dem Wiedereintritt der Franzosen. f. Rekapitulation. Moralischer Geist bei dieser ganzen politischen Herstellung.

Geschichte der übrigen, noch von den Franzosen besetzt ge-

bliebenen Theile der Schweiz, während dem nemlichen Zeitraum.

a. Schrecken und Flucht des helvetischen Direktorii. Plötzliche Cessation aller Violenzen. Loslassung der Geiseln. Sturz des Direktors Ochs wegen seiner Anhänglichkeit an die Franzosen. Auflösung des ganzen Rests der Eliten. Connivenz gegen alle kontrerevolutionären Unternehmungen. b. Furcht und veränderter Geist in den gesetzgebenden Räthen. 1) Kapitulationsprojekte. 2) Kühne Reden gegen die Franzosen und die neue Konstitution. 3) Moderationen in allen Dekreten und öffentlichen Maßregeln. 4) Aufschub des Vorschlags zu Verfertigung einer neuen Konstitution. 5) Privatbenehmen der Direktoren, Repräsentanten, Minister u. s. w. 6) Unglaubliche antirevolutionäre Kühnheit der öffentlichen Schriften und Zeitungen. Beispiele hievon. c. Stimmung der unteren Beamten Ihre meist antirevolutionären Gesinnungen und Handlungen. d. Auffallende antifranzösische Stimmung des Volks. 1) allgemeine Ursachen und Beweise derselben. 2) Zeugnisse hierüber von der neuen Regierung und ihren Beamten selbst. 3) Beweise aus übrigen Thatsachen. α. in Betreff des Hasses der Franzosen und der Vorliebe für die Oestreicher. β. Verachtung der neuen und Anhänglichkeit an die alte Regierung. γ. Vorbereitende Anstalten zur thätigen Mitwirkung gegen die Franzosen. Insurrektionslust mit Mühe zurückgehalten.

Vierter Abschnitt.

Von den politischen Folgen des Rückzugs der Allirten in Bezug auf die Schweiz.

Blick auf die Kriegsbegebenheiten in der Schweiz nach dem 25sten September.

Blick auf die Folgen jenes Rückzugs für das Ausland.

a. Vereitelung aller eingeleiteten offensiven Plane gegen Frankreich. Veränderte Natur des Kriegs. b. Entzweiung der alliirten Mächte. Gänzlicher Abtritt der Russen. c. Einfluß des Besitzes der Schweiz auf die fernern Operationen und Siege der Franzosen.

Folgen jenes Rückzugs für die Schweiz selbst.

4. Verteilung alles Guten, was bereits zu ihrer Herstellung geschehen war, und noch geschehen sollte. — Kurze Entwicklung der diesfälligen Plane. 1) Allgemeiner Zweck. 2) in Ansehung der demokratischen Cantone oder freien Landschaften. 3) in Ansehung der städtischen oder sogenannten aristokratischen Cantone. α. Grundlage dieser Verfassung auf rechtliche Erörterung ihrer eigentlichen Natur. β. Kluger Einleitungsplan für die Herstellung derselben und die Wiedereinrichtung des gemeinen Wesens, in seinen wesentlichen Accidenzen und Dependenzen. γ. Projektirte definitive Verbesserungen. 1. in Absicht der innern Verfassung der souverainen Stadt selbst. 2. in Absicht ihrer verfassungsmäßigen Verhältnisse gegen das Land, Regierungsform, Gesetzgebung u. s. w. 3. Mittel zu Erhaltung der Moralität. 4) in Ansehung der Mediatämter oder vormaligen gemeinsamen Unterthanen-Lande. α. Ehemaliger verfassungsmäßiger Zustand dieser Länder. — Seine Vortheile und Nachtheile. β. Eigentlicher Plan zu desselben Verbesserung. 5) in Ansehung der Verbindung aller Theile der Schweiz zu einem festeren Ganzen. Deduktion des Plans über die Einrichtung und die Befugnisse eines Eidgenössischen Bundesraths. b. Erneuertes positives Unglück der Schweiz durch den Wiedereintritt der Franzosen. 1) allgemeine Niedergeschlagenheit der Nation. — Zahlreiche Auswanderungen u. s. w. 2) Vermehrte Bedrückungen von Seiten der Franzosen. Contributionen, Requisitionen, Plünderungen — politische Herabwürdigung. 3) Dadurch bewirktes Elend in der Schweiz. α. in dem Canton Zürich. β. in den Cantonen Uri, Schweiz, Wallis, u. s. w. γ. in den Cantonen Glarus, Appenzell u. s. w. Kinderwanderungen u. s. w. δ. in den übrigen wewohl nicht durch Krieg verheerten Cantonen. 4) Schwankende provisorische Verfassung, Geist und Benehmen der Regierung in den verschiedenen successiven Hauptepochen. Regierungsrevolutionen vom 7ten Jan. und 7ten Aug. 1800. c. Daherige Stimmung des Volks. Beweise derselben. 4) Wohlthätigkeit gegen die von den Franzosen verheerten kleinen Cantone und das Ober-Wallis. 2) Adressen od. collective Bittschriften bei der Regierung. α. Glückwunschungsschreiben für die Veränderung vom 7ten Jan. 1800 u. s. w. β. Starke Petitionen für die Verfügung d. h. Auflösung der Räthe. γ. für die Herstellung der

Zehnden und Grundzinsen. 3. für die Rückkehr der alten oder einer der alten sich annähernden Verfassung, wie auch für andere alte Einrichtungen. 3) Literatur: Kanzelreden, Zeitungen, Flugschriften u. s. w. nach ihren verschiedenen Gegenständen, und ihrer auffallend antirevolutionären Tendenz. 4) Uebrige Thatsachen und merkwürdige Vorfälle, sowohl im allgemeinen als nach den verschiedenen Cantonen insbesondere.

Gegenwärtiger trauriger Zustand der Schweiz, in politischer, moralischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Rücksicht.

Gedanken über die nothwendigen Bedingungen ihrer möglichen Rettung, nach der Idee eines zweckmäßigen innern Friedensvertrags entwickelt.

Beschluß.

Beilagen.

I. Relation der helvetischen Regierungs-Commissaire Schwaller und Herzog, über den Aufstand in Graubündten. II. Creditivschreiben für zwei Abgeordnete des Standes Glarus an Hrn. Schultheiß von Steiger in Zürich, d. 15 Jun. 1799. III. Glückwünschungsschreiben des löbl. Standes Glarus an den löbl. Stand Schaffhausen, über seine wiederhergestellte Verfassung, vom 29sten July 1799. IV. Ideen über die Einrichtung und die Befugnisse eines allgemeinen Eidgenössischen Bundes-Raths.

Dieß Werk ist sowohl bei uns als auch in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. sächs. oder 3 fl. 36 kr. rhein. Courant zu haben.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Ad. Hildt. April oder No. 14 — 17.

Dieser Monat liefert folgende Hauptaufsätze: 1. Getraide-Märkte der Stadt Gotha im Jahr 1800. 2. Fer-

chel. 3 Allgemeine Ueberſicht von den Schmalkalder Eiſen- und Stahlwerken. 4. Allgemeine Ueberſicht des ſchleſiſchen Handels im Jahr 1800. 5. Feuerſchwamm. 6. Ueber Griechenlands Handel. 7. Engliſcher Plüſch. 8. Nadeln aus Eiſendrath mit gegoſſenen Knöpfen. 9. Ueber die Korallenfiſcherei, Korallenfabriken und Korallenhandel. 10. Juchten. 11. Eine neue Art dauerhafte und feine Hüte zu machen.

Der ganze Jahrgang dieſer Zeitung koſtet bei uns, in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern 2 Thlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. In einigen Wochen erſcheinen bei uns folgende Artikel:

Meyers, Ehregott, Frachtbuch für Kaufleute und Spediteure, und alle, die es einſt werden wollen, oder Unterricht über alles, was der Kaufmann und Spediteur bei Abſendung und Empfang der Güter zu beobachten hat. 8.

Reichard, H. A. O., der Paſſagier auf der Reiſe in Teutſchland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich mit Hinſicht auf ſeine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reiſehandbuch für Jedermann. Nebſt einer Poſtkarte. gr. 8.

Reiſen und Abentheuer Rolandos und ſeiner Gefährten. Ein Robinſon für Kinder zur Erlernung geographiſcher und naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe. Nach dem Franzöſiſchen des Jauffret. Zweites Heft. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Répertoire inſtructif et amuſant pour des Marchands. Tome II. 8.

Denkmal der Wahrheit auf Johann Kaspar Lavater, von Karl Ludwig von Haller. 8. (Aus dem neuen teutſchen Merkur für die Verehrer Lavaters beſonders abgedruckt.)

n.

Etwas später werden fertig:

Dietrich, Friedrich Gottlieb, Apotheker-Garten, oder Anweisung für teutsche Gartenbesitzer, viele in den Apotheken brauchbare ausländische Gewächse zu erziehen u. dadurch die Garten-Einkünfte zu vermehren. 8.

Gotthard, D. Joh. Christian, die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabaks, in ökonomischer, cameralistischer und medizinischer Hinsicht, von allen Seiten vollständig beschrieben und sowohl für Tabaksfabrikanten als auch für Tabaksraucher und Tabaksschnupfer zur nützlichen Belehrung abgefaßt. 8.

Müller, Wilhelm Ferdinand, meine Streifereien im Harz und einige seiner umliegenden Gegenden. Zweites Bändchen. 8.

Schlaf, der, und das Schlafzimmer, in Beziehung auf die Gesundheit. Enthaltend eine ausführliche Belehrung für diejenigen, welche einen erquickenden und gesunden Schlaf zu haben, und durch diesen ihr Leben zu verlängern wünschen. 8.

Schröter, Johann Samuel, Erfahrungen in meinem Blumen- Obst- und Gemüs-Garten. Zur Grundung der Aesthetik der Gartenkunst, von neuem bearbeitet. 8.

Schuldenbuch, das, oder Anweisung, wie man Gelder borgen und mit Sicherheit verborgen soll. Ein Hülfsbuch für alle Stände. 8.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Kaiserlich privilegirte allgemeine Handlungs-Zeitung und Anzeigen mit einer jährlichen Zugabe von 12 Bogen für das Neueste und Nützlichste der Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß und monatlichen Preiscouranten zusammen 70 Bogen gr. 8. mit Kupfern. Nürnberg. Achter Jahrgang 1801. Zu haben wöchentlich in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen, monatlich in allen

Buchhandlungen. Der Preis ist in Nürnberg und in allen Buchhandlungen 5 fl. rheinl. oder 2 rthlr. 20 gr. sächsisch.

Dem Handelsstande eine fortschreitende Uebersicht von der Lage des Handels im Ganzen und im Einzelnen und von seinen immer sich erneuernden Veränderungen zu geben, zugleich aber auch ein Mittel zur gegenseitigen Mittheilung über gemeininteressante Gegenstände, Vorfälle des Handels ꝛc. und zur Verbreitung von Bekanntmachungen aller Art darzubieten, ist der Zweck dieser Zeitschrift, die mit 1811 bereits ihren achten Jahrgang beginnt. Um dem Kaufmanne, dem Fabrikanten und Künstler noch besonders nützlich zu werden, sind monatliche Beilagen beigefügt, welche das Neueste und Nützlichste aus der Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß für den praktischen Gebrauch bearbeitet mittheilen, und die als ein besonderes Werk zu betrachten sind.

Die Handlungs-Zeitung enthält demnach Handelsberichte aus den wichtigsten Ländern und Städten, welche für den Handel bedeutend sind, Preiscourante, Wechselcourse, Bankerute, veränderte Handelsfirmen, neue Etablissements ꝛc. Vorzüglich aber hofft man dem kaufmännischen Publikum durch Mittheilung von kaufmännischen Streitigkeiten und Rechtsfällen, die in diesen Blättern mitgetheilt und durch Gutachten sachverständiger Kaufleute entschieden werden, nützlich zu seyn. Diese Rechtsfälle und Gutachten, deren jeder Jahrgang der Handlungs-Zeitung mehrere enthält, werden aber nicht nur augenblickliches Interesse, für die dadurch ausgeglichenen Partheyen, oder den neugierigen Leser haben, sondern da in den Gutachten die Entscheidungsgründe aus der Natur der Sache und den positiven Gesetzen zum Theil gründlich entwickelt sind, so können sie auch bei der allgemein gefühlten Unzulänglichkeit der positiven Gesetze und Handelsrechte für künftige nicht durch Gesetze bestimmte Fälle zur Richtschnur dienen. — Damit aber die Handlungs-Zeitung keine Forderung des Zeitalters unbefriedigt zurückweise, so wechseln mit den Handelsberichten öfters belehrende Aufsätze aus der Geschichte des Handels, der Waarenkunde ꝛc. ab, und fast jedes Stück enthält eine Beurtheilung eines neuerschienenen für den Kaufmann

interessanten Buches. — Die monatlichen Beilagen erstrecken sich auf alle Künste und Gewerbe, denen die neuen Entdeckungen in der Chemie und Mechanik nützlich seyn können; als: chemische Fabriken, Apothekerarbeiten, Brauerey, Gerberey, Färberey, Destillirkunst, und ökonomische Vortheile, die man sich mit Hülfe chemischer und mechanischer Kenntnisse verschaffen kann, u. s. w.

Die mit diesem Institute verbundene Ein- und Verkaufsanstalt aller Waaren, ist bereits hinlänglich bekannt und auch eine ausführliche Nachricht davon in dem ersten Stücke jedes Jahrgangs der Handlungs-Zeitung zu finden.

Von der Handlungs-Zeitung erscheint wöchentlich ein Bogen, und alle Monate ein Bogen für das Neueste und Nützlichste der Chemie ꝛc. Die auswärtigen Postämter und Zeitungsexpeditionen haben sich mit ihren Bestellungen an das Kais. Reichs-Ober-Postamt, die Buchhandlungen aber an uns selbst oder an unsern Commissionär in Leipzig, Herrn Rein zu wenden. Für alle Anfragen, Dienstgesuche, oder was man öffentlich bekannt machen will, zahlt man für die gedruckte Zeile 6 Kreuzer rheinl. oder 1 gr. 6 pf. sächs.

Man wendet sich an dieses Institut unter der Adresse: **an die Expeditionen der Kais. privil. allgem. Handlungs-Zeitung in Nürnberg.**

V. Der Verkündiger oder Wochenschrift zur Belehrung, Unterhaltung und Bekanntmachung für alle Stände. Nürnberg. Fünfter Jahrgang 1801. Zu erhalten wöchentlich auf allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen und monatlich in allen Buchhandlungen. Preis 4 fl. rheinl. oder 2 Thlr. 6 Sgr. sächs.

Diese Zeitschrift, die für gebildete Leser aus allen Ständen bestimmt ist, und daher allgemeines Interesse hat, liefert das Neue, Belehrende und Unterhaltende aus allen Fächern. Sie enthält 1) neue Erfindungen im Gebiete der Wissenschaften, Künste, Manufakturen, Fa-

driken, Handwerker u. s. w. 2) Auszüge aus Reisebeschreibungen, z. B. (im vorigen Jahre) Pallas Besuch bey einem Kalmückenfürsten; Zustand des Schulwesens in Frankreich; Scylla und Charybdis; Schottische Merkwürdigkeiten, Sitten der westphälischen Bauern, und viele andre. 3) Oekonomische Aufsätze, z. B. (im vorigen Jahre) Pflatzens Ackerinstrument; Zucker und Branntwein aus Runkelrüben; Bauart der Kamine; Kultur des Honigs; Ingenhouß über die Dünnung des Bodens; Rumfords ökonomische Journalansichten; Haarpuder aus Stärke u. v. a. 4) Chemische und physikalische Bemerkungen; im vorigen Jahrgange unter andern: Gewinnung des Goldes aus Mist, Erde und Asche; Beobachtungen über die Sternschnuppen; Gift der Lorbeerblätter und bittern Mandeln; Quecksilberschwefelstaub, magnetische Steinarten; die Fee Morgana; Kalkexhalten; medizinischer Gebrauch des Phosphors; Von Wasserholen durch Dampfmaschinen; Veränderungen des Tons in verschiedenen Luftarten u. v. a. 5) Historische Aufsätze: z. B. (im vorigen Jahrg.) Buonaparte's Leben; Holzschneidekunst in England; Biographische Nachricht von Tycho Brahe; die Guillotine und der Zwangstuhl; Wielands Prophezeihung von Buonaparte; Lebensgeschichte des General Mack; Lebensgeschichte Pius VI. Lippo Said; Pitt und Fox; Anekdoten von Suwarow; Physiognomie der Chinesen u. v. a. 6) Litterarische Bemerkungen über die interessantesten neuerscheinenden Bücher im philosophischen, ökonomischen, natur- und schön-wissenschaftlichen Fache u. a.

Von dem Verkündiger erscheinen jede Woche zwey Bogen in kl. Fol. Sollte die Menge der Materie es erfordern, so können auch mehrere Blätter wöchentlich erscheinen. Die eingesandten Bekanntmachungen, Anzeigen und Inserate werden jedesmal sogleich aufgenommen. Für die eingedruckte Zeile mit kleiner Schrift zahlt man 3 kr. rheinl. oder 3 pf. sächs.

Die auswärtigen Post-Aemter und Zeitungs-Expeditionen haben sich mit ihren Bestellungen an das Nürnberger K. K. Ober-Post-Amt, die Buchhandlungen aber an uns selbst Franco oder an unsern Commissionair, Herrn Rein in Leipzig, zu wenden. An uns wendet man sich unter der Adresse: An die Expedition der Kaiserl. priv. allg. Handlungs-Zeitung und

des Verkündigers; oder auch blos: An die Expedition des Verkündigers in Nürnberg.

VI. August Schall, Buchhändler in Breslau, lieferte zur Ostermesse 1801.

Ankläger, der kritische, oder die dramatische Kritik vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft. 18 Bändch. mit dem Bildniß der Madame Diestel. 8.

Burgund, 8 Buchstabier- und Lesetafeln. 24 Blatt in Folio. 10 gr.

Everel, A. Die Pfuscherei in der Arzneikunst und die Bildung der meisten deutschen Aerzte beleuchtet. gr. 8.

Gerstäker, F. W. Gültigkeit des Rechtsbegriffs aus den höchsten Gründen des menschlichen Wissens bewiesen. gr. 8.

Grimm, J. C. P. Hausbedarf aus der Geschichte des königl. Preuß. Hauses und der dazu gehörigen Länder, ein Volks- und Schulbuch. 1r Th. mit 1 Kpf.

Hülfsbuch zur gedrängten Uebersicht der neuesten französischen Geschichte, vom Entstehen der Revolution an bis zum Friedensschluß 1801. Von einem aufmerksamen Beobachter. Mit einem allegorischen Kupferstich von D. Berger. 8.

Minervens Schutz der Schauspielkunst; eine bildliche Darstellung von Schnorr. gr. 4. 10 gr.

Museum deutscher Gelehrten, herausgegeben von G. G. Fülleborn, 1r Band in 6 Heften, enthält: Die Bildnisse und schriftlichen Abrisse eines Kant, Garve, Herder, Fr. Schiller, Jean Paul, Wieland. gr. 8 jedes Heft einzeln 8 gr. Sämmtliche Hefte 1 Rthlr. 8 gr.

Dasselbe Werk 2r Band, in 6 Heften, enthält: Bach, Haydn, Clementi, Mozart, Ruf. Zumsteeg.
Ist auch apart zu haben unter dem Titel:

Museum berühmter Tonkünstler, herausgegeben vom Prof. C. A. D. Siebigk. gr. 8. Jeder Heft einzeln 8 gr. Sämmtliche Hefte 1 Rthlr. 12 gr.

Musikalien. Siebigk, L. A. D., 12 Variationen über das bekannte Volkslied „Gestern Abend war Vetter Michel da ꝛc.“ Neue Ausgabe, 4. 6 gr.

In dieſen Umſtänden befand ſich der Hof zu Syracus, als der Held unſrer Geſchichte in dieſer Stadt ankam; und ſo war der Fürſt beſchaffen, welchem er, unter ganz andern Vorausſetzungen, ſeine Dienſte anzubieten gekommen war.

Fünftes Capitel.

Agathon wird der Günſtling des Dionyſius.

Agathon erfuhr die hauptſächlichſten Begebenheiten, welche den Inhalt des vorhergehenden Capitels ausmachen, bey einem groſſen Gaſtmahl, welches ſein Freund der Kauffmann, des folgenden Tages gab, um Agathons Ankunft in Syracus, und ſeine eigene Wiederkunft feyerlich zu begehen. Der Name eines Gaſtes, der eine Zeit lang den Griechen ſo viel von ſich zu reden gegeben hatte, zog unter andern Neugierigen auch den Philoſophen Ariſtippus herbey, der ſowol wegen der Annehmlichkeiten ſeines Umgangs, als wegen der Gnade, worinn er bey dem Tyrannen ſtund, in den beſten Häuſern zu Syracus ſehr willkommen war. Dieſer Philoſoph hatte ſich, bey jener groſſen Migration der ſchönen Geiſter aus Griechenland nach Syracus, auch dahin begeben, mehr um einen beobachtenden Zuſchauer abzugeben, als in der Abſicht, durch paraſitiſche Künſte die Eitelkeit des Dionys ſeinen Bedürfniſſen zinßbar zu machen. Agathon und Ariſtippus hatten einander zu

Wagner, A. Comtoirbuch oder Zurechtweisung für Kaufleute in der Münz- Maas- und Gewichtskunde. gr. 8.

Das Wissenswürdigste für Kinder aus allen Fächern der Wissenschaften; eine gedrängte Uebersicht als Handbuch für Aeltern, Erzieher und Kinder, in wöchentlichen Unterhaltungen. 18 Bdchen, mit illum. Kupf. 8.

Romane. Abentheuer und theatralische Wanderungen eines Souffleurs, Theaterschneiders und Friseurs; ein Gegenstück zu Scarrons komischen Romane. A. d. Französischen frei von L. Thiele. Mit Kupfern. Neue Ausgabe 1 Rthlr 12 gr.

Sophie von Bérauregard, ein Ehestandsgemälde. 2 Thle. mit 1 Kupf. von Böttcher in Dresden. Neue Aufl. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Stella, ein Roman zur anständigen Unterhaltung. 1ster Th. mit 1 Kupf. von Penzel. 8.

Kupferstiche. Tempe, eine Sammlung gewählter Ansichten schöner als denkwürdiger Gegenden Italiens, der Schweiz und Deutschlands, 18 und 28 Blatt in Tuschmanier 16 gr. — ausgemahlt 1 Rthlr

No. 1. Ansicht von Tivoli, der Villa des Horaz nach Gmelin.

Nr. 2. Das Zakenthal mit dem Vitriolwerke in Schlesien, nach Krause.

Ansichten gewählter Naturpartien im Herzogthum Schlesien, 1r Heft in 6 schwarzen Blättern. 12 gr. Dieselben bunt 1 Rthlr. 8 gr.

(Commissionsartikel:) Schröpfköpfe. (ziehen nur, wo sie angebracht sind). 8 1 Rthlr. 4 gr.

Ein Jahrgang gemeinfaßlicher Predigten für Landleute mit besonderer Hinsicht auf ihre Bedürfnisse 4. 1 Rthlr.

Der Forscher, eine Wochenschrift für den Bürger und Landmann, 4 Quartale in 41 Nummern (jede Nummer hat ein Kupfer, das irgend eine Schlesische Gegend oder das Bild eines denkwürdigen Mannes darstellt).

Diese Artikel sind in allen Buchhandlungen zu haben und in Leipzig liefert sie mein Commissionär, Hr. W. Rein, gegen Schein aus.

VI. Anzeige für Philologen, Schulen und Liebhaber der lateinischen Sprache.

In Endes genannter Buchhandlung ist diese Jubilate-Messe 1801 das bereits schon angezeigte lateinisch-

deutſche und deutſch-lateiniſche Taſchenwörterbuch nach Schellers und Bauers größern Werken in gedrängter Kürze und mit nöthiger Auswahl abgefaßt, auch hin und wieder mit Zuſätzen und mehr als ſechshundert neuen Wörtern vermehrt, vornemlich zum Gebrauche in Schulen, wie auch für diejenigen, denen einige Kenntniß der lateiniſchen Sprache nöthig und nützlich iſt, in 2 Theilen erſchienen. Der Preis iſt 1 Rthlr. 12 gr.

von Kleefeldſche Buchhandlung
in Leipzig.

VII. Bekanntmachung.

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß in der am 22ſten Jun. d. J. in Weimar zu haltenden Auktion befindlich ſind:

1) unter den Büchern das Dictionaire Encyclopedique in 35 Bänden; die Werke von Prieſtley, Gibbon, Hume, Smollet, Watſon, Ferguſon, Gilly, Robertſon, Shaftsbury, Ferd. Berthoud, de la Fond, Richard, Racine, Sedaine, Buffon, St. Foix, Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Monteſquieu, Diderot, Bomare, Bonnet, Voyage d. j. Anacharſis, Henault, de la Cepede, Tiraboſchi, Gozzi, Cavallo, Baratti, die Südſee-Reiſen ꝛc. Die Bücher ſind ſehr ſchön gebunden und gut gehalten.

2) Unter den phyſikaliſchen Inſtrumenten eine Elektriſirmaſchine, Luftpumpe, Mikroſcop, Magnet ꝛc. von Nairne und Blunt in London.

3) Unter den Uhren eine aſtronomiſche Pendul- und eine goldene Cylinder-Taſchenuhr mit 2 goldnen Gehäuſen von dem großen Künſtler Vulliamy in London, zwei goldene Taſchenuhren mit goldenen Ketten, die eine mit Repetition, beide von dem berühmten Ferd. Berthoud in Paris gearbeitet.

Neuer Teutscher Merkur.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Sechstes Stück. 1801.

Weimar.

Gedruckt und verlegt bey den Gebr. Gädike.

Inhalt.

I. Lavater als physiognomischer Naturforscher. Von K. Ludw. von Haller. S. 81

II. Abschiedsszenen aus Neapel und Rom. Aus einem ungedruckten Tagebuche, von Fr. Brun, geb. Münter. 127

III. Ueber Villers's Uebersetzung der Grundsätze der Kantischen Filosofie, von Dr. Schad. 149

IV. Mounier's Schrift über den Einfluß der Filosofen und Freimaurer auf die Revolution. 253

V. Auszug eines Briefs aus der Schweiz. Ueber Pestalozzi's Institut zu Burgdorf bei Bern. 258

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man sich abonniren:

1) bey allen löbl. Postämtern in und außer Teutschland, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt die Hauptcommission hat.

2) bey dem Kaiserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comtoirs.

4) in allen soliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Versendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg besorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken kostet in Weimar 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir ersuchen alle Leser sich mit ihren Aufträgen an eine der vorstehenden Addressen oder an uns selbst zu wenden. Aeltere Jahrgänge sind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelassen.

Literarische und Kunst-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unserer Adresse erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 5 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

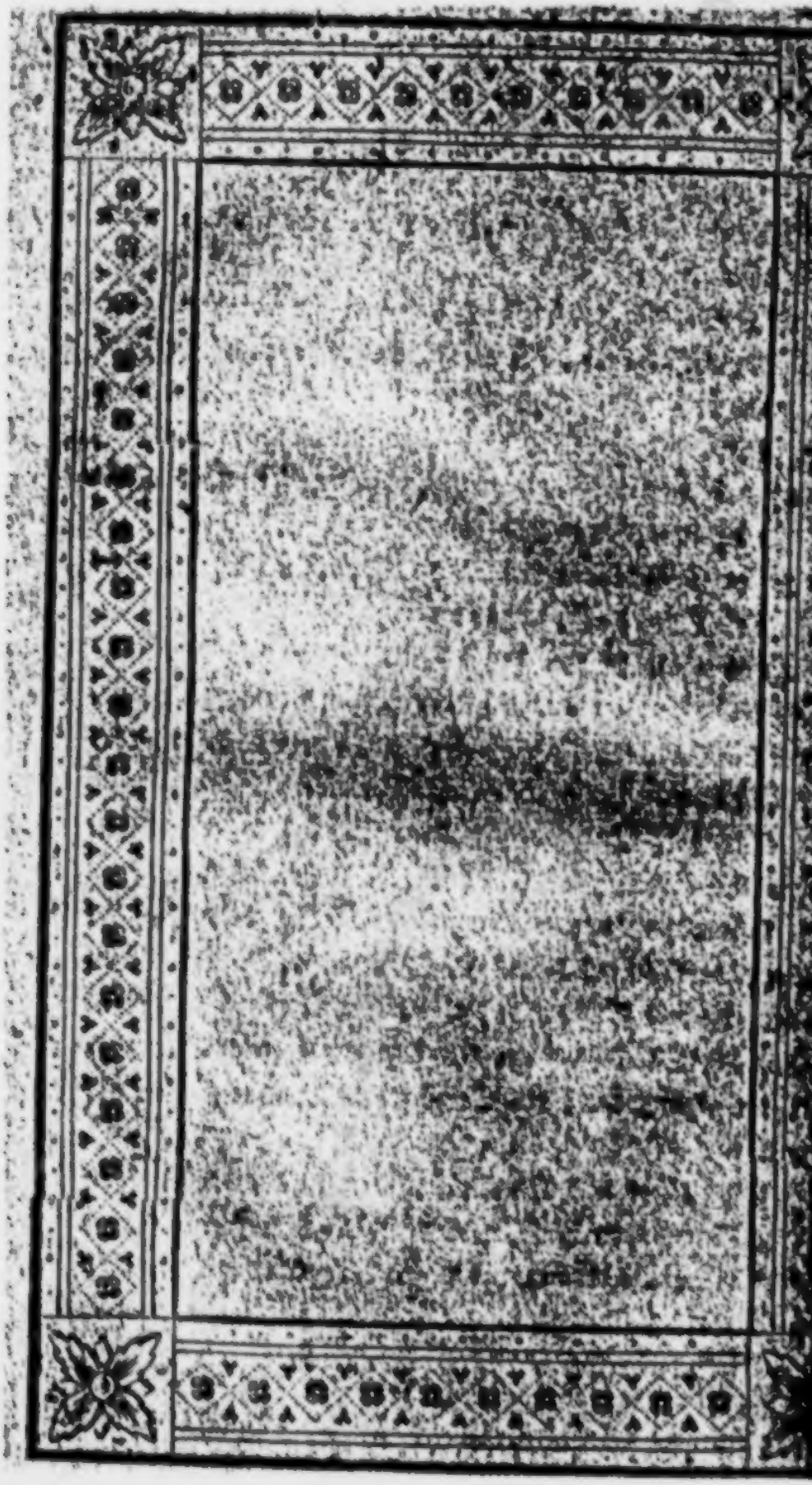

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1802.

I.

Lavater als ſyſiognomiſcher Naturforſcher.

Von

Karl Ludwig von Haller *).

Nicht ohne Grund ſtützte ſich Lavaters vorzüglicher Ruhm, zumal im Ausland, auf ſein geiſtreiches Werk, das er ſo richtig und zugleich mit der gefühlteſten Beſcheidenheit ſyſiognomiſche Frag-

*) Man wird dieß zugleich als eine Fortſetzung des überall mit verdientem Beifall aufgenommenen Denkmals der Wahrheit auf Johann Kaspar Lavater anſehn.

mente nannte. Das Verdienst eines warmen und thätigen Gottesverehrers, wiewohl es dem Grade und der Reinheit nach gewiß selten war, hatte er mit andern trefflichen Männern jedes Zeitalters gemein. Sein Verdienst als Seelsorger war seiner Natur nach größtentheils lokal und nicht zum Ruhme vor der Welt, noch zum prahlenden Geräusche geeignet; aber seine fysiognomischen Fragmente stellten ihn nebst jener Grundeigenschaft, die auch in diesem Werke überall hervorleuchtet, zugleich als einen originellen Kopf dar, und setzten ihn, ich scheue mich nicht es zu sagen, in die Klasse der seltenen Männer, die mit entdeckendem Beobachtungsgeist den Umfang des menschlichen Wissens, wo nicht erweitert, doch wenigstens die Bahn dazu muthig gebrochen und den Weg zu einem unerschöpflichen Reichthum neuer und wichtiger Kenntnisse eröfnet haben. Denn was auch blinder Haß oder die nichts lesende, nichts prüfende und doch über alles absprechende Unwissenheit sagen mag, so werden Lavaters fysiognomische Fragmente immerhin ein Werk des Genie, ein Schatz von reichen und schönen Gedanken, ein Monument des scharfsinnigsten und fleißigsten vergleichenden Beobachtungsgeistes, ein kostbarer Beitrag zur feinern Naturkunde bleiben. Diejenigen geben wahrlich einen beklagenswürdigen Beweis von ihrer Geistes-Leerheit, die in demselben nichts weiter als ein Prachtwerk mit schönem Papier und vielen theils guten theils schlechteren Kupferstichen er-

blicken, und ihm, wie es ſcheint, bloß deswegen einen Platz in der teutſchen Literatur und Kunſt anweiſen zu wollen ſcheinen. Die meiſten übrigen müſſen es gewiß nicht geleſen oder nach Art der Kinder (deren Zahl auch unter den Erwachſenen groß iſt) bloß die Bilder begafft und einzelne Urtheile mehr neugierig als Wahrheitsſuchend durchblättert haben, ſonſt wären gewiß ganz andere Urtheile darüber zum Vorſchein gekommen. Man würde dem Verfaſſer nicht (was zwar den meiſten ausgezeichneten Schriftſtellern zu geſchehen pflegt) Dinge vorgeworfen haben, von denen kein Wort in dem Werke ſteht, oder von denen gerade das Gegentheil darin enthalten iſt, nicht Einwürfe gemacht oder Schwierigkeiten aufgeworfen haben, die Lavater unendlich ſtärker und aufrichtiger ſelbſt gemacht, zugegeben oder treffend beantwortet hat; man würde nicht bloß über den Verfaſſer gelacht haben und damit, die Natur und ihre Geſetze ſelbſt wegdemonſtrirt zu haben glauben, nicht ſo oft ſich ſelbſt widerſprechen, und indem man die Fyſiognomik an ſich zu beſtreiten wähnte, faſt auf jeder Linie das eigene aus der Natur unvertilgbare fyſiognomiſche Gefühl verrathen. Lavaters Werk waren Fragmente und ſollten nichts anders als Fragmente ſeyn. Er ſagt es in der Vorrede, er ſagt es faſt auf jeder Seite, er wiederholt es am Ende; daher hätte man nicht erwarten ſollen, daß ihm die Einen vorwarfen, er habe die Sache gleich zu einer Wiſſenſchaft zu machen

gewagt, und die Andern, daß er nur Fragmente und kein vollendetes System geliefert habe. So assertorisch seine Behauptungen sind, wenn von der Wahrheit der Fysiognomik an sich die Rede ist, weil er da gleichsam Gottes Natur läugnen müßte, so sehr ist er andrerseits von Demuth durchdrungen, wenn er von der Unvollkommenheit seiner Versuche (in denen es ihm jedoch noch keiner zuvorgethan hat) oder von seinen Urtheilen spricht; und diese Demuth ging eben aus der deutlichen Einsicht hervor, wie unendlich viel zu diesem Studio erfodert werde, und wie vielen Klippen man dabei ausgesetzt sey. Es kann, sagt er, kein Mensch von diesen Versuchen mehr schlimmes denken, als ich selbst denke; ich besitze sehr wenig fysiognomische Kenntnisse, es mangeln mir manche Eigenschaften und Hülfsmittel, um es hierin weit zu bringen; ich habe mich unzähligemal geirrt und irre noch täglich, wiewohl eben diese Irrthümer das beste Mittel zur Berichtigung meiner Kenntnisse waren (T. 1. S. 7.) u. s. w. Aber verwechselt nicht das Objekt mit dem Subjekt, den Gegenstand mit demjenigen der ihn bearbeitet! Ich kann schlecht über die Fysiognomik schreiben, und sie kann doch eine wahre in der Natur gegründete Wissenschaft seyn; ihr werdet viel gegen meine fysiognomische Einsicht, wenig gegen die Fysiognomik selbst einwenden können u. s. w. Um aber Lavaters Werk mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, kömmt es darauf an: 1) ob die Fysiognomik an sich in der Na-

Athen gekannt; aber damals contraſtierte der Enthuſiaſmus des Erſten mit dem kalten Blut, und der humoriſtiſchen Art zu philoſophiren des andern zu ſtark, als daß ſie einander wahrhaftig hätten hochſchätzen können, obgleich Ariſtipp ſich öfters bey den Verſammlungen einfand, welche damals aus Agathons Haus einen Tempel der Muſen, und eine Academie der beſten Köpfe von Athen machten. Die Wahrheit war, daß Agathon mit allen ſeinen ſchimmernden Eigenſchaften in Ariſtipps Augen ein Phantaſt, deſſen Unglück er ſeinen Vertrauten öfters vorherſagte — und Ariſtipp mit allem ſeinem Witz nach Agathons Begriffen ein bloſſer Sophiſt war, den ſeine Grundſätze geſchickter machten, weibiſche Sybariten noch ſybaritiſcher als junge Republicaner zu tugendhaften Männern zu machen. Der Eindruck, welcher beyden von dieſer ehemals von einander gefaßten Meynung geblieben war, machte ſie ſtuzen, da ſie ſich nach einer Trennung von drey oder vier Jahren ſo unvermuthet wieder ſahen. Es gieng ihnen in den erſten Augenblicken, wie es uns zu gehen pflegt, wenn uns däucht, als ob wir eine Perſon kennen ſollten, ohne uns gleich deutlich erinnern zu können, wer ſie iſt, oder wo und in welchen Umſtänden wir ſie geſehen haben. Das ſollte Agathon —— das ſollte Ariſtipp ſeyn, dachte jeder bey ſich ſelbſt, war überzeugt, daß es ſo ſey, und hatte doch Mühe, ſeiner eigenen Ueberzeugung zu glauben. Ariſtipp ſuchte im Agathon den Enthuſiaſten, welcher nicht mehr war; und Agathon glaubte im Ariſtipp den Sybariten nicht mehr zu finden,

tur gegründet, d. h., ob ſie uns den Karakter der Dinge in ihrem Aeußern darſtelle, 2) ob ſie als Wiſſenſchaft möglich, d. h. ob man es durch Erfahrung und Beobachtung in dieſer Erkenntniß weiter als durch bloßes Gefühl bringen könne, 3) ob Lavater hiezu die rechte Methode befolgt oder einige Reſultate herausgebracht habe; und es gehört weſentlich in ein ſeiner Ehre gewidmetes Denkmal hier gedrängt zu erörtern, oder aus der Vergeſſenheit hervorzuziehen, was eigentlich Lavaters Meinung über die Fyſiognomik war, was er in dieſer Rückſicht leiſten wollte, geleiſtet hat und worin eigentlich ſein Verdienſt um dieſe Sache beſteht?

Daß der Geiſt und das Gemüth des Menſchen ſowohl in ruhigem als in bewegtem Zuſtand in ſeiner äußeren Geſtalt und am erkennbarſten in ſeinem Geſicht erſcheine, daß er alles was ihn umgiebt nach jenen Anlagen oder Neigungen modifizire, allem was er thut gleichſam das Gepräge ſeines Karakters und ſeiner habituellen Fähigkeiten aufdrücke, daß mithin aus dieſen äußeren Zeichen und ſelbſt aus ſeinen unbedeutendſten Handlungen ſich mehr oder weniger die innere Beſchaffenheit, aus der ſichtbaren Wirkung die unſichtbare hervorbringende Urſache erkennen laſſe, das iſt eine von jenen Wahrheiten der unmittelbaren Anſchauung, deren Beweiſe ſich allerwärts dergeſtalt dem allgemeinen Menſchengefühl aufdringen, daß man

ihre Glorie verdunkelt, sobald man sie nur methodisch zu demonstriren unternimmt, und die zu bezweifeln man ungläubiger seyn muß, als diejenigen, welche ihre eigne Existenz oder die Sonne am Himmel läugnen. Aber schon darinn zeigt sich Lavaters Genie und Originalität, daß gewiß noch in keinem Werk die Beweise davon so mannigfaltig hervorgesucht, so treffend ausgewählt, gleichsam dem gemeinen Menschenverstand entgegengehalten, so interessant und populär dargestellt, so deutlich entwickelt oder so lehrreich in das ganze Werk verwoben und hineingeflochten sind. Es ist in der That kein Schritt und Tritt in dieser Welt zu thun möglich, ohne daß die Physiognomik jene bewundernswürdige Eigenschaft der Natur, insbesonders aber der menschlichen Gesichtsbildung und Gesichtsbewegung, uns das Innere in dem Aeußeren darzustellen, nicht durch die Erfahrung bestätigt. Sie ist die allen Zonen, allen Menschen, ja selbst den Thieren verständliche Sprache, die auf der ganzen Erde Gleichartiges sich nähern, Ungleichartiges sich zu entfernen lehrt, und die allein die Menschen in Gesellschaft führen würde, wenn andere Bedürfnisse es nicht thäten. Denn wer wird nicht z. B. den Zorn von der Sanftmuth, die Stärke von der kraftlosen Schwächlichkeit, den Schrecken von der Ruhe, die Liebe von dem Haß, die Freude von der Traurigkeit u. s. w. im Angesicht des Anderen erkennen und zu unterscheiden wissen, sich von den einen

angezogen, von dem andern aber zurückgestoßen fühlt. Es ist kein Mensch auf der weiten Erde, von Adam an, wie Lavater sagt, bis auf den letzten der sterben wird, kein Kind, das nicht täglich bewußt oder unbewußt, richtig oder unrichtig physiognomische Urtheile fälle, und von denselben geleitet werde, nur daß der eine diese, der andere jene, ihm mehr vor Augen liegende oder seine Aufmerksamkeit mehr reizende, Zeichen (Gesicht oder einzelne Züge desselben, Gestalt, Bewegung, Rede, Modulazion der Stimme, Schriften, Kleidung, Hausrath u. s. w.) zum Grund seiner Urtheile nimmt, jener dunkel aus bloßem Gefühl, aber deswegen oft nicht minder richtig schließt, dieser bestimmt die Züge angiebt, die ihn zu jenem Schlusse bewegen. Man trifft diesen physiognomischen Sinn oft selbst bei gemeinen Menschen, denen aber die natürliche Gabe des Aufmerkens und Beobachtens gegeben ist, in bewunderungswürdigem Grade an, und genau betrachtet, sind alle großen Menschenkenner, die sich als solche im Staate, im Feld oder in andern Fächern berühmt gemacht haben, nichts anders als gute natürliche Physiognomen gewesen, d. h. solche, die mit geübtem scharfen Blick, aus äußeren Zeichen, es sey des Gesichts, der Bildung oder anderer Karakterzüge, die innere Fähigkeit oder Tauglichkeit der Menschen schleunig und richtig zu erkennen wußten. Die Sprache aller Völker und aller Zeiten ist voll von Wörten, Sprichwörtern und Redensarten, die alle

von physiognomischen Urtheilen herrühren, oder kurzgefaßte physiognomische Urtheile in sich enthalten; sie stimmen sogar auf eine auffallende Art unter sich überein; und im Grund sind all' Wörter, womit wir die inneren Geistes- oder Gemüthsbeschaffenheiten zu karakterisiren pflegen, bloß von ihren äußeren Zeichen, d. h., von der Physiognomik, hergenommen *). Auf

*) Es fallen mir in diesem Augenblick z. B. nur folgende ein: aufrichtig (aufgerichtet) offen — verschlossen — fest — sanft — gerade — schielend — faltenlos — aufgeblasen — Windbeutel, ein wohl organisirter oder gebildeter Kopf, fein — grob — hell — dunkel — trübe — scharfsinnig — stumpf — steif — biegsam — widerhaarig, einfältig u. s. w. Wenn der Metaphysiker uns einwenden will, daß dieses alles nur metaforische Ausdrücke seyen, und daß wir nach unserer Natur geistige Eigenschaften nicht anders als sinnlich und bildlich zu bezeichnen vermögen, so können wir ihm solches allerdings zugeben; aber der naturforschende Physiognom wird dann weiter fragen, woher es komme, daß alle Völker zu allen Zeiten und in allen Sprachen diese und jene Geistesanlagen oder Gemüthszustände gerade nur mit diesen und nicht mit andern oder auch mit den entgegengesetzten, sinnlichen Zeichen oder Bildern karakterisiren, daß man z. B. der groben Brutalität nicht seine sanfte gebildete Züge zuschreibt, dem hellen Verstand, dem nachdenkenden Beobachter kein trübes, leeres umherschwebendes Auge beimißt u. s. w. Woher anders als aus dem unzerstörbaren Gefühl, welches durch Beobachtung

der Fysiognomik, als Eigenschaft der Natur, beruhet die Mahlerei, deren höchste Vollkommenheit doch darinn besteht, gleich wie ihr Urbild die Natur, den innern Karakter gleichsam den unsichtbaren Geist durch äußere Formen allgemein erkennbar darzustellen; die Musik, die durch den Ton anzeigen soll, was in dem Gemüth vorgeht; die Semiotik, die in ihrem ganzen Umfang und aller ihrer möglichen Vervollkommung nichts anders ist, als die auf die Zeichen der Gesundheit oder Krankheit gerichtete Fysiognomik; die Schauspielkunst, die Mimik, mit einem Wort, alle Wissenschaften oder Fertigkeiten, wodurch man durch äußere Merkmale auf die innere Beschaffenheit der Dinge schließt, und selbst die so

immer mehr bestätiget wird, daß jener innern Beschaffenheit gewöhnlich (und bei genauer Beobachtung allemal) eine solche korrespondirende körperliche Eigenschaft entspricht, und daß daher, wo letztere sich findet, auch mehr oder weniger auf erstere geschlossen werden kann. Lavater wünscht irgendwo in seinen Fragmenten ein Wörterbuch von allen dergleichen fysiognomischen oder von fysiognomischer Deutung entlehnten Wörtern, und es ist gewiß, daß eine Sammlung von solchen Ausdrücken und Redensarten, eben weil sie aus dem natürlichen Gefühl aller Menschen herkommen, die schätzbarsten Materialien liefern würde, nicht um dadurch sogleich Systeme zu bauen oder zusammenzustoppeln, sondern um durch sie zu mehreren und genauern Beobachtungen gereizt und geleitet zu werden.

sehr gegen die Fysiognomik eingewendete Verstellungskunst — Denn wofür brauchte man sich zu verstellen, d. h. andere Züge, Mienen und Gebärden u. s. w. anzunehmen, wenn der habituelle ungezwungene Karakter keine erkennbaren Zeichen hätte, und wird der geübte Kenner nicht auch die Merkmale der Verstellung, wie die Schminke von der natürlichen Farbe, zu unterscheiden wissen. Sie ist endlich von allen großen Beobachtern und Naturforschern aller Zeiten eingesehen und anerkannt, wiewohl wenig bearbeitet worden. Des Aristoteles, Galenus, Hippokrates u. a. m. nicht zu gedenken, die bei manchen trefflichen Bemerkungen doch zu allgemein, einseitig und auf Gerathewohl absprechen, führt Lavater merkwürdige Stellen aus Salomo, Jesus Sirach, Plinius, Cicero, Quintilian, Montagne, Baco, Erneſti, Haller, Sulzer, Wolf und Gellert an, von denen er wohl mit Recht sagen kann, daß in ihrer Gesellschaft ausgejacht zu werden, er sich zur Ehre rechne *). Der erste malet in verschiedenen Stellen die körperlichen Merkmale der Falschheit, der Schalkhaftigkeit, der Thorheit, des Hochmuths, wie wir sie noch heut zu Tag erkennen **). Der zweite bemerkte schon, daß das An-

*) Fysiognom. Fragmente B. 1. S. 23. wo auch alle diese Stellen nachzusehen sind.

**) Sein kühnes Experiment, wodurch er die wahre

geſicht, die Gebärden, die Kleidung, das Gelächter, der Gang des Menſchen, auch das Weiſen ſeiner Zähne anzeigen, was in ihm ſey. Plinius und Cicero haben mehrere ähnliche Stellen, und letzterer hat ſogar ſchon (was auch alle neueren Kriminaliſten nicht ganz ohne Recht thaten) dieſe phyſiognomiſchen Zeichen unter die ſicherſten Indizien und Beweiſe der Schuld oder Unſchuld geſetzt *). Montagne achtet die

Mutter des beſtrittenen Kindes erkennen wollte, (es wundert mich, daß Lavater dieß nicht angeführt hat) war ebenfalls durchaus phyſiognomiſch. Er ſetzte die mutterliche Neigung auf eine ſolche Probe, daß ſie ſich nothwendig in Miene, Sprache und Gebärden äußern mußte. Scharf nach dem Schatten gezogene Profilumriſſe der beiden Mütter und der beiden Kinder, woran man Zug für Zug hätte vergleichen können, hätten vielleicht die Wahrheit noch deutlicher ins Licht geſetzt.

*) Figuram corporis habilem et aptam ingenio humano dedit natura etc. Tum ſpeciem ita formavit oris, ut in ea penitus reconditos mores effingeret etc. Omitto opportunitates, habilitatesque corporis, moderationem vocis, orationis vim etc. de Legib. l. 9. Die andere Stelle lautet folgendermaßen: Ac mihi quidem cum illa certiſſima ſunt viſa argumenta tabellae, ſigna, manus, denique unius cuiusque confeſſio: tum multo certiora illa (alſo gewiſſer als Urkunden und Geſtändniß ſelbſt, oder vielmehr ihre Beſtätigung) color, oculi, vultus, taciturnitas. Sic enim conſtupuerant, ſic furtim nonnunquam inter ſe con-

Schönheit deswegen an Menſchen und Thieren über alles hoch, weil er ſie faſt für unzertrennlich mit der Güte halte, eine Behauptung, die aber von Lavater in ſeinem vortrefflichen Fragment von der Harmonie der moraliſchen und körperlichen Schönheit unendlich beſſer beſtimmt, eingeſchränkt und berichtiget wird *). Baco geſteht ebenfalls, daß die Fyſiognomik, älterer Verunſtaltung ungeachtet, ihren feſten Grund in der Natur und großen Nutzen für das gemeine Leben habe **). Erneſti

ſpiciebant, ut non ab aliis judicari, ſed ipſi a ſe viderentur. Wenn es wahre Gottes-Urtheile giebt, ſo müßte man die fyſiognomiſchen alſo nennen. Denn es ſpricht in ihnen die lebendige Natur, die Stimme Gottes.

*) Es mag auch wohl hierinn der geheime, hierdurch gebelte Grund liegen, warum jedermann lieber ſchön als reizend ſeyn will, und warum die vollkommne, ſanfte, faltenloſe Schönheit, allgemeine Ehrfurcht, Bewunderung und Verehrung einflößt.

**) Deſcriptio, qualis poſſit haberi notitia de anima et habitu corporis, aut de corpore ex accidentibus animae duas nobis peperit artes, utramque praedictionis, inquiſitionibus alteram Ariſtotelis, alteram Hippocratis illuſtratam. Quanquam autem tempora recentiora has artes ſuperſtitioſis et phantaſticis mixturis polluerint, repurgatae tamen ac in integrum reſtitutae, et fundamentum habent in natura ſolidum, et fructum edunt ad vitam communem utilem.

leitet daraus einen Beweis der innigen Zusammenstimmung der Seele und des Körpers her, und gesteht a. a., daß diejenigen, welche aus den Zügen und Umrissen des Gesichts und des ganzen Haupts von der Natur und den Anlagen des Gemüths urtheilen zu können glauben, die Erfahrung gar nicht wider sich haben *). Haller erkennt in ihr die untrügliche und allen lebenden Geschöpfen verständliche Sprache, wodurch der Schöpfer gewollt hat, daß sich die Gemüthsbewegungen an den Tag legen; er karakterisirt die sysischen Ausdrücke der Liebe, der Bewunderung, der Neugierde, des Erstaunens, der Freude, des Lachens, des Weinens, der Traurigkeit, des Zorns, des Hasses, der Verachtung, des Schreckens mit außerordentlicher

Prima est Physiognomia quae per corporis lineamenta animi indicat propensiones; altera somniorum naturalium interpretatio, quae corporis statum et dispositionem ex animi agitationibus detegit. De augm Scient. L. IV. 1.

*) Ex eo etiam animi corporisque cernitur conspiratio, quod fere solet naturalis corporis habitus cum habilitatibus propensionibusque animi consentire, ut ex oratione, incessu, colore de animi ingeniique ratione conjectura fieri possit. Hierauf folgen einige Beweise, und dann fährt er weiter fort — nihil ut de eo dicam, quod quidam ex oris vultusque lineamentis, totius capitis conformatione de animi natura et indole judicari posse existimant.

Bestimmtheit, und wagt es sogar, den fysiologischen Grund anzugeben, warum selbst die dominirenden Affekten oder habituellen Gemüthszustände sich in dem Gesicht einprägen und in demselben deutlich erkennen lassen *). Sulzer nimmt die Wahrheit der Fysiognomik als eine unwidersprechliche Sache an, und nennt den Körper das Bild der Seele oder die Seele selbst sichtbar gemacht **). Wolf deduzirt sie

in quo quidem experientiam minime illi habent repugnantem. Init. Solid. Doctr. p. 70.

*) Nachdem er nemlich die äussere Form jener verschiedenen Affekten beschrieben, so heißt es weiter: Recte perspectum est non dudum, plerosque quidem dominantes adfectus in vultu inspecto legi, ut laetum hominem et jocosum; tristem et severum: superbum: mitem et benignum: innocentem et pudicum, humilem, uno verbo omnes etiam compositos adfectus aut suborta vitia, indeque natas virtutes, manifestis in vultu et universo corpore signis se prodentes distinguas. Id fit, quia musculi qui sunt adfectus alicujus characteristici, in eo homine in quo is adfectus dominatur, frequentius agunt, ut necesse est frequentius contrahi irae musculos in homine irato. Ita fit denique repetito usu, ut ii musculi invalescant, et reliquis in eo temperamento otiantibus potentius se efferant, ideoque etiam, postquam adfectus animi se remisit, tamen aliqua pars characteris regnantis adfectus in facie supersit. Elem. Physiol. T. 5. p. 590 - 591.

*) Wie ungegründet den meisten Menschen die Fy-

ſinden; vielleicht allein, weil ſeine Art, Perſonen und Sachen ins Auge zu faſſen, ſeit einige Zeit eine merkliche Veränderung erlidten hatte. Ein Umgang von etlichen Stunden löſete beyden das Räthſel ihres anfänglichen Irrtums auf, zerſtreute den Reſt des alten Vorurtheils, und flößte ihnen Diſpoſitionen ein, beſſere Freunde zu werden. Unvermerkt erinnerten ſie ſich nicht mehr, daß ſie einander ehemals weniger gefallen hatten; und ihr Herz liebte den kleinen Selbſtbetrug, dasjenige was ſie itzt für einander empfanden, für die bloſſe Erneuerung einer alten Freundſchaft zu halten. Ariſtipp fand bey unſerm Helden eine Gefälligkeit, eine Politeſſe, eine Mäſſigung, welche ihm zu beweiſen ſchien, daß Erfahrungen von mehr als einer Art eine ſtarke Revolution in ſeinem Gemüthe gewürkt haben mußten. Agathon fand bey dem Philoſophen von Cyrene etwas mehr als Witz, einen Beobachtungs-Geiſt, eine geſunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weiſen Socrates in ihm erkennen lieſſen. Dieſe entdeckungen flöſſeten ihnen natürlicher Weiſe ein gegenſeitiges Zutrauen ein, welches ſie geneigt machte, ſich weniger vor einander zu verbergen, als man bey einer erſten Zuſammenkunft zu thun gewohnt iſt. Agathon ließ ſeinem neuen Freunde ſein Erſtaunen darüber ſehen, daß die Hoffnungen, welche man ſich zum Vortheil Siciliens von Platons Anſehen bey dem Dionys gemacht, ſo plötzlich, und auf eine ſo unbegreifliche Art, vernichtet worden. In der That beſtund alles was man in der Stadt

davon

mit der ihm eigenen zwar nach Gründlichkeit aber nach keiner Eleganz jagenden Einfalt und Methode, metaſpyſiſch aus der Verwandtſchaft des Leibes mit dem Gemüthe; er dehnt dieſelbe ſogar auf die Geſtalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes aus *), und Gellert hat aus ihr den Stoff zu einer ſeiner ſchönſten moraliſchen Vorleſungen genommen, in welcher er behauptet, daß durch Tugend, durch Veredlung des Herzens daß Geſicht verſchönert, durch Verſtandeskultur die Züge verfeinert werden u. ſ. w. (S. 303-307.) Einer Menge anderer theils weniger berühmten theils

ſiognomik oder die Wiſſenſchaft aus dem Geſicht und der Geſtalt des Menſchen ſeinen Karakter zu erkennen, vorkommen mag: ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß jeder aufmerkſame und nur einigermaßen fühlende Menſch etwas von dieſer Wiſſenſchaft beſitzt u. ſ. w. Theorie der ſchönen Künſte. B. 2. Art. Portrait.

*) „Solchergeſtalt, ſchließt er zuletzt, hat die Kunſt, „der Menſchen Gemüther aus der Geſtalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes zu erkennen, „welche man die Fyſiognomik zu nennen pflegt, „wohl einen richtigen Grund: Ob man aber bisher „es getroffen, wenn man beſondere Auslegungen von „dieſer Verwandtſchaft des Leibes mit dem Gemüthe „machen wollen, laß ich vor dießmal an ſeinen Ort „geſtellt ſeyn.“ Weiter unten ahndet er auch bereits, daß die feſten unbeweglichen Theile die natürlichen Anlagen und Neigungen des Menſchen anzeigen, nicht aber das,

neuerer noch lebenden Schriftsteller nicht zu gedenken. Selbst die vielen fysiognomischen, metopokopischen und chiromantischen Schriften älterer Zeit, sind nichts anders, als abergläubische, fantastische und betrügerische Verunstaltungen oder Uebertreibungen eines dem allgemeinen Gefühl sich aufdringenden Erkenntnißmittels, denen aber doch, weil sie so allgemein sind, etwas Wahres zum Grunde liegen muß. Ihre Urheber, die doch nicht alle in die gleiche Klasse zu setzen sind, fühlten, daß es möglich sey, aus dem Aeußeren gleichsam das Innere, aus dem Sichtbaren das Unsichtbare zu erkennen, aber sie verließen den einzig wahren Weg der regelmäßigen Erfahrung oder vergleichenden Beobachtung, der freilich mühsam und kostbar ist, sie bauten aufs Gerathewohl Systeme, rhapsodische Aussprüche, und schafften sogleich allgemeine Regeln aus einzelnen zufälligen Bemerkungen, es mangelte ihnen

was er ergreifen werde. „Die Sache, endet er, ist „delikat, und ich fürchte gar sehr, die Fysiognomik „erfordere mehr Einsicht (sollte heißen Beobachtungen) als zu der Zeit in der Welt gewesen, da man „sie in Regeln zu bringen sich unterfangen.“ (Dieß letztere aber hat selbst Lavater noch nicht gethan, sondern nur mannigfaltigere genauere Erfahrungen angestellt, und einige, wiewohl noch vorsichtige Schlüsse zu ziehen gewagt, wie wir weiter unten sehen werden). Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen. §. 213. 14. 16 und 19.

an Sinn, Geschmack und Urtheilskraft, um auf die wesentlichen feineren Merkmale zu achten; sie wollten endlich aus jenen äußeren Zeichen Schicksale deuten, anstatt daß man aus denselben nur natürliche Anlagen, Neigungen, Gemüthszustände erkennen kann *). Gleichwohl dürfte ein filosofischer Kopf selbst in diesen herumtappenden Versuchen noch manche schätzbare Bemerkungen finden, und dadurch zu weiterem berichtigendem Studio veranlaßt werden.

Allein von allen jenen berühmten Naturforschern, welche die Wahrheit der Fysiognomik ahndeten, anerkannten und bewieten, hat gleichwohl keiner die Sache selbst angegriffen und tiefer in diese Eigenschaft der Natur einzudringen gesucht. Einigermaßen ist dieses wohl mit den Zeichen der Affekten, Gemüthes

*) Anlagen, Neigungen u. s. w. können wohl Schicksale befördern oder verhindern, aber deswegen werden letztere doch immer noch von ganz anderen äußeren Umständen hervorgebracht. In jenem erstern Sinn sagt Lavater irgendwo, daß sich auch eine weissagende Fysiognomik denken lasse, insofern man nemlich aus Karakter und Fähigkeiten auf Thaten schließen, und vermuthen darf was ein Mensch werden kann und nicht kann, und unter Umständen seyn oder nicht seyn werde, wo dann freilich zur Wirklichkeit noch besondere Veranlassungen nöthig sind. Im gemeinen Leben finden sich dergleichen Urtheile sehr häufig. Man kann gewöhnlich schon an dem Kind sehen, was der Mann seyn wird.

bewegungen, Leidenschaften u. s. w. geschehen, die zwar schon an sich unendlich mannigfaltig und zusammengesetzt sind. Man hat dieselben genau beobachtet, durch Bilder und Worte bezeichnet, für Künstler und Dichter in Regeln gefaßt, die wenigstens in ihren Hauptzügen allgemein angenommen, jedem Kinde erkennbar und von niemand widersprochen sind. Dieß nennt aber Lavater die Pathognomik (die Kenntniß und Deutung der Zeichen der Affekten und Leidenschaften), von der er die Fysiognomik (oder die Kenntniß und Deutung der Zeichen des ruhigen und habituellen Gemüthszustandes) unterscheidet. Durch jene erkennt man den bewegten, durch diese den stehenden Karakter. Lavater ahndete und glaubte durch zahlreiche Beobachtungen erfahren zu haben, daß die Form der festen und die Ruhe der beweglichen Theile anzeigen, was der Mensch von Natur oder durch Gewohnheit sey, die Form der beweglichen aber, was er treibt oder in diesem Augenblick sey, und in dieser scharfsinnigen Unterscheidung besteht eigentlich ein Hauptschritt, den er zur Vervollkommnung der Wissenschaft gemacht hat. Die Pathognomik war längst bekannt, zugestanden, und es ist auch ganz natürlich, daß dieselbige viel früher als die Fysiognomik bearbeitet werden mußte. Die pathognomischen Zeichen, d. i. die Zeichen der Affekten und Leidenschaften, sind auffallender, hervorstechender, in die Augen springender; sie reizen die Aufmerksamkeit theils durch ihre Neuheit, theils ver-

zuglich dadurch, daß sie ein Interesse für uns haben, daß sie uns gewöhnlich andeuten, was der durch Leidenschaft bewegte Mensch in Beziehung auf uns sey, was wir von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben u. s. w. *), da hingegen die fysiognomischen Zeichen schon weit mehr freie Beobachtung erfodern, und eben weil sie den gewöhnlichen Zustand ausdrücken, von dem unaufmerkenden Auge übergangen werden.

*) Wie fysiognomisch sind nicht z. B. alle Liebenden? Da ist nichts was ihrem Scharfblick entgeht, selbst wenn die Liebe noch still verschlossen und gar nicht in Affekt oder Leidenschaft übergegangen ist. In jedem Wort, in Blick, Gang, Bewegung, im Stillschweigen, im Ton der Stimme, in den unbedeutendsten Handlungen werden sie die Liebe entdecken, die blose Verliebtheit von der durch Hochachtung geadelten Liebe unterscheiden; und eben so ihre Abwesenheit, ihre Annahme, oder die eintretende Gleichgültigkeit, aller Verstellung und selbst vermehrter Attentionen ungeachtet, augenblicklich zu erkennen wissen. Sie pflegen auch gewöhnlich sehr bestimmt die Zeichen anzugeben, die sie zu diesem Urtheil bewegen, und sich hierin gewis selten zu betrügen. Der Ton der Stimme, der Druck der Hand ist eben so ausdrucksvoll und so mannigfaltiger Modifikazionen fähig als der Blick des Auges. Ich kann mich hiebei wohl füglich auf die Erfahrung eines jeden berufen, der je in diesem Fall gewesen seyn mag, und zweifle sehr, daß er alsdann noch die Fysiognomik läugnen werde.

Aber beide beruhen gleichwohl auf der nemlichen Kraft der Natur; die Fyslognomik ist, wie Lavater sich ausdrückt, die Wurzel, der Stamm der Pathognomik; und wäre auch jene Unterscheidung des bewegten und des unbewegten im menschlichen Gesicht, und ihr Verhältniß mit dem stehenden oder vorübergehenden Karakter des Menschen eine bloße Hypothese: so verdiente sie schon ihrer außerordentlichen Wahrscheinlichkeit wegen, nicht verlachet sondern geprüft und durch regelmäßige Erfahrung berichtiget zu werden. Wenn die Affekten sich in dem Gesichte äußern, d. h. in demselben eine bestimmte Veränderung hervorbringen, warum sollte der habituelle Gemüthszustand nicht auch in dem gewöhnlichen Gesicht erkennbar seyn, warum die Züge, die mit den Zeichen jener Affekten, d. i. mit jener höhern Aktion, es sey des Gemüths oder des Verstandes, analog sind, nicht eine natürliche Disposizion zu denselben verrathen, so daß wenn z. B. bei guter, frölicher, harmloser Stimmung des Herzens das Gesicht sich in angenehme Falten legt, ein Gesicht, das habituell diesen Ausdruck, diese sanften Züge hat, auch einen guten offenen Karakter anzeige u. s. w. Ist nicht diese Veränderlichkeit der Züge noch bewundernswürdiger als ihre Stetigkeit, und liegt nicht gerade darin ein Beweis, daß das menschliche Angesicht das Bild der Seele sey, daß so wie der Zustand der letzten sich ändert, auch in dem ersten eine Veränderung und zwar den Haupt-

zügen nach bei allen Menschen die nemliche hervorgeht? Man gesteht allgemein, daß kein Gemüthskarakter dem andern, und eben so keine Fysiognomie der andern vollkommen ähnlich sey; und niemand sollte auf die Vermuthung gerathen, daß mithin irgend ein natürliches Verhältniß zwischen beiden herrschen müsse, daß jener gleichsam Ursache, diese Wirkung sey. Wäre nicht der bloße Gedanke des Gegentheils für unser Gefühl empörend? Könnten wir z. B., wie Lavater sagt, die Behauptung ertragen, daß die Natur, äußere Zufälligkeiten abgerechnet, das tugendhafteste erhabenste Geschöpf am häßlichsten mache; daß sie in dem Maaße äußere Plumpheit oder Grobheit hervorbringe, in welchem Verstand und Kultur da ist; daß sie einen Starken zitternd, gebeugt und hinfallend, einen Schwindsüchtigen aber fest und muskulös aussehen lasse u. s. w. Ist nicht das Gegentheil in der ganzen Natur sichtbar, und geht nicht ihre Kraft, das Innere durch das Aeußere, vermittelst analoger Formen erkennbar darzustellen, durch die ganze Schöpfung hindurch *)? Pflegen wir z. B. die Güte, die Taugliche

*) Diese Bemerkung ist, ihrer auffallenden Richtigkeit ungeachtet, so viel mir bekannt, noch von niemand als von Lavater gemacht worden. Fysiogn. Fragm. B. 1. S. 47–49. Man hatte sich immer nur auf die Gestalt oder das Gesicht des Menschen eingeschränkt, die freilich unserer Beobachtung am nächsten liegen. Uebrigens kommen alle diese Beweise, die

seit, den Karakter, die Gesundheit, die Krankheit, das Alter der Thiere, der Pflanzen, der Früchte und selbst aller leblosen Produkte anders als nach ihrer Gestalt, ihrer Form, ihrer Farbe, ihrer Größe, ihrer Stellung, ihrem Ausdruck, mit einem Wort, nach ihrer Fysiognomie zu beurtheilen, und zwar, bevor sich jene Eigenschaften noch durch die Erfahrung bestätiget haben; geht nicht auch in diesen Dingen, je nach der Ab- oder Zunahme jener innern Tugenden oder Untugenden, eine korrespondirende äußere Veränderung hervor? Wird nicht auch da (unter der nemlichen Art) das Schönere immer für besser, das Feinere für vollendeter gehalten? Und zuletzt, was hätten wir sonst für Mittel, diese uns am meisten interessirenden verborgenen Kräfte zu erkennen, wenn es nicht durch äußere Zeichen geschehen könnte?

Mit der Wahrheit der Fysiognomik an sich oder der Allbedeutsamkeit der menschlichen Fysiognomie hat es also wohl seine Richtigkeit, und die oben angeführten Stellen der berühmtesten Naturforscher haben sowohl auf diese als auf die Pathognomik Bezug? Aber kann die Fysiognomik je eine Wissenschaft werden? Vermögen wir ihre Zeichen zu erkennen, anzugeben und mit

ich hier zusammendränge und zum Theil mit andern Worten ausdrücke, in Lavaters Werk vor, und werden allda sehr scharfsinnig entwickelt.

einiger Sicherheit zu deuten? Das scheint mehr die Frage zu seyn, womit man Lavaters Versuche siegreich zu vernichten und zu entwürdigen geglaubt hat, ohne je seine so bescheidene und gründliche Beantwortung zu widerlegen *). Ist die Natur nicht so unerschöpflich und mannigfaltig, jedes Individuum und seine Modifikazionen, von dem andern so unendlich verschieden, sind die Züge nicht so zahlreich, so fein, so unmerkbar, so vermischt, so zusammengesetzt, daß es Vermessenheit wäre, dieselben in Regeln fassen zu wollen, und daß uns vernünftigerweise nichts anders übrig bleibt, als ihr Resultat mit Anbetung zu bewundern und uns höchstens hie und da durch das von dem Zusammenwirken aller äußern Indizien hervorgebrachte dunkle Gefühl leiten zu lassen? — Oder ist es uns mehr oder weniger vergönnt, durch angestrengte Beobachtung, Absonderung und Vergleichung es hierin etwas weiter zu bringen, jener Natur wenigstens einige ihrer Gesetze abzulauschen und dieselben / zur Belehrung mitzutheilen, damit die Schwachen weniger straucheln, oder vor allzu häufigen Irrthümern bewahrt, die Stärkern aber zu weiterm Vordringen und eigenem Studium angereizt und geleitet, ihnen einerseits die ersten und schwierigsten Versuche erspart, anderseits die Klippen und Abwege, an denen sie sich verstoßen oder verirren könnten, angezeigt werden?

*) Physiogn. Fragm. B. 1. S. 52-58

Ja, unser Wissen ist Stückwerk, aber wir können selbst dieses Stückwerk nicht missen. Wir werden die Natur nie erschöpfen, aber aus ihr einen nie versiegenden Reichthum nützlicher Kenntnisse schöpfen, und durch Beobachtung je länger je mehr Wunder in derselben entdecken. Wenn der Verstand, der Karakter und alle Eigenschaften des Menschen sich in seinem Aeußern auf eine uns erkennbare Weise abmalen, so wird die Fysiognomik insofern eine Wissenschaft, als man diese Zeichen bestimmt angeben, fest halten, in Bilder oder Worte fassen, und durch dieselben mittheilen kann; und weil es eine allen Menschen einwohnende natürliche Fysiognomik giebt, so muß es auch, wie man zu sagen pflegt, eine wissenschaftliche, d. h. eine durch Uebung vervollkommnete und durch Belehrung erlangte geben können, wiewohl diese letztere ihr Urbild, die Natur, nie weder erreichen noch ihre weitere Beobachtung entbehrlich machen wird. So unendlich verschieden auch die Züge und Karaktere seyn mögen, so daß kein einziger dem andern ganz gleich ist, so giebt es doch immer in dem Gleichartigen etwas ähnliches, etwas gemeinsames, das wir als Karakter bemerken, und zu weiterem Studio benutzen oder daraus ein sicheres Resultat zu ziehen im Stande sind, so wie z. B. die Freude in allen ihren unendlichen Graden und Modifikazionen doch immer einige gemeinschaftliche Zeichen hat, die in allen wiederkommen und sie zur Freude qualifiziren. Solls

davon wußte, in bloſſen Muthmaſſungen, die ſich zum Theil auf allerley unzuverläſſige Anecdoten gründeten, welche in Städten, wo ein Hof iſt von müſſigen Leuten, die ſich das Anſehen geben wollen, als ob ſie von den Geheimniſſen und Intriquen des Hofes vollkommene Wiſſenſchaft hätten, von Geſellſchaft zu Geſellſchaft herumgetragen zu werden pflegen. Ariſtipp hatte in der kurzen Zeit, ſeit dem er ſich an Dionyſens Hofe aufhielt, die ſchwache Seite dieſes Prinzen, den Character ſeiner Günſtlinge, der Vornehmſten der Stadt, und der Sicilianer überhaupt ſo gut ausſtudiert, daß er, ohne ſich in die Entwicklung der geheimern Triebfedern (womit wir unſre Leſer ſchon bekannt gemacht haben) einzulaſſen, den Agathon leicht überzeugen konnte, daß ein gleichgültiger Zuſeher von den Anſchlägen Dions und Platons, den Dionys zu einer freywilligen Niederlegung der monarchiſchen Gewalt zu vermögen, ſich keinen glücklichern Ausgang habe verſprechen können. Er mahlte den Tyrannen von ſeiner beſten Seite als einen Prinzen ab, bey dem die unglücklichſte Erziehung ein vortreffliches Naturell nicht habe verderben können? der von Natur leutſelig, edel, freygebig, und dabey ſo bildſam und leicht zu regieren ſey, daß alles bloß darauf ankomme, in was für Händen er ſich befinde. Seiner Meynung nach war, eben dieſe allzubewegliche Gemüthsart und der Hang für die Vergnügungen der Sinnen die fehlerhafteſte Seite dieſes Prinzen. Plato hätte die Kunſt verſtehen ſollen, ſich dieſer Schwachheiten ſelbſt auf eine feine Art zu ſeinen Abſichten zu bedienen

ten wir aber deßwegen, weil jedes Ding von dem anderen verschieden ist, gar nichts gemeinsames annehmen, gar keine Klassifikazionen machen, so müßten wir gerade das einzige Hülfsmittel verwerfen, welches unserem Geist, der nicht alles auf einmal zu fassen vermag, das Studium der Natur erleichtert und Wissenschaften möglich macht; wir müßten, wie Lavater sagt, (der sehr oft das Talent besitzt, aber witzige Einwürfe sogleich ad absurdum zu deduziren) sogar die Sprache und das Alfabeth aufgeben, zumal da jedes Wort nur einen Begriff, d. i. eine Klasse von Dingen, jeder Buchstabe eine Klasse von artikulirten Tönen ausdrückt, deren Modifikazionen zwar wohl ausgesprochen und gehört werden, aber nicht alle bezeichnet werden können; wir müßten dem Verstand entsagen und läugnen, daß das Vermögen zu abstrahiren und Begriffe zu bilden, ein uns von Gott gegebenes Mittel der Erkenntniß sey. Sollen wir z. B. die Bemühungen der Fysiker, der landwirthschaftlichen Naturforscher als unvernünftig ausgeben, die uns die bisher erkannten äußern Zeichen der Vorzüge und Mängel, der Tauglichkeiten oder Untugenden der Thiere, der Bäume, der Pflanzen, der Mineralien u. s. w. sammeln, prüfen und bekannt machen, obgleich der bloß aus Büchern gebildete Landökonom seine Wirthschaft übel treiben dürfte und oft noch von dem Bauer lernen könnte; oder hat man je die medizinischen Naturforscher getadelt, welche die äußeren Zei-

chen der Gesundheit und der mannigfaltigen Krankheiten des menschlichen Körpers zu beobachten, zu karakterisiren und zu klassifiziren unternahmen, wiewohl gewiß jede Krankheit in jedem Menschen von der anderen unterschieden ist, und derjenige allerdings ein elender Stümper seyn würde, der ohne Genie, ohne eigenes fysiognomisches Gefühl, ohne Aufmerken auf die eintretenden Modifikazionen, d. h. auf andere Merkmale, jede Krankheit in jedem Menschen, bloß nach dem in der Schule erlernten semiotischen Kompendio und den daraus hergeleiteten Regeln beurtheilen wollte? Eben so ist es auch mit der Fysiognomik im engern Sinne bewandt, die sich mit den äußeren Zeichen der moralischen, intellektuellen oder anderer Eigenschaften des Menschen beschäftiget, welcher (was man ihm übrigens auch für einen Rang anweisen mag), in so weit er erscheint und beobachtet werden kann, doch nur ein Thier oder ein Naturprodukt ist. Bis auf einen gewissen Grad können, wie Lavater sagt, die dunkeln Wahrnehmungen klar gemacht, die Zeichen beobachtet, verglichen, bestimmt, zur Probe ihrer Richtigkeit einerseits an das einstimmige Urtheil aller Menschen, anderseits an die Erfahrung gehalten, durch Bilder oder Sprache mitgetheilt, mithin die Fysiognomik eine Wissenschaft werden; aber manches wird sie noch der ferneren Forschung, weit mehreres dem Genie oder dem Gefühl überlassen müssen, was keine bestimmbaren oder keine bestimmten Zeichen hat, zu

mal da hier, wie in allen Dingen, der feinere Beobachtungsgeist oft weiter sieht, als er dem, der ihm nachstrebt oder nachkriecht, zeigen und vorbuchstabiren kann *). Die Fysiognomik wird sich berichtigen, je mehr die Beobachtung sich schärft, die Zeichnungskunst (als das dazu unentbehrliche Hülfsmittel) sich vervollkommnet **), die Sprache sich bereichert; sie wird verdorben werden, ob rückwärts gehen, so bald man sie für geschlossen ansehen, sobald man darüber Systeme und Kompendien schreiben und die Fülle der Natur bloß in Paragrafen und gitterförmige Abtheilungen, gleich wie in ein ewiges Gefängniß wird einsperren wollen ***). Schwierig ist

*) Fysiogn. Fragm. B. 1, S. 63.

**) Ueber die Unvollkommenheit der bisherigen Portraitzeichnung z. B. hat Lavater an verschiedenen Orten sehr scharfsinnige Bemerkungen und zu ihrer Verbesserung schätzbare Winke geliefert. Fysiogn. Fr. B. 2. S. 74. Ueber die Portrait-Malerei.

***) Alle Wissenschaften, alle Kenntnisse, die blos aus Büchern erlernt werden, sind immer todt und unnütz, ja sogar oft schädlicher als die Unwissenheit selbst. Dank sey zwar den trefflichen Männern, die alle Fächer menschlicher Erkenntniß, theils mit Genie theils mit eisernem Fleiß und zuweilen mit beidem bearbeitet haben; wir wollen ihren Vorrath benutzen, aber wenn wir können, noch lieber aus der

freilich die Fysiognomik, und nicht jeder soll sich daran wagen. Sie erfordert an demjenigen, der sie betreiben und für andere bearbeiten will, besondere Anlagen, gute und treue Sinne, viel Gefühl, scharfen Beobachtungsgeist, Unterscheidungs- und Urtheilskraft, schnelle Beobachtung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, Zeichnungskunst, manche andere Auxiliarkenntnisse und Hülfsmittel, dazu auch ein gutes edles Herz, welches das Gute sehen lernt, und vor einseitigen Beobachtungen oder Urtheilen bewahrt. Lavatern kann man es gewiß nicht vorwerfen, daß er die Unfähigeren nicht von ihrem Studio abzuschrecken gesucht habe, und wollte man überall so strenge Eigenschaften fodern, wie er von seinem Fysiognomen fodert, so würde es gewiß mit manchen Wissenschaften besser stehen, es würden nicht so viele flache Köpfe dieselben verdorben, verwässeret und entheiliget haben. Die Fysiognomik hat auch allerdings ihre innern bedeutenden Schwierigkeiten. Die Züge des menschlichen Gesichts sind unzählbar, ihre Mischung ist unendlich, die meisten entgehen dem flüchtigen Aus

Quelle selbst schöpfen. Denn die Bücher selbst machen nicht die Wissenschaft aus, und selbst die besten unter ihnen sind entweder nichts werth, oder sie sollen uns bloß vorarbeiten, uns reihen und leiten, das große Buch der Natur (das Buch aller Bücher) selbst zu studieren, jene daran zu prüfen, zu berichtigen und so die Wissenschaft selbst im Geist und in der Wahrheit zu treiben.

ge; viel läßt ſich empfinden, wenig ausdrücken. Eine Menge moraliſcher und phyſiſcher Zufälle bringen in der menſchlichen Geſtalt und Geſichtsbildung Veränderungen hervor und können die Beobachtung oder das Urtheil irre führen; ein jeder Menſch und alſo ſelbſt der ſcharfſinnigſte Phyſiognomiſt iſt mehr oder weniger einſeitig oder partheiiſch; er bemerkt lieber und alſo auch eher, ja meiſtentheils ausſchließlich, was mit ſeinen Neigungen, ſeinen Lieblingsideen harmonirt oder kontraſtirt, übergeht daher die weſentlichen Merkmale und ſieht die zufälligen für weſentlich, oder nimmt dieſe allein zum Grund ſeiner Urtheile an. Sie erforſchet endlich das Unſichtbare, das Verborgene, den Geiſt der gleichwohl im Aeußeren hervorleuchtet, dieſen Geiſt, den ſo wenige Menſchen zu bemerken wiſſen, und der es doch allein iſt, der da lebendig macht, der allen Dingen erſt Leben, Werth und Brauchbarkeit giebt. Dergleichen Menſchen, denen gleichſam der Sinn für den Geiſt der Dinge mangelt, ſind alle diejenigen, von denen man zu ſagen pflegt, ſie haben Augen und ſehen nichts, Ohren und hören nichts; die Stumpfen und Blöden, bei denen ſelbſt Bilder und Parabeln nichts nützen, indem ſie nur das Bild begucken, mit Worten ohne Sinn wie der Affe vor dem Spiegel gaukeln, und wenn man ihnen durch ein Vergrößerungsglas den Gegenſtand verdeutlichen will, ſich nur über das Glas luſtig machen; die Geſchmackloſen, die ein Gemälde anſehen, aber

keine Zeichnung, keine Haltung, keine Komposizion, keinen Ausdruck darinn wahrnehmen; die Bücherleser und Rezensenten, von denen so wenige in den Geist eines Werks einzudringen vermögen, die Anlage, die Methode, den herrschenden Gedanken, die innern wesentlichen Eigenschaften herauszufassen verstehen; die Zeitungsschreiber und Materialiensammler, die Gebirge von Thatsachen, Reden und Handlungen aufhäufen, ohne etwas darinn zu sehen und weder ihren Sinn noch ihre Bedeutung anzugeben; die erbärmlichen Politiker, die in der Geschichte des Tages immer nur Begebenheiten und keine Zeugnisse bemerken, die nicht einmal den Geist und den Karakter ihres Feindes aus seinen Reden und Handlungen zu erkennen wissen, ihn nie nach demselben beurtheilen, sondern ihm dafür den ihrigen andichten, die sich daher immer betrügen, und selbst da nichts voraussehen, wo fast jedes Kind weißagen könnte. Aber deswegen ist doch die Fysiognomik nicht so schwierig, daß sie jedermann von ihrem Studio abschrecken sollte, und Schwierigkeiten sollen nie den Muth zum Möglichen besiegen. Alles ist schwer, wenn man es nicht versucht hat, alles wird leicht, wenn es geübt und mit Methode ergriffen wird. Einem jeden Menschen ist mehr oder weniger Anlage zu dieser Erkenntniß gegeben, die Menschen als Materialien, als Gegenstand der Wissenschaft liegen ihm überall vor Augen, und die Natur hat ihre Sprache dem mensch-

lichen Auge und Ohr nicht so unverständlich gemacht. Trüglich ist ferner die Fysiognomik, trüglich wie die Vernunft, trüglich wie unsere Sinne selbst; nemlich es trügt nicht die Natur, aber unsere Einsicht kann trügen, das hat niemand stärker und eindringender als Lavater selbst gesagt. Bald fehlt es an der Richtigkeit oder Vollständigkeit der Beobachtung, bald an der Reinheit des Willens, an der Unpartheilichkeit des Urtheils. Wer nie urtheilt, wird freilich weniger irren, als der, welcher oft urtheilt; aber soll man darum seine Vernunft nie gebrauchen, weil sie uns auch irre führen kann, und beobachtet man nicht alle Dinge, studirt man nicht eben deswegen die Wissenschaften, damit man sich weniger als sonst betrüge? Oft urtheilt aber der Fysiognom auch sehr richtig, wo er falsch zu schließen scheint. Ein paar unrechte Handlungen beweisen noch keinen bösen Menschen, einige Fehltritte keinen Mangel an Verstand u. s. w.; vorerst müssen diese Handlungen genau und auf allen Seiten bekannt seyn; man muß ihre Veranlassung, ihre Triebfedern, Bewegungsgründe, Absichten kennen, man muß sie mit allen übrigen Handlungen des nemlichen Menschen vergleichen, und oft wird sein Gesicht die Verläumdung Lüge strafen, der Fysiognom gerechter seyn, als derjenige, welcher aus einzelnen Handlungen sogleich zu verdammen oder übermäßig zu lobpreisen wagt. In jedem Guten lassen sich ferner einige Fehler, in je-

dem Bösen etwas Gutes entdecken; der Fysiognom kann ein einseitiges Urtheil fällen, das deswegen nicht minder richtig ist, wiewohl es falsch scheint; man kann von ihm nicht fodern, daß er allemal den Karakter des Individuums erschöpfe, der an und für sich unerschöpflich ist, und wenn man Beispiele von auffallenden Kontrasten zwischen dem Karakter gewisser Menschen und ihrer Gesichtsbildung anführt, so wäre immer zu wünschen, daß vorerst das Faktum genau konstatirt würde; es dürfte sich vielleicht allemal finden, daß entweder der erstere nicht richtig bekannt war, daß es an der gepriesenen oder getadelten Eigenschaft fehlte, oder daß die Gesichtsbildung nicht genau beobachtet worden und so der Widerspruch gelöset wird. Ich will endlich des Nutzens oder angeblichen Schadens der Fysiognomik im weitern Verstand, d. h. der Uebung des fysiognomischen Sinnes nicht erwähnen, von denen Lavater den ersteren so schön entwickelt und gegen den letztern so erhaben geantwortet hat *). Sie kann unendlich wohlthätig seyn, wenn sie vom guten Geist geleitet, zu guten Zwecken benutzt wird, und so wie jede Kenntniß jede noch so gute Sache schädlich werden wenn sie zum Bösen misbraucht wird; aber die Menschen urtheilen ohnedem alle dunkel nach fysiognomischem Gefühl oder aus einzelnen meist übel gekannten Handlungen, die

*) Fysiogn. Fragm. B. 1. S. 156-169.

wahrlich kein richtigeres Kennzeichen sind; es wird des Splitterrichtens, des hämischen Verunglimpfens auf der Erde nicht mehr werden, wenn man sie auch etwas klärer, deutlicher beobachten und mithin behutsamer urtheilen lehrt. Dagegen befördert die Fysiognomik die nützlichste aller Kenntniße, die Kenntniß der Menschen, mit denen wir zu leben berufen sind, und mit der wahren Menschenkenntniß auch Menschenliebe; sie schärft den Beobachtungsgeist, der in allen Dingen so unentbehrlich ist; sie erweckt nothwendig Gefühl für alles Edle und Schöne, Abscheu für alles Unedle und Häßliche, und wenn der fysiognomische Sinn (im weiteren Verstand) unter den Menschen mehr geübt oder verbreitet wäre, so würde er wahrlich mehr ein Schrecken der Bösen als der Guten seyn, indem jene nothwendig befürchten müßten, überall durch ihr Aeußeres verrathen und erkannt zu werden; ja wie oft würde nicht sogar der einzelne Mensch vor sich selbst erschrecken, wenn sein Aeußeres ihm weiet, daß er von der Bahn des Guten wich, wenn er durch niedrige Leidenschaften verzerrte, verschrobene Züge in seinem Gesicht erblickt, wenn Kleidung, Anordnung seines Zimmers, seines Hausraths u. s. w. ihm die Trägheit, die Unordnung, die Unreinlichkeit seines Geistes vorwerfen? — wie oft würde er dadurch nicht mächtiger als durch alle Zusprüche, gleich wie durch eine Stimme Gottes getroffen und zu besseren Entschlüssen entflammt werden.

dienen; aber das hätte eine Geſchmeidigkeit, eine kluge Miſchung von Nachgiebigkeit und Zurückhaltung erfordert, wozu der Verfaſſer des Cratylus und Timäus niemals fähig ſeyn werde. Ueberdem hätte er ſich zu deutlich merken laſſen, daß er gekommen ſey, den Hofmeiſter des Prinzen zu machen; ein Umſtand, der ſchon für ſich allein alles habe verderben müſſen. Denn die ſchwächſten Fürſten ſeyen allemal diejenigen, vor denen man am ſorgfältigſten verbergen müſſe, daß man weiter ſehe als ſie; ſie würden ſich's zur Schande rechnen, ſich von dem gröſſeſten Geiſt in der Welt regieren zulaſſen, ſo bald ſie glauben, daß er eine ſolche Abſicht im Schilde führe; und daher komme es, daß ſie ſich oft lieber der ſchimpflichen Herrſchaft eines Cammerdieners oder einer Maitreſſe unterwerfen, welche die Kunſtgriffe beſitzen, ihre Gewalt über das Gemüth des Herrn unter ſclaviſchen Schmeicheleyen oder ſchlauen Liebkoſungen zu verbergen. Plato ſey zu einem Miniſter eines ſo jungen Prinzen zu ſpitzfündig, und zu einem Günſtling zu alt geweſen: Zudem habe ihm ſeine vertraute Freundſchaft mit dem Dion geſchadet, da ſie ſeinen heimlichen Feinden beſtändige Gelegenheit gegeben, ihn dem Prinzen verdächtig zu machen. Endlich habe der Einfall, aus Sicilien eine platoniſche Republick zu machen, an ſich ſelbſt nichts getaugt. Der National-Geiſt der Sicilianer ſey eine Zuſammenſetzung von ſo ſchlimmen Eigenſchaften, daß es, ſeiner Meynung nach, dem weiſeſten Geſetzgeber unmöglich bleiben würde, ſie zur republicaniſchen Tugend umzubilden; und Dionys, welcher unter gewiſſen

bloß als Dichter, er ist kein Schwarzkünstler, kein Menschenrichter; sein Zweck geht offenbar nur dahin, Gottes Natur, oder wie er sich ausdrückt, die Offenbarung Gottes in der Natur, zu studiren und zu bewundern; nichts war ihm unerträglicher, betrübender und kränkender, als wenn er sah, daß man das Ziel seiner Bemühungen so sehr verkannte, so wenig in den Geist der Sache eindrang und ihm, als wäre er ein Charlatan, bloß Portraits zum Beurtheilen einsandte *). Ein Schwärmer wegen Systeme aus

*) Man sehe diese Klagen, die ihm so ganz aus dem Herzen gesprochen sind, noch am Ende des 4ten Theils S. 484. Da Lavater sich so sehr dieses Portrait-Einsenden verbat, so oft und stark seine eigenen Irrthümer im Beobachten oder im Urtheilen eingestand, so ist es wahrlich unbegreiflich, wie der anonyme Verfasser des Aufsatzes in der Allgem. Zeitung vom 4ten Febr. noch sagen darf: „Die Ueberzeugung von der „Sicherheit der Intuizion, womit er aus den Gesichtszügen der Menschen ihr Inneres ablesen könne, verließ ihn bis in seine Todesstunden nicht.“ Entweder wollte derselbe den Edlen noch im Grabe verläumden, was aus der hämischen Stellung oder Verstellung der Worte wahrscheinlich ist, oder er hat Lavaters Werk nie gelesen. Noch am Schlusse des Werks B. 4. S. 484 485 sagt er z. B: „Es hat „mich keiner gelesen, wenn sich durch mein Werk „berechtigt glaubt, sogleich jeder jedes ihm vorkom„mende Gesicht abzusprechen. — Jetzt am Ende „einer mühsamen Laufbahn habe ich neben täglich „steigender Ueberzeugung von der Wahrheit der Sy-

dem Kopf erbaut, der Natur Gesetze vorgeschrieben haben, Lavater aber bemerkte ihre fysiognomische Kraft als Thatsache, und suchte durch den angestrengtesten Fleiß einigen ihrer Gesetze auf die Spur zu kommen; er hat die Fysiognomik von allen Schlacken des Aberglaubens, der Charlatanerie, des unprüfenden Dogmatismus gereiniget, er hat sie auf den Weg der Beobachtung, der Erfahrung zurückgeführt, und das entheiligte wieder heilig gemacht. „Die Fysiognomik studiren hieß ihm, sein Gefühl üben, seinen Sinn schärfen, seine Empfindungen analysiren, sie in Beobachtungen auflösen, sich dieselben bezeichnen, sie karakterisiren, darstellen, mittheilen u. s. w.; er unterscheidet daher zwischen dem natürlichen Fysiognomen, der bloß nach dem Gefühl, nach den ersten Eindrücken, die das Aeußere eines Menschen auf ihn macht, richtig von seinem Karakter urtheilt; dem wissenschaftlichen, der bestimmt die karakteristischen Züge anzugeben und zu ordnen weiß; dem filosofischen, der sogar die innern Gründe dieser äußeren Wirkungen

„siognomik wenigstens eben so viel Behutsamkeit im „Urtheilen gewonnen. — Ich schreibe was ich kann, „was ich weiß, und gab niemanden ein Recht oder „einen Anlaß, von mir zu fordern, daß ich alles wis„sen soll. — Ich gab mich nie für einen Beantwor„ter aus, darum darf ich mir die Fragen verbit„ten u. s. w.“ — Man dürfte vielleicht unter andern Gelehrten nicht viele Beispiele von ähnlicher Bescheidenheit finden.

erforſcht; und es wäre zu wünſchen, daß man für jede Wiſſenſchaft eine ſo gute Methodologie beſäße, wie Lavater ſie in ſeinen beiden Briefen an Hn. v. Thun über das Studium der Phyſiognomik geliefert hat. Sie können als eine muſterhafte Anleitung zu regelmäßigen Erfahrungen betrachtet werden, und nichts iſt intereſſanter, als wie er da entwickelt, was für Eigenſchaften zu dieſem Studio erfordert werden, wie man vorerſt auf das Gemeinſame, dann auf das Beſondere achten, bei dem Leichteſten, bei den extremſten Karakteren anfangen, dann zum Schwerern fortſchreiten und immer eines nach dem andern vornehmen ſolle *); kein Mahler, kein Künſtler wird unbelehrt von dieſen beiden Fragmenten weggehen. Zufällig war die Veranlaſſung, welche Lavatern ſelbſt zu regelmäßigen phyſiognomiſchen Forſchungen bewog. Ein auffallend richtiges Urtheil, das er unbewußt ſelbſt gefällt hatte, bemerkte vorzügliche Aehnlichkeit zwiſchen den Geſichtszügen zwei ausgezeichneter Menſchen und einigen Theilen ihres Karakters, eine gelegenheitliche Vorleſung, wiederholte Aufmunterungen einſichtsvoller Freunde. Von da erſt fing er an zu beobachten, Zeichnungen und Bilder vorzüglicher Menſchen zu ſammeln, ſelbſt zu zeichnen oder zeichnen zu laſſen, zu vergleichen, den Karakter der Perſonen auf anderen Wegen

*) Phyſiogn. Fragm. B. 4. S. 138 - 162 und S. 459 - 473.

zu erforschen; um die Bedeutsamkeit der frappanteren Züge zu entdecken, oder seine Muthmaßungen an der Erfahrung zu erproben u. s. w. Er durchlas zwar die älteren Fysiognomiker, und kritisirt sie eben so treffend als billig; allein sie ekelten ihn ihrer Unbestimmtheit wegen bald an, und er warf dieselben weg, um sich blos an die Natur und ihr Bild zu halten. Aber sehet da, wie viele Mühe er sich gab, wie viele Mittel er angewendet hat, um mit dem mindest möglichen Grad von Zeit und Aufwand die Beobachtungen zu vervielfältigen, die Unvollkommenheit der Zeichnung zu ersetzen, und das Bild der Natur so treu und unverfälscht als möglich zu erhalten; wie er deswegen die Schattenrisse so sehr empfiehlt, weil dieselben theils leicht zu bekommen, theils auch, wiewohl sie weder Auge noch Farbe, noch Höhe und Tiefe anzeigen, doch ein sehr genauer Abdruck der Natur und in Absicht der äußern Umrisse oft außerordentlich karakteristisch sind; wie er gute Gypsabgüsse fodert, welche die ganze Gestalt des Hauptes und der wesentlicheren Züge in möglichster Treue darstellen; wie er Stirnmasse erfand, um sich die Verschiedenheiten noch deutlicher einzuprägen; wie er selbst Schlafende und Todte zu beobachten räth, weil sie theils leichter zu beobachten sind, theils auch in diesem Zustand, wo das Bewegliche oder das Leben wegfällt, die Aufmerksamkeit weniger distrahirt ist, und die Züge daher viel bestimmter erscheinen; wie lebhaft er dabei auf das weit

wichtigere Bemerken der belebten Natur, auf beſſere Zeichnungen, auf das Studium der Portraitmalerei, beſonders aber auf Sprachſtudium und Sprachſchärfung bringt, um den Ausdruck der Natur oder ihres Bildes auch in Worten ſo treu wie möglich darſtellen zu können, ein Erforderniß, worin Lavater ſelbſt alle Augenblicke den Mangel hinlänglich beſtimmter Zeichen fühlte, wiewohl er ſich darin reicher als kein anderer Schriftſteller ſeiner Zeit bewies. Und wozu ſind endlich die vielen Bilder und Kupferſtiche da, mit denen er ſein phyſiognomiſches Werk angefüllt hat? Nicht zur Zierrath noch zur Befriedigung der Neugierde, ſondern als Beweiſe deſſen, was er im Texte ſagt, gleichſam als Zeugen oder Urkunden, die man von jedem, der etwas Neues behauptet, zu fordern berechtiget iſt, die aber alle ſeine Vorgänger zu liefern vergeſſen haben. Ihnen ſollte man auf ihr Wort glauben, und es iſt ſonderbar, daß man eben deswegen ihre Ausſprüche weniger getadelt hat; Lavater aber führt uns ſo mannigfaltig als er nur immer konnte, die Natur oder die Erfahrung ſelbſt entgegen, damit jeder ſelbſt zu prüfen im Stande ſey, und ſeine Behauptungen an das Kriterium der Wahrheit, an das einſtimmige Gefühl aller Menſchen gehalten und durch die unmittelbare Anſchauung ſelbſt zum höchſtmöglichen Grad der Evidenz gebracht werden können. Wie zweckmäßig, wie vielfach ſind aber auch dieſe Bildniſſe nicht ausgewählt! Da ſtellt er in wirklichen oder idealiſchen

Zeichnungen ähnliche oder kontraſtirende Karaktere zuſammen oder einander entgegen, Judas- und Chriſtus-Köpfe, den höchſten Grad menſchlicher Laſterhaftigkeit, von Hogarth gemahlt, mit den erhabenen Tugendgeſtalten von der Hand eines Rafael u. ſ. w., damit jeder bemerken könne, worin die Verſchiedenheit liege; Bildniſſe von Thoren, Raſenden, natürlich Blödſinnigen mit anderen von bekannten weiſen, feſten, ſcharfſinnigen Männern, wo man gewiß von allem Sinn entblößt ſeyn muß, wenn man nicht auf den erſten Anblick erkennt, wer unter jene oder unter dieſe Klaſſe gehöre, und wo der eigentliche Sitz jener Mängel oder Vollkommenheiten liege; Bilder von den verſchiedenen Leidenſchaften und Temperamenten, die eben ſo lehrreich und noch auffallender ſind; Portraits von Menſchen nach den verſchiedenen Berufsarten, Fürſten und Helden, Geſchäftsmänner, ſtille Denker und Gelehrte, Künſtler, Dichter, Religioſe, Schwärmer, Bauern u. ſ. w. und zeigt oder läßt jeden erkennen, wie jede Art von Fähigkeiten oder von habituellen Beſchäftigungen ihren eigenen Ausdruck, und bei aller übrigen Verſchiedenheit etwas Aehnliches in dem Geſicht hervorbringe; ferner Kontraſte der verſchiedenen Nazionen, die er ſowohl ihren körperlichen als moraliſchen Eigenſchaften nach äußerſt beſtimmt karakteriſirt u. ſ. w. In der Abſicht, den phyſiognomiſchen Sinn noch mehr zu üben, ſtellt er in mehreren Ta-

ſein auch einzelne Geſichtszüge, eine Reihe nach der Natur gemahlter Schädel, Augen, Ohren, Naſen, Mundſtücke, Hände und Handſchriften vor Augen, um zu beweiſen, wie in jedem derſelben, im Einzelnen wie im Ganzen, ſyſtognomiſcher Ausdruck herrſcht; ja es werden endlich ſogar wohl geſtochene Köpfe von allen Arten von Thieren, vom edlen Pferd bis zum flüchtigen Inſekt und bis zur kriechenden verworfnen Schlange vorgeführt und bemerklich gemacht, wie auch da jede Art den Karakter desjenigen trägt, was ſie iſt, wie in jedem Individuum ein anderer Ausdruck herrſcht, und was insbeſondere den Menſchen vorzüglich vor allen Thieren unterſcheidet. Wahrlich, wenn man bedenkt, wie viel Mühe und Geduld es koſtete, nur dieſe Tafeln herbeizuſchaffen, unter ſeinen Augen zeichnen, ſtechen, ausbeſſern zu laſſen, ſo muß man dem Manne Dank wiſſen und über ſeinen Fleiß erſtaunen, der unter ſo mannigfaltigen Schwierigkeiten bei ſo weniger Zeit, ſo vielfältigen Berufsarbeiten, ſo beſchränktem Vermögen es gleichwohl dahin brachte, eine ſolche Menge merkwürdiger Beobachtungen zu ſammeln, zuſammenzuſtellen, und zu einem wiſſenſchaftlichen Zweck aneinander zu reihen. Dieſem allem fügt Lavater freilich kurze Urtheile, Bemerkungen über die Bedeutſamkeit des Ausdrucks bei, Urtheile, welche das Groß der unverſtändigen Leſer für die Hauptſache genommen zu haben ſcheinen, oder die Lavaters Feinde als eitle Proben

seiner Geschichtdeutenden Fertigkeit auszugeben suchten) deren Styl und anspruchlose Einfalt aber man nur einigermaßen zu betrachten braucht, um zu erkennen, daß sie bloß dazu dienen sollen, das physiognomische Gefühl zu üben, dem Leser etwas weniges vorzuarbeiten, und gleichsam sein Zeugniß anzurufen, ob er nicht ebendasselbe bemerken müsse. Oft wird auch sein physiognomischer Sinn durch wohlgestellte Fragen zum Voraus auf die Probe gesetzt, bevor er den anderwärts bekannten Karakter des Urbildes erfährt. Zwar wird man nicht alle Urtheile, die Lavater gefällt hat, durchaus unterschreiben, und Lavater hat auch nie dergleichen Ansprüche gemacht; aber bei weitem die meisten sind gewiß so treffend, daß jeder mit Sinnen begabte Mensch ihnen nothwendig beistimmen muß, und im Ganzen ist es unmöglich, dem Verfasser hierin nicht einen hohen Grad von richtiger Intuizion zuzugestehen. Allein selbst seine fehlerhaften oder für fehlerhaft gehaltenen Urtheile flossen aus einer edlen Eigenschaft, aus der Güte des Herzens, die ihn bewog, in jedem Menschen nur das Gute oder vorzüglich das Gute, ja selbst im Bösen noch die ursprünglichen besseren Anlagen zu erkennen und nur diese bemerklich zu machen *). Bei dem gebildeten Takt und der aus-

*) Ueber dieses Bemerken der Vollkommenheiten und der Unvollkommenheiten hat Lavater im 1sten Theil S. 40 ff. ein eigenes schönes Fragment,

gebreiteten Menschenkenntniß und Menschenbeobachtung, die Lavater unstreitig besaß, sollte man ihm doch zutrauen, daß er das übrige wohl auch werde gesehen haben, zumal da solches oft aus seinem Stillschweigen selbst geschlossen werden könnte; allein es wär von ihm nur zu fodern, daß die gemachten Bemerkungen wahr seyen, nicht daß er alles Wahre bemerken solle. Man sollte auch billiger Weise etwas theils auf die Unvollkommenheit der Zeichnung, die nicht immer in Lavaters Macht stand; theils auf Rechnung der Verhältnisse und der Pflichten schreiben, in denen ein Schriftsteller sich gegen die ihn umgebenden Menschen oder gegen das Publikum befindet. Wenn z. B. der Verfasser, es sey mit oder ohne Nahmen, Bildnisse von lebenden Menschen oder von Bekannten aufführt, die er eben leichter erhalten konnte und zum Behuf einer Wissenschaft gebrauchen wollte, so wird doch niemand fordern, daß er gerade das Fehlerhafte, das Unvollkommne darin aufdecken solle, und mit ei-

gelesen. Er sagt zwar, daß der Physiognom, der Naturforscher beides beobachten, aber sich bei dem ersteren lieber verweilen solle. Wer das Schöne kenne, werde von selbst auch das Schlechte kennen lernen, aber nicht immer umgekehrt. Auch scheine ihm derjenige kein guter Mensch zu seyn, der bei andern immer nur auf Fehler, mehr auf Fehler, lieber auf Fehler als auf Schönheiten und Vollkommenheiten ausgehe.

nem so niedrigen Benehmen hätte nie ein fysiognomisches Werk das Tageslicht erblicken können. Es macht vielmehr Lavatern Ehre, daß er weder den Willen noch die Neigung hatte, nach Fehlern zu spüren, und sein Zweck war auch nicht Menschen zu richten, sondern nur die Wahrheit der Fysiognomik, die Bedeutsamkeit der menschlichen Gesichtsbildung zu beweisen, dazu auch mehr Menschenliebe und Menschenschonung durch dieselbe zu befördern *). Sparsam zerstreut und behutsam sind endlich die Resultate oder vielmehr die sogenannten allgemeinen Regeln, die Lavater aus seinen Beobachtungen gezogen hat; wiewohl auch deren mehrere z. B. über einige Zeichen des Ge-

*) Nach Lavaters Erörterung muß die Uebung des fysiognomischen Sinnes in dreifacher Rücksicht diesem Zweck vortheilhaft seyn. 1. Als Beförderung der wahren Menschenkenntniß; denn wenn viele Menschen bei genauerer Kenntniß verlieren, so seyen hinwiederum eben so viele, die dabei gewinnen. 2 Müsse die Befremdung, die Quelle aller Intoleranz, nothwendig wegfallen; man werde nicht von jedem Menschen das nemliche fodern, sich mehr in seine Lage, gleichsam in den Bau seines Körpers hineindenken, und eher verzeihen, wenn man erkenne, warum ihm diese und jene Eigenschaften oder Tugenden schwerer als anderen sind. 3. Entdecke die Fysiognomik in jedem Menschen verborgene Trefflichkeiten, bessere Anlagen, die dem flüchtigen, Nichtkenner entgehen, und oft werde der Fysiognom begnadigen, wo dieser verdamme. Fysiogn. Fragm. B. 2. S. 36-40.

wiſſen Umſtänden fähig ſey ein guter Fürſt zu werden, würde, wenn er ſich auch in einem Anſtoß von eingebildeter Großmuth hätte bereden laſſen, die Tyrannie aufzuheben, allezeit ein ſehr ſchlimmer Bürger geweſen ſeyn. Dieſe allgemeine Urſachen ſeyen, was auch die nähern Veranlaſſungen der Verbannung des Dion und der Ungnade oder wenigſtens der Entfernung des Platon geweſen ſeyn mögen, hinlänglich begreiflich zu machen, daß es nicht anders habe gehen können; ſie bewieſen aber auch (ſetzte Ariſtipp mit einer anſcheinenden Gleichgültigkeit hinzu) daß ein Anderer, der ſich die Fehler dieſer Vorgänger zu Nutzen zu machen wißte, wenig Mühe haben würde, die unwürdigen Leute zu verdrängen, welche ſich wieder in den Beſitz des Zutrauens und der Autorität des Tyrannen geſchwungen hätten.

Agathon fand dieſe Gedanken ſeines neuen Freundes ſo wahrſcheinlich, daß er ſich überreden ließ, ſie für wahr anzunehmen. Und hier ſpielte ihm die Eigenliebe einen kleinen Streich, deſſen er ſich nicht zu ihr vermuthete. Sie flüſterte ihm ſo leiſe, daß er ihren Einhauch vielleicht für die Stimme ſeines Genius, oder der Tugend ſelbſten hielt, den Gedanken zu — wie ſchön es wäre, wenn Agathon dasjenige zu Stande bringen könnte, was Plato vergebens unternommen hatte. Wenigſtens däuchte es ihn ſchön, den Verſuch zu machen; und er fühlte eine Art von ahnendem Bewußtſeyn, daß eine ſolche Unternehmung nicht über ſeine Kräfte

gehen

dächtniſſes, der Stärke, der Ehrlichkeit, der Sanftmuth, des Verſtandes u. ſ. w. zum Vorſchein kommen; denn eben durch dergleichen aus einzelnen Merkmalen zu frühzeitig gezogne Regeln läuft man Gefahr, die Wiſſenſchaft zu verderben, ſie verdächtig zu machen und den Beobachtungsgeiſt zu tödten; aber unmöglich iſt es, Lavaters Werk zu leſen, ohne von der Wahrheit der Fyſiognomik d. h. von der Uebereinſtimmung des Aeußeren mit dem Inneren überzeugt zu werden, ohne ſich ſelbſt eine Menge beſonderer und lehrreicher Reſultate abſtrahirt zu haben. Ja, edler in deinem Leben von Vielen ſo ſehr verkannter Verfaſſer! O möchteſt du noch da ſeyn, um die Stimme der Aufrichtigkeit zu hören! Möge ſie zu den Ohren deiner würdigen Hinterlaſſenen dringen, um ſie über deinen Verluſt zu tröſten; jetzt am Ende dieſes Verſuches mache ich es mir zur Ehre zu geſtehen, ſo viele Mühe ich mir auch gab, das Weſentlichſte deines Verdienſtes herauszufaſſen, ich habe noch nicht den kleinſten Theil von all dem Trefflichen geſagt, was in deinen fyſiognomiſchen Fragmenten enthalten iſt. Du haſt uns eine neue Herrlichkeit der Natur entdeckt, oder vielmehr unſerem flüchtigen, zerſtreuten, unaufmerkenden Auge entgegengeführt; du haſt in dieſem Studio der Menſchenerkenntniß alle deine Vorgänger verdunkelt, und mehr als alle deine Nachfolger geleiſtet. Mag es dir auch an Zeit und Hülfsmitteln gemangelt haben, um noch mehr zu vollbringen; mögen ſolche,

die an Geist und Seele todt sind, deine Bemühungen unredlich oder neidisch verlachet und Blinde dir vorgeworfen haben, daß du nicht sehest, oder zu viel, d. h. mehr als sie sehest: dein Verdienst wird bleiben bei allen denjenigen, die dich nicht nach ihnen sondern nach dir selbst zu kennen suchen. Sie werden anstehen, welche Eigenschaften sie mehr in deinem Werke bewundern sollen — die moralische und religiöse Tendenz, der das Ganze dient und die ihm hinwieder eben so viel Interesse als Erhabenheit giebt; den Reichthum von Gedanken, den überquellenden Geist, der jedes Wort mit Leben erfüllt; die scharfe Beobachtung, die schnelle Auffassung alles Merkwürdigen, den beharrlichen, alle Schwierigkeiten überwindenden Fleiß; den richtigen Verstand, die persönliche, anspruchlose Bescheidenheit, die mir lehrt, was wahre Demuth ist und wie sie mit Geistesstärke und würdiger Selbstschätzung bestehen kann; endlich die zierliche und doch so klare Sprache. Ja! deine Schreibart selbst ist physiognomisch, sie mahlet mir das treue Bild deines Karakters ab, und wenn ich dich lese, so ist es mir, als ob ich in dein Innerstes hineinschauen könnte; denn sie ist unerschöpflich und mannigfaltig wie die Natur, die du erfühlst; lebhaft wie dein Geist, mahlerisch wie deine Einbildungskraft, kühn in ihren Pinselstrichen wie die Hand des Genie; voll Ordnung ohne Peinlichkeit, einfältig und edel wie dein Karakter, abwechselnd wie der Gegenstand und die mit ihm korrespon-

dirende Gemüthsſtimmung, bald hinreiſſend begeiſtert und gefühlvoll wie deine Seele; bald herablaſſend und freundlich leitend wie deine Güte; überall ernſt wie dein Zweck, ſchön wie dein Herz und unterhaltend wie dein Witz; keiner der dein Werk geleſen, kann es weglegen, ohne beſſer und unterrichteter davon zu gehen, ohne einen gebildetern Takt, einen feinern Sinn für alles Schöne und Gute davon zu trägen, ohne ſich ſeines Daſeyns zu freuen und von dem Entſchluß entflammt zu werden, deſſelben würdig zu ſeyn.

II.

Meine letzten Tage in Neapel und Rom.

(Auszug aus einem Tagebuche. *)

Neapel, d. 23 Aug. 1796.

Meine ſchönen Zimmer auf dem Chiaia alle Crocelle waren beſetzt, und ich mußte mich begnügen, auf dem

*) Die Leſer des Merkurs kennen dies Tagebuch ſchon mit dankbarer Erinnerung aus frühern Mittheilungen daraus.

D. H.

Fischermarkt ein Logis zu beziehen, wo ich so recht im vollen Gefühl von Neapel lebe, webe und bin! Die wenigen Tage hindurch, welche ich noch hier zu verweilen habe, werde ich suchen, es zu ertragen. — Für lange wäre es mir eine Hölle!

Die Sonntagsabendszene, die mich erwartete, war wie aus einem Guckkasten genommen; der Abend war schon sehr dunkel, doch sternenhell; alle reinlichen Boutiquen der Fischer und Fischverkäufer waren bunt illuminirt, und aus den glänzenden von der Corso-Fahrt im Fackelglanz heimkehrenden Karrossen traten schöne elegante Herren und Damen, und verzehrten die frischgefangnen Seeigel, Austern, Muscheln, Schnecken (mit einem Wort alle Konchylien des Golfes) größtentheils ohne irgend ein Gewürz, doch nahmen einige Zitronensaft oder Pfeffer. Man benennt diese bunte Welt der Schaalenthiere mit dem allgemeinen Namen Frutti di Mare (Meerfrüchte) und verzehrt ungescheut alles wohlschmeckende. Das Gewimmel vor meinen Fenstern ist ungeheuer — denn alles, was vom königlichen Pallast, der Piazza reale und Strada Toledo nach Chiaia will, muß hier vorbei. — Allein wie schwer ist die Luft gegen den Seeäther, den ich sieben Wochen lang auf Ischia geathmet. Den 29sten nach langer Konferenz mit Domeier ward der Entschluß gefaßt, plötzlich abzureisen — den Winter im Pays de Vaud zuzubringen, und mich so nach

und nach zu akklimatiſiren. Domeier wollte durchaus, daß ich noch einen Winter in Neapel und Rom verlebte — denn ach! ich bin noch nicht geheilt, obwohl erleichtert — allein auch nach Sorrento, in deſſen friſchen Schatten Trauben und Orangen mich kühlen und Ruhe mich ſtärken ſollte, wird der Paß, und zwar ohne Hofnung „daß man ſich vielleicht mildern laſſe“ verſagt. Auch droht Italiens Geſchick finſtere Zukunft! Zwar weiß man hier nichts Wahrhaftes vom Stand der Armeen — allein ich habe Päſſe, die mich überall ſicher hindurch führen.

Schwer wirds mir, Neapel zu verlaſſen, ohne Sorrento, Capri, Virgils Unterwelt, Pompeja und Päſtum geſehen zu haben. Dies alles war nach der Rückkehr von Sorrento dem geſunden Spätherbſt aufbehalten. Meine Freunde drängten ſich liebevoll um mich — auch ſie rathen zur Abreiſe, — denn jeder fürchtet ſchon jetzt das Aergſte. —

Ich war ſehr ſchwach — und mußte heute der großen Freude entſagen, Tiſchbeins Gemälde-Kabinet zu ſehn, welches der gütevolle Freund für mich mit Künſtlerſinn aufgeſtellt hatte — Nicht Rafaels ſchönen Apollino-Johannes ſehn, thut wehe.

Den 2ten Sept. Dieſe Tage habe ich, zu ſchwach zum Ausgehn, ſo recht mit meinen hieſigen Freunden

verlebt. — Die tiefe Trauer der Edlen unter den Neapolitanern, und den hier eingewohnten Fremden, über ihr bedauernswürdiges, versinkendes Vaterland, ist unaussprechlich tief und herzzerreißend. — Alle wünschen mir Glück zu entrinnen — ach, zu entrinnen aus Hesperien! Alle blicken in die nächste Zukunft, als in eine schon eröfnete Szene des Grauens, des entfesselten Lasters, der unterdrückten Wahrheit und Tugend, und aller Schrecken des mit Verzweiflung gewaffneten Despotismus und der wilden Anarchie! Die Küsten und Inseln werden verschlossen, auf daß der Fremdling nicht sehe das innere Elend, den tief fressenden Krebs, nicht sehe ein gedrücktes, erniedrigtes und oft halb verhungertes Volk! Die Auflagen werden gehäuft, die Nahrungsquellen verstopft, der Geist des Volkes durch Pfaffen-Despotie in Dumpfheit erhalten. Das wenige Licht, welches noch nicht auszulöschen gelang, wird unter den Scheffel gesteckt, und wenns auch dort durchbrennen will, in die Festungen! So fand ich von fünf ehrenvollen Gelehrten, an die mein Bruder mir Addreß-Briefe gab, drei im Gefängniß! Hier ist fast keine Mittelbahn der Wahrheit mehr zwischen dem dunkelsten fanatischen Aberglauben und der zügellosesten Frechheit Gott und Unsterblichkeit höhnender Atheisten.

Geräusch habe ich genug gehört in Neapel, aber wenig Freude gesehn; das Volk lärmt noch aus alter

Gewohnheit. — Man ſagt mir allgemein, daß ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revoluzion dieſe Gegenden wie verwandelt ſeyen.

Was dem Fremden den Aufenthalt hier aber vor allem verbittert, iſt das Erbrechen und Zurückhalten der Briefe, theils bei den Armeen, theils hier auf den Poſtbureaux — Nun ſind's 5 Wochen, daß ich von den Meinigen keine Zeile ſah, und doch weiß ich, daß mir regelmäßig alle Woche geſchrieben wird *).

Den 7ten. Noch leid' ich durch Krankheit, die mir nicht erlaubt, bei dem jetzigen erſchrecklichen Unwetter, welches die Kriſe des Uebergangs aus dem Sommer in den Herbſt ausmacht, unterweges zu ſeyn. Der Scirocco tobt in Meer und Luft, die ſchwer herabſinkenden Wolken vereinigen ſich mit dem Regen — und aus der myſtiſchen Hölle rollt die ſchäumende Brandung über die Lavariffe an die Liſerdämme von ſchwarzer Lava. Gegen Abend brachen ſcharfe Sonnenſtralen durch finſteres Gewölk und fielen gerade auf die Küſte von Sorrento, recht

*) Anmerk. von 1800. Dies Gemälde des Zuſtands von Neapel iſt wörtlich aus meinem Tagebuch abkopirt. Jetzt iſt alles das hier proſezeihte Elend ſchon Wirklichkeit geworden — und der Proſet zum Opfer.

um meiner Sehnsucht noch zu guter letzt das unerreichbare Plätzchen der Ruhe zu zeigen. — Ach, dort hätte ich die unglückliche Welt vergessen, im paradiesischen Thale! Jetzt ist hier die Fülle des edelsten Obstes; die Trauben des Posilypo sind so süß, daß ihr Saft eher Honig als Most scheint — nicht allein die weißen Muskateller haben diese Honigsüße, sondern auch die Braunen, von denen jede Beere eine Ellipse ist. Der Abschied von den Freunden ward mir schwer. — Ach, die finster umwölkten ungewitterschwangeren Lüfte, in denen ich sie zurücklasse, sind ein nur zu wahres Bild ihrer Zukunft!

Den 4ten, im grauen Fittig des Scirocco.

Den 5ten krank in Mola übergelegen bei unaussprechlich tobendem Meere und gießendem Himmel — ich theile treulich das Fieber der Witterung!

Mola den 6ten. Der Sommer ist vorbei, und der Herbst in himmlischer fregenbringender Milde erschienen. Unter den deckenden Wolkenhüllen und dem Regenschleier ist die liebliche Wandlung schnell vollendet worden. Wie glänzen Himmel, Erd' und Meer, die Küsten und Inseln! Wie blüht in Purpur und Gold das Laub der früh sich entblätternden Laubbäume — Wie lächeln die Formianischen Zitron- und Orangenwälder mit ihrem dunkeln goldduchstrahlten

Laube, gebadet im Thau, und eben von der aufgehenden Sonne geröthet! Die Ponzischen Inseln liegen leicht getuscht im Norden. Trautes Ischia, lebe wohl, und du menschenwimmelnde Procyta! Vesuv und ihr schönen unerzählbaren Küsten von Castell a Mare bis Massa, die Ufer so magisch der Ferne entsteigt, wie aus dem Hohlspiegel der Erinnerung — so hell und so zart, seyd gegrüßt, und über euch walte die liebende Vorsicht!

Fondi und Terrazina wurden im Sonnenglanz und Pomeranzenduft von uns begrüßt; in den Sümpfen fanden wir noch den starken Regen und bei frischem Winde bel aria — und frisch und munter langten wir zu Velletri an. — Wir bemerkten lächelnd, daß ich zweimal in den von mir so gefürchteten pontinischen Sümpfen — gesund geworden bin — denn krank verließ ich im Mai Velletri und krank gestern Mola. Das Geheimniß besteht darin, daß es beidemal unmittelbar zuvor stark geregnet und geweht hatte, wodurch die Sümpfe erfrischt und die Atmosfäre durch die Luftströme bewegt worden waren.

Den 7ten. Uns allen ist, als wären wir wieder zu Hause — und jubelnd wurden die Hügel von Genzano und Albano begrüßt. — Es war der schönste Morgen, die Luft so leicht und rein wie Alpenäther, und ich wandelte wie neugebohren den sanft reitzenden Hainen des alten Algidus entgegen.

Hinter Albano am Grabe des Aeneas im Dunkel jener heiligen Eichen erſchienen uns unerwartet die geliebten Freunde Zoega, Giuntotardi und Fernow. Schon zum zweitenmal (durch mein Krankwerden in Mola) kamen die lieben Treuen uns entgegen. — Nun begrüßten wir im vollen Chor den Albaniſchen See, die Eichenſchatten des Emiſſars, und dich, o holdſeliger Hain von Marino. Alles glänzt wie nie geſehen, im Schimmer des jungen Herbſtes und im Zauberlicht der Erinnerung. — Aber fern liegt Rom — das arme Rom, dem ſeine Götter und Heroen entfliehen, und nur die Heiligen bleiben!!

Wir bezogen wieder unſer altes liebes Häuschen in Frascati. Nein! ſolche Ruheplätze für Geiſt und Herz giebts doch in und um Neapel nicht, bei allem Pomp in den Umriſſen des Ganzen — Solche heilige Schatten der Pinien, Eichen, Zypreſſen, Platanen und des Lorbeers! Die Freunde blieben mit uns bis zum folgenden Tage.

Den 11ten. Deine arme Freundin ward wieder krank. — Ein Fieber weckte jene peinlichen Seitenſchmerzen aufs Neue, die ich in Iſchia's Quellen abzuſpülen gehofft hatte — das war eine traurige Wiedererſcheinung!

gehen würde. Dieſe Empfindungen (denn Gedanken waren es noch nicht) ſtiegen, während daß Ariſtippus ſprach, in ihm auf; aber er nahm ſich wohl in Acht, ihn das geringſte davon merken zu laſſen; und leukte, aus Beſorgniß von einem ſo ſchlauen Höflinge unvermerkt ausgekundſchaftet zu werden, das Geſpräch auf andre Gegenſtände. Ueberhaupt vermied er alles, was die Aufmerkſamkeit der Anweſenden vorzüglich auf ihn hätte richten können deſto ſorgfältiger, da er wahrnahm, daß man einen auſſerordentlichen Mann in ihm zu ſehen erwartete. Er ſprach ſehr beſcheiden, und nur ſo viel als die Gelegenheit unumgänglich erforderte, von dem Antheil, den er an der Staats-Verwaltung von Athen gehabt hatte; ließ die Anläſſe entſchlüpfen, die ihm von einigen mit guter Art (wie ſie wenigſtens glaubten) gemacht wurden, um ſeine Gedanken von Regierungs-Sachen, und von den ſyracuſaniſchen Angelegenheiten auszuholen; ſprach von allem wie ein gewöhnlicher Menſch, der ſich auf das was er ſpricht verſteht, und begnügte ſich bey Gelegenheit ſehen zu laſſen, daß er ein Kenner aller ſchönen Sachen ſey, ob er ſich gleich nur für einen Liebhaber gab. Dieſes Betragen, wodurch er allen Verdacht, als ob er aus beſondern Abſichten nach Syracus gekommen ſey, von ſich entfernen wollte, hatte die Würkung, daß die Meiſten, welche mit einem Erwartungs-vollen Vorurtheil für ihn gekommen waren, ſich für betrogen hielten, und mit der Meynung weggiengen, Agathon halte in der Nähe nicht, was ſein Ruhm verſpreche: Ja, um ſich dafür zu rächen,

Allein dieſe Stille in himmliſcher Luft des Tuskulaniſchen Hügels, dieſe lethäiſche Ruhe über alle Gegenſtände ergoſſen, beſänftigt und lindert alles Wehe. Unter dieſen tiefen Schatten gleitet vor meinem innern Sinn die Neapolitaniſche Schimmerwelt wie ein Traum vorüber, ohn' ihr Geräuſch im Gefolge zu haben.

Hier werden alle Lieblingsörter beſucht. Alle dieſe Bilder von Schönheit, Ruh und melancholiſcher Umſchattung für immer in die innere Laternam Magika aufgenommen; da ruhet — bis auch im fernen Norden ein Strahl der Erinnerung euch wecket, und ihr leiſe vor meinem innern Auge vorbei gleitet.

Wir beſuchten in Grotta Ferrata die geliebte Julie — Ach, wie immer leidender iſt die Edle — und doch kann das arme gefangne Vöglein den harten Kerker nicht aufbrechen! Traurig kehrt' ich zurück.

In der äußern Mauer meines Hauſes iſt ein Madonnenbild in einer kleinen Niſche; dieſes wird bei jetzigen böſen Zeiten alle Abend mit Geſang und Anbetung verehrt. — Die Stimmen der Frascateſen ſind rein und volltönend. — Antwortende Chöre der Mütter, Mädchen und oft ganz kleiner Kinder grüſſen die ſanfte Mutter des Erbarmens mit tauſend ſüßen Namen — Der Gruß iſt —

E viva Maria,
Maria è viva!
E viva Maria,
è chi la creò!

E' viva Maria,
Maria è viva!
E senza Maria
Non viver se può!

In der ersten Strofe kriegt der liebe Gott doch ein klein Kompliment neben her. Aber im wahren Volksliede, zu dem ein jeder nach Belieben Stanzen improvisirt, ist nicht ein Wörtchen für ihn.

Maria! speranza nostra,
pregatelo per noi,
il Figlio vostro!

Maria, col bianco viso,
pregatelo per noi
in Paradiso!

Maria, col bello ciglio,
pregatelo per noi,
il vostro Figlio!

Maria, Madre d'amore,
pregatelo per noi
in vostro Cuore!

Maria, speranza nostra,
E libera noi de'
Francesi!

Diese letzte neugemachte und den Umständen, wie du siehst, angemessene Strofe ward mit höchster Inbrunst gesungen. — Die Armen! Möge denn die sanfte Mutter der Liebe sie befreien!

Nachmittags versammeln sich viele Kinder des Dorfes vor der Villa Piccolomini bei meiner Wohnung. — Wir sparen Bonbons von unserm Desert und Obst für sie auf, die Kinder und ich; dann laß ich sie tanzen nach der Handtrommel der Aeltesten unter ihnen — Es sind oft 12 bis 16 Mädchen, zum Theil schöne feurige Kinder, mit lebhaften Augen und mahlerischen Krauskopfen; in ihren Bewegungen ist oft etwas Ideales — wie der jungen Genien auf Grabmählern. Allein der Mangel gesunder Nahrung ist nur zu oft am dicken Leib, der üblen Farbe und dem gedunsenen Fleische sichtbar. Die Mahlzeiten, die sie genießen, und das schlechte Oel, womit alle Speisen zubereitet werden, würden unsere Kinder tödten.

Der Zustand von Rom ist höchst traurig — alle Wohlgesinnten und Vernünftigen ahnden heillose Auftritte. — Alles ist ohne Kraft, besonders ohne festen Plan, und die Wuth der Ohnmacht ist leider die ein-

zige Gegenwehr einer ſchwachen Regierung, die ſich ſelbſt alle Hülfsquellen verſtopfte.

Das ſchnellere Herabſinken des Nazionalgeiſtes und Muthes, datirt ſich auch hier vom Anfange der franzöſiſchen Revoluzion her — da arbeiteten Geiſtlichkeit und Regierung vereint jedem Dämmern der Vernunft entgegen. Alle Ketten wurden feſter angezogen, das Elend des Volkes ſtieg. Die Klugen unter den Böſen raubten gieriger und ungeſcheuter, ahnend daß doch bald alles zu Trümmern gehen würde, und fiſchten im trübegährendem Schlamm. — Es iſt ein in allen Lebensorganen zerſtörter Körper — und wehmuthsvoll zieht ſich der Blick von der nahen Zukunft dieſes unglücklichen Landes zurück.

Den 12ten. Ich brachte den Morgen (den elyſiſchen thauduftenden Morgen) mit meiner Charlotte einſam in der hohen Eichenrotunda der Villa Conti zu. Dieſes prächtige Laubgewölbe ſchattet hoch auf dem Abhang des Hügels, und man blickt rundum in die Laubnetze des ſinkenden Hügels.

Wie majeſtätiſch wölbt ſich der dunkelblaue und doch glänzende Himmel zur Decke des feierlichen Doms, in deſſen Mitte die ſchöne Fontaine ſteigt, und in Regenbogen zertröpfelnd auf das thaufunkelnde Moos und Adianthum herabrieſelt. O, es iſt ein heiliger Natur-

tempel! Auch ſangen wir andachtsvoll Friedrich Stolbergs Lied „daß unſer Gott uns Leben gab“ — nach Reichardts ſeelenvoller und feierlicher Melodie.

Den Nachmittag brachten wir in Grotta Ferrata zu. Der wachſende Mond ſtieg empor als wir ſchieden. — Die Zurückfahrt in milder und heller Mondnacht war unbeſchreiblich reitzend; magiſche Lichter ſielen durch die fantaſtiſchen Schatten des Haines — vom freien Berggeländer war der Ausblick durch jene prächtige Kluft unterhalb der Villa Bracciano, hin über die ſilberduftige Campagna ſo rührend und melancholiſch erhaben, daß ich ausſteigen, und hin und zurückgehen mußte, ehe es mir möglich ward, ach! wahrſcheinlich für immer zu ſcheiden.

Den 13ten verließen wir unſer trautes Frascati. Wie erſchien mir Rom von neuem als Königin der Städte — wogegen Paris, Petersburg und Berlin doch nur kleinlich erſcheinen. — Alles iſt hier für die Unſterblichkeit erbaut und auf ſie berechnet, ſowohl in der alten als neuen Weltherrſcherin, die mit machtvollem Zepter erſt die fyſiſche und dann die moraliſche Welt Jahrtauſende lang beherrſchte, und in neuen Hemiſfären eroberte, was Mahomed ihr in den alten geraubt.

Wir fanden Rom in einer dumpfen ahnungsvollen Stille. — Wie ich den Corſo hinauf fuhr, ſchien

es mir als ob die Colonna Antonina sich stolz in den perlblauen Aether erhöbe, als wolle sie sagen: „ich Denkmahl eines ganzen Jahrhunderts, welche durch meine Antonine der Welt zum Seegen ward, bin über den republikanischen Räubern, und dauernder als ihre pappene Freiheitsgöttin.“

Den 14ten. Morgenbesuch und Abschied in der Villa Borgheſe, wo man noch nichts geplündert hat — Letzter Besuch beim sterbenden Museum Pium Clementinum.

Es war mir bitter schmerzlich, die Entweihung anzusehn Im Cortile fand ich die fränkischen Kommissarien herrschend und anordnend. — Der Herkules war schon vom Piedestal. Mein holder Liebling Merkur ward eben zum Abheben gestützt, das heißt, es werden Steine zur Stütze zwischen die Beine der Statuen von unten auf gemauert. — Noch standen Apoll und Laokoon unberührt — „Wenn du Apoll der Pythier bist, brauche deine Pfeile gegen die Barbaren!“ und du, o Laokoon! „laß sie in dir das rächende Bild der schlangenumwundenen Unschuld sehen — das Bild so vieler Tugenden Galliens!“

In der Gallerie ward eben Trajan als Konsul auf seiner marmornen Sella Curulis auf Rollen hinweggeführt. — Es war ein wehmüthiger Anblick, wie er langsam die lange prachtvolle Gallerie hinab-

glitt — „Fahre wohl, du ſanfter Weiſer — predige den Galliern Menſchlichkeit!“

Schon lag die herrliche Amazone im hölzernen Kaſten, aber ſo ſtolz als wolle ſie ihn ſprengen; „Geh, kühne Jungfrau, und lehre die Amazonen an der Seine, wie Tapferkeit und Zucht ſich in weiblicher Bildung vereinige!“

Die tragiſche Muſe, meine beinah angebetete Melpomene, ſtand noch unverrückt, aber doch ſchon als Sklavin bezeichnet. „Göttin des hohen Sofokles, lehre die nachäffenden Fränkinnen, wie die Alten weibliche Würde in beſcheidenem Gewande darſtellten und was antik ſey.“

„Sie haſchen ſo ſehr darnach mit luſtiger Drapperie und hochgegürtetem Buſen und wähnen Göttinnen gleich zu ſeyn oder Muſen, wenn ſie höchſtens Bachantinnen oder Hetären gleichen.“ Alle Muſen waren ſchon von der Stelle gerückt, um geformt zu werden — denn ach! die Abgüſſe kommen nun an die Stellen der Originale — und Gyps ſoll die prachtvollen Blenden füllen! dieſe marmorſtralenden Wände! — „Solch einen Tempel findet ihr nicht in Lutetia, ihr Götter und Heroen, ihr Muſen und vergötterte Cäſaren.“

Kleopatra ward eben abgehoben. — Die römiſchen Arbeiter zeigen ihre Geſchicklichkeit in der We-

chanik der Behandlung dieser schweren Massen — Sie thun es willig für Gold; p Schimpf und Schande!

Dann nahm ich Abschied von Angelika, die treu hig bleibt, die Zukunft erwartend in ihrem Heiligthum der sittlichen Grazie.

Abends machte ich meine geliebte Mondscheinfahrt nach Monte Cavallo. — „Ihr Götter-Söhne bleibet unangetastet, aber ihr schauet zürnend auf die gefesselten Quiriten!“ Ich kehrte über Coliseum und Forum Romanum zurück.

Den 15ten. Der letzte Tag in Rom. Den Morgen brachte ich einsam auf dem Palatin zu, einsam traurig und gedankenvoll. — Jede heilige Stätte ward besucht und jeder Schattenort der Erinnerung — Alles ist jetzt in größter Schönheit. Das Laub der Eichen und Platanen noch frisch vom Augustgrün — und fern glänzen schon golden und purpurn die Rebgärten; bald beginnet, ach! die dies Jahr freudenlose Weinlese! Abends sah ich von Aqua Paoli und Pietro Montorio die Sonne sinken über Rom zum letztenmale, wie ich sie am 13ten Novembr. 1795 zum erstenmale sah! Neben mir stand der edle sanfte † † † † † verloren im Schmerz über das Elend und die Erniedrigung seines Vaterlandes — Furcht kämpft mit der Hoffnung in der bessern Brust —

„ob Rom zu Trümmern gehe, oder eine gute Krise haben werde?“

Seit 6 Jahren liegen wir in einem dumpfen Faulfieber, in diesem Zustande ist jede Veränderung Hoffnung! Wir sahen schweigend und wehmuthsvoll eine Fackel des Abendroths nach der andern verlöschen — Palatin, Coliseum, Pallast Farnese, St. Peter und zuletzt der hohe Quirinale — bis der Mond still über den Sabinen heranzog.

Das Unwesen, welches die Geistlichkeit in diesem Sommer zu Rom getrieben, ist unerhört. Es galt das Volk durch Wunderzeichen zu schrecken, und mit Prozessionen zu beschäftigen, daß sie darüber vergäßen, die französischen Kommissarien zu morden. Zu diesem Endzweck kriegten alle Madonnenbilder von Ancona an durch Umbrien bis Rom das Milchfieber, nickten auch mit den Köpfen und verdrehten die Augen (wem fallen hier die Bewegungen der Lanuvianischen Juno nicht ein). Diese Vorzeichen mußten durch Prozessionen büßender, sich geißelnder, kettenschleppender Volkshaufen gesühnt werden und dahin lenkte man den gerechten Zorn des Volkes, den man hätte zur Vertheidigung von Heerd und Altären entflammen sollen! Allein die Polizei war zu schwach, die Mordthaten zu verhindern — die Regierung, gerechten Widerstand zu leisten — und so blieb nur die Waf-

ſe der gewiſſenloſen Ohnmacht elende Täuſchung. Die ſogenannte Milch der Madonnen ward als Augenwaſſer und für offne Schäden vertheilt. — In einem Kloſter theilten die Mönche (ich will hoffen aus Unwiſſenheit) ein milchähnliches Gemiſche aus, worin Scheidewaſſer war — Ein Greis und ein Knabe verblindeten. Die Augenheilende Miſchung von Extractum Saturni war dieſen Idioten nicht bekannt.

Neapel verſucht alles, um das ſchwache Rom zum Religionskrieg zu bewegen. Am 18ten Sept. iſt der theuererkaufte Waffenſtillſtand für Rom vorbei, und man glaubt die Entſcheidung nahe. Rom iſt in innere Faktzionen zerriſſen, wie alle die unglückſeeligen Länder es werden, denen die Galliſchen Erynnien nahn! Der Nepote iſt von den Franken gewonnen! Die Geiſtlichkeit in ohnmächtiger Wuth hetzt das Volk und beſonders die Weiber. Die Zahl der Weiſen unter ihnen iſt klein, unmerklich die der Edlen, die fähig wären, Opfer zu bringen. Alles aber iſt ohne Zuſammenhang, und der Pabſt, der bejammernswürdige Greis, wird von allen zugleich gepeinigt.

chen, daß er nicht so war, wie er ihrer Einbildung zu lieb hätte seyn sollen, liehen sie ihm noch einige Fehler, die er nicht hatte, und verringerten den Werth der schönen Eigenschaften, welche er entweder nicht verbergen konnte; oder nicht verbergen wollte; gewöhnliches Verfahren der kleinen Geister, wodurch sie sich unter einander in der tröstlichen Beredung zu stärken suchen, daß kein so grosser Unterscheid, oder vielleicht gar keiner, zwischen ihnen und den Agathonen sey. — und wer wird so unbillig seyn, und ihnen das übel nehmen?

So bald sich unser Mann allein sah, überließ er sich den Betrachtungen, die in seiner gegenwärtigen Stellung die natürlichsten waren. Sein erster Gedanke, sobald er gehört hatte, daß Plato entfernt, und Dionys wieder in der Gewalt seiner ehmaligen Günstlinge und einer neuangekommenen Tänzerin sey, war gewesen, sich nur wenige Tage bey seinem Freunde verborgen zu halten, und sodann nach Italien überzufahren, wo er verschiedne Ursachen hatte zu hoffen, daß er in dem Hause des berühmten Archytas zu Tarent willkommen seyn würde. Allein die Unterredung mit dem Aristippus hatte ihn auf andere Gedanken gebracht. Je mehr er dasjenige, was ihm dieser Philosoph von den Ursachen der vorgegangenen Veränderungen gesagt hatte, überlegte; je mehr fand er sich ermuntert, das Werk, welches Plato aufgegeben hatte, auf einer andern Seite, und, wie er hoffte, mit besserm Erfolg, anzugreiffen. von tausend manchfaltigen Gedanken hin und her gezo-

gen,

Abreiſe von Rom.

Abends 6 September 1786.

Es dämmerte als wir die Straſſen von Rom nun zum Letztenmahl durchfuhren. — Der Obelisk vom Piazza del popolo glänzte vom Morgenroth — ſo wie wir uns entfernten, ſtieg Rom auf ſeinen Hügeln aus Nebelhüllen im jungen Sonnenſtrahl empor! Zypreſſen des Janikulus! Pinien des Mont'orio! empfanget mein Lebewohl heilige Schatten! Frascati, Albano und du Gipfel des Donnergottes; Tibur du Wohnort ſtiller Schwärmerei und Ihr rauſchenden Caskaden, nie vergeß ich Euch! Heiliger Berg über dem ſo prachtvoll die junge Sonne heran ſchreitet, ſanft gewundner Anio und du Vater Tiberinus ich begrüße Euch zum Letztenmale!

Wir waren alle ſehr wehmüthig, denn uns alle hatte die ernſte, hohe Roma mit mächtigen Reizen gefeſſelt. — Es war uns als ſei kein künftig für uns, indem wir dieſe groſſe Vergangenheit im Rücken ließen, —

Da ich zu eilen habe, um vor dem Schnee die Alpen zu erreichen, ſo begannen wir mit der ſtarken Tagereiſe bis Terni. Sobald die erſten Stationen durch die öde glühende ſtaubigte Campagna bis Monte roſi zurückgelegt waren, wurden die Wege landeinwärts ſehr angenehm und unterhaltend. Der Sohn

der Campagna der zackigte Soracte ward von uns beinahe umfahren, und wir ergötzten uns an seiner unter jedem Gesichtspunkt abwechselnden Gestalt — sahen Haine, Flecken und fruchtbare Felder um seinen Saum gelagert. Es stehet dieser mächtige Kalkfelsen mitten unter den von volkanischem Ruin bedeckten Bergen der Campagna da, wie eine feste Insel im Schooß des alten Oceanus gebildet.

Wir aber wollen wie im Fluge davon, und ich kann dir nur schnell vorüber eilende schwach gezeichnete Schattenbilder der Gegenstände hinwerfen, die uns vorbeizogen.

Schön ist das lange Tiberthal zwischen Borghetto und Marigliano in Sabina! Beide Städtchen liegen auf Felshügeln einander gegenüber, die Tiber strömt weit her zwischen den grünen Sabinerbergen herab, und man blickt ihr nach bis in die sinkende Campagna, welche hier durch den jungen noch grünlichen Strom von Sabina getrennt wird. Wir fanden die Volks-Fysionomien in den Städten und Flecken welche wir hindurch kamen weniger scharf und fein als die der Römer, allein dafür viel gutmüthiger. Die Wege sind vortreflich, nicht schnurgrade todtlangweilige Chausseen sondern sich aus und einbeugende, auf und abschlängelnde, und wohl unterhaltne Landwege — wir gehen im Ganzen bergauf.

Bei ſinkender Sonne erreichten wir Otricoli welches ſchon hoch liegt. Ich wäre im Grunde gern hier über Nacht geblieben, um die ſchönen Ufer des Velino und Narnis romantiſche Lage bei Tage zu ſehen. — Allein das Wirthshaus war ſchrecklich und außer einigen Feigen, die eine gute Frau mir ſchenkte, keine Erquickung zu haben.

Ich ſehnte mich nach einem Plätzchen das einen freien Umblick, in die um uns aufgeſchichteten Bergreihen gewähre. — Otricoli liegt ſo ſchroff am Abhang, daß dies leicht zu finden ſchien. — Aber nur der Hintertheil der Häuſer iſt über der Tiefe. — Endlich ſchlüpfte ich zu einer Stallthüre hinaus und ſtand (man verzeihe das unpoetiſche Bel vedere) auf einem hohen Miſthaufen, den ich bald vergaß über der prachtvollen Beleuchtung dieſer tiefzerklüfteten Berggipfel, von denen der Abendpurpur ſtromweiſe in die hohen Klüfte abzugleiten ſchien, und die ganze wilde Gegend für wenige Minuten in die wärmſten Lebensfarben tauchte.

Die entzückende Schönheit der Mondnacht, welche dieſem Sonnenuntergang folgte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Das Land ward mit jedem Augenblick reitzender — der Weinbau und die Oelgärten wechſeln — die Rebe rankt hier zwar nicht von Baum zu Baum, weil das kühlere Clima die Beſchattung der Aecker nicht zuläßt — Allein ſie umarmt innig den Ulmbaum, vermählt ihr Laub den Seinen — Ihre

goldnen und purpurnen Trauben scheinen die Frucht seines Stammes, und dies Ganze bietet als Gruppe und Fantasie-Bild das holdeste Symbol der innigsten Vereinigung dar! Der Himmel war Aetherrein und von dunkler Bläue, dabei die Luft so milde und so dunstfrei, daß alle Gegenstände scharfe Schatten warfen, und ihre Farben nur in sanfteren Tinten beibehielten. Gegen Eilf war Narni erreicht, der laut rauschende Velino glänzte tief unter der Stadt, die auf hohem Berggipfel liegt, deutlich sah' ich die Bildung des wild zerrißnen Kalkfelsens und das mahlerische Gebüsch, und die vom leisen Nachtwind gehobenen Epheunetze des hohen Ufers, Die Beleuchtung dieser Felsparthieen schimmernd wie Silber, war so Elfenhaft fantastisch, daß ich beinahe zur Ballade ward, mich in ihrem Anschaun verlierend.

Von Narni bis Terni fuhren wir auf hohen mit Oel und Wein bedeckten Gefilden schnell dahin — alle 8 Fenster unserer alten französischen Gallakutsche waren geöfnet. Wenn ich auf Augenblicke entschlummert, die Augen wieder öfnete zur milden reinen Luft und zum unaussprechlichen sanften Silberlicht, war's ein immer neuer Blick in Elysium. — Nie haben süßere Gebilde halbwacher Träume meine Augenlieder vorbeigeschwebt — und das Anlangen vor dem Wirthshaus zu Terni war wie ein plötzlicher Sturz aus empyreischen Räumen, in die unfreundliche Wirklichkeit eines italienischen Gasthofes.

Fr. Brun geb. Münter.

III.

Ueber Villers's Ueberſetzung der Grundſätze der Kantiſchen Filoſofie.

Bei Collignon in Metz wird mit nächſtem folgende Schrift erſcheinen:

Expoſition des principes fondamentaux de la philoſophie tranſcendentale d'Emanuel Kant, par Ch. Villers, correſpondant de la ſociété royale des ſciences de Göttingue avec cette epigraphe; πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος. — Protagoras ap. Platon.

Mit lebhafter Freude, erfülle ich die Bitte meines Freundes Villers, vorſtehende Anzeige auch dem deutſchen Publikum bekannt zu machen. Ich kann nicht umhin dieſe Ankündigung ſeiner endlich vollbrachten Darſtellung der Kantiſchen Philoſophie, mit einem gerechten Glückwunſche für Frankreich und unſer Vaterland zu begleiten. Die wohlthätigen Verbindungen deutſchen Geiſtes mit Franzöſiſchem, die ſich von dem feindlichen Zuſammenſtoß beider Nationen hoffen ließen, gehen jetzt auf das ſchönſte in Erfül-

lung. Mitten unter den Stürmen eines neunjährigen Krieges, hat deutsche Kunst und Wissenschaft, in Frankreich eine so thätige Verehrung gefunden, als sie sich ihrer vordem nicht erfreuen konnte, und sie viel früher zu empfangen auch nicht verdiente. Jetzt wird jede geschickte Bemühung unsre classische Literatur im Auslande zu verbreiten, ein gültiger Triumph für unsern Nationalstolz, und eine noch herrlichere Beute, als die Früchte deutschen Bodens sind, bieten den Franken die Früchte deutscher Genie's dar. Seither wurden diese Schätze planlos, und tumultuarisch wie der Krieg selbst, auf französischen Boden verpflanzt. Gleich Plünderern, ohne Auswahl, griff man in die ungeheuern Massen unsrer Literatur. Was zuerst in die Hände fiel, ward aufgenommen, übersetzt und in öffentlichen Blättern beurtheilt; und fügte es endlich auch einmal ein glückliches Ungefähr daß man gerade ein vorzügliches Produkt aufgriff, so ward es doch meist so unglücklich übergetragen, und dann mit einer so fadeen Einseitigkeit, einer so nationalen Ansicht der Dinge über dasselbe abgesprochen, daß weder Deutsche noch Franzosen Ehre davon haben konnten. So geschah es daß Frankreich eine so liederliche bibliotheque germanique erhalten hat, und so haben wir denn nur neulich noch den Verdruß gehabt anhören zu müssen, wie der nüchterne französische Uebersetzer von Herrmann und Dorothea, Bitaubé, gerade einige wahrhaft homerische Scenen dieses Gedichts,

durch — die Liebhaberei der Deutſchen für Pferdezucht, als ihr vermeintlich höchſtes Gut, zu erklären bemüht iſt.

Eine fröhliche Erſcheinung muß es daher ſeyn, daß der Bürger Villers, ein Mann der durch ſeine geiſtvolle Schrift de la liberté, durch ſeine anmuthigen lettres Weſtphaliennes, ſeine lettres du Voyage de la Pérouſe (die in mehr als einer Hinſicht der Originalſchrift ſelbſt noch vorzuziehen iſt) durch ſeine neuerliche Ueberſetzung des Heyne'ſchen Textes zu dem Tiſchbeiniſchen Bilderhomer; endlich aber durch eine ſchöne Reihe von Aufſätzen und Abhandlungen im ſpectateur du Nord, die ſehr geſunde Urtheile über deutſche Filoſofie und Poeſie enthalten, zur Genüge dafür geſprochen hat, wie glücklich er, mit einem filoſofiſchen Kopf das Vermögen des Dichters verbindet, wie verdient er das Bürgerrecht ſo wohl in der Deutſchen als in ſeiner Landesſprache, erhalten hat, und wie richtig er eben ſo ſehr deutſche Literatur verſteht, als er ſie innig ſchätzt; — daß ein ſolcher Mann alſo, der einzige ſeiner Nazion vielleicht der mit dieſer Unbefangenheit, dieſer Ueberwindung aller nazionellen Vorurtheile ſo deutſch über deutſche Werke denkt, es unternommen hat die Kantiſche Filoſofie in Frankreich zu einer Zeit einzuführen, wo der wegen ſeiner Analyſe der Ideenzeichen hochgeprieſene und ſogar dem Nazionalinſtitut einverleibte Degerando alles andre eher,

als ein Verſtehen der Kantiſchen Filoſofie, die er ſich verkehrt mißverſteht, in ſeinem voluminöſen Werke zur Schau getragen hat. Es kommt mir nicht zu mit einer Entſcheidung, in wie weit ihm dieſes Unternehmen gelungen ſei, vorzugreifen; aber die Ueberſchrift ſeines Werkes ſchon allein, die keine Ueberſetzung, ſondern eine Darſtellung verſpricht, zeigt wenigſtens daß er es auf dem einzig rechten Wege begonnen hat.

Es ſteht nun den Denkern der franzöſiſchen Nazion vielleicht eine neue Revolution bevor, ihnen nicht minder wichtig, als die kaum vollendete iſt. — „Mon exposition de la Philosophie de Kant“ ſchreibt mir Hr. Villers: „qui m'a coûté un travail bien opiniâtre, va bientot tomber comme une bombe au milieu de Paris. Ce sera le signal d'une furieuse guerre, je le prévois: mais la force me manquera plutôt que le courage.“ —

Die große Nation ſegne das Schickſal daß dieſen Edeln ihrer Mitbürger nach Deutſchland rief, und ſie möge von ſeinem Talent, zu nächſt dieſer Darſtellung der Kantiſchen Filoſofie, auch eine Darſtellung der Göthe'ſchen Poeſie zu erwarten haben; das werden Eroberungen ſeyn, die einen ungleich ſchönern Werth haben müſſen als die geſammte Eroberung eines ganzen linken Rheinufers!

Jena.

Schüz, Dr.

IV.

Mounier's Schrift
über
den Einfluß der Filosofen und Freimaurer auf die franz. Revolution.

Es iſt ſchon einigemal in dieſer Zeitſchrift von den Noth- und Allarmſchüſſen die Rede geweſen, die ſeit acht Jahren von England aus durch Barruel und ſeine wackern Geſellen wegen einer vorgeblichen Verſchwörung aller guten Köpfe in Europa zum Umſturz der Thronen und Kirchen mit vielem Dampf und Gepraſſel in ganzen Batterien abgefeuert worden ſind. Die Verſtändigen lachten und niemand, der nur einigermaßen mit dem Zuſammenhang des Freimaurer- und Illuminatenweſens in Deutſchland bekannt war, ließ ſich von jenen durch Fanatismus entzündeten und von böſer Stickluft genährten Irrlichterrn in den Sumpf führen. Einige parodirten wohl auch jene wohlbekannte Lobrede auf den hungrigen Magen:

Aber des Magens Wuth, des verderblichen, kann man unmöglich
Bändigen, welche ſo viel Unheil den Menſchen bereitet;
Seinetwegen gehn ſelbſt fünf Bände Jacobinismus

Durch das verödete Meer zur Ahnung gläubiger Gimpel.

Nach Voß Odyssee XVII, 286—89.

Indeß war es doch um mancher ängstlichen und kleinmüthigen Zweifler willen gar sehr zu wünschen, daß ein ganz unbefangener, der Theilnahme an irgend einer Ordensverbindung nie bezüchtigter und die Feder in keine sympathetische Dinte irgend einer politischen oder literarischen Clique tauchende Schriftsteller von entschiedenem Ruf ein für allemal darüber sein Glaubensbekenntniß niederschriebe und jenes Trug und Lug gewebe in seiner ganzen Häßlichkeit aufdeckte. Was damals, als ich das erstemal von diesem Unwesen sprach, nur als Hoffnung angekündigt werden konnte, ist nun in Erfüllung gegangen, und das Werk, dem, wie jener entzaubernden Ruthe jede Täuschung sich entlarvt, ist wirklich in der letzten Messe erschienen. Herr Monnier in Belvedere bei Weimar hat die wenigen Minuten, die ihm von den Vorsteher- und Lehrgeschäften in seinem trefflichen Institut übrig blieben, auf die Verfertigung einer Schrift verwandt, die durch scharfen Blick und behutsame Mäßigung im Urtheilen eben so wohl, als durch eine männliche Sprache und eine Menge neuer und anziehender Anekdoten jeden Leser von Einsicht und Geschmack befriedigen muß *). Das Werk zerfällt, wie

*) Der vollständige Titel des auch im Aeußern anständig

gen, brachte er den grössesten Theil der Nacht in einem Mittelstand zwischen Entschliessung und Ungewißheit zu, bis er endlich mit sich selbst einig wurde, es darauf ankommen zu lassen, wozu ihn die Umstände bestimmen würden. Inzwischen machte er sich auf den Fall, wenn ihn Dionys an seinen Hof zu ziehen suchen sollte, einen Verhaltungs-Plan; er stellte sich eine Menge Zufälle vor, welche begegnen konnten, und setzte die Maaßregeln bey sich selbst feste, nach welchen er in allen diesen Umständen handeln wollte. Die genaueste Verbindung der Klugheit mit der Rechtschaffenheit war die Seele davon. Sein eigner Vortheil kam dabey in gar keine Betrachtung; dieser Punct lag durchaus zum Grunde seines ganzen Systems; er wollte sich durch keine Art von Banden fesseln lassen, sondern immer die Freyheit behalten, sich, so bald er sehen würde, daß er vergeblich arbeite, mit Ehre zurückzuziehen. Das war die einzige Rücksicht, die er dabey auf sich selbst machte. Die lebhafte Abneigung, die er aus eigener Erfahrung gegen alle populare Regierungs-Arten gefaßt hatte, ließ ihn nicht daran denken, den Sicilianern zu einer Freyheit behülflich zu seyn, welche er für einen blossen Namen hielt, unter dessen Schutz die Edeln eines Volkes und der Pöbel einander wechselweise ärger tyranniseren, als es irgend ein Tyrann zu thun fähig ist; der, so arg er immer seyn mag, doch durch seinen eigenen Vortheil abgehalten wird, seine Sclaven gänzlich aufzureiben; — da hingegen der Pöbel, wenn er die Gewalt einmal an sich gerissen hat, seinen wilden Be-

ſchon der Titel ſagt, in zwei Haupttheile, wovon der erſtere eine Schutzſchrift der ſo oft verläſterten Filoſofen, der andere eine Entwicklung der irrigen Vorſtellungen über Freimaurer und Illuminaten umfaßt. Der erſte und bei weiten wichtigere Theil führt eine ganze Reihe würdiger Männer aus den frühern Zeiten der Revolution, mit welchen der Verfaſſer ſelbſt in dem genaueſten Verhältniſſe ſtand, vor unſern Augen vorüber und giebt über manchen Auftritt in und außer dem Kreiſe der Aſſemblée conſtituante u. ſ. w. Aufſchlüſſe, von welchen ſich freilich Robiſon und Barruel nichts träumen ließen. Man leſe z. B. nur die bündig motivirten Uetheile über Raband de St. Etienne, Mirabeau, Necker, die Berichtigungen über die ſo oft mißverſtandene Benennung Jacobiner S. 129 — 133. die intereſſante Darſtellung der Urſachen, die den ſogenannten Eidſchwur im Ballhauſe hervorbrachten S. 107

gedruckten Werkes heißt: De l'influence attribuée aux philoſophes, aux franc-maçons et Illuminés ſur la revolution de France par I. J. Mounier. Tübingen, Cotta 1801. 254 S 8 Herr Mounier ließ zugleich unter ſeinen Augen eine deutſche und engliſche Ueberſetzung von dieſer Schrift verfertigen. Die erſtere, welche auch einige Anmerkungen des Ueberſetzers enthält, iſt gleichfalls bei Cotta in Tübingen erſchienen. Die zweite wird ſchon in England gedruckt und bey den ſo gutmüthigen und doch ſo ſchändlich hintergangenen Britten gewiß eine ſehr heilſame Senſation erregen.

Wir befriedigender uns tief eingreifender, faßt gleich zu Anfang die wahren Ursachen der Revolution angegeben! Für deutsche Leser wird indeß der zweite Theil noch mehr anziehendes haben, worin Hr. Mounier seine eigne Confessionen über die geheimen Orden durch eine Menge Thatsachen, die ihm auf seinem jetzigen Standpunkt zu sammeln gewiß sehr leicht waren, mit vieler Behutsamkeit ablegt und übrigens alles Polemische, wo für die Wahrheit oft nur Haß erworben wird, so viel als möglich vermeidet. Beiläufig wird hier auch in einigen Anmerkungen auf die gallsüchtigen und giftigen Aussprühungen eines fränkischen Priesters und Helfershelfers des sanftmüthigen Barruel Rücksicht genommen, der vor 6 Jahren unter uns lebte, und die genossene Gastfreundschaft nun mit Visionen und Hypocentaureu bezahlt, wo die Wahrheit mit der Lüge zusammen gewachsen ist, und den Pferdefuß bald von vorne, bald hinten zeigt *).

*) Indeß hielt der Verfasser der lettres d'un voyageur à Mr. l'abbé Barruel, von welchen hier die Rede ist, doch eigentlich nur die insularische Beschränktheit seines illustern Publikums für gutmüthig genug, seine apocryphischen Legenden für ein ächtes Evangelium aufzunehmen. Darum wurden aus allen Exemplaren, die von dieser Lästerschrift, aus England nach Hamburg geschickt wurden, 2 Blätter ausgeschnitten, auf welchen der Rapporteur die Unverschämtheit begangen hatte, Tischgespräche, die er als mein Gast bei mir gehört haben wollte, zu erdichten. Hier be-

Möge dies Buch, was in einer Handbibliothek zur Geschichte des Tages eben so wenig, als die trefflichen Recherches sur les causes qui ont empeché les François de devenir libres desselben Verfassers fehlen darf, von allen Lesern mit eben der reinen Wahrheitsliebe aufgenommen und beherzigt werden, welche den edeln Verfasser bei ihrer Abfassung belebte; möge es dazu beitragen, manche irrige Vorstellung über den Verfasser selbst *), so wie über die Thatsachen, die er

forate der glattzüngige Schwätzer denn doch meinen Widerspruch! Möge jeder rechtliche Mann von dieser Handlung auf andere schließen, und gegen solche Ausspäher und Geheimbothen auf seiner Huth seyn!

*) So ist es z. B. völlig grundlos, wenn ein sonst sehr achtungswürdiger und wahrheitliebender Reisende Hr. Küttner in seiner Reise durch Deutschland, Dännemark u. s. w. Th. I. S. 35. erzählt, der Abbé Mounier gehöre zu den französischen Geistlichen, die sich verheirathet haben, und wohne nun mit seiner Familie in Belvedere bei Weimar. Mounier war nie Geistlicher, sondern vor der Revolution juge du roi und Secretaire des etats de Dauphiné in Grenoble, seiner Vaterstadt. Wie leicht kann ein einziger schiefgestellter Umstand der Art auf den redlichen Mann ein sehr gehässiges Licht werfen! Gewiß es wird Hr. Küttner selbst lieb seyn, diesen kleinen Flecken aus einem Werke wegtilgen zu können, das übrigens durch seine weise Mässigung und zarte Behutsamkeit überall den Mann verräth, der

vieler Menschen Städte gesehn und Sitten gelernt hat.

selbst sah: at quorum pars magna fui — zu berichtigen: Möge es die mit Argwohn erfüllten, hart verwundeten Gemüther mancher Regenten, Gewalthaber und Edeln im Volk milder und den Zeugnissen der Wahrheit, die keine Sofistenkunst verstellte, geneigter machen! Dann ist seine fromme Absicht vollkommen erreicht und er hinterläßt selbst dann, wenn er zu den sonnenreichen Fluren des mittäglichen Frankreichs, seinem Vaterlande, zurückkehrt, in dieser Schrift einen Denkstein seiner uns unvergeßlichen Tugenden!

B.

V.

Auszüge aus Briefen.

Auszug aus einem Brief aus der Schweiz.

B. 7. May 1801.

Mitten unter den bisherigen Revolutions-Stürmen, hat Ein großer Mann, eingezogen und verkannt, endlich zu Stande gebracht, worauf er sein ganzes Leben verwandt, dem er alle seine Kräfte aufgeopfert hat. Durch dieses Produkt eines genialischen Geistes und

edlen Menschen enthält unser zutrauthiger Glaube an eine allgemeine Veredlung der Menschheit erst einen festen Boden und die Hoffnung einer Aufrichtung der zum Thier erniedrigten Volksklassen erscheint uns in einem nahen glänzenden Licht. Dieser Mann ist Pestalozzi und sein Werk ein durch die Erfahrung bewährtes Erziehungs-System, ohne alle Charlatanerie und metaphysische Seiltänzerei, einfach und consequent wie die Natur. Durch vieljähriges mühsames Versuchen und Forschen ist er auf den Weg geleitet worden, den die Menschheit im Großen gegangen ist und auf den die Resultate der tiefsten Speculation uns wieder hinweisen. Die Anschauung und sinnliche Erkenntniß ist ihm der erste Vorhof durch den er die Kindheit ins Leben einführt. Seine Methode nöthige die Kinder richtig zu sehen und deutlich zu unterscheiden, alle Raisonniren fällt weg; Ausarbeitung der körperlichen Organe als des Handwerkszeugs des Geistes, ist seine erste Absicht. Der Verstand, der das geistige Gesichtsorgan ist, entwickelt sich auf diesem Weg schnell und scharf ohne alles künstliche Treiben, die spielende Einbildungskraft findet vorbereiteten, verarbeiteten Stoff und kann ungehindert ihr Zauberwesen treiben, der Witz entzündet sich durch das Reiben der munteren Sinne mit der feurigen Fantasie, und die Vernunft wird allmälig majorenn und rundet das Ganze. Dies System ist für alle Zeiten, Orte und Verhältnisse gleich anwendbar, es will nicht Gelehrte sondern nur

Menschen-Bildern; daher sind hier keine Abtheilungen, keine Klassen, kein besonderes Manna für die Auserwählten; alle bedürfen der nehmlichen Vorübungen und im Grund auch der nehmlichen Kräfte, der Landmann und der künftige Staatsmann und Held. Pestalozzis Lehrart hat den entschiedenen Vortheil daß sie von jeder Mutter verstanden und wann sie ernstlich will, auch angewandt werden kann, ja ein Kind kann sogar das andere unterrichten. In den näheren Detail davon einzuzehen ist hier nicht der Ort; aber seine bald erscheinenden Briefe denen seine Lehrbücher folgen werden, sind hinreichend jeden Zweifel zu berichtigen. Pestalozzi unterrichtet selbst in wenigen Wochen junge Männer in seiner Methode, und schon gedeihen einige Reiser aus dieser herrlichen Pflanz-Schule einer gesundern Nachkommenschaft. Traurig und unser Zeitalter brandmarkend wäre es daher wenn das Institut zu Burgdorf bei Bern, das einzige Depot und der Uebungsplatz für diese neuen so wichtige Entdeckungen, aus Mangel einer unbedeutenden Geld-Unterstützung wieder eingehen müßte!!

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

6. Stück. Junius 1801.

I.

Frachtbuch
für
Kaufleute und Spediteure

und alle die es einſt werden wollen. Oder Unterricht über alles, was der Kaufmann und Spediteur bey Abſendung und Empfang der Güter zu beobachten hat, von Ehregott Meyer, Herzogl. Sachſen Coburg-Saalfeldiſchem Commerzienrathe und Eigenthümer einer Commiſſionshandlung mit allen Fabrikaten der daſigen Lande und Gegenden. 8. 1801. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Bei vielen Kaufleuten wird die Verpackung und Verſendung der Güter leider äuſſerſt nachläſſig betrieben. Lehrlingen und Hausknechten werden dieſe Geſchäfte übertragen, an welchen doch ſo viel liegt, und die ſchon oft groſſen Verluſt und die langwierigſten und koſtſpieligſten Prozeſſe zur Folge gehabt haben. Hr. Kom. Rath und Kaufmann Meyer macht daher in dieſem Buche auf die Wichtigkeit aller bei den Verſendungsgeſchäften vorkommenden Gegenſtände dringend aufmerkſam, und ſagt über ſeine Arbeit in der Vorrede: „Wird durch dieſ „Frachtbuch irgendwo in der Kaufmänniſchen Welt auch „nur etwas Gutes geſtiftet; hier und da bei dem Kauf-

„leuten und ihren Dienern die Aufmerksamkeit auf ge„wisse Dinge mehr rege gemacht, der Druck der Fuhr„leute gemindert, diese selbst dadurch mit ihren vielen „Pflichten bekannter, die Spediteure etwas sorgfältiger „kuh, von allem dem Guten, was ich zu befördern wün„sche, wirklich einiges befördert; so wird ꝛc. ꝛc.

Der hier folgende Inhalt wird über dieß nützliche Buch genauer belehren.

I. Ueber gute Verpackung und sorgfältige Verwahrung der Güter.
II. Vom richtigen Zeichnen und Nummeriren der Güter.
III. Von öffentlichen Waagen und richtigem Gewichte.
IV. Was nennt man nun eigentlich Fracht?
V. Was nennt man Land- Wasser-, Retour- oder Rück-Ladungen?
VI. Wie soll man Frachten accordiren; und in was für Geld-Sorten soll man sie behandeln?
VII. Von den Fuhrleuten und ihren allgemeinen Pflichten.
VIII. Von den Schiffleuten und ihren allgemeinen Pflichten.
IX. Soll man jedem Fuhr- und Schiffmann, auch ohne genauere Kenntniß, Güter anvertrauen?
X. Wie habe ich mich zu verhalten, wenn nur Knechte von Fuhr- und Schiffleuten da sind? Und darf ich auch diesen Güter anvertrauen?
XI. Was sind Frachtbriefe, Connoissements und Certe-Parthien?
XII. Wie müssen gültige Frachtbriefe, Connoissements und Certe-Parthien beschaffen seyn?
XIII. Wozu nützen nun aber die Frachtbriefe und Connoissements?
XIV. Ist es rathsamer und besser, die Frachten voraus zu bezahlen, oder den Empfänger der Waaren bezahlen zu lassen?
XV. Kann man Rück- oder Retour-Frachten wohlfeiler verlangen?
XVI. Soll man Fuhr- und Schiffleuten starke Auslagen an Speditions- und andere Kosten machen lassen?
XVII. Wie hat man sich zu verhalten, wenn Frachtbriefe verlohren oder gar versetzt werden?
XVIII. Kann man Schaden-Ersatz, besonders von den

Fuhrleuten verlangen, wenn die Güter nicht zur bestimmten Zeit eintreffen?

XIX. Welche Nachsuchungs-Wege hat man einzuschlagen, wenn die Güter nicht zur bestimmten Zeit eintreffen?

XX. Was muß man thun, wenn Colli verkauft oder falsch geladen werden?

XXI. Muß man die empfangene Waaren nicht erst untersuchen, ehe man die Frachten bezahlt? Und sind die Frachten schon bezahlt, und ich finde erst nachher Fehler am Gewichte, oder gar verdorbene Waaren, wie hab' ich mich zu verhalten?

XXII. Wenn darf ich, nach allen Rechten, von einem Fuhr- oder Schiffmann Schaden-Ersatz fordern?

XXIII. Was ist ein Spediteur, und was hat er für Pflichten zu beobachten?

XXIV. Ueber Aviso-Briefe, deren Inhalt und Nutzen.

XXV. Etwas über Assecuranz.

XXVI. Ueber Güter-Bestätter, Schiffs-Mäkler, Hausknechte und Ballenbinder.

XXVII. Etwas über Zoll und Geleite.

XXVIII. Ueber Contreband und Recise.

XXIX. Versendungen durch die Posten.

XXX. Erhält man von den Post-Aemtern auch Schaden-Ersatz, wenn Sachen verdorben oder verlohren werden?

Zugabe von einigen Fracht- und Aviso-Briefen.

Durch die Buchhandlungen eines jeden Orts kann man dasselbe von uns erhalten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II. Das verbesserte Tarok à l'hombre- u. Boston-Spiel.

Das Tarok und vorzüglich das Tarok à l'hombre, bedarf unter allen Karten-Spielen am meisten einer sachlichen Vereinfachung, und der Verfasser dieser wenigen Bogen glaubt dieß Spiel dadurch zu verbessern, daß er den Einfluß des Zufalls auf den Gang des Spiels beschränkt und die Geschicklichkeit des Spielers mehr ge-

lend gemacht. Mit dem Boston-Spiel sind ebenfalls einige Veränderungen vorgenommen, auch Zahlungstabellen beigefügt worden, und beide Spiele werden also hier, nach den in den gebildetsten Gesellschaften gemachten angenehmen Erfahrungen ausführlich gelehrt.

Man kann diese kleine Schrift von uns durch jede Buchhandlung verschreiben lassen. Der Preis ist 6 gr. oder 27 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Denkmal der Wahrheit auf Johann Kaspar Lavater, von Karl Ludwig von Haller. 8. 1801. 9 gr. od. 40 kr.

Diese Schrift war ursprünglich für den Teutschen Merkur bestimmt, allein da diese Zeitschrift nicht allen Freunden und Bekannten Lavaters zukommen möchte, so haben wir ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen geglaubt, indem wir diesen Aufsatz mit einigen Abänderungen und Verbesserungen des Verfassers auch besonders abdrucken ließen. Lavaters Schriften und seine Person hatten ihn bei Tausenden in der Nähe und Ferne beliebt und verehrt gemacht, und von Neapel bis Kopenhagen, am Genfersee und am Belt giebt es noch Redliche, bei denen dies Denkmahl der Wahrheit eine dankbare Rückerinnerung bewirken wird.

Man kann diese Schrift in allen Buchhandlungen erhalten oder durch selbige von uns verschreiben lassen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Seefahrten. Ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse.

wegungen keine Grenzen zu ſetzen fähig iſt. Dieſe Reflexion traf zwar nur die Democratie; aber Agathon hatte von der Ariſtocratie keine beſſere Meynung. Eine endloſe Reihe von ſchlimmen Monarchien ſchien ihm etwas, das nicht in der Natur iſt; und ein einziger guter Fürſt war, nach ſeiner Vorausſetzung, vermögend, das Glück ſeines Volks auf ganze Jahrhunderte zu befeſtigen; da hingegen (ſeiner Meynung nach) die Ariſtocratie anders nicht als durch die gänzliche Unterdrückung des Volks auf einen dauerhaften Grund geſetzt werden könne, und alſo ſchon aus dieſer einzigen Urſache die ſchlimmſte unter allen möglichen Verfaſſungen ſey. So ſehr gegen dieſe beyde Regierungs-Arten eingenommen als er war, konnte er nicht darauf verfallen, ſie mit einander vermiſchen, und durch eine Art von politiſcher Chemie aus ſo widerwärtigen Dingen eine gute Compoſition herausbringen zu wollen. Eine ſolche Verfaſſung däuchte ihn allzuverwickelt, und aus zu vielerley Gewichtern und Rädern zuſammengeſetzt, um nicht alle Augenblicke in Unordnung zu gerathen, und ſich nach und nach ſelbſt aufzureiben. Die Monarchie ſchien ihm alſo, von allen Seiten betrachtet, die einfacheſte, edelſte, und der Analogie des groſſen Syſtems der Natur gemäſſeſte Art die Menſchen zu regieren; und dieſes vorausgeſetzt, glaubte er alles gethan zu haben, wenn er einen zwiſchen Tugend und Laſter hin und her wankenden Prinzen aus den Händen ſchlimmer Rathgeber ziehen; durch einen klugen Gebrauch der Gewalt, die er über ſein Gemüth zu bekommen hoffte, ſeine Denkungs-

Art

Aus dem Franzöſiſchen des Jauffret. Zweites Heft. 8. 18 gr. od. 54 kr.

Zu viele Druckarbeiten haben uns gehindert, die Fortſetzung dieſer von Eltern, Lehrern und Jünglingen ſo wohl aufgenommenen Schrift eher als jetzt zu liefern, und wir bitten deshalb um Nachſicht. Die unterrichtende Erzählungen, welche in dieſem Hefte geliefert werden, ſind folgende:

IX. Rolando und ſeine Gefährten legen einen Beſuch bei dem Dey von Tunis ab. Beſchreibung einiger Thiere der Barbarei. Der franzöſiſche Konſul zu Tunis läßt den Rolando rufen, und giebt ihm Nachricht von ſeinem Vater. Rolando und ſeine Gefährten fallen am Hofe von Marokos in Ungnade. Der über die Flucht des Doktors Eydonel erzürnte Kaiſer fodert alle Regierungen auf, ſeine Landsleute verhaften zu laſſen. Ihre Abreiſe nach Alexandrien.

X. Ankunft in Aegypten. Ruinen der alten Stadt Alexandrien. Obelisk der Cleopatra. Säule des Pompejus. Das neue Alexandrien.

XI. Der Abbate Doloni, Montval und Jugardin wollen ſich trennen. Rolando bringt ſie davon ab. Ueber die Katakomben von Alexandrien, und über einige Thiere Aegyptens. Abreiſe nach Roſette. Beſchreibung dieſer Stadt und ihrer Gegend.

XII. Ankunft zu Kahira. Beſchreibung dieſer Stadt. Ein Zug zur Kenntniß der Landesſitten. Beſchreibung der Reiſe Signiers nach Thebais. Koptiſche Geiſtliche. Rothes oder arabiſches Meer. Iſthmus am Sues.

XIII. Oeffentliche Oefen zum Ausbrüten der Küchlein. — Steigen des Nils — die Reiſenden bekommen Nachricht, daß zu Alexandrien die Peſt ſey. — Maasregeln, welche ſie ergreifen, um ihr zu entgehn und Aegypten zu verlaſſen — Nahe Abreiſe — Unterdeſſen beſucht ein Theil der Reiſenden die Pyramiden, und die Katakomben von Sakara — Was dem alten Signier im Innern der großen Pyramide begegnete — Abbate Doloni ſteigt in eine Mumien-Gruft hinab.

XIV Lob der ägyptiſchen Eſel. Windſtoß, nach welchem die Reiſenden von einer Augenentzündung befallen worden Sonderbare Kur die man mit ihnen vornimmt. Allgemeiner Aufſtand. Rolando kommt zu ſeinen Er-

fährten zurück, und führt ihnen den Doktor Cadenel wieder zu. Begebenheiten des letztern, seit seiner Flucht von Marokko Aufbruch nach Ober-Aegypten.

XV. Schiffarth auf dem Nil — Ruinen des Labyrinths — See Moeris — Ruinen von Arsinoe — Stadt Theben — allgemeiner Ueberblick von Aegypten — Krokodille — Rolando und seine Gefährten werden von Arabern angefallen — Gefecht — die Araber werden in die Flucht getrieben — Rolando wird zum Anführer der Karavane ernannt — sein Ehrengefolge — man tritt den Weg nach Abyssinien an.

Das erste Heft kostet auch 12 gr. oder 54 kr. und beide findet man in allen Buchhandlungen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Kunstsachen,

welche bei uns für beigesetzte Preise zu haben sind.

1) Garvens Portrait, gemahlt von Ant. Graff, und gestochen von Schlotterbeck. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

2) Der Plauische Grund bei Dresden, mit Hinsicht auf Naturgeschichte und schöne Gartenkunst, herausgegeben von W. G. Becker, mit 17 Kupfertafeln. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

3) Naturgeschichte des Plauischen Grundes bei Dresden, herausgegeben von W. G. Becker, mit 8 illuminirten Kupfertafeln. (Als zweiter Theil des vordergehenden.) 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

4) Zeichenbuch für Damen und alle diejenigen, welche sich nach guten Mustern im Zeichnen üben wollen. 2s Heft, enthaltend 5 Blatt nach Dominichino, Füger, Maurer und Pfeiffer. 1 Rthlr. 14 gr. oder 2 fl. 45 kr. (Das erste Heft kostet 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.)

5) Zeichenbuch nach geometrischen Grundsätzen, als eine Vorübung zum Zeichenbuch für Damen, enthaltend 12 Hefte. Erfunden und gezeichnet vom Direktor Füger zu Wien und gestochen von J. Egger. 3 Rthlr. 4 gr. oder 5 fl. 20 kr.

6) Principes du deſſein d'après les gravures qui ont été publiées d'après les antiques ſtatues. par Jean Volpato et Raphael Morghen. Livraiſon I. II et III. 4 Rthlr. 18 gr. od. 8 fl. 3 kr.

7) Engliſche Vorſchriften in 18 Blättern, unter dem Titel: The academical Inſtructor a new coby Book containing Alphabets of Round-Text, Round-Haird e Currency. With ſeveral new ſpecimens never before publiſh'd, deſigned by Duncan Smith of London. 1 Rthlr od. 1 fl. 48 kr.

8) Friedrichs Heer im ſiebenjährigen Kriege, ein großes Blatt vom Ingenieurmajor Müller in Berlin. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

NB. Der verſtorbene Herzog von Bevern ließ dies Blatt in und gleich nach dem 7jährigen Kriege mit außerordentlicher Mühe von dem Hrn. Müller zuſammentragen, und es hat für jede Militairperſon Intereſſe. Es enthält eine ganz authentiſche und ſpecielle Nachricht von allen in 7jährigen Kriege vermehrten und neuerrichteten Truppen und deren Schickſal bei Beendigung des Krieges, ſo wie auch von der damals bei dem ganzen Preußiſchen Heere angeſtellten Generalität und den abwechſelnden Chefs der Regimenter und Kommandeurs der Grenadie-bataillone, bildlich dargeſtellt.

9) Bildniſſe und edle Handlungen großer Deutſchen, dargeſtellt in 30 Blättern von Chodowiecki, Langenhöfel, Chevillet, Ness, Metterleiter, Nilp, Romanet, Sinzenich, Verhelſt, Adam und andern Künſtlern. Folio. 25 Rthlr. 8 gr. oder 44 fl.

10) Oeuvre de Joſeph Fratrel, enthalten 17 Folio- und kleinere Blätter von ihm ſelbſt gezeichnet und radiert. 19 Rthlr. od. 33 fl

11) Deſſeins des meilleurs peintres de toutes les écoles, tirés de divers celèbres Cabinets. Gravés d'après les originaux. Livraiſon I et II. 25 Rthlr. 8 gr. oder 44 fl. Beide Lieferungen enthalten 20 große Blätter nach Salvator Roſa, Aug Maſſucci, J. C. Dietſch, F. A. de Leydensdorff, Dietrici, J. J. Dal Sole, F. Rebell, Rubens, Pierre Teſta, Pietro di Cortona, Kunz und Kaſpar de Craver.

12) Zwei Folioblätter, radiert nach H. Füger von A. Bartſch. 1 Rthlr. 14 gr. oder 2 fl. 45 kr.

23) Dem Andenken Salomon Gesner, oder dessen Monument, ein Folioblatt von Kunz. 2 Rthlr. od 3 fl.
24) Elisabeth de Brantes, premier Femme de P. P. Rubens, nach dessen Originalgemälde gestochen von A. Biesel. 2 Rthlr. od. 3 fl.
25) Der Tod Hectors, nach H. Schmidt von A. Bissel. 2 Rthlr. od. 3 fl.
26) Lucius Quintus Cincinnatus, nach le Sueur von A. Bissel. 2 Rthlr. od. 3 fl.
27) Eine große Landschaft in Aqua Tinta nach J. Kobel von A. Bissel. 3 Rthlr. 4 gr. od. 5 fl. 30 kr.
28) Ein Frauenzimmerkopf, nach Dominichino von Karcher. 12 gr. od. 48 kr
29) Jugend, gestochen von Karcher. 12 gr. od. 48 kr.
30) Amor als Kommandant, von ebendemselben. 12 gr. oder 48 kr.
31) Das Museum zu Paris, oder Sammlung von Copieen der sich dort befindenden Meisterwerke der Malerei. 1ste Lieferung, 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. Die hier gelieferten Copien sind in Taschenformat sehr schön gestochen, und bei jeder ist eine artistische Erklärung beigefügt. Die erste Lieferung enthält folgende Blätter. No. 1. Die H. Jungfrau und die vier Schutzheiligen von Perugia, von Pietro Vanucci, genannt Perugino. No. 2. Die Verklärung Christi, von Raphael Sanzio von Urbin. No. 3. Eine H. Familie von Paolo Veronese No. 4 und 5. Die Communion des H. Hieronymus von Agostino Caraccio und dieselbige von Domenichino. No 6. Eine holländ. Winterscene auf dem Eise, angeblich von Isaak Ostade. No. 7. oder Titelkupfer, die Kreuzigung des Apostel Petrus, von Rubens.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Neues Gärtner-Lexikon, von Fr. G. Dietrich, Herzogl. Weim. Hofgärtner.

Es leugnet wohl niemand, daß die Gärtnerei jetzt auf den höchsten Stufen der Kultur steht, besonders da sie nun von den alten astronomischen Regeln und meh-

reren Gewohnheiten, die der Aberglaube hervorgebracht hat, befreiet und in eine schönere, dem Gartenfreunde angenehmere Form übertragen worden ist. Um uns hievon zu überzeugen, dürfen wir nur auf die Menge ausländischer Gewächse sehen, welche man ehedem in Gewächshäusern pflegte, jetzo aber an unser Klima gewöhnt hat, und dadurch hat die Gärtnerei gewiß viel gewonnen. Eben so wird auch niemand in Abrede seyn können, daß diese Wissenschaft nicht noch viel mehr erweitert und vervollkommt werden kann, und dieses kann nach meiner Ueberzeugung wohl am besten durch zweckmäßige Schriften geschehen. Das Garten-Lexikon von Philipp Miller ist bis daher immer noch das vorzüglichste Gartenbuch gewesen, nach welchem sich die mehresten Gartenliebhaber gerichtet haben. Auch ist dieses Lexikon in literarischer Hinsicht sehr häufig benutzt worden.

So nützlich nun auch dieses Garten-Lexikon ist, so bedarf es doch noch vieler Verbesserungen und Abänderungen der Weitläufigkeiten und allzuhäufigen Wiederholungen der Behandlungsmethoden, welche letztere größtentheils nur für Englands Klima geschrieben sind, und wovon wir in unsern Gegenden nicht immer Gebrauch machen können. Ueberdieß mangelt es auch diesem Werke und andern Gartenschriften, die meistens nichts als Kompilationen aus diesem Millerschen Gärtner-Lexikon sind, an Vollständigkeit gar sehr. Denn es giebt noch eine Menge Gewächse, die in ästhetischer und in ökonomischer Hinsicht in den Gärten gezogen zu werden verdienen, und die noch nicht in einem Gartenbuche zusammengetragen worden sind. Es kann demnach ein jeder Gartenfreund einsehen, daß es noch an einem Buche fehlt, in welchem alle sämmtlichen Gewächse und die nöthige Behandlung derselben angeführet ist.

Da ich mich nun seit vielen Jahren mit der Botanik beschäftiget und die Kultur unzähliger Gewächse praktisch kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt habe; so bin ich gesonnen, den Freunden der Gärtnerei ein vollständiges Gartenbuch in alphabetischer Ordnung zu liefern, und zwar unter dem Titel: Neues Gärtner-Lexikon, welches dem Gartenliebhaber von einem jeden Gewächse, das er in seinem Garten ziehen will, die leichtesten und sichersten Behandlungsmethoden lehren soll. Ich werde zwar hierbei das Millersche Lexikon und noch einige gute Gartenbücher benutzen, je-

doch nur in ſofern die in denſelben angeführten Behandlungsmethoden in unſerm Klima anwendbar ſind, derausziehen und die übrigen Weitläuftigkeiten ſorgfältig vermeiden.

Aus wie vielen Bänden das ganze Werk beſtehen wird, kann ich vor der Hand noch nicht genau beſtimmen, weil die Maſſe der in demſelben abzuhandelten Gegenſtände ſo groß iſt und ich auch die Behandlungsmethoden einiger ſachkundigen Männer mit aufnehmen will. Ein jeder Band ſoll in gros 8. klar 2. Alphabet ſtark werden und die Bände ſollen ſo bald als möglich aufeinander folgen.

Weimar, im April 1802.

Friedrich Gottlieb Dietrich.

Dieß neue Garten-Lexikon wird in unſerm Verlage erſcheinen, und der Druck mit Anfang des nächſten Winters angehen. Es wäre überflüßig zum Lobe des Werks etwas zu ſagen, da Hr. Dietrichs frühere Arbeiten bereits den Beweis geliefert haben, daß er ſeine Kunſt im ganzen Umfange kennt, und ſeine Schriften für praktiſch nützlich anerkannt ſind.

Bei einem Werke dieſer Art wäre es eigentlich nicht nöthig eine Pränumeration auszuſchreiben, da es unbezweifelt iſt, daß eine hinlängliche Anzahl Käufer die Herausgabe deſſelben möglich machen. Um aber den Ankauf zu erleichtern, ſchlagen wir für den erſten Band eine Vorausbezahlung von 2 Thlr. 6 gr. Sächſiſch oder 4 Fl. Rheiniſch Courant vor, und ſetzen den nachherigen Preis auf 3 Thlr. oder 5 Fl 24 kr hiermit feſt. Dieſe Pränumeration muß aber an uns ſelbſt franko eingeſchickt werden, und Kollekteurs von 5 und mehreren Exemplaren erhalten noch überdies 10 pro Cent Proviſion.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

VII. Erklärung.

Meine unvermuthete Ortsveränderung und der ganz verſchiedene Geſchäftskreis, in dem ich mich gegenwärtig

befinde, machen mir die Fortsetzung des Taschenbuchs von Weimar unmöglich. Allen, die mich durch ihre gütige Theilnahme bei diesem Unternehmen so wohlwollend unterstützten, danke ich noch einmal öffentlich für ihr Vertrauen, und ersuche sie, mir dasselbe, so wie ihre Beiträge zu einem ähnlichen periodischen Werke von bestimmteren Gränzen zu schenken, zu dessen Ausführung ich blos die erste günstige Muße abwarte, und von dessen ausführlichem Plane ich zu seiner Zeit in den öffentlichen Blättern unterrichtet werden sollen.

Regensburg, im Mai 1801.

Seckendorf.

VIII. Bei Orell, Füßli und Komp. in Zürich ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Joh. Casp. Lavaters nachgelassene Schriften, herausgegeben von Georg Gessner. Erster Band. Druckpapier 2 Rthlr. 4 gr. oder 4 fl. 45 kr.
Dieselb. Schreibp. 3 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 30 kr.
Dieselb. gegl. Velinpapier 2 Rthlr. 4 gr. od. 3 fl. 15 kr.

Inhalt des ersten Bandes:

I. Ein Wort eines freyen Schweizers an die große Nation samt Beilagen 1797. II. Verschiedene Briefe und Bruchstücke von Briefen aus der Revolutionszeit 1798-99. III. Erwähnung einiger Vortheile und Nachtheile, welche Moral und Religion vor der neuen Ordnung der Dinge zu hoffen und zu fürchten haben. Eine Vorlesung vor der Zürcherischen vaterländischen Gesellschaft. IV. Moses und Aron, oder Versuch einer hinlänglichen Sonderung und Vereinigung der Rechte und Zwecke des Staats und der Kirche zum unmittelbaren Gebrauche für die eine und untheilbare helvetische Republik. 1798 und 1799. V. Stimme eines Rufenden in der Wüste. December. 1799. VI. Sendschreiben eines Anonymen und Lavaters Antwort, im Jenner 1800. VII. Lavaters Schreiben an das helvetische Direktorium. VIII. Schreiben eines Ungenannten und Lavaters Antwort. IX. Einige Gedichte.

IX. Von den Englischen Miszellen ist nun auch das Zu Bds 26 Heft erschienen und enthält:

Beschreibung der drei Londner Brücken, mit dem Kupfer dazu. — Vermehrte Consumtion des Reises in England; Anwendung desselben zum Backwerk; und Versuch den Reisbau einzuführen. — Fortgesetzte Nachrichten eines englischen Kaufmanns über Portugall. — Bronzirte Gipsabgüsse. — Neuerfundene Art, Gewächse durch Dampf in besondern Dampfhäusern zu treiben; nebst Kupfer dazu. — Fire phlogistische Erde, ein Universalmittel des Dr. Innocenzo della Lina in London. — Mittel, Stiefel und Schuhe wasserdicht zu machen. — Ueber den jetzigen Zuckerbau in dem englischen Westindien. — Die englischen Pachter. — Polizeivorfälle, Anekdoten, Selbstmorde: Bestrafte Wahrsagerei. Tagesordnung eines jungen Sausewinds. Bestrafter Hochmuth. Ein Offizier wird wegen seines unmännlichen Betragens ins Meer getaucht. Rettung eines Frauenzimmers vor dem Ertrinken: Entscheidung eines Rechtshandels. — Kurze Nachrichten: Baseleys und D. Willichs kritisches Wörterbuch der englischen Literatur. — Mackenzie's Memoir über seine Reisen in's Innere von Afrika. Literaturzeitung für Buchhändler. Gelehrter Streit wegen Hagers chinesischer Sprachlehre. Chinesisches Neues Testament. Naturhistorische Geschichte der englischen Hunde. Geschichte des jetzigen Kriegs mit Planen und Charten. Hoyles Anweisung zum Whistspiel. Geographisches Handbuch Wakefields Vorlesungen über zeichnende Künste; dessen Lebensbeschreibung Lavaters. Sauers Beschreibung einer geographischen und astronomischen Entdeckungsreise in den J. 1785 und 1794. Sheffields Buch über den Ackerbau. Persische Grammatik. Erzählungen eines Papageys. Persisch und Englisch. Gladwins Abhandlungen über Rhetorik, Prosodie und den Reim der Perser. Wiederbelebung ausgetrockneter Pflanzen. D. Mitchills Versuch Bäumen ohne Schaden die Rinde abzuschälen. Gelungener Versuch amer. Elendthiere zu zähmen. — Neue Kupferstiche. Gaugain's Mädchen und der Bauerknabe als Seitenstück dazu: der Erlöser von W. Miller. Lauterburgs und Janvrys Parnaß mit Medaillons lebender Tonkünstler geziert. Die Königin von Portugall und der Prinz von Brasilien. Edy's sechs Kupfer, z. eine An-

ſicht vom Sunde, 2. Anſicht der befeſtigten Inſel Sprogoe. 3. Anſicht der Stadt und Schloſſes Corſoer. 4. Anſicht des Hafens und der Stadt Nyborg. 5. Anſicht der Stadt Aſſens. 6. Anſicht von Copenhagen. — Proſſers Erfindung, daß der Regen den Flintenpfannen nicht ſchade. — Koop's wiedergebornes Papier. — Verbeſſerung der Wachsleinwand und Wachsſeide — Lederhandſchuhe für Mannsperſonen. — Kinderſchuhe aus rothem türkiſchen Garne. — Hüte aus Paradiesvogelfedern. — Rattenpulver.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen.

X. Von den Blättern für Polizei und Kultur 1801 iſt nun auch das 4te Heft erſchienen und enthält:

Züge zur Polizeikunde von Ungarn, nach Schwarbner's, Townſons und Hoffmannsegg's Nachrichten: perſönliche Sicherheit, Habeaskorpus — Eigenthumsrecht — freie Städte — Urbarium — Toleranz — Preßfreiheit — Konfinien — innere Sicherheit — Puſzta — Wege, Poſten und Vorſpann — Peſtanſtalten — Blattern — Hoſpitäler — Leihhäuſer — Feueranſtalten — Straßenpflaſter, Laternen — Polizeikollegien und Beamte.

Laternenanſtalt in Magdeburg.

Frankfurt am Main.

Feuerpolizei in Kärnthen.

Armenverfaſſungen und Stiftungen im holſteiniſchen Amte Reinfeld, von Kandidat Peterſen.

Chriſtian der Vierte: Züge aus ſeinem Charakter, von ſeiner Thätigkeit, ſeinen Kenntniſſen, ſeinen Reiſen. Von Prof. Hegewiſch.

Chronik neuerer Polizeiverfügungen: Cenſur — Colporteurs — Waffentragen — Steurung geheimer Trödelei — Gaſſenordnung.

Thiville's Gaſſenbeleuchtung.

Schlesw. Holſt. Chronik 1801 Num. 4.

Anordnung zur Landesvertheidigung — Kiel — Altona — Literariſche Nachrichten.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen.

XI. Bei Hammerich in Altona sind zur Ostermesse 1801. folgende Bücher erschienen:

Adler, G. C. die Feier des ersten Neujahrstages des neunzehnten Jahrhunderts, 8 Schleswig. (in Commission) 3 gr.

Annalen der leidenden Menschheit, 9r Bd oder 1801. 1r Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Arrians Unterredungen Epiktets mit seinen Schülern, übersetzt und mit histor. sch.-philosophischen Anmerkungen und einer kurzen Darstellung der Epiktetischen Philosophie begleitet von J. M. Schulz. 1r Bd. gr. 8. 1 Rthlr.

Bolten, J. A. die neutestamentlichen Briefe, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, 2r Th., die kleinen Briefe von Paulus. gr. 8. (in Commission) 1 Rthlr. 4 gr.

Bredow, G. G. die Weltgeschichte in Tabellen, gr. Fol. 1 Rthlr.

— — Literargeschichte in 3 Tabellen, gr. Fol. 1 Rthlr.

Cicero's, M. T. Abhandlung vom Redner, übersetzt und mit Anmerkungen von C. F. Wolff, gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Eberhard, J. H. über den Zustand der schönen Wissenschaften bei den Römern. Aus dem Schwed. mit Zusätzen des Uebersetzers. 8.

Ehrmanns, D. J. C. K. Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehren, 1r Bd, welcher die Einleitung enthält. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Franke, G. S. gekrönte Preisschrift über die hauptsächlichsten Stufen der praktischen Philosophie, die sie von Anfang der Zeit ihrer systematischen Behandlung bis jetzt hat durchlaufen müssen. gr. 8. 18 gr.

Der Genius des neunzehnten Jahrhunderts, 1801. 1s bis 6s Stück. 8. 2 Rthlr.

Der Jugendfreund, von den beiden Jugendlehrern J. Kropmann und J. C. Möller, 1n Bds 1e Abtheil. 8. 10 gr.

Lietzen, F. Unterhaltungen zwischen Lehrern und Kindern. 8. 20 gr.

Lilie, M. C. G. Commentationes de stoicorum philosophia morali ad Ciceronis libros de Officiis. Commentatio prima. 8maj. 6 gr.

Meyers, J. M. Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs, ein Beitrag zur Kritik des christlichen Religionssystems. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Musarion, die Freundin weiser Geselligkeit und häuslicher Freuden, zweite wohlfeilere Ausgabe in 3 Bänden, 8. mit K. 3 Rthlr. 12 gr. ohne K. 3 Rthlr.

Art verbeſſern; und ihn nach und nach durch die eigentümlichen Reitzungen der Tugend endlich vollkommen gewinnen könnte. Und geſetzt auch, daß es ihm nur auf eine unvollkommene Art gelingen würde; ſo hoffte er, wofern er ſich nur einmal ſeines Herzens bemeiſtert haben würde, doch immer im Stande zu ſeyn, viel gutes zu thun, und viel böſes zu verhindern; und auch dieſes ſchien ihm genug zu ſeyn, um beym Schluß der Action mit dem belohnenden Gedanken, eine ſchöne Rolle wol geſpielt zu haben, vom Theater abzutreten. In dieſen ſanft einwiegenden Gedanken ſchlummerte Agathon endlich ein, und ſchlief noch, als Ariſtippus des folgenden Morgens wieder kam, um ihn im Namen des Dionys einzuladen, und bey dieſem Prinzen aufzuführen.

Die Seite, von der ſich dieſer Philoſoph in der gegenwärtigen Geſchichte zeigt, ſtimmt mit dem gemeinen Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaßt hat, ſo wenig überein, als dieſes mit den gewiſſeſten Nachrichten, welche von ſeinem Leben und von ſeinen Meynungen auf uns gekommen ſind. In der That ſcheint daſſelbe ſich mehr auf den Mißverſtand ſeiner Grundſätze und einige ärgerliche Mährchen, welche Diogenes von Laerte und Athenäus, zween von den unzuverläſſigſten Compilatoren in der Welt, ſeinen Feinden nacherzählen, als auf irgend etwas zu gründen, welches ihm unſere Hochachtung mit Recht entziehen könnte. Es hat zu allen Zeiten eine Art von Leuten gegeben, welche nirgends als in ihren Schriften tugendhaft ſind; Leute,

Neumanns, K. A. die Behandlung der Feuerwärme, besonders bei Erhitzung und Abdampfung tropfbarer flüssiger Körper, nach physisch-chemischen Grundsätzen. Ein Versuch eines Handbuchs für Oekonomen und Fabrikanten; nebst einem Anhang, welcher die Beschreibung einer hölzernen Kochgeräthschaft enthält, mit 1 K. 8. 12 gr.

Predigten über die ganze christliche Pflichtenlehre, von N. Funk u. J. M. Olshausen, 5r Bd, oder: Predigten über die Pflichten der Menschen gegen andere, so ferne sie sich auf die Erhaltung ihrer Anlagen und Vorzüge beziehen. gr 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Schröders, F. A. Materialien in ausführlichen Entwürfen zu sokratischen Unterredungen mit der Jugend über die Gleichnißreden Jesu, und einige Geschichten aus seinem Leben, nach Henke Ein Handbuch für Prediger und Schullehrer, als Seitenstück zum Commentar über den S. H. Katechismus gr. 8. 1 Rthlr.

Thies, D. J. D. Anleitung zur Amtsberedsamkeit der öffentlichen Religionslehrer des neunzehnten Jahrhunderts. gr 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Dessen Fever des 19ten Jahrhunderts. gr. 8. 5 gr.

Ueber Paris, die Pariser und die Gärten von Versailles. Eine Fortsetzung von Schulz über Paris und die Pariser 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Wolfrath, S. W. Was soll der Candidat der Theologie wissen, um im Oberkonsistorialexamen zu bestehen, und wie kann er das am füglichsten lernen? Allen jungen Theologen gewidmet. 8. 8 gr.

Woltmanns, C. L. historische Darstellungen oder Geschichte der Reformation, 2r Bd. 1 Rthlr. 8 gr. Druckpapier 1 Rthlr.

Der 3te und letzte Band erscheint spätestens zur Michaelmesse.

XII. Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehren, von Dr. Jakob Christoph Rudolph Eckermann, ordentlichen Professor der Theologie zu Kiel. Erster Band. Altona, verlegt von J. F. Hammerich, 1801. gr. 8. 732 S. ohne die Vorrede und Inhaltsanzeige.

Die neuen helleren Einsichten in alle Wissenschaften können durch eine richtige Anwendung auf die christliche Theologie

überaus wohlthätig werden. Sie können es einleuchtend machen, daß die ächte biblische Religionslehre, geschieden von der zufälligen Form und Einkleidung, die für das Bedürfniß der ersten Leser der Bibel berechnet ward, sich einem jeden, dem der Glaube an Gott, an Wahrheit und Tugend heilig ist, durch sich selbst als Gottes Offenbarung bestätige. Sie können das Mißverhältniß aufheben, welches bisher zwischen der Form der christlichen Glaubenslehre und allen übrigen Wissenschaften bestand, da die erstere durch so manche Verwechselung des Wesentlichen und Zufälligen bei Tausenden unserer Zeitgenossen ihre überzeugende Kraft verlor, weil sie mit ihren übrigen Einsichten im Widerspruch zu seyn schienen. So angewendet können sie neuen Eifer für wahres Christenthum befördern. Eine solche Anwendung des hellern Lichts wahrer Aufklärung wünscht der Verfasser durch das oben angezeigte Handbuch christlichen Religionslehrern zu erleichtern. Deswegen zeigt er, indem er das Dunkle und Streitige in der Bibel aus dem Deutlichen und Gewissen erklärt, daß das Wesentliche einer jeden christlichen Glaubenslehre vollkommen mit dem übereinstimmt, was Gottes Stimme durch Vernunft und Gewissen uns lehrt und von uns fordert. In diesem ersten Bande ist die Einleitung enthalten, welche in drei Abschnitten von der Religion überhaupt, von der natürlichen Religion und von der geoffenbarten Religion, ihren Erkenntnißquellen, Eigenschaften, Kennzeichen und zweckmäßigen Studium handelt.

Der zweite Theil wird die biblische Lehre von Gott und von dem allgemeinen Verhältniß Gottes zur Welt und zu uns Menschen, als dem ersten Haupttheile der christlichen Glaubenslehre enthalten, deren anderer Haupttheil die Lehre von den besondern Veranstaltungen zur Beseligung der Menschen, die Gott durch Jesum Christum gemacht hat, abhandeln wird.

In drei, höchstens vier solchen Bänden hofft der Verfasser die ganze christliche Glaubenslehre in der für protestantische Religionslehrer allgemein anwendbaren Vollständigkeit, die er sich zum Zweck gesetzt hat, zu vollenden, und er wird in jeder Ostermesse einen Band liefern.

Der erste Band kostet in allen Buchhandlungen 1 Rthlr. 12 gr.

Kiel, den 4ten Mai
1801.

J. C. R. Ekermann,
Doktor u. ordentlicher Professor der Theologie.

Neuer Teutſcher Merkur

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Siebentes Stück. 1803.

Weimar,

Gedruckt und verlegt bey dem Verf. Comptoir.

Inhalt.

I. Lavater als phyſiognomiſcher Naturforſcher. Von K. Ludw. von Haller. S. 81.

II. Abſchiedsſzenen aus Neapel und Rom. Aus einem ungedruckten Tagebuche, von Fr. Brun, geb. Münter. 127

III. Ueber Biller's Ueberſetzung der Grundſätze der Kantiſchen Filoſofie, von Dr. Schütz. 149

IV. Mounier's Schrift über den Einfluß der Filoſofen und Freimaurer auf die Revolution. 153

V. Auszug eines Briefs aus der Schweiz. Ueber Peſtalozzi's Inſtitut zu Burgdorf bei Bern. 158

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man sich abonniren:

1) bey allen löbl. Postämtern in und außer Teutschland, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt die Hauptcommission hat.

2) bey dem Kaiserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen soliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Versendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg besorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken kostet in Weimar 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir ersuchen alle Leser sich mit ihren Aufträgen an eine der vorstehenden Addressen oder an uns selbst zu wenden. Aeltere Jahrgänge sind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelassen.

Literarische und Kunst-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unserer Adresse erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

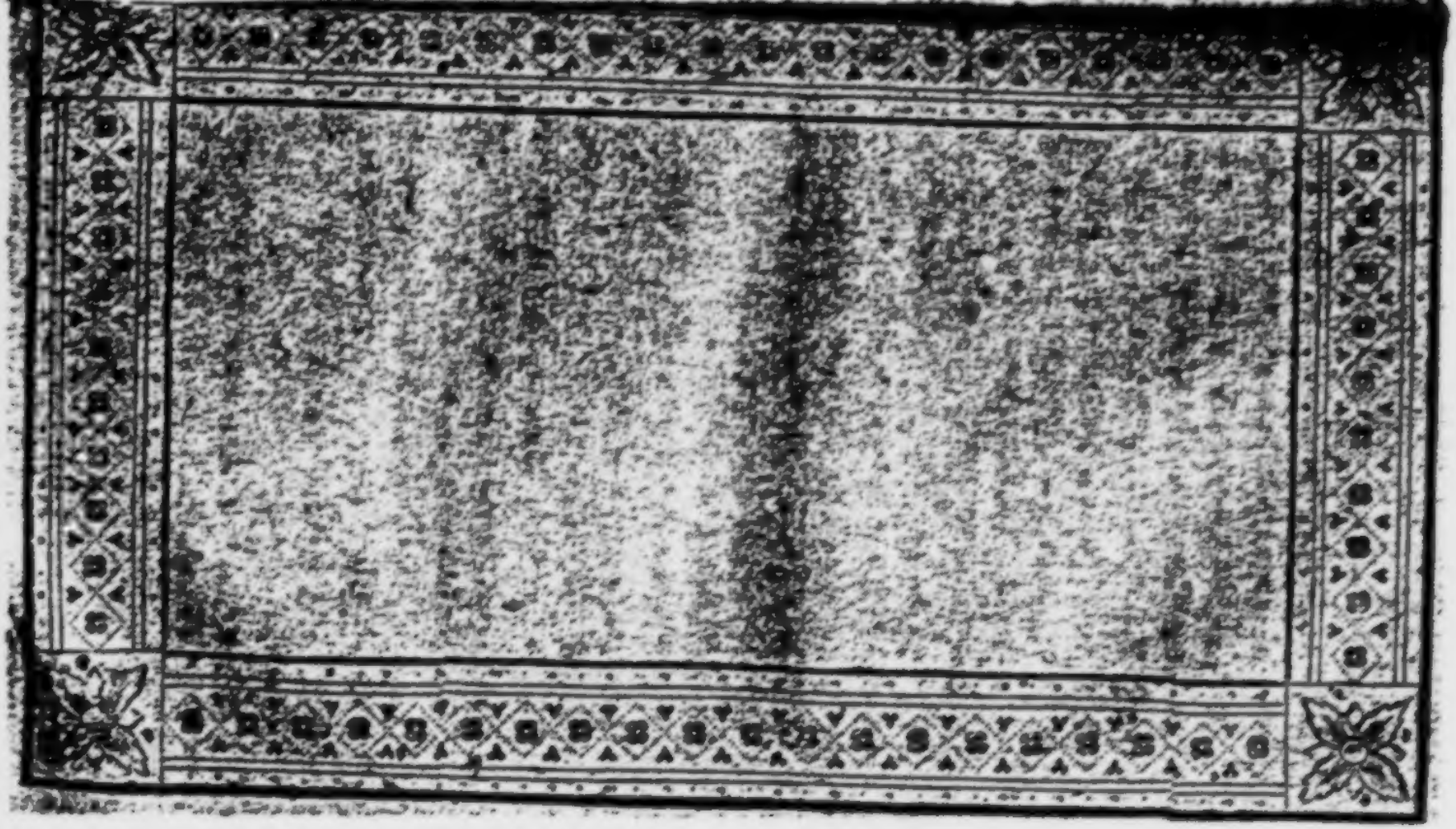

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1801.

I.

Lavater als Menſchenfreund.

Nachtrag zum Denkmal auf Lavater.

Aus Lavaters fyſiognomiſchen Fragmenten könnte man in der That auf alle ſeine übrigen Eigenſchaften ſchließen, wenn er ſie auch nicht durch ſein ganzes Leben erprobt hätte. Wer erkennt nicht in denſelben den gebildeten Kunſtgeſchmack, das dichteriſche Talent? Jener anonyme Verkleinerer ſeines Verdienſts wagt es zwar, auch dieſe in Zweifel zu

ziehen; er unterſteht ſich zu behaupten, Lavaters Fantaſie, (die er immer ungezügelt nennt) „habe ihr „das helle Colorit allen höheren Forderungen der „Zeichnung und Kompoſition vorziehen, ihn die un„bedeutendſten Gemählde und Kupferſtiche nicht ohne „Achſelzucken mehrerer Kenner lobpreiſen laſ„ſen.“ Man weiß kaum, wie man ſeinen Unwillen bändigen ſoll, wenn man dergleichen freche Behauptungen lieſt. Wer iſt der Verfaſſer, der ſich nicht nennen darf, und ſeine eben ſo namenloſe Zeugen, die als vorzügliche Kenner angegeben werden? Wo haben ſich dieſelben als ſolche qualifizirt, um mit dieſer Dreiſtigkeit über Lavatern abſprechen zu dürfen? Wer bürgt uns dafür, daß er und nicht ſie die Geſchmackloſen waren? Was ein Mann, der ſo viel Takt und feines Gefühl beſaß, der ſelbſt nicht nur erträglich, ſondern gut zeichnete, der mehrere Jahre hindurch die berühmteſten Künſtler unter ſeinen Augen hat arbeiten laſſen, ſie leitete, bildete, dem mehrere ſogar die höhere Entwicklung ihres Talents verdankten, der von der Zeichnung oder von der Mahlerei gerade das feinſte, das vollkommenſte, nemlich die treue Nachahmung der Natur, den Ausdruck der Seele foderte, deſſen Sinn dabei ſo ſehr auf Schönheit, Ebenmaaß und Vollkommenheit gerichtet war; dieſer Mann ſollte keinen Kunſtgeſchmack haben? er ſollte ſeinen Beifall nur überkleiſterten Farben geben?! Man gehe hin — und leſe — dort in den Fragmenten, nicht ſeine fyſio-

gnomischen Urtheile, sondern diejenigen, die er oft über den Werth des Bildes vorangehen lassen mußte, und man wird jene Behauptung nach Verdienst würdigen. So mag es auch für Lavaters Ruhm und Verdienst zwar ziemlich gleichgültig seyn, ob er ein Dichter gewesen sey oder nicht; aber daß man ihm auch dieses Talent, welches ihm sogar seine abgesagtesten Feinde zugestanden, versteckter Weise abzusprechen wagt, verdient wahrlich bemerkt zu werden, um daraus den Geist der Zeit zu erkennen *). Wer besaß mehr als Lavater die Anlagen, die zu einem Dichter erfodert werden, die schöne und lebhafte Imagination, reich an Gedanken, unerschöpflich an Bildern, das Feuer und die Kraft des Ausdrucks, die Leichtigkeit der Darstellung, die ihn nie einen Augenblick weder um Sylbenmaaß noch um Reime verlegen seyn ließ u. s. w. Ist nicht selbst seine Prose dichterisch, nemlich durchaus Geist in sinnlichem Gewand? und wer hat so leicht mehrere und verschiedenartigere Proben von poetischem Talent geliefert, als Lavater? Wenigstens gewiß nicht die anonymen Kritiker, welche darinn nur hexameterähnliche Zeilen sehen oder sehen wollen. Wie übrigens Lavater in seinen Schriften erscheint, so war er auch in allen menschlichen und bürgerlichen Ver-

*) „Wo die schlichte Prose nicht mehr ausreichen wollte, „(sagt jener Verfasser) da flossen hexameterähnliche Zeilen ꝛc."

hältnissen. Viel ließe sich hier von seinen geselligen Tugenden sagen, die alle aus den zwei Hauptquellen der strengen Gottesverehrung und der menschenfreundlichen Liebe flossen — von seiner anerkannten unverbrüchlichen Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, die ihn eher an alle andern als an sich selbst denken *) und die Pflicht über

*) Die Uneigennützigkeit, obgleich ohne alle Affektazion, war so innig mit Lavaters ganzem Karakter verwebt, daß man mit Recht sagen kann, der Gedanke an Geld oder an irgend eine Art von Eigennutz sey bei ihm unmöglich, oder wenigstens der letzte von allen gewesen. Es gehört daher auch unter die Karakteristik des anonymen Nekrologisten, daß er Lavatern selbst von dieser Seite zu verdächtigen sucht, mit den Worten — „Lavaters Kunstauktzionen und „sogenannte Verlosungen hätten eben nicht dazu „beigetragen, seine Uneigennützigkeit ins glänzendste „Licht zu setzen.“ Damit diese Verdächtigung noch mehr Gewicht habe, so unterläßt der Verfasser nicht beizufügen, „einerseits daß Lavater seine Freunde und „Anhänger ziemlich andringend dafür zu interessiren „gesucht, und anderseits, daß er doch sein in 20,000 „Thaler bestehen sollendes Vermögen schon frühe „auf immer in Sicherheit gethan habe.“ Allein die Wahrheit ist, daß obgleich Lavater sich leicht hätte bereichern können, seine Kunstliebhaberei zum Behuf der Fysiognomik und seine unerschöpfliche Güte ihn bei aller eigenen Oekonomie in seinen Umständen sehr zurückgebracht hatten, und daß er deswegen den größten Theil seiner von ihm besessenen Gemälde, Kupferstiche u. s. w. zu verkaufen genöthigt war. Man ist

welche die Verdorbenheit ihres Herzens, und ihre geheimen Laster durch die Affectation der strengesten Grundsätze in der Sittenlehre bedecken wollen; moralische Pantomimen, *qui Curios simulant & Bacchanalia vivunt*; Leute, welche sich das Ansehen einer ausserordentlichen Delicatesse der Ohren in moralischen Dingen geben, und von dem blossen Schall des Worts Wollust, mit einem heiligen Schauer erröthend — oder erblassend zusammenfahren; kurz, Leute, welche jedermann verachten würde, wenn nicht der grösseste Hauffen dazu verurtheilt wäre, sich durch Masken-Gesichter, Minen, Geberden, Inflexionen der Stimme, verdrehte Augen, und — weisse Schnupftücher betrügen zu lassen. Diese vortrefflichen Leute, (welche wir etwas genauer beschrieben haben, weil es nicht mehr gebräuchlich ist, denenjenigen einen Bündel Heu vor die Stirne zu binden, denen man nicht allzunahe kommen darf,) thaten schon damals ihr Bestes, den guten Aristipp für einen Wollüstling auszuschreyen, dessen ganze Philosophie darinn bestehe, daß er die Forderungen unserer sinnlichen Triebe zu Grundsätzen gemacht, und die Kunst, gemächlich und angenehm zu leben, in Ein System gebracht habe.

Es ist hier der Ort nicht, die Unbilligkeit und den Ungrund dieses Urtheils zu beweisen; und dieses ist auch so nöthig nicht, nachdem bereits einer der ehrwürdigsten und verdienstvollesten Gelehrten unsrer Zeit, ein Mann, der durch die Eigenschaften seines Verstan-

alles heilig halten ließ; von seinen liebenswürdigen Eigenschaften als guter Gatte, zärtlicher Vater, treuer und jede Probe aushaltender Freund, von seiner gränzenlosen Wohlthätigkeit, die im Geben, Helfen und Rathen nie ermüdete, keinen Bittenden abwies und meist noch dem Bittenden zuvorkam; seiner gleich großen Dienstfertigkeit gegen jedermann, ohne nur den geringsten Dank zu verlangen; von seinem allumfassenden Wohlwollen, das bei der größten Karakterstärke und von jeglicher Empfindelei entfernt, doch ohne Mühe noch Anstrengung im eigentlichen Sinn selbst seine Feinde liebte, und denen Gutes that, die ihn haßten; von der Heiterkeit, der Anmuth seines Umgangs, der immer unterhaltend und belehrend war; von seiner Herzensgüte, Freundlichkeit, Leutseligkeit ohne alle Schwäche noch Schmeichelei; von seiner allen

ist aber deswegen noch nicht eigennützig, wenn man schon den innern Werth der anzubietenden Sachen bekannt macht, und Lavater war gewiß zu redlich hierin, um mit Wissen auch nur ein Wort zu übertreiben. Sein Vermögen hat er übrigens so wenig in Sicherheit bringen können, daß es vielmehr notorisch ist, wie seine Glücksumstände nach seinem Tode so zerfallen waren, daß mehrere Gläubiger zum Zeichen ihrer Achtung und Freundschaft die Schuldschriften zerrissen an die hinterlassene Familie gesandt haben.

Glauben übersteigenden Thätigkeit, bei der er jeden Augenblick benutzte, gleichwohl nie von Geschäften überladen schien und immer noch Zeit entweder zur Erholung oder zur freundschaftlichen Geselligkeit übrig behielt. Aber am schönsten zeigte sich sein Herz in der eben so reinen als warmen Vaterlandsliebe, die schon in seinen frühern Schweizerliedern so erhaben hervorleuchtete, und die er besonders am Ende seiner Tage zu äußern die freilich traurige Gelegenheit fand. Hier war die Vaterlandsliebe nicht bemäntelter Eigennutz und nicht versteckte Herrschsucht, nicht unvernünftiger Nazionalstolz und nicht ausschliessender Egoismus: sie quellte ganz natürlich aus seiner Tugendliebe hervor, und war nichts anders als die Tugend selbst, angewandt auf Gesellschaft, in der man lebt, und durch die Neigung des Herzens erwärmt und in Thätigkeit gesetzt. Er suchte nichts für sich selbst noch für die seinigen, er strebte weder nach Geld noch nach Gewalt oder nach Ruhm; er hatte kein ausschließendes System, keinen besonderen Zweck des engern oder weitern Eigennutzes, den er Vaterland nannte oder mit der Sache des Vaterlandes verwechselte; etwas ungerechtes zu thun, was selbst dem gemeinen Besten frommen könnte, oder ein unerlaubtes Mittel zu gebrauchen, wäre ihm ein Greuel gewesen; aber wo er dem Lande, das ihn geboren hatte, und das er auch unaussprechlich liebte, nützen, wo er darin Gutes befördern, Böses verhindern konn-

te, da sparte er, es mochte Freunde oder Feinde betreffen, keine Zeit und keine Mühe, da scheute er keine Gefahr. Wer aber aus dieser warmen Vaterlandsliebe sich zu folgern berechtigt glaubt, „in andern „Zeiten und Umständen wäre Lavater ein alles umkehrender Demagog, ein Reformator seines Zeitalters gewesen," der muß ihn entweder absichtlich verläumden wollen, oder weder seine christliche Gewissenhaftigkeit noch seine sanfte Menschenliebe gekannt haben. Nie wären Zeiten und Umstände günstiger gewesen, um sich eine Parthei zu sammlen, sie zu entflammen, zu beherrschen und durch Zerstörungen oder durch prahlende schwärmerische Lehren sich den Ruhm eines Herostrats zu erwerben; aber siehe da! Lavater setzte sich vielmehr der Wuth der Demagogen bloß und stürzte sich unter sie, um ihnen Worte des Friedens zu bringen, sie zur Pflicht zurückzuführen, und das zusammengerottete empörte Volk in Ruhe zu bringen. Sein Wort eines freien Schweizers an den Direktor Reubel, von dem schon oben die Rede gewesen ist, zeugte von dem Muth eines Winkelriehs, und war dabei so anspruchlos, daß es ohne sein Wissen und lange nachdem es abgefertigt war, gedruckt worden ist. Auch hat es vielleicht zu Verminderung der französischen Gewaltthätigkeiten mehr gefruchtet, als die jämmerlichen immer noch mit Lobsprüchen untermischten Lamentazionen, welche die neu helvetischen Minister zu gleicher Zeit und für den nem-

lichen Zweck zu Paris eingaben; denn das sich rühmende und gerühmt seyn wollende Verbrechen durch Schmeicheleien bekehren zu wollen, ist ein eben so ungereimtes als niederträchtiges Beginnen. Der Böse wicht wird nur dann seinen Verbrechen Maaß und Ziel setzen, wenn er sich fürchtet, und kann man ihn nicht mit Gewalt bestrafen oder an seiner Verübung hindern, so vermag oft ernster Vorwurf und öffentliche allgemeine Verachtung ihn auch in Schrecken zu bringen. Dabei war aber gewiß in der ganzen Schweiz kein Mensch in Absicht auf Personen und Sachen so unpartheiisch als Lavater. Nicht daß er bei all dem Elend, das sein Vaterland traf, kalt und gleichgültig gewesen wäre, (was viele heut zu Tag Unpartheilichkeit nennen) denn er fühlte wärmer und interessirte sich lebhafter als kein anderer für Wahrheit, Gerechtigkeit und für das Wohl des Vaterlandes. Aber ihm war es unmöglich, wie es in Zeiten von Partheiungen zu geschehen pflegt, nur diejenigen zu achten oder für redlich zu erkennen, welche von dieser oder jener Parthei waren: in jedem Menschen, in jeder Sache rühmte er was gut war und suchte nur auf dieses zu wirken; seine Urtheile über die verschiedenen Menschen, welche die Revoluzion auf die Szene führte, waren äußerst billig, und gewöhnlich sehr treffend, kein Schein von Eigennutz, kein ausschließliches Streben nach dieser oder jener an sich todten Verfassungsform blickte in seinen durch die

Zeitumstände veranlaßten religiös-politischen Schriften hervor; aber je mehr andere muthlos schwiegen, oder unthätig blieben, desto mehr arbeitete Lavater, und wo eine Unschuld zu vertheidigen, etwas Gutes zu retten, Gewaltthätigkeiten zu hindern waren, da schrieb er an Freunde und Feinde, Bekannte und Unbekannte, erschöpfte alle ordentlichen erlaubten Mittel, ohne sich je bis zu einem unerlaubten zu verirren, was er nicht hätte öffentlich bekennen dürfen. Edle Kühnheit, erhabener Muth war in allen seinen Schriften, und wenn genauere Beobachter dabei zugleich die Klugheit bewunderten, so mußte man erkennen, daß sie nicht studirt, sondern die natürliche Frucht des reinen Willens war, der niemand beleidigen wollte, der nur den guten Zweck und nicht Menschenhaß im Herzen trug. Diese warme und doch immer in den Schranken der Pflicht gehaltene Vaterlandsliebe war es auch, was ihm in den letzten Zeiten von Freunden und Feinden eine so allgemeine Hochachtung erwarb; sie hat sich besonders während seiner letzten langen Krankheit gezeigt. Wie in einem Hof-Bulletin mußten Gattin, Tochter, Bruder, Sohn und Wundarzt der bekümmerten Stadt täglich Berichte von seinem Befinden abstatten. Fremde und Einheimische, Junge und Alte besuchten ihn auf seinem lehrreichen Krankenlager, bewunderten auch da einen Muth im Leiden, die fast übermenschliche Geduld mitten unter den heftigsten Schmerzen, die stil-

se Hingebung, die Schönheit seines christlich religiösen Karakters; keiner gieng ungerührt und ungebessert von ihm zurück, und man faßte seine letzten Reden oder Gedichte wie die Reliquien eines Heiligen auf. Die Nachricht seines Todes aber erscholl wie ein Donnerschlag durch die ganze Stadt, und ward in Betäubung und der tiefsten Betrübniß von jedermann als ein Nazionalunglück gefühlt. „Alles, sagen selbst Augenzeugen, „alles was weinen konnte, „weinte, alles was verlieren konnte, verlor; seinen „unersetzlichen Verlust beweinen die Seinigen, seine „Freunde, seine Mitbürger, seine Gemeinde, sein „Vaterland, die Kirchen, die Schulen, die Armen, „die Kranken, die Waisen, die Fremden, die Einheimischen, die Künste, die Wissenschaften u. s. w. *)." Seufzend und mit nassem Auge strömten Junge und Alte von allen Klassen hinzu, um den entseelten Lavater zu sehen, und herzliches Beileid wurde nie häufiger und nie aufrichtiger als hier der hinterlassenen Familie bezeugt. Sein Leichenbegängniß war rührend, erhaben, erschütternd anzusehen, und einzig in seiner Art. Das ganze Volk folgte dem Sarg, alle Straßen waren von Menschen vollgepfropft, und überall, wo man hinblickte, da herrschte die feierlichste Stille, da wurden Thränen dem Redlichen gezollt. Wenn der

*) D. Blümchen auf Lavaters Grab. S. 20.

lebende Lavater nicht mehr zu sehen war, so wollte man wenigstens sein neuestes Bildniß haben, und Lipsens sehr wohl ausgedachtes Denkmal fand einen so reißenden Abgang, daß die Thür des Künstlers den ganzen Tag von Käufern wie belagert war. Kantaten wurden zu Lavaters Ehren in den Kirchen abgesungen, und in Predigten wie in andern öffentlichen Reden wurde sein Andenken gefeiert und das Lob seiner Tugenden zum Stoff der gemeinsamen Andacht genommen. Nichts von den Sammlungen, die man von seinen nachgelassenen Schriften und von seinem Leben und Karakterzügen zum Behuf ausführlicher Biografieen gemacht hat. So mannigfaltige und freiwillige Zeichen der allgemeinen Hochachtung pflegen wahrlich nur auf wirkliches Verdienst zu folgen. Mit Recht schließt daher auch der Verfasser des Blümchens auf Lavaters Grab: „Fest wie unsere Alpen „steht deine Ehre, dein Ruhm. Von dem Monument „deines Andenkens nagt der Zahn des Neides und „der Bosheit nicht die Größe eines Sandkornes ab, „und wer an der Verkleinerung deines Ruhmes ar„beitet, erbaut sich selbst die Schandsäule der Verach„tung." Was kann es übrigens fruchten, die wenige öffentliche Tugend, von der uns die letzten Zeiten des verflossenen Jahrhunderts Beispiele liefern, noch herabsetzen zu wollen? Ist dies nicht gerade das Mittel, uns selbst zu entwürdigen und bei der Mit- und Nachwelt verächtlich zu erscheinen, so wie es an sich

ein niedriges Benehmen iſt? O! laßt uns vielmehr wie unſere Väter das Andenken beſſerer Menſchen ehren, und ihr Beiſpiel zur Nacheiferung aufſtellen; laßt uns Lavaters Tugenden nachſtreben und in dem nemlichen Geiſt der Pflicht, des Muthes und der Liebe zu allem Guten thätig mitwirken wie er!

K. L. v. Haller.

II.

Der Maiabend *).

Ich fühle ſie, die Wohlthat deiner Wonne,
Wie ſie durch alle Nerven lebt:
Jetzt, jetzt gieb mir ein Lied, du großer Geiſt der Sonne,
Die dort am Saum der Saaten ſchwebt.

*) Derſelbe Geiſt tiefer und wahrer Empfindung, der in dieſem Gedichte athmet, und es vor vielen angelernten Reim- und Sonetformen, womit uns die neuen und neueſten Dichter bis zum Ueberdruß über ſeltſame Gegenſtände zu unterhalten ſuchen — athmet auch in einer ganzen Sammlung Gedichten von Johann Godfr. Seume. Leipzig, Hartknoch. 1801. Gewiß, es wird keinem Leſer von Gemüth gereuen, dieſe Sammlung, aus der ſich auch viele Proben von ächt poetiſchem Gehalt ausheben ließen, ge-

Sie wogt hinab und ihre Ströme gießen
Noch Purpur durch das Blumenthal;
Des Berges Scheitel glänzt, die Schatten werden Riesen
In ihres Goldes letztem Stral.

Ich klimme noch um ihre letzten Blicke
Mit kühnem Fuß von Höhn zu Höhn,
Und sehe noch zum Lohn von einem Felsenstücke
Zum dritten Mal sie untergehn.

Mit Jubel kust das Chor der kleinen Sänger
Der Scheidenden den lauten Dank
Auf jedem Zweige nach; und feuriger und länger,
Als sie in Lichtfluth niedersank.

Rund tönt umher in den geschmückten Fluren,
Tief aus dem seelenvollen Hain,
Des Maies Feuergeist durch alle Kreaturen,
Die sich des neuen Lebens freun.

Erquickend steigt der Balsam aus der Nische,
Die Florens schönste Kinder deckt,
Empor zum Hügel, wo das Nachtigallgebüsche
Den Wiederhall der Grotten weckt.

nauer kennen zu lernen. Ein solcher Leser findet gewiß einen verwandten Geist darin.

B.

Ein leiſer Weſt, der nur den Zweig durchbebet,
Trägt labend einen Blütenguß;
Und auf der Wange glüht, daß weit die Bruſt ſich hebet,
Des jungen Lenzes Heilungskuß.

Ein Mädchenreihn ſchlingt dort, geſchmückt mit Kränzen,
Sich durch die Ulmengänge hin,
Und laute Fröhlichkeit iſt unter leichten Tänzen
Der Wandelnden Begleiterin.

Der Frühling mahlt in ſeiner Abendröthe
Mit reinern Flammen ihr Geſicht,
Indeß vom Felſenſitz des Jünglings Silberflöte
Nur jetzt verſtandnen Zauber ſpricht.

Das Labyrinth der Quellen und der Bäche
Iſt des erwachten Lebens voll;
Und überall berauſcht, im Hain und auf der Fläche,
Die Freude die von neuem quoll.

Tief aus der Schlucht kommt unter alten Buchen,
Die viel Geſchlechter leben ſahn,
Der Heerden Glockenſpiel, die die Gefährten ſuchen,
Den Weg zur Meierei heran.

Der Städter grüßt den Mann mit grauen Haaren,
Der froh ins Meer der Saaten blickt,

des und Herzens den Namen eines Weisen verdient, wenn ihn ein Sterblicher verdienen kann, ungeachtet seines Standes den Muth gehabt hat, in seiner critischen Geschichte der Philosophie diesem würdigen Schüler des Socrates Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Ohne uns also um Aristipps Lehrsätze zu bekümmern, begnügen wir uns, von seinem persönlichen Character so viel zu sagen als man wissen muß, um die Person, die er an Dionysens Hofe vorstellte, richtiger beurtheilen zu können. Unter allen den vorgeblichen Weisen, welche sich damals an diesem Hofe befanden, war er der einzige, der keine heimliche Absichten auf die Freygebigkeit des Prinzen hatte; ob er sich gleich kein Bedenken machte, Geschenke von ihm anzunehmen, die er nicht durch parasitische Niederträchtigkeiten erkaufte. Durch seine natürliche Denkungs-Art eben so sehr als durch seine, in der That ziemlich gemächliche Philosophie, von Ambition und Geldgierigkeit gleich entfernt, bediente er sich eines zulänglichen Erbguts, (welches er bey Gelegenheit durch den erlaubten Vortheil, den er von seinen Talenten zog, zu vermehren wußte,) um, nach seiner Neigung, mehr einen Zuschauer als einen Acteur auf dem Schauplatz der Welt vorzustellen. Da er einer der besten Köpfe seiner Zeit war, so gab ihm diese Freyheit, worinn er sich sein ganzes Leben durch erhielt, Gelegenheit, sich einen Grad von Einsicht zu erwerben, der ihn zu einem scharfen und sichern Beurtheiler aller Gegenstände des menschlichen Lebens machte.

Und ſeine Hoffnung zählt, und wallt zu ſeinen Lä-
ren,
Durch Gottes Athem neu erquickt.

Der Tod hat ſich dem Mann durchs Herz gegoſſen,
Vor dem des Jahres ſchönſter Tag
Mit ſeinem ganzen Schatz heut ſchwer und ungenoſſen,
Wie eine Leichendecke lag. —

Dort ſtockt ſich ſchwach das letzte Licht zuſammen,
Und netzt mit ſeinem Strahlenfluß
Noch ſanft des Abends Rand, und ſchon blickt milde
Flammen
Uns Luna dort und Heſperus.

Mit heiliger und ehefurchtsvoller Feier
Betretet jetzt die junge Flur,
Und betet freudig an vor dem geweihten Schleier:
Es iſt die Brautnacht der Natur.

Begrüßt den Mai mit einem höhern Liede,
Und mit des Jubels Reihentanz:
Auf unſer Vaterland blickt wieder goldner Friede
Mit Oehlzweig und mit Waizenkranz.

Der Schwefelhauch, der wie die Peſt verzehrte,
Verliert ſich wie ein Fiebertraum;
Der Eiſenzug des Kriegs, der Hain und Flur ver-
heerte,
Macht nun dem Pfluge wieder Raum.

Schon pflügt das Roß, das sonst am Feuerschlunde
Laut brausend zum Verderben zog,
Und Fleiß und Eintracht gehn nun freundlich in dem Grunde,
Wo jüngst des Kampfes Donner flog.

Verlaß uns nicht, wohlthätigster und bester
Der Genien, verlaß uns nicht,
Und zieh das schöne Band mit jedem Tage fester,
Das Brüder sanft an Brüder flicht.

Daß nicht mit Spott der Willkühr blinde Schergen
Die Saaten vor der Blüthe mähn,
Und mit der Schanzart nicht auf unsern Traubenbergen
Verwüstend auf und nieder gehn;

Daß die Vernunft der Gottheit Tempel ziere,
Und Weisheit, die zum Glücke lenkt,
Und nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit regiere,
Bei Freiheit, die mit Segen tränkt. —

Dort glühn sie auf die Myriaden Sonnen:
Wer zählt die Zahl und mißt den Lauf?
Wer zeigt uns rythmisch an, wie sie die Bahn begonnen,
Und löst den Labyrinthgang auf?

Ich möchte jetzt die Schranken niederschlagen,
Die die Natur für mich noch zieht,

Mich mit vermeßnem Schritt ins die Geſtade wagen,
Wo man die Welt im Urliche ſieht.

Mein Auge ſtürzt durch Herſchels tiefſte Ferne,
Wo kaum noch unſre Sonne graut,
Und findet dort auf einem Nebelſterne
Das Unermeßliche gebaut.

Und trunken ſinkt das Ohr mit Filomelen,
Zurück in eine ſüße Ruh,
Und hört in ihrem Lied der Harmonie der Seelen
Im großen Mai der Geiſter zu.

Seume.

III.

Die neue Philoſophie in der Medicin.

Ein Fragment.

Von H. M. Marcard *).

Ich nahe mich mit allen den Gefühlen, welche die Sache erregen muß, unſern erhabenen philoſophie-

*) Das Folgende iſt ein Abſchnitt aus einem nächſtens zu publicirenden Werke des Hn. Leibmedikus Marcard in H. T. M. Julius 1801.

schen Aerzten, die ihre groſse Weisheit rasen macht, die Unsinn treiben, indem sie Licht, und Aufklärung vorwenden.

Wir wollen eine kurze Uebersicht ihrer Thaten nehmen, um alsdann beurtheilen zu können, ob wohl die gesunde Vernunft der englischen Aerzte eine solche Einführung der Metaphysik in die Arzneiwissenschaft dulden würde. Wir wollen sehen, ob in dieser Hinsicht die teutsche Heilkunst Ursach habe, sich so sehr zu erheben, und ob aus diesem Grunde unsre Schriftstellerei die englische übertreffe. Ich fürchte, diese philosophische Epoche, richtig gewürdigt, wird für uns sehr demüthigend werden.

Wenn man lange genug gelebt hat, um das Getreibe der Menschen, der Philosophen wie der Gaukler, zu beobachten; wenn man nicht mehr so leicht sich vom Scheine blenden läßt, oder Dinge um ihrer Seltsamkeit willen erheblich findet: so kommt man dahin, nur das zu schätzen was nützbar ist. Man findet es alsdann nicht so interessant mehr, welchen

Oldenburg, welches den Titel führt: über das Leben und die Verdienste des ehemaligen Göttingischen Lehrers, Philipp Georg Schröder. Mit Rücksicht auf die neueste Medizin.

Gang eine Unterſuchung nimmt, als wohin ſie führt. Und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wie ſchwindet alles zuſammen, was die neue philoſophiſche Medicin darbietet! Oder will man etwa dieſe ſeynſollende philoſophiſche Behandlungsart medicinischer Gegenſtände blos als Verſtandesübungen angeſehn wiſſen? Das mag, wenn die Uebungen vernünftig ſind, für ein gewiſſes Alter angehn; aber ich hoffe, man werde zulaſſen, daß es eine Zeit im menſchlichen Leben gebe, wo es erlaubt ſey, keine Luſt mehr zu dergleichen Verſtandesübungen zu haben, und wo auch das Bedürfniß dazu nicht mehr vorhanden iſt. Wird dieſes anerkannt, ſo verdienen doch wahrlich die hochfahrenden Tironen eine Correction, die ſeit einigen Jahren ſo vorlaut ſich eine Art des Tribunals in der Arzneiwiſſenſchaft anmaaßen, die das Studium ihrer, in die ſchwerfälligſte Kantiſche Sprache, Styl und Terminologie gehüllten Spekulationen und Spitzfindigkeiten jedem Arzte für unerläſſig erklären. Sie wollen kaum zugeben, daß ein Arzt noch einiges Verdienſt haben könne, der kein Gefallen an ihren philoſophiſchen Gaukeleien und Hirngeſpinnſten findet. Sie meinen wohl etwas recht Herabſetzendes zu ſagen, wenn ſie irgend einem den Vorwurf machen, er verſtehe ſie nicht, und bedenken nicht, daß man ſie nicht verſtehen mag. So weit iſt die geſunde Vernunft noch nicht von den Teutſchen gewichen, daß ſie hoffen dürfen, lange in dieſem Tone fortzufahren, wenn

wie gleich den Engländern in soferh nachstehn, daß dergleichen unter ihnen nicht einmal aufkeimt.

Seitdem Herr Kant seine metaphysische Kunstsprache eingeführt hat, hört man von jedem jungen Gelehrten, der sich einigermaßen etwas dünkt, nichts anders als diesen philosophischen Jargon; und diese Narrheit hat man nun auch angefangen, in die Medicin überzutragen. Mir, der ich einen Werth darein setze, eine allgemein verständliche Sprache zu reden, wiederfährt es daher zuweilen, daß junge Weltweise, oder junge Aerzte, die sich für Weltweise halten, wenn ich etwas mit ihnen zu sprechen habe, meine einfache Rede in ihre Terminologie übersetzen, und sie auf diese Weise wiederholen. Dieses ist eine Manier, um auf eine gracieuse Weise zu erkennen zu geben, daß man das Gesagte verstand, aber vielleicht auch manchmal eine höfliche Art, seine Superiorität zu zeigen. Man muß, durch vielen Umgang mit Menschen aller Art, sehr an ihre Thorheiten gewöhnt seyn, um bei solchen Gelegenheiten nicht zu lachen.

Im Anfange der Periode des metaphysischen Wahnsinns hoffte ich, daß wir wenigstens in der Medicin damit verschont und bei gesunder Vernunft bleiben würden, und ich bin jetzt mehr wie jemals dafür, sie festzuhalten, oder, wenn es möglich ist, sie eiligst zurück zu rufen. Die Menschen haben sich untereins

ander zu allen Zeiten mit der ſchlichten Vernunft, und einer gewiſſen darauf gebauten praktiſchen Philoſophie, ohne alle das neumodiſche Seiltanzen des Verſtandes, ſo gut verſtanden, daß es unerlaubt iſt, ſeine ſo leichtſinnig zu verlaſſen. Wo man die geſunde Vernunft gewähren ließ, da war man vor Misverſtand ſicher, ſo lange nur keine Leidenſchaften ins Spiel kamen, gegen welche leider! die neue Philoſophie, wie man an unſern modernen Philoſophen ſieht, auch nicht ſchützt. Wenn ehemals von Moral geſprochen wurde, von Religion, von Pflichten, ſo wußte Jedermann, was darunter zu verſtehen ſey, und die Beſſern bezeugten, wenigſtens äußerlich, eine, im Ganzen ſehr heilſame, Achtung davor. Seitdem die Königsbergiſche Philoſophie, dieſe Kunſt das Bekannte fremd, das Leichte ſchwer, das Klare dunkel zu machen, bei uns Wurzel gefaßt, und eine Menge, ſonderlich junger Köpfe, mit Rauch angefüllt hat, iſt eine neue babyloniſche Verwirrung entſtanden. Die vor der geſunden Vernunft ausgemachteſten Wahrheiten werden in Zweifel gezogen; man verſteht ſich nicht mehr über die gemeinſten Dinge; man verſteht ſich ſelbſt nicht, vielweniger alſo einer den andern. Immerhin möchten die Philoſophen unſrer Zeit in ihrem Fache raſen wie es ihnen beliebt, und dies Operationen der reinen Vernunft nennen; immerhin möchten dieſe engen Köpfe in der Eitelkeit und Thorheit ihrer Herzen ſich einbilden, daß ihr

Unſinn, dasjenige was ihr Geiſt ſeht, wie ſie lächerlich ſagen, in weniger als einem Menſchenalter, die Grundſätze des Denkens und Handelns der ganzen Welt abgeben werde: ich fühle keinen Beruf ihnen zu widerſprechen. Sie mögen bis an das Ende der Tage ſich über die Grundlagen ihrer Philoſophie, wenn ſie nicht früher weggelacht iſt, herumſtreiten, ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber die Einführung einer ſolchen Philoſophie in die Medicin betrift mich näher, und ich werde mich immer dagegen auflehnen. Alles was bisher in der Medicin Gutes geleiſtet iſt, danken wir der geſunden Vernunft, und ihren Antipoden, den Metaphyſikern, die ſich ein ſolches Anſehen geben, gar nichts. Ich werde daher immer wünſchen und bitten, daß wir in der Arzneikunſt bei geſunder Vernunft bleiben.

Als ein alter ausübender Arzt bin ich befugt, auf den groſſen Endzweck unſrer Wiſſenſchaft zurückzuſehn und zu fragen: wie ſteht es um den Zuſammenhang alles eures Geſchwätzes, aller eurer lächerlich ſogenannten haltbaren Grundſätze, mit der Ausübung der Arzneikunſt, was haben wir dadurch gewonnen, und was können wir dadurch gewinnen? Oft habe ich mir Mühe gegeben, die unverſtändlichen und verworrenen, mehrentheils in bloſſe Spitzfindigkeiten auslaufenden Speculationen nach dem modernen Schnitt, mit Aufmerkſamkeit bis an das Ende

zu verfolgen, um mich von ihrem Werthe zu überzeugen. Wenn ich mich dann fragte, was habe ich gelernt, was läßt sich von diesem allem anwenden und gebrauchen? so sah ich mich voll Unzufriedenheit mit leeren Händen und hatte Zeit und Arbeit verlohren. Entweder war die Ausbeute nichts, oder ich befand mich auf dem Wege zu nachtheiligem Irrthum, und bedauerte diejenigen, welche dagegen nicht genugsam verwahrt sind, oder sah mich am Ende alles Weges ohne weitere Faden, ohne allen Uebergang zu einer brauchbaren und nützlichen Anwendung.

Mit Unwahrheit geschieht es daher, wenn diese medicinischen Philosophaster behaupten, die Arzneiwissenschaft habe, in den letzten Zeiten durch ihren Vorschub, Fortschritte gemacht. Aber sie gehen noch viel weiter. Kühnlich behaupten sie, wir haben bisher noch gar keine Arzneiwissenschaft, kaum eine Arzneikunst gehabt, und sagen dann gerade heraus, sie seyen gekommen, um uns jene zu geben. Sie beklagen uns, die Medicin sey bisher nur ein verworrener Haufen einzelner Sätze, welche die Erfahrung zusammen getragen habe, und wovon wir keinen Grund anzugeben wüßten. Noch sey sie auf keine feste, und, wie man jetzt allerwärts so läppisch sagt, haltbare Principien gebauet, und man müsse ihr diese jetzt geben. Alsdann werde sie unerschütterlich und unveränderlich seyn, und wir werden uns Aerzte

Kenntniß der Natur bei einem gegebenen Falle, nur so und nicht anders handeln können. Nach einigen von unsern erhabenen Weltweisen, haben sich Kant und Brown glücklich getroffen, um die Erhöhung unsrer Kunst zu einer Wissenschaft zu bewürken, und der verächtlichen Empirie ein Ende zu machen. Andere aber erwarten von der Vereinigung des Glanzes der neuen Chymie mit Kants metaphysischem Fackelschein das helle Tageslicht, dessen die Medicin bedürfen soll *). Der Gedanke ist groß und die Aussicht reizend. Wenn das Werk vollendet seyn wird, so darf inskünftige der Arzt nur sein System, das ihm diese elenden Schwätzer aufzustellen versprechen, wohl fassen, und er wird allezeit aus festen Grundsätzen in jedem Falle handeln können, ohne zu zweifeln oder zu wanken. Es kann da nur eine Regel geben, wie es nur eine Wahrheit giebt, die unsre jungen Meister uns, nicht durch eine magische Wünschelruthe, sondern durch das nie irrende Licht der Metaphysik, finden zu lehren versprechen.

Freilich, wenn man aus Wissenschaft ein Ding macht, wie es auf der Erde nicht giebt und nie geben kann, so haben wir noch keine Arzneiwissenschaft, und

*) Die Beurtheilung der Lehre Browns und seiner geschwätzigen Jünger teutscher Nation, geht in dem Werke selbst vor diesem Abschnitte her.

Meiſter über ſeine Leidenſchaften, welche von Natur nicht heftig waren; frey von allen Arten der Sorgen, und in den Tumult der Geſchäfte ſelbſt niemals verwickelt, war es ihm nicht ſchwer, ſich immer in dieſer Heiterkeit des Geiſtes, und in dieſer Ruhe des Gemüths zu erhalten, welche die Grundzüge von dem Character eines weiſen Mannes ausmachen. Er hatte ſeine ſchönſten Jahre zu Athen in dem Umgang mit Socrates und den gröſten Männern dieſes berühmten Zeitalters zugebracht; die Euripiden und Ariſtophane, die Phidias und die Polygnote, und (die Wahrheit zu ſagen) auch die Phrynen, und Laiden. Damen, an denen die Schönheit die geringſte ihrer Reitzungen war, hatten ſeinen Witz gebildet, und jenes zarte Gefühl des Schonen in ihm entwickelt, welches ihn die Munterkeit der Grazien mit der Severität der Philoſophie auf eben dieſe unnachahmliche Art verbinden lehrte, die ihm den Neid aller philoſophiſchen Mäntel und Bärte ſeiner Zeit auf den Hals zog. Nichts übertraf die Annehmlichkeit ſeines Umgangs; niemand wußte ſo gut wie er, die Weisheit unter der gefälligen Geſtalt des lächelnden Scherzes und der guten Laune in ſolche Geſellſchaften einzuführen, wo ſie in ihrer eignen Geſtalt nicht willkommen wäre. Er beſaß das Geheimniß, den Groſſen ſelbſt die unangenehmſten Wahrheiten mit Hülfe eines Einfalls oder einer Wendung erträglich zu machen, und ſich an dem langweiligen Geſchlechte der Narren und Gecken, wovon die Höfe der (damaligen) Fürſten wimmelten, durch einen Spott zu rächen, den ſie dumm genug waren,

mit

werden auch sicherlich durch diese Weltweisen — keine erhalten. Aber bildet sich denn diese Schule ein, man werde sichs von ihr gefallen lassen, daß sie Worte und Begriffe wechseln und ändern dürfe nach Belieben, wenn sie damit aus ihrer philosophischen Gaukeltasche spielt? Doch man muß weiter gehn und betrachten, wie diese philosophischen Welterlöser sich herausziehn, wenn es nun darauf ankommt, ihre Versprechen zu erfüllen, nachdem sie ausdrücklich versprochen haben, die Verhältnisse des Menschen zur Natur festzusetzen! Um die Absurdität dieser Scribenten recht lebhaft einzusehn, muß man ihre eignen Worte hören. Sie sagen unter andern:

„Teutsche Aerzte von anerkanntem (?)
„Scharfsinne, hätten mit dem zu diesem Geschäfte
„te erforderlichen (?) philosophischen Geiste
„es unternommen, die ersten Grundsätze, auf die
„sich die Arzneiwissenschaft stützen müsse, einer
„Revision zu unterwerfen, und dadurch den Grunds
„stein zu einem künftigen haltbaren unerschüt-
„terlichen Lehrgebäude der Arzneiwissenschaft zu
„legen. Nach unendlichen Verirrungen war dies
„ses unsern Zeiten vorbehalten.“ ——

Was das für Jactanzen dieser elenden Großsprecher sind! Doch wir hören sie weiter, wenn sie schreiben:

„Große Phyſiologen (etwan ein neuer Haller)
„haben mit den ſcharfſinnigſten Beweiſen
„(alſo mit lauter Raiſonnirn) dargethan, daß
„alle Erſcheinungen, die man beim geſunden und
„kranken organiſchen Körper beobachtet, in der
„Miſchung und Form der organiſchen Materie ihr
„ren Grund habe. Und im Gefolge dieſer (ers
„ſtaunlichen aber unwahren) Entdeckung fange
„man allmählig an, den menſchlichen Körper aus
„ganz andern Geſichtspunkten zu betrachten, und
„es eröffnen ſich in der Arzneikunde ganz neue
„Ausſichten (welche denn?), und noch unbebaute
„Felder ſtellen ſich dar.“

„Iſt es möglich, ſolches an Form und Miſchung erbärmliches und doch ſtolzes Geſchwätz zu leſen, ohne unwillig darüber zu werden, und wird es für irgend einen vernünftigen Leſer nöthig ſeyn, die Eitelkeit deſſelben zu zeigen? Mir deucht, es ſpricht genug für ſich ſelbſt.

Doch wir müſſen weiter hören, wie denn nun dieſe Philoſophen die verſprochene große Sublimation der Arzneiwiſſenſchaft bewerkſtelligen. Wer Zweifel hegt, daß die Medicin eines ſolchen Grades von Vervollkommung fähig ſey, wie ihr dort verſprochen wird; wer nicht geneigt iſt, jeder Behauptung und jedem Verſprechen philoſophiſcher und unphiloſophiſcher Char-

stände zu glauben, dem ist die Frage sehr natürlich: wie soll denn das alles geschehn? Hierauf wird nun statt einer vernünftigen, verständlichen und brauchbaren Antwort folgendes Recept zur Composition unserer neuen vollkommenen practischen Medicin gegeben:

„Man leite die Heilung aus den Gesetzen der „körperlichen, die Kenntniß zu heilen aber aus „der denkenden Natur ab, verbinde die Resultate dieser Deduction zu einem Ganzen nach ihrer „gesetzmäßigen Unterordnung: so muß die Heilung in ihrer möglichsten Vollkommenheit erreicht werden."

Da haben wirs! Das ist nun das große Fundament der medicinischen Reformation; wer darauf bauet, der kann sich nun zur höchsten Stufe eines vollkommenen Arztes erheben. Es heißt dann weiter:

„Wenn und wie weit das denkende Wesen im „Stande ist, den Zustand des Körpers im Raum „und in der Zeit mittelbar oder unmittelbar zu „bestimmen und zu verändern: in sofern hängt „auch die Heilung des Körpers von der denkenden „Natur ab."

Aber ist es nicht eine Schande für die teutsche Arzneikunst, daß solcher Unsinn nicht blos geschrieben und gedruckt, sondern wiederholt, gepriesen, und bewundert wird! So was heißt man unter uns, wenn

man unsern groſsen philoſophiſchen Aerzten glauben will, — Philoſophie.

Je weiter dieſe philoſophiſchen Windbeutel ins Specielle gehn, deſto mehr kommt ihre Blöſse hervor. Indem ſie uns über Krankheit belehren wollen, ſo ſchwatzen ſie freilich über Materie, Form und Miſchung rund um die Sache herum. Aber dann erfährt man, daſs ſie die Verhältniſſe des Menſchen zur Natur erſt noch feſtſetzen wollen, und endlich wird man vorläufig damit abgeſpeiſet, daſs man uns ſagt:

„Es giebt einen Zuſtand, in welchem der Menſchenkörper die geſunden Lebens-Aeuſserungen „nicht zeigt, und dieſer Zuſtand wird in ſubjectiver Rückſicht ein kranker Zuſtand genannt.“

Was das für ſtupende Wahrheiten ſind! Wenn man nicht geſund iſt, ſo iſt man krank. Wie tief unſere neuen philoſophiſchen Aerzte in die Natur blicken! Am allerlächerlichſten aber iſt es, wenn es am Ende heiſst:

„Da wir um Krankheiten kennen zu lernen, „nicht von der Organiſation ausgehn können: ſo „müſſen wir wahrnehmen. Eben derſelbe Fall „tritt auch bei unſern Heilmitteln ein, bei denen „wir eben ſo wenig von der Miſchung und Form „ausgehn können.“

Dann sind ja aber unsre großen philosophischen Aerzte leidige Tröster! Dann hilft uns ja ihr ganzes Geschwätz zu nichts. Wir stehn alsdann ja noch auf dem nemlichen Fleck, wo wir vor ihnen waren: wir müssen beobachten, erfahren, und damit fällt dann ihr ganzes Gebäude ja zu Boden, und ihre ganze so mächtig angekündigte Lehre a priori ist dadurch von ihnen selbst weggeblasen.

Sonderbar, daß sie sich selbst auf diese Weise ihr Urtheil sprechen müssen. Sie gestehn es also doch selbst ein, was schon der alte Baglivi so wahr sagt: Medicina non ingenii humani partus est sed temporis filia. Die Erfahrung, allein die Erfahrung ist Mutter der Arzneiwissenschaft.

Soll ich schon ablassen, die Lächerlichkeit unsrer philosophischen Schwätzer zu zeigen? Thorheiten, die nicht bloß mit solcher geckischen Einbildung, sondern mit so viel Arroganz, mit wahrer Insolenz getrieben werden, kann man nicht zu scharf durchnehmen.

Man traut kaum seinen Augen, wenn man sieht, daß eben diese Philosophen, die sich gezwungen sehn, der Erfahrung sich in die Arme zu werfen, vorher noch erst recht ernsthaft fragen:

„Ob es auch eine Erfahrung in der „Medicin gebe?"

und dann dieselbe weitläuftig ventiliren und aus den ersten Principien menschlicher Einsicht, wie sie vorgeben, beantworten. Eine andre Frage, die eben so müßig und eben so kindisch ist, sehe ich mit eben der Gravität behandelt. Es ist diese:

„ob auch überhaupt Heilung möglich sey?"

Wozu soll es nützen, solche Fragen durch weitläuftige, schwerfällige und hochtrabende Demonstrationen zu beantworten, und eine dunkle Terminologie dabei auszukramen, da die gesunde Vernunft darüber so kurz und so bündig entscheidet? Wer mag sich ohne allen Nutzen in den abstrusen Regionen des Raums und der Zeit herum führen lassen, von welchen der Metaphysicus zwar mehr träumt, aber nicht mehr weiß, als wir andern, damit man zuletzt dahin gelange, wohin man auch ohne alle diese Umwege kommen kann? Hätte der Philosoph die Fragen verneinend beantwortet, so wäre er doch gewiß von jedem vernünftigen Menschen für einen Narren gehalten. Denn den Aussprüchen der gesunden Vernunft muß sich doch am Ende ein jeder unterwerfen, auch die stolzesten Philosophen, Jünglinge, Männer und Greise. Unsre Philosophen verneinen die Frage nicht, sondern bejahen sie. Aber was haben wir nun durch ihre Demonstrationen gewonnen? Wissen wir es nun besser, daß es Erfahrung gebe, und daß man Krankheiten heilen könne?

Wenn das wäre, so wird auch noch gewiß einer von diesen Aster-Philosophen kommen, der uns durch eine Demonstration gründlicher überzeugt, als wirs bisher wären, daß es am Tage helle sey.

Wir müssen dieses lächerliche Unwesen aus der teutschen Medicin verbannen! und das wird auch gelingen, wenn die Sache nur erst auf eine gehörige Weise angegriffen wird. Der Schwindel wird vorübergehn, und die gesunde Vernunft, wie gewöhnlich nach kleinen Interregnis, ihre uralte Herrschaft wieder antreten. Dann wird man es einsehn, daß der ganze Unfug von jungen Leuten angestellt war, die sich schnell, ohne noch reelle Verdienste haben zu können, ohne dazu weder Gelehrsamkeit noch Erfahrung zu brauchen, ein Ansehn von Wichtigkeit geben wollten. Es ist freilich leichter, sich da auf sein Kämmerlein hinsetzen, seinen Einbildungen einen philosophischen Anzug geben, und ein Buch schreiben, als der Natur die Wahrheit abfragen. Mit welcher Mühe, Aufmerksamkeit, Genauigkeit, Kosten und Zeitaufwande, kommt man hiermit oft nur kleine Schritte vorwärts, indessen jener Ballen beschrieben hat! Doch könnte man ihnen ihr Speculiren gern gönnen, wenn sie es mit Bescheidenheit trieben. Aber es ist gar zu arg, wenn sie trotziglich behaupten: sie allein seyen auf dem rechten Wege, und alle andern sähen nichts, als nur bei dem Lichte, was sie gebracht hätten, oder noch anzünden würden.

Kühnlich will ich gegen diese Großprahler beweisen, daß sie gar nichts in der Medicin geleistet, wohl aber darin viel Nachtheil und Schaden gestiftet haben. Sie wollen sich zwar im Großen und Allgemeinen wichtiger Dinge rühmen, und neue Fundamente sollen von ihnen gelegt seyn; aber wie es damit beschaffen ist, zeigt das oben Angeführte. Gehen wir nun näher ins Detail, und sehen die Reihen von Krankheiten einzeln durch, um zu untersuchen, worin sie etwas gebessert haben, so findet sich auch nicht das Geringste, was zu ihrem Vortheil spricht. Im Gegentheil, es ist erweislich, daß durch die neuen Theorieen und die darauf gebaueten Systeme, Irrthümer gegründet werden, daß man Krankheiten mit einander vermengt, die eine gesunde Beobachtung seit langer Zeit von einander abgesondert hatte, daß man hingegen distinguirt, wo für den Gebrauch nichts zu distinguiren war, daß man durch dieses alles zu Methoden führt, die fehlerhaft sind. Wie manche gegen alle gute Erfahrung streitende Verfahrungsarten hat man nicht aus den neuen Theorieen herleiten wollen, von welchen ihre Erfinder und Verfechter auch schon durch üble Folgen belehrt, zurückkehren mußten. Wenn man sonst diese Leute sprechen hört, ohne sie aus eigner Erfahrung zu übersehn, so sollte man glauben, Niemand verstehe so gut zu heilen wie sie. Aber man muß sie beobachten, wenn sie handeln sollen. Dann fällt es in die Augen, wie stümperhaft wankend

sie gehn, wie unfest bey jedem Schritte und wie ihre Theorie sie jeden Augenblick im Stiche läßt. Bey solchen Gelegenheiten fühlt man Superiorität, und hätte Anlaß ihnen die Verachtung wieder zu geben, die sie gegen Alles, was nicht von ihrer Lehre ist, affectiren. Und geradezu werfen sie den Aerzten, welche die theoretischen Versuche der Neuern gering achten, vor, sie wollten nichts anders seyn als empirische Künstler.

Wenn man länger als dreyßig Jahr eine Wissenschaft mit Fleiß und nicht ohne Erfolg übte, wenn man ohngefähr die größten Aerzte seiner Zeit in der Nähe gekannt, wenn man ohngefähr beobachtet hat was menschliche Kräfte zu Besiegung der Krankheiten vermögen, und denn dabey noch etwas mehr von der Welt gesehen und erfahren hat als mancher andere: so wirds man doch nicht schuldig seyn sollen, sich von dem theoretischen Geschwätze und den Jattanzen junger Leute überwältigen zu lassen, sich vor ihnen zu beugen und ihnen alles zuzuglauben was sie wähnen oder in die Welt hinein schreiben? Ich dächte sogar, ein größer Unwille über solches Benehmen wäre gerechtfertigt, und es sey in demselben erlaubt zu fragen: Semper ego auditor tantum?

Doch ist im Grunde das Thun dieser Leute mehr lächerlich als empörend. Wenn sie auf ihren metaphysischen Stelzen eine Weile um unsre Wissenschaft herum

gestolpert sind, und uns dann mit Worten abfinden wollen: wenn sie selbst gestehn müssen, daß sie auf ihrem Wege nicht ins Innere der Wissenschaft eindringen können, so stellen sie alsdann ein künstliches Luftgebäude auf, sich dahinter zu verstecken. Dieses in Nebel von dunkler scholastischer Terminologie und Schulgeschwätz eingehüllte Werk, behaupten sie dann in hochtrabenden und stolzen Versicherungen, enthalte alles was unsrer Wissenschaft zur Vollendung und Vollkommenheit noch fehle. Wenn nun ein Vorübergehender über dieses öffentlich ausgestellte Kunstwerk sich etwan dahin äußert, daß das Fundament nichts tauge und den Bau nicht tragen könne, oder es fehlen darin die nöthigen Lichtöfnungen, folglich das Licht, oder das Dach hänge schief und werde fallen; so tritt der Baumeister mit zorniger Geberde hervor und sagt mit unartigen Worten dem Tadler: er müsse einen Fehler des Gesichts haben, denn er sehe ganz unrecht und es seyen keine Mängel da. Die Antwort ist dann gewöhnlich: der Baumeister müsse stockblind seyn, denn ein solches Gebäude könne niemand aufführen, der nur einen Strahl von Licht sehe. Sie haben in der Regel beide recht, denn beide stehn im Dunkeln.

Aber entscheide ein vernünftiger Mensch, was können Dinge werth seyn, welchen Nutzen können sie einer Wissenschaft bringen, die so subtil oder so dunkel, kurz so schwer zu sehn sind, daß die Philosophen selbst,

mit dankbarem Lächeln für Beyfall anzunehmen. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, und die Kenntniß, die er von allen Arten des Schönen besaß, machte, daß er wenige seines gleichen hatte, wo es auf die Erfindung sinnreicher Ergötzlichkeiten, auf die Anordnung eines Festes, die Auszierung eines Hauses, oder auf das Urtheil über die Werke der Dichter, Tonkünstler, Mahler und Bildhauer ankam. Er liebte das Vergnügen, weil er das Schöne liebte; und aus eben diesem Grunde liebte er auch die Tugend. Aber er mußte das Vergnügen in seinem Wege finden, und die Tugend mußte ihm keine allzubeschwerliche Pflichten auflegen; dem einen oder der andern seine Gemächlichkeit aufzuopfern, so weit gieng seine Liebe nicht. Sein vornehmster Grundsatz, und derjenige, dem er allezeit getreu blieb, war: Daß es in unsrer Gewalt sey, in allen Umständen glücklich zu seyn; des Phalaris glühenden Ochsen ausgenommen; denn wie man in diesem sollte glücklich seyn können, davon konnte er sich keinen Begriff machen. Er setzte voraus, daß Seele und Leib sich im Stande der Gesundheit befinden müßten; und behauptete, daß es alsdann nur darauf ankomme, daß wir uns nach den Umständen richten; anstatt, wie der grosse Hauffe der Sterblichen, zu verlangen, daß sich die Umstände nach uns richten sollen, oder ihnen, zu diesem Ende Gewalt anthun zu wollen. Von dieser sonderbaren Geschmeidigkeit kam es her, daß er das viel bedeutende Lob verdiente, welches ihm Horaz giebt: „Daß ihm alle Farben, alle Umstände des günstigen

Menſchen, die ſich einer dem andern mit dem Prädicat tiefſinniger Denker verehren, ſich darüber einander das Geſicht abſprechen? Was ſollen nun noch andre hier ſehn, die nicht einmal die metaphyſiſche Fackel zu Hülfe nehmen können?

Es ſollte mir leid ſeyn, wenn jemand mit Recht mir vorwerfen könnte, ich thue der Sache zu viel, und es ſey nicht ſo arg mit unſern neumodiſchen Philoſophen im Aesculap. Man kann nicht mehr von mir verlangen, als daß ich ſie durch ihre eigenen Worte verurtheilen laſſe. Wenn das was ich von einem dieſer medicinisch-philoſophiſchen Gaukler jetzt anführen werde, vor dem Richterſtuhle der geſunden Vernunft zu verantworten ſteht, ſo will ich gern unrecht haben.

In einer ſogenannten Deduction des lebenden Organismus als des Objects der Arzneykunde, die vom Anfang bis zu Ende ſo beſchaffen iſt, wie die folgende Probe, heißt es an einer Stelle ſo:

„Zweytens liegt in ihr (der Sphäre) der Ausdruck „eines Begriffs (Zweck): denn die freye Reflexion, „welche Begriffe bildet, den Stoff trennt, ausſchließet, wird auch in ſich zurück getrieben, und „in ſo fern hat die Sphäre Ganze, welche ſich auf „die Theile beziehen: dieſe beiden Momente ſind aber „zugleich in einer und eben derſelben Sphäre ausgedrückt in einander verſchmolzen, und ſo iſt in der „Sphäre kein Theil anzugeben, welcher nicht ein

„Ganzes, und kein Ganzes, welches nicht ein Theil „wäre. Eine Sphäre, welche so geordnet ist, nen„nen wir ein organisches Natur-Produkt.

„Diese Sphäre gehört zur Sinnenwelt, „und wird als Object vorgestellt.

„Die freye Produktion geht über die Grenze hin„aus, und in so fern ist sie im Raume: sie wird zu„rück getrieben durch eine andere freye Production „an die Grenze, und in so fern wird sie angeschauet „als Größe, wie jedes andere räumliche Ding, „das zur Sinnenwelt gehört. Die freye Reflexion „geht innerhalb der Grenze, und in so fern ist sie „innerhalb der Zeit: sie wird ebenfalls zurück ge„trieben durch andere freye Reflexion an die Grenze, „und in so fern wird sie empfunden als Realität, wie „jedes andere Zeitwesen in der Sinnenwelt. Diese „beiden zurückgetriebenen freyen Handlungen schmel„zen in einander, jetzt erst werden sie durch einander „angehalten und eingeschränkt, und es entsteht eine „begrenzte Größe, eingeschränkte Reali„tät: die Synthesis von Größe und Realität ist „Substanz, und in so fern wird jede Sphäre vor„gestellt als Substanz: die Synthesis von Ver„grenzung und Negation ist Ursache, und in so fern „wird die Sphäre vorgestellt als Ursache. Substanz „und Ursache vereiniget giebt die Vorstellung von „Wechselwürkung, und jetzt ist in der Sphäre

„ein bestimmtes Objekt, Erscheinung,
„Würkung, Accidenz möglich, und sie ist
„Gegenstand der Erfahrung, wie alles übrige in
„der Sinnenwelt. In dieser Rücksicht nennen wir
„die Sphäre unsern materiellen Leib, welcher mit
„den obigen Folgerungen zusammen genommen, als
„organisches Naturprodukt erscheint. Dies
„ses ist die Deduction des Organismus —
„Aber der Organismus lebt, und dieses erfordert
„noch weitere Bestimmung . . . .

Doch wir wollen ihn leben lassen und abbrechen, damit wir auch leben mögen. — Was doch für unsinnige Dinge in dieser Sinnenwelt getrieben werden!

Unsre neumodischen Philosophen müssen es freylich selbst am besten wissen, wohin ihre Weisheit führt, und wo sich dieselbe an die Arzneywissenschaft anschliessen soll; man muß sie daher zum wenigsten doch hören, wenn sie behaupten:

„Daß der wissenschaftliche Arzt die höchsten Prin„cipien seiner Kunst nur in (ihrer Philosophie) auf„finden, der practische aber ohne eine richtige und
„(à la Kant) geübte Denkkraft, zwar Arzeneyen
„verordnen, aber nie die Ansprüche der Ver„nunft (welche Insolenz!) an seine Heilmethode
„befriedigen werde."

Man muß sie ferner auch hören, wenn sie sagen:

„Um die Principien der zur Heilkunde nöthigen „Kenntnisse um so leichter aufzufinden, ist es nöthig, „den ganzen Umfang des Wissens und Könnens nach „(Kantischen) Principien aufzusuchen, und dann „die allgemeinen Grundsätze über Wissenschaften, die „zu practischen Zwecken bestimmt sind, vorzulegen —"

und dann, um die Sache recht weitläuftig zu machen, und bey der Bildung des Arztes ab ovo anzufangen, noch hinzu fügen:

„Um den Umkreis des Wissens und Könnens nun „systematisch zu erforschen, müssen wir diese Prin„cipien nach den Geisteskräften und deren Umfang „bestimmen."

Wenn ich es wagen darf, gegen die großen weisen jungen deutschen Aerzte, die uns alle, alt und jung, auf eine solche Weise in die Schule zu nehmen sich entschlossen haben, meine Stimme zu erheben: so würde ich geradezu behaupten: eine solche Philosophie wie die ist, wovon hier Proben gegeben sind, sey dem Arzte ganz unnütz, und fördere ihn nicht mehr, als wenn er sich zu seinem Studio durch Geschicklichkeit im Tanzen, Fechten oder Hobeln vorbereite. Ich kann irren, aber ich glaube der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, wenn ich annehme, daß ein sehr großer Arzt gedenkbar sey (versteht sich von einer begrenzten Größe und eingeschränkten Realität), der

von dem ganzen oben angeführten Kantisch-metaphyſiſchen Gallimathias, das man eine Deduction nennt, keine Zeile verſtände, oder zu verſtehn Luſt hätte. — Am wenigſten ſollten dieſe Leute von Vernunft ſprechen die ihnen ſichtbarlich fehlt. Es kann ihnen hie und da gelungen ſeyn den Verſtand zu verwirren, aber die Vernunft wird für ſie auf ſolchen Wegen unerreichbar bleiben.

Unſre mediciniſchen Philoſophen glauben oder geben wenigſtens vor, ſie hätten die apices der Arzneywiſſenſchaft, vermittelſt der von ihnen ſelbſt lächerlich genug ſogenannten von vornigen Philoſophie, würklich entdeckt, oder gar ſchon erſtiegen. Führten aber auch dieſe Gipfel in der That zuletzt, welches ich leugne, zu nützlichen Ausſichten, wie wenige würden ſie erklimmen. Wenige Köpfe, die doch brauchbare Aerzte werden könnten, haben Anlage, Beruf und Luſt zu ſolchen Speculationen. Oder wollen vielleicht am Ende unſre Philoſophen das Heiligthum als eine diſciplinam arcani, acroatiſch für ſich behalten, und wollen den Profanen draußen davon exoteriſch zukommen laſſen, was ſie ihnen dienlich achten, und was ſie dieſen Unmündigen als verdauliche Koſt zubereitet haben? Aber ich erwarte nichts von Händen die ſo ſehr den Ort verfehlen wo ſie ſuchen ſollten. Noch nie kam von ſolchen unfruchtbaren Gipfeln etwas Nutzbares. In ſolcher Höhe, auf ſolchen Klippen, den

phyſiſchen wie den metaphyſiſchen, herrſcht Kälte und Dürre; nie ſah ich in ſolchen Regionen Auen grünen oder Früchte reifen.

Wenn man nur ein Beyſpiel anführen kann, daß ein engliſcher Arzt der neuern Zeit ſich in dergleichen metaphyſiſchen Nonſens verwickelt und Gehör gefunden habe, wie ſo viele der unſrigen, ſo will ich alles zurücknehmen was ich hierüber gegen die deutſche Medicin geſagt habe. Wenn man einem Britten ſolches Zeug überſetzte und begreiflich machen wollte, ſo würde er ausrufen: metaphyſical Cant! und mit Verachtung ſich davon wegwenden. Die Schüler des Baco befolgen beſſer die Lehre ihres großen Vorgängers, als daß ſie ſich auf dergleichen unnützes Speculiren einlaſſen ſollten, und man kann unſern deutſchen Pſeudophiloſophen das goldne Wort deſſelben nicht oft genug wiederholen, wenn er ſagt: Talem intelligo philoſophiam naturalem, quae non abeat in fumos ſpeculationum ſubtilium, ſed quae efficaciter operetur ad ſublevanda vitae humanae incommoda.

Wer eine ſolche Behandlung unſrer Wiſſenſchaft philoſophiſch nennen will wie die iſt, welche jetzt in Deutſchland um die Medicin herum philoſophirt ohne hinein zu dringen, dem werde ich gern das letzte Wort laſſen. Mich eckelt mehrere Beyſpiele von der Abſurdität derſelben hier anzuführen, wovon man ganze

Bände und Hefte voll in den neuern deutschen medicinisch-philosophischen Büchern, Journalen und Magazinen findet, in welchen curieuse Liebhaber reichliche Befriedigung ihrer Neugierde suchen mögen. Ich kann mich nicht gewöhnen, Speculationen die uns um nichts weiter bringen, eine schwerfällige Terminologie die dunkel macht was helle war, Spitzfindigkeiten die nur Einfältige blenden, und Großprahlereyen mit dem schönen Namen der Weltweisheit zu beehren, die für mich der Inbegriff alles dessen ist, was den Menschen am meisten erhebt. Irre ich aber, und ist dieses wirklich Philosophie; so ist es leichter ein Philosoph zu seyn als ich meinte; denn unser ganzes junge medicinische Schriftsteller-Heer sind schon philosophische Aerzte wenn sie eben aus der Schule kommen. Ich will sie ferner gewähren lassen, nachdem ich einmal meine Meinung darüber gesagt habe; ich hätte auch hier nicht Raum um noch die Complication der Kantischen Schule mit der Brownischen und Antiphlogistischen zu berühren. Hier nur noch eine sonderbare und sehr auffallende Erscheinung.

Ich bin zwar kein Freund vom Travestiren oder Parodiren, und nach meiner Meinung stehn diese Künste auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Dennoch ist mir zuweilen eingefallen, daß wenn man die Sprache, den Ton und die Manier unsrer philosophisch-medicinischen Marktschreyer nachahmte, und auf ein

ganz planes, einfaches Sujet anwendete, dieses sehr lächerlich ausfallen und von guter Würkung seyn könnte.

Ehe ichs mich versehe, finde ich ein ganzes kleines Büchlein, welches von Anfang bis zu Ende so geschrieben ist, daß man kaum zweifeln kann, es sey als ein Persiflage unsrer medicinischen Kantianer gemeint, wenn gleich nirgends ausdrücklich zu erkennen gegeben ist, daß es Ironie sey.

Die Schrift von der ich hier rede, ist zu Frankfurt 1800 auf 120 Seiten gedruckt und führt den Titel: Der Werth der Anstalten gegen das Blatterübel, erwogen von Carl Wilhelm Nose.

Da ich hier nur einige Stellen daraus anführen kann, so muß ich zur Einleitung über die scheinbare Absicht dieses Buchs einiges voran schicken.

Unter den kleinen Eclipsen der Vernunft, an die wir in der deutschen gelehrten und schreibenden Welt von Zeit zu Zeit gewöhnt sind, erinnern wir uns auch an die, daß einige wohlmeinende Aerzte in den Winkeln von Deutschland getrost darauf los arbeiteten, alle Mächte von Europa unter einen Hut zu bringen, damit sie ein gradezu unmögliches Werk unternähmen und die Blattern ausrotteten. Ich sage nichts über die Anstalten, die sie dazu vorschlugen, aber das Ganze athmete den Geist eines gewissen philanthropis-

schen Dranges, welcher einst eine von den vielen Seuchen unsrer Schriftstellerey war, der aber schon seit einiger Zeit verschollen ist. Die Vorsehung scheint jetzt diese guten Wünsche auf einem ganz andern Wege erfüllen zu wollen, durch die, wenn es so fortgeht, viel versprechende Einführung der Kuhblattern; allein auf diese scheint Herr Rose noch nicht aufmerksam gewesen zu seyn, als er schrieb, und seine Demonstrationen betreffen blos die Ausrottung der Blattern durch die Policey. Er beschränkt sich daher, die beiden Mittel wider das Blatterübel oder die Pocken-Noth, die ihm bekannt waren, die Inoculation gegen die gänzliche Ausrottung abzuwägen. Er fängt damit an zuerst den Werth der Inoculation oder des Belzens zu betrachten, und führt dazu durch folgende Stelle S. 7 ein:

„Dem gemäß betrachte man das Belzen, — was in „der Folge wohl auf diesen Blättern nur durch B. „anzudeuten seyn dürfte, — mit allem davon abhängigen, als etwas das wirklich ist, ohne welches es „nicht gedacht werden kann, was es unter allen Umständen seyn und bleiben muß, wenn es überhaupt „für etwas (Reelles) gehalten werden soll, — als „ein Gegebenes oder als ein Quantum. Dadurch wird alles Zufällige oder Außerwesentliche davon abgesondert, jedes Nothwendige oder Eigenthümliche darin aufgenommen, und unbeschadet der „Gründlichkeit die oft undankbare peinliche Mühe

„überflüßig gemacht, jedes kleine, geſchichtliche oder „thatſächliche Ereigniß beym B zu kennen, oder „ſich daran zu erinnern. Es iſt denn genug, den „Inbegriff oder die Materie der Sache in ein fruchtvolles „volles Ganzes aufzufaſſen; und ob man wirklich „nach dieſer Fülle begriffen habe, folglich auch die „Sachen im Einzelnen verſtehe, das muß ſich ſchon „von ſelbſt aus der Manier oder Form ergeben, wor„in man ſie (dem Leſer) darſtellt.

„Ein ſolches gegebenes Quantum oder eine poſi„tive Größe iſt nun nothwendig begrenzt. — „Dieſer Satz braucht hier nicht erſt von Neuem be„wieſen zu werden, weil es ſchon längſt und oft ge„ſchah. — „Innerhalb der Grenze liegt der Gehalt, „der Werth, das Gute des Quantums, oder ſein „Licht; ſo wie es über die Grenze hinaus ſeinen „Schatten wirft *). Von dieſer Seite kann alſo, „und muß zunächſt die Sache des B. angeſehn wer„den, wenn über das Volle oder Ganze dereinſt „zu entſcheiden ſtehn ſoll. Sonach bilden ſich, zum „Behuf der gegenwärtigen Abhandlung, drey Ab„ſchnitte."

1) „Die Lichtſeite des Blatterbeizens".
(oder das Gute das es hat.)
2) „Die Schattenſeite des Blatterbeizens"
(oder das dawider anzuführen iſt.)

*) Dieſer Satz des Herrn Roſe iſt offenbar unrichtig;

oder widrigen Glückes gleich gut auszuhalten;„ oder wie Plato von ihm ſagte: „Daß es ihm allein gegeben war, ein Kleid von Purpur, und einen Kittel von Sackleinwand mit gleich guter Art zu tragen.„

Es iſt kein ſchwacher Beweis, wie wenig es dem Dionys an Fähigkeit das Gute zu ſchätzen gefehlt habe, daß er Ariſtippen um aller dieſer Eigenſchaften willen höher achtete, als alle andern Gelehrten ſeines Hofes; daß er ihn am liebſten um ſich leiden mochte, und ſich öfters von ihm durch einen Scherz zu guten Handlungen bewegen ließ, wozu ihn ſeine Pedanten mit aller ihrer Dialectick und ſchulgerechten Beredſamkeit nicht zu vermögen fähig waren.

Dieſe characteriſtiſche Züge vorausgeſetzt, läßt ſich (däucht uns) keine wahrſcheinlichere Urſache angeben, warum Ariſtipp, ſo bald er unſern Helden zu Syracus erblickte, den Entſchluß faßte, ihn bey dem Dionys in Gunſt zu ſetzen, als dieſe; daß er begierig war zu ſehen, was aus einer ſolchen Verbindung werden, und wie ſich Agathon in einer ſo ſchlüpfrigen Stellung verhalten würde. Denn auf einige beſondere Vortheile für ſich ſelbſt konnte er dabey kein Abſehen haben, da es nur auf ihn ankam, ohne einen Mittelsmann zu bedürfen, ſich die Gnade eines Prinzen zu Nutzen zu machen, der in einem Anfloß von pralerhafter Freygebigkeit fähig war, die Einkünfte von einer ganzen Stadt an einen Luftſpringer oder Citharſpieler wegzuſchenken.

Dem

3) „Das Volle und zu Erfüllende des Ganzen (oder Demonstration, daß die Ausrottung der Blättern der Inoculation vorzuziehn sey.)

Man wird eingestehn, daß der Verfasser seinen Gegenstand überaus glücklich gewählt habe, um die metaphysische Demonstrir-Wuth damit lächerlich zu machen: denn da es ihn eben so mühsam gewor den seyn muß, seine einfachen Gedanken darüber in solche hohe Denkzeichen umzubilden und sie in diese Form zu kleiden, als es dem Leser wird, sie wieder zu entkleiden und in faßlichere Vorstellungen aufzulösen, ohne dadurch auf eine andere Weise zu gewinnen, so ist ja auf beiden Seiten verlohrne Mühe und viel vergeb liches Weges. Ich kann jedoch nicht verlangen, daß man mir dieses auf mein Wort glaube, und werde es nicht verlangen, da ich einen so großen Ueberfluß (180 Seiten) von Beweisen habe, daß ich jeden Einwurf dagegen ersticken und zermalmen kann.

Bevor ich jedoch den Herrn Mose weiter reden lasse, will ich den Lesern eine Erleichterung geben, die man bey der Lesung des Buchs nicht hat, wodurch man die Buchstaben-Sprache des Verfassers mit einmal übersieht.

A. bezeichnet die Ausrottung der Blattern und immer ein negatives Quantum.

V. ist gleich dem Beizen oder der Blattern-Inoculation; es heißt davon S. 21.

„Dieses V. ist zu jeder Zeit und unter allen Umständen als eine Größe anzusehn, die demnach „einer Vermehrung oder Verminderung fähig ist, „Sie sey nun der einen oder der andern zu einer „gewissen Zeit wirklich unterworfen; auch wenn „man etwa das lieber will, sie bleibe beständig eine „und die nämliche oder nicht; so ist doch, wofern „sie in Würksamkeit gesetzt, oder als Kraft gedacht „wird, wie es für den Arzt und dessen Pflegbefohlne „nicht anders seyn kann, ihre Quantität allemal eine „bestimmte. —

„Vermittelst dieses Eigenthümlichen oder Spezifischen wird nun aber die Größe und Kraft des V. „eine besondere und positive, der eine allgemeine und negative deswegen gegenüber zu stellen, „oder ihr entgegen zu setzen ist, damit das Gebiet „einer Kraft ausgemessen, der Begriff einer Potenz „völlig erschöpft, ein vollendetes Ganzes (zur richtigen Uebersicht, Beurtheilung ꝛc.) erhalten, und „der Forderung des menschlichen Verstandes Genüge geleistet oder dieselbe erfüllt werde. —

V. bezeichnet einen Gegenstand, zum E. das ganze menschliche Geschlecht; aber mehrentheils stellt es einen Menschen vor der nicht geblattert hat.

E. ist gleich dem selbstständigen Streben oder Vermögen, Erhebung des E. als dessen Eigenthum; ingleichen das Abhängige; Empirische.

U. ist das Unterdrückwerden dabey, oder die Hinderung, Hemmung, Lähmung, ingleichen das Unthunliche (Undenkbare, Phantastische, Uebertriebene.)

Es ist nicht möglich hier diese ganze kleine Demonstration, die sich Seite 81 endigt, einzurücken, so merkwürdig sie auch in jeder Hinsicht ist, und so sehr sie auch beweiset, was ich beweisen will.

Ich muß mich deshalb darauf beschränken noch eine Stelle anzuführen, worin alle obige 5 Buchstaben ins Spiel kommen, und alsdann diejenigen, welche mehr davon zu wissen verlangen, auf das Buch selbst zu verweisen. S. 59 lautet es folgendermaaßen:

„Das Nothwendige ist unbedingt, das Zufällige bedingt; deswegen wird auch A auf ein Unbedingtes „E, wie B, ein Bedingtes damit einwürken „müssen.

„Das menschliche Geschlecht oder E stellt indessen „(kann das auch) nur Ein Unbedingtes, nämlich „die Selbstständigkeit auf, das heißt, die Erhaltung seiner Existenz und Würkungssphäre durch „eigenes Vermögen. Was dem zuwider läuft das „beschränkt oder beeinträchtigt E, thut ihm Ge-

„wale an u. s. w. — Bezeichnet man jenes selbst„ständige Streben oder Vermögen in G, als dessen „Eigenthum durch E, und die Hinderung dabey als „ein Unterdrücktwerden durch U: so wird jede hö„here Ursach A, ihrer Natur nach auf E, und aus „dem nämlichen Grunde, jede niedere B, auf oder „für U eingewürkt haben. Nun kann keine Wür„kung dem E. anstehen, wenn sie demselben etwas „entgegen stellt, es dadurch in seinem freyen Laufe „hemmt, in seinem Spielraum tritt ꝛc: sondern E „muß durchaus gelassen werden wie es ist, wofern „es sich als E bewähren (zeigen und erweisen) soll. „Deswegen darf rechtmäßiger Weise nichts Positi„ves, nichts was E wodurch oder wie kurz oder lang „es immer sey, ändert (alterirt, verkümmert ꝛc.) „durch A hinzu kommen: vielmehr soll A blos ne„gativ, das heißt, durch Entfernung der dem E ent„gegen stehender Hindernisse (Mangel, Uebel ꝛc.) „für G geschäftig seyn. Durch das Letzte wird E „befreyet und beschützt, durch das Erste belebt und „erhöht.

„Dies Alles bringt aber einerseits die Natur des „A schon von selbst mit sich, — darauf kann man „sich bey (jedem) A sicher verlassen, — und an„derseits wird das Nämliche von jedem auf das „wahre Wohl des G bedachte Vernunftwesen be„zweckt, soll das auch: dies ist ihm geboten, ist

„keine Pflicht. Folglich muß jedermann der dazu „Vermögen und Beruf hat, in A den Anſtalten zur „Ausrottung der Blattern huldigen, (ſie anempfeh„len, leiten, befördern, darauf dringen ꝛc.) das „B oder Blatterbelzen für nichts anders als einen „bloßen Nothbehelf halten, der zu einer beſſern „Zeit endlich einmal aufgegeben oder abgeſchafft „werden ſoll, damit dem menſchlichen Geſchlechte „in G durch E, nicht nur eine Erleichterung, ſon„dern auch eine völlige Sicherung und Erlöſung „angedeihe, und es immer mehr von U als einer „Hemmung, Lähmung, Unterdrückung ſeiner an„geſammten Urkraft (vis innata) befreyet wer„de. Dazu kann auch jeder — als kupfernes „Scherflein, oder in goldenen Souverain-Stü„cken — das Seinige beytragen.

Doch ich muß hier aufhören, wenn ich nicht das ganze kleine Buch abſchreiben will, das durchgehends von einem Ende bis zum andern ſo beſchaffen iſt wie dieſe Stellen. Es iſt unſtreitig ein wahres und ſchätzbares Cabinets-Stück, und zeigt unübertreflich die Abſurdität der Anwendung der Kantiſchen Schulſprache auf Gegenſtände ſolcher Art, und auf die Arzneywiſſenſchaft. Es beweiſet unwiderleglich die Wahrheit deſſen was ich vorher behauptete, daß die Kantiſche Methode eine Kunſt ſey, das Leichte ſchwer, das Bekannte fremd, und das Helle dunkel zu

machen. Es wird daher das Seinige beytragen, uns, wenigstens in der Medicin, vor dem fernern Einreissen dieser metaphysischen Pedanterey zu bewahren und bey gesunder Vernunft zu erhalten. Fast findet kein Zweifel statt, daß nicht, wie gesagt, der Verfasser die Absicht gehabt habe, die Einführung der Kantischen Philosophie in die Medicin lächerlich zu machen. Sollte ich aber hierin irren, so wird mir Herr Rose meinen Fehlgriff um so eher zu Gute halten, da offenbar dieses die günstigste Art ist, sein kleines Werk zu beurtheilen.

Um, nach meiner Absicht, gründlich zu zeigen, daß die englische Arzneykunde nicht so tief unter der Deutschen stehe, als unter uns mancher sich schmeichelt, ist mein Weg länger geworden als ich dachte; er war für mich nicht angenehm, oft sehr höckerig, aber ich hoffe man findet ihn grade.

Wenn wir eines von unsern Kantisch-medicinischen Büchern wörtlich ins Englische übersetzten, was würde wohl das Urtheil der Britten darüber seyn? Ich möchte wohl eine der besten und vernünftigsten Parlements-Reden, eine von Pitt, der unter allen Rednern, die ich gelesen oder gehört habe, am meisten zur Vernunft spricht, ins Kantische übersetzt sehn; ob ein Engländer wohl den Sterlings-Sinn, der darin herrscht, wieder erkennen sollte. Die bewafnete Neutralität könnte man N, den englischen Widerstand dage-

gen W, das Unfeſte in dem Benehmen der Mächte, die den Franzoſen ohnlängſt Alles zuſtanden und hernach den Engländern Alles weigern, U, das neugebackene Seerecht Y, die Inconſequenzen X, die unvermeidlichen Folgen davon F. benennen, und nun die Demonſtration führen wie im Vorhergehenden. Ich zweifle das die Faßlichkeit, noch am Ende die Wahrheit, dabey gewinnen werde. Der Engländer würde wohl über dieſen Einfall lachen.

Herr Kant ſpricht mit einer Art von Bitterkeit über die Redekunſt. In ſo fern hat er wohl recht, daß durch Rednerkünſte die Gemüther der Menſchen irre geführt werden können. Aber ich begreife nicht wie man die Redekunſt verwerfen kann, in ſo fern ſie lehrt, die Wahrheit ordentlich, verſtändlich, deutlich und angenehm vortragen. Indeſſen iſt Herr Kant conſequent: denn in allem was ich von ſeinen Schriften geleſen habe, verſtößt er nirgends durch Wohlredenheit gegen ſeine Grundſätze.

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

IV.

Ueber

eine neue Schrift

des

Herrn Hofrath von Sonnenfels *).

Beinahe in allen Zweigen der praktischen Kenntnisse giebt es Sätze, welche die beständige Ausübung gleichsam zu Wahrheiten, gegen die niemand einen Zweifel erhebt, gestempelt hat, die also näher zu untersuchen für überflüßig gehalten wird. Dahin gehört ohne Zweifel die in dieser Schrift behandelte Frage: **Ob und wann die Stimmenmehrheit bei Kriminalurtheilen zureichend ist?** Da die Ausübung dieselbe durchaus und von jeher für alle Fälle bejahend entschieden, so ward darüber von den Schriftstellern ganz hinweg gegangen, und nur das **was** und **wie** der Gerichtshöfe **erzählt**. So hätten wir

*) **Ueber die Stimmen-Mehrheit bey Kriminalurtheilen:** von Joseph von Sonnenfels: K. K. Hofrath bei der böhmisch und österreichischen Hofkanzlei und Beisitzer der Hofkommission in Gesetzsachen, Wien bei Albert Camesina 1801. 8. 7½ Bogen.

also einen abermaligen Beweis vor Augen, daß, obgleich seit 40 Jahren in der Kriminalrechtspflege so viele wichtige Verbesserungen gemacht, und mehr noch über das Kriminalrecht geschrieben worden, den Gesetzgebungen noch manches zu thun, den Schriftstellern manches in das Reine zu bringen übrig gelassen ist.

Dem edelmüthigen Manne, dem die österreichische Rechtsverwaltung bereits die Abschaffung der Folter, die Beschränkung der Todesstrafen, die Aufhebung der Gütereinziehung in Kriminalfällen verdankt, scheint es gewissermaßen zum eigenen Loose beschieden, der Urheber noch mancher Verbesserung in der Kriminalrechtspflege zu werden, unter denen die in gegenwärtiger Abhandlung beabsichtigte, wenn sie Eingang findet, nicht nur eine der wesentlichsten, sondern auch dem Erfolge nach verbreitetesten seyn würde.

Da Hr. Hofr. von Sonnenfels seinem Namen die Eigenschaft Beisitzer der Hofkommission in Gesetzsachen sonst in keinem seiner Schriften beigesetzt hat; so werden wir auf die Vermuthung gebracht, diese Abhandlung sey das Resultat einer bei dieser Kommission wirklich gepflogenen Untersuchung. Hätten wir in dieser Vermuthung, worin wir durch die zahlreichen, wie in der Vorerinnerung gesagt wird, wörtlich gesammelten Einwürfe bestätiget werden, nicht geirret, so muß die Freimüthigkeit und der Ton der Anständigkeit, welcher bei den Erörte-

rungen dieſes Kollegiums beobachtet wird, demſelben allgemein Achtung und Zutrauen erwerben; und da wahrſcheinlich mehrere wichtige Gegenſtände daſelbſt in Unterſuchung kommen, ſo können wir nicht umhin zu wünſchen, von Zeit zu Zeit von ſo intereſſanten Verhandlungen etwas dem Publikum mitgetheilt zu ſehen.

Hr. Hofr. v. S. läßt die allgemeinen Grundſätze eines zweckmäßigen Kriminalverfahrens voraus gehen (I. Abſchn.). Die 13 Sätze, worauf das Ganze zurück geführt iſt, ſind von ſehr gedrängtem, und als leitende Sätze betrachtet, von erſchöpfendem Inhalte. Neu in ſeiner Darſtellung, aber dabey von auffallender Klarheit und Ueberzeugung iſt der 5te Satz: „von dergleichen Zumeſſung der „Angriffs- und Vertheidigungskräfte; der Mittel „nämlich, ſchuldig zu finden, und ſchuldlos gefunden „zu werden.“

Von der Beobachtung dieſes Satzes hängt die Gerechtigkeit des ganzen Verfahrens, hängt die Gewißheit der Beſtrafung, die Sicherheit der Schuldloſigkeit ab. Beſonders würdig eines tiefern Nachdenkens ſind der 10te und 12te Satz mit den darunter ſtehenden Anmerkungen. Die Bewunderung der engliſchen Kriminalverfaſſung, wie man ſagen könnte, in Bauſch und Bogen, findet darin eine billige, durch das Anſehn des als unverwerflichen Zeugen angeführten Vol-

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo hatte Ariſtipp nichts angelegners, als des nächſten Morgens den Prinzen, dem er bey ſeinem Aufſtehen aufzuwarten pflegte, von dem neuangekommenen Agathon zu unterhalten, und eine ſo vortheilhafte Abſchilderung von ihm zu machen, daß Dionys begierig wurde, dieſen auſſerordentlichen Menſchen von Perſon zu kennen. Ariſtipp erhielt alſo den Auftrag, ihn unverzüglich nach Hofe zu bringen; und er vollzog denſelben, ohne unſern Helden merken zu laſſen, wieviel Antheil er an dieſer Neugier des Prinzen gehabt hatte.

Agathon ſah eine ſo bald erfolgende Einladung als ein gutes Omen an, und machte keine Schwierigkeit ſie anzunehmen. Er erſchien alſo vor dem Dionys, der ihn mitten unter ſeinen Hofleuten auf eine ſehr leutſelige Art empfieng. Er erfuhr bey dieſer Gelegenheit abermal, daß die Schönheit eine ſtumme Empfehlung an alle Menſchen, welche Augen haben, iſt. Dieſe Geſtalt des vaticaniſchen Apollo, die ihm ſchon ſo manchen guten — und ſchlimmen — Dienſt gethan, die ihm die Verfolgungen der Pythia und die Zuneigung der Athenienſer zugezogen, ihn in den Augen der thraziſchen Bacchantinnen zum Gott, und in den Augen der ſchönen Danae zum liebenswürdigſten der Sterblichen gemacht hatte — Dieſe Geſtalt, dieſe einnehmende Geſichts-Bildung, dieſe mit Würde und Anſtand zuſammenflieſſende Grazie, welche allen ſeinen Bewegungen und Handlungen eigen war — thaten ihre Würkung, und zogen

quhonns begründete Zurechtweisung, und man freuet sich des patriotischen Deutschen, der zu einer Zeit, wo blinde Exoteromanie alles inländische Gute verkennt, sich bestrebt (S. 9.) „seine Mitbürger auf den „Werth [illegible]r Verfassungen Deutschlands aufmerksam „zu machen, und die Wohlthat des Schutzes erkennen „zu lehren, für den sie den vaterländischen Gesetzen „verpflichtet sind.“ Im II Abschn. werden die Begriffe Gerichtsstelle und Beisitzer entwickelt, und dahin bestimmt: die Gerichtsstelle sey ein moralischer Körper, handle nur als Einheit; die Beisitzer seyen nur Theile dieses Körpers, ihre Stimmen für sich ohne Wirkung, und nur unter sich an Gewicht gleiche Momente zur Bestimmung des Richters. Im III Abschn. werden die bei einem Kriminalurtheile in Erwägung kommenden Fragen auseinandergesetzt, und aus ihrer Ungleichartigkeit behauptet: die Thatfrage über Schuld oder Schuldlosigkeit müsse bei der Abstimmung von der Rechtsfrage über die Ausmessung der Strafe getrennt werden. Der IV Abschn. behandelt dann eigentlich die Fragen: wann bei Kriminalurtheilen die Stimmeneinheit nothwendig? wann die Stimmenmehrheit zureichend sey? Der Verfasser läßt die bloße Mehrheit bei der Rechtsfrage zu, fordert aber Einstimmigkeit bei der Thatfrage, (das ist ungefähr der Inbegriff seiner Gründe) weil, so lange eine

Stimme verschieden ist, die moralische Person des Richters noch zweifelt, also zu seiner vollen Ueberzeugung noch ein Theil abgängig ist: daher, wenn er dennoch (bei diesem noch bestehenden Zweifel) absprache, einen Irrschluß machte, und [redacted]es Hr. von S. ausdrückt, aus problematischen Vordersätzen assertorisch folgerte. Welch ein trauriges Licht fällt hiedurch auf das bisherige Verfahren zurück, wenn dieser Satz, gegen welchen wenigstens wir zur Zeit keine Einwendung finden, bewiesen ist! und wie unverschieblich wird es für alle Gesetzgebungen, es über diese aufgeworfene Frage auf einer oder der andern Seite zur Entscheidung zu bringen! In dem V Abschn. wird die Abstimmung nach der Mehrheit mit Stimmeneinheit gegen einander verglichen, welche Vergleichung, wie sie dargestellt ist, nicht zum Vortheile der Erstern ausfällt. Der VI Abschn. ist eine Verstärkung der in beiden vorgehenden Abschnitten gegebenen Gründe. Diese drey Abschnitte müssen ununterbrochen ganz gelesen werden, weil sie als Glieder einer Kette zusammen hängen. Der VII Abschn. ist ein Versuch einer nach den vorausgehenden Grundsätzen verfaßten pragmatischen Vorschrift zur Abstimmung bei Kriminalurtheilen. Von hier bis einschlüßig den XVIII Abschnitt folgen XI Einwürfe, bei deren Beantwortung mit unter äußerst wichtige und reichhaltige Bemerkungen vorkommen.

Jedermann muß den von dem H. V. in der Vorerinnerung S. v. und vi. geäußerten Wunsch höchst billig finden: „Man möchte bei Prüfung seiner Meinung von dem was jezt besteht, gänzlich hinwegsehen, und die Frage so behandeln, als ob darüber nirgend schon etwas bestimmt, als ob heute zum erstenmale darüber ein Beschluß zu fassen wäre. Nur von diesem höheren, und wie er ihn nennen möchte, transcendentalen Standpunkte könne der Gegenstand rein, ohne Medium vorgefaßter Meinung wahrgenommen und beurtheilt werden.“ Indem also H. v. S. der vielen gesammelten Einwürfe ungehindert, die Akten selbst nicht für geschlossen hält, so wollen auch wir dem Urtheile der würdigen Männer keineswegs vorgreifen, deren Meinung er mit so vieler Unbefangenheit für die Seinige, und mit der feierlich erklärten Bereitwilligkeit, sich des Gegentheils überführen zu lassen, auffordert. Aber wir halten uns überzeugt, diese Abhandlung werde als eine wichtige Erscheinung in der Kriminal-Rechtswissenschaft die Aufmerksamkeit der Gesezgebungen und der Rechtsgelehrten erwerben, und sie werden bei der Durchlesung derselben mit uns ein zweifaches Verdienst daran zu schätzen Gelegenheit finden: erstens eine bei Schriften dieser Gattung eben nicht gewöhnliche Reinheit der Sprache, und eine Deutlichkeit, die nicht der modischen Mißanwendung der kritischen Kunstsprache aufgeopfert wird, obgleich H. v. S. darin kein Profan zu seyn wahrnehmen läßt; zwei-

tens eine von der Anmaßung, entscheidend abzusprechen, entfernte Bescheidenheit, die selbst bei der wärmsten Widerlegung nie aus dem Gesichte verloren, und überall mit der Urbanität des feinern Welttons begleitet ist.

Jos. Fried. Freiherr von Retzer.

V.

Uebersetzungsproben
aus dem Plautinischen Trinummus.

Eine metrische Uebersetzung der Plautinischen Lustspiele — und eine andere ist mir wenigstens nicht zu denkbar — dürfte leicht zu den schwierigsten, aber auch zu den dankbarsten Aufgaben in unserer Uebersetzungsliteratur gehören. Sie muß das Alte neu machen, ohne es zu travestiren und ohne dem Alten ganz moderne Begriffe aufzuheften. Der Leser muß zu ihrem Verstehn keiner tiefern Schulgelehrsamkeit bedürfen. Die Sylbenmaaße können zuweilen wechseln. Da wir aber jezt wenigstens noch keine ganz festgesezten Sylbenmaße haben; so können sie sich auch nicht so frei und fesselos ergehn, als es beim Dichter des Originals aus guten Gründen möglich war. Den Plautinischen Text mit allen seinen Redundanzen, Ueppigkeiten und Wortspielen wiederzugeben, wäre eben so unausführbar

als abgeſchmackt. Niemand unter uns könnte dies aus halten! Hier läßt ſich nur durch Approximationen und Compenſationen zum Ziel kommen. Es bleibt alſo auch nur die Frage: wo und wieviel darf man wegſchneiden, wo ſtärker und kräftiger auftragen? Denn daß man ſelbſt den Ausdruck der gemeinern Rede hie und da verſtärken müſſe, leidet bei Kennern wohl keinen Zweifel. Verſchiedene Veranlaſſungen, die hier nichts zur Sache thun, bewogen mich, einige Proben vorzulegen. Man wird ihnen ihre ſchnelle Entſtehung anſehen, und nichts wird leichter ſeyn, als ſie zu übertreffen. Aber ſie ſind auch nur dazu beſtimmt, um meine Vorſtellungen von den Pflichten eines Plautiniſchen Ueberſetzers im Allgemeinen anſchaulicher zu machen. Weiter bedarf es hier nichts. Denn der Zeitpunkt iſt da, wo ſich von mehrern Seiten rüſtige Wettkämpfer auch um dieſen Preis in die Schranken ſtellen. Αγαθῇ τύχῃ.

Erſter Akt, erſte Scene.

Den Freund zu ſchelten, wers darnach gemacht,
bringt freilich wenig Dank! Doch frommts am Ende
und bringt dem Freund Gewinn. So will ich gleich
dort jenen tüchtig ſchütteln. Er verdient's!
Ich thu's nicht gern. — Doch gern thun lehrt die Pflicht.
Iſts doch, als liege jede Ehrbarkeit
im Krankenhaus und ringe mit dem Tod.
Indem nun dieſe krankt, ſchießt böſe Sitte,
wie Unkraut an den Sümpfen, üppig auf.
Nichts iſt ſo wohlfeil, als ein Schurkenſtreich!

An diesen Streichen ist jetzt reicher Segen.
Gemeinsinn ist verschlagne Münze. Nichts,
als Gunst der Reichen zu erhaschen, gilt.
Denn Eigennutz und Liebedienerei
sind Modeseuchen. Alles wird gehemmt,
Und Haus und Staat von ihnen angesteckt.

Erster Akt, zweite Scene, V. 162 ff.

Monolog des Megaronides.

Beim Himmel, nichts ist unter Sonn und Mond
so abgeschmackt, so lächerlich, so toll,
nichts so voll Dünkel, so voll Lug und Trug
als diese Pflastertreter, dies Gesindel
von Lustigmachern in der Stadt. Verwünscht!
von diesen Purschen ließ ich mir so eben
selbst eine Nase drehn, mir ihren Trug
für baare Münze zahlen. Das sind Schufte!
Sie wissen nichts, und wollen alles wissen;
sie wissen was wir denken, eh' wirs denken.
Sie wissen, was der Königin ins Ohr
der König flüstert, was mit Jupiter
die Juno Abends hinter den Gardinen
noch abgemacht; was wissen die nicht alles!
was nie geschehn ist, noch geschehn wird — alles!
Lob oder Tadel, ihnen gilt es gleich,
wenn sie nur wissen, was sie wissen wollen.
Da rief die ganze Sippschaft: „Kallikles
beschimpft die ganze Stadt und ist ein arger Lump.
Wie prellt er nicht den armen Jungen dort
um Haus und Hof!“ Ich Narr laß mich beschwatzen,
und fahr ihm schimpfend, lärmend auf den Hals,
und sind am Ende, daß er — schuldlos ist.

So gehts! man frage nur, auf welchem Stamm
die Klätscherei gepfropft war. Niemand weiß es.
O brächen doch die Klätscher Hals und Bein!
Dies brächte Segen über Stadt und Land.
Der alleswissenden Nichtswisser würde
dann weniger im Staat, und an das Maul,
das Narrenspossen schwatzte, käm' ein Riegel.

Zweiter Akt, erste Scéne.

Monolog des Lysiteles.

Wie das jezt in meinem Herzen kocht und siedet, wie michs hetzt!
Leidenschaft ist jezt die Peitsche, ich der Kreisel, den sie treibt.
Auf dem Scheidweg steh ich zweifelnd, weiß nicht was ich wählen soll.
Gilt es Reichthum, gilt es Minne, welches ist des Lebens Zweck?
Wohl, laßt sehn, auf welcher Schaale winkt der vollere Genuß? —
Doch da dies auszumitteln, Kunst bedarf,
wohlan so stell ich mich jezt zum Verhör,
und bin Partei und Richter! — Ja, so gehts!
Laßt mich zuerst der Liebe tausend Künste sehn!
Nur heftige Begierden lockt die Zauberin
ins Garn: die sucht sie, diesen schmeichelt sie mit List!
Da, wo sie nistet, sizt der Schalk im Nacken fest,
lockt Honigrede führend, kratzt und leckt und beißt,
ist Näscher, Lügner, Gauch, verführt die Unschuld, raubt,
macht Bankerut, betrügt, jagt Wildpret auf, verzehrts.
Dann drang der erste Kuß, ein spizer Pfeil, ins
Herz,

gleich ſchmelzts in Topf und Tiegel, Hab und Gut rennt fort
als wär' es toll. — Lieb, Schätzchen, dies; lieb Schätzchen, das! —
Augäpfelchen, erwiedert unſer Simpel, nimm,
nimm dies und alles, was ich hab und mehr dazu!
Blum flatterts an der Ruthe, wird gezupft, gerupft! —
Was wird nicht blos verquiſtet, was verzehrt, genippt!
Das Faß iſt bodenlos. Sie giebt dir eine Macht,
gleich ſiehſt du an der Thür den Troß der Dienerſchaft
Gard'robenmädchen, Seifenkugeindreher ſtehn.
Dies Jüngferchen trug ihr den Fächer, die den Schmuck
und jene die Pantoffeln. Dort die Harfnerin,
hier Schaffnerinnen, Bothenmädchen und Lakey'n.
Dies alles macht den Finger krumm, beſackt ſich, ſtiehlt.
Und ſo wird Schätzchen, das dem Ungeziefer all
hold und gewärtig iſt, ein Bettler. Denk ich nun,
wie man den Ausgebeuteten verlacht, beſchimpft,
ſo ruf ich: weg mit dem Verliebtſeyn, packe dich,
Freund Anwar, fort! Hier iſt kein Bleibens mehr für dich!
Zwar iſt der Imbiß honigſüß, doch bitter iſt
der Nachgeſchmack. Denn wo der arme Schlucker nur
erſcheint, rennt alles fort. Auf Markt und Gaſſen iſt
kein Bettler für den kahlgerupften Vetter mehr.
Am Ende nimmt er vor ſich ſelbſt verzweiflungsvoll
das Reiſ aus. Denn kein Freund drückt mehr dem Freund die Hand.

Drum tauſend Meilen weit von dieſer Peſt!
Spring lieber dort vom Thurm, als in den Pfuhl!
Es tolle ſich die Liebe flugs von hier
und brüſte ſich mit andrer Sclaven Quaal.
Mich kriegt ſie nicht. Ich bin nun klug geworden,
und ſpuckt's gleich ſauer, dennoch beiß ich an.

Was Biedermänner ſchmückt, Vermögen, Ruf,
Credit und Anſehn alles fällt mir zu!
Mit guten Menſchen halt ichs! mit den luſt'gen
Patronen dort hab ich nichts mehr zu thun.

Böttiger.

VI.

Künſte.

1)

Rafaels Chriſtus und die 12 Apoſtel vom Direktor Lange in Düſſeldorf.

Die ältern Leſer dieſer Monatsſchrift erinnern ſich vielleicht noch einer ausführlichen Nachricht in dieſen Blättern von einem ſaubern Nachſtich nach Marc Antonio, den der Hr. Direktor Lange in Düſſeldorf von Rafaels Chriſtus und den 12 Apoſteln gegeben hatte*). Es iſt ſeitdem auch in dieſen Blättern der Wunſch erneuert worden, daß es doch dem verdienſtvollen Künſtler gefallen möge, dieſe lieblichen Abſchattungen einer der reinſten und vollendetſten Rafaeliſchen Kunſtſchöpfungen durch eine neue Bekanntmachung und Anfriſchung des Werkes zu allgemeiner Kenntniß des Publikums zu bringen, das über dem Neueſten nur allzugern das Aeltere vergißt.

*) S. Teutſcher Merkur 1789. December S. 269 ff.

Mit Vergnügen räumen wir daher der unten stehenden Ankündigung auch in diesem Journale einen Platz ein, da den Liebhabern hiedurch eine neue Gelegenheit angeboten wird, sich in Besitz jener ächten Kopieen, die man nun auch farbig haben kann, um einen sehr geringen Preis zu setzen. Die Alten bezahlten gewisse Gemmen, worauf alle 12 obern Gottheiten als Amulet geschnitten waren (λίθος δωδεκάθεος), oft weit über ihren Werth, blos aus Aberglauben. Hier ist auch eine Dodekatheos und der vorsitzende Gott noch dazu, und hier bedarf es nur eines wahren Glaubens- und Sinnes für die Kunst, um das Werk mit mehrerem Vergnügen und einer Stärkung seines innern Menschen anzuschauen. Nächstens hoffen wir auch unsern Lesern eine Beschreibung des Kustcyclus mittheilen zu können, womit sich Herr Lange gegenwärtig beschäftigt. Es ist die einst auch von Rafael so reizend behandelte Geschichte des Amors und der Psyche.

Ankündigung.

Die Blätter des berühmten Kupferstechers Marc-Antonio, eines Zeitgenossen und vertrauten Freundes des unsterblichen Rafaels, sind in unsern Tagen so seltsten geworden, daß sie sogar in berühmten Sammlungen nicht immer gefunden werden, und daß daher Kenner und Liebhaber auch für geringere Abdrücke oft ansehnliche Summen bezahlen.

ihm beym erſten Anblick die allgemeine Bewunderung zu. Dionys, welcher als König zu wol mit ſich ſelbſt zufrieden war, um über einen Privat-Mann wegen irgend einer Vollkommenheit eiferſüchtig zu ſeyn, überließ ſich dem angenehmen Eindruck, den dieſer ſchöne Fremdling auf ihn machte. Die Philoſophen hoften, daß das Inwendige einer ſo viel verſprechenden Auſſenſeite nicht gemäß ſeyn werde, und dieſe Hoffnung ſetzte ſie in den Stand, mit einem Naſenrümpfen, welches den geringen Werth, den ſie einem ſolchen Vorzug beylegten, andeutete, einander zu zuraunen, daß er — ſchön ſey. Aber die Höflinge hatten Mühe ihren Verdruß darüber zu verbergen, daß ſie keinen Fehler finden konnten, der ihnen den Anblick ſo vieler Vorzüge erträglich gemacht hätte. Wenigſtens waren dieſes die Beobachtungen, welche der kaltſinnige Ariſtipp bey dieſer Gelegenheit zu machen glaubte.

Agathon verband in ſeinen Reden und in ſeinem ganzen Betragen ſo viel Beſcheidenheit und Klugheit mit dieſer edeln Freyheit und Zuverſichtlichkeit eines Weltmannes, worinn er ſich zu Smyrna vollkommen gemacht hatte; daß Dionys in wenigen Stunden ganz von ihm eingenommen war. Man weiß, wie wenig es oft bedarf, den Groſſen der Welt zu gefallen, wenn uns nur der erſte Augenblick günſtig iſt. Agathon mußte alſo dem Dionys, welcher würklich Geſchmack hatte, nothwendig mehr gefallen, als irgend ein anderer, den er jemals geſehen hatte; und das, in immerzunehmendem

Die Urſache dieſer Seltenheit liegt nicht in dem hohen Alter dieſer Blätter allein, ſondern darin, daß unter allen, ſowohl alten als neuern Kupferſtechern, die nach Rafael gearbeitet haben, keiner den Geiſt deſſelben ſo richtig aufzufaſſen, die Beſtimmtheit ſeiner Formen und Umriſſe, und die erhabene Größe ſeiner Charaktere, mit ſolcher Genauigkeit und Wahrheit, als Marc Antonio, in die Kupferblätter hinüber zu tragen wußte.

Ob es wahr ſey, wie viele behaupten, daß Rafael dem Kupferſtecher jedesmal ſelbſt die Umriſſe in ſeine Platten gezeichnet habe, läßt ſich nicht wohl erweiſen. Gewiß aber iſt's, daß Marc Antonio unter der Aufſicht und Leitung dieſes großen Malers gearbeitet hat.

Unter die ſeltenen und vorzüglicheren Blätter dieſer Künſtler gehören: Chriſtus und die zwölf Apoſtel. Rafael hat ſich in dieſen nicht allein als ein Künſtler vom erſten Range, ſondern auch als ein großer Menſchenkenner, und als Mann von tiefem Verſtande und von großer gefühlvoller Seele gezeigt.

Er hat bewieſen, wie Würde und Erhabenheit des Charakters auf die mannigfaltigſte Art im einzelnen Menſchen ſich darſtellen läßt. Man ſieht in jedem Apoſtel einen großen, erhabenen, mit jeder ihm eigenthümlichen Tugend begabten Mann; nicht allein im Ausdruck des Geſichts, ſondern auch in jeder Bewegung der Theile, und ſelbſt im Wurfe der Gewänder. Ich

ſchweige von Chriſto, als dem Höchſten und Vollkommenſten unter ihnen. Und bei dieſer Mannigfaltigkeit in der Darſtellung der Erhabenheit und Größe iſt nicht die mindeſte Wiederholung oder Copie des einen von dem andern in dieſen Blättern zu finden: jedes iſt ein für ſich beſtehendes Original.

Um dieſe ſelten gewordenen Blätter wieder in Umlauf zu bringen, habe ich ſie mit der möglichſten Genauigkeit durchgezeichnet und geätzt, und ohne mich auf den Beifall öffentlicher Zeitſchriften zu berufen, glaube ich, den Originalen ganz getreu geblieben zu ſeyn. Ich verfertigte dieſe Sammlung vor dem Kriege, und der trefliche und mit der Kunſt ſo vertraut geweſene Lavater, welchem ich ſie damals als ein Denkmal meiner Hochachtung überſandte, erbot ſich freiwillig, nach dieſem Werke eine Charakteriſtik zu ſchreiben. Der gleich darauf erfolgte unglückliche Krieg und der nachherige Tod dieſes vortreflichen Mannes, vereitelten aber ſein Vorhaben.

Um nun dem wiederholten Anſuchen der Freunde und Liebhaber Rafaeliſcher Kunſt, welche keine Kupferſtiche in Porteſeuillen aufbewahren, Genüge zu leiſten, habe ich mich entſchloſſen, dieſes Werk, damit es hinter Glas als Zimmerverzierung dienen könne, in Farben herauszugeben. Eine jede Figur hat darin die ihrem Charakter angemeſſene Farbe, welche zuſammen auf

dem hellen mit Dunkelviolet eingefaßten Grunde eine sehr angenehme Wirkung hervorbringen. Alle Künstler und Liebhaber Rafaelischer Werke werden demnach von mir eingeladen, sich für dieses Ueberbleibsel zu interessiren*).

Düsseldorf im März 1801.

Langer,
Akademie-Direktor.

2)

Ueber den Musikgeschmack in Wien, v. Lichtensteins Bathmendi und Haydn's Jahreszeiten.

Wien im Mai 1801.

Ueber einige der bedeutendsten Erscheinungen an unserm musikalischen Horizonte ist im auswärtigen Publikum so vielerley hin- und hergeschwatzt worden, daß ich mir's zur Pflicht mache, Ihnen etwas Bestimmteres und Zuverläßiges darüber zu sagen, obschon die Sachen selbst nicht mehr ganz neu sind. Ich fange vom kleinern an.

*) Der Preis dieser Blätter in Farben ist, so wie auch in Schwarz, auf braun Papier abgedruckt, 4 französische Laubthaler, oder 1 Carolin in Gold. Wer 9 Exemplare sammlet, erhält das 10te umsonst, und da, wo kein Sammler sich in der Nähe befindet, beliebe man sich unmittelbar an mich zu wenden.

Der Freiherr von Lichtenstein gab seine Oper, Bathmendi, zu seinem Benefiz. Hrn. v. L..s Ruf und eine äußerst vortheilhafte Ankündigung dieser Oper vor einigen Jahren von Dessau aus (im ersten Jahrgang der musikalischen Zeitung, mit dem Namen Spazier unterzeichnet), hatten die Erwartung sehr hoch gespannt. Schon dies mußte dem Werke selbst nachtheilig seyn: denn solche Erwartungen an einem Orte, wo man Glucks, Salieri's, Mozarts, Winter's, und anderer großer Meister Werke stückweise auswendig kennt — wer kann sie jetzt befriedigen oder übertreffen? Hierzu kommen noch Eigenschaften des Stücks, die nie verstatten werden, daß es hier bedeutendes Glück machen kann. Man will hier durchaus viel und überraschende Handlung; das Sujet ist aber leer daran und etwas schleppend. Man will durchaus, daß die Stadttheater (ganz verschieden von den Vorstädten) Anstand und Geschmack nicht verletzen; und manches in dieser Oper, besonders die Scene, wo die Schulknaben vom Schulmeister umhergetrieben werden, lief ein wenig stark dagegen an. Man will in der Musik zwar Neues, aber planmäßige Ausführung; und hier giebt es der bekannten, oft gebrauchten Ideen nicht wenige, und das zu oftmalige Verändern der Tempo's, die vielerlei eiligen Uebergänge u. d. gl. geben etwas Zerstückeltes und Rhapsodisches, das Einen nirgends genießen, nirgends befriedigt werden läßt. Man will, aus Nachbarschaft und Kenntniß des gesangreichen Italiens, freyen, schö-

nen, einfachen, herzlichen Gesang; und hier ist, auch in den allerdings mitunter recht sehr guten Sätzen, der Gesang etwas steif und unbeholfen, wozu noch die Ueberladung der Instrumentierung kömmt, welche bey Sängern und Sängerinnen, die, wie viele der hiesigen, wenig Stimme haben, desto unangenehmer wird. Nehmen Sie nun noch dazu, daß zwar Dem. Saal sehr schön sang, Herr Weimüller aus seiner undankbaren Rolle alles Mögliche machte, Mad. Galvani viel Beifall verdiente, aber Hr. und Mad. Schüler, so wie der Tenorist Hr. Neumann, die an sie gemachten nicht ungerechten Forderungen keineswegs erfüllten; daß man gegen die beiden letztern Sänger, weil ebenfalls zu viel von ihnen versprochen worden war, einige Bitterkeit hegt; daß das Parterre durch jene Schulmeisterscene durchaus übel gestimmt und nun auch für Besseres nicht mehr empfänglich war; so wird es Ihnen ganz erklärlich, ohne daß Sie an Kabale zu denken hätten, wie die Oper, bei so manchem Guten, hier ganz mißfallen mußte, und ich brauche Ihnen einzelne Uebelstände, die dies Misfallen vermehrten, gar nicht erst anzuführen — wie z. B. daß Herrn Schülers, vom Komponisten recht gut verfaßte Arie: das Genie — theils ihres, wenigstens wunderbaren Endes, theils deshalb, daß im ganzen Hause kein Mensch ein Wort davon verstund, als das leidige, oft wiederkehrende: „das Genie" — den üblen Eindruck vermehrte. Ueberhaupt ist es höchst ungerecht, wenn man aus dem

Schickſal dieſes Stücks etwas Nachtheiliges über das hieſige Publikum zu verbreiten bemüht iſt, als laſſe es ſich von Kabale beherrſchen u. d. gl. Ich weiß von der zuverläßigſten Hand, daß auch in Leipzig, da der Herr v. Lichtenſtein dieſe Oper dort gab, ſie nicht ungünſtig, aber auch ziemlich ruhig aufgenommen wurde, und gerade jene Schulmeiſterei erregte allgemeines Mißfallen, obſchon man es nicht ganz laut werden ließ. Man gab dem Hübſchen in der Muſik ſein Recht, und überſah das nicht Hübſche, weil man Verbindlichkeiten gegen den Komponiſten, der mit beträchtlichem Aufwand den Leipzigern einige Monate hindurch ſo vieles Schöne gab, zu haben glaubte. So recht und billig das dort war, ſo kann man es hier doch nicht verlangen, nicht einmal billiger Weiſe erwarten, da jener Grund bei uns wegfällt. Ich wünſche von Herzen, daß die zweite Oper des Hrn. v. L. mehr für allgemeinen Beifall geeignet ſeyn möge; dann wird er ihr gewiß auch nicht entgehen: denn das iſt ſehr wahr, was ich ſo eben in einem neuen Stück der muſikal. Zeitung über die Eigenheiten des hieſigen muſikal. Publikums leſe — daß man nur dem Eindruck des Gegenwärtigen ſich überläßt, und dabei ganz vergißt, was — Gutes oder Nichtgutes — vorhergegangen iſt. Und das von Rechts wegen.

Jetzt einige Zeilen über das berühmte Produkt unſers Haydn! — die vier Jahrszeiten. Es iſt ſchon bekannt, daß ſie beim Fürſten Schwarzenberg

dreimal — und zwar, ohngeachtet nur zwei vollständige Proben gehalten worden waren — unverbesserlich aufgeführt wurden. Es ist auch bekannt, daß Haydn sie auf Antrieb der für Musik sehr eifrig thätigen Verbrüderung mehrerer vornehmen Häuser schrieb — eine Verbrüderung, die hauptsächlich dem Hrn. v. Swieten (der den Text zur Schöpfung und zu den Jahreszeiten verfaßt hat, und gleichsam der Mittelpunkt des Ganzen ist) ihre Existenz verdankt. In welche Klasse musikalischer Kunstwerke dies Produkt gehöre, könnte man schon errathen, ehe man es gehört hätte, wenn man analogisch von der Schöpfung schlöße, Haydn als Komponisten für den Gesang kennte, und den jetzt schon ziemlich bekannten Text durchginge. Der einzige Gesichtspunkt, von wo aus diese Werke in ihrer Idee (von der Ausführung hernach) Entschuldigung verdienen, ist der: sie sollen Versuche seyn, um zu erfahren, wie weit hinaus in die sichtbare Welt die Gränzen der Instrumentalmusik gerückt werden können. Deshalb sucht der Komponist, der (was ihm nicht etwa zum Nachtheile gesagt seyn, sondern als eine bekannte Sache nur nicht unbemerkt bleiben soll) mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse, welche die eigentliche Bearbeitung eines Textes erfodert, nicht besitzt, von der andern Seite aber seinem Ideenreichthum, und vielleicht noch mehr seiner Erfahrung und einzigen Gewandtheit in Benutzung der Mittel seiner Kunst, alles nur Mögliche zutrauen darf — er sucht nur erst den

ganz allgemeinen Charakter der Worte seines Satzes *) aufzufassen und wieder zu geben, aber nun mit ausserordentlichem Fleiß und sehr bewundernswürdiger Geschicklichkeit die sinnlichen Details der Worte musikalisch nachzubilden, wie z. B. in der Schöpfung, in der Sopran-Arie das Violinenpaar das Gurren „des Taubenpaars" nachmachen zu lassen. Solcher Scenen giebt es nun in dem neuern Werke noch viel mehrere und noch weit auffallendere. Der Dichter — ich meyne den Verfasser der Worte — hat dem guten Haydn mit Bildern aller, oft auch der gemeinsten Art so arg zugesetzt, daß diesem alles das, so weit es sich thun ließ, zu überwinden, gewiß noch dreimal mehr Anstrengung und Aufwand an Mühe gekostet hat, als der Sieg über die Worte der Schöpfung. Daß aber dieser ganze Weg offenbar der verkehrte sey, daß die Musik nirgends mahlen solle, als in dem seltnen Falle, wo Mahlerei und Ausdruck in Eins fällt; daß sie sich also auch da Ausdruck, und nicht Mahlerei der Objekte zum Zwecke machen müsse; daß dies durchaus unerläßlich sey — wenn man auch alle Gründe aus der Natur der Kunst und der Mittel derselben, als spitzfündiges Geschwätz

*) Für Nichtkenner bemerke ich, daß ich damit nichts weiter meyne, als was sich mit einem Paar Worten deutlich bestimmen läßt; z. B. wenn ich von der bekannten schönen Arie der Schöpfung; Mit Würd' und Hoheit angethan — sagen wollte: pathetisch — nach und nach im zweiten Theile ganz in Zärtlichkeit übergehend.

müßiger Filoſofen nicht hören möchte oder nicht verſtünde — ſchon darum, weil die Muſik nie deutlicher die Objekte bezeichnet, als daß man ſich daran erinnern kann, wenn man hört oder lieſet, das ſoll das ſeyn — weil ſie in der Mahlerei alles Großen und Erhabenen (ein anderes iſt beim Ausdruck des Großen u. Erhab.) unendlich weit zurückbleibt, und kleinlich, oft lächerlich wird: das, und noch ſo vieles Andere, was mich in einen noch weitſchichtigern Perioden hineinziehen will, iſt ſo oft geſagt und jedem wiſſenſchaftlich gebildeten Muſiker ſo bekannt, daß ich kein Wort weiter hinzuſetze, aber das Geſagte doch nicht übergehen konnte, ohngeachtet ich beſorge, der alte würdige Vater Haydn nehme mirs übel — weil man dem Unweſen, das durch Nachtreter ganz gewiß eingeführt werden würde, entgegenarbeiten und ſo verhüten muß, daß wir nicht wieder in die lächerliche Zeit Telemanns, gleichfalls des geſchickteſten aller muſikaliſchen Mahler jener Zeit, zurückgeworfen werden. Möchten doch jene verdienten Männer, die Muſik lieben und befördern, und die Haydn wahrſcheinlich auf dieſem Abwege (den dafür zu erkennen, man von ihnen nicht verlangen konnte) erhalten — möchten ſie doch Haydn Inſtrumentalſachen ſchreiben laſſen, worin er ſo groß, jezt einzig iſt; und möchte es ihnen gefallen, einen Theil deſſen, was ſie dem Beſten der Tonkunſt widmen, da Haydn es nicht braucht und keine Familie hat — dazu zu verwenden, daß dem dringendſten Bedürfniß der Muſik in Teutſche-

land abgeholfen und eine gute hohe Schule für Sänger und Sängerinnen gestiftet würde — für Sänger und Sängerinnen im edlen Sinn, deren Mangel mit der Sehnsucht nach ihnen in gleichen Graden zuzunehmen scheint! Wien, gerade Wien wäre der beste Ort in Deutschland zu solcher Pflanzung; Wien, wo sich noch so manches aus den ältern, bessern italienischen Schulen erhalten hat, wo man für zarten italienischen Gesang weit mehr Sinn, oft auch mehr Organ hat, als etwa im nördlichen Deutschland — und was der Gründe dafür mehr sind! —

Aber sehen Sie, Freund, wohin mich die Theilnahme an der guten Sache der Tonkunst hingeführt hat! Wir haben über dem, was unveränderlich fest stehet, die veränderlichen Jahrszeiten aus den Augen gelassen. Also — jenen Gesichtspunkt gefasset, alles Andere entfernt, über die niedern Scenen des Lachens, des Hopsasa, über die Vivats für das Faß, für den Weinberg ꝛc. hinweggesehen: so gewährt Haydns Werk einige Stunden eine sehr angenehme Unterhaltung dem, der sich ohne Kunstkenntniß und ohne Aufmerksamkeit auf die Details dem Ganzen blos hingiebt, und eine kaum erschöpfbare Quelle zu Ideenbeschäftigungen dem, der auf die Details der Aufführung mit Musikkenntniß achten will. Er findet in dieser Aufführung alles und oft auf die überraschendste Weise aufgeboten, um die Bilder des Dich-

dem Verhältniß, so wie sich, von einem Augenblick zum andern, die Vorzüge und Talente unsers Helden entwickelten. In der That besaß er deren so viele, daß der Neid der Höflinge, der in gleicher Proportion von Stunde zu Stunde stieg, gewisser Maassen zu entschuldigen war; die guten Leute würden sich viel auf sich selbst eingebildet haben, wenn sie nur diejenigen Eigenschaften, in einem solchen Grad, einzeln besessen hätten, welche in ihm vereinigt, dennoch den geringsten Theil seines Werthes ausmachten. Er hatte die Klugheit, anfänglich seine gründlichere Eigenschaften zu verbergen, und sich bloß von derjenigen Seite zu zeigen, wodurch sich die Hochachtung der Weltleute am sichersten überraschen läßt. Er sprach von allem mit dieser Leichtigkeit des Witzes, welche nur über die Gegenstände dahinglitscht, und wodurch sich oft die schaalesten Köpfe in der Welt (auf einige Zeit wenigstens) das Ansehen, Verstand und Einsichten zu haben, zu geben wissen. Er scherzte; er erzählte mit Anmuth; er machte andern Gelegenheit sich hören zu lassen; und bewunderte die guten Einfälle, welche dem schwatzhaften Dionys unter einer Menge von mittelmässigen und frostigen zuweilen entfielen, mit einer Art, welche, ohne seiner Aufrichtigkeit oder seinem Geschmack zuviel Gewalt anzuthun, diesen Prinzen überzeugte, daß Agathon unendlich viel Verstand habe.

Die grossen Herren haben gemeiniglich eine Lieblings-Schwachheit, wodurch es sehr leicht wird, den Eingang

ters treu darzustellen; die fleißigste und geschickteste Instrumentirung, die nur nach langer Erfahrung so vollkommen gearbeitet werden kann; große Kenntniß der Harmonie, und doch dabei Klarheit des Satzes, auch bey den complizirtesten Stücken; die Fugen sind so kräftig, und doch auch so angenehm, wirksam, und für Jedermann genießbar, als die in der Schöpfung; dabei wechselt hier mit dem Ernst (freilich oft etwas schnell, und einigemal bis zur Beleidigung eilig, was der Dichter meistens verantworten muß) der Witz, die Tändelei und Fröhlichkeit noch weit öfter als in der Schöpfung — und somit verdient auch dieses Produkt Aufmerksamkeit bei Jedermann, ohngeachtet man, bei allem Bemühen, den Wunsch nicht wird unterdrücken können, daß, wenn Haydn ja als Komponist für den Gesang zu beschließen gedenkt, es ihm doch gefallen möchte, auf einer edlern, reinern Bahn einherzugehen und sich Denkmale zu stiften, die der Zeit trotzen. Denn so angenehm es seyn mag, sich beim ersten Anhören solcher Werke dem Ganzen ohne Kritik zu überlassen; bei dem zweiten, sich damit zu beschäftigen, die artigen Kleinheiten der Musik zu verfolgen; so ist es doch dann damit abgethan; und wenn man, bei dem Reichthum an solchen artigen, kleinen Details, das letztere auch zum dritten- und viertenmale vermag, so ists doch dann damit desto sicherer vorbei, und für die Nachwelt, die, nach allen Zurüstungen in unsern Tagen, gewiß auf einem eben so

hohen Geſichtspunkt für Werke der Tonkunſt ſtehen wird, als das jetzige Zeitalter auf einem Geſichtspunkt für Werke der bildenden und Dicht-Kunſt ſtehet — für dieſe Nachwelt iſt ſo Etwas gar nicht, außer daß ſie daraus unſre Verirrungen erkenne, und den Aufwand von Talent, Zeit, Mühe und Geſchicklichkeit bedauere.

3)

Ueber die Aufführung von Haydn's Schöpfung in Regensburg.

Regensburg, den 15. Jun. 1802.

Geſtern wurde Haydn's Schöpfung zum zweitenmale in dem zu Redouten und Konzerten gewöhnlich beſtimmten großen Saal des Gaſthofs zum Kreuz aufgeführt (die erſte Aufführung geſchah am Pfingſttag). Das Orcheſter beſtand aus 70 Inſtrumentaliſten und 30 Vokaliſten für die Chöre, die fünf Hauptſtimmen ungerechnet, und wurde von den Konzertmeiſtern Croas und Marchand von der fürſtl. Taxiſchen Hofkapelle dirigirt. Mit rühmlicher Beharrlichkeit hatten beide dies anſehnliche und zum Theil wenig geübte Perſonale ſo einzuſtudiren gewußt, daß der Totaleindruck über alle Erwartung gelang. Wer unſre wenigen Kräfte, und den geringen Grad von Empfänglichkeit und Unterſtützung kennt, welchen die Kunſt

überhaupt in dieser durch Schuldenlast und Kriegsdrangsale ganz ausgesogenen Stadt findet, weiß, wie viel dazu gehört, bei Darstellung eines Meisterwerkes den, welchem dessen voller Genuß in einer unsrer musikalischen Hauptstädte zu empfinden versagt ist, nur zur Hälfte schadlos zu halten. Und dies wurde bei weitem erreicht. Zudem besitzen wir nur ein einziges hervorstechendes Talent zum Gesang. Dies ist ein junges musikalisches Genie, ein Knabe von 11 Jahren, Sohn des fürstl. Taxischen Hofraths Lieber, der mit einer seltenen Fertigkeit auf der Violine und Pauke, eine Diskantstimme von außerordentlicher Fülle, Umfang und Reinheit verbindet. Die ihm zugefallene Rolle der Eva trug er mit bewundernswürdigem Takt, Festigkeit und Präzision vor, und dies ist es eigentlich, wodurch er den künftigen großen Künstler verräth, der er seyn wird, wenn er gleich in mannbaren Jahren seine schöne und reine Stimme verlieren sollte. Und das ist leicht zu befürchten, wenn sie sich nicht in Baß verwandelt. Sein Vortrag ist sicher und einfach, ganz der edlen Simplizität des vorgetragenen Gegenstandes würdig, wodurch er sehr zu seinem Vortheil von der hier gewöhnlichen manierirten neuitalienischen Art absticht, die besonders eine Sünde des hiesigen Theaters ist. Vorzüglich gelang ihm das schöne Rezitativ: O du, für den ich ward. Und nun denken Sie sich den muntern Knaben selbst, mit der glücklichsten Fysiognomie, einem freien, unerschrockenen Anstand,

der ihm allein fast alle Herzen gewann, und Sie werden es begreiflich finden, daß ihn das Publikum mit Entzücken aufnahm und mit Liebkosungen überhäufte.

Die übrigen, Mad. Reinwart und Hr. Radelefchek, vom Theater, welche die Diskant- und Tenorstimmen Gabriel und Uriel vortrugen, und zwei Dilettanten, als Bassisten, worunter vorzüglich der Sänger der starken und schweren Rolle Rafaels rühmliche Erwähnung verdient, thaten nach ihren besten Kräften.

Ich bemerkte mit Vergnügen eine vortheilhaftere Arrangirung des Saals, als bei der ersten Vorstellung. Damals war das Orchester auf gleicher Fläche mit den Zuschauern, und durch nichts von letztern getrennt. Der Schall drang zu nah und in den Chören zu grell auf uns ein. Diesmal hatte man Schranken angebracht, die ein paar Schritte von der ersten Reihe Stühle entfernt waren, und den Platz des Orchesters sehr zweckmäßig um eine Elle erhöht. Dies that sehr gute Wirkung, und eben soviel hatten die wahren Musikfreunde der Gleichgültigkeit des größern Publikums, selbst der ersten Klassen zu danken, welche diese zweite Vorstellung sehr sparsam mit ihrer Gegenwart beehrten, und den übrigen einen, wenn auch nicht dem Unternehmer, doch gewiß dem stilleren Zuhörer sehr erwünschten freien Genuß des ohnehin beschränkten Lokals gewährten. Es versteht sich, daß, wie überall,

wo von Beschützung der Kunst die Rede ist, die liebenswürdige Erbprinzessin von Thüren und Taxis hier eine ehrenvolle Ausnahme machte, welche nicht allein zweimal selbst gegenwärtig war, sondern auch zu dem beträchtlichen Kostenaufwand ansehnlich beitrug. Es ist unbegreiflich, und läßt sich blos mit dem der holden Charis so ungünstigen Geräusch der Waffen beschönigen, daß es hier mit der Verbreitung einer ächten Kunstliebe, selbst in der immer nahmhaften Masse gesitteter und gebildeter Personen so wenig gedeihen will. Ein feindseliger Dämon scheint seine bösen Einflüße umherverbreitet, und besonders seit dem Ausbruch des unseeligsten aller Kriege, wodurch wir alle, vom höchsten bis zum niedrigsten, zu Politikern umgeschaffen wurden, jedes warme, lebendige Gefühl für das Schöne erstarrt zu haben. So verklingen jezt nur einzelne, traurige Töne von der musikalischen Welt, die ehemals hier, wie im ganzen südlichen Teutschland, in üppiger Fülle aufwuchs. So sinkt unser Theater, lange schon der Tummelplatz Schikaneders und seiner Nachfolger, zu einer Niedrigkeit und Geschmacklosigkeit herab, wohin sich durchaus kein anderes stehendes Theater, kaum eine böhmische oder kärnthner Provinzialbühne verirren wird. So ist es wenigstens bis jezt gewesen, und ob es gleich scheint, als wolle man durch eine bessere Auswahl von Stücken sich aus dem Wust des bisherigen Unsinns zu etwas höherem emporarbeiten, so fürchte ich doch, daß der Mangel an eignem Fond, und folg-

lich die Nothwendigkeit, dem Geschmack der Gallerie zu fröhnen, welche hier eigentlich alle Plätze besetzt, jeden bessern Keim gar bald zerstören wird. Wenigstens ist der erste geschehene Schritt, die Aufführung eines größeren Stückes in Jamben, nicht sehr glücklich gewesen. Dies war Kotzebue's Bayard, nach Angabe des Komödienzettels, der erste Versuch, den reinen Geschmack an ächter Kunst und versifizirten Stücken wieder herzustellen. Es ist aber so unendlich über dem Horizont des nur an Donauweibchen und ähnliche Siebensachen gewöhnten Publikums erhaben, daß nicht einmal der Name des sehr beliebten Verfassers die zweite Vorstellung füllen konnte. Man muß den Schauspielern indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie über Vermögen thaten, und man den Einfluß des bessern Stoffes deutlich wahrnehmen konnte. Mehr Antheil hofft man indessen bei dem nächsten Versuch zu finden, Gustav Wasa, auf den Maria Stuart!! folgen soll. Die Idee ist so exorbitant, daß ich äußerst auf ihre Aufführung begierig bin. Kommt sie zu Stande, so erwarten Sie von mir eine nähere Anzeige von dem Erfolg.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutschen Merkur.

7. Stück. Julius 1801.

I.
Der Passagier
auf der
Reise in Deutschland
und

einigen angränzenden Ländern, vorzüglich mit Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reisehandbuch für Jedermann. Verfasset und herausgegeben von H. A. O. Reichard, Verfasser des Guide des voyageurs en Europe. Mit einer großen Postcharte. gr. 8. Weimar bei den Gebrüdern Gädicke, und in allen Buchhandlungen geheftet zu haben für 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl 48 kr.

Reisenden, wes Standes und Würden sie auch seyn, und welche Tour in Deutschland und in den angränzenden Ländern, der Schweiz u. s. sie auch machen mögen, können die Verleger dies Buch mit vollem Rechte empfehlen. Es enthält einen Schatz größtentheils eigener Erfahrungen des durch ähnliche Arbeiten schon rühmlichst bekannten Verfassers, und diejenigen, welche auf ihren Rei-

sen die Merkwürdigkeiten vieler Orte und Gegenden kennen lernen, Reiseklugheit überhaupt, und Belehrungen über die mancherlei An- und Unannehmlichkeiten bei den verschiedenen Arten zu reisen, als zu Fuße, zu Pferde, mit eigenen oder mit Miethpferden, mit dem Postwagen, mit Extrapost oder zu Wasser, erlangen, desgleichen sich noch über viele andere Gegenstände, als über Sicherheitsmaasregeln, über Reisegefährten, Gewehrgebrauch, Päße, Geld- und Creditbriefe, Reiseanschläge, Gesundheit, Wahl der Wirthshäuser, Klugheitsregeln an fremden Orten, Badereisen und mehrere Badeörter, viele Reiserouten, Münzen, Regenten, Schweizerreisen u. s. w. unterrichten wollen, werden hinlängliche Befriedigung finden. Eine große neu gestochene Postcharte vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs ungemein, und es verdient, daß die Reisenden dasselbe unter ihren Reise-Requisiten aufnehmen.

Wir theilen hier zur genauern Uebersicht noch den vollständigen Inhalt dieses neuen Reisehandbuchs für Jedermann mit.

I. Einige praktische Gemeinplätze, Regeln und Erfahrungen: statt der Einleitung.

a) Allgemeine Bemerkungen.
Gesundheit, Einfluß und Vortheile des Reisens — Zweck dieses Buchs — Reiseplan — zu flüchtiges Reisen — Verabredung vor der Abreise — Päße — Kleideraufwand — Sprachen und deren Hülfsmittel — Contrebande und Vorsichtsmaasregeln — Visitiren — Reiseklugheit — Reisejournal — Mittel, wie man eine Stadt oder Land kennen lernt — Freygebigkeit — gute Laune — Spiel — unbekannte Reisegefährten — Emigranten

b) Sicherheits-Maasregeln.
Reisegefährte — Bedienter — Meldung bey seinem Gesandten — Doppelpistolen — Räuberanfall — wenn soll man von seinem Gewehr Gebrauch machen? — Pfänden — Vorsicht wegen der Ladung des Gewehrs — Nächtliche Fluß- und Waldpassage — Verabredung in einer großen Stadt — Empfehlungsbriefe.

c) Gepäcke und Reisegeräthe.
Wenig Gepäcke — Papiere und Schriften — deren Verwahrung — Koffer — wenn soll man packen? — Tasche — Nachtsack, Mantelsack — Reiseschatulle —

Reisebette — compendiöses Reisebettzeug — Reiseroulean — Reisebecher und Besteck — Schraubschloß, Nachtriegel — bequeme Schreibfeder — wissenschaftliches Geräthe — Taschenbuch, Feuerzeug, Nadel, Zwirn.

d) Baares Geld, Creditbriefe.
Geldkurs — Creditbriefe, Wechsel — Papiergeld.

e) Ueberschlag der Reisekosten.
Nothwendigkeit des Ueberschlags — Unmöglichkeit einer allgemeinen Norm — Kosten der ordinären und der Extrapost auf die Meile — Wirthshäuser — Kosten bey Besichtigung von Merkwürdigkeiten — Aufenthalt in großen Städten — Schlußlob des Standes des Reisenden.

II. Regeln für junge Leute, die in die Fremde auf Kunst und Handel wandern.

III. Noch einige Regeln für Kaufmannsdiener, die in Geschäften reisen.

IV. Vorschrift, wie sich Reisende in Rücksicht ihrer Gesundheit verhalten sollen.

a) Allgemeine Gesundheits-Vorschrift für Reisende.
Allgemeine Gesundheitsregeln — Beschaffenheit der Luft — Speisen — Getränke — Bewegung — Gewitter — giftige Dunstheile — andere Warnungen — was soll vor dem Antritt der Reise geschehen? — Nothwendigkeit ungestörter Ausdünstung — Auswahl der Speisen — der Weine — der Mineralwasser — des Brunnenwassers — ruhige Verdauung — Gefahr bey fremden Betten — Schädlichkeit der Wollust — Nachtheile des nächtlichen Reisens — Erhitzung — mephitische Luft der Städte — Wahl der Aerzte — Spielsucht.

b) Gesundheitsreg. für Reisende zu Wasser.

c) — — — — Fußgänger.

d) — — — — reitende Reisende.

e) Reiseapotheke.

Nachtrag.

a) Ueber die nöthige Reinigung der Luft in Krankenzimmern.

b) Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren von D. Struve.

Ertrunkene — Erwürgte — Erstickte — vom Blitz Getroffene — Erfrorene — Leblose von einem Fall — todscheinende Neugeborne — Biß toller Hunde — Vergiftung — Verbrennen — allgemeine Anmerkung.

c) Medicinische Miszellen.

Vorsicht bey Kindern — Zahnweh — Sonnenstich — Ohrenzwang — geschoßener Zapfen, geschwollene Mandeln — Insektenstiche — Gurgelwasser — Prüfung der Reinheit der Luft.

V. Witterungs-Kunde.

Wetterzeichen am Mond — Regenzeichen am Himmel und an der Sonne — Gewitter — fernere Regenanzeigen — an Thieren — an Menschen — an Pflanzen — Anzeigen von gutem und trockenem Wetter — die Spinne, der sicherste Wetterprophet.

VI. Ueber die verschiedenen Arten zu reisen.

a) Reisen zu Fuß.

Annehmlichkeit der Fußreisen — Wirthshäuser — wohlfeile Zehrung — in welchen Ländern? — Kleidung — Mantelsack — der Träger des Mantelsacks, zugleich Wegweiser — Zeit zur Reise — Eile mit Weile — stärkendes Waschen — Gesellschafter, Paß — Wind, Gewitter — Wegerkundigung — andere Sicherheitsregeln — trau, schau, wem? — Vertheidigungsmittel — Schrittmesser — Gesundheit — Tabackrauchen.

b) Reisen zu Pferd.

Annehmlichkeit dieser Art zu reisen — Alter des Pferds — Vorsicht vor der Reise — Tagreisen — Mittagmachen — Krippe und Rause — Waschen des Pferds — Müdigkeit — öfteres Visitiren des Beschlags — Einschlagen des Pferdehufs — Mangel an Appetit — Salpeterpulver — Uebergehen des Stallens — Chamillenklystier — allgemeine Regel — Gepäcke, Kleidung, Bewafnung — Pistolen befreyen vom Geleitezoll — nützliche Taschenbücher.

c) Reisen im Wagen mit eigenen oder mit Miethpferden.

Kostbar und zeitfressend — Lesen der Warnungstafeln — wo soll man mit eignen Pferden reisen? — einige Regeln — Wagen — Lohnkutscher — wenn soll man einen Lohnkutscher nehmen? — einige Regeln — Retourfuhren — Zwang bey Extraposten — Anweisung zur Behandlung der Pferde, sonderlich der Zugpferde

gang in ihr Herz zu finden. Der groſſe Tanzai von Scheſchian, ein Kenner übrigens von Verdienſten, kannte doch kein gröſſeres als die Leyer gut zu ſpielen. Dionys hegte ein ſo günſtiges Vorurtheil für die Cithar, daß der beſte Cithar-Spieler in ſeinen Augen der gröſſeſte Mann auf dem Erdboden war. Er ſpielte ſie zwar ſelbſt nicht; aber er gab ſich für einen Kenner, und rühmte ſich die gröſſeſten Virtuoſen auf dieſem wunderthätigen Inſtrument an ſeinem Hofe zu haben. Zu gutem Glücke hatte Agathon zu Delphi die Cithar ſchlagen gelernt, und bey der ſchönen Danae, welche eine Meiſterin auf allen Saiten-Inſtrumenten der damaligen Zeit war, einige Lectionen genommen, die ihn vollkommen gemacht hatten. Kurz, Agathon nahm das dritte oder vierte mal, da er mit dem Dionys zu Nacht aß, eine Cithar, begleitete darauf einen Dithyramben des Damon, (der von einer feinen Stimme geſungen, und von der ſchönen Bacchidion getanzt wurde) und ſetzte ſeine Hoheit dadurch in eine ſo übermäſſige Entzückung, daß der ganze Hof von dieſem Augenblick an für ausgemacht hielt, ihn in kurzem zur Würde eines erklärten Günſtlings erhoben zu ſehen. Dionys überhäufte ihn in der erſten Aufwallung ſeiner Bewunderung mit Liebkoſungen, welche unſerm Helden beynahe allen Muth benahmen. Himmel! dachte er, was werde ich mit einem König anfangen, der bereit iſt, den erſten Neuangekommenen an die Spitze ſeines Staats zu ſetzen, weil er ein guter Citharſchläger iſt? Dieſer erſte Gedanke war ſehr gründlich, und würde ihm vieles Ungemach erſpart

haben,

— allgemeine Regeln — im Sommer — im Winter — vom Hinken der Pferde — Stall.

d) Reisen mit dem Postwagen oder der Landkutsche.

Unannehmlichkeiten — Annehmlichkeiten dieser Reiseart — Landkutschen — Notiz von einigen solchen Landkutschen zu Wien, Leipzig, Regensburg — einige Regeln — blinde Passagiere — Trinkgeld der Postillone — freyes Gepäcke — Postgeld — ohngefehre Postgeldberechnung auf einigen Cursen.

e) Reisen mit Extrapost.

Vorzüge — Postkaleschen — Requisiten eines guten Reisewagens — Wienerwagen und Chaisen — englische Wagen oder Coupés — Batarde — einige Notizen und Beherzigungen für Besitzer von Coupés und Batarden — Stuhlwagen — Postgeld und Preise der Extrapostpferde — Zahl der Pferde, Laufzettel — das mehr Pferde nehmen — Schmiergeld — Trinkgeld des Schwagers — Raschfahren in Städten — schnelle und gute Förderung und wo? — Umspannen — Chaussee- und Wegegeld — Reisekleidung — Unterschied der Geleise in Deutschland — im Ausland — Aenderung der Spur.

f) Reisen zu Wasser.

Verschiedene Arten der Wasserreisen — Vorzüge dieser Reiseart — Unannehmlichkeiten — Reisen auf Flüssen — Rhein — Donau — Elbe — Reisen auf Kanälen und Seen — Reisen auf dem Meere — Reise mit öffentlichen oder gemietheten Fahrzeugen — Angabe einiger Wasserreisen — Vorsichtsregeln in Ansehung des Schiffs — des Schiffers — der Postschiffe — der Kost — zwey Beispiele von Schiffproviantvorrath — von Büsching — von Franklin — Küchengeräthe — Resultat dieser Vorschriften — Seekrankheit — Zeit zu Seereisen — Fahrt nach Nordamerika — Fahrt von Curhaven nach England.

VII. Kurze Notiz von dem Extrapostwesen in einigen auswärtigen Ländern.

Frankreich — Italien — Weg durch Tyrol — über den Cenis — über den St. Gotthard — über den großen Bernhard — über den Simplon — über den Splügen — über die Corniche — allgemeine Vorsicht — Holland — Treckschuyten — Venttsche — Kruyer — Wirthshäuser.

VIII. Gemälde der Fahrten auf zwey der größten Flüsse Deutschlands, der Donau und dem Rhein. (Als Pendant zu dem Aufsatze über Wasser-Reisen).

a) Die Donaufahrt.

Vorzüge der Donau — Schönheiten ihrer Ufer — Reichthum an alten Ruinen und Burgen — Donau-Nebel — Farbe des Wassers — Menge von Fischen — die Raufahrt und der Gegentrieb — das ordinaire Donauschiff — Schilderung desselben — Preis der Miethe eines eigenen Schiffs — Lokalmerkwürdigkeiten der Fahrt bis Wien — Straubingen — Poppen — Deckendorf — Wiltshofen — Passau — Krempenstein — Engelhardszell — Rheinach — Linz — Ens — Greyner Schwall — Donaustrudel und Wirbel — Ips — Maria-Taferl — Melk — Spitz — Richards Löwenherz Kerker — Krems und Stein — Gottwich — Wien — Schriften zu Wegweisern und Begleitern.

b) Die Rheinfahrt von Mainz bis Coblenz.

Johannisberg — Ostreinsche Anlagen — Vereinigung der Nahe mit dem Rhein — St. Goar — Preis des Schiffs — Neuwied — Coblenz — Rückfahrt zu Lande über die Bäder — Nachschrift und Noten des Herausgebers — Gegend von Bingen — Gegend von St. Goar — der Königsstuhl — Schriften die zu Wegweisern und Begleitern dienen können.

IX. Der Reisende im Wirthshaus.

Welches Wirthshaus soll man wählen? — wie soll man das beste Wirthshaus erfragen? — Vorsicht in Ansehung des Namenbehaltens — Vorsicht und Wahl bey den Zimmern — Vorsicht im Winter bey Oefen — Wanzen-Mittel dagegen — man wohne nicht mit Unbekannten — richtige Angabe seines Standes und Namens — Verwahrung der Effekten — einsame und verdächtige Wirthshäuser — Erkundigung nach den Polizeygesetzen — Lohnbedienter, Wäscherin ꝛc. — Essen — Wirthstafel — Mittel gegen den Lärm in den Gasthöfen — Vorsicht bey Abtritten — Wirthsrechnung — Mittel gegen doppelte Kreide — Herausgeben und Wechseln des Geldes — Trinkgeld.

X. Was ist bey Abgabe von Briefen zu beobachten?

Wie lange ſind dieſelben auf einigen Hauptkurſen unterweges?
Einige Regeln bey Abgabe von Briefen — wie lange ſind Briefe ohngefehr unterweges? — Curs von Augsburg — von Frankfurt am Main — von Nürnberg — von Regensburg.

XI. Entfernung einiger Städte von einander.
Augsburg — Frankfurt am Main — Hamburg — Leipzig — Nürnberg — Strasburg — Wien — Baſel — Bern — Schaffhauſen — Zürch.

XII. Geldkurs und Münzweſen in Deutſchland und einigen angränzenden Ländern.
1) Deutſchland.
Einige allgemeine Bemerkungen über den deutſchen Geldkurs — wo gilt der 20, wo der 24 Guldenfuß? — übrige Münzfüße — Rechnung und Kurs — Gold- und Silbermünzen-Werth — fremde Münzen — Ueberſicht einiger Münzrechnungen — zu Braunſchweig — zu Breslau — zu Hamburg — zu München — zu Prag — zu Wien.
2) Frankreich.
Franzöſiſche Rechnung und Münzen vor der Revolution — in der Revolution — neueſter Münzfuß.
3) Die Schweiz.
Kurs vor der Revolution — von Baſel — von Bern — Kurs des Laubthalers.
4) Italien.
Allgemeine Norm — Genua — Mailand — Turin — Venedig — Rom — Neapel.
5) Amſterdam und die bataviſche Republik.
Rechnung — wirkliche Münzen — Kurs der fremden Münzen.

XIII. Maaße und Gewichte in Deutſchland und einigen angränzenden Ländern.
1) Deutſchland.
Längenmaaß — Handelsgewicht — Gold- und Silbergewicht — Apothekergewicht — Apothekerzeichen — Perlen- und Edelſteingewicht — Hamburg — rheinländiſch Längenmaaß — deutſche Meile — Berlin — Leipzig — Frankfurt a. M. — Wien.

2) Frankreich.
Altfranzösische Maaße und Gewichte — neues metrisches System — Verhältniß der alt- und neufranz. Maaße — Reduktion auf einige ausländische Maaße — officielle Uebersetzung der neuen Benennungen.
3) Die Schweiz.
Basel — Bern — Zürch.
4) Italien.
Turin — Mailand — Venedig — Rom — Neapel.
5) Amsterdam und die batavische Republik.

XIV. Einige arithmetische Miszellen.
Zählarten und deren Benennung — Zählart des Papiers — Gold- und Silberproben — Gewicht einiger Geldsorten — Weingemäß — Reduktion der Meilen.

XV. Statistische Uebersicht von Deutschland vor dem Revolutionskriege, vorzüglich in Rücksicht auf Größe, Volksmenge, Einkünfte und Kunstfleiß der verschiedenen Staaten.
1) Oesterreichischer Staat.
2) Preußischer Staat.
3) Uebrige Kurfürstliche Länder.
Mainz — Trier — Cölln — Pfalz, Bayern — Sachsen — Hannover.
4) Geistliche Glieder des Fürstenkollegiums.
Salzburg — deutscher Orden — Bamberg — Würzburg — Worms — Eichstädt — Speyer — Strasburg — Constanz — Augsburg — Hildesheim — Paderborn — Freysingen — Regensburg — Passau — Trient — Brixen — Basel — Lüttich — Osnabrück — Münster Lübeck — Fulda — Kempten — Ellwangen — Berchtesgaden — Corvey.
5) Die deutschen Reichsstifter.
6) Weltliche Fürsten.
Weimar und Eisenach — Gotha und Altenburg — Coburg-Saalfeld — Meiningen — Hildburghausen — Braunschweig-Wolfenbüttel — Schwedisch-Pommern Wirtemberg — Hessen-Cassel — Hessen-Darmstadt — Hessen-Homburg — Baden — Mellenburg-Schwerin — Mellenburg-Strelitz — Hollstein — Oldenburg — Anhalt-Dessau — Anhalt-Bernburg — Anhalt-Cöthen — Aremberg — Hohenzollern-Hechingen — Hohenzollern-Siegmaringen — Loblowitz — Salm-Salm —

Salm-Kyrburg — Dietrichstein — Nassau-Usingen — Nassau-Weilburg — Nassau-Saarbrücken — Nassau-Oranien — Auersberg — Fürstenberg — Schwarzenberg — Lichtenstein — Thurn und Taxis — Schwarzburg-Sondershausen — Schwarzburg-Rudolstadt.

7) Reichsgrafen-Collegien.

Solms — Isenburg — Stollberg — Sayn- und Wittgenstein — Wild- und Rheingrafen — Leiningen — Reußen — Schönburg — Wied — Buchau — Oettingen Königsegg — Waldburg — Wolfegg-Waldsee — Zeil und Trauchburg — Zeil-Wurzach — Hohen-Geroldseegg Fugger — St Blasien — Hohenlohe — Castell — Löwenstein-Wertheim — Erbach — Limburg — Schauenburg — Lippe-Detmold — Bentheim — Tecklenburg — Rheda — Steinfurt-Bentheim — Rietberg — Holzapfel — und Uebrige.

8) Collegium der Reichsstädte.

Cölln — Aachen — Lübeck — Worms — Speyer — Frankfurt a M. — Goslar — Bremen — Hamburg — Mühlhausen — Nordhausen — Dortmund — Friedberg — Wezlar — Regensburg — Augsburg — Nürnberg — Ulm — Eßlingen — Reutlingen — Nördlingen — Rotenburg — Schwäbisch-Hall — Rothweil — Ueberlingen Heilbronn — Schwäbisch-Gmünd — Memmingen — Lindau — Dünkelsbühl — Bieberach — Ravensburg — Schweinfurt — Kempten — Windsheim — Kaufbeuern — Weil — Wangen — Isny — Pfullendorf — Offenburg — Leutkirchen — Wimpfen — Weissenburg — Giengen — Gengenbach — Zell — Buchhorn — Aalen — Buchau — Weyssungen.

XVI. Schilderung der Reisen in die sogenannten alpinischen Gebirge Deutschlands.

a) Reise auf den Harz und auf den Brocken. Unähnlichkeit des Brockens mit den Schweizeralpen — des Harzes mit der gebirgigten Schweiz — Rattlenburg — Klausthal *) — Gittelde — Goslar — der Rammelsberg — Domkirche zu Goslar — der Brocken — Zeit zur Brokkenreise — Fahr- und Fußwege — Klippen und Felsen;

*) Siehe auch: Authentische Beschreibung von dem merkwürdigen Bau des Georg-Stollens, von J. C. Gotthard dem jüngern. Wernigerode 1801. 8.

der Ilsenstein — Lassussche Karte — Herrnbrunnen — die herrliche Aussicht vom Brocken — Nebelwolken und Wetterprophezeiungen des Brocken — Wohngebäude auf dem Brocken — neues Gasthaus — Flüge auf dem Brocken — die Bode, ihr Fall und ihre Forellen — Roßtrapp — Oberteich, Rehberger-Klippe und Graben — Höhenmessungen des Brocken — Ursprung der Hexentanzsage — Elbingerode — Baumannshöle — Bielshöle — Blankenburg — Wallenstedt — Größe und Volksmenge des Harzes — Grade der Länge und Breite einiger Harzpunkte — Sprache, Wege, Gasthöfe — Schriften und Reisebeschreibungen.

a) Reise nach dem Riesengebirge.

Weg, den man gewöhnlich nimmt — schicklicher Reiseplan — Messersdorf — Tafelfichte — Hierquellen — Hohenelb — Elbe — Heyschober — Riesengrund und Rübezahl — Sturmhaube — Schmiedeberg — Flinzberg — Schwarzenthal — Riesenkoppe — Elbfall — Schneegrube — Dauer der Reisen — Jahreszeit — Kosten — hohes Interesse der Reise — unstatthafte Vergleichungen des Riesengebirges — Höhenmessungen einiger Punkte — Kablesches Modell zu Steinseifen — Schriften, so zu Wegleitern dienen können.

XVII. Regeln bey Badereisen und Beschreibung einiger Bäder Deutschlands.

1) Allgemeine Regeln für Brunnengäste.

2) Karlsbad.

Volksmenge — Gebäude, Säle — die Wiese — Quellen und ihre Heilkräfte — Fabriken, Kunstfleiß — Wohnungen, Aufwand — Aerzte — Vergnügungen — Spazierplätze — Excursionen — Miszellen und Notizen — Schriften — Routen und Wege nach Karlsbad.

3) Franzbad bey Eger.

Bestand und Beschaffenheit des Brunnens — Aerzte — Kur und Kurzeit — Tarif und andere Notizen — Vergnügungen — Schriften.

4) Töplitz.

Reubecks poetisches Gemälde — Lokal — Lage der Stadt — Schloßberg mit seinen Ruinen — Schloß und Garten — Gebäude — Karakter der Einwohner — Fabriken — Vergnügungen — Excursionen — ärztlicher Beystand — Bäder — Gartenquelle — Badstunden — Bestandtheile des Wassers — Heilkräfte desselben — wo ist der Ge-

brauch des Wassers zu widerrathen? — Zeit der Entdeckung dieses Bades — Speisehäuser — Wohnungen — Wege — Schriften.

5) Pyrmont.

Kurzeit — Pyrmonterthal — Sehenswürdigkeiten — die große Allee — Vergnügungen — Spaziergänge — Gasthöfe — Wohnungen — Excursionen — belehrende Notizen — Schriften.

6) Doberan.

Einziges deutsches Seebad — schöne Aussichten — Badhaus am Meer — heiliger Damm — Schiffe und Nähe von Häfen — englische Anlagen — Badzeit und Badweise — Vergnügungen.

7) Liebenstein.

Reizendes Lokal — die Burgruine — schöne Aussicht — merkwürdige Grotte — das romantische Altenstein — Glücksbrunn — die Höhle — der hohle Stein — Alter und Nachrichten vom Brunnen — seine jetzige zweckmäßige Einrichtung — Tarif der Preise — Lustpartien in die umliegende Gegend — Preise der Wagen und Pferde.

8) Langestädt.

Lokal — Annehmlichkeit der Wege — Lebensweise — Wohnungen — Quelle — Preise — Entfernung einiger Städte — Schriften.

9) Sichersreuth oder Alexandersbad.

Reizendes Lokal — das Gasthaus — Quelle — Bestandtheile derselben — Lebensweise — die Luxburg — Wege — Schriften.

10) Neundorf.

Alter und Bestandtheile des Bades — Tugenden und Kräfte — Wohnungen, Anlagen — Aussicht vom Galenberg — Bäder — Apotheke — Lebensbedürfnisse und übrige Einrichtungen — Entfernung einiger Städte — Schriften.

XVIII. Die Schweizer-Reise.

a) Rückblick auf Weiland: als Einleitung.

Rückblick — neue Schriften, die zu Begleitern dienen können.

b) Einfluß der Schweizerreise auf körperliche Gesundheit, und Angabe der Thäler und Alpen, zum Gebrauche von Milchkuren, Alpenluft u. s. w.

Fußreisen, deren physischer Nutzen — Wirkung der Bergluft — Thäler und Alpen, wo Fremde reine Luft genies-

ſen und Milchkuren gebrauchen können — Wirthshäuſer auf zwey Voralpen — Zeit zum Beſuch der genannten Bergluſt-Kurgegenden — Sennenhütten — wo iſt für einen Fremden die beſte Sennenwirthſchaft? — herrliche Ausſicht bey einem ehemaligen Wirthshauſe ohnweit Einſiedeln — Hoſpiz auf dem Rigi und allgemeine Anmerkung — Reiz der Spaziergänge auf dem Rigi und Vorzüge dieſes Berges — der Weiſſenſtein und der Chaſſeral — herrliche Anſicht der ganzen Alpenkette — Monate zum Aufenthalt auf dieſen Alpen — Vorzüge der Bergluſt — Schweizerbäder — Pfeffers, Leuk — Stahlbrunnen zu St. Maurice.

3) Koſten der Schweizerreiſen und des Aufenthalts.

Beträchtlicher Aufwand — Gründe der Theurung — Preiſe an den Gaſttafeln in großen Wirthshäuſern — Preiſe der Zimmer — Preiſe des Eſſens auf dem Zimmer — Einfluß des hohen befehlenden Tons auf die Rechnung — Fuhrlohn; einer der Hauptartikel der Theurung — öffentliche Diligencen — Preiſe des Fuhrlohns — Erſparniß bey Benutzung der Retourkutſchen — neue geſtiegene Preiſe — Preiſe der Reittiere in den Alpen — Ueberſetzung der Schiffleute und Alpenwirthe — wenn hat man Schaden, wenn Nutzen bey einem Akkord auf lange Zeit? — große Erſparniß bey Reiſen mit eigenen Pferden — nur nicht beym Reiten im Gebirge, auch wegen der Gefahr — Anſchlag des Koſtgeldes eines Domeſtiken — Vortheile bey Reiſen in Geſellſchaften — Preis eines Schiffs auf den Seen — ohngefehrer Ueberſchlag der Koſten — ſie ſind größer bey einem kurzen und ſchnellen Aufenthalt — monatliche Ausgaben bey einem langen Aufenthalt — Miethe von Landhäuſern und ſogenannten Campagnes und wo?

4) Welche Art des Reiſens zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, iſt die wohlfeilſte und nützlichſte?

Vorzüge d. Fußreiſen in der Schweiz — ſelbſt für Damen — Lohn des Führers oder Wegweiſers — tägliche Koſten bey ſolchen Fußreiſen — Ueberſchlag der Koſten auf ein Jahr — Reiſekoſten für den, der keinen Führer hat — Nothwendigkeit und Nutzen eines Führers — Lohnbediente, die ſich dem Führergeſchäfte widmen — Namen einiger Führer in der Schweiz — Vorſicht, ſich ihrer bey Zeiten zu verſichern — Lohn für die Rückreiſe.

5) Wie viel Zeit braucht man zur Schweizerreise?

Verschiedenheit nach jedes Reisenden Zeit — große Veränderlichkeit der Witterung — vernünftiger Plan zum besten Genuß des Landes — Empfehlungsschreiben — Witterung der verschiedenen Monate.

6) Kostum für Schweizerfußreisende; noch einige Erinnerungen bey Gebirgreisen, auch in Absicht auf die Reitthiere.

Reiseklieder, Schuhe, Stiefeletten ꝛc. — Vorsicht bey rauher Bergluft — Schirme, wachsleinwandner Mantzl — Mantelsack — Bergstock, Fußeisen — Mittel gegen den Durst — Vorsicht für den, der Milch nicht vertragen kann — Vorsicht bey kaltem Quell- und Gletscherwasser — Florübertang — Geräthschaften beym Gletscherbesteigen — Mittel gegen Brennen und Blasen an den Füßen — Waschen mit Kirschwasser — Regel beym Ersteigen der Berge — Sicherheit der Saumrosse.

7) Wo kann man fahren und sich eines Wagens bedienen?

8) Großer Reiseplan durch die ganze Schweiz von Deutschland aus.

9) Zwölf Reisepläne, um auf einer kleinen Reise, von Zürich, Basel, Bern, und Genf aus, interessante Theile der Schweiz zu sehen.

10) Beschreibung und Merkwürdigkeiten von Chamouny.

11) Landkarten, Kupferstiche.

XIX. Reiseroute nach Paris.

Erstes Haupterforderniß: der Paß — Route über Strasburg — Route über Metz — Route über Trier — Route aus der Schweiz — Skizze von Paris — Haupt-Sehenswürdigkeiten — öffentliche Sammlungen — gelehrte Anstalten und Institute — Miszellen — Schriften, Grundrisse.

XX. Reiseroute nach Petersburg.

Erste Hauptroute von Leipzig über Dresden, Grodno, Mitau — zweite Hauptroute über Berlin, Königsberg —

drei Wege von Königsberg nach Memel — Paßmittelsendung zu Polonga — Fuhre mit Miethpferden von Königsberg nach Dilga — Post- und Trinkgeld in Rußland — kleines Wörterbuch in 4 Sprachen — Posteinrichtung und Vorsicht in Liefland — schnelles Reisen mit Schlitten — wo muß man am Tage reisen? — Geldsorten und Münzkurs — gutes Wirthshaus zu Jamburg — und zu Strelna — Werst-Pfähle — Ueberfahrt-Taxen — Angabe der Stationen — Wirthshäuser in Petersburg — Anmerkung.

XXI. Neun und neunzig Reiserouten durch Deutschland, in verschiedenen Hauptrichtungen, mit kurzen Notizen von guten Gasthöfen und von den Sehenswürdigkeiten einiger Städte.

1. Von Augsb. nach Basel
2. Zweite Route
3. V. Augsb. n. Frkft. a. M.
4. Zweite Route
5. V. Augsb. n. Freyburg
6. V. Augsb. nach Inspruck
7. Zwte Rte bis Mantua
8. V. Augsb. nach Lindau (ist verdruckt)
9. V. Augsb. n. München
10. V. Augsb. n. Nurnberg
11. V. Augsb. n. Regensb.
12. Von Augsb. nach Salzburg und Triest
13. V. Augsb n. Venedig
14. Zweite Route
15. V. Augsb. n. Wirzburg
16. V. Augsb. n. Wien
17. Von Augsb. nach Constanz und Zürch
18. Von Berlin n. Breslau
19. Zweite Route
20. V. Berlin nach Wesel und Brüssel
21. V. Berlin n. Dresden
22. V. Berlin n. Magdeb. und Halberstadt
23. V. Berlin n. Hamburg
24. V. Berlin nach Braunschweig und Hannov.
25. V. Berlin n. Leipzig
26. V. Berlin nach Stettin und Stralsund
27. V. Cölln nach Aachen
28. V. Cölln n. Amsterdam
29. V. Cölln nach Brüssel über Lüttich
30. V. Cölln n. Frkft. a. M.
31. V. Cölln üb. Paderborn nach Hamburg
32. V. Cölln üb. Düsseldorf nach Münster
33. V. Dresden n. Berlin
34. V. Dresdn n. Carlsbad
35. V. Dresden n. Leipzig
36. V. Dresden n. Nürnb.
37. V. Dresden n. Prag
38. V. Frankfrt. a. M. nach Augsburg
39. Zwte Rte üb. Heilbronn
40. Von Frkfrt. a. M. nach Wirzburg u. Bamberg
41. V. Frankfrt. a. M. nach Basel

haben, wenn er seiner Eingebung gefolget hätte. Aber eine andere Stimme (war es seine Eitelkeit, oder der Gedanke ein grosses Vorhaben nicht um einer so geringfügigen Ursache willen aufzugeben? — Oder war es die Schwachheit, die uns geneigt macht, alle Tohrheiten der Grossen, welche Achtung für uns zeigen, mit nachsichtvollen Augen einzusehen?) flüsterte ihm ein: Daß der Geschmack für die Musick, und die besondere Anmuthung für ein gewisses Instrument, eine Sache sey, welche von unsrer Organisation abhange; und daß es ihm nur desto leichter seyn werde, sich des Herzens dieses Prinzen zu versichern, je mehr er von den Geschicklichkeiten besitze, wodurch man seinen Beyfall erhalten könne.

Die Gunst, in welche er sich in so kurzer Zeit und durch so zweydeutige Verdienste bey dem Tyrannen gesetzt, stieg bald darauf, bey Gelegenheit einer academischen Versammlung, welche Dionys mit grossen Feyerlichkeiten veranstaltete, zu einem solchen Grade, daß Philistus, der bisher noch zwischen Furcht und Hofnung geschwebet hatte, seinen Fall nunmehr für gewiß hielt.

Dionys hatte vom Aristipp in der Stille vernommen, daß Agathon ehmals ein Schüler Platons gewesen, und während seines Glücksstandes zu Athen für einen der gröfsesten Redner in dieser schwatzhaften Republick gehalten worden sey. Erfreut, eine Vollkommenheit mehr an sei-

nem

42. V. Frankfrt a. M. nach Caſſel u. Bremen
43. V. Frankfrt. a. M. nach Bayreuth u. Eger
44. V. Frankfrt. a. M. nach Cöln
45. V. Frankfrt. a. M. nach Hannover u. Hamburg
46. V. Frankfrt. a. M. über Fulda, Gotha n Lpzg.
47. V. Frankfrt. a. M. nach Mannheim
48. V. Mannh. n. Strasb.
49. V Frankfrt a. M. nach Münſter
50. V. Leipzig über Deſſau nach Berlin
51. V. Leipzig nach Halle, Braunſchw. Bremen
52. V. Leipzig n. Hamburg
53. V. Leipzig n. Warſchau
54. V. Leipzig n. Carlsbad
55. 56. 57. Drei Routen v. Lpzg. nach Nurnberg
58. 59. 60. Drei Rout. v. Hamb. nach Amſterdam
61. V Hamb. n. Braunſchw.
62 V. Hamb. n. Kopenhag.
63. V. München nach Prag
64. V. münch n Regensb.
65 V. Münch. nach Wien
66. V. Regensb. n. Wien
67. V. Nurnb. n. Augsb.
68. V. Nürnb. n. Heilbr.
69. V. Nürnb. n. Mannh.
70. V. Nürnb. n. Prag
71. V. Nürnb. n. Regensb.
72. V. Nürnb. nach Ulm
73. V. Prag nach Breslau
74. V. Prag nach Carlsbad
75. V. Prag nach Wien
76. V. Regensb. nach Eger
77. V. Regsb. n. Bayreuth
78. V. Regensb. nach Prag
79. Von Regensburg nach Salzburg
80. V. Regsb. n. Stuttgrd
81. V Regensb. nach Ulm
82. V. Stuttgrd u. Nürnb.
83. V. Stuttg. n. Schaffh.
84. V Stuttg. n. Strasb
85. V. Ulm nach Conſtanz
86. V. Ulm nach Lindau
87. V. Wien nach Brünn
88. V. Wien n Belgrad
89. V. Wien n. Breslau
90. V. Wien n. Carlſtadt
91. Von Wien nach Clagenfurt
92. V. Wien nach Krakau
93. V. Wien nach Ofen und Hermannſtadt
94. V Wien nach Salzburg und Inſpruck
95. V. Wien n. Presburg
96. V Wien nach Trieſt
97. V. Wien nach Venedig
98. V. Wien nach Zeugg
99. V. Hannov. üb. Gotha nach Wirzburg

Von folgenden Städten befinden ſich unter folgenden Nummern die umſtändl. Beſchreibungen. Amſterdam Nro. 28. Augsburg 1. Bamberg 40. Berlin 33. Braunſchweig 51. Breslau 18. Caſſel 42. Deſſau 50. Dresden 21. Frankfurt a. d. Oder 18. Frankfurt a. M. 3. Gotha 46. Hal

ſe 51. Hamburg 45. Hannover 45. Heidelberg 69. Inſpruck 6. Klagenfurt 12. Königsberg 55. Konſtanz 17. Laybach 12. Leipzig 35. Lübeck 45. Magdeburg 22. Mannheim 69. Mantua 7. München 9. Nürnberg 10. Potsdam 20. Prag 37. Salzburg 12. Stuttgard 3. Trieſt 12. Venedig 13. Weimar 46. Wien 16. Wirzburg 15.

XXII. Alphabetiſches Verzeichniß der in vorſtehender Liſte und überhaupt im Reiſehandbuch vorkommenden Städte, Ortſchaften, Stationen, zum Behuf des Nachſchlagens und Auffindens.

XXIII. Nachtrag.

1) Zu Seite 4 die Päſſe und die neue K. K. Verordnung betreffend.
2) Ueber die Einrichtung des franzöſiſchen Zollweſens am Rhein: zu Seite 7.
3) Berichtigungen zu Seite 208.
4) Zur Brockenreiſe zu Seite 324–335.

II. Lavater als Menſchenfreund. Ein Nachtrag zum Denkmal der Wahrheit auf Johann Kaſpar Lavater, von Karl Ludewig von Haller. 8. 1801.

iſt bei uns und in allen Buchhandlungen für 1 gr. oder 6 kr. zu haben.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Neue Zeitung für Fabrikanten und Manufakturiſten, herausgegeben von J. A. Hildt.

No. 18 bis 23 oder das Mayheft hat, außer vielen kleinen Nachrichten folgende wichtige Aufſätze: 1. über

die Korallenfischerey, Korallfabriken und Korallenhandel. 2. Goldstreusand. 3. Beschreibung der Tuchmanufaktur zu Leeds in Yorkshire. 4. Fabrik-Etat der Stadt Magdeburg im Jahr 1797. 5. Porzellan. 6. Hrn. Mushet's in Glasgow Erfindung, auf eine viel geschwindere art als gewöhnlich, hammerbares Eisen oder Eisenerz in Gußstahl zu verwandeln. 7. Alphabetisches Verzeichniß der in Magdeburg befindlichen Mitglieder der Kaufleute-Brüderschaft, welche wirklich Handlung treiben. 8. Rosenrohl. 9. Bernsteinfirniß auf gefärbte Hölzer und das Verfahren gemeine inländische Hölzer zu färben. 10. Allgemeine Uebersicht des Handels und der Schiffarth des Londner Hafens. 11. Krempeln. 12. Uebersicht der in den Jahren 1797 und 1798 zum eigenen und Speditionshandel in Magdeburg eingegangenen, und entweder wieder ausgesandten oder zur Consumtion in der Stadt verbliebenen Handelsobjekte. 13. Gummi ammoniacum.

No. 25 bis 26 oder das Juniheft hat an Hauptaufsätzen: 1. Dillsaamen und Dillkraut. 2. Ueber die Maschinenspinnerey. 3. Elfenbein, und zwar Elephantenzähne, Wallroßzähne und Narwalshörner oder Zähne. 4. Ueber Gummi Surrogate für Cattunfabrikanten. 5. Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen. 6. Sandix. 7. Bemerkungen über das Härten der Nähnadeln, und über das Nähnadelpapier.

No. 27 bis 30 oder das Juliheft enthält, außer den kleinen Nachrichten: 1. Beitrag zur Kenntniß der englischen Baumwollenmanufaktur und Manufakturartikel. 2 Fischotter-Pelzwerk. 3. Die Fabrik des Wedgwood-Porzellans in England. 4. Aloe. 5. Probiersteine 6. Verbesserte Birmingshamermethode, die platten kupfernen Nachtöpfe zu verfertigen und zu vergolden.

Der ganze Jahrgang von dieser so belehrenden Zeitung kostet bei uns, auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Gotthard, D. J. Christian, die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabacks in ökonomischer, kameralistischer und medizinischer Hinsicht, von allen Seiten vollständig beschrieben und sowohl für Tabacksfabrikanten als auch für Tabackrauscher und Tabackschnupfer zur nützlichen Belehrung abgefaßt. 8. 1801.

Es bauen, fabriciren, rauchen und schnupfen so viele Menschen Taback, welche kaum oberflächliche Kenntniß von diesem wichtigen Gegenstande besitzen, der für manchen Tabacksfabrikanten eine Quelle des Reichthums geworden ist, und in Hinsicht der Gesundheit doch für Jedermann Interesse haben sollte. Für alle ist in diesem Buche mit Sachkenntniß gesorgt, und angehende Fabrikanten werden hier eine auserlesene und geprüfte Sammlung sogenannter Tabacksorten, oder genaue Belehrungen über die Weihen und Mischungen der Tabacke finden, ohne daß man ihnen, nach Art der Geheimnißkrämer, Dukaten und Louisd'ore dafür abfordert. In wiefern der Taback auf die Gesundheit wirkt, und die wichtigen Gegenstände über die beste Art Tabackspfeifen, Dosen und andere Requisiten beim Rauchen und Schnupfen sind ebenfalls abgehandelt.

Dieß gemeinnützige Buch wird in einigen Wochen für einen billigen Preis in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Dietrich, Friedrich Gottlieb, Apotheker, Garten, oder Anweisung für teutsche Gartenbesitzer, viele in den Apotheken brauchbare ausländische Gewächse zu erziehen und dadurch die Gartenkünste zu vermehren. 8. 1801.

Herr Hofgärtner Dietrich vermehrt unbezweifelt durch

dieß nächſtens in allen Buchhandlungen vorräthige Buch ſeine Verdienſte um die Cultur der Gewächſe. Durch bewährte Proben lehrt er, daß man in teutſchen Gärten auch eine große Anzahl offizineller Gewächſe erziehen könne, deren Kenntniß und Cultur genau angegeben wird. Teutſchen Gartenbeſitzern wird alſo hier eine neue Quelle eröffnet, nicht allein ihre Kenntniß und Vergnügen, ſondern auch die Garten-Revenüen zu vermehren, und es iſt zu erwarten, daß dieß Buch in allen Gartenbibliotheken aufgenommen werden wird.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Neue Verlags- und Kommiſſions-Artikel der Frauenholziſchen Kunſthandlung, welche ſeit der Oſtermeſſe 1800 erſchienen ſind.

Anmerk. Diejenigen Artikel, welchen ein * vorſtehet, ſind entweder Commiſſionsſachen, oder ſolche, wovon ich mir eine beträchtliche Anzahl erſter Exemplare eigen gemacht habe, die aber nicht anders als gegen baare Bezahlung abgelaſſen werden können.

Geſtochene Blätter.

Oberon, erſtes Blatt aus dieſer Suite, gezeichnet von J. Koch zu Rom, geſtochen von J. Schumann zu Dresden. 3 Rthlr. 4 gr.

Daſſelbe mit unvollendeter Schrift. 4 Rthlr. 18 gr.

Das 2te Blatt zu dieſer Suite, welches noch manche Vorzüge vor dem Erſtern haben wird, hoffe ich bis Michaelis zu liefern.

Der Tod des Major Pierſon, (ein Gegenſtück zum General Wolf, von Falkeyſen) gemahlt von J. S. Copley zu London, geſtochen von Lloyd Keſſler. 6 Rthlr. 8 gr.

Daſſelbe Blatt, mit unvollendeter Schrift. 12 Rthlr. 16 gr.

Dieſes Blatt hat zu Frankfurt am Main ſo viel Beifall gefunden, daß ich vermittelſt eines einzigen Korreſpondenten 58 Subſkribenten darauf bekom-

ten habe, — ein Fall, der hier öffentlich Anzeige verdient, und deſſen Nachahmung von andern Städten Deutſchlands bei ähnlichen Unternehmungen die glücklichſten Folgen für die Kunſt ſelbſt und den Kunſthandel in Deutſchland haben müßte.

Bildniß des Profeſſor Garve, gemahlt von A. Graff, geſtochen von Schlotterbeck. 2 Rthlr.

Durch mancherlei Hinderniſſe, welchen der Künſtler ausgeſetzt war, konnte dieſes Blatt, womit ich den Freunden und Verehrern des ſeel. Garve ein nicht geringes Vergnügen zu machen hoffe, nicht früher erſcheinen, und für dieſe Meſſe war ich nur im Stande, eine geringe Anzahl Abdrücke mit unvollendeter Schrift fertig zu bringen, welche ich für den Preis der gewöhnlichen Abdrücke abgeben will, nach der Meſſe aber nicht unter 3 Rthlr. erlaſſen werden.

* Le jugement de Paris, Gegenſtück zu: Education d'Achille, gemahlt von Van der Werf, geſtochen von Blot zu Paris. 6 Rthlr. 8 gr.

* Belisaire, gemahlt von L. David, geſtochen von Morel. Pränumerationspreis vom erſten Druck 8 Rthlr.

Anm. Spätere, jedoch ſchöne Abdrücke von dieſem vortreffichen Blatte können für 7 Rthlr. geliefert werden.

Blätter in ſchwarzer Kunſt.

Die Gefangennehmung des Julius Sabinus, gemahlt von Hetſch, geſtochen von Pichler zu Wien. 6 Rthlr. 8 gr.

Daſſelbe Blatt avant la lettre. 9 Rthlr. 12 gr.

Das Gegenſtück zu dieſem iſt, die Verurtheilung des Jul. Sabinus, von den nehmlichen Künſtlern.

2 Bl. Ich wähle — / Ich wage!) vorſtellend: Amors in Landſchaften ſitzend, gemahlt von Schidoni, geſtochen von Wenck und von Geiger zu Wien. 12 Rthlr. 16 gr.

Dieſelben Blätter avant la lettre (nach dieſer Meſſe 24 Rthlr.) 19 Rthlr.

Erzherzog Karl, Deutſchlands Held — Menſchenfreund und — Friedensſtifter, als Kniestück, gemahlt von Seele, geſtochen von Wenck. 3 Rthlr. 4 gr.

Daſſelbe Blatt, avant la lettre. 6 Rthlr. 8 gr.

Ohngeachtet das Bildnis dieſes vortrefflichen Prinzen

schon sehr oft gestochen worden ist, so konnte ich dennoch von der Vervielfältigung dieses Gemäldes nicht abstehen, weil es von vielen Personen für das Aehnlichste gehalten wird. Ich habe es zwar für 4 Rthlr. und 8 Rthlr. angekündiget, und als ein Blatt, das eine so wichtige und für Deutschland so interessante Person vorstellt, würde mir es gar nicht fehlen, es dafür zu verkaufen; aber um in mir selbst überzeugt zu seyn, daß es mit den übrigen Preisen meiner Verlagsblätter in einer Proportion stehe, sollen auch selbst die schon eingegangenen Subscriptionen nur obigen Preis dafür bezahlen. Da ich in dieser Messe nur ein paar Exemplare avant la lettre zum Vorzeigen habe, so nehme ich noch Subscription darauf an.

Blätter in punktirter Manier,

Lavater, gemahlt, von Oelenhainz, gestochen von Pfeiffer. 2 Rthlr.

Le panier renversé, eine anmuthige Gruppe von 8 Kindern, gezeichnet und gestochen von Metz zu London. 2 Rthlr.

2 Bl. Amor und Psyche, gezeichnet von Gagneraux: Pleus und Caneus, gezeichnet von Schmidt zu Neapel, beide gestochen von F. Morace. 5 Rthlr.

Diese beiden Blätter werden nicht nur den Liebhabern der Kunst überhaupt eine angenehme Erscheinung seyn; sondern ich hoffe sogar, daß das erste von Gagneraux den wahren Kenner in Hinsicht der vortrefflichen Komposition, welche des Namens des Raphael selbst nicht unwürdig wäre, lieb' seyn werden.

Desaix, gezeichnet von Guerin, gestochen von Eisen. ½ gr.

Radierte Blätter,

6 Bl. Landschaften, komponirt und radirt von C. Reinhart zu Rom. 6 Rthlr. 8 gr.

Reinhart hat sich schon durch die in meinem Verlag erschienenen: Mahlerisch radirten Prospekte Italiens, als einen der ersten Künstler im landschaftlichen Fache gezeigt. Mit diesen Blättern zeigt er sich auch als Komponist in diesem Fache, und ich wüste nicht, welche radirte Blätter als Landschaf-

ten seit einem Jahrhundert erschienen wären, denen sowohl in einzelnen Theilen, als im Ganzen genommen, der Vorzug vor diesen eingeräumt werden könnte.

Braun lavirte Blätter.

Herodes wird durch unterirrdisches Feuer vom Gräberraube zurück geschreckt, erfunden und gezeichnet von Professor Cancig zu Wien, gestochen von Dejan und Gallinberti. 10 Rthlr.

Wenn bisher historische Blätter in Deutschland erschienen sind, so waren sie meistens nach alten Malern, wodurch vielleicht bei vielen der Wahn entstanden ist, daß nicht wir Deutsche, sondern nur die Ausländer so glücklich seyen, Maler im historischen Fache zu besitzen. Es freuet mich daher ungemein, mit diesem Blatt einen Mann näher bekannt zu machen, bei dem ich einen Schatz von eigends erfundenen Gemälden und Handzeichnungen getroffen habe, die mir von seiner Gefälligkeit alle zu Dienste stehen, wenn dieser erste Versuch hinlänglichen Beifall finden wird. Wider meinen Willen hat dieses Blatt ein ungewöhnlich grosses Format erhalten, welches manchem Liebhaber unbequem seyn möchte: ich hoffe aber, daß die gute Komposition desselben es interessant machen wird.

* Bl. Le passage d'un corps des troupes près d'un village et Les occupations du soir au camp, gemahlt von Philipp Wouvermann, gestochen von Wilhelm Kobell. 10 Rthlr.

* La surprise d'un piquet de cavallerie, gemahlt von Theodor Maas, gestochen von ebendemselben. 4 Rthlr.

Kolorirte Blätter.

2 Bl. Chariot de bagage de dragons Russes et L'equipage d'un officier Russe, dessinés d'après nature par Guillaume Kobell, gravés par A. Bartsch et colorés par Duncker. 24 Rthlr.

2 Bl. L'entretien du postillon avec sa femme et Le retour du postillon, inventés et dessinés par Guillau-

me Kobell, gravés par Billwiller et coloriés par Duncker. 24 Rthlr.

Contrée de la Styrie, peint d'après nature par Runck, gravé par Billwiller et coloré par Duncker. 12 Rthlr.

2 Bl. Amuſement d'Autrichiens et Amuſement de François, inventés et peints par Seelé, gravés par Billwiller et coloriés par Duncker. 9 Rthlr. 12 gr.

2 Bl. Landſchaften, inventé et deſſiné par Ferdinand Kobell, gravé par Billwiller et coloré par Duncker. 3 Rthlr. 4 gr.

Von ſämmtlich vorſtehenden kolorirten Blättern, von welchen jedes ſein beſonderes Intereſſe hat, können nur Probe-Exemplare vorgezeigt und Beſtellung darauf angenommen werden, da ſie wegen ihrer eigenen Behandlung mehr Gemälde als Kupferſtiche ſind und nie in Menge geliefert werden können.

Kolorirte Blätter auf engliſche Art.

Io et Jupiter, gemahlt von Van der Werf, geſtochen von Durmer. 4 Rthlr.

Vigano-Terpſichore, gem. von Dorfmeiſter, geſt. von Pfeiffer. 3 Rthlr. 8 gr.

2 Bl. Venus et Adonis, gezeichnet von A. Nahl und Le répos Diane, gem. von van Baien, beide geſtochen von Durmer. 9 Rthlr.

Herder, gem. von Tiſchbein, geſtochen von Pfeiffer, zu 2 Rthlr. 16 gr. und 4 Rthlr.

Wieland, von eben denſelben Künſtlern, zu 2 Rthlr. 16 gr. und 4 Rthlr.

Ganze Werke.

Volpato und Raphael Morghens Zeichenbuch, 4te Lieferung. 1 Rthlr. 14 gr.

Mit dieſer 4ten Lieferung iſt nun ein Werk vollendet, das ſeines Gleichen nicht hat, und das nicht nur für den Dilettanten, ſondern für den ſtudierenden Künſtler geeignet iſt.

Zeichenbuch für Damen, 2te Lieferung. 1 Rthlr. 12 gr.

Zeichenbuch nach geometriſchen Grundſätzen, enthaltend 12 Köpfe von verſchiedenen Wendungen, erfunden und

1 gezeichnet vom Direktor Jäger, gestochen von Eggen 3 Rthlr.

Bei der rühmlichen Mode, die in Deutschland sich zu verbreiten beginnet, daß nicht nur die Jugend mehr als sonsten zum Zeichnen angehalten wird, sondern wo selbst die Damen es sich zum Zeitvertreib machen, sich mit der Kunst zu beschäftigen, hoffe ich von dem geschmackliebenden Publikum Dank zu verdienen, mit diesen zwei Werkchen etwas Originelles zu liefern, indessen fast alle neu erschienenen Zeichenbücher nur Copieen von mittelmäßigen und schlechten Meistern sind, wodurch der gute Geschmack für die Kunst nur noch mehr verdorben wird, und die edle Zeit auf immer verlohren ist.

Englische Vorschrift, 4te Lieferung. 8 gr.

Mit dieser Lieferung ist nun dieses Werkchen auch geschlossen, das für Jeden, der eine schöne lateinische Handschrift schreiben lernen will, interessant seyn wird.

Längstens bis Michaelis werden folgende Werke nachgeliefert.

Hofmann, Vegetabilia in Heroynine subterranea, 2te Lieferung, mit 6 kolorirten Kupfertafeln. 4 Rthlr.

Ebendasselbe, mit unkolorirten Kupfern. 2 Rthlr. 12 gr.

Hohenheim mit seinen vorzüglichen Gebäuden und Garten-Anlagen, 6te Lieferung in 8 kolorirten Prospekten 12 Rthlr. 16 gr.

Ebendasselbe in braunen Abdrücken. 6 Rthlr. 8 gr.

Mit dieser Lieferung wird das Werk geschlossen, das in allem Betracht ein Prachtwerk genannt zu werden verdient. Die Namen derjenigen, welche sich dasselbe angeschafft haben, oder bis zur Erscheinung der letzten Lieferung noch anschaffen, werden dem Werke vorgedruckt.

Populäre Zoologie, 4te Lieferung, mit 10 kolorirten Kupfertafeln. 3 Rthlr. 4 gr.

Mit dieser Lieferung schließt sich das Werk ebenfalls.

Abbildungen der in Kranken brütenden wilden und zahmen Vögel, 3te Lieferung 2 Rthlr.

Ebendieselben in einer Prachtausgabe auf Engl. Velin-Papier mit französischen Text, in gr. medianfolio. 7 Rthlr. 22 gr.

nem neuen Liebling zu entdecken, ſäumte er ſich keinen Augenblick, eine Gelegenheit zu veranſtalten, wo er aus eigner Einſicht von der Wahrheit dieſes Vorgebens urtheilen könnte; denn es kam ihm ganz übernatürlich vor, daß man zu gleicher Zeit ein Philoſoph, und ſo ſchön, und ein ſo groſſer Citharſchläger ſollte ſeyn können. Die Academie erhielt alſo Befehl ſich zu verſammeln, und ganz Syracus wurde dazu, als zu einem Feſt eingeladen, welches ſich mit einem groſſen Schmaus enden ſollte. Agathon dachte an nichts weniger, als daß er bey dieſem Wettſtreit eines Haufens von Sophiſten (die er nicht ohne Grund für ſehr überflüſſige Leute an dem Hofe eines guten Fürſten anſah) eine Rolle zu ſpielen bekommen würde; und Ariſtipp hatte, aus dem obenberührten Beweggrunde, der der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Betragen gegen unſern Helden iſt, ihm von Dionyſens Abſicht nichts entdeckt. Dieſer eröfnete als Präſident der Academie (denn ſeine Eitelkeit begnügte ſich nicht an der Ehre, ihr Beſchützer zu ſeyn) die Verſammlung durch einen übel zuſammengeſtoppten, und nicht allzuverſtändlichen, aber mit Platoniſmen reich verbrämten Diſcurs, welcher, wie leicht zu erachten, mit allgemeinem Zujauchzen begleitet wurde; ungeachtet er dem Agathon mehr das ungezweifelte Vertrauen des königlichen Redners in den Beyfall, der ihm von Standes wegen zukam, als die Gröſſe ſeiner Gaben und Einſichten zu beweiſen ſchien. Nach Endigung dieſer Rede, nahm die philoſophiſche Hetze ihren Anfang; und wofern die Zuhörer durch die ſubtilen Geiſter, die ſich nunmehr

Die vorstehenden Kunstsachen kann man auch durch uns erhalten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VII. Vollständiger und faßlicher Unterricht in der Naturlehre. In einer Reihe von Briefen. Mit Kupfern. Neue ganz umgearbeitete Auflage, von Michael Hube. 4 Bände, gr. 8. Leipzig bei Göschen. 1801. 7 Rthlr. 12 gr.

Der allgemeine Beifall aller kritischen Blätter, und der baldige Absatz der ersten aus 3 Theilen bestehenden Auflage dieses Werkes haben den Verfasser aufgemuntert, die glückliche Muße, welche ihm seine Verhältnisse eine Zeit lang gewährten, gänzlich der Vervollkommnung desselben zu widmen. So erscheint denn diese neue Auflage als ein, sowohl in Rücksicht der lichtvollen Ordnung, als auch des deutlichen Vortrages der Gegenstände, mit der größten Sorgfalt umgearbeitetes, mit den allerneuesten Entdeckungen und den nöthigen Kenntnissen der Mathematik bereichertes neues Werk. Es enthält einen vom Leichten zum Schweren fortschreitenden Unterricht über alle Gegenstände der Physik und der Mathematik, welche für das gemeine Leben nützlich seyn können, und die kein Mensch, welcher sich von der rohen Volksklasse unterscheiden will, entbehren kann. Es trägt diese Gegenstände nicht in dem steifen und trocknen Tone der Lehrbücher, sondern deutlich, gründlich und angenehm vor, und enthält zum leichtern Verständniß des Vortrages eine große Anzahl in Kupfer gestochener Figuren. Damit der Vortrag der Mathematik den leichten Briefton nicht schwerfällig mache, sind die mathematischen Kenntnisse, welche mit der Naturlehre in Verbindung stehen, zu Ende eines jeden Briefes, zu dem sie gehören, in Anmerkung gebracht.

VIII. Praktische deutsche Sprachlehre zum Selbstunterricht und für Schulen, von Ludewig Hähner,

8. Leipzig bei G. J. Göschen. 1801. 1 Thlr. 8 Gr.

Von jedem Kaufmann und Künstler, von jedem Bürger, der für einen gebildeten Mann gelten will, wird in unsern Tagen unerläßlich gefodert, daß er seine Muttersprache richtig sprechen und schreiben kann. Für diese Stände, und nicht für eigentliche Gelehrte ist diese Sprachlehre bestimmt. Sie ist deutlich und nach einer sehr faßlichen Methode geschrieben, damit, ihrem Zwecke gemäß, jeder aufmerksame Leser, ohne weiteren mündlichen Unterricht, die deutsche Sprache daraus erlernen kann. Sie ist nicht zu weitläuftig und nicht zu kurz, damit sie auch auf Schulen gebraucht werden kann. Sie behandelt die Gegenstände, welche mehr für den Gelehrten gehören, wie z. B. die Lehre von den Versen, nicht ausführlich, das allgemeine Nothwendige aber gründlich. Der Verf. hat dabei die besten Schriftsteller über unsere Sprache benutzt, vornemlich Adelung, Heynatz, Moritz und Angerstein; und hat seine Kenntnisse längst durch mündlichen Unterricht bei einer öffentlichen Lehranstalt in Ausübung gebracht.

VIII. Der Realismus, oder Grundsätze zu einer durchaus praktischen Philosophie, von Joseph Rückert.

IX. Winke über eine durchaus praktische Philosophie, von Christian Weiß, 8. Leipzig bei G. J. Göschen. 1801. Beide 14 gr.

In diesen beiden kleinen Schriften wird eine neue, nicht auf Theorie gebaute Philosophie dargestellt. Kein Philosoph wird Herrn Rückert, dem Lehrer derselben, Kraft, Bündigkeit und Tiefe des Denkens, eben so wenig eine genaue Bekanntschaft mit der Kantischen und Fichtischen Philosophie, denen er sich bei Begründung der seinigen entgegenstellt, absprechen. Herrn Weiß Zweck ist, sobald als möglich ein öffentliches Zeugniß abzulegen, daß der Grund der neuen Philosophie plötzlich und mächtig wirket. Sein guter Vortrag wird nicht wenig beitragen, der Rückertschen Philosophie Aufmerksamkeit, Prüfung und Eingang zu verschaffen.

X. Lehrbuch der Logik, nebſt einer Einleitung zur Philoſophie überhaupt, und beſonders zu der bisherigen Metaphyſik. gr. 8. Leipzig bei G. J. Göſchen, 1802. 18 Gr.

Der Verfaſſer wollte anfangs ein Lehrbuch herausgeben, welches die ganze damalige Philoſophie umfaſſen ſollte: als die Rückertſche Philoſophie ſeiner Denkart eine ganz andere Wendung gab, und Urſache ward, daß dieſes Lehrbuch jetzt auf Logik und Einleitung zu dem Uebrigen beſchränkt worden iſt.

Der Logik gehen außer der allgemeinen Einleitung in die Philoſophie noch beſondere pſychologiſche Vorkenntniſſe voran, ohne welche der Vortrag der Logik nicht verſtanden werden kann. Dann folgt die Einleitung zur Logik, die Elementarlehre, Methodenlehre, und endlich die Einleitung zur materialen Philoſophie oder Metaphyſik.

XI. J. J. G. Weiß. ſyſtematiſche theoretiſch-praktiſche Anweiſung zum Frucht-Branntweinbrennen nach ſechs und vierzigjährigen Erfahrungen. Mit einer Vorrede vom Herrn Bergkommiſſär Weſtrumb. Mit Kupfern und Tabellen. 8. 2 Bände, Leipzig bei G. J. Göſchen. 1802. 3 Rthlr. 12 gr.

Die Gräflich Schaumburg-Lippiſche Brennerei in Lauenhagen iſt eine der größten in Deutſchland; ſie verfertiget täglich 1120 Pfund Branntewein. Ihr ſtehet der Verfaſſer dieſes Buches, ein Mann, der hellen Blick, Einſicht und Thätigkeit mit chemiſchen, phyſiſchen und mathematiſchen Kenntniſſen vereiniget, ein Mann ohne Vorurtheile, der das Alte und Neue erſt nach ſorgfältiger, mit ausharrender Geduld und kalter Beſonnenheit angeſtellter Prüfung annimmt und verwirft, ſeit ſechs und vierzig Jahren als Adminiſtrator vor. Das Werk, welches dieſer würdige Mann dem Publikum überreicht, handelt Gegenſtände ab, über die man bei andern Schriftſtellern vergeblich Belehrung ſucht; es iſt aus eigenen Arbeiten entſtanden, iſt nicht kompilirt, und enthält noch weniger bloße theoretiſche Spekulationen. Alles was es enthält iſt Wahrheit, auf die ſich der Leſer ſicher verlaſſen

kann; und es enthält alles, was man über Branntweinbrennkunst zu wissen wünschen mag. Dieses Zeugnis giebt der verehrungswürdige Westrumb dem Verfasser und seinem Werke. Nach einem solchen Lobe noch ein Wort zur Empfehlung des Buches hinzu zu setzen, würde sehr überflüssig seyn.

Inhalt des ersten Bandes.

1. Kunstwörter. Maß- und Gewichts-Vergleichungen. 2. Fruchtbranntweinbrennen überhaupt. 3. Getraide. 4. Mälzen. 5. Wasser. 6. Einrichtung der Brennsätze. 7. Teigmengen, Einmäschen und Abkühlen. 8. Kennzeichen der vollendeten geistigen Gährung. 9. Läuterung der Mäsche. 10. Zweite Destillation oder Weinmachen.

Inhalt des zweiten Bandes.

1. Erforschung des geistigen Gehaltes. 2. Größe, Verhältnisse und Gestalt der kupfernen Geräthschaften. 3. Stärke und Schwere des kupfernen Brenngeräthes. 4. Güte des Kupfers und der Arbeit. 5. Größe und Gestalt des hölzernen Branntewein-Brenngeräthe. 6. Kosten und Abnutzungsanschläge des Brenngeräthes. 7. Heerd, Rost, Blasenmauer und Luftkammer nebst Abnutzungsanschläge. 8. Anschläge der Bereitungskosten und des reinen Gewinnes beim Branntweinbrennen.

XII. Bei G. J. Göschen in Leipzig sind erschienen:

Küttners Reisen durch Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797. 98. 99. Mit Kupf. 4 Bände. 8. 7 Rthlr. 12 Gr.

Die Reise ist von beträchtlichem Umfang: sie geht durch die merkwürdigsten Städte Deutschlands, durch ganz Schweden und Dänemark. Sie enthält viel Neues, zum Beispiel die Beschreibung von Pola. Sie ist belehrend und unterhaltend als ein Werk für die Lektüre, und ist zugleich ein Handbuch für Reisende durch die genannten Länder über alles was denselben zu wissen nöthig ist und ihnen Unannehmlichkeiten ersparen kann.

Der Pastor in Kartoffelfeld oder der Mann mit zwölf Grillen. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

Wielands Werke, 33 und 34 Band; oder Aristipp 1r u. 2r Band. gr. Quart, mit Kupf. von John nach Füger.

Der 3te Band ist unter der Presse und erscheint noch zu Michaelis.

Schillers Don Karlos. Neue umgearbeitete Ausgabe mit deutschen Lettern gedruckt und mit 4 Kupf. von Bolt.

Eine Ausgabe mit 6 Kupf. in gr. 8. mit lateinischen Lettern auf geglättetem Velinpapier erscheint zu Michaelis.

XIII. Von den Blättern für Polizei und Kultur 1802 ist nun auch das 6te Heft erschienen und enthält:

Fragmente zur Polizeikunde von England. Erster Abschnitt. Armenwesen: Uebersicht des Zustandes nach Eden's Schilderung — neuere Bemerkungen, Vorschläge und Nachrichten — Kolonisirung — Freilassung — Saunders und Nasmith — Broadley — häusliche Wirthschaftlichkeit — Suppenwirthschaft — Londoner Gesellschaft — Werk- und Industriehäuser zu Schrewsbury, Hull, London, Dublin — Suddamerhaus — Sonntagsschulen — Bartholomäushospital — Hospital zu Manchester — Gesindewesen — Magdalenenhäuser.

Chronik neuerer Polizeiverfügungen: Ordnung bei Veränderung der Wohnung — Pässe — Gewerbepolizei — Armenwesen — Gesindewesen — medizinische Polizei — wider Quacksalber und geheime Arzeneien — Vorsorge wegen Kinderspielzeuges — obrigkeitliche Empfehlung der Kuhpockenimpfung — landwirthschaftliche Polizei — Gassenordnung.

Schleswig holsteinische Chronik 1801. Num. 6.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

XIV. Aeußerst vortheilhafte Anzeige für Freunde unterhaltender Lektüre und für Leihbibliotheken.

Die Sommersche Buchhandlung in Leipzig bietet

denenjenigen, die sich nicht durch Buchhandlungen, sondern in postfreien Briefen und mit baarer Zahlung an sie selbst wenden wollen, nachstehende Werke um die dabei verzeichneten, äußerst erniedrigten Preise an:

1) Joh. Dan. Falks sämtliche satirische Werke, 7 Bände, mit Kupfern,

die von den meisten Buchhandlungen bisher für 12 Thlr. verkauft wurden, jetzt für einen vollwichtigen Dukaten oder 5 fl. 36 kr. rhein. — Diese 7 Bände enthalten 1) des Verfassers 4 Jahrgänge seines satirischen Taschenbuchs, welches bekanntermaßen lauter Arbeiten von ihm selbst enthält. 2) Dessen der Mensch und die Helden. 3) Dessen die Gräber zu Rom und die Gebete. 4) Die Eitelkeit. 5) Die Schmausereien. 6) Die Jeremiade. 7) Die Mode. — Ueber den Werth dieser Arbeiten haben Wieland und andre kompetente Richter längst vortheilhaft entschieden und blos die hin und wieder erschienenen fehlerhaft und schlecht gedruckten Nachdrücke veranlassen die Verlagshandlung, eine kurze Zeit lang diesen herabgesetzten Preis zum Vortheile des Publikums zu bestimmen.

2) Deutsche Monatsschrift von 1795 bis 1799, 15 Bände mit 15 Kupfern von Chodowiecky.

Sonst 20 Rthlr., jetzt 10 Rthlr. oder 18 fl. rhein., ohne Kupfer 7 Rthlr., oder 12 fl. 36 kr. — Diese Zeitschrift, an welcher ein Starke, Fr[illegible]ler, Lafontaine, und eine Menge andrer Lieblingsschriftsteller Deutschlands mitarbeiteten, erhielt sich viele Jahre und dauert noch immer, unter dem etwas veränderten Titel: Monatsschrift für Deutsche, und nach einem erweiterten Plane fort, indeß viele andre neben ihr eingiengen. — Die oben angezeigten 15 Bände enthalten Aufsätze, die durchaus unterhaltend und belehrend, nicht von der Zeit abhängend sind, und folglich einen bleibenden Werth haben.

3) Richardsons Klarisse Harlowe. Eine Geschichte. Aus dem Englischen, 16 Bände.

Ladenpreis 8 Rthlr., jetzt 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. — Richardsons Klarisse Harlowe ist zu bekannt, als daß man über ihren Werth etwas zu sagen nöthig hätte. Nur

immer war die Anſchaffung eines ſo bändereichen und theuren Werkes den Leihbibliotheken ein Anſtoß, der durch dieſe Preiserniedrigung gehoben wird.

4) Wiener National-Theater, 12 Bände, Ladenpreis 9 Rthlr, jetzt 3 Rthlr. oder 5 fl. 44 kr,

5) Leben und Bildniſſe großer Deutſchen. 3 Theile. 2 Thlr. 12 gr. jetzt 12 gr. oder 64 kr.

6) Leben Friedrichs II. 4 Theile. 2 Thlr. jetzt 12 gr. oder 64 kr.

7) De Page's Reiſen um die Welt, mit Kupfern, 3 Thlr. jetzt 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

8) Pallas hiſtoriſche Nachrichten über die Mongoliſchen Völkerſchaften, mit vielen Kupfern, 1 Thlr. 12 gr. jetzt 12 gr. oder 54 kr.

9) Sammlung von 150 verſchiednen Schauſpielen von Blumauer, Grafen von Brühl, Jünger, Schröder, Stephanie und vielen Andern, ſämmtlich auf dem Wiener Theater aufgeführt. 32 Thlr. jetzt 9 Thlr. oder 14 fl. 24 kr.

10) Schriften des zu Paris guillotinirten bekannten Freiherrn von der Trenk, 2 Bände. 2 Thlr. jetzt 12 gr. oder 54 kr.

11) Halberſtädter gemeinnützige Blätter, 3 Jahrgänge von 1792 bis 1794. 4 Thlr. jetzt 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

12) Ruheſtunden für Geſchäftsleute, 7 Bände, 2 Thlr. 8 gr. jetzt 16 ſtr. oder 1 fl. 12 kr.

13) Schtſcherbatowo Ruſſiſche Geſchichte, 2 Theile, 4 Thlr, jetzt 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die Sommerſche Buchhandlung erinnert hierbei nochmals, daß dieſe äußerſt erniedrigten Preiſe blos für das Publikum ſind, und nur dann ſtatt finden, wenn man ſich geradezu an ſie ſelbſt wendet. Denn da den Buchhandlungen hiervon kein Rabbat weiter gegeben werden kann, ſo wird auch keine Buchhandlung die Beſtellung, die ihr nur Mühe und Koſten verurſachen würde, übernehmen. — Wer obige Bücher ſämtlich kauft und den Betrag von 30 Rthlr. 16 gr. oder 55 fl. 12 kr. dafür baar einſchickt, erhält ſie bis an die Grenzen von Deutſchland poſtfrei.

XV. Anzeige.

Se. Königl. Majestät von Preußen haben Allergnädigst geruhet, dem Buchhändler Schöne auf das Allerhöchst Denenselben überreichten Werk, Winkelmanns alte Denkmäler der Kunst, folgende huldreiche Antwort zu ertheilen.

„Se. Königl. Majestät von Preußen haben bereits „Winkelmanns alte Denkmäler der Kunst als ein sehr „schätzbares Werk kennen lernen, und wollen daher dem „Buchhändler Schöne, für das Ihnen unter dem 12ten „d. M. davon eingereichte Exemplar, und für seine „dabei gehabte gute Absicht, Ihren anfrichtigen Dank „hierdurch zu erkennen geben.“ Potsdam.

Friedrich Wilhelm.

Dieses für Künstler und Liebhaber der alten Kunst sehr nützliche Werk, so 29 Rthlr. 12 gr. kostet, aus 2 Theilen, 4fachem Register und 208 großen nebst 18 eingedruckten Kupfern besteht, will Unterschriebener, um den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern, bis zum 1sten Jenner 1802 für 18 Rthlr. in Golde, den Louisd'or zu 5 Rthlr gerechnet, überlassen. Wer postfrei an den Verleger selbst sich wendet, erhält es franco zugesandt. Dieser Partheipreis, so im vorigen Jahre nur galt, ist deshalb wieder erneuert worden, weil an Mangel des Textes sämmtliche Ankäufer nicht befriedigt werden konnten, jetzt aber die Exemplare wieder komplet sind.

Berlin im July
1801.

Schöne,
Buchhändler.

Neuer

Teutſcher Merkur.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Achtes Stück. 1790.

Weimar,

Gedruckt und verlegt bey dem Geh. Sekret.

Inhalt.

I. Gedichte.

1) Die Aeolsharfe von C. W. Juſti in Marburg. S. 241

2) An Rhinguif von K. K. v. Gruber in Wien. 243

3) Proben einer neuen metriſchen Ueberſetzung von Taſſo's befreitem Jeruſalem, von Hauswald in Dresden. 247

II. Die neue Filoſofie in der Medizin, von H. M. Marcard. 255

III. Kanzlei- und Regiſtraturauswurf, oder geſchriebene Makulaturen, von v. Sonnenfels. 265

IV. Die Improviſatoren. Von Fernow in Rom. 281

V. Zur Sittengeſchichte der Franzoſen in Teutſchland. Ein Fragment. Von J. Salat in Habertskirchen bei Augsburg. 306

mehr hören lieſſen, nicht ſehr unterrichtet wurden, ſo fanden ſie ſich doch durch die Wolredenheit des einen, die klingende Stimme und den guten Accent eines andern, die paradoxen Einfälle eines dritten, und die ſeltſamen Geſichter, die ein vierter zu ſeinen Diſtinctionen und Demonſtrationen machte, erträglich beluſtiget. Nachdem dieſes Spiel einige Zeit gedauert hatte, und ein unhöfliches Gähnen bereits zwey Drittheile der Zuhörer zu ergreiffen begann, ſagte Dionys: Da er das Glück habe, ſeit einigen Tagen einen der würdigſten Schüler des groſſen Platons in ſeinem Hauſe zu beſitzen; ſo erſuchte er ihn, zufrieden zu ſeyn, daß der Ruhm, der ihm allenthalben vorangegangen ſey, den Schleyer, womit ſeine Beſcheidenheit ſeine Verdienſte zu verhüllen ſuche, hinweggezogen, und ihm in dem ſchönen Agathon einen der beredteſten Weiſen der Zeit entdeckt habe: Er möchte ſich alſo nicht weigern, auch in Syracus ſich von einer ſo vortheilhaften Seite zu zeigen, und ſich mit den Philoſophen ſeiner Academie in einen Wettſtreit über irgend eine intereſſante Frage aus der Philoſophie einzulaſſen. Zu gutem Glücke ſprach Dionys, der ſich ſelbſt gerne hörte, und die Gabe der Weitläuftigkeit in hohem Maaſſe beſaß, lange genug, um unſerm Manne Zeit zu geben, ſich von der kleinen Beſtürzung zu erholen, worein ihn dieſe unerwartete Zumuthung ſetzte. Er antwortete alſo ohne Zaudern: Er ſey zu früh aus den Hörſälen der Weiſen auf den Markt Platz zu Athen gerufen, und in die Angelegenheiten eines Volkes, welches bekannter Maaſſen ſeinen Hofmeiſtern nicht wenig zu

ſchaffen

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man sich abonniren:

1) bey allen löbl. Postämtern in und außer Teutschland, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt die Hauptcommission hat.

2) bey dem Kaiserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen soliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Versendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg besorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken kostet in Weimar 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir ersuchen alle Leser sich mit ihren Aufträgen an eine der vorstehenden Addressen oder an uns selbst zu wenden. Aeltere Jahrgänge sind eben falls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelassen.

Literarische und Kunst-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unserer Adresse erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

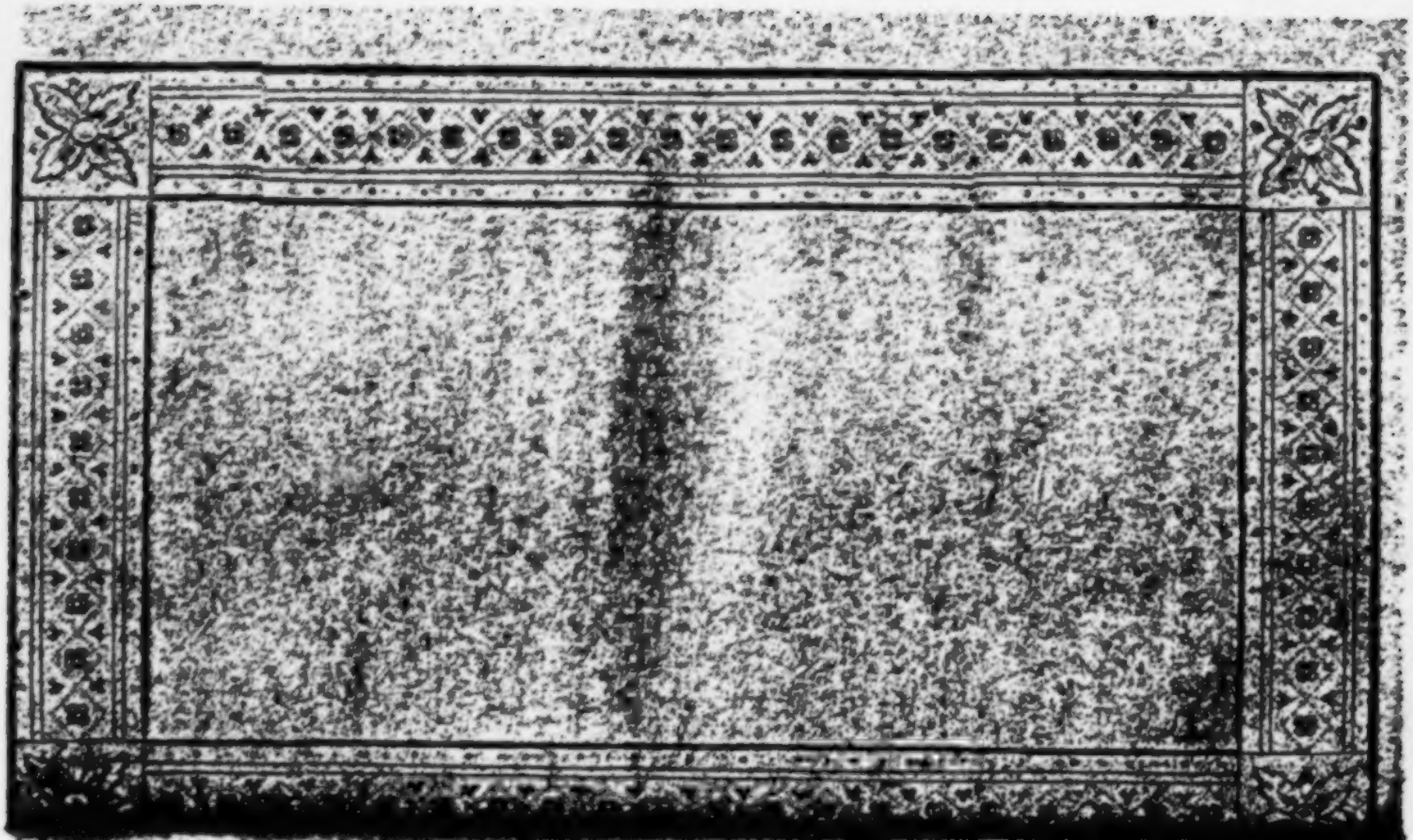

Der Neue Teutſche Merkur.

8 Stück. Auguſt 1801.

I.

Gedichte.

1.

Die Aeols-Harfe *).

Himmliſche Töne, die einſt, wenn kräftig wehte die Nachtluft,
Strömt' in melodiſchem Klang Davids Harfe dahin **);

*) Einige ſchöne Ideen über die Aeols-Harfe findet man in einem Aufſatze des ſeel. Lichtenberg im Göttinger Taſchenkalender vom J. 1792 S. 137 fg., und in Frhn. von Dalbergs allegoriſchem Traume, die Aeols-Harfe. Erfurt 1801.

**) Nach dem Talmud (Berac. S. 6.) klang die Harfe Davids von ſelbſt um Mitternacht, wenn der Nordwind ſie berührte.

Die ihr von selbst, — wann ringsum schwieg in Hainen und Grotten
Ossians Harfengetön *) — lieblich den Saiten entstiegt;
Töne, bald leise verwehend, und sterbend, wie Klagen der Geister,
Bald ergreifend mit Macht, laut, wie der Wogen Gedröhn;
Singen euch klagende Seelen mir zu? Wie? seyd ihr die Lieder
Liebender Geister der Fluth, traurig den Wellen entschwebt?
Seyd ihr die Seelen der Klagegesänge Malvina's um Oskar?
Oder das launigte Spiel eines ätherischen Geists?
Fließt ihr von Sternengefilden herab, ihr reinen Akkorde?
Oder ist Gräbergetön euer ersterbender Klang? —
Wohl, ihr wehet Begeistrung mir zu; bald wecket ihr Liebe,
Singet bald zärteren Schmerz, sullet die Seele in Ruh.

*) Auch Ossians und Malvinas Harfen tönten, bei stürmischer Nacht, auf freiem Lager, durch bloße Lüfte erregt, oft von selbst, als wenn klagende Geisterstimmen ihre Saiten bewegten.

Bald beſchwinget ihr zu Ahnungen mich von beſſerem Daſeyn,
Rauſchet Hymnen mir zu, in melodiſchem Sturm! — —
So erklingen die Harfen der Engel, wenn heilige Seelen
Sie entführen dem Staub himmliſchen Wohnungen zu! —
Wallet erquickend am Abend des Lebens, ihr Fluthen des Wohllauts,
Und im reinſten Akkord ſey dann mein Geiſt euch geſtimmt! —

Marburg.

C. W. Juſti.

2.

An Rhingulf, auf deſſen Klage um Sined.

Ha Biedermann, und wäreſt du
Auch Barde nicht, mir liebenswerth.

Sined.

Weht auch aus deiner Halle, Rhingulf!
(Erwartet hab' ich es von dir)
Ein Schauerlüftchen mir entgegen!

Dein letzter Ruf, ach, Freund der Geiſter *)!
Der Ruf an deinen Sined
Durchfuhr den Schatz des Buſens mir!
Vernarbt iſt ſie noch nicht, die Wunde,
Die mir der Tod des Barden ſchlug.
Doch kann ſie je vernarben!
Wenn mich des Lenzes wolkenfreier Himmel,
Den Vater Oskars in der Hand,
Aus Herz der Mutter Erde lockt;
Wenn mich der Nächte ſtille Feierſtunde
Im Traum' und wachend an Freund Sineds Liebe mahnt;
Wenn mich das Volk der Luft umſchwirrt,
Und ſeiner Küchlein Wipfellager ſucht:
Da ſäuſelt mir aus jedem Blättchen
Der Odem meines Freunds entgegen;
Er war der Jugend gut **).
Wenn ich um Grabeshügel wandle,
Auf den das Heimchen zirpt,

*) So nannte Sined Rhingulfen.

**) Anſpielung auf die ſchöne Stelle in Sineds Liedern:

Sicher könnt ihr mich umfliegen,
Mir entdecken, wo die Brut
In den warmen Neſtern ruht;
Sined iſt verſchwiegen,
Iſt der Jugend gut.

Nur Ihn, nur Ihn, den Unvergeßlichen,
Mir bitterweinend denke;
Wenn ich in meinem weisen Freund *)
Den Freund und Zögling Sineds sehe;
Wenn deine Harfe, Rhinguif, mir,
Die deiner Lieder Kraft begleitet,
So sanft, Minonen gleich, ans Herz mir spricht;
Wenn Klopstocks Adlerfittig rauscht;
Trotz Scheitelschnee,
Des alten Hüttners **) Liedermund
Noch überströmt;
Wenn auf den Fürstenhallen noch,
Und auf des Ruhmes Steinen
Des Barden Sineds Geist,
Mit Römergriffeln eingegraben,
Zum ew'gen Denkmal ruht.
Kann ich Ihn je vergessen,
Der, als ich nur bewundern konnte,
Zu lieben Ihn aus Furcht nicht unterstand,

*) Herr Hofsekretair und k. k. Büchercensor, Freiherr von Retzer, dem unsere vorzüglichsten Köpfe des Auslandes Hochachtung und Liebe zollen.

**) So nannte sich unser ehrwürdiger Greis Gleim in einem herzlichen Gedichte an den Hrn. v. Retzer. — Die tropischen Ausdrücke: der Schatz des Busens, Scheitelschnee, mit zween Schilden spielen, und der Worte Dolch sind gefliſſentlich aus der Skaldensprache entlehnt.

Mir freundlich einſt die biedre Rechte bothſt,
Als ich im kampferliegenden Gefühle,
Und im Bewußtſeyn meiner Unkraft,
Noch unentſchloſſen war,
Ob ich Ihn lieben darf?
O lebte Sined noch! Er würde mich vertreten,
(Er horchte gern den kleinen Liedern zu,
Die zitternd oft mein Mund dem Kenner ſang)
Vertreten würd' Er mich,
Wenn jetzt, ach, Menſchen ſelbſt,
Die Liebe mir geſchenkt,
Mit zween Schilden ſpielen,
Der Worte Dolch in meinem Herzen wühlt;
Wenn lieblos mich der Mißgunſt Stachel,
Gleich einem Hummelſchwarm verfolgt,
Dich lieben ſollt' ich nicht, mein Sined!
Das wollten ſie, die dich verkannt;
Das Blümchen, das ich an dein Grab
Mit Wehmuth hingepflanzt,
Sollt' ich vom Ruhehügel reißen,
Und ſtatt der Blumen dir der Neſſel Saamen ſtreu'n —
Wohl droht der Winter unſern Bardenhainen,
Verſtummen wird, ach, bald der Harfenſöhne Mund!
Nur Wenigen tönt lieblich noch
Des ernſten teutſchen Sanges Silberlaut.
Ein frecher Knabenhauf' entweiht den heil'gen Hain;
Zerſtören möcht' er ihn,
Daß nie der Eichenkranz den weiſen Barden krône,

Und fremdes Unkraut nur die Fluren Teuts vergifte.
Geweint hab' ich bei deiner Klage,
Geweint, du Sineds edler, treuer Freund,
Geweint, daß Teutschland seine Bardenführer,
Des Volkes Lehrer schon vergißt.
Vielleicht versöhnt der Barden heil'ger Schatten
Einst noch das kommende Geschlecht,
Tilgt seiner Väter Schuld, läßt aus den Grüften
Die Flammenharfen auferstehn.

Karl Anton von Gruber.

3.

Proben einer metrischen Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem *).

(Canto IV. Stanz. 20 - 41.)

20.

Damaskus, und das Land umher, regierte
Der alte Hydraot, ein Mann, der nie so ganz
Sich glücklich fühlt, als wenn der Sterne mystscher Tanz
Ihn in der Zukunft Wunder führte.

*) Auch nach Manso und Grieß darf ein Eingeweihter in die heilige Musenkunst sein (dem Vernehmen nach schon seit mehrern Jahren vollendetes) Konkurrenzstück aufstellen. Die ganze Uebersetzung wird

Doch, was er jetzt auch thut, um Unterricht
Vom Ausgang dieses Kriegs und seinen dunkeln
Geweben einzuziehn, kein Licht
Will diesmal durch des Schicksals Macht ihm funkeln.

21.

Auf einmal sieht der Kabalist
Der Zukunft grauen Morgen tagen:
Er sieht — wie trügend oft der Menschen Wissen ist! —
Das Buch des Schicksals plötzlich aufgeschlagen;
Sieht, wie sich auf der Heiden Seite
Der Sieg nach langem Schwanken neigt,
Und wünscht, — denn Geiz und Habsucht steigt
Nun plötzlich in ihm auf — sich Theil an dieser Beute.

noch im Laufe dieses Jahres bei Nikolai in Görlitz im Druck erscheinen und gewiß schon dadurch, daß sie das ganze Gedicht umfaßt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehn. Der Verfasser ist mit allen Feinheiten und Schattirungen der Sprache, aus welcher er übersetzt, seit vielen Jahren vertraut und selbst Dichter. Vielleicht bewog ihn eben dieß, sich hier und da nahmhafte Abweichungen vom Original und eine gewisse Entfesselung von den allzustrengen ottave rime zu erlauben, weil er gerade diese allzuängstliche Treue für Untreue hielt. Vielleicht hielt er daher gewisse Verstärkungen, wie z. B. in der 32 Stanze, für nothwendig, worin ihm freilich nicht alle beipflichten werden. Doch dem Herausgeber kommt hierüber kein Urtheil. Ἐν τῶν ἰδίων γοῦν ἕκαστος κεῖται.

B.

ſchaffen mache, verwickelt worden, als daß er Zeit genug gehabt haben ſollte, ſich ſeine Lehrmeiſter zu Nutzen zu machen; indeſſen ſey er, wenn es Dionys verlange, aus Achtung gegen ihn bereit, eine Probe abzulegen, wie wenig er das Lob verdiene, welches ihm aus einem allzugünſtigen Vorurtheil beygelegt worden ſey.

Dionys rief alſo den Philiſtus auf, (man weiß nicht, ob von ungefehr oder vermög einer vorhergenommenen Abrede, wiewol das letztere nicht wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint,) eine Frage vorzuſchlagen, für und wider welche von beyden Seiten geſprochen werden ſollte. Dieſer Miniſter bedachte ſich eine kleine Weile, und in Hofnung den Agathon, der ihm furchtbar zu werden anfieng, in Verlegenheit zu ſetzen, ſchlug er die Frage vor — welche Regierungs-Form einen Staat glücklicher mache, die republicaniſche oder die monarchiſche? — Man wird, dachte er, dem Agathon die Wahl laſſen, für welche er ſich erklären will; ſpricht er für die Republick, und ſpricht er gut, wie er um ſeines Ruhms willen genöthiget iſt, ſo wird er dem Prinzen mißfallen; wirft er ſich zum Lobredner der Monarchie auf, ſo wird er ſich dem Volke verhaßt machen, und Dionys wird den Muth nicht haben, die Staats-Verwaltung einem Ausländer anzuvertrauen, der bey ſeinem erſten Auftritt auf dem Schauplatz einen ſo ſchlimmen Eindruck auf die Gemüther der Syracuſaner gemacht hat. Allein dieſes mal betrog den ſchlauen Mann ſeine Erwartung. Agathon erklärte ſich, ungeachtet er die Abſicht des

Philiſtus

22.

Indeſſen hatte von dem Muth der Franken
Dermaßen ſich Ruf und Gerücht gehäuft,
Daß ihn ein kalter Schauer beim Gedanken
Mit ihnen ſich zu meſſen, überläuft.
Vielleicht, ſpricht er bei ſich, gelingt es mir durch Liſt!
Der ſchlaue Mann wird oft des Starken Meiſter. —
Weil er noch ſo mit ſich im Rath begriffen iſt,
Beſchleicht ihn der verſchlagenſte der Geiſter.

23.

Was, raunt er ihm ins Ohr, was ſinnſt du lange? —
Sieh,
Dein iſt der Sieg durch deine Nichte. —
Armide hieß ſie. Nach dem Morgenlichte
War in der Schöpfung Schönres nicht als ſie.
Der Alte, der bereits ſich Palmen und Trofäen
Von ſeiner Nichte Reitz verſpricht, —
Denn mit der Weiberliſt verband ſie noch der Feen
Geheime Kr.ft, — ruft ſie herbei und ſpricht:

24.

Geliebtes Kind, das mit der Reize Macht
Des Mannes Muth, des Greiſes Ernſt verbindet,
Und mich, ſo weit ich es in meiner Kunſt gebracht,
Beinah an Klugheit überwindet,
Ein groſſer Plan beſchäftigt mich.
Der Ruhm ihn glücklich auszuführen,
So ganz verlaß ich mich auf dich
Und deine Kunſt, ſoll dir allein gebühren.

25.

Begieb dich nach den feindlichen Gezelten
Zu Gottfrieds Heer, und laß bei seiner Fürsten Schaar
Die Macht, die stets der Schönheit eigen war,
Durch Klagen und verstellte Thränen gelten.
Ein schönes Auge, das in Thränen schwimmt,
Ein Busen, den gepreßte Seufzer heben,
Hat öfter wohl Den plötzlich umgestimmt,
Der nie der Stärke nachgegeben.

26.

Und läßt auch Gottfrieds Herz, vielleicht zu leer
An Feuerstoff, sich nicht durch deinen Blick entzünden,
So suche wenigstens die Tapfersten im Heer
Durch deiner Reize Macht zu überwinden.
Belade sie mit Fesseln und mit Ketten;
Bediene dich der Falschheit und der List.
Um Glaub' und Vaterland zu retten,
Wird jedes Mittel gut, das sonst verwerflich ist.

27.

Armiden, stolz auf Jugend, Hoheit, Reiz,
Schien es ein leichtes, Helden zu bekriegen,
Die noch kein Feind bezwang. Im Geist sah sie bereits
Die Sieger Asiens zu ihren Füßen liegen.
Nachdem sie noch einmal mit ihrem Ohm den Plan
Durchdacht, trat sie auf unbesuchten Pfaden,
Als sich des Meeres bläulichen Gestaden
Die Sonne schon genaht, die Wallfahrt an.

28.

In kurzer Zeit erreicht Armide
Die Zelte, wo der Franken Fahnen wehn.
Man eilt die schöne Pilgerin zu sehn,
Und niemand wird sie zu bewundern müde,
So wird an Schlaf und Schlummer nicht gedacht;
So drängt das Volk sich im Getümmel
Hin nach dem Markt, wenn ein Komet am Himmel
Sich unter kleinen Sternen sichtbar macht.

29.

Nein! größre Schönheit ward, an Tagen hoher Feier,
In Argos nie und Delos aufgedeckt!
Es glänzt ihr Haar wie Gold, das unter leichtem Schleier
Sich bald, vom Wind bewegt, enthüllt, und bald versteckt.
So pflegt die Sonne bald ihr Licht
Mit weißen Wolken zu verhüllen,
Bald, wenn sie durch die Nebeldecken bricht,
Die Erde mit gewohntem Glanz zu füllen.

30.

Es wallt ihr Haar mit Nardenöl getränkt,
Den Nacken sanft hinab. Ihr Auge, schön gespalten,
Ist, wenn es schonend nicht den Blick zur Erde senkt,
So wenig als das Licht des Tages auszuhalten.
Die Wangen gleichen frischen Blumenbeeten,
Auf welchen Rosen unter Lilien blühn,
Weil ihre Lippen von Rubin
Die Rosen mit erhöhtem Purpur röthen.

31.

Es deckt die Alabaſter-Bruſt,
Die zierlicher die Hand der Liebe nie gegründet,
Ein lockrer Schnee, an dem geheime Luſt
Nur heißer ſich und heftiger entzündet.
Vergeblich birgt ein neidiſches Gewand
Zur Hälfte dieſe ſchönen Marmorhügel;
Die Fantaſie geräth nur mehr in Brand
Und löſt verborgner Schätze Siegel.

32.

So wie der Sperling am Geländer
Nach der vom Netz umhangnen Traube pickt,
So ſchiebt die Fantaſie die Hüllen weg, und blickt
Durch alle Falten der Gewänder;
Wühlt ungeſtraft mit frecher Hand,
Verliert ſich in geheimer Luſt Genüſſen,
Und ſchweigt, den Becher bis zum Rand
Gefüllt, wo andre darben müſſen.

33.

Armide, weil um ſie der Franken Schaar ſich drängt,
Jauchzt ingeheim, daß ſolche Wunder
Ihr bloßer Anblick thut, und daß der Zunder
So leicht in aller Herzen fingt.
Jungfräulich ſchüchtern fürder gehend,
Fragt ſie beſcheiden nach des Feldherrn Zelt,
Als ihr, ſo hohen Glücks ſich nicht verſehend,
Euſtaz, ſein Bruder, in den Weg ſich ſtellt.

34.

So wie dem Lichte nicht ſobald die Mücke
Sich nähert, als die Glut die Flügel ihr verſehrt,
So fühlt der Jüngling bei Armidens Blicke
Sofort daß in die Bruſt ein Pfeil ihm fährt.
Aus ihren Augen fahren helle Funken
Und machen ſich zu ſeinem Herzen Bahn.
Er aber naht ſich ihr, und redet, trunken
Von Lieb' und Hochgefühl, alſo ſie an:

35.

O Jungfrau! wenn du anders in den Schranken
Der Menſchheit ſtehſt, und keiner Gottheit Kraft
Aus dieſer Hülle ſtrahlt, was hat den Franken
Die Wonne deiner Gegenwart verſchafft?
Wie heißeſt du, o Schönſte? wie das Land,
Das ſtolz iſt dich gezeugt zu haben?
Und was kann immer unſre Hand
Dir bieten? Opfer, Weyhrauch oder Gaben? —

36.

Zu günſtig iſt dein Urtheil, und zu warm
Dein Lob, erwiedert ſanften Lauts Armide.
Ein Mädchen bin ich, ſterblich, ſchwach und arm,
Und ach! des Lebens faſt und ſeiner Bürde müde.
Wie du mich ſiehſt, verworfen und verwaiſt,
Fällt mir oft ſchwer dem Leben nicht zu fluchen;
Denn bittres Unglück iſts, was Hülfe ſuchen
Mich bei der Franken Feldherrn heißt.

37.

Verleugnet nicht dein Herz dein freundliches Geſicht,
So hilf mir Zutritt bei dem Feldherrn finden. —
Erfreulich, ſpricht Euſtaz, iſt mir die Pflicht
Dem Bruder dein Erſcheinen zu verkünden.
Kann außerdem mein Arm dir nüzlich ſeyn,
So werd' in deinem Dienſt mein lezтes Blut verſpendet,
Und möge nie die Stunde dich gereun,
Daß du an mich, o Schönſte, dich gewendet!

38.

Mit dieſen Worten führt er ſie
Zum Feldherrn, um ihr Elend ihm zu klagen.
Sie grüßt ihn ſchüchtern, mit gebognem Knie,
Will reden, und vermag kein Wort zu ſagen;
Gewaltig ſcheint ihr Herz zu pochen.
Sie ſtammelt mehr als daß ſie ſpricht,
Bis ſie, nachdem Euſtaz ihr freundlich zugeſprochen,
Allmählig aus in dieſe Worte bricht:

39.

O Fürſt! erhabner als noch einer war,
Dem Macht und Hoheit zugefallen!
Von deſſen Huld und Edelmuth ſogar
Von dir beſiegte Länder wiederhallen,
Was kann den Ruhm, den du bereits erſtritten,
Was kann ihn würdiger erhöhn,
Als wenn auch Die um Schuz dich bitten,
Die ſich von dir beſiegt geſtehn?

40.

Ich, von dem Glauben, welchen du
Bekämpfst, ja, welchem du den Untergang geſchworen,
Eil', in Gefühlen meines Grams verloren,
Den Stufen deines Thrones zu.
Wenn andre, ſelbſt zu ſchwach ihr Recht zu ſchützen,
Bei ihren Freunden Hülfe ſich erflehn;
So wag' ichs, wider die, auf die ich ſtützen
Mich ſollte, dich als Retter anzugehn.

Dresden.

Hauswald.

II.

Die neue Philoſophie in der Medicin.

Ein Fragment von H. M. Marcard.

(Beſchluß.)

Mit weniger Unwillen, als über das Brownſche und metaphyſiſche Unweſen in der Arzneiwiſſenſchaft, kann ich von den Philoſophen par igneim reden, in ſofern

ſie ſich der Grundlage der Medicin bemeiſtern wollen. Sie haben zwar allerdings oft mehr Einbildung in ihren Köpfen als Realität in den Tiegeln; aber ſie ſind doch weit weniger zudringlich als die Brownianer und Metaphyſiker.

Nachdem durch die pneumatiſche Chymie die Scheidekunſt auf ihre jetzige Stufe ſtieg — die jedoch mancher neue Stagiriker ſich höher vorſtellt als er ſollte — iſt man dahin gekommen, den ganzen Beſtand der Natur und ihre ſämmtlichen innern und äußern Veränderungen, Beſtimmungen und Bedingungen auf dieſe Chymie zu reduciren. Die ganze Welt iſt für ſie eigentlich nicht viel anders, als ein groſſes, weites, chymiſches Univerſal-Laboratorium. Alles was darin vorgeht, in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht, das Toben der Vulkane und der Völker, Erdbeben und politiſche Revolutionen, Regen und Sonnenſchein, Krieg und Frieden, ſind im allerletzten Grunde nichts anders — als chymiſche Operationen.

Dieſes iſt keine Uebertreibung von mir, wenn es etwan ſo ſcheinen möchte. Nicht allein den Stoff, die Zuſammenſetzung und Bildung, oder wie man ſchulrecht ſpricht, Materie, Miſchung und Form des lebenden Körpers hat man den Geſetzen der neuen Chymie unterworfen, ſondern auch die Vitalität ſelbſt mit allem was davon abhängt. Aber

man iſt noch viel weiter gegangen. Sogar den intellectuellen und moraliſchen Menſchen, das Denken und Wollen in uns, hat man aus der Zuſammenſetzung und Zerſetzung der feinſten Subſtanzen, nach den Geſetzen der Chymie, geglaubt erklären zu dürfen; vielleicht alles am Ende aus einer einfachen Grundkraft der Materie, dem Anziehn und Zurückſtoßen.

So weit die Wiſſenſchaft der Scheidekünſtler jetzt reicht, iſt dieſes nach meinen Begriffen etwas zu weit vorgeſchritten. Man ſollte zuerſt doch wohl ein wenig weiter mit den ſichtbaren Dingen fertig ſeyn, bevor man ſich ſo kecklich an die unſichtbaren wagt. Man nimmt, wenn ich nicht irre, bis jetzt vierzehn einfache — das heißt von den Chymiſten nicht weiter zerſetzbare — Subſtanzen in der organiſchen Materie an. Wenn weiter nichts zur Organiſation gehörte, als die Vereinigung dieſer Stoffe, ſo ſollte es doch wohl, durch viele Verſuche, endlich einmal einem unſerer vollendeten Feuer-Philoſophen gelingen, wenigſtens eine einzige lebende Fiber zuſammen zu ſetzen, die ſich eben ſo gut zuſammenzöge, wie die Fiber in dem iſolirten Muskel eines eben getödteten Thiers.

Ich kann mir nicht einbilden, daß von allen unſern teutſchen ſpeculirenden und experimentirenden Welt-

weiſen irgend einer ſo toll ſey, daß er dieſes jemals und bis ans Ende der Tage für möglich hielte. Wenn man aber nicht einmal im Stande iſt, auf dieſem Wege zu beweiſen, daß zu einer ſolchen lebenden Faſer nichts weiter gehöre, als die Vereinigung der uns bekannten Stoffe: ſo däucht mich, hätte man wohl Urſach, mit mehr Beſcheidenheit von ſolchen Dingen zu ſprechen, die uns noch weit mehr verborgen ſind, als eine ſolche Faſer, die wir unter unſre Sinne bringen und auf mannigfaltige Weiſe, anatomiſch, phyſiologiſch und chymiſch, unterſuchen können. Wie oft hätte man nicht Veranlaſſung unſern Philoſophen, die ſich einbilden, die Elemente des Univerſums nächſtens in ihren Kolben zerlegt zu ſehn, mit dem alten Shakeſpeare zuzurufen: There are more things in heaven and earth, than are dreamt of in our Philoſophy.

Doch nur in dieſer Rückſicht allein, indem man ins Wilde hinaus, mit Schlüſſen und Einbildungen die Grenzen überſchreitet, rechne ich eine chymiſche Theorie, und ein darauf gebauetes mediciniſches Syſtem, unter unſre Thorheiten. Die Wahrheit rächt ſich immer, wenn wir weiter gehn wollen als unſer Vermögen reicht. Sonſt müſſen für jeden vernünftigen Arzt gute chymiſche Verſuche über die Beſchaffenheit des thieriſchen Körpers allemal ſchätzbar ſeyn. Sie liefern, wenn ihre Reſultate richtig und nicht ein-

Philistus merkte, mit einer Unerschrockenheit, welche diesem keinen Triumph prophezeyte, für die Monarchie; und nachdem seine Gegner (unter denen Antisthenes und der Sophist Protagoras alle ihre Kräfte anstrengten, die Vorzüge der Freystaaten zu erheben,) zu reden aufgehört hatten, fieng er damit an, daß er ihren Gründen noch mehr Stärke gab, als sie selbst zu thun fähig gewesen waren. Die Aufmerksamkeit war ausserordentlich; jedermann war mehr begierig zu hören, wie Agathon sich selbst, als wie er seine Gegner würde überwinden können. Seine Beredsamkeit zeigte sich in einem Lichte, welches die Seelen der Zuhörer blendete, die Wichtigkeit des Augenblicks, der den Ausgang seines ganzen Vorhabens entschied, die Würde des Gegenstandes, die Begierde zu siegen, und vermuthlich auch die herzliche Abneigung gegen die Democratie, welche ihm aus Athen in seine Verbannung gefolget war; alles setzte ihn in eine Begeisterung, welche die Kräfte seiner Seele höher spannte; seine Ideen waren so groß, seine Gemählde so stark gezeichnet, mit so vielem Feuer gemahlt, seine Gründe jeder für sich selbst so schimmernd, und liehen einander durch ihre Zusammenordnung so viel Licht; der Strom seiner Rede, der anfänglich in ruhiger Majestät dahinfloß, wurde nach und nach so stark und hinreissend; daß selbst diejenigen, bey denen es zum voraus beschlossen war, daß er Unrecht haben sollte, sich wie durch eine magische Gewalt genöthigt sahen, ihm innerlich Beyfall zu geben. Man glaubte, den Mercur oder Apollo reden zu hören; die Kenner (denn

gebildet ſind, Thatſachen, die unſre Kenntniſſe bereichern, und von welchen niemand im voraus ſagen kann, ob ſie nicht einmal zu etwas Nutzbarem führen.

Allein ſobald man wieder ſo weit geht, auf dergleichen Dinge eine mediciniſche Theorie zu gründen, ſo zerfällt alles wieder in unbrauchbare Hypotheſen. Ein darauf erbauetes Syſtem hätte wieder mehr Analogie mit der alten Humoral-Theorie als mit der, die auf die Reizbarkeit bauet, bei welcher man auch von Dynamik (wenigſtens nicht in dem von Leibnitz zuerſt angegebenen Sinne des aus der Mathematik entlehnten Ausdrucks) geſprochen hat. In ſo fern allein hätte eine ſolche chymiſche Theorie einigen Werth, daß es eine Theorie mehr wäre, die immer Standpunkte giebt, aus welchen man die ſchwachen Seiten anderer überſieht, und ſich von der Richtigkeit aller Syſteme überzeugt.

Was nützen uns ſonſt im Grunde alle die Angaben von den feinſten Beſtandtheilen des thieriſchen Körpers? Wenn man auch in der todten Materie eines ehemaligen Thiers, oder gar ſchon bei deſſen Leben, in demſelben Wärme-, Kohlen-, Sauer-, Waſſer-, Stick-Stoff u. ſ. w. findet: ſo ſind wir damit im Grunde noch ſehr wenig weiter gebracht, als wir mit den Atomen oder molécules organiques waren. Zuverläſſig kennen wir nicht alle die Mate-

rien, welche den lebenden Körper bilden; von der Art ihrer Vereinigung und weswegen sie bald diese bald jene Gestalt annehmen, wissen wir nichts, höchstens können wir etwas von den Proportionen derselben gegen einander ausfündig machen. Wir wissen nicht, ob sie einfacher oder zusammengesetzter, als sie der Chymist darstellt, im lebenden Körper würksam sind. Von einigen Substanzen ist es augenscheinlich, daß sie in sichtbar groben Theilen in die Organisation übergehn, von andern ist es zu vermuthen. Wenn sich Alles im Körper aus seinen ersten Bestandtheilen zusammen setzen müßte, so würde sich das nicht mit dem schon so lange anerkannten principio parsimoniae vereinigen lassen, welches wir durch die ganze Natur finden. Alsdann wären ja alle die groſſen Operationen vergebens, welche die Erhaltungsmittel des thierischen Körpers vorbereiten, die auf eine so bestimmte, oft drohende Weise, beschränkt sind. Alles das wäre ja unnöthig, wenn die Materien, welche in den Körper aufgenommen würden, zuerst in ihre Urstoffe zersetzt, und so assimilirt werden müßten. Wenn das sonst wäre, so ließe sichs würklich auch als möglich denken, was einige teutsche philosophische und — wie sie sich nennen — rationelle Aerzte vor kurzem bei einer lächerlichen Gelegenheit annahmen, daß der Mensch, unter gewissen Umständen, auch wohl von Luft leben könne, die manche jener Urstoffe enthält.

Alles deſſen ohngeachtet kann es doch immer ſeyn, daß ſich durch die Würkung des Lebens einige feinere Subſtanzen entwickeln. Wärme iſt immer vorhanden, wo Leben iſt; aber darum gleicht die innere Operation des Lebens noch nicht dem Verbrennen. Es zeigt eine gewiſſe Engheit der Begriffe, wenn wir alles, was uns vorkommt, gleich ſo voreilig auf bekanntere Formen zurückführen wollen. Soll denn aber durchaus Alles, jede Miſchung, jede Zuſammenſetzung, jede Veränderung, ein chymiſcher Proceß heißen, auch wenn wir nichts davon wiſſen, wie er vor ſich geht, ſo mag es meinetwegen geſchehen. So nennt denn aber auch die edle Kochkunſt eine Reihe chymiſcher Proceſſe, analyſirt ſie, bringt ſie auf Grundſätze, macht eine Wiſſenſchaft a priori daraus; ich werde behaupten, ihr ſpielt mit Worten und treibt Tand.

Wie viele Operationen können nicht im Innern des lebenden Körpers vorgehn, von welchen wir nichts ahnden, die wir nicht einmal zu faſſen vermöchten; wie viel Subſtanzen, Stoffe oder Materien, wie vielerley Modifikationen und tauſendfach verſchiedene Zuſammenſetzungen derſelben können da nicht vorhanden ſeyn, die uns unbekannt ſind. Und was eigentlich der das Thier belebende Hauch ſey, ob es was weſentliches für ſich, oder blos Würkung, das wird uns immer unbekannt bleiben, weil er ſich nie

unſern Unterſuchungen unterwerfen kann. Folglich iſt der Grund, worauf man eine chymiſche Theorie der Medicin bauen wollte, ganz unzulänglich und unfeſt, und kann nie, das ſieht man voraus, ſolide werden.

Undurchdringliche Finſterniß, unabſehbare Tiefe umgiebt uns allenthalben, wo wir uns über die Grenzen hinaus wagen wollen, die unſerm Erkenntnißvermögen geſteckt ſind. Wir können, der Philoſoph wie der Phyſicus, von daher nichts zurückbringen, als Irrthum und höchſtens Zweifel. Doch noch etwas können wir, wenn wir weiſe ſind, davon haben: Erkenntniß unſrer Beſchränktheit und Schwäche, und die ſo vielen jungen teutſchen Weltweiſen ſo nöthige, und ſo ſehr anzuwünſchende Beſcheidenheit.

Schon vor geraumer Zeit und als ein junger Mann habe ich, in Abſicht auf die theoretiſchen Extravaganzen, ebendieſelben Grundſätze gehabt, wie jetzt, und noch nie habe ich Grund gefunden, ſie zu ändern. Bereits in meinen, im Jahr 1777 gedruckten, medicinischen Verſuchen, in der Vorrede des erſten Theils S. VII. erklärte ich mich darüber wörtlich auf folgende Weiſe.

„— nicht alles, was Theorie heißt, iſt gut; „die Sinne beſtimmen die wahre Grenze deſſen,

„was in theoretiſchen Lehren nützlich und wiſſens„würdig iſt, und deſſen, was nicht der Mühe „werth iſt darnach zu fragen.' Alles was inner„halb der Grenzen der Sinne liegt, davon iſts „möglich, daß wir es begreifen und einſehn, als„les was ſich nicht unter die Sinne bringen „läßt, darinnen können wir niemals zur Gewiß„heit kommen. Aus dem was man auf jene Art „begreift, daraus läßt ſich noch vielleicht einmal „bei Gelegenheit ein brauchbarer Schluß machen, „auf den man ſich verlaſſen darf; Schlüſſe aus „dieſem ſind aufs Höchſte wahrſcheinliche Muth„maaßungen, die ſich wieder auf Muthmaaßun„gen gründen, und die zu nichts taugen *)."

*) Als ich in jener Zeit, gleich nach dem Abdrucke, mein Buch an Zimmermann ſchickte, der vorher davon keine Zeile geſehn hatte, war die obige Stelle ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen. Er antwortete mir am folgenden Tage, in einem Billete vom 22ſten Oktober 1777 unter andern darauf ſo: „Eine Zeile in „der Vorrede ausgenommen, (Zimmermann oder „Pringle! warum nicht St — r oder Pringle?) war „die Vorrede gleich für mich äußerſt merkwürdig. Mir „deucht, etwas ſo — gutes über die Theorie, habe ich „nie geleſen. Mit ſo klarem bon sens iſt man gar „nicht gewohnt, ſich über die Theorie zu erklären. „Immer ſind es Gemeinplätze, die keine Ueberzeugung „wirken; hochmüthige Prahlereien mit Phyſik, Me„chanik ꝛc" (Jetzt würde er wohl Metaphyſik und Chymie hinzuſetzen).

Betrachten wir endlich die auf chymische Grundsätze gebauete medicinische Theorie, mit Rücksicht auf den Hauptzweck des Arztes, und wägen sie nach ihrer praktischen Brauchbarkeit, so behält sie gar keinen Werth. Da wo wir zu handeln haben, geht durchaus ein ganz anderer Faden, eine neue mit der Theorie nicht zusammenhängende Reihe von Dingen an. Wir haben ja nicht mit einem in seine Urstoffe zerlegten, sondern mit einem zusammengesetzten Körper zu thun, der ein Ganzes für uns ist, und immer bleiben wird; dessen Art der Zusammensetzung wir nie zu ergründen vermögend sind; in welchem Gesetze herrschen, die ganz andere Würkungen hervorbringen, als wir sie an andern Orten von Körpern oder Mischungen wahrnehmen, die wir ohngefähr aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt halten. Hierzu kömmt noch, daß wir fast nur mit zusammengesetzten Substanzen und durch wenige Wege auf ihn würken können.

Zum Beweise dessen, was ich sage, sind, wenigstens bisher, die Bemühungen, Arzneimittel aus chymischen Gründen ausfündig zu machen, von geringem Erfolg gewesen. Säuren sollten die venerische Krankheit heilen, weil man in den Queckſilbermitteln keinen andern Grund ihrer Würksamkeit finden konnte, als den Sauerstoff. Wie hat sich das bestätigt? So viel ich Gelegenheit hatte zu erfahren, geht

es nicht beſſer mit der Phosphorus-Säure beim Knochenfraß. Contagia, und die Peſt ſelbſt, ſollten durch Gasarten hervorzubringen ſtehn. Bisher hat man noch nicht gehört, daß irgendwo Unglück damit angerichtet ſey.

III.

Kanzlei- und Regiſtraturs-Auswurf,

oder

geſchriebene Makulaturen.

(Eine politiſche Sammlung in Monatſchriften, herausgegeben von Paul Stierlinger, entlaſſenem Amtsboten bei — „ —)

Bei dem Unglück, das mich betroffen hat, danke ich der Vorſicht für einen Sohn, der mir ausdrücklich dazu geſchenkt zu ſeyn ſcheint, um die Stütze meiner Verlaſſenheit zu werden.

Doch ich ſpreche hier, als ob der öſtreichiſchen Monarchie und ganz Teutſchland Paul Stierlinger, geweſener Amtsbote bei „ „ und die traurige

Geſchichte ſeiner Entlaſſung eben ſo bekannt ſeyn müßte, als die in allen Blättern angekündigte Beförderung eines Präſidenten, der durch eine dünſtige Belobung und einen erhöhten Titel von der Stelle gehoben wird, wo man ſich mit ihm nicht länger zu laſſen wußte.

Ich darf von mir ſagen, was nicht jeder ſelbſt auf ſeinem hohen Platze, ohne von ſeinem eigenen Bewußtſeyn Lügen geſtraft zu werden, von ſich ſagen darf: daß ich nicht wider die Abſichten der Natur zu meinem Amte gelanget bin. Ich hatte alle Eigenſchaften eines rüſtigen Amtsboten; einen feſten Auftritt, eine ſehnige Fußbeuge, Schultern und Bruſt, um auszudauern; ich konnte die Aufſchriften der Pakete, die ich zu vertragen hatte, fertig leſen, auch, ſo viel Rath war, ſchreiben, und hatte eine Anlage zur Grobheit, die ſich, da ich einige Monate bei einer Kaſſe diente, durch die unerreichlichen Muſter neben und über mir bald gehörig ausbildete; übrigens verſchafften mir Zeit und Erfahrung in Kurzem die nöthige Amtsgeſchmeidigkeit und Geſchäftspolitik.

Ich erſuche meine Leſer, bei dieſer Stelle eines Unglücklichen nicht zu ſpotten. Der Amtsbote, wie der Staatsminiſter, jeder an ſeinem Platze, muß einen Vorrath von Politik haben, um ſeinen Zweck zu

verfolgen, ſich zu erhalten, ſich höher aufzuſchwingen, und wo es ſo ſeyn muß, dem, welcher ihm in Weg tritt, geſchickt ein Bein unterzuſchlägen. Ich habe wohl ehe geſehen, wie Se. Gnaden Herr Hofrath von * ihren Amtsgefährten in dem Vorzimmer des Präſidenten mit Innigkeit herzten, und in dem Augenblicke hingiengen, alle Triebfedern der ſchwärzeſten Verläumdung in Bewegung zu bringen, um einen Mann, deſſen höhere Talente ihn zu ſehr in Schatten ſetzten, bei Seite zu ſchaffen. Ich habe geſehen, wie Se. Exzellenz.... einen ihrer Räthe mit Lobeserhebungen und Zuſicherungen ihrer Wohlgewogenheit noch auf der Treppe überſchütteten, die ſie eben hinanſtiegen, um den Vortrag eigenhändig zu überreichen, der ihn um ſeine Stelle und die Hälfte ſeines Gehaltes bringen ſollte. Se. Exzellenz würdigten mich zu verſchiedenen Malen des hohen Zutrauens, ſie zu begleiten, wann ſie ſich unbemerkt entfernen wollten, um Herrn * * aufzuwarten, einem Manne, den ſie nur vor wenigen Tagen ſich nicht den Zwang anlegten, ſelbſt in unſerer Gegenwart einen elenden Aufkömmling *) zu nen-

*) Parvenu, wie S. Exz. ſich gnädig auszudrücken geruhten. Jodok Stierlinger iſt, wie man in der Folge ſehen wird, ſehr beſtiſſen, Kraftwörter in ſeiner Mutterſprache zu ſchaffen, um ihr nach und nach die Völligkeit und den Nachdruck der franzöſiſchen Sprache zu geben. Er arbeitet, verſichert er mich,

nen, und den man demüthigen müßte. Aber ja, nun war dieser Aufkömmling, den man damals gänzlich untergesunken zu seyn glaubte, wieder empor geschwommen, und Se. Exzellenz urtheilten erleuchtet, nun sey auch billig, gegen ihn Sprache und Betragen zu ändern. Ich habe den goldenen Denkspruch genau behalten, welchen dieser große Minister seinem Vertrauten, der über die plötzliche Veränderung Befremden zeigte, entgegneten: Wenn Caligula den Incitatus zum Bürgermeister erhebt, so muß der Senat ihm huldigen. Mein Sohn erklärte mir, Incitatus habe, nach dem Suetonius, das Pferd geheißen, dem Caligula einst das Bürgermeisteramt in Rom bestimmte. Ich bewunderte beides, daß Se. Exzell. den Suetonius kannten, und sich mit so vieler Gewandtsamkeit den Umständen zu fügen wußten. Solche Beispiele sind unterrichtend.

Aber freilich meine Politik hatte keinen so hohen Schwung zu nehmen; sie schränkte sich darauf ein, den Rath, der meine Füße am wenigsten abnützte, je

an einem Beitrage zu dem Reichthume der teutschen Sprache, der aus ungefähr 500 von ihm geschaffenen Wörtern bestehen, und als ein Anhang zur neuen Ausgabe des Adelungischen Wörterbuchs erscheinen soll.

es waren einige zugegen, welche davor gelten konnten,) bewunderten am meisten, daß er die Kunstgriffe verschmähte, wodurch die Sophisten gewohnt waren, einer schlimmen Sache die Gestalt einer guten zu geben. — Keine Farben, welche durch ihren Glanz das Betrügliche falscher oder umsonst angenommener Sätze verbergen mußten; keine künstliche Austheilung des Lichts und des Schattens. Sein Ausdruck glich dem Sonnenschein, dessen lebender und fast geistiger Glanz sich den Gegenständen mittheilet, ohne ihnen etwas von ihrer eigenen Gestalt und Farbe zu benehmen.

Indessen müssen wir gestehen, daß er ein wenig grausam mit den Republicken umgieng. Er bewies, oder schien doch allen, die ihn hörten, zu beweisen, daß diese Art von Gesellschaft ihren Ursprung in dem wilden Chaos der Anarchie genommen, und daß die Weisheit ihrer Gesetzgeber sich mit schwachem Erfolg bemühet hätte, Ordnung und Consistenz in eine Verfassung zu bringen, welche ihrer Natur nach in steter Unruh und innerlicher Gährung alle Augenblicke Gefahr lauffe, sich durch ihre eigene Kräfte aufzureiben, und welche des Ruhestandes so wenig fähig sey, daß eine solche Ruhe in derselben vielmehr die Folge der äussersten Verderbniß, und gleich einer Windstille auf dem Meer, der gewisse Vorbote des Sturms und Untergangs seyn würde. Er zeigte, daß die Tugend, dieses geheiligte Palladium der Freystaaten, an dessen Erhaltung ihre Gesetzgeber das ganze Glück derselben gebunden hätten, eine Art

von

heimal um Vergebung zu bitten, daß ich Ihrer Gnaden so oft überlästig zu seyn genöthigt wäre: demjenigen, der mich mit allen an ihn überschriebenen Paketen noch immer gerade an seinen Sekretair wies, ein Kompliment über die Güte zu machen, mit welcher er einem Untergeordneten die Gelegenheit verschaffte, sich unter seiner Leitung zu bilden, und einst, der Himmel wolle geben so spät als möglich! dem Staate den Verlust eines so großen Mannes dennoch in etwas zu ersetzen. Dem Sekretair hingegen ermangelte ich nicht, das Glück eines Rathes zu rühmen, dem ein solcher Sekretair zu Theil geworden; nebenher auch gegen die Ungerechtigkeit der Präsidien und Unerkenntlichkeit der Regierung loszuziehen, daß Ehre und Vortheil nicht auch auf der Seite sich fänden, wo Geschicklichkeit und die ganze Last des Amtes.

Ungefähr so stimmte ich mit Hohen und Niedern an, und war vorzüglich in Bewunderung des Kanzlei-Direktors, als meines unmittelbaren Gebiethenden, bei jedem Anlasse unerschöpflich. Ich setzte sein Verdienst über das aller Staatsbeamten hinweg; denn ich hatte seine Schwachheit bald heraus, daß er sich in seinen Augen so groß dünkte, um das übertriebenste Lob blos als Gerechtigkeit, die man ihm leistete,

anzunehmen. Daher bediente ich ihn nach Wunsch und Verlangen, und erstickte ihn manchmal im Dampfe der unverschämtesten Schmeicheley, ohne ihm jemals die kleinste Röthe an die Stirn zu treiben.

Auf diese Art brachte ich mich überall durch, erhielt mich bei allen Partheien und war bei einer vorsätzlich einfältigen Miene nicht selten der Vertraute der offenbarsten Gegner und verdecktesten Feinde, die ihren Klagen gegen mich Luft machen zu können glaubten, ohne etwas zu besorgen. Dadurch bekam ich aber auch manches Geheimniß weg, bekam Fingerzeig und Aufschlüsse, die ich zu meinem Vortheile benutzte.

Dann, um mir einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen, gab ich mich, meinem Botendienste zur Seite, ein wenig mit Agenziren ab. Da konnte ich nun freilich es dem Titius und Sempronius nicht gleich thun, konnte nicht bei dem Referenten vorfahren, nicht Gesellschaften halten, wo ich Freundinnen und Freunden die Gemächlichkeit, sich zu finden, verschaffte; konnte Haupt und Glieder nicht zu gut besetzten Tafeln laden, um, wenn Wohlbehagen und Wein zur Gefälligkeit bereitwillig gemacht haben würden, die Sache eines Klienten zu Billigkeit und Wohlwollen zu empfehlen. Auch nahm ich keine

Partheien an, die Beſtallung geben, weil ich mein Bischen Gewiſſen nicht ſo ganz unterbringen konnte, um unbedingt mich zur Vertretung aller, auch der unbilligſten Angelegenheiten zu vermiethen, und überhaupt diente ich nur mit meinem Rathe.

Ich war unermüdet, zu erfahren, wer die Angelegenheiten meiner Pflegebefohlenen vorzutragen hatte, und ertheilte ihnen dann nach Umſtänden und Beſchaffenheit der Perſon Anleitung, wie ſie ſich zu benehmen hätten. Dem Einen gab ich einen Wink über die Liebhaberei des Mannes, in deſſen Hand ſein Wohl lag: „er ſey verlegen, ſeine Kupferſammlung mit einem Bürgermeiſter zu ergänzen.“ Einen andern warnte ich, gerade zuzufahren. H ** wäre eben nicht unzugänglich, im Grunde auch nicht unerkenntlich; aber, der äußere Anſtand müſſe bei ihm ſtrenge beobachtet werden; was alſo kommen ſollte, müßte ſo kommen, daß er es gleichſam nicht wüßte, wie es gekommen ſey. — Es geba nicht leicht ein Vaterherz, wie K **. Könnte man ſeinen Sohn durch eine artige goldne Uhr, oder ſonſt ein Spielwerk dieſer Art gewinnen, Papa würde dem lieben Sachführer nichts verſagen. — In dem L . . ſchen Hauſe ſey man mit einem kleinen Merkmale der Vereh-

zung zufrieden; eine Näscherei für Küche oder Keller bringe da vorwärts. Aber das Haus des „ „ wolle auf einem festeren Grunde ruhen; ohne wenigstens einen brillantenen Ring, oder so was von Belang zum Vorläufer, könne man da gar nicht in Unterhandlung treten. Bei „ „ werden Sie, sagte ich einem wohlgebildeten Amtswerber, wohl thun, sich an die Frau des Referenten zu wenden; einen andern wies ich an den guten Freund derselben. Lassen Sie sich, gab ich dem einem unter den Fuß, im Hause aufführen, und sehen Sie zu, an dem Tische der Frau von** zu spielen; spielen Sie mit gewöhnlichem Unglück, und verlieren Sie mit Edelmuth; Frau von „ wird Ihnen bei Herrn „ „ , der ihr nichts abschlägt, Rechnung halten. — Zu H... schicken Sie an Ihrer Statt Ihre munterè Frau; er ist galant, und ein Freund von zartem Gefühl; und es ist doch billig, daß die Frau etwas zum Glücke des Mannes beiträgt, das sie mit ihm theilt.

Mit diesen und ähnlichen Anschlägen war ich der Beförderer mancher Geschicklichkeit, die Zuflucht in mancher verzweifelten Gelegenheit, der Wohlthäter, der Retter mancher Familie: und weil ich nur sel-

den mit Unerkenntlichen zu thun hätte, ſo konnte ich mir und den Meinigen dabei etwas gütlich laſſen, und ward den Druck der Zeiten und Umſtände nicht ſehr gewahr.

Gütiger Himmel! wie hätte ich beſorgen, wie nur von ferne träumen ſollen, daß die großen Veränderungen in der Staatsverwaltung auf den kleinen Paul Stierlinger Einfluß haben würden! Und gleichwohl hatten ſie dieſen. Nicht, daß ich die Erſchütterungen der oberen Gegenden nicht hätte wahrnehmen ſollen; aber, dachte ich: der Sturm iſt nur dem Adler gefährlich, der auf dem Wipfel der Eiche bäumt, um der Sonne näher zu ſeyn, nicht auch dem Gewürme, das demüthig in dem Schatten des Graſes kriecht. Meine Sicherheit hinterging mich. Der Gegenſtand der Bewerbung iſt verſchieden; die Mittel waren eben dieſelben, um ein Plätzchen für einen Amtsboten, um eine Stelle in dem Konferenzſaale. Oft erhielt ſie der verſchmitzteſte, immer der glücklichſte. Ja, war der nicht, der Glücklichſte? denn ich war bei der neuen Ordnung der Dinge, wie der geläufige modiſche Zeitungsausdruck heißt, als überzählig entlaſſen. Entlaſſen, und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, entlaſſen ohne Gnadengehalt. — Die Buchhalterei mit ihrer erkannten Pünktlichkeit und dem ihr eigenen Scharfſinne, ein Frauenhaar zu ſpalten, erhub aktenmäßig,

daß ich 9 Jahre, 11 Monathe, 30 Tage gedienet habe. Es fehlte mir also noch ein voller Tag, um nach dem Pensionsnormale ein Drittheil des Gehalts anzusprechen, welches für 10 Dienstjahre festgesetzt ist. Ich stellte zwar dagegen allerunterthänigst vor, „daß falls ich 24 Jahre, 11 Monathe, und 30 Tage gedienet hätte, die Pension dann nach dem Normale „auch nur auf ein Drittheil ausfallen würde. Nun „unterfieng ich mich, nur ehrerbietigst scheinen zu „lassen, als ob nicht allerdings die genaueste Gleichheit unterwaltete, daß 14 Jahre, 11 Monathe, 3 „Tage mir nicht einen Heller zulegen, der Abgang „eines einzigen Tages hingegen mich um die ganze „Wohlthat der Pension zu bringen fähig seyn sollte! „Ich ward abermal auf das noch bestehende Pensionsnormale gewiesen, von dem nicht abgegangen „werden könne."

Die Buchhalterei hatte dadurch allerdings sich um den Staat das mächtige Verdienst erworben, die öffentliche Kasse durch Ersparung von jährl. 32 G. zu bereichern. Aber was frommte dieses mir, der ich dadurch im strengsten Verstande zum Bettler geworden war?

In diesem Zustande der äußersten Verlassenheit, ich muß sagen, der Verzweiflung, empfinde ich die Wohlthätigkeit des Geschenkes, das mir der Himmel

mit dem Sohne gemacht hat, deſſen ich ſogleich am Eingange erwähnte. Von ihm kommt der Vorſchlag zu einer Unternehmung, durch die ich, wenn der Segen des Himmels und das Mitleiden meiner theuren Mitbürger zuſage, meine Umſtände erleichtert zu ſehen, hoffen darf.

Die ganze kleine Kanzlei, ſprach er, iſt Ihnen gut, Vater, und bedauert Sie. Auch ihre Kameraden lieben Sie ſämmtlich, alles wünſchet Ihnen zu helfen. Auf Geldbeiträge, ja darauf dürfen Sie nun wohl nicht rechnen. Was könnten, auch bei dem beſten Willen, Söldlinge thun, die ſich von Morgen bis Abend kaum ſelbſt den Unterhalt des Tages erſitzen, oder erlaufen? — Zudem, das Elend der Zeit hat die Herzen zuſammengezogen, und das Wohlwollen vertrocknet. Doch, Sie ſollen Ihren Freunden auch nicht nach dem Geldbeutel langen! Suchen Sie nur zu erhalten, wäre es auch gegen eine kleine Erkenntlichkeit, daß man Ihnen die Papiere überläßt, wovon die Kanzleien von Zeit zu Zeit gereinigt, und die Regiſtratur entledigt worden, damit das Gebäk nicht einſinke. Und erhalten Sie dieſes, Vater, da ſind Sie geborgen.

Als ich die Zuverläſſigkeit des Rettungsmittels, das er vorſchlug, nicht ſo deutlich einſah, entwickelte er mir ſolches etwas umſtändlicher. Einige Alchymiſten, fuhr er fort, ſuchen aus dem Abfalle der menſchlichen Verdauung Gold zu machen; warum nicht auch aus dem Abfalle der Kanzleien und Regiſtraturen! Der Blick der Neugierde iſt heut zu Tag eben ſo ſehr, wo nicht ſtärker, auf politiſche, als auf kriegeriſche Angelegenheiten gerichtet. Dank ſey es den Kreuzerblättchen und dem Nachdrucke; Licht und Kenntniſſe haben ſich unter allen Volksklaſſen verbreitet. An der Werkbank, wie auf den Bänken der Akademie, ſpricht man jetzt vom Rechte der Menſchheit und des Bürgers; der Gewerksmann lieſt mit größerer Theilnehmung die Beſchlüſſe der Nazionalverſammlung und die Rede eines Demagogen, als die Beſchreibung einer Schlacht, oder das Tagebuch einer Belagerung. Läßt es ſich zweifeln, daß es Bruchſtücken von allgemeinen und beſonderen politiſchen Geſchäftsbehandlungen, an Leſern fehlen werde? Wohl dann! bringen Sie die Papiere, die Ihnen das Mitleiden zuwerfen wird, in eine Zahlenordnung, und theilen Sie ſolche Teutſchland als eine Monathſchrift,

gleichviel unter was für einer Benennung, mit. Den Erfolg überlassen Sie dem Glücke und Zufalle, die wohl eher in grosten Staatsgeschäften die unverdautesten Plätze zu verbessern, über sich genommen haben.

Es ist also beschlossen, Paul Stierlinger, gewesener Amtsbote, wird der Herausgeber einer politischen Monatschrift. Und warum nicht? der Amtsbote so gut, als ein Professor. Oder setzt die Herausgabe einer Sammlung, wozu man die Materialien eingeliefert erhält, denn eben so außerordentliche Kenntnisse voraus? Und hätte wohl M. M., wenn ihm für sein Journal aus allen Gegenden Aufsätze einlaufen, denen, ihrer Verwegenheit wegen, eine wache Regierung zu Haus nicht wohl den Umlauf gestatten könnte, oder Schilderungen und Anekdoten, die manchen redlichen Mann im Angesichte von ganz Teutschland weidlich verunglimpfen — hätte er dabei etwas mehr zu thun, als solche rauh und roh, wie sie sind, der Buchdruckerei zum Absetzen zu übertiefern? Gewiß nicht. Selbst die kleinen Glossen, die der hochgelehrte Herausgeber wohl nur als Merkmale der Besitznehmung und des Eigenthums beirückt, selbst diese setzen ihn eben nicht in einen starken Aufwand von Gelehrsamkeit und Verstand. Und gleichwol hat nicht leicht eine Zeitschrift irgend einem Schrift-

steller soviel eingebracht. Der Amtsbote, Paul Stierlinger, wie der Herr Professor N. N., erhält die Materialien zu seiner politischen Monatsschrift eingeliefert. Doch er findet sich dabei gegen seinen Geschäftsgenossen in wechselseitigem Nachtheile und Vorzuge.

Nachtheil an meiner Seite wäre: daß der Umkreis meiner Monatschrift enger beschränkt ist, weil darin nicht der Auswurf von ganz Teutschland, sondern nur der der österreichischen Kanzleien und Registraturen aufgenommen wird. Dafür aber Vortheil an meiner Seite: die über alle Zweifel und Einwendungen hinweggesetzte Aechtheit meiner Materialien. Und ich sehe die Zukunft als gegenwärtig vor mir, da ein Vergleicher, z. B. der österr. und französ. Monarchie, meine Monatsschrift als Quelle benützen und anführen wird, gewiß nach richtigeren Grundsätzen, als Clodius Mirabeau bei seiner Parallele zwischen Oesterreich und Preußen sich auf Riesbecken bezieht, der wahrscheinlich Wien mit keinem Fuße betreten hat, da er die Burg mit sieben Stockwerken aufführt, die, wie jeder weiß, deren nur vier hat.

Ein anderer Vorzug an meiner Seite besteht darin: daß ich meine Beiträge immer von Hand zu

von unsichtbaren und durch verjährten Aberglauben geheiligten Götzen sey, an denen nichts als der Name verehrt werde; daß man in diesen Staaten einen stillschweigenden Vertrag mit einander gemacht zu haben scheine, sich durch den Namen und ein gewisses Phantom von Gerechtigkeit, Mässigung, Uneigennützigkeit, Liebe des Vaterlandes und des gemeinen Besten von einander betrügen zu lassen; und daß unter der Maske dieser politischen Heucheley, unter dem ehrwürdigen Namen aller dieser Tugenden, das Gegentheil derselben nirgends unverschämter ausgeübt werde. Es würden, meynte er, eine Menge besonderer Umstände, welche sich in etlichen tausend Jahren kaum einmal in irgend einem Winkel des Erdbodens zusammenfinden könnten, dazu erfordert, um eine Republick in dieser Mittelmässigkeit zu erhalten, ohne welche sie von keinem Bestand seyn könne: Und daher daß dieser Fall so selten sey, und von so vielen zufälligen Ursachen abhange, komme es, daß die meisten Republicken entweder zu schwach wären, ihren Bürgern die mindeste Sicherheit zu gewähren; oder daß sie nach einer Grösse strebten, welche nach einer Folge von Mißhelligkeiten, Cabalen, Verschwörungen und Bürgerkriegen endlich den Untergang des Staats nach sich ziehe, und demjenigen, welcher Meister vom Kampf-Platze bliebe, nichts als Einöden zu bevölkern und Ruinen wieder aufzubauen überlasse. So gar die Freyheit, auf welche diese Staaten mit Ausschluß aller andern Anspruch machten, finde kaum in den despotischen Reichen Asiens weniger Platz; weil entweder das

Hand' erhalte, daher also nicht zu besorgen habe, daß die Neugierde der Postämter oder der Polizey, oder was weiß ich, wer sonst auf Geheimnisse unter Umschlag und Siegel Jagd macht, gerade die wichtigsten, anziehendsten Aufsätze unterschlägt, wie dem erwähnten berühmten Herausgeber wohl vielfältig widerfahren seyn mag. Ich kündige demnach die Herausgabe der interessanten Zeitschrift unter der Benennung: ꝛc. ꝛc. ꝛc. an, wovon mit jedem Monate ein Heftchen von 6 Bogen erscheinen soll. Die Unterzeichnung ꝛc. ꝛc.

Paul Stierlinger, der Amtsbote, besorgt bei dieser Schrift nur eigentlich die Herausgabe, d. i. den mechanischen Theil, und setzt ihr seinen Namen vor, um etwas mehreren Ansehens willen, als ein Mann, der doch einst im öffentlichen Amte stand. Sein Sohn Jodok aber übernimmt zur Erleichterung des Vaters, die Einleitungen, Anmerkungen, Betrachtungen, und was man sonst die gelehrten Arbeiten zu nennen pflegt.

Jodok hat seine Universitätsjahre vor mehrerer Zeit geschlossen, und bereitet sich nun zum Rechtsgradus vor. Aus allen Theilen akademischer Kenntnisse ist er mit vortrefflichen Zeugnissen versehen, selbst aus dem Griechischen; aber dieses hütet er sich sehr, seinen Gönnern zu zeigen, weil er besorgt, die ent-

schiedene Abneigung, welche die erlauchten weltlichen und geistlichen — nicht doch, die geistlichen und weltlichen Stände gegen die Sprache des Heiden Homer und Volksvertreters Demosthenes an Tag legen, dürfte ihm einst in seinem Fortkommen nachtheilig seyn. Denn schwerlich würden sie zu einem Rechtsfreunde Zutrauen fassen können, der seinen Gaum mit dem Griechischen verbittert hat.

Aus väterlichem Besorgnisse warnte ich Jodoken mehrmal, auch das Wort Aufklärung nicht so häufig in dem Munde zu führen. Ich weiß nun eigentlich nicht, was hinter dem Worte Gefahrvolles verborgen liegt; aber ich ließ mir sagen, gewisse vielmögende Menschen könnten schon den Schall dieses Wortes nicht vertragen — „und weniger noch die Wesenheit der Sache," versetzte mein Sohn mit Lebhaftigkeit. „Es ist sehr unglücklich, daß die Menschen das Korn kennen gelernt; könnten ja sonst die Herren ihre ermüdeten Knechte mit den Schweinen unter die Eiche zur Sättigung treiben; hätte man das Geheimniß der Bauchredner nicht entdeckt, wie ungestört könnten noch die Pfaffen des Apollo Nazionen durch Orakelsprüche äffen, und einzelnen Menschen den Beutel fegen." Dieser Gegenstand setzte ihn, so oft er darauf gebracht ward, ganz außer Fassung, so daß

ich zuletzt beſchloß, mich darüber mit ihm nicht wie der einzulaſſen.

Meine gütige künftige Leſer und dadurch meine — Wohlthäter! wäre es wohl erſt nothwendig, Sie zu erinnern, daß dieſer ganze Aufſatz nicht von dem Amtsboten Paul Stierlinger, ſondern von Jodok Stierlinger, dem Rechtskandidaten, ſeine Einkleidung erhalten hat? So was flieſt natürlicher Weiſe einem Kanzleiboten nicht von der Hand, würde es wohl ſchwerlich auch dem Herrn Kanzleidirektor ſelbſt, ſo ſchnell es ihm ſonſt von Feder und Lippen rauſcht. Sie haben aber darin wenigſtens ein kleines Muſter vor ſich, weſſen ſie ſich zu der Fruchtbarkeit der Jodokiſchen Feder zu verſehen haben. In der Biografie eines Epaminons das oder Loudons anziehend zu ſeyn, dazu gehört blos die einfache Erzählung ihrer Thaten; aber über die Biografie eines Amtsboten würde ſich Plutarch und Schrökh vielleicht um Anſehen und Ruf geſchrieben haben.

Die Leſer erhalten in dieſer Ankündigung nicht weniger eine kleine Probe von ſeiner Manier, die Gegenſtände zu betrachten und darzuſtellen. Die Natur begabte ihn mit einer reichen Ader von Laune und ſpottendem Witze. Aus kindlicher Liebe, um ſeinem bedürfenden Vater ergiebigeren Abſatz zu ver-

chern, verheißt er mir, davon Gebrauch zu machen, wo immer sich Gelegenheit anbiethet, und er hat zu der Gutmüthigkeit seiner Mitbürger von allen Klassen das unbegränzte Zutrauen, sie werden nicht etwan, um einen außer Dienst und Gehalt gesetzten Amtsboten zu Grund zu richten, sich beigehen lassen, mit einem Male vernünftig zu werden.

Sonnenfels.

IV.

Improvisatori *).

Est Deus in nobis: agitante calescimus illo.

Ovid.

Erste Abtheilung.

Das Talent, die Sprache der Musen aus dem Stegreif zu reden, ist jenseits der Alpen eine so fremde

*) Ich behalte mir vor, am Ende dieser Abhandlung, die mit tiefem Eindringen auch die Anmuth der Einkleidung verbindet, und uns über das ganze (auch für die ionischen Akademien so wichtige) Improvisatorwesen so vollkommene Aufschlüsse giebt, von Herrn Jernow in Rom, dem Verfasser dieses Aufsatzes,

Erſcheinung, daß man dort kaum von dieſer Dichtart, geſchweige von der eigenen Art geiſtigen Genuſſes, den die Ausübung dieſes Talents im geſellſchaftlichen Leben gewährt, einen Begriff hat. Das Vergnügen, welches ein glückliches Impromptü, — das Höchſte, was in dieſer Art zu dichten dem poetiſirenden Witze ültramontaniſcher Schöngeiſter gelingt, — im geſellſchaftlichen Kreiſe erregt, iſt eben ſo wenig mit dem Vergnügen zu vergleichen, welches ein wohlausgeführtes Improviſo bewirkt, als eines der gewöhnlichen Almanachs-Epigramme von X. Y. Z. mit einer Bürgerſchen Ballade oder Göthe'ſchen Elegie. Ja, es ſcheint, daß die Dichtkunſt ihre Gewalt auf das Gemüth nie mächtiger beweiſe, als in Produkzionen dieſer Art, wo der Dichter im Augenblicke der ſchaffenden Begeiſterung ſeinen Geſang unmittelbar in die Seele des Zuhörers hinüberſtrömt. Dieſe Wirkung, die der Geſang des begeiſterten Improviſatore nie verfehlt, kann ein mit dem Stempel der Vollendung bezeichnetes und mit aller Kunſt der Deklamazion vorgetragenes Gedicht nie in gleichem Maaße hervorbringen. Die auf den höchſten Grad geſpannte Energie, womit die Einbildungskraft des Dichters in die

noch einen Plan zur Beförderung der italieniſchen Literatur vorzulegen, den alle Liebhaber derſelben für ein wahres Hermäon halten werden.

B.

sen Momenten wirkt; das fortwährende Kampfspiel widerstrebender und glücklich besiegter Schwierigkeiten, das man hier gleichsam vor Augen sieht; die überraschenden Züge, womit der Sänger sich glücklich aus dem Labyrinth wieder herauswindet, in das er sich verwickelt hatte; der lebhafte Enthusiasmus, der während dieses Kampfspieles sich von dem Dichter durch den Kreis der Zuhörer verbreitet und, so vervielfältiget wieder auf den Genius des Sängers zurückwirkend, die Flamme der Begeisterung immer mächtiger in ihm anfacht, — müssen nothwendig Wirkungen hervorbringen, welche auch die höchste Kunstvollendung, die sich nur in der ruhigen Kontemplazion des Werkes genießen läßt, und die meisterhafte Deklamazion nicht erreichen können; und wenn je der Einfluß einer über das gewöhnliche Maaß erhöheten Spannung der Seelenkräfte, — wenn je die Uebermacht des begeisterten Genie's über den nüchternen Verstand sich in der Hervorbringung eines schönen Kunstwerkes sichtbar äußert: so ist dieß gewiß im extemporanen Dichten der Fall, wo die Intension der wirkenden Kraft mit der Länge der Zeit, in welcher sie ihre Wirkung vollbringen muß, im umgekehrten Verhältnisse steht; wo sich — Doch lassen wir lieber einen Italiener die Symptome mahlen, welche sich in Szenen dieser Art zu äußern pflegen. Ein vorzüglicher Schriftsteller dieser Nazion, der Abate Bettinelli, giebt in seiner Schrift dell' entusiasmo

delle belle arti, eine eben ſo lebhafte als treffende Schilderung davon, die wir hier in einer freien Ueberſetzung mittheilen.

„Ich habe oft — ſagt dieſer Schriftſteller — Gelegenheit gehabt, einen der vortrefflichſten Improviſatori zu hören, und ich habe ihn in ſolchen Scenen mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet. Zuerſt ſtand der Sänger eine Weile ſchweigend und gleichſam unentſchloſſen; dann begann er langſam und unſicher ſeinen Geſang, ſtieß bald mit dem Reim, bald mit dem Gedanken an; ein Beweis, daß der Enthuſiasmus noch nicht gekommen war; daß der Dichter ſich noch auf gleichem Boden mit ſeinen Hörern befand. Aber plötzlich, ehe er ſelbſt es ahndet oder du es vermutheſt, ſiehſt du ihn neu belebt und entflammt ſich erheben; die Begeiſterung breitet ihren Fittig aus; er ſchwingt ſich im Fluge empor. Die Merkmale dieſes Aufſchwunges ſind in ſeinem Aeußern ſichtbar. Mit erheitertem Antlitz und abgewandt von allem Gegenwärtigen, blickt er zum Himmel auf, in unbeweglicher Stellung, wie ſeiner ſelbſt vergeſſend; er iſt nicht mehr, wo er kurz vorher war; er ſieht nicht mehr, was er zuvor ſah. Der Vorhang iſt gefallen; ein neuer Schauplatz, eine neue Perſpektive, eine andere Welt ſtellt ſich in glänzendem Lichte ſeinen Blicken dar. Er redet in Geſprächen, in Anrufungen, beſchreibt alle Gegenſtände ſo anſchaulich, alle Dinge ſo

umständlich und mit einem Interesse, das nur die wirkliche Gegenwart nehmen läßt. Diese wunderbaren Gesichte, diese reizenden Erscheinungen entzünden seinen Affekt; sein Interesse wird immer stärker; er schweigt im Genusse ihres Anschauens. Die wachsende Flamme spricht durch jede Ader; seine Augen funkeln; ein höheres Roth färbt seine Wangen; ein begeistertes Lächeln schwebt um seinen Mund; er schauert vor Wonne; seine ganze Gestalt ist in Bewegung."

„So von ächter Glut entbrannt und entzückt erhebt seine Stimme sich stärker; seine Gesten werden lebhafter, seine Bewegungen heftiger. Eine Fluth von Ideen, von Bildern und Reimen strömt auf ihn ein, überströmt, überwältigt ihn, daß die Worte nicht mehr hinreichen, sie zu fassen; er fühlt sich verwickelt, beklemmt. Die Verse drängen und treiben einander, stürmen und stürzen Woge auf Wege ungestüm, unaufhaltsam hervor, so daß der Saitenspieler, welcher den Gesang begleitet, kaum ihm zu folgen vermag, oft zu hastigen, regellosen Griffen gezwungen, und aus dem Zeitmaaß fortgerissen wird. Aber unvermuthet erstarrt auch zuweilen mitten im Laufe der Strom des Gesanges; entweder weil der Vorhang des inneren Schauspieles fällt, oder weil die Fibern unter der zu gewaltsamen Spannung erschlaffen. Zu andern Zeiten beharrt der Sänger stundenlang ohne Schwierigkeit in dieser Stimmung."

„In solchem Zustande sagt der Dichter, oft ohne es selbst zu wissen, die schönsten und ungemeinsten Dinge; die Reime ordnen sich von selbst an ihren Ort; die gewähltesten, edelsten, lebhaftesten Ausdrücke schmiegen sich freiwillig dem Gedanken an; die Harmonie fügt sich aufs glücklichste in das Sylbenmaaß. Des Sängers Seele selbst scheint in vollkommenster Einheitigkeit ihrer Kräfte den Schauplatz zu betreten, sich in ihrer souverainen Unabhängigkeit zu zeigen, ihre eigene übermenschliche Sprache zu reden, und über alle andere zu herrschen."

„Indessen verbreitet sich durch den Kreis der Zuhörer eine Lust, ein Schauer der Wonne, der von Zeit zu Zeit unwillkührlich in lauten Jubel ausbricht. Der Zuhörer fühlt sich mit emporgehoben und folgt dem Schwunge des Sängers. Wie ein hin und her geschlagener Ball fliegt die Begeisterung von dem Dichter zu dem Hörer, und von diesem zu dem Dichter zurück, und erhöht, in dem wechselnden Fluge immer wachsend, in beiden Theilen den Genuß, das Entzücken, die Trunkenheit."

„Auch das Ende einer solchen Szene giebt Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen über den Sänger und über den Zuhörer. Auffallend ist in jenem die Ermattung nach der gewaltsamen Anstrengung, die das natürliche Vermögen der Organe zu übersteigen scheint;

in diesem das Schweigen und die feierliche Stille: gleichsam als ob die Seele des Zuhörers, in Staunen verloren oder außer sich gesetzt, noch in ihrem Innern dem Nachhall des Gesanges lauschte; als ob sie einer Pause bedürfte, um wieder zu sich selbst zu kommen, um zur Erde zurückzukehren, von welcher sie dem Dichter in eine unbekannte, höhere Sfäre gefolgt wär. Daher bemerkt man auch, daß die minder Gefühligen und Verständigen unter ihnen immer zuerst das Schweigen brechen und den Sänger mit den gewöhnlichen Komplimenten überhäufen; die hingegen, welche tiefer fühlen, sieht man am spätesten sich regen und aus dem Zustande des Entzückens erwachen."

„Alle diese Symptome äußern sich freilich nicht allemal bei solchen Szenen, sondern nur dann, wenn der Dichter sich in der glücklichen Dispositzion befindet, lebhaft begeistert zu werden und den Kreis seiner Zuhörer in eine ähnliche Stimmung zu versetzen. Ein auserlesener Zirkel von Hörern kann vieles dazu beitragen; um so mehr, wenn er aus Freunden des Dichters, oder aus von ihm geschätzten Personen besteht. Der Beifall, welchen sie den schönsten Stellen seines Gesanges ertheilen, erhöhet das Vertrauen und den Affekt des Dichters, ist ein Sporn, der ihn treibt und neues Lob zu ärndten einladet. Die Schönheiten verdoppeln sich Schlag auf Schlag und mit ihnen die Aufmunterungen, seine ganze Kraft in Wirksam-

Volk ſich demüthiglich gefallen laſſen müſſe, was die Edeln und Reichen, ihrem beſondern Intereſſe gemäß, ſchlöſſen und handelten; oder wenn das Volk ſelbſt den Geſetzgeber und Richter mache, kein ehrlicher Mann ſicher ſey, daß er nicht Morgen das Opfer derjenigen ſeyn werde, denen ſeine Verdienſte im Wege ſtehen, oder die durch ſein Anſehen und Vermögen reicher und gröſſer zu werden hoffeten. In keinem andern Staat ſey es weniger erlaubt von ſeinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, ſelbſt zu denken, und über wichtige Gegenſtände dasjenige was man für gemeinnützlich halte, ohne Gefahr, bekannt werden zu laſſen; alle Vorſchläge zu Verbeſſerungen würden unter dem verhaßten Namen der Neuerungen verworfen, und zögen ihren Urhebern geheime oder öffentliche Verfolgungen zu. Se bſt die Grundpfeiler der menſchlichen Glückſeligkeit, und dasjenige, was den geſitteten Menſchen eigentlich von dem Wilden und Barbaren unterſcheide, Wahrheit, Tugend, Wiſſenſchaften, und die liebenswürdigen Künſte der Muſen, ſeyen in dieſen Staaten verdächtig oder gar verhaßt; würden durch tauſend im Finſtern ſchleichende Mittel entkräftet, an ihrem Fortgang verhindert, oder doch gewiß weder aufgemuntert noch belohnt; und allein zu Unterſtützung der herrſchenden Vorurtheile und Mißbräuche verurtheilt — Doch genug! wir haben zu viel Urſache günſtiger von freyen Staaten zu denken — wenn es auch nur darum wäre, weil wir die Ehre haben unter einer Nation zu leben, deren Verfaſſung ſelbſt republicaniſch iſt, und in der That die wunder-

barſte

keit zu ſetzen; und dieſer wechſelſeitige Wetteifer iſt für den Dichter das trefflichſte Saitenſpiel, ſeinen Geſang zu begleiten, und ſeinen Enthuſiasmus zu entflammen.“ —

Nach dieſer im Weſentlichen ſehr treuen Schilderung der Symptome, welche die extemporane Dichtart bewirkt, wird es vielleicht dem teutſchen Leſer angenehm ſeyn, zur Vollendung des obigen Gemäldes auch das Detail einer ſolchen Szene genauer kennen zu lernen. Wenn die Geſellſchaft verſammelt iſt, fordert der Improviſatore ein Thema für den erſten Geſang. Gewöhnlich überläßt man einer Dame, oder einem Gelehrten, oder ſonſt einer Perſon, die man durch dieſen Vorzug ehren will, die Wahl deſſelben. Die Geſellſchaft wird dann noch einige Zeit von dem Muſiker, der den Geſang zu akkompagniren da iſt, mit einer Sinfonie unterhalten; während derſelben macht der Improviſatore in wenig Minuten ſeine Diſpoſizion, ohne darum ſich aus der Konverſazion zu entfernen. Durch vielfältige Uebung ſeiner Kunſt gewiß, läßt er kaum merken, daß ſein Geiſt mit etwas Anderem beſchäftigt iſt. Die Geſellſchaft vermehrt ſich indeſſen und ordnet ſich auf den Sitzen. Jetzt endiget die Sinfonie; ſchon iſt der Sänger an ſeinen Ort getreten, der Verſammlung gegenüber. Ein Glas Waſſer oder Limonade auf einem Tiſchchen neben ihm iſt die Hippokrene, woraus er ſeinen Gaumen netzt.

Der Muſiker präludirt die Melodie des Geſanges; der Dichter kündigt der Geſellſchaft noch einmal das aufgegebene Thema an und beginnt wenige Augenblicke ſpäter ſeinen Geſang, dem gewöhnlich ein kurzer, dem Gegenſtande angemeſſener Anruf an irgend eine Gottheit oder Muſe zum Eingange dient; oft auch ergreift er ſeinen Gegenſtand unmittelbar, ohne alle Einleitung, als gegenwärtig. Alles lauſcht nun in erwartungsvoller Stille; aller Blicke ſind auf den Sänger geheftet; kaum hört man athmen. Aber der erſte glückliche Zug ſetzt die Geiſter in Schwung; der Enthuſiasmus des Dichters theilt ſich dem Hörer mit, und allmählich erfolgen, ſtärker oder ſchwächer, die oben beſchriebenen Aeußerungen. Niemand bleibt jetzt länger ohne die lebhafteſte Theilnehmung. Sobald in einer Stanze der Gedanke eingeleitet und durch einen Reim der Gegenreim vorbereitet iſt, ſo arbeitet des Zuhörers Fantaſie mit dem Dichter fort, und ſo oft dieſer mit dem Gedanken des erſteren zuſammentrift, oder durch eine Wendung ſeine getäuſchte Erwartung überraſcht, ſo bricht der Affekt der Freude und Bewunderung in lauten Beifall aus, der immer häufiger und rauſchender wird, je mehr Sänger und Zuhörer ſich gegenſeitig in Schwung ſetzen, bis er endlich am glücklich erreichten Ziele in allgemeinen Jubel ausſtrömt. Ein Akt des Schauſpieles iſt nun geendigt; der Sänger erholt ſich, trocknet den Schweiß von der glühenden Stirne und zerſtreut ſich auf wenige Minuten in der

Unterhaltung mit der froh ſich um ihn drängenden Schaar. Nach einer kurzen Pauſe ſtimmt der Muſiker zu einer neuen Sinfonie; der Improviſatore fodert ein neues Thema; die Geſellſchaft ordnet ſich wieder und die obige Szene erneuert ſich, und erneuert ſich zuweilen zum dritten, vierten und fünften Male. Um aber ſeinem Talente vor dem Schluß des Schauſpieles noch einen glänzendern Kranz zu flechten, überraſcht zuweilen der Improviſatore die Verſammlung mit einer kurzen, in wenige Stanzen, oder in ein Sonett zuſammengedrängten Wiederholung des Inhalts der ſämmtlichen Geſänge, den er kunſtreich in ein Ganzes zu verbinden weiß.

Die Improviſatori ſingen jetzt in allen Versarten, ſoviel deren die italieniſche Dichtkunſt hat. Ehedem bedienten ſie ſich bloß der Ottave rime, bis in der erſten Hälfte des letztverwichenen Jahrhunderts vom Cavaliere Perfetti von Siena, dem berühmteſten Improviſatore ſeiner Zeit, die ſogenannten Anakreontiſchen Sylbenmaaße in die extemporane Dichtart eingeführt wurden; und da es weit leichter iſt, in dieſen zu ſingen, ſo haben ſie beinahe die ottave rime verdrängt; aber die Meiſter halten es auch jetzt noch der Würde ihrer Kunſt gemäßer, in dieſer letzteren Versart zu ſingen, in welcher nur ein vielgeübtes und reiches Talent ſich mit der Leichtigkeit regen kann, die das Improviſo erfodert, und bedienen ſich der ana-

kreontischen Sylbenmaaße blos zu scherzenden, tändelnden Gegenständen. Sonette all' improviso gelten nur für Impromtüs, und selten bedient sich der Improvisatore dieser Versart, um ein gegebenes Thema zu behandeln, weil sie einen zu kleinen Umfang hat, als daß sie mehr als einen Gedanken fassen könnte.

Für jede Art von Metrum hat der Sänger eine eigne Melodie, in welcher er seine Verse halb singt, halb rezitirt, die immer einfach und gefällig ist und sich um so leichter jedem Stoffe anschmiegt, da die Musik hier, wie in den ältesten Zeiten, ganz der Poesie untergeordnet ist, und blos zur Verzierung des Gesanges und zur Ausfüllung der Pausen dient, welche zwischen den Stanzen oder einzelnen Versen entstehen. Die meisten vorhandenen Melodieen dieser Art sind von berühmten Improvisatoren erfunden.

So schwer nun auch diese Kunst an sich schon ist, so hat doch die Vorsicht zu verhüten, daß kein Betrug unterlaufe, dieser Kunst noch mancherlei Fesseln zugesellt, welche nichts zu ihrer Vervollkommung und Schönheit beitragen, aber sie noch schwieriger und bewundernswürdiger machen; und das nach Beifall und Ehre ringende Talent läßt sich, seines Sieges gewiß, diese Fesseln willig anlegen, oder legt sie wohl im Uebermuthe freiwillig an, weil sein Triumf dadurch nur um so glänzender wird. Fesseln dieser Art sind: vorgeschriebene Sylbenmaaße; vorgeschriebene Reime; eine be-

ſtimmte Anzahl von Stanzen, worin das aufgegebene Thema ausgedehnt oder zuſammengepreßt werden muß; Ritornelle, die nach jeder Stanze wiederkehren und mit derſelben durch Gedanken und Reim verbunden werden müſſen u. a. m. Wenn, wie oft der Fall iſt, zwei Improviſatori in ottave rime wechſelnd ſingen, ſo iſt es Geſetz, daß jeder den Reim, womit der andre Sänger ſeine Stanze ſchließt, wieder aufnehme, und ihn zum Reim des erſten Verſes der ſeinigen mache, ohne ſich jedoch deſſelben Wortes zu bedienen. Alle dieſe Schwierigkeiten, womit man die Kunſt des Improviſirens bewaffnet hat, laſſen ſich freilich nur in einer Sprache, wie die italiäniſche, überwinden.

Dieſe Kunſt, ſo alt als die Dichtkunſt ſelbſt, und unter rohen Völkern die erſte natürliche Aeußerung des erwachenden Dichtungsvermögens, hat ſich nach dem Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften blos in Italien lebendig erhalten, und macht ſeitdem einen eigenen Zweig der Poeſie dieſes Landes aus, dem ſich viele ausſchließend widmen, und deſſen Ausübung ein eigenes Talent und eine eigene Art von Studium erfodert. Wer mit dem Talent zur Dichtkunſt nicht zugleich auch jene außerordentliche Schnellkraft der Fantaſie, jene hohe Reizbarkeit und Wärme des Gefühls beſitzt, durch die das Gemüth ſich leicht in den exaltirten Zuſtand verſetzen läßt, welchen wir aus der obigen Beſchreibung kennen, der wird vielleicht am Pult vor-

treffliche und ſehr vollendete Dichterwerke hervorbringen; aber die Kunſt des Improviſirens wird ihm nicht gelingen. Und in der That giebt es vorzügliche Dichter und hat deren in Italien viele gegeben, ohne jene Anlagen, die das eigenthümliche Talent des Improviſatore ausmachen; wo hingegen andere mit dieſem Talent nur mittelmäßige Dichter geblieben ſind, weil ſie die Kultur des Geiſtes verabſäumt haben.

Auch hier drängen ſich, wie zu allen ſchönen Künſten, viele Unberufene in die Schranken. Da aber in der Ausübung dieſer Kunſt Alles von dem augenblicklichen Gelingen abhängt, da das Werk auf der Stelle gedichtet, vollendet und nach Verdienſt gewürdigt wird, und der gebildete Italiener, welcher den Maaßſtab des Vortrefflichen in dieſer Kunſt ſehr wohl kennt, nicht leicht etwas Schlechtes mit ſeinem Beifalle belohnt: ſo dauert auch gewöhnlich der Dichterwahn des Unberufenen nicht lange, und er entſagt bald einer Kunſt, welche in jedem neuen Verſuche ſeine Unfähigkeit nur deutlicher an den Tag legt, und wo kein Vorwand die perſönliche Beſchämung, der er ſich ausſetzt, von ihm abwenden kann. Der Verfaſſer ſelbſt hat einigemal Gelegenheit gehabt, die Erfahrung zu machen, wie erbärmlich, bemitleidenswürdig und quälend es iſt, einen Stümper in dieſer Kunſt ſich vergebens abarbeiten zu ſehen. Das peinliche Gefühl ſeiner fruchtloſen Anſtrengungen theilte ſich der Verſammlung ſympathe-

tiſch mit, und die innere Angſt des unglücklichen Poeten trieb den Schweiß auf die Stirnen der Zuhörer hervor. Da aber die italieniſche Sprache ein ſo geſchmeidiges Materiale iſt und ſich mit großer Leichtigkeit in die poetiſche Form ſchmiegt, ſo iſt die Zahl der Dilettanti in dieſer Kunſt, welche mit einer nicht gemeinen Fähigkeit und gewöhnlich mit viel poetiſcher Kultur ausgerüſtet, ihr Talent blos dem geſellſchaftlichen Vergnügen widmen, nicht gering; und in den großen Städten Italiens wird man nicht leicht einen gebildeten Zirkel finden, in welchem nicht ein oder das andere Mitglied fähig wäre, die Geſellſchaft durch einen Genuß dieſer Art zu erfreuen; und man findet da zuweilen Dilettanti, die es den Virtuoſen in dieſer Kunſt gleich thun. Oft, wenn mehrere, die ein ſolches Talent beſitzen, in einem Zirkel zuſammen treffen oder ſich eigens zu ſolchen Uebungen einfinden, entſtehen Wettſtreiten im Extemporiren und Wechſelgeſängen, und die Geſellſchaft krönt dankbar beide, den Sieger und den Beſiegten, mit ihrem Beifall. Nicht leicht findet ſich ein guter Kopf mit einiger Anlage zur Poeſie, der nicht in ſeinen Jünglingsjahren ſeine Kräfte im Improviſiren verſucht hätte.

So pflanzt ſich eine immerwährende zahlreiche Schule dieſer Kunſt nicht blos in den gebildeten Klaſſen fort, ſondern auch in den unteren Ständen wird das Talent zu improviſiren, welches dem Italiener

natürlich zu seyn scheint, nach dem Maaße der Bildung dieser Stände mit mehr oder weniger Geschmack und Geist getrieben, und der müßige Pöbel hat eben sowohl seine Improvisatori von Profession, als der gebildete Musenfreund der höheren Klassen. Jene üben ihre Kunst auf Plätzen und Märkten. In wenigen Augenblicken ist ein dichter Kreis um den wandernden Homer geschlossen, der sich in einer Stunde leicht so viel ersinge, als er bedarf, um sich und seine Muse einige Tage lang vor Hunger und Durst zu schützen; und ein solcher Virtuoso ist um so unbesorgter um seine Zukunft, da er sicher ist, auf dem nächsten Platze, sobald er will, ein neues Publikum zu finden. Einer der vorzüglichsten Improvisatori aus dieser Klasse war der, den Moritz in seinen Reisen in Italien geschildert hat.

Eben so haben auch die niederen Stände bis zum Handwerker und Bauern herab, ihre Dilettanti in dieser Kunst. Oft hört man in Schenken, wenn der Wein die Köpfe begeistert, zwei Wettsänger sich erheben, die einander zum Schweigen zu bringen suchen. Der Inhalt ihrer Gesänge ist gewöhnlich satyrisch, und solche Szenen sind ein lebendiges Bild der ältesten Satyrspiele und der Wechselgesänge Sizilianischer Hirten; so wie die Volks-Improvisatori auf Gassen und Plätzen den Fremden in die Zeiten des Orfeus und Homer zurück versetzen. Gewöhnlich haben dergleichen Gesänge

wenig poetiſches Verdienſt; aber ſie ſind oft reich an naiven Einfällen und treffendem Spott, und das natürliche Talent des Italieners, ſein heller, geiſtreicher Verſtand, zeigt ſich hier im vortheilhafteſten Lichte; und da auch der gemeine Italiener dadurch, daß er die größten Dichter ſeiner Nazion lieſ't und ihre ſchönſten Stellen auswendig weiß, der poetiſchen Kultur nicht ganz fremde iſt, ſo tragen auch ſeine kunſtloſen Geſänge aus dem Stegreif gewöhnlich Spuren derſelben.

Wenn man die Improviſatori, die ihre Kunſt auf öffentlichen Plätzen vor dem Volke treiben, mit dem Charlatan, der an demſelben Orte das gleiche Publikum unterhält, ungefähr in dieſelbe Klaſſe ſetzt; ſo werden die Improviſatori aus der höheren Sfäre, welche ihre Kunſt auf eine edlere Art vor einem gebildeten Publikum ausüben, als ächte Künſtler geachtet, und man muß Virtuoſen dieſer Art, oder vorzügliche Dilettanti aus der gebildeten Klaſſe gehört haben, um ſich einen würdigen Begrif von dieſer Kunſt zu machen, deren Kultur mit der Kultur des Standes von welchem, und des Zeitalters, in welchem ſie ausgeübt wird, gleichen Schritt hält, und ein ſolcher Improviſatore iſt von dem Dichter, der ſeine Werke am Pulte leicht mit mehr Ueberlegung, Auswahl, Studium und Feile, aber ſchwerlich mit eben ſo viel Begeiſterung verfertigt, in nichts als in der Art zu dichten verſchieden.

Man pflegt der extemporanen Dichtart vorzuwerfen, daß sie nichts hervorbringen könne, was sich über das Mittelmäßige erhebt; daß sie zwar für den Augenblick täusche, blende und hinreiße, daß aber ihre Produkte im Lesen nicht die Probe aushalten; und die meisten gedruckten Improvisi bestätigen die Wahrheit dieser Beschuldigung. Zum Theile liegt dies freilich in der Natur des Extemporirens; denn auch in den vorzüglicheren Dichtungen dieser Art wird man Inkorrekzionen, Reminiszenzen, Wiederholungen, matte Stellen, mit einem Worte unvermeidliche Spuren der Eile wahrnehmen, mit der sie hervorgebracht sind; aber man wird auch in ihnen vielleicht eben so viele unverkennbare Spuren ächter Begeisterung finden, die nicht selten in den kunstreichsten und gefeiltesten Poesieen vermißt wird. Wenn man nun erwägt, wie schwer es, nach dem eignen Geständnisse großer Dichter, ist, mit aller Muße, Ueberlegung, und Feile ein vortreffliches Gedicht zu liefern; wenn man die kleine Quantität des vorhandenen Guten gegen die ungeheure Menge des Mittelmäßigen und Schlechten hält, was auch die geschriebene Poesie liefert; wenn man endlich bedenkt, daß Werke dieser Art keineswegs für ein lesendes Publikum, sondern durchaus nur für den augenblicklichen Genuß bestimmt sind, so daß es eine bloße Vergünstigung des Dichters ist, wenn er seinen Gesang nachzuschreiben erlaubt (oft freilich auch eine Wirkung seiner Eitelkeit), und daß jedes Ding in sei-

barſte Art von Republick vorſtellt, welche jemals auf dem Erdboden geſehen worden iſt — als daß wir dieſen Auszug einer für den Ruhm der Freyſtaaten ſo nachtheiligen Rede ohne Widerwillen ſollten fortſetzen können. Es geſchah aus dieſem nämlichen Grunde, daß wir, anſtatt den Diſcurs des Agathon ſeinem ganzen Umfange nach aus unſrer Urkunde abzuſchreiben, uns begnügt haben, einige Züge davon, als eine wiewol ſehr unvollkommene Probe des Ganzen anzuführen. Ferne ſoll es allezeit von uns ſeyn, irgend einem Erdenbewohner die Stellung worinn er ſich befindet, unangenehmer zu machen, als ſie ihm bereits ſeyn mag; oder Anlaß zu geben, daß die Gebrechen einiger längſt zerſtörten griechiſchen Republicken, aus denen Agathon ſeine Gemählde hernahm, zur Verunglimpfung derjenigen mißbraucht werden könnten, welche in neuern Zeiten als ehrwürdige Freyſtädte und Zufluchts-Plätze der Tugend, der geſunden Denkungs-Art, der öffentlichen Glückſeligkeit und einer politiſchen Gleichheit, welche ſich der natürlichen möglichſt nähert, angeſehen werden können. Unſrer übrigens ganz unmaaßgeblichen Meynung nach, gehört die Frage, über welche hier diſputiert wurde, unter die wichtigen Fragen — ob Scaramutz, ob Scapin beſſer tanze — und ſo viele andre von dieſem Schlage, (wenn ſie gleich ein ernſthafteres Anſehen haben) worüber bis auf unſre Tage ſo viel Zeit und Mühe — von Gänſeſpulen, Papier und Dinte nichts zu ſagen — verloren worden, ohne daß ſich abſehen ließe, wie, worinn oder um wieviel die Welt jemals

ner Art vollkommen ist, wenn es das ist, was es seiner Natur nach seyn kann, und seiner Bestimmung nach seyn soll: — so müßte man ein sehr verstockter Anhänger des nil admirari seyn, wenn man diese Kunst darum weniger der Bewunderung werth halten wollte, als die übrigen Künste des Genies. Man würde unbillig seyn, wenn man die extemporane Poesie mit einem Maaßstabe messen wollte, der nicht der ihrige ist, ohne zugleich den Vorzug, den sie vor der geschriebenen Poesie hat, die Intension ihrer Wirkung auf das Gemüth des Zuhörers, in Rechnung zu bringen.

Genauer erwogen aber, gründet sich die Unfähigkeit, etwas Vortreffliches, das auch im Lesen gefallen kann, hervorzubringen, keineswegs in einer Schranke dieser Kunst selbst, sondern vielmehr nur in der größeren Schwierigkeit, es in ihr zu einer so hohen Vollkommenheit zu bringen, und in den beschränkten Geistesfähigkeiten oder dem Mangel an Kultur bei denen, die diese Kunst gewöhnlich ausüben. Es fehlt gegenwärtig in Italien nicht an Beispielen, daß Improvisatori, welche mit einem eminenten Talente einen hohen Grad von Geistes- und Geschmackskultur verbinden und durch viele Uebung eine seltene Fertigkeit erworben haben, fähig sind, extemporane Gedichte hervorzubringen, die auch im Lesen Probe halten und in jeder Rücksicht vorzüglich sind. Ein solcher war

unter andern der Abate Lorenzi in Verona, von dessen Kunst Bettinelli die Züge zu dem obigen Gemälde entlehnt hat; ein solcher ist Francesco Bianchi von Rom, der gegenwärtig als der beste Improvisatore berühmt ist, und diese Kunst in einem Grade von Vollkommenheit ausübt, den sie selten, vielleicht nie vorher erreicht hat, wie seine gedruckten Improvisi, mit andern verglichen, beweisen; ein solcher ist der Abate Betaldi in Rom, einer der ersten Dilettanti in dieser Kunst, den der Verfasser dieses Aufsatzes zu verschiedenen Malen gehört hat, und von welchem er das nachstehende Improvisо mittheilt, dessen Aechtheit er um so gewisser bezeugen kann, da er selbst, während es gedichtet wurde, es nachzuschreiben Gelegenheit hatte.

Il Cinto di Venere.

Santa madre d'Amor, figlia di Giove,
Consolatrice degli umani affanni,
In queste a gloria tua novelle prove,
Deh! tu mi presta del tuo figlio i vanni;
Fa, ch'oggi 'l tuo favor m'aiuti e giove,
Come giovommi ne' più floridi anni,
Quando alla tua divinità sì cara
Sette vacche in un dì svenai sull' ara.

Sacro alla gloria tua sia questo giorno
Di vaga luce e di splendor dipinto;
Che io ti vedrò, del braccio eburneo intorno,
Quel divin stavillar leggiadro cinto,

Per cui ptendesti ogni beltade a scorno,
Per cui restò ogni core oppresso e vinto,
Per cui vedesti in questa e in quella parte,
Ferito Adone, e insieme Anchise e Marte.
Io so che per voler d'averso Fato,
E di Fortuna per ignobil giuoco,
Ti fu dal cielo per consorte dato
Il guvido Vulcano, il Dio del fuoco;
Ma veggo poi, che non fu Giove ingrato;
Che, se un' amante core è oppresso e fioco;
Effetto è sol, che del piacere al lume
Giugne l'ingegno a incenerir le piume.
Or questo ignobil Dio, che ottenne in sorte
Colei che fa, che il cielo e il suolo avvampi;
Che condusse nel mondo miglior sorte;
Che sparse di bei fiori i colli e i campi;
Volle col braccio tuo robusto e forte
Del Trinacrio cammino in mezzo a' lampi
Formare un felicissimo lavoro,
Che vinse a un tempo indiche gemme ed oro.
Nè Piraemon col braccio alpestre e rude,
Nè a tale opra chiamò Sterope e Bronte;
Ma, a travagliar sulla Sicania incude,
Vennero al dolce invito, allegre e pronte,
Tre vezzosette verginelle ignude,
Di mirti e rose coronate in fronte;
Che scesero dalla bella sterea via;
Dico Aglaja, Eufrosine e ancor Talía.
Doveau le grazie intorno a sì bell'opra
Le mani affaticar leggiadre e pronte;

Vulcan vi assiste e tenne ed arte adopra;
E mesce al fuoco di Aganippe il fonte.
E avvien che tutto di sudor si copra
Dal piede infermo, alla callosa fronte,
Per tessere un lavor tutto novello
Che in terra e in ciel non vi sarà il più bello.

Prendon d'un amator caldi sospiri;
Prendon d'un altro amante il dolce pianto;
Prendon d'un guerrier, che ama, i delirj,
Che piange e freme, colla morte accanto;
Vi mescolan dolcissimi raggiri,
Che guadagnar ben cento cori han vanto;
Nè ciascuna di lor sembra restìa,
A mescolarvi ancor qualche bugìa.

Nè tu l'ultimo loco avesti o sdegno,
Che sembri inesorabile e severo,
E giovi poi per sostener l'impegno,
E mantener di un forte amor l'impero.
Sembra talor, che miri ad altro segno;
Ma questo moto è in te ben menzognero;
Che di sdegnarsi all'amator non spiace,
Perchè più dolce poi divien la pace.

Tu sola, Eternità, non vieni a parte
Di questo soavissimo lavoro;
Che tanto bene all'uom non si comparte,
Di rinnovar la bella età dell'oro.
Le lagrime, talora al vento sparte,
Non conducono al cor dolce ristoro,
Nè il bel cinto divino è di tai tempre,
Che vaglia un core a incatenar per sempre.

Di questo incomparabile bel cinto
Questa sposa novella ornossi il braccio,
Comparve il volto di un color dipinto
Che mescolava insieme il fuoco ed il ghiaccio;
Spingeva e raffrenava il caldo istinto,
Ora stringendo, ora allentando il laccio;
E tessendo a ogni cor varia congiura,
Cangia il sembiante ognor grazia e figura.

Con questo, o bella Dea, scorrendo in terra,
Facesti al suolo germogliar le rose;
Tra colombe destasti amica guerra,
Che un soave piacer poi ricompose;
Per lui partì novelli il suol diletta;
Per lui le forme appajono pomposo;
E quelle dolci grazie inclite e rare,
Ond' è bella la terra, e il cielo, e il mare.

Sentirono in quel dì più caldi sproni
In seno dell' istabile elemento,
E le belle Nereidi ed i Tritoni;
E innamorato ancor fremeva il vento;
Moltiplicarsi di natura i doni;
Ogni mortale si dimostrò contento,
Tacque in quel dì la sanguinosa guerra,
E in dolce calma riposò la terra.

Questo cinto immortal, stimolo e sprone
Delle più dolci e più soavi prove,
Spesso prestollo Venere a Giunone,
Il freddo cor a riscaldar di Giove;
Spesso ottenna per lui bel guiderdone
Colui, che affanni e grazie in terra piove;

Per lui ne riportò premio e ristoro
Ora in pioggia cangiato, et ora in toro.
Ma quanto ancor fatal fu questo dono
Alla moglie crudel del sacerdote,
Che, aperta la voragine, oppresso e prono
Precipitò colle fuggenti rote,
E lasciando i cavalli in abandono,
Che il braccio umano più tenere non puote,
D'Apollo ad onta, e delle Parche a scherno
Venne immaturo ad abitar l'averno.
Elena possederlo ebbe la sorte,
Quando fu tolta a suo minore Atride;
Mosse per questo Achille il braccio forte
Ed Ilio empì di lagrime e di strida.
Cadde Priamo per lui di cruda morte;
Virtude al popol suo non fu più guida!
Il sangue scorse, e scorse a rivi il pianto,
E gonfj andaro il Simoente e il Xanto.
Di possederlo ancora avesti il vanto,
O regina bellissima di Egitto!
Che la grandezza tua cangiata in pianto,
Col seno da fredd' aspido trafitto.
Per lui moristi al dolce Antonio accanto,
Che vide il regno tuo mesto e sconfitto;
Onde avviene che anch' egli estinto cada
Sopra l'inesorabile tua spada.
Ultima l'ebbe poi la bella Armida
Che ne fece tant' uso in sen più caldo!
Io dico in lui, che nel valor confida,
Nel generoso e nobile Rinaldo,

Che, forte al pari del più forte Atride,
Ascoltò poi la voce e il dir d'Ubaldo,
Che trasse il duce, e vincitore e vinto,
Fuori dell' incantato labirinto.
Dove poi s'ascondesse il bel lavoro,
Alla musa gentil non è palesa;
Forse tornò de' sommi Dei fra il coro,
Forse in astro novello in ciel s'accese —
Sia come vuole; io prendo alcun ristoro,
Per ritentare altre più belle imprese.
Chiudete i rivi, o fanciulletti alati,
C'han già bevuto d'Amatunta i prati.

Dieſes achtzehn Stanzen lange Improviſo war das Werk etwa eben ſo vieler Minuten, und der Nachſchreiber hätte dem faſt ununterbrochen dahin rauſchenden Strome des Geſanges nicht immer ohne Gehülfen folgen können. In einer frühern Verſammlung ward demſelben Sänger unter andern auch der Kampf des Etrocles und Polynices zum Thema gegeben, und er behandelte dieſen heroiſchen Gegenſtand mit einer Vortrefflichkeit und mit einem Schwunge feuriger Begeiſterung, der die Geſellſchaft in ein frohes Staunen verſetzte, und ein allgemeines Bedauern erregte, daß man keine Anſtalt getroffen hatte, ein ſo gelungenes Produkt der Vergeſſenheit zu entreißen; und doch war dieſes, nach einem Zeitraume von ſechs Jahren, während welcher der Dichter, theils unter der ehemaligen päpſtlichen Regierung, theils unter

der Republik öffentliche Aemter bekleidet hatte, das erstemal, wo er wieder als Improvisatore auftrat.

(Eine Fortsetzung folgt.)

V.

Zur Sittengeschichte der Franzosen in Teutschland.

Ein Fragment.

Gesetzt, Bonaparte sey wirklich der große Mann, den seine warmen Verehrer jetzt in ihm erblicken; so kehrt doch immer noch die Frage wieder: „Was will auch ein Bonaparte mit einer Nazion anfangen, in deren Schooß eine solche Masse des moralischen Giftes gährt?“

Denn wirkte gleich die Revoluzion hier und da auch wohlthätig auf den Geist der Nazion, so wurde doch eben durch sie das sittliche Verderben erst sichtbar. Ja, es wurden Greuel und Ungeheuer ausgebrütet, die ohne sie niemals entstanden wären. In ihr wurden nicht nur große Leidenschaften wirksam,

welche ſodann nach einer Weiſe zerſtörend fortwirkten: ſondern ſie nahm auch den Schleier der Ueberfeinerung weg, welcher vorhin die große Verſchlimmerung künſtlich verdeckte; und nun lag das Scheuſal, die Ausgeburt der alten Verhältniſſe nackt und öffentlich da! — Noch mehr: indem ſie ſo manches Inſtitut des Aberglaubens zerſchmetterte, hob ſie auch die ſittlichen und religiöſen Anſtalten auf, welche damit verknüpft waren. Der rohe, thieriſche Trieb verlor den äußern Zaum, und der ungebildetere, aber größere Theil der Nazion ward auf das ſchreckliche Extrem des Unglaubens, und der Sittenloſigkeit hinübergeworfen.

Dazu kam, außer ſo mancher innern Zerrüttung, der Krieg und deſſen Einfluß auf die Sittlichkeit der jungen Bürger. Allbekannt ſind die Ausſchweifungen von jeder Art. Und wenn gleich im letzten Feldzuge (1800) mehr Diſciplin herrſchte, und ſelbſt die feine Sitte hie und dort wiederkehrte, ſo gab es doch immer noch manche ausgezeichnete Greuelthaten.

Allerdings gab es auch ſchöne Züge, Handlungen, welche den Beobachter entzückten. Denn, wie edel mußte der Geiſt ſeyn, der ſich unter ſolchen Umſtänden, im Kriege und während dieſer Revoluzion, vor dem Verderben bewahrt hatte!

Allein oft waren dieſe Handlungen nur einzelne Blitze in einer finſtern Nacht. Und noch konnte es ſich mehr als Einmal zutragen, daß unter 18 bis 20 Gemeinen, die z. B. ein Mädchen, eine fliehende Jungfrau auffingen, nicht Einer war, der ſich der Jammernden erbarmt hätte! Vielmehr ſtillten ſie, lachend, einer nach dem andern, ihre thieriſche Luſt. Zürnend wendet ſich der Genius der Menſchheit von dieſen Ungeheuern! Und weinend verhüllt er ſein Antlitz, wenn die Wolluſt auch des zärtern Alters nicht ſchonte, ſondern ſelbſt daran ſich vergriff und fortwüthete, bis (die Geſchichte wird die Greuelthat nennen) das Blut floß! —

Wenn ferner unter denen, welche teutſch ſprachen (und jetzt konnten faſt alle mehr oder weniger teutſch), viele die roheſten Zoten, Worte, Ausdrücke und Zuſammenſetzungen, deren nur ein Thier, hätte es die Sprache und etwas Raffinerie, fähig ſeyn möchte, abſichtlich vor den Ohren der weiblichen Jugend ausſtrömten; wenn kein Bitten, kein Erröthen der Unſchuld, keine Thräne und kein Zorn die thieriſche Zunge zu hemmen vermochte, und wenn auch nicht Einer ſich fand, der dem heilloſen Unfuge mit Ernſt oder Güte widerſprochen hätte, da hingegen faſt alle im wiehernden Tone ihren Beifall dazu gaben: wer dürfte bei ſolchen Auftritten nicht laut behaupten, daß bei dieſem Volke das Sittenverderben fürchterlich eingeriſſen ſey?

durch ihre Auflöſung ſollte gebeſſert werden können. Wir könnten dieſe unſre Meynung rechtfertigen; aber es iſt unnöthig; ein jeder hat die Freyheit anders zu meynen wenn er will, ohne daß wir ihn zur Rechenſchaft ziehen werden; *hanc Veniam petimus, damusque viciſſim;* denn in der That, ein Buch würde niemalen zu Ende kommen, wenn der Autor ſchuldig wäre, alles zu beweiſen, und ſich über alles zu rechtfertigen. Wir übergehen alſo auch, aus einem andern Grunde, den wir den Liebhabern der Räthſel und Logogryphen zu errathen geben, die Lobrede, welche Agathon der monarchiſchen Staats-Verfaſſung hielt. Die Beherrſcher der Welt ſcheinen (mit Recht, würde Philiſtus ſagen, denn ich machte es an ihrem Platz auch ſo) ordentlicher Weiſe ſehr gleichgültig über die Meynung zu ſeyn, welche man von ihrer Regierungs-Art hat — Es giebt Fälle, wir geſtehen es, wo dieſes eine Ausnahme leidet — aber dieſe Fälle begegnen ſelten, wenn man die Vorſichtigkeit gebraucht, hundert und fünfzigtauſend wolbewafnete Leute bereit zu halten, mit deren Beyſtand man ſehr wahrſcheinlich hoffen kann, ſich über die Meynung aller friedſamen Leute in der ganzen Welt hinwegſetzen zu können. Sind nicht eben dieſe hundert und fünfzigtauſend — oder wenn ihrer auch mehr ſind; deſto beſſer! — ein lebendiger, augenſcheinlicher, ja der beſte Beweis, der alle andre unnöthig macht, daß eine Nation glücklich gemacht wird? — Genug alſo (und dieſer Umſtand allein gehört weſentlich zu unſrer Geſchichte) daß dieſe Rede, worinn Agathon alle Gebrechen verdorbener

Es wurde mir indeſſen, ſelbſt auf Seite der Gemeinen, auch in dieſer Hinſicht, ein ſchöneres Beiſpiel bekannt, an einem Orte, wo ſie für den Pfarrer Achtung gefaßt hatten, und ſich denn überall gegen ſeine Pfarrkinder (während der Kantonirung) ſehr ordentlich betrugen. Es war auffallend, wie gern ſie einige Mädchen, die eben im Freien zu thun hatten, umſchwärmten, aber gleichwohl ſich gegen dieſelben, beſonders gegen Eine, die etwas mehr geiſtige Bildung beſaß, nicht die mindeſte Unart erlaubten. Wenn auch Einer etwas ſagte, das nicht ganz anſtändig war, oder dem hübſchern Mädchen auf eine Art ſich näherte, die das jungfräuliche Gefühl zu beleidigen ſchien; ſo wieſen ihn alle Uebrigen in die Grenze des Anſtandes zurück. Es war ganz die beſſere Seite der franzöſiſchen Galanterie.

Gewiß fanden ſich unter der franzöſiſchen Armee noch viele einzelne ſehr wackere Männer und Jünglinge. Aber im Ganzen war die Zahl der Verdorbenen weit überwiegend.

Und eben der Krieg hatte ſo viele verdorben. Er hatte den Samen des Laſters recht entwickelt. Abgeſchnitten von jeder beſſern Nahrung, und dem ſinnlichen Reize von jeder Seite preisgegeben, verderbt da Einer den Andern deſto mehr, je mächtiger der Reiz des Beiſpiels wirkt.

Nicht allein den Plünderungsgeiſt und die roheſten Ausſchweifungen der Wolluſt begünſtigte der Krieg:

er gewöhnte auch zum Müſſiggange, zur Trägheit in Rückſicht ordentlicher Arbeiten, und beſonders zur Unordnung im Trinken. Man dürfte ſagen: der größte Theil dieſer neurepublikaniſchen Jünglinge hat ſich zu „Säufern“ verbildet.

Es waren nicht Soldaten, wie ſie gewöhnlich ſind: es war zum Theil der Kern der Nazion und der Stamm eines künftigen Geſchlechts. Wie lange mögen die Folgen des Krieges für Frankreich beſonders in moraliſcher Hinſicht noch fühlbar ſeyn!

Leider! wird auch ſo manche Gegend unſers teutſchen Vaterlandes dieſe Folgen lange noch fühlen. Und wenn, da oder dort, in einem teutſchen Heere eben die ſittliche Unordnung herrſchte; wenn ſie unter ähnlichen Umſtänden eben ſo wild, oder, bei Einzelnen, noch wilder ſich äußerte: ſo enthüllte dieß, in den Augen des denkenden Beobachters, nur deſto mehr die ſcheußliche Geſtalt des Kriegs.

Auf dem Rückzuge durch Baiern und Schwaben (im März und April 1801), fragten Mehrere, wenn ſie in einer Stadt ankamen, ganz frei und unbefangen: „wo giebts Uren?“ Eben ſo unbefangen wies man ſie da und dort zu einem Uhrmacher, indem man nicht zweifelte, die Herren wollten mit dem Gelde, das ſie aus Oeſtreich zurückbrachten, Uhren einkaufen, wiewohl die meiſten ſchon reichlich damit behängt waren. Allein ſie hatten nur ohne Adſpirazion gefragt. Bekanntlich kann der Franzoſe den Buchſta-

den H nicht wohl nachſprechen. Freilich, das „Freudenmädchen," und ſelbſt das „Luſtmädchen" wäre in dieſem Theile von Teutſchland dem Volke noch unverſtändlich geweſen. — Möchte auch die Sache noch in jeder Stadt ſo fremd ſeyn! — Da gab es nun manchen komiſchen Auftritt; mancher Franzoſe, indem er den Mißverſtand merkte, hüpfte oder ſprang lachend davon. Aber es gab auch tragiſche Szenen, da nun der Fremdlin ſich gegen ehrbare teutſche Mütter und Töchter ſogleich Freiheiten herausnahm, und, wenn die Familie dann muthig und tapfer widerſtand, ſich einbildete: nur ſie, die Franzoſen, nicht die Teutſchen, wieſe man ab. Denn das Abweiſen ſelbſt ſchien ihnen ein Unding.

Unter den Offizieren hatte ſich dießmal mit dem Tone der „Gleichheit" (d. h. eben nicht: der ächten, der ſchönen, rechtlichen Gleichheit, ſondern des „Sansküllottismus") auch die rohe Ausſchweifung verloren. Allein neben den feinern Kunſtgriffen der Plünderung fand ſich die thieriſche Luſt öfters nur in einer andern Geſtalt ein. Und zuweilen trat ſie ganz in der alten Form der Sansküllotterie hervor.

Man verſicherte, unter denen, die nach — Uren fragten, ſey wohl auch, da und dort, ein Offizier geweſen. Eine ſolche Frage, öffentlich und laut auf der Gaſſe, beweiſt in jedem Falle eben ſo viel Mangel an Delikateſſe als an Moralität. Und wenn gleich im J. 1799 hin und wieder ein ruſſiſcher Offizier uns

eine ähnliche Erscheinung darbot, indem er in seinem Quartier für die Nacht, oder wenn er gegessen und getrunken hatte, ganz frei und geradezu dasselbe forderte; so ziemte doch jene Frage nicht dem Franzosen, der seine Nazion, und zwar nicht ganz mit Unrecht, für die gebildetste und humanste der Erde ausgiebt, und, wäre sie es, ihr dann wirklich den Namen der großen gesichert hätte.

Wer übrigens hier nur die Art (Manier), nicht die Sache tadelnswerth fände; wem es nur darum zu thun ist, „den äußern Schein zu retten," aber, wo es fysischer und — schicklicher Weise seyn kann, eben so tapfer anzugreifen und (wie man sagt) zu geniessen, der frage sich, ob er wohl, verglichen mit einem Russen oder Franzosen von dieser Art, auf einer höheren Stufe der innern Kultur stehen möge? —

Bei dem größten Theile der französischen Offiziere zeigte sich jetzt wieder die schöne, feinere Sitte. Verbunden mit dem muntern Wesen, mit der natürlichen Gewandtheit des Franzosen, und zugleich mit einer gewissen republikanischen Schlichtheit versetzt, gab sie sehr Vielen ein höchst liebenswürdiges Ansehen.

Aber in wissenschaftlicher Hinsicht hatte selbst die Kultur der Bessern noch ganz den alten sofistischen Anstrich. Was man ehemals in Frankreich Filosofie hieß, was vor und während der Revo-

lution ſich unter dieſem Namen beſonders auszeichnete, das drang überall vor.

Die Moral ſpielte in der Theorie dieſer Herren eine gar ärmliche Rolle. Aber Logik, Geſchmack, Witz und feines Raiſonnement, das galt! Noch klingt mir der fade Komplimenten ton im Ohre, womit einer auf die Vorſtellung „Moral ſey die Hauptſache" erwiederte: Morale? oui la Morale eſt bonne!

Beſonders für den Schriftſteller ging nichts über die Logik; und der gröſte Schimpf, der einen Schriftſteller treffen konnte, war: „er hat keine Logik!" Aber der Geſchmack ſchloß ſich nun zunächſt daran, und „Geiſt" konnte nur aus dieſen Ingredienzen hervorgehen. Man ſieht, es iſt eigentlich nur Witz und eine Art von Scharfſinn, was daraus hervorgehen kann. Es ward da recht auffallend, wie wenig der herrſchende Sinn des franzöſiſchen „Eſprit" der höhern Bedeutung unſers teutſchen „Geiſt" entſpricht. Und iſt nicht dieſe Bedeutung da, wo die ächte, ſittlich geordnete Kultur eintritt, die einzig wahre? —

Umſonſt ſuchte ich zu beweiſen: auf die Sache, auf den ſittlichen Gehalt, nicht auf die logiſche oder äſthetiſche Form komme es bei einem ächt philoſophiſchen Werke zuvörderſt an, wiewohl der ächte und der reichere Stoff ſich mit der äſthetiſchen Form wohl vertrage, und ein gewiſſes Maaß von

logischer Kunst und Feinheit zur Schriftstellerei als solcher wesentlich gehöre; — ich ward nicht verstanden.

Gleichwohl sprach man von Rousseau: „c'est le Prince de tous les auteurs;“ aber von Mercier: „il n'a pas de la Logique;“ und — eben so karakteristisch als folgerecht: — „il n'est pas auteur!“ Selbst so manche treffliche Stelle aus seinem An Deux Mille etc. konnte ihn nicht retten.

Im vertrautern Gespräche ward frei gestanden, daß man alle Moral für ein Werk der Erziehung, der Angewöhnung halte; und, um recht konsequent zu seyn, setzte man dabei: „mein Pferd hat auch seine Moral“ (mon cheval a aussi sa morale). Und dieß war eben nicht Scherz oder Plaisanterie: es war voller Ernst. Gewiß, wenn Helvetius „Geist“ so manches Vorurtheil vertrieb, manches Institut des Aberglaubens mächtig ergriff und in seinem Grund erschütterte: so müssen wir doch zugleich bekennen, daß auch die Irrthümer dieser Theorie lange und mächtig nachklingen.

Und der Mann, welcher so urtheilte und sprach, war ein Offizier von höherm Range, ein Gelehrter, und wirklich, seinem ganzen Betragen zufolge, einer der bessern Menschen. Wie es schmerzte, Kopf und Herz in solcher Disharmonie zu finden! Und wie es Bedürfniß ward, ein Wahres, das nicht zunächst vom Kopf oder vom Begriffe abhängt, anzuerkennen! Ob indeß ein solcher Mensch nicht noch

viel mehr seyn und leisten würde, wenn der reinere Begriff mit der sittlichen Tendenz des Geistes sich vereinte? Ja, ob wohl das Wahre in ihm, sofern es von der letztern abhängt, auch immer, auch in den Stunden der reizendern Versuchung und in den verwickeltern Lagen des Lebens, bestehen kann? Gewiß, die (wahre) Wissenschaft ist zum Behufe der Sittlichkeit nicht entbehrlich, nämlich im Kreise der Menschheit und auf den höhern Stufen der Kultur.

Ein anderer äußerte sich, als ihm die Sache näher gelegt wurde, eben so freimüthig: „Moral, Prinzip der Moral — das ist Nichts! Erziehung, Gewohnheit, Organisazion, Staatsverfassung — das sind die Quellen der Moral. Das Uebrige ist Schwärmerei. Geist und Genie, Logik und Geschmack: das macht den brauchbaren Mann, das bildet den guten Schriftsteller."

Noch fand ich bei Einem und dem Andern, die Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit, einen regen Sinn für Recht und überhaupt ein schönes Herz zeigten, die Praxis — besser als die Theorie. Bekanntlich ist der umgekehrte Fall der schlimmere; und er findet sich öfter, aber nur im gemeinen Leben, außer dem Felde der Wissenschaft. Bei jenen war das Prinzip der Moral nicht entschieden, oder es hatte selbst noch einen Anstrich von dem feinern Materialismus.

Aber wie grob zeigte sich der Materialismus, wo er mit dem Libertinismus zusammentraf! Und man

tritt der Wahrheit nicht zu nahe, wenn man die Mehrheit für „Libertins“ erklärt. Jedem teutschen Biedermanne durft' es nahe gehen, diese Fremdlinge dergestalt im Schooße des Vaterlandes hausen zu sehen. Ihr zudringliches Geschwätz, wie ihr Betragen, mochte ihm oft widrig seyn.

Da inzwischen diese Helden den Vortheil der feinern Sitte und ihrer natürlichen Gewandtheit für sich hatten: so kann man sich vorstellen, welches Verderben sie an manchen Orten im Umgange mit unsern Schönen anrichteten! Wer kennt nicht den französischen Leichtsinn in diesem Punkte, den gröbern oder feinern Libertinismus? Selbst mancher Bessere äußerte hierüber, so — leichte Grundsätze *)! Man tadelte z. B. den rohen Genuß feiler Mädchen, über den „Umgang

*) Noch erinnere ich mich eines Gespräches mit einem teutschen Offizier. Wir kamen auch auf diesen Punkt zu sprechen. Er ging, wie gewöhnlich, so ganz leicht darüber hin. Als ich ihn aber auf die Folgen der Wollust, oder, wie ich mich höflicher ausdrückte, des freien Genusses aufmerksam machte: „vielleicht eine zerrüttete Familie, eine verführte, zerstörte Unschuld, die der Grund eines blühenden Familienglücks werden konnte — oder einen neuen Stoß ins Laster, da aber dort ein Kind in der Armuth, ohne Erziehung, in der Verwilderung, im Elende“ .... da verfiel er in ein düsteres Stillschweigen; doch plötzlich fuhr er auf: „Ah! daran muß man nicht denken, sonst möchte einer des Teufels werden! Das Nachdenken ist nichts: vorwärts, nicht zurück, heißt es beim Soldaten, beim Helden!“

mit ehrbaren Frauen und Töchtern" fand man sehr annehmlich. Wir kennen den Sinn dieser Fraſe (leider! an manchem Orte praktiſch) und die Gewandtheit des Franzoſen in dieſer Kunſt des Umgangs. Und den Teutſchen, der ſeine Nazion wie ſein Vaterland liebt, muß es wirklich nicht wenig ſchmerzen, wenn ihm da oder dort eine Stadt genannt wird, wo ſich unſre Schönen gegen die fremden Gäſte ſehr „galant" betrugen; zumal wenn ihn davon ein jüngerer und ſehr gebildeter Mann verſichert, der, in einem angeſehenen Amte, eine Familie ſehr wohl ernähren könnte, der aber nun ſeine Bedenklichkeit zu heurathen damit rechtfertigt: „unſre Mädchen waren leichtſinnig, jetzt ſind ſie verdorben." Nein, denke ich, noch giebt es reinere Familien, und edlere teutſche Mädchen! Und nun ſind ſie auch im Feuer der Prüfung beſtanden. — Uebrigens ward der Mißbrauch und — der materielle Sinn des Wortes „galant" vielleicht nie ſichtbarer, als in dieſem Kriege, beſonders während des öftern und längern Waffenſtillſtandes. Man wußte genau, was es heiße, wenn von den Frauenzimmern einer Stadt geſagt wurde: „da waren ſie recht galant."

Oft konnte man, wenn es nun über die Praxis zur Theorie oder zum Geſpräche kam, von dieſen Helden (die ihre Eroberungen noch in den Häuſern ſo tapfer, aber allenthalben zerſtörend fortſetzten) Maximen und

Grundsätze vernehmen, die ganz das Gepräge jener französischen Filosofie an sich trugen. Die Kultivirtern beriefen sich ausdrücklich darauf. So viel hat diese sogenannte Filosofie beigetragen, den Materialismus praktisch zu machen. Und eben im Kriege, im Felde konnte der theoretische Materialismus sich in seiner ganzen Kraft und Konsequenz äußern.

Wer die französische Filosofie (unter dem oben bestimmten Karakter) kennt, und billig urtheilt, wird ihr so manches Wahre und Schöne, so manches unläugbare Verdienst um die Kultur der Nazion nicht absprechen. Allein außerdem daß ihre Verdienste im Ganzen mehr negativ waren; außerdem daß sie mehr auf Zerstörung des Falschen als auf Einführung des Wahren abzielte, dürfte man wohl auf die Wahrheit ihrer Produkte und besonders auf ihren herrschenden Geist anwenden, was Mendelssohn von Helvetius Buch „De l'Esprit" sagte:

„Viel Witz, viel Fantasei,
„Französische Sofisterei,
„Und Wetterleuchten des Verstandes *)."

*) Dagegen sticht es nicht wenig ab, wenn ein neuer teutscher Schriftsteller in demselben Werke von Helvetius „eine herrliche Masse praktischer Filosofie" (Filosofie?) findet. Und das steht in einem teutschen Buche, welches da und dort einen glänzenden Beifall erhielt, und besonders von man-

dorbener Freyſtaaten und alle Vorzüge wolregierter Monarchien, in zwey contraſtirende Gemählde zuſammendrängte, das Glück hatte, alle Stimmen davon zu tragen, alle Zuhörer zu überreden, und dem Redner eine Bewunderung zu zuziehen, welche den Stolz des eiteiſten Sophiſten hätte ſättigen können. Jedermann war von einem Manne bezaubert, welcher ſo ſeltne Gaben mit einer ſo groſſen Denkungs-Art und mit ſo menſchenfreundlichen Geſinnungen vereinigte. Denn Agathon hatte nicht die Tyrannie, ſondern die Regierung eines Vaters angeprieſen, der ſeine Kinder wol erzieht und glücklich zu machen ſucht. Man ſagte ſich ſelbſt, was für goldene Tage Sicilien ſehen würde, wenn ein ſolcher Mann das Ruder führte. Er hatte nicht vergeſſen, im Eingang ſeines Diſcurſes dem Verdacht vorzukommen, als ob er die Republicken aus Rachſucht ſchelte, und die Monarchie aus Schmeicheley und geheimen Abſichten erhebe: Er hatte bey dieſer Gelegenheit zu erkennen gegeben, daß er entſchloſſen ſey, nach Tarent überzugehen, um in der ruhigen Dunkelheit des Privatſtandes, welchen er ſeiner Neigung nach allen andern vorziehe, dem Nachforſchen der Wahrheit und der Verbeſſerung ſeines Gemüths obzuliegen — (Redensarten, die in unſern Tagen ſeltſam und lächerlich klingen würden, aber damals ihre Bedeutung und Würde noch nicht gänzlich verloren hatten.) Jedermann tadelte oder bedaurte dieſe Entſchlieſſung, und wünſchte, daß Dionys alles anwenden möchte, ihn davon zurückzubringen. Niemalen hatte ſich die Neigung des Prinzen mit

Es hat mit dem Urſprunge und der Fortbildung der franzöſiſchen Filoſofie eine eigene Bewandniß. Offenbar wirkte auch der franzöſiſche Nazionalkarakter auf ihren Gehalt und ihren weitern Gang ein. Aber man könnte ſagen: die franzöſiſche Filoſofie hat ſich vornemlich im Kontraſte gebildet, im Widerſpruche mit den empörenden Auswüchſen und Mängeln des Poſitiven, welche der denkende Kopf (in politiſcher und kirchlicher Hinſicht) um ſich her wahrnahm. Daher gerieth ſie dann auf ſo manches Extrem, und ſelbſt auf verderbliche Irrthümer, die ſich beſonders im Fortgange der Revoluzion, auf mehr als Einer Seite, hervordrängten und nach ihrer Art wirkſam zeigten.

Zwar an dem Urſprunge der Revoluzion iſt die franzöſiſche Filoſofie unſchuldig; denn offenbar, wenn

chem unſerer rezenſirenden Inſtitute mit Pomp angekündigt ward! Wenn es weiterhin heißt; „trotz allen Fehlern, welche eine unpartheiiſche Filoſofie darin entdeckt;“ ſo wird dadurch, wie es ſcheint, der Mißgrif nur wenig verbeſſert. Auf dieſe Beſchränkung wird jetzt (zumal bei ſo vielen Andern, was an jenem Produkte ſchimmert) nicht ferner geachtet, oder — ſie erſcheint gar als Widerſpruch; und man hält ſich dann an das, was ſo beſonders hervorſticht. Ja, mittelbarer Weiſe kann jene Aeußerung, jener tönende Lobſpruch da und dort um ſo mehr ſchaden, da eben das teutſche Werk ſonſt vieles Treffliche (wiewohl mehr in empiriſcher oder diſkurtiſch-pragmatiſcher Hinſicht) enthält, und da beſonders in unſern höhern, polizirtern Klaſſen noch eine Maſſe ſofiſtiſcher Begriffe, die vornämlich Helvetius Buche vom Geiſt ihr Daſeyn verdanken, ſich findet.

man die erste und die eigentliche Ursache ins Auge faßt, gründet sich derselbe in den großen, auffallenden Gebrechen der vorigen Verfassung. Daß sie aber zur Leitung der Revoluzion beitrug, und daß hierbei ihr Geist nicht immer wohlthätig wirkte, so viel ist unleugbar *).

Möge nun die Entfernung von so Manchem, was ehemals den denkendern und selbst den filosofirenden Kopf zu Extremen reizte; möge selbst das Vielfach-wahre in den Grundsätzen der Revoluzion (von dem Schiefen und Uebertriebenen sey hier nicht die Rede), verbunden mit so mancher theuern Erfahrung, allmählig auch im Gebiete der Filosofie einen bessern Geist, eine reinere Denkart herbeiführen!

J. Salat.

*) Da diese Behauptung, wie die Erfahrung beweißt, leicht misverstanden und von gewissen Nachtvögeln gemisbraucht werden könnte; so mache ich hier nochmals auf Mounier's jüngste Schrift aufmerksam, die nun auch unter dem Titel: Mounier über den vorgeblichen Einfluß der Filosofen, Illuminate» und Freimaurer auf die franz. Revoluzion (von Dr. Matthiä in Belvedere übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet) Tübingen, Cotta 1801 in teutscher Sprache überall zu haben ist. B.

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

---

8. Stück. August 1801.

XLI. Kunſtanzeige.

Alle Kunſtfreunde machen wir auf folgende bei uns vorräthige meiſterhafte neue Blätter aufmerkſam.

Belisabra, nach David von Alex. Morel geſtochen. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

St. Andres zur Richtſtätte geführt, nach Guido Reni gezeichnet von Steph. Tofanelli, und geſtochen von Joh. Volpato. 8 Rthlr oder 14 fl. 24 kr.

Derſelbe nach Domenichino, gezeichnet von Steph. Tofanelli und geſtochen von Joh. [illegible] 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Die Erhöhung Mariä, nach Guido Reni gezeichnet von Bernh. Necchi und geſtochen von Petr. Bettelini. 4 Rthlr. oder 7 fl. 14 kr.

Der Streit des Erzengels Michael mit dem Satan, nach Guido Reni gezeichnet von B. Necchi und geſtochen von J. Folo. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die Opferung des Noe, nach Nic. Pouſſin gezeichnet von Steph. Tofanelli und geſtochen von J. Volpato. 6 Rthl. oder 10 fl. 48 kr.

Ecce homo, nach Correggio gezeichnet von Steph. Tofanelli und geſtochen von Pet. Bettelini. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Eine Grablegung Chriſti, nach Guercino gezeichnet von St. Tofanelli und geſtochen von Pet. Fontana. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

Zwei Landſchaften nach Claude Lorrain gezeichnet und geſtochen von Heinrich Voogda. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Der See von Albano bei Rom und das Meer Porto bei Neapel, 2 Blätter, gezeichnet und radiert von Gmelin. 12 Rthlr 16 gr. oder 22 fl.

Der Sturm von J. C. Reinhard gezeichnet und radiert. 3 Rthlr. 4 gr. oder 5 fl. 30 kr

Karl August Freih. von Hardenberg, ganze Figur, gemalt von Weitsch, und in schwarze Kunst gearbeitet von Singenich. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Der ruhende Hirt, gezeichnet und radirt von C. W. Kolbe. 1 Rthlr. 18 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Die Badenden, von ebendemselben. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Portrait des C. G. H. Grafen von Hoym, gemahlt von C. D. F. Bach und punktirt den Singenich. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Sechs kleine Landschaften von C. W. Kolbe gezeichnet und radirt. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Zwei größere Landschaften von ebendemselben. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Drei Blatt Bauernstücke, radirt von Corvus, Mortier und Vega. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Amor und Bacchus, gemahlt und gestochen von J. H. Langenhöffel, schwarz 1 Rthlr. 12 gr. oder 1 fl. 42 kr. in Farben 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Die schlafenden Bacchantinnen, von ebendemselben. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Der Wasserfall, nach N. Berghem, von F. Aubertin. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Der Morgen, nach H. Roos und der Abend nach C. W. E. Dietrich, zwei Blätter von F. Aubertin. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Herkules bekämpft den nemeischen Löwen, nach Rubens von J. J. Freihof. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Diane und ihre Nymphen, nach P. Liberi von J. J. Freihof. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die Entführung nach F. Albani von J. J. Freihof. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Die Friedensstiftung zwischen den Römern und Sabinern, nach Rubens von Singenich. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die kleine Menuette, nach Weitsch von Freihof. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Deutschland wird vom Frieden getröstet, nach Weitsch von Freihof. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Die Bettlerin nach Rembrand von Freihof. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

M. Luther, nach Luc. Cranach von Freihof. 2 Rthlr. 18 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Briefe und Gelder erbitten wir uns postfrei.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II. Hofrath Heinrich Junge (Heinrich Stillings) Portrait.

Dies von H. Lips in Zürich meisterhaft gezeichnete und gestochene Portrait ist 8 Zoll hoch und 5½ Zoll breit, und wir machen darauf die zahlreichen Verehrer Jungs aufmerksam. Der Preis ist 18 gr. oder 54 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Kunstanzeige.

Unter den Gemälden der vorjährigen Kunstausstellung erhielten mehrere einen so ungetheilten Beifall der Kenner und Liebhaber, daß ich glaubte keine undankbare Arbeit zu übernehmen, wenn ich einige dieser Darstellungen durch die Kupferstecherei vervielfältigte.

Vorzüglich schien mir das, von Sr. Majestät dem Könige gekaufte, vaterländische Gemälde: „Friedrich „Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg und seine Gemahlin Dorothea in der „Batterie vor Arkiam," gemalt vom Hrn. Rector F. G. Weitsch, sowohl wegen der Vorstellung selbst, als wegen der effektvollen geistreichen Behandlung zu einem interessanten Kupfer geeignet zu seyn, und ich war so glücklich, die allergnädigste Erlaubniß zu erhalten, dieses Stück nach dem Originale selbst in schwarzer Kunst zu schaben und herauszugeben.

„Dieſes Gemälde ſtellt das Innere der Hauptbatterie „vor, welche Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, vor „Anklam angeordnet hatte, und in eigner Perſon kommandirte. Seine zweite Gemahlin Dorothea, die unzertrennlich von ihm war, begleitete ihn auf allen ſeinen „Reiſen und Feldzügen, und ſcheute keine Hinderniſſe und „Gefahren. So befand ſie ſich auch bei ihrem Gemahl „in der Batterie, der er den Namen Dorotheen-Poſt gegeben hatte, als Anklam bombardirt und ein Hauptſturm „auf die Feſtung gemacht wurde. Die feindlichen Kugeln „ſchlugen häufig in und um die Batterie, allein Dorothea, „die weder durch die Gefahr noch durch Warnungen abgehalten wurde, ließ eine Kanone aus der Schießſcharte „ziehen, um ſich von der Tapferkeit ihrer geliebten Brandenburger zu überzeugen. Im Gemälde iſt der Augenblick gewählt, wo die Kanoniere die Kanone wegziehen, „Friedrich Wilhelm herzueilt, und ſeine beherzte Gemahlin bittend warnet; ſie aber, ihn zurückhaltend, ſagt: „Nein, ich muß meine tapfern Brandenburger fechten „ſehen.“

Die Bearbeitung der Platte habe ich vorigen Winter angefangen, und bin ſchon ſo weit damit gekommen, daß ſie in 4 Monaten völlig geendiget ſeyn wird, und daß ich die Abdrucke im Oktober d. J. abliefern kann.

Zur Beſtreitung der vielen mit der Herausgabe eines ſo großen Blattes (von 2 Fuß 9 Zoll rheinl. Höhe und 2 Fuß 5½ Zoll Breite) verbundenen Koſten wähle ich die Pränumeration, die bis zum letzten September d. J. eröffnet bleibt, und für einen Abdruck mit der Schrift 1 Friedrichsd'or, für einen Abdruck vor der Schrift 2 Friedrichsd'or beträgt. Nach der Herausgabe des Kupfers werden dieſe Preiſe um ein beträchtliches erhöhet werden. Pränumeranten erhalten die erſten und beſten Abdrücke; und zwar in der nemlichen Ordnung, in der die Pränumeration bei mir eingegangen ſeyn wird. Wer die Mühe des Pränumerantenſammelns übernimmt, erhält die gewöhnlichen Vortheile. Briefe und Gelder erbitte ich mir poſtfrei.

Man pränumerirt in den vorzüglichſten hieſigen und auswärtigen Kunſthandlungen, und bei mir ſelbſt.

Berlin den 20 Mai 1801.

J. J. Freddoſ,
in der neuen Grünſtraße Nr. 13.

Wir nehmen auf dieſes Blatt bis zum Ende des Auguſts noch Pränumeration an.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

IV. Verlagsbücher, welche bei dem Buchh. Keyſer in Erfurt in der Jubilatemeſſe 1801 herausgekommen ſind.

Almanach des Ernſtes und des Scherzes, für Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer, auf das Jahr 1800; erſter Jahrgang, herausgegeben von D. L. Vogel, mit 4 Kupfern 8. 1 Rthlr.

Dreyßigs, D. Wilh. Fr. Handbuch der mediciniſchen Diagnoſtik, oder der Lehre, ähnliche Krankheiten von einander zu unterſcheiden; für ausübende Aerzte. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Eberhardt, M. G. A. Materialien zum Katechiſiren über die Sonn- und Feſttagsevangelien; ein Handbuch für Schullehrer, Informatoren und Schulſeminariſten. 3tes Stück. 8. 12 gr.

Gebhardt, D. Carl Martin Franz, und Joh. Ernſt Möller, religiöſe Volksbelehrungen, welche an den Sonn- und Feſttagen Vor- und Nachmittags vom 1 Adventſonntage 1800 bis zum 25 Trinitatis-Sonntage 1801 auf der Kanzel mitgetheilt worden; 1ſten Jahrgangs 1ſter und 2ter Band. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. — Haun, Joh. C. Chriſt. allgemeiner Schul-Methodus oder praktiſche Anweiſung für Aufſeher und Lehrer niederer Schulen jeder Art, wie auch für Privatlehrer, zur leichtern und nützlichern Führung ihres Amtes, nach den mancherlei Verrichtungen deſſelben, in Verbindung mit genau darſtellenden Tabellen. 8. 1 Rthlr. — Ebend. Allgemeine wöchentliche Lections- und Stundentabelle, dazu ſub A. Folio. 1 gr. — Ebend. Schultabelle bei der Sommervisitation ſub F. Folio. 1 gr. — Ebend. Tabelle der jährlichen Lectionen nach den Monaten, für die 1ſte und 2te Klaſſe, ſub G. Folio. 1 gr. — Eben Tabelle für die 3te und 4te Klaſſe, ſub H Folio. 1 gr. — Ebend. Anweiſung zu den Anfangsgründen der Muſik überhaupt, und denen des Klaviers inſonderheit; ein Abdruck des 34ſten Kapi-

teis. 8. 3 gr. — Höpfner, A. Fr. der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge, für Kinder. 8. 12 gr. — Mösler, Joh. S. Juristisch-praktisches Hauptbuch, oder allgemeines theoretisch-praktisches Repertorium und vollständig alphabetisches Promptuarium des gemeinen und besondern deutschen Civil- Kirchen- Kriegs- Lehn- peinlichen und Wechselrechts ꝛc. 11 Band. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. — Piepenbring, D. G. H. Teutschlands allgemeines Dispensatorium nach den neuesten Entdeckungen und Erfahrungen in der Pharmacologie u. Pharmacie; 1ster Band. Simplicien und einige andre Produkte. gr. 8. 16 gr. — Reinhard Franz, Waaren-Kenntniß- Betrugs- und Sicherstellungslexikon, beim Ein- und Verkauf aller Art Bedürfnisse; oder Aufstellung der Kennzeichen der Güte und Verfälschung aller Produkte, Waaren, und alles dessen, was zum menschlichen Leben und Bequemlichkeit gehört, und verkäuflich, oder dem Betrug und der Verfälschung unterworfen ist; nach alphabetischer Ordnung bearbeitet. 1ster Theil. 8. 1 Rthlr. — Schulfreund, der deutsche, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen, herausgegeben von H. G. Zerrenner, vier und zwanzigstes und letztes Bändchen; nebst einem vollständigen Register über die 24 Bändchen. 8. 6 gr. — Vogel, D. Ludwig, diätetisches Lexikon, oder theoretisch-praktischer Unterricht über Nahrungsmittel, und die mannigfaltigen Zubereitungen derselben, über Verdauung, Ernährung, Erhaltung der Gesundheit, Entstehung und Erkenntniß der Krankheiten, Krankenpflege, Krankenspeise, Krankengetränke ꝛc.; ein Familienbuch, zu einem Rathgeber in allen die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit betreffenden Angelegenheiten. 2ter Band, L bis Z. gr. 8. 20 gr.

V. Anzeigen.

Denjenigen Personen, welche genöthigt sind, zur Miethe zu wohnen, und mancherley Unannehmlichkeiten von sich abwenden wollen, kann man folgende kleine Schrift zum wahren Nutzen von neuem empfehlen. Sie hat den Titel: die Miethwohnungen, oder das Verhältniß der Miethleute und Hausbesitzer gegen einander, in ökonomischer, billiger und rechtlicher Hinsicht. Ein

Buch für alle Miethleute und Vermiether. Weimar, gedruckt bey den Gebrüdern Gädicke, zu haben in allen Buchhandlungen für 10 gr. oder 40 kr.

Die herannahende Zeit, wo man die Gartengemüse für den Winter einsammelt oder in Vorrath kauft, giebt Anlaß, das so nützliche Büchelchen unter dem Titel, die Gemüse- und Fruchtspeisewärterin; oder Anweisung alle Arten von grünen und trocknen Gartengewächsen lange Zeit aufzuheben, vor dem Verwelken, Erfrieren oder Verfaulen zu bewahren: ein Buch für jede ökonomische Hausmutter, herausgegeben von einem practischen Gärtner, (Hrn. Dietrich, Herzogl. Weimar. Hofgärtner) Weimar bey den Gebrüdern Gädicke, in Anregung zu bringen. Es ist in allen Buchhandlungen für 12 gr. oder 54 kr. zu haben.

VI. Voigts Magazin.

Der Herr Bergrath Voigt in Ilmenau will ein

Magazin für das Neueste und Wissenwürdigste von Steinkohlen, Braunkohlen und Torf ꝛc. besonders in Bezug auf oryktognostisches, geognostisches und chemisches Verhalten, und ihren ökonomischen Nutzen,

herausgeben, um alles in Einen Punkt zu konzentriren, und für diejenigen, die dieser Gegenstand interessirt, nur einigermaßen wichtig seyn kann.

Ein jeder also, der diese brennbaren Fossilien aufsuchen, oder sich sonst davon unterrichten will, und die neuesten Beobachtungen und Versuche zu erfahren und beurtheilt zu haben wünscht, kann sicher darauf rechnen, daß seine Wißbegierde befriedigt werden wird. Und wer würde sich nicht gern von Gegenständen unterrichten wollen, die gegenwärtig so eifrig gesucht werden, die so viele Vortheile versprechen, und von denen man im Grunde doch noch viel zu wenig weiß.

Dieſes Magazin wird Stückweiſe erſcheinen, aber nicht in beſtimmten Terminen, ſondern ſo oft, als gute Materialien zu einem neuen Stücke vorräthig ſind, bei deren Auswahl alle ſchuldige Sorgfalt angewendet werden wird.

VII. Hildebrandts Encyclopädie.

Von

Hildebrandts Encyclopädie der Chemie

iſt das 4te Heft erſchienen und bereits in allen guten Buchhandlungen broch. für 16 gr. zu haben.

Das 5te Heft wird zur nächſten Michaelmeſſe fertig.

(Auf Druckpapier koſten die 4 Hefte 2 Thlr. 10 gr.
— Schreibpapier — — — . 2 Thlr. 22 gr.)

Waltherſche Kunſt- und Buchhandlung.

VIII. Hildebrandts Taſchenbuch.

Die neue Auflage von

Hildebrandts Taſchenbuch für die Geſundheit

iſt ſo eben fertig geworden und wieder in allen guten Buchhandlungen (gebunden für 1 fl. 30 kr. — broch. für 1 fl. 15 kr.) zu haben.

(Exemplare auf holländiſchem Papier und gebunden 1 fl. 45 kr.)

Innerhalb weniger Wochen wurde die erſte Auflage von dieſem für alle Stände ſo nützlichen Familienbuche vergriffen. Dieß und der ungetheilte Beifall unſrer beſſern kritiſchen Inſtitute mögen hier ſtatt aller weitern Empfehlung dienen.

IX. Nachricht.

Endlich erſcheint der Anfang der auf Oſtern 1799 von mir angekündigten

„Beiträge zur Kenntniß der Waaren, welche in den teutſchen Handel kommen.“

Verſchiedene Hinderniſſe, welche ich nicht abſehen konnte, ſtanden bisher dieſem Unternehmen in dem Wege,

den Wünſchen ſeines Volkes ſo gleichſtimmig befunden wie dieſes mal. Die ſtarke Zuneigung, die er für die Perſon unſers Helden, und die hohe Meynung, die er von ſeinen Fähigkeiten gefaſſet hatte, war durch dieſen Diſcurs auf den höchſten Grad geſtiegen. So wenig beſtändiges auch in Dionyſens Character war, ſo hatte er doch ſeine Augenblicke, wo er wünſchte, daß es weniger Verläugnung koſten möchte, ein guter Fürſt zu ſeyn. Die Beredſamkeit Agathons hatte ihn wie die übrige Zuhörer mit ſich fortgeriſſen; er fühlte die Schönheit ſeiner Gemählde, und vergaß darüber, daß eben dieſe Gemählde eine Art von Satyre über ihn ſelbſt enthielten. Er ſetzte ſich vor, dasjenige zu erfüllen, was Agathon auf eine ſtillſchweigende Art von ſeiner Regierung verſprochen hatte; und um ſich die Pflichten, die ihm dieſer Vorſatz auferlegte, zu erleichtern, wollte er ſie durch eben denjenigen ausüben laſſen, der ſo gut davon reden konnte. Wo konnte er ein tauglicheres Inſtrument finden, den Syracuſanern ſeine Regierung beliebt zu machen? Wo konnte er einen andern Mann finden, der ſo viele angenehme Eigenſchaften mit ſo vielen nützlichen vereinigte? — Dionys hatte ſich, wie wir ſchon bemerkt haben, angewöhnt, zwiſchen ſeine Entſchlieſſungen und ihre Ausführung ſo wenig Zeit zu ſetzen als möglich war. Alles was er einmal wollte, das wollte er haſtig und ungeduldig; denn, in ſo fern er ſich ſelbſt überlaſſen blieb, ſah er eine Sache nur von einer Seite an; und dieſes mal entdeckte er ſich niemand als dem Ariſtipp, der nichts vergaß, was ihn in ſeinem Vor-

haben

welches nun ununterbrochen seinen festgestellten Gang fortgehen wird, wenn mir der Krieg die nöthige Ruhe gestattet und die Zahl der Abnehmer meinen Plan begünstigt.

Ich wähle für dieses erste Stück eines der vorzüglichsten Manufaktur-Gewächse — die Baumwolle. Der unvollendete Aufsatz des Hn. Buse wird in den nächsten Heften fortgesetzt, und allmählig soll ein vollkommenes Ganze über die vegetabilischen Produkte, welche zu Geweben dienen, erscheinen.

Die Kupfer sind getreue Abbildungen nach der Natur, welche ich entweder selbst nach den Originalien kopirte, oder der Gewogenheit erfahrner Naturforscher zu danken habe. Sie werden sich deßwegen vor vielen andern, in kostbaren Kupferwerken zerstreuten Abbildungen vortheilhaft auszeichnen, und sich durch botanische Richtigkeit und Präcision empfehlen.

In der Folge werde ich mit den Produkten aus den drei Naturreichen so viel als möglich abwechseln, und erst, wenn ich am Ziele meiner Arbeit bin, durch eine deutliche Uebersicht die zerstreuten Beiträge wissenschaftlich zu verbinden suchen, so wie ich auch durch ein zweckmäßiges Register den Gebrauch derselben erleichtern werde.

Von diesem Werke wird alle Halbjahr ein Stück sowohl in französischer als deutscher Sprache ausgegeben, wofür 4 Rthlr. sächs. oder 7 fl. 12 kr. in Louisd'or à 5 Rthlr. in Golde, beim Empfang eines jeden, postfrei an mich bezahlt werden.

Die Zahl der Kupfer für jedes Stück hängt ganz von der Verschiedenheit der Gegenstände ab, welche jedesmal bearbeitet werden, so, daß ein Stück öfters mehrere, öfters weniger illuminirte Abbildungen enthalten kann.

Ich hoffe, daß mein Unternehmen den Erwartungen des Publikums Genüge leisten werde, da ich dasselbe in Verbindung mit mehreren vorzüglichen Gelehrten fortsetze, und zur Vervollkommnung des Ganzen weder eigene Mühe noch Kosten sparen werde. Stuttgart, im Januar 1801.

Der Herausgeber.

X. In der Cotta'ſchen Buchhandlung zu Tübingen iſt nun auch von den Engliſchen Miszellen des 4n Bds 1s Heft erſchienen und enthält:

Neue Londner Moden, ſchwarze Hüte, Strohhüte, Nachtmützen, Haikbinden, Blumengeſtelle, Gießkannen, Tapetengewölbe transparente Kupfer, Salzmäſten, Vogelbauer, Petſchafte u. ſ. w. S. 1—14. Farbenlederſchuhe S. 14. Schnürſchuhe S. 15. Plattirte Silber-Service S. 15. PatentBill S. 16. Murphys Leben Foote's und Garricks S. 17. Einige Gebräuche der Landleute in Cumberland S. 17—21. St. Helena. S. 21—26. Nachrichten von neuen Büchern. Everhards Dialog über die Verſchiedenheit des Mahleriſchen Schönen S. 26 — 28. Robert Pattons Grundſätze der Aſiatiſchen Monarchien hiſtoriſch und politiſch vorgeſtellt und verglichen mit denen in Europa. S. 28—30. Musgrave's Memoire's über die verſchiedenen Rebellionen in Irland S. 30 — 33. Hülle's Ueberſetzung von Abbe's Natur-Geſchichte der Vulkane S. 33—34. Jamesons Mineralogie der Schottiſchen Inſeln S. 34 — 35. Astley's Recepte und Verfahrungsart für die Glasmahlerey S. 35. Hoare's hiſtoriſche Reiſe in Monmouthſhire S. 36. Taylor's Ueberſetzung des Ariſtoteles S. 37. Urſprung und Größe der Baumwollen-Manufacturen in Großbritanien S. 37 — 42. Kleine Anekdoten von Unglücksfällen, Betrügereien und Verereien S. 42. Verlohrne und wiedergefundne Bank-Noten S. 42. Beſtrafter Diebſtahl S. 42. Betrug durch einen verfälſchten Brief S. 43—44. Verabredung einer Dame S. 44. Eine Frau verbrennt ſich aus Unvorſichtigkeit S. 44. Todtgefundne Frau S. 45. Verereien S. 46. Ungewöhnliches Vermächtniß S. 46. Ein Weibdieb fängt ſich ſelber S. 46. Ein franz. Emigrant weicht auf eine liſtige Art dem Arreſt aus S. 46—47. Grauſamkeit gegen einen Knaben S. 48. Gefangennehmung des Räubers Shaughneſſy S. 49. Ein Dieb läuft in ein Wirthshaus S. 49. Gelehrte Neuigkeiten S. 49. Lebensbeſchreibung der Miſtreß Robinſon S. 50. Smith Geſchichte von England S. 50. Belsham's Elements of the Philoſophy S. 50. Planta Verzeichniß der Handſchriften in der Cottonſchen Bibliothek S. 50. Die Hoffnung Albions, ein Gedicht von Thelwall S. 50—51. Watkin's bibliſche Lebensbeſchreibungen S. 51. Verzeichniß v. Greave's koſtbaren Muſeum S. 51. Geſchichte v.

Gloucestershire von Yates und Jollbrecht S. 51. Ein neues Werk v. Cuvier S. 51. Erscheinung des 4. u. 5ten Bandes der Romane v. Mistres Smith S. 51. Englische Uibersetzung von Storchs Gemählde von Petersburg S. 51—52. Briefe der Mistres West S. 52. Monatliches Verzeichniß von allen Kauffahrern S. 52. Williams Seereise im Mittelmeere mit 40 Kupfern S. 53. Fehde zwischen D. Montucci und D. Hager S. 53. Stanntons Benutzung seines Aufenthalts in China S. 53—54. Ein Aufsaz in Monthly magazine wegen der nächsten in London erscheinenden Reisen von Mackenzies, Broughton und Sauer S. 54—56. Zweierley Arten von Babilonischen Mauersteinen S. 56—57. Wilkens vermuthliche Erklärung der Inschriften darauf S. 57. Bestimmung der Bibliothek u. Münzen-Sammlung von Seringapatnam für die Universität in Calcutta S. 57. Erschienene Uibersetzungen von Herrmann und Dorothea und Schillers Maria Stuart S. 59—58. Verkannte Verdienste des Schauspielers Kamble S. 58. Titsing's Werk über Japan S. 58—59. Busby's musical. Journal S. 59. Neue Kupferstiche: Die große Sphynx bey Giza und die Pyramiden S. 59. Scotia depicta S. 59—60. Ankündigung d. 17. Nummer v. Boydells Shakespeare S. 60. Duncans Sieg über die Holländische Flotte S. 60. Smirke's Gemählde d. 7 Menschenalter in Kupfer gestochen S. 60.

XI. Neue Verlagsbücher von August Schall in Breslau zur Ostermesse 1802.

Ankläger, der kritische, oder die dramatische Kritik vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft, 1stes Bändchen. 8.

Burgunds Wachstafel- und Briefstein, in 13 Folio-Blättern. 10 gr.

Eberel, A. die Pfuscherei in der Arzneikunst und die Bildung der meisten deutschen Aerzte beleuchtet. gr 8. 4 gr.

Hülfsbuch zur gedrängten Uebersicht der neuesten französischen Geschichte, vom Entstehen der Revolution an bis zum Friedensschlusse 1801, von einem aufmerksamen Beobachter, mit 1 Kupf. 8. 1 Rthlr. 10 gr.

Minervens Schutz der Schauspielkunst, eine bildliche Darstellung von Schnor in Leipzig. gr. 4. 8 gr.

Museum deutscher Griechen, herausgegeben von B. C.

Füllebornn, 1r B. in 6 Heften, enthält die Bildnisse u. b. schriftlichen Abrisse eines Kant, Garve, Herder, Fr. Schiller, Jean Paul, Wieland. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Dessalben Werks 2r B. in 6 Heften, herausg. vom Prof. Siebigk, enthält: Bach, Haydn, Clementi, Mozart, Kunst, Zumsteg, ist auch unter folgenden Titel apart zu haben:

Museum berühmter Tonkünstler. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Musikalien. Siebigk, C. A. 12 Variationen über das bekannte und beliebte Volkslied: „Gestern Abend war Vetter Michel da ꝛc.“ N. ausg. 6 gr.

Das Wissenswürdigste für Kinder aus allen Fächern der Wissenschaften; eine gedrängte Uebersicht als Handbuch für Aeltern, Erzieher und Kinder in wöchentlichen Unterhaltungen, 26 Heft, mit illum. K. 8. 6 gr.

Abentheuer und theatralische Wanderungen eines Soufleurs, Theaterschneiders und Friseurs; ein Gegenstück zu Scarrons komischen Roman A. d. Franz. frei von L. Thiele, mit Kupfern. Neue Ausgabe. 8. 1 Rthr. 12 gr.

Gemählde und Schattenrisse aus der Wirklichkeit. 8. 18 gr.

Sophie von Beauregard: ein Ehestands-Gemählde, 2 Theile, mit 1 Kupfer von Böttger in Dresden. 2te Aufl. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Stella, ein Roman zur anständigen Unterhaltung, 1r Theil mit 1 Kupfer von Penzel. 8.

(Commissions-Artikel.)

Schrbystbyse (ziehen nur wo sie angebracht sind.) 8. 2 Rthlr. 4 gr.

Ein Jahrgang gemeinfaßlicher Predigten für Landleute mit besonderer Hinsicht auf ihre Bedürfnisse. 4. 1 Rthlr.

Weitere Verlags-Schriften.

Aurora, oder Dunkel sind die Wege der Rache, Fortsetzung der Aurora, das Kind der Hölle vom Grafen von Soden. M. 1 Titelkupfer nach Angelica Kaufmann von A. Brükner. 8. 10 gr. Dasselbe auf Schreibpap. 14 gr.

Czechtitzky; eine biographische Skizze; mit dem sehr sauber gearbeiteten Bildnisse dieses bekannten Schauspielers. 6 gr.

Huldigung dem Genius des weiblichen Geschlechts. Ueber die Würde, die Pflichten, die Rechte u. die Bildung des weiblichen Geschlechts. 8. 21 gr.

Die heilige Laube, eine romantische Darstellung, mit 1 saubern Kupfer nach Angelica Kaufmann, von Richter. 16 gr.

Dasselbe auf Schreibpap. 20 gr.

Sarbiewsky, M. K. lyrische Gedichte. Aus dem lateinischen metrisch übersetzt v. A. J. Rathmann, Prof. d. schön. Wissenschaften. 1r Band 8. 8 gr.

Scholz, P. Gespräche über die Naturlehre für Kinder, mit 3 Kupfern. 8 Druckpapier 20 gr.

Dasselbe, Schreibpapier. 1 Rthlr.

Vermächtniß eines alten Komödianten, oder goldnes A. B. C. für Zunftgesellen des Theaters, m. 1 Titelkupfer. 8 6 gr.

XII. Verlagsartikel von Theodor Seeger in Leipzig.

Eberts, J. J., Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen. Mit illum. und schwarz. Kupfern von Denis, Jury u. a. m. Taschenformat und gebunden 7 Jahrgänge, vom Jahr 95 bis 1801. 1r bis 4r Jahrg. 1 Rthlr. 4 gr. 5r bis 7r Jahrg. 1 Rthl. 8 gr. 8 Rthlr. 16 gr.
(Wird jährlich fortgesetzt.)

Dessen Fabeln und Erzählungen für Kinder und junge Leute beiderlei Geschlechts. Mit Kupfern von Jury. kl. 8. 1798. 20 gr.

Dessen physikalische und technologische Mannigfaltigkeit zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend. 8. 1800. 1 Rthlr. 4 gr.

Hey, C. A. H., Reitschule, oder Darstellung des natürlichen und künstlichen Ganges des Campagnenpferdes. Mit 4 illum. Kupfern und kurzen Erklärungen in Beziehung auf das Hannöversche Werk: Anleitung zu der natürlichsten und leichtesten Art Pferde abzurichten u. s. w. 1s Heft, fol. 1800. 3 Rthlr.

Ideen, belehrende, für angehende Pferdezeichner, und zum Vergnügen für Pferdeliebhaber, 1s Heft mit 12 schwarzen und 2 gemalten, und von C. von Tenneker erklärten Kupfern. fol. 1799. (in einen Umschlag sauber geb.) 6 Rthlr. 8 gr.

Kloſtermeyer, Matthias, der ſogenannte baieriſche Hieſel. Wahre Geſchichte unſerer Zeiten, dramatiſch bearbeitet. Seitenſtück zu Rinaldo Rinaldini. 2 Bände, mit Kupf. kl. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Lohbauers, C. P., Gedichte mit Kupfern von d'Argent, und einigen Melodien. 8. Schrby. 1798. 16 gr.

Robert, oder der Mann wie er ſeyn ſollte. Ein Seitenſtück zu Eliſe, oder das Weib wie es ſeyn ſollte. 2 Bde, 1799 und 1800, jed. Band 1 Rthlr 2 Thlr.

(Der 3te und letzte Band dieſes Romans erſcheint Michaelis 1801.)

Schatzkäſtlein für Verliebte und Eheluſtige, von Wogazky dem jüngern. 12. 1796. 16 gr.

Tennekers, S. v., Meßgeſchenk zur belehrenden Unterhaltung für Liebhaber der Pferde und der Reitkunſt. 5 Bändchen. Taſchenf. 1798 und 1799. jedes 1 Rthlr. 12 gr. zuſ. 4 Rthlr. 12 gr.

Deſſen Taſchenbuch zur belehrenden Unterhaltung für Pferdeliebhaber. 1ſt Bdchen für 1801. Mit 7 Kupf. illum. und ſchwarz Taſchenformat. 1 Thlr. 12 gr.

(Wird jährlich geliefert, und iſt die Fortſetzung des Meßgeſchenks u. ſ. w.)

Deſſen vereinigte Wiſſenſchaften der Pferdezucht, für Liebhaber der Pferde und der Reitkunſt. 1r B. 1ſt bis 4ſt, u. 2n Bds 1ſt Heft. Mit illum. u. ſchw. K. kl. 4. 1797 bis 99. jedes Heft 1 Rthlr. 8 gr. zuſ. 6 Rthlr. 16 gr.

(Wird fortgeſetzt.)

Deſſen Handbuch der praktiſchen Heilmittellehre, zum Gebrauch für angehende Pferdeärzte und Freunde der Roßarzeikunde. 1r Bd. Heilmittellehre, äuſſerliche Krankheiten enthaltend. gr. 8. 1799. 12 gr.

Deſſen, der Hahnenſchmidt im Kriege, oder Unterricht über die Heilung der Wunden, die den Pferden durch Waffen zugefügt werden u. ſ. w. Mit 1 Kupf. 8. 797. 6 gr.

Neuigkeiten. Oſtermeſſe 1801.

Bielitz, Dr. Von dem verſchiedenen Gerichtsſtande, beſonders in Churſachſen. kl. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Tennekers, S. v., Handbuch der Heilmittellehre für Pferdeärzte. 2r Bd. Heilmittellehre innerlicher Krankheiten. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

XIII. Anzeige von August Schall, Buchhändler in Breslau.

Schon im vorigen Jahre erschien in meinem Verlage:

Sarbiewski, C. M. K. lyrische Gedichte, metrisch aus dem Latein. übersetzt von A. J. Rathsmann, Prof. der schönen Wissenschaften in Breslau, mit beigedrucktem latein. Originale. 1r Band, mit dem Bildniß des Dichters. 8. 8 gr.

Die Erscheinung dieser neuen Ausgabe konnte bisher nicht so bekannt werden, als selbige in jedem Betrachte bekannt zu seyn verdient, um so mehr, da die bisherigen Ausgaben des Originals seltner zu werden anfangen.

Sarbiewski, ein pindarisch gebildetes Genie, ist dem von Herder herausgegebenen Balde noch überlegen, hat weit mehr Schwung als Horaz und ist gleichsam der Grenzstein zwischen der antiken und modernen Dichtkunst. Es war eine Zeit, wo das fleißige Lesen seiner Gedichte zur Tagesordnung gehörte, und wo sogar Kritiker dem Sarbiewski einen Horaz an die Seite, wohl gar über ihn setzten. Eine beträchtliche Anzahl von Auflagen seiner Gedichte beweißt, wie häufig er bis in die Mitte des laufenden Jahrhunderts gelesen worden sey und jeder, der sich mit der Dichtkunst nicht als Reimschmidt beschäftigt, kann dem ehrlichen Polaken nicht entbehren.

Daß ich mit der letztern Behauptung keinesweges meinem Verlagsartikel, nach gewöhnlicher Sitte, aus vollen Backen eine Lobrede halte, sondern mich auf Beistimmung kompetender Richter berufen kann, wird Jeder finden, der mit der Geschichte der Dichtkunst bekannt ist, oder in Blankenburgs Zusätzen zum Sulzer den Artikel „Ode“ nachschlagen will.

Ein Modetitel konnte nun einmal diesem Buche nicht gegeben werden; was ich aber durch ein gefälliges Aeußere zu einer günstigen Aufnahme beitragen konnte, habe ich ohne Kosten-Scheu gethan und werde nun abwarten, in wie weit das Publikum dies Unternehmen befördert, um mich zur Fortsetzung aufzumuntern. Es sind noch 5 Bücher lyrische Gedichte und ein Buch Epo-

den übrig. Die Verbindung des Latein. Originals mit der deutschen Uebersetzung, um durch die Vergleichung jedes das Verdienst von dieser bestimmter fassen zu können, bedarf hoffentlich keine Rechtfertigung.

Der Hr. Professor hat dieser neuen Ausgabe einen sehr wohl geschriebnen Vorbericht beigefügt, in welchen er Nachrichten von dem Dichter und von den verschiedenen Ausgaben seiner Werke und eine Rechenschaft von diesem neuen Unternehmen giebt, woraus ich dem Publikum nicht etwas ganz Ungenießbares anbiete. „Sollte „selbst, im Ganzen genommen, diese Uebersetzung, wie „viele andere, kein anderes Verdienst haben, als wieder „einmal an die Existenz eines so schönen Originals zu er„innern, so würde sie doch immer nicht ganz unnütz „seyn.“ Breslau im Juni 1801.

XIV. Anzeige.

Das von mir angekündigte

Hülfsbuch zur gedrängten Uebersicht der neuesten Französischen Geschichte vom Entstehen der Revolution an bis zum Lüneviller Friedensschlusse. In zwei Theilen, mit dem Bildnisse Bonaparte's und Moreaus. 8. Ladenpreis 2 Rthlr. 16 gr.

ist nun an die vorzüglichsten Buchhandlungen Teutschlands gesendet worden.

Die täglichen Vorfälle einer so merkwürdigen Staatsumwälzung sind sorgfältig in diesem Hülfsbuche aufgezeichnet und der Käufer kann sich damit des Nachschlagens voluminöser Schriften, das selber durch diese Begebenheit veranlaßt worden, und über selbige erschienen sind, gänzlich überheben. Für Jeden, der an wichtigen Begebenheiten in der Völker- und Staatengeschichte Theil nimmt, ist dies Werk unentbehrlich und der Verfasser darf demnach wohl mit Recht erwarten, daß seine Arbeit von dem Publikum als ein angenehmes Geschenk aufgenommen und für eine wichtige Dienstleistung angesehen werden wird, so wie ich als Verleger die Hoffnung hege, daß neben den vielerlei die Revolution betrachtenden Schriften auch mein Unternehmen einer Aufmerksamkeit gewürdigt und neben jenen gestellt zu werden verdiene.

Das Exemplar auf Schreibp. kostet 2 Rthlr. 12 gr.

August Schall,
Buchhändler.

den bestärken konnte. Dieser Philosoph erhielt also den Auftrag, dem Agathon Vorschläge zu thun. Agathon entschuldigte sich mit seiner Abneigung vor dem geschäftigen Leben, und bestimmte den Tag seiner Abreise. Dionys wurde dringender. Agathon bestand auf seiner Weigerung, aber mit einer so bescheidenen Art, daß man hoffen konnte, er werde sich bewegen lassen. In der That war seine Absicht nur, die Zuneigung eines so wenig zuverlässigen Prinzen zuvor auf die Probe zu stellen, eh er sich in Verbindungen einlassen wollte, welche für das Glück anderer und für seine eigene Ruhe so gute oder so schlimme Folgen haben konnten.

Endlich, da er Ursache hatte zu glauben, daß die Hochachtung, die er ihm eingeflößt hatte, etwas mehr als ein launischer Geschmack sey, gab er seinem Anhalten nach; aber nicht anders als unter gewissen Bedingungen, welche ihm Dionys zugestehen mußte. Er erklärte sich, daß er allein in der Qualität seines Freundes an seinem Hofe bleiben wollte, so lange als ihn Dionys dafür erkennen, und seiner Dienste nöthig zu haben glauben würde; er wollte sich aber auch nicht fesseln lassen, und die Freyheit behalten, sich zurückzuziehen, so bald er sähe, daß sein Daseyn zu nichts nütze sey. Die einzige Belohnung, welche er sich befugt halte, für seine Dienste zu verlangen, sey diese: Daß Dionys seinen Räthen folgen möchte, so lange er werde zeigen können, daß dadurch jedes mal das Beste der Nation, und die Sicherheit, der Ruhm

und

Neuer
Teutſcher Merkur.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Neuntes Stück. 1801.

Weimar.
Gedruckt und verlegt bey den Gebr. Gädicke.

Inhalt.

I. Gedichte.

1. Aufmunterung zur allgemeinen Aufnahme der Ausrottungspocken. Von Dr. Hirsch. S. 3.

2. Marcus Sextus Wiederkunft von Lamey in Paris. 12.

3. Die Reise. Von Wessely von Blythe. 22.

II. Die Improvisatoren. Von Fernow in Rom. (Fortsetzung.) 25.

III. Auszüge aus Briefen.

1. Aus London. v. Bülow. Geldwesen. Porson's neue philologische Arbeiten. Wyttenbach's Plutarch. White's Aegyptiaca. 64.

2. Aus Paris. Chamfort. Fr. v. Cretin. Dr. Bolland. Fremde in Paris. Neue Einrichtung bei der Nationalbibliothek. 68.

3 Aus Stockholm. Großer Mangel in Schweden. Teutsche Gelehrte in Schweden und ihre neuesten Veränderungen und Schicksale. 73.

4. Aus Wien. Geheime Gesellschaften. 79.

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man ſich abonniren:

a) bey allen 1551. Poſtämtern in und außer Teutſchland, für welche das Kaiſerl. Reichs-Oberpoſtamt zu Erfurt die Hauptcommiſſion hat.

b) bey dem Kaiſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

c) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

d) in allen ſoliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Verſendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg beſorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken koſtet in Weimar 3 Rthlr. ſächſiſch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir erſuchen alle Leſer ſich mit ihren Aufträgen an eine der vorſtehenden Addreſſen oder an uns ſelbſt zu wenden. Aeltere Jahrgänge ſind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelaſſen.

Literariſche und Kunſt-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unſerer Adreſſe erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 6 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahre 1801.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1801.
Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke

Univ.-Bibl.
München

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1801.

I.

Gedichte.

1.

Aufmunterung zur allgemeinen Aufnahme der Ausrottungspocken.

Einleitung.

Die Veranlaſſung zu den Pythiſchen Spielen im alten Griechenland gab bekanntlich der Sieg des Apollo über jenen alles verheerenden, mörderiſchen Drachen,

Der die Gebirg' umſtrickt mit rollendem Bauch, mit dem Rachen
Ström', ausſchlürfte, und Geſtirn 'ängſtet 'mit blutigem Kamm *),

*) Qui ſpiris tegeret montes, hauriret hiatu,
Flumina, ſanguineis tangeret aſtra iubis.

und das Weſen dieſer Spiele war Muſik und Geſang. Hundert Dichter und Citharöden wetteiferten in jeder Pentaeteride den berühmten Nomos Pythios, die muſikaliſche Nachahmung jenes Kampfes mit dem Drachen ſelbſt, anzuſtimmen, und lange vor dem muſicaliſchen Wunderthäter, dem Abt Vogler, wurden ſchon am Parnaß vor den verſammelten Panellenen blutige Kämpfe in Tönen nachgemahlt. Dazu bedurfte es damals weder eines Orcheſtrions, noch einer Orgel. Eine Lyra mit ſieben Saiten gnügte. Das übrige erſetzte,

Claudian. in Rufin. libr. I. Praefat. 3. Was die Erklärer dort anzuführen vergeſſen haben, verdient wohl vor allem bemerkt zu werden, daß jene ganze Stelle, ſo weit ſie die Schilderung des Drachen Python betrifft, zu dem ſparſamen Ueberreſten oder Nachklängen gehört, die aus den Päanen der Dichter auf jenen Drachenkampf bis auf uns gekommen ſind. Einen weſentlichen Beſtandtheil in dieſem Päan machte die Schilderung des Ungeheuers ſelbſt nach allen ſeinen Schreckniſſen. Da hier immer der ſpätere Dichter den frühern zu übertreffen ſuchte! ſo mußte natürlich die Hyperbel grade hierbei eine Hauptrolle ſpielen. Noch haben wir in den Analecten (T. II. p. 344), ein Fragment des Neſtor von Laranda, welches bei der Schilderung dieſes Ungeheuers, womöglich noch hyperboliſcher iſt, als Claudian. Die Nachahmung des Callimachus II. in Del. 92. iſt bekannt. Vergl. Jacobs Animadv. ad Analect T. II. P. III. p. 6. Eine andere bis jetzt überſehene Nachahmung, die gewiß den Pythiſchen Drachenſängern abgeborgt iſt, wenn ſie das Ziſchen der Schlange mahlten, iſt in Apollonius Argon IV, 129:140.

wie billig, die Begeiſterung des Sängers und die Fantaſie des Zuhörers.

Allen übrigen Drachen, Klapperſchlangen und Lindwürmern, an welche auch in unſerm Zeitalter noch mancher Köcher geleert, und mancher Lorbeer und Siegesgeſang verdient werden könnte, unbeſchadet, iſt doch das häßliche Pockenungeheuer, das ſo viel Jahrhunderte hindurch ungeſtraft unter uns mordete, und durch alle Palliatifmittel nicht vertilgt werden konnte, ohnſtreitig zu einer Vergleichung mit dem böſen Drachen am Parnaß vor vielen andern geeignet, und neuerlich auch in einem Pariſer Spottgemälde, wo die alte Pockenkönigin mit doppelten Drachenſchwanz auf ihrem Triumfwagen fährt, zum Theil ſchon wirklich angewendet worden *).

Der wichtigſte Schritt, der zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts für die (phyſiſche) Menſchheit gemacht worden iſt, ſind die Schutzblattern. Dieſe Behauptung, die ich ſo eben noch in einem der treflichſten und empfehlungswürdigſten patriotiſchen Blätter unſers Geſammt-Vaterlandes leſe **), iſt keineswegs eine Ueber-

*) Man ſehe dieſe Caricatur im Journal London und Paris 1801. St. III. No. IX.

**) National-Chronik der Deutſchen (wovon ſeit dem Anfange dieſes Jahres in Schwäbiſch-Gemünd wöchentlich ein Bogen erſcheint) St. 32. S. 260.

treffing, wenn man das hier in Parentheſe zugefügte Wort nur nicht überſehen will. Und warum ſollte alſo nicht auf den wackern Bändiger dieſes Python von deutſchen Sängern ein Päan erklingen? Freilich wird eine gewiſſe äſthetiſch-traſcendentirende Mikromegas-Zunft, die in nichts groß iſt, als in dem ſtirnloſeſten Selbſtlob und in nichts unvergleichlich als in den niedrigſten Kniebeugungen vor ihren Abgötterſchlangen, auch dies — Kartoffel-Poeſie nennen. Allein man weiß ohne unſer Zuthun, was es mit dem poetiſchen Himmelsbrod jener Herren ſelbſt für eine bibliſche Bewandniß hat *), und jenes Geſchrei der Verzweiflung wird in ganz Teutſchland keinen rechtlichen Mann im Dienſte der Menſchheit und keinen berufenen Sänger im Dienſt der keuſchen Pieriden irren. Tauſende werden den Sängern Beifall zurufen, die auch hier für wackre Ungeheuerbändiger und unerſchrockene Asklepiaden Kränze der Muſen zu bilden und „den neuen Stoff mit nie alternder Begeiſterung" zu beleben wiſſen.

Jener Pythiſche Kanon, nach welchem alle Päane gemodelt wurden, beſtand nach der klaſſiſchen Hauptſtelle beim Strabo **) aus fünf Theilen, welche den ganzen Kampf nach ſeinen fünf Akten ausmahlten. Er begann mit einem Vorſpiel oder Präludium, dann kam der Angriff, dann der ſtärkende Zuruf an die

*) II. Moſ. XVI. 20.

**) IX. p. 645. B. C. Almelov.

und die Privat-Glückſeligkeit des Prinzen zugleich befördert werde. Endlich bat er ſich noch aus, daß Dionys niemals einige heimliche Eingebungen oder Anklagen gegen ihn annehmen möchte, ohne ihm ſolche offenherzig zu entdecken, und ſeine Verantwortung anzuhören.

Dionys bedachte ſich um ſo weniger, alle dieſe Bedingungen zu unterſchreiben, da er entſchloſſen war, ihn zu haben, wenn es auch die Hälfte ſeines Reichs koſten ſollte. Agathon bezog alſo die Wohnung, welche man im Palaſt aufs prächtigſte für ihn ausgerüſtet hatte; Dionys erklärte öffentlich, daß man ſich in allen Sachen an ſeinen Freund Agathon, wie an ihn ſelbſt, wenden könne; die Höflinge ſtritten in die Wette, wer dem neuen Günſtling ſeine Unterwürfigkeit auf die ſclavenmäſſigſte Art beweiſen könne; und Syracus ſah mit froher Erwartung der Wiederkunft der Saturniſchen Zeiten entgegen.

Wir machen hier eine kleine Pauſe, um dem Leſer Zeit zu laſſen, dasjenige zu überlegen, was er ſich ſelbſt in dieſem Augenblicke für oder wider unſern Helden zu ſagen haben mag. Vermuthlich mag einigen der Eifer mißfällig geweſen ſeyn, womit er aus Haß gegen ſein undankbares Vaterland wider die Republicken überhaupt geſprochen; indeſſen daß vielleicht andere ſein ganzes Betragen, ſeitdem wir ihn an dem Hofe des Königs Dionys ſehen, einer gekünſtelten Klugheit, welche nicht in ſeinem Character ſey, und ihm eine

ſchielende

Kämpfer, dann Hohn und Jubel der Beſiegten und Siegreichen, und endlich das Ziſchen der ſterbenden Schlange. Die Aufgabe wäre eines groſſen Dichters werth, den Pythiſchen Kanon auch auf die Erlegung dieſes neuen Ungeheuers anzuwenden. Aber dazu iſt es jetzt in jeder Rückſicht noch viel zu früh. Das neueſte königl. Zirkular an alle preußiſche Medizinalanſtalten überhebt uns jeder weitern Ausführung der Gründe *). Wir müſſen erſt das Ziſchen des ſterbenden Drachen wirklich gehörthaben, ehe wirs nachahmen können! Allein die ἀνάμνησις und der παραπλήρωσις finden auch jetzt ſchon vollkommen ſtatt, ſobald nur neben dem guten Willen das Vollbringen ſelbſt da iſt.

Nachfolgendes Gedicht von einem Arzte, der es weiß, daß Arzneikunde und Dichtkunſt einſt in Einem Gotte vereint und Sprößlinge deſſelben Stammes waren, und in dem unſere Leſer gewiß mit Vergnügen einen treuen Schüler unſers unvergeßlichen Uz wieder finden, mag dieſe Einleitung entſchuldigen und der erſte Anklang zu einem rühmlichen und nützlichen Dichterkampf werden, zu welchem das Thema in jedes gefühlvollen Leſers Bruſt liege.

B.

*) Wir finden es ſo eben in der durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Materialien ſich ſehr vortheilhaft auszeichnenden Nationalzeitſchrift für die Preußiſchen Staaten (Berlin,) July. S. 783. ff, vollſtändig abgedruckt. Ein merkwürdiges Aktenſtück!

Was ſchlägſt du frohes Herz? Was ſtimmt zum Jubelſang
Die längſt vergeßne Lyra wieder? —
Sag! welch ein Hochgefühl! — Sag! welch ein innrer Drang
Hebt ſich durch neu beſeelte Lieder
Auf pythiſch-rauſchendem Gefieder? —

Der Menſchheit ſchönes Loos — das Loos der beſten Zeit,
Durch Jenners Forſchergeiſt enthüllet! —
Das Bild der Blüthe, die, vom Opfertod befreit,
Der Menſchheit bangen Kummer ſtillet —
Iſt's! — was begeiſternd mich erfüllet! —

Seht! Hygiea drückt die Jugend an die Bruſt,
Die ihr den ſchönſten Lorbeer pflücket! —
Sie fühlt — die Siegerin — ſie fühlt die Götterluſt,
Wie eine Welt, durch ſie beglücket,
Die Hyder — Pockenpeſt erſticket! —

Sie fühlt die Wonne, — ſieht mit unerſchrocknem Blick
Gerettete die Wuth verhöhnen! —
Das Ungeheuer ſinkt zum Erebus zurück;
Die Erde ſchallt von Jubeltönen,
Und eilt die Siegerin zu krönen! —

So ſtolz und kühn, wie ſie, brach Theſeus Heldenmuth
Durch ungeheure Labyrinthe! —
Die Eumenide ſchäumt! und ſtürzt mit Tiger-Wuth,
Umſtreckt durch ſtygiſche Gewinde,
Noch Einzelne in Todes-Gründe.

Drum folgt Hygeens Ruf! der Menſchheit Geiſel ſinkt!
Es ſchweigen banger Eltern Klagen!
Kommt! folgt der Führerin! Sie, die uns Huldin winkt!
Und läßt durch düſtre Sarkophagen
Euch neue Vaterfreuden tagen! —

Seht! eine Mutter hier den Liebling auf dem Schooß
Im Hochgefühl der Liebe wiegen!
Seht! Aeos Roſenroth mit Perlen, voll und groß,
Sein weißes Aermchen überfliegen,
Und ſchützend Pockennoth beſiegen! —

Ein leichtes Fieber hebt der Roſenwangen Gluth;
Sein Schlaf iſt ſanft — ſein Blick iſt milde;
Kein wildes Feuer tobt in dem empörten Blut;
Und ſeine Mutter, gleich dem Bilde
Madonnens, ſchaut in Luſtgefilde!

Sie ſieht, es weicht Gefahr — es flieht des Todes Heer
Vor Jenners ſchützender Aegide!
Die Schönheit zittert nun vor keinem Sturme mehr!
Den Eltern grünet Ruh und Friede
Durch unverdorb'ner Kinder Blüthe!

Doch! dort die Pockenpeſt! — Zurück von dieſem Greul!
Wovor die Nachwelt noch erbeben,
Und Alle ſegnen wird, die für der Menſchheit Heil,
Der Eltern Glück — der Kinder Leben
Zu ſichern — zu erhalten ſtreben! —

Hat je ein Magelan, ein Neuton mehr entdeckt?
Fragt die Geſchichte aller Zeiten!
Hat ein Jahrhundert je was Größeres erweckt,
Was kann im Reich der Wirklichkeiten
Den Ruhm von dieſer That beſtreiten?

Was Junkern nicht vergönnt, erſpähte Jenners Blick!
Was jener ſtrebte zu vollbringen,
Und nicht vollbracht', ihn rief ein höheres Geſchick!
Die Pockenhyder zu bezwingen,
Das konnte Jenner nur erringen.

Ein edles Paar! Ihr ſtaunt! — Die Biedern ſind es werth! —
Die großen Helden! ſie verdienen,
Daß dankend eine Welt noch ihr Gedächtniß ehrt,
Wenn unter mooſigen Ruinen
Geſunkner Gräber Hügel grünen.

Drum kommt! Ihr Mütter! Kommt! Ihr Väter! eilt herbei,
Den Augenblick nicht zu verſcherzen,
Wo Rettung möglich iſt. — Von Vorurtheilen frei,
Wird euerm guten Vaterherzen
Dann keine neue Wunde ſchmerzen.

Wie wuchs dies große Werk! — Nichts ſtörte ſein Gedeih'n!
So ſcheucht ein Morgenſtrahl der Schatten
Geflügelt Heer' der holden Aeos Widerſchein
Umglänzt auf blumenreichen Matten
Die Lieblinge beglückter Gatten.

O! Fürſten — Könige — der Länder Väter, hört!
„Jetzt gründet Glück von Millionen!“
Ihr baut ein Monument, das keine Zeit zerſtört,
Und ſetzt durch Thränen, die euch lohnen
Den Perlen-Schmuck in eure Kronen.

Ein neu, ein neu Geſchlecht erhebt ſich ſtolz und kühn,
Und Tauſende der größten Seelen,
Die voll vom Dankgefühl fürs Vaterland erglüh'n,
Wird als gerettete Juwelen
Das frohe Vateraug zählen.

Die Erde jauchzt aufs Neu! die Fülle frischer Kraft
Stemmt ehern sich der Zeit entgegen!
Das Silberhaupt erreicht das Ziel der Wanderschaft,
Und steht, bestreut vom Blüthen-Regen,
Der Menschheit reichen Erndte-Seegen.

Ansbach. Dr. Fr. Hirsch.

2.

Marcus Sextus Wiederkunft.

Bei der vorjährigen Ausstellung in Paris erhielt der verdienstvolle in den Fußtapfen Davids zuversichtlich einherschreitende Guerin durch sein seelenvolles Gemälde, die Rückkehr des Marcus Sextus aus der Verbannung vorstellend, allgemeinen Beyfall. Den schönsten Kranz wanden um den Schlaf des Künstlers, seine eigenen neidlosen Kunstgenossen. Die französischen Blätter waren damals voll Lobes und Entzückens über das Kunstwerk selbst und über die feine Art, mit der so manches darin, was auch wohl auf eine nähere Zeit Anwendung litt, gefühlt und aufgenommen wurde. Ein geborner Franzos, August Lamey, der jetzt als Translateur angestellt ist, hat unsre teutsche Sprache mit so vielem Erfolg gelernt, daß er schon mehrere dramatische Gedichte in derselben in Paris selbst bekannt gemacht hat. Schon vor einigen Jahren erschien von ihm Marius zu Carthago; dann kam Cato's Tod, ein Trauerspiel in einem Aufzuge, welches Lamey dem ehrwürdigen Pfeffel in Colmar

zugeſchrieben hat. Neuerlich hat er ſich auch durch eine Ode auf Bonaparte, im alcaiſchen Sylbenmaaße, mit Glück in der lyriſchen Poeſie verſucht. Auch folgendes dramatiſche Fragment, worin derſelbe Geſichtspunkt dramatiſch gefaßt iſt, welchen Guerin in ſeinem Gemälde genommen hatte, wird manchem Leſer des Merkurs ſchon um des Urhebers und um mancher Beziehungen willen, nicht ganz unintereſſant ſeyn. Sie werden das Mißliche und Gefahrvolle für die Dichtkunſt, dahin eine Streiferei zu wagen, wo nur die bildende Kunſt ſiegreich ſeyn konnte, zwar nicht überſehn, aber auch den Verſuch eines Dilettanten von dem Werk eines Meiſters auch in ihrer Beurtheilung zu unterſcheiden wiſſen. B.

Perſonen:

Marcus Sextus, ein alter, von Sylla geächteter Senator.

Sexta, ſeine 13jährige Tochter.

Delius, ein alter Freygelaſſener.

Sextus.

Ich bins, der alte Sextus.

Delius.

Götter! ach
Verzieh, ich habe nicht dein Angeſicht
Erkannt! willkommen, mein geliebter Herr,
Willkommen aus dem Elend.

Sextus.

Find' ich ſie
Geſund? Aurelia, mein gutes Weib,
Und Serta meine Tochter? laß mich doch
Vorſchreiten, Delius! wo ſind ſie denn?

Delius.

Mein werteſter Gebieter, bleib zurück;
Sprich leis: du weckteſt ſie! die Gattin ſchläft.
Sie ſchläft, mein beſter Herr; die Tochter auch.

Sextus.

Sie ſchlafen! und du glaubſt, ſie ſchliefen gut,
Seitdem mich des Tyrannen Achtbefehl
Aus ihren Armen riß? ſie träumen wohl
Zu dieſer Stunde gar von meinem Tod:
Laß zwiſchen ſie und ihren böſen Traum
Mich ſtellen, ſie zur Freude wecken!

Delius.

Nein!
Du haſt es nicht bedacht: auch Freude wird
Zum Schrecken. Geh von hier, ich flehe dich.

Sextus.

Sieh, meine Locken ſind vom Grame weiß.
Wie bald, o Freund, zerreißt in Clotho's Hand
Der morſche Faden! ſoll vom kurzen Reſt
Ein Augenblick dem Glück verlohren gehn?
Umarmen will ich die Geliebten.

Delius.

Herr,
Aurelia, vom langen Kummer krank,
War viele Nächte, ſüßem Schlafs beraubt.

Sextus.

Sie krank! vom Kummer! auch vom Uebermaaß
Des Elends, von der nakten Dürftigkeit? —
Was hältſt du mich noch immer! laß mich ſehn. —
Ihr Götter! wenn die blaſſe Helle nicht
Mein Auge täuſcht, ſo hab' ich Sexta dort
Gewahret: liegt ſie nicht, zum Bett gebeugt,
Auf ihrer Mutter Bruſt!

Delius.

Sie hat gewacht
Am Krankenlager. Laß die Müde ruhn.

Sextus.

Das Haar auf meiner Stirne ſtarrt empor
Und meine Wange friert. Jezt, alter Knecht,
Sag alles.

Sexta. (ſich aufrichtend.)

Delius, wer iſt der Mann,
Der mit dir ſpricht?

Sextus.

Dein Vater, Sextus iſt's!

Delius. (entflieht.)

Fort! ich ertrag' es nicht.

Sexta. (in ihres Vaters Armen.)

So biſt du hier!

Mein Vater! ach zu ſpät.

Sextus.

Warum zu ſpät!

Die Mutter, ſprich mein Kind! ſie ſchlummert!

Texta.

Nicht

Erweckbar! ewig taub, auch deinem Ruf!

Sextus.

Todt!

Sexta.

Todt.

Sextus.

Ha wehl.

Sexta. (neben ihn hingeworfen und ſeine Knie umklammernd.)

Verlaſſe du mich nicht!

Ich habe keine Mutter mehr.

Sextus. (hinterwärts an das Bett gelehnt, die Augen ſtier und ohne Bewegung: die Hand der Todten in die ſeinigen geſchlungen.)

Ich kann

Die froſt'gen Finger nicht erwärmen.

schielende Farbe gebe, beschuldigen werden. Wir haben uns schon mehrmalen erklärt, daß wir in diesem Werke die Pflichten eines Geschichtschreibers, und nicht eines Apologisten übernommen haben; indessen bleibt uns doch erlaubt, von den Handlungen eines Manns, dessen Leben wir zwar nicht für ein Muster, aber doch für ein lehrreiches Beyspiel geben, eben so frey nach unserm Gesichtspunct zu urtheilen, als es unsre Leser aus dem ihrigen thun mögen. Was also den ersten Punct betrift, so haben wir bereits erinnert, daß es unbillig seyn würde, dasjenige, was Agathon wider die Republicken seiner Zeit gesprochen, für eine, von ihm gewiß nicht abgezielte, Beleidigung solcher Freystaaten anzusehen, welche (wie er als möglich erkannt hat) unter dem Einfluß günstiger Umstände, durch ihre Lage selbst vor auswärtigem Neid, und vor ausschweiffenden Vergrösserungs-Gedanken gesichert, durch weise Gesetze, und was noch mehr ist, durch die Macht der Gewohnheit, in einer glückseligen Mittelmässigkeit fortdauern, und die Gebrechen kaum dem Namen nach kennen, welche Agathon an den Republicken seiner Zeit für unheilbar angesehen. Ob er aber diesen Letztern zu viel gethan habe, mögen diejenigen entscheiden, welche mit den besondern Umständen ihrer Geschichte bekannt sind. Hat die Empfindung des Unrechts, welches ihm selbst zu Athen zugefügt worden, etwas Galle in seine Critick gemischt; so ersuchen wir unsre Leser (nicht dem Agathon zu lieb; denn was kann diesem durch ihre Meynung von ihm zu- oder abgehen?)

Sexta.

Mir,
Mein theurer Vater, giebst du keinen Blick.

Sextus. (wie oben.)

Das Schicksal! o wie elend hat er mich
Gemacht.

Sexta.

Zu deinen Füßen liegt dein Kind.

Sextus.

So stumm, du holder Mund! verblichen sind
Die Rosenblätter. Konntest du mir nicht
Den Willkomm sagen, nicht das Lebewohl!

Sexta.

Auf ihren Lippen schwebt kein Name noch.

Sextus.

Sie bleiben fest geschlossen: ihnen hat
Der Tod sein kaltes Siegel aufgedrückt. —
Wie starb Aurelia?

Sexta.

Das Leiden brach
Ihr Herz —

Sextus.

Genug! genug. Erzähle nicht.
Das Leiden brach ihr Herz; ein edles Herz
Wie Rom der Herzen wenig hat! Du weinst?

Ich möchte weinen. In der Seele brennt
Mir eine Thräne; trocken bleibt mein Aug.

Sexta.

Wir litten viel: treu theilte jede Noth
Mit uns dein Delius.

Sextus. (in der vorigen Stellung.)

Ich hatte ſchon
Vergeſſen alles Unglück, wanderte
Getroſt zur Tiberſtadt, die feſtlich mir
Auf ihren Hügeln glänzte, brachte ſchon
Im Geiſt, an der Penaten Herd geſtellt,
Ein Prieſter meiner Hütte, frohen Danks
Ein Blumenopfer.

Sexta.

Dank den Himmliſchen!
Sie haben vor dem Streich des Mörderarms
Dein theures Haupt verwahrt, den irren Fuß
Zur Heimathſchwelle noch zurückgeführt.

Sextus.

O ihr, die Rom in Marmortempeln ehrt!
Ihr, die der gute Bürger jeden Tag
Mit Lobſang und Gebet dem Vaterland
Verſöhnt; ihr, deren Grimm das Römervolk
Zur Beute vorwarf einem Sylla, wie
Ein toller Mann, von Zorn und Wein erhitzt,
Armſel'ge Sklaven einem wilden Thier

Zur Speiſe vorwirft: (und wie kamen all'
Erbärmlich um, wenn nicht der Würger ſelbſt
Aufhörete, vom Blut der Tauſende
Geſättigt; denn gewiß! ihr habt es nicht
Gehindert, noch dem Jammerſtand ein Ziel
Verſprochen): Götter! Herren des Geſchicks!
Was that ich euch? ihr Unbarmherzigen,
Ihr ließet mich, als ruht' auf meinem Haupt
Der Fluch von eines ganzen Volkes Schuld,
In banger Irre ſchweifen mondenlang,
Geächtet und verbannt; doch hab' ich nicht
Gemurrt: ich hofft' auf eure Vorſicht ſtets,
Und flehte, frommer Thor, um euern Schutz.
Nicht meine Gärten und das Luſthaus, nicht
Die Sklaven hab' ich euch zurückbegehrt:
„Laßt, rief ich, jene Güter, wenn ihr wollt,
„In Craſſus Händen, dem ſie der Tyrann
„Freigebig ſchenkte. Nur mein Theuerſtes
„Erhaltet!“ und ich muß im öden Rom
Die Leiche finden meines jungen Weibs,
Von Harm und Nothdurft langſam aufgezehrt!
Das, das iſt euer Werk! und alſo herrſcht
Der große Jupiter! ſein Blitz verſchont
Die Frevler: die beſtraft er, welche Rom
Und Freiheit lieben!

Sexta.

Weh, mein Vater! ſchmäh'
Nicht unſre Götter.

Sextus.

Sylla geht umher,
Der Mörder ſeines Landes, unverletzt;
Und ſo verachtet er Senat und Volk,
Der Wüthrich, daß er jetzt aus Ueberdruß
Der Herrſchgewalt entſagt, die ſtraflos ihn
Erhielt, und nicht vor unſrer Rache bebt!
Ha! welcher Mann, wenn Ruhmſucht ihn berauſcht,
Wird künftig Freiheit ehren und Geſetz!
Und welcher Vaterlandvergeßne wird
Nicht morgen, wenn er kühn es unternimmt,
Quiriten, euer Herr und König ſeyn!
Wir ſind gefallen! Muth und Tugend iſt
Gewichen, Zucht und Scham und Redlichkeit
Verſchwunden; der Senat vom Liktorbeil
Zerſtöhrt, mit niedern Knechten ausgefüllt!
Und auf dem Marktplatz ſteht ein feiles Volk!
Und im Olymp ſind keine Richter mehr! —

Sexta.

Hör auf, Grauſamer.

Sextus.

Folg Aurelien.
Was thuſt du hier verlaſſen und allein?
Verlaſſen, denn von nun an bin ich nur
Ein unbeſeeltes Bild, ein Trauerſtein
Auf deiner Mutter Grab —

5.

Die Reiſe.*)

Sie.

Ach! wie kann ich dich, du Armer, glücklich machen? —
— Mich verbinden heilge Schwüre einem andern —
Dich bedaur' ich — denn ich darf ja dich nicht lieben —
Doch du eileſt in die Fremde — laß doch hören
Wo du hineilſt — ob die Heimath deiner würdig —,

Er.

Kennſt du wohl das Land des Glückes, des Entzückens,
Wo die Liebenden ſich endlich wieder ſchauen,
Wo Betrübte ihren Kummer niederlegen,
Wo Verbannte ihre Heimath wieder finden,
Wo den Durſtigen die Quellen ewig ſprudeln,
Wo den Hungrigen die Früchte ewig glühen? —

*) Nicht blos um der Seltenheit willen, daß ein geborner und in Eaton und Cambridge gebildeter Britte in unſerer Sprache ſo fertig dichtet, ſondern auch, weil dieſe liebliche Idylle ihrem innern Gehalt nach den geborenen Dichter und ihrem äußerſt ſchwierigen und nur ſelten mit Glück verſuchten Sylbenmaaße nach den forſchenden Metriker verräth, darf dieſer Verſuch gewiß an auf den Beifall aller unbefangenen und kunſtliebenden Leſer rechnen.

Sie.

Zwar ich kenne dieſes Land nicht — dennoch eile,
Eile hin, das Land iſt ſchön — iſt deiner würdig —

Er.

An des Landes Grenzen prangen Prachtgemäuer —
Groß und glänzend ſind die Säle, doch die Pforte
Iſt ſo enge — ſchön beleuchtet ſind die Hallen,
Doch die Pforte iſt ſo dunkel — ew'ge Sonnen
Strahlen Wärme, ſtrahlen Leben durch die Hallen,
Doch die Pforte iſt ſo ſchaurig, iſt ſo ſtille —

Sie.

Daß die Pforte dieſer neuen ſchönen Heimath
Eng und dunkel, ſtill und ſchaurig, darf den Wandrer
Nicht bekümmern — denn er ſchreitet bald vorüber —
Sind die Säle doch ſo herrlich — groß und glänzend,
Sind die Hallen doch ſo prächtig — hell beleuchtet,
Sind lebendig — warm beſtrahlt von ew'gen Sonnen —
— Eile hin denn, daß ich einſtens aus der Ferne
Dich nach deinem langen Kummer glücklich wiſſe —

Er.

Ach vergebens ſucht' ich aus dem fernen Lande
Frohe Botſchaft in der Heimath zu verkünden —
— Lebe wohl — denn ach! es kehret durch die enge,
Dunkle, ſchaurig-ſtille Pforte keiner wieder. —

Weimar.

Meliſſ von Blythe.

II.

Die Improviſatoren.

(Fortſetzung.)

Zweite Abtheilung.

Die Kunſt all' improviſo zu dichten wanderte im zwölften Jahrhunderte zugleich mit dem Geiſte und den Formen der damals blühenden provenzaliſchen Dichtkunſt nach Italien hinüber, wo ſie in dem Genie der Einwohner einen ſo günſtigen Boden und in der geſchmeidigen, harmoniſchen Landesſprache einen ſo bildſamen Stoff vorfand, daß ſie nicht allein ſich hier lebendig erhielt, ſondern auch mit der italieniſchen Poeſie gleiches Schrittes in ihrer Ausbildung fortging, und eine Lieblingsergötzung der geiſtreichen, feurigen Bewohner dieſes ſchönen Landes wurde, welche unter den beneidenswürdigen Vorzügen deſſelben keiner der geringſten iſt. Wahrſcheinlich hat auch der edelſte und zarteſte unter allen Liebeſängern, Petrarca, der von dem Geiſte und der ſanften Glut der provenzaliſchen Dichter erfüllt war, dieſe Kunſt geübt; wenigſtens iſt bekannt, daß er zuerſt die ſchöne Sitte derſelben, die leider ſchon längſt wieder erloſchen, und nur noch beim Improviſiren üblich iſt, die

Sitte den Geſang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat.

Die Geſchichte der verfloſſenen Jahrhunderte nennt die Namen mehrerer, welche durch ihr Talent im Improviſiren, und durch den Ruhm, den ſie in dieſer bewunderungswürdigen Kunſt erlangten, über die Menge der übrigen hervorragten. Aber ſorgloſer in ihrer Kindheit, als jetzt, hat ſie uns aus den erſten Zeiten des Wiederaufblühens der Dichtkunſt keine Nachrichten von Improviſatoren aufbewahrt, obwohl ihre damalige Exiſtenz nicht zu bezweifeln iſt. Die früheſten, deren ſie erwähnt, lebten am Ende des XVten und zu Anfange des XVIten Jahrhunderts, vornemlich zu den Zeiten des Papſtes Leo X, welcher durch den edeln Eifer, womit er nach dem Beiſpiele ſeines großen Vaters Lorenzo Medici des Herrlichen alle Muſenkünſte um ſeinen Thron verſammelte, ſich der unſterblichen Ehre würdig machte, dem goldenen Zeitalter der neueren Kunſt ſeinen Namen zu geben.

Auch dieſe Kunſt des Genie's, die ſchon Papſt Sixtus IV unter ſeine Hofergötzungen aufnahm, fand, wie alle übrigen, in Leo X einen huldreichen Beförderer. Sein Hof war ein Sammelplatz der ausgezeichnetſten Talente Italiens, wo jeder, dem die Natur einen ſolchen Adelsbrief ertheilt hatte, freien Zutritt, Ehre und Belohnung fand. Seine Abende

mahlzeiten — nicht ſchändliche Bacchanale der ausſchweifenden Wolluſt, wie die Abendmahlzeiten eines Alexander Borgia und ſeiner ehrloſen Geſellen — waren gewöhnlich der Schauplatz froher und rühmlicher Wettkämpfe des Genie's, wo, vor einer auserleſenen Geſellſchaft geiſtreicher und gelehrter Männer, Dichter und witzige Köpfe ihre Kräfte mit einander maßen. In gleichem Anſehen ſtand dieſe Kunſt damals an den glänzendſten Höfen Italiens, dem von Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Dieſer Geiſt eines frohen von den Muſen und Grazien bekränzten Lebensgenuſſes, welcher, wie das meiſte Gute und Schöne jener Zeiten, den Mediceern ſein Daſeyn verdankte, hatte ſich faſt allgemein an den Höfen und in den Paläſten der Großen verbreitet. Mitten im wilden Getümmel der Kriege, welche Italiens reizende Fluren verheerten, war es Sitte geworden, das Talent zu ehren, zu beſchützen und zu belohnen. Italiens Fürſten waren deshalb nicht ſelten eiferſüchtig auf einander, und buhlten um den Beſitz großer Dichter und Bildner. Kein Wunder, wenn in dieſem belebenden Sonnenglanze des Glückes und des Ruhmes, Talente aller Art in ſolcher Menge und Trefflichkeit gediehen, daß faſt jeder Fürſt Italiens eine Krone der edelſten um ſich verſammeln konnte.

Aber ſeit Dante und Petrarca war mehr als Ein Jahrhundert verfloſſen und die italieniſche Sprache

und Poeſie hatte in dieſer langen Zeit keine neuen Fortſchritte gemacht, weil ihre Nachfolger bloße Nachahmer waren; im Gegentheil waren beide wieder in eine gewiſſe Rohheit zurückgeſunken; überdieß war die lateiniſche Sprache, vorzüglich am Hofe der Päpſte, die Sprache der Gelehrten und Verskünſtler, weil man aus unzeitiger Achtung für das Alterthum den Wahn hatte, daß die ſublimen Platoniſchen Ideen, worin die Filoſofen und ſchönen Geiſter jener Zeiten ſich berauſcht hatten, in der lingua volgare nicht würdig genug ausgedrückt werden könnten; obgleich jene beiden großen Lichter hinlänglich gezeigt hatten, was dieſe Sprache unter den Händen des Genie's ſowohl im Erhabenen, als im Zärtlichen und Geiſtreichen ſchon ſo frühe vermochte. Dieſer Wahn hatte auch auf die extemporane Poeſie den nachtheiligen Einfluß, daß in dieſer Periode die Meiſter im Improviſiren meiſtens in lateiniſcher Sprache ſangen. Erſt nachdem mehrere große Männer, die bei der Nazion in Achtung ſtanden, ein Lorenzo Medici, Bembo, Bojardo, Bernardo Taſſo, Arioſt u. a. der lebendigen Landesſprache einen neuen Dichterſchwung gegeben hatten, verlor allmählig die Lateiniſche das Primat, und die extemporane Poeſie ward nun ein ächtes Nazionalgut.

Der erſte Improviſatore, deſſen die Geſchichte der italieniſchen Literatur erwähnt, iſt Niccolo Leoni-

ſich an ſeinen Platz zu ſtellen, und ſich alsdann zu fragen, wie werth ihnen ein Vaterland ſeyn würde, welches ihnen ſo mitgeſpielt hätte? Sie mögen ſich erinnern, daß es insgemein nur auf eine kleine Beleidigung ihrer Eigenliebe ankömmt, um ihre Hochachtung gegen eine Perſon in Verachtung, ihre Liebe in Abſcheu, ihre Lobſprüche in Schmähreden, ihre guten Dienſte in Verfolgungen zu verwandeln. Wie oft, meine Herren, hat ſich ſchon um einer nichts bedeutenden Urſache willen ihre ganze Denkungsart von Perſonen und Sachen geändert? — Antworten Sie ſich ſelbſt ſo leiſe als Sie wollen; denn wir verlangen nichts davon zu hören; und wenn Sie, nach dieſem kleinen Blick in ſich ſelbſt, unſerm Helden nicht vergeben können, daß er ein Vaterland nicht liebte, welches alles Mögliche gethan hatte, ſich ihm verhaßt zu machen: So müſſen wir zwar die Strenge Ihrer Sittenlehre bewundern; aber — doch geſtehen, daß wir Sie noch mehr bewundern würden, wenn Sie ſo lange, bis Sie gelernt hätten, etwas weniger Parteylichkeit für ſich ſelbſt zu hegen, etwas mehr Nachſicht gegen andre ſich empfohlen ſeyn laſſen wollten.

Ueberhaupt hat man Urſache zu glauben, daß Agathon geſprochen habe, wie er dachte; und das iſt zu Rechtfertigung ſeiner Redlichkeit genug. Und warum ſollten wir an dieſer zu zweifeln anfangen? Sein ganzes Betragen, während daß er das Herz des Tyrannen in ſeinen Händen hatte, bewies, daß er keine Abſich-

ten

eeno von Vicenza, geboren im J. 1428, einer der gelehrteſten Aerzte ſeiner Zeit und Lehrer des Kardinals Bembo. Der große Lorenzo Medici, der ſelbſt in ſeiner Jugend dieſe Kunſt zum Vergnügen trieb, ſchätzte ihn hoch, und Leo X, deſſen Gelangung zur päpſtlichen Würde er noch erlebte, gab ihm in einem Breve ein freiwilliges Zeugniß ſeiner Achtung. Er ſtarb 98 Jahr alt.

Serafino von Aquila, im Jahre 1466 geboren, übte dieſe Kunſt mit ſo großem Beifall und Ruhm aus, daß mehrere Fürſten Italiens um ſeinen Beſitz wetteiferten; und er brachte ſeine Lebenszeit abwechſelnd an ihren Höfen zu. Während derſelben ward er faſt vergöttert und dem Petrarca gleich geſchätzt. Dieſen außerordentlichen Beifall, welcher bald nach ſeinem Tode aufhörte, verdankte er vornehmlich der perſönlichen Anmuth und Lieblichkeit, womit er ſeine Verſe zum Saitenſpiel ſang. Er ſtarb um das Jahr 1500, im 34ſten ſeines Alters zu Rom.

Bernardo Accolti von Arezzo gebürtig und wegen ſeiner großen Meiſterſchaft im Improviſiren der Einzige genannt, erwarb ſich zuerſt am Hofe des Herzogs von Urbino, und dann am Hofe Leo's des Zehnten mit ſeiner Kunſt einen bis dahin beiſpielloſen Beifall. Wenn ſich — ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller — das Gerücht durch Rom verbreitete,

daß der Einzige singen würde, so wurden die Kramläden geschlossen und das Hinzudrängen war so stark, daß man die Thüren des Hauses, wo er sang, mit Wachen besetzen mußte; die gelehrtesten Männer und ehrwürdige Prälaten eilten in die Wette herbei um ihn zu hören, und sein Gesang wurde oft durch den lauten Beifall der Zuhörer unterbrochen.

Nicht minder berühmt war ein gewisser Cristoforo von Florenz, mit dem Zunamen l'altissimo, welcher auf diese Weise ein großes romantisches Rittergedicht, i Reali betitelt, verfertigte. Während er dasselbe all' improviso sang, ward es von seinen Freunden niedergeschrieben, und nach seinem Tode im Jahr 1734 erschien es im Druck. Es erhebt sich nie über das Mittelmäßige und sinkt oft unter dasselbe. Ein Florentiner, dessen Ruscelli gedenkt ohne ihn mit Namen zu nennen, und der vielleicht eben dieser Cristoforo war, pflegte oft unter guten Freunden den ersten besten lateinischen Dichter aufzuschlagen und ein Stück aus demselben auf der Stelle in ottave rime übersetzt, zur Leier abzusingen.

Die Geschichtschreiber jener Zeit gedenken dreier blinder Improvisatori, deren erster Cristoforo Sordi von Forli gebürtig um das Jahr 1500 lebte. Der zweite, Aurelio Brandalini von Florenz, auch Lippo Fiorentino genannt, verlor in der frühesten Kindheit sein Gesicht, brachte es aber

deſſen ungeachtet im Improviſiren zu ſolcher Vollkommenheit, daß er es mit den beſten ſeiner Zeit aufnahm und ſich öfter vor dem Papſt Sixtus IV mit Beifall hören ließ. Einſt als man ihm in Verona das Lob der berühmten Männer des Alterthums, die Verona hervorgebracht hat, zum Thema gab, ſang er auf der Stelle das Lob des Catull, des Cornelius Nepos und des jüngern Plinius in bewundernswürdigen Verſen. Ein andermal, wo man ihm des Plinius Naturgeſchichte zum Thema gegeben hatte, gab er, wie ein gleichzeitiger Skribent verſichert, einen Auszug des ganzen Werks, Buch für Buch, in Verſen, ohne auch nur einen bedeutenden Umſtand zu übergehen. Sein Ruf erſcholl bis an den Hof des Matthias Corvinus, Königs von Ungarn, welcher, nach Weiſe der italieniſchen Fürſten, eine Menge gelehrter Männer und ſchöner Geiſter um ſich verſammelte, und auch dieſen blinden Sänger zu ſich einlud. Brandolini kehrte nach dem Tode dieſes Königs nach Italien zurück, und ſtarb 1497 in Rom. Er hatte einen Bruder, Namens Raffaele, der gleichfalls durch einen unglücklichen Zufall das Geſicht verloren hatte, und ſich eben ſo wie jener als Improviſatore berühmt machte. Dieſer ſang mit mehreren anderen oft an der Tafel Leo's X, wo er einſt von dem Andrea Marone, der ein Herkules in Wettkämpfen dieſer Art war, überwunden und zum Schweigen gebracht wurde.

Andrea Marone von Pordenone aus dem Friul gebürtig, der gewaltigste unter allen Improvisatoren am Hofe Leo's. Er sang über jeden Gegenstand mit außerordentlicher Leichtigkeit in lateinischen Versen, und überwand die meisten seiner Nebenbuhler im Wettgesange. Gleichzeitige Schriftsteller, die ihn gehört haben, erzählen Wunderdinge von ihm. Er begleitete seinen Gesang gewöhnlich mit der Geige, fing gemach an, und je weiter er fortfuhr, um so ströhmender ergoß sich sein Gesang, um so größer ward die Leichtigkeit, das Feuer und die Eleganz seiner Verse. Seine funkelnden Augen, der vom Gesicht triefende Schweiß, das Aufschwellen der Adern auf seiner Stirne, zeugten von der Glut, die in seinem Innern brannte. Ein frohes Staunen fesselte alle Zuhörer, und es schien, als ob er die Dinge, die er im Moment hervorbrachte, lange vorher durchdacht hätte, so klar, reif und wohlgeordnet waren seine Ideen. Je schwieriger die Aufgabe war, um so bewundernswürdiger gelang ihm die Ausführung. Einst bei einer glänzenden Tafel im päpstlichen Pallast, an welcher die fremden Gesandten und die Vornehmsten Roms versammelt waren, ward ihm der heilige Bund, der damals wider den Türken im Werke war, zum Thema gegeben. Er hob seinen Gesang mit den Worten an:

Infelix Europa diu quassata tumultu
Bellorum —

und ſetzte ihn lange mit ſo allgemeinem Beifall der Anweſenden fort, daß der Papſt ihm nach Endigung deſſelben ein Beneſiz in der Diöceſe von Capua zur Belohnung ſchenkte. Dieſer Sänger lebte lange am Hofe Leo's, der ihm eine Wohnung im Pallaſt des Vatican gab, allgemein geehrt und geachtet; aber er war nie reich, entweder weil man ihn mit taubem Lobe abſpeiſte, oder weil er, ſorglos nach Poetenweiſe, die Glückegöttin nicht zu feſſeln wußte. Unter dem Holländer Hadrian IV, den man auch ſpottweiſe den Häringspapſt zu nennen pflegte, und der die Poeten für ſchändliche Götzendiener hielt, ward er aus dem Vatican gejagt, aber in der Folge von Clemens VII wieder dahin zurückgerufen. Er ward zu mehreren Malen mit in die Unglücksfälle verwickelt, welche Rom unter der Regierung dieſes Papſtes erdulden mußte, ward dreimal von den Plünderern ergriffen, grauſam gemartert und alles des Seinigen beraubt. Er ging nun nach Capua, kehrte aber bald wieder nach Rom zurück, in der Hofnung ſeine Bücher und Schriften wieder zu finden, die er während der Unruhen verloren hatte. Hier fiel er in eine Krankheit und ſtarb arm, elend, von allen verlaſſen, als Bettler in einer Kneipſchenke, im Jahr 1527 und im 53ſten ſeines Alters.

Von ſehr verſchiedenem Karakter war ein anderer Stegreifs-Dichter derſelben Zeit, Namens Ca-

millo Querno von Monopoli, im Königreiche Neapel, der von den Geschichtschreibern jener Zeiten als ein Erzschmaroher und Buffone geschildert wird. Sein Talent bestand in einer seltenen Leichtigkeit all' improviso zu singen, die aber von einer noch seltenern Unverschämtheit begleitet war. Querno kam unter Leo X Regierung nach Rom um hier sein Heil zu suchen, und brachte als Dokument seiner poetischen Würde ein lateinisches Gedicht von mehr als 20,000 Hexametern mit, das den Namen Alexiados führte. Mit diesem Gedichte und der Zither in der Hand präsentirte er sich selbst genugsam wie ein Apollo der damals blühenden Römischen Akademie als Improvisatore. Die Akademiker, denen sein festes, mit einer großen Wolkenperücke umgebenes Vollmonds-Gesicht entgegen glänzte, ahndeten in dem Sänger der Alexiade Stoff zu belustigenden Szenen. Man stellte ein großes Gastmahl auf der Tiber-Insel an, wozu auch Querno eingeladen wurde. Nachdem dieser sich seiner Gewohnheit nach im Essen, Trinken und Improvisiren gleich wacker erwiesen hatte, ward sein dreifaches Talent feierlich mit einem Kranze von Kohlblättern, Weinlaub und Lorbeerzweigen gekrönt, und dann der so gekrönte Dichter mit lautem Jubel zum Arcipoeta ausgerufen. Stolz auf die Ehre, die ihm hier widerfahren war, verlangte er dem Papst vorgestellt zu werden. Es geschah, und Leo fand in dem vollwangigen Musensohne eine treffliche Akquisizion für

ſeine Tafelbeluſtigungen, zu welchen er von Stund an freien Zutritt erhielt. Was ihm von der päpſtlichen Tafel gereicht wurde, verſchlang der immer hungrige und durſtige Poet gewöhnlich am Fenſter ſtehend, und öfters reichte ihm der heilige Vater ſeinen eigenen Becher zum Trinken dar, mit der Bedingung, daß er wenigſtens ein Diſtichon aus dem Stegreif ſagen mußte, und wenn dieſes ſchlecht gerieth, ſo bekam er zur Strafe ſtark gepäſſerten Wein. Zuweilen antwortete der Papſt dem Poeten in Verſen; z. B. als dieſer einſt ſagte:

Archipoeta facit versus pro mille poetis

antwortete jener:

Et pro mille aliis archipoeta bibit.

und als bald darauf der durſtige Poet anſtimmte:

Portige, quod faciat mihi carmina docte, Falernum

ſetzte der Papſt hinzu:

Hoc etiam enervat, debilitatque pedes.

womit er auf des Poeten Podagra anſpielte. Ungeachtet dieſer Vertraulichkeit mit dem heiligen Vater erging es leider dem luſtigen Tafelpoeten, wie es gewöhnlich den Buffonen zu ergehen pflegt. Die Beifallsbezeugungen, die er erhielt, waren zuweilen mit Beleidigungen, wohl gar mit Schlägen gewürzt; über-

dem hatte er den Verdruß, daß der unbezwingliche Marone ihn im Wettſingen öfter zum Schweigen brachte. Er beſuchte darum dieſe Abend-Symposien ſeltener und verließ endlich Rom gänzlich, ging nach Neapel, gerieth daſelbſt in Armuth und Krankheit, und ſchlitzte ſich in einem Anfalle von Unmuth mit einer Scheere den Bauch auf, zerſchnitt ſich die Eingeweide und ſtarb eines ſchmerzlichen, grauenvollen Todes.

Unter den Improviſatoren, welche Papſt Leo's Abendmahlzeiten würzten, gab es noch einige andere, die ihre Kunſt auf ähnliche Weiſe zu Buffonaden herabwürdigten. Unter dieſen war einer, Namens Giovanni Gazzoldo, der ſeiner lächerlichen Verſe wegen zuweilen vom Papſt verurtheilt wurde, feierlich abgeprügelt zu werden, wodurch er das Mähes chen von Rom ward; und ein anderer, Girolamo Brittanico mit Namen, der ſich auf dieſelbe Weiſe dem Geſpötte preis gab. Ein gewiſſer Barabello von Gaeta rühmte ſich Verſe all' improviſo zu machen, die den Verſen des Petrarca gleich kämen und verlangte deshalb, ſo wie dieſer auf dem Kapitol gekrönt zu werden. Giovius hat den lächerlichen Pomp beſchrieben, womit dieſe Zeremonie begangen werden ſollte, die aber hernach unterblieb, weil der Elefant, auf welchem der Poet Barabello im Triumf aufs Kapitol reiten ſollte, bei dieſer Gelegenheit

nicht Verſtand zeigte als die Menſchen, und durchaus nicht die Engelsbrücke paſſiren wollte.

Außer den bisher Genannten zeichneten ſich zu derſelben Zeit noch ein Mario Filelfi, Pamfilo Saſſo, Pico della Mirandola, ſeines großen vielumfaſſenden Genie's wegen der Phönix genannt, Ippolito von Ferrara u. A. in dieſer Kunſt aus, welche meiſtens der damaligen Sitte gemäß in lateiniſchen Verſen improviſirten.

Nach dem Tode Leo's X gerieth dieſe Sitte ziemlich in Verfall; deſto mehr aber ward dieſe Kunſt nun in italieniſchen Verſen getrieben. Unter der großen Menge von Improviſatori, welche im Verfolg des XVIten Jahrhunderts blüheten, nennt die Geſchichte einen Luigi Alamanni, Giambattiſta Strozzi, del Pero, Niccolo Franciotti, Ceſare da Fano, welche ſich ſämmtlich zur Zeit Clemens VII in Rom befanden. Auch dürfen wir unter den bildenden Künſtlern den Baumeiſter Bramante und den allumfaſſenden Leonardo da Vinci nicht mit Stillſchweigen übergehen. In dieſem Jahrhunderte, wo die Liebe zu den ſchönen Künſten einen allgemeinen Enthuſiasmus erregt hatte, und wo auch das ſchöne Geſchlecht ſeinen Beitrag zur Verſchönerung des italieniſchen Parnaſſes gab, finden wir zuerſt die Namen dreier Dichterinnen bemerkt, wel-

che all' improviso sangen: eine Venezianerin Cecilia Micheli, und zwei von Correggio gebürtig: eine Nonne des Klosters St. Antonio in dieser Stadt, Namens Barbara und eine Giovanna de' Santi.

Aber über alle Improvisatori dieser Zeit ragte Silvio Antoniano hervor, der in der Folge zur Kardinalswürde gelangte, ein Glück, das er seinem Talent verdankte. Er wurde im Jahr 1540 in Rom von einer unbekannten Familie geboren und äußerte sein außerordentliches Talent zum Improvisiren schon in früher Jugend, daher man ihn gewönlich il poetino (den kleinen Poeten) nannte, welchen Namen auch noch ein gewisser Alessandro Zanco und ein Giovanni Leone von Modena führten. Der Kardinal Otto Truches nahm den jungen Silvio zu sich ins Haus und ließ ihn im Lateinischen, Griechischen und Italienischen gründlich unterweisen, damit sein Geist keiner Bildung ermangele. Einst gab derselbe eine Probe von seiner Kunst, welche Aufsehen und Bewunderung erregte. Bei einem Gastmale seines Gönners, bei welchem auch der Kardinal Giannangelo Medici zugegen war, profezeite er diesem letzteren improvisirend die Gelangung zur päpstlichen Würde; eine Profezeiung, die der Erfolg bald nachher wahr machte. Im Jahr 1555 hörte ihn der Herzog von Ferrara Ercole II, welcher nach Rom gekommen war, um den neuen Papst Marcello zu

ten hegete, welche ihn genöthigt hätten, ihm gegen seine Ueberzeugung zu schmeicheln. Es ist wahr, er hatte Absichten, bey allem, was er von dem Augenblicke, da er den Fuß in Dionysens Palast setzte, that; sollte er vielleicht keine gehabt haben? Was können wir nach der äussersten Schärfe mehr fodern, als daß seine Absichten edel und tugendhaft seyn sollen; und so waren sie, wie wir bereits gesehen haben. Es scheint also nicht, daß man Grund habe, ihm aus der Vorsichtigkeit einen Vorwurf zu machen, womit er, in der neuen und schlüpfrigen Situation, worinn er war, alle seine Handlungen einrichten mußte, wenn sie Mittel zu seinen Absichten werden sollten. Wir geben zu, daß eine Art von Zurückhaltung und Feinheit daraus hervorblickt, welche nicht ganz in seinem vorigen Character zu seyn scheint. Aber das verdient an sich selbst keinen Tadel. Es ist noch nicht ausgemacht, ob diese Unveränderlichkeit der Denkungs-Art und Verhaltungs-Regeln, worauf manche ehrliche Leute sich so viel zu gute thun, eine so grosse Tugend ist, als sie sich vielleicht einbilden. Die Eigenliebe schmeichelt uns zwar sehr gerne, daß wir, so wie wir sind, am besten sind; aber sie hat Unrecht, uns so zu schmeicheln. Es ist unmöglich, daß, indem alles um uns her sich verändert, wir allein unveränderlich seyn sollten; und wenn es auch nicht unmöglich wäre, so wär' es unschicklich. Andre Zeiten erfordern andre Sitten; andre Umstände, andre Bestimmungen und Wendungen unsers Verhaltens. In moralischen Romanen finden wir freylich

Helden,

komplimentiren; und ward von dem Talent des funfzehnjährigen Poetino so eingenommen, daß er ihn mit sich nach Ferrara führte, wo ihm der Herzog eine Pension, und im 17ten Jahr seines Alters einen Lehrstuhl der schönen Wissenschaften ertheilte. Ein gewisser Ricci erzählt in einem Briefe an Giambattista Pigna, den Lebensbeschreiber des Arioſto, daß einſt im Frühling, wo Silvio in seiner Villa vor einer Gesellschaft von Freunden improvisirte, eine Nachtigall von dem Klange der Laute angelockt, so lieblich und kunstreich zu flöten und zu gurgeln angefangen habe, als ob sie sich mit dem Silvio in einen Wettstreit einlassen wollen, so daß alle Anwesenden in Verwunderung gerathen seyen; daß Silvio, durch dieses wunderbare Ereigniß begeistert, seinen Gesang an die kleine Sängerin gerichtet und in schönen Versen ihr Lob gesungen habe. Er gab öftere Proben seines Talents in Venedig vor der Königin Bona von Pohlen, und in Florenz wohin er den Erbprinzen Alfonso von Ferrara begleitete. Varchi, einer der ersten Florentinischen Gelehrten jener Zeit, und selbst Dichter, sagt von ihm: „Ich für meinen Theil habe nie etwas gehört (obwohl ich alt bin und viel in der Art gehört habe) was mir bewundernswürdiger geschienen hätte, als das Improvisiren des Messer Silvio Antoniano, als er mit dem erlauchten und vortrefflichen Prinzen Don Alfonso in Florenz war. Er war in diesem zarten Alter ein Naturwunder, ein

Ungeheuer; man merkte ihm an, daß er in Messer Annibal Caro's Schule gewesen war, und wenn ich selbst ihn nicht gehört hätte, so würde ich nie geglaubt haben, daß es möglich sey, so sinnreiche und anmuthige Verse all' improviso zu singen. Ich gab ihm zweimal das Thema, wovon er eins in terze rimé, und das andere in ottave rime ausführte, und alles, was über die aufgegebenen Materien zu sagen war, mit bescheidener Grazie sagte. Papst Pius IV (ehemaliger Kardinal Giannangelo Medici) berief gleich nach seinem Regierungsantritte den Silvio nach Rom und machte ihn zum Sekretair seines Neffen des jungen Kardinal Borromeo, und so stieg er durch verschiedene Aemter und Ehrenstellen endlich zur Kardinalswürde empor, die ihm Papst Clemens VIII im Jahr 1598 ertheilte. Er starb in Rom 1603, 63 Jahre alt.

Wir übergehen der Kürze wegen eine Menge anderer, nicht minder geschickter und bewunderter Improvisatori, die, in mehreren Städten Italiens zerstreut, ihre Kunst ausübten, deren Studium sich immer allgemeiner verbreitete, dergestalt, daß oft auch Leute niederen Standes, von ächtem Dichtergenius getrieben, sich auf diese Kunst legten und in ihr zu großer Meisterschaft gelangten. So z. B. erwähnt Maffei eines Beckers in Verona, Namens Antonio Belmi, der um das Ende des XVIten Jahrhunderts

lebte und als einer der größten Improviſatori bewundert wurde. Er ſang über jedes ihm aufgegebene Thema und in allen Versarten. Oft gaben ihm mehrere Zuhörer, jeder einen Vers, den er am Ende jeder Stanze ſo geſchickt mit ſeinen eigenen Verſen zu verbinden wußte, als ob er von ihm ſelbſt wäre verfertiget worden.

Im folgenden XVIIten Jahrhunderte theilte die Kunſt des Improviſirens mit der geſchriebenen Poeſie den Einfluß der Geſchmacksverderbniß, welche damals allgemein in Italien herrſchte. Die Geſchichte hat wenig Nachrichten und Produkte von Improviſatoren aus dieſer Epoche aufbewahrt, und wahrſcheinlich iſt der Schaden nicht groß; denn auch unter den zahlreichen gedruckten Poeſien jener Zeit ſind nur wenige dieſer Ehre würdig.

Im jüngſtverfloſſenen achtzehnten Jahrhunderte hat die extemporane Dichtkunſt, ſo wie die italieniſche Poeſie überhaupt, ſich nicht nur wieder zu einem reineren Geſchmack erhoben, ſondern ſie hat auch durch mehrere ausgezeichnete Talente einen neuen Schwung, ein allgemeineres Intereſſe und einen Grad von Vollkommenheit erhalten, den ſie vielleicht ſelbſt im Jahrhunderte Leo's nicht hatte. Und wenn ſie gleich in unſern Zeiten der zweideutigen Ehre entbehrt, von Päpſten und Fürſten zur Tafelbeluſtigung gebraucht

und gemißbraucht zu werden; so iſt ſie doch immer noch, und vorzüglich ſeit dem letzten Viertel des verfloſſenen Jahrhunderts, die Lieblingsbeſchäftigung genialiſcher Geiſter und eine der edelſten und reinſten Vergnügungen des geſellſchaftlichen Lebens für den gebildeteren Theil dieſer geiſtreichen und für das Kunſtſchöne vielleicht mehr als jede andere empfänglichen Nazion.

Da nun nicht allein dieſe Zeiten uns näher liegen, ſondern auch einige der größten Meiſter und Meiſterinnen in dieſer Kunſt noch jetzt blühen, und andere vor kurzem Verſtorbene in noch friſchem Andenken ſind: ſo wird es vielleicht dem teutſchen Leſer nicht unwillkommen ſeyn, wenn wir ihm von den neueren und neueſten Virtuoſen in dieſer Kunſt, von ihren Lebensumſtänden, von ihrem Kunſtkarakter und von ihren Produkten einige Nachrichten mittheilen, ſo wie der Verfaſſer ſie theils aus Schriften, theils durch freundſchaftliche Mittheilung, theils durch eigene Erfahrung zu erhalten Gelegenheit gehabt hat.

Der berühmteſte Improviſatore in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war der Kavaliere Bernardino Perfetti von Siena, wo er im Jahr 1681 geboren wurde. Sein Talent zur Poeſie offenbarte ſich ſchon in früher Jugend; denn bereits im ſiebenten Jahre ſeines Alters verfertigte er Sonette

und extemporirte Verſe. Er verließ im 16ten Jahre das Jeſuiter-Kollegium, wo er bis dahin erzogen worden war, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit dem Studium der Poeſie, wozu er den Ruf der Natur ſo mächtig in ſich fühlte; und ſein Trieb zu dieſer Kunſt ward noch mehr angefeuert durch den Beifall, den ein gewiſſer Giambattiſta Bindi ſich damals in ſeiner Vaterſtadt durch Improviſiren, in der ſcherzhaften Manier des Berni erwarb. Der junge Dichter kultivirte dabei das Studium der Rechtsgelahrtheit, wozu er bei den Jeſuiten den Grund gelegt hatte, mit ſolchem Erfolg, daß ihm der Großherzog Coſimo III einen Lehrſtuhl des bürgerlichen und kanoniſchen Rechts auf der Univerſität zu Siena ertheilte. Dieſe ernſthafteren Beſchäftigungen ſeines Geiſtes hinderten ihn aber nicht, dem Drange ſeines Talents nachzugeben und ſeine Erholungsſtunden dem Improviſiren zu widmen. Am liebſten ſang er an ſchönen Sommerabenden, von einem Zirkel ſeiner Freunde begleitet, auf der Gaſſe. Einſt als er ſo das Lob einiger edeln Sieneſiſchen Familien ſang, ergoß ſich die Fülle ſeiner Begeiſterung in einen ſo reichen Strom ſchöner Verſe, daß die ihn umgebende Menge, von Bewunderung hingeriſſen, ihn mit lautem Jubel, wie im Triumf bis an ſeine Wohnung begleitete. Dieſer Vorfall verbreitete den Ruf ſeines Talents durch Siena und gab ihm Muth, mit ſeiner Kunſt öffentlich aufzutreten. Aber er erkannte bald, daß auch das

größte Talent für sich allein unzureichend ist, und daß er in dieser Kunst nur durch eine möglichst ausgebreitete Kultur des Geistes den Grad von Vollkommenheit erreichen könne, wozu er Trieb und Kraft in sich fühlte. Er ergriff darum das Studium der Wissenschaften mit neuem Eifer, entschlossen die Sfäre aller Erkenntniß zu durchwandern, und in keiner ein Fremdling zu bleiben. Sein durchdringender Geist und sein glückliches Gedächtniß unterstützten ihn darin dermaßen, daß er sich bald im Stande sah, jedes wissenschaftliche Thema, das ihm vorgelegt wurde, mit solcher Gründlichkeit zu behandeln, daß es schien, als ob er in allen Wissenschaften Meister sey; dabei gelangte er durch stete Uebung zu einer solchen Leichtigkeit und Gewißheit, daß es in dieser schweren Kunst keine Schwierigkeiten mehr für ihn gab. So ausgerüstet legte er in den meisten großen Städten Italiens Beweise seiner Meisterschaft ab, und auch jenseits der Alpen zu München, wohin er auf Veranlassung des Kurprinzen, nachherigen Kaisers Karl VII mit der Erzherzogin von Oesterreich, eine Reise machte, erwarb er sich allgemeine Bewunderung und fand in der Prinzessin Violante eine Beschützerin und Freundin. Als diese Fürstin im Jubeljahre 1725 Rom besuchte, kam auch Perfetti in ihrem Gefolge dahin, und der Beifall, den seine Kunst in dieser Stadt fand, war so groß, daß Papst Benedikt XIII, der nichts weniger als ein Liebhaber und Kenner der Poe-

ſe war, ihm aus eigener Bewegung — oder wie andere wollen, aus Bewegung ſeiner Beſchützerin Violante — die Ehre der feierlichen Krönung auf dem Kapitol zugeſtand; eine Ehre, die bis dahin blos dem Petrarca zu Theil geworden, und auch dem Torquato Taſſo zugedacht war, wenn nicht der Tod ihn am Abend vor der Krönung hinweggerafft hätte. Obgleich Perfetti's Talent und Ruhm über allen Zweifel erhaben war, ſo ſollte er doch, ſeiner eigenen Ehre wegen, ſich durch neue Beweiſe ſeiner Meiſterſchaft dazu legitimiren. Er wurde deshalb drei Abende nach einander von eigens dazu ernannten Examinatoren geprüft, und mußte zwölf ihm vorgelegte Aufgaben aus der Theologie, Jurisprudenz, Filoſofie, Medizin, Geſchichte, Mathematik, Filologie, Gymnaſtik, Poeſie, Muſik und den bildenden Künſten all' improviſo in Verſen beantworten; und am letzten Abende wiederholte er den Inhalt aller in den vorhergehenden Abenden ihm vorgelegten Fragen, ohne die Ordnung der Materien zu verwirren, mit ſo vieler Geiſtesgegenwart und Leichtigkeit, daß alle Anweſenden erſtaunten und kein Neider ſeine Stimme gegen ihn zu erheben wagte. Der Ausſpruch der Richter nach dem Examen war, daß der Dichter bis dahin alle anderen Improviſatori, während der drei Tage öffentlicher Prüfung aber ſich ſelbſt übertroffen habe. Darauf ward endlich der Dichter am 23ſten Mai deſſelben Jahres in Gegenwart der Kardinäle, Prinzen,

Prälaten, vieler Gelehrten und der Prinzessin Wittoria von dem Marchese Mario Frangipani, derzeitigen Senator von Rom, feierlich auf dem Kapitol gekrönt. Der Zug ging in einer glänzenden Prozession vom Kollegio romano den kapitolischen Hügel hinauf und der Sänger saß in einem vergoldeten Triumfwagen. Nach vollbrachter Krönung begab sich dieser, als ein guter katholischer Christ, unmittelbar vom Kapitol nach der Kirche St. Maria de' Martiri (dem Pantheon), um der Madonna für den ihm geleisteten Beistand seinen Dank abzustatten. Darauf ward er von der Akademie der Arkadier feierlich zu einer außerordentlichen Versammlung eingeladen, wo er gleichfals Proben seiner Kunst ablegte, von dem Kustode der Akademie mit einer Lobrede beehrt und zum Mitgliede unter dem Namen Alauro Süroseo aufgenommen wurde. Die Stadt Rom ertheilte ihm und seinen Nachkommen das Bürgerrecht, mit der Erlaubniß, einen Lorbeerkranz im Familienwapen zu führen; in Rom und Florenz wurden dem Dichter zu Ehren Medaillen geprägt, und die Sieneser sandten eine Deputation nach Rom, um den Papst für die ihnen in ihrem Mitbürger erwiesene Ehre Dank abzustatten. So sah man hier jene schöne Sitte des Alterthums erneuert, wo die Belohnung eines Talents, das der Nazion Ehre brachte, als eine Angelegenheit der Nazion behandelt ward. Perfetti starb zu Siena am Schlagfluß, im Jahre 1747 und

im 66ſten ſeines Alters. Dieſer Dichter ſang am liebſten in ottave rime, aber nach Beſchaffenheit der Sujets, die ihm vorgelegt wurden, auch in allen andern Sylbenmaßen; er führte vornehmlich den Gebrauch der anakreontiſchen Sylbenmaße ein, deren man ſich vor ihm wenig oder gar nicht zum Improviſiren zu bedienen pflegte, wodurch er ſeinen Nachfolgern, vorzüglich denen vom andern Geſchlecht, die Ausübung der Kunſt ſehr erleichterte. Von ihm ſtammt auch die Einführung der Sitte, die verſchiedenen abgehandelten Materien zu riepilogiren und daraus einen Schlußgeſang zu machen, in welchem er auch die deſperateſten Dinge durch paſſende Uebergänge auf eine ſinnliche Art zu verbinden wußte. Es war ihm ein Leichtes, hundert und mehr Terzinen nach einander nicht, wie ſonſt gewöhnlich, zu ſingen, ſondern wie aus dem Gedächtniß herzuſagen; und auf jedes Sonett, ſo viel man ihm deren vortragen mochte, antwortete er auf der Stelle in denſelben Reimen. Fabroni, der ſein Leben beſchrieben hat, führt mehrere Beiſpiele ſeines erſtaunlichen Talents und ſeiner beiſpielloſen Fertigkeit an. Wenn der Strom der Begeiſterung ihn dahin riß, ſang er mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß der Muſiker, der ſeinen Geſang begleitete, oft nicht ihm zu folgen vermochte; ſein Auge flammte, ſeine Bruſt athmete ſchwer, und ſein Blut gerieth in ſo heftige Wallung, daß er ſich nach dem Singen wie abgemattet und entſeelt fühlte, und die

auf einen solchen Abend folgende Nacht gewöhnlich schlaflos zubrachte. Die außerordentlichen Beifalls- und Ehrenbezeugungen, womit man diesen Künstler, als den ersten Improvisatore Italiens überall aufnahm, hatten auf seinen Karakter keinen Einfluß; sie machten ihn weder hoffärtig, noch eingebildet, noch eigensinnig. Er war immer bescheiden und gefällig, und es kostete keine Schwierigkeiten, ihn zum Singen zu bringen, wenn er auf ein verständiges Auditorium rechnen konnte. Aber von einer löblichen Selbstliebe berathen, erlaubte er nicht, daß seine Verse nachgeschrieben würden. Zufrieden mit dem Beifall des Augenblicks, den der Enthusiasmus der Hörer ihm zollte, wollte er seinen erworbenen Ruhm nicht einer kalten sylbenzählenden Kritik preisgeben. Dessen ungeachtet hat man eine Sammlung von seinen Gedichten in zwei Bänden, welche nach seinem Tode im Jahre 1748 im Druck erschienen, und mehr das Verdienst des Talents und der ihm eigenen Leichtigkeit der Versifikazion, als der Feile haben. Dem Papst Klemens XI, der ihm einst wegen seines außerordentlichen Talents die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen machte, gab er zur Antwort: „Heiliger Vater! mein Talent ist eine Gabe Gottes; wie der wollte, daß der Esel Bileams rede, so wollte er auch, daß ich ein Dichter sey.“

Pietro Metastasis, der Sohn eines geringen Krämers, Namens Trapassi, in Rom, wurde

Helden, welche ſich immer in allem gleich bleiben — und darum zu loben; — denn wie ſollte es anders ſeyn, da ſie in ihrem zwanzigſten Jahre Weisheit und Tugend bereits in eben dem Grade der Vollkommenheit beſitzen, den die Socraten und Epaminondas nach vielfachen Verbeſſerungen ihrer ſelbſt kaum im ſechszigſten erreicht haben? Aber im Leben finden wir es anders. Deſto ſchlimmer für die, welche ſich da immer ſelbſt gleich bleiben. — Wir reden nicht von Thoren und Laſterhaften; — die Beſten haben an ihren Ideen, Urtheilen, Empfindungen, ſelbſt an dem, worinn ſie vortrefflich ſind, an ihrem Herzen, an ihrer Tugend, unendlich viel zu verändern. Und die Erfahrung lehrt, daß wir ſelten zu einer neuen Entwicklung unſrer ſelbſt, oder zu einer merklichen Verbeſſerung unſers vorigen innerlichen Zuſtandes gelangen, ohne durch eine Art von *Medium* zu gehen, welches eine falſche Farbe auf uns reflectiert, und unſre wahre Geſtalt eine Zeitlang verdunkelt. Wir haben unſern Helden bereits in verſchiedenen Situationen geſehen; und in jeder, durch den Einfluß der Umſtände, ein wenig anders, als er würklich iſt. Er ſchien zu Delphi ein bloſſer ſpeculativer Enthuſiaſt; und man hat in der Folge geſehen, daß er ſehr gut zu handeln wußte. Wir glaubten, nachdem er die ſchöne Cyane gedemüthigt hatte, daß ihm die Verführungen der Wolluſt nichts anhaben könnten; und Danae bewies, daß wir uns betrogen hatten; es wird nicht mehr lange anſtehen, ſo wird eine neue vermeynte

im Jahr 1688 geboren, und zeigte ſchon in ſeiner zarten Jugend ein entſchiedenes Talent zur Dichtkunſt, indem er ohne alle Bildung aus bloßem Drange des angebornen Triebes auf den Gaſſen und Plätzen improviſirte, und die Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden erregte. Dieſe frühen Aeußerungen ſeines poetiſchen Inſtinkts machten ihn auch dem großen Rechtsgelehrten Gravina bekannt, welcher den jungen Trapaſſi an Kindes Statt zu ſich nahm, ſeinen Namen, gleichſam als ob er den Knaben dadurch den Muſen weihen wollte, in den gleichbedeutenden griechiſchen Namen Metaſtaſio überſetzte, und ihm eine Erziehung gab, welche ihm die Quellen der poetiſchen Kultur öffnen und ſeine ſeltenen Anlagen entwickeln konnte. Aber das Singen all' Improviſo war für Metaſtaſio's zartes Nervenſyſtem zu angreifend; denn oft, wenn er von poetiſcher Begeiſterung hingeriſſen, ſeine Kräfte zu ſtark angeſpannt hatte, fiel er in eine ſolche Ermattung, daß man ihn zu Bette bringen, und ſeine erſchöpften Lebensgeiſter durch ſtärkende Mittel wieder herſtellen mußte. In dieſem Zuſtande der Entkräftung blieb er oft vier und zwanzig Stunden lang. Da dieſe Symptome öfter wiederkehrten und ſeinem Leben Gefahr drohten, ſo mußten die Aerzte ihm die Ausübung dieſer Kunſt gänzlich unterſagen. Sein Genius nahm nun unter der günſtigen Leitung der Sängerin Marianna Bulgarini, welche für den jungen Dichter eine zärtliche

Freundschaft gefaßt hatte, eine andere Richtung und öffnete ihm eine schönere Bahn der Unsterblichkeit, auf welcher er der Schöpfer des neueren italienischen Singspieles, und noch bei seinem Leben der Lieblingsdichter der ganzen gebildeten Welt wurde, dessen Werke in London und Filadelfia, in Lissabon und in Petersburg, mit gleichem Beifall wie in Florenz und Rom gelesen werden.

Unter der Menge italienischer Dichterinnen des achtzehnten Jahrhunderts haben sich mehrere in dieser Kunst ausgezeichnet, und durch die Reize, die das schöne Geschlecht über die Künste der Musen verbreitet, nicht wenig zu ihrer Aufnahme beigetragen. Vornemlich haben in der letzten Hälfte desselben drei unter ihnen ihren Namen als Improvisatrici berühmt gemacht, nemlich: Maddalena Morelli, bekannter unter ihrem arkadischen Namen Corilla; Fortunata Fantastici und Teresa Bandettini, welche letztere unter den jetztlebenden Dichterinnen Italiens den ersten Platz behauptet; außer diesen nennt der Ruf noch eine toskanische Bäuerin, Nasmens Menichina, eine Livia Sarchi, eine Gazzeri, eine Bacchini, die wir hier blos genannt zu haben uns begnügen.

Maddalena Morelli Fernandez von Pistoja gebürtig, unter den Arkadiern Corilla

Olimpica genannt, wurde faſt ein halbes Jahrhundert hindurch als die erſte Improviſatrice Italiens bewundert, und ihre feierliche Krönung auf dem Kapitol im Jahre 1776, dem zweiten Regierungsjahre Pius VI, verbreitete ihren Namen und Ruhm durch ganz Europa. Corilla war bereits ein Jahr früher in der Akademie der Arkadier feierlich gekrönt worden, und ſie iſt bis jetzt die einzige in neueren Zeiten öffentlich gekrönte Dichterin. Dieſe ſeltene Ehre widerfuhr ihr vornemlich auf Betrieb ihres Beſchützers und Freundes, des Prinzen Don Luigi Gonzaga di Caſtiglione; und Pius VI war um ſo bereitwilliger dazu, weil eine Feierlichkeit ſo ſeltener Art auch auf ſeine Regierung einen Glanz werfen konnte. Die Krönung der Corilla gab einem Schriftſteller Veranlaſſung zu bemerken, daß im achtzehnten Jahrhunderte ein Improviſatore (der Cavaliere Perfetti) auf Betrieb eines Weibes (der Prinzeſſin Violante), und eine Improviſatrice auf Betrieb eines Mannes gekrönt worden ſey. Dieſe Feierlichkeit, welche ganz der Krönung des Perfetti gleich veranſtaltet wurde, iſt ausführlich in einer Sammlung von Gedichten beſchrieben, welche bei dieſer Gelegenheit zur Ehre der Dichterin verfertiget, und von Bodoni in Parma im Jahre 1779 mit vieſer typografiſcher Pracht gedruckt wurden. Corilla ward eben ſo wie Perfetti von eigens dazu ernannten Examinatoren geprüft, welche ihr während dreier

Abende zwölf verschiedene Themata aus der geistlichen Geschichte, geoffenbarten Religion, Moralfilosofie, Fysik, Metafysik, epischen Poesie, Gesetzgebung, Redekunst, Mythologie, Harmonie, bildenden Kunst und Pastoralpoesie vorlegten, die sie vor einer gewählten Versammlung beiderlei Geschlechts in der Wohnung ihres Gönners, des Prinzen Gonzaga, all' improvisso ausführen mußte. Sie ward sodann am 31sten August feierlich auf dem Kapitol gekrönt und sammt ihren Nachkommen in den römischen Adelstand erhoben. Aber es war mit dem Examen der Dichterin nicht allerdings aufrichtig zugegangen; denn man hatte ihr die ihr vorzulegenden Fragen vorher mitgetheilt, um sich vorbereiten zu können. Dieses blieb nicht verborgen und gab ihren Neidern Gelegenheit zu satirischen Ausfällen; aber die Regierung, welche ihre Ehre dabei gefährdet glaubte, nahm sich der Sache an, und die Furcht brachte die Spötter zum Schweigen. Einem noch lebenden römischen Gelehrten und Freunde der Corilla, welcher den ganzen Briefwechsel in Händen hatte, der bei jener Gelegenheit zwischen der Dichterin, ihrem Beschützer und ihren Examinatoren geführet worden war, wurden im Namen der Conservatori diese Papiere abgefodert; er wußte aber Zeit zu gewinnen, um eine Abschrift davon zu nehmen, die derselbe auch noch gegenwärtig besitzt. Indessen konnte durch die Bekanntwerdung dieses unschuldigen Betruges der Ruhm der Corilla

als Dichterin nichts verlieren; denn ihr Talent war zu bekannt, und ſie hatte in allen großen Städten Italiens hinlängliche Proben ihrer außerordentlichen Fertigkeit gegeben; aber die bei einem Frauenzimmer ſehr verzeihliche Beſorgniß, daß es ihr an der nöthigen Gelehrſamkeit mängeln möchte, um jedes ihr vorgelegte wiſſenſchaftliche Thema auf der Stelle zu behandeln, machte ihr eine vorläufige Mittheilung und Erklärung der Aufgaben nothwendig. Corilla hatte alle Naturanlagen, welche zu dieſer Kunſt gehören, und eine unerſchöpfliche Leichtigkeit in der Darſtellung; aber ſie beſaß keine andere Kultur des Geiſtes, als die, welche ſie durch das Leſen der italieniſchen Dichter, und durch den ſteten Umgang mit den geiſtreichſten Gelehrten dieſes Landes erworben hatte; daher ließ ſie, wenn ihr wiſſenſchaftliche Aufgaben vorgelegt wurden, ſich gewöhnlich den Gegenſtand erſt erklären, und behandelte ihn dann auf der Stelle mit aller poetiſchen Kunſt, die ein Produkt ihres Talents war. Ueberdieß beſaß Corilla nach dem Zeugniſſe aller, die ſie gekannt haben, den liebenswürdigſten Karakter und eine natürliche Herzensgüte, welche ihr eben ſo die Gunſt aller Herzen erwarb, wie ihr großes Talent alle Geiſter bezauberte. Sie brachte den letzten Theil ihres Lebens in Florenz zu und ſtarb daſelbſt am 8ten November des verwichenen Jahres. Am 25ſten deſſelben Monats ließ der Franzöſiſche General Miollis, der die italieniſchen Muſen in ſeine beſon-

dere Protektzion genommen hat, ihr Andenken durch eine glänzende Todtenfeier verherrlichen, und das Haus, welches sie bewohnt hatte, mit der einfachen Inschrift zieren: Hier wohnte Corilla im achtzehnten Jahrhundert. Im Saal der Arkadier zu Rom ist die Büste dieser Dichterin neben der Büste Metastasio's aufgestellt.

Fortunata Sulgher, bekannter unter dem Namen Fantastici, wurde etwa um die Hälfte des letztverwichenen Jahrhunderts in Livorno geboren, wo die Umstände ihres Vaters, welcher daselbst Kaufmann war, durch Unglücksfälle in Verfall geriethen, so daß nach dem Tode ihrer Aeltern, der vom Glücke weniger als von der Natur begünstigten Fortunata keine andere Aussichten übrig blieben, als die, welche sie selbst sich zu eröfnen fähig war. Diese bedrängte Lage foderte sie um so stärker auf, ein Talent zu kultiviren, durch welches sie schon öfter im freundschaftlichen Kreis Beifall und Aufmunterung eingeärndtet hatte, und eine Bahn zu betreten, auf welcher ihr Corilla, welche gerade damals in der Blüthe ihres Ruhmes stand, als ein glänzendes Muster vorleuchtete. Sie ging deshalb nach Florenz, wo sie nicht lange unbemerkt blieb, wo sie Aufmunterung, Unterstützung und Freunde fand, deren lehrreicher Umgang für sie eine Akademie aller der mannigfaltigen Kenntnisse wurde, welche zur glücklichen Ausübung

einer so viel umfassenden Kunst unentbehrlich sind. Vorzüglich nahm der gelehrte Abt Fontani (den man nicht mit dem Arzt Fontana verwechseln muß) sich der Bildung der jungen Dichterin an, und, um sie unmittelbar an die Quelle zu führen, lehrte er sie die lateinischen und griechischen Dichter in der Ursprache lesen. Sie verheurathete sich in Florenz mit einem Goldschmidt, Pergami Fantastici, unter welchem Namen sie sich in der Folge auf ihren Reisen durch die vornehmsten Städte Italiens berühmt machte, und lebt mit denselben noch gegenwärtig in mäßigen Umständen, aber in einer glücklichen und kinderreichen Ehe. Sie stand mit der Corilla viele Jahre hindurch in freundschaftlichen Verhältnissen, und improvisirte am Tage der Todtenfeier dieser Dichterin zu ihrem Lobe. Mit weniger eigenthümlichem Genius als Corilla, und mit weniger Sapphischer Glut und Eleganz als die Bandettini, besitzt die Fantastici die glückliche Leichtigkeit beider, und die Gabe der Mnemosyne, welche unter den mancherlei Gaben, die zu dieser Kunst ihren Beitrag liefern müssen, die unentbehrlichste ist, und nicht selten das Genie vertritt: ein nie versagendes und mit poetischem Stoffe alter und neuer Dichterwerke reichlich genährtes Gedächtniß.

Teresa Bandettini, unter den Arkadiern Amarilli Etrusca, von Lucca gebürtig, wo ihr

Vater Kaufmann war. Dieſer ſtarb im achten Jahre ihres Alters und hinterließ ein ziemlich zerrüttetes Hausweſen, ſo daß der Familie nur ein kärglicher Unterhalt blieb. Tereſa zeigte ſchon in ihrer zarten Jugend bei einer einnehmenden Bildung ungewöhnliche Anlagen, einen lebhaften Geiſt und eine vorzügliche Neigung zum Tanz und zur Lektüre. Da die Mutter durch ihre häusliche Lage ſich gehindert ſah, ihrer Tochter die Erziehung zu geben, welche ihr Stand zu erfodern ſchien; ſo entſchloß ſie ſich, wenigſtens die Anlage zur Tanzkunſt in ihr zu kultiviren, damit ſie bald fähig werde, ihren Unterhalt auf dem Theater zu erwerben. Nachdem die junge Tereſa einige Jahre hindurch dieſe Kunſt ſchulmäßig erlernt hatte, betrat ſie im dreizehnten Jahre ihres Alters zum erſtenmal zu Venedig das Theater. Hier erwachte der in ihr ſchlummernde Trieb zur Dichtkunſt auf Veranlaſſung einer zärtlichen Freundſchaft, die ſie zu einer andern jungen Tänzerin von ihrem Alter gefaßt hatte; dieſe ward der Gegenſtand ihrer poetiſchen Erſtlinge. Bald wurde das Talent der kleinen Lucheſerin bei der Truppe bekannt, und die Schauſpieler bedienten ſich deſſelben in ihren Liebesangelegenheiten, wo es der jungen Tereſa nie an Gelegenheit fehlte, ihr Talent zu üben und ſich in fremde Situazionen zu verſetzen. Sie kehrte nach Verlauf der Theaterzeit wieder in ihre Vaterſtadt zurück, und da ſich ſogleich kein neues Engagement fand,

entſchloß ſie ſich, theils aus Neigung, theils aus dem Wunſche, ihrer Mutter nicht läſtig zu fallen, ihr poetiſches Talent ins Spiel zu ſetzen. Sie gieng in die nahe gelegenen Bäder von Lucca und ließ ſich von den dort anweſenden Fremden mit kleinen kunſtloſen Geſängen all' improviſo hören, welche ſie auf eine ſo anmuthige und einſchmeichelnde Weiſe vorzutragen wußte, daß ſie immer Beifall und Belohnung erhielt. Der Graf Savioli, der ſich durch ſeine Amori als einen der elegänteſten unter den lebenden Dichtern Italiens bekannt gemacht hat, lernte hier die junge Dichterin kennen, und nahm ſich ihres aufſtrebenden Talents an, ſo viel es Zeit und Umſtände es damaſen erlauben wollten. Seine aufmunternden und lehrreichen Winke waren für ſie eben ſo viele begeiſternde Funken, welche den edelſten Enthuſiasmus des Schönen in ihrer Bruſt entzündeten und ſie das Bedürfniß einer höhern Geiſteskultur kennen lehrten. Sie fing nun ernſtlicher als je an, die Dichter ihrer Nazion zu ſtudiren, und ergriff dabei jede Gelegenheit, ihr Talent zu üben. An ein gründliches Studium war für jetzt nicht zu denken. Sie kehrte im folgenden Winter wieder zum Theater zurück und verheirathete ſich einige Jahre ſpäter an den Tänzer Landucci, mit welchem ſie noch gegenwärtig in zufriedener Ehe lebt. Sie ging darauf mit der Geſellſchaft, bei welcher ſie ſich befand, nach Mailand, wo ſie mit ihrem ſeitdem mehr entwickelten und geübten Talent

Aufsehn erregte. Einige edeldenkende und bemittelte Freunde der Kunst interessirten sich thätig für sie, und schossen eine Summe zusammen, die sie in den Stand setzte, das Theater zu verlassen und ihre Kunst sowohl, als die zur Ausübung derselben nöthigen Hülfswissenschaften, gründlicher zu studieren. Man gab ihr Lehrer, die sie im Lateinischen und in der italienischen Dichtkunst unterrichteten, und ihr die Quellen derjenigen Erkenntnisse aufschlossen, die dem Dichter unentbehrlich sind. Ihr glückliches Talent überwand leicht alle Schwierigkeiten und eilte der Zeit so zuvor, daß sie nach einigen Jahren sich stark genug fühlte, in den vornehmsten Städten Italiens als Improvisatrice aufzutreten. Schnell verbreitete sich nun ihr Name auf den Flügeln des Rufes; sie fand überall Beifall und Belohnung, deren das Talent, wenn es einmal anerkannt ist, in Italien nie ermangelt; und ihr beständiger Umgang mit den geistreichsten und gebildetsten Menschen, die der Zauber ihrer Kunst und ihres Geschlechts überall um sie versammelte, vollendete schnell die ästhetische Kultur ihres Geistes. Gegenwärtig ist diese Künstlerin im Sommer ihres Lebens und in der Aernte ihres Ruhms. Seit fünf bis sechs Jahren hat die allgemeine Stimme ihr den ersten Platz unter den Dichterinnen Italiens angewiesen, welchen sie jetzt, nach dem Tode der Corilla, ohne Widerrede behauptet. Nach dem Zeugniß der Kenner, welche beide Dichterinnen genauer gekannt

sieynte Danae, welche seine schwache Seite ausfündig gemacht zu haben glauben mag, sich eben so betrogen finden. Er schien nach und nach ein andächtiger Schwärmer, ein Platoniß, ein Republicaner, ein Held, ein Stoicker, ein Wollüstling; und zwar keines von allen, ob er gleich in verschiedenen Zeiten durch alle diese Classen gieng, und in jeder eine Nüance von derselben bekam. So wird es vielleicht noch eine Zeitlang gehen. — Aber von seinem Character, von dem was er würklich war, worinn er sich unter allen diesen Gestalten gleich blieb, und was zuletzt, nachdem alles Fremde und Heterogene durch die ganze Folge seiner Umstände davon abgeschieden seyn wird, übrig bleiben mag — davon kann dermalen die Rede noch nicht seyn. Ohne also eben so voreilig über ihn zu urtheilen, wie man gewohnt ist, es im täglichen Leben alle Augenblicke zu thun — wollen wir fortfahren, ihn zu beobachten, die wahren Triebräder seiner Handlungen, so genau als uns möglich seyn wird, auszuspähen, keine geheime Bewegung seines Herzens, welche uns einigen Aufschluß hierüber geben kann, entwischen lassen, und unser Urtheil über das Ganze seines moralischen Wesens so lange zurückhalten, bis — wir es kennen werden.

haben, iſt die Vandettini der Corilla an poetiſchem Talent und an unerſchöpflicher Dichterader gleich zu ſchätzen, und übertrifft dieſe letztere noch in der Reinheit und Eleganz der Diktion, und in der Anmuth und Delikateſſe ihrer Bilder. Der Verfaſſer hatte im Jahre 1797, während des zweiten Aufenthalts dieſer Dichterin in Rom, Gelegenheit, ſie zu verſchiedenen Malen ſingen zu hören, und ihr großes Talent zu bewundern. Angelika Kaufmann hat die Vandettini in einem Kniestück von natürlicher Größe, improviſirend, mit einem Ausdruck von Begeiſterung gemalt, die vielleicht nur Angelika ſo innig zu empfinden und ſo wahr auszudrücken im Stande war, und welcher dies Portrait zu einer ihrer ſchätzenswertheſten Arbeiten in dieſer Art machte *).

Unter den jetztlebenden Improviſatoren behauptet ſeit verſchiedenen Jahren Franceſco Gianni den ausgebreitetſten Ruhm, und mit ihm wollen wir dieſe Nachrichten beſchließen. Sein Vater, der ein Schnürbruſtmacher in Rom war, that ihn zu einem Kutſchenmacher in die Lehre; aber die ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit des jungen Gianni, welcher ſich bei dieſer für ihn zu ſchweren Arbeit einen Höcker zuzog, erlaubte ihm nicht in dieſem Handwerke fortzufahren; und da indeſſen ſein Vater geſtorben war, kehrte er zu ſeiner Mutter zurück, welche in der Verfertigung

*) Sie iſt jetzt auf einer Reiſe nach Wien, Berlin, Hamburg u. ſ. w. begriffen. B.

ter zu ſeiner Zeit üblichen Bägeledcke, guardinkant genannt, geſchickt war, und trieb eine Zeitlang das gleiche Handwerk. Um dieſe Zeit, wo einige geſchickte Improviſatori in Rom waren, und wo die wenige Jahre vorher gefeierte Krönung der Corilla noch in friſchem Andenken war, hatte ſich unter den Jünglingen dieſer Stadt eine poetiſche Epidemie verbreitet. Ueberall bildeten ſich Zirkel junger Leute, die ſich im Improviſiren übten. In einem derſelben befand ſich auch unſer Franceſco, und ragte bald, obgleich er noch ohne alle Geiſtesbildung war, durch ſein natürliches Talent und durch eine funkenſprühende Begeiſterung, unter allen übrigen hervor. Ein Theil dieſer jungen Leute ſtiftete eine Akademie unter dem Namen de' forti (welche ſeit Jahren bereits wieder eingegangen iſt) und auch Gianni war ein Mitglied derſelben und trat in ihr fleißig als Improviſatore auf. Der Beifall, den er ſich hier erſang, und das lebhafte Gefühl der Schranken, in welchen die Unwiſſenheit ſeinen Geiſt noch gefeſſelt hielt, ſpornten ihn, dieſe Feſſeln, die er länger zu tragen mit Recht für ſchimpflich hielt, zu zerbrechen und vor allen die Regeln der vaterländiſchen Poeſie zu ſtudiren, von welchen er bis dahin noch keine deutlichen Begriffe gehabt hatte, und deshalb auch noch keinen richtigen Vers machen konnte, nachdem er ſchon lange improviſirt hatte. Er übte ſich in Geſellſchaft einiger Freunde, unter der Anleitung eines Gelehrten, eine

Zeitlang in dieſer Kunſt, und der glückliche Erfolg ſeines Studiums, worin er ſeine Gefährten ſchnell zurückließ, ſein immer leidenſchaftlicherer Trieb zur Poeſie und die immer ſtärkere Abneigung von jeder anderen Beſchäftigung erzeugten in ihm den Entſchluß, ſich dieſer Kunſt gänzlich zu widmen. Nach dem eifrigen Studium einiger Jahre, unter unaufhörlicher Uebung, fühlte Gianni ſich ſtark genug, öffentlich als Improviſatore aufzutreten. Was ihm noch an wiſſenſchaftlicher Bildung mangelte, die nur die Frucht einer weitläufigen Beleſenheit iſt, erſetzte ſein Genie und der gewaltige estro, durch welchen er alle Zuhörer, gelehrte wie ungelehrte, unwiderſtehlich mit ſich fortriß; denn ſchwerlich hat je ein Improviſatore die Gabe ſich außer ſich ſelbſt zu ſetzen und, angeweht von dem Hauche des Delfiſchen Gottes, mit Vernunft und Geſchmack zu raſen, in höherem Grade beſeſſen, als dieſer Dichter. Der damals in Rom lebende Bildhauer Ceracchi, welcher vor einiger Zeit in Paris als Theilnehmer an einer Verſchwörung wider Bonaparte hingerichtet wurde, nahm den jungen Gianni als Lehrer ſeiner Kinder zu ſich, und gab ihm auf einer Reiſe in Oberitalien Gelegenheit, in Florenz, Genua und Mailand als Improviſatore aufzutreten und allgemeinen Beifall zu ärndten. Bonaparte würdigte während ſeines glänzenden Feldzuges durch Italien im Jahr 1796 den feurigen Dichter, der, von dem Anblick dieſes Helden

begeiſtert ſich ſelbſt übertraf; ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines beſonderen Schutzes. Der Wirbel der Revolution, der ſeinen Freund Ceracchi in den Abgrund hinabriß, trieb auch ihn eine Zeitlang umher, und er hat die ſchnell erlangte Vollkommenheit in ſeiner Kunſt zum Theil dem Einfluß der großen begeiſternden Ideen zu verdanken, welche in dem letzten Jahrzehend halb Europa in Enthuſiasmus und die andere Hälfte in Erſtaunen ſetzten und Thaten erzeugten, wie die Welt ſeit den Zeiten der Römer keine mehr geſehen hatte, und die zum Theil unter des Dichters Augen geſchahen. Seine feurige Muße überließ ſich ganz dem Enthuſiasmus der Freiheit und ſchwelgte in den großen Gefühlen, die dieſes Wort noch damals mit der Hofnung beſſerer Zeiten in jeder Menſchenbruſt weckte. Als die Franzoſen durch das wechſelnde Glück der Waffen aus Italien vertrieben wurden, flüchtete er mit den auswandernden Patrioten nach Paris. Späterhin iſt der Dichter wieder nach Oberitalien zurückgekehrt. Dieſer Improviſatore kann mehr als irgend ein anderer zur Widerlegung des Vorurtheiles dienen, daß die extemporane Dichkunſt nicht fähig ſey, ſich über das Mittelmäßige zu erheben und etwas mit Vergnügen Leſbares hervorzubringen. Es ſind einige Bändchen von Gianni's improviſirten Gedichten auf Veranſtaltung ſeiner Freunde in Druck erſchienen, von welchen der größte Theil vielmehr das Gepräge einer in Muße

allmählig gerissen Vollendung, als des flüchtigen Augenblicks ihrer Entstehung trägt. Wir würden gern einer derselben zum Beweise des Gesagten mittheilen, wenn die Enge des Raums es erlaubte. Wir begnügen uns deswegen, blos eine Octave anzuführen, nicht sowohl zum Beweise von der Kunst des Dichters, als vielmehr, weil sie ein Portrait all' improviso des oben genannten Bildhauers Cerâcchi enthält, der unter den jetztlebenden Bildhauern einer der vorzüglicheren, und einer der eifrigsten Beförderer der Demokratisirung Roms war. Das Portrait ist übrigens so treffend, als man es von dem Miniaturgemälde einer Octave verlangen kann.

Picciol di membra; di sembianze altèro;
Dardeggiante lo sguardo, il ciglio irsuto;
La guancia adusta ingombra di pel nero;
Avvallate le labbia, e'l mento acuto;
D'affetto caldo; di virtu severo;
Intrepido e facondo al par del Bruto;
Anzi cotanto imitator di questo,
Che dal trono balzo l'ultimo Sesto.

In dem Vorberichte der Herausgeber zu Gianni's Gedichten finden sich die nachstehenden Gesetze verzeichnet, welche dieser Dichter für die Ausübung seiner Kunst sich vorgeschrieben hat: 1) Man improvisire oft und täglich: — denn dadurch wer-

den Wiederholung und Einförmigkeit vermieden. 2) Man vermeide die langen Pauſen in den Uebergängen von einem Theile der Aufgabe zum andern: — Zaudern entſpringt aus Ueberlegung, und im Ueberlegen ſchwindet die Begeiſterung. 3) Man nehme jede ehrbare Aufgabe von jedem Mitgliede der Verſammlung an: — ſo wird man jedem Verdachte eines verabredeten Betruges ausweichen. 4) Wenn der Inhalt des aufgegebenen Thema's dem Dichter unbekannt iſt, ſo laſſe er ſich denſelben bekannt machen: — das Reich des Wiſſens iſt unermeßlich; von dem Improviſatore iſt nicht zu verlangen, daß er Alles wiſſe, ſondern daß er jeden Gegenſtand poetiſch zu behandeln wiſſe. 5) Die Verſammlung beſtimme das Sylbenmaaß: — ſo wird die Möglichkeit und der Verdacht der Vorbereitung vermieden und die Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit des Künſtlers in der metriſchen Kunſt ſichtbar. 6) Man vermeide alle unnütze Anrufungen, alle außerweſentliche Epiſoden, alle Gemeinplätze: — denn ſie zeugen von der poetiſchen Armuth des Dichters. 7) Man laſſe die Verſe während des Improviſirens nachſchreiben: — das Auge iſt ein unpartheiiſcherer Richter des poetiſchen Werthes als das Ohr.“ — Eben daſelbſt geſchieht eines Advokaten in Genua, Namens Nicolo Ardizzoni, Erwähnung, welcher ein ſo

ſeltenes Gedächtniß hat, daß er jedes Improviſo von Gianni, ſo lang es auch ſeyn mochte, unmittelbar darauf wörtlich wiederholen konnte, wie ſich aus der Vergleichung mit dem Nachgeſchriebenen ergab. Dieſer Günſtling der Muemoſyne erinnert uns an einen andern Virtuoſen ähnlicher Art, Namens Fauſtino Gagliuſſi von Ragusa, welcher ehemals Lehrer der Redekunſt am Kollegio der Piariſten in Rom, und nachher Mitglied des Tribunats der Römiſchen Republik war. Dieſer wiederholte mehr als einmal in der Akademie der Arkadier in Rom, wo die Vandettini öfter über fünf oder ſechs Themata an einem Abende ſang, unmittelbar nachher alle ihre Improviſi extempore in einer lateiniſchen Ueberſetzung im elegiſchen Sylbenmaaße.

Fernow.

(Der dritte und letzte Abſchnitt folgt im Oktoberſtücke.)

III.

Auszüge aus Briefen.

1.

v. Bülow. Geisweiler. Porſon's neue filologiſche Arbeiten. Wyttenbach's Plutarch. White's Aegyptiaca.

London, den 1ſten Aug. 1801.

Herr v. Bülow, der die mit ſo vieler Bitterkeit durchwürzten Briefe über die Nord-Amerikaner in die Welt gehn ließ, iſt hier angekommen, und will, wie er ſelbſt ſagt, auf Unkoſten des Berliner Buchhändlers, Frölich, ein Journal über England vom grellen Mittelpunkt an der Themſe aus redigiren, das den Engliſchen Blättern, den Miszellen und dem Journal London und Paris ohne alle Rettung die Todtenglocke läuten wird. Nach einer andern Sage will er bei der Geſellſchaft for the Discovery of the interiour of Africa in Dienſte gehn. Aber das iſt um ſo weniger glaublich, da er wohl ſchwerlich in ſeinem Alter nach das Arabiſche zu lernen Luſt haben wird. Der raſtloſe Hornemann ſoll ſogar ſeine

Vorhaut daran gewagt haben. Wer mag es ihm darin gleich thun?

Auf zwei literariſche Neuigkeiten iſt man jetzt hier am meiſten geſpannt, auf Füßly's Leben von Lavater, deſſen Tod auch hier vielen Gläubigen ſehr nahe gegangen iſt, und auf die Memoires der Mrs Robinſon, die noch in dieſem Monat gewiß erſcheinen. Stoddart's maleriſche Reiſen durch Schottland ſind das Beſte, was ſo eben im Fache der Reiſebeſchreibungen erſchienen iſt.

Der thätige Geisweiler iſt von ſeiner Reiſe nach Teutſchland zurückgekommen und wird eine neue Ueberſetzung von Göthe's Hermann und Dorothea Heftweiſe mit der glänzendſten Außenſeite herausgeben, und Kupfer hinzufügen, wozu ihm die Zeichnungen von einer der vornehmſten und kunſtreichſten Engländerinnen verſprochen ſeyn ſollen. Dieſe Ausgabe iſt um ſo mehr zu wünſchen, da ſich Holcroft durch ſeine Dollmetſchung deſſelben Gedichts ſowohl an dem Originale als an dem Publikum, dem nun dieſes ſehr unzuverläſſige Machwerk für Göthe's Meiſterwerk verkauft wird, höchlich verſündiget hat.

Schon ſeit einiger Zeit liegt Beresford's, des talentvollen Herausgebers der Erato und des German Songſter, metriſche Ueberſetzung von Kotzebue's Bayard, oder Blanka, wie es in der Ueberſetzung

genannt iſt, bei Sheridan, dem Hauptunternehmer von Drury-Lane. Man erwartet nun, daß den nächſten Winter dies Stück nach Sheridan's eigenem Zuſchnitt auf die Bühne gebracht werden dürfte.

Porſon, der große Grieche, hat nun auch die dritte Tragödie des Euripides, die Phöniſſen, auf eben die Weiſe, wie vorher die Hecuba und den Oreſt, herausgegeben. Die Gelehrſamkeit und der Scharfſinn, womit er ſeine meiſt ſehr glücklichen Verbeſſerungen zu unterſtützen weiß, müſſen ihm ſelbſt bei ſolchen, mit welchen er nicht ganz einverſtanden iſt, z. B. bei Hermann in Leipzig, Hochachtung erwerben. Jetzt wird an der Medea gedruckt. Porſon beſchäftigte ſich kürzlich mit der Vergleichung einer Handſchrift der Odyſſee aus der Harleianiſchen Bibliothek. Dieſe Vergleichung wird am Ende einer neuen Ausgabe der Ilias und Odyſſee erſcheinen, die zu Oxford in 4 kleinen Quartbänden mit einer ganz beſonders ſchönen und leſerlichen Schrift gedruckt wird. Man ſagt, einige Lords und reiche Leute, die den Homer gern ſo gedruckt gehabt hätten, um ihn ohne Beſchwerde in einer Poſtchaiſe zu leſen, ließen dieſe Ausgabe auf ihre Unkoſten drucken, und ſie werde daher faſt gar nicht in den Buchhandel kommen. Außer einer kurzen Vorrede zu jener Kollazion von Porſon ſelbſt und einem kurzen Vorbericht zu Anfang von einem Ungenannten, wird dieſe Ausgabe durchaus keine Anmer-

Agathon.

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Von Haupt- und Staats-Actionen. Betragen Agathons am Hofe des Königs Dionys.

Man tadelt an Shackespear — denjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäsar bis zu Jack Fallstaff am besten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch gesehen hat — daß seine Stücke keinen, oder doch nur einen sehr fehlerhaften unregelmäßigen und schlecht ausgesonnenen Plan haben; daß comisches und tragisches darinn auf die seltsamste Art durch einander geworfen ist, und oft eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur, Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf uns durch irgend einen seltsamen

Einfall

kungen oder Zuſätze enthalten. Aus dem Vorberichte ſieht man, daß im Ganzen Clarke's Text überall beibehalten wurde, bis auf einige wenige Stellen, wo man Villoiſon's Ausgabe und einer Oxforder Handſchrift von der Iliade folgte, und bis auf einige Verbeſſerungen aus der Harleia.ſchen Handſchrift in der Odyſſee. Endlich hat Porſon auch neuerlich ſich mit Schweighäuſer in Strasburg in Verbindung geſetzt, und ihm auf die liberalſte Weiſe zu ſeiner Ausgabe des Athenäus, die ſchon ganz vorbereitet ſeyn ſoll, beträchtliche Verbeſſerungen und Anmerkungen angetragen. Von Wyttenbach's Plutarch iſt noch immer nur erſt der 5te Theil (in der Quartausgabe) fertig und damit der Text geſchloſſen. Die Oxforder kauften das Mſpt Wyttenbachs für 30.000 Fl. Nun kann ſie freilich niemand zwingen, ſchneller zu drucken, als es ihrer Bequemlichkeit zuſagt *). Nach dem Gange, den andre ähnliche Drucke gehabt haben, zu ſchließen, wird das Ganze ſchwerlich unter 10 Jahren vollendet. White's theure Abhandlung über die Säule des Pompejus, oder Aegyptiaca, or Obſervations on the Antiquities of Egypt (2 Theile in gr. 4. Oxford, at the Univerſity Preſs. 1801.) hat auch ein anderes Werk von Abdollatif flott gemacht, worauf ſchon ſeit 60 Jahren bei verſchiedenen Herausgebern pränumerirt worden war.

*) Das verlorne Mſpt. zu den Noten hat ſich neulich nach 2½ Jahren in Hamburg wiedergefunden, und wird nun ſchleunigſt in Oxford gedruckt werden.

Chauſſard. Hr. v. Arretin. Dr. Bo janus. Fremde in Paris. Neue Einrichtung bei der Nazionalbibliothek.

Paris, den 24ſten Thermidor. (11ten Aug. 1801.)

Nächſtens wird bei dem Buchhändler Poignet eine Ueberſetzung von Wielands Ariſtipp erſcheinen. Es iſt auch noch eine zweite und dritte angekündigt. Chauſſard, einer von den großen Fraſers, hat eine Hiſtoire des Courtiſannes grecques drucken laſſen, welche er als Fortſetzung des Voyage du jeune Anacharſis und des Voyage d'Antenor (welche Aſſoziazion!! ſchon ſie zeigt hinlänglich den Geiſt des Werkes an) ankündigt. Mit allen Zeitungen läßt er hochtönende Proſpektus austheilen, und Joſef Lavallée ſtimmt in dem Journal des défenſeurs de la patrie hoch in das Lob dieſes Buchs ein. Chardon la Rochette, von dem wir einen vollſtändigen Abdruck des berühmten Vatikaniſchen Kodex der Anthologie nebſt Kommentar in 7 Bänden zu erwarten haben, arbeitet ſchon ſeit langer Zeit an einer ſolchen Geſchichte, die ſicher ein wichtiges Werk werden wird. Allein Chauſſards Werk, welches gewiß des Titels wegen ſtark verkauft werden wird, thut ſicher Chardon's beſſerm Werk großen Schaden, wenn dies einſt er-

ſcheint, weil viele Leute ein beſſeres Werk über eine Materie nicht kaufen mögen, über welche ſie ſchon ein anderes beſitzen, ſollte dieſes auch mittelmäßig oder ſchlecht ſeyn.

Franz Heinrich Freiherr von Aretin, Kurfürſtl. Bairiſcher Landesdirekzionsrath, hält ſich wirklich zu Paris auf, wohin er in der Abſicht gereiſt iſt, ſich als auswärtiges Mitglied des Nazionalinſtituts aufnehmen zu laſſen. (Bekanntlich ſoll das Nat. Inſt. ſeinen Statuten gemäß, nach dem allg. Frieden, eine gewiſſe Anzahl auswärtiger Mitglieder ernennen.) Als er zu Paris ankam, war ſein erſtes, ſich nach einem Mitglied des Inſtituts umzuſehn, welches ihm zur Erreichung ſeiner Abſicht behülflich ſeyn könnte. Er wandte ſich an Charles Pougens, — und hätte ſich wohl ſchwerlich an jemand beſſer wenden können; denn Pougens iſt mit allen Miniſtern und Gelehrten in genqueſter Verbindung, hat aller Orten großen Einfluß, und iſt daher trefflich zum Mäcen geeignet. Hr. von Aretin begab ſich demnach unter die Fittige von Ch. P., und ließ durch denſelben dem Inſtitut zwei ungedruckte Diſſertazionen vorlegen. Die eine war lateiniſch und handelte von den frühern Lebensjahren Karls des Groſſen. Die andere war franzöſiſch, und enthielt eine Beſchreibung eines franzöſiſchen Manuſkripts über das Leben des nemlichen Fürſten. Camus erhielt den

Auftrag, dem Institut einen Bericht über diese zwei Dissertazionen abzustatten. Hr. v. Aretin verfehlte nicht, dem Archivisten der Republik einen Besuch zu machen, und der Bericht fiel äußerst vortheilhaft und schmeichelhaft aus. Nun trat Pougens mit dem Vorschlag auf, Hrn. von Aretin zum auswärtigen Mitglied des Instituts zu ernennen. Als darüber die Diskussion eröfnet wurde, bemerkte man, daß 2 Dissertazionen noch kein hinlängliches Recht begründeten, um als auswärtiges Mitglied des Instituts aufgenommen zu werden; daß es ganz gut sey, reiche und angesehene in Paris angesessene Männer mit dem Institut in Verbindung zu bringen, da diese ihm in mehr als Einer Hinsicht nützlich werden können. Allein bei Ernennung auswärtiger Mitglieder müsse man einzig und allein auf Gelehrsamkeit und Verdienste sehen. Pougens wußte dies alles kräftig zu widerlegen, und so gelang es ihm endlich, daß Hr. v. Aretin unter die Kandidaten zur Stelle eines auswärtigen Mitglieds im Nat. Inst. eingeschrieben wurde, und daß ihm das Inst. durch eine Deputazion von drei Mitgliedern für diese Dissertazionen danken ließ. Hr. v. Aretin hat als Begleiter einen Dr. Dambmann bei sich, der für den Hrn. von Zwack in Rastadt einige Geschäfte betrieb, und nach dem Kongreß von Rastadt mehrere unangenehme Schicksale hatte.

Herr Dr. Bojanus iſt von dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt nach Paris geſchickt worden, um die Thierarzneikunde zu ſtudiren. Der hieſige Heſſen-Darmſtädtiſche Geſandte, Herr Baron von Pappenheim, präſentirte ihn dem Miniſter des Innern, Chaptal, der ihn auf die gefälligſte Art empfing und ihm ein offenes Empfehlungsſchreiben an die Profeſſoren der Veterinärſchule zu Charenton, ohnweit Paris, zuſtellte, wodurch die ohnehin ſchon gefälligen Profeſſoren noch zuvorkommender wurden. Wenn Hr. Bojanus die Charentoner Lehranſtalt hinlänglich benutzt hat, nimmt er ſich vor, die berühmteſten Anſtalten dieſer Art in dem übrigen Europa zu beſuchen.

Herr Åkerblad, ein Schwede, der bei der ſchwediſchen Legazion in Konſtantinopel angeſtellt war und dadurch die erwünſchteſte Gelegenheit fand, die Levante in literariſcher Rückſicht und mit der den Schweden eigenen Aufmerkſamkeit zu durchreiſen, wühlt jetzt in den Schätzen unſerer Nazionalbibliothek, beſonders in den zahlreichen koptiſchen Handſchriften. Auch Hr. Banks aus London, der ſchon vorigen Winter hier war, und im Monthly Magazine mit vieler Dankbarkeit die zuvorkommende Aufnahme geſchildert hat, die ihm hier zu Theil wurde, wird wieder erwartet. Wie zeichnet ſich hier unſer Ton gegen den jenſeit des Kanals aus! wie liberal denkt

man hier, wie eiferſüchtelnd dort! Was haben doch die Gelehrten mit den politiſchen Uneinigkeiten zu ſchaffen? Unter ihnen, oder nirgend unter dem Monde, gilt die Republique une et indiviſible! Unter den jetzt anweſenden Teutſchen zeichnen ſich Ehlers, Stoll und Stolze aus, von Kiel, Wien und Bremen, lauter wackere Söhne berühmter und geachteter teutſcher Schriftſteller. Auch verdient ein Hr. Stephens aus Norwegen rühmlich genannt zu werden.

Was die Notiz der aus Italien hiehergebrachten Mſpte betrift, ſo ſind wirklich zwei Employirte des Kabinets damit beſchäftigt, ein umſtändliches Relevé davon zu verfertigen. Ein Verzeichniß derſelben zum Gebrauch für diejenigen, welche etwas zu literariſchen Arbeiten auf der Bibliothek benutzen möchten, iſt ſchon längſt verfertigt. Perſonen alſo, welche Mſpte kollazioniren möchten oder ſonſt unſre reiche Sammlung zu benutzen wünſchen, werden immer dasjenige finden, was ſie ſuchen. Wirklich wird auch an einer umſtändlichen Notiz aller aus Italien kommenden Handſchriften gedruckt. Ein Theil derſelben erſcheint in dem 6ten, der Reſt in dem 7ten Band der Notices des Manuſcrits de la Bibliotheque Nationale. In kurzer Zeit können alſo alle Wißbegierige ſich in dieſen zwei Bänden weitläufig über den Inhalt der Schätze belehren, womit unſere Manuſkripten-

Sammlung vermehrt worden iſt, und hier iſt alles zugänglich.

Daß Chardon La Rochette eine Reiſe in die ſüdlichen Departements macht, um die dem Vandalismus der Revoluzion noch glücklich entronnenen Monumente und Kunſtwerke aller Art zu retten und zu ſammeln, muß jedem, wer den Mann kennt, große Freude machen.

3.

Großer Mangel in Schweden. Teutſche Gelehrte in Schweden und ihre neueſten Veränderungen und Schickſale.

Stockholm, Julius 1802.

Sie können nicht glauben, was wir in Abſicht auf Literatur und Brod hier für elende Zeiten gehabt haben. Den Verfall unſeres Handels und unſerer Finanzen können Sie ſich nicht arg genug vorſtellen. Er überſteigt allen Glauben. Sie wiſſen, was unſere Reichsſchuldenzettel gegen Banco verlohren. Es iſt der Abfall zu 50 Prozent gegangen. Ich habe befürchtet, wir würden vor Hunger Verſtorbene auf der Gaſſe liegen ſehen; das iſt wohl nicht geradezu geſchehen, aber doch langſam. Das engliſche Embargo ſtieß dem Faſſe den

Boden aus. Nun ſcheint wieder etwas Leben zu kommen. Gebe es Gott, u. vermindre dadurch die allgemeine Theurung! Sie übertrift diejenige an den meiſten Orten des Kriegstheaters; nur blos daß man vor öffentlichen Plünderungen und Mordbrennerei ſicher war. Wehe dem menſchlichen Geſchlechte, gleich elend unter den engliſchen See- und unter den franzöſiſchen Straßenräubereien. Jedoch Deus dabit his quoque finem.

Der Wachtmeiſter Rajmann (1) hat mit ſeiner Frau im vorigen Jahre ein trauriges Ende genommen. Res anguſta domi veranlaſſete Trunkenheit, zuerſt bei der Frau, alsdann bei dem Manne; und ſo fand man beide Hand an Hand in einem kleinen See, darin ſie ſich nach Ablegung der Oberkleider vorſätzlich erſäuft hatten. Mir iſt kaum ein ähnlicher Fall bekannt. Prof. Sparrman hat die Aufſicht über das Naturalienkabinet der königl. Akademie der Wiſſenſchaften verlohren. Es ſchien zweimal, der Rektor Plagemann werde ein Profeſſorat zu Greifswald bekommen; es iſt aber nicht geſchehen (2). Der Konrektor Gercken iſt im vorigen Jahre Paſtor auf Rügen geworden. Deſſen Nachfolger, der bisherige Konrektor am Stockholmer teutſchen Lyzeum, Schmidt, iſt mit ſeiner Frau und Kinde ſo eben in ſeine Vaterſtadt Gotha zu Schiffe abgegangen. Er iſt nach dem Gothaiſch-Eiſenachiſchen großen Fabrikdorfe Ruhla zum Paſtorate berufen (3). Hachenburg (4) ward bei der Geburt des Kronprinzen Dok-

ter der Theologie zu Upſal, und hat nun ein Präbende, Paſtorat nahe bei Stockholm erhalten. Seine Frau lebt noch und drei Töchter. Des Paſtors Lüdeke Sohn (5) wurde im J. 1800 zum Adjunkt der Paſtoren an der teutſchen Kirche verordnet; ihn nannte im vorigen Monate der König zum Hofprediger aus; und nun will ihn die teutſche Gemeinde zu Norrköping zu ihrem Paſtor haben. Vermuthlich nimmt er auch die Stelle an. Hachenburg und Lüdeke, der Vater, haben ein neues Geſang- und Gebethbuch für die Stockholmer teutſche Gemeinde, und gewiſſermaßen für alle teutſche Gemeinden in Schweden, abgefaßt, und die Gemeinde hat es drucken laſſen. Die Einführung deſſelben geſchah am 4ten Januar. Der König und die Königin, viele Große des Hofes, des Staates und der Stadt, viele ausländiſche Geſandte u. ſ. w. waren gegenwärtig. Es geſchah in größter Feierlichkeit und [illegible]. Der Vater Lüdeke hielt dabei die Einführungsrede und Predigt. Der Sekretair Modeer iſt leider todt. Gjörwell (6) iſt in ſeinem Beſchäftigungskreiſe noch eben derſelbe. Sein Schwiegerſohn Lindahl (7) beſuchte ihn vor Kurzem. Pommereſche (8) genießt jetzt viel Vergnügen auf ſeinem prächtigen Landhauſe nahe bei Stockholm am neuen Wege nach Drottingholm. Dr. Murray (9) iſt der erſte auf dem Vorſchlage, Paſtor an der Hauptkirche zu Stockholm und Präſes des Konſiſtoriums zu werden. Es kommt auf den König an, ob er ihn

ausernten wird. Der Major Helwig (10) ist jetzt wieder auf ausländischen Reisen. — So viel auf Ihre Fragen nach Ihren Stockholmer Bekannten.

Ulrich's Erziehungs-Institut zu Norrköping ist gänzlich eingegangen; er hat sich ganz dem Buchhandel gewidmet. Jetzt wohnt er zum Theil in Stockholm, zum Theil in Norrköping.

Des Schnepfenthäler Lenz Nachrichten in Henke's Archiv der Kirchengeschichte u. s. w. (12) haben in Schweden Oeffentlichkeit gehabt. Es ist dadurch gewissermaßen eine allgemeine Aufforderung entstanden, die Fremden nicht mehr so freundlich aufzunehmen und zur Besichtigung aller Dinge zuzulassen. Jedoch ich hoffe, es soll nach und nach vergessen werden.

Anmerkungen des Einsenders.

(1) Er zeigte Fremden die Merkwürdigkeiten Stockholms; begleitete sie auch nach Upsala und weiter. Da er teutsch sprach, und unermüdlich dienstfertig war, so hatte man ihn gern.

(2) Das Stockholmer teutsche Lyzeum würde an diesem ehrwürdigen Manne einen fast unersetzlich guten Rektor und Lehrer verlieren; die Greifswalder hohe Schule aber an ihm einen vortrefflichen Professor der Mathematik, Fysik und Technologie erhalten.

Einfall oder barockiſchen Ausdruck ihrer Empfindungen wo nicht zu lachen macht, doch dergeſtalt abkühlt, daß es ihm hernach ſehr ſchwer wird, uns wieder in die Faſſung zu ſetzen, worinn er uns haben möchte. -- Man tadelt das — und denkt nicht daran, daß ſeine Stücke eben darinn natürliche Abbildungen des menſchlichen Lebens ſind.

Das Leben der meiſten Menſchen, und (wenn wir es ſagen dürften) der Lebenslauf der groſſen Staats-Körper ſelbſt, in ſo fern wir ſie als eben ſo viel moraliſche Weſen betrachten, gleicht den Haupt- und Staats-Actionen im alten gothiſchen Geſchmack in ſo vielen Puncten, daß man beynahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieſer letztern ſeyen klüger geweſen als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern ſie nicht gar die heimliche Abſicht gehabt, das menſchliche Leben lächerlich zu machen, wenigſtens die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn lieſſen ſie zu verſchönern. Um itzo nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu ſagen, daß in dieſen Stücken, ſo wie im Leben, die wichtigſten Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten Acteurs geſpielt werden — was kan ähnlicher ſeyn, als es beyde Arten der Haupt und Staats-Actionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Diſpoſition der Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu ſeyn pflegen. Wie ſelten fragen die Urheber der einen und der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder jenes gerade ſo und nicht

(3) An des Schriftstellers Jakobi Stelle, welcher zu Gotha Landschulen-Inspektor wurde. Schmidt's entschlossene Gattin, aus Rudolstadt, reiste vor einigen Jahren als Braut und ohne Begleitung zur See bis nach Stockholm, weil sie ihr Verlobter von daher nicht selbst abholen konnte. Ihm verdanken wir eine interessante Reise durch einige schwedische Provinzen bis zu den südlichen Wohnplätzen der nomadischen Lappen, die mit Ansichten von Gilberg bei Hofmann in Hamburg 1801 herausgekommen ist.

(4) Zweiter Prediger an der teutschen Kirche und Hofprediger der Königin; vormaliger Garnisonprediger in Preußisch-Minden. Ein vortrefflicher Redner.

(5) Dieser würdige Sohn eines ehrwürdigen und allgemein verehrten Vaters hat erst in Upsala, dann zu Göttingen studirt, und besitzt die ausgezeichnetsten Rednertalente.

(6) Der gelehrte Buchhändler und Schriftsteller, der sich um die Literatur Schwedens unermüdlich und dreißig Jahre lang die größten Verdienste erworben hat, aber, wie auch der greise Naturforscher Modeer, nicht nach Würden dafür belohnt oder auch nur schadlos gehalten worden ist.

(7) Vielleicht der literärisch-ausgebildetste und kenntnißreichste Kaufmann Schwedens: Großhändler zu Norrköping. Seine Gattin, Björwel's Tochter, ist gleichfals eine der gebildetsten Schwedinnen.

(8) Teutscher Großhändler aus Stralsund oder doch aus Schwedisch-Pommern; ein ungemein artiger und liebenswürdiger Mann.

(9) Ein gleich gelehrter Bruder der verstorbenen Göt-

tingèr Professoren; Sohn eines ehemaligen teutschen Predigers zu Stockholm.

(10) Der vielgereiste Pommeraner, von dem einiges über Troas in des Prof. Lenz zu Gotha Uebersetzung von le Chevalier's Reise nach Troas (Altenburg, Rinck 1800) abgedruckt steht.

(11) Diese zweckmäßige Anstalt, hauptsächlich für künftige Kaufleute, ist in C. L. Lenz's zu Schnepfenthal Reisen nach Dänemark, Schweden und Frankreich (Gotha, Ettinger 1801) Band 2, S. 481 — 485 beschrieben. Der nord-teutsche Ulrich, ein aufgeklärter Pädagoge, war, nicht nach Verdienst belohnter, Rektor der teutschen Schule zu Norrköping.

(12) In Wieland's Merkur und in dem Intelligenzblatte der Jenaer Literaturzeitung. Sie stehen, zum Theil verbessert und vermehrt, in Lenz's so eben angeführtem Buche wieder abgedruckt. Dieser Verfasser hat von keiner genannten oder errathbaren Person etwas, das ihr unangenehm seyn könnte, gesagt; hat im Ganzen die schwedische Nazion und ihre Gelehrten, wie auch die Universität Upsala, sehr erhoben; aber auch die öffentlichen Mängel und Gebrechen nicht verschwiegen, besonders den elenden Zustand des Schulwesens aufgedeckt, und die Unthätigkeit, Unaufgeklärtheit und Intoleranz des größern Theils der schwedischen Geistlichkeit ohne Schonung dargestellt. Hinc illae lacrymae!

D. E.

Das Lob der unbestechbaren Wahrheitsliebe, welche Lenz Reise nach Dänemark, Schweden und Frankreich erhielt, ist vollkommen gegründet und die ganze Reise verdient wegen ihrer vielseitigen pädagogis

ſchen und ſtatiſtiſchen Tendenz weit mehr gekannt und geleſen zu werden, als es vielleicht ſelbſt bei vielen Leſern des Merkurs bis jetzt der Fall war.

V.

4.

Wien, Ende Jul. 1801.

Nur gewiſſe Finſterlinge u. Nachtvögel konnten die Erneuerung einer Sache, die ſich aus Kaiſer Leopolds Zeiten herſchreibt, ſo erklären, als fänden wir jetzt mehr als ſonſt Veranlaſſung, auf geheime Geſellſchaften ein wachſames Auge zu haben. Kaiſer Leopold ließ gleich bei ſeiner Ankunft aus Italien in den Civilkonduitenliſten die Rubrik: Mitglied eines geheimen Ordens oder nicht? einrücken. Ohne alle neue Veranlaſſung wurde dieſe Verordnung bei Gelegenheit des Friedens wieder angefriſcht. Wie war es möglich, daß ſogar in Nord-Teutſchland in einigen Staaten, wo die Freimaurerei ſeit Menſchengedenken unter dem unmittelbaren Schuz guter und verſtändiger Fürſten ſtand, thörichte Allarmiſten dieß auch auf ihre Provinzen ausgedehnt zu ſehn wünſchen konn-

im

Der Exprofeſſor Hoffmann, der immer unſerm guten und geliebten Kaiſer regieren helfen will, wollte die Bullen Benedikts XIV und Klemens XIII ſchlecht überſetzt mit einem Kommentar à la Hoffmann, mit theologiſchen Anmerkungen vom Pater Hofſtäter, mit juriſtiſchem von Prof. Fölſch und politiſchen von Leopold Haſchka reichlich ausgeziert herausgeben. Allein dieſe Bullen ſind mit keinem Placito Regio verſehn und wurden nie in Wien und Ofen acceptirt. Der Druck dieſer Bullen wurde vom Hof aus zum größten Erſtaunen dieſer frommen Mitarbeiter verboten. Dieß ſollten doch Hr. Barruel und Komp. nicht vergeſſen, den Supplementen zu ihren Toxikologieen einzuverleiben!

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

9. Stück. September 1801.

I.

Vollſtändiges Lexicon
der
Gärtnerey und Botanik,
oder
alphabetiſche Beſchreibung aller in- und ausländiſchen Gewächſe, ſowohl ökonomiſchen, offizinellen, als auch Pflanzen zur Zierde, deren Bau, Wartung und Nutzen.
von
Friedrich Gottlieb Dietrich,
Herzogl. Weimar. Hofgärtner.
und mit einer Vorrede begleitet
von
Profeſſor Kurt Sprengel in Halle.

Es leugnet wohl niemand, daß die Gärtnerei jetzt auf den höchſten Stufen der Kultur ſteht, beſonders da ſie nun von den alten aſtronomiſchen Regeln und meh-

teren Gewohnheiten, die der Aberglaube hervorgebracht hat, befreiet und in eine schönere, dem Gartenfreunde angenehmere Form übertragen worden ist. Um uns hievon zu überzeugen, dürfen wir nur auf die Menge ausländischer Gewächse sehen, welche man ehedem in Gewächshäusern pflegte, jetzo aber an unser Klima gewöhnt hat, und dadurch hat die Gärtnerei gewiß viel gewonnen. Eben so wird auch niemand in Abrede seyn können, daß diese Wissenschaft nicht noch viel mehr erweitert und vervollkommt werden kann, und dieses kann nach meiner Ueberzeugung wohl am besten durch zweckmäßige Schriften geschehen. Das Garten-Lexikon von Philipp Miller ist bis daher immer noch das vorzüglichste Gartenbuch gewesen, nach welchem sich die mehresten Gartenliebhaber gerichtet haben. Auch ist dieses Lexikon in literarischer Hinsicht sehr häufig benutzt worden.

So nützlich nun auch dieses Gartenlexikon ist, so bedarf es doch noch vieler Verbesserungen und Abänderungen der Weitläufigkeiten und allzuhäufigen Wiederholungen der Behandlungsmethoden, welche letztere größtentheils nur für Englands Klima geschrieben sind, und wovon wir in unsern Gegenden nicht immer Gebrauch machen können. Ueberdieß mangelt es auch diesem Werke und andern Gartenschriften, die meistens nichts als Kompilationen aus diesem Millerschen Gärtnerlexikon sind, an Vollständigkeit gar sehr. Denn es giebt noch eine Menge Gewächse, die in ästhetischer und in ökonomischer Hinsicht in den Gärten gezogen zu werden verdienen, und die noch nicht in einem Gartenbuche zusammengetragen worden sind. Es kann demnach ein jeder Gartenfreund einsehen, daß es noch an einem Buche fehlt, in welchem alle sämmtliche Gewächse und die nöthige Behandlung derselben angeführt ist.

Da ich mich nun seit vielen Jahren mit der Botanik beschäftiget und die Kultur unzähliger Gewächse praktisch kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt habe; so bin ich gesonnen, den Freunden der Gärtnerei ein vollständiges Gartenbuch in alphabetischer Ordnung, und zwar unter dem obigen Titel zu liefern, welches dem Gartenliebhaber von einem jeden Gewächs, das er in seinem Garten ziehen will, die leichtesten und sichersten Behandlungsmethoden lehren soll. Ich werde zwar hierbei das Millersche Lexikon und noch einige gute Gartenbücher benutzen, jedoch nur in sofern die in denselben angeführ-

ten Behandlungsmethoden in unserm Klima anwendbar sind, herauszuziehen und die übrigen Weitläuftigkeiten sorgfältig vermeiden.

Aus wie vielen Bänden das ganze Werk bestehen wird, kann ich vor der Hand noch nicht genau bestimmen, weil die Masse der in demselben abzuhandelten Gegenstände so groß ist und ich auch die Behandlungsmethoden einiger sachkundigen Männer mit aufnehmen will. Ein jeder Band soll in groß Oktav 25 Alphabet stark werden und die Bände sollen sobald als möglich aufeinander folgen.

Weimar, im April
1801.

Friedrich Gottlieb Dietzsch.

Dies neue Garten-Lexikon wird in unserm Verlage erscheinen, und der Druck mit Anfang dieses Winters angehen. Es wäre überflüßig zum Lobe des Werks etwas zu sagen, da Hn. Dietrichs frühere Arbeiten bereits den Beweis geliefert haben, daß er seine Kunst im ganzen Umfange kennt, und seine Schriften für praktisch nützlich anerkannt sind.

Bei einem Werke dieser Art wäre es eigentlich nicht nöthig, eine Pränumeration auszuschreiben, da es unbezweifelt ist, daß eine hinlängliche Anzahl Käufer die Herausgabe desselben möglich machen. Um aber den Ankauf zu erleichtern, schlagen wir für den ersten Band eine Vorausbezahlung von 2 Thlr 6 gr. Sächsisch oder 4 Fl. Rheinisch Courant vor, und setzen den nachherigen Preis auf 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 kr. hiermit fest. Diese Pränumeration muß aber franko eingeschickt werden, und Kollekteurs von 5 und mehreren Exemplaren erhalten noch überdies 10 pro Cent Provision. Man kann auch in andern Buchhandlungen, besonders da, wo man vielleicht Hrn. Dietrichs andere Schriften, die Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin, den Wintergärtner (die versiegelte Anweisung Ananas, Spargel ꝛc. durch Wasserdampf zu erziehen, ist nicht von ihm) oder die Modeblumen für Botaniker und Blumenliebhaber gekauft hat, pränumerieren.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II.

Geschichte

der

Wirkungen und Folgen

des

Oestreichischen Feldzugs, in der Schweiz,

oder

historisches Gemälde der Schweiz, vor, während und nach ihrer versuchten Wiederbefreiung; mit mancherley unbekannten Aufschlüssen über die Ereignisse dieser Zeit, von Karl Ludw. von Haller, vormahls Staatssekretär des täglichen Raths der Stadt und ehemaligen Republik Bern. 2 Theile in gr. 8. mit dem Motto: Infandum jubes renovare dolorem.

Wir machen auf Veranlassung bekannt, daß dieß Werk in den vorzüglichsten Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und andern Ländern jederzeit zu haben ist, oder durch dieselben für diejenigen, welche wegen der Entfernung sich nicht selbst an unterzeichnete Verleger wenden wollen, leicht verschrieben werden kann.

Der bereits rühmlichst bekannte Verfasser liefert in denselben in gedrängtem Zusammenhang die neueste Zeitgeschichte von seinem unglücklichen Vaterlande, welcher er großentheils selbst beigewohnt hat. Das Werk ist der Materie nach, als ein ergänzendes Seitenstück zu dem von Mallet Dupan zu betrachten. Wenn jenes den Fall der Schweiz schildert, so beschreibt dieses die Geschichte ihrer mislungenen Rettung, die ein nicht minder merkwürdiges Drama ausmacht, über welches bisher noch nicht das geringste erschienen ist, so daß es in dieser Rücksicht unentbehrlich wird. Bei einer sanften Herzenswärme, die dem Eingebohrnen geziemt, trägt es aber durchaus das Gepräge der Gelassenheit und historischen Treue, die eine Pflicht des Geschichtschreibers ist. Viele geheime oder bisher unbekann-

te Aufſchlüſſe ſowohl über die frühere Revolution der Schweiz als über die zeitherigen Begebenheiten werden die Leſer in Erſtaunen ſetzen, und ihnen manches erklären, was bisher unbegreiflich ſchien.

Der Preis iſt 2 Thlr. Sächſ. oder 3 Fl. 36 kr. rhein. Courant.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III.

Blüthen
griechiſcher Dichter,
überſetzt
von F. K. L. Frhn. von Seckendorf.

(Preis auf Schreibpapier 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 kr. und auf Druckpapier 20 gr. oder 1 Fl. 30 kr.)

Dieß bei uns gedruckte Buch, welches in allen Buchhandlungen zu haben iſt, hat folgenden Inhalt:

1. Homers Froſchmäuſekampf.

Tyrtaios.

2. Erſtes Kriegslied. 3. Zweites Kriegslied. 4. Drittes Kriegslied.

Bion.

5. Der Vogelſteller. 6. Der Lehrling Eros. 7. Lob des Frühlings. 8. An Küpris. 9. Das Glück der Liebenden. 10. An Hesperos. 11. Klaggeſang um Adonis.

Moſchos.

12. Grablied auf Bion. 13. Europa. 14. Daphnis und ein Mädchen. 15. Wechſelwünſche. 16. Eros Gewalt. 17. Saffos Hymne an Afrodite. 18. Pindars erſtes olympiſches Chor.

Homers kleinere Hymnen.

19. An Ares. 20. An Artemis. 21. An Afrodite. 22. An Athenaia. 23. An Here. 24. An die Mütter der Götter. 25. An Herakles den Löwenherzigen.

26. An Asklepios. 27. An die Dioskuren. 28. An Hermes. 29. An Pan. 30. An Hefaiſtos. 31. An Apollon. 32. An Poſeidaon. 53 An Zeus. 34. An Iſtia. 35 An die Muſen, Apollon und Zeus. 36. An Dionyſos. 37. An Artemis. 38. An Athene. 39. An Iſtia und Hermes. 40. An die Mutter Aller. 41. An Helios. 42. An Selene. 43. An die Dioskuren.

Anakreon.

44. Die Wahl des Geſangs. 45. Die Gaben der Natur. 46. Eros Nachtbeſuch. 47. Lebensfreuden. 48. Eros Wettlauf. 49. An eine Taube. 50. Der fröhliche Greis. 51. An die Schwalbe. 52 Der Kampf mit Eros 53. An Hefaiſtos um einen ſilbernenen Becher. 54. Alles trinkt. 55. Das Bildnis der Geliebten. 56. Das Bildnis Bathylios. 57. Der gefangene Eros. 58. An die Schwalbe. 59. An ein Mädchen. 60. Der Frühling. 61. Der geſtochene Eros. 62. An die Grille. 63 Eros Pfeile. 64. Auf einen Diskus mit dem Bildnis der Afrodite. 65. Die Weinleſe.

Theokritos.

66. Der Honigdieb. 67. Archilochos.

Erinna.

68. Auf das Bildnis eines Mädchens. 69. An Roma.

Timokreon, der Rhodier.

70. An Plutos.

Kalliſtratos.

71. Auf den Tod der Peiſiſtratiden.

Arifron, der Sikyoner.

72. An Hygieia.

Ariſtoteles.

73. An die Tugend. 74. Mimnermos.

Bakchylides.

75. Dithyrambe. 76. Skolion.

Platon.

77. Der ſchlummernde Eros.

Anyte.

78. Grabſchrift.

anders gemacht haben? Wie oft überraschen sie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vorbereitet waren? Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder abtretten, ohne daß sich begreiffen läßt, warum sie kamen, oder warum sie wieder verschwinden? Wie viel wird in beyden dem Zufall überlassen? Wie oft sehen wir die grössesten Würkungen durch die armseligsten Ursachen hervorgebracht? Wie oft das Ernsthafte und Wichtige mit einer leichtsinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit lächerlicher Gravität behandelt? Und wenn in beyden endlich alles so kläglich verworren und durch einander geschlungen ist, daß man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweiffeln anfängt; wie glücklich sehen wir durch irgend einen unter Blitz und Donner aus papiernen Wolken herabspringenden Gott, oder durch einen frischen Degen-Hieb den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelöst, aber doch aufgeschnitten, welches in so fern auf eines hinaus lauft, daß auf die eine oder andere Art das Stück ein Ende hat, und die Zuschauer klatschen oder zischen können, wie sie wollen oder — dürfen. Uebrigens weiß man, was für eine wichtige Person in den comischen Tragödien, wovon wir reden, der edle Hans Wurst vorstellt, der sich, vermuthlich zum ewigen Denkmal des Geschmacks unsrer Voreltern, auf dem Theater der Hauptstadt des deutschen Reichs erhalten zu wollen scheint. Wollte Gott, daß er seine Person allein auf dem Theater vorstellte! Aber wie viele grosse Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit

Haus

Meleagros.
79. Auf den Sidonier Antipatros.
Simonides.
80. Danae. Anmerkungen.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

IV. Kleine Schriften, gröſstentheils von Weimariſchen Gelehrten, aus dem erſten Jahre des Neunzehnten Jahrhunderts.

Erſtes Bändchen,

verfaſst

von Fr. Brun geb. Münter, von Einſiedel, von Göthe, von Knebel, Fr. Major, Jean Paul Fried. Richter, Siegm. von Seckendorf, F. K. L. von Seckendorf, und einigen Ungenannten.

Zweites Bändchen,

verfaſst

von Gerning, Gräter, von Hammer, Herder, von Knebel, Lütkemüller, Fr. Major, Meſſerſchmidt, Rückert, Friedr. Schlegel, Siegmund von Seckendorf, F. K. L. von Seckendorf, und von Sonnenfels.

Weimar 1801.

gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen, beide Bändchen für 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Durch die Verſetzung des Redacteurs des vierteljährigen Taſchenbuchs von Weimar, hat ſelbiges mit zwei Bändchen geſchloſſen werden müſſen. Da nun dieſen unter dem Titel: Taſchenbuch, kein Plätzchen in der Bibliothek eines gebildeten Leſers und Leſerin eingeräumt werden möchte, welches die Arbeiten der verdienſtvollen

Mitarbeiter doch verdienen sollen, so haben wir dieselben unter dem vorgesetzten Titel noch einmal ausgegeben und im Preise gemindert. Wir hoffen, so mehreren nicht allein eine wohlfeile, sondern auch eine des Aufbewahrens würdige Lectüre in die Hände zu liefern, und glauben wegen des veränderten Titels entschuldigt zu seyn.

Die Verleger.

V. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Ad. Hildt. 1801. August.

Dieser Monat oder No. 31 bis 35 hat folgenden Inhalt: 1. Beitrag zur Kenntnis der englischen Baumwollen-Manufaktur und ihrer Manufakturartikel. 2. Probiersteine. 3. Sennesblätter. 4. Nachrichten über den Pelzhandel des Innern von Amerika. 5. Gartenkümmel, Feldkümmel, schwarzer Kümmel. 6. Kartamomen. 7. Betrachtungen über Gegenstände der Künste in Bezug auf das Fabrikwesen in Frankreich, aus Pujalx Paris. 8. Mehrere Auszüge aus kaufmännischen und statistischen Schriften, und 9. vielerlei vermischte Nachrichten.

Von dieser Zeitung wird wöchentlich ein Stück auf allen Postämtern und monatlich 4 oder 5 in allen Buchhandlungen ausgegeben. Der ganze Jahrgang kostet 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Hildebrandts Taschenbuch.

Die neue Auflage von

Hildebrandts Taschenbuch für die Gesundheit

ist so eben fertig geworden und wieder in allen guten Buchhandlungen (gebunden für 1 fl. 30 kr. — broch. für 1 fl. 25 kr.) zu haben.

(Exemplare auf holländischem Papier und gebunden 1 fl. 45 kr.)

Innerhalb weniger Wochen wurde die erste Auflage von diesem für alle Stände so nützlichen Familienbuche vergriffen. Dieß und der ungetheilte Beifall unsrer bessern kritischen Institute mögen hier statt aller weitern Empfehlung dienen.

VII. Anzeige.

So eben hat die Presse verlassen und ist bei mir in Commission und allen Buchhandlungen zu haben:

Bonaparte und Cromwell. Ein Neujahrsgeschenk für die Franzosen, von einem Bürger ohne Vorurtheil. Aus dem Franz. mit einigen Anmerkungen von Fr. C. Laukhardt. Brochirt 12 gr.

Jeder Mensch sollte nothwendig diese Schrift als ein Denkmal aufbewahren, denn sie greift in die Umstände der jetzigen Zeiten, und enthält die wichtigsten Nachrichten, die uns noch kein deutsches Blatt geliefert hat.

Güntherſche Buchhandlung
in Pegau.

VIII. Neuigkeiten. Ostermesse 1802.

Neues Paris, die Pariser und die Gärten von Versailles; als eine Fortsetzung von Friedrich Schulze's: Ueber Paris und die Pariser. 433 Seiten. Ladenpreis 1 Rthlr. 12 gr.

Wir glauben das Publikum auf dieses Werk früh aufmerksam machen zu müssen, überzeugt daß es sich dann selbst so empfehlen werde, wie wir wünschen. Eine zusammengedrängte, und skizzirte Topographie der Stadt, die Charakteristik der Pariser und ihrer politischen Partheien, frische und zusammenhängende Gemählde und Schilderungen des treibenden Lebens in dieser Hauptstadt der Welt, lebhafte Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Stadt von Versailles, scheinen wohl das Inte-

reſſe gebildeter Leſer anſprechen zu dürfen. Wer mit Paris bekannt iſt, wird ſich in der Recapitulation, in der glücklichen Zuſammenſtellung, in manchem neuen Geſichtspunkt von dem, was er an Ort und Stelle oder durch Lectüre ſelbſt ſammelte, wiederfinden und gefallen. Reiſende werden ſich raſcher nach dieſer Lektüre orientiren; ihren Vorwurf vielſeitiger anſehen; überhaupt wird aber Materie ſowohl, als auch der leichte gefällige Styl, dies Werk zu einer gleich unterhaltenden als lehrreichen Unterhaltung eignen. Wir ſetzen es alſo mit Recht dem beliebten Sonnizeſchen Werke über Paris ꝛc. zur Seite; geben ihm auch den gebührenden Vorzug; da es den heutigen Tag und das Neueſte darbietet, das die deutſche Literatur über dieſe Materie, in dieſer Art des Vortrags aufweiſet. Das Ganze zerfällt in 3 Haupttheile. 1) Begreift fünf Briefe unter der Aufſchrift: **Paris und die Pariſer.** Der Verfaſſer giebt eine Ueberſicht der ganzen Stadt, orientirt den Leſer, führt ihn auf den Mittelpunkt derſelben, das Palais Egalité, und in ihm durch alle Tageszeiten; weil ſich Paris vorzugsweiſe im alten Palais ausſpricht. Von hier kehrt er in die eigentliche Ville und zu ihren Merkwürdigkeiten zurück; indem er zugleich die angränzenden Vorſtädte abhandelt. Der letzte Brief iſt dem Pariſer ausſchließend gewidmet, er wird im Gegenſatze zur deutſchen Natur charakteriſirt, ſilhouettirt, eben ſo die politiſchen Partheien, Royaliſten, Jacobiner ꝛc. Conſular- Directorial- ꝛc. Parthei. 2) Begleitet den Leſer durch **die vier Tageszeiten von Paris**, führt uns den erſten Conſul, wie den ärmſten Ouvrier im öffentlichen wie im Privat-Leben, von früheſt m Erwachen, bis tief in die Nacht vor. Dieſer, der ſtärkſte Theil des Werkes, zeichnet ſich beſonders durch lebhafte Schilderungen und intereſſante Anekdoten aus. In ihm ſind Theater, Vergnügungen für alle Stände begriffen und Paris von vielen Seiten zugleich dargeſtellt. Der dritte Theil: **die Gärten von Verſailles** giebt über Verſailles, den Park, Groß und klein Trianon Auskunft und erklärt uns die Ruinen verfallener Anlagen, aus ihrer ehemaligen Beſtimmung. Durch die Entfernung des Druckortes vom Verlagsorte haben ſich mehrere Druckfehler eingeſchlichen, deren Verzeichniß wir wegen Mangel an Zeit nicht mit den Exemplären ausgeben konnten; wir werden aber die auffallendſten auf einem beſondern Blatt abdrucken laſſen, und dieſes den Käufern

die es verlangen, nachliefern, weshalb es an alle Buchhandlungen, die Exemplare erhalten haben, versandt wird.

Altona im July 1801.

Hammerichsche Buchhandlung.

IX. Anzeige.

Bei J. F. Hammerich in Altona ist in der Ostermesse herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weltgeschichte in Tabellen nebst einer tabellarischen Uebersicht der Literärgeschichte, von G. G. Bredow, zusammen 15 Tabellen auf 14½ Bogen in gr. Folio. 1 Rthlr. 4 gr.

Historische Tabellen sind dem Freunde der Geschichte, und besonders dem Lehrer dieser Wissenschaft darum angenehm, weil sie die Vortheile der ethnographischen und synchronistischen Methode vereinigen, schnelle Uebersichten einzelner Perioden und Geschichten erlauben; und, da sie die bloßen Fakta geben, dem Lehrling bei der Wiederhohlung Uebung eines freien historischen Vortrags gewähren. Diese Tabellen sind daher vielleicht nicht unwillkommen, da sie die ganze, alte und neue Geschichte bis zum Lüneviller Frieden umfassen; da sie bei der Gedrängtheit des Ausdrucks und allen möglichen Abkürzungen der Schrift die Begebenheiten sehr vollständig enthalten, und da auch die Literärgeschichte in besonderen Tabellen beigefügt ist.

Auf der zwölften Tabelle, Uebersicht der ganzen Weltgeschichte, muß unter No. IX.

1660. Oliver Friede hebt Schweden zum mächtigsten Reich Nordens

eingeschaltet; dagegen bei 1699:

und erhebt Schweden

aufgestrichen werden.

Bei der groſsen Mühe, die eine ſolche Arbeit erfordert und dem koſtbaren Druck, wird mir niemand mit Recht den Vorwurf machen können, daſs ich den Preis zu hoch angeſetzt habe; um aber die Einführung auf Schulen zu erleichtern, will ich den Schulanſtalten, die ſich mit baarer Bezahlung direkte an mich wenden, auf 5 Exemplare eins, auf 12 Exemplare aber drei frei geben.

Die 3 Tabellen über die Literärgeſchichte ſind auch beſonders abgedruckt für 18 Groſchen zu haben.

Altona, den 1 Aug. 1801.

J. F. Hammerich.

X. Kunſtanzeige.

In allen guten Kunſt- und Buchhandlungen iſt zu haben:

Monument, dem Andenken des verewigten geheimen Kriegsrath Müllers im ſchönſten Theil des Parks der Leipziger Promenade, gezeichnet von Junge, u. in aqua tinta von der Meiſterhand des Hn. Haldenwang bearbeitet, 22 Zoll breit, 18 Zoll hoch. Preis 3 Rthlr. in farbigen Abdrücken 4 Rthlr. 12 gr.

Ideen von Wehle gezeichnet und von Haldenwang in aqua tinta gebracht, 1ſtes Heft in gr. 4. Preis 3 Rthlr.

Dieſes Werkchens 1tes Heft wird zur Oſtermeſſe 1802 fertig, und da es Gegenſtände enthält, die dem erſten an Schönheit nichts nachgeben, ſo hofft der Verleger durch die Herausgabe dieſer Blätter die Freunde der Kunſt in jeder Hinſicht zu befriedigen.

Auch zeige ich hiemit dem verehrungswürdigen Publikum an, daſs ich zwei groſse Landſchaften nach Wehle von Haldenwang ebenfals in aqua tinta bearbeitet herausgeben werde, wovon ich in kurzem eine Anzeige des

Preiſes, der Größe und Beſchreibung der Gegenſtände machen werde. Leipzig, im Monat Aug. 1801.

Ludwig Lang,
Kunſthändler.

Obige Kunſtwerke ſind auch bei uns zu haben.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

XI. Anzeige.

Ohngeachtet der ſeit mehreren Jahren erſchienenen vielen Schriften über Botanik, Gärtnerei und Kultur, iſt doch dem Bedürfniß der Garten- und Pflanzen-Liebhaber nicht genug abgeholfen worden, indem die meiſten davon nicht viel mehr als Kompilationen ohne praktiſche Kenntniſſe enthalten, die andern nicht alles umfaſſend und einige ſchätzbare botaniſche Werke für den Laien oder bloßen Liebhaber nicht faßlich genug ſind.

Die deutſche Ausgabe des Millerſchen Gärtnerlexikons in 4 Bänden behauptete zwar mit Recht eine vorzügliche Stelle; allein dieſes an ſich ſchon theure Werk iſt längſt vergriffen, und wegen den ſeitdem gemachten vielen neuen Erfahrungen in vielen Stücken mangelhaft.

England lieferte dieſes vortreffliche Werk in einem ganz neuen Gewand, unter dem Titel:

„The Gardener's and Botanist's Dictionary etc.
„by the late Ph. Miller etc. by Th. Martyn,
„regius professor of botany in the univ. of
„Cambridge. London 1797 u. folgende Jahre

deſſen zwei ſtarke, jeder ohngefähr 25 Alphabet haltende mit Kupfern zur Erläuterung des Syſtems erſchienenen Foliobände, von dem gedachten gelehrten Profeſſor Martyn, mit allem bereichert ſind, was Luſtgärtnerei, Botanik, Kultur, Treiberei, Forſtwiſſenſchaft und Oekonomie betrift. Allein bis jetzo iſt dieſes ſchätzbare und reichhaltige Werk noch nicht in unſerer Sprache erſchienen und würde auch wegen ſeinen hohen Preis nur für eine geringe Anzahl Liebhaber in unſerem Vaterlande nützlich ſeyn können.

Um dieſem zweifachen Mangel abzuhelfen, hat die unterzeichnete Buchhandlung einen Auszug aus dieſem

vortrefflichen Werk Millers und Martyns veranstaltet, welcher nach alphabetischer Ordnung alles das Nöthige und Wissenswürdige enthalten wird, welches die Gärtner, Pflanzen- Blumen- und Treiberei-Liebhaber, Botaniker und Forstmann interessiren kann. Alles was Kultur und Wartung betrift, wird in gedrängter Kürze, aber deutlich und praktisch abgehandelt, und besonders die Treibhäuser-, Glashäuser- und Mißbeet-Wartung, in welchen die Engländer den meisten Rang behaupten, ausführlich angegeben werden. Mit diesen Vorzügen des englischen Originals wird dieser Auszug noch die besondern einen verbinden, daß die Kultur nach der Verschiedenheit unsers Klima's nach eigenen Erfahrungen gelehrt wird — daß außer den Linneischen lateinischen Bemerkungen die Namen jeder Pflanze deutsch, engl., franz., ital. und bei ausländischen nach ihren vaterländischen Benennungen angezeigt, außer dem englischen Text, die von andern und besonders Deutschen gemachten neuere Erfahrungen bezeichnet, die Werke, welche die besten Abbildungen liefern, die Schriftsteller, welche besonders davon handelten, und die Gärten und Baumschulen, wo und um welchen Preis sie zu bekommen, bei jeder bemerkt und nebst einer Einleitung in die botanische Kenntniß des Linneischen Systems und den nöthigen Kupfern, zur Erläuterung der Treib- und Glashäuser, eine Anzeige der vorzüglichsten botanischen, ökonomischen und Forstschriften, Floren und Gartenschriften beigefügt werden.

Unterzeichnete Handlung verlangt für dieses interessante und wichtige Werk weder Subscription noch Pränumeration, und wollte blos das Publikum auf dessen Erscheinung aufmerksam machen. Da es von einem Manne bearbeitet wird, der mit beiden Sprachen vollkommen vertraut ist, und sich aus Lieblingsneigung viele Jahre praktisch mit Botanik und Kultur beschäftigt hat, und der Verleger an typographischer Schönheit, ohne es dadurch zu vertheuern, nichts fehlen lassen wird, dieses Werk einem dringenden Bedürfniß unsers Zeitalters abhelfen.

Wegen der Reichhaltigkeit der Materien läßt sich dessen Umfang nicht genau bestimmen, doch wird solches nicht drei mäßige Oktavbände übersteigen, und von Ende dieses Sommers an wird mit dessen Druck ohngesäumt fortgefahren werden. Frankfurt a. M. im Juli 1801.

J. H. Guilhauman.

XII. National-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in den Preußischen Staaten. Juli 1801.

Es ist eine eben so gewöhnliche als traurige Bemerkung, die man bei der immer anwachsenden Zahl der deutschen Zeitschriften fast täglich anzustellen Veranlassung hat: daß dieselben beim weitern Fortgange an innerm Gehalte und dem Interesse der darin behandelten Aufsätze abnehmen. Daß dieses bei der vorliegenden Zeitschrift nicht der Fall sey, mag die Inhaltsanzeige des 7ten Hefts, mit welchem der zweite halbe Jahrgang beginnt, beweisen.

1) Würdigung einiger Einflüsse auf die Charakterbildung der Berlinischen Jugend. Hier wird sehr einleuchtend der nachtheilige Einfluß der Privattheater auf die Charakterbildung der Jugend gezeigt.

2) Ueber die Physiognomie der Gebäude, mit Hinsicht auf das, zu Stargard in Pommern zu erbauende Schulgebäude. (Vom Hn. Prof Falbe). Enthält scharfsinnige Bemerkungen über den Charakter der Gebäude und dessen Verhältniß zu dem Charakter der Erbauer.

3) Fragmente über die Universität Halle. (Fortsetzung) Auch in diesem letzten Abschnitte der Fragmente über die Universität Halle wird man den eben so wohl unterrichtenden und hellsehenden als wohlmeinenden Beurtheiler der Vorzüge und Fehler dieser Lehranstalt nicht verkennen.

4) Rückblicke auf einige schöne Gegenden des Unterharzes. Malerische Beschreibung einiger der schönsten und an den mannigfaltigsten Vorzügen reichsten vaterländischen Gegenden.

Korrespondenzblatt.

1) Aufgefangene Briefe der Fußbotenpost. Eilfter Brief. Betrift die zu hoffende Heilung eines an eines jetzt häufig grassirenden Krankheit schwer darnieder liegenden Kraftgenies.

2) Berlinisches Nationaltheater.

3) Nachrichten aus Berlin.

4) Nachrichten aus den Provinzen. Aus dem Anspachischen, aus dem Baireutschen, Flatow in West-

ßtreußen, Jüterbogk, Frankfurt an der Oder, Halle, Nölnisch, Lublinitz in Schlesien, Magdeburg, Pillau, Schleiden im Oelsnischen, Soest, Steffs im Anspachschen, Wöhrd vor Nürnberg, Zeddenick. Dieser reichhaltige, der National-Zeitschrift ausschließlich eigene Artikel liefert auch diesesmal sehr interessante Notizen aus allen Theilen der Preußischen Monarchie.

5) Der Mathematiker und Astronom Soldner aus dem Anspachschen. Giebt von einem Bauerssohne aus dem Anspachschen Nachricht, der ein gebornes mathematisches Genie ist, sich bereits durch zwei gedruckte Abhandlungen bekannt machte, und von des Königs Majestät bis zu seiner Anstellung jährlich 200 Rthlr. erhält.

6) Extract aus der wegen des Kantonwesens ergangenen Kabinetsordre vom 6ten Dec. 1800.

7) Ueber die Blatternimpfung auf den Gütern des Hrn. Hofmarschalls, Grafen Reuß, Heinrich des 44sten.

8) Schwerins Grab. (Aus einem Briefe.)

9) Literatur-Repertorium der Preußischen Staaten. Dieser in die folgende Stücke fortzusetzende Aufsatz wird eine Uebersicht der vaterländischen Literatur, und so nach und nach dem Geschichtsforscher eine kleine Bibliothek der zur Kenntniß der Preußischen Staaten dienenden Schriften liefern.

10) *Les beaux esprits se recontrent.*

11) Circulare an alle Collegia medica et sanitatis, die Impfungsversuche mit Kuhpocken betreffend.

Der Jahrgang dieser, auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen zu findenden National-Zeitschrift, besteht aus 12 Stücken und kostet 5 Rthlr. Courant.

Johann Gottfried Braun,
Buchhändler in Berlin.

Hans Wurſt — oder, welches noch ein wenig ärger iſt, durch Hans Wurſt — aufführen geſehen? Wie oft haben die gröſſeſten Männer, dazu gebohren, die ſchützenden Genii eines Throns, die Wolthäter ganzer Völker und Zeitalter zu ſeyn, alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen ſchnackiſchen Streich von HansWurſt, oder ſolchen Leuten vereitelt ſehen müſſen, welche ohne eben ſein Wamms und ſeine gelben Hoſen zu tragen, doch gewiß ſeinen ganzen Character an ſich trugen? Wie oft entſteht in beyden Arten der Tragi-Comödien die Verwicklung ſelbſt lediglich daher, daß Hans Wurſt durch irgend ein dummes oder ſchelmiſches Stückchen von ſeiner Arbeit den geſcheidten Leuten, eh ſie ſich's verſehen können, ihr Spiel verderbt? —*Manum de Tabula!* — Aber wenn dieſe Vergleichung, wie wir beſorgen, ihren Grund hat; ſo mögen wir wol den weiſen und rechtſchaffenen Mann bedauren, den ſein Schickſal dazu verurtheilt hat, unter einem ſchlimmen, oder — welches iſt ärger? — unter einem ſchwachen Fürſten, in die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten verwickelt zu ſeyn? Was wird es ihm helfen, Einſichten und Muth zu haben, nach den beſten Grundſätzen und nach dem richtigſten Plan zu handeln; wenn das verächtlichſte Ungeziefer, wenn ein Sclave, ein Kuppler, eine Bacchidion, oder etwas noch ſchlimmers, irgend ein Paraſite, deſſen ganzes Verdienſt in Geſchmeidigkeit, Verſtellung und Schalkheit beſteht, es in ihrer Gewalt haben, ſeine Maaßregeln zu verrücken, aufzuhalten, oder gar zu hintertreiben? Indeſſen bleibt ihm,

Teutſcher Merkur.

[redacted]

herausgegeben

von

C. M. Wieland.

[redacted]

[redacted]

Weimar,

gedruckt und verlegt bei den Priv. Gleiter

Inhalt.

I. Gedichte.

1. Andenken an Leopold. Von Stille. S. 81
2. Sehnsucht. Von Morgenstern. 83
3. Die Gunst der Götter. An Frau Hofräthin Schlözer in Göttingen. 86

II. Die Improvisatoren. Von Fernow in Rom. (Beschluß.) 99

III. Wird der Jesuitenorden wieder aufleben? (Aus dem Tagebuche eines Reisenden.) 109

IV. Künste.

1. Beschreibung zweier griechischer Alterthümer, Plato und Aristoteles. Von Hüsgen. 131
2. Ueber die Harmonika-Spielerin Mariane Kirchgeßner. Von Justi. 136

V. Auszüge aus Briefen.

1. Aus Athen. Blick auf die jetzige Lage Griechenlands und die Stimmung der Türken. Ithaka. Delfi. Theben. Athen. Nachgrabungen des Lord Elgin daselbst. 142
2. Aus Wien. Ueber v. Hammers Schicksale und literarische Entdeckungen. Majot von Schwarz. Carlyle. Brown. 146
3. Aus Wien. Josef Plazer. Sonnenbergs Welt-Ende. Denis Nachlaß durch Reger. 149
4. Aus Rom. Kunstnachrichten daher. 151
5. Aus Hamburg. Abbe Barruel und Consorten. 153

VI. Nekrolog.

1. Graf v. Veltheim. 154
2. Büttner. 156

VII. Ueber Entstehung der Sprachen. (Aus einem Briefe des verst. Hofr. Büttner.) 158

Nachricht.

Auf den Neuen Teutſchen Merkur kann man ſich abonniren:

1) bey allen löbl. Poſtämtern in und außer Teutſchland, für welche das Kaiſerl. Reichs-Oberpoſtamt zu Erfurt die Hauptcommiſſion hat.

2) bey dem Kaiſerl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen ſoliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Verſendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn, und Nürnberg beſorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken koſtet in Weimar 3 Rthlr. ſächſiſch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir erſuchen alle Leſer ſich mit ihren Aufträgen an eine der vorſtehenden Addreſſen oder an uns ſelbſt zu wenden. Aeltere Jahrgänge ſind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelaſſen.

Literariſche und Kunſt-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unſerer Adreſſe erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 3 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke,
zu Weimar.

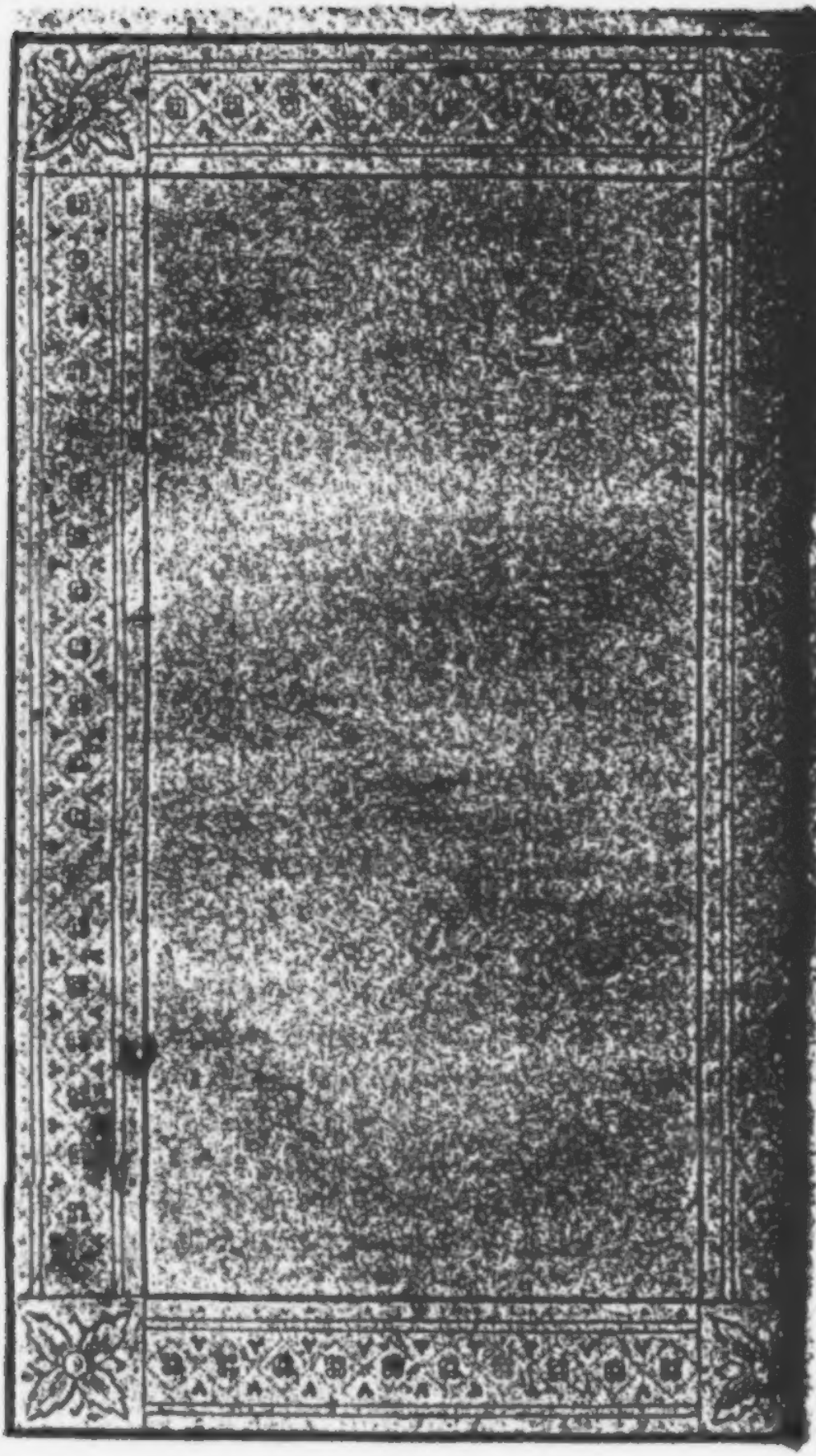

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober 1801.

I.

Gedichte.

1.

Andenken an Leopold *).

Weihet ihn zur ſtillen Feier,
Leopolds Gedächtnißtag!
Fühlts mit ſtärkerm Herzensſchlage,
Was der Tugend Kraft vermag,
Die das Geiſterreich verbindet,
Die zu Engeln Menſchen macht,
Die der Gottheit näher bringet
Und erhellt des Grabes Nacht!

*) Während man — pudendum dictu — noch darüber ſtreitet, ob man dem Retter und Friedensfürſten Karl ein öffentliches Monument errichte, wollen wir die hohe Heldenthat Leopolds — Heldenthat, wenn auch in einer ganz andern Sfäre — nicht ganz vergeſſen, oder für ein zweites Geſchlecht verlohren ſeyn laſſen!

V.

2.

Fühlt es tief an diesem Tage,
Daß auch sie vom Himmel stammt
Und zur Gottheit führt — die Tugend!
Leopold, von ihr entflammt,
Sah Gefahr und Tod, doch rufte
Stärker ihm der Pflicht Gebot;
Menschenliebe war sein Leben,
Menschenliebe war sein Tod!

3.

Schön und ruhmvoll ists, im Kampfe
Sterben für das Vaterland;
Ewig grünt der Kranz, den Tugend
Reiner Menschenliebe wand!
„Ich bin Mensch! hier kommts auf Rettung
Meiner Brüder an!“ so starb
Leopold, und unverwelklich
Ist der Kranz, den er erwarb.

4.

Feiert den Triumf der Tugend
An des Menschenfr[illegible]des Grab!
Freut euch, daß ein Gott der Erde
Engel unter Menschen gab!
Präget Kindern, präget Enkeln
Tief der Edlern Namen ein,
Schwört mit ihnen, beim Gedächtniß
Aller Heil'gen: gut zu seyn!

5.

Sind ſie, dieſe edlern Seelen,
Sind ſie näher euch verwandt?
Dann beim höhern Freundſchaftsmahle
Schlaget feſter Hand in Hand:
Wirkt für Menſchenwohl, und kämpfet
Mit Entſchloſſenheit und Muth
Für die Wahrheit für die Tugend,
Kämpfet für das höchſte Gut!

L. Stille.

2.

Sehnſucht.

Auch auf einſamen Alpen erſcheint die Geſelligkeit. Freundlich
Kommt von Gebirg zu Gebirg, fernher, die Thäler herüber,
Reinaustönend Geſang, wie melodiſche Sprache der Vögel,
Die im Wald' einander nicht ſehn oft, immer doch hören.
Alſo am wolkenumſäumten Watsmann*) die Sennhinnen, wenn ſie

*) Der höchſte Berg der Alpen des Landes Bergtols.

Neben den weidenden Kühen gelagert auf grünende Matten,
Traulich ſelbander bogahen *). Es ſchweiget horchend der See, malt
Klärer abſpiegelnd der ſtarrenden Felſenwand ſchneeige Häupter,
Von Glutroſen der ſinkenden Sonne umkränzet, zum Danke.
Dumpfer verhallet und fernabtoſend der Schrainbach **), damit nichts
Störe, ſchöne Walperge ***)! dein Lied. O töne auch mir bald,
Tafelmuſik der Natur! und Frieden und Freud' in die Seele.

Morgenſtern.

gaben, welchen Sauſſure noch höher gefunden haben ſoll, als den Gottbard und Montblanc.

*) Durch Geſänge wiſſen die Sennninnen jener Gegend ſich in groſser Entfernung von einem Berge zum andern zu unterhalten. Dies Singen heiſst dort bogahen.

**) Ein hoher Waſſerfall, der vom Gebirg in den Königsſee ſtürzt.

***) Eine junge Hirtin am Königsſee. „Ich werde dich nicht vergeſſen (ſagt der unvergeſsliche Erdmannsdorf in einem Briefe an ſeine Gattin),

3.

Die Gunſt der Götter.

An Frau Hofräthin Schlözer *) in Göttingen.

Heilig ruht im Schooß der Uraniden,
Ein Geheimniß, unſer dunkles Loos:
Nimmer zieht der Sterbliche hienieden
Sich der Freude duft'ge Blüte groß:
Feſſeln muß er duldend ſeinen Willen,
Alle Wünſche ſeiner Bruſt vertrau'n;
Die Begierde wird er nimmer ſtillen,
Nie das Ziel der Sehnſucht ſchau'n!

ſchönes, liebes Geſchöpf, das uns in der Thüre entgegentrat, und uns mit allem Anſtand ungekünſtelter Natur ſo treuherzig grüßte, und in ihre Hütte einlud. Man könnte wohl manche Höfe und Hauptſtädte bereiſen, und keine ſo edle Bildung treffen, als deine. Hätteſt du unbekleidet da geſtanden, ſo hätte man geglaubt, man ſähe das Weib, ſo wie es gleich aus den Händen des Schöpfers kömmt. Aber auch deine bäuriſche Tracht entſtellte dich nicht."

*) In ihr verehrt unſer Vaterland eine ſeiner großen Künſtlerinnen, die es vermochte, die älteſte unter den zeichnenden Künſten — denn von der Stickerei ging wenigſtens im Wiegenlande der Menſchheit, in Aſien, alle Zeichnungskunſt aus — mit den Zaubereizen der jüngſten zu erfriſchen. Der gefühlvolle Dichter, der ihr dies Lied ſingt, iſt kein Teutſcher. Aber auch eine t e u t ſ c h e Königin erkannte ihr willig den ſchönſten Preis zu. B.

Jeder dem Apollo's Stralen glänzen
Dem ein Herz ſchlägt, ward dem Gram geweiht,
Mag ein Diadem ſein Haupt umkränzen,
Hülle ärmlich ihn ein Bettlerkleid.
Zu der Tugend wonnevollem Reigen
Schleicht die Sorge rächeriſch heran,
Heißt gebietend alle Hymnen ſchweigen,
Die die frohe Bruſt begann!

Wermuth träufelt ſie, mit bitterm Hohne,
In des Jünglings goldnen Lebenswein;
In des Mädchens grüne Myrtenkrone
Flicht ſie grauſam ihre Dornen ein;
Mit der Schaar, die froh dem Heros ſinget,
Der ſein Vaterland dem Feind entriß,
Die mit Lorbeern ſeine Stirn umringet,
Zieht erzürnt die Nemeſis!

Doch von dem Beglückten muß ſie weichen,
Dem die Götter ihre Huld ertheilt,
Deren Chor in ewig heitern Reichen,
In der Freude Regionen weilt:
Dreimal ſelig, wen ſie ſich erwählen,
Wen der Erde ihre Gnade raubt!
Denn die Leiden, die die Menſchheit quälen,
Treffen kein unſterblich Haupt! —

Wen Athenens heil'ge Rüſtung ſchirmet,
Schiffe gelaſſen durch den Strom der Zeit:

wenn er ſich einmal an ein ſo gefahrvolles Abentheuer gewagt hat, wie zum Exempel dasjenige, welches Agathon würklich zu beſtehen hat, kein andres Mittel übrig, ſich ſelbſt zu beruhigen, und auf alle Fälle ſein Betragen vor dem unpartheyiſchen Gericht der Weiſen und der Nachwelt rechtfertigen zu können — als daß er ſich, eh er die Hand ans Werk legt, einen regelmäſſigen Plan ſeines ganzen Verhaltens entwerfe. Wenn gleich alle Weisheit eines ſolchen Entwurfs ihm für den Ausgang nicht Gewähr leiſten kann; ſo bleibt ihm doch der tröſtende Gedanke, alles gethan zu haben, was ihn, ohne Zufälle die er entweder nicht vorherſehen, oder nicht hintertreiben konnte, des glücklichen Erfolgs hätte verſichern können.

Dieſes war alſo die erſte Sorge unſers Helden, nachdem er ſich anheiſchig gemacht hatte, die Perſon eines Rathgebers und Vertrauten bey dem Könige Dionys zu ſpielen. E ſah alle, oder doch einen groſſen Theil der Schwierigkeiten, einen ſolchen Plan zu machen, der ihm durch den Labyrinth des Hofes und des öffentlichen Lebens zum Leitfaden dienen könnte. Aber er glaubte, daß der mangelhafteſte Plan beſſer ſey, als gar keiner; und in der That war ihm die Gewohnheit, ſeine Ideen worüber es auch ſeyn möchte, in ein Syſtem zu bringen, ſo natürlich geworden, daß ſie ſich, ſo zu ſagen, von ſich ſelbſt in einen Plan ordneten, welcher vielleicht keinen andern Fehler hatte, als daß Agathon noch nicht völlig ſo übel von den Menſchen denken konnte,

Der Orkan, der rauſchend ihn umſtürmet,
Stöhret nimmer ſeine Sicherheit;
Daß ihm Muth im freien Buſen wohne,
Zeigt ſein kühner, unerſchrockner Blick:
Vor des Schildes drohender Gorgone
Weichet jeder Feind zurück. —

Dich hat ſich die Göttin auserkohren,
Eine Freundin, wie ihr keine war;
Neue Kronen bringen dir die Horen,
Heiterlächelnd, jeden Morgen dar.
Pallas ſtreuet Blumen in dein Leben,
Zaubert um dich einen ew'gen Mai,
Hütet dich, und läßt dich nicht erbeben
Vor des Schickſals Tyrannei.

Nein, es wird ſein Arm dich nicht beſiegen,
Glorreich wirſt du in dem Kampf beſtehn,
Wirſt zum Gipfel der Vollendung fliegen,
Wo die Palmen dem Verdienſte wehn.
Aus der Wirklichkeit beſchränkten Kreiſen
Strebt, entflammt von der Begeiſtrung Kuß,
In das Land, das hoch die Künſtler preiſen,
Himmliſche, dein Genius!

In das Land, das niedrigen Naturen
Strenge die Gerechtigkeit verneint,
Wo auf friſchen, ewiggrünen Fluren
Nur das Göttliche ſich froh vereint;

Wo, umkränzt mit jungen Frühlingsblüten,
Hingelagert an dem ſchönſten Quell,
Ihren brüderlichen Gruß dir bieten
Tizian und Rafael!

Wo am heiligen Altar des Schönen
Frohe Schaaren frommer Beter knien,
Wo der Dichter goldne Harfen tönen
Und im Jubel raſche Chöre fliehn,
Wo Homerus ruht an Dante's Herzen,
Wo erhaben Gottfried's Sänger ſchwärmt,
Und wo Arioſt zu ſeinen Scherzen
Luſtig in die Saiten lärmt! —

Eine Palme wird den Künſtler ſchmücken,
Ob er das, was ihm den Buſen füllt,
Zeigt in Bildern den begier'gen Blicken,
Oder in der Dichtung Schleier hüllt,
Ob er in dem Schmuck von Efeublättern
Singend durch des Lenzes Auen ſtreift,
Oder, groß auf des Theaters Brettern,
Unſer Innerſtes ergreift!

Allen ſchimmern fernher gleiche Kronen,
Alle treibt ein gleiches Kraftgefühl,
Alle wird derſelbe Dank belohnen,
Alle ſuchen ein gemeinſam Ziel;
Ernſt und feierlich eröffnet allen
Seines Tempels Thor der goldne Ruhm,

Und die Maler, wie die Dichter, wallen
Froh zu Einem Heiligthum!

Wie, verhöhnend des Olympus Mächte
Ajax einſt, in ſeinem rauhen Sinn,
Pallas zu verachten ſich erfrechte
Und ergriff die hehre Prieſterin:
Wie, entflohn den wilden Meergefahren,
Nach Phäakien Odyſſeus kam,
Und Alkinous, bei ſeinen Laren,
Freundlich ihn entgegen nahm:

Wie die Hydern aus Poſeidons Reiche
Grauenvoll an Trojas Unglücksſtrand
Wälzen ihre giftgeſchwollnen Bäuche,
Bis zum Altar, wo der Prieſter ſtand,
Ihre Knoten geifernd um ihn ſchlingen,
Und den Vater mit dem Knabenpaar
Zu den Schatten des Kocytus zwingen,
Stellen Lied und Pinſel dar! —

In der Jugend ſchwärmeriſchen Tagen,
In den Tagen der Begeiſterung,
Sollt' auch mich zur Idealwelt tragen
Meines Fittigs ungelähmter Schwung:
Aber ach! ich hab' es nicht errungen,
Und der heitre Frühlingstraum verflog,
Und das Leben hat das Glück verſchlungen,
Das die Fantaſie mir log!

Ach, die Kränze ſind für mich verloren,
Die dem Dichter Föbus lächelnd beut;
Klio wählt' ich, ihr hab' ich geſchworen,
Meine Kraft iſt ihrem Dienſt geweiht;
Die Unſterblichkeit iſt ihre Gabe,
Alles Edle heißt ſie ewig ſeyn,
Deinen Namen, Götterfreundin, grabe
Ich der Muſe Tafeln ein.

—r.

II.

Die Improviſatoren.

(Beſchluß)

Dritte Abtheilung.

Wie kommt es wohl, daß, unter allen gebildeten Nazionen Europens, der Italiener allein die Dichtkunſt all' improviſo beſitzt? Hat die Natur ihm ein ausſchließendes Talent zu derſelben verliehen? oder liegt die Dispoſizion dazu in ſeiner Sprache? oder hat er den ausſchließenden Beſitz dieſer Kunſt einer beſonders auf ſie gerichteten Kultur zu danken? und könnten nicht

auch andere Nazionen, z. B. die teutſche, durch eine ähnliche Kultur ihres poetiſchen Talents, ſich dieſen Vorzug zu eigen machen? Dieſe Fragen liegen ſo nahe, daß ſie ſich jedem Leſer längſt von ſelbſt werden aufgedrungen haben; um ſo mehr, da ſein Nazional-Intereſſe dabei in Anregung kommt, welches ſich ſträubt, einer andern Nazion einen Vorzug zugeſtehn zu müſſen, welche, ſtolz auf den Beſitz deſſelben, der ſeinigen mit dem Mangel dieſes Vorzugs, leicht auch die Fähigkeit ihn zu erwerben ſtreitig machen könnte; denn wir ſind gewöhnlich eiferſüchtiger auf Vorzüge, welche Natur oder Zufall giebt, als auf ſolche, die wir durch eigenes Verdienſt beſitzen oder doch beſitzen könnten. So geſteht der Italiener dem Teutſchen gern den Vorzug einer größern Ehrlichkeit zu, wenn dieſer nur die Superiorität ſeines Talents in der Schlauheit anerkennt. — Aber jenes Sträuben iſt nicht blos Vorliebe für unſere Nazion, ſondern gründet ſich in dem dunkeln Bewußtſeyn, daß die menſchliche Natur in ihren weſentlichen Anlagen überall dieſelbe iſt, und daß das Talent zu den ſchönen Künſten und vornehmlich zur Poeſie, als eine weſentliche Anlage der Menſchheit, ſich durch Kultur bei allen Nazionen entwickelt. Daher werden wir, wenn man z. B. unſerer Nazion den Mangel an Kunſtſinn oder Geſchmack vorwirft, zwar dieſen Mangel zugeſtehn, aber nur, weil es uns an Gelegenheit fehlt, die Anlagen dazu zu entwickeln; dieſe An-

lagen ſelbſt aber werden wir uns darum nicht abſtreiten laſſen; und wir haben darin nicht Unrecht. Aber wenn man uns nun einräumt, daß Kunſtſinn, Kunſttalent und Geſchmack, als weſentliche Anlagen der Menſchheit in uns, allen Nazionen gemein ſind, und daß es nur günſtiger äußerer Umſtände bedarf, um ſie bei allen zu entwickeln, ſo müſſen wir doch bekennen, daß manche Nazionen vorzugsweiſe eine größere Dispoſizion zu dieſer oder jener Kunſt zeigen, als andere. Dieß iſt beſonders dann auffallend, wenn eine Kunſt bei einer Nazion ausſchließend blühet, ohne durch einen beſondern politiſchen oder religiöſen Zweck, oder durch Inſtitute abſichtlich unterſtützt zu werden; wenn ſie gleichſam als ein natürliches Gewächs im Garten der Natur wuchert und ohne andere Pflege als den freien Trieb des Talents und das freie Intereſſe der Nazion an ihrem Genuſſe, ſich durch ſich ſelbſt erhält. So blühet die extemporane Dichtkunſt in Italien. Jede ſich kultivirende Nazion hat ihre politiſche Epoche bereits gehabt, oder hat ſie gegenwärtig, oder wird ſie noch haben, wo Dichter und Publikum, durch ein gemeinſames freies Intereſſe an dieſer Kunſt, ſich wechſelſeitig in demſelben ermuntern und beſtärken; und ſo lange dieſes Intereſſe rege bleibt, erhält die Kunſt ſich in ihrer Blüthe. Die extemporane Dichtkunſt hingegen gedeihet blos in Italien, wo ſie ſeit dem Wiederaufleben der Kultur mehrere Jahrhunderte lang ununterbrochen fortgeblühet

hat. Wir müssen hieraus den Schluß ziehen, daß diese Nazion entweder mit einer besondern Anlage zu dieser Art von Dichtkunst begünstiget sey, oder daß sonst gewisse Bedingungen in ihr liegen, welche diese Dichtart begünstigen, und welche sich bei allen übrigen kultivirten Nazionen Europens nicht finden; denn weder der Drang des poetischen Talents, noch die dem Genie eigene Ruhmbegierde, noch der mächtige Affekt der Liebe, noch der Nachahmungstrieb, haben bis jetzt in andern Ländern Improvisatori hervorbringen können, obgleich einige derselben eben so große, vielleicht größere Dichter gehabt haben, als Italien.

Man kann der Kunst all' improviso zu dichten eigentlich kein besonderes Talent, sondern nur eine besondere Modifikazion des allen gebildeten Nazionen gemeinsamen Dichtungstalents zum Grunde legen; und es ist nicht schwer, den Grund dieser Dispoſizion bei dem Italiener in seinen physischen Anlagen zu finden. Es ist eine alte Erfahrung, die sich dem ersten aus Süden nach Norden, oder aus Norden nach Süden Reisenden aufdringen mußte, daß die sinnlichen Anlagen und Kräfte im Menschen, welche zusammengenommen seinen fysischen Karakter ausmachen, unter verschiedenen Himmelsstrichen verschiedentlich modifizirt sind; daß die Menschen im Allgemeinen mehr oder weniger reizbare Nerven, mehr oder minder geschmeidige Fibern, flüssigere oder zähere Säfte haben. —

und daß dem zufolge ihre Empfindung feiner oder ſtumpfer, ihre Einbildungskraft lebhafter oder träger, ihre Affekte feuriger oder kälter, — mit einem Worte, daß die ſinnlichen Energieen ihrer Seelenkraft ſtärker oder ſchwächer ſind, je nachdem ſie in einem wärmeren, gemäßigten oder kälteren Klima leben. Die Wirkungen dieſer Energieen müſſen alſo auch in demſelben Verhältniſſe leichter und lebhafter, oder träger und mühſamer von ſtatten gehen. Nun iſt aber das Dichtungstalent nichts anders als eine ſinnliche Energie, nehmlich die durch den Enthuſiasmus für eine Idee zur Darſtellung derſelben begeiſterte Einbildungskraft. Je reizbarer die Empfindlichkeit des Gemüths iſt, je leichter und glühender der Affekt der Begeiſterung ſich entzündet, je lebhafter und mächtiger er die Einbildungskraft in Schwung ſetzt, um ſo leichter und ſchneller wird auch die geübte, und mit dem Mechanismus der Darſtellung vertraute Dichtkraft ihr Werk vollenden, wenn ſie durch keine äuſſeren Hinderniſſe, wie z. B. das einer ungeſchmeidigen Sprache, in ihrem freien Schwunge gehemmt wird.

Wir haben ſchon oben das weſentliche Merkmal kurz berührt, wodurch das Talent des Improviſators ſich von dem gewöhnlichen Dichtertalent unterſcheidet. Es beſteht in der natürlichen Dispoſizion des Dichters, ſich leicht durch jedes, der poetiſchen Darſtellung

fähige Objekt in den Zuſtand des Gemüths verſetzen zu laſſen, wo die Seele von dem, ihr in der hellesten Klarheit vorſchwebenden Gegenſtande ganz erfüllt, ſich ſelbſt und alles außer demſelben vergißt, während der lebhafteſte Enthuſiasmus die Einbildungskraft und die ihr untergeordneten Kräfte des Gedächtniſſes und der Darſtellung in ſolchen Schwung ſetzt, daß ihre Wirkungen mit unbegreiflicher Schnelligkeit, und ohne daß ſie ſelbſt ſich derſelben deutlich bewußt iſt, ohne alle Anſtrengung des Verſtandes auf der Stelle erfolgen. Der feurigſte Enthuſiasmus und die klarſte Beſonnenheit erheben und leiten die Einbildungskraft des Dichters in ihrem freieſten Schwunge. Ohne dieſen Zuſtand poetiſcher Begeiſterung oder Verzuckung, die wir ſchon aus der Schilderung des Bettinelli kennen, und den der Italiener estro nennt, giebt es eben ſo wenig einen ächten Improviſatore, als es, ohne eine ſchöpferiſche Einbildungskraft, einen wahren Dichter giebt, und ſelbſt dem größten derſelben verſagt zuweilen ſeine Kunſt, wenn dieſer Zuſtand ſich nicht einfindet, oder wenn er ihn vor der Zeit verläßt.

Dieſe beſondere Dispoſizion zur dichteriſchen Begeiſterung in dem Grade, wie wir ſie hier beſchrieben haben, welche das Talent zur extemporalen Dichtkunſt begründet, ſcheint dem Italiener mehr als den übrigen Nazionen Europens eigen zu ſeyn. Dadurch

Dadurch wird jedoch keineswegs behauptet, daß dieſe Dispoſizion ſich bei den letztern gar nicht finde, ſondern nur, daß ſie bei jenem häufiger angetroffen werde, weil die fyſiſchen Anlagen ſeiner Nazion ſie begünſtigen, und daß darum der Italiener im Allgemeinen mehr Talent zu dieſer Kunſt beſitze, als irgend eine andere Nazion Europens.

Behauptungen dieſer Art können ihrer Natur nach immer nur hypothetiſch ſeyn; denn darum daß eine Anlage ſich nicht äußert, hat man noch keineswegs das Recht zu folgern, daß ſie gar nicht vorhanden ſey; oft fehlt es nur an den äußeren Bedingungen ihrer Entwickelung. Und was die vorzügliche Begünſtigung des Italieners durch ſeine fyſiſchen Anlagen betrifft, ſo läßt ſich dieſe nur in Vergleichung deſſelben mit den Nazionen des nördlichen Europa behaupten; hingegen iſt kein fyſiſcher Grund vorhanden, dieſelbe Begünſtigung, mithin auch dieſelbe Anlage den Nazionen des ſüdlichen Europa, die mit dem Italiener unter einerlei Himmelſtriche leben, z. B. dem Südfranzoſen, Spanier und Portugieſen abzuſprechen. Und blühte nicht wirklich dieſe Kunſt ſchon früher als in Italien im ſüdlichen Frankreich und in den nördlichen Provinzen Spaniens, von wo ſie im dreizehnten Jahrhunderte zugleich mit der poetiſchen Kultur nach Italien hinüberwanderte*)?

*) Ein teutſcher Reiſender, welcher eine Reiſe durch

als es diejenigen verdienten, mit denen er zuthun hatte. Indeſſen dachte er doch lange nicht mehr ſo erhaben von der menſchlichen Natur, als ehmals; oder richtiger zu reden, er kannte den unendlichen Unterſchied zwiſchen dem metaphyſiſchen Menſchen, welchen man ſich in einer ſpeculativen Einſamkeit erträumt; dem natürlichen Menſchen, in der rohen Einfalt und Unſchuld, wie er aus den Händen der allgemeinen Mutter der Weſen hervorgeht; und dem gekünſtelten Menſchen, wie ihn die Geſellſchaft, ihre Geſetze, ihre Gebräuche und Sitten, ſeine Bedürfniſſen, ſeine Abhänglichkeit, der immer währende Contraſt ſeiner Begierden mit ſeinem Unvermögen, ſeines Privat-Vortheils mit den Privat-Vortheilen der übrigen, die daher entſpringende Nothwendigkeit der Verſtellung, und immerwährenden Verlarvung ſeiner wahren Abſichten, und tauſend dergleichen phyſicaliſche und moraliſche Urſachen in unzählige betrügliche Geſtalten ausbilden — er kannte, ſage ich, nach allen Erfahrungen, die er ſchon gemacht hatte, dieſen Unterſchied der Menſchen von dem was ſie ſeyn könnten, und vielleicht ſeyn ſollten, bereits zu gut, um ſeinen Plan auf platoniſche Ideen zu gründen. Er war nicht mehr der jugendliche Enthuſiaſt, der ſich einbildet, daß es ihm eben ſo leicht ſeyn werde, ein groſſes Vorhaben auszuführen, als es zu faſſen. Die Athenienſer hatten ihn auf immer von dem Vorurtheil geheilt, daß die Tugend nur ihre eigene Stärke gebrauche, um über ihre Häſſer obzuſiegen. Er hatte gelernt, wie wenig man von andern erwarten kann; wie

Aber auch die glücklichſte Anlage wird umſonſt vorhanden ſeyn, wenn die Sprache, worin der Dichter ſeine Ideen darſtellen will, nicht die in ihr üblichen poetiſchen Formen mit ſolcher Leichtigkeit annimmt, daß er mit der gehörigen mechaniſchen Fertigkeit, welche die Ausübung ſeiner Kunſt erfodert, während des Dichtens die Regeln derſelben ohne Schwierigkeit beobachten kann. Hier hat nun der Italiener in der ſeinigen die entſchiedenſten Vortheile; und wenn man ihm auch, aller Erfahrung zuwider, den Beſitz jener Anlage in vorzüglichem Grade abſtreiten wollte, ſo würde man ihm doch die großen Vorzüge nicht abläugnen können, welche ſeine Sprache nicht ſowohl durch ihren Wohlklang, worauf es hier weniger ankommt, als vielmehr durch die glückliche Geſchmeidigkeit, womit ſie alle poetiſchen Formen annimmt, über alle anderen neueren Sprachen hat; und vielleicht würde man nicht zu viel wagen, wenn man behauptete, daß mit einer der Poeſie ſo günſtigen Sprache, als die italieniſche iſt, jede Nazion Improviſatori haben würde.

Spanien gemacht hat, verſichert den Verfaſſer, daß es auch heut zu Tage in Spanien nicht ſelten iſt, Leute zu ſehen, die aus dem Stegereif in Verſen ſprechen; aber nirgends fand er dieſes Talent ſo wie in Italien zur Kunſt ausgebildet. Dort iſts eine wildwuchernde Pflanze, deren Früchte wahrſcheinlich auch nicht ſehr ſchmackhaft ſind.

Eine Sprache iſt der Poeſie günſtig, wenn ſie dem Dichter viele Freiheiten geſtattet, wenn ſie ſich leicht in jedes Sylbenmaaß fügt, und wenn der Reim in ihr ſo wenig Schwierigkeiten als möglich macht. Dieſe Vorzüge beſitzt keine andere Sprache in ſo hohem Grade als die italieniſche; und ſie liegen theils in dem Weſen und Bau der Sprache ſelbſt, theils in den Regeln ihrer Verſifikazion. Sie beſitzt in der Wortfügung ſowohl, als auch in der Veränderung, die ſie durch Zuſammenziehung und Verkürzung an ihren Wörtern ſelbſt machen kann, weit mehr Freiheiten, als die teutſche Sprache, welche ſonſt in der Freiheit der Inverſion alle anderen Sprachen übertrifft. Bei dem Versbau der italieniſchen Poeſie wird nicht, wie im teutſchen, auf die Länge und Kürze der Sylben, ſondern blos auf die Zahl derſelben Rückſicht genommen. Zur Bildung eines Verſes iſt es genug, wenn gewiſſe in den Regeln der italieniſchen Poeſie beſtimmte Sylben den Tonfall haben. Ueberdieß wird der italieniſche Versbau noch durch die Eliſion erleichtert, welcher zufolge mehrere Vokalſylben für eine gezählt werden, wodurch der Vers zugleich eine ſchöne Mannigfaltigkeit und Fülle erhält. Endlich iſt in keiner Sprache das Reimen ſo leicht, als in der italieniſchen, da in ihr alle Wörter auf Vokal-Endungen ausgehen, und die meiſten Wörter den Accent auf der vorletzten oder vorvorletzten Sylbe haben, wodurch natürlich eine weit größere Menge über-

einſtimmender Reime entſteht, als in den Sprachen, welche reich an Konſonant-Endungen ſind. Dieſe große Leichtigkeit der Verſifikazion und des Reimes iſt die Urſache, daß die italieniſche Sprache ſo auſſerordentlich reich an Gedichten von großem Umfange in ottave rime und an Sonetten iſt, alſo gerade in zwei Versarten, welche in unſerer Sprache, wegen des drei- und viermal wiederkehrenden Reimes die größten Schwierigkeiten haben. Wahrſcheinlich hat es dem Dichter unſerer Nazion, welcher, vor allen andern, Versbau und Reim mit der reizendſten Leichtigkeit zu behandeln weiß, mehr Zeit und Mühe gekoſtet, die zwölf Geſänge ſeines Oberon zu verſifiziren, als dem Bernárdo Taſſo die hundert Geſänge ſeines Amadis; und noch weit mehr würden ſie ihm gekoſtet haben, hätte er, wie dieſer, ſein Gedicht in reinen ottave rime verfertigen wollen. Und welcher teutſche Dichter würde ein Gedicht wie die secchia rapita des Taſſoni in zwei Monaten verfertigen, wenn auch blos das Mechaniſche einer ſolchen Arbeit in Anſchlag gebracht wird? Wenn man nun zu allen dieſen Vortheilen noch den, gewiß nicht unbedeutenden Vorzug einer ſeit mehreren Jahrhunderten ununterbrochen fortdauernden poetiſchen Kultur der italieniſchen Sprache fügt, ſo läßt ſich gar wohl begreifen, wie die extemporane Dichtkunſt, welche in anderen Sprachen nie zu überwindende Schwierigkeiten findet, in jener ſo leicht iſt.

ohne daß man nöthig hätte, zur Erklärung dieſes blendenden Fänomens, ein dem Italiener ausſchlieſſend eigenes Talent zu dieſer Kunſt anzunehmen.

Die Zeiten ſind vorüber, wo ſchöne Geiſter anderer Nazionen, auf die göldnen Zeitalter der ihrigen ſtolz, für unmöglich hielten, daß der Teutſche Werke des Geſchmacks hervorbringen könne. Geßner und Wieland haben den Ausländern den Geſchmack, — ſo wie Göthe und Bürger die Originalität des teutſchen Dichtergenius, durch die That bewieſen, während Klopſtock und Voß die groſſen Vorzüge, welche unſere Sprache, in der Fähigkeit die Sylbenmaaße der Alten nachzubilden vor allen neueren Sprachen beſitzt, und ihre groſſe poetiſche Kraft in klaſſiſchen Werken dargelegt haben; und die teutſche ſchöne Literatur beginnt nun denſelben Ausländern achtungswürdig zu werden, welche noch vor kurzem ihre Möglichkeit bezweifelten. Aber die teutſche Sprache bleibt deſſen ungeachtet, auch wenn ein Göthe und Wieland ſie mit allen Grazien ihres Genie's ſchmücken, nach dem eigenen Geſtändniſſe dieſer Meiſter in der Kunſt, ein undankbarer, ungeſchmeidiger Stoff, und ſie iſt ihrer Natur nach unfähig, ſich in den Feſſeln des Sylbenmaaßes und des Reimes, welche für die italieniſche nur leichte, gefällige Blumenketten ſind, mit gleicher Leichtigkeit wie dieſe, zu bewegen. Man darf in Rückſicht auf Versbau und

Reim nur eine flüchtige Vergleichung zwiſchen beiden Sprachen anſtellen, um überzeugt zu werden, daß Apollo ſelbſt, wenn er auch in tönender Rüſtung vom Olymp herabſtiege, um in teutſchen Reimverſen zu improviſiren, bald an der glücklichen Ausführung dieſes Unternehmens verzweifeln würde. Um die Ausübung dieſer Kunſt in teutſcher Sprache möglich zu machen, müßte der Dichter die Feſſeln des Reimes völlig abwerfen und das freieſte unter allen Sylbenmaaßen wählen, daſſelbe worin Griechen und Lateiner dieſe Kunſt trieben, und worin auch die neueren Italiener zu Papſt Leo's Zeiten häufig in lateiniſcher Sprache improviſirten.

Wenn nun, wie wir gezeigt haben, die italieniſche Sprache der Boden iſt, in welchem dieſes Kunſtgewächs vor allen andern gedeihet, ſo kann man die in dieſem Lande herrſchende, mangelhafte und verkehrte Erziehungsweiſe des gebildetern Theiles dieſer Nazion als den Dünger betrachten, der die natürliche Güte des Bodens noch ergiebiger macht. In jenem Lande, deſſen Bewohner zu gebildet ſind, um nicht das Bedürfniß der edleren Freuden des Geiſtes lebhaft zu fühlen, wo aber ſeit langen Jahrhunderten der freie Gebrauch der Vernunft in ihrer eigenen Angelegenheit ein Religionsverbrechen iſt; wo Denkertalent und Scharfſinn nur dann ihr Glück machen, wenn ſie neue Soſiemen erfinden, um das künſtliche

System der Schlüsselpolitik aufrecht zu erhalten, und die heilige Nacht des Volksaberglaubens dem Lichte der Aufklärung wo möglich für immer unzugänglich zu machen; wo also wahre wissenschaftliche Kultur, und das nothwendige Produkt derselben, wahre Aufklärung, nie gedeihen kann, weil die erste Bedingung derselben, freies Forschen und Denken über das, was vor allem das Wissenswürdigste ist, und worin alle Wissenschaften sich, wie Stralen in einen gemeinschaftlichen Brennpunkt vereinigen, nicht statt findet; — in diesem Lande ist die Poesie ein vortrefflicher Ableiter für den immer regen Trieb der Seele nach Beschäftigung; durch sie wird der Enthusiasmus der edelsten Geister, welcher unter Leitung der Vernunft, mit seiner reinen Glut die Idee der Wahrheit umfangen und bis zu ihrer Grundquelle verfolgen würde, früh in das Zauberland der Dichtung gelockt, um in unschädlichen Aufwallungen der poetischen Begeisterung zu verlodern, welche, indem sie die Einbildungskraft in immerwährender spielender Thätigkeit erhalten, unvermerkt entnerven und in jene wollüstige Indolenz einwiegen, in welcher dann für das Wohl der Menschheit nichts mehr von ihr zu hoffen oder zu fürchten ist. — So sehen wir, wie natürliche Anlage, Sprache und Erziehung bei der italienischen Nazion vereint wirken, um eine Kunst zur Erscheinung zu bringen, welche, wenn sie von ächten Künstlern in dem Grade von Vollkommenheit getrieben wird, den wir bei ei-

nigen wenigen gefunden haben, als die höchſte Blüthe der ſinnlichen Energie, als das glänzendſte Phänomen der Geiſteskraft anzuſehen iſt.

Rom, im Mai 1801.

Fernow.

Nachſchrift.

Das Improviſiren verdient überhaupt noch eine tiefereindringende, Alterthumskunde mit Pſychologie im engſten Bund verknüpfende hiſtoriſche Unterſuchung, die vielleicht als Beilage zu einer Hauptſtelle eines alten Klaſſikers am ſchicklichſten erſcheinen könnte, da die für die Kritik der älteſten hebräiſchen und griechiſchen Schriftdenkmäler ſo wichtige und neuerlich ſo lebhaft in Anregung gebrachte Streitfrage über Sänger- und Rhapſodenſchulen aufs genaueſte damit zuſammenhängt. Ich würde den Jon des Plato dazu vorſchlagen, wo die vier Arten der dort beſchriebenen Begeiſterung bei weitem noch nicht genug getrennt und geprüft ſind. Auch hat die Müllerſche Ausgabe der Kritik noch Manches übrig gelaſſen. Reiſebeſchreibungen würden mit vielem Nutzen dabei gebraucht werden können. Denn die Sache findet ſich auf einer gewiſſen Stufe der Halbkultur überall auf dem Erdboden.

So fand ſie Forſter auf den Südſeeinſeln *). Immer bleiben aber die italieniſchen Improviſatoren die vorzüglichſten. Dann kommen die franiſchen, wovon uns Baretti ſo viel zu erzählen weiß. Unſere ehrlichen Veit Webers und Nürnberger Meiſterſinger werden ſich freilich auch hier nur des hinterſten Platzes beſcheiden müſſen.

Unter den vielen Nachrichten von der italieniſchen Improviſatorkunſt dürften die in dieſen Blättern mitgetheilten von Hrn. Fernow in Rom, leicht die gründlichſten und anziehendſten ſeyn, und die Leſer des T. Merkurs werden ihm gewiß auch dafür Dank wiſſen. Von einem ſo wohl unterrichteten und ſeine Beobachtungen ſo lichtvoll ordnenden Mann müßte eine Geſchichte der italieniſchen Sprache und Literatur ſehr befriedigend ausfallen. Ich freue mich daher, aus einem ſeiner Briefe eine Stelle ausheben zu können, die uns die Erfüllung dieſes Wunſches, wenigſtens Theilweiſe, recht bald hoffen läßt. Hier ſind ſeine eigenen Worte:

„Ich hatte während der erſten drei bis vier Jahre meines Aufenthalts in Rom, wo intereſſantere Be-

*) S. G. L. Forſters Bemerkungen auf ſeinen Reiſen um die Welt. S. 403. 406.

genſtände, und mein Hauptzweck, das Studium der Kunſt, meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten, der italieniſchen Sprache kein beſonderes Studium gewidmet, ſondern mich blos mit dem begnügt, was ſich durch Zeit und Umſtände von ſelbſt lernte und hinreichte, die klaſſiſchen Schriftſteller dieſer Nazion zu verſtehen und mich den Eingebornen zur Nothdurft verſtändlich machen zu können. Indeſſen veränderten ſich die Zeitumſtände dergeſtalt, daß Rom in gewiſſer Rückſicht nicht mehr Rom blieb; der ruhige Fortgang meines ohnehin faſt beendigten Kunſtſtudiums wurde geſtört, und dieſes Studium ſelbſt mir dadurch auf eine Zeitlang verleidet, ſo daß ich mich nach einer andern Geiſtesbeſchäftigung umſehen mußte, um mir den verlängerten Aufenthalt in Italien intereſſant und nützlich zu machen. Das Studium der italieniſchen Sprache bekam nun neue Reize für mich, und ich entſchloß mich, demſelben die übrige für meinen Aufenthalt in Italien beſtimmte Zeit zu widmen. Allein kaum hatte ich die erſten Schritte in dieſem mir nicht mehr ganz fremden Gebiete gethan, als ich ſchon das dringende Bedürfniß einer gründlichen, vollſtändigen, filoſofiſchen Sprachlehre fühlte; denn ich mußte oft acht bis zehn Bücher dieſer Art nachſchlagen, ehe ich fand, was ich ſuchte, und nicht ſelten, wenn ich tiefer forſchen wollte, ließen mich alle unbefriedigt. Ich ſah bald, daß unter den zahlreichen Grammatikern dieſer gebildetſten unter allen neueren

Sprachen kein einziger, ſelbſt den umſtändlichen Buonmattei nicht ausgenommen, ſeinen Gegenſtand filoſofiſch behandelt hat, und die ſonſt ſehr unvollſtändige italieniſche Sprachlehre des verſtorbenen Morich giebt über einige Materien mehr Licht, als alle italieniſchen Grammatiken zuſammen, weil er die Sprache mit einem filoſofiſchen Blick angeſehen hat. Im Syntax laſſen die italieniſchen Grammatiker den Forſchenden völlig im Stiche, weil ſie dieſen Theil der Sprachlehre gewöhnlich ganz und gar nicht berührt haben. Mir blieb alſo, bei allen vorhandenen Hülfsmitteln, noch genug eigene Arbeit übrig."

„Nachdem ich mich endlich in Jahresfriſt durch dieß Labyrinth einmal ziemlich glücklich hindurch gewunden und eine große Menge ſelbſt gemachter grammatikaliſcher Studien angehäuft hatte, kam mir der Gedanke, daß es jedem andern, der, wie ich, dieſe Sprache gründlich ſtudieren möchte, aber nicht, ſo wie ich, alle Hülfsmittel dazu und das wichtigſte unter allen, den Aufenthalt im Lande ſelbſt und den Rath ſachverſtändiger italieniſcher Gelehrten, zu benutzen Gelegenheit hätte, ſeine Mühe außerordentlich erleichtern würde, wenn ich im Stande wäre, eine Sprachlehre auszuarbeiten, die jene Eigenſchaften, welche ich bei meinem Studium an den vorhandenen Werken dieſer Art vorzüglich vermißte, filoſofiſche Gründlichkeit und möglichſte Vollſtändigkeit, in ſolchem Maaße

wenig man auf ſie Rechnung machen, und (was das wichtigſte für ihn war) wie wenig man ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen darf. Er hatte gelernt, wieviel man den Umſtänden nachgeben muß; daß der vollkommenſte Entwurf an ſich ſelbſt oft der ſchlechteſte unter den gegegebenen Umſtänden iſt; daß ſich das Böſe nicht auf einmal gut machen läßt; daß ſich in der moraliſchen Welt, wie in der materialiſchen, nichts in gerader Linie fortbewegt, und daß man ſelten anders als durch viele Krümmen und Wendungen zu einem guten Zweck gelangen kann — kurz, daß das Leben, zumal eines ächten Staats-Mannes, einer Schiffart gleicht, wo der Pilot ſich gefallen laſſen muß, ſeinen Lauf nach Wind und Wetter einzurichten; wo er keinen Augenblick ſicher iſt durch widrige Ströme aufgehalten oder ſeitwärts getrieben zu werden; und wo alles darauf ankommt, mitten unter tauſend unfreywilligen Abweichungen von der Linie, die er ſich in ſeiner Carte gezogen hat, endlich dennoch, und ſo bald und wolbehalten als möglich, an dem vorgeſetzten Ort anzulangen.

Dieſen allgemeinen Grundſätzen zufolge beſtimmte er die Abſichten bey allem was er unternahm, den Grad des Guten, welches er ſich zu erreichen vorſetzte, und ſein Verhalten gegen diejenige, welche ihm dabey am meiſten hinderlich oder beförderlich ſeyn könnten — jenes, nach dem Zuſammenhang aller Umſtände, worinn er die Sachen antraf — dieſes nach Beſchaffenheit der Perſonen mit denen er's zu thun hatte, oder richtiger zu

reden,

in ſich vereinigte, daß es ſich der Mühe verlohnte, die nicht kleine Zahl der ſchon vorhandenen Sprachlehren mit einer neuen zu vermehren. Ich ſchritt aufs neue mit allem Eifer zum Werke, begann die zuerſt mit vieler Mühe durchlaufene Bahn von neuem, und bin nun nach einer beharrlichen Arbeit von etwa zwei Jahren, die nur ſelten auf kurze Zeit unterbrochen worden, ſo weit damit fortgerückt, daß ich ſeiner nahen Beendigung während dieſes Sommers entgegen ſehe. Dieſes Werk wird, nach dem mir dabei vorgeſetzten Zwecke, keine Sprachlehre für Anfänger ſeyn, ſondern vielmehr für die, welche tiefer in den Geiſt der Sprache einzudringen, und ſie ſowohl ihrem ganzen Umfange, als ihrem innern Weſen nach, gründlich und genau zu kennen wünſchen. Ich zweifle auch, daß beide Zwecke ſich in einem und demſelben Werke vereinigen laſſen."

„Bei der Ausarbeitung meiner Sprachlehre habe ich keines der Hülfsmittel, die mir die Arbeiten meiner Vorgänger darboten, unbenutzt gelaſſen, um demſelben die möglichſte Vollſtändigkeit und Richtigkeit zu geben, und nie hat eine Schwierigkeit mich abgeſchreckt, da einzudringen und ſelbſt Bahn zu brechen, wo noch kein Vorgänger einen Pfad geebnet hatte; eben ſo wenig hat die Furcht, ein zu volumiköſes Buch zu liefern, mich abhalten können, ſo ausführlich zu ſeyn, als der Gegenſtand und die Vollſtän-

digkeit des Werks erfoderten, Meine Sprachlehre iſt daher freilich ſtärker geworden, als Bücher dieſer Art gewöhlich ſind; ſo z. B. iſt der Abſchnitt vom Verbo, als dem wichtigſten unter allen Redetheilen, allein ſtärker als des Moritz ganze Sprachlehre; indeſſen iſt das Ganze doch nicht viel ſtärker als etwa der erſte Theil des Adelungſchen Lehrgebäudes der teutſchen Sprache. Ich würde es demnach der Bequemlichkeit wegen in zwei Bände von ungefähr gleicher Größe theilen, wovon der erſte die Erklärung der Redetheile, der zweite die Wortfügung, die Rechtſchreibung und als einen außerweſentlichen, aber für den Teutſchen ſehr nöthigen Anhang, die Regeln der italieniſchen Poeſie enthalten würde."

So weit Hr. Fernow. Er kannte die Sprachlehren des Hrn. Jagemann nicht, die gewiß bei aller ihrer Kürze manchen bisher noch unerfüllten Wunſch völlig befriedigten. Ihm iſt es aber um ausführliche Vollſtändigkeit zu thun, und da iſt dem filoſofiſchen Sprachforſcher, wie Hr. Fernow gewiß iſt, noch ein weites Feld offen.

B.

III.

Wird der Jeſuiten-Orden wieder aufleben?

(Einige Data aus dem Tagebuche eines Reiſenden *).

Erſte Abtheilung.

Das Bisthum Augsburg iſt bekanntlich in der neuern Zeit ein vorzüglicher Sitz des Jeſuitismus. In der paritätiſchen Stadt dieſes Namens ha-

*) Man hat ſeit einigen Jahren ſo gräulich auf die böſen Illuminaten und Freimaurer geſchimpft, und aus Barruels unſauberm Farbenkaſten die häßlichſten Zerrbilder auf ſie zum Schrecken aller ſchreckhaften — Baſen und die ihnen gleich ſind, zuſammengepinſelt; ja man hat ſogar den Königen und Fürſten aus dieſer gefährlichen geheimen Bande von Altar- und Thronbeſtürmern, ſi diis placet, ein Schreckſantom aufſtellen wollen. Dieſe Vorſpiegelungen haben nun freilich keinen einzigen verſtändigen und mit dem wahren Gang der Geſchichte nur etwas vertrauten Mann irre machen können, und wäre irgendwo noch ein Zweifelswölkchen auf einer gefalteten Stirn, Mounier's jüngſte Schrift würde es ſicher verſcheuchen. Aber größere nichts weniger als eingebildete Gefahr droht den Regenten und ihren Räthen von

ben die Exjesuiten ein Kollegium, in dem ſie faſt ganz noch auf dem alten Fuße leben, noch jede alte Form ſo viel möglich beibehalten, und — mit dem Zweige des Jeſuitenordens, der in Weißreußen fortwuchert *), in der innigſten Verbindung ſtehen. Von Augsburg aus wurden zeither mehrere Ordensrekruten dahin geliefert. Und obwohl vor einigen Jahren in der Reſidenzſtadt des Fürſtbiſchofs von Augsburg (Dillingen) einige wohldenkende Männer das Licht der Aufklärung glücklich anzündeten; ſo haben doch die Exjeſuiten und ihr Anhang zu Augsburg, indem ſie ſich mit einem ſchlauen Höflinge alliirten — und die franzöſiſche Revoluzion nach Jeſuitenart künſtlich

der in dieſem Aufſatz geſchilderten Geſellſchaft, die in gar mancherlei Namiſikazionen auch unter Proteſtanten ihr geheimes Spiel noch immer fort treibt, wovon nächſtens! Der ehrwürdige Verfaſſer dieſes Aufſatzes wird, wofern die Wahrheit der hier gegebenen Nachricht angegriffen werden ſollte, zu ſeiner Zeit ſich öffentlich zu nennen gar kein Bedenken tragen.

B.

*) Unter kaiſerlichem Schutz und mit päpſtlicher Genehmigung (nachdem der Orden ſonſt überall aufgehoben war)! Friedrich II äußerte bekanntlich in einem Briefe an Katharina II ſeine Verwunderung darüber; .... und die Kaiſerin antwortete: „in ihren Landen gebe es ſchon gar mancherlei Thiere .... ſie hätte denn auch noch Fuchſe von dieſer Art haben wollen.“

benutzten — dieſes Licht faſt ganz wieder ausgelöſcht *).

*) Man ſehe "Auch etwas von den neuen Aus-„ſichten der Aufklärung in Baiern, mit „Seitenblicken auf den Geiſt der Verfin-„ſterung in einem benachbarten Theile „von Schwaben" in den Annalen der lei-denden Menſchheit, H. 9. Eine merkwürdige Erſcheinung! In der Oberd. Allg. Lit. Zeit. (J. 1801 St. 77, einem Blatte, das mir eben zu-kam) wird von dieſem Aufſatz geſagt: „So hätten „wir denn einmal eine umſtändliche, mit filoſofi-„ſchem Geiſte und weiſer Mäßigung geſchriebene Ge-„ſchichte der Verfinſterungsoperazionen, durch welche „die Jeſuiten in Augsburg und ihre Affiliirten in „dem dortigen Sprengel und beſonders an der Uni-„verſität zu Dillingen ſeit dem Jahre 1794 dem „Lichte und den Kindern des Lichtes, entgegen wir-„ken. Es wird hier hauptſächlich das empörende „Spiel der Kabale aufgedeckt, wodurch die braven „Männer, Sailer, Weber und Zimmer, theils „von ihren Stellen entfernt, theils äußerſt beſchränkt „wurden; und mancher ſonſt — im Aeußerlichen — „glänzender Name erſcheint hier als ein verächtliches „Werkzeug des Pfaffenthums. Man traut ſeinen „Augen kaum, wenn man die Züge von Bosheit, „Argliſt, Dummheit und Grauſamkeit lieſt, welche „hier ad majorem Dei gloriam in Ausübung ge-„bracht, — wenn man die Unverſchämtheit bemerkt, „womit ein wohlmeinender und edelherziger Fürſt „von gewiſſensloſen Rathgebern betrogen wurde. — „Einen deſto angenehmern Eindruck macht der Tri-„umf des Lichts in dem benachbarten Baiern auf

Daher ging, als ich auf meiner Reiſe durch dieſen Theil von Oberſchwaben kam, meine Aufmerkſamkeit beſonders auf die neuern Phänomene des Jeſuitismus, um ſo mehr, da ſeit kurzem aus verſchiedenen Gegenden Europens, z. B. aus Ruſſiſch-Pohlen unter Kaiſer Paul, die Nachricht erſcholl: „der Jeſuitenorden werde nächſtens ganz wieder hergeſtellt werden; man werde ihm alle ſeine Kollegien, alle Schulen und Univerſitäten wieder einräumen u. ſ. w.“ Im Biethum Augsburg, dachte ich, hat man ohne Zweifel bereits Schritte gethan, die dazu führen ſollten, dem Jeſuitenorden allmählig ſeinen Einfluß und ſein voriges Anſehn wieder zu verſchaffen.

Wirklich wurde mir bald Mehreres bekannt, was auf die Ehre der Herren bei St. Salvator — ſo nennt ſich das Kollegium — berechnet ſchien. Aber Eines verdient vorzüglich bemerkt und ausgezeichnet zu werden: eine Miſſion ins Allgäu (einen Theil von Oberſchwaben: er grenzt ans Tyrol, und gehört dem Fürſtbiſchof von Augsburg). Zwar ging dieſe „apoſtoliſche Miſſion“ ſchon im Herbſte des J. 1795

„den Leſer; und mit frohem Herzen ſegnet er den „edeln Kurfürſten, der an der Hand des würdi„gen Morawitzky die Sache der Vernunft und die „Prieſter in ihren Tempeln ſo muthvoll in Schutz „nimmt, in einer Zeit, wo ſich die Feinde beider al„lenthalben mit neuem Eifer gegen ſie erheben.“

ver. Aber noch iſt ſie wenig bekannt, und — noch iſt ſie merkwürdig; denn nach einer ſolchen Probe ſollte es ja kein Politiker, Staatskünſtler, kein Rath, Miniſter .... mehr wagen, die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens als einen Damm gegen Revolutionen und (wie man vorgiebt) gegen den Strom des Unglaubens und der Sittenverderbniß zu empfehlen. Ich habe treu aufgezeichnet, was mir durch einen glücklichen Zufall — zuverläſſig, durch die glaubwürdigſten Zeugniſſe — bekannt ward; und Einiges davon will ich hier mittheilen.

Die Miſſion hatte eine beſondere Veranlaſſung. Wegen der „Pfennig des Gewilds“ führten die Allgäuer, zum Theil noch unverdorbne und kräftige Bergbewohner, laute Klage; ja, es kam ſo weit, daß, als man ſie — der Hof war eben in der Nähe da — zum „Leiden“ aufforderte, die Mehrheit ganz kühn den Gehorſam verweigerte u. ſ. w. Um dieſen widerſpenſtigen Geiſt zu bezähmen, fand man für gut, Miſſionäre gegen ihn zu ſenden, und zwar (man kannte ja die miſſive Kraft der Jeſuiten) aus dem Kollegium bei St. E. zu Augsburg. Der entſcheidende Sieg der Jeſuitenpartei über die „Aufklärer zu Dillingen“ war kurz vorher erfolgt.

Die Wahl fiel auf den Pater Feindler, Pater Beh und Pater Hochbichler; alle noch reine

Jeſuiten, ganz vom alten Schlag, und zum Theil Veteranen in der Kunſt. Sie kündigten „apoſtoliſche Miſſionen“ an, und — langten an in einem kurfürſtlichen Wagen, der mit 6 Pferden beſpannt war. Ausgerüſtet mit einem Pilgerſtabe (den ſie mit ſich geführt hatten) und nach der Weiſe ihres Ordensheiligen Xaverius mit einem Pilgermäntelchen behängt, traten ſie dann auf, und donnerten über Sünde, Gericht und Hölle. Der Jeſuit verſteht die Kunſt, auf das rohere Volk zu wirken, und — die Gewiſſen zu ſchrecken. Aber er hat auch Hülfe, Balſam für das wunde Herz! Nach den Predigten wurde „Xaveri-Waſſer“ geweiht und ausgetheilt; und auf Roſenkränze, Kreuze u. dgl. wurde der Miſſionsablaß verliehen. Nun ſtrömten die geſchreckten Sünder und ſelbſt die gutmüthige, erſchrockene Unſchuld herbei.

Aber die apoſtoliſchen Herren hüteten ſich wohl, den Punkt des Gewilds auch nur zu berühren. Ja, ſie hielten nicht eine einzige Predigt, in der ſie — was doch in anderer Hinſicht für die Zeitumſtände ſo paſſend war — zur bürgerlichen Ordnung, zum Gehorſam gegen die rechtmäßige Obrigkeit u. dgl. aufgemuntert hätten *). Dagegen waren die meiſten ihrer

*) Flüchtig vor den Franzoſen am Rhein, war der Hof von Koblenz nach Augsburg gekommen. Im Al-

Predigten mit Wundergeſchichtchen, die der to-
hern Fantaſie ſchmeicheln konnten, und — mit aller-
lei Anekdoten zur Ehre des Ordens vollge-
pfropft. Dem Studenten, der ſie als Bedienter
(in der Jeſuitenſprache: Famulus) begleitete, iſt
bei Gelegenheit ſo viel von dem Geheimniß entwiſcht:
„die P. P. Miſſionarii legten es auch darum beſon-
„ders auf eine gute Aufnahme beim Volk an, weil
„ihnen dieſes“ (was? jene Geſchichtchen und Anekdo-
ten?) „nicht nur vor den Aufklärern, denen man den

gäu, zu Oberdorf, iſt ein fürſtliches Luſtſchloß. —
In der Folge gieng die „Widerſetzlichkeit“ der
Allgäuer immer weiter, jedoch nur gegen Hirſche
und Wildſchweine; denn ſie erklärten ſich be-
ſtimmt, mündlich und ſchriftlich: „in allem Andern
wollten ſie ihrem Herrn wie bisher unterthänig und
gehorſam ſeyn.“ Der fürſtlichen Regierung
in Dillingen gefiel dieſe Diſtinkzion nicht. Man
ſchickte daher (nach der Miſſion) militairiſche Exeku-
zion, Soldaten von der Garniſon in Dillingen und —
kaiſerliche Ublanen, die kein Teutſch verſtanden. Nun
gieng es anders: es floß Blut .... Mehrere ka-
men ins Zuchthaus .... Gewiß lag die Unklugheit
und die Härte, womit man handelte nicht im Wil-
len des Landesherrn. Eine Nachricht von dem Vor-
falle kam ſchon in der Nazionalzeitung d. T. (wenn
ich nicht irre, im J. 1799) vor. Man mußte ſie zwar
in einer Augsburger Zeitung zu widerlegen (ich ſah
dieſe Widerlegung: welch ein barbariſcher Juriſten-
ſtyl!). Allein die Nachricht iſt leider auch nach mei-
ner Erkundigung in der Hauptſache ganz wahr.

„Rang ablaufen müſſe, einen Vorzug geben, ſondern „auch zur Reſtituzion des Ordens dienen könnte.“ Eine Periode nach dem Jeſuiten-Formular! Dazu ſtimmt auch die Sage, die fleißig verbreitet wurde: einer von den Miſſionarien (P. Hochbüchler) ſey ganz beſonders fromm und heilig, er ſchlafe in keinem Bette, er geißle ſich ganz erſtaunlich u. ſ. f. P. Hochb. hieß daher vorzugsweiſe „der Fromme, der Heilige.“ Eben dieſer Mann hatte wenige Jahre vorher gegen einen helldenkenden und ſehr verdienten Theologen — den ſeligen Beda Mayr, Benediktiner in Donauwerth — eine Brochüre geſchrieben, worin er auf eine beiſpielloſe Art ſchimpfte, ſo daß ihm die Fortſetzung ſelbſt vom Biſchofe verboten ward.

P. Feindler empfahl als Mittel gegen die Sünde vorzüglich oft ein gewiſſes Gebet zu einem Heiligen, z. B. zu dem heiligen Aloyſius. Obgleich Jeſuiten, ſprachen dieſe Prediger doch gar wenig von Jeſus, vom Evangelium u. ſ. w. An einem Orte, wo der Pfarrer — zwar in Begriffen noch ziemlich beſchränkt, aber doch ſonſt ein eifriger und frommer Mann war, erhielten ſie lange den Beifall nicht, der ihnen an einem andern, wo der Pfarrer ihnen vorzüglich anhing, zu Theil ward. Betroffen über die geringe Anzahl der Zuhörer, verkündigte daher P. Hochbüchler dort nach der Predigt:

reden, nach der zum theil wenig ſichern Vorſtellung, die er ſich von ihrem Character machte.

Er konnte, ſeit dem er den Dionys näher kannte, nicht daran denken, ein Muſter eines guten Fürſten aus ihm zu machen; aber er hoffte doch nicht ohne Grund, ſeinen Laſtern ihr ſchädlichſtes Gift benehmen, und ſeiner guten Neigungen, oder vielmehr ſeiner guten Launen, ſeiner Leidenſchaften und Schwachheiten ſelbſt, ſich zum Vortheil des gemeinen Beſten bedienen zu können. Dieſe Meynung von ſeinem Prinzen war in der That ſo beſcheiden, daß er ſie nicht tiefer herabſtimmen konnte, ohne alle Hoffnung zu Erreichung ſeiner Entwürfe aufzugeben; und doch zeigte ſich in der Folge, daß er noch zu gut von ihm gedacht hatte. Dionys hatte in der That Eigenſchaften, welche viel gutes verſprachen; aber unglücklicher Weiſe hatte er für jede derſelben eine andere, welche alles wieder vernichtete, was jene zuſagte; und wenn man ihn lange genug in der Nähe betrachtet hatte, ſo befand ſich's, daß ſeine vermeynten Tugenden würklich nichts anders als ſeine Laſter waren, welche von einer gewiſſen Seite betrachtet, eine Farbe der Tugend annahmen. Indeſſen ließ ſich doch Agathon durch dieſe guten Anſcheinungen ſo verblenden, daß er die Unverbeſſerlichkeit eines Characters von dieſer Art, und alſo den Ungrund aller ſeiner Hoffnungen nicht eher einſah, als bis ihm dieſe Entdeckung zu nichts mehr nutzen konnte.

„es ſey doch ein Ablaß verliehen!“ Man weiß, der gewöhnliche Menſch, zumal der rohere, gewinnt gern. Daher der Zauberton unter dem katholiſchen Volke: „einen Ablaß gewinnen.“ (Ich rede hier blos von der Mehrheit.)

Beſonders merkwürdig ſind die Geſchichten und die Grundſätze, welche in den Predigten dieſer „chriſtkathoſiſchen Miſſionarien“ herrſchten. Es gab wackere Männer, die ſelbige treulich aufzeichneten. Das Beſte von dieſer Miſſionswaare will ich hier nennen, eben ſo treu und einfach.

1) „Ein unzüchtiges Weibsbild wurde wegen der Schändlichkeit ihres Lebens von keinem Beichtvater mehr abſolvirt. Da kam ſie auf den Gedanken, der Mutter Gottes bei einem wunderthätigen Bilde (alſo einem Muttergottesbilde) zu beichten. Sie ſtarb, auch ohne dieſe Sünde wieder zu beichten. Chriſtus wollte ſie nun verdammen; ſchon war das Urtheil geſprochen. Allein Maria ſagte ihm: dieſe Perſon habe ihr gebeichtet, und ſie werde doch ſo viel gelten, ... Hierauf nahm er ſein Urtheil zurück, und — die Sünderin in die Zahl der Heiligen auf.“ Eine wahre Ketzerei, ſelbſt nach dem Dogma und den Begriffen der katholiſchen Kirche!

2) „Jeſuiten kamen als Miſſionarii in ein Dorf. Ein Mann wollte ihnen durchaus nicht beichten. „Was kümmern mich die ſchwarzen Gauner?“ ſagte der gottloſe Mann. Sein Weib kam auf den glücklichen Einfall, ihm Xaveri-Waſſer, das die Miſſionarii austheilten, an die Nachtſuppe zu gießen. In der Nacht nun bekam er ſchreckliche Qualen, und er fieng an zu brüllen: „Weib! beichten will ich — ich will beichten!“ „Erkennt“, rief der Prediger jetzt voll heiliger Begeiſterung, „erkennt die wunderbare Kraft des heil. Xaveri-Waſſers, dieſes vortrefflichſten Mittels gegen alle Gebrechen Leibs und der Seele.“ Iſt das ihr Chriſtenthum? Welcher Bonze, welcher Götzenpfaffe konnte heidniſcher lehren? Aber paſſend für die Natur des rohen Volkes!

3) „Ein Wirth, der keine Muſikanten (keine Tanzgeſellſchaft) gehalten, ſey in die Höhe, und ein anderer, der ſolche gehalten, ſey herabgekommen, d. h. der eine ſey reich, und der andere arm geworden. „Sehet da die Schädlichkeit des Tanzens!“ Eine treffliche Logik!

4) „Ein Offizier fluchte immer über die Bußprediger,“ (die jeſuitiſchen Miſſionaires) „ſchalt ſie Betrüger, ſchwarze Gauner u. ſ. f. Endlich gieng er in eine Predigt: da wurde er ſo erſchüttert, daß er Kon-

vulſionen bekam, zur Erde fiel, heimgetragen wurde, und den Geiſt aufgab. Die Nacht darauf erſchien ſein verdammter Geiſt der Frau, und ermahnte ſie: „der „Hyders die Sünde zu beichten, die ſie miteinander im Eheſtand gegen die Natur begangen.“ — „Sie thats, ſtarb bald darauf, und wurde ein Kind der Seligkeit.“

5) „Was man im Rauſch thue, ſey nicht Sünde.“ (Willkommen dem rohen Bauer!)

6) P. Feindler machte eine „Muſterung“ von der Beichte eines ſchlechten Menſchen, und ſpezifizirte alle möglichen Sünden der Unzucht, „von der Selbſtbefleckung an bis zu einer öffentlichen Nothzucht:“ er brachte es auf 8000 (ſage achttauſend) Todſünden. — Nach der alten Miſſionsweiſe ſonderte man die Stände, und hielt dann auch jedem eigne Predigten. Hier nun, in einer Predigt für die verheiratheten Weiber, beſchrieb man die Myſterien des Eheſtandes nackt und ausführlich, nannte jede Art des letztern, und ſchilderte alles Natürliche und Unnatürliche dabei ſo roh und plump, daß ſelbſt die Bauernweiber blutroth für Erde ſahen. Auch dieß war ein Grundſatz, den man öffentlich, in der Predigt, aufſtellte: den ehelichen Akt könnten beide Geſchlechter ohne Sünde des Tags 100mal ausüben. (Hundertmal an Einem Tage!! Nun da möchte es

wohl Sünden — wider die Natur geben. Ist doch die Sache leidet keinen Scherz, sie beleidigt jedes Gefühl der menschlichen Würde. Nur ein Thier, wenn es mit einer Dosis von Teufelei versetzt wäre, könnte so tief sinken. Welche Moral, welche Beschönigung der Wollust, der wilden, regellosen Sinnlichkeit unter der ehelichen Firma!!*)

Wären es nicht Thatsachen, und zwar neuere Thatsachen, und gäbe es nicht immer noch Staatskünstler, die im Geiste dieses Ordens „das Heil der Welt" suchen: ein gesitteter Mann könnte von solchen Zügen der Rohheit, des Unverstandes und der verdorbensten (oder verwirrtesten?) Fantasie gar nicht sprechen, zumal vor einem gebildeten Publikum. Aber wem, der solche Data kennt, muß nicht auf die Frage: „ob denn wohl der Jesuitenorden in unserer Zeit wieder aufleben werde?" sich die Antwort zudrängen: nein, es ist nicht wahrscheinlich, es ist nicht möglich!

*) Wer die Jesuitenmoral noch von andern Seiten kennen, und — sich überzeugen will, wie wenig darin irgend ein Heil (für den Staat so wenig als für jedes andere Institut der Menschheit) zu finden sey, der lese eine neue, treffliche Schrift: „Ueber den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre" von dem Hrn. Oberhofprediger Reinhard in Dresden.

Schon war die Fortsetzung der Mission für das nächste Frühjahr angekündigt. Allein es fehlte selbst im Augsburger Bisthum nicht an einigen wohldenkenden Geistlichen, die solche Züge sammelten, und sie in einer kräftigen, obwohl einfachen, Darstellung selbst an den General-Vikar des Bischofs einsandten. So herzlich nun dieser Mann den Nostris bei St. Salvator ergeben war — und noch ist, so konnte er jetzt doch nimmermehr für die Fortsetzung stimmen. „Das wär zu arg!“ Und da inzwischen die Unruhen im Allgäu immer mehr zunahmen *), so fand auch die Politik ferner kein Interesse mehr dabei; das weitere Missionswesen unterblieb daher ganz.

Diesem Volksunterrichte entsprechen die Lehranstalten, welche die Exjesuiten für die studierende Jugend in Augsburg unterhalten, vollkommen. Diese Leute sind, selbst für das katholische Teutschland, wenigstens um 30 Jahre zurück; und ihr Unterricht, im schneidenden Kontraste mit dem Bessern der Zeit — mit dem allgemeinen Fortschritte der Kultur — kann überall, mittelbar oder unmittelbar, nur Unheil erzeugen. Das Gute, was natürlicher Weise noch daran ist, wird eben durch den größern Nachtheil, welcher

*) Begreiflicher Maßen — nach einer solchen Mission!

dabei (besonders ſpäterhin) eintritt, verſchlungen. So werden denn eben dieſe Jeſuitenſchulen, mittelbarer Weiſe, die Geburtsſtätte des Libertinismus, der Freigeiſterei und des Unglaubens.

Auch wo man Grund hätte, den Leichtſinn oder den Muthwillen, wenn er gegen die herrſchenden Begriffe, z. B. gegen ein allgemeines Geſetz der (katholiſchen) Kirche verſtößt, zu rügen — nach dieſen Begriffen — und zu bezähmen, auch da benehmen ſich dieſe Herren öfters auf eine Art, welche ſie — nur lächerlich macht, und zugleich das Herz, ſo wie den Kopf, zu weitern Uebertreibungen reizt. Ein Beiſpiel. Pater Hochbüchler erfuhr: ein Student habe an einem Freitage (katholiſchen Faſttage) Fleiſch gegeſſen. Er ließ nun, da er eben Präfekt der Studien war, den Studenten zu ſich kommen, und erklärte ihm mit Hitze: wegen dieſer entſetzlichen Sünde ſey er hiermit exkludirt (vom Lyzeum verwieſen). Der junge Menſch, unwillig über die Sentenz, erwiedert: „was er denn ſo Entſetzliches gethan habe? er habe ja doch nicht geh—rt!“ — „Was? ruft jetzt P. Hochb. mit ſteigender Hitze, was? nicht geh—rt! Daß der Herr weiß: Huren wäre noch menſchlich, aber Fleiſch eſſen, am Freitag Fleiſch eſſen, das iſt . . . das iſt teufliſch!“ So frappant (und beinah unglaublich) dieſe Aeußerung auch klingen mag: einem Exjeſuiten

in Augsburg dürfte es doch leicht werden, ſie aus ſeinem verkehrten, römiſch-kurialiſtiſchen Geſichtspunkte ſogar noch ganz trocken und ruhig — zu vertheidigen.

Dieß erinnert mich an eine frühere Aeußerung von einem dieſer ſaubern Moraliſten — und Theologen! — Zur Zeit, da Schmidt's Geſchichte der Teutſchen erſchien, und der vortreffliche Mann in den famöſen Produkten aus der Jeſuitenfabrik zu Augsburg gewöhnlich nur der „Lügenſchmidt“ hieß, las ein Student auch dieſe Geſchichte; er las von Päpſten, die „natürliche Söhne und Töchter“ haben; er vernahm, ein natürliches Kind heiße ſo viel als ein „H—rkind, und — ſtuzte: das ſchien ihm unmöglich. Und doch fand er das Alles mit Citaten, mit Zeugniſſen belegt. Er ging alſo zu einem ſeiner Lehrer, zu dem Pater Zallinger, Prof. des geiſtl. Rechts (jetzt Rektor des Kollegiums). Auf ſeine Frage: ob das wahr ſey, was da von dem Papſt .... und dem Papſt .... und dem Papſt .... u. ſ. w. im Schmidt ſtehe? antwortete der P. Profeſſor geradezu: „das ſey nicht wahr, das ſey Alles erlogen“ (oder wie er ſagte, verlogen). Als aber der Student ſeine Zweifel weiter äußerte, und alle die Citaten anführte, da fuhr der P. Zallinger auf: „ah! wahr iſts ſchon, aber ſagen ſoll mans nicht *)!“

*) Ein Gegenſtük! Als die lezte Calvinfeier über

Ich darf beiſetzen, daß mir dieſe Aeußerung auf meinem Wege eben ſo zuverläſſig als jene bekannt ward.

So wie dieſe Dozenten gegen alles Neuere lärmen, losziehen und ſchimpfen, ſo entfernen ſie ſelbſt die Herzen ihrer Zöglinge immer mehr von ſich: ſie bilden (großentheils) entweder Heuchler oder offenbare Libertins. Traurig genug, daß ſo mancher ſonſt hofnungsvolle Jüngling aus Ermangelung eines väterlichen Führers, der ihn die ſchönern Blüthen und Früchte der neuen Literatur kennen lehrte, gera-

Univerſität zu Ingolſtadt (noch vor Aufhebung des Jeſuitenordens) begangen wurde, mußten die Profeſſoren öffentliche Reden halten, und ſie zuvor dem P. Rektor zur Cenſur vorlegen. P. Stattler nun, einer der jüngſten Prof. an der Univerſität, war in ſeiner Rede freimüthig von Manchem, was bisher im Orden galt, abgewichen; und der P. Rektor, ſonſt einer der wildern, ſchrieb dann auf den Rand: illa quidem vera ſunt, ſed a noſtris non poſſunt defendi.“ Eine Anekdote, die mir ein ſehr würdiger Mann, der ſelbſt damals in Ingolſtadt war und einige Zeit in dieſem Orden lebte, mitgetheilt hat. — Ueber den P. Stattler ſehe man im neueſten Bande von Schlichtegroll's ſachreichem Nekrolog (im 2ten für 1797) eine ſehr intereſſante Biografie: ſie iſt beſonders für unſre Zeit und zu einer gehörigen — billigen und treffenden — Würdigung des Jeſuitismus intereſſant.

de das Schlechteſte, elende Romane, ſchmutzige Broſchüren u. dgl. in irgend einem Winkel, z. B. in irgend einer ſchlechten Leſegeſellſchaft aufgreift! Doch es findet wohl auch Mancher zu einer beſſern Zutritt, und er theilet mit, was er daher bekam (es finden ſich ſchöne Leſezirkel in Augsburg, und natürlich zeiget ſich hier der aufgeklärte Katholik mit dem helldenkenden Proteſtanten brüderlich in Einem Kreiſe; obwohl noch immer etwas mehr Annäherung zu wünſchen ſeyn mag). Auch gewinnen die beſſern neuen Produkte aus dem kathol. Teutſchland trotz allen Gegenbemühungen der Jeſuiten immer mehr Eingang. Daher wird dem größern Theile der Studenten ſelbſt die Nahrung, die man ihnen aus alten Scholaſtikern reicht, ſtets ungenießbarer; daher raiſonniren Mehrere ſchon laut über „das elende Zeug, den ſcholaſtiſchen Wuſt, den ſyllogiſtiſchen Wirrwarr“ (Kaſuiſtik, Spekulativ, kanoniſches Recht ꝛc.) Es kam bereits ſo weit, daß viele die Vorleſungen gar nicht mehr beſuchten, und daß jene lauten Raiſonnements bis zu den Ohren der P. P. Prof. erſchollen. Der P. Rektor — Zallinger — fand endlich nothwendig, die Studenten aus den höhern Schulen alle zuſammenzuberufen, und ihnen eine der heftigſten Invektiven, die je aus dem Munde eines Jeſuiten kamen, zu halten; und — die es anging, lachten. Keine Gloſſen; ſie machen ſich ſelbſt. — So weit kam es mit dem Jeſuitismus im J. 1801.

Indeß ſtehen dieſe Exjeſuiten mit der biſchöflichen Regierung zu Augsburg im beſten Vernehmen: vereint bewirkte man den Sturz der „Aufklärer“ zu Dillingen. Und die Zöglinge aus den Augsburger Schulen ſind — die Auserwählten, beſonders die jungen Mitglieder des Klubs (denn auch eine geheime Geſellſchaft unterhalten dieſe Leute, die immerhin über geheime Geſellſchaften ſchreien; und der Ort ihrer Zuſammenkunft iſt, wie ich zuverläſſig erfuhr, ein Saal im Hauſe des Kaufmanns Batſchoki). Noch giebt es junge ſchwärmeriſche Köpfe, die ſich nach den übertriebenen Vorſtellungen eines H. Aloyſius oder Stanislaus ſtimmen: aber auch die Zahl dieſer Redlichern wird immer kleiner. Dagegen wächſt die Zahl der Heuchler, ſolcher, die vor den Augen ihrer Lehrer den Schein der jeſuitiſchen Heiligkeit anhängen — um zur Weihe und zu einem Amte befördert zu werden — indeß ſie zu Hauſe und in ihren Winkelgeſellſchaften der Liederlichkeit opfern. Wie leicht verbirgt man ſich in einer ſo großen Stadt, wie Augsburg! Allerdings giebt es hier und dort auch einen trefflichen Jüngling, der, nachdem er durch äußere Verhältniſſe einmal an dies Jeſuiten-Lyzeum gebunden iſt, ſeine Bücher (die ihm ein Freund lieh, oder ein wohldenkender Mann rieth) und ſeine beſſere Denkart weislich verbirgt, das ſcholaſtiche Gewäſche ſeiner Profeſſoren auswendig lernt, und dann für einen

Diese gröſseste Schwachheit des Prinzen, seiner Meynung nach, war sein übermäſsiger Hang zur Gemächlichkeit und Wollust. Er hoffte dem ersten dadurch zu begegnen, daß er ihm die Geschäfte so leicht und so angenehm zu machen suchte als möglich war; und dem andern, wenn er ihn wenigstens von den wilden Ausschweiffungen abgewöhnte, zu denen er sich bisher hatte hinreiſsen lassen. Unsre Vergnügungen werden desto feiner, edler und sittlicher, je mehr die Musen Antheil daran haben. Aus diesem richtigen Grundsatz bemühete er sich, dem Dionys mehr Geschmack an den schönen Künsten beyzubringen, als er bisher davon gehabt hatte. In kurzem wurden seine Paläste, Landhäuser und Gärten, mit den Meisterstücken der besten Mahler und Bildhauer Griechenlandes angefüllt. Agathon zog die berühmtesten Virtuosen in allen Gattungen von Athen nach Syracus; er führte ein prächtiges Odeon nach dem Muster dessen, worauf Perikles den öffentlichen Schatz der Griechen verwendet hatte, auf; und Dionys fand so viel Vergnügen an den verschiedenen Arten von Schauspielen, womit er, unter der Aufsicht seines Günstlings, fast täglich auf diesem Theater belustiget wurde, daß er, seiner Gewohnheit nach, eine Zeitlang allen Geschmack an andern Ergötzlichkeiten verlohren zu haben schien. Indessen war doch eine andre Leidenschaft übrig, deren Herrschaft über ihn allein hinlänglich war, alle guten Absichten seines neuen Freundes zu hintertreiben. Gegenwärtig befand sich die Tänzerin Bathyllion im Besitz derselben; aber es fiel bereits

in

ächten Zögling des Jeſuitismus gehalten wird. Aber beſonders von jenen Heuchlern wurden zeither mehrere, ſo arm am Kopfe als verwahrloſt am Herzen, zu „Prieſtern“ geweiht, während man andre, die ihnen an moraliſchem und intellektuellem Werthe weit vorgingen, die man aber „der Aufklärung verdächtig“ fand, unbarmherzig zurückwies, oder, wie es in dieſem Kurialſtyle hieß, rejizirte. Dieß Loos traf beſonders die jungen Akademiker von Dillingen, weil man hier, mit der Verbannung der beſſern Lehrer, nicht jeden Strahl der Aufklärung ausrotten oder verbannen konnte. Man gab wohl auch Einem und dem Andern die erſte, höhere Weihe: aber nachdem ſie dadurch, den katholiſchen Begriffen zufolge, an das Cölibat und an den geiſtlichen Stand gefeſſelt waren, ließ man ſie halbe und ganze Jahre ſchmachten, zu ihrem Nachtheile, insbeſondere in ökonomiſcher Rückſicht. Der Verdacht oder das Verdächtigſeyn vertrat hier vollkommen, wie in Frankreich unter dem wilden Robespierre, die Stelle des Verbrechens. Ein Faktum dieſer Art verdient hier ausgezeichnet zu werden. Ein Jüngling aus dem biſchöfl. Alumnate zu Dillingen wurde der Aufklärung *) beſchuldigt. So ſchön ſein Talent und ſo

*) Aufklärung und ein Kapitalverbrechen ſind im Stile jener Leute ſynonym. Man nennt es auch nur kurzweg ſo, z. B. „Sie ſind ein Aufklärer!“

untadelich seine Aufführung war: er mußte fürchten, bei der nächsten Weihe (das sogenannte Subdiakonat hatte er bereits) rejizirt zu werden. Da er nun wegen seiner Jugend noch der kirchlichen oder päpstlichen Dispensazion bedurfte, so erkundigte er sich erst bei der höhern Behörde: ob man ihn weihen werde? Er bekam die Antwort: „ja, wenn er sonst im Examen bestehen werde.“ Er ließ also die Dispensazion kommen: sie kostete ihn 30 fl. Und nun — wurde er rejizirt, mit der ausdrücklichen Erklärung: „nicht wegen des Examens — das habe er gut gemacht — noch sonst wegen seiner Aufführung, sondern weil er verdächtig sey, den Aufklärern anzuhangen, das Brevier nicht zu beten, neue Bücher zu lesen u. s. f.“ Noch ein ganzes Jahr mußte der treffliche junge Mann auf Kosten der Seinigen leben (die selbst nicht wohl bemittelt waren) und die Schande der Rejekzion tragen. Welche Barbarei! — Ich erkundigte mich ausdrücklich: „ob der junge Mensch nicht wenigstens durch kleine Unvorsichtigkeiten Anlaß gegeben habe?“ und man versicherte mich auf eine Weise, die mir keinen Zweifel übrig ließ: daß sein Betragen eben so still und bescheiden, als sein Talent und seine Kenntniß vorzüglich gewesen sey.

Das nenne ich Konsequenz — im Geist und in der Sprache des Obskurantismus!

Aber jene Helden aus der Jeſuitenſchule zu Augsburg machen dann ihren Profeſſoren und Gönnern Ehre. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir als gewiß: „daß ſie (jene Heuchler) im Prieſterhauſe zu Pfaffenhauſen, dem der geiſtl. Rath Röſle vorſteht, öfters am Abende liederliche oder leichtſinnige Mädchen in die Holzwinkel beſtellen!“ Und wenn ſie dann austreten in die Seelſorge: da zeigen ſich dann die Müſſiggänger, die Verführer, die Säufer, die H—rer, die Jugendverderber, die On—ſten .... Es iſt ſchrecklich, was mir rechtſchaffene und helldenkende Männer von dieſen Jeſuitenzöglingen, von ältern und neuern, und zum Theil auch von ſolchen, die noch jetzt das Schild der jeſuitiſchen Heiligkeit aushängen, aus der ſicherſten Quelle erzählten *)! Doch laut jubeln ſie, dieſe Augsburger Helden, in ihren wilden Gelagen: „in moribus

*) Auf meiner Reiſe durch Baiern fand ich hier und da, nach ſichern Berichten, das „Sauſen“ — und man weiß, was ſich dazu gern geſellt — unter den Geiſtlichen, beſonders im Gange: man thut groß darauf, wer 20 bis 25 Maas Braunbier trinken könne, ohne einen Rauſch zu bekommen, und — fängt dann Händel an, ſchreit wie die Bauern .... Bekanntlich erſtreckt ſich ein Theil vom Augsburger Sprengel bis ins Bairiſche. Wahrhaftig, die neue aufgeklärte Regierung in Baiern hat noch viel — aufzuräumen!

nimmt man's zu Augsburg nicht so streng," und tapfer schimpft man dabei über die Aufklärung u. s. f.

Eins war mir in Augsburg noch auffallend. Es trifft sich bereits, daß die Söhne mehrerer Kaufleute, Banquier's u. s. w., an welchen bisher die Jesuiten ihre größte Stütze gefunden haben, ganz anders denken als ihre Väter. So offenbar geht das Reich der Jesuiten selbst hier zu Ende, während man es anderswo mit Gewalt wieder aufrichten will! Doch, es ist augenscheinlich: Spott und Schande würde den treffen, der es wieder aufrichten wollte. Und wenn die Gewalt es, da oder dort, herstellte: die Kraft der Wahrheit, die Macht der siegenden Aufklärung würde es immer wiederum in seiner Blöße, in seiner Lächerlichkeit darstellen und — zertrümmern. Wer möchte sich nun mit dem politischen Wagestück befassen!

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Künſte.

1.

Beſchreibung zweier griechiſcher Alterthümer, Plato und Ariſtoteles.

Ich hatte ehnlängſt das ſeltene Glück, zwei äußerſt merkwürdige Stücke zu erhalten, die hier um ſo mehr eine ausführlichere Beſchreibung verdienen, da von dergleichen koſtbaren Alterthümern ſelbſt in den Sammlungen der Großen in Wien, Berlin, München und Dresden wenige, im übrigen Teutſchland aber meines Wiſſens keine angetroffen werden. Ja ſogar in mehreren römiſchen Verzeichniſſen geſchiehet keine Meldung eines Bildniſſes dieſer Männer vom griechiſchen Original-Meiſel, da doch dort der Hauptſitz ſo vieler Herrlichkeiten des Alterthums geweſen iſt.

Auf zwei Platten von weißem Pariſchen Marmor gleicher Größe (17 Zoll hoch und 14 Zoll breit) befindet ſich auf der einen, in 3 Zoll erhabener Arbeit, das Profil-Bruſtbild des Ariſtoteles mit einem Lippen- und ſtarken Kinn-Bart, der ſich zur Seite mit den Haupthaaren verbindet, die unter der Kappe, die

er auf hat und welche die ganze Stirne bedeckt, gleich einer Perücke dick über den Hals herunter hängen, und in der Kragen-Kapuze seines, einem päpstlichen Talar ähnlichen Kleides sich verlieren. Aristoteles erscheint hier im Kontrast des Gegenbildes nicht allein in stärkerer Leibesgestalt, sondern auch äußerlich als ein stolzer Mann in vollem Bewußtseyn seiner Größe. Seine Nase, die sich aus der Mitte der übrigen geistvollen Gesichtszüge gutmüthig erhebt, erhält durch seine nächste Nachbarin, die sichtbare Pulsader am Schlaf, die Bestätigung seines edeln wohldenkenden Herzens, dessen ruhige gleiche Schläge in der Brust eines Staatsmannes so selten sind. Oben zu beiden Seiten stehet in griechischer Sprache eingehauen:

ΑΡΙΣΤΟΤΕΛΗΣ.

ΟΝΙΚΟΜΑΧΟΤ.

Das heißt: Aristoteles, der Sohn des Nikomachos.

Auf der andern Platte erscheint hingegen Plato als einfacher Naturmensch in bloßem Hals und Kopf, mit kurzen krausen Haaren, ebenfals mit einem Lippen- und Kinn-Bart, der den sprechenden Mund ehrwürdig einfaßt und bis auf den Leibrock herabgeht, welcher einen flachen Kragen hat, und auf der Brust mit kirschenförmigen Knöpfchen zugemacht ist. Tiefen Ernst zeigt seine erhabene Bildung, die eine schöne, geradlaufende Nase ziert, über welcher die überrun-

ſelten Augenbraunen ſich platoniſch gleichſam zu höhe-
ren Sfären hinſchwingen. Oben zu beiden Seiten
lieſt man:

ΠΛΑΤΩΝ. Ο.

ΑΡΙΣΤΩΝΟΣ.

Das heißt Plato, der Sohn des Ariſto.

Nach dieſer Beſchreibung erwartet man wohl mit
Recht die Beurtheilung beider Bilder. Dazu man-
gelt mir freilich die Kenntniß und des trefflichen Win-
kelmanns Feder, um die Gegenſtände nach ihrer gro-
ßen Schönheit zu ordnen, und mit den angemeſſenen
Ausdrücken zu begleiten. Ich erbitte mir daher die
Nachſicht, die man einem Laien wohl nicht verſagen
wird, der ſeine Schwäche bekennet. Ich muß aber
einen Gedanken vorausſchicken, der vielleicht über das
Entſtehen beider Köpfe ein Licht wirft. Da ſolche
von einerlei Größe, und was bei Antiken ſehr ſelten
iſt, als Gegenſtücke einander anſehend vorgeſtellt ſind,
ſo ſcheint daraus zu folgern, daß ſie als lehrreiche
Vorbilder zum Aufſtellen in einem öffentlichen Lehr-
ſaal zu Athen oder einer andern griechiſchen Stadt
beſtimmt waren, wo ſolche ihrer Zeit eingemauert ge-
weſen ſeyn müſſen. Davon zeugt der Kalch, der in
den Vertiefungen der rauhen Rückſeite des Marmors
noch ſichtbar iſt.

Den Stil der Arbeit ſelbſt anlangend, ſo iſt er dem erhabenen Zeitalter ganz angemeſſen, worin dieſe Leute lebten. Denn bekanntlich ſtarb Ariſtoteles 322 Jahre und Plato 348 Jahre vor Chriſti Geburt, um welche Zeit der Schwung griechiſcher Kunſt am meiſten ſich erhob, und die Natur in ſo reiner Wahrheit darſtellte, daß man den Meiſel darüber vergißt. Die Geſichtsbildungen dieſer großen Männer ſcheinen gleichſam mit ihrer ehemaligen Haut überzogen zu ſeyn, und in ihren ſanften Umriſſen und weichen Wellen-Linien zu leben. Aus ihren mäßig gewölbten Augen redet ihr tiefdenkender Geiſt, der durch lange Erfahrung in ihren verewigten Schriften herrſcht. Beide ſcheinen auch von einer Hand zu ſeyn. Des Ariſtoteles ſtarke Haupt- und Barthaare zeigen, was dieſe ſchwer zu beendigende Gegenſtände für Kenntniß und Studium erfodern, wenn man ſie ihrer Natur nach ohne Verwirrung ſchön ordnen will, damit ſolche theils gerade, theils in Wellen-Linien vom Kopf und Geſicht locker herabſchwimmen, und der Bildung das würdige Anſehen gewähren, das den Lehrer Alexanders des Großen ſo erhaben karakteriſirt. Die runde faltenloſe Kappe mit ihrem rauhen Umſchlag macht eine um ſo merkwürdigere Kopf-Zierde aus, als ſie unter den Antiken wenig vorkommt. Am prächtigen Talar hatte aber der Meiſter ſeine Kunſt recht con amore bewieſen. Die ſchwer zu bearbeitende Bruſtwölbung ſowohl als die Schulter und den gebogenen

Rücken gleichsam lebendig durchspielen zu lassen, war keine geringe Aufgabe. Besonders ist auch die Kapuze mit ihren reichen Falten um den Hals meisterhaft geworfen, und alles so schön geordnet, daß es der große Verehrer griechischer Kunst, Rafael selbst, bewundern würde.

So herrlich ersterer auch ausgeführt ist, so wird er doch von Plato's Bild übertroffen, dessen Haarschmuck im einfachsten Naturspiel so locker wallet, als ob nur Zefyren darin lustwandeln sollten. Eben so leicht fließet der Stolz des Mannes, der ehrwürdige Bart seines mit gefälliger Rundung sanft erhabenen Kinnes lockig dahin, und vermehrt mit Nachdruck das Ansehen dieses hochgepriesenen Weltweisen. Sein schönes Ohr verdient aber die meiste Bewunderung. Dessen bald vertiefte, bald erhabene Theile sind durch die Hauptauswölbung bis nah an die innern Windungen mit der größten Richtigkeit und der feinsten anatomischen Kenntniß vollendet, und zur edelsten Ohrens Gestalt geformt; durch ein solches Ohr kann kein niedriger Gedanke Eingang finden. Der bloße Hals wie einfach stolz erhebt sich dieser, die Stütze des großen filosofischen Kopfs zu seyn, den die heutige Welt nach Jahrtausenden noch belobt und anstaunt. Und endlich das prunklose einfache Gewand, wie schön wirft es sich um die Brust, aus welcher die ewige Urquelle seiner herrlichen Lehren ungekünstelt floß.

Ihre Erhaltung iſt über alle Erwartung, außer daß an der einen Platte oben die Ecke etwas abgeſtoßen iſt. Uebrigens aber tragen ſie die erforderlichen Kennzeichen ihres ehrwürdigen Alterthums untrüglich an ſich; der ſehr harte Marmor ſeiner Politur gänzlich beraubt, hat einen gelben Ueberzug vom Alter erhalten, der hier die Stelle der aerugo nobilis an den Bronzen vertritt, und alle ſcharfe Theile hat die Zeit rund genagt. Bedarf es mehr als dieſe gründliche Ahnen-Proben ihres hohen Adels griechiſcher Abkunft? Dieß Diplom wurde Jahrhunderte lang im Schoos der Erden ausgefertigt und prangt nunmehr in einem Mahagonyfarbenen Rahmen.

Frankfurt am Main.

H. S. Hügen.

2.

Ueber die Harmonika-Spielerin Mariane Kirchgeßner.

Marburg, den 2. Juli 1801.

Geſtern gab die vortreffliche Harmonika-Spielerin, Mariane Kirchgeßner, auf dem hieſigen

in die Augen, daß die unmässige Liebe, welche sie ihm beygebracht, sehr viel von ihrer ersten Heftigkeit verlohren hatte. Es würde vielleicht nicht schwer gehalten haben, die Würkung seiner natürlichen Unbeständigkeit um etliche Wochen zu beschleunigen. Aber Agathon hatte Bedenklichkeiten, die ihm wichtig genug schienen, ihn davon abzuhalten. Die Gemahlin des Prinzen war in keinerley Betrachtung dazu gemacht, einen Versuch, ihn in die Grenzen der ehlichen Liebe einzuschränken, zu unterstützen. Dionys konnte nicht ohne Liebeshändel leben; und die Gewalt, welche seine Maitressen über sein Herz hatten, machte seine Unbeständigkeit gefährlich. Bacchidion war eines von diesen gutartigen frölichen Geschöpfen, in deren Phantasie alles rosenfarb ist, und welche keine andre Sorge in der Welt haben, als ihr Daseyn von einem Augenblick zum andern wegzuscherzen, ohne sich jemals einen Gedanken von Ehrgeitz und Habsucht, oder einigen Kummer über die Zukunft anfechten zu lassen. Sie liebte das Vergnügen über alles; immer aufgelegt es zu geben und zu nehmen, schien es unter ihren Tritten aufzusprossen; es lachte aus ihren Augen, und athmete aus ihren Lippen. Ohne daran zu denken, sich durch die Leidenschaft des Prinzen für sie wichtig zu machen, hatte sie aus einer Art von mechanischer Neigung, vergnügte Gesichter zu sehen, ihre Gewalt über sein Herz schon mehrmalen dazu verwandt, Leuten die es verdienten, oder auch nicht verdienten (denn darüber ließ sie sich in keine Untersuchung ein) gutes zu thun. Agathon besorgte, daß

großen Rathhaus-Saale ein öffentliches Konzert, und erweckte durch ihr seelenvolles, unübertroffenes Zauberspiel auf dem rührendsten und wirkungsreichsten aller Tonwerkzeuge allgemeine Bewunderung ihres seltenen Kunsttalents. Die von ihr gegebenen, und besonders für sie gesetzten Stücke waren folgende; Eine Simfonie von Pleyel, Sonata Harmonica Solo von Brandt, Quintetto-Concert, Harmonica, 2 Violini, Alto et Violoncello von Rosetti, eine Simfonie von Girowez, Sonata Harmonica Solo von Vanhall, und ein Favorit-Thema von Winter, mit Variazionen für die Harmonika von der Künstlerin selbst. Den Beschluß machte ein Choral. Auf ihren zehnjährigen beträchtlichen Reisen hatte die Künstlerin das Glück, beinahe alle große Komponisten unserer Zeit, z. B. Clementi, Cramer, Fasch, Haydn, Hofmeister, Naumann, Reichardt, Rosetti, Salieri, Sarti, Viotti, Vanhall, Wranitzki, den seel. Mozart und mehrere andere nicht nur persönlich kennen zu lernen, sondern auch von den mehresten der hier erwähnten Meister eigene Kompositzionen für ihr Instrument zu erhalten. Sie pflegt sich nemlich, da sie nur sehr wenig sieht und die Noten nicht erkennen kann, die für sie gesetzten Stücke auf dem Klaviere einigemal vorspielen zu lassen, und alsdann faßt sie auch die schwersten Sachen mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in ihr Gedächtniß auf.

Demoiſelle M. Kirchgeßner wurde im J. 1772 zu Bruchſal, der Reſidenzſtadt des Fürſtbiſchofs von Speier, geboren, und zeichnete ſich ſchon ſehr früh durch ihr großes Kunſttalent aus. Schon auf dem Schooße ihrer Mutter ſuchte ſie die Taſten des Klaviers, die ſie tändelnd berührte, ſo nach und miteinander auf, daß ſich dadurch ihr richtiges Gefühl für Wohllaut und Harmonie auffallend verrieth. In ihrem vierten Lebensjahre wurde ſie von bösartigen Blattern befallen, und durch eine weiße Hornhaut, die beide Pupillen bedeckte, ihres Geſichtes beraubt. Indeſſen ſchien ihre Neigung für Muſik durch dieſen groſen Verluſt eher gewonnen als verloren zu haben. In ihrem ſechſten Jahre ſpielte ſie das Klavier ſchon mit Fertigkeit und Ausdruck. Um dieſe Zeit wurde ihr Vater, Kammer Zahlmeiſter zu Bruchſal, unſchuldig und ungerecht um ſein ganzes Vermögen gebracht, und dadurch mit ſeinen Kindern in eine traurige Lage verſetzt. In dieſen miſslichen Umſtänden nahm ſich der edle damalige Freiherr und Kammerpräſident, nunmehrige Reichsprobſt zu Odenheim und Reichsgraf von Beroldingen der jungen Künſtlerin auf das groſmüthigſte an. Er ließ ſie von dem Markgräfl. Badenſchen Kapellmeiſter Schmittbeur in Karlsruhe in der Muſik unterrichten, und kaufte ihr von demſelben eine neue Harmonika. Als zehnjähriges Mädchen erregte ſie durch ihre außerordentlichen Fortſchritte allgemeine Bewunderung, und ließ ſich unter andern mehrmals mit ausgezeichnetem

Beifalle vor dem Badenſchen Hofe hören. Nun war ihr ſehnlicher Wunſch, ſich durch eine große Reiſe noch mehr zu vervollkommnen. Der durch mehrere Muſikwerke rühmlichſt bekannte Hr. Rath Voßler ſtand damals gerade im Begriffe, eine große Reiſe in ſeinen eigenen Geſchäften zu machen, und entſchloß ſich, die junge Künſtlerin, in Begleitung ſeiner Gattin, auf dieſe Reiſe mitzunehmen. In dieſer erwünſchten Geſellſchaft trat ſie im Januar 1791 ihre große Reiſe an, und ging durch Schwaben und Baiern nach Wien und ganz Oeſtreich, durch Mähren, Böhmen und Sachſen, nach Berlin und durch die preußiſchen Staaten. Hierauf kam ſie nach Braunſchweig, Hannover, Hamburg und Bremen, durch ganz Weſtfalen, Holland, Brabant und Flandern. Von Oſtende ſchiffte ſie nach Dover über, und hielt ſich nun drei Jahre lang in England auf. In London lernte ſie die größten Tonkünſtler kennen, hörte ſie oft und bildete ſich nach ihnen. Sowohl in dem großen Salomoniſchen Konzerte in Hannover-Square, als in vielen eigenen Konzerten ſpielte ſie, wie mehrere engliſche Blätter von den Jahren 1794 bis 1796 bezeugen, mit dem ausgezeichnetſten Beifalle. Während dieſes Aufenthaltes ließ ſie ſich, nach Hn. Voßlers Angabe, bei dem ſehr geſchickten Inſtrumentenmacher Fröſchle, einem gebornen Teutſchen, der aber ſchon über dreißig Jahre in London gelebt hatte, eine neue Harmonika mit einem Reſonanzboden verfertigen. Die

Verſtärkung und Veredlung des wirkungsreichſten Inſtrumentes gelang ſo vollkommen, daß alle Kunſtkenner die erhöhte Wirkung deſſelben mit Bewunderung anerkannten. Auch das Aeußere dieſes Inſtrumentes iſt prächtig, von Mahagonyholze gearbeitet, und macht dem Geſchmacke des Arbeiters Ehre. Die halben Töne ſind an den 42 Glocken mit goldnen Streifen bezeichnet.

Noch im letzten Vierteljahre ihres Aufenthalts in London hatte Dem. Kirchgeßner das Glück, durch den teutſchen Arzt Hrn. Fiedler den Gebrauch ihres Geſichtes einigermaßen wieder zu erhalten. Vielleicht bedient ſie ſich in der Folge noch einmal der Hülfe unſers hieſigen ſehr geſchickten Augenarztes, des Hrn. Hofr. Jung's, der ſchon ſo manchem Leidenden wieder zum Gebrauche des edelſten aller Sinnenwerkzeuge verholfen hat. Wenigſtens iſt dies jetzt ihr Vorhaben.

Im Anfange des Novembers 1796 ging unſre Künſtlerin nach Teutſchland zurück, und nahm von Hamburg durch das Holſteiniſche den Weg nach Kopenhagen. Von da reißte ſie wieder zurück über Lübeck, durch das Meklenburgiſche, durch Schwediſche und Preußiſch-Pommern, Oſtpreußen, Kurland, Liefland, nach Petersburg, wo ſie ſich ſieben Monate auf-

hielt. Ihre Rückreiſe ging durch Eßhland, Liefland, Kurland und Oſtpreußen, ſodann durch einen Theil von Pohlen über Thorn, Poſen, nach Schleſien, dann über die ſchleſiſchen Gebirge, durch die Lauſitz nach Kurſachſen. Hier wählte ſie das eine Viertelſtunde von Leipzig am ſogenannten Roſenthale gelegene ſehr angenehme Dorf Gohlis zu ihrem Wohnorte, und kaufte ſich daſelbſt in Gemeinſchaft mit Hrn. Rath Boßler ein Landgut. Gegenwärtig kam ſie über Braunſchweig, Göttingen, Kaſſel u. ſ. w., wo ſie, wie hier, den allgemeinſten Beifall eingeärndtet hat, und von hier geht ihre Reiſe über Gießen, Wetzlar, Frankfurt am Main, Darmſtadt u. ſ. w. in ihr Vaterland, und dann nach Paris. Was den perſönlichen Karakter dieſer großen Künſtlerin anlangt: ſo zeichnet ſich derſelbe aufs vortheilhafteſte aus. Sie hat hohen Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne; Herr Rath Boßler und ihre jüngere ſie ſeit einem Jahre begleitende Schweſter müſſen ihr faſt beſtändig vorleſen, weil ſie, wegen ihres Augenübels, ſelbſt nicht leſen kann; was ſie gehört hat, faßt ſie mit der größtem Leichtigkeit auf, und bewahrt es feſt in ihrem Geiſte. Sie hat beſonders vielen Sinn für die guten Erzeugniſſe der vaterländiſchen Dichtkunſt, und wird durch ein ſchönes Gedicht tief in ihrem Innerſten gerührt. Ihr ſittlicher Karakter zeichnet ſich aus durch hohe Güte und Wohlwollen für ihre Mitmenſchen. Dabei iſt dieſe ſeltene

Meiſterin noch im Beſitze einer anderen ſeltenen Tugend — der Beſcheidenheit *).

Juſti.

V.

Auszüge aus Briefen.

1.

Blick auf die jetzige Lage Griechenlands und die Stimmung der Türken. Ithaka. Delfi. Theben. Athen. Nachgrabungen des Lord Elgin daſelbſt **).

Am Bratſpies zu Athen (roasting at Athens) den 28 Juli 1801.

— Von Venedig gingen wir mit einem Sclavoniſchen Schiff nach Cattaro und die ganze Adriatiſche Kü-

*) Die erſte Nachricht von Mariane Kirchgeßner findet ſich im Journale von und für Teutſchl. Jahrg. 1784, 1 Bd. S. 271, wo die Künſtlerin nur unrichtig Kirchgeſſerin heißt. Ausführlichere Nachrichten von ihr und ihren Reiſen ſtehen im Braunſchweigiſchen Magazin vom J. 1801 St. 14 S. 219 u. fg. Manche der hier von mir mitgetheilten Nachrichten ſind aus dem letztern Aufſatze entlehnt.

**) Der Verfaſſer dieſes Briefes iſt ein junger Brit-

ſt hinab, indem wir nach der Sitte dieſer kleinen küſtenbefahrenden Fahrzeuge faſt in jedem Hafen die Anker auswarfen. Wir brachten faſt einen ganzen Monat zu, ehe wir nach Corfu kamen, wo wir vom Senat dieſer kleinen Republik mit der größten Diſtinkzion aufgenommen wurden und troz der gewaltigen Gährung zwiſchen dem Volk, das auf die Entadelung der dortigen Nobilis hartnäckig beſtand, und dem Adel, der unglücklicherweiſe ſich untereinander ſelbſt anfeindet, von allen Partheien gleiche Achtung genoſſen. Es waren 5 ruſſiſche und 3 türkiſche Schiffe auf der Rheede. Die leztern beſuchten wir ſehr fleißig, ſo wie auch den türkiſchen Kommendanten in der Feſtung, und fanden ſowohl hier als auf unſrer ganzen Reiſe durch Griechenland die Türken äußerſt hülfreich und dienſtfertig gegen uns. Denn überhaupt iſt ihnen jezt jeder Engländer ein halber Gott. Von Korfu aus nahmen wir ein Boot nach St. Mauro, wo die vom Senat in Korfu in voraus dazu beorderte Regierung ein Haus und eine Ehrenwache für uns in

te, der mit 2 ſeiner Landsleute der Begierde den klaſſiſchen Mutterboden von Hellas zu küſſen nicht länger widerſtehen konnte. Daß ſeine unbefangene Anſicht und Nachricht von jenen Gegenden doch auch in Abſicht auf die jezt durch das ganze türkiſche Reich herrſchende Stimmung für England politiſch merkwürdig ſey, bedarf bei Sehenden kaum eines Fingerzeigs.

Bereitſchaft hielt. In Nikopolis, wo wir nun hinkamen, fanden wir den Bey von Treviza über alle Beſchreibung höflich und wir wechſeln noch Briefe mit ihm. Von hier aus beſahen wir auf einem kleinen Abſtecher den berühmten Leukadiſchen Felſen und überzeugten uns durch das Augenmaas, daß jeder, der ſich da herabſtürzt, ohnfehlbar auf immer von dem geheilt iſt, was das Leben verbittert. Von hier gings nach Ithaka, wo wir im Hauſe des Doktor Zaro, eines Arztes, wohnten und die Ruinen von der ſogenannten Ulyſſesburg ſahen. Die wahre Quelle Arethuſa und der ächte Felſen Korax wurde uns gleichfals nicht vorenthalten. Ithaka iſt wahrlich ein abſcheuliches Neſt, hat aber 5 bis 6 treffliche Ankerplätze. Von hier gings nach Patras (Naupaktus), wo durchaus alle Alterthümer längſt zu Kalch gebrannt oder vermauert ſind. Wir wurden von dem dortigen türkiſchen Gouverneur mit der größten Höflichkeit behandelt und auf die zwei Kaſtelle geführt, die den Meerbuſen von Korinth mit — Steinen, die ſtatt aller übrigen Ammunizion bei den ganz unbrauchbaren Kanonen liegen, vertheidigen ſollen. Ob man gleich täglich einen Beſuch von den Franzoſen befürchtete: ſo war doch nicht die geringſte Anſtalt zu ihrem Empfang zu ſehn. In Delfi, wohin wir von hier reiſten, ſahen wir außer alten Mauerwerken und den zwei romantiſchen Felſenſpitzen des Parnaſſes nichts als das Bad der Pythia, und dieß zwar vollkommen

erhalten. Am Fuße des Helikon gings nun nach Theben. Der See Kopais war jetzt völlig trocken, mag aber wohl auch im Winter wenig Waſſer haben. Theben hat den Ueberreſt von 2 Thoren, außerdem aber auch keinen Stein weiter. Der Aga lud uns täglich in ſeinen Garten, und gab uns Pferde, Schaafe, Reis, alles unentgeldlich. Von Theben gingen wir nach Athen, eine höchſt fatigante Reiſe von 16 Stunden, doch iſt der letzte Theil davon, ehe man in die Ebene von Athen herabkömmt, äußerſt maleriſch. Dieſe Ebene iſt eine ſchöne Kornfläche mit unermeßlichen Olivenwäldern. Die Stadt und die Burg ſind ſo voll Schönheiten, daß ich ſie nicht zu beſchreiben vermag. Der auf 16 ſechzig Fuß hohen Säulen ruhende Tempel des Jupiter Olympius und der Minerventempel in der Citadelle flößen Erſtaunen ein. Auch hier erhalten wir täglich Beweiſe, daß es jetzt der glücklichſte Moment für Engländer iſt, in Griechenland zu reiſen. Die Ehrerbietung der Türken iſt grenzenlos. Aber das Klima iſt in dieſer Jahreszeit über alle Beſchreibung widrig. In 24 Stunden ſind höchſtens zwei, wo man es wagen kann, einen Spaziergang zu machen, früh um 5 und Abends um 7, gerade nur beim Aufgang und Untergang der Sonne. Lord Elgin hat viele Künſtler von Konſtantinopel hieher geſchickt, welche jetzt in der Citadelle am Tempel des Theſeus in voller Arbeit begriffen ſind. Seit unſrer Ankunft haben dieſe Leute faſt alle die Reliefs

und Figuren wieder ausgegraben, die einſt die Friesen des Tempels der Minerva zierten. Da ſie ſo eben auch auf einige abgebrochene Füße von Roſſen aus Marmor geſtoßen ſind, ſo hoffen wir, ſie werden vielleicht das berühmte Geſpann von dem Wagen der Minerva wieder finden, den das Alterthum dem Zidias oder Praxiteles zuſchrieb. Dieſe und alle Inſchriften und andere Ueberreſte, die nur fortgebracht werden können, werden ſogleich eingepackt und gehen mit Extrapoſt nach England. Hier würden ſie doch nur in die Kalchöfen geſchafft. Alles iſt gut hier, außer dem Klima, deſſen unbeſchreibliche Hitze uns den ganzen Tag im Bade zu ſeyn nöthigt, und außer dem Wein. Der hier erbaute iſt faſt gar nicht zu trinken und voll Pech, und von den Inſeln iſt keiner zu haben. Aber die Küche iſt herrlich und alles ſehr wohlfeil. Was könnte aus dieſem Lande werden!

2.

Ueber v. Hammers Schickſale und literariſche Entdeckungen. Major v. Schwarz. Carlysle. Brown.

Wien, den 15. Sept. 1801.

Ueber den wackern v. Hammer haben ſich in

ihre Stelle leicht durch eine andere beſetzt werden könnte, welche ſich verſuchen laſſen möchte, einen ſchlimmern Gebrauch von ihren Reitzungen zu machen. Er hielt es alſo ſeiner nicht unwürdig, mit guter Art, und ohne daß es ſchien, als ob er einige beſondre Aufmerkſamkeit auf ſie habe, die Neigung des Prinzen zu ihr mehr zu unterhalten als zu bekämpfen. Er verſchafte ihr Gelegenheit, ihre beluſtigende Talente in einer Manichfaltigkeit zu entfalten, welche ihr immer die Reitzungen der Neuheit gab. Er wußte es zu veranſtalten, daß Dionys durch öftere kleine Entfernungen verhindert wurde, ſich zu bald an dem Vergnügen zu erſättigen, welches er in den Armen dieſer angenehmen Creatur zu finden ſchien. Er gieng endlich gar ſo weit, daß er bey Gelegenheit eines Geſprächs, wo die Rede von den allzuſtrengen Grundſätzen des Plato über dieſen Artickel war, ſich kein Bedenken machte, zu ſagen: Daß es unbillig ſey, einen Prinzen, welcher ſich die Erfüllung ſeiner groſſen und weſentlichen Pflichten mit gehörigem Ernſt angelegen ſeyn laſſe, in ſeinen Privat-Ergötzungen über die Grenzen einer anſtändigen Mäſſigung einſchränken zu wollen. Alles, was ihm hierüber wiewol in allgemeinen Ausdrücken, entfiel, ſchien die Bedeutung einer ſtillſchweigenden Einwilligung in die Schwachheit des Prinzen für die ſchöne Bacchidion zu haben, und in der That war dieſes ſein Gedanke. Wir laſſen dahin geſtellt ſeyn, ob die gute Abſicht die er dabey hatte, hinlänglich ſeyn mag, eine ſo gefährliche Aeuſſerung zu rechtfertigen; aber es iſt gewiß, daß Dionys, der bis-

dieſem Sommer die lächerlichſten Gerüchte ſelbſt in Zeitungen verbreitet. Allerdings iſt der Privatſekretair des heldenmüthigen Sir Sidney Smith, der bis jetzt auf dem Tiger vor Alexandrien kommandirte, ein junger Britte, H. Keith, bei der Einfahrt in den Nil ertrunken. Zufälligerweiſe (die Muſen wollten es) war Hammer nicht in dieſem Schiffe, und die Nachricht, daß auch Er den naſſen Tod geſtorben ſey, iſt völlig ungegründet. Es iſt eben ſo falſch, was man auch geſagt hat, daß der Kapudan Paſcha, der für ihn ſehr viel Gnade hat, ihn plötzlich zu Roſette habe enthaupten laſſen. Der wackere und großherzige Sidney Smith hat viele Neider und Feinde. Dieſe lügen nun auch auf Unkoſten Hammers, der ſein Liebling geworden iſt. H. hat literariſche Entdeckungen in Paſos und in einer Bibliothek zu Roſette gemacht, wo er eine ganz vollſtändige Handſchrift von der 1001 Nacht fand. Neuerlich hat Klarke 3 Wochen in der Troade zugebracht und ſeine Bemerkungen ſtimmen ſehr mit den Hammerſchen überein *). Der

*) Klarke und Kripps, zwei Fellows aus Jeſus-College von Cambridge, beſuchten im März dieſes Jahrs die Ebene von Troas. Schon ſteht im Auguſtſtück des Monthly Magazine eine von ihnen mitgetheilte Nachricht über die Temperatur der Quelle des Scamanders, die Hr. Hüttner in ſeinen engliſchen Miszellen IV B. III St. S. 139 f. ausgezogen hat. D.

franzöſiſche Künſtler Fauvel und der würdige Major Schwarz, der ſich jetzt bei unſerm Grafen v. Fries aufhält, und es durch ausgebreitete Kenntniſſe und Liebenswürdigkeit des Umgangs vorzüglich verdient, der Geſellſchafter eines Mannes zu ſeyn, der noch höhere Güter als Millionen in ſich und andern zu ſchätzen weiß, haben intereſſante Forſchungen über Athen angeſtellt. Man iſt aber über Fauvels Schickſal ſehr in Sorgen. Ein engliſcher Reiſender, Nahmens Twedel, iſt von ſeinem griechiſchen Bedienten ermordet und von den Landleuten in einem alten Theſeustempel begraben worden. Der Profeſſor Carlyle, der noch immer in Konſtantinopel zu ſeinen Reiſen ſammelt, hat ſeine Papiere bekommen und wird ſie zu benutzen wiſſen. Der groſſe Geograf Rennel arbeitet jetzt mit unglaublicher Mühe an einer Karte von Vorderaſien, wozu ihm die neueſten Streifzüge ſeiner Landsleute in dieſen Gegenden und die Gunſt der Türken gegen die Britten treffliche neue Hülfsmittel geliefert haben. Brown, der ägyptiſche Reiſende, iſt auf einer zweiten Reiſe dahin begriffen, die nun, da die Britten dort herrſchen, ohnſtreitig noch weit fruchtbarer ausfallen wird, als ſeine erſte, in England wegen einiger freien Meinungen in Religionsſachen ſehr ungünſtig aufgenommene ägyptiſche Reiſebeſchreibung.

2.

Joſef Plaßer. v. Sonnenberg's Welt-Ende. Denis Nachlaß durch Reßer.

Wien, den 1. Oktob. 1801.

— Die Schrift unſers trefflichen Joſef Plaßer iſt keinesweges ein Buch, wie Sie glauben, ſondern nur ein Flugblatt: Bemerkungen eines Kunſtliebhabers über das neue Theater in Wien. 8 S. in 8. Es enthält aber dieſer Aufſatz auf wenig Seiten mehreren gründlichen und treffenden Tadel über die Soffiten und Szenen-Veränderungen des neuen Schikanederſchen Theaters, das von der gaffenden Menge angeſtaunt, aber von dem Kenner in vielen einzelnen Theilen ſehr tadelhaft gefunden wird. Die Einwürfe, die in der obigen Flugſchrift dagegen gemacht werden, ſind ganz des erſten Dekorateurs der Nazional-Hofſchaubühnen würdig und zeigen den Kenner. Der Freiherr von Sonnenberg, deſſen hier in Druck erſchienenes Welt-Ende Sie aus dem Meßkatalog kennen, iſt kein geborner Oeſtreicher, ſondern ein Weſtfälinger. Auch iſt die Vorerinnerung von Münſter aus datirt. Das Gedicht in 6 Geſängen hat Klopſtockiſche Maſchinerie und Lavaterſche Hexameter. Vor 30 Jahren hätte es dem 20jährigen Dichter, der gewiß ausgezeichnete Anlagen hat, ohnſtreitig einen größern Namen gemacht, als jetzt. Der Dichter iſt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20651 / 420

kürzlich nach Paris gewandert, wo jetzt in den Tuilerien ein ganz anderes Weltgericht, als das seinige ist, gehandhabt wird. Zu den wichtigen litterarischen Erscheinungen gehört eine Sammlung von Poſthumis unſers unvergeßlichen Denis, von dem Baron von Retzer, dem dankbaren Schüler des edeln Denis, veranſtaltet und dem thätigen Beförderer der Literatur, dem Oberaeſpann, Grafen Franz Szécsényi, auch einem Schüler Denis, zugeeignet. Die Sammlung empfiehlt ſich durch äußere Schönheit und inneren Gehalt gleich vortheilhaft. Die Karakteriſtik, die der Herausgeber in der Vorrede von ſeinem verſtorbenen Freund und Lehrer giebt, iſt in jedem Zuge wahr und verdient allgemein bekannt zu werden *). Dieſe erſte Abtheilung **) (eine zweite mit Briefen an Denis von Klopſtock, Gleim, Rammler, Weiße u. ſ. w. folgt nach) enthält zuerſt 5 Bücher Commentarios de vita ſua, aus Denis eigener Feder in klaſſiſcher Latinität. Dann ſein ganzes merkwürdiges Teſtament, worin auch S. 67 die merkwürdigen Worte gegen D.

*) Sie ſoll, da ſie nur einige Seiten einnimmt, in das Novemberſtück dieſer Zeitſchrift ganz eingerückt werden.

D.

**) Der Titel des Werks heißt: Michaelis Denis litterariſcher Nachlaſs, herausgegeben von J. Frhn. v. Retzer. IIte Abth. Wien, Pichler, 1802. 176 S. in gr. 4.

Gall *) vorkommen: „Mein Leib soll ohne alle Trennung und Verstümmelung, wider welche ich nöthigen Falls die Einschreitung der Obrigkeit anflehe, zur Ruhe gebracht werden.“ Dann das gelehrte Suffragium pro Joanne de Spira, dann seine Uebersetzung der 8ten Satire des Juvenal gegen den Adelstolz, und die 1782 anonym erschienene Erzählung der Streitigkeiten über alte Urkunden, voll diplomatischer Kunde und voll Witz. —

4.

Kunstnachrichten aus Rom.

Rom, d. 19 Sept. 1801.

— Hr. Uhden hält sich seit einigen Monaten auf dem Lande auf, und ist, so viel mir bekannt ist, recht wohl. Die Villa Albani liegt noch zum Theil in dem

*) Ueber die Enkefalo = Kranioskopie des scharfsinnigen Gall hat Hr. D. Froriep in Jena kürzlich eine kleine sehr interessante Schrift drucken lassen, nachdem er vorher in einigen Lehrstunden die Sache auch seinen medizinischen Zuhörern erklärt hatte: Darstellung der neuen auf Untersuchungen des Gehirns gegründeten Theorie der Physiognomik des Hn. D. Gall in Wien. 2te vermehrte Aufl. Weimar, Industriekomptoir. 1800. 70 S. in 8. Es wird niemand reuen, sich mit dem lehrreichen Inhalt dieser kleinen Schrift bekannt gemacht und sie mit Horstigs so eben erschienener Abhandlung über Physiognomie S. 53. ff. verglichen zu haben. V.

Magazin auf Ripa grande in Kiſten und Ballen gepackt, zum Theil magſie auch wohl ſchon früher nach Neapel abgeführt worden ſeyn. Vom Muſeum von Portici weiß man wenig hier zu ſagen. In Neapel wird jetzt von Kunſtwerken nichts gezeigt. Wie ſchon ſeit langer Zeit die Sage geht, ſo iſt das am leichteſten Transportable zur Zeit der Flucht des Hofes nach Sizilien geſchafft worden; vieles ſoll ſich aber auf den engliſchen Schiffen verlohren haben. Ueberhaupt ſind wir hier über alles, was Neapel betrifft und was dort vorgeht, ſo im Dunkeln, als ob dieſe Stadt auf der andern Hämisfäre unſerer Erdkugel läge, und man bekümmert ſich auch nicht ſo ſehr darum, von dort her etwas neues zu erfahren, weil man doch nur Hisobspoſten von dort zu hören bekommt. Ein gewiſſer Mammone tyranniſirt jetzt, als Räuberhauptmann, die Grenzgegenden zwiſchen dem römiſchen und neapolitaniſchen Gebiete und macht die Reiſe nach Neapel äußerſt unſicher. Er iſt ein determinirter Böſewicht und den Fabrikanten der Abällinos und Rinaldinos als ein reicher Stoff zu Räubergeſchichten beſtens zu empfehlen. Der edle Kardinal Borgia iſt wieder in Rom, im ungeſtörten Genuß der däniſchen Penſion von 800 Thalern, die er jetzt, da die Propaganda nur noch dem Namen nach exiſtirt, wohl brauchen kann. Das Volsciſche Muſeum zu Veletri iſt ganz unverſehrt erhalten. Die zweite Sammlung der Hamiltonſchen Vaſen iſt nicht, wie ſo oft erzäht worden, untergegangen.

5.

Hamburg, den 1 Okt. 1801.

— Die Anschwärzungen des Abbe' Barruel und seiner Konsorten gegen die Freimaurer hatten unter Begünstigung der englischen Parthei auch in den nordamerikanischen Freistaaten hier und da Besorgnisse erregt. Jetzt sind diese Fantome durch bessere Belehrung verscheucht, und 30,000 wackere Männer danken es den freimüthigen Teutschen, daß sie ihre gesetzlichen, freimäurerischen Zusammenkünfte in allen Amerikanischen Staaten, nach wie vor, halten können.

Daß die ganze treffliche Sammlung des Büschischen Apparats von unserm Senate für den öffentlichen Unterricht gekauft worden ist, zeigt gewiß von dem lebhaftesten Eifer das Gute zu fördern und zu unterstützen. Die Kirchhoffische Sammlung wird vielleicht im Ganzen für die neue Ritterakademie in Dorpat gekauft werden.

VI.

Nekrolog.

1.

Graf von Veltheim.

Den 2ten Oktober früh entschlummerte endlich nach einem langen doch heldenmüthigen Kampfe der Graf von Veltheim, dessen Tod in den Hamburger und Berliner Zeitungen, gleichsam als wenn man ihn nicht erwarten könnte, schon früher verkündigt worden war. Ohngeachtet er in den letzten Wochen die Sprache fast ganz verloren und überhaupt mit den schmerzhaftesten Zufällen zu kämpfen hatte, die eine schon durch frühere Leiden erschöpfte Natur ganz zerrütten können; so behielt er doch bis zu den letzten Augenblicken seine volle Geistesstärke und die lebhafteste Theilnahme an Politik und Literatur, die ihm schon vor mehrern Jahren, als die Universität Helmstädt ihrem guten Freund und Nachbar das Doktordiplom ertheilte, das Zeugniß erwarb, er sey ein seltener Edelmann. Täglich versammelte sich einige Stunden lang ein kleiner, aber auserlesener Kreis der besten Köpfe Braunschweigs in seinem Krankenzimmer, und seine stumme Theilnahme an ihren Verhandlungen war oft bered-

er, als die sprachseligste Zunge anderer. Nur zuweilen verfiel er in eine Art von Betäubung, die der Gebrauch der starken Opiate, wodurch er sich den Schlaf erzwingen mußte, herbeiführte. Teutschland verliert an ihm einen seiner witzigen und vielseitig gelehrten Schriftsteller, und seine Aufsätze, historischen, antiquarischen, mineralogischen und politischen Inhalts, die er selbst noch im vorigen Jahre, sehr bereichert, bei Fleckeisen in Helmstädt in zwei Theilen gesammelt und herausgegeben hat, werden auch dann noch mit großem Gewinn für Wissenschaft und Kunst gelesen werden, wenn man in einzelnen Behauptungen seine Kombinazionen zu rasch und seine Feder zu spitzig finden sollte. Er liebte und haßte heftig. Aber er wollte und beförderte immer das Gute und suchte und schätzte Wahrheit, wo er sie fand. Möge sein edler Geist unsichtbar noch lange über den Seinen und unter uns walten und wirken! Wir wagen es, einen eben so liebenswürdigen als gelehrten Niederländer, den Hn. van der Vivere, der seit 5 Jahren sein ganzes Zutrauen genoß und verdiente, und der uns noch vor kurzem mit einer meisterhaften und durch eigene Zusätze bereicherten Ausgabe der Abhandlung des Hrn. Grafen über die Barberini-Vase beschenkte *), zur Verfertigung eines biografischen

*) Conjectures sur l'Urne de Barberini par A. F. Comte de Veltheim — traduit de l'Allemand

ber aus einer gewissen Scham vor der Tugend unsers Helden sich bemüht hatte, seine schwache Seite vor ihm zu verbergen, von dieser Stunde an weniger zurückhaltend wurde, und aus dem vielleicht unrichtigen aber sehr gemeinen Vorurtheil, daß die Tugend eine erklärte Feindin der Gottheiten von Cythere seyn müsse, einen Argwohn gegen unsern Helden faßte, wodurch er um einige Stuffen herab, und mit ihm selbst und den übrigen Erdenbewohnern, in Absicht gewisser Schwachheiten, in die nämliche Linie gestellt wurde — ein Verdacht, der zwar durch die sich selbst immer gleiche Aufführung Agathons bald wieder zum Schweigen gebracht, aber doch nicht so gänzlich unterdrückt wurde, daß sein geheimer Einfluß in der Folge den Beschuldigungen der Feinde Agathons, den Zugang in das Gemüth eines Prinzen nicht erleichtert hätte, welcher ohnehin so geneigt war, die Tugend entweder für Schwärmerey oder für Verstellung zu halten. Indessen gewann Agathon durch seine Nachsicht gegen die Lieblings-Fehler dieses Prinzen, daß er sich desto williger bewegen ließ, an den Geschäften der Regierung mehr Antheil zu nehmen, als er gewohnt war; und wir an unserm Theil können es ihm verzeihen, daß er das viele Gute, welches er dadurch erhielt, für eine hinlängliche Vergutung des Tadels ansah, den er sich durch diese Gefälligkeit bey gewissen Leuten von strengen Grundsätzen zuzog, welche in der weiten Entfernung von der Welt, worinn sie leben, gute Weile haben, an andern zu verdammen, was sie an derselben Platz, vielleicht noch schlimmer gemacht haben würden.

Auſſer

Denkmals auf ſeinen verewigten Freund hiermit aufs zufodern.

B.

2.

Büttner.

Der Hofrath und Profeſſor Ch. W. Büttner in Jena, ein Mann, der im vielumfaſſendſten Sinn des Wortes mehr als einem Jahrhunderte zugehörte, iſt ſeit dem 8ten Oktober dieſes Jahres ſeines letzten Wunſches theilhaftig geworden. Denn er weiß nun, welche Sprache oder Mundart dort jenſeits des ſtillen Ozeans gilt, aus deſſen ſeeligen Inſeln noch kein Wanderer zurückſchiffte. Seinen ſeit 6 Jahren angekündigten Prodromus linguarum hat er, ob er gleich bis wenig Tage vor ſeinem Tode daran feilte, nicht vollenden können. Aber er ſelbſt die lebendigſte Polyglotte, hat in frühern und ſpätern Jahren manche Ideen über Sprachenverwandtſchaft und Inkunabeln der Völkerſchaften durch mündliche und handſchriftliche Mittheilungen in Umlauf geſetzt und mit freigebiger Hand auf dankbarem und undankbarem Boden viele

par E. C. J. van de Vivere. Helmſtädt, Fleckeiſen. 42 S. in 8. Eine glückliche Hypotheſe wird durch dieſe Ueberſetzung aufs neue in Umlauf gebracht und durch die ſcharfſinnigen Zuſätze des Ueberſetzers noch mehr beſtätigt.

köſtliche Saamenkörner ſorglos hingeſtreut. Seine Deſignatio linguarum iſt in vielen Abſchriften in den Händen der Liebhaber. Seine Sprachforſchungen und die dahin gehörigen Papiere wünſchte er nach ſeinem Tode in Hrn. Rüdigers Händen in Halle zu ſehn. In den letzten Tagen beſchäftigte den 85jährigen bis zur wandelnden Mumie vertrockneten, aber in ſich ſelbſt durch eine nie verſiegende Quelle heiterer Zufriedenheit und raſtloſen Thätigkeit angefriſchten Greis die Quadratur des Zirkels! In der vom Herzog von Weimar ihm abgekauften und ſeit 1785 im Schloſſe zu Jena auch zum öffentlichen Gebrauch unter einem eignen Bibliothekar aufgeſtellten Bibliothek, für deren Vermehrung er bis an ſein Ende oft ſogar mit Aufopferung jener kleinen Bedürfniſſe, queis humana ſibi doleat natura negatis, raſtlos ſorgte, wird noch für künftige Geſchlechter und für alle, die ſie zu gebrauchen wiſſen, ein Schatz von vielen guten Gaben aufbewahret. Sie iſt das ſchönſte und dauerhafteſte Denkmal des Greiſes, der mit dem glühenden Enthuſiasmus für alles, was ihm wiſſenswerth däuchte, eine ſeltene Kindlichkeit und edle, oft gemisbrauchte Rechtlichkeit aus der guten alten Zeit verbindend, nie verlangte, ſtets mittheilte, mit niemand als ſeinen treuen Hausthieren lebte und die Menſchen in einzelnen, häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſen gutmüthig von ſich abwehrend, dem Menſchen in ſich und andern dennoch ſtets die höchſte Ehrerbietung bewies. Noch zu

Ende März 1800 befand er sich Abends im Garten eines astronomischen Freundes mit einigen andern in Gesellschaft. Man beobachtete den Uranus und einige der Gesellschaft besonders wichtige Konstellazionen. Nachdem viel hin und her gesprochen worden war, sagte er mit dem ihm eigenen freundlichen Lächeln und Kopfnicken: Denken Sie nur, wie leicht mir zu Muthe seyn muß, da ich so nahe dran (auf die Sterne weisend) und in Begriff bin, alle diese Krücken (auf den Teleskopen deutend) vielleicht morgen schon wegzuwerfen! Have candidissima anima! εὐτυχῶ μετὰ τοῦ Θεοῦ.

B.

VII.

Ueber die Entstehung der Sprachen.

(Auszug eines Briefes des verst. Hofrath Büttners in Jena.)

Um zu zeigen, wie gern und wie lichtvoll der nun entschlummerte Greis, dem einst in Göttingen in einer an ihn gerichteten Dankschrift die sonderbare Ehre widerfuhr, daß man ihn zum Geheimschreiber des babylonischen Thurm-Archives ernannte, — seine Ideen auch in Briefen mittheilte, stehe hier der Auszug eines seiner Briefe vom 21sten Januar 1792. Ich hatte ihn bei der Zurücksendung seiner Delignatio linguarum gefragt, obwohl alle diese Sprachen aus einem einzigen primitiven Stamm erwachsen wären, oder ob diese ungeheure Sprachenvarietät nicht vielmehr den Beweis für mehrere ursprüngliche Menschenracen verstärken könne?

Hier ist seine Antwort:

Ew. ꝛc. Schreiben, nebst dem beigefügten Aufsatze, habe ich richtig erhalten. Es ist mir lieb, wenn

Sie darin etwas einer weitern Erwägung Würdiges gefunden haben. Ich sehe ihn nur als den Versuch eines Entwurfes einer vollständigern Abhandlung über die auf ihre Sprachen gegründete Verwandtschaft der Völker an. Die Analogie, welche ich in der Einrichtung der Sprachen zu finden glaube, bestärket mich in der Meinung von dem gemeinschaftlichen Ursprunge derselben, welcher in dem erhabenen äußersten östlichen Theile von Asien entstanden sey, von da die Wanderungen allmählig westwärts gegangen sind (welche ich auch im 2ten Theile der von dem Herrn Sekretär Schmid verfertigten Uebersetzung des Werkes des Lords Mondoddo geäußert habe). Die ersten Menschen konnten nur wenige Sachen bedürftig seyn; diese unter sich anzudeuten, waren ihnen nur einsylbige Wörter hinlänglich, deren Anwendung sie durch Partikeln bestimmten; dies der Fall bei denen jenseits des Ganges wohnenden Völkern. Bei der Wanderung in die entfernten Länder fanden sie ganz andere Naturprodukte, es mehrten sich auch ihre Bedürfnisse, daher sie auch mehrere Wörter benöthigt waren; diese formten sie durch Zusammensetzung der Sylben; daher die Malaitischen und Semitischen Völker ihre zweisylbigen Sprachen erhielten; erstere ließen die Partikeln für sich, und letztere webten sie zum Theil mit in die Wörter; und so wird es sich finden, daß je weiter die Wanderungen gegen Westen und Süden fortgesetzt worden, desto mehr hat die Zahl der Sylben zugenommen. In ganz Afrika (Aegypten aus angegebenen Ursachen ausgenommen) und auch in Amerika wird man keine Spur einer einsylbigen Sprache finden, dergleichen doch allda noch viel leichter als in China hätte entstehen können. Die Menge nordöstlicher Wörter sind im Süden vielsylbig geworden, welches ihren Ursprung beinahe unkenntlich macht, wozu auch die Verwechselung der Buchstaben vieles beiträgt. Daß in einigen Theilen von Afrika und im ganzen Amerika so unzählig viele verschiedene Sprachen entstehen, und wie ihre Völker wieder untergehen, verursachet dieser

ihre Lebensart, da ſie bei ihrer Rachgier faſt in einem beſtändigen Kriege gegen einander leben, und dieſe nur ſelten ſich anders, als mit der gänzlichen Ausrottung des ſchwächern Volks endiget; dabei glückt es zuweilen einzelnen Familien, jeder beſonders, in weit entfernte, von Menſchen leere Waldungen, Gebirge und Inſeln zu entfliehen; dieſer ihre Nachkommenſchaft wird, zumal wenn ihnen die Aeltern frühe abgeſtorben ſind, unter ſich eine neue Sprache erfinden, in welcher von ihrer angebornen nur wenig übrig bleibt. Dergleichen mag ſich auch in den älteſten Zeiten, in unſerm noch öden Europa gar oftmals zugetragen haben. — Herodotus nennt mit mehrerem Rechte Androfagos, welche andere Anthropofagos genannt haben. Die Karaiben verzehren nur die Männer, und laſſen die Weiber leben, mit welchen ſie ihr Geſchlecht fortſetzen, da dann die Väter ihre Söhne mit ſich in den Krieg, oder auf die Jagd und den Fiſchfang nehmen, die Mütter aber ihre Töchter zu ihren Geſchäften bei ſich behalten; daher wird eine doppelte Sprache bei ihnen fortgeſetzt. In dem Menſchengeſchlechte findet ſich kein weſentliches Unterſcheidungszeichen der Arten. Es iſt zwar andem, daß man unter vielen Völkern, der größern Anzahl nach, einigen Unterſchied der Bildung wahrnimmt, allein dies iſt nur zufällig, denn man trift dergleichen auch unter Familien an. Es giebt unter uns völlige Kalmucken-, Hottentotten- und Mohren-Geſichter, ohne den Argwohn, daß dabei etwas fremdes Eingemiſchtes ſeyn könne. Eine noch lebende groſſe Frau jenſeits des Kanals würde eine vollkommene Mohren-Schönheit ſeyn, wenn ſie ſchwarz wäre, aber ihr Vater hatte ſchon eine ähnliche Bildung. —

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

10. Stück. Oktober 1801.

I.

Der

Apotheker-Garten,

oder

Anweiſung für teutſche Gartenbeſitzer, mehrere in den Apotheken brauchbare in- und ausländiſche Gewächſe zu erziehen und dadurch die Garteneinkünfte zu vermehren.

Bearbeitet von

Friedrich Gottlieb Dietrich,
Herzogl. Weimar. Hofgärtner.

(Weimar, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 1 Rthlr. 8 gr. ſächſiſch, oder 2 Fl. 24 Kr. Reichs-Courant.)

Herr Hofgärtner Dietrich, Verfaſſer der Gemüſe- und Fruchtſpeiſenwärterin, des Wintergärtners ꝛc. (die verſiegelte Anweiſung, Ananas, Spargel u. ſ. w. durch Waſſerdampf zu erziehen, iſt von einem Autor Nahmens Dieterich nicht Dietrich) liefert hier einen Beitrag zur Gärtnerei, der wahren Nutzen bringen kann, und welchen

nicht allein die Gartenbesitzer und Oekonomen, sondern auch Aerzte und Apotheker (welche, wenn sie die Kräuter im arzneyenden Zustande studieren, sich in der Folge für die Irrthümer und Betrügereien der Kräutersammler besser in Acht nehmen können) kennen lernen sollten. Er lehrt diejenigen heilsamen Gewächse kennen und kultiviren, welchen man in vielen Fällen die Verlängerung des Lebens zu verdanken hat, und zwar diejenigen, welche wir in unsern Gärten und auf unsern Aeckern einträglich nützlich erziehen können. Manchem Gartenbesitzer und Oekonomen wächst gewis dies oder jenes heilsame Kraut wild zu, und es wird blos nicht geachtet, weil man sich von dem Werthe desselben noch niemals unterrichtet hat. Wer sich nun diese Kenntniß und wie diese offizinellen Gewächse richtig zu erziehen sind, erwerben will, der kaufe sich dies Buch, und die Ausgabe wird ihm nicht gereuen.

Der so reichhaltige Inhalt desselben ist folgender:

Einleitung, über die Apothekergewächse überhaupt, und deren Erziehung in unseren Gärten.

I. Classe. Erste Ordnung. Eingriffelige. Kenntniß, Bau, Wartung und Nutzen des Ingber Aron.

II. Classe Erste Ordnung. Rainweide. Jesmin. Ehrenpreis. Fettkraut. Gnadenkraut. Salbey. Rosmarin. Menarde. Collinsonie. Weide. Ruchgras. Esche. Zweyte Ordnung. Wachholder.

III. Classe. Erste Ordnung Kürbis. Gurke. Springkürbis. Gichtrübe. Baldrian. Safran. Iris. Zypergras., Zweyte Ordnung. Hafer, Gerste, Roggen, Schwaden u.

IV. Classe. Erste Ordnung. Sommerwurz. Augentrost. Läusekraut. Braunwurz. Löwenmaul. Fingerhut. Erdreich. Kreuzblume. Braunelle. Melisse. Thymian. Günsel. Gamande. Basilicum. Drachenkopf. Lavendel. Bienensaug. Betonie. Gundelrebe. Andorn. Pollen, Majoran. Gliedkraut. Katzenminze. Saturer. Ysop. Munze. Eisenkraut. Scabiose. Rothe.

Labkraut. Wiesenknopf. Wegerich. Wassernuß. Nessel. Glaskraut. Sinau. Mistel. Eibenbaum. Zweyte Ordnung. Birke. Maulbeerbaum. Flachsseide. Dritte Ordnung. Purbaum. Vierte Ordnung. Hülse, Stechpalme.

V. Classe. Erste Ordnung. Wunderblume. Cyssmachie. Bleywurzel. Lungenkraut. Steinsaame. Beinwolle. Borretsch. Hundszunge. Ochsenzunge. Bergsanikel. Schlüsselblume. Hünerdarm. Gauchheil. Totenblume. Winde. Glocke. Stechapfel. Bilsenkraut. Wollkraut. Chironie. Spigelie. Lonicere, Geißblatt, Heckenkirsche. Beinsaame. Beißbeere. Judenkirsche. Wolfskirsche. Veilchen. Weinstock. Epheu. Kreuzdorn. Johannisbeere. Wegwarte. Sallat. Lattig. Saudistel. Gänsedistel. Scorzoner. Habichtkraut. Löwenzahn. Wolverley. Ringelblume. Alant. Maslieben. Wucherblume. Mutterkraut. Kamille. Klette. Wasserdost. Reinfarn. Goldruthe. Huflattig. Garbe. Wermuth. Flockenblume. Bürstenpflanze. Eberwurz. Distel. Zweyte Ordnung. Gänsefuß. Spinat. Mangold. Hanf. Hopfen. Spitzklette. Ulmbaum. Enzian. Aëclepias. Raddistel. Kraftwurzel. Pastinak. Laserkraut. Haarstrang. Schierling. Wüterich. Hirschwurz. Steckenkraut. Liebstöckel. Angelik. Gleisse. Drehkraut. Coriander. Kerbel. Pferdesaamen. Meisterwurz Seselkümmel. Dill. Pimpinelle. Dritte Ordnung. Hollunder. Sumach. Vierte Ordnung. Lein, Flachs. Grasblume. Sonnenthau.

VI. Classe. Erste Ordnung. Sauerdorn. Waldlöffelkraut. Rettig. Kresse. Heberich. Senf. Kohl. Täschelkraut. Raute. Lewkoje. Lauch. Mayblume. Sparael. Lilie. Spinnenkraut. Kalmus. Zweyte Ordnung. Nießkraut. Zeitlose. Ampfer. Dritte Ordnung. Froschlöffel.

VII. Classe. Erste Ordnung. Roßkastanie. Zweyte Ordnung. Roßschweif.

VIII. Classe. Erste Ordnung. Heide. Heidelbeere. Kapuzinerblume. Seidelbast. Pappel. Knöterig. Zweyte Ordnung. Ahorn. Birke. Dritte Ordnung. Einbeer. Rosenwurz.

IX. Classe. Erste Ordnung. Lorber. Zweyte Ordnung. Rhabarber.

X. Classe. Erste Ordnung. Klee. Schneckenklee. Schotenklee. Bockshorn. Bocksdorn, Tragant. Süßholz. Plattererbse. Feigbohne. Bergerbse. Hanheckel. Faseln. Bohne. Geißraute. Ginster. Pfrieme. Lichery. Podalyrie. Diptam. Raute. Post. Storchschnabel. Storarbaum. Zweyte Ordnung. Alpbalsam. Steinbrech. Seifenkraut. Nelke. Dritte Ordnung. Fetthenne. Sauerklee. Bisamkraut. Vierte Ordnung. Kermesbeer.

XI. Classe. Erste Ordnung. Haselwurz. Osterluzey. Mohn. Schöllkraut. Schwarzkraut. Linde. Pflaume. Kirsche. Mandelbaum. Particke. Seeroſe. Wallnuß. Fichte, Tanne, Kiefer. Zweyte Ordnung. Päonie. Becherblume, Regelkraut. Obermennige. Bingelkraut. Dritte Ordnung. Bau. Wolfsmilch. Wunderbaum. Johanniskraut. Ritterſporn. Sturmhut. Vierte Ordnung. Birnbaum, Apfelbaum. Mispel. Spierpflanze. Ackeley. Schwarzkümmel. Nieswurz. Fünfte Ordnung. Roſe. Himbeere. Brombeere. Potentille. Tormentille. Erdbeere. Märzwurz. Hahnenfuß. Wieſenraute. Anemone. Waldrebe. Malve. Alcee. Elbisch.

XII. Classe. Pflanzen mit undeutlichen Geſchlechtern, oder cryptogamiſche Gewächſe. Erste Ordnung. Farrenkräuter. Tüpfelfarren, Engelſüß. Traubenfarn. Milzkraut, Streifenfarn. Frauenfarn. Zweyte Ordnung. Landmooſe. Kolbenmoos, Bärlappen. Haarmoos. Dritte Ordnung. Lebermooſe. Marchantie. Vierte Ordnung. Aftermooſe. Flechte. Fünfte Ordnung, officinelle Schwämme.

Dieſe Ueberſicht hätten wir vierfach ſtärker machen können, wenn wir alle untergeordnete Pflanzen ebenfalls hätten anführen wollen. Den Beſchluß macht ein Verzeichniß derjenigen Sämereyen und Pflanzen, welche Hr. Dietrich zur Anlegung eines Apothekergartens ablaſſen kann, und ein doppeltes Regiſter.

II.

Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth, 1r und 2r Thl. 8. Bethlehem. 3 Rthl. 12 Gr. (der 3te und letzte Theil wird diese Mich. Messe an alle Buchhandlungen versandt).

Diejenigen, welche dieses Buch bereits gelesen haben, werden mit mir dasselbe sagen, daß sie es mit dem größten Vergnügen gelesen, und Stellenweise mit Rührung. — Es ist weder in dem erbaulichen Ton eines Heß noch Hoppenstedts, aber auch nicht in Bahrdtischer Manier geschrieben. Es ist so geschrieben, daß es gewiß aller Erleuchtsten Beifall erhalten wird, wes Glaubens sie auch seyn mögen. Eine schöne fließende Schreibart, verbunden mit einem guten Plan, Ordnung, Ausführung und Einkleidung; vertraute Bekanntschaft mit den Sitten der Morgenländer und den Kirchenvätern, dies sind die vorzüglichsten Bestandtheile des Werks.

Der Verleger.

III.

Die

Post- oder Reise-Charte

aus Reichards Passagier auf der Reise in Deutschland, kann man auch durch alle Buch- Kunst- und Landcharten-Handlungen für 8 gr. oder 36 kr. einzeln bekommen, welches wir auf mehrere Anfragen deshalb hiermit bekannt machen. Das genannte Buch kostet mit der Charte, beides zusammen im farbigen Papiere geheftet, 2 Rthl. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

Auſſer der ſchönen Bacchidion, welche, wie wir geſehen haben, allen ihren Ehrgeitz darein ſetzte, das Vergnügen eines Prinzen, den ſie liebte, auszumachen — war Philiſtus, durch die Gnade, worinn er bey Dionyſen ſtund, die beträchtlichſte Perſon unter allen denjenigen, mit denen Agathon in ſeiner neuen Stelle mehr oder weniger in Verhältniß war. Dieſer Mann ſpielt in dieſem Stück unſrer Geſchichte eine Rolle, welche begierig machen kann, ihn näher kennen zu lernen. Und über dem iſt es eine von den geheiligten Pflichten der Geſchichte, den verfälſchenden Glanz zu zerſtreuen, welchen das Glück und die Gunſt der Groſſen ſehr oft über nichtswürdige Creaturen ausbreitet, um der Nachwelt, zum Exempel, zu zeigen, daß dieſer Pallas, welchen ſo viele Decrete des römiſchen Senats, ſo viele Statuen und öffentliche Ehren-Mähler eben dieſer Nachwelt als einen Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts, als einen Halb-Gott ankündigen, nichts beſſers noch gröſſers als ein ſchamloſer laſterhafter Sclave war. Wenn Philiſtus in Vergleichung mit einem Pallas oder Tigellin nur ein Zwerg gegen einen Rieſen ſcheint, ſo kommt es in der That allein von dem unermeßlichen Unterſchied zwiſchen der römiſchen Monarchie im Zeitpunct ihrer äuſſerſten Höhe, und dem kleinen Staat, worinn Dionys zu gebieten hatte, her. Eben dieſer Teufel, der ſeinem ſchlimmen Humor Luft zu machen, eine Heerde Schweine erſäufte, würde mit ungleich gröſſerm Vergnügen den ganzen Erdboden unter Waſſer geſetzt haben, wenn er Gewalt dazu gehabt hätte: Und

Philiſtus

IV.

D. Wilh. Ferdinand Müllers Streifereyen in den Harz und einige seiner umliegenden Gegenden Zweytes Bändchen,

erscheint zuverläßig im Monat November d. J. welches wir den zahlreichen Käufern des ersten Bändchens auf mehrere Anfragen deshalb hiermit bekannt machen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V.

Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von Joh. Ad. Hildt. 1801. September.

In diesem Monate findet man, außer vielen kleinen und Bücher-Anzeigen, folgende Hauptaufsätze. 1) Handel, Schiffahrt und Ausfuhr der ehemaligen venetianischen Besitzungen von Larta, Voinizza ꝛc. 2) Moschus. 3) über die orientalische Krapp-färberey. 4) Ausfuhrliste der vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahr 1800. 5) Bastmatten. 6) Ueber den Handel von Constantinopel. 7) Bezoar. 8) Die holländische Kornwaage. 9) Ueber den Transito-Handel von Breslau. 10) Schweinsborsten. 11) Ueber eine neu eingeführte Flachsbrechel.

Der ganze Jahrgang kostet monatlich in allen Buchhandlungen, und wöchentlich auf allen Postämtern 2 Rthl. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI.

Das Abendmal

nach Leonardo da Vinci, von Raphael Morghen.

Seitdem die Bataille bey Bunkershill vom Professor Müller herausgekommen ist, hat kein Kupferstich so viel Aufmerksamkeit unter den Kunstliebhabern erregt, als das von Raphael Morghen gestochene Abendmal nach Leonardo da Vinci. Kaum erschien es, so wurde es schon um den doppelten Preis verkauft, und mancher Kunsthändler mag wohl, um recht viel dafür verlangen zu können, sich des von vielen nur zu oft gemißbrauchten Ausdrucks: es ist nicht mehr zu bekommen — bedient haben.

Um so mehr halte ich es für Pflicht, bekannt zu machen, daß dieser in allem Betracht vortrefliche — und in manchem — einzige Kupferstich in meiner Handlung von besten Abdrücken für 40 Rthl. sächsisch oder 72 fl. — Reichsgeld zu haben ist.

Da aber dieser Kupferstich gewiß vielen Kunstliebhabern eben so wohl fürs porte feuille unbequem, als zum Einrahmen zu kostbar ist; so habe ich mich entschlossen, denselben circa um ein Drittel kleiner, unter der Aufsicht des Herrn Professor Müller zu Stuttgardt, kopiren zu lassen, so daß die Kopie dieses Abendmals noch etwas größer als das Original vom General Wolf ausfällt — eine Größe, die hinreicht, den ganzen Charakter des Originals beyzubehalten, und die bequemer für das Porte-feuille, so wie auch weniger kostspielig zum Einrahmen ist.

Zwar ist schon eine Kopey von einem Italiener angekündigt: allein ich hoffe, daß die meinige, wenn sie jene nicht übertreffen würde, doch sicher neben ihr bestehen könne.

Diejenigen Liebhaber, welche bei mir subscribiren wollen, erhalten einen Abdruck aus dem ersten oder zweiten Hundert, nachdem die Subscription bald oder spät eintrift, für 4 Laubthaler und einen Abdruck avant la lettre für 6 Laubthlr. die Nichtsubscribenten werden aber nachher für jene 6 und für diese 8 Laubthaler zu bezahlen haben. Die Subscription bleibt bis künftige Ostern 1802. offen. Nürnberg im September 1801. Krauenholz

Auf den hier angezeigten Nachstich unter Hrn. Prof. Müllers Aufsicht, nehmen wir ebenfalls Subscription an.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VII. Neue Bücher bey Joh. Heinr. Schubothe, Buchhändler in Kopenhagen, zur Jubilate-Messe 1801.

Abbildgaard, P. C., über norwegische Titan-Erze, und eine neue Steinart aus Grönland, welche aus Flusspathsäure und Alaunerde besteht; aus dem Dänischen übersezt von M. H. Mendel gr. 8. 2 gr.

— — Pferde- und Vieharzt, in einem kleinen Auszuge; oder Handbuch von den gewöhnlichsten Krankheiten der Pferde, des Hornviehes, der Schafe und Schweine, nebst der bequemsten und wohlfeilsten Art sie zu heilen; vierte verbesserte Ausgabe, 8. 8 gr.

Bang, J., Abhandlung über eine Misgeburt, deren Gehirn in einem Beutel vom Nacken hinunter auf dem Rücken hing; nebst Vermuthungen über die Ursachen der Misgeburten, Muttermäler u. d. gl.; aus dem Dänischen von M. H. Mendel, mit 2 Kupf. gr. 8. 4 gr.

Wegtrup's, G., Bemerkungen über die englische Landwirthschaft, gesammelt auf einer Reise in England in den Jahre 1797; aus dem Dänischen, 1ster Th. mit Kupf. gr. 8. 1 Rthl. 6 gr.

Vornemann, M. H., über die jezt gebräuchliche Visitation der neutralen Handelsschiffe und Konvojen, nebst anwendbare Mittel beide zu heben durch ein allgemeines und garantirtes Seehandels-Völkerrecht; aus dem Dänischen, 8. 21 gr.

Christiani, C. J. M., Grundlinien eines Plans zur Veredlung des Handwerksstandes, 8. 7 gr.

de la Coudraye, Ritter, die ungewöhnliche Bauart des Schiffes Svar til alt, 500 französische Lasten trächtig; gebauet zu Copenhagen 1798. u. 99. mit mit 1 Kupf.; aus dem Dänischen von H. J. Krebs, gr. 8. 5 gr.

Gehrens, K. C. von, die Pflicht einer verständigen Behandlung der Religion, eine Predigt, 8. 2 gr.

Geschichte, natürliche, des großen Propheten von Nazareth, 1r Theil, 8. Bethlehem. (in Comission.) 1 Rthl. 16 gr.

Hauch's, A. W., zwey physikalische Abhandlungen, 1) von den Gewittern die in Winterszeiten an verschiedenen Oertern in Norwegen bemerkt werden; 2) Resultate von Versuchen die Verwandlung des Wassers in Salpeterstikstof betreffend, aus dem Dän. von J. C. Tode, gr. 8. 6 gr.

Herholdt, J. D., Bemerkungen über chirurgische Behandlung der tiefen Brustwunden; veranlasst durch neue Versuche über den Mechanismus des Athemholens; aus dem Dänischen, mit 1 Kupfer. gr. 8. 8 gr.

Kriegsereignisse zwischen Dänemark u. England von dem 30. März 1801 bis zum Anfange der Stillestandsunterhandlungen am 2 April. Nach officiellen Berichten u. Augenzeugen, gesammlet von K. H. Seibelin, m. einer Charte vom Sunde, 2te verb. Aufl. 8. 1801. 6 gr.

Löwenörn, Paul, von, Etwas über die auf den Küsten angelegten Leuchtfeuers, wie auch über die Wirkung verschiedener Winde auf eine der luftfrey ausgesetzten Flamme; aus dem Dänischen von C. F. Degen, mit 1 Kupfer, gr. 8. 3 gr.

Luxdorphiana e Platone, cum annotationibus edidit Olaus Wormius, edit. nova 4. maj. 16 gr.

Mendel, M. H., Grundzüge der neuern Theorie der Heilkunde und ihr Einfluss auf die Heilkunst. Nach Röschlaubs Untersuchungen dargestellt: mit einer Vorrede von J. C. Tode, 8. 1 Rthl.

Primonts, C. F., authentische Geschichte des jetzigen Krieges zwischen Dänemark und England, dessen Entstehung, Ursachen und wahrscheinliche Folgen, nebst gesammelten Anekdoten. Mit einem Anhange von Gedichten und Kriegsgesängen der Etatsräthin, Frau Brun, geb. Munter, dem Prof. Sander, Prof. Tilli (in Berlin) Kapitain Abrahamson, Assessor Eulsen, Adjunct Bostuemann 8. 12 gr.

Rabbeck, K. L., moralische Erzählungen. Gesammelt und übersetzt v. L. E. Sander, 2r Th m. e. Kupf. 8 20 gr.

Sartorph, M., Umriß der Entbindungswissenschaft für Wehmütter; dritte Auflage, nach einer neuen Durchsicht von dem Sohn des verstorbenen Verfassers, Hrn. Prof. J. S. Sartorph vermehrt. Herausgegeben von J. Elem. Tode, 8. 16 gr.

Schousboe's, P. K. A., Beobachtungen über das Gewächsreich in Marokko, gesammelt auf einer Reise in den

Jahren 1791—93; aus dem Dänischen von J. A. Mensken, 1ster Th. mit Kupf. gr. 8. 20 gr.

Schriften der physischen Klasse der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen, herausgegeben von C. G. Rafn; aus dem Dänischen, 1ster Band, aufs Jahr 1800. 1ste Hälfte, mit Kupf. gr. 8. 20 gr.

— derenselben 1ster B. 1800. 2te Hälfte, mit Kupfern. gr. 8. 1 Rth'r. 4 gr.

Thunberg, C. P., Icones Plantarum Japonicarum, quas in Insolis Japonicis Annis 1775 et 76. Dec. II, folio maj. Upsala 1 Rthl. 12 gr.

— — Prodromus Plantarum Capensium, quas in Promontorio bonae spei Africes Annis 1772—75. Pars II. 8. maj. Upsala. 22 gr.

Tode, Dr. J. C., medizinisch-chirurgisches Journal 5ter B. 2s St. 6 gr.

— — Versuch einer Rezeptkritik. 8. 6 gr.

— — klinische Berichte oder medizin. chirurg. Behandlung der Kranken unter den Armen zu Copenhagen, 2s, 3s und 4s Heft. 8. 8 gr.

Venturini, Georg, systematisches Lehrbuch des deutschen Schutzkrieges am Rhein, 1ster Theil, 1te Abtheilung, gr. 8. 20 gr.

VIII. Bekanntmachung.

Der Verkündiger, oder Wochenschrift zur Belehrung, Unterhaltung und Bekanntmachung für alle Stände; Nürnberg, 6ter Jahrgang 1802. kl. Fol. 10½ Bogen.

Bei der allgemeinen Regsamkeit unsers Zeitalters; bei dem Emporstreben der menschlichen Thätigkeit; bei den sich häufenden Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen in Künsten und Wissenschaften, und bei der allgemeinen Aufmerksamkeit der Regierungen auf die Kulturfortschritte; muß jeder gebildete Mann, wenn er in der Welt in kurzer Zeit nicht fremde werden will, lesen; er muß, als solcher, wenigstens historisch, den gleichzeitigen Zustand der Künste und Wissenschaften kennen. Den Lesern, die dieses Bedürfniß fühlen, die an allem, was auf die Menschheit Einfluß hat, ein menschliches Interesse nehmen; diesen war der Verkündiger schon seit 6 Jahren ein willkommener Freund, der das Neue und Interessante aus Wissenschaften und Künsten mittheilte.

Außer einer großen Menge kleiner Notizen, Bemerkungen, Rezensionen, Bekanntmachungen ꝛc. enthält der vorjährige Verkündiger z. B. auch folgende Aufsätze: Geistererscheinungen; thierischer Magnetismus; ökonomische Benutzung der Gänse; natürlicher und künstlicher Dünger; Butter und Käse in Ostfriesland; Trommelklavier; Waschmaschine; Geburts- und Todtenverzeichniß aus mehrern Ländern und Städten vom J. 1800; Porzellainfabrikation in Teutschland; Gebrauch der Augengläser; Riesen und Zwerge; Geschichte der Pockenimpfung; das Eisbeat in Italien; Curiositäten; Neujahrsfierlichkeiten bei verschiedenen Völkern; historische Nachricht vom Tischgebete; Eigenheiten der verschiedenen Milcharten; Beobachtungen über Nachtwandler; vom Nutzen des türkischen Korns; Nachrichten aus Aegypten; Bemerkungen über Kriegsschiffe; über Einquartirungen und ihre Vertheilung; vom Schweif der Kometen; von der Insel Maltha; Mittel, das Leben zu verlängern; die Letten; J. J. Sirtanner; Freiherr von Salis; Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe; über die bevorstehenden politischen Veränderungen in Teutschland; Entstehung der Perlen; Lazaro Spallanzani; Spekulation auf Friedrich II, Natur des Wassers; Madonna von Tivoli; Zucker als Gegengift; Geschichte des preußischen Weinbaues; ehemalige und jetzige Schullehrergehalte; russische Volksfeste; Lavater; alchymistische Thorheiten; Nachrichten vom Kap; Wiederherstellung der Jesuiten; über Venedig; thierischer Magnetismus; Militairwesen; Schedelphysiognomik; Lebensdauer einiger Thiere; künstliche Düngungmittel; von der Kanarienvogelzucht; vom Nachtigallensang; Bestuchevische Nerventinktur; viele ökonomische, historische, physikalische Aufsätze; alle bekannt gewordenen neuen Erfindungen und Entdeckungen aller Nationen, im Fabrikwesen, der Chemie, Oekonomie, Pharmacie, Naturgeschichte u. s. w.

Zugleich dienet der Verkündiger als allgemeines Intelligenzblatt zur Verbreitung von Bekanntmachungen und Anzeigen jedes Inhalts, für die geringe Inserationsgebühr von 8 pf. sächsisch für die Zeile. Wöchentlich zweimal liefern den Verkündiger alle löblichen Postämter, bei denen man alle Vierteljahre bestellen kann: monatlich oder halbmonatlich liefern ihn alle Buchhandlungen. Der Jahrgang kostet 4 fl. rhein. oder 2 Rthlr. 6 gr. sächs.

Die Expedition des Verkündigers in Nürnberg.

IX. An Kaufleute und Fabrikanten.

Neun Jahre sind es, daß wir unter innern Staatserrüttungen, unter dem Hin- und Herwogen kämpfender Heere, bei gehemmtem Handel, bei unterbrochenem Verkehre, bei dem Drucke und Mangel beinahe aller uns umgebenden Länder, eine Zeitschrift begannen und fortsetzten, die keinen geringern Zweck hatte, als das handelnde Teutschland in Verbindung zu setzen, es mit den wichtigsten Vorfällen des Handels bekannt zu machen, und jede Nachricht und Anzeige unter dem Handelsstande so schnell als möglich zu verbreiten. Ungeachtet dieser ungünstigen Umstände und der öftern Trennung von ganzen Ländern, verbreitete sich doch unsere Zeitschrift immer mehr und mehr, und es wurde uns möglich, statt der zuerst versprochenen 25 Bogen 70 ohne Erhöhung des Preises zu liefern.

Diese Zeitschrift ist bekannt unter dem Titel:

Kaiserlich privilegirte allgemeine Handlungs-Zeitung und Anzeigen 9r Jahrgang, mit einer jährlichen Zugabe von 12 Bogen für das Neue und Nützlichste der Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß, nebst monatlichen Preiscouranten. 70 Bogen, gr. 8. m. Kupf. Nürnberg 1802.

Außer den Nachrichten vom Handel einzelner Länder, vom Fabrikwesen, vom Steigen und Fallen der Waaren und Course, von Handelsfirmen und Etablissements, von Frachten zu Wasser und zu Lande ꝛc. werden häufig kaufmännische Streitigkeiten erzählt und durch Gutachten entschieden; die vorzüglichsten Bücher über Handel und Fabrikwesen recensirt, Bekanntmachungen (Dienstgesuche, Käufe und Verkäufe, Anfragen ꝛc.) ins Publikum gebracht, und die neuesten Erfindungen der Teutschen, Engländer, Franzosen u. s. w. mitgetheilt. Dieser halbe Jahrgang 1801 enthält z. B. unter andern schon folgende Aufsätze; Manufakturen in Kettwig; egyptischer Münzfuß; Tuchmanufakturen zu Leeds in England; Uebersicht des Zustandes der vornehmsten europäischen Staaten im Jahr 1800; Rübenzuckerfabrikation; Egyptens Fabriken und Handel; über den Verfall der Fabriken in mehrern teutschen Staaten; vom Kapwein u. v. a. Die monatlichen Beilagen hiezu enthalten: Verschiedene Anwendung der Milch in Künsten; Benutzung des Eichenblätterschwamms zu Zunder; Verfertigung der Darmsaiten

nach italienischer Art; Verzeichniß aller Metallmischungen; Verfertigung des Porzelains; Bereitung des reinen Essigs; Bereitung und Anwendung des Bleizuckers; Veredlung einheimischer Holzarten, um Möbeln daraus zu machen; Beizen und Oele auf Leder; vom Mörtel; neue Bereitungsart des Musivgoldes; vollständige Uebersicht aller bisher bekannten Bleichmethoden nebst der neuerfundenen Dampfbleiche und Dampfmaschine: vortheilhafte Bereitung der Phosphorsäure; neue Bereitungsart des Salzäthers; Abscheidung der Zitronensäure aus faulen Zitronen; Bereitung des ächten blauen Carmins; geschwinde und vortheilhafte Methode, den Weingeist völlig wasserfrei zu machen; mehrere Bereitungsarten des Bleiweisses; Bereitung des Runkelrübenzuckers; Anweisung zum Abschwefeln der Steinkohlen; Bereitung künstlicher Mineralwasser; neue Beobachtungen über das Färben mit Zinnauflösungen und Zinnkalken, besonders auch in Beziehung des türkischen Roths; Bereitung des englischen Porterbiers; Surrogat für die Galläpfel zur Schreibdinte und Färberei; Bereitung des Zinnobers auf nassem Wege; Bereitung des Glaubersalzes durch Gips; Neublau oder Sächsischblau; Bereitung des Wachstaffts oder Gesundheitstaffts; neue Bearbeitung der Lämmer-Ziegen- und Hundsfelle zu Handschuhen; sichere Bereitungsart des Salpetergeistes; verschiedene Bereitungen des Bernsteinfirnisses und Anwendung desselben auf verschiedene Holzarten; Rezepte zu unverlöschlichen Dinten; Bereitung eines undurchdringlichen Leders; verschiedene Vorschriften zum Färben des türkischen Garns, nebst Beschreibung des in Griechenland selbst gewöhnlichen Verfahrens; zwei Bereitungsarten des Kayser Gelb; Berlinerblau und einige andere blaue Farben; neuerfundene Maschine, Kämme zu schneiden und zuzuspitzen; Maschine, welche durch brennbare Luft in Bewegung gesetzt wird; Beschreibung des Baderschen Cylindergebläses u. v. a.

Wir haben zugleich ein

Allgemeines Commissions-Comptoir

angelegt, welches den Ein- und Verkauf aller Waaren besorgt, und von welchem auch alle Monate ein Preis-Courant mit der Handlungs-Zeitung ausgegeben wird.

Jedem, der sich für Handel und Fabrikwesen interessirt; jedem, dem es nicht ganz gleichgültig ist, was hie und da für dieselben geschieht, und was sich auch außer seiner Wirkungssphäre zuträgt: können wir sie daher als ein wichtiges Hülfsmittel empfehlen. Man kann zu jeder Zeit einen ganzen oder Viertel-Jahrgang auf den

Postämtern oder in den Buchhandlungen bestellen. Der Preis des Jahrgangs ist hier 5 fl. Rhein. oder 3 Rthlr. 20 gr. Sächsisch.

Nürnberg im Okt 1801.

Die Expedition der Kais. priv. allg. Handlungs-Zeitung.

X. Anzeige.

Um dem vierten Jahrgang des neuen helvetischen Almanachs (der im Laufe künftigen Monats fertig, und in allen deutschen und Schweitzerbuchhandlungen zu finden seyn wird) ein vermehrtes Interesse zu geben, haben sich die Verleger entschlossen, von nun an denselben folgendergestalt einzurichten, daß nach und nach das Merkwürdigste der Schweiz, die Naturschönheiten, Landessitten, Landes-Trachten und Bauarten betreffend, so viel das beschränkte Format und Raum eines Duodezbändchens gestattet, sowohl in Abbildungen als in Beschreibungen, darin vorkommen soll.

Es wird daher von jetzt an jeder folgende Jahrgang das Eigene und Karakteristische nur eines Kantons von Helvetien enthalten; nemlich: so wie der gegenwärtige nur Aussichten, Kleidertrachten, ländliche Sitten und Bauarten des Kanton Bern liefert, so wird dagegen der Jahrgang 1805 nur eben solche Gegenstände aus dem Kanton Zürich, und die folgenden Jahrgänge die Merkwürdigkeiten aller übrigen Kantone der Ordnung nach aufstellen.

Eine Folge von so viel Jahrgängen als es Schweitzerkantone giebt, bildet denn auf diese Weise, an und für sich selbst ein ganzes und eigenes Werk; eine Art niedlicher Encyclopädie von Helvetien; und giebt dadurch zugleich einem jeden Jahrgang, als dem Theile eines solchen Ganzen, ein vermehrtes Interesse und einen verdoppelten Werth.

Neben den angeführten Gegenständen der Kupferstiche, wird zuweilen auch jedem Jahrgang eine genaue Landkarte desjenigen Kantons, welchen der Jahrgang behandelt, einverleibt werden. Geschickte Künstler werden, wie bisher, den Almanach mit ihren Arbeiten zieren; Herr König, von dessen Talent die zwei letzten Jahrgänge bereits Proben geliefert haben, wird fortfahren, nicht nur mit seiner Radier-Nadel jeden Kenner der Kunst zu erfreuen, sondern auch die Zeichnungen zu verfertigen, nach welchen die Kupferstiche von Hrn. Lips werden ausgeführt werden. Zu diesem Behuf wird er ei-

den Theil der Schweiz nach dem andern bereisen, um jederzeit neue, und nicht nur nach schon bekannten Kupferstichen kopierte Gegenstände dem Publikum vorlegen zu können.

Die Verleger hoffen den bisherigen Besitzern und Sammlern des ältern helvetischen Almanachs, von welchem die drei Jahrgänge des neuen als eine Fortsetzung betrachtet werden können, durch diese Einrichtung keine unangenehme Neuerung zu machen, und dürfen sich daher schmeicheln, damit die Wünsche von manchem der übrigen Käufer und Leser desselben zu erfüllen.

Von den ersten drei Jahrgängen sind noch Exempl. auf Velin- und Postpapier zu haben.

Zürich im Aug. 1801.

Orell, Füßli und Compagnie.

XI. Engl. Miszellen 4r Bd. 3s St.

Verbesserte Butterfässer mit einem Kupfer S. 131 — 133. — Neue Moden und Erfindungen; nebst nüzlichen Noten für Kaufleute: vortreffliche Strohhüte S. 134 — 136. Abhelfung verschiedner Beschwerden von Privatleuten, z. B. über schwierige und kostbare Communication des innern Landes, über schlechtgepflasterte Strassen in London, über den wenigen Raum im Hafen von London, über den Mangel an Schiffswerften, Waarenhäusern, über die Theurung der Bau-Materialien und Bauleute S. 137 — 138. Hangers neuerfundnes Streichleder für Barbier-Messer, und dessen Salbe zu Schärfung des Messers und zu Verhütung des Rostes an Gewehren S. 138 — 139. Sammlung der Erfindungen der Engländer zum Behufe des Ackerbaues in ein Museum S. 139. Ein Eyerlocher aus Blech S. 140. Feltons Zusätze zu seinem Werk über den Wagenbau S. 140. Erleichtertes Einnehmen der Medizin durch eine neue Art von Tassen S. 140. Neues Gefäß allerlei Flüssigkeiten in einer liegenden Stellung leicht zum Munde zu führen S. 141. Londner Leckereyen S. 141 — 142. Neuerfundenes Mittel zu Heilung böser Hälse S. 142. Zange zum Pflücken hoher Baumfrüchte und zum Fangen der Insekten S. 143. Bequemeres Geräthe zum Rösten der Aepfel, Kartoffeln und Maronen S. 143. Neuer Salatkorb. Phosphorutzäschchen S. 144. Bruchbänder S. 145 — 146. Beweist von dem guten Fortkommen der englischen Quacksalber S. 146 — 147. Glasstürzen S. 147 — 148. Wasserdichte Zeuge zu Regenschirmen S. 148. Stählerne Tabackspfeifen S. 148. Hölzerne Dachgeländer S. 148 — 149 Tabackspfeifen-Mundstücke aus blauem Glase S. 149. Aro-

Philiſtus würde Pallas geweſen ſeyn, wenn er das Glück gehabt hätte, in den Vorzimmern eines Claudius aufzuwachſen. Die Proben, welche er in ſeiner kleinen Sphäre von dem was er in einer gröſſern fähig geweſen wäre, ablegte, laſſen uns nicht daran zweifeln. Ein geborner Sclave, und in der Folge einer von den Freygelaſſenen des alten Dionys, hatte er ſich ſchon damals unter ſeinen Cameraden durch den ſchlaueſten Kopf und die geſchmeidigſte Gemüths-Art hervorgethan, ohne daß es ihm jedoch einigen beſondern Vorzug bey ſeinem Herrn verſchaffet hätte. Philiſtus grämte ſich billig über dieſe wiewol nicht ungewöhnliche Laune des Glücks; aber er wußte ſich ſelbſt zu helfen. Glücklichere Vorgänger hatten ihm den Weg gezeigt, ſich ohne Mühe und ohne Verdienſte zu dieſer hohen Stuffe emporzuſchwingen, nach welcher ihm eine Art von Ambition, die ſich in gewiſſen Seelen mit der verächtlichſten Niederträchtigkeit vollkommen wol verträgt, ein ungezähmtes Verlangen gab. Wir haben ſchon bemerkt, daß der jüngere Dionys von ſeinem Vater ungewöhnlich hart gehalten wurde. Philiſtus war der einzige, der den Verſtand hatte zu ſehen, wieviel Vortheil ſich aus dieſem Umſtande ziehen laſſe. Er fand Mittel, die Nächte des jungen Prinzen angenehmer zu machen als ſeine Tage waren. Brauchte es mehr, um als ein Wolthäter von ihm angeſehen zu werden, deſſen gute Dienſte er niemals genug werde belohnen können? Philiſtus ließ es nicht dabey bewenden; er fiel auf den Einfall, zu gleicher Zeit, und durch einen einzigen kleinen Handgriff,

matiſcher Eſſig zum Räuchern S. 149. Fiſchangeln S. 149 — 150. — Ueber einen Vorſchlag des Herrn Hill, den Zuſtand des engliſchen Landmanns zu verbeſſern S. 150 — 155. Engl. Anekdoten S. 155 — 63. Nachrichten von neuen Büchern: Risbets Werk über Nahrung und Lebensordnung S. 164 — 167. Ellis Proben der alten engliſchen Dichter S. 167 — 168. Ritſons poetiſche Bibliographie S. 168. Holmes Skizzen von den ſüdlichen Grafſchaften von Irland, geſammelt auf einer Reiſe im Herbſt 1797 in einer Reihe v. Briefen S. 168 — 170. Thomſons neuer Hausarzt S. 170 — 171. — Bemerkungen eines Londner Kaufmanns über einige Theile des engl. Handels S. 171 — 174. — Ueber den bisherigen Handel der Portugieſen mit England u. mit Braſilien. S. 174 — 180. — Neuerfundene Art Tuch zu färben S. 180 — Temperatur der Quellen des Scamanders S. 181. — Neue Erfindungen und Verbeſſerungen; Anwendung der Dampfmaſchinen auf die Schiffe S. 186. Taucherkunſt S. 187. Maſchine zur Schälung des Waizens S. 187 — 189. Großer Vereinigungskanal S. 189 — 190. Argand'ſche Lampen S. 190 — 191. Leichtes Milchfaß S. 191. Youngs neuer Spielapparatus S. 192. Lohgruben S. 192. Gamble's Maſchine, Papiere in ganzen Bogen zuſammen zu ſetzen S. 192. Leichtere Art Lichter zu verfertigen S. 192. Whright's neue Handmühlen S. 192. Bicknels Erfindung, den Filz auf eine neue Art zu überziehen S. 192. Warnings neue Art Seife hervorzubringen. Wilcox Zuſatz zu den Dampfmaſchinen. Wilſons neue Art Gewichte für Wagſchaalen zu machen. Tickels neuer Kühlungsapparatus für die Würze oder das ungegohrne Bier S. 193. — Gelehrte Neuigkeiten. Klage der Buchhändler über die Papiertaxe S. 193. Cruikſhanks neue Ausgabe ſeiner Reiſe durch Großbritannien S. 194. Dunbars geographiſcher, hiſtoriſcher und chronologiſcher Atlas S. 194. Berczko typographiſche Ueberſicht von Canada S. 194. Engleſields Wanderung durch Southampton S. 195. Medicina nautica, 3r Band. S. 195. Zuſtand der orientaliſchen Literatur in London S. 196. Neves Werk zu Erlernung des Perſiſchen S. 196. Dr. Garnet S. 197. Subſcription auf ein großes Werk: A general dictionary of Mythology S. 197. — Neue Kupferſtiche S. 198 — 200. Briefliche Nachricht eines Londner Kaufmanns über den jetzigen Zuſtand des Handels und Ackerbaus in Frankreich S. 200 — 204.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung
in Tübingen.

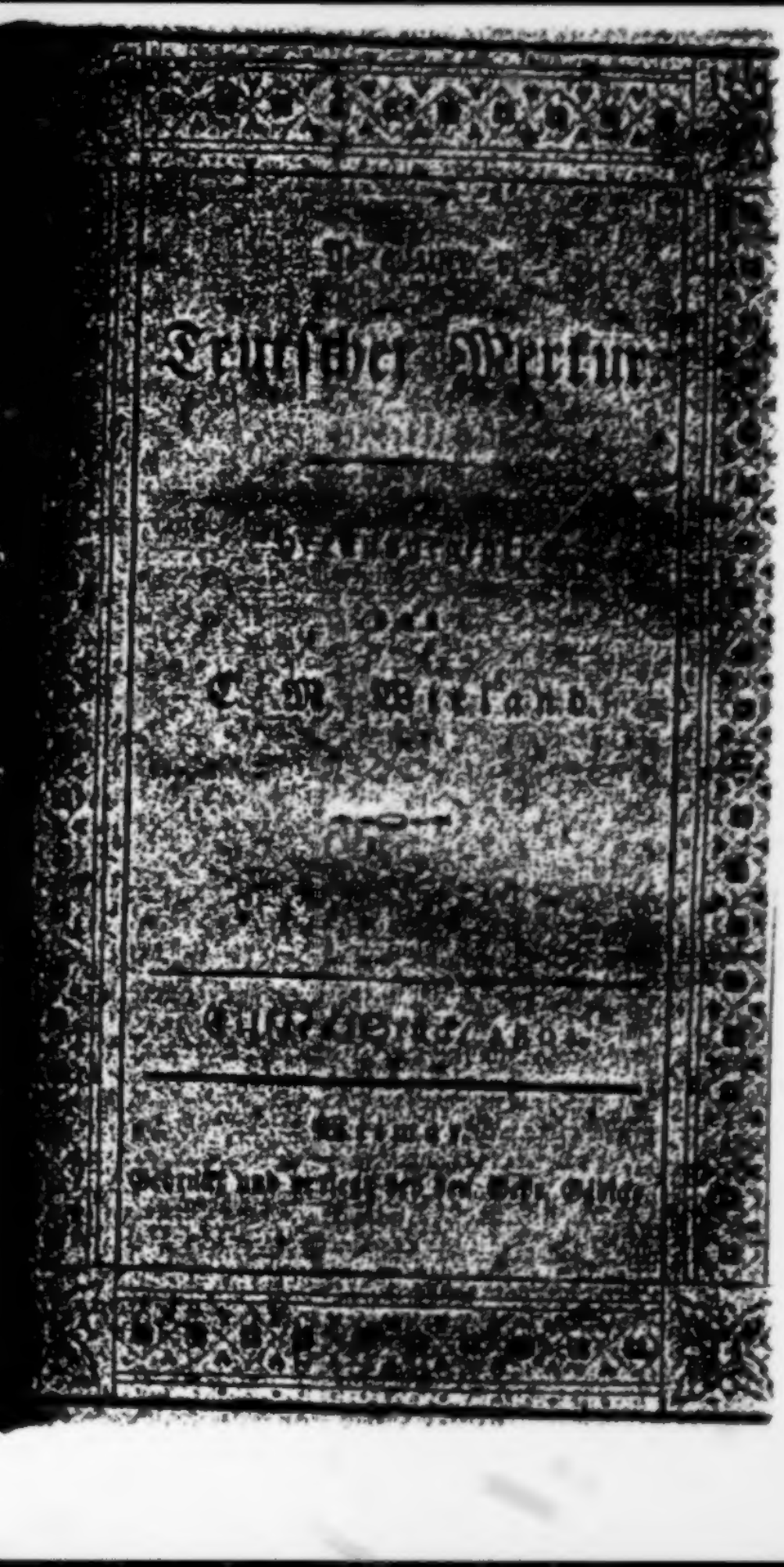

Inhalt.

I. Gedichte.

1. Die Wälder. Von v. Knebel. S. 161.

2. Pindus des Dulces. Von v. Knebel. 165.

II. Entdeckung eines Ostindischen Landhandels, vom Ganges an durch Rußland, nach der Ostsee und dem Eismeere, lange vor den Venezianern. Gegen Hrn Storch's histor. statist. Gemälde des russischen Reichs. Von Schlözer. 166.

III. Wird der Jesuiten-Orden wieder aufleben? (Einige Data aus dem Tagebuche eines Reisenden.) (Beschluß.) 187.

IV. Miscellen. Von Dr. Bertuch. 204.

V. Michael Denis. (Aus der Vorrede zu seinem litterarischen Nachlaß, S. VIII, u. f. w.) von Meyer. 211.

VI. Künste.

1. Herrn Millins archäologische Vorlesungen. (Auszug aus einem Briefe.) 214.

2. Verhandlungen wegen des Nationaldenkmals auf den Erzherzog Karl. 225.

3. Bildhauer, Prof Scheffauer in Stuttgard. 230.

4. Düsseldorfer Gallerie. Von Lange. 237.

VII. Korrespondenznachricht.

Blick auf das transrhenanische Teutschland. 240.

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man sich abonniren:

1) bey allen löbl. Postämtern in und außer Teutschland, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt die Hauptcommission hat.

2) bey dem Kaiserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen soliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Versendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg besorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken kostet in Weimar 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir ersuchen alle Leser sich mit ihren Aufträgen an eine der vorstehenden Addressen oder an uns selbst zu wenden. Aeltere Jahrgänge sind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verjährten gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelassen.

Literarische und Kunst-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unserer Adresse erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 1 M. oder 5 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1801.

I.

Gedichte.

1.

Die Wälder.

Loben andre ſich doch das reiche Leben in Städten,
Und der Menge Gewühl, und den beſuchteren Park;
Nimmer ermüd' ich das Lob der ſtillen Thäler zu ſingen,
Und den einſamen Gang, und das beſchattete Moos.
Hier erhohlt ſich der Menſch: die eitlen Sorgen entfliehen;
Ruhig, wie die Natur, kehret die Seele zu ſich.
Einſt, ſo ſangen die Dichter der Vorzeit, führeten die Menſchen,
Unter dem goldnen Saturn, ähnliches Leben auch hier.

Reichthum kannte man nicht, noch der Ehrſucht eiſer-
ne Schwerdter,
Noch des Gerichthofs Zwang, noch der Verfolgun-
gen Wuth.
Unter dem eignen Baum verlebte jeder die Tage,
Frei wie die Gegend umher, und wie der Himmel
beglückt.
In welch andere Zeit hat uns das Schickſal geſtoßen!
Kaum erblick' ich in ihr Ordnung geſitteter Welt.
Räuber verwüſten die Erde, und tragen die heiligen
Nahmen,
Freiheit und Brüderſchaft, frech an der Stirne zur
Schau;
Morden Bruder und Freund; der Freiheit heiligen
Nahmen
Morden ſie; Menſchenrecht iſt nur ihr ſpielendes
Wort.
O verderbliches Volk, voll ſchlauer Sitten und Künſte!
Wie ſo weit iſt umher durch dich verpeſtet die
Welt!
Freiheit nennt ihr? O ihr, des Laſters gebundene
Knechte!
Wahnſinn und Eitelkeit flimmert von eurem Pa-
nier.
Sucht die Herrſchaft der Welt, und erobert Fluch euch
und Haß euch;
Unter der Länder Ruin grabt euch den tiefern Ruin!
Unterdrücker! wie ſoll die Muſe eurer verſchonen,

Die ihr niemand verſchont, Recht und Geſetze nicht kennt?
Opfert die Schaaren nur hin, die eure Schande noch deckten;
Unter Strömen von Blut habt ihr die Lorbern erkäuft!

Aber was klag' ich euch an! was klag' ich die fremdere Schuld an?
Hier, hier ſitzet der Grund jedes Verderbens, bei uns!
Knechtſchaft gebietet man nicht, als dem der Knechtſchaft verdienet:
Welch unwürdiges Loos traf dich, mein mütterlich Land!
Konnteſt du nimmer empor zu eignen Kräften dich winden?
Kennſt du kein ander Gebot, als wenn der Herr dir befiehlt?
Wo ſind die tauſend Arme, wo ſind die Mäler des Schlachtfelds,
Die du oft muthig gezeigt, blutig dir oftmal erwarbſt?
Aber wozu? ein träges Geſtirn hängt über dem Haupt dir,
Läßt dir des Fleißes Verdienſt, raubt dir des Geiſtes Genuß.
Reiß' der Bande dich los, der ſeelenſchändenden Bande!

Schwinge dich muthig hinan, rette die Ehre der Zeit!
Doch was seh' ich! sie selbst, die deiner Kräfte sich rühmen,
Denen du willig folgst, hin in die Schlachten, zum Tod;
Knechten mögen sie mehr, als eignen Kindern, gebieten,
Und der Vater des Volks sieht in dem Volke nur Raub! —
Schweig', o Muse! verhüll' das Gesicht! Was stimmst du für Saiten!
Widrig schallet der Ton dir von dem Felsen zurück.
Seyd mir ewig gegrüßt, ihr thaldurchirrenden Bäche!
Und du, steigender Hain, hohem Gedanken geweiht!
Tragt mich näher hinan zu eurem Himmel, ihr Berge!
Daß ich die reinere Luft athme, der Sümpfe befreit.
Hier, an den Rücken gelehnt der ewigalternden Eiche,
Trotz' ich, den Göttern so nah, Jupiters Donnergeschoß.

Anmerkung zu vorstehendem Gedicht.

Gegenwärtiges Gedicht wurde vor mehr als drittehalb Jahren, zu einer Zeit verfertiget, wo die stan-

zöſiſche Nazion, die ſo viel von ſich erwarten gemacht hatte, immer, in ihrer eignen Wahl, von einer höflichen Herrſchaft zur noch ſchlechtern überzugehen ſchien, und, durch die trefflichen Friedenshändler zu Raſtadt, die teutſche Nazion mit verachtendem Uebermuth verhöhnen ließ. Wem hätte da die brennendſte Geiſel des Unwillens und der Satire zu heftig ſcheinen ſollen? Uebrigens ſcheut ſich der Verf. nicht, ſeine wahre Vorliebe für eine Nazion zu bekennen, die ſo ſeltene Verdienſte und Eigenſchaften beſizt.

von Knebel.

2.

Blume des Dankes.

den 3ten Sept. 1801.

Unter tauſend ſchimmernden Blumenkränzen,
Die den Feſttag meines erhabnen Fürſten
Fröhlich ſchmücken, winde dich durch, du zarte
Blume des Dankes!

Nicht gemeiner Herzensgeſinnung folgend,
Hat er ſchnellhinfliehender Tage mildres
Schickſal mir vergönnt, den Genuß, des Lebens
Friedliche Schatten.

Mögeſt du, ein duftendes Reis, zum Baum ihm
Werden; welcher, immerbeglückt vom Himmel,

griff, ſich dieſer Belohnung würdiger und bälder theilhaft zu machen. Eine bösartige Colick, wozu er das Recept hatte, beſchleunigte das Ende des alten Tyrannen; Philiſtus war der erſte, der ſeinem jungen Gebieter die freudige Nachricht brachte, und nun ſah er ſich auf einmal in dem geheimeſten Vertrauen eines Königs, und in kurzem am Ruder des Staats. Dieſe wenigen Anecdoten ſind zureichend, uns einen ſo ſichern Begriff von dem moraliſchen Character dieſes würdigen Miniſters zu geben, daß er nunmehr das ärgſte deſſen ein Menſch fähig iſt, begehen könnte, ohne daß wir uns darüber verwundern würden. Aber was für ein Phyſiognomiſt müßte der geweſen ſeyn, der dieſe Anecdoten in ſeinen Augen hätte leſen können? Es iſt wahr, Agathon dachte Anfangs nicht allzuvortheilhaft von ihm; aber wie hätte er, ohne beſondere Nachrichten zu haben, oder ſelbſt ein Philiſtus zu ſeyn, ſich vorſtellen ſollen, daß Philiſtus das ſeyn könnte, was er war? Wenige kannten die inwendige Seite dieſes Mannes; und dieſe wenige waren zu gute Hofmänner, um ihren bisherigen Gönner eher zu verrathen, als ſein Sturz gewiß war, und ſie wiſſen konnten, was ſie dadurch gewinnen würden; und Ariſtipp, für den ſein wahrer Character gleichfalls kein Geheimniß war, hatte ſich vorgeſetzt, einen bloſſen Zuſchauer abzugeben. Agathon konnte alſo deſto leichter hintergangen werden, da Philiſtus alle ſeine Verſtellungs-Kunſt anſtrengte, ſich bey ihm in Achtung zu ſetzen. Zu ſeinem groſſen Mißvergnügen konnte er mit aller Kenntniß, die er (nach einem gewöhnlichen,

Immer neu ihm sproſſet, an jedem Zweige,
Blumen und Früchte.

von Knebel.

II.

Entdeckung eines

Oſtindiſchen Land-Handels, vom Ganges an durch Rußland, nach der Oſtſee und dem Eis-Meere, lange vor den Venezianern.

(Aus Hrn. Storch's hiſtor. ſtatiſt. Gemälde des ruſſiſchen Reichs, Th. 4. 1800. *)

1.

Hr. Storch ſchreibt S. 47: „Rußland war um dieſe Zeit (ſeit dem 8ten Säk., S. 46) der Handelsweg,

*) Wo ein ſo ehrwürdiger Veteran, als der Verf. dieſer Berichtigungen, ſpricht, gilt es nicht jugendlichen Zwiſt, ſondern Wahrheit! Hrn. Kollegienraths Storch

auf welchem indiſche und morgenländiſche Waaren, aus dem Innerſten Aſiens, über das kaſpiſche und ſchwarze Meer, nach der Oſtſee, und ſo weiter nach dem nordweſtlichen Europa, befördert wurden." S. 76: „Als Rurik den ruſſiſchen Staat gründete (A. 862), fand er ſein Volk ſchon im Beſitz jenes wichtigen und einträglichen Handels. Die Bemühungen, die Reiſen, und die Induſtrie ſeiner

Gemälde des ruſſiſchen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, (Leipzig, Hartknoch. 4 Bände. 8.) hat in allem dem, was Einſicht und gewiſſenheſte Benutzung der ihm nur allein offen ſtehenden ſtatiſtiſchen Quellen anbetrift, einen ſo unleugbaren Werth, daß es jedem Statiſtiker und jedem Liebhaber der Völker- und Handelskunde ein unentbehrlicher Hausbedarf bleiben wird, wenn auch Kenner, die in der Forſchung der nordiſchen Geſchichte grau geworden ſind, gegen die erſte Hälfte des Werks ſehr erhebliche Zweifel erregen ſollten. Hn. Storch's Werk wird jetzt zu gleicher Zeit ins Franzöſiſche und Engliſche überſetzt. Es iſt, wenn auch an der Newa geſchrieben, ein teutſches Originalwerk und mit Hn. Storchs eigner ſchönen Darſtellungsgabe ausgeſchmückt. Um ſo willkommner muß uns auch dieſer weckende Aufſatz von der Hand des teutſchen Mannes ſeyn, dem wir in kurzem den ächten Neſtorius (welch ein Geſchenk, wie lange erwartet!) verdanken werden. Kritik der Geſchichte war ja ſeit mehr als einem Jahrhunderte ſchon das wohlerworbene Eigenthum teutſcher Literatoren.

B.

Landsleute (der normännischen Seeräuber, wahrer chevaliers d'induſtrie!), hatten nicht wenig dazu beigetragen, Rußland zum Stapel der morgenländiſchen Waaren für das nordweſtliche Europa zu machen. Mit der Gründung ſeiner Herrſchaft erhielt dieſer Handel ein neues Daſeyn."

S. 45 folg. „Der allgemeine Stapelplatz aller umliegenden Völker (an der Oſtſee) war die Stadt Julie oder Winetha ..., die noch im 9ten Säk. eine der größten und blühendſten Städte in Europa war. Sie erhielt Waaren aus Indien, dem öſtlichen Aſien, Griechenland ꝛc., und verſchickte die weſtlicheuropäiſchen und nordiſchen Produkte bis zu den Perſern und Chineſern ... In den vielen guten Seehäfen der Oſtſee verſammelten ſich Schiffe aus allen Gegenden Europens .. Der gewöhnliche Handelsweg im 8ten Säk. ging von Schleswig, wo zuerſt alle Schiffe aus dem weſtlichen und ſüdlichen Europa zuſammen kamen, nach Winetha... Dieſe Kauffarthei-Flotten, die in großen Zügen jährlich nach Rußland ſegelten, ſind eine ſehr auffallende Erſcheinung .. Große Handels-Spekulazionen!"

S. 48 folg. „Das Daſeyn eines Handels-Wegs, auf welchem ehemals die indiſchen Waaren duech Rußland nach dem Norden verführt

würden, ist durch unzählige historische Zeugnisse außer Zweifel gesetzt. Teutsche, norwegische, dänische, schwedische und russische Annalisten stimmen überein, daß die teutschen und slavischen Handelsstädte an der Ostsee einen beträchtlichen Handel mit morgenländischen Waaren getrieben, und diese hauptsächlich über das schwarze Meer erhalten haben. Sie führen ferner an, daß eben diese Handelsstädte eine sehr lebhafte Schiffarth nach den jetzigen russischen Küsten an der Ostsee unterhielten. Sie sagen endlich ausdrücklich, daß Rußland der bequemste Weg für alle Anwohner der Ostsee gewesen sey, um nach Griechenland zu gelangen."

2.

Hr. Storch fragt S. 38 und 448: „Wer hat das Verdienst, die Ehre, dieses interessante Faktum, welches lange Zeit in Vergessenheit gerathen war, erst neuerdings wieder, durch ein sorgfältigeres Studium der nordischen Geschichte aufzufinden;" und ersucht seine Leser, diesem Fakto ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Und ich frage: wer hat die Sünde, die Unehre auf sich, dieses ungeschlachte Unfaktum, entweder aus roher Unwissenheit, oder aus Muthwillen,

ersonnen und verbreitet zu haben; und fodre meine Leser zum Prüfen auf.

Hier ist mehr als Rudbeck! Nicht unzählige Annalisten, wie Hr. St. oben schreibt, sagen dieses Unfaktum, sondern kein einziger. Alle Citate sind falsch — ein harter Vorwurf, aber man sehe unten — oder wenigstens durch Einschieben, Auslassen, Uebertreiben, und Vermengung ganzer Jahrhunderte, verfälscht. Wo blos von Schiffen die Rede ist, die in der Ostsee aus einem Hafen in den andern gehen, läßt man Handels-Flotten in alle Meere auslaufen. Wo blos von Waaren gesprochen wird, schiebt man levantische, indische und chinesische Waaren ein. Ueberhaupt muß das Vorgeben jeden befremden, der nur die nöthdürftigsten Begriffe von Handelsgang im Allgemeinen, und vom Handel zwischen Indien und Europa insonderheit, hat, und dabei in die Mittelaltersgeschichte nur etwas eingegangen ist. War denn nicht im 8ten Säk. und noch lange nachher, in Rußland und auf allen Küsten der Ostsee, alles wild und barbarisch? Was hatten diese Wilde von ihren rohen Landesprodukten dem verfeinerten Indier anzubieten? Findet sich die geringste Spur von irgend einem morgenländischen Produkt im ganzen Norden vor den Kreuzzügen, oder gar vor der Hansa? War nicht, gerade um jene Zeit, Ostindien von Europa gänzlich abgeschnitten? Der Einfall ist

alſo ſchon a priori widerlegbar; nicht einmal der in der ernſten Geſchichtforſchung verworfne Schluß a poſſe ad eſſe kann ihn verzeihlich machen.

3.

Nicht Marperger iſt der Erfinder des Märchens (St. 448). Wenigſtens ſteht in der erſten Ausgabe ſeines Buchs vom J. 1705, welche allein ich auffinden kann, keine Sylbe davon: vielmehr bezeugt er klar, daß er von keinem ruſſiſchen Handel vor Iwan Waſili wiſſe. Sollte er in ſeiner zweiten Ausgabe andre Nachrichten haben? ſollte er dieſe, wie Hr. St. meint, „ohne Zweifel aus Archiven der Hanſaſtädte“ geſchöpft haben? Wie alt iſt denn die Hanſa? und wo ſind ihre Archive? und wie wurden dieſe Marpergern zugänglich?

Präludirt zu der Grille mag Strahlenberg (ebendaſ.) haben, der ſich von ſeinem Staunen über die ſeltene Waſſerkommunikation in Rußland, vom kaſpiſchen bis zum baltiſchen Meere, nicht erhohlen konnte. Aber dieſen unwiſſenden Erzträumer darf kein rechtlicher Geſchichtforſcher mehr als Autorität aufrufen: am wenigſten ſollte das ein ruſſiſcher Gelehrter thun, der den Mann aus ſeinem Müller (Samml. ruſſ. Geſch. B. VII. an einer Menge Stellen, die das Regiſter nachweiſt, und B. IX. S. 6 folgg.) kennen und zu würdigen verſtehen muß.

Der Hauptſünder bleibt immer Fiſcher, Verf. der Geſchichte des teutſchen Handels B. 1. 1785: eines Buchs, das Anfangs wegen der ungeheuren Menge von Citaten, mit denen der Verf. alle Seiten beladet, Aufſehen machte, aber bald allen Kredit verlor, als man fand, daß ſeit Menſchen-Gedenken, kein Autor ſo unzuverläſſig im Citiren geweſen. Wirklich fallen einem dabei die in der traveſtirten Aeneis aus der ächten angeführten Stellen ein. Ein paar Beiſpiele muß ich wohl vorläufig anführen; ich wähle dazu ſolche, die gerade in mein Thema einſchlagen.

I. Fiſcher ſchreibt S. 232: „Der allgemeine „Verkehr, der zu Kiew getrieben wurde, machte die „Ruſſen ebenfalls mit dem Handelsgeſchäfte bekannt.“ „Sie brachten ſchon in der älteſten Zeit ihr koſtbares „res Pelzwerk auf die Meſſen nach Babylon.“ — Citirt wird unten Aeliani (ſchrieb um das J. 222 n. Chr.) hiſtor. animal. L. XVII, cap. 17. Ich ſchlage nach, und finde: muros in Jeredone Babyloniae (einer Stadt am Ausfluſſe des Eufrats), quorum pelles molles inſtitores ad Perſas vehunt. Nichts von Ruſſen, nichts von babyloniſchen Meſſen, ſondern von babyloniſchen Mäuſefellen. Käufer ſind die Perſer; die Verkäufer heißen nur unbeſtimmt Kaufleute.

II. S. 227: „Kiew war die allgemeine Niederlage der nordiſchen Produkte und der levan-

„tiſchen Waaren. Reichthümer lagen bei ihr „verwahrt, und eine Menge Waaren wurden in den umliegenden Gegenden durchgeführt.“ — Citirt werden hier die Acta SS., die aber nichts als ein Geſchenk von Pelzen enthalten: „Mauricius ad regem Ruſſiae perveniens, ab eodem rege et principibus urbis ditiſſimae Chios (Kiew) de ferinis pellibus pretioſos centum accepit.“

III. S. 212: „Von Schleswig aus wurde „die reiche Schiffarth an die preußiſche Küſte, zu „Abholung der levantiſchen Waaren, angeſtellt u. ſ. w.“ — Unter 5 citirten Stellen ſagen 3 gar nichts. Gualdo hat blos „portuque Sleasvik.“ Rembert ſagt, in dieſem Hafen ſey conventus negotiatorum ex omni parte geſchehen. Das ex omni parte überſetzt Fiſcher von allen Enden der Welt, ſo wie Hr. Storch S. 46 alle Schiffe aus dem ſüdlichen und weſtlichen Europa. Nach negotiatorum ſchrieben beide ein: ſcilicet ex mari Balthico, Norvegiorum, Sueciorum, Ruſſicorum, Slavorum etc. Dies ſteht in keiner meiner Ausgaben von Rembert; ſelbſt Langebeck merkt es nicht einmal als Variante an. Aber wäre auch die Stelle ächt, deſto beſſer: ſie ſpricht ja nur von Norwegern und Oſtſeeiſchen Völkern; gerade ſo, wie Adam von Bremen, damals einem Hauptorte an der ſchwediſchen Küſte, ſagt: Danorum, Nordmannorum, Slavorum

atque Semborum (Samländer, Preußen) naves aliique Scythiae populi (an der Kur- Liev- und Eſtländiſchen Küſte), ſolent pro diverſis commerciorum neceſſitatibus ſolenniter convenire. Keine Sylbe von Abholung levantiſcher Waaren; kein Gedanke von Schiffen aus dem weſtlichen und ſüdlichen Europa, oder gar von allen Enden der Welt.

4.

Wie es nach dem Tacitus bis auf Karl den Großen, von A. 1—800 im baltiſchen Norden ausgeſehen habe, davon wiſſen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir von Amerika vor dem J. 1492 wiſſen. Erſt nachher fängt es hier etwas zu tagen an; vorhin lag kimmeriſche Finſterniß über dieſem Weltende. Nun alſo, a) wer ſind die Leute, die uns, zwiſchen 800—1100, von dieſen neu entdeckten Ländern etwas referiren, und wie viel ſind ihrer? b) Was erzählen ſie uns, namentlich den dortigen Handel betreffend?

a) Eginhard † 839, Rembert † 888, König Alfred † 900, Adam † nach 1076, Neſtor † nach 1113. Das ſind ſie alle! und alle ihre Handelsnachrichten, wie viel Bogen oder Blätter werden ſie füllen! Was Ditmar, die Annal. franc. etc. haben, iſt nicht nennenswerth.

b) Nur das wissen wir aus ihnen, daß schon im 9ten Säk. einiger Handel an den Küsten der Ostsee, namentlich von Schleswig, Lund in Schonen, und Byrka an der schwedischen Küste aus, getrieben worden sey. Denn auch Halbwilde und Barbaren handeln unter sich und mit den nächsten Nachbarn; so noch jetzt die Menschen am Ontario, in Asien Kalmucken, Kirgisen, Karakalpaken. Doch sie handeln nicht eigentlich; sie tauschen, da sie kein Geld kennen. Was der Ostseeische Halbwilde zu vertauschen hatte, waren dortige Landesprodukte, Pelzwerk, Wachs, Viktualien, sonderlich späterhin Heringe an der pommerschen Küste; auch gemachte Beute nicht zu vergessen. Die Fahrten gingen von Küste zu Küste innerhalb der Ostsee. Verkehr tief ins Land hinein zeigt sich nirgends, noch weniger Handelsfahrten außerhalb der Ostsee nach dem Ladoga und der Nordsee, etwa die von und nach Norwegen durch den Sund ausgenommen. Statt dieses natürlichen und äußerst einfachen Handels aber, erträumt Fischer einen zusammenhängenden, überall wieder angeknüpften (St. 57) Handelszug, vom Ganges an bis zu den Ausflüssen der Oder und Dwina, über Meere und Flüsse, mitten durch unzählige räuberische Völker hindurch! — hält für möglich und wirklich, daß Nazionen ohne alle Kultur, ohne Schreibkunst, ohne Geld, ohne eigne Produkte von Werth, durch Landhandel tausend Meilen weit her, Waaren erhalten haben, de

wöhnlichen, wiewol ſehr betrüglichen Vorurtheil der Hofleute) von den Menſchen zu haben glaubte, die ſchwache Seite unſers Helden nicht ausfündig machen. Es blieb ihm alſo kein andrer Weg übrig, als durch eine groſſe Arbeitſamkeit und Pünctlichkeit in den Geſchäften ſich bey dem neuen Günſtling in das Anſehen eines brauchbaren Mannes, und durch Tugenden, die er eben ſo leicht als man eine Maskerade-Kleidung anzieht, affectiren konnte, ſo bald er ihrer vonnöthen hatte, ſich endlich ſo gar in das Anſehen eines ehrlichen Mannes zu ſetzen. Da zu dieſen Eigenſchaften, welche Agathon in ihm zu finden glaubte, noch die Achtung, welche Dionys für ihn trug, und die Betrachtung hinzukam, daß es für den Staat weniger ſicher ſey, einen ehrgeizigen Miniſter abzudanken, als ihn mit ſcheinbarer Beybehaltung ſeines Anſehens in engere Schranken zu ſetzen: So geſchah es, daß ſich diejenige in ihrer Meynung betrogen fanden, welche den Fall des Philiſtus für eine unfehlbare Folge der Erhebung Agathons gehalten hatten. Das Anſehen deſſelben ſchien ſich eher zu vermehren, indem er zum Vorſteher aller der verſchiedenen Tribunalien ernennt wurde, unter welche Agathon, mit der erforderlichen Einſchränkung und Subordination, diejenige Gewalt vertheilte, welche vormals von den Vertrauten des Prinzen willkührlich ausgeübt worden war: In der That aber wurde er dadurch beynahe in die Unmöglichkeit geſetzt, böſes zu thun, wofern ihn etwan eine Verſuchung dazu ankommen ſollte; da er bey allen ſeinen Handlungen von

nicht einmal durch den leichteren Seehandel, ohne ungeheure Anlagen, deren nur hochkultivirte Völker fähig sind, zu erhalten sind; — noch mehr, daß sie diese indische Waaren gar von der Ostsee aus, in das feste und südliche Europa, über die im 9ten Säk. von Piraten wimmelnde Meere, weiter befördert haben! — bietet seinen Lesern S. 210 als Resultat, daß „auf die Art im nördlichen Europa der Haupthandel der Welt geführt, daß da die größten Reichthümer zusammengehäuft worden seyen!“ . . .

Aber wo käme sonst das viele Geld her, von dem die Annalisten sprechen? z. B. in Kurland, St. 105. Auch von Lund sagt Adam; aurum ibi plurimum, quod raptu congeritur piratico. (Also nicht durch Handel: auch hat der indische Handel keinem Volke je edle Metalle unmittelbar eingetragen, das Gegentheil schon in alten Zeiten s. in Eichhorn's Gesch. des ostindischen Handels vor Mohammed, 1775. L'or de Pitt muß anders explicirt werden, und ist größtentheils aus Thee gekocht). Aber war denn auch der Norden wirklich mit Golde so auszehmend gesegnet? — Die weise exegetische Regel,

Halt deinen Autor nicht für klüger,
als er ist!

muß ja bei jenen Annalisten nicht vergessen werden.

Es ſind herzlich einfältige, und in allem, was Welt, und noch mehr, was Handel angeht, ganz unwiſſende Leute; und ſolche Leute übertreiben gar zu leicht! Harald bringt Gold aus Griechenland mit: daraus macht Adams Scholiaſt einen Goldklumpen, den kaum 12 junge Kerls ſchleppen konnten, Fiſcher 202. Adam nennt Winetha maximam omnium quas Europa claudit civitatum: wie viel Städte in der Welt hatte dann der Bremer Chorherr all ſein Tage geſehen? Er nennt eben dieſen Ort mercibus omnium nationum locupletem, nihil non habuit iucundi aut rari: man höre hier den Bauer ſprechen, der zum erſtenmal in ſeinem Leben aus ſeinem Dorf in die Städt kommt, wo eben Jahrmarkt iſt. Kiew hat 8 Meilen im Umfang, Fiſcher 226: die Siamer Geſandten erzählten dem de la Loubere, ihre ehemalige Hauptſtadt ſey ſo groß geweſen, daß man ſie in nicht weniger als drei Monaten habe umgehen können u. ſ. w.

5.

Doch ſo lächerlicher Uebertreibungen ſich auch dieſe Kronikenſchreiber ſchuldig gemacht haben: ſo findet ſich doch, ich wiederhole es, in keinem einzigen derſelben die allergeringſte Spur von dem Märchen eines indiſchen Handels durch Rußland nach der Oſtſee. Auch in allen andern Stellen, die man hieher

ziehen will, ist keine Spur. Kf. Konstantin (†959) beschreibt umständlich die Fahrten der Russen seiner Zeit, den Dnepr herunter in den Pontus: aber wie ärmlich waren diese Fahrten nach seiner eignen Darstellung! Wenn Wladimir der Große Leute nach Aegypten schickte (wovon jedoch keine ächte Chronik etwas weiß): so geschah es nicht in Handelsabsichten, wie Hr. Storch einschiebt. Und wenn Nestor erzählt, daß es möglich sey, aus der Ostsee, meist auf Flüssen durch Rußland bis nach Konstantinopel zu kommen: so beschreibt er diese Reise als eine geografische Merkwürdigkeit, nicht als eine Handelsfahrt, wie Hr. Storch einschiebt.

Ich gehe weiter: zwischen dem J. 1100 u. 1250 schrieben Helmold, Heinrich der Lette, Saxo, und Snorro. Auch in diesen, und allen andern Ueberbleibseln aus diesem Zeitraum, keine Sylbe von dem Märchen, nicht einmal ein Scalmus zu dem Schiffe *).

Ich gehe noch weiter: Auch in allem Geschreibe, was noch aus den Zeiten von 1250 bis 1520 vorhanden ist, keine Sylbe von dem Märchen! Die Ge-

* Cic. de clar. orator. c. 53. Adolescens delicatus, qui in litore ambulans scalmum reperetur, ob eam rem aedificare navem concupivit.

Buttejahre deſſelben ſind 1521 und 1669; und ſeine Erzeuger ſind ein Profeſſor in Roſtock, und ein ungenannter Antiquar in Wisby.

6.

1. Winetha, Jummetha, Jumin, Jumne, Julie, Jomsbury, Minive — ob dies Namen ein und ebenderſelben Stadt, oder verſchiedener Städte ſind, haben Viele unterſucht, und Keiner entſchieden, — eine alte Handels- und Raubſtadt am Ausfluſſe der Oder, gehört mehr der Fabel an, als der Geſchichte: denn ſchon zu Helmolds Zeiten war ſie nicht mehr, und dieſer ehrliche Pfarrer ſagt von ihr: de cujus praeconio magna quaedam et vix credibilia recitantur (dieſe Worte hätten die Herren S. 181 und St. 444 nicht unterdrücken ſollen). Nach dieſer „Stadt“ venire ex India, Aſia, Graecia, merces ſolebant, ut tradunt annales; negotiatione multo tum faciliore „a Vandalis ad Sarmatas, a quibus ad Scythas, mox ad Caſpios, Seras, Bactros, Indos.“ Da haben wir Indier und ſogar Chineſer im Handel mit Winetha! Nur wer ſagt das? Es iſt Marſchallus Thurius; der ſteht bei Hrn. St. 444 in der Mitte zwiſchen Adam Helmold und Rembert: und hundert Leſer meynen nun, daß Marſchallus Thurius ein alter Mann, wie Sanctus

Rembertus, wie Adamus Bremenſis, und wie Helmoldus Boſomenſis, ſey. Aber

Marſchall aus Thüringen (das ſoll Thurius bedeuten), Profeſſor in Roſtock, ließ daſelbſt im J. 1521 ſeine Annales Herulorum drucken, in deren L. I. cap. 11. de Circipoenis obige Stelle ſteht. Wer den Mann nicht kennt, leſe Weſtphalen's Vorrede zu Tom. I. Monum. Cimbr., und Fabricii Bibl. lat. Tom. V. p. 267 (Patavii, 1754) nach. Sein neuer Herausgeber ſelbſt, Weſtphalen, beſchreibt ihn S. 25 als den plumpſten Fabulanten, deſſen hiſtoriſche Solözismen auf Rechnung ſaeculi inculti kämen, und deſſen Etymologieen vel Catoni ἀγελαςῳ ſpleneni concitent. Die Annales, auf die er ſich oben bei ſeinem Vorgeben beruft, mögen eben die ſeyn, aus denen er die 40 Namen ſeiner heruliſchen Könige holte: welche Könige zu Winetha „inaugurari ſolebant diademate in Rhadagaſi fano“ (auch dieſe Worte hätten die Herren nicht unterdrücken ſollen). Erſter Schöpfer alſo eines indiſchen Handels: doch nicht beſtimmt durch Rußland, und ohne Zeitangabe; „vom 8ten Säk. an“ hat erſt Hr. St. eingeſchoben.

II. Wisby auf der Inſel Gotland, erſcheint in der 2ten Hälfte des 11ten Säk. in den Kroniken, als eine beträchtliche Handelsſtadt: nur iſt ihre ältere Geſchichte ebenfalls mit Fabeln verunſtaltet, von de-

nen ſie Lagerbring zu reinigen angefangen hat. Durch allerhand Unfälle kam ſie gänzlich herab. A. 1669 ſchickte die ſchwediſche Regierung eine eigne anſehnliche Kommiſſion dahin, ohne Zweifel um die Urſachen des Verfalls der Stadt, und die Mittel ihr wieder aufzuhelfen, zu erfahren. Dieſer Kommiſſion ward ein Bericht, ein Gutachten eingereicht, worin die Worte ſtanden: „aus Indien, Perſien, Arabien, Griechenland (?)! wären die Waaren nach Derbent, und dann auf der kaſpiſchen See und der Wolga nach Moskau (ein ſchrecklicher Umweg!), von „hier aber, theils zu Lande, theils zu Waſſer, nach „Wisby gegangen.“ Fiſcher B. II, S. 130, St. 152 folg. und 470. Dieſe Berichterſtattung kam in die bekannten Mscta Palmſtejoeldiana in Upſala ſine die et conſule: Aurivillius aber in ſeiner gelehrten Abhandlung über die auf Gland gefundenen Chowaresmiſchen Münzen, entdeckte die Quelle und die Zeit jenes Aufſatzes.

Offenbar iſt derſelbe auf Betrieb des Stadtmagiſtrats für die königl. Kommiſſion gemacht worden. Der unbekannte Konzipient ging wohl unberufen in die älteſte Geſchichte ſeiner lieben Stadt hinein: nur wo hatte er jene unerhörte Fakta her? Fiſcher ſagt: „ein gewiſſer Palmſkjöld (aber der iſt blos Sammler) verſichre aus Archival-Nachrichten der Stadt Wisby; Hr. Storch ſchreibt ihm die Archival-

Nachrichten nach (schiebt auch dabei eine Zeitangabe, das 14te Säk., ein): aber davon steht im Berichte nichts! Es konnte eine Sage unter dem damaligen Volke seyn; oder der halbgelehrte Berichterstatter hatte sie erst aus Patriotismus erfunden. Man muß den damaligen Zustand der Geschicht-Forschung in Schweden kennen, und die unsinnigen Erdichtungen der Peringskjölde, der Rudbecke ꝛc. wissen. Diese waren damals allgemein an der Tagesordnung: man log und dichtete unverschämt und ungelehrt; aber den Lügen zu widersprechen, war gefährlich: das hieß die Ehre der Nazion angreifen. Auf dem Karousel, das bei Gustaf Adolfs Krönung gehalten ward, wurden Lanzen gebrochen zur Behauptung des Satzes, daß die Gothen aus Schweden ausgegangen wären. (Vitterhets . . Académiens Handlingar, Th. VI, S. 169). Und Vercelius drohte seinen Gegnern, die das hohe Alter der Runsteine läugneten, das Gehirn mit diesen Steinen zu zerschmettern.

So viel von den beiden Quellen des Märchens: und das wäre doch genug!

Auch nichts weiter von Strahlenberg, dessen Offenbarungen erst im J. 1730 bekannt wurden. Der Seher kannte die beiden obigen Stellen nicht: er ging seinen eignen Weg, träumte seinen eignen Traum. Kann man doch auf mehreren Wegen zu Einer

Wahrheit gelangen; warum nicht auch eben ſo zu Einer Grille?

7.

Auch nichts über den oſtindiſchen Handel, deſſen Natur, Geſchichte und Wirkung überhaupt, worüber ſich Hr. St. S. 68 — 70 äußert: „Indien ſey von jeher das Land geweſen, um deſſen Produkte die Bewohner des übrigen Aſiens und der entfernten Welttheile buhlten; dieſe ſeine Produkte (edelſte Erzeugniſſe, Gewürze, Seide, Baumwolle) ſeyen, trotz aller Veränderungen, welche die Menſchheit betroffen, ſtets die Gegenſtände des Bedürfniſſes und des Handels aller übrigen Länder geblieben; kein großer Verkehr, der je auf dem Erdboden betrieben worden, könne ſich daher, in Rückſicht des Einfluſſes auf fyſiſche und moraliſche Menſchheit, mit dem indiſchen Handel vergleichen; er ſey nicht nur der älteſte, ſondern auch der ausgebreitetſte und merkwürdigſte Handelszweig, den die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat; die ganze Geſchichte beſtätige die Bemerkung, daß diejenigen Länder, welche die Stapelplätze oder auch die letzten Niederlagen deſſelben geworden, einen hohen Grad von Wohlhabenheit und Reichthum erſtiegen.“ . . . — Von allen den Sätzen, die in dieſen ſeinen hier durchſchoſſen ge-

druckten Ausdrücken liegen, kann Hr. St. wohl einen einzigen wahr machen?

Auch nichts über den Handel der Handvoll griechischer Kolonisten am Pontus (S. 3—45), der sich gleichfalls bis an die Gränze von China erstreckt haben soll. Hier statt 20 Fragen nur Eine, Gehört dieser pontisch-griechische Handel in die russische Handelsgeschichte? Etwa weil diese Küsten jetzt zum russischen Reiche gehören? Nun so muß künftig auch der fönizische Zinnhandel und Salomo's Expedizionen nach Ofir, in der alten römischen, und jetzt in der ottomanischen Handelsgeschichte abgehandelt werden.

Aber nothwendig noch 2 Worte über einen andern Handelsweg, „vom Ganges zur Dwina, von da ins Eismeer, um Norwegen herum, in das nordwestliche Europa; über die ununterbrochne Schiffahrt der Normänner oben herum seit dem 3ten Säk.," St. 114. 115. Diesen Handelszug kannten selbst Marschall und der Wisbyer Antiquar noch nicht: wo haben ihn die Herren her? — aus isländischen Sagen.

Isländische Sagen sind Büchlein, wie das Büchlein vom K. Dagobert, und der schönen Melusina, und von Fortunati Wünschhütlein, die unsre Mägde beim Spinnrocken lesen; aber kein Gelehrter

citirt, Längst hat ihnen Leibnitz das Urtheil gesprochen, und Gruber Origg. Livon. p. 439: Hervarar Sagae et Sturlonidum Scaldorumque cantus fabulaeque, non nisi ad fallendas regum principumque noctes, quas ibi longissimas esse constat, comparatae. Reges sane in medios fluctus semet immittentes, atque in fundo maris cum hostibus proelia miscentes, et huius generis mirabilia sexcenta alia, non facile concoquet hominis Germani stomachus.

Das Zeitalter dieser Sagenschreiber, verglichen mit dem Alter der Schreibkunst im Norden überhaupt, macht schon a priori klar, daß sie das nicht wissen konnten, was sie erzählen. Wem dieses Argument nicht genügt, der lese die Sagen selbst. Es sind nicht Geschichten mit Fabeln durchwebt; sondern muthwillige Fabeln, hie und da mit Namen wirklicher Personen und Orte aufgestutzt, aber ohne Witz, ohne Menschenverstand. Hr. Gräter, der in dem isländischen Alterthum lebt und webt, thät ein sehr verdienstliches Werk, wenn er ein paar dieser Sagen, etwa eine der erträglichsten (Hervar. S.) und eine der dümmsten (Ifvar Vidtfarne), unserm Publico preisgäbe; nur aber jede in extenso; bei einzelnen abgerissenen ausgehobnen Stellen merkt man den Unsinn nicht. „Der ununterbrochene Handel der Normänner um Norwegen herum ins Eismeer, sagt Hr. St. 114, war es,

ſo vielen Augen beobachtet, und verbunden war, von allem Rechenſchaft zu geben, und nichts ohne die Einſtimmung des Prinzen, oder, welches eine Zeitlang einerley war, ſeines Repräſentanten, zu unternehmen.

Wir könnten ohne Zweifel viel ſchönes von der Staats-Verwaltung Agathons ſagen, wenn wir uns in eine ausführliche Erzählung aller der nützlichen Ordnungen und Einrichtungen ausbreiten wollten, welche er in Abſicht der Staats-Oeconomie, der Einziehung und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, der Policey, der Landwirthſchaft, des Handlungs-Weſens, und (welches in ſeinen Augen eines der weſentlichſten Stücke war) der öffentlichen Sitten und der Bildung der Jugend, theils würklich zu machen anfieng, theils gemacht haben würde, wenn ihm die Zeit dazu gelaſſen worden wäre. Allein alles dieſes gehört nicht zu dem Plan des gegenwärtigen Werkes; und es wäre in der That nicht abzuſehen, wozu ein ſolcher Détail in unſern Tagen nutzen ſollte, worinn die Kunſt zu regieren einen Schwung genommen zu haben ſcheint, der die Maasregeln und das Beyſpiel unſers Helden eben ſo unnütz macht, als die Projecte des guten Abbts von *Saint Pierre*, patriotiſchen Gedächtniſſes. Die Art, wie ſich Agathon ehmals ſeines Anſehens und Vermögens zu Athen bedient hat, kann unſern Leſern einen hinlänglichen Begriff davon geben, wie er ſich einer beynahe unumſchränkten Macht und eines königlichen Vermögens bedient haben werde.

Nur

der die alten Parmier so sehr bereicherte, dem der kostbare Tempel und der Schmuck des Gottes Jomala seine Pracht verdankte.“ Ein kostbarer Tempel, ein geschmückter Götze, läßt sich hören; aber man schlage die Urkunde nach, und lese weiter: „Der Tempel war sehr künstlich von köstlichem Holz gebaut, und über und über besetzt mit Gold und Edelsteinen, die über das ganze umliegende Land Stralen warfen. Jomala selbst .. hielt auf den Knieen eine goldne Schale, so groß, daß sich 4 Mann daraus satt trinken konnten, wenn sie voll war, und sie war voll von Gold ...“

Alfred oder sein Reisender wäre freilich ein ganz anderer Zeuge, als ein namenloser Isländer. Hr. St. 114 bezieht sich auf ihn: „die Gegenstände des Umtausches auf der großen Messe in Permien bestanden einerseits in Wallroßzähnen und Häuten, Eiderdunen und Pelzwerk, andrerseits in Gold, Perlen, schönen Steffen und Zeugen, Spezereien u. dgl.“ — Ich schlage die genau citirte Stelle von Alfred nach, und finde, daß die armen Finnen den Normännern Tribut gegeben, der in Thierfellen, Vogelfedern, Wallrosbein und Schifstauen bestanden. Tribut also, nicht Handelsexporten aus Lappland: noch weniger Importen; kein Gold, keine Perlen, keine schöne Stoffe, keine Spezereien. Ein Citat also à la Fischer.

Schlözer.

III.

Wird der Jesuiten-Orden wieder aufleben?

(Einige Data aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

Zweite Abtheilung.

Eine neue ganz eigne Erscheinung fiel mir in der fürstlichen Residenzstadt *) Dillingen auf: mehr als 30 neue Jesuiten, die mit den alten Eins und — nicht Eins sind; ohne irgend eine öffentliche Autorisazion von Papst oder Kaiser, aber hier, in Teutschland, und zwar in einem fürstlichen Gebäude; ganz im alten Kleide und in der Regel des Jesuitenordens: aber ohne einen geschriebenen Buchstaben, der sie dazu berechtigte; also ganz das, was man sonst sich selbst anpreisende Charlatan's heißen würde: aber hier unter dem speziösen Titel „Brüder von dem Glauben Jesu," oder kürzer „Jesusbrüder," und wes

*) Ein schönes Städtchen, in einer herrlichen Ebne, am linken Ufer der Donau, und recht geeignet zum Sitze einer Universität! — Der schöne, reine Klang der Nachtigallen in dem Wäldchen an der Donau hinab gewährt mir noch ein süßes Andenken.

nigstens unter dem bürgerlichen Schutze eines teutschen Fürsten!! In der That, die Erscheinung wäre unglaublich, wenn sie — nicht existirte!

Es hat von dieser neuen Gesellschaft Jesu schon da und dort in den Zeitungen verlautet. Die beste und ausführlichste Nachricht davon steht in der Obert. Allgem. Lit. Zeit. Jahrg. 1800 St. 148. Sie wurde auch mir in der Handschrift mitgetheilt (wo? und von wem? — thut hier nichts zur Sache) und zugleich die Quelle genannt, woraus sie schöpfte: sie gründet sich auf einen (Original-) Brief, den ein alter Jesuit aus dem Kollegium bei St. Salvator in Augsburg, nach der mündlichen Angabe eines neuen von Dillingen, an einen seiner Freunde schrieb. Ich will hier diese Nachricht großentheils voraussetzen, und vornemlich Einiges von dem mittheilen, was mir sonst noch bekannt ward, und dessen Wahrheit ich verbürgen kann.

Anfangs (wenn ich nicht irre, am Ende des Jahrs 1799) kamen nur 6 nach Dillingen. Man sagte laut: „der kurtrierische Minister, der sich seit einiger Zeit in den Angelegenheiten seines Herrn in „Wien befand, habe sie von da heraufgeschickt. Eben „da fänden sie, diese neuen Jesuiten, zwar nicht am „Kaiser oder an der Regierung, aber doch an gewissen „Individuen besondere Gönner u. s. w.“

Ehe ſie in Dillingen ankamen, kehrten ſie in einem ſichern Orte, bei einem Landpfarrer ein. Hier nun erklärte der Oberſte von ihnen — er hatte noch keinen beſtimmten Namen: — „ſie hießen nicht ex ſocietate Jeſu, ſondern ex ſocietate fidei Jeſu.“ (Nämlich die päpſtliche Unfehlbarkeit würde leiden, wenn der Orden ganz ſo, wie er war, wieder hergeſtellt würde: man ſetzte alſo das Wörtchen fidei dazwiſchen, damit er's — nicht wäre und doch wäre!) „Noch ſeyen ſie zwar vom Papſt — Pius VI — nicht ſchriftlich aufgenommen und beſtätigt, aber doch vivae vocis oraculo!“

Sie kamen bald auf die „böſen Zeiten zu ſprechen, und ihr Rektor oder Superior ſagte:

„in Baiern, da ſehe es ſchlimm aus, da gebe „es Illuminaten, Aufklärer .... da ſey jetzt „eine entſetzliche Regierung! Der gemeine „Mann müſſe nicht leſen und ſchreiben können: er wiſſe ſo ſchon zu viel; es ſey genug, wenn er nur ſeinen Roſenkranz beten „könne.“

Und als er über die neuen Bücher loszog, ſetzte er bei:

„es werde keine Ruh' werden, bis man alle Bücher im Meer erſäufe!“ —

Er nahm nicht einmal die Bibel aus. — Ob sich wohl die Engländer dazu würden brauchen lassen?

Da ihm jemand ganz bescheiden, und nur im Tone des Zweifels, widersprach, gerieth er sogleich in eine wilde Hitze, warf einen forschenden, mit Verachtung und Widerwillen gemischten Blick auf ihn, und sprach kein Wort mehr mit demselben. (Ganz der Fanatiker!)

Diese Aeußerungen aus dem Munde der „Jesusbrüder" wurden in Dillingen bekannt, und man nannte sie nun laut „Eselsbrüder." Der Verf. dieses Aufsatzes hat sie selbst mehr als einmal so nennen gehört.

In Dillingen besuchten sie am fleißigsten die Kapuziner. Als sie da in die Bibliothek kamen, entschuldigte sich der Bibliothekar, ein Mann von etwas besserer Denkart: er könnte ihnen eben nichts Neues zeigen, ihre Bibliothek reiche nur bis auf den Natalis Alexander (die lateinische Kirchengeschichte eines Franzosen, dieses Namens). Darauf antwortete einer von den Jesuiten: „bene, bene! nam libri ex hoc saecnlo sunt nullius valoris." Und diese Leute sollen den Zeitgeist leiten! Dazu sind sie von ihren Stiftern, einigen lichtscheuen

aber reichen Adlichen bestimmt (wer kennt aber nicht viele wohldenkende Männer aus diesem Stande?).

Auf der Gasse gingen sie düsler und mit vorhängendem Kopfe, ganz in dem schwarzen, verhüllenden Gewande des ehemaligen Jesuiten einher; sie blicken nicht auf, nicht auf die Seite, wenn jemand vor ihnen den Huth zieht: sie ziehen den ihrigen in derselben Haltung des Aeußern. Sie machten sonst überall keine Besuche, und nahmen da, wo sie die Nothwendigkeit hin foderte, schlechterdings nichts an, als etwa ein Glas Wasser. Dem Adel (der Noblesse) in Dillingen wollten diese neuen Jesuiten nicht gefallen: „die alten Jesuiten hätten doch auch feine, geschmeidige Männer gehabt, die auch in eine Gesellschaft getaugt hätten; aber diese neuen wären so finstere Gesichter!“

Bald vermehrten sie sich, und schon im J. 1800 stieg ihre Zahl auf dreyßig: Italiener, Franzosen (emigrirte Geistliche) und einige Teutsche vom linken Rheinufer. Jetzt nahmen sie auch förmlich in den Orden auf: Studenten von Augsburg und Dillingen, und wo sie welche her bekamen. — Einige Novizen, auch Söhne emigrirter Adlichen, hatten sie schon mitgebracht. — Bald bekamen sie mehrere: aber von der schlechtesten Sorte; und mehrere liefen ihnen schon wieder davon. Denn ihr Noviziat ist strenge, um — abzurichten.

Einer und der Andre, die Teutsch kennen*), ließen sich auch schon von der Kanzel hören. Ein würdiges Gegenstück zu den Missionspredigten im Allgäu! — Dem neuen Stadtpfarrer (er war vorher im Allgäu, derselbe, in dessen Pfarrei die Herren von Augsburg so wenig Glück machten), waren sie durch ihre Dienstfertigkeit bereits so überlästig, daß er sich gezwungen fand, über „Eingriffe der neuen Ordensmänner in seinen Geschäftsgang," zu Augsburg Klage zu führen. Auch liefen sie schon auf die Dörfer hinaus, sammelten Kinder, und hielten mit ihnen, ohne Wissen und Willen der Ortspfarrer, öffentlich (auf den Gassen) „Christenlehre." Unlängst baten sie einen Pfarrer um die Erlaubniß „in seiner Kirche mit den Bauersleuten „Exerzizien" zu halten. —

Auch ein förmliches Studium ist in dem neuen Jesuitenhause (ehemals war es die Wohnung des Stadtpräsidenten) errichtet und schon völlig im Gange: so gut nemlich eine Maschine gehen kann. Im Herbste 1800 legten die fratres de fide Jesu ihre Filosofie öffentlich zur Schau: Theses ex Logica et Metaphysica, gedruckt! Und ihre Studenten,

[redacted]

*) Die meisten verstehen noch wenig oder gar kein Teutsch. Unsre Teutschen vom linken Rheinufer spielen eine sehr untergeordnete Rolle.

oder, wie dieſe jungen Jeſuiten hieſen „Philoſophi ſcholaſtici,“ beſtanden eine öffentliche Prüfung. Ich habe dieſe Theſes geſehen: es iſt ſpröder, für die Lebensverhältniſſe unbrauchbares Zeug — Grübeleien über ſyllogiſtiſche Figuren, über alle möglichen Kombinazionen der Begriffe, über die Conſequentias immediatas et mediatas etc. — aber dazu geſchickt (oder darauf berechnet?) den Verſtand abzuſtumpfen, das Gehirn zu verſtopfen, und — zum blinden Glauben vorzubereiten! Kurz, die Sätze waren aus demſelben Autor genommen, der beim Lyzeum in Augsburg eingeführt iſt: aus dem alten Lehrbuche des Jeſuiten Horvath.

Unter dieſen neuen Philoſophis ſcholaſticis war ein junger franzöſiſcher Graf von 18 bis 19 Jahren, den man herzlich bedauern mußte, daß er in keine beſſern Hände fiel: ſo empfehlend war ſeine Geſichtsbildung, obwohl blaß und hager, und ſo fertig floß ihm das Latein vom Munde! — Noch iſt bei dieſer Diſputazion merkwürdig: ſo lange diſputirt wurde, ſaß der akademiſche (der Univerſitäts-) Buchdrucker, der die Sätze gedruckt hatte, im akademiſchen Gefängniß. Dazu hatte ihn der Prokanzler der Univerſität, Dr. Schneller, verdammt. Denn ſo treulich dieſer Mann, ſonſt ein Weltgeiſtlicher und armſeliger Schriftſteller, dazu geholfen hatte, die Freunde der Aufklärung zu ſtürzen:

so hat er doch gegen die neuen Jesuiten kein gutes Geblüt, weil diese, wie man sagt, die Universität erhalten sollen.

Der neue Statthalter *) versicherte indeß — im J. 1800! — : „die Brüder seyen für das Trierische bestimmt.“ Eine neuere Nachricht sagt aus: sie werden das Kollegium und die Studien in Ellwangen erhalten. Bekanntermaßen trieb Gaßner in diesem Winkel von Schwaben ehemals sein Unwesen. Es ist übrigens eine fürstl. Propstei, die gegenwärtig auch dem Kurf. von Trier gehört.

Während die Franzosen im Lande waren, hatten die Brüder vom Glauben Jesu eine etwas harte Lage. Da sie bürgerlichen Schutz und ein so grosses Haus in der Stadt genossen, so konnte sie die fürstliche Regierung der Quartiere nicht wohl überheben; und der siegende Feind foderte selbst Einquartirung in diesem Hause. Allein die Brüder wandten sich an die bischöfliche Regierung zu Augsburg, und diese erwirkte jener von Dresden aus, wo sich

*) Der Baron v. Ungelter, den das Publikum aus Bronner's Lebensgeschichte kennt, hatte seine Schwachheiten; aber er hatte auch seine Verdienste um die Aufklärung, und — er fiel auch als ein Opfer derselben. Ueber seinen Sturz verfiel er (wie ich zuverlässig gehört habe) in eine traurige Geisteskrankheit.

der Hof damals aufhielt, einen scharfen Verweis. Nur ließen die Nothwendigkeit und der Feind sich von da aus nichts vorschreiben. — Die neuen Jesuiten zu Dillingen benahmen sich fast wie die alten zu Augsburg: wenn von diesen die Stadt, die gesammte Bürgerschaft, in Absicht der Einquartirungen oder Zahlungen etwas foderte, so gehörten sie zum geistlichen Korps; wenn aber das „geistliche Komitté *)“ etwas von ihnen verlangte, so gehörten sie zur Stadt, „weil sie von dieser (dem katholischen Theile) ihre Stiftung hätten.“ —

Es ist ein alter Jesuitengrundsatz: finis sanctificat media (der Zweck heiligt die Mittel). Auch das von haben die neuen Jesuiten schon eine Probe abgelegt. Es erschien bei dem Vikariat in Augsburg eine Schrift, worin vorgegeben wurde: „in der akademischen Kirche zu Dillingen werde der Gottesdienst „schlecht versehen, und nicht einmal um 9 Uhr eine „Messe gelesen. Da nun dieses von den Bürgern, wie „auch von einigen Standespersonen, gewunschen (gewünscht) würde, so wären die fratres de fide Jesu „bereit und erböthig, in der akademischen Kirche Gottesdienst zu halten.“ Es waren 6 Bürger und 3 Adeliche unterschrieben. Dem Direktor der Universität wurde diese Schrift zu seiner Verantwor-

*) Auf Moreau's Befehl ward auch ein solches errichtet.

Nur einen Umstand können wir nicht vorbeygehen, weil er einen merklichen Einfluß in die folgende Begebenheiten unsers Helden hatte. Dionys befand sich, als Agathon an seinen Hof kam, in einen Krieg mit den Carthaginensern verwickelt, welche durch verschiedene kleine Republicken des südlichen und westlichen Theils von Sicilien unterstützt, unter dem Schein sie gegen die Uebermacht von Syracus zu schützen, sich der innerlichen Zwietracht der Sicilianer, als einer guten Gelegenheit bedienen wollten, diese für ihre Handlungs-Absichten unendlich vortheilhaft gelegene Insel in ihre Gewalt zu bringen. Einige von diesen kleinen Republicken wurden von so genannten Tyrannen beherrscht; und diese hatten sich bereits in die Arme der Carthaginenser geworfen; die andern hatten sich bisher noch in einer Art von Freyheit erhalten, und schwankten, zwischen der Furcht von Dionysen überwältiget zu werden, und dem Mißtrauen in die Absichten ihrer anmaßlichen Beschützer, in einem Gleichgewicht, welches alle Augenblicke auf die Seite der Letztern überzuziehen drohte. Timocrates, dem Dionys die oberste Befehlhabers-Stelle in diesem Kriege anvertraute, hatte sich bereits durch einige Vortheile über die Feinde den oft wolfeilen Ruhm eines guten Generals erworben; aber mehr darauf bedacht, bey dieser Gelegenheit Lorbeern und Reichtümer zu sammeln, als das wahre Interesse seines Prinzen zu besorgen, hatte er das Feuer der innerlichen Unruhen Siciliens mehr ausgebreitet als gedämpft, und durch seine Aufführung sich bey denenjenigen, welche noch

tung mitgetheilt: er ging zu diesem Adlichen, zu jenem Bürger .... und es ergab sich, daß alle diese Unterschriften falsch waren. Auch entdeckte man, daß sich ein alter Jesuit, Namens Pater Hummel, ein Greis von beinahe 80 Jahren, aber noch rüstig in seiner Art, mit der Schrift befaßt hatte. Zu ihm kamen die Jesusbrüder täglich; er war der wärmste Freund des neuen Ordens; bei ihm erkundigten sie sich über alle die kleinen Regeln und Einrichtungen, die sie nachmachen wollten (er hatte noch die Wohnung im ehemaligen Jesuitenkollegium, dem jetzigen Wohnhause der Professoren des Gymnasiums und der Universität). Man entdeckte ferner, daß er zu den Unterschriften die Köchin eines verstorbenen Kanonikus, Namens Kachler, und selbst den alten Universitäts-Notarius misbraucht hatte, indem er ihn damit schreckte: „die Jesuiten bekämen „gewiß bald die Universität, und dann würde man „ihms eintrinken (ihn entgelten oder fühlen lassen), „wenn er zu dem guten Werke, das man da vorhabe, „seine Dienste verweigere.“ Es kam dann von Augsburg an den Stadtpfarrer Herrmann: den Pater Hummel zu vernehmen. Allein man stand den Noktis doch nicht ab, und — der ganze Handel wurde niedergeschlagen, zu einer Zeit, wo man auf das härteste mit den „Aufklärern“ verfuhr. Freilich hatte keiner von diesen je ein Falsum „in majorem Dei gloriam“ begangen!

So sehr aber die neuen Jesuiten mit den alten verwandt und befreundet sind, so walten doch zwischen beiden noch einige nicht unbedeutende Differenzien ob. Den Exjesuiten zu Augsburg gefällt schon das Wörtchen fidei nicht. Denn da sie nicht aufgehoben, sondern nur unschuldig noch unterdrückt (suppressi) seyn wollen; so wollen sie auch ganz — ganz so wie sie waren und hießen — wieder hergestellt seyn. „Und die päpstliche Unfehlbarkeit?“ Freilich hingen die Jesuiten besonders am päpstlichen Stuhl: aber geht denn das Interesse des Ordens nicht vor? Jesuitische Missionair's und Bußprediger hatten unter dem katholischen Volke die übertriebensten Begriffe von der Macht und Heiligkeit des Papstes verbreitet *); so wie aber Ganganelli den Orden aufhob, und — bald darauf starb, sprengten sie und ihre Anhänger unter dem Volke aus: „dieß sey der einzige Papst, den der Teufel geholt habe.“ — Und dann: existirt der Orden nicht jetzt noch in Weißreußen? Warum wendet sich der neue Ordensgeneral (Baccanari) nicht an jenen in Rußland? Sollen diese Veteranen den Neulingen nachgehen? u. s. f. Man erkennt also die Jesusbrüder noch nicht für wahre Jesuiten; um so

*) Z. B.: „Der Papst höre alle Tage dreimal eine Stimme vom heiligen Geist“ (und das Volk meinte, dieser spreche laut mit jenem).

weniger, da der jetzige Papst Pius VII erst kürzlich, wie man zu Augsburg weiß, an den Generalvikar der Jesuiten in Weißrußen schrieb: „er werde jenen (denjenigen) Tag für den glücklichsten seines Lebens ansehen, an dem er die Gesellschaft Jesu wieder einführen könne.“

Daß der neue Ordensstifter, der nämliche Herr Baccanari, gerade wie der heilige Ignaz, erst Offizier gewesen (dieser in spanischen, jener in päpstlichen Diensten), und dann vom heiligen Eifer ergriffen, „an das große Werk die Hand gelegt“ habe, das gefällt ihnen recht wohl. Eben so zufrieden sind sie, die alten Jesuiten, damit, daß er den heil. Ignazius zum ersten Ordenspatron — und den heil. Apostel Petrus zum zweiten! — erwählt habe. Aber das Alles befriedigt sie noch nicht über den weitern Gang der Sache. Sie finden dagegen selbst in der Geschichte des neuen Stifters einen Widerspruch: „Ueberdrüßig des Soldatenlebens geht Hr. Baccanari (von Trient gebürtig) nach Loretto, und betet da lange und eifrig vor der Statue der sel. Jungfrau Maria, um durch sie (die Statue?) über Gottes „Willen belehrt zu werden. Und siehe da! er bekommt „die Anweisung: die ehemalige Gesellschaft Jesu wieder herzustellen.“ Das Endurtheil der alten Jesuiten über die Patres vom Glauben Jesu geht nun dahin: „Der Himmel (!) scheine diese Geistlichen

Eintritt achttägige Exercitien zu machen verbunden seyn." Sie berufen sich ferner auf neue (mündliche) Zusicherungen Pius des Siebenten, und auf den Umstand, wie dieser alle Schritte seines Vorfahrers ehre, in alle dessen Fußtapfen eintrete u. s. f. Man sieht, es kann selbst für einen Papst noch eine schwere Aufgabe werden, den Stein des Anstoßes und — den Zwist zu heben.

Bevor ich von Dillingen abreis'te, ward mir noch das Vergnügen, die neuen Jesuiten paarweise hintereinander die Stadt zu einem Spaziergange hinabwandern zu sehen, ganz in der Gestalt, in der Haltung und mit den finstern Gesichtern, die ich oben beschrieb! Es war ein ganz eigner Anblick, so ein — feindliches Heer zu betrachten: 14 bis 15 Paare. Schweigend und in den langen Mänteln, in dem schwarzen weit hinauf stehenden Kragen, wie mit geschlossenem Visier, gingen sie durch die Stadt; nur selten sprach einer zu dem andern ein Wort, und ohne dabei seine Haltung (Kopfabwärts und geradehin!) zu verändern. Dabei überschatteten große, breite Hüte, nach Art der römischen Abbate, das blasse und düstre Gesicht. Nur hin und wieder blickte ein jüngeres oder ein volleres etwas schalkhaft hervor. — Aber im Freien, wo ich ihnen noch einmal begegnete, ging es schon lauter zu. Ihre Unterhaltung war eine scholastische oder theologische Dispüte; da flogen die

Atqui's, die Ergo's, die nego majorem, concedo minorem, nego consequentiam etc. Alles lateinisch! Wahrhaftig, es war, als ob nur die wilden, rauschenden Töne aus einem finstern Jahrhunderte des Mittelalters entgegen schallten.

Indessen, wie unbedeutend auch und — wie lächerlich dieß neue Jesuitenwesen manchem unserer Leser im nördlichen Teutschland vorkommen mag; so ist es doch für unsre Zeit gar nicht unbedeutend*), nämlich für das katholische Teutschland. Und welcher biedere Teutsche nähme nicht an dem Wohl des Ganzen Theil? — Diese Leute haben mächtige Freunde; man lauert nur auf eine schickliche Gelegenheit, (jetzt nach dem Frieden!) man wartet nur noch auf eine günsti-

*) Und es giebt bereits auch einige feinere Jesuiten unter diesen Neulingen. Vor kurzem passirte ein aufgeklärter und berühmter teutscher Mann, in einem erhabnen Amte, durch Dillingen. Sogleich wartete ihm der Pater Provinzial (ein italienischer Graf) mit noch Einem auf, und — kein Wort, was dem Freunde der Aufklärung missfallen konnte! Er sprach nur von Erziehung, von dem Flor der Wissenschaften überhaupt. Doch ich vernahm auch, wie sich bald jemand fand, der dem Reisenden über den Geist des neuen Ordens nähern Aufschluß gab, und wie dann der würdige Mann über das neue Unwesen staunte, und — über die Travestirung der Jesusbrüder, und warum man das Wörtchen hdei „einflickte," herzlich lachte.

gere Wendung der politiſchen Konjunkturen, und droht dann, mit Brief und Siegel, mit päpſtlichen Bullen .... hervorzutreten! Schon haben ſie Häuſer in Venedig, in Padua, Spoleto, in Dillingen, und, wie man verſichert, eine eigne, wiewohl mehr geheime, Niederlage in einer großen teutſchen Reſidenzſtadt. Auf meiner weitern Reiſe fand ich einen franzöſiſchen Emigranten zu Fuße; ich nahm ihn auf, da ich einen leeren Platz in meinem Wagen hatte; es war ein Geiſtlicher, Graf von...., ehemals in einer glänzenden Stelle. Dankbar eröffnete er mir ſein Herz, wie ſeine Zeugniſſe; und indem wir auch auf die neuen Jeſuiten zu ſprechen kamen, erzählte er mir mit der froheſten Miene: „der „junge Broglio (ein Sohn des bekannten Marſchalls v. Broglio, und eines der thätigſten Glieder des neuen Ordens) ſey wirklich mit 3 Brüdern „oder Jeſuiten in England, und arbeite da glücklich „für den Orden; 5 ſeyen gegenwärtig in Frankreich, und arbeiten im Stillen .... aber man hoffe alles Gute von Gonſalvi's Unterhandlung, von „dem neuen Traktate des Papſtes mit Bonaparte*);.... auch in Rom hätten nun die fratres

*) Vielleicht gar auch ein Haus für die Jeſusbrüder in Paris — unter dem erſten Konſul! Sollte dieß möglich ſeyn! Vor 30 Jahren war man ſchon nahe dran, das Cölibat in Frankreich auf-

„de ſide Jeſu ein eignes Haus, ja ein ganzes Klo„ſter; der Papſt Pius VII habe es einer teutſchen „Prinzeſſin (von einem großen Hauſe, das er nannte) „geſchenkt, und die gottſelige Prinzeſſin habe es dann „ſogleich den neuen Jeſuiten zum Präſent gemacht.“

Dieſer Anſchein iſt für alle Freunde des Guten niederſchlagend genug. Demungeachtet kann ich, wenn ich alles zuſammennehme, mich nicht überzeugen, daß der Jeſuitenorden, ſo wie er war und wirkte, je wieder emporkommen wird; ich glaube nicht einmal, daß irgend ein Staat, in unſerm gebildetern Europa, ſich im Ernſte mit dem politiſchen Kunſtſtücke befaſſen könnte, ohne das Aeußerſte zu riskiren! Und bedenken wir den Geiſt der Zeit, und die Fehlgriffe, welche dieſe Jeſuiten, in der neuen wie in der alten Uniform, bereits gemacht haben; bedenken wir, wie weit ſie an Kenntniſſen und an Talent zurück ſind,

zuheben (nur die Intriguen eines päpſtlichen Legaten hintertrieben es noch) und Bonaparte ſollte eine ſo ſchöne, eine ſo außerordentliche Gelegenheit verſäumen, dieſe Quelle des Fanatismus und des Sittenverderbens zu verſtopfen?? Sollte es denn wahr ſeyn, daß auch Er die Religion nur als Staatsſache — und dann wahrlich ſelbſt nicht zum dauerhaften Wohl des Staats — anſieht und behandelt, daß auch Er das Wohl der Menſchheit der Politik aufopfert?

wie viel Licht in allen gesitteten Staaten Europens schon verbreitet ist, und wie viele rechtschaffene und helldenkende Männer in den höhern Ständen vorhanden sind: wer könnte es dann wahrscheinlich, ja wer könnte es nur möglich finden, daß der Jesuitenorden je wieder aufleben werde?

IV.

Miszellen.

Der Atheismus verräth jederzeit einen hohen Grad von Selbstsucht. Mit stolzer Selbstgenügsamkeit ordnen wir alle übrige Wesen der sichtbaren Schöpfung unter uns, wozu wir auch gewissermaßen berechtiget sind. Wer aber die Gottheit leugnet, erklärt sich als das Maximum aller Wesen, und diesen Rang zu behaupten, ist der Mensch, trotz aller göttlichen Kraft, die in ihm wohnt, wahrlich zu schwach. Sicher ist ein Wesen höherer Art, ein Gott, über uns; sicher existiren zwischen ihm und dem Sterblichen noch andere Wesen, die wir Engel nennen. Denn vom Menschen unmittelbar bis zur Gottheit ist eine viel zu große Kluft.

Die erſten Produkte des Körpers (Erſtgebohrne) ſind gewöhnlich die beſten, die des Geiſtes, die ſchlechteſten. Dieſe vervollkommnen ſich, jene verſchlimmern ſich durch Frequenz. — Deutet dieſes etwa auf einen prärogativen Adel der Seele? —

A. Warum laſſen Sie ſich von der Mode tyranniſiren und tragen einen ſo großen Hut?

B. Nicht doch! der Hut ſcheint nur groß.

A. Das mag denn ſeyn, weil er ſo wenig zu decken hat. —

Franklin ſagt, daß in Europa kein Stückchen Zucker zerſchmelze, daß nicht Menſchenblut gekoſtet habe. — Laperouſe in ſeiner Reiſe um die Welt macht die Bemerkung, daß wir keine Taſſe Thee trinken, welche nicht dem handelnden Europäer in China eine kränkende Demüthigung gekoſtet habe. Vortreffliche Ingredienzen zu einer Theekonverſazion!

Es giebt meinem Gefühle nach wenig Dinge, die allen Geiſtesaufſchwung ſo lähmen, als das monotoniſche Gerumpel einer Wiege, beſonders mit Begleitung einer obligaten fiſtulirenden Stimme; es tödtet mir jeden Gedanken, der ſich nur in der Ferne wittern läßt. Einſt habe ich mich auf eine drollige Art von dieſem Gedankengift geheilt. Gerade über meinem Zimmer wohnte eine Familie, die trotz allen

keine Parthey genommen hatten, so verhaßt gemacht, daß sie im Begriff waren sich für Carthago zu erklären. Agathon glaubte, daß seine Beredsamkeit dem Dionys in diesen Umständen grössere Dienste thun könne, als die ganze, wiewol nicht verächtliche Land und Seemacht, welche Timocrates unter seinen Befehlen hatte. Er hielt es für besser Sicilien zu beruhigen, als zu erobern; besser es zu einer Art von freywilliger Uebergabe an Syracus zu bewegen, als es den Gefahren und verderblichen Folgen eines Kriegs ausgesetzt zu lassen, der, wenn er auch am glücklichsten für den Dionys ausfiele, ihm doch nichts mehr als den zweydeutigen Vortheil verschaffen würde, seine Unterthanen um eine Anzahl gezwungner und mißvergnügter Leute vermehrt zu haben, auf deren guten Willen er keinen Augenblick hätte zählen können. Dionys konnte den Gründen, womit Agathon sein Vorhaben, und die Hoffnung des gewünschten Ausgangs unterstützte, seinen Beyfall nicht versagen. Ueberhaupt galt es ihm gleich, durch was für Mittel er zu ruhigem Besitz der höchsten Gewalt in Sicilien gelangen könnte, wenn er nur dazu gelangte; und ob er gleich klein genug war, sich auf die zwar wenig entscheidende aber desto praleriſcher vergrösserte Siege seines Feldherrn eben so viel einzubilden, als ob er sie selbst erhalten hätte; so war er doch auch feigherzig genug, sich zu dem unrühmlichsten Frieden geneigt zu fühlen, so bald er mit einiger Aufmerksamkeit an die Unbeständigkeit des Kriegs-Glückes dachte. Die edlern Beweggründe unsers Helden fanden also leicht Eingang bey

ihm,

vernünftigen Vorstellungen, das Wiegen fürs beste und sicherste Kinderopiat hielt, und so wurde es zu meinem Leiden in reichlicher Dosis dispensirt. Eines Tages kam die Mutter zu mir, mich wegen ihres Kindes zu konsuliren, als just Young's Complaints vor mir lagen. Die Dame hatte eine besondere Vorliebe für die Engländer, und verstand die Sprache so ziemlich. Das soll ein vortrefflicher Schriftsteller seyn, sagte sie, nachdem sie einen flüchtigen Blick in das Buch gethan hatte. Freilich, erwiederte ich: Er hat sich meisterhaft auf die Kinderkrankheiten verstanden (ich zielte nehmlich auf die moralische Schwäche der Menschen, die Young so wahr darstellt). So? fiel die gute Frau ein, war er ein Kinderarzt? Allerdings, versetzte ich, und nahm mir vor, dieses Mißverständniß zu benutzen. Hören Sie nur, was er von dem Wiegen sagt. Ich las ihr den Vers aus der 5ten Nacht — And cradle rock us nearer to the tomb — pathetisch vor, und das Wiegen hörte auf.

Im Reiche der Hofnung bekleiden die Spieltische kein unbedeutendes Amt. Auch erscheinen sie gewöhnlich in der Lieblingsfarbe ihrer Monarchin — grün.

Welche Empfindung würde es gewähren, im Winter einzuschlafen, und beim Erwachen den Frühling oder Sommer um sich her blühen zu sehen? — Einen dunkeln Vorschmack hievon suchte ich mir zuweilen

dadurch zu verſchaffen, daß ich an einem ſchönen Sommertage anhaltend, und unverwandt, eine gut gemalte Winterlandſchaft anſah; es gelang mir einigemal, mich dermaßen in den gemalten Winter hinein zu fantaſiren, daß ich dunkel dachte: dieſes Wetter bringt uns ſicher Huſten, Schnupfen u. ſ. w. — Dann ermannte ich mich plötzlich, warf einen Blick in den ſchönen natürlichen Sommer, und verſchaffte mir auf die Art einen ganz eigenen Genuß. W. G. Browne, auf ſeiner Reiſe nach Afrika, war jener Empfindung um Vieles näher. Er reiſte den 10ten Jan. 1792 von der engliſchen Küſte ab, da noch alles unter Eis und Schnee war, und kam in 26 Tagen nach Aegypten, wo der üppigſte Sommer prangte.

Bedürften wir wohl des neuerfunden mühſeligen Fabrikats, des Strohpapiers, wenn allen Strohköpfen von Staatswegen das Schreiben unterſagt wäre? —

Seneca in ſeinen Briefen erzählt von einem Manne zu Rom, der durch allerhand erlaubte und unerlaubte Wege ſehr reich geworden war. Es war damals Ton in Rom, daß man bei ſolchen Leuten einen gewiſſen Grad von Erziehung und literariſcher Bildung vorausſetzte; dieſer Römer, mit Namen Calviſius Sabinus, wollte nun auch bei Gelegenheit zeigen, daß er beleſen ſey, kaufte ſich eine Anzahl

griechiſcher Sklaven, wovon der eine ſeinen Homer, ein anderer ſeinen Heſiodus, neun andere die neun lyriſchen Dichter auswendig gelernt haben mußten. Von dem Tage an da Calviſius dieſe lebendige Bibliothek beiſammen hatte, war es, ſagt Seneca, vor lauter Literatur gar nicht mehr an ſeiner Tafel auszuhalten. Indeſſen bewunderte man doch ſeine Sklaven. Das denke ich wohl, ſagte Calviſius, das Stück koſtet mich auch 2000 Thlr. ſchwer Geld! Kurz, der Mann hatte in ſeinem Kopfe, weil die Sklaven ſein wären, ſo ſey auch alles, was ſie wüßten, ſein. Die Sucht unſerer reichen Kaufleute, und der ſogenannten Parvenüs, ſich koſtbare Bibliotheken anzuſchaffen, mag ihren Grund ebenfalls in dieſem thörigten Wahn haben. Oder denken etwa die guten Leute, daß wenn viele Literatur durch ihre Hände ginge, ſo müſſe, wie es bei Wechſelbriefen der Fall iſt, auch etwas für ſie ſitzen bleiben? —

Das geiſtige Sehen ſcheint dieſelbe Bedingung wie das ſyſtiſche vorauszuſetzen. Das was dem Auge zu nahe gebracht iſt, ſehen wir nicht. Gegenſtände, die in unſerer Nähe liegen, entziehen ſich am häufigſten unſerer Beobachtung. Am Himmel wiſſen wir im Ganzen beſſer Beſcheid wie auf der Erde, die wir bewohnen. Der Arzt ſoll aus dem Grunde nicht ſein eigner Arzt ſeyn ꝛc. Das innere Auge hat wie das äußere ſein punctum viſionis (point de vue).

Gedanke und Wort iſt Geiſt und Materie, Seele und Leib. — Ein Gedanke der Gottheit. im ſchönſten Verein mit göttlichen Worten, und in lebendigen bedeutungsvollen Typen verſtändiget, die Schöpfung. —

Wir haben wahrlich Urſache zu wünſchen, entweder 50 Jahr früher oder 50 Jahr ſpäter gebohren worden zu ſeyn. Unſere Erziehung fiel in der Periode der Kriſis, wo das zu viel oder zu wenig einer pedantiſchen Pädagogik die Geiſtes- und Körper-Ausbildung ſtörte. Man hatte noch kein Zutrauen zu der Inokulazion der Blattern gefaßt, man kannte die wohlthätigen Kuhpocken nicht; kurz, alte durch Antiennität geheiligte, und neue vom Luxus und von der Mode autoriſirte Vorurtheile und Thorheiten, fingen bereits an, das Menſchengeſchlecht zu ſchwächen, das blind genug war, dieſe Kraftabnahme zufälligen Urſachen zuzuſchreiben. Wie vieles hat nicht die nächſte Generazion von den Vorzügen einer geläuterten Erziehung in phyſiſcher und ſittlicher Hinſicht zu erwarten? Die alte deutſche Kraft, die wir nur aus Urkunden kennen, wird bald in unſerer aufblühenden Jugend ſich wieder regen! „Lebendiger Naturunter„richt, ſagt der vortrefliche Herder, wird und muß „einſt unſer todter Schulunterricht werden, wohin „auch jetzt ſchon das Bedürfniß ſtrebt, und das allent„halben vermehrte Naturſtudium; ſo wie jede erlangte

„Kunde fremder Länder in tauſend Winken uns mit „Macht und Güte weiſet. Die Kunſt die uns Na„tur ward, kehrt zurück zur Natur, allenthalben ſie „nützend, ſie verſchönernd.“

An dem Urtheil, welches Lichtenberg über Jean Paul Richter ausſpricht, misfällt mir nur die witzige ins Perſifliren fallende Einkleidung; indeſſen das war nun einmal die Uniform, worin jener große Mann alle ſeine Gedanken ſo gerne kleidete; ſelbſt die ernſthafteſten Leute mußten es ſich ja gefallen laſſen, in ſolchem lachenden Gewande zu erſcheinen. Ich habe die mehrſten Schriften des genialiſchen Richter mit hohem Genuſſe und — ausdaurender Geduld geleſen; ich finde ſie aber ſo wenig zur anhaltenden Lektüre geeignet, als die reine deſtogiſtiſirte Luft (Lebensluft) zum Athmen. —

Hannover.

Dr. Detmold.

V.

Michael Denis.

(Aus der Vorrede zu ſeinem litterariſchen Nachlaß S. VIII. u. ſ. w.)

Die Grundſäze von Denis Charakter waren ſtrenge Religioſität, ohne Heuchelei, verbunden mit der äuſſerſten Anhänglichkeit für den Jeſuiterorden, ohne ſich zu Nebenabſichten mißbrauchen zu laſſen. Seine ſanfte beſcheidene Seele und Herzensgüte war eines Fenelon würdig. Seine warme Vaterlandsliebe machte ihn zum patriotiſchen Unterthan ſeiner Regierung. In jeder Periode ſeines Lebens war er der genaueſte Beobachter ſeiner Pflichten. Er war ein eifriger, für die Bildung und das Wohl jedes ſeiner Schüler väterlich beſorgter Lehrer, und ein in jedem Zufalle des Lebens erprobter Freund. Kurz, Denis beſaß wirkliche Tugenden, und nicht bloß liebenswürdige Eigenſchaften, wovon die lezteren den erſteren in der groſſen Welt nur zu oft als Erſaz dienen müſſen. Mochten ihm auch, nach dem allgemeinen Looſe der Menſchheit, aus einer nothwendigen Folge ſeiner Lage und Erziehung,

Quo ſemel eſt imbuta recens, ſervabit odorem
Teſta diu — — —

einige Schwachheiten anklieben: ſo waren ſie gewiß

ſehr gering, und darum um ſo verzeihlicher, ſelbſt in dem Falle, wenn er auch kein eben ſo berühmter Dichter als Literator geweſen wäre; und er würde ſeinen Freunden, und allen denen, die näher um ihn waren, deshalb nicht minder durch ſeinen Verluſt ein eben ſo theures als ſchmerzliches Andenken hinterlaſſen haben. Doch ich ſchreibe nun

— — calentem
Debita ſpargens lacryma favillam
Vatis amici,

zur Anzeige ſeines literariſchen Nachlaſſes.

Da es billig iſt, daß von einem ſo berühmten Manne (deſſen Verdienſte um Deutſchlands Sprache, Literatur und Dichtkunſt, wie um die Literargeſchichte und Bibliografie überhaupt, längſt entſchieden ſind) keine Zeile verlohren gehe, die nur einigen Aufſchluß zu ſeinem Charakter entweder als Schriftſteller oder als Menſch enthalten kann: ſo nehme ich, nebſt ſeinen bisher noch ungedruckten Aufſätzen, auch ſeine einzelnen im Druck erſchienenen, allein bisher noch ungeſammelten Flugblätter in dieſe Nachleſe auf; nur mit dem einzigen Ausſchluſſe einiger wenigen proſaiſchen Andachtsübungen und gereimten Kirchenlieder, die mehr auf den Cultus als die Cultur des gemeinen Mannes berechnet waren, und die folglich nicht für das große literariſche Publikum beſtimmt zu ſeyn ſchienen. Seine in lateiniſcher

Sprache verfaßten proſaiſchen und poetiſchen Aufſätze werden für den Kenner der römiſchen Literatur um ſo merkwürdiger ſeyn, je ſeltener jetzt in Deutſchland die Cultur ächter Latinität zu werden anfängt. Am anziehendſten ſind gewiß die leider! durch den Tod ihres Verfaſſers blos Fragment gebliebenen Commentarii de Vita ſua, nebſt den zu dieſer Selbſtbiographie gehörigen Aufſätzen. Es würde mich überaus freuen, durch die Bekanntmachung derſelben meinem würdigen Freunde Hrn. Hofr. Johann von Müller eine Arbeit zu erleichtern, von dem man nun bei der Herausgabe des von dem Verſtorbenen noch als Handſchrift hinterlaſſenen lezten Bandes der Codd. Mss. Theolog. Bibliothecae Palatinae Vindobonenſis mit der nämlichen Meiſterhand, als er uns bereits die Geſchichte der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft ſchilderte, ein ſowohl ſeiner ſelbſt als des verewigten Dichters gleich würdiges Ehrendenkmahl zu erwarten hat.

Meyer.

VI.

Künſte.

1.

Herrn Millin's archäologiſche Vorleſungen.

(Auszug aus einem Briefe.)

Paris, den 9ten Vendemiaire.

In den Sommermonaten dieſes Jahrs hielt Herr Millin in einem großen Saal deſſelben Gebäudes, welches ſchon ſeit mehrern Jahren beſtimmt iſt, in eine Antiken-Gallerie umgewandelt zu werden, es aber bis jezt aus Mangel der nöthigen Fonds nicht geworden iſt, ſeine Vorleſungen über die Heroen-Geſchichte. Er bedient ſich nemlich ſchon ſeit einigen Jahren der Mythologie, um gelegentlich die vorzüglichſten litterariſchen und artiſtiſchen Denkmale ſeinen Zuhörern bekannt zu machen. Er theilt dieſen Curſus in 2 Theile; der erſte enthält die Göttergeſchichte, der zweite die Heroengeſchichte. Jeden dieſer Theile handelte er in einer eigenen Reihe von Vorleſungen ab, welche jedesmal mit der ſchönen Jahreszeit anfingen, (ſobald nemlich der groſſe kalte Saal, welchen man nicht heizen kann, erlaubte ohne Feuer darinn zu bleiben,) und bis gegen Ende des Sommers

dauerten. In jeder Dekade hält er 4 Vorlesungen, deren jede wenigstens anderthalb Stunden, von 2 bis halb 4 Uhr, dauert, ohne die Conferenz zu rechnen, welche fast jedesmal nach jeder Lekzion statt hat, meistens bei Gelegenheit der vorgewiesenen alten Denkmäler, wozu das Antikenkabinet reichliche Gelegenheit anbietet, und deren jede gewöhnlich noch eine halbe Stunde dauert.

Im vorigen Jahr hatte er die Göttergeschichte abgehandelt. In dem diesjährigen Cours theilte er die Heroengeschichte mit. Den Lesern der A. L. Z. ist es vielleicht noch erinnerlich, daß Hr. Millin der erste war, welcher in Paris archäologische Vorlesungen hielt, und daß selbst Abbe' Barthelemy sie als etwas überflüßiges angesehen habe. Die ersten antiquarischen Vorlesungen wurden daher noch nicht so sehr geachtet; allein seit einigen Jahren scheint man daran Geschmack zu finden, und sie werden besonders von Künstlern sehr fleißig besucht. In dem diesjährigen Cours war in den ersten Zeiten im eigentlichen Sinne der ziemlich geräumige Saal zu klein, und in den ersten Lekzionen gingen mehrere Zuhörer aus der Ursache fort, weil sie keinen Raum mehr fanden. Herr Millin ließ unter den Zuhörern ein Register circuliren, damit jeder seinen Namen einschreiben möchte, wie dies in den Vorlesungen im Jardin des plantes Sitte ist; es schrieben sich nun bei weitem

ihm, oder richtiger zu reden, Agathon schrieb die gefällige Disposition, die er bey ihm fand, dem Eindruck seiner eignen Vorstellungen zu, ohne wahrzunehmen, daß sie ihren eigentlichen Grund in der niederträchtigen Gemüthsart des Prinzen hatte. Er begab sich also insgeheim (denn es war ihm daran gelegen, daß Timocrates von seinem Vorhaben keinen Wink bekäme) in diejenige Städte, welche im Begriff stuhnden, die Parthey von Carthago zu verstärken. Es gelang ihm, die widrigen Vorurtheile zu zernichten, womit er alle Gemüther gegen die gefürchtete Tyrannie Dionysens eingenommen fand; er überzeugte sie so vollkommen davon, daß das Beste eines jeden besondern Theils von dem Besten des ganzen Sicilien unzertrennlich sey; machte ihnen ein so schönes Gemählde von dem glücklichen Zustande dieser Insel, wenn alle Theile derselben durch die Bande des Vertrauens und der Freundschaft sich in Syracus als in dem gemeinschaftlichen Mittelpunct vereinigen würden, — daß er mehr erhielt, als er gehofft hatte, und so gar mehr als er verlangte. Er wollte nur Bundsgenossen; und es fehlte wenig, so würden sie in einem Anstoß von überfliessender Zuneigung zu ihm sich ohne Bedingung zu Unterthanen eines Prinzen ergeben haben, von dessen Minister sie so sehr bezaubert waren.

Die Veränderung, welche hiedurch in den öffentlichen Angelegenheiten gemacht wurde, brachte den Krieg so schnell zu Ende, daß Timocrates keine Gelegenheit bekam, durch ein entscheidendes Treffen (es möchte

nicht alle ein; doch beläuft sich die Anzahl der eingeschriebenen auf hundert und eilf. Unter den Zuhörern befanden sich unter andern mehrere sich hier aufhaltende teutsche Gelehrte, von denen wir bloß den als Filologen längst rühmlichst bekannten Hessen-Darmstädtischen Legazions-Sekretär Herrn Bast nennen wollen. Der bei weitem größere Theil des Auditoriums besteht jedesmal aus Künstlern, zu deren Belehrung auch dieser Cours hauptsächlich von der Regierung gestiftet worden ist. Auch mehrere Frauenzimmer fanden sich sehr fleißig ein, unter denen Ref. die Madame de Pollier, Mitarbeiterin an der Bibliothèque germanique (so lange sie erschien), und die ältere Mademoiselle Mars, Schauspielerin im Théatre français de la République, nennt. Diese letzte machte sich auch in den Vorlesungen schriftliche Anmerkungen, wozu sie als Schauspielerinn reichlichen Stoff finden mußte, da Herr Millin sehr häufig von den ältern und neuern Theaterstücken sprach, das dabei beobachtete Costum beurtheilte und nicht selten mit großem Recht tadelte.

Es ist oben gesagt worden, daß Herr Millin bei Gelegenheit der einzelnen Mythen seine Zuhörer mit den verschiedenen litterarischen und Kunst-Denkmalen bekannt zu machen sucht. Um von seiner Methode eine Idee zu geben, stehe hier eine Uebersicht dessen, was er über die Mythe von Prometheus und über die von Perseus sagte.

Dem Mythus von Prometheus ſchickte er allgemeine Bemerkungen über die helleniſchen Mythen voraus. Er theilte alsdann die verſchiedenen Meinungen der Schriftſteller über Prometheus Abſtammung und die mancherlei ihm gegebenen Beinamen mit, und ſprach von dem Nebenbegriffe, den man mit dem Namen Prometheus verband; hierauf trug er das was Heſiod von Prometheus Geſchichte erzählt, vor, wobei einige Bemerkungen über die nicht in allen Schriftſtellern befindliche Erzählung von deſſen Fleiſchvertheilung nach Voß mythologiſchen Briefen Platz fanden. Bei Gelegenheit des von Prometheus verübten Feuerdiebſtahls, wies er die alten Monumente, welche dieſe Handlung vorſtellen, und ſprach von einem in der Verſailler Gallerie befindlichen Gemählde von Migeard, welches den wegen des Feuerdiebſtahls über den Prometheus erzürnten Jupiter vorſtellt, wovon er auch den Kupferſtich wies. Er machte hiebei einige Bemerkungen über den Νάρθηξ oder die Ferula, deren Mark ihm zur Fortſchaffung des Feuers diente, wozu ſie noch heut zu Tage die Bewohner mehrerer Länder brauchen. Die verſchiedenen Erzählungen von Plato, Ovid, Fulgenz, Horaz über die Bildung des Menſchen durch Prometheus, gaben ihm Gelegenheit die mancherlei hieher gehörigen alten Monumente, die geſchnittenen Steine, Münzen, Basreliefs, Cameen u. ſ. w., und einige ſchlechte neuere Kompoſizionen (z. B. Seeger's Mythologie pl. XIV.

n. 3.) ſo wie ein Gedicht von Colardeau, betitelt Promethée ou les hommes, und ein Luſtſpiel und Ballet, betitelt les hommes, von St. Foix, den Zuhörern bekannt zu machen, und die Schönheiten derſelben, ſo wie die Fehler, anzumerken. Die Beſtrafung des Prometheus veranlaßte ihn weitläuftig von Aeſchylus Prometheus vinctus zu ſprechen, und gelegentlich ein Wort über die Theatermaſchinen beizufügen. Hierauf theilte er das mit, was in Luzian.s Geſprächen über dieſen Gegenſtand vorkömmt, ferner einige griechiſche Sinngedichte, welche auf alte Kunſtwerke, die den Prometheus vorſtellen, Bezug haben, und zeigte die Abbildungen der verſchiedenen alten und neuen Kunſtwerke, welche Prometheus oder Tityus (denn er überſah die Bemerkung nicht, daß es oft ſchwer iſt zu entſcheiden, welcher von dieſen Beiden gemeint iſt) vorſtellen. Hierauf folgte ganz natürlich die Befreiung des Prometheus, die dahin gehörigen Monumente (z. B. das Basrelief im xvten Bande des Muſ. Capitolinum) und Stellen der Alten, z. B. die von Luzian und eine andere von Achilles Tazius. Die noch übrigen Gegenſtände, welche Herr Millin bei Gelegenheit des Prometheus abhandelte, waren das Sprichwort: Du biſt ein Prometheus in deinen Reden, nach Luzian; — die Verwechslung des Nils und Prometheus, bei Gelegenheit des von Winkelmann beſchriebenen Carniols (Monumenti inediti n. 31.) — die bei den Al-

len berühmte fabelhafte Pflanze Prometheus, welche nach Properz ein Mittel gegen die Liebe seyn soll; — der dem Prometheus wegen der Mittheilung des Feuers zu Theil gewordene Cultus, die Lampadoforien, und hiebei die von Caylus (Recueil 1. p. 117.) bekannt gemachte hierauf sich beziehende Inschrift, woron die eigenhändige Abschrift Fourmont's in der Mſs. Sammlung der Nat. Biblioth. befindlich ist, und hier vorgezeigt wurde; — endlich das Weib und die Kinder von Prometheus, und die Erwähnung einiger von den verschiedenen Schriftstellern gegebenen historischen Erklärungen des Mythus von Prometheus, unter andern die des berühmten englischen Arztes Erasmus Darwin (Zoonomia, London 1794 p. 51.), welcher den Feuerdiebstahl daraus erklärt, daß Prometheus Branntwein getrunken habe!

Den Mythus von Perseus ließ Herr Millin auf den der Danaiden folgen. Bei der Geschichte seiner Aussezung theilte er das in Brunck's und Jakobs Anthologie befindliche Fragment von Simonides mit, woron Schneider am Ende seines Versuchs über Pindar's Leben eine deutsche Uebersezung gab, und machte einige Bemerkungen über die Ausdrücke, womit die Autoren den Kahn bezeichnen, in welchem Danae und Perseus den Meereswogen überlassen wurden. Nachdem er von Perseus und Danaens Rettung durch Polydektes gesprochen, fügte er

einige Worte über die Insel Seriſus bei, wo ihr Kahn angelandet war, ließ einige von den im Münzkabinet befindlichen Münzen dieſer Inſel in verſchloſſenen Glaskäſtchen unter den Zuhörern herumgeben, und theilte einen kurzen Auszug aus einigen franz. Theaterſtücken mit, in welchen dieſes Sujet bearbeitet iſt. Perſeus bereitet ſich nun, die Gorgonen zu bekämpfen: die Gräen, die Talarien, der Helm, die Kibiſis, die Harpa, der Schild des Perſeus, gaben Stoff zu einer Menge beſonders für Künſtler nüzlicher Bemerkungen, und Gelegenheit die dahin gehörigen Monumente vorzuweiſen. Auf Veranlaſſung deſſen, was von dem Kampf des Perſeus mit den Gorgonen geſagt wurde, fand alles das Platz, was über die verſchiedenen Vorſtellungen des Meduſenkopfes zu ſagen iſt, und bei Erwähnung des Abſchneidens des Kopfs der Gorgone wurden die dieſes Sujet vorſtellenden Münzen (auf die erſt beſchriebene Art) herumgegeben. Zugleich wurden die Kupferſtiche von den verſchiedenen alten Monumenten, ſo wie von einigen neuern Gemälden (z. B. von Annibal Carrache im Farneſiſchen Pallaſt) gewieſen, welche auf dieſen Gegenſtand Bezug haben. Andromeda's Befreiung durch Perſeus veranlaßte ihn die hiehergehörigen Stellen aus Luzian und Ovid den Zuhörern mitzutheilen, ihnen die hieher gehörigen alten Monumente zu weiſen, dieſe mit den neuern Kunſtwerken, welche denſelben Gegenſtand vorſtellen, zu vergleichen, und

daher über das mehr oder weniger ſchickliche in den Vorſtellungen für Künſtler nützliche Bemerkungen mitzutheilen. Unter den alten bei dieſer Gelegenheit den Zuhörern vorgewieſenen Monumenten war auch ein im Antikenkabinet befindliches Fragment einer Vaſe, welche von der Art der berühmten von Gr. v. Veltheim erklärten Barberiniſchen geweſen zu ſeyn ſcheint. Der Grund iſt ein dunkelblaues Glas, auf welchem ſich eine ſehr niedliche Figur des Perſeus in einer Art von weißem Biscuit befindet. Perſeus hält den Medusenkopf in der linken Hand hinter dem Rücken, und mit der Rechten umfaßt er einen weiblichen ausgeſtreckten Arm, den der Andromeda, deren übriger Körper nicht mehr auf dem Fragment befindlich iſt. Cefeus, Caſſiope, das Seeungeheuer Cetus und die Conſtellazionen, welche ihren Namen tragen, machten gelegentlich kleine Abſchnitte deſſen aus, was Herr Millin über dieſen Mythus ſagte. Da er immer ſo viel als möglich alles anzubringen ſucht, was auf den von ihm abgehandelten Gegenſtand, auch in andern Wiſſenſchaften, einigen Bezug haben kann, ſo merkte er an, daß Linné einer ſehr hübſchen nordiſchen Pflanze den Namen Andromeda gegeben, und hier theilte er die Stelle aus deſſen flora Laponica (n. 163. pl. 1. fg. 2.) mit, wo er die Urſachen dieſer Benennung auf eine ſehr geiſtreiche Art angibt. Nachdem er die von einigen Schriftſtellern gegebenen Erklärungen des Mythus von Cefeus

Caſſiope, Andromeda angezeigt, ſprach er von dem Kampf, welchen Perſeus gegen Fineus um der Andromeda willen zu beſtehen hatte, führte einige Stellen aus einem Trauerſpiel, betitelt la Perſéene von Jean de Boiſſin de Gallardon, an, welches im J. 1617 aufgeführt worden, und eine Menge Unſinn in dem ſchwülſtigſten Stile enthält. Hierauf gab er einen Auszug aus Quinault's Oper, in deren 5 Akten ohngefähr alle Begebenheiten des Perſeus zuſammengedrängt ſind, ſo wie von Corneille's Andromeda, und zeigte noch den Kupferſtich eines ſchönen Gemähldes von Hannibal Carrache in der Farneſiſchen Gallerie, wo der Archäolog nur ein modernes Kanapee zwiſchen Perſeus und Fineus wegwünſchen möchte. Die lezten Begebenheiten des Helden, Polydectes und Akriſius Tod, das was Pauſanias von Perſeus Grabmal erzählt, ein Wort über ſeine Kinder, die Vorſtellung des Geſtirns Perſeus auf dem Kufiſch-Arabiſchen Globus des Kardinal Borgia, und endlich (pour égayer la matière, und um der Vollſtändigkeit willen) die ſonderbare Erklärung von Dupuis, welcher in Perſeus den Cherub ſieht, der den Eingang des Paradieſes bewachte, und ein Wort über die dieſem Helden beſonders in Argolis, zu Tarſus und Lariſſa erwieſene Verehrung, beſchloſſen dieſe Abhandlung. Bei dieſer Gelegenheit wurden auch noch die Münzen der Mazedoniſchen Könige, auf denen Perſeus abgebildet iſt, unter den Zuhörern herumgegeben, welche das

Recht haben, ihre Zweifel und Bemerkungen hierüber mitzutheilen. — Das Wenige was hier über diesen Cours gesagt worden, soll bloß dazu dienen, um im Allgemeinen einen Begriff von der dabei befolgten Methode zu geben. Vielleicht findet es auch anderwärts Beifall und Nachahmung.

Nachschrift.

Wer wollte sich nicht einer solcher Anwendung der Pariser Kunstschätze freuen! Um so mehr, da auch hierdurch aufs neue die anmaßende Behauptung widerlegt wird: es sei den Parisern beim Besitz jener Schätze mehr um eitle Ostentazion als um fruchtbaren Gebrauch zu thun. Wo sind denn selbst in dem noch ungeplünderten Rom jemals dergleichen öffentliche Vorlesungen zu Nutz und Frommen der dorthin wallfahrtenden Kunstfreunde gehalten worden! Gewiß, der um Humanität in der schönsten und weitesten Bedeutung des Wortes vielfach verdiente Millin erwirbt sich durch seinen so eingeleiteten und ausgeführten Cours der Archäologie nicht bloß unmittelbar bei seinen zahlreichen Zuhörern, sondern auch überhaupt ein großes Verdienst, indem er dadurch ein Beispiel aufstellt, wie vor einem gemischten Auditorium dergleichen Vorlesungen einzurichten seyn dürften. Christ, Ernesti, Hayne, Martini, Beck,

Siebenkäß haben in Leipzig, Göttingen und Altdorf auch von Zeit zu Zeit Vorlesungen über die Kunstwerke des Alterthums gehalten, und dabei theils auf die Kunstfabel, theils auf die Stoffe und ihre Bearbeitung gesehn. Wie viel schöne Früchte haben nicht besonders des ehrwürdigen Hayne archäologische Vorlesungen in den Sälen der Göttinger Bibliothek in und außer der vielernährenden Georgia Augusta getragen! Auch der unvergeßliche Casanova hielt einst in Dresden für die dortige Kunstakademie artistische Vorlesungen, wobei in den Kapiteln von der Allegorie und Zeichnung die archäologischen Kenntnisse oft postulirt wurden. Allein grade die Verbindung des alten Mythenzyklus mit den Kunstwerken, wie sie hier Millin einschlägt, dürfte doch für Künstler und Dilettanten bei weitem die fruchtbarste und wohlthätigste seyn, und selbst auf unsern Universitäten darum noch immer am rechten Orte stehn, weil auf jedem andern Weg zu viel Hülfskenntnisse vorausgesetzt werden, die doch die wenigsten Zuhörer mitzubringen pflegen. Vor allen aber sollte doch keine Kunstakademie in unserm deutschen Vaterlande gerade dieser Vorlesungen entbehren! Wie vortreflich könnten sie z. B. in den Sälen der Antikengallerie in Dresden gehalten werden, wo eine der vollständigsten Antikensammlungen in Europa, mit Münzkabinet und Bibliothek im schönsten Bunde, das japanische Palais zu einem wahren Palais des arts erheben. Wien, Berlin, Mann

heim, Cassel haben neben ihren Akademien auch mehr oder weniger reiche Kunstsammlungen. Aber wo sind die archäologischen Vorlesungen, die nach obigem Zuschnitt oder auch nach andern Planen, wie Zeit und Ort sie fodern, in diesen kunstreichen Orten gehalten werden? Mit Vergnügen wird der teutsche Merkur durch Nachrichten, die ihm hierüber zukommen und ihm beweisen, daß das längst da war, was hier nur gewünscht wird, sich in seiner Unwissenheit eines bessern belehren lassen.

B.

---

o.

Verhandlungen wegen des Nazionaldenkmals auf den Erzherzog Karl.

Regensburg, den 26. Oktbr. 1801.

Endlich scheint es doch, als ob es mit dem projektirten Monumente auf den Erzherzog Karl Ernst werden wollte. Zwar ist an die wirkliche Ausführung noch nicht zu denken, so sehr sie auch der kaiserliche Hof selbst betreiben soll. Allein es ist natürlich, daß das größere Interesse das kleinere verschlingt, und daß es dem Reichstag wenigstens schwer fallen müsse, bevor er die Last der Folgen des ganzen Krieges überstanden hat, für die Verewigung einzelner Helden und Begebenheiten zu sorgen. Auf alle Fälle

allenfalls gewonnen oder verloren seyn) Ehre einzulegen. Man kann sich vorstellen, ob Agathon sich dadurch die Freundschaft dieses Mannes, den sein grosses Vermögen und die Verschwägerung mit dem Prinzen zu einer wichtigen Person machte, erworben; und mit welchen Augen Timocrates den allgemeinen Beyfall, die frolockenden Segnungen der Nation, welche unsern Helden nach Syracus zurückbegleiteten, die Merkmale der Hochachtung, womit er von dem Prinzen empfangen wurde, und das ausserordentliche Ansehen, worinn er sich durch diese friedsame Eroberung befestigte, angeschielt haben werde. Genöthigt, seinen Unwillen und Haß gegen einen so siegreichen Nebenbuhler in sich selbst zu verschliessen, lauerte er nur desto ungeduldiger auf Gelegenheiten, ingeheim an seinem Untergang zu arbeiten; und wie hätte es ihm an einem Hofe, und an dem Hofe eines solchen Fürsten, an Gelegenheiten fehlen können?

Zweytes Capitel.

Beyspiele, daß nicht alles, was gleißt, Gold ist.

Wenn Agathon während einer Staats-Verwaltung, welche nicht ganz zwey Jahre daurte, das vollkommenste Vertrauen seines Prinzen und die allgemeine Liebe der Nation, welche er regierte, gewann, und sich dadurch auf diese hohe Stuffe des Ansehens und

der

wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn der Monarch, von dem der Vorschlag herrührt, auch für Ausführung und Kosten-Vorschuß gesorgt hätte, da er sich einmal doch der Ehre und Würde der teutschen Nazion in den beiden einzigen Fällen so kräftig annimmt, wo er als Reichsstand öffentlich gesprochen; — das erstemal geschah es bekanntlich, als er bei dem Wjederausbruch des Krieges im J. 1799 sich so unerwartet heftig für die Koalizion erklärte, und seine ganze reichsständische Macht aufzubieten versprach. Da aber jenes nicht erfolgt ist, so blieb nichts andres übrig, als bis jetzt die Erklärungen der einzelnen Reichsstände abzuwarten. Nun sind die meisten erfolgt, und haben alle einmüthig die Frage, ob das Denkmal überhaupt statt finden solle? bejahend entschieden. Unter den zurückgebliebenen befinden sich indessen sehr bedeutende, wie Kurbrandenburg. Vermuthlich werden ihre Erklärungen auch gar nicht erfolgen. Denn die Verdienste des verehrten Prinzen haben ihr Denkmal in unsern Herzen, und unter den öffentlichen giebt es andre Gattungen, welche unsre Huldigung zweckmäßiger und inniger ausgedrückt haben würden, als ein Bild, dem unwillkürlich die Idee der Verewigung eines Krieges zum Grunde liegt, dessen Andenken wir auf immer vertilgen sollten.

Doch zur Sache. In einer am 12. Oktober dies. in dem kurmainzischen Gesandtschaftsquartiere gehaltenen gesandtschaftlichen Konferenz wurde zuerst das

Resultat der eingegangenen Erklärungen vorgelegt. Demnach hatten 7 Kurfürsten, 82 Stimmen des Reichsfürstenraths, und 41 Reichsstädte sich zwar beifällig erklärt, keiner aber es über die Art und die Summe seines Beitrags gethan. Man kam daher überein, über drei Hauptfragen, wegen des Künstlers, des Orts, und der Form der Bildsäule genaue Instruktion einzuholen. Die lezte muß natürlich von der Größe der bestimmten Summe abhängen, welche sich noch gar nicht berechnen läßt, da die Beiträge freiwillig und aus den Schatullgeldern entrichtet werden sollen; ein Stoff zu unendlichen Modifikazionen von der für 9000 Fl. versprochenen Büste von karrarischem Marmor an, bis zu der auf 400000 Fl. geschäzten kolossalen Ritterstatue von Bronze. Der Ort wird wohl in Regensburg bleiben, wenn es Nazionaldenkmal seyn soll, und die Stadt hat bereits ihren schönsten Plaz dazu einzurichten versprochen. Unter den vorgeschlagenen Künstlern *) wird man vorzüglich auf Professor Zauner in Wien, und Herold in Nürnberg, und sodann auf Scheffauer und Dan-

*) Es haben sich zehn gemeldet, und ihre Plane, zum Theil auch Zeichnungen, eingeschickt: Zauner, Ulrich in Dresden, Hertel, Glockengießer in Nürnberg, Camine, Direktor der Akademie in Mannheim, Kurz, Feuerspriznenmacher in Kanstadt, Dannecker, Herold, Sergel, Professor in Stockholm, Breitenauer in Eichstädt, und Scheffauer.

necker in Stuttgard Rücksicht nehmen. Zauner, Verfertiger der Statue Josefs II. in Wien, kann die Arbeit, die er auf 400.000 Fl. in Bronze berechnet, unter fünf Jahren nicht anfangen, und sie dann erst in zehn Jahren vollenden. In seinem Ueberschlage geht er sehr tief ins détail dieser äußerst mühseligen und kostspieligen Arbeit ein, zu der er volle Muße und die Benutzung aller Hülfsmittel seines Wohnorts, Wien, verlangt, und erbietet sich daher, das Ganze lieber für 150000 Fl. aus bronzirtem Blei zu machen. Ganz anders kontrastirt mit seiner Sprache der Erfahrung der jugendliche Unternehmungsgeist seines Nebenbuhlers, Herold, aus dem berühmten Künstlergeschlecht, welchem ehemals Nürnberg, und jetzt, durch den leztverstorbenen Kaiser, Petersburg den merkwürdigen metallenen Brunnen mit kolossalen Figuren zu danken hat. Von ihm ist eine kühngedachte Zeichnung eingesendet. Der Erzherzog, den Kommandostab in der Hand, ruhig und fest auf einem wild sich bäumenden Pferde, mit einem einfachen Piedestal *). Wenn die Aufstellung gelingt, für die sich der Künstler im Vertraun auf seine mechanischen Berechnungen verbürgt, die aber äußerst

*) Man hat von dieser Zeichnung nun auch einen Holzschnitt, der freilich manchem der Manege kundigen Beschauer schon ein Kopfschütteln abgelockt hat. Kühnheit kann man ihm nicht absprechen.

gewagt iſt, da die ganze Laſt ſich in den beiden Hinterbeinen und dem aufruhenden Schweife konzentriren muß, ſo wird es das ſchönſte Werk dieſer Art, was Teutſchland aufzuweiſen hat. Und es ſoll um 200000 Fl. geleiſtet werden. Sonſt giebt es noch zwei Zeichnungen, eine zu Fuß und die andre mit grotesken Attributen, einer blaſenden Fama u. dgl. Raritäten umgeben. Von dem allen kann aber keine Rede ſeyn, ſo lange die Hauptſache, das nöthige Geld nicht beiſammen iſt, d. h: wenigſtens erſt im künftigen Jahre. Unterdeſſen iſt die Reichsverſammlung im Begriff, die gegenwärtige Lage des Ganzen mittelſt einer Anzeige zur Kenntniß des Reichsoberhaupts gelangen zu laſſen, von deſſen Entſcheidung der wirkliche Moment der Ausführung beginnen wird. Leider wird in jedem Falle der Genius der Kunſt und des guten Geſchmacks über eine neue Entweihung durch das moderne Koſtüm zu trauren haben; denn zur Zeit iſt die Stimmung der in unſerm Vaterland gewöhnlich ſo beliebten Kenner, welche von dem koloſſalen Bilde ſtatt der Annäherung zum Ideal die Aehnlichkeit eines Miniaturbildchens verlangen, die herrſchende. Ob wir wohl in der Griechheit ſchon weit gekommen ſeyn mögen? *)

*) Wir bitten den uns höchſtachtungswürdigen Herrn Einſender um fortgeſetzte Nachrichten wegen dieſes Denkmals, wobei die Verhandlungen zugleich als Eudiometer der teutſchen Kunſt-Aufklärung gelten, und in mehr als Einer Rückſicht dem patriotiſchen Beobachter belehrend ſeyn müſſen. B.

3.

Bildhauer Prof. Scheffauer in Stuttgard.

Dieſer geſchickte, fleißige und talentvolle Künſtler, ein Zögling der Akademie, von wo aus er ſich nach Paris und Rom begab, und ſeine Ausbildung vollendete, hat gegenwärtig eine Sammlung von ihm erfundener, und in kararischem Marmor ganz im antiken Stile ausgeführter Stücke beiſammen, wie ſie der Reiſende nicht leicht bei einem Bildhauer antreffen wird. Ich will ſie hier kurz anzugeben ſuchen.

1) Eine ſchlafende Venus. Ihr Knabe Amor deckt ſie ganz auf, und weidet ſein entzücktes Auge an ihren Reizen. Den linken Arm hat ſie um das ſchlummernde Haupt gewunden; die Rechte ruht auf der Lende. — Die vier Schuh lange Figur, en ronde bosse gearbeitet, iſt ein Zuſammenſchmelz der lieblichſten weiblichen Formen, nach ausgeſuchten Modellen, und den wohlthuendſten Verhältniſſen zuſammengeſetzt. Das Auge ſchwimmt mit Wolluſt von Welle zu Welle, und ruht kaum Augenblicke auf einer Partie aus, ſo wird es durch die reizende Nachbarſchaft zur andern fortgeriſſen. Man mag die Figur beſchauen von welcher Seite man will, ſo bietet ſie faſt immer ein Ganzes dar, und berauſcht Herz und Sinn durch die Wahrheit und Harmonie ihrer Formen. (300 Louisd'or.)

2) Theſeus und Ariadne. Eine ſtehende nakte Figur, en relief, mit dem Helm auf dem Haupte; das Schwerdt rückwärts haltend in der Rechten, die Linke geſtüzt auf die Scheide. Der Held iſt im Begriff, ins Labyrinth zu gehen gegen den Minotaurus: vor ihm die ſanfte Ariadne, im leichthinfließenden Gewande, reicht ihm den Zwirnsknäuel und ſpricht. — Dem nervigten Körper des Theſeus könnte man da und dort etwas mehr Fülle wünſchen; ſonſt ſind beide Figuren treflich geſtellt und gehalten, und bieten ein Ideal von ſchöner Männlichkeit und Weiblichkeit dar. (3 Schuh 9 Zoll hoch, 2 Schuh 3 und einen halben Zoll breit. 100 Louisd'or.)

3) Oreſtes und Clytemneſtra. Der Künſtler haſchte hier den Moment aus dem Sofokles, wo die Mutter ihrem Sohne den Tod ihres Buhlers Aegiſths vorwirft. — Oreſtes ſtößt ihr mit der Rechten den Dolch in die Bruſt, und deutet mit der Linken auf das Grabmal Aegiſths: „Fahr hin zu ihm!“ Clytemneſtra fällt ſterbend in den Arm einer Dienerin — in reizender Attitüde, und bildet mit ihr eine rührende Gruppe. Hinter dem Rächer Oreſt ſteht Pylades, ſein unzertrennlicher Freund; die Rechte auf die Bruſt geballt, mit der Linken den Speer haltend. — Am meiſten Ausdruck iſt hier im Geſicht und im nervigen Arme Oreſts, und in der ſinkenden weiblichen Figur. (2 Schuh 4 Zoll hoch, 1 Schuh 10 Zoll breit. 70 Louisd'or.)

4) Saffo. Eine ſitzende Figur, die Hände gefaltet über die zerriſſene Lyra, in Schmerz verſunken über die Untreue Faons ihres Geliebten. Flach im Grunde ſteht ein verſchleierter weinender Amor, mit zerbrochenem Bogen auf einem Piedeſtal. — Das Stück iſt wie alle folgenden von Nr. 2 an, en relief gearbeitet; die weibliche Geſtalt von tadelloſer Schönheit; der Ausdruck, beſonders im weichen leidenden Geſichte, höchſt rührend. — Im Faltenwurf der Gewänder iſt dieſer Künſtler beſonders glücklich: ſie umfließen ſeine Figuren wie leichter Duft, und verrathen überall die ſchönen Formen eher, als daß ſie ſolche verhüllten. (2 Schuh 10 Zoll hoch, 2 Schuh breit. 60 Louisd'or.)

5) Ariadne auf Naxos. Ein ſchönes Seitenſtück des vorigen, von gleicher Größe. Sie jammert verlaſſen auf dem Felſen, und ſieht dem ferne angedeuteten Schiffe nach, das ihren Theſeus davon trägt. — Die Hände über das Knie gefaltet, den linken Fuß rückwärts geſtemmt; Kopf und Hals und das fliegende Haupthaar vorwärts, um den günſtigen Wind des Schiffes anzudeuten. Beide Arme ſind entblößt wie bei Saffo, über den übrigen Körper iſt ein leichtes Unterkleid geworfen. — Ausdruck des Jammers und der verzweifelnden Liebe im Geſichte und in jeder Bewegung! Man zürnt dem fliehenden Verräther, der dieſen Engel hülflos zurücklaſſen konnte.

6) Pſyche — in Ohnmacht geſunken vor der unſeligen Büchſe, die ſie geöffnet. Mit der Linken ſtüzt ſie ſich auf den Stein, worauf die Büchſe ſteht, die alle Reize enthielt; die Rechte ſchwankt kraftlos an der Hüfte. Pſyche liegt in ſich geſunken auf beiden Knien; das Obergewand um ihren linken Arm geworfen, hängt vom Stein herab; durch die noch übrige Hülle bricht der jugendliche Buſen mit den andern zarten Formen hervor: es iſt der leiſe Uebergang vom Mädchen in die Jungfrau. (1 Schuh 6 Zoll hoch, und 1 Schuh 1 Zoll breit. 25 Louisd'or.)

7) Ein ſitzender Amor — ganz nakt. Seitenſtück des vorigen, von gleicher Größe. In einer Hand hält er den Bogen, die andere iſt ausgeſtreckt gegen Pſychen, die er erwecken will. Der linke Fuß iſt rückwärts geſtemmt, und der Göttersohn im Begriff vorwärts zu fliegen, um ſeiner Geliebten beizuſpringen. — Ein erwachſener Knabe, ſchmachtend von Verlangen, und eben übergehend in den Jüngling.

8) Eine ſitzende Minerva, in voller Kleidung, mit dem Schlachtheim auf dem Haupte, und dem Meduſenſchilde auf der Bruſt. Sie hält in der Linken eine Flöte, die ſie erfunden, hat in dem untenangedeuteten Waſſer ihr verzerrtes Geſicht geſehn, und wirft die Flöte hinweg. — Die Stellung iſt natürlich, und das Weiblichmännliche in der Figur meiſterhaft ausgedrückt: das Geſicht ſpricht Würde

und Indignazion. (1 Schuh 9 Zoll hoch, 1 Schuh 1 Zoll breit. 25 Louisd'or.)

9) Eine sterbende Cleopatra — ganz liegend auf einem Ruhebett; ein Arm hangend an dem Knie, der andere rückwärts in ein Polster gesenkt — ist im Moment des Todes dargestellt, der sich eben über ihr zurückgesunkenes Antliz, und ihren ganzen gestreckten Körper verbreitet. Die linke Brust entblößt; die Schlange so sie gebissen, liegt am Boden, und der Augenblick des Bisses ist vermieden. Im Hintergrunde steht auf einem Dreyfuß das Fruchtkörbchen, worin sie die Schlange erhalten. Das rechte Knie ruht auf dem linken; der Körper reizend, zum Genusse einladend, doch nicht so voll, als man sonst Cleopatren darzustellen gewohnt ist; ein leichtes Schlafgewand umfließt ihn, in einfache Falten geworfen. — Die Form und Verschmelzung der Glieder in ein Ganzes, ohne daß man die geringste heterogene Partie gewahr wird, ist hier mit besonderer Sorgfalt und beneidenswerthem Glücke ausgeführt; der Marmor fast durchaus Fleckenfrei. (1 Schuh 11 Zoll lang, 11 Zoll hoch. 30 Louisd'or.)

10) Eine nach der Jagd ruhende Diana. Auf den rechten Arm gestüzt liegt sie da, mit aufgeschürztem Gewande, die rechte Brust entblößt; in reizender Attitüde ihren Endymion erwartend. Amor unterhält sie, und bringt ihr den Hirtenstab ihres Geliebten. — Das Gesicht edel und reizend zugleich; die

ganze ruhende Gestalt ladet zur Liebe und zur Umarmung ein. (20 Louisd'or.)

11) Drei Medaillons, mit einer geschmackvollen Einfassung; oben eine Minerva, unter ihr Venus und Bacchus, einander gegenüber; das Ganze bildet eine abgestumpfte Pyramide, mit der Unterschrift: „Nur unter dem Zepter der Weisheit sind wir deine Wohlthäter." Die Verzierungen der Einfassung beziehen sich auf die Köpfe, die etwas über halbe Lebensgröße, und im einfach antiken Stile gearbeitet sind. — Das Stück scheint als Meubel für einen Saal bestimmt zu seyn. (4 Schuh hoch, 2 Schuh 6 Zoll breit. 30 Louisd'or.)

12) Zwei weibliche Büsten, auf marmorirtem Fußgestell. Idealisch, von feiner griechischer Fysiognomie, mit Eleganz in karazischem Marmor ausgeführt. Zimmerverzierung. (14 Zoll hoch. 20 Ld'or.)

---

a) Amor und Psyche, die jüngste Arbeit des Künstlers und sein Liebling. Ein Modell, das jezt in Marmor ausgeführt werden soll, und alsdann leicht alle bisher angeführte Stücke übertreffen dürfte. — Amor schläft in reizender Lage auf einem Ruhebett, den rechten Arm um den Kopf gewunden, entblößt bis an die Hüften; ein Flügel sichtbar, die Füße gleichfalls nackt; ein holdes Lächeln schwimmt in seinem Antliz. Leise nähert sich Psyche, die ihn ermorden will; leicht stüzt sie sich mit dem Knie auf

der scheinbaren Glückseligkeit emporschwang, welche unverdienter Weise der Gegenstand der Bewunderung aller kleinen und des Neides aller zugleich boßhaften Seelen zu seyn pflegt; so müssen wir gestehen, daß diese launische unerklärbare Macht, welche man Glück oder Zufall nennt, den wenigsten Antheil daran hatte. Die Verdienste, die er sich in so kurzer Zeit um den Prinzen so wol als die Nation machte, die Beruhigung Siciliens, das befestigte Ansehen von Syracus, die Verschönerung dieser Hauptstadt, die Verbesserung ihrer Policey, die Belebung der Künste und Gewerbe, und die allgemeine Zuneigung, welche er einer vormals verabscheueten Regierung zuwandte — alles dieses legte ein unverwerfliches Zeugniß für die Weisheit seiner Staats-Verwaltung ab; und da alle diese Verdienste durch die Uneigennützigkeit und Regelmäßigkeit seines Betragens in ein Licht gestellt wurden, welches keine Mißdeutung zu zulassen schien; so blieb seinen heimlichen Feinden, ohne die ungewisse Hülfe irgend eines Zufalls, von dem sie selbst noch keine Vorstellung hatten, wenig Hofnung übrig, ihn so bald wieder zu stürzen, als sie es für ihre Privat-Absichten wünschen mochten.

Die heimlichen Feinde Agathons — wie konnte ein Mann, der sich so untadelich betrug, und um jedermann Gutes verdiente, Feinde haben? — werden diejenige vielleicht denken, welche bey Gelegenheit, zu vergessen scheinen, daß der weise Mann nothwendig alle Narren, und der Rechtschaffene, unvermeidlicher Weise,

sein Lager, und birgt den Dolch in der Rechten — überrascht von der Schönheit des Götterknaben, die sie mit der Linken vorwärts beleuchtet. Ihr Erstaunen, ihr Entzücken, und ihr Schreck sind so glücklich ausgedrückt, daß man fast des holden Schläfers vergißt, und nur Auge für sie hat; die Drapperie ist so geschickt geworfen, daß sie die ganze rechte Seite konturirt. Am Ruhebett hängt noch Gewand, das die etwas stark relevirte und schön kontrastirende Gruppe verbindet. (2 Schuh 4 Zoll hoch, 2 Schuh 9 Zoll lang.)

b) Die Dichtkunst — sitzend und tiefsinnend auf einen Gedanken; Homer's Büste vor ihr. Sie stützt die Rechte mit dem Griffel auf den Tisch, woran die Lyra gelehnt ist. Der Lorbeer schmückt ihr Haupt, und ihre ganze Haltung und Fyiognomie spricht tiefes Sinnen und Nähe der Begeistrung.

c) Die schöne Kunst, ein Gegenstück des vorigen. Sizend mit verschränkten Beinen, in der Rechten eine Rolle; mit der Linken deutend auf den Torso des Belvedere, und andere im Hintergrund angedeutete Kunstwerke. Mancherlei Symbole der Künste liegen zu ihren Füßen. — Einfach großer Faltenwurf; das schön gedachte, und viel sagende Haupt ist abwärts gekehrt, und brütet über einer Idee.

Noch findet man andere zum Theil trefliche Modelle bei diesem Künstler, die er schon vordem in

Marmor ausgeführt, und ins Ausland verkauft hat, z. B. das Begräbniß des Patroklus, en relief; die anerkannte Heimkunft Oreſts; Päus und Arria u. ſ. w. Auch hat er verſchiedene ſehr ähnliche Büſten in Marmor und Gyps verfertiget, worunter man Lavaters Medaillon in Lebensgröße, das er zu Zürich aufnahm, noch bei ihm ſehen kann.

Eine weitere Sfäre, und mehr Aufmunterung von außenher ſcheinen allein dieſem Manne, wie ſo manchem andern Künſtler, noch zu fehlen, um ſein in Deutſchland ſo ſeltenes Kunſtgeſchick zur vollen Entwickelung und Notorietät zu bringen.

Düſſeldorfer Gallerie. Lange.

Düſſeldorf, den 15ten Oktober.

Der 3te Oktober war ein Tag des höchſten Jubels für uns. Wenn die Bewohner jener glücklichen Inſeln des Mittelmeers einſt ein Jahrsfeſt begingen, wo ſie die Heimkehr der Venus mit ihrem ganzen lieblichen Gefolge von Liebesgöttern und weißen Tauben im Dienſte der Göttin frohlockend verkündigten: ſo dürfen wir wohl auch ein Heimkehr-Feſt (κατα γώγια) der Art feiern. An jenem Tage kehrte die vor 7 Jahren von hinnen in friedlichen Gegenden nach Oldenburg und Glückſtadt geflüchtete Bildergallerie wieder zurück. Was dieſe Freude noch um vieles erhöht, iſt,

daß sich beim Auspacken fast gar keine Beschädigung der gleich anfangs sehr sorgfältig verpackten Gemälde gefunden hat. Bald wird alles wieder in seinem alten Lüstre aufgestellt seyn.

Der Kunst und Wissenschaft überall aufs neue belebende und bethätigende Blick unsers geliebten Kurfürsten wird auch unserm kleinen Kunst- und Musentempel hold und wohlthätig seyn. Der jüngere Herr Langer, der Sohn unsers verdienten Direktors (von dessen neuestem Werke, dem Cyklus der Psyche und des Amor, ich Ihnen nächstens schreibe,) hatte im vorigen Jahr einige Arbeiten gemacht, die sich des ermunternden Beifalls des Kurfürsten und der Kurfürstin, die eine wahre Kennerin und Pflegerin der schönen Künste ist, zu erfreuen hatten. Jezt ist ihm zur Weckung und Aufmunterung seiner ausgezeichneten Kunstanlagen *) ein jährlicher Gehalt von 300 Fl. höchsten Orts zugetheilt worden.

*) Wir haben bei der dießmaligen Kunstausstellung, die der Hr. Geh. Rath v. Göthe zunächst zwar in Absicht auf die eingesandten Konkurenzstücke, aber auch für andere Kunstwerke teutscher Künstler zu großer Freude und Belehrung des Publikums veranstaltet hat, auch einen Beweis von den Kunstfertigkeiten des jüngern Herrn Langer, eine große, schön gedachte und treflich ausgeführte Zeichnung, den Schwur des Brutus beim Leichnam der Lukrezia vorstellend, mit allgemeiner Theilnahme und Achtung gegen diesen im 20ten Jahre schon so vieles leistenden Künstler gesehn. Welche Früchte läßt eine so liebliche Blüthe erwarten!

B.

VII.

Korrespondenznachricht.

Blick auf das transrhenanische Teutschland.

Aachen, im Sept. 1801.

Ich habe in den neuen Departements länger geweilt, als meine Absicht war. Die öffentliche Stimmung muß dem oberflächlich Urtheilenden, der blos den Bürger fragt, sehr anti-französisch scheinen; denn dieser hat, die Trierischen Lande abgerechnet, unendlich verloren, und klagt vorzüglich in den ehemaligen Reichsstädten erbärmlich; auch in Bonn, wo der Churfürst seine ehemaligen Diener unversorgt läßt, ist wirkliches Elend. Den ci-devant Hofräthen fehlt es zum Theil an Brod! — Allein der Zustand des Landmanns ist durchaus verbessert. Mit dem erlassenen Zehenden kann er in der Regel alle ordentlichen und außerordentlichen Abgaben abhalten. Ein wohlhabender Bauer im ehemaligen Jülichischen Gebiet, dessen Zutrauen ich mir erwarb, gestand mir, was die Schälke sonst nicht gern einräumen, daß er in den Jahren 7, 8 und 9 der Republik zusammen genommen, nicht so viel an Abgaben bezahlt habe, als er der Regel nach in Einem ordentlichen Friedensjahre seiner vorigen Landesherrschaft hätte entrichten müssen. *) Auch sieht man auf den

*) Möchte doch unser Korrespondent nicht getäuscht worden seyn! Anderweitige Nachrichten beglaubigter und unpartheiischer Augenzeugen können das Elend und die Verzweiflung unserer unglücklichen Brüder jenseits des Rheins nicht stark genug schildern. Die Abgaben sind unerschwinglich, und vielen Bauern wird das Vieh aus dem Stalle verkauft. Man lese nur die klägliche Schilderungen in der vortreflichen und gewiß ganz unpartheiischen Allgemeinen Zeitung, die

Dörfern Frohsinn, Wohlhabenheit und Zufriedenheit. Die öffentliche Sicherheit wird durch die, vortreflich organisirten Gensd'armes besser, als je gehandhabet. Die Justiz, die ich etwas näher beleuchtet habe, hat ihre Mängel, die aber mit denen des gemeinen teutschen Rechtsverfahrens in keinem Verhältniß stehen. Eine der Hauptbeschwerden ist die schlechte Besoldung der Richter. Jedermann klagte, daß es nicht möglich sey, für 100 Karolinen einen unbestechlichen Mann zur Annahme einer Richterstelle zu vermögen. Man hat recht, wiewohl an vielen Orten des rechten Rhein-Ufers gleiche Klage laut werden könnte. Dennoch gleicht nichts in Deutschland dem Anstand, der Ordnung, dem imposanten Aeußern, womit die transrheinanischen Richter ihr Amt verwalten. Ich sah ein tribunal correctionel einen angesehenen Krämer zur Detenzion von drei Dekaden verurtheilen, weil er im Friedensgerichte mit der Faust auf den Tisch geschlägen hatte. Die ganze Stadt schrie über Tyrannei. So wenig wissen diese Menschen die, zum Besten des Ganzen aufrecht zu haltende obrigkeitliche Autorität von dem ehemaligen Mißbrauch angeborner, oder erschlichener Gewalt zu unterscheiden.

dort von Zeit zu Zeit unter dem Titel Miszellen vom linken Rheinufer gegeben werden, z. B. Nr. 316. Wenn wird man in Paris über diese prokonsularische Tyrannei die Augen öffnen! Brute, tu dormis? B.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

11. Stück. November 1801.

I.

Unterhaltung für Kaufleute in franzöſiſcher Sprache.

Die wenigen guten franzöſiſchen Büchér, welche zur Unterhaltung für Kaufleute in den teutſchen Buchhandlungen zu haben ſind, haben den Druck des

Répertoire inſtructif et amuſant pour des Marchands

veranlaßt, von dem jezt bey den Gebrüdern Gädicke zu Weimar das zweyte Bändchen fertig geworden iſt. Dies zweyte Bändchen iſt für 18 gr. ſächſiſch: oder 1 fl. 24 kr. Reichs-Courant in allen Buchhandlungen zu haben, und der aus ächten franzöſiſchen Werken genommene Inhalt, iſt folgender:

Idées générales ſur le Commerce.

Chapitre V. Réflexions ſur l'hiſtoire du Commerce. Les principes, l'objet, l'effet du commerce. Le commerce utile, celui qui ne l'eſt pas. Le commerce intérieur et extérieur. Rapport à la légiſlation. Le commerce actif et paſſif. Balance du commerce. Trois manières d'exercer le commerce: Les détailleurs; les manufacturiers; et le négociant. Savoir faire le commerce, et ſavoir le conduire.

Chapitre VI. Sept branches de commerce: 1) Agriculture; 2) Manufacture; 3) Arts libétaux et mechaniques; les Modes; le Luxe; 4) la Pêche; 5) de la Navigation; 6) Colonie; 7) Change.

Chapitre VII. des aſſurances et du crédit.

Das 1te Bändchen koſtet ebenfalls 18 gr. oder 1 fl. 24 kr. und enthält:

Chapitre I. Qu'eſt ce qu'on entend par le mot Commerce? Sept branches de Commerce. Le commerce conſideré par ſes differens rapports. L'hiſtoire du commerce.

Chapitre II. De la marine. Ce qui a contribué aux developpemens des facultés maritimes des Européens, principalement dans le dix-huitième ſiècle.

Chapitre III. Le plan qui eſt adopté dans ce traité ſur le ſyſtème maritime et politique des Européens.

Chapitre IV. Les Etats de l'Europe. 1) L'Eſpagne. 2) Le Portugal. 3) Les Etats du roi de Sardaigne. 4) Le Duché de Toscane. 5) Le royaume de Naples. 6) L'Etat eccleſiaſtique. 7) La République de Gènes. 8) Veniſe. 9) L'empire ottoman. 10) Les nations barbaresques. 11) La Hollande. 12) La maiſon d'Autriche. 13) Les villes anſéatiques, Hambourg, Lubec, Bremen. 14) La Pruſſe et les Etats en dépendance. 15) Le Danemarc. 16) La Suède. 17) La Ruſſie. 18) Les états-unis de l'Amérique. 19) La France. 20) l'Angleterre.

II. Hildts, J. A. neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturiſten, 1801. Oktober, hat an Hauptaufſätzen folgende:

1. Ueber den Tranſitohandel von Breslau. 2. Schweinsborſten. 3. Ueber eine neu eingeführte Flachshechel. 4. Beitrag zur Waarenkunde des Maſtix. 5. Verſuche und Erfahrungen mit dem Lichtmaterial, und beſonders den Oehlen. 6. Ueber den Gang des portugieſiſchen Handels, in Beziehung auf England. 7. Katzenpelzwerk. 8. Erdpiſtazie. 9 Ueber eine neue Veredlung des Bleiweißes. 10. Beitrag zur Geſchichte des Wallfiſchfanges der Holländer. 11. Das Ourthe-Departement. 12. Deutſcher Kunſtfleiß in Verfertigung muſikaliſcher Inſtrumente. 13. Ueber den Wechſel, von Hrn. Hagenbruch. 14. Contraverſa.

Der ganze Jahrgang koſtet auf allen Poſtämtern und in allen Buchhandlungen 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Neue Kupferſtiche

welche bei uns zu haben ſind:

Loder, Bildniß in ſtehender Figur, als Kniestück, gemalt vom Direktor Tiſchbein, und geſtochen au burin vom Profeſſor J. G. Müller in Stuttgard. 2 Rthlr.

The burial of General Fraſer (das Begräbnis des General Fraſer) gemalt von J. Trabam, geſtochen au burin von Bärenſtecher und Keßler. 2 Rthlr.

Der ungelegene Ueberfall, angenehme Compoſition von 14 Figuren, gemalt vom Hofmaler Seele, geſtochen in punktirter Manier von C. Morace. 2 Rthlr.

Der Sturm, eine heroiſche Landſchaft, erfunden und radirt von C. Reinhardt in Rom. 3 Rthlr. 4 gr.

Bildniß des General Heſair, Bruſtbild in gr. 8. nach dem beſten Original geſtochen von Eiſen in punktirter Manier. 4 gr.

Bildniß des General Kleber, Gegenſtück, ebenfalls nach dem beſten Original geſtochen von Eiſen, in punktirter Manier. 4 gr.

Gebrüder Gädicke,
in Weimar.

IV. Hofgärtner F. G. Dietrichs

Modeblumen, oder die linneiſchen Geranien

für Botaniker und Blumenliebhaber, durchaus neu und nach der Natur abgebildet, 1n Bs 2s Heft.

In dieſem Hefte findet man auf den vier Kupferplatten folgende nach der Natur gezeichnete und ſehr genau ausgemahlte Blumen, nebſt botaniſchen Erklärungen und vollſtändiger Belehrung über deren Erziehung, nemlich Tab. V. Pelargonium tetragonum. Vierkantiges Pelargonium vierkantiger Kranichſchnabel. Tab. VI. Pelargonium ceratophyllum. Hornblättriges Pelargonium, hornblättriger Kranichſchnabel. Tab. VII. Pelargonium fulgidum. Feuerrothes Pelargonium, leuchtender Kra-

nichschnabel. Tab. VIII. Pelargonium anceps. Zweikantiges Pelargonium, zweikantiger Kranichschnabel.

Man kann diese Modeblumen in allen Buchhandlungen erhalten, jedes Heft zu 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V.

Meine Streifereien in den Harz,

und in einige seiner umliegenden Gegenden, von Wilh. Ferd. Müller,

Zweites Bändchen.

Weimar, verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Die zahlreichen Leser des ersten Theils dieser Reisebeschreibung haben uns schon lange um den zweiten Theil mit Ungeduld gemahnt, und diese sowohl als auch andere, welche sich über die so interessante Harzgegend unterrichten wollen, werden mit Vergnügen bemerken, daß die Fortsetzung nunmehro erschienen ist. Die Oerter und Gegenstände, welche Hr. Dr. Müller in diesem Theile beschreibt und zum Theil freimüthig beurtheilt, sind folgende:

Abschied vom Brocken. Etwas über Hessen. Oderbrück. Rumfordsche Suppen. Der Oderteich. Rehbergergraben.

St. Andreasberg. Bergbau daselbst. Tracht. Clima. Einheizen. Feuerlöschungsanstalten. Brand von 1796. Sperbeshayer Damm.

Clausthal und Zellerfeld. Größe von Clausthal. Bauart. Schindeldächer. Bergbauptmann. Cour bei demselben. Das stumpfe Messerfest. Abnahme der Bergrechnungen. Audienz bei dem Minister. Der dicke Tag. Domherr de la Tour. Gesellschaftlicher Ton. Schriftsteller. Weibliche Schönheiten. Titelsucht der Weiber. Redlichkeit. Hannöverische Adel. Die Münze. Session des Bergamts. Kirchen und Prediger. Markttag. Vergnügungsort der Clausthaler. Wiesenbau. Zellerfeld.

Gebäude. Zieben. Tryke. Bibliothek. Clima. Naturreize. Die Silberhütte. Puchjungen. Das Städtchen Grund. Der tiefe Georg-Stollen.

Goslar. Weg dahin. Der Schieferbruch. Examiniren im Thore. Das Freischießen. Alter von Goslar. Häuser- und Menschenzahl. Pflaster. Das Worthgildenhaus. Das Archiv. Der Dom. Andere Kirchen. Das Wasserbecken. Café de Goslar. Regierungsverfassung. Geselligkeit. Modesucht. Der Rammelsberg. Fabelhafte Entdeckung dieses Bergwerks. Ergiebigkeit desselben.

Die Ruinen der Harzburg. Weg dahin. Lage. Aussicht. Geschichte derselben. Messingwerk zu Oker. Das Okerthal. Das Schulenburger Thal.

Lerbach oder Lerbke. Lage. Einwohner. Beschäftigung. Kröpfe. Berge. Kirche und Predigerwohnung. Zwei daselbst gebohrne Kakerlaken.

Osterode. Rathhaus. Häuserzahl. Schloß. Kornmagazin. Nahrung. Straßenpflaster.

VI. Für Menschenfreunde.

Christiani, C. J. N., Grundlinien eines Plans zur Veredlung des Handwerkstandes. 8. Kopenhagen, 1801. Schubothe, 7 gr.

Eine Schrift für alle Freunde der Menschheit, denn für diese ist solche zunächst bestimmt und vorzüglich für die, welche schon so thätigen Antheil an den Einrichtungen und Vorschlägen der Kopenhagener Gesellschaft zur Verbesserung des Handwerkstandes nehmen. Der Herr Vf. wird fortfahren, den Freunden der Menschheit nach und nach in den Blättern, herausgegeben aus dem Erziehungsinstitut bei Kopenhagen, Nachricht zu geben.

VII. Tasso's nächtliche Klagen der Liebe.

Die Erscheinung der kürzlich zu Paris erschienenen les Veillées, du Tasse als ein vor einigen Jahren in Italien entdecktes nachgelassenes Werk des unsterblichen Dichters Torquato Tasso muß für Jedermann ein ungemein interessantes Geschenk seyn, da es über so viele noch bis jetzt in Dunkel gehüllte Schicksale in dem Leben des großen Mannes ein so helles Licht verbreitet. Es dürfte da

alle die es nicht sind, zu öffentlichen, oder doch gewiß zu immerwährenden heimlichen Feinden haben muß. Eine Wahrheit, welche in der Natur der Sachen so gegründet, und durch eine nie unterbrochene Erfahrung so bestätiget ist, daß wir weit bessere Ursache zu fragen haben: Wie sollte ein Mann, der sich so wol betrug, keine Feinde gehabt haben? Es konnte nicht anders seyn als daß derjenige, dessen beständige Bemühung dahin gieng, seinen Prinzen tugendhaft, oder doch wenigstens seine Schwachheiten unschädlich zu machen, sich den herzlichen Haß dieser Höflinge zuziehen mußte, welche (wie Montesquieu von allen Hofleuten behauptet) nichts so sehr fürchten, als die Tugend des Fürsten, und keinen zuverlässigern Grund ihrer Hoffnungen kennen, als seine Schwachheiten. Sie konnten nicht anders als den Agathon für denjenigen ansehen, der allen ihren Absichten und Entwürfen im Wege stuhnd. Er verlangte zum Exempel, daß man vorher Verdienste haben müsse, eh man an Belohnungen Ansprüche mache; sie wußten einen kürzern und bequemern Weg; einen Weg auf welchem zu allen Zeiten (die Regierungen der Antonine und Juliane ausgenommen) die nichtswürdigsten Leute an Höfen ihr Glück gemacht haben — kriechende Schmeicheley, blinde Gefälligkeit gegen die Leidenschaften unsrer Obern, Gefühllosigkeit gegen alle Regungen des Gewissens und der Menschlichkeit, Taubheit gegen die Stimme aller Pflichten, unerschrockne Unverschämtheit sich selbst Talente und Verdienste beyzulegen, die man nie gehabt hat; fertige Bereitwillig-

keit

her ein nicht undankbares Unternehmen seyn, diese Schrift im deutschen Gewande, in unserm Vaterlande bekannter zu machen. Ich habe einen Versuch gewagt, und zeige zur Vermeidung aller Collisionen an, daß dieses Werkchen unter dem dem Inhalt entsprechenden Titel:

L. Tasso's nächtliche Klagen der Liebe, ein neu-entdecktes nachgelassenes Werk a. d. Ital übersetzt mit nöthigen erläuternden Anmerkungen aus dem Leben des Verfassers

nächstens im Verlag der von Kleefeldschen Buchhandlung zu Leipzig erscheinen wird.

B. im Sept. 1801.

Gustav — L.

VIII. Im Verlage der Stettinschen Buchhandlung in Ulm haben so eben die Presse verlassen und sind daselbst, wie auch in allen Buchhandlungen, zu haben:

Versuch einer histor. topogr. statist. Beschreibung der unmittelbaren freyen Reichs-Ritterschaft in Franken nach seinen sechs Orten. à fl. 1.

Geogr. statist. topogr. Lexicon von Franken, oder vollständ alphabet. Beschreibung aller im ganzen Fränkischen Kreis liegenden Städte ꝛc. 4r Bd. Nebst einem Anhang. gr. 8. 1801. à fl. 3. 30 kr.

IX. Egeria von Karl Müchler.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Egeria.

Herausgeben

von

Karl Müchler.

Ein Musenalmanach auf 1802.

Auf geglättetem Schweitzerpapier in Maroquin 2 Rthlr. 16 gr. In Velin auf feinem Schreibpapier 1 Rthlr. 12 gr. In geschmackvoll verzierten Papierband 1 Rthlr.

Nicht nur durch die rechtzeitige Erscheinung, sondern noch weit mehr durch innern Gehalt, und das geschmackvollste Aeussere zeichnet sich diese Blumenlese vor den meisten ihrer Schwestern aus. Mehrere der trefflichsten Dichter und Dichterinnen Deutschlands haben sie mit den schönsten Gaben der Musen reichlich geschmückt. Eine weitere Anprei-

sung würde bei einer Sammlung, zu welcher Gleim, v. Göckingk, A. Tiedge, Ak. Schmidt, Schink, Elise v. der Reck, Mnioch, Gramberg, v. Halem u. a. m., die erlesensten Beiträge lieferten, völlig überflüssig seyn.

J. G. Braun,
Buchhändler in Berlin.

X.

Neujahrs-Angebinde für gute Kinder auf das Jahr 1802.

von

A. N. F. Seemann.

Mit einem Titelkupfer und einer Vignette von Schumann und Henne.

In Maroquin auf geglättetem Schweizerpapier 2 Rthlr. 12 gr. In Seide auf feinem Schreibpapier 1 Rthlr. 12 gr. In geschmackvollen Papierbande auf feinem Schreibpapier 20 gr.

Der Herausgeber dieses niedlichen Büchleins, das durch seinen reichhaltigen, der Fassungskraft der Kleinen, für die es bestimmt ist, ganz angemessenen Inhalt und die schöne äußere Verzierung sich vorzüglich zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken eignet, hat sich schon durch mehrere Schriften ähnlichen Inhalts denen Aeltern, welchen die zweckmäßige Belehrung und angenehme Unterhaltung ihrer Kinder am Herzen liegt, empfohlen. Sein seltenes Talent, sich zu seinen Zöglingen herabzulassen und ihren zarten Seelen Alles zu werden, bewährt er ganz vorzüglich in dieser neuen von ihm eigentlich con amore bearbeiteten Schrift; daher es nur dieser kurzen Anzeige bedarf, um Aufmerksamkeit und Interesse für dieselbe bei allen, welchen der Jugend Ermunterung zum Guten und Edeln ein wichtiger Gegenstand ist, zu erwecken.

Braun in Berlin.

XI. Englische Miscellen 5n Bds. 18 Stück.

Griechische Lampe S. 1. Nachricht von den Umständen und Geschäften des Hauses Williams Bickley S. 1—4. Stukkaturarbeiter in London S. 4—6. Goldne Schrift auf schwarzes Glas S. 6—8. Rumfords Camine für Bauerhütten S. 8. Neue Art von Reiseko-

fern S. 9. Der neue Küchenwegweiser auf dem Fleischmarkte S. 9—10. Collin's neue Rettungsmaschine mit einem Kupfer S. 11—12. Dessen Maschine, vermittelst welcher eine Person schnell sehr hoch in die Luft emporgehoben, und wieder heruntergelassen werden kann S. 12—13. Verbesserung der Lacowen-Dintenfässer S. 13. Lineale mit inliegenden Bleystiften S. 13. Hall's Taschenbücher mit metallenen Stiften und Sammtpapier S. 14. Neue Gestelle für casters S. 14—15. Stützen für Trenchier-Messer S. 15 Zwey neue Arten von Salzfässern. S. 15 Silberplattirter Eyerfieder und Kaffekannen S. 16. Lederne Kappe nebst Henkel zur Fassung der neuen Puderquasten S. 16. Schaumünze auf Abercrombie S. 17. Nilformig gewirkte Frauenstrumpfbänder S. 17. M. B. C. für Kinder, Paletten; Falzbeine, und Zahnstocher-Büchschen aus Elfenbein S. 17—18. Backer's Wäschrollen S. 18—20. Leuchter, der sich selbst auslöscht S. 21. Binns Gewölbe von plattirten Waaren S. 21. — Auszug aus der Selbstbiographie Mistreß Mary Robinson S. 21—38. Englischer Handel nach Afrika S. 39—41. Handel der ostindischen Compagnie S. 41—44. Englischer Handel nach Botany-Bay, den freundschaftlichen Inseln, Nordwestkuste nach Amerika, Südamerika, Surinam, Cayenne und Honduras-bay S. 45—49 Neue Bücher: Pennants Reise S. 49. Addreß-Calender von Ostindien auf 1801. S. 50—51. Westbrise a. e. jungen Mann S. 51. Merkwurdige Ereigniße, Unglücksfälle u. s. w.: Fund einer Schachtel mit Geld S. 52 Mord eines Soldaten in Kensington-Gardens S. 52—53 Sturz der Chester- und Holyhead-Eilkutsche über die Brücke bey Conway S. 53—54 Sonderbarer Vorfall in Palace-yard S. 54—55. Auffliegen eines Hauses in Inverneß durch die Entzündung etlicher Fäßer Pulver S. 56. Anecdoten von Herrn Mullman S. 56—57. Eine Wette, 15 engl. Meilen in einer Stunde rücklings zu reiten S. 57. Doppelte Taufe eines Kindes 58. Diebstahl in Manchester und Louth in Lincolnshire S. 58—59. Gelehrte Neuigkeiten: Chronologische Geschichte der französischen Schriftstellerinnen S. 59—61. Serres kleine See-Fackel S. 61. Daniel Jagd-Vergnügungen S. 61—62. Gregory Gedichte Chatterton's S. 62. Beddoe über die Gesundheit S. 62. Pratt, Edgeworth, Loyd, Henrys und andere Werke, welche in kurzem erscheinen werden S. 63. Steigerung der Leihbibliotheken S. 64. Denkmähler der

Westminster-Abtey in Aquatinta-Blättern S 65. Nachrichten von den Baptisten-Commissarien in Indien S. 65 Methodisten in England S. 66. Geisweilers Sortiment deutscher Bücher S. 66. Zunahme der persischen Literatur S. 66. Neue Kupferstiche: Hitcham house. Ein kleiner Knabe in punctirter Manier. Gute Ansichten von Eulenburgen, Helvoet Sluys, dem Briel und einer Gegend in Amsterdam S. 67. Die Belagerung von Valenciennes S. 68 Der König, wie er an seinem Geburtstage die Corps der Freywilligen in Hydepark mustert S. 69. Das Treffen bey Copenhagen. Eine Milch-Magd. Lord Keith Die sieben Menschenalter nach Shakespeare S. 69. Sechs andere Kupferstiche S. 70 — 71. Neue Erfindungen: Eine neue einfache Pumpe für die Kriegsschiffe S. 71. Neue Drehorgel von Clementi S. 71. Schiffs-Taue aus Cocosfasern S. 71. Landbau-Collegium in Woburn S. 72. Auskunft über die Erfindung der Stereotypen S. 72 — 73. Genaues Verzeichniß der im August in London erschienenen Bücher S. 74—76.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
in Tübingen.

XII. Almanac des Dames pour l'an X. à Paris et Tubingue chez Cotta à 1 Rthlr. 16 gr. Sächsisch.

Die französische Literatur lieferte zwar jedes Jahr einige Almanachs, aber sie durften sich nie mit ihren deutschen Brüdern messen. Der hier angezeigte wird diese Lücke ausfüllen und den Freundinnen der französischen Literatur gewiß eine angenehme Erscheinung seyn. Er zeichnet sich durch Namen aus, welche entweder noch zu schönern Zeiten der französischen Literatur achört oder die seit der Revolution eingetretene Verfinsterung derselben erhellt haben. Laharpe, Parny, Lebrun, Creuzé, glänzen besonders in dieser geschmackvollen Blumenlese, zu deren Verzierung auch Fragonard, als Zeichner und Roger als Kupferstecher beigetragen haben, hervor. Den Strauß bindet ein artige Epinel des 18n Jahrhunderts an das rote von Creuzé gleichsam zusammen, und dieses Gedicht verdiente es, das allerliebste Motto zur ganzen Sammlung zu geben:

Menage et traite poliment
Les femmes par moi tant cheries;
Sicele mon fils va doucement
Je t'en l'aiſſe de ſi jolies

XIII. Im Anhaltſchen Verlags-Bureau ſind erſchienen:

Vorſchläge eines teutſchen Staatsbürgers zu einer allgemeinen Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege. 16 gr.
Weltizenen. Vom Verf. Sebaldus Götz. 20 gr.
Neues Gemälde von Hamburg. brochirt 6 gr.
Kleines lat Sittenbuch für Jünglinge, als Uebung zum Ueberſetzen ins Teutſche. broch. 6 gr.

XIV, Weihnachtsgeſchenke.

Seit mehrern Jahren hatten Eltern und Erzieher den guten Einfall, Kindern und jungen Leuten ſtatt und auch neben zerbrechlichen Spielereien nützliche und unterhaltende Schriften zum Weihnachtsgeſchenke zu geben; dies veranlaßt die Sommerſche Buchhandlung, dem Publikum einige Schriften zu empfehlen, für deren guten Gehalt mehrere Männer von Gewicht und mehr als dies Alles, Erfahrung vortheilhaft entſchieden haben; nemlich: 1. A b c ſpiel für Kinder, mit 25 Bildern aus dem Naturreiche, illuminirt und auf Karten gezogen. 4 gr. oder 18 kr. rhein 2. Neues A b c buch für Kinder der Bürger und Landleute. 1 gr. oder 5 kr. 3. A. F. Petſchke's Anleitung leſen zu lernen. 1 gr. oder 5 kr. 4. Eberhardt's magiſches Weihnachtsgeſchenk. 6 gr. oder 27 kr. 5. Eberhard's, K. A., (Verfaſſers des Kinderfreunds und der Erdbeſchreibung von Sachſen) Darſtellungen aus der teutſchen Geſchichte für die vaterländiſche Jugend. Mit einem ausgemalten Kupfer. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. 6. Geſellſchaftsſpiele zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder. Mit illuminirten Bildern aus dem Naturreiche. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. 7. Der kleine Landſchaftsmaler. Eine Sammlung kolorirter Landſchaften, nebſt ſchwarzen Abdrücken zum Nachzeichnen und zur Uebung. Auch für Stickerinnen brauchbar. 4 Hefte, jeder 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. 8. Lehren der Weisheit für Jünglinge. 22 gr. oder 61 kr. 9.

Spiel für Kinder zur Schärfung des Verſtandes. 10 gr. oder 45 kr. 10. Eine ganz neue und beſondere Art Stammbücher, ſehr elegant eingebunden und mit vielen gut gearbeiteten Landſchaften. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr., vorzüglich ſchön gemahlt 5 Rthlr. oder 9 fl. 11. Kleines angenehm unterhaltendes Taſchenbuch für Kinder. 12 gr. oder 54 kr. 12. Der Tempel der Ehre, ein Beitrag geſelliger Freuden, mit 33 illuminirten Karten. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. 13. Veilchenblätter. Eine Nachahmung des Rochowſchen Kinderfreunds. 10 gr. oder 54 kr. 16. Die Haſenjagd. Ein unterhaltendes Spiel mit 35 illuminirten Karten. 14 gr. oder 1 fl. 3 kr 17. Zwölffaches Unterhaltungsſpiel. Nebſt einem Anhange von 30 verſchiedenen Geſellſchaftsſpielen zum Nutzen und Vergnügen für junge Leute. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. 18 Nützliche und unterhaltende Leſebibliothek für gute Kinder und Jünglinge. 13 gr. oder 1 fl. 21 kr. 19. Der Jünglingsfreund. Eine Anleitung vernünftig und gut zu werden, für junge Leute beiderlei Geſchlechts von 10 bis 15 Jahren. 15 gr. oder 1 fl. 8 kr. 20. Der kleine Kinderfreund. Erzählungen in Rochowſcher Manier. 10 gr. oder 45 kr. 21. Le petit Payſagiſte, ou Collection de Payſages tant colories que noirs. Ouvrage utile pour la Jeuneſſe qui veut s'exercir dans le Deſſein ou dans la Bröderie. 4 Cahiers. 2 Rthlr 16 gr. oder 4 fl. 48 kr. 22. Der kleine Hexenmeiſter. Eine Fortſetzung von Eberhards magiſchen Kunſtſtücken für Kinder, gebunden 6 gr. oder 27 kr. Alle vorhergehende 22 Nummern ſind ſämtlich und zum Theil ſehr ſchön eingebunden und können folglich ſogleich gebraucht werden. Außer dieſen ſind folgende Weihnachtsgeſchenke noch zu haben: 1. Handbuch für Hauslehrer und Erzieher der Jugend, worin ſie die meiſten beim Unterrichte vorkommende ſchwere Wörter und technologiſche Begriffe erklärt finden. Nach den Bedürfniſſen heutiger Hauslehrer aus eigner Erfahrung von einem praktiſchen Erzieher bearbeitet. 2 Bde. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. Dieſes Handbuch ſollte eigentlich von Eltern, die ihren Kindern eine gute Erziehung geben wollen, angeſchafft werden, da die Kaſſe der Hauslehrer es ſelten erlaubt, die beim Unterrichte erforderlichen theuern Hülfsmittel anzuſchaffen. 2. Palms Adel der Menſchheit. In biographiſchen Schilderungen edler Menſchen. 2 Bde. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. 3. Palms Archiv für Jünglinge. 21 gr. oder 1 fl. 35 kr. 4. Taſchen-

buch für Mütter und für Menschen, die im Umgange mit Kindern leben. 6 gr. oder 27 kr. 5. Wezels teutsche, lateinische, englische und französische Vorschriften zu Erlernung einer guten Kaufmannshand. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. 6. Sammlung von Kupferstichen und Vignetten. 2 Hefte jeder 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. 7. 4 Blätter Rheingegenden in Aberli's Manier kolorirt. 3 Rthlr oder 5 fl. 24 kr. 8 5 Blätter aus der berühmten Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, sehr schön in Aberli's Manier kolorirt 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. 9. Friedrich II. letzte Revüe. Ein sehr großes prächtiges von Cunningham gezeichnetes und von Clemens gestochenes Blatt, welches 5 Friedrichsd'or Pränumeration gekostet hat, für 2½ Friedrichsd'or oder 23 fl. 10. Neun physikalische Unterhaltungen für die Jugend, mit einem Kupfer vom Hofrath Poppe. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. 11. Unterhaltende Erzählungen. Zur Erweckung des Gefühls für das Edle und Gute, mit K. 21 gr. oder 1 fl. 35 kr. 12. Faselius kleines lateinisch teutsches Vocabelbuch, oder Handwörterbuch der meisten und vorzüglichsten im gemeinen Leben vorkommenden Dinge, für Anfänger in der lateinischen Sprache. Zu einer zweckmäßigen Uebung des Gedächtnisses zu gebrauchen. 6 gr. oder 27 kr. 13. A b c buch mit illuminirten Kupfern. 12 gr. oder 54 kr. 14 Auswahl kleiner Unterhaltungen für Kinder von 5 — 8 Jahren. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. 15. Reils Bildung der Jugend nach der feinern Welt 4 gr oder 18 kr. 16. Reils Spiegel der Jugend und guten Sitten für Kinder. Nach Weisens Lehrart. Mit 80 illuminirten Kupfern 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. 17. 105 Kupfer zu Hübners biblischen Historien. 10 gr. oder 45 kr. 18. Liedersammlung für die Jugend 10 gr. oder 45 kr. 19. Schauspiele für Kinder. 4 gr. oder 18 kr. 20. Zeichenbuch für die Jugend, worin die Anlage zum Tuschen und Illuminiren mit bunten Farben sehr faßlich und deutlich vorgetragen ist. Mit K. 26 gr. oder 1 Fl. 12 kr.

Alle diese roben Bücher sind auch nett eingebunden, und also gleich zum Gebrauche fertig zu haben und wird für jeden Einband 3 gr. oder 14 kr mehr bezahlt. Wer sich unmittelbar an uns selbst wendet, erhält auf 5 Rthlr. den 6ten frei, oder kann den 6sten Theil des Geldes von der Bezahlung zurückbehalten.

Sommersche Buchhandlung in Leipzig.

XV. Im Verlag der Stettinschen Buchhandlung in Ulm wird mit Ende dieses Jahrs im Druck erscheinen:

Uebersetzung und Auslegung des neuen Testaments, nach seinem buchstäbl. und moral. Inhalt; zum Gebrauche der Prediger und Religionslehrer, von K. Schwarzel, Professor der Gottesgelahrheit an der hohen Schule zu Freyburg. Erster Band. gr. 8. 1802.

Bis Ende dieses Jahres wird 1 fl. 30 kr. Vorausbezahlung darauf angenommen und die HH. Pränumeranten dem Werke vorgedruckt, auch alle Jahr ein Band davon herauskommen, welches im Pränumerationspreis ungefähr auf 3 Fl. kommen wird.

Eine ausführliche Ankündigung dieses nützlichen und vortreflichen Werkes ist in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu haben, so wie in der

Stettinischen Buchhandlung
in Ulm.

XVI. Anzeige.

Ueber die Ursachen, frühen Zeichen und Verhütung der Lungensucht. Zur Belehrung für Eltern und Erzieher, von Thomas Beddoes. Aus dem Englischen. 8. Halberstadt, verlegt bei J. H. Groß, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr.

Man könnte diese Schrift dem ganzen Europäischen Menschengeschlechte empfehlen, denn keine Krankheit ist unter uns so gemein geworden, als die Lungensucht; für keine Krankheit nimmt man sich weniger in Acht, als für diese, der doch der Tod gewöhnlich nachzufolgen pflegt. Das Original dieses Werks wurde in England schnell hintereinander zweimal ausgegeben, denn der Verfasser hat sein Buch nicht blos für das kleinere Publikum der Aerzte, sondern für das größere der gebildeten Nichtärzte, besonders für Familienväter und Erzieher

bestimmt. Möchten doch letztere aus diesem Werke recht viele Menschenleben zu erhalten lehren, und Beddoes leicht ausführbare Vorschriften befolgt werden!

XVII.

Musenalmanach
aufs Jahr 1802.
von
Dr. Bernhard Vermehren.

So eben ist ein neuer Musenalmanach für das Jahr 1802 in unserm Verlage erschienen, von dem wir nicht viel Preisens und Rühmens machen wollen, weil er sicher seinen Platz würdig auszufüllen im Stande ist und sich durch die unzählige Menge der gewöhnlichen Taschenbücher und Almanache von selbst eine freie Bahn machen kann und machen wird. Es liegt in dem Plane desselben, dem Publikum, das das Schöne liebt, und in den Gefilden der Kunst mit Lust seine seligsten Stunden verlebt, so wie die vortrefflichen Voßischen und Schillerschen Almanache, nur Gedichte anzubieten. Der Herr D. Bernhard Vermehren, welcher dieß Unternehmen aus einer Liebe für die gute Sache begonnen, und auf die strengste Auswahl vorzüglicher Poesien gesehen hat, ist der Herausgeber, und darf unter seinen Mitarbeitern sehr ausgezeichnete Dichter und Dichterinnen nennen. Es würde zu weitläuftig werden, wenn wir die Namen aller anzeigten. Wir begnügen uns damit nur einige anzuführen, aus denen sich sehr leicht abnehmen läßt, was die Freunde des Schönen und Edlen zu erwarten haben. Ein Conz, Eberhard, Gerning, Haug, Hilderlin, Amalie von Imhof, Klopstock, von Knebel, Kochen, Kosegarten, Sophie Mereau, Messerschmidt, Meyer, von Münchhausen, Nöller, Overbeck, Pfeffel, Friedrich Schlegel, Tiedge, stehen als würdige Mitglieder in dieser würdigen Reihe. Der Herausgeber hat, als Herausgeber selbst, einen bedeutenden Beitrag zu dem vollen Kranze geliefert. Die unterzeichnete Buchhandlung hat für ein geschmackvolles Aeußere, für einen saubern Druck, für sehr gutes Papier und für die genaueste Correktheit eine besondere Sorgfalt getragen.

Der Preis ist mit Kupfern 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. rheinl. ohne Kupfer 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Sommersche Buchhandlung in Leipzig.

XVIII.

Taschenbuch für Leute die gern lange leben und gesund bleiben wollen.

Der wichtigste Gegenstand für den Menschen ist ohnstreitig seine Gesundheit, von der sehr natürlich auch die größere oder kürzere Dauer seines Lebens abhängt. In dieser Hinsicht ist es wohl nicht überflüssig, unter der Menge von Taschenbüchern auch eins zur Beförderung dieses edelsten Theiles der menschlichen Glückseligkeit ins Publikum zu bringen. Der Verfasser behandelt darin seinen Gegenstand mit angemessener Sachkenntniß und Deutlichkeit, und jeder Käufer wird durch guten Erfolg die in diesem Taschenbuche enthaltenen Lehren bestätigt finden. Es kostet in der Sommerschen Buchhandlung zu Leipzig und in allen guten Buchhandlungen 8 gr. oder 36 kr. rhein.

XIX. Interessante Taschenbücher für das Jahr 1802.

In der Sommerschen Buchhandlung zu Leipzig und in allen guten Buchhandlungen sind folgende Taschenbücher aufs Jahr 1802 zu haben:

1) Taschenbuch für Billardspieler, enthaltend eine Anweisung sämmtlicher Regeln, die zu richtiger Erlernung dieses schönen und unterhaltenden Spiels nothwendig sind. Mit Kupfern. 1 Rthlr od. 2 fl. 43 kr. rhein. Der Inhalt dieses Taschenbuch zerfällt in 5 Abschnitte, nemlich a. von den Eigenschaften eines guten Billards und dessen Zubehör, nebst der Anweisung zu spielen. b. Regeln so beim Billardspielen allgemein zu beobachten sind, nebst Entschei-

keit jedes Bubenſtück zu begehen, welches eine Stuffe zu unſrer Erhebung werden kann — und dieſen Weg hatte ihnen Agathon auf einmal verſperrt. Sie ſahen, ſo lange dieſer ſeltſame Mann den Platz eines Günſtlings bey Dionyſen behaupten würde, keine Möglichkeit, wie Leute von ihrer Art ſollten gedeyhen können. Sie haſſeten ihn alſo; und wir können verſichert ſeyn, daß in den Herzen aller dieſer Höflinge eine Art von Zuſammen-Verſchwörung gegen ihn brütete, ohne daß es dazu einiger geheimen Verabredung bedurfte. Allein von allem dieſem wurde noch nichts ſichtbar. Die Maske, welche ſie vorzunehmen für gut fanden, ſah einem Geſicht ſo gleich, daß Agathon ſelbſt dadurch betrogen wurde; und ſich gegen die Philiſte und Timocrate, und ihre Creaturen eben ſo bezeugte, als ob die Hochachtung, welche ſie ihm bewieſen, und der Beyfall, den ſie allen ſeinen Maaßnehmungen gaben, aufrichtig geweſen wäre. Dieſe wackern Männer hatten einen gedoppelten Vortheil über ihn — daß er, weil er ſich nichts Böſes zu ihnen verſah, nicht daran dachte, ſie ſcharf zu beobachten — und daß ſie, weil ſie ſich ihrer eigenen Boßheit bewußt waren, deſto vorſichtiger waren, ihre wahren Geſinnungen in eine undurchdringliche Verſtellung einzuhüllen. Verſichert wie ſie waren, daß ein Menſch nothwendig eine ſchwache Seite haben müſſe, gaben ſie ſich alle mögliche Mühe die ſeinige zu finden, und ſtellten ihn, ohne daß er einen Verdacht deswegen auf ſie werfen konnte, auf alle mögliche Proben. Da ſie ihn aber gegen Verſuchungen, denen ſie

bung der dabei vorkommenden zweifelhaften Fälle. c. Von den verschiedenen Spielen und denen besondern Regeln dabei. Es sind in diesem Abschnitte 17 verschiedene Spiele angegeben. — Man wird aus der Anzeige des Inhalts leicht sehen, daß dieses Taschenbuch nicht allein für Anfänger, sondern auch für geübte Billardspieler äußerst interessant seyn muß.

2) Neuestes Taschenbuch für Frauenzimmer edlerer Bildung, von Eulalia Gutwill. Mit Kupfern, elegant und auf eine ganz besondere Art eingebunden. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr. rhein. Inhalt: a. Anna. Eine Erzählung in Yorikscher Manier. b. Ueber Erziehung. c. Maria. Eine Novelle. d. Ueber die löbliche Gewohnheit des Scheltens. Eine Unterredung zwischen Herrn und Madame X. e. Das Gespenst. Eine wahre Geschichte. f. Ueber Härte und Tyrannei der Eltern gegen ihre Kinder, vorzüglich bei der Wahl eines künftigen Gatten. g. Glücklich der Ehestand ohne Liebe. Ein Mährchen. h. Ueber weibliche Beschäftigung. Ein Brief an eine junge Dame. — Der hier verzeichnete Inhalt, verbunden mit einem sehr gefälligen Aeußern, qualifizirt dieses Taschenbuch zu einem vorzüglich guten Geschenk für verheirathete und unverheirathete Damen von feiner Bildung.]

3) Taschenbuch für Gartenbesitzer und für Blumenfreunde. Mit einem Kupfer 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 36 kr. rhein. Dieses Taschenbuch enthält eine auf vieljährige Erfahrung gegründete Anleitung für jeden Monat des ganzen Jahres, wie man die schönsten Blumen erziehen und zeitig haben kann. Es ist auf die Behandlung der Erde, auf die Witterung und auf die Blühzeit jeder der vielen aufgezeichneten Blumen genau Rücksicht genommen worden.

4) Taschenbuch für Prediger. Nebst einem Amtskalender für die Jahre 1802 bis 1804. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein. Es enthält dieses Taschenbuch außer dem obengezeigten Amtskalender und einem Leipziger Postberichte, mehrere für Prediger sehr interessante Aufsätze.

NB. Wer von diesen Büchern für 5 Rthlr. kauft und sich deshalb postfrei und mit baarer Zahlung an die Sommersche Buchhandlung in Leipzig wendet, erhält den 6sten Thaler in Büchern umsonst oder kann den 6sten Theil der Bezahlung abziehen.

Neuer Teutscher Merkur.

Herausgegeben von

C. M. Wieland.

Zwölftes Stück. 1801.

Weimar.
Gedruckt und verlegt bey den Gebr. Gädicke.

Inhalt.

I. Gedichte.

Adrastea an Herdern, von v. Halem. S. 241.

II. Miscellen, von Rochlitz. 243.

III. Der erste Akt aus der Aulularia des Plautus, von Conz. 250.

IV. Anthropologische Bemerkungen eines Blinden, von L. v. Backofen. 256.

V. Natürliche Kinder. 272.

VI. Scintillationen.

1. v. Halem's Irene. 284.

2. v. Gersdorf und D. Antons Schenkung. 286.

3. Pestalozzi's pädagogischer Fund. 293.

4. Schummel's Breslauer Almanach. 295.

VII. Künste.

1. aus einem Schreiben aus Suhla, im Henneberg. 300.

2. Silberberg's Kunsthandlung in Frankf. a. M. 302.

3. Solom. Gessner's Briefwechsel m. seinem Sohne. 305.

VIII. Verlautbarung von Frhn. v. Aretin. 308.

IX. Der Gürtel der Venus, von Mr. 313.

Nachricht.

Auf den Neuen Teutschen Merkur kann man sich abonniren:

1) bey allen 1861. Postämtern in und außer Teutschland, für welche das Kaiserl. Reichs-Oberpostamt zu Erfurt die Hauptcommission hat.

2) bey dem Kaiserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg.

3) in allen andern Addreß-, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren.

4) in allen soliden Buchhandlungen, für welche wir von hier aus die Versendung monatlich pünktlich franco Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg besorgen werden.

Der ganze Jahrgang von 12 Stücken kostet in Weimar 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Courant.

Wir ersuchen alle Leser sich mit ihren Aufträgen an eine der vorstehenden Addressen oder an uns selbst zu wenden. Aeltere Jahrgänge sind ebenfalls bey uns zu haben. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung eines verlohren gegangenen, das Stück zu 8 Gr. oder 36 Kr. abgelassen.

Literarische und Kunst-Anzeigen zu dem regelmäßig hinzukommenden Intelligenzblatte werden franco unter unserer Adresse erwartet, und für die gedruckte Zeile wird 8 Pf. oder 3 Kr. berechnet.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

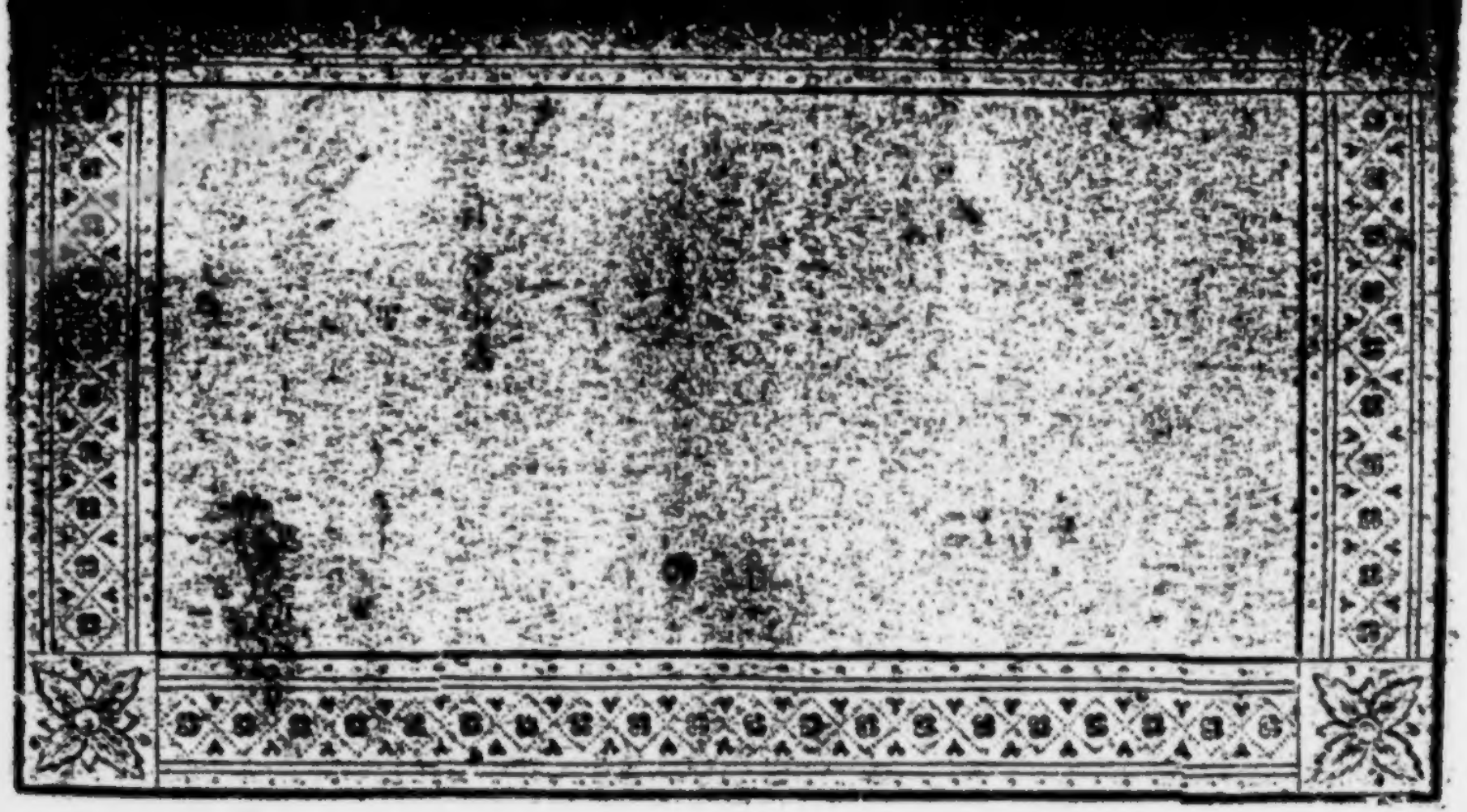

Achtundzwanzigste Fortsetzung
des
Verzeichnisses
von
Lesebüchern
welche zu haben sind
bey
Johann Leonhard Sixtus Lechner.
Kaiserlichen Notar und Bücher-Antiquar in Nürnberg.
1800.

2765 Die beyden Spencer oder die Wunder der Todtengruft. Nach einer wahren Englischen Geschichte des 14ten Jahrhunderts frey bearbeitet. Vom Verfasser Waldrafs des Wandlers. 8. Wien 1800. 1fl. 48kr

2766 Christian Heinrich Spieß, das Ehrenwort. Ein Lustspiel in vier Aufzügen. 2) Dessen Klara von Hoheneichen. Ein Ritterschauspiel aus dem 15ten Jahrhunderte in vier Aufzügen. 3) Dessen, Stadt und Land, oder Mädchen die das Land gezogen hat, sind wie die Mädchen in der Stadt. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. 1fl. 48kr

2767 Dessen, Friedrich der letzte Graf von Toggenburg. Ein Ritterschauspiel in vier Aufzügen, neue Auflage. 8. Leipzig 1800. 1fl

2768 Dessen, die strahlende Jungfrau oder der Berggeist. Eine Zaubergeschichte. Leipzig 1800. 3fl. 12kr

2769 Stephanor oder die Gräuel der Inquisition. 8. Leipzig 1800. 1fl. 24kr

2770 Der Taubstumme oder der Abbé de l'Epee. Historisches Drama in fünf Akten von Bouilly Aus dem Französischen übersetzt von A. v. Kotzebue. 8. Leipzig 1800. 1fl.

2771. 2772 Oestreichische Volksmärchen. Vom Verfasser der Sagen Oestreichischer Vorzeit. Zwey Bände. 8. Wien 1800. 2fl. 24kr

2773 Volcks-Sagen. Nacherzählt von Otmar. 8. Bremen 1800. 2fl. 24kr

2774 Sam. Chr. Wagenero, die Gespenster. Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit. Vierter Theil. 8. Berlin 1800. 2fl. 24kr

N. 1795. 2165 und 2460 stehen die 3 ersten Theile.

2775 St. Walbo, Graf von Alikanta. Oder: Die Geheimnisse des Klosters zu St. Sebastian eine wunderbare und höchst interessante Geschichte von dem Verfasser der Abentheuer des Herrn von Kümmel. 8. Lübben 1800. 1fl. 30kr

2776. 2777 Wallenstein, ein dramatisches Gedicht von Schiller. Zwey Theile. gr. 8. Tübingen. 1800. 3fl. 24kr

2778 Der Wassermann. Ein Volksmärchen aus dem 12ten Jahrhundert. 8. Wien 1800. 1fl. 48kr

2779 Das Weib wie es ist. Von Gustav Schilling, dem Verfasser des Guido von Sohnsdorn. 8. Pirna 1800. 2fl. 24kr

2780 Werner oder die Hütte des Seemanns. Eine moralische Erzählung. 8. Braunschweig 1800. 1fl.

2781 Die Wildfänge. Ein Roman. Nach dem Englischen. 8. Berlin und Stettin 1800. 2fl. 12kr

2782 Wintermährchen vom Gevatter Johann. 8. Baireuth. 1800. 1fl. 30kr

2780

2783 **Wippo von Königſtein oder die Todtenhöhle am Fichtelberge.** Eine Geiſtergeſchichte aus den Zeiten Kaiſer Rudolfs von Habsburg. Vom Verfaſſer Waldkäfs des Wandlers. 8. Leipzig 1800. 1fl. 30kr

2784 J. H. W. **Witſchelo, Balſora** ein morgenländiſches Schauſpiel. Nürnb. 1799. 2) Aug. **von Kotzebue, falſche Schaam.** Ein Schauſpiel in vier Akten. Wien 1798. 3) **Die Zauberflöte.** Eine große Oper in zwey Aufzügen von Emmanuel Schikaneder, dritte Aufl. 8. 1799. 1fl. 30kr

2785 **Der Zauberer Angelion in Elis.** Eine Geſchichte ſeltſamen Inhalts. Von Carl Friedrich **Benkowitz** Zweiter Theil. 8. Berlin 1800. 2fl. 12kr

N. 2170. ſtehet der erſte Theil.

2786 **Das goldne Zeitalter,** in zwei romantiſchen Gemälden. Erſtes Gemälde. 8. Leipzig 1800 2fl. 24kr

2787. 2788 **Zoar der Auserwählte,** von Carl Gottlob **Cramer.** Zwey Theile. 8. Berlin. 5fl. 48kr

* * *

2789 **Die Höhle des Todes.** Aus dem Franzöſiſchen von Friederike Caroline **Schlegel.** 8. Leipzig 1800. 1fl. 12kr

2790 Dr. Joh. Heinr. **Jungs,** ſonſt auch **Heinrich Stilling** genannt, der graue Mann eine Volksſchrift. Fünftes bis achtes Stück. 8. Nürnberg 1798 — 1800. 1fl.

N. 2103. ſtehen die 4 erſten Stücke.

2791 **Leben und Meinungen des Dorfſchulmeiſters Wenzel Caſeus,** von ihm ſelbſt beſchrieben. Ein wichtiger Beytrag zu den Selbſtbiographien großer Männer. Erſter Theil. 8. Leipzig 1800. 1fl. 12kr

2792 **Wilhelm Leevend.** Eine moraliſche Geſchichte aus der würklichen Welt zur Beförderung der Menſchenkunde. Nach einem Niederländiſchen Original der Frau E. **Bekker**, verw. **Wolff**, und der Demoiſelle A. **Deken**, frei bearbeitet vom Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg. Zweyten Bands erſte Abtheilung. 8. Mainz und Hamburg 1800. 2fl. 12kr

N. 2121. und 2600. ſtehen des erſten Bandes erſte und zweyte Abtheilung.

2793 **Prinzeſſin Paulina** oder Gattin, Mutter und Urſulinernonne zugleich. Aus den Memoirs des Grafen R * * * mit der aſchgrauen Maske. 8. Rudolſtadt 1800. 1fl. 48kr

2794 Herrn Kanzleyrath **Wetzels**, ſechsfache Eheſtands-Geſchichte des ehrſamen Herrn **Philip Peter Marks**. 8. Hanau 1778. 1fl. 12kr

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. Dezember 1801.

I.

Gedichte.

Adraſtea an Herder.

Als der Perſer Monarch (der große König, ſo nannte
Klein der Eitle ſich ſelbſt)
Aſias Horden einſt entſandte zu Hellas Bejochung,
Aechzte hinter dem Troß
Langſam ein Wagen her. Ein Block von Marmor aus Paros
Füllt' ihn, und drückte die Spur
Tief in den Kiel. „Der Stein," ſo gebot der Hohn des Tyrannen,
„Werde Troſäe des Siegs!" —

selbst zu unterliegen pflegten, gleichgültig oder gewafnet fanden; so blieb ihnen, bis auf irgend eine günstige Gelegenheit nichts übrig, als ihn durch den magischen Dunst einer subtilen Schmeicheley einzuschläfern, welche er desto leichter für Freundschaft halten konnte, da sie alle Anscheinungen derselben hatte; und je mehr er berechtiget war, in einem Lande, worinn er sich um alle verdient machte, einen jeden für seinen Freund zu halten. Diese Absicht gelang ihnen, und man muß gestehen, daß sie dadurch schon ein grosses über ihn gewonnen hatten.

Uebrigens können wir nicht umhin, es mag nun unserm Helden nachtheilig seyn oder nicht, zu gestehen, daß zu einer Zeit, da sein Ansehen den höchsten Gipfel erreicht hatte; da Dionys ihn mit Beweisen einer unbegrenzten Gunst überhäufte; da er von dem ganzen Sicilien für seinen Schutzgott angesehen wurde, und das seltne, wo nicht ganz unerhörte Glück zu geniessen schien, in einem so blendenden Glücksstande lauter Bewundrer und Freunde, und keinen Feind zu haben — die Damen zu Syracus die einzigen waren, welche ihre wenige Zufriedenheit mit seinem Betragen ziemlich deutlich merken liessen. Mit einer Figur wie die seinige, mit allem dem was den Augen und Herzen nachstellt in so ausserordentlichem Grade begabt, war es sehr natürlich, daß er die Aufmerksamkeit der Schönen auf sich ziehen mußte. Die Damen zu Syracus hatten so gut Augen wie die zu Smyrna — und Herzen da-

Aber die Göttin, sie, die beugt den Nacken des Stolzen,
Und den Bescheidenen hebt,
Adraſtea entſchied. Gar anders war die Entſcheidung,
Als es wähnte der Stolz.
Perſia wich, der Sklaven-Schwarm vor dem Häuflein der Freyen!
Siehe! der Pariſche Stein
Blieb verlaſſen auf Marathons Feld, und Fidias Meißel
Gab ihm Göttergeſtalt *).
Sie, die den Nacken beugt des übermüthigen Frevlers,
Und den Vertrauenden hebt,
Adraſtea war's, die dem Marmor entſprang, ein Gebilde,
Spät ein Wunder der Welt. —
Aber der Marmor ſank! — Der Geiſt, der den Künſtler belebte,
Ging nicht unter mit ihm.
Sie, die die Braue geſenkt, mit feſtem Blick von der Höhe
Schaut auf der Sterblichen Thun,
Und mit ſtarkem Arm auf nimmer trügender Waage
Wäget der Menſchen Geſchick,
Adraſtea, ſie hat auf's neu den Geweihten erkoren,
Welcher mit ewiger Schrift,
Dauernder, ha! als Fidias Kunſt, des Genius Stempel
Drück' auf den rauheren Stoff,

*) Pauſanias, Attic. Cap. 33.

Welchen Klio ihm bot. — Die du neu erſtandeſt, o Göttin,
Unerbittliche! ſey
Adraſtea gegrüßt! Der Gerechtigkeit ernſte Tochter!
Kündeſt die Mutter du an?

v. Halem.

II.

Miscellen.

1.

Auch Einſichtsvolle und Rechtgeſinnte achten und lieben Menſchen und Gelehrte mehr nach deren Tode, als bei deren Lebzeiten; aber aus verſchiednen Urſachen. Als Menſch erſcheint uns der Verſtorbene vortreflicher, als er war, weil das Gedächtniß, regiert von Fantaſie und Liebe, ſein Schwaches und Fehlerhaftes vergißt; als Gelehrter erſcheint uns der Verſtorbene vortreflicher, als er war, weil der Verſtand, regiert von Grübeley und Autoritätenſucht, eigenes Vorzügliche der Spätern in ſeine Werke hineinregiſtrt.

2.

Die meiſten Fürſten preiſt man nur, wenn ſie leben; wenn ſie todt ſind, tadelt oder vergißt man

ſie. Die meiſten Gelehrten tadelt und vergißt man, wenn ſie leben; wenn ſie todt ſind, preiſt man ſie.

3.

Die weite Verbreitung des Wiſſenſchaftlichen iſt ein bedenkliches, wenigſtens kein ſicheres Zeichen von höherer wiſſenſchaftlicher Kultur einer Nazion. Tiefe Ströme haben meiſtens enge Ufer; breite Flüſſe ſind meiſtens nicht tief.

4.

Es iſt ein Irrthum, den man, ſeit Archenholz ihn gegen Italien mißbrauchte, ſo oft findet — daß man das Sinken allgemeiner, beſonders auch wiſſenſchaftlicher Kultur einer Nazion auch daraus abnehmen könne, daß ſie keine großen Dichter mehr hat. Im Gegentheil ſcheint faſt überall der Zuſtand höherer wiſſenſchaftlicher Kultur der Periode des Flors der Dichtkunſt erſt zu folgen, oder von ihr herbeygebracht zu ſeyn. Der Frühling hat Blumen und wenig Früchte — auch dieſe wenigen nur für den Appetit; aber er führt herbei den Sommer und Herbſt mit weniger Blumen und viel Früchten — und dieſe vielen für geſunde Nahrung.

5.

Was hat man nicht alles aus dem vorübergeſchrittenen Vandalismus der Neufranken profezeiet! Der Gang höherer Geiſteskultur einer Nazion wird nicht durch einzelne Anfälle der Barbarei gelähmt,

nur aufgehalten — wie der Gang des Geiſtes einzelner Menſchen durch Anfälle von Krankheiten. Eher kann eine Nazion dadurch vernichtet werden — wie Einzelne durch tödtliche Krankheiten aufgerieben.

6.

Daß das noch immer fortwährende Wehklagen über Sinken der Moralität gerade das Erklimmen einer höheren Stufe derſelben anzeige, hat ſchon Kant bemerkt. Vielleicht iſt es aber auch ſo mit dem Klagen über den Verfall ernſter Wiſſenſchaften in unſern Tagen. Dann gliche das Licht der höhern ſittlichen und intellektuellen Kultur dem Lichte der Sterne: man ſiehet dies nur hervorſtechend bei Nacht. Iſt es Tag, ſo ſcheint es verſchwunden, leuchtet aber dennoch. Fällt eine Sonnenfinſterniß ein — dann bemerkt man es auch am Tage; auch habe ich geleſen, daß Menſchen, die in tiefen Gruben arbeiten, es immerfort bemerken.

7.

Auf anſehnlicher Höhe des Montblanc ſtand ſonſt ein Ehrendenkmal für die, welche ihn zuerſt bis dahin erſtiegen; für die, welche unter tauſend Gefahren ihn ſpäter bis zur Spitze erklimmten, iſt kein Ehrendenkmal errichtet. So huldigen wir gar Manchem der Alten, weil er früher die Wege betrat, und achten geringer die Neuern, die ſich weit über ihn empor ſchwangen.

8.

Ich weiß nicht ob es gegründet iſt, was in meinem Bienenbuche ſtehet: die Bienen, welche den Winter überlebt hätten, trügen im folgenden Jahre nichts zu, ſondern verbeſſerten nur ihr eignes Werk und höchſtens das, was die Jungen baueten. Es ſtehet dabei gut um ihre Republik — ſo gut, wie um die Republik der Gelehrten, wenn die Jungen mit Eifer Neues herbeiſchaffen, die Alten dies ſichten und ihr Altes zu befeſtigen ſuchen: denn alsdann hält ſich nur das Gute vom Alten, und führt ſich nur ein das Gute vom Neuen.

9.

Die meiſten Menſchen kennen die Moral, wie Landleute die Sprache. Sie wiſſen davon allenfalls genug für ihren Hausgebrauch; aber, abgerechnet, daß ſie darin noch viel Fehler machen, ſo ſind ſie auch weit entfernt, die Grundſätze und Feinheiten in der Anwendung derſelben zu wiſſen, oder auch nur zu ahnden, wie hoch man ſich darin aufſchwingen könne.

10.

Der Unwiſſende — weiß nur nichts; wer aber zu wiſſen glaubt, daß alles Wiſſen nichts ſey, iſt der eigentliche Dummkopf.

11.

Es iſt ein großer Unterſchied unter dem Beſtreben, Jedem zu gefallen, und dem, Niemand zu mißs

fallen. Das erſte entſpringt gemeiniglich aus Eitelkeit, Ehrgeiz und zweideutigen Abſichten; das zweite, aus der Neigung, Andere zufrieden zu ſtellen, oder aus Furcht, ſie zu beleidigen. Jenes iſt die ſtets geſpannte Feder des vornehmen, dieſes die ſanfte Seele des gebildeten Umgangs.

12.

Wie Schade, daß die hohen, originellen Feuerköpfe — und — ſo wenig für das Publikum arbeiten; indeß Andere — —

Sehr natürlich! Männer in wärmern Gegenden ſind den Frauen mehr ergeben; Männer in gemäßigtern, erzeugen mehr Kinder —

13.

Was nennet man nicht alles, in Zeiten, wo man nur reine Orginalität aufkommen laſſen will, Nachbeter! Man ſollte wenigſtens das von Andern dargeſtellte Schöne, und die Art, wie ſie es darſtellten, unterſcheiden. Ihr Schönes nachzuahmen, bildet den Nachfolger, ihre Art der Darſtellung nachzuahmen erſt den Nachbeter.

14.

Das Triviale beſtehet in dem, was Jedermann ſagt; das Natürliche, in dem, was Jedermann fühlt. Das erſte kann alſo nie neu ſeyn, das zweite nie neu ſcheinen — wohl aber es ſeyn: denn etwas fühlen, iſt noch nicht, es denken; etwas denken, noch

nicht, es zu sagen wissen. Uebrigens spricht — viel und gut der schöne Geist, wenig und gut der verständige Mann, viel und schlecht der Narr, wenig und schlecht der Dummkopf.

15.

Zwei nicht eben verwerfliche Kritiker urtheilen über den Witz in Jean Pauls Büchern — der eine, er sey dunkel, der andere, er sey fein. Dunkel, denk' ich, ist ein Buch, wenn der gebildete Leser den Verfasser erst zu verstehen scheint, dann, bei genauerer Erwägung, ihn verschieden erklären zu können findet; fein — wenn er erst ihn nicht zu verstehen scheint, dann, bei genauerer Erwägung, einen Sinn, Einen, entdeckt. Wer absichtlich dunkel schreibt, kennet das liebe Publikum und schreibt nur für sich — denn man hält sein dunkles für tief; wer fein schreibt, achtet das Publikum und schreibt nur für Feine — denn die Andern halten sein Feines für absichtlich dunkel.

16.

Wir sind fester überzeugt von einem Satze, den wir selbst finden, und dann auch bei einem Andern entdecken, als von einem, dem nur wir gefunden haben — schon darum, weil wir dort gleich einen Zeugen mehr dafür besitzen. Das stehet irgendwo; und ich setze hinzu: Wir vertheidigen einen, uns allein eignen Satz hitziger, als einen von Andern bestätig-

ten — schon darum, weil wir hier Niemand haben, der die Beschuldigung des Irrthums mit uns trüge.

17.

Ein Schriftsteller hat den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht, wenn nicht wenige ihn loben, alle ihn fassen, und die Schwachen noch nicht ihm nachbeten. Er sinkt, wenn alles ihn vergöttert, viele ihn mißverstehen, und die Schwachen ihm nachhinken.

18.

Eine dramatische Person, die immer erzählt, ist höchstens für die Gallerie; eine, die immer Sentiments auskramt, läßt kalt; eine die handelt, interessirt. So auch der Mensch in der Gesellschaft. Die Menschen bilden sich gewöhnlich nach dieser Ordnung: das Kind erzählt immer, der Jüngling will immer etwas Bedeutendes und Allgemeines sagen, der Mann handelt. Und so gehet es auch wieder rückwärts; der Alternde predigt, der Alte erzählt wieder.

Rochlitz.

III.

Der erste Akt

aus

der Aulularia des Plautus.

Euklio.

Heraus! sag' ich, heraus! Du mußt bei Gott heraus,
Du Winkelgasserin mit deinen Späheraugen.

Stafyla.

Was schlägst du denn mich Elende?

Euklio.

Damit du elend,
Wie du's verdienest, seyst und bleibst dein Lebenlang.

Stafyla.

Nu! warum stößt du denn zum Hause mich hinaus?

Euklio.

Wie! dir ich Rechenschaft? — Du altes Prügelfeld!
Hierher geh'! — von der Thüre weg! — dorthin geschaut! — Wie sie
Einher lahmt! Wart! ich will dich lehren; weist du?
Kommt mir ein Prügel heut, ein Knittel heut zur Hand,
Du sollst mir noch fürwahr, Schildkröte, laufen lernen.

Stafyla.

O Götter! lieber an den Galgen mit mir,
Als ſo behandelt Magd bei dir zu ſeyn.

Euklio.

Was brummt die Hexe da vor ſich in ihren Zahn!
Beim Himmel! Dieſe Augen kraz' ich dir Verwünſchten aus,
Daß du nicht ſehen mögeſt, was ich thu'.
(Zu ihr, die immer weiter zurückweicht.)
Auch dort hinweg — auch dort .. auch .. alle Wetter! dort!
— So! — hier bleib! wenn, beim Herkules aus dieſer Ecke
Du einen Finger, einen Nagel breit, hinwegrückſt,
Wenn du das Aug' verwendeſt, eh' ichs dir gebiet,
Den Augenblick — mußt du mir in die Galgenſchule.

(allein.)

So ſah ich meiner Tage doch beim Himmel keine
Verwünſcht're Alte! — Wie vor ihr unleidlich ſtets mir bangt!
Sie möcht' einmal mich unverſehens beliſten und
Mir hinter meine Schliche kommen, wo mein Gold liegt:
Denn hat nicht die vermaledeite Bübin ſelbſt
Im Hinterkopfe Augen! Hurtig jetzt
Und nachgeſehn, ob auf der alten Stelle

zu — oder wenn sie keine hatten, so hatten sie doch etwas, dessen Bewegungen sehr gewöhnlich mit den Bewegungen des Herzens verwechselt werden; oder wenn sie auch das nicht hatten, so hatten sie doch Eitelkeit, und konnten also nicht gleichgültig gegen die eigensinnige Unempfindlichkeit eines Mannes seyn, welcher eben dadurch ein Feind wurde, dessen Ueberwindung seine Siegerin zur Liebenswürdigsten ihres Geschlechts zu erklären schien. In den Augen der meisten Schönen ist der Günstling eines Monarchen allezeit ein Adonis; wie natürlich war also der Wunsch, einen Adonis empfindlich zu machen, der noch dazu der Liebling eines Königs, und in der That, den Namen, und eine gewisse Binde um den Kopf ausgenommen, der König selbst war? Man kann sich auf die Geschicklichkeit der schönen Sicilianerinnen verlassen, daß sie nichts vergessen haben werden, seiner Kaltsinnigkeit auch nicht den Schatten einer anständigen Entschuldigung übrig zu lassen. Und womit hätte sie wol entschuldiget werden können? Es ist wahr, ein Mann, der mit der Sorge für einen ganzen Staat beladen ist, hat nicht so viel Musse als ein junger Herr, der sonst nichts zu thun hat, als sein Gesicht alle Tage ein paar mal im Vorzimmer zu zeigen, und die übrige Zeit von einer Schönen, und von einer Gesellschaft zur andern fortzuflattern. Aber man mag so beschäftiget seyn als man will, so behält man doch allezeit Stunden für sich selbst, und für sein Vergnügen übrig; und obgleich Agathon sich seinen Beruf etwas schwerer machte, als er in unsern Zeiten zu seyn pflegt,

Mein Gold, mein Herzensgold ſich noch befindet,
Das ſo unſäglich doch mich alten Narren narrt.
(ab.)

II.

Stafyla. (allein.)

Wüßt' ich bei allen Göttern nur zu ſagen,
Welch böſes Ding mir meinen Herrn behext!
Er muß von Sinnen ſeyn: — Mich Arme ſo
Zu plagen! Zehnmal des Tages wirft er mich
Zum Hauſ' hinaus! Ich weiß beim Himmel nicht
Was für ein Tollgeiſt dieſen Menſchen reitet!
Da wacht er ganze Nächte durch, des Tags
Sizt ganze Tag' er wieder, wie ein lahmer Schuſter
Zu Hauſ': Auch ſinn' ich mir kein Mittel aus,
Wie ich den ſeinen Zuſtand unſrer Jungfrau,
Mit dem es ſtinkt — ſie iſt dem Kindbett näher,
Als der Herr Vater dem Verſtande — wohl
Verhehlen ſoll! Ich weiß mir keinen Rath.
Mir iſt nicht beſſer, dünkt mich, als ich geh'
Und mach' ein langes Zet aus mir! Wenn ich am Stricke
So niederbammle, endet alle meine Noth.

III.

Euklio.

Wie das den Magen mir doch drückte! Wie
Um vieles leichter komm' ich jetzt heraus,

Da alles noch an seinem Platz gesichert liegt.
(Zu der Stasyla.)
Hinein jezt du und halte Wache!

Stasyla.

Hat sich was
Zu wachen! Soll ich wohl das Haus bewachen, daß
Es Diebe nicht fortschleppen! O die finden nichts
Als leere Wänd' und Spinneweben: Schöner Fund!

Euklio.

Es wär' doch fein, wenn dir zu Lieb' mich Jupiter
Zum reichen Filipp oder zum Darius
Noch heute machte, meinst du dreygedoppelte Hexe!
Die Spinneweben, just die will ich, sollst du hüten.
Ich bin ein armer Tropf, ich läugn' es nicht, ich
schicke
Mich in mein Loos und trage was die Götter
Mir geben, mit Geduld. Fort, packe dich hinein,
Verschleuß die Thür! Bald bin ich wieder da.
Sieh wohl zu, daß du niemand Fremden in das
Haus
Hineinläßst — Lösch das Feuer aus — man möchte
deß
Begehren . . Aller Anlaß, der die Leute könnte
Zur Schwelle locken, sei vertilgt! Drum merke!
Läßst eine Kohle du lebendig, flugs geschehn
Ists um dein Leben. Will man Etwa Wasser holen,
Es sei dir ausgelaufen, sage dann!

Axt, Messer, Mulde, Mörser, Küchentöpfe,
Was alles dir so gern die Nachbarn borgen,
Die Diebe haben es gestohlen, sag!
Nicht Eine Seele, hörst du, soll mir über
Die Schwelle kommen, wenn ich nicht im Hause bin.
Auch dieses sag' ich dir voran! wenn selbst Frau Glück
Mich will besuchen, laß sie nicht herein.

Stafyla.

Die hütet sich von selbst nicht 'rein zu kommen,
Auch in der Nähe *) scheut sie sich vor uns.

Euklio.

Halts Maul und marsch' hinein!

Stafyla.

Ich schweig' und geh'

Euklio.

Die beiden Riegel vorgeschoben! gleich
Bin ich zurück. — Es martert mich zu Tod,
Daß ich mein Haus verlassen muß! Bei meiner Seele!
Gott weiß! ich thu' es herzlich ungern, wenn es was
Zu laufen draußen giebt! Da hat jezt unser
Stadt-Viertelmeister unter die Bürger heut
Geld zu vertheilen angesagt; und laß ich dies
Im Stich und melde mich nicht auch;

*) Anspielung auf einen Tempel der Fortuna, der in der Nähe befindlich angenommen wird.

Flugs wird die ganze Stadt es wittern, daß ich Geld
Zu Hauſe habe: denn keine Seele glaubt,
Daß ſo ein armer Schlucker, wie ich bin,
Und ſei ſie noch klein, die kleine Porzion,
Den winzigſten Gewinnſt wohl werde ſchwinden laſſen.
Schon jetzt, ſo ſehr ich es vor aller Welt
Verheimliche — iſts nicht, als wüßten's alle?
Es grüßt mich alles freundlicher als vor:
Das iſt ein Stehn, Entgegenkommen, Händedrücken,
Ein Schwatzen, Fragen: Ei wie geht es dir?
Wie lebſt, was treibſt du, lieber Herzensfreund?
Jezt will ich meiner Wege gehn, und hurtig, hurtig,
So flink du kannſt, zurück dann in dein Haus!

Conz.

IV.

Anthropologiſche Bemerkungen eines Blinden.

Kein Unglücklicher erhält, wenn er von ſeinem Schickſale niedergebeugt wird, ſo allgemeine Theilnahme, und wenn er ſich dieſem Unglück zu entwinden ſucht, ſo ausdaurende Gönner, ſo nachſichtsvolle Freunde; aber kein Unglücklicher, wenn ihm ſein Emporſtreben einigermaßen gelingt, auch zugleich eine ſo große Menge von Gegnern, als ein Blinder. Die Wahrheit dieſes Satzes kann ich aus eigner Erfahrung und aus den Erfahrungen einiger Blinden, mit denen ich in freundſchaftlicher Verbindung ſtehe, beweiſen. Der leztere Theil dieſer Aeußerung, daß ein Blinder, der ſeinem Schickſal mit Erfolg entgegenſtrebt, eine Menge von Gegnern erhalte, ſcheint mit den frühern ſo häufigen Aeußerungen des Wohlwollens und der Theilnahme im Widerſpruche zu ſtehen, und es ſey mir deshalb erlaubt, die anthropologiſchen Gründe hier auseinander zu ſetzen, weil mancher Blick in's menſchliche Herz, manche Klugheits- und Lebensregel für meine Unglücksgefährten darauf begründet werden kann.

Ein Tauber, Stummer oder Gebrechlicher wird oft verlacht; denn jede Abweichung von der gewöhnlichen Form macht auf uns entweder einen unangenehmen oder komischen Eindruck; und es hängt ganz von dem Benehmen des Krüpplichten ab, welche dieser beiden Empfindungen er erregen will. Trägt er sein Gebrechen zur Schau, so ist ersteres; ziert er sich, um es zu verbergen, gewöhnlich lezteres der Fall, und wenige treffen hier nur die, wie überall, so auch hier, löbliche Mittelstraße. Der Stumme erregt, wenn er statt Worte unartikulirte Töne ausstößt, anfänglich Mitleiden; aber dieser erste Eindruck geht, weil ihm die Gelegenheit zur Mittheilung fehlt, bald verloren. Seine Töne, denen der Thiere so ähnlich, scheinen ihn bald bei andern Menschen herabzuwürdigen, und der Glaube, daß er seine Leiden weniger fühle, schleicht sich dadurch allmählig ins Herz seiner Nebenmenschen, die ihn wegen seiner Zeichensprache beinahe so wie ein gut abgerichtetes Thier betrachten und auf die Mühe, welche die Erlernung derselben erforderte, weiter keine Rücksicht nehmen.

Der Taube macht, wenn er am allgemeinen Gespräch Theil nehmen will, oder durch verkehrte Antworten nicht selten ein allgemeines Gelächter rege. Man sieht während desselben Züge von Befremdung, Mistrauen, Zorn, die an Verzerrung grenzen, und die Veranlassungen zum Lächerlichen werden hiedurch

vermehrt. Wenn hingegen der Blinde einen Fehler begeht, z. B. etwas umwirft oder zerbricht, ſo iſt für ihn immer eine gewiſſe Beſchämung, oder wenn er ſich aus Unvorſichtigkeit ſtößt oder verſetzt, ein kleiner Schmerz damit verbunden. Beides giebt keine Unterhaltung, ſondern ein gewiſſes unangenehmes Gefühl; und um dieſes zu vermeiden, ſucht man dem Blinden allgemein behülflich zu ſeyn. Je hülfloſer ein Geſchöpf iſt, um deſto weniger wird es vom Stärkern beſchädigt. Mir iſt kein Beiſpiel bekannt, daß ein beiſſiger Hund ein kleines Kind beſchädigt habe. Dagegen erzählen Reiſebeſchreiber, daß, wenn der Elefant auf ſeinem Wege ſpielende Kinder antreffe, er ganz breit ſchreite, damit ſie ruhig liegen bleiben können, oder ſie mit Hülfe ſeines Rüſſels aus dem Wege ſetze. Ein Trunkenbold, der jeden, der ihm im Wege ſteht, überläuft, geht einem Kinde aus dem Wege. Dieſe ſchöne natürliche Anlage iſt beim gebildeten Mann vervollkommnet. Die Hülfloſigkeit des Blinden fällt jedem ins Auge, und wird ein neuer Bewegungsgrund, ſich ſeiner anzunehmen. Jeder Anblick von Kraft und Stärke thut dem Menſchen wohl, beſonders von einem gleichgearteten Geſchöpfe. Der Anblick von der Stärke eines Thiers feſſelt weniger, als der von der Stärke eines Menſchen, und ſelbſt der gebildete Mann, der einen kleinen Knaben auf der Straße einen größern überwältigen ſieht, blickt auf den kleinen Sieger mit Wohlgefallen.

Die Ueberwindung von Hinderniſſen iſt mit dem Begriffe von Kraft in unſerer Idee unzertrennlich verbunden, und dieſes erzeugt bei uns eine wohlige fällige Empfindung. Es iſt uns angenehm, wenn wir leſen, wie Hannibal über die Alpen drang, Kolumbus Guana-Hanni erblickte; denn alles dieſes zuſammengenommen ſchmeichelt uns ſelbſt. Wir ſehen im lebendigen Weſen ein Beiſpiel unſerer eignen Lebenskraft und Thätigkeit, fühlen den Keim eigner Kraft, der in unſerer Seele zur Ueberwindung von ähnlichen Hinderniſſen ſchlummert, ohne uns dieſes Gedankens einmal recht deutlich bewußt zu ſeyn. Deshalb freuet ſich der edle und gute Mann der Thätigkeit und der Kraft des Blinden, der ſeinem Schickſale entgegen zu ſtreben ſucht. Er freuet ſich, daß ſo viele verborgene Kräfte auf den Nothfall vorräthig da liegen. Je größer, je edler er ſelbſt iſt, je mehr ihm eigne Thätigkeit Freude macht, um ſo wohlwollender iſt er nun auch gegen den Blinden. Jeder neue Beweis von Thätigkeit erzeugt wieder in ihm dieſe angenehme Empfindung, und daher werden edeldenkende Männer ausdauernde Freunde und Gönner eines thätigen Blinden. Der Mann, der frei von Stolz und Eigendünkel ſich ſelbſt durch Talent oder Verdienſt empor arbeitete, die Schwierigkeit bei Ueberwindung ſo mancher Hinderniſſe fühlte, iſt überzeugt, daß dieſe Hinderniſſe bei einem Blinden ſich verdoppeln, und dieſes hat Nachſicht gegen ihn zur

Folge. Der Blinde kann den Menſchen nur durch ſeine mündlichen oder ſchriftlichen Aeußerungen, nicht aber nach ſeinen Mienen oder der oft zweideutigen Geberden-Sprache kennen lernen, womit er ſeine mündlichen Aeußerungen begleitet. Es thut dem Menſchen ſo wohl und ſchmeichelt ſo ſehr, Beweiſe des Wohlwollens zu erhalten, daß der Blinde, der ohnehin ſeine Nebenmenſchen in einem höhern Grade bedarf, ſolche Aeußerungen ſogleich, wie eine Münze, deren Gepräge beſtimmt iſt, annimmt, ohne argwöhniſch nach dem Gehalt zu forſchen, und dieſes hat denn wieder Aeußerungen des Wohlwollens und des Danks von Seiten des Blinden zur Folge, die gerade aus dem angezeigten Grunde lebhafter und inniger ſind, weil die Veranlaſſung dazu als unbezweifelt gültig angenommen wird. Denn der Blinde, wenn er nur Herzensgüte beſitzt, fühlt ſich dadurch wieder zu allgemeinem Wohlwollen verpflichtet. Offen, weil ihm keine zweideutige Miene eines dritten Behutſamkeit lehrt, und weil er, der weniger ſinnliche Eindrücke erhält, mehr mit ſeinem Ich beſchäftigt iſt, theilt er jedem ſeine Empfindungen, die Aeußerungen ſeines Danks, ſeines Wohlwollens mit, und gewinnt durch dieſe Ungeſchmücktheit ſeiner Aeußerungen die Nachſicht und das Wohlwollen edeldenkender Freunde. So weit die ſchöne Seite des Gemähldes, und nun zum Schatten.

Jede Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung oder Form zieht auch unwillkührlich das Auge auf

ſich. Wenn ein Knopf am Rocke eines wohlgekleideten Mannes fehlt, ſo wird dieſe kleine Unordnung ſicher allgemein bemerkt werden, und es war keine unrichtige Spekulazion der Damen, die ihre Schönheit durchaus bemerkt haben wollten, in der Nachbarſchaft eines feurigen Auges oder einer friſchen Wange, worin das Lächeln ein Grübchen drückte, ein Pflaſterchen zu legen, weil man gerade wegen dieſes ſchwarzen Fleckchens häufiger dahin ſah. Deshalb zieht auch gerade das verſtümmelte Auge des Blinden unaufhörlich die Aufmerkſamkeit an ſich. Derjenige, der einem Bettler im Vorübergehen eine Scheidemünze ſchnell hinwirft, um auf einige Augenblicke ſein Winſeln verſtummen zu machen, fühlt beim Anblick des überzogenen, eingedrückten oder hervorgetriebenen Auges des Blinden, wovon er einmal ſeinen Blick unwillkührlich nicht abwenden kann, einen bei ſeinem ſchwachen Nervenſyſtem äußerſt verzeihlichen Schauder, der aber doch die Folge hat, daß er den Blinden gern von ſich entfernt hält. Dann kommen bei vielen noch Vorurtheile aus der Ammenſtube hinzu, z. B. das ſaubre Sprüchwort: Hüte dich vor denen, die Gott gezeichnet hat! das weder Menſchenliebe noch Geiſt des Evangeliums eingab. Ferner der Gedanke, daß Gott einen ſolchen Unglücklichen beſonders beſtraft habe; und dieſes letztere führt denn wieder unwillkührlich bei vielen auf den Gedanken, daß der Blinde beſſer thäte, ſein Leben in Reue und aszeti-

nachdem man das Geheimniß erfunden hat, die schwereſten Dinge mit einer gewiſſen unſern plumpern Vorfahren unbekannten Leichtigkeit — vielleicht nicht ſo gut, aber doch artiger — zu thun; ſo war es doch augenſcheinlich, daß er ſolche Stunden hatte. Der Einfluß, den er in die Staats-Verwaltung hatte, ſchien ihm ſo wenig zu ſchaffen zu machen; er brachte ſo viel Freyheit des Geiſtes, ſo viel Munterkeit und guten Humor zur Geſellſchaft, und zu den Ergötzlichkeiten, wo ihn Dionys faſt immer um ſich haben wollte, daß man die Schuld ſeiner ſeltſamen Aufführung unmöglich ſeinen Geſchäften beymeſſen konnte. Man mußte alſo ſie begreiflich zu machen auf andere Hypotheſen verfallen. Anfangs hielt eine jede die andere im Verdacht, die geheime Urſache davon zu ſeyn; und ſo lange dieſes daurte, hätte man ſehen ſollen, mit was für Augen die guten Damen einander beobachteten, und wie oft man in einem Augenblicke eine Entdeckung gemacht zu haben glaubte, welche der folgende Augenblick wieder vernichtigte. Endlich befand ſich's, daß man einander Unrecht gethan hatte; Agathon war gegen alle gleich verbindlich, und liebte keine. Auf eine Abweſende konnte man keinen Argwohn werfen; denn was hätte ihn bewegen ſollen, den Gegenſtand ſeiner Liebe von ſich entfernt zu halten? Es blieben alſo keine andre als ſolche Vermuthungen übrig, welche unſerm Helden auf die eine oder andre Art nicht ſonderliche Ehre machten; ohne daß ſie den gerechten Verdruß vermindern konnten, den man über ein ſo wenig natürliches und in

jeder

schen Uebungen hinzubringen, als sich wieder unter die Menschen zu drängen; und dieses erzeugt bei vielen, die dem ungeachtet recht gute und vortreffliche Menschen seyn können, eine gewisse Abneigung gegen den Blinden, die oft, wenn der Blinde sich in die Welt wagt und thätig wird, selbst bis zum Unwillen ausartet, weil es sehr gewöhnlich ist, diesen gegen denjenigen zu fühlen, der einer andern Meinung ist und anders handelt, als wir es in seiner Lage für zweckmäßig halten. Es muß deshalb eine Gesellschaft, deren Vergnügen ein gegenwärtiger Blinder nicht stören soll, einen hohen Grad von Humanität besitzen. Der Blinde, der diesen durchgängig fordert, verlangt in der That zu viel; aber es ist ihm doch auch nicht zu verargen, wenn Beweise des Gegentheils seine Empfindlichkeit aufreitzen. Jede Aeußerung des Unwillens oder der Empfindlichkeit, die mit Hülflosigkeit verbunden ist, erzeugt Spott oder Lächerlichkeit. Beides will der Blinde vermeiden. Die Aufmerksamkeit, worin er nothwendig beim Mangel des Gesichts seyn muß, gibt, wenn aufgereitzter Unwille sie noch vermehrt, seinem Ausdrucke, dem einzigen, wodurch er zeigen kann, daß er nicht hülflos ist, eine solche Bitterkeit, daß seine Aeußerung gewöhnlich seinem Gegner entweder sehr wehe thut, oder ihn gar lächerlich macht. Ein paar Beispiele aus meiner eignen Geschichte. Es erregte anfänglich einigen Unwillen, als ich an öffentlichen Vergnügungen Theil nahm. Bei

einem Konzerte hörte ich, daß zwei Personen sich von mir unterhielten. Ey! sagte der eine, der blinde Mensch sollte doch lieber zu Hause bleiben. Ich stand von meinem Sitze auf, machte eine Verbeugung und sagte: Verzeihen Sie, meine Herren, die Bitte, da ich an den Ohren nicht blind bin, doch ein paar Schritte weiter zu gehen, wenn Sie etwas mir unangenehmes sagen wollen! — Ein anderes mal, da ich einen Sonntag in ein Schauspielhaus ging, standen verschiedene Personen, (wie ich am Dialekt hörte) aus der niedern Volksklasse vor dem Eingange, die sich darüber wunderten, zum Theil Unwillen äußerten, daß ein solcher Mensch wie ich, noch ins Schauspiel ginge. Die Leute, sagte ich, indem ich mich zu meinem Begleiter wandte, müssen es gar nicht wissen, daß ich alle Sonntage sehen kann. Dies erregte Erstaunen. Sie frugen sich unter einander, ob dies wahr, ob dies möglich seyn könne, betheuerten, daß ich es augenblicklich gesagt hätte, und die gebildetern Personen, welche am Eingange standen, lachten herzlich. Durch dergleichen Aeußerungen schaffte ich mir nun einige Schonung; aber dabei ging's mir wie dem Hündchen, das einst einen Quacker anbellte. Ich will mich, sagte der fromme Mann, nicht über dich erzürnen, mich auch, wenn ich gleich einen Stab in der Hand habe, nicht an dir rächen, denn beides wäre unchristlich, sondern blos wegen deiner Ungezogenheit dich in bösen Ruf bringen. Er ging mit starken

Schritten und schrie: Lieben Leute, hütet euch, der Hund ist toll. Jeder lief und schrie, bis ein Sackträger hinzukam und den angeblich tollen Hund erschlug. So wenig elegant dies Gleichniß ist, so passend bleibt es doch, und mancher wird bei ähnlichen Umständen auch ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Hat der Blinde noch überdem frohe Laune, vergißt er sein Schicksal zuweilen ganz, und fühlt sich den übrigen Menschen gleich, so wird er sich freilich hin und wieder einen Freund mehr, aber auch sicher manchen Gegner erwerben. Er mag den Gesetzen der Moralität pünktlich getreu bleiben und mit Festigkeit handeln; es werden dennoch viele Menschen seinen Frohsinn nicht von Leichtsinn zu unterscheiden wissen. Bei vielen kommt alsdann noch wohl eine schwärzere Seite zum Vorschein. Entwindet sich der Blinde, wenn das Zusammentreffen günstiger Umstände seine Entwürfe begünstigt, seinem ungünstigen Schicksale, zeichnet er sich vortheilhaft aus: dann wird bald der Neid gegen ihn rege; Mancher, der, um den nehmlichen Zweck zu erreichen, eben so viel, vielleicht noch mehr that, glaubt sich zurückgesetzt, weil der Blinde mit einem Sinn weniger mehr erhielt oder leistete. Er fühlt dies als eine Art von eigner Zurücksetzung. Den eigentlichen Grund will oder mag er sich aus Selbstliebe nicht eingestehen, sondern er betrachtet den Lebenslauf des ihm gehässigen Mannes, wie mancher Rezensent ein Buch, dessen Verfasser sein Privat-

feind iſt, welches er ſchon mit der Ueberzeugung in die Hand nimmt, daß es durchaus nichts taugen könne. Daß es gar nicht ſchwer wird unter einem ſolchen Brennpunkte recht viel aufzufaſſen, giebt die leidige Erfahrung. Man darf ſich zuvörderſt nur ein vollkommnes Ideal bilden und anzeigen, wieviel an Erreichung deſſelben noch fehle. Man darf nur recht viel hineinlegen und deuten, und man findet und ſieht bald, was vorher niemand bemerkte. So brachte einſt ein Buchhändler einem mir bekannten Gelehrten, einem vortreflichen, aber hypochondriſchen Mann, ſein in Kupfer geſtochenes Bildniß von der Meſſe mit. Der Gelehrte, der von ſich keine hohe Meinung hatte, kam allmählig auf den Gedanken, man habe ihn in Kupfer geſtochen, um ihn lächerlich zu machen. Er beſah in dieſer Vorausſetzung das Bild von allen Seiten. Endlich ſchienen ihm die Ohren etwas größer als die ſeinigen zu ſeyn, voll Unwillen ſah er nun nach dieſen Ohren. Sie erſchienen ihm bald entſetzlich groß, und er ſchrieb an den Buchhändler einen Brief voll Klagen und Bitterkeit, weil man ihn mit Eſelsohren in Kupfer geſtochen habe. — So geht es vielen, die durchaus etwas ſehen und finden wollen. — Wenn Neid Quelle unſerer Handlungen wird, ſo will ſich niemand ſelbſt gerne dieſen Grund eingeſtehen. — Aber gerade beleidigte Selbſtliebe, die den Neid erzeugte, machte immer die unverſöhnlichſten Feinde, und der Blinde, der es ſich oft nicht einbilden

kann, einen Mann hierdurch beleidigt zu haben, dem er in jeder Hinsicht nachzustehen glaubt, ist größtentheils unvorsichtig genug, diese ihm wiedrige Stimmung zu vermehren. Jedermann spricht gern von überwundenen Hindernissen, weil ihm eine solche Rückerinnerung Vergnügen macht. Der Blinde, dem die Ueberwindung großer Hindernisse oft unsäglich schwer wird, muß deshalb auch am häufigsten davon sprechen. Die Aeußerungen der Theilnahme und Freude, die Beweise des Wohlwollens, die er von denjenigen seiner Freunde erhielt, die so ausdauernd und wohlwollend seine Absichten beförderten, thaten ihm so gütlich, daß er, der die Menschen nicht sieht, überall ähnliche Gefühle zu erregen, ähnliches Vergnügen einzuerndten hofft. Deshalb setzt er jeden Genuß, jede Freude, die ihm zu Theil wurde, einem jeden auseinander. Ward ihm Freude kärglich zu Theil, so wird sein Vortrag gerade um so lebhafter. Er kann das erhaltene Gute nicht vergessen; er will alle Welt soll sich mit ihm freuen, und weil die Stimmung der Meisten der seinigen mehrentheils nicht gleich ist, so macht er hierdurch den Unwillen rege. Man übersieht seine Blindheit, hält ihn nach seinen Aeußerungen für einen höchst glücklichen Menschen; und wie viele unserer Nebenmenschen haben eine solche Reinigkeit, eine solche Unschuld des Herzens, um sich am Genusse Anderer weiden zu können? Der Blinde macht sich daher durch seine eigne Unvorsichtigkeit

Neider. Mancher der letztern ist gutmüthig genug, es nur so lange zu bleiben, als der erste Eindruck währt; aber manche Aeußerung des Unwillens oder Spottes entfähret ihm doch in dieser Zeit; und weil die schönste Lobrede ungelesen bleibt, hingegen das elendeste Pasquill häufig mitgetheilt und gelesen wird, so läßt sich wohl die Meinung des Helvetius, daß der Mensch, der allgemein gefallen will, verläumden müsse, nicht ganz widerlegen. Solche Leute nun, die durch das Umhertragen von Anekdoten gefallen wollen, fassen eine solche Aeußerung oder Einfall, den ein übrigens achtungswerther Mann im ersten Unwillen oder Anfall übler Laune ausstieß, hurtig auf, und tragen ihn um so eifriger umher, weil ihnen der blinde Mann selbst zuwider ist, oder nicht wichtig genug scheint, um es ihnen abgeben zu können; derjenige aber, der den Einfall ausstieß, hört ihn als witzig wiederholen. Eine kleine Eitelkeit hindert ihn, sich dieser Geisteegeburt zu entschlagen. Der Einfall wird nun verschönert, erweitert und durch ähnliche Aeußerungen fortgesetzt. Oft würde ein solcher Mann, der den ersten Schritt in Unwillen that, den zweiten unterlassen, wenn nicht von seinem ersten Schritte zu viel Lärm gemacht worden wäre. Er will keine Blöße geben, will nicht inkonsequent scheinen, und schreitet deshalb in seiner Widerwärtigkeit fort. Der Blinde vermehrt diese Stimmung größtentheils wieder durch seine eigene Schuld. Bei seinem Vertrauen auf die

Menschen, wird durch jede Ueberzeugung, sich selbst getäuscht zu haben, seine eigene Eitelkeit gekränkt, und hiedurch seine Bitterkeit geschärft. Oft kränkt der Blinde seinen Nebenmenschen unwillkührlich, wenn er die Leichtigkeit erzählt, womit er Hindernisse überwand, weil die Sache einem andern nicht so leicht ist. Oft verstößt der Blinde gegen bürgerliche Verhältnisse; denn wenn gleich der Einfall Justinians, daß der Blinde den Glanz der Majestät nicht sehen könne, lächerlich bleibt, so ist doch immer etwas wahres an der Sache. Der Blinde hört bloß die Menschen; die äußern Zeichen des Ranges, den Anstand, wodurch mancher Große die Menschen von sich entfernt, bemerkt er nicht. Deshalb, wenn er gleich die Grenzen der Höflichkeit und Bescheidenheit nie vergißt, beobachtet er doch oft nicht gehörig seinen Abstand, sondern beleidigt oder entfernt wenigstens so manchen durch das Freimüthige seiner Aeußerungen und sein ungezwungenes Betragen. Wodurch aber der Blinde sich vorzüglich schadet, dies ist seine Verwöhnung durch Wohlwollen und Theilnahme. Man ist ihm ja beides nicht durchaus schuldig, und doch, wenn er statt ihrer nur Kälte findet, fühlt er sich schon nicht selten gekränkt. Wollen nun noch gar, welches zuweilen wirklich der Fall ist, Männer die übrigens Kopf besitzen, bloß nach der vorgeblichen Ueberzeugung ihres Verstandes und nicht nach ihrem Gefühl handeln; erklären sie deshalb dem Blinden

ſelbſt, ihm weniger als jedem andern ihrer Neben-menſchen ſchuldig zu ſeyn, weil er ſchon die Präſumzion gegen ſich habe, bei dem Mangel des Geſichts dem menſchlichen Geſchlechte und dem Staate weniger als jeder Sehende nüzlich zu ſeyn: ſo müßte der Blinde auch wieder kein menſchliches Gefühl haben, wenn er ſich nicht durch ſolche Aeußerungen, die ſich im Nothfalle auf dem Katheder vertheidigen laſſen, herabgewürdigt und empört fühlen ſollte. Er fühlt ſich zum Theil deſto ſchmerzlicher zu Boden gedrückt, weil ihm, wenn er ſich frei von Vorurtheil betrachtet, die Ueberzeugung häufig zu Theil wird, daß er in manchen geringfügigen Dingen zurückkommen muß. So kann ich z. B. der ich ſeit 23 Jahren keinen Buchſtaben ſah, keinen lateiniſchen Dichter ſelbſt las, wenn man mir eine Frage in Betreff der Orthografie und der Skanſion vorlegt, Dinge, die mir ſonſt Kleinigkeiten wären, nicht augenblicklich entſcheiden, ſondern muß mir zuförderſt die Regeln ins Gedächtniß zurückrufen, und da mancher Blinde kein ſo treues Gedächtniß hat, vielleicht ſich nicht ſo ſchnell den richtigen Ausweg zu verſchaffen weiß, ſo mögen ſolche Urtheile für ihn noch um ſo kränkender ſeyn. Ueberhaupt aber macht die beſtändige Anſpannung ſeiner Fähigkeiten jeden Blinden äußerſt reizbar, wodurch auch vorzüglich jene Feinheit in den Abſtufungen des Ausdrucks beim Vortrage blinder Tonkünſtler entſteht. Deshalb bleibt nichts dem Blinden unbemerkt. Alles

faßt er ſchnell auf. Er kann nicht aus der Miene deſſen, der etwas ſagt, folgern, in wiefern ein Ausdruck unſchuldig und übereilt hingeworfen, oder ihn zu beleidigen beſtimmt ſey. Er iſt deshalb empfindlicher und beleidigt oft durch ſeine Gegenäußerungen Menſchen, die ihn nicht beleidigen wollten. Jedes erlittene Unrecht, jede Beleidigung iſt für ihn doppelt ſchmerzhaft, gerade weil ſie mit den vielen Aeußerungen der Liebe und des Wohlwollens ſo lebhaft kontraſtirt. Und wie in einem Gemählde von übrigens hellen Farben ein tiefer Schatten ohne allen Uebergang um deſto greller abſticht, ſo fühlt er hier doppelt eine Unannehmlichkeit, die einem andern minder ſchmerzlich ſeyn würde; und ſeine Aeußerungen ſtehen dann im Verhältniß damit. Der Blinde, der geſunden Menſchenverſtand hat, erinnert ſich unaufhörlich, wieviel er den Menſchen verdanke. Seine Dankbarkeit ſchlummert ſelbſt nicht bei den Todten im Grabe. Denn der Verſtorbene, den er nie ſah, iſt ihm nicht ſo ſehr entrückt, als dem Sehenden, der ihn auch aus dem Auge verlor. Er iſt daher warmer und dankbarer Freund, bleibt Vertheidiger, ſelbſt Lobredner, und wird dadurch manchem zuwider, der von dieſen Perſonen anders als er denkt. Er glaubt, was er empfing, den Menſchen wiedergeben zu müſſen, nimmt, weil er auch ſelbſt den Druck des Unglücks fühlte, am Schickſal anderer lebhaften Antheil, miſcht ſich hiedurch in ſo manches, wozu ihn gerade nicht die Noth-

wendigkeit zwingt, spricht, weil er die vor sich stehenden Menschen nicht sieht, so wie er denkt, vertheidigt seine Meinung mit Wärme. Diese Wärme reißt ihn wieder zu strengen Urtheilen hin, und da tritt denn mancher auf und frägt in dem Tone eines Fatisäers, der Verwunderung und Wehmuth zugleich ausdrückt, weshalb der blinde Mann an so vielen Dingen zugleich Antheil nehme, und mancher, der es bloß mit denen hält, die ihre Pfeiffe ruhig im Lehnstuhle rauchen und an allem, was außer ihnen vorgeht, keinen Theil nehmen, fügt bedenklich hinzu: daß es ein gar unruhiger Mann sey.

Alles dieses zusammengenommen, liefert die Gründe der erstern Behauptung: daß ein Blinder in dem Verhältniß, wie er sich emporarbeitet, die Zahl seiner Gegner und Feinde außerordentlich vermehre, vielleicht nothwendig vermehren müsse. Kommt er wieder auf einen gewissen Punkt der Ruhe, so daß sein weiteres Fortschreiten nun aufhört, so läßt vieles nach, und wird vergessen. Mit ruhigem Blick kann er dann in die Vergangenheit sehen, mit ruhiger Kälte den Grund mancher Begebenheit entziffern, und die Mittheilung solcher Erfahrungen kann vielleicht denjenigen, der sich in einer ihm ähnlichen Lage befindet, früher zu diesem Ziele führen.

Sollten dies Menschenkenner und Freunde empirischer Psychologie nach diesen meinen Aeußerungen

jeder Betrachtung' ſo verhaßtes Phänomen empfinden mußte.

Unſre Leſer, welche nicht vergeſſen haben können, was Agathon zu Smyrna war, werden ſo gleich auf einen Gedanken kommen, welcher freylich den Damen zu Syracus unmöglich einfallen konnte — nämlich, daß es ihnen vielleicht an Reitzungen gefehlt habe, um einen hinlänglichen Eindruck auf ein Herz zu machen, welches nach einer Danae (welch ein Gemählde macht dieſes einzige Wort!) nicht leicht etwas würdig finden konnte, ſeine Neugier rege zu machen. Allein wenn die Nachrichten, denen wir in dieſer Geſchichte folgen, Glauben verdienen, ſo hat eine den mehr bemeldten Damen ſo wenig ſchmeichelnde Vermuthung nicht den geringſten Grund: Syracus hatte Schönen, welche ſo gut als Danae, den Polycleten zu Modellen hätten dienen können; und dieſe Schönen hatten alle noch etwas dazu, das die Schönheit gelten macht; einige Witz, andre Zärtlichkeit; andre wenigſtens ein gutes Theil von dieſer edeln Unverſchämtheit, welche eine gewiſſe Claſſe von modernen Damen zu caracteriſiren ſcheint, und zuweilen ſchneller zum Zweck führt als die vollkommenſten Reitzungen, welche unter dem Schleyer der Beſcheidenheit verſteckt, ein nachtheiliges Mißtrauen in ſich ſelbſt zu verrathen ſcheinen. Es konnte alſo nicht das ſeyn — Gut! So wird er ſich etwan des ſocratiſchen Geheimniſſes bedient, und in den verſchwiegenen Liebkoſungen irgend einer gefälligen Cypaſſis das leichteſte Mittel gefunden

wahrscheinlich halten, so könnte mich dieses in dem Entschlusse bestärken, den ich vorläufig nur noch als Einfall betrachte, die Geschichte meiner Schicksale und Geistesentwickelung aufzeichnen, und dereinst nach meinem Tode veröffentlichen zu lassen *).

L. v. Baczko.

V.

Natürliche Kinder.

Ueberblickt man die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, so wird sich nicht leicht eine kläglichere Lage zeigen, als jene der sogenannten natürlichen Kinder.

Gewöhnlich ohne die Stüze der Natur, ohne elterliche Sorgfalt, nur zu oft vom Vater wenigstens verlassen, entehren sie das schönste Loos der Menschheit, auf welches ihr Name sie vorzüglich, aber spöttisch und versagend hinzuweisen scheint.

Die Wohlthat der Erziehung, die größte nach jener des Daseyns, gebricht ihnen so oft ganz, und widerfährt sie ihnen, so ist es gewöhnlich Güte des Zufalls.

*) Wer möchte sich nicht mit uns in dem Wunsche nach einer solchen Selbstbiografie vereinigen? B.

Ohne Eltern, ohne Bildung in die Welt geſtoſſen, haben ſie nur das Vermögen, welches ihre einzige Mutter, die Natur, ihnen verlieh; — keine Verbindungen, keine Unterſtützung, keinen Schutz. Aber noch nicht genug mit dieſer dreifachen Laſt!

Verlaſſene Kinder des Ohngefährs, Fremdlinge in dem bürgerlichen Daſeyn, ſuchen ſie nur ſchwer aber umſonſt Ausſicht und Verſorgung, die ihren Geſchwiſtern, den Erzeugten der Ehe, ſo ſehr erleichtert wird. Vorurtheil und Geſez dämmen ihnen, die mit dem Schickſal um genügſames Daſeyn ringen, eine eherne Scheidewand entgegen.

Und doch haben ſie mit uns gleiches heiliges Recht auf Glück und Wohlſeyn; denn ſie ſind Menſchen. Doch haben ſie gleiches heiliges Recht auf Theilnahme der Geſellſchaft; denn ſie ſind Bürger.

Sie haben vor uns voraus das heilige Recht der Hülfloſigkeit; denn ſie ſind ſchuldlos an dem Flekken ihrer Geburt. Und über alles dieſes ſind ſie ſo oft die vorzüglichern Menſchen. In der Kraft der Liebe erzeugt, kam die Kraft der Anlagen, des Geiſtes, der Talente ſo oft im vorzüglichern Grade über ſie.

Wenn es daher ein Verhältniß giebt, das wahre Staatsangelegenheit zu ſeyn verdient, ſo iſt es das ihrige.

Fragt man ob es das war?

Die ältere Geschichte der Gesezgebung antwortet beschämend für Menschheit und Menschlichkeit, und beschämend erwidert der Nachhall der neuern.

Roh und strafend drückten in rauhern Zeiten Gesez und Meinung die unglücklichen Früchte gesezwidriger Verbindungen nieder. Die bürgerliche Strenge rang mit dem natürlichen Triebe, und opferte Kinder, um Menschen gesezlich zu machen.

Auffallend ist dies nicht in Zeiten, wo Eltern ihre Erzeugten der Buße eigner Sünden gelobten, und die Mittheilung des Lebens Berechtigung zur Unterjochung in sich schloß, wo Natur die Leibeigene der Barbarei, und Schwäche die Magd der mit dem Herkommen bewaffneten Stärke war.

Die Zeit der Rohheit sank; Aufklärung und Humanität fingen die Finsterniß zu erhellen an. Man versuchte die Strenge des Gesezes zu mildern, ohne die Gesezkraft aufzuheben. Man schliff an der Meinung, ohne sie umzuschmelzen. Der Kindermord belehrte Menschen und Regierungen über die Gefahr beider. Milder im Bestrafen, vorsichtiger im Verdammen, sorgfältiger für uneheliche Mütter, unbekümmert um unehliche Väter, suchte der Geist des Zeitalters Menschen zu erhalten, ohne sie jedoch gänzlich zu retten.

Entbindungshäuser, Findelanstalten, Legitimazionen, sind treffliche Früchte dieser humanern Stimmung.

Aber jene werden oft zur Erleichterung außerehelicher Lust mißbraucht; die andern entsprechen so selten ihrem Endzwecke; Handwerksmißbräuche und hartnäckige Grausamkeit des Vorurtheils spotten oft noch der letztern.

Erschöpft ist also der Gegenstand noch nicht, das Uibel noch nicht gänzlich gehoben.

Noch ist sein Stamm fruchtbar, vielleicht bei der besten Absicht noch mehr befruchtet, wie sonst: noch drücken Gesez und Meinung; noch fehlen System und eigentliche Sorgfalt; noch beschränkt sich mithin die gegenwärtige Lage des Problems auf weise Versorgung der Kinder, ohne schädliche Aufmunterung der Unsittlichkeit.

Wie wird sich seine Auflösung bewirken lassen?

Ein einfacher, überall wahrer, überall durchgreifender Saz besteht als ewige Richtschnur:

Er heißt:

Gerechtigkeit ist Staatspflicht, ihre Gewährung Grundnorm aller Staatsverwaltung.

Versucht man seine Anwendung auf den vorliegenden Gegenstand, so ergiebt sich mit unwidersprechlicher

Klarheit, daß der Staat, immer hiezu verbunden, es auch hier iſt, den unſchuldigen Theil, die natürlichen Kinder, zu ſchonen und zu erhalten.

Daher muß er die zum Theil noch beſtehenden, harten Geſetze, welche ſie beflecken und drücken, nicht nur mildern, ſondern aufheben. Stets eingedenk, daß ſie durch die Geburt das volle Bürgerrecht mitbringen, muß er es ihnen nicht länger verſagen. Er muß die ſtummen Anſprüche des hülfloſen Säuglings anerkennen, und die lauten Klagen des hülfſuchenden Erwachſ'nen verſtummen machen.

Dann erſt beginnt er ſeine Pflicht zu erfüllen. Ihrer Kindheit muß zweckmäßige Pflege, Unterſtützung, Ausbildung; der Ausbildung muß jede, den übrigen Mitgliedern des Staats eröffnete Gelegenheit zur Anwendung werden. Auch muß der Staat mit dem Zwange des ungleichen Geſezzes die Feſſeln der Meinung entfernen. Umſchaffen kann zwar die Geſezgebung ſolche nie, aber zu hemmen vermag ſie doch ihre ſchädliche Aeußerungen; ſie vermag durch weiſe Maaßregeln auf die von ihr unabhängige Quelle zurückzuwirken. Volles Achtungs- und Genoſſenrecht verleihe das Geſez den natürlichen Kindern; es ſtrafe jeden Verſtoß gegen dieſe Verfügungen, belohne jede freiwillige Anſchließung zur Mitwirkung. Anfänglich werden Furcht und Belohnung den Zahn der Meinung zurückhalten; dann wird ihn Gewohnheit ſtum-

ſſen, allmählige Umbildung ihn vernichten. So manche Verbeſſerung ging wohlthätig dieſen Stufenweg. Warum ſollte er für die Vorliegende verſchloſſen ſeyn?

Er iſt es nicht, wenn Geſetzgebung ihn menſchenfreundlich eröffnet, weiſe verfolgt, feſt darauf beharrt.

Das kurze, aber reiche Reſultat iſt: Es beſtehe kein, gar kein Unterſchied mehr zwiſchen ehlichen und außerehlichen Kindern in Rückſicht, auf das, was man mit dem Kunſtausdruck bürgerlicher Wirkung zu nennen pflegt; und der Staat vertrete da, wo es die Eltern nicht ſelbſt können, wollen oder ſollen, Eltern-Stelle an ihnen.

Wenn aber auf der einen Seite der Gerechtigkeit obliegt, den Unſchuldigen zu ſchonen und zu erhalten, ſo wird es ihr auch auf der andern Seite Pflicht, den Schuldigen zu ſtrafen, und zur Ordnung anzuhalten.

Hieraus folgt, daß die gerechte und weiſe Staatsverwaltung ſolche Maaßregeln zu ergreifen hat, welche die Schonung natürlicher Kinder nicht mit der Aufmunterung der Unſittlichkeit verwechſeln laſſen.

Dies iſt leichter, als es dem erſten Anblicke nachſcheinen möchte, wenn ſie mit derſelben Strenge auf die Quelle des Uebels dringt, welche ſonſt unzweckmäßig auf ihre Wirkungen verwendet wurde.

Und deßhalb muß ſie vor allem außergeſetzliche Erzeugung der Kinder an den Erzeugern ſtrafen.

Doch auch hier trete an die Stelle blinden Eifers, der nur ſchadet, kluge Unterſcheidung der Fälle.

Nie ſey von Strafe die Rede, wenn ehliche Verbindung der Eltern den Fehltritt der Leidenſchaften oder Sinnlichkeit vergütet. Nie treffe der Arm des Geſetzes die Gefallene, welche, wenn ſie auch nicht Gattin wird, durch vorhergegangenen oder folgenden unſträflichen Wandel, durch mütterliche Empfindungen und Sorgfalt, den Verluſt der bürgerlichen Unſchuld mittels moraliſcher Schuldloſigkeit verſöhnt! Aber dagegen falle das volle Maaß geſetzlicher Züchtigung auf Gewohnheits-Vergehungen. Sie umgehe nicht ferner die männlichen Theilnehmer! Unglaublich iſt hierinn die lange Dauer der geſetzgebenden Befangenheit, und wenn je die weibliche Klage mit Recht erſcholl, daß die Stärke die Geſetze für die Schwäche gemacht habe, ſo iſt es hier! Sie ſey pünktlich in der Auseinanderſetzung, ſtreng in der Beſtrafung der offenkundigen Unzucht, ſtreng gegen Vernachläſſigung und Ausſetzung unehlicher Kinder! Mit den Hülfsanſtalten zur Verhütung des Kindermordes verbinde ſie unausbleibliche ſchriftliche Ahndung deſſelben, wenn er demohnerachtet eintritt!

Keine Schuld ſey heiliger, als jene, welche natürliche Eltern, beſonders Väter — ſo oft unnatürlich in der That — zur Unterhaltung, Verpflegung, Auferziehung ihrer Kinder zu entrichten haben! Dieſe helfe das Geſez mit ſeiner vollen Macht abtragen.

Vorzüglich aber übe der Staat ein Recht aus, welches ihm zur Pflicht wird, und mit der ihm obliegenden Erhaltung und Rettung natürlicher Kinder in der innigſten Verbindung ſteht. Ohne Rückſicht nehme er vernachläßigenden Eltern die Früchte außerehlicher Verbindung hinweg. Gleiches thue er in ſolchen Fällen, wo die Wiederhohlung des Vergehens unehliche Mütter und Väter zu ernſtlicher Beſtrafung verurtheilt. Er erziehe und bilde ſie nun in der Eltern Namen, auf ihre Koſten, wenn ſie es vermögen; wo nicht, auf die Seinigen.

Er bildet ſie für ſich. Eine Menge braver, brauchbarer Menſchen und Bürger wird auf dieſe Weiſe gewonnen werden, die ſonſt im Keime verdirbt.

Große, weitläuftige Anſtalten bedarf er dazu nicht. Sie verurſachen nicht minder große Koſten, erſticken den Zweck unter dem Drucke der Mittel, und mäſten Adminiſtrazionen ſtatt Bedürftige zu nähren. Die Natur, dieſe von allen Meiſtern noch unerreichte Meiſterinn nachahmend, gehe er den einfachen Weg, bringe die verlaſſenen Kinder in Privatpflege unter,

und verſezze die erzogenen in den ihnen angemeſſenen Nahrungsſtand.

Ihre Bildung wird dann verhältnißmäßig wenig koſten; ſie werden unter Menſchen und Bürgern zu Menſchen und Bürgern erzogen; und wie kann das darauf verwendete Kapital ſich nüzlicher verzinſen als durch Vermehrung der nüzlichen, arbeitenden Menſchenmenge? Es ſollte eigentlich bei der jezzigen Lage der Geſelligkeit, bei dem Vorrath von Hülfsmitteln, welche in dem oft verfehlten Gange ihrer Kultur doch einmal liegen, nie an Mitteln fehlen gemeinnüzzige Endzwecke zu erreichen.

Das ganze Geheimniß beſteht nur darin, daß man in ſolchen Fällen eben ſo ernſtlich die Ueberzeugung der Nothwendigkeit habe, als öfters in weit minder wichtigen, nicht ſelten leider in ſchädlichen.

Aber auch, wenn alles dieſes vollbracht wird, iſt noch nicht alles geſchehen. Der vom Fieber gerettete Körper iſt darum noch nicht ein geſunder Körper.

Ohne hier die längſt weitläuftig und gut genug geſagten Wünſche für Bildung im Allgemeinſten, Volkserziehung im Großen, und religiös-moraliſche Ausbildung der niedern Volksklaſſen im Beſondern zu wiederholen, ſey es hinreichend, auf dieſe unſterbliche und noch ſo unvollkommen befriedigte Sehnſucht wahrer

Humanität aufmerksam zu machen. Ihre Erfüllung allein sichert bleibende Leitung, Einschränkung, Veredlung der Sinnlichkeit.

Sie allein giebt das innere Gegengewicht gegen äußern Drang, welches kein politisches Gesetz, so sehr es den wilden Trieb dämmet, je hervorbringen kann.

In der Sfäre der ächten Staatsklugheit liegt außerdem noch die so oft berührte, so oft empfohlene Beförderung der Ehen. Sie mache es dem Staatsbürger leicht, durch lohnende Industrie eine Familie zu ernähren; er wird sie ernähren, und der natürlichen Kinder werden weniger seyn. Sie ermuntere Ackerbau, Gewerbsamkeit, Kunstfleiß; sie werden locken und lohnen, und der natürlichen Kinder weniger seyn.

Sie vermehre die Zahl der Produzenten, vermindere die müßige luxuriöse Menge; die Menschen werden arbeiten, und der natürlichen Kinder weniger seyn. Sie schränke die Zahl der Staatsdiener ein, besolde die nöthigen hinreichend, lehre sie, ihre Familie wieder in die produktiven Gewerbsklassen zurückkehren zu lassen; diese so oft dürftige Klasse wird sich mit Familien ernähren, nicht zu sehr vermehren, und der natürlichen Kinder werden weniger seyn.

Eigentlich Neues läßt sich über diesen Gegenstand wenig oder nichts sagen, aber das Alte nicht oft und

funden haben, ſich vor der Welt die Mine eines Xenocrates zu geben? — Das auch nicht! wenigſtens ſagen unſre Nachrichten nichts davon. Ohne alſo den Leſer mit vergeblichen Muthmaſſungen aufzuhalten, wollen wir geſtehen, daß die Urſache dieſer Kaltſinnigkeit unſers Helden, etwas ſo natürliches und einfältiges war, daß, ſo bald wir es entdeckt haben werden, Schah Baham ſelbſt ſich einbilden würde, er habe wo nicht eben das, doch ungefehr ſo etwas erwartet.

Der Kaufmann, mit welchem Agathon nach Syracus gekommen war, war einer von denjenigen, welchen er ehmals zu Athen das Bildniß ſeiner Pſyche zu dem Ende gegeben hatte, damit ſie mit deſto beſſerm Erfolg aller Orten möchte aufgeſucht werden können. Gleichwol erinnerte er ſich dieſes Umſtands nicht eher, bis er einsmals bey einem Beſuch, den er ihm machte, dieſes Bildniß von ungefehr in dem Cabinet ſeines Freundes anſichtig wurde. Dasjenige was Agathon in dieſem Augenblicke empfand, war wenig von dem unterſchieden, was er empfunden hätte, wenn es Pſyche ſelbſt geweſen wäre. Die Ideen ſeiner erſten Liebe wurden dadurch wieder ſo lebhaft, daß er, ſo ſchwach auch ſeine Hofnung war, das Urbild jemals wieder zu ſehen, ſich aufs Neue in dem Entſchluß beſtätigte, ihrem Andenken getreu zu bleiben. Die Damen von Syracus hatten alſo würklich eine Nebenbuhlerin, ob ſie gleich nicht errathen konnten, daß dieſe zärtlichen Seufzer, welche jede unter ihnen ſeinem Herzen abzugewinnen

wünſchte,

nachdrücklich genug wiederholen, zusammenstellen. Es gilt der Wahrheit, die nie alt, wenn auch nicht immer befolgt wird; die man durch Wiederholung immer im Kleinen fruchtbar macht, wenn sie auch im Großen nicht immer gedeiht *).

Es gilt Menschenwohl, und Menschen haben kein edleres Geschäft, als diesem und der Wahrheit zu dienen.

Die Grundsätze sind einfach, richtig anerkannt; die Folgen müssen es werden, und wer hiezu etwas beitragen kann, muß es thun, oder er begeht Felonie an seiner schönsten und heiligsten Pflicht.

Graf v. Benzel.

VI.

Scintillationen.

Der Genius des neuen Jahrhunderts, dem vor 12 Monaten neben dem Päan der Freude und des Glaubens

*) Jean Paul's, des Menschenfreunds, Klagelied der jetzigen Männer, (Bremen, Wilmanns 1801.) wer unter unsern Lesern hat das goldene Büchlein noch nicht gelesen? B.

an beſſere Zukunft auch noch aus ganzen ſchwerbe-drängten Ländern manche Simonideiſche Nänie geſungen wurde, hat doch im Lauf dieſes Jahrs die Abkunft ſeiner Fackel ſehr ſchön gerechtfertigt. Ihr Feuer iſt vom Himmel, nicht an einem Scheiterhaufen gezündet, wie noch Finſterlinge uns ſo gern überreden möchten. Es iſt allgemeiner Friede. Welche Welt froher Ausſichten und Erwartungen ſchließt nicht dieß einzige Wort in ſich! Wer mag die Funken zählen, die der himmliſchen Fackel des holden Genius ſchon überall entſprühen! Auch ſind dieſen erfreulichen Ausſtralungen eigene Zeitſchriften und Tageblätter geweiht. Eine Zeitſchrift dieſer Art, die ſich in ihren edeln Abſichten nie verläugnete, und noch immer fortfährt viel Gutes zu ſtiften, trägt ſelbſt den Namen dieſes Genius an ihrer Stirn. Der Geiſt unſerer Zeitſchrift war ſtets mehr literariſch, und darum kann auch hier von Zeit zu Zeit nur ein Wink über literariſche Erzeugniſſe oder gute Stiftungen fallen, die der für größere Effekte auch größern Ruhm ſparende Beobachter vielleicht hinlänglich bezeichnet glaubt, wenn er ſie mit einem der Sternkunde und Meteorologie abgeborgten Worte Scintillationen nennt; die aber doch in ihrem Kreiſe und in ihrer oft durch die Beſchränkung ſelbſt erſt recht wohlthätigen Wirkſamkeit ungemein viel Gutes ſchaffen, und zum Reiche der Aeonis gehören, das uns in Herders Adraſtea ſo herzerhebend verkündigt wird.

1.

v. Halem's Irene.

Wer kennt nicht das ſchöne, bis zum gaſtfreundlichen Skolion erhobene Bruchſtück des Bacchylides, womit der alte Lyriker die hehre Friedensgöttin Irene verherrlicht:

den Sterblichen gebiert Irene groſſes Gut,
giebt volle Käſten, ſüße Dichterblüthen. — *)

Dieß iſt auch unter uns neuerlich durch ein reizendes, ſich oft erneuerndes Blumen- und Fruchtkörbchen beſtätigt worden, welches ſeit dem Anfang dieſes Jahres einer unſerer blüthenreichſten und zarteſten Dichter, v. Halem, zwar unter dem einladenden Namen Irene, doch übrigens ohne Geräuſch und Poſaunenton, wie es dem Manne ziemt, dem ſtilles Bewußtſeyn gnügt, der gebildeten Leſewelt geboten hat. Sie iſt Teutſchlands Töchtern gewidmet, und verdient es vor vielen andern, in den Händen aller gebildeten Frauen, aber auch aller Männer zu ſeyn, die neben dem Dienſt der ſtrengen Minerva auch noch für Grazien und Horen ein Stündchen übrig behalten.

Was der Dichter in der Vorrede verſpricht: „Auch ich will Roſen häufen zum Altar, Irenen geweiht. Blumen und düftende Kräuter will ich in Kränze

*) Τίκτει δυσετῶσιν Εἰρήνη μέγαλα.
Πλοῦτον καὶ μελιγλώσσων ἀοιδᾶν ἄνθεα.
Analect. T. 1. p. 150. IX.

winden und mit frommem Herzen ihr darbringen" das hat er in den vier erſten Stücken mit einer Gewiſſenhaftigkeit und Auswahl erfüllt, die der berühmten Kranzflechterin Sixtera ſelbſt Ehre machen könnte. Möge er daher den Ruf an die, welchen er ſeine Friedensſpenden zunächſt widmete, ja nicht vergeblich gethan haben: „Ihr milden Töchter Teutſchlands, ſammelt euch in ſchöne Gruppen um den Altar!" Es wäre gewiß ein ſchlimmes Zeichen der Zeit, wenn dieſe reiche Blumen- und Fruchtſchnur um den Altar der Göttin, der Halem ſchon im zweiten Stück ein begeiſtertes Bewillkommungslied entgegen ſingen konnte, nicht nach ihrem gehörigen Werth geſchäzt, oder wohl gar überſehn und vernachläſſigt werden ſollte. Sämmtliche Beiträge ohne Unterzeichnung, alſo bei weitem der größte Theil, ſind vom Herausgeber ſelbſt, und wer nicht ſchon aus den frühern Werken deſſelben ſeinen eben ſo klaſſiſchen, als vielſeitig gebildeten Geſchmack kennen gelernt hätte, würde ihn hier lieben und ſchäzen lernen. Es iſt ein Luſtwandeln durch Dichtungen und Erzählungen, wozu der Stoff aus allen Zeitaltern und Klimaten gewählt, und dennoch mit dem richtigſten Zartgefühl für Harmonie in Mannigfaltigkeit zu Einem Kranz zuſammengeflochten iſt. Bald iſt es ein ägyptiſches Lokalgemählde aus den Zeiten der Kreuzzüge, bald ſind es Idyllen aus Longus Hirtenroman, oder Lieder der Tänzerinnen am Nil, bald eine afrikaniſche Negeridylle, bald ein grönländiſches

Klagelied, bald (liebliche) Erinnerungen aus einer Badereise, oder ein Fragment aus einer früher begonnenen Epopöe, wie hier die rührende Episode von der Königin Eleonore, der Gemahlin des großen Gustav Adolf von Schweden, oder ein Idylle auf die wohlthätigste Entdeckung des 20ten Jahrhunderts, das Kuhfell. Kleine prosaische Erzählungen und Anekdoten aus dem Mittelalter und aus unsern Tagen, voll lebendiger Wahrheit mit glühendem Kolorit und doch in der keuschesten Sprache, wechseln mit Liedern, wovon jedes seinen eigenen Stachel hat, und allegorischer Dichtung ab. Was kann frölicher gedacht und treffender ausgesprochen werden, als das kleine Paramythion die Geburt des Hänchens aus der Stirne Vulkans? Kurz, wir bitten jeden unsrer Leser, der diese Irene noch nicht kennt, ihre Bekanntschaft so schnell als möglich zu machen, und wollen uns selbst den verhaßten Namen des Kupplers in dem Sinne, wie ihn einst Sokrates nicht ehrenrührig fand *), auch für diese Empfehlung gar gern gefallen lassen.

---

v. Gersdorf und D. Antons Schenkung.

Man macht unserm Zeitalter den Vorwurf, daß es der Baumpflanzer, die Bäume für ein zweites

*) Xenofons Sympos. IV. §. 57. p. 196. Zeune.

Geschlecht zu setzen Muth hätten, täglich weniger bekomme, und daß man wohl allenfalls noch jemand finde, der ein Stipendien-Lexikon oder ein Register über die frommen Stiftungen unserer Vorfahren ankündige, aber den hohen Gemeinsinn, durch patriotische Vermächtnisse der Nachwelt noch eine Schuldverschreibung auf uns selbst zu überliefern, unter die ausgestorbenen Tugenden rechnen müsse. Die Untersuchung: ob dem so sey? und warum dem so sey? gehört nicht hieher. Viele gutgemeinte Stiftungen unserer Vorfahren würden jetzt auch nicht einmal einen Boden finden, worauf sie gestellt werden könnten? Indeß verdient jedes Beispiel einer wahrhaft verständigen und gemeinnützigen Stiftung, die jetzt noch gemacht wird, schon darum eine doppelt rühmliche Erwähnung, weil hier gewöhnlich ganz andere, und wenn wir gegen uns selbst nicht unbillig seyn wollen, auch wohl reinere Motive eintreten müssen, als durch welche in vorigen Zeiten so manches Vermächtniß hervorgelockt wurde. Das folgende ist nach Absicht und Gehalt so vorzüglich, daß auch diese Zeitschrift gern etwas davon erzählen möchte, in der Hoffnung, daß noch bei manchem ihrer Leser ein gutes Land für ein gutes Saamenkorn vielleicht zu finden seyn dürfte.

Nicht leicht hat in neuern Zeiten eine litterarische Gesellschaft einen so wirksamen und vielseitigen Einfluß auf eine ganze Provinz gehabt, als die seit

etwa 20 Jahren in der Sechsstadt Görlitz wiederum neuerte Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften. Ein ehrwürdiger Kreis von Geschäftsmännern, Gelehrten, Predigern, Schulmännern, Landwirthen, Güterbesitzern, einige der obersten Behörden, die an der Verwaltung des ganzen Markgrafthums den thätigsten Antheil haben, an ihrer Spitze, kommen hier zweimal im Jahre aus der ganzen Provinz zusammen, und vereinigen sich zu gemeinnützigen literarischen und patriotischen Unternehmungen ohne Ansehn der Person und des Standes. Der thätigste Beförderer und erste Wiedererwecker dieser Anstalt war der durch seine Geschichte der Germanen und Slaven, durch seine Forschungen über Sprache und Landwirthschaft der alten Teutschen, allgemein geschätzte Doktor und Senator Anton in Görlitz, unter dessen Leitung die Lausitzische Monatsschrift, die ihre Beiträge aus den Papieren und Mittheilungen dieser O. L. Gesellschaft erhält, und zu den sachreichsten, obgleich in andern Gegenden Teuschlands bei weitem nicht genug gekauften Provinzialblättern gehört, auf mehrere Jahre herauskam. Ein anderes sehr achtungswürdiges Mitglied war seit der ersten Stiftung der Herr v. Gersdorf auf Messersdorf, dessen Verdienste um Naturgeschichte, Fysik und höhere Wissenschaften auch außer dem nähern Kreise seiner Provinz hinlänglich bekannt sind. Wer besuchte die romantische Tafelfichte, oder die Flinsberger Bäder an der Grenze Schlesiens, ohne

auch hier in den Hallen der Gastfreundschaft und Künste einzusprechen, und sich durch das, was er hier sah und hörte, weiser und vergnügter zu fühlen? Diese zwei Männer haben auf einmal beide zugleich in der Mitte dieses Jahres ihre unvergleichliche Sammlungen an Büchern, Instrumenten, Naturalien, Münzen u. s. w. durch eine feierliche Schenkungsurkunde nach ihrem Ableben der Gesellschaft zugesichert, deren thätige Pfleger und Theilnehmer sie von Anfang gewesen sind. Das ganze Vermächtniß ist vom Oberamte in Bauzen feierlich bestätigt und bei einer sehr festlichen Versammlung von dem verdienstvollen Präsidenten der Gesellschaft, dem Landesältesten und Domherrn von Nostitz und Jänkendorf, mit einer zweckmäßigen, kraftvollen Rede übernommen worden *).

*) Die ganzen Verhandlungen findet man in der neuen Lausitzischen Monatschrift (Görlitz bei Anton) 1801. Oktober. S. 238 ff. Der Domherr von Nostitz gehört zu den hellsehendsten Männern Sachsens, und darf in seinem wichtigen Geschäftskreis noch immer einige Augenblicke zur Erholung in den Lebenversüßenden Musenkünsten. Jede gute Anstalt findet einen warmen Freund und Pfleger an ihm. Sein Versuch über Armenversorgungsanstalten in Dörfern (Görlitz, Altona 1801. 214 S. in gr. 8.) behandelt einen speziellen Gegenstand des Polizeirechts mit gründlicher Kenntniß aller schon darüber erschienenen oder auch nur damit verwandten Vorschläge, zeichnet mit wärmer Beredsamkeit neue Mittel und Wege aus, und bringt mit praktischer Lokal-

Es ist hier nicht etwa von einer gewöhnlichen Bibliothek, Naturalien- und Kunstsammlung die Rede. Man kann vielmehr den Werth dieser Schenkung selbst nach einem ganz mäßigen Anschlag auf 50000 Thaler schätzen. Die Sammlungen sind so beträchtlich, daß sich die so dotirte Gesellschaft auf der Stelle entschloß, ein eigenes ansehnliches Haus zur Aufstellung derselben und als künftigen Versammlungsort zu erkaufen, so daß auf dieser Basis dem Bunde der gemeinnützigsten Thätigkeit eine segensreiche Fortdauer auf immer gesichert ist. Und so hätte wenigstens die selbstständigere Lausitz den Vorwurf, der neuerlich den churſächsischen literarischen Anstalten überhaupt mit unerlaubter Bitterkeit gemacht worden ist, auch durch diese neueste Verhandlung in ihrer Mitte siegreich widerlegt. Dank sey es den zwei großherzigen, patriotischen Männern,

quos aget penna metuente solui
Fama superstes.

Ueber den innern Werth der Schenkung selbst sey es erlaubt, hier noch aus einem Briefe aus jener Gegend einiges anzuführen, was die hier gegebene Nachricht vollkommen bestätigt. „Gewiß werden auch Sie, mein Theuerster! lebhaften Antheil an einem Ereignisse nehmen, wodurch für die Folge der bedeu-

kenntniß auf Abstellung mancher Gebrechen, die besonders auf den Dörfern in Churſachſen die Sicherheit des friedlichen Einwohners immer mehr in Gefahr zu bringen drohn.

tende Vortheil entsteht, die beiden stärksten und gewähltesten Sammlungen der Oberlausitz an einem Punkt und zum Gebrauch der inländischen Wissenschafts- und Kunstfreunde vereinigt zu wissen. Es bedarf nur eine flüchtige Erwägung, um vorauszusehen, welche erweiterte und wirksamere Tendenz hierdurch für die ganze Gesellschaft herbeigeführt, wie insonderheit Görlitz zum Mittelpunkte der Literatur für beide Lausitzen erhoben werden kann, wie sehr in mannigfacher Rücksicht das Bestehn und die Nutzbarkeit der Gesellschaft gesichert und befördert wird. Alles dieß hat den Tag, da mir diese Schenkung bekannt worden, zu einem der hoffnungs- und freudenreichsten meines Lebens erhöht und noch, wie alle Mitglieder der Gesellschaft d. W., zum lautesten Danke aufgefodert. Die Schenkungsurkunde selbst läßt den Umfang der Sammlungen zwar einigermaßen beurtheilen; allein nur Der, der die Bibliotheken und Kunstschätze dieser beiden Männer kennt und mehreremale gesehn, kann deren wahren Inhalt näher bestimmen. Die bedeutendsten Werke des Auslandes über Sprach- und Geschichtskunde u. s. f., auch seltne Drucke ꝛc. befinden sich in der Antonschen Bibliothek *). Sie waren gewiß in Meffersdorf und ha-

*) So hat vielleicht im Fache der allgemeinen Sprachkunde, der Sprachlehren und Wörterbücher aus allen Theilen der Welt in Privatsammlungen nur Marsden nach seinem in England bloß für Freunde gedruckten Verzeichnisse eine im Ganzen vollständigere

wünschte, in mitternächtlichen Stunden vor einer gemahlten Gebieterin ausgehaucht wurden.

Unter allen denjenigen, welche sich durch die Unempfindlichkeit unsers Helden beleidiget fanden, konnte keine der schönen Cleonissa in Absicht aller Vollkommenheiten, welche Natur und Kunst in einem Frauenzimmer vereinigen können, den Vorzug streitig machen. Eine vollkommen regelmässige Schönheit ist (mit Erlaubniß aller derjenigen, welche dabey interessiert seyn mögen, die Gratzien ihrer Königin vorzuziehen) unter allen Eigenschaften, die eine Dame haben kann, diejenige welche den allgemeinsten, geschwindesten und stärksten Eindruck macht; und für tugendhafte Personen hat sie noch diesen Vortheil, daß sie das Verlangen von der Besitzerin eines so seltnen Vorzugs geliebt zu seyn, in dem nämlichen Augenblick durch eine Art von mechanischer Ehrfurcht zurückscheucht, deren sich der verwegenste Satyr kaum erwehren kann. Cleonissa besaß diese Vollkommenheit in einem Grade, der den kaltsinnigsten Kennern des Schönen nichts daran zu tadeln übrig ließ; es war unmöglich sie ohne Bewunderung anzusehen. Aber die ungemeine Zurückhaltung, welche sie affectierte, das Majestätische, das sie ihrer Mine, ihren Blicken und allen ihren Bewegungen zu geben wußte, mit dem Ruf einer strengen Tugend, worein sie sich dadurch gesetzt hatte, verstärkte die bemeldte natürliche Würkung ihrer Schönheit so sehr, daß niemand kühn genug war, sich in die Gefahr zu wagen, den

ben die Reichhaltigkeit der Gersdorfschen Sammlungen aller Art kennen gelernt. Nicht leicht wird z. B. über Elektrizität irgend ein Werk von Bedeutung fehlen. Die beträchtlichen Kupferstichsammlungen, das vortreffliche Mineralienkabinet in den vollständigsten Suiten, die vielen und kostbaren Instrumente, die eignen von Hrn. v. Gersdorf seit langen Jahren sorgfältig geführten meteorologischen und andere Tagebücher — Alles dieß findet sich selten in eines Privatmannes Händen, und ermangelt in gleicher Vollständigkeit wohl in manchen fürstlichen Anstalten. — Die G. d. W. wird sich gewiß beeifern, den großmüthigen Absichten der Schenkenden zu entsprechen. So läßt sich hoffen, daß aus dem unbedeutenden Senfkorn, das vor zwanzig Jahren ausgestreut und von den jetzigen wohlthätigen Beförderern, wie von mehrern zum Theil noch lebenden achtungswerthen Männern, gepflegt ward, einst ein wohlthätiges Gewächs für die ganze Provinz hervorgehn werde, dessen Schatten und Frucht noch für den Enkel wohlthätig, für das Vaterland ersprießlich, für das Ganze der Wissenschaft und Kunst nicht unwichtig ist. Immer näher schließen sich wohlwollende und kenntnißreiche Männer an unsern Bund, und so kann durch vereinte und zugleich wohl vertheilte Kraft bewirkt werden, was dem Einzelnen immer unmöglich bleiben mußte.

Suite. Doch würde Anton uns aus seiner Sammlung große Supplemente dazu liefern können.

Pestalozzi's pädagogischer Fund.

Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Aus der Bibel.

Der edle Pestalozzi, einfach und groß, wie die Natur, die ihn sängte, wälzte wahrlich bei der gemeinen Noth und Belagerung nicht etwa blos eine leere Tonne. Nein, er stiftete zu Burgdorf, unweit Bern, eine Lehranstalt, von welcher alle, die sie genauer zu prüfen und die Lichtfunken, die hier sprühten, von den Eisenbrocken, die auch glänzen, wenn sie geschlagen werden, zu unterscheiden wußten, mit Lob und Achtung zu sprechen gar nicht satt werden konnten. Von allen Seiten kamen dringende Aufforderungen, seine Methode durch den Druck bekannt zu machen. Es ist geschehen, und die Schrift, worin der neidlose Mann seine trefflichen Erfindungen öffentlich darlegt, gehört unstreitig zu den wichtigsten Erscheinungen, die den Genius des neuen Jahrhunderts zu einem Agathodämon machen können. Man darf nur die Einleitung lesen, um innig ergriffen zu werden, und dem Manne nachzufühlen, der gänzlich von allen Hülfsmitteln der Erziehung entblößt, Oberaufseher, Zahlmeister, Hausknecht und fast Dienstmagd in einem ungebaueten Hause, unter Unkunde, Krankheiten und

Neuheiten aller Art auf 80 Kinder um ſich verſammelte, und an allen ſeine einfache Idee ſiegreich erprobte, um den Spruch wahr zu finden:

Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das ſchaut in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Es iſt unmöglich, hier die ganze folgerechte Reihe ſeiner Bildungskunſt vorzulegen. Hier nur ſo viel. P. geht von dem allbekannten Erfahrungsſatz aus: Alle Bildung muß ſich auf Anſchauungen und feſtes Bewußtſeyn gründen. Dieſe Anſchauungen müſſen der unerläßliche Hintergrund jeder künftigen Kenntniß werden. Und welche Anſchauungen ſind dazu geſchickt? Dieß ohnfehlbar beſtimmen zu können, iſt P. Fund. Er glaubt, und das Publikum wird ihm glauben, eine educationem puram in Form der Matheſis pura erfunden zu haben. Ihre Theile ſind: Schall, Form, Zahl. Darüber verſpricht er Müttern Elementarbücher, deren Gebrauch Müttern, Ammen, ältern Schweſtern nicht mehr Mühe machen ſollen, als die bisherigen Wiegenlieder und Eya Popeyas. Viel versprochen, aber nach den Prämiſſen zu urtheilen, die nun vor uns liegen, iſt er der Mann, der Wort hält.

So viel für jetzt. Zum Neujahrsgeſchenk für alle gute Mütter und Kinder im nächſten Januarſtück vielleicht etwas mehr davon. Das Buch: wie

Gertrud ihre Kinder lehrt*), ſollte indeß niemand ungeleſen laſſen. Möge der hochherzige Verfaſſer von Lienhard und Gertrud unter dem Baum, den er hier pflanzt, ſelbſt auch noch erquickenden Schatten finden!

4.

Schummels Breslauer Almanach**).

Wer viel Grabſchriften lieſt, verliert das Gedächtniß***)! Wenn auch dieſer ſonderba-

*) Der ganze Titel des Buchs heißt: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Verſuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten. In Briefen (an den Buchhändler Geßner in Bern) von Heinrich Peſtalozzi. Bern und Zürch, bei Heinrich Geßner. 1802. 390 S. in gr. 8.

**) Schummels Breslauer Almanach. Erſter Theil. Breslau 1802. 364 S. in 8.

***) Sepulcra legentes perdit memoriam, Cicero de Senect. c. 7. Ich wünſche, daß jemand den wahren Grund dieſes Bon Mots angeben möge. Ich habe eine Muthmaßung, will aber gern nur Davus ſeyn.

re und dem ersten Anblick nach eher zum Widerspruch reizende Erfahrungssatz des Alterthums wohl wirklich auch jetzt noch auf manche trockene Nekrologieen mit abgebrauchten Alltagsformeln paßte: so bleibt doch so viel ausgemacht, daß, alles übrige gleich, wir alle uns lieber Merkwürdigkeiten von Lebenden erzählen lassen, als von denen, die der Gott mit dem Friedensstab schon zur schwarzen Heerde getrieben hat. Auf jeden Fall war der Gedanke des würdigen Prorektors Schummel in Breslau einen biotologischen Almanach der Hauptstadt Schlesiens oder ein alfabetisches Verzeichniß aller daselbst noch lebenden Gelehrten und Künstler für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts herauszugeben, mindestens eben so viel werth, als der Plan zu irgend einer neuen Todtenliste, woran wir, Dank sey es den schreibseligen Federn unserer Fingerfixe, seit Schlichtegroll sich hierin dauernde Verdienste erwarb, einen gesegneten Ueberfluß haben. Die Lebenden kann man noch befragen. Die Lebenden können sich noch vertheidigen! Aber eben darum ist es auch schwieriger und bedenklicher, einen Almanach der Lebenden mit ihrem guten Willen zu schreiben, vorausgesetzt, daß man dabei nicht Lust hat, blos den gedungenen Marktschreier und ekelhaften Lobredner zu machen. Unterzieht sich nun vollends ein Einheimischer, ein Mitbürger diesem Geschäfte, dann wächst die Schwierigkeit ins Unendliche. Und doch wußte der wackere

Schummel dieſe höchſtverwickelte Aufgabe ſo gut zu löſen, daß ſein Breslauer Gelehrten- und Künſtler-Almanach ohne Widerrede zu den annehmlichſten und anekdotenreichſten Büchern gehört, die neuerlich im Fach der Biografie und Literargeſchichte erſchienen, und als ein Beiſpiel der gutmüthigſten Humanität gerade jetzt gelten kann, wo in einer gewiſſen Schule bittrer Hohn und wegwerfender Tadel über unleugbares Verdienſt ausgeſpritzt, für ein ſicheres Merkmal gilt, daß man an der Tafel der Götter die ächte Ambroſia genoſſen habe, und ſie nun durch die unteren Wege ganz gelinde ſpiederum abführe.

Schummel hat es in der Vorrede ſelbſt gar nicht hehl, daß er die linke Seite ſeiner Porträtfiguren zu zeichnen wenig Luſt habe. Und dennoch darf man nur ohne übeln Willen — die Gelbſucht ſieht freilich alles in der chineſiſchen Hoffarbe — das Büchlein durchleſen, um ſich zu überzeugen, daß was auch nur immer zum Guten geſprochen iſt, auch alles wahr ſeyn könne. Es giebt ein pſychologiſches Kriterium ſolcher lebensgeſchichtlichen Erzählungen. Dieſem wird ſich der Schummelſche Almanach ohne Scheu unterwerfen können. Der Verf. beſitzt die ſeltne Gabe, mit wenigen Zügen den ganzen Menſchen bis zum Sprechen getroffen hinzuſtellen. Die reine Flamme des Patriotismus leuchtet und erwärmt uns faſt auf jeder Seite, und ſo wird ſelbſt manches Unbedeuten-

dere und Weitschweifige uns, wenn wir selbst Gemüth dazu bringen, ganz gemüthlich. Freilich, wer allen gefallen will, muß verleumden, oder sich doch wenigstens aufs — Achselzucken verstehn. Aber im In- und Auslande wird Form und Inhalt dem Lesepublikum wohl gefallen, dem es der Verfasser zudachte. Für die Köche kochte er nun einmal nicht, sondern nur für genügsame, und eben darum fröliche Gäste.

Besonders anziehend und dankenswerth scheinen uns die Nachrichten von Künstlern und Virtuosen jeder Art, worin wir im Ganzen genommen, in Teutschland, wo immer nur die Schriftstellerzunft ihre Wettergläser auskräht, so sehr gegen andere Länder zurück sind, wie auch hier in der Vorrede an einem merkwürdigen Citat aus Meusels übrigens verdienstlichen Künstlerlexikon bewiesen wird. Wer wird hier nicht z. B. die Nachrichten von dem Professor Bach dem Vorsteher der Schlesischen Zeichenschule, von dem Stabskapitain v. Blumenstein, vom Schauspieler Grüner, vom Kupferstecher Endler und von dem Virtuosen auf der Mundharmonika Koch, mit Nutzen und Vergnügen lesen? Eine andere lobenswürdige Seite dieses Almanachs ist die strenge Unpartheilichkeit des Verfassers, womit er jedes Verdienst jeder Confessions- und Glaubensfarbe so gewissenhaft vorzieht. Wie viele würdige Gelehrte unter dem katholischen und jüdischen Theil unter Breslau's Einwohnern?

Und vielleicht iſt dies gerade auf dem Standpunkt des Verfaſſers nicht das kleinſte Verdienſt. Wenigſtens ſollte eine Stelle aus einem Briefe der würdigen Bernard, geborne Gad, am Ende ihrer Biografie, worinn ſie die Urſache angiebt, warum ſie lieber in Berlin als in Breslau lebe, auf dieſe Muthmaßung führen. Es heißt hier: „Ich bin ſo glücklich, mit den vortrefflichſten Menſchen hier in Verbindung zu ſtehn. In Breslau müßte ich jetzt (im December) umkommen! Dort wird man über den Menſchen nie den Juden vergeſſen, und beſäße ich die größten Verdienſte, ſo würde ich doch in eure Zirkel nie aufgenommen werden!“ Wie? Wäre dieß wirklich in Breslau der Fall? — Die Biografieen von Füllehorn, (wo man die S. 163 befindliche Anekdote, die die biedre Geradheit des Herausgebers ſelbſt ſo treffend karakteriſirt, eben ſo gern leſen, als den S. 160 vorkommenden Ausfall wegwünſchen wird) Heinrich, Bürde, Henſchel, Hermes, von Francheville, Jungnitz, Kahlert, Frieſe müſſen auch ohne alle Beziehung auf Breslau jeden Teutſchen intereſſiren. Dieſer erſte Jahrgang enthält nur die Hälfte der Breslauer Worthies. Wer wird nicht der Fortſetzung und dann dem Schleſiſchen Almanach mit reger Neugierde entgegen ſehn? Hier iſt ein Muſter zur Bearbeitung der ſpeziellen Gelehrten- und Künſtlergeſchichten aufgeſtellt, wie wir es durchaus noch nicht haben. Niemand, ſelbſt der, der viel zu

krittein und schnittein finden wird, kann es in die Hand nehmen, ohne es ganz durchzublättern. Es wird, es muß Nachtreter finden! Aber welch ein Gewinn, wenn wir auf eben diese Art einen Wiener, Berliner, Hamburger, Dresdener, Prager, Göttinger Almanach hätten? Allein man mag sichs ja nicht zu leicht vorstellen, und auch hierbei an den alten Waidspruch denken:

Multos thyrsigeros, paucos scit cornere Bacchos.

V.

VII.

Künste.

1.

Aus einem Schreiben aus Suhla, im Hennebergischen.

Es giebt den Künsten eine Würde, wenn der Künstler ein rechtschaffener Mann ist.

v. Hagedorn Betracht. über die Künste.

Die, in gleicher Maaße aus Unverstand und engem Herzen hervorgehende Verachtung gegen

ganze Stände der menschlichen Gesellschaft, fällt — literae erubescunt — auch in unserm aufgeklärten (?!) Jahrhundert noch immer eine Rubrik in den Annalen der leidenden Menschheit. Heil dem Edeln, welcher der Schlange dieses unseligen Vorurtheils muthig auf den Kopf tritt! Nicht um den Einzelnen allein — um das gesammte große Ganze erwirbt er sich hohes Verdienst.

Ein solches nachahmungswürdiges Beispiel gab hier seinen Mitbürgern der, durch seine trefflichen Arbeiten auch im Auslande, in England selbst, berühmte Hofgraveur Döll. Den Sohn eines Freiknechts, der gern ein Handwerk lernen wollte, wiesen unsere sämmtlichen Zünfte ab. Döll beschämte sie alle dadurch, daß er ihn nicht nur in sein Haus nahm, ihn in seiner Kunst unterrichtete, sondern ihn auch gleich wie seine eigenen Kinder hielt. Und Er hat sich in dem jungen Menschen nicht getäuscht. Der Genius der Kunst zeigt sich auch im Schüler mächtig und thätig. Nach einem siebenjährigen Unterricht macht er gegenwärtig seinem seltenen Meister Ehre. Ich habe mehrere Stücke von ihm gesehen, die uns zu der schönen Hoffnung berechtigen, ihn einst unter die besten jetzt lebenden Künstler in dieser schwierigen Gattung der Kunst zählen zu können.

Stand und Geburt — wenn allein sie ertönen — verachtet Athene,

Ixion dieſer Juno abzugeben. Die Mittelmäſſigkeit ihrer Herkunft, und ſowol der Stand als die Vorſicht eines eiferſüchtigen Ehmannes, hatten ſie während ihrer erſten Jugend in einer ſo groſſen Entfernung von der Welt gehalten, daß ſie eine ganz neue Erſcheinung war, als Philiſtus (der ſie, wir wiſſen nicht wie, aufgeſpürt, und Mittel gefunden hatte, ſie mit guter Art zur Wittwe zu machen) ſie in Qualität ſeiner Gemahlin an den Hof der Princeſſinnen brachte; unter welchen Namen die Mutter, die Gemahlin, und die Schweſtern des Dionys begriffen wurden. Nicht viel geneigter als ſein Vorgänger, eine Frau von ſo beſondern Vorzügen mit einem andern, und wenn es Jupiter ſelbſt geweſen wäre, zu theilen, hatte er anfangs alle Behutſamkeit gebraucht, welche der geitzige Beſitzer eines koſtbaren Schatzes nur immer anwenden kann, um ihn vor der ſchlaueſten Nachſtellung zu verwahren. Aber die Tugend der Dame, und die herrſchende Neigung, welche Dionys in den erſten Jahren ſeiner Regierung für diejenige Claſſe von Schönen zeigte, welche nicht ſo viel Schwierigkeiten machen; vielleicht auch eine gewiſſe Laulichkeit, welche die Eigentümer dieſer wunderthätigen Schönheiten gemeiniglich nach Verfluß zweyer oder dreyer Jahre, oft auch viel früher, unvermerkt zu überſchleichen pflegt; hatten ſeine Eiferſucht ſo zahm gemacht, daß er in der Folge kein Bedenken trug, ſie den Princeſſinnen ſo oft ſie wollten zur Geſellſchaft zu überlaſſen. Wir wollen nicht unterſuchen, ob Cleoniſſa damals würklich ſo tugendhaft war, als die Sprödigkeit ihres Betragens

Schaut auf Höheres nur, schauet auf Seele und Geist:
Wenn für die Kunst — im Menschen das Göttlichste! — sie sich Geweihte,
Würdige Söhne Apolls, unter den Sterblichen wählt.

2.

Silberbergs Kunsthandlung in Frankfurt am Main.

Aus einem Schreiben aus Frankfurt am Main.

den 1sten Dec. 1801.

— — — Zum Schluß noch einige artistische Novitäten. Ein hiesiger, mir wohl bekannter, einsichtsvoller Kenner, Hr. Dr. * * K . . . , hat in No. 130. 1801. der Zeitung f. d. elegante Welt, wo er sich P. Werner unterzeichnet, eine kurze Notiz von dem in jüngstvergangener Herbstmesse neueröffneten Kunsthandel des Hrn. C. W. Silberberg im Junghofe dahier, mitgetheilt. Seitdem bin ich mit Hrn. S. und seinem Vorrathe näher bekannt geworden, und glaube, eine etwas bestimmtere und ausführlichere Nachricht davon werde nicht nur Sie, sondern gewiß das ganze kunstliebende Publikum interessiren.

Hr. S. hat an seinem Sortimentslager bereits zehen Jahre gesammelt, und zu diesem Behuf viele Reisen nach Italien u. s. w. unternommen. Man findet bei ihm einen überaus ansehnlichen und wohlgewählten Vorrath von Zeichnungen und Kupferstichen; unter letztern eine ungewöhnliche Anzahl von und nach italiènischen Meistern. Es wird überhaupt ein Liebhaber nicht leicht nach einem bedeutenden Blatte, und sollte es noch so selten seyn, bei ihm vergebens fragen, und im Fall es nicht mehr vorräthig ist, es doch gewiß bald durch die Thätigkeit des Hrn. S. erhalten.

Mehrere unserer Künstler werden von ihm nützlich beschäftigt, indem sie für seinen Verlag arbeiten. Unter den radierten Blättern zeichnen sich wegen der freien, geistreichen Behandlung, vornehmlich die Landschaften von S. Primavesi, und die Thierstücke und Köpfe von J. F. Morgenstern, vortheilhaft aus. Von letzterm verdienen besonders bemerkt zu werden: ein trefflicher Hundskopf, nach einem Originalstudium des Melchior Roos von gleicher Größe, in der Sammlung des Hrn. Prehn befindlich, und zwei alte Köpfe nach Gemälden von Dietrich. Auch einige Landschaften von J. P. Schweyer sind zu loben, wie z. B. eine nach Ruysdael, die andere nach Wynants, und eine sehr große Landschaft mit Ruinen, Hirten und Vieh, nach einem Gemälde

des J. H. Roos von gleicher Größe, das sich in der Sammlung des Hrn. J. F. Städel befindet. Von braun lavirten oder Aquatinta-Blättern sind die von J. H. Schütz vor allen zu empfehlen. Der Morgen und der Abend, zwei Landschaften mit Vieh, nach unserm für die Kunst zu früh verstorbenen J. P. Pforr; und eine sehr große italienische Landschaft mit den Ruinen eines Tempels und anderer antiken Gebäude, nebst einer Hirtenfamilie und Vieh, nach einem herrlichen Gemälde von J. H. Roos, in der Sammlung der Madame de Neufville, und derselben von dem Kupferstecher gewidmet — lassen uns von diesem Künstler in der Manier noch viel Braves hoffen.

Alle diese und mehrere andere Verlagesachen des Hrn. S. sind auch mit Retouche auf Zeichnungs-Manier, und illuminirt, zu haben; damit auch für diejenigen gesorgt sey, die sich mit ihrem Kunstgeschmack noch nicht so weit erhoben haben, daß ein einfärbiges und dazu nur leicht radiertes Bild ihr Auge vergnügen und reizen könnte. Doch wollen wir hoffen, daß der Geschmack unsers Publikums immer ernster und zu einer höhern und geistigern Liebhaberei ausgebildet werde.

Wie sehr sich übrigens Hr. S. angelegen seyn läßt, sein Institut immer wichtiger für die Kunst

und den Kunſthandel zu machen: davon giebt er uns einen ſchönen Beweis dadurch, daß er durch W. F. Gmelin (deſſen Name allein ſchon zu hohen und freudigen Erwartungen berechtigt) zwei Landſchaften nach Gemälden des Claude Lorrain in der Dresdener Gallerie, in Kupfer ſtechen läßt, die ſich ihrer baldigen Beendigung nähern. Auch wird nächſtens ein neues Stück von Bervic (deſſen glänzender Grabſtichel die Kenner und Liebhaber bereits an Education d'Achille, Le Repos, und einigen andern frühern Meiſterwerken bewundert haben) bei ihm auf Subſkripzion ausgegeben.

Wenn Hr. Silberberg ſo fortfährt, und unſer Publikum ihn auf eine reelle Weiſe unterſtützt, ſo können die hieſigen Freunde der Kunſt bald die Freude haben, in unſerer Stadt ein Inſtitut blühen zu ſehen, was mit dem des Hrn. Frauenholz in Nürnberg rühmlichſt wetteifert.

H***.

5.

Salomon Geßners Briefwechſel mit ſeinem Sohne *).

Dieſe ſchon längſt angekündigte und von allen

*) S. Geßners Briefwechſel mit ſeinem

Liebhabern der Geßnerschen Muse und Kunst erwartete Sammlung ist nun wirklich erschienen und verdient in den Händen und — Herzen guter Menschen zu seyn. C. Geßner, (jetzt in London) der ältere Sohn des Sängers im Sihlwald (seine ländliche Wohnung daselbst wird mit diesen Briefen in einem fein geätzten Blatte mit ausgegeben) schreibt seinem geliebten Vater während seines Aufenthalts in Dresden und Rom mit offener Brust alles, was er sah, und womit er sich beschäftigte. Der Vater antwortet, berichtigt, lenkt, lobt. So knüpfte die Kunst das zarteste Familienband. Aber abgesehn von diesem artistischen Hauptinhalt ist dieser Briefwechsel, an dem der Herausgeber, der jüngere Sohn, der Buchhändler H. Geßner in Bern, nichts änderte, um keinen Zug zu verwischen, der seinen Vater als Künstler und Mensch karakterisiren könnte — ein darstellendes Gemälde von Salomon Geßners Leben in den letzten Jahren *) und die wahreste Karakteristik geworden, da er dazu

Sohne. Während des letztern Aufenthalts in Dresden und Rom in den Jahren 1784 — 85 und 1787 — 88. Bern und Zürch, bei H. Geßner. 1801. 332 S. in 8.

*) Aeußerst rührend ist S. 325 die Schilderung von seinen letzten zwei Sterbetagen, und wie er es während seines letzten Schlummers noch versuchte, selbst hier noch die Hand zum Zeichnen zu bewegen.

die Züge ſelbſt und allein geliefert hat. Aber auch die Kunſturtheile, z. B. über die Dresdener Ausſtellung 1784 und die zum Theil noch lebenden Künſtler in Dresden, müſſen Aufmerkſamkeit erregen, und möchten ſie es da, wo durchaus eine neue Schöpfung der Dinge nothwendig iſt, wenn der alte Ruhm nicht völlig verwittern und vermorſchen ſoll. Folgende Nachricht aus dem Vorberichte des Herausgebers verdient auch hier eine Stelle, da ſie gewiß ein zahlreiches Kunſtpublikum ſehr intereſſiren wird. „Salomon Geßner's Familie beſitzt eine in jeder Rückſicht ihr unſchätzbare Sammlung ſeiner Handzeichnungen, Studien, nach der Natur und mehr und minder ausgeführter Kompoſitionen verſchiedener Art. Dieſe, nebſt einer Reihe der vollendetſten Gouaſchgemälde bewahrt ſie als ein Heiligthum auf. Um aber ächte Kenner der Kunſt dieſes koſtbaren Nachlaſſes ſo viel möglich theilhaft zu machen, hat ſie ſich entſchloſſen, möglichſt genaue Nachbildungen deſſelben veranſtalten zu laſſen. Zu dem Ende wird ſie vor Allem die Vollendung der Quartausgabe von Sal. Geßners ſämmtlichen Schriften in zwei Bänden beſorgen, mit welcher der ſeel. Vater ſelbſt in ſeinen letzten Lebensjahren ſo beſchäftigt war, daß verſchiedene von ihm ausgeführte Zeichnungen zu Kupfern und Vignetten ſich noch vorfinden, die wir ohne alle Abänderung durch die Hand geſchickter Meiſter werden radieren laſſen, und eben ſo die noch fehlenden, zu welchen ſein gegenwärtig in

England lebender älterer Sohn in Verbindung mit andern geschickten Künstlern die Zeichnungen liefern wird. Eine in den gelesensten Journalen nächstens erscheinende Anzeige wird die Subskripzion eröffnen, und überhaupt das Nähere bestimmen. Diesem Unternehmen soll hernach eine Sammlung geätzter Blätter nach den ausgewähltesten Handzeichnungen des Seeligen folgen. Eine Probe der Ausführung wird zugleich mit dem Prospektus dieses zweiten Vorhabens erscheinen, und endlich eine Reihe von ausgeführten Blättern nach den vollendetsten Gemälden desselben das Ganze beschließen.

VIII.

Berichtigung.

München, den 24sten November 1801.

Folgende Berichtigungen eines im 9ten Stück dieses Journals eingerückten Briefs aus Paris bin ich der Wahrheit und meiner Ehre schuldig. Es ist falsch, daß ich in der Absicht nach Paris gereiset bin, um mich als auswärtiges Mitglied des Nazionalinstituts

aufnehmen zu laſſen. Ohne des Lächerlichen und Gehäßigen zu gedenken, daß durch dieſe gefliſſentlich groß gedruckte Behauptung auf mich geworfen werden ſoll; bemerke ich nur, daß Privathandlungen, die Niemanden kränken, wie z. B. eine Reiſe nach Paris, nie zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht, noch viel weniger durch ſchiefe, unerweisliche Ausdeutungen in ein falſches Licht geſtellt werden dürfen. Es iſt falſch, daß ich mir nach meiner Ankunft vorzüglich angelegen ſeyn ließ, ein Mitglied des N. J. ausfindig zu machen, das mir zur Erreichung jener vorgegebenen Abſicht behülflich ſeyn könnte, und daß ich mich aus dieſer Urſache an den Bürger Pougens gewendet habe. Schon lange zuvor ſtand ich mit dieſem verdienſtvollen Gelehrten, der mit den ausgebreiteſten Kenntniſſen die ſeltenſte Gefälligkeit verbindet, in Korreſpondenz, und er ſelbſt lud mich ein, dem N. J. einige meiner Abhandlungen mitzutheilen. Eben ſo falſch iſt es, daß ich meine Abhandlungen dem N. J. durch den B. Pougens vorlegen ließ. Ich übergab ſie ſelbſt dem Präſidenten der Claſſe de literature et des beaux arts in der am 22ſten Juli gehaltenen Privatſitzung. Auch die Gegenſtände meiner Abhandlungen hat der Briefſteller unrichtig angegeben. Die eine war franzöſiſch, und unterſuchte die Jugendgeſchichte Karls des Großen, bei Gelegenheit einer im Kloſter Weihenſtefan neuerdings aufgefundenen handſchriftlichen Kronik, welche ſchon ſeit Jahr-

hunderten die Neugierde und Aufmerkſamkeit der Gelehrten gereizt hatte, und von welcher ich eine aus dem 15ten Jahrhundert datirende Abſchrift dem N. J. zum Geſchenk überreichte. Die andere war lateiniſch, und handelte von der erſten im J. 1648 gedruckten und bald darauf ſorgfältig ſupprimirten Sammlung der Weſtfäliſchen Friedensverhandlungen; ſie war von dem Geſchenk dieſes ſeltenen, in der Nazionalbibliothek noch nicht vorhandenen Werkes begleitet. Es iſt falſch und ſehr beleidigend, daß der gelehrte Camus, durch meinen Beſuch bewogen, einen vortheilhaften Bericht für mich gemacht haben ſoll. Ich lernte ihn in der gedachten Privatſitzung der dritten Klaſſe kennen, und fand an ihm einen Mann, der eine leidenſchaftliche Neigung zur Bibliografie, und die ausgebreitetſten Kenntniſſe in derſelben beſitzt. Dieſe mir mit ihm gemeinſchaftliche Neigung machte uns näher miteinander bekannt, und erwarb mir ſeine literariſche Freundſchaft. Es iſt falſch, daß bei dem N. J. eine Diskuſſion über meine Ernennung zum auswärtigen Mitgliede vorfiel, und daß dabei die von dem Briefſteller angeführten Bemerkungen gemacht wurden. Die Protokolle des N. J. müſſen dieſes bezeugen, und die Erzählung des Schriftſtellers als Traum oder Erdichtung erklären. Schon der Inhalt dieſer Bemerkungen zeigt, daß ſie nicht im N. J. gemacht werden konnten. Denn welchem Mitgliede dieſer verehrungswürdigen Geſellſchaft

könnte es einfallen, zu behaupten, daß 2 Abhandlungen kein hinlängliches Recht zur Aufnahme in das Institut begründen, wenn sie von der Art sind, daß sie die historischen oder andere Kenntnisse des Verfassers zureichend beurkunden? Die auffallendste aber von diesen vorgeblichen Bemerkungen ist die letzte: Man müsse bei Ernennung auswärtiger Mitglieder einzig und allein auf Verdienste und Gelehrsamkeit sehen. Sie wird noch auffallender, wenn man sie mit dem unmittelbar darauf folgenden Satz: Pougens wußte dies alles kräftig zu widerlegen, im Zusammenhange liest. Der Briefsteller kann dadurch nichts anders sagen wollen, als: ungeachtet es dem Hrn. v. Aretin an Gelehrsamkeit und Verdiensten fehlt, bewirkte doch Pougens seine Einschreibung in die Kandidatenliste des N. J. Hierin liegt also ein sehr beleidigender Vorwurf für den Bürger Pougens, dessen Ungrund Jedermann, der das Glück hat, diesen äußerst schätzbaren Gelehrten näher zu kennen, von selbst einsehen wird. Zugleich wird mir alles Verdienst und alle Gelehrsamkeit abgesprochen. Auf letztere kann ich zwar noch keinen öffentlichen Anspruch begründen; doch will ich dem Leser selbst überlassen, wo von einem Manne zu halten sey, der einem seiner literarischen Mitbrüder, ohne ihn näher zu kennen, — und ich kann bezeugen, daß dieses der Fall des Briefstellers ist — öffentlich alle Gelehrsamkeit absprechen will. Was die Verdienste betrift, die

tragens gegen die Manns-Personen und die strengen Maximen, wornach sie andre von ihrem Geschlecht beurtheilte, zu beweisen schienen. Genug daß die Princessinnen, und was noch mehr ist, ihr Gemahl, vollkommen davon überzeugt waren, und daß sich noch keiner von den Höflingen unterstanden hatte, eine so ehrwürdige Tugend auf die Probe zu setzen. Während der Zeit, da Plato in so grossem Ansehen bey Dionysen stund, war Cleoniſſa eine von den eifrigsten Verehrerinnen dieses Weisen, und diejenige, welche den erhabenen Jargon seiner Philosophie am geläuffigsten reden lernte. Es mag nun aus Begierde sich durch ihren Geist eben so sehr als durch ihre Figur über die übrigen ihres Geschlechts zu erheben, (eine ziemlich gewöhnliche Schwachheit der eigentlich so genannten Schönen,) oder aus irgend einem reinern Beweggrunde geschehen seyn; so ist gewiß, daß sie alle Gelegenheiten den göttlichen Plato zu hören mit solcher Begierlichkeit suchte, eine so ausnehmende Hochachtung für seine Person, einen so unbedingten Glauben an seine Begriffe von Schönheit und Liebe, und alle übrige Theile seines Systems zeigte, und mit einem Wort, in kurzer Zeit, an Leib und Seele einer platonischen Idee so ähnlich sah: Daß dieser weise Mann, stolz auf eine solche Schülerin, durch den besondern Vorzug, den er ihr gab, die allgemeine Meynung von ihrer Weisheit unendlich erhöhte. Es ist wahr, es wäre nur auf ihn angekommen, bey gewissen Gelegenheiten gewisse Beobachtungen in ihren schönen Augen zu machen, welche ihn ohne eine

lange

mir der Briefſteller ebenfalls nicht zugeſtehen will, ſo iſt hier nur in Bezug auf das N. J. davon die Rede, und auch hierinn will ich jedem Unbefangenen überlaſſen zu urtheilen, ob ein Geſchichtforſcher, der einer gelehrten Geſellſchaft zwei ſeltne koſtbare Werke zum Geſchenk macht, und ſie mit mühſam ausgearbeiteten hiſtoriſchen und literariſchen Unterſuchungen begleitet, die einige bisher noch dunkle Stellen in der teutſchen und franzöſiſchen Geſchichte aufklären, nicht die Aufnahme in dieſe gelehrte Geſellſchaft verdiene! Der Druck beider Abhandlungen, den ich jetzt veranſtalte, mag das Publikum hierüber zu einem gründlichern Urtheil befähigen *). Uebrigens iſt die Angabe meines Vornamens eben ſo unrichtig und willkührlich, wie die übrigen vom Briefſteller ſelbſt geſchaffenen. Ich heiße nicht Franz Heinrich, ſondern

Johann Chriſtophor Freiherr v. Aretin.

*) Gewiß die kräftigſte Widerlegung unter allen übrigen, der jeder Liebhaber der Geſchichte mit vielem Verlangen entgegen ſehen muß.

B.

IX.

Der Gürtel der Venus.

(Nach einem Improvviſo des Abbate Verordi.) *)

Der Liebe heilge Mutter, Zevs Erzeugte,
Ein neues Lob will dir dein Sänger bringen;
O milde Tröſterin für Schmerzgebeugte,
Leih ihm, wie ſonſt, des Sohnes leichte Schwingen,
Du, die ſchon eh' ihm manchen Lorbeer reichte,
Laß mit dem Feu'r der Blütenzeit ihn ſingen,
Da am Altar, zur Göttin dich erkohren,
Er opfernd dir zum Dienſte ſich geſchworen.

*) Die Leſer erinnern ſich des italieniſchen Originals aus dem Septemberſtück dieſes Jahrs. Womit könnte dieſer Jahrgang des Merkurs beſſer ſchließen, als mit jenem Ceſtus, worin alle Suada wohnt und πάρφασις, ἡ τὴν καρδίαν καὶ τῶν φρονίμων κλέπτουσα. Der alleinige Gebrauch des weiblichen Reimes — ſchreibt der ſchon durch frühere wohlgelungene Verſuche bekannte Hr. Verfaſſer — iſt in dieſem kleinern Gedichte nur als Probe gewählt, die ſich dem Urtheil der Sachverſtändigen unterwirft. Der Verf. weiß ſehr wohl, daß ſie in größeren Gedichten ſchwer, vielleicht unmöglich, auf jeden Fall unangenehm ſeyn würde.

Voll regem Glanz, voll schmeichlerischer Düfte
Sey dies der Tag, der deine Feier kündet;
Ich sehe dich, wie um die weiße Hüfte
Sich anmuthsvoll der Göttergürtel windet;
Es spielen um ihn hin die regen Lüfte,
Er ziert dich, jede fremde Schönheit schwindet,
Ein jedes Herz fühlt zärtliches Verlangen,
Adonis, Mars, Anchises sind gefangen.

Ich kenne des Geschicks unedle Tücke,
Die Sterbliche im harten Spiele quälet;
So ward — auch Göttern drohet das Geschicke —
Der rauhe Gott des Feuers dir vermählet.
So wird mir's klar, wenn jeder Stral vom Glücke
Dem matten liebekranken Herzen fehlet,
So rührt es her, es fügte Zevs zusammen
Erfreuend Licht, Verzehrung drohn'de Flammen.

Jetzt will der rauhe Gott, der dich erhalten —
Dich, die du schaffst, daß Erd' und Himmel glühen,
Daß Fried und Eintracht auf der Erde walten,
Daß Berg und Thal sich schmückt, die Fluren blühen —
Er will mit starker Faust ein Werk gestalten,
In jener Esse, wo stets Funken sprühen,
Trinakriens — ein Werk, es soll verdunkeln
Der Perlen Glanz, der Diamanten Funkeln.

Nicht ist's Sterop, nicht Brontes, die Genossen
Des Gott's, die zu dem Werk berufen waren;
Drei Nymfen, aus der Götter Stamm entsprossen,
Gewandlos, in des Frühlings jungen Jahren,

Von Götterreiz und Anmuth rund umflossen,
Mit Mirten, Rosenkränzen in den Haaren,
Sieht man am Ambos stehn, mit zarten Händen
Dem rauhen Gott sein schönes Werk vollenden.
Die Grazien, Aglajen, Eufrosinen,
Thalien, sieht man willig, unverdrossen,
Das Werk beschleun'gen, es steht unter ihnen,
Wie sonst bei den einäugigten Kolossen,
Vom lahmen Fuß bis zu den rauhen Mienen
Der Gott mit Staub und Schweiße übergossen;
Es soll ein Werk zu Tag gefördert werden,
Dem im Olymp nichts gleiche, noch auf Erden.
Ein Liebender muß heiße Seufzer leihen,
Ein andrer stille Glut und sanfte Klagen,
Ein Held der Liebe Wahnsinnswuth, das Dräuen,
Das ohne Furcht dem Tode trotzt und Zagen,
Noch schlaue Ränke, die das Helle scheuen,
Doch tiefre Wunden nur im Dunkel schlagen;
Noch läßt der Gott sich Lug und Trug gesellen,
Und Feuer mischt sich Aganippens Wellen.
Noch endlich eint dem Werk sich jene Tücke,
Der Liebe Zorn, der unerbittlich quälet,
Dem's Lust, daß Herzen blinder Glaub' umstricke,
Daß Liebe willig schnöde Herrschaft wählet,
Jetzt Gleichmuth scheint im trügerischen Blicke,
Der, mühsam nur, die inn're Glut verhehlet,
Jetzt launigt Haß und Zwietracht nicht verschmähet,
Weil Zwist und Streit der Söhnung Reiz erhöhet.

Nur dir, o Ewigkeit, ward es verwehret,
Dich dieses Werkes Gaben zu gesellen;
Ein solches Loos ward Menschen nicht beschieret,
Der Vorwelt goldnes Alter herzustellen,
Und Qual dem Herzen nur, nicht Trost gewähret
Der Thränen Strom, die aus den Augen quellen;
Nie wird dem Göttergürtel es gelingen,
Ein Herz in ew'ges Liebesband zu schlingen.

Jetzt von des Gürtels Schöne hehr umgeben
Sieht man der Neuvermählten Reize prangen,
— Des Eises Frost, des Feuers glühend Leben,
Ein hold Gemisch mahlt sich in Blick und Wangen —
Jetzt Bande schlingen, jetzt des Jochs entheben,
Jetzt zünden, jetzt bezähmen heiß Verlangen,
Und grausam treulos allen Herzen handeln,
Im Augenblick Gestalt und Anmuth wandeln.

Mit ihm betrittst du Göttin die Gefilde,
Mit Rosen wird die leere Flur bestreuet
Und Tauben eint ein Friede süß und milde,
Die kurz im trauten Kriege sich entzweiet;
Der Gürtel macht, daß neu die Flur sich bilde,
Er ist's, der den Gestalten Anmuth leihet
Und jenen feinen Reiz, der süß entzücket,
Der Erde, Himmel, Meer verschönt und schmücket.

In Wesen, die des Meeres Schooß bewohnen,
Entzündet dieser Tag selbst heiße Triebe,
Es fühlen Nereiden und Tritonen,
Es stürmt der Nord, der Zefyr säuselt Liebe,

Natur mehrt ihre Gaben allen Zonen;
Wo iſt das Herz, das unbefriedigt bliebe?
Es ſchweigt des Krieges blutige Beſchwerde,
Die Liebe herrſcht, in Frieden ruht die Erde.
Und dieſen Gürtel — dem die Kraft zu zünden
Den ſanften Trieb, der Liebe ſüß Verlangen —
Zevs kaltes Herz zur Liebe zu entzünden,
Hat oft von Venus Juno ihn empfangen;
Oft ließ der Liebe ſchöner Lohn er finden
Den Gott, der Freud' der Erde ſchenkt und Bangen,
Der Gürtel iſt's, der Liebesſold ihm händelt,
Als Regen bald und bald als Stier verwändelt.
Doch jenem Prieſterweibe brachte Wehe
Und Tod dem Gatten dieſes Gürtels Walten;
Es öffnet ſich der Schlund, von ſchroffer Höhe
Kann nichts der Räder Flucht zurücke halten,
Nichts zügelt des Geſpannes Wuth zum Stehn,
Der Prieſter ſtürzet in des Abgrunds Spalten,
Daß trotz Apoll und zu der Parzen Hohne,
Er, ach zu früh! das Schattenreich bewohne.
Als ſie geraubt dem jüngeren Atriden,
Hatt' Helena den Gürtel im Beſitze;
Er regt den tapfern Arm des Peleiden,
Durch ihn brennt Ilium im Flammenblitze,
Durch ihn ward Priam grauſer Tod beſchieden,
Die Tugend weichet ſeines Volkes Stütze;
Von Blut und Thränen wächſt ein Strom zu Quellen,
Des Simois und Xanthus Flut zu ſchwellen.

O schöne Kön'gin von Aegyptens Reichen!
Den Gürtel hast auch du besitzen müssen;
Die Majestät muß sanfter Klage weichen;
Den Busen preis der kalten Natter Bissen,
Sieht dich durch ihn Antonius erbleichen,
Er sieht dein Reich in Trauer und zerrissen;
So kommt es, daß auch er sein Leben endet,
Und wider sich das eigne Schwerdt gewendet.

Den Pfeil dem wärmsten Busen einzudrücken,
Ward noch zuletzt der Gürtel dir, Armide;
Rinaldo ists, den Muth und Tugend schmücken,
An Tapferkeit ein anderer Atride;
Ubaldo's Ruf zu hören muß ihm glücken,
Bis unter seiner Tapferkeit Aegide
Der Feldherr, Sieger theils, theils überwunden,
Sich aus dem Zauberlabyrinth gefunden.

Wo drauf der schöne Gürtel hingedrungen,
Ist, wo der Dichter keine Kunde findet.
Ob er zum Götterchor sich aufgeschwungen? —
Ob als Gestirn am Himmel sich entzündet? —
Wie's sey, die Muse schweigt; wenn's ihr gelungen,
Ein neues Lied vielleicht sie will'ger findet.
Schließt, Amoretten, jener Bäche Wellen,
Die Amathunts beblümter Flur entquellen.

M — — — k.

Inhaltsanzeige
auf das Jahr 1801.

Erſter Band.

Januar.

I. Die beruhigte Erde. Zur Erklärung des Titelkupfers. S. 3.
II. Stimmen der Zeit.
1. An Friedrich Wilhelm III im Namen des nördlichen Teutſchlands. 22.
2. Die Schweiz an die Völker Europens, von Archidiakon Tobler. 22.
3. Reformazionsausſichten, nach Prof. Müller in Schaafhauſen. 36.
4. Nazionalchronik der Teutſchen. 42.
5. Friedenswünſche aus der Tarpejiſchen. 47.
III. Arminius Klage um Sined. 60.
IV. Antiquariſche Lebrenieſe.
1. Die Seepoſt durch Flaſchen u. Töpfe. 58.
2. Der Flußſtier. 64.
V. An J. Haydn, bei Aufführung der Schöpfung in Weimar. 71.
VI. Auszüge aus Briefen.
1. Aus Zürich. Nachrichten über die neueſten literariſchen Produkte in der Schweiz. 73.
2. Aus München. Mutſchelle's Tod. 76.
3. Aus Leipzig. Säkularfeier der dortigen Univerſität. 76.

Februar.

I. Säkularlieder.
1. Lied beim Schluß des 18. Jahrhunderts. 81.
2. Trauergeſang am Grabe des Jahrhunderts. Von Fr. Brun. 86.
II. Stimmen aus der Schweiz.
1. Aus einer Rede an die ſtudierende Jugend in Zürich. Von Hottinger. 92.

2. Das Mönchen, aus den Liedern des Mannes vom Berge. 98.
III. An J. H. Voß, dem Ueberſetzer Homers. 101.
IV. An die Herausgeber des T. Merk., über die allg. Zeitung. 112.
V. Kunſt. Ludwig Heß, Landſchaftsmaler. Nebſt einer Anzeige ſeiner radirten Blätter v. J. Hotner. 117.
VI. Antiquariſche Nebrenleſe. Wozu dient das Kuhhorn beim Fiſchergeräthe im Homer? 137.
VII. Auszüge aus Briefen.
1. Aus London. Burgeß Richard Löwenherz. Gavin Hamilton. Jenkins. Dallaway. 145.
2. aus Edinburg. Dr. Blair. Oſſian im erſiſchen Original. 159.
3. aus St. Petersburg. Münzpaſten aus dem Hunteriſchen Muſeum. 153
4. aus Wien. Füßly's Annalen. K. Pichler. 154
5. aus Berlin. Gilly. Leverzows Denkmal auf ihn. 157.
6. aus Magdeburg. General-Kunſt-Schulkaſſe. 159.
7. aus Wittenberg. Pſeudo-Damberger. 160.

Mäz.

I. Gedichte.
1. an den erſten Jänner 1801. von Gleim. 163.
2. auf Göthe's Geneſung, von G. 164.
3. Sonette auf Dem. Jagemann. 166.
II. Der Geiſt des Zeitalters als Geiſt d. Filoſofie, von Reinhold. 167.
III. Proben aus Stella, einem Roman, vom Verfaſſer der Heliodora. 193.
IV. Kunſtnachrichten.
1. Ueber Neapel. 215.
2. Ueber die Aechtheit der Tiſchbeiniſchen Vaſenzeichnungen nebſt e. Brief aus Kaſſel. 218.
3. Kupfer zu Rode's Vitruv und Leben des Herrn von Erdmannsdorf 229.
V. Auszüge aus Briefen.
1. aus London. Blick auf die Politik. Theurung. Papiermangel. Neueſte Werke. 237.
2. aus Frankfurt. Blick auf die Politik. Reichsſtädtiſches Archiv. Künſte. 239.
3. aus Nürnberg. Kunſtplünderungen der Franzoſen. Frauenholz. 241.

April.

I. Das Feſt des Bacchus, eine Dithyrambe von Ritter. 445.

II. Inſtruction des Teiers, nach Johnſon. Von Louis. S. 255.
III. Proben aus Schubart's Aeſthetik der Tonkunſt.
1. Das Horn. 261.
2. Georg Benda. 266.
3. Pfalzbaieriſche Schule. 270.
IV. Denkmal der Wahrheit auf Lavater. Von K. Ludw. von Haller. 275.
V. Ueber Herder's Adraſtea. 310.
VI Fortgeſetzte Prachtausgabe von Sal. Geßners Schriften. 315.
VII Kubyocken im ſechzehnten Jahrhundert. 320.
VIII. Berichtigung über Mutſchelle's Tod. Von Weſtenrieder. 321.

Zweiter Band.

Mai.

I. Gedichte. 1. an das hingeſchiedne Jahrhundert. S. 3.
Frühlingslied von Hinzberg. 3.
2. Inſchriften von Gleim. 7.
3. Ewige Jugend von Freudentheil. 9.
4. Rückkehr in meine Hütte, nach Carnot, v. Leon. 12.
5. Prolog zur neuen Ausgabe der Heliodora. 14.
II. Kunſt. Ueber zwei italieniſche Landſchaften von Guerin. Von Häfeli 16.
III. Denkmal der Wahrheit auf Lavater. Fortſetzung. 30.
IV a Andenken an den Freiherrn Carl Emil von der Lühe, von L. 42.
IV b Auszüge aus Briefen.
1. Zoega an Hirt, aus Rom. Werk über die Obelisken. Canova's neueſte Bildhauerarbeiten. 54.
2. aus Paris Verzeichniß der merkwürdigſten Teutſchen, die ſich jetzt in Paris aufhalten. 61.
3. aus Zürich. Lavater-Lobier. Zuſtand der Künſte daſelbſt. 65.
4. aus Kalisch in Südpreußen. Nachricht vom dortigen Cadetteninſtitut. 68.
5. aus Wien. Ueber Mahmud Aif. 78.
6 aus Trieſt. Ueber Hornemanns Schickſale in Afrika. 78.
V. Attiſches Muſeum. 79.

Juni.

I. Lavater als phyſiognomiſcher Naturforſcher. Von C. Ludw. von Haller. 81.
II. Abſchiedsſcenen aus Neapel und Rom, aus einem ungedruckten Tagebuche, von F. Brun. 129.

lange Reihe von Schlüssen auf die Vermuthung hätten bringen können, daß es nicht unmöglich seyn würde, diese Göttin zu humanisiren. Aber der gute Plato hatte damals schon über sechszig Jahre, und machte keine solche Beobachtungen mehr. Cleonissa blieb also in dem Ansehen eines lebendigen Beweises des platonischen Lehrsatzes, daß die äusserliche Schönheit ein Wiederschein der intellectualischen Schönheit des Geistes sey; das Vorurtheil für ihre Tugend hielt dem Eindruck, welchen ihre Reitzungen hätten machen können, das Gleichgewicht; und sie hatte das Vergnügen, die vollkommne Gleichgültigkeit, welche Dionys für sie behielt, der Weisheit ihres Betragens zu zuschreiben, und sich dadurch ein neues Verdienst bey den Princessinnen zu machen.

Aber — o! wie wol läßt sich jener solonische Ausspruch, daß man niemand vor seinem Ende glücklich preisen solle, auch auf die Tugend der Heldinnen anwenden! Cleonissa sah den Agathon, und — hörte in diesem Augenblick auf Cleonissa zu seyn — Nein, das eben nicht; ob es gleich nach dem platonischen Sprachgebrauch richtig gesprochen wäre; aber sie bewies, daß die Princessinnen, und sie selbst, und ihr Gemahl, und der Hof, und die ganze Welt, den göttlichen Plato mit eingeschlossen, sich sehr geirret hatten, sie für etwas anders zu halten als sie war, und als sie einem jeden mit Vorurtheilen unbefangenen Beobachter, einem Aristipp zum Exempel, in der ersten Stunde zu seyn scheinen mußte.

III. Ueber Biller's Uebersetzung der Grundsätze der Kantischen Filosofie, von Fr. Schütz. 149.
IV. Mouniers Schrift: Ueber den Einfluß der Filosofen u. Freimaurer auf die Revolution. 155.
V. Auszug eines Briefs aus der Schweiz. Ueber Pestalozzi's Institut zu Burgdorf bei Bern. 159.

Juli.

I. Lavater als Menschenfreund. Nachtrag zum Denkmal auf Lavater. Von C. Lndw. v. Haller. 161.
II. Der Maiabend. Von Seume. 172.
III. Die neue Filosofie in der Medizin. Ein Fragment von Marcard. 177.
IV. Ueber Hn. v. Sonnenfels' Schrift: Ueber die Stimmenmehrheit bei Kriminalurtheilen. Von Jos Fhrn. von Retzer. 212.
V. Uebersetzungsproben aus dem Plautinischen Trinummus. 218.
VI. Künste. 1. Rafaels Christus und die 12 Apostel, von Direktor Langer in Düsseldorf. 223.
2. Ueber die Musik in Wien, H von Lichtensteins Rathmendi und Haydn's Jahreszeiten. 227.
3. Ueber die Aufführung von Haydn's Schöpfung in Regensburg. 236.

August.

I. Gedichte.
1 Die Aeolsharfe von Justi in Marburg. 241.
2. An Rhingulf von Gruber in Wien 243.
3. Proben einer neuen metrischen Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem, von Ewald. 247.
II. Die neue Filosofie in der Medicin, v. Marcard 255.
III. Kanzlei- und Registraturauswurf, oder geschriebene Makulaturen, von v. Sonnenfels. 265.
IV. Die Improvisatoren, von Fernow in Rom. 281.
V. Zur Sittengeschichte der Franzosen in Teutschland. Ein Fragment. Von J. Salat in Habersdorf bei Augsburg. 306.

Dritter Band.

September.

I. Gedichte. 1. Aufmunterung zur allgemeinen Aufnahme der Ausrottungspocken, v. D. Hirsch. S. 3.
2. Marcus Sextus Wiederkunft, von Lamey in Paris. 12.
3 Die Reise, von Mellish von Blythe. 22.
II Die Improvisatoren, von Fernow in Rom, Fortsetzung. 23.
III. Auszüge aus Briefen.

1. aus London. v. Bülow. Geisweiler. Porsons neue filologische Arbeiten. Wyttenbach's Plutarch. White's Aegyptiaca. 64.
2. aus Paris Chaussard. Hr. v. Aretin. D. Vojanns. Fremde in Paris. Neue Einrichtung bei der Raziona:bibliothek. 68.
3. aus Stockholm. Großer Mangel in Schweden. Teutsche Gelehrte in Schweden und ihre neusten Veränderungen und Schicksale. 73.
4. aus Wien. Geheime Gesellschaften. 79.

Oktober.

I. Gedichte.
1. Andenken an Leopold. Von Stille. S. 81.
2. Sehnsucht. Von Morgenstern. 83.
3. Die Gruft der Götter. An Frau Hofräthin Schlözer in Göttingen. 85.
II. Die Improvisatoren. Von Fernow in Rom. (Beschluß.) 90.
III. Wird der Jesuitenorden wieder aufleben? (Aus dem Tagebuche eines Reisenden.) 109.
IV. Künste.
1. Beschreibung zweier griechischer Alterthümer, Plato und Aristoteles. Von Hüsgen. 131.
2. Ueber die Harmonika-Spielerin Mariane Kirchgeßner. Von Justi. 136.
V. Auszüge aus Briefen.
1. Aus Athen. Blick auf die jetzige Lage Griechenlands und die Stimmung der Turken. Ithaka. Delfi. Theben. Athen. Nachgrabungen des Lord Elgin daselbst. 142.
2. Aus Wien. Ueber v. Hammers Schicksale und literarische Entdeckungen. Major von Schwarz. Carlyle. Brown. 146
3. Aus Wien. Josef Platzer. Sonnenbergs Welt-Ende. Denis Nachlaß durch Retzer. 149
4. Aus Rom. Kunstnachrichten daher. 151.
5. Aus Hamburg: Abbé Barruel und Conforten. 153.
VI. Nekrolog.
1. Graf v. Wellheim. 154.
2. Büttner. 156.
VII. Ueber Entstehung der Sprachen. (Aus einem Briefe des verst. Hofr. Büttner.) 158.

November.

Gedichte.
1. Die Wälder. Von v. Knebel. S. 161.
2. Blume des Dankes. Von v. Knebel. 165.

II. Entdeckung eines Ostindischen Landhandels, vom Ganges an durch Rußland, nach der Ostsee und dem Eismeere, lange vor den Venezianern. Gegen Hrn Storch's histor. statist. Gemälde des russischen Reichs. Von Schlözer. 166.
III. Wird der Jesuiten-Orden wieder aufleben? (Einige Data aus dem Tagebuche eines Reisenden) (Beschluß.) 187.
IV. Miszellen. Von Dr. Detmold. 204.
V. Michael Denis. (Aus der Vorrede zu seinem litterarischen Nachlaß. S. VIII. u. s. w.) von Reiser. 211.
VI. Künste.
1. Herrn Millin's archäologische Vorlesungen. (Auszug aus einem Briefe.) 214.
2. Verhandlungen wegen des Nazionaldenkmals auf den Erzherzog Karl. 225.
3. Bildhauer, Prof Scheffauer in Stuttgard. 230.
4. Düsseldorfer Gallerie. Von Lange. 237.
VII. Korrespondenznachricht.
Blick auf das transrhenanische Teutschland. 240.

December.

I. Gedichte.
Adraste an Herder, von v. Halem. 241.
II. Miscellen, von Rochlitz. 243.
III. Der erste Akt aus der Aulularia des Plautus, von Conz. 250.
IV. Anthropologische Bemerkungen eines Blinden, von L. v. Baczko. 256.
V. Natürliche Kinder. 272.
VI. Scintillationen.
1. v. Halems Irene. 284.
2. v. Gersdorf und D. Antons Schenkung. 286.
3. Pestalozzi's pädagogischer Fund. 293.
4. Schummel's Breslauer Almanach. 295.
VII. Künste.
1. aus einem Schreiben aus Suhla, im Hennebergischen. 300.
2. Silberberg's Kunsthandlung in Frankf. a. M. 302.
3. Salom. Geßner's Briefwechsel m. seinem Sohne. 305.
VIII. Berichtigung, von Frhn. v. Aretin. 308.
IX. Der Gurtel der Venus, von Mr. 313.

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutschen Merkur.

12. Stück. December 1801.

I.

Die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabacks,

in

ökonomischer, medicinischer und cameralistischer Hinsicht,

von allen Seiten vollständig beschrieben, und sowohl für Tabacksfabrikanten als auch für Tabacksraucher und Tabacksschnupfer zur nützlichen Belehrung

vorgetragen

von

J. Chr. Gotthard,

D. und Prof. in Erfurt

Weimar, verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 gr. oder 2fl. 24 kr.

Es erscheinen wohl nur wenige Bücher, welche in gedrängter Kürze einen Gegenstand so ganz umfassen als dieses. Der Taback ist nun einmal Bedürfniß für un-

zählige Menschen geworden, und jeder, wer sich über das, was er treibt oder tagtäglich aus Gewohnheit thut, belehren will, wird hier Auskunft finden. Der Oekonom über den Tabacksbau, der Fabrikant über alle Sorten von Taback und die Art sie zum vortheilhaftesten zu verfertigen, nach den von dem bekannten Chemiker Buchholz geprüften Vorschriften oder Saucen eines ehemaligen ansehnlichen Tabacksfabrikanten; und Raucher und Schnupfer finden die Geschichte und Gebrauch des Tabacks, in wie fern derselbe auf die Gesundheit wirkt, und wie derselbe zum Besten aufgehoben werden kann. Selbst über die besten Arten von Tabackspfeifen und Dosen, so wie über die Verfertigung des Tabackbleies wird ausführliche Auskunft gegeben. Wer über diese Gegenstände noch nicht unterrichtet ist, wird erstaunen, wenn er liest, wie viele Mühe und wie mancherlei Ingredienzen, zum Theil solche, die in ihrer natürlichen Gestalt gar nicht lieblich schmecken, erforderlich sind, ihm diesen Gaumen- und Nasenkitzel zu verschaffen. Besonders sollten diejenigen Kaufleute, welche mit Taback handeln, diesem Buche ihre Aufmerksamkeit widmen, denn es wäre doch wohl gut, wenn sie diese Waaren-Artikel genau kennen lernten, um in vielen Fällen sich und andere vor Schaden zu bewahren.

Der ganze Inhalt des Werks ist folgender:

Die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabacks.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Botanische Bestimmung des Tabacks, historische Darlegung des Ganges der Tabackskultur und des Tabacksgebrauchs.

Erstes Kapitel.

Botanische Bestimmung des Tabaks und zwar:
1. des gemeinen Tabacks, 2. des Bauerntabacks, 3. des Jungferntabacks, 4. des Soldatentabacks.

Zweites Kapitel.

Historische Darlegung des Ganges der Tabackskultur und des Tabacksgebrauchs.
a in Amerika, und b. in Europa.

Zweiter Abschnitt.

Die Cultur des Tabacks.

Erstes Kapitel.

Die Cultur des Tabacks in Amerika.

Hier theilt man den Taback

a. in Petun, b. in Zungentaback, c. in Amazonentaback, d. in Varinastaback.

Zweites Kapitel.

Die Kultur des Tabacks in Asien.

Drittes Kapitel.

Die Cultur des Tabacks in Europa, und zwar

a. in Holland, b. in Frankreich, c. in Deutschland. Hier kommt nun vor: 1. Die Wahl des Bodens, und zwar a. in Rücksicht seiner Mischung, und b. in Rücksicht seiner Lage. 2. Die Zubereitung des Bodens, welche a. im Düngen, und b. im Ackern desselben besteht. Die Erziehung der Tabackspflanzen, und zwar a. auf eingesenkten Beeten und b. auf freien Beeten. Nothwendig ist hier: a. das Einkeimen des Saamens. b. das Säen. 4 Das Verpflanzen. Hier hat man a. auf Zeit, und b. auf die Art der Versetzung zu sehen. Hierauf erfolgt a. das Behacken oder Auflockern der Tabacksacker. b. Das Häufeln der Pflanzen. c. Das Abgipfeln oder Köpfen der Haupt- und Saamenstengel. d Das Geitzen. 5. Das Einärndten des Tabacks. 6 Die Gewinnung des Tabacksaamens. 7. Das Trocknen des Tabacks. Um dieses bequem bewirken zu können, ist a. das Anschnüren und b. das Aufhängen desselben nöthig.

Dritter Abschnitt.

Die Tabacksfabrikatur und Tabacksurrogate.

Das erste und wichtigste ist hier der Einkauf des benöthigten Tabacks, und zwar aus Amerika.

1. Der Marylandischen Blätter.

Diese sind aber a. feine goldgelbe, b. gelb und hellbraun melirt, c. hellbraun, gelb und braun melirt, d. braun und grün melirt.

2. Der Virginischen Blätter.

Man unterscheidet diese a. in feinste Sorte- oder Carottengattung, b. in minder fetten, und c. in Virginischen Rauchtaback.

3. Der Havanablätter.
4. Des Canaster.
5. Des Brasilientabacks.

Man unterscheidet diesen a. in sogenannten Legitimo, oder ächte Sorte, und b. in Curassaosorte.

6. Des Karabamtabacks.
7. Des Portorikotabacks.

Diese theilt man in Prima, Secunda, Tertia und Quarta-Sorte.

8. Des carolinischen Tabacks.
9. Des martinikischen Tabacks.
10. Des Louisianischen Tabacks.

1. aus Europa und zwar aus Holland. a. des Ammersforter Tabacks, b. des Niewkerker, so wie c. des sogenannten Bestguts, Erdguts und Sandguts. 2. aus Frankreich, 3. aus Deutschland, 4. aus Ungarn, 5. aus Slavonien, 6. aus Podolien, 7. aus der Türkei.

Von dem Taback, welchen die Türkei liefert, hat man mehrere Sorten, nemlich:

a) die von Yenibiche, b. die von Kirmolu, c. die von Kirdschali, d. die von Kitzil-beli, e. Maria-Bache, f. Ouzun-Taback, g. Rumeli-tutun, h. Dizi-tutun, i. Aba-tutun, k. Boltscha-tutun.

8 aus der Ukraine.

Hierher gehört der Titun, der zu Rauchtaback, und Valun, der zu Schnupftaback dient.

Uebrigens unterscheidet man den Ukrainischen Taback noch

in Saratoffischen, Virginischen und Ammersforter.

Ausser den Blätter- und Rollentaback braucht man noch Tabackrippen.

Wichtig sind nun noch
Die Kennzeichen der Güte des Tabacks. Diese beruhen aber a. auf der Farbe, b. auf dem Geruche, c. auf dem Geschmack, d. auf dem Brennen.

Dieses vorausgesetzt nun

die Tabacksfabrikatur.

Erstes Kapitel.

Die Fabrikatur des Rauchtabacks.

Hiezu sind verschiedene Gefäße und Werkzeuge nöthig, und die sind:

1. Das Schneidezeug.

Dieses ist a. entweder einfach, b. oder zusammengesetzt.

2. Der Röstofen. 3. Die Spinnmühle. 4. Das Handeisen. 5. das Rollenbret. 6. die Plattmühle. 7. die Packformen.

Man theilt den Tabak

1. in Canaſter. Dieſer iſt a. entweder feiner, b. od. ſchlechter. 2. in Suicent. 3. in gemeinen Rollentabak.

Das Allgemeine der Rauchtabacksfabricatur beruhet: 1. auf dem Sortiren, 2. auf dem Sauciren oder Beitzen, 3. auf dem Schneiden des Tabacks, 4. auf dem Röſten und Trocknen des Tabacks. 5. auf dem Einpacken des fabricirten Tabacks in Briefe und Pakete. Hierzu braucht man a. Packpapier, b. Siegellack.

Man packt übrigens den Tabak

a. in Briefe, b. in Packete.

Nach dem Einpacken erfolgt das Lagern des Tabacks.

Nach dem Allgemeinen der Rauchtabacksfabrikatur tritt nun die Fabrikatur der verſchiedenen Rauchtabacksſorten ſelbſt ein.

Hierzu ſind nun vorzüglich nöthig

a. die Salzſauce, b. die Kalchſauce, c. die Wachenaſchenlauge, und dann d. folgende Verarbeiten, nemlich 1. Die Befreiung des ordinairen Blatts von ſeinen anaebehrren Crudităten. 2. Die Bereitung des feinen Virginiſchen Tabacks. 3. Die Bereitung des feinen Halbcanaſters 4. Die Bereitung des Canaſters.

A. Die Bereitung des Canaſters

Erſte Art Canaſter Zweite Art Canaſter. Dritte Art Canaſter. Vierte Art Canaſter. Fünfte Art Canaſter. Sechste Art Canaſter. Siebente Art Canaſter. Achte Art Canaſter.

B. Die Bereitung des Suicents.

Hierher gehört 1. Der ſogenannte Halbcanaſter. 2. Zweite Art Halbcanaſter. 3. Dritte Art Halbcanaſter. 4. Petitcanaſter. 5. Oſtende. 6. Eine andere Art Oſtende. 7. Portorico. 8. Eine andere Art Portorico. 9 Eine andere Art Portorico. 10. Portocarero. 11. Eine andere Art Portocarero. 12 Eine andere, und zwar ganz ordinäre Art Portocarero. 13. Noch eine andere Art Portocarero. 14 Canaſter-Suicent. 15 Eine andere Art Canaſter-Suicent. 16. Noch eine andere Art Canaſter-Suicent 17. Noch eine andere Art Canaſter-Suicent. 18 Engliſcher Petum. 19 Varinas-Tabak. 20 St. Vincent 21. Fein Virginia. 22. Stadt Lenden oder C. 23 Amſterdammer Stadthauß. 24. Londner Stadthauß 25. Van de Velde. 26. Suicent A. B. 27 Suicent L. it. B. 28. Eine andere Art Suicent L it. A. B 29. Noch eine andere Art Suicent 30. Noch eine andere Art Suicent. 31. Purk-

ly. 32. Schweden. 33. Reutertaback. 34. 3 Mohren No. 1. 35. 3 Mohren No. 2. 36. 3 König No. 1. 37. 3 König No. 2. 38. 3 König No 3. 39. 3 König No. 4.

C Der gemeine Rollentaback.

Hier kömmt

1. das Sortiren, 2. das Spinnen, 3. das Aufrollen. Gut und nöthig iſt es noch, wenn man 1. den Taback im Sommer gegen das Entbrennen zu ſichern, 2. dumpfig gewordenen Taback wieder zu verbeſſern und zurecht zu bringen, und 3. geringe Sorten Taback angenehmer von Geſchmack und Geruch zu machen weiß.

Zweytes Kapitel.

Die Fabrikatur des Schnupftabacks.

Auch hierher gehören noch mancherley Gefäße und Werkzeuge, und zwar

1. Ein kupferner gut verzinnter Keſſel, mit einem wohl darauf paſſenden Deckel.
2. Ein Beitzfaß.
3. Der Carottenzug.

Dieſer iſt a. entweder der kleine, b. oder der große.

4. Die Rappiermühle.

Dieſe beſteht a. entweder aus einer mit einem Reibeiſen verſehenen Walze, b. oder aus nebeneinander befeſtigten Sägeblättern

5. Das Schneidezeug.
6. Das Stampfwerk.

Dies iſt a. entweder das kleine, b. oder das große.

7. Die Tabacksmühle.
8. Die Pritſche.
9. Der Bleiguß.

Hierzu gehört a. ein eiſerner Keſſel, b. ein kleines Faß, c. ein eiſerner Löffel, d. ein eichener Rahmen, e. ein Schieber.

Iſt dieſes alles in Ordnung, ſo folgt: das Bleigießen.

Das Allgemeine der Schnupftabacksfabrikatur beſtehet 1. im Sortiren und Austrippen des Tabacks, 2. im Sanciren oder Beitzen, 3. im Puppen, 4. im Carottiren, 5. im Riſſeliren, 6. im Rappiren, 7. im Schneiden und Stampfen, 8. im Mahlen, 9. im Einpacken des fabricirten Tabacks.

Das Specielle der Schnupftabacksfabrikatur beruhet nun auf der Fabrikatur der verſchiedenen Schnupftabacksarten.

Hierzu braucht man aber noch, nebſt der Salz- und Kalkſaure, auch noch:
Kippenmehl.
und fermentirtes Maroccomehl.

Zu den mannichfaltigen Schnupftabacksarten, mit deren Manufactur ſich die Tabacksfabrick abgiebt, gehört:

1. Der feine Dünkircher Saintomer No. 1. 2. Dünkircher Saintomer No. 2. 3. Straßburger Saintomer N. 1 4 Straßburger Saintomer No. 2.5. Straßburger Saintomer No. 3. 6. Eine andere Art Saintomer. 7. Eine andere Art Saintomer. 8. Noch eine andere Art Saintomer. 9. Noch eine Art Saintomer. 10. Noch eine andere Art Saintomer. 11. Fein Pariſer Gout. 12. Rappé d'Hollande 13. Eine andere Art Rappé d'Hollande. 14 Noch eine andere Art Holländer. 15. Feiner Tonco. 16 Eine andere Art Tonco. 17. Noch eine andere Art Tonco. 18. Son de Tonco. 19. Marocco. 20. Eine andere Art Marocco. 21. Sevilla. 23. Spaniol de Dames 24. Francmaçon. 25. Radica Carrera. 26. Sans Nom. 27. St. Malo. 28. Tabac de Prince. 29. Tabac de Cardinal. 30. Tabac d'Officier. 31. Marino. 32. Saurer Schuſter-Taback. 33. Dominico et Mops. 34. Bon Bon. 35 Naturell. 36. Naturell ſuiſſimo. 37. Straßburger Naturell. 38. Bergamott. 39. Fein Violett. 40. Straßburger Viol. 41. Feiner Ungariſcher Rappé. 42. Braſilien. 43. Eine andere Art Braſilien. 44. Tabac d'Hannover. 45. Noch eine Art Tabac d'Hannover 46. Tabac à la Rose. 47. Straßburger Waizen.

Sollte der Taback dumpfig werden, ſo giebt es Mittel, dieſem Fehler wieder abzuhelfen.

Drittes Kapitel.

Die bekannten Tabacksſurrogate.

Hierher gehören.

1. Die gemeine Betonie. 2. Der glatte Sumach. 3. Die Blätter des Wälſchennußbaums. 4. Eichenblätter. 5. Die Blätter der Kartoffeln. 6. Die Blätter der Angelick. 7. Die Bärentraube. 8. Die krausblättrichte Grindwurzel. 9. Der Bergwolverlei. 10. Die Gemswurz mit dem Wegerichblatte. 11. Die Sandrubrpflanze. 12. Der Strauchartige Wachsbaum. 13. Der roſtfarbene Cornelbaum. 14. Die Blätter der Linde,

Sich über einen ſo natürlichen Zufall zu verwundern, würde unſerm Bedünken nach, eine groſſe Sünde gegen das nie genug anzupreiſende *Nil admirari* ſeyn, in welchem (nach der Meynung erfahrner Kenner der menſchlichen Dinge) das eigentlich groſſe Geheimnis der Weisheit, dasjenige was einen wahren Adepten macht, verborgen liegt. Die ſchöne Cleoniſſa war ein Frauenzimmer, und hatte alſo ihren Antheil an den Schwachheiten, welche die Natur ihrem Geſchlecht eigen gemacht hat, und ohne welche dieſe Hälfte der menſchlichen Gattung weder zu ihrer Beſtimmung in dieſer ſublunariſchen Welt ſo geſchickt, noch in der That, ſo liebenswürdig ſeyn würde als ſie iſt. Ja wie wenig Verdienſt würde ſelbſt ihrer Tugend übrig bleiben, wenn ſie nicht durch eben dieſe Schwachheiten auf die Probe geſetzt würde?

Dem ſey nun wie ihm wolle, die Dame fühlte, ſo bald ſie unſern Helden erblickte, etwas, das die Tugend einer gewöhnlichen Sterblichen hätte beunruhigen können. Aber es giebt Tugenden von einer ſo ſtarken Complexion, daß ſie durch nichts beunruhiget werden; und die ihrige war von dieſer Art. Sie überließ ſich den Eindrücken, welche ohne Zu'thun ihres Willens auf ſie gemacht wurden, mit aller Unerſchrockenheit, welche ihr das Bewuſtſeyn ihrer Stärke geben konnte. Die Vollkommenheit des Gegenſtandes rechtfertigte die auſſerordentliche Hochachtung, welche ſie für ihn bezeugte. Groſſe Seelen ſind am geſchickteſten, einander Gerechtig-

Vierter Abschnitt.

Der Gebrauch und die Benutzung des Tabacks.

Im Allgemeinen.
Insbesondere.

Erstes Kapitel.

1. Zum Rauchen.

Hierzu braucht man:

a. Tabackspfeifen.

Hierher gehören

1. Meerschaumene Pfeifen.

Diese müssen:

a. leicht, b. seifenartig weich anzufühlen, c. inwendig etwas riesenartig roth, und können d. ein Aederchen, oder eingesprengte Flecken haben.

2. Pfeifen aus Siegelerde.

3. Thönerne Pfeifen.

Das Geschäft der Pfeifenfabrick beruhet:

a. auf dem Schlämmen, b. auf dem Rollen des Thons. c. auf dem Bilden der Thonwalzen zu Pfeifen, d auf dem Ausputzen und Ausstaffiren der Pfeifen, e. auf dem Glasen der Pfeifen. f. auf dem Brennen der Pfeifen. g. auf dem Poliren und Einpacken der fertigen Pfeifen.

4. Die Porcellán-Pfeifen.

5. Pfeifen von Serpentinstein.

6. Hölzerne Pfeifen

7. Pfeifen öpfer von Papiermaché.

Unbedingt nothwendig zum Rauchen sind nun noch die Pfeifenröhre.

Diese bestehen

1. aus Horn, 2. aus Holz, 3. aus Leder, 4. aus Metall

Ihre Theile sind: a. das Mundstück, b. das Mittelstück, c. der Saftsack.

Um den Rauchtaback gehörig aufbewahren, und die Pfeifen reinigen zu können, sind Tabacksbeutel und Dosen
und Pfeifenräumer
und endlich auch Pfeifenstopfer nöthig.

2. Zum Schnupfen.

Hierzu gehören:
a. Büchsen zum Aufbewahren des Tabacks.
b. Tabacksdosen von mancherlei Art.
Man hat daher
1. Goldene, Silberne, Semilozne, Tombackene, und auch wohl Zinnerne Dosen.
2. Dosen aus Elfenbein.
3. Dosen von Schildkrötenschalen und Horn.
4. Dosen von Papiermaché.
5. Dosen von Leder.
6. Dosen aus Holz
8. Dosen aus Glas.
9. Dosen aus Lasurstein.
10. Dosen von Porcellan.
11. Dosen von Perlemutter.
12. Dosen von Schnecken und Muscheln.

3. Der Gebrauch des Tabacks zum Käuen.

Zweites Kapitel

Die Benutzung des Tabacks

1. in ökonomischer Hinsicht, und zwar
a. die Benutzung der Stengel.
b. die Benutzung des Saaments.
2. in medicinischer Hinsicht.
Will man rauchen, so sehe man
A. auf die Wahl des Tabacks.
B. Auf die besondern Regeln und Rücksichten, die man beim Rauchen zu beobachten hat.
Diese beruhen nun
a. auf der Wahl der Zeit.
b. auf der Wahl des Orts, wo man raucht
c. auf der Art des Rauchens.
d. auf der Menge der Pfeifen, die man raucht.
3. In Cameralistischer Hinsicht.

II.

Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten, ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse, nach dem Französischen des Jauffret.

Drittes Heft.

(Weimar gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und in allen Buchhandlungen zu haben, geheftet für 12 gr. oder 54 kr.)

Rolandos fernere Schicksale werden in diesem Hefte im 16ten bis 20sten Capitel erzählt und sind folgende:

Sechszehntes Kapitel.

Martin de la Bastide thut den Vorschlag, zur See nach Abyssinien zu gehn. — Warum dieser Vorschlag verworfen wird? — Beschreibung der Oasis oder Insein in der Sandwüste. — Abbate Doloni will den Jupiter-Ammons-Tempel aufsuchen. — Unter welchen Bedingungen Montval ihn zu begleiten verspricht. — Abentheuer des Chiousse.

Siebenzehntes Kapitel.

Rolando und seine Gefährten brechen von der großen Oase auf, und vertiefen sich in die Wüste — Säulen von Flugsand — Simoom — Schrecken, das die Reisenden befällt — ein Araber versucht bey Nachtzeit, die Kameele der Karwane zu stehlen — Ankunft zu Selima.

Achtzehntes Kapitel.

Die Karwane verläßt Selima, und geht durch Dankala und Dscherry — Hippopotamus-Jagd am Ufer des Nils — Ankunft zu Sennaar — Doktor Cadonel wird in den Gärten des Pallastes eingesperrt — wie er wieder heraus kommt — Orkan in der Wüste — Wasserhose — Dorf der Rudas — Aufgang des Mondes.

Neunzehntes Kapitel.

Aufenthalt zu Teawa — Betragen des Schech — Elephanten- und Rhinoceros-Jagd — Der Schech wirft die Maske ab und will die Karwane plündern — schöner Widerstand des Rolando — Abreise von Teawa — wie Rolando und seine Gefährten an der abyssinischen Gränze einer neuen Gefahr entgehn — Verschwörung des Schech, durch den alten Signier entdeckt.

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft zu Gondar — Sitten und Gebräuche der Abyssinier — Rolando und seine Gefährten werden dem König vorgestellt — Gesandtschaft des Fürsten von Shoa und des Oberhaupts der Gallas — episodische Beschreibung einer Reise nach den Nil-Quellen — der König will den Gesandten der Gallas ein großes Fest geben — große Anstalten zu diesem Fest.

Jedes der erstern Hefte kostet ebenfalls 12 gr. oder 54 kr.

III. Hildts, J. A. neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, 1801. November, hat an Hauptaufsätzen folgende:

1. Ueber den Wechsel. 2. Violwurz. 3. Ueber den deutschen Buchhandel. 4. Gewürzhandel. 5. Ueber die Verfertigung des Weins, oder die Weinkünste, die jeder Weinbauer kennen muß. 6. Ueber den Handel der griechischen Inseln und der Inseln des Archipelagus. 7. Ladanum gummi. 8. Verfall der deutschen Manufakturen.

Der ganze Jahrgang kostet monatlich in allen Buchhandlungen und wöchentlich auf allen Postämtern 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

IV. Neue Kupferstiche.

Bei uns sind folgende neue Blätter von der Meisterhand des Hn. Sintzenich zu haben:

Portrait der Frau Gräfin von Voß, Oberhofmeisterin der regierenden Königin von Preußen, nach einer Zeichnung der Frau Aebtissin von der Borch punktirt. 12 gr. oder 54 kr.

Portrait des Hn. Ministers Carl August von Struensee, nach Gareis Gemählde in schwarzer Kunst. 3 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hrn. Ministers und Generallieutenant von der Cavallerie Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-Kehnert, nach Kehrers Gemählde punktirt. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hrn. Obrist und Generaladjutant Carl Leopold von Köckritz, nach Hardes Gemählde in schwarzer Kunst. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hn. Hofmarschall Valentin von Massow, nach Lauers Gemählde in schwarzer Kunst. – 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hn. Ministers Friedrich Leopold Freiherrn von Schrötter, nach H. Schröders Gemälde in schw. Kunst. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Maria, nach Rubens Gemälde in der Dresdner Gallerie punctirt. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Eingang der abgeschiedenen Seelen in das Elysium, nach eigner Zeichnung gestochen. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bonnaparte wird bei seiner Geburt dem Gott Mars gewidt, gestochen. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Zwei Blätter Köpfe zu einem Zeichenbuche über den bildenden Ausdruck, punktirt. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Das Gebet, nach Elisabeth Sintzenich Gemählde gestochen. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Briefe und Gelder erwarten wir franko.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Interessante Taschenbücher für das Jahr 1802. welche in der Sommerschen Buchhandlung in Leipzig zu haben sind.

(Fortsetzung.)

5) Taschenbuch der Welt- und Lebensklugheit. Für Personen die in die große Welt treten, oder im Umgange mit der großen Welt leben. 1 Rthlr. oder 1 fl. 34 kr. Es lehrt dieses Buch die feinste Politik im Umgange mit der großen Welt, und, wie man sich vorzüglich verhalten müsse, um Kabalen auszuweichen und seine Zwecke möglichst sicher zu erreichen. Es ist daher jedem in die große Welt tretenden jungen Mann, so wie jedem solchen, der bereits in diesen Verhältnissen gelebt hat und Unannehmlichkeiten zu vermeiden sucht, zu empfehlen.

6) Unterhaltendes Taschenbuch für das Jahr 1802 von Friedrich Schlenkert, Verfasser Friedrichs mit der gebissenen Wange. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. rheinl. Wer Herrn Schlenkerts natürlichen Dialog und angenehme Erzählungsgabe kennt, wird dieses Taschenbuch, welches ein Gemälde der großen Welt enthält, nicht ungelesen und ohne Beifall aus den Händen legen.

7) Frohe Gesellschaftslieder. Ein Taschenbuch für Freunde geselliger Freuden. Mit 200 Seiten in Kupfer gestochener Melodien der besten Tonkünstler; brochirt 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. rhein. elegant eingebunden 1 Rthlr. 16 gr. — Wer der Geselligkeit Freund ist, wird aus Erfahrung wissen, daß Gesang die Würze geselliger Zirkel und des freundlichsten Mahles ist, auch wird er fühlen, daß die meisten Sammlungen, theils ihrer Kostbarkeit, noch mehr ihres Inhalts wegen unbrauchbar sind. Die Verlagshandlung und der Herausgeber haben bey diesem Taschenbuche beides glücklich vermieden, und es enthält bei äußerster Wohlfeilheit die geschmackvollste Auswahl guter Gesänge auf viele vorkommen könnende Gelegenheiten. Ein nettes Aeußere empfiehlt dasselbe zu einem angenehmen Geschenk für Damen.

NB. Wer von diesen Büchern für 5 Rthlr. kauft, erhält den 6ten an Büchern umsonst, oder kann den 6ten Theil der Bezahlung abziehen.

VI. Naturgeschichte für die Jugend, von F. A. S. Zweite verbesserte Auflage. 1795—1799.

Von diesem Werke, welches 211 illuminirte Kupfer enthält und äußerst faßlich und unterrichtend für die Jugend ist, hat die Sommersche Buchhandlung in Leipzig eine Anzahl Exemplare nebst Verlagsrecht an sich gekauft. Ob nun schon der Ladenpreis dieses Werks 12 Rthlr. sächs. in Rücksicht der vielen Kupfer und des theuern Illuminirens, äußerst wohlfeil ist, so ist die Sommersche Buchhandlung dennoch erbötig, denenjenigen Eltern und Erziehern, die sich mit baarer Zahlung in postfreien Briefen unmittelbar an sie selbst wenden wollen, ein solches kompletes Exemplar mit 211 illuminirten Kupfern für einen wichtigen Friedrichsd'or oder 9 fl. 45 kr. rhein. zu überlassen. Jedoch kann dieser äußerst erniedrigte Preis nur bis Ende Januars 1802, wo alsdann der ehemalige, ohnehin billige Preis wieder eintritt, und blos gegen baare Zahlung statt finden. — Es giebt dieses Werk eins der nützlichsten und der Kupfer wegen auch zugleich eins der angenehmsten Weihnachtsgeschenke ab.

Sommersche Buchhandlung,
in Leipzig.

VII. Für Lesezirkel und für Leihbibliotheken.

Ungeachtet der Menge von Journalen, die jährlich entstehen und zum Theile auch wieder verschwinden, wagt es der Herausgeber dennoch — überzeugt, daß das Gute doch immer seinen verdienten Beifall finde, — für das künftige Jahr ein neues Journal unter dem Titel:

Magazin der berühmtesten und interessantesten See- und Landreisen, Entdeckungen und Schiffbrüche von Columbus Zeiten an

anzukündigen. Das Ganze enthält in gedrängtester Kürze und in einem edlen Stiele einen Auszug aus den bedeutendsten Reisebeschreibungen älterer und neuerer Zeiten, mit Hinweglassung alles Unbedeutenden und aller technischen Ausdrücke, und es ist blos auf Unterhaltung und Belehrung berechnet. Es bedarf daher wohl keines weitläufigen Beweises, daß dieses Journal für jedes Alter,

für jedes Geschlecht und für jede (selbst für die geringste) Klasse von Lesern interessant seyn muß, denn es ist ja eine ausgemachte Wahrheit, daß nichts so sehr als Reisen eine Menge nützlicher Kenntnisse verschaffen, und daß die Erzählungen gemachter Reisen für alle Zirkel unterhaltend sind.

Da der Vorrath dieser Auszüge sehr groß ist, so kann der Herausgeber von 14 Tagen zu 14 Tagen ein Heft erscheinen lassen. Vier solche Hefte sollen einen Band ausmachen und wenigstens ein Kupfer erhalten. Man wird nicht genöthigt, auf ein ganzes Jahr zu subscribiren, sondern man kann bey jedem Bande und folglich alle 2 Monate abgehen. Der Preis für 4 Hefte ist 1 Rthlr. 8 gr. sächsisch oder 2 fl. 24 kr. rheinl. Alle Buchhandlungen, Postämter, Zeitungsexpeditionen und Lesegesellschaften werden gegen gewöhnlichen Rabbat um Beförderung dieses Unternehmens gebeten. Den Verlag hat übernommen und wird für schönen Druck und gute Kupfer sorgen

die Sommersche Buchhandlung
in Leipzig.

VIII. D. Stolz's Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts. Altenburg bei Rink u. Schnuphase. 18tes Heft 2te Auflage.

Diese, auf ein großes Publikum berechnete Sammlung bedarf keiner marktschreierischen Ankündigung; man zeigt nur die Erscheinung der zweiten von neuen durchgesehenen Auflage an, die in Jahresfrist veranstaltet werden mußte.

IX. Sächsische Provinzialblätter.

Diese, bisher mit Beifall aufgenommene Zeitschrift wird auch im Jahre 1802 von uns fortgesetzt werden. Wir können, zu unserer Freude, dem Publikum die Versicherung geben, daß sich eine Anzahl unterrichteter Vaterlandsfreunde mit uns vereinigt hat, derselben immer größern Werth zu verschaffen. Schon liegen eine Menge

interessanter Aufsätze zum Abdruck bei uns vorräthig, so daß sich unsere Zeitschrift künftig mehr als bisher durch Mannigfaltigkeit und bescheidene Freimüthigkeit auszeichnen wird. Die Einrichtung bleibt die vorige, und der Preis des ganzen Jahrganges, wie vorhin, 3 Rthlr. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Altenburg und Erfurt
im December 1801.

Rink und Schnuphase.

Nachschrift.

Es ist Obiges keine gewöhnliche Buchhändleranzeige, noch viel weniger ein bloßer Nothschuß, um Makulatur los zu werden. Nach den mir besonders zugekommenen Nachrichten ist hier wirklich von einem Journal die Rede, das sich künftig des Titels: sächsische Provinzialblätter nicht unwürdig zeigen dürfte. Bis jetzt wunderte sich oft das übrige Teutschland, daß gerade Sachsen, wo doch der Arbeitsbienen im journalistischen Felde so viele seyn mögen, so wenig Bienenkörbe aufweisen könne. Es mag seine statistischen und politischen Ursachen haben. Diese werden aber gewiß auf das Gedeihen der durch Mitwirkung vieler verständigen und patriotischen Beiträge nun besser gedeihenden neuen Provinzialblätter keinen Einfluß haben.

Böttiger.

X. Ankündigung.

Der kranke Lavater im Kreise seiner Familie.

Wenn die letzten Tage jedes großen Mannes schon an und für sich dem Menschenbeobachter ein interessantes Schauspiel darbieten, so muß dieser Fall um so mehr bei dem Manne eintreten, den ein unglückliches Schicksal gewaltsam und zu frühe der Welt entriß, und der sein Ende gleichsam Schritt vor Schritt herannahen sah.

Jedem Verehrer dieſes ſo merkwürdigen Mannes muß daher ein Blatt willkommen ſeyn, das ihn in einem ſchmerzloſen Augenblicke von ſeiner zärtlich beſorgten Familie umgeben darſtellt. Wir erblicken hier neben Lavatern ſelbſt ſeine Gattin, ſeinen Bruder, ſeine Tochter, ſeinen Tochtermann, ſeinen Sohn und deſſen Gattin, alles Perſonen, deren getreue Abbildung für den Leſer ſeiner Schriften um ſo mehr Intereſſe haben muß, als er ſelbſt öfters in denſelben von ihnen ſpricht. Sein Tochtermann Herr Pfarrer Geßner iſt zugleich ſein Biograph, und hat ſo eben den erſten Theil einer Lebensbeſchreibung Lavaters herausgegeben, die nur Er ſo treu und vollſtändig liefern konnte.

Dieſes Blatt iſt nach einem eigens dazu nach dem Leben verfertigten Oelgemälde des Herrn Moretto, in engliſcher Manier geſtochen, 21 Zoll breit und 16 Zoll hoch. Abdrücke davon koſten das Exemplar 4 Laubthaler. Abdrücke avant la Lettre koſten 6 Laubthaler. Ausgemahlte Abdrücke, die jedoch nur auf ausdrückliche Beſtellung hin geliefert werden, koſten 8 Laubthlr. Ein Erklärungsblatt wird jedem Exemplar beigegeben.

Zürich, den 1ſten Nov. 1801.

D. Beyel, Kupferſtecher. No. 555. gr. Stadt.

Obiges Blatt iſt für 4 Laubthaler oder 11 fl. rhein. bei uns zu haben.

Gebrüder Gädicke in Weimar.

XI. Entomologie und Helminthologie des menſchlichen Körpers, oder Beſchreibung und Abbildung der Bewohner und Feinde deſſelben unter den Inſekten und Würmern, von D. Johann Heinrich Jörden, Königl. Preuß. Hofrathe, der Kurfürſtl. Maynziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, der naturforſchenden Geſellſchaft und der mineralogiſchen Societät zu Jena Ehrenmitglied. Zwei

keit wiederfahren zu lassen; und ihre Eigenliebe ist so sehr dabey interessirt, daß sie die Partheylichkeit für einander sehr weit treiben können, ohne sich dadurch besonderer Absichten verdächtig zu machen. Ein so unedler Verdacht konnte ohnehin nicht auf die erhabene Cleonissa fallen; indessen war doch nichts natürlicher, als die Erwartung, daß sie in unserm Helden eben diesen, wo nicht einen noch höhern Grad der Bewunderung erwecken werde, als sie für ihn empfand. Diese Erwartung verwandelte sich eben so natürlich in ein mit Unmuth vermischtes Erstaunen, da sie sich darinn betrogen sah; und was konnte aus diesem Erstaunen anders werden, als eine heftige Begierde, ihrer durch seine Gleichgültigkeit äusserst beleidigten Eigenliebe eine vollständige Genugthuung zu verschaffen? Auch wenn sie selbst gleichgültig gewesen wäre, hätte sie mit Recht erwarten können, daß ein so feiner Kenner ihren Werth zu empfinden, und eine Cleonissa von den kleinern Sternen, welchen nur in ihrer Abwesenheit zu glänzen erlaubt war, zu unterscheiden wissen werde. Wie sehr mußte sie sich also beleidiget halten, da sie mit diesem edeln Enthusiasmus, womit die privilegirte Seelen sich über die kleinen Bedenklichkeiten gewöhnlicher Leute hinwegsetzen, ihm entgegen geflogen war, und die Beweise ihrer sympathetischen Hochachtung nicht so lange zurückzuhalten gewürdiget hatte, bis sie von der seinigen überzeugt worden wäre? Da es nur von ihrer Eigenliebe abhieng, die Grösse des Unrechts nach der Empfindung ihres eignen Werths zu bestimmen; so war die Rache, welche

sie

Bände, mit zwei und zwanzig Kupfertafeln. Hof, bei Gottfried Adolph Grau 1802. (Preis mit kolorirten Kupfern 21 Rthlr. Sächs. oder 37 fl. 48 kr. rhein. mit schwarzen Kupfern 16 Rthlr. Sächs. od. 28 fl. 48 kr. rhein.)

Jedes Naturreich enthält besondere Quellen von mechanischen und chemischen Krankheitseinflüssen, welchen der lebende Mensch in der besonderen Verbindungsart mit der übrigen Welt und in den verschiedenen Verhältnissen zur ganzen belebten und unbelebten Natur ausgesetzt ist. Die Kenntniß dieser Einflüsse ist nicht nur für den Arzt und Wundarzt, sondern auch für den Anthropologen und jeden denkenden Menschen von größter Wichtigkeit, erfordert aber nichts weniger, als die mit Zeit- und Kostenaufwand verbundene Mühe, das weite Feld der Naturgeschichte zu durchwandern. Es ist daher gewiß kein überflüssiges oder unverdienstliches Unternehmen, die als schädliche Potenzen in Betrachtung zu ziehenden Naturkörper aus den drei Reichen der Natur auszuheben und einer besondern für Leser aus allen Ständen brauchbaren Betrachtung zu würdigen. Da dieses bisher mehr im Fossil- und Pflanzen- als im Thierreiche geschehen ist; so hat der Verfasser gegenwärtiger Schrift vorzüglich sein Augenmerk auf letzteres gerichtet und sich hauptsächlich auf diejenigen Thierklassen eingeschränkt, welche die meisten Feinde der Gesundheit des Menschen enthalten. Insekten und Würmer kamen hier nothwendig zuerst in Betrachtung und der Verfasser dieser Entomologie und Helminthologie ließ sich daher angelegen seyn, nicht nur alles dasjenige, was je über diese Theile der Naturgeschichte beobachtet oder geschrieben worden ist, zu seinem Zwecke zu sammeln, die an sich trockne Beschreibung der schädlichen Insekten und Würmer so abzufassen, daß sie auch Dilettanten eine angenehme Lektüre gewähren kann und die Streitigkeiten zu berichtigen, welche über die Schädlichkeit, die Giftigkeit und Nichtgiftigkeit gewisser Insekten und Würmer geführt worden sind; sondern das Vorhandene auch durch neue Entdeckungen und Bemerkungen zu bereichern, das gebräuchliche und bewährt gefundene Heilverfahren jedesmal anzuzeigen, und das Ganze noch durch die möglichste Vollständigkeit der Literatur als ein Repertorium über

diese Materie brauchbar zu machen. Vorzüglich hat er durch die bildliche Darstellung der verletzenden Organe den Arzt und Wundarzt in den Stand gesetzt, über die Verletzungsarten selbst richtiger zu urtheilen und ihre Behandlung darnach einzurichten.

Ueber den Inhalt des ganzen, nunmehr vollendeten Werks, welches im ersten Bande hundert und zehn Insektenarten, im zweiten Bande aber acht und zwanzig Wurmarten, außer den weniger bekannten und noch nicht systematisch bestimmten Insekten und Würmern beschrieben und abgebildet enthält, giebt folgende Uebersicht die richtigste Belehrung.

Erster Band mit funfzehn illuminirten Kupfertafeln.

Einleitung. In dieser verbreitet sich der Verfasser über die mancherlei Verletzungsarten der Insekten und Würmer überhaupt und setzt dann die Umstände auseinander, unter welchen diese Verletzungen von nachtheiligen und gefährlichen Folgen seyn müssen.

Erste Abtheilung. Geschichte derjenigen Insekten, welche ausschließlich auf dem menschlichen Körper leben, und sich nur auf demselben fortpflanzen können.

Zweite Abtheilung. Geschichte derjenigen Insekten, die dem menschlichen Körper nicht zum angewiesenen Wohnplatz haben, aber doch wegen vorzüglicher Plagen und Krankheiten, welche sie ihm zuziehen, merkwürdig sind.

Erster Abschnitt. Zufällig schädliche Insekten, welche den menschlichen Körper gewöhnlich und vorzugsweise aufsuchen.

Zweiter Abschnitt. Zufällig schädliche Insekten, welche den menschlichen Körper seltener und nur unter gewissen Umständen verletzen.

Dritter Abschnitt. Zufällig schädliche Insekten, welche als ganz ungewöhnliche Erscheinungen innerhalb des menschlichen Körpers vorgekommen sind.

Dritte Abtheilung. Geschichte derjenigen Insekten, welche im menschlichen Leichname Nahrung suchen und sich in demselben fortpflanzen.

II.

Reiſen und Abentheuer Rolando's und ſeiner Gefährten; ein Robinſon für Kinder zur Erlernung geographiſcher und naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe, nach dem Franzöſiſchen des Jauffret.

Drittes Heft.

(Weimar gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und in allen Buchhandlungen zu haben, geheftet für 12 gr. oder 54 kr.)

Rolandos fernere Schickſale werden in dieſem Hefte im 16ten bis 20ſten Capitel erzählt und ſind folgende:

Sechszehntes Kapitel.

Martin de la Baſtide thut den Vorſchlag, zur See nach Abyſſinien zu gehn. — Warum dieſer Vorſchlag verworfen wird? — Beſchreibung der Oaſis oder Inſeln in der Sandwüſte. — Abbate Doloni will den Jupiter-Ammons-Tempel aufſuchen. — Unter welchen Bedingungen Montval ihn zu begleiten verſpricht. — Abentheuer des Chiouſſe.

Siebenzehntes Kapitel.

Rolando und ſeine Gefährten brechen von der großen Oaſe auf, und vertiefen ſich in die Wüſte — Säulen von Flugſand — Simoom — Schrecken, das die Reiſenden befällt — ein Araber verſucht bey Nachtzeit, die Kameele der Karwane zu ſtehlen — Ankunft zu Selima.

Achtzehntes Kapitel.

Die Karwane verläßt Selima, und geht durch Dankala und Dſcherry — Hippopotamus-Jagd am Ufer des Nils — Ankunft zu Sennaar — Doktor Codonel wird in den Gärten des Pallaſtes eingeſperrt — wie er wieder heraus kommt — Orkan in der Wüſte — Waſſerhoſe — Dorf der Nubas — Aufgang des Mondes.

Neunzehntes Kapitel.

Aufenthalt zu Teawa — Betragen des Schech — Elephanten- und Rhinoceros-Jagd — Der Schech wirft die Maske ab und will die Karwane plündern — schöner Widerstand des Rolando — Abreise von Teawa — wie Rolando und seine Gefährten an der abyssinischen Gränze einer neuen Gefahr entgehn — Verschwörung des Schech, durch den alten Signier entdeckt.

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft zu Gondar — Sitten und Gebräuche der Abyssinier — Rolando und seine Gefährten werden dem Könia vorgestellt — Gesandtschaft des Fürsten von Shoa und des Oberhaupts der Gallas — episodische Beschreibung einer Reise nach den Nil-Quellen — der König will den Gesandten der Gallas ein großes Fest geben — große Anstalten zu diesem Fest.

Jedes der erstern Hefte kostet ebenfalls 12 gr. oder 54 kr.

III. Hildts, J. A. neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, 1801. November, hat an Hauptaufsätzen folgende:

1. Ueber den Wechsel. 2. Violwurz. 3. Ueber den deutschen Buchhandel. 4. Gewürzhandel. 5. Ueber die Verfertigung des Weins, oder die Weinkünste, die jeder Weinbauer kennen muß. 6. Ueber den Handel der griechischen Inseln und der Inseln des Archipelagus. 7. Ladanum gummi. 8. Verfall der deutschen Manufakturen.

Der ganze Jahrgang kostet monatlich in allen Buchhandlungen und wöchentlich auf allen Postämtern 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

IV. Neue Kupferstiche.

Bei uns sind folgende neue Blätter von der Meisterhand des Hn. Sintzenich zu haben:

Portrait der Frau Gräfin von Voß, Oberhofmeisterin der regierenden Königin von Preußen, nach einer Zeichnung der Frau Aebtissin von der Borch punktirt. 12 gr. oder 54 kr.

Portrait des Hn. Ministers Carl August von Struensee, nach Gareis Gemählde in schwarzer Kunst. 3 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hrn. Ministers und Generallieutenant von der Cavallerie Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-Kehnert, nach Kehrers Gemählde punktirt. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hrn. Obrist und Generaladjutant Carl Leopold von Köckritz, nach Dardes Gemählde in schwarzer Kunst. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hn. Hofmarschall Valentin von Massow, nach Lauers Gemählde in schwarzer Kunst. – 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Portrait des Hn. Ministers Friedrich Leopold Freiherrn von Schrötter, nach H. Schröders Gemälde in schw. Kunst. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Maria, nach Rubens Gemälde in der Dresdner Gallerie punctirt. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Eingang der abgeschiedenen Seelen in das Elysium, nach eigner Zeichnung gestochen. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bounaparte wird bei seiner Geburt dem Gott Mars geweiht, gestochen. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Zwei Blätter Köpfe zu einem Zeichenbuche über den bildenden Ausdruck, punktirt. 1 Rthlr. od. 2 fl. 48 kr.

Das Gebet, nach Elisabeth Sintzenich Gemählde gestochen. 1 Rthlr. od. 2 fl. 48 kr.

Briefe und Gelder erwarten wir franko.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Interessante Taschenbücher für das Jahr 1802. welche in der Sommerschen Buchhandlung in Leipzig zu haben sind.

(Fortsetzung.)

5) Taschenbuch der Welt- und Lebensklugheit. Für Personen die in die große Welt treten, oder im Umgange mit der großen Welt leben. 1 Rthlr. oder 1 fl. 34 kr. Es lehrt dieses Buch die feinste Politik im Umgange mit der großen Welt, und, wie man sich vorzüglich verhalten müsse, um Kabalen auszuweichen und seine Zwecke möglichst sicher zu erreichen. Es ist daher jedem in die große Welt tretenden jungen Mann, so wie jedem solchen, der bereits in diesen Verhältnissen gelebt hat und Unannehmlichkeiten zu vermeiden sucht, zu empfehlen.

6) Unterhaltendes Taschenbuch für das Jahr 1802 von Friedrich Schlenkert, Verfasser Friedrichs mit der gebissenen Wange. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. rheinl. Wer Herrn Schlenkerts natürlichen Dialog und angenehme Erzählungsgabe kennt, wird dieses Taschenbuch, welches ein Gemälde der großen Welt enthält, nicht ungelesen und ohne Beifall aus den Händen legen.

7) Frohe Gesellschaftslieder. Ein Taschenbuch für Freunde geselliger Freuden. Mit 100 Seiten in Kupfer gestochener Melodien der besten Tonkünstler: brochirt 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. rhein. elegant eingebunden 1 Rthlr. 16 gr. — Wer der Geselligkeit Freund ist, wird aus Erfahrung wissen, daß Gesang die Würze geselliger Zirkel und des freundlichsten Mahles ist, auch wird er fühlen, daß die meisten Sammlungen, theils ihrer Kostbarkeit, noch mehr ihres Inhalts wegen unbrauchbar sind. Die Verlagshandlung und der Herausgeber haben bey diesem Taschenbuche beides glücklich vermieden, und es enthält bei äußerster Wohlfeilheit die geschmackvollste Auswahl guter Gesänge auf viele vorkommen könnende Gelegenheiten. Ein nettes Aeußere empfiehlt dasselbe zu einem angenehmen Geschenk für Damen.

NB. Wer von diesen Büchern für 5 Rthlr. kauft, erhält den 6ten an Büchern umsonst, oder kann den 6ten Theil der Bezahlung abziehen.

VI. Naturgeschichte für die Jugend; von F. A. S. : Zweite verbesserte Auflage. 1795—1799.

Von diesem Werke, welches 211 illuminirte Kupfer enthält und äußerst faßlich und unterrichtend für die Jugend ist, hat die Sommersche Buchhandlung in Leipzig eine Anzahl Exemplare nebst Verlagsrecht an sich gekauft. Ob nun schon der Ladenpreis dieses Werks 12 Rthlr. [illegible] in Rücksicht der vielen Kupfer und des theuern Illuminirens, äußerst wohlfeil ist, so ist die Sommersche Buchhandlung dennoch erbötig, denenjenigen Eltern und Erziehern, die sich mit baarer Zahlung in postfreien Briefen unmittelbar an sie selbst wenden wollen, ein solches kompletes Exemplar mit 211 illuminirten Kupfern für einen wichtigen Friedrichsd'or oder 9 fl. 45 kr. rhein. zu überlassen. Jedoch kann dieser äußerst erniedrigte Preis nur bis Ende Januars 1802, wo alsdann der ehemalige, ohnehin billige Preis wieder eintritt, und blos gegen baare Zahlung statt finden. — Es giebt dieses Werk eins der nützlichsten und der Kupfer wegen auch zugleich eins der angenehmsten Weihnachtsgeschenke ab.

Sommersche Buchhandlung
in Leipzig.

VII. Für Lesezirkel und für Leihbibliotheken.

Ungeachtet der Menge von Journalen, die jährlich entstehen und zum Theile auch wieder verschwinden, wagt es der Herausgeber dennoch — überzeugt, daß das Gute doch immer seinen verdienten Beifall finde. — für das künftige Jahr ein neues Journal unter dem Titel:

Magazin der berühmtesten und interessantesten See- und Landreisen, Entdekungen und Schiffbrüche von Columbus Zeiten an

anzukündigen. Das Ganze enthält in gedrängtester Kürze und in einem edlen Stiele einen Auszug aus den bedeutendsten Reisebeschreibungen älterer und neuerer Zeiten, mit Hinweglassung alles Unbedeutenden und aller technischen Ausdrücke, und es ist blos auf Unterhaltung und Belehrung berechnet. Es bedarf daher wohl keines weitläufigen Beweises, daß dieses Journal für jedes Alter,

für jedes Geschlecht und für jede (selbst für die geringste) Klasse von Lesern interessant seyn muß, denn es ist ja eine ausgemachte Wahrheit, daß nichts so sehr als Reisen eine Menge nützlicher Kenntnisse verschaffen, und daß die Erzählungen gemachter Reisen für alle Zirkel unterhaltend sind.

Da der Vorrath dieser Auszüge sehr groß ist, so kann der Herausgeber von 14 Tagen zu 14 Tagen ein Heft erscheinen lassen. Vier solche Hefte sollen einen Band ausmachen und wenigstens ein Kupfer erhalten. Man wird nicht genöthigt, auf ein ganzes Jahr zu subscribiren, sondern man kann bey jedem Bande und folglich alle 2 Monate abgehen. Der Preis für 4 Hefte ist 1 Rthlr. 8 gr. sächsisch oder 2 fl. 24 kr. rheinl. Alle Buchhandlungen, Postämter, Zeitungsexpeditionen und Lesegesellschaften werden gegen gewöhnlichen Rabbat um Beförderung dieses Unternehmens gebeten. Den Verlag hat übernommen und wird für schönen Druck und gute Kupfer sorgen

die Sommersche Buchhandlung
in Leipzig.

VIII. D. Stolz's Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts. Altenburg bei Rink u. Schnuphase. 18tes Heft 2te Auflage.

Diese, auf ein großes Publikum berechnete Sammlung bedarf keiner marktschreierischen Ankündigung; man zeigt nur die Erscheinung der zweiten von neuen durchgesehenen Auflage an, die in Jahresfrist veranstaltet werden mußte.

IX. Sächsische Provinzialblätter.

Diese, bisher mit Beifall aufgenommene Zeitschrift wird auch im Jahre 1802 von uns fortgesetzt werden. Wir können, zu unserer Freude, dem Publikum die Versicherung geben, daß sich eine Anzahl unterrichteter Vaterlandsfreunde mit uns vereinigt hat, derselben immer größern Werth zu verschaffen. Schon liegen eine Menge

interessanter Aufsätze zum Abdruck bei uns vorräthig, so daß sich unsere Zeitschrift künftig mehr als bisher durch Mannigfaltigkeit und bescheidene Freimüthigkeit auszeichnen wird. Die Einrichtung bleibt die vorige, und der Preis des ganzen Jahrganges, wie vorhin, 3 Rthlr. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Altenburg und Erfurt
im December 1801.

Rink und Schnuphase.

Nachschrift.

Es ist Obiges keine gewöhnliche Buchhändleranzeige, noch viel weniger ein bloßer Nothschuß, um Makulatur los zu werden. Nach den mir besonders zugekommenen Nachrichten ist hier wirklich von einem Journal die Rede, das sich künftig des Titels: sächsische Provinzialblätter nicht unwürdig zeigen dürfte. Bis jetzt wunderte sich oft das übrige Teutschland, daß gerade Sachsen, wo doch der Arbeitsbienen im journalistischen Felde so viele seyn mögen, so wenig Bienenkörbe aufweisen könne. Es mag seine statistischen und politischen Ursachen haben. Diese werden aber gewiß auf das Gedeihen der durch Mitwirkung vieler verständigen und patriotischen Beiträge nun besser gedeihenden neuen Provinzialblätter keinen Einfluß haben.

Böttiger.

X. Ankündigung.

Der kranke Lavater im Kreise seiner Familie.

Wenn die letzten Tage jedes großen Mannes schon an und für sich dem Menschenbeobachter ein interessantes Schauspiel darbieten, so muß dieser Fall um so mehr bei dem Manne eintreten, den ein unglückliches Schicksal gewaltsam und zu frühe der Welt entriß, und der sein Ende gleichsam Schritt vor Schritt herannahen sah.

Jedem Verehrer dieſes ſo merkwürdigen Mannes muß daher ein Blatt willkommen ſeyn, das ihn in einem ſchmerzloſen Augenblicke von ſeiner zärtlich beſorgten Familie umgeben darſtellt. Wir erblicken hier neben Lavatern ſelbſt ſeine Gattin, ſeinen Bruder, ſeine Tochter, ſeinen Tochtermann, ſeinen Sohn und deſſen Gattin, alles Perſonen, deren getreue Abbildung für den Leſer ſeiner Schriften um ſo mehr Intereſſe haben muß, als er ſelbſt öfters in denſelben von ihnen ſpricht. Sein Tochtermann Herr Pfarrer Geßner iſt zugleich ſein Biograph, und hat ſo eben den erſten Theil einer Lebensbeſchreibung Lavaters herausgegeben, die nur Er ſo treu und vollſtändig liefern konnte.

Dieſes Blatt iſt nach einem eigens dazu nach dem Leben verfertigten Oelgemälde des Herrn Moretto, in engliſcher Manier geſtochen, 21 Zoll breit und 16 Zoll hoch. Abdrücke davon koſten das Exemplar 4 Laubthaler. Abdrücke avant la lettre koſten 6 Laubthaler. Ausgemahlte Abdrücke, die jedoch nur auf ausdrückliche Beſtellung hin geliefert werden, koſten 8 Laubthlr. Ein Erklärungsblatt wird jedem Exemplar beigegeben.

Zürich, den 1ſten Nov.
1801.

D. Beyel, Kupferſtecher.
No. 555. gr. Stadt.

Obiges Blatt iſt für 4 Laubthaler oder 11 fl. rhein. bei uns zu haben.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

XI. Entomologie und Helminthologie des menſchlichen Körpers, oder Beſchreibung und Abbildung der Bewohner und Feinde deſſelben unter den Inſekten und Würmern, von D. Johann Heinrich Jördens, Königl. Preuß. Hofrathe, der Kurfürſtl. Maynziſchen Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, der naturforſchenden Geſellſchaft und der mineralogiſchen Societät zu Jena Ehrenmitglied. Zwei

ſie ſich an unſerm Helden zu nehmen vorſetzte, die grauſamſte, welche nur immer in das Herz einer beleidigten Schönen kommen kann. Sie wollte die ganze vereinigte Macht aller ihrer intellectualiſchen und körperlichen Reitzungen, verſtärkt durch alle Kunſtgriffe der ſchlaueſten Coketterie (wovon ein ſo allgemeines Genie als das ihrige wenigſtens die Theorie beſitzen mußte) dazu anwenden, ihren Undankbaren zu ihren Füſſen zu legen; und wenn ſie ihn durch die gehörige Abwechſlungen von Furcht und Hoffnung endlich in den kläglichen Zuſtand eines von Liebe und Sehnſucht verzehrten Seladons gebracht, und ſich an dem Schauſpiel ſeiner Seufzer, Thränen, Klagen, Ausruffungen und aller andern Ausbrüche der verliebten Tohrheit lange genug ergötzt haben würde—ihn endlich auf einmal die ganze Schwere der kaltſinnigſten Verachtung fühlen laſſen. So wol ausgeſonnen dieſe Rache war; ſo eyfrig und mit ſo vieler Geſchicklichkeit wurden die Anſtalten dazu ins Werk geſetzt; und wir müſſen geſtehen, daß wenn der Erfolg eines Projects allein von der guten Ausführung abhienge, die ſchöne Cleoniſſa den vollſtändigſten Triumph hätte erhalten müſſen, der jemals über den Trotz eines widerſpenſtigen Herzens erhalten worden wäre. Ob dieſe Dame, wenn Agathon ſich in ihrem Netze gefangen hätte, fähig geweſen wäre, die Rache ſo weit zu treiben als ſie ſich ſelbſt verſprochen hatte — iſt eine problematiſche Frage, deren Entſcheidung vielleicht ſie ſelbſt, wenn der Fall ſich ereignet hatte, in keine kleine Verlegenheit geſetzt haben würde. Aber Agathon ließ

Bände, mit zwei und zwanzig Kupfertafeln. Hof, bei Gottfried Adolph Grau 1802. (Preis mit kolorirten Kupfern 21 Rthlr. Sächs. oder 37 fl. 48 kr. rhein. mit schwarzen Kupfern 16 Rthlr. Sächs. od. 28 fl. 48 kr. rhein.)

Jedes Naturreich enthält besondere Quellen von mechanischen und chemischen Krankheitseinflüssen, welchen der lebende Mensch in der besonderen Verbindungsart mit der übrigen Welt und in den verschiedenen Verhältnissen zur ganzen belebten und unbelebten Natur ausgesetzt ist. Die Kenntniß dieser Einflüsse ist nicht nur für den Arzt und Wundarzt, sondern auch für den Anthropologen und jeden denkenden Menschen von größter Wichtigkeit, erfordert aber nichts weniger, als die mit Zeit- und Kostenaufwand verbundene Mühe, das weite Feld der Naturgeschichte zu durchwandern. Es ist daher gewiß kein überflüssiges oder unverdienstliches Unternehmen, die als schädliche Potenzen in Betrachtung zu ziehenden Naturkörper aus den drei Reichen der Natur auszuheben und einer besondern für Leser aus allen Ständen brauchbaren Betrachtung zu würdigen. Da dieses bisher mehr im Fossil- und Pflanzen- als im Thierreiche geschehen ist; so hat der Verfasser gegenwärtiger Schrift vorzüglich sein Augenmerk auf letzteres gerichtet und sich hauptsächlich auf diejenigen Thierklassen eingeschränkt, welche die meisten Feinde der Gesundheit des Menschen enthalten. Insekten und Würmer kamen hier nothwendig zuerst in Betrachtung und der Verfasser dieser Entomologie und Helminthologie ließ sich daher angelegen seyn, nicht nur alles dasjenige, was je über diese Theile der Naturgeschichte beobachtet oder geschrieben worden ist, zu seinem Zwecke zu sammeln, die an sich trockne Beschreibung der schädlichen Insekten und Würmer so abzufassen, daß sie auch Dilettanten eine angenehme Lektüre gewähren kann und die Streitigkeiten zu berichtigen, welche über die Schädlichkeit, die Giftigkeit und Nichtgiftigkeit gewisser Insekten und Würmer geführt worden sind; sondern das Vorhandene auch durch neue Entdeckungen und Bemerkungen zu bereichern, das gebräuchliche und bewährt gefundene Heilverfahren jedesmal anzuzeigen, und das Ganze noch durch die möglichste Vollständigkeit der Literatur als ein Repertorium über

dieſe Materie brauchbar zu machen. Vorzüglich hat er durch die bildliche Darſtellung der verletzenden Organe den Arzt und Wundarzt in den Stand geſetzt, über die Verletzungsarten ſelbſt richtiger zu urtheilen und ihre Behandlung darnach einzurichten.

Ueber den Inhalt des ganzen, nunmehr vollendeten Werks, welches im erſten Bande hundert und zehn Inſektenarten, im zweiten Bande aber acht und zwanzig Wurmarten, außer den weniger bekannten und noch nicht ſyſtematiſch beſtimmten Inſekten und Würmern beſchrieben und abgebildet enthält, giebt folgende Ueberſicht die richtigſte Belehrung.

Erſter Band mit funfzehn illuminirten Kupfertafeln.

Einleitung. In dieſer verbreitet ſich der Verfaſſer über die mancherlei Verletzungsarten der Inſekten und Würmer überhaupt und ſetzt dann die Umſtände auseinander, unter welchen dieſe Verletzungen von nachtheiligen und gefährlichen Folgen ſeyn müſſen.

Erſte Abtheilung. Geſchichte derjenigen Inſekten, welche ausſchließlich auf dem menſchlichen Körper leben, und ſich nur auf demſelben fortpflanzen können.

Zweite Abtheilung. Geſchichte derjenigen Inſekten, die dem menſchlichen Körper nicht zum angewieſenen Wohnplatz haben, aber doch wegen vorzüglicher Plagen und Krankheiten, welche ſie ihm zuziehen, merkwürdig ſind.

Erſter Abſchnitt. Zufällig ſchädliche Inſekten, welche den menſchlichen Körper gewöhnlich und vorzugsweiſe aufſuchen.

Zweiter Abſchnitt. Zufällig ſchädliche Inſekten, welche den menſchlichen Körper ſeltener und nur unter gewiſſen Umſtänden verletzen.

Dritter Abſchnitt. Zufällig ſchädliche Inſekten, welche als ganz ungewöhnliche Erſcheinungen innerhalb des menſchlichen Körpers vorgekommen ſind.

Dritte Abtheilung. Geſchichte derjenigen Inſekten, welche im menſchlichen Leichname Nahrung ſuchen und ſich in demſelben fortpflanzen.

Erster Abschnitt. Insekten, welche den menschlichen Leichnam im ersten Grade der Fäulniß aufsuchen.

Zweiter Abschnitt. Insekten, welche den menschlichen Leichnam im zweiten Grade der Fäulniß aufsuchen.

Zweiter Band mit sieben illuminirten Kupfertafeln.

Erste Abtheilung. Geschichte derjenigen Würmer, welche zu den eigentlichen Bewohnern des menschlichen Körpers gehören.

Erster Abschnitt. Eingeweidewürmer überhaupt. — Zweiter Abschnitt. Rundwürmer, Ascarides. — Dritter Abschnitt. Bandwürmer, Taeniae. — Vierter Abschnitt. Blasenwürmer, Hydatigenae. — Fünfter Abschnitt. Blattwürmer, Ligulae. — Sechster Abschnitt. Infusionsthierchen, Chaos infusorium.

Zweite Abtheilung. Geschichte derjenigen Würmer, welche dem menschlichen Körper nur zufällig schädlich werden.

Erster Abschnitt. Würmer, die sich zufällig an die äußern Theile des Menschen ansaugen.

Zweiter Abschnitt. Würmer, welche gerne die Haut des menschlichen Körpers durchbohren und unter derselben ihren Aufenthalt suchen.

Dritter Abschnitt. Würmer, welche sich zufällig in den inneren Theilen des menschlichen Körpers eingefunden haben.

Anhang. I. Eine unbestimmte, dem menschlichen Körper zufällig schädliche Insekten- und Wurmart.

II. Erdichtete Würmer.

III. Verschiedene Amphibien und andere Thiere, welche als außerordentliche Erscheinungen in dem menschlichen Körper vorgekommen sind oder vorgekommen seyn sollen.

* * *

Da noch kein ähnliches Werk in der deutschen Literatur existirt, und in der Ueberzeugung, daß der Hr.

Verfasser in jeder wissenschaftlichen Hinsicht seinen Gegenstand mit eben so viel Fleiß als Kenntniß bearbeitet hat, wie unpartheiische Kenner bereits darüber mit allgemeinem Beifall entschieden haben; so habe ichs an nichts fehlen lassen, um auch durch ein splendides Aeußere dem innern Werth zu entsprechen.

Die von dem Hn. Verfasser selbst gezeichneten Abbildungen sind durch die gefällige Besorgung des Herrn Frauenholz — dieses ächten Kenners der Kunst — von den vorzüglichsten Künstlern gestochen, unter seiner Aufsicht kolorirt, und vortrefflich ausgeführt worden. Der Text ist mit Didotschen Lettern auf vorzüglich schönes Papier im größten royal Quartformat gedruckt, so, daß sich dies Werk auch in typographischer Rücksicht den schönsten Werken der Ausländer gleichstellen darf.

Im Vertrauen, daß man in Deutschland das Unternehmen eines solchen kostspieligen, wissenschaftlichen Werkes auf gleiche Art unterstützen wird, wie wir bei ähnlichen Gegenständen die Franzosen und Engländer bewundern, welche ihre Schriftsteller nicht nur durch verdienten Beifall, sondern auch durch zeitigen Ankauf ihrer Werke zu ehren wissen; habe ichs nicht auf Pränumeration oder Subscription angekündigt, sondern setze jetzt da beide Bände complet fertig sind, und jeder sich überzeugen kann, was er für sein Geld bekommt, einen in Verhältniß des großen Kostenaufwandes so billigen Preis, als sonst nur auf Vorausbezahlung statt findet. Dieser Preis kann aber nur bis Ende des Jahres 1802 gelten, nachdem wird solcher um den vierten Theil erhöht.

Bestellungen kann man in jeder soliden Buchhandlung machen.

G. A. Grau.

* * *

XII. Von eben diesem Verfasser ist ferner noch in meinem Verlage erschienen:

Geschichte der kleinen Fichtenraupe, oder der Larve von der Phalaena Monacha Linn. nebst einem Beitrag zur Berichtigung der Ausrottungsmittel dieser

Waldverheerrin und einer mit Farben erleuchteten Kupfertafel. (Preis 16 gr. Sächs. oder 1 fl. 12 kr. rhein.)

Diese Schrift enthält eine vollständige, auf die genaueste Beobachtung der Natur gegründete Beschreibung einer der gefährlichsten Waldraupen, die vor einigen Jahren in verschiedenen Gegenden Deutschlands so große Verwüstungen in den Wäldern anrichtete, nach den verschiedenen Perioden ihres Lebens und ihrer Verwandlung.

Der Verfasser hat sich nicht blos auf die besondern Eigenschaften dieser Raupe und ihres Schmetterlings eingeschränkt, sondern sich auch über die ähnlichen Raupen- und Schmetterlingsarten gemeinen Eigenschaften verbreitet, und zu dem Ende noch besonders microscopische Beobachtungen angestellt, und in getreuen Abbildungen, nebst allem was zur Naturgeschichte dieser Raupe gehört, beigefügt, so wie auch alle bisher empfohlne Ausrottungsmittel genau geprüft, und die zweckdienlichen und bewährt gefundenen ausführlich bekannt gemacht, wodurch diese Schrift nicht nur für den Naturforscher, als ein wichtiger Beitrag zur Entomologie interessant ist, sondern auch dem Forstmann, dem Oekonomen ꝛc. nützlich wird.

* * *

Wegen beiden hier angezeigten Kupferwerken können Liebhaber sich auch an uns wenden.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

XIII. Ankündigung.

Die Neugierde, welche nach dem gryßen Einer einen Hauptcharacter der Menschheit ausmacht, wird durch nichts so sehr genährt und belohnt als durch Reisen. Wem jedoch die Fee, die über unsere Geburtsstunde wacht, den Reisestab nicht zugetheilt hat, der kann nur durch Reisebeschreibungen seine Neugierde befriedigen. Allein diese machen jetzt nur die Lectüre der höhern Stände und unter diesen fast immer nur der Männer

und: sie würden jedoch auch lieber herausbringen und die geschmacklosen Romane und Räuberscenen verdrängen helfen, wenn es nur viele Reisebeschreibungen gäbe, die des gelehrten und trocknen Details, das allein den Statistiker und Geschichtsforscher anzieht, entladen, blos erzählten, und ohne eben zu lächerlichem Rodomontaten-Ton, oder zu den verachtigten Dambergerischen Lügenkünsten ihre Zuflucht zu nehmen, mit aller Wahrhaftigkeit die Reize in sich zu vereinigen wüßten, womit dort Othello die holde Desdemona gewinnt: —

when he Spoke of most disastrous chances
of hair-breadth Scapes in th'imminent deadly breach
of antres vast, and deserts idle.
Rough quarries, rocks and hills, whose heads touch'd heaven.

Dieser Zweck würde erreicht werden, wenn man aus den besten und neuesten Reisebeschreibungen des Auslandes mit bedutsamer Wahl, die den Zusammenhang und die Seele des Werkes nicht eben zerstörte, nur dasjenige ausshöbe, was darin alle Stände gleich anziehen und unterhalten könnte. Außerdem sind die meisten jetzt bestehenden Sammlungen von größern Reisebeschreibungen, deren Werth übrigens niemand billiger anerkennt als ich selbst, doch viel zu kostbar, und wer sie kauft oder liest, findet selten durchaus seine Erwartung darinn befriedigt. Auch in dieser Rücksicht müssen also klug geordnete Auszüge jedem, der eine belehrende Unterhaltung ohne große Anstrengung wünscht, sehr willkommen seyn.

Von einer andern Seite vergessen aber wir Deutsche über den Beschreibungen fremder Welttheile und Völker viel zu sehr unser eignes Vaterland, dessen Städte und Länder so vieles Wichtige und Interessante enthalten, das noch wenig oder gar nicht bekannt ist, und doch sowohl dem Ungelehrten, der blos zu seiner Unterhaltung liest, als auch selbst dem Statistiker, Geographen, Geschichtsforscher und Philosophen Vergnügen und Belehrung verschaffen würde. Wie viele Deutsche kennen nicht die Südsee-Inseln, die Westküste von Nordamerika, Aegypten und dergl. weit genauer als ihr eigenes Vater-

land? Wußte uns nicht noch vor kurzem Herr Hoche durch die Schilderung einer ganz unbekannten Gegend in dem Herzen von Deutschland zu überraschen? Kleine Streifzüge in solche Gegenden, die noch nicht hinlänglich bekannt sind, oder auch interessante Begegnisse in bekanntern Gegenden würden also wohl auch dem deutschen Leser nicht ganz unwillkommen seyn.

Ich habe mich daher mit einer Gesellschaft von Freunden entschlossen, eine in diesem Geiste bearbeitete Sammlung von Reisebeschreibungen unter dem Titel:

Kleine Abentheuer zu Wasser und zu Lande

zu veranstalten. Damit jedoch nicht ausländische Werke, welche schon wirklich ganz übersetzt in einem der vorhandenen Magazine für Reisebeschreibungen aufgenommen, oder auch wohl schon besonders gedruckt sind, noch einmal, wenn auch gleich nur in dem gedrängtesten Auszuge dem Publikum vorgelegt werden, so sollen von mir nur solche ausländische Reisebeschreibungen benutzt werden, die eben erst erschienen und zur Zeit der Bearbeitung derselben noch wirklich nicht in der Uebersetzung vorhanden sind. Aus diesen sollen mit Weglassung alles blos speziell Wissenschaftlichen die interessantesten Erzählungen solcher Begebenheiten, die den Reisenden in eigene Verhältnisse und Verlegenheiten brachten, verbunden mit den Nachrichten über Sitten, Gebräuche, Lebensart und Character der Einwohner eines jeden Landes ausgezogen, und alles Wichtige, was dergleichen Werke in dieser Rücksicht enthalten, dem Leser mitgetheilt werden. Solche Auszüge aus den neuesten englischen und französischen Reisebeschreibungen wird jeder Band, deren im Jahr ohngefähr zwei erscheinen sollen, mehrere enthalten. Außerdem wird man aber auch jedem Bande einen oder mehrere Originalaufsätze teutscher Reisenden in und außer unserm Vaterlande beifügen, die nicht nur durch merkwürdige Vorfälle und auffallende Begegnisse ein lebhaftes Interesse gewähren, sondern auch durch die dabei eingeflochtene Schilderung von Sitten und Naturszenen die Kenntniß unsers Vaterlandes erweitern und wohl zuweilen auch zu mancherlei weltbürgerlichen Wünschen und Betrachtungen führen.

Ich mache hierdurch das Publikum von diesem Unternehmen in der Hofnung bekannt, daß es dasselbe theils durch Beiträge, für die ich mich in jeder Rücksicht erkenntlich zeigen werde, theils durch seinen Beifall unterstützen wird. Der erste in der künftigen Ostermesse erscheinende Band wird übrigens beweisen, wie sehr es mir angelegen ist, diesen Beifall zu verdienen.

Weimar, den 21 Oct. 1801.

Ch. Wieland,
Herzogl. Sachsen-Weimar. Legationsrath.

Als Verleger dieses Werkes füge ich der gegenwärtigen Ankündigung nur noch die Versicherung bei, daß ich für guten Druck und Papier und ein geschmackvolles Aeußere gehörig sorgen werde. Jeder Band wird ein oder mehrere Kupfer erhalten, die nicht blos zur Verzierung, sondern zur anschaulichern Darstellung interessanter Szenen dienen, und von guten Künstlern bearbeitet werden. Jede Messe erscheint ein Band von einigen zwanzig Bogen, und die frühern Bestellungen, welche man in allen Buchhandlungen machen kann, haben den Vortheil der ersten und bessern Kupferabdrücke, und erhalten die Exemplare broschirt.

Hof, den 30 Oct. 1801.

G. A. Grau.

XIV. Die Winterabende, zur Unterhaltung für Kinder, mit Kupfern. Halberstadt bei J. H. Groß. Im saubern Umschlage geheftet in allen Buchhandlungen zu haben für 16 gr.

Zur Characterisirung dieses Büchelchens setzt der Verleger die kurze Vorrede zu demselben hierher: „Nicht „dem wissenschaftlichen Ernste, nur der frohen und angenehmen Unterhaltung ist dieß Büchelchen geweiht. „Erfüllt es den Wunsch des Verfassers, die Wißbegierde „seiner kleinen Leser auf manchen nützlichen Gegenstand „zu leiten und zur Schärfung ihres Verstandes beizu-

„tragen, so ist seine Absicht erreicht.“ Die Hauptperson in diesem Buche ist ein Seeoffizier, der die kleine Familie seines Bruders auf das Angenehmste unterhält, und man kann hinzusetzen, daß auch die Aufmerksamkeit junger Leser bei dieser Lecture gefesselt werden wird. Die illuminirten Kupfer zeigen einen Prospekt und einen Grundriß von der demolirten Bergfestung Regenstein, den gemeinen Adler, den Geyer, und den Falken.

XV. Nachricht für Eltern und Erzieher.

Die Bibliothek der pädagogischen Literatur verbunden mit einem pädagogischen Correspondenzblatte und Anzeigen, herausgegeben von Guts Muths in Schnepfenthal

wird auch im Jahr 1802 fortgesetzt. Der Plan dieses nützlichen Werks ist schon zu bekannt, als daß es dessen Wiederholung bedarf. Monathlich erscheint ein Stück von 7 Bogen gr. 8. in farbigem Umschlage für 9 gr. Sächs. oder 40 kr. Rheinisch. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Gotha, den 1sten December 1801.

Justus Perthes.

XVI. Anzeige.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das teutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden zu Lüneville. Eine geographisch-statistische Parallele. Von Karl Ernst Adolf von Hoff. Erster Theil. gr. 8. mit einer illuminirten Karte

te. (Preis 1 Rthlr. Sächsisch oder 1 fl. 48 kr. Rheinisch.)

Diese Schrift zeichnet sich auch dadurch sehr vortheilhaft aus, daß sie weder Partheischrift noch Flugschrift ist, sondern vielmehr zu einem dauernden Gebrauche und als geographisch-statistisches Handbuch zur vergleichenden Uebersicht des vormaligen und jetzigen Zustandes des teutschen Reiches im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen dienen kann, und daß sie nicht blos zum Gebrauche für Gelehrte und Geschäftsleute, die sich die Kenntniß Teutschlands zum eigenen Studium machen müssen, sondern überhaupt für jeden, auch den Layen, der in diesem Fache Belehrung sucht, bestimmt, und deshalb in einem allgemein verständlichen Vortrag abgefaßt ist. Der zweite Theil wird unverzüglich erscheinen, sobald das Entscheidungs-Geschäfte vollendet, und die Verfassung des Reichs diejenigen Abänderungen wirklich erhalten haben wird, die ihr unvermeidlich bevorstehn. Gotha, im Nov. 1801.

Justus Perthes.

XVII. Sittengemählde von London.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sittengemählde von London, nebst einer vergleichenden Charakteristik seiner Bewohner. Von H*** in London. 8. mit Kupfern, nebst Pitt's wohlgetroffenem Bildniß nach Graham. (broschirt 1 Rthlr. 12 gr. Sächs. oder 2 fl. 42 kr. Rhein.)

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, die jetzt auf diese große und reiche Stadt von Europa gerichtet ist, glaube ich, daß dem Publikum ein treues von sicherer Hand entworfenes Sittengemälde von derselben, gewiß sehr willkommen seyn wird. Man braucht nur ei-

es nicht so weit kommen. Er legte eine neue Probe ab, daß es nur einer Danae gegeben war, die schwache Seite von seinem Herzen ausfündig zu machen. Cleoniſſa hatte bereits die Hälfte ihrer Künſte erſchöpft, ehe er nur gewahr wurde, daß ein Anſchlag gegen ihn im Werke ſey; und von dem Augenblick, da er es gewahr wurde, ſtieg ſein Kaltſinn, nach dem Verhältniß wie ihre Bemühungen ſich verdoppelten, auf einen ſolchen Grad; oder deutlicher zu reden, der Abſatz, den ihre zuletzt bis zur Unanſtändigkeit getriebene Nachſtellungen mit der affectirten Erhabenheit ihrer Denkungs-Art, und mit der Majeſtät ihrer Tugend machten, that eine ſo ſchlimme Würkung bey ihm, daß die ſchöne Cleoniſſa ſich genöthiget ſah, die Hoffnung des Triumphs, womit ſich ihre Eitelkeit geſchmeichelt hatte, gänzlich aufzugeben. Die Wuth, in welche ſie dadurch geſetzt wurde, verwandelte ſich nach und nach in den vollſtändigſten Haß, der jemals (mit Shäkeſpear zu reden) die Milch einer weiblichen Bruſt in Galle verwandelt hat. Alles was ſie ihrer Tugend in dieſen Umſtänden zu thun gab, war, die Bewegungen dieſer Leidenſchaft ſo geſchickt zu verbergen, daß weder der Hof noch Agathon ſelbſt gewahr wurde, mit welcher Ungeduld ſie ſich nach einer Gelegenheit ſehnte, ihn die Würkungen davon empfinden zu laſſen.

In dieſer Situation befanden ſich die Sachen, als Dionys, des ruhigen Beſitzes der immer gefälligen Bacchidion, und ihrer Tänze überdrüſſig, ſich zum erſten mal

einfallen

nige Seiten zu lesen, um sich ganz zu überzeugen, daß hier nicht etwas Wiederholtes und Nach- und Ausgeschriebenes gegeben wird, sondern daß ein feiner Beobachter in London seine eigene lange Erfahrung in einer treuen, lebhaften, nicht übertriebenen Darstellung mittheilt. Gotha, im Novbr. 1801.

Justus Perthes.

XVIII. Galletti's Geschichte des türkischen Reichs.

In meinem Verlage ist herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des türkischen Reiches, von J. G. A. Galletti, Prof. zu Gotha. 8. Schreibpapier. (Preis 1 Rthlr. 8 gr. Sächs. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.)

Man wird die Absicht des Herrn Verfassers, ein gedrängtes und doch unterhaltendes Buch, über die türkische Geschichte, woran es bisher noch ganz gefehlt hat, zu liefern, gewiß nicht verkennen. Gotha, im Nov. 1801.

Justus Perthes.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1802.

C. M. Wieland.

Erſter Band.

Weimar 1802.

Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Univ. Bibl.
München

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1802.

I.

Gedichte.

1.

Im Frühling des Jahrs 1801.

Wie ich dich ſeh' — o könnt ich dich, Frühling, in
kühlender Wärme
Dieſes Morgens mit Würdigkeit ſingen!
Feüre, Seele, hebe Geſang dich; mein Geiſt iſt e
wachet;
Hold iſt die Luft, und es lacht ins begrüſſende
Lichte Gewölk die ſteigende Sonn', ſie lachet d
Saaten.
Ich auch ſteige, rebſeeliges Bächlein,
Deinen blumigen Rand entlang, hinauf in die Wie
Dort iſt die Blüthe zu Büſchen entfaltet,

Sänger des thauigen Walds verkünden mit Jubel die Lenzluſt.

Und in der Ausſicht erblick' ich der Limmat
Sonnebeſchimmerte Wellen, wie unabſehlich ſie hinziehn.

Ja dort windet, mit ſpiegelnder Fülle
Durchs getheilte Geländ er ſich fort und gedoppelter Frühling

Liegt in zwei Thälern gelehnt an zwo Höhn.

Lieblicher Fluß, du verſchwindſt! — Welch ungeſehne Gelände
Find't dein Beſuch mit dem Strome der Tage!
Strom der Zeit! Wie läufſt du dahin im neuen Jahrhundert,
Grüſſend zwei neu aufblühende Reiche!

Paul iſt hin! Es drängt an mein Ohr der Nahm' Alexander!
Wechſelnd erklingt er mit Friederich Wilhelm!
Große Väter! Wie ſchafft ihr ſo ernſt in den Gärten der Reiche!
Welche Gewächſe umblühn ſchon die Arbeit!
Alt wie ich bin und klein, ich ſchau aus den grauenden Locken
Geiſtig in Eure Kulturen hinüber!
Mit Euch wein' ich am Strome der Zeit um alles was fehl treibt;
— Was gedeiht, bei Pflege der Weisheit,

Heimisch und fremd, im Feld der Natur und in Seelengefilden,
Alles entzückt mich, so oft ich aus meinem Vaterland, dem rasch durchpflügten, dem seltsam besä'ten,
Blick in die Ferne voll Muth und voll Ahnung!

Zürich. J. Tobler.

2.

An den Urheber der Kuhpockenimpfung, Doktor Jenner.

O Glücklicher! Dir ist das Loos gefallen,
Durch weisen Sinn der Menschheit Trost zu seyn.
Wohl Dir! es weihte die Natur vor Allen
Dich in ihr edelstes Geheimniß ein.
Durch Dich ernährt der Sonne goldner Segen
Einst Millionen in dem Lauf der Zeit,
Die längst im Schooß der dunkeln Erde lägen,
Als zarte Kinder schon dem Tod geweiht.
Und unentstellt an jugendlichen Wangen,
An Gliedern und an Sinnen ungeschwächt,
Wird einst im Morgenroth des Lebens prangen
Durch Deine Kunst ein schöneres Geschlecht.

Durch Dich verwandelt ſich ein Quell von Zähren,
Dich ohne Maaß aus mancher Mutter Blick
Am Grab des einz'gen Kinds gefloſſen wären,
In ein Gefühl von namenloſem Glück.
Einſt werden die Eroberer von Reichen,
Die mit der Peſt, die Du zerſtörſt, verwandt,
Sich Throne bau'n auf ihrer Brüder Leichen,
Mit Abſcheu und verdientem Fluch genannt;
Kein Ruhm wird mehr den ſchrecklichen Dämonen,
Iſt mündig einſt der Sterblichen Geſchlecht,
Für das Verderben, das ſie wirken, lohnen,
Die Zeit wird reif, die uns an ihnen rächt;
Dir aber bleibt ein Denkmal hoher Ehren
In aller Völker Lieb' und Dankbarkeit;
Und Deinen Ruhm wird jedes Jahr vermehren,
So lange ſich der Menſch des Lebens freut.

v. H...l

II.

Probe
einer
Ueberſetzung des Großſprechers von Plautus.

Erſter Akt.

Himmelsſturm. Rindenmann.

Himmelsſturm. Vor allen, meinen Schild laßt euch empfohlen ſeyn!
Sein Glanz verdunkele den klarſten Sonnenſchein:
Damit, wenn's im Gefecht geht an ein Hälſebrechen,
Der Feinde ſcharfe Blick an ihm ſich brechen mögen.
Mein Sarraß der verlangt nach Menſchenblut
Mit kläglichem Geſchrei, und thut mir nicht mehr gut.
Der brave, der, ſobald er Feinde ſchaut,
Sie wie der Blitz zu Brei zuſammenhaut,
Hat müſſig lange Zeit geſtanden im Quartier.
Doch wo iſt Rindenmann? **Rindenm.** Hier, Ihro Gnaden, hier!
Dergleichen tapfern Mann, dergleichen ſchön Geſicht,
Und Muth und Kriegerglück ſah ich mein Lebtag nicht.
Der Kriegsgott ſelber müßte ſich entblöden,
Mit Ihnen, gnäd'ger Herr, in Parallel zu treten.

einfallen ließ, die Beobachtung zu machen, daß Cleoniſſa ſchön ſey. Er hatte ſie noch nicht lange mit einiger Aufmerkſamkeit beobachtet, ſo däuchte ihn, daß er noch nie keine ſo ſchöne Creatur geſehen habe; und nun fieng er an ſich zu verwundern, daß er dieſe Beobachtung nicht eher gemacht habe. Endlich erinnerte er ſich, daß die Dame ſich jederzeit durch eine ſehr ſpröde Tugend und einen erklärten Hang für die Metaphyſick unterſchieden hatte; und nun zweifelte er nicht mehr, daß es dieſer Umſtand geweſen ſeyn müſſe, was ihn verhindert habe, ihrer Schönheit eher Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Eine Art von maſchinaliſcher Ehrfurcht vor der Tugend, die von ſeiner Indolenz und der furchtbaren Vorſtellung herkam, welche er ſich von den Schwierigkeiten ſie zu beſiegen in den Kopf geſetzt hatte, würde ihn vielleicht auch dieſesmal in den Grenzen einer unthätigen Bewunderung gehalten haben, wenn nicht einer von dieſen kleinen Zufällen, welche ſo oft die Urſachen der gröſſeſten Begebenheiten werden, ſeine natürliche Trägheit auf einmal in die ungeduldigſte Leidenſchaft verwandelt hätte. Da dieſer Zufall jederzeit eine Anecdote geblieben iſt, ſo können wir nicht gewiß ſagen, ob es (wie einige ſicilianiſche Geſchichtſchreiber vorgeben) der nämliche geweſen, wodurch in euern Zeiten die Schweſter des berühmten Herzogs von Marlborough den erſten Grund zu dem auſſerordentlichen Glück ihrer Familie gelegt haben ſoll; oder ob er ſie vielleicht von ungefehr in dem Zuſtand überraſcht haben mochte, worinn der Actäon der Poeten das Unglück hatte, die

Himmelsst. Der Wicht, der in der Schlacht bei Lacherpocherfurth,
Wo Brummersum im düstern Hohlweg knurrt',
Ich aus Erbarmen 's Leben rettete,

Rindenm. Ganz recht. Sie meinen doch des Wasserprinzen Neveu,
Im goldbeschlagnen Panzer, dessen Kriegesheer
Ein Hauch aus Dero Mund verjagete, als wär
Es Häckerling, in den der Sturmwind brauſt,
Ein mürbes Dach, das Boreas zerzauſt.

Himmelsst. Das sagt noch nicht viel. Rindenm. Freilich in Vergleichung nicht
Mit Ihren andern Thaten, (für sich) die Sie nie verrichtet.
(aus Parterr.) Ist je in ihrem Leben einem von ihnen
Ein tügenhafterer, prahlsücht'ger Kerl erschienen,
So will ich sein Sklav auf der Stelle seyn,
Und mich mit Rinden und Kartoffeln kasteyn.

Himmelsst. Heda! Rindenm. Ich wollte doch noch etwas sagen!
Ja, wie den Rüssel Sie in Indien zerbrachen.
Ich meine den Rüssel von dem Elefanten,
Mit dem Sie daselbst so herzhaft anbanden.

Himmelsst. Den Rüssel! Was! Rindenm. Nicht doch, das Schulterblatt.

Himmelsst. Und mit wie wenig Müh! Rindenm. Beim heilgen Nimmersatt,

Hätt'n Sie mit aller Kraft woll'n auf das Ungthier pochen,
Sie hätt'n ihm das Fell, den Bauch, den Schwanz zerbrochen,
Himmelsſt. Genug davon! Rindenm. Ich weiß auch gar nicht weswegen
Ich Ihnen ſoll Ihre Thaten zur Schau auslegen?
Sie wiſſen, wie gut ich ſie kenne. (für ſich.) Allein
Mein hungriger Magen macht mir all' die Pein.
Um nur nicht Schmerzen in den Zähnen zu kriegen,
Sprech' ich Ja zu allem, was Herr Himmelsſturm lügen,
Und gebe die Ohren Preis. Himmelsſt. Noch eins fällt mir ein.
Rindenm. 'S hat ſeine Richtigkeit; ich weiß noch alles haarklein
Als wär' es den Augenblick erſt geſchehen. Himmelsſt. Und was,
Was weißt du? Rindenm. Was es iſt? Himmelsſt. Haſt du ein Dintenfaß
Bei dir? Rindenm. Wie können Sie nur noch fragen? Hier
Iſt alles, Dintenfaß und Feder und Papier.
Himmelsſt. Du ſchickſt dich gut in mich. Rindenm. Die erſte aller Pflichten
War jederzeit für mich, nach Ihnen mich zu richten,
Und wenn es möglich iſt, ſo eil' ich Ihren Willen
Noch eh Sie ihn ausſprechen, zu erfüllen.

Himmelsst. Fällt dir was bei! Rindenm. Ja wohl,
jener glorreiche Tag
Wo Ihrem Mordschwert Asiens Macht erlag,
Wo Sie auf einmal hundert funfzig Parthern
Und dreißig Medern und verschiednen Sardern,
Und achtzehn Chinesen, und neun Sodomitern,
Und sechzig Hebräern, und elf Johanniternern
Mit Einem Hiebe vom Leben halfen. Himmelsst.
Und das ist
In Summa! Rindenm. Summa siebentausend.
Himmelsst. Traun! du bist
Ein guter Rechenmeister: so viel müssen's seyn.

Rindenm. Und von dem allen schreib' ich kein Wort
mir ein,
Das heb' ich mir nur auf in meinem Kopf.

Himmelsst. Vortreffliches Gedächtniß! Rindenm.
Küch' und Topf
Sind mein Gedächtniß. Himmelsst. So gefällst
du mir,
Mein lieber Freund. Und wird auch in Zukunft dir
Der Himmel erhalten dies schöne Talent,
So geb' ich dir freie Tafel bis an dein End.

Rindenm. Und was haben Sie nicht erst in Europa
gethan!
Bei einem Haar hätt' ich da das größte Wunder gesehn.
Da fehlte nicht viel, so lag mit höchstens zwei Streis
chen

Ein ganzes Kavallerieregiment auf den Bäuchen.
Ihr Schwert war nur ſtumpf, und die Kavallerie,
Der's ſo übel erging, exiſtirete nie.
Doch was ſchwatz' ich ſchon wieder! Sie ſind ja als Held
Bekannt und berühmt in der ganzen Welt.
Und Ihre vortreffliche Leibesgeſtalt
Hat die Weiber alle bezaubert mit ſüßer Gewalt.
Und zu verdenken iſt es ihnen auch wahrlich nicht:
Denn Sie haben, gnäd'ger Herr, ein gar zu arg ſchönes Geſicht.
Erſt geſtern noch kam mir ein ganzer Haufen,
Mich rufend und zupfend, wie toll nachgelaufen.
Himmelsſt. Und was wollten ſie? Rindem. Was ſie wollten! Sie fragten mich,
Ob Sie nicht der ſchöne Achilles wären? Ei, freilich, ſagt ich,
Sein Herr Bruder iſt er. — Ich hab's wirklich gedacht,
Verſetzte krauf Eine; die göttliche Pracht
In Augen und Ohren und Haaren verräth
Die höhere Abkunft. O wer ihn doch hätt'!
Himmelsſt. Sprach ſie das wirklich? Rindenm. Dieſes und noch viel mehr.
Sie drängten ſich an mich, und baten mich ſehr,
Ich möchte Sie doch überreden, in Gaſſen und Straßen,
Wie was Rares, für Geld ſich ſehen zu laſſen.

Himmelsst. Glaub mir, mein Lieber, gar zu schön zu seyn,
Ist für unser einen eine grose Pein.
Rindenm. Ich wollte fortgehn. Ja, da ging erst das Bitten
Recht an. Auf allen meinen Tritten und Schritten
Verfolgten sie mich. Sie wollten Sie sehn
Mit aller Gewalt, und mit zu Ihnen gehn.
Es war mir nicht möglich, mich los zu reißen,
Und zu besorgen, was Sie mir geheißen.
Himmelsst. Jetzt woll'n wir uns nach dem Markte erheben!
Ich muß den Rekruten ihr Handgeld geben,
Die ich gestrigen Tages am hiesigen Orte
Geworben habe für die türkische Pforte.
Du weißt ja, wie sehr mich der Großsultan ehrt,
Und eine Lieb' ist immer der anderen werth.
Rindenm. Ich bin zu Befehl! So gehn wir nunmehr!
Himmelsst. Hallo, Ordonanzen! tretet hinter mich her.

Jena. Danz.

III.

Die Schule Homers.

(Fragment einer Reise auf Chios im Jahre 1799) *).

Ich ritt ohngefähr eine Stunde lang gegen Norden, immer in gleicher Richtung mit dem Meer. Das

*) Der Reisende, der, indem wir dies lesen, wahrscheinlich an den Katarakten des Nils oder in den Ruinen Thebens wandelt, stattete von Konstantinopel aus der vielbereisten und vielbeschriebenen Ebene von Troia auch einen Besuch ab, und streifte von da auch nach Scio. Die romantische Felskluft, die uns hier als Schule Homers beschrieben wird, entging auch ältern Reisenden nicht. Schon Thevenot machte nach Maaßgabe einer alten Handschrift, die er bei diesem Theil seiner Reisen exzerpirte, eine auffallende Beschreibung davon. Am sorgfältigste handelte aber Tournefort (dieser für die Levante noch immer einzige Reisebeschreiber) von dieser Gegend Voyage du Levant Lettre IX. T. I. p. 146 (der Quartausgabe), wo es sehr wahrscheinlich wird, daß in alten Zeiten dort ein Tempel Neptuns gestanden habe. Die ganze Fabel von Homers Schule stammt aus Pocock's Reisen, oder, wie noch neuerlich Dallaway, der diese Gegend selbst zweimal besuchte, sehr richtig bemerkt hat, aus dem Gehirn des Kupferstechers, der zu Pocock's Reisen die Figuren zum Theil selbst erfunden haben muß.

ſchmale Thal, das zwiſchen der nackten Felſenreihe und dem Seeufer hinläuft, iſt ein Verein unzähliger Gärten und Landhäuſer, oder vielmehr ein einziger großer Garten in verſchiedene Parthieen getheilt, der auf der einen Seite mit Felſendämmen umgeben und auf der andern von dem großen Waſſerſtücke des Meers begränzt iſt. Die Landhäuſer ſind theils vollkommene, theils länglichte Vierecke mit Terraſſen und großen Fenſtern; die Mauern, welche die Gärten umgeben, aus großen gewichtigen Steinen aufgeführt, und meiſtens drei Klaftern hoch. Die erſten haben das Anſehen der Wartthürme, die zweiten von Stadtwällen. So feſt ſind kaum die Thürme der alten Ritterſchlöſſer in Oeſtreich; ſo hoch ſind kaum die Mau-

S. Dallaway's Conſtantinople ancient and modern with Excurſions to the Islands of the Archipelago S. XVII. p. 284. Ein Greis von 120 Jahren, den Dallaway an der Quelle Homers fand, hatte die Gegend nie anders geſehn, und wußte auch ſonſt keine weitere Kunde. Aber auch ſo darf man die Sage nicht ganz verachten, und wenn man alles zuſammennimmt, was der Sciotte Leon Allatius in ſeinem bekannten Buche de patria Homeri (Lugd. 1640. 8. und im 10ten Theil des Theſauri Antiqu. Graec.) für Chios in 16 langen Kapiteln aufgehäuft hat: ſo bleibt wenigſtens ſo viel ausgemacht, daß dort gewiß die älteſte Homeridenſchule geweſen ſeyn müſſe.

ern, welche die prächtigen Gärten der teutschen Kaiſerſtadt umgeben.

Wiewohl dieſe Mauern dem Auge die ſchöne Ausſicht der Gärten rauben, ſo thun ſie doch demſelben durch Einförmigkeit nicht wehe, weil ſie mit keinem Mörtel übertüncht, weil ſie von Bäumen überragt und mit Reben durchrankt ſind. Die herabhängenden Baumäſte, und die hinaufkriechenden Reben ſind das ſchönſte grüne Geländer. Außerdem geben die mannigfaltigen, nach allen Richtungen ſich kreuzenden hohen Gänge der Gegend das Anſehen eines Labyrinths oder Irrgartens, in dem ſich hie und da weite Ausſichten öffnen. Weiter hinaus hören die Mauern auf, und man genießt die Gärten in ihrer vollen Anmuth. Die ſchmale Ebene zwiſchen dem Fuße der Felſen und dem Meere vereint den Reiz eines engen Gebirgthals mit dem mannigfaltigen Zauber heſperiſcher Gärten; nackte Felſengipfel und friſche Wieſenmatten, Felder mit Korn und Hülſenfrüchten, Haine von Orangen und Oliven, Weingefilde mit Gruppen von Pinien und Zypreſſen durchmiſcht.

Chios iſt der beſtändige Aufenthalt des Frühlings; aber zur Zeit, da er ſich andern Ländern nur von Ferne nahet, feiert er hier ſeinen herrlichſten Triumf. Ich habe auf dieſem Ritte einige der ſchönſten Stunden, die der joniſche Himmel giebt, ge-

nossen. Das helle Blau des reinsten Aethers stoß auf das dunkle Blau des Meeres, und auf das mannigfaltige Grün der Gärten herunter. Laue Schmeichelüfte wehten uns Blüthen- und Fruchtgerüche entgegen; auch die kleinsten und bei uns geruchlosen Blumen waren mit würziger Kraft gefüllet; Aeste mit frischen Mandeln bogen sich über mein Haupt herein; einzelne Mastixbäume hauchten Wohlgeruch aus, und die Orangen waren in voller Blüthe. — Von einem Strome des hellsten Lichts umwogt, von Blüthen und Düften umweht, vom Chorgesange der Vögel umtönt, gelangte ich zur sogenannten Schule Homers.

Die Felsenreihe, die in gleicher Richtung mit dem Meere hinläuft, ist hier durch eine ungeheure Kluft, welche vermuthlich die ganze Gebirgereihe entzwei schneidet, unterbrochen. In vor einander laufenden Buchten verdeckt ein Felsenhügel zur Hälfte den andern. Die mir entgegengesetzte nördliche Wand läuft hart bis an das Meer hinaus, und an der Spitze des Vorgebirges erhebt sich die sogenannte Schule Homers. Der Eingang der Felsenbucht ist erhaben und fürchterlich schön; senkrecht stürzen sich die Wände herab; ein graues Gestein, mit röthlichen Flecken durchzogen, wie ein Winterhimmel, an dem das Nordlicht brennt. Felsenkolossen haben sich losgerissen, und liegen in der Tiefe umgestürzt durch einan-

der geworfen, und reines Waſſer rieſelt dazwiſchen. Das Waſſer iſt die Quelle Homers, die einige hundert Schritte weiter ſich aus dem Felſen in ein ſteinernes Becken ergießt, glänzend und leicht wie Silberflor. Täglich tragen Maulthiere das Waſſer nach der Stadt, um es dort zu verkaufen; und unter den Geſchenken, welche die Einwohner der Inſel von Zeit zu Zeit dem Kapudan Paſcha darbringen, befinden ſich immer einige Tonnen dieſes Waſſers. Es iſt das reinſte und leichteſte der ganzen Inſel, eben ſo berühmt, als der Wein Homers, der auf dieſer Seite der Inſel eine halbe Stunde weiter hinauf in einer kleinen Strecke reift.

Mit einer Flaſche dieſes Waſſers und dieſes Weins verſehen, nahe ich mich dem Felſen Homers. Ein viereckigter Stein erhebt ſich in der Mitte eines in den Felſen gehauenen Kreiſes. Auf zwei Seiten des Steines waren ſonſt Löwen, auf den zwei andern Sfinxe zu ſehen; jetzt iſt kaum ein Löwe noch kenntbar. Klaſſiſche Harpyien haben den Stein, den ſie abſägen wollten, ſo verſtümmelt; und die Zeit hat die halbe Ründung des in den Felſen gehauenen Steines zerſtört. Aus dem Steine hat die Sage ein Katheder, und aus dem in den Felſen gehauenen Kreis die Sitze der Zuhörer gebildet; aber wahrſcheinlich war dies ein Altar, und ſehr wahrſcheinlich der Altar, auf welchem dem göttlichen Homer geopfert wurde, bei

ſchöne Diana zu erblicken. Das iſt indeſſen ausgemacht, daß von dieſer geheimen Begebenheit an, die Leidenſchaft und die Abſichten des Dionys einen Schwung nahmen, wodurch ſich die Tugend der allzuſchönen Cleoniſſa in keine geringe Verlegenheit geſetzt befand, wie ſie in einer ſo ſchlüpfrigen Situation dasjenige, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig war, mit den Pflichten gegen ihren Prinzen vereinigen wollte. Dionys war ſo dringend, ſo unvorſichtig — und ſie hatte ſo viele Perſonen in Acht zu nehmen — ſie, die in jedem andern Frauenzimmer eine Nebenbuhlerin hatte, und bey jedem Schritt von hundert eyferſüchtigen Augen belauret wurde welche nicht ermangelt haben würden, den kleinſten Fehltritt, den ſie gemacht hätte, durch eben ſo viele Zungen der ganzen Welt in die Ohren flüſtern zu laſſen. Auf der einen Seite, ein von Liebe brennender König zu ihren Füſſen, bereit eine unbegrenzte Gewalt über ihn ſelbſt und über alles was er hatte, um die kleinſte ihrer Gunſtbezeugungen hinzugeben — auf der andern, der glänzende Ruhm einer Tugend, welche noch kein Sterblicher für fehlbar zu halten ſich unterſtanden hatte, das Vertrauen der Princeſſinnen, die Hochachtung ihres Gemahls — Man muß geſtehen, tauſend andre würden ſich zwiſchen zweyen auf ſo verſchiedene Seiten ziehenden Kräfften nicht zu helfen gewußt haben. Aber Cleoniſa wußte es, ob ſie ſich gleich zum erſten mal in dieſer Schwierigkeit befand, ſo gut, daß der ganze Plan ihres Betragens ſie ſchwerlich eine einzige ſchlafloſe Nacht koſtete. Sie ſah beym erſten Blick, wie wichtig die

Vortheile

dem die hundert Stiere bluteten, welche Pythagoras (wenn ich nicht irre) *) Homern für die Lösung eines Problems gelobt hatte.

Alles trägt in dieser Gegend den Namen Homers. Die Quelle Homers, das Rebengefilde Homers, die Schule oder vielmehr der Altar Homers.

Ueberall in dieser Gegend hat sich sein Nahme, und (was das Merkwürdigste und Unbekannteste ist) gerade auf dieser Seite der Insel, und nur auf dieser Seite haben sich (wie mich der des Alt- und Neugriechischen gleich kundige landeseingebohrne Bischoff versicherte) viele Worte und Ausdrücke Homers, die sonst nie im Neugriechischen ganz und gäbe sind, im Munde der Dorfbewohner erhalten. Sollte Homer,

*) Allerdings soll einer alten Sage zu Folge, Pythagoras bei der Erfindung seines berühmten Lehrsatzes in der Geometrie eine Hecatombe geopfert habe; aber daß er dieß Opfer dem Homer darbrachte, sagt kein alter Schriftsteller. S. die Erklärer zu Diogenes von Laërte VIII, 12. Cicero sagt nur, er solle den Musen einen Stier geopfert haben, bezweifelt aber das ganze Faktum, de nat. Deor. III, 36. mit Davies Anmerkung.

wie es doch am wahrſcheinlichſten ſcheint, hier nicht gebohren ſeyn, ſo war doch gewiß dieſe Gegend ſein Lieblingsaufenthalt. In jener Felſenbucht ſaß er am kryſtallenen Quell; auf jenen Rebenhügeln genoß er des köſtlichſten Nektars; auf dieſem Altare wurden ihm Opfer gebracht. —

Göttlicher Homer! ich habe von deinem Quell und deinem Weine, ich habe aus dem Borne deiner Geſänge in vollen Zügen getrunken. Hell und glänzend fließt der Quell deines Wohllauts, ſüß und feurig muntert der Nektar deiner Begeiſterung. Ich gieße dir eine Schale Wein und Waſſer zum Opferguß, und bringe dir das feierlichſte Opfer, das einem göttlichen Weſen dargebracht werden kann, das laute Bekenntniß: daß du, troz aller Zweifler, die dein Daſeyn läugnen, warſt! daß du im Geiſt und Herzen der Edlen noch wirklich biſt! daß du im Munde der Nachwelt noch ſeyn wirſt! —

Nachschrift.

Und wohl uns, darf wohl auch ein Teutscher mit unbescholtener Freude hinzusetzen, daß wir in unsers Voß Uebersetzung die Gesänge Homers selbst, unsern Frauen und Töchtern und überhaupt allen, welchen der griechische Urquell unzugänglich ist, in einer Wahrheit und Klarheit bieten können, um welche uns alle andere Nazionen, könnten sie erst die für uns daraus entspringenden Vortheile ganz fassen, mehr als um irgend einen andern geistigen Besitz beneiden würden! Von dieser Uebersetzung ist nun die dritte und nach des Dichters eigenen Versicherung letzte Ausgabe so eben in 4 Bänden erschienen (Königsberg, Nicolovius 1802), und würde schon in allen Händen seyn, wenn nicht die Kupfer, die dazu kommen sollen, unter andern das Haus und der Hof des Ulysses zur Odyssee, noch einigen Aufschub verlangt hätten. Wie hat wohl eine Auflage das Wort verbessert mit solchen Ansprüchen an der Stirn getragen. Die selbst in diesem Journal einst gewagten Wünsche sind, so weit sie dem Meister gerecht schienen, nicht unerhört geblieben. Welche unerbittliche Strenge in der Ausübung der gewissenhaftesten Selbstkritik, mit welchem Kunstsinn, Rythmus und Sprachreichthum verbunden, beurkundet sich hier wieder in den zahllosen Verbesserungen und Abänderungen fast auf jeder Seite! Mit vollem Einklang aller, die dieß

zu würdigen verſtehn, ruft der ehrwürdige Sänger von Chios in der Weihe, die dieſer Ueberſetzung vorgeſetzt iſt, ſeinem teutſchen Nachbildner zu:

— empfahe (ſie reicht kein täuſchendes Urbild)
Aus der Jonia Hand Weihkranz und des lebenden Nektar!

Aber fern ſey von uns, ſeinen Zeitgenoſſen, was die hohe Geſtalt verkündend hinzufügt:

Dir, wie vordem mir, danke die Welt nicht, aber die Nachwelt!

IV.

Schlöſſer und Schlüſſel des Alterthums.

(Bruchſtück aus einer antiquariſchen Technologie.)

Wann werden uns die Alterthumsforſcher eine archäologiſche Technologie d. h. eine aus den Quellen ſelbſt geſchöpfte Ueberſicht deſſen, was die alte griechiſche und römiſche Welt in Beziehung auf mechaniſche Künſte, Gewerbe und Handwerke wußten und

ästen, mit Kupfern und verstaunlichenden Abbildungen aufzuwellen Lust haben? HR. Beckmann in Göttingen und der alle Tiefen der Natur und Sprachen erforschende Prof. Schneider in Frankfurt sind auf dem Wege, den einst Schöttgen und Schäfer, Goguet und Dutens betraten, trefflich fortgeschritten und haben einzelne Felder dieses weitschichtigen Gebiets musterhaft bearbeitet. HR. Voß in Eutin hat noch neuerlich in seinem sachreichen Kommentar zu Virgils Landgedichten bewiesen, wie viel in Absicht auf diese Kenntnisse bei den Alten überall aufzuhellen und zu berichtigen sey. Aber noch ist kein Versuch zu einem Ganzen der Art gemacht. Und doch ist hier gerade dem Alterthum noch manches reine Goldkörnchen, selbst für Kunst und Wissenschaft unserer Tage, abzugewinnen. Das was man sonst Alterthümer nannte, ist fast erschöpft. An ihre Stelle ist die Untersuchung alter Kunstwerke und das vielumfassende Studium der Antike getreten, das man mit dem vieldeutigen Namen der Archäologie bezeichnet. Auch diese Archäologie hat in unsern Tagen viele rüstige und sinnreiche Bearbeiter, Schüler oder Nachfolger des ehrwürdigen und berühmten Heyne, um sich versammelt. Nur die Naturkunde und Technologie des Alterthums hat noch grosse Oeden und Dunkelheiten *). Man hat

*) Schneiders neuestes Produkt in diesem Fache,

den Vorschlag gethan, zur Bearbeitung und Erklärung der Naturgeschichte des Plinius, jener allumfassenden aber nirgends vollständigen Encyklopädie des Alterthums, eine eigene Akademie zu stiften, und die einzelnen Bücher an einzelne Mitglieder zu vertheilen. Doch ehe dieß Ideal einer Ausgabe des Plinius erreicht werden kann, muß erst die archäologische Gewerbkunde geschrieben seyn, von welcher hier die Rede ist. Aber auch sie ist nicht die Arbeit eines einzigen Mannes, auch sie kann nur das Resultat der vereinten Bemühungen vieler Sprach- und Kunstforscher zu gleicher Zeit seyn. Und, es sey ohne Anmaaßung gesprochen nur teutscher Fleiß und Kunstsinn wird diese vielfach verwickelte Aufgabe einst zur allgemeinen Zufriedenheit lösen können *)! Bis das

sein Kommentar zu den Eclogis physicis (Jena, Frommann 1801) ist ein herrliches Geschenk, und jedem unentbehrlich, der hier nicht ganz Fremdling bleiben will. Wie groß müssen nun unsere Erwartungen von seinen Erläuterungen zum Vitruv seyn!

*) Man vergleiche z. B. was Ameilhon in den neuen Memoires de l'Institut National; Literature et beaux arts T. I. p. 549 ff. über die fullonia oder Walkerkunst der Alten (einer verlornen, aber von den englischen Tuchbereitern in Yorkshire meist wieder erweckten Kunst) zusammengestellt hat, mit dem was Beckmann Beiträge zur Gesch. d. Erf. II, 24 ff. und Schneider im Index zu den Scriptt.

hin ſind ja wohl auch einzelne Verſuche nicht ohne allen Nutzen. Wäre es auch nur um zu wecken und andere zum Beſſermachen anzureizen. Da ich zum Behuf meiner mythologiſchen Unterſuchungen manche einzelne Punkte, die zu dieſer Technologie gehören, einer genauen Prüfung unterwerfen mußte: ſo ſtehe hier eine Skizze der Art über die alte Schlöſſerkunſt. Es ſind nur Umriſſe und Andeutungen. Die ſorgfältigeren Ausführungen, beſonders wenn ſie gar eine polemiſche Wendung bekämen *), dürften leicht

Rei Ruſticae p. 385 f. bemerkten. Allen arbeitete der ebraiſirende Schöttgen vor. Wie unterſcheidet ſich hier teutſche Kritik und Beleſenheit von der Franzöſiſchen!

*) Denn was iſt nicht alles über Schlüſſel und Schlöſſer zu den Zeiten unſerer Väter, wo die Alterthumskunde nur noch eine Magd der Theologie war, bei Gelegenheit der Schlüſſel des Himmels und der Hölle, deren Erklärung doch einzig in den Horis Hebraicis zu ſuchen iſt, auch aus Profanſchriftſtellern herausgeklaubt worden! Die Seitenlangen Citaten beim Fabricius Biblioth. Antiqu. p. 1014. könnte ein jetzt ger Literator noch um ein Beträchtliches vermehren. Alles was mit Sachkunde darüber geſagt worden iſt, findet ſich in Saumaiſe Exercitt. in Solin. p. 651: 56 und in des Biſchoffs Huet Demonſtratio Euangelica c. 105 p. 487 ed. Paris. beiſammen. Letzterer hat mehrere Irrthümer ſeines gelehrten, aber diffuſen Vorgängers ſtillſchweigend verbeſſert. Aus Saumaiſe haben Sagittarius

zu einem ganzen, wohlbeleibten Band anſchwellen, und gehören am wenigſten in dies Journal.

2.

Welch ein unermeßlicher Abſtand der Form und Materie nach läßt ſich zwiſchen jenem Riegelſchloß denken, welches einſt die keuſche Penelope eröffnete, als ſie den Bogen ihres Gemahls aus der Rüſtkammer hohlen wollte (Odyſſ. XXI, 46), oder dem, womit dort in den Weſpen des Ariſtofanes (155. 200) der Sohn den faſelnden Vater in Hausarreſt hält, und zwiſchen den kleinen ſtählernen Labyrinthen, jedem fremden Schlüſſel auf immer unzugänglich, die der kunſtreiche, aber an ſeinem eigenen königlichen Schüler ſchwarzen Verrath übende Hofſchloſſermeiſter Gamin *) im Kabinet des unglücklichen Ludwigs XVI in Verſailles auskünſtelte, oder worüber der Londner Goldſchmidt Sam. Holemberg erſt vor wenig Monaten ſein Patent löſte **). Eine Stufenlei-

de Jannis Veterum, Kirchmann de annulis und andere Kompilatoren faſt ihre ganze Weisheit geſchöpft.

*) S. die höchſt merkwürdigen Memoires hiſtoriques du regne de Louis XVI par Soulavie (Paris 1801 6 Bände) T. I. Preface p. CVI. T. II. p. 46 f.

**) Engliſche Miszellen B. V. St. III. S. 166.

ter von 100. Verfeinerungen zwiſchen innen iſt noch kaum zureichend. Mit dem tauſendfach größern Bedürfniſſe größerer und kleinerer Schlüſſel mußte natürlich auch die Kunſt der Schraubenriegel und Springfedern ins Unendliche ausgebildet und verfeinert werden. Ein Haus von ganz mittelmäßiger Größe, worin nur einige Haushaltungen wohnen, kann jetzt, alle größere und kleinere Schlöſſer zuſammen genommen, mit leichter Mühe 50 bis 100 Schlüſſel zuſammenbringen. Im alten Athen oder Rom konnte jemand ein ſehr wohlhabender Mann ſeyn, und vielleicht doch nur zweier Schlüſſel, des einen für die Speiſe- und Vorrathskammer, des andern aber für die Hausthüre, bedürfen. Die Sache wird den Augenblick begreiflich, wenn man nur folgende damals allgemein eintretende Umſtände in Erwägung ziehn will. Gold und baare Münze, die wohl am meiſten unter Schloß und Riegel gehalten werden mußten, hatte der reichere Athener und Römer faſt gar nicht in ſeinem Hauſe. Er zahlte, wie jetzt der reichere Londner oder Großſtädter überhaupt, nur durch ſeine Bankier auf dem Markte *), und nur

*) Dieß hieß perſcribere und die Anweiſung auf den Bankier perſcriptio. Die Sache iſt ſelbſt aus den Luſtſpielen des Terenz hinlänglich bekannt. Nur der Sklave Geta zahlt dort im Formio ſeine Armuth in baarer Münze. Sonſt wird alles beim Wechsler (ἐν ἀργυρῷ) in Empfang genommen. Dieß iſt vielleicht

in ſeltenen Fällen leiſtete man aus der Thatoulle (ex arca) die Zahlung. Zweitens: man verſiegelte in tauſend Fällen, wo wir jetzt zu verſchließen pflegen, und ein Siegelring, den der Hausherr oder die Matrone ſehr bequem am Finger trug, vertrat die Stelle von einem ganzen Bund größerer und kleinerer Schlüſſel *). Drittens: man hatte überhaupt weit weniger koſtbare und verſchließbare Meubles und Geräthſchaften in den gewöhnlichen Privatwohnungen **),

gerade jetzt, wo wir Hofnung haben, bald alle Luſtſpiele des Terenz für unſere Bühnen verjüngt zu erblicken, keine ganz unnütze Anmerkung. Die Sache hat nach Saumaiſe de uſur. c. 19. J. Fr. Gronov Obſerv. IV, 24. p. 797. treflich erläutert. Hieraus erklärt man ſich nun auch, warum die Alten weder Beutel noch Taſchen für die Beutel brauchten. Der ärmere Athener trug ſeine paar Obolen, womit er Brod und Fiſche einkaufte, allenfalls hamſterartig im Maule zwiſchen den Lippen und Zähnen. S. Ariſtof. Eccleſ. 813. Veſp. 607. 787. Av. 503. mit Bergler's Anmerkungen zu den zwei letzten Stellen. Nur der Geizige und Argwöhniſche hatte ἀγγειοθήκας oder γραμματεῖα zu Hauſe. S. Theofraſt charact. X. und Saumaiſe de mod. uſur. p. 422.

*) S. Aeſchylus Agamn. 607.

**) Man vergleiche einen beſondern Abſchnitt hierüber in Stieglitz Archäologie der Baukunſt Th. I. S. 248 ff. Wie dürftig würde ein Londner Upholſterer oder Cabinet-maker dieß Verzeichniß auch

Vortheile waren, welche ſie in dieſen Umſtänden von ihrer Tugend ziehen konnte. Das nämliche Mittel, wodurch ſie ihren Ruhm ſicher ſtellen, und die Freundſchafft der Princeſſinnen erhalten konnte, war unſtreitig auch dasjenige, was den unbeſtändigen Dionys, bey dem vorſichtigen Gebrauch der erforderlichen Aufmunterungen, auf immer in ihren Feſſeln behalten würde. Sie ſetzte alſo ſeinen Erklärungen, Verheiſſungen, Bitten, Drohungen, (zu den feinern Nachſtellungen war er weder zärtlich noch ſchlau genug) eine Tugend entgegen, welche ihn durch ihre Hartnäckigkeit nothwendig hätte ermüden müſſen, wenn das Mitleiden mit dem Zuſtand, worein ſie ihn zu ſetzen gezwungen war, ſie nicht zu gleicher Zeit vermocht hätte, ſeine Pein durch alle die kleinen Palliative zu lindern, welche im Grunde für eine Art von Gunſtbezeugungen angeſehen werden können, ohne daß gleichwol die Tugend, bey einem Liebhaber wie Dionys war, dadurch zuviel von ihrer Würde zu vergeben ſcheint. Die zärtliche Empfindlichkeit ihres Herzens — die Gewalt welche ſie ſich anthun mußte, einem ſo liebenswürdigen Prinzen zu widerſtehen — die ſtillſchweigenden Geſtändniſſe ihrer Schwachheit, welche zu eben der Zeit, da ſie ihm den entſchloſſenſten Widerſtand that, ihrem ſchönen Buſen wider ihren Willen entflohen — o! tugendhaffte Eleoniſſa! Was für eine gute Actrice wareſt du! — Was hätte Dionys ſeyn müſſen, wenn er bey ſolchen Anſcheinungen die Hoffnung aufgegeben hätte, endlich noch glücklich zu werden?

Denn die Männer lebten faſt immer im Freien auſſer dem Hauſe, auf den Markt- und Gerichtsplätzen, in Volksverſammlungen, Gymnaſien, am Hafen, in der Barbierbude, und kamen nur zur Eſszeit nach Hauſe. Daher ſchränkt ſich ihr Luxus hauptſächlich auch nur auf ſchönere Tiſchgeräthe (Trinkgeſchirre und Teppiche) ein. Die Weiber hatten wohl mehrere Geräthſchaften in ihren im Hinterhauſe gelegenen Frauengemächern. Allein dieſe bedurften auch des Verſchluſſes weniger, da ſie, in Griechenland wenigſtens, nur ſelten ausgingen, oder auch wohl gar von eiferſüchtigen Männern und Vätern auf gut orientaliſch ſelbſt eingeſchloſſen und eingeſiegelt wurden *). Endlich bedurfte es für einen groſſen Theil deſſen, was bei uns jetzt unter Schlüſſel und Schloß gehal-

dann noch finden, wenn alle Geräthſchaften des Pollux in ſeinem Onomaſticon (einer trefflichen und immer noch viel zu wenig benutzten Quelle des Alterthums) und Martial in ſeinen Geräthſchaftdiſtichen (ſo könnte man das 14te Buch ſeiner Epigrammen, oder die Xenien deſſelben nennen) dort eingetragen wären.

*) Sie hieſſen daher auch κατάκλειστοι und die Mädchen παρθενευόμεναι. S. die Stellen bei Hemſterhuys zu Lucians Timon c. 17. T. I. p. 127. Daher heißt der junge Ehemann beim Theokrit XV. 77. der Brauteinſchließer ὁ τὰν νύμφαν ἀποκλάξας. Vgl. XIV. 5. Vgl. Valkenaer zu Lennep Etym. p. 6[illegible].

ten wird, im Alterthum ſchon darum weſſr Verwahrungsmittel faſt gar nicht, weil die zahlreichen Sklaven und Sklavinnen in jedem nur etwas anſehnlicheren Hauswesen gewiſſermaßen auch die Stelle der Schlüſſel vertraten. Für eine Menge Dinge, die bei uns der Schlüſſel ſichert, mußten dieſe mit Kopf und Haut haften *). Wer wird ſich mit metallenen Schlüſſeln behängen, wo ein Wort oder ein bloßes Schnippchen mit dem Finger geſchlagen, einen ſolchen lebendigen Schlüſſel in Bewegung ſetzen kann? Da ſind ja jene Vulcaniſchen Wunder-Automate in Homers Odyſſee, die metallenen und doch mit reger Be-

*) Selbſt für die Speiſekammer, ταμιεῖον, welche ſorgfältigere Hausväter und Mütter noch am erſten zu verſchließen pflegten, gab es doch in vornehmern Häuſern eigene Verſchließer, (promi, condi, die Butlers der Engländer) die dem auch bloße Sklaven waren. Es iſt überhaupt ſelbſt nach dem, was Reitemeier in ſeiner Geſchichte der Sklaverei in Griechenland an mehrern Orten (z. B. S. 52. 142 f.) und was Burigny und Bouchaud im XXXV und XLI[r] Band der Memoires de l'Acad. des Inſcript. hie und da über den Zuſtand und die Benutzung der Sklaven bei den Römern angedeutet haben, für die archäologiſche Technologie noch einer weit tiefer eindringenden Unterſuchung werth, wie das Sklavenweſen damals die Bedürfniſſe eines brutigen Haushalts verringerte, und indem es den Menſchen ſelbſt zur Maſchine herabwürdigte, eine Menge Maſchinen und Handwerker ganz entbehrlich machte.

wegung belebten Hunde vor den Pforten des Königs Alkinoos in halbertsache Wahrheit übergegangen.

2.

Was finden wir im Homer für Verwahrungsmittel und Schlösser? Kästen und Schläuche werden gebunden und mit einem Knoten befestigt. Thüren und Pforten werden verriegelt und mit einem von außen hineingesteckten Riegelhacken geöfnet. Von beiden also nur das Nothwendigste. — Ein doppelt geschürzter Knoten war das einzige Vorlegeschloß der Homerischen Vorwelt. Das Nesselknüpfen ist immer eine Sache der klugen Weiber oder Hexen gewesen. So lehrte auch die vielerfahrne Circe den Ulysses einst diesen Knoten schlingen *). Daß man diesen doppelt verschlungenen Knoten im ganzen Alterthum auch den

*) Odyssee VII. 447. S. Goguet Origine des loix T. II. p. 223. ed. in 4. Man darf nur, um sich die Art dieses Umbindens vorzustellen, die cistas mysticas auf den bekannten Cistoforen ansehn. So hat das Körbchen, worin Jon ausgesetzt wurde, Bänder, τύνδετα. Eurip. Jon 1390. Als schon das Versiegeln längst im Gebrauch war, nannte man es doch, wo es das Verbinden des Kastens galt, noch immer binden. So Otötes beim Herodot III, 123. τοὺς λάρνακας καταδήσαι.

Herkulesknoten nannte *), deutet auf Phönizischen Handelsverkehr. Für uns hat er sich noch in der doppelten Schlangenwindung am Merkurius-stab erhalten **). Als über Aegypten und Phönizien zuerst die Scarabäen, oder käferförmigen Edelsteine, die man an einer Armspange des Oberarms trug ***), und später eben daher auch die andern geschnittenen Steine zu den Griechen kamen †), fand man es natürlich sicherer und bequemer, die Strickchen und Bänder, womit man bis jetzt Kästen und andere Behältnisse umschnürt hatte, an den Knoten-Enden mit feuchter Siegelerde ††) und später mit Wachs zu versiegeln. In Ermangelung eines geschnittenen Steines war auch wohl der Buchdruckerkäfer (dermestes typographus) oder ein anderer Holzwurm ein wenigstens eben so tauglicher und wohlfeiler Pit-

*) Macrobius Saturn. I, 19. p. 318.

**) S. Griechische Vasengemälde St. II. S. 103 ff.

***) Visconti über die Vase des Prinzen Poniatowski Pitture di un antico vaso fittile p. XIII.

†) S. die schönen Bemerkungen des Grafen Caylus in seinem Recueil d'Antiquités T. II. p. 38 ff.

††) Beckmanns Beiträge zur Geschichte der Erfind. I, 475 ff.

ſchierſtecher *), als dort in Shakſpear der Maulwurf ein Todtengräber iſt.

*) Was Mangel erfunden hatte, benutzte ſpäter, als man durch ſchnelles Ablatſchen des Siegels falſche Siegel (παρασημεῖα S. Pollux X, 24) zu machen lernte, und öffnete, was man nicht ſollte, auch die Liſt der Männer gegen die Frauen. In den Theſmoforiazuſen des Ariſtofanes klagen die Weiber über dieſe wurmſtichigen Holzſiegel σφιγγίδεια V 334. Aus Heſychius ſ. v. Σφιγγόβροτος T. I. c. 1834 wiſſen wir, daß dieſe bei den Spartanern übliche Sitte nach den Filoſtofanos vom Herkules abſtammte, ein Fingerzeig, woher alles Siegeln zu den Griechen kam, nemlich aus Fönizien. Vergl. Meurſius zu Lycofron 508. der als ein Jäger ſeltener Worte auch dieß in ſeinem Räthſelgedichte gebraucht hat. Lucian läßt daher auch ſeinen Wortkrämer im Lexifanes einige Käſe und Oliven unter ſolchen Wurmſtichſiegeln verwahren φύλαττω αὐτὰς ὑπὸ σφραγῖσι σφιγγιδεσάροις Lexiphan. c. 13. T. II. p. 336. Ob das Inſekt, welches die Griechen σφὶξ nennen, wirklich der Dermeſtes typographus ſey, wage ich beim dichten Dunkel der alten Entomologie nicht zu beſtimmen. Die Stelle, wo Theofraſt Hiſt. Plant. V, 1. p. 446. davon ſpricht, paßt allerdings ſehr gut dazu. Nur der dicke, oft als Delikateſſe verſpeiſte coſſus, wie ihn Schneider in ſeinem Wörterbuche überſetzt, kann hier nicht gemeint ſeyn. Ueberhaupt aber herrſcht im Gebrauch dieſes Worts, das mit σής und σφὶξ oft verwechſelt wird, eine große Unbeſtimmtheit bei den Alten. S. Valkenaer Animad. ad Ammon. II, 5. p. 105. Beim Ariſtoteles in Schneiders Eclogis phyſicis p. 265 46. wird es von Würmern geſagt, die im Schnee gefunden werden.

Als nach der allgemeinen Verbreitung der Buchſtabenſchrift auch die Sitte, ſich Briefstäfelchen zuzuſenden, allgemeiner wurde, verſchloß man auch dieſe eben ſo, wie man Kiſten und Käſten zu ſichern pflegte. Man umwickelte die aus guten Gründen dreieckigt geſtaltete Täfelchen mit einer Schnur, und verſiegelte deren Enden. Dieß iſt, wie jedermann weiß, auch ſtets die gewöhnlichſte Sitte des Briefſiegelns im ganzen Alterthum geblieben. Man ſchickte ſich nie Briefe, ſondern Schreibetafeln, und das Erbrechen eines fremden Briefes iſt alſo auch nach dieſem urſprünglichen Begriff Diebeseinbruch, durch Sprengen eines fremden Schloſſes. — Wegen der großen Bequemlichkeit, mit welcher man das ſchon gebrauchte Wachs ſogleich wieder zum neuen Siegelabdruck brauchen *), und überhaupt ſich ſogleich ſeines Siegelringes bedienen konnte, blieb das Verſiegeln auch dann noch allgemein gebräuchlich, als man ſchon für Kiſten und Thüren kleinere und gröſſere Schlöſſer in Menge erfunden, und von den Schlüſſeln allen möglichen Gebrauch zu machen gelernt hatte. Der Eiferſüchtige drückte ſein Siegel an die Thür des Frauengemachs **), und

*) Cic. Acad. IV. 26. Quid ſi in eiusmodi cera contum ſigilla hoc annulo impreſſero. Ecquae poterit in agnoſcendo eſſe diſtinctio? an tibi erit quaerendus annularius? —

**) Euripides im Fragment der Danae V. 56. Ariſtofanes Théſmoph. 415. In einer andern Farce, in dem

alles, wobei es besonders gewissenhaft zugehen sollte, wurde verpitschirt. Gute Hauswirthe waren damit nicht zufrieden, ihre Vorrathskammern sorgfältig versiegelt zu haben: sie versiegelten auch, wie dort die Mutter der Ciceronen, jede einzelne Flasche und jedes einzelne Stückchen Fleisch *); eine Vorsicht, die bey den hungernden und durstenden Sklavenhorden, womit damals die Häuser angefüllt waren, vielleicht durch die Nothwendigkeit selbst hervorgebracht wurde.

3.

Bei den Reichthümern und der Prachtliebe der Menschen, unter welche uns der Sänger der Odyssee

Vögeln, läßt er diese Versieglung sogar bis zu der auch den Alten schon bekannten Infibulazion gedeihen, P. 560. 1213.

*) So machten sich die Graeculi im Gefolge des parthischen Prinzen Vonores beim Tacitus II, 2. lächerlich: vilissima utensilia (d. h Lebensmittel. S. den Index zu den Scriptt. R. Rusticae) annulo claudunt. Bei dieser Stelle hat Lipsius einen eigenen Excurs über diese Sitte p. 593. Ern. So besiegelt der stoische Filosof vor dem Schlafengehn alle Stücken Fleisch, die er beim Gastmal seinem Bedienten eingesackt hatte, im Hermotimus c. 11. T. 1. p. 750. Dies kann doch kaum anders gemacht worden seyn, als indem man einen Faden um das Stück Fleisch, die Weinflasche u. s. w. herumschlang. Mehrere Beispiele hat Kirchmann in seiner Compilazion de anulis c. 10. p. 52. ff. und Lonaus de annulo signatorio gesammelt. Die Hauptstelle bleibt im Plinius XXXIII, 1. f. 6.

einführt, läßt ſich im Voraus erwarten, daß es ihnen auch nicht an einer künſtlichen Art, die Thür zu verſchließen, gefehlt haben könne. Und auch dieſe finden wir ſchon in der Odyſſee. Begleiten wir nur die ſorgſame Penelope in die Kammer, wo die Kleinode des Königs lagen (Odyſſ. XXI. 6. 46.). Eilend ſtieg ſie hinan —

Nahm in die ſchöne Hand den wohlgebogenen Schlüſſel,
Zierlich aus Erz gebildet, mit elfenbeinernem Griffe. —
Als ſie nunmehr die Kammer erreicht, die edle der Weiber,
Löſte ſie ab den Riem ſogleich vom Ringe der Pforte,
Steckte den Schlüſſel hinein und ſchob wegdrängend die Riegel,
Mit vorſchauendem Blick; da krachten die glänzenden Flügel,
Aufgedrängt von dem Schlüſſel. —

Selbſt der gelehrte Saumaiſe konnte die Schwierigkeiten nicht alle löſen, die uns hier aufſtoßen, wenn wir uns eine ganz deutliche Vorſtellung von der Art, wie hier das Schloß eingerichtet geweſen, zu machen bemüht ſind. Die größte hat mir immer in dem Ausdruck zu liegen geſchienen, ſie löſte den Riem vom Ringe der Pforte. Vergleicht man dieſen Ausdruck mit einer andern Stelle zu Anfang der Odyſſee,

ſo zog man eben durch dieſen Riemen den Riegel inwendig vor *). Dann konnte man alſo wohl von innen, wenn ſich jemand im Gemach ſelbſt befand, den Riegel zurückſchieben. Dieß mußte auch Telemach, wo er von der Eurycleа eingeſchloſſen wird, wenn er früh aufgeſtanden iſt, ohne fremde Hülfe thun können. Allein von auſſen war dieß nur durch einen Schlüſſel möglich, den man durch eine kleine Oeffnung hineinſteckte, und damit den erfaßten Riegel zurückſchob. Band man den Riemen von außen an den Ring **), womit man

*) Odyſſ. I. 442. Die Eurycleа hat den Telemachos ins Schlafzimmer geleuchtet und zu Bette gebracht. Nun ſchließt ſie im Herausgehn die Thüre hinter ſich zu, ἐπὶ δὲ πλῆϊδ' ἐτάνυσσεν ἱμάντι, welches Voß in allen drei Ausgaben ſeiner Ueberſetzung durch: ſie ſchob den Riegel davor mit dem Riemen, ſehr richtig ausgedrückt hat. Denn hier bezeichnet κλεῖς oder ioniſch κλῆις nicht den Schlüſſel, ſondern, wie auch das davon abgeleitete clavis der Lateiner, den Riegel, wie ſchon Saumaiſe erinnert hat ad Solin. p. 651, worauf ſich auch die Erklärer des Tibull zu der bekannten Stelle: clavis ineſt foribus I. 634. zu berufen pflegen.

**) Er heißt beim Homer κορώνη, und diente theils zum Anklopfen, wo er dann auch ῥόπαλον hieß, wie beim Xenoſon Hellen VI. 4. 36, wobei Morus Erklärung im Index ſ. V. zu vergleichen iſt, theils zum Anziehen der Thür, wie im gegenwärtigen Fall, ἐπίσπαστρον τῆς θύρας erklärt es Pollux X. 22. wo Hemſterhuys zu vergleichen iſt p. 1163; daſſelbe verſteht He-

die Thüren anzuziehn oder zurückzuſtoßen pflegte, ſo konnte der Riegel nicht eher zurückgeſchoben werden, als bis dieſer Riemen, der inwendig den Riegel ſtraff anzog, vom Ringe losgebunden war. Was man nun von innen mit der bloßen Hand thun konnte, ſobald nur von außen der Riemen nicht angeknüpft war, mußte von außen, wo die Oeffnung keineswegs groß genug war, um eine Hand durchſtecken zu können *), durch

redet durch ſeine ἀνασκάψεις VI. 91, wo Valkenar p. 480, 21. die Sache gleichfalls gelehrt erläutert hat.

*) Die Minerva ſchlüpft bei ihrer Erſcheinung in der Odyſſee einigemal durch dieſe Oeffnung, z. B. IV. 802. Sie war von unſern Schlüſſellöchern nur in ſofern unterſchieden, daß ſie weder mit Metall beſchlagen, noch bloß auf einen einzigen Schlüſſel berechnet war: denn das inwendige Riegelwerk hatte keine unmittelbare Verbindung damit, wie bei unſern Schlöſſern, ſondern hing tiefer unten. Andere Schriftſteller nennen dieſe Oeffnung ſchlechtweg das Loch, ὀπή oder die Schloßöffnung κλειθρία, oder auch ioniſch κληίθρη. Es war ſo groß, daß man einen Finger bequem durchſtecken konnte. Dieß erhellet aus der Anekdote von Pherecydes, der, als er von Läuſen gefreſſen wurde, ſich vor allen Menſchen verſchloß, und allen, die an der Thüre nach ſeinem Befinden fragten, den abgefleiſchten Finger durch die Oeffnung zuſteckte. Was er in einem fingirten Brief des Pherecydes an den Thales beim Diogenes I. 122. von ſich ſelbſt erzählend ſo ausdrückt: ὀπὴς δάκτυλον διὰ τῆς κληίθρης, ſagt Aelian VII. IV. 23. διὰ τῆς ὀπῆς τῆς κατὰ τὴν θύραν

Inzwiſchen war, ungeachtet aller Behutſamkeit, welche Cleoniſſa, und Dionys ſelbſt gebrauchte, die Leidenſchaft dieſes Prinzen, und die unüberwindliche Tugend ſeiner Göttin, ein Geheimniß, welches der ganze Hof wußte, wenn man ſchon nicht dergleichen that, als ob man Augen oder Ohren hätte. Cleoniſſa hatte die Vorſicht gebraucht, die Schweſtern des Prinzen, von dem Augenblicke, da ſie an ſeiner Leidenſchaft nicht mehr zweifeln konnte, zu ihren Vertrauten zu machen; dieſe hatten wieder im Vertrauen alles ſeiner Gemahlin entdeckt, und die Gemahlin ſeiner Mutter. Die Princeſſinnen, welche ſeine bisherigen Ausſchweiffungen immer vergebens beſeufzet, und beſonders gegen die arme Bacchidion einen Widerwillen gefaßt hatten, wovon ſich kein andrer Grund, als die launiſche Denkungs-Art dieſer Damen angeben läßt, waren erfreut, daß ſeine Neigung endlich einmal auf einen tugendhaften Gegenſtand gefallen war. Die ausnehmende Klugheit der ſchönen Cleoniſſa machte ihnen Hoffnung, daß es ihr gelingen würde, ihn unvermerkt auf den rechten Weg zu bringen. Cleoniſſa erſtattete ihnen jedes mal getreuen Bericht von allem was zwiſchen ihr und ihrem Liebhaber vorgegangen war — oder doch von allem, was die Princeſſinnen davon zu wiſſen nöthig hatten; alle Maaßregeln, wie ſie ſich gegen ihn betragen ſollte, wurden in dem Cabinet der Königin abgeredet; und dieſe gute Dame, welche das Unglück hatte, die Kaltſinnigkeit ihres Gemahls gegen ſie lebhafter zu empfinden, als es für ihre Ruhe gut war, gab ſich alle mögliche Bewegungen, die Bemühungen zu befördern, welche von der

tugend-

einen besonders dazu eingerichteten Schlüssel geschehen. Und wie war dieser gestaltet? Was sagt uns Homer selbst darüber?

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Nekrolog.

Johann Filipp Ostertag,

Professor der Mathematik, und Rektor am Gymnasium zu Regensburg.

Mit Wehmuth ergriff ich die Feder, um dem Manne, in dem Regensburg seine größte Zierde beweint, in Ihren Blättern ein kleines Denkmal zu weihn.

διείρας τὸν δάκτυλον. Durch dieß Loch fiel in das sonst ganz dunkle Schlafzimmer gewöhnlich der einzige Lichtstrahl des Tages; woher Lucian Necyom. c. 22. T. II. p. 486. ein Gleichniß entlehnt. Dieselbe Oeffnung spielt auch schon in den verliebten Tändeleien im Hohenliede V. 4. ihre Rolle, wobei die neuern Erklärer auch nicht müßig gewesen sind.

Aber ich ſelbſt vermag es nicht. Denn der Verewigte war mein Lehrer und mein Freund. Was er uns, was er ſeiner letzten Vaterſtadt, und den Jünglingen geweſen iſt, die ihm ihre Bildung verdanken, wiſſen wir; aber wer von uns vermöchte jetzt in den nächſten Wochen nach der Trennung von ihm, den einfachen, geraden vielwirkenden Mann, der nie das Geräuſch liebte, und ſich nur im kleinen, vertraulichen Zirkel der Freunde wohlgefiel, ihn der großen Geſellſchaft des Publikums darzuſtellen! In der Folge wird vielleicht ſeine Biographie von einer beſſern Feder entworfen werden. Was ich Ihnen jetzt gebe, ſind nichts als Bruchſtücke, einzelne Züge ſeiner Individualität und Materialien für den künftigen Darſteller. Den rohen Abriß ſeiner Lebensumſtände finden Sie in der beiliegenden Gedächtnißrede; das Verzeichniß ſeiner Schriften ſteht im Meuſel V. Band, geht aber nur bis 1797. Die letzte, die im Druck erſchienen, iſt eine Rede, gehalten am 24ten März des eben abgelaufenen Jahres, bei Gelegenheit der Preisvertheilung auf dem Gymnaſium, und beſteht in einigen Bemerkungen über die Privat- und öffentliche Unterweiſung der Jugend in Regensburg. Von ſeinen hinterlaſſenen Manuſkripten unten ein mehreres.

Oſtertags Verdienſte als klaſſiſcher Philolog ſind bekannt. Er veranſtaltete gemeinſchaftlich mit Bergſträßern die ſeit zwanzig Jahren bei Hermann in

Frankfurt erſchienene Sammlung von Ueberſetzungen römiſcher Proſaiker. Hiebei wurden nach und nach von ihm geliefert die Ueberſetzungen des Juſtin, Curtius, Sueton, der Scriptorum Hiſtoriae Auguſtae, und des Livius, ſämmtlich von ſachreichen Anmerkungen begleitet. Unter den römiſchen Dichtern liebte er vorzüglich den Horaz, Juvenal und Lukan. Den erſten las und erläuterte er jährlich mit ſeinen Zöglingen. Am Juvenal achtete er beſonders den ernſten, ſtrengen Ton ſeiner Tugend, und den freien Sinn des Republikaners am verderbteſten Hofe. Von ihm hatte er ſich die ſchöne Stelle zum Wahlſpruch erkoren:

Permittes ipſis expendere numinibus, quid
Conveniat nobis rebusque ſit utile noſtris,
Nam pro jucundis aptiſſima quaeque dabunt Di,
Carior eſt illis homo, quam ſibi. —

Lukan' war der Lieblingsgegenſtand der Arbeiten ſeiner letzten Jahre. Mit Liebe und Unverdroſſenheit arbeitete er an einer Ueberſetzung der Farſalien. Es ſollte ſein letztes und gelungenſtes Werk werden. Nicht ohne Rührung gedenk' ich der Zeit — es war kurz nach meiner Zurückkunft — wo wir zuſammen ſaßen, und er mir aus ſeinem Manuſkripte unter andern die herrliche Stelle vom Cato (Geſ. II.) vorlas, wie er mit Liebe von dieſem Werke ſprach, von der Anſtrengung, die es ihm koſte, oft die Energie und Gedrungenheit des Originals in Proſa wiederzugeben, wie ſich die Sprache mit ihren langathmigen Perioden dar

gegen ſträube, und er ſich dennoch zur Preſſe entſchließen müſſe, da ihm eine metriſche Uebertragung unüberſteigliche Schwierigkeiten zu haben ſcheine. Wir dachten nicht, daß das Ende aller Anſtrengung ihm ſo nahe ſey. Ich freue mich indeſſen, dem Publikum im Voraus ankündigen zu können, daß der erſte Theil dieſer Ueberſetzung zum Drucke fertig bereits in den Händen des Verlegers, der Seidliſchen Kunſt- und Buchhandlung zu Amberg, daß der zweite und letzte Theil ebenfalls größtentheils fertig iſt, und durch die vereinten Bemühungen ſeiner Freunde aus den hinterlaſſenen Papieren möglichſt ergänzt werden, und als vollſtändiges Werk erſcheinen wird.

Der Verſtorbene war religiös ohne Vorurtheil, aufgeklärt ohne Dünkel und Ueberſpannung. Er freute ſich des fortſchreitenden Geiſtes der Zeit, und ging mit ihm fort, ohne jedoch die Andersdenkenden zu verwerfen. Ueberhaupt war Toleranz ein Hauptzug ſeines ſchönen Charakters, und er wußte nichts davon, wie man die Verwerfung einer uns irrig ſcheinenden Meinung auf den Menſchen, der ſie hegte, übertragen könne. So achtete er in jenen Tagen, wo alles gegen Weishaupt ſich verſchworen hatte, und jedermann den erſten Stein aufzuheben eilte, in dieſem ſtets den redlichen Mann und den angenehmen Geſellſchafter, und war ſein inniger Freund, als jener ſich einige Zeit in Regensburg aufhalten mußte, ob er gleich aus Grund-

ſtehen kein Freund von geheimen Geſellſchaften war, und allen Einladungen dazu jederzeit mit Feſtigkeit widerſtand.

Seine Amtsgeſchäfte und literariſchen Arbeiten, welche ihm oft durch die Umſtände zur Pflicht wurden, ließen ihm wenig Stunden zu geſelligen Freuden. Aber ſo ſparſam ihm dieſe zugemeſſen waren, ſo leicht war es ihm, ſich in die dazu nöthige heitre Stimmung zu verſetzen. Da war keine Spur der ſauren Arbeit ſeiner Unterrichtsſtunden — man weiß, was dies bei einem Schulmanne ſagen will — eine geſellige, fröhliche Laune belebte ſeine Geſpräche, denen er durch Einſtreuung intereſſanter Anekdoten und treffender Bemerkungen — Reſultate ſeiner vielſeitigen Lektüre — einen eignen Reiz zu geben wußte. Dies war ſeine einzige Erholung, und er überließ ſich ihr gern. Ihr verdankte er ſeine heiterſten Augenblicke, beſonders in den letzten Jahren, wo er gewöhnt war, einen beſtimmten Abend in jeder Woche in einem engen Zirkel ſeiner Freunde hinzubringen.

Ein ſolcher Mann mußte mit ruhiger Heiterkeit dem Ende ſeiner irdiſchen Thätigkeit entgegen ſehn. Auch beunruhigte ihn nichts, als der Gedanke an ſeine Amtsgeſchäfte, die er bei zunehmender Kränklichkeit nicht mit dem Nachdruck, wie gewöhnlich, beſorgen

konnte. Er pflegte zu sagen: dieser Thätigkeit in seinem Berufe verdanke er, nie Langeweile zu haben. Noch am Tage seines Todes, Freitags am 20sten November, sagte er zu seinen Schülern, die ihn zu besuchen kamen: „meine lieben Kinder, ich muß euch eine traurige Bothschaft sagen, ich bin zu schwach, euch heute eine Stunde zu geben. Künftigen Montag sehen wir uns wieder, bis dahin lebt wohl.“ Es war das letzte Lebewohl.

Als man ihm von den Anstalten erzählte, welche die Frau seines damals gleichfalls tödtlich kranken Kollegen, des Konrektors Töpfer, eines verdienten Filologen, der ihm in wenig Tagen nachfolgte, zu dessen künftiger Beerdigung vorkehrte, konnte er sich des Lächelns nicht enthalten. „Bei mir, sprach er, braucht es soviel Weitläuftigkeiten nicht. Man soll mir ein reines, weißes Gewand geben, und eine weiße Mütze aufsetzen, mit einem grünen Bande. Grün ist die Farbe der Hoffnung.“ Seine letzten Worte waren: „Mir ist wohl, ich sehe das Land der Freiheit,“ — und ein Stickfluß machte seinem thätigen Leben ein Ende. Der verdienstvolle hiesige Künstler, Baron v. Götz, formte ihn unmittelbar nach seinem Tode in Gyps ab, und wird die hiernach gefertigte Büste in kurzem den Freunden des Verstorbenen anbieten können. Auf seiner Ruhestätte soll ein Denk-

mal kommen, ein Würfel von grauem Sandstein, mit seinen letzten Worten als Inschrift.

S.

Nachschrift.

Das dauerhafteste Monument setzen dem rastlos thätigen, bescheidenen Mann, dessen stille Wirksamkeit im Allgemeinen viel zu wenig gekannt war, seine Freunde durch die Herausgabe seiner kleinen Schriften, worunter mehrere, z. B. die über die Scasien, über die Spuren der Elektrizität bei den Alten, und über die Metrologie keinem Philologen unbekannt bleiben sollten. Folgende Ankündigung enthält also auch Werke und Thaten des Edeln, qui multis flebilis occidit.

Wer den seel. Professor Ostertag, als angenehmen Gesellschafter, als redlichen Freund, als treflichen Lehrer kannte, wird seinen Namen stets mit Liebe, Dankbarkeit und Verehrung aussprechen; doch dabey lassen es gute Menschen nicht gerne bewenden. Wir bieten ihnen eine Gelegenheit zur Bethätigung ihrer schönen Gefühle an. Zur Ostermesse 1802 soll im Seidlischen Verlage zu Sulzbach erscheinen: Johann Philipp Ostertags, Professors und Rektors am evangelischen Gymnasio zu Regensburg, auserlesene kleine Schriften. Mit einer Biografie desselben. Für diese Sammlung sind von sei-

nen gedruckten und ungedruckten Programmen, Reden und Abhandlungen vor der Hand folgende bestimmt. I. Keplers Monument in Regensburg. Mit einem Anhange, bestehend in Keplers Inventario, in Bemerkungen über dessen Vermögensumstände, und in zwei Briefen von Herrn H. R. Kästner. II. Berechnung der Zinsen bey den Griechen und Römern nach Pauctons Metrologie. III. Comentatio philol. phys. de Auspiciis ex acuminibus. IV. Kurze Bemerkungen über das menschliche Lebensziel. V. De πολυθέτητος Originibus Philosophiumena per saturam. VI. Ueber den Ursprung der Sternbilder und die daraus zu erklärende Mythologie nach der Abhandlung des Herrn Dupuis. VII. Ueber das Verhältniß der Maaße der Alten, und ein bei allen Nationen einzuführendes allgemeines Eichmaaß nach Pauctons Metrologie, mit erläuternden Anmerkungen. VIII. De Soaphiis veterum, Commentat. IX. Von den Scafien der Alten, und zwar von ihrem gnomonischen Gebrauche. X. Etwas von den Blitz-Ableitern. XI. Antiquarische Abhandlung von der Gewitterelektrizität. XII. Ueber den ehemals auf dem Marsfelde zu Rom gestandenen gnomonischen Prachtkegel. XIII. Eine Parallele zwischen der ehemal. Engl. und neuerlich französischen Revoluzion. Der Subskriptionspreis für ein Exemplar dieser, in groß Octav erscheinenden Sammlung auf weißem Druckpapier, ist 1 Laubthlr. oder 2 Fl. 45 Kr. Rheinl. Auf besondere Bestellung und um einen verhältnißmäßig höhern Preis kann man auch Exemplare auf schönem Schreibpapiere erhalten. Der Subskriptionstermin schließt sich mit dem 15ten März d. J. Die Re-

men der Subſtribenten werden vorgedruckt. Was zur Würdigung des Verewigten noch über den Subſkriptionspreis unterzeichnet werden ſollte, wird treulich verrechnet werden; denn der reine Ertrag dieſes Unternehmens iſt ſeiner Wittwe gewidmet. Teutſchlands größte Staaten beſolden ihre Schulmänner nicht ſo, daß ſie den übrigen Kapitalien zum anſtändigen Lebensunterhalte hinterlaſſen könnten, wie viel weniger vermag es die Reichsſtadt Regensburg! Dieſem Uebelſtande abzuhelfen iſt bis jezt bloß die Sache wohlthätiger Privatperſonen. Möge die Erfahrung im vorliegendem Falle den Satz bewahrheiten: daß es der Dankbaren, der Wohlthätigen noch Viele giebt!

Nebſt dem Beiſtänder der Frau Wittwe, dem Reichsgräfl. Ortenburg. Rathe und Reichsſtadt Regensburg. Syndikus Hrn. Böſſner nehmen Subſkription an: der Herzogl. Würtemberg. Hr. Legationsrath Freiherr von Seckendorf, und der fürſtl. Thurn und Taxiſche Hr. Hofrath Kayſer, beide in Regensburg *).

Regensburg, [illegible]ten Jänner 1802.

Die Herausgeber
der Oſtertag. kleinen Schriften.

*) In hieſigen Gegenden wird die Verlagshandlung des Merkurs mit Vergnügen ſich dieſer Subſkriptionsſammlung unterziehn.

B.

VI.

Anekdoten.

1.

Professor Reiz in Leipzig.

Der vor 12 Jahren als Professor der griechischen Sprache verstorbene Professor Reiz in Leipzig, war nicht bloß einer der gründlichsten Litteratoren und Sprachkenner seiner Zeit, sondern auch einer der humansten und großherzigsten Menschen, Biedermann im vollesten und reinsten Sinn des Worts, und um ihm in seiner Sprache ein Elogium zu geben, ein λείψανον τοῦ χρυσοῦ γένους. Unbegränzte Dienstfertigkeit war der Einschlag im Gewebe seines ganzen Lebens, und alles was der in den letzten Jahren so eng mit ihm verbundene Wolf in seiner kräftigen Epistel an Villoison vor der Ausgabe der Reizischen Schriften über die griechischen Accente von ihm sagt, ist nur baare Gerechtigkeit. Hundert Züge stehen in der Seele seiner noch lebenden und überall verstreuten jüngern Freunde und Schüler unauslöschlich eingeschrieben, und verdienten, nicht zu seiner Verherrlichung — der anspruchlose Mann würde sich auch nach dem Tode eine solche Emporhebung verbitten —

tugendhafften Eleoniſſa angewandt wurden, den Prinzen in die Schranken der Gebühr zurückzubringen. Alles dieſes machte eine Art von Intrigue aus, bey welcher, ungeachtet der anſcheinenden Ruhe, der ganze Hof in innerlicher Bewegung war. Der einzige Philiſtus, derjenige der am meiſten Urſache hatte, aufmerkſam zu ſeyn, wußte nichts von allem was jedermann wußte; oder bewies doch wenigſtens in ſeinem ganzen Betragen eine ſo ſeltſame Sicherheit, daß wir, wenn uns das auſſerordentliche Vertrauen nicht bekannt wäre, welches er in die Tugend ſeiner Gemahlin zu ſetzen Urſache hatte, faſt nothwendig auf den Argwohn gerathen müßten, als ob er gewiſſe Abſichten bey dieſer Aufführung gehabt haben könnte, welche ſeinem Character keine ſonderliche Ehre machen würden.

Alles gieng wie es gehen ſollte; Dionys ſetzte die Belagerung mit der äuſſerſten Hartnäckigkeit und mit Hoffnungen fort, welche der tapfre Widerſtand der weiſen Eleoniſſa ziemlich zweydeutig machte — die Liebe ſchien noch wenig über ihre Tugend erhalten zu haben, obgleich dieſe allmählig anfieng, von ihrer Majeſtät nachzulaſſen, und zu erkennen zu geben, daß ſie nicht ganz ungeneigt wäre, unter hinlänglicher Sicherheit ſich in ein geheimes Verſtändniß, in ſo fern es eine bloſſe Liebe der Seele zur Abſicht hätte, einzulaſſen — Die Princeſſinnen ſahen mit dem vollkommenſten Vertrauen auf die keuſchen Reitzungen ihrer Freundin, der Entwicklung des Stücks entgegen — und Philiſtus war von einer Gefälligkeit, von einer Indolenz, wie man niemals geſehen

ſondern zum Beiſpiel für ein neues und nicht eben beſſeres Geſchlecht aufbewahrt zu werden. Ein Zug ſtehe hier als Probe. Mehrere folgen vielleicht zu einer andern Zeit.

Der Mann, dem jede Kabale fremd und jeder Schleifweg ein Abſcheu war, mußte ſich viele Jahre als bloßer Titular-Profeſſor in Leipzig ſehr kümmerlich durchhelfen. Er las karg bezahlte Privatiſſima, korrigirte in Breitkopfs großer Offizin, und fand im ſtillen Umgang mit den Weiſen aller Zeitalter und Völker meiſtens den einzigen Erſatz vor hundert Bequemlichkeiten des Lebens, deren Verſagung um ſo höher anzurechnen war, da er ſie ſehr wohl kannte. Zuweilen fehlte es ihm aber wirklich auch an dem Nothwendigſten, und an den Dingen, quis humana ſibi dolet natura negatis. Einſt trat in der Jahrszeit, wo die Tage am kürzeſten und das Bedürfniß des ärmern Stubengelehrten am dringendſten iſt, der noch lebende und von jedem ſeiner Freunde und Schüler geliebte Profeſſor Cäſar in düſterer Abends dämmerung in ſein Zimmer. Kein Feuer im Ofen, kein Lämpchen im finſtern, freudenloſen Gemach. Was ſchaffen Sie hier in der kalten Finſterniß? — Der im bitterſten Augenblick des Mangels ſelbſt überraſchte Mann mußte hier dem theilnehmend forſchenden Freund eingeſtehn, was er ſonſt ſtets und gegen ſeine zärtlichſten Freunde am ſorgfältigſten verhehlte.

Der Freund bat ihn eine Unterſtützung auf der Stelle anzunehmen. Halten Sie ein! war die Antwort des unerſchütterlich feſten Mannes; einer meiner Zuhörer hat verſprochen, in dieſer Abendſtunde das Honorar eines Kolleginms mir zu überbringen, das er mir ſeit langer Zeit ohne ſeine Schuld ſchuldig blieb. Kaum konnte Cäſar durch dringendes Bitten ihm das Verſprechen abnöthigen, falls der erwartete Hülfs-Rabe nicht geflogen käme, noch dieſen Abend einen kleinen Vorſchuß von ihm anzunehmen. Nach zwei Stunden wollte er wieder zufragen. Er kam; das Feuer kniſterte munter im Ofen. Im erwärmten Zimmer leuchtete die treue Studirlampe. O theilen Sie meine Freude! rief Reiz dem Hereintretenden mit verſchobener Mütze, hinter welcher das pechſchwarze Haar ſich zwanglos hervordrängte, theilen Sie meine Freude! Ich erhielt die verſprochenen ſechs Thaler richtig, und konnte nun auch noch einem armen Freunde einen Zehrpfennig davon reichen. Reiz erzählte nun mit einem Fluß der Rede, der ihm ſo nur bei außerordentlicher Rührung gelang, daß vor wenig Augenblicken ein armer, doch wackerer Menſch, ein junger Gelehrter, von ihm gegangen ſey, der in der Ferne das Glück zu finden hoffe, was er bis jetzt in Leipzig vergeblich geſucht habe. Nur, ſetzte er hinzu, ſah es in ſeiner Reiſekaſſe ſehr wüſt und leer aus. Ich drückte ihm drei Thaler in die

Hand, und weiß, er komme damit noch etwas weiter als über unsre Gränze.

Friedrich Schulz.

Es sind viel harte, lieblose Urtheile über diesen Mann ergangen, der einst ein Liebling der teutschen Lesewelt war. Wohl möglich, daß er von manchen die Schuld sich selbst zuzuschreiben hatte. Er war, was alle wandernde, auf Familienfreuden verzichtenden Schöngeister ihrer Natur nach seyn mögen, sinnlich und selbstisch, aber doch mit viel mehr Gutmüthigkeit, als bei den meisten Küchelchen unsrer neuesten genialischen Brutösen angetroffen werden möchte. Die Leser des achten Bandes des Schlichtegrollischen Nekrologs, wo Fr. Schulz einen sehr freundlichen und unterrichteten Biografen gefunden hat, erinnern sich vielleicht seines frühesten Aufenthalts in Dresden *), wo er in der kleinen Wohnung des Wallmeisters an den Festungswerken in Dresden unter sehr ungünstigen Umständen seinen ersten schriftstellerischen Versuch machte. Wie dankbar er auch noch in der Folge die ihm damals geleisteten Dienste

*) S. Achten Jahrg. auf 1797. Th. II. S. 119.

erkannte, mag folgende von einer sehr achtungswürdigen Hand in Dresden mitgetheilte Erzählung beweisen.

„Es ist recht gut, daß sich die vortreffliche Frau von M.... einer Geschichte vom seel. Schulz erinnert, die ich ihr einmal erzählt habe, und ich nehme keinen Anstand sie Ihnen mitzutheilen, da durch sie ein grosser Theil der Unwahrheiten wiederlegt wird, die man so romanhaft mündlich und schriftlich von Schulz ins Publikum gebracht hat.“

„Im Winter 179½ war der biedere Pastor Rösler mit dem Herrn v. Lieven auf Dünhof aus Curland nach Teutschland gekommen; und der erste hielt sich während der Zeit in Dresden auf, als dieser seinen Sohn nach Colmar zu Pfeffel brachte. Bei einem unsrer Ausgänge, die wir immer zusammen machten, bat er mich an einem Vormittage bald nach dem Neujahrstage, daß ich ihm doch eine Frau sollte aufsuchen helfen, an die er vom Prof. Schulz in Mietau Geld zu bezahlen hätte. Schulz hatte ihm einen Kaufmann in der Neustadt aufgeschrieben, wo er sich nach ihr erkundigen sollte, und es war ein eigner Zufall, daß der erste Mensch, den wir fragten, wo dieser Mann wohnte, der Kaufmann selbst war, den wir suchten.“

„Nach seiner Anweisung fanden wir bald hinter dem Cadettenhause das abgelegene Haus und die 4

Treppen hohe Wohnung der Frau. Wir klingelten vor einer durchsichtigen Lattenwand, durch die man in ein kleines Vorhaus sehen konnte; aber es kam niemand uns aufzumachen. Als wir das Klingeln wiederholten, hörten wir ein kleines Geräusch, und wurden zugleich an einem schmalen Guckfensterchen aus der Küche ein menschliches Auge gewahr, das uns unbemerkt zu beobachten glaubte. Wir machten nun noch mehr Lärmen, und baten, daß man uns doch hören und aufmachen möchte. Es kam hierauf ein Mädchen zum Vorscheine, die uns aber sagte, daß die Frau Wallmeistern, nach der wir fragten, zwar hier wohne, aber nicht zu Hause sey. Diese Aussage schien uns indeß, nach dem was voraus gegangen war, und nach der Art, wie sie uns verkündiget wurde, nicht so ganz richtig. Wir ließen uns also mit dem Mädchen weiter ein, und fragten, ob ihre Frau nicht etwa in der Nähe sey, und ob sie uns solche holen könnte; allein sie blieb bei der ersten Rede, fragte aber endlich doch, als wir, mit dem Bedauern umsonst 4 Treppen gestiegen zu haben, im Begriff waren wegzugehen, was wir bei der Frau wollten? Während unsrer Antwort, daß wir gute Bothen wären, und Geld von jemand an sie auszuzahlen hätten, öffnete sich die Stubenthüre, und eine ältliche, reingekleidete gemeine Bürgersfrau trat heraus, bat um Verzeihung wegen des Vorganges, und

ſetzte hinzu: ſie müßte nur aufrichtig geſtehen, daß ſie ſich bloß der häufigen Neujahrs-Gratulanten wegen hätte verläugnen laſſen, die, ſich nicht ſcheuten, ihre läſtigen Wünſche auch in den Dachſtuben abzuſtatten. Sie nöthigte uns nun in ihr Stübchen, daß zwar klein, aber nach Art der Dresdner ſehr reinlich und aufgeputzt war. Das gewöhnliche Tiſchchen mit dem Meißner Porzellän unter dem Spiegel fehlte auch hier nicht. Mein Freund richtete nun ſeinen Auftrag aus, und ſagte, daß er aus Mietau käme, und ihr vom Herrn Prof. Schulz 10 Dukaten auszahlen ſollte; wobei er das Geld auf den Tiſch zählte. Die Frau wurde darüber äußerſt gerührt, ſo daß ſie ſich niederſetzen mußte. Ach Gott! ſagte ſie unter Thränen, ſo hat er mich doch nicht vergeſſen! Das hab' ich immer geglaubt, ob ich gleich jetzt lange nichts von ihm gehört habe. Wo iſt er denn hingekommen? wo lebt er denn jetzt? — Schulz war damals eben als Profeſſor nach Mietau gegangen; wir erzählten alſo der Frau dieſe Veränderung, und da uns die Geſchichte ſeines Lebens unbekannt war, und das Betragen der Frau uns auffiel und neugierig machte, ſo ließen wir uns weiter mit ihr ein, und fragten nach den Verhältniſſen, in denen ſie mit Schulz geweſen wäre. Sie erzählte hierauf nach und nach und auf unſre untermiſchten Fragen Folgendes."

„Ihr vor einigen Jahren verstorbener Mann wäre in der Neustadt Wallmeister *) gewesen. Schulz habe sich bei ihnen in ihrem kleinen Häuschen, das ihr seel. Mann damals als Wallmeister bewohnt hätte, in ein kleines Nebenstübchen, das sie leer gehabt hätten, eingemiethet, und sich auch bald darauf zu ihnen in die Kost verdungen. Die Frau wußte nicht mehr wie lange und wie viel er ihnen anfangs bezahlt hatte, aber es wäre nicht viel gewesen. Nachher wären sie ihm aber so gut geworden, daß sie ihm gar nicht mehr nach der Bezahlung gefragt hätten, besonders da er selbst immer davon gesprochen und sie ver-

*) So nennt man die Aufseher über die Wälle bei den Festungswerken in Dresden. Sie haben die Aufsicht über deren Unterhaltung, über das darauf wachsende Gras u. dgl. Kleine Schadhaftigkeiten, wo z. E. der Regen etwas ausgewaschen hat, verbessern sie selbst, große zeigen sie an. Sie wohnen aber nicht in unterirdischen Behältnissen, wie in den Zeitungen geschrieben wurde, sondern in kleinen reinlichen Häusern, deren man mehrere sehen kann, wenn man inwendig an den Wällen von Neustadt nach der Bastion, der Bär genannt, spazieren geht. Dieser schöne einsame Spaziergang in der Stadt ist selbst vielen Dresdnern unbekannt: ob er gleich angenehm und die Aussicht sehr überraschend ist, wenn man an dem linken Ufer der Elbe aus den Festungswerken herauskommt, und ganz unvermuthet die Elbe, und jenseits derselben den Brühlschen Garten und die Stadt Dresden vor sich liegen sieht.

Anmerk. des Einsenders.

tröſtet hätte; es ſey aber immer nichts erfolgt. Sie habe dann freilich manchmal zu ihrem Manne geſagt, wo das am Ende hinaus wolle, da ſie ſelbſt ſo wenig übrig hätten, und ſich ſeinetwegen ſo manches verſagen müßten? Ihr Mann habe ihr aber immer zugeſprochen und geſagt, der liebe Gott würde ſchon Rath ſchaffen; ſie ſollte doch denken, daß es viel ſchlimmer ſeyn würde, wenn ſie ſelbſt mehrere Kinder hätten, als dieſen einzigen Pflegeſohn, den ihnen Gott ins Haus geſchickt hätte. Er könnte ihn weder mahnen noch gehen heißen, und ſollte er ſeinen letzten Rock für ihn verkaufen. Was ſie an ihm thäten, würde nicht ſchlecht angewendet ſeyn; es würde gewiß etwas aus ihm werden; ſie ſähe ja, wie fleißig er ſtudiere und was er für ein kluger Menſch ſey, und es wäre ja nicht möglich, daß er für ſo viele Güte, die ſie ihm erzeigten, undankbar werden ſollte, wenn er einmal ſein eigen Brod haben würde. Geſchähe dies aber auch nicht, je nun, ſo würde Gott auf eine andere Art für ſie ſorgen, u. ſ. w.“

„Je länger Schulz bei ihnen geblieben wäre, je leichter wäre ihr ſeine Unterhaltung worden; ſie hätte ihn nun einmal nicht anders angeſehen als ihren Sohn, hätte für ihn gewaſchen, ihm auch Geld zu Kleidern gegeben, und alles für ihn gethan was möglich geweſen wäre. Auf dieſe Art wäre er wohl 3 Jahre bei ihnen geweſen. Er habe in der Zeit ſehr fleißig

über den Büchern geſeſſen, und nur manchmal im Sommer einige kleine Reiſen gemacht. Als er endlich zu ihrer groſſen Betrübniß abgereiſet ſey, hätte er unaufgefordert ſeine Rechnung gebracht, wo er alles, was er von ihnen erhalten, genau aufgeſchrieben und berechnet hätte. Dieſes habe er hernach in kleinen und groſſen Poſten zu 10 bis 50 Rthlr. redlich abgetragen. Auch hätte er ihr auſſerdem verſchiedene Mal einige Dukaten geſchickt, und ſehr dankbar dabei geſchrieben. Was ſie nicht gleich davon gebraucht hätte, verwahre ſie noch als Nothpfennig, und dies käme ihr nach dem Tode ihres Mannes ſehr gut zu ſtatten; es wäre als wenn ſie es in den Gottesкaſten gelegt hätte, und ſie würde ſich gewiß nie ſo viel erſpart haben."

„Unter dieſem Erzählen holte uns die gute Frau den Bogen, auf welchem S. alles aufs genaueſte ſpezifizirt hatte; es belief ſich über 400 Rthlr." —

„Wir erzählten ihr nun alles, was wir von ihrem Pflegeſohn wußten, worüber ſie ſich herzlich freute, und dabei in Segenswünſche und Dank über ihn und die Vorſehung ausbrach, die ihr Gelegenheit gegeben hätte ein gutes Werk zu thun, was ihr ſo zu rechter Zeit im Alter und ſo reichlich vergolten würde."

„Hätten wir damals gewußt, daß Schulzens Jugendgeſchichte ſo ſonderbar und ſogar wunderbar, wie

einige ſagen, geweſen ſey, ſo würden wir uns noch viel genauer darnach erkundiget haben; allein da uns von der Univerſität manche ähnliche Geſchichte bekannt war, die ſich aber nicht alle ſo gut und ſo dankbar wie dieſe endigten, verließen wir die Wohlthäterin eines merkwürdigen Menſchen, zwar eben nicht ſehr verwundert, aber innigſt gerührt."

„Schulz kam im Sommer 1793, als er nach Italien ging, ſelbſt nach Dresden. Wir ſahen uns oft. Auf meine Frage: was ſagte denn die Frau Wallmeiſtern? antwortete er mit glänzenden Augen: das können Sie ſich leicht vorſtellen!" —

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Aus Paris.

Paris, den 24. September 1801.

Herr Millin beginnt jetzt den Druck ſeiner Sammlung antiquariſcher Monumente unter den Titel Monumens inédits, als Supplement zu Caylus und Winkelmann. Das erſte Heft ſoll ſechs Monumente,

hat: Als Agathon, zum Unglück für ihn und für Sicilien, durch einen Eifer, der an einem Staats-Mann von so vieler Einsicht kaum zu entschuldigen war, sich verleiten ließ, den glücklichen Fortgang der verschiedenen Absichten, welchen Dionys — Cleonissa — die Princessinnen — und vielleicht auch Philistus — schon so nahe zu seyn glaubten, durch seine unzeitige Dazwischenkunft zu unterbrechen.

Drittes Capitel.

Grosse Fehler wider die Staats-Kunst, welche Agathon begieng — Folgen davon.

Die Vertraulichkeit, worinn Dionys mit seinen Günstlingen zu leben pflegte, und das natürliche Bedürfnis eines Verliebten, jemand zu haben, dem er sein Leiden oder seine Glückseligkeit entdecken kann — hatten ihm nicht erlaubt, dem Agathon aus seiner neuen Liebe ein Geheimniß zu machen; und dieser trieb die Gefälligkeit anfänglich so weit, sich von dem schwatzhaftesten Liebhaber, der jemals gewesen war, mit den Angelegenheiten seines Herzens ganze Stunden durch langeweile machen zu lassen, in denen es dem guten Prinzen kein einziges mal einfiel, daß diese Angelegenheiten einem Dritten unmöglich so wichtig vorkommen könnten, als sie ihm selbst waren. Ohne seine Wahl geradezu zu mißbilligen (wo von er eine schlechte Würkung hätte hoffen können) begnügte er sich anfangs, ihm die Schwierigkeiten, welche er bey einer Dame von so strenger und systematischer

Tugend

unter andern den Stein mit der persepolitanischen Nagel-Schrift und ein Basrelief, den die franz. Regierung dem Botaniker Michaux fürs Antikenkabinet abgekauft hat, enthalten. Wenn er die nöthige Anzahl Abdrücke hat machen lassen, so erbietet er sich die Kupferplatte irgend einem Institute abzutreten, um diesem sehr merkwürdigen Monument auch durch jenen Kanal Umlauf zu verschaffen.

Im 9ten Heft des Magazin Encycl. erschien eine Biografie von Mozart, wobei Winkler, der Redakteur dieses Artikels, den Schlichtegrollschen Nekrolog zum Grund legte, und die in der so sachreichen musikalischen Zeitung eingerückten Anekdoten benutzte. Da jetzt Mozart's Name durch die Mystères d'Isis ausserordentlich bekannt geworden, auch ein eignes Theatre de Mozart gegründet ist, so hätte dieser Aufsatz wohl Interesse für die Franzosen. — Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß von Wielands Aristipp mehrere Uebersetzungen erscheinen werden, wenn sich nicht die Uebersetzer und ihre Verleger mit einander vergleichen, um nur eine derselben zu drucken.

Professor Pfaff aus Kiel war einige Zeit hier. Er ist nun wieder abgereist. Wahrscheinlich wird er ein Werk herausgeben, wo er über den Zustand der Naturhistorischen Wissenschaften in Frankreich, über das Museum d'hist. naturelle zu Paris

treffliche Nachrichten mittheilen wird. Er beschäftigt sich noch mit einem Werke über die Verbesserung der Luft auf den Kriegsschiffen. — Von der Verlegung der Bibliothek ins Louvre haben Sie schon in den Journalen gelesen. Schon lange ist es Bonaparte's Projekt im Louvre! die grossen wissenschaftlichen Etablissements zu vereinigen. Die Kunstschule kommt dafür ins College Mazarin, das dann den Namen des Palais des Arts führen wird. Dies wäre ein Mittel das Louvre einmal vollends auszubauen. Freilich wird es eine ziemliche Summe Geldes kosten; allein bis jetzt hat Bonaparte noch immer zu allem, was er unternahm, Geld gefunden, und doch werden überall die Besoldungen richtig alle Monate bezahlt; ein Beweis der guten Finanzadministrazion, der um desto gröſſer ist, und Freude und Zutrauen erregt, je weniger man seit vielen Jahren diese Pünktlichkeit erlebte. Indessen reparirt man doch immer noch an der jetzigen Nazionalbibliothek. Der Plafond des Antiken-Kabinets drohete den Einsturz schon seit mehrern Jahren. Man hat seit einigen Tagen das Cabinet geräumt, um diesen Plafond neu zu bauen. Die Münzkästen sind gezeichnet, und mit bretternen Kasten umgeben, damit ihnen kein Unfall widerfahre.

Zur Ergänzung der Nachrichten im Intelligenzblatt der Allg. Lit. Z. 1801. July S. 1120, über das hier errichtete Uebersetzungs-Büreau dient folgendes:

Zuerſt iſt es falſch, daß dieſes Bureau offizielle Ueberſetzungen von allen öffentlichen Akten lieferte; da wäre die Arbeit wahrlich herkuliſch geweſen! Die Ueberſetzung beſchränkte ſich auf das ſogenannte Bulletin des loix, wo die Geſetze und Schlüſſe der Regierung eingerückt werden. Als Weiß mit Moreau als Dollmetſcher nach Teutſchland ging, bat er den Herrn Winkler, um ihm ſeine Stelle zu erhalten, während ſeiner Abweſenheit ihn zu ſupplirens da die Arbeit nicht ſehr läſtig war, ſo ließ ſich jener willig dazu finden. Einige Zeit ehe Weiß wieder zurück kam, fiel es dem Staatsrath Deſermont ein, daß in dem Juſtizminiſterium allerlei Reformen gemacht werden könnten; dieſe betrafen nun auch das Ueberſetzungs-Bureau, welches man auf drei, einen für jede Sprache, reduziren wollte. Natürlich wurden von Seiten des Bureau's dem Miniſter Vorſtellungen gemacht, deren Richtigkeit er fühlte. Beſonders ſah er ein, daß es gut wäre, geſchickte Ueberſetzer zur Diſpoſizion der Regierung zu haben, auf die man ſich in jedem Fall verlaſſen könne, als wenn man im nöthigen Fall immer einen Ueberſetzer aufſuchen müßte. Dies war nun um deſto eher der Fall, als die Beſoldungen der Ueberſetzer nicht ſehr beträchtlich waren, und die einzige Urſache, die man wegen der Perſonen anführte, die Oekonomie war. Das Projekt ging nemlich das hin, drei Ueberſetzer, jedem zu 3000 Pfd. beizubehalten. Nun ſehen Sie, wie man das Oekonomiſiren bis-

weilen in Frankreich verſteht! Als man gerade mit dieſem Projekt ſchwanger ging, kamen Broſſelard und Lemierre mit dem Projekt eines Bureau de legislation étrangère zum Vorſchein. Beide waren ohne Platz; es war alſo natürlich, daß ſie ſich einen neuen zu verſchaffen ſuchten. Sie wußten ihren Vorſchlag dem Miniſter auf einer vortheilhaften Seite vorzuſtellen, und er wurde angenommen. Man ſtellte ſie flugs als Chefs dieſes Bureau's, jeden mit 5000 Fr. Gehalt an, (dies natürlich um zu ſparen!) und der Miniſter beſchloß, daß man, ſtatt das Bureau de la traduction des loix zu reduziren, es auf dem alten Fuß beſtehen laſſen ſolle. Es iſt alſo ganz und gar nicht eingegangen, ſondern Gomez, ein ehemaliger flamändiſcher Advokat, überſetzt das Bulletin des loix ins Flamändiſche, Boldoni, der im Lycée Républicain die italiäniſche Sprache lehrt, überſetzt es ins Italiäniſche, und Lamey aus Straßburg ins Teutſche. Die 3 andern, Povoleri (nicht Podoleri), der ſich als italiäniſcher Dichter gezeigt hat, und da er lange in England lebte, ſehr gut engliſch kann, Marron und Weiß ſollen jeder, nach Maaßgabe ſeiner Talente bei der Ueberſetzung fremder Geſetze ins Franzöſiſche angeſtellt werden. Vorläufig iſt jedem ſein Gehalt beibehalten, und da man mit dem preußiſchen Geſetzbuch angefangen hat, ſo iſt Weiß das mit ſehr beſchäftigt.

Ich schrieb Ihnen neulich von der großen und kostspieligen Unternehmung, die sämmtlichen Gemälde der hiesigen Gallerie in groß Folio zu sehen. Dieß ist für reiche Liebhaber, allein für gewöhnliche Beutel ist es zu theuer. Es ist nun ein neues Projekt im Werke, diese Gallerie in groß 8. Lieferung weiß, jede zu 6 Frank. herauszugeben. Ich habe noch nichts davon gesehen; allein Künstler die mir davon sprachen, machten das größte Lob davon.

Paris, den 22. November 1801.

Ich glaube Ihnen schon gemeldet zu haben, daß Dr. Hager nach Paris kömmt, daß der Minister des Innern ihm 1000 Fr. Reisegeld, und 5000 Fr. jährliches Gehalt (gerade soviel als ein Professor de l'école speciale des langues orientales vivantes hat) zugesichert habe; daß er ferner sein Begehren sehr moderirt gefunden, dies heißt mit andern Worten, daß wenn er in der Folge zu seinen Arbeiten noch sonstige Unterstützung brauchen sollte, ihm dieselbe nicht wird verweigert werden. Wenn nur sein Londner Widersacher nicht auch mitkommt!

Habe ich Ihnen schon gesagt, daß der Päbstliche Legat Caprara nicht mehr begehrt hat, als ein großes Jubiläum zu halten, ferner die Wiederherstellung der Jesuiten! daß man diesen die Instruction publique wieder anvertrauen solle; daß in Ehesachen die Entscheidung der Bischöfe ohne Appellazion gül-

tig seyn solle, ferner eine herrschende Religion u. s. w. Es scheint aber daß ihm dies alles in Gnaden abgeschlagen worden ist. Man sagt sogar, Bonaparte sey schon des Dinges herzlich müde. Er hätte an der konstituirenden Versammlung ein Beispiel nehmen sollen, wie unklug es sey in dies Wespennest zu stechen, und die Sachen sollen gehen lassen, wie sie nun schon einmal im Gang wären; jeder betete lateinisch oder franz. oder teutsch, knieend oder stehend, wie es ihm recht däuchte; alle genossen der größten Freiheit, alle waren daher zufrieden; keiner sah sich mehr als die andern begünstigt; es fiel daher auch keinem ein, herrschen zu wollen. Jetzt sieht es ganz anders aus. Wenn Ihnen mehrere französische Journale zu Gesicht kommen, so werden Sie gewiß eine gewisse Tendenz darinn entdecken, die mir an einem ultramontanischen Faden zu hängen scheint. — Einige Personen behaupten, es sey schon nahe daran gewesen, den Caprara das Consilium abeundi zu geben. Je unbeschränkter er begehrt, desto besser ist es; denn dies öfnet vielleicht die Augen über die arriere-pensées. —

So eben erscheinen die Briefe, welche Abbé Barthélemy in den Jahren 1755-57 während seiner Reise durch Italien an den Graf von Caylus schrieb. Der Herausgeber ist Serieys, Bibliothekar im Prytaneum. In der Vorrede des Herausgebers p. XXI. und XXII. ist eine Stelle, welche eine große

Unrichtigkeit enthält. Er ſagt nemlich, Abbé Zarillo, ehedem Aufſeher des königl. Neapolitaniſchen Münzkabinets, jetzt als Patriote refugié hier in Paris, ſey bei dem Münzkabinet der Naz. Bibliothek angeſtellt. Dies iſt falſch, und ich will Ihnen ſogleich den ganzen Verlauf, woher dieſe Nachricht kommt, und worauf ſie ſich gründet, erzählen.

Als Neapel wieder von den Königl. Truppen beſetzt ward, mußte Zarillo mit den andern ſogenannten Patrioten ſich flüchtig machen. Er kam nach Paris, wo er nach einigem Sollicitiren und Intriguiren, als geflüchteter neapolitaniſcher Patriot, von dem Miniſter des Innern eine Penſion von 100 Liv. monatlich erhielt. Er kam Anfangs öfters zu Herr Millin und auf das Antikenkabinet, und als ehemal. Conſervateur des neapolitaniſchen Münz- und Antikenkabinets, wurde er aufs freundſchaftlichſte empfangen. Er äußerte den Wunſch, die ganze Suite der Medaillen zu beſehen, und auch dieſer Wunſch wurde ihm ſogleich gewährt. Faſt ein ganzes Jahr kam er mehrere Tage in der Dekade eine Stunde lang auf das Münzkabinet, wo ihm Mionet eine Tabletie nach der andern vorwies, und ihn nach Belieben ſie beſehen ließ. Während dieſer Zeit ſtreuten andere neapolitaniſche Refugiés allerlei Nachrichten über Zarillo aus, die nicht ſehr zu ſeinem Vortheil gereichten, daß er nemlich Münzen aus dem Kabinet des

Königs v. Neapel entwendet, falſche den ächten ſubſtituirt und deswegen ſeines Amtes entſetzt worden; daß er hierauf, als die Franzoſen nach Neapel gekommen, ſich dieſen in die Arme geworfen, in der Hoffnung ſeine verlorne Stelle wieder zu erhalten, ꝛc.

Da dieſe Gerüchte immer lauter und allgemeiner wurden, ſo theilte Herr Millin dem Abbé Zarillo dieſelben einſt mit, und ſagte ihm, wie fatal dieß für ihn ſeyn müſſe; er ſollte die Unſtatthaftigkeit dieſer Anſagen je eher je lieber darzuthun ſuchen.

Hierauf machte er einen italiäniſchen Brief an Fonſeca bekannt, worin zugleich über die Vaſe, die Arbito in Neapel herausgegeben hat, mit der ſogenannten Kaleden die intereſſanteſten Aufſchlüſſe gegeben wurden **). Die Art, wie er (mit Einmiſchung alles des den Italiänern ſo geläufigen Pathos und einer Menge Digreſſionen) die ihm gemachten Beſchuldigungen von ſich ablehnte, zeigte deutlich genug, daß ſie nicht ungegründet wären.

*) Lettera apologetica del Cittadino Mattia Zarillo al Cittadino Luigi Fonſeca à Parigi. 8. S. in 4.

**) S. 7. wird gezeigt, daß die Inſchrift, nicht wie Arbito in ſeiner Schrift ſagt ΚΑΛΕΔΟΝΕΣ, ſondern ΚΑΛΕ ΔΟΚΕΣ (du ſcheinſt ſchön) auf jener Vaſe geleſen werden müſſe.

Er ſagt, daß ein Engländer ihm den Vorſchlag machte, eine gewiße Medaille des Königl. Kabinets ihm zu verkaufen; (ſchon der Umſtand, daß der Engländer es wagte, ihm dieſen Antrag zu machen, ſcheint anzuzeigen, daß er ihn für fähig zu halten Urſache hatte, dieſe Medaille ihm zu verkaufen). Er ſagt daß er Anfangs ſich geweigert, endlich aber doch eingewilligt habe; ein Frate habe aber die Sache ausfindig gemacht, und ihn denonzirt; man habe ihn, Zarillo, rufen laſſen, um Rede zu ſtehen, was aus der Medaille geworden. Seine Antwort war: ſie iſt im Kabinet an ihrer Stelle. Er ging nun geſchwind zum Engländer, dem er ſie verkauft hatte, um ihn zu bitten, ſie ihm für einen Tag zu leihen, um ſie dem Miniſter vorweiſen zu können. Dieſer wollte aber nichts davon hören, und ſo war Zarillo endlich gezwungen zu geſtehen, daß er ſie verkauft habe. Dieß ganze Verfahren zeigt ſchon, daß er nicht rein war. Hätte er wirklich das Recht gehabt, dieſe Medaille zu veräußern, wie dies öfters in den Kabinetten mit den Doubletten der Fall iſt, wofür man andere Münzen, die das Kabinet nicht hat, eintauſcht, ſo hätte er die Veräußerung nicht zu läugnen gebraucht. — Einige Monate nachher gab er ſeine Dimiſſion!

Herr Silveſtre de Sacy iſt wirklich mit der triglottiſchen ägyptiſchen Inſkripzion beſchäftigt, um

zu ſehen, was ſich etwa vorläufig, beſonders über den Theil derſelben, welcher in der Landesſprache geſchrieben iſt, ſagen läßt. Die Schrift gleicht nicht derjenigen, welche man auf den Mumienbandeletten gefunden hat, und welche in dem Antikenkabinett der Naz. Bibliothek aufbewahrt werden. Visconti wird ein eigenes Werk darüber herausgeben. Dieſem muß alſo daran gelegen ſeyn, daß dieſe Inſchrift nicht eher bekannt gemacht werde, als bis ſein Werk fertig iſt; dies iſt auch wohl mit eine von den Haupturſachen, warum bis jetzt dieſelbe noch nicht in Kupfer geſtochen worden iſt. Herr Silveſtre de Sacy hat ſeine Unterſuchungen bald geendigt. Er wird die Inſchrift alsdann dem Miniſter des Innern wieder zurückgeben, und dieſer wird ſie ſodann in Kupfer ſtechen laſſen.

Es iſt wirklich ein Traktat zwiſchen dem franz. und teutſchen Poſtweſen oder Poſtverwaltung im Ganze, durch welchen die Poſten in Teutſchland, in Anſehung des Frankirens und Nichtfrankirens, ohngefähr auf den Fuß der franz. geſetzt werden ſollen. Auch ſollen ins Künftige die Journale ſousbande aus Frankreich nach Teutſchland und umgekehrt ohne Hinderniß zirkuliren können; ſtatt daß man jetzt 1 Sol bis auf die franz. Gränze für den Bogen bezahlt, werden alsdann 2 Sols bezahlt, wenn es über die Grenze geht, wohin es nach Deutſchland ſeyn mag. Daß es mit dem Frankiren beſſer eingerichtet werde,

Tugend finden würde, so fürchterlich abzumahlen, daß er ihn von einer Unternehmung, welche sich dem Ansehen nach, wenigstens in eine entsetzliche Länge hinausziehen würde, abzuschrecken hoffte. Wie er aber sah, daß Dionys anstatt durch den Widerstand, über den er sich beklagte, ermüdet zu werden, von Tag zu Tag mehr Hoffnung schöpfte, diese beschwerliche Tugend durch hartnäckig wiederholte Anfälle endlich selbst abzumatten: So glaubte er der schönen Eleonissa nicht zu viel zu thun, wenn er sie im Verdacht eines gekünstelten Betragens hätte, welches die Leidenschaft des Prinzen zu eben der Zeit aufmunterte, da sie ihm alle Hoffnung zu verbieten schien. Je schärfer er sie beobachtete je mehr Umstände entdeckte er, welche ihn in diesem Argwohn bestärkten; und da seine natürliche Antipathie gegen die majestätischen Tugenden das ihrige mit beytrug, so hielt er sich nun vollkommen überzeugt, daß die weise und tugendhaffte Eleonissa weder mehr noch weniger als eine Betrügerin sey, welche durch einen erdichteten Widerstand zu gleicher Zeit sich in dem Ruf der Unüberwindlichkeit zu erhalten, und den leichtglaubigen Dionys desto fester in ihrem Garn zu verstricken im Sinne habe. Nunmehr fieng er an die Sache für ernsthaft anzusehen, und sich so wol durch die Pflichten der Freundschaft für einen Prinzen, für den er bey allen seinen Schwachheiten eine Art von Zuneigung fühlte, als aus Sorge für den Staat, verbunden zu halten, einem Verständniß, welches für beyde sehr schlimme Folgen haben könnte, sich mit Nachdruck zu widersetzen. Bacchidion, welche, ohne eine so regelmässige Schönheit

iſt höchſt nothwendig; denn jetzt iſt es ein Kauderwelſches Ding; nach Schwaben muß man bis auf die Gränze frankiren, oder die Briefe bleiben liegen, und nach Sachſen kann man nicht frankiren, oder derjenige, welcher in Sachſen den Brief erhält, zahlt eben ſo viel Porto, als wenn er hier frankirt worden wäre. Wann aber dieſe neue Einrichtung in Gang geſetzt werden wird, ſteht bei den Göttern. Noch iſt man in Unterhandlung. Ueber obige Punkte iſt man aber ſchon im Reinen. —

Vor einiger Zeit haben Sie wahrſcheinlich in dem Moniteur einen Schluß des Departements-Präfekt bemerkt, wodurch der Studierplan in den hieſigen Centralſchulen vorgeſchrieben wurde. Dieß iſt nur ein ſehr proviſoriſcher Plan; denn in der jetzt angehenden Seſſion des Corps legislatif ſoll die Inſtruction publique wieder zur Sprache kommen, und es ſcheint, daß die Beibehaltung der Centralſchulen nicht im Plane des Staatsraths liegt. Es werden wahrſcheinlich Trivialſchulen, Ecoles secondaires oder Gymnaſien und Collegien, und etwas den Univerſitäten ähnliches errichtet werden, nebſt Ecoles ſpéciales für die einzelnen Wiſſenſchaften. Wir wollen ſehen ob endlich etwas herauskommen wird.

Aus Schweden.

Stockholm, den 6. Nov. 1801.

Seitdem die Irrungen mit England meistens gehoben sind, und der Friede jetzt allgemein ist, so wird auch die Lage Schwedens besser und glücklicher werden. Unter dem ganzen Revoluzionskriege haben wir mehr oder minder leichte Jahre in Absicht des Handels und der Finanzen gehabt, so wie andere neutrale Mächte es auch gehabt haben; aber niemals ist die Noth bei uns, insonderheit vergleichungsweise, übermäßig schwer gewesen; und wenn ein Unglück von Mißwachs, Feuersbrunst oder auch nur individuelle Widerwärtigkeiten eingefallen sind, so geben die hier täglich dagegen gemachten öffentlichen und einzelnen freiwilligen Unterstützungen Hülfemittel genug, wovon alle unsere Zeitungen das wahrhaftigste Zeugniß ablegen, lauter Beweise sowohl von einer aufgeklärten wohlthuenden Regierung, als von patriotischen, edeldenkenden und mitleidigen Mitbürgern, die keinen unglücklichen darben und vergehen lassen. Diese Mildthätigkeit gehet jährlich auf viele tausend Rthlr. Einige Exempel will ich beifügen. Werib, eine Stadt in der Provinz Smoland, brannte fast ganz ab, und die freiwilligen Gaben zur Unterstützung der leidenden Einwohner,

ſtiegen bis zu 26,483 Rthl. Eine Landpfarre in Dalecarlien, Wenjan benannt, hatte verwich. Jahr Mißwachs; die Noth der Einwohner wurde in den hieſigen Tageblättern angegeben, und in einigen Wochen wurden ſie mit der Summe von 2149 Rthlr. unterſtützt. Vor einigen Tagen oder den 27. Oktbr. brannten in der hieſigen ſüdlichen Vorſtadt, Söder-malm, mehrere kleine hölzerne und mehrentheils von unbemittelten Perſonen bewohnte Häuſer ab, und bis heute ſind, zur Abhelfung ihres Unglückes, ſchon über 3000 Rthl. zuſammen geſchoſſen worden, und täglich fügen ſich neue Gaben hinzu. Alles dieſes macht der Nazional-Geſinnung Ehre, und man mag uns die Gerechtigkeit, auch auswärts, widerfahren laſſen, daß wir die Nothleidenden um uns her nicht im Elende verſchmachten laſſen. — Nun zu den Wiſſenſchaften.

Da jetzt zwei Herren an der Spitze des Miniſterii ſtehen, der Herr Kanzlei-Präſident von Ehrenheim und der Hof-Kanzler Ziber, welche beide den gründlichen Studien obgelegen haben, und warme Freunde, folglich auch Beſchützer der Gelehrſamkeit und der Litteratur ſind, ſo darf man auch mit Sicherheit von ihnen hoffen, daß ſie ein wachendes Auge auf das Bedürfniß dieſer nicht minder nothwendigen Angelegenheit des Staats haben, da ſie ohnedem von Amtswegen die Direktion im Departemente

der Studien haben. Der König hat auch ganz neulich sehr sprechende Beweise von Beschützung der Wissenschaften gegeben. Die Universität zu Aebo in Finnland hatte ein altes verfallenes, und noch dazu enges akademisches Gebäude; und der König hat Fonds angewiesen, um ein ganz neues akademisches Hotel, ein großes Quarré ausmachend, und welches alle Auditorien, Consistorien, Bibliotheken, Naturals Sammlungen u. s. w. enthalten kann, wieder aufzuführen, wozu der Architekt Herr Gjorwell die Zeichnungen gegeben, und welche auch der König mit eigenhändiger Unterschrift ganz neulich approbiret hat. Die Akademie zu Upsala und deren Lehrer hatten wohl nach den alten Statuten und für die Zeit ansehnliche Fonds und Besoldungen; aber in Vergleichung der jetzigen Zeiten sind sie nicht mehr so ganz zureichlich gewesen; folglich hat der König den ganzen akademischen Staat übersehen, verbessern und erhöhen lassen. Für diese Gnade des Monarchen war auch hier eine große Deputazion von Professoren, und brachte dem Könige den 6. Jul. ihre so schuldige als frohe Danksagung. — Auf dem Königl. Lustschlosse Drotningholm war ein schönes Naturalien-Kabinet, welches die vortrefliche Königin Louisa Ulrica angelegt hatte, und aus Sammlungen von unsern reisenden Naturforschern, als Hasselquist und Rolander, beide Jünger von dem großen Linné oder dem Vater, und mehreren enthielt; dieses Cabinet

hat der König in diesem Jahre der hiesigen Akademie der Wissenschaften geschenkt, und es wird jetzt dem vorigen Kabinette der Akademie von dem neuen Intendanten von Quensel, zugefügt, welcher sehr kundige und fleißige Mann auch über alle diese Schätze, nach einer richtigen Klassifikazion, ein vollständiges Verzeichniß verfassen wird. — Der König läßt eine neue Gradmessung im nördlichsten Theile seines Reichs, um die Figur der Erde noch genauer zu bestimmen, bewerkstelligen, und hat zu diesem Behufe fünftausend Rthl. bewilligt. Zwei Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, die Herrn Ofwerhom und Swanberg, werden in diesem Winter die Messung anstellen, welche also ein wahrer Pendant zu der Messung ist, welche Maupertuis und And. Celsius, im Jahre 1736 bei Torneå machten. Zu dieser neuen Messung hat die Akad. der Wissenschaften ein ganz neues Messungs-Instrument, und ein Metre oder Maaßstab, ganz nach dem neuen franz. Hauptmetre eingerichtet, von Paris kommen lassen, denn diese unsere Messung stehet in genauer Verbindung mit den Französischen neulich gemachten Messungen. — Für die Naturforscher ist es gewiß eine sehr angenehme Neuigkeit, daß des im spanischen Südamerika schon 1756 gestorbenen schwedischen Naturforschers, Herrn Löflings nachgelassene Handschriften wiedergefunden sind, und sie sollen von dem Hrn. Cavanilles, Direktor des Königl. Botanischen Gar-

tens zu Madrid, herausgegeben werden. — Herr Profeſſor Aurivillius, Bibliothekar zu Upſala, macht ſich jetzt um die Geſchichte der Gelehrſamkeit ſehr verdient: denn er giebt nicht allein den Catalog aus der dortigen akademiſchen Bibliotheken heraus, ſondern hat auch ganz neulich den achten Theil von des ſeel. Hofraths Warmholtz's Bibliotheca Hiſtorica Sueogothica edirt, von welchem vortreflichen Werk ich ein andermal ausführlich ſchreiben werde. Heute will ich bloß hinzufügen, daß das ganze eigenhändige Manuſkript aus 15 Bänden in Folio beſtehend, in der Upſaliſchen Bibliothek aufbewahret wird, und daß der Königliche Bibliothekar Sjoerwell die vorhergehenden ſieben Theile herausgegeben hat. Dieſer letztgenannte Literator iſt nun ziemlich alt, lebt ſehr in der Stille, und giebt jetzt nichts anders von eigenen Arbeiten aus, als ſeinen Briefwechſel (Bref-växling), Anderer und eigene Briefe enthaltend. — Doch dieſer Brief iſt ſchon zu lang geworden, ich breche folglich ab, und reſpare das übrige für ein andermal *).

*) Möge uns von diſer Hand noch oft eine Nachricht aus jenem, uns durch Denkart und Sprache ſo ſehr verſchwiſterten Reiche zukommen!

V.

3.

Aus Bayern.

Landshuth, den 19ten Dec. 1801.

Noch iſt ein mächtiger Kampf der alten Finſterniß mit dem neuen Lichte. Aber wer kann der Sonne gebieten, wenn ſie aufgeht? Sie werden aus öffentlichen Blättern die Verkeherungsverſuche wiſſen, die man gegen den wackern, der wahren, nicht der ſtürmenden und zündenden Aufklärung, gegen die der edle Pfeffel jene bekannte Fabel ſchrieb, herzlich ergebenen Salat noch vor ſeiner Abreiſe ans Lyzeum von München eingeleitet hatte. Man witterte in ſeiner trefflichen Schrift: auch die Aufklärung hat ihre Gefahren, viel böſes, und das Vikariat in Augsburg foderte ihn wegen mehrerer gottloſen Sätze, die ſich darin fänden, zur Verantwortung. Nein hatte die Kabale jene Vorladung gerade auf die letzten Tage berechnet, wo Salat nach München abgehn ſollte. Allein eben dadurch vereitelte ſie ihren Plan ſelbſt. Denn nun durfte er ſchreiben: da er nach einem frühern Befehle des Landesherrn eben zu der Zeit in München eintreffen ſolle, ſo dürfte er wohl bitten, ihn die verdächtigen Sätze zur ſchriftlichen Erklärung herausſchließen zu laſſen u. ſ. w. Selbſt

die oberſte Behörde des augsburgiſchen Vikariats hatte eigenhändig an den Kurfürſten geſchrieben und geſagt: den Unglauben zu verbreiten, worauf der Verfall des Staats von ſelbſt folge, ſey Prof. Salats Abſicht. Zum Glück hatten die beiden ehrwürdigen Miniſter Montgelas und Morawizki Salats Buch voll der merkwürdigſten Stellen über wahre und falſche Reformazion ſelbſt geleſen, und der erſtere ſchrieb dem Geh. Rath von Zehntner, indem er ihn jenes Schreiben überſandte: „er habe das Buch ſelbſt geleſen, und ſey der Meinung, daß man dieſen aufgeklärten Prieſter unterſtützen müſſe.“ Es kam noch ein zweites Schreiben an den Kurfürſten. Und nun ging endlich von dieſem die Antwort ab, wo mit dürren Worten von unreinen Nebenabſichten u. ſ. w. die Rede war. Zugleich wurde dem Prof. Salat der gnädigſte Befehl gegeben, auf keinem Fall in Augsburg zu erſcheinen, und was ihm von dorther noch weiter zukommen möchte, ſogleich an das Geh. Miniſterialdepartement zu ſenden *)

*) Wie ſehr iſt es zu wünſchen, daß der würdige Salat die Erlaubniß erhalten möge, den ganzen Verlauf dieſer für Schwaben und Bayern gewiß ſehr merkwürdigen Verhandlung durch den Druck bekannt zu machen!

Langsam, aber doch sicher, geht hier das schöne Werk der Verbesserung fort. Die Dominikaner in Landshut sind aufgehoben, zum Besten der Universität; das Kloster der Nonnen zu Seligenthal bei Landshut wird zu gleichem Zweck administrirt (die Existenz ward ihnen geschenkt, weil sie Schule hatten). Vor ein paar Tagen ging hier eine kurfürstl. Kommission zu den Karmelitern und kündigte ihnen ihre Auflösung an. — „Das Haus wird den lateinischen Schulen, die Einkünfte werden dem Fond der teutschen zufallen. — Der Rektor dieser Schulen, die erst (wie so manches andre) unter der gegenwärt. Regierung neu aufblühen, ist ein sehr würdiger und thätiger Mann, Schubarth Steiner, ein Exjesuit — aus der Klasse der jüngern und edlern; Inspektor und Mitlehrer — Hr. Käfer, dessen schönem, regem Eifer die Sonn- und Feiertagsschulen ihr Daseyn vorzüglich verdanken. . . .

Auch die täglichen Schulen haben eine Aenderung erlitten. Aus den Klöstern (die noch bestehn) werden Nonnen gewählt, und zum Unterricht der weiblichen Jugend angeleitet; keine Klausur gilt mehr, und — es geht gut, so schief die guten Frauen (Jungfern) Anfangs darein sahen. Artig ists, wie bei mancher guten Seele sich das Muttergefühl äußert, wie sanft sie mit den Kindern reden, und wie die Mädchen an ihnen hangen! — Die Kinder bis

ken, wenn die Schule zu Ende iſt: nur noch 1 Stunde, eine halbe Stunde! — (bleiben und lernen zu dürfen!)

4.

Ueber Gotha.

J. den 25ten December 1801.

— Freudig begrüßt der Wanderer, der aus den Kriegsbedrängten Rheingegenden herkömmt, wieder die Gothaiſchen Länder, mit dem Wohlſtand und der Ordnung, die darinn herrſcht; entzückt genießt er wieder das viele Schöne und Gute, welches daſelbſt lebt und für Teutſchlands weitere Bildung hervorgeht.

Dem Fremden iſt das Gothaiſche Caſino eine angenehme Erſcheinung, weil er da zugleich den größten Theil der gothaiſchen ſchönen und gebildeten Welt antrift. Adel und Nicht-Adel verſammelt ſich hier alle Mittwoche zu Spiel und Unterredung, und am Ende jedes Monats feiert ein Ball den Kranz dieſer ſchönen Vereinigung.

Dabei merkt man auf keiner Seite was Steifes oder Erkünſteltes; denn die Kultur dieſer geſelligen

zu seyn, in seinen Augen unendlichmal liebenswürdiger war als Cleonissa, schien ihm ihres Herzens — oder richtiger zu reden, ihrer glücklichen Organisation wegen — ungeachtet des gemeinen und gerechten Vorurtheils gegen ihren Stand, in Vergleichung mit dieser tugendhaften Dame eine sehr schätzbare Person zu seyn: Und da sie in der Unruhe, worein sie die immer zunehmende Kaltsinnigkeit des Prinzen zu setzen anfieng, ihre Zuflucht zu ihm nahm, so machte er sich desto weniger Bedenken, sich ihrer mit etwas mehr Eifer als die Würde seines Characters vielleicht gestatten mochte, anzunehmen. Dionys liebte sie nicht mehr; aber er maßte sich noch immer Rechte über sie an, welche nur die Liebe geben sollte. Die schöne Bacchidion wurde nur zu deutlich gewahr, daß sie nur die Stelle ihrer Nebenbulerin in seinen Armen vertretten sollte; und ob sie gleich nur eine Tänzerin war, so däuchte sie sich doch zu gut, Flammen zu löschen, welche eine andere angezündet hatte. Dionys schien bey der anhaltenden Strenge seiner neuen Gebieterin, einer solchen Gefälligkeit mehr als jemals benöthiget zu seyn; und eben darum gab ihr Agathon den Rath, an ihrem Theil auch die Grausame zu machen, und zu versuchen, ob sie durch ein sprödes und launisches Betragen, mit einer gehörigen Dosi von Coketterie vermischt, nicht mehr als durch zärtliche Klagen und verdoppelte Gefälligkeit gewinnen würde. Dieser Rath hatte einen so guten Erfolg, daß Agathon, der sich des Sieges zu früh versichert hielt, itzo den gelegenen Augenblick gefunden zu haben glaubte, dem Dionys offenherzig zu gestehen, wie wenig Achtung

er

Bewohner iſt nicht von Geſtern, ſondern die Frucht eines mit allen Neben-Wurzeln wohlangeſchlagenen Baums.

In allem Denken und Reden über literariſche Gegenſtände, das hie und da zur Einſeitigkeit und zu grellen Kontraſten ausartete, hat Gotha ſtets einen klugen Mittelweg gehalten; franzöſiſche und filoſofiſche Revoluzionen haben wohl hier Beobachter und Prüfer, aber keine lauten Anhänger und Verfechter gefunden. Lenz und Jacobs, Schlichtegroll und Becker, Löffler und Zach, ſind den Wiſſenſchaften werthe gefeierte Namen. Auf der hohen Sternwarte befinden ſich Inſtrumente, die nach Zachs Angabe in England verfertigt worden, und nun hier zu bewundern ſind. — An Schlotheim u. Hof hat die Mineralogie hier ein paar eifrige Bearbeiter; des erſtern Sammlung in dieſem Fache iſt klaſſiſch.

Mit Dank und Liebe für den gelehrten Fürſten, die humane Fürſtin, und den herrlichen Miniſter, die das Alles beſeelen, beſteigt der Fremde und Einheimiſche den Friedensſtein und erblickt in ihm einen der ſchönſten Kunſttempel und Fürſtenpaläſte von Teutſchland. Vermehrt wird noch immerfort die Bibliothek, welche nun an Hamberger, Jakobs und Schlichtegroll drei thätige Aufſeher hat, — die Bildersammlung und das faſt einzige Münzkabinet,

welches nun gleichfalls unter Schlichtegrolls würdiger Mitaufsicht steht und von ihm geordnet wird. Jüngst ward es noch von Dresden durch das reiche Seckendorfsche Kabinet griechischer Münzen vermehrt, so wie es vor zwei Jahren durch die Gerningsche Sammlung großgriechischer Münzen, aus dem Nachlaß des Bischoffs Gürtler zu Neapel, einen guten Zuwachs erhielt, da der Besitzer der letzten als Liebhaber griechischer Kunst jetzt nur solche Stücke fortsammelt, die sich in ästhetischer Hinsicht und nicht allein durch Seltenheit empfehlen.

Schlichtegroll ist gesonnen, ein numismatisches Journal herauszugeben, welches eine willkommene Erscheinung seyn und Liebe für schöne Kunst und Wissenschaft mit befördern wird.

5.

Beygangs Museum.

Leipzig, den 22. Jan. 1801.

Daß Beigangs Museum an Solidität und Umfang allen ähnlichen Instituten den Rang streitig macht, dünkt Dem keine Uebertreibung, welcher die Größe der damit verbundenen Lesebibliothek von mehr als 60,000 Bänden bedenkt. Nun hat der unermüdete, auch durch höchste Huld werkthätig unterstützte, Stifter noch einen Vorzug, den man z. B. dem Pintherischen Museum zu Dresden in einem hohen Grade zu-

gestehn muß, den der äußern, modernen Eleganz damit verbunden. Das Lokale ist nicht nur um ein so geschmackvolles als geräumiges Gesellschaftszimmer, außer zwei zum Lesen und einem zum Exzerpiren bestimmten, vermehrt, sondern auch Alles, bis auf den freieren Saal, angenehm ausgemahlt und geordnet, endlich (da doch Privatübungen der Musik, an so einem Ort von Willkühr und Laune regiert, und bei dem gemischten Publikum, der Möglichkeit ausschließender Anmaßungen, u. s. w. selten befriedigend gedeihen) ein kleines Konzert unter Leitung des Kantor Müllers eingerichtet worden; wozu der Saal monatlich Einmal benuzt und erleuchtet wird. Den 18. Januar, als am Tage der neuen Eröffnung dieser nun ins achte Jahr mit erhöhter Zahl der Interessenten bestehenden Anstalt, war das erste. Der verdiente Erhard suchte diese verwandte Unterhaltung, zu welcher den zahlreich sich versammelnden Damen in den Zimmern Sitze bereitet waren (denn ihnen ist dieser Zutritt durch Billets zugesichert), durch einen belebten litterarischen Diskurs dem Orte selbst noch mehr anzueignen. Daß bei diesen Verschönerungen die Solidität nicht aus den Augen gelassen werde, zeigt die Anstellung eines eigenen Aufsehers, welcher den bösen Lücken in den Fächern der Zeitschriften und der heißhungrigen Aufhäufung mehrerer Journale in den Händen eines Einzigen, geschickt abzuhelfen wissen wird; nicht minder die, zuher aus Gründen eingestellte, Aufbewahrung der neuesten, nicht periodischen Literatur zunächst für dieß Publikum, welches sich durch die hier sich ergebenden gemeinschaftlichen literarischen Genüsse immer mehr befreundet, immer inniger mit dem holden Bande der Humanität umschlungen wird.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

1. Stück. Januar 1802.

1.

Neue Zeitung
für
Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturiſten,
herausgegeben von
Johann Adolph Hilde.

(Weimar gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, zu haben wöchentlich auf allen Poſtämtern u. monatlich in allen Buchhandlungen für 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.)

Der Beifall, mit welchem man dieſe belehrende Zeitung in dem vergangenem Jahre, und nun ſeit ihrem Anfange 18 Jahre lang beehrt hat, macht es zur Pflicht, ſelbige auch in dem Jahre 1802 fortzuſetzen. Die älteren Jahrgänge ſind ebenfalls noch zu haben, und können durch die oben angezeigten Behörden beſorgt werden.

In No. 49 — 52 von 1801 oder im Decemberheft findet man unter mehreren folgende vorzüglich Aufſätze: 1. Ueber den Wechſel, von Hagenbruch. 2. Laudanum Gummi. 3. Verfall der teutſchen Manufakturen. 4. Ueber das teutſche Poſtweſen. 5. Cimoliſche Erde. 6.

Ueber die Gewinnung des Queckſilbers und ihrer Produkte zu Idria. 7. Muscatnüſſe und Muscatblüthen. 8. Chaptals neue Bleichmethode, oder die Art mit Dämpfen zu bleichen.

Mit dem 52ſten Stücke iſt ein Regiſter und ein Haupttitel zu dem Jahrgang ausgegeben worden.

II. Kleine Schriften, gröſstentheils von Weimariſchen Gelehrten, aus dem erſten Jahre des Neunzehnten Jahrhunderts. 2 Bändchen.

Durch die Verſetzung des Redakteurs des vierteljährigen Taſchenbuchs von Weimar, hat ſelbiges mit zwei Bändchen geſchloſſen werden müſſen. Da nun dieſem unter dem Titel: Taſchenbuch, kein Plätzchen in der Bibliothek eines gebildeten Leſers und Leſerin eingeräumt werden möchte, welches die Arbeiten der verdienſtvollen Mitarbeiter doch verdienen ſollen, ſo haben wir dieſelben unter dem vorgeſetzten Titel noch einmal ausgegeben, und im Preiſe gemindert. Wir hoffen ſo mehreren nicht allein eine wohlfeile, ſondern auch eine des Aufbewahrens würdige Lectüre in die Hände zu liefern, und glauben wegen des veränderten Titels entſchuldigt zu ſeyn.

Der Inhalt iſt folgender.

Erſtes Bändchen.

Paläofron und Neoterpe. Ein Feſtſpiel zur Feier des 24 Oktobers, von Göthe.

1. D. Fenks Leichenrede auf den höchſtſeligen Wagen des Fürſten von Scheeran, von Jean Paul Fr. Richter.
2. Das Gewitter, von Fr. Brun, geb. Münter.
3. Hugdieterich und Hildburg, von Fr. Maier.
4. Der frohe Junker, v. Einſiedel.
5. Die Raben und Fernen, von Ebendemſ.
6. Die kaſche Lebensreiſe, v. Ebend.
7. Ideenſpiele, v. Ebend.
8. Elegieen, v. Seckendorf u. Knebel.
9. Bertrand Du-Gueſclin, v. F. Maier.

10. Perſiſche Lieder aus Siegmund von Seckendorfs Nachlaſſe.
11. Chiron der Alte, v. Knebel.
12. Der Bramine, v. Einſiedel.
13. Verſuch einer Beantwortung der Preisfrage: Wie ſich eine unbeſchäftigte Geſellſchaft am beſten beſchäftigen könne? v. W.
14. Madagaskariſch: Lieder, v. Knebel.
15. Bianka, v. P.
16. An die Herzogin Amalia, v. Göthe.

Zweites Bändchen.

Dem neuen Jahrhundert, v. Knebel.
1. Blumen, v. Herder.
2. Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier, v. J. Majer.
3. Der Schuldner, v. Lüttemüller.
4. Madagaskariſche Lieder, v. Knebel.
5. Der neue Protagoras, v. Sonnenfels.
6. Proben aus Georg Franks nachgelaſſenen Briefen und Papieren, v. M***.
7. Die Gaben der Muſe, Sonnet v. Meſſerſchmidt.
8. An Ludwig Tieck. Sonnet v. F. Schlegel.
9. Nachtmuſik, an Olympia. Aus Siegmund von Seckendorfs Nachlaſſe.
10. Die vier Weltalter der Indier, v. J. Majer.
11. Der Haarring, aus dem Perſiſchen, v. Hammer.
12. Hialmars Abfahrt, v. Gräter.
13. Das Lied der Littauerin Elſe Mantwillaite, v. Gräter.
14. Eidyllien, v. Rückert und Gerning.
15. Geſang der Sechshundert, als ſie unter Dias Anführung in die Schlacht zogen, v. Seckendorf.
16. Der Kranz, v. Knebel, Gerning, Rückert, H. L. und Seckendorf.
17. Der Tod Oskars, v. Seckendorf.

Beide Bändchen koſten gebunden nur 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. und ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Gebrüder Gädicke
zu Weimar.

III. Kleine Reiſen

in die ſchönſten Gegenden meines Vaterlandes. Erſtes Bändchen, oder Reiſe nach Stift u. Kloſter Banz. Weimar gedruckt und verlegt bei bei den Gebrüdern Gädicke. 12 gr. od. 54 kr.

Inhalt.

1. Fragment aus einer noch ungedruckten Familien-Geſchichte.
2. Noch etwas über Banz und ſeine Bewohner.
3. Nur ein paar Worte über Vierzehnheiligen und Langheim.
4. Hiſtoria novi Horti Conventualis.
5. Das Naturalien-Kabinet zu Banz. Eine Skizze.

IV.

Journal

von neuen deutſchen Original-Romanen in 8 Lieferungen jährlich. 1802. Penig, bei Dienemann und Kompagnie.

Der Wunſch, dem Publiko jährlich eine beſtimmte Zahl guter Romane liefern zu können, gab dieſem Journal ſeine Entſtehung und die Tendenz deſſelben iſt blos Bildung des Geſchmacks in dieſer Art von Schriften. Die möglichſte Eleganz, die gröſte Billigkeit des Preiſes und beſonders die ausgeſuchteſte Wahl der Schriftſteller und Kupferſtecher zuſammen verbunden, iſt der Weg, wodurch wir dieſen Zweck zu erreichen ſuchen.

Es erſcheinen von dieſem Journal jährlich 8 Bände von 16—20 Bogen mit 1 oder mehr Kupfern.

Wer ſich auf einen ganzen Jahrgang deſſelben verbindlich macht, erhält dieſe 8 Bände auf ſchönes weiſſes Druckpapier für 6 Rthlr. in Gold oder 10 fl. 48 kr. rhein. alſo jeden Band für 18 gr., auf franzöſiſches Papier mit den beſten Kupferabdrücken, und geſchmackvoll eingebun-

den, so, daß es die eleganteste Damenbibliothek zieren wird, für 12 Rthlr. in Gold oder 21 fl. 26 kr. rhein. also jeden Band für 1 Rthlr. 12 gr. Diese Bände haben nur dann Zusammenhang, wenn ein Roman durch mehrere Bände fortgeht; es wird daher jeder Band der geringern Ausgabe einzeln für 1 Thlr. oder 2 fl. 48 kr. und jeder Band der splendiden Ausgabe einzeln für 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr. verkauft

Privat-Interessenten, die sich mit baarer Zahlung an uns selbst wenden, erhalten 20 pCt. Rabat.

Der erste Band unter dem Titel: Vetters Wallfahrten, ein Roman von Franz Horn, erscheint ohnfehlbar Anfang Januars 1802.

Bestellung macht man darauf in allen Buchhandlungen Teutschlands und der angränzenden Länder, auf allen resp. Ober- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen u. s. w. durch die man es durch ganz Teutschland postfrei erhalten kann.

Penig bei Leipzig, den 1 Decembr. 1801.

Dienemann u. Comp.

V. In meinem Verlage sind folgende Bücher fertig geworden, die nun auch in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Anton Pigafetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt, übersetzt von von C. W. Jacobs und Fr. Kries. gr. 8. mit 3 Karten. (Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.)

und

Diplomatische Geschichte des berühmten Martin Behaim's. Von C. G. von Murr. gr. 8. 2te sehr vermehrte Ausgabe mit Kupfern. (Preis 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.)

Es ist wohl nicht nöthig, die Aufmerksamkeit des

Publikums mit vielen Worten auf diese Schriften zu richten, von welchen die erstere die einzige vollständige Beschreibung der ersten Reise um die Welt enthält, die, ob sie gleich von einem der Mitgereisten selbst herrühret, durch einen besondern Zufall doch so lange unterdrückt geblieben war, und erst im vorigen Jahre durch Amoretti öffentlich erschienen ist. Das andere Werkchen, das schon in seiner ersten unvollkommenern Gestalt den Beifall der Kenner gefunden hat, und hier sowohl innerlich als äußerlich ansehnlich verbessert erscheint, steht mit dem erstern in einiger Verbindung; so daß auch Amoretti der französischen Ausgabe von Pigafetta's Beschreibung eine französische Uebersetzung der Geschichte M. Bobeims nach der ältern Ausgabe angehängt hat. Um indessen den Käufern keinen Zwang anzuthun, wird jedes von diesen Werken besonders verkauft. Gotha im Nov. 1801.

Justus Perthes.

VII. Englische Miscellen 5n B. 38 Stck.

Inhalt.

Verbesserter Familienzug. Patent-metallnes Messerbret. Pulver zu Reinigung der Theelirnen. Whites wohlfeiles Nachtlicht. Horils Dreschmaschine. Neuer Anstrich für Holzwerk. Neue Tinte zum Zeichnen des Weißzeugs. Blaugerippte seidene Bänder. Neue Art von Plaid. Winter Damenschuhe. Kupferstich als Ankündigungsmittel. Neue Kaffekannen. Nachtmützen. Renking-Kleidung. Neue Strümpfe und Winterhandschuhe. Socken aus schottländischen Pelzwerk. Neue Salatlöffel. Fischkelle. Hut-Gewölbe. Elegante Perückenstöcke. Tragbare Bettgestelle. Abgestumpfte Damenschuhe. Neue Kothkamaschen. Atlasbölzerne Vogelbauer. Neue Mannshandschuhe. Friedens-Bänder. Elfenbeinerne Zähne. Strohhüte. Haar-Kämme. Bratenschüssel. Fruchtkörbchen aus Stroh. Patent-Ertheilungen. — Egyptisches Influenza. — Addington Moore. Graf Rumford. Neue Bücher: Moriers Memoiren über den türkischen Feldzug in Egypten. Baldwins Werk über Egypten. Gerichtliche Klagen. Unglücksfälle und Anekdoten. — Mißhandelte Arbeits-Mädchen. Rache. Unglück durch ein scheu gemachtes

Pferd. Verschlukte Nadel. Unglück durch Überladung der Landkutschen. Vergiftung. Vorfall mit einem Ochsen. Entscheidung einer Ehebruchssache. Erkaufung falscher Zeugen. Wette. Neue Kupferstiche. Angriff und Einnahme von Seringapatnum. Tippuh-Saheb, von seiner Familie erkannt. Der Waldbewohner und der Schäfer. Landung Wilhelms III. 4 Landschaften von Walmesley, gest. von Hassel und Earlwright. Bonaparte. Die heilige Familie, gest. von Reynolds. Shakespear's sieben Menschenalter. Gilbert Wakefield — Neue Musikalien. Arien der Mistreß Billington aus der Oper Artaxerres. Die Musterung oder der Lohn von Windsor, Text von Colman, Musik von Arnold. Ramspini's drei Sonaten fürs Forte Piano — Gelehrte Neuigkeiten: Einfluß des Friedens für das Druckwesen. Stephans Geschichte des Kriegs zwischen Frankreich und Oestreich. Dr. Mavors populäre Übersicht der allgem. Geschichte vom Anfange der Welt bis 1801. Beresfords Übersetzung von Kozebue: das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Miß Plumptres neuer Roman: Leben Mistreß Inchbald. Ueber Tippuh Sahebs Bibliothek. Lappe's theol. Schriften. Garnett Privatvorlesungen. Barrett Evangel. Matthäi. Mad. Sevigne Briefe. Davies Schriften. Dalvimars Trachten der Türken. Nelsons Mittel-Meer-Expedition. Ouseley über Pehlavi Medaillen. Delille's Übers. von Miltons verlornem Paradies. Ackermann großes Werk für Möbliers. — Über den Handel zwischen England und Rußland. — Neue Bücherliste.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
in Tübingen.

VII. Anzeige.

Um Kollisionen zu vermeiden, mache ich die Anzeige, daß ich das vortreffliche Werk von André Michaux, Histoire des Chênes de l'Amérique septentrionale ins Teutsche übersetzt und mit illuminirten Abbildungen liefern werde. Zur Erleichterung der Käufer wird dasselbe Heftweise herauskommen, und das 1ste Heft nächste Ostern in klein Folio auf Velinpapier gedruckt erscheinen. Stuttgard im Dec. 1801.

Hofrath J. P. Kerner.

er für die angebliche Tugend der Dame Cleoniſſa trage. Die Folgen der geheimen Unterredung, welche ſie mit einander über dieſe Materie hatten, entſprachen der Erwartung unſers Helden nicht. Alles Nachtheilige, was Agathon dem Prinzen von ſeiner neuen Göttin ſagen konnte, bewies höchſtens, daß ſie nicht ſo viel Hochachtung verdiene als er geglaubt hatte; aber es verminderte ſeine Begierden nicht; deſto beſſer für ſeine Abſichten, wenn ſie nicht ſo tugendhaft war. Dieſen edlen Gedanken ließ er zwar den Agathon nicht ſehen; aber Cleoniſſa wurde ihn deſto deutlicher gewahr. Dionys hatte nicht ſo bald erfahren, daß die Tugend der Dame nur ein Popanz ſey, ſo eilte er was er konnte, Gebrauch von dieſer Entdeckung zu machen, und ſetzte ſie durch ein Betragen in Erſtaunen, welches mit ſeinem vorigen, und noch mehr mit der Majeſtät ihres Characters, einen höchſt beleidigenden Contraſt machte. Er war zwar Diſcret genug, ihr nicht geradezu zu ſagen, was für Begriffe man ihm von ihr beygebracht habe; aber ſein Bezeugen ſagte es ſo deutlich, daß ſie nicht zweiffeln konnte, es müßte ihr jemand ſchlimme Dienſte bey ihm geleiſtet haben. Dieſer Umſtand ſetzte ſie in der That in keine geringe Verlegenheit, wie ſie dasjenige was ſie ihrer beleidigten Würde ſchuldig war, mit der Beſorgnis, einen Liebhaber von ſolcher Wichtigkeit durch allzuweit getriebene Strenge gänzlich abzuſchrecken, zuſammenſtimmen wollte. Allein ein Geiſt wie der ihrige weiß ſich aus den ſchwierigſten Situationen herauszuwickeln; und Dionys gieng überzeugter als jemals von ihr, daß ſie die Tugend ſelbſt, und allein durch die

Stärke

VIII. Für Kartenspieler.

Das verbesserte Taroc à l'Hombre und Boston-Spiel. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 6 gr. od. 27 kr.

Der Inhalt dieser für Taroc- und Boston-Spieler angenehmen Schrift ist folgender:

A. Taroc à l'Hombre.

1. Einleitung.
2. Nähere Bestimmung des Taroc à l'hombre nach der vorgeschlagenen Art.
3. Vier Hauptregeln und einige Erläuterungen derselben.

B. Das Boston-Spiel.

1. Das Spiel selbst.
2. Anhang einiger Regeln, die die Art des Boston-Spiels betreffen.
3. Zwei Tarife über die Zahlungen beim Boston.

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1802.

I.

Gedichte.

Friedensgeſang auf der hohen Donne *) im Wasgau gedichtet.

Jam fidès et pax et honor pudorque
Priscus, et neglecta redire virtus
Audet, appariqué beata pleno
Copia cornu.

Horat.

Auch mir tönte ſie lieblich im einſamen Thale des Wasgaus,
Auch mir hallet ſie wieder im innerſten Herzen, ſo wie ſie

*) Die hohe Donne, zwei Stunden von dem bekannten Steinthal, iſt einer der höchſten Berge in der Vogeſiſchen Gebirgkette, die in der Richtung von Mittag gegen Mitternacht das Elſaß von Lothringen ſcheidet. Man genießt darauf eine ſehr ſchöne Ausſicht in die anmuthigen, zum Theil ſehr bevölkerten Thä-

Rings um mich, hier durch Wald und Thäler, und auf der Gebirge
Hohen Gipfeln erklinget, die süße Stimme des Friedens.

Von den Ufern der Themse zur Seine, zum Rhein und zum Ostmeer,
Nach dem westlichen Land, das einst des muthigen Schiffers
Forschender Geist in der unbekannten Ferne gesehn hat,
Und wohin den Kühnen zuerst sein beharrender Muth trug;
Zu des südlichen Ozeans weit entlegenen Inseln
Dringt sie mit fliegender Eil, sie hören jauchzend die Völker!

Mit Entzücken vernimmt sie der handelnde Städter: ihm blühe nun

ler, auf die niedrigeren Berge umher, nach Lothringen bis Lüneville und Nancy und gegen Morgen in einen Theil des Elsasses, wo man bei heiterer Witterung den hohen Strasburger Münsterthurm und den Rhein sieht. Den fernen Horizont begränzt auf dieser Seite der Schwarzwald. Der Gipfel der Donne ist mit einer ungeheuern Felsenmasse gekrönt, und im Innern derselben, so wie in den benachbarten Bergen, sind Eisenminen, die zu dem am Fuß der Donne gelegenen Framont gehören. Hier erfuhr der Verfasser die frohe Nachricht vom Frieden.

Wieder im Geiſt ſein Gewerb, und ſein Haus, das wankende, hebt ſich.
An dem Pfluge gebückt hört ſie der ackernde Landmann:
Froh erhebt er ſein Haupt und blickt mit dankendem Auge
Auf zum Himmel, und greift dann raſcher zum Werk, denn er pflanzt nun
Nicht mehr für den gefräßigen Krieg, für ſich und die Seinen
Schießt ihm die Saat in Halmen empor und reifet zur Erndte.
Aber auch in des Waldgaus vielfach ſich krümmenden Thälern,
Auf den Rücken der Berge, ſonſt wilder Thiere Behauſung,
Nun mit fleißigen Menſchen geſchmückt und mit lachender Pflanzung,
Auch hier ward ſie gehört, und erfüllte mit Wonne die Herzen.
Ihrer freut ſich der Hirt an der Donne hangendem Felſen:
Um ihn ſchwebt an dem Berg ſein Reichthum, die weidende Heerde;
Doch nun ſieht er ſie nicht, er träumt von kommenden Zeiten;
Jetzo aber erwacht er plötzlich und greift nach dem Horn und

Bläst, was ihn die Empfindung lehrt, ein Lied an den Frieden.

Unter ihm hört sie der tief in der Erde wühlende Bergmann:

Friede! tönt es im hohlen Bauch des eisernen Berges,
Friede! hallts aus der Tiefe dunkelen Gängen zurücke,
Und der stärkere Schlag der schweren Hämmer verkündet
Laut die Freude der Männer, die nun die Schwerte des Erzes
Nicht mehr, daß es die Menschen würge, vom leichteren Berge
Scheiden, sondern damit es diene zum Pflug und der Sense.

Auch mir tönte sie lieblich, auch mir entfalten sich neue,
Süße Gefühle, mir zittert im innersten Herzen die Wonne,
Hohe Wonne, so wie sie nun bald die glückliche Mutter
Fühlet, wenn ihr im Arm der Sohn, der lange vermißte
Thränen der Freud' und des Wiedersehns sanfte Thränen vergießet.

Muſe, die du mächtig und unwiderſtehlich mich faßteſt,
Als mir im Flug nach den weit entlegenen Ländern des Friedens
Liebliche Stimme das Ohr berührt und tief in der Seele
Wiederhallte: wenn du es biſt, die mich auf der Donne
Hangenden Felſen geführt hat, und mir zu ſingen befohlen;
O ſo leihe den großen Gefühlen, die mir im Herzen
Beben, frölichem Klang; daß laut es die Echo verkünde.

Nenne mir ſie die Edeln, die in der langen Verwirrung,
Wo ſo viele entartete Menſchen unmenſchlich gehandelt,
Rein und unbefleckt ſich erhalten, und ſich bei der Nachwelt
Ruhm bereitet durch große, der Ewigkeit würdige Thaten.

Nenne mir ſie die Helden, die, unerſchüttert im Kampfe,
Für ihr Vaterland ſtritten und Sieg und Frieden erkämpften.

Nenne mir auch jene, die im Gedränge der Schlachten

Fielen, und nicht die Frucht der unſterblichen Thaten
genoſſen.
Nenne mir aber vor allen die Guten, die nicht des
Glückes
Ich überhoben, und nie der Menſchlichkeit Pflich-
ten vergaßen,
Die im beſiegten Feind nicht den Feind, den Men-
ſchen nur ſahen;
Die im eroberten Land ſich nicht mit dem Schweiße
der Bürger,
Nicht mit der mühſam erworbenen Habe des wehr-
loſen Landmanns,
Nicht mit der Wittwe Gut bereicherten, und nicht
die Waiſe
Ohn' Erbarmen in Jammer und in Verzweiflung
ſtürzten.

Aber du zageſt — noch ſchweigſt du züchtig — —
ich ehre dein Schweigen.
Nein, ich nenne ſie nicht die Ehrfurcht gebietenden
Namen. —

Edle, die nicht niedrige Furcht, nicht mächtiger
Menſchen
Allgewalt ſchreckte, die ihr vor dem herrſchenden La-
ſter nicht bebtet;
Ihr, die dem euch ehrenden Beil das ſchuldloſe Le-
ben

Lieber als den abſcheulichen Menſchen, die ohne Geſetze
Herrſchten, oder der ſchändenden Ehre die Tugend geopfert;
Die ihr lange dem Strom des Verderbens entgegen euch ſtämmtet,
Lange, bis endlich ermattend die Kraft euch verließ, und des Jammers
Wolke mein Vaterland deckte; euch, die zu Rettern des Volks die
Ewige Vorſicht beſtimmte, die ſie uns gab, um Ordnung
Pflicht und Recht und Geſetz und Wohlſeyn uns wieder zu ſchaffen;
Euch, ihr menſchlichen Helden, denen, unſern dem Rheine,
Eurer beſcheidenen Größe Bewundrer Troſäen errichtet;
Und dich, erſter der Franken, gleich groß im blutigen Schlachtfeld,
Wo dein Herz nach Friede ſich ſehnt', indem du die Feinde
Unter den erſten bekämpfteſt und unter den erſten beſiegteſt,
Und im einſamen Zimmer, wo Segen und Friede den Völkern,
Wo uns ſorgend dein Genius Glück und Ruhe bereitet;

Groſſe Menſchen! euch alle, die uns die wachende Vorſicht
Liebend erhalten, und euch, die den Tod ihr fürs Vaterland ſtarbet,
Wo ihr und wer ihr nun ſeyd, euch lohnen nicht flüchtige Lieder
Würdig; euch lohnt der gefühlte Dank der lebenden Menſchen,
Und der kommenden Alter ehrfurchtsvolle Bewunderung.
Wo ihr und wer ihr nun ſeyd, o hört der jubelnden Menge
Segnenden Ruf! o ſeht die Freud' in weinenden Augen
Und die emporgefalteten Hände der glücklichen Menſchen,
Aber den ſchönſten, den ſüßeſten Lohn giebt euch das Bewußtſeyn,
Das im reinen Herzen euch lebende, frohe Bewußtſeyn,
Gut gehandelt und, ſo wie die uns liebende Gottheit,
Vielen Segen rings um euch her verbreitet zu haben, —

Höret den Friedengeſang, ihr alle, leidende Menſchen,
Denen der Krieg und die lange Zerrüttung blutige Wunden

Schlugen, die noch nicht verharſchet; auch ihr, die lang, ach! zu lange
Feindlich entgegengeſetzte Meinungen trennten, erhöret
Ihr ihn! o daß er dann erſt verhallte, wenn in den Herzen
Meiner Zeitgenoſſen er tröſtende Hofnung des Beſſern,
Die Gefühle der Ordnung, der Pflicht, der Rückkehr zur Tugend,
Die Entſchlüſſe des Rechthuns und der Verzeihung des Unrechts,
Wenn er Gutes gewirket hätte, das Uebel vermindernd,
Denn verhehlen wir's nicht: der traurigen Zeiten Gewirre
Und der Drang der entfeſſelten Leidenſchaften, die mächtig
Wider einander kämpften und aus dem gewohnten Gleiſe
Schweiften, das raſtloſe Streben nach Umſturz und Neurung, nicht immer
Von der Liebe zum Beſſern erzeuget, ſondern von Habſucht
Allzuoft, und von Herrſchbegierd' und taumelndem Unſinn;
All' das Drängen und Treiben der Menſchen gegen einander

zu seyn, in seinen Augen unendlichmal liebenswürdiger war als Cleonissa, schien ihm ihres Herzens — oder richtiger zu reden, ihrer glücklichen Organisation wegen — ungeachtet des gemeinen und gerechten Vorurtheils gegen ihren Stand, in Vergleichung mit dieser tugendhaften Dame eine sehr schätzbare Person zu seyn: Und da sie in der Unruhe, worein sie die immer zunehmende Kaltsinnigkeit des Prinzen zu setzen anfieng, ihre Zuflucht zu ihm nahm, so machte er sich desto weniger Bedenken, sich ihrer mit etwas mehr Eifer als die Würde seines Characters vielleicht gestatten mochte, anzunehmen. Dionys liebte sie nicht mehr; aber er maßte sich noch immer Rechte über sie an, welche nur die Liebe geben sollte. Die schöne Bacchidion wurde nur zu deutlich gewahr, daß sie nur die Stelle ihrer Nebenbulerin in seinen Armen vertreten sollte; und ob sie gleich nur eine Tänzerin war, so däuchte sie sich doch zu gut, Flammen zu löschen, welche eine andere angezündet hatte. Dionys schien bey der anhaltenden Strenge seiner neuen Gebieterin, einer solchen Gefälligkeit mehr als jemals benöthiget zu seyn; und eben darum gab ihr Agathon den Rath, an ihrem Theil auch die Grausame zu machen, und zu versuchen, ob sie durch ein sprödes und launisches Betragen, mit einer gehörigen Dosi von Coketterie vermischt, nicht mehr als durch zärtliche Klagen und verdoppelte Gefälligkeit gewinnen würde. Dieser Rath hatte einen so guten Erfolg, daß Agathon, der sich des Sieges zu früh versichert hielt, itzo den gelegenen Augenblick gefunden zu haben glaubte, dem Dionys offenherzig zu gestehen, wie wenig Achtung-

Und zu dem was nicht gut war, sie lösten die Bande der Ordnung,
Der geselligen; Schwindel ergriff die Köpf', und die Herzen
Wurden verschlimmert; vom lenkenden Zügel der Sitten befreiet,
(Traurige Freiheit!) losgebunden von Pflicht und Gesetzen
Rannten die Rasenden sinnlos dahin, verbreiteten Mangel
Elend und Tod um sich her und stürzten sich selbst in den Abgrund.
Zwar sind die Tage des Jammers, die schwarzbestorten, vorüber,
Zwar lacht Friede den Völkern, zwar ruft der fränkische Konsul
Wissenschaften und Künste, gesetzliche Freiheit und Ordnung,
Glück und mildere Sitten wieder zurück, und sein Beispiel
Steht in der schwankenden Zeit als fester strahlender Leitstern.
Auch dich, göttliche Religion, von der sich so viele
Weit entfernet, um selbst sich ohne Gott und Gewissen
Eine Religion zu schaffen, nach ihren Gelüsten;
Dich, die alle, zwar nicht in Meinungen, sondern in Liebe

Und im Entſchluſſe ſich gegenſeitig zu helfen, vereinigt;
Auch dich ruft der groſse Mann in die Herzen zur Rückkehr.
Aber der einzelne Mann, wie groß und ſprechend ſein Anſehn,
Wie entſcheidend ſein Wort und ſein feſter Wille ſonſt ſeyn mag,
Was vermag er zur Sittenverbeſſrung entarteter Menſchen?
Wenn nicht jeder von uns, durch frohe Befolgung der eine
Deſſen, was er zum Wohl des Ganzen gebeut, und der andre
Durch Mitwirkung am Werk, das Er ſo glücklich begonnen,
Jeder nach Kräften und Stand die beglückenden Pläne befördert.
Denn nur mühſam erbaut des Weiſen ſchaffende Hand, was
Schnell die Thorheit zerſchlägt und die Bosheit wüthend zerſtöret.
Doch verzagen wir nicht, es ſind noch edle Menſchen,
Deren Herz ſich nicht mit Thorheit und Laſter befflecket.
Selbſt von den Verirrten ſind manche wiedergekehret;
Und der Friede (zu Gott und zu euch, ihr Redlichen, hoff' ich's,)

Viele noch, ach wären es alle! viele Verirrte
Führt der Friede zurück, o nehmt die Kommenden liebreich
Auf und vergeßt das Vergangene, muntert den Wankenden auf und
Reichet die Hand dem Reuenden. Süß iſt's das Unrecht vergeben
Und die ſchweren Beleidigungen mit Wohlthun zu rächen! —
Aber euch vor allen geziemts, das Werk zu vollenden,
Zärtliche Mütter, und euch, Gattinnen und blühende Töchter!
Euch, vor deren Zaubergewalt ſich der herrſchende Mann beugt,
Und zu denen am Ende, wie weit er auch ſich entfernet,
Immer doch der Wilde, Verirrte wieder zurückkehrt.
Wecket ſie wieder in den verhärteten Herzen, und nährt ſie
Sorgſam die ſchönen Gefühle, die euch im liebenden Buſen
Leben, o nähret ſie ſorgſam, wie ihr in des friedlichen Hauſes
Engem Bezirk ſie bewahret. Was von dem Manne der Mann oft
Nicht durch Gründe, nicht durch Gewalt und gebietendes Machtwort

Zu erhalten vermag, (nicht gern weicht der Starke den Starken!)
Das verſaget er nicht der ſanfteinſchmeichelnden Bitte
Und der rührenden Thräne des zartanſchmiegenden Weibes.
Müßet, Frauen, die Macht, die zur Veredlung der Menſchheit
Euch von oben gegeben; dann wird uns der Friede zum Segen.
Friede kehret zurück in die Herzen, und die ſich verfolgten,
Reichen ſich die Hand der Verſöhnung; mildere Sitten,
Handel, Gewerb und Recht und Pflicht und geſellige Tugend,
Menſchlichkeit, Religion und Zucht und Wohlſtand und Liebe
Blühen unter dem Schutz der Größe, der Schönheit, der Güte!

Strasburg. J. J. Gapp.

II.

Bedenken über die Abbildung des Einhorns,

in Hrn. Barrow's Reise nach dem Innern des südlichen Theiles von Afrika.

Ohne zu erwägen, ob die Natur eines Einhorns, in der ähnlichen Gestalt eines Pferdes, aus Gründen der Osteologie zuzulassen seyn möchte, finden wir in der Abbildung selbst, die uns Hr. Barrow im 2ten Theile S. 134. der französischen Uebersetzung, von dem Kopf eines solchen Thieres, nach den kunstreichen Zeichnungen der Buschmänner gegeben hat, einige Zweifel, die uns nicht unerheblich scheinen. Die Gestalt dieses Kopfes nemlich scheint uns nichts weniger als der Gestalt eines Pferdekopfs zu gleichen, sondern weit eher eines Thieres aus dem Antilopengeschlechte, oder auch eines Elendthieres, wie wir solches in Kolbe's Reisen abgebildet finden. Dieser sagt: der Kopf eines Afrikanischen Elendthieres ist gar schön, gleicht einem Hirschkopf, ist aber klein und gegen den Leib zu rechnen, viel zu subtil. Seine Hör-

ner ſind etwa eines Fußes lang, nahe am Kopf höckericht, aber gegen das Ende gerade, glatt und ſpitzig. Sein Hals iſt ſchlank und ſchön. Der obere Kinnbacken etwas größer als der untere u. ſ. w. Ich weiß nicht, ob Kolbe das wahre Elendthier ſo benannt hat, das, nach Hrn. Barrow, eine äußerſt plumpe Geſtalt haben ſoll; aber es ſey nun, welchen Namen das von Kolbe beſchriebene Thier habe, ſo ſtimmt dieſe Beſchreibung mit der uns von Herrn Barrow gelieferten Zeichnung der Buſchmänner ſehr überein. Es ließe ſich wohl denken, daß, da gerade der Kopf von dieſem Thiere, nach Kolbe's Ausſage, vorzüglich ſchön ſeyn ſoll, der geiſtreiche Buſchmann, bei mehrern Abbildungen ganzer Thiere, nur dieſen gewählt habe, und den untern Theil des Thieres in die Abbildung eines Elefanten verſteckte.

Was nun hauptſächlich das einzelne Horn betrift, das wir auf dem Kopfe des Thieres in dieſer Abbildung finden, ſo gleicht ſolches ſehr genau, der Form nach, der Beſchreibung, die uns Kolbe von den Hörnern des Elendthieres giebt. Da nun Hr. Barrow ſagt, daß die Buſchmänner wunderbar genau in den Abbildungen der Thiere ſeyen, womit ſie die Wände ihrer Höhlen und Felſen verzieren, ſo bemerken wir an dem hier abgebildeten Kopfe den Stand des Hornes ganz an der Seite, weit näher dem einen als dem andern Ohre gerückt. Dieſes veranlaßt

uns zu vermuthen, daß der Kopf nach einem wirklich existirenden Gegenstande gezeichnet seyn könne, ohne deshalb der Kopf eines Einhorns zu seyn.

Die Vermuthung hievon gründet sich auf verschiedene Exemplare von einstängigen Hirschgeweihen, die ich gesehen habe; desgleichen von Rehbockshörnern, wovon ich selbst ein Paar besitze. Man gab mir zur Ursache dieser Erscheinung an, daß wenn der Hirsch durch Zufall oder durch einen Schuß an den Hoden verwundet würde, dergleichen entstünde; die Jäger wollten sogar wissen, daß gerade an der Seite, auf welcher die eine Hode verletzt und unbrauchbar gemacht würde, die eine Stange des Geweihes künftig ausbliebe, indem die andere gehörig fortwüchse.

Dergleichen Zufall läßt sich nun wohl bei den häufigen Jagden der Hottentoten denken, und, nach dem Bilde zu urtheilen, ist dies gerade der Kopf von solch einer einstängigen Antilope oder einem Elendthiere, der dem Buschmann, der solches erlegt, allerdings merkwürdig vorgekommen seyn mag. Daß es, nach Behauptung der Hottentoten, die Hrn. Barrow begleitet haben, mehrere dergleichen Thiere gebe, ist aus eben dem Grunde und bei der unendlichen Zahl derselben, nicht unwahrscheinlich, so wie ich auch mehrere Hirschgeweihe dieser Art gesehen habe.

Ich bleibe bei diesem einzigen Grunde stehen, ob sich gleich mehrere denken ließen, welche das Thier

auf eine zufällige Art des einen Hornes beraubt haben könnte. Nur so viel wollte ich darthun, daß sich aus gedachter Abbildung, so authentisch sie auch seyn mag, noch nichts mit Gewißheit auf die wahre Existenz eines Einhorns schließen lasse.

Wenn der englische Reisende ferner in dem Lande der Kaffern Büffel mit beweglichen Hörnern gefunden hat, die, ohne an der Hirnschaale an zu sitzen, blos an der Haut sich befestigen sollen, und sich an dieser nach allen Richtungen drehen und wenden lassen, so ist diese Merkwürdigkeit der Aufmerksamkeit der Naturkündiger wohl werth; die sogar die Aussage des le Vaillant in Zweifel gezogen haben, daß sich nemlich die Hörner der Giraffe auf ähnliche Art nur an der Haut befestiget fänden *).

Wenn übrigens die Bemerkungen des Herrn Barrow hie und da, zumal im mineralogischen Fache, noch einigen Zweifeln ausgesetzt seyn mögen, so ist doch das Buch selbst voll der trefflichsten Aussichten und Beobachtungen. Es führt uns in eine Welt, in der, durch alle Reiche der Natur, vom Sandkorn an bis zum Menschen, alles neu, seltsam und wun-

*) Gleiches mag indessen auch, so viel ich weiß, bei dem Nashorne statt haben.

derbar iſt. Die dürrſten Wüſten und die reichſten Ebenen und Felder, beſeelt von unendlichen Schaaren aller Arten von lebenden Weſen, alle im Ueberfluß, in der Ueppigkeit ihrer Exiſtenz; die Pflanze wie der Baum, und dieſe, wie Gewürme, Inſekten, Vögel, Thiere, aller möglichen Gattung und Art.

Nur der Menſch ſpielt hier, wie faſt überall auf der Erde, die traurigſte Rolle. Und das, etwa durch angeborne Bosheit, durch angeerbtes Verderben ſeiner Natur? nein, durch den niedrigen Geiz und die Grauſamkeit tyranniſcher Uſurpators, holländiſchchriſtlicher Koloniſten; die denn zuweilen auch wohl ihre Pſalmen und Lieder ſingen. Man kann das Buch nicht leſen, ohne im Innerſten gegen ſolche Menſchen und gegen eine ſolche Regierung, deren einziger Zweck Geiz und Unterdrückung ſcheinet, aufgebracht zu werden. Die Kafern (die uns dieſe niedrigen Böſewichter als Menſchenfreſſer und abſcheuliche Menſchen vormalten) ſind die friedlichſten Menſchen, nähren ſich meiſt blos von Milch, ſind frölich und voll Herzensgüte. Man findet unter ihnen die ſchönſten Männer, die Hr. Barrow verſichert nur je geſehen zu haben.

Die armen Buſchmänner, dies wahre Pygmäengeſchlecht, die niemals die Höhe von fünf Fuß erreichen, deren Namen aber ſchon die Holländer zu

Räubern und Mördern gebrandmarkt haben, und die sie ausgehen zu jagen und todt zu schießen, wie die wilden Thiere; diese suchen sich nur vor der rohen Grausamkeit dieser europäischen Thiere zu verbergen. Sie verstecken sich vor ihnen bei Tag, und weihen nur, aus Furcht von ihnen entdeckt zu werden, die Nacht ihren ununterbrochenen Tänzen. Sie leiden Hunger und Noth, und leben meist nur von Wurzeln, Blumenzwiebeln und Insektenlarven; aber freilich, wenn sie einen Hottentoten oder Kolonisten, die ihnen ihre Kinder zu Sklaven rauben, ertappen können, so rächen sie sich auf eine grausame Art *).

Von den Hottentoten selbst will ich hier nicht reden. Man weiß, was für eine gutwillige Menschenart das ist. Die Kolonisten gehen aufs grausamste mit ihnen um, und werden nächstens diese ganze Menschenrace ausgerottet haben.

*) Beinahe unbegreiflich ist die Neigung und Geschicklichkeit zur Kunst von diesen in so rohem Zustande sich befindenden Pygmäenmenschen. Hr. Barrow spricht mit vieler Achtung von ihren getreuen und geschickten Abbildungen der Thiere, die sie umher in den Höhlen und Felsen hoher Berge angebracht haben. Auch ihre sonderbar gestalteten Weiber sind vorzüglich geschickt, Körbe u. dgl. zu flechten. Sie sind äußerst fruchtbar, und lieben ihre Kinder außerordentlich.

er für die angebliche Tugend der Dame Cleoniſſa trage. Die Folgen der geheimen Unterredung, welche ſie mit einander über dieſe Materie hatten, entſprachen der Erwartung unſers Helden nicht. Alles Nachtheilige, was Agathon dem Prinzen von ſeiner neuen Göttin ſagen konnte, bewies höchſtens, daß ſie nicht ſo viel Hochachtung verdiene als er geglaubt hatte; aber es verminderte ſeine Begierden nicht; deſto beſſer für ſeine Abſichten, wenn ſie nicht ſo tugendhaft war. Dieſen edlen Gedanken ließ er zwar den Agathon nicht ſehen; aber Cleoniſſa wurde ihn deſto deutlicher gewahr. Dionys hatte nicht ſo bald erfahren, daß die Tugend der Dame nur ein Popanz ſey, ſo eilte er was er konnte, Gebrauch von dieſer Entdeckung zu machen, und ſetzte ſie durch ein Betragen in Erſtaunen, welches mit ſeinem vorigen, und noch mehr mit der Majeſtät ihres Characters, einen höchſt beleidigenden Contraſt machte. Er war zwar Diſcret genug, ihr nicht geradezu zu ſagen, was für Begriffe man ihm von ihr beygebracht habe; aber ſein Bezeugen ſagte es ihr deutlich, daß ſie nicht zweiffeln konnte, es müßte ihr jemand ſchlimme Dienſte bey ihm geleiſtet haben. Dieſer Umſtand ſetzte ſie in der That in keine geringe Verlegenheit, wie ſie dasjenige was ſie ihrer beleidigten Würde ſchuldig war, mit der Beſorgnis, einen Liebhaber von ſolcher Wichtigkeit durch allzuweit getriebene Strenge gänzlich abzuſchrecken, zuſammenſtimmen wollte. Allein ein Geiſt wie der ihrige weiß ſich aus den ſchwierigſten Situationen herauszuwickeln; und Dionys gieng überzeugter als jemals von ihr, daß ſie die Tugend ſelbſt, und allein durch die

Stärke

So ist es mit der Menschheit bestellt, wenn sie unter die Aufsicht civilisirter Nazionen geräth. Diese glauben sich durchaus Meister und erhabner als jene, und werden eben durch diesen Eigendünkel und Uebermuth Unmenschen.

Hr. Barrow macht treffliche Zusammenstellungen und Bemerkungen hierüber; so wie überhaupt über andre Gegenstände, die im Allgemeinen die Menschheit interessiren müssen; worunter denn auch seine anschauliche Berechnung von dem hohen Alter unsrer Erde, zu Ende des zweiten Bandes, vorzüglich gehöret.

v. K.

III.

Pädagogik

des achtzehnten Jahrhunderts,

nach Falk

und des neunzehnten Jahrhunderts,

nach Peſtalozzi *).

---

1. Falk.

Die Abhandlung unter dem Titel: „die Karakteriſtiker“ zeigt, daß die größten Misverſtändniſſe unſers Zeitalters ſich auf eine urſprüngliche Entzweiung zwiſchen einem groben Oekonomism und einem bodenloſen Imaginantism, d. h., nach meiner Erklärung, der Idee ohne alle Erfahrung, und der Erfahrung ohne alle Idee, zurückführen laſſen. Was dort nur angedeutet, und dem reifern Nachden-

*) Wir erfüllen durch Mittheilung dieſes von einem praktiſchen und ſehr verdienten Schulmanne geſchriebenen Aufſatzes über Peſtalozzi's pädagogiſche Ideen das im Decemberſtück 1801. S. 292. gegebene Verſprechen. Die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen herrlichen Fund iſt ſchon geweckt. Aber wie viel iſt hier noch zu prüfen und durch eigene Erfahrung zu beſtätigen!

ken des Leſers überlaſſen iſt, findet ſie bei der Muſik, wie in der Malerei, in der Theologie wie in der Jurisprudenz, ſeine weitere und folgenreiche Anwendung. Man nehme z. B. nur einmal die ganze neuere Pädagogik, ob nicht Jeder in Erfahrung hier wieder die nemlichen Erfahrungen hervorbringe! das heißt: ob nicht ein grober Oekonomism und ein leerer Imaginantism es ſind, die ſich bis auf den heutigen Tag in ihr die Oberherrſchaft ſtreitig machen? Aus den Händen der Theologen und Filologen iſt unſer Erziehungsweſen in die Hände von Imaginanten und Filoſofen, und von dort in die Hände ſpekulativer Schriftſteller und Bücher-Fabrikanten übergegangen. Der letzte Zweck des Spener-Franckiſchen, an ſich höchſt ehrwürdigen, Erziehungsinſtituts lief doch nur am Ende auf eine Canſteinſche Bibelanſtalt hinaus. Das neue Teſtament war der eigentliche Pol ihres pädagogiſchen Wirkens, und Homer, ſo wie die Werke andrer blinden Heiden, wurden dem heiligen Text nur bedingungsweiſe und als Gloſſen untergeordnet. Wer verkennt in dieſer ſchiefen und einſeitigen Richtung das Handwerk derer, die ihr Pietism auf ſo etwas zutrieb? So erziehen Theologen. Und welche Erziehungsmethode wird nun wohl den Filologen die beſſere ſeyn? Antwort: diejenige, in der man einige 50.000 Exemplare von Langens lateiniſcher Grammatik abſetzt, 100,000 Exemplare von dieſem Buche ſind wirklich debitirt, und die größte

Anzahl von Cellarius und Kirchens Corpus ebpiae u. ſ. w. in Umlauf bringt. Alle Realien von andrer Art ſind verhaßt und ein Fehler gegen die zehn Gebote iſt tauſendmal verzeihlicher, als einer gegen die Märkiſche Grammatik. So erziehen Schulmeiſter! — Und wie Filoſofen, wie Imaginanten: Rouſſeau tritt auf, voll lebendiger Tiefblicke in Wahrheit und Natur; aber wie jeder Imaginant, ſtreift er ſo hart ans Reich der Paradoxen und Unmöglichkeiten, daß er, anſtatt Idee und Erfahrung, wie es ſein Zweck war, zu vereinigen, nur eine noch ſchärfer trennende Grenzlinie zwiſchen beiden zieht. Ihm folgt ein Heer von Nachahmern in Teutſchland. An ihrer Spitze ein Mann voll ſeltnen Unternehmungsgeiſtes und lebendiger Thatkraft — Baſedow. Jetzt kommt es zur Ausführung der Ideen, und der Imaginantism, der auf dem Blatt von Rouſſeau Wunder that und elektriſche Funken leuchtete, ſchlägt nun in helle und verzehrende Flammen auf. Alles wird umgemodelt. Nichts, was die Natur recht macht! Alles, was die Erfahrung giebt, giebt ſie ſchief, verkehrt. Der tauſendjährige Schulſtaub im Tempel der Weisheit wird von hundert rüſtigen Händen, von Meſſe zu Meſſe, fortgefegt; und wer ſich am beſten dabei befindet, ſind die Buchhändler, die in dieſem Staube ſo manches Brodkorn finden, das ſie und die Ihrigen ernährt. Der Natur will man nichts vertrauen: aus einem alten Treibhauſe bringt man ſie

in ein neues. Bis auf das Sprechenlernen der Kinder in der Wiege werden neue, unerhörte Formeln und Methoden ausgesonnen. Der nackte Schulbegriff isolirt das Leben immer mehr und mehr; aber nur Geduld, bis der erste tiefer in die Wirklichkeit eintritt! Denn noch sind ganz andere Resultate im Hinterhalte. Ein gemahlter Orbis pictus für — 1500 Thaler — die Abschaffung der Leibesstrafen in den Schulen, und der Vorschlag, den künftigen kleinen Weltbürgern, wenn sie etwas versehen, den Hintern mit einer Bürste zu reiben — goldne und silberne Ehrenpunkte auf den Nägeln und Meritentafeln zur Belohnung — schwarze Dintenflecke zur Strafe, und hölzerne Löffel statt der silbernen, Mittags seine Suppe damit zu essen, wenn das Latein nicht recht fließen will; wer, sag' ich, verkennt in allen diesen der Wirklichkeit so weise angepaßten Einrichtungen die Folgen eines exzentrischen Imaginantism, oder die, in den Karakteristikern, erwähnten glücklichen Wolkenflüge des Ikarus? — Das sieht der Oekonomism ein; das wurmt ihn; er entbrennt; — er macht sich auf in seiner Kraft — er kommt — das Revisionswesen beginnt — Campe erscheint: — und von nun an wird alles praktisch, alles innerhalb der Objekte der fünf Sinne und der Bürgerwelt beschränkt. Die Erziehung für den Staat beginnt; man fängt an Balken zu binden; Horaz und Virgil müssen dem — lateinischen Robinson weichen; und so, wie die Vasen

bolzschen geschreireichen Anstalten in ein Elementarwerk für 1500 Thaler; so lösen sich zuletzt die Campischen höchst praktischen Erziehungsvorschläge in eine neuerrichtete Schulbuchhandlung in usum Delphini auf. — So erziehen Schriftsteller! — Und so hätten wir demnach den ganzen Kreis der menschlichen Bildung, als aufgeklärte, patriotische Teutsche durchlaufen; unser goldnes Zeitalter stünde vor der Thür, und unsern Nachkommen bliebe nun nichts weiter übrig, als auf dem so herrlich von uns gebahnten Wege fortzufahren, immer neue Cansteinsche Bibelanstalten und Schulbuchhandlungen zu errichten, und ihr dazu nicht angewandtes Geld zu Anschaffung von Bürsten zu verwenden, womit sie ihren Kindern den Hintern rieben, damit diese eben so pädagogisch tüchtige Menschen, wie wir, würden: wozu denn der Himmel Uns und Allen, die die Wichtigkeit der Sache einsehen, fernerhin sein Gedeihen geben möge.« Aus Falks Taschenbuche. Weimar, 1802. Vorrede S. IV ff.

Wem sind von dem allen nicht noch Belege zu Schocken zu Handen gekommen; und wem muß es nicht wohl thun, unter dieser Schaar von Spekulanten wieder auf einen Mann zu stoßen, der an Ehrlichkeit einen Jakob Spener, und an Enthusiasmus einen Basedow aufwiegt; dem Idee und Erfahrung — theuer genug! — zur Seite gehen mußten. Der

Verfaſſer von Lienhard und Gertrud, der faſt verzweifelnde Nachforſcher über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts,

. . . . P. Peſtalozzi

mildere obenſtehende Sarkasmen des Geiſtlers unſers paralytiſchen Zeitalters durch ſein blutendes Opfer, das er derſelben Zeit vor Jahren brachte und in ſeinem jüngſten Werke: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Verſuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten, in Briefen von H. Peſtalozzi. Bern u. Zürich, bei Heinrich Geßner 1801, einer beſſern Zukunft überliefert. — Referent fragt die Leſer dieſes teutſchen Merkurs: gelten folgende Anſichten nur von der armen Schweiz? Oder tritt Teutſchland hierin wieder in ſeine älteſte Ausdehnung zurück, wo außer der Schweiz noch ſo beträchtliche andre Strecken zu Teutſchland gehörten? Was außerdem geſchieht, verkünde ein anderer Merkur. Aber welch Jammergetön ſteigt hier nicht aus jedem Dorfe, jeder Stadt, ſelbſt aus ſo manchem hochkultivirten Kunſtſitze zu Euch, aufwärts, welchen die Sorge für dieſe Verlaſſenen aufgetragen ward! — Wären es doch Träume eines Träumenden! Eine Revoluzion, die politiſche, iſt, Gott ſey Dank, vorüber: aber eine zweite, nach P. die Mutter jener furchtbaren Tochter,

die Revoluzion unſrer Erziehung des Menſchen, iſt noch übrig. Und da jenes gräßliche Ungeheuer niedergeſchlagen iſt, ſo mag der Untergang dieſes zweiten, ſo ſcheuslich auch ſein Anblick iſt, mit dem ſtillmuthigen P. ruhig herbeigewünſcht werden. S. Zoz: „Freund, es überſteigt allen Glauben, in welche Zernichtung alle Realkraft unſrer Welttheiler durch die Unnatürlichkeit unſers Mönchsunterrichtes und alle Elendigkeit ſeiner iſolirten Brockenlehren verſenkt worden, und in welchen Grad alle Naturmittel ſich durch Anſchauung zu richtigen Kenntniſſen zu erheben, und alle Reize ſich für dieſen Zweck anzuſtrengen, dadurch in unſrer Mitte verlohren gegangen, weil dieſe Brockenlehren uns mit dem Zauber einer Sprache blendeten, die wir redeten, ohne von den Begriffen, die wir durch den Mund laufen ließen, irgend eine anſchauende Erkenntniß zu haben. Ich ſage es noch einmal: der Troß unſrer öffentlichen Schulen giebt uns nicht nur nichts, er löſcht im Gegentheil noch das in uns aus, was die Menſchheit auch ohne Schulen allenthalben hat, und was jeder Wilde in einem Grade beſitzt, von dem wir uns keine Vorſtellung machen. Es iſt eine Wahrheit, die ſich für keinen Welttheil, wie für den unſrigen, und für kein Zeitalter, wie für das unſrige, anwenden läßt. Ein Menſch, der mit Mönchskunſt zu einem Wortnarren gebildet wird, iſt in ſoweit für die Wahrheit unempfänglicher als ein Wilder, und in ſoweit

auch unfähiger als niemand, von der Führung der Natur, und dem, was sie zur Verdeutlichung unsrer Begriffe selbst thut, Gebrauch zu machen. Diese Erfahrungen haben mich auch dahin gebracht, daß ich jetzt bis zur Ueberzeugung einsehe: der öffentliche und allgemeine europäische Schulwagen müsse nicht blos besser angezogen, er müsse vielmehr umgekehrt, und auf eine ganz neue Straße gebracht werden; ich bin durch diese Erfahrung überzeugt, das Fundament seines Irthums, das Sprachverderben unsers Zeitalters und unser einseitiges Maulbrauchen, muß zuerst zum Tode gebracht und ins Grab gelegt werden, ehe es möglich seyn wird, durch Unterricht und Sprache wieder Wahrheit und Leben in unserm Geschlechte hervorzubringen. — Aber was trieb den Mann zu dieser harten Rede, oder, wie man lieber wollen wird, zu diesen Uebertreibungen? Man höre ihn weiter. Erstlich die Schulen für Erwachsne. S. 305. „Ja, Freund! es werden lange, lange ihrer nur wenige seyn, die so etwas wünschen werden. Das Maulwaschen unsrer Zeit hängt zu sehr mit dem Brodverdienst und Gewohnheitsanhänglichkeiten von Zehntausenden und Hunderttausenden zusammen, als daß es nicht lange, lange gehen müßte, ehe unsre Zeitmenschen Wahrheiten, die so sehr ihren sinnlichen Verhärtungen entgegen stehen, mit Lieb auf ihren Schooß nehmen werden. — Doch ich gehe meinen Weg und sage noch einmal: Je-

de Wissenschaftslehre, die durch Menschen diktirt, applizirt, analysirt wird, welche nicht übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur reden und denken gelernt haben; und so wieder jede Wissenschaftslehre, deren Definitionen den Kindern wie ein Deus ex machina in die Seele gezaubert, oder vielmehr wie durch Theater-Souffleurs in die Ohren geblasen werden muß, wird, insoweit sie diesen Gang gehet, nothwendig zu einer elenden Komödianten-Bildungs-Manier persiflirt; da wo die Grundkräfte des menschlichen Geistes schlafend gelassen, und auf die schlafenden Kräfte Worte gepfropft werden, — da bildet man Träumer, die um so schattenhafter träumen, als die Worte groß und anspruchsvoll waren, die auf ihr elendes gähnendes Wesen aufgepfropft worden sind. Solche Zöglinge träumen dann freilich auch alles andere eher, als — daß sie träumen und schlafen; aber alle Wachenden um sie her fühlen ihre Anmaßungen und halten sie — wenn's gut geht, für Nachtwandler. Zweitens: der jammervolle Anblick des Volksunterrichts, trotz der Ueberschwemmung von Büchern darüber, die sich in der Schulstube und im Dorfe in einen Nebel auflösen, dessen feuchtes Dunkel das Volk weder naß machen noch trocknen lasse, und ihm weder die Vortheile des Tages noch der Nacht gebe. Er setzt hinzu (S. 133): So weit als ich ihn kannte, kam er mir wie ein großes Haus

Stärke der Sympathie, wodurch ihre zum erſten mal gerührte Seele gegen die ſeinige gezogen werde, fähig werden könnte, die Hofnungen dereinſt zu erfüllen, welche ſie ihm weder erlaubte noch gänzlich verwehrte. Von dieſer Zeit an nahm ſeine Leidenſchaft und das Anſehen dieſer Dame von Tag zu Tag zu; die ſchöne Bacchidion wurde förmlich abgedankt; und Agathon würde in den Augen ſeines Herren geleſen haben, wenn er es nicht aus ſeinem eignen Munde vernommen hätte, daß er gute Hofnung habe, in wenigen Tagen den letzten Seufzer der ſterbenden Tugend von den Lippen der zärtlichen, und nur noch ſchwach widerſtehenden Cleoniſſa aufzufaſſen. Itzo glaubte er, daß es die höchſte Zeit ſey einen Schritt zu thun, der nur durch die äuſſerſte Nothwendigkeit gerechtfertiget werden konnte, aber ſeiner Meynung nach, das unfehlbarſte Mittel war, dieſer gefährlichen Intrigue noch in Zeiten ein Ende zu machen. Er ließ alſo den Philiſtus zu ſich ruffen, und entdeckte ihm mit der ganzen Vertraulichkeit eines ehrlichen Mannes, der mit einem ehrlichen Manne zu reden glaubt, die nahe Gefahr, worinn ſeine Ehre und die Tugend ſeiner Gemahlin ſchwebe. Freylich entdeckte er dem edlen Philiſtus nichts, als was dieſer in der That ſchon lange wußte; aber Philiſtus machte nichts deſto weniger den Erſtaunten; indeſſen dankte er ihm mit der lebhafteſten Empfindung für ein ſo unzweifelhaftes Merkmals ſeiner Freundſchaft, und verſicherte, daß er auf ein ſchickliches Mittel bedacht ſeyn wollte, ſeine Gemahlin, von welcher er übrigens die beſte Meynung von der Welt habe, gegen alle Nachſtellungen der Liebesgötter ſicher zu ſtellen.

vor, dessen oberstes Stockwerk zwar in hoher vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in dem mittlern wohnen denn schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinaufsteigen könnten; und wenn sie Geübte zeigen, etwas thierisch in dasselbe hinaufzuklettern, so schlägt man ihnen einen Arm oder ein Bein, das sie dazu brauchen konnten, provisorisch entzwei; im dritten wohnt eine zahllose Menschenheerde, die für Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den obern das gleiche Recht haben, aber sie wird nicht nur im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen, sondern man bohrt in demselben nach denen, die auch nur den Kopf aufzuheben wagen, um zu dem Glanze des obersten Stockwerkes hinaufzugucken, noch gewaltsam die Augen aus." Und S. 274 ff. „Dieser bestimmte Zustand, in welchem Unterrichts halber in Europa wenigstens zehn Menschen gegen einen sich befinden, so wie der bestimmte Zustand des Unterrichts selber, den sie genießen, scheint beim ersten Anblick unglaublich; er ist aber nicht blos historisch richtig *), er ist auch psychologisch nothwendig; es kann

*) Selbst der gute, schonende, und das Positive im Zustande der Welt, wie Niemand verbreitende Lavater kannte und gestand ihn ein. Er antwortete auf die Anfrage: Welche einfache Elementarmittel für die Kunst und besonders um die Anschauung aller Din-

te nicht anders kommen, Europa mußte seines Unterrichts wegen in den Irrthum oder vielmehr in den Wahnsinn sinken, dem es wirklich unterlag. Es erhob sich auf der einen Seite zu einer riesenmäßigen Höhe einzelner Künste, und verlohr auf der andern Seite alle Fundamente der Naturführung für sein ganzes Geschlecht. So hoch stand auf der einen Seite noch kein Welttheil, aber auch so tief ist auf der andern Seite noch keiner versunken; er grenzt mit dem goldnen Haupt seiner einzelnen Künste, wie das Bild des Propheten, bis an die Wolken; aber der Volksunterricht, der das Fundament dieses goldnen Kopfes seyn sollte, ist dagegen allenthalben, wie die Füße dieses gigantischen Bildes, der elendeste, zerbrechlichste, nichtswürdigste Koth. Dieses für den menschlichen Geist zerstörende Misverhältniß zwischen den Vorzügen des Obersten und den Elendigkeiten des Untersten, oder vielmehr der Anfangspunkt, von dem sich dieses stehende Misverhältniß der europäischen Kultur herschreibt, ist die Erfindung — der Buchdruckerkunst. Der Welttheil ist in seinem ersten Erstaunen, über ihren so neuen als unermeßlichen Einfluß, auf die Erleichterung der Wortkenntnisse, mit einer Art von Schwindel- und Chargen zu berichtigen, an die Hand zu bringen möglich sey? „Er kenne keine, und es übersteige allen Glauben, wie fundamentlos die europäische Kunstbildung sey.“

latan-Vertrauen über die Allgemeinheit seiner Wirkung befallen worden. Das war in den ersten Menschenaltern nach dieser Erfindung natürlich; aber daß der Welttheil nach so vielen Jahrhunderten, und noch jetzt in diesem Schwindel lebt, und ihn zu einem Leib und Geist zerstörenden Nervenfieber hat anwachsen lassen, ohne daß er sich krank fühlt, das hätte freilich keinem Welttheil begegnen können, als unserm; — es braucht aber auch einen Nebeneinfluß von einwirkenden Kapuziner- Feudal- Jesuiten- und Kabinets-Systemen, um durch diese Kunst einen Erfolg hervorzubringen, den sie in Europa hatte. Aber mit diesen Nebenumständen ist es denn freilich nicht nur begreiflich, wie sie dahin gekommen, endlich einen positiven Zustand unserer Künste, und einen positiven Zustand des Volksunterrichts nebeneinander zu stellen, wie sie beide nebeneinander gestellt hat, sondern es ist sogar deutlich, daß sie unter gegebenen Umständen keine geringere Kunst, aber auch keinen bessern Unterricht hat hervorbringen können, als sie wirklich hervorgebracht hat; es ist ganz heiter, wie sie dahin hat kommen müssen, dem Welttheil seine fünf Sinne ohne Maaß zu verengern, und besonders das allgemeine Werkzeug der Anschauung, die Augen, auf das vergötterte Heiligthum der neuen Erkenntniß, auf die Buchstaben und Bücher so einzuschränken, daß ich bald sagen möchte, sie hat dahin kommen müssen, dieses allgemeine Werkzeug unsrer Erkenntniß zu blos

den Buchstabenaugen und uns selbst zu bloßen Buchstabenmenschen zu machen. Die Reformazion hat vollendet, was die Buchdruckerkunst angefangen hat, indem sie der öffentlichen Dummheit einer Mönches- und Feudalwelt noch den Mund über Abstrakzionsbegriffe geöffnet, die die vollendete Weisheit der liberalsten Existenz unsers Geschlechtes nie auflösen wird."

„Wie ein verheerender Strom, wenn er von einem eingestürzten Berg in seinem Laufe aufgehalten, eine neue Richtung nimmt, und seine Verheerungen von Jahren zu Jahren, von Menschenaltern zu Menschenaltern ausdehnt, also hat die europäische Volkskultur, nachdem sie einmal, durch die vereinigte Wirkung dieser zwei Hauptereignisse, das ebne Beit der Anschauung verlassen und eine allgemeine fundamentlose Traumerrichtung genommen, ihre Menschenverheerung von Jahr zu Jahr, und von Menschenalter zu Menschenalter weiter getrieben, bis sie uns endlich nach Jahrhunderten auf diesen Wegen zur Vollendung der allgemeinen Jungendreschere i unsers Wissens, und dahin gebracht hat, daß wir es in keinem Stück mehr ausstehen mögen, länger zu bleiben, was wir sind." —

Das ist die Skizze seiner Ansicht der neuesten Begebenheiten. So erklärt er sich beides, die Robespierrischen und die Pitt'schen Maaßregeln; so das

Benehmen der Räthe und so das Benehmen des Volks. Und bei jeder einzelnen Ansicht kommt er auf die Behauptung zurück: daß die Lücken des europäischen Unterrichts, oder vielmehr das Künstliche auf den Kopf stellen aller natürlichen Ansicht desselben, diesen Welttheil dahin gebracht hat, wo er jetzt liegt, und daß kein Mittel gegen unsre schon geschehene und noch zu erwartende bürgerliche, sittliche und religiöse Ueberwälzungen möglich sey, als die Rückkehr von der Oberflächlichkeit, Lückenhaftigkeit und Schwindelei unsers Volksunterrichts zur Anerkennung, daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntniß sey; mit andern Worten: daß jede Erkenntniß von der Anschauung ausgehen und auf sie müsse zurückgeführt werden können. —

Rousseau, Basedow und Lavater halfen nicht zu dieser Allgemeinheit; nur ein so verzweifelter Muth konnte hier helfen, wie Eingangs dieser Briefe beschrieben wird. Ueber dreißig Jahre schob er diesen Schulkarren. „Ich lebte Jahre lang im Kreise von mehr als funfzig Bettlerkindern; theilte in Armuth mit ihnen mein Brod; lebte selbst wie Bettler, um zu lernen, Bettler wie Menschen leben zu machen.“ Feldbau, Fabrik und Handlung war sein Ziel mit ihnen. Sein Plan scheiterte; aber nicht der stürmende Wunsch: die Quellen des Elends zu

Köpfen, in das er das Volk verſunken ſah, das ihm ſogar ſein Baumwollenverdienſt, ſein ſteigender Reichthum, ſeine geweißten Häuſer, ſeine Erndten, ſelbſt das Sokratiſiren ſeiner Lehrer in den Leſezirkeln mit den Untervoigtsſöhnen und Barbierern nicht bemänteiten. Er verſank ſelbſt; er ſank mit jedem Tage mehr zur Verehrung von Gemeinſprüchen, zum Trommelſchlag der Charlatanrezepte, womit — die neuere Zeit helfen wollte. Dieſes dumpfe Hinbrüten brachte obige dreijährige Arbeit: Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts, hervor. Man hielt's für Salimathias. Ihn trieb es zu innerm Hohn und Menſchenverachtung. —

„Haſt du geſehen, ſagte man in offener Geſellſchaft, haſt du geſehn, wie entſetzlich er ausſieht!

Ja; der arme Narr dauert mich.

Mich auch; aber es iſt ihm nicht zu helfen. Allemal wenn er einen Augenblick einen Schein von ſich wirft, daß man glaubt, er könne wirklich etwas, ſo iſts den Augenblick darauf wieder dunkel um ihn her, und wenn man näher hinzukommt, ſo hat er nur ſich ſelber verbrennt.

Hätte er es nur einmal ganz gethan! Es iſt ihm doch nicht zu helfen, bis er Aſche iſt!

Man muß, weiß Gott! das bald für ihn wünschen!“ S. 23. 24.

Wer fühlt sich stark genug, nach solcher Arbeit und bei solchem Lohn sich mehr aufrecht zu erhalten! Aber das Lämpchen an seinem Ziel brannte und blieb ihm dennoch. Seine Schule stieg bald auf achtzig; alle von ungleichem Alter, einige von vieler Anmaßung, andere aus dem öffenen Bettel, alle, wenige ausgenommen, ganz unwissend. Er — einzig Oberaufseher, Zahlmeister, Knecht und fast Dienstmagd. Er spricht ihnen, er weiß selbst nicht, warum? Töne vor, und läßt sie nachsprechen, und jedermann staunt über die Wirkung. Er nennt diesen ungeheuern Griff: das Pulsgreifen der Kunst. S. 13. Er sieht sich genöthiget, selbst das Unmögliche zu versuchen, und findet es — möglich. Mit dem Lautvorsprechen verbindet er während dem Lernen Zeichnen, Schreiben und Arbeiten. Die Verwirrung der nachsprechenden Menge gebietet ihm Takt, und die gänzliche Unwissenheit Verweilen bei den Anfangspunkten. Der Takt gab tiefere Eindrücke, das Verweilen ein Bewußtseyn von Kräften, die sie nicht kannten, und besonders ein Schönheits- und Ordnungsgefühl, daß die gewöhnliche Schulstimmung wie ein Gespenst von ihnen verschwand. Die Kinder glichen einem vom Schlaf Erwachten, die sich darauf freuten, wohin sie dieses Bewußtseyn ihrer Kräfte

führen werde. Sie lehren ſich unter einander, ſie ſagen ſich vor, was ſie können, und ſprechen nach, was ſie nicht können. Peſtalozzi glaubt wieder: die Veredlung des Volks iſt kein Traum. Aber wer übernimmt ſie? — Mütter und Kinder. Wem dieſes Unſinn dünkt, höre weiter (S. 60): „Ich weiß die Schwierigkeiten dieſes Geſichtspunktes. Man ſchreit allgemein: die Mütter werden ſich nicht bereden laſſen, zu ihrem Waſchen und Waſchen, zu ihrem Stricken und Nähen und zu allen Mühſeligkeiten ihres Lebens, noch eine neue Arbeit zu übernehmen; und ich mag antworten, wie ich will; es iſt keine Arbeit; es iſt ein Spiel; ſie raubt ihnen keine Zeit, indem ſie ihnen vielmehr die Leerheit von tauſend ſie drückenden Augenblicken ausfüllt; man hat dafür keinen Sinn, und antwortet mir immer: Sie werden nicht wollen. Allein der Pater Bonifacius, der im Jahr 1519 dem guten Zwingli auch ſagte: es geht nicht; die Mütter werden in Ewigkeit nicht mit ihren Kindern in der Bibel leſen; ſie werden in Ewigkeit nicht alle Tage ihren Morgen- und Abendſegen mit ihnen beten, — fand doch im Jahr 1522, daß ſie es thaten, und ſagte da ſelbſt: ich hätte es nicht geglaubt. Ich bin meiner Mittel ſicher, und ich weiß, ehe man noch 1803 zählt, wird hie und da ein neuer Pater Bonifacius in dieſer Angelegenheit reden, wie im Jahr 1522 der alte. Ich mag wohl warten; es mag dem Pater ſchon

kommen.“ Ganz gewiß, guter Peſtalozzi. Aber wieder: guter P., jene Mütter mußten Bibeln, Abends und Morgenſegen haben. Das teutſche Publikum, die Menſchheit muß dich unterſtützen; und ſollten es die parcelirten Väter nicht thun, traue den Müttern!! Oder ſchlägt dich auch dieſer ihre Unmüterlichkeit nieder?! Die meiſten thun es aus Zwang, und dein Zwang zwingt jeden andern; warum nicht auch den Zwang faſelnder Mode! Und käme endlich das Tolle zum Tollen: Es wird deinem Pater gewiß kommen; und wenn ſich ihm auch aller Welt Formey's in den Weg ſtellen. Gieb alſo deiner Schweiz, Teutſchland, der Welt, deine Elementarbücher.— Und was ſollen ſie denn ſo unerhörtes enthalten, dieſe Elementarbücher für Mütter, Ammen und ältere Geſchwiſter, worauf unſer Alter ſo pocht! Dem Worte nach: eine Kleinigkeit, ein ſcheinbares Nichts: Mittel für Anſchauungen und feſtes Bewußtſeyn, als Lehrſtoff, als unerläßlichen Hintergrund aller Buchſtabenkenntniß, die ſonſt nur leerer Schall und Laut bleiben muß.

Und was iſt denn herinn wieder ſo unerhörtes! Ruft nicht jede alte und neue und neueſte Schabeke daſſelbe? Was beabſichtigten der Mann, der Tauſende zu ſeinem Elementarbilderbuche foderte, und der jüngſte Joh. Ballhorn, der ſeine Leſefibel für me-

nige Kreuzer verkaufen läßt, anders, als ebenfalls Anſchauungen und Feſthalten des Angeſchauten! — Und doch, l. L., verdienen alle jene Spekulazionen obige Falkiſche Cenſur, und nur dieſe Weiſe wird die einzige bleiben müſſen, nach welcher jede andere mehr oder wenig anders wird dürfen angeſtimmt werden. Es iſt, die Sache mit zwei Worten zu ſagen, eine matheſis pura, wovon hier die Rede iſt, woraus ſich jede andere Kenntniß für die Zukunft eben ſo leicht, ſicher und vollſtändig entwickeln läßt, als jeder Theil der angewandten Mathematik aus Geometrie und Arithmetik; und wobei alſo eben ſo wenig je Umkehrungen ungeſtraft ſtatt finden werden, als in der Mathematik je geſchehen iſt *). Dies iſt der Fund, den unſer Entdecker in obigem Jammerhauſe machte, für ſich ausbildete, erprobte und nun, ihr Mütter, in eure treuen Hände als Anodynum, als Spiel, als Stärkung überliefern will. Wer kennt ein weiteres, unvergänglicheres Denkmal, das je einem Entdecker errichtet ward, als dieſes, das ſich P. ſelbſt in jedem Mutterherzen errichtet, und durch ſie ſo fort errichten wird?

Wem es zu viel dünkt, höre noch Folgendes: Er fand, daß das Kind von dem Augenblicke an, indem

*) Oder hört es jemand lieber, und noch kürzer, Franzöſiſch, der laſſe ſichs vom Vollziehungsrathe Glayre ſagen. Vous voulez mechaniser l'éducation, ſagte dieſer.

Man hat wol sehr recht, uns die Lehre bey allen Gelegenheiten einzuschärfen, daß man sich die Leute nach ihrer Weise verbindlich machen müsse, und nicht nach der unsrigen. Agathon glaubte sich kein geringes Verdienst um den Philistus gemacht zu haben, und würde nicht wenig über die Apostrophen erstaunt gewesen seyn, welche dieser würdige Meister an ihn machte, so bald er sich wieder allein sah. In der That mußte es diesem nothwendig ungehalten machen, sich durch eine so unzeitige Vorsorge für seine Ehre auf einmal aller Vortheile seiner bisherigen discreten Unachtsamkeit verlustiget zu sehen. Indessen konnte er nun, ohne sich in Agathons Augen zum Verräther seiner eigenen Ehre zu machen, nicht anders; er mußte den Eifersüchtigen spielen. Die Comödie bekam dadurch auf etliche Tage einen sehr tragischen Schwung — Wie viel Mühe hätten sich die Haupt-Personen dieser Farce ersparen können, wenn sie die Maske hätten abnehmen, und sich einander *in puris naturalibus* zeigen wollen? Aber diese Leute aus der grossen Welt sind so pünctliche Beobachter des Wolstands! — und sind darum zu beloben; denn es beweiset doch immer, daß sie sich ihrer wahren Gestalt schämen, und die Verbindlichkeit etwas bessers zu seyn als sie f...d, stillschweigend anerkennen — Cleoniſſa rechtfertigte sich also gegen ihren Gemahl, indem sie sich auf die Princeſſinnen, als unverwerfliche Zeugen der untadelhaften Unschuld ihres Betragens berief. Niemals ist ein erhabneres und pathetischeres Stück von Beredsamkeit gehört worden, als die Rede war, wodurch

sie

ſeine Sinne für die Eindrücke der Natur empfänglich werden, von der Natur unterrichtet werde; daß aller Unterricht die Kunſt ſey: dieſem Haſchen der Natur Handbietung zu leiſten, nach der Verhältnißmäßigkeit der dem Kinde einzuprägenden Eindrücke mit dem beſtimmten Grade ſeiner entwickelten Kräfte; daß es mithin eine Reihenfolge von Eindrücken geben müſſe, und daß dieſe Reihenfolge in der ganzen Umfaſſung der menſchlichen Erkenntniſſe, und vorzüglich in den Fundamentalpunkten, von denen die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes ausgeht, ausgeforſcht werden müſſe; daß das Kind noch vor dem Buchſtabiren zu einem hohen Grade von Real- und Sprachkenntniſſen müſſe gebracht werden; mithin einer pſychologiſchen Führung zu einer vernünftigen Anſchauung aller Dinge bedürfe. Daher die Nothwendigkeit von Anſchauungsbüchern, die den A B C-Büchern vorausgehen. Eine Probe, die er an einem kaum dreijährigen Kinde damit machte, beſtätigte die Idee. Aber dieſer Knabe hatte bereits drei Jahre unbenutzt verlebt, in welchen die Natur ſo unermeßlich viel Gegenſtände zum beſtimmteſten Bewußtſeyn bringet; wie viel hätte nicht während dem die Kunſt noch ausrichten können, wenn ſie an das Vorräthige angeknüpft, oder das Vorräthige als Erläuterung benutzt hätte? Und nun, welche Lücke bei der gewöhnlichen Bildung der Kinder? Nachdem ſie fünf oder mehr Jahre das ſinnliche Leben ganz genoſſen haben, die ganze Natur vor

ihren Augen verſchwinden zu ſehen, ſo wie Schaafe in eine ſtinkende Stube zuſammendrängen, ſie Jahre lang unerbittlich an das Anſchauen elender, reizloſer und einförmiger Buchſtaben zu ketten! — Dieſe Lücke mußte ausgefüllt werden. Er forſchte bei allerlei Art Kindern auf allerlei Art, und fand und bildete ſich endlich das, was wir oben geſehen haben. Die erſten und mächtigſten Trage-Balken ſind ihm: Schall, Form und Zahl.

(Den Beſchluß im folgenden Stücke.)

IV.

Literariſche Nachricht

Dante's divina commedia

betreffend.

Rom, d. 25. Dec. 1820.

Hier iſt neulich eine Broſchüre, unter dem Titel: di un' antico testo a penna della divina Commedia di Dante con alcune annotazioni etc. Lettera di Eustazio Dicearcheo, erſchienen, welche den Superior des hieſigen Kloſters von S. Caliſto,

Padre Costanzi, zum Verfasser hat, worin dieser von einem in der Bibliothek des Klosters von Monte Casino vor kurzem von ihm aufgefundenen Kodex des Danteschen Gedichts Nachricht giebt, der sowohl seines Alters und der in ihm enthaltenen Varianten, als auch des Kommentars wegen, welcher das Gedicht begleitet, merkwürdig ist, weil er über verschiedene, bisher noch dunkele oder zweifelhafte Stellen desselben Licht verbreitet. Der Verfasser hat eine genaue Vergleichung dieses Kodex mit der vortrefflichen römischen Ausgabe der Divina Commedia von 1791 in 3 Bänden in 4., welche die Frucht eines achtzehnjährigen Studiums des Padre Lombardi ist und auf Kosten des nachher in der römischen Republik so berüchtigten Wundarztes Angelucci gedruckt wurde, angestellt und in derselben oft Gelegenheit gefunden, den Fleiß und den Scharfsinn des gedachten P. Lombardi in glücklichen Muthmaßungen zu rühmen, von welchen letzteren mehrere durch diesen Kodex Bestätigung erhalten. Der Kommentar ist, wie der Vf. aus einigen Stellen desselben beweiset, vor 1368 verfaßt und wenigstens eben so alt, wo nicht älter, als die ältesten unter den bekannten Auslegungen desselben, wie z. B. die des Benvenuto von Imola, und die Handschrift ist, wie der Karakter und die Orthografie zeigen, aus derselben Zeit. Der Vf. theilt nicht nur alle merkwürdigen Varianten des Textes, sondern auch alle die Stellen aus dem Kommentar

mit, welche zum beſſern Verſtändniß des Gedichtes beitragen und meiſtens hiſtoriſche Anekdoten von Perſonen und Gebräuchen jener Zeit enthalten. Was aber dem Kenner und Forſcher der italieniſchen Literatur dieſe Broſchüre vorzüglich intereſſant macht, ſind die Nachforſchungen des Verf. über die Quelle, aus welcher Dante den Stoff ſeines Gedichtes, die Ideen zu ſeiner viſionairen Reiſe durch Hölle, Fegefeuer und Paradies geſchöpft hat, und welche auch teutſchen Liebhabern der italieniſchen Literatur nicht unintereſſant ſeyn werden, denen der ehrwürdige Väter der italieniſchen Poeſie, wäre es auch nur aus der geſchmackvollen Schlegelſchen Darſtellung ſeiner Höllenfahrt in den Horen, bekannt iſt. Hier iſt das Weſentliche derſelben im Auszuge.

So groß auch die Menge der Kommentare über die göttliche Komödie des Dante iſt, ſo leicht iſt man doch immer über die Beantwortung der Frage hingegangen, woher Dante die erſte Idee zu ſeinem Werke genommen habe. Gewöhnlich begnügte man ſich mit dem, was Dante ſelbſt darüber in ſeinem Gedichte zu verſtehen giebt, dadurch, daß er den Virgil zu ſeinem Meiſter und Führer wählte, aus deſſen Höllenreiſe er auch unleugbar einige wenige Züge in ſein Gedicht aufgenommen hat, ohne daß man ihm darum die Ehre der Erfindung ſeines Stoffes ſtreitig zu machen ſuchte. Aber Dante konnte von ſeinem

heidnischen Führer nur wenig entlehnen; denn seine Reise umfaßt die drei Reiche der römisch-katholischen Existenz nach dem Tode, und er that sie als römisch-katholischer Christ, bedurfte also eine andere Muse, um die in seinem Genius schlummernden Keime der Dichtung zu beleben und zu befruchten, und dieser ist man erst in neueren Zeiten auf die Spur gekommen. Monsignor Fontanini berichtet in seiner Eloquenza italiana, daß ein gewisser Malatesta Porta der Meinung gewesen sey, Dante habe die Idee zu seiner sogenannten Komödie dem alten Ritterroman il Guerriero di Durazzo, auch il Meschino genannt, abgeborgt. Monsignor Bottari aber, der diese Behauptung näher geprüft, und die Ideen und Gleichnisse im Dante angemerkt hat, welche mit andern in dem vorhin genannten Romane Aehnlichkeit haben, zeigte das Ungegründete derselben, und zog aus dieser Aehnlichkeit ein ganz entgegengesetztes Resultat, nähmlich, daß der Meschino ursprünglich in provenzalischer Sprache geschrieben, und erst, nachdem Dante's Gedicht bereits erschienen war, ins Italienische übersetzt worden sey, und daß der Uebersetzer, der ein gewisser Andrea di Barberino gewesen seyn soll, jene Ideen und Vergleichungen aus dem Dante entlehnt habe, um vermittelst derselben seine Uebersetzung zu verschönern. Er zeigt, daß Dante's Widersacher, und unter diesen vorzüglich Cecco von Ascoli, der sein persönlicher Feind und ei-

nek der eifrigſten Abſchätzer ſeines Gedichts war, ihm ein ſolches Plagiat nicht würde haben ungerügt hingehen laſſen. Dagegen nennt Bottari eine andere Schrift, welche zuverläſſig älter und um mehr als ein Jahrhundert älter iſt, als das Danteſche Gedicht, und in welcher Dante die Idee zu allen drei Abtheilungen ſeines Gedichts finden konnte. Dieſe Schrift iſt die Viſion des Alberico, eines neunjährigen Knaben und nachherigen Mönches im Kloſter von Monte Caſino, welche in einem Kodex der Bibliothek dieſes Kloſters vorhanden iſt, und von welcher Bottari eine Abſchrift in der Sammlung von Handſchriften des Padre Abate D. Conſtantino Gattani fand, welche Sammlung in der Bibliothek der Sapienza in Rom aufbewahrt wird. Wahrſcheinlich iſt Bottari der erſte, der die Entdeckung gemacht hat, daß Dante aus der Viſion des Alberico die Idee zu ſeinem Gedichte geſchöpft habe und nicht blos die Ideen zum Ganzen, ſondern auch zu mehreren einzelnen Zügen und Erſcheinungen; denn beide Schriften, die Viſion des Alberico und Dante's Gedicht, haben nicht nur einerlei Gegenſtand, nähmlich eine ekſtatiſche Reiſe durch Hölle, Fegefeuer und Paradies, ſondern Bottari führt auch zwei oder drei Beiſpiele an, welche die genaue Uebereinſtimmung beider in beſonderen Zügen darthun. Noch viele andere hat er übergangen, welche hier von P. Coſtanzi, der eine genaue Vergleichung beider Schriften an-

geſtellt hat, nachgeholt werden. Aus dieſer Vergleichung ergiebt ſich, daß Dante nicht nur die Hauptideen zu ſeinem Gedichte, ſondern auch einen guten Theil der darin gebrauchten Materialien der obengedachten Viſion des Alberico abgeborgt hat, ſo daß man dieſe als den erſten Entwurf eines Gemähldes anſehen kann, welches Dante nachher mit wiſſenſchaftlicher Kunſt, mit lebhaften Farben und mit dem ganzen Reichthum ſeiner kühnen und kraftvollen Fantaſie weiter ausgeführt und vollendet hat.

Der kleine Seher Alberico, welchem das Glück beſchieden war, dem großen Dante zu ſeiner transzendentalen Reiſe durch die Gefilde der Unter- und Ueberwelt den Weg zu bahnen, wurde im Neapolitaniſchen in dem Flecken Sette fratri im Kirchſprengel von Sora in den erſten Jahren des 12ten Jahrhunderts geboren. Er war adelicher Abkunft und fiel, neun Jahre alt, in eine tödtliche Krankheit, wo er neun Tage lang in einem ſinnloſen Zuſtande zubrachte, während deſſen aber ſein innerer Sinn um ſo geſchäftiger war. Er wurde, wie ihm däuchte, von einer weißen Taube emporgetragen, und dann vom heiligen Petrus in Begleitung zweier Engel zuerſt durch Fegefeuer und Hölle geführt, um die Strafen der Sünde und die verſchiedenen Klaſſen der Sünder zu ſehen, worüber denn der heil. Petrus ihm die nöthigen Erklärungen zu geben nicht ermangelte, und ihn nachher weiter durch die ſieben Himmel ins Pa-

radies führte, um dort die Glorie der Seligen zu schauen. Nachdem der Verzückte wieder glücklich zur Erde zurückgekehrt und bald auch von seiner Krankheit genesen war, trat er im zehnten Jahre seines Alters in den Orden der Mönche von Monte Casino, welchem damals, und bis ins Jahr 1123 der Abt Girardi vorstand. Um dieselbe Zeit wurde auch Pietro Diacono, der Geschichtschreiber seines Klosters und dieser Vision, welcher aus der in jener Zeit edlen und mächtigen Familie der Grafen von Tusculum stammte, als ein fünfjähriges Kind von seinen Aeltern diesem Orden geweihet. Dieser wuchs zugleich mit dem jungen Alberico im Kloster auf, und war Zeuge des frommen, exemplarischen Lebens, das dieser führte, und wie er immer mit der Betrachtung der theils fröhlichen, theils traurigen Geschichte seiner Verzückung beschäftigt war. Das Gerücht von dieser wundervollen Vision hatte sich indessen von Mund zu Mund überall verbreitet, und wurde, wie gewöhnlich mit Gerüchten der Fall ist, durch fremde Zuthaten so verfälscht und entstellt, daß der Abt Girardi die wahre Geschichte derselben von Guido, Mönch und Priester des Ordens, aus dem Munde des Alberico selbst niederschreiben ließ. Aber mit der Zeit wurde auch diese Urkunde im abschriftlichen Umlaufe wieder dermaßen entstellt, daß schon im Jahr 1127 der damalige Abt des Klosters Senioretto zur Steuer der Wahrheit abermals für nöthig fand,

eine neue Reviſion und Korrektion derſelben zu verordnen, welche der fromme Alberico, der in ſeinen immerwährenden Kontemplazionen wahrſcheinlich wenig Zeit noch Luſt gehabt hatte, ſchreiben zu lernen, mit Beihülfe des obengenannten Pietro Diacono, innerhalb drei Tagen zu Stande brachte. Dieſer verbeſſerten Geſchichte, wovon das Original ſich in der Kloſterbibliothek befindet, iſt ein Brief unter dem Nahmen des Alberico vorgeſetzt, worin dieſe Umſtände der Verfälſchung und Verbeſſerungen derſelben erzählt ſind. Aus der wiederhohlten Entſtellung und Reviſion dieſer Viſion erhellet, daß dieſelbe ſich bereits ſeit den erſten Jahren des 12ten Jahrhunderts in Italien überall verbreitet hatte, und überall begierig geleſen und gehört wurde, dergeſtalt, daß auch die Mahler jener Zeit ihre Abbildungen von der Hölle und den hölliſchen Strafen nach der Schilderung des Alberico, als eines Augenzeugen, entwarfen. Der Verf. führt ein ſolches altes Gemählde aus dem 12ten Jahrhundert an, das noch jetzt in einer alten Kirche am Fuße des Monte Ocre, welche gegenwärtig den Nahmen der Madonna della Grotta führt, und nahe bei dem Flecken Foſſa in der Diöceſe von Aquila liegt, zu ſehen iſt. Jeder, der dieſe alte Mahlerei betrachtet, ohne von der Viſion des Alberico zu wiſſen, würde glauben, daß ihr Inhalt aus dem Dante genommen ſey, oder daß ſie dem Dichter zum Urbilde gedienet habe.

Die nachſtehenden übereinſtimmenden Stellen und Züge aus der Viſion des Alberico und aus der des Dante werden den Leſer ſelbſt in den Stand ſetzen, zu beurtheilen, ob es wahrſcheinlich iſt oder nicht, daß Dante aus dieſer Quelle geſchöpft habe. Alberico, der Knabe, wird von einem Vogel, der einer weißen Taube gleicht, beim Schopf emporgehoben, worauf St. Peter und zwei Engel ihn durch das Reich der Qualen führen. Dante, der Mann, fährt auf einem Adler von der Erde empor bis an die Pforten des Purgatoriums, und ſein Führer iſt Virgil. Alberico vollendet ſeine Tour in 9 Tagen, und Dante die ſeinige in ungefähr eben ſo vieler Zeit; denn als er am Oſtertage wohlbehalten im Paradieſe eintrifft, befindet er ſich bereits ſieben Tage auf der Reiſe. Alberico ſieht einen groſſen See, der ihm voll Blut zu ſeyn ſcheint; der Apoſtel berichtet ihm aber, daß er kein Blut, ſondern Feuer enthalte, um die Mörder zu braten, und daß es die Aehnlichkeit mit dem Blute blos ihres Blutdurſtes wegen habe. Auf gleiche Weiſe ſieht auch Dante in der Hölle einen Blutſtrom, worin die Blutvergieſſer gequält werden. Alberico erzählt, daß ſein Cicerone ihn an die Mündung des Höllenfluſſes geführt habe, die einem tiefen und finſtern Brunnen glich, aus welchem ein ſchreckliches Klaggeheul herauſſchall, und wie er nahe an dieſer Mündung den Höllenwurm von ungeheurer Größe an einer gewaltigen Kette feſtgebunden

ſie ihm die Unbilligkeit ſeines Verdachts vorhielt; und der gute Mann wußte ſich endlich nicht anders zu helfen, als daß er den Freund nannte, von dem er, wiewol aus guter Abſicht, in dieſen kleinen Anſtoß einer, wie er nun vollkommen erkannte, höchſt unnöthigen und ſträflichen Eiferſucht geſetzt worden ſey. Die Wuth einer ſtürmiſchen See — einer zur Rache gereitzten Horniſſe — oder einer Löwin, der ihre Jungen geraubt worden, ſind nur ſchwache Bilder in Vergleichung mit der Wuth, in welche Cleoniſſens tugendhafter Buſen bey Nennung des Namens Agathon aufloderte. Würklich war nichts mit ihr zu vergleichen, als die Wolluſt, womit der Gedanke ſie berauſchte, daß ſie es nun endlich in ihrer Gewalt habe, die lange gewünſchte Rache an dieſem undankbaren Verächter ihrer Reitzungen zu nehmen. Sie mißhandelte den Dionys, (den ſie für die unerträgliche Beleidigung, welche ſie von ihrem Gemahl erduldet hatte, zur Rechenſchaft zog) ſo lange und ſo grauſam, bis er ihr, wiewol ungern, (denn er wollte ſeinen Günſtling nicht aufopfern) entdeckte, wie wenig ſie dem Agathon für ſeine Meynung von ihr verbunden ſey. Nunmehr klärte ſich, wie ſie ſagte, das ganze Geheimniß auf; und in der That mußte ſie ſich nur über ihre eigene Einfalt verwundern, da ſie ſich eines beſſern zu einem Manne verſehen hatte, von deſſen Rache ſie natürlicher Weiſe das Schlimmſte hätte erwarten ſollen — Wenn Dionys bey dieſen Worten ſtutzte, ſo kann man ſich einbilden, was er für eine Mine machte, da ſie ihm, vermittelſt einer Confidenz

erblickte. Auch Dante findet in der Hölle einen dunkeln Brunnen und hört beim Anblick der Höllenpforten das Geschrei der Verdammten, und mehr als einmal heißt Cerberus und ein andermal Lucifer der große Wurm. Während auf der Wanderung des Alberico durch die Hölle St. Peter sich auf einen Augenblick von ihm entfernt, um einer Seele die Pforten des Paradieses zu öffnen, rennt einer von den höllischen Geistern, schrecklich und borstig von Gestalt und mit grimmiger Gebehrde, auf den Knaben los, um ihn zu ergreifen, worauf St. Peter schnell zu Hülfe eilt und ihn den Klauen des Ungeheuers entreißt. Dasselbe widerfährt auch dem Dante mehr als einmal, nemlich im 21sten und vornemlich im 23sten Gesange des Inferno, wo sogar der Ausdruck des Alberico meque subito arripiens durch das Dantesche di subito me prese wörtlich übersetzt ist. Alberico sieht eine Raçe von Verdammten, denen so schwere Massen von Eisen den Hals niederbeugen, daß sie nie aufrecht gehen können. Dante sieht verdammte Heuchler, welche mit schweren Kappen und Kapuzen einher wandeln und ihr Haupt nie erheben können. Alberico sieht in der Hölle einen großen Fluß von brennendem Pech, über welchen eine Brücke hinführt. Wenn die Sünder auf die Mitte derselben gekommen sind, so stürzen sie in den Fluß, tauchen unter und wieder empor und wieder unter, bis sie zuletzt gesottenem Fleische gleich erscheinen. Im

11ten Geſange der Danteſchen Hölle iſt gleichfalls ein See mit ſiedendem Pech, eine Brücke, von der ein Sünder herabſtürzt; Seelen von Verdammten tauchen in der Pechbrühe auf und unter, und auch das Gleichniß mit dem geſottenen Fleiſch iſt nicht vergeſſen. Alberico ſieht ein ſchreckliches Thal und in demſelben unzählige Hügel von zuſammengefrornen Eisſchollen; in dieſen ſind eine Menge Sünder bis an die Ferſen, andere bis ans Knie, andere bis an die Hüften, andere bis an die Bruſt verſenkt, je nach dem Grade ihrer Verbrechen; andere ſind ſogar über und über in den durchſichtigen Eiskryſtall verſenkt. Dieſe ganze Szene iſt im zwölften Geſange der Hölle kopirt, ausgenommen, daß Dante die Sünder in einen Blutſee, Alberico hingegen in das Eisthal verſetzt; aber auch dieſes findet ſich im 32 und 33ſten Geſange nachgeholt. Von gleicher Aehnlichkeit iſt die Schilderung beider Seher von dem Uebergange aus dem Reiche der Verdammniß in das Reich der Seeligen. Alberico ſagt, daß St. Peter ihm im Paradieſe vieles, auch von noch lebenden Menſchen erzählt und ihm befohlen habe, ihnen das Gehörte wieder zu ſagen. Auch Dante hat im Paradieſe eine Unterredung deſſelben Inhalts mit dem heil. Peter, und erhält von ihm denſelben Auftrag. Beide Viſionaire reiſen auch auf einerlei Straße durch die Himmel; Alberico wird von ſeiner weißen Taube, Dante von ſeiner Bice emporgetragen; beide halten ihre erſte Station im Mond-

himmel und ſteigen dann nach und nach zu den Himmeln der höheren Planeten empor, bis zum Saturnhimmel, von welchem ſie endlich ins Empiräum emporſchweben, um die Chöre der Engel, die Sitze der Patriarchen, Proſeten ꝛc. zu ſehen, welche den Thron des Gottvater umgeben. Beide folgen dem Ptolomäiſchen Syſtem, Dante mit mehr Genauigkeit als Alberico, der in der Ordnung der Planeten einiges verändert. Nachdem Alberico erzählt hat, wie ihn St. Peter durchs Paradies führte und ihm die Sitze der Seligen zeigte, ſetzt er hinzu: Auch zeigte mir der heilige Petrus ein helles, glänzendes, ſchöngeſchmücktes Bett, in welchem ich jemand liegend erblickte, deſſen Namen der Apoſtel mir nannte, aber auch zugleich mir verbot ihn andern zu nennen. Auch dieſen Fall hat Dante im 30ſten Geſange des Paradieſes mit wenigen Veränderungen. —

Wem bleibt nach dieſer Vergleichung noch ein Zweifel über die Quelle, aus welcher Dante Idee und Plan und einen großen Theil des Stoffs zu ſeinem Gedichte geſchöpft hat? Unmöglich könnte dem Dichter eine ſo merkwürdige Legende, welche ſo bekannt geworden war, daß Mahler aus ihr den Stoff zu Bildern nahmen, und der Zeit noch im friſchen Andenken ſeyn mußte, unbekannt geblieben ſeyn, um ſo weniger da Dante, welcher als Geſandter der Florentiniſchen Republik einmal in Rom, und zweimal in

Neapel war, diesen Gegenden so nahe kam, und vielleicht auch das Kloster von M. Casino selbst besuchte, wo er die Vision des Alberico zu lesen Gelegenheit hatte; aber sie konnte ihm auch ohne dies bekannt geworden seyn. Manchem schwergläubigen Leser, der sich von der Wahrheit einer so erhabenen und gelehrten Vision eines neunjährigen Knaben, der nach dem Ptolomäischen System die Himmel durchreiset, nicht so völlig überzeugen kann, als der Padre Costanzi, der von ihr innigst gerührt und erbauet zu seyn versichert, wird vielleicht die Vermuthung aufsteigen, daß der kleine Alberico, von welchem der gestrenge Dante einen ansehnlichen Theil der Visionen seines Gedichts zu borgen nicht verschmähte, die seinigen ebenfalls irgend einem frühern Seher abgeborgt haben könne, dessen Spur längst verloschen ist.

Fernow.

V.

Künſte.

1.

Biografiſche und artiſtiſche Notiz

von

Johann Heinrich Menken,

Landſchaftsmalern zu Bremen.

Der Verfaſſer des nachſtehenden Aufſatzes hofft den Freunden des Guten und Schönen einen Gefallen zu erzeigen, indem er ihnen einige Nachrichten von einem Künſtler mittheilt, der eben ſo bewundernswürdig durch ſein Genie und ſeine Talente, als achtungswerth durch ſeinen Karakter, eine Zierde der Stadt iſt, die ihn in ihrem Schooße pflegt. Wer ſo glücklich iſt, ihn perſönlich zu kennen und ſeine Werke zu betrachten, der wird finden, daß, wenn auch Freundſchaft die Feder ergriffen, doch ſtrenge Wahrheit ſie geleitet hat.

Joh. Heinr. Menken ward geboren zu Bremen im Jahr 1764. Ein aufmerkſamer Beobachter

konnte nicht lange in Ungewißheit bleiben, wozu die Natur den Knaben bestimmt haben möge. Aber — vielleicht, daß man die deutliche Sprache seiner Zeichnungen und ausgeschnitzten Bilder nicht verstehen wollte — genug, er ward, 13 Jahre alt, auf ein Handlungskomtoir gethan, und mußte bei demselben bis zu seinem — 24sten! die ihm begreiflicher Weise höchst widerlichen Geschäfte verrichten. Man wird es sich schon denken, daß er alle nur irgend zu erübrigende Zeit darauf verwendete, seine durch äußern Widerstand noch mehr an Stärke gewinnende Lieblingsneigung zu befriedigen. Und so war es auch. Zufälliger Weise, und für ihn ein nicht geringer Vortheil, lag das Haus seines Prinzipals nahe an einem fast unabsehlichen Wiesenplan *). Sobald er eine freie Viertelstunde erhaschen konnte, schlich er sich auf den Boden, stellte sich in ein Dachfenster und zeichnete von da aus das vor seinen Augen weidende Vieh. Auf *diese Weise hat er innerhalb der zwölf* Jahre seiner merkantilischen Laufbahn eine unglaubliche Menge Viehstücke und Landschaften gezeichnet, und es damals schon zu einer seltenen Fertigkeit gebracht.

Länger aber konnte er es nicht aushalten, mit Dingen sein Hauptgeschäft machen zu müssen, die seinem Sinne so unbefreundet und abstoßend war

*) Der sogenannten Würger-Weide.

ren *); er war es längst überdrüßig, auf solche Fragen zu antworten, wie Horaz dem Sohne des Albinus vorlegen läßt **); der Genius der Kunst würkte jetzt mächtiger als je auf ihn und zog ihn zu sich mit allgewaltiger Hand. Er ging nach Dresden. Sechs Jahre studierte er daselbst unter Casanova und Klengel, bei diesem vornehmlich das Oelmalen, und ward sein bester Schüler. Die Muster, nach denen er sich hauptsächlich gebildet, sind jene belobten Männer aus der Schule des Wahren, ein Ruysdael, Wouvermann, Both, Berghem, Waterloo u. a. m. Er hat sehr viele Gemälde dieser Meister kopirt; aber meistens malt er nach der Natur. Da sind es vor allen die mit tausendjährigen Eichen ernst geschmückten Gegenden von Ober-Neuland und Lilienthal, in der Nähe von Bremen, welche sein Pinsel in ein neues verschönertes Leben hervorzaubert. Groß, keck und durchsichtig ist sein Baumschlag, unübertreflich schön das Gewölk, reizend das Verständniß der Farben, meisterhaft die Staffirung.

Herr Peter Wilkens, Kaufmann in Bremen, ist im Besitz der meisten Gemälde unsers Künst-

*) Assem in partes centum diducere.
Horat. Epist. ad Pis.

**) Horat. l. c.

lers, und deſſen vornehmſter Gönner. Dieſen vorzüglichen Kenner und edlen Beſchützer der Kunſt verſäume ja kein reiſender Liebhaber zu beſuchen, der ſich nur Einen Tag in Bremen aufhalten kann; er würde ſich ſonſt des ſchönſten Genuſſes berauben, den der gefällige Beſitzer des Schatzes ſo gern gewähret.

Vor einigen Jahren hat Hr. Menken auch angefangen, ſeine Zeichnungen und Gemälde durch die Aetzkunſt zu vervielfachen. Liebhaber kennen und ſchätzen bereits die ſieben Stücke, welche er in der Aquatinta-Manier gearbeitet hat, und welche im Verlage der Roſtſchen Kunſthandlung zu Leipzig herausgekommen und für 9 Rthlr. Sächſ. zu haben ſind. So eben iſt nun auch das erſte Heft von radirten Blättern erſchienen, die ſich eben ſo ſehr durch ihre mechaniſche Behandlung empfehlen, als ſie in Rückſicht der Wahl der Gegenſtände, der Erfindung, Anordnung u. dgl. das Gepräge des großen Künſtlergeiſtes tragen *).

*) Hr. Menken verlegt dieſe Blätter ſelbſt, und erläßt gegen baare Bezahlung das erſte Heft, welches auf 12 ſehr großen Folioblättern 30 Platten enthält, um den äußerſt geringen Preis von 6 Rthlr. oder 11 fl. Rhein. Gewiß allen Freunden der Kunſt ein höchſt erfreuliches Geſchenk!

Ich kann unſern trefflichen Meiſter nicht verlaſſen, ohne auch noch mit wenigen Worten ſeines hoffnungsvollen Schülers zu gedenken. Adolf Dreier, zweiter Sohn des verſtorbenen Hrn. Senator Dreier zu Bremen, war Anfangs beſtimmt, die Rechte zu ſtudieren. Aber ſchon, als er noch das dortige Pädagogium beſuchte, zeigte ſich ſeine Liebe zur Kunſt und ſein Talent für dieſelbe. Der Verf. dieſes Aufſatzes, den früh eine gleiche Neigung beſeelte, erinnert ſich mit Vergnügen, auch mit dazu beigetragen zu haben, den damals glimmenden Funken in ſeinem lieben Jugendfreunde zur Flamme anzufachen. Folgender Umſtand wurde endlich entſcheidend. Als beide Freunde einige Hefte Ridingerſcher Kupferſtiche gekauft und ſich darein getheilt hatten, zeichnete Dreier den einen davon, welcher einen Löwen vorſtellt, der ein Pferd zerreißt, ſo meiſterhaft nach, daß er ſich von der Zeit an entſchloß, ſich ganz der Kunſt zu widmen. Er ſtudierte hierauf die Anfangsgründe bei Herrn Menken, machte in kurzem große Fortſchritte, gieng dann für einige Zeit nach Wien, und hält ſich gegenwärtig ſeit ungefähr einem Jahre in Rom auf, in deſſen umliegenden Gegenden er unabläſſig nach der Natur zeichnet und malt. Erſt 22 Jahre alt — was läßt ſich da von ſeinem Eifer und von ſeinen nicht gewöhnlichen Talenten erwarten!

Dich begeiſtern mit Luſt der alten Roma Gefilde:

Ihrer Töchter*) beraubt, bleibet die Mutter**) ihr doch.

☿ * * *. ♃ * * *.

2.

Direktor Füger in Wien.

(Auszug aus einem Briefe.)

Wien, d. 3ten Januar 1802.

Gestern waren wir bei Füger und hatten eine schöne Stunde wahren Genusses. Der Mann mit seinem Benehmen und seiner Handlungsweise hat mich sehr interessirt. Er hatte Geschäfte und ich konnte seine offene Ungezwungenheit desto besser bemerken; denn er besorgte sie, als ob er allein gewesen wäre, ohne uns zu vernachlässigen. Wer in den Zimmern eines solchen Mannes Langeweile hat, für den ist keine Rettung. Er hatte so eben einen Achilles bei dem Leichnam des Patroklus vollendet, der auch nun gezeichnet und in Kupfer gestochen werden soll. Ich hatte die Stelle nur noch einige Tage vorher in mei-

*) Der Künste und ihrer Werke.

**) Die Natur.

wozu ſie durch ihre eigene Rechtfertigung gezwungen war, umſtändlich entdeckte, daß der Haß Agathons gegen ſie allein daher entſprungen ſey, weil ſie nicht für gut befunden habe, ſeine Liebe genehm zu halten. Dieſes war nun freylich nicht nach der Schärfe wahr. Aber da ſie nun einmal dahin gebracht war, ſich ſelbſt vertheidigen zu müſſen; ſo war natürlich, daß ſie es lieber auf Unkoſten einer Perſon, die ihr verhaßt war, als auf ihre eigene that. So viel iſt gewiß, daß ſie ihre Abſicht dadurch mehr als zu gut erreichte. Dionys gerieth in einen ſo heftigen Anfall von Eiferſucht über ſeinen unwürdigen Liebling — dieſer Mann, der dir Liebe eines Dionys unwürdig war, war Agathon! — daß Cleoniſſa, (welche beſorgte, daß ein plötzlicher Ausbruch zu mißbeliebigen Erläuterungen Anlaß geben könnte) alle ihre Gewalt über ihn anwenden mußte, ihn zurückzuhalten. Sie bewies ihm die Nothwendigkeit, einen Mann, der zu allem Unglück der Abgott der Nation wäre, vorſichtig zu behandeln. Dionys fühlte die Stärke dieſes Beweiſes, und haſſete den Agathon nur um ſo viel herzlicher. Die Princeſſinnen miſchten ſich auch in die Sache, und legten unſerm Helden ſehr übel aus, daß er, anſtatt den Prinzen von Ausſchweifungen abzuhalten, eine Creatur wie Bacchidion mit ſo vielem Eifer in ſeinen Schutz genommen hatte. Man ſcheuete ſich nicht, dieſem Eifer ſo gar einen geheimen Beweggrund zu leihen; und Philiſtus brachte unter der Hand verſchiedene Zeugen auf, welche in dem Cabinet des Prinzen verſchiedene Umſtände ausſagten, die ein

nem Homer geleſen; Sie können alſo denken, mit welcher Gierde ich an dem Stücke hing. Es iſt ein bezauberndes Bild. Der junge Held in Lebensgröße ſteht vor dem Todten, der bis an die Bruſt hinter ihm ſichtbar iſt, ſcheint ſich ſo eben von ſeinem tiefen Schmerz zu erholen, und Rache zu beſchließen. Die Figur iſt ganz nackt und ſcheint mir ein Meiſterwerk der Zeichnung und Färbung; aber der Kopf iſt göttlich. Sie wiſſen, ich bin nicht Enthuſiaſt, aber ich konnte mich kaum im Anſchauen ſättigen. Wenn meine Stimme etwas gelten könnte, würde ich mit der himmliſch jugendlichen Schönheit des Geſichts nicht ganz zufrieden ſeyn. Es iſt hier nicht mehr der Jüngling, den Ulyſſes aus den Töchtern Lykomeds hervorſuchte; es iſt der Pelide, der ſchon gefochten und gezürnt hat, der ſchon das Schrecken der Trojaner war. Um dieſes zu ſeyn, ſcheint mir der Kopf noch zu viel aus dem Gynäceum zu haben. Mich deucht, der Mann ſollte ſchon etwas vollendeter ſeyn. Ich beſcheide mich gern, und überlaſſe dieſes den Eingeweihten der Kunſt. — Ein Sklave ſteht hinter ihm, auf deſſen Geſichte man Furcht und Erſtaunen lieſt.

Mehr als alles war mir wichtig ſein Zimmer der Meſſiade. Hier hängt faſt zu jedem Geſange eine Meiſterzeichnung, an denen ſein Geiſt mit Liebe und Eifer gearbeitet hat. Er ſagte mir, daß er vor

Angſt einige Wochen nicht zum Entſchluß habe kommen können, was er mit dem Gedichte anfangen ſolle, bis auf einmal die ganze Reihe der Szenen ſich ihm dargeſtellt habe. Es ſind zwanzig, und nur von vieren hat Göſchen die Kupfer erhalten. Es wäre werth, daß der patriotiſche Göſchen mit wackern Künſtlern ſich entſchlöſſe, ſie dem Publikum mitzutheilen; aber die Unternehmung würde keinen kleinen Aufwand erfordern, wenn weder Füger noch das Werk leiden ſollte. Figuren und Gruppirung ſind vortrefflich, die apoſtoliſchen Geſichter bezaubernd, und Judas mit den Satanen gräßlich karakteriſtiſch, ohne Caricatur. Vorzüglich hat mich gerührt das Blatt, wo der Apoſtel den Weibern nach dem Tode die Dornenkrone bringt. Die Stelle iſt ein Meiſterwerk des Pathos im Gedicht; das hat der Künſtler gefühlt und ſein Gefühl mit voller Seele der Gruppe eingehaucht. Der Eifer des Kaifas iſt ein Feuerſtrom und der Hauptmann der Römer gleicht einem, der es fühlt, daß er zum alten Kapitol gehört. Porzia iſt ein göttliches Weib. Am wenigſten hat mich das erſte und letzte Blatt befriedigen wollen, weil ich mich nicht mit der Perſonifizirung der Gottheit vertragen kann. Man nehme das Ideal noch ſo hoch, es kommt nur ein Jupiter Olympius; und dieſen will ich nicht haben: er iſt mir nicht genug. Chriſtus iſt das erhabenſte Ideal der chriſtlichen Kunſt; er iſt, ſelbſt nach der orthodoxeſten Lehre, noch

unſer Bruder. Bis zu ihm kann ſich unſre Sinnlichkeit erheben, aber weiter nicht. Ich wünſchte Klopſtock und Wieland nur eine Stunde in dieſem Zimmer; ſie würden Lohn für ihre Arbeit finden, und Füger für die ſeinige.

Ich muß Ihnen aber auch noch über zwei Stücke von Füger etwas ſagen, die ich in den reich durch die Kunſt geſchmückten Zimmern des Grafen Fries ſahe und die Sie vielleicht noch nicht kennen. Die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Grafen gegen Fremde und ſein Enthuſiasmus für Kunſt und Wiſſenſchaft, in denen er ſelbſt ſeinen ſchönſten Genuß hat, ſind allgemein bekannt. Die beiden Gemählde ſind ziemlich neu; denn das erſte iſt nur zwei Jahr, das zweite noch ſpäter. Das erſte iſt Brutus, der Alte, der ſeine Söhne verdammt und der Moment des: Expedi ſecures. Man muß das Ganze mit Einem Blick umfaſſen können, um die Größe der Wirkung zu haben, die der Geiſt des Künſtlers hervorgebracht hat. Jede Beſchreibung, die auseinanderſetzen muß, ſchwächt. Das Stück iſt reich an Figuren, aber es iſt keine einzige müſſig; ſie gehören alle zur Kataſtroſe oder nehmen Theil daran. Es iſt Alles ächt römiſch und ſchön und groß. Ich darf nicht wagen, zu beſchreiben; es muß geſehen werden. Vorzüglich rührend für mich war eine ſehr glückliche Epiſode, die, ſo viel ich mich erinnre, der Geſchichte

ſchreibtr nicht hat, odtr, wenn er ſie hat, wirkt ſie hier mächtiger, als bei ihm in der Erzählung.' Ein ziemlich alter Mann ſteht mit ſeinen zwei Knaben in einiger Entfernung und deutet wüthig und entflammt auf den Richter und das Gericht hin. Vater und Söhne ſind für mich unbeſchreiblich ſchön. Das zweite Stück iſt Virginius, der ſo eben ſeine Tochter geopfert hat, das Meſſer dem Volk und dem Decemvir zeigt und als ein furchtbarer Profet der künftigen Momente nur einen Augenblick da ſteht. Die beiden Figuren, Virginius und Appius Klaudius ſind in ihrer Art vortrefflich: aber unbeſchreiblich ſchön, rührend und von den Grazien ſelbſt hingehaucht iſt die Gruppe der Weiber, die das ſterbende Mädchen halten. Dieſe bekümmern ſich nicht mehr um den Vater, nicht um den Tyrannen von Richter, nicht mehr um das Volk, um nichts auſſer ſich: ſie ſind ganz allein mit dem geliebten Leichnam beſchäftigt. Eine ſo reitzende Verſchlingung ſchwebt ſelten der Seele eines Dichters vor; nun nehmen Sie die Zartheit und Vollendung der Figuren und das Pathos des Augenblicks dazu. Es iſt eine der ſchönſten Kompoſizionen aus der Seele eines neuern Künſtlers, den der Genius der hohen Humanität belebte. In dieſen beiden Stücken iſt alles reine ſchöne Harmonie. Wenn ich die Römer nicht beſſer kennte, ich würde niederknien, anbeten und ſie vergöttern. Sie wiſſen hierüber meine etwas ketzeriſche Denkungsart. Ich möchte lieber

als Filanthrop betrachtet, in Algier leben, als im alten Rom. Beſchuldigen Sie mich keiner Paradoxe. Wehe den neuen Galliern, wenn ſie die altrömiſche Freiheit ihrer Nazion oder gar ihren Nachbarn aufdringen, oder um mich Klopſtocks maleriſchen Ausdrucks zu bedienen, aufkochen wollen! Aber wo gerathe ich hin? Fügers neueſtes Werk, an dem er jetzt, wie ich höre, für den Herzog von Sachſen Teſchen arbeitet, iſt ein Jupiter, der dem Fidias erſcheint. Da es in die Höhe kommen ſoll, iſt die Anlage etwas koloſſaliſch. Der Gedanke iſt kühn, ſehr kühn; aber Füger iſt gemacht, ſolche Gedanken zu haben und auszuführen. Mit einer liebenswürdigen Offenheit geſteht der große Künſtler, daß er einige ſeiner herrlichſten Kompoſizionen aus Vater Wielands, nun zur Freude der ganzen Nazion vollendeten Ariſtipp genommen hat. — Nun wünſchte ich auch David einige Stunden ſo nahe zu ſeyn, als ich es Fügern war, und ich hoffe, es ſoll mir gelingen. Auch davon zu ſeiner Zeit!

Seume.

3.

Ueber Tonkünſtler und bildende Künſte in Dresden.

Wien, d. 1ſten Febr. 1802.

— Die Kapelle iſt unſtreitig eine der vollkommenſten. Sieben Virtuoſen, die doch ſo viel Einheit ha-

ben! Triklir iſt als Violoncello bekannt. Der Klarinettiſt Roth bläſt mit der lieblichſten Anmuth, und das Ganze accompagnirt auf eine ſehr beſcheidene Art. Man genießt in Dresden die Muſik ſehr. Die allgemeine Kenntniß der italieniſchen Sprache, die treffliche Kapelle, die auch den Unmuſikalichen verwöhnen muß, und Naumanns Muſik und Bemühungen mögen wohl ſehr viel dazu beigetragen haben. Man beſorgt aber, der Tod dieſes liebenswürdigen und verdienſtvollen Künſtlers werde der Muſik einen großen Stoß geben; denn Er hat doch männlich dem barbariſchen Geſchmack Einhalt gethan, und die einfache, große, reine Muſik erhalten. Der Geſchmack an Trillern und Kadenzen, denen ich ewig gram ſeyn werde, reißt auch dort ein — doch nicht ſo ſehr als hier in Wien. Hier hört man meiſtentheils — nicht die Cimaroſiſche, Mozartſche u. ſ. w. Muſik — ſondern die Marcheſiſche, die Brizziſche, die Riccardi Pärliſche u. ſ. w.

Das Muſeum kennen Sie. Noch hat man die Reſource auf dem Markte, nach der Wildbruffer Gaſſe zu, wo jeder Gentleman eingeführt werden kann und wo man die beſten Zeitungen und Zeitſchriften findet, wiewohl in weit geringerer Anzahl als im Muſeum. Es iſt auch ein Billardtiſch und eine ziemlich gut beſtellte Küche da.

Meine intereſſanteſte Bekanntſchaft in Dresden und überhaupt ſeit ich Weimar verlaſſen habe, war die des Franzoſen Triklir. Sie kennen ihn als einen ſehr ausgezeichneten Künſtler. Haben Sie aber auch von ſeiner Erfindung der Unverſtimmbarkeit (indiſcordabilité) — nicht wahr, ich kann auch Wörter ſchmieden! — des Klaviers und der andern Inſtrumente gehört? — Zwei Saiten, eine gewöhnliche, die andere von ihm zubereitet, thut er in den Ofen, und bringt ſie nachher in die kälteſte Luft und umgekehrt. Erſtere ſinkt etwa um einen halben Ton, die zweite nicht um den zoſten Theil. Er hat in meiner Gegenwart eine ganze Oktave im Klavier in einer Minute verſtimmt und in einer Minute wieder geſtimmt. — Solche und ähnliche Experimente hat er vielleicht vor 400 Perſonen gemacht. — Eins iſt ſchon hinlänglich; Chemiker und Fyſiker, die einmal zugegen waren, verlangten auch keines mehr. Er war ſchon einmal in England, wo man ihn aber nicht das Verlangte für ſein Geheimniß geben wollte. Er will einen zweiten Verſuch machen. — Sein Klavier iſt ſeit 14 Jahren geſtimmt, und nicht Eine Saite iſt bis jetzt geſprungen. — Der Vortheil dieſer Erfindung für alle Saiteninſtrumente iſt einleuchtend. — Außerdem iſt er Mineralog und hat eine ſchöne, ſehr artig aufgeſtellte Mineralienſammlung, einen kleinen fyſikaliſchen Apparat und eine artige Bibliothek. — Er kommt in alle Geſellſchaften; denn er wird (auch

bei ſeinen Kunſtgenoſſen) allgemein geliebt und geſchätzt. Er hat einen feſten Karakter und iſt einer der angenehmſten Geſellſchafter, die man finden kann.

Den Profeſſer Klengel kennen Sie doch? Ein ſehr intereſſanter und in ſeiner Einfachheit achtungswürdiger Künſtler. Seine Landſchaften hatten viel Intereſſe für mich; es iſt etwas ganz eigenes darin. — Vielleicht hat er ſich zum Theil nach Ruisdael gebildet. Er läugnete es auch nicht, da ich ihm die Bemerkung machte; doch haben ſeine Landſchaften einen ganz eigenen karakteriſtiſchen Stempel von Kraft und Einfachheit, und weichen darin von Diederich und ſelbſt von Ruisdael ab. Ich war oft bei ihm und habe ſehr viel Freundſchaft in ſeinem Hauſe genoſſen. Er hofft künftiges Jahr nach Paris zu gehn. Sein 17jähriger Sohn wird auf dem Klavier ein Virtuoſe werden. — Auch nach Paris im Frühjahr.

Ich war bei Graff. Voll Kraft und Wahrheit! Ein trefflicher Schweitzer de la vieille roche! Auch Er hat eine ziemlich anſehnliche Summe in der Schweiz bei der Revoluzion verloren, und iſt ſo vielleicht um die Ruhe und Bequemlichkeit ſeiner alten Tage gekommen.

Ich war auch bei Grafft. Das lieblichſte und feinſte Kolorit, die gröſte Anmuth in den Stellun-

gen und Erfindungen seiner Gemählde. Seine Herzogin von Rohan schwebt als Iris auf einer Wolke, die sie mit der Zehe kaum berührt, und ihre Scherpe bildet um sie herum eine Art von Regenbogen. Ein großes Gemählde! — Noch besser gefällt mir die Schwester, die sehr viel Geist in der Fysiognomie und sehr schalkhafte Augen hat. Sie schlägt den Tambourin. Ein Brustbild. Endlich am besten — die Tochter des hiesigen Banquier Arnsteiner — ein Brustbild — Sie ist halb gewendet und hält auf den Finger einen Korb von Blumen u. s. w. Man nennt ihn den Vater der Grazien, und wahrlich, wenn er ein Frauenzimmer so gut bilden als abbilden könnte, so wollte ich mir eine Frau bei ihm bestellen, vorausgesetzt, Vater Zevs wollte sie mit dem bessern Theil versehen, nämlich mit dem, was Rousseau den himmlischen Instinkt der weiblichen Seele nennt.

Von meinen Lieblingen in der Bildergallerie ein anderesmal. Die Humanität der Dresdner Aufseher und Inspektoren bei allen kurfürstlichen Sammlungen ist wahrhaft musterhaft, und übertraf noch die Vorstellung, die ich mir einst schon in Paris von der sächsischen Höflichkeit gemacht hatte. Welch ein Schatz im Japanischen Palais, und wie dienstfertig die Schatzmeister sowohl oben in der Bibliothek als unten in der Antikengallerie! Ich muß die zuvorkommende Freundlichkeit des Prof. Beckers um so mehr rüh-

men, da er an seiner Gesundheit zu leiden und außerdem in seinen Berufsgeschäften sehr viel zu thun zu haben schien *). D. V.

*) Darüber ist nur Eine Stimme des Lobes aller Reisenden und Einheimischen. Und wie viel ließ ihm sein vielleicht nicht so freundlicher Vorgänger zu thun und aufzuräumen übrig, besonders im Münzkabinete, wo Hr. Prof. Becker schon seit mehrern Monathen ununterbrochen und täglich in voller Arbeit ist, aber auch, dem Vernehmen nach, bald die Freude haben wird, es mit der von Lenbernschen Sammlung vermehrt zu sehn. Ich ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen, diesem würdigen Mann, dessen seit Jahren erprobter Freundschaft ich so vieles verdanke, hierdurch öffentlich zu versichern, daß gewisse Aeußerungen, die bei Gelegenheit von Millin's archäologischen Vorlesungen auch über die Benutzung der Antiken in Dresden zu ähnlichen Zwecken sowohl in dieser Monatsschrift als anderswo gethan worden sind, nach des Schreibers Absicht durchaus nicht auf ihn bezogen werden durften. Gewiß ist niemand mehr als er im Besitz aller dazu erforderlichen innern und äußern Eigenschaften. Allein wer konnte ihn in seiner Lage dieß zumuthen wollen? Wo war bei ihm die Zeit, wo die Verpflichtung dazu? — Casanova, dessen Vorlesungen jedem Kunstfreunde noch im gesegneten Andenken sind, war nicht Inspektor des Antikenkabinets, aber wohl Professor der so gut dotirten Mahlerakademie. D.

zweydeutiges Licht auf die Enthaltſamkeit unſers Helden und die Treue der ſchönen Bacchidion zu werfen ſchienen. Dieſer Miniſter fand vermuthlich die Abſichten ſeines Herrn auf ſeine tugendhafte Gemahlin ſo rein und unſchuldig, daß es anſtöſſig, und lächerlich geweſen wäre, über die Freundſchaft, womit er ſie beehrte, eiferſüchtig zu ſeyn. Ein täglicher Zuwachs der königlichen Gunſt rechtfertigte und belohnte eine ſo edelmüthige Gefälligkeit. Timocrat fand bey dieſen Umſtänden Gelegenheit, ſich gleichfalls wieder in das alte Vertrauen zu ſetzen; und beyde vereinigten ſich nunmehr mit der triumphirenden Cleoniſſa, den Fall unſers Helden deſto eifriger zu beſchleunigen, je mehr ſie ihn mit Verſicherungen ihrer Freundſchaft überhäuften.

Wir haben in dieſem und dem vorigen Capitel ein ſo merkwürdiges Beyſpiel geſehen, (und wollte Gott! dieſe Beyſpiele kämen uns nicht ſo oft im Leben ſelbſt vor) wie leicht es iſt, einem laſterhaften Character, einer ſchwarzen, haſſenswürdigen Seele, den Anſtrich der Tugend zu geben. Agathon erfuhr nunmehr, daß es eben ſo leicht iſt, die reineſte Tugend mit verhaßten Farben zu überſudeln. Er hatte dieſes zu Athen ſchon erfahren; aber bey der Vergleichung, die er zwiſchen jenem Fall und ſeinem itzigen anſtellte, ſchienen ihm ſeine athenienſiſche Feinde, im Gegenſatz mit den verächtlichen Creaturen, denen er ſich nun auf einmal aufgeopfert ſah, ſo weiß zu werden, als ſie ihm ehmals, da er noch keine ſchlimmere Leute kannte, ſchwarz vorgekom-

men

VI.

Auszüge aus Briefen.

1.

Ueber Genf.

Genf, den 17ten Januar 1802.

Auch im Pays de Vaud war der Herbst ſehr troſtlos. Die Trauben faulten, und an vielen Orten konnte man gar keine Weinleſe halten. Seit Menſchengedenken ſah man kein ſolches Wetter. Im ſüdlichen Frankreich iſts eben ſo. Ueber die Alpen durch die Lombardei bis an die Apenninen erſtreckt ſich dieſer übernorwegiſche Winter. Der Teſſin, die Etſch u. ſ. w. ſind übergetreten. Mehr als 2000 Menſchen haben durch Ueberſchwemmung ihr Leben verlohren. Der Schade an Häuſern, Brücken, Dämmen, verſchwemmtem Land, iſt ungeheuer. —.

Genf iſt intereſſanter als jemals; frei im Schooße der Wiſſenſchaften, ſtolz auf einen Wirkungskreis und eine Würde, welche ihnen ihre Unterdrücker nicht rauben konnten. — Hier ſehen die Franken die Wogen ihres Stolzes ſich brechen — und Genf wird von

ſeinen Siegern geehrt, wie ehedem Athen. — Präfekt und Kommandant, und die ganze Militärregierung Bonaparte's lebt in einem nicht ehrenvollen Inkognito — ausgeſchloſſen von der ſehr guten Geſellſchaft, wo die Pictets, die Senebiers, die Prevoſts, die Argents, die Leſage den alten Ruhm der Citoyens de Genove in neuem Glanze hellen. Leer iſt das franzöſiſche Schauſpiel, nur von Savoyardiſchem Geſindel beſetzt — leer bleiben die Ball- und Konzertſäle an Feſten, die man den ſchönen und edlen Genfer Frauen gab; nur Savoyardinnen erſchienen. Nicht eine Putzmacherin hat ſich von den Franzoſen gewinnen laſſen. Die einzige freiwillige Verbindung der Genfer mit Frankreich iſt die an Athene's heiligem Heerde im Schatten des ewigen Oelbaums. Die Genfer Gelehrten hörten nie auf mit denen von Paris im freundſchaftlichſten Verhältniß zu ſtehen, und blieben durch die treffliche Bibliotheque Britanique, die Pictet herausgiebt, der Verbindungskanal zwiſchen Frankreich und England während des blutigſten Kriegs.

Das Feuer, die Koncentrazion aller Ideen auf die Wiſſenſchaften hat ſich verdoppelt, ſeitdem dieſe thätigen Seelen nach dem Tode ihres Staats nicht mehr hier ihre Kräfte vergeuden. Nachdem ſie die Welt umgewälzt durch ihre Metaſyſik und den contract social, bringen ſie die Trümmern in den

Schmelztiegel unter die Retorten, ſpalten die Sonnenſtralen, trennen die Elemente, und werden nun bald einen Erdball (wenigſtens im Kleinen) machen. Ich glaube nicht, daß ein Monat hier ohne neue Entdeckungen in der Fyſik, Chemie, Zoofyſiologie, Anatomie vergehe. Pictet lieſt ein Kollegium der Experimentalfyſik für Damen. Die Klarheit und elegante Einfalt im Vortrage dieſes lichtvollen Gelehrten und edeln Menſchen war mir nicht ſo überraſchend als die Fähigkeit, die Gewohnheit zur Applikazion bei ſeinen zumal jungen Zuhörerinnen. Die Erziehung iſt in ein Syſtem gebracht, welches nach und nach ein Volk von Denkern hervorbringen wird. Die Knaben treiben die exakten Wiſſenſchaften mit einem Eifer, den ich nirgends fand. Die Lehrer ſind von einer Treue, die ich nirgends fand, und obgleich nur vortreffliche Köpfe gute Methoden auch wirklich anwenden können, iſt doch der Eifer der Lehrer und Lernenden und der Enthuſiasmus der ganzen Stadt für die Wiſſenſchaften ſo groß, daß die Reſultate von dieſem Zuſammenſtralen unberechenbar ſeyn müſſen.

Was die Künſte betrift, ſo treibt man ſie mehr als ſie blühen. Der Genfer iſt Denker und Mechaniker, allein ſelten Künſtler und Dichter. Die Natur, die dieſem geiſtvollen Völkchen viel gab, verſagte ihm die ſtille Innigkeit des Gefühls, dieſe

innere Anſchauungskraft der Fantaſie, die Wärme des Herzens, womit der Künſtler und Dichter die Erſcheinungen ſeines Innern ausbrütet. Die Gebilde ihrer Fantaſie werden zu ſehr durch das Prisma ihrer Vernunft gebrochen, um die mahleriſchen Maſſen jenes Helldunkels beſtehn zu laſſen. Sie leben im hellen Mittag. Das liebliche Gedämmer der Morgen- und Abendröthe iſt zu fern, mit einem Wort: ſie ſind zu wenig Kinder, um Künſtler oder Dichter ſeyn zu können, und ſelbſt ihre Kinder tragen ſchon das Herz im Kopfe. Die glänzenden Hofnungen für die arme Schweiz (denen mich zu überlaſſen ich nicht einen Augenblick glücklich genug war) beſtätigen ſich bis jetzt nicht. Wir müſſen alſo noch immer alles von der Zukunft erwarten. — Der würdige v. Bonſtetten, der doch die trauliche Herzensgüte nicht überall wieder findet, wofür die Franzoſen das Wort (l'aménité de l'abandon du coeur) wir die Sache haben, erfüllt die Bitte ſeiner Freunde, und läßt nun ſein Werk über Nazionalbildung zu Oſtern bei Füßly in Zürich ohnfehlbar erſcheinen *). F. B.

*) Die Leſer des Merkurs erinnern ſich gewiß noch mit Vergnügen einiger Proben daraus im Jahrgang 1800. Wer auch nur dieſe las, muß dem Ganzen mit geſchärfter Wißbegierde entgegenſehn. Eine ausführlichere Nachricht über den Inhalt des Werks finden die Leſer im Intelligenzblatt zu dieſem Stück. B.

Ueber Frankfurt am Main.

Von den 10jährigen Kriegsdrangsalen befreit, lebt diese durch eine treffliche Verfassung und milde Beherrschung, so wie durch ihre Lage vielbeglückte Freistadt wieder auf. Wer sie seit mehrern Jahren nicht gesehn, erstaunt über ihre Verschönerung. Ihren innern fortblühenden Wohlstand beweisen die vielen neuen Gebäude, welche daselbst aufgeführt werden, und die mancherlei Fremden, welche der glücklichen Lage und der schönen Gegend zu lieb, so gerne da verweilen. An der großen Hauptkirche wird nun fleißig fort gearbeitet. Mit einem neuen öffentlichen Bibliothekgebäude will ein patriotischer Krösus, der Senator Brönner, sich ein eben so edles Denkmal stiften, als Städel mit seinem reichen Museum von Handzeichnungen, Kupferstichen und Gemälden. Andere Kunst- und Naturſammlungen dieſer Sammelstadt haben sich stark vermehrt; so hat z. B. das Gerningsche Insektenkabinet einen neuen Zuwachs von Sizilien und — Lappland, und Gerning der Sohn eine neue Sammlung griechischer Münzen aus Neapel erhalten. Salzwedels und Hüsgens Mineralien (welche letztere hier noch nicht erwähnt und jüngst noch von Werner, der vielen Versteinerungen wegen, gepriesen worden), Silbergs neuer Kunstverlag und die 6 Stück Gobelins-Tapeten mit

Vorſtellungen aus dem alten Teſtament, welche Ludwig der 16te Pius dem 6ten zum Geſchenke gab, und der Verwalter Helm in Braunfels erkauft und aufgeſtellt hat, ſind ebenfalls Zierden der Stadt. Das Ettlingſche Kabinet von Gemählden, Zeichnungen und Kupferſtichen (meiſt im Niederländiſchen Kunſtgeſchmacke) ſoll nächſten Sommer verſteigert werden. — Preſtel arbeitet an einer ſchönen Blätterfolge der Ruinen Teutſchlands, und Schütz der Vetter hat ſchöne Gouachebilder von Holſtein, Thüringen und den Gegenden von Frankfurt vollendet. — Der Kunſt- und Buchhändler Auguſt Hermann, bei welchem eine Jugendzeitung herauskommt, hat viel Einlaßendes für die feine Welt, und die baldige Herſtellung des thätigen Wilmanns mit ſeinem ſtarken Selbſtverlag wird den hieſigen Buchhandel ebenfalls neu beleben, welcher ſchon an Joh. Chr. Hermann, dem Verleger der Ueberſetzungen von altklaſſiſchen Autoren, an Varrentrapp und Wenner, den Verlegern von Sömmerings Werken, Eßlinger, Verkäufer von franz. Büchern, Jäger, dem Landkarten-Herausgeber, an Brönner, Guilhaumann, Streng, André, Körner, Behrens u. ſ. w. thätige Betreiber zählt. So wird bei allem Gegengewicht anderer Handelszweige, doch auch an Geiſtesnahrung gedacht. Sömmering ſetzt ſeine anatomiſchen Arbeiten eifrig fort und zeigt ſich auch als praktiſcher Arzt in Augenkrankheiten. — Dr. Beh

rens der jüngere, Loders Zögling, hält Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie, den Wundärzten zum Nutzen. Ein hieher gekommener Dr. Beuser liest über Handlungswissenschaft. Hufnagel, der Menschenfreund, will ein Journal herausgeben, wozu er die verdienstvollsten Theologen der drei Hauptreligionen Teutschlands einladet. Mosche beschäftigt sich mit den Erläuterungen zu seinem Nepos. Müller, Hofmann und Goldschmidt sind mit medizinischen Schriften beschäftigt; letzterer gab eine Geschichte der Kuhpockenimpfung heraus. Ehrmanns Kuhpockenkrieg in Flugschriften, den er gegen Sömmering und Lehr führte, hat endlich einen Waffenstillstand hervorgebracht. — Hügen hat einen Wegweiser dieser merkwürdigen Stadt geschrieben, welcher nun gedruckt wird. — D. Beyerbach ist mit einer weitläuftigen Geschichte Frankfurts beschäftigt, und J. J. Gerning will ein Handbuch darüber liefern, welches auch die umliegende Gegend berühren soll. Sein kürzlich bei Göschen erschienenes Säkulargedicht, wovon zum ersten nur 150 Exemplare abgezogen worden, wird verbessert auf Jubilate bei Ettinger in den Buchhandel treten und seine Reise durch Oestreich und Italien zugleich in 3 Bänden bei Wilmanns herauskommen. Kiese hat seine Rheinreise hier herausgegeben. Von Meyer, der Verfasser des Tobias, hat kürzlich einen seinen neuen Roman: Laura, ins Publikum gebracht. Der Gra-

quier Willemer hat eine frei glückliche Ueberſetzung des Charron geliefert, und das artige kleine Luſtſpiel „Il faut un Etat“ in „Kein Schwiegerſohn ohne Amt“ fürs hieſige Theater nachgebildet; auch ließ er jüngſt ein paar Bogen über (Fränkfurter) Theaterführung ausgehn. Die Wetterauer Flora, von Dr. B. Meyer in Offenbach, dem Botanikus Gärtner in Hanau, und Dr. Scherbius allhier, findet guten Fortgang. Das von D. v. Leonhardi verkündete Reichsſtädtiſche Archiv wird wohl auch bald das literariſche Weltlicht erblicken. Eine neue Zeitſchrift: Harmonia, in zwangloſen Heften, ſoll mit Februar bei Behrens erſcheinen. Von Schwarzkopf hat über hieſige Zeitungen und Flugſchriften, als Beitrag zur Geſchichte Frankfurts, einige Bogen herausgegeben, woraus erhellet, daß hier auch eine der erſten Wiegen dieſes politiſchen Lebensbedürfniſſes war; nun ſchreibt er eine ſolche Abhandlung über ſächſiſche Zeitungen, die nächſtens bei Ettinger in Gotha erſcheinen ſoll. Das Journal des Dames von Le Maire, dem Redakteur des Journal de Francfort, wird bei der Nähe von Frankreichs Moden hier bequem fortgeſetzt. Ein Bürgerblatt mit guten Auszügen und eigenen Aufſätzen des Herausgebers, Dr. Volkhard, erſcheint hier wöchentlich zweimal. Ein anderes Wochenblatt „die Unſichtbaren“ kommt ebenfalls hier heraus, und ein Sonntagsblatt giebt unterhaltende, meiſt thea-

tralische Nachrichten. Das hiesige Theaterwesen, welches in einer Art von Anarchie dahinschwankte, soll nun endlich durch Errichtung eines nothwendigen Pensionsfonds für die Schauspielenden, und durch ein neues Direktorium aus Kaufleuten der drei Religionen, worunter der wackere Willemer sich befindet, in Ordnung gebracht werden. Die seit 12 Jahren bestehende Lesegesellschaft ist unter Schwarzkopfs thätiger Mitdirekzion neu organisirt worden. Ein Casino wird, der vielen Fremden wegen, in einem neuen Gebäude errichtet, wo zugleich der Freimaurer-Klub sich versammeln soll. Dem Bedürfniß einer großen Stadt und der Zeit angemessen, ist die Hoffische Badeanstalt am Main, welche nicht blos im Sommer, wie das Badeschiff, sondern auch im Winter dem Freund der Gesundheit offen steht. — Der Banquier Moritz Bethmann hat zwischen Offenbach und Frankfurt am Wald ein Stück Landes zur Anlage für die Sommerlust gekauft. Die Gegend umher wird zugleich immer mehr mit Gärten verschönert, und es ist auch zu hoffen, daß man daran kommen werde, das ländliche Bad zu Soden, 2 Stunden von der Stadt, am anmuthigen Taunusgebürg, in eine bessere Sommerpflege zu verwandeln.

3.

Presburg, den 10ten Januar 1802.

— Es ist allerdings gegründet, daß in Eperies im Sároser Comitat zwei erwachsene Knaben, von einem protestantischen Vater und einer katholischen Mutter erzeugt, von einem Edelmann aus dem Zipser Komitat aufgefangen und wahrscheinlich in ein Kloster gebracht worden sind. Allein man glaube ja nicht, daß solche Handlungen ungeahndet bleiben. Als von diesem Vorgang an die löbl. königl. ungarische Kanzlei geziemend berichtet worden war, erging unverzüglich an den Vice-Gespann des Zipser Komitat, Hrn. v. Guldenfinger, der Befehl, den Thäter zum Geständniß zu zwingen, wohin er die Kinder gebracht habe, und es ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß dieser ganze Handel zur allgemeinen Zufriedenheit bald abgethan seyn wird. An den Bischof von Zips ist deswegen auch schon der gehörige Befehl ergangen.

Natürlich mißfällt es den Katholiken, daß in den Ehen eines Protestanten mit einer katholischen Frau die Söhne protestantisch erzogen werden sollen. Allein sie sollten doch überlegen, daß sie nach Leopolds II. Religionsedikt doch immer noch die begünstigten sind, da in gemischten Ehen, wenn der Vater nur

men waren. Vermuthlich verfälschte die Lebhaftigkeit des gegenwärtigen Gefühls sein Urtheil über diesen Punct ein wenig; denn in der That scheint der ganze Unterschied zwischen der republicanischen und höfischen Falschheit darinn zu bestehen, daß man in Republicken genöthiget ist, die ganze äusserliche Form tugendhafter Sitten anzunehmen; da man hingegen an Höfen genug gethan hat, wenn man den Lastern, welche des Fürsten Beyspiel adelt, oder wodurch seine Absichten befördert werden, tugendhafte Namen giebt. Allein im Grunde ist es nicht eckelhafter, einen hüpfenden, schmeichelnden, unterthänigen, vergoldeten Schurken zu eben der Zeit, da er sich vollkommen wol bewußt ist, nie keine Ehre gehabt zu haben, oder in diesem Augenblick im Begriff ist, wofern er eine hätte, sie zu verlieren — von den Pflichten gegen seine Ehre reden zu hören; als einen gesetzten, schwerfälligen, gravitätischen Schurken zu sehen, der unter dem Schutz seiner Nüchternheit, Eingezogenheit und pünctlichen Beobachtung aller äusserlichen Formalitäten der Religion und der Gesetze, ein unversöhnlicher Feind aller derjenigen ist, welche anders denken als er, oder nicht zu allen seinen Absichten helfen wollen; und sich nicht das mindeste Bedenken macht, so bald es seine Convenienz erfordert, eine gute Sache zu unterdrücken, oder eine böse mit seinem ganzen Ansehen zu unterstützen. Unpartheyisch betrachtet, ist dieser noch der schlimmere Mann; denn er ist ein eigentlicher Heuchler: Da jener nur ein Comödiant ist, der nicht verlangt, daß man ihn würklich für das halten solle,

katholisch ist, alle Kinder katholisch aufgezogen werden müssen. Schade ists, daß sich die Protestanten beider Konfessionen, die augsburgischen und helvetischen (die letztere ist bei weitem die stärkere und besteht größtentheils aus Ungern) sich nicht enge genug aneinander schließen, und sich wohl öft untereinander selbst anfeinden und hindern.

Verständige Protestanten sind darüber nicht so betreten, daß die Synodalakten von Ihro kaiserl. Maj. bis jetzt noch nicht bestätigt wurden, weil sie nur allzugut wissen, daß diese selbst noch einer großen Revision bedürfen.

Uebrigens haben sie jetzt an dem 1801 zum Distriktual-Inspektor der evangelischen Kirchen und Schulen diseits und jenseits der Theiß erwählten Hn. Gregor von Derzewitzky, Beisitzer am Zipser Komitat und einem großen Mäcen der Musen *) eine kräftige und selbst den patriotischen Katholiken nicht unangenehme Stütze erhalten. Er ist im Komitat der eifrigste Vertheidiger der Protestanten, und wird daher in allen öffentlichen und gemeinschaftlichen Angelegenheiten derselben zu Rathe gezogen. — In Oesterreich und Gallizien haben die Protestanten gleichfalls an dem gelehrten Hn. Christian von Engel, der vom Kaiser im verflossenen Jahre zum weltlichen Rath beim evangelischen Konsistorium ernannt wurde, einen kräftigen Beistand erhalten.

*) Er ist durch sein schätzbares, patriotisches Werk de commercio Hungariae auch außer seinem Vaterlande rühmlich bekannt.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

2. Stück. Februar 1802.

I.

Beweis
daß der
Civilſtand durch den Militärſtand
weſentliche Vortheile erhalte,

oder der Nutzen und die Nothwendigkeit ſtehender Armeen und ihr wohlthäteger Einfluß auf bürgerliche Verhältniſſe in Friedenszeiten. Von einem königl. Preuß. Offiziere. Weimar 1802. gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 12 gr. oder 54 kr.

Durch dieſe Schrift ſollen die genannten zwey Stände zum freundlichern Denken und Handeln gegen einander angeführt werden, Haß und Neid gegen die Offiziere ſoll vermindert — ihr oft nur ſcheinbares Glück iſt dargeſtellt — und überhaupt, man ſoll hier einſehen lernen, was unzählige Civiliſten noch nicht haben einſehen wollen, daß heut zu Tage ſtehende Armeen nicht allein gegen auswärtige Uebermacht nöthig, ſondern auch für Tauſende von Einwohnern, Fabrikanten, Handwerkern ꝛc. nützlich ſind. Folgendes iſt der nähere Inhalt dieſer wichtigen Schrift.

I. Stehende Armeen sind zur Sicherheit eines Staats überhaupt, und zur Sicherheit des Eigenthums der Mitglieder desselben, gegen äußere oder fremde Anfeindung und offenbare Gewaltthätigkeiten, nothwendig und unentbehrlich.

II. Stehende Armeen sind auch zur Sicherheit gegen innere Unordnungen, und zur Erhaltung und Beförderung der für Geschäfte aller Art nöthigen Ruhe und Ordnung nothwendig und unentbehrlich.

III. Die stehenden Armeen haben nicht nur keinen schädlichen, sondern sogar einen nützlichen Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse in Friedenszeiten.

Anhang.

1. Ist man denn nicht allgemein von der Nothwendigkeit und dem Nutzen stehender Armeen überzeugt?

2. Sind Zweifel oder Aeusserungen gegen die Nothwendigkeit und den Nutzen stehender Armeen vorhanden, welches sind die dazu führenden Veranlassungen?

II.

Das historische Gemälde der Schweitz

von

Carl Ludwig von Haller.

(vormals Staatssekretair des ehemaligen Raths der Stadt und ehemaligen Republik Bern)

unter dem Titel:

Geschichte der Wirkungen und Folgen des Oestreichischen Feldzugs in der Schweitz, ein hist. Gemälde der Schweitz, vor, während und nach ihrer versuchten Wiederbefreyung, mit mancherley unbekannten Aufschlüssen über die Ereignisse dieser Zeit, 2 Bände,

Weimar 1801 bey den Gebrüdern Gädicke,

verdient durch folgende Uebersicht des Inhalts Jedem bekannt gemacht zu werden, der für die Schweitz, und für die Schweizer Interesse hat.

Erſter Abſchnitt.

Ueberſicht der Ereigniſſe in der Schweiz vor dem Ausbruch des Kriegs.
Symptome des wieder ausbrechenden Kriegs gegen Oeſtreich.
Wirkliche Vorbereitungen zum Krieg.
Ausbruch der Feindſeligkeiten.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Schlacht bey Stokach bis zu der Einnahme von Zürich.
Allgemeine Betrachtungen über die möglichen Folgen dieſer Schlacht.
Ihre Wirkungen in der Schweiz.
Nichtbezahlung der Auflagen und Kriegsſteuern.
Widerſtand gegen die Aushebung des Elitenkorps.
Gewaltſame Inſurrektion gegen die Franzoſen.
Widerſtand in den übrigen nicht inſurgirten Cantonen.
Benehmen des Schweizervolks bey dem wirklichen Einmarſch der kaiſerlichen Truppen.
Schrecken und Flucht der helvetiſchen Regierung. Endliches Auseinanderlaufen der Elitен.

Dritter Abſchnitt.

Von der Einnahme der Stadt Zürich bis zu dem Rückzug der kaiſerlichen Armeen aus der Schweiz.
Militäriſche und politiſche Wichtigkeit der Einnahme von Zürich.
Edles Betragen der kaiſerlichen Armee und des kommandirenden Erzherzogs Karl.
Allgemeine Erwartung des weitern Vorrückens und einiger Einleitung zur Herſtellung der alten Verfaſſungen.
Mangel dieſer Einleitung und daherige Schwierigkeiten.
Allgemeine freudige Stimmung des befreyten Theils der Schweiz.
Anſtalten zur militäriſchen Mitwirkung gegen die Franzoſen.
Herſtellung der alten Verfaſſungen.
Geſchichte des übrigen, noch von den Franzoſen beſetzt gebliebenen Theils der Schweiz, während dem nemlichen Zeitraum.

Vierter Abschnitt.
Von den politischen Folgen des Rückzugs der Alliirten in Bezug auf die Schweiz.
Blick auf die Kriegsbegebenheiten in der Schweiz nach dem 25ten September.
Blick auf die Folgen jenes Rückzugs für das Ausland.
Folgen jenes Rückzugs für die Schweiz selbst.
Gegenwärtiger trauriger Zustand der Schweiz, in politischer, moralischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Rücksicht.
Gedanken über die nothwendigen Bedingungen ihrer möglichen Rettung, nach der Idee eines zweckmäßigen innern Friedensvertrags entwickelt.
Beschluß.
Beylagen.
I. Relation der helvetischen Regierungs-Commissaire Schwaller und Herzog, über den Aufstand in Graubünden.
II. Creditiv-Schreiben für zwey Abgeordnete des Stands Glarus an Herrn Schultheiß von Steiger in Zürich, d. 23. Jun. 1799
III. Glückwünschungs-Schreiben des löbl. Standes Glarus an den löbl Stand Schaffhausen, über seine wiederhergestellte Verfassung, vom 29. July 1799.
IV. Ideen über die Einrichtung und die Befugnisse eines gemeinen Eidgenößischen Bundes-Raths.

III.

Der Passagier auf der Reise in Deutschland

und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich in Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reisehandbuch für Jedermann. Verfasset und herausgegeben von H. A. O. Reichard. Verfasser des Guide des voyageurs en Europe. Mit einer großen Postkarte. Weimar 1801. Gedruckt und

verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen in farbig Papier geheftet zu haben für 2 Thlr. 16 Gr. Sächſiſch, oder 4 Fl. 48 kr. Reichs-Courant.

Reiſenden, wes Standes und Würden ſie auch ſeyn, und welche Tour in Deutſchland und in den angränzenden Ländern, der Schweiz u. a. ſie auch machen mögen, können die Verleger dies Buch mit vollem Rechte empfehlen. Es enthält einen Schatz größtentheils eigener Erfahrungen des durch ähnliche Arbeiten ſchon rühmlichſt bekannten Verfaſſers, und diejenigen, welche auf ihren Reiſen die Merkwürdigkeiten vieler Orte und Gegenden, Reiſeangelegenheiten überhaupt, und Belehrungen über die mancherlei Nu- und Unannehmlichkeiten bey den verſchiedenen Arten zu reiſen, als zu Fuße, zu Pferde, mit eigenen oder Miethpferden, mit dem Poſtwagen, mit Extrapoſt oder zu Waſſer erlangen, desgleichen ſich noch über viele andere Gegenſtände, als über Sicherheitsmaasregeln, über Reiſegefährten, Gewehrgebrauch, Päſſe, Geld- und Creditbriefe, Reiſeanſchläge, Geſundheit, Wahl der Wirthshäuſer, Klugheitsregeln an fremden Orten, Badereiſen und mehrere Badeörter, viele Reiſerouten, Münzen, Recenten, Schweizerreiſen u. ſ. w. unterrichten wollen, werden hinlängliche Befriedigung finden. Eine große neuaeſtochene Poſtkarte vermehrt die Brauchbarkeit dieſes Buchs ungemein, und es verdient, daß die Reiſenden daſſelbe unter ihren Reiſe-Requiſiten aufnehmen.

VI. Einſchränkung der neueſten Bearbeitungen der Brownſchen Erregungstheorie von D. Franz Wilhelm Hunnius. (Weimar 1799 bey den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Man findet in dieſem Werkchen folgenden für unpartheyiſche Aerzte nicht unwichtigen Inhalt.

Erſtes Kapitel. Organiſche Materie. Zweytes Kapitel. Erregbarkeit — Lebensprincip. Drittes Kapitel. Bedingungen des Lebens und nähere Beſtimmung deſſelben. Viertes Kapitel Geſundheit — Krankheit — Tod. Fünftes Kapitel. Nä-

here Betrachtungen über diese Gegenstände. Sechstes Kapitel. Opportunität — Krankheitsanlage, Prädisposition. Siebentes Kapitel. Sthenie. Achtes Kapitel. Nähere Betrachtung der Sthenie. Neuntes Kapitel. Heilung der Sthenie. Zehntes Kapitel. Entzündung. Eilftes Kapitel. Asthenie. Zwölftes Kapitel. Heilung der Asthenie. Dreyzehntes Kapitel. Nähere Betrachtungen über einzelne Krankheitszustände.

V. Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, Herausgegeben von J. A. Hildt. Januar 1802. (Weimar bey den Gebrüdern Gädicke, zu haben wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen für 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.)

Die Hauptsätze, ausser vielen kleinen Nachrichten, in diesem Monate sind folgende: 1. über den Handel von Sicilien; 2 Kurze Beschreibung und Geschichte des Hallischen Salzwerks, 3. über die Verfertigung hölzerner Preßspäne in dem sächsischen Erzgebirge; 4. über den Handel und Manufakturen der Rauch- und Schnupf-Tabacke; 5. Chinarinde; 6. Getraide-Märkte der Stadt Gotha im Jahr 1801; 7 über die Ursachen des wechselseitigen Sinkens und Steigens der Fabriken; 8. Salepwurzel; 9. über die Fortschritte in der deutschen Baumwollen-Maschinenspinnerey.

VI. An Kunstsammler.

Hr. Prof. Stoy in Nürnberg will die Original-Handzeichnungen von seiner Bilderakademie, von Chodowiecki, Schellenberg und Penfel gearbeitet, die einzige kostbare Sammlung dieser Art in Deutschland, welche mehrere 1000 fl gekostet haben, unter billigen Bedingnissen verkaufen. Man kann deswegen in der Gädickeschen Buchhandlung in Weimar oder bey ihm selbst, das weitere erfahren.

VII. Anzeige.

Bey dem Buchhändler J. G. Braun in Berlin iſt von dem neuen ohnlängſt angekündigten Journale

Brennus. Eine Zeitſchrift für das nördliche Deutſchland

ſo eben das erſte Stück fertig geworden, deſſen nachſtehender allgemein intereſſanter Inhalt das Publikum am ſicherſten überzeugen wird, was es von den vereinten Bemühungen der Verfaſſer zu erwarten hat.

Inhalt.

I. An die Völker. Beim Anfange des Jahres 1802. Vom Herrn Kriegsrath Müchler.
II. Ueber den Zuſammenhang aller Anſtalten zur Cultur der Bürger im Staate und ihren Einfluß auf das Verhältniß derſelben. (Fragment eines großen Werks, Theorie der höhern Lehranſtalten.) Vom Herrn Doktor Erhard.
III. Ueber die Bernſtein-Gräbereien in Hinter-Pommern.
IV. Genius des preußiſchen Staats Von K. M—r.
Einleitung.
Bevölkerung und Beförderung der Induſtrie.
Gebühren-Taxe.
Kuhblattern-Impfung.
Cenſur.
Holzvertheilung an die Hausarmen in Berlin.
V. Merkwürdige Verordnung, die Braunſchweigiſche Lotterie betreffend
VI. Nekrolog Georg Friedrich John.
VII. Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin. Von X—r.
VIII. Kunſt.
1) Luiſe Eliſabeth Vigée le Brün.
2) Artiſtiſche Verſuche von Johann Friedrich Bolt. 1ſte und 2te Lieferung von — H. —
3) Le tableau parlant du XIX. Siècle, ou le nouvel Age d'or. Von A.
IX. Ueber die Vergnügungen Berlins. Skizzen zu einem künftigen Gemälde von Berlin. Von Heinrich W—m—d.
Einleitung.
Der Weihnachtsmarkt.
X. Errichtung eines neuen Dragoner-Regiments.
XI. Theater.

XII. Der Zackenfall bei Schreibershau in Schlesien. Von O... (Hierzu das Titelkupfer.)

Gutes Papier, schöner Druck, ein sauberes von Schumann gezeichnetes, und von Frik in maniére lavée gestochenes Titelkupfer eine pittoreske Gegend Schlesiens vorstellend, und ein geschmackvoller farbigter Umschlag werden hoffentlich auch das Aeußere dieser Zeitschrift dem Liebhaber einer nützlichen und interessanten Lectüre empfehlen.

In den ersten Tagen jedes Monats erscheint ununterbrochen ein Stück dieses Journals, zu welchem auch Beyträge unter der Addresse des Verlegers angenommen und honorirt werden. Der Verkaufspreis ist 5 Rthlr., einzelne Stücke können nur zu 12 gr. gegeben werden. Man kann sich auf dieses Journal bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen zu allen Zeiten abonniren.

VIII. Verlags-Bücher, welche bey dem Buchhändler Keyser in Erfurt in der Michaelis-Messe 1801 herausgekommen sind.

Antihypochondriakus, der junge, oder etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung. 1te, 12e, 13e Porziönchen. 8. 12 gr.

Almanach der neuesten Fortschritte, Erfindungen und Entdeckungen in den speculativen und positiven Wissenschaften, von Ostern 1800 bis Ostern 1801, 1r Jahrg., herausgegeben von J. J. Bellermann. 8. 1 thl. 21 gr.

Auch unterm Titel: Uebersicht der neuesten Fortschritte, Entdeckungen, Meynungen und Gründe in den speculativen und positiven Wissenschaften, namentlich in der Philosophie, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Staatswissenschaft, Pädagogik, Philologie, Archäologie, Geographie, Geschichte, Diplomatik ꝛc. 1r Band.

Busch, G. C. B. Almanach oder Uebersicht der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufakturen u. Handwerken, von Ostern 1800 bis Ostern 1801, 6r Jahrg. mit Kupf. 8. 2 thl.

Gebhard, D. C. M. F. und J. C. Möller, religiöse Volksbelehrungen, welche über die wich-

tige, intereſſante und gemeinnützige Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel, nach den vier Evangeliſten und der Apoſtelgeſchichte, an Sonn- und Feſttagen, Vor- und Nachmittags, vom 1. Adventsſonntage 1800 bis zum 25. Trinitatisſonntage 1801, auf der Kanzel mitgetheilt worden, 1ſten Jahrgangs 3ter und 4ter Band. gr. 8. 1 thl. 8 gr.

IX. Taſſo's nächtliche Klagen der Liebe.

Endesgenannter zeigt hiermit die deutſche Bearbeitung der kürzlich zu Paris erſchienenen les Veillées du Taſſe (le Veglie) ein 1794 in den Ruinen zu Ferrara aufgefundenes Werk dieſes unſterblichen Dichters unter dem Titel: Torquato Taſſo's nächtliche Klagen der Liebe im Kerker, mit erläuternden Anmerkungen und dem Leben des Verfaſſers nebſt 2 Kupfern, welches ſo eben bey ihm erſchienen iſt, an. Da es über ſo viele noch bis jetzt in Dunkel gehüllte Schickſale in dem Leben dieſes großen Mannes ein ſo helles Licht verbreitet, ſo wird es für Jedermann eine ungemein intereſſante Lektüre ſeyn. Es iſt im Taſchenformat und der Preis 1 Thlr. 8 gr.

Leipzig im Januar 1802.

C. F. M. G. S. von Kleefeld.

X. Ueber Nationalbildung. Von Carl von Bonſtetten. Mitgl. der Königl. Dän. Akademie der Wiſſenſchaften. 2 Thle. 8. Zürich 1802. Bey Orell, Füßli und Comp.

Inhalt.

Was durch Nationalbildung zu verſtehen ſey.
Noch exiſtirt keine Nationalbildung.

Erſte Hauptabtheilung.
Die phyſiſchen Wiſſenſchaften.

I. Ackerbau oder roher Stoff.

1. National-Univerſität. 2. Von den Untergeordneten landwirthſchaftlichen Geſellſchaften. 3. Organiſation dieſer Geſellſchaften. 4. Vorſteſellſchaften.

II. Induſtrie, oder Verarbeitung des Naturſtoffes.

1. Wie können die Wiſſenſchaften angewendet werden.

wofür er sich ausgiebt; vollkommen zufrieden, wenn die Mitspielenden und Zuschauer nur dergleichen thun, ohne daß es ihm einfällt sich zu bekümmern, ob es ihr Ernst sey, oder nicht.

Agathon hatte nunmehr gute Muße, dergleichen Betrachtungen anzustellen; denn sein Ansehen und Einfluß nahm zusehends ab. Aeusserlich zwar schien alles noch zu seyn, wie es gewesen war. Dionys und der ganze Hof liebkoseten ihm so sehr als jemals, und die Dame Cleonissa selbst schien es ihrer unwürdig zu halten, ihm einige Empfindlichkeit zu erkennen zu geben. Aber desto mehr Mißvergnügen wurde ihm durch geheime, schleichende, und indirecte Wege gemacht. Er mußte zusehen, wie nach und nach, unter tausend falschen und nichtswürdigen Vorwänden, seine besten Anordnungen als schlecht ausgesonnen, überflüssig, oder schädlich wieder aufgehoben, oder durch andere unnütze gemacht — wie die wenigen von seinen Creaturen, welche in der That Verdienste hatten, entfernt — wie alle seine Absichten mißdeutet, alle seine Handlungen aus einem willkührlich falschen Gesichtspunct beurtheilt, und alle seine Vorzüge oder Verdienste lächerlich gemacht wurden. Zu eben der Zeit, da man seine Talente und Tugenden erhob, behandelte man ihn eben so, als ob er nicht das geringste von den einen noch von den andern hätte. Man behielt zwar noch, aus politischen Absichten (wie man es zu nennen pflegt) den Schein bey, als ob man nach den nämlichen Grundsätzen handle, denen er in

seiner

2. Nationalinstitut zur Beförderung der Künste. 3. Untergeordnete Nationalinstitute. 4. Nutzen dieser Einrichtungen für die Regierung. 5. Jährlicher Rapport der obersten leitenden Wissenschaften an die Regierung.

Zweyte Hauptabtheilung.

Von der moralischen Bildung einer Nation.

III. Gesetzgebung oder Vertheidigung und Vertheilung der Reichthümer

1. Die wahre lebendige Quelle der Gesetzkunde ist in einer fortdauernden Beobachtung der Verwaltung zu finden. Diese Beobachtungskunst ist eine der besten Früchte der Theorie, die ohne immer fortgesammelte Erfahrungen leblos bleibt. 3. Wie die wahre Kenntniß der Gesetzgebung kann möglich gemacht werden. 4. Eine Nation soll sich selbst zu helfen wissen, und nicht, wie ein ewig unmündiges Kind Alles von der Regierung erwarten. 5. Durch welche Mittel können Partikularen die Nationalbildung befördern. 6. Oeffentliche Meinung. 7. Mechanismus der Meinungskraft. 8. Eine zweckmäßige Bildung der Gesellschaften ist das wirksamste Mittel zur Beförderung der Nationalbildung. 9. Beweggründe. 10. Von der Bildung der Jünglinge. 11. Die Nationalbildung muß im Jüngling angefangen werden. 12. Von dem Uebergange einer Beschäftigung zur andern. Vom Müssiggang, oder den Fehlern der Erziehung die den Müssiggang befördern. 13. Hauptunterschied zwischen der Erziehung der Alten und der Unsrigen. 14. Die Erziehung wird eben in den Jahren der Leidenschaften und des wahren Fortgangs der Wissenschaften abgebrochen. 15. Soll eine Armee ungebildet seyn? 16. Von der Bildung der leidenschaftlichen Jahre. 17. Jugendliche Gesellschaft. 18. Etwas von der Bildung des weiblichen Geschlechts. 19. Von der Bildung der Freundschaft. 20. Der Mann. 21. Durch welche Mittel eine Gesellschaft angenehm wird. 22. Wie die Klubb's belebt werden können. 23. Organisation der wissenschaftlichen Gesellschaften. 24. Von den Vergnügungen und Spielen. 25. Jährlicher Rapport aller Wissenschaften Central-Institut. 26. Von den Gelehrten. 27. Von der Preßfreyheit.

IV. Ueber die Bildung der Sitten.

(Dieser vierte Abschnitt ist der Stoff zu einem besondern Werke.)

Anhang.

Ueber die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts. Von Johann Müller.

XI. Inhalt des Jännerstücks der Sächsischen Provinzialblätter für 1802.

I. Hoffnungen zu einem allgemeinen Gesetzbuche für Kursachsen, vom Professor Zachariä in Wittenberg.
II. Trinkspruch, gesprochen zu Altenburg am 1. Jan. 1802, bei dem Friedensfeste im Hirsche, von Anton Wall.
III. Die letzten Lebensjahre Karl Heinrich Heydenreichs, nebst einigen Bemerkungen über seinen gesammten Charakter von Wohlfarth
IV. Beiträge zu einem thüringischen Idiotikon, vom Pastor Winkler in Neunbellingen bei Langensalze.
V. Fragmente aus der Schulengeschichte des 17ten Jahrhunderts im Fürstenthum Weimar, mit eingestreuten Bemerkungen und Vergleichungen von Pastor Schlevogt.
VI Historische Kronik.
VII Auszüge aus Briefen.
VIII. Buchhändler-Anzeigen.

Altenburg Febr. 1. 1802.

Rink und Schnuphase.

XII Litterarische Ankündigung.

In meinem Verlage erscheint nächste Oster-Messe von dem Hrn. Pastor Rudolphi bey Meissen, dem Verfasser der Nelkentheorie, wovon in meinem Verlage bereits 2 Auflagen erschienen sind.

Gartenkalender mit Bemerkungen 40jähriger Erfahrungen.

Wer binnen hier und Ostern hierauf 12 gr. baar an mich franco einsendet, erhält sein Exemplar nicht nur auf ein gutes Schreibepier, sondern auch um 1tel wohlfeiler. Auf 9 Exemplare wird das 10te frey gegeben.

Meissen den 14ten Februar 1802.

A. Fr. W. Erbstein,
Buchhändler.

XII. Litterarische Anzeige.

Allen Huldgöttinnen, Freunden einer schönen Muse und lieblichen Dichtung und allen Lesebibliotheken mache ich hiermit bekannt, daß in meinem Verlage, von dem Verfasser der Heliodora, erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen ist:

Erato. Eine Sammlung kleiner Erzählungen mit 1 Kupfer.

auf fein Schreibepapier elegant gedruckt. Der Verfasser, der durch seine Heliodora und Erminia dem Publiko als ein lieblicher Dichter bekannt ist, hat diese moralischen Erzählungen dem Schutze einer Muse, der Erato gewidmet, und enthalten 4 Erzählungen: als 1. das Nonnenbild 2. Das Thal im Jura-Gebürge in der Schweiz. 3. Glück aus Unglück und 4. Isetta. Das Titelkupfer stellt die Eremitage im Juragebürge von der Hand eines bekannten Künstlers dar, und das Ganze dieser lieblichen Dichtungen macht vollkommen auf Eleganz Anspruch. Jemehr schon das Räuber- und Nachdrucker-Gesindel auf die Erscheinung dieses schönen Werkes in seiner Raubhöhle lauert, um es mit seinem Geifer zu besudeln, und nachzunaetschen, wie sie mir seit Jahr und Tag 3 Artikel nachgekleckst haben, jemehr bitte ich meine Verlagsfreunde und ein Gerechtigkeit liebendes Publikum, mir zeitig seine Bestellungen hierauf zukommen zu lassen, indem ich dieses schöne Werk nicht eher ausgeben werde, als bis so viele Bestellungen bei mir eingegangen sind, daß ich wenigstens für meine Verlagskosten völlig gedeckt bin.

Meissen den 24 Februar 1802.

K. F. W. Erbstein.
Buchhändler.

XIII. Verheimlichung und Eil, oder Lottchens und ihrer Nachbarn Geschichte. Zwey Theile mit zwey Kupfern und zwey Vignetten, von W. Jury. Berlin, bey Johann Gottfried Braun. 1802. 3 Rthlr. 16 gr.

Leider ist es durch die rastlosen Bemühungen unsrer schreibseligen, — mit unermüdlicher Eile, jede Messe mit den verwahrlosetsten, mißgestaltetsten Ausgeburten eines

verbannten Gebiets, und einer eben so ausschweifenden als unreinen Phantasie, oder mit dem langweiligen Werken wie sie sind, seyn könnten und sollten, überströmenden Roman-Fabrikanten dahin gekommen, daß fast jeder Leser, der ästhetisch-richtiges Gefühl und gebildeten Verstand besitzt, von der Ankündigung eines neuen Produktes, welches das Aushängeschild Roman führt, mehr abgeschreckt als angezogen wird.

Je seltner mit jedem Jahre die edlen Erzeugnisse ächter Genialität werden, welche für Kopf und Herz gleich reinen Genuß verheißen, und ihn beyden im reichsten Maaße gewähren — je ungewöhnlicher auf dem fast unabsehbaren weitem Felde der sogenannten schönen Litteratur die Erscheinung von Kunstwerken im edelsten Sinne des Wortes ist; je mehr wird es Pflicht des unbefangenen Beurtheilers, auf eins dieser wenigen, das ganz vorzüglich an jenen ehrenvollen Namen Anspruch hat, aufmerksam zu machen, damit es nicht, unter dem Wuste seiner unwürdigen Mitbewerber überrieben, flüchtig durchlaufen, und dann zurückgelegt werde, um armseligen Ephemeren Platz zu machen.

Wenn je ein Roman von diesem Schicksale, das jetzt so sehr an der Tagesordnung ist, eine ehrenvolle Ausnahme zu machen verdient, so ist es der vorliegende gewiß. — Nicht müßige Stutzer und arbeitscheue Weiblein — dieses Alltags-Publikum der Deutschen und Franz. Romane gewöhnlichen Schlages — sind es, für die der geistreiche Urheber von Lottchens Geschichte schrieb; — nein: Jeder, welchem es um die trefflichste, mannigfachste Unterhaltung, so wie um herzandringende, durch ihre anspruchsfreye Kunstlosigkeit unwiderstehlich anziehende Belehrung im lieblichsten, anmuthigsten Gewande zu thun ist, wird seine Erwartung aufs angenehmste erfüllt, — der Mann von Kenntniß und feinem Geschmack, — das Weib von höherer ästhetischer Bildung — sie weit übertroffen finden.

XIV. Bouchholz, F. G. A., vollständige Abhandlung über die Kuhpocken, das wahre Schutzmittel gegen Blatternansteckung. Ein Handbuch für Aerzte und Nichtärzte. gr. 3. Berl. 1802. bey Johann Gottfr. Braun 2 Rthlr.

So groß auch die Anzahl derjenigen Schriften ist,

welche seit etwa anderthalb Jahren die deutschen, englischen und französischen Pressen über die täglich allgemeiner werdende Kuhpocken-Impfung liefern; so besteht doch der bey weitem größeste Theil derselben nur aus Broschüren, Ring-Volks- und Zeitschriften, die nur auf schnellen Effekt berechnet, als Ephemeren zu betrachten sind, deren Entstehen, Bekanntwerden und Untergang der Zeitraum einer oder längstens einiger Ostermessen beschränkt.

Noch immer gebrach es an einem Werke, welches uns über das Entstehen die bisherigen Fortschritte, und den dermaligen Standpunkt, aus welchem diese für die gesammte Menschheit so höchst wichtige Angelegenheit zu betrachten ist, genau, mit Sachkenntniß und Ausführlichkeit belehrt, und den dagegen herrschenden, von M. Herz und andern berühmten Aerzten in Anregung gebrachten Einwürfen begegnet.

Diesem Zwecke leistet das vorliegende Werk auf die befriedigendste Weise Genüge; indem es in einem männlichen, edlen und jeder solchen Untersuchung zum Muster dienenden Style ein solches Repertorium alles Wissenswürdigen über diese, im erhabensten Sinne des Wortes, philanthropische Angelegenheit, nebst einer vollständigen litterarischen Notiz aller darüber in Deutschland, England und Frankreich erschienenen Schriften liefert. — Da schon das kleine, eigentlich nur für die Landleute bestimmte frühere Buch desselben so gerechten und allgemeinen Beyfall fand, so darf sich dieses ausführlichere, von ihm eigentlich con amore gearbeitete Werk, denselben in weit höherem Grade versprechen.

XV. Neue Verlags-Artikel der Schwan- und Göbhischen Buchhandlung in Mannheim 1801.

Betrachtungen über das Universum (von Hrn. Coadjutor Freiherrn von Dalberg) 4te unveränderte Auflage kl. 8vo. 48 kr. od. 12 gr.

Briefe an Emilien über die Mythologie, nach dem Franz. des Hrn. von Moustier frei übersetzt. Taschenformat 6 Thle mit 6 Kupfern. 4 fl. 30. kr. od. 3 Rthlr.

Donssin-Dübreuil, J. L., vom Schleime, dessen Ursachen und Wirkungen, nebst Entdeckung eines Arzneimittels zur Unterdrückung dieser Feuchtigkeit; aus

dem Franz. Neue verbeſſerte Auflage. gr. 8. 15 kr. od. 4 gr.

— Derſelbe vom Tripper ohne veneriſches Gift, und vom weißen Fluſſe: aus dem Franz. überſetzt. gr. 8. 36 kr. od. 9 gr.

Kaibel, G. D., Anleitung zum Religionsunterrichte für Kinder von reiferm Alter; 3te verbeſſerte Auflage. 8vo. 24 kr. od. 6 gr.

— Deſſen kleiner Kinderunterricht über die Religion; 3te Auflage, nebſt Glaube der Chriſten ein Lehrgedicht; 12° brochirt. 12 kr od. 3 gr.

Kuhpocken und Kuhpocken-Impfung als ein ohnfehlbares Mittel die Kinderblattern zu verhindern ꝛc. Von Dr. Joh. Georg. Zehner. 2te Aufl. 8. broch. 15 kr. od. 4 gr.

Micq, J. L., Neue theoretiſch-praktiſche franzöſiſche Grammatik, oder Kern der beſten in dem letzten Jahrzehnte in Frankreich herausgekommenen Sprachlehren; 8vo. 2 fl. 12 kr. od 1 Rthlr 8 gr.

Scherer, Phil. Karl, die verworrene Lehre der ehelichen Gütergemeinſchaft, ſyſtematiſch bearbeitet; 2 Theile gr. 8vo. 4 fl. 30 kr. od. 3 Rthlr.

Stolpertus ein junger Arzt am Krankenbette von einem patriotiſchen Pfälzer; 1r. u. 2r Thl. Neue Auflage 8vo. 1 fl. 12 kr od 1 Thlr 8 gr.

— Deſſen 3ter Theil oder: Stolpertus ein junger Brownianer am Krankenbette; 8vo. 48 kr. od. 12 gr.

Der 4te Theil erſcheint zur Oſtermeſſe 1802.

Trattner, J. A. von, Beſchreibung der Exercier-Manövres, welche Se. königl. Hoheit der Erzherzog Karl von Oeſterreich durch das im Lager bei Edingen am Neckar geſtandenes k. k. Corps d'Armee im September 1793 ausführen ließ. Mit einer topographiſchen Karte von der Gegend bei Heidelberg, Schwetzingen, Mannheim und Ladenburg, nebſt ſämmtlichen Plans der Manövres. gr. 4to à fl. 45 kr. netto (in Commiſſion.)

In Commiſſion ſind auch zu haben:

Predigten bei Einweihung der wiedererbauten deutſch-reformirten Kirche zu Mannheim, gehalten von ſämmtlichen Pfarrern, und zum Beſten des Kirchenbaues herausgegeben; gr. 8vo. 56 kr. od. 9 gr.

Rostalkes Taschenbuch aufs Jahr 1802. Herausgegeben von Hrn. Professor Schreiber, mit dem Portrait der Kaiserin von Rußland und andern Kupfern, in schönen Lindand mit Futteral à 1 fl. od. 16 gr.

XVI. Anzeige.

Bei dem Buchhändler J. G. Braun in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

A Bonaparte par Esmenard. An Bonaparte vom Dichter Esmenard. Ins gleiche Versmaas übersetzt von J. J. Hermes. Berlin 1802. 4 gr.

Dieser, am vorjährigen Friedensfeste dem großen Manne, auf welchen seit dem letzten Quinquennium aller Augen gerichtet sind, von einem der trefflichsten französischen Dichter mit glühendem Enthusiasmus gesungene Hymnus, der hier von einem der feinsten Kenner des Schönen in unsrer Muttersprache wiederholt wird, darf, — als seines erhabenen Gegenstandes ganz würdig, — gewiß auf allgemeinen Beifall rechnen.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1802.

I.

Gedichte.

Mein Vögelchen.

Mein Vögelchen und ich, wir ſingen um die Wette,
Mit Liebe zu Geſang beſeliget ſich und mich;
Die Sonne weckt uns auf, wir gehn mit ihr zu Bette,
Mein Vögelchen und ich!

Hanfkörner eſſen wir, und Gerſtenbrod, und ſorgen,
Iſt unſer Vorrath gleich nur allzu kümmerlich,
An jedem Abend ſatt, nicht für den andern Morgen,
Mein Vögelchen und ich!

Wir hören viel von Furcht vor Greifen und vor Drachen,
Vor Krallen mancher Art, vor einer Weſpe Stich;

Wir fürchten keinen Feind, weil wir uns keinen machen,
Mein Vögelchen und ich!

In unſerm Käfig wohnt bei uns die kleine Freude,
Die große laſſen wir nur dann und wann hinein,
Sie möchte, ſorgen wir, ſie möcht' in ihm dem Neide
Nur Gram und Aerger ſeyn.

Wir wollen mit Geſang uns keinen Ruhm erwerben,
Wir ſingen nur für uns, und jeder nur für ſich,
Wir leben ſingend uns, und wollen ſingend ſterben,
Mein Vögelchen und ich!

Das liebe Vögelchen, daß ich im Hüttchen habe,
Das macht zum glücklichen und alten Manne mich.
Wir ruhn, es iſt beſtellt, dereinſt in Einem Grabe,
Das Vögelchen und ich!

Gleim.

II.

Horazens eilfte Epiſtel.

An Bullatius.

Wie kam Chios dir vor, Bullatius, und das berühmte
Lesbos, Samos, das weite, wie Krösus Königsſitz Sardis,
Smyrna und Kolofon wie? vergrößert, verklärt durch Fama *)?
Steht dir alles nicht an, verglichen mit Marsfeld und Tiber?
Oder iſt feſſelnder eine von Attalus Städten erfunden?
Lobſt du Lebedus, ſatt uns müde des Meers und der Straßen?
„Kennſt du Lebedus? Wüſter als Gabii und als Fidenä
„Iſt der Flecken. Doch möcht' ich dort die Tage verleben,

*) Maiora minotane fama. Wörtlicher: über oder unter dem Rufe.

M.

seiner Staats-Verwaltung gefolget war: In der That aber geschah in jedem vorkommenden Falle gerade das Widerspiel von dem, was er gethan haben würde; und kurz, das Laster herrschte wieder mit so despotischer Gewalt als jemals.

Hier wäre es Zeit gewesen, die Clausul gelten zu machen, welche er seinem Vertrag mit dem Dionys angehängt hatte, und sich zurückzuziehen, da er nicht mehr zweifeln konnte, daß er am Hofe dieses Prinzen zu nichts mehr nütze war. Und dieses war auch der Rath, den ihm der einzige von seinen Hoffreunden, der ihm getreu blieb, der Philosoph Aristippus gab. Du hättest, sagte er ihm in einer vertraulichen Unterredung über den gegenwärtigen Lauf der Sachen, du hättest dich entweder niemals mit einem Dionysius einlassen, oder an dem Platz, den du einmal angenommen hattest, deine moralische Begriffe — oder doch wenigstens deine Handlungen nach den Umständen bestimmen sollen. Auf diesem Theater der Verstellung, der Betrügerey, der Intriguen, der Schmeicheley und Verrätherey, wo Tugenden und Pflichten bloße Rechen-Pfenninge, und alle Gesichter Masken sind; kurz, an einem Hofe, gilt keine andre Regel als die Convenienz, keine andre Politick, als einen jedem Umstand mit unsern eignen Absichten so gut vereinigen als man kann. Im übrigen ist es vielleicht eine Frage, ob du so wol gethan hast, dich um einer an sich wenig bedeutenden Ursache willen mit Dionysen abzuwerfen. Ich gestehe es,

„Und der Meinen vergeſſend, und vergeſſen von ihnen,
„Neptunus ferner vom Lande, den Wüthenden, ſchauen.“
Aber, wer nach Rom geht von Capua, wandernd durch Pfützen
Im Platzregen, will nicht leben im Wirthshauſ'; es preiſet,
Wer Erkältung ſich holte, nicht Oefen und Bäder als Güter,
Die allein vollſtändig der Menſchen Leben beglücken.
Wirſt du, wenn dich auf Meereshöh' mächtig geſchaukelt der Südwind,
Drum verkaufen dein Schiff jenſeit der Aegeiſchen Fluthen?
Dem Geſunden, ihm frommt Rhodos, Mitylene, die Holde,
Grad ſo viel, als ein Pelzrock am Hundstag', in Schneeluft ein Fechtſchurz,
Im December das Baden im Tiber, im Auguſt die Kaminglut.
Weil vergönnet es wird, Fortuna noch lächelnd uns anblickt,
Preiſe zu Rom man Samos und Chios und Rhodos von ferne.
Nimm du jegliche Stunde, die Gott dir ſchenkte zum Frohſeyn,

An mit dankbarer Hand, verſchiebe Genuß nicht auf's Jahr hin:
Daß du, wo du nur warſt, vergnügt gelebet zu haben,
Sagen könneſt. Denn wenn Vernunft und Klugheit die Sorgen,
Nicht ein Ort, des Meers weitſchauender Herrſcher, uns abnimmt:
Aendern Klima, den Sinn nicht, die über den Ozean laufen.
Aemſiges Nichtsthun treibt uns. Segelnd, und rennend mit Vieren,
Jagen dem Glücklichleben wir nach. Das Erjagte, ſieh! hier iſt's,
Iſt zu Ulubrä, wenn Dir's nicht an Ruh im Gemüth fehlt.

Nachſchrift des Ueberſetzers.

Ueber V. 7—10 möchte, nach allem, was darüber geſagt und nicht geſagt iſt, eine Anmerkung keineswegs überflüßig ſeyn.

Scis, Lobedus quid ſit? Gabiis deſertior atque
Fidenis vicus; tamen illic vivere vellem,

Oblitusque meorum, obliviscendus et illis,
Neptunum procul e terra spectare furentem.

Gewöhnlich läßt man auch diese Worte den Dichter in eigner Person zu Bullatius sagen. Aber sonderbar bleibt es, daß Horaz in Rom, er, der unsers Wissens niemals in Kleinasien war, in einer Epistel an einen Mann, der in Kleinasien herumreiset, unmittelbar nach einer Erkundigung über das Jonische Lebedus mit einer Frage nachkommen soll, wie die: Scis Lebedus quid sit? Viel natürlicher wäre sie doch als Gegenfrage im Munde des Reisenden. Einleuchtend wird das letztere, wenn wir die nächstfolgenden Verse hinzunehmen. Was sollen diese im Munde des Dichters, der wenige Zeilen weiterhin predigt:

Romae laudetur Samos et Chios et Rhodos absens; —

der so gut als irgend einer weiß, daß

Non locus effusi late maris arbiter —

also kein Lebedus an seiner noch so reizenden Jonischen Küste die hypochondrischen Grillen verscheucht? Wie kommt endlich ein Vorsatz dieser Art:

— — Tamen illic vivere vellem,
Oblitusque meorum, obliviscendus et illis etc.

auch nur als hypothetiſch gefaßt, (wiewohl von der bei Wieland ausgedrückten Hypotheſe: „müßt' es ſeyn“ kein Wörtchen im Original ſteht) in Horazens heitre, zur Geſelligkeit geſchaffene Seele, der es wahrhaftig eben ſo wenig jemals möglich war, der Ihrigen zu vergeſſen, als gleichgültig, von ihnen vergeſſen zu werden!

Ich nehme alſo an, Horaz redet auf einen Augenblick im Geiſt des Bullatius; ſpricht mimiſch mit geborgtem Ton deſſen Spleen aus. So gewinnt die ganze Stelle eine eigne Grazie und Laune. Vollſtändig würde ſie matter ſo gelautet haben: „Weißt du auch, hör' ich dich erwiedern, was für ein menſchenleeres Oertchen Lebedus iſt? Dennoch u. ſ. w.“ — Nun erſt iſt auch die ganze folgende Ideenreihe von V. 11 an bis zum Schluß, als launige Widerlegung und freundſchaftliche Zurechtweiſung recht eigentlich an ihrer Stelle.

Gegen alles, was wir bei unſrer Erklärung gewinnen, kommt es meines Bedünkens ſo gut als gar nicht in Anſchlag, daß kein inquis, noch etwas Aehnliches, da ſteht. Wie oft iſt ein inquis, inquit und dergl., nicht blos in vertraulichen Horaziſchen Sermonen dem verſtändigen Leſer überlaſſen! Geſetzt aber auch, man fände in Horaz keine dieſer ganz ähnlich Stelle, wo, gerade ſo wie hier, das Verbum eine

Gegenfrage ausgelassen wäre: so entscheidet das noch lange nicht gegen die Richtigkeit unsrer Erklärung. Haben wir nicht eine Epistel vor uns, die zunächst für Bullatius, nicht für uns, geschrieben wurde? Er mußte bei jenen Versen, ohne ein überflüßiges hör' ich dich erwiedern, sich getroffen fühlen; mußte schneller, als jeder Dritte, inne werden, der poetische Freund habe seine Gedanken von ferne gelesen, und ihm die fertige Antwort auf das, was die gehäuften Fragen eigentlich sagen wollten, von den Lippen genommen. Ja, man könnte in der Auslassung eines inquis sogar eine absichtlich gewählte Feinheit der Ueberraschung für Bullatius finden.

Für die, denen es in filologischen Dingen um das Mein und Dein wenigstens eben so sehr, als um die Sache selbst zu thun ist, noch dieß: Meines Wissens ist der versuchte Beweis mir eigenthümlich. Den Gedanken selbst, jene Verse dem Bullatius in den Mund zu legen, hat, wie ich aus Haberfeld's Erläuterungen über diese Epistel S. 555 sehe, schon Sanadon gehabt. Ich schlage nun diesen nach (Poësies d'Horace etc. T. VI p. 161) und finde nichts weiter, als: „Ces paroles, que le Poëte met dans la bouche de Bullatius, sont apparemment tirées de quelques Lettres, ou celui-ci s'excusoit de revenir en Italie." Zu diesem apparemment finde ich keinen Grund; auch unschicklich, daß Sanadon im

Texte über den Anfang Horazens, über unsre Stelle Bullazens, dann wieder Horazens Namen gesetzt hat, so daß das Ganze von weitem wie ein förmlicher Dialog aussieht.

Wie Lambin, Gesner, Haberfeld ꝛc. bei der gewöhnlichen Erklärung sich winden; nach welchen mir wenigstens unsichtbaren Stützen im Kontext jeder von ihnen greift, vergleiche, wer Lust und Zeit hat.

Danzig, im März
1801.

Morgenstern.

III.

Epigrammen und Einfälle.

---

1. Ueber den Vorzug der Alten und Neuen.

Trotz eurem Für- und Widerstreiten
Löst sich mein Zweifel nicht so bald.
Die Alten waren neu vor Zeiten;
Sagt: Werden auch die Neuen alt?

2. Auguſte.

Heute ſtarb die Tändlerin Auguſte,
Welche nicht zu unterſcheiden wußte
Zwiſchen Zeitvertreib' und Zeitverluſte.

3. Gloſſe.

Wir können nicht zuſammentaugen.
Ich bürgerlich — Er Hochgebohren!
Ich Aergerniß für ſeine Augen,
Er Aergerniß für meine Ohren!

4. Als Bav Pyrmont beſang.

Leſ't Bavs Gedicht, ihr Muſenſöhne!
Ach, Pyrmonts Quell iſt keine Hippokrene.

5. Notiz.

Für tauſend Louisd'or erhielt Franziskas Sohn
Im Kriegsrath den Direktorspoſten;
Die Mutter wandte große Koſten
Auf ſeine Proſtitution.

6. Klage.

Iſt's nicht genug, ihr Horen,
Ach, daß ihr Flügel habt? —
Warum iſt denn mit Flügeln
Auch Cypripor begabt?

7. Diebsglück.

Nach Cordus.

Wie glücklich iſt Heliodor!
Er findet, was niemand verlor.

8. Renommiſtenrath.

Wenn euch kein Mittel gelingt,
Die tollen Verläumder zu beugen;
So bringe ſie das zum Schweigen,
Was Hunde zum Schreien bringt.

9. Sein Hund und er.

Der Herr — ein geſchwätziger Dummer!
Sein Hund — ein vernünftiger Stummer!

10. Wechſel und Treue.

Schmetterling! der Fröhlichkeit ergeben,
Wirſt du dich im Maienſchimmer dreh'n,
Floras holde Kinder all umſchweben,
Ewigwechſelnden Genuß erſtreben,
Und im Wonnetaumel ſüß vergeh'n —
Ich erköhre ſelbſt dein Flatterleben,
Hätt' ich Feodoren nicht geſeh'n.

11. An Bibuk.

„Das Räuſchchen" iſt für dich ein Lieblingsdrama
Und jedes Kellerloch ein Panorama.

12. An Stips.

Wenn Liebchen dich umſchlingt, fühlloſer Ehgemahl,
Iſt Sie der Weinſtock, Du der Pfahl!

13. Lk.

Er liebt nur ſich allein; was jeder ihm vergiebt,
Weil er allein — ſich liebt.

14. An Soph.

Die Zünftler, Soph, geruh'n Dich anzupreiſen,
Als den alleinigen und erſten Weiſen.
Biſt Du's allein — wie kannſt Du erſter ſeyn?
Und biſt Du erſter, wie allein?

15. Der neueſte Kritikus.

Was er docirt, verſteh'n wir nicht,
So, daß er weder ſchweigt, noch ſpricht.

16. Olan.

All die geheimeren Traktaten
Und Allianzen fremder Staaten,
Weiß Novelliſt Olan genau,
Nur nicht die heimiſchen Traktaten
Und Allianzen ſeiner Frau.

17. An E.

Du redeſt alle Tage
Von Ehr' und Pflicht;

Auch führeſt du Themis-Wage,
Doch — falſch Gewicht!

18. Grabſchrift eines Miſanthropen.

Mir ſucht' ich einen Freund bis heute,
Und ſtarb an meines Hundes Seite.

J. C. F. Haug.

IV.

Die Götter Griechenlandes.

An Schiller.

Sind aus jenem Fantaſieenlande
Alle holde Götter ſchon entflohn?
Weht nicht noch von ſeinem öden Strande
Hier zu uns ein traulich ſüßer Ton?
Hat der Gott, der lieblichſte von allen,
Nicht noch viele ſeiner Tempel hier? —
Sind die Kränze auch herabgefallen,
Werden Herzen ihm dafür.
Jener Dichtung zauberiſche Hülle
Lieh der Schönheit ſelbſt ein Lichtgewand!

in den Augen eines Philoſophen iſt die Tänzerin Bacchidion viel ſchätzbarer, als dieſe majeſtätiſche Cleoniſſa, welche mit aller ihrer Metaphyſick und Tugend weder mehr noch weniger als eine falſche, herrſchſüchtige und boßhafte Creatur iſt. Bacchidion hat dem Staat keinen Schaden gethan, und Cleoniſſa wird unendlich viel Böſes thun — Aus dieſer Betrachtung (unterbrach ihn Agathon) habe ich mich für jene und gegen dieſe erklärt — Und doch war es leicht vorherzuſehen, daß Cleoniſſa ſiegen würde, ſagte Ariſtipp — Aber ein rechtſchaffener Mann, Ariſtipp, erklärt ſich nicht für die Parthey, welche ſiegen wird, ſondern für die, welche Recht, oder doch am wenigſten Unrecht hat — Mein lieber Agathon, ein rechtſchaffener Mann muß, ſo bald er an einem Hofe leben will, ſich eines guten Theils von ſeiner Rechtſchaffenheit abthun, um ihn ſeiner Klugheit zu zulegen. Iſt es nicht Schade, daß ſo viel Gutes, das du ſchon gethan haſt, ſo viel Gutes, das du noch gethan haben würdeſt, bloß darum verloren ſeyn ſoll, weil du eine ſchöne Dame nicht verſtehen wollteſt, da ſie dir's ſo deutlich, daß es der ganze Hof (einen einzigen ausgenommen) verſtehen konnte, zu erkennen gab, daß ſie ſchlechterdings — geliebt ſeyn wollte. Doch dieſer Fehler hätte ſich vielleicht wieder gut machen laſſen, wenn du nur gefällig genug geweſen wäreſt, ihre Abſichten auf Dionyſen zu befördern. Wollteſt du auch dieſes nicht, war es denn nöthig ihr entgegen zu ſeyn? Was für Schaden würde daraus erfolgt ſeyn, wenn du neutral geblieben wäreſt? Die

Gab der todten Schöpfung Lebensfülle,
Und Empfindung dem, was nie empfand.
Schöner Täuschung seelenvolle Bilder
Taugen nicht für unsern klaren Sinn,
Sie verschwinden, und es mahlet wilder
Rohe Wirklichkeit sich hin.

Diesen Ball in seinem weiten Kreise
Lenkt der kühne Bändiger nicht mehr:
Leicht beflügelt wagen wir die Reise,
Und im Luftraum schweben wir umher.
Zu den unbeschrifften Wolkenwegen
Oeffnet heut' des Menschen Wille Bahn —
Drohenden Gefahren rasch entgegen
Wälzet sich sein kühner Plan.

Reicher blüh'te die Natur. Im Bunde
Mit der Gottheit, lieh sie ihren Glanz.
Jede schöne, süß verlebte Stunde
Ward umschwebt von einer Horen Tanz.
Uns're Lerchen, uns're Nachtigallen
Singen rauher; denn die Fantasie
Leihet nicht bei ihren Tönen allen
Jenes Zaubers Harmonie.

Damals banden nicht des Zwangs Gesetze
Sanfter Harmonieen schönes Band;
Die Natur vertheilte ihre Schätze
Freier auf dem weiten Erdenrand.
Uns, an jenem Wahn noch mehr zu rächen,
— Für den all zu fest geknüpften Bund —

Sind die Rosen, die wir heute brechen,
Nicht gepflückt in Amathunt!
Ihre Freuden engten keine Schranken,
Denn die Grazie, mit feiner Hand,
Wob selbst ihren Schleier um Gedanken,
Nicht bedürfend der Gesetze Band!
Zarter Sinn, für alles Feine — Schöne —
Ist der niedern Erde fast entflohn;
Heute bieten manche ihrer Söhne
Jenen sanften Tönen Hohn.
In den Thälern sähe man erscheinen
Kämpfer ringend um den Lorbeerkranz;
In Apollens Tempel, Delfis Hainen
Suchte man der Wahrheit Götterglanz.
Der Vernunft erbauen wir Altäre —
Ward nicht, dieser Reinen selbst zum Spott,
Eine Antigriechische Hetäre
Unsrer Huldigungen Gott?
Freudig klang bei ihren schönsten Festen
Lieblicher Gesänge munt'rer Schall.
Unsern ernsten, unsern stummen Gästen
Klinget nicht der Freude Wiederhall.
Durch die labyrinthisch-dunkeln Gänge,
Wo die Politik uns heute führt,
Tönen nicht der Freude Lobgesänge,
Nicht was schöne Seelen rührt.
Süßer Wahn! Ein schöner Jüngling senkte
Seine Fackel — und des Lebens Traum

Schwand — und ward nun heller; denn er lenkte
Seine Flügel zu des Aethers Saum.
Ungern scheidet von des Lebens Fülle
— Süßes Daseyns einzig theures Pfand! —
Einer zu des Orkus dunkler Stille,
Zu dem unbekannten Land.

Von den Freuden künftiger Genüsse
Glänzte ihnen ein berauschend Licht;
So viel blieb uns, daß durch dunkle Schlüsse
Süßer Hofnung Morgenröthe bricht.
Uns umgiebt, die alles eitle Klügeln
Nie den hohen Idealen weiht —
Ach, vielleicht um unsern Stolz zu zügeln!
Dichter Nächte Dunkelheit.

Jene Ringer lockten höh're Preise,
Sternenkränze krönten ihren Ruhm.
Doch noch heute kann ja auch der Weise
Hoher Tugend große Thaten thun.
Unvergöttert, kann es ihm gelingen,
Daß der Gute ihm den Beifall winkt;
Wenn er auch, die Wonne zu erringen,
Nicht der Götter Nektar trinkt.

Schöne Welt, du kehrtest lächelnd wieder! —
Von der Musen jüngster eingeweiht,
Sang uns Schiller seine süßen Lieder,
Der die Farben von dem Aether leiht.
Seine Helden strahlen im Gewande
Reicher Dichtung, wie in dem Gebild

Das — entflohn aus jenem Fabellande
Glänzt am ſternichten Gefild.

Aller Feſſel frei uns zu entſchwingen,
Streben heute wir mit kühner Hand:
Eig'nen Kräften muß es nun gelingen,
Was vorhin durch Götterkraft entſtand.
Die Beherrſcher von dem Erdenrande
Sind genügſam mit dem Einen Gott;
Ward nicht jüngſt in Frankreichs hellerm Lande
Dieſer Eine ſelbſt zu Spott?

Die Natur folgt ſklaviſch ihrem Lenker,
Und entgöttert iſt der weite Raum;
Weggeſcheucht hat er, der ernſte Denker,
Schöner Fantaſieen ſchönſten Traum.
Blindlings huldigt nun der fromme Glaube,
Ach! gekleidet in gefärbt Gewand! —
Stolzer Dummheit oft zum ſichern Raube,
Eines Weltregierers Hand.

Ja, ſie kehrten heim; doch alles Schöne,
Alles Hohe nahmen ſie nicht fort.
Für die Farben, für die Lebnetöne
Blieb uns hier das ſchön beſeelte Wort.
In der Dichtung reich umwebten Träumen
— Süßer Sänger unbegränzte Wahl —
Sehen wir ſie holder noch erſcheinen,
Als in Jovis Götterſaal.

Th.

V.

Geſetzgebung.

Geſetzgebung im ächten Sinn iſt eine der erhebenſten Seiten menſchlicher Geſelligkeit; und wie der Menſch Gottes Ebenbild iſt, ſo wollte der Schöpfer, daß Geſetzgebung das Nachbild der Göttlichkeit ſey.

Aber nur veredelte, weiſe Geſetzgebung wird es, nur aus ihr kann wahres, dauerhaftes Staatsglück entſpringen.

Und doch glaubt ſich beinah jedermann der Geſetzgebung gewachſen, wie der Erziehung, indeſſen wir verhältnißmäßig nicht ſo viel geſetzliche und erzogene Menſchen zählen, als wir ſollten.

Geſetzloſer Zuſtand iſt nicht ſchlimmer, weniger ſchlimm vielleicht, als kraftloſe Geſetze oder verfehlende Geſetzgebung.

Der Geſetzgeber ſuche ſeine Freuden im Segen ſeines Amtes, wie ſeinen Ruhm.

Wenn gleich Geſetzgebung vorzüglich den Kopf zu Rathe zieht, ſo darf ſie doch nicht vergeſſen, das Herz zu hören: aber ein kluger Zuhörer glaubt nie, und prüft immer.

Sie habe nur eine Lieblingsidee: Gemeinwohl durch weiſe und gerechte Beglückung der Einzelnen.

Monate und Augenblicke muß ſie berechnen, um nicht mit ihrer Wirkſamkeit zu zögern, aber Jahre und Jahrzehende auf die Früchte derſelben warten können.

Ihr Hauptmangel beſteht darin, wenn ſie ſich von der Menſchen Schwäche, Leidenſchaft oder Unentſchloſſenheit anſtecken läßt.

Zeugt ſie nicht Tugend, ſo erzieht ſie doch ſolche.

Sie achte kein Verhältniß gering, und gleich einer guten Hausmutter beherziget ſie ein jedes. Wie oft überſah ſie den Keim reicher Erndte, wie oft ſchlummerte ſie ruhig, da Räuber in ihr Heiligthum einſtiegen.

Aber ſie erdrücke nicht die Individualität in eiſernem Arm, ſondern ruhe mütterlich an ihr.

Sie zähle nicht den Sand am Meere, aber bändige die wilden, überwallenden Wogen.

Sie achte mürriſch-boshafte Geſichter nicht, um freundlich-dankbare zu ſchaffen.

Vergeſſenheit rächt ſich unausbleiblich an ihrem innerſten Leben.

Rasch schreite sie einher, aber fest sey dabei ihr Schritt, und sie wisse, stehn zu bleiben.

Am schönsten und sichersten stützt sie sich auf den gewonnenen Willen.

Kund und zu wissen! prange nicht blos am Eingang der Gesetze, wie ein schwerfälliger Thürhüter, sondern man gebe ihm den verständlichen Laut, ohne welchen kein fruchtbarer Wiederhall im Volke State haben kann.

Gesetzgebung spreche ihre Muttersprache, und trage keine ausländische Zierathen. In englischen Gärten thun gothische Ruinen dem Auge des Kenners wohl: in den Gesetzen thun sie ihm weh.

Sie lasse sich fleißig von dem Geiste der Zeit berichten, und wähle zur unzertrennlichen Freundin die graue Erfahrung.

Die Geschichte sollte die Hofmeisterin der Gesetzgebung seyn, die dann zwischen ihr und der hohen Theorie in voller Kraft aufwächsen würde. Daß sie es so oft nicht ist, beweist, wie wenig die Menschen fühlen, daß sie später auf die Welt kamen, als ihre Vorgänger.

Immer zu Hause allgegenwärtig sey Gesetzgebung zugleich beständig auf Reisen, daß nichts Gutes und Kluges geschehe, ohne daß sie den Geist davon nähre.

Die Theorie ſey eine Leuchte und kein Irrlicht für den Geſetzgeber: die Ausübung ſeine Tochter, nicht ſeine Gebieterin.

Menſchenkenntniß begleite treu und wachſam die Geſetzgebung, aber die kenntnißreiche Freundin ſey keine Mährchen-erzählende Amme.

So innig Geſetzgebung und Geſetzgeber verbunden ſeyn müſſen, um zu nützen, ſo ſorgfältig ſcheide ſich die Perſönlichkeit des letzten von dem Ideal der erſten, um nicht zu ſchaden.

Geſetzgebung ſey vor gedrucktem Papier auf der Hut; ſie leſe, aber ſie prüfe die ſcharfen Patronen des Buchhandels.

Man mag Verſuche über das Volk ſchreiben, aber man ſoll keine an ihm machen: denn es iſt kein Corpus vile.

Der dogmatiſche Sektengeiſt zeichnet ſo gerne Grenzen für andere, wie der Eroberungsgeiſt. Das Dogma der Geſetzgebung ſey Wahrheit.

Sie iſt zum ſteten Ringen beſtimmt; ſie ringe nicht mühſam, aber beharrlich, und ihre Ruhe ſey die Ruhe des ſinnenden Helden.

Keine Begeiſterung in der Geſetzgebung, aber Geiſt!

Der heilige Kreis ihrer Wirkſamkeit verträgt keine Poeſie: wollte der Himmel, politiſche Romanesken und Arabesken exiſtirten nur, wie Plato's Republik, auf dem Papier!

Schwärmerei mordet, Eigennutz vergiftet ſie: ihre Temperatur ſey die Wärme des Edelmuthes, verbunden mit der Kälte beſonderer Klugheit und ausdauernder Feſtigkeit.

Schwäche ſey ihr fremd, wie Entkräftung. Sie ſey weder Gelegenheitsjägerin noch Gelegenheitsmacherin.

In unverrückter Konſequenz gehe ſie fort, beobachte Veranlaſſungen, nütze und beherrſche ſie; ihr Gewebe darf der Zufall nicht anlegen, aber was er an brauchbaren Fäden beut, das nehme ſie darin auf.

Vor Irrthum wahre ſie ſich: hat er ſie aber beſchlichen, ſo reiße ſie ſich ſchnell von ihm los, das Verbluten verhütend, das Bluten allein nicht fürchtend.

Die Literatur ſpricht uns von einem verlohrnen Werke des atheniſchen Apollodor über die berühmteſten Geſetzgeber: es ließe ſich jetzt, mit den Erfahrungen von Jahrtauſenden vermehrt, reichhaltig und belehrend erneuern.

Möchten ſich nie die Fehler der Geſetzgebung erneuern, aber alle noch nicht genützte Quellen ihres

Guten unter der Hand der Weisheit öffnen, und die Leiden der Vergangenheit Wohlthat für die Zukunft werden.

Graf v. Benzel.

VI.

Pädagogik

des achtzehnten Jahrhunderts, nach Falk, und des neunzehnten Jahrhunderts, nach Pestalozzi.

(Fortsetzung *).

Vom Schalle leiten sich folgende spezielle Unterrichtsmittel her: 1. Tonlehre, die Sprachorgane zu bilden; 2. Wortlehre, einzelne Gegenstände kennen zu lehren; 3. Sprachlehre, uns über die uns bekanntgewordenen Gegenstände, und über alles, was

*) S. Februar S. 121. und vergl. Allg. Zeit. 1802. No. 68 f.

kleine Bacchidion wurde nicht mehr getanzt haben; und Cleoniſſa hätte die Ehre gehabt, ihren Platz einzunehmen, bis er ihrer eben ſo wol überdrüſſig geworden wäre als ſo vieler andrer. Das wäre alles geweſen. Und geſetzt, du hätteſt auch die Gewalt über ihn mit ihr theilen müſſen; ſo würdeſt du ihr wenigſtens das Gleichgewicht gehalten, und noch immer Anſehen genug behalten haben, viel Gutes zu thun. Dem Schein nach in gutem Vernehmen mit ihr, würde dir dein Platz, und die Vertraulichkeit mit dem Prinzen tauſend Gelegenheiten gegeben haben, ſie, ſo bald ihre Gunſtbezeugungen aufgehört hätten, etwas neues für ihn zu ſeyn, unvermerkt und mit der beſten Art von der Welt wieder auf die Seite zu ſchaffen — Aber ich kenne dich zu gut, Agathon; du biſt nicht dazu gemacht dich zu Verſtellung, Ränken und Hofkünſten herabzulaſſen; dein Herz iſt zu edel, und wenn ich es ſagen darf, deine Einbildungs-Kraft zu warm, um dich jemals zu der Art von Klugheit zu gewöhnen, ohne welche es unmöglich iſt, ſich lange in der Gunſt der Groſſen zu erhalten. Auch kenne ich den Hof nicht, welcher werth wäre, einen Agathon an ſeiner Spitze zu haben. Das alles hätte ich dir ungefehr vorher ſagen können, als ich dich überreden half, dich mit Dionyſen einzulaſſen; aber es war beſſer durch deine eigne Erfahrung davon überzeugt zu werden. Ziehe dich itzt zurück, ehe das Ungewitter, das ich aufſteigen ſehe, über dich ausbrechen kann. Dionys verdient keinen Freund wie du biſt. Wie ſehr hätteſt du dich betrogen, wenn du jemals geglaubt

wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt aus-drücken zu können. Zu welchen allen hier schon die ersten Linien gezogen sind. S. 170 ff. und S. 214 behauptet Pestalozzi von der Sprache: Sie ist das Mittel der allmächtigen Klarmachung unsrer Begriffe. Aber sie ist auch das erste dieser Mittel. „Meine Unterrichtsweise zeichnet sich vorzüglich hierin aus, daß sie von der Sprache, als Mittel, das Kind von dunkeln Anschauungen zu deutlichen Begriffen zu erheben, einen größern Gebrauch macht, als bisher geschehen ist, so wie sich sich ebenfalls in Rücksicht auf den Grundsatz auszeichnet, alle, wirkliche Sprachkenntniß voraussetzende Wörterzusammensetzungen vom ersten Elementarunterricht auszuschließen. Wer eingesteht, die Natur führe nur durch die Klarheit des Einzelnen zur Deutlichkeit des Ganzen, der gestehet ebenfalls ein: die Worte müssen dem Kinde ebenfalls klar seyn, ehe sie ihm im Zusammenhange deutlich gemacht werden können — und wer dieses eingesteht, wirft mit einem Schlage alle bisherige Elementar-Unterrichtsbücher als solche weg, weil sie alle Sprachkenntnisse beim Kinde voraussetzen, ehe sie ihm selbige gegeben haben. — Ja, es ist merkwürdig, auch das beste Unterrichtsbuch des verflossenen Jahrhunderts hat vergessen, daß das Kind reden lernen muß, ehe man mit ihm reden kann; es ist merkwürdig dieses Vergessen, aber es ist wahr, und seitdem ich dieses weiß, wundere ich mich nicht mehr, daß man aus

den Kindern andere Menſchen machen kann, als die ſind, bei denen beides die Frömmigkeit und die Weisheit der Vorwel: ſich ſo weit vergeſſen hat (S. oben Kalk). Die Sprache iſt eine Kunſt — ſie iſt eine unermeßliche Kunſt, oder vielmehr der Inbegriff aller Künſte, wozu unſer Geſchlecht gelangt iſt. Sie iſt im eigentlichen Sinn Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf unſer Geſchlecht gemacht hat; alſo benuhe ich ſie, und ſuche am Faden ihrer ausgeſprochenen Töne beim Kinde eben die Eindrücke ſelbſt wieder hervorzubringen, welche beim Menſchengeſchlechte dieſe Töne gebildet und veranlaſſet haben. Das Geſchenk der Sprache iſt groß. Sie giebt dem Kinde in einem Augenblicke, wozu die Natur Jahrtauſende brauchte, um es dem Menſchen zu geben. Man ſagt vom elenden Stiefer, was wäre er, wenn er ſeine Kraft kennte? Und ich ſage vom Menſchen: was wäre er, wenn er ſeine Sprachkraft kennte?"

Lächle nicht, Leſer, über dieſe Wärme des Ausdrucks dieſes geprüfungten Märtyrers der Wahrheit. Wer die Sprache nur einmal als Heiligthum der Menſchen gedacht hat, wird auch folgende Stelle nicht anſtößig finden. S. 201: „Ich wollte und will die Welt keine Kunſt und keine Wiſſenſchaft lehren — ich kenne keine — aber ich wollte und will die Erlernung der Anfangspunkte aller Künſte und Wiſſenſchaf-

ten dem Volke allgemein erleichtern, und der verlaſſenen und der Verwilderung preisgegebenen Kraft der Armen und Schwachen im Lande die Zugänge der Kunſt, die die Zugänge der Menſchlichkeit ſind, eröffnen, und wenn ich kann, den Verhack anzünden, der Europa's niedre Bürger in Rückſicht auf Selbſtkraft, die das Fundament aller wirklichen Kunſt iſt, weit hinter die Barbaren von Süden und Norden zurückſetzt, indem er mitten in der Windbeutelei unſrer geprieſenen allgemeinen Aufklärung zehn Menſchen gegen einen von dem Rechte des geſellſchaftlichen Menſchen, von dem Rechte unterrichtet zu werden, oder wenigſtens von der Möglichkeit, von dieſem Rechte Gebrauch machen zu können, ausſchließt."

„Möge dieſer Verhack hinter meinem Grabe in lichterloher Flamme brennen; jetzt weiß ich wohl, daß ich blos eine ſchwache Kohle in feuchtes, naſſes Stroh lege — aber ich ſehe einen Wind, und er iſt nicht mehr ferne; das naſſe Stroh um mich her wird ſich allmählig trocknen, dann warm werden, dann ſich entzünden und dann brennen. Ja, Gesner! ſo naß es jetzt um mich her iſt, es wird brennen, es wird brennen!" Und über die ſchreiende Nothdurft, dieſem Uebel abzuhelfen. S. 216. 17: „Man widerſpreche mir die Thatſache, wenn man kann — ich berufe mich auf alle Geiſtliche, auf alle Obrigkeiten, auf alle Menſchen, die unter einem Volke wohnen, dem mitten unter

ſtiner gänzlichen Verwahrloſung noch ein ſo verdrehtes, väterliches Schein-Sorgfalts-Modell aufgedrückt wird — wer unter einem ſolchen Volke lebt, er ſtehe hervor, und zeuge: er habe es nicht erfahren, wie mühſam es ſey, irgend einen Begriff in die armſeligen Geſchöpfe hineinzubringen. Doch man iſt darüber einſtimmig. Ja! ja! ſagen die Geiſtlichen, wenn ſie zu uns kommen, verſtehen ſie von unſerm Unterrichte kein Wort. Ja! ja! ſagen die Richter, wenn ſie zu uns kommen, verſtehen ſie von unſerm Unterrichte kein Wort. Ja! ja! ſagen die Richter, wenn ſie auch noch ſo recht haben, es iſt ihnen unmöglich, einem Menſchen ihr Recht begreiflich zu machen. Mitleidig und hoch ſpricht die Dame: Sie gehen kaum einen Schritt dem Vieh voran, man kann ſie zu keinen Dienſten gebrauchen. Dickbäuche, die nicht fünfe zählen können, halten ſie für dummer als ſie — die Dickbäuche ſind; und Böſewichter von vielen Farben rufen: Heil uns, daß es alſo iſt! Wäre es anders, wir könnten ſie auf unſern Märkten weder ſo wohlfeil kaufen, noch ſo theuer verkaufen.“

„Freund! ſo redet ungefähr die ganze Logenreihe des großen, europäiſch-chriſtlichen Komödienhauſes von ihrem Parterre, und kann nicht anders von ihm reden, weil ſie dieſes Parterre ſeit einem Jahrhundert ſeelenloſer gemacht hat, als kein aſiatiſches und heidniſches je ſeelenlos war. Ich wiederhole den Grund

noch einmahl. Das Christenvolk unsers Welttheils ist in die Tiefe gesunken, weil man in seinen niedern Schulanstalten seit mehr als einem Jahrhundert leeren Worten ein Gewicht auf den menschlichen Geist gegeben, das nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Eindrücke der Natur selber verschlang, sondern sogar die innere Empfänglichkeit für diese Eindrücke im Menschen selber zerstörte. Ich sage es noch einmal — mitten in dem was man that, und das europäische Christenvolk zu einem Wort- und Klappervolk herabwürdigte, wie noch kein Volk auf Erden zu einem Wort- und Klappervolk herabgewürdiget worden, lehrte man es nicht einmal reden. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß die Christenheit dieses Jahrhunderts und dieses Welttheils aussieht, wie sie aussieht; es ist im Gegentheil noch zu verwundern, daß die gute Menschennatur mitten durch alle Verpfuschungskünste, die in unsern Wort- und Klapperschulen an ihr probirt werden, noch so viel innere Kraft erhalten hat, als man in der Tiefe des Volks noch allgemein antrift. Doch — Gott Lob! die Dummheit aller Affenkünste findet allemal am Ende in der Menschennatur selber ihr Gegengewicht, und hört auf, unserm Geschlecht weiter schädlich zu seyn, wenn ihre Affenartigkeit den höchsten Punkt erreicht hat, den wir ertragen mögen. Thorheit und Irrthum trägt in jedem Gewand den Saamen seiner Vergänglichkeit und seiner Zerstörung in sich selber; nur

Wahrheit trägt in jeder Form den Saamen des ewigen Lebens in sich selbst.“

Gesetzt auch, P—s Mittel wären nicht in der Allgemeinheit anwendbar, als es sich der gute Leidende in seiner Menschengüte — träumte! o des schrecklichen Traumes! — so sollten seine Vorschläge doch jeden wecken, der hier helfen kann, sey es so wenig als möglich, zu helfen. Der arme scheu gewordene vergleiche sein Unternehmen mit der Erfindung jenes Aegypters, der durch angebundene Schaufeln den Pflug veranlaßte.

Vom zweiten Elementarmittel, der Form, leiten sich her: 1. die Meßkunst, als Hülfsmittel, deutliche Begriffe zu befördern. Auch dazu glaubt P. eine Reihe solcher Ausmessungen organisirt zu haben, deren Gebrauch dem Kinde die Erlernung aller Ausmessungen so sehr erleichtern und die Proporzion aller Formen ihm so verständlich machen wird, als das A B C der Töne ihm die Erlernung der Sprache erleichtert. Allerdings ist dieses Mittel zu diesem Behuf bis jetzt ganz vernachlässiget, und bis zur vollkommenen Unkunde desselben aus dem Auge gesetzt worden; und gleichwol müssen ihm Zahl- und Sprachkenntnisse untergeordnet werden. „Es ist unaussprechlich, sagt er S. 236, zu welchen Resultaten diese entwickelte Kraft jedes, auch das schwächere, Kind emporhebt. Ich lasse mir hier nicht sagen, das ist ein Traum; ich habe Kinder nach diesen Grundsätzen ge-

führt, und meine Theorie ist in mir selbst nichts anders, als ein Resultat meiner hierüber entscheidenden Erfahrung. Man komme und sehe. Meine Kinder sind zwar noch im Anfange dieser Führung, aber diese Anfänge entscheiden so weit, daß es jetzt wirklich eine eigene Menschengattung braucht, um neben meinen Kindern zu stehen, um nicht schnell überzeugt zu werden; und dieses ist nichts weniger als außerordentlich." 2. Die Zeichenkunst, die nunmehr in allen ihren Theilen blos als leichte Anwendung der Formen erscheint, die dem Kinde zur Anschauung gebracht und durch die Uebung in der Nachahmung zu wirklichen Ausmessungsfertigkeiten entwickelt worden sind; wie auch 3. die Schreibkunst. Nach dieser Methode soll auch ein schlechter Schulmeister und eine sehr ungeübte Mutter ihre Kinder bis auf einen gewissen Grad zum Richtig- und Schönschreiben zu bilden, ohne es vorher selber gekonnt zu haben, im Stande seyn. S. 244. „Es ist aber hier, wie überall, der wesentliche Zweck meiner Methode, dem hierin weggeworfenen Volke den häuslichen Unterricht wieder möglich zu machen, und jede Mutter, deren Herz für ihr Kind schlägt, durch dieselbe stufenweise dahin zu erheben, ihr, bis ans Ende meiner Elementarübungen, selbstständig zu folgen und sie mit den Kindern ausüben zu können. Um dahin zu gelangen, braucht sie in jedem Fall nur eine kleine Stufe weiter zu seyn als die Kinder selbst."

Dieſes Schreibenlernen ſchließt ſich nun wieder, als ſpezielle Art des Redenlernens, an das erſte Elementarmittel. Das Kind kennt aus ſeinem erſten Leſebuche die Fundamente der Orthografie und der Sprache in einem großen Umfange, und bedarf durch ſeine erſten Uebungen im Schreiben zu ſeinem weitern Schreibenlernen keine eigentlichen Vorſchriften mehr; das Weſen ſolcher Vorſchriften hat es ſchon im Kopf, und ſetzt aus eigener Erfahrung an den Fäden des Buchſtabier- und Leſebuchs Reihenfolgen von Wörtern, durch die es ſeine Sprachkenntniß immer mehr verſtärkt und ſein Gedächtniß und ſeine Einbildungskraft übt.

So ſcheint jedes dieſer Elementarmittel anfangs ein einzelnes und für ſich alleinſtehendes zu ſeyn, das ſich um nichts weiter, als um ſich ſelber, bekümmert. Aber bald nähern ſie ſich einander wieder ſo freundlich und helfend, wie mehrere Tropfen, die in einem fließen, wie Seele und Leib, wie Freund und Freund, davon keiner ohne den andern ſeyn kann. Gewiß keine kleine Empfehlung der Wahrheit dieſer Entdekung.

Das dritte Elementarmittel aller unſrer Kenntniſſe war endlich die Zahl. Schall und Form gaben nur mit ihren untergeordneten Unterrichtsmitteln deutliche Begriffe, und Geiſtesſelbſtſtändigkeit; die Rechenkunſt bedarf keiner untergeordneten Mittel, ſondern

erſcheint ſtets als einfache Folge der Elementarkraft, wodurch wir das Verhältniß der Mehr's und Minder's in allen Anſchauungen zum klaren Bewußtſeyn bringen und ins Unermeſſliche zur deutlichſten Beſtimmung vorſtellen. Auch leitet Schall und Form oft zu Irrthum und Täuſchung, die Zahl nie; die Meßkunſt kann dieß nur, in ſo fern ſie rechnet. Daher ſie billig als das wichtigſte Mittel zum höchſten Ziel — deutlicher Begriffe — anzuſehen und zu behandeln iſt. Sie iſt auch ſchon hier mit der ihr gehörigen Sorgfalt zum Hauptzweck bearbeitet. (S. 259 ff.) S. 264. „Erſt dann, wenn das Kind mit der einfachen Anfangsform des Addirens, des Multiplicirens und Dividirens bekannt iſt, und das Weſen dieſer Rechnungsformen ſich durch Anſchauung vollkommen geläufig gemacht hat, ſucht man ihm auch die Anfangsform — des Subtrahirens geläufig zu machen ꝛc. Hier ſchlägt Ref. eine Aenderung vor. Man übe lieber erſt addiren und ſubtrahiren: multipliciren und dividiren als Abkürzungen von beiden ſind dann ſchon in Grund gelegt. Der Erfinder ſah es; aber das Zugewöhnliche verleitete. S. 259. „Die Grundform der Rechenkunſt iſt weſentlich dieſe: Eins und Eins iſt Zwei, und Eins von Zwei bleibt Eins;“ alſo nur addiren und ſubtrahiren ꝛc. Und ſo das Rechnen behandelt, tritt es wieder in ſeine alten Rechte ein, in welchen es mag geſtanden haben, als Ratio noch Vernunft und Rechnung hieß; es wird

eine Vernunftbildung und führt durch Deutlichkeit zur Wahrheit.

Mithin wären dieſe drei Elementarmittel als Urform und als das Weſen alles Unterrichts und der Lehre ſelber anzuſehen, die phyſiſch nothwendig ſind, und ſich daher in eine Harmonie bringen laſſen, die den Unterricht vielſeitiger und mit der Natur des Menſchen übereinſtimmender, alſo auch leichter und annehmlicher machen muß. Ein beſonderes Buch für Mütter wird dieſen Remigrantinnen zu ihren Naturpflichten die Sache ſo leicht und lieb werden laſſen, als ihnen je ein Wiegenlied oder ein anderes Stillungsmittel für ihre Lieblinge geworden iſt. Und welche Vorſchritte hätte unſer Geſchlecht zu erwarten, wenn Mütter und ihre Stellvertreterinnen in dieſe Laufbahn eintreten wollten! und ſie werden wollen, ſobald ſie es wiſſen. —

Aber iſt dieſe Kunſtbildung nicht der Natur entgegen? S. 315. „Wo du die Erde der Natur überläſſeſt, da trägt ſie Unkraut und Diſteln, und wo du ihr die Bildung deines Geſchlechts überläſſeſt, da führt ſie daſſelbe weiter nicht, als — in den Wirrwar einer Anſchauung, die weder für deine, noch für die Faſſungskraft deines Kindes ſo geordnet iſt, wie ihr es für den erſten Unterricht bedürfet.“ — Und S. 319. „Um dieſe hohe Ziel zu erreichen, um die Mittel zu

hätteſt, daß er dich hochachte! Woher ſollte denen von ſeiner Art die Fähigkeit dazu kommen? Selbſt damals, da er am ſtärkſten für dich eingenommen war, liebte er dich aus keinem andern Grunde, als warum er ſeinen Affen und ſeine Papagayen liebt — weil du ihm Kurzweil machteſt. Seine Gunſt hätte eben ſo leicht auf einen andern Neuangekommenen fallen können, der die Cither noch beſſer geſpielt hätte als du. Nein, Agathon, du biſt nicht gemacht, mit ſolchen Leuten zu leben, ziehe dich zurück; du haſt genug für deine Ehre gethan. Die Thorheit der neuen Staats-Verwaltung wird die Weisheit der deinigen am beſten rechtfertigen. Deine Handlungen, deine Tugenden, und ein ganzes Volk, welches deine Zeiten zurückwünſchen, und dein Andenken ſegnen wird, werden dich am beſten gegen die Verläumdungen und den albernen Tadel eines kleinen Hofes voll Thoren und ſchelmiſcher Sclaven vertheidigen, deren Haß dir mehr Ehre macht als ihr Beyfall. Du befindeſt dich in Umſtänden, in einem unabhängigen Privatſtande mit Würde leben zu können. Deine Freunde zu Tarent werden dich mit offnen Armen empfangen. Ich wiederhole es, Agathon, verlaß einen Fürſten, der ſeiner Sclaven, und Sclaven die eines ſolchen Fürſten werth ſind; und denke nun daran, wie du ſelbſt des Lebens genieſſen wolleſt, nachdem du den Verſuch gemacht, wie ſchwer, wie gefährlich, und insgemein wie vergeblich es iſt, für andrer Glück zu arbeiten.

So

organiſiren und ſicher zu ſtellen, und vorzüglich, um die erſten Anſchauungseindrücke der ſinnlichen Gegenſtände mit der Umfaſſung und Beſtimmtheit zu geben, welche weſentlich erfordert wird, um auf ihr Fundament lückenloſe, Irrthum allgemein verhütende, und die Wahrheit allgemein begründende Reihenfolgen unſrer Erkenntnißmittel zu bauen, habe ich vorzüglich im Buche der Mütter die umfaſſendſten Erforderniſſe dieſes Zieles feſt ins Auge genommen, und Freund! es iſt mir gelungen, ich bin dahin gekommen ꝛc."

Aber das ſind nur Kenntniſſe! und durch ſie werden S. 573. „die Elendigkeiten der Elenden noch größer, durch ſie werden die Mächte der Irrthümer noch dunkler, durch ſie werden die Verbrechen der Boshaften noch weitgreifender. Freund! noch iſt Europens Verderben durch ſein Maulbrauchen im Wachsthum: es iſt unabſehbar, wohin die immer ſteigenden Meßkatalogen ein Zeitalter noch hinführen werden, deſſen Schwächen, Verirrungen und Gewaltthätigkeiten ſchon auf dem Punkt ſtehen, den wir vor uns ſehen." Iſt es alſo nicht das ſchrecklichſte Geſchenk, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter durch Kenntniſſe ohne Fertigkeiten macht? „Sinnenmenſch! (S. 335) du vielbedürfendes und allbegehrendes Weſen, du mußt um deines Begehrens und deines Bedürfens willen wiſſen und denken, aber um eben dieſes Bedürfens und Begehrens willen mußt du auch

handeln. Denken und Handeln soll, wie Bach und Quelle, in ein solches Verhältniß kommen, daß durch das Aufhören des einen das andere auch aufhören muß, und umgekehrt; das aber kann nie geschehen, wenn die Fertigkeiten, ohne welche die Befriedigung deiner Bedürfnisse und deiner Begierden unmöglich ist, nicht mit eben der Kunst in dir gebildet und nicht zu eben der Kraft erhoben werden, welche deine Einsichten über die Gegenstände deiner Bedürfnisse und deiner Begierden auszeichnen. Die Bildung zu solchen Fertigkeiten ruhet aber dann auf den nemlichen mechanischen Gesetzen, die bei der Bildung unsrer Kenntnisse zu Grunde gelegt werden.“ Könntest du auch hier Wort halten, P., könntest du auch hier sagen: es ist kein Traum; ich habe Kinder nach diesen Grundsätzen geführt ꝛc., jeder würde dir zurufen: Hier ist mehr als Rousseau *), hier ist mehr, als — was weiß ich's als wer! (S. 313.) „Aber in dieser Kunst stehen wir weit hinter den elendesten Wilden und ihrer Kunst im Schlagen, Werfen, Stoßen, Ziehen ꝛc. zurück.

Es ist gewiß, die Stufenfolge von den Anfängen in diesen Uebungen bis zu ihrer vollendeten Kunst, das ist, bis zum höchsten Grad des Nerventaktes, der

*) Man vergleiche dessen Emil, 1ster Theil, gegen das Ende.

uns Schlag und Stoß, Schwung und Wurf in hundertfachen Abwechselungen sichert, und Hand und Fuß in entgegenstehenden Bewegungen wie in gleichlaufenden gewiß macht, das alles sind für uns, Volksbildungshalber, — böhmische Dörfer. Die Ursachen S. 341. 343!! — „So wie indessen S. 346 die psychologische Führung zur Entwicklung unsers Erkenntnißvermögens auf ein A B C der Anschauung gegründet werden, und dahin lenken muß, das Kind am Faden dieses Fundaments zur höchsten Reinheit deutlicher Begriffe empor zu heben; also muß auch für die Bildung der Fertigkeiten, auf denen die sinnliche Begründung unsrer Tugend beruhet, ein A B C dieser Kraftentwicklung ausgeforscht und am Faden desselben eine sinnliche Vorbereitung der systematischen Stimmung eingelenkt werden, welche die Lebensweisheit und Lebenstugenden unsers Geschlechts fordern, und die wir soweit als das Gängelband unsrer Tugendlehrzeit anerkennen müssen, bis unsre in dieser Führung veredelte Sinnlichkeit dieses Gängelbandes nicht mehr bedarf, und wir uns zur Selbstständigkeit der vollends gereiften Tugend emporgehoben haben. — Diese Bildungsform geht also von vollendeten Fertigkeiten zur Anerkennung der Regeln; wie auch die Bildungsform der Einsichten von vollendeten Anschauungen zu deutlichen Begriffen, und von diesen zu ihrem wörtlichen Ausdruck, zu Definizienen.“ —

Und nun noch das höchste Problem:

„Wie kann das Kind, sowohl in Absicht auf „das Wesen seiner Bestimmung, als in Absicht „des Wandelbaren seiner Lage und seiner Verhält„nisse also gebildet werden, daß ihm das, was „im Laufe seines Lebens Noth und Pflicht von „ihm fordern werden, leicht und wo möglich zur „andern Natur wird?"

„Freund! auch dieses Problem ist aufgelößt. — Aber jetzt, lieber Freund! ist es mir nicht möglich, in das Detail dieser Auflösung hinein zu gehen; ich spare es auf ein andermal."

Enthielten doch die wenigen Blätter von 350 — 390 nur so viel davon, als sie fassen konnten; wie weit lieber würde den meisten, wenn nicht allen Lesern, dieser Tausch gewesen seyn. Wahrscheinlich befriediget dieser Anhang die wenigsten. Den Verfasser scheint das neue Wort: Gottesverehrungen, verleitet zu haben. Warum behalten wir nicht unser altes: Gottesdienst? Wir sind und wollen ja alle in unserer großen Stadt Gottes Diener seyn; und daß der Diener den Dienst erlerne und übe, findet jeder in der Ordnung; warum nicht auch hier? Daß wir es in unsern Kirchen als Lehr- und Uebungsinstituten so wenig thun, was hinderts, daß wir es thun? Man möchte schier auch hier sagen: Wie sehr

entehren wir nicht erſt Gott, um ihn durch Gottesverehrung wieder zu Ehren zu bringen.

Doch der Vorredner ſchließe lieber. Es gelte auch von dir, ehrwürdiger Peſtalozzi, was Falk in der Wiederkunſt der Griechen und Römer ſagt:

O gönnet mir an eine ſchönre Zeit
Den Glauben doch, wär ſie auch noch ſo weit!
Wie Blüthen niederhangen aus Ruinen,
Iſt ſie mir oft im ſtillen Traum erſchienen.
Viel kann ein einzelner, ein ſeltner Mann:
Mild zünden ſich an Geiſtern Geiſter an,
Die niederleuchten durch den Strom der Zeiten,
Wo düſtern Schiffbruchs grauſe Trümmer gleiten:
Ein Leuchtthurm für viel Tauſend ſteht er da,
Und ſammlet das Zerſtreute, fern und nah.
So gönnt auch mir durch Schaffen und Verrichten,
Die arme Menſchheit freundlich aufzurichten!
Vergänglich iſt, was brauſend nur zerſtört:
Still dauernd wirkt, was lang und ewig währt.

J.

VII.

Nekrolog.

1.

Baron Kreſſel von Qualtenberg.

(Aus einem Briefe. Prag, den 21ſten Juny 1801.)

Der am 17ten Mai 1801 hier verſtorbene k. k. geheime Rath Baron Kreſſel von Qualtenberg verdient unter den Edeln Teutſchlands eine Stelle da, wo ächten Patrioten ein Denkmal nicht in Stein, ſondern im Herzen dankbarer Menſchen geſetzt wird: Ein Mann, der ſicher unter die aufgeklärteſten, größten öſtreich. Staatsmänner gehört, der unter 4 Regenten der Monarchie die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat. Unter Joſef war vorzüglich Er es, der die heilſamen Veränderungen im Religionsfache betrieb; Joſef liebte ihn daher ſehr und machte ihn auch zum Kommandeur des kleinen Stefans-Orden. Man muß es vorzüglich Kreſſeln zuſchreiben, wenn manche dieſer weiſen aber freilich für den großen Theil des Publikums auffallenden Verordnungen doch durchgeſetzt wurden, indem durch Kreſſels Einſichten und Kenntniſſe nicht nur die Einwürfe der Andersdenkenden gehoben wurden, ſondern auch durch ſeine Klugheit allein

die Einleitung so geschah, daß das Auffallende entfernt wurde. So weiß ich z. B. ganz zuverlässig, wie sehr Kressel alles zubereitet hatte, daß bei einer längern Regierung Josefs selbst die Aufhebung des Cölibats ohne großes Aufsehen hätte bewirkt werden können. Aber leider habe ich Kressels erst nur die letzten Lebensjahre, wo er schon außer Aktivität gesetzt war und pensionirt in Prag lebte, kennen lernen; seine ältern Freunde, deren es vorzüglich in Wien noch mehrere geben muß, sind allein im Stande, vollständige biografische Nachrichten von diesem als Staatsmann, Gelehrter und Kunstkenner gleich schätzbaren Mann zu geben. Ich wünschte, daß der teutsche Merkur dazu die Veranlassung gäbe! Kressel dachte im ganzen Umfange: Humani nihil a me alienum esse puto. Diese Nachrichten müssen aber bald eingeholt werden, weil jene, die sie am vollständigsten wissen müssen, auch ihrem Ziele nahe seyn dürften, da Kressel im 73sten Jahre seines Alters starb. Ich will hier indessen einige kleine Notizen von ihm anführen. Kressel war ein gebohrner Böhme, zeichnete sich schon in seinen Studien aus und fieng auch in Böhmen an zu dienen. Unter Maria Theresia wurde er in Wien angestellt und erhielt bald die höchsten Posten; vorzüglich ward ihm von ihr die Einrichtung der Studien übertragen, und daß es damals auf unsern Universitäten anfing heller zu werden, war sein Werk. Als einst Maria Theresia sich beklagte, daß

die Erziehung in dem von ihr errichteten Thereſians ihrer Erwartung nicht entſpräche, antwortete ihr Kreſſel freimüthig, daß dies unter einer ſolchen Anleitung nicht anders möglich ſey; es könnten aus dieſem Inſtitute keine andern Köpfe herauskommen, als Bigotte oder Freidenker. Das liege in der ganzen Art die Religion zu lehren, dahin führe ſicher der vorgeſchriebene Katechismus des Peter Canisius, eines Jeſuiten, durch die albernen, unlogiſchen Fragen: Wer biſt du? Woran erkennt man einen katholiſchen Chriſten? Es gehörte in der That viel Muth dazu, einer frommen Maria Thereſia ſo über die hergebrachte Religionslehre zu ſprechen! — Von K. kommt die bekannte Antwort, die er auch Marien Thereſien bei Gelegenheit, daß ſie, nachdem ſie oft über die Böhmen geklagt hatte, doch dieſes Königreich wieder einmal lobte, gab. Allerdings, ſagte K., iſt Böhmen der ſchönſte Stein in Ew. Maj. Krone. Die Kaiſerin erwiederte: mag ſeyn, nur muß man den Stein fleißig putzen, wenn er glänzen ſoll (die Rede war eigentlich von den vielen Steuern, die den Böhmen ſchon unter ihr aufgelegt wurden und die K. zu drückend fand). „Aber nicht zu viel, antwortete Kreſſel ſchnell, ſonſt könnte er leicht der Krone entfallen.“ Maria Thereſia ſchickte ihn einſt nach Mähren, um einen Aufſtand der Akatholicken dort zu ſtillen, den man der guten Kaiſerin ſchrecklich geſchildert hatte; er war durch das intolerante Betragen der katholiſchen Geiſtlichen veran-

leßt; und K. füllte ihn mit 3 Dukaten, die er für eine Augsburgiſche alte Bibel-Auflage einem katholiſchen Pfarrer zahlte, der dieſes Exemplar jedem Akatholiken weggenommen hatte. Sobald K. ein ſolches Exemplar von dieſem Heloten erkauft hatte, ließ er denjenigen zu ſich kommen, den man für den Aufwiegler angab. Es war ein 80jähriger Greis von ehrwürdigem Anſehen. K. ſprach mit ihm ſehr freundlich, machte ihm Vorwürfe in ſeinem hohen Alter den Rebellen zu machen, verſicherte ihm, daß ſeine Religionsgenoſſen ungeſtört ihre Religion ausüben könnten; zum Beweiſe davon übergebe er ihm ſelbſt jene Bibel, die man ihnen genommen hätte. Der Alte fiel K. zu Füßen, ſchluchzte, verſicherte im Namen aller ſeiner Glaubensgenoſſen Ruhe und Treue, und ehe 3mal 24 Stunden verfloſſen waren, war die Rebellion geſtillt, alles kehrte zur gewohnten Ordnung zurück. Maria Thereſia empfing K., als dieſer ſo bald wieder bei ihr zu Wien war, mit der Frage: Schon zurück? Iſt viel Blut vergoſſen worden? denn es wurde viel Militair nach Mähren beordert, das aber erſt ankam, als alles längſt vorüber war. Sie war dann ſehr erfreut über die glückliche Art, womit K. ſich ſeines Auftrags entledigt hatte. — Im Baierſchen Erbfolgekriege war Kreſſel kaiſ. königl. Plenipotenziarius und ſpielte ſeine Rolle zu Straubingen ganz zur Zufriedenheit Marien Thereſiens und Joſefs. Dafür plünderten die Preußen und Sachſen aber ſeine

Güter in Böhmen rein aus, als dem Vier-König angehörend. Gern legte er dies Opfer auf den Altar des Vaterlandes.

Erst nach seinem 40sten Jahre lernte er die griechische Sprache und las seinen Homer bis an sein Ende; so wie er überhaupt das Studium der klassischen Literatur selbst unter den wichtigsten Staatsgeschäften und auch bis an seine letzten Tage ununterbrochen fortsetzte. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß und wußte daher sehr viele Stellen auswendig, vorzüglich aus dem Virgil und Horaz. Er selbst schrieb klassisches Latein und machte auch manche treffliche lateinische Ode, deren der große Kenner und Richter über diese Sachen, Hofrath Birkenstock in Wien besonders mehrere haben muß. Birkenstock wäre überhaupt einer der Männer, die zu Kr. Karakteristik die wichtigsten Beiträge liefern könnte; er ist ein alter Freund von K. Sehr genau war K. mit Born verbunden durch viele Jahre. Aber nicht blos die alte, sondern auch die neue Literatur schätzte und kultivirte Kressel. Er hatte überhaupt eine ausgebreitete Belesenheit, wie man sie in vielen Staaten unter Staatsmännern nur selten findet. Er hinterläßt eine große, vortrefflich gewählte Bibliothek, die seine hierin ganz unwissende Frau geerbt hat und die wohl verlohren gehen dürfte. Nebst dieser hinterläßt er eine kostbare Sammlung von Gemälden, doch blos von Gemälden lebender Künstler; diese Eigenheit hatte Kr., daß er blos solche besitzen

So sprach Aristipp; und Agathon würde wol gethan haben, einem so guten Rathe zu folgen. Aber wie sollte es möglich seyn, daß derjenige, welcher selbst eine Haupt-Rolle in einem Stücke spielt, so gelassen davon urtheilen sollte, als ein blosser Zuschauer? Agathon sah die Sachen aus einem ganz andern Gesichts-Punct. Er betrachtete sich als einen Mann, der die Verbindlichkeit auf sich genommen habe, die Wolfahrt Siciliens zu befördern. Warum kam ich nach Syracus? — sagte er zu sich selbst — und mit welchen Absichten übernahm ich das Amt eines Freundes und Rathgebers bey diesem Tyrannen? That ich es, um ein Sclave seiner Leidenschaften, oder ein Werkzeug der Tyrannie zu seyn? Oder hatte ich einen grossen und rechtschaffenen Zweck? Würde ich mich jemals mit ihm eingelassen haben, wenn er mir nicht Hofnung gemacht hätte, daß die Tugend endlich die Oberhand über seine Laster erhalten würde? Er hat mich betrogen, und die Erfahrungen, die ich von seiner Gemüthsart habe, überzeugen mich, daß er unverbesserlich ist. Aber würde es edel von mir gehandelt seyn, ein Volk, dessen Wolfahrt der Endzweck meiner Bemühungen war; ein Volk, welches mich als seinen Wolthäter ansieht, den Launen dieses weibischen Menschen, und der Raubsucht seiner Schmeichler und Sclaven Preis zu geben? Was für Pflichten hab' ich gegen ihn, welche sein undankbares, niederträchtiges Verfahren gegen mich nicht aufgehoben, und vernichtet hätte? Oder wenn ich noch Pflichten gegen ihn habe; sind nicht diejenigen unendlichmal heiliger, welche mich

wollte, deren Meiſter er perſönlich kannte, aber noch lieber, die auf ſein Angeben unter ſeinen Augen verfertigt wurden. Er bezahlte ſie ſehr gut, oft mit mehrern tauſend Gulden; ſo hat er einige von Unterberger in Wien. Ueberhaupt iſt kein Wiener guter Mahler, von dem er nicht einige Stücke hätte. Es iſt mir leid, daß mir die Kompoſizion und der Meiſter von einem Bilde entfallen iſt, das eine Anſpielung auf ſeine Bemühungen bei der Einführung der Toleranz enthält; ich kannte es blos aus ſeiner Beſchreibung, denn ich ſah es nie, da er alles auf ſeinen Gütern Trübſch und Strbiczan im Leutmeritzer Kreiſe bewahrte, was ihm lieb war; dort war ich aber nie. Ich genoß ſeines lehrreichen, höchſt angenehmen Umgangs nur die Wintermonate durch, die er in der Stadt verlebte.

Kr. lebte ſchon in Wien durchaus nicht in der großen Welt, ſondern blos im engen Zirkel von Freunden, meiſtens Gelehrten. Ich zähle die Stunden unter die glücklichſten meines Lebens, die ich mit ihm zubrachte; vorzüglich gaben die jetzigen, wichtigen Staatsereigniſſe den mannigfaltigſten Stoff zu unſern Unterhaltungen. Ich habe Niemanden richtiger, mit profetiſcherm Geiſte über alles dies reden hören, als ihn!! Kr., obwohl über 70 Jahre alt, war ſehr munter und lebte im vollen Genuſſe der Integrität aller körperlichen Verrichtungen; ſo las und ſchrieb er

noch ſo kleinen Druck und Schrift ohne Brille und zitterte gar nicht. Auf einen guten Tiſch, ein gutes Glas Wein in einer muntern Geſellſchaft gewählter Freunde, hielt er viel. Landwirthſchaft und vorzüglich Baumzucht waren nie ſeine Leidenſchaften. Er ſpottete oft ſelbſt darüber, daß er Bäume pflanzt im 70ſten Jahre, und führte eine Stelle aus La Fontaine an, wo der Dichter ſagt, daß es noch hingehen mag, wenn ſich ein Alter Schlöſſer baut, daß es aber Thorheit ſey, Bäume zu pflegen. Auch glaube ich eine darauf anſpielende lateiniſche Stelle aus Cicero vom Alter von ihm gehört zu haben. Ueberhaupt that ers ſehr gern, ſolche Sprüchelchen in ſeinen Geſprächen einzumiſchen; z. B. Beatus ille vir, qui habet multum Silbergeſchirr, qui ſedet poſt fornacem et habet ab omnibus pacem, qui bibit bonum vinum et laudat nomen divinum; ſagte er, wenn er recht guter Laune war und ſich darüber freute, daß er im Ruheſtand verſetzt wurde. Auf dem Lande gieng er viel mit dem ihn ins ewige Leben nach wenigen Tagen gefolgten Leitmeritzer Biſchoff von Schulenſtein um; einem Manne, der zwar mit K. gar nicht zu vergleichen iſt, aber doch auch ſeine Verdienſte um Böhmen hat, beſonders als Stifter der Normalſchulen. K. Tod war der eines Filoſofen; ich hatte mich vor dieſer Epoche immer gefürchtet, da ich wußte, wie ſehr K. ſein Leben liebte, wie ängſtlich er bei jeder Unpäßlichkeit war und wie er über die Zu

kunst dachte. Nichts desto weniger fand ich ihn auch in diesem entscheidenden Augenblicke ganz seiner würdig. Meine Pflicht gab mir Gelegenheit, ihn auch da genau zu beobachten. Sechs Tage vor seinem Tode sagte er mir selbst, daß er überzeugt sey, daß er nicht aufkommen könne; indessen trübte dies seine Stimmung so wenig, daß er noch wenige Stunden vor seinem Tode mehrere seiner muntern Einfälle anbrachte. Als einer der Aerzte ihm dann sagte: „wenn Euer Exzellenz erlauben, so wollen wir ins Nebenzimmer gehen um zu konsultiren," sagte er: „thun sie, was sie wollen. Was ich thue, thun sie doch nicht mit mir, denn sie wollen ja noch nicht sterben." Er starb am 17ten Mai früh bei vollem Bewußtseyn, nachdem er zwei Minuten zuvor mit vieler Heiterkeit einem jungen Arzte, Schneider, noch für seine Mühe gedankt hatte, besonders da ihm dieser eben den Schweiß von seiner Stirne trocknete. Seine Krankheit war eine falsche Lungenentzündung.

Folgender Zweifel in Beziehung auf einen Aufsatz in Ihrer auch von ihm stets mit großer Theilnahme gelesenen Monatschrift fand sich von seiner eigenen Hand unter seinen Papieren, und karakterisirt vielleicht einigen Ihrer Leser die Denkart des Mannes besser, als was ein weit geübterer Biograf zu sagen vermöchte.

Zweifel,

ob bei der Gesetzgebung Gutmüthigkeit und Herzensgüte das Recht verdrängen soll?

Das erste Stück des teutschen Merkurs vom Jahre 1797. S. 41. nimmt das Herz für den mit Geist, Witz und Güte behandelten Beitrag zur Geschichte der östreichschen Gesetzgebung ungemein ein; allein das Hegemonikon, die mens auriga des Plato, teutsch, der gesunde Menschenverstand, will nicht mit einstimmen, und will, daß bei Gesetzgebung mehr auf das, was recht, als was schön und gut ist, zu sehen sey. Dieser platonische Leiter aller angebohrnen und erworbenen Geistesgaben, der gesunde Menschenverstand, soll sich hier nicht in alle die juristischen Subtilitäten verwickeln, sondern mit jenen Zweifeln beschäftigen, die aus Gründen der Vernunft und dem natürlichen überall stattfindenden Rechte entstehen; und diese, so kurz als möglich gefaßt, sind folgende:

Wenn jemand einem andern einen Schaden zufüget, so ist wohl kein Gesetz, kein Richter, der dem Beschädigten nicht den Ersatz, so viel das Vermögen des Beschädigers hinreichet, zuspricht, und dies ohne Rücksicht auf seine Familie: und welcher Grundsatz der Vernunft darf behaupten, daß dies Härte gegen eine schuldlose Familie sey? Welcher Grundsatz der Vernunft kann also dem Staate, dem Ganzen das

Recht absprechen, das jedem Einzelnen gebührt? Wenn kann wohl ein Hochverrath ohne Nachtheil des Staats statt finden? und dieser Nachtheil würkt auch meistens theils auf das Staatsvermögen, durch kostbare Untersuchungen, Gegenanstalten und Gegenmittel. Wer soll dann, dem zu allen Auslagen bemessenen Staatsvermögen das dadurch entstehende Defizit ersetzen? Des Verbrechers und das von ihm auf seine Familie fallende Vermögen, oder die übrigen ganz schuldlosen Mitbürger? Ist dies milde Güte, wenn Schuldlose den durch Verbrecher verursachten Schaden ersetzen sollen?

Welches Gesetz, welcher milde Rath des Gesetzgebers sorget für die Familie des Verschwenders? Und ist der Hochverräther nicht Verschwender seiner Ehre, seines Lebens und seines Vermögens?

Eine etwas andere Gestalt bekäme die Sache, wenn wider die Person des Regenten allein ein Hochverrath begangen werden könnte; und ob er zwar auf den Schadenersatz, wie jeder Bürger, das Recht hätte, so kann er in diesem einzigen auch nur persönlichen Falle, so wie jeder Einzelne, gut seyn, und ihm ein Freund oder Rath dafür ein Gutachten geben. Denn hier ist nicht die Frage ein Gesetz zu geben, sondern eine persönliche Beleidigung zu vergeben, welches auch die Entscheidung des Aurels zeigt; denn er er-

ſcheint hier nicht als Geſetzgeber, ſondern entſcheidet einen einzelnen Fall: „filiis Avidii Caſſii, et genero et uxori veniam dabitis“ — nicht einem jeden Hochverräther und in jedem Falle, durch ein allgemeines Geſetz.

Schön und gut klingen die Worte dieſes Kaiſers: et per ora omnium circumferant meae, circumferant veſtrae pietatis exemplum; aber ſie ſcheinen mehr ſeinen Ruhm, als ſeine Gerechtigkeit zum Endzwecke zu haben; darum getraut er ſich auch nicht meae et veſtrae juſtitiae, ſondern pietatis exemplum zu geben.

Er liebte jene weichliche und empfindelnde Philoſophie, die in unſern Tagen, beſonders wenn es den Staat oder die Regenten betrifft, ſo ſehr gefällt. Er war bei ſeiner Sparſamkeit weichherzig, da man weiß, wie es in ſeiner Familie hergieng. Endlich gab es zu allen Zeiten Leute, die lieber gut, als gerecht ſind; Leute, die lieber Almoſen geben, als Schulden zahlen.

Baron Kreſſel von Qualtenberg.

2.

Herr von Folard.

(Aus Paris eingeſandt.)

Der Neſtor des diplomatiſchen Korps, Herr von Folard, hat am 6ten Pluvioſe d. J. (26ſten Januar 1802) ſeine lange 93jährige Laufbahn zu St. Germain beendet.

Herr Pfeffel, welcher 45 Jahre hindurch ſein Freund und lange ſein Mitarbeiter war, hat nach dem Abſterben dieſes würdigen Greiſes eine ſehr wahrhafte biografiſche Skizze in den Moniteur einrücken laſſen. Der muſterhafte Wandel des Hrn. v. Folard als Staats- und Privatmann verdient gekannt und als Vorbild aufgeſtellt zu werden. Ich habe aus dieſem Grunde mir erlaubt, dem teutſchen Publiko eine Ueberſetzung jener Note vorzulegen. Seine in Teutſchland noch lebenden Freunde werden ſich bei Leſung derſelben an die Tugenden erinnern, die ihm ihre Achtung erworben.

Hubert v. Folard wurde am 8ſten Junius 1709 geboren. Er ſtammte von einer altadlichen mit Recht geachteten Familie. Seine erſte Erziehung erhielt er in ſeiner Geburtsſtadt; unter der Aufſicht eines Verwandten, der im Dienſte des letzten der Me-

dicis ſtand; würde ſie zu Florenz fortgeſetzt, und nachdem einige Reiſen ihn ausgebildet hatten, ſtellte ihn ſein Onkel, der berühmte Chevalier de Folard, in Paris vor.

Die enge Verbindung, welche zwiſchen dem Marſchall von Belle-Isle und dem Kommentator des Polybius ſtatt fand, verſchafften dem jungen Folard Zutritt in das Kabinet dieſes Generals, worin dieſer die beſten Werke über Geſchichte und Staatsrecht, nebſt einer Menge von Aufſätzen, die das Intereſſe der europäiſchen Mächte betrafen, aufgeſammelt hatte. Aus dieſen Quellen ſchöpfte der Hr. v. Folard die Kenntniſſe, welche ihn in der Folge auf ſeiner politiſchen Laufbahn leiteten.

Im Jahre 1741 betrat er ſie unter der Anführung des Marſchalls von Belle-Isle zum erſtenmale. Dieſer General wurde nach Frankfurt geſandt, um dort bei den verſammelten Kurfürſten die Wahl Kaiſer Karl VII zu unterhandeln und zugleich die Bewegungen zu beobachten und in Schranken zu halten, welche die Anhänger des öſtreichiſchen Hauſes machen würden, um entweder den Großherzog von Toskana auf den Kaiſerthron zu ſetzen, oder die teutſchen Stände für die Königin Maria Thereſia und die unangetaſtete Erhaltung des Erbtheils ihrer Väter einzunehmen.

Hr. v. Folard blieb nicht lange im Gefolge des Marſchalls. Für Frankreich war es wichtig, die Geſinnungen des Biſchofs von Würzburg, den man damals in Teutſchland für ein Orakel hielt, zu kennen und ſie ſich gewogen zu machen. Dem Zögling des Marſchalls von Belle-Isle wurde dieſe wichtige Sendung aufgetragen und er entledigte ſich ihrer über alle Erwartung. Dieſer erſte Erfolg beſtimmte die Regierung, ihm die Gelegenheit vorzubehalten, ſich mehrern Ruhm zu erwerben; ſie ernannte ihn 1743 zum königlichen Miniſter bei den Fürſten und Ständen des Fränkiſchen Kreiſes: der Hr. v. F. rechtfertigte in dieſem Poſten vollkommen die Meinung, welche ihn dahin geſtellt hatte, und man hat es in Teutſchland noch nicht vergeſſen, daß es ihm im Jahre 1747 gelang, dieſen Kreis von der Aſſoziazion der 6 vordern Kreiſe zu trennen und hierdurch die Neutralität des Reichs in dem Augenblicke zu befeſtigen, wo das Wiener Kabinet ſich am meiſten ſchmeichelte, es in einen Krieg zu verwickeln. Während dieſer Geſandtſchaft erwarb er ſich auch das Zutrauen und beinahe die Freundſchaft aller Fürſten dieſes Kreiſes, unter andern die des Markgrafen und der Markgräfin von Baireuth (der Schweſter Friedrichs des 2ten). Oft wurde er von dem Könige von Preußen eingeladen, zu ihm zu kommen; ſeine Lage hinderte ihn aber an dieſer Reiſe. Auf den Befehl, den er mit ſeiner Zurückberufung zugleich erhielt, ſahe er jedoch dieſen gro-

ſen Fürſten drei Tage lang am baireuthiſchen Hofe und wurde von ihm mit der ausgezeichnetſten Achtung behandelt. Mehrmals wiederholte der Monarch den Wunſch: „Hr. v. Folard! nur ein Jahr lang möchte ich König von Frankreich ſeyn, und ich würde zufrieden ſterben.“

Nach dem Aachner Frieden erweiterte das Gouvernement den Wirkungskreis des Hrn. v. Folard durch ſeine Ernennung zum franzöſiſchen Miniſter beim teutſchen Reiche. Die Bemerkung, daß er dem ihm vorgegangenen Rufe vollkommen entſprach, iſt hinreichend.

Er verlangte und erhielt 1754 ſeine Entlaſſung von dieſem Poſten; er kam nach Frankreich zurück und wurde dort von dem Miniſter Rouillé über alle Angelegenheiten, die das teutſche Reich betrafen, zu Rathe gezogen. Aber die verheerende Kriſe, welche ſich damals im nördlichen Europa bereitete, machte der Regierung die Nothwendigkeit fühlbar, alle Verbündeten um den König zu verſammeln, die ihm im teutſchen Reiche blieben. Der Hr. v. F., den man zur Ausführung dieſes ſchweren Geſchäfts allein für fähig hielt, mußte im Anfange des Jahres 1756 nach Teutſchland zurückkehren. Dem zu Folge begab er ſich nach München mit dem Karakter eines außerordentlichen Geſandten bei dem Kurfürſten von Baiern

an ein Land binden, das durch meine Wahl, und die Dienſte, die ich ihm geleiſtet habe, mein zweytes Vaterland worden iſt? — Wer iſt denn dieſer Dionys? Was für ein Recht hat er an die höchſte Gewalt, der er ſich anmaßt? Wem anders als dem Agathon hat er das einzige Recht zu danken, worauf er ſich mit einigem Schein beruffen kann? Seit wenn iſt er aus einem von aller Welt verabſcheueten Tyrannen ein König geworden, als ſeitdem ich ihm durch eine gerechte und wolthätige Regierung die Liebe des Volks zugewandt habe? Er ließ mich arbeiten; er verbarg ſeine Laſter hinter meine Tugenden; eignete ſich meine Verdienſte zu, und genoß die Früchte davon, der Undankbare! — und nun, da er ſich ſtark genug glaubt, mich entbehren zu können, überläßt er ſich wieder ſeinem eigenen Character, und fängt damit an, alles Gute, das ich in ſeinem Namen gethan habe, wieder zu vernichten; gleich als ob er ſich ſchäme, eine Zeitlang aus ſeinem Character getreten zu ſeyn, und als ob er nicht genug eilen könne, die ganze Welt zu belehren, daß es Agathon, nicht Dionys geweſen ſey, der den Sicilianern eine Morgenröthe beſſrer Zeiten gezeigt, und Hofnung gemacht, ſich von den Mißhandlungen einer Reihe ſchlimmer Regenten wieder zu erholen. Was würd' ich alſo ſeyn, wenn ich ſie in ſolchen Umſtänden verlaſſen wollte, wo ſie meiner mehr als jemals benöthiget ſind? Nein — Dionys hat Beweiſe genug gegeben, daß er unverbeſſerlich iſt, und durch die Nachſicht gegen ſeine Laſter nur in der lächerlichen Einbildung beſtärkt wird,

daß

und den Fürsten und Ständen des fränkischen Kreises bekleidet.

Der Krieg, welcher kurze Zeit nachher zwischen Oestreich und Preußen ausbrach, drohte dem Innern des Reichs mit einer sowohl politischen als religiösen Spaltung. Der Hr. v. Folard erhielt deshalb Befehl, die verschiedenen protestantischen Höfe zu bereisen, um die Furcht zu zerstören, die man bey ihnen zu erregen suchte, und die Bande enger zu schürzen, welche sie dem Oberhaupte der teutschen Reichsverfassung anhängig machten. Zur Ausführung dieses schwierigen Auftrages war die hohe Meinung, welche alle diese Fürsten von der Redlichkeit des Hrn. v. F. gefaßt hatten, ein wesentliches Erforderniß, so wie das Zutrauen, welches er bei ihnen in das aufrechthaltende System des Königs als Bürgen des westfälischen Friedens zu erwecken wußte. Er ließ der Regierung hierüber nichts zu wünschen übrig, und kehrte nach einer Abwesenheit von sieben Monaten nach München zurück, nachdem er sich den Beifall des französischen Ministeriums und aller von ihm besuchten Höfe erworben hatte.

Die Verträge von Fontainebleau und Hubertsburg hatten 1763 dem siebenjährigen Kriege ein Ende gemacht und die Verrichtungen des Hrn. v. Folard wurden jetzt friedlicher. Von nun an schränkten sie sich blos auf den einzigen kurfürstlichen Hof von Baiern

ein, von wo er im Jahre 1776 um ſeine gänzliche Entlaſſung nachſuchte und ſelbige mit den ausgezeichnetſten Beweiſen der Zufriedenheit des Hofes und der Achtung des Miniſteriums erhielt.

Er hatte ſich hierauf nach St. Germain zurückgezogen, wo er 14 Jahre lang die glücklichſten Tage im Schooſe ſeiner ſo liebens- als achtenswerthen Familie und im Kreiſe einiger Freunde verlebte, als die Revoluzion losbrach und ſein Vermögen durch die ausbleibende Zahlung ſeiner Renten und die Einziehung ſeiner Penſionen zu Grunde richtete. Anfänglich zwang ſie ihn in einem 82jährigen Alter zu bittern Entſagungen, und bald darauf verſetzte ſie ihn in die Unmöglichkeit, ſeinen dringendſten Bedürfniſſen abzuhelfen. Dem gegenwärtigen Gouvernement war es aufbehalten, das durch die Umſtände herbeigeleitete Unglück durch eine Penſion von 6000 Franken zu lindern, welche es dem Patriarchen des diplomatiſchen Korps bewilligte. Dieſe Penſion wurde unter ſeiner weiſen Verwaltung auch noch die einzige Hülfe eines Theiles ſeiner zahlreichen Familie.

Hr. v. Folard behielt bis an das Ende ſeines Lebens den völligen Gebrauch aller Sinne und die ganze Kraft ſeiner Geiſtesfähigkeiten; er hatte einen graden Sinn, eine auserleſene Urtheilskraft, eine ruhige und kalte Ueberlegung und eine Klugheit, die ihn

niemals verließ. In dem Geschäftsgange handelte er beständig mit edler Freimüthigkeit. In den schwierigsten Unterhandlungen überzeugte er, weil er allgemein den Ruf hatte, niemals irgend jemanden betrogen zu haben. Die Liebenswürdigkeit seines Karakters machte ihn an allen Höfen, die er besuchte, angenehm; die Sicherheit seiner Grundsätze erwarb ihm das Zutrauen der Geschäftsmänner, mit denen er zu thun hatte, und die strenge Moralität seiner Handlungen die Freundschaft der Fürsten, welche der Himmel mit dem Talente begabt hatte, sie schätzen zu können.

Er diente dem Staate mit einer seltenen Uneigennützigkeit und erlaubte sich selbst nicht, die Gelegenheiten zu benutzen, die ihm die Regierung verschiedentlich an die Hand gab, sein Vermögen zu verbessern.

Im übrigen war der Hr. v. F. auch einer von der kleinen Anzahl privilegirter Menschen, die der Menschheit Ehre machen. Außerhalb seinem Kabinette, wo er sich seinen Pflichten mit einer Wärme hingab, die nicht in seinem Karakter zu liegen schien, kannte er keine andere Leidenschaft, als die, Gutes zu thun. Es suchte das verborgene, schüchterne Verdienst auf, um es an Tag zu bringen und kam den Wünschen derer, die er verpflichten konnte, zuvor. Ihn beglückte blos das Glück, was er um sich ver-

breitete, und nichts trübte den liebenswürdigen Gleichmuth seiner Seele, als der Anblick der Uebel, denen er weder abhelfen noch Linderung verschaffen konnte.

Er sah drei Generazionen. Die erste gewährte ihm Achtung und Ansehen. Er genoß dauernd die Hochschätzung und Anhänglichkeit der zweiten. Die dritte zollt ihm Verehrung. Diese letzte Empfindung wird ihn in dem Herzen aller derer überleben, die das Glück hatten, ihn zu kennen *).

VIII.

Ueber die neueröffneten Schätze der Nazionalbibliothek in Paris.

Paris, den 21. Pluviose X.

Die Zeit ist freilich jetzt noch nicht gekommen, wo man von allen Einrichtungen und Anordnungen, die bei der Nazionalbibliothek statt haben, bestimmte Nachrichten geben kann. Auch Sie in Teutschland werden

*) Wir danken dem achtungswürdigen Verfasser dieser Nachricht um so mehr für ihre Mittheilung, da sie auch in mehr als einer Rücksicht ein Muster darbietet. B.

von dem Plane gehört haben, die Bibliothek mit allen ihren Theilen, dem Antikenkabinet und den Manuskripten, in das Louvre zu bringen, und sie so aus einer Gegend nahe an den Boulevards, aus der der Luxus gar oft die eigentlichen Gelehrten in die entlegenern Quartiere zu verdrängen pflegt, in den Mittelpunkt der Stadt zu versetzen. Ob das neue Lokal so viele Vorzüge in Rücksicht auf Schönheit und Bequemlichkeit haben wird, als das jetzige, weiß ich nicht, denn ich kenne das Innere des Louvre zu wenig; so viel ist aber gewiß, daß der größere Theil der Einwohner dabei gewinnen muß, zumal wenn erst die prächtige Brücke vollendet seyn wird, die vom College des quatre nations zu dem Louvre führen soll, und an der man schon vorigen Herbst zu arbeiten anfing. Auch übereilt man sich bei dem Transporte nicht. Die Personen, welche jetzt die Säle inne haben, die die Bibliothek einnehmen soll, erhielten im Nivose durch einen Beschluß der Konsuln die Erlaubniß, noch bis zum ersten Floreal zu bleiben, wo sie wären, und die Journale, welche dies meldeten, diskutirten zugleich über die Frage, ob die baufälligen Gebäude der Sorbonne, die ihnen angewiesen sind, um diese Zeit schon im Stande seyn würden, sie aufzunehmen.

Indessen, so sehr auch die örtliche Eintheilung bei einer solchen Versetzung verändert werden mag, die

Einrichtungen, die in Anſehung des Publikums ſtatt haben, werden immer ungefähr dieſelben bleiben. In der That iſt man dem Senat der Konſervatoren (unter denen ſich, wie Sie wiſſen werden, Millin und Langlès befinden), ſo wie dem ganzen bei der Bibliothek angeſtellten Perſonale vor dem Auslande das Zeugniß ſchuldig, daß jener durch die zweckmäßigſten Anordnungen, und die Subalternen durch eine Dienſtwilligkeit und Schnelle, wie ich ſie nirgends gefunden habe, dem Zwecke der Anſtalt aufs ſchönſte entſprechen.

Der Haupteingang in die jetzigen Bibliotheksgebäude iſt aus der Rue de la loi; hier ſteht ein Poſten der Nazionalgarde. Man tritt in einen weiten Hofraum; in den Gallerien, die das Viereck umſchließen, iſt die Bibliothek, zur Linken das Kabinet der Antiken, zur Rechten das der Kupferſtiche und der Manuſkripte.

Die Bibliothek iſt alle Tage, den Dekadi ausgenommen, für das Publikum in der weiteſten Bedeutung des Wortes offen; das Kabinet der Antiken aber, wo der wackere B. Winkler einer der Aufſeher iſt, nur den dritten, ſechsten und neunten jeder Dekade, um die, welche darin arbeiten wollen, nicht zu ſtören. Denn alle diejenigen, welche nicht blos des Anſehens wegen kommen, haben, ſo oft ſie wollen, freien

Zutritt. Ich habe in diesem herrlich beleuchteten und geordneten Saale, dessen tiefe Stille mit dem Getöse der nahen Straßen einen sonderbaren Kontrast macht, umgeben von den aus allen Ländern gesammelten Resten des römischen und griechischen Alterthums, einige schöne Morgen der Vergangenheit geschenkt.

Das Cabinet des estampes, in das man theils Kupferwerke, fast so viel ihrer seit etwa einem Jahrhundert in Frankreich, England, Teutschland und Italien erschienen seyn mögen, theils auch eine Menge einzelner Stiche, in große Folianten auf Papier geleimt und sehr zweckmäßig geordnet, zusammengestellt hat, ist zunächst für die Zöglinge bestimmt, die täglich dort zeichnen; den dritten, sechsten und neunten aber ist es auch zum Gebrauch des Publikums. Ich behalte mir vor, über beide, besonders über das Kabinet der Antiken, das seit den italienischen Kriegen vielleicht das erste in Europa geworden ist, das Einzelne ein andermal zu liefern.

Denn was noch mehr die Aufmerksamkeit des Auslandes reitzen muß, sind die jetzt erst für Europa gemeinnützig gewordenen Schätze der hiesigen Handschriften, die zu gleicher Zeit durch Herbeischaffung des besten, was man in Italien zusammenbringen konnte, weit wichtiger geworden sind, als ehedem.

Die Einrichtung iſt hier wie auf der Bibliothek. Kommt man, um zu erfahren, wie viel Manuſkripte dieſes oder jenes Klaſſikers vorhanden ſind — zuweilen ſteigt die Anzahl auf mehrere Hunderte — ſo erhält man den bekannten gedruckten Katalog, der ein ſehr brauchbares Regiſter hat, in die Hände; man ſucht, man wählt, und braucht dann blos zu äußern, ob man die gefundenen alle, oder welche von ihnen man zu ſehen wünſcht. Jeder erhält im Augenblicke das was er will, wählt ſich ſeinen Platz an den Tiſchen, die durch die Mitte der Säle laufen, und findet, wenn er geht, den folgenden Morgen alles in derſelben Ordnung wieder.

Eine gleiche Humanität findet in Anſehung der aus Italien angekommenen Sachen ſtatt, die natürlich, da ſie ſo lange gleichſam mit Fleiß verborgen gehalten wurden, jetzt mehr bearbeitet werden dürften, als das, was ſchon ſeit langer Zeit in der Bibliothek war. Das Hauptſächlichſte ſind fünfhundert Handſchriften aus dem Vatikan in Rom, fünfhundert aus den Venezianiſchen Staaten, und achthundert aus dem Mailändiſchen. Das Originalverzeichniß der erſtern, von dem Bibliothekar des Vatikans, dem Dottore Rinaldo Santalone eigenhändig geſchrieben, iſt beſonders in Rückſicht ſeines klagenden Tons ein merkwürdiges Stück *). Auch hat ſich die Kommiſ-

*) Der Titel deſſelben iſt: Recenſio MSS. D. qui

ſion der Republik gut auf das Ausleſen verſtanden. Außer einer Menge arabiſcher Manuſkripte, meiſtens über die Geſchichte der Seldſchucken in Kleinaſien und die Kreuzzüge, die ich bis jetzt nur flüchtig habe durchlaufen können, findet ſich da der berühmte Codex Vaticanus des Virgil (von dem Heyne in ſeiner Ausgabe in CC. elencho p. XXXVIII ſpricht). — Der eben ſo bekannte Codex Apronianus iſt kürzlich aus Florenz angekommen; — eine Naturgeſchichte des Plinius aus dem zehnten Jahrhundert (ehedem N. 3361 im Katalog des Vatikan); ein ſchöner Juvenal von gleichem Alter, ein Plautus (N. 1616 C. Vat.) aus dem eilften, und eine lange Reihe griechiſcher Tragiker. Noch völlig unbekannt und unbenutzt iſt vieles, was die Geſchichte des zehnten, zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts betrifft, über Longobardiſche und Gothiſche Geſetzgebung, über die Geſchichte der italieniſchen Republiken im Mittelalter,

ex universa bibliotheca Vaticana selecti iussu Domini nostri N. P. M. pridie Idus Julii Procuratoribus Gallorum iure belli s. pactarum, induciarum ergo et initae pacis traditi fuere. Es fand ſich oft, daß ein von den Franzoſen verlangtes Werk mit einem andern, daß ſie gerade nicht gefordert hatten, zuſammengebunden war; um daher nicht eins mit dem andern einzubüßen, ſteht faſt bei jedem mehrere Werke enthaltendem Bande: hic codex divisibilis esse videtur; oder: interrogandum, an dividi debeat.

und der Königreiche Jerusalem und Cypern; ein Tagebuch über die Belagerung von Orleans und dem Entsatz durch Johanne d'Arc mit manchem unbekannten Zuge aus dem Leben der räthselhaften Wunderheldin, und einige italienische und spanische Aufsätze über Türkenkriege in den griechischen Meeren. Ein Geschichtforscher, der sich mit Untersuchungen über Geist und Sprache der Provenzalischen Dichterwelt beschäftigte, würde besonders einen Band benutzen können, der die Lieder von 120 Troubadour's enthält, mit Francesco Petrarka's, so viel ich weiß, noch nicht gedruckten Noten. Hier ist der Ort, wo Lavater seiner Theorie, aus den Schriftzügen großer Männer auf ihren Karakter zu schließen, die letzte Ausbildung hätte geben müssen; er hätte ganze Bücher von Boccacio's, Leonardo's von Arezzo, und Torquato Tasso's eigenen Händen geschrieben gesehen.

Unter den fünfhundert aus dem Venezianischen gekommenen Büchern befinden sich mehrere gute Handschriften der Geografie des Ptolemäus *), die selbst

*) Der Titel des Originalkatalogs: Liste des MSS. que la commission des sciences et des arts a choisis dans les bibliotheques de la republique de Venise, pour faire partie des 500 volumes, dus à la republique Française. Er endigt sich so:

Recapitulation.

Manuscrits 251

daß man ihnen Ehrfurcht schuldig sey. Es ist Zeit der Comödie ein Ende zu machen, und diesem kleinen Theater-Könige den Platz anzuweisen, wozu ihn seine persönliche Eigenschaften bestimmen.

Unsere Leser sehen aus dieser Probe der geheimen Gespräche, welche Agathon mit sich selbst hielt, daß er noch weit davon entfernt ist, sich von diesem enthusiastischen Schwung der Seele Meister gemacht zu haben, der bisher die Quelle seiner Fehler sowol als seiner schönsten Thaten gewesen ist. Wir haben keinen Grund in die Aufrichtigkeit dieses Monologen einigen Zweifel zu setzen; seine Seele war gewohnt, aufrichtig gegen sich selbst zu seyn. Wir können also als gewiß annehmen, daß er zu dem Entschluß, eine Empörung gegen den Dionys zu erregen, durch eben so tugendhafte Gesinnungen getrieben zu werden glaubte, als diejenigen waren, welche fünfzehn Jahre später einen der edelsten Sterblichen, die jemals gelebt haben, den Timoleon von Corinth, aufmunterten, die Befreyung Siciliens zu unternehmen. Allein es ist darum nicht weniger gewiß, daß die lebhafte Empfindung des persönlichen Unrechts, welches ihm zugefüget wurde, der Unwille über die Undankbarkeit des Dionys, und der Verdruß sich einer verachtenswürdigen Buhler-Intrigue aufgeopfert zu sehen, einen grossen Einfluß in seine gegenwärtige Denkensart gehabt, und zur Entzündung dieses heroischen Feuers, welches in seiner Seele brannte, nicht wenig beygetragen habe. Im Grunde hatte er keine andre Pflichten

gegen

in den gedruckten Katalogen der Markus-Bibliothek nicht erwähnt sind; man sieht daraus die herrschende Neigung des handelnden Volks, das, eine Zeit lang Beherrscher von Griechenland, alles sammelte, was die Wiederherstellung der Geografie als Wissenschaft vorbereiten konnte. Das Merkwürdigste nächst dem sind wohl Eustathius Scholien zur Odyssee, in einem Folioband von 250 Blättern von dem Verfasser selbst auf Pergament geschrieben.

Unter den achthundert aus der Lombardei angekommenen Manuskripten ist freilich fast kein einziges der besondern Aufmerksamkeit des Kritikers unwerth; doch befindet sich wenig darunter, was als Seltenheit betrachtet, die bloße Neugier reizen könnte. Mich beschäftigt jetzt ein Kodex aus Mailand, des Boethius Consolatio poetica, wenigstens aus dem siebenten Jahrhundert, mithin eine der ältesten Handschriften, die ich kenne.

Editions du XV siecle	220
Editions de Aldus	69
Livres de Muſique	60
Un Camée de Jupiter Porte-Egide, pour tenir lieu de	30
Total	500

Signé Monge, Tinot, Barthelemy.

So eben erhalten wir hier die Nachricht, daß die Bibliothek des Instituts zu Kairo, welche die Engländer ruhig verabfolgen ließen, glücklich zu Marseille angekommen ist. Sie wird der Nazionalbibliothek einverleibt werden. Alle die aus Aegypten zurückgekehrt sind, so viel ich ihrer gesprochen habe, erzählen von dem Reichthum dieser schönen Sammlung, besonders in historischer und poetischer Hinsicht. In einem Monat, hofft man, werden diese Trofäen des Orients hier seyn, und ich gebe Ihnen das Detail davon, so bald ich kann, in einem meiner nächsten Briefe.

Karl Hase.

Nachschrift.

Ich glaube, mich keiner Anmaßung schuldig zu machen, wenn ich dem Verfasser für die hier mitgetheilten Nachrichten im Namen aller συμφιλολογουντων in unserm lieben Vaterlande einen frölichen Dank abstatte. Die Entfesselung so vieler Handschriften aus den Zwingern des Vatikans und der St. Markusbibliothek und ihre Verpflanzung in den Mittelpunkt der Literatur, wo jetzt unstreitig die liberalste

Mittheilung *) ſtatt findet, iſt eine Begebenheit, deren Folgen für alle die Wiſſenſchaften, die auf der Baſis der Vorwelt begründet ſind — und ſind die übrigen nicht mehr oder weniger the baseleſs fabrick of a vision, which leaves no wreck behind? — noch gar nicht berechnet werden können. Aber nicht jedes Sterblichen Sach' iſt die Fahrt nach Korinthus! Nur wenige unſerer teutſchen Literatoren können ſelbſt an jenen pieriſchen Quellen ſchöpfen. Alle übrigen möchten beim Leſen dieſer Nachricht nur um ſo unzufriedener mit ihren Verhältniſſen dieſelbe Wehklage ausrufen, die dort in Yoriks empfindſamen Reiſen der gefiederte Inſaß des engen Vogelbauers von ſich hören läßt. Dieſen kann ich die angenehme Verſicherung geben, daß der Schreiber des obigen Aufſatzes, Hr. Haſe, ein junger Mann von ſeltenen Kenntniſſen und von pünktlicher Gewiſſenhaftigkeit in der Er-

*) Man kann unter gewiſſen Vorausſetzungen vom Miniſter des Innern ſogar die Erlaubniß erhalten, die Handſchriften in ſein Haus zu bekommen. Daß dieſe Handſchriften aus der Nationalbibliothek in einzelnen Fällen auch ſelbſt außer Paris verſchickt werden, beweiſt Hn. Schweighäuſers Beiſpiel, der eine der köſtlichſten Handſchriften des Athenäus durch den Miniſter Chaptal zugeſchickt erhielt. S. Prolegg. p. LXXXVIII. Und welcher Gewinn iſt dieſe neue Ausgabe des Athenäus für unſere Literatur! Welche Verdienſte erwirbt ſich dadurch der raſtlos thätige und verſtändige Herausgeber! μεγάλα χάρις ἀυτῷ.

füllung eingegangener Verpflichtungen, zur Vergleichung der dort geöffneten Schätze für jeden, der sie gern benutzen möchte, beides das Wollen und das Vollbringen hat. Er hat die erwartungsvollen Voraussagungen, die ich mir einst gestattete, als ich ihn täglich vor meinen Augen hatte, gar sehr übertroffen, und genießt jetzt in Paris das Zutrauen eines Larcher, Du Theil, Millin, St. Croix, Langles, vor allen aber des edeln Villoison, in einem, wie es scheint, nicht ganz gewöhnlichem Grade. Mit einer tiefen grammatischen Kenntniß der alten Sprachen, vereinigt er auch eine seltne Fertigkeit im Neugriechischen und studiert jetzt mit vielem Eifer das Arabische und Persische. Diese Erklärung, die ich nicht ihm, sondern der guten Sache der Literatur selbst, die gar schön von ihm gefördert werden kann, schuldig zu seyn glaubte, mag ja wohl zureichend seyn, ihm das Zutrauen wackerer Männer auch in unserm Vaterlande zu erwerben oder vielleicht selbst bald einen Wirkungskreis zu eröffnen, wo er ganz seinen Wünschen gemäß die jüngere Lehrbegierde um sich sammeln kann. Mit Vergnügen werde ich Aufträge, die nicht leere Anfragen der Neugierde enthalten, und das Opfer des Kostbarsten, der Zeit, nicht umsonst verlangen, an ihn bestellen. Nur hüte man sich ja, ihn unmittelbar durch Briefe oder gar durch Pakete zu behelligen. Die ungeheure Posttaxe *) innerhalb

*) Schon zweimal erhielt Hr. Hase solche theure Le-

Frankreichs Grenzen erlaubt dergleichen Anmuthungen nur unter ausdrücklicher Anweisung, die Summe sogleich vergütet zu erhalten.

B.

V.

Auszüge aus Briefen.

1.

Ueber Prag und — Suworow.

— In Prag war die Bibliothek geschlossen, weil sie in Feuersgefahr gewesen war und man den Schaden ausbauete; und hier sind längere Ferien, als ich zu warten gesonnen bin. Der um Aufklärung

benszeichen seiner teutschen Freunde. Ein Exemplar von Schillers Johanna durch die Post ihm zugeschickt, kostete ihn 5 Livres Tournois! Seit dem erhielt er noch ein Packet, wofür gar zweihundert und acht und siebenzig Livres gefodert wurden. Man sollte sich doch erst nach dem, was in andern Ländern Gesetz ist, erkundigen, ehe man sich solcher — Beschickungen schuldig macht.

und Literatur hochverdiente und gegen Fremde unge-mein gefällige Rath Ungar, Bibliothekar in Prag, würde denn doch die Güte gehabt haben, uns die ge-lehrten Schätze zu zeigen, wenn wir ihn zu Hauſe getroffen hätten. Es iſt bekannt, wie ſehr ſie im dreißigjährigen Kriege von den Schweden geplündert wurde, die durch Einverſtändniß mit ihrer Parthei ſogar die unterirdiſchen Gewölbe in den Kirchen aus-findig zu machen wuſten, um den verſteckten Reich-thum hervorzuſuchen. Durch Aufhebung der Klöſter unter Joſef II hat die Bibliothek wieder außerorden-lich gewonnen: aber die aufgehäuften Bücher und Schriften ſind eben dadurch für die Literatur großer Gefahr ausgeſetzt, weil ſie an Einem Orte beiſammen ſind. Der letzte Vorfall hat die Beſorgniß beſtätiget und erhöht. Ein Glück war es, daß eben mehr als vierzig Menſchen oben laſen, als durch die Nachläſ-ſigkeit eines Künſtlers, der über derſelben in Feuer arbeitete, die Glut durchbrach. So wurde ſelbſt die liberale Benutzung dieſer Bibliothek, deren Einrichtung für Wißbegierige zu den muſterhafteſten gehört, ihr Schutzengel.

In der Kathedralkirche ſtand ich lange Zeit vor den Gräbern der Kaiſer Wenzel und Karls des Vier-ten, und prieſ unſern noch leidlichen Zuſtand vor je-nen Dunkelheiten im Staate und in der Kirche. Der gute Nepomuk! Mich däucht, weder er noch ſein

Fürſt waren ſehr vernünftig, und die Zeiten der goldenen Bulle waren für die Menſchheit ſehr viel ärmer.

Suworow, für deſſen Enkomiaſten man mich ſehr mit Unrecht hält, hat auf ſeinem Zuge durch Schwaben und Böhmen zu einem häßlichen Gemälde geſeſſen. Der Löwe iſt todt; nun wird zugeſchlagen. Ich weiß ſehr wohl, daß das ganze Leben des Mannes eine Kette von Marotten war: aber wenn man ſeine Nichtfreunde in Prag und Wien hört, ſollte man glauben, es wäre ein aufgemachter alter närriſcher Geck von einem weggeworfenen Karakter geweſen; und der war er denn doch gewiß nicht. Sonderbarkeit war überhaupt ſein Stempel, und er war damals vorzüglich in einer ganz eignen Stimmung gegen jedermann, und jedermann war in einer eignen Stimmung gegen ihn. Die politiſchen Verhältniſſe laſſen ſchon vermuthen, in welcher peinlichen Lage er damals von allen Seiten ſich befand. Weder ſein eigner Monarch noch der öſtreichiſche Hof waren mit ſeinem Betragen zufrieden. Er hatte ohne Schonung über Fehler aller Art ohne Rückſicht der Perſonen geſprochen. Er war alt und kränklich, und ſahe dem Ende ſeines Lebens entgegen. Seine Grillen konnten unter dieſen Umſtänden ſich nicht vermindern. Die Ungezogenheiten einiger ſeiner Untergebenen wurden ihm zur Laſt gelegt, und er ſelbſt war freilich nicht der Mann, der durch ſchöne Humani-

tät und Grazie des Lebens seinen Karakter habe empfehlen können. Seines Werths sich bewußt, streng ehrlicher Mann, aber eisern konsequenter Soldat, war er voll Eigenheiten, die alle wie Bizarrerien aussahen, war äußerst streng gegen sich und darum auch in seinen Forderungen gegen andere, und sprach skoptisch und sarkastisch über alles. Seine Bigotterie war sehr wohl berechnet, ob sich auch gleich hierin sein eigener Karakter mischte und ihr einen Anstrich von Possierlichkeit gab. Er soll in Prag eine schmutzige Filzerei gezeigt haben, weggereist seyn, ohne einen Kreuzer zu bezahlen und nichts als einen alten Nachttopf zurückgelassen haben, den man als eine Reliquie ganz eigener Art aufbewahrt. Das ist nun gewiß wieder ein barockes Quidproquo; denn Geiz war so wenig sein Karakter als Verschwendung. Wenn ich diese Dinge nicht von wahrhaften Leuten hätte, würde ich den Kopf schütteln und sie zu den lächerlichsten Erfindungen des Tages setzen. Aber man muß den Teufel nicht zu schwarz machen, und ich bin fest überzeugt, daß er durchaus ein ehrlicher Mann und kein Wütherich war, wenn er auch eine starke Tinktur Excentrizität hatte und mit der Welt im Privatleben Komödie spielte, so wie man ihn im öffentlichen zu lauter Trauerspielen benutzte. Sie wissen, daß ich dem Manne durchaus gar nichts zu danken habe, und können in meiner Aeußerung durchaus nichts als meine ehrliche Meinung finden. —

Seume.

2.

Ueber Prag. Maber, Vogler, Meißner.

Wien, den 18ten Januar 1802.

— In Prag beſuchte ich unter andern den Prof. Joſ. Maber, an welchen ich Empfehlungen von unſern H. in Dresden abzugeben hatte, und fand an ihm einen trefflichen Numismatiker, beſonders in der Münzkunde der dunkeln Zeiten. Er beſitzt eine große Münzſammlung, hauptſächlich aus dem Mittelalter. Wir haben ein ausführliches Werk darüber aus ſeiner Feder zu erwarten. Er gab mir eine gelehrte Abhandlung auf hundert Seiten, als Verſuch über die Bracteaten, beſonders die Böhmiſchen.

Ich machte viele angenehme Bekanntſchaften an einem Orte, wo Literatur und Kunſtliebe mehr blühen und gedeihen, als ſich wohl mancher im Auslande vorſtellen mag. Ueber Abt Vogler, der, wie Sie wiſſen, hier einen neufundirten Lehrſtuhl der Muſik erhielt, und mit ſeinem Orcheſtrion ganz unerhörte Dinge auszurichten verſpricht, waren die Meinungen ſehr getheilt. Kein Unbefangener verweigerte ihm das Lob eines ſeltnen Tonkünſtlers; man bedau-

erte aber dabei immer, daß er ſich durch ſeine Fantaſie und Ruhmbegierde zu wahren Taſchenſpielerkünſten herablaſſe. Was konnte er uns ohne dieſe Eigenheit für die Chorale und die ernſte Kirchenmuſik werden!

Recht ſehr beklagte ich mein Mißgeſchick, das mir die Bekanntſchaft des würdigen Prof. Meißner beneidete, mit dem ich ſo gern mich über den unvergeßlichen Naumann recht ſatt geſprochen hätte. Wir haben eine Biografie dieſes nordiſchen Orfeus von Meißner zu erwarten, wozu ihm eine ehrwürdige Freundin des Verſtorbenen die trefflichſten Materialien zu liefern verſprochen hat. Meißners anerkanntes Talent für die Biografie berechtigt uns in dieſem Falle zu nicht gemeinen Erwartungen *).

*) Schon im Jahre 1782 ſchrieb er die damals mit verdientem Beifall aufgenommene freimüthige Biografie des edeln Brenkenhof. Wie viele treffliche Ausführungen in demſelben Fache gab er uns ſeit jener Periode! Sein neueſtes Werk: Leben des Julius Cäſar, Berlin, Frölich 1802 2 Theile, gehört durch kritiſche Benutzung der Quellen, ſcharfſinnige Entwicklung der geheimen Triebfedern, und dichtklaſſiſchen Vortrag zu dem beſten, was wir neuerlich im Felde der darſtellenden Geſchichtſchreibung erhielten, und könnte beſonders auf Schulen mit Nutzen geleſen werden.

B.

gegen die Sicilianer, als welche aus seinem Vertrag mit dem Dionys entsprangen, und vermög eben dieses Vertrags aufhörten, so bald diesem seine Dienste nicht mehr angenehm seyn würden. Syracus war nicht sein Vaterland. Dionys hatte durch die stillschweigende Anerkenntniß der Erbfolge, kraft deren er nach seines Vaters Tode den Thron bestieg, eine Art von Recht erlangt. Agathon selbst würde sich nicht in seine Dienste begeben haben, wenn er ihn nicht für einen rechtmäßigen Fürsten gehalten hätte. Die nämlichen Gründe, welche ihn damals bewogen hatten, die Monarchie der Republick vorzuziehen, und aus diesem Grunde sich bisher den Absichten des Dion zu widersetzen, bestunden noch in ihrer ganzen Stärke. Es war sehr ungewiß, ob eine Empörung gegen den Dionys die Sicilianer würklich in einen glücklichern Stand setzen, oder ihnen nur einen andern, und vielleicht noch schlimmern Herrn geben würde, da sie schon so viele Proben gegeben hatten, daß sie die Freyheit nicht ertragen könnten. Dionys hatte Macht genug, seine Absetzung schwer zu machen; und die verderblichen Folgen eines Bürgerkriegs waren die einzigen gewissen Folgen, welche man von einer so zweifelhaften Unternehmung voraussehen konnte. — Alle diese Betrachtungen würden kein geringes Gewicht auf der Wagschale einer kalten unpartheyischen Ueberlegung gemacht, und vermuthlich den entgegenstehenden Gründen das Gleichgewicht gehalten haben. Aber Agathon war weder kalt noch unpartheyisch; er war ein Mensch. Seine Eigenliebe war an ihrem empfind-

lichsten

3.

Venedig. Ueber Canova's Hebe im Hauſe Alberici in Venedig.

Venedig, den 6. Febr.

Sie wiſſen, Lieber, ich bin ein Laie; alſo ohne Preambeln. Ich bin zu ungeduldig, erſt Dinte und Feder zu holen; Sie werden die Griffonage mit dem Bleiſtift ſchon entziffern. Nichts von dem was in Venedig war und noch iſt! Der ehrwürdige Morelli hat mir viel Klagelieder angeſtimmt. Meine Seele iſt jetzt voll von einem einzigen Gegenſtande, von Canova's Hebe. Ich weiß nicht, ob Sie die liebenswürdige Göttin ſchon kennen; mich wird ſie lange, vielleicht immer beherrſchen. Nun glaube ich, die Neuen haben die Alten erreicht. Sie ſoll des Künſtlers jüngſtes Werk ſeyn, die ewige Jugend. Sie ſteht im Hauſe Alberici und der Beſitzer ſcheint den ganzen Werth derſelben zu fühlen; er hat der Göttin allein einen der ſchönſten Plätze nach dem großen Kanal zu geweiht. Ich will, ich darf keine Beſchreibung wagen; aber ich weißage, daß ſie die Angebetete der Künſtler und ihre Wallfahrt werden wird. Ich habe die Mediceerin nicht geſehen; aber nach allen guten Abgüſſen von ihr zu urtheilen, iſt für mich hier mehr als alle veneres cupidinesque.

Ich ſtand, von ſüßem Rauſche trunken,
Wie in ein Meer von Seligkeit verſunken,
Mit Ehrfurcht vor der Göttin da,
Die hoch nach mir herunter ſah,
Und meine Seele war in Funken.
Hier thronte mehr als Amathuſia,
Ich war der Sterblichkeit entflogen,
Und meine ſtillen Blicke ſogen
Aus ihrem Blick Ambroſia
Und Nektar in dem Götterſaale,
Und ſtand mir auch des Zevs Vernichtung nah,
Ich wußte nicht wie mir geſchah;
Vermeſſen griff ich nach der Schale,
Mit welcher ſie die Gottheit reicht;
Und jetzt hätt' ich mit dem Alciden
Um ſeinen Lohn zu kämpfen nicht vermieden. ——

Sie denken wohl, daß mich das Marmormädchen ein wenig außer mir gebracht hat; und ſo mag es allerdings ſeyn. Der Italiener betrachtete meine Andacht eben ſo aufmerkſam, als ich die Göttin. Dieſe einzige Viertelſtunde hat mir meine Reiſe bezahlt; ſo ein ſonderbarer Enthuſiaſt bin ich nun zuweilen! Es iſt die reinſte Schönheit, die ich in der Natur und der Kunſt geſehn habe. Ich muß Canova's Hände küſſen, wenn ich nach Rom komme, wo er, wie mich däucht, noch lebt. Das goldene Gefäß, die goldene Schale und die goldene Stirnbinde haben mich nicht

bestochen; ich habe bloß die Göttin angebetet, auf deren Antlitz alles, was der weibliche Himmel Liebenswürdiges hat, ausgegossen ist. In das Lob der Gestalt und der Glieder und des Gewandes will ich nicht eingehen; alles ist des Ganzen würdig. Das mögen die Geweiheten thun.

In dem nämlichen Hause steht auch ein schöner Gypsabguß von des Künstlers Psyche. Sie ist auch ein schönes Werk; aber sie kann keine Hebe seyn. In dem Zimmer, wo der Abguß der Psyche steht, sind rund an den Wänden Reliefs in Gyps von Canova's übrigen Arbeiten. Eine Grablegung des Sokrates von seinen Freunden. Die Szene, wo der Verurtheilte den Becher nimmt. Der Abschied von seiner Familie. Der Tod des Priamus nach Virgil. Der Tanz der Fäacier in Gegenwart des Ulysses, wo die beiden tanzenden Figuren vortrefflich sind, und die opfernden Trojanerinnen vor der Minerva unter Anführung der Hekuba. Alles ist eines großen weisen Künstlers würdig; aber Hebe hat sich nun einmal meines Geistes bemächtigt und für das übrige nichts mehr übrig gelassen. Wenn der Künstler nach einem Modell gearbeitet hat, so mag ich das Original nicht sehen; doch wenn es auch ist, so wird seine Seele gewiß es erst zum Ideal erhoben haben, das jetzt alle Anschauer begeistert. — Da mein Logis hier am großen Markusplatze selbst war, so hatte ich hier täglich Gelegen-

heit, die leeren Stellen zu ſehen, worauf die berühmten Kunſtpferde ruheten, die nun den konſulariſchen Pallaſt in Paris bewachen. Dieſe ganze Entführung iſt eine Hieroglyfe und leidet eine große politiſche Deutung. Wie iſt der Bräutigam des adriatiſchen Meeres gefallen!

Morgen will ich über Padua am Adria hinabwandeln und mich ſo viel als möglich immer dem Meere nahe halten, bis ich hinunter an den Abſatz des Stiefels komme und mich an den Aetna hinüber bugſieren laſſen kann. Die Sache iſt nicht ganz leicht; denn unter Ankona bei Loretto endigt die Poſtſtraße, und durch Abbruzzo und Kalabrien mag es nicht gar wegſam ſeyn. Sed non ſine dis animoſus infans. Ich bin überzeugt, daß mich Ihre freundſchaftlichen Wünſche begleiten, ſo wie Sie überzeugt ſind, daß meine Seele oft bei meinen Freunden und alſo auch bei Ihnen iſt.

Seume.

4.

Leipzig, d. 21ſten Febr.

Es iſt nun entſchieden, daß dem durch ſeine Ausgabe der Homeriſchen Hymnen und manche andern philologiſchen Arbeiten rühmlich bekannten Prof. Ilgen

in Jena das Rectorat in Schulpforta zu Theil wird. Es war dieß ſchon vorher die wichtigſte Schulſtelle in ganz Churſachſen. Sie wird es aber jetzt dadurch noch mehr, daß mit dieſer Landesſchule ſehr wichtige dem Bedürfniſſe des Zeitalters angemeſſene Veränderungen im Werke ſind, durch deren reifdurchdachte und ſtandhaft ausgeführte Einrichtung ſich der ehrwürdige Reinhard in Dresden neue Verdienſte um ganz Sachſen erwirbt. — Ilgens wackerer Nebenbuhler in der Ausgabe der Homeriſchen Hymnen, der Doktor Matthiä, der eine geraume Zeit Gehülfe von Mounier beim engliſchen Erziehungs-Inſtitut in Belvedere geweſen war, hat die Direktorſtelle in Altenburg erhalten, wo gleichfalls eine ſehr heilſame Schulreform durch den alles umfaſſenden und bethätigenden Demme zur allgemeinen Zufriedenheit angefangen hat. Er nimmt ſich beſonders auch der dort durch die Abſonderung der gelehrten Schule neu einzurichtenden Bürgerſchule aufs nachdrücklichſte an, und ſeine Herzergreifende Predigt über den Glauben an Menſchenveredlung *) hat eine über alle Erwartung gute Wirkung hervorgebracht. Die Bürgerſchaft iſt nun entſchloſſen, alles für die Bürgerſchule zu thun.

*) Altenburg in der Hofbuchdruckerei 1802. 34 S.

6.

Bern, im Januar 1802.

Noch iſt, ungeachtet die Revoluzion vom 29ſten Oktobr. v. J. ſo viel Gutes hoffen ließ, unſre Lage, im Ganzen genommen, ſo kritiſch als vorher. Die franz. Regierung, die durch eine einzige offene und entſcheidende Erklärung allen den Umtrieben, Hofnungen und Anſprüchen der verſchiedenen Partheien ein Ende machen könnte, ſcheint es, ſo kleinlich auch dieſe Politik ſeyn mag, darauf anzulegen, beſtändig alle in Spannung zu erhalten, ſo daß jede auf ihre Unterſtützung rechnet. — Wenn indeß nur der allgemeine Friede bleibt und wirklich zu Stande kömmt, ſo werden dadurch auch andre europäiſche Mächte wieder einigen Einfluß auf die Schweiz erhalten, deren Intereſſe es unmöglich ſeyn kann, die Anarchiſten zu begünſtigen.

Uebrigens macht ſich Jedermann, auch diejenigen, die mit der Freiheit und Gleichheit am unzufriedenſten ſind, dieſelbe auf alle Weiſe zu Nutze. Da die alten ein wenig engbrüſtigen Polizeigeſetze gegen den Luxus nicht mehr gelten, ſo geht es nur deſto bunter zu. Teutſche und franzöſiſche Theater, Redouten, Bälle, Konzerte, Maskeraden, Schlittenparthien ſind an der Tagesordnung. Freilich erheben ſich die Stimmen der Geiſtlichkeit ſtark dagegen, aber ohne viel auszurichten. Beſonders iſt ihnen das Theater ein Dorn im Auge.

Man muß indessen weder diese noch die ganz entgegengesetzte Denkungsart für allgemein herrschend halten. Es giebt Gemäßigte, die ohne zu schmälen und zu strafen, diesen Hang zu Vergnügungen zu beschränken und auf bessere und würdige Gegenstände zu leiten suchen. So hat man z. B. an mehrern Orten in der Schweitz die Musikliebhaberei dazu benutzt, Haydn's Schöpfung und andere große Kunstwerke öffentlich aufzuführen. So wird das Monument auf Lavater wirklich zu Stande kommen, ungeachtet Leute von der oben angeführten Parthei sich ihm widersetzten. So soll in diesem Jahre ein Journal für Literatur und Kunst erscheinen, dessen Ankündigung ich so eben erhalte und Ihnen in extenso mittheile, damit Sie sehen, wie man auch bei uns die Musenkünste zum Troste im Unglück braucht*). Die Herausgeber sollen ein Zürcher und ein Berner seyn, der in Zürich lebt.

*) Man vergl die Ankündigung dieses Helvetischen Journals für Literatur und Kunst im Intelligenzblatt dieses Stücks.

Intelligenzblatt

zum

Neuen Teutſchen Merkur.

3. Stück. März 1802.

I.

Vollſtändiges Lexicon der Gärtnerey und Botanik

oder

Beſchreibung aller in- und ausländiſchen Gewächſe, ſowohl ökonomiſchen und offizinellen, als auch Pflanzen zur Zierde, deren Bau, Wartung und Nutzen,

von

Friedrich Gottlieb Dietrich.

Mit einer Vorrede begleitet von

Kurt Sprengel.

Erſter Band.

II.

Wegweiser
für
Eltern und Jünglinge
bey der Wahl eines Erwerbzweiges
für die Letztern,
oder
die Kunst ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden.
Ein Buch für den ehrwürdigen Mittelstand
von
Ehregott Meyer.

III.

Der Candidat der Theologie
oder
mitgetheilte Erfahrungen für Candidaten der Theologie und solche die es werden wollen,
zur
Erlangung vortheilhafter und glücklicher Verhältnisse im bürgerlichen Leben.
von
Wilhelm Schenck,
Diaconus zu Ilmenau.

Vorgenannte drey Werke werden in einigen Wochen sowohl bey uns als auch in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Hildts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, 1802. Februar.

hat außer mehreren kleinen Nachrichten folgende ausführliche und belehrende Aufsätze. 1. Ueber die Ursachen des wechselseitigen Sinkens und Steigens der Fabriken; 2.

Hermelinpelzwerk und die übrigen Arten von Wieſelpelzwerk. 3. Ueber die Fortſchritte in der deutſchen Baumwollen-Maſchinenſpinnerey. 4. Beytrag zur Beantwortung der Frage über den freyen Getraidehandel. 5. Ueber einige Vortheile und Handgriffe der Buchbinder in England. 6. Afrika, in Rückſicht ſeiner Kultur und ſeines Handels. 7. Horn. 8. Biſamkörner.

Der ganze Jahrgang koſtet in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke.

V. Gillys Karte von Südpreußen.

Verſchiedene Umſtände haben verurſacht, daß wegen der mit Sr. Königl. Majeſtät allerhöchſten Erlaubniß von mir herauszugebende Karte von Südpreußen, bisher noch nichts Beſtimmtes hat angezeigt werden können. Nunmehr mache ich aber bekannt, daß die erſten 4 Blätter dieſer Karte Anfangs des Monats Juli d. J. verabfolgt werden können, und daß darauf bis Ende Juny Ein Friedrichsd'or Pränumeration angenommen wird. Die zweyte Lieferung wird ebenfalls aus 4, und die dritte Lieferung in baldmöglichſt auf einander folgenden Terminen, aus 5 Blättern beſtehen; auf jede der beiden folgenden Ausgaben, wird beim Empfang der vorhergehenden, ebenfalls Ein Friedrichsd'or vorausbezahlt, ſo daß die ganze aus 13 ſauber geſtochenen, und auf engliſchen Velinpapier abgedruckte Karte auf Pränumeration Drey Friedrichsd'or koſten wird, wohingegen der bloße Verkaufspreis merklich erhöht werden wird.

Da ich wegen meinen vielfältigen Dienſtgeſchäften und Abweſenheit von hier, mich weder mit Correſpondence in Abſicht dieſer Karte, noch mit dem Debit und der Verſendung derſelben befaſſen kann, ſo habe ich den Verkauf dieſer Karte der Königl. Preuß. Academiſchen Landkarten-Handlung der Herren Simon Schropp u. Comp. allhier, der Poſt gegenüber, übertragen, an welche man ſich mit franquirter Einſendung der Pränumeration, zu wenden belieben wolle.

Der Stich der Karte wird indeſſen von mir und unter Mitwürkung des Hrn. Directors Langner beſorgt; auch werden die ordinairen ſowohl als die Extrapoſt-Courſe, nebſt den Meilenzahlen durch den erſten General-

lichſten Theil verletzt worden. Der Affect, in welchen er dadurch geſetzt werden mußte, gab allen Gegenſtänden, die er vor ſich hatte, eine andre Farbe. Dionys, deſſen Laſter er ehmals mit freundſchaftlichen Augen als Schwachheiten betrachtet hatte, ſtellte ſich ihm itzt in der häßlichen Geſtalt eines Tyrannen dar. Je beſſer er vorhin von Philiſtus gedacht hatte, deſto abſcheulicher fand er itzt ſeinen Character, nachdem er ihn einmal falſch und niederträchtig gefunden hatte; es war nichts ſo ſchlimm und ſchändlich, daß er einem ſolchen Manne nicht zutraute. Die reitzenden Bilder, welche er ſich von der Glückſeligkeit Siciliens unter ſeiner Verwaltung gemacht hatte, erhielten durch den Unmuth, ſie vor ſeinen Augen vernichten zu ſehen, eine deſto gröſſere Gewalt über ſeine Einbildungs-Kraft. Es war ihm unerträglich, Leute, welche nur darum ſeine Feinde waren, weil ſie Feinde alles Guten, Feinde der Tugend und der öffentlichen Wolfahrt waren, einen ſolchen Sieg davon tragen zu laſſen. Er hielt es für eine allgemeine Pflicht, ſich den Unternehmungen der Böſen zu widerſetzen, und die Stelle, welche er beynahe zwey Jahre lang in Sicilien behauptet hatte, machte (wie er glaubte) ſeinen Beruf zur beſondern Ausübung dieſer Pflicht in gegenwärtigem Falle unzweifelhaft. Dieſe Betrachtungen hatten, auſſer ihrer eigentümlichen Stärke, noch ſein Herz und ſeine Einbildungs-Kraft auf ihrer Seite; und mußten alſo nothwendig alles überwägen, was die Klugheit dagegen einwenden konnte.

Sobald

Post-Amts-Registrator Hrn. Matthias in dieser Karte eingetragen.

Berlin im Februar 1802.

Gilly,
Königl. geh. Ober-Baurath

Auf vorstehende Charte nehmen wir ebenfalls Pränumeration an.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Iris, ein Taschenbuch auf 1803.

Die Monatsschrift, welche ich in den Jahren 1775 und 76 unter dem Titel: Iris, herausgab, fand nicht nur zu ihrer Zeit eine günstige Aufnahme; sondern auch jetzt noch erinnern sich viele derselben mit Wohlwollen, noch wird sie in mehrern Gegenden gelesen, und vor kurzem erst äußerte man gegen mich den Wunsch, daß sie fortgesetzt würde. So wenig meine gegenwärtige Lage mir eine solche Fortsetzung gestattet, so haben doch jene Aeußerungen mich auf den Gedanken gebracht, zu der erwähnten Monatsschrift jährlich einen kleinen Nachtrag zu liefern, welcher nun zum ersten Mal unter dem Titel

Iris, ein Taschenbuch für 1803.

bey Orell, Füßli und Compagnie in Zürich erscheinen soll.

Dieses Taschenbuch ist vornehmlich gebildeten Frauenzimmern und der bessern Klasse von Lesern aus der feinern Welt bestimmt; denen die mehr als bloßen flüchtigen Zeitvertreib suchen, die über sich selbst und die Gegenstände um sich her nachzudenken geneigt sind, und es der Mühe werth achten, sich mit dem Schönen in der Natur und Kunst, so wie mit dem sittlich Schönen, dann und wann ernsthaft zu beschäftigen. Um ihnen hierzu Gelegenheit zu geben, wird meine Iris enthalten.

1. Erzählungen, Anekdoten, moralische Aufsätze, Auszüge aus weniger gelesenen Büchern, und Gedichte, zu welchen einige unsrer ersten Dichter mich Beyträge hoffen lassen.
2. Schilderungen interessanter Gegenden, Bemerkungen über Kunstwerke; ästhetische Abhandlungen, worinn die wichtigen Regeln des Schönen auf eine allgemein verständliche Art vorgetragen werden.

3. Da unsere kritischen Journale, weil sie so viel umfassen oder wegen ihrer sonstigen Bestimmung und Einrichtung, kleinere Poesien, zumal von Verfassern, die noch keinen Namen haben, selten im einzelnen beurtheilen, wenigstens nicht jeden Fehler darinn anzeigen, und die Gründe, warum es ein Fehler ist, hinzuthun, so glaube ich vielen Lesern etwas gefälliges zu erweisen, wenn ich, obwohl nur wenige, detaillirte Kritiken mit einmische. Ich weiß kein tauglicheres Mittel, um zugleich angehende Dichter auf das, was die Kunst von ihnen fordert, aufmerksam zu machen, und den Geschmack junger Freunde der Dichtkunst zu berichtigen. Wollen also einige der ersten mir etwas von ihren Versuchen, zu diesem Zwecke, anvertrauen; so werde ich unter den mir zugesandten Stücken die vorzüglichsten wählen, sie, mit oder ohne Namen des Verfasser, wie es von mir begehrt wird, einrücken und beurtheilen. Nur dürfen die Gedichte von keinem großen Umfange seyn, und dann muß ich bitten, daß man mit der Zurücksendung dessen, was ich ich nicht benutzen kann, mich verschone.

5. Ersuche ich meine Leserinnen, mir zuweilen ihre Gedanken über irgend einen gemeinnützigen Gegenstand mitzutheilen, oder Materien vorzuschlagen, die sie bearbeitet wünschen. Auch sollen Erfahrungen und Beobachtungen, in ihrem häuslichen Zirkel gemacht, oder durch die Gesellschaft, worinn sie leben, veranlaßt, mir willkommen seyn.

Möchten diejenigen, die bey der ersten Erscheinung meiner Iris, als aufblühende Mädchen, sich mit ihr unterhielten, nun als Mütter, diesen Nachtrag ihren Töchtern empfehlen! zwar seh' ich den siebenfarbigen Bogen der Göttin nicht mehr vollkommen so, wie damals, habe nicht mehr bey den Bildern, die ich aufstellen werde, meine Jugendphantasie zur Gehülfin; aber meine Ansicht der Dinge ist vielleicht wahrer, und mein Herz gewiß nicht kälter geworden; außerdem hat, seit jener Zeit, mein eigenes Familien-Leben mich noch besser gelehrt, was zum reinen, dauerhaften Glücke desselben nöthig, und was entbehrlich ist.

Freyburg im Breisgau, am 30 Jenner 1802.

J. G. Jacobi.

Obiges Taschenbuch erscheint zur Michaelis-Messe dieses Jahres in unserm Verlage, in 12 und mit lateinischer Schrift; die Kupfer werden nach Zeichnungen von Herrn Lipsens Meisterhand, größtentheils auch von ihm selbst gravirt. Jede andere Empfehlung, als den berühmten Namen des Herausgebers, halten wir für durchaus überflüssig.

Zürich im Februar 1802.

Orell, Füßli und Comp.

VI. Helvetisches Journal für Litteratur und Kunst.

Es mag allerdings seltsam und gewagt scheinen, mit einem Journale für Litteratur und Kunst zu einer Zeit und in einem Lande aufzutreten, wo seit mehr als drei Jahren aller litterarischer Verkehr größtentheils in Klagen über die allgemeine Noth und in den gegenseitigen Ansprüchen, Wünschen und Projekten der verschiedenen politischen Partheien bestand. Indessen möchte die Hoffnung, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums bisweilen von so widrigen Gegenständen hinweg auf angenehmere zu lenken, der Wunsch, das was wir in Absicht auf Litteratur und Kunst noch immer sind und haben, wenn auch nicht zu vermehren, doch wo möglich zu erhalten und vor gänzlichem Falle zu schützen, das Gewagte eines solchen Unternehmens an und vor sich entschuldigen.

Aber eine aufmerksamere Beobachtung hat uns gezeigt, daß gerade in dem jetzigem Zeitpunkte bei vielen, sey es nun aus Ueberdruß an der Politik oder aus Nachahmung und Neugierde, da jetzt so viel von der Versetzung der italiänischen Kunstschätze, von großen Meisterstücken der Musik, von Preisaufgaben u. s. w., geredet und geschrieben wird, ein neues und allgemeines Interesse für die Künste erwacht ist, das sich auf mannigfaltige Weise thätig äußert, aber auch oft auf Abwege verirrt.

Um so viel nöthiger scheint es uns, dieser günstigen Stimmung entgegen zu kommen, vor Verschwendung und Luxus, die sich nicht nur mit unserm verarmten Zustande so schlecht vertragen, sondern auch die Künste selbst erniedrigen und zerstören, kräftig zu warnen, und dagegen die einfachen völlig in unsern Händen liegenden Mittel zu zei-

gen, wodurch unser Genuß erhöhet, unser Gemüth veredelt und aus dem engen drückenden Kreise der streit- und partheisüchtigen Welt in angenehmere und friedlichere Regionen emporgehoben werden könne.

Wir werden daher trachten, in einer Reihe mannichfaltiger an Stoff und Form sehr verschiedener Aufsätze die Stufe darzustellen, auf welcher unsere Nation sich gegenwärtig befindet, uns aber hierbei ganz auf die sogenannten schönen Künste und Wissenschaften beschränken. Alles was mit der Geschichte derselben in unserm Vaterlande in naher oder entfernter Beziehung steht, Biographien und Charakterschilderungen von Dichtern, Mahlern, Musikern, Architecten, Beurtheilung ihrer Werke, Nachrichten von Anstalten zu Gunsten dieser Künste von einzelnen Werken, Sammlung u. s. w. gehören in unsern Plan. Dabei werden wir nicht unterlassen den Einfluß zu bestimmen, den diese Künstler, diese Werke, diese Anstalten auf unsere Bildung gehabt haben und noch haben; ja wir werden auch von den allgemeinen Liebhabereien des Publikums, von dem gesellschaftlichen Leben, von den hie und da herrschenden Moden, in der sich der Kunstsinn der Nation mehr oder weniger offenbart, zu reden Gelegenheit haben. Dies wird uns drittens dahin führen, zu zeigen, was man von den Künstlern sowohl, als dem Publikum in unsrer gegenwärtigen Lage allenfalls fordern und erwarten könnte, was für Hindernisse im Wege stehen, und auf welche Weise diese zu heben seyen. Besonders werden wir uns angelegen seyn lassen, einige tief eingewurzelte Vorurtheile von dem schädlichen Einflusse der schönen Künste auf den Staat und die Sitten, von der Nothwendigkeit eines sogenannten goldenen Zeitalters, von der Kostbarkeit und dem Aufwande, den die Künste erfordern u. s. w., in alle Wege gründlich und durch Thatsachen zu widerlegen, und so den Hauptvorwürfen, die man den Künsten zu jeder Zeit gemacht hat, und die man gerade in unsrer Lage und zu unsrer Zeit diesem unserm Unternehmen machen könnte, zu begegnen suchen.

Diese Zeitschrift wird also enthalten 1) Nachrichten von Anstalten zu Gunsten bildender Künste, Schicksale dieser Anstalten, Verbesserungsvorschläge; Nachrichten von öffentlichen und Privat-Sammlungen, von Kunst-Etablissements, Kunsthandlungen u. s. w., von einzelnen besonders merkwürdigen Kunstwerken.

2) Biographien und Charakterschilderungen helvetischer Künstler; kritische Beurtheilung ihrer Werke, besonders wenn diese in Kupfer gestochen sind.

3) Nachrichten von neuen Werken jetztlebender helvetischer Maler, Kupferstecher, Bildhauer. Eine besondere Rücksicht verdienen die allgemein beliebten Darstellungen von Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten, Nationaltrachten und Sitten unsers Vaterlandes, die einen eigenen Zweig des schweizerischen Kunstfleißes ausmachten, ehedem beträchtliche Summen ins Land brachten, und nun da der allgemeine Friede wieder Reisende von allen Nationen in dieses durch seine unverdienten Schicksale gedoppelt merkwürdige Land herbeiführen wird, von neuem aufblühen müssen.

4) Nachrichten von dem Zustande der Baukunst in verschiedenen Cantonen nach Verschiedenheit der Climate und Bedürfnisse, von den Verzierungskünsten, von neuen Erfindungen in Meublen, Fabrikaten u. s. w; von dem Zustande der Gartenkunst, von öffentlichen Spaziergängen, von mahlerischen Gegenden.

5) Musik. Nachrichten von Lehranstalten, Musikgesellschaften, Conzerten, Künstlern, talentvollen Liebhabern, von dem an verschiedenen Orten herrschenden Geschmacke; von Volksgesängen.

6) Poesie. Rezensionen von den Werken helvetischer Dichter, neue Gedichte, Nachrichten von dem Zustande des Theaterwesens an verschiedenen Orten.

7) Ueber den gesellschaftlichen Ton in den schweizerischen Städten; über Lieblings-Belustigungen, Volksfeste; Moden; Nationaltrachten u. s. w.

8) Ein Intelligenzblatt für Ankündigungen und Notizen, die ins Kunstfach einschlagen, und das allen Künstlern und Kunstfreunden zur Bekanntmachung ihrer Arbeiten, ihrer Vorschläge und Wünsche offen steht.

Die schnellere und langsamere Aufeinanderfolge der Stücke, so wie die Begleitung derselben mit erläuternden oder auch blos verzierenden Kupfern wird von der größern oder geringern Unterstützung des Publikums abhangen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir uns nicht kritisch einseitig blos auf das, was in unserm Vaterlande geschieht beschränken werden, da wir durch unsere

geographische und politische Lage dem Einflusse des Auslandes in mehr als einem Sinne ausgesetzt sind, und wird verweisen über alles, was hier blos angedeutet und als Fachwerk aufgestellt werden konnte, auf die ausführliche Einleitung, die dem ersten Stücke vorangesetzt werden wird.

Die Herausgeber dürfen übrigens im Namen aller Mitarbeiter versichern, daß sie nicht als tadelsüchtige Rezensenten blos das Fehlerhafte an neuen Kunstprodukten herausheben, sondern als eifrige Freunde des Guten und Schönen, dasselbe wo es sich findet, bemerken und aufmuntern werden. Sie möchten allen waren Künstlern nicht als Richter, sondern als Freunde und Gehülfen erscheinen.

Von diesem Journale erscheint in unserm Verlage vierteljährig ein Heft von 6 Bogen

Bis zur Ostermesse 1800 wird aufs wenigste das erste Heft fertig seyn.

Füßlische Kunsthandlung.

VII. Ankündigung.

Im Verlage v. Orell, Füßli u Comp. in Zürich erscheint von folgender Schrift jede Messe ein Heft zwölf Bogen stark.

Theologisches Journal, für ächte Protestanten. Herausgegeben von J. H. Bremi, Professor in Zürich.

Der Zweck dieses Journals ist, vernünftige Untersuchung religiöser Materien auf der Bahn, welche die Reformatoren geöfnet haben, zu befördern. Sein Inhalt umfaßt die Beleuchtung einzelner wichtiger Punkte aus dem Gebiete der gelehrten und praktischen Religionswissenschaft. Er schließt sich an die Beyträge zum vernünftigen Denken in der Religion an, welche von dem sel. Herrn Korrodi besorgt wurden: und da Herr Kanonicus Hottinger durch eine testamentliche Verordnung der Erbe seiner Handschriften ist, so darf man sich vielleicht noch den einen und andern Aufsatz von dem

)(

Seligen versprechen. Eben so wird der Herausgeber von den Handschriften seines sel. Herrn Schwiegervaters, Herrn Antistes Ulrich und des unvergeßlichen Steinbrüchel Gebrauch machen. Endlich werden die Nahmen des Herrn Theologus Rüscheler und Herren Kanonicus Hottinger, von denen man öftere Beyträge zu erwarten hat, die Aufmerksamkeit der Freunde der Litteratur reizen. Die eigentliche Fortsetzung des korrodischen Journals, welche von einer andern Hand unternommen ward, wird wahrscheinlich mit dem zweiten Hefte geschlossen, und ein Theil der Mitarbeiter tritt zu diesem Institute über. Eine nähere Auskunft giebt die Vorrede zum ersten Hefte, und der Heft selbst, der in kurzer Zeit vollendet ist.

Zürich den 5. März 102.

VIII. Englische Miscellen. 6n Bds. 2s St.

Inhalt.

Kartoffelbau in Grosbritannien. Vorzug der irländischen und englischen Kartoffeln, deren Zubereitung durch Dampf, und Beschreibung des dazu erforderlichen Küchengeräthes, das auch zum Reiß-Kochen sehr vortheilhaft ist. Plaid-Kleidung. Neue Epargne. Plateau. Salzfässer. Englische Strümpfe aller Art. Baumwollene Garnknäule. Strohteller. Nachtmützen. Blaue Koffer Camin-Fußteppiche. Friedens-Geldbeutel. Schnür-Schuhe für Damen. Halbstiefel. Wachstaft-Sohlen. Toilette-Verbesserung. Neue Pettschafte. Nähtischen. Seidene Geldbeutel mit Stahlringen. Häkerlingschneide. Glanz-Firnisse und Patentfarben. Patent-Schlittschuhe — Ueber die Knisteneaux-Indianer in Nord-Amerika. — Ueber die Biber-Indianer. — Gelehrte Neuigkeiten: Lebensbeschreibung des berühmten Geschichtsschreibers Robertson. Uebersezung von Kozebue's merkwürdigsten Jahr. Ansichten Egyptens. Taylor's Uebersezung von Plato. Stereotypendruk in London. Neue literarische Unternehmungen. Duppa Auswahl von Köpfen aus Raphaels Frescogemählden. Wohlthätige Gesellschaft zur Unterstüzung der Schullehrer Londner Akerbau-Gesellschaft. Preise einiger seltener Werke. Delille's Uebersetzung von Miltons verlohrnem Paradies. Fernere Arbeiten Delille's. Nachdruk englischer Werke in Frankreich. Prachtausgabe

von Homer. Hausmittel. Neue Kupferstiche. Neue Patent-Erfindungen. — Lob der deutschen Litteratur. — Rechtshändel. Anekdoten. Rechtsstreit zwischen Mahler und Kupferstecher. Kirchanekdote. Prozereyen. Unglücksfälle. Ungewöhnliches Schauspiel. List eines Gefangenen. Wagestück franz. Kriegsgefangenen. Unglücksfall durch scheue Pferde. Boshafte Handlung. Diebstahl in Gegenwart des Wächters. Strassenräuber. Entschlossener Selbstmord. Unglücksfälle. Bücher-Liste vom December 1802.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
in Tübingen.

IX. In der J. C. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und jährl. für 4 Rthlr. 8 gr. od. 7 fl. 48 kr. rheinl. in allen Buchhandlungen zu haben:

Blätter für Polizei und Kultur 1802. 18 St.

Inhalt.

Materialien zur Gassenordnung. Erster Abschnitt. Gassenreinigung. Agrikultur und Polizei. Empfehlung des ökonomischen Gesichtspunkts — Hoher Werth des Gassenkoths und der thierischen Auswürfe — Beispiele seiner Schätzung: China — Brabant — Nizza — Mailand — Florenz — Neapel — Maltha — Norfolk — Isle im Elsass; — Middleton's und Anderson's Klage über Verschüttung des Düngers in London. — Geheime Gemächer: Geschichte neuerer Erfindungen — Nachahmungswerthes Verfahren bei ihrer Reinigung in Stokholm — Ankündigung einer Gasseumusterung grosser und kleiner Städte. Einige Ideen über den Waarenpreis im Allgemeinen und über das Tax-System in der Polizeiverwaltung. Winke für Staats- und Polizeibeamte, die sich Volkserzieher nennen, und es sein wollen. Gehe hin und thue desgleichen. Christoph Sykes Kuhpockenimpfung in Dänemark. Bösartige Blatternepidemie in Kopenhagen — Bestellung einer K. Kommission — Gutachten und Vorschläge derselben. Königl. Genehmigung. Organisation und Verwaltung der Polizei in den vier neuen Departementern. Wohlgemeinter Vorschlag für das Fürstenthum Halberstadt, sich von der drückenden Last der Bet-

telei zu befreien, von dem regierenden Grafen von Wernigerode.

X. Zur Oſtermeſſe liefert die Buchhandlung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal folgende Schriften.

Der Pappardeiter von Bernhard Heinrich Blaſche mit Kupfern erſter und zweyter Theil, zweyte mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrte Ausgabe. 18 Gr.

— Deſſelben Buchs dritter Theil. 6 Gr.

Dieß Buch giebt Anleitung, wie Erzieher ihre Zöglinge auf eine nützliche und angenehme Art in den Freyſtunden beſchäftigen können, und ſeine Wichtigkeit, in dieſer Rückſicht, iſt bereits anerkannt.

Unterhaltungen eines Landſchullehrers, mit ſeinen Kindern auf Spatziergängen. Viertes Theil. 6 Gr.

Der Beyfall, welchen die erſten Theile bey Landſchullehrern fanden, wird hoffentlich auch dieſem nicht fehlen.

Der Bote aus Thüringen für 1802. Erſtes Vierteljahr.

In dieſem Jahrgange wird die Karte von Aſien erkläret, die Geſchichte der Teutſchen im achtzehnten Jahrhunderte erzählt, die neueſten Vorfälle auf der Erde mitgetheilt, und eine Karte von Südindien beygefügt. Man kann dieß Blatt vierteljährig, oder auch monathlich, in allen Buchhandlungen haben. Der Jahrgang koſtet 18 Gr.

Taſchenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe von C. G. Salzmann. 1 Rthl. 4 Gr.

Es iſt daſſelbige, welches 1801 ausgegeben wurde, hat aber, durch Weglaſſung des Calenders und durch Claſſifizirung der Nahmen berühmter Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts, eine ſolche Einrichtung bekommen, daß ſeine Brauchbarkeit nicht mehr auf ein beſtimmtes Jahr beſchränkt iſt.

Denkwürdigkeiten ausgezeichneter Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts. Schweizerpapier 2 Rthl 12 Gr. Druckpapier 2 Rthl.

Dieß Buch, das durch verſchiedene Gothaiſche Gelehrte, die ſich im Fache der Literatur bereits auf eine rühmliche Art gezeigt haben, ausgearbeitet iſt, hat den Zweck, das Andenken der Landsleute, die ſich um Welt und Vaterland verdient machten, zu erhalten, und zu zeigen, daß Teutſchland in jedem Fache Männer aufſtellen kann, die ihm Ehre machen.

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1802.

I.

Gedichte.

Meine Weißagung.

(Als Ihro Majeſtät der Kaiſer Alexander der Erſte, die Leibeigenſchaft in Rußland nicht dulden zu wollen ſich erklärte).

In allem was ich ſah, ſah ich des Leiters Hand!
Aus Unverſtand ſah' ich Verſtand
Aus Thierheit Menſchlichkeit entſtehn,
Auſtraſien wird Griechenland,
Moskau in Ihm Athen!

Als man fragte, wer von hohem Adel ſey?

Wer eine Seele hat, an welcher keinen Tadel
Ein Ariſtarch, der Engel, fand;
Und wer fürs Vaterland
Sie braucht, als Gottgeſchenk, der iſt von hohem Adel.

Sobald Agathon seinen Entschluß genommen hatte, so arbeitete er an der Ausführung desselben. Dion, welcher sich damals zu Athen befand, hatte einen beträchtlichen Anhang in Sicilien, durch welchen er bisher alle mögliche Bewegungen gemacht hatte, seine Zurückberuffung von dem Prinzen zu erhalten. Er hatte sich deshalben vorzüglich an den Agathon gewandt, so bald ihm berichtet worden war, in welchem Ansehen er bey Dionysen stehe. Aber Agathon dachte damals nicht so gut von dem Character Dions als die Academie zu Athen eine Tugend, welche mit Stolz, Unbiegsamkeit und Austerität vermischt war, schien ihm, wo nicht verdächtig, doch wenig liebenswürdig; er besorgte mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß die Gemüthsart dieses Prinzen ihn niemals ruhig lassen, und daß er, ungeachtet seiner republicanischen Grundsätze, eben so ungelehrig seyn würde, das höchste Ansehen im Staat mit jemand zu theilen, als ohne Ansehen zu leben. Er hatte also, anstatt seine Zurückberuffung bey dem Dionys zu befördern, diesen der äussersten Abneigung, die er davor zeigte, überlassen, und sich durch diese Aufführung einiges Mißvergnügen von Seiten der Freunde Dions zugezogen, welche es ihm eben so übel nahmen, daß er nichts für diesen Prinzen that, als ob er gegen ihn agirt hätte. Allein seitdem seine eigene Erfahrung das schlimmste, was Dionysens Feinde von ihm denken konnten, rechtfertigte, hatte sich auch seine Gesinnung gegen den Dion gänzlich umgewandt. Dieser Prinz, welcher unstreitig grosse Eigenschaften besaß, stellte sich ihm itzt unter dem Bilde eines rechtschaffenen Mannes dar, in welchem der langwierige Anblick des gemeinen Elendes

unter

Autorewigkeit.

Kraftmänner goſſen ihre Kraft
In Bücher, voll von ſtolzen
Gedanken, und noch mehr von hoher Leidenſchaft:
Die Bücher ſind wie Schnee geſchmolzen.

Witzmänner brachten ihren Witz
Auf Märkte zum Verkauf, in Quentchen und in Pfunden.
Gelenchtet hat er, wie der Blitz,
Und wie der Blitz iſt er verſchwunden.

Laßt uns auf unſre Ewigkeit
Nicht ſtolz ſeyn. Unſre mag, wie viele,
Sehr kurz ſeyn; unſre Lebenszeit
Paßt nicht zu unſerm Ziele.

Die neue Kunſt.

Der neue Kunſtgeſchmack hat unſern alten lieben
Naturgeſchmack vertrieben
Bei Nacht und Nebel, ohne Licht,
Wohin? das wiſſen wir noch nicht.

An ....

Die Menſchen müſſen dich, dich muß der Engel lieben,
Der liebevoll dich ſieht von deiner Arbeit ruhn,

Weil's die Gewohnheit iſt, was Böſ' iſt aufzuſchie-
ben,
Und alles Gute gleich zu thun.

An den Schlaf.

Dem jungen Manne hold, fliehſt du den alten
Mann.
Was that der Alte dir? — Daß er nicht ſchlafen kann,
Iſt Strafe. Straf' ihn nicht mit all zu harter Strafe,
Dafür, daß ihm mit langem Schlafe,
Wenn ſeine Muſe kam, oft nicht gedienet war.

Schlafloſigkeit ein halbes Jahr,
Und nicht die Fähigkeit, in Büchern nur zu blättern,
Iſt, dächt' ich, lieber Schlaf! genug, den böſen Göt-
tern
Der Hölle Luſt zu ſeyn. Ich bitte flehentlich:
Nun endlich, nun erbarme dich!

Gleim.

II.

Proben
aus einem Gedicht:
Die Malerei,
von
Profeſſor Schreiber in Baden *).

Erſter Geſang.

Die ſchöne Kunſt, erfunden von der Liebe,
Die Malerei iſt meiner Muſe Lied.

Dir, G . . . g, weiht die Freundſchaft dieſes Blatt,
Dich brachte früh ein günſtiges Geſtirn
In's Vaterland der Künſte und des Ruhms.
Was Buonarotti's hoher Geiſt, und was
Die liebevolle Seele Rafaels,
In Stunden der Begeiſterung erſann,
Umſchwebte dort des Jünglings trunknen Blick,
Und zog dich an, wie am Gemüthe, dem
Die Erde nicht geneigt, der Himmel zieht.

O winke mir Ermuntrung auf der Bahn,
Die vor mir noch kein teutſcher Sänger gieng.

*) Dieſes Gedicht, über einen von unſrer vielbeſungenen Sprache noch unberührten Gegenſtand, wird nächſtens geſchmackvoll gedruckt in Düſſeldorf herauskommen, und jedem Freunde der verſchwiſterten ſchönen Künſte eine willkommene Erſcheinung ſeyn.

D. Einſ.

Der kalte Himmel meines Vaterlands
Hat zwar mit rauhem, winterlichem Hauch
Die Blüten meines Frühlings abgestreift;
Doch regt ein neues Leben sich in mir,
Indem ich an der Pierinnen Hand
Eintrete in das Heiligthum der Kunst;
Der Frühling, der hier unverwelklich blüht
Weht mich, wie Luft aus Edens Garten an.

— Du, der den Gott in seinem Busen fühlt,
Und hohe Kraft zu bilden in der Hand,
O junger Künstler leihe mir dein Ohr.
Steil ist der Weg den du zu wandeln hast;
Mit Blumen streut ihn meine Muse dir,
Und mildert durch der Leier süßen Ton
Den Ernst der Lehren, die sie dir ertheilt.

— Wozu dich nun der Gott, der in dir wohnt,
Auch treiben mag, bleib der Natur getreu,
Doch sey ihr Sklave nicht, herrsch' über sie!
Sehr wenig ist, zu mahlen die Natur,
Wenn Anmuth nicht im Bilde sie umgießt,
Wenn sie nicht liebend unser Herz ergreift.

— Doch das Gemeine lohnt der Farbe nicht,
Die du vergeudest! — Spielwerk war die Kunst,
Bis Angelo, von hoher Kraft beseelt,
Den Genius in stiller Mitternacht
Auf Gräbern der Entschlafenen beschwor.

— Von den Antiken geh zum Vatikan,
Wo Rafael, noch immer unerreicht,
Die Meisterwerke seines Pinsels schuf.
Ich beuge mich vor dir, Unsterblicher,
Wer spricht, wie du, zu Herz und Fantasie?
Wer haucht, wie du, ein himmlisches Gebild
So leicht und schwebend auf den nassen Kalk?
Wer giebt dem Leben diesen tiefen Sinn,
Und wer der Wahrheit diese Grazie?
Nicht durch der Farben buntes Zauberspiel,
Durch höhre Schönheit fesselst du den Blick.

— Zwar ist, das Schreckliche zu bilden nicht
Der Kunst versagt. So mahlt uns Rafael
Die Pest auf Fittigen der Mitternacht.
Das Grauen auch hat seinen Reiz fürs Herz;
Nur sey entfernt, was Ekel nur erregt.

— Nie folge der Geschichte knechtisch nach,
Und bilde sie nach deiner Absicht aus.
Du bist Erzähler, wie's der Dichter ist,
Jedoch, auf einen Einzigen Moment
Beschränkt, ist ungleich schwerer deine Wahl.

— Das Schöne ist nur Eins und wechselt nie.
In Kraft und Anmuth offenbart es sich,
Es übt durch alle Zeiten seine Macht
Und Allgewalt aufs Herz der Menschen aus.

Die Afterkunſt gebahr einſt die Manier,
Sie herrſchte in der Schule Galliens,
Wo ſie dem Genius die Flügel band
Und die Natur der Sitte unterwarf.

— Laß jedem Alter, jeglichem Geſchlecht,
Was die Natur ihm eigenthümlich gab,
Ernſt ziemt dem Mann; leichter, froher Sinn
Dem Jüngling — Unſchuld iſt der Jungfrau Schmuck.

— Die Einheit fordert nicht Einförmigkeit,
Die zur Gefährtin Langeweile hat.
Nur ſelten wage an den Cyklus dich,
Ein jedes Kunſtwerk muß ein Ganzes ſeyn,
In ſich vollendet und in jedem Theil.

— Nie höhne frech die heilge Grazie
Der Sittlichkeit! Das höchſte Schöne iſt
In einem Antlitz, das kein Laſter drückt.

Zweiter Geſang.

— Ja Freund, des Künſtlers Amme iſt Natur,
Doch nur ein milder Himmel bildet ihn.
Im rauhen Norden, wo der Frühlingshauch
Das Leben ſpät vom Winterſchlafe weckt,

Und ſchwere Luſt den Menſchen niederdrückt,
Da öffnet ſich das Herz dem Schönen nicht.
Da ſchafft der Künſtler zwar Geſtalten, doch
Sie zu beſeelen fehlt die Sonnenglut,
Die einſt Prometheus kühne Hand geraubt.

— Nur laß dich ſelbſt aus deinem Bilde weg!
Was ſoll der Mann mit ſeinem Täfelchen,
Der in ſo vielen Blättern mir erſcheint?
Ich will ja nicht den Künſtler ſehen — er
Verſchwinde ganz im Werke ſeiner Hand.

III.

Ueber
Dr. Gall's Vorleſung in Wien
und
das kaiſerliche Verbot derſelben.

Prag, den 20. Jan. 1802.

Da der teutſche Merkur ſeit mehrern Jahren von Zeit zu Zeit Nachrichten von den Entdeckungen und Vor-

leſungen des Dr. Gall in Wien mittheilte, ſo wird, glaub' ich, Ihnen und dem ganzen teutſchen Publikum eine wahre Erzählung der neueſten ihn betreffenden Vorfälle nicht unwillkommen ſeyn, zumal da alle jene Nachrichten, die in- und ausländiſche Blätter bisher davon verbreiteten, mehr oder weniger unrichtig ſind. Auf Erſuchen von einer Geſellſchaft von Fremden, worunter einige aus dem Perſonale der franzöſiſchen Geſandtſchaft am Wiener Hofe, fieng Gall in der Mitte des vergangenen Decembers ſeine Vorleſungen an. Noch war die erſte von den dazu beſtimmten 3 Wochen nicht verfloſſen, als er ſeinen Zuhörern, unter denen auch ich mich befand, anzeigte: er habe gehört, der Kaiſer wünſche dieſe Vorleſungen eingeſtellt zu ſehn, und fürchte daher, ſie nicht zu Ende bringen zu können. Wir alle erſtaunten über dieſe Nachricht, die ſich indeß am folgenden Tage nur zu ſehr beſtätigte, als er uns das ihm mitgetheilte kaiſerliche Handbillet vorlas. Da mir mein Gedächtniß in dergleichen Fällen ſehr treu iſt, ſo kann ich Ihnen den wörtlichen Inhalt deſſelben mittheilen. Es war an den Grafen Laſczanzky gerichtet und lautete ſo:

Der Dr. Medicinae Gall giebt, wie ich vernehme, hier in ſeinem Hauſe Privatvorleſungen über die von ihm erfundene Theorie der menſchlichen Schädel, und ſoll häufigen Beſuch nicht allein von

Männern, sondern auch von Weibern und jungen Mädchen erhalten. — Da über diese Kopflehre, von welcher mit Enthusiasmus gesprochen wird, vielleicht manche ihren eigenen verlieren dürften, diese Lehre auch auf Materialismus zu führen, mithin gegen die ersten Grundsätze der Religion und Moral zu streiten scheinet, so werden Sie diese Privatvorlesungen alsogleich durch die Niederösterreichsche Landesregierung verbieten lassen, dann Mir anzeigen, ob Gall hierzu eine Erlaubniß erhalten hat, und wie er, wenn er dieselben ohne Erlaubniß gegeben hat, etwa diesfalls anzusehen wäre. Den 24. Dec. 1801.

Ungeachtet unserer Bitten in seinen Vorlesungen bis zur förmlichen Untersagung derselben fortzufahren, vertraute Gall doch zu sehr auf die Güte seiner Sache und auf eine von dem gerechten Kaiser zu erwartende Aufhebung jenes Verbots, und kündigte uns daher an: daß er den Willen seines Monarchen als guter Unterthan schon jetzt befolgen wolle, obgleich er noch nicht offiziel davon unterrichtet sey; — eine Rechtfertigung werde ihm der Kaiser nicht versagen und durch diese hoffe er ihn von der Unwahrheit der gegen ihn ausgesprochenen Verleumdungen zu überzeugen. Diese Schrift, die er jetzt wahrscheinlich bereits eingereicht haben wird, muß ohne Zweifel die Aufhe-

bung ſeines Verbots nach ſich ziehen. Er zeigt in ihr, daß ſeine Lehre dem Materialismus keineswegs die Hand biete, daß ſie bisher unter den gelehrteſten Männern aller Zeiten, ſelbſt in der heil. Schrift und den Kirchenvätern und beſonders in Hl. Auguſtin exiſtirte, und von ihm nur beſtimmt, ausgebildet, und aus einer dunkeln Idee zur höchſten unläugbarſten Klarheit erhoben worden ſey; er rechtfertigt dies alles durch Belege und beruft ſich auf das Zeugniß ſeiner Zeitgenoſſen und die ruhmvollen Urtheile mehrerer gelehrter Blätter über ſeine frühern Schriften, zum Beweiſe, daß er weder Schwärmer noch Charlatan, auf dem Wege der Wahrheit zu wandeln gewohnt, nur dieſe durch ſeine Unterſuchungen zu erreichen ſtrebe. Nicht blos die gelehrte, ſondern die ganze denkende und hülfsbedürftige Menſchheit würden verlieren, wenn ſeine Vorleſungen, in denen er durch Vorzeigung ſeiner Sammlung alles auf das ſchnellſte deutlich macht, und die ihm eingeworfenen Zweifel ſogleich beantwortet, nicht fortgeſetzt werden dürften. Sollte ihm aber auch der Druck ſeines Werkes, welches bereits im Manuſkripte fertig liegt, unterſagt werden, ſo iſt er entſchloſſen, Wien und die öſtreichiſchen Staaten zu verlaſſen, ſeiner Liebe für dieſe Stadt und ihre Bewohner, und allen den Annehmlichkeiten, die ſeine Lage ihm bietet, aus glühendem Eifer für ſeine Wiſſenſchaft zu entſagen, und das Loos der meiſten Wahrheitslehrer und Reformatoren, Verfolgung, mit Stand-

unter einer heillosen Regierung, und die immer vergebliche Bemühung, dem reissenden Strom der Verderbnis entgegen zu arbeiten, einen anhaltenden gerechten Unmuth erregt hat, der ungeachtet des Scheins einer gallsüchtigen Melancholie, im Grunde die Frucht der edelsten Menschenliebe ist. Er beschloß also, mit ihm gemeine Sache zu machen. Er entdeckte sich den Freunden Dions, welche, erfreut über den Beytritt eines Mannes, der durch seine Talente und seine Gunst beym Volke ihrer Partey das Uebergewicht zu geben vermögend war, ihm hinwieder die ganze Beschaffenheit der Angelegenheiten Dions, die Anzahl seiner Freunde, und die geheimen Anstalten entdeckten, welche in Erwartung irgend eines günstigen Zufalls, bereits zu seiner Zurückkunft nach Sicilien gemacht worden waren: Und so wurde Agathon in kurzer Zeit aus einem Freund und ersten Minister des Dionys, das Haupt einer Conspiration gegen ihn, an welcher alle diejenigen Antheil nahmen, die aus edlern oder eigennützigern Bewegursachen, mit der gegenwärtigen Verfassung unzufrieden waren. Agathon entwarf einen Plan, wie die ganze Sache geführt werden sollte; und dieses setzte ihn in einen geheimen Briefwechsel mit Dion, wodurch die bessere Meynung, welche einer von dem andern zu fassen angefangen hatte, immer mehr befestiget wurde. Der Hof, in Lustbarkeiten und ein wollüstiges Vergessen aller Gefahren versuncken, begünstigte den Fortgang der Conspiration durch eine Sorglosigkeit, welche so wenig natürlich schien, daß die Zusammenverschwornen dadurch beunruhiget wurden. Sie verdoppelten ihre Wachsamkeit, und (was bey Unternehmungen von dieser Art am meis-

haftigkeit zu ertragen. Benachbarte Völker würden gewiß mit Vergnügen einen Mann zu ſich einladen, der über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Nachdenkens Aufſchlüſſe ertheilt, die den vergangenen Jahrtauſenden verborgen blieben. Doch ich bin Ihnen einen kleinen Kommentar zu den Worten des kaiſerl. Handbillets ſchuldig.

Schon ſeit mehr als 20 Jahren beſchäftigte ſich Gall, wie auch ſein Buch: Filoſofiſch-mediziniſche Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. Wien, 1791. 8. an mehrern Orten zeigt, mit Unterſuchungen über die Verrichtungen des Gehirns bei Menſchen und Thieren. Die von Tage zu Tage immer mehr einleuchtende Wahrheit ſeiner Ideen veranlaßte ihn, mit unendlichen Schwierigkeiten und Koſten eine Schädelſammlung anzulegen, ächte getreue Büſten ausgezeichneter Männer zu ſammeln, Köpfe berühmter und merkwürdiger Männer unter ſeinen Mitbürgern ſelbſt in Gyps abzuformen (wodurch eine Büſtenſammlung von mehr als 100 Stück entſtanden iſt), karakteriſtiſche Thierſchädel zur Vergleichung ihnen beizulegen und bei Lebenden, Geſunden und Kranken Beobachtungen und Bemerkungen zu ſammeln, die ſämmtlich ſeine Sätze beſtätigten. Vor 6 Jahren fieng er an, darüber Vorleſungen zu halten, anfangs nur für junge Aerzte,

ſpäter auch für Laien; viele der gelehrteſten ſeiner Wiener Mitbürger und faſt alle Fremde von wiſſenſchaftlicher Bildung hörten ihn und ſprachen mit Enthuſiasmus und Ueberzeugung davon; nur Leute, die ihn nicht gehört hatten, lachten und ſchimpften und urtheilten über ein Syſtem, von dem ſie keinen Begriff hatten, oder über das ſie, nur nach falſchen Nachrichten, ſprachen. Der teutſche Merkur, Dec. 1798. Voigts Magazin für Naturkunde, und eine eigne kleine Schrift, von der die Wiener Cenſur bereits eine dritte Auflage geſtattete, machten es dem ganzen Publikum ſeit mehrern Jahren bekannt, und dennoch erfolgte das Verbot ſeiner Vorleſungen erſt jetzt, da er ſie, um ſich Fremden und Einheimiſchen gleich verſtändlich zu machen, in franzöſiſcher Sprache hielt. Doch wäre es lächerlich, in den Zuſammenkünften bei ihm eine andre, als eine wiſſenſchaftliche Tendenz zu argwohnen. Denn wer ſelbſt die erſten Vorleſungen nur aus Neugierde vielleicht hörte, wird doch gewiß in kurzem durch die Wahrheit und Neuheit ſeiner Entdeckungen, durch die Klarheit ſeiner Schlüſſe, durch das Licht, das ſeine Bemerkungen in mediciniſcher und filoſofiſcher Hinſicht geben und deſſen Flamme ſo manches papierne Syſtem noch verſengen möchte, hingeriſſen werden, und in jene Vorleſungen nur Wißbegierde und Durſt nach Unterricht, nicht aber politiſchen Propagandismus, deſſen Zeiten ja ſo vorüber ſind, mitbringen. Für diejenigen ſeiner Zuhörer, die

von dem Gefolge des französischen Gesandten waren, ertheilte man späterhin aus Rücksichten die Erlaubniß, Privatvorlesungen zu halten. Allein Gall antwortete sehr treffend: entweder meine Vorlesungen sind nützlich, dann darf sie Jedermann, oder sie sind schädlich, dann darf sie Niemand hören, und schlug es aus von der gegebenen speziellen Erlaubniß Gebrauch zu machen. — Ein besonderes Gewicht scheinen die Worte des Handbillets auf den Antheil zu legen, den das schöne Geschlecht an Gall's Vorlesungen nahm. Zur Ehre der schönen Wienerinnen ist es wahr, daß mehrere erwachsene Frauen und Mädchen (doch von letztern nur 4 bis jetzt) ihnen beiwohnten. Doch wer nicht etwa glaubt, daß diese Zeit am Spieltische besser hätte benutzt werden können, wird gewiß seine Achtung für Damen vermehrt fühlen, die die ernstern Beschäftigungen der Männer theilten, um so wichtige Aufschlüsse über die Maschinerie der Verrichtungen des menschlichen Geistes nicht zu entbehren *).

Sehr wahr ist es, daß von dieser neuen Lehre mit Enthusiasmus gesprochen wurde, und dies wird Niemanden befremden, wenn er hört, daß sie dem Menschen über die Urquelle seiner Fähigkeiten und Neigungen, über das edelste Geschäft seines Wesens das vollste Licht ertheilt, daß sie Schritt vor Schritt nicht in der Luft, sondern nur auf Erfahrungen und

*) Oder auch wohl Phänomen zu werden? S. Herodot III. 63.

K.

Vergleichungen ihre Schlüsse baut, daß, sie eine Menge Hypotheſen ſtürzen muß, die nur auf Schlüſſen a priori beruhen, daß ſie auf Erziehung, Menſchenkunde, Behandlung der Kranken ꝛc. den wichtigſten Einfluß hat. In Rückſicht des letztern erwähne ich nur, daß, ſeitdem der edle menſchenfreundliche Arzt der Wahnſinnigen am Wiener allgemeinen Spitale, Dr. Nord, der mit Gall völlig übereinſtimmt, nach deſſen Grundſätzen die ſeiner Kunſt übergebenen Unglücklichen behandelt, von einer Zahl, von der ſonſt nur 3 wieder hergeſtellt wurden, jetzt 7 dem vernünftigen Leben wiedergegeben werden.

Der Hauptgrund des Verbots iſt wahrſcheinlich der Verdacht des Materialismus; — allein gewiß können nur äußerſt ängſtliche oder übel unterrichtete Perſonen dem überal das Gute aus Herzensgrund liebenden und belohnenden Kaiſer dieſen Argwohn eingeflößt haben. Daß man ohne Kopf zu denken nicht vermöge, bezweifelt Niemand; daß unſre Fähigkeiten und Neigungen, unſer Wiſſen und Denken im Kopfe ſeinen Sitz habe, daß das Gehirn bei allen Verrichtungen unſers Geiſtes in Thätigkeit ſey, behaupten viele Filoſofen und die meiſten Menſchen ſind davon überzeugt. Warum ſoll alſo, wenn es erlaubt iſt, im Allgemeinen zu behaupten: daß die Verrichtungen des Denkens im Gehirn vor ſich gehen, die Auseinanderſetzung dieſer Wahrheit, die Beſtimmung, zu welchem Ziele die einzelnen Theile des Gehirns wir-

ken, unerlaubt seyn? Die Existenz der Seele wird durch deutliche Anzeige, auf welche Art sie bei dieser oder jener Handlung wirkt, keineswegs gefährdet, und die Behauptung: dieser Mensch ist wohlthätig, weil das Organ der Gutmüthigkeit in seinem Gehirn sehr ausgebildet ist, kann so wenig Materialismus heißen, als die Ueberzeugung: ich höre gut, weil meine Hörwerkzeuge und ihre innern Organe gut beschaffen sind. Wäre der Urheber jener Beschuldigung im geringsten bekannt mit Gall's Entdeckungen, so müßte er überzeugt seyn, daß ein Mann, der für den Menschen allein, das jedem Thier versagte Organ der Erkenntniß Gottes oder der Religiosität statuirt, der also das Bedürfniß, ein höchstes Wesen zu glauben in der Organisation des Menschen gegründet sieht, und daher die Unentbehrlichkeit der Religion für jeden Staat folgert, unmöglich eine Lehre gegen Religion und Moral aufstellen kann.

Doch die Worte des Billets sprechen nur von einem Scheine des Materialismus; — aber eben dieser Umstand, daß man um des Scheins willen so hart verfährt, ist beunruhigend. Gewiß ist das eine der Hauptursachen, warum viele der edelsten Männer Wiens, obgleich einige von ihnen Gall in seinem System nicht kennen, dennoch so vielen Antheil an diesem Vorfalle nahmen; sie fürchteten Gefahr für die Wissenschaften, die ein ähnliches Verfahren für die

Zukunft, oder eine weitere Ausdehnung dieſes Verbots hervorbringen könnten. Dies und die Vorſtellung, die Gall in die Hände des Kaiſers vermuthlich ſchon gegeben hat, und die dieſen treuverehrten Monarchen, deſſen eignes Urtheil ſo hell und wahr immer ſpricht, völlig von dem Ungrunde der Gall Schuld gegebnen gefährlichen Lehre überzeugen muß, werden wahrſcheinlich das Verbot aufheben und einen Mann nicht aus Wien verdrängen, der dieſe Stadt, nur um das Eigenthum ſeines Geiſtes für Mit- und Nachwelt zu retten, verlaſſen würde.

Eine Haupturſache der ſchiefen Urtheile über Gall's Syſtem liegt in der Unbekanntſchaft mit dem Weſen deſſelben. Man wagt es, über Dinge zu urtheilen, von denen man noch aus keiner authentiſchen Quelle unterrichtet iſt. Vielleicht werfen Sie mir ein, daß Gall's eignes Schreiben an den Hrn. von Retzer, welches zuerſt im T. Merkur erſchien, doch Nachrichten von der Hand des Erfinders ſelbſt enthalte; allein Gall ſelbſt beſtimmte dieſen Aufſatz gar nicht für das Publikum, ſondern nur zu Hrn. v. Retzer's Privatgebrauch, der ihn um einen Leitfaden zu Wiederholung der angehörten Vorleſungen bat. In dieſem Briefe konnten auch nur die Hauptideen angedeutet werden, und überdem iſt es klar, daß eine Wiſſenſchaft, die allein von dem Urheber und erſt ſeit einem Decennium bearbeitet wird, durch jede

neue Erfahrung einen wichtigen Beitrag erhält, daß also dies neue System vor viertehalb Jahren noch bei weitem jene Stufe der Vollendung nicht erreicht haben konnte, auf der es gegenwärtig steht. Für den indessen, der sich nur eine vorläufige Idee von der Gallischen Lehre verschaffen will, bleibt diese Skizzirte noch die lauterste Quelle.

Ein Aufsatz in Voigts Magazine für die Naturkunde II. B., der weiter ausgeführt in einer kleinen in Wien selbst nachgedruckten Schrift unter dem Titel: „Darstellung der neuen auf Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns gegründeten Theorie der Physiognomik des Hrn. Dr. Gall" mit Abdruck des Briefes an Retzer erschien und bereits 3 Auflagen erlebt hat, rührt von Hrn. D. Froriep her, der bei seinem Aufenthalte in Wien die Vorlesungen des D. Gall besuchte. Da aber der damalige Kursus, der jetzt 14 Tage bis 3 Wochen gewöhnlich dauert, in 3 Stunden absolvirt wurde, so ist es klar, daß sein Bericht an das Publikum nur unvollkommen und sehr mangelhaft ausfallen konnte. Demungeachtet ist die Aufmerksamkeit des Herrn Dr. Froriep zu bewundern, da er so vieles in so kurzer Zeit richtig auffaßte; doch auch für sein Talent war es unmöglich, den Sitz der Organe, der selbst durch eine Menge Abbildungen so schwer deutlich zu machen ist, auf 4 gezeichneten Schädelumrissen genau zu bestimmen.

Doch die Zeit, wo der Erfinder ſelbſt ſich über ſein Syſtem erklären wird, iſt nahe, und ſobald der Kaiſer entſchieden hat, wird eine Ankündigung des Werks erſcheinen. Da es eine Menge vortrefflich gezeichneter und mit der größten Eleganz ausgeführter Kupfer enthält, die, um jene Klarheit, welche ſich bei Vorleſungen ſo leicht durch Vorzeigung erreichen läßt, hervorzubringen nicht geſpart werden durften, und außerdem der Druck eines Werkes von 15 — 20 Bogen beträchtliche Koſten verurſacht, ſo wird die Subſkripzion auf die Prachtausgabe 45 Kaiſergulden, auf die geringere doch ebenfalls geſchmackvoll gedruckte 30 fl. betragen, und nur eine kleine Zahl Exemplare über die Zahl der Subſkribenten abgedruckt werden. Wer Gall's Sammlungen geſehen hat, die er noch jetzt durch äußerſt genaue Nachbildungen merkwürdiger thieriſcher und menſchlicher Hirne in Wachs vermehrt, und die ſämmtlich nur mit anſehnlichem Aufwande angeſchafft werden können, wird ſich über den Preis eines Werkes nicht wundern, deſſen an ſich ſelbſt ſchon koſtbare Herausgabe ein Studium vorausſetzt, das allein mit ſehr bedeutenden Aufopferungen fortgeſetzt werden kann. In dieſem Werke wird ſein Syſtem vollſtändig auseinander geſetzt; die Zergliederung und Beſchreibung der einzelnen Organe aber, die daraus entſpringenden Aufſchlüſſe für Heilkunde, Menſchenkenntniß, und die das geſammte Weſen des Menſchen betreffenden Endfolgerungen werden von Zeit zu

Zeit nachfolgen. Doch ich will der nächstens erscheinenden eignen Erklärung des berühmten Verf. nicht vorgreifen.

NS. Noch kann ich Ihnen eine erfreuliche Nachricht mittheilen. Johannes Müller, jetzt, wie Ihnen bekannt seyn wird, an Denis Stelle, kaiserl. königl. Bibliothekar, der in seinen Geschichten schweitzerischer Eidgenossenschaft den Sprachen fremder Nationen einen teutschen Bogen hinwarf, den gewiß nur ein römischer Arm zu spannen vermag, arbeitet wieder in allen seinen Feierstunden an der Fortsetzung seines Werks, und der Druck eines neuen Bandes hat bereits angefangen. Bis zur Geschichte der Reformazion werden noch 2 Bände erscheinen, die Reformazion in der Schweitz aber und die daraus entstehenden Kriege wird er besonders erzählen; und da nach dieser Periode die Schweitz von dem großen Theater der europäischen Händel zurücktritt, und die Beschreibung ihrer kleinen innern Zwistigkeiten nicht mehr von jenem allgemeinen Interesse seyn kann, so wird eine gedrängte Uebersicht des übrigen Theils ihrer Schicksale bis zu den neuesten Stürmen, die ihren glücklichen Frieden verscheuchten, ein Werk vollenden, das in der Kraft seiner Darstellung, in der Gediegenheit und Gedankenschwere seiner Filosofie, in der Originalität und Würde seiner Sprache und in der Auflösung der schwersten Proble-

me hiſtoriſcher Kunſt unerreicht und unerreichbar da ſteht.

Nachſchrift.

Da in obenſtehendem Briefe der Froriepſchen Darſtellung von Gall's Theorie ausdrücklich Erwähnung geſchieht, und Hr. Dr. Froriep ſchon einigemal und zuletzt noch in dieſem Winter in Jena eigene Vorleſungen über jene Theorie mit ausgezeichnetem Beifall und wahren Nutzen gehalten hat: ſo iſt es vielleicht einigen Leſern nicht unangenehm, das ſelbſt hier zu leſen, was mir der würdige und für Jena ſchon jetzt wohlthätig wirkende Mann auf mein Befragen darüber mittheilte. Zugleich bemerke ich, daß den neueſten Nachrichten zufolge, der Doktor Gall nicht glücklich in ſeinem Geſuche geweſen und ihm der Beſcheid ertheilt worden iſt, daß ſeine Vorleſungen ſchon in denen der Anatomie begriffen, und alſo überflüſſig wären. Doch vielleicht iſt dies nur bloße Sage, und um ſo mehr wünſche ich von Wien ſelbſt eine beglaubigte Widerlegung derſelben zu erhalten. Ganz Teutſchland intereſſirt ſich aufs lebhafteſte für Gall's ſcharfſinnige und bis jetzt einzige Erfindung, bei welcher, um mit Lucrez zu reden — iuvat integros accedere fontis
Atque haurire.

B.

ſten zu bewundern, und dennoch ſehr gewöhnlich iſt) ungeachtet der groſſen Anzahl derjenigen, die um das Geheimniß wußten, blieb alles ſo verſchwiegen, daß dem Anſehen nach niemand auf einigen Argwohn verfallen wäre, wenn nicht auf der einen Seite die Unwahrſcheinlichkeit, daß Agathon ſeinen Fall würklich ſo gleichgültig anſehen könne, als er es zu thun ſchien; und auf der andern die Nachrichten, welche von den nicht ſehr geheimen Zurüſtungen des Dion eingiengen, den von Natur mißtrauiſchen Philiſtus endlich aufmerkſam gemacht hätten. Von dieſem Augenblick an wurde Agathon und alle diejenige, welche als Freunde Dions bekannt waren, von tauſend unſichtbaren Augen aufs ſchärfſte beobachtet? und es glückte endlich dem Philiſt, ſich eines Sclaven zu bemächtigen, der mit Briefen an Agathon von Athen gekommen war. Aus dieſen Briefen, welche die Urſachen enthielten, warum Dion die vorhabende Landung in Sicilien nicht ſobald, als es unter ihren verabredet geweſen, ausführen könne, erhellete zwar deutlich, daß Agathon und die übrigen Freunde Dions an der eigenmächtigen Wiederkunft deſſelben Antheil hätten; aber von einem Anſchlag gegen die gegenwärtige Regierung und die Perſon des Dionys, war auſſer einigen unbeſtimmten Ausdrücken, welche ein Geheimniß zu verbergen ſcheinen konnten, nichts darinn enthalten. Man kann ſich die Bewegung vorſtellen, welche dieſe Entdeckung in dem Cabinet des Dionys verurſachte. Man war ſich Urſachen genug bewußt, das ärgſte zu beſorgen; aber eben darum hielt

Philiſtus

Jena, im März
1802.

Der Kurſus, dem ich 1799 beiwohnte, dauerte nicht drei Stunden, ſondern 4 Tage lang des Nachmittags von 4 bis 7, ja ſelbſt faſt 8 Uhr; im Ganzen alſo an 13 Stunden. — Der Anfang der Vorleſungen war mir von Gall ſelbſt, den ich im Taubſtummeninſtitute kennen lernte, angegeben und ich war durch Hrn. D. Vömlings Erzählung (den ich vorher in Jena geſprochen hatte) viel zu begierig auf die neue Lehre, als daß ich mich durch irgend etwas hätte abhalten laſſen, zur beſtimmten Stunde gegenwärtig zu ſeyn. — Meine Darſtellung habe ich für nichts vollkommnes ausgeben können noch wollen. Sie iſt auf folgende Art entſtanden. Ich hatte im Sommer 1800 in meinen Vorleſungen über Oſteologie Gall's Ideen benutzt, um die ſo trockene Lehre von den trocknen Knochen den Anfängern des mediziniſchen Studiums intereſſanter zu machen. Mehrere der Zuhörer wünſchten mehr von Gall's Ideengange unterrichtet zu ſeyn, und da auch einige der hieſigen Lehrer daſſelbe wünſchten, ſo bewog mich dies, im Winter 1800 in 6 öffentlichen Vorleſungen das mitzutheilen, was ich in meinen Notaten vorfand. Da ich über einige wenige Punkte, die mir nicht mehr ganz im Gedächtniß waren, von meinem Freunde, Dr. Schmalz in Pirna, Aufſchluß erhielt, und Lo-

der'ſ Schädelſammlung benutzte, ſo war ich im Stande, eine ſolche Ueberſicht von Galls Theorie zu geben, daß D. Schmalz und einige andere, die ſpäter als ich in Gall's Vorleſungen in Wien gegenwärtig geweſen waren, mich verſicherten, daß man eben nichts Weſentliches vermiſſe. Das Intereſſe, was mein ſehr zahlreiches Auditorium an der Theorie nahm, war außerordentlich, und man wünſchte nichts mehr, als daß Gall doch ſein Werk herausgeben, oder ich eine kleine Darſtellung liefern möchte. Da ich nun wußte, daß die Erſcheinung von Gall's eignem Werke, der Kupfer wegen, ſich noch ſehr in die Länge ziehen müſſe, ſo glaubte ich, daß es nicht übel ſeyn würde, wenn ich durch eine kurze Darſtellung das Publikum auf Gall's Unternehmung überhaupt und auf die Erſcheinung ſeines Werkes insbeſondere vorbereitete. Ich ſchrieb daher den Aufſatz für Voigts Magazin nieder, und da dieſer Aufſatz ein kurzer Auszug meiner Vorleſungen war, ſo ließ ich zunächſt zum Ankauf für meine Zuhörer, eine kleine Anzahl Exemplare nachſchießen und einzeln ausgeben. Dieſer Nachſchuß war bald vergriffen, wurde aber immer noch verlangt; da ich nun auch jetzt aufs neue verſichert wurde, daß Galls Werk ſo bald noch nicht erſcheinen werde, ſo beſorgte ich die verlangte zweite Auflage, vermehrte ſie etwas, aber ſo, daß auch ſie die Aufmerkſamkeit mehr rege machte, als vollkommen befriedigte. Daß die Darſtellung unvollkommen war, wußte ich ſehr

gut; allein ſie konnte und ſollte auch nicht vollſtändig ſeyn, da ich natürlicherweiſe nicht Gall's ganzen Vortrag behalten hatte, und auch ſelbſt das, was ich wußte, nicht alles niederſchreiben wollte. Ich wollte und konnte ja Gall's Werk nicht entbehrlich machen! Ihm gehört die Erfindung. Ihm bleibe auch die Ausführung. Von der Kupferplatte gilt daſſelbe; auch habe ich dies in der Darſtellung ſelbſt bemerkt; ſie kann nur eine undeutliche Vorſtellung geben; für meine Zuhörer konnte ich ſie durch Schädel deutlicher machen und für dieſe iſt ſie alſo auch hinreichend. Daß ich aber den Sitz der Organe nach Galls Angabe gut gefaßt haben müſſe, glaube ich dadurch beweiſen zu können, daß ich mich bei mehr als 300 Menſchen, deren Köpfe ich unterſuchte, nur ſehr ſelten irrte. Oder war das bloßer Zufall? Wollte man mir dieſen Einwurf machen, ſo darf ihn Gall eben ſo erwarten. Ueberhaupt muß man die Kupfertafel und die Beſtimmung der Organe als Zugabe betrachten; denn Gall's Hauptverdienſt liegt nicht in der Fyſiognomie, ſondern in der Beſtimmung der Funkzionen des Gehirns. — Ich hatte in einer Note zu der Darſtellung bemerkt, daß ich jedes Urtheil über die Theorie verbitten müſſe, bis Hr. Dr. Gall ſelbſt ſeine Darſtellung herausgegeben habe.

Froriep.

IV.

Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur.

Von dem patriotiſchen Grafen Georg Feſztetics von Tolna in Ungarn, ſind ſeit einigen Jahren folgende für Ungarn ſehr wichtige Inſtitute und Schulen errichtet worden. Zu Keſzthely im Szalader Komitat das Georgikon, ein theoretiſch-praktiſches ökonomiſches Inſtitut. Der jetzige Direktor deſſelben, und Profeſſor der Oekonomie und Technologie, iſt Johann von Aſboth (er ſtudierte zu Göttingen, wo auch eine Preisſchrift von ihm gedruckt wurde, war dann vom Jahr 1796 bis 1801 an dem proteſtantiſchen Lyzeum zu Käsmark im Zipſer Komitat Profeſſor der Filoſofie, Naturwiſſenſchaften und Oekonomie, und iſt ſeit 1801 korreſpondirendes Mitglied der Göttinger Sozietät der Wiſſenſchaften). Der Graf will dieſem Inſtitut den höchſten Grad der Vollkommenheit geben, deſſen es fähig iſt, und hat dazu die Summe von 100,000 Gulden ausgeſetzt. Ferner ein mit dem Gymnaſium verbundenes adeliches Konvikt für Katholiken, an welchem Inſtitut jedoch

auch Bürgersöhne Antheil nehmen können. „Ferner drei Normalschulen, ein Seminarium für Normallehrer, eine Bürgerschule, eine Zeichenschule, eine musikalische Schule. Endlich im Marktflecken Churgo im Simegher Komitat mehrere Schulen für Protestanten. —

Wie viel ist dies nicht für einen Privatmann! Möchten doch diesem edeln Beispiele mehrere Magnaten in Ungarn nachfolgen! Wie sehr würde sich nicht dadurch Kultur und Wohlstand auch in dem von Natur so gesegneten, vom Geiste aber nur wenig heimgesuchten Ungarn verbreiten. Auch dem Auslande werden gewiß solche Nachrichten sehr interessant seyn.

In diesem Jahre erschien in Wien: „Allgemeine Bibliothek für Verbesserung des Predigers und Schulwesens in den österreichischen Staaten," vom Konsistorialrath Wächter in Wien. — Es ist darin unter andern im ersten Stücke ein Aufsatz: „Bemerkungen über den jetzigen Zustand der protestantischen Schulen in Ungern." Im zweiten Band, der auf Ostern erscheint, ist ein anderer beherzigungswerther Aufsatz „Ueber die Mängel und Gebrechen der ungrischen Schulen, nebst Winken zu ihrer Verbesserung," von einem protestantischen Professor in Ungarn. Zu Anfang des Monats Mai erscheint in Ungarn selbst der neunte Band von den Annales ecclesiastici et

ſcholaſtici Evangelicorum utriusque Confeſſionis provinciarum Monarchiae auſtriacae. edit. Ambroſi (Prediger zu Radwan im Lyphauer Komitat). 8. (30 kr.) Dieſes Werk iſt in Teutſchland noch faſt gar nicht bekannt, ob es gleich zum Theil eine treffliche Ausbeute für die Kirchengeſchichte liefern könnte. Folgende zur Geſchichte der Kultur wichtige Schriften ſollen in dieſem Jahre noch in Ungarn erſcheinen: „Situazion und Beſchaffenheit der praktiſchen Schule des Ackerbaues und der Landwirthſchaft zwiſchen Sarſko-Selo und Pawlowſk bei Petersburg. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen vermehrt von Molnár (evangeliſchen Prediger zu Peſt) und Teſchedik (evangeliſchen Prediger und Direktor des berühmten ökonomiſchen Inſtituts zu Szarvas). Text 20 Bogen, mit 24 Kupferſtichen in Folio. Ferner: Peche (ehedem Direktor des ökonomiſchen Inſtituts zu Keſzthely, jetzt privatiſirender Gelehrter zu Oedenburg) giebt eine Oekonomie in ungriſcher Sprache in 3 ſtarken Oktavbänden unter folgendem Titel heraus: A'pallérozott Mezzei garda (der verfeinerte Landwirth); welche ein Gegenſtück zu Johann Nagyoaszi: Mezzei Garda (Landwirth) (2 Bde, Peſt 1792 8.) ſeyn wird. — Gregor von Berzeviczy (bereits bekannt durch ſein treffliches Werk de commercio Hungariae) iſt im Begriff, eine Abhandlung herauszugeben de indole et conditione ruſticorum

in Hungaria. — Christian Genersich (evangelischer Prediger zu Käsmark im Zipser Komitat) giebt eine Geschichte der königl. freien Stadt Käsmark im Zipser Komitat (an den Karpaten) in 3 Bänden heraus. Der erste Band enthält die eigentliche Geschichte der Stadt in topografischer, historischer, literärischer und kirchlicher Hinsicht; der zweite eine Biografie des kaiserl. Feldmarschalls, Baron von Kray, aus Käsmark, an deren Verfassung Kray selbst thätigen Antheil nimmt. Der dritte eine vollständige Beschreibung der Karpaten. — Karacs in Pest sticht vortreffliche Landkarten, die an Feinheit und Genauigkeit den besten Französischen und Teutschen nichts nachgeben, und deren Preis sehr wohlfeil ist. Z. B. seine Pannonia vetus (nach der D'Anvilleschen Karte, aber mit wichtigen Verbesserungen von Sárvári, Professor der Mathematik und Fysik zu Debrezin) und Italia vetus in usum collegii Debrezinensis, ein Nachstich der d'Anvilleschen Karte von Italien (aber viel besser als der Nürnbergische Nachstich). In Debrezin fingen vor einigen Jahren einige Studenten Landkarten zu stechen an, und brachten es darin ohne Anleitung zu einer sehr grosen Vollkommenheit. Sie verfertigen kleine niedliche Landkarten zum Schulgebrauch; auch von Thieren verfertigen sie zum Behuf der Naturgeschichte saubere Kupferstiche. So ist z. B. das erst neuerlich in Neuholland entdeckte Schnabelthier (ornithorhynchus paradoxus),

von dem Hofrath Blumenbach durch den Baronet Banks das erste Exemplar erhielt, und wovon man bis jetzt keine richtige Zeichnung hat, sehr gut von ihnen abgebildet worden.

Die in den letzten Jahren in ungrischer Sprache gedruckten Originalschriften sind fast alle im Dezemberheft des Intelligenzblattes der Jenaer Literatur-Zeitung angezeigt worden, und dies konnte leicht geschehn, da ihre Anzahl so klein ist. Indessen kann man sich doch jetzt in Ungarn mit Recht schmeicheln, daß auch bald Ausländer, besonders Teutsche — die bis jetzt im Ausland mit Unrecht fast ganz unbekannte ungrische Sprache zu studieren anfangen werden, da jetzt auch schon mehrere wissenschaftliche Bücher besonders im naturhistorischen Fache *), in welchem die in Ungarn verschwenderische Natur ein so ergiebiges Feld zu Entdeckungen darbietet, geschrieben werden. Und sollten nicht auch mehrere ungrische Gedichte und Originalschauspiele die Ausländer zum Studium der ungrischen Sprache reizen? Die ungrische

*) Z. B. das schätzbare Werk über die Naturgeschichte von Joh. Földi, ordentl. Fyskus der Haidukenstädte und Mitglied der mineral. Gesellschaft zu Jena — von welchem freilich, da der Tod den Verf. entriß († am 6ten April 1801) blos der erste Band in Preßburg erschien.

Sprache iſt, nach dem Urtheil unpartheiiſcher Kenner, ganz zur Poeſie geſchaffen. Die Sprache iſt voll der ſchönſten Bilder, hat eine durch die Natur der Sprache feſtgeſetzte Metrik (wie die griechiſche); die ungriſchen Dichter können alle griechiſche Metra ſehr leicht anwenden und ihre Sprache kann bei einem guten Geſang und mit Begleitung der Muſik zum Theil mit der italieniſchen wetteifern. So erſchien vor kurzem die Aeneis in ungriſchen Hexametern, die eine Vergleichung mit der berühmten Voſſiſchen Arbeit aushält. Und wie ſehr ließe ſich nicht aus der ungriſchen Sprache auch der Karakter der ungriſchen Nazion erläutern! In jeder Rückſicht verdiente ſie eher das Studium der ſprachkundigen Teutſchen, als die däniſche, ſchwediſche, ruſſiſche und ſpaniſche Sprache. Aber iſt ſie auch grammatiſch feſtgeſetzt? In Ungarn hat man jetzt ſchon faſt allgemein zum Muſter anerkannt, die von einer Geſellſchaft in Debrezin (die freilich nur auf eine kurze Zeit zuſammengetreten war) verfertigte und in ungriſcher Sprache herausgegebene ungriſche Grammatik (Magyar Grammatika, mellyet készitett Debreczenbenn egy magyar társaſay. Betsbenn [Wien] 1795), zu deren Entſtehung der patriotiſche griechiſche Biſchof Georg Munkovits durch einen ausgeſetzten Preis die erſte Veranlaſſung gab. Die Verfaſſer derſelben ſind ganz in den Geiſt der ungriſchen Sprache gedrungen und haben ſehr glücklich mit dem Bau der ungriſchen Spra-

die andre orientaliſche und occidentaliſche Sprachen verglichen. — Das Studium der ungriſchen Sprache iſt kürzlich den Teutſchen (ſo wie umgekehrt den Ungarn das Studium der teutſchen Sprache) ſehr erleichtert worden durch die Herausgabe des ungriſch-teutſchen und teutſch-ungriſchen Handwörterbuchs *) von Joſef Márton zu Leutſchau, der zugleich die Herausgabe eines vollſtändigen kritiſchen ungriſchen Lexikons verſprach. —

Das ungriſche Theater hat ſich, ſeitdem es aus Peſt (wo es die ſchönſten Früchte für die Zukunft zu verſprechen ſchien) durch das dortige teutſch Theater durch Chikanen des Direktors verdrängt wurde, nicht erholt, ſondern iſt ſeinem Untergang nahe. Zwar exiſtirt es jetzt noch in Debrezin, der volkreichſten Stadt in Ungarn (ſie hat über 20000 Einwohner), in der bloße Ungarn oder Magyaren wohnen, aber es fehlt an Unterſtützung und Aufmunterung. Es wird wenig beſucht (am meiſten noch von den wenigen daſelbſt anſäßigen Teutſchen, und den Studenten), weil die meiſten daſigen Einwohner — eifrige Anhänger der Lehre des ſchwermüthigen Kalvin's, der Tanz und Muſik verdammte, das Schauſpiel zu be-

*) új Német - Magyar Lexicon. Bétsbenn (Wien) 1799 und Magyar - Német Lexicon. Posongbann (Preßburg) 1800.

Philiſtus für rathſamer, die Sache als ein Staats-Geheimniß zu behandeln. Agathon wurde, unter dem Vorwande verſchiedener Staats-Verbrechen in Verhaft genommen, ohne daß dem Publico etwas beſtimmtes, am allerwenigſten aber die wahre Urſache, bekannt wurde. Man fand für beſſer, die Partey des Dion, (welche man ſich aus paniſchem Schrecken gröſſer vorſtellte als ſie würklich war) in Verlegenheit zu ſetzen, als zur Verzweiflung zu treiben; und gewann indeſſen, daß man ſich begnügte ſie aufs genaueſte zu beobachten, Zeit, ſich gegen einen feindlichen Ueberfall in gehörige Verfaſſung zu ſetzen.

Wir ſind es ſchon gewohnt, unſern Helden niemals gröſſer zu ſehen als im widrigen Glücke. Auf das ärgſte gefaßt, was er von ſeinen Feinden erwarten konnte, ſetzte er ſich vor, ihnen den Triumph nicht zu gewähren, den Agathon zu etwas das ſeiner unwürdig wäre, erniedrigt zu haben. Er weigerte ſich demnach, dem Philiſtus und Timocrates, welche zu Unterſuchung ſeiner angeblichen Verbrechen ernannt waren, Antwort zu geben. Er verlangte von dem Prinzen ſelbſt gehört zu werden, und berief ſich deßhalb auf den Vertrag, der zwiſchen ihnen errichtet worden war. Aber Dionys hatte den Muth nicht, eine geheime Unterredung mit ſeinem ehmahligen Günſtling auszuhalten. Man verſuchte es, ſeine Standhaftigkeit durch eine harte Begegnung und Drohungen zu erſchüttern; und die ſchöne Cleoniſſa würde ihre Stimme zu dem ſtrengeſten Ur-

ſuchen für Sünde halten.' Das Perſonale der dasigen ungriſchen Schauſpieler iſt gröſtentheils ſchlecht und ſie haben nicht einmal ein eigentliches Theater. — Die Herausgabe der ungriſchen Schauſpiele und die Nachrichten vom ungriſchen Theater (Magyar Játék • Szin. Pesthenn.) hat auch ſchon längſt aufgehört.

Die Vorleſungen in den höhern Wiſſenſchaften werden noch fortwährend zu Debrezin (und zum Theil auch zu Poctok) an dem dasigen Collegio illuſtri Reformatorum in ungriſcher Sprache gehalten. Dieſe löbliche Einrichtung trägt ſehr viel zur Vervollkommung und Veredlung der ungriſchen Sprache bei, die bis jetzt zu wenig wiſſenſchaftlich bearbeitet wurde. Es iſt bekannt, daß die wahre Vervollkommung der teutſchen Sprache von der Zeit anhebt, als ſie auf den Akademieen ſtatt der lateiniſchen Sprache eingeführt wurde *). Es hat ſich gezeigt, woran man Anfangs zweifelte — daß die ungriſche Sprache ſehr geſchickt iſt, wiſſenſchaftliche Begriffe, inſonderheit aus der Philoſophie und Kritik auszudrücken, und ſie iſt des Purismus viel empfänglicher, als die teut-

*) Aber von da an datirt ſich auch das Sinken der ſolidern Hülfskenntniſſe. Auch hier könnte ein ſehr löblicher Mittelweg auf unſern teutſchen Univerſitäten eingeſchlagen werden.

phé. — Viele Ungarn ſehen dieſe Einführung der ungriſchen Sprache in den höhern Schulen mit ſcheelen Augen an, und befürchten das Ausſterben der lateiniſchen Sprache in Ungarn; allein mit Unrecht. Das Studium der lateiniſchen Sprache und beſonders der Klaſſiker wird dabei gar nicht vernachläßigt, und in Debrezin werden überdies die griechiſchen Klaſſiker blos lateiniſch interpretirt. Das fertige Lateinſprechen, das aber meiſt im juriſtiſchen oder Küchenlatein beſteht, könnte immer ſinken, wenn nur dafür die römiſche Filologie auf eine beſſere Art ſtudiert, und dabei auch das Studium der griechiſchen Sprache (die bis jetzt in Ungarn in den meiſten Schulen — beſonders unter den Katholiken faſt ganz vernachläſſigt wird) gehörig getrieben würde. Bei andern Schulen in Ungarn (an Orten, wo nicht bloße Ungarn wohnen) könnte aber unmöglich die ungriſche Sprache eingeführt werden, vorzüglich aus dem Grunde, weil die Zuhörer und Schüler aus verſchiedenen Nazionen, Teutſchen, Slaven, Ungarn, Neu-Griechen, Illyriern, gemiſcht ſind, und daher die lateiniſche Sprache zum gemeinſchaftlichern Verſtändniß aller die bequemſte iſt.

Die Mädchenſchulen werden bei den teutſchen Proteſtanten in Ungarn immer mehr vervollkommt, und ſind beſſer beſtellt, als in dem gröſten Theil von Teutſchland ſelbſt. (Wenigſtens ſind hier nirgends in

Städten Mädchen- und Knabenschulen vereinigt, wie man sie leider noch oft in Teutschland, selbst in Städten, wo Universitäten sind, z. B. in Göttingen, mit Bedauern antrifft). In den meisten derselben werden auch Wissenschaften, z. B. Geschichte, Geografie, Naturgeschichte ꝛc. gelehrt. Begüterte Aeltern aus der ungrischen und slavischen Nazion schicken ihre Töchter in solche Städte zur Erlernung der teutschen Sprache. Sonst schickten auch sehr gerne aufgeklärte Katholiken ihre Töchter in diese Mädchenschulen, weil die ihrigen sehr schlecht bestellt sind; allein neuerlich wurde es ihnen vom königl. Hofe nachdrücklich verboten, und da es doch bei vielen nichts fruchten wollte, so wurde den protestantischen Lehrern bei schwerer Strafe verboten, katholische Mädchen in ihre Schulen aufzunehmen, und kaum wird es vornehmen Katholiken erlaubt, protestantische Hauslehrer zu halten. Daß den Katholiken verboten ist, auf protestantischen Schulen in Ungarn zu studieren, ob man gleich Protestanten sehr gern in die katholischen Schulen aufnimmt, ist bekannt. — Das neuerlich errichtete Mädcheninstitut zu Neusohl kommt sehr in Aufnahme. Sonst sind jetzt noch sehr gute Mädchenschulen zu Leutschau, Iglo, Eperies u. s. w. Die in Käsmark vor einigen Jahren errichtete Erziehungsanstalt, die mit dem dasigen sehr gut eingerichteten protestantischen Lyzeum in Verbindung steht, und die der dasige (besonders in juristischen und politischen

Wiſſenſchaften und in der vaterländiſchen Geſchichte und Statiſtik ſehr bewanderte) Rektor Adam Podkonitzky errichtet hat, kommt immer mehr in Aufnahme. Jetzt hat ſie ſchon über 80 Zöglinge. Die Zöglinge werden nicht nur zu den Wiſſenſchaften angeleitet, ſondern erhalten auch (nach dem Bedürfniß eines jeden Individuums) Unterricht in der ungriſchen, teutſchen, ſlaviſchen, franzöſiſchen Sprache, im Zeichnen und der Muſik. Und der Preis für die Koſt (die ſehr gut iſt), Wohnung, Bedienung und Unterricht beträgt nur 60 Gulden, eine Summe, die in Teutſchland kaum glaublich ſcheinen kann. Eine ausführliche Beſchreibung dieſes Inſtituts ſteht im 9ten Tom der „Annales eccleſiaſtici et ſcholaſtici Evangelicorum utriusque Confeſſionis in monarchia auſtriaca. 1802. — Die Zahl der Studierenden an dieſem Lyzeum iſt dieſes Jahr ſehr groß, denn ſchon die bloße Zahl derjenigen, die die höhern Wiſſenſchaften, die filoſofiſchen, juridiſchen und theologiſchen ſtudieren, überſteigt die Zahl 100.

Die Cenſur iſt in Ungarn, wie in den übrigen öſterreichiſchen Staaten noch immer ſehr ſtrenge. Daher darf man ſich im Ausland nicht wundern, daß in Oeſterreich ſo wenige Bücher erſcheinen, da Bücher, die man in andern Staaten für unſchuldig halten würde, hier verboten werden, oder wenigſtens oft Jahre lang unter der Cenſur liegen bleiben. — Beſonders

darf ſich ja kein Schriftſteller einfallen laſſen, politiſche Mängel zu rügen und Verbeſſerungen vorzuſchlagen. Man glaubt da nicht an den Ausſpruch jenes Franzoſen, daß jedes Genie Magiſtrat né de la patrie ſey, oder wie ſich Hofrath Schlözer in ſeinem Staatsrecht ausdrückt, zu den freiwilligen Ständen in einem Staat gehöre. — Der teutſche Muſenalmanach von Ungarn, den Röhler (Bibliothekar des Baron Balogh) für das Jahr 1802 herausgab, in welchem ſich mehrere gute und artige Gedichte (beſonders vom Herausgeber ſelbſt) befanden, und welches in der teutſchen Bibliothek mit vieler Nachſicht beurtheilt wurde, wird nicht fortgeſetzt, weil die königl. ungriſche Hofkanzlei in Wien im April 1802 alle das Königreich Ungarn betreffende Muſenalmanache (ſo harmloſe Geiſtesprodukte!) verboten hat. — So lange die preußiſchen Truppen letzthin Hannover beſetzt hielten, wollte die königl. ungriſche Statthalterei in Ofen den ſtudierenden Proteſtanten keine Päſſe nach Göttingen ertheilen (daher ſtudieren jetzt ſo viele Ungarn in Jena, nehmlich 36), doch wurden diejenigen, die ſchon in Göttingen ſtudierten und denen die Päſſe auf mehrere Jahre ertheilt worden waren, nicht zurückgerufen. —

V.

Ueber

Herder's Adraſtea

I — IVtes Stück.

Meine Abſicht bei dem Wenigen, was ich über dieſe Zeitſchrift zu ſagen gedenke, iſt weder ſie bekannt zu machen noch anzupreiſen. Sie bedarf das eine ſo wenig als das andere. Ich müßte gar zu ſchlecht von dem Genius dieſer Zeit und dem Geſchmack meiner Zeitgenoſſen denken, wenn Adraſtea nicht bereits in den Händen aller derjenigen wäre, welche Sinn für das Wahre und Schön-Gute (καλοκἀγαθον) haben, und was ſich in jeder Art unter dem Beſten auszeichnet, gehörig zu erkennen und zu würdigen wiſſen, d. i. gerade des Publikums, für welches ſie beſtimmt iſt, und welches zugleich die angenehmſte, lehrreichſte Unterhaltung und die reinſte Nahrung des Geiſtes in ihr finden wird; und eben darum bedarf auch was ſich durch ſich ſelbſt bewährt keiner Anpreiſung, wie (nach dem alten Sprichwort) gute Wein keines Kranzes, und das Sonnenlicht keine Laterne.

Ich hätte alſo, eben ſo gut wie Tauſend Ander mich in der Stille dieſer neuen Erſcheinungen ein

der wohlthätigsten Geister unsrer und aller Zeiten erfreuen und mich wohlbehäglich an seinem Feuer wärmen und von seinem Licht bestrahlen lassen können, ohne einen öffentlichen Laut von mir zu geben, wenn ich es nicht von einem, der seit mehr als einem halben Jahrhundert laut zu denken gewohnt ist und meistens mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit gehört wurde, für Pflicht hielte, dem Verfasser dieser Zeitschrift, die über alle andre, großen Theils eſemeriſche Eſemeriden und Ollapodriden des Tages so hoch emporragt, im Nahmen aller, die mit mir gleiches Sinnes sind, den einzigen Dank darzubringen, der Seiner würdig ist und Seinem Herzen wohl thun kann, indem wir Ihm die Gewißheit geben, daß er Leser hat — und vielleicht in viel größerer Zahl, als man dem frivolen Kakodämon unsrer Zeit zutrauen sollte — an welchen Sein edler Zweck nicht verfehlt wird, und die alles Gute und Schöne, was Er uns aus der unerschöpflichen Fülle Seines Geistes und Herzens und aus dem reichen Schatz Seiner (zumal bei den Schriftstellern unsrer Zeit so seltnen) Welt- Menschen- und Bücher-Kenntniß mittheilt, zu schätzen und zu genießen wissen.

Es war ein großer und kühner Gedanke, am Anfang dieses neuen Jahrhunderts eine Adraſtea erscheinen zu lassen, welche die denkwürdigſten

Menſchen des Lebtverfloſſnen, mit ihren Thaten und Werken mäße, wöge, und würdigte; ihren wahren Karakter, entblößt von jedem täuſchenden Anſtrich und Nimbus der äußern Umſtände, befreit von jedem falſchen Schein, Schatten oder Schmutzflecken, welchen Unverſtand und Eitelkeit oder böſer Wille und gehäſſige Leidenſchaften auf ſie warfen, — und alles Bleibende, was ſie, mit oder ohne Vorſatz, gut oder übel gethan, und wie ihre Zeit und die Vorwelt auf ſie, wie Sie hinwieder auf ihre Zeit und die Nachwelt gewirkt, rein, einleuchtend und unbefangen darſtellte, und ſolchergeſtalt ein großes — freilich ſehr zuſammengeſetztes und vielgeſtaltiges — aber durch gehörige Gruppirungen, geſchickte Vertheilung der Licht- und Schatten-Maſſen u. ſ. w. aus dem rechten Standpunkt überſchaulichtes Gemählde des achtzehnten Jahrhunderts aufzuſtellen, woraus Jeder, der Augen zu ſehen hat, ſich die gegenwärtigen Erſcheinungen in der Politiſchen und Moraliſchen Welt erklären, die Stufe der Kultur und Humanität, worauf wir ſtehen, genau beſtimmen, und was für Früchte das Neunzehnte Jahrhundert von der Beſtellung und Ausſaat des Achtzehnten zu erwarten hat, wo nicht immer mit Gewißheit vorausſehen, doch mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit errathen und berechnen könnte.

Wer ſieht nicht, daß dies Alles in der reinſten Vollkommenheit zu leiſten, das Werk eines Gottes

wäre? — Aber Heil dem Sterblichen; der Kraft in ſich fühlte, die Hand an ein ſolches Werk zu legen, und was einem Menſchen nur auf menſchliche Weiſe, d. i. durch ernſtes Streben nach dem Höchſten und Beſten, erreichbar iſt, wirklich in einem ſo hohen Maaß erreicht hat, als wir in den vier Stücken des erſten Jahrgangs der Adraſtea bereits vor unſern Augen liegen ſehen. Denn wahrlich der Vorſatz einer ſolchen Unternehmung konnte nur in einem Geiſte lebendig werden, der ſie auszuführen vermochte! — und welcher Wohlgeſinnte wird ſich nicht mit mir vereinigen, dem edeln Unternehmer Leben, Geſundheit und Muße zur Vollendung derſelben zu wünſchen? Denn wo fände ſich ein anderer Apelles, der ſich dieſe herrliche Afrodite-Nemeſis zu vollenden getraute, wenn dieſer es unvollendet gelaſſen hätte?

Der Gedanke, dieſe Zeitſchrift Adraſtea zu benennen, war wohl einer der glücklichſten, oder vielmehr der weiſeſten, den der Genius dem V. einhauchen konnte. Ich erinnre mich nicht gleich, wie der Schriftſteller hieß, der, wenn er ſich an ſeinen Schreibtiſch ſetzte, die größten Geiſter des Alterthums in Gedanken um ſich her verſammelte, um gleichſam unter ihren Augen zu arbeiten, jeden ihrer bei- oder mißfälligen Winke zu belauſchen, und ſo, durch den Zauber ihrer geiſtigen Gegenwart ſowohl ſich ſelbſt als

die zehntauſend Kakodämonkein in Reſpekt zu erhalten, welche, nach der hypochondriſchen Meinung des weiland Erzbiſchofs von Benevent Johann della Caſa, das Dintenfaß eines jeden Schriftſtellers (beſonders der Alloſofen und Dichter) umflattern, und (wenn anders dem muthwilligen Triſtram Shandy zu glauben iſt) die Urſache waren, warum Johann della Caſa vierzig ganzer Jahre an ſeiner Galathea arbeiten mußte, wiewohl das Werkchen, als es endlich zum Vorſchein kam, kaum ein Zehntel eines Pariſer Zolls dick war. Die Sache iſt ernſthaft genug, um einen kleinen Scherz vertragen zu können.

Der Vf. läßt zwar an der Stirne des erſten Stücks in einer lieblichen allegoriſchen Dichtung, die den Geiſt und Zweck des Ganzen andeutet, zwei ſchweſterliche Adraſtern erſcheinen, die Wahrheit und die Gerechtigkeit, und „beiden (ſagt der Prolog) widmet ſich dieſe Zeitſchrift.“ Aber im Grunde ſind beide unter zwei Geſtalten nur Eine und Ebendieſelbe Göttin; denn die Wahrheit iſt immer gerecht, die Gerechtigkeit iſt immer wahr. Unter beiden bilden wir uns die ewige unwandelbare Ordnung der Dinge vor, die das Urbild unſrer Gedanken und die Regel unſrer Urtheile und Handlungen ſeyn muß, wenn in jenen Wahrheit, in dieſen Gerechtigkeit ſeyn ſoll; und von dieſer Einen ſpricht der Prolog, da er ſagt: „In tauſend Farben bricht ſich der

theil gegeben haben, wenn die Furchtſamkeit des Tyrannen, und die Klugheit ſeines Miniſters geſtattet hätten, ihren Eingebungen zu folgen. Sie mußte ſich alſo durch die Hoffnung zufrieden ſtellen laſſen, die man ihr machte, ihn, ſobald man ſich den Dion, auf eine oder die andere Art, vom Halſe geſchafft haben würde, zu einem öffentlichen Opfer ihrer Rache-dürſtenden Tugend zu machen.

Inzwiſchen ſtunden die Freunde Agathons ſeinetwegen in deſto gröſſern Sorgen, da ſie ſeinen Feinden Bosheit genug zutrauten, dem Tyrannen das ärgſte gegen ihn einzugeben; und dieſem Schwachheit genug, ſich von ihnen verführen zu laſſen. Denn das Unvermögen ihren Lieblingen zu widerſtehen, macht öfters wollüſtige Fürſten, wider ihre natürliche Neigung, grauſam. Sie wendeten alſo unter der Hand alles an, was ohne einen Aufſtand zu wagen, deſſen Erfolg allzu unſicher geweſen wäre, die Rettung Agathons befördern konnte. Dion gab bey dieſer Gelegenheit eine Probe ſeiner Großmuth, indem er durch ein freundſchaftliches Schreiben an Dionyſen ſich verbindlich machte, ſeine Kriegs-Völker wieder abzudanken, und ſeine Zurückberuffung als eine bloſſe Gnade von dem guten Willen ſeines Prinzen zu erwarten, in ſo fern Agathon freygeſprochen würde, deſſen einziges Verbrechen darinn beſtehe, daß er ſich für ſeine Zurückkunft in ſein Vaterland intereſſiert habe. So edel dieſer Schritt war, und ſo wolfeil dem Dionys dadurch die Ausſöhnung mit

dem

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20652 / 421

„Strahl und hangt an jedem Gegenstand anders. Al„le Farben aber gehören Einem Licht, der Wahrheit. „In vielen melodischen Gängen wandelt der Ton auf „und nieder, und doch ist nur Eine Harmonie auf „Einer Tonleiter der Weltbegebenheiten und des Ver„hältnisses der Dinge möglich. Was itzt misklingt, „löset sich auf in einem andern Zeitalter. Diese Adra„stea in der Natur, wie in der Geschichte zu ken„nen und zu ehren, sey unser Bestreben!“

Die Adrastea oder Nemesis der alten Griechen wurde meistens in solchen Augenblicken angerufen und um Schonung oder Verzeihung gebeten, wo man plötzlich von einer ängstlichen Besorgniß befallen wurde, etwas zu sagen oder zu thun, oder so eben gesagt oder gethan zu haben, was diese Göttin für Frevel oder Uebermuth aufnehmen könnte*). Dem

*) Ein Beispiel des erstern findet sich zu Anfang des 5ten Buchs der Republik Platons, wo Sokrates, von seinen Freunden aufgefordert, sich über die Gemeinschaft der Weiber und Kinder in seiner idealischen Republik ausführlich zu erklären, nachdem er sich dessen eine Weile geweigert und zu erkennen gegeben daß er grosses Bedenken trage, sich über einen so häkeligen Gegenstand herauszulassen, endlich Adrasteen fußfällig (wie er sich ausdrückt) um Verzeihung oder Schonung wegen dessen was er vorbringen werde bittet (προσκυνῶ δὲ Ἀδράστειαν χάριν οὐ μεῖλλω λέγειν). Ein Beispiel des andern giebt

richtenden und richtenden Geschichtschreiber der Menschheit, der als solcher sich zum Priester und Ausleger der Wahrheit und Gerechtigkeit geweiht hat, wird die ernste Adrastea mit ihrem Richtmaaß und Befehlstab, ihrem Zügel und ihrer Wage, immer vor der Stirne schweben; und desto sicherer kann er seyn, in seinen Urtheilen über menschliche Dinge, von welcherlei Art sie seyn mögen, den goldnen Wahlspruch des weisen Chilon, Nichts zuviel! — (zwei Worte, in welchen der Inbegriff aller Weisheit, ja das ewige Grundgesetz der Harmonie des ganzen Weltalls enthalten ist) — nie aus den Augen zu verlieren. „Allenthalben (sagt der mehrmals angezogene Prolog) „stehen uns in dieser Zeitschrift die strengen Göttinnen vor, mit ihrem Maaß, mit ihrem Befehlstab. „Nichts zuviel! ist ihr schweigendes Wort. Ihr „Finger am Munde gebietet Vorsicht."

Adrastea, die Göttin selbst, ist streng, aber immer gerecht: Sie kann der scharfen Linie, „über

die Mutter Krobyle im sechsten der Hetären-Gespräche Lucians, wo sie, in dem Augenblick, da sie sagen will, wie viel schöner und jünger ihre Korinna sey als die Tochter der Dafnis, mitten in der Rede inhält und Adrasteen um Vergebung bittet, aus Furcht, die Göttin möchte es für Uebermuth aufnehmen und es, zu Bestrafung der Mutter, die Tochter entgelten lassen.

„und unter welcher das Rechte aufhört recht zu „seyn," nie verfehlen, und daher kann das Sprichwort: „höchstes Recht, größtes Unrecht," nie von ihren Urtheilen gelten. Der Sterbliche hingegen, der in ihrem Nahmen und an ihrer Statt richtet, bleibt auch mit dem hellesten Verstand des Irrthums fähig, und kann mit dem reinsten Willen auf mancherlei Art getäuscht werden, und über jene scharfe Linie hinaus gerathen. Ihm ist es daher unerläßliche Pflicht, die Gerechtigkeit, die er handhabt, mit Billigkeit zu mildern, und indem er bei Beurtheilung einzelner Menschen und ihrer Handlungen, ausser der allgemeinen Rücksicht auf die schwache Seite unsrer Natur, immer alle innere und äussere Umstände und Verhältnisse mit in Rechnung bringt, lieber zu gelinde als zu hart zu richten. Daß diese milde und schonende Stimmung, dieser Geist der ächten Humanität, mit der parteilosen Wahrhaftigkeit und Freimüthigkeit, als einer nicht minder heiligen Pflicht jedes öffentlichen Beurtheilers des Geschehenen, sehr verträglich sey, ist wohl eben so gewiß, als daß eine solche Vereinigung der Gerechtigkeit mit der Billigkeit, der Strenge mit der Schonung, nur demjenigen möglich ist, bei welchem sich, wie bei dem Verfasser dieser Zeitschrift, eine klare ruhige Ansicht und Uebersicht der Dinge mit dem lautersten Wohlwollen gegen die ganze Menschheit unzertrennlich beisammen findet. Alles kommt darauf an, daß man, ohne den

gemeingültigen Grundbegriffen deſſen was recht iſt — — deren Wahrheit alle Menſchen, ſelbſt indem ſie dagegen handeln, anerkennen müſſen — das Geringſte zu vergeben, dennoch den Gedanken nie aus dem Geſicht verliere: „daß der Menſch (wenn ich hier die Worte meines Ariſtipps mir ſelbſt abborgen darf) mit unzähligen, ihm ſelbſt größten Theils unſichtbaren Ketten und Fäden an der Nothwendigkeit (Platons Spindel der Anangke) hängt, und von eben ſo unſichtbaren Händen in das unermeßliche und unauflösliche Gewebe der Natur eingewoben wird;“ — und daß daher jeder einzelne Menſch (ſogar die größten Verbrecher nicht ausgenommen) bei allen ſeinen Verſchuldungen, deren keine unvergolten bleibt, eben ſo ſehr ein Gegenſtand des Mitleids als des Tadels und Abſcheues iſt. Nur durch unverwandte Beobachtung der hieraus entſpringenden Pflicht bleibt die Muſe der Geſchichte in ihren Anſichten und Urtheilen immer wahre Profetin oder Auslegerin der göttlichen Adraſtea, d. i. der unwandelbaren Gerechtigkeit des Schickſals, welche zwar kein Unrecht, keinen Uebermuth, keine Verletzung der heiligen Geſetze der Natur und Vernunft ungeahndet läßt, aber auch, indem ſie gewöhnlich die Mißthaten des Einen durch die Mißthaten eines andern beſtraft, ihre Wage immer in ſo richtigem Gleichgewicht erhält, daß keinem zuviel geſchieht. Der größte Frevler kann ſicher auf ihren Schutz rechnen, ſobald an ihm wieder

gefrevelt wird; so wie dem von ihr beschützten Unterdrückten, sobald er sich dessen überhebt und selbst zum Unterdrücker wird, die verdiente Demüthigung und Züchtigung sicher nicht ausbleibt.

Eines der strahlendsten Beispiele dieser Art ist der Welt an Frankreichs vierzehnten Ludewig aufgestellt worden. „Wenn jemahls (sagt der Verf. der Adrastea) „in der Lebens- und Regierungsgeschichte „eines Königs die streng-milde Nemesis sichtbar wurde, so ists in der Seinigen; er lebte und „regierte lange genug, um ihr langsames Rad sich „um und um kehren zu sehen, und was er mit sorglos königlicher Hand gesäet hatte, sorgenvoll königlich „zu ärnten.“ — Ich setze hinzu: wenn jemahls die Geschichte und der persönliche Karakter eines Königs, auf wenig Blättern, mit gleich vieler Billigkeit und Wahrheit geschildert, sein Gutes und Böses mit der gleichmüthigsten Ruhe gewürdiget und gegen einander abgewogen, und aus einem in politischer und moralischer Hinsicht sehr verwickelten Problem ein reines Resultat gezogen worden, so ist es im Isten Stück der Adrastea in der sinnreichen Darstellung des Lebens dieses von seinen Schmeichlern und Parasiten schamlos vergötterten, von seinen Feinden eben so ungebührlich mißhandelten Königs, unter dem Bild eines vollständigen und (vornehmlich für alle großen

und kleinen Weltregierer) lehrreichen Dramas in fünf Aufzügen, geleistet worden.

Die berüchtigte Aubigné, Scarron, Maintenon, von dem Dichter Racine zur Esther idealisirt, von den Hugenotten zur Jesabel und Herodias verzerrt, wird (S. 35 und 36) mit wenigen, aber treffenden Zügen gezeichnet und in ihr wahres Licht gestellt. Fast möchte man glauben, daß sie mit mehr Schonung, als ihr wo nicht heuchlerischer, doch gewiß sehr zweideutiger Karakter zu verdienen scheint, behandelt werde. Aber um dieser räthselhaften Frau vollständiges Recht anzuthun, hätte sie einem Untersuchungsprozeß unterworfen werden müssen, der einen großen Theil dieses Hefts eingenommen haben würde; und dazu war sie in keinerlei Rücksicht wichtig genug; weder als moralisches Phänomen — (denn im Grunde war sie doch nur ein schwaches, enghersiges, ewig sich selbst und Andre täuschendes Weib) noch als mitspielende Person im Drama der Weltbegebenheiten ihrer Zeit (denn ihr wirklicher Einfluß auf Ludwig XIV war soviel als nichts; sie konnte weder Gutes noch Böses von Bedeutung thun oder verhindern, und wirkte, in so fern sie eine Art von Rolle spielte, blos als Werkzeug der Jesuiten). Da es nun, ohne ein eignes Buch über diese in ihrer Art einzige Frau zu schreiben, eben so schwer war,

ihr kein Unrecht zu thun als strenge Gerechtigkeit an ihr zu üben, so trat hier der oben erwähnte Fall ein, wo es besser ist zu gelinde als zu hart zu richten. So viel ich Sie kenne, scheint mir, von der Zeit an, da ein vertrautes Verhältniß mit ihr dem König in mehr als Einer Rücksicht Bedürfniß zu werden anfieng, ihr angelegenster Zweck gewesen zu seyn, de faire le Salut du Roi, d. i. nach den damals in Frankreich herrschenden Religionsbegriffen die mit Sünden aller Art schwer beladene Seele Sr. Majestät der Gefahr des höllischen Feuers zu entreißen. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte sie einen großen persönlichen Einfluß auf den immer schwerer zu lenkenden Monarchen haben, dem man niemals auch nur leise ahnen lassen durfte, daß er geleitet werde; und um sich in diesem Verhältniß gegen ihn zu erhalten, mußte Sie sich alles gefallen lassen, fast immer gegen die Eingebungen ihres eigenen Herzens reden, schweigen, und handeln, kurz, gern oder ungern nervis alienis mobile lignum, eine Drahtpuppe der Jesuitischen Hofpartei seyn; wobei vielleicht noch das Mühseligste seyn mochte, daß sie den ewigen Zwang, den sie sich selbst anzuthun genöthigt war, immer unter der Grazie der ungezwungensten Gefälligkeit verbergen mußte. So wurde denn auch Sie, wie der arme, einst so übermüthige König, auf vielfältige Weise ein Opfer der Nemesis, d. i. durch die Folgen ihrer Unlauterkeit, und

Mancher freiwilligen Abweichungen von dem geraden Wege, bestraft. Indessen zweifle ich nicht, daß eine gewisse in der menschlichen Natur verborgene Kraft, sich in allen Nöthen und Drangsalen dieser Art unvermerkt selbst zu helfen, auch Ihr zu Statten gekommen; so daß die zwangvolle Rolle, die Sie in majorem Dei et Societatis Jesu gloriam und pour faire le Salut du Roi spielen mußte, ihr endlich durch die Länge der Zeit leicht und natürlich genug geworden, um auch sich selbst zu täuschen, und, wenigstens nach dem Tode des Königs, in den heiligen Mauern des von ihr gestifteten St. Cyr einer innerlichen Ruhe und Selbstzufriedenheit zu genießen, die wir (wofern dies wirklich der Fall gewesen seyn sollte) der guten abgelebten Dame gerne gönnen wollen.

Unendlich würdiger, uns länger mit ihm zu unterhalten und uns seinen wahren Karakter kennen zu lehren, war der eben so verehrens- als liebenswürdige, von dem Scheingroßen Ludwig verkannte und gehaßte, von den Jesuiten unerbittlich verfolgte, und von der schwachen Maintenon unwürdig aufgeopferte Fenelon, welchem Adraste a (l. 38 — 44 incl.) besonders in Hinsicht auf das, wodurch er auch uns noch wichtig ist und auf die Folgezeit wohlthätig zu wirken nie aufhören wird, seine Schriften, die

vollständigste Gerechtigkeit widerfahren läßt. „Wenn „Ein Sterblicher (sagt H.) Gaben des Herzens und „des Verstandes in Einfalt, Würde und Lieblichkeit zu „vereinigen, und alle unter das strenge Gesetz der „Hingabe Sein Selbst zu bringen wußte, wars „Fenelon. So erscheint er in seinen Schriften; der „war er, nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Feinde selbst, im Leben; Docteur, Evêque et Grand „Seigneur *) in der liebenswürdigsten Verläugnung „aller Hoheit seines Standes und Karakters. Lese „man von ihm Ramsay (seinen würdigen Lebensbeschreiber), höre man hie und da **) nur einzelne „Worte von ihm, und lese seine Briefe: es spricht, es „schreibt ein Himmelsgenius unter den Menschen, „der von seinem Erdengeschlecht weder Dank noch „Ruhm begehrt."

Eben so wahr und aus dem richtigsten Gesichtspunkt genommen, ist die Würdigung seines Tele-

*) Fenelon war Doktor der Sorbonne, Erzbischoff und Herzog von Cambray (auch, als solcher, des H. R. R. Fürst) und stammte aus dem alten, edeln, durch Staats- und Kirchenwürden ausgezeichneten Hause Salignac de la Motte-Fenelon in Quercy ab.

**) In den Schriften, auf welche der V. sich hier in einer Note beziehet, zeichnet sich besonders die vortreffliche Schilderung Fenelons in den Memoires du Duc de St. Simon aus, deren Wärme und Herzlichkeit in einem alten Hofmann beinah einem Wunder ähnlich ist.

dem Dion angetragen wurde; so würde er doch dem Agathon wenig geholfen haben, wenn seine italiänischen Freunde nicht geeilet hätten, dem Tyrannen einen noch dringendern Beweggrund vorzulegen. Aber zu eben dieser Zeit langten Gesandte von Tarent an, um im Namen des Archytas, welcher alles in dieser Republick vermochte, die Freylassung seines Freundes zu bewürken, und im Nothfall zu erklären, daß diese Republick sich genöthiget sehen würde, die Parthey Dionys mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen, wofern Dionys sich länger weigern wollte, diesem Prinzen sowohl als dem Agathon vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Dionys kannte den Character des Archytas zu gut, um an dem Ernst dieser Drohung zweifeln zu können. Er hofte sich also am besten aus der Sache zu ziehen, wenn er unter der Versicherung, daß er von einer Aussöhnung mit seinem Schwager nicht abgeneigt sey, in die Entlassung Agathons einwilligte. Aber dieser erklärte sich, daß er seine Entlassung weder als eine Gnade von dem Dionys annehmen, noch der Fürbitte seiner Freunde zu danken haben wolle. Er verlangte, daß die Verbrechen, um derentwillen er in Verhafft genommen worden, öffentlich angezeigt, und in Gegenwart des Dionys, der Gesandten von Tarent und der Vornehmsten zu Syracus, untersucht, seine Rechtfertigung gehört, und sein Urtheil nach den Gesetzen ausgesprochen werden sollte. Da er sich bewußt war, daß ausser seinen neuerlichen Verbindungen mit dem Dion, welche leicht zu rechtfertigen waren, seine boßhaftesten Häsfer nichts mit einigem

machs und andrer zum Behuf der Erziehung des Herzogs von Burgund (Enkels und präsumtiven Thronfolgers Ludwigs XIV) geschriebenen Aufsätze (wohin auch einige geist- und lehrreiche kleine Erzählungen gehören), ingleichen seiner geistlichen Schriften, Briefe u. d. — „Seine Gespräche über die geistliche „Beredsamkeit sind ein Gegengift gegen den Kanzelwitz und die Hofrednerei, die nicht nur damals galten; denn wie lange hatte ein Theil der „sogenannt-heiligen Beredsamkeit, die unter Ludwig XIV galt, dies tönende Erz, diese wohlklingende Schelle, noch nachgeklingelt?“ — H. dachte hier vermuthlich an Flechier und seine Nacheiferer, scheint sich aber in diesem Augenblick weder Bourdaloues noch Massillons erinnert zu haben, welchen Er sonst gewiß (wenn ich nicht sehr irre) eine Ausnahme und vielleicht ein eignes Blatt in der Adraſtea zugestanden hätte.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts standen Frankreich und England, in Hinsicht auf Kultur, Polizei- und Kriegskunst, spekulative Wissenschaften, Literatur, Künste, Manufakturen, Land- und Seehandel u. s. w. und durch den überwiegenden Einfluß, den ihnen dies alles in die europäische Staaten Republik verschaffte, unstreitig an der Spitze der Völker des kultivirtesten Theils der Erde. Ihre Ge-

schichte giebt daher die hellesten Punkte an dem grossen Weltgemählde dieses Zeitabschnittes, und die grossen und ausgezeichneten Männer aller Arten, welchen jene beide Völkerschaften diesen Vorzug zu danken hatten, ragen um so mehr hervor, je ausgebreiteter ihr Einfluß war, je mehr oder minder sie den übrigen, theils immer tiefer sinkenden, theils langsam emporstrebenden, theils aus alter Barbarei sich erst herausarbeitenden Völkern, zur Stütze, zur Aufmunterung, und zu Modellen dienten, welche, nach Vermögen, bald besser bald schlechter nachgeahmt, und zum Theil lächerlich genug nachgeäfft wurden.

Natürlicher Weise beschäftigten sich also, der Idee und Absicht des V. gemäß, die ersten Stücke der Adrastea hauptsächlich mit Begebenheiten und Karakterzeichnungen aus der letzten Periode des berühmten Siecle de Louis XIV *) und aus der Regierungszeit Königs Wilhelm III und seiner Thronfolgerin Anna Stuart.

Wo alles zu loben ist, alles selbst gelesen zu werden verdient, und, zehnmal gelesen, nur desto mehr gefallen und einleuchten muß; wo uns auf jedem Blat-

*) Dessen Geschichtschreiber Voltaire im Vorbeigehn (I. S. 22 und 25.) mit eben so viel Billigkeit als Scharfsinn karakterisirt wird.

ſt Zeichnungen in die Augen fallen, die mit etlichen kräftigen Strichen ein vollendetes und lebenathmendes Gemählde darſtellen, — Bemerkungen und Gedanken, die das Reſultat tiefer Blicke in die allgemeine und menſchliche Natur, oder heller in Einen Blick konzentrierter Ueberſicht eines großen Ganzen ſind, — wo nichts unbedeutend iſt, Alles nach einem großen, edeln Ziel hinſtrebt, alles in einander greift und durch feſte Grund-Ideen Beſtandheit und Gediegenheit erhält, kurz, wo alles Licht und Wärme, Geiſt und Leben iſt, — da würde man durch Auszüge oder Auszeichnung einzelner Theile immer Gefahr laufen, gegen das Uebrige ungerecht zu ſeyn oder wenigſtens zu ſcheinen.

Indeſſen möge mir doch erlaubt ſeyn, aus dem erſten Bande einige Numern anzuzeigen, welche wegen ihres reichhaltigen Inhalts, oder wegen Berichtigung ſchiefer Urtheile über vortreffliche Männer jener Zeit, die dem Publikum unvermerkt aufgeſchwatzt und zu einer Art von Sagen geworden ſind, oder, irgend eines andern Grundes wegen, für mich wenigſtens ein beſonderes Intereſſe haben, und die ich auch andern zu vorzüglicher Aufmerkſamkeit empfehlen möchte. Dieſe ſind, im 1. Stück, die Abſchnitte: Akademieen und ſchöne Künſte unter Ludwig XIV. — Franzöſiſche Flüchtlinge (die ſogenannten Refugiés nach Aufhebung des

Edikts von Nantes) — Bayle — Französischer Klerus — und unter den Beilagen (deren zwar keine ohne ihr eigenes Interesse ist) vorzüglich die Erörterung der Fragen: Giebt es feste Formen des Schönen? — Wodurch verbreitet sich eine Sprache mit bleibender Wirkung *)? — Was ist Klerus? — und die Betrachtung über Zweifelsucht und Disputirränke S. 109 f. — Im zweiten Stück, die Abschnitte: Englische Kir-

*) Auf wenigen Seiten wie viel heller und tiefer Sinn! Resultate des schärfsten Denkens, der ausgebreitetsten Belesenheit und vieljähriger filosofischer Sprachforschungen! Besonders finde ich auf S. 99 §. 7 und 8 die Frage: „was durch Verbannung aller fremden Wörter gewonnen werde?“ meiner Ueberzeugung nach, entscheidend beantwortet. — „Der „sklavischen Nachahmungssucht im Gebrauch fremder Sprachen arbeitet man nicht dadurch am kräftigsten entgegen, daß man einzelne Worte verbannet, sondern daß man den Geist seiner Nation in sich kräftig macht zu sprechen und zu denken, sie also zu sich selbst erhebt. Denn „zu jeder Rede gehören zwei, der Redende, und „der, mit dem ich rede. Verbindet dieser mit meinem Wort nicht ganz und im genauesten „Umriß meinen Begriff, warum sollte ich, um „ein schiefes Mißverständniß zu vermeiden, nicht „lieber das fremde Wort nützen, mit dem er meinen Gedanken denkt? Zwinge ich ihn aber in meiner Sprache mit mir zu denken, so daß ihm „diese nicht nur verständlich, sondern auch lieb wird; „gern wird er der fremden entbehren u. s. f.“

he — John Locke und die Freidenker — Glänzendes Quindecennium der Königin Anna nebst der Gegenseite — Shaftesbury (der Verfasser der Characteristicks) — Jonathan Swifts und unter den Beilagen: Was ist Kirche und Haupt der Kirche? — ferner, die Betrachtung über romantische Karakter S. 289 f. — und Strafende Genien S. 329 f. und das schöne Gegenstück zu Swifts humoristischen Versen über seinen Tod, welche sich S. 307 — 323 meisterhaft übersetzt befinden. — Vor allem aber kann ich mir's nicht versagen, Adrasteen meinen wärmsten Dank öffentlich darzubringen für die herrliche Karakteristik des liebenswürdigsten aller neuern Schriftsteller, der seine Bildung mehr als irgend ein Anderer, den ich kenne, dem frühen Studium der Griechen, besonders der Sokratischen Schule zu danken hatte, und aus dessen Werken überall ihr dem seinigen kongenialischer Geist, ihre reine Humanität und alle ihre Grazien athmen, — des Grafen Anton von Shaftesbury, welchem ich selbst einen so grossen Theil meiner eigenen Bildung in meinen frühern Jahren schuldig bin und der stärker auf mich gewirkt hat als ich ohne Beschämung sagen kann, da ich demungeachtet so weit hinter ihm zurückgeblieben bin. Dank, herzlicher Dank sey Adrasteen für die Gerechtigkeit, welche sie diesem Edeln und Einzigen widerfahren liess, in welchem Platons hoher Idealism mit

Xenofons Sokratischer Kalokagathie und Sophrosyne und Horazens weisem Frohsinn und lieblich um die praecordia der Leier spielendem geistvollen Scherz so schön vereiniget war! Dank für die vortreffliche Apologie dieses (zu ihrer Schmach) von so vielen Britten noch immer verkannten, so oft schief und hämisch beurtheilten Wiederherstellers der reinen Sokratischen Lehre gegen seine eignen Landesleute und ihre Nachlaller unter den unsrigen! Dank endlich für die zartschonende Billigkeit, womit sie die wenigen Blößen bedeckt, wodurch Er selbst, nach der höchsten Strenge beurtheilt, zu den Mißverständnissen seiner Tadler und Verleumder Gelegenheit gegeben haben mag!

Der zweite Band des ersten Jahrgangs, oder das 3te und 4te Stück der Adrastea, beschäftigt sich hauptsächlich mit den Früchten der sogenannte goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts und enthält theils Uebersichten und Beurtheilungen dessen, was die ausgezeichnetsten Männer von Geist und Talenten unter Ludwig XIV und Königin Anna (denen das Zeitalter dieser Monarchen den Ehrennahmen des Goldnen eigentlich zu danken hat) in den verschiedenen Zweigen der Literatur und der Menschenkunst geleistet haben, und was durch ihre Schriften und Werke für den Endpunkt aller mensch-

ſichen Kräfte, Strebungen und Schöpfungen, — für Veredlung des Menſchengeſchlechts und Beſſerung ſeines Zuſtandes gewonnen worden; theils Betrachtungen, Unterſuchungen, Vorſchläge, Winke und Elemente, welche aus Vergleichung deſſen, was von den Meiſtern der vielbeſprochnen vier goldnen Jahrhunderte geleiſtet worden, mit einander und mit dem was geleiſtet werden kann und ſoll, hervorgehen, und wovon eines der wichtigſten Reſultate iſt, daß wir uns dadurch überzeugen können, wie hoch das Ideal, zu welchem die Muſenkünſte aufſtreben, noch über uns ſtehe, wie weit wir in manchen Stücken, ſelbſt hinter denen, die mehr als zweitauſend Jahre vor uns waren, noch zurück ſind, wie manches aber auch anders und beſſer zu machen wäre, als ſie es machen konnten und wollten. Ich müßte mich ſehr irren, oder dieſe Ueberzeugung iſt unumgänglich nöthig, damit die Söhne des neu angefangnen Jahrhunderts den Weg nicht verfehlen, Fortſchritte zu machen, ſtatt immer weiter rückwärts zu glitſchen; welches letztere die natürliche Folge davon wäre, wenn man eine allzuhohe Meinung von den Vorzügen und Werken des verfloßnen Jahrhunderts hegte, und dieſe für unverbeſſerliche Modelle und das non plus ultra des Genius und der Kunſt halten wollte; da doch der größte Nutzen, den ſie der Folgezeit gewähren können, nur darin beſtehe, wenn ſie die fähigſten Köpfe derſelben zu edlem Wetteifer

reihen, und durch das Studium ihrer Verdienste ſowohl als ihrer Mängel und Irrungen geſchickter machen, ihre Vorgänger zu übertreffen.

Dieſe beiden Stücke (III. und IV.) ſind ſo gedrängt voll anziehender, wichtiger und durch das Licht, das ſie auf einander werfen, in ein Ganzes verbundener Aufſätze, und enthalten ſo vieles, worauf ich unbefangene, Wahrheit ſuchende Leſer beſonders aufmerkſam machen möchte, daß ich mir — da Raum und Zeit mich abzubrechen nöthigen — vorbehalte, in einem der nächſten Stücke dieſer Zeitſchrift, den hier abgerißnen Faden wieder aufzunehmen.

B.

VI.

Antiquariſche Aehrenleſe.

1.

Sitte des Händefaltens.

Kopenhagen, Januar 1802.

Sie haben mir einen Aufſchluß über das Händefalten gegeben *), dem ich ſeitdem nachgegangen bin; weil

*) In der Iliade (Weimar 1799.) S. 50 f.

4) Warum nun ursprünglich das Händefalten ein Zeichen der Trauer geworden ist, läßt sich aus der Natur des Schmerzes erklären. Jeder heftige Schmerz hat etwas Konvulsivisches; der Mensch aber, der in konvulsivische Bewegungen geräth, sucht immer etwas anzufassen, um daran seine Kraft zu äußern. Der natürliche Ausdruck des Schmerzes ist also, daß die Hände sich einander greifen, und so drücken, daß sie sich in allen möglichen Punkten berühren, was durch das Händefalten geschieht.

5) Den Christen mußte das Händefalten lange unbekannt bleiben, theils weil ihnen die ausgebreiteten Hände ein willkommnes Zeichen des Kreuzes darboten, theils weil ihnen solche Aeußerungen des tiefsten Schmerzes, wie auch das Haarabraufen und Kleiderzerreißen als heidnisch verboten waren *). Wie nachher das Ausbreiten der Hände im Gebet allmählig abkam, war es eine leichte und natürliche Bewegung, die zusammengefügten Hände auch zu falten, wozu denn auch die Spuren der alten Vorstellungsart vom Falten der Hände als einem Zeichen der Trauer

*) Man findet etliche Christen mit zusammengefügten Händen abgebildet in Arenghi Roma sotterranea lib. 2. cap. 3. und lib. 3. cap. 13. p. 183. lib 3. cap. 61. pag 501. Ein einziger im Gefolge des Pluto wurde mit zusammengefalteten Händen abgebildet ibid. lib. 3. cap. 4. p. 155.

Schein der Wahrheit gegen ihn aufbringen könnten; so hatte er gut auf eine so feyerliche Untersuchung zu dringen. Aber dazu konnten es die Cleonissen und die Philiste, und der Tyrann selbst, der bey allem diesem sehr verlegen war, nicht kommen lassen; und da die Tarentiner ihnen keine Zeit lassen wollten, die Sache in die Länge zu ziehen; so sahe Dionys sich endlich genöthiget, öffentlich zu erklären; Daß eine starke Vermuthung als ob Agathon sich in eine Conspiration gegen ihn habe verwickeln lassen, die einzige Ursache seines Verhafts gewesen sey; und daß er keinen Augenblick anstehen wolle, ihm seine Freyheit wiederzugeben, sobald er sich, unter Verbürgung der Tarentiner, durch ein feyrliches Versprechen, auf keinerley Weise künftighin gegen Dionysen etwas zu unternehmen, sich von diesem Verdacht am besten gereiniget haben werde. Die Bereitwilligkeit, womit die Gesandten von Tarent sich diesen Antrag gefallen liessen, bewieß, daß es dem Archytes allein um die Befreyung Agathons zu thun war; und wir werden vielleicht in der Folge den Grund entdecken, warum dieses Haupt einer in diese Sache nicht unmittelbar verwickelten Republick, sich dieses Punets mit so ausserordentlichem Eifer annahm. Aber Agathon, der seine Freyheit keinem unedeln Schritt zu danken haben wollte, konnte lange nicht überredet werden, eine Erklärung von sich zu geben, welche als eine Art von Geständnis angesehen werden konnte, daß er die Partey, die er genommen hatte, verläugne. Doch diese in Ansehung seiner Umstände, in der That allzuspitzfündige

und Herabwürdigung mit gewirkt, und die witzelnde Deutung des Pabſts Nikolaus veranlaßt haben mag, die ſo ganz dem finſtern Geſchmack des Zeitalters würdig iſt.

D. P. E. Müller.

Nachſchrift.

Ich danke dem achtungswürdigen Verfaſſer, der auch dem teutſchen Publikum durch ſeine zwei Kommentazionen de genio et moribus ſaeculi Theodoſiani (Coppenhagen 1797. Göttingen 1798) bekannt iſt, für ſeine feinen Bemerkungen und Zurechtweiſungen über eine Geberde, die auf alten Kunſtwerken, wie ich bei ſpätern Unterſuchungen zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, zur Bezeichnung der entgegengeſetzteſten Gemüthsſtimmung, des Entzückens ſo wie der Trauer angewendet wird. S. Winkelmann zu den Monumenti antichi ined. p. 202. Als Zeichen des Entzückens kommt es in dieſen Monumenten bei der Electra vor No. 151. Als Zeichen ruhiger Betrachtung auf dem Vorbilde, welches Millin (Magazin Encyclopédique VI Année tt. 15) neuerlich ſo befriedigend erklärt hat.

B.

2.

Das Schwert der tragiſchen Muſe.

Unſre modernen Theatervorhänge ſorgen unabläſſig davor *), daß wir die Bilder der komiſchen und tra-

*) Für ſehr viele Menſchen iſt der Theatervorhang das einzige Gemälde auf Leinwand, was ſie, oft wider ihren Willen, etwas länger betrachten müſſen. Es iſt alſo für die Bildung des Geſchmacks im Allgemeinen nichts weniger als gleichgültig, was auf dieſem Vorhang vorgeſtellt ſey. Und doch zeigt ſich hier oft der Ungeſchmack in ſeiner vollen Pfauenparade. Welche Ungeheuer von Allegorieen und Panoramen haben nicht nahmhafte Künſtler da angepinſelt! Die Alten, bei welchem der Vorhang, der jetzt verhüllen ſollte, nicht abwärts, ſondern aufwärts ſtieg, ließen hierbei von dem aus, was ſie oft von Sklaven thun ſahen, die Teppiche aufſpannten und hielten (z. B. Winkelmann Monum. ant. n. 90) und gaben nun dem Teppiche auf beiden Seiten eine Figur, ſo daß die da eingewebten koloſſalen Sklavenfiguren (Virgil Georg. III, 25) den Teppich, wenn er aufgezogen wurde, ſelbſt zu heben ſchienen. Selbſt das Aufſteigen der Figuren war täuſchend, wie jedermann aus dem bekannten Gleichniſſe in Ovids Verwandlungen weiß. Da bei unſern bedeckten Theatern die Vorhänge von oben herunter fallen müſſen, ſo können nur herabfliegende Figuren mit Schicklichkeit da angebracht werden. Standbilder alſo, wie Melpomene und Thalia, oder gar Tempel und Landſchaften, ſind im Grunde wahrer Unſinn. Auch unterſchieben die Alten die tragiſchen

gischen Muse immer vor Augen behalten, und mit ihren herkömmlichen Abzeichen und Attributen von früh auf studieren können. Melpomenens geläufigstes Merkmal ist der Dolch, und wer die Requisitenkammern unserer Bühnen kennt, weiß, wie viel auf einen guten Vorrath solcher unschuldigen Theaterdolche dort gehalten wird. Man würde indeß sehr irren, wenn man in diesem Spielwerke des modernen, nur allzuoft auf sehr faßlichen Motiven beruhenden Mord- oder Trauerspiels den Ursprung dieses tragischen Attributs suchen wollte. Die Bezeichnung ist alt, aber, wie mich dünkt, nur erst aus den Zeiten der Römer. Die frühern Griechen wußten überhaupt noch nichts von einer tragischen Melpomene. Erst unter den Ptolomäern im Museum zu Alexandrien bekam jede Muse ihr eigenes Departement *). Aber auch da, als ihr das Trauerspiel zugetheilt wurde, erhielt Melpomene noch

Vorhänge (aulaea) von denen, die bei Lustspielen aufgezogen wurden (siparia), sehr genau. Die letztern hatten Caricaturmasken. Bei uns ist da alles nur aus einem Topfe.

*) Wo Heyne Opusc. II, 306 ff. den Faden abriß, ist er noch nicht wieder angeknüpft worden. Woher kommt die Rangordnung, nach welcher schon sehr früh Herodots Bücher benennt worden sind? Von wem und wo wurde jeder Muse ihr bestimmtes Geschäft angewiesen? Darüber giebt noch keine Mythologie den erwünschten Aufschluß.

keinen Mordſtahl zur bezeichnenden Ausſchmückung *). Die Kindermörderin Medea war es, die im Bildwerke jenes berühmte Schwert, von welchem ſie im Trauerſpiele des Euripides (V. 1246.) ausruft:

auf, meine Jammer-Hand, ergreif das Schwert,
ergreif es! dort am Ziele winkt der Tod!

gegen die unſchuldigen Kleinen ſchwingend vorgeſtellt wurde. Euripides machte nicht leicht mit einem andern Trauerſpiel ſo viel Glück, als mit ſeiner Medea **). Bild-

*) Ueberhaupt gebt alle Bezeichnung der Muſen urſprünglich nur von den drei Inſtrumenten, von der zwiefachen Gattung der Lyra und der Doppelflöte, aus. So bildeten die drei Hauptmuſen einſt Ariſtocles und Canachus. Man ſehe das merkwürdige Epigramm des Antipäter Analect. II, 15. XXXV. und Heyne in den Commentatt. Soc. Gott. T. IX. p. 109. Tragödie und Komödie ſind, wie in der Apotheoſe Homers, eigene Perſonifikationen; und als Melpomene mit der erſtern zuſammenſtoß, erhielt ſie, was jene hatte, das Scepter in die Hand, wie ſie beim Ovid erſcheint Am. III, 1. 13; anderſen Stelle tritt ſpäter die Keule, die eigentlich das Scepter nur beſtimmter karakteriſirt. S. Carcani zu den Pitture d'Ercolano T. II. tav. 4. p. 23. An das Schwert iſt noch nicht zu denken.

**) Wir haben nur die zweite Ausgabe, die der Dichter ſelbſt nach vielen Jahren veranſtaltete. Später überarbeitete Neoſtrön das Stück noch einmal.

hauer, Mahler und Steinschneider beeiferten sich um die Wette, die mordlustige Medea in dem Moment, wo die mütterliche Zärtlichkeit ihr noch einmal das schon gezückte Schwert aus der Hand zu winden sucht, mit dem reinsten Kunstensemiemus mildernd auszusprechen *). Die Vorstellung wurde in tausend Kopieen vervielfältigt, und wo man eine leidenschaftlich aufgeregte Frau mit dem Schwert in der Hand erblickte, wußte man sogleich, daß dieß die tragische Attitüde der Medea sey **). Was Wunder also, daß, da man einmal eine tragische Muse aufzuputzen hatte, man der Herkuleskeule, in deren rechtmäßigen Besitz sie sich nun auch schon befand, jetzt auch noch das Schwert der Medea zugesellte ***). Aber wer machte

*) Lange vor dem berufenen Bilde des Timomachus (S. Lessings Laokoon S. 45. Th IX. und Herders Briefe zur Beförderung der Humanität VI. 214.) war eine berühmte Statue der Medea mit dem Schwert in Griechenland vorhanden, die der Sofist Callistratus XIII. p 905 Olear. mit seinen Redeblumen bestreut hat. Geschnittene Steine, die man sonst fälschlich für Furien hielt, haben uns das Bild jener Medea im Marmor treu erhalten. S. Furienmaske S. 67 f.

**) Sie hat das Schwert, heißt es von einem Wandgemälde der Medea beim Lukian de Domo c. 31. T. III. p. 207.

***) Die frühesten Vorstellungen finden sich auf geschnit-

zuerſt dieſe Neuerung? Der Grieche wohl auch, aber auf Befehl des Römers. Ihm waren die Metzeleien der Gladiatoren, die dem humanen Griechen lange noch ein Abſcheu blieben, der erquickendſte Zeitvertreib. Eine Barbarin, Ausländerin, war Medea. Barbaren, Ausländer im Sinne der Griechen, waren es, die ſich nicht entblödeten, der keuſchen Muſe ein ſolches Symbol aufzudringen. Wäre dieſe Bemerkung gegründet: ſo würde ſie für die Zeitbeſtimmung mehrerer Antiken, wo Melpomene auch ohne Reſtauration *) mit dem Schwert erſcheint, von einiger Wichtigkeit ſeyn. Die Familienmünzen des Pomponiſchen Geſchlechts kennen noch nicht einmal dies Abzeichen der tragiſchen Muſe **). Man hat in den herkulanenſiſchen Steinen (S. Winkelmann Monum. Inediti n. 45 und eine Menge Kopieen und Nachahmungen in Taſſie's Catalogue n. 3513-3525.)

*) Denn blos durch neuere Reſtauration ſind die nun zu Paris befindlichen vatikaniſchen Melpomenen (Muſ. Pio Clement. T. I. t. XX.), die jetzt in Schweden befindliche Kopie bei Guattani Monum. ined. per l'anno 1784. p. 81. und mehrere von Visconti S. 40. angeführte, ſo mit dem Schwert bewaffnet. Selbſt Form und Benennung dieſes Schwerts, parazonium, deutet auf römiſches Koſtum. S. Buonarotti ſopra alcun. medagl. p. 156.

**) Die Muſe mit der Keule und der Maske in Morelli's Theſaurus tab. II. n. 3. 4., die Weger und

niſchen Wandgemälden eine trauernde Figur mit dem Schwert eine Dido genannt, was doch gewiß eine Melpomene mit dem Schwert ſeyn ſollte *). Es iſt aber auch von Seiten der Kunſt eine gar klägliche Figur, bei der man ſich doch ja des Urtheils eines groſſen Kenners über die niedrige Geringheit dieſer Wandbemahlungen erinnern möchte **). Und wie, wenn

Vaillant n. 10. für die Euterpe halten, iſt, wie nach Viſconti zum Pio-Clement T. I p. 54 auch Eckhel Doctrin. Num. Vet. T. V. p. 285 muthmaßet, Melpomene oder die tragiſche Muſe. An Dolch oder Schwert iſt auch hier noch nicht gedacht.

*) Pitture d'Ercolano T. I. tav. XIII. Schon Fea in ſeiner Ausgabe des Winkelmann T. I. p. 408. not. B. hat dieſen Irrthum berichtigt.

**) Mengs in ſeinen trefflichen Briefen über Anfang und Fortgang der zeichnenden Künſte Opere T. II. p. 105. ed. Azara macht die ſeine Bemerkung, daß bei dem zügelloſen Luxus der Römer, die ihre Zimmerwände nur mit Marmor-Kruſten und Bronze aufſchmückten, das Anmahlen der Wände nur noch in den Häuſern der Armen oder in Gebäuden ſtatt fand, worauf man keinen groſſen Werth legte. Die aufgegrabenen Herkulaniſchen Gemälde können mit geringer Ausnahme nur in dieſe Klaſſe gebracht werden. Sie haben als Ideenmagazine früherer groſſer Meiſter ihren unbeſtrittenen Werth. Man ſetzt aber gewöhnlich noch jetzt ihren Werth viel zu hoch an. Vgl. Voyage en Italie par Barthelemy (Paris 1801) S. 271 ff.

der scharfsinnige Du Theil Recht hätte *)? Diese Melpomene wenigstens paßt recht gut in das Zeitalter, wo er die verschüttende Eruption annimmt, würde aber auch damals noch, wo es eine höhere Bestimmung geholten hätte, von Künstlern, die noch ein Hauch besserer Zeiten anwehete, ganz anders ausgeführt worden seyn.

B.

*) Mit Recht finden Du Theils Behauptungen, wovon in der öffentlichen Sitzung des National-Instituts vom 15ten Vendemiaire Jahr X. durch den Sekretair dieser Klasse, Villars, Anzeige gemacht wurde, immer mehr Beifall. Nach seiner scharfsinnigen und aus den noch vorhandenen Anzeigen sehr glücklich kombinirten Muthmaßung beginnt erst der Ausbruch von 471 nach Ch. G. Herkulanum und Pompeji unter dem Aschenberge, woraus sie seit 60 Jahren hervorgegangen sind. Natürlich würde dieß auch in die Ahnenprobe der dort ausgegrabenen Alterthümer einen häßlichen Strich machen.

VI.

Auszüge aus Briefen.

1.

Rom, den 2ten May 1802.

Wider meine Absicht bin ich jetzt in Rom. Die Leutchen in Ankona legten es mir so nahe ans Gewissen, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, von dort aus an dem Adria hinunter durch Abruzzo zu gehen. Ihre Beschreibungen waren fürchterlich, und in dem Wirthshause betete man schon im voraus bei meiner Hartnäckigkeit für meine arme erschlagene Seele. Vous avés bien l'air d'être un peu françois; et tout françois est perdu sans ressource en Abruzzo; ce sont des sauvages sans entrailles, sagte man mir. Das klang nun freilich nicht erbaulich; denn ich denke noch manches ehrliche Kartoffelgerichte in meinem Vaterlande zu essen. On vous prendra pour françois et on vous coupera la gorge! Fort bien, dis je, ou plutôt bien fort. Was war zu thun? Ich machte der traurigen Dame zu Loretto meinen Besuch, ließ meinen Knotenstock von dem Sakristan zur Weihung durch das Allerheiligste tragen, und wandelte durch die Apenninen getrost der Tiber

zu. Freilich gab es auch hier keinen Mangel an Mordgeschichten, und in einigen Schluchten der Berge waren Menschenknochen der Hingerichteten an den Ulmen zum Denkmal aufgehängt; aber ich habe die Gabe, zuweilen etwas dümmer und ärmer zu scheinen, als ich doch wirklich bin, und so bin ich denn glücklich auf dem Kapitole angelangt. Von Rom nichts, weil ich noch nichts davon weiß. Uhden ist ein gar herrlicher Mann, und morgen werde ich Canova sehen. Ich weiß daß auch Sie den Mann ehren, und Sie haben Recht. Dergleichen Leute macht die Natur nicht alle Tage.

Vorgestern war ich auf meinem Wege hierher in Terni. Nachdem ich meinen Reisesack in dem Wirthshause niedergelegt hatte, trollte ich, ob ich gleich den Tag schon von Spoleto gekommen war, nach dem Sonnentempel, nemlich der jetzigen Dimissionskirche des heiligen Erlösers. Sie war verschlossen; ich ließ mich aber nicht abweisen und gieng zum Sakristan, der — keine Notiz von mir nahm, bei seiner Schüssel und seinem Buche unbeweglich sitzen blieb und mich durch eine alte Sara in die Kirche weisen ließ. Der Mann hatte in seinem Sinne Recht; denn er dachte ohne Zweifel: Der da kommt weder mir noch meiner Kirche zu Ehren, sondern nur der heidnischen Sonne sein Kompliment zu machen. Richtig! Die Leute haben bekanntlich das Tempelchen

ſündige Delicateſſe mußte endlich der gründlichern Betrachtung weichen, daß er durch Ausſchlagung eines ſo billig ſcheinenden Verglichs ſich ſelbſt in Gefahr ſetzen würde, ohne daß ſeiner Parthey einiger Vortheil dadurch zugienge; indem Dionys viel eher einwilligen würde, ihn in der Stille aus dem Wege räumen zu laſſen, als zu zugeben, daß er mit ſoviel neuen Reitzungen zur Rache die Freyheit bekommen ſollte, der Faction des Dions wieder neues Leben einzuhauchen, und ſich mit dieſem Prinzen zu ſeinem Untergang zu vereinigen. Die reitzenden Schilderungen, ſo ihm die Tarentiner von dem glücklichen Leben machten, welches in dem ruhigen Schooſſe ihres Vatterlandes, und in der Geſellſchaft ſeiner Freunde auf ihn warte, vollendeten die Würkung welche natürlicher Weiſe der gewaltſame Zuſtand von Unruhe, Sorgen und heftigen Leidenſchaften, worinnen er einige Zeit her gelebt hatte, auf ein Gemüthe wie das ſeinige machen mußte; und gaben ihm zu gleicher Zeit den ganzen Abſcheu vor dem geſchäftigen Leben, welchen er nach ſeiner Verbannung von Athen dagegen gefaßt, und den ganzen Hang, welchen er zu Delphi für das Contemplative gehabt hatte, wieder. Er bequemte ſich alſo endlich, einen Schritt zu thun, der ihm von den Freunden Dions für eine feigherzige Verlaſſung der guten Sache ausgelegt wurde; in der That aber das einzige war, was ihm in den Umſtänden, worinn er ſich befand, vernünftiger Weiſe zu thun übrig blieb. Wie viel dunkle Stunden würde er ſich ſelbſt, und wie viele Sorgen und Mühe ſeinen Freunden erſpart haben,

wie wahre Obskuranten behandelt, das heißt, sie haben dafür gesorgt, daß in den Sonnentempel keine Sonne mehr scheinen kann. Alle Eingänge sind vermauert und zu Nischen gemacht, in deren jeder ein Heiliger für Italien schlecht genug gepinselt ist; und über dem Altar steht ein Sankt Salvator, der auch seinen Verfertiger nicht aus dem Fegefeuer erlösen wird. Nun stieg ich noch eine Meile lang den hohen Steinweg zu dem Fall des Velino hinauf. Das war denn Belohnung. Der Tag war herrlich; kein Wölkchen, und es wehte ein lauer, lauer Wind, der nur in der Gegend des Sturzes etwas kühl ward. Die Sonne stand schon etwas tief, und bildete in der furchtbaren Schlucht der Nera hoch in der Atmosfäre einen ganzen herrlichen hellen und einen dunklern Bogen in dem Staube des Falles. Ich saß gegenüber auf dem Felsen und vergaß einige Minuten alles, was die Welt sonst Großes und Schönes haben mag. Etwas Größeres und Schöneres von Menschenhänden hat sie schwerlich aufzuweisen. Folgendes war halb Gedanke, halb Gefühl, als ich wieder bei mir selbst war.

Hier hat vielleicht der große Mann gesessen
Und dem Entwurfe nachgedacht,
Der seinen Nahmen ewig macht,
Hat hier das Riesenwerk gemessen,
Das größte, welches je des Menschen Geist vollbracht.

Es war ein göttlicher Gedanke,
Und staunend steht die kleine Nachwelt da
An ihres Wirkens enger Schranke,
Und glaubet kaum daß es geschah.
Wie schwebte mit dem Regenbogen,
Als durch die tiefe Marmorkluft
Hinab die ersten Donnerwogen
Wildschäumend in den Abgrund flogen,
Des Mannes Seele durch die Luft!
So eine seelige Minute
Wiegt einen ganzen Lebenslauf
Alltäglichen Genusses auf;
Sie knüpft das Große an das Gute,
Es schlachte nun der zürnende Petide
Die Opfer um des Freundes Grab;
Es zehre sich der Filippide,
Sein Afterbild, vor Scheelsucht ab;
Es weine Cäsar, stolz und eitel,
Um einen Lorbeerkranz um seinen kahlen Scheitel;
Es mache sich Oktavian,
Das Muster schleichender Tyrannen,
Die je für Sklaverei auf schöne Nahmen sannen,
Mit Schlangenwitz den Erdball unterthan:
Die Motten zehren an dem Ruhe,
Den ihre Ohnmacht sich erwarb,
Und jedes Säkulum verdarb
An ihrem Tempel eine Stufe.
Hier steigt die Sterne im Streit der Elemente,

Und segnend färbt der Sonnenstrahl
Des Mannes Monument im Thal,
Wo sanft der Oehlbaum nickt, und hoch am Firmamente.
Das Feuer glüht mir durch das Rückenmark,
Und links schlägts ohne Neid hoch in der Seite stark:
Wer so ein Schöpfer werden könnte!

Oben am Sturz ist zwischen den Bergen, ungefähr eine Stunde im Umkreis, eine schöne Ebene, die voll ungeheurer Oehlbäume und verdorbener Weinstöcke steht. Ich wollte schon den Päpstlern über das Sakrilegium an der Natur fluchen, als ich hörte, dieses sey im letzten Kriege eine Lagerstätte der Neapolitaner gewesen. Sie schlugen hier die Franzosen durch den alten Felsenweg hinunter, und ich begreife nicht, wie sie es wagen konnten, sie weiter zu verfolgen. Sie bezahlten bekanntlich für ihre Kurzsichtigkeit sehr theuer und giengen in das Manöver. Aber es ist doch traurig für die Humanität, daß man sich — unter den Oehlbäumen schlägt. Sehen Sie, so sehr ich der Härte beschuldiget werde, ein Oehlbaum und ein Weizenfeld würde mir Heiligthum seyn, und ich könnte mich gleich zur Kartätsche gegen denjenigen stellen, der beides zerstört. Die Sonne ging unter, als ich in den schönen Olivenwald hinab kam, und kaum konnte ich unter den Weinstöcken noch einige Veilchen und Hyazinthen pflücken, die dort ohne Pfle-

ge blühen. Es war zu ſpät, noch die Ruderа des Theaters in den Gärten zu ſehen, und den andern Morgen wanderte ich nach Narni. Die Gegend von Narni aus an der Nera hinunter iſt furchtbar ſchön. Die Brücke bei Borghetto über die Tiber iſt zwar ein ſehr braves Stück Arbeit, aber als Monument für drei Päpſte immer ſehr kleinlich, wenn man ſie nur gegen die Reſte des alten Ponte rotto bei Narni über die Nera hält. Das ſind doch noch Triumfbogen, die Sinn haben, dieſe Brücke und der Trajaniſche an dem alten Molo in Ancona. Ich bekenne, daß ich für zweckloſe Pracht, auch wenn es Rieſenwerk wäre, keine ſonderliche Stimmung habe.

Eben habe ich Canova geſehen und unſern Reinhart und Fernow. Es iſt wohlthätig, wenn ſich verwandte Menſchen treffen; aber wenn ſie ſich auf klaſſiſchem Boden finden, ſo gewinnt das Gefühl eine eigene Magie ſchöner Humanität. Canova hat eine zweite Hebe für die Pariſer gearbeitet, die mir mit den Veränderungen, die er gemacht hat, und die er doch wohl für Verbeſſerungen halten muß, nicht ſo gut gefällt als die Venezianiſche. Er hat, däucht mich, dem Urtheil und dem Geſchmack der Franzoſen geſchmeichelt, denen ich in der Anlage einer Batterie eher folgen wollte, als in der Kritik über weibliche Reinheit. Es bleibt immer noch etwas aus dem alten Palais Royal zurück. Er hat auch zwei Frauen

nach dem Pauſanias gemacht, die nach langer Ermüdung einander freien Schlag geben. Der eine hat ſo eben den furchtbarſten Schlag vor die Stirne erhalten — dieſes iſt der Moment — und reißt ſodann mit Grimme ſeinem Gegner mit der Fauſt das Eingeweide aus. Sie gelten für Muſter der Anatomie und des Ausdrucks. Da ſie keine ſo nahe Beziehung auf reine ſchöne Humanität haben, konnten ſie mich nicht ſo ſehr beſchäftigen; denn Furcht und Grimm ſind Leidenſchaften, von denen ich mich gern wegwende. Die Stelle aus dem Pauſanias iſt mir nicht recht gegenwärtig. Demoxenüs heißt, glaube ich, der eine der Fechter. — In einigen Tagen werde ich durch die Pontinen nach Terracina und ſodann weiter nach Süden gehen, damit ich vor der heißen Jahrszeit, wenns glückt, wieder zurückkomme. Mißglückt es, denn man ſpricht gar wunderlich, ſo mögen mich die Barbaren auf ihrer Seele haben: ich will mich nicht durch Furcht ängſtigen, die auf alle Fälle kein guter Hausgenoſſe in der Seele iſt. Zu Ende des Jahres hoffe ich Sie per varios casus wieder zu ſehen.

Seume.

2.

Paris, den 14ten März 1802.

— Ein paar Worte über Paris ſollte ich Ihnen doch wohl ſagen. Allein was ſind ein paar Worte über einen Gegenſtand, wovon man Tage lang mit gleich warmem Feuer ſprechen kann! Wovon ſoll ich Ihnen zuerſt ſagen, von den literariſchen oder artiſtiſchen Schätzen? Was ſoll ich Ihnen am meiſten rühmen, die humane Art, mit welcher ſie dem Publikum und ganz beſonders Fremden dargebothen, oder die eifrige Weile, wie ſie benutzt werden! In dieſer Rückſicht iſt Paris unſtreitig der erſte Ort der Welt. Meine Erhohlungsſtunden theile ich zwiſchen der vortrefflichen Nazionalbibliothek und den göttlichen Muſeen, die ſich alle Tage öffnen, ſo wie man nur ſeinen Paß als Fremder vorzeigt. Nie finde ich eine einzige Bibliothek leer. Ueberall ſitzen Menſchen und exzerpiren oder ſtudieren. Wie ganz anders iſt diß in Teutſchland, wo die größten Büchersammlungen, z. B. Wolfenbüttel, nur dann und wann von einem neugierigen Reiſenden angegafft werden. So oft ich nur in die Gegend des Pantheons komme, kann ich mir das Vergnügen gar nicht verſagen, in die Bibliothek zu gehen, die einen eigenen großen geheizten Leſeſaal hat, wo ich unter 150 Menſchen auch Damen

mit der größten Stille und Emsigkeit arbeitend angetroffen habe. Verlangt man ein Buch, so hohlen es die Bibliothekare augenblicklich, und reichen es mit einer solchen Artigkeit her, wie unter hundert teutschen Buchhändlern nur einer seine Bücher verkauft. Im Museum der Antiken sowohl als auch in der Gallerie, die ungeheuer ist, lebt es stets von Männern und Frauen, die zeichnen. Drei Tage in der Dekade stehen diese Schätze auch jedermann offen, und da sehen Sie den niedrigsten Taglöhner wie den Vornehmsten da, und von der untersten Klasse die meisten. Vor sechs Tagen wurde ein ganz neuer Saal eröffnet, wo noch vortreffliche Sachen hineingekommen sind. Man ist noch ein so ungeheurer Vorrath von Gemälden, die eins nach dem andern aufgestellt werden müssen, vorhanden, daß man kaum Platz im Louvre hat. Da Sie die Katalogen vielleicht interessiren, so werde ich dem Libraire imprimeur Cramer, der zur Messe reist, ein Kouvert mit Katalogen von den Antiken und von den bis jetzt aufgestellten Gemälden mitgeben. Die Verklärung ist noch nicht aufgestellt, allein man kann sie sehen. —— Die Venezianischen Pferde sind auf die Pfosten der beiden Seiten-Thüren in dem eisernen Geländer, das der erste Konsul um die Thuillerien hat machen lassen, gestellt; allein sie sind offenbar zu klein für die Piedestals. Sie nehmen sich da gerade

de so aus, wie die Statue vor dem Leipziger Pesters. Thore. Indeß die Franzosen finden es schamant.

3.

Regensburg, den 30 März 1802.

Unser Casino, unter dem Nahmen der Harmonie, erhält sich trotz allen bösen Vorherverkündigungen wenigstens als Leseinstitut gewiß. Schon hat man in München eins nach diesem Muster zu errichten beschlossen, und in Frankfurt auch manches davon benuzt. — Wenn auch nicht das beabsichtigte Gute ganz erreicht wird, so bleibt doch ein Theil, besonders der Nutzen des durch Errichtung des Lesekabinets erzeugten Umlaufs einer Masse von Kenntnissen, die sich vorher nur in einzelnen Köpfen konzentrirten. Kurz — wir werden hier den Ruhm behalten, in hiesiger Gegend die erste Impulsion gegeben und unsern Nachahmern den wahren Sinn und Geschmack an einer Sache überlassen zu haben, bei der wir uns vielleicht zu sehr an der Schale begnü-

gen. —— Sie haben doch wohl in den Zeitungen von der satyrisch seyn sollenden Schlittenfahrt der hiesigen Exjesuiten-Schüler gehört? Hier ist sie. Sie beweist, auf welcher Stufe noch ein großer Theil des Publikums steht, denn sie ist von allen katholisch geistlichen Behörden approbirt. Wegen des §. 39 und 43 fand der Reichsdirektorialis von Steigentesch das Ganze anstößig *), und verlangte eine Abänderung vom Domdechant, Grafen Thurn. Da er aber dieses am Tage der Schlittenfahrt selbst, eine Stunde vor deren Anfang, verlangte, so erhielt er zur Antwort, daß es zu spät, auch nicht vom Ressort des Domdechanten sey, indem es die Censur des Konsistoriums passirt habe. Darüber beschwerte sich nun Steigentesch beim Rathe; man nahm aber keine Notiz davon. —— Ein Berliner Kabinetsreskript versichert uns, daß der Erzherzog Karl an den König von Schweden geschrieben und gewünscht habe, daß das zur Statue bestimmte Geld zu einem Institut für teutsche Krieger verwendet

*) Die 39 Gruppe gab einen Kourier mit einem Entschädigungsplan zum Besten, und No. 43 hatte einen Kannengießer zum Vorreiter, und im Schlitten saß ein Perruquenmacher und Pfannenflicker, die den Lüneviller Frieden glossirten, Entschädigungen ausmittelten u. s. w. Alles, heißt es im gedruckten Plan, nach dem Neuwieder.

werden möchte. Der schwedische Gesandte hat zur Zeit noch nichts von seinem Hofe darüber, glaubt aber, dieser werde sich durch die Bescheidenheit des Erzherzogs nicht irre machen lassen. Indessen hat der Kaiser auf die desfallsige Anzeige an ihn noch nichts geantwortet, und so lange bleibt auch diese Sache liegen *).

*) Man vergleiche die so eben erschienene Schrift: Gedanken über die Statue, die dem Friedensstifter Karl errichtet werden soll, vornemlich in artistischer Hinsicht. (Landshut, bei Weber) 1802.

B.

wenn er dem Rathe des weisen Aristippus ein paar Monate früher gefolget hätte!

Einer von den zuverlässigsten und seltensten Beweisen der Tugend eines ersten Ministers ist, wenn er ärmer oder doch wenigstens nicht reicher in seine einsame Hütte zurückkehrt, als er gewesen war, da er auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens versetzt wurde. Die Epaminondas, die Walsinghams, die More, und Tessins sind freylich zu allen Zeiten selten; aber wenn etwas, welches den verstocktesten Tugend-Läugner, einen Hippias selbst, zwingen muß, die Würklichkeit der Tugend zu gestehen, und auch wider seinen Willen ihre Göttlichkeit zu erkennen: So sind es die Beyspiele solcher Männer. Der Himmel verhüte, daß ich die Hippiasse jemals einer andern Widerlegung würdigen sollte! Sie mögen nach Aekerö reisen! Und wenn sie den einzigen Anblick unter dem Himmel, auf welchen (nach dem Ausdruck eines weisen Alten) die Gottheit selbst mit Vergnügen herabsieht, wenn sie den ehrwürdigen Greis gesehen haben, der daselbst, zufrieden mit der edeln beneidenswürdigen Armuth des Fabricius und Cincinnatus, doch zu tugendhaft um stolz darauf zu seyn, die einzige Belohnung eines langen, ruhmwürdigen, Gott, seinem Könige und seinem Vatterland aufgeopferten Lebens in dem stillen Bewußtseyn seiner Selbst, und (so oft er seinen Telemach erblickt) in der Hoffnung, nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben, findet — und, vergessen, vielleicht so gar verfolgt von einer undankbaren

Zeit

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

4. Stück. April 1802.

I.

Vollſtändiges Lexicon
der
Gärtnerey und Botanik
oder
alphabetiſche Beſchreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländiſchen, ökonomiſchen, offizinellen und zur Zierde dienenden Gewächſe,
von
Friedrich Gottlieb Dietrich,
Fürſtl. Sachſ. Weim. Hofgärtner ꝛc.
Mit einer Vorrede begleitet
vom
Herrn Prof. Kurt Sprengel in Halle.
Erſter Band.

gr. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen, für 3 Rthl. ſächſiſch oder 5 fl. 24 kr. Reichscourant.

Um Botanikern, Aerzten, Apothekern, Oekonomen, Forſtmännern, und überhaupt allen Natur- und Gartenfreunden dieß Werk in etwas kennen zu lehren, führen wir nur folgende zwey Stellen aus den Vorreden hier an. Herr Prof. Kurt Sprengel, dieſer competente Rich-

ter in diesem Fache, sagt darüber: „Der Wunsch des Hrn. „Dietrich, daß ich zu seinem Werke eine Vorrede liefern „möchte, zeugt von einem Vertrauen gegen mich, wodurch „ich mich desto geehrter fühle, je bekannter dem Publikum „der Verfasser, als einer der geschicktesten Gartenkünstler, „und je geschätzter seine übrigen in dies Fach einschlagende „Schriften sind. Eben aus diesem Grunde halte ich es „nicht für anständig, dem Urtheile des Publikums über „dieses Werk vorzugreifen, oder den Lobredner desselben „zu machen, ungeachtet ich dies mit voller Ueberzeugung „thun könnte, da ich aus den wenigen Bogen, die vor „mir liegen, schon vieles gelernt zu haben, versichern „kann.“ Der Herr Verfasser selbst giebt über den Zweck seines Werks in folgenden Worten Auskunft: „Miller „lieferte (durch sein Gartenlexicon) für seine Zeit ein sehr „brauchbares Werk, das eine lange Reihe von Jahren die „Bibel des Gartenfreundes war; aber die Aenderungen „in dem System der Botanik, der Zuwachs dieser Wissen„schaft selbst, neuere und einfachere Kulturmethoden, und „der Unterschied zwischen dem Klima Englands, für das „Millers Anweisungen größtentheils berechnet sind, und „dem unsrigen, ein Unterschied, der für die Garten„kultur weit bedeutender ist, als die geographische Lage „vermuthen lassen sollte, machten endlich ein ganz neues „Werk, das für Deutschlands Klima berechnet ist, noth„wendig. Meine Materialien sind, wie ein flüchtiger Blick „auf diesen Band zeigen wird, zum größern Theil aus der „Erfahrung geschöpft, was bei dem die Gärtnerey betref„fenden Theile unumgänglich nöthig war. Aber auch die „Beschreibungen der Pflanzen ꝛc. sind größtentheils nach „der Natur gemacht, oder von neuem mit der Natur ver„glichen und für meinen Zweck erweitert u. s. w.“

Wer bei den Gebrüdern Gädicke zu Weimar entweder selbst, oder durch eine Buchhandlung auf den zweiten Band, der bereits unter der Presse ist, 2 Rthl. 6 gr. sächsisch- oder 4 Fl. Reichscourant, pränumerirt, erhält den ersten Band ebenfalls für diesen niedrigern Preis.

II.

Wegweiser

für

Eltern und Jünglinge

bey der Wahl eines Erwerbzweiges

für die Letztern,

oder

die Kunst,

ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden. Ein Buch für den ehrwürdigen Mittelstand,

von

Ehregott Meyer,

herzogl. Sachsen Coburg Saalfeld. Commerzien-Rathe.

H. Weimar gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen. für 1 Rthl. 12 gr. sächsisch, oder 2 Fl. 42 kr. Reichs courant.

Unzählige Eltern kommen in große Verlegenheit, wenn sie ihren Söhnen etwas lernen lassen, oder zu einem Handwerker oder Künstler in die Lehre geben sollen. Hat der Knabe zu dieser oder jener Beschäftigung Körperstärke, Kopf und Neigung genug? werden ihm die Lehr- und Gesellenjahre nicht zu beschwerlich, das Meisterwerden seinem Vermögen angemessen seyn? wie muß er sich als Lehrling verhalten? wie lange lernen? welche Pflichten hat der Meister gegen denselben zu beobachten? Diese und mehrere Fragen müssen viele Eltern thun, weil sie nur sehr wenige Gewerbe oberflächlich kennen, wenig oder gar nicht wissen, was zu diesem oder jenem gehört, und ob damit als Gesell und Meister hier oder aller Orten ein gutes Auskommen zu erwerben sey.

Ueber alle dergleichen Gegenstände giebt nun Herr Kommerzienrath Meyer in diesem Wegweiser Belehrung, und er hofft dadurch zum Wohl manches Knaben etwas

beizutragen. Letzteren ist besonders dasjenige zu empfehlen, was über das Betragen in den Lehrjahren gesagt wird, und manches Entlaufen eines verbetschelten Knaben wird unterbleiben, wenn diese guten Rathschläge befolgt werden.

Der ganze Inhalt dieses Buchs ist folgender:

Einleitung.
I. Kapitel. Ueber allgemeine Bestimmung der Menschen.
II. Gewährt wohl irgend ein Stand, ein Beruf vor dem andern, anschließend Ehre, Verdienst und Glück?
III. Woher kommt es, daß Künstler und Handwerker von den höhern Ständen oft für so gering angesehen und geachtet werden? —
IV. Woher kommt es, daß so viele Eltern aus dem Mittelstand, ihre Kinder in einen höhern Stand zu bringen suchen?
V. Soll denn niemals ein Sohn des Mittelstandes sich höhern Stufen menschlicher Würden nähern? —
VI. Ist es denn Schande oder Nachtheil für eine Familie höhern Standes, wenn ein Jüngling aus ihrer Mitte die glänzendere Bahn verläßt, und den Weg der gemeinnützlichern Menschenklasse gehen will? —
VII. Was sollen und müssen Eltern aller Stände thun, — um ihre Kinder zu nützlichen, guten und glücklichen Menschen zu bilden?
VIII. Was haben Eltern und Vormünder aus dem Künstler- und Handwerksstande, für besondere Pflichten, bei der Erziehung und der Wahl der künftigen Lebensart ihrer Söhne, ganz vorzüglich zu beobachten nöthig? —
IX. Was sollen die Lehrer an den Bürgerschulen ihren Zöglingen, die doch größtentheils für die erwerbenden Lebensarten bestimmt sind, vorzüglich lehren und tief einprägen? —
X. Wie können und sollen auch Prediger zum Glück der Jünglinge aus dem Mittelstande mitwirken?
XI. In wie fern können und müssen gute Obrigkeiten zum Glück der Bürger und ihrer Kinder mit beitragen? —
XII. Was für ein Gewerbe soll sich der Sohn des Mittelstandes wählen, um glücklich zu seyn und zu werden? Nebst alphabetischem Verzeichniß der vornehmsten Künste und Gewerbe, die sich vorzüglich für Personen des Mittelstandes eignen.

XIII. Wie soll ein Jüngling wählen?
XIV. Für Lehrlinge.
XV. Für Gesellen.
XVI. Für Meister.
XVII. Etwas über die unleugbaren Vorzüge des guten und gesitteten Handwerkers.
XVIII. Ueber die Ehre des brauchbaren und gemeinnützigen Künstlers und Handwerksmannes
und kurzer Umriß von 95 allgemein nützlichen Künsten und Handwerkern, zur Belehrung und Auswahl, nämlich

Apotheker, Bäcker, Beilschmied, Beutler, Bierbrauer, Bildhauer, Bohrschmied (Reber), Böttcher, Bortenwirker, Buchbinder, Buchdrucker, Büchsenmacher, Bürstenmacher, Conditor, Drechsler, Färber, Feilenhauer, Fleischer, Formschneider, Friseur, Garn- und Leinweber, Gelbgießer, Gerber, Loh-, Werber, Weiß-, Glaser, Glasschneider, Gold- und Silber-Arbeiter, Grobschmied, Gürtler, Häfner oder Töpfer, Handschuhmacher, Hufschmied, Hutmacher, Kammmacher, Klempner, Korbmacher, Kürschner, Kupferdrucker, Kupferschmied, Kupferstecher, Lanamesserschmied, Lebkächler, Leinweber, Mahler, Mahler, Staffir-, Mahler, Wismuth-, Maurer, Mechanicus, Messerschmied, Metzger, Müller, Mahl-, Nadler, Nagelschmied, Orgelbauer, Orgelmacher, Pantoffelmacher, Papiermüller, Pergamentmacher, Perruquenmacher, Pfefferküchler, Pflasterer, Poßamentirer, Rademacher, Riemer, Sägeschmied, Sattler, Schieferdecker, Schiffszimmermann, Schlächter, Schloßer, Schneider, Schornsteinfeger, Schreiner od. Tischler, Schriftgießer, Schuhmacher, Schwerdfeger, Seidenwirker, Seifensieder, Seiler, Siebmacher, Sporer, Stablarbeiter, Steinmetz, Steinschneider, Steinsetzer, Stellmacher, Sticker, Strumpfstricker, Strumpfwirker, Stuhlmacher, Täschner, Tischler, Töpfer, Tuchmacher, Tuchbereiter, Tuchscheerer, Uhrmacher, Waffenschmied, Walkmüller, Windenmacher, Zeugmacher, Zeugschmied, Zinngießer, Zimmermann, Zirkelschmied, Zuckerbecker, Zuckersieder.

XIX. Nochmalige Einschärfung der Wahrheit: Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last.

Zum Anhang vier Lieder.
Vom rechten Gebrauch des Lebens.

Morgenlied eines christlichen Handwerkers.
Trost für Unzufriedene.
Der Zufriedene.

III.

Der Candidat der Theologie

oder

mitgetheilte Erfahrungen für Candidaten der Theologie, und solche die es werden wollen,

zur

Erlangung vortheilhafter und glücklicher Verhältnisse im bürgerlichen Leben;

von

Wilhelm Schenck,

Diaconus, Mitaufseher und ersten Lehrer an den Schulen zu Ilmenau.

8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthl. 8. gr. sächsisch oder 2. Fl. 24 kr. Reichs-Courant.

Was Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen im Allgemeinen ist, kann das obige Werk für den Candidatenstand einzeln seyn. Wohl mancher Candidat der Theologie hat eine kümmerliche Existenz, oder doch mit unübersteiglich scheinenden Hindernissen zu kämpfen, um zu einer Versorgung zu gelangen, und es wird daher keinen von diesem gereuen, hier für die bürgerlichen Verhältnisse die Erfahrungen und Rathschläge des Hrn. Diaconus Schenck mitgetheilt zu erhalten. Die guten Rathschläge des Verfassers können gewiß vielen zum wahren Nutzen gereichen.

Aus dem folgenden Inhalt des ganzen Buchs wird man dasselbe näher kennen lernen.

Einleitung über Zweck und Plan des Buchs.

I. Abschnitt. Wer soll Theologie studieren um Prediger zu werden?

II. Zusammenhang des akademischen und des bürgerlichen Lebens.

III. Wie hat sich der Candidat beim ersten Examen zu benehmen

IV. Einige Vorsichtsregeln für die erste Predigt des Candidaten.

V. Der Candidat im gesellschaftlichen Leben. 1. Allgemeine Vorsichtsregeln. 2. Vom gesellschaftlichen Kartenspiele. 3. Vom Tanze. 4 Vom Besuche des Schauspiels. 5. Vom Vergnügen der Jagd. 6 Maximen für den Umgang mit Personen aus den gebildeten Ständen. 7. Maximen für den Umgang mit Personen der niedern Stände. 8. Maximen für den Umgang des Candidaten mit Geistlichen. 9. Maximen für den Umgang mit Frauenzimmer. 10. Von der Theilnahme des Candidaten an geheimen Gesellschaften. 11. Schlußbemerkung für diesen Abschnitt.

VI. Ueber die Art der Kleidung des Candidaten.

VII. Von dem Betragen des Candidaten gegen diejenigen, von denen er einmal eine Beförderung erwarten kann.

VIII. Wie kann der Candidat der Theologie seine Zeit am zweckmäßigsten benutzen? 1. Benutzung der Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten; Maximen für diese Art der Beschäftigung. 2. Der Candidat als Jugendlehrer überhaupt. A. der C. als Lehrer einer öffentlichen- oder Winkelschule; Maximen für diese Art der Zeitbenutzung. B. der C. als Hofmeister oder Hauslehrer überhaupt; Maximen für ihn als solchen. C. der C. als Hofmeister im Auslande; Maximen für denselben. D. Soll der Candidat des Predigtamts lieber eine Hofmeisterstelle in der Stadt oder auf dem Lande annehmen? E. über das Begleiten der Zöglinge auf Reisen und Akademien. F. der Candidat als Hofmeister erwachsener weiblicher Eleven. G. Bestimmungsgründe zur Wahl bei diesen verschiedenen Situationen. 3. Noch einige allgemeine Bemerkungen für den Candidaten über die Art seine Zeit zu benutzen.

IX. Von dem Benehmen des Candidaten bei der Probepredigt zur Versorgung, oder bei der Einführung, wenn er ein Amt erhalten.

X. Von dem Betragen des Candidaten gegen andere Candidaten.

IV. Wohlfeiler Preiß vom 1ten bis 42ſten Band der allgemeinen Welthiſtorie, Halle 1744 bis 1800.

Dieſe 42 Bände ganz in Pergament eingebunden und farber erhalten, ſind gegen acht Louisd'or, franco und baar oder in guter Anweiſung eingeſchickt, bei uns vorräthig. Der Ladenpreiß iſt, ohne die Unkoſten des theuren Einbandes, 84 Rthl.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Hilbts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturiſten, 1800. März

hat außer mehreren kleinen Nachrichten folgende ausführliche und belehrende Aufſätze. 1. Ueber die Urſachen des wechſelſeitigen Sinkens und Steigens der Fabriken; 2. Hermelinpelzwerk und die übrigen Arten von Wieſelpelzwerk 3. Ueber die Fortſchritte in der deutſchen Baumwollen-Maſchinenſpinnerey. 4. Beytrag zur Beantwortung der Frage über den freyen Getraidehandel. 5. Ueber einige Vortheile und Handgriffe der Buchbinder in England. 6. Afrika, in Rückſicht ſeiner Kultur und ſeines Handels. 7. Horn. 8. Biſamkörner.

Der ganze Jahrgang koſtet in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke.

VI. Ankündigung.

Pfarrer Schweizer zu Embrach in der Schweiz, Cantons Zürich, kündigt eine Sammlung intereſſanter Zeitgedichte an, wozu die Revolutionsbegebenheiten den

Stoff geliehen haben, nebst einem Anhang von vermischten Gedichten. Jene haben zur Absicht, die Thorheiten der heutigen Welt zu züchtigen, die verlappte Bosheit zu entlarven, und wahren Gemeinsinn und ächten Patriotism zu wecken, in welcher Hinsicht diese Gedichte dem ausländischen wie dem vaterländischen Publikum gewidmet sind. Letztere bestehen größtentheils aus Schweizer-Romanzen, Vaudevillen und Uebersetzungen der bessern Gedichte aus dem Französischen. Die ganze Sammlung wird 26-20 Bogen haltend auf sauberm Papier und mit niedlichen deutschen Lettern gedruckt, nach Ostern dieses Jahres erscheinen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben seyn. Wer darauf fl. 1. 30 kr. Zürcher-Valuta voraus bezahlt, erhält das Exemplar um 30 kr. wohlfeiler, als es hernach in den Buchhandlungen erlassen wird. Der Pränumerationstermin bleibt bis Ende Aprils offen. Man bittet aber für möglich beschleunigte frankirte Einsendungen, damit man sich in der Auflage darnach richten, und die Namen der Pränumeranten dem Werke selbst vordrucken könne.

Embrach in der Schweiz
3. II. 1802.

Jakob Schweizer, Pfarrer.

In Augsburg nimmt Unterzeichneter darauf Vorausbezahlung an.

S. Bachmeyer, Lit. C. 299.
am untern Honoldsgraben.

In Weimar nehmen Bestellungen an
die Gebrüder Gädicke.

VII. Herabgesetzter Preis der Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichte und Schleswig-Holsteinischen Blätter — des Schleswigschen Journals und des Genius der Zeit.

Da ich von dem Herrn Professor Niemann in Kiel den ganzen Rest der vorräthigen Exemplare von den sämmtlichen 12 Jahrgängen der Schles-Holsteinischen Provinzialberichte von 1787 bis 1798, und der Schleswig-Holsteinischen Blätter von 1799 u. 1800, gekauft habe, so bin ich nunmehr der einzige Besitzer derselben, und bitte die Liebhaber sich deshalb an

mich zu wenden. Der Preis eines vollständigen Exemplars der 14 Jahrgänge ist 100 Mrk. oder 33 rthl. 8 gr. sächsisch. Oft hat man gewünscht, dieses Werk um einen wohlfeileren Preis zu besitzen. Diesem Wunsch so viel möglich zu willfahren, habe ich einige Exemplare abgelegt, die ich hiermit für folgende Preise anbiete:

Ein ganz vollständiges Exemplar der Schl. Holst. P. B. und Blätter in 14 Jahrgängen kostet 45 Mrk. Schl. Holst. Cour. oder 17 rthl. in Louisd'or.

Die 10 Jahrgänge von den Schl. Holst Provinzialberichten allein kosten 36 Mrk. oder 13 rthl. 12 gr., ein einzelner 4 Mrk. oder 1½ rthl.

Die 2 Jahrgänge von den Schl. Holst. Blättern allein 12 Mrk. oder 4½ rthl., jeder einzeln 6 Mrk. oder 2 rthl. 6 gr.

Einzelne Stücke kann ich nicht anders als à 1 Mrk. geben.

Von dem Schleswigschen Journal für die Jahre 1792 und 93. und dem Genius der Zeit, als der Fortsetzung des vorigen, bin ich ebenfalls erbötig eine Anzahl Exemplare für folgende wohlfeile Preise abzulassen.

Alle 9 Jahrgänge statt des bisherigen Preises für 36 rthl. für 10 Mrk. oder 3 wichtige Louisd'or

Die beiden Jahrgänge vom Schleswigschen Journal allein für 10 Mrk. oder 3 rthl. 16 gr., jeden einzelnen für halb so viel.

Die sieben Jahrgänge des Genius der Zeit zusammen für 35 Mrk. oder 12 rthl. 8 gr., jeden Jahrgang einzeln für 5 Mrk. oder 1 rthl. 20 gr.

Jedes einzelne Stück, so weit mein Vorrath reicht, für 8 Schil. oder 5 gr.

Bei diesen sehr erniedrigten Preisen bitte ich aber, sich direkte an mich zu wenden, und das Geld baar und postfrei einzusenden.

Altona im März 1802.

J. F. Hammerich.

VIII. Verzeichniß einiger neuen Bücher für Stadt- und Land-Oekonomen, welche in der Baumgärtnerischen Buchhandlung in Leipzig zu haben sind.

1. Abbildung und Beschreibung zweier Brantweinblasen, nach der Schottländischen Verbesserung. In gr. 4. mit 2 Kupfern. 12 gr.

Zeit, ſich ruhig in ſeine Tugend und den Glauben einer beſſern Unſterblichkeit einhüllt — wenn ſie ihn geſehen haben, dieſen wahrhaftig groſſen Mann, und dieſer Anblick nicht zu wege bringt, was alle Diſcurſe der Platonen und Seneca nicht vermocht haben — Nun, ſo mögen ſie glauben was ſie wollen, und thun, was ſie ungeſtraft thun können; ſie verdienen eben ſo wenig Wiederlegung, als ihre Beſſerung möglich iſt — Und du, ruhmvoller und liebenswürdiger alter Mann, empfange dieſes wiewol allzuvergängliche Denkmal von einem, deſſen Feder niemals durch feiles, oder gewinnſüchtiges Lob der Groſſen dieſer Welt entweyht worden iſt — Ich habe keine Belohnung, keinen Vortheil von dir zu hoffen — du wirſt dieſes niemals leſen — Meine Abſicht iſt rein, wie deine Tugend — empfange dieſes ſchwache Merkmal einer aufrichtigen Hochachtung von einem, der wenig Hochachtungswürdiges unter der Sonne ſieht — dieſe und die Dankbarkeit für die ſtillen Thränen der Entzückung, die ihm (in einem Alter, wo ſeine Augen zu dieſer reinſten Wolluſt der Menſchlichkeit noch nicht verſieget waren) das Leſen deiner tugendathmenden Briefe aus den Augen lockte — dieſe Empfindungen allein haben ihn bey dieſer Gelegenheit dahingeriſſen — er hat ſich nicht entſchlieſſen können, ſeinem Herzen Gewalt anzuthun — und bittet niemand, der dieſes Buch leſen wird, wegen dieſer Abſchweiffung um Verzeihung.

Agathon hatte über den Sorgen für die Wolfahrt Siciliens, und über der Bemühung andre glücklich zu

Die eine von dieſen Blaſen kann in 24 Stunden 74 mal, die andere ſogar 480 mal gefüllt und abgezogen werden. Da dieſe Verbeſſerung ſich auf richtige Grundſätze der Phyſik und Chymie gründen, und durch die Erfahrung nicht ſowohl beſtätigt, ſondern vielmehr hervor gebracht worden ſind, ſo brauchen wir, die Aufmerkſamkeit des Publikums darauf zu ziehen, nichts zur Empfehlung beyzufügen, da jeder von ſelbſt einſehen kann, daß durch dieſe Erfindung an Feurung und Zeit ungemein viel erſpart werde.

3. Leonhardi's Verbeſſerungen der Ziegel- und Brannſen. Preis dieſer Schrift in 4to mit 2 Kupfern 12 Gr.

Die Verbeſſerung beſteht darin, daß benannte Oefen mit Erdkohlen, Torf, Steinkohlen und andern Brennmaterialien, mithin in holzarmen Gegenden, mit geringerm Koſtenaufwand gebeitzt, und Ziegel, wie Bier, wohlfeiler geliefert werden können.

8) Eine Beſchreibung und Abbildung der Ackergeräthe in Frankreich; überſetzt und mit Anmerkungen verſehen vom Prof. Leonhardi, mit 2 Kupfer 4to 6 gr.

4. Ueber die vortheilhafte Bauart der Eggen; von Wiſliam Baardmann aus Newbury in England. Mit 2 Kupfer in 4to 4 gr.

5. Beſchreibung und Abbildung einer neuen in Schottland erfundenen Maſchine, das Korn aus allen Getraidearten frei zu machen und das Dreſchen zu erſetzen, mit 2 Kupfer 6 gr.

Der Erfinder zog nach koſtſpieligen Verſuchen, ein Mittel zu finden, das Getraide zu dreſchen, und die Dreſchflegel zu erſetzen, und nach vielen Schwierigkeiten gehörige Schlägel zum Erſatz anzubringen, die hier beſchriebene Maſchine vor, welche die Aehren vom Stroh zuerſt abſondert, und dann das Korn völlig rein abſondert.

6. Harlands neues Butterfaß, verglichen mit dem Peßlerischen. In 4to, mit 1 Kupfer. 8 gr.

Nach einer genauen Vergleichung und Angabe der mechaniſchen Theile beider Butterfäſſer, wird aus jedem Landwirth einleuchtenden Gründen, dem Harlandiſchen der Vorzug vor dem des Paſtor Peßler gegeben.

7. Neue Theorie des Straßenbaues, und über den Gebrauch der Eiſenbahnen zu leichter Fortſchaffung großer Laſten, mit 2 Kupfern in gr. 4to 12 gr.

8. Der Piſébau; oder die Kunſt, mit geſtampfter Erde ſo feſt, wie mit Steinen, zu bauen. In 4to, mit 5 Kupfer 8 gr.

Dieſe bei den Römern beliebte, nachher in Vergeſſenheit gerathene, nun neuerdings wieder angewendete Baumethode gewährt dem Beutel des Bauenden und der Geſundheit der darin Wohnenden weſentliche Vortheile. Der H. H. Rath von Leipzig läßt alle ſeine Oekonomiegebäude und ländlichen Wohnungen auf dieſe empfehlungswürdige Art erbauen.

9. Neues Verfahren, um Baumwolle, Wolle u. ſ. w. mit Dampf zu bleichen, nebſt Beſchreibung der vom franzöſiſchen Bürger O'Reilly veranſtalteten Einrichtung, mit 1 Kupfer, 4to 6 gr.

10. Der neue franzöſiſche Landwirth, auf Befehl des Nationalconvents abgefaßt, und in den Departements vertheilt. Ueberſetzt und mit Anmerkungen für deutſche Landwirthe begleitet, vom Prof. Leonhardi, 1 rthl.

11. Leonhardi's Beſchreibung von dem Kartoffelbaue, wie derſelbe nach den auf Befehl der engliſchen Regierung von den Landwirthen eingeſendeten Berichten am vortheilhafteſten betrieben werden kann. Aus dem Engliſchen überſetzt und umgearbeitet, mit 4 Kupfern, in 4to, der Text in gr. 8. 12 gr.

12. Leonhardi, über die Erziehung und Pflanzung der Pappeln überhaupt, und der Italieniſchen und Canadiſchen insbeſondere, mit Kupfern in 4to 12 gr.

IX. **Militäriſche Anzeige.** Geheime ſtrategiſche Inſtruktionen Friedrichs II. an ſeine Generalinſpecteurs, mit 31 illuminirten Plans.

Ein Taktiker ſagt über den neueſten Zuſtand der Kriegswiſſenſchaft in der allgemeinen Zeitung: „Die ſtrategiſchen „Inſtruktionen, ein früheres Produkt des großen Königs, „das die fortſchreitende Publicität ans Licht brachte, er„ſchöpften alles, was ſich nur irgend Brauchbares über „dieſe Kunſt ſagen läßt: of- und defenſive Lager und „Stellungen zu nehmen, und die mannichfaltigen Abwech„ſelungen des Terrains immer auf die vortheilhafteſte Art „zu benutzen. Der gekrönte Feldherr zeigt hier: wie man „die feſten Stellungen, die Unternehmungen eines ſtärkern „Feindes vereiteln, und wie man die gewählten Poſitio-

„ren des letztern umgeben, oder ihn durch mehrfache An„griffe daraus verdrängen könne?“ Mehrere Empfehlung bedarf dieses Werk, welches Sr. königl. Hoheit dem Erzherzog Carl dedicirt worden, wohl nicht. Unterzeichnete Handlung hat nur hinzuzufügen, daß es auch in der französischen Sprache zu haben ist. In gr. Fol. Preis 1 Rthl.

Baumgärtnerische Buchhandlung.

X. Lebensbeschreibung des Generals Bonaparte, aus dem Französischen, dritte, gänzlich umgearbeitete und viel vermehrte Auflage. Mit dessen Portrait in punktirter Manier, Medaille der cisalpinischen Republik, die sie aus Dankbarkeit auf diesen Helden, ihren Stifter, schlagen ließ, und der Karte des italienischen Kriegsschauplatzes in Fol. Paris 240 Seiten, Preis 1 rthl.

Dieses Werk ist innerhalb 6 Monaten dreimal neu gedruckt worden, und da wir jetzt bei dieser neuen Auflage viele Berichtigungen von einem Freunde selbst aus der Suite des Generals erhalten haben, so können wir es mit so mehrerem Recht empfehlen. Noch erinnern wir hierbei, daß aus derselben Feder auch der Feldzug des Generals Bonaparte in Italien unter dem Namen von Julius Frey ist übersetzt worden, und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 gr zu haben ist.

Baumgärtnerische Buchhandlung.

XI. Für Fabrikanten, Oekonomen und Künstler.

Vom Magazine aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen ist die vierte Lieferung, mit 3 Kupfern in gr. Quart, erschienen. Sie enthält Abbildungen und Beschreibungen: 1. von den verbotenen Schottländischen Branteweinblasen, deren eine in 24 Stunden 72 mal, die andere sogar 480 mal gefüllt und abgezogen werden kann; 2. von der Schottländischen Getraide-Reinigungsmaschine, die auch das Dreschen ersetzt. 3. einer feuerfesten Masse für Holzwerk; 4. der verbesserten engl. Buchbinderwerkzeuge; 5. der neuen Chaptalischen Waschmethode; 6. der neuern Waschmethode von Ebend. 7. einer Maschine zum Auftragen des Aetzgrundes; 8. zum

Ketten in Feuersgefahren; 9. zum Filtriren und Reinigen des Wassers; 10. zum Klopfen der Wolle und Baumwolle; 11. zum Kneten des Brodteigs; 12. zur Vertilgung der Raupen und Feldmäuse; 13. einer neuen Art, Carmin zu bereiten; 14. die Säure aus faulen Citronen abzuscheiden; 15. Lampen besser einzurichten, und die Brennöhle zu reinigen; 16. Stahl zu verfertigen und 17. vierzehn kurze Anzeigen von andern so nützlichen als leicht anwendbaren Erfindungen und Entdeckungen vom Gebiet der Naturlehre, Oekonomie und Technologie. Vom wohlthätigen Einfluß dieser Zeitschrift auf die Stadt- und Landwirthschaft überzeugt, hat die Ober-Post-Amts-Zeitungs-Expedition in Leipzig die Hauptversendung postfrei durch ganz Teutschland übernommen; dieser Heft ist so wie die folgenden, jeder um 1 Thlr. in allen Postämtern und Buchhandlungen in Teutschland zu haben.

Baumgärtnerische Buchhandlung.

XII. Für Flötenspieler.

Von dem, jedem Flötenspieler willkommen gewesenen und mit Beifall aufgenommenen Werk: Plaisir pour la Flûte, ou douze Airs favorites avec variations par Henry Köhler, ist auf unsere Aufforderung und unter Aufsicht des Hrn. Verf. selbst, die zweyte Sammlung erschienen, die nach der Versicherung verschiedener Kenner die erste noch übertreffen, und wegen der Fortschritte der darin enthaltenen Compositionen vom Leichtern zum Schwerern, Anfängern und geübtern Spielern zu empfehlen seyn soll. Diese Sammlung ist in allen Kunst- und Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

XIII. Für Geschichts- und Alterthumsfreunde, Zeichner und Mahler und Schauspieler-Garderoben.

Gallerie altteutscher Trachten, Gebräuche und Geräthschaften nach zuverlässigen Abbildungen aus den vorigen Jahrhunderten. Als ein Beitrag zur Geschichte der Sitten gesammelt und mit historischen Erläuterungen begleitet, von einigen Freunden des teutschen Alterthums. 1stes Heft, mit 12 illum. Kupfern, in Quart. Der Leser erblickt beim Eintritt in diese Gallerie zuerst die Trachten, in welchen Sachsens Herzoge in dem vorigen Jahrh. in

Freud und Leid zu erscheinen pflegten. Bei dem nächsten Fortschritt wird er die merkwürdigen und mannichfaltigen Trachten der berühmten Brüder Schwarz, die von C. C. Reichard beschrieben, aber nicht abgebildet; von dem Mode-Journal in Weimar abgebildet versprochen, aber nicht geliefert worden, und worauf alle Kenner des Alterthums mit Verlangen warten, zu sehen bekommen. Dieses Heft ist in allen Kunst- und Buchhandlungen für 3 Thlr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

XIV. An Officier und Taktiker.

Recueil de Plans de batailles, attaques et combats gagnés par Bonaparte en Italie et en Egypte. Avec une relation de ses campagnes: par deux officiers de son état-major mit 67 illum. Planen in Quart. Dieses von Sachkennern bearbeitete Werk hat bereits die Aufmerksamkeit aller, denen es bekannt geworden, gewonnen und ist in allen Kunst- und Buchhandl. für 6 Thlr. zu haben.

Baumgärtnerische Buchhandlung.

XV. An Frauenzimmer.

Lieblings-Beschäftigung für Damen, oder: Erste Sammlung neuer Desseins, Filache, Flor und alle Arten Gaze, mit Seide, Musselin und Sammt zu brodiren; gezeichnet von Emilie Berrin. Dieses Werk, welches durch den der fleißigen schönen Welt bekannten Namen der Verfasserin keiner Empfehlung bedarf, ist in allen Kunst- und Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

XVI. Für Uhrmacher.

Alexander Cummings, Prof. in Edinburg, Elemente der Groß- und Klein-Uhrmacherkunst. Aus dem Engl. mit Anmerkungen übersetzt von J. G. Geißler, Mitglied der Naturf. Gesellschaft in Halle. Mit 16 Kupfert. Oktv. ist für 2 Thlr. 12 gr. zu haben. Dieses Werk, welches im Original für eines der besten für Uhrmacher in England gehalten wird, hat durch die Anmerkungen des Ueber-

segers, der sich durch eigne Schriften um die Technologie verdient gemacht hat, ungemein gewonnen.

Baumgärtnerische Buchhandlung.

XVII. Für Branteweinbrenner und Liquoristen.

Beschreibung und Abbildung von zwei neuen Brantewein-blasen, deren eine in 24 Stunden 72 mal, die andere sogar 480 mal gefüllt und abgezogen werden kann, mit 4 Kupfertafeln in Quart. Vor einigen Jahren würde man die darin beschriebenen merkwürdigen Erfindungen, welche auf richtige Sätze der Chemie und Physik sich gründen, für unwahrscheinlich, wo nicht für unmöglich, gehalten haben. Die Nützlichkeit derselben leuchtet von selbst ein. Diese Beschreibung ist in allen Buchhandlungen für 12 gr. zu haben.

Baumgärtnerische Buchhandlung.

XVIII. Für Leihbibliotheken. Das Unterröckchen wie es seyn sollte. Ein paar Worte unter vier Augen. Mit einem Titelkupfer von Müllenleitner. in 12.

Dieses Werkchen, von der heitersten Laune diktirt, wird jeden, der eine angenehme Unterhaltung sucht, daneben aber auch aus dem Vergnügen Nutzen für sich und die ihn zunächst Umgebenden zu schöpfen wünscht, befriedigt entlassen. Kostet 8 gr.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

IX. Für Blumenkenner und Blumenliebhaber.

Von dem, in allen gelehrten Blättern und vom Publikum mit Beifall aufgenommenen Prachtwerke: Die Rosen, von D. Rößig herausgegeben, ist der 2te Heft erschienen. Er enthält eine genaue Beschreibung und getreue, nach der Natur bearbeitete Abbildung: 1. Der Moosrose; 2. der rothen glänzendblätterigen Rose; 3. der Monatrose; 4. der pimpernellblätterigen weißen Rose, und 5. der rothen Weinrose. Dieses Heft mit 3 Kupfern, teutschen und französischen Text, in 4to ist in allen Buch- und Kunsthandlungen für 2 Thlr. zu haben.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1802.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweiter Band.

Weimar 1802.

Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

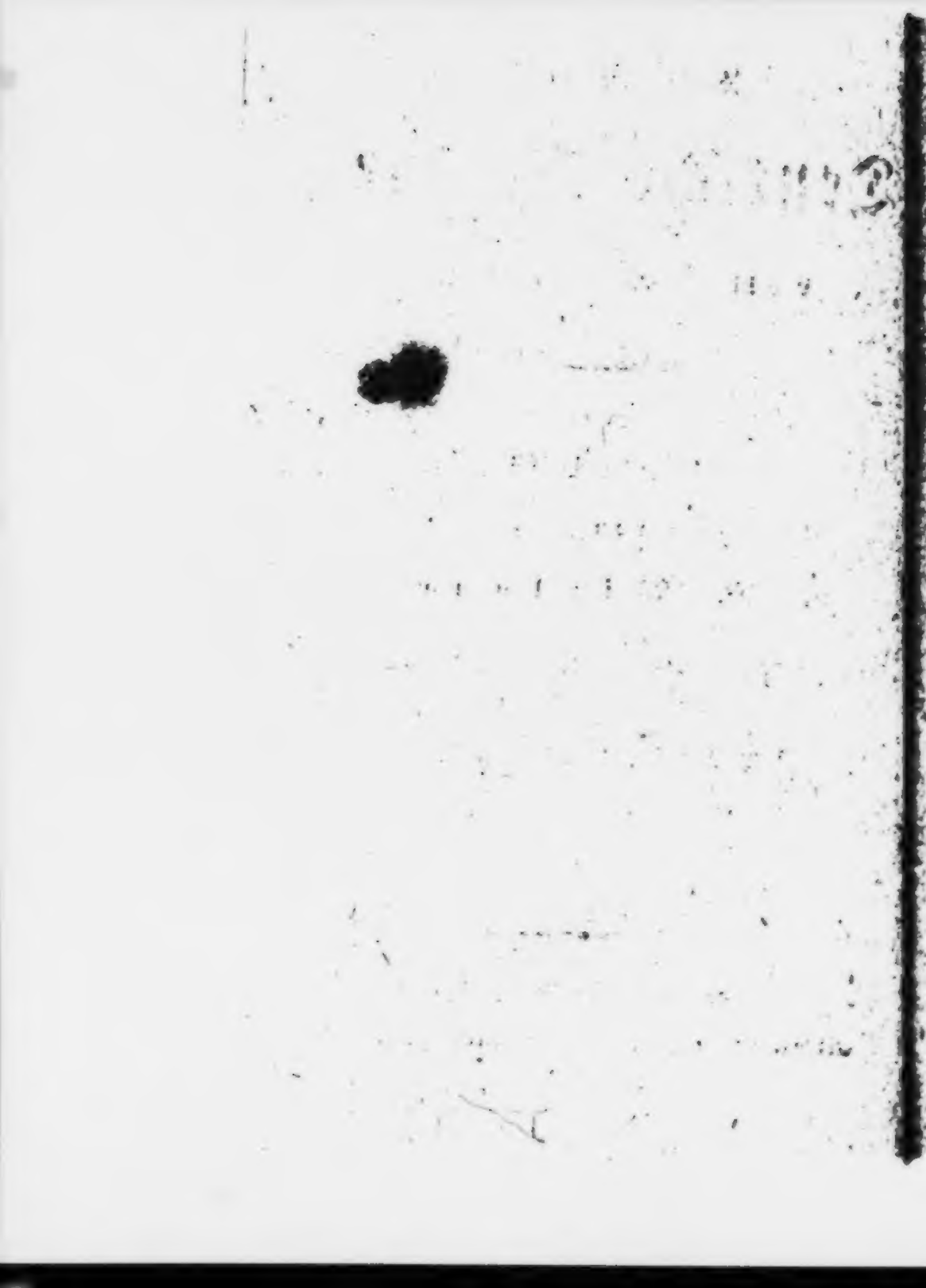

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1802.

I.

Gedichte.

1.

Friedenslied.

Nach der Melodie: Freude, ſchöner Götter Funken.

Freunde! himmliſch ſind die Gaben,
die der Liebe Hand gewährt;
der wird nimmer Freude haben,
welcher Haß im Buſen nährt. —
Fühlt, wie wir uns liebend freuen, —
wie der große Geiſt uns liebt!
Preiſet ihn, den immer Treuen,
der uns Heil und Liebe giebt.

Chor.

Großes Heil hat er gegeben; —
preißt ihn, Brüder! überall

mit des Liedes Jubelschall —
mit der Rührung stummen Beben. —

Ach! ihr kennt die neue Sonne,
die den Erdkreis überscheint,
Kennt des Wortes süße Wonne,
das die Streitenden vereint;
Aus der Freiheit Schwesterlande
Friede! schallt es, Fried und Ruh!
Von des Nils blut'gem Strande
rufet Echo: Friede! zu.

Chor.

Friede, Friede! — Herz erhebe,
jauchzend hebe dich empor!
Ruft im großen Völkerchor:
Friede, goldner Friede lebe!

Menschheit! tief warst du gefallen,
wild dein Auge — starr dein Herz; —
mag vergangne Schuld verhallen,
sanft verbluten langer Schmerz!
Seht, das Toben hat geendet,
Gott hat Maas und Ziel gewußt;
warmer nach dem Streite wendet
sich, versöhnet, Brust zu Brust!

machen, sich selbst so vollkommen vergessen, daß er nicht reicher aus Syracus gegangen wäre, als er gewesen war, da er Delphi verließ, oder da er aus Athen verbannt wurde; wenn ihm nicht zu gutem Glücke, bald nach seiner Erhebung zu einer Würde, welche ihm in allen griechischen Staaten kein geringes Ansehen gab, ein Theil seines väterlichen Vermögens wieder zugefallen wäre. Die Athenienser waren damals eben zu gewissen Handlungs-Absichten der Freundschaft des Königs Dionys benöthiget; und fanden daher für gut, ehe sie sich um die Vermittlung Agathons bewarben, ihm durch ihre Abgesandte ein Decret überreichen zu lassen, kraft dessen nicht nur sein Verbannungs-Urtheil aufgehoben, sondern auch der ganze Proceß, wodurch er ehmals seines väterlichen Erbguts beraubt worden war, cassiert, und der unrechtmäßige Innhaber desselben verurtheilt wurde, ihm alles unverzüglich wieder abzutretten. Agathon hatte zwar großmüthiger Weise nur die Hälfte davon angenommen; und diese war nicht so beträchtlich, daß sie für die Bedürfnisse eines Alcibiades oder Hippias zureichend gewesen wäre: Aber es war noch immer mehr, als ein Weiser selbst von der Secte des Aristippus, nöthig hätte, um frey, gemächlich und angenehm zu leben; und soviel war für einen Agathon genug.

Unser Held verweilte sich, nach dem er wieder in Freyheit war, nicht längere Zeit zu Syracus, als er gebrauchte, sich von seinen Freunden zu beurlauben. Dionys, welcher (wie wir wissen) den Ehrgeiz hatte,

alles

Chor.

Milde denen, die verwegen
eitlem Wahne sich vertraut!
Euch, die muthig ihn durchschaut,
Friedensstifter, Gottes Gegen!

Friede allen Nazionen!
Inn're Ruhe! — Sicherheit!
Bürger-Achtung auf den Thronen!
In den Hütten Dankbarkeit!
Nicht mehr Streit um Meereswogen!
Nicht mehr Haß um andern Sinn!
Volk von Volk nicht mehr betrogen,
Menschenliebe — Königin!

Chor.

Daß das Reich der Eintracht komme!
Eins sey, was den Staub bewohnt!
Edle That schon hier belohnt!
Und die Falschheit nicht mehr fromme! —

Friede, Friede jedem Herzen,
kämpfend mit der Leidenschaft!
Friede, Friede stillen Schmerzen,
und zum Dulden hohe Kraft!

Fried' im großen Geisterbunde!
Eine Wahrheit; Eine Pflicht!
Friede, Fried' in dieser Stunde!
Friede, wenn das Auge bricht!

Chor.

Daß er mild herniederschwebe,
leite segnend uns zu dir,
großer Vater! rufen wir:
Friede, goldner Friede, lebe!

2.

Die Frühlingsweihe.

1802.

Kehret ihr wieder, ihr lichten Gestalten?
Horen des Frühlings! Die mächtige Zeit
Hat aus den Rädern von grauen Basalten *),
Rosige Mädchen! euch wieder befreit!
Seht! wie die trauernde Mutter entzücket
Euch mit dem Jubel der Weiten begrüßt!
Festlich mit attischen Veilchen sich schmücket!
Freude in's All sich der Schöpfung ergießt. —

*) basalten, ferrei coloris ac duritiae.
Plin. Hist. nat. L. XXXVI c. 7.

Wie ſich die trüben Gewölke erhellen;
Zefyr den lächelnden Aether enthüllt;
Blüthen den üppigen Keimen entſchwellen;
Segen die ſchaffende Erde erfüllt!
Töne, der Freude entlocket, erheitern
Düſtere Tage, in Sorgen verträum't,
Und vor den ängſtlichen Blicken erweitern
Sich die Gefilde, wo Hofnung entkeimt! —

Leben entſteiget dem Moder der Grüfte!
Stärke verjüngt, was der Schwäche erlag!
Leben erſchallt in den Räumen der Lüfte!
Jugendlich ſtrahlet der feſtliche Tag!
Pſyche, entflohen dem engen Gehäuſe,
Eilet zum ſüßen, vergänglichen Kuß,
Und es durchglühet die Seele die heiße
Liebe zum Leben im frohen Genuß! —

Schwingt nicht zum ewigen Lichte der Sterne
Freier die Seele den forſchenden Blick?
Wirft nicht der Morgen aus grauender Ferne
Roſige Strahlen der Zukunft zurück?
Weht uns nicht Freude die flatternde Blüthe?
Winkt uns nicht Ruhe die grünende Flur?
Ja! es umweht uns die ewige Güte!
Ja! es beſeelt uns der Hauch der Natur! —

Lebet! und nutzet im regen Getriebe!
Thaten erzeuget die Fülle der Kraft!

Liebet! und fühlt, daß die himmliſche Liebe,
Freuden der höheren Weſen verſchafft! —
Stolſch den Becher der Freude verachten,
Reicht ihn die Tugend als köſtlichen Lohn,
Heißt an dem Buſen der Mutter verſchmachten!
Wehe dem nimmer gedeihenden Sohn!

Weiſere ſtrebet nach innerer Würde!
Laßt doch den Thoren das glänzende Spiel!
Helft dem Erlieg'nen der marternden Bürde;
Wohlthun gewähret manch ſüßes Gefühl! —
Reine der Seelen macht reines Beginnen!
Güte und Größe im ſchönen Verein
Wird, wenn die eilenden Tage verrinnen,
Staunender Enkel Bewunderung ſeyn! —

So! mit dem Himmel im pochenden Herzen!
So! mit dem freudeverklåreten Blick!
Oeffnet die Seele den fröhlichen Scherzen! —
Koſtet des Lebens belohnendes Glück!
Selige Tage! — fürs Gute durchlebet;
Selige Stunden! — an Handlungen reich;
Welch ein Gefühl, das die Seele durchbebet,
Macht uns den Weſen Elyſiums gleich! —

Mag dann die Stunde der Trennung erſchallen,
Wird auch die Fackel des Lebens geſenkt! —
Muthig hinüber — hinüber zu wallen
Fühlt ſich die Seele, die freudig gedenkt:

„Wenn ſich ihr Sonnen und Welten verklären,
Daß ſie für's Gute hinieden gelebt;“
Und nun zum Gruße der lichteren Sfären
Seegnend den ſchönen Gefilden entſchwebt! —

Ansbach. Dr. Hirſch.

3.

Das Klavier.

Euterpens Geſchenk an fühlende Seelen.

Vier gute und empfindungsvolle Seelen,
Erhoben einſt zum Himmel ihr Gebet;
Doch keine wußte, was die andre fleht,
Und keine glaubt des Zieles zu verfehlen.

Die eine ſeufzt bedrängt von innerm, bitterm Harme,
Zum Himmel auf hebt ſie die matten Arme,
Und zuverſichtsvoll ruft ſie ihn um Etwas an,
Dem ſie mit Traulichkeit ihr Leiden klagen kann.

„Guter Himmel, du allein
„Kannſt des Herzens Harm ergründen,
„Laß — du willſt ja gnädig ſeyn —
„Mich doch bald ein Weſen finden,
„Das in zarter Harmonie,
„Mit mir traulich klagt und weinet,

„Nicht wie Menschen arg es meinet,
„Nicht so fühllos ist wie sie.
„Dem mit schmerzerfülltem Munde
„Ich in trüber Leidensstunde
„Meines Leidens Schmerz alsdann
„Ohne Scheue klagen kann;
„Das des Kummers Klage liebt
„Und mir tröstend Antwort giebt."

Die zweite Seele fühlt die Regung reiner Liebe,
Furchtvoll theilt sie sich mit dem Wesen, das sie liebt,
Und fragt: was auf den Ton entflammter Minnetriebe,
Des Herzens Astergott für Antwort giebt.
Erfreut spricht dieser dann: „Auch ich, ich liebe dich,
„Und soll ich glücklich seyn, so liebe ewig mich." —
Von Wonne hochentzückt ist Mittheilung nun süß,
Doch Niemand vor der Hand darf von dem Glücke wissen;
Der Busenfreund ist fern, und doch muß Jemand seyn,
Der mit dem Seeligen des Glücks sich kann erfreun.
Es gleicht das Glückgefühl fast gift'gem Natterbiß,
Wenn nicht der sel'ge Mund die Theilnehmung darf küssen.

Gepreßt von Wonnelaut wirft ſich mit Feuerſinn.
Der Welt-entrückte Menſch vor ſeinem Schöpfer hin.

„Hochentzückt von Seligkeit,
„Sieh, o Gott, mich zu dir flehen,
„Soll ich nicht vor Freudigkeit,
„Schatten gleich im Glanz vergehen:
„O ſo gieb mir bald Etwas,
„Das ſich arglos mit mir freue,
„Dem ich — Fluch dem Menſchenhaß —
„Lobgeſang und Lieder weihe;
„Dem ich kann bei ſüßem Weilen
„Meines Herzens Drang mittheilen;
„Das mir Freudentöne ſingt,
„Wenn der Liebe Glück mir winkt.
„Gott! — mein ſchönes Glück enteilt,
„Wenn es Niemand mit mir theilt.“

Die dritte Seele fühlt ein ſüßes banges Sehnen
Sie liebt — liebt hofnungslos — dieß ſey genug.
Sie miſcht voll herber Angſt in der Verzweiflung Thränen,
Verwünſchung ein und Fluch. —
Doch bald erwacht verſchämt ſie aus den bangen Träumen,
Sie klagt ſich an, verwünſcht nicht mehr;
Fühlt leiſe Ahnung dann von ferner Hofnung Keimen,

Verwirft des Fluches Gift — der Hölle Mordgewehr.
Die Liebkranke kehrt zu ihrer Ruhe wieder,
Und wirft anbetend sich vor ihrem Schöpfer nieder.

„Guter Himmel, sieh mich hier,
„Demuthsvoll die Kniee senken,
„Harmvoll bitt ich jetzt von dir,
„Mir ein Wesen bald zu schenken,
„Das in zarter Harmonie
„Mit mir klagt und mit mir weinet,
„Nicht wie Menschen arg es meinet,
„Nicht so fühllos ist wie sie.
„In dem Lieb-verlohrnen Herzen
„Glühen Flammen, foltern Schmerzen,
„Keiner ist so arm wie ich,
„Lieb' und Freude fliehen mich.
„Gieb mir, dieß fleh' ich von dir,
„Bald ein solches Wesen mir."

Die vierte Seele seufzt, geplagt von Langeweile,
Sie wünscht, daß nur recht bald die leere Zeit enteile,
Der gute Freund ist krank, der sonst sie unterhält,
Auch die Lektüre fehlt, und Niemand ist zu Haus,
Des Hauses Völkchen gieng zum nahen Hochzeitsschmauß,
Das kleine leere Haus deucht ihr jetzt eine Welt.

Das Wetter iſt zu ſchlecht, um draußen Luſt zu wan-
deln,
Der Geiſt an ſich zu ſchwach, um in ſich ſelbſt zu
handeln,
Man wünſcht ein Weſen ſich, das hübſch die Zeit ver-
treibt,
Das nach dem Ohre ſpricht und ſtets zu Hauſe bleibt,
Man wendet dann zuletzt in dieſer argen Noth,
Da Niemand ſonſt es hört, anbetend ſich zu Gott.

„Himmel! ſieh der Langweil Laſt
„Meiner Seufzer Ausgang engen,
„Sieh', wie dieſe Plage faſt
„Mich gleich Krämpfen weiß zu drängen.
„Gieb mir einen holden Freund,
„Der die Stunden mit mir theilet,
„Der beſtändig gut es meint,
„Gern und immer bei mir weilet;
„Der, wenn alle Welt mich fliehet,
„Mich zu tröſten ſich bemühet,
„Der theilnehmend und vergnügt
„Sich nach jeder Laune fügt;
„Traurig iſt's, ſo ganz allein
„Ohne Freund zu Haus zu ſeyn.

Der gute Himmel hört der viere hülfloſ Flehen,
Euterpen trägt er auf, den Armen beizuſtehen;
Nachdem die dann gehört, was jeder ſich erfleht,

Und worin eigentlich des Wunsches Ziel besteht;
So faßt sie den Entschluß mit liebevollem Willen,
Bald eines jeden Wunsch mit Weisheit zu erfüllen. —
„Der Himmel hat erhört," sprach sie „eur aller Flehen,
„Mir trug er huldvoll auf, euch Armen beizustehen,
„Erfüllung des Gebets erwartet denn von mir."

— — —

Sie schwand und hinterließ für alle ein Klavier.

— — —

Ein jeder rief ihr nach, daß er durch diese Gabe,
Das, was er sich erfleht, von ihr erhalten habe;
Und übte dann die Kunst, sich harmlos zu erfreun,
Man stimmte dankbar, froh in dieses Loblied ein.

Wir flehten alle nicht vergebens,
Des guten Himmels Milde an,
Es hat der Urquell alles Lebens,
Jetzt seine Weisheit kund gethan.

Das Wesen, uns von ihm gegeben,
Entspricht des Herzens warmem Drang;
Es tönt der Seele Kraft in's Leben,
Begleitet zärtlich den Gesang.

Um uns des Lebens Bild zu geben,
Gab uns Euterpe dies Klavier;
So wie die Saiten ruhn und schweben,
So ruhn und schweben ja auch wir.

alles mit guter Art thun zu wollen, verlangte, daß er in Gegenwart seines ganzen Hofes Abschied von ihm nehmen sollte. Er überhäufte ihn, bey dieser Gelegenheit, mit Lobsprüchen und Liebkosungen, und glaubte, einen sehr feinen Staatsmann zu machen, indem er sich stellte, als ob er ungern in seine Entlassung einwillige, und als ob sie als die besten Freunde von einander schieden. Agathon hatte die Gefälligkeit, diesen letzten Auftritt der Comödie mitspielen zu helfen; und so entfernte er sich, in Gesellschaft der Gesandten von Tarent, von jedermann beurtheilt, von vielen getadelt, und von den wenigsten, selbst unter denen, welche günstig von ihm dachten, gekannt, aber von allen rechtschaffenen vermißt und oft zurückgeseufzt, aus einer Stadt und aus einem Lande, worinn er das Vergnügen hatte, viele Denkmäler seiner ruhmwürdigen Administration zu hinterlassen; und aus welchem er nichts mit sich hinausnahm, als eine Reihe von Erfahrungen, welche ihn in dem Entschluß bestärkten — keine andre von dieser Art mehr zu machen.

Viertes Capitel.

Nachricht an den Leser.

Dank sey (so ruft hier der Autor des griechischen Manuscripts, als einer, dem es auf einmal ums Herz leichter wird, aus) Dank sey den Göttern, daß wir

Im bunten Zirkel unſrer Tage,
Trübt mancher Mißklang oft den Lauf,
Doch löſt ſich einſt des Lebens Klage
In Harmonie und Wohlklang auf.

Laßt uns denn immer dahin ſtreben,
Wohlklingend und harmoniſch rein,
Wie dieſe Saiten hier, im Leben,
Und Jubel-tönend dort zu ſeyn.

A. Drummond.

4.

An Fädon.

1802.

Spät entflieht des ſcheidenden Winters Sturmnacht.
Vor der Hütte grüß' ich den Morgen. Traurig
Hängt vom Lindenwipfel der ſtolzen Aeſte
Schönſter gebrochen.

Armer! treibſt erfriſchende Blätter nicht mehr,
Hauchſt im Sonnenlicht' uns Geſundheit nicht mehr:
Dürr Gerippe neben den lebenvollen
Trägern des Laubdachs.

Frühlingsodem säuselt beseelend nieder.
Vor der Hütte grüß' ich den Morgen. Lächelnd
Sieh! entknospen Blätter dem tiefgesenkten
Sterbenden Aste.

Guter Zweig! verspendest du so die letzten
Lebenstropfen, welche vom Mutterstamm' aufs
Quollen! tief doch fühlend, das Opfer lohne
Nimmer ein Frühling.

Zweifelsnachtsturm brach dir der Menschheit Stütze,
Stiller Fädon! Dennoch entsprießt die Blüthe
Selbstvergeßner Tugend dem morgen kalten,
Glühenden Herzen.

Morgenstern *).

II.

Ueber
die Sitte der Städter,
den Sommer über sich in Bauerhäußer einzumiethen.

Seit mehreren Jahren schon ist es hier Sitte geworden, daß Familien, die keine Gärten oder Landgüter

*) In den unbedeutenden Zeilen, die ich im Oktoberheft 1801 finde, lies S. 84. V. 3. Felswand, V. 4. Sonn'. M.

besitzen, sich zu ihrem ländlichen Aufenthalte irgend eine angenehme nahe belegene Gegend auszuwählen, wo sie in einem geräumigen Bauerhause einige Zimmer miethen und darin den Sommer über ihre eigene Oekonomie führen.

Ich selbst habe diese Sitte mitgemacht, und während der letzten 2 Sommer in einer solchen einfachen ländlichen Wohnung in einer Gegend, wo die Natur seit Jahrhunderten ihre Werkstätte der prächtigsten Eichen angelegt und diese in mannigfache schöne Gruppen geordnet zu haben scheint, mit meinem kleinen Haushalte einer wahrhaft göttlichen Muße genossen.

Ich will es versuchen, ein Gemälde dieses Genusses zu entwerfen, ohne jedoch von dem zauberischen Reihe meines Gegenstandes hingerissen, den Schatten zu vergessen, der sich auch hier, so wie überall neben dem Lichte, findet.

In verschiedenen benachbarten Dörfern, welche von der Natur nicht ganz vernachlässigt sind, haben seit den letztern Jahren erst einzelne spekulative Köpfe unter den Bauern, denen dann bald mehrere folgten, ihre Häuser, wenn gleich auch nur nothdürftig, doch für genügsame Städter hinreichend zum ländlichen Aufenthalte eingerichtet.

Ein kleines Wohnzimmer — Ein oder ein Paar Schlafstuben und höchstens noch eine Speisekammer

sind alles, was sie nebst dem Gebrauche ihrer Küche und der Feuerung von den ersten Frühlings- bis zu den spätesten Herbsttagen, je nachdem ihre Häuser mehr oder weniger bequem eingerichtet sind und in einer mehr oder minder angenehmen Gegend liegen, zu 30, 40 bis 50 Rthlr. vermiethen.

Leicht geschürzt, wie es für das flüchtige Leben sich paßt, ist man hier eingerichtet. Die paar Zimmer sind bald meublirt: es bedarf dazu keiner mühsamen Vorbereitung und keiner weitläuftigen Anstalten. Fehlt ja noch etwas, so läßt man's sich aus der nahen Stadt nachbringen, die uns denn auch mit unserm täglichen Brodte versorgen und uns von ihrem Markte und aus ihren Küchen die Leckerbissen liefern muß, woran sich unsre Gaumen einmal verwöhnt haben, wenn wir nicht etwa mit bloßer Hausmannskost und mit den Früchten des Landes vorlieb nehmen wollen.

Der beschränkte Raum der Speisekammer faßt keinen großen Vorrath. Frugalität wird daher ein nothwendiges Gesetz, welches den weichlichen Epikuräer zurückschreckt, der sich überall unbehaglich fühlt, wo sich ihm nicht prächtige Säle mit reichbesetzten Tafeln öffnen. Hier findet er seine Rechnung nicht. An köstliche, glänzende Gastereien läßt sich nicht denken. Es fehlt der Platz dazu. Man darf es bei unserm veränderlichen Klima nicht wagen, für

eine zahlreiche Gesellschaft unter freiem Himmel den Tisch decken zu lassen. Man muß wenigstens einen Zufluchtsort im Hinterhalte haben, wohin man sich, wenn man von einem Gewitter, oder von einem plötzlichen Regen und Sturm überrascht wird, zurückziehen kann. Und wenn auch in einigen Häusern der wohlhabensten Bauern die Dielen geräumig genug seyn möchten, so bleiben diese doch immer nur ein Nothbehelf, wozu man nicht gern greift. Der Rauch und die Hitze von dem nahen Feuerheerde — Schwärme von Fliegen und Mücken, welche durch die Speisen gelockt werden — manche widrige Dünste, welche in der beschlossenen Luft umherziehen, und die bäurische Unordnung, die sich nicht immer verstecken läßt, sind keine Reitze, dort oft eine Gesellschaft zu bewirthen.

Aber — ist es denn so schwer, hierauf Verzicht thun zu müssen? Gewähren nicht die sokratischen Mahle, bei denen, wie Kant sagt, die Zahl der Gäste nicht die Zahl der Musen übersteigen und nicht weniger als die Zahl der Grazien betragen darf, einen weit reinern Lebensgenuß? und, wenn wir Sinn dafür haben, sollt' es uns bei einer ausgebreiteten Bekanntschaft nicht willkommen seyn, in dem Mangel an Raum und Gelegenheit eine gültige Entschuldigung zu finden, wodurch wir uns gegen die Gastereien sichern können, welche den ländlichen Aufenthalt so sehr verbittern? Muß es nicht oft den Besitzern von Gärten oder Land-

Häusern lästig werden, wenn die Höflichkeit und die Mode sie nöthigen, ihr Geld oder ihre Zeit an Mahlzeiten zu verschwenden, die sie der Reihe nach ihren Freunden oder Bekannten geben müssen? Von diesem Uebel sind wir in den Bauerhäusern befreit. Die Schwelger meiden uns dort, und wenn Freunde uns überraschen, die nicht der Gaum, sondern das Herz zu uns herzieht, so beweisen sie uns hierdurch ihre ächte Freundschaft, welche in frohen Gesprächen die frugale Mahlzeit würzt. Sie erwarten keine andre, da wir nicht darauf vorbereitet sind. Unbeschreiblich angenehm sind solche Ueberraschungen. Sie stöhren durchaus nicht unsre gute frohe Laune. Um eine köstliche Bewirthung brauchen wir uns nicht zu kümmern. Die Unmöglichkeit überhebt uns aller Verlegenheit und aller Sorgen. Unsre Gäste wissen dies und begnügen sich daher mit dem, was wir ihnen vorzusetzen vermögen. Wir geben uns dann ganz unbefangen den geselligen Vergnügungen hin und freuen uns aus vollem Herzen des ächten Genusses wahrer Freundschaft, die nirgends besser schmeckt, als auf dem Lande im Schooße der schönen Natur.

Vergebens sind alle Versuche, dem Luxus unter diese Strohdächer den Eingang zu verschaffen. Er ist und bleibt eine fremde Pflanze, die auf diesem Boden nie gedeiht, sondern in ein krüppelhaftes Gewächs ausartet. Man kann die paar kleinen, nied-

lichen Stübchen nett und gefällig ordnen und sie niedlich, wie ein Puppenkäſichen, meubliren. Man kann die umliegenden Beſitzungen des Hauswirths, wenn dieſer es verſtatten will, inſofern ihre erſte Beſtimmung, der Nutzen des Eigenthümers, dabei nichts verliert, verſchönern: man kann liebliche Gänge durchs Gehölz ſich ſchlängeln und hie und da, wo man eine hübſche Ausſicht ins Freie hat, unter einem ſchattigen Baume einen Raſenſitz oder eine Bank hinſetzen laſſen und ſo einigermaaßen die Reitze der Natur durch die Kunſt erhöhen. Aber hier ſteht denn auch die Simplizität auf der Grenze, und erlaubt nicht weiter, in das Gebiet der Ueppigkeit oder auch des mit Geſchmack verbundenen Aufwandes, hinüberzuſchweifen. Hierauf ſind nur die Beſitzer von Landgütern und Gärten privilegirt: dieſe können nach den Eingebungen ihres Genius oder nach den Vorſchriften der Kunſt, ſo wie der Umfang und die Beſchaffenheit ihrer Beſitzungen und der Gegend es verſtatten, Landſchaftsgemälde in der Natur darſtellen; ſie können Pallaſtähnliche Gebäude aufführen und in prächtigen Sälen nach Wohlgefallen Prunkmahlzeiten geben. Dies alles iſt uns verſagt, die wir in den einfachen Bauerhäuſern unſer Weſen treiben. Manche feinere Genüſſe müſſen wir hier entbehren. Wir können, wenn wir bei einem geläuterten Geſchmacke den Drang in uns fühlen, Schöpfer einer kleinen Welt um uns her zu werden, dieſen nicht befriedigen. Unentwickelt-

muß er hier in uns ſchlummern. Wir dürfen nicht daran denken, die ſchönen Pläne, womit die Fantaſie in den glücklichſten Stunden ſich beſchäftigt, auszuführen. Wir haben hier nichts aufzuweiſen, was unſerm Geſchmacke Lob und Bewunderung bringen könnte. Dagegen werden wir aber auch von keiner der Sorgen und Gefahren beunruhigt, wodurch die Gutsbeſitzer ſo oft geängſtigt werden — und kein Verdruß, womit bald der Hofmeier, bald der Gärtner, bald das zahlreiche Geſinde und bald die Handwerker unaufhörlich ſie necken, verdirbt uns den Frohſinn, womit wir unbeneidet und im ungeſtörten Frieden ein wahres Idyllenleben hier führen. Das ländliche Vergnügen koſtet uns keine groſſe Summe; wie die Bienen ſaugen wir hier auch aus gemeinen Feld-Blumen lieblichen Honig. Die ganze Gegend, worin wir wohnen, betrachten wir wie unſern Garten, und dieſen durchſtreifen wir von allen Seiten mit immer neuem Vergnügen, welches bei weitem ſo abwechſelnd nicht ſeyn kann, wenn die Spaziergänge nur in dem Bezirke eigenthümlicher Beſitzungen beſchränkt ſind. Und wer hockt nicht gern am liebſten auf ſeinem eigenen Gute? Wer klebt nicht feſt an dem Boden, worauf er ſeine Ideale realiſirt, und wer verweilt nicht gern vor dem Spiegel, worin er in der gefälligſten Geſtalt ſich ſelbſt erblickt und ſo von andern geſehen wird?

Frei von ſolchen Feſſeln, folgen wir der ſüßen lockenden Stimme der ſchönen Natur. Am Arme der

Liebe und der Freundschaft wandeln wir zwanglos durch liebliche Kornfelder, im kühlenden Schatten ehrwürdiger Eichen über blumigte Wiesen und durch dunkle Gebüsche, so lange wir Kraft und Lust haben, überall umher, und kehren dann am Abend mit mannigfaltigen Bildern zur künftigen Rückerinnerung bereichert in unsre einfache Wohnung zurück, wo nach einem leichten frohen Mahle der wohlthätige Schlaf uns sanft einwiegt und Geist und Körper zu neuen Genüssen für den folgenden Tag erheitert und stärkt.

Zwar wohnen wir in abgesonderten Zimmern getrennt von der Familie des Hauswirths; allein wir mischen uns doch oft unter sie und sind ihr nahe genug, um ihre Lebensweise, die sie eben nicht zu verheimlichen pflegen, genau beobachten zu können; und diese hat bei dem größten Theile der hiesigen Landleute, wenn auch gleich die sonst eiserne Härte ihrer Sitte seit einem Jahrhunderte wohl etwas biegsamer geworden ist, doch immer noch sehr viel Patriarchalisches, welches, wenn man es in einer unbefangen-heiteren, von keiner menschenfeindlichen Laune getrübten, Stimmung auffaßt, tief rührt und die Simplizität des Landlebens erst recht anziehend macht.

Es giebt Ausnahmen; aber meistens haben die Bauern in den hiesigen Gegenden, wo sie unter kei-

nem Drucke von übermäßigen Auflagen und von zu strengen Pflichten gegen die Gutsherrschaft leben, sondern, wo es ihnen vergönnt ist, die Früchte ihres Fleißes selbst zu genießen, ein frisches, gesundes, wohlgenährtes Aussehen — ein gutmüthiges Wesen und Kraft und Lust zur Arbeit, die sie unabänderlich nach der einmal gewohnten Tagesordnung fleißig und unermüdet forttreiben, und wozu sie sich durch ihre derbe Hausmannskost stärken, welche sie täglich drei oder viermal in reichlichem Maaße genießen.

Der Anblick einer solchen Mahlzeit, die im Sommer stets auf der Hausflur gehalten wird, gewährt ein ganz eigenes Vergnügen.

Oben an der langen gedeckten Tafel präsidirt der alte Hausvater, neben ihm sitzt die Mutter, und dann folgen der Reihe nach die Kinder, Knechte und Mägde. Der Vater giebt durchs Abnehmen der Mütze das Signal zum Gebet. Kaum ist das auswendig gelernte Formular von ihm selbst oder von einem der Kinder, gedankenlos, halblaut und unverständlich hergeplappert, so fallen alle mit ihren hölzernen Löffeln begierig über die dampfenden, bis an den Rand mit Grütze oder Milch gefüllten, Näpfe her. Sind diese geleert, so schneidet der Vater das Brod und die Mutter theilt die Speisen umher, welche dann in starken, gehäuften Portionen bei einer allgemeinen Stille, die

unſern Helden aus dem gefährlichſten aller ſchlimmen Orte, wohin ein ehrlicher Mann verirren kann, unverſehrt, und was beynahe unglaublich iſt, mit ſeiner ganzen Tugend davon gebracht haben! Er hat allerdings von Glück zu ſagen, fährt das Manuſcript fort; aber — beym Hund (dem groſſen Schwur des weiſen Socrates) was hatte er auch an einem Hofe zu thun? Er, der ſich weder zu einem Sclaven, noch zu einem Schmeichler, noch zu einem Narren gebohren fühlte, was wollte er am Hofe eines Dionyſius machen? —— Was für ein Einfall — und wenn iſt jemals ein ſolcher Einfall in das Gehirn eines klugen Menſchen gekommen? — einen laſterhaften Prinzen tugendhaft zu machen! — Oder welcher rechtſchaffene Mann, der einen Fond von geſunder Vernunft und gutem Willen in ſich gefühlt, iſt jemals damit an einen Hof gegangen, wenn er, im Sinne hatte, von dem einen oder dem andern Gebrauch zu machen? —— Man muß geſtehen, es iſt eine ganz hubſche Sache um den Enthuſiasmus — eines Lycurgus, der aus einem Monarchen ein Bürger wird, um ſein Vaterland glücklicher zu machen —— oder eines Leonidas, der mit dreyhundert eben ſo entſchloſſenen Männern als er ſelbſt, ſich dem Tode weiht, um eben ſo vielen Myriaden von Barbaren den Muth, mit Griechen zu fechten, zu benehmen. Doch ſo groß, ſo ſchön dieſe Thaten ſind; ſo ſind ſie durch die Kräfte der Natur möglich, und diejenige, welche ſie unternahmen, konnten ſich verſprechen, daß ſie ihre Abſichten erreichen würden. Aber wenn hat man jemals gehört,

nur selten durch irgend eine lakonische Rede unterbrochen wird, mit gesundem Appetite und wetteifernder Schnelligkeit verzehrt werden. Nach einer Viertelstunde ist alles vorbei. — Es wird wieder gebetet und die Tafel dann aufgehoben.

Des Abends nach Tische raucht der Vater noch ruhig ein Pfeifchen, sieht dabei nach, ob alles in der gehörigen Ordnung sich befindet, schließt die Thüren zu, und um 9 höchstens halb 10 Uhr im Sommer begiebt die ganze Hausgenossenschaft sich zu Bette, um des andern Morgens beim Sonnenaufgange wieder wach und munter zur Arbeit zu seyn.

Oft hab' ich nach dem Abendessen mit meinem Hauswirthe, einem verständigen, redlichen, kraftvollen alten Manne, der die ächt-patriarchalische Gesichtsbildung eines Schweitzerbauern hat, ein Stündchen verplaudert und im Stillen bewundert, wie heller bei seiner übrigen Simplizität dachte, wie richtig er urtheilte, wie natürlich und bestimmt er sich ausdrückte und mit welch einem festen und ruhigen Blicke er alles um sich her betrachtete. Ueber manche Dinge, die ich aus der Ferne kaum dem Namen nach kannte, erhielt ich durch ihn die deutlichsten Begriffe. Eine solche angenehme und gewiß oft belehrende Unterhaltung war für mich die beste Vorbereitung zum süßen, sanften Schlafe, den die ländlichen Stimmen —

der Gesang der Vögel, das Geblöck des Viehes, das ferne Bellen eines Hundes, das Gequäcke der Frösche u. dgl. bei der sonst tiefen Stille der Nacht vielmehr befördern als stören.

Ein Tag gleicht hier auf dem Lande dem andern; außer daß an den Sonn- und Festtagen in feierlichen Kleidern die Kirche und des Nachmittags die Wirthshäuser besucht werden, oder die ehrbareren Hausväter und Hausmütter sich unter die Bäume oder um ihren Heerd zu traulichem Geschwätze zusammensetzen, während die frohe Jugend um sie her in lustigen Spielen und zuweilen wohl auch in munteren Tänzen sich freut.

Dies ist durchgängig die Lebensweise der hiesigen Bauern, wenn gleich in einigen Gegenden bei größerer Wohlhabenheit sich Ueppigkeit und Schwelgerei unter sie eingeschlichen haben mag, und an andern Oertern hingegen ein spärlicheres Fortkommen sie grämlich, finster und verschlossen macht und ihnen die Lust zum frohen geselligen Zusammenleben nimmt.

Ich könnte noch manche Beiträge zur Karakteristik der hiesigen Bauern liefern, wenn meine Absicht nicht wäre, nur einige Hauptzüge von dem Bilde dieser Leute hinzuwerfen, um zu zeigen, daß es so übel nicht sey, mit ihnen unter einem Dache zu wohnen.

Sie ſind, im Ganzen betrachtet, biedere, brave Menſchen, die es wohl verdienen, daß die Städter ſich freundlich ihnen nähern und nicht mit kalter Verachtung ſich von ihnen wegwenden. Aber es iſt auch eine höchſtverderbliche, falſche Art von Wohlthätigkeit, wenn einige Städter in dem Erguſſe ihrer fröhlichen Laune oder auch aus Prahlerei, die Leute, bei denen ſie wohnen, mit Geſchenken von Leckereien und Getränken überhäufen und dadurch in ihnen und ihren Kindern ſchädliche, vorher nicht gekannte Lüſte aufregen. Sie verbreiten durch dieſe übelangebrachte Freigebigkeit ein gefährliches Gift unter die Landleute; ſie ziehen andern Städtern, die von ihren frugalen Tiſchen keinen Ueberfluß auszutheilen haben, ſaure und ſcheele Geſichter von den Hauswirthen zu, veranlaſſen manche bittere Vergleichungen und verdrängen ſo nach und nach die wohlthätige Sitte, wodurch es ihren minder begüterten Mitbürgern möglich wird, ohne großen Geldaufwand auch Antheil an dem Genuſſe des ländlichen Vergnügens zu nehmen.

In den vorzüglich angenehmen Gegenden, wo mehrere Familien ſich in Bauerhäuſer eingemiethet haben, iſt die Art des Zuſammenlebens ohngefähr eben ſo, wie an den kleineren freundlichen Brunnenörtern zu Lehburg, Drydurg u. a. Die ſich kennen, beſuchen ſich, gehen und fahren zuſammen ſpazieren und vereinigen ſich dann und wann auch wohl zu klei-

nen freundschaftlichen Feten und Lustpartieen. Unbekannte hingegen bekümmern sich hier so wenig, wie in der Stadt, um einander.

Ein großer Theil des Vergnügens würde verlosren gehn, wenn man hier Putz in Kleidung einführen, oder sonst auf irgend eine Art sich von der Weise, wie man zu Hause zu leben gewohnt ist, entfernen — wenn man sich wegen der vorübergehenden Städter scheuen wollte, im Schlafrocke oder im häuslichen Morgenkleide unter einer Eiche am Wege zu frühstücken, dort offene Tafel zu halten und im traulichen Kreise der Seinigen zu scherzen, auch wohl einmal ein frohes Lied mit ihnen zu singen.

Lärmende, ungebundene Sittenlosigkeit werden vernünftige Menschen sich nirgends erlauben; aber jemehr wir uns sonst von dem Zwange der steifen Etikette und aller der lästigen Förmlichkeiten und Vorurtheile, welche im geselligen Umgange herrschen, befreien, destomehr gewinnen wir an ächtem Lebensgenusse, vorzüglich auf dem Lande, wo wir der Natur so nahe sind, so gern mit ihr sympathisiren und uns so glücklich fühlen, wenn wir ihren einfachen Gesetzen ungehindert folgen dürfen, die tief in unsre Herzen gegraben sind; so lange diese in dem Getümmel der Welt ihre Reinheit nicht verloren haben und keine quälende Vorwürfe eines befleckten Gewis-

sens diese schöne-deutliche Schrift verdunkeln und allmälig ganz auslöschen.

Es ist wahrlich keine tändelnde Empfindelei und kein tadelnswerther Müssiggang, wenn wir mit dem Bewusstseyn einer nützlichen Thätigkeit und der treuen Erfüllung unserer Pflichten dann und wann im Schooße der ländlichen Natur die Gedanken von den Gegenständen unsres Berufs abziehen, alle Sorgen und alle Uebel, welche in der bürgerlichen Gesellschaft so oft unsre Zufriedenheit stören, vergessen, diesen Druck, unter dem unsre edelsten Kräfte seufzen, für eine Zeitlang abschütteln und mit unbefangenem, kindlichem Sinne uns ganz unsers Daseyns freuen, und durch solche köstliche Gaben unsrer guten Mutter Natur gestärkt, mit erneuerter Kraft zu den Geschäften dann zurückkehren, welche der Beruf von uns fordert.

Je einfacher wir auf dem Lande leben, und je weniger wir hier mit den Werken der Kunst umgeben sind, desto reiner sind solche Genüsse, desto innniger und ungetheilter können wir uns den häuslichen Freuden in dem kleinen Familienzirkel, der uns umgiebt, hingeben. Die Störungen, welche in der Stadt so oft unsre glücklichste Meditazion unterbrechen, oder uns von der Seite der liebenden Gattin oder aus dem traulichen Kreise auserwählter Freunde

fort und zu Geschäften und Menschen hinreißen, wo mit unser Geist und Herz nicht sympathisiren können, solche Störungen bleiben uns bei der ländlichen Muße fern, wo keine Welle die Spiegelglätte auflegt, auf welcher unsre Gedanken und Gefühle in sanfter Bewegung hingleiten.

Zwar haben wir in den Bauerhäusern keine von allem Geräusch abgelegene, geschmackvoll eingerichtete, mit einem hinreichenden Büchervorrathe versehene Studierzimmer, wie man sie in den Gärten und Landhäusern haben kann. Allein das große Buch der Natur liegt vor uns aufgeschlagen. Aus diesem und aus uns selbst können wir Weisheit genug lernen, und wir finden hier überall leicht ein Plätzchen, wo wir uns einem ungestörten Nachdenken überlassen — wo wir mit ununterbrochner Aufmerksamkeit lesen und unsre Gedanken niederschreiben können.

Ich leugne indessen nicht, daß so glücklich eine solche Meditazion, wenn sie sich mit Filosofiren oder mit Dichten beschäftigt, hier auch seyn mag, dennoch diejenigen Geistesarbeiten, welche eine anhaltende Anstrengung und das Nachschlagen vieler Bücher erfordern, uns nur am Schreibepulte, wo wir die Bücher, welche wir brauchen, gleich bei der Hand haben, gelingen, und daß es daher besser sey, solche Arbeiten

so lange ruhen zu lassen, bis wir sie, nach unserer Rückkehr in die Stadt, mit doppelter Kraft angreifen und sie mit wahrer Selbstzufriedenheit vollenden können. Ohnstreitig haben in dieser Hinsicht die Landgüter einen großen Vorzug: sie verstatten dem Geschäftsmanne einen längeren Aufenthalt auf dem Lande; denn er findet hier eben so gut, wie in der Stadt, sein zur gelehrten Muße ganz eigentlich bestimmtes und geordnetes Zimmer, und ungehindert kann er hier die Akten und Bücher um sich lagern, welche er zu jeder Arbeit, die er vornimmt, mitbringt oder mit leichter Mühe sich herausbringen läßt.

Dies ist ein sehr wesentlicher Vorzug für Geschäftsmänner, die sich sonst nur auf kurze Zeit von ihrem Schreibtische entfernen dürften. Sowohl dieserwegen, als auch überhaupt betrachtet, würd' es ein übereiltes, einseitiges Urtheil seyn, wenn man unter den mancherlei Arten, wie man den Sommer zur Erholung benutzen kann, unbedingt nur für eine einzige entscheiden und diese für die vorzüglichste unter allen erklären wollte. Die Bestimmungsgründe sind dabei gar zu individuell.

In den Bauerwohnungen muß man sich immer mehr oder weniger behelfen und sich manche Einschränkungen gefallen lassen, woran man zu Hause nicht

gewohnt ist. Bei schlechtem, regnichtem Wetter ist man hier in ein enges kleines Zimmer mit seiner Familie eingekerkert und kann sich mit keiner Arbeit beschäftigen, die einen größern Raum und Stille erfordert. Aeußerst unangenehm ist endlich das starke anhaltende eintönige Geräusch, welches manche Arbeiten, die der Bauer auf der Hausflur verrichtet, z. B. das Dreschen, Flachsbrechen u. dergl. verursachen. Auf eine kurze Zeit kann es uns erträglich, sogar unterhaltend seyn; aber wenn es oft mehrere Stunden hintereinander unaufhörlich fortdauert, so wird diese lärmende, monotone Musik eine Folter für die daran nicht gewöhnten Ohren.

Wer also die Bequemlichkeit liebt, oder diese wegen seines Alters oder wegen eines zarten schwächlichen Gesundheitszustandes zu suchen genöthigt ist; wer sich nur in einem ausgebreiteten geselligen Umgange wohl befindet; wem es Bedürfniß ist, seine Thätigkeit in der Hervorbringung schöner Gartenanlagen und Werke der Kunst, in der Aufführung geschmackvoller Gebäude und in der Betreibung einer eigenen Oekonomie zu üben; wem der stille ruhige Genuß des Landlebens auf die Dauer zu langweilig wird, und wer auch für seine ernstere Berufsgeschäfte auf dem Lande leben will, der darf nicht in den Bauerhäusern seine Wohnung nehmen. Er muß wenn er Vermögen dazu hat, sich nach Gärten und Landgü-

tern umsehen, wo ihm auf einer höheren Stufe der Kultur das ländliche Vergnügen zwar nicht so ganz unmittelbar aus der Hand der Natur, aber doch mehr, wie seine Bedürfnisse und Neigungen es fordern, durch die Kunst modifizirt und verfeinert, gereicht wird.

Der grübelnde, durch angestrengtes tiefes Denken ermüdete Gelehrte, dessen Geist durch längere Anspannung in tödtende Einförmigkeit oder in die gefährliche Seelenkrankheit der fixen Ideen versinken würde; so wie der mit Geschäften sehr überhäufte Mann, der, um einmal Luft zu schöpfen, sich völlig aus seinem gewohnten Wirkungskreise herausreißen muß, bedürfen eines kräftigeren Heilmittels, als dasjenige ist, welches ihnen der Aufenthalt auf dem Lande gewähren kann. Sie müssen durch eine angenehme Reise sich erheitern und zerstreuen, oder wenn auch ihr Körper einer Kur bedarf, diesen an einem Brunnenorte stärken.

Derjenige hingegen, welcher die Kunst zu entbehren versteht, an Geist und Körper gesund ist und ohne viele Zubereitung und ohne großen Geldaufwand die rohe ungekünstelte Natur auf dem Lande genießen will, kann in einem dazu eingerichteten Bauerhause völlig seiner Neigung gemäß leben.

Dank sey's daher dem Genius unsrer Zeit daß er auch hier die Vorurtheile entfernt und es zur Sit-

te gemacht hat, daß jetzt auch Leute vom Stande ſich nicht zu ſchämen brauchen, unter einem Strohdache ſich ihres Lebens zu freuen!

Bremen, am 6ten Jenner 1802.

Dr. Deneken.

III.

Berichte eines Augenzeugen über Peſtaluz's Erziehungsanſtalt in Burgdorf *).

Bern, im Novembr. 1801.

Wir kommen eben von Burgdorf zurück; ein angenehmer Tag, weil ich mit Teutſchen war. Wir ver-

*) Die Sache iſt von ſo wichtigen, ja unberechenbaren Folgen, daß gerade dieſe Nachricht, in der man den ſcharfbeobachtenden und warmfühlenden Verfaſſer eines in dieſer Meſſe erſchienenen Hauptwerks über Nazionalerziehung nicht verkennen wird, jedem Leſer des Merkurs doppelt intereſſant ſeyn muß.

B.

hört, daß ein Menſch, oder ein Held, der Sohn einer Göttin, oder eines Gottes, oder ein Gott ſelbſt, dasjenige zu Stande gebracht hätte, was Agathon unternahm, da er mit der Cither in der Hand ſich überreden ließ, der Mentor eines Dionys zu werden.

Auf dieſen humoriſtiſchen Eingang, womit unſer Autor dieſes Capitel beginnt, folget eine lange, und wie es ſcheint, ein wenig miltzſüchtige Declamation gegen diejenige Claſſe der Sterblichen, welche man groſſe Herren nennt; mit verſchiedenen Digreſſionen über die Maitreſſen — über die Jagdhunde — und über die Urſachen, warum es für einen erſten Miniſter gefährlich ſey, zuviel Genie, zuviel Uneigennützigkeit, und zuviel Freundſchaft für ſeinen Herrn zu haben — So viel man ſehen kann, iſt dieſes Capitel eines von den merkwürdigſten, und ſonderbarſten in dem ganzen Werke. Aber unglücklicher Weiſe, befindet ſich das Manuſcript an dieſem Ort halb von Ratten aufgegeſſen; und die andre Hälfte iſt durch Feuchtigkeit ſo übel zugerichtet worden, daß es leichter wäre, aus den Blättern der cumäiſchen Sibylle, als aus den Bruchſtücken von Wörtern, Sätzen und Perioden, welche noch übrig ſind, etwas Zuſammenhängendes herauszubringen. Wir geſtehen, daß uns dieſer Verluſt ſo nahe geht, daß wir uns eher der ſinnreichen Ergänzungen, welche Herr Naudot zum Petronius in ſeinem Kopfe gefunden hat, oder der ſämtlichen Werke des Ehrwürdigen Paters *** beraubt wiſſen wollten. Indeſſen iſt doch dieſer Verluſt in Abſicht

reiſten um 7. und nahmen Peſalux in der Kreuzgaſſe in den Wagen. Das Wetter war angenehm, obſchon ohne Sonne. Das Land ſieht aus wie vor 1798 Es geht ſeinen alten Gang fort, und von reellem Mangel iſt für den Vorbeireiſenden keine Spur. Fremde kaufen ſich ſogar an. Die Stadt Bern nimmt an Bevölkerung zu, und ſcheint eine ziemlich groſſe Stadt zu werden. Die alten Berner kaufen oder beſitzen Güter und Landhäuſer um die Stadt, wo ſchon Ridotti, Assemblées, Soirées ſind; und doch ſcheint die Stadt mehr Menſchen wie vordem zu haben. Unreinlich iſt ſie, weil die Einwohner aus Unmuth ihren Miſt in den Lauben laſſen.

Wir trafen bald einen Zug Franzoſen an; es war eine Halbbrigade, die von Luzern kam. So wie man nur anſteht, franzöſiſchem Willen urplötzlich zu gehorchen, ſo hat man Truppen auf dem Hals. Die Landleute ſehen dem Zug der durchziehenden Franzoſen ſo ruhig als einem Zug Krähen zu; die Franzoſen ſelbſt ſcheinen ſo fromm, ſo ſtill und einheimiſch, wie wenn ſie ſeit 200 Jahren da wohnten. (Die Schweitzer-Truppen, Auxiliaires genannt, ſind hingegen jedem Bürger verhaßt; ſie ſollen unverſchämt und mit nichts zufrieden ſeyn.) In der Stadt ſind ſie (wenigſtens auf den Gaſſen) die artigſten ſtillſten Menſchen; kaum merkt man ſie. Sie ſind ſchön gekleidet, meiſt reinlich, und die wenigen, die in den

Gesellschaften aufgenommen werden, sind beinahe bescheiden. Wir fuhren durch das Grauholz, wo die letzte Schlacht für die sterbende Freiheit gefochten ward. Noch stehen die Stadtwaldungen beinahe unbeschädigt da. Jenseits Findelbank stechen die Sandhügel hervor.

Bald bemerkt man die Emme und das schöne Emmenthal (auch im Harzgebürge ist eine Emme). Burgdorf, besonders das Schloß (4 Stunden von Bern), liegt romantisch in einem breiten grünen Thal, dessen Seiten aus Sandfelsen gebildet sind; an der Emme sind sie nackt, abstürzig und mit Tannen bewachsen; wo das Wasser die Erde nicht weggeschwemmt hat, sind sie grün, wie das mit Wasseradern befruchtete Thal, wo dies allgemeine Grün nur an Bächen bei Wässerungen und durch ein idyllisches Gemisch von kleinen Buchen- und Tannenwäldern beschwärzt ist. Die magere Sanderde ist durch Fleiß ein reich-thumsprossender Boden geworden. Ein großer isolirter Sandfels trägt die kleine Stadt Burgdorf amphitheatralisch gegen das Schloß empor, welches auf der Felsenspitze am Abgrund das prächtige Thal überschauet. In diesem Schloß wohnt nun Pestaluz mit 48 Kindern, in allem mit 60 Personen.

Ehe ich von Pestaluz's Anstalt spreche, muß ich einige Anmerkungen nachholen, die das Resultat von

vielen Thatsachen sind. Nichts ist schwerer, als ein revolutionirtes Land zu beurtheilen. Unsere Erinnerungen schaden da. Wir müssen voll von Vorurtheilen seyn, so lange keine Lethe auf dieser Erde fließt. Darum muß man, so wie man von einer Farbe zur andern übergeht, immerhin Meinungen ändern, bis man widersprechende Thatsachen genug hat, um einen Saldo herauszufinden. Dieser Saldo wäre in Ansehung des Erziehungswesens in der revoluzionirten Schweiz folgender:

Ueberall, wo keine oder äußerst schlechte Erziehungsanstalten waren, sind neue oder bessere gebildet worden; wo die Anstalten gut oder mittelmäßig waren, wie die Schulen in einigen reformirten Kantonen, sind sie gesunken, so daß die Schweiz die Ungleichheit an Bildung verloren hat, um sich einem allgemeinen niedrigeren Ebenmaaß zu nähern. So sind nun im Kanton Luzern allenthalben Schulen, wo vor der Revoluzion nur 8 Landschulen gewesen seyn sollen. Schwitz hat nun Schulen, die man Reding schuldig ist. Argau hat eine vortreffliche Kantonalanstalt zu Aarau errichtet. In Gottstadt ist ein Anfang von einer Ackerbau-Schule, diesem allerersten Bedürfniß der verarmten Schweiz, gemacht; in Bern sind zwei neue, sehr gute Pensionsanstalten für Knaben, neue Naturalienkabinette; auch des wackern Gesner Buchhandel ist in Bern. Das

medizinische von Rengger gestiftete Institut ist ganz neu. Endlich ist in Burgdorf Pestalus's Institut.

Im Jahre 1799 ist Pestalus nach dem Blutbad bei Stanzstadt in Unterwalden nach Stanz geschickt worden, um für die verwaisten Kinder zu sorgen. Von Stanz kam er im August 1800 nach Burgdorf ins landvögteliche Schloß. Pestalus urtheilt so über die Ländler (das ist, die Einwohner der 3 Kantone Uri, Schwitz und Unterwalden): Es sind bisweilen verdorbene Menschen, die in ihrem Hirtenleben ganz dem Müßiggang und Wohlleben ergeben waren. Von den 4000 Kindern, die aus allen 6 demokratischen Kantonen emigrirten, litten die wenigsten eigentlich Hunger, nur hofften sie besser bei Fremden als zu Hause zu stehen. Sobald man sie zur Arbeit anhalten wollte, sagten viele zu Pestalus: „glaubt ihr, wir sind um zu arbeiten von Hause weggegangen?“ und liefen davon. — Er hat recht. Nichts ist verdorbener als einige aus diesem Hirtenstamme. Eben ihr Naturleben macht sie bisweilen zu Kraftmenschen. Das Leben mit den Heerden auf den Alpen macht oft ihr Dorfleben wieder gut. Sie haben vieles Vieh gerettet; in ein paar Jahren wäre alles wieder bei ihnen wie zuvor, weil die Wiesen und viele Hütten noch aufrecht stehen und sie durch Natur und ihre einfachen Sitten gegen alles Unglück besser als reichere Nazionen geschützt sind. Kein Wohlstand ist

unvergänglicher, als der eines Hirtenvolkes. Peſtalozz hat auch jetzt drei prächtige, kunſtvolle Kinder aus den Ländern; eins der Miniſter Reinhart, verſorgt.

Ich komme nun zu Peſtalozz's Anſtalt. Zuerſt von ihm ſelbſt. P., ein Mann von ungefähr 55 Jahren, hat, wie er ſagt, ſeit 30 Jahren kein Buch geleſen. Andere Menſchen würden dabei zum Thier werden; er aber hat ſeine große Thätigkeit beſtändig auf die Natur gewandt, und in dieſem großen Buche mehr geleſen, als in allem, was die Meßkatalogen liefern.

Ich glaube, nichts iſt ſeltener, als richtiges Urtheil über dieſen Mann. Ungelehrte nicht denkende Menſchen werden ſein ſchwärzliches Geſicht bemerken, das doch bald durch den Ausdruck ſeiner Seele angenehmer wird. Gelehrte finden bei ihm unfiloſofiſche Ausdrücke und einen nicht ſchulgerechten Ideengang. Ich aber erſtaunte, einen ſeit 30 Jahren nie leſenden, immer thätigen Mann zu ſehen, der kein Schwärmer, kein Träumer geworden iſt. Er iſt das erſte nicht geworden, weil er ohne Eigenliebe von reiner Menſchenliebe beſeelt iſt. Eine ſeiner erſten Bemerkungen fiel mir ſehr auf. Er ſagte: die Menſchen wären in Kunſt und Wiſſenſchaften durch ihre Fortſchritte ganz von dem einfachen Gefühl entfernt worden, das die erſte urſprüngliche Kunſt erzeugte. Um die Kunſt wieder

zu finden, müssen wir die simplen ursprünglichen Naturempfindungen wieder aufsuchen. Wie er selbst auf diese Eindrücke gekommen ist, weiß ich nicht. Aber daß er sie in seinem Fach entdeckt hat, scheint der Erfolg seiner Arbeit zu beweisen.

Warum er den ganzen Unterricht in Zahl, Form und Wörter (denn er sagt nicht Zeichen) eintheilt, kann ich nicht begreifen; aber deutlich muß ich sehen daß 48 Kinder von 5 zu 12 Jahren in 6 bis 10 Monathen gelernt haben, 1. Schreiben, 2. etwas Zeichnen, 3. zum Erstaunen gut Rechnen, 4. Lesen, 5. Geografie, 6. etwas Französisch. Bei dem allen sind sie äußerst munter und sehen gesund aus, obschon ich in ihre Schlafzimmer mehr Reinlichkeit und besonders freie Luft wünschte. Ich weiß nicht, ob Pestaluz's Methode gut ist; ich weiß nicht einmal, ob er eine räsonnirte Methode hat. Aber ich sehe deutlich, daß er auf unbekannten Wegen wandelt und zu unbekannten Resultaten anlangt, und dies ist wichtiger als alles. Das Hinauf- und Hinabkriechen auf einer wissenschaftlichen Linie hat weniger Werth, als eine neue Linie zu finden, wenn diese Linie zu wichtigen Zwecken die kürzeste ist.

Der Anfang von allen Pestaluzischen Wissenschaften ist gerade Linien und Vierecke auf Schiefertafeln zu zeichnen und in gleiche Theile einzutheilen. Alles

Rechnen iſt intuitif, nicht allein eine Zeichenkunſt; 4 mal 4 ſind nicht Zahlen und Wortwiederholungen, ſondern viermal wiederholte, in vier getheilte, wirkliche Vierecke, die zuſammengeſtoßen: ſechszehn, ausgeſprochen werden. Ich fragte einen Jungen von ungefähr acht Jahren: wenn ich einen Kuchen in 9 gleiche Theile ſchneide, und du einen halben von dieſen Theilen gegeſſen haſt, wie viel bleibt vom Kuchen übrig? Er antwortete $\frac{7}{8}$. Das war intuitif, nicht Gedächtniß, nicht Zeichen. Wenn ich rechne, ſo muß ich die berechneten Gegenſtände wirklich ſehen, oder nur leere Zeichen denken *). Nun aber, wie kann man ſich dieſe gleichartigen Dinge beſſer als in Vierecken denken? Jede andere Rechenkunſt iſt allein Gedächtniß der Zeichen. Peſtalozens Rechenkunſt iſt Sachwiſſenſchaft.

Das Zeichnen, worunter das Schreiben inbegriffen iſt, entſteht aus der Uebung, vollkommene gerade Linien mit Fertigkeit zu zeichnen, dann Parallele zu ziehen, dann vollkommene Zirkel, dann gerade und krumme Linien nach Willkühr mit einander zu kombiniren. Dabei fiel mir der vollkom-

*) Sind die Zahlen groß, ſo halte ich mich freilich an die Zeichen. Die algebraiſche Operation muß aber einmal intuitif geweſen ſeyn, ſonſt iſt das Rechnen Papagayenwerk.

mene Zirkel des Giotto in der Biografie der Mahler'en. Bei diesem vollkommen runden Zirkel ward Giotto für einen guten Mahler erkannt. Dieses gerade Linien- und vollkommene Zirkel-Zeichnen ist in der Pestalozischen Anstalt zum Erstaunen vollkommen und allgemein. Ganze Stunden werden darauf verwendet, und ich muß bekennen, daß ich bieweilen geneigt war, diese Uebung als albern und Zeitmordend anzusehen. Allein der Erfolg davon wies mich zurechte. Denn gegen Erfahrung muß jeder schweigen.

Da alle Formen und Figuren, die wir erschaffen, in gerade und krumme Linien aufgelöst werden, so entsteht aus der Vollkommenheit dirser Elemente die Vollkommenheit jeder Nachahmung von Form und Figur Die Operazion des Vergleichungsvermögens ist uns ganz unbekannt und unauflösbar, weil es eine simple Empfindungssache ist, die in keine einfachere kann aufgelöst werden. Aus diesem Vergleichungsvermögen entspringt alles richtige Zeichnen. Wir hatten ein Kind, die gedruckte Figur eines Krokodills 3mal größer als das Original zu zeichnen, und das Kind zeichnete alsobald ein Krokodill, das wir mit dem Zirkel maßen, und vollkommen 3mal so groß in allen Dimensionen, wie die Vorschrift, fanden. Dieses richtige Augenmaaß muß auf jedes kunstbildende Urtheil Einfluß haben. Das beweist ihr richtiges Zeichnen und allgemeines Schönschreiben. Das rich-

tige Beurtheilen der geraden und der Zirkel-Linien scheint der einfachste Stoff des Urtheilens zu seyn; und darin scheint die Vortrefflichkeit der Pestalozischen Methode zu liegen, die Urtheilskraft in ihren ersten Elementen zu üben.

Die Kinder waren Stundenlang beschäftiget, Zirkel und gerade Linien zu kombiniren. Ich beobachtete genau diese arbeitenden Kinder; sie wischten wohl 20mal eine gerade oder krumme Linie aus, bis sie vollkommen ward. Ihr Geist war in beständiger Thätigkeit. Ich bemerkte, daß sie das Auswischen mit den Fingern immer da anfiengen, wo die größte Unvollkommenheit in der Linie war; es gehen bei dieser Arbeit in ihrer jungen Seele Dinge vor, die wir gar unvollkommen kennen. Will ich einen Halbzirkel zeichnen, so hab' ich erstlich das Bild davon in der Seele. Das Zeichnen auf der Tafel bildet zweitens eine wirkliche Vergleichungslinie, die drittens mit dem Ideal, das in der Seele liegt, verglichen wird. Diesem Ideal, das ist, dem innern Bilde, immer die Realität näher zu bringen, bis daß die gezeichnete Linie mit diesem Ideal ganz zusammentrift, ist das Resultat der Kunst. Dieses Vergleichen schärft, belebt, entwickelt jedes innere Ideal und schärft selbst die Urtheilskraft. Und wenn gerade und Zirkellinien die Elemente von allem Zeichnen wären, so wäre die Kunst, diese Elemente zu beleben, zu

verdeutlichen und hervorzulocken die wahre Methode zu allem Richtigzeichnen, zu jeder Belebung eines sehbaren innern Ideals, und vielleicht zur Vervollkommnung selbst der vergleichenden Kraft. Dieses Linien-Zeichnen ist der Keim des Schreibens und der Geometrie, welche letztere nichts anders ist, als die fortgesetzte Vergleichung von Linien, die wir uns mit Deutlichkeit vorstellen. Diese Uebung bringt bis jetzt in der Pestalozzischen Anstalt nur die Kunst schön zu schreiben hervor, weil diese die unterste Stufe des Zeichnens ist. Weiter entwickelt entstünde daraus die Kunst des Schönzeichnens, wo auch der Effekt und die Illusion der Natur vorgestellt wird, und die Geometrie, die ohne Kunstgefühl, allein mit dem reinen Vergleichungsvermögen, Linien kombinirt, beobachtet und zuletzt in Regeln bringt.

Die Erfahrung allein kann beweisen, ob Pestalozz's Methode nicht auch zur Bildung von Geometern und Künstlern vortrefflich wäre? Ich glaube ja! Je vollkommener seine Methode ist, desto mehr fühlt man den Abstand zu jeder andern, und je verlegener muß man mit den Kindern seyn, die aus Pestalozz's Institut zu ihren unwissenden Aeltern oder zu alltäglichen Lehrern wieder gebracht werden. Je bestimmter die innere Form des Geistes geworden ist, desto schwerer ist es, die Stelle zu finden, die an diese Form paßt. Diese Verlegenheit beweist eben die Vollkom-

ſicht des Lobes der groſſen Herren um ſo leichter zu ertragen, da wir über den weiten Umfang der Einſichten, die Gröſſe der Seelen, die edeln Geſinnungen und den guten Geſchmack, welcher ordentlicher Weiſe die groſſen Herren von den übrigen Erden Söhnen zu unterſcheiden pflegt, in dem Beſten und ſchlimmſten Buche (je nachdem es Leſer bekommt; welches wir übrigens ganz unpräjudicierlich und niemand zu Leide geſagt haben wollen) das in unſerm Jahrhundert zur Welt gekommen iſt, in dem Buche des Herrn Helvetius, alles geſagt finden, was ſich über einen ſo reichen und edeln Stoff nur immer ſagen läßt. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Digreſſion über die Maitreſſen, und über die Jagdhunde? über welche Materien der geneigte Leſer in des Grafen Anton Hamiltons Beyträgen zur *Hiſtoire amoureuſe* des Hofes Carls des zweyten von Engeland, und in den bewundernswürdigen Schriften eines gewiſſen neuern Staatsmannes (den wir ſeiner Beſcheidenheit zu ſchonen, nicht nennen wollen) mehr als hinlängliche Auskunft finden kann. Aber den Verluſt der dritten Digreſſion bedauren wir von Herzen, indem, (nach der Verſicherung eines der gröſſeſten Bücher-Kenner von Europa) dermalen noch kein Buch in der Welt iſt, in welchem dieſe intereſſante und ziemlich verwickelte Materie recht auseinandergeſezt und gründlich ausgeführt wäre. Zum Unglück iſt dieſes Capitel eben an dieſem Ort am mangelhafteſten. Doch läßt ſich aus einigen Worten, welche zum Schluſſe dieſer Digreſſion zu gehören ſcheinen, abnehmen, daß der

Verfaſſer

menheit derſelben; ein unbedeutendes, ungeformtes Kind ſticht mit nichts ab. Es ſollte alſo eine zweite obere Klaſſe dieſem Inſtitut angehängt werden, wo der erſte Keim zum Rechnen, zum Schön-Zeichnen oder zur Geometrie nach der Peſtalozziſchen Methode entwickelt würde.

Ich vermuthe, es liegen in unſerer Seele gewiſſe Urkräfte, die es weſentlich wäre, auszufinden, um unmittelbar auf ſie wirken zu können. Dieß ſcheint eben Peſtaluz beſſer durch Zufall und Erfahrung getroffen als erfunden zu haben. Der Menſch findet bisweilen, aber er erfindet ſelten; daher ein nicht leſender, ganz unſyſtematiſcher Beobachter, wie Peſtaluz, beſſer auf eine wichtige Entdeckung treffen kann, als ein Buchgelehrter, der auf der gemeinen Landſtraße wandelt.

Die Kinder zeichnen die Landkarten mit den Graden und Zirkeln aus freier Hand zum Erſtaunen gut. Die Nahmen der Länder, Flüſſe und Städte geben Sie auf dieſen leeren Zeichnungen ſehr richtig an.

Das Leſen wird gelernt durch Auflöſung eines Wortes in Sylben, der Sylben in Buchſtaben; dann werden die Buchſtaben wieder zu Sylben, die Sylben zu Wörtern zuſammengeſtoßen. Alles wird von

den Kleinen laut ausgesprochen. Dieses Lautsprechen der Kinder prägt die Kenntniß auch von außen durch den Sinn des Ohres ins Gedächtniß. Diese Buchstaben sind auf 4 Zoll hohen und 2 Zoll breiten viereckigen Karten gezeichnet. Jede Karte trägt 3 Arten von Buchstaben einen lateinischen und zwei teutsche, so daß sie auf einmal teutsch und französisch lesen lernen. Das Auseinander- und Wiederzusammensetzen scheint eine Seelenübung zu seyn, die zur Entwicklung höchst nöthig ist. Diese Vierecke werden auf einem schwarzen gegen die Wand gestellten, mit einem Rand versehenen Bret hin und her gestoßen.

Pestaluz hat zwei vortreffliche Lehrer; einer aus Appenzell, der andere aus Schwaben. Ein junger Schulmeister aus dem Argäu, von ohngefähr 24 Jahren, war unter den Schülern, um die Methode zu erlernen. Die Kinder sind von allen Theilen der Schweitz und aus allen Ständen, vom Baron bis zum Bettelkind hinab.

Die Kinder zahlen von 16 zu 20 Louisd'or jährlich für Unterricht, Nahrung ꝛc. Der gute Pestaluz hat aber einige arme, und an der ganzen Anstalt gewiß gar keinen Gewinn. Sie tragen keine Uniform. Nach den Lekzionen wurden sie alle 3 zu 3 in dem Schloßgang aufgestellt, und fiengen an zu marschiren, in dem Takt eins zwei — eins zwei; das war

der Auſung der Singlekzion; bald fiengen ſie an, in dieſem Takt zu ſingen. Das Gehen hatte ſie in den Takt gebracht. —

Sie haben ihre Gymnaſtik und Spiele; ſie heben alle eine Hand auf gegen einander; einer ſpricht zum Beiſpiel das Wort Tailleur aus, ein anderer ſagt darauf Schmid; wer nun auf den Tiſch ſchlägt, weil er glaubt, Schmid ſey die Ueberſetzung von Tailleur, der kriegt eine kleine Ohrfeige, weil er ſich geirrt hat. Das Franzöſiſche und die Grammatik lernen ſie praktiſch, indem ſie zeichnen. Ich vermuthe, die Kinder richten leichter ihre Aufmerkſamkeit auf 2 Punkte zugleich, als auf einen allein, denn es iſt doppelte Arbeit, die Seele auf einen Punkt als auf zwei zu heften. Die gröſte Seelenkraft iſt beim Konzentriren auf einem Punkt.

Ich ſehe die Peſtalozziſche Methode als einen reichen koſtbaren Keim an, der aber noch jung und wenig entwickelt iſt. Der Erfolg davon muß jeden unbefangenen Denker von ihrer Vollkommenheit überzeugen, die aber, wie ich glaube, noch ſehr undeutlich in ihrem innern Weſen bekannt iſt. Ich halte dafür, die Kunſt jedem Kind die Arithmetik, Leſen und Schönſchreiben, ſammt einer Anlage zur Geometrie, Mechanik und zum Rechtigdenken ꝛc. beizubringen, ſey von ſo groſem Werth, daß dieſe Methode

allein mit der Zeit die ökonomischen Nachtheile dieser drei Revoluzionsjahre aufzuwägen im Stande wäre, wenn sie allgemein eingeführt würde. Sie wird aber erst dann von großem allgemeinen Nutzen seyn, wenn diese Methode bis zu den unmittelbaren Berufskenntnissen wird herangebracht seyn.

Da Pestalutz seines Gleichen nicht leicht finden wird, so ist zu befürchten, daß der ganze Reichthum und die volle Erndte seiner Erfindungen erst künftigen Geschlechtern aufbehalten sey. Schade, daß Pestalutz seine politischen Meinungen beinahe wärmer als seine pädagogischen hat werden lassen. Da es immer schwer seyn wird, einem ganz vorzüglichen Mann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so wird es in diesen revoluzionären Umständen noch schwerer seyn, Pestalutz ganz zu würdigen. Wer die Menschen nach ihrem politischen Glauben beurtheilen will, wird in die Nothwendigkeit gebracht, Dummköpfe neben vortreffliche Männer, und Spitzbuben neben moralische Männer auf eine Linie zu stellen, und alles zu verwirren. In revoluzionirten Ländern kommen mir die Menschen wie bezauberte, beherzte Wesen vor, denen allen mehr oder weniger ein Horn an die Stirn gewachsen wäre. Um gerecht zu seyn und sie alle nach Verdienst zu würdigen, muß man sich diesen Auswuchs wegdenken und nicht auf diese Opfer der Zeitumstände, sondern auf den Dämon zürnen, der sie

alle bezaubert hat. Dieser Dämon ist der menschliche Unverstand, der bei gewissen Umständen wie bei epidemischen Seelenkrankheiten, häßliche Ausbrüche hat. Pestalozz hat seit vierzig Jahren sein Leben und seine Existenz der Erziehung von armen Kindern aufgeopfert. Wer mehr als Er für die Menschheit gethan hat, hebe den ersten Stein gegen ihn auf. Was ist endlich an der Meinung eines Mannes über Zehnden und Bodenzins gelegen, der sich sein Leben lang allein mit Pädagogik abgegeben hat?

Es wäre ein groſser Vortheil, wenn wir unmittelbarer auf die Geisteskräfte zu wirken verstänben. Wir lernen zu früh, wir nehmen zu früh äuſsere fremde Formen an, ohne das Instrument selbst zu üben, ohne es zugerüstet zu haben, ohne es zu kennen. Daher das viele Halbwissen und Halblernen, wo wir die wahre Kraft und das Wesen unserer Instrumente nicht genug in Erwägung bringen. Im Zeichnen und Kopiren gehen unmerkbare Vergleichungen in unserer Seele vor, die vielleicht sehr einfach sind, und welche in dieser Einfachheit zu üben die wahre Bildungskunst wäre. Wir haben hier nicht psychologisch genug beobachtet. So gehen in der Rechenkunst und Geometrie in unserer Vorstellungskraft Dinge vor, die wir in uns selbst beobachten und kennen sollten, ehe wir zur Anwendung übergiengen. Die Pestalozzische Anstalt wäre besonders für Beobachter wichtig, und ich glaube sie

deswegen nützlich, weil sie einer großen Vervollkommnung fähig ist. Das Mittelmäßigt ist dasjenige, das am bäldesten fertig ist, und in den Augen der Pedanterie, des Stolzes und jedes mittelmäßigen Beobachters am vollkommensten erscheint.

Bei der Pestalutzischen Methode ist wenig Geschwätz, wenig Auskrament. Die Zöglinge wissen wenig, aber gut. Die Burgdorfische Schule ist nach meinem Sinn die beste für Kinder von 6 bis 9 oder 8 Jahren. Sie wird erst dann Früchte tragen, wenn man nach dieser Grundlage ein neues Gebäude auf dieselbe aufrichtet, und sie durch neue Beobachtung erweitert haben wird.

Die Idee von Gott bringt Pestalutz den Kindern unter dem Bilde eines Vaters bei. Bonnet war eben der Meinung für Kinder von dem Alter, und in theologischen Vorstellungen sind wir alle sehr jung. Die Kinder selbst sehen munter aus, und man merkt, daß sie große Freude an den Lekzionen haben, welches viel für die Methode beweist. Ihr Essen ist einfach, Suppe am Morgen, Suppe, Fleisch und Gemüs des Mittags; Abends Aepfel und Brod; zum Nachtessen Suppe und Gemüs, besonders Kartoffeln; denn man vergesse ja nicht, wie wenig sie im Ganzen bezahlen. Die Regierung gibt Pestalutz Behausung, die man nach Belieben in den großen, nun ewig leeren Korn-

häusern erweitern kann, und auf Kosten der Regierung wirklich erweitert.

Könnte diese Anstalt ein Schulmeister-Seminarium werden, so wäre sie von großem, unabsehbaren Nutzen, und jeder Kanton sollte wenigstens einen Schulmeister hinschicken. Es ist nicht zu läugnen, daß die vor dem 27. October herrschende Regierung vieles für die Wissenschaft gethan hat, und vieles thun wollte, welches unter anderem Einfluß vielleicht weniger geschehen wird. — Wir sprachen vieles über die jetzige an Beobachtungen unerschöpfliche Schweiz. Die jetzigen Senatoren, die letzt gestürzte Regierung und alle die Regierungen, die seit 1798. über einander fielen, scheinen in den ruhigsten Zeiten zu herrschen; denn ein jetziger Senator geht jeden Abend in seine Gesellschaft, oder Assemblée, zu seinem Whist, oder in die Komödie, weil ein Rathsherr aus der uralten Regierung vor 1798. von der Morgendämmerung an bis in die Nacht zu thun hatte, um ein kleines Vaterland zu übersehen und zu ordnen.

Es ist zum Erstaunen auffallend, wie wenig das Land sich um diese esemeren Regierungen bekümmert. „Was müssen wir zahlen?“ fragt der Bauer. „Herrschen wir wieder?“ fragen die Städte, aber um Hans oder Peter, um dieses oder jenes Geschäft, diese oder jene Wahl bekümmert sich niemand; und so

stirbt das Vaterland unter fremdem Einfluß hin, und so fließt der abgeleitete Strom allmählig in den alles bedrohenden Ozean hinab. — Haaret lateri lethalis arundo.

IV.

Briefe über die neueste schwedische Literatur.

Erster Brief.

Meinem Versprechen gemäß will ich Dich nun von der Literatur des Landes, in dessen Grenzen ich mich jetzt befinde, unterhalten. Ich habe mich lange genug mit derselben beschäftigt, und bin daher vielleicht im Stande, eine freiere und unpartheiischere Ansicht, als gewöhnlich, von ihr zu geben. Die schwedische Literatur ist an eigenthümlichen Werken, in der Kunst sowohl als in den Wissenschaften, sehr arm; auf den Universitäten wird meistens nach fremden Lehrbüchern gelesen, die Toiletten sind mit Uebersetzungen ausländischer Romane belastet, und selbst in den Händen des großen Haufens, der sich mit Erbauungsbüchern abgiebt, findest du Benjamin Schmolk, Sturms Andachten und

ähnliche Produkte. Alles trägt daher ein fremdes, entweder teutsches oder in der großen Welt altfranzösisches Colorit. — Lafontäne, Kotzebue und Spieß sind die Lieblingsschriftsteller des großen Publikums; kaum ist ein neues Buch aus den geschwinden Händen derselben in alle Welt gegangen, als schon mehr als Eine rüstige Feder zur Uebersetzung bereit ist. Du kannst dir also denken, wie schlecht es hier daher um den guten Geschmack im Allgemeinen bestellt seyn muß. — Von Jean Paul ist meines Wissens noch nichts in Schweden bekannt; er ist den Uebersetzern vermuthlich zu schwer. — Göthe's Werther hat vier Auflagen erhalten und wird noch immer sehr gelesen. Eine Uebersetzung des Wilhelm Meister ist angekündigt. Allgemeiner ist Schiller bekannt. Von seiner Geschichte des 30jährigen Kriegs, die zugleich ein großes Nazionalinteresse erregen muß, hat man eine sehr gute Bearbeitung. Auch sein Geisterseher ergötzt, mit der albernen Fortsetzung, die leselustige Menge in einem schwedischen Gewande; sogar der Agnes von Lilien hat der Uebersetzer zur Empfehlung Schillers Namen vorgesetzt. Einige seiner frühern Schauspiele, z. B. die Räuber, Cabale und Liebe hat man auf die Bühne gebracht. Mich wundert, daß noch Niemand an eine Bearbeitung seiner neuern Tragödien gedacht hat; der Jambus scheint mir eine der schwedischen eben so gut als der teutschen Sprache angemeßne Versart zu seyn. Es wäre zu wünschen, daß Leopold, der die Resignar

zion und den Hymnus an die Freude sehr glücklich übertragen hat, eine Bearbeitung des Wallenstein übernehmen möchte.

Man sieht also weder Originalromane noch Originalschauspiele. Eben so besteht auch der größte Theil der wissenschaftlichen Bücher in Uebersetzungen, oder höchstens in Compilazionen aus ausländischen Werken. Die gründliche Gelehrsamkeit muß man daher in den Hörsälen und akademischen Probeschriften, die gewöhnlich von Professoren verfertigt werden, suchen. Letztere haben — obgleich auch jährlich eine große Menge höchst unbedeutender und trivialer Sachen erscheint, — oft einen unverkennbaren Werth. — Critiker von Namen hat die schwedische Literatur nicht aufzuweisen, aber wohl einige gute lateinische Stilisten und Dichter oder Versificateurs.

Obgleich die schwedische Geschichte von ganz vorzüglichen Forschern bearbeitet worden ist, so hat sie doch keinen ausgezeichneten Geschichtschreiber. Dalin schwatzt und deklamirt zu viel; Lagerbring ist ernster, aber es fehlt ihm an filosofischem Geist, und seinem Stil an Würde. Der beste ist Botin.

Man sagt, daß die Censur noch ziemlich strenge sey; die Achtung für das Aeußere der Religion und den theol. Dogmatismus ist hier noch weit größer als

Verfaſſer neun und dreyſſig Urſachen angegeben habe; und wir geſtehen, daß wir begierig wären, dieſe neun und dreyſſig Urſachen zu wiſſen.

Fünftes Capitel.

Moraliſcher Zuſtand unſers Helden.

Der Autor der alten Handſchrift, aus welcher wir den gröſſeſten Theil dieſer Geſchichte gezogen zu haben geſtehen, triumphiert, wie man geſehen hat, darüber, daß er ſeinen Helden mit ſeiner ganzen Tugend von einem Hofe hinweggebracht habe. Es würde allerdings etwas ſeyn, daß einem Wunder ganz nahe käme, wenn es ſich würklich ſo verhielte; aber wir beſorgen, daß er mehr geſagt habe, als er der Schärfe nach zu beweiſen im Stande wäre. Wenn es nicht etwan moraliſche Amulete giebt, welche der anſteckenden Beſchaffenheit der Hofluft auf eben die Art widerſtehen, wie der Krötenſtein dem Gift, ſo däucht uns ein wenig unbegreifflich, daß das Getümmel des beſchäftigten Lebens, die ſchädlichen Dünſte der Schmeicheley, welche ein Günſtling, er wolle oder wolle nicht, unaufhörlich einſaugt—die Nothwendigkeit, von den Forderungen der Weisheit und Tugend immer etwas nachzulaſſen, um nicht alles zu verlieren — und was noch ſchädlicher als dieſes alles iſt, die unzähligen Zerſtreuungen, wodurch die Seele aus ſich ſelbſt herausgezogen wird, und über der Aufmerk-

in Teutſchland. Die kritiſche Filoſofie iſt, weil man den Atheismus für ihre Folge hielt, hin und wieder verrufen, doch zählt ſie auch einige rüſtige Anhänger. Hoger, der jetzt von ſeiner gelehrten Reiſe zurückkehrt, iſt Dir als ein ſcharfſinniger Freund des Realismus bekannt. Auch der Verfaſſer des vortreflichen Buchs, Archimetrie, Th. Thorild iſt ein Schwede. —

Sehr intereſſant iſt es, daß die Akten von allen wichtigen Rechtshändeln gedruckt werden. Dieſe Erlaubniß ſcheint ein ſicherer Beweis von einer guten Verfaſſung zu ſeyn. In dieſen oft ſehr dicken und langweiligen Documenten findet man ſehr viele Beiträge zur Kenntniß des Charakters und des Sinns der Nazion. Zu einer andern Zeit will ich Dir von einigen in literäriſcher Hinſicht merkwürdigen Proceſſen Nachricht geben.

In dem Volke ſelbſt liegen für den Fortgang der Literatur, den die Regierung ſeit Guſtav III. eifrig zu befördern geſucht hat, groſe Hinderniſſe. Die Meiſten ſind arm, die Noth zwingt ſie, ſich nur um die Befriedigung ihrer erſten Bedürfniſſe zu bekümmern; für die Befriedigung ihres Geiſtes oder gar zu geiſtiger Schwelgerei bleibt ihnen keine Zeit. Bei der geringen Anzahl der Bewohner kann das leſende Publikum nur klein ſeyn; die tägliche Erfahrung lehrt, wie wichtig die allgemeine Stimmung zur Aufnahme der Literatur

eines Landes ist. Auch ist die Erziehung der Jugend noch nicht so, wie sie sollte. Ferner wird durch die weite Entfernung der Oerter und die Beschwerlichkeit des Transports die schnelle Mittheilung literärischer Produkte verhindert. —

Von jeher sind mancherlei Journale herausgekommen; allein die meisten konnten sich nicht lange halten. Seitdem die Zeitschrift: Läsningen i blandade ämnen geschlossen ist, hat keins der periodischen Blätter ausgezeichneten Werth. Der Buchhändler Silferstolpe gibt ein Journal für Svensk Literatur heraus, das sehr gut und zweckmäßig ist. Eine Literatur-Tidning, die er gleichfalls besorgte, konnte sich nicht erhalten. In den bedeutenden Städten erscheinen Zeitungen und Wochenblätter, die auch außer politischen und individuellen Nachrichten, Gedichte, Aufsätze und Recensionen enthalten. Am reichhaltigsten sind in literärischer Hinsicht Stockholms Posten und Åbo-tidning. Letztere enthält einen eignen Abschnitt über Finnische Literatur, worin alles Neue, was in finnischer und schwedischer Sprache in Finland herauskommt, angezeigt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Probe aus einer Reiſe durch Oeſterreich und Italien *).

Florenz.

Tochter Etruria's Du, Toskana! ſey mir gegrüſſet,
Deinen Gefilden entſtieg dreimal die goldene Zeit.
Zweimal beſuchten Dich die Seelenerfreuenden Muſen,
Jüngſt noch haben ſie Dir milde Geſetze gebracht.
Deinem Dante eröffneten ſich drei Welten der Dichtkunſt,

*) Unter dieſem Titel erſcheint ſo eben eine leſenswürdige Reiſebeſchreibung von J. J. Gerning, Neapolitan. Legationsrath, in 3 Bänden, mit Titelkupfern und Vignetten, bei Wilmann's, Frankfurt. Der Verfaſſer, der uns neuerlich auch mit einem ſekulariſchen Geſang auf das 19te Jahrhundert beſchenkte (Ettinger, Gotha), ſammelte überall mit reger Wißbegier, und pflückte jede Blume, die ihm am Wege zuwinkte. Man findet daher in ſeinen Reiſen nicht bloß Landſchaftsgemälde und Ortbeſchreibungen, ſondern auch viele, weniger bekannte Anekdoten, Eloges auf edle Teutſche und Italiener (Filangieri, Galiani u. ſ. w.), und manchen bemerkenswerthen Wink über Menſchen und Begebenheiten, durch die Italien in den letzten 10 Jahren eine ganz neue Geſtalt erhalten hat. Gewiß ein verdienſtvolles und dankenswurdiges Unternehmen. H.

Laura's Himmel verließ sehnend Petrarca
für Dich.
Dein Galilei stieg zum Himmel der Sterne, den
Schutzgeist
Deiner Verfassung hob Machiavelli zum Licht.
Land Medizeischer Kunst und Schätze, Du Garten
der Anmuth,
Garten der Menschen-Cultur, sey, o Toskana,
gegrüßt!

Beim Eintritt in dieses Land ist man in einer neuen Welt, besonders wenn man von Rom herkommt. Keine verdorbene Straßen, keine gierigen, boshaften und schmutzigen Postillons, keine verarmten Hütten, keine Bettelei und keine Quadrinacci, oder schlechte Kupfermünze sieht man da mehr. Alles ist wieder Wohlstand, Artigkeit, Reinlichkeit und Ordnung. Mit Manier sieht der Grenz-Visitator nach dem Gepäck und verbleit es; mit Höflichkeit erinnert der wohlgekleidete Postillon an die Weiterreise; ohne Lärmen und Fluchen lenkt er still und schnell seine Pferde dahin.

Vier Stunden von Florenz ist die Straße von Rom her ganz gepflastert, und deutet an, daß man wieder einer schönen Hauptstadt näher kommt. Freudig erblickt man in dem von der Natur und den rauhen Apenninen nicht überall begünstigten, und doch wohl angebauten Lande, wieder einen Bauernstand, dessen

zierlich gekleidete, mit Bändern und Strohhüten geschmückte Mädchen, man gerne sieht und sprechen hört.

Florenza oder Fiorenza, die Blühende, bekam den Namen von der anmuthigen Lage, und Florenz heißt im Sprichworte die schöne Stadt: Firenze la bella. Schön liegt sie da, von Wein- und Olivengebirgen umschlossen, die mit Landhäusern besäet sind, im runden Thale, das der Arno durchströmt. Die ganze Stadt ist mit Quadersteinen gepflastert. — Von fern erblickt man die noch mit Schnee bedeckten Apenninen, welche den Wanderer erinnern, daß er wieder nördlicher sich befindet. Ferne von blaßgelben, durch gehässige Leidenschaften verzerrten Gesichtern, sieht man hier wieder frische Gesichtsfarben. Das Brod selbst ist von teutscher Form, und man findet da die Wiener artigen Kipfel wieder *). In den Gasthöfen sind gemächliche warme Bäder angebracht. In frischem Grün erscheinen hier wieder die Thäler, und in dem von Leopold angelegten kleinen Prater, dem Spaziergange Le Cascine **) liegen die reinlich gekleideten Familien behaglich im Gras und erquicken sich bei Speise, Trank und Gesang.

*) Man ließ unter der Lothringer Dynastie Becker von Wien kommen, weil das Brod auch hier so schlecht war, als es noch fast im ganzen übrigen Italien ist.

**) Von einem Käs- und Milchhofe so benannt.

Kein Staat in Italien ist bis jetzt (1797.) von den Franzosen heimlich und öffentlich so schonend behandelt worden, und sie scheinen in ihm einen Theil ihres Systems, so weit es noch vor ihrer Revolution auf Monarchien anwendbar gewesen, mit Achtung zu erkennen. Sie sagen, Toskana habe sich durch seine weise Staats-Reformation um die ganze Menschheit verdient gemacht. Sie haben auch nirgends in Italien mit so viel politischer Schonung gehandelt, als hier. — —

Dieser kleine Staat, im Gefühl seines eigenen, auf Recht und Billigkeit gegründeten Werthes scheint dabei alle kleinlichen Sicherheitsmittel zu verachten. Das Postsiegel ist hier heilig, und kein Lohnbedienter ist leicht ein Spion. In Rücksicht auf geselligen Umgang stiftete Leopold noch mehr Gutes als die Medizeer*).

*) Joseph und Leopold, die würdigen Söhne der großen und guten Maria Theresia, welche die Bürgertugend auf den Thron brachte, diese Brüder des humanen österreichischen Hauses, haben, jeder nach seinem Charakter, auf seinem eigenen Wege, ihr Gutes zur Civilisirung von Europa beigetragen, und die Geschichte wird es mit der Nachwelt ihnen danken.

Auf solche Herrscher paßt nicht, was Euripides in seinem Jon anführt:

Ach' ihnen ist nur wohl, sobald sie stolz
Von schlechten Menschen sich umrungen sehn;

Nirgends erſcheint der italiäniſche Charakter, welcher franzöſiſche Lebhaftigkeit, teutſche Gründlichkeit und engliſchen Tiefſinn vereint, in einem milderen Licht als hier. Die Zartheit des florentiniſchen Charakters zeigt ſich ſchon in der Ausſprache, und die verſchrieenen Aſpirationen von: havallo, hiesa; ſtatt Cavallo, chiesa, (was die Römer zu hart ausgeſprochen) ertönen ſanft im Munde der feinen florentiniſchen Welt.* Nur das gemeine Volk ſpricht ſie ſtärker aus, und man glaubt, es hätte ſeit der Zerſtörung von Fieſole, der letzten Etruriſchen Colonie, im 11ten Jahrhundert, ihr Aeoliſcher Dialekt den Florentinern ſich mitgetheilt. Der Toskaner beſitzt die Quinteſſenz vom ſtarken italiäniſchen Geiſte. Er hat weder den ſüditaliäniſchen Leichtſinn, noch den norditaliäniſchen Lärmgeiſt, und ſcheint ein Weſen höherer Art zu ſeyn, das ſeinen Etruskiſch-griechiſchen Urſtamm verräth. Man will die Etrusker oder Thuscier für ein nördliches Volk halten; es war aber wohl eine, lange vor Roms Entſtehung hieher verpflanzte griechiſche Colonie, und der ſanfte äoliſche Dialekt ſcheint überhaupt in die Landesſprache verwebt worden zu ſeyn.

* Denn ihnen ſind verhaſſet und verdächtig
Die Guten All' — und unerträglicher iſt nichts
Als Böſen aus dem Weg zu gehn; — doch endlich
Erhält das Gute, was es würdig iſt
Es kann ſich mit dem Böſen nie vermiſchen,
Und Menſchen böſer Art ſind nie beglückt.

Wie viel sind die Wissenschaften und Künste, wie viel ist die Cultur Europa's nicht dem kleinen Toskana schuldig? Keine Stadt hat so viele große Männer aufzuweisen als Florenz.

Toskana kann stolz auf seine Sprache seyn, welche die italiänische Poesie und Wissenschaft rein erhalten.

Die florentinischen Kunst- und Natur-Schätze sind in manchem Betrachte mit keinen in Europa zu vergleichen. Von Edelgesteinen und andern Pretiosen sind nirgends so viel, wie hier, wo die Medizeer alle Reichthümer der Welt aufhäuften.

Wenn der gebildete Toskaner, bis man ihn näher kennt, mehr artig und höflich, als gefällig und zutraulich erscheint, so kann man ihm diese Klugheitsregel nicht verargen, ohne welches Benehmen seine Gutmüthigkeit von dem durchziehenden Schwarme der Fremden allzuoft gemißbraucht werden könnte. Die Toskanischen Schönen sind von frischer Farbe und ovaler Gesichtebildung, geistig und lebhaft, zuvorkommend und anständig. Von ihnen wird der Empfohlene freundlich aufgenommen und in ihre Gesellschaften gezogen. Frei und ungestört besucht man hier die Conversazioni, wie in Italien überhaupt, und unbemerkt verläßt man sie wieder. Die nordischen großen Diners werden hier als lästig für beide Theile betrachtet, und nach den traulichen kleineren Mahlen, wobei man mehr von

Herzen lebt, genießt jedes eine halbe Stunde im Hauſe des Gaſtfreundes den Halbſchlummer der erholenden Siesta, welches dem Körper und Geiſte zuträglicher iſt, als das teutſche Müdeſtehn und Müdeſprechen nach einer langen Tafel, oder das Engliſche Trinkgelag, wenn ſich die Frauen zurückgezogen haben, um dem Bachanal Platz zu machen.

Das Cicisbeat ſteht noch in voller Blüthe hier, beſonders beim höheren Stand, und der Cavaliere Servente wird zuweilen im Ehekontrakte bedungen. Allzuoft hat man dieſe Sitte misverſtanden und gern übel gedeutet. Bei der feinen Welt von Italien iſt es einmal lächerlich, wenn Mann und Frau mit einander außer dem Hauſe ſich zeigen. Weil nun in Italien alles Lebensgenuß und Unterhaltung iſt, ſo gehört es zum guten Ton, daß jede ſtattliche Frau gleichſam einen Kammerherrn, einen öffentlichen Verehrer und Ehrenvertheidiger habe, der in Geſellſchaften ſich mit ihr unterhält, damit ſie nicht leer ſitze und mit unbekannten Perſonen ſich einzulaſſen veranlaßt werde, welches für unanſtändig gelten würde. Ohne dieſen verheiratheten oder unverheiratheten Haus-, Hand- und Armfreund fährt keine Dame weg, und nur die politiſchen Weiber ſetzen ſich über dieſe Sitte hinaus, welche zuerſt durch Petrarca's Liebe für Laura und des Ficinus Wiederbelebung der platoniſchen Filoſofie entſtand.

Man freut sich, hier wieder ein Lese-Cabinet mit Zeitschriften und Zeitungen zu finden, und den Buchhandel überhaupt in einer in Italien ungewöhnlichen Thätigkeit zu sehen.

Ueber die Cisalpinische Republik erschienen hier folgende Quadretti:

Vezzosetta Cisalpina,
Neonata della Senna,
Scritturata sei per Vienna,
Come prima Ballerina.

Vezzosetta Cisalpina,
Neonata Ballerina,
Al Servizio della Senna,
Scritturata sei per Vienna.

Druck und Publizität ist hier am uneingeschränktesten in ganz Italien, aber auch so noch lange nicht so frei und leicht als in Teutschland, wodurch der scharfsinnige Italiäner Alles erst genauer zu durchforschen und zu prüfen strebt.

merkſamkeit auf eine Menge kleiner vorbeyrauſchender Gegenſtände, die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt verliert — nicht einige nachtheilige Einflüſſe in den Character ſeines Geiſtes und Herzens gehabt haben ſollten. Indeſſen müſſen wir geſtehen, daß es ihm hierinn eben ſo ergieng, wie es, vermöge der täglichen Erfahrung, allen andern Sterblichen zu gehen pflegt. Er wurde dieſe eben ſo unmerkliche als unläugbare Einflüſſe, und die Veränderungen, welche ſie verſtohlner Weiſe in ſeiner Seele verurſacheten, eben ſo wenig gewahr, als ein geſunder Menſch die geheimen und ſchleichenden Zerrüttungen empfindet, welche die Unbeſtändigkeit der Witterung, die kleinen Unordnungen in der Lebensart, die heterogene Beſchaffenheit der Nahrungs-Mittel, und das langſam würkende Gift der Leidenſchaften, ſtündlich in ſeiner Maſchine verurſachen. Die Veränderungen, die in unſrer innerlichen Verfaſſung vorgehen, müſſen beträchtlich ſeyn, wenn ſie in die Augen fallen ſollen; und wir fangen gemeiniglich nicht eher an, ſie deutlich wahrzunehmen, bis wir uns genöthiget finden, zu ſtutzen, und uns ſelbſt zu fragen, ob wir noch eben dieſelbe Perſon ſeyen, die wir waren? Aus dieſem Grunde geſchah es vermuthlich, daß Agathon die Progreſſen, welche die ſchon zu Smyrna angefangene Revolution in ſeiner Seele während ſeinem Aufenthalt zu Syracus machte, ohne das mindeſte Mißtrauen in ſie zu ſetzen, ganz allein den neuen oder beſtätigten Erfahrungen zuſchrieb, welche er in dieſer ausgebreiteten Sphäre zu machen, ſo viele Gelegenheiten hatte.

VI.

Nachrichten aus Wien.

1.

Wiebeking. Gall. Haydn.

Wien, den 8. Mai 1802.

Zu den weiſeſten Maaßregeln, wodurch ſich unſre Regierung in Abſicht auf Völker- und Länderglück auszeichnet, gehört ſeit der Beendigung des unglückſeligſten aller Kriege, die Wiederbelebung des Credits durch wohlberechnete Finanzoperazionen und ſolide Begründung der Staatspapiere und Schulden. Die neue groſſe Anleihe durch die Staatslotterie findet durch ganz Teutſchland den entſchiedenſten Beifall, und ſichert der Monarchie den Gebrauch unermeßlicher Capitalien. Auch dem Handels- und Commerzdepartement ſtehen die heilſamſten Veränderungen bevor, und wer es weiß und überdacht hat, auf welcher unermeßlichen Baſis der fruchtbarſten und Produkt-reichſten Länder unſere Monarchie ruht, und welcher Verbeſſerungen der Handel im Innlande durch ſchiffbare Ströme und Kanäle, und im Auslande durch unſre neuen Beſitzungen am adriatiſchen Litorale fähig iſt, wird auch dieſen neuen Schöpfungen mit hochaufklopfender Bruſt entge-

gen ſehen. Daß es uns Ernſt ſey, durch groſſe Unternehmungen dem Handel neue Verbindungen und Auswege zu verſchaffen, beweiſt die ehrenvolle Berufung des gröſsten jetzt in Deutſchland lebenden Waſſerbaumeiſters und Hydrotekten, Wiebeking aus Darmſtadt, in die kaiſerlichen Dienſte. Er iſt mit 4000 Fl. Gehalt als wirklicher Hofrath zu uns berufen und im voraus ſo behandelt worden, daß man mit Sicherheit darauf zählen darf, er werde bei ſeinen Vorſchlägen überall guten Willen und offenes Gehör finden. Alle öſterreichiſche Patrioten ſchätzen den Erwerb dieſes Mannes, von deſſen koſtbarem und bis jetzt einzigem Werke in Wien allein gewiß auf 40 Exemplare gekauft wurden, für eine der ſegenreichſten Eroberungen, die man machen konnte. Seine Ankunft wird täglich erwartet, und dürfte bei dem jetzigen ungariſchen Landtag, wobei die Schiffbarmachung mehrerer Ströme und Kanalanlegung ein Hauptzweck der ſtändiſchen Deliberazionen ſeyn dürfte, äuſſerſt willkommen ſeyn, da bis jetzt nicht alle neuangelegte Kanäle, wie z. B. der Neuſtädter den Erwartungen, die man ſich davon machte, entſprochen haben. Und welche Verbeſſerungen erwartet nicht der Hafen von Trieſt und Udine, und das ganze jetzt ſo beträchtlich erweiterte Litorale von der venezianiſchen Küſte, wodurch die öſterreichiſche Monarchie ein Handelsſtaat der erſten Gröſſe im mittelländiſchen Meere werden muß. Was kann hier ein Mann von Wiebekings Geiſt und Ueberblick mit Rath und That wecken und wirken!

Dr. Gall wird vor der Hand wohl ſchwerlich mehr Vorleſungen über ſeine Schädellehre halten, und ſcheint auch den Vorſatz, ſein großes Werk darüber herauszugeben, für jetzt aufgegeben zu haben. Indeß erſcheint im Auslande ein Werk, woran zwar Gall ſelbſt keinen Antheil hat, das aber aus Aktenſtücken gezogen, und voll intereſſanter Nachrichten über alle hiehergehörigen Unterhandlungen iſt. Es heißt: Dr. Gall's Rechtfertigungsſchrift über die Beſchuldigungen, daß ſeine Hirnlehre zum Materialismus zu führen ſcheine. Mit Anmerkungen und einer umſtändlichen Anzeige der in dieſem neuen Syſtem abgehandelten Gegenſtände, herausgegeben von einem ſeiner Zuhörer. Germanien, 1802 Sie können ohne Bedenken die Freunde der Galliſchen Kraniöſkopie auf dieſe gründlich geſchriebene Schrift aufmerkſam machen, weil ſie zugleich das Beſte und Richtigſte enthält, was bis jetzt über dieſe witzige Vergleichung der Thier- und Menſchenſchädel geſchrieben worden iſt. Gall genießt übrigens die ausgezeichnete Achtung aller, die ihn kennen, und iſt in den vortrefflich gedeihenden Baumpflanzungen ſeines Gartens ſo glücklich, daß es ihm wohl nie einfällt, ſeine hieſige, ſehr angenehme Lage mit einer ungewiſſen Exiſtenz im Auslande zu vertauſchen.

Man trägt sich mit allerlei Gerüchten von dem Gegenstande, den Vater Haydn zu seiner erhabensten Composition bearbeiten werde. Die wahrscheinlichste Sage läßt ihm von hoher Hand ein Thema aufgeben, was auch vor kurzem ein hier sich aufhaltender Dichter, v. Sonnenberg, mit weit mehr Kühnheit im Einzelnen, als Correctheit und Vollendung im Ganzen bearbeitet hat.

Unsere Censur, die jetzt unmittelbar unter der strengsten Aufsicht der Polizeidirektion steht, muß nach den angenommenen Grundsätzen strenge verfahren. Da man dieß weiß, so ist es die Schuld der Autoren und Buchhändler, wenn sie durch das alte nitimur in vetitum getrieben, sich allerlei Ungelegenheiten und Verdruß zuziehen. Man kann aber auch in der That gegen den Mißbrauch unsittlicher und verderblicher Lektüre nicht aufmerksam genug seyn. Dieß beweiset die jüngste Verordnung Sr. Majestät in Ansehung des Theresianums. Der Kaiser ließ durch ein Handbillet befehlen, daß man die Bücher der Zöglinge untersuche, und alle religions- und staatswidrige Bücher sogleich confiscire. Die Ausführung dieses Befehls hatte natürlich ihre ganz eigenen Schwierigkeiten in einem so weitläuftigen Institute und bei der Unbestimmtheit dessen, was nach dem Willen des Monarchen sich zur Confiscation qual fizire. Man berathschlagte sich 8 Tage, bis endlich durch eine aus Direc-

toren und Präfecten niedergesetzte Commission alle Bücher eingesammelt und dem Richterstuhle vorgelegt wurden.

2.

Neues Kunst- und Industriecomptoir in Wien *).

(Auszug eines Briefes.)

Wien, den 12. Mai 1802.

Sie kennen den wackern und für alles Gute rastlos thätigen Schreyvogel. Man hat endlich angefan-

*) Die Kunstübende und Kunstlohnende Kaiserstadt bedurfte und verdiente schon längst ein nach liberalen, ja ich würde, wenn das Wort nicht so vielen Mißverständnissen ausgesetzt wäre, hinzusetzen, weltbürgerlichen Grundsätzen berechnetes Etablissement, das sich nicht bloß auf Wien und Oesterreich einschränkte, und die Kunstprodukte der Monarchie auch ins Ausland zu vertreiben, und dagegen die Blüthe des Auslandes mit Geschmack einzutauschen verstünde. Ein solches ist seit Jahr und Tag in Wien wirklich zur Reife gekommen, und der Merkur freuet sich, durch die hier aus den lautersten Quellen mitgetheilte Nachricht vorläufig alle patriotische Teutsche auf eine Anstalt aufmerksam machen zu können, die, man mag den Geschmack und die vielseitigen Kenntnisse des einen von den Unternehmern, Hrn. Schreyvogels, der als

gen, seinen Verdiensten von mehr als Einer Seite volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine dramaturgischen Kenntnisse haben ihm eine Stelle bei unserm Hoftheater erworben, und es wäre gewiß seine Schuld nicht, wenn er dabei seine mannigfaltigen Erfahrungen und Einsichten ins Schweißtuch vergraben müßte. Aber noch weit wichtiger ist das von ihm seit ohngefähr einem Jahre realisirte Kunstkomptoir, dem er in Verbindung mit mehrern vermögenden und sachkundigen Männern schon jetzt eine Haltung und Ausbreitung gegeben hat, die für seine Fortdauer und Nutzbarkeit vollkommene Bürgschaft leisten.

Der Geschmack und die ausübende Kunst scheinen in unserm Vaterlande auf einem Punkte zu stehen, wo es möglich aber auch noch nöthig ist, durch eine wohl überlegte Anstalt zu ihrer Vervollkommnung mitzuwirken. Eine solche Anstalt mußte praktisch, d. h. auf Erwerb und Handel gegründet seyn. Die Schriftstellerei vermag unter uns wenig; man stößt überall auf

Schriftsteller und Dichter schon längst unter die besten Köpfe Wiens gerechnet wurde, oder den Umfang und die Wahl der schon unternommenen Werke in Anschlag bringen, zu ungemeinen Hoffnungen berechtigt. So wie diese nach und nach in Erfüllung gehen, und aus der vielversprechenden Knospe zur duftenden Blüthe sich entfalten, soll diese Zeitschrift auch darüber die vollständigsten Nachrichten enthalten.

B.

Hinderniſſe im Schreiben, und die Leute haben wenig Luſt und Zeit zum Leſen; aber man ſieht, hört, genießt. Die Großen bezahlen — das Werk, nicht den Künſtler, den ſie ſelten kennen. Ich bin verſucht, zu glauben, daß ſogar die Regierung in den jetzigen Umſtänden nicht ſo viel für das Intereſſe der Künſte und des Geſchmacks thun könne, als ein Unternehmer, der mit den Eigenſchaften des Kaufmanns einige Liberalität in den Grundſätzen vereinigt.

Herr Schreyvogel hat ſeinen Plan etwas weitläuftig angelegt, damit, wenn ihn das Glück begünſtigt, es ihm leichter werde, ſeinen Wirkungskreis zu erweitern. Die Erneuerung einiger freundſchaftlichen Verhältniſſe aus frühern Jahren hat ihn in dieſem Gedanken beſtärkt. Er glaubte mehr hoffen und wagen zu dürfen, da er ſich nicht mehr allein, und von thätigen, zuverläßigen Freunden unterſtützt ſah. Um die Ausdehnung ſeiner Unternehmung anzudeuten, hat er dem Etabliſſement den Namen eines Kunſt- und Induſtrie-Comptoirs zu Wien gegeben. Sein Plan umfaßt die zeichnenden und feineren mechaniſchen Künſte, die Muſik und einen Theil der Literatur.

Seit einem Jahre iſt man nun im Wirken und Schaffen begriffen, und eben jetzt geht man damit um, dem Publikum die erſten Proben dieſer artiſtiſchen Be-

triebsamkeit vorzulegen. Die vorzüglicheren Kupferstecher Wiens sind, ein Paar ausgenommen, seit dieser Zeit für diese Unternehmung beschäftigt. Sie haben Fügern, ohne Zweifel einen der größten Künstler unsres Zeitalters, in ihr Interesse gezogen. Sein Achill wird in Schreyvogels Hause von Kinninger gestochen. Die Semiramis, ein anderes sehr gelungenes Gemälde von ihm, haben sie selbst gekauft; es wird von Pichler geschabt. Graf Fries hat ihnen die zwei größten Compositionen dieses Meisters, den Brutus und die Virginia, ebenfalls für die schwarze Kunst überlassen. Noch zwei historische Gemälde von demselben Künstler und von nicht geringerem Werthe (Sokrates vor seinen Richtern, und Jupiter, wie er dem Fidias erscheint), sind hiernächst auf der Liste.

Im vorigen Jahre schickten sie die Landschaftsmaler, Molitor und Gauermann, nach Tirol, um von diesem noch wenig bekannten Lande zu einer doppelten Suite Zeichnungen zu machen. Molitor ist bekanntlich ein Payſagist von auserlesenem Geschmack und Geiste. Sie geben nun eine Folge von Ansichten, colorirt, in Aberli's Manier, und eine andere, in Aquatinta, heraus. An der letzteren haben Haldenwang und Schlotterbeck Theil genommen.

Der Drucker der chalcografischen Gesellschaft in Dessau, Snee, arbeitet hier. Sie haben ihm die erste vollkommene Presse in Wien gebaut; er gesteht, daß ihres Gleichen in Teutschland nicht sey. Da sie

vornehmlich viel in schwarzer Kunst, wozu hier schon ein guter Grund gelegt war, wollen arbeiten lassen, (wie sie denn zum Anfang mit 10 bis 12 großen Blättern in dieser Manier auftreten können): so haben sie sich Mühe gegeben, eine Erfindung zur Vollkommenheit zu bringen, die zuerst von Unterberger versucht, und dann von einem jungen sinnreichen Mechaniker, Givarboni, sehr glücklich weiter befolgt wurde. Es ist dieß eine Maschiene zum Grundiren der Kupferplatten, welche sie dem Erfinder abgekauft haben.

Ich sage nichts von einzelnen, meist größeren Blättern und Werken, die in diesem Verlage erscheinen werden, und woran fortdauernd gearbeitet wird. Eines der ansehnlichsten Blätter in punktirter Manier, Jupiter und Juno auf dem Berge Ida, nach Anton Lens, von K. Pfeiffer gestochen, wird in einigen Wochen vollendet seyn.

Vielleicht erinnern Sie sich noch in dem Intelligenzblatt der Allg. L. Z. die Anzeige von dem Tode des bekannten Geografen Kindermann gelesen zu haben. Schreyvogel rief diesen geschickten, für die Geografie unseres Vaterlandes und für uns zu früh gestorbenen Mann nach Wien, um ihm die Leitung eines geografischen Büreaus, das er mit seinem Etablissement zu verbinden für gut hielt, zu übergeben. Sein Tod hat ihre Unternehmung in diesem Jahre einigermaßen verzögert. Das erste große Werk, das man zu veranstalten gedachte, ein Atlas der österreichis

schen Monarchie in 45 Blättern, mit statistischen Tabellen in teutscher und französischer Sprache; ist indessen doch so weit gefördert, daß sie die ersten acht bis 12 Blätter in einigen Monaten werden herausgeben können, ohne wegen der Fortsetzung in Verlegenheit zu seyn. — Wegen eines Werkes von verwandtem Inhalte (einer Völkerbeschreibung der österr. Monarchie), wovon 5 Bände fertig liegen, stehen die Unternehmer schon längere Zeit mit der Censur in Unterhandlung.

Sie haben 50 bis 60 neue musikalische Werke, theils gestochen, theils gedruckt, theils noch in Manuscript, zur Bekanntmachung bereit. Darunter befindet sich ein merkwürdiger Nachlaß von Georg Benda, ein bisher ganz unbekannt gebliebenes Melodram, dessen Musik, nach dem Ausspruche der Kenner, in Benda's bestem Geschmacke componirt ist.

Das sind die Fächer, die sie bisher vornehmlich kultivirt haben. Wenn diese erst ganz eingerichtet und im Gange sind, denken sie sich noch weiter auszubreiten. Das feinere Ameublement, das Maschinenwesen, musikalische und andere künstliche Instrumente, gehören mit in jenen Plan. Sie haben schon lange den Gedanken gehabt, ein allgemeines Commissionsbüreau für Gegenstände dieser Art, und für alle Gattungen von Kunstprodukten und Waaren, zu deren Beurtheilung ein geübter Geschmack oder wissenschaftliche Kenntnisse erfordert werden, zu errichten. Dieser Gedanke wird nun nach und nach ausgeführt.

Es ist unstreitig einer der grössesten Vortheile, wo nicht der einzige, den ein denkender Mensch aus dem Leben in der grossen Welt mit sich nimmt, wofern es ihm jemals so gut wird, sich wieder aus derselben herauswinden zu können — daß er die Menschen darinn kennen gelernt hat. Es läßt sich zwar gegen diese Art von Kenntniß der Menschen, aus guten Gründen eben so viel einwenden, als gegen diejenige, welche man aus der Geschichte, und den Schriften der Dichter, Sittenlehrer, Satyristen und Romanenmacher zieht — oder gegen irgend eine andere: Aber man muß hingegen auch gestehen, daß sie wenigstens eben so zuverlässig ist, als irgend eine andre; ja daß sie es noch in einem höhern Grade ist, wenn anders das Subject, bey dem sie sich befindet, mit allen den Eigenschaften versehen ist, die zu einem Beobachter erfordert werden. Denn freylich kann nichts lächerlicher seyn als ein Geck, der nachdem er zehn oder fünfzehn Jahre seine Figur durch alle Länder und Höfe der Welt herumgeführt, etliche Dutzend zweydeutige Tugenden besiegt, und eben so viel schaale Histörchen oder verdächtige Beyträge zur *Chronique scandaleuse* eines jeden Ortes, wo er gewesen ist, zusammengebracht hat, mit deren Hülfe er zween oder drey Tage eine Tischgesellschaft lachen oder gähnen machen kann — sich selbst mit dem Besitz einer vollkommenen Kenntniß der Welt und der Menschen schmeichelt, und denjenigen mit dummem Hohnlächeln von der Seite ansieht, der vermöge einer vieljährigen tiefen Erforschung der menschlichen Natur, gelegenheitlich

von

Es verſteht ſich, daß auch fremde, ältere und neuere, Kunſtwerke, Kupferſtiche, Muſikalien, Landcharten u. ſ. w., mit einem Worte, das gewöhnliche Sortiment dort zu finden ſeyn ſoll. Man iſt gerade jetzt über den Ankauf einer beträchtlichen Privatſammlung in Traktaten begriffen. Geht es damit nach Wunſch, ſo iſt in Wien keine Kupferſtichhandlung, die ſich in dem ſchönen, gewählten Sortiment mit dieſem Etabliſſement vergleichen könnte.

Das Lokale der Handlung iſt im Mittelpunkt der Stadt, und beſteht, nebſt einer hier Ortsüblichen ſehr geräumigen Boutique, aus einem ganzen Stockwerke von ſieben Zimmern.

Daß zur Errichtung eines ſolchen Werks ein beträchtliches Kapital erforderlich war, können Sie leicht ſchließen. In der That haben die Unternehmer bereits gegen 50,000 Fl. darauf verwendet, und allem Anſcheine nach werden nach 40 bis 50,000 Fl. nöthig ſeyn, ehe alles iſt, wie es ſeyn muß.

Hier haben Sie nun den erſten, ſehr unvollſtändigen Begriff von einer Unternehmung, für die Sie ſich vorläufig nur aus freundlicher Hoffnung, in der Folge aber, wie ich hoffe, auch der Sache wegen, intereſſiren werden.

VII.

Auszüge aus Briefen.

Aus Paris.

Paris, den 28. Apr. 1802.

Die Verpflanzung der Nazionalbibliothek nebst allem ihrem Zubehör und Personale (die Conservatoren haben ihre freie Wohnung dabei) dürfte selbst nach dem letzten Besuch, den ihr Bonaparte mit in dieser Absicht abstattete, noch mancher Schwierigkeit und langem Aufschub ausgesetzt seyn. Der Louvre muß erst dazu eingerichtet werden, und um dieß zu thun, müssen die Mauern von der Hälfte des ganzen Gebäudes an der innern Hofseite ganz niedergerissen werden. Der ganze Kostenbetrag ist, sehr gering, auf 12 Millionen geschätzt, und dazu sind die Gold- und Silberminen unserer Finanzen noch nicht ergiebig genug.

Der zweite Heft von **Millin's** Monumens inédits wird in zwei Tagen ausgegeben werden *).

*) Den ersten Heft von den Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués ist zu Paris, bei Laroche 1802 in 4. 68 S. vor kurzem erschienen, und enthält auf 9 Tafeln sieben merkwürdige und noch nie edirte Antiken, mit dem gelehrten Commentar des Herausgebers. Man muß dies Werk als eine Fortsetzung des Recueil von Caylus und der Monumenti inediti des Gnattani in Rom ansehn. Kein Alterthumsforscher kann es entbehren. Vorzüglich merkwürdig sind in diesem Hefte der Cameo mit den Pfer-

Der gelehrte Verfaſſer hat die Aenderung damit gemacht, daß er darin keine alten Münzen, wie im erſten Hefte, aufnahm, ſondern dieſe für ein eigenes Werk beſtimmte, wovon auch die erſte Numer ſchon unter der Preſſe iſt. Man kann ſich leicht denken, welche Schätze von numis anecdotis hier noch herauszugeben ſind. Vom 3ten Floreal (23. April) haben ſeine Sommervorleſungen vor einem ſehr zahlreichen Auditorium ihren Anfang genommen. Dießmal trägt er die Geſchichte der Kunſt vor. So eben erſcheint auch eine neue ſtark vermehrte Ausgabe ſeines brauchbaren Handbuchs der Naturgeſchichte: Elémens d'hiſtoire naturelle.

Das Gouvernement ſteht in Handel wegen der herrlichen Vaſenſammlung des Grafen Parois, woraus Hr. Millin mehrere Abbildungen hat in Kupfer ſtechen laſſen. Man hat ihren Werth auf 50,000 Livres geſchätzt (eine äußerſt geringe Summe, die die Engländ

den, welche Millin für die Roſſe des Pelops erklärt, die Geſchichte des Aktäons auf einem alten Laiengemälde, und das perſepolitaniſche Monument mit der doppelten Inſcription in Keilſchrift. Die Bekanntmachung dieſes letztern Stücks iſt um ſo erwünſchter, da durch Münters neueſte ſcharfſinnige Forſchung darüber und die Ankündigung, daß Lichtenſtein in Helmſtädt den wahren Schluſſel zu dieſer Schrift gefunden habe, dieſer Theil der Paläografie, den die in England bekannt gemachten babyloniſchen Ziegel mit Keilſchrift zuerſt wieder in Anregung brachten ein verſtärktes Intereſſe erhält.

der nicht erfahren dürfen). Jetzt ſtehen ſie im Leihhauſe für 20 000 Livres verſetzt.

Zwei junge Teutſche, Hr. Haſe und Hr. Vogel, ſind auf des ehrwürdigen Villoiſons Empfehlung jetzt Lehrer der alten Sprachen in einem der ſolideſten Privatinſtute, welches Jean Baptiſte Jeauffret, ein Bruder des beliebten Schriftſtellers für Kinder, in der Vorſtadt St. Jaques Nr. 19. eingerichtet hat. Ueberhaupt haben die Teutſchen jetzt das Zutrauen in Paris, daß nur bei ihnen noch eine ächt klaſſiſche und filologiſche Ader für die Gelehrſamkeit fließe.

Einer der gründlichſten Filologen, Boiſſonade, arbeitet jetzt an der Herausgabe der Heroika des Philoſtratus, wozu er die trefflichen Handſchriften in der Nazionalbibliothek benutzen, und einen ungedruckten Scholiaſten zum Beſten geben wird. Er wird dabei beſtens von dem Darmſtädtiſchen Legazionsrath, Hrn. Baſt in Paris unterſtützt, der mit ſeinen diplomatiſchen Talenten auch eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen verbindet, und zum Akiſion viel neue Schätze gefunden hat.

Der unermüdete neugriechiſche Arzt, Coray, beſchäftigt ſich jetzt ganz mit der Ueberſetzung und Bearbeitung des Strabo, wozu er ſelbſt von der oberſten Behörde aufgemuntert worden iſt. Auch dürfen wir Bemerkungen von ihm zu Clavieres neuer Ueberſetzung des Pauſanias erwarten, die durch Visconti's archäologiſche Beiträge einen auſſerordentlichen

Werth erhalten, aber auch durch die kritische Bearbeitung des Uebersetzers selbst ein mannigfaltiges Interesse haben dürfte. Visconti hat übrigens neuerlich seine scharfsinnige Abhandlung gegen das hohe Alter der 6 in Oberägypten gefundenen Thierkreise vollendet, die aber wohl erst als Theil des großen Werkes erscheinen wird, das die in Aegypten gewesenen Gelehrten und Künstler jetzt gemeinschaftlich veranstalten.

Schon vor einiger Zeit kündigten die hiesigen Journale an, daß ein griechischer Kanönikus, *Polizois Kontu*, der sich auch für einen Professor der griechischen Literatur in Wien ausgiebt, hier angekommen sey. Sein Zweck ist, nach seiner Aussage, Recherchen über einige griechische Manuscripte der National-Bibliothek anzustellen, und die unedirten Stücke herauszugeben, die er etwa dort finden könnte.

Die Pracht von Paris inspirirte ihm folgendes griechische Epigramm, welches in einigen Journalen fehlerhaft abgedruckt worden ist.

Ἡρωϊκὸν ἐπίγραμμα.

Πῶς πτόλιν ὑψιμέλαθρον ἐνίσπειν Παρισίων μοι
Ἣ νῦν θάμβεϊ ἐτύχθη ἀκήρατον, ἔρματα κόσμου·
Μοῦνη δ' ἡρώων ἀνέρων ἀυχεῖ, σοφίης τε·
Ἄλκαρ ἐπεὶ μὲ σιγᾶν, φεῦ, ἰδ' ἰδμοσύνην Παναχαιῶν.

Er verfertigte auch folgende italiänische Uebersetzung davon:

Comè io potrei lodare, o nominare, la citta,
Fabricata d'altissimi palazzi di gran Pariggi?

La quale, adesso è diventata il miracolo immortale
O glorioso, e sostegno del Universo.
Perchè lei sola si vanta di tanti Heroi uomini,
E di tanta sapienzia.
Oimè! perche devo tacere la magnanimità, o il
Valore, e la sapienza degli antichi Greci.

Dieſer Polyzoïs Kontu wird in Teutſchland als der Herausgeber der zu Wien 1793 erſchienenen *) Edizion des Xenoſon von Eſeſus angeſehen; allein von ihm iſt in dieſer Ausgabe bloß die Vorrede und ein griechiſches Epigramm auf Xenoſons Roman. Die ſogenannten Verbeſſerungen, welche dort mit dem Text des Autoren vorgenommen worden, ſind von einem ſeiner Landsleute Namens Bentotes. Bekanntlich ſind ſie meiſtens ſehr ſchlecht, und da keine Noten dabei ſind, ſo weiß der Leſer nie, welches die angeblich verbeſſerten Stellen ſind. (Dieß veranlaßte den Rec. in der Allg. Lit. Zeit. der vom Freiherrn von Locella beſorgten Edizion Xenoſon's von jenem neugriechiſchen Schriftſteller zu ſagen: „*Dum emendat,* „*ut Plauti Collybiscus, dum amat et potat, clam* „*furtimque esse vult, ne qui sciant.*“ Uebrigens kann man über dieſe Edizion das nachſehen, was Herr v. Locella in ſeiner Vorrede zu ſeinem Xenoſon p. XV u. XVI. ſagt.)

*) Unter dem Titel: Ξενοφῶντος Ἐφεσίου τὰ κατὰ Ἀνθίαν καὶ Ἀβροκόμαν. Νῦν πρῶτον Ἑλληνιστὶ μετὰ τῆς Ἰταλικῆς μεταφράσεως τοῦ σοφωτάτου Antonio Salvini τυπωθέντα διὰ Φιλοτίμου δαπάνης τοῦ χρησίμων. ἐν πραγματευταῖς Παναγιώτου Δημητ. Χ. Νίκου τοῦ ἐξ Ἰωαννίνων. Ἐν Βιέννῃ τῆς Ἀουστρίας, 1793. 8.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutschen Merkur.

5. Stück. May 1802.

I.

In allen Buchhandlungen, besonders aber bey den Gebrüdern Gädicke zu Weimar, sind folgende Bücher zu haben.

Aeusserungen, freimüthige, über die Bibel und ihren Werth als Religions- und Sittenbuch für alle Zeiten. 8. 1799. 12 gr. od. 54 kr.

Beweis daß der Civilstand durch den Militärstand wesentliche Vortheile erhalte, oder der Nutzen und die Nothwendigkeit stehender Armeen und ihr wohlthätiger Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse in Friedenszeiten. Von einem königl. Preuß. Offiziere. gr. 8. 1802. 12 gr. od. 54 kr.

Blüthen griechischer Dichter, übersetzt von F. K. L. Frhrn von Seckendorf. 8. 1800. 20 gr. od 1 fl. 30 kr.

— Dasselbe auf Schreibpapier. 1 Thlr od. 2 fl. 48 kr.

Beyels, J. J., Predigt wider die Kantianer, vor einem eingebildeten Auditorium gehalten über Matth. XXIII 16-19 8. Zürich 1799. 2 gr. od. 9 kr. (in Commission.)

— — über die Schädlichkeit des Kleebaus, nebst einem Anhang über die Schädlichkeit der Stallfütterung. 8. Zurich 1799. 5 gr. od. 24 kr.

Blätter, historische, und Anecdoten. Erste Sammlung. 8. 1800. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Dietrichs, Friedrich Gottlieb, Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin, oder Anweisung alle Arten von grünen und trocknen Gartengewächsen lange Zeit

aufzubeben, vor dem Verwelken, Erfrieren und Verfaulen zu bewahren. Ein Buch für jede ökonomische Hausmutter. 8. 1800. 12 gr. od 64 kr.

Dietrichs, Friedrich Gottlieb, Wintergärtner, oder Anweisung die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse ohne Treibhäuser und Mistbeete in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. 8. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

— Dessen Modeblumen für Botaniker und Blumenliebhaber, durchaus neu und nach der Natur abgebildet, und nach sorgfältigen Beobachtungen beschrieben. 1s 2s 3s Heft:

oder unter dem Titel:

Die Linnéischen Geranien, durchaus neu und nach der Natur abgebildet und nach sorgfältigen Beobachtungen beschrieben. 1sten Bandes 1s 2s 3s Heft. Jedes Heft mit 4 ausgemahlten Kupfertafeln kostet 2 Rthlr. od. 3 fl 48 kr.

— Dessen Apotheker-Garten oder Anweisung für teutsche Gartenbesitzer, viele in den Apotheken brauchbare ausländische Gewächse zu erziehen und die Gartencinkünfte zu vermehren. 8. 1802 1 Rthlr 8. gr. od. 2 fl. 24 kr.

— Dessen vollständiges Lexicon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung von Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse. Mit einer Vorrede vom Prof. Kurt Sprengel. Erster Band. gr. 8. 1802. 3 Rthlr. od. 5 fl 24 kr.

Gädicke, Joh. Christian, Fabriken- und Manufacturen-Adreß-Lexicon von Teutschland und einigen angränzenden Ländern, oder Verzeichniß der Fabrikanten und Manufacturisten dieser Länder, der Waaren, die sie verfertigen, und welche Messen sie damit beziehen. Erster Theil. Nach den Waaren alphabetisch geordnet, und mit kurzen Erläuterungen zur Kenntniß derselben begleitet. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8 1799. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— desselben Zweyter Theil. Enthaltend das Verzeichniß der Fabrik- und Manufakturorte, mit Anzeige der Waaren, die daselbst verfertigt werden. Nach den

Orten alphabetisch geordnet, und mit kurzen statistischen Nachrichten versehen. gr. 8. 1799. 1 Thlr. 16 gr. od. 3 fl.

— derselbe zweyte Theil unter dem Titel: Geographisch-Technologisches Handbuch für reisende Kaufleute. gr. 8. 1799. 1 Rthlr. 16 gr. od. 3 fl.

Gottbard, D. Joh. Christian, die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabacks, in ökonomischer, cameralistischer und medicinischer Hinsicht, von allen Seiten vollständig beschrieben und sowohl für Tabacksfabrikanten als auch für Tabacksraucher und Tabacksschnupfer zur nützlichen Belehrung abgefaßt. 8. 1802. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Hallers, Karl Ludwig von, Geschichte der Wirkungen und Folgen des Oestreichischen Feldzugs in der Schweiz, oder historisches Gemälde der Schweiz, vor, während und nach ihrer gesuchten Wiederbefreyung. Mit mancherley unbekannten Aufschlüssen über die Ereignisse dieser Zeit. 2 Theile. gr. 8. 1801. 9 gr. od 40 kr.

— Dessen Denkmal der Wahrheit auf Johann Caspar Lavater 8. 1801. 9 gr. od 40 kr.

— — Lavater als Menschenfreund, ein Nachtrag zu obigem 8. 1802. 1 gr. od. 5 kr.

Hunnius, D. Franz, Wilh. Christ, Einschränkungen der neuesten Bearbeitungen der Brownischen Erregungstheorie. 8. 1799. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Jakobi, D. Joh. Adolph, Probepredigt zu Ruhla im Herzogthum Gotha, am zweyten Sonntage nach Trinitatis 1799 über das gewöhnliche Evangelium. gr. 8. 1799. 1 gr. od. 9 kr.

Janus, eine Zeitschrift auf Ereignisse und Thatsachen gegründet. auf 1800. 12 Stücke. gr. 8. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

Meyers, Ehregott, Frachtbuch für Kaufleute und Spediteure, und alle, die es einst werden wollen, oder Unterricht über alles, was der Kaufmann und Spediteur bei Absendung und Empfang der Güter zu beobachten hat. 8. 1801. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

— Dessen Wegweiser für Eltern und Jünglinge bei der Wahl eines Erwerbzweiges für die Letztern, oder die

Kunſt ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden. Ein Buch für den ehrwürdigen Mittelſtand. 8. 1800 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Miethwohnungen, die, oder das Verhältniß der Miethleute und Hausbeſitzer gegen einander, in ökonomiſcher, billiger und rechtlicher Hinſicht. Ein Buch für alle Miethleute und Vermiether. 8. 1801. 10 gr. od. 45 kr.

Miller, Wilh. Ferdinand, meine Streifereyen in den Harz und in einige ſeiner umliegenden Gegenden. Erſtes Bändchen. Mit 1 Kupfer. 8. 1800. 18 gr. od. 1 fl. 24 kr.

— Deſſelben zweites Bändchen. 8. 1801. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Reichard, H. A. O., der Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich mit Hinſicht auf ſeine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reiſehandbuch für Jedermann, nebſt einer Poſtkarte. gr. 8. 1801. 2 Rthlr. 16 od. 4 fl. 48 kr.

Reiſen und Abentheuer Rolando's und ſeiner Gefährten. Ein Robinſon für Kinder zur Erlernung geographiſcher und naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe Nach dem Franzöſiſchen des Jauffret. 1ſt 2ſt 3ſt Heft. 8. 1800 u 1801. Jedes Heft 12 gr. od. 54 kr.

Reiſen, kleine in die ſchönſten Gegenden meines Vaterlandes, 1s Bändchen, oder Reiſe nach Stift und Kloſter Banz. 12. 1801. 12 gr. od 54 kr.

Repertoire inſtructiv et amuſant pour des marchands. Tome I et II. 8. 1800 und 1801. Jeder Theil 18 gr. od. 1 fl. 24 kr.

Schenck, Wilhelm, der Candidat der Theologie oder mitgetheilte Erfahrungen für Candidaten der Theologie und ſolche die es werden wollen, zur Erlangung vortheilhafter und glücklicher Verhältniſſe im bürgerlichen Leben. 8. 1802. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Scherer, D. Alex. Nicol., kurze Darſtellung der chemiſchen Unterſuchungen der Gasarten. 8. 1799. 6 gr. od. 27 kr.

von Characteren und Sitten beurtheilt, ohne die sieben Thürme gesehen, oder der Vermählung des Doge von Venedig mit dem adriatischen Meer beygewohnt zu haben. Wir wissen nicht, wie groß ungefehr die Anzahl der so genannten Weltleute seyn mag, die in diese Classe gehören: Aber das scheint uns gewiß zu seyn, daß ein Mann von Genie und aufgeklärtem Verstande (denn die bloße Empirie reicht hier so wenig zu, als in irgend einer andern practischen Wissenschaft) durch das Leben in der großen Welt, (in so fern wir dieses Wort in seiner ächten Bedeutung nehmen) durch die Verhältnisse, worinn er an einem beträchtlichen Platze mit allen Arten von Ständen und Characteren kömmt, durch die häufigen Gelegenheiten die er hat, diejenige so er beobachtet, unter allerley Umständen, mit und ohne Maske zu sehen, sie auf allerley Proben zu setzen, und so wol durch den Gebrauch, den man von ihnen macht, als den sie von andern zu machen suchen, ihre herrschenden Neigungen und geheime Springfedern ausfündig zu machen — daß er dadurch zu einer unmittelbarern, ausgebreitetern und richtigern Kenntniß der Menschen gelangt, als andre, welche ihre Theorie lediglich den Geschichtschreibern, Metaphysickern und Moralisten (drey sehr wenig zuverlässigen Gattungen von Lehrern) zu danken — oder welche ihre Beobachtungen nur in dem Microcosmus ihres eigenen Selbst angestellt haben.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß Agathon bey seinem Auftritt auf dem Schauplatz, von dem er

nun

Schnacken und Schnurren, theatralische, ein Schauspieler-Vademecum. 8. 1800. 6 gr. od. 27 kr.

Schröter, Johann Samuel, Erfahrungen in meinem Blumen-Obst- und Gemüß-Garten. Zur Gründung der Aesthetik der Gartenkunst, von neuem bearbeitet. 8. 1802. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Schriften, kleine, größtentheils von Weimarischen Gelehrten, aus dem ersten Jahre des neunzehnten jahrhunderts. Erstes Bändchen, verfaßt von Fr. Brunn, geb. Münter, von Einsiedel, von Göthe, von Knebel, Fr. Majer, jean Paul Friedr. Richter, Siegm. von Seckendorf, F. K. L. von Seckendorf und einigen Ungenannten. Zweites Bändchen, verfaßt von Gerning, Gräter, von Hammer, Herder, von Knebel, Lüttkemüller, Fr. Majer, Messerschmidt, Rückert, Fr. Schlegel, Siegmund von Seckendorf, F. K. L. von Seckendorf, und von Sonnenfels. 12. 1801. Beide Bändchen 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Tagebuch, praktisches, für Landprediger, zur leichtern Führung ihres Amtes und zur bessern Aufsicht über die ihnen untergebenen Landschulen. Herausgegeben von D. Joh. Adolph Jakobi. Ersten Bandes 1s bis 4s Stück. gr. 8. 1799 und 1800. jedes Stück 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Tagebuch, praktisches, für Landschullehrer, zur Erleichterung ihrer sämmtlichen Geschäfte. Ersten Bandes 1s bis 4s Stück. gr. 8. 1799. und 1800. jedes Stück 8 gr. od. 36 kr.

Taroc à l'Hombre, das verbesserte, und Boston-Spiel. 8. 1801. 6 gr. od 27 kr.

Taschenbuch von Weimar. Neujahr 1801. Herausausgegeben von F. K. L. von Seckendorf. 12. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— Desselben Ostern 1801. 12. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Voigt's, Joh. Karl Wilh., kleine mineralogische Schriften. Erster Theil. Mit 1 Kupfer. 8. 1799. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

— Derselben Zweiter Theil. 8. 1800. 40 gr. od. 2 fl. 30 kr.

Wielands, C. M., neuer teutscher Merkur auf das Jahr 1801 und 1802. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Zeitung, neue für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, oder wöchentliche Nachrichten von neuen Handlungsvorfällen, neuen Erfindungen und Bekanntmachungen und andern Notizen, welche den Kaufmann, Fabrikanten und Manufacturisten interessiren und ihm nützlich seyn können. Herausgegeben von Johann Adolph Hildt. Jahrgang 1800, 1801 und 1802. 4. Der ganze Jahrgang 2 Rthlr 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

II. Hildts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, 1802. April

hat außer mehreren kleinen Nachrichten folgende vorzügliche Aufsätze: 1) die Handlung und Schiffahrt von London auf der Themse vom Jahr 1797 bis 1798. 2) Safian. 3) Ueber die verschiedenen Arbeiten in Horn. 4) Englischer Handel von Canada und Neu-Schottland. 5) Zink. Galmei. 6) Lebon's Thermolampe. 7) Ueber die Concurrenz des englischen und deutschen Fabrikwesens. 8) Ueber das Kupfer in Rücksicht auf Künste und Fabriken.

Der ganze Jahrgang kostet wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Modeblumen oder die Linnéischen Geranien für Botaniker und Blumenliebhaber, durchaus neu und nach der Natur abgebildet und nach sorgfältigen Beobachtungen beschrieben von Friedrich Gottlieb Dietrich. Ersten Bandes 3tes Heft. Pelargonien oder Kranichschnäbel Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 2 Rthlr. oder 3 Fl 48 Kr.

In diesem Hefte findet man folgende Blumen recht sorgfältig abgebildet, und deren Bau und Pflege ausführ-

lich beschrieben. Tab. IX. Pelargonium zonale, gesammter Kranichschnabel. Tab. X. Pelargonium capitatum, Kopfförmiger Kranichschnabel Tab. XI. Pelargonium tomentosum, filziger Kranichschnabel Tab. XII. Pelargonium acerifolium, spitzblättriger oder Ahornblättriger Kranichschnabel.

IV. Ankündigung eines statuarischen Rechts von Churſachſen und den incorporirten Landen.

Soll je einmal ein auf Nationalcharakter, Sitten und Gewohnheiten gegründetes Recht auch in Sachſen zur Richtſchnur dienen, ſo tragen die Ortsſtatuten, Rügen, Lehnregiſter, Gerichtsordnungen u. dergl. ſehr viel dazu bey, und noch mehr iſt die Bekanntmachung derſelben jedem Orts-Einwohner unentbehrlich, da ſie ihn für manchen geldſplitternden Prozeß ſicher ſtellen kann. Zu beyden, nicht aus Gewinnſucht, ſondern der rühmlichen Ehre wegen, Etwas zum Guten beyzutragen hat ſich unterzeichnete Buchhandlung entſchloſſen, unter der Beſorgung eines um die Literatur und Geſchichte des Vaterlandes bereits ruhmvoll bekannten und verdienſtvollen Mannes, Herrn Hofrath Procurator Weinart bey Dresden, eine Sammlung ſämmtlicher ſächſ. Statuten und wichtigen Dorfordnungen zu veranſtalten und nach und nach herauszugeben, unter dem allgemeinen Titel:

Statutariſches Recht von Churſachſen und den incorporirten Landen.

Dieſe Sammlung ſoll in einer Reihe von Bänden, deren jeder ein Alphabet in groß Octav, ökonomiſch gedruckt, füllen wird, ſowohl und vorzüglich die noch ungedruckten, als auch die ſchon gedruckten Statuten und wichtigen Dorfordnungen aller Städte und Dörfer Sachſens in der alten deutſchen Mundart, in der ſie abgefaßt ſind, mit erläuternden Anmerkungen und Entſcheidungen enthalten. Wie wichtig dieſe Sammlung auch dem deutſchen Sprachforſcher wird, darf man nicht einmal erinnern. Damit aber auch jeder Orts-einwohner ſich ſeines Orts Statut bequem anſchaffen könne, woran doch jedem Bürger einer Stadt viel gelegen ſeyn muß: ſo wird zu jedem einzelnen Statut oder Dorfordnung ein beſonderer Titel mit des

Orts Stadt-Wappen abgedruckt werden, so daß jeder Burger und Unterthan seines Orts Statut auch einzeln außer der Sammlung um einige wenige Groschen käuflich bekommen kann, welches jedem Bürger meines Vaterlandes willkommen und wünschenswerth seyn wird. Die thätigste Unterstützung des Publikums und der lieben Mitbürger wird den Patriotismus des Verlegers anfeuern, diese Sammlung möglichst vollständig zu vollenden und ihr die Nutzbarkeit geben zu lassen, die nur durch die nöthigen Erläuterungen bewirkt werden kann. Um diese wichtige Unternehmung sowohl sich als auch vorzüglich jedem Theilnehmer zu erleichtern, nimmt er auf jeden Band, der ein Alphabet in groß Octav stark werden soll, 1 Rthlr. sächs. Vorausbezahlung an. Die Herrn Pränumeranten erhalten denselben um ein Beträchtliches wohlfeiler als er hernach im Ladenpreise kosten wird, so wie die Pränumeranten ihre Exemplaria auf ein schöneres Papier abgedruckt erhalten als die übrige Auflage gemacht wird. Die Namen und Charaktere sämmtlicher Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt und auf 10 Exemplaria wird das 11. frey gegeben. Nach Johannis l. J. erscheint der 1. Band. nach dessen Ablieferung auf den 2. gleichfalls 1 Rthlr. pränumerirt wird. Briefe und Gelder erbittet man Franco. Außer allen Buchhandlungen werden sich noch benannte resp. Gönner und Freunde zur Annahme der Gelder willig finden lassen, als in

Arnsbergk Hr. Amtsrentverw. Hedenus.
Bischofswerde Hr. Accis-Insp. Berger.
Budissin Hr. Adv. Lorenz u. Hr. Senat. Herling.
Calau Hr. Accisins. Meerbach.
Camenz Hr. Adv. Hehle.
Chemnitz Hr Senat. Falke.
Coldiz Hr. Amtm. Cuno.
Dahme Hr. Amtm. Fritzsch.
Dippoldswalde Hr. Amtm. Haase.
Drobritzsch Hr. Commis. A Bellard.
Döbeln Hr. Adv. Schenffler
Dohna Hr. Stadtr. Heydenreich u. Hr. Landsyn. Grahl.
Dresden die Buchh. Hr Waltder, Gerlach und Hilscher und das Adreß-Comtoir.
Droyßig Hr. Amtsschreiber Oelzen.
Eilenburg Hr. Amtscopist Busch.

Eisleben Hr. Accis-Commiss. Dr. Woluth und Hr. Werdion Buchh.
Frauenstein Hr. Amtm. Schulze.
Freyberg Hr. Accisinsp. Wiener, Hr. C. Amtsact. Gottlieber.
Gera Hr. Regir. Adv. Liebig.
Görlitz Hr. Cour. M. Schwarz.
Grimme Hr. Steuereinn. Fülgruf.
Großenhain Hr. Adv. Wittig u. Hr. Amtscopist Weinedel.
Hoyenstein b. Stolpen Hr. Amtsact Blatspiel.
Hoyerswerde Hr. Accisinsp. Lessing.
Annigsbruck Hr. Kanzleydirect. Flor.
Königstein Hr. Stadtschr. Häntschel.
Leipzig das Voigtländische Museum, Hr. Buchh. Suppriann u. Hr. adv. Kupperman.
Leisnig Hr. Amtsact. Freyberg.
Liebenwerde Hr. Amtm. Schulz.
Lübben Hr. Amtm. Süßemilch u. Hr. Gotsch Buchh.
Marienberg Hr. Cour. M. Müller.
Merseburg Hr. Amtm. Prasse.
Mittweide Hr. Accisinsp. Schiffner.
Naumburg Hr. Sen. Guthier.
Neustadt b. Stolpen Hr. Postmeist Lippe.
Rossen Hr. Act. Eckert.
Oschatz Hr. Adv. Kühn.
Pirna Hr. Accisinsp. Klinkicht u. Finanzrec. Hartwich.
Plauen Hr. Adv. Aug. Fr. Wehner u. Hr. Fleischsiedereinn. Böhme.
Pulsnitz Hr. Rect Richter.
Penig die Buch- u. Oekonomiehandlung.
Rochlitz Hr. Act. Meyer.
Sachsenburg Hr. Act. Löser.
Schulpforte Hr. Amtm. Guthier.
Schwarzenberg Hr. Commiss. Rath Hasper.
Schweinitz Hr. Accisecommiss. Hessler.
Senftenberg Hr. Amtm. Mäler.
Sorau Hr. Canzley-Registr. Redlich u. Hr. Ackermann Buchh.
Sremberg Hr. Amtm. Hofmann.
Stolpen Hr. Amtsverwalt. Nache in Rennersdorf.
Torgau Hr. Gerichtsschreiber Kämpte.
Weißenfels Hr. Commiss. Rath Jahn.

Weißensee Hr. Superint. M. Herrer.
Wittenberg Hr. D. Jungwirth u. Hr. Leopolt Gelehrter.
Wolkenstein Hr. Amtm. Beyer.
Wurzen Hr. Accis-Inspekt. Schmidt.
Zeitz Hr. Canzelist Cober und Hr. Webel Buchh.
Zittau Hr. Adv. Käßner u. Hr. Schöps Buchh.
Zwickau Hr. Dr. Jur. Weise.

Diese meine theils bekannten, theils von Freunden genannten Gönner und Freunde bitte ich dieses wichtige und gemeinnützige Unternehmen mit Ihrer Bekanntmachung, Empfehlung und Bemühung zu begünstigen und zu unterstützen, da nicht Interesse, sondern der Wunsch nützlich zu werden mich bey diesem Unternehmen leitet.

Meissen im Februar 1802.

Karl Friedr. Erbstein.
Buchhändler.

V. Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung in Ulm ist kürzlich fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben.

Teutsche Staatskanzlei, von D. J. A. Reuß. Jahrgang 1800. 2ster Band, 8. Ulm 1802. à fl. 1.

Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft und der Forst- und Jagdlitteratur, von M. G. von Moser und D. C. M. J. Gatterer. 26ster Band, od. des Neuen Forstarchivs 9ter Band, gr. 8. Ulm 1802. à fl. 1. 30 kr.

Uebersetzung und Auslegung des Neuen Testaments nach seinem buchstäblichen und moralischen Inhalt; zum Gebrauche der Prediger und Religionslehrer. Nach der höchsten Willensmeinung des gnädigsten Fürstbischofs von Constanz, Carl Theodors, Freyh. von Dalberg ꝛc. Herausgegeben von D. Carl Schwarzel in Freiburg. Erster Band, gr. 8. Ulm 1802. à fl. 3. 15 kr.

Geschichte der Deutschen von den ältesten bis auf die jetzigen Zeiten von Mich. Jan. Schmid, fortgesetzt von Jost Milbiller, 16ter Theil, od. der Neuern Geschichte der Deutschen 11ter Band, gr. 8. Ulm 1802. à fl 1. 30 kr.

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1802.

I.

Gedichte.

1.

Der Lautenſpieler.

Romanze.

Dein Spiel, o Laute, klinget,
Und freier blick' ich auf,
Dein Silberton beſchwinget
Des Lebensmüden Lauf.
Sing' heut' zerriſſne Treue,
Und treuer Liebe Schmerz,
Der Wehmuth ſtille Weihe,
Das gramvertraute Herz!

Einſt ſung, ein wackrer Ritter,
Im Herzen froh und frei,

Dem Feind' ein Ungewitter
In Schlachten und Turnei,
Erſchaut' ich Adelgunden,
Der Fräulein ſchönſte Zier, —
Mein Freiſeyn war verſchwunden,
Nur ſie erſehnt' ich mir.

Des Lebens ſchönſte Triebe
Weiht' ich, als teutſcher Mann,
Der Holden; meine Liebe,
Mein Herz bot ich ihr an.
Süß, wie der Hirten Flöten,
Entbebt' ein Troſtwort ihr,
Mit lieblichem Erröthen
Geſtand ſie Liebe mir.

Nun ſchwanden uns die Stunden
In himmliſch-ſüßer Luſt,
Vom Liebesarm' umwunden,
Schlug's laut in unſrer Bruſt.
So rollt' ein Jahr mit Freuden;
Da rief mich Ritters-Pflicht.
Von Liebchen mußt' ich ſcheiden,
Das wölkt' ihr Augenlicht.

Noch hatte nicht verſiegelt
Der Prieſter unſern Bund,
Von Ahnungen gezügelt,
Hieng ich an ihrem Mund.

Ein ängſtlich-trübes Wähnen
Zog Seufzer mir herbei.
Wir ſchieden unter Thränen,
Gelobend ew'ge Treu.

Dann ging's durch Thal und Hügel,
Mein Roß trieb Gert' und Sporn,
Und mit verhängtem Zügel
Durchflog es Moor und Dorn.
Ich ſog mit Lenzes-Düften
Lieb Gundchens Athem ein,
Und ſchlief in Felſengrüften
Voll ſüßen Träumerein.

Bald hatt' in fernen Landen
Ich in Turnier und Schlacht
Nun manchen Kampf beſtanden,
Und meinen Zug vollbracht;
Geſehen Dirnen, Frauen,
Holdſeelig allzumal,
Wie Engel anzuſchauen,
Wie Blumen, mir zur Wahl.

Doch blieb ich Adelgunden
Mit reinem Herzen treu,
Und kannte nur die Wunden
Im Krieg und im Turnei.
Und wie mit Falkenflügel,
Eilt' ich zu ſtillerm Glück,

Flog über Thal und Hügel
Zu Liebchens Burg zurück.

Schon nahr' ich ihrem Schloſſe,
Doch nicht als Rittersmann,
Geſellt zum Fremdlings-Troſſe,
Als Lautner angethan.
Aus offnen Thüren rauſchte
Der Harfen Silberklang;
Ich nahte ſtill, und lauſchte; —
Da tönt's, wie Brautgeſang.

Es preiſen Feſtgeſänge
Laut eines Ritters Zier,
Als groß im Schlachtgedränge,
Und muthig im Turnier.
Da konnt' ich mich nicht halten,
Ich drang zum Saal hinein,
Sah tanzende Geſtalten,
Bei hellem Kerzenſchein.

Doch wie ward mir's im Herzen,
Als ich die Holde ſah!
Im Blick der Liebe Schmerzen,
Stand ihr ein Jüngling nah.
Es faßte ſie der Ritter; —
Bei meiner Laute Klang
Durchflog er, wie Gewitter,
Mit ihr den Säulengang.

nun wieder abgetreten iſt, lange nicht mehr ſo erhaben und idealiſch von der menſchlichen Natur dachte, als zu Delphi; denn es macht einen beträchtlichen Unterſchied, ob man unter Bildſäulen von Göttern und Helden, oder unter Menſchen lebt; aber nachdem er die Beobachtungen, die er zu Athen und Smyrna ſchon geſammelt, noch durch die nähere Bekanntſchaft mit den Groſſen, und mit den Hofleuten bereichert hatte, ſank ſeine Meynung von der angebornen Schönheit und Würde dieſer menſchlichen Natur, von Grade zu Grade ſo tief, daß er zuweilen in Verſuchung gerieth, gegen die Stimme ſeines Herzens (welche eben ſo wol, dachte er, die Stimme der Eigenliebe oder des Vorurtheils ſeyn konnte,) alles was der göttliche Plato erhabenes und herrliches davon geſagt und geſchrieben hatte, für Märchen aus einer andern Welt zu halten. Unvermerkt kamen ihm die Begriffe, welche ſich Hippias davon machte, nicht mehr ſo ungeheuer vor, als damals, da er ſich in den Garten dieſes wollüſtigen Weiſen in den Mondſchein hinſetzte, und Betrachtungen über den Zuſtand der entkörperten Geiſter anſtellte. Endlich kam es gar ſo weit, daß ihm dieſe Begriffe wahrſcheinlich genug däuchten, um ſich vorſtellen zu können, wie Leute, die in ihrem eigenen Herzen nichts fanden, das ihnen eine edlere Meynung von ihrer Natur zu geben, geſchickt wäre, durch einen langen Umgang mit der Welt dazu gelangen könnten, ſich gänzlich von der Wahrheit deſſelben zu überreden.

Bei meiner Saiten Tönen,
Schwebt das verliebte Paar;
Hoch schlug die Bruſt der Schönen
Für Ritter Adelbar.
Da packte mich's zuſammen,
Bei kaltem Todesſchweiß,
Bald glüht' ich auf in Flammen,
Fror bald zu Alpen-Eis.

Jetzt drückt' auf Gunda's Lippen
Der Ritter einen Kuß,
Ich ſah ihn Wonne nippen
Und ſchwelgen in Genuß.
Da war's um mich geſchehen.
„Weh! feile Dirne, dir!“
So zürnt' ich laut im Gehen.
„Weh!“ ſeufzt ſie ſinkend, „mir!“

„Kehr', Lautner, doch zurücke!“
Sprach ſie mit Liebeston.
„Ich traute nicht dem Glücke,
Hielt längſt erblaßt dich ſchon!“
Doch floh ich über Haiden,
Und über Berg und Thal,
Und klagte meine Leiden
Den Felſen allzumal.

Der Schwermuth Nebel hüllte
Der Hofnung Port mir ein,

Mein wundes Herz erfüllte
Gekränkter Liebe Pein.
Es welkte Blum' und Blüte
Dahin, bei meinem Leid,
Und Ruhe dem Gemüthe
Gab nur Vernunft und Zeit.

Nun träumt' ich wieder Stunden
Voll stiller Seeligkeit,
Wo ich noch nicht empfunden
Der Untreu' Bitterkeit,
Wo ich noch frei durchwallte
Die Flur im Maienglanz,
Mein Lied vom Hügel hallte,
Mir winkt' ein Lorbeerkranz.

Einst saß ich an der Quelle
Vor einem alten Schloß,
Sah sinnend auf die Welle,
Und manche Thräne floß.
Da trat im Glanz der Jugend
Ein Mädchen vor mich hin,
Sein Blick, ein Stral der Tugend,
Verkündet' hohen Sinn.

Sein Wuchs war schlank und lieblich,
Und braun sein Lockenhaar,
Sein Auge freundlich-trüblich,
Und roth sein Wangen-Paar.

Des Lebens Mai umſchwebte
Den friſchen Roſenmund;
Mit dieſem knüpft' und webte
Die Unſchuld einen Bund.

„Was iſts, das dich bekümmert?
Was trübt den Ritterſinn?
Sag, was dein Glück zertrümmert?
Sag's deiner Dienerin!"
Da klagt' ich ihr mein Leiden,
Der Schwermuth Zähre rann,
Den Schatten ſüßer Freuden,
Womit mein Lenz begann.

Ich ſang ein Lied der Schmerzen,
Die Thräne war mein Lohn.
Wir ſchieden; doch im Herzen
Klang ihrer Stimme Ton.
Hin wogt' in ſchnellem Zuge
Mein Schiffchen ohne Ruh,
Es wogt mit leichtem Fluge
Dem Land der Liebe zu.

„Fahrt wohl, ihr ſtolzen Frauen
Mit eurem Flitterſtaat!
Mein Gärtchen will ich bauen,
Mich freun der friſchen Saat.
Und wenn der Abend blinket,
Eil' ich dem Hüttchen zu,

Wo Liebchen traulich winket
Dem Tagesmüden Ruh!“

So sang ich, als beim Recken
Einst Röschen saß, mein Lied.
Da fuhr's empor erschrocken,
Von Minne heiß durchglüht.
Der weiland stolze Ritter
Bot Röschen seine Hand,
Ward Landmann, fand nicht bitter
Den ungewohnten Stand.

Der Arbeit süßes Drängen
Stand mit der Lieb' im Bund,
Und bei des Hains Gesängen
Blieb Geist und Herz gesund.
Im leichten Schäferkleide
Schlug Röschens Herz nur mir,
Ihr schönstes Prachtgeschmeide
War Frühlingsauen Zier.

Und stieg der Abend nieder,
Umfing mich Röschens Arm.
Wir sangen muntre Lieder,
Und kannten keinen Harm.
In unsre Lieder tönte
Der Laute Silberklang,
Das Abendroth verschönte
Den nahen Felsenhang.

So tauscht' ich nicht um Kronen
Das Weib, das Gott mir gab,
Mit Purpur nicht und Thronen
Den leichten Hirtenstab.
Es blühte Gottes Segen
Um unsre Hütte her,
Gepflückt auf Lebenswegen
Ward manches Blümchen mehr.

Doch wenn im Himmels-Frieden
Sich badet unser Blick,
Dann siedelt oft hienieden
Am Abgrund unser Glück.
Im zweiten seel'gen Jahre
Traf mich des Todes Pein,
Lag Röschen auf der Bahre,
Senkt man mein Leben ein.

Verhaßt ward mir die Hütte,
Die sonst mir Himmel gab,
Ich griff, nach Pilgrim-Sitte,
Zu Laut' und Wanderstab. —
So irr' ich trüb' und düster
Durch diese Kummerwelt,
Bis bald, bei Westgeflüster,
Der Mond mein Grab erhellt!

Marburg. K. W. Juſti.

2.

Regner und Aslauga *).

Herbei, ihr Dänen! Es rüstet sich
Der Feinde stolzes Heer.
Orkan und Wogen sind gestillt,
Herbei mit Lanze, Schwert und Schild!
Herbei ins weite Meer!

*) Man vergleiche über diese Sage aus der Nordischen Vorzeit Mallet introduction dans l'histoire de Dannemark Geneve 1763. S. 300. Ossians und Sineds Lieder B. 4. S. 68. (Wien 1784). Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts 1, 220. Regner Lodbrog, König von Dännemark, vielleicht in Karls des Großen Zeitalter, war als Held und Skalde berühmt. Nach dem Tode seiner Gattin Thora landete er auf einem Seezuge an der Norwegischen, nach andern an der Isländischen Küste, gewann dort eine schöne Hirtin Aslauga lieb und erhob sie zur Königin. Noch sein von Olaus Wormius lateinisch gegebenes Schwanenlied, welches er im Kerker des Königs Ella sang, gedenkt ihrer rühmlichst:

Aslaugens Söhne, wüßten die
Mein ganzes Elend jetzt,
Den ein vergiftet Schlangenheer
Aufs schrecklichste zernagt;

Wie würden sie die Schwerter ziehn! —
Denn meinen Söhnen gab
Ich eine Mutter, die ihr Herz
Mit tapferm Muth erfüllt.

Held Regner rief es den Tausenden,
Gelagert um den Strand.
Ein Wald von Masten stieg. Es schwoll
Der Segel Schaar von Winden voll
Und Dänmarks Küste schwand.

Der Helden Flotte durcheilt das Meer,
Wie durch die Luft ein Pfeil.
Die Morgenröthe glänzt hervor,
Da hebt ein Eiland sich empor,
Mit Felsen, hoch und steil.

Die Dänen landen. Den Wiederhall
Erweckt ihr Jägerhorn.
Und horch! ein Hirtenlied erscholl
In Flötentönen anmuthsvoll
Um eines Thales Born.

Da windet Blumen Aslauga sich,
Der Schäferinnen Preis.
Sie ruht auf eines Felsens Moos
Und fröhlich hüpfen um den Schoß
Der Holden Lamm und Geis.

„Wohlauf du Schönste der Schönen, auf
Von deinen Schäferaun!
Wir priesen hoch dem König dich.
Da sehnte seine Seele sich,
Die süße Maid zu schaun.“

„Wohl neigt vor Regner verehrend ſich
Der armen Hirtin Blick.
Doch bringt zuvor des Königs Schwur;
Er laſſe zu der Vaterflur
Mich ungekränkt zurück.“

Sie nahte ſchüchtern nach Regners Schwur
Der hochbeſchäumten See.
Ihr Antlitz glänzt wie Mondenlicht,
Das aus der goldnen Wolke bricht
Ihr Buſen weiß, wie Schnee.

Und lange ſtaunte der König froh
Die ſchöne Hirtin an.
Er fühlt, wie einſt, der Liebe Glut,
Als durch Gefahren, Kampf und Blut
Er Thora's Hand gewann.

„O Maid von Island, nicht werth iſt dein
Ein ſchwarzes Hirtenkleid.
Dich ſchmücke dieſes Prachtgewand,
Geſtickt von meiner Thora Hand,
Durch ihren Leib geweiht.“

„Wohl ziemt der Armen ihr Hirtenkleid.
Die Heerde gab es ihr.
So glücklich war die Schäferin.
O Held, gieb einer Königin
Des Prachtgewandes Zier!“

„Verlaß, du Schönſte, den Hirtenſtab,
Das niedre Hüttendach!
Dein harrt wohl bald ein ſüßer Lohn
Auf deines Königs ſtolzem Thron,
In ſeinem Prunkgemach.“

„O Dänenkönig, verſpotte nicht
Aslauga's Niedrigkeit!
Laß mich zurück zu meiner Flur!
Weh, bräche Regner mir den Schwur,
Weh dann der Hirtenmaid!

Laß ihr den Stab, den ſie weidend gern
Bei ihrer Heerde trägt!
Laß ihr das Hüttchen, ſtill und klein!
Da harrt ein grauer Vater mein,
Von meiner Hand gepflegt.“

„Der König bietet dir Herz und Hand,
Du ſüße Schäferin!
Sey ihm, was liebend Thora war!
Verehrt von ſtolzer Schönen Schaar,
Sey Dänenkönigin!

O blende feſſelnd der wilde Feind
Mir dieſer Augen Licht,
Verſchlinge mich der Meeresſchlund,
Wann je der Liebe holden Bund
Dein Regner treulos bricht!“

Und Freya füllte mit Zärtlichkeit
Aslauga's keusche Brust.
Wie auf der Trift ein Schmetterling
An süßen Blumenkelchen, hing
An Regner sie mit Lust.

Für ihn umfing sie das goldne Haar
Mit eines Kranzes Zier.
Sein Lob sang sie auf Weiden oft.
Was nie die Hirtin kühn gehofft,
Verliehn die Götter ihr.

„Die Maid von Island ist dein. O nimm,
Nimm, theurer Regner, sie!
Sie will, was Thora war, dir seyn,
Mit frommer Liebe dir verleihn,
Was Thora dir verlieh.

Doch sey, wann edel der König liebt,
Zuvor der Feind bezähmt,
Daß keiner spotte: Regners Flug,
Der Adlern gleich die Wolken schlug,
Hat eine Maid gezähmt.

Aslauga wird für des Trauten Heil
Indeß zu Odin flehn,
Und oft mit Sehnsucht in das Meer
Dort von der Klippe Scheitel her
Nach Regners Segeln spähn.“

Soweit hätte Agathon gehen können, ohne die Grenzen der weisen Mäßigung zu überschreiten, welche uns in unsern Urtheilen über diesen wichtigen Gegenstand, und alles was sich auf ihn bezieht, langsam und zurückhaltend machen sollen. Aber in Stunden, da der Unmuth seine schönsten Hofnungen durch die Tohrheit oder Boßheit derjenigen mit denen er leben mußte, vor seinen Augen vernichten zu sehen, eine mehr als gewöhnliche Verdüsterung in seiner Seele verursachte, gieng er noch um einen Schritt weiter. Nein, sagte er dann zu sich selbst, die Menschen sind nicht wofür ich sie hielt, da ich sie nach mir selbst, und mich selbst nach den jugendlichen Empfindungen eines gefühlvollen Herzens, und nach einer noch ungeprüften Unschuld beurtheilte. Meine Erfahrungen rechtfertigen das Schlimmste, was Hippias von ihnen sagte; und wenn sie nichts bessers sind, was für Ursache habe ich, mich darüber zu beschweren, daß sie sich nicht nach Grundsätzen behandeln lassen, die in keinem Ebenmaaß mit ihrer Natur stehen? An mir war der Fehler, an mir, der einen Mercur aus einem knotichten Feigenstock schnitzeln wollte. Sagte er mir nicht vorher, daß ich nichts anders zu gewarten hätte, wenn ich den Plan meines Lebens nach meinen Ideen einrichten würde. Seine Vorhersagung hätte nicht richtiger eintreffen können. Hätte ich seinen Grundsätzen gefolgt, hätte ich mich ehmals zu Athen, oder hier zu Syracus so betragen, wie Hippias an meinem Platze gethan haben würde — so würde ich meine Absichten ausgeführt haben; so würde ich glücklich

„Nicht lange säum' ich. Gedenke mein!
Umstürme mich der Pol,
Erdonnere die Schlacht mir wild —
Aslauga lächelt mir so mild.
Geliebte Maid, fahr wohl!"

Der Dänen Jubel erfüllt die Luft.
Das Felsgestade schied,
Und grüssend schwang die Königsbraut
Den Stab, bis Regners Kiel, umgraut
Von Nebeln, fern entflieht.

Wie Sturmgewölk, das den Himmel schwärzt,
Naht wild der Feinde Heer.
Der Skalden Schlachtgesang erglüht,
Und wie des Hekla Flamme sprüht
Gezückt der Dänen Wehr.

Und Regner hebt sich, ein Fels, umwogt
Von hochempörter Fluth.
Sein Auge glänzt, ein Stern der Nacht.
Das Mägdlein seiner Sehnsucht lacht
Ihm in die Seele Muth.

Aslauga harrt auf der Hirtenflur
Indessen sein und singt
Von ihrem Trauten bei dem Rohr
Des Bächleins oft der Heerde vor,
Die schmeichelnd sie umspringt.

Oft ächzt sie träumend, wann seleblich längst
Auf Moos die Heerde liegt.
Weh! Regners Angesicht erbleicht,
Des Heldenauges Schimmer weicht,
Weh! Regners Blut versiegt.

Oft grüßt sie singend auf Felsenhöhn
Des Meeres öden Raum:
Seyd hold, ihr Wogen, ihm und bald
Zeigt des Geliebten Mastenwald
Mir an des Himmels Saum.

Und bald erhebt aus den Fluthen sich
Des Königs Mast empor.
Er kehrt auf seiner Siegesbahn,
Er kehrt, die Holde zu umfahn,
Die längst sein Herz erkohr.

Frohlockend tönt an der Klippen Wand
Aslauga's Flötenklang,
Und Regner schlingt so liebewarm
Um ihre Brust den Heldenarm,
Der glorreich für sie rang.

Und eh' sich dreimal der Mond erfüllt,
Umhüpft die Schäferin
Nicht mehr bei Lämmern ihren Bach,
Sie ruht in Regners Prunkgemach,
Der Dänen Königin.

Sie ruht auf Regners verehrtem Thron,
Nicht mehr auf Felsenmoos,
Und eine Heldenschaar entsprießt,
Seit Regner sie vermählt umschließt,
Der Hirtin keuschem Schooß.

Und Regner, glühender Liebe voll,
Bereut die Stunde nie,
Als er entzückt das Prachtgewand,
Gestickt von seiner Thora Hand,
Der Schäferin verlieh.

Stade. Freudentheil.

3.

Nachahmung nach Horaz Epode XIII.

Horrida tempestas etc.

Horcht, wie es stürmt! — Scheint doch der ganze Himmel
In Schnee und Regen aufgelöst zu seyn! —
Horcht, wie zu Land und Meer mit rasendem Ungestümmel,
Die Aquilonen sich entzwei'n! —

Auf, Freunde! nützt mit mir die flücht'ge Stunde,
Wie sie dem Schooß der ernsten Zeit entsteigt,
Weil noch die Wange blüht, weil noch im Hintergrunde
Sich, weit entfernt, das Alter zeigt.

Geleert sey heut' ein Glas vom Saft der Traube
Von meinem Konsul her; verspärrt das Thor
Dem Gram! Schlimm ist die Zeit; doch hält mein Glaube
Mir beßrer Tage Wechsel vor.

Wohl öfter hat dem Unmuth und der Trauer
Der holde Klang des Saitenspiels gewehrt.
Uns, Freunde, sey's gesagt, was Chiron, der Centauer,
Den großen Zögling einst gelehrt.

„O Göttersohn, für hohen Ruhm erzogen,
„Nicht länger sey dein Schicksal ungewiß!
„Es wartet dein das Land, das des Skamanders Wogen
„Durchschneiden, und der Simois.

„Dort ist sie, die verhängnißvolle Stelle,
„Lang' in voraus bezeichnet vom Geschick.
„Für deine Wiederkehr hat Thetis keine Welle,
„Kein leichtes Schiff bringt dich zurück.

„Du aber, sey beherzt und unbekümmert,
„Ob früh die Götter dir bestimmt das Ziel,
„Und lebe, bis die Zeit dein Stundenglas zertrümmert,
„Für Freundschaft, Wein und Saitenspiel."

Hauswald.

II.

Geschäftsgeist.

Die drei Grundkräfte des ächten Geschäftsgeistes sind Selbstständigkeit, Selbstansicht, Selbstthätigkeit.

Unwandelbare Eigenheit macht den Geschäftsmann unabhängig von äußern Eindrücken, entzieht ihn der Wirkung auf ihn gerichteter Anschläge, und verschlingt jeden Reiz und jede Spekulazion in der einzigen großen, sich immer möglichst gleich zu seyn.

Der Glaube taugt in Geschäften gar nichts; es muß selbst gesehn, gegriffen werden. Je anschaulicher die Untersuchung, deste richtiger das Resultat.

Wirken verhält sich zu wirken lassen, wie Vaterschaft zu Adopzion. Das Zusammenhalten der Elemente ist nirgends so nöthig, als in Geschäften, wo die Menschen eben am ersten das Ich wiederfinden und schmeicheln, das sie hingeben oder vergessen sollten.

Eigenheit soll freilich nicht in Eigensinn, Anschaulichkeit in Mikrologie, Wirksamkeit in die Sucht alles selbst und allein zu thun, ausarten. Doch wird der eiserne Sinn der zu weit getriebenen Festigkeit weniger als Schwäche, allzu genaue Untersuchung weniger als unterlassene Selbstprüfung, überspannte Thätigkeit weniger als Vernachlässigung schaden. Denn alle diese Extreme guter Eigenschaften bringen hervor, anstatt daß die entgegengesetzten Extremen zu Grunde gehen lassen.

Man kann nicht oft genug die Wahrheit wiederhohlen: die Geschäftsmaschine bedarf immer und allenthalben des von oben herabwehenden belebenden Geistes; nur so wird der Mechanismus zur Staatsverwaltung, nur so kann der ächte Geschäftsmann das Räthsel zu lösen suchen, wie idealische Begriffe von politischer Vollkommenheit mit praktischer Aproximazion zu verbinden sind.

Aus den Hauptbestandtheilen des Geschäftsgeistes erzeugen sich feuchtbare Folgen, in welchen sich sein

ganzes Wesen konzentrirt. Der ächte Geschäftsmann hat als solcher weder Familie noch Freunde, nicht einmal Privatpersönlichkeit. Er darf keine Leidenschaft, sein Verhältniß des gewöhnlichen Lebens, mit in das Heiligthum der Geschäfte bringen. Kein Vortheil, keine Hofnung, keine Sollizitazion, sie flehe, drohe oder verheiße, darf ihn wankend machen. Man glaubt sehr unrichtig, diese strengen Pflichten seyen nur dem Richteramt eigen: Selbstverleugnung ist die Grund-Amtstugend jedes öffentlichen Mannes, welchem Fach er sich auch widme. Unzugänglich für Ränke und List, muß er nicht einmal das Daseyn ihrer Versuche ahnen, weil er fest in sich selbst gegründet steht, nicht irre gemacht werden kann. Bleibt ihm nur die Wahl, seinen Grundsätzen oder seiner politischen Existenz zu entsagen, so entsagt er dieser ohne Bedenken. Er ringt die gute Sache durch alle Hindernisse hindurch und opfert ihr alles auf, weil er ihr angehört.

Der ächte Geschäftsmann bildet unermüdet an seinen Geistesfähigkeiten, vorzüglich aber an Blick und Urtheilskraft, deren er so sehr bedarf. Er setzt diese Bildung um so unermüdeter und strenger gegen sich selbst fort, weil fremdes Wohl und Weh daran hängt, und ohne diese Vorbereitung seine Selbstständigkeit gefährlich wird. Er dringt in Grundsätzen und Thatsachen auf genaue Kenntniß, prüft streng und

unbefangen, läßt sich auf keine Täuschungen ein, die an seine Persönlichkeit, wie es auch sey, angeknüpft werden sollen, vermeidet Vertrauen und Mistrauen, baut auf ächte Menschenkenntniß allein, und studiert die Werkzeuge, die er hat oder wählt. Richtigkeit und Genauigkeit sind die beiden Führerinnen seiner Selbstansicht: jene, damit kein unächter Zusatz eingemischt, diese, damit nichts Wesentliches vergessen werde. Er übt sich in der Kunst, das Kleinste wie das Größte mit seinem Blicke zu umfassen, aus den geschöpften Ansichten ein Ganzes in seinem Geiste zu bilden und es praktisch aus demselbem zu reproduziren.

Der ächte Geschäftsmann kontrolirt seinen Geschäftskreis unaufhörlich in Hinsicht dessen, was geschehen ist, so wie er die Seele dessen wird, was geschehen soll. Er hütet sich vor der Gefahr, sich im Detail zu verlieren, aber er webt mit wirksamer Hand die Fäden desselben in ein Ganzes. Er braucht Andere, aber er giebt ihnen Instrukzionen aus dem Geiste des Ganzen, indem er darauf wacht, daß dieser Geist nie verfliege; denn er weiß, daß Instrukzionen oft den Gebäuden gleichen, worin Thüre oder Treppe vergessen wurden. Er glaubt nie ganz vollendet zu haben, revidirt immer und bessert, wo es Besserung bedarf. Sein Beispiel vernichtet jede lubalterne Entschuldigung im Keime, weckt jeden guten

Keim. In Geschäften ist wahr, was auf dem Schlachtfelde wahr ist, und in beiden Fällen gilt es vom ersten bis zum letzten Gliede des Zusammenhanges.

Zwei Hauptfeinde hat der ächte Geschäftsgeist: Selbstsucht und Schlendrian.

Selbstsucht begreift hier alles, was von der Sache auf die Person führt. Eigennutz, Partheigeist, Leidenschaft jeder Art, Begünstigung, Rechthaberei tasten den ächten Geschäftsgeist immer an, zerstören ihn oft unwiederbringlich. Selbstsucht empört das Innere der nur durch Eintracht gedeihenden Maschine, und erzeugt den oft nur zu mächtigen Bund des übeln Willens gegen den guten. Der Chef muß Selbstsucht aus seinem Departement vertilgen, das einzelne Glied sie bekämpfen, unter welcher Gestalt sie auch erscheinen mag. Nur so kann der Mehlthau des Despotismus, der Drang des monopolisirenden Einzel-Despotismus, das Gift der Intrigue vertrieben werden.

Schlendrian ist Behandlung der Geschäfte ohne Selbstthätigkeit, ohne Selbstansicht und Selbstständigkeit. Geist- Leben- und Kraftlos schleppt er sich träumerisch an der Hand kleinlicher Gewohnheit, dumpfen engen Sinnes dahin. Er ist der Rost nützlicher Geschäftsbetreibung; das Moos, welches an abstehenden Bäumen nagt. Es existirt eine stillschweigende,

nie verleugnete, heftig wirksame Koalizion der Schlendrianisten gegen den selbstthätigen Geschäftsgeist und seinen Bekenner, der denn oft schweren Stand hat, wenn ihm das Wohl der Sache am Herzen liegt. Sie umgeben ihn wie die Stiere den Hengst mit vorgestrecktem Hörnerzirkel, um den unbequemen Funkensprüher, wo nicht an diese hochnothpeinlichen Werkzeuge zu spießen, doch ihn von ihrem Fell abzuhalten.

Für den edeln, geistigen Geschäftsmann ist es Marter und wahre politische Hölle, mit Schlendrianisten in ein Joch gespannt zu seyn.

Gegen diesen Feind giebt es auch nur ein Mittel: Vertilgung.

Sie geschieht durch Einimpfung des ächten Geschäftsgeistes, durch Anstellung neuer, thätiger, heller Köpfe, die frisches Leben in die stockende Masse bringen, durch Sporn und Geisel bei den verbesserlichen, durch unrücksichtliche Hinwegschoffung der unverbesserlichen Anhänger des Schlendrians. Ein Chef, der ihn bei dem Antritte seiner Stelle vorfindet, oder in der Folge sein Einschleichen bemerkt, muß ihm sogleich den Krieg auf Tod und Leben ankündigen: nur Radikalkur heilt im ersten, unbarmherziges Austreißen rettet im andern Falle.

lich geweſen ſeyn — und der Himmel weiß, ob es den Sicilianern deſto ſchlimmer ergangen wäre. Dieſes iſt nun das zweyte mal, daß Philiſtus, ein ächter Anhänger des Syſtems meines Sophiſten, ob er gleich nicht fähig wäre es ſo zuſammenhängend und ſcheinbar vorzutragen, über Weisheit und Tugend den Sieg davon getragen hat. — Und habe ich noch der Erfahrung vonnöthen, um zu wiſſen, daß er eben ſo gewiß über einen andern Plato, und über einen andern Agathon ſiegen würde? — Wieviel ließ ich von meinen Grundſätzen nach, wie tief ſtimmte ich mich ſelbſt herab, da ich die Unmöglichkeit ſah, diejenigen mit denen ich's zu thun hatte, ſo weit zu mir heraufzuziehen? Wozu half es mir? — Ich konnte mich nicht entſchlieſſen niederträchtig zu handeln, ein Schmeichler, ein Kuppler, ein Verräther an dem wahren Intereſſe des Fürſten und des Landes zu werden — und ſo verlor' ich die Gunſt des Fürſten, und die einzige Belohnung, die ich für meine Arbeiten verlange, die Vortheile, welche dieſes Land von meiner Verwaltung zu genieſſen anfieng, auf einmal, weil ich mich nicht dazu bequemen konnte, alles für anſtändig und recht zu halten, was nützlich iſt. — O! gewiß Hippias, deine Begriffe und Maximen, deine Moral, deine Staatskunſt, gründen ſich auf die Erfahrung aller Zeiten. Wenn ſind die Menſchen jemals anders geweſen? Wenn haben ſie jemals die Tugend hochgeſchätzt, als wenn ſie ihrer Dienſte benöthigt waren; und wenn iſt ſie ihnen nicht verhaßt geweſen, ſo bald ſie ihren Leidenſchaften im Lichte ſtuhnd?

Der einzelne, noch ungangesteckte Geschäftsmann sey auf seiner Hut vor ihm; er beschleicht wie die Blattern, wird epidemisch wie sie, wird sogar eingeimpft, doch nicht, um die Krankheit zu verbannen, sondern um sie zu verewigen.

Es mag schwer scheinen, solchen Geschäftsgeist, von solchen Mängeln frei, zu erringen, und gleich gesunden Säften in den ganzen Körper der Staatsverwaltung zu verbreiten. Aber schwere Aufgaben waren von jeher die schönsten und belohnungsreichsten. Wenn schon im kleinsten Privatverhältnisse zweckmäßige, harmonische Anstrengung der Kräfte einen Genuß gewährt, von welchem Trägheit und Stumpfsinn sich nichts träumen lassen, so wird er in der Stufenfolge öffentlicher Wirksamkeit sehr erhöht, und unendlich in dem konzentrirenden Mittelpunkt derselben.

Wer diese Wollust genoß oder ahnet, verlangt keine andere, und der Ehrgeiz, welcher nach Wirksamkeit in diesem Sinne strebt, edelt den menschlichen Geist.

Ch. Graf v. Benzel.

III.

Ueber

die Bedeutung und den Werth der nordischen Mythologie und Poesie.

Ueber die Zweckmäßigkeit des Gebrauchs der Mythologie überhaupt bedarf es hier keiner weitläuftigen Untersuchung; nur ein elender Pedantismus konnte sie so anwenden, wie sich ein großer Theil teutscher Dichter weiland ihrer bediente. Indessen lassen sich diese Mißgriffe entschuldigen, wenn man auf die Zeiten Rücksicht nimmt, in denen man weder über das Wesen der Mythen, noch der Poesie zur Klarheit gekommen war. Was soll man aber in unsern Tagen, wo wir nicht nur durch die Bemühungen der einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Forscher das Alterthum von einer andern Seite kennen gelernt, sondern auch durch das Beispiel so vieler vortrefflichen Dichter in der Mythologie einen höhern Geist gefunden haben, zu dem zwecklosen Spiel mit Namen, Bezeichnungen und Andeutungen sagen, worin man sich ohne des alten Hederich Hülfe oft nicht zu Recht zu finden weiß!

Nicht zufrieden mit der griechisch-römischen Mythologie streifte man nach allen Zonen, um uns wenigstens — neue Namen zu holen. Besonders hat man die germanische Götterlehre, mit der man, der Bequemlichkeit und des Reichthums wegen, die skandinavische vermischte, empfohlen und hat es sogar den vaterländischen Dichtern zur Pflicht gemacht, statt der Parzen Nornen, statt Venus Frigga, statt Zeus Wodan u. s. w. in ihre Gesänge aufzunehmen. Da diese Sache in unsern Tagen wieder sehr zur Sprache kommt, so scheint eine Untersuchung über den Karakter der nordischen (germanischen und skandinavischen) Mythologie und Poesie und in wie fern es gerathen oder thunlich sey, erstere an die Stelle der griechisch-römischen zu setzen, allerdings der Mühe werth zu seyn. Hier ist besonders Mäßigung und Vorsichtigkeit Noth; denn nichts ist leichter als mit dem unerfahrnen Unverstand Alles rasch und ohne Unterscheidung zu verwerfen, weil es — alt ist. Je vertrauter man mit den Ruinen der nordischen Vorzeit wird, desto behutsamer wird man werden, darüber abzusprechen. —

Von der germanischen Mythologie sind nur sehr wenige Data übrig; die Deutung dieser wenigen Spuren ist zum Unglücke sehr problematisch, und gewöhnlich ist man zu einem ganz falschen Resultat geführt worden: Wir haben nicht einmal viele ei-

genthümliche Namen, und man hat dieselben sogar im achtzehnten Jahrhundert aus Volksliedern restituiren wollen *).

Diesen Mangel zu ersetzen, flüchtete man höher in den Norden, und hier fand man, da die Edda gerettet war, glücklicherweise ein ganzes System einer Kosmogonie, Theogonie und Mythologie. Ohne Zeiten, Gegenden und Völker zu unterscheiden, hat man alle diese Fabelwesen als die ehemaligen Bewohner der heiligen Haine Teutschlands begrüßt. Es ist aber nicht abzusehn, warum man nicht den Jumala, den Radegast, Triglav, Zerenboli und andre Idole der Slavischen und Finnischen Völker ebenfalls zu den Göttern Thuiskons rechnet. — Es läßt sich bei diesen Dingen freilich leicht mit schönen Worten auskommen, besonders wenn Patriotismus ins Mittel tritt und man die Behauptung aufstellt, daß durch diese Erinnerungen der Geist und der Sinn für das Vaterland belebt werden würden; doch davon nachher.

I) Ist es möglich, daß Sagen sich Jahrhunderte hindurch erhalten konnten? Diese Frage, die hier zuerst in Betrachtung kommt, die so oft bezweifelt

*) Z. B. einen Gott Wold. Vergl. meine Abh. im A. Lit. Anz. 1800. S. 1886.

und gar verworfen worden iſt, glaub' ich, aus folgenden Gründen bejahen zu können.

1. In der neuen Welt, wo das Wiſſen ſo mannichfaltig und die Begierde, wiſſen zu wollen, noch größer iſt, läßt es ſich freilich nicht denken, daß eine Tradizion vom Vater zum Sohn, durch eine Reihe von Geſchlechtern, wandre. Der Buchſtabe dünkt uns ſichrer als das Wort, und der Sohn hört die Erzählungen ſeines Vaters ohne Intereſſe, weil er weiß, daß ſie in Schriften gefunden werden. Bei den alten Völkern aber war die Neigung für die Sagen lebendiger, weil ihr Werth größer war. Es iſt natürlich, daß einzelne Aenderungen entſtehn, allein es bleibt doch das Ganze. Die ſogenannten rohen Völker haben die religiöſen Tradizionen, die man bei ihrer erſten Entdeckung unter ihnen fand, noch bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten. — Auch die gleiche und einfache Lebensart der Nazionen macht es leichter, daß ſich Sagen erhalten können. Wenn aber Kunſtfleiß, Begierde zum Erwerb und was ſonſt Folge der Kultur zu ſeyn pflegt, überhand nehmen, ſo verliert ſich dieſe Liebe zum Alterthum, und jeder ſorgt nur für Verbeſſerung ſeiner eignen Umſtände *). Was

*) Man vergl. die intereſſanten Bemerk. von James Macdonald über Oſſian und den Charakter der Schott. Hochländer, im N. T. M. Aug. 1798. S. 343. Er ſchreibt den Untergang vieler alten Lieder

vergangen ist, wird vergessen und nur die Zukunft berechnet man.

2. Die nordischen Völker hatten eine besondere Vorliebe für die alten Gesänge, weil der Ruhm der Vorzeit ihren Inhalt ausmachte. Daher wandten sie auf die Erhaltung derselben eine besondre Sorgfalt. „Wo die Nazionalgesänge, sagt ein scharfsinniger Kunstrichter, einer Zunft anvertraut sind, welcher alles daran gelegen ist, sie zu erhalten, da können sie in der mündlichen Ueberlieferung selbst Veränderungen der Dynastie und Religion lange überdauern. — Auch ohne das, wo ein Völkerstamm unvermischt in uralten Sitten beharrt." Beide Bedingungen finden sich bei den skandinavischen Gesängen. Wenn der heutige Begriff des Wortes Zunft hier auch nicht anwendbar seyn dürfte, so machten doch die Skalden, in sofern sie als Skalden Einen Zweck hatten, eine Verbindung aus.

3. Es ist merkwürdig, daß je tiefere Wurzeln das Christenthum schlug, desto mehr der poetische Sinn im Norden erstarb; das heißt aber weiter nichts, als die allgemeine Neigung für Sang und Klang hörte mit dem freien Leben auf. — Es kommen nachher

der veränderten Lebensart der Einwohner zu, die aus Hirten Manufakturisten geworden sind.

keine Originalerzeugnisse mehr vor, sondern nur Bearbeitungen fremder Werke. Uebrigens können wir in der Bedeutung, wie sie etwa den Griechen zukommt, nie von den Skandinaviern, als einem poetischen Volk, reden.'

4. Die Ideen, die durch Wolf in neuern Zeiten über den Gang der mündlichen Ueberlieferung der unter dem Namen Homer bekannten Gesänge rege geworden sind, lassen sich zum Theil sehr glücklich auf die nordischen Sagen anwenden. Sie sind diaskeuasirt und die Chorizonten können auch bei ihnen ihr Amt verwalten.

5. Man findet im Alterthum sowohl als auch in der neuen Zeit Lieder historischen Inhalts, die aus sehr frühen Zeiten stammen; so z. B. in den Hochländern; gesetzt, daß auch die unter Ossian's Namen zu uns gekommenen Mac-Fersons Erzeugniß wären.

II) Die nordischen Sagen im Allgemeinen sind allerdings die einzigen Quellen zur Kenntniß des skandinavischen Alterthums, obgleich sie keinen diplomatischen Werth für die Geschichte haben. Was Snorro aus alten Liedern geschöpft hat, ist unstreitig zuverlässiger, als was Adam von Bremen, Dittmar von Merseburg und Andere berichten. Strabo hält den Homer für glaubwürdiger, als die Geschichtschreiber. Das Kriterium, woran sich die Wahr-

heit der Sagen erkennen läßt, kann nur in der äußern und innern Uebereinstimmung mit dem Geiste des Volks, das sie besitzt, liegen. Wenn sie originell sind, und ihr Karakter mit dem Karakter der Zeit, woraus man ihre schriftliche Abfassung herleitet, im Widerspruch steht, so scheint zu folgen, daß sie aus einer frühern Periode seyn müssen. Diesen Satz haben die besten Geschichtforscher zugestanden *).

III) Die nordischen Mythen haben gar keine Bedeutung. Mit Mühe trägt man sie hinein, und am Ende sieht sich der gereinigte Geschmack doch genöthigt, sich mit Lächeln von den aufgestutzten Gestalten, deren Rohheit immer nicht ganz bekleidet werden konnte, wegzuwenden. Zum Beispiel kann die erste die beste Fabel aus der Edda dienen. Man erinnere sich nur an die bekannten Mythen vom Ursprung der Welt **). Daß Alles aus dem Chaos entstanden ist, daß die Erscheinungen sich von der starren Masse durch einen belebenden Hauch der Gottheit losgerungen haben, ist eine Idee, die dem sinnlich denkenden Menschen natürlich ist, und die sehr erha-

*) Uno v. Troil's bref rörande en Resa til Island, S. 143. Eichhorns Kulturgeschichte des neuern Europä, Erläuterungen Bd. I. S. 124.

**) Fab. IV — VI in der Edda Islandorum, nach Resenius Ausgabe.

haben dargeſtellt werden kann. Allein wie roh muß der Geiſt ſeyn, der ein Gebilde erſchafft, wie es die eddiſchen Märchen zeigen! Wie abgeſchmackt und albern wird dieſe Vorſtellung in ihrer Ausbildung! Die Ideen der Grönländer ſind poetiſcher und behens tender. Sie glauben, der erſte Menſch ſey aus der Erde entſprungen, aus ſeinem Daumen habe ſich die Frau entwickelt, und dieſe brachte den Tod in die Welt, indem ſie ſprach: laß dieſe ſterben, damit die Nachfolgenden Platz bekommen *). Wenn wir dieſe Sage ſo, wie man die nordiſchen zu erklären gewohnt iſt, deuten wollten, ſo könnte man ſie für eine Bezeichnung des Naturzwecks, nur auf die Gattung, und nicht auf das Individuum zu achten, ausgeben.

Jede Deutung der eddiſchen Fabeln, ſie ſey politiſch, moraliſch, phyſiſch oder filoſofiſch, muß mislingen. Dies wird ſich deutlich offenbaren, wenn wir nur einen Blick auf die Art ihrer Entſtehung werfen. Ihr Stoff iſt hiſtoriſch; Begebenheiten werden in ihnen erzählt und ſogar in Beziehung auf einander. Nach dem Urtheile der alten nordiſchen Schriftſteller, die aus ihnen die Ruinen der Urgeſchichte geſammelt haben, liegen ihnen Thatſachen zum Grunde. Jede alte Geſchichte iſt mythiſch; der Geiſt ei-

*) Cranz von Grönland S. 269.

nes Volks läßt sich auch aus seinen Fabeln erkennen, wenn sie ihm nicht von Fremden zugeführt sind. — Die skandinavischen Mythen verdanken ihre Ausbildung dem Eigennutz und individuellen Vorstellungen, Träumen und Visionen.

IV) Man hat die Idee, als wenn der ganze Hanse von Gottheiten und Götternamen Gegenstände des Volksglaubens gewesen wären. Dies ist aber ganz falsch. Das Volk selbst besaß nur einige Hauptideen; besonders karakterisirt die Skandinavier die Vorstellung von dem Lohne der Tapferkeit in der täglichen Verjüngung der im ewigen Gefecht in Walhalla sinkenden Heroen, und den übrigen, dahin gehörenden Bildern. Die Religion des großen Haufens zeigt sich immer nur im Kultus; daher entspringt der Einfluß der Priester, die Vorsteher desselben sind, auf die Meinungen des Volks. Wenn man also glaubt, daß jeder Einzelne die Mitwirkung und Hülfe einer besondern Gottheit in allen seinen Geschäften erwartet habe, so irrt man: diese Vorstellung gehörte auf's Höchste zu den Skaldengeheimnissen.

V) Man scheint hin und wieder in unsern Tagen zu glauben, daß die skandinavischen Götter der griechisch-römischen Mythologie nachgebildet sind; allein hierin geht man offenbar zu weit. Schon die ältesten Schriftsteller, die das römische und griechische

Diese Betrachtungen führten unsern Helden bis an die äusserste Spitze des tiefen Abgrunds, der zwischen dem System der Tugend, und dem System des Hippias liegt; aber der erste schüchterne Blick, den er hinunterwagte, war genug, ihn mit Entsetzen zurückfahren zu machen. Die Begriffe des wesentlichen Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, und die Ideen des sittlichen Schönen, hatten zu tiefe Wurzeln in seiner Seele gefaßt, waren zu genau mit den zartesten Fibern derselben verflochten und zusammengewachsen, als daß es möglich gewesen wäre, daß irgend eine zufällige Ursache, so stark sie immer auf seine Einbildung und auf seine Leidenschaften würken mochte, sie hätte ausreuten können. Die Tugend hatte bey ihm keinen andern Sachwalter nöthig als sein eignes Herz. In eben dem Augenblick, da eine nur allzugegründete Misanthropie ihm die Menschen in einem verächtlichen Lichte, und vielleicht wie gewisse Spiegel, um ein gutes Theil häßlicher zeigte, als sie würklich sind, fühlte er mit der vollkommensten Gewißheit, daß er, um die Crone des Monarchen von Persien selbst, weder Hippias noch Philistus seyn wollte; und daß er, sobald er sich wieder in die nämliche Umstände gesetzt sähe, eben so handeln würde, wie er gehandelt hatte, ohne sich durch irgend eine Folge davon erschrecken zu lassen. Hingegen konnte es nicht wol anders seyn, als daß diese Betrachtungen, denen er sich seit seinem Fall, und sonderheitlich während seiner Gefangenschaft, fast gänzlich überließ, den Ueberrest des moralischen Enthusiasmus, von dem wir

ihn

Alterthum kannten, wie z. B. Saxo, behaupten, daß sie mit den Römern nicht dieselben Götter gehabt hätten *). Wenn die Religion beider Nazionen nicht durchaus verschieden gewesen wäre, so würde sich Saxo, nach der Weise fast aller Schriftsteller des Mittelalters, diese Gelegenheit nicht haben entgehn lassen, um seine Nordbewohner den Römern gleich zu stellen.

VI) Daß aber in der Edda, selbst in der sogenannten Sämundinischen, eine Menge christlicher Vorstellungen durchschimmert, ist unläugbar und vielleicht am lustigsten, obgleich wieder seinen Willen, von Schimmelmann dargethan worden. Allein das Christenthum ist mit alten Vorstellungen verschmolzen, 1) um die alte Religion der neuern zu nähern und ihr dadurch im Anfang leichtern Eingang zu verschaffen. 2) Ein Theil der eddischen Sagen wird entweder erfunden oder so dargestellt, um das Heidenthum zu verspotten und lächerlich zu machen, wie z. B. Lokasenna.

Keiner der Vertheidiger der nordischen Götterlehre hat, soviel mir bekannt ist, den künstlerischen Werth derselben gründlich ausgeführt. Sie begnügen

*) Non habuimus cum Romanis unos eosdemque Deos. Lib. VI.

ſich, mit ſchallenden, glänzenden Floſen zu ihrem Vortheil zu deklamiren. Die wenigen modernen Dichtungen, die mit Bildern aus der nordiſchen Vorzeit verſehen ſind und für klaſſiſch gehalten zu werden verdienen, ſind, ihrem Inhalt nach, neu und ſtehen mit dem Geiſt des Alterthums geradezu im Widerſpruch, wie es, wenn es der Raum verſtattete, aus Beiſpielen leicht zu beweiſen ſeyn würde. Pram's Staerkodder iſt nichts weniger als ein vollendetes Gedicht, obgleich Energie und Schönheit in einzelnen Stellen, beſonders im Ausdruck, nicht zu verkennen ſind. Folgendes pflegt man am gewöhnlichſten für die ſkandinaviſche Mythologie und ihren heutigen Gebrauch anzuführen.

1) Man muß zwiſchen einer rohen und noch nicht ausgebildeten Mythologie nothwendig unterſcheiden. — Warum? Dies iſt die Frage, an deren Beantwortung hier alles gelegen iſt und die man doch immer unterläßt. Was noch nicht ausgebildet iſt, iſt roh; ein drittes kann es nicht geben. Höchſtens konnte man ein Mehr oder Weniger annehmen; aber was würde dadurch gewonnen werden?

2) Die römiſch-griechiſche Mythologie iſt gebildet, d. h. vollendet; das Genie kann in ihr nicht mehr erſchaffen, dies aber kann es in der nicht ausgebildeten nordiſchen Fabelwelt. — Die Kenner des Alter-

thums werden diesen Satz auf keine Weise zugestehn; auch ist die Folgerung nicht ganz einleuchtend. Der Dichter kann die Mythologie nur als Symbol des Unendlichen, oder, wenn ich so sagen darf, der Mystik der Natur gebrauchen. Die Zeiten, wo mythische Schöpfungen als solche interessant seyn konnten, sind längst dahin; nur durch den Glauben konnten sie es werden, und höchstens haben wir jetzt nur noch die Freiheit, zu beklagen, daß die kalte Vernunft dem freien Spiel der Dichtung seine Lebendigkeit geraubt hat. — Was haben wir durch alle Poesieen von Odin, Thor, Walhalla u. s. w.? Märchen, die unterhaltender in der Tausend und Einen Nacht zu finden sind.

3) Es ist der Gebrauch der nordischen Mythologie zunächst den Völkern germanischen Stamms, als eine Pflicht gegen das Vaterland zu empfehlen. — Wie lange wird man sich von einem thörichten Vorurtheil verführen lassen! Wir haben ein Vaterland, allein die Pflichten gegen dasselbe sind den Pflichten gegen die Menschheit untergeordnet. Die Universalität der Teutschen ist der lobenswürdigste Zug in ihrem Nazionalkarakter. Wir sind Menschen, und der unselige Unterschied, den die Völker unter sich gemacht haben, muß aufhören, wenn die Menschheit sich ihrem gemeinschaftlichen Ziele nähern soll. Mit dem Patriotismus endlich, der durch Erinnerungen an Herr-

mann, Odin und Walhalla erwickt werden soll, wird es überhaupt schlecht bestellt seyn. —

Zum Schluß noch ein paar Worte über die alt teutschen Gedichte, nach denen man noch immer unter dem Namen der von Karl dem Großen gesammelten Bardengesänge forscht. A priori läßt sich auf ihren Werth nicht schließen; und wenn ein Schluß erlaubt ist, so waren sie nur wilde Ausbrüche roher Natur, an deren Erhaltung nichts gelegen ist. Ein Freund der Literatur, dessen Wille immer ehrwürdig bleibt, hat einen Preis von 100 Dukaten dem Wiederauffinder dieser Sammlung oder einzelner Stücke derselben versprochen. Er hätte getrost 2000 ausbieten können; denn Niemand kann das Unmögliche in's Reich der Wirklichkeit treten lassen. Das Athenäum *) bemerkt, 1) daß die Teutschen keine Barden hatten, 2) daß das berühmte Zeugniß des Eginhard gar nicht von den ältesten Liedern, etwa aus des Tacitus Zeiten, zu verstehen sey, und 3) daß sie wohl schon durch das Lied der Nibelungen diaskeuastirt auf uns gekommen seyn möchten. — Ich füge noch hinzu, daß Karl der Große keine Sammlung der Carminum antiquissimorum, wie man behauptet, veranstaltet habe; er ließ sie blos aufschreiben. Mythische, lyrische oder Kriegsgesänge lassen sich nicht

*) II, S. 306 ff.

erwarten, denn er richtete sein Augenmerk nur auf historische Gesänge, oder — Reimchroniken.

Greifswald im April.

Fr. Rühs.

IV.

Einige Bemerkungen über die neueste schwedische Literatur *).

Erlauben Sie mir, daß ich zu dem mit Kenntniß geschriebnen Brief über meine vaterländische Literatur, der mir so eben in die Hände fällt, noch einige Zusätze und Berichtigungen füge.

Erstlich. Was von der Literatur im Allgemeinen gesagt wird, ist wahr; doch haben wir einige vorzüg-

*) In Beziehung auf den im Maistück 1802 S. 62 ff. abgedruckten ersten Brief über die schwedische Literatur. Vermuthlich wird der wohlunterrichtete Verfasser jenes Briefs in der versprochenen Fortsetzung dieß alles selbst ausführlicher auseinandersetzen.

liche wissenschaftliche Werke, die bemerkt zu werden verdienen. Z. B. Nordvall und Rinmann Berg-Mekanik, Garney ofrer Masmakeriet, Gadolins Chemie, mehrere historische und antiquarische Schriften von Hallenberg, unter welche besonders seine Geschichte Gustav Adolfs und seine Uebersetzung von der Apokalypse gehört; Hoyer über die filosofische Konstrukzion u. s. f., wozu noch die Schriften unserer Dichter, wie Gyllenborg, Creutz, Lidner, Kellgren, Adlerbeth, Hoberg, Leopold, Silverstolpe ꝛc., kommen.

Zweitens. Die Schillerschen Schauspiele sind in Schweden nie aufgeführt worden. Die Uebersetzungen davon sind auch so schlecht, daß es nicht möglich wäre, sie zu geben. Es ist nicht zu hoffen, daß Leopold sich mit dem Wallenstein abgebe, denn er ist ein erklärter Feind der nicht gereimten Verse.

Drittens. Original-Schauspiele fehlen uns nicht ganz; wir haben mehrere Stücke von dem vorigen König, von Gyllenborg, Kellgren und Leopold.

Viertens. Hoyer ist nichts weniger als Freund des Realismus. Er kann mit Recht zu den tiefsten Denkern unsers Zeitalters gezählt werden. Sein Buch über die filosofische Konstrukzion, das auch in

teutſcher Ueberſetzung herausgegeben iſt, wird dieſes und jenes berichtigen und beſtätigen.

Fünftens. v. Silverſtolpe's Litteratur Tidning hörte aus ſehr ſonderbaren Gründen auf. Sie war von dem Publikum recht gut aufgenommen, weniger von den akademiſchen Gelehrten, aus Neid gegen den Herausgeber, weil er ſich, als noch ſehr jung, wie ſie ſagten, an die Spitze der Litteratur ſtellen wollte. Mit dem erſten Jahrgange hörten ihre Beiträge auf, und die zwei letzten Jahrgänge ſind von dem Herausgeber mit Hülfe dreier Freunde ganz allein beſorgt. Die Arbeit wurde am Ende zu mühſam, und er wurde genöthigt, um für ſeine und ſeiner Freunde Geſundheit zu ſorgen, ſie ganz aufzugeben.

E.

V.

Blüthen aus dem Orient.

1.

Rewani, ein türkischer Dichter.

Gewöhnlich wenn wir unter mehreren Gesellschaftern von gleichem Verdienste und Range zu wählen haben, fällt unsere Wahl zuerst auf denjenigen, dessen Umgang durch Gelegenheit und Umstände erschwert und seltner ist, und folglich zum doppelten Genusse wird.

Dieß ist die Ursache, warum Rewani vor so vielen andern türkischen Sängern, die mit ihm an Vortrefflichkeit um die Wette streiten, im Angesichte teutscher Leser erscheint. Die Werke Anderer liegen in ihrem ganzen Umfange sowohl in öffentlichen als Privatbibliotheken aufbewahrt, und bieten sich den Händen, welche Lust und Liebe haben, dieselben zu durchblättern, von selbst dar. Aber ich weiß nicht, daß die Werke Rewani's außer den Büchergewölben und Büchersammlungen im Morgenlande sich irgendwo befänden, und glaube daher, daß ein aufgefundener Theil seiner Geistesfrüchte vor andern bekannt gemacht zu werden verdient.

Univ. Bibl. München

Es ist ein Bruchstück von seinem besten Werke Ischretname, oder das Buch des Vergnügens genannt, das sich in einem der k. orientalischen Manuskripte befindet, und ohngefähr zwanzig Blätter in einer gebrochenen Nechischrift beträgt.

Wein und Liebe sind die zwei Pole, um die sich die ganze Welt morgenländischer Lyriker drehet, und nachdem dieses oder jenes des Sängers Lieblingsgenuß ist, werden sich auch seine Gedichte entschieden zum Lobe des Einen oder des Andern hinneigen. Es ist daher kein Wunder, daß die neueren Dichter, und besonders die türkischen, welche nur mit solchen Fittigen den Flug beginnen, die sie den Persern und Arabern abgeborgt, und noch dazu nach tatarischem Geschmacke ein wenig bunt bemahlt haben, sich um so mehr von der edeln Einfalt ihrer Vorgänger entfernen, je mehr sie sich bemühen, das tausendmal Besungene mit neuem Reize auszustatten. Die Gefühle der Liebe treten oft in einer Hülle von Schwärmerei auf, die selbst Männern von Kopf und Herz, die unter diesem Himmelsstriche geboren sind, undurchdringbar ist, und oft bleibt zur Erklärung der räthselhaften Stellen kein Schlüssel übrig, als das Hindeuten derselben auf eine Entzückung von überirdischer göttlicher Liebe. Die Sänger der Venus aber bemühten sich, die Einförmigkeit der Empfindung, die in ihren Dithyramben und Liedern herrscht, durch einen Reichthum

von dem glühendsten Farbenschmelze, dessen ihre Einbildungskraft fähig ist, reitzend zu machen, ohne sich zu bekümmern, ob unter der Menge des ohne Ebenmaaß aufgetragenen Emails, nicht das Gold des edeln Stoffes gänzlich verschwinde.

Wenn sich Newaji einer dieser Sünden schuldig gemacht hat, so ist es der letzten, weil das Lob der Venus in diesem Werke, worin er alle Quellen der Freude und Werkzeuge des Vergnügens besingt, der Hauptgegenstand seiner Begeisterung ist. Indessen lebt in ihm doch weit mehr anakreontischer Geist, als in vielen andern türkischen Dichtern, die ihm an die Seite gestellt werden dürften, und die glänzende Beschreibung der vier Jahreszeiten ist immer ein ihm eigener Schatz, um den er beneidet werden darf.

Diese vier Stücke sind zugleich ein Versuch, das Original auch im Sylbenmaaße und Reimklange so viel als möglich nachzuahmen.

Sachkundige können hierüber aus dem mit lateinischen Buchstaben untergesetzten türkischen Texte urtheilen. Daß ja, wenn sich Mängel finden, der Tadel lieber den Uebersetzer als den Dichter treffe, dessen Eigenheiten vielleicht nicht deutlich genug nachgebildet sind. Schon der Umstand, daß er noch als Greis, wie Anakreon, das Vergnügen genoß, und

ihn bey seiner Flucht aus Smyrna erhitzt gesehen haben, vollends verzehren mußten. Der Gedanke für das Glück der Menschen, für das allgemeine Beste der ganzen Gattung zu arbeiten, verliert seinen mächtigen Reitz, sobald wir klein von dieser Gattung denken. Die Grösse dieses Vorhabens ist es eigentlich, was den Reitz derselben ausmacht — und diese schrumpft natürlicher Weise sehr zusammen, sobald wir uns die Menschen als eine Heerde von Creaturen vorstellen, deren grösseſter Theil seine ganze Glückseligkeit, den letzten Endzweck aller seiner Bemühungen auf seine körperliche Bedürfnisse einschränkt, und dabey dumm genug ist, durch eine niederträchtige Unterwürfigkeit unter eine kleine Anzahl der schlimmsten seiner Gattung, sich fast immer in den Fall zu setzen, auch dieser bloß thierischen Glückseligkeit nur selten oder auf kurze Zeit, bittweise oder verstohlner Weise habhaft zu werden. Jedes Thier sucht seine Nahrung — gräbt sich eine Höhle, oder baut sich ein Nest — begattet sich — schläft — und stirbt. Was thut der grösseſte Theil der Menschen mehr? Das beträchtlichste Geschäfte, das sie von den übrigen Thieren voraus haben, ist die Sorge sich zu bekleiden, welche die hauptsächlichste Beschäftigung vieler Millionen ausmacht. Und ich sollte, (sagte Agathon in einer von seinen schlimmsten Launen zu sich selbst) ich sollte meine Ruhe, meine Vergnügungen, meine Kräfte, mein Daseyn der Sorge aufopfern, damit irgend eine besondere Heerde dieser edeln Creaturen besser esse, schöner wohne, sich häuffiger begatte, sich bessen kleide, und welcher schlafe als sie zuvor tha-

Andere zum Vergnügen feuria aufmunterte, ist für ihn so ehrenvoll und vortheilhaft, daß man blos deswegen manche Flecken, die in den Augen der Morgenländer freilich Schönheitsmaale sind, zu seinem Gunsten beurtheilen möchte.

Des Dichters Lebensbeschreibung, die hier vorausgeschickt wird, ist aus den Nachrichten, die Latifi und Aschik hassan sade in ihren Biografieen von ihm aufbewahrt haben, zusammengezogen.

Newani's Geburtsort ist Adrianopel. Sultan Selim (der Erste) beschäftigte sich während seines Aufenthaltes zu Trachilon sehr viel mit Wissenschaften, und sammelte viele verständige und gelehrte Männer um sich her. Unter diesen befand sich auch Newani. Eines menschlichen Fehltrittes wegen wurde er gestraft und seines Habes und Gutes verlustig erklärt. Er war auch eben im Begriffe, sich wo anders hin zu begeben, als ihm der Sultan durch einen besonders nachgeschickten Menschen zurückzukehren befahl. Da sang er diese Verse:

Wie wunderbar ist nicht der Lauf des Himmels,
Der mir den Schweiß von dreißig sauern Jahren
In weniger als ein Paar Tagen raubt!
Wo ist die Zeit, als ich statt Engeln diente?
Wo sind die Pferde nun? ich bin zu Fuße,
Und werde selbst von Pferden jetzt getreten u. s. w.

Des Kaisers Huld schenkte ihm hierauf wieder seinen vorigen Unterhalt, und er zeichnete sich allmählig vor seines Gleichen aus, so daß er sich sogar in die besondere Gunst des Sultans einzuschmeicheln wußte, und denselben nach Konstantinopel begleiten durfte. Mueſidſade Abdi Tſchelebi erzählte von ihm folgende Anekdote. Als Sultan Selim in Konstantinopel in seinem neuen Garten ein großes Fest veranstaltete, saß der ganze Hofstaat mit den Offizieren der Janitscharen auf Stühlen im Kreise herum, und die Zeremonieen gingen wie gewöhnlich vor sich. Newani, der bei dieser Gelegenheit zu Pferde neben dem Mueſidſade zu Pferde zu stehen kam, betrachtete mit hohem Entzücken die ganze Feierlichkeit. Auf einmal riß er im Freudentaumel sein Fulband vom Kopfe, warf es in die Luft, und rief voll Begeisterung aus:

Ha! die Sonne des Mann's von Verdienst ist
am Himmel erschienen!
Und der Hoffnungen Feld perlet im himmlischen
Thau!

wozu er noch viel anders zum Lobe des Sultans hinzusetzte.

Nach der Thronbesteigung Sultan Selim's war er bald Küchenaufseher (Mutbach eminí), bald Auf-

ſeher über die jährlich nach Mekka abgeſchickten Geſchenke (Surre emini). Die Verwaltung des letzten Amtes gab ihm Gelegenheit, verſchiedene ſeiner Freunde zu beſuchen, und als er die Gedichte Dſchaini's aufſchlug, um ſich daraus über ſein künftiges Schickſal Rathes zu erholen, ſtieß er auf die Worte:

Wann werd ich mich, o Herr! nach Jathreb wenden?
In Mekka wann, wann in Medina wohnen?

die gerade auf ſeine gegenwärtige Beſtimmung paßten. Er hatte damals mehreres Geld, was ein Eigenthum der Caba war, in die Hände bekommen, und einige anſehnliche Männer hatten ihn im Verdachte, daß er daſſelbe nicht alles, wie er ſollte, unter die Armen vertheilt habe. Da er nun eben dazumal mit einer Augenkrankheit behaftet war, zogen ihm ſeine Freunde mit dieſem Epigramme auf.

Ey Newani! biſt du nur ein Moslim?
Du haſt gewiß was Rechtens iſt vergeſſen,
Seitdem du hin zur Caba gingſt.
Ein Bischen weniger thut nichts zur Sache!
Es blutet das Gewiſſen dir bis in die Augen. —
Nun lernſt du nimmermehr der Caba Pflichten,
Und die dich ſehen, werden ſagen:
Wer Honig trägt, leckt an den Fingern,

So ſchlucken jene, die zur Caba wallen,
Auch Recht und Billigkeit hinweg.

Schibei ſagte bei eben dieſer Veranlaſſung:

Mein Freund! für dich ſind keine guten Werke,
Und Gottes Lohn bekommet dir nicht wohl.

Nachdem er von der Wallfahrt nach Mekka zurückgekommen war, zog er ſich von allen Aemtern zurück, und behielt blos die Verwaltung einzelner Gebäude der Sultanin bei.

Um dieſe Zeit baute er in der Nähe von Kirkſchesme eine Moſchee mit einem Wohnhauſe für den Vorſteher derſelben.

Sultan Selim ritt eines Tages, während ſie eben gebauet wurde, vorbei, und fragte wer der Bauherr ſey?

„Rewani, Euer Majeſtät.“ „Brav, brav!“ ſagte der Sultan, „übers Jahr baut er noch eine Aja Sofia.“

Nach dem Tode Selims unter der Regierung Suleimans des Großen war er Mutewelli von Aja Sofia, und ſtarb im Jahre der Hegyra 930.

Rewani war ein aufgereimter luſtiger Mann, ſehr wohl beleibt, und von ſtattlichem Anſehen. Er

war ein groſser Liebhaber der Wenus und der Weiber, ſo daſs er gewöhnlich von einer Gattung des Rauſches zur andern überging. Idhaktſchelebi war ſein trauter Begleiter, wenn er in die Schenke ging und aus der Schenke kam. Deswegen athmen auch ſeine Gedichte durchaus den Geiſt der Trunkenheit und des wollüſtigſten Taumels. Der Stoff dazu iſt meiſtens aus der Geſellſchaft hergenommen, von Schönen, vom Wein, vom Mundſchenken und vom Saitenſpiele. Sein Rythmus lärmt wie das fröliche Gebrauſe einer vollen Schenke, und der Wohllaut ſeiner Reime ſtreift wie die Seufzer der Liebenden bis an den Himmel.

Vor allen hat er einen ganz eigenen Gang und eine bemerkenswerthe Originalität. Auſser ſeinem Diwane haben wir von ihm noch ein Werk Iſchretnam, das Buch des Vergnügens genannt, das die Gebühren der Geſellſchaft und die Quellen des Vergnügens beſchreibt. Die Erfindung der darin enthaltnen Stücke iſt ihm ganz eigenthümlich.

Eine Probe ſeiner Dichtungsweiſe iſt folgender Anfang eines Gaſal's.

Iſts ein Wunder, daſs dir alle
Gerne ihre Herzen zollen?
Zollt man nicht von ſeinen Gütern
Gab' und Steuern an den König?

Deiner Lippen rothen Zucker,
Deines Schweißes Rosenwasser,
Deines Mahles feiner Moschus,
Geben in der Sommerhitze
Ein erfrischendes Getränke.

Deine Locken geben ein Bild von des Liebens
den Kummer;
Finster ist er wie sie, vielfach verworren und
lang.

Unser Gefühl ist kein Schloß, das man mit
Schlüsseln eröfnet:
Gleich dem Veilchen im Thal, schließt es bescheis
den sich auf.

v. H.

2.

Ueber die Musik der Indier.

Daß die ersten musikalischen Kenntnisse, wie über-
haupt die Wiege aller Künste und Wissenschaften, in

Indien zu ſuchen ſey, war ſchon ſonſt behauptet, aber nicht immer geglaubt worden, weil je die Anlagen dazu, die ſich in jedem Menſchen befinden, auch in jedem Stande der Kultur und Halbkultur auch ohne fremde Tradizion ſich aus ſich ſelbſt entwickeln müßten. Der große W. Jones hatte in einer Vorleſung im dritten Theile der Aſiatic Reſearches eine treffliche Vorleſung über die Muſik der Indier geliefert, worin er jene Hypotheſe zu einer hohen Wahrſcheinlichkeit erhob. Sie war das Reſultat eines tiefen Studiums an der Quelle ſelbſt, konnte aber als eine akademiſche Vorleſung doch nur die Hauptprinzipien der indiſchen Tonlehre aufſtellen. Der große Forſcher hatte eine ganze Reihe indiſcher Handſchriften über die Muſik geſammelt, und gedachte daraus eine vollſtändige Geſchichte der indiſchen Muſik zu bearbeiten. Der Tod ſchnitt auch dieſen Faden ab. Jetzt knüpft ihn ein Teutſcher mit eben ſo viel Wiſſenſchaft als Feinheit wieder an. Der Baron von Dalberg, dem kunſtliebenden Publikum ſchon durch mehrere Blicke ins Reich der Töne bekannt, begleitete eine neue Ueberſetzung jener Abhandlungen von W. Jones mit einer ſo reichen Ausſtattung von eigenen Sammlungen und Bemerkungen, daß daraus ein Werk entſtand, welches nicht blos dem Hiſtoriografen der Muſik und dem forſchenden Tonkünſtler, ſondern auch jedem Liebhaber und Freunde der Geſchichte der Menſchheit überhaupt von äuſſerſter Wichtigkeit ſeyn muß; — gewiß eine der vollen

ſten Garben in den nur allzuſtroheichen Scheuern der letzten Büchererndte *). Bisher war von allen Muſik-Theorieen nur die griechiſche gekannt, und auch dieſe noch in vielen Theilen mit einem faſt undurchdringlichen Nebel verhüllt. Vielleicht gelangen wir durch nähere Kenntniß des uralten Indiſchen Tonſyſtems zur Einſicht, wie den Griechen manche muſikaliſche Ideen zukamen. Einzelne Winke, die Jones in ſeiner Vorleſung gegeben hatte, verfolgte Hr. v. D. in ſeinen weitern Bemerkungen am Ende jener Vorleſung. Manche Mythen über die Cytare und Flöte der Griechen erhalten hier unbezweifelt Aufklärungen. Hierauf folgen fünf lehrreiche Beilagen, welche Beleſenheit mit Scharfſinn gattend, die Muſik der Perſer, Araber und anderer orientaliſchen Völker aus ſeinern Quellen würdigen und beurtheilen. Aber eine ganz neue und überraſchende Zugabe machen in einem zweiten Bändchen 51 indiſche und orientaliſche Lieder und Tonweiſen, notirt und hier zum erſtenmal zuſammengeſtellt. Man könnte ſagen, Narada, der indiſche Gott der Muſik, der hier auf dem Titelkupfer mit ſeiner Vina oder indiſchen Lyra abgebildet iſt,

*) Ueber die Muſik der Indier. Aus dem Engliſchen überſetzt, mit erläuternden Anmerkungen und Zuſätzen begleitet von F. H. von Dalberg. Nebſt einer Sammlung indiſcher Volksgeſänge und 30 Kupfertafeln. Erfurt, bei Beyer und Maring. 1802. in 4.

habe ſich dieſen neuen Sammler zu ſeinem Lieblinge erwählt und ihm manchen Fund zugeworfen, nach dem Hundert andere vergeblich greifen und geihen würden. Er erhielt die äußerſt ſeltenen Indoſtaniſchen Volksmelodieen, die ein in Calcutta wohnender engliſcher Tonkünſtler Bird dort im Jahre 1789 herausgegeben und Hrn. Haſtings zugeeignet hatte, und fügte dieſen noch die von Ouſely in den Oriental-Collections geſammelten und ein malabariſches Lied aus Fra Paolo's Reiſen hinzu — Jones hatte ſchon in ſeiner Vorleſung auf eine Reihe von indiſchen Gemälden im Beſitze ſeines Freundes Richard Johnſon aufmerkſam gemacht, in welchen die muſikaliſchen Mythen mit dem zarteſten Pinſel abgebildet wären. Töne und Klänge ſymboliſirt der Indier unter dem Bilde der Ragnis oder muſikaliſchen Nymfen, und die mannigfaltigen Ausdrücke der Leidenſchaften durch Töne ſind die von ihnen erzeugten Halbgötter Raginis. Nun werden Szenen aus den mannigfachen Beſchäftigungen der vier urſprünglichen Caſten der Indier gedacht, als Motive zum Geſang und mit jenen muſikaliſchen Weſen auf Gemälden in Verbindung geſetzt. Solche Gemälde heißen Ragmalas. Der B. v. Dalberg machte vor einigen Jahren die Bekanntſchaft des obengenannten Richard Johnſon ſelbſt in London. Dieſer gelehrte und gefällige Britte, einſt Beiſitzer des Juſtiztribunals zur Zeit, wo W. Jones dort die Oberrichterſtelle verwaltete, war ſo gefäl-

lig, die in seinem Besitz befindlichen Ragmalas dem teutschen Liebhaber zur Kopirung und Herausgabe zu gestatten; und so erhalten wir nun hier als zweite Beilage in 26 Kupfertafeln auch diese musikalischen Mythen freilich nur in farbenlosen Umrissen, aber doch immer äußerst lehrreich für die Geschichte der Musik und Malerei, liebliche Vorstellungen aus der Kindheit der Kunst, so zart gedacht und zusammengesetzt, wie alle Kunstprodukte der sanften Hindus. Drei andere Kupfertafeln, die eigentliche Vina der Indianer und einen indischen Virtuosen auf diesem Instrument vorstellend, sind noch hinzugekommen. — So bricht die nordische Idunna goldne Aepfel in den paradiesischen Ebenen Maduras, wo einst Chrischna, der indische Hirtengott, mit dem neun Gopias oder Milchmädchen scherzte. Noch winken der köstlichen Früchte viele in jenem Garten. Möge uns noch manches Früchtekörbchen, von derselben Hand gefüllt, dargeboten werden!

B.

ten, oder als andere ihrer Gattung thun? — Iſt das nicht alles was ſie wünſchen? Und gebrauchen ſie mich dazu? Was ſollte mich bewegen, mir dieſe Verdienſte um ſie zu machen? Iſt vielleicht nur ein einziger unter ihnen, der bey allem was er unternimmt, eine edlere Abſicht hat, als ſeine eigne Befriedigung? Bin ich ihnen etwan einige Hochachtung oder Dankbarkeit dafür ſchuldig, daß ſie für meine Bedürfniſſe oder für mein Vergnügen arbeiten? Ich bin ſchuldig, ſie dafür zu bezahlen; das iſt alles was ſie wollen, und alles was ſie an mich fordern können.

Himmel! — ſo däucht mich, höre ich hier einige rührende Stimmen ausruffen — iſt's möglich? Konnte Agathon ſo denken? So klein, ſo unedel, — ſo kalt, meine ſchönen Damen, ſo kalt! Und ſie werden mir geſtehen, daß man in einer Einkerkerung von zween oder drey Monaten, die man ſich ganz allein durch groſſe und edle Geſinnungen zugezogen, gute Gelegenheit hat, ſich von der Hitze der großmüthigen Schwärmerey ein wenig abzukühlen — Aber was wird nun aus der Tugend unſers Helden werden? — Was iſt die Tugend ohne dieſes ſchöne Feuer, ohne dieſe erhabene Begeiſterung, welche den Menſchen über die übrigen ſeiner Gattung, welche ihn über ſich ſelbſt erhöht, und zu einem allgemeinen Wolthäter, zu einem Genius, zu einer ſubalternen Gottheit macht? — Wir geſtehen es, ſie iſt ohne dieſe ätheriſche Flamme ein ſehr unanſehnliches, ſehr wenig glänzendes Ding — „Und wie traurig

„iſt

VI.

Der Improviſator Pietro Scotes aus Verona.

Weimar, den 16ten Juni 1802.

Die Leſer erinnern ſich vielleicht noch mit Vergnügen eines Aufſatzes über die bewundernswürdige Fertigkeit und Vielſeitigkeit der italieniſchen Improviſatoren aus der Feder eines ſehr urtheilsfähigen Kenners im vorigen Jahrgange dieſer Monatsſchrift. Die dort mit vorzüglichem Lob angekündigte, eben damals auf einer Reiſe nach Teutſchland begriffene Improviſatrice Bandettini, in Italien unter dem Namen der Amarilli Etrusca gekannt, kam, wie man ſagt, nur bis Wien. Es ſcheint, als habe ſie es nicht von ſich erhalten können, die Zauber ihrer dichteriſchen Begeiſterungen, die nur ein glücklicher Himmelsſtrich hervorrufen konnte, an unſere nordiſche Wälder und Alrunenhügel zu verſchwenden.

Wir ſind indeß für jenen Verluſt in dieſen Tagen durch die Anweſenheit eines wahren Virtuoſen

in der freisten aller Musengaben, in der schönen Improvisatorkunst, durch Hrn. Scotes vollkommen entschädigt worden, und es ist nur strenge Gerechtigkeitsliebe, nicht vorschnelle Bewunderung, die dem Verdienst dieses seltnen Künstlers auch hier ein kleines Denkmal zu stiften sucht. Hr. Scotes ist aus einer alten spanischen Familie in Verona geboren, machte alle seine Studien mit größter Genauigkeit, disputirte öffentlich über die Metafysik der schönen Wissenschaften, und fand sehr früh in sich den Beruf zur Dichtkunst, die ihm aber nicht blos in den Künsteleien des mechanischen Versbaues und in der Poesie des Stils, sondern in den Eingebungen jenes himmlischen Genius bestand, der das Leblose mit seiner Fackel belebt und durch ihre Berührung jeden rohen Stoff sogleich zu durchdringen und zu bilden versteht.

In Verona lebt ein Abate Lorenzi, der die Kunst des Improvisirens mit seltner Fertigkeit treibt, sogar über scientifische, mathematische und fysische Aufgaben sogleich in Versen zu sprechen und selbst den trockensten Stoff mit den Blumen seiner blühenden Einbildungskraft zu schmücken weiß. Diesen nahm sich Hr. Scotes zum Muster, und übertraf bald selbst sein bewundertes Vorbild. Er besuchte hierauf Toskana und gab in den vorzüglichsten Städten Oberitaliens, in Genua, Mayland, Mantua u. s. w. Proben seiner Fertigkeiten. Die für die Franzosen

unter Anführung Scherer's so unglücklichen Kriegsbegebenheiten in Italien im Jahre 1799, wo der Obergeneral in den Ebenen von Verona durch den Feldmarschall Kray geschlagen wurde, begeisterten unsern Dichter zu einem kleinen Heldengedicht in Terzinen, das er unter dem Titel: das befreite Verona, in Druck gab *), und dadurch zeigte, daß auch ächte Vaterlandsliebe in seiner Brust wohne. Andere berühmte Improvisatoren konnten nur selten zur Herausgabe regelmäßiger Gedichte bewogen werden, weil ihre Lieder nur Kinder des Augenblicks waren. Auch hierin unterscheidet sich also Hr. Scotes von seinen übrigen Kunstgenossen vortheilhaft. In Mailand war er oft die Gesellschaft des berühmten Improvisators Gianni und fand an ihm einen großen, aber auch

*) Verona salvata, cantica di Pietro Scotes. Venezia 1800. 38 S. in 8. Es sind meisterhafte Tableaus darin, und der Dichter wußte überall die kriegerischen Benennungen sehr witzig zu verebeln. So, wenn er sagen will, die Grenadiers wären mit gefällten Bajonets vorgedrungen Canto III. p. 30.

Lo stuolo, che il cimier di pelli irsute
Orna, i crebri fucili alza e protende,
Armati in punta di coltella acute;
E dovunque il possente impeto scende,
A morte mille varchi ampi spalanca,
Mentre col foco, o coll' acciaro offende u. s. w.

äußerst von sich eingenommenen Meister in der Improvisatorkunst *). Seit 8 Monaten ist er nun in Teutschland, und hat in München, Regensburg, Prag, Dresden, Berlin und Leipzig überall die Liebhaber der italienischen Sprache und Poesie durch sein seltenes Talent aufs angenehmste unterhalten, und durch den Reichthum seiner mannigfaltigen Kenntnisse, die Feinheit seines Umgangs und die Richtigkeit seiner Urtheile über politische und literärische Gegenstände sich durchaus den Nahmen eines sehr gebildeten und unterhaltenden Gesellschafters erworben. Es verdient bemerkt zu werden, daß er außer der französischen Sprache, die er mit größter Geläufigkeit spricht, auch unsere für das italische Organ so schwer zu verarbeitende Sprache in kurzer Zeit so gut erlernte, daß er sich darin geläufig ausdrückt, und eine genaue Kenntniß unsrer Dichter und Literatur besitzt.

Es war an einem der schönsten Abende dieses heitern Frühlings, daß Hr. Scotes in dem romanti-

*) Als er einst bei der Signora Lamberti in Mailand nach der Tafel gut, aber doch nicht außerordentlich improvisirt und die gewöhnlichen Lobeserhebungen darüber eingeärndtet hatte, sagte er ganz gelassen: ich bin doch selbst heute nicht mit mir zufrieden. Solche Verse hätte allenfalls auch Tasso schreiben können.

ſchen Naturgarten des ſtillen Tiefurths eingeladen wurde, ſich dem Kreiſe der erhabenen Fürſtin zu nähern, die einſt ſelbſt über die Alpen ging, um jenſeits derſelben die erleſenſten Früchte in den Gärten der Hesperiden zu brechen, und die nun umringt von einem Kreiſe edler Menſchen, welche faſt alle ſelbſt auch den Natur- und Kunſtſchönheiten jenes Zauberlandes mit ſinniger Beſchauung huldigten, — die damals geſammelten Früchte in goldnen Schaalen friſcher Erinnerung aufzubewahren weiß. Dieſer Kreis umgab ſie auch dieſen Abend ohnfern der geſchwätzigen Ilm unter einem kühlen Schattengewölbe, durch deſſen leicht bewegte Blätter die ſich ſenkende Sonne nur hier und da einen verſtohlnen Blick wagte. In dieſem freien Naturtheater beantwortete Hr. Scotes drei ihm in kurzen Zwiſchenräumen nacheinander vorgelegten Aufgaben mit der glücklichſten Gewandtheit und einem unerſchöpflichen Reichthum friſcher anmuthiger Bilder zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Gegenſtände, die theils des Herzogs Durchlaucht, theils die Frau Herzogin beſtimmten, waren zuerſt der Vorzug der Monarchie vor der Demokratie. Nur wenige Augenblicke verweilend und ſelbſt in dieſen mit ſeinen Nachbarn ſich ſcherzend unterhaltend, trat er ohne alle weitere Vorbereitung ſogleich auf und verbreitete ſich, das lieblichſte Fantaſieſpiel durch eine ſehr planmäßige Ordnung verknüpfend, über die Vorzüge der Monarchie mit einer wah-

ren dichterischen Beredsamkeit und mit allen Künsten eines harmonischen Versbaues in ununterbrochner Declamazion länger als eine Viertelstunde. Der für die mahlende Dichtkunst dem ersten Anscheine nach nicht ganz dankbare Stoff wurde durch seine Behandlung ein zierlicher Kranz verständig in einander geflochtener Dichterblumen, worunter keine zu viel, jede an ihrem rechten Orte zu seyn schien. Besonders gefielen die zu einer Pastorale sich schmiegende Beschreibung des patriarchalischen Lebens und des friedlichen Familienglücks, das Gleichniß der über die widerstrebenden Naturkräfte monarchisch gebietenden Sonne und die Einführung der platonischen Republik. Das feine Urtheil, welches der Dichter bei dieser Veranlassung über diesen sublimsten aller Träume andeutete und das er mit einer Aufforderung an den großen Filosofen schloß: schaffe uns selbst die Bürger zu dieser Republik! verfehlte seines Eindrucks auf den filosofischen Dichter der Grazien nicht, der unter den Anwesenden befindlich war, und sich hierdurch gern an die Urtheile erinnern ließ, die er selbst vor kurzem im dritten Theile seines Artikyps über die Liebeslingsdichtung eines ihm so vielfach verwandten Geistes ausgesprochen hatte. Die zweite Aufgabe galt den wechselseitigen Vorzügen der Tonkunst und Dichtkunst. Dem Dichter erschienen die Musen beider Künste und er erzählte unter ihrem sichtbaren Einfluß ihre Vorzüge und Reize mit stets

wachsender Begeisterung. Erst die Wunder der Tonkunst in der alten Fabelwelt, dann die Wirkung der kriegerischen Trommete und der Hirtenflöte, der Lyra und der vollstimmigen Instrumente der neuern Zeiten. Dann trat ein Galerie der gepriesensten Dichter des Alterthums hervor, wobei jeder Dichter mit wenigen sehr karakteristischen Zügen geschildert und eine Hauptszene aus seiner Dichterschöpfung hervorgehoben wurde. Dante, Petrarcha, Ariost, Tasso erhielten den verdienten Zoll der ihnen gebührenden Achtung. Den Beschluß machte in einer witzigen Wendung der Vorschlag zur unzertrennlichen Vereinigung beider Zwillingsschwestern, die den gleichfalls gegenwärtigen ehrwürdigen Vf. der Kalligone und Adraſtea mit wahrem Vergnügen zu erfüllen schien. Am lebendigsten ergriff die Begeisterung unsern Dichter bei der dritten Aufgabe, die Entführung der italischen Kunstwerke nach Paris. Der hier doppelt befeuerte Italiener eröffnete neue Tiefen seines Gefühls und seiner viel umfassenden Kenntnisse. Zuerst eine Anrede an das schöne Italien und eine entzückende Schilderung seiner Natur- und Kunsterzeugnisse und des Heldengeschlechts, das seinem Herrscherschooße entsproß. Nun ein meisterhaft ausgeführtes Gleichniß einer vielversprechenden, reichgesegneten Flur. Ein Hagelwetter zerstört alle diese Hoffnungen. Solche Hagelwolken zogen von den Alpen über das ganze Italien herab. Verödet, geplündert stehen die schönen Kunstsamm-

lungen. Ein Prachtaufzug der groſſen italiſchen Künſtler, beſonders der Mahler, jeder mit wenigen, aber ſprechenden Zügen aufgeführt. Auch du, geprieſener Landsmann des Dichters, Paul Veroneſe, erhieltſt deinen Antheil. In keiner der vorhergehenden Rezitazionen war die innere Bewegung des Dichters ſo gewaltig, als in dieſer. Sein Auge entzündet ſich. Seine Geberden, ſeine Stimme, ſein Blick geben wenigſtens ein Schattenbild jener alten Rhapſodenkunſt, die uns Plato in ſeinem Jon vielleicht nur zu ſpöttiſch ſchildert, und eine Ahnung von der unwiderſtehlichen Kraft des glühenden Enthuſiasmus. Entartete Enkel groſſer Ahnherrn, rief er zuletzt, und ihr konntet dieſe Schmach geduldig hinnehmen! Mit gehobener Rechten, als trüge er das Panier voran, ſetzt er hinzu: Auf, über die Alpen, wohin man unſern Schmuck entführt, zur Wiedereroberung! So würde Horaz in den Epoden ſein berühmtes:

Vos, quibus eſt virtus, muliebres tollite luctus,

gerufen haben! Lauter Beifall ward dem hier nicht nach Beifall geizenden, aus tiefer Bruſt die Fülle ſeines Unwillens ausſchöpfenden, patriotiſchen Dichter.

Das, was Hrn. Scotes vor den meiſten ſeiner italiſchen Kunſtgenoſſen nach dem Urtheile der ſach-

kundigsten Zuhörer auszeichnete, war theils die Entblößung von allen sonst gewöhnlichen Nothbehelfen der Improvisatoren, theils der lebendige Quell eigner Erfindung und augenblicklicher wahrer Begeisterung. Auch seine Deklamazion ist eine Art rythmischen Gesangs, doch ohne alle Begleitung eines Instruments, worauf sich manche auch in unsern Gegenden sonst gehörte Künstler der Art nur allzuoft zu stützen und bequem anzulehnen pflegten. Dann verwirft er mit stolzer Selbstzuversicht alle jene fremdartige Ausschmückungen und episodischen Irrgänge, durch welche mancher Improvisator in der Verlegenheit über ein ungefälliges Sujet seine Zuhörer bis zum Ueberdruß spatzieren führt, und wovon diese Herren gewöhnlich einen guten Vorrath gleich in Bereitschaft mit sich zu führen pflegen. Unverwandten Blickes faßt Hr. Scotes sogleich seinen Gegenstand und verfolgt ihn, nach keiner fernen Blume ängstlich haschend, aber den sichern Pfad mit den lieblichsten Kindern seiner Flora bestreuend, bis ans fröliche Ziel. Nichts also von verbrauchten Gemeinplätzen, nichts von dem süßlichen Lob und den abgenutzten Weihwedeln, womit so manche dieser Herren ihre Zuhörer nach Stand und Würden oft bis zum Triefen bespritzen. Man überzeugt sich bei der Rezitation durch den Augenschein, daß dieser Künstler solcher Krücken nicht bedarf. Er kennt seine Nazionaldichter, aber er hat sie keineswegs in seinen Gedächtnißkammern wirthschafts

lich aufgeschichtet. Offenbar ist ihm bei dem augenblicklichen Nachdenken vor dem Anfang der Deklamazion nur um den Eintritt und gleichsam nur um die vordersten Handhaben des Gegenstandes zu thun. Dann schafft und ordnet die Seele im Augenblick alles selbst, erwärmt sich an der Glut der eigenen Fantasie und endet mit immer steigender Kraft und Herrlichkeit. Die alte Kunstregel vom steigenden Interesse ist hier wahrer Kunstinstinkt. Ist etwas, von dem sich der Improvisator noch außerdem gehoben und fortgetragen fühlt, so ist es der Reim, der sich immer von selbst seine Gesellen herbeiführt (vir virum legit) und den Beobachter über die Natur dieses von saracenischen und provençalischen Improvisatoren ausgegangnen Naturkindes die ungezwungensten Aufschlüsse bietet. Daß in dieser Art des Vortrags auch die Einmischung der sogenannten Versi sdruccioli (die sich mit einen Dactylus schließen) erlaubt seyn müsse, versteht sich von selbst.

Bei weitern Zusammenkünften an den folgenden Tagen ließ es Hr. Scotes keineswegs an andern Kunst- und Kraftäußerungen fehlen, die man auch wohl Bravourstücke oder forze d'Apolline nennen könnte. Seine Stärke im extemporirten Sonet gab er auf verschiedene Weise zu erkennen. Die seltensten Endsylben (bouts rimés) auf die arme Xantippe wurden in festbestimmter Ordnung zusammengestellt und

„ iſt es, die Tugend unſers Helden gerade da unter-
„ liegen zu ſehen, wo ſie ſich in ihrer gröſſeſten Stärke
„ zeigen ſollte? — Wie? — erliegen, weil man Wi-
„ derſtand findet? Die gute Sache aufgeben, weil man,
„ und vielleicht ohne Noth, an einem glücklichen Aus-
„ gang verzweifelt? Was iſt denn die wahre Tugend
„ anders, als ein immerwährender Streit mit den Lei-
„ denſchaften, Tohrheiten und Laſtern — in uns, und
„ auſſer uns?„ — Vortrefflich! — und in Bunyans Reiſe ſo wol ausgeführt, meine Herren, daß ihr uns hier weiter nichts zu ſagen braucht. Es iſt bedaurlich, daß unſer Held ſeine Rolle nicht beſſer behauptet — Aber allem Anſehen nach, war er wol niemals ein Held — und wir hatten Unrecht ihm einen ſo ehrenvollen Namen beyzulegen — „Das eben nicht; er fieng
„ vortrefflich an; er war ein Held, da er ſich den zu-
„ dringlichen Liebkoſungen der verführiſchen Pythia ent-
„ riß„ — Das konnte die ſcheue und ſchamhafte Unſchuld der unbärtigen Jugend gethan haben; und liebte er damals nicht die ſchöne Pſyche? — „So verdiente
„ er doch ein Held genennt zu werden, als er den Muth
„ hatte, ſich eines verlaſſenen Unſchuldigen gegen eine
„ mächtige Partey anzunehmen? „ — Ihr könntet vielleicht eben ſoviel aus Ehrgeiz — oder aus Haß gegen einen der Feinde euers Clienten — oder aus einer geheimen Abſicht auf die Gemahlin euers Clienten — oder um vierzig tauſend Livres aus der Caſſe eures Clienten thun? — Und ihr hättet in keinem von dieſen Fällen eine Heldenthat gethan. Daß Agathon damals aus

ihm nun auf sein Verlangen das Thema gegeben, worüber das Sonett mit diesen gebundenen Reimen gemacht werden sollte. Da die Aufgabe: il matrimonio ihm selbst zu leicht schien, erschwerte er sie noch dadurch, daß er ein doppeltes Sonett einmal gegen, und sogleich darauf für den Ehestand recitirte. Eine andere Ueberraschung bereitete er der Gesellschaft auf folgende Weise zu. Er bat um die Aufgabe irgend einer interessanten Situazion aus der alten oder neuern Dichterfabel. Man wählte den Ulyß, wie er von der Kalypso Abschied nimmt. Nun foderte er eine Doppelzeile, die als Schluß der Stanzen zum immerwiederkehrenden Reimein (intercalare nennt es der Italiener) gebraucht werden könnte. Sie wurde gewählt und den Hauptreim machte das Wort tormento. Die Worte hießen:

Costa, è vero, a me tormento,
Pur ti deggio, oh Dio, lasciar.

Eine neue Bitte. Man sollte darauf funfzehn andere Reime erfinnen und aufschreiben. Nun erst ging es ans Improvisiren der klagenden Heroide. Einer der Herumstehenden hatte die ihm unbekannt gebliebnen Reime auf dem Papiere vor sich. In jeder Stanze, nachdem der sogenannte Mittelvers (il verso tronco) abgesungen war, mußte der Reimbewahrer nach Willkühr einen der aufgezeichneten Reime ausrufen, und diesen flocht nun der Dichter, ohne auch nur im ge-

ringsten sich im Strome des Äsingens aufhalten zu lassen, augenblicklich mit so vieler Gewandtheit und Schicklichkeit ein, daß man darauf schwören mochte, er habe gerade nur diesen unter allen vorhandenen mit vollem Vorbedachte selbst auswählen können. So vollendete der Wundermann in ununterbrochner Harmonie eines der lieblichsten, schwermüthigsten Abschiedslieder, die in ovidischen Heroidenton gesungen worden sind, in so vielen Stanzen, als Reime gefunden worden waren, ohne auch nur einmal die hochaufgeregte Erwartung, wenn nun der unbekannte Fremdling sich in die Reihe der übrigen Reime drängte, und dem bei diesem Abentheuer befangnen Zuhörern gleichsam die Brust beklemmte, unbefriedigt gelassen zu haben. — Wie unversiegbar und lebendig der hier aufspringende Quell fließe, zeigt die geringe Anstrengung, mit welcher der Dichter selbst diese fesselnden Anmuthungen erfüllen, und doch kurz darauf auch wieder in freiestem Flügelschlag über ein anderes Thema hinschweben kann. Die äußere Szene hatte sich verändert. Eine Dame trat ein, der man scherzhaft eine kleine Hinneigung zur Eifersucht Schuld geben wollte. Man hatte vorher über die Frage debattirt, ob die Frauen ihre Kinder oder ihren Gatten mehr lieben, — und da die Entscheidung sehr verschieden ausfiel, sich an den Improvisator gewandt, um sie von ihm in Versen gelöst zu hören. Schon hatte er seinen Plan dazu in aller Schnelligkeit entworfen, als

man die neue Anfoderung an ihn ergehn ließ, lieber die Eifersucht zu mahlen, und dabei den Pinsel ja in die dunkelsten Farben zu tauchen. Mit angenommenem Ernst begann er sogleich die neue Aufgabe, zeigte aber die Schattenseite nur in der Ferne und wußte durch die zartesten Bilder und Gleichnisse (das Schönste und Ausgeführteste die Rose mit den Dornen) da mit einer feinen Schutzrede zu enden, wo die Umstehenden die heftigste Filippika erwartet hatten.

Bei einer andern Gelegenheit wurde er aufgefodert, ein Strafs und Spottgedicht gegen einen hartnäckigen Hagestolzen zu improvisiren. Man erinnerte sich hierbei, einen dieser Aufgabe sehr verwandten Gegenstand von einem berühmten italienischen Schnellsänger (man erlaube uns einmal dies Wort aus der Campischen Fabrik zur Abwechslung) mit dem beißendsten Salz durchwürzt und mit derben Späßen ausstaffirt gehört zu haben. Die urbanere und keuschere Muse unsers Künstlers behandelte aber auch diese Aufgabe nur von der gefälligen Seite, wo Hymen im Gefolge der Liebesgötter und Grazien erscheint, anakreontisch, nicht archilochisch. Wieder bei einer andern Gelegenheit wurde von großen Tanzkünstlerinnen eine zierliche Ecossaise nach einer sehr lebhaften Musik getanzt. Man legte ihm die Aufgabe über den Tanz zu singen vor, und er recitirte sogleich, diesmal nicht

in den gewöhnlichen Terzinen, sondern in einem leicht dahin hüpfenden, der so eben verschollenen Tanzmusik angemessenen Sylbenmaß ein liebliches Lied auf den Dienst der Terpsichore. Endlich befriedigte er auch in einer öffentlichen Akademie, der an 50 Personen beiwohnten, mit eben der gewandten Leichtigkeit und unerschöpflichen Fülle, die man in kleinern Zirkeln schon mehrmals an ihm bewundert hatte, und löste unter andern auch dieselbe Art von Aufgaben, wo es auf einen bestimmten Refrein und eine Reihe der seltsamsten Reime, die diesem angepaßt wurden, über eine romantische Situazion, die jemand aus der Gesellschaft wählte (diesmal die Klage der Sappho vor ihrem Sprung vom Leukadischen Felsen) eine Heroide aus dem Stegreif rezitirte.

Auf einen solchen Künstler wird niemand anwenden wollen, was Quintilian von den Improvisatoren seines Zeitalters sagt: Non fortuiti sermonis contextum mirabor unquam, quem surgentibus etiam mulierculis superfluere video.

Inst. Orat X, 7. 19.

B.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

v. Hammer. v. Knigge. Mayern.

Wien, d. 28. Mai 1802.

Der Hr. v. Hammer, über welchen die hundertmäulige Trompeterin ſchon ſo manche Fabel ausposaunt hatte, iſt vor kurzem aus England, wohin er mit ſeinem edeln Freunde Sir Sidney Smith von Alexandrien aus gegangen war, eiligſt zurückgekommen und zum Legazionsſekretair bei der neuen Geſandtſchaft in Konſtantinopel ernannt worden. Die Abreiſe des neuen Kaiſerl. Internuncius, des im diplomatiſchen Fache hochverdienten Barons v. Stürmer, konnte auf dem gewöhnlichen Weg über Ungarn, Hermanſtadt und Bukareſt nicht vor ſich gehn, weil ſichere Nachrichten eingelaufen waren, daß auch in der Wallachei Unruhen ausgebrochen ſind, und ſie wird daher entweder über Trieſt oder über Gallizien den Dnieſter hinunter gehn. Selten kam wohl ein Teutſcher mit ſo vielen gründlichen und mannigfaltigen Kenntniſſen des Orients nach Konſtantinopel, der Pforte des Oſtens,

als unſer würdiger Hammer. Aber freilich hat die Diplomatik noch ganz andre Pflichten und Geſchäfte, als die, der Gelehrten Neugierde zu erfüllen. Von ſeiner erſten Reiſe in den Orient, wo er theils in der Levante, beſonders auf Cypern, theils in Aegypten treffliche Gelegenheit zu den wichtigſten Forſchungen hatte, dürfte für jetzt wohl ſchwerlich viel bekannt werden. Aber ſo viel verlautet im Allgemeinen, daß er vielleicht allein mehr literariſche Ausbeute davon trug, als die Franzoſen und Engländer mit Kanonen und Guineen erobern konnten. In Kairo fand er eine arabiſche Handſchrift mit der Ueberſchrift: das erwünſchte Ziel in den Geheimniſſen der Alfabete, das ein arabiſcher Polyglottenkenner zu den Zeiten des Chalifen Merwan aus 80, theils bekannten theils unbekannten Alfabeten zuſammengetragen hatte. Am Ende kömmt denn auch ein äuſſerſt merkwürdiger Schlüſſel der Hieroglyfen, wodurch vielleicht mehr, als durch die famoſe Steinſchrift mit dreifacher Inſkripzion, für die Entzifferung jener Räthſelſchrift geleiſtet werden kann. Der Buchhändler des Königs von England, der durch ſo viele koſtbare Unternehmungen rühmlichſt bekannte Nicols in London, wird die von Hrn. v. H. gemachte Ueberſetzung des Werks nebſt ſämmtlichen Alfabethzeichen in Holzſchnitten abgedruckt noch in dieſem Jahre herausgeben. Ein für die Paläografen unſchätzbares Geſchenk. Für die kaiſerl. Bibliothek in Wien hat Hr. v. H.

einen andern Schatz angekauft, der ungleich höhern Werth hat, als die bekannte Tausend und eine Nacht. Es ist der große Heldenroman, der unter dem Nahmen Antars Leben im ganzen Orient zum beständigen Stoff der improvisirenden Erzähler und Deklamatoren auf den Kaffeehäusern dient. Er besteht aus 35 Bänden. Der Verfasser Admai war der witzigste Kopf im goldnen Zeitalter des Kalifen Harun Raschid, von welchem die 1001 Nacht als einer grauen Vorzeit spricht, und also viel jünger und uninteressanter ist.

Noch ein anderer merkwürdiger Mann, den wir schon lange unter unsere Mitbürger zählen, Herr Meyern, Verfasser der in ihrem Kreise vielleicht einzigen und ihrer politischen Tendenz nach nur von einigen neuern Klingerschen Produkten übertroffenen Dyarnassore, ist im Begriff, eine Reise nach Konstantinopel und von da in den ihm so verwandten Orient zu machen. Er hat an zwei Hannöverschen Reisenden, zwei HHn. v. Knigge, eine ihm sehr erwünschte Gesellschaft gefunden. Franz v. Knigge, der eine dieser liebenswürdigen Brüder, hielt sich den ganzen vorigen Winter hier auf, erwarb sich durch seine Kenntnisse und Feinheit des Umgangs die Freundschaft der gebildetesten Menschen, und machte noch zuletzt eine mahlerische Frühlingsreise durch Steyermark mit der in so vieler Rücksicht achtungswerthen Arnstei-

herschen Familie. Meyerns Hauptzweck ist, militärische Untersuchungen auf dem klassischen Boden Griechenlands und Kleinasiens in Gegenden, wo einst große Treffen geliefert wurden, mit den Geschichtschreibern in der Hand, anzustellen, und da er selbst ein guter Zeichner ist, so haben wir von dieser Seite einmal sehr interessante Nachrichten zu erwarten.

5.

Ernesti. Herrmann. Beck.

Leipzig, d. 6. Juni 1802.

Mit dem am 5. Juni auf seinem Erbgute Kahnsdorf an einer langsamen Auszehrung hingewelkten Johann Christian Gottlieb Ernesti verlöscht nun der ehrwürdige Nahme Ernesti ganz im volkreichen Lekzions- und Theaterverzeichnisse unserer Universität. Ein trauriges Prognostikon für andere pensionirte Professoren, daß ein verdienstvoller Mann, der so lange auf eine, auch nicht zu viel eintragende ordentliche Professur warten mußte, nun da er sie kaum (erst zu Anfang dieses Jahrs) erhalten und angetreten hatte, sie schon wieder verlassen muß. Der fleißige Mann starb unter schönen Planen zu einer aus-

jährlichen, mehr chronologischen Behandlung der alten rhetorischen Schriftsteller und ihrer Sprache, leider schon im 47sten Jahre seines Alters. Mehrere seiner frühern Arbeiten, besonders die zwei technologischen Lexika über die griechischen und lateinischen Rhetoriker (die verdienstvollste und gelehrteste seiner philologischen Arbeiten, durch die er allein schon für die Fortdauer seines Ruhms gesorgt hat), und noch zuletzt die unter dem Titel: Geist des Cicero, sehr brav übersetzten Stücke aus dem römischen Redner standen in näherer Beziehung mit diesem Plane; so wie auch seine Antrittsschriften bei der Professur der Eloquenz de elocutionis poetarum veterum luxurie als eine treffliche Vorarbeit dazu angesehen werden muß. Er verdiente auch seinem biedern Karakter nach vorzügliche Achtung, war Freund seiner Freunde, offen, ohne Winkelzüge und Schleichwege. Nun wandelt er mit seinen Oheimen, und Reiz und Morus und andern Heroen unserer Universität in den elysischen Schatten! Mit ihm wurden zur Professur der Eloquenz Hermann, Carus und Brehme denominirt. Wahrscheinlich dürfen wir auch jetzt unter diesen drei Namen seinen Nachfolger suchen. Hermann, dieser Universalerbe Reizischer Gründlichkeit und, wenn lebendige und noch sehr rüstige Männer schon beerbt werden könnten, des Wolfischen Scharfsinns, erhielt auf seinen ehrenvollen Ruf nach Kiel nach langen Verhandlungen mit den Dresdner Kuratoren statt der

verlangten Anwartschaft auf eine ordentliche Professur eine honorâre mit 250 Thalern Gehalt. Wie siegreich steht er jetzt gegen den bis zu den plumpesten Ausfällen herabgesunkenen Porson? Mit Verlangen sieht jeder Kenner der leider nur erst im Meßkatalog als fertig angekündigten Ausgabe der Aristotelischen Poetik entgegen. Sein Brief an seinen scharfsinnigen Freund Eichstädt in Jena über das Satyrdrama der Griechen zeigt, was wir hier noch zu erwarten haben. Dieser Brief findet sich in dem neuesten Stück der Commentarii Societatis Philologicae Lipsiensis, die unter Becks Leitung ununterbrochen erscheinen, und durch planmäßige Vollständigkeit für in- und ausländische Filologen ein großes Interesse haben müssen. Prof. Beck liest diesen Sommer wieder Archäologie und läßt dazu einen besondern Leitfaden drucken. Möge er nur der sichere Vorläufer der schon lange angekündigten archäologischen Kunstgeschichte seyn! Wo wäre ein Literator, der es diesem an erschöpfendem Fleiß und feiner Kunst der Zusammenstellung auch hierin gleich thun könnte!

edeln Gesinnungen handelte, wissen wir — von ihm selbst; und wir haben Gründe, es ihm zu glauben — aber er konnte sich mit der grössesten Wahrscheinlichkeit einen glänzenden Succeß versprechen; und was für ein Triumph war das für die Ruhmbegierde eines Jünglings von zwanzig Jahren? — „Nun, so war er doch „ gewiß ein Held, da er gleichmüthig und unerschütterlich sich dem ungerechten Verbannungs-Urtheil der „ Athenienser unterzog, und lieber das äusserste erdulden, als seine Lossprechung einer Niederträchtigkeit zu „ danken haben wollte! — So war er's damals, da „ er von sich sagen konnte: „Ich verwieß es der Tugend nicht, daß sie mir den Haß und die Verfolgungen der Bösen zugezogen hatte; ich fühlte, daß sie sich „ selbst belohnt „ — In der That, er war in diesem Augenblick groß; aber wir müssen nicht vergessen, daß er sich damals in einem ausserordentlichen Zustande, auf dem äussersten Grade dieses Enthusiasmus der Tugend befand, der den Menschen vergessen macht, daß er nur ein Mensch ist. Diese Art von Heldentum daurt natürlicher Weise nicht länger, als der Paroxysmus des Affects. Agathon war sich damals, als er so dachte, einer unbefleckten Tugend bewußt; und zu was für einem Stolz mußte dieses Gefühl seine Seele in einem Augenblick aufschwellen, da sich ganz Athen zusammenverschworen zu haben schien, ihn zu demüthigen; in einem Augenblick, da dieser Stolz der ganzen Last seines Unglücks das Gleichgewicht halten mußte, und ihm den Triumph verschaffte, die Herren über

sein

3.

Fortschritte in Bayerns Aufklärung *).

München, den 12ten Mai 1808.

Unser trefflicher Hofprediger Schmid (der Protestantische) ist hier ein schönes Werkzeug zur Verbreitung milderer, reiner und toleranter Gesinnungen; bescheiden und klug wandelt er auf seinem Wege, und immer Mehrere besuchen seine Predigten, selbst Katholiken vom Bürgerstande (und eine reiche, aufgeklärte Judenfamilie!). Da fallen denn zuweilen ganz weise Urtheile, z. B.: „ey, das ist ja katholisch, er predigt ja von Gott, Christus — — — —; der kann's! . . . wohl besser als unser Kapuziner" (das Volk schwor nicht höher, als auf diese); „ja, ein

*) Jede Nachricht aus Baiern, wie die ebenstehende, muß jetzt, wo aller Augen mit gespannter Erwartung auf die dort so trefflich betriebene geistige Wiedergeburt gehestet sind, doppelt willkommen seyn. Die neuesten durch alle Finsterlinge und ihre Gehülfen so lächerlich vergrößerten Auftritte in München beweisen hinlänglich, daß es dem Arm, der das Licht hervorruft, nicht an Kraft fehlt, es auch zu schirmen. Das Zeichen des Feuers (△), womit Lichtenberg die Aufklärung signiren wollte, ist auch das Zeichen der Massen, die durch ihre Basis der Zerstörung am längsten trotzten. B.

wenig haben uns doch für Narren gehalten, das se he ich schon u. s. w.“

Auch einen vortrefflichen kathol. Hofprediger haben wir kürzlich an Hrn. Sterb (vorhin Kanonikus zu Altenötting, in Baiern) erhalten. Fülle der Gedanken, eine reine aufgeklärte Denkart, Licht und Wärme zeichneten seine zwei ersten Predigten aus; er scheint noch ein junger Mann. Welche Aussicht zum Bessern! Ein — über Sünde und Gnade lärmender Franziskaner besaß noch vor kurzem seine Stelle: ein Ueberbleibsel von Karl Theodor's Zeiten. Mit dem Transporte der Franziskaner nach Ingolstadt gieng auch Er ab.

Die kathol. Pfarrkirche zu unserer Frauen hatte schon einen recht wackern Prediger, der nun muthig und frei seine Stimme erhebt. Aber die andere Pfarrkanzel (zu St. Peter) war seit mehr als 300 Jahren im Besitze der Kapuziner. Da schrieen sie noch im vorigen Jahre — vor ihrem Volke! — gegen die Schrift: „Neuer Himmel und neue Erde“ (die man Mutschellen zuschrieb, und die mittelbarer Weise zu seinem Tode nicht wenig beitrug). Um so mehr wurde nun diese Schrift gelesen und selbst unter der Bürgerschaft verbreitet. — Nun erhielten diese Kanzel zwei junge Männer aus dem aufgehobenen Theatinerkloster, die schon manche schöne Kenntniß besitzen

und einen regen Trieb, nach weiterer Bildung zu ſtreben. Ihr Antritt (nach den Kapuzinern, und dem Beifalle, den ſich dieſe durch ihre Polemik zu verſchoffen wußten) war etwas ſchwer, aber ſie gewinnen mit jeder Predigt mehr Boden. So ſind denn hier die vorzüglichſten Kanzeln im Beſitz aufgeklärter Weltgeiſtlichen.

Der Kurfürſt beſucht nun die Predigt in der katholiſchen, und die Kurfürſtin jene in der proteſtantiſchen Hofkirche. Rührend iſt der Ausdruck der Andacht und der Mütterlichkeit, welcher auf dem Geſichte der edeln Fürſtin ruht und in ihrer ganzen Haltung ſich abbildet. Oefters ſieht man ſie beide ganz allein in dem ſchönen engliſchen Garten, nächſt München ſpatzieren gehn, und da trift es ſich wohl, daß ihnen eine prächtige Kutſche begegnet. Sie hält an, es ſind die kleinern fürſtl. Kinder, welche da von ihren Wärterinnen begleitet ſpatzieren fahren; man hebt die Kleinen heraus, die gefühlvolle Mutter drückt das eine, der edle Vater das andere an die Bruſt. Die Zuſchauer blicken aus der Ferne und freuen ſich innig der ſchönen Szene. Ein zärtlicher Familienvater iſt gewiß auch ein guter Landesvater.

Mutſchelle's, des unvergeßlichen Pfarrers und Profeſſors, Denkmal wird nun ein Schulhaus für das neue Dorf, das eben zwiſchen München und Da-

chau angelegt wird. Welch ein ſchöner und glücklicher Gedanke! — Der an Mutſchelle's Stelle hieher berufene Profeſſor J. Salat, ein raſtloſer Eiferer für Tugend und Wahrheit, voll Klarheit und Wärme, hat eine Sammlung ſeiner zum Theil ſchon in andern Zeitſchriften abgedruckten Aufſätze unter dem gemeinſchaftlichen Titel: Auch ein paar Worte über die Frage: Führt die Aufklärung zur Revolution? (München, Lindauer 1802) drucken laſſen; ein würdiger Pendant zu ſeinen frühern freimüthigen und gedankenreichen Schriften *). Der edle Rektor des Münchner Lyzeums, Caſ. Weiller, hat die Reden, die er in Gemäßheit einer Regierungsverordnung ſtatt der bisher gewöhnlichen marianiſchen Konvente an die Studierenden mit dem glücklichſten Erfolge über die wichtigſten Wahrheiten der Religion und Moral hielt, neuerlich durch den Druck bekannt gemacht, (Erbauungsreden für Studierende in den höhern Klaſſen, München, Lindauer, 1802) und dadurch der guten Sache der wahren Aufe

*) Beſonders verdient die ganz neue Beilage am Ende über den Geiſt des Obſkurantismus (voll feiner Winke über dies Truggewebe) reife Ueberzeugung. Auch ſeine Winke über das Verhältniß der intellektuellen und verfeinernden Kultur (München Lentner 1802) ſind voll tiefer Blicke in das, was jetzt Noth iſt.

B.

klärung einen neuen Triumf bereitet. Damit iſt die ſchöne kraftvolle Rede deſſelben Verfaſſers, die er am Ende des erſten Semeſters vor den H. H. Lyzeiſten vorgeleſen und nun unter dem ſtrafenden Titel: Ueber den Unglauben, welcher in unſern Schulen gelehrt wird, auch in Druck gegeben und mit treffenden Anmerkungen begleitet hat, um ſo mehr zu vergleichen, als hier gleichſam das ganze furchtbare Zeughaus der baierſchen Obſkuranten aufgeſchloſſen und mit allen ſeinen verroſteten Morgenſternen und bleiernen Schlachtſchwertern männiglich zur Schau geſtellt wird. Dank auch dieſem treuen und verſtändigen Arbeiter im Acker Gottes!

Das gute Werk der Reform ſcheint zwar ſeit einiger Zeit zu ruhen: allein es iſt theils Fortgang, theils Vorbereitung des Weitern im Stillen.

Bald werden wir auch die Schaarwerke, Frohnen u. dgl., dieſe Reſte alter Rohheit und Sklaverei, ganz aufgehoben ſehen. Der würdige Direktorialrath v. Hellersperg hat in dieſer Sache als Schriftſteller und als Rath trefflich gewirkt.

Der anonymen politiſchen Flugſchriften erſchien zeither eine groſſe Menge, und wohl in jeder Woche kommt wieder eine neue zum Vorſcheine. Läuft auch manches Unreife oder — Rohere mitun-

ter, ſo zeigt ſich im Ganzen doch auch hierbei ein ſchönes und reges Streben zum Beſſern.

Dabei haben wir mehrere Zeitſchriften, die unter geſetzlicher Cenſur ſtehen: außer der Oberd. Lit. Z. und der Staatszeitung ein Wochenblatt (von demſelben Herausgeber, dem Hn. geiſtl. Rath Hübner, der ſich um die Aufklärung im kathol. T. ausgezeichnete Verdienſte erworben hat); ein Regierungsblatt, und ein Münchner Tagblatt. Ueberall finden ſich auch hierin auffallende Spuren der Freimüthigkeit.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutschen Merkur.

6. Stück. Junius 1802.

I.

Erfahrungen
in meinem
Blumen- Obst- und Gemüsgarten

zur Gründung der Aesthetik und Gartenkunst von neuem bearbeitet von Joh. Sam. Schröter. Superintendenten zu Buttstädt ꝛc. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 20 gr. oder 1 fl 30 kr.

Hr. Superint. Schröter ist als Naturforscher rühmlichst bekannt, und alle Freunde die in ihren Gärten sich nicht blos für die Küche beschäftigen, sondern Wachsen und Gedeihen der Pflanzen näher als gewöhnlich untersuchen, werden ihm für diese neue, systematische, und mit den neuesten Beobachtungen begleitete Bearbeitungen verschiedener ältern Abhandlungen, gewiß danken.

Der folgende Inhalt dieses Buchs belehrt, sie näher über dasselbe.

Erste Abtheilung: über die ästhetische Behandlung der Blumen überhaupt.

I. Ueber die Charakteristik der Blumen. Ein Versuch.

II. Gedanken über einen Plan zu einer philosophischen und systematischen Charakteristik des Blumenreichs, nebst einigen gewagten Vorschlägen, Thatsachen und Anfragen.

III. Ueber einige Hindernisse, welche die schnellern Fortschritte bei der Charakteristik der Blumen noch zur Zeit aufhalten.

Zweite Abtheilung: über die ästhetische Behandlung einiger Blumen insonderheit.

A. Aurikeln.

I. Ueber die Charakteristik der Aurikeln.

II. Ist eine richtige Charakteristik der englischen Aurikeln möglich? Beantwortung eines über diese Frage erhaltenen Briefs.

III Ueber die verschiedenen Farbennüancen und Zeichnungsabänderungen der Aurikeln.

VI. Meine Methode Aurikeln aus Saamen zu ziehen.

B. Nelken.

I. Etwas über die Vermehrung der Nelken.

II. Ueber die Blattläuse an den Nelken und meine Bemerkungen über sie im Jahre 1798.

C. Hyacinthen.

Etwas über holländische Hyacinthen und ihre Behandlung in deutschen Gärten.

D. Reseda. Reseda odorata Linn.

Meine Methode die Reseda in hohe Pyramiden zu ziehen.

Dritte Abtheilung: Allerlei für Baum- und Gemüsgärten.

I. Von der vortheilhaften Verpflanzung der Obstbäume im Winter.

II. Warum gewähren einerlei Versuche nicht allemal eine und eben dieselbe Erscheinung?

III. Allgemeine Betrachtungen über verschiedene Düngungsmittel in Rücksicht auf Gemüs und Blumengärten.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II. Bekanntmachung.

Von den

Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten, ein Robinson für Kinder.

erscheint das 4te Heft zuverlässig in einigen Wochen, welches wir hiermit auf wiederholte Anfragen bekannt machen.

Auch wird die Schrift

der Schlaf und das Schlafzimmer, in Beziehung auf die Gesundheit enthaltend eine ausführliche Belehrung für diejenigen, welche einen erquickens-

den und gesunden Schlaf zu haben und durch dieſen ihr Leben zu verlängern wünſchen

gewiß in dem künftigen Monat fertig, ſo wie wir auch zu dieſer Zeit von

D. Alex. Nicol. Scherer's kurzen Darſtellung der chemiſchen Unterſuchung der Gasarten

eine neue verbeſſerte Auflage verſprechen können.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Hildts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturiſten. 1802. May.

hat außer mehrern kleinen Nachrichten folgende bedeutendere Abhandlungen. 1) Ueber die Concurenz des engliſchen und deutſchen Fabrikweſens. 2) Neßelgarn. 3) Ueber das Kupfer, in Rückſicht auf Künſte und Fabriken. 4) Ungarns Induſtrie und Commerz, von Gregor von Berzevicz y, Beyſitzer am Zypſer und Saroſer Komitat und Inſpektor der evangeliſchen Kirchen und Schulen diesſeits und jenſeits der Theyß in Ungarn.

Der ganze Jahrgang dieſer Zeitung koſtet wöchentlich auf allen Poſtämtern und monatlich in allen Buchhandlungen 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV Kunſtanzeige.

Alle Kunſtfreunde machen wir auf folgende bei uns vorräthige meiſterhafte neue Blätter aufmerkſam.

St Andres zur Richtſtätte geführt, nach Guido Reni gezeichnet von Steph. Tofanelli, und geſtochen von Joh. Volpato 8 Rthlr oder 14 fl. 24 kr.

Derſelbe nach Domenichino, gezeichnet von Steph. Tofanelli und geſtochen von Joh. Folo. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Die Erhöhung Mariä, nach Guido Reni gezeichnet von Bernh. Recchi und geſtochen von Petr. Bettelini. 4 Rthlr. oder 7 fl. 14 kr.

Die Opferung des Noe, nach Nic. Poſſin. gezeichnet von Steph. Tofanelli und geſtochen von J. Volpato. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Ecce homo, nach Correggio gezeichnet von Steph. Tofanelli und geſtochen von Pet. Bettellini. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Eine Grablegung Chriſti, nach Guercino gezeichnet von St. Tofanelli und geſtochen von Pet. Fontana. 4 Rthlr 12 gr. oder 6 fl 18 kr.

Zwei Landſchaften nach Claude Lorain gezeichnet und geſtochen von Heinrich Roos da. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Der See von Albano bei Rom und das Mare Morto bei Neapel, 2 Blätter, gezeichnet und radirt von Gmelin 12 Rthlr. 16 gr. oder 22 fl.

Der Sturm von J. C. Reinhard gezeichnet und radirt. 3 Rthlr. 4 gr. oder 5 fl 30 kr.

Karl August Freih. von Hardenberg, ganze Figur, gemalt von Weitſch, und in ſchwarze Kunſt gearbeitet von Sintzenich. 3 Rthlr oder 5 fl. 24 kr.

Der ruhende Hirt, gezeichnet und radirt von C. W. Kolbe 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Die Badenden, von ebendemſelben. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Portrait des C. G. H. Grafen von Hoym, gemahlt von C. D. F. Nach und punktirt von Sintzenich. 1 Rthlr. oder 1 fl 48 kr.

Sechs kleine Landſchaften von C. W. Kolbe gezeichnet und radiert. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Zwei größere Landſchaften von ebendemſelben. 1 Rthlr. 12 gr oder 2 fl 42 kr.

Drei Blatt Bauernſtücke, radirt von Coveus, Mortier und Bega. 1 Rthlr. oder 1 fl 48 kr.

Amor und Bacchus, gemahlt und geſtochen von J. J. Langenhöffel, ſchwarz 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl 42 kr. in Farben 3 Rthlr oder 5 fl. 24 kr.

Die ſchlafenden Bacchantinnen, von ebendemſelben 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Der Waſſerfall nach N. Berghem von F. Aubertin. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Der Morgen, nach H. Roos und der Abend nach C. W. E. Dietrich, zwei Blätter von F. Aubertin. 5 Rthlr. oder 9 fl

Herkules bekämpft den nemeiſchen Löwen, nach Rubens von J. J. Freihöf. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

sein Schicksal die ganze Obermacht, die ihm seine Tugend über sie gab, fühlen zu lassen? Diese Art von Stolz gleicht in ihren Würkungen der Wuth eines tapfern Mannes der zur Verzweiflung getrieben wird. Die Gewißheit des Todes, in den er sich hineinstürzt, macht, daß er Thaten eines Unsterblichen thut. Aber Agathon hatte dermalen nicht mehr soviel Ursache, auf seine Tugend stolz zu seyn. Eben diese enthusiastische Gemüths-Beschaffenheit, welche ihm bey seiner Verbannung zu Athen die Gesinnungen eines Gottes eingehaucht, hatte ihn zu Smyrna den Schwachheiten eines gemeinen Menschen ausgesetzt. Er dachte nicht mehr so groß von sich selbst, und da ihm nun, in ähnlichen Umständen, dieser heroische Stolz nicht mehr zu statten kommen konnte, so mußte sich derselbe nothwendig in diejenige Art von Misanthropie verwandeln, welche sich über die ganze Gattung erstreckt. In diesem Stücke, wie in vielen andern, ist die Geschichte Agathons die Geschichte aller Menschen. Wir denken so lange groß von der menschlichen Natur, als wir groß von uns selber denken; unsere Verachtung hat alsdann nur einzelne Menschen oder kleinere Gesellschaften zum Gegenstand. Aber sobald wir in unsrer Meynung von uns selbst fallen, sinkt durch eine innerliche Gewalt über welche wir nicht Meister sind, unsre Meynung von der ganzen Gattung zu welcher wir gehören; wir verwundern uns, daß wir nicht eher wahrgenommen, daß die Thorheiten, die Laster derjenigen, unter denen wir leben, Gebrechen der Natur selbst sind, denen (mehr oder weniger

Helena und ihre Nymphen, nach P. Libertl von J. J. Freidhof. 4 Rthl. oder 7 fl. 12 kr.

Die Entführung nach A. F. Albani von J. J. Freidhof 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Die Friedensstiftung zwischen den Römern und Sabinern, nach Rubens von Sinzenich. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die kleine Minnette, nach Weitsch von Freidhof. 2 Rthlr oder 3 fl. 36 kr.

Deutschland wird vom Frieden getröstet, nach Weitsch von Freidhof. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Paris und Helene, nach Hetsch geschabt von J. J. Freidhof. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr.

Die Bettlerin, nach Rembrand von Freidhof. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

M. Luther, nach Luc. Cranach von Freidhof. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Bildnisse und die Handlungen grosser Deutschen, dargestellt in 30 Blättern von Chodowiecky, Lauenhöfel, Cheviller, Heß, Metterleiter, Rasp, Romanet, Sinzenich, Verheist, Adam und andern Künstlern. Folio. 25 Rthlr. 8 gr oder 44 fl.

Oeuvre de Joseph Fratrel, enthalten 17 Folio- und kleinere Blätter von ihm selbst gezeichnet und radirt 19 Rthlr. oder 33 fl.

Desseins de meilleurs peintres de toutes les écoles, tirés de divers celèbres cabinets. Gravés d'après les originaux. Livraison I. II. et III. 37 Rthlr. 12 gr. oder 66 fl.

Zwei Folioblätter, radirt nach H. Füger von A. Wartsch 1 Rthlr. 14 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Dem Andenken Salomon Gesner, oder dessen Monument, ein Folioblatt von Kunz 2 Rthlr oder 3 fl.

Elisabeth de Krantes, Premier Femme de P. P. Rubens, nach dessen Originalgemälde gestochen von A. Wiesel. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Der Tod Hectors, nach H. Schmidt von A. Wissel. 2 Rthlr oder 3 fl.

Lucius Quintus Cincinnatus, nach le Guevi von Wissel. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Eine grose Landschaft in Aqua Tinta nach J. Kobel von Wissel. 3 Rthlr. 4 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Ein Frauenzimmerkopf, nach Dominichino von Karcher. 12 gr. oder 54 kr.

Jugend, gestochen von Karcher. 12 gr. oder 54 kr.

Amor als Kommandant, von ebendemſelben. 12 gr oder 54 kr.

Sämmtliche Kupferſtiche von J. Gerhard Huck, in geſchabter Manier.

Klopſtocks Portrait, nach Ant. Hickel. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr.

Portrait des Lud. Grafen von Wallmoden Gimborn, nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. 16 gr. oder 10 fl. 12 kr.

The School of Plato, nach Abr. Bloemaert. 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.

Portrait des Charles James Fox, nach Ant. Hickel. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr.

Nancy, nach Cranke. 3 Rthlr 8 gr. oder 6 fl.

Ein Zug der Menſchenliebe Ludwigs XVI, nach eigener Zeichnung. 5 Rthl. 9 fl

Ludwig XVI ſchreibt ſein Teſtament, nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Der letzte Abſchied Ludwigs XVI von ſeiner Familie, nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Ludwig XVI auf dem Schaffot, nach eigener Zeichnung. 5 Rthlr. oder 9 fl.

The Good Mother, nach Potgieter. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Portrait des Johann Gottlieb Leidenfroſt, nach eigener Zeichnung 1 Rthlr. 4 gr oder 2 fl. 6 kr.

Amor und Pſyche, nach J. Bruliot. 1 Rthlr 16 gr. oder 3 fl.

Diana und Endimion, nach ebendemſelben. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

Maria mit dem Kinde, nach Ant. Baleſtra. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

Der Morgen, nach J. Kobel. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Der Mittag, nach J B Schmitt. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl 6 kr.

Der Abend, nach ebendemſelben. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl 6 kr.

Die Nacht, nach F. J. Mannslirch. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Die tanzenden Kinder, nach eigener Zeichnung. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Die ſpielenden Kinder, nach eigener Zeichnung. 20 gr oder 1 fl. 30.

Amelia and her Doll, nach Ritt. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Madona und Child, nach A. Correggio. 2 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.
Henry Baron de Harold, nach J. Pye. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
St. Franciscus, nach Guido Reni. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
Portrait des Rud. Georg. Wilh. von Hammerstein, nach eigener Zeichnung 20 gr. od. 1 fl 30 kr.
Portrait des Moritz von Brabeck, nach A. Graff. 20 gr oder 1 fl. 30 kr.
Portrait des Justus von Möser. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.
Portrait des Domherrn Dr F. J. L. Meyer, nach Ant. Graff. 1 Rthlr. 4 gr oder 2 fl. 6 kr.
Portrait der Juliane Luise, Fürstin zu Schaumburg Lippe, nach N. Meyer. 20 gr oder 1 fl 30 kr.
Liberty, nach P. J. Nutten . 10 gr. oder 45 kr.
Contentment, nach ebendemselben . 10 gr. oder 45 kr.

Briefe und Gelder erwarten wir franco.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Neue Verlagsbücher der von Kleefeldschen Buchhandlung in Leipzig. Jubilatemesse 1802.

Elementarwerk, neues, der praktischen Landwirthschaft. Ein Handbuch für ausübende besonders für angehende Oekonomen. Mit Holzschnitten. gr 8 2 Rthlr. 16 Gr.

Handwörterbuch der Seelenmahlerei. Zum gemeinnützigen Gebrauch, besonders für Zeichner, Mahler und Liebhaber allegorischer Darstellungen. Nebst 52 in Kupfer gestochenen Köpfen, die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, von Le Brün. gr. 8. 2 Rthlr.

Hezel, W. F., die Kunst, auf die möglichst geschwindeste Art Französisch sprechen und schreiben zu lernen, oder neues französisches Elementarwerk für französische Schulen aller Classen. Zweyte Auflage in 4 Cursen. gr 8. 2 Rthlr.

Kabalen des Schicksals, viertes Bändchen, (werden fortgesetzt). 8. 16 Gr.

Liebmann, H., eine katechetische Unterredung über Kuhpockenimpfung, gehalten mit den Kindern einer Dorfschule Allen Vätern und Müttern, so wie auch allen Geistlichen und Schullehrern empfohlen. 8. 4 Gr.

Pebler, P. G., vollständige Beschreibung und Abbildung einer neuen Dreschmaschine, welche ohne alle Verwirrung des Strohes nicht nur rein ausdrischt, sondern auch, während des Dreschens selbst, das gedroschene Korn aussiebet und entgrannt; auch wenn man will, nach einer geringen Abänderung, statt einer Flachsbreche dienen kann. 8 6 Rthlr.

Spieß, C. A., der Alte überall und Nirgends. Eine Geistergeschichte. Zwey Theile. Vierte, rechtmäßige mit neuen Kupfern versehene Auflage. 8. 2 Rthlr.

Struve, A. F., Versuch einer Physiognomik der Erde, oder die Kunst, aus der Oberfläche der Erde auf ihren obern Inhalt zu schließen. 8. 16 Gr.

Weisen vom Scharlachfieber. Vom Reich'schen Fiebermittel, zum Schrecken der Quacksalber! und von der Verbannung der Chinarinde in vielen Krankheiten. Aus der Erfahrung abgehandelt. 8 6 Gr.

Tasso's, Torquato, nächtliche Klagen der Liebe im Kerker. Ein 1794 in Ruinen zu Ferrara aufgefundenes Werk. Aus dem Italiänischen übersetzt. Nebst einigen nöthigen erläuternden Anmerkungen und dem Leben des Verfassers. Mit Kupfern. Taschenformat 1 Rthlr 8 Gr.

Winkopp, P. A., Neuestes Zeitungs-, Reise-, Post- und Handlungslexikon, oder geographisch-historisch-statistisches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollständige Beschreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrschaften, Völker, Gewässer, Gebirge, Waldungen, Städte, Festungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Gesundbrunnen, Flecken, und überhaupt aller für Geschäftsmänner, Reisende, Kaufleute und Zeitungsleser in historischer, politischer oder commercieller Hinsicht, bemerkungswerther Ortschaften, wobey ganz vorzügliche Rücksicht auf deutsche Leser und Deutschland genommen, und davon alle Poststationen und Dörfer, so wie die vorzüglichsten Höfe und Weiler angezeigt worden sind. Nach den Friedensschlüssen zu Lüneville und Amiens aus den neuesten Reisebeschreibungen, Topographien, Staatsschriften und handschriftlichen Nachrichten, auch eignen Reisen gesammelt und verfaßt. Ersten Bandes Erste Abtheilung. gr. 4.

Rehr, J. G., Geschichte des Papstthums. 1r Theil. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1802.

herausgegeben von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1802.

Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Ad Bibl. Stad. Lund.

Univ. Bibl. München

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1802.

I.

Gedichte.

1.

An die Geſundheit.

Winkt mir der Liebe Myrte freundlich wieder,
Nicht mehr der Todtenkranz von Rosmarin,
Und ſtärkt verſöhnt der Schlaf mir Geiſt und Glieder,
Der ſeinem Bruder ſchon zu weichen ſchien?
Geſundheit! wie beglückt dein Hauch, Erſehnte,
Den Sänger, der von Ahnung ſchon durchbebt,
Nur in dem Lande dich zu finden wähnte,
Wo Pſyche neuverklärt die Schwingen hebt.

Nicht froher mag der Dulder, der am Blocke
Der Kerkergruft die ſchwere Feſſel hielt,

Der Freiheit danken, wann mit ſeiner Locke
Des Morgens langentbehrtes Lüftchen ſpielt,
Wann neu der Sonne Stralen ihn beglänzen,
Sein Ohr der fremd gewordnen Lerche lauſcht,
Und der Erlöſte mit Cyanenkränzen
Des Eiſens Bürde jubelvoll vertauſcht.

Ach! ſonder dich, Beglückerin des Lebens,
Lacht uns der milde Stern der Liebe nicht;
Die Abendröthe mahlt für uns vergebens
Den ſtillen See mit ihrem Purpurlicht.
Uns beut der Hain nicht Schatten, Duft und Pſalmen,
Uns ſchwillt des Angers Teppich nicht empor,
Uns lockt kein Waizenfeld mit goldnen Halmen,
Kein Rundgeſang in trauter Brüder Chor.

Entfliehe du, ſo ruft zu ſeinem Schwerte
Den tapfern Sohn umſonſt das Vaterland,
Der Acker traurt, der ſeinen Pflüger nährte,
Die Senſe klirrt nicht in des Schnitters Hand.
Mit Hörnerklang erweckt die Morgenröthe
Nicht mehr der Jäger in des Waldes Thau,
Und ſchweigend ruht der Hirtin Halmenflöte,
So lieblich tönend auf der Blumenau.

Befeindet von der Seuchen wilder Rotte,
Verſchönt Aglaja nicht des Pilgers Bahn.
Mit ſeiner Harfe ſchenkt in Kona's Grotte
Die Luſt der Wehmuth nicht mein Oſſian.

auf dieſe oder eine andre Art, je nachdem Zeit, Umſtände, Temperament und Gewohnheit es mit ſich bringen) ein jeder unterworfen iſt; je genauer wir die Menſchen unterſuchen, je mehr Gründe finden wir, ſo zu denken; und dieſe Denkungsart flöſſet uns, zu eben der Zeit, da ſie uns eine gewiſſe Geringſchätzung gegen die ganze Gattung giebt, mehr Nachſicht gegen die Fehler und Gebrechen der einzelnen Perſonen, und beſondern Geſellſchaften, mit denen wir in Verhältniß ſtehen, ein; ſo daß wir das, was wir an jenem tugendhaften Schwulſt, welchen die Einfalt übereilter Weiſe für die Tugend ſelbſt hält, verlieren, zu eben der Zeit an den nothwendigſten und liebenswürdigſten Tugenden, an Geſelligkeit und Mäſſigung gewinnen: Tugenden, welche zwar nichts blendendes haben, aber deſto mehr Wärme geben, und uns deſto geſchickter machen, unter Geſchöpfen zu leben, welche ihrer alle Augenblicke benöthiget ſind.

Es iſt ein gemeiner und oft getadelter Fehler des menſchlichen Geſchlechts, daß ſie das Wunderbare mehr lieben als das Natürliche, und das Glänzende mehr als was nicht ſo gut in die Augen fällt, wenn es gleich brauchbarer und dauerhafter iſt. Dieſe Art von dem Werthe der Sachen zu urtheilen iſt nirgends betrüglicher, als wenn ſie auf moraliſche Gegenſtände angewendet wird. Der Schluß, den man öfters von der Erhabenheit der Begriffe und Empfindungen einer Perſon, und von der Fertigkeit, eine gewiſſe Sprache der Begeiſtrung

zu

Erſchlaffend ſinkt der Fidiaſſe Rechte,
Die herrlich Götter und Heroen ſchuf,
Und in den Hallen ſcheucht des Irrthums Nächte
Nicht mehr begeiſterter Platone Ruf.

O Himmliſche, mit mildem Duft umfange
Die Schale deines Heils mein Opferkranz!
Du dachteſt mein, da blühte mir die Wange,
Mein Lebensflämmchen ſtieg mit neuem Glanz.
Aus jeder Quelle, jedem Baum und Strauche
Grüßt mich ein Weſen heiliger Natur.
So lachte nimmer, von des Maien Hauche
Durchſäuſelt, mir die väterliche Flur.

Geſundheit, ſtärke mir zu guten Thaten
Und reiner Wonne ſärder Kraft und Muth!
Ich gönne ja die Ahnen den Magnaten
Und ſeufze nicht nach Stern und Rittergut,
Und ſinge froh mein Tiſchlied, wenn dem Teller
Gleich Ananas, Faſan und Auſter fehlt,
Und für mein Glas in Bremens reichem Keller
Kein Nektar glüht, der hundert Herbſte zählt.

O Heilige! hörſt du nur meine Bitte,
So blüht die Oede, ſinken Alpen mir;
In rauher Nacht, durch wilder Feinde Mitte
Schwebt unbeſiegt mein flatterndes Panier,
Empor zu deiner Heimath Heiligthume,
Wo nicht die Seuche, wie hienieden, draut,

Und nimmer welkend deine Purpurblume
Mich ohne der Galene Kunst erfreut.

Freudentheil.

2.

Weihgeschenke.

Lina.

Neidend erblickte die Erde dich, liebliche Göttin von Paſos;
Denn ſie erzeugte dich nicht, nein! dich erſchaffte das Meer.
Thätig begann ſie ein Werk, das Ideal zu verdnnkeln,
Das mit lachender Huld Cypria's Wellen entſtieg. —
Lina! dich zeugte die Erde; das Meer erblickt dich erröthend,
Und kein Mädchen entſteigt jemals wieder der Flut.

Die Rebe.

Siehſt du die Blüten des Lenzes! ſie duften in Thälern und Hainen;
Nur die Rebe noch birgt zögernd ihr freundliches Grün.

Von den fleißigen Händen des Winzers treulich geleitet,
Weiht ſie nur Thränen allein, Thränen dem freundlichen Lenz.
Aber die Hore wird fliehen, die ſchönere Schweſter wird folgen,
Und dem Weinſtock entkeimt rauſchendes, ſchattendes Laub.
Reichliche Blüten verſtecken ſich dann im Getriebe der Blätter,
Doch der liebliche Duft wird der Blüten Verrath. —
Ling! dir zeig' ich ſie einſt! Erkenne die Weiſung der Liebe:
Erſt nach den Thränen gedeihn Blätter und Blüten und Frucht. —

Warnung.

Laß dir genügen des köſtlichen Nektars einzelne Tropfen,
Die aus dem vollen Pokal zögernd die Liebe dir träuft.
Fordere mehr nicht, du Unerſättlicher! Willſt du die Schaale,
Die die Liebe dir beut, leeren im taumelnden Rauſch? —
Wiſſ' es: das heilige Feuer erlöſcht auf Veſta's Altare,
Wenn des Geliebten Gebet eine Veſtale erhört. —

Die Schminke.

Spotte nicht, Freund! daß künſtlich des Mädchens Wange ſich röthet,
Daß der Mode Gebeth Farben und Schminke erſchuf.
Roma's Helden belebten zum Schmucke des hohen Triumfes
Einſt mit ſchaffender Kunſt prangend das Männergeſicht. —
Laß die lieblichen Mädchen den Reiz der Schönheit erhöhen:
Denn ein jeglicher Tag iſt der Geliebten Triumf.

Berlin.

Friedrich Cramer.

II.

Freundſchaftliche Geſpräche.

S. P.

S. Ich habe geſtern über den Beſchluß unſers Geſprächs*) ſo lange nachgedacht, daß es mich um den beſten Nachtſchlaf gebracht hat. — Hören Sie, Freund! — Ich verzärtele meine Knaben nicht, ich verwöhne ſie nicht, ich laſſe ſie auch gewiß weder Hunger noch Kummer leiden; und doch gebe ich alle Hofnung auf, ſie jemals den muntern und ſtarken jungen Mannthieren in meinem Dorfe gleich zu ſehen, deren ländliche Spiele uns am letzten Oſterfeſte ſo viel Vergnügen machten.

P. Sagen Sie das nicht. Ihre Söhne geben ganz gute Hofnung, einſt als Männer ſtark und geſund am Leibe und Geiſte zu ſeyn. Indeſſen nehmen Sie mir wohl nicht übel, wenn ich hier ein Paar erläuternde Anmerkungen mache; weil es uns doch

*) Unſre Leſer erinnern ſich, daß ſie dieſen edlen Unbekannten ſchon früher in dieſer Zeitſchrift ſich unterredend vernahmen.

mehr um Wahrheit, als um Komplimente zu thun iſt. Erſtens: Sie, mein lieber S., hätten wohl etwas früher ſich unter Hymens Scepter beugen, und dagegen nicht ſo früh der leichtfertigen Venus huldigen ſollen. Die alten Germanen, zu Cäſars Zeiten, hielten es für eine große Schande, vor ihrem zwanzigſten Jahre feminae notitiam habuiſſe, und glaubten, daß ſie dieſer Enthaltſamkeit vorzüglich ihre große, ſtarke und nervigte Körper zu danken hätten: hoc ali ſtaturam, ali vires, nervosque confirmari putabant. Dieſe alten Germanen warteten aber wohl gewiß nicht bis nach dem vierzigſten Jahr, um ein eigen Weib zu nehmen, und mit ihr Kinder zu zeugen, die ihrem Bilde ähnlich wären. — Die gemeinen Landleute in einigen Gegenden Teutſchlands ſind, theils den Geſetzen theils dem Herkommen gemäß, noch ſo ziemlich gedachter alten germaniſchen Sitte getreu, wodurch denn in ſolchen Gegenden, zwar nicht mehr jene ingentia corpora germanorum, wozu jetzt verſchiedene andre, damals vorhandene Ingredienzien manzeln, aber doch ein Schlag großer, baumſtarker Menſchen erzeugt und erhalten wird. — Unſere Ritterkinder aber werden entweder, durch vorn hine Erziehung geſchwächt, als große Kinder mit verzärtelten gnädigen Hälften vermählt, oder ſie fangen zu früh an, auf fremden Boden zu pflanzen, und denken oft nicht eher als bis es faſt zu ſpät iſt, an gehörige Kultur und Aerndte auf ihrem eignen Gut.

S. Sie sind ein leidiger Tröster. Aber wahr ist wahr.

P. Sie können sich wenigstens damit trösten, daß Ihre Kinder nicht so viele Fehler der ersten Erziehung zu büßen und gut zu machen haben werden, als Sie und ich gebüßt haben.

S. Das wäre etwas, wenn's nicht ein Kompliment seyn soll. Und ihre zweite Anmerkung? — die wird wohl ein Pendant zur ersten seyn.

P. Zweitens: wäre zuförderst zu untersuchen, ob nicht Sie, lieber S., und Ihre Ahnen väterlicher Seite, die beste Blüthe ihres edeln Blutes zur Veredlung des Blutes der gemeinen Landleute hiesiger Gegend angewandt haben? — Doch das bleibt unter uns, und ist, wenn Sie wollen, nur Spaß. Das Folgende aber ist ernstlicher gemeint — Die Bauern auf Ihrem Gute sind insgesammt freie, und beinahe insgesammt wohlhabende, oder in ihrer Art reiche Leute, die alles, was zur wahren ersprießlichen Nahrung und Nothdurft des Leibes und Lebens gehört, eben so gut wie Sie haben können, und wirklich haben, daneben aber noch mancher andern Vortheile genießen, zu deren Entbehrung Sie Ihr Stand, die gebietende Mode, und böse falsche Scham — oder mauvaise honte — verdammen. Was fehlt z. B. unserm ehrlichen Gevatter Schwab? — Er wohnt in

seinem eigenen, geräumigen und reinlichen Hause, schläft in einem vielleicht schon zu weichen und zierlichen Bette, ist wohlgekleidet, wohlgenährt, hat ein braves, wohlerzogenes, geschicktes und thätiges Weib und sein halb Dutzend schöne und gesunde Kinder. — Er hat verschiedene männliche und weibliche Bediente, die, gleich wie die Stallmeister, Kammerjunker und Hoffräulein bei fürstlichen Höfen, mit ihm an einem Tische speisen, aber ihm wahrscheinlich herzlicher, gewiß aber weit nützlicher, als jene ihren Gebietern dienen — Er hat, wie Sie, seine eigene Aecker und Wiesen, und Weinberge und Gärten — Er hat, wie es scheint, eine ungleich bessere Erziehung genossen, als manche unserer reichen und stolzen Domherren und Kammerherren; denn er kann recht gut lesen, und schreiben, und rechnen; er liest, so gut wie Sie, in müßigen Stunden die Zeitung, und hat sogar seine eigene kleine Büchersammlung, die ihm sein Freund, der brave Pfarrer Sachs, ausgesucht hat — Was fehlt dem Mann, von allem was zum frohen körperlichen und geistigen Genuß des Lebens gehört? Höchstens haben Sie dieses und jenes besser, was er gut hat — dagegen kennt er, von seiner Seite, die adeliche Gêne und Etikette nicht, die Ihnen so manche Stunde, oder so manchen schönen Tag verdirbt. Er lebt beständig in reiner freier Landsluft, wenn Sie, aus einer zum Bedürfniß gewordenen Gewohnheit, und Standes und Ehre wegen, ein

nen Theil des Jahres, in einer bemauerten, nicht sehr saubern und geschmacklos-wollüstigen Stadt zubringen — Während daß so manche vernehme Herren sich an einem schönen Morgen bedenken, womit sie sich die Zeit vertreiben wollen, ruft ihn die Saatzeit oder die Aerndte aufs Feld, wo er, nicht weil er muß, sondern weil er will, seinen Leuten zum Vorbilde und zur Gesellschaft, vergnügt und rüstig mitarbeitet, und sich gesunden Appetit und Schlaf verschafft —

E. Wahr!

P. Und nun, seine Kinder — die liefen in ihren ersten Jahren, im reinlichen Hemde, ohne Begleitung auf dem Hofe, oder im Garten herum, — und laufen jetzt, wenn die Schulstunden vorüber sind, dem Vater nach aufs Feld, wo sie, wie junge Mannthiere pflegen, alles nachmachen, und sich durch das Spiel der Arbeit ermüden, bis der Vater mit ernster Stimme ruft: nun hört auf! es ist genug. — So, oder so ohngefähr, treiben es die wohlhabenden Bauern Ihrer Gegend, und beweisen dadurch auch meinen vorerwähnten Satz: der Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist jetzt bei uns weit geringer, als er es vor Zeiten war. — Es ist nicht überall so, lieber E. Ich habe Gegenden gesehen, wo die Bauern in tiefem Elende und Dürftigkeit

ſchmachten, als Laſtvieh unter der Peitſche arbeiten, ſelbſt ausgemergeltem Laſtvieh gleichen, und Kinder zeugen, die ihrem Bilde ähnlich ſind. Da kränkeln und ſterben denn viele adeliche Herren und Damen, nach dem neuen mediziniſchen Syſtem, an indirekter Schwäche, oder an der Repleʒion, und die armen geplagten Bauern an direkter Schwäche, oder an Inanizion.

S. Das iſt alles wahr, lieber P. Anſtrengung unter der Peitſche kann zähe Laſtthiere machen, aber muthige, kraftvolle und dauernde macht ſie nicht. Mit meinen Reitpferden und meinem Zugvieh iſt's anders bewandt, und ſo auch mit den freien und wohlhabenden Bauern dieſer Gegend. Mein Nachbar Schwab iſt der reichſte, und zu ſeinem Ruhm geſagt, auch der beſte Landbauer von allen, die ich hier herum kenne. Er hält aber auch, ſo gut als irgend jemand, auf ſeine Ehre, und auf die Ehre ſeines Hauſes, die, wie er ſpricht, Gottlob! bei Menſchendenken durch nichts befleckt worden iſt. Sein Bruder diente und blieb im ſiebenjährigen Kriege als Wachtmeiſter. Das war ein durch ſich ſelbſt gebildeter talentvoller Mann, der billig eher als ich hätte Offizier ſeyn ſollen; und wenn er gelebt hätte, ohngeachtet der Hinderniſſe ſeiner Geburt, doch wohl einmal General geworden wäre. Der hätte dann gewiß dem Adel unſerer Gegend Ehre gemacht,

zu reden, welche (wie die homerische Götterſprache) allen Dingen andre Namen giebt, ohne daß die Dinge ſelbſt darum etwas anders ſind, als ſie unter ihren gewöhnlichen Namen ſind, auf eine auſſerordentliche Vortrefflichkeit des Characters dieſer Perſon zu machen pflegt, iſt eben ſo falſch, als das Vorurtheil, welches viele gegen eine gelaſſene und beſcheidene Tugend gefaßt haben, welche, ohne ſich durch feyrliches Gepränge, hochfliegende Ideen, anmaßliche Privilegien von den Gebrechen der menſchlichen Natur, und unerbitterliche Strenge gegen dieſelben anzukündigen, nur darum weniger zu verſprechen ſcheint, um im Werke ſelbſt deſto mehr zu leiſten. Dieſes vorausgeſetzt könnten wir vielleicht mit gutem Grunde behaupten, daß die Tugend unſers Helden, durch die neuerliche Veränderung, die in ſeiner Denkensart vorgieng, in verſchiedenen Betrachtungen, groſſe Vortheile erhalten habe. Aber (wir wollen es nur geſtehen) was ſie dabey auf einer Seite gewann, verlor ſie auf einer andern wieder. Die Begriffe, welche wir uns von unſrer eignen Natur machen, haben einen entſcheidenden Einfluß auf alle unſre übrigen Begriffe. So irrig, ſo lächerlich und kindiſch es iſt, wenn wir uns einbilden (und doch bilden ſich das die Meiſten ein) daß der Menſch die Hauptfigur in der ganzen Schöpfung, und alles andere bloß um ſeinetwillen da ſey — So natürlich iſt hingegen, daß er es in dem beſondern Syſtem ſeiner eignen Ideen iſt. In dieſer kleinen Welt iſt und bleibt er, er wolle oder wolle nicht, der Mittelpunct — der Held des Stücks, auf

geſetzt auch, daß er nie förmlich geadelt worden wäre. Er ſchien mir, wie jener Römer, ex se ipso natus zu ſeyn.

P. Ich las neulich irgendwo eine Verordnung des ruſſiſchen Zars Peters des Großen, die ohngefähr ſo lautete: „Wenn Jemand, er ſey wer er wolle, „ſich in Unſern Militair- oder Civildienſten, bis zu „einer gewiſſen Klaſſe oder Stufe des Ranges (ich „glaube es war die ſiebente oder die achte) emporgeſchwungen hat, ſo iſt er ein Edelmann, und „ſowohl für ſich als ſeine Nachkommen, dem älteſten „und beſten Adel des Landes gleich u. ſ. w.“ — Wie gefällt Ihnen dieſe Adelsprobe?

S. Nicht übel. Das iſt gefällt mir wohl. Der große Zar dachte vielleicht über die adeliche Würde, wie jener König von England über die Würde eines feinen Mannes. „Zum Grafen kann ich den Menſchen wohl machen, ſagte er, aber zum Gentleman „muß er ſich ſelbſt machen.“ Ich für mein Theil habe den Adel von meinen Voreltern geerbt, ohne recht zu wiſſen, wie dieſe dazu gekommen ſind. Das iſt nun eine Sache für ſich, die mir ſelbſt weder beſondere Ehre noch Unehre macht. Wenn es aber auf neuerlangten Adel ankäme, ſo wollte ich doch viel lieber ſagen: „ich habe meinen Adel durch meine Verdienſte, oder durch lange ſaure und ſchwere Dienſte

„selbſt erworben, als: ich bin mit dem Adel be„gnadiget worden, oder gar ſo: mein Adel koſtet „mir ſo und ſoviel Skudi, oder ſo und ſoviel hun„re Dukaten.“

P. Ja wohl! Ein ſonderbarer Handel, von dem man vielleicht im folgenden Jahrhunderte eben ſo ſprechen wird, als wir jetzt von dem Indulgenzien- und Ablaßkram ſprechen.

S. Mag ſeyn! Mir iſt aber jetzt nicht darum zu thun, mit was für Formalitäten man im 19ten oder 20ſten Jahrhunderte zum Ritter geſchaffen werden wird, oder ob man ſich alsdann ſelbſt dazu ſchaffen werde; ſondern darum, wie unſer jetzt beſtehende germaniſche Adel, der doch vor der Hand das Näherrecht dazu hat, es wird anfangen müſſen, um den übrigen Ständen des Volks, ſowohl in der höhern Geiſteskultur, als in edelritterlicher Kraft und Stärke, zum Vorbilde und Muſter zu dienen? — Auf die ingentia corpora Germanorum wollen wir für das nächſtfolgende Säkulum ſchon Verzicht thun; auch wünſchte ich wohl eben nicht die belobten Zeiten unſerer kraftvollen und wüſten alten Ritter zurück. Sollte es denn aber nicht möglich ſeyn, reiche Kraft und Gewandtheit des Körpers mit reichen Kenntniſſen und geſunder Ausbildung des Geiſtes zu verbinden? Mich däucht doch, was Sie geſtern von frei-

willigeſ freier Anſtrengung u. ſ. w. ſprachen. lieſſe ſich wohl noch beſſer für die höhern und wohlhabendern, als für die geringern und ärmern Klaſſen des Volks anwenden.

P. Das denke ich auch. Unſre alten freien Germanen ſowohl als unſre edlen teutſchen Ritter der mittlern Zeit, waren das was ſie waren gewiß nicht ohne Anſtrengung, aber auch nicht durch ſklaviſche, ſondern durch freiwillige, freie und frohe Anſtrengung. Da wir aber weder die einen noch die andern, ſo wie ſie waren, zum Muſter haben wollen; ſo müſſen wir uns nach Männern umſehn, die bei der Uebung ihrer körperlichen Kräfte nicht die Uebung und Ausbildung der Kräfte ihres Geiſtes, und bei der Veredlung und Stärkung ihres Geiſtes, nicht die Stärkung und Veredlung ihres Körpers verſäumt hatten.

S. So recht! Laſſen Sie hören!

P. Ich las neulich in Cäſars Kommentarien: Caeſar Tarracone discedit, pedibusque Narbonam, atque inde Maſſiliam pervenit; ubi ſe Dictatorem dictum cognoscit. Nun, was denken Sie? — Der edle, der tapfre, der ſtaatskluge, der gelehrte, der feine, der galante Cäſar, kurz ein Mann, der an Geiſt und Geiſtescultur überhaupt nur wenige ſeines Gleichen gehabt hat, dieſer Mann von ſch

tem eignen hohen Adel, machte aus freiem Belieben eine Reiſe zu Fuß, aus Taraco in Spanien bis Narbone in Gallien, und das eben zu der Zeit, da er in ſeiner Abweſenheit zum Dictator perpetuus, oder machthabenden Oberhaupt der römiſchen Welt ernannt worden war. Daß er dieſes, neben unendlich viel wichtigern Sachen, thun konnte, das verdankte er ſeiner altrömiſchen Erziehung, ſeinen jugendlichen Spielen und ritterlichen Uebungen im Campus martius; daß er es thun wollte, das verdankte er ſich ſelbſt. — Nun ſagen Sie mir, nicht welcher Julius Cäſar, ſondern nur wie viele unſerer Generale oder andrer großer Herren ihm das jetzt nachthun würden? Oder ſagen Sie mir nur, wie viele unſerer reichsfreien gnädigen Herren und Damen ein ſolches Benehmen, für einen ſo vornehmen Herrn von Adel, anſtändig und ſchicklich finden würden? Befragen Sie doch Ihre Frau Baſe darum?

S. Warum nicht gar! — Ich würde nur den Diktator bei ihr in Ungnade ſetzen, und mich dazu, weil ich mich mit einem Manne abgegeben hätte, der alte lateiniſche Bücher geſchrieben hat. „Das war zu gemein, würde ſie ſagen, und zeigte keine noble Erziehung an. Hab's denn in Spanien keine Staatswagen? „Man muß für die gemeinen Leute ſorgen, würde ſie ſagen, „und ihnen wohlthun, ſo viel man kann, aber nicht ſich „ihnen gleichſtellen, noch je vergeſſen, wer man iſt.“

— Wie meinen Sie aber wohl, daß unſer Freund Ebenholz urtheilen würde?

P. O, das will ich Ihnen gleich in ſeiner ihm eignen Manier erzählen. „Ihro Exzellenz der Herr „Diktator, würde er ſagen, haben ſich dadurch keis „neswegs erniedriget, und Dero Anſehn dadurch wes „der bei Großen noch Kleinen kompromittirt; eben „darum, weil ſie dieſe Wanderſchaft nicht aus Noth, „ſondern aus eignem hohen Belieben, vielleicht auch „aus ſehr weiten Abſichten, in Geſellſchaft verſchiede„ner Ihrer Herren Offiziere, unternommen haben. „Uebrigens haben Hochdieſelben dieſe Fußreiſe über die „Pyrenäen wahrſcheinlich zur Aufheiterung Ihres Ge„müths und mit weit mehr Vergnügen und erſprießlis „chem Nutzen für Dero hohe Geſundheit gemacht, „als wenn Sie ſich durch Dero Truppen in einer „Sänfte tragen, oder durch Maulthiere hätten trans„portiren laſſen u. ſ. w“ Glauben Sie nicht, daß unſer Ehrenmann die Sache aus dem rechten Geſichtspunkt anſieht?

S. Was nicht! Freund Ebenholz iſt ein geſcheiter Mann, und weiß ſchon, was ſich für einen großen Herrn von gutem alten Adel ſchickt. — Aber, lieber P.! die Julius Cäſar —

P. Wie geſagt; es gab freilich auf der Welt nur ſehr wenige ihres Gleichen. Es fehlte aber

nie an Männern ihrer Art, die durch eigne, freiwillige freie Anstrengung und Thätigkeit zu gleicher Zeit ihre geistigen und körperlichen Kräfte, nach Maasgabe der Zeiten und Sitten, erhöhten und übten. — Wer zwang Petern den Großen, sich seiner angebeteten Gottheit zu entäußern, und wie ein gemeiner Erdensohn, zu Hause und in der Fremde, mit angestrengter Thätigkeit sowohl geistig als leiblich zu wirken, um sein Brod, wie er sagte, nach Gottes Gebot, im Schweiße seines Angesichts zu essen? — Aber dafür war er denn auch nicht nur der einsichtsvollste und gelehrteste, sondern auch einer der rüstigsten, muthvollsten und stärksten Menschen seiner Nation — Ein großer, sonderbarer, oder sonderbar, großer Mann! Er zimmerte, drechselte, schmiedete, kutschirte, ruderte, brach Zähne aus, amputirte, trommelte, war Matrose und Soldat, flog von der Newa zum Don, vom baltischen zum kaspischen Meer; — und das alles hinderte ihn gar nicht, sein eigner erster Minister, sein erster Reichsrath, und Kirchenlehrer und Zeremonienmeister, und erster Anführer seiner Land- und Seemacht zu seyn.

S. Heroen solcher Art können vielleicht nur unter einem noch rohen Volke gedeyen. Peter der Große konnte freilich wohl ein gelehrter und kenntnißvoller Mann heißen, aber doch nur unter seinem Volk, und für sein Volk; sein Geschmack und seine

Sitten waren und blieben rauh, wie die seines Volks. In Italien oder Frankreich gebohren, wäre er, bei seinem seltenen Genie, wahrscheinlich ein weit feinerer, mit vielen schönen Kenntnissen geschmückter, vielleicht auch ein wirklich gelehrter Mann; dabei aber wahrscheinlich ein verzärtelt-verwöhnter, kraftloser, und unthätiger, oder mit bloßen Spielwerken beschäftigter Prinz gewesen.

P. Vielleicht — wenn nehmlich seine Erziehung, wie leicht möglich, in schlechte Hände gefallen wäre, und er nicht, durch Umstände veranlaßt, so wie er es in seinem Lande that, aus einer Bewegung den großen Gedanken gefaßt hätte, sich selbst zu erziehen. Lassen wir indessen das Ungewisse ungewiß bleiben, und betrachten nun einen großen teutschen Mann, von unzweifelhaft hoher Geisteskultur, den größten Fürsten unsers Jahrtausends; einen Mann, der bei seinen großen ausgebreiteten Kenntnissen und angestrengten Geistesarbeiten, zugleich an ausdauernder körperlichen Kraft und Thätigkeit im Krieg und Frieden, es sehr vielen zuvorthat, die weiter nichts als körperliche Kräfte geübt hatten. — Wie mancher gemeine Soldat und gemeine Bürger mag wohl beim Anblick der freiwilligen, regelmäßigen und unermüdeten Anstrengung dieses großen uneingeschränkten Monarchen von Herzensgrunde ausgerufen haben: nein, nein! wenn ich König wäre, so wollte ich

mich nicht plagen! Und doch erreichte dieser große Mensch, dem es in seinen thatenvollen Leben, ohngeachtet seiner Königswürde, auch gar oft nicht nach Wunsch und Willen gieng, ein hohes an Geist und Leib kraftvolles Alter, das er vielleicht nicht einmal erreicht haben würde, wenn er, wie so manche andre Erdengötter, sein Lebenlang auf einem weichgepolsterten Throne geschlummert hätte.

S. O, lieber P., dergleichen Männer von hohem Menschenadel sind große Ausnahmen, die keine Regel geben.

P. Wohl! Sie sind glänzende Beispiele, die durch ihren doppelten Glanz desto mehr zur Nachfolge reitzen. Wir betrachten sie aber hier nicht in Rücksicht des vielen Großen, und Guten, und Nichtguten, das sie auf der Welt gewirkt und zu Stande gebracht, oder befördert haben; sondern nur in Rücksicht der freiwilligen freien Anstrengung, und gleichmäßigen Uebung und Stärkung geistiger und körperlicher Kräfte. Hierin nun haben sie viele Vorgänger gehabt, und werden, wills Gott! noch viele Nachfolger haben. Wie manche andre großen Männer, die wir aus der Geschichte kennen, haben sich ihre pflichtmäßige Thätigkeit zum Vergnügen gemacht und ihr Vergnügen in einer angestrengten, zugleich geistigen und körperlichen Thätigkeit gesucht!

in einer Thätigkeit, die andre gemeine, zur erſchlaffenden Unthätigkeit geneigte oder gewöhnte Menſchen mit dem Nahmen Strapatzen belegen. Treten wir aber nun näher zu unſerm Ziele, zu Mittelmenſchen, zu Menſchen unſerer Zeit und unſerer Art — und betrachten dabei die gar ſehr verſchiedne Wirkung des Müſſens und freien Wollens!

S. So recht!

P. Sie ſelbſt, mein lieber Freund! gehn noch jetzt, in Ihrem ziemlichen Alter, mit einer Flinte belaſtet, zuweilen drei, vier bis fünf Stunden in der paradieſiſchen Gegend Ihres Landguts umher, legen in dieſer Zeit oft zwei bis drei Stunden Weges zurück, und kommen ohne alle Ermüdung nach Hauſe. Sie würden gewiß nicht gern und nicht leicht, in Ihren eignen nothwendigen Angelegenheiten, ein Paar Stunden weit zu Fuße gehen. Wenn Sie aber auf Befehl und Geheiß eines gewiſſen gebietenden Herrn, ich ſage nicht eine ſchwere Flinte, ſondern nur ein ganz leichtes kleines Briefchen, eine kleine Stunde weit, zur Frau von N. tragen müßten, glauben Sie nicht, daß Sie, nicht nur verdrießlich, ſondern auch matt und müde nach Hauſe kommen würden?

S. Ich würde mir dieſe Gnade ſehr verbitten.

P. Daran zweifle ich nicht. Es ist hier aber nicht die Rede davon, wie dieser Auftrag auf Ihr sittliches Gefühl, sondern nur davon, wie er auf Ihre Füße wirken möchte. Der Herr Kammerherr von X. würde ihn sehr gern übernehmen und dabei keine Ermüdung spüren; wenigstens auf dem Hinwege nicht. Ich erinnere mich hierbei eines seine Bequemlichkeit liebenden Mannes, der nach dem Abendessen sich glücklich pries, daß er nun ruhig zu Bette gehen könnte, während daß seine arme Frau die ganze Nacht durch auf einem Balle herumspringen müßte.

S. Das läßt sich hören. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sagt man. Haben Sie nicht noch mehr dergleichen Anekdoten, um die Wirkung Ihrer beliebten freiwilligen freien Anstrengung zu erläutern?

P. Daran soll's nicht fehlen — Sprechen wir aber lieber im Ernst und bleiben bei derselben Person, die ich kurz vorher zum Beispiele wählte — Sie selbst, mein lieber Freund, waren, wie Sie mir oft gesagt haben, in Ihrer Jugend ein verzärteltes, verwöhntes, unwissendes Mutter-Söhnchen, und haben sich durch eignen Entschluß und freiwillige Anstrengung zu einem sowohl gelehrten und kenntnißvollen, als rüstigen und kraftvollen Mann gemacht, desgleichen es hier herum weit und breit gar keinen giebt.

den alles sich bezieht, und dessen Glück oder Fall alles entscheidet. Alles ist groß, wichtig, interessant, wenn die Hauptperson wichtig ist, und eine grosse Rolle zu spielen hat; aber wenn Scapin oder Harlekin der Held ist, was kann das ganze Stück anders sey, als eine Farce?

Man erinnert sich vermuthlich noch der Zweifel, worinn sich Agathon verwickelt fand, als er die bezauberten Ufer von Jonien verließ, wo er, vielleicht zu seinem Vortheil, erfahren hatte, daß die Ideen, welche sich in den Haynen zu Delphi seiner jugendlichen Seele bemächtiget, und durch den Unterricht und Umgang des göttlichen Platons zu Athen noch mehr darinn befestiget hatten, ihm bey einer Gelegenheit, wo er sich mit vollkommner Sicherheit auf ihre Stärke und beschützende Kraft verlassen hatte, mehr nachtheilig als nützlich gewesen waren, ja sich endlich (zu einem billigen Verdacht gegen ihre Realität) von ganz entgegengesetzten so unmerklich und gutwillig hatten verdrängen lassen, daß er die Veränderung nicht eher wahrgenommen, als da sie schon völlig zu Stande gekommen war. Agathon hatte damals keine Zeit, dieser Zweifel wegen mit sich selbst einig zu werden; er glaubte zwar, oder hoffte vielmehr überhaupt, daß dasjenige was in seinen vormaligen Grundsätzen wahres sey, sich mit seinen neuerlangten Begriffen sehr wol vereinigen lassen werde — aber er sah doch noch nicht deutlich genug, wie? — und wurde beym ersten Anblick Lücken gewahr, welche ihm

S. Ei! ei! verbundenſter Diener!

P. Man ſchmeichelt nicht, wenn man nicht mehr ſagt, als was man ſieht und fühlt — Sie verwalten Ihre Güter ſelbſt, obgleich es Ihnen nicht an Mitteln fehlt, ſie durch andere verwalten zu laſſen. Sie weihen täglich einige Zeit nicht nur der Erziehung ſondern auch dem eignen Unterricht Ihrer Kinder, obgleich Sie nichts ſparen, ihnen geſchickte und brave Lehrer zu halten. Sie ſind der geliebte Schutzpatron und geſchätzte Rathgeber Ihrer Gutsangehörigen und Nachbarn —

S. Es fehlt mir zu allem dem an gutem Willen nicht.

P. Sie ſind in eigner Perſon der Oberſtallmeiſter, Oberjägermeiſter, Obergärtner und Oberbauinſpektor, wie auch Konzertmeiſter und Exerzizienmeiſter auf Ihrem Ritterſitze.

S. O, zu viel! zu viel Ehre und Ehrenämter!

P. Sie leſen und ſchreiben was gut und ſchön und nützlich iſt; Sie zeichnen nach der Natur und klettern nicht ſelten auf das Gebirge hinauf, um aus der reinen Himmelsluft auf das Gewühl hienieden herab zu ſehen, und, wie Sie neulich ſagten, dem Weſen der Weſen zu danken, daß es die Erde ſo ſchön gemacht hat — So und ſolcherge-

ſtalt ſind Sie noch ſechzig verlebten Jahren noch ein geſunder, junger und rüſtiger Mann; werden, wills Gott! noch ein gut Stück ins neue Jahrhundert hinein leben, und dann mit dem älteſten unſerer noch lebenden Freunde ſagen können: „ſo habe ich mein Alter zurückgehalten!“

E. O, Freund!

P. Sie ſöhnen durch Ihr Betragen die Reichen mit den Armen, die Vornehmen mit den Geringern aus, und haben dem Adel Ihrer Gegend wieder Achtung und Zutrauen erworben, der durch die dienſtleiſtenden Kammerherren und andre Höflinge des letztverblichenen Herrn beinahe der Spott aller denkenden und nicht denkenden Leute geworden wäre.

E. Nun, lieber Freund, hören Sie auf!

P. Ich wollte damit nur ſo viel ſagen: wenn alle unſre Herren von gutem alten Adel Ihnen zu gleichen geruheten, ſo hätten wir wahrlich nicht Noth, uns aus irgend einer Rückſicht in die Zeiten unſerer alten edlen teutſchen Ritter zurück zu wünſchen.

E. Ich möchte doch ſchwerlich die alte ritterliche Lanze, und noch weniger, wie jener, den Hebebaum führen.

P. Iſt auch nicht nöthig. Sie wuſten dafür im Kriege das blanke Schwerdt, und wiſſen im Frie-

den die goldene Feder zu führen. Auch verſtehen Sie noch ſo manches andere, wovon jene Herren nichts wüßten.

S. Aber doch, die Lanze! die Lanze! der Hebebaum!

P. Nun gut denn! — wenn Sie es durchaus ſo haben wollen. Das wird ſich finden. Alles zu ſeiner Zeit. Wenn der Adel unſers Volks auf dem Wege der freien Anſtrengung, den Sie gewandelt haben, immer weiter fortſchreitet, ſo wird's in der Folge auch Leute darunter geben, die im Nothfall mit dem Hebebaum zu fechten und aufzupariren verſtehen werden — Vielleicht findet ſich denn endlich auch einer, ſo ſtark wie Simſon, und ſo groß, wie die Juden ihren Adam, oder den König Og zu Baſan beſchreiben, in deſſen Schenkelknochen man lange nach ſeinem Tode einmal einen Hirſch par force gejagt haben ſoll.

S. Hm! der war ein wenig zu groß — Scherz bei Seite, lieber P. Ich wünſchte wohl, daß unſre Nachkommen um ein gut Theil größer und ſtärker als ich ſeyn möchten, ohne doch deswegen zu wünſchen, daß ſie Rieſen oder Ungeheuer wären. Alles hat ſein Maas.

P. Und ſein Ebenmaas. Ungeheure Größe und ungeheure Stärke ſcheint auf unſern Planeten mit ge-

höriger Gewandtheit des Körpers und ſeiner Ausbildung des Geiſtes unvereinbar zu ſeyn. Sie, mein lieber S., könnten meinetwegen wohl noch etwas größer und ſtärker ſeyn, aber ſo wie Sie ſind, ſind Sie mir doch viel lieber, und alles wohlerwogen viel mehr werth, als der größte German oder ingens corpus der uralten Zeit, und der ſtärkſte teutſche Ritter der mittlern Zeit. — Und alles das, was Sie ſind, ſind Sie durch ſich ſelbſt, durch freiwillige freie Anſtrengung.

S. Sie ſcheinen es heute recht darauf angelegt zu haben, mich ſtolz zu machen; wozu ich doch, aufrichtig geſprochen, bei mir ſelbſt keinen Grund finde. Ich habe mich freilich nach und nach von manchen Vorurtheilen und Thorheiten befreit, und einige Mühe angewandt, mir ſelbſt und der Welt nützlich zu werden. Dabei war aber immer weit mehr Glück als Verdienſt. Ich hatte Veranlaſſungen und Gelegenheiten, die ſich bei vielen Hundert meiner Mitbrüder nicht ſo zuſammen fanden. Wenn man auf dergleichen Glücksfälle rechnen und warten will —

P. Und was können wir wohl anders thun, als dergleichen gute Veranlaſſungen und gute Gelegenheiten zum Guten und Beſſern zu mehren? in ſo weit jeder in ſeiner Sfäre dazu behülflich ſeyn kann. — Angenommen — (doch nicht eben behauptet), daß

die Menſchen einmal alle auf allen Vieren krochen, ſo mußte doch immer einer der erſte ſeyn, der durch irgend etwas veranlaßt, ſich auf zwei Beine ſtellte. Dieſer veranlaßte dann den zweiten, und dieſer den dritten, und dieſer den vierten und fünften ein Gleiches zu thun, bis endlich nach vielen Schwanken und Taumeln und Stolpern der menſchliche gerade Gang allgemeine Mode und Sitte ward. Die erſten, die dieſen ſchönen menſchlichen Gang mit Anſtrengung und Anſtand, in aufrechter Stellung zum Himmel blickend, daher gingen, dieſe waren der erſte Adel des Volks. Andre folgten dieſem Vorbilde von weitem nach; der Pöbel aber — ignobile vulgus — kroch noch lange, nach altem Brauch, auf allen Vieren herum, um mit geſenkter Naſe die Erde zu ehren, die unſer aller Mutter iſt.

S. Ja ſo — O, wenn die Vorbilder immer ſolche Vorbilder geblieben, und immer ſo vom Guten zum Beſſern vorangegangen wären! — Hören Sie aber was weiter geſchah — Die Vorbilder fingen an die Naſe über den Kopf zu heben und die Arme weit auszuſtrecken; ſie hüpften und ſprangen, anſtatt zu gehen; ſchlugen andern Ihresgleichen ein Bein unter; hinderten andre aufwärts zu ſehen, und tanzten aus Uebermuth auf den Leibern des armen kriechenden Pöbels herum — Viele derſelben ſtreckten ſich auch, des beſchwerlichen aufrechten ger-

den Ganges überdrüßig, der Länge nach hin, oder wälzten ſich aus Liebhaberei im Staube und Unrath herum, um auch von ihrer Seite die Göttin Herta zu ehren, die unſer aller Mutter iſt — Jede Thorheit und Unart der Vorbilder wurde von dem übrigen Volk von weiten nachgemacht und mit andern Thorheiten, wie ſie der jedesmaligen Stellung der Nachbildenden angemeſſen waren, vermehrt — Und daran waren die Vorbilder Schuld. Verſtehen Sie mich?

P. Leider! Das waren Veranlaſſungen und Beiſpiele von anderer Art — Leer, was wollen wir! lieber Freund, es iſt der Menſchheit Loos — Um zur Weißheit zu gelangen, mußte und muß noch ein großes Regiſter von Thorheiten durchlaufen werden. Denn, wie wüßten ſonſt die armen Sterblichen, die nur durch eigne Erfahrung und durch die zugeeignete Erfahrung der Vorzeit gewitziget werden können, wie wüßten ſie anders, was dumme Einfalt und wahre Klugheit, was klügelnde Thorheit und wahre Weisheit ſey? Ich erinnere mich noch ganz wohl, wie wir uns vorher einmal das paradoxe „kehrt in „die Wälder zurück!“ eines berühmten denkenden Mannes zu deuten ſuchten — Die Menſchheit geht in roher Einfalt von der einfachen rohen Natur aus, um nach vielen Abweichungen und Verirrungen, in einer Art von elliptiſcher Bahn, einſt

mit Beſonnenheit und Erfahrungs-Weisheit wiederum zu der einfachen, gebildeten und ſchönen Natur zurück zu kehren — Möchte ſie doch bald überall die Hälfte ihrer Bahn überſchritten haben und auf dem Rückwege begriffen ſeyn!

S. Da möchte es wohl wieder heißen: „Tauſend Jahre ſind vor dem Herrn wie ein „Tag, der geſtern vergangen iſt.“ Kehren wir alſo lieber vom Anblick dieſes großen Kreiſes zu dem kleinen Kreiſe unſers Vaterlandes zurück und betrachten, wie es da um die Vorbilder und um die Nachbildende ſteht — Wenn ich irgendwo unter dem gemeinen Mann irgend eine beſondere Thorheit, Klügelei oder Unart, eine ſehr barocke Kleidertracht, oder andere auffallend thörichte und unpaſſende Gewohnheit und Sitte gewahr werde, ſo denke ich immer: das war vor hundert oder zweihundert Jahren ſo oder ſo ohngefähr unter den Großen und Vornehmen Mode.

P. Freilich wohl. Das läßt ſich aber auch von mancher guten und löblichen Sitte ſagen — Das Gute und Böſe, das Nützliche und Schädliche, ſteigt immer nach und nach von oben nach unten herab. Regis ad exemplum, totus componitur orbis. Hieraus folgt nun, daß diejenigen, deren Beiſpiel über kurz oder lang Muſter der Nachfolge wird, bil-

lig und nothwendig die besten, aufgeklärtesten, und tüchtigsten Menschen seyn sollen. Wo dieses der Fall wäre, da hätte man weder Erschlaffung des Volks in körperlichen und geistigen Dingen, noch Tyrannei und Bedrückung, noch gewaltsame Revoluzionen zu fürchten.

S. Leicht gesagt: die besten, die aufgeklärtesten, die tüchtigsten Menschen — Aber, wie wird man das?

P. Durch eigne freie Anstrengung zur Veredlung und Ausbildung der Leibes- und Geisteskräfte, wozu gesetzliche Anordnungen, Erziehung und Unterricht nicht hinderlich, sondern veranlassend und befördernd seyn sollten — Die Großen müssen die Kleinen, die Väter müssen die Kinder, die Mündigen müssen die Unmündigen leiten — Man muß von Jugend auf nicht mit sklavisch-erzwungener, sondern mit freier, froher Anstrengung die Kräfte des Körpers üben; den Verstand mit Kenntnissen füllen, die Urtheilskraft schärfen, das Herz zum Gefühl des Erhabenen und Schönen, des Gerechten und Edeln gewöhnen, und die zügellos schwärmende Imaginazion der Herrschaft seiner Vernunft unterwerfen.

S. Sehr wohl! Wenn aber Einer nicht will?

P. O, der gehört nicht zum wahren Adel des Volks, geſetzt auch, daß er in gerader Linie von David und Salomo, oder von weyland Tſchingis-Chans weißen Knochen, oder von dem edlen Blute Kaiſer Karls des Großen abſtammte*).

B. F. v. P.

III.

Genethliacon Hieronymi Lalande,

clariſſimi aſtronomi **).

Sidera concelebrant hodiernum ſideris ortum,
Laetius inſolito nunc veſtit lumine coelum
Landius exoriens, totumque amplectitur orbem.

*) Amen! ſetzt jeder denkende Leſer des Merkurs hinzu, und der Merkur ſelbſt bittet um Fortſetzung dieſer ſchönen Worte zur rechten Zeit.

**) Der teutſche Merkur, der ſchon vor 18 Jahren bei einer ſehr fröhlichen Veranlaſſung ein lateiniſches Gedicht des Hrn v. Villoiſon bekannt machte, freut ſich der Erneuerung dieſer alten, ihm unvergeſſenen Bekanntſchaft und darf in ſo fern auch auf die Nachſicht der Leſer zählen, wenn er ſich gewiſſenhaft

Hoc naſcente novus ſaſtorum naſcitur ordo;
Inde notent annos, et ſiguent tempora docti.
Veſtra eſt iſta dies: Muſarum plaudite alumni.
Pierioque choro et formoſis dulce puellis
Si tellus nomen taceat, reſonabit Olympus.
Irrita ſacrilegae requieſcant murmura linguae!
Niliacas quondam ad ripas, gens torrida ſolem
Ignivomum increpitans, voce adlatrabat inani.
Infelix rana, atque impar congreſſa, coaxat;
Gentem deſpiciens penitus penitusque incentem,
Phoebus inexhauſtae fundebat flumina lucis,
Obſcuram illuſtrans flammis ultricibus oram. —
Sideribus cognatam animam formavit Apollo,
Ardoremque ſuum, et divinae femina mentis
Indidit. Uraniae patuit certiſſima proles.
Ardens flamma petit flammati culmina coeli,
Craſſo ficta luto, atque hominum conſperſa cruore
Sordet humus noſtro, cui ridet purior aether.
Terram habeant reges: ſibi ſervat Landius aſtra.
Impatiens volucri contendit ad aethera curſu,
Duxerat unde genus; trahit hunc coeleſtis origo:
Evehit, et celeres vigor igneus adiicit alas.

in den ausdrücklichen Willen des achtungswürdigen Verfaſſers ſuete, der durchaus alle Noten unabgekürzt gedruckt wiſſen will.

B.

deſto mehr Sorge machten, je weniger er geneigt war, ſie nach dem Exempel der Meiſter, die ſich in dieſer Schwierigkeit befinden, mit dem erſten Beſten, es möchte Stroh, Leimen, Lumpen oder was ihm ſonſt in die Hände fiele, ſeyn, auszuſtopfen. Indeß hatten doch damals ſeine vorigen Lieblings-Ideen noch einen ſtarken Anhang in ſeinem Herzen, und er beruhigte ſich auf die Eingebungen deſſelben hin, mit der Hofnung, daß es ihm, ſobald er in ruhigere Umſtände käme, leicht ſeyn würde, die Harmonie zwiſchen ſeinem Kopf und ſeinem Herzen vollkommen wieder herzuſtellen. Allein die Geſchäfte und die Zerſtreuungen, welche zu Syracus alle ſeine Zeit verſchlangen, hatten ihn genöthigt, eine für ihn ſo wichtige Arbeit lange genug aufzuſchieben, um ſie durch immer neu hervorbrechende Schwierigkeiten ungleich ſchwerer zu machen, als ſie anfangs geweſen wäre. Die ungereimte und lächerliche Seite der menſchlichen Meynungen, Leidenſchaften, und Gewohnheiten iſt gemeiniglich die erſte, welche ſie einem Manne von Verſtand und Witz zeigen, der die Muſſe nicht hat, ſie mit anhaltender Aufmerkſamkeit zu betrachten. Agathon gewöhnte ſich alſo unvermerkt an dieſe Art, die Sachen anzuſchauen; die natürliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit ſeiner Sinnesart diſponirte ihn ohnehin dazu; und die Syracuſaner, deren Character eine Vermiſchung des Athenienſiſchen und Corinthiſchen, oder eine Compoſition von den widerſprechendeſten Eigenſchaften, welche ein Volk nur immer haben kann, ausmachte — und ein Hof, wie Dionyſens Hof war — verſahen ihn ſo reichlich mit comiſchen Charactern,

Surgentemque nepos [1]) ſequitur, coniuxque nepotis [2]);
Burchardusque [3]) ſimul procedit paſſibus aequis.
Cui iam Germanae [4]) facies inviſa peritae
Vidit et invidit cedens Ariadna coronam.
„Quae nova ſtelligeris ſuccedit ſedibus hospes,
Erigone exclamat?“ confidentiſſima noſtras
„Tentat adire domos? Divi prohibete volantem:
„Dum licet, Icariam ſuperi fraenate puellam,
„Namque giganteos ſuperabit fervida niſus.
„Foemina, iam Placei regnum ambitioſa pererrat [5])!
„Aemula nunc aquilae fertur Cytherea columba,
„Aethereosque haurit cupidis obtutibus ignes.
„Audax attonitis pulchrum caput inſerit aſtris,
„Percurritque polum, coelo terraque marito
„Haeret iuncta comes; cunctis nunc devovet aſtris
„Quas Veneri noctes meliorem debet in uſum,
„Immemor atque viam natis, qua ſe quoque poſſint
„Tollere humo, patriumque ſagax praemonſtrat Olympum.
„Fulminis haeredes quondam laudisque futuras
„Sic avium regina ſuos educere foetus
„Geſtit, et implumes magnis iam deſtinat auſis.
„Tanta tenet tanti generis fiducia matrem!

„Huic tincta ingenio ſcintillant lumina: doctos
„Landius huic radios pomum Paris ipſe dediſſet.
„Huic quoque Diva favet Gothae quae praeſidet arci [6]),
„Cui Bereniceos Conon tribuiſſet honores."

Cecinit

Joannes Baptiſta Caſpar d'Ansse de Villoiſon,

Gallici Inſtituti, et Ienenſis latinae ſocietatis ſodalis.

Notes.

[5]) Mr. Français de Lalande, Membre de l'Inſtitut National de France, savant modeſte, et digne neveu du celebre Aſtronome de ce nom, a donne la Theorie de Mars, et un Catalogue de cinquante mille etoiles, le plus énorme travail que jamais aucun Aſtronome ait présenté: *„C'eſt le tableau le plus fidelle, et le plus complet qu'on pût deſirer de l'état du Ciel à la fin du dix-huitième siecle, Tableau qui ne ſera que gagner de plus en plus en vieilliſſant, et que les ſiecles à venir citeront plus ſouvent, et avec plus d'éloges que les contemporains de l'Auteur"* dit l'immortel Delambre dans son rapport lu à l'Inſtitut de France.

[2]) Madame Français de Lalandé, dans la force de l'âge et de la beauté paſſe les nuits à obſerver les aſtres avec ſon mari et deſtine ses enfants à ſuivre la même carrière où elle s'est couverte de gloire.

[3]) Mr. Burckhardt, né dans le Duché de Saxe-Gotha, demeure chez les savans Mrs. de Lalande et s'eſt rendu juſtement celèbre par une foule d'Obſervations aſtronomiques, et dernièrement encore par son beau travail sur la dixième planète, découverte par M. Olbers, à Breme. On disputoit pour savoir si ce n'étoit pas un comète: M. Burckhardt a levé ce doute, et a calculé les dérangemens que Jupiter cause à cette planète qui ne paroit que comme une étoile de huitième grandeur.

[4]) Mademoiselle Sophie Germain excelle dans les Mathématiques et dans la Chimie, à l'âge de vingt six ans.

[5]) Le Senateur la Place, membre de l'Inſtitut, que son genie ſublime a mis au dessus de tous les titres et de tous les eloges.

[6]) S. A. S. Madame la Ducheſſe regnante de Saxe Gotha protège et cultive avec ſuccès l'Aſtronomie et a fait un accueil diſtingué au Patriarche des Aſtronomes et à sa docte nièce. Tout le mon-

de sait que les Princes de differentes branches de la maison de Saxe sont les Medicis de l'Allemagne.

IV.

J. P. Friedrich Richter.

Drei Federn hat Okynt: die eine gab ein Engel
Aus seinem Fittich ihm. Mit dieser schreibt er Mängel
Der Menschen in Gelassenheit.

Die zweite Feder war in eines Adlers Flügel
Schwungfeder. Diese hält kein Zügel,
Mit der schreibt er im Groll die Mängel seiner Zeit.

Aus eines Amors leichten Schwingen
Zog er die dritte, die
Gebraucht er, Herzen zu bezwingen,
Und schreibt mit ihr an sie:
Bis in die Ewigkeit wird meins getreu verbleiben!
Möcht er mit dieser alles schreiben.

Gleim.

V.

Für die Freunde des Cölibats*).

In das Zuchthaus zu Buchloe (zwiſchen Augsburg und Mindelheim) iſt kürzlich eine „Pfaffenköchin“ — keine beſſere verdient dieſen Nahmen — gebracht worden — auf dreißig Jahre! Zum Einſtande bekam ſie „funfzehn Prügel,“ und eben ſo viele ſind ihr zum Ausſtande zugedacht. Und ihr Verbrechen? Sie war Köchin oder Hauſerin bei einem Beneſiziaten in Ehingen (ober Ulm) und hatte von demſelben zwei Kinder, die ſie gleich nach der Geburt umbrachten **). Der Geiſtliche wurde degradirt, 3 Tage mit ihr auf die Schaubühne geſtellt und dann auf fünf und dreißig Jahre in die Feſtung Kufſtein (im Tyrol) geſchickt.

Wie viele Gräuel mag der Cölibat ſchon veranlaßt haben, und noch veranlaſſen — wie viele, die nicht bekannt wurden!!

*) Aus Baiern eingeſandt.

B.

**) Er taufte erſt das Kind oben unterm Dache, und dann mordete man es.

Der nächste Vertheidiger des Cölibats wird ersucht, auch dieses Faktum (das wir von guter Hand empfingen) in seine Apologie mit aufzunehmen. Er kann damit, wenn wir ihm noch weiter rathen dürfen, die — starken Gründe verbinden, welche Portalis neulich in seiner Rede bei der Bekanntmachung des Konkordats für den Cölibat aufgestellt hat. Es ist da von einer Religion die Rede, die von ihren Priestern eine gewisse (!) körperliche Reinheit fordert („qui exige d'eux — des hommes consacrés à la divinité — une certaine pureté corporelle)" Allerdings, die Reinigkeit des Menschen hängt am Körper, und — die Ehe verunreinigt; denn sie ist, laut jener Religion, ein „Sakrament." Auch knüpften bekanntlich der jüdische und heidnische Pöbel die Reinheit an den Körper: daher ließ man in Griechenland und Rom gewisse Götter und Göttinnen nur durch jungfräuliche Hände bedienen (wollte der Priester heurathen, so mußte er sein Amt niederlegen); und diese — jüdischen und heidnischen — Volksbegriffe sind ächtchristlich, reinkatholisch. „Es ist also gut, daß sie, die katholischen Priester, sich von allem enthalten, was den Verdacht gegen sie erregen könnte, daß es ihnen daran (an körperlicher Reinigkeit) fehle: il est bon qu'ils s'abstiennent de tout ce, qui pourroit les faire soupçonner d'en manquer." Ein schönes Kompliment für alle Verehlichten, und insbe-

sondere, in dem neuen Lande der Toleranz, für die protestantische Geistlichkeit! — Dazu kommt, daß „der katholische Gottesdienst eine stete Aufmerksamkeit fordert: man hat also geglaubt, seinen Dienern die Familiensorgen (oder — die Plackerei mit einer Familie?) ersparen zu müssen: Le culte catholique demande .... une attention continuelle; on à cru devoir epargner à ses ministres les embarras d'une famille." Aber die Embarras mit einer Köchin, Hauserin — mit einer Oekonomie, mit Knechten, Mägden .... ohne eine treue, theilnehmende Gefährtin, was wären diese gegen jene Plackerei! „Und hängt sich das männliche Gemüth, weil es nicht mit der menschlich- und sittlich-schönen Sorge für eine Familie beschäftigt wird, leicht um so mehr an unsittliche Gegenstände, was thut das in den Augen des Politikers und — im Systeme einer politisirten Religion? „Endlich liebt das Volk in den Verordnungen, welche die Sitten der Geistlichen betreffen, Alles, was den Karakter der Strenge trägt: — qui porte le Charactère de la severité." Richtig! darum betet der Pöbel in Indostan den sich selbst zerfleischenden Fakir wie einen Heiligen an; und es ist sehr zweckmäßig, diesen flachen, einseitigen Pöbelsbegriff durch positive Institute zu erhalten. Denn daß weit mehr Tugend, weit mehr moralische Kraft zum ordentlichen Genusse des Sinnlichen als

zum bloßen Nichtgenusse erfodert werde, wer begreift das? Kein Pöbel, er heiße vornehm oder gemein, kein Egoist, kein Sofist, und — kein Politiker, der blos nach der Spitze seiner politischen Nase schielt. (Denn allerdings giebt es eine Politik, die sich mit der Moralität wohl verträgt, und daher auf die Achtung des Filosofen gerechten Anspruch hat).

Ob Portalis, durch Aufnahme so flacher, sofistischer und elender Gründe in seine — nur einige empirische Mißgriffe und den Mangel eines festen Prinzips abgerechnet — meisterhafte und vortreffliche Rede, nicht selbst den Spott und den Widerspruch reizen wollte? Ob er nicht dadurch veranlassen wollte, daß allmählig die Aufklärung, die siegende Kraft der Wahrheit bewirke, was vielleicht unter den gegebenen Umständen auch die ächte Politik nicht durchsetzen konnte? Wirklich, diese Rede von Portalis ist das beste, was meines Wissens je aus dem Schooße der französischen Filosofie über Religion hervorgegangen ist.

VI.

Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur.

1.

Graf Georg Festetics von Tolna.

(Aus einem Briefe aus Ungarn.)

— Ich kann nicht umhin, Sie mit den Verdiensten des ungrischen Grafen Georg Festetics von Tolna (K. K. Kämmerers und Gutsbesitzers von Keßthely, Murakőz, Vasvár, Ságh, Csurgó u. s. w.) eines Mannes von beispielloser Großmuth, der durch das viele Gute, das er fortwährend stiftet, die Bewunderung aller, die ihn kennen und von ihm hören, auf sich zieht, näher bekannt zu machen. — Seine liebenswürdigen Eigenschaften und seltnen Verdienste sind kürzlich folgende.

Bei den gewöhnlichen Beispielen von Personen seines Standes — besonders in seinem Vaterlande, wo der Adel noch viel weniger als in andern Ländern die Vorurtheile des Standes abgelegt hat, muß man

es ihm schon als ein grosses Verdienst anrechnen, daß ihm der gewöhnliche Pomp und die meist faden Unterhaltungen der Grossen ein Ekel sind, und daß er solche blos der Konvenienz wegen im Nothfall mitmacht, sonst aber den stillen Aufenthalt in Keszthely *) jedem andern vorzieht, weil er sich dabei der Literatur und der Leitung seiner Güter ungestört widmen kann.

Bei seiner Eingezogenheit ist er aber dennoch gegen Fremde, vorzüglich gegen Gelehrte jedes Standes, ausserordentlich gastfrei und gefällig. Bei seiner Sparsamkeit und genauen Wirthschaft ist er doch gegen seine Beamte und gegen Schriftsteller sehr generös. Seine Kenntnisse, vorzüglich im Fach der Oekonomie und Gewerbskunde, sind außerordentlich umfassend und zugleich sehr kritisch und scharfsinnig; und jedes seiner Gespräche in diesem Fache ist auch für Kenner sehr belehrend. Er ist auch in der alten lateinischen Literatur, in der Geschichte und politischen Wissenschaften sehr bewandert und mischt davon auffallende und ungesuchte Proben in seine Gespräche. Die ungrische, teutsche, lateinische, französische und italie-

*) Keszthely ist ein niedlicher Marktflecken im Szalader Komitat, 2 Stunden vom See Balaton entfernt, in der anmuthigsten Gegend, mit den schönsten Weingärten, üppigsten Feldern, und anmuthigsten Wäldern umgeben.

racteren, Bildern und Begebenheiten, daß der Absatz, welchen der gegenwärtige Ton seiner Seele (wenn man uns dieses mahlerische Kunst Wort hier erlauben will) mit seinem ehmaligen machte, von Tag zu Tag immer stärker werden mußte. Der Oromasdes und Arimanius der alten Persern werden uns nicht als tödlichere Feinde vorgestellt, als es der comische Geist, und der Geist des Enthusiasmus sind; und die natürliche Antipathie dieser beyden Geister wird dadurch nicht wenig vermehrt, daß beyde gleich geneigt sind, über die Grenzen der Mäßigung hinauszuschweiffen. Der enthusiastische Geist sieht alles in einem strengen feyerlichen Licht; der comische alles in einem milden und lachenden; nichts ist dem ersten leichter als so weit zu gehen, bis ihm alles, was Spiel und Scherz heißt, verdammlich vorkommt; nichts dem andern leichter, als gerade in demjenigen, was jener mit der grössesten Ernsthaftigkeit behandelt, am meisten Stoff zum Scherzen und Lachen zu finden.

Nehmen wir zu diesem noch, daß der leichtsinnige und scherzhafte Ton von jeher den Höfen vorzüglich eigen gewesen ist — und den besondern Umstand, daß die anmaaßlichen Academisten, oder Hof-Philosophen des Dionys, den einzigen Aristipp ausgenommen, eine Art von Tragi-comischen Narren vorstellten, welche recht mit Fleiß dazu ausgesucht zu seyn schienen, um die erhabenen Wissenschaften, für deren Priester und Mystagogen sie sich ausgeben, so verächtlich zu machen, als sie selbst waren — Nehmen wir alles dieses zusammen, so werden wir uns kaum verwundern können, wie es

möglich

niſche Sprache iſt ihm gleich geläufig. Er ſelbſt iſt die Seele ſeiner Güter-Direkzion und ſeiner Kanzlei, worin die Korreſpondenz mit Gelehrten keinen geringen Theil der Geſchäfte ausmacht.

Die wichtigen Inſtitute, welche er errichtet hat, und fortdauernd immer mehr vervollkommt, ſind bereits bekannt, und ſowohl in der Antrittsrede des Profeſſors der Oekonomie und Technologie am Keſthelyer ökonomiſchen Inſtitute, Johann von Aſboth *), als auch im N. T. M. April 1802 S. 264 und 266 kurz angeführt.— Auf das ökonomiſche Inſtitut, das Georgikon zu Keßthely, durch das Graf Feſtetics zugleich für das Ausland ein neues und nachahmungswürdiges Beiſpiel von einer wichtigen und gemeinnützigen Anſtalt aufgeſtellt hat, und worauf die Ungarn mit Recht ſtolz ſeyn können, ſind bereits 50000 (funfzigtauſend) Rfl. verwendet, ohne dabei den Werth der 472 Joch von 1200 Wiener Quadratklaftern, welche zum Territorium des Georgikons gehören, in Anſchlag zu bringen.

*) Oratio in auſpiciis anni ſcholaſtici 1802 in Georgico Keſzthelyenſi Illuſtriſſimi Domini Comitis Georgii Feſtetics de Tolna, dicta die 2 Novemb. 1801. ab Ioanne Aſboth, eiusdem Georgici Oeconomiae et Technologiae Profeſſore. Soproniі (Oedenburg) typis I. A. Sieſs. V. p. 8.

Durch seine Bibliothek, die in einem schönen einfach-geschmackvollen Saale des Kastells zu Keßthely aufgestellt ist, und die jetzt schon ohngefähr aus 8000 Bänden besteht, und täglich durch die interessantesten Werke sehr vermehrt wird, macht sich der Graf sowohl um jene Gegend überhaupt als auch vorzüglich um das Georgikon aufs neue verdient, indem die Professoren des Georgikons die nöthigen Werke aus der Bibliothek auf so lange als sie wollen, nach Haus se erhalten, auch alle Werke, die noch nicht da sind, und die sie zu benutzen wünschen, gleich nachgeschaft werden.

Der Graf erwirbt sich auch Verdienst um die vaterländische Literatur und scheut keine Kosten, um sie empor zu heben. Er ermuntert im ganzen Lande zur Schriftstellerei, die in Ungarn sonst so wenig Ermunterung hat, dadurch, daß er Schriftsteller, die ihm Proben und Exemplare ihrer Werke zuschicken, oder ihm dieselben auch dedizirem, ansehnlich belohnt. Jedoch verlangt er immer die Werke erst im Manuskript zu kennen, welche man ihm zu dedizirem wünscht, und lehnt daher auch manche Dedikazionen von Profanen ab. — Von der Sammlung der Karten von allen und jeden einzelnen ungrischen Komitaten, deren Herausgabe die Verfasser der ungrischen Zeitung Magyar (l. Madjar) Hirmondó (die zur Kultur in Ungarn so viel beigetragen hat, als sonst die Zeitun-

gen, wie sie gewöhnlich beschaffen sind — besonders die teutschen — nicht leicht bewirken können) in Wien, an deren Spitze von Görög steht, ist beinahe die Hälfte der Landkarten auf Grafens Georg Festetics Kosten gestochen und abgedruckt und zum Theil umsonst mit den Zeitungen in Ungarn versendet worden. Auch die berühmte Karte des Balla vom Pester Komitat ist auf des Grafen Kosten ans Licht gekommen.

Noch kann ich nicht mit Stillschweigen übergehn, daß der Graf den gelehrten und für das Wohl seines Vaterlandes mit Wärme beseelten Professor Johann v. Asbóth ökonomisch-industriöse Reisen, sowohl in Ungarn als im Auslande machen lassen wird, um durch seine Anschauungen und Erfahrungen nützliche Anwendungen für das Georgikon und den Unterricht in demselben zu machen *). —

Im Monat März 1802 ist ein gedruckter Plan zu einer ungrischen Gesellschaft für Naturkunde, Oekonomie und Medizin in Pest (Pest, bei Patzko. 26 S. 8) erschienen, von welcher ich in diesen Blättern nähere Nachricht geben werde, sobald sie vom König

*) Mit einem Wort, der Wahlspruch des Grafen scheint jener zu seyn, den der weise Nestor im Vater Homer empfiehlt: αἰὲν ἀριστεύειν.

bestätigt wird, und der Palatin von Ungarn sich zum Protektor derselben erklärt, zu welchem beiden man viele Hofnung hat *). — In dem Falle, wenn die Gesellschaft vom König bestätigt wird, hat Graf Festetics im voraus als Beitrag zur Organisirung und Unterhaltung derselben im Anfange gleich 400 Rfl. und dann in den 10 nächsten auf einander folgenden Jahren jährlich 250 Rfl., also für 10 Jahre im Ganzen 2900 Gulden bestimmt. — Am Ende jenes Plans ist folgende Unterschrift gedruckt.

Johann Festetics von Tolna.

Franz von Schrand, Prof. der Medizin an der königl. Universität zu Pesth. (seitdem auch Hofrath und Protomedikus in Ungarn).

Ferner in Pesth.

Ludwig von Schedius, Prof. der Aesthetik.

Jakob Winterl, Prof. der Chemie und Botanik.

Paul Kitaibel, Adjunkt bei der Chemie und Botanik.

Georg Schmidt, Prof. der prakt. Geometrie.

*) Es ist nehmlich nicht gegründet, was in der teutschen Nazionalzeitung 1802. 19tes Stück behauptet wird, daß jene ungrische Gesellschaft bereits gebildet sey, und unter dem Protektorat des Palatins und eines Grafen Esterhazy stehe.

Adam Tomtsángi, Prof. der Fyſik.
Stifan Kultsár, (Präfekt des jungen Grafen Ladislaus Feſtetics von Tolna, der zu Peſth ſtudiert).

Daß der Kaiſer auf dem Reichstage *) zu Preßburg abgelehnt habe, über Religionsangelegenheiten zu verhandeln, indem er gegen die Proteſtanten gleiche landesväterliche Geſinnungen wie gegen die Katholiken hege, iſt bereits aus den Zeitungen bekannt.

*) Der Hamburger Korreſpondent und der Frankfurter Zeitungsſchreiber ſchreiben immer von einem ungriſchen Landtag. Beide ſcheinen nicht den Unterſchied zwiſchen Reichstag und Landtag zu kennen. — Von einem Ländchen, wie Hannover (mit 600,000 Menſchen) ſagt man, es hat einen „Landtag," aber von einem Königreich wie Ungarn (von beinahe 8 Millionen Menſchen) „Reichstag." Oder ſehen ſie vielleicht das ſouveraine Königreich Ungarn für eine dem Erzherzogthum Oeſterreich unterworfene Provinz an? — Faſt könnte man dies vom Wiener Zeitungsſchreiber argwohnen, der auch nur von einem ungriſchen Landtag ſpricht. Auch von teutſchen Ungern hört man wohl oft jenen unſchicklichen Ausdruck „ungariſcher Landtag." — Ich hoffe, man wird mir dieſe unbedeutend ſcheinende Rüge um ſo eher verzeihen, da ich verſichern kann, gehört zu haben, daß Hofrath Schlözer in Göttingen in ſeinen politiſchen Vorleſungen dieſelbe Rüge einigemal gemacht hat. —

— Indeſſen hätten die Proteſtanten in Ungarn ſehr gewünſcht, ihre Beſchwerden wegen der Kränkungen, die ſie oft von Seiten vieler bigotten Katholiken ſchon ſeit geraumer Zeit erdulden mußten, auf dem Reichstage vorbringen zu können. — Die Foderungen des Königs werden auf dem Reichstage von den ungriſchen Reichsſtänden ohne Debatten bewilligt, und der König kann daraus die große Anhänglichkeit der biedern Ungriſchen Nazion an ihren König ſehn. — Auf dem Reichstage ſoll noch die Reviſion der Deputazionsakten, an denen ſchon ſeit mehrern Jahren gearbeitet wird, vorgenommen werden, und man kann ſich ſodann von der Vollſtreckung der Beſchlüſſe ſehr viel für Ungarns Wohl verſprechen. — Möchte doch inſonderheit der Kaiſer ſeinen treuen Ungern für ihre viele Aufopferungen vollkommene Handlungsfreiheit verleihen, die Ungarns Wohlſtand ſehr vermehren würde, und die in Ungarn bis jetzt ſo ſehr beſchränkt war. Man vergleiche die vortreffliche Schrift des H. Gregor von Berzeviczi: Ueber Ungarns Kommerz und Induſtrie — von der, wie man in Ungarn auf eine ſehr überraſchende Weiſe erfuhr, in der Weimariſchen Handlungszeitung bei den Gebrüdern Gädicke eine teutſche Ueberſetzung erſchienen iſt *).

*) Neue Zeitung für Kaufleute und Fabrikanten u. ſ. w. von J. A. Hildt. Mai und Junius ſtück 1802. Es iſt ein Muſter einer gründlichen

Der Plan des ehemaligen Jeſuiten und jetzigen Konferenzraths Abbe' Lorenz, nach welchem alle katholiſche Schulen möglichſt mit Geiſtlichen beſetzt werden ſollen, iſt vom Wiener Hof genehmigt worden *), und man muß nun wieder in Oeſterreich einer mönchiſchen Erziehung entgegen ſehn. — Den Benediktinern, denen der Kaiſer ihre ehemaligen Güter in Ungarn wieder gegeben hat, ſind bereits 10 Lehrinſtitute eingeräumt worden, z. B. die Gymnaſien zu Preßburg, Raab, das Pädagogium zu Papa u. ſ. w. — Die ſogenannten Societates marianae in den katholiſchen Schulen, die Joſef II aufgehoben hat, ſind aufs neue eingeführt werden. — In Oeſterreich haben jetzt ſehr viele Aufmunterungen zum geiſtlichen Stande Statt; auch auf dem ungriſchen Reichstage werden Vorſchläge von Aufmunterungen zur Ergreifung des geiſtlichen Standes erwartet, — und dies iſt in Ungarn um ſo nöthiger, weil hier der Mangel an Geiſtlichkeit unter den Katholiken immer fühlbarer wird — indem ſelbſt die Ausſicht auf die fetteſten Pfründen ſehr wenige zur Ergreifung des geiſtlichen Standes anreizt. Aber die feurigen Ungern

Handelsſtatiſtik und verdient allgemein auch in geografiſcher Rückſicht gekannt zu werden. Die Schrift iſt auch unter dem Titel: Ungarns Induſtrie und Kommerz (Weimar, Gädicke 1802. 144 S. in 8) beſonders zu haben. D.

*) Cf. die teutſche Nazionalzeitung 1802. 19tes St.

N. T. M. Jul. 1802. O

ſcheinen auch viel weniger die Eheloſigkeit des geiſtlichen Standes vertragen zu können, als manche andre Nazionen! Auf der andern Seite ſind bei den meiſt äußerſt ſchlecht dotirten Pfarreien der ungriſchen Proteſtanten doch Theologiae Candidati von 10 und mehrern Jahren nichts ſeltenes. —

2.

Aus Rösters Almanach für Ungarn 1801.

Mein Vaterland,

beim Anfange des 19ten Jahrhunderts.

Das Land, wo die Natur für ihre beſten Gaben
Europa's ſchönſtes Plätzchen fand;
Wo noch nicht ihre reinen Urgefühle
Für Männlichkeit, die Menſchen im Gewühle
Des Luxus, nicht durch Sittenſtand
Entweiht, erſtickt, verkünſtelt haben —
Wohl mir! es iſt mein Vaterland.

Da prangen ſie in Oſten, Süden, Weſten,
Lydus Gaben, ſtattlich ſchön

Auf Meilenlangen Rebenhöh'n;
Und liefern uns des Traubensaftes beſten.
Und hoch auf ihren Rücken dehnen
Sich majeſtät'ſche Wälder fort und lehnen
Am Karpathus den hohen Scheitel hin.
Zahlloſe Heerden, zum Beneiden
Für jedes Land, geſättigt ziehn
Herum auf fetten ungemeßnen Weiden;
Und Ceres ärndtet, ohne ſauern Schweiß
Gepflegten Ueberfluß von ihrem Fleiß.
Ha! fühlt ihr Glücklichen den Segen
Des Vaterlandes; fühlet und genießt
Die Kräfte, die in eurer Bruſt ſich regen!
Den edeln Stolz, der euer Erbtheil iſt.
Der hohe Sinn, die Feſtigkeit des Muthes;
Das Feuer eures raſchen Blutes,
Die Muskelſtärke eurer Arme,
Der ernſte Blick, und das vom feigen Harme
Noch ungeſchwächte Herz, das in euch ſchlägt,
Iſts, was für euch bei jenen Nazionen,
Die artig eſſen, leben, wohnen,
Der Barbarei Benennung trägt.
Es ſey! Wir gönnen ihnen den gebergten Schimmer,
Die leere Pracht, den Modewind:
Und fühlen, daß wir jetzt und immer,
Durch beſſre Schätze beſſer ſind.

Das Land, das zwar mit kleinen aber ernſten
Schritten
Zur Höhe reifer Bildung dringt;
Das nicht durch Künſtelei der Sitten
Um ſeinen Kraftgenuß ſich bringt;
Das ſtehen wird, und blühn, und glänzen,
Wenn an den Nachbarn unſrer Abendgrenzen
Die Schminke ihrer Reitze ſchwand —
Wohl mir! es iſt mein Vaterland.

Ja glänzen wirſt du, wenn von Jenen,
Die ſpottend deiner jetzo nur erwähnen,
Der Zeiten Lauf die Tünche abgewiſcht,
Und ihr geprießnes Licht verliſcht.
Die Menſchheit taugt für Treibehäuſer nicht:
Gemach nur ringen ſich und ſtille
Die reifen Kräfte los aus ihrer Fülle,
Und dauern dann, und wirken um ſo mehr
In ihrer Sphäre rings umher.
Dies iſt's, was die Geſchichte ſpricht,
Und was auch dir einſt werden muß!
Ha! leuchte mir, erhabner Genius
Des Völkerwohls, mit deiner Fackel vor!
Und laſſe mich im Geiſte, jene Zeiten
Anbetend ſehn, wo dieſes Volk empor
Zum Ruhme deine Führungen einſt leiten.
Dann preißt man nicht den Boden mehr allein,
Den deine Huld uns gab; dann nehmen

möglich gewesen, daß unser Held nach und nach sich endlich auf einem Punct befand, wo ihn damals, da er in der Grotte der Nymphen auf Erscheinungen der Götter wartete — oder da er die Grundsätze, die Verheissungen und die Freundschaft des Sophisten Hippias mit einem so feurigen Unwillen von sich stieß — vermuthlich niemand, oder nur die schlauesten Kenner des menschlichen Herzens erwartet haben mögen — nämlich da, wo ihm ein grosser Theil seiner vormaligen Ideen, an denen er zu Smyrna nur zu zweiffeln angefangen hatte, nun selbsten ganz schimärisch und belachens-werth, und diejenigen, deren Gegenstände ihm zwar ehrwürdig bleiben mußten, doch subjectivisch betrachtet, in der barockischen Gestalt, wie sie in der Einbildung der Sterblichen verkleinert, verzehrt, vermischt oder verkleidet werden, zu nichts anderm zu tangen schienen, als lustig damit zu machen.

Unsere nachdenkenden Leser werden nunmehr ganz deutlich begreiffen, warum wir Bedenken getragen haben, dem Urheber der griechischen Handschrift in seinem allzugünstigen Urtheil von dem gegenwärtigen moralischen Zustande unsers Helden, Beyfall zu geben. Wir können uns nicht verbergen, daß dieser Zustand für seine Tugend gefährlich ist, und desto gefährlicher, je mehr man in demselben durch eine gewisse Behaglichkeit, Munterkeit des Geistes, und andre Anscheinungen einer völligen Gesundheit, sicher gemacht zu werden pflegt, sich in seinem natürlichen Zustande zu glauben. Nicht als ob es uns eben so leid sey, unsern Helden (den wir mit allen seinen Fehlern eben so sehr lieben,

Für Thaten wir den Platz auf Klio's Tafel ein,
Die jetz'gen Spötter zu beſchämen.
Dann fühlen doppelt wir den ſüßen Namen,
Den jeder Patriot noch ſüß empfand,
Und ſüß empfinden wird, den Namen —
Mein Vaterland!

Rösler.

Weihe.

Glückliche Seelen! Geweihte der Unſchuld; des Scherzes, der Liebe
Muntre Geſpielinnen, euch opfert mein Erſtling ſich hier.
Seht! ich fühle wie ihr: es fließen ſo Stunden wie Jahre
Aehnlich den eurigen, mir unter Genüſſen zurück:
Liebe veredelt mein Seyn; Gefallen am Schönen und Wahren
Bildet die Sinnen, das Herz, adelt den forſchenden Geiſt;
Und es erhebt zur Verwandtſchaft mit Gott mich wirkſame Tugend —

Glücklich bin ich wie ihr! nehmt zur Freundin mich auf.

Karoline von Wieſer.

3.

Graf Franz Szécſényi.

(Aus M. Denis literariſchem Nachlaß, herausgegeben von J. Frhrn. v. Retzer. IIte Abtheilung S. 205.)

Um die Anzeige von den Schriften des unvergeßlichen Denis ſo vollſtändig als möglich zu machen, verdient noch bemerkt zu werden, daß Denis zu der ſo eben erſchienenen Bibliotheca Hungarica Franciſci Comitis Szechényi in Czénk, Comitatus Sopronienſis oppido, welche aus dem Catalogus biblioth. Hungaricae Comitis Szechényi T. I. p. I et II. Sopronii, typis Sieſſianis 1799 und aus dem Index alter, Peſtini, typis Trattnerianis beſteht, eine vortreffliche, feine und des Grafen würdige Vorrede verfaßte. Sie enthält 16 Seiten mit der Aufſchrift: Rei librariae cultoribus Michael Denis. Dieſem für die ungariſche Literatur vorzüglich merkwürdigem Werke wird bald der eben ſo wichtige Catalogus Codicum Mſtorum et Numorum Hun-

gariae nachfolgen. Es iſt dies Werk ein glänzendes Zeugniß nicht nur von Sr. Exzellenz des Grafen von Szécsényi ausgebreiteter Kenntniß ſeiner vaterländiſchen Literatur, ſondern auch von dem Eifer, die Kultur ſeiner Nazion überhaupt zu befördern *).

Nachſchrift.

Der Obergeſpann und Oberſtkammerherr Graf Szecſényi gehört zu den erſten Zierden der Oeſterreichiſchen Monarchie, und wird von allen, die das Glück hatten, ſeine Kunſtſchätze und die edle Benutzung derſelben in der Nähe kennen zu lernen, mit Hochachtung unter die erſten Muſageten in der Reihe ſeiner Zeitgenoſſen genannt werden. Es war daher nur gerechte Huldigung dem wahren Verdienſt bewieſen, daß der um vaterländiſche und ſchöne Literatur überhaupt vielfach verdiente Frhr. v. Retzer ſeines Freundes Denis literariſchen Nachlaß gerade einem Mann zueignete, der unter den viris principibus, die den Barden Sined nach Verdienſt zu ehren wußten, eine der erſten Stellen einnahm. Es wird übri-

*) Dieſe Nachricht iſt für alle Bibliografen, Filologen, und Numismatiker um ſo wichtiger, da von dieſen Katalogen im Auslande faſt gar nichts bekannt geworden iſt.

gens vielen Lesern dieser Zeitschrift bei dieser Gelegenheit nicht unangenehm seyn, zu erfahren, daß der zweite Theil des Denisschen Nachlasses, mit welchem diese reichhaltigen Posthuma geschlossen sind *), an vielseitigem Interesse und Inhaltsfülle dem ersten, von welchem schon einmal hier die Rede war, nichts nachgiebt. Den Anfang macht eine erlesene Sammlung von In- und Aufschriften im ächten lateinischen Lapidarstyl, woraus mancher hochbedrängte Inschriftenfinder, auch wohl im nördlichen Teutschland an der Elbe und Spree, seiner Blöße einen Pagno oder Schurz zuschneiden könnte. Dann kommen lyrische, elegische und epigrammatische Gedichte, ein Kranz voll vielgewandter Kunst und Mannigfaltigkeit, indem selbst die unansehnliche Zeitlose an ihrer Stelle doch nicht blos als Lückenbüßer eingeflochten ist. Vorzüglich scheinen hier die Gedichte auf Katharinens Tod, auf Pauls Thronbesteigung, auf die Aufhebung des Jesuitenordens (Extinctae societati meae), und die Aeonenhalle, die hier ohne alle fremdartigen Zusätze **) nach Denis unverfälschter Handschrift von dem

*) Mich. Denis literarischer Nachlass. IIte Abtheilung. Wien 1802. bei Anton Pichler. 206 Seiten in gr. 4.

**) Ein gewisser, schon durch frühere Falsa übelberüchtigter Schriftsteller versündigte sich sehr an diesem Gedichte bei der ersten Bekanntmachung desselben,

Wahrheitliebenden Herausgeber abgedruckt worden iſt, allgemeine Aufmerkſamkeit zu verdienen. Den Beſchluß macht eine Auswahl der intereſſanteſten Briefe, die Denis zum Theil von jenen Heroen unſerer Literatur erhielt, deren unſterbliche Nahmen, allen krächzenden Raben unſerer neueſten Afterliteratur zum Troz, die edeln Schwäne am Strome der Zeit nie untertauchen laſſen werden. Man durchwandelt hier einen herrlichen Hain, wo uns die ehrwürdigſten Geſtalten freundlich und oft mit einer einzigen bedeutungsvollen Geberde ſich ganz ausſprechend begegnen. Klopſtock, der ſich bei Heſſe die Komposizion ſeiner lyriſchen Sylbenmaaße im 20ſten Geſang der Meſſiade beſtellt, auf Kaiſer Karl den Großen ſehr übel zu ſprechen iſt, daß er, um ſeinen Prinzeſſinnen viel nachzulaſſen, ſeine Bücher- und Lieder-Sammlungen in ungeweihte Hände kommen ließ und dem Wiener Barden die Wonne des Schrittſchuhlaufs von Kopenhagen aus begreiflich macht; Gleim, der zu den Waffen gegen die Unterdrücker Griechenlands ruft; Ramler, der Denis Geſang auf den reiſenden Kaiſer ſeinen Berlinern wohl zwanzigmal vorlieſt; der ſanfte Weiße, der jedem Misverſtändniſſe durch freundliches Zurechtlegen ausweicht; Bodmer, Geßner, Nicolai, Heideg-

und ſchob Anmerkungen unter, in welchen man den edeln Denis gern zu einem Wiener Barmel gemacht hätte. Dieſe Schmuzflecken ſind in dieſer Ausgabe alle abgewaſchen.

ger, Heyne, Lavater u. ſ. w. Wer möchte nicht gern die Stimme dieſer Männer vernehmen und ihre Briefe, wie zierliche Votivtäfelchen, nachdenkend beſchauen. Es war übrigens von der bekannten Humanität des Herausgebers im voraus zu erwarten, daß er nur das Mittheilbare ausheben, nicht aber das Pikante in Perſönlichkeiten ſuchen würde. Das ganze gebildete und bildungsluſtige Publikum muß dem verſtändigen Herausgeber Dank dafür wiſſen, und den vom Tode Erſtandenen aus Hygiea's Schaalen neue Erquickung wünſchen.

B.

VII.

Literariſche und archäologiſche Nachrichten aus Paris.

1.

Aegyptiaka.

Paris, den 2ten Floreal X.

Ehe noch das große von der Regierung unterſtützte Werk erſchienen iſt, das die neulich in Aegypten ge-

machten Entdeckungen und die darüber angeſtellten Unterſuchungen aller Art enthalten ſoll, kann man ſchon aus den einzelnen Abhandlungen der zurückgekommenen Gelehrten auf ſeine Wichtigkeit für Länderkunde und ſelbſt für die älteſte und mittlere Geſchichte den vortheilhafteſten Schluß machen. In einer Privatſitzung des N. Inſtituts las Geoffroi geſtern einen Aufſatz über die Verhältniſſe der Religion der alten Aegypter zu der Naturgeſchichte des Landes: und wenn gleich die Hauptſätze, von denen er ausging, nicht gerade neu ſind, ſo erhält doch manche Einzelnheit in dem Aegyptiſchen Kultus durch Auffaſſung einer Menge von Umſtänden, die nur in dem Lande ſelbſt und durch ungehinderte lange Beobachtung bemerkt werden konnten, eine bisher unbekannte Erklärung. Oſiris iſt der Nil, Iſis die fruchtbare Erde; die Vermählung beider, d. h. der Eintritt der Ueberſchwemmung, wird durch das große Feſt gefeiert, das ſelbſt die Kalifen beſtehen ließen, weil es unzertrennlich von dem Weſen des Landes iſt. Und iſt die Ueberſchwemmung nicht hoch genug, ſo ſcheint das Meer, Tyſon, das Waſſer aus allen Kanälen zu geſchwind an ſich zu ziehen; Tyſon ſiegt über Oſiris. Die drei Fiſchgattungen Lepidotus, Oxyrhynchus und Fagrus, wovon der Oxyrhynchus etwa die Länge von 15 Decimetern hat, richten jetzt noch zur Zeit der Ueberſchwemmungen große Verwüſtungen an; die beiden erſtern nähren ſich von Körnern und Wurzeln,

der Fagrus von Fiſchen; vielleicht iſt dieß der Urſprung der Sage, daß ſie des Oſiris Geſchlechtstheile verzehrt hätten, indem ſie dem Lande die Hofnung zum Fruchtbarwerden entziehen. In Syene ſah man den Oxyrhynchus und den Aal von Aethiopien herab gerade um die Zeit ankommen, wo das Waſſer zu ſteigen anfängt; wahrſcheinlich eben deshalb wurden dieſe Fiſche, die mit der wohlthätigen Flut zugleich erſchienen, ein Gegenſtand der Verehrung in Elefantine und andern Orten. Der Krokodill wurde als menſchenfreſſendes, verheerendes Thier überall verabſcheut und nur in 5 Städten göttlich verehrt, weil dieſe Städte fern von dem Strome an Seitenkanälen lagen, und weil bei ſehr hohem Waſſer das Krokodill in der Verfolgung der ſich vor ihm flüchtenden großen Fiſche bis zu den Orten herauskam, denen ſeine Erſcheinung einen reichlichen Fiſchfang und die Rückkehr der Fruchtbarkeit andeutete. Der Hippopotamus wälzt ſich häufig im Schlamme, wie faſt alle Pachydermen, um ſeine dicke Haut dadurch zu befeuchten, und richtet damit auch jetzt noch große Verwüſtungen unter der jungen Saat an, deshalb iſt er das Symbol des Typon, der an dem Orus, des Oſiris Sohn, des Vaters Sieg rächt. Da aber dies Thier die tiefen Waſſer des Nils liebt, ſo ſteigt es, wenn der Strom abnimmt, gegen das Meer herunter, beſonders gegen die Mündung von Damiette, wo ſonſt Papremis war (wirklich wurde auch der letzte Hippopotamus, den die Franzoſen tödteten, uns

seit Damiette erlegt), und zu gleicher Zeit gehen die Seefische, welche den Nil die sechs Monate hindurch bewohnen, wo er niedrig ist, den Fluß hinauf. Da nun die Einwohner von Papremis Ichthyofagen waren, so freuten sie sich, den Hippopotamus zu sehn, weil seine Ankunft mit der der Seefische, worin ihre vorzüglichste Nahrung bestand, in ihrem Strom gleichzeitig war, und daher wurde das Nilpferd bei ihnen angebetet.

Dieß ist ungefähr der Hauptinhalt von Geoffroi's Memoire. Einen sehr interessanten Aufsatz von Girard über den Nilmesser in Elefantine und die altägyptischen Maaße werden Sie wahrscheinlich schon in der Notice des travaux de la classe des sciences morales et politiques de l'institut national durant les mois de Nivose, Pluviose et Ventose an X im Auszuge gelesen haben. Ueberhaupt haben alle Herodot's Berichte und Angaben, sobald er selbst beobachten konnte und nicht andern nachzuerzählen genöthigt war, von einer erstaunenden Genauigkeit und Wahrheit gefunden, selbst die wunderbare Geschichte mit den Fischen, die bald die eine, bald die andere Seite des Korfes wund haben beim Herodot II. 93. ist, einige Nebenumstände abgerechnet, vollkommen wahr. Geoffroi, der ein Krokodill zergliederte und auf seiner Reise durch Oberägypten diese Thierart viel beobachtet hat, sah mehreremale die Krokodille am Ufer schlafen und den Trochilus (Chara-

drius Aegyptius L.) aus ihrem gegen den Nordwind gekehrten Rachen die Würmer herausſuchen, unter welche die βδελλαι gehören, von denen Herodot II, 68. ſpricht. Die Aegyptiſchen Bären II, 67. ſind höchſtwahrſcheinlich nach Cuvier's Meinung gefleckte Hyänen (la hyène tachetée, Canis crocuta Linn.) Thiere mit einem röthlich braunen ſchwarz gefleckten Fell, auf welche die Beſchreibung des Proſper Alpinus, der doch auch in ihnen Bären zu ſehen glaubte, vollkommen paßt; wenigſtens giebt es jetzt keine Bären in ganz Afrika und Desfontaines hörte ſelbſt auf den Gebirgen des Atlas, die ihren Schnee bis in die Mitte des Meſſidor behalten, nie davon reden.

B. Clavier, von deſſen literariſcher Fehde mit dem Profeſſor Gail Sie auch in Teutſchland gehört haben werden, wird nächſtens eine Ueberſetzung des Pauſanias geben. Ich melde dies Ihnen darum, weil Barbié du Bocage, der die Karten für Barthelemy's Anacharſis zeichnete, den ganzen geografiſchen Theil des Werks bearbeiten will, und zu den Planen und Karten, die den Text begleiten ſollen, vortreffliche Materialien geſammelt hat.

Haſe.

als ob er ein Sir Carl Grandison wäre) auf dem Wege zu sehen, von allen Arten der Schwärmerey von Grund aus geheilt zu werden -- Denn so viel schönes und gutes sich immer zu ihrem Vortheil sagen lassen mag, so bleibt doch gewiß, daß es besser ist gesund seyn, und keine Entzückungen haben, als die Harmonie der Sphären hören, und an einem hitzigen Fieber liegen -- aber wir besorgen billig, daß die allzustarke Nachlassung, welche in der Seele eben sowol als im Leibe, auf eine übermässige Spannung zu folgen pflegt, seinem Herzen wenigstens so nachtheilig werden könnte, als es die liebenswürdige Schwärmerey, womit wir ihn behaftet gesehen haben, seiner Vernunft seyn mochte. Der neue Schwung, den seine Denkungsart zu Syracus bekam, würde uns ziemlich gleichgültig seyn, wenn die Veränderung sich bloß auf speculative Begriffe oder den Ton und die Vertheilung des Lichts und Schattens in seiner Seele erstreckte: Aber wenn er dadurch weniger rechtschaffen, weniger ein Liebhaber der Wahrheit, weniger empfindlich für das Beste des menschlichen Geschlechts, weniger edelgesinnt, und wolthätig, weniger zur vorzüglichen Theilnehmung an der Glückseligkeit irgend einer besondern Gesellschaft (ohne welche die anmaßliche Welt-Bürgerschaft gewisser Leute bloße Großsprecherey oder höchstens eine Art von Don Quichotterie ist) und zur Freundschaft, diesem Lieblings-Phantom schöner Seelen, weniger aufgelegt würde -- erlaubet mir, ihr strengen Anti-Platonisten, denen alles Schimäre heißt, was sich nicht geometrisch beweisen läßt, erlaubet mir noch weiter zu gehen -- wenn dieser schöne,

herz-

2.

Ueber die Herren Schweighäuser, Sohn und Vater.

Paris, den 3ten Floreal X.

Hr. Schweighäuser, Sohn des Herausgebers des Polybius, beschäftigt sich jetzt mit einer Ueberarbeitung der Labruyerischen Uebersetzung des Theofrast und hat bei mehreren schwierigen Stellen einige neue Erklärungsarten gefunden, die nicht ohne Interesse sind. Visconti wird ihm hierzu Beiträge liefern. Eine kurze Uebersicht der Geschichte der Moral von Theofrast und mehrere aus alten Schriftstellern gezogene Karaktere sollen als Einleitung in sein Werk dienen, welches der Graf v. Schlaberndorf vermittelst seiner neuen stereotypischen Methode durch Tafeln, die durch zusammengesetzte kupferne Buchstabenformen geschlagen sind, drucken lassen wird.

Im Merkur des vorigen Jahres ist in einem Briefe aus London gesagt worden, daß Porson dem Prof. Schweighäuser in Strasburg mit großer Liberalität Bemerkungen zu seinem Athenäus mittheilen wollte. Diese Ankündigung ist dahin zu berichtigen, daß zwar Porsons Freunde zu einem solchen Beitrage Hofnung machten, der große brittische Hel-

leniſt ſelbſt aber wenig verſprach und — nichts hielt. Der Joniſche Helleniſt Coray hingegen hat zu dieſem Werke kritiſche Bemerkungen geliefert, die Hr. Schweighäuſer äußerſt ſchätzt und die vielleicht alles, was der gelehrte Grieche je drucken ließ, an Intereſſe und an Scharfſinn übertreffen.

So eben verläßt der zweite Band des Textes und der zweite der Noten die Preſſe. Die nächſte Lieferung wird blos einen Band Noten enthalten, um den Text einzuholen, der nun um 2 Bücher vorangeſchritten iſt *).

*) Wirklich iſt dieſe zweite Lieferung des Schweighäuſerſchen Athenäus (vom Text der zweite Theil, der bis zum 7ten Buche geht, 557 S. und von den Animadverſionibus, die das dritte und vierte Buch des Textes umfaſſen, auch der zweite Theil 636 S. in gr. 8. ſehr angenehmer Druck und ſchönes Papier) in unſern Händen. Derſelbe höchſtverſtändige Fleiß in Anwendung der kritiſchen Hülfsmittel und Erläuterung der mannigfaltigſten Gegenſtände. Selbſt der Caſaubouiſche Kommentar iſt durch eingeſchobene Berichtigungen und genauere Citata nun erſt recht brauchbar. Zuſätze wird der Kommentar über dieſe ungeheure Exzerptenſammlung ſtets erhalten können und müſſen (ſo ſcheint der würdige Herausgeber Schneiders Eclogas phyſicas und ſeinen herrlichen Kommentar zu den Scriptt. Rei Ruſticae noch nicht hinlänglich zu kennen): alles was hier wirklich geleiſtet wird, iſt gewiß das höchſte, was ein Meiſter, der aber bis jetzt nur Proſaiker edirte, in dieſem Zeitraum leiſten konnte. B.

3.

Aegyptiſche Denkmäler und neue Akquiſizionen des Pariſer Antikenkabinets in der Nazionalbibliothek. Der Marmor des Herzogs von Choiſeul. Beſchluß der Memoires de belles Lettres. Larcher's Herodot.

Schon ſeit vielen Jahren beſitzt das Antikenkabinet der Nazionalbibliothek eine der ſchönſten Sammlungen ägyptiſcher Alterthümer, welche zum Theil aus dem Kabinet des Grafen von Caylus herſtammt. Alle Reiſende, welche die Sammlungen in Italien, beſonders die des Kardinal Borgia geſehen haben, können ſich nicht genug über die Menge und ſchöne Konſervazion dieſer Monumente wundern, von denen übrigens nur der kleinere Theil in dem, dem Publikum zweimal die Woche, am Dienſtag und Freitag, von 10 bis 2 Uhr offenen Saale, die größere Anzahl hingegen in dem nur vertrauten Perſonen (weil nichts daſelbſt in Schränken verſchloſſen, ſondern alles blos auf Tabletten geordnet iſt) zugängigen obern Stockwerk aufbewahrt wird. Unter der Menge von kleinern Monumenten, welche das Antikenkabinet beſitzt, und welche unſtreitig ägyptiſch ſind, befindet ſich auch eine ſehr zahlreiche Anzahl von kleinen Thierſtatuen. Hr. Geoffroy, der bekannte Zoolog, hat ſich vorgenommen,

so bald es ihm seine übrigen Arbeiten erlauben, diese ganze Sammlung mit Aufmerksamkeit zu mustern und mit systematischer Genauigkeit zu bestimmen, welchen Namen jedes dieser Thiere tragen müsse. Schon bei einer flüchtigen Durchsicht sah er, daß sich in dieser Sammlung mehrere Figuren von Thieren befinden, die jetzt gar nicht mehr in Aegypten, sondern nur noch in entfernten Gegenden, z. B. auf dem Kap zu finden sind. Dieselbe Bemerkung hat er auch schon in Aegypten zu machen Gelegenheit gehabt. Alle diese Reisenden kommen darin überein, daß es in Rücksicht auf ägyptische Monumente alle andere Kabinete weit übertreffe. Bis jetzt war dieses Kabinet auch das einzige, welches Monumente ägyptischer Kursivschrift besaß. Das eine besteht in einer Mumien-Bandelette aus Leinwand, welche im Supplement zu Montfaucons Buch 7 Kap. 7 abgebildet ist. Das andere ist ebenfalls von einer Mumien-Bandelette, aber auf Papyrus geschrieben. Man kann hierüber die Reise von Laboullaye-Legouz S. 357 nachsehen. Dieses Fragment enthält indessen keine Kursivschrift, sondern Hieroglyfen. Das 3te hieher gehörige Monument ist eine ägyptische Mahlerei auf Leinwand, welche sich auf dem Vordertheil einer Mumie befand. Es ist in allem 1 Schuh 8 Zoll hoch und 8 Zoll breit. Das Ganze besteht aus 4 doppelten kleinen und 3 größern Gemählde-Feldern, die alle noch sehr gut konservirt sind. Oben ist in der Mitte der Scarabaeus

lacer, und im dritten Gemählde eine Einbalſamirung vorgeſtellt. Man ſieht den Todten auf dem Tiſche liegen (deſſen eines Ende ſich mit einem Löwenkopf endigt) und um den Todten her ſieht man die Einbalſamirer beſchäftigt. Die andern Figuren beziehen ſich wohl auch auf denſelben Gegenſtand.

Dieſe drei Monumente ſind in Rahmen gefaßt, unter Glas, und um den links am Eingang im Antikenkabinet befindlichen Münzſchrank her aufgehängt, da auch auf dieſen ein Theil der ägyptiſchen Alterthümer aufgeſtellt iſt. Noch hat das Antikenkabinet ein 4tes Monument dieſer Art, nemlich eine ganze Mumien-Bandelette, welche aber nur zuſammengerollt und in einem Schächtelchen im obern Stockwerk ſteht. Auch auf dieſer ſieht man einige Schriftkarakter.

Seit dem verfloſſenen 6ten Meſſidor iſt das Antikenkabinet im Beſitze eines andern Monuments dieſer Art, welches die vorherbeſchriebenen an Größe und Schönheit weit übertrift. Es iſt nemlich eine Papyrusrolle, die man aufgerollt und auf blau Papier gepappt hat; dieſes Monument, in einen Rahmen gefaßt und unter Glas geſcheert, iſt jetzt eine der ſchönſten Zierden des Antikenkabinets. Das Ganze beſteht aus zwei Hälften, einer obern und einer untern. Die untere Hälfte beſteht aus 11 Kolumnen Kurſivſchrift; die 12te iſt nur zur Hälfte der Zerſtö-

rung entrönnth. Jede Kolumne iſt ſechs Zoll breit und etwas mehr als 10 Zoll hoch. Ueber jeder Kolumne, gleichſam als Kolumnentitel, befinden ſich einige gemahlte Figuren. Die obere Hälfte enthält zur Rechten 3 und zur Linken 5 Kolumnen Schrift, ganz in denſelben Karaktern, wie das oben angeführte und im Montfaucon beſchriebene Fragment. Den Raum in der Mitte zwiſchen jenen 3 und dieſen 5 Kolumnen nimmt eine ägyptiſche Mahlerei ein, wovon die Farben noch außerordentlich friſch und lebhaft ſind, ob ſie gleich nur ſehr ſchwach und dünn aufgetragen ſind. Es ſind hier etwa 12 bis 16 größere und kleinere Figuren gemahlt. In der Mitte ſteht eine große Waage, unter ihr zwei Prieſter. Links ſitzt Oſiris mit ſeinen gewöhnlichen Attributen; vor ihm ſteht ein Altar mit einem runden Gefäß, welches zur Hälfte mit Waſſer angefüllt zu ſeyn ſcheint, weiterhin rechts ſteht noch ein 2ter Altar; beide haben die Form desjenigen, welchen das Antikenkabinet beſitzt, und welcher im 1ſten Band von Caylus pl. XIX. abgebildet iſt. Zwiſchen der gedachten Wage und Oſiris ſteht ein Prieſter, welcher wahrſcheinlich im Begriff zu ſchreiben iſt.

Dieſes beträchtliche und ſchöne Monument war von Gen. Andreoſſi aus Aegypten zurückgebracht und dem Oberkonſul überreicht worden. Denon hat denjenigen Theil, welcher das Gemählde enthält, in

Kupfer geſtochen und es ſeinem (nun endlich in 2 Royal-Foliobänden erſchienenen) Werke über Aegypten einverleibt *). Da es nun der gelehrten Welt mitgetheilt wurde, ſo hat der Oberkonſul mit dem Original dem Antikenkabinet ein Geſchenk gemacht. Es iſt zu wünſchen, daß die Regierung dafür ſorge, daß die von den aus Aegypten zurückgekehrten Gelehrten und Künſtlern mitgebrachten Denkmäler, wenigſtens die wichtigſten derſelben, angekauft und in den franzöſiſchen Muſeen aufgeſtellt werden. Geſchieht dies nicht, ſo ſteht zu befürchten, daß die Engländer ſich nach und nach der Früchte der franzöſiſchen Expedizion bemächtigen und allmählig den einzelnen Perſonen dasjenige, was ſie aus Aegypten mitgebracht, à tout prix abkaufen.

Außer dieſem Monument iſt denſelben Tag das Antikenkabinet, ebenfalls durch die Munifizenz des Oberkonſuls, durch einen ſehr ſchönen Torſo aus ſogenanntem Baſalt, oder roche de corne, auf deſſen Schultern man noch die Calantica mit ihren Queerſtreifen ſieht, bereichert worden. Wahrſcheinlich iſt dies der Torſo, von dem die Journale einſt ſprachen,

*) Da er gleich dieſe Kupfertafel nicht koloirte, ſo ſorgte er wenigſtens dafür, daß jedermann die Farben erkennen könne, die das Original hat, indem er ſie blaſonirte, oder durch die Schraffirung die Farben anzeigte und dies im Text bemerkte.

und welchen, wenn ich nicht irre, Ripault aus Aegypten zurückbrachte und dem Oberkonsul überreichte. Auch dieses schöne Monument ist von Denon in Kupfer gestochen worden.

Vor einiger Zeit machte das Antikenkabinet in der Versteigerung von Julliot *) im Hotel de Bullion, Rue J. J. Rousseau eine wichtige Acquisizion. Sie bestand nebst andern kleinen Monumenten in dem obern Theil eines Mumien-Sargs, welcher mit sehr gut erhaltenen Malereien bedeckt ist. Das Antikenkabinet besitzt schon aus ältern Zeiten her zwei vollständige Mumiensärge; beide sind antik, allein der eine ist theils vom Alter, theils von den Würmern so übel zugerichtet, daß man nichts mehr von der Mahlerei auf demselben erkennen kann. Den andern, dessen Holz zwar ebenfalls antik ist, ließ Graf Caylus mahlen und vergolden, so wie er glaubte, daß der Sarg von neuem ausgesehn haben müsse.

*) Dieser Julliot hatte ein beträchtliches Gewölbe von Kuriositäten, von Mobilien u. s. w. allein zugleich auch außerordentlich viel Schulden. Unter seinen Schuldnern befand sich auch einer, mit dem sich nicht spaßen läßt, die Nazion nämlich, oder die Regierung; diese ließ daher seine Sammlungen bei seinen Lebzeiten noch verkaufen, und so kamen eine Menge Antiquitäten und Curiosa, die schon seit vielen Jahren bei ihm vergraben lagen, wieder zum Vorschein.

Dieſer ſteht auf einem Abſatz der Hintertreppe des Antikenkabinets. Dieſe neue ſchön erhaltene Vorderſeite des Sargs war alſo eine intereſſante Acquiſizion für das Antikenkabinet; ſie ſteht in einem eigenen Glasſchrank in demſelben, neben demjenigen, worin der große Sardonyx, welcher die Apotheoſe Auguſts und ſeiner Familie vorſtellt, nebſt vielen andern Koſtbarkeiten befindlich iſt. Ohne den ruſſiſchen Grafen von Demidoff hätte ihn das Kabinet wahrſcheinlich um 5 bis 700 Franks bekommen. Allein dieſer hatte ſichs in Kopf geſetzt, dieſen Mumienſarg zu kaufen und mit nach Rußland zu nehmen. Er wollte daher bis auf 3000 Livres ſteigern. Er und das Antikenkabinet boten wirklich ganz allein, und der Graf ging immer in die Hunderte. Auf das Zureden und Railliren Hrn. Millin's ließ er ſich endlich von ſeinem Projekt abbringen und ſo erſtand das Kabinet dieſes Monument für 1500 Franks. In derſelben Verſteigerung erhielt es auch noch eine trefflich gearbeitete ägyptiſche Statue, ebenfalls aus ſogenanntem Baſalt, in der Stellung eines Menſchen, welcher knieet und mit dem Geſäß auf den Ferſen ruht; Füße und Gewand um die Hüften und Stellung ſind wunderbar ſchön gearbeitet; leider fehlt die obere Hälfte des Körpers. Die Baſis iſt mit wohlgearbeiteten Hieroglyphen bedeckt.

Alle dieſe ägyptiſchen Monumente kommen aus dem Kabinet des Duc de Chaulnes, der ſie aus

Aegypten selbst, größtentheils wenigstens, erhielt, und bei dessen Absterben zu Anfange der Revoluzion diese Monumente von Julliot gekauft wurden.

Laborde's Werk über seine Mosaik ist nun beim Buchbinder, um broschirt zu werden *). Er macht nun Anstalten, nach Spanien abzureisen, um dasjenige, was ihm zur Herausgabe seiner Voyage pittoresque en Espagne noch fehlt, nachzuhohlen. Einige geschickte Künstler begleiten ihn.

Die neue Ausgabe von Larcher's Uebersetzung Herodot's wird IX Bände ausmachen. Die acht ersten sind schon seit geraumer Zeit gedruckt. Die Erscheinung des Werks ist bis jetzt nur noch durch die Verfertigung des alfabetischen Registers verzögert worden; dieses ist jetzt fertig, wird nur noch revidirt, und man ist bereits mit dem Druck desselben beschäftigt. In einigen Monaten dürfte dies Werk also auch erscheinen. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß der ehrwürdige Greis noch die Freude erleben möge, dieses Werk, an dem er schon so lange mit so unermüdetem Fleiß arbeitet, erscheinen zu sehen. Visconti hat für diese neue Ausgabe Hrn. Larcher

*) Unsre Leser kennen es aus dem Kupfer eines Mosaiks, das mit dem letzten Jahrgang der allgemeinen Literaturzeitung ausgegeben wurde.

herzerhöhende, wolthätige, und der Tugend so vortheilhafte Gedanke — für eine gröſſere Sphäre als dieſes animaliſche Leben, für eine ediere Art von Exiſtenz, für vollkommnere Gegenſtände, und zu einer vollkommern Art von Activität, als unſre dermalige beſtimmt zu ſeyn — und die begeiſternden, wiewol träumeriſchen Ausſichten, die uns dieſer Beſte aller Gedanken giebt — wenn er keinen Reiz, keine Macht auf ſeine Seele mehr hätte — O! Agathon, Agathon! dann würdeſt du, nicht unſern Haß, nicht eine liebloſe Beurtheilung nicht eine triumphirende Freude über deinen Fall, aber — unſer Mitleiden verdienen.

Die Gemüths-Verfaſſung worinn wir ihn in dieſem Capitel geſehen haben, ſcheint allerdings nicht ſehr geſchickt zu ſeyn, uns über dieſen Punct ſeinetwegen auſſer Sorgen zu ſetzen. Es iſt eine ſo unbeſtändige Sache um die Begriffe, Meynungen und Urtheile eines Menſchen! Die Umſtände, der beſondere Geſichts-Punct, in den ſie uns ſtellen, die Geſellſchaft worinn wir leben, tauſend kleine Einflüſſe, die wir einzeln nicht gewahr werden, haben ſoviel Gewalt über dieſes unerklärbare, launiſche, widerſinniſche Ding, unſre Seele! — daß wir nicht Bürge dafür ſeyn wollten, was aus unſerm Helden hätte werden können, wofern er mit ſolchen Diſpoſitionen in eine Geſellſchaft von Hippiaſſen und Alcibiaden, oder zurück in die ſchöne Welt zu Smyrna verſetzt worden wäre. Zu gutem Glück ſehen wir ihn im Begriff, zu Leuten zukommen, welche ihn mit der Menſch-

ſeine Erklärung der zwei Thierkreiſe zu Tentyra mitgetheilt.

Der jedem Buche beigefügte Kommentar hat viele beträchtliche Zuſätze erhalten, ſo daß jeder der 5 erſten Bände, welche ſo wie in der erſten Ausgabe die 8 erſten Bücher Herodots enthalten, in dieſer neuen Ausgabe ſtärker geworden iſt. Die folgenden Bände ſind folgenden Inhalts: die 162 erſten Seiten enthalten das IX Buch nebſt dem dazu gehörigen Kommentar; hierauf folgt S. 163 — 214 das Herodot zugeſchriebene Leben Homers, des Fozius Auszug aus Cteſias Geſchichte von Perſien, S. 215 — 252; mit Anmerkungen von Hrn. Larcher. S. 253 — 330; Ebend. Geſch. von Indien nach Fozius Auszug überſetzt, S. 231 — 350, Anmerkungen von Hn. Larcher S. 251 — 381. — De la malignité d'Hérodote, ouvrage traduit du Grec de Plutarque par Jacques Amyot, S. 383 — 451; mit Hrn. Larcher's Anmerkungen (S. 452 — 514), in welchen er ſehr oft Gelegenheit hat, Herodot gegen Plutarch in Schutz zu nehmen; dieſen Band beſchließen 3 aus dem 19ten Band der Mém. del l'Acad. des belles lettres abgedruckte Memoiren des Abbé Geinoz, in welchen dieſer Gelehrte ebenfalls Herodot gegen Plutarch vertheidigt. Dieſen 3 Memoiren hat Hr. Larcher Anmerkungen beigefügt. Der 7te Band, welcher 733 S. ſtark iſt, enthält nichts als die Hero-

dotsche Chronologie, welcher in der ersten Auflage nur einen Theil des VIten Bandes ausfüllte. Der 9te Band von 602 S. enthält das geografische Register, welches in der vorigen Ausgabe nur die 392 ersten Seiten des 7ten Bandes ausfüllte. Der letzte oder 9te Band endlich enthält ein sehr ausführliches alfabetisches Register; in der ersten Ausgabe enthielt dies nur von dem 7ten und letzten Bande von S. 393 — 572. Diese Angaben zeigen hinlänglich, welche beträchtliche Vermehrung diese neue Ausgabe *) erhalten hat, nach deren Beendigung der wackre Greis sein Exegi monumentum anstimmen kann. Demohngeachtet hört er nicht auf zu arbeiten, obgleich Kränklichkeit und Alter ihn dazu berechtigten. Er arbeitet nun mehreres für die Bände der Mémoires de l'Academie aus, an denen wirklich gedruckt wird.

An diesen letzten Bänden der Mémoires de l'Academie des belles lettres wird ebenfalls mit Eifer gedruckt. Die ganze Sammlung soll mit dem 50sten Bande geschlossen werden. Dieser soll das alfabetische Register der Bände 46, 47, 48 und 49 und ein methodisches Register aller in der ganzen Sammlung enthaltenen Aufsätze, das Verzeichniß der Preisaufgaben u. s. w. enthalten. Der 48ste Band, an wel-

*) Sie wird gedruckt bei Crapelet und erscheint in Debures und Barrois Verlag.

chem wirklich gedruckt wird, enthält unter andern eine Dissertazion von St. Croix über die Ruinen von Babylon, Untersuchungen und Vermuthungen des Hn. Larcher über die vorzüglichsten Begebenheiten von Cadmus Geschichte; über den Orden der Ritter in Griechenland, von ebendemselben; über die Μετοικοι, oder Fremden, welche in Athen wohnhaft waren, von Hrn. v. St. Croix; ein Mémoire sur Hermias tyran d'Atarnée, avec l'Apologie d'Aristote, relativement aux liaisons qu'il eut avec ce Prince, von Larcher; über einige von Castellanus und Meurſius ausgelaſſene Feſte der Griechen, von ebendemſelben; über die alten Regierungsverfaſſungen und Geſetze von Sizilien, von Hrn. St. Croix; über die Bevölkerung von Attika, von ebendemſelben; ein Mémoire sur la noce sacrée, ou la fête du Mariage du Jupiter avec Junon, von Hn. Larcher. Abbé Barthelemy's einzeln gedruckte Dissertazion über den jetzt im Antikenkabinet befindlichen ſogenannten Marbre de Choiseul. Dieſe Dissertazion iſt bekanntlich betitelt: Diſſ. sur une ancienne Inscription Grecque, relative aux finances des Athéniens, contenant l'état des sommes que fournirent, pendant une année, les Trésoriers d'une caisse particulière; die Akademie erlaubte im J. 1791 die einzelne Bekanntmachung dieſer Dissertazion nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß dieſelbe auch in der Folge in die Sammlung der Memoiren ſollte aufgenommen

werden. Dieſer Marmor ſteht jetzt, wie geſagt, in dem Antikenkabinet, und dient der Büſte Bartheleſ my's zum Piedeſtal. Die obere Hälfte dieſes Marmors enthält ein Basrelief, welches Abbe' Bartheleſmy weder abbilden ließ, noch ſich in deſſen Erklärung einließ. Dieſes Basrelief, ſo ſehr es auch gelitten hat, ſtellt offenbar den Streit Neptuns und Minervens vor, über die Ehre der Stadt Athen den Nahmen zu ertheilen. Minerva iſt unverkennbar; eben ſo deutlich ſieht man noch der andern Figur an, daß ſie Neptun vorſtellt. Zwiſchen ihnen ſteht der Oelbaum. Das Antikenkabinet beſitzt einen Kamée, welcher das nemliche Sujet vorſtellt. Da unten noch allerlei Thiere vorgeſtellt ſind; ſo machte die fromme Mönchseinfalt im Mittelalter einen Adam und Eva im Paradies beim Baum des Lebens daraus; und zum Ueberfluß wurde ringsherum eine ſich darauf beziehende Stelle der Geneſis mit hebräiſchen Buchſtaben eingegraben.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

Paris, den 22. Jun. 1802.

Es iſt billig, daß ich Ihnen einige Nachricht von meiner Exiſtenz gebe, an der Sie gewiß freundſchaft-

ſichen Antheil nehmen. Sie glauben vielleicht, daß ich noch in Rom an einer griechiſchen Steinſchrift ziffere oder einen Titel in den Florentiniſchen Pandekten unterſuche: aber ich hauſe ſchon in den Elyſiſchen Feldern an der Seine herum, dem ſchönſten und häßlichſten, lieblichſten und abſcheulichſten Platz des Erdbodens in der neuen Weltgeſchichte. Zoega und Viſconti werden das erſte ſchon beſſer machen als ich, und ich dürfte eben ſo wenig zur Zufriedenheit unſerer Cujaze arbeiten. Zum Steinleſer tauge ich kein Jota, das habe ich in Syrakus bei Landolina geſehen; wo ich in Gefahr kam mit meiner attiſchen Unbefangenheit etwas für einen Sprachfehler zu halten, was doch nichts weiter als Doriſcher Dialekt war. Ich hörte dem gutmüthigen Landolina mit Vergnügen zu. Dieſer Ritter Landolina (Sie kennen ihn aus Bartels Reiſen) und unſer wackerer Landsmann Sterzmeier in Palermo ſind die einzigen, die ich jenſeits der Pontinen als geſchmackvolle Kenner der alten ſchönen Literatur gefunden habe.

Von meiner Wanderung oder Durchflucht wirds ſichs einmal beſſer ſprechen laſſen als jetzt ſchreiben. Ich habe das ſchöne Neapel ſo gut als möglich genoſſen, habe auf den Trümmern von Akragas junge Mandeln gefrühſtückt, bin die Lautumien oder Steinbrüche von Syrakus durchgekrochen, habe aus dem Anapus Aale gegeſſen und bin faſt im Simäthus ertrunk

ken; habe den Vater Aetna so hoch und tief man kann in sein ungeheures Maul gesehn und habe überall die Hesperidenäpfel Trinakrias mit dem Andenken an meine vaterländischen Freunde genossen; bin bei der kumäischen Sibylle und in dem Becher des furchtbaren, bösen und guten Nachbars von Parthenope gewesen; habe in Salerno viel Unsinn und in Pästum keine Rosen gefunden. —

So weit ging alles gut! aber, da ich nun aus dem lieblichen Lande heraus bin, muß ich Ihnen doch erzählen, daß mich das Banditengesindel bei einem Haar in jene Welt hinüber gefördert hätte. Ich fuhr mit einem Neapolitanischen Kurier nach Rom zurück, um desto schneller herüber zu kommen, da ich den Weg hinwärts schon zu Fuße gemacht hatte. Als wir in den schönen, alten, heiligen Wald bei Aricia kamen, rieth uns der Postillon auszusteigen, weil der Weg für Wagen ziemlich steil ist. Er hatte irgend etwas an der Maschinerie des Wagens zu bessern, und ich wandelte nach meiner Gewohnheit getrost den Wald hinein, den Berg hinunter, als links plötzlich vier heillose Kerls auf mich aus dem Busche zufuhren. Einer packte mich an der Krause und setzte mir den Dolch an die Kehle, der zweite am Arme und setzte mir den Dolch auf die Brust, und die beiden übrigen hielten mit aufgezogenen Karabinern ungefähr fünf Schritte in der Ferne. Sie sahen häßlich aus wie ihr Handwerk. Was war

zu thun? Ich blieb in leidlicher Faſſung und ſagte halb unwillkührlich teutſch: Ei, ſo nehmt ins Teufels Namen was ich habe! Hier machte einer der Schnapphähne, der das Direktorium der Unternehmung zu haben ſchien, ein doppelt furchtbares Geſicht mit der Pantomime, daß er bei dem geringſten Laut zuſtoßen würde. Nun fingen ſie an mit einer ſeltenen Fertigkeit und Geſchwindigkeit meine Weſtentaſchen auszuräumen, immer den Hahn geſpannt und die Dolche gehoben, und zogen mich mit ſo großer Gewalt, daß die Weſte zerriß, nach dem Buſche, vermuthlich um mich dann gemächlich nach ihrer Weiſe zu handhaben. Jetzt hörten ſie den Wagen vom Berge herabrollen und unten von ferne Leute ſprechen; da ließen ſie mich los und eilten mit ihrer kleinen Beute, ungefähr 6 Piaſter, davon: denn das Taſchenbuch, worin noch Gold lag, und die Uhr, welche ich tief verſteckt hatte, konnten ſie in der Eile nicht finden. Das Ganze war das Werk einer halben Minute. Einige Tage darauf hörte ich in Rom, daß man zwei davon auf einem andern ähnlichen Heldenzuge gefangen habe und daß ich noch das Vergnügen haben könne, ſie aufhenken zu ſehn. Meinetwegen! Es wäre in Rom viel zu henken!

Ich weiß nicht, ob Sie ſchon die antiken Schätze des Hrn. v. Schellersheim in Florenz alle kennen. Wenn einmal einer Ihrer Freunde zu ihm kommt, der ein beſſerer Antiquar iſt als ich, ſo wird er Ihnen eine

ausführliche Beschreibung geben. Sie sind alle von Silber und von großem Belang, vorzüglich für das Toilettenwesen der römischen Weiber *). An Kameen und römischen Goldmünzen ist er reicher als irgend ein Particulier, so viel ich weiß, und reicher, als manches ansehnliche fürstliche Kabinet. Er ist überdieß ein Mann von Kenntnissen und Geschmack und durchaus von sehr feiner Liberalität.

Die Fahrt über den Lago maggiore von Mailand aus und der Gang sodann am Ticinus bis auf den Gotthardt herauf und über den Gotthard war sehr angenehm, ob ich gleich den 18ten Juni oben auf dem Berge weit und tief durch den Schnee waden mußte und Schneegestöber um die Ohren hatte. In der Schweiz und in Frankreich bis hieher nach Paris hat in vielen Gegenden der Frost den 16ten Mai den feinern Früchten und vorzüglich dem Wein außerordentlich geschadet. Keine gute Aussicht für unsre Weintrinker, die sehr oft ihre Provisionen aus diesen Gegenden ziehen. Ein wackerer Oekonom, der viel Uebersicht hat, berechnete in Auxerres, daß der Verlust für den dortigen Distrikt allein sich auf 1100000 Franken belaufe. Zur Zeit dieses Frostes diesseits der Alpen war das Erdbeben in der Lombardei, welches in Brescia und Crema einigen Schaden gethan hat, und in Rom hatten wir zur nehmlichen Zeit einige Tage furchtbaren Sturm und große Kälte. —

Seume.

*) Visconti hat im Jahre 1792 über diesen in Rom gemachten Fund eine kleine Abhandlung geschrieben. Ich habe daraus Auszüge mit meinen Bemerkungen ins Journal des Luxus und der Moden 1794 einrücken lassen. B.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

7. Stück. Julius 1802.

I.

D. Alex. Nicol. Scherers
Bergrath und Profeſſors.

Kurze Darſtellung der chemiſchen Unterſuchungen der Gasarten.

Zweyte verbeſſerte Auflage.

(Weimar 1802, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 6 gr. ſächſiſch, oder 27 kr. Reichs-Courant.)

Der Beyfall, mit welchem die erſte Auflage dieſer kleinen Schrift von den Liebhabern der Chemie aufgenommen worden iſt, hat uns veranlaßt, den Herrn Bergrath Scherer zu erſuchen, eine neue Auflage zu veranſtalten. Dieſe neue Auflage hat die benöthigten Zuſätze nach den neueſten chemiſchen Erfahrungen bekommen, und mehr brauchen wir wohl nicht dazuzu ſagen, da Hrn Scherers Arbeiten von jedem Kenner geſchätzt und geachtet werden.

Der ganze Inhalt des Werkchens iſt folgender:

Einleitung

Kurze Ueberſicht der Hauptſätze des Syſtems der Chemie.

Erſter Abſchnitt

Betrachtung der Gasarten im Allgemeinen.

Zweyter Abſchnitt.

Zerlegung der atmoſphäriſchen Luft und damit zuſammenhängende Unterſuchungen.

I. Zerlegung und Zusammensetzung der atmosphärischen Luft. II. Nähere Betrachtung der Bestandtheile der atmosphärischen Luft. A. Sauerstoffgas. B. Stickstoffgas. III. Anwendung der gefundenen Thatsachen auf verwandte Erscheinungen. A. Theorie des Verbrennens B. Natur der Säuren. C. Entstehung der Salpetersäure; Natur des Salpetergases und oxydirten Stickstoffgases. 1. Salpetersäure. 2. Salpetergas. 3. Oxydirtes Stickstoffgas. D. Eudiometrie.

Dritter Abschnitt.

Untersuchung der zufälligen Bestandtheile der atmosphärischen Luft.

I. Kohlenstoffsaures Gas. Oxydirtes Kohlenstoffgas. II. Wasser. Wasserstoffgas. Anwendung dieser Untersuchungen auf andre Erscheinungen. 1. Verpuffen. 2. Schießpulver.

Vierter Abschnitt.

Untersuchung der zusammengesetzten brennbaren Gasarten.

I. Kohlenstoff-Wasserstoffgas. II. Schwefel-Wasserstoffgas. III. Phosphor-Wasserstoffgas. Anhang. IV. Ammonialgas. Anwendung dieser Erfahrungen zur Erklärung einiger Phänomene. I. Allgemeines Desoxydations-Gesetz. II. Natur der zusammengesetzten Säuren. III. Zusammensetzung einiger entzündlicher Körper. 1. Weingeist. 2. Oehle. IV. Bestandtheile der organisirten Körper V. Selbstentmischung. VI. Respiration. a) Der Thiere. b) Der Vegetabilien.

Fünfter Abschnitt.

Natur der sauren Gasarten.

I. Schwefligtsaures Gas. II. Phosphorigtsaures Gas. III. Salzigtsaures Gas. IV. Salzsaures Gas V. Flußspathsaures Gas. Anwendung der eben bemerkten Erfahrungen. I. Bleichen. II. Königswasser.

Auswahl einiger Schriften zum Nachlesen über die vorgetragenen Gegenstände.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

heit wieder aussöhnen, und seinem schon erkaltenden Herzen diese beseelende Wärme wieder mittheilen werden, ohne welche die Tugend eine blosse Speculation ist, die zwar einen unerschöpflichen Stoff zu scharfsinnigen Betrachtungen giebt, aber unter den vielerley chymischen Processen, welche die allzuspitzfündige Vernunft mit ihr vornimmt, endlich ein so abgezogenes, so feines, so delicates Ding wird, daß sich kein Gebrauch davon machen läßt.

So sehr sich auch die Einbildungs-Kraft unsers Helden abgekühlt hat, so unzuverlässig, übertrieben und grillenhaft er die Geister-Lehre und die metaphysische Politik seines Freundes Plato zu finden glaubt; so comisch ihm seine eigene Ausschweifungen in dem Stande der Bezauberung, worinn er sich ehemals befunden, vorkommen; so klein er überhaupt von den Menschen denkt, und so fest er entschlossen zu seyn vermeynt, von dem schönen Phantom, wie er es itzo nennt, von dem Gedancken, sich Verdienste um seine Gattung zu machen, in seinem Leben sich nicht wieder täuschen zu lassen; so ist es doch bey weitem noch nicht an dem, daß er diese zarte Empfindlichkeit der Seele, und diesen eingewurzelten Hang zu dem idealischen Schönen verlohren haben sollte, der das geheime Principium seiner ehemaligen Begeisterung, und aller der manchfaltigen Schwärmereyen, Bezauberungen und Entzückungen, in deren magischem Labyrinthe sie ihn, nach Maasgabe der Umstände, herumgeführt, gewesen ist. Die verstohlnen Blicke, die er noch so gerne in

die

II.

Ungarns Industrie und Commerz

von

Gregor von Berzeviczy.

Besitzer am Zipser und Saroser Comitat. Inspektor der evangelischen Kirchen und Schulen diesseits und jenseits der Theiß in Ungarn.

(Aus J. A. Hildts neuen Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten abgedruckt; verlegt bey den Gebrüdern Gädicke in Weimar, und zu haben in allen Buchhandlungen für 10 gr. sächs., oder 45 kr. Reichs-Courant.)

Es tritt hier ein gebohrner Ungar auf und giebt über Gewerbe und Handel seines so wichtigen Vaterlandes sehr genaue und autentische Belehrung. Allen Kaufleuten und Statistikern müssen diese Bogen interessant seyn, da man Herrn von Berzeviczys Angaben Glauben beymessen kann, und in neuern Zeiten über Ungarn wenige oder gar keine solche Nachrichten bekannt geworden sind.

Der ganze Inhalt des Werkchens ist folgender.

I. Ungarns natürlicher Stand.
II. Landwirthschaft.
III. Handwerke, Fabriken und Manufakturen.
IV. Commerz.
V. Handlungs-Bilanz.
VI. Dreißigst-System. (Zolltarif.)
VII. Ungarns Verhältniß zu den österreichischen Provinzen.
VIII. Straßen und Schifffahrt.
IX. Ungarns Handel gegen Norden.
X. Einige Sätze der Staats-Wirthschaft.
XI. Zwei Vorstellungen, welche dem Löblichen Zypser-Komitat in Betreff des Commerzes eingereicht, und von demselben, allen Reichskomitaten, mitgetheilt worden sind.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Militär-Anzeige.

Allen, besonder jungen Offizieren, machen wir auf folgendes Werk aufmerksam, welches in einigen Wochen in allen Buchhandlungen zu haben seyn wird.

Der Soldat als Beistand der Polizei, oder Anleitung zur Kenntniß der Garnisonpolizei und der Bestimmung des Militärs in Friedenszeiten. Für junge Offizier und solche, die mit der besondern Garnisonpolizei unbekannt sind. Von einem Königl. Preuß. Offiziere.

Wenn man erwägt, daß das Militär in vielen Fällen die Civilpolizei unterstützen muß, und daß über diese für den jungen Offizier oft sehr kritische Verlegenheiten noch keine Belehrung geschrieben ist, so wird man diese Anleitung zur Kenntniß der Garnisonpolizei nicht für überflüssig, sondern für sehr nützlich halten. Als Vorläufer dieses Werks lieferte der würdige Herr Verfasser vor einigen Monaten:

Beweis daß der Civilstand durch den Militärstand wesentliche Vortheile erhalte, oder der Nutzen und die Nothwendigkeit stehender Armeen und ihr wohlthätiger Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse in Friedenszeiten,

so man in den Buchhandlungen für 12 gr. oder 54 kr. haben kann.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IV. Kunstanzeige.

Denkmal auf Lavater, gezeichnet und gestochen von H. Lips in Zürich.

Zum Andenken des, am zweyten Januar 1801 verstorbenen J. C. Lavater, hat der Kupferstecher H. Lips ein Blatt herausgegeben, das nicht nur wegen der Erfindung, Zeichnung und Ausführung, sondern auch wegen des möglichst ähnlichen Portraits von Lavater, bey dessen Mitbürgern sowohl, als auch bey mehrern seiner auswärtigen Freunde so großen Beifall erhalten hat, daß in etwa vierzehn Tagen eine Auflage von mehr als tausend Exemplare völlig vergriffen wurde.

Aus einem Cypressenhaine erhebt sich das Denkmal, an welchem Lavaters Bildniß befestiget ist, über dem, als Bürgerkrone, ein Eichenkranz schwebt. Am Fuße desselben sitzt seine Vaterstadt von ihren Kindern umgeben und Lavaters Tod beweinend. Gegen ihnen über steht der Genius des Todes mit umgekehrter Fackel, und tröstet sie durch Hindeuten auf die Symbole des Wiederauflebens und der Ewigkeit — eine Schlange, die einen Zirkel bildet, eine Raupe und ein Schmetterling sind auf dem Grabmal vorgestellt. — Ueber demselben schweben zwei himmlische Genien im Lichtglanz auf Wolken nieder, eine Sternkrone zum Himmel haltend.

Dieses Blatt nun hat der Künstler für die Verehrer des großen Mannes und für Freunde der Kunst, in Deutschland noch einmal in einem größern Formate von 12 Zoll Höhe und 9 Zoll Breite mit allem möglichen Fleiße bearbeitet, und ein Werk geliefert, das der deutschen Kunst Ehre macht. Wir haben für Deutschland die Hauptcommission davon, und Liebhaber zu diesem schönen Blatte können in frankirten Briefen und baarer Zahlung sich bey uns melden. Der Preiß ist 2 Rthlr. sächsisch, oder 3 fl 36 kr. Reichs-Conrant.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V. Bekanntmachung.

Folgende anerkannt gute Werke, meist alle in Pappe eingebunden, können wir für die hierbey bemerkten niedrigen Preise gegen gleich baare Bezahlung verschaffen.

Journal für Fabrik, Handlung, Manufaktur und Mode, von Anfang 1791 bis 1801, oder 21 Bände; für 20 Rthlr. (Ladenpreiß 50 Rthlr.)

Hinterlassene Werke Friedrichs II., Königs von Preußen. 15 Bände. Berlin 1788—bis 98, für 4 Rthlr. (Ladenpreiß 7 Rthlr. 12 gr.)

Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen, 12 Hefte in 4 Bänden. Prag 1787 bis 1794. (von Jos. von Riegger.) für 3 Rthlr. (Ladenpreiß 6 Rthlr. 12 gr.)

Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen. 3 Bände. (von Jos. von Riegger.) Dresden 1792 bis 1795, für 2 Rthlr. 12 gr. (Ladenpreiß 5 Rthlr.)

Lobers anatomische Tafeln, 1—3te Lieferung in 4 Heften, oder Tab. 1—51. nebst deutschem Texte, für 8 Rthlr. (Ladenpreiß 14 Rthlr. 12 gr.)

Dieſelben Hefte mit lateiniſchem Texte, für 3 Rthlr. (Ladenpreiß 14 Rthlr. 12 gr.)

Süßmilchs göttliche Ordnung. 3 Bände. Berlin 1788, für 2 Rthlr. 12 gr. (Ladenpreiß 5 Rthlr.)

Die Manufakturen und Fabriken Deutſchlands, vom Verf. des Lehrbegriffs ſämmtlicher ökonomiſcher und Cameralwiſſenſchaften. 3 Bände Frankfurt 1780, für 1 Rthlr. 8 gr. (Ladenpreis 2 Rthl. 12 gr.)

Buſch und Ebelings Handelsbibliothek. 3 Bände. Hamburg 1785 und 1797, für 3 Rthlr. (Ladenpreis 5 Rthlr. 8 gr.)

Reuß mineralogiſche Geographie von Böhmen. 2 Bände. Dresden 1793 und 1797, für 4 Rthlr. (Ladenpreiß 7 Rthlr.)

Deutſche Monatsſchrift von 1795 bis 1801., oder 21 Bände. Leipzig, für 10 Rthlr. (Ladenpreis 28 Rthlr.)

Hubs allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunſt. 1 und 2r Band, oder 4 Theile. Weimar 1789 bis 1796, für 2 Rthlr. (Ladenpreis 4 Rthlr.)

Meuſels Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts. 30 Hefte, in 5 Bänden. Erfurt 1797 — bis 1798., für 2 Rthlr 12 gr. (Ladenpreiß 5 Rthlr.)

Von Schleſien, vor und nach dem Jahre 1740. 2 Bände. Freiburg 1788, für 1 Rthlr. (Ladenpreis 2 Rthlr.)

Weddigens weſtphäliſches Magazin zur Geographie, Hiſtorie und Statiſtik, und neues weſtphäliſches Magazin. 28 Hefte, in 7 Bänden. 1734 — 1792., für 5 Rthlr. (Ladenpreiß 11 Rthlr. 16 gr.)

Cancrins Beſchreibung der vorzüglichſten Bergwerke in Heſſen, in dem Waldeckiſchen, an dem Harz, in dem Mannsfeldiſchen, in Churſachſen, und in dem Saalfeldiſchen, Frankf. 1767., für 1 Rthlr. (Ladenpr. 2 Rthlr.)

Verträge zur Beſchreibung von Schleſien. (von Zimmermann.) Brieg 1783 — bis 1796. 13 Bände, für 6 12 gr. (Ladenpreis 12 Rthlr. 12 gr.)

Schauplatz der Natur und der Künſte, in 4 Sprachen, deutſch, lateiniſch, franzöſiſch und italieniſch. 10 Jahrgänge, jeder von 48 Beſchreibungen und 48 Kupfertafeln. Wien 1774 — bis 1793., für 15 Rthlr. (Ladenpreiß 30 Rthlr. NB. iſt ungebunden.)

Briefe und Gelder in ſächſ. Courant werden francs erwartet

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Hildts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten. 1802. Monat Juni

ist bey uns erschienen, und enthält, außer vielen kleinen Nachrichten, die Fortsetzung von Ungarns Industrie und Commerz von Gregor von Berzeviczy.

Der ganze Jahrgang dieser Zeitung kostet bey uns, in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Ankündigung.

Wer den seel. Herrn Professor Ostertag, als angenehmen Gesellschafter, als redlichen Freund, als trefflichen Lehrer kannte, wird seinen Namen stets mit Liebe, Dankbarkeit und Verehrung aussprechen; doch dabey lassen es gute Menschen nicht gerne bewenden. Wir bieten ihnen eine Gelegenheit zur Bethätigung ihrer schönen Gefühle an. Zur Ostermesse 1802 soll im Seidelischen Verlag erscheinen:

Johann Philipp Ostertag's, Professors und Rektors am evangelischen Gymnasio zu Regensburg, auserlesene kleine Schriften. Mit einer Biographie desselben.

Für diese Sammlung sind von seinen gedruckten und ungedruckten Programmen, Reden und Abhandlungen vor der Hand folgende bestimmt; I. Kepler's Monument in Regensburg. Mit einem Anhange, bestehend in Keplers Inventario, in Bemerkungen über dessen Vermögensumstände und in 2 Briefen von Herrn H. R. Kästner. II. Berechnung der Zinsen bey den Griechen und Römern nach Pauctons Metrologie; III Commentatio philol. phys. de Auspiciis ex acuminibus IV. Kurze Bemerkungen über das menschliche Lebensziel V. De Πολυσαρκίας Originibus Philosophumena per Saturam. VI. Ueber den Ursprung der Sternbilder und die daraus erklärende Mythologie, nach der Abhandlung des Herrn Dupuis. VII. Ueber das Verhältniß der Maaße der Alten und ein bey allen Nationen einzuführendes allgemeines Eichmaaß nach Pauctons Metrologie mit erläuternden Anmerkungen. VIII. De Scapiis veterum, comment. IX. Von

den Scaphien der Alten und zwar von ihrem gnomonischen Gebrauche. X. Etwas von den Blizableitern. IX. Antiquarische Abhandlung von der Gewitterelectricität XII. Ueber den, ehemals auf dem Marsfelde zu Rom gestandenen gnomonischen Prachtkegel. VIII. Eine Parallele zwischen der ehemal. Englischen und neuerl. Französischen Revoluzion. — Der Subscriptionspreis für ein Exemplar dieser, in groß Octav erscheinenden Sammlung auf weißem Druckpapier ist 1 Laubthlr. oder 2 fl. 15 kr. Rhein. Auf besondere Bestellung und um einen verhältnißmäßig höhern Preis kann man auch Exemplare auf schönem Schreibpapier erhalten. Der Subscriptionstermin schließt sich mit dem 15. März d. J. Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt. Was zur Würdigung des Verewigten noch über den Subscriptionspreis unterzeichnet werden sollte, wird treulich verrechnet werden, denn der reine Ertrag dieses Unternehmens ist seiner Frau Wittwe gewidmet. Teutschlands größte Staaten besolden ihre Schulmänner nicht so, daß sie den Ihrigen Kapitalien zum anständigen Lebensunterhalte hinterlassen könnten; wie viel weniger vermag es die Reichsstadt Regensburg! Diesem Uebelstande abzuhelfen ist jetzt blos die Ursache wohlthätiger Privatpersonen. Möge die Erfahrung, im vorliegenden Falle, den Satz bewahrheiten: daß es der Dankbaren, der Wohlthätigen noch Viele giebt!

Nebst dem Beistänber der Frau Wittwe, dem Reichsgräfl. Ortenburg Rathe und Reichsstadt Regensburgischen Syndico, Herrn Böhner, nehmen Subscription an; der Wurtemberg. Herr Legationsrath Freiherr von Seckendorf und der Fürstl. Thurn. und Taxische Herr Hofrath Kayser, beide in Regensburgb. Regensburg den 7. Febr. 1802.

Die Herausg. der Ostertag. kl. Schriften.

Die Subscription ist bis 1sten Novemb. verlängert, und wir sind erbötig ebenfalls Unterzeichnung anzunehmen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1802.

I.

Gedichte.

1.

Nach Horaz. Oden III, 17.

Impios parrae recinentis omen —

Ein Grünſpecht, reiſt der Böſe, ſchrei', und melde
Ihm Unglück an. Es mach' ein trächt'ger Hund
Ihm Misgeſchick, vom Lanuviniſchen Felde
Daher, ein Wolf, ein trächt'ger Brandfuchs, kund!

Die Schlange fahr' hervor, am Weg verborgen,
Und ſchrecke ſein Geſpann bei grauem Licht!
Um dich und deiner Fahrt Gedeihen ſorgen,
Geliebte, darf dein Freund, dein Augur, nicht.

Beſuchet wird noch nicht die Sümpfe haben
Der Vogel, feuchte Nebelluft getreu

Verkündigend, ſo ruf' ich einen Raben
Vor Sonnenaufgang ſchon für dich herbei.

Sey glücklich, Galathee, wohin dich immer
Dein Schickſal führt! Sey glücklich; denk' an mich
Und unſrer Freundſchaft treuen Bund; und nimmer
Schreck' ominös Specht oder Krähe dich!

Doch, ſiehe! furchtbar neigt zum Untergange
Orion ſich. — Wie ſehr Japix tobt,
Hab' ich erfahren, hab' im Wogendrange
Die ſchlimme Brandung Adriens erprobt.

O! möchten nur die Mütter der Barbaren,
O! möchte nur der Feinde junge Brut
Der aufgethürmten Wellen Zorn erfahren,
Der aufgebrachten Aquilonen Wuth!

So ward Europens Wange plötzlich bläſſer,
Als ſie zu viel getraut dem falſchen Stier,
Als ſie umringt, auf Pontiſchem Gewäſſer,
Sich ſah von manchem ſeltnen Wunderthier.

Wie ſeufzte ſie nach den verlaßnen Kränzen,
Die ſie am Ufer für die Nymfen band,
Als ſie, bei nächtlich heller Sterne Glänzen
Sich rund umgeben von den Wellen fand!

Ach! rief ſie, als ſie Kreta nun erblickte,
Auf hundert Städte ſtolz, ach! rief ſie aus,

Mit einer Wehmuth, die ſie faſt erſtickte;
Entehrtes Kind! verlaßnes, theures Haus!

Zu wenig büßt, was ich mir nicht verhehle,
Ein Tod! — Bewein' ich wirklich meine Schmach? —
Wie? oder gab die Laſterfreie Seele
Nur träumend Bildern des Entſetzens nach,

Die unverwahrt im Schlummer uns betrügen? —
Unglückliche! Wie ruhig brachteſt du,
Statt abentheuerlich das Meer zu pflügen,
Die Zeit daheim bei deinen Blumen zu!

Dem ſchönen Stier, der mich ſo ſchändlich täuſchte,
Ach! untergäb' ihn einer meinem Zorn,
Schwach, wie ich bin, mit ſcharfem Stahl zerfleiſchte
Ich ihm den Nacken, brächʼ entzwei ſein Horn. —

Den Heerd des Vaters wagt' ich's zu verlaſſen?
Und werden will mir doch zu ſterben ſchwer? —
Ihr Götter! könnt' ihr ſo mich jammern laſſen?
Giebt's, mich zu würgen, keine Löwen mehr? —

Ja! wilde Tiger will ich lieber weiden
Mit meinem Fleiſch, und blühend untergehn,
Bei vollem Reiz, als mich durch langes Leiden
Verzehrt, und abgehärmt zum Schatten ſehn.

Dir folgt des Vaters Fluch durch alle Räume. —
So halte denn, Verworfne! dein Geſchick

Nicht auf! So dien' an einem dieſer Bäume
Dein Gürtel, dir zum Glück gefolgt, zum Strick!

So wag' es, dein Verhängniß abzukürzen
Durch einen Sprung von dieſer Felſenwand!
So wag' es, in die Fluthen dich zu ſtürzen! —
Wo nicht, ſo nimm die Spindel in die Hand;

Und Flachs und Wolle werde zugewogen,
Von ſtrenger Frau, der Königstochter! — dir! —
Da ließ ſich Cypris ſehn, und mit dem Bogen,
Doch abgeſpannt, ſtand Amor neben ihr.

Genug der Klagen, ſprach ſie, und der Zähren!
Und Rache, wie du willſt, wird ausgeübt,
Wenn dir, um ſeine Hörner zu zerſtören,
Freiwillig ſich der Stier gefangen giebt. —

Als Gattin, wiſſe, trägt dein Leib den Saamen
Des Zevs. — Verdien' es, was das Glück dir gönnt!
Ein ganzer Welttheil wird nach deinem Namen, —
Sey ſtolz, Europa! — künftighin genannt.

Hauswald.

die Scenen seiner glücklichen Jugend wirft; das Bild der liebenswürdigen Psyche, welches durch alle Veränderungen, die in seiner Seele vorgegangen, nichts von seinem Glanze verloren hat; die Erinnerung dieser reinen, unbeschreiblichen, fast vergötternden Wollust, in welcher sein Herz zerfloß, als er es noch in seiner Gewalt hatte, Glückliche zu machen; und als die Reinigkeit dieser göttlichen Lust noch durch keine Erfahrungen von der Undankbarkeit und Boßheit der Menschen verdüstert und trübe gemacht wurde — diese Bilder, denen er sich noch so gerne überläßt — welche sich selbst in seinen Träumen seiner gerührten Seele so oft und so lebhaft darstellen — die Seufzer, die Wünsche, die er diesen geliebten verschwindenden Schatten nachschickt — alle diese Symptomen sind uns Bürge dafür, daß er noch Agathon ist; daß die Veränderung in seinen Begriffen und Urtheilen, die neue Theorie von allem dem, was würklich ein Gegenstand unsrer Nachforschung zu seyn verdient, oder von Eitelkeit und Vorwitz dazu gemacht worden, welche sich in seiner Seele zu entwickeln angefangen, die edlern Theile seines Herzens nicht angegriffen habe; kurz, daß wir uns Hoffnung machen können, aus dem Streit der beyden widerwärtigen und feindlichen Geister, wodurch seine ganze innerliche Verfassung seit einiger Zeit erschüttert, verwirrt und in Gährung gesetzt worden, zuletzt eine eben so schöne Harmonie von Weisheit und Tugend hervorkommen zu sehen, wie nach dem System der alten morgenländischen Weisen, aus dem Streit der Finsterniß und des Lichts, diese schöne Welt hervorgegangen seyn soll.

2.

Blumen aus dem Reiche der Filoſofie.

Gedanken der Nacht.

Ich ging im Traume unter Blüthenbäumen
Und kehrte in der Kindheit Zeit zurück,
Sah jede zarte Freude wieder keimen,
Sah alles wieder mit des Kindes Blick.
Ich war entzückt, doch ſchien es mir nur Träumen,
Drum fühlt ich auch mit Argwohn nur mein Glück.
Da rief es: Träumer, ſchau durch deine Blindheit!
Dein Traum war Täuſchung ſo wie deine Kindheit.

Ich fühle Wehmuth meinen Buſen heben,
Der Schlummer flieht, es flieht der falſche Traum.
Ach, ruf' ich aus, was iſt des Menſchen Leben?
Momente hellen Daſeyns, die im Raum
Des weiten Nichtſeyns feſtverkettet ſchweben;
In weiter Oed' erſcheint die Kette kaum;
Vorübergeh'nden Glanzes ſchwinden wieder
In's ew'ge Nichts der Kette letzte Glieder.

Ja! Wahn und Wiſſen, Traum und Wachen fliehet
Und ſchwindet wie ein flüchtig Meteor,
Und nur um des Verblühens willen blühet
Das Ich im weiten leeren Raum empor.

Nur aus dem Nichts, das durch den Raum ſich ziehet,
Nur daraus lächelt Wirklichkeit hervor.
Ich bin der Täuſchung und der Blendung müde;
O wann empfängt mich, ew'ges Nichts, dein Friede!

Troſt.

Vergebens ſoll der Geiſt nach Wahrheit trachten?
Umſonſt ward ihm der Wahrheitsſinn verliehen?
Die trüben Zweifel ſollen nie entfliehen,
Die ihn wie dichte Nebel hier umnachten?

Oft ſag' ich tröſtend, höh're Hände fachten
Die Funken an, die mir im Buſen glühen;
Zur Sehnſucht fühl' ich iſt der Trieb gediehen,
Aus dieſem Leben ſtrebt mein ſtilles Schmachten.

Der Wahrheitsſinn ſchwebt hier mit irrem Flügel
In öder Nacht durch die kein Leitſtern blicket,
Doch feſt will ich dem hohen Wort' vertrauen:
Wir ſehn die Wahrheit hier im dunkeln Spiegel;
Einſt werden wir der Dunkelheit entrücket,
Von Angeſicht zu Angeſicht ſie ſchauen.

Elegie.

Ort, auf ewig mir theuer, o Ort, ich ſehe dich wieder,
Wo ich mein Alles fand, wo ich mein Alles verlohr.

Schnee deckt den Garten, bereift ſind die dürren Zweige der Laube,
Die ſonſt den Glücklichen barg, Flocken durchkreuzen die Luft.
Schaff', o Fantaſie, hier Grün und die Farben des Maies,
Blätter der Blüthen laß wehn in dem Geſtöber des Schnee's!
Und ihr himmliſchen Träume, bevölkert, Bilder der Vorzeit,
Dieſen lieblichen Raum, den hier ein Zauberſchlag ſchuf.
Hier entkeimte, hier wuchs die erſte Liebe des Jünglings;
So ätheriſch, ſo ſchön keimte auf Erden ſie nie.
Aber Blüthen kaum trug ſie, die zarte ätheriſche Pflanze,
Denn die irdiſche Luft war ihr zu ſtürmiſch und kalt.

E. Tittmann.

II.

Erfahrungen und Gedanken.

Der Gedanke an die Vergangenheit iſt angenehmer, als die vergangne Wirklichkeit ſelbſt, weil ſich bei der Rückerinnerung das große Vergnügen in einer Empfindung zuſammendrängt, welches wir in der That nur Theilweiſe und nach Stufen genoſſen.

Hüte dich vor dem, welchen Gott gezeichnet hat! — Die einzigen Waffen ſeiner wehrloſen Jugend gegen die ſtärkere waren Witz und Bosheit. Der verkrüppelte Menſch, welcher dieſe nicht beſitzt, hat unbezwingliche Geduld und Langmuth, und kommt gewiß nicht ins Fegfeuer.

Ein offner Karakter zeigt ſeine Fehler mehr, als ſeine Tugenden. Jene verzeiht man ihm nicht leicht, weil man dieſe nicht kennt.

Der Menſch haßt ſeine eignen Fehler am Nachbar am heftigſten; er will ſich ſelbſt überreden, daß ſie ihn nicht beherrſchen, und daher verfolgt er ſie ſo heftig.

Langes Reiſen macht gleichgültig gegen Freunde, freundſchaftlich gegen Menſchen.

Im Auslande lernſt du die Menſchen kennen, im Vaterlande den Menſchen.

Das ſehnſüchtige Herz des beſſern Jünglings gelangt nur durch viele Wunden auf den hohen Standpunkt der allgemeinen Menſchenliebe. Nahe an ſeinem Wege iſt der fürchterliche Abgrund des Menſchenhaſſes. Allein durch ſcharfes Hinblicken auf das Ziel kann er das Fallen und Straucheln vermeiden. Der alltägliche Menſch liebt und haſſet die Menſchen nur in Beziehung auf ſich; ſein Herz iſt nur verwundbar in ſeiner Böeſe und in ſeinem Eigennutz.

Verlange von deinem Freunde nie zu viel, willſt du dich nicht um einen Freund ärmer machen, und ſchone im Freunde des Menſchen.

Nichts iſt angenehmer, als einem Freunde Verbindlichkeiten ſchuldig zu ſeyn. Dies macht das Band der Freundſchaft zarter. Der Annehmende giebt aus Dankbarkeit den menſchlichen Schwächen des Freundes nach und der Leiſtende unterdrückt die richtende Strenge aus Furcht durch ſeine Härte dem Freunde ſeine Wohlthat ins Gedächtniß zurückzurufen.

Es iſt zweifelhaft, wer dem Andern größern Dank ſchuldig iſt, derjenige, welcher eine Wohlthat erzeigt, oder der ſie annimmt. Iſt das Gefühl des Wohlthuns angenehmer, oder die Freude, durch die gute That eines Andern ſeinen Zweck erreichen zu können?

Ein edler Geist muß seine täglichen Geschäfte durch Fantasie zu veredeln und geistig zu machen suchen. Gelingt ihm dies nicht, dann erliegt er der unerträglichen Bürde.

M.

III.

Kultur und Sprache der Neugriechen.

Vorerinnerung.

Der alte Streit zwischen den Etazismus und Jotazismus in der Aussprache des Griechischen schien zwar längst geschlichtet, wird aber doch immer durch die Neugriechen, welche auf unsern Universitäten studieren, und so gern für ihre heutige Aussprache Proselyten machen, wieder aufgeregt. Mit Recht bemerkt Hermann in seinem durch Scharfsinn und Gründlichkeit sich so vortheilhaft hervorhebenden Werke über die Verbesserung der griechischen Grammatik, daß wer jetzt noch diesen Neugriechen Gehör geben wolle,

ſich nur lächerlich mache *). Auch würde ſchon, wenn nicht die Hunde, Schweine und Schaafe mit ihren unwandelbaren Lauten hier unſre Sprachmeiſter würden **), die einzige Stelle in Dionys von Halicarnaß (de ſtructura orationis ſ. 14. p. 96. Upton) allein zureichen, um die Vertheidiger des

*) Illorum ſententia qui cum hodierna graecae linguae pronuntiatione veterem conſpiraſſe putant, merito ita iam a viris doctis contemta eſt, ut ſi quis hodie eam defendere audiat, ridendum ſe ac deſpiciendum praebere videretur. De emendanda ratione graecae grammaticae (Leipzig, Fleiſcher 1801) S. 5. Eine kleine Geſchichte dieſes von jeher mit ſehr ungleichen Waffen geführten Streites giebt Fiſcher in ſeinen Animadv. ad Veller. Specim. I. p. 21. Aber das neueſte und beſte darüber findet man in einem gelehrten Sendſchreiben des durch ſeine Forſchungen und Reiſen hier vorzüglich kompetenten Villoiſon im Magazin Encyclopédique VII Année no. 20. p. 456 ff.

**) Ohne in die berüchtigte Kontrevers über die Ausſprache der böotiſchen und niederſächſiſchen Hamel einzugehn, in welcher das boshafteſte Aktenſtück (im Göttingiſchen Magazin II, 3. S. 454) die friedliebenden und wackern Herausgeber von Lichtenbergs vermiſchten Schriften mit Fug und Recht unterdrückten (man leſe den Vorbericht zum 4ten Band S. IX.); bleibt doch ſoviel ausgemacht, daß Stellen der Alten wie in Ariſtofanes Equit. 903. (verglichen mit dem Worte βαύζω, baubari) und in Pace 929 eine ganz unumſtößliche Beweiskraft haben.

ungriechischen Jotazismus zum Schweigen zu bringen *). Indeß wird es doch manchen Philhellenen unter unsern Lesern nicht unangenehm seyn, noch einmal zu hören, was die Vertheidiger der neugriechischen Aussprache gewöhnlich zu Schutz und Trutz für ihre Meinung aufzustellen pflegen. Folgender Aufsatz kommt aus der Feder des Hrn. F. A. Beyer, der 1784 sein Vaterland Sachsen verließ, und sich in Wien, Triest, Cherson, hauptsächlich aber 12 Jahre in Jassy, der Hauptstadt der Moldau, aufhielt, und dort die neugriechische Sprache gründlich erlernte. Er kam im April des vorigen Jahres wieder in sein Vaterland nach Zeitz zurück und hoffte durch die Ausgabe eines neugriechischen Wörterbuchs fürs erste sich um unsre Literatur verdient zu machen, gab aber, als er erfuhr, daß ihm Hr. Weigel in Leipzig darin zuvorgekommen sey, diesen Plan auf und gieng nach

*) Das wichtigste und neueste Aktenstück gegen die neugriechische Aussprache liefert selbst ein Neugriecher, der gelehrte Codrika, lange Zeit Dragoman des türkischen Gesandten in Paris, in der Vorrede zu seiner griechischen Uebersetzung von Fontenelle's mehr als eine Welt: Ομιλίαι περὶ πλήθους κόσμων (Wien, 1794) S. 16 ff. wo er über die Armuth und barbarische Vermischung (besonders mit dem venetianischen Dialekt) seiner Sprache die bittersten Klagen führt und sie ein Burgiersäftchen (κυκεών) aus allerlei schlechten Ingredienzien nennt. Und in einem solchen Gemengsel sollte sich die alte Aussprache rein erhalten haben?

Bukareſt, um auch dort, was er in Jaſſy geweſen war, erſter Apoſtel und Lehrer der teutſchen Sprache zu werden, die in jenen Provinzen faſt niemand kannte. Intereſſant bleiben immer die am Schluß beigefügten Nachrichten von der regen Wißbegierde der Neugriechen und ihren ſchnellen Fortſchritten in Erlernung alles deſſen, was ſie erreichen können. Gewiß iſt in dieſen Urenkeln der alten Hellenen, trotz aller Unfälle und vielfach aufgepfropften Peregrinität noch ein lebendiger Funken (ζώπυρον) jener hohen Genialität ihrer Ahnherrn; und dies glimmende Docht, nachdem man ihm alle Nahrung geraubt hat, noch durch Läſterung oder Anſpritzungen des Jakobinismus (man denke an die Schickſale einiger Neugriechen in Wien) vorſätzlich niedertreten zu wollen, iſt um ſo empörender, da man erſt die Menſchen aufs äußerſte treibt, und dann die letzten Zuckungen noch als Hochverrath anklagt. Um die ſo oft vorgebrachte Beſchuldigung von Unwiſſenheit und Aberglauben, die man den Neugriechen vorwirft, ſo viel an uns iſt, abwenden zu helfen, iſt dieſem Aufſatz noch ein Exzerpt aus des gelehrten griechiſchen Arztes in Paris Coray Einleitung zu ſeiner treffl.chen Ausgabe des Hippokrates Schrift über Luft, Waſſer und Klima beigefügt worden, da dieſe Ausgabe bei weitem noch nicht ſo bekannt unter uns iſt, als ſie es in filologiſcher und fyſikaliſcher Hinſicht zu ſeyn verdient. Ich behalte mir vor, einige andere Belege zur Ehrenrettung der

Neugriechen in einem andern Stücke dieſer Zeitſchrift beizubringen.

B.

1.

Ueber die Ausſprache der griechiſchen Sprache, und über den Zuſtand der Gelehrſamkeit unter den heutigen Griechen.

Man muß ſich wundern, daß die Gelehrten, zumal die in Leipzig ſich befindenden, ſich nicht um die richtigere Ausſprache der griechiſchen Sprache bekümmert haben. Es giebt ja noch bis dieſe Stunde verſchiedene gelehrte Griechen in Leipzig, von denen ſie dieſelbe erlernen könnten. Denn es iſt wohl zu vermuthen, daß die jetzigen Griechen als Nachkommen der alten Hellenen die griechiſche Sprache richtiger ausſprechen, als wir, die Bewohner des rauhern Nordens. Einige von unſern Gelehrten haben das Gegentheil gethan, und durch einige neue Pedanterien die Pronunziazion dieſer Götterſprache, die wir ohne

Agathon.

Eilftes Buch.

Erſtes Capitel.

Apologie des griechiſchen Autors.

Bis hieher ſcheint die Geſchichte unſers Helden, wenigſtens in den hauptſächlichſten Stücken, dem ordentlichen Lauf der Natur, und den ſtrengeſten Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit ſo gemäß zu ſeyn, daß wir keinen Grund ſehen, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln. Aber in dieſem eilften Buch, wir müſſen es geſtehen, ſcheint der Autor aus dieſer unſrer Welt, welche, unpartheyiſch von der Sache reden, zu allen Zeiten nichts beſſers als eine Werkel-Tags-Welt (wie Shakeſpear ſie irgendwo nennt) geweſen iſt, ein wenig in das Land der Ideen, der Wunder, der Begebenheiten, welche gerade ſo ausfallen, wie man ſie hätte wünſchen können, und um alles auf einmal zu ſagen, in das Land der ſchönen Seelen, und der utopiſchen Republicken

verirret

dies rauh genug aussprechen, dem Ohre eines Griechen noch unerträglicher, und ganz lächerlich zu machen.

Es ist wahr, die jetzige griechische Sprache ist durch die Aufnahme vieler Türkischen Wörter, die wegen der Besiegung Griechenlands durch die Türken nothwendiger Weise erfolgen mußte, sehr verschlimmert und entstellt worden. Aber bei allem dem ist sie gleichwohl der alten Hellenischen viel ähnlicher geblieben, als die Italienische der Altrömischen ist. Die meisten Wörter kann man aus der alten Sprache herleiten; und man hat noch dazu die Bequemlichkeit, anstatt des eingeschlichenen türkischen Wortes ein ächt helleniſches setzen zu können. Die Deklinazionen und Konjugazionen weichen auch sehr wenig ab. Nur bei der Deklinazion ist zu merken, daß die jetzigen Griechen den Dativ nicht gebrauchen, sondern statt dessen eine Präpoſizion setzen: z. E. statt ἔδωσα τῷ πατρὶ setzen die neuern Griechen ἔδωσα ἀς (lies εἰς) τὸν πατέρα. Ueberhaupt sind die Abweichungen in den Formen der Deklinazionen und Konjugazionen so geringe, daß einer, der gut Hellenisch versteht, in kurzer Zeit die neugriechische Sprache nicht allein verstehen, sondern auch sprechen und schreiben lernt. Ich wenigstens kann sagen, daß ich durch das Lesen des Buchs, welches ἱστορία τῶν μυθολογουμένων θεῶν betitelt, und Neugriechisch geschrieben ist, mir in kurzem

eine groſse Stärke in dieſer Sprache erworben habe. Eine Grammatik der neugriechiſchen Sprache braucht man nicht, denn die Formazion geht von der helleniſchen ſehr wenig ab. Als Wörterbuch kann dienen das τριγλωσσον λεξικον des Bentoti, das 1791 zu Wien herausgekommen iſt. Das neugriechiſchteutſche Wörterbuch von Weigeln taugt faſt gar nichts.

Obgleich die Griechen dadurch, daß ſie unter ein fremdes Joch gekommen ſind, und folglich als Nazion zu exiſtiren aufgehört, viele alte helleniſche Wörter verlohren haben: ſo iſt es doch nicht glaublich, daß ſie die Ausſprache ihrer Sprache ſollten verlohren haben. Dieſes Volk hat ein viel zu feines Gefühl, als daß man dieſes glauben ſollte. Denn verſchiedene Buchſtaben, die ich ſogleich bemerken werde, ſprechen ſie mit der gröſsten Feinheit aus. Auch der gemeine Grieche bemerkt die geringſten Fehler der Pronunziazion, die ein Fremder macht. Dieſes weiß ich aus meiner eignen Erfahrung. Die neugriechiſche Sprache wird einſt einen Platz unter den üblichen feinen Sprachen Europens einnehmen. Schon Katharina die Zweite befahl im Anfange des letzten Türkenkrieges, daß man an ihrem Hofe Neugriechiſch ſprechen ſollte. Der Bruder des jetzigen Kaiſers Alexander, der Groſsfürſt Konſtantin, ſpricht ſehr ſchön griechiſch. Er hat dieſe Sprache von dem berühmten Eugenios erlernt.

Es ſind aber hauptſächlich folgende Buchſtaben, die von den Griechen ſehr delikat ausgeſprochen werden. 1) das γ, welches viel feiner ausgeſprochen wird, als das teutſche g. 2) das δ: dies iſt der delikateſte unter allen griechiſchen Buchſtaben. Man muß beim Ausſprechen etwas mit der Zunge anſtoßen: für einen Ausländer iſt dieſer Buchſtabe ſehr ſchwer auszuſprechen. 3) das ζ: dieſes ſprechen wir auf gut Gothiſch wie ein teutſches ſ oder tſ aus: man muß es wie ein ſcharfes ſ ausſprechen. 4) das θ, welches als ein th ſtark gleichſam durch die Zähne durchgezischt wird, iſt auch ſchwer auszuſprechen. 5) das κ (Kappa), welches delikater, als das teutſche k ausgeſprochen wird. 6) das π und 7) das τ müſſen hart ausgeſprochen werden, ſo wie die Niederſachſen das p und t ausſprechen. 8) das σχ muß nicht wie ein teutſches ſch, ſondern das σ beſonders und das χ auch beſonders ausgeſprochen werden. 9) den Spiritum aſperum ſprechen die Griechen gar nicht aus, ſondern eben ſo, wie den Spiritum lenem, z. E. ἅγιος wie agios. 10) die Accente und die Spiritus ſehen ſie wie wir. Wenn zwei Accente auf einem Worte ſind, ſo laſſen ſie dieſelben beide hören, z. E. τὰ ῥήματά σου.

Hier muß ich bemerken, daß man das lateiniſche aus dem Griechiſchen herſtammende x, welches das ξ vorſtellt, auch in der lateiniſchen und teutſchen Sprache wie ein ſcharfes ſ, und nicht wie ein g, ausſpre-

chen müſſt. Wir machen in dem einzigen Worte Byzantium drei Fehler in der Ausſprache: wir ſprechen es wie Pitzantzium aus, da es doch faſt wie Willantium ausgeſprochen werden muß. So ſprechen wir auch Boeotia wie Poeotzia aus, ſtatt es wie Wöotia auszuſprechen. So müſſen wir auch ſchola nicht wie das teutſche Wort Schule ausſprechen, ſondern das ſ wird von dem ch in der Ausſprache getrennt: ſo auch in ſchema, und andern ähnlichen Wörtern. Es wäre auch gut, wenn wir Sachſen das lateiniſche v wie ein w, und nicht wie ein f läſen. Die Oeſtreicher ſind von dieſem Fehler der Ausſprache frei. Ferner ſollten wir doch das eu in lateiniſchen Wörtern nicht wie das teutſche eu leſen: jeder Vokal muß beſonders ausgeſprochen werden, als in neutrum, eurus, Leuctra.

Etliche von unſern Gelehrten ſprechen das η wie e aus, und wollen es damit beweiſen, weil βληχῶμαι, blöcken, bedeutet. Dieſer Beweis ſcheint mir ſehr ſchwach, und faſt möchte ich ſagen, kindiſch und läppiſch zu ſeyn. Wir thun beſſer, wenn wir das η wie i, ſo wie die neuen Griechen, ausſprechen. Es iſt wahr, daß die Lateiner das η allenthalben durch ein langes e ausgedrückt haben. Allein vielleicht haben die Aeolier es auch ſo ausgeſprochen, und von ihnen haben die Lateiner dieſe Ausſprache vermuthlich angenommen. Nun wiſſen wir, daß der Aeoliſche und

Dorische Dialekt der härteste war. Die übrigen Griechen, z. E. Attiker und Jonier, haben ohne Zweifel das η wie i ausgesprochen. So drücken die Lateiner den Spiritum asperum durch h aus. Auch dieses scheint von den Aeoliern herzukommen. Diese haben auch das η oft durch ein langes a ausgedrückt z. E. in φάμα statt φήμη. Die Aeolier hatten eine breite Sprache, fast so wie unsre Schlesier.

Einige unserer Gelehrten fangen jetzt an, das οι wie oi, und das ει wie das teutsche ei auszusprechen. Ich glaube, sie thun hierin Unrecht. In den ältesten Zeiten hat man vielleicht so ausgesprochen. Denn die Sprachen haben im Anfange rauhe Vokalen und Diphthongen, die aber mit der Zeit in sanfte und einfache Vokalen übergehn. Der göttliche Plato und der beredte Demosthenes haben gewiß das οι wie i, und das ει ebenfalls wie i ausgesprochen, und so sprechen es noch die jetzigen Griechen aus. In den ältesten Zeiten sprachen die Teutschen ebenfalls Hlaudowig aus, statt dessen wir jetzt Ludwig sprechen.

Die griechische Sprache klingt in dem Munde eines gelehrten Griechen überaus sanft und melodisch. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, wie mir einst ein gebohrner Aetolier Verse aus dem Homer melodisch, und doch dabei mit einem großen Heldentone, vordeklamirte. Ueber unsere griechische Aussprache las

chen nicht allein die gelehrten, sondern auch die gemeinen Griechen. Es wäre wirklich gut, wenn wir die bessere Aussprache der Neugriechen annähmen, wenigstens in so weit, als es uns Erwachsenen möglich ist. Denn nur Kinder können sie vollkommen lernen.

Was die Gelehrsamkeit der jetzigen Griechen betrift, so besteht diese bei denen, die nicht aus der Türkei heraus in andere Länder kommen, meistens blos in der griechischen Sprachkunde. — Sie erklären in ihren Schulen die Syntax des Theodor Gaza, welche bündig und filosofisch ist. Diese ist von dem berühmten Neofytus, ehemaligem Lehrer in Bukarest, sehr weitläuftig kommentirt. Aus diesem Kommentar hat Athanasius einen Auszug gemacht. Die Leptologie oder feinere Zergliederung der Sprache ist von den Griechen auf das Höchste getrieben. Daher werden die Schüler zuviel mit der Analysis oder Technologie geplagt. Unterdessen verstehen viele von den griechischen Lehrern nicht allein die alten Griechen sehr gut, sondern schreiben auch sehr gut Altgriechisch, theils in Prosa, theils in Versen. — Die beste griechische Aussprache haben die Konstantinopolitaner, mischen aber viel Türkische Wörter mit unter. Auch die Mazedonier und Thessalier sprechen gut aus; schlechter sprechen die Epiroten und Insulaner. Seit kurzer Zeit gehn auch verschiedene Griechen nach Teutsch-

land und Frankreich, und erlernen nebſt der Filoſo-
ſie und Mathematik hauptſächlich die Arzneikunſt, brin-
gen es auch in allen dieſen Wiſſenſchaften ſehr weit.
Der Eifer des jetzigen Biſchofs von Larissa in Theſſa-
lien iſt ſehr lobenswürdig. Dieſer würdige Prälat
hat ſchon verſchiedene junge Leute theils nach Teutſch-
land, theils nach Frankreich geſchickt, und läßt ſie
auf ſeine Koſten ſtudieren. Die Lernbegierde der
Griechen iſt immer noch ſehr groß. Es giebt Grie-
chen, die in einem Alter von 50 Jahren noch Spra-
chen und Wiſſenſchaften erlernen. — Wenn man ei-
nen jungen Griechen, der in die Schule geht, fragt,
was er ſich wohl wünſche, ſo antwortet er gemeinig-
lich: ich möchte Geld haben, um im Auslande zu ſtu-
dieren. Den Lehrern wird in Griechenland der Rang
vor allen andern Perſonen gegeben. — Der unglück-
liche Riga hat 12 Landkarten mit griechiſchen Buch-
ſtaben in Wien drucken laſſen. Er hat viele alte grie-
chiſche Münzen, die er in dem kaiſerlichen Münzka-
binete geſehen hat, auf dieſe Karten ſetzen laſſen.
Die Karten enthalten die Gegenden an der Donau,
Griechenland, und den vorderſten Theil von Kleina-
ſien. Sie ſind zwar bei weitem nicht vollſtändig,
aber doch brauchbar, weil die alten und neuen Nah-
men angegeben ſind. Franz Müller in Wien hat
dieſe Karten in ein kleines Format gebracht. Sie
machen zuſammengeſetzt eine einzige große Karte aus.
Eine gute geografiſche Beſchreibung von Griechenland

hat ein sehr gelehrter Mönch Daniel, der in Paris studiert hat, und sich jetzt in Jassy aufhält, geliefert. — Ueberhaupt fangen die Griechen an, sehr viele Bücher in das Neugriechische zu übersetzen. Zwei sehr reiche Kaufleute, die Gebrüder Zosima in Moskau, haben schon verschiedene Bücher auf ihre Kosten drucken lassen, und sie verschenkt, z. E. die Mathematik des berühmten Theotoki, der ohnlängst in Moskau gestorben. — Der berühmte Evgenios von Korfu, der in Petersburg am Hofe lebt, hat eine Logik geschrieben, auch Segners Mathematik übersetzt. Ein gewisser Anthimus in Wien hat eine Fysik übersetzt, ein anderer die Algebra des de la Caille. Auch verschiedene historische Bücher sind übersetzt worden. — Ein gewisser Jannaki, der in Jassy lebt, hat Stephani thesaurum graecae linguae ins Altgriechische übersetzt: er ist aber noch nicht gedruckt. Es sind auch verschiedene Grammatiken und Lexika zur Erlernung fremder Sprachen für die Griechen verfertigt worden. Besonders lieben die Griechen die teutsche Sprache wegen der ähnlichen Zusammensetzungen mit der Hellenischen. Ein gewisser Darbaris hat eine teutsche Grammatik für die Griechen herausgegeben. Sie lernen unsere Sprache sehr gründlich, sprechen sie auch gut aus. — Es giebt verschiedene Schulen in der Türkei, z. E. in Jassy, in Bukarest, in Konstantinopel, in der Insel Pathmos, in Joannina und an mehrern Orten. Zu Joannina ist ein gewisser

Pſalidas, der in Wien ſtudiert hat. Dieſer lehrt mathematiſche und filoſofiſche Wiſſenſchaften und iſt bei dem Ali Paſcha ſehr beliebt. Kurz, es zeigt ſich die Morgenröthe der Wiſſenſchaften an Gräziens Horizont, die den nahen Tag verſpricht. Wir wünſchen es. Denn von dort her kam uns Erleuchtung.

Philhellen.

2.

Apologie der Neugriechen gegen Pauw und Weikard.

(Aus Corays Discours préliminaire zum Hippokrates p. CXX. *)

Nach des filoſofiſchen Hippokrates Ermeſſen können alle Völker aus der Verworfenheit hervorgehn, wenn ſie nur wollen. Aber nach des Filoſofen Pauw

*) Traité d'Hippocrate des airs, des eaux et des lieux, traduction nouvelle, avec le texte grec collationé ſur deux manuſcrits, des notes critiques, hiſtoriques oet par Coray, Paris 1800. T. I. CLXXX und 170 S. T. II. 484 S. in 8.

Meinung (Recherches sur les Grecs T. I. p. 103.) sind nur die Neugriechen davon ausgenommen, bei welchen Unwissenheit und Aberglauben so tiefe Wurzel geschlagen haben, daß keine menschliche Kraft noch Gewalt sie austilgen könnten. Denn, versichert Hr. Pauw, würden die Griechen frei, so würde der erste Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machten, der seyn, daß sie die Schismatiker mit wüthendem Fanatismus anfielen und sich um Worte ihrer Religion, die sie nicht einmal mehr recht aussprechen können, wechselseitig zerfleischten. Das Merkwürdigste bei dieser Beschuldigung ist, daß Pauw versichert, diese Beschuldigung aus dem Munde einiger Neugriechen selbst zu haben. Hier ist also nur ein doppelter Fall möglich. Entweder diese schändlichen Verleumder waren selbst unterrichtete und aufgeklärte Personen, und gaben also durch ihre eigene Geständnisse den Beweis, daß die Griechen jene Vorurtheile ablegen und klüger werden könnten: oder sie verbanden mit der stupidesten Unwissenheit die niedrigste Denkart, in welchem Fall Pauw ihr Zeugniß nicht anführen durfte. Und doch will Pauw zu gleicher Zeit ein Hasser des tyrannischen Jochs seyn, womit die Türken unsre Nazion niedergebeugt halten. Wie reimt sich dieß zusammen? Doch Pauw ist todt. Ich will seinem Namen nicht Hohn sprechen. Ich habe sogar, trotz allen seinen Paradoxen, manches aus seinem Buche gelernt. Nur die gekränkte Ehre meines Volks liegt mir am Herzen. Gewiß, die Neu-

verirret zu ſeyn. Es ſtehet bey den Leſern, ihm hierinn ſoviel Glauben beyzumeſſen, als ſie gerne wollen; wir an unſerm Theil nehmen uns der Sache weiter nichts an; unſere Abſichten ſind bereits erreicht, und die glücklichen oder unglücklichen Umſtände, welche dem Agathon noch bevorſtehen mögen, haben nichts damit zu thun. Indeſſen glauben wir doch, daß der Autor allen den gutherzigen Leuten, welche ſich für den Helden einer ſolchen Geſchichte nach und nach intereſſiren, und gern haben, wenn ſich am Ende alles zu allerſeitigem Vergnügen, mit Entdeckungen, Erkennungen, glücklichem Wiederfinden der verlornen Freunde, und etlichen Hochzeiten endet, einen Gefallen gethan habe, ſeinen Helden, nachdem er eine hinlängliche Anzahl guter und ſchlimmer Abentheuer beſtanden hat, endlich für ſeine ganze übrige Lebens-Zeit glücklich zu machen. Es mag ſeyn, daß der Verfaſſer der griechiſchen Handſchrift hierinn ſeinem guten Naturell den Lauf gelaſſen hat; denn in der That, ſcheint es ein Zeichen eines harten und grauſamen Herzens zu ſeyn, welches ein Vergnügen an der Qual und den Thränen ſeiner unſchuldigen Leſer findet, wenn man alles anwendet, uns für den Helden und die Heldin einer wundervollen Geſchicht einzunehmen, bloß um uns zuletzt durch einen ſo jämmerlichen Ausgang, als eine ſchwermüthige, menſchenfeindliche Imagination nur immer erdenken kann, in einen deſto empfindlichern und unleidlichern Schmerz zu verſenken, da es lediglich bey dem guten Willen des Autors ſtuhnd, uns deſſelben zu überheben. Gleichwol

griechen fühlen das Bedürfniß, ſich zu unterrichten, aufs lebhafteſte. Faſt giebt es keine Univerſität in Europa, wo nicht von Zeit zu Zeit Neugriechen ſtudierten. Der Räubereien und Erpreſſungen in ihren Wohnplätzen müde, empört über die Gleichgültigkeit der gebildeten Nazionen gegen ſie, wiſſen ſie kein Mittel, ihre Ketten zu ſprengen, als Unterricht. Sie wallfahrten daher oft mit Gefahr ihres Lebens und ihrer Exiſtenz in jene fremden Länder, die einen großen Theil ihres Lichts urſprünglich den Griechen ſelbſt verdanken. Nur böſer Wille kann den Griechen unverbeſſerlichen Aberglauben zuſchreiben. Wahrlich, es würde ſchwer ſeyn, einen Griechen zu finden, der nicht bei den Erzählungen der Mordſzenen, die im übrigen Europa im Namen eines Gottes des Friedens und der Menſchenliebe verübt worden ſind, erſchauderte. Die Griechen kennen und kannten keine Inquiſizion! Wohl haben ſie zuweilen auch aus dem Taumelkelche getrunken. Aber dieſer Rauſch war kurz. Excidat illa dies! ſo ruft einſtimmig der größte Theil des Volks.

Rührend und herzerhebend iſt am Schluſſe dieſer Einleitung (p. CLXXVI) die Anrede an ſeine Landsleute, durch deren Unterſtützung der wackere Coray allein in Stand geſetzt wurde, dieß Werk des

Hippokrates in Paris zu ediren, da er bis jetzt für die Ausgabe der sämmtlichen Werke des Hippokrates, den er ganz bearbeitet hat, weder in Frankreich noch in Deutschland einen rechtlichen Verleger finden konnte.

— „Euch, meine Freunde und Landsleute, meine Leidensgefährten, die ihr mich durch eure Beihülfe in dieser literarischen Unternehmung unterstützet, gebühret vor allen mein Dank. Wohl euch, daß dieser Eifer für Gute alle die Verleumdungen siegreich widerlegte, mit welchen Männer, die wegen ihrer Einsichten sich am meisten für uns interessiren sollten, uns anzuschwärzen suchten. Man mag sagen, was man will: ihr seyd von euern erlauchten Ahnen noch nicht ausgeartet. Noch fließt Griechenblut in euren Adern und erwartet nur das Zusammentreffen günstiger Umstände, um der Welt zu zeigen, daß eure Ketten nicht euer Werk waren, und daß, weit entfernt, sie mit einer dumpfen Hinergebung (stupide resignation)*) getragen zu haben, ihr die einzige unterjochte Nazion seyd, der ihren Unterdrückern einen ewigen, vom Vater

*) Welkard hatte in seinem medizinischen System T. I. p. 45. nach der italienischen Uebersetzung der griechischen Rohheit, die sich sogar die Weinstöcke von ihren Zwingherren nehmen lasse, Hohn gesprochen.

zum Sohn gleich einem heiligen Erbtheil fortgepflanzten Haß in ihrem Herzen bewahrt. Despoten aus dem alten Rom zu euch übergepflanzt, nachdem sie alle Bande der Menschheit zerrissen und ihren Thron mit den abscheulichsten Greuelthaten befleckt hatten, haben euch endlich noch rohern und grausamern Tyrannen überliefert. Sie schmiedeten die Ketten, die du trägst, unglückliches, aber noch im Elend ehrwürdiges Volk. Aber es wird sie brechen. Bis der Zeitpunkt da ist, und er ist nicht fern, könnt ihr euren Tyrannen keck den Vers zurufen, den einer unsrer Dichter den Weinstock sagen läßt, den eine verwüstende Pest benagt:

Frißt du mich bis zur Wurzel, ich trage so viel noch der Trauben,
Als man beim Opfer, o Bock! zwischen die Hörner dir gießt *).

*) Dies bekannte Epigramm des Evenus (Analect. I, 265. VII.), das einst schon gegen den Unhold Domitian (Sueton in Domit. c. 14.) so treffend zugespitzt wurde, ist wohl selten passender citirt worden. Es trift in jedem Wort und in jeder Beziehung.

IV.

Nachricht

von

einigen unerkannten Kunstwerken Albrecht Dürers und andern Kunstschätzen in der Elisabethenkirche zu Marburg.

Nur wenige Menschen haben Sinn für das Grosse und Göttliche der Kunst; die meisten bedürfen fremder Autorität oder eines grossen Künstlernahmens, um ein Kunstwerk schön zu finden und in künstlerische Ekstasen zu gerathen. Dies darf uns jedoch nicht wundern, da es den meisten eben so sehr an den ersten Elementen der Kunstkenntniß, als an wahrem, innigem Gefühle für das Große und Schöne der Natur gebricht. Man fühlt und bewundert ein Kunstwerk gewöhnlich erst alsdann, wenn man darin das Werk eines anerkannten Meisters vor sich zu haben glaubt; allein die Seele selbst aufzufassen, welche der Künstler seinem Werke einhauchte, vermag man nicht. Einen auffallenden Beleg für die Wahrheit dieser Behauptung werden nachfolgende Blätter liefern.

Viele tausend Fremde und Einheimische haben bereits die hiesige gothisch-prächtige Elisabethen-Kirche, die darin verhandenen Grabmonumente, und besonders das aus der letztern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts herstammende berühmte Begräbniß-monument der heiligen Elisabeth bewundert, allein größtentheils aus keinem andern Grunde, als weil sie alle diese Dinge unter Marburgs Merkwürdigkeiten zählen gehört hatten. Noch aber hat kein einziger hessischer Schriftsteller und keiner von den vielen fleißigen Reisebeschreibern einer andern Gegenden diesen Gegenstand erwähnt, die in ihrer Art unstreitig zu den allervorzüglichsten gehört.

Es sind dies die, über den fünf kleinern Altären des Elisabethen- und Fürsten-Chors der erwähnten Kirche angebrachten Szenen aus der heiligen und Märtyrer-Geschichte und aus dem Leben der heiligen Elisabeth, in hölzernen, prächtig vergoldeten Schnitzarbeiten*) — und in Gemälden an den Flügelthüren dieser Altarver-

*) Unter diese allgemeine Benennung lassen sich diese kunstlerischen Arbeiten, die zum Theil aus Hautreliefs, zum Theil aus Basreliefs, und zum Theil aus Figuren bestehen, welche ganz in die Rundung gearbeitet sind, am sichersten bringen.

zierungen. Ich nenne diese Arbeiten Kunstschätze, nicht nur wegen ihres innern Werthes, sondern auch, weil sie, wie ich zeigen werde, von einem der größten teutschen Künstler herrühren; unerkannt aber nenne ich sie, weil man bisher den Namen ihres Urhebers nicht wußte, und sie, wenigstens ehemals, nicht mit der Sorgfalt bewahrte, die ihre Vorzüglichkeit erfodert hätte. Im siebenjährigen Kriege, wo die Elisabethenkirche von den Franzosen zu einem Frucht-Magazine gemißbraucht wurde, haben diese Kunstwerke [illegible] Schmutzarbeiten und Wahlereien ganz artig; einige lobten sie als Produkte eines frühern Zeitalters, die wenigsten aber ahneten in ihnen Kunstwerke eines vorzüglichen Meisters. Nur selten wollte ein Kenner dabei mit stillem Vergnügen. Hoffentlich wird man sie künftig, nachdem ich ihren Urheber bekannt gemacht haben werde, wirklich schön und aller Aufmerksamkeit werth finden.

Schon in meiner Biografie der heiligen Elisabeth *) lobte ich die Gemälde, und äußerte dabei den Gedanken, daß sie „Etwas von der Manier Albrecht Dürer's**) hätten, dessen Blüthenzeit in

*) Elisabeth die heilige, Landgräfin von Thüringen, nach ihren Schicksalen und ihrem Karakter dargestellt. Mit Kupfern. Zürich 1797 in 8.

**) Dürer war gebohren zu Nürnberg den 20. Mai 1471 und starb daselbst den 6. April 1528.

das Ende des funfzehnten und in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts falle, und daß sie in dieser Periode wirklich ihr Daseyn erhalten hätten," wobei ich in den Anmerkungen einige Jahrzahlen, die ich an diesen Altarverzierungen bemerkt hatte, anführte. Sorgfältigeres Studium dieser Kunstwerke erweckte die Vermuthung in mir, daß Albrecht Dürer selbst ihr Urheber seyn möge, da nicht nur die Gemälde, sondern auch die Schnitzwerke das Karakteristische der Dürerschen Arbeiten — [illegible] in den Gewanderen, gleichmäßige Krümmungen der Haarlocken, das Bedeutende in den Augen, und die Gemälde besonders lebendiges Kolorit, bisweilen auch Mangel an Simplizität und Verstoße gegen das Kostüm — an sich tragen. Diese Vermuthung wurde zuletzt Gewißheit, da ich nicht nur auf einigen Gemälden, sondern auch auf der hintern Seite eines Basreliefs — auf den erstern in den Stickereien einiger Gewänder und auf dem letztern in das Holz geschnitten — Albrecht Dürer's bekanntes Monogramm bemerkte. Auf das in das Holz eingeschnittene Monogramm machte mich ein schätzbarer Freund — der einzige, der in Marburg um diesen Umstand wußte — aufmerksam, da ich ihm meine Entdeckung in Absicht auf die Gemälde und meine bloße Vermuthung in Absicht auf die Schnitzarbeiten mittheilte. Entweder hat nun der treffliche Dürer selbst in Mar-

burg gearbeitet, und bei dieser Gelegenheit vielleicht auch einige von den schönen, einst in der evangelisch-lutherischen Pfarrkirche vorhandnen, und in den für die Kunst so nachtheiligen, unter dem sonst gelehrten L. Morik vorgefallenen Bilderstürmereien *), zerstörten Oelgemälden verfertigt, oder er hat blos das Maaß den den Altären genommen, die Entwürfe gemacht, und solche anderswo, bei mehrerer Muße, in verschiedenen Jahren ausgeführt. Da die Gemälde nicht nur, sondern auch die Bildner-Arbeiten, aus verschiedenen Jahren herrühren, so ist mir das letztre wahrscheinlicher. Indessen wäre es auch möglich, daß Dürer nie selbst in Marburg war, und daß man ihm blos die Maaße zu den Gemälden und Schnitzarbeiten nach Nürnberg sandte. Wenigstens finde ich nirgends zuverlässige Nachrichten von seinem Aufenthalte in Marburg. Diese Altarverzierungen rühren demnach von einem der ersten Künstler, dem Stifter der teutschen Kunstschule, her, und sind um so mehr der größten Aufmerksamkeit werth, da die Gemälde dieses Künstlers ungleich häufiger, als seine Holzschnitte und Kupferstiche, sind, und Dürer nur wenige Bildner-Arbeiten verfertigt hat **). Ei-

*) Nach einer mündlichen Ueberlieferung haben diese Bilderstürmer auch in der Elisabethenkirche großen Schaden verübt und manches schöne Kunstwerk zerstört.

**) Von einer sehr schätzbaren Arbeit dieser Art, einem

ne genauere Nachricht von dieſen ſchätzbaren Mahlereien und Schnitzarbeiten wird daher den Freunden teutſcher Art und Kunſt nicht unwillkommen ſeyn.

Erſte Altarverzierung.

In dem ſogenannten Eliſabethen-Chore erblickt man hinter einem eiſernen Gitter einen kleinen Altar, und über demſelben das Bild der heiligen Eliſabeth, das Modell der Kirche in ihrer Hand haltend. An der Seitenwand dieſes, der frommen Fürſtin geweihten Denkmals iſt ein anderer ſteinerner Altar errichtet, und darüber ſind diejenigen Verzierungen angebracht, mit deren Beſchreibung ich jetzt den Anfang mache. Unmittelbar über den Altar erhebt ſich ein Feld mit einer reichvergoldeten Verzierung in erhobener Skulptur. Man erblickt hier die Mutter Jeſu, weinend, und mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes, über den auf ihrem Schooße ruhenden und von ihr gehaltenen Leichname ihres Sohnes hinſehend. Ihr zur Rechten kniet Joſef von Arimathia und ihr zur Linken Maria Magdalena, ein weiſes Tuch in ihrer Hand haltend. Die beiden Hauptfi-

Basrelief en Bronce, worin man Alb. Dürers Monogramm findet, gibt das erſte Stück der neuen Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts von Meuſel eine ſehr glückliche Abbildung.

guren, Maria und Jesus, sind von Gyps, die übrigen aber von Holz gearbeitet. In allen bemerkt man eine richtige Zeichnung und gute Haltung; vorzüglichen Ausdruck aber haben die beiden Hauptfiguren Maria und Jesus, und der Leichnam des Letztern ist mit vieler Wahrheit ausgeführt. Im Hintergrunde erblickt man die Felsengruft, welche den Leichnam Jesu aufnehmen soll. Diese Verzierung wird mit einer eisernen Gitterthür verwahret.

Ueber diesem Felde erhebt sich ein anderes größeres Feld, sechs Fuß hoch und eben so breit, geziert mit einer reichvergoldeten Schnitzarbeit, und mit zweien Flügelthüren verwahrt, woran inwendig und auswendig treffliche Mahlereien angebracht sind. Die schöne Bilderarbeit stellt die Krönung der Maria durch Gott den Vater und Christum vor. Maria, eine angenehme weibliche Gestalt, in ein blaues mit Gold durchwirktes Untergewand und goldenes Oberkleid gekleidet, die schönen Locken von ihrem Haupte herabwallend, und mit einer goldnen mit Edelsteinen besetzten Krone geschmückt, kniet in der Mitte, ihr zur Rechten sitzt Christus, eine goldne, reich mit Edelsteinen gezierte Krone auf seinem Haupte, in einem prächtigen Gewande; an seinen Händen und Füßen bemerkt man noch die Nägelmahle von seiner Kreuzigung. Zur Linken der Maria ist Gott der Vater sitzend angebracht, in seiner rechten Hand die

aber scheint uns unser edler gesinnte Verfasser noch eine andre Absicht dabey gehabt zu haben, welche er, ohne sich einer noch grössern Unwahrscheinlichkeit schuldig zu machen, nicht wol anders als durch diese nicht allzuwahrscheinliche Verbindung glücklicher Umstände, worein er seinen Helden in diesem Buche setzt, erreichen konnte — Und was für eine Absicht mag das wol seyn? —— Ich will es ihnen unverblümt und ohne Umschweiffe sagen, meine Herren und Damen, ob ich gleich besorgen muß, daß die ungewöhnliche Offenherzigkeit, welche ich ihnen in dem ganzen Laufe dieses Werkes habe sehen lassen, mir von einem oder dem andern aus ihrem Mittel übel aufgenommen werden möchte — Unser Verfasser wollte dem Vorwurf ausweichen, welchen Horaz gleichnißweise in dem bekannten Verse —

Amphora cœpit
Institui — currente rotâ cur urceus exit? —

denjenigen Dichtern macht, in deren Werken das Ende sich nicht zu dem Anfange schickt. Er wollte in seinem Helden, dessen Jugend und erste Auftritte in der Welt so grosse Hoffnungen erweckt hatten, nachdem er ihn durch so viele verschiedene Umstände geführt, als er für nöthig hielt seine Tugend zu prüfen, zu läutern und zu der gehörigen Consistenz zu bringen, am Ende einen so weisen und tugendhaften Mann darstellen, als man nur immer unter der Sonne zu sehen wünschen, oder nach Gestalt der Sachen, erwarten könnte. Der Enthusiasmus, der die eigentliche Anlage seines Helden zu

einem

Krone für die Maria und in seiner linken Hand die Weltkugel haltend, mit einem goldenen, grüngefütterten und mit Steinen und Perlen reich besetzten Gewande bekleidet. Eine männliche Schöne und bedeutungsvolle Figur! Fünf Engel halten die im Hintergrunde über dem Throne angebrachten gestickten Tücher. Die drei Hauptfiguren sind fast ganz in die Rundung gearbeitet, und — abgesehen von der allzusinnlichen Darstellung — nicht ohne einen gewissen edlen Charakter.

Man hat noch einen Holzschnitt von Albrecht Dürer, vom J. 1510, worauf die Himmelfahrt der Maria, die von Gott und Jesu eine Krone empfängt, vorgestellt wird: über ihr schwebt der heilige Geist, um sie her schweben viele Engel, und auf der Erde stehen die Apostel und andere gläubigen Christen, und blicken mit Verlangen nach ihr hin *). Eben so hat man noch ein schönes Oelgemälde von diesem Künstler vom J. 1506, welches die Maria vorstellt, wie zwei Engel über ihrem Haupte schweben, und einen von Rosen gewundenen Kranz über sie halten, um sie damit zu schmücken. Eine Himmelfahrt der Maria verfertigte derselbe auch im J. 1509 für das ehemalige Dominikaner-Kloster zu

*) Vergl. Gedächtniß der Ehren — Alb. Dürers von Heinr. Kont. Arend. Gießen 1748. S. 8.

Frankfurt am Main *). Ueberhaupt hat Dürer mehr als 50, theils in Kupfer gestochene, theils in Holz geschnittene, Marienbilder verfertigt.

Wir kehren zu unsrer Altarverzierung zurück. Neben dem bisher beschriebenen Hauptfelde sind zu beiden Seiten zwei mit schönen Gemälden geschmückte Flügelthüren angebracht, welche Szenen aus der heiligen Geschichte vorstellen. An der inwendigen Seite der dem Basrelief zur Rechten angebrachten Flügelthür sind die Magier aus Osten abgebildet, welche dem neugebornen Jesu, nach der Sitte des Orients, reichliche Geschenke bringen. Ein liebliches Gemälde! Maria blickt mit innigem Wohlgefallen auf das Christuskind herab, welches sie auf ihrem Schooße hält. Hinter ihr steht Josef, dessen Gesichtszüge freudiges Staunen verrathen. Neben ihm erblickt man einen Ochsen und Esel. Zwei Magier knien vor dem Christuskinde, und der dritte — nach einer bekannten Tradizion, schwarz — tritt herzu. Die willkührlich angenommene Zahl der Magier hat auch unser Künstler beibehalten. Zu den Füßen derselben liegen Kronen und andere Kostbarkeiten; die

*) Von diesem trefflichen Oelgemälde ist jetzt nur noch eine Kopie vorhanden. Das Original wurde einem Churfürsten von Baiern überlassen, bei dem es verbrannte. S. Roths Leben Albr. Dürers. Leipz. 1791. S. 35.

übrigen Geschenke halten sie dem Kinde vor, welches lächelnd nach einem dargereichten goldenen Gefäße reicht und sich nach einem geschmückten Kästchen hinneigt. In der Entfernung ist noch Maria mit ihrer Freundin Elisabeth angebracht. Dies Gemälde hat sich sehr gut erhalten.

Im J. 1504 malte Dürer eben diesen Gegenstand in Oel, und dies Gemälde will man für sein ältestes Oelgemälde halten. Auf eine ähnliche Art behandelte er diesen Gegenstand in einem Holzschnitte vom J. 1511.

An der auswendigen Seite der rechten Flügelthür sind zwei verschiedene gemalte Felder angebracht. In dem oberen umarmt der heil. Joachim — wie man aus der auf andern Gemälden wieder vorkommenden Physiognomie und Kleidung schließen kann — seine Tochter Maria, eine schöne weibliche Gestalt, in ein blaues Gewand gekleidet. In dem untern Felde ist die Geburt Jesu vorgestellt. Nachsinnend blickt Maria auf ihr neugebornes Knäbchen herab, welches auf einem über Kornähren verbreiteten Gewande auf dem Boden ruhet. Bedeutungsvoll wählte der Künstler Kornähren statt des Strohes. Liebliche Kinder-Engel umgeben das holde Christus-Kind. Im fernen Hintergrunde erblickt man mehrere Hirten, und darunter einen, welchem ein Engel die Geburt Jesu verkündigt.

An der inwendigen Seite der der Bilderarbeit zur Linken angebrachten Flügelthür ist die Maria auf ihrem Sterbelager, eine Wachskerze in ihrer Hand haltend, vorgestellt. Mehrere Geistliche in weißen Gewändern und andere Personen stehen betend und zum Theil weinend um ihr Bett herum. Vielleicht sollen dies die Apostel Jesu seyn, die, nach der Legende, bei ihrem Tode gegenwärtig waren*). Nur wäre in diesem Falle das Kostüm schlecht beobachtet worden. Uebrigens haben unter diesen Personen einige sehr bedeutungsvolle und schöne Fysiognomieen; besonders zeichnet sich ein im Vorgrund sitzender Geistlicher aus, der in einem Buche zu lesen, oder das, was er gehört und gesehen hat, aufzuzeichnen Willens scheint. Ernst, Nachdenken und Rührung sind über sein Gesicht verbreitet. Im Hintergrunde erblickt man die Maria, von sechs Engeln in den Himmel getragen.

An der auswendigen Seite dieser Flügelthür sind wieder zwei gemalte Felder angebracht, die aber nicht völlig so gut erhalten sind, als die inwendigen Malereien. Die Gemälde selbst verdienen Beifall.

*) Nach der Legende, wollten die Apostel die Maria begraben; allein Engel nahmen ihnen den Leichnam der heil. Jungfrau ab, und trugen ihn in den Himmel. Den Aposteln blieb nichts von ihr übrig, als ihr heiliger Gürtel.

In dem obern Felde kommt Maria und der heil. Joachim mit mehrern weiblichen, zum Theil schönen Figuren vor, die nach einem Tempel zu wollen scheinen, worin eine Person bereits ihre Andacht verrichtet. In dem untern Felde ist die Darstellung Jesu, als des Erstgebornen der Maria, im Tempel abgebildet. Simeon in einem langen Talar gekleidet, hält den überaus schönen Knaben Jesus, der seinen Blick gen Himmel richtet, auf seinen Armen; Simeon sieht bedeutungsvoll auf die in andächtiger Stellung niederknieende Maria hin, und scheint sie einen Blick in die Zukunft thun zu lassen. In einiger Entfernung steht Josef, und neben ihm die heil. Anna. Eine andere Frauensperson nähert sich den Anwesenden mit zwei Tauben in ihrer Hand, welche der Mutter Jesu zum Opfer dienen sollten. Alle diese Thürgemälde sind nicht unmittelbar auf das Holz, sondern auf Leinwand gemalt. Die Zeichnung ist durchaus korrekt, mehrere männliche Figuren sind nicht ohne Würde, und die weiblichen nicht ohne Anmuth, die Gewänder sind schön und natürlich geworfen, die Farben überaus lebhaft und die Vergoldung hat sich sehr gut erhalten.

Sowol dieser, als auch die übrigen vier Altäre scheinen besondern Heiligen geweiht gewesen zu seyn. Dieser scheint der Maria, der zunächst folgende gleichfalls der Maria, der dritte der heiligen Elisabeth, der vierte dem Johannes dem Täufer

und der fünfte dem heil. Georg gewidmet gewesen zu seyn. Fast eben so findet man in der uralten Epsteiner Kirche vier Altäre, wovon jeder mit einer besondern Stiftung versehen war, und wovon der eine der St. Georgen-Altar hieß, der zweite der hohe Altar im Chor der Kirche war, der dritte der Liebfrauen- und der vierte der St. Johannes-Altar genannt wurde. Mit den Altären in der St. Elisabethen-Kirche waren jedoch keine besondern Stiftungen verbunden.

Zweite Altarverzierung.

In dem sogenannten Elisabethen-Chore finden sich noch zwei andere Altäre, deren jeder mit einer hölzernen, reichvergoldeten Schnitzarbeit und zweien, inwendig und auswendig mit schönen Malereien versehenen Flügelthüren geschmückt ist. Beiderlei Kunstarbeiten tragen durchaus den Charakter eines Meisters an sich, und würden auf einen Urheber schließen lassen, wenn auch nicht andere Beweise da wären, daß Dürer die Bildnerarbeiten eben sowol, als die Malereien verfertigt hätte. Ohnehin würde sich ein Künstler, wie Dürer, der selbst Bildhauer-Arbeiten verfertigte, schwerlich dazu verstanden haben, einem andern Künstler blos die Thüren zu bemalen, die doch eigentlich nur zur Bedeckung der Bildnerarbeiten bestimmt waren.

Das unmittelbar über dem der Maria geweihten Altar angebrachte Schnitzwerk ſtellt eine heilige Familie vor. In der Mitte ſitzt Maria, mit dem Jeſuskinde — dem aber die meiſten Glieder abgeſtoßen ſind — auf ihrem Schooße, hinter ihr ſteht Joſef, und vor ihr eine reichgeſchmückte und mit einer Krone gezierte Frauensperſon; hinter dieſer erblickt man noch einen wohlgebildeten Mann mit einem Barte. Dieſer Gruppe zur Rechten ſitzt in einem etwas zurücktretenden Felde eine Mutter, und hält ein kleines Kind auf ihrem Schooße; ein anderes größeres Kind ſteht neben ihr. Die Mutter hat ein Buch auf dem Schooße liegen, worin das kleinere Kind zu leſen ſcheint. Am äußerſten Ende dieſes Feldes ſteht eine große Frauensperſon, die ein Buch in ihrer Hand hält und über das Geleſene nachzudenken ſcheint. In dem zur linken Seite der Hauptgruppe angebrachten zurücktretenden Felde ſitzt, wie es ſcheint, dieſelbe Mutter, auf ihrem Schooße liegt ein Buch, ein Kind ruht auf ihrem Arme und ein anderes ſteht neben ihr; noch zwei andere Kinder ſitzen auf der Erde, und haben ein Buch vor ſich liegen. Auch hier ſteht am äußerſten Ende des Feldes eine große Frauensperſon; da ihr jedoch der rechte Arm abgeſtoßen iſt, ſo kann man nicht mehr ſehen, was ſie gehalten hat. Eben ſo ſind noch einige andere Perſonen auf dieſem Basrelief beſchädigt. Die ſämtlichen reichvergoldeten Figuren ſind in einem Tempel, oder vielmehr in einer gothiſchen Kirche mit langen

Fenstern angebracht, in deren Scheiben man verschiedene Wappen erblickt. Mit der Beobachtung des Ueblichen darf man es daher hier nicht so genau nehmen. An den Wänden lieſet man noch einige halb erloschene Namen. Z. B. Alzohae Salom. u. ſ. w. die auf die Verwandtſchaft hindeuten ſollen. Eine beſtimmtere Deutung der einzelnen Figuren wage ich nicht. Dieſe Bildner-Arbeit iſt darum beſonders merkwürdig, weil ſich auf der Rückſeite derſelben Albr. Dürers Monogramm ganz deutlich in das Holz eingeſchnitten findet *).

An der dieſer Schnitzarbeit zur rechten Seite befindlichen Flügelthür iſt inwendig ein allegoriſches Gemälde angebracht, welches auf die künftige Beſtimmung Jeſu, ſeinen ſich aufopfernden Heldenmuth und ſeine bis zum Tod ausdauernde ſanftmüthige Unſchuld anzuſpielen ſcheint, das ich jedoch nicht ganz beſtimmt zu deuten vermag. Hinter einem Altar erblickt man einen Hohenprieſter und einen andern Prieſter, zwei

*) Sowol über dieſer, als über den andern Altarverzierungen ſind unbedeutende Gemälde, aus frühern Zeiten, an der Kirchenwand angebracht. Das über dem bisher beſchriebenen Basrelief angebrachte verdient nur wegen ſeiner Seltſamkeit Erwähnung. Maria wird von vier Engeln zum Himmel getragen, und zwei Engel gehen voraus, wovon der eine auf einer Violine ſpielt und der andere eine Poſaune bläſet!

ausdrucksvolle männliche Figuren, in schönen Gewändern. Ein Heiliger, in einem goldgestickten Unterkleide und einem violetten Oberkleide — wahrscheinlich der heil. Joachim, Mariens Vater, nähert sich ehrfurchtsvoll, und überreicht dem Hohenpriester ein Opferlamm, das dieser auch annimmt. Von der andern Seite tritt ein schöngekleideter Mann herzu, der einen Knaben an der Hand führt, und gleichfalls ein Opferlamm darbringt. In der Ferne entdeckt man zwei Heilige, wie man aus dem Nimbus um ihre Köpfe schließen kann, einige Hirten auf einer Anhöhe, u. s. w.

Das Aeußere dieser Flügelthür ist mit einem schönen Gemälde, das die ganze Familie und Verwandtschaft Jesu in den mannigfaltigsten Gruppen darstellt, geziert gewesen; leider aber ist dies Gemälde jetzt sehr beschädigt, und manche Figuren sind kaum noch zu erkennen. Man erblickt hier Jesum und Josef, Joachim, Kleofas, Salomas, die heil. Anna *), Alfäus, Zebedäus,

*) Nach der Legende hatte die heil. Anna drei Männer, Joachim, Kleofas und Solomas, und zeugte mit jedem derselben eine Maria. Diese drei Männer sind vermuthlich hier gemeinet. Dem bekannten Kornel. Agrippa von Nettesheim bekamen diese angeblichen drei Männer der heil. Anna sehr übel, denn er behauptete gegen die Mön-

Maria, Kleofas, Jakob den ältern, Jakob den jüngern, und den Apostel Johannes: die drei letztern als Kinder vorgestellt. In den Heiligenscheinen um die Köpfe dieser Personen oder auf kleinen über den Köpfen angebrachten Zetteichen sind die Namen der abgebildeten Personen, worunter einige höchst sprechende Fysiognomieen sind, in Mönchschrift angegeben.

Das Innere der linken Flügelthür stellt den Vater der Maria, den heil. Joachim vor, — von dem die Legende wahrscheinlich mehr, als ich, zu sagen weiß — wie er seine Tochter Maria umfaßt. An dem Saume seines schönen und reichgestickten Gewandes liset man die Worte: Ioachim, pater Mariae virginis sacrae *). Gegen das Kostüm ist auf diesem sonst anmuthigen Gemälde mehrmals gesündigt. Auch

che zu Metz, welche diese drei Männer für einen Glaubensartikel hielten, „die heil. Anna habe nur einen Mann und eine Tochter gehabt," und mußte darüber flüchtig werden, wie er denn auch auf seinen Wanderungen zu Grenoble im J. 1535. starb.

*) Daß die Tradizion über den Namen, den Mariens Vater geführt haben soll, höchst schwankend sey, und daß derselbe bisweilen auch Eli, Kalfus u. s. w. genannt werde, ist den Freunden der ältern Kirchengeschichte bekannt.

einem mehr als gewöhnlichen Grade moralischer Vollkommenheit enthielt, verhinderte ihn zu eben der Zeit da er seine Tugend erhöhte, so weise zu seyn, als man seyn muß, um nicht mit den erhabensten Begriffen, und den edelsten Gesinnungen, von sich selbst und von andern betrogen zu werden. Eine Art zu denken, welche ihn zu einer höhern Classe von Wesen als die gewöhnlichen Menschen sind, zu erheben schien, setzte ihn dem Neid, der verkehrten Beurtheilung, den Nachstellungen und Verfolgungen dieser Menschen aus; und machte ihn, welches für seine Tugend das Schlimmste war, unvermerkt vergessen, daß er im Grunde doch immer weder mehr noch weniger sey, als ein Mensch. Die Erfahrungen, die er endlich hierüber bekam, öfneten ihm die Augen, und zerstreuten einen Theil der Bezauberung; er lernte sich selbst besser kennen; aber er kannte die Welt noch nicht genug. Ein neues und grosses Theater, auf welches er versetzt wurde, half diesem Mangel ab; eine immer weiter ausgebreitete und vervielfältigte Erfahrung stimmte seine allzuidealische Denk-Art herab, und überführte ihn, daß er, wie der großmüthige, tugendhafte und tapfere Ritter von Mancha (dieses lehrreiche Bild der Schwachheiten und Verirrungen des menschlichen Geistes!) Windmühlen für Riesen, Wirthshäuser für bezauberte Schlösser, und Dorf-Nymphen für göttliche Dulcineen angesehen hatte. Er wurde weiser, aber auf Unkosten seiner Tugend. So wie die Bezauberung seiner Einbildungs-Kraft vorgieng, hörte auch die Begierde auf, grosse Thaten zu

ist die Zeichnung hier nicht überall richtig. So ist z. B. die eine Hand der Maria offenbar verzeichnet. Im fernen Hintergrunde erblickt man Hirten auf dem Felde, weiter unten den heil. Joachim mit einigen Schaafen, wie ihm ein Engel erscheint. Gegenüber ist in einem entfernten Zimmer Maria vorgestellt, wie sie vor einem Tische kniet und betet, und der Engel Gabriel zum Fenster herein zu ihr schwebt. Auf diesem Gemälde steht die Jahrzahl 1511.

An der äußern Seite der linken Flügelthür sind die übrigen Personen der heil. Verwandtschaft angestellt, Zacharias, ein sehr schöner Kopf, Elisabeth und ihr Sohn Johannes der Täufer, der letztere als Kind und die Kreuzesfahne tragend; neben ihm steht ein Lamm. Eine Anspielung auf seinen Freund Jesus und dessen künftiges Geschick! Außerdem findet man hier noch Ephraim, der eine Rolle, mit den Worten: anno millesimo quingentesimo undecimo, in Mönchsschrift, in seiner Hand hält; Eliud, die heil. Emerenzia u. a. Mehrere andere Figuren und Namen sind zu sehr beschädigt, als daß sie sich mit Bestimmtheit angeben ließen. Dies ist um so mehr zu beklagen, da die meisten Köpfe an diesen äußern Gemälden weit ausdrucksvoller, als die an den beiden innern Seiten angebrachten sind.

Uebrigens beträgt die Höhe der Schnitzarbeit in der Mitte, wo sie am höchsten ist — denn gegen die

Seiten hin verliert sie sich in einer sanften Wölbung — 3½ Fuß, an den beiden Enden 3 Fuß 2 Zoll; die Breite beträgt 7 Fuß 7 Zoll; hiernach richten sich auch die beiden Flügelthüren, die das Schnitzwerk bedecken. Höhe und Breite haben die drei übrigen, hiernächst folgenden Verzierungen, mit der eben beschriebenen gemein.

Dritte Altarverzierung.

Die über dem dritten Altar des Elisabethen-Chors angebrachten Schnitzarbeiten und Malereien haben durchaus Beziehung auf das Leben und den Tod der heiligen Elisabeth. Ich mache mit der Beschreibung der Schnitzarbeit den Anfang. Man erblickt hier drei Felder neben einander. In dem mittlern ruht Elisabeth auf ihrem Sterbebette; sie hält die Hand an ihre Brust, und scheint dem Tode nahe zu seyn. Mehrere, zum Theil vornehme Geistliche stehen um ihr Bett herum; einige beten, und haben Bücher in ihren Händen; der, welcher der Sterbenden zunächst steht, scheint ihr Beichtvater Konrad von Marburg zu seyn. Die Wände des Gemachs, worin Elisabeth liegt, gleichen dem Innern einer gothischen Kapelle. Die meisten Figuren dieser Bildner-Arbeit sind vorzüglich gut entworfen, und ihre Ausführung zeugt von jener Liebe zum Fleiße und zur Mühseeligkeit, die den Deutschen

überhaupt angeboren und die besonders ein charakteristisches Zeichen der Dürerschen Arbeiten ist; die Gesichter haben viel Ausdruck, der Faltenwurf an den Gewändern ist zum Theil vortrefflich, und die Vergoldung hat sich sehr gut erhalten. Mehrere Figuren aber sind stark beschädigt. So fehlt dem Hauptgeistlichen, welcher der Elisabeth wahrscheinlich die letzte Oelung geben soll, die Hand, so daß man jetzo nicht mehr angeben kann, was er darin gehabt hat; einem andern gegenüber stehenden Geistlichen fehlt der Kopf. Einige dieser Beschädigungen scheinen recht mit Gewalt verübt zu seyn. In dem Seitenfelde rechter Hand ist die L. Elisabeth auf dem Paradebette liegend vorgestellt. Eine Gruppe von neuen, zum Theil reichlich geschmückten Geistlichen, welche beten und wovon einer vor einem Pulte steht, worauf ein Buch aufgeschlagen liegt, umgiebt das Bett. Die sämtlichen Personen sind glücklich vertheilt. Die wirkliche Geschichte der demuthsvollen und duldenden Fürstin weiß übrigens nichts von dem Pomp eines Paradebettes. In dem Seitenfelde linker Hand ist die Kanonisazion der heil. Elisabeth, oder vielmehr die im J. 1236. vorgenommene feierliche Erhebung ihrer Gebeine vorstellt. Kaiser Friedrich II., Landgr. Konrad, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen, mehrere Bischöfe u. s. w., wohnen dieser Feierlichkeit bei; einige geistliche Personen eröffnen die Gruft der Elisa-

beth, um ihren Leichnam heraus zu nehmen. Diese Szene fällt vor in der Kapelle des heil. Franziskus. Schade, daß auch hier mehrere Personen sehr beschädigt, und einigen sogar die Köpfe, Arme und andere Gliedmaßen abgestoßen sind! *)

Die beiden Flügelthüren dieses Altars sind inwendig und auswendig mit schönen, zum Theil noch sehr gut erhaltenen, zum Theil aber auch sehr beschädigten Gemälden, Szenen aus dem Leben der heil. Elisabeth vorstellend, geschmückt. Das Inwendige der Flügelthür zur rechten Seite des Schnitzwerkes ist in zwei Felder abgetheilt, wovon jedes eine schöne goldene Einfassung hat, und über beiden ist ein kleines rundes Feld, mit der Abbildung eines Schutzheiligen, angebracht. In dem Vorgrunde des ersten Feldes ist ein Gastmahl vorgestellt, wo sich unter den zur Tafel sitzenden Personen die Bildnisse der Elisabeth, des Landgrafen Ludwig's, ihres Gemahls, und eines älteren Mannes vorzüglich auszeichnen. Außer den vier, an der Tafel sitzenden Personen kommen noch zwei andere Männer vor, wovon der eine vorschneidet und der andere einen großen Becher dar-

*) Nähere Nachrichten von dem Tode und der Kanonisazion der heil. Elisabeth gibt meine Lebensbeschreibung dieser Fürstin im VII. und VIII. Abschnitte, auf die ich mich in der Folge nochmals, der Kürze wegen, beziehen werde.

reichet. Im Hintergrunde erblickt man in der Ferne Elisabeth, wie sie einem armen Manne ein reichgesticktes Kleid schenkt. In einiger Entfernung davon erscheint ihr ein Engel; ein dem vorigen völlig ähnliches Kleid hängt an einer Stange, und wahrscheinlich hat ihr der Engel das weggegebene Kleid hier wieder erstattet *). In dem zweiten Felde ist ein anderes, durch Elisabethe Frömmigkeit veranlaßtes Wunder vorgestellt. Im Vordergrunde fällt ein Bett in die Augen, und darin liegt ein Kruzifix, wo man an dem Gekreuzigten noch Blut und Wunden wahrnimmt. Das Kruzifix zeichnet sich in künstlerischer Hinsicht durch gar nichts aus, und hätte, so wie noch einige andere Figuren auf dieser Tafel, auch von einem ganz gewöhnlichen Maler ausgeführt werden können. Vor dem Bette kniet die erstaunte Elisabeth, und hinter derselben steht L. Ludwig und eine Frauensperson, wahrscheinlich die vertrauteste Kammerfrau der frommen Fürstin, und beide blicken verwunderungsvoll auf das Kruzifix. Elisabeth hatte nämlich den aussätzigen Hellas gewaschen, ihn in ihr und ihres Gemahls Bett gelegt, und dieser Aussätzige hatte sich, als ihr Gemahl dazu kam, — in ein Bild Christi mit blutigen Wunden verwandelt **)!!

*) Elisabeth die Heilige ꝛc. S. 38. 41 u. f.

**) Elisabeth d. H. S. 41. 47.

Im Hintergrunde dieses Gemäldes zeigt sich auf der einen Seite Elisabeth, wie sie einen Aussätzigen wäscht, und neben diesem steht noch ein anderer Aussätziger, der auf einen gleichen Liebesdienst harrt. Gegen über ist die Fürstin vor einem Altar kniend vorgestellt, wie sie, mit zur Erde gesenktem Blicke, sich von ihrem despotischen Beichtvater Konrad von Marburg peitschen läßt. Ueber dem Altar steht ein Bild Christi, und von oben herab sehen zwei Personen aus einem in die Kapelle gehenden Fenster nach dieser Szene hin. Konrad ist in ein purpurfarbenes Gewand gekleidet *).

Von außen ist diese Flügelthür mit einem sehr artigen Gemälde geziert gewesen, das aber leider jetzt sehr beschädigt ist, und das daher kaum noch eine sichere Deutung zuläßt. Es scheint die Ankunft der Elisabeth aus Ungarn auf der Wartburg, ihre nachherige Trauung u. s. w. vorzustellen, wobei man denselben ältlichen Mann, der an dem innern Thürgemälde mit L. Ludwig an der Tafel speiset, wieder findet. Die noch unverletzt erhaltenen Köpfe sind sehr ausdrucksvoll, leider aber hat sich keine einzige Figur ganz unbeschädigt erhalten, und nach 10 bis 15 Jahren wird sich wenig oder nichts mehr daran erkennen lassen.

*) Elisabeth d. H. S. 23.

Die innere Seite der dem Schnitzwerke zur Linken angebrachten Flügelthür iſt, wie die gegenüber ſtehende, mit zwei gemalten Feldern geziert. Im Vordergrunde des einen Feldes iſt die rührende Abſchieds-Szene zwiſchen L. Ludwig und der heil. Eliſabeth vorgeſtellt. Der Landgraf, eine ſtarke, männlich-ſchöne Geſtalt, umfaßt ſeine weinende Gemahlin; neben ihm ſtehen ſeine Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, — drei liebliche, einnehmende Geſtalten; jedoch etwas zu wohlgehalten und zu groß und ausgebildet für ihr zartes Alter. Hinter der Eliſabeth ſteht eine weinende Frauensperſon, wahrſcheinlich ihre vertrauteſte Kammerfrau. In einiger Entfernung von L. Ludwig hält ein Reitknecht ein für den Landgrafen zubereitetes weißes Pferd. Ein Windſpiel liegt theilnehmend auf der Erde. In der Ferne ſieht man einige Reiter, als Kreuzfahrer bezeichnet, fortſprengen. Im Hintergrunde iſt Eliſabeths Flucht von der Wartburg in einem überaus niedlichen Gemälde vorgeſtellt. Traurend verläßt Eliſabeth mit ihren Hofſräulein und ihren drei Kindern die Burg, auf der ſie ſo manche frohe und traurige Stunde verlebt hatte, und die hier in ihrer gothiſchen Pracht treflich ins Auge fällt. Die lieblichen Kindergeſtalten machen einen ſehr wohlthuenden Eindruck *).

*) Eliſabeth d. H. S. 67 Herr Schnorr hat dieſe Szene in einem angenehmen Bilde, welches meine

An einer andern Seite des Hintergrundes ſitzt Eliſabeth an ihrem Spinnrocken, und ein Bote tritt mit einem Briefe herein. Wahrſcheinlich ſoll damit die Geſandtſchaft von ihrem Vater, dem Könige Andreas II. von Ungarn, an deren Spitze ſich Graf Panyas befand, angedeutet werden. Dieſer Graf fand die Landgräfin an ihren Spinnrocken ſitzen, und bat ſie mit Thränen, wieder nach Ungarn zurückzukehren, und ihrer armſeligen Lebensart zu entſagen. Allein Eliſabeth wieß ſeinen Antrag mit den Worten ab: „daß ſie in Thüringen ein ewiges Reich erwarten wolle *).“ Im Vorgrunde des zweiten Feldes erblickt man die Eliſabeth nebſt ihren Kindern und ihrer Kammerfrau, in einer Kirche ihre Andacht verrichtend. Vor ihr ſteht ein Geiſtlicher in einem ſchönen Meßgewande vor einem Altar, und auf dieſem fällt ein Kelch und ein Evangelienbuch in die Augen. Neben dem Geiſtlichen erblickt man noch einen Theil eines Chorjungens in weißem Gewande. Wahrſcheinlich ſoll in dieſem Gemälde die Andacht der Eliſabeth in der Barfüßer Kirche zu Eiſenach vorgeſtellt werden, in welche ſich die Fürſtin am erſten Morgen nach ihrer Flucht von der Wartburg

Miniatur der heiligen Eliſabeth als Titelblatt ziert, vorgeſtellt.

*) Eliſabeth d. H. S. 113 fg.

in aller Frühe mit ihren Kindern begab, und einen Lobgesang anzustimmen hat *). Im Hintergrunde ist in einem kleinen Gemälde Elisabeth vorgestellt, wie sie die traurige Nachricht von dem Tode ihres geliebten Gemahls empfängt. Ein Pilger bringt ihr diese Nachricht. Sie stürzt betäubt zu Boden, und ihr treues Kammerfräulein sucht sie wieder aufzurichten. Auf der Seite ist ein Schweinsstall angebracht, und nach der Legende soll die Landgräfin so eben selbst die Schweine gefüttert haben, als sie die Todesnachricht empfieng. Der Künstler scheint hier mündlichen Ueberlieferungen gefolgt zu seyn **).

Die an der äußern Seite dieser linken Flügelthür angebrachten Malereien sind sehr beschädigt, und fast gar nicht mehr zu erkennen. Der ganze untere Theil der Leinwand, worauf das Gemälde angebracht war, ist abgerissen. Keine einzige Figur hat sich mehr vollkommen erhalten. Einzelne Köpfe hingegen, die sich noch erkennen lassen, sind überaus schön und voller Bedeutung, und lassen es um so mehr bedauern, daß Zeit, Muthwillen, Eifergeist und Frei-

*) Elisabeth d. H. S. 68.

**) Ueber die Art, wie Elisabeth die Todesnachricht aufnahm, s. Lebensbeschreibung S. 65 fg.

vel in Kriegszeiten dies Gemälde seiner Vernichtung nahe gebracht haben. Man erkennt noch die ausdrucksvollen Köpfe der Elisabeth, L. Ludwigs u. a., sieht Reiter ankommen u. s. w. Allein eine bestimmte Idee vom Ganzen zu geben, ist nicht mehr möglich.

Vierte Altarverzierung.

In dem sogenannten Fürsten-Chore — von den vielen Grüften und Grabmonumenten hessischer Fürsten und Fürstinnen, die hier ihre Ruhstatt fanden, so benannt, — erblickt man zwei Altäre, welche ganz auf dieselbe Art, wie die vorhin beschriebenen, verziert sind.

Ueber dem ersten Altar ist ein reich vergoldetes Schnitzwerk angebracht, welches in halb oder ganz erhobenen, und zum Theil völlig in die Rundung gearbeiteten Figuren die Hauptszenen aus dem Leben Johannes des Täufers vorstellt. In dem mittlern Felde sieht man den Johannes, wie er Jesum im Jordan tauft. Beide Hauptfiguren sind trefflich gezeichnet, und besonders hat der Kopf des Johannes sehr viel Ausdruck. In dem Seitenfelde zur Rechten ist Johannes in seinem Lehramte vorgestellt. Er selbst steht hinter einem dürren Baumstamme; die ihn umgebenden Zuhörer,

thun, allem Unrecht in der Welt zu steuren, mit den Feinden der allgemeinen Glückseligkeit sich herumzuschlagen, und die Menschen, wider ihren Dank und Willen, glücklich machen zu wollen. Nun sage man mir, nachdem es mit unserm Helden dazu gekommen war, (und, alles wol erwogen, mußte es auf eine oder andere Art endlich dazu kommen; denn die edelste, die liebenswürdigste Schwärmerey, wenn sie gar zu lange dauert, und sich so gar durch die Maul-Esel-Treiber von Jangois, nicht austreiben lassen will, wird endlich zu Narrheit,) was sollte, was konnte unser Autor nun weiter mit ihm anfangen? Einen misanthropischen Einsiedler aus ihm machen? — Dazu war sein Kopf zu heiter und sein Herz zu schwach — oder zu zärtlich — oder zu gut; was ihr wollt; und zudem mochte unser Autor, der ein Grieche war, und wenigstens in die Zeiten des Alciphrons gesetzt werden muß, (wie die Gelehrten ohne unser Erinnern bemerkt haben) vermuthlich von der Vortrefflichkeit einer einsiedlerischen Tugend die erhabenen Begriffe nicht haben, welche man sich in den wundervollen Zeiten des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts bis zu unsern philosophischen Zeiten davon gemacht hat, und (allem Ansehen nach) in einigen Ländern noch lange machen wird. Ihn wieder in die weite Welt zurückzuführen, wäre nichts anders gewesen, als ihn der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, in seiner antiplatonischen Denk-Art durch immer neue Erfahrungen bestärkt, und durch die Gesellschaft witziger und liebenswürdiger Leute,

welche

Fariſäer, Zöllner, Männer und Weiber machen eine äußerſt glückliche Gruppe aus; einige Köpfe ſind muſterhaft gerathen und voll Karakter. Selbſt die aus der Ferne ankommenden Fariſäer, die der Predigt des Johannes zuhören wollen, ſind — obgleich ganz kleine Figuren — doch überaus karakteriſtiſch. Die im Hintergrunde dieſer Bildnerarbeit angebrachten Gebäude, Waldungen und Gebirge ſind dagegen etwas ſteif ausgefallen. Schade, daß dem Johannes der rechte Arm abgeſtoßen iſt! In dem Seitenfelde zur Linken iſt die Enthauptung des Täufers vorgeſtellt. Der Rumpf des Gemordeten liegt auf der Erde, die Tochter des Herodias empfängt von dem mit Blut beſpritzten Nachrichter des Haupt deſſelben auf einer Schüſſel. Der Nachrichter und die ſchöne Tänzerin treten, als die zwei Hauptperſonen, mit kräftigen Zügen hervor. An dieſem Basrelief, welches unſtreitig zu den vortrefflichſten Arbeiten des großen Künſtlers gehört, und welchem ganz das Lob gebührt, das ein geiſtreicher Schriftſteller den Lukas von Leyden den Dürer'ſchen Bildnerarbeiten beilegen läßt *),

*) „— — — Dieſe ſaubern Figuren, die Dürer auf Holz in erhabener Arbeit geſchnitten, und die ſo leicht und zierlich ſind, daß man trotz ihrer Vollendung die Arbeit ganz daran vergißt, und gar nicht an die vielen mühſeligen Stunden denkt, die der Künſtler darüber zugebracht haben muß.“ Franz

lieſet man die Jahrzahl 1512, woraus das frühzeitige Alter dieſer Bildnerarbeit mit den ſchönen Thürmalereien erhellt.

Dieſe Malereien enthalten gleichfalls Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers. Die Geſchichte dieſes Mannes ſcheint die Fantaſie Albr. Dürers öfter beſchäftigt zu haben; ſo hat man noch einen merkwürdigen Holzſchnitt vom J. 1511. von ihm, worauf die Enthauptung des Johannes vorgeſtellt iſt. An der innern Seite der dem Schnitzwerke zur Rechten angebrachten Flügelthür iſt die Geburt deſſelben abgebildet. Im Vorgrunde erblickt man ſeine Mutter Eliſabeth im Bette liegend; neben ihr ſteht Maria, und hält das neugebohrne Knäbchen auf ihren Armen. Nicht weit davon kniet eine reichgekleidete Frauensperſon nieder, und ſcheint ein Tuch an einer Kohlpfanne zu wärmen. In einiger Entfernung ſitzt der alte Prieſter Zacharias, und ſchreibt auf ein Täfelchen die Worte: „Joannes eſt nomen — “ Außer dieſen karakteriſtiſchen Alten zeichnen ſich noch einige andere ausdrucksvolle Menſchenfiguren, welche hinter einem Tiſche ſtehen, aus. Im Hintergrunde erblickt man den Zacharias im Tempel, neben dem Altar, und an der rechten Sei-

Sternbalds Wanderungen, von Ludw. Tieck, 1ſter Th. S. 181.

te des Altars den Engel Gabriel in weißem Gewande, ein Zepter in ſeiner Hand haltend, und dem Zacharias die Geburt eines Sohnes verkündigend. An einer andern Seite des Hintergrundes ſind Maria und Eliſabeth, wie ſie ſich freundlich begrüſſen, abgebildet. Die erſtere iſt eine niedliche Figur mit lang herabhangendem Lockenhaar, die letztere hingegen iſt etwas zu ſteif, und ungefähr ſo gekleidet, wie eine alte Nürnbergiſche Bürgersfrau. Doch iſt ihr Kopf nicht ohne Ausdruck und angenehme Züge. Oben an einer Säule dieſes Gemähldes ſteht die Jahrzahl 1512.

An der äußern Seite dieſer Flügelthür iſt die Taufe Jeſu durch den Johannes vorgeſtellt. Oben über dem Himmelsglanze erblickt mäh Gott, als alten Mann, mit der Weltkugel in der Hand, und dabei ſind die Worte zu leſen: „hic eſt filius meus dilectus“ u. ſ. w. Die im Hintergrunde angebrachten Figuren, Johannes in ſeinem Lehramte u. dergl. ſind nicht mehr deutlich zu unterſcheiden.

Das Innere der zur linken Seite des Schnitzwerks angebrachten Flügelthür iſt mit einem Gemälde geziert, deſſen Bedeutung mir noch nicht ganz klar iſt. Im Vorgrunde erblickt man ein genauertes Grabmal, woran ein Arbeiter mit einem Hammer

beſchäftigt iſt, um es aufzubrechen; ein anderer holt Knochen aus dem Grabe hervor, und legt ſie in einen Korb. Auch die im Hintergrunde angebrachten kleinern Szenen wage ich nicht beſtimmt zu deuten. Man ſieht da einen Mönchen, der einen Korb mit Gebeinen wegträgt, ein angemachtes Feuer, ein Feld, worauf man Zelte, Kanonen u. ſ. w. bemerkt, zwei Männer, die eine reichgekleidete Perſon fortzugehen nöthigen, ein abgehauenes Haupt, auf einer Schüſſel getragen u. ſ. w. Daß bei dem abgehauenen Haupte nicht an das Haupt des Johannes des Täufers gedacht werden dürfe, erhellet deutlich aus den nicht weit davon ſtehenden Kanonen; der Künſtler müßte denn einen gewaltigen Anachronismus begangen haben! Oder vielleicht iſt das Grab des Johannes vorgeſtellt, mit deſſen Kopf und Gebeinen man zur Zeit einer allgemeinen Noth, z. B. während des Kriegs oder der Peſt, Wunderthaten hervorgebracht hat? — — Merkwürdig iſt dies Gemälde, weil man daran nicht nur die Jahrzahl 1512, ſondern auch Albr. Dürers Monogramm an dem geſtickten Gewande einer darauf angebrachten Perſon wahrnimmt.

An dem Aeußern dieſer Flügelthür iſt die Enthauptung des Johannes vorgeſtellt. Johannes, eine edle, männliche Geſtalt, kniet, die ſchöne Tochter des Herodias hält bereits die Schüſſel hin, worauf ſie das Haupt des zu Mordenden legen will. Der

Nachrichter, ein Seitenſtück zur Tänzerin, iſt ſehr gut gezeichnet. Im Hintergrunde dieſes Gemäldes erblickt man den Herodes Antipas, Tetrarchen von Galiläa, mit ſeinen Gäſten an der Tafel, und das Haupt des Johannes auf einer Schüſſel liegend. Der Kopf des Herodes hat vielen Ausdruck. Einige kleinere Nebenfiguren dieſes Stücks ſind ſchwer zu deuten. Auch hier erblickt man an der Einfaſſung eines Kleides Dürer's Monogramm.

Fünfte und letzte Altarverzierung.

Dieſe Verzierung befindet ſich über dem zweiten Altare des ſogenannten Fürſtenchors. Die reich vergoldete Schnitzarbeit iſt in drei Felder eingetheilt. Das mittlere ſtellt eine Kirche mit gemalten Fenſtern dar, und darin einen Altar, vor welchem das Hochamt gehalten wird. Die acht um den Altar herum theils ſtehenden, theils knienden Perſonen ſind ausdrucksvoll, einige Fyſiognomien ſprechend, und beſonders iſt der Faltenwurf an ihren vergoldeten Gewändern treffſlich gehalten. In dem Seitenfelde zur Rechten iſt der aus der Legende bekannte Ritter St. Georg, der unter dem Kaiſer Dioklezian Tribunus militum geweſen ſeyn ſoll, auf einem weißen Pferde reitend vorgeſtellt, wie er den beſiegten Drachen zu ſeinen Füßen liegen hat. Der Ritter, das Pferd und der Drache ſind jedoch ſehr

beschädigt, und ganze Glieder abgeflossen, wodurch der Eindruck der sonst gut geordneten Gruppe geschwächt wird. So fehlt der ganze Arm des Ritters, es fehlen die zwei Vorderbeine des Pferdes, und der Drache ist fast ganz verstümmelt. In der Ferne erblickt man das königliche Schloß, und diesem gegenüber eine betende weibliche Figur mit einem Schafe; wahrscheinlich des Königs schöne Tochter, die mit dem Schafe dem Drachen geopfert werden sollte. In dem Seitenfelde zur Linken ist St. Georg gleichfalls zu Pferde vorgestellt: doch ist auch diese Figur sehr beschädigt, und man sieht nicht mehr, was der Ritter in seiner Hand gehabt hat. Im Hintergrunde fallen waldigte Gebirge und ein ganzer Zug von Reitern ins Auge, welche den Berg, auf dessen Gipfel man ein Schloß erblickt, hinan reiten. Die Gebirge und Waldungen sind in diesem und dem andern Seitenfelde etwas steif ausgefallen, welches aber unstreitig mehr an dem Materiale, als an dem Künstler lag. Uebrigens hat sich auch hier die Vergoldung trefflich erhalten.

Das Inwendige der ersten gemalten Flügelthür, dem Schnitzwerke zur Rechten, ist in zwei Felder eingetheilt, welche den Märtyrertod des Ritters St. Georg vorstellen, der, nach der Tradizion, gemartert und enthauptet worden seyn soll. In dem einem Felde erblickt man den heiligen

Ritter in goldenem Harniſch vor ſeinen Richtern, wovon zwei ſitzend und der dritte ſtehend abgebildet iſt, und einer der erſtern wahrſcheinlich den Kaiſer vorſtellen ſoll. Die beiden andern haben kleinere Kronen auf ihrem Haupte. Der Kaiſer und der neben ihm ſitzende Richter halten Zepter in ihren Händen. Dem von einer Soldaten-Wache umgebenen Ritter ſind die Hände gebunden, und an einem der ihn umgebenden Soldaten iſt die Jahrzahl 1514 angebracht. St. Georg iſt eine ſchöne und noch faſt jugendliche Geſtalt. Im Hintergrunde erblickt man denſelben in einem Topfe mit ſiedendem Oele (wie ſich aus den um den Topf lodernden Flammen ſchlieſſen läßt), und auf einer andern Seite ſieht man ihn an einem über zwei Pfälen befeſtigten Querbalken, an den Händen aufgehangen, und zwei Kerls beſchäftigt, ſeine Haut mit Haken zu zerreißen. Nach der Tradizion wurde nämlich St. Georg, auf Daciens Befehl, auf einem Streckgalgen ausgedehnt, ſeine Haut mit krummen Eiſen zerriſſen, Salz in die blutenden Schrammen geſtreut, und der gemarterte Ritter dann wieder in's Gefängniß geworfen. Ein Zauberer reichte ihm zweimal einen giftigen Zaubertrank, der ihm jedoch nichts ſchadete. Zuletzt wurde er noch enthauptet und ſein Leichnam durch die Stadt geſchleift. In dem andern Felde iſt auf dem Vorgrunde der heilige Ritter in goldnem Harniſch, knieend und mit gefalteten Händen vorgeſtellt. Vor ihm

liegen seine Handschuhe, und das Halsstück seiner Rüstung bis auf die Schulter. Hinter ihm steht der Nachrichter mit einem Schwerte in der Hand, um ihn zu enthaupten, und neben den letztern erblickt man noch einige Marterinstrumente. In einer weitern Entfernung erscheint im Hintergrunde ein anderer Nachrichter, völlig gekleidet wie der erste, jedoch zu Pferde, und mit drohender Miene, eine Peitsche oder Geisel in seiner Hand haltend. In noch weiterer Entfernung liegt der heilige Ritter nackend, mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichtetem Blick — wahrscheinlich von dem letzterwähnten Nachrichter mishandelt — auf der Erde. Ganz im Hintergrunde fallen mehrere Gebäude, Gasthäuser, unter andern ein Gasthaus mit einem Schwan, ein Bäckerladen u. s. w., die auch auf einem andern Gemälde in dem Elisabethenchore wieder vorkommen, und in und vor den Häusern mehrere aufmerksame und nachdenkliche Zuschauer ins Auge.

Die äußere Seite dieser rechten Flügelthüre ist mit einem schönen Gemälde geschmückt gewesen, das aber leider jetzt sehr beschädigt ist, welches man um so mehr beklagen muß, da dies Gemälde unstreitig zu denjenigen Altarverzierungen der Elisabethenkirche gehört, welche die meiste Haltung und beste Anordnung der einzelnen Gruppen haben. Im Vordergrunde erblickt man den Ritter St. Georg zu Pferd,

den Lindwurm oder Drachen mit ſeinem Speere tödtend. Der Drache — eine gräßliche Figur — ſtreckt ſeinen langen Hals hervor, wirft grimmige Blicke auf den Ritter, und packt mit ſeinen Krallen deſſen Speer. Furchtbar krümmt er ſeinen langen Schweif.

In einer Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge;
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß er um Mann und Roß ſich ſchlänge *).

Doch der Ritter — mit einer, in dieſer Lage wohl zu ſanften Miene — hat ihm ſeinen Hals durchbort, und das Blut ſpringt aus der friſchen Wunde hervor. Auf dem Hintergrunde des Gemäldes fällt in der Mitte ein geräumiger Schloßhof, — vermuthlich der in der Stadt Silea in Lybien — in die Augen; in demſelben erblickt man drei männliche und zwei weibliche, zum Theil königlich gekleidete Perſonen, in andächtiger und harrender Stellung. Am Eingange des Hofes liegt der fürchterliche Drache, der den Stadtbewohnern Peſt und andere Krankheiten zugehaucht hatte, und dem man täglich zwei Schaafe geben mußte, wofür er die Stadt verſchonte, mit einer

*) Schiller, in ſeiner Romanze: der Kampf mit dem Drachen, worin dieſe Legende überaus glücklich bearbeitet iſt.

trotzigen Gebehrde. St. Georg steht geharnischt vor ihm, seinen Speer in der Hand. Ganz oben schauen aus dem Schlosse der König und die Königin auf die Szene herab. Tiefer unten geht eine Dame in's Schloß, wahrscheinlich des Königs schöne Tochter, die das Loos betroffen hatte, daß sie dem Drachen geopfert werden sollte; hinter ihr schleicht der Drache nach dem Schlosse, und hinter diesem reitet der tapfere Ritter, der den Drachen nachher erlegte, wofür ihm die befreite Tochter des Königs zur Belohnung wurde. Auf der gegenüberstehenden Seite des Hintergrundes erblickt man die letztere betend, mit einer Krone auf ihrem Haupte, und ihr zur Seite ruht das mit ihr zum Opfer bestimmte Schaaf *).

Die zweite Flügelthür, der Bildnerarbeit zur linken Seite, ist inwendig, wie die gegenüberstehende, mit zweien gemalten Feldern geziert. In dem einen Felde empfängt ein Heiliger eine Krone. Auf

*) Da es zuletzt an Schaafen fehlte, so wurde ausgemacht, dem Drachen, statt eines Schaafes, täglich auch einen Menschen zu geben; wen das Loos traf, der mußte mit dem Schaafe dem Drachen zur Speise werden. Hier ist das Schaaf vorgestellt, das mit der Königstochter geopfert werden sollte. Die Legende vom St. Georg hat Dürer mehrmals bearbeitet. S. Hüsgen's raisonnirendes Verzeichniß aller Kupfer- und Eisenstiche Albr. Dürers. Frankf. und Leipz. 1778. S. 29.

welche entweder gar keine Grundſätze, oder nicht viel beſſere als der weiſe Hippias, gehabt hätten, nach und nach auch um den koſtbaren Ueberreſt ſeine ehemalige Tugend gebracht zu werden, den er glücklicher Weiſe aus der verpeſteten Luft der groſſen Welt noch davon gebracht hat. Vielleicht hätte er in ſolchen Umſtänden noch immer eine Art von Mittel zwiſchen Weisheit und Tohrheit, eine mehr lächerliche als haſſenswürdige Compoſition von kühnem Witz und unſchlüſſiger Vernunft, von wahren und willkürlichen Begriffen, von Aberglauben und Unglauben, von guten und böſen Leidenſchaften, Gewohnheiten und Launen, von gleich betrüglichen Tugenden und Laſtern; kurz, eine ſo vortreffliche Art von Geſchöpfen werden können, wie ungefehr die Meiſten von uns andern ſind, wir mögen es nun einſehen — und wenn wir's einſehen, eingeſtehen — oder nicht. Bey ſo bewandten Umſtänden, und da es (wie geſagt) nun einmal die Abſicht des Autors war, aus ſeinem Helden einen tugendhaften Weiſen zu machen, und zwar ſolchergeſtalt, daß man ganz deutlich möchte begreiffen können, wie ein ſolcher Mann — ſo gebohren — ſo erzogen — mit ſolchen Fähigkeiten und Diſpoſitionen — mit einer ſolchen beſondern Beſtimmung derſelben — noch einer ſolchen Reihe von Erfahrungen, Entwicklungen und Veränderungen — in ſolchen Glücks-Umſtänden — an einem ſolchen Ort und in einer ſolchen Zeit — in einer ſolchen Geſellſchaft — unter einem ſolchen Himmels-Strich — bey ſolchen Nahrungs-Mitteln (denn auch dieſe haben

dem Hintergrunde ſind allerlei Heiligen-Legenden abgebildet, die ich aber nicht zu deuten wage. Auf dem Vordergrunde des zweiten Feldes erblickt man denſelben Heiligen auf ſeinem Sterbebette, in biſchöflichem Gewande, von ſechs Geiſtlichen in verſchiedenen Trachten umgeben, wovon einer einen Weihkeſſel hält, ein anderer, der, wie ſein Nimbus ſchließen läßt, auch ein Heiliger ſeyn ſoll, in einem Buche lieſet u. ſ. w. An den Händen der beiden Heiligen erblickt man noch Spuren von Nägeln, womit auf eine ehemalige Kreuzigung hingedeutet zu werden ſcheint. Im Hintergrunde ſind wieder allerlei Legenden vorgeſtellt, z. B. ein Wandrer, der einen Mann mit abgeſtumpften Füßen auf dem Rücken trägt, Geiſtliche in weißen Chorhemden, die ein Begräbnißmonument, ganz dem Monumente der heil. Eliſabeth ähnlich, transportiren u. ſ. w. Daß jedoch hier nicht der Transport des erwähnten Monumentes nach Ziegenhain vorgeſtellt ſeyn könne, wie in einem ſonſt trefflichen Aufſatze (in Menſels Miſcellaneen, artiſt. Inhalts, 14 Heft, S. 77) behauptet wird, erhellet deutlich genug daran, daß unſer Altargemälde bereits im J. 1512 ſein Daſeyn erhielt, der Transport des Monumentes aber erſt im Jahre 1546. vorfiel.

An der äußern Seite dieſer Flügelthür iſt der Märtyrertod des heil. Sebaſtian vorge-

ſtellt. Dieſer Heilige war, nach der Tradizion, in Frankreich gebohren, und ein vornehmer Kriegsmann des Kaiſers Dioklezian. Er ſuchte die zum Tode verurtheilten Chriſten zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermuntern, und wurde deshalb beim Kaiſer angeklagt. Dieſer ließ ihn auf einem freien Platze an einen Baum feſtbinden, ihn durch andere Krieger mit Pfeilen durchſchießen, und ſodann halbtodt auf dem Platze liegen. Allein — nach Hartmann Schedel's Bericht wurde Sebaſtian bald darauf wieder friſch und geſund, zeigte ſich auf dem kaiſerlichen Saale zu Rom, und beſchwerte ſich laut über die ungerechte und tyranniſche Behandlung des Kaiſers; worauf ihn dieſer zu Tode prügeln und ſeinen Leichnam in ein heimliches Gemach werfen ließ. Doch blieb er — wie die Legende ſagt — an einem Haken hangen, und wurde nachher von St. Lucina herausgenommen und im J. 287 begraben. Seine Gebeine wurden in die Peterskirche zu Rom gebracht, und waren in der Folge ein treffliches Ergenmittel gegen die Peſt. Einſt wollte die Seuche zu Pavia nicht weichen, da errichtete man nur dem heil. Sebaſtian einen Altar, und holte ſeine Gebeine von Rom herbei, und ſogleich hörte die Peſt auf! —

An unſerm Altargemälde erblickt man den Heiligen an einen Baum gebunden. Sein ſchöner und ausdrucksvoller Kopf iſt nach der linken Seite hinge-

lehnt. Sein ganzer Körper hat das richtigste Ebenmaaß. Die vielen darin ſteckenden Pfeile und das aus ſeinen Wunden fließende Blut geben der einnehmenden Geſtalt den Ausdruck hohen Schmerzes. Ein Soldat mit grimmigem Blicke ſchießt noch einen Pfeil auf ihn ab, und zwei andere ſind damit beſchäftigt, ihre Bogen zu ſpannen. Ein Hund bringt einen Pfeil in ſeinem Munde zurück. Vor einem nahe ſtehenden ſteinernen Gebäude blicken zwei fürſtliche Perſonen, die eine mit einer Krone und dem Reichsapfel in der Hand, und die andere mit einem Turban geſchmückt und einen Zepter in der Hand haltend, nach der Szene hin. Unter der erſtern Perſon ſoll wahrſcheinlich Kaiſer Diokleziau vorgeſtellt ſeyn. Die Köpfe dieſer beiden Männer ſind nicht ohne Ausdruck. Im Hintergrunde dieſes Gemäldes erblickt man den heiligen Sebaſtian an einer Säule befeſtigt. Seine Hände ſind hinterwärts gebunden, und ſein Haupt iſt mit einer um den Hals gehenden Kette an die Säule feſt gemacht. Sein ganzer Körper iſt verwundet, und noch fließt überall Blut aus den Wunden. Zwei Kerle mit Keulen ſtehen neben dem Gemarterten. In der Ferne erblickt man ein Gemäuer, einiges Gebirge u. ſ. w. Schade, daß auch dieſes ſchöne Gemälde ſo beſchädigt iſt, daß ſich einige Figuren nur noch ſchwer erkennen laſſen *)!

*) Auch dieſen Gegenſtand hat Albr. Dürer mehrmals

Alle diese Bildner-Arbeiten und Gemälde tragen das Gepräge ihres Meisters an sich, und zeugen von einem feurigen Genie, einer lebendigen Einbildungskraft ihres Urhebers, der große Zusammensetzungen wagte, und alle einzelnen Theile mit der höchsten Sorgfalt und mit musterhaftem Fleiße ausführte. Sie zeugen von einer vertrauten Bekanntschaft des Künstlers mit der Natur und den Regeln der Perspektive, und man weiß nicht, ob man mehr den Bildner oder den Maler bewundern soll.

Die Malereien insbesondere zeichnen sich durch ein sehr lebendiges Kolorit, große Genauigkeit im Ausmalen und eine sehr glückliche Gruppirung der Figuren aus. Dennoch hindert die große Richtigkeit der Zeichnung und die sorgfältige Nachahmung der Natur nicht, in manchen Figuren etwas Steifes zu bemerken, und hie und da noch mehr Edles und Reizendes im Ausdrucke zu wünschen. Bei einigen Gemälden ist dies so auffallend, daß man beinahe auf die Vermuthung geräth, Dürer habe das Ausmalen einem seiner Schüler überlassen und selbst nur die Entwürfe gemacht. Bisweilen sind auch allzuviele Gegenstände auf eine einzige Tafel zusammengedrängt; ein

bearbeitet. Siehe Hüsgen's räsonnirendes Verzeichniß aller Kupfer- und Eisenstiche Alb. Dürer's. Frankf. u. Leipz. 1778. S. 29.

Fehler, den der wackere Künstler in spätern Jahren zu vermeiden suchte. Eben so sind einige Gemälde zu bunt. Auch diesen Fehler hat Dürer, wie man aus einem Briefe Melanchthons sieht *), in spätern Jahren selbst eingesehen. Seiner eignen Aeußerung nach, bemühte er sich späterhin immer mehr, die Natur genauer zu betrachten, und erkannte, daß Simplizität die höchste Zierde der Kunst sey. Da er jedoch diese Simplizität nicht ganz erreichen konnte, „so bewunderte er, wie Melanchthon sagt, nicht mehr, wie ehemals, seine eignen Werke, sondern seufzte oft, wenn er sie ansah, und erinnerte sich seiner Schwachheit." Endlich möchte man dem Künstler eine genauere Kenntniß des Lieblichen wünschen; denn der Umstand, daß er beinah alle Personen aus den verschiedensten Zeiten in ähnlichen seinem Zeitalter größtentheils abkopirten Trachten malte, und sich auch wohl ganz neue wunderliche Kleidungen ersann, erschwert die Entzifferung von einigen seiner historischen Gemälde nicht wenig **).

*) Phil. Melanchth. Ep. 41. L. I., welche den Epistolis Erasmi in der Londner Ausgabe beigefügt worden sind. Vergl. Meusels Miscell. artist. Inhalts, 3 Heft, S. 62 und Roth's Leben Alb. Dürers, S. 34.

**) Scharfsinnig, aber wie mir scheint, nicht befriedigend, sind die Entschuldigungsgründe, die ihm

Doch verſchwinden auf dieſe kleinen Unvollkommenheiten vor den vielen und mannigfaltigen Vorzügen dieſer Kunſtarbeiten, und da der genievolle und äußerſt fleißige *) Künſtler weit mehr Holzſchnitte und Kupfer- und Eiſenſtiche, als Malereien und Schnitzarbeiten verfertigt hat, und die letztern beſonders jetzt zu den Seltenheiten gehören, ſo ſollten die wenigen, noch vorhandenen Dürerſchen Arbeiten dieſer Art mit deſto größerer Sorgfalt aufbewahrt werden, da ſie den wahren Kenner hohen Genuß gewähren und dem Nahmen ihres Meiſters unvergänglichen Ruhm verbürgen.

Marburg.

K. W. Juſti.

Hr. Tieck dichtete in den Mund legt. Sternbalds Wanderungen Th. 1. S. 228 fgg.

*) Joach. Camerar ſchreibt in letzterer Hinſicht von ihm: „Erat ſi quid omnium in Durero, quod vitio ſimile videretur, unica infinita diligentia.“ Praef. Symmetriae part. corp. hum. a Durero editae.

V.

Korrespondenznachrichten.

1.

Aus Rom.

Auszüge aus Briefen an Mengs. Einwanderungen teutscher Künstler in Rom.

Rom, d. 12. Jun. 1780.

Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, eine Menge Briefschaften aus dem Nachlasse des hier verstorbenen Bildhauers Trippel durchzusehen, und fand darunter zwei an denselben gerichtete Schreiben zweier berühmter Staatsmänner, die mir der Bekanntmachung nicht unwerth scheinen, wäre es auch blos zu sehen, in wie verschiedenem Tone zwei gleichgepriesene Beschützer der Künste zu diesem verdienstvollen Künstler gesprochen haben.

Der Brief des Fürsten Kaunitz bezieht sich auf ein Modell zu einer Statue für den Kaiser Josef, das Trippel demselben übersandt hatte. Der Brief des Grafen Herzberg erklärt sich von selbst.

I.

An Herrn Alexander Trippel in Rom.

Wien, d. 19. Sept. 1781.

Aus seinem an mich den 1ſten August dieſes Jahres erlaſſenen Schreiben hatte ich ſchon mit nicht geringer Verwunderung erſehen, daß der Herr ohne allen Auftrag, ja ohne vorläufig anverlangte Erlaubniß, den Entwurf eines öffentlichen Monuments für den hieſigen Hof zu unternehmen ſich habe beigehen laſſen; noch weit ſtärker aber hat mir die Dreiſtigkeit ſchreinen müſſen, mit welcher derſelbe eine Kiſte mit dem Modell davon einzuſchicken ſich die Freiheit genommen hat. Ich kann dahero nicht umhin, demſelben dieſerwegen mein beſonderes Miefallen zu bezeigen, mit der Erinnerung, daß gleichwie derſelbe mit dem inzwiſchen dahier aufbewahrten Modell nach ſeinem Gutbefinden disponiren mag, derſelbe auch ſich in Zukunft von allen Spekulazionen oder Arbeiten für den hieſigen Hof zu enthalten haben wird, woferne er ſeinem eigenen Schaden und dem diſſeitigen Mißvergnügen entgehen will. Ich bin übrigens des Herrn

dienſtwilliger
Fürſt Kaunitz zu Rietberg.

II.

Hochedelgeborner,
Hochgeehrter Herr!

Ich habe Ihre beiden Schreiben vom 17ten December vorigen und 17ten Juli jetzigen Jahres erhalten, und daraus mit wahrem Bedauern ersehen, daß Ihr hiesiges Etablissement rückgängig geworden. Ich habe meines Orts allenthalben, wo ich gekonnt, dagegen gesprochen und behauptet, daß man Ihnen Wort halten müsse, und daß Sie der Mann für uns wären, der den verstorbenen Tassart nicht allein ersetzen, sondern auch übertreffen würde; es hat aber keinen Eingang gefunden, zumal man die Plätze besetzet, ehe ich es recht erfahren, und ich mit der Kunstakademie und dem Baudepartement nichts zu thun habe, sondern solche lediglich unter der Direkzion des Herrn von Heynitz stehet. So leid mir solches thut, so wenig kann ich es doch ändern, wenigstens in der jetzigen Zeit; indessen wird dieses Ihrem wohlerworbenen und anderweit bekannten Ruhme nichts schaden. Ich werde nicht aufhören, mit wahrer Hochachtung zu seyn

Ewr. Hochedelgeb.

Berlin, den
18. August 1789.

dienstwilligster
v. Herzberg.

Im verwichenen Jahre fand ein teutſcher Künſtler zufällig in der Boutike eines hieſigen Tabakskrämers einige Briefe in teutſcher Handſchrift, und bei näherer Anſicht ergab ſich, daß ſie an Winkelmann gerichtet waren. Er ließ ſich die übrigen noch vorhandenen Papiere zeigen und fand in allem ſechzehn Briefe, worunter ſich ein teutſcher von Wille in Paris, ein lateiniſcher von einem gewiſſen Senf aus Danzig, fünf italieniſche von Bianconi aus Dresden, ein teutſcher vom Kreisſteuernehmer Weiſſe in Leipzig, zwei franzöſiſche vom Baron Stoſch und einige von den Buchhändlern Walther und Dyk befinden, die aber ſämmtlich nichts enthalten, was Bekanntmachung verdiente. Einer, den Mengs während ſeines Aufenthalts in Spanien in italieniſcher Sprache an Winkelmann geſchrieben hat, iſt merkwürdig, weil er den Karakter beider Männer erkennen läßt. Mengs hält darin ſeinem Freunde eine kleine Strafpredigt wegen des melancholiſchen Kleinmuths, womit er in die Zukunft blickt, und empfiehlt ihm mehr Vertrauen in die Fügungen der Vorſehung zu ſetzen. Ich würde den Brief ſelbſt mittheilen, wenn er nicht italieniſch geſchrieben wäre *).

*) Dieſe Briefe waren nebſt einer Menge anderer Papiere von einem Bedienten des Hauſes Albani einer Wäſcherin gegeben worden und ſo in die Hände des Tabakskrämers gerathen.

einen ſtärkern Einfluß auf Weisheit und Tugend, als ſich manche Moraliſten einbilden) — bey einer ſolchen Diät — kurz, unter ſolchen gegebenen Bedingungen, wie alle diejenigen Umſtände ſind, in welche er den Agathon bisher geſetzt hat, und noch ſetzen wird — ein ſo weiſer und tugendhafter Mann habe ſeyn können, und (diejenigen, welche nicht gewohnt ſind zu denken, mögen es nun glauben oder nicht,) unter den nämlichen, oder doch ſehr ähnlichen Umſtänden, es auch noch heutzutage werden könnte: Da, ſage ich, dieſes ſeine Abſicht war, ſo blieb ihm freylich kein andrer Weg übrig, als ſeinen Helden in dieſen Zuſammenhang glücklicher Umſtände zu ſetzen, in welchen er ſich nun bald, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, befinden wird. Freylich iſt ein ſolcher Zuſammenfluß glücklicher Umſtände allzuſelten, um wahrſcheinlich zu ſeyn. Aber wie ſoll ſich ein armer Autor helfen, der (alles wol überlegt) nur ein einiges Mittel vor ſich ſieht, aus der Sache zu kommen, und dieſes ein gewagtes; Man hilft ſich wie man kann, und wenn es auch durch einen Sprung aus dem Fenſter ſeyn ſollte. Der kleine Held der Königin von Golconde iſt nicht der erſte, der ſich durch dieſes Mittel helfen mußte: Julius Cäſar würde ohne einen ſolchen Sprung das Vergnügen nicht gehabt haben, als Herr der Welt (wie man, zwar lächerlich genug, zu ſprechen gewohnt iſt,) durch die Straſſen Roms ins Capitolium einzuziehen.

Seit einigen Wochen hat die hieſige Künſtlerre-publik, die durch die Revoluzion auf eine ſehr kleine Zahl reducirt war, einen beträchtlichen Zuwachs aus Teutſchland erhalten: Von Stuttgard den Hiſtorienmahler Heiſch und den Bildhauer Schweidler; von Dresden geradesweges den Landſchaftsmaler Müller aus Livland, den Landſchaftsm. Weit, den Hofbildhauer Pöterich nebſt einem Eleven und den Dekorazionsmaler Hentſch: eben daher über Paris die Herren Pochmann, Hiſtorienmaler, Graf und Kaaz, Landſchaftsmaler, und den Portraitmahler Lund von Kiel. Drei Penſionirte der Wiener Akademie, die Herren Abel, Hiſtorienmaler, Kißling, Bildhauer und Mobile, Architekt, ſo wie der Landſchaftsmaler Rohden und der Architekt Scheffer von Kaſſel, ſind bereis ſeit einem halben Jahre hier. Gegen den Herbſt erwartet man die Ankunft der franzöſiſchen Penſionairs; bis dahin wird auch die hieſige franzöſiſche Akademie wieder völlig eingerichtet ſeyn.

F.

2.

Borgia. Unglückliche Lage Roms. Lord Briſtol. Die Mutter Gottes von Loreto.

Rom, im July 1800.

Der Kardinal Borgia befindet ſich ungemein wohl und ſieht noch jünger gegenwärtig aus, da er im letzten Konklave aus einem nicht unbegreiflichen Grunde ſich die Perücke hat abnehmen und die Haare wachſen laſſen. Er läßt unter Zoegas Aufſicht nach und nach ſeine ägyptiſchen Monumente zeichnen, ſchickt Miſſionärs nach Thibet, und hat noch neuerdings ſeinem weitläuftigen Appartement einen andern bequemern Giro gegeben. Seine Hauptwirkſamkeit iſt in der, den ökonomiſchen Angelegenheiten des römiſchen Staats vorgeſetzten Kongregazion, die ſich mit Erfindung weitläuftiger Plane zur Abwendung größern Elends beſchäftigt; auch iſt er den Studien vorgeſetzt und zeigt hier Intereſſe für manches Gute, welches tauſend andere in Rom nicht einmahl zu erkennen vermögen. In der That war die Noth hier über alle Beſchreibung groß, und die Unordnung, die für die öffentliche Sicherheit daraus entſtanden, faſt grenzenlos. Zu Anfang des Frühjahrs fand

man oft in einer Nacht 3 bis 4 Menſchen auf der Straße, die ganz eigentlich verhungert waren. Selbſt die Kloſterſuppen waren verſiegt. Denn wo ſollten die armen Mönche, die in ihren ausgeplünderten und ausgeſogenen Klöſtern mit Noth weder Platz greifen konnten, jetzt für die 7000 die Seiſtenbrodte und Fiſchlein hernehmen? Die Franzoſen, die unausſprechliches Elend über uns ausgegoſſen haben, weil ſie uns mitten in der Angſtgeburt mitten unter dem Forceps der Freiheit ſitzen ließen, hatten wenigſtens etwas, das der Polizei ähnlich ſah, hier mit Gewalt durchgeſetzt. Nach der erſten Publikazion des Verbotes, Gewehre und Meſſer zu tragen, wurden ſchon am folgenden Tage 10 Kerle, die im Uebertretungsfall ergriffen worden waren, ohne weiteres vor der Porta del Popolo erſchoſſen. Das machte Eindruck. Jetzt läuft alles noch unbändiger als vorher mit Feuergewehr und Stilets herum, und Sicherheit der Perſon und Sache iſt mit jedem Schritte gefährdet. —

Für die Kunſt iſt noch alles in Stagnazion. Der 70jährige Lord Briſtol treibt zwar noch ſein wunderſames Weſen hier; allein die Künſtlerwelt hat ſich nur ſchwacher Unterſtützung von ihm zu freuen. Der von ihm hart beleidigte Reinhard hat ihn jüngſt als Centauren mit allen Attributen und Umgebungen eines Bacchanals vorgeſtellt. — Canova

kann nicht genug Kopieen seiner Hebe für die Franzosen machen, widerstund aber bis jetzt jeder schmeichelnden Einladung nach Paris.

Wissen Sie schon den lustigen Streit über die ächte Jungfrau von Loreto? Die von den Franzosen aus Paris zurückgegebene sitzt noch immer in Rom, weil unterdessen eine andere ihre Rechte in Loreto usurpirt und man sich über die Aechtheit von beiden bisher noch immer nicht in Güte vergleichen konnte. Ein Mönch in Loreto stellte gleich, nachdem die Franzosen die dortige Jungfrau entführt hatten, eine andere im Allerheiligsten auf, indem er versicherte, er habe von ihr im Traume ermahnt das ächte Muttergottesbild verborgen gehalten und den verruchten Kirchenräubern nur ein Afterbild in die Hände gespielt. Nun ist ein Schisma darüber entstanden, ob der Mönch oder die Franzosen Recht hatten.

R . . .

3.

Aus Paris.

Åkerblad. Silveſtre de Sacy.

Paris, d. 7. Juli 1808.

Der gelehrte Schwede, Hr. Åkerblad, welcher bekanntlich ſchon ſeit einiger Zeit ſich zu Paris aufhält, hat nun ſeine Diſſertazion über die Inſchrift von Roſette geendigt. Sie wird in der Druckerei der Republik gedruckt und in Treuttels Verlag erſcheinen.

Ebenderſelbe läßt auch in derſelben Druckerei eine lateiniſche Diſſertazion drucken, in welcher er von der phöniziſchen Inſchrift zu Oxford eine neue Erklärung giebt. Dieſe Diſſertazion wäre ſchon längſt gedruckt, wenn nicht der Director der Druckerei, Hr. Duboy-Laverne, einige Matrizen von Syriſchen Karakteren, die in den Noten gebraucht werden ſollen, erſt ſtechen ließe.

Ehestens wird ein Franzöſiſch-Arabiſches Wörterbuch zum Nutzen derer, welche des Handels wegen in

die Levante reisen, erscheinen. Es ist von einem Schüler des Herrn Silvestre de Sacy verfertigt, von diesem Gelehrten durchgesehen und in der Imprimerie de la Republique gedruckt. Das Format ist klein Folio; der Band ist sehr mäßig. Ein arabisch-französischer Theil soll nachfolgen.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

8. Stück. Auguſt 1802.

I.

Neue vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Die Gemüſe- und Fruchtſpeiſenwärterin oder

Anweiſung alle Arten von grünen und trocknen Gartengewächſen lange Zeit aufzuheben, vor dem Verwelken, Erfrieren und Verfaulen zu bewahren. Ein Buch für jede ökonomiſche Hausmutter,

von

Friedrich Gottlieb Dietrich.

Herzogl. Weimar. Hofgärtner ꝛc.

8. Weimar 1802. bey den Gebrüdern Gädicke, und in allen Buchhandlungen zu haben für 12 gr. od. 54 kr.

Für dieſe kleine Schrift, deren Nützlichkeit und gute Aufnahme die neue Auflage verbürgt, werden alle Hausmütter dem Verfaſſer danken. Es lehrt weder Conſituren machen, noch andere künſtliche Zubereitungen, wozu es an Anweiſungen nicht fehlt, ſondern was weit gemeinnützlicher und in den Wirthſchaftsbüchern gewöhnlich ganz übergangen iſt, die einfache auf die Natur jeder Pflanze gegründete Art, ſie, nachdem ſie eingeärntet oder eingekauft iſt, ſo lange und ſo gut als möglich friſch zu erhalten; eine Sache, die in der kleinſten, ſo wie in der gröſten Haushaltung täglich vorkommt. Folgendes giebt eine kurze Ueberſicht des Inhalts: 1. Beſchreibung einiger Behälter, in welchen das Gemüſe den Winter über

aufgehoben werden kann. II. Behandlung aller Arten von Wurzelgewächsen, und jeder einzelnen insbesondere. III. Behandlung aller kohlartigen Gewächse, oder solcher, deren Stengel, Blätter und Blüthenköpfe zu Gemüsen dienen. IV. Behandlung der Hülsenfrüchte, grün und getrocknet. V. Behandlung der Zwiebelgewächse. VI. aller Gewächse, deren Wurzeln, Stengel, Blätter oder Früchte zum Salat dienen. VII. Spezerey-Kräuter zu Suppen oder Brühen. VIII. Schwämme. IX. Obst. X. Verzeichniß der vorzüglichsten Obstsorten, in Rücksicht auf Dauer und Erhaltung. XI. Beeren zum frischen Genuß, Salat oder Getränken. Diese Uebersicht zeigt, daß nichts wesentliches, wornach man suchen könnte, ausgelassen; hingegen alles fremde, anderwärts befindliche, vermieden ist.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

II.

Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.

Der
Wintergärtner
oder

Anweisung die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse, ohne Treibhäuser und Mistbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet

von

Friedrich Gottlieb Dietrich,
Herzogl. Weimar Hofgärtner ꝛc.

8. Weimar 1802, bey den Gebrüdern Gädicke, und in allen Buchhandlungen zu haben für 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Herr Hofg. Dietrich liefert hier den würdigsten Pendant zu seiner Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin, und

jeder Liebhaber der Blumen- und ökonomischen Gärtnerey wird es ihm danken, denn er theilt Belehrungen aus Erfahrung, wie man die große Noth, die Gewächse ohne Treibhäuser zu überwintern, zum vortheilhaftesten überwinde könne. Bereits die erste Auflage hat man so gut aufgenommen, das sie in 1½ Jahr aufgekauft worden ist; um so mehr ist zu erwarten, daß diese neue verbesserte Ausgabe eben so vielen Menschen zum Nutzen gereichen wird.

Die sämmtlichen Gewächse über deren Ueberwinterung man hier belehrt wird, sind folgende.

Adonis. Agrumenbaum. Akeley. Aströmerie Alpbalsam. Amaryllis Andromede. Anemone Aronswurz. Aschenpflanze. Bärenohr Blasenstrauch. Bleywurz Blumenkohl Binmenrohr. Bohne. Bocksdorn. Bohrblume. Borbonie. Brombeerstrauch. Brunie. Cacalie. Cisererbse. Citronenkraut. Capucinerkresse. Carille. Decumarie. Drachenwurz. Endivie. Erbse. Erdbeere. Erdmandel. Eppig. Fackeldistel. Flieder. Fothergille. Franzenblumen. Frauenschuh. Fuchsie Gabelblume Gartenlilien. Gartenmelisse. Gartenraute. Geisblätterartige Gewächse. Gewächse mit einblättriger Blumenkrone. Gewächse mit vierblättriger Blumenkrone. Gewächse mit fünfblättriger Blumenkrone. Gewürzartige Gewächse. Glockenblume. Gorterie. Granatbaum. Hakenlilie. Halbblume. Hasenkraut. Heide. Hemimerie. Hermannie. Himbeerstrauch. Hortensie. Hülsenfrüchte Hundszunge. Hyacinthe. Jakobslilie Jalappe. Japanischer Flieder. Japanische Rose. Jasminartige Gewächse Ibisch. Indianische Feige. Johannisbeere. Jonquillen-Narcisse. Iris. Isop Irore. Kalmie. Kamellie. Kicher. Kirschey. Knabenkraut. Knollwicke. Knotenblume. Königskrone. Kohlarten. Kürbisartige Gewächse. Lachesnalie. Lackblume. Lantane. Lattig. Larendel. Leberblume. Levkoje. Lilienarten Löffelbaum. Lonicere. Lorbeerrose. Lungenkraut. Mabernie Mandel. Maßlieben. Maurandie. Mauseohr Maysblume. Meerkohl. Mittagsblume. Myrte. Narcissenartige Gewächse. Nachtlerze. Oleander. Orangenartige Gewächse Orchisartige Gewächse. Passionsblume. Persischer Flieder. Pestwurz. Pfefferpflanzen. Pfefferstrauch. Phlomis. Raputika. Rasselblume. Renalmi. Rosenarten. Rosenbaum. Rosmarin. Ruhrkraut. Salat. Salbey Safran. Sauerampfer. Sauerklee. Scorpionsschwanz. Schach-

blume. Scharfblättrige Gewächse. Schlingenbaum. Schlüsselblume. Schneebal. Schneetropf. Schotenklee. Schwarzweiß. Schwerdlilien. Schwertel. Siegwurz. Sonnenblume. Specereyen-Pflanzen. Spedlilie. Spicke. Strelitzie. Storchschnabel. Tazetten-Narcisse. Theebaum. Trompeetenblume. Tuberose. Tulpe. Türkischer Holunder. Vergißmeinnicht. Verzeichniß einiger Sträucher ꝛc. Vielschootige Gewächse. Wegwart. Weinraute. Weinstock. Weißbaum. Welscher Jasmin Wintergrün. Wucherblume. Wunderblume. Wurzelgewächse. Yukke. Zaserblume. Zebrach. Zellerie. Zweiblatt.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III.

Vorschriften

zu einer vollständigen Uebung in der deutschen

Rechtschreibkunst für das Haus und die Schule,

von

D. J. T. L. Danz,

Rektor der Stadtschule in Jena.

Weimar 1802; bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 12 gr. od. 54 kr.

Man bekömmt hier 120 Blättchen, welche auf Pappe aufgeklebt, den Kindern als Vorschriften über jeden Fall in der deutschen Rechtschreibekunst vorgelegt werden können. Die dabey befindliche Anleitung zum Gebrauch dieser Vorschriften, unterrichtet die Lehrer genauer über diese neue Methode des Hrn. D. Danz, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß das Ganze den Nutzen herbeyführen wird, den der Verfasser zu stiften sich vorgesetzt hatte.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

Und soviel mag dann zur Rechtfertigung unsers Autors gesagt seyn; wenn es anders zu seiner Rechtfertigung dienen kann, welches wir den Kunstrichtern überlassen müssen. Das Urtheil mag indessen ausfallen wie es will, so beladet sich der Herausgeber, wie er schon erklärt hat, dessen im geringsten nicht. Die Absichten, warum er die alte Urkunde, welche zufälliger Weise in seine Hände gekommen ist, in einen Auszug von derjenigen Form und Beschaffenheit, wie die vorhergehenden zehen Bücher weisen, gebracht hat, sind bereits erreicht. Es ist verhoffentlich unnöthig, sich hierüber näher zu erklären. Doch soviel können wir wol sagen, daß er niemalen daran gedacht hat, einen Roman zu schreiben, wie sich vielleicht manche, ungeachtet des Titels und der Vorrede, zu glauben in den Kopf gesetzt haben mögen — und da dieses Buch in so fern der Herausgeber Theil daran hat, kein Roman ist, noch einer seyn soll; so hat er sich auch um die so genannte Schürzung des Knottens, und ob der Verfasser der Urkunde seinen Knotten geschickt oder ungeschickt entwickelt oder zerschnitten hat, wenig zu bekümmern.

Zweytes

IV.

Der
Schlaf und das Schlafzimmer
in Beziehung auf die Gesundheit.

Enthaltend eine ausführliche Belehrung für diejenigen, welche einen erquickenden und gesunden Schlaf zu haben und dadurch ihr Leben zu verlängern wünschen. 8. Weimar bey den Gebrüdern Gädicke 1802, und zu haben in allen Buchhandlungen für 12 gr. od. 54 kr.

Da doch jeder Mensch einen erquickenden Schlaf benöthiget ist, und oft so wenig bemerkbare zufällige Dinge denselben verscheuchen, schlaflose Nächte verursachen, den Körper ermatten, anstatt ihn zu stärken, so können wir wohl erwarten, daß diese von einem Arzte abgefaßte allgemeine faßliche Belehrung mit Dank aufgenommen werden wird. Der Hr. Verfasser behandelt diesen Gegenstand ausführlich, und selbst über das Schlafen in Reisewagen, über das Schlafen auf der Streu, auf dem Rasen, mit andern Personen in einem Bette u. s. w., findet man Belehrung.

Der ganze Inhalt des Buchs ist folgender:

Einleitung.

Schlaf im allgemeinen. — Pflanzenschlaf.

Erster Abschnitt.

I. Vom Schlafe. 1) Natürlicher Schlaf — Ursachen. — Wirkungen. — Gähnen. a) Zeit des Schlafs. — Bestimmung der Zeit des Schlafengehens — Mittagsschlaf. b) Maas des Schlafs. — Vorschlag zum baldigen Einschlafen. 2. Unnatürlicher Schlaf. Schlafsucht. Scheintod. a) Erkünstelter Schlaf. — Wirkungen. b) Schlafsucht — Ursachen — c) Scheintod, Asphyxie — Ursachen.

II. Schlaflosigkeit — unwillkührliche — willkührliche — Folgen derselben — Lucubrationen, oder Arbeiten bei Nacht und ihre Schädlichkeit. — Schlummer. — Träume. — Ursachen derselben. — Sprechen im Schlafe. — Nachtwandler.

Zweiter Abschnitt.

I. Vom Schlafzimmer. 1) Ort und Eigenschaften desselben. — Alkofen. 2) Luft desselben — Sauerstoffgas — Stickstoffgas. — Erfoderniße

einer guten Schlafzimmerluft. — Nachtlichter — Kohlendecken. — Blumen und Baumzweige im Schlafzimmer. — Staub. — Nähe von Orten, welche schädliche Dünste aushauchen. 3) Temperatur des Schlafzimmers. — Wärmflaschen.

II. Schlafstelle. — Schädlichkeit der Federbetten. — Surrogate derselben. — Rindbetten. — Pferdehaarmatratzen. — Baumwollenmatratzen — Friesmatratzen. — Moosmatratzen. — Sprenbetten. — Häckerlingsmatratzen. — Schlafhaare der Kinder. 1) Stellung des Bettes 2) Reinlichkeit desselben. — Wechsel der Betten — Reinigkeit von Krankheitsstoffen. — Reinigkeit von Ungeziefer — Regeln zur Erhaltung der Reinlichkeit eines Bettes. 3) Einige andere Schlafplätze — Schlafen auf der Streu. — Erfoderniße einer guten Streu — Schlafen auf Heu oder Heuboden. — Schlafen auf Matten — bei Tage — bei Nacht. — Schlafen im Wagen — Reiseroulleau.

III. Positur beim Schlafe — Schlafen im Liegen — zu hohes — zu tiefes Liegen. — Schlafen auf der Seite. — Schlafen im Sitzen. — Schlafen im Stehen.

IV Zusammenschlafen mehrerer Personen — in einem Zimmer — mit kranken Personen — in Einem Bette — Zusammenschlafen der Kinder mit Kindern. — Zusammenschlafen erwachsener Personen. — Kinder und erwachsener Personen.

V. Schlafen im Nachtkleide. — Kopfbedeckung. — Schädlichkeit derselben.

VI Allgemeine Regeln zur Erlangung und Beförderung eines ruhigen und erholenden Schlafes.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

V.

Reisen und Abentheuer Roländo's und seiner Gefährten.

Ein Robinson für Kinder, zur Erlernung geographischer und natu historischer Vorkenntniße. Nach dem Französischen des Zauffret. Viertes Heft. Weimar 1802, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen geheftet für 12 gr. oder 54 kr.

Diese so allgemein belehrende und unterhaltende Kin-

beſchrift iſt allgemein bekannt, und mit der Anzeige, daß das vierte Heft nun erſchienen iſt, machen wir gewiß vielen Eltern, Lehrern und jungen Leuten ein gewünſchtes Vergnügen.

Rolando's Abentheuer ſind in dieſem Hefte folgende:

Ein und zwanzigſtes Kapitel. Schlechter Ausgang des Feuerwerks — Beſchreibung der Vorfälle, die ſeine Ausführung veranlaßt — Rolando und ſeine Gefährten werden auf Befehl des Königs von Abyſſinien im Verhaft genommen — ſie reiſen mitten in der Nacht ab — ſie nehmen ihren Weg nach Maſſuah — ſie gehen zu Schiffe, fahren über das rothe Meer, und ſind in Arabien.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel. Rolando und ſeine Gefährten finden eine Freyſtädte bey einem Araber — Doktor Cubagnel wird zum Dola gerufen — Dieſer läßt ſich eines beſſern belehren, und zwingt die Zollbeamten, die Effekten herauszugeben — er ladet Rolando und ſeine Gefährten ein, einige Tage auf ſeinem Landhauſe zuzubringen — Beſchreibung deſſelben — Gewächſe und Vögel Arabiens — plötzlicher Glückswechſel — Rolando und ſeine Gefährten werden bey dem Dola gefangen genommen, und auf des Fürſten von Yemen Befehl nach Sana geführt.

Drey und zwanzigſtes Kapitel. Amt und Macht der Imans — Weg von Mocka nach Jerim und von Jerim nach Damar — Ankunft zu Sana — Gefolge des Iman beym Ausgange aus der großen Moskee — Beſchreibung der Hauptſtadt des Yemen — Rolando und ſeine Gefährten im Kerker — Hiſtoriſche Epiſode, ein Gemälde der letzten Revolution des glücklichen Arabiens enthaltend.

Vier und zwanzigſtes Kapitel. Rolando und ſeine Gefährten erſcheinen vor dem Tribunal der Kadis — Revolution zu Sana — Die Kadis werden im Audienzſaal belagert — Tod des Imam — Rolando vertheidiget die Kadis, und wird ihr Beſchützer — Khaſſan und el Hammer befehlen, den Mörder des Iman zu verfolgen — Ali-Kiaja, Sohn des Elmanſor, wird zu ſeinem Nachfolger ernannt — Große Gunſt, in welcher Rolando und ſeine Gefährten ſtehen — Befehl zur Verhaftung des Dola von Mocka — auf welche Art ſich Jugardin Nachricht von der innern Verwaltung Yemens verſchaft.

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Verhaftung des Dola von Mocka — er wird in den Pallast des Imans gebracht — wie Rolando und seine Gefährten ihn empfangen — Verhör des Dola — seine Verurtheilung — Rolando beruhiget ihn wieder — man giebt ihm ein glänzendes Fest — Concert.

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Sitten der Bewohner Arabiens — Pilgerreise nach Mecka — Beschreibung von dieser Stadt, und von Medina — Grab des Mohamed — Nachricht von den umherstreifenden Arabern, oder den Beduinen — Sprache und Schrift der Araber — Jugardin überreicht dem Staatsrath von Yemen ein neues Besteuerungs-System — Versuch des Projekts in der Stadt Sana — Rolando und seine Gefährten müssen Arabien eilig verlassen.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Hildts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten. 1802. Monat Juli

hat außer vielen kurzen Nachrichten, folgende bedeutendere Aufsätze: 1) Beschluß über Ungarns Industrie und Commerz von Gregor von Berzeviczy. 2) Tacamaca-Balsam. 3) Verzeichniß des Handelsstandes, und ihrer Firmen in der Stadt Wien. 4) Fischhandel mit den Fischen des nördlichen Ozeans, aus Geschlecht des Gadus und zwar des Stockfisches. 5) Ueber die Amalgamation und Schmelzarbeiten in den Emalaamir- und Schmelzhütten an der Halsbrücke bey Freiburg. 6) Die Insel Trinidad. 7) Tonkabohne.

Der ganze Jahrgang kostet wöchentlich auf allen Postämtern und monatlich in allen Buchhandlungen 2 Rthlr. 16 gr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VII. Der kranke Lavater im Kreise seiner Familie.

F. Wenn die letzten Tage jedes großen Mannes schon an und für sich dem Menschenbeobachter ein interessantes

Schauspiel darbieten, so muß dieser Fall um so mehr bey dem Mann ...ntre en, den ein unglückliches Schicksal gewaltsam und zu frühe der Welt entriß, und der sein Ende gleichsam Schritt vor Schritt herannahen sah.

Jedem Verehrer dieses so merkwürdigen Mannes muß daher ein Blatt willkommen seyn, das ihn in einem schmerzlosen Augenblicke von seiner zärtlich besorgten Familie umgeben darstellt. Wir erblicken hier neben Lavatern selbst seine Gattin, seinen Bruder, seine Tochter seinen Tochtermann, seinen Sohn und dessen Gattin, alles Personen, deren getreue Abbildung für den Leser seiner Schriften um so mehr Interesse haben muß, als er selbst öfters in der selben von ihnen spricht. Sein Tochtermann, Herr Pfarrer Gessner, ist zugleich sein Biograph und hat so eben eine Lebensbeschreibung Lavaters herausgegeben, die nur Er so treu und vollständig liefern konnte.

Dieses Blatt ist nach einem eigens dazu nach dem Leben verfertigten Oelgemälde des Herrn Moretto in englischer Manier gestochen. 21 Zoll breit und 16 Zoll hoch. Abdrücke davon kosten das Exemplar 4 Rthlr. 18 gr. Ein großes Erläuterungs-Blatt wird dazu gegeben.

D. Beyel,
Kupferstecher in Zürich.

Dieser Kupferstich ist sowohl bey uns, als auch bey Hrn. Buchhändler Schiegg in Leipzig zu haben.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VIII. Literarische Anzeige.

Im Verlage der Mayrschen Buchhandlung zu Salzburg sind von den Ephemeriden der italiänischen Litteratur für Deutschland, herausgegeben von Joseph Wismayr, hochf. Freyh. wirkl. geistl. Rathe, und Mitgliede der churpfalzbayrischen Akademie der Wissenschaften zu München, und der churmayntzischen zu Erfurt,

die zwey ersten Jahrgänge nun vollständig erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, so wie auf allen löbl. Reichs-Postämtern noch komplete Exemplare davon, in blauen Umschlägen broschirt für 9 Fl. 30 Kr. rh. zu haben. — Da diese Zeitschrift, welche nebst den Recensionen und kritischen Anzeigen al-

ler wichtigen und neuesten ital. Schriften eine Menge interessanter Aufsätze, Abhandlungen, Biographien ꝛc. gelehrter Italiäner, ingleichen öffentliche Berichte und Correspondenz-Nachrichten aus Italien über gemeinnützliche Anstalten, Gesetze, Verordnungen, Sitten, Moden, Erfindungen, Alterthümer, Kunst-Schätze, Theater, Musik u. s. w. enthält, nach dem einstimmigen Urtheile aller vorzüglichen deutschen und auch verschiedener ausländischer gelehrter Blätter, ihrem guten Plane bisher auf eine sehr befriedigende Weise entsprach, und als das jetzt einzige italiänisch-litterarische Journal Deutschlands, eine wesentliche Lücke in unserer Literatur ausfüllt, so verdient sie gewiß vor vielen andern periodischen Schriften, mit denen Deutschland gegenwärtig überschwemmt ist, eine besondere Aufmerksamkeit, und die thätige Theilnahme nicht nur des Literators und Gelehrten im strengeren Sinne, sondern auch des Staatsmannes, Kunstfreundes, und überhaupt jedes mit seinem Zeitalter Schritt haltenden Deutschen, dem die gegenwärtige Geistes-Cultur Einer der ersten Nationen der Welt, d. i. Vor- und Rückschritte der Italiäner in Wissenschaften, Künsten, Moralität, Gesetzgebung u. dgl. nicht gleichgültig sind. Der mannigfaltige, sachreiche Inhalt, und der weite, nicht bloß auf die laufenden Jahre, sondern auf das wissenschaftlich-Merkwürdigste des ganzen letzten Jahrzehendes sich Nachholungsweise erstreckende Umfang eignet übrigens diese Ephemeriden zu einem allgemeinen, in keiner deutschen Bibliothek vermißbaren Repertorium der neuesten Litteratur, Gesetzgebung und Kunst Italiens. — Die bisher erschienenen 4 Bände oder 12 Hefte (jedes zu 7 Bogen) enthalten mehrere tausend Nachrichten aus und über Italien. Die ersten Hefte des dritten Jahrganges, auf den man noch, mit oder ohne jene zwey ersten Jahrgänge, subskribiren kann, sind unter der Presse.

LX. Ph. van der Schley ꝛc. ꝛc, Mäkler in Amsterdam, werden kommenden Monath zum öffentlichen Verkauf ausstellen:

Eine Sammlung schöner Gemählde von den ersten Meistern der Italiänischen Schule, Büsten von Marmor und Bronze, antiquer und moderner Medaillen, gravir-

ter und en relief gearbeiteter meistens in Gold gefaßter Steine, einiger schönen Zeichnungen und Kupferstiche, welche mit vieler Mühe und den dazu gehörigen Kenntnissen von einem Liebhaber auf seinen Reisen von Italien während den dasigen Kriegsunruhen gesammelt worden sind.

Die bestimmte Anfangs-Zeit dieser Auction wird durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, und der Catalog davon gehöriger Zeit durch oben genannte Mäkler ausgegeben werden.

X. In der letzten Ostermesse sind nachstehende neue Romane erschienen:

Biographien gefallner Mädchen. 20 gr.

Vereinten, die, im Hafen der Ruhe, od. die Auferstehung vom Tode. Neuestes Familiengemälde von Carl Schindler. m. 2. Kupf. 1 Rthlr.

Verhängniß, das, ein spanischer Roman. 2r und letzter Band. 12 gr.

Wilh. Rößlersche Buchh.
in Camburg.

XI. Bei Wilh. Rößler in Camburg sind erschienen und durch alle solide Buchh. zu bekommen:

Christus und seine Lehre Commentar zu Gumwal und Linna. 2te Aufl. 1 Rthlr. 4 gr.

Journal, hermetisches, zur end. Beruhigung für Zweifler und Sucher. 2r Bd. 1 St. 12 gr.

Kayser's, D. J. D., Ideen über das Laster der Selbstbefleckung. Zweite Aufl. 6 gr.

Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Lehrers in Bürger- und Landschulen nach den Bedürfnissen unserer Zeit. 2. B. 1. St. 8 gr.

Materia Medica in Tabulis, od. tabell. Arzneymittellehre f. angehende Aerzte. 8 gr.

Wolbeding, W. T. C., über Mir und Mich, od. Rathgeber in der deutschen Sprache. 6 gr.

Walz D. Fr. Aug., neue Sammlung kleiner Akadem. Schriften, über Gegenstände der gerichtlichen Arzneykunde und med. Rechtsgelehrsamkeit. 2r Bd. 12 gr.

XII. Neue Verlagsbücher der Ettingerschen Buchhandlung in Gotha.

Hennings Beiträge zur praktischen Arzneykunde 2r Th. Mit 2 Kpf. 8. 18 gl.

Petri Ehstland und die Ehsten, oder historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ehstland. Ein Seitenstück zu Merkel über die Letten. 2r und 3r Th. Mit Kpfr. 8. 3 rthlr. 8 gl.

Wemys Handbuch der Obstbaumzucht für den Landmann, nach den neuesten um Cambrai in Frankreich gewöhnlichen Methoden. Aus dem französischen ungedruckten Werken des Verf. übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Mit 3 Kpfr. gr. 8. 1 rthlr. 12 gl.

Löwe Handbuch für deutsche Landwirthe, in welchem die wichtigsten Gegenstände aus den drey Reichen der Natur im Volkston vorgetragen werden. 2r Th. gr. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Krebms Hist. Geschichte des Orients, besonders Palestina's alter und neuer Zeiten, nebst einer Kritik biblischer Stellen. 3 Th. 8. 1 rthlr.

Reynitzsch über Trachten und Trachtensteine, Barden Bardenlieder, Feste Schmäuse und Gerichte ꝛc. der Teutschen; nebst Urkunden. Mit 3 Kupfern. gr. 8. 2 rthlr.

Webers kleine Reisen, 2r u. 3r Th, welche unterländische Reisen enthalten. 3 gl. 8. 3 Rthlr.

v. Non, Neapel und Sizilien. Aus dem Französischen von Heerl. 2r Th. mit Kpfr. gr. 8. 1 rthlr. 12 gl.

Arnolds Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten und Alterthümern, in historischer, merkantilischer Hinsicht, m. Kpf. gr. 8. 1 rthlr. 12 gl.

Eckhels Schilderung des Geſundheitsbrunnen zu Liebenſtein Mit einem illum. Kpf. und und mit Muſik. 16 gl

Kretis Sizliens vorzüglichſte Münzen und Steinſchriften aus dem Alterthum, für Liebhaber der Geſchichte und Münzkunde. 1r Theil mit 10 Kpfr. gr. 8 2 rthlr.

Lieutaud Hiſtoria anatomico-medica. Recenſuit quondam et ſuas obſervationes numero plures adjecit, ubertimumque iudicem noſologico ordine concinnavit; correxit et ſupplementis locu pletavit J. E. T. Schlegel. Vol. III. 8. maj. 2 Rthl.

Adolph Stralberg und Julie von Thuſgal, oder Liebe und Tugend. Eine Geſchichte in Briefen aus dem letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts 1r Th. 8. 18 gl.

Galletti kleine Weltgeſchichte zum Unterricht und zur Unterhaltung. 1or Th. 8. 1 rthlr. 8 gl.

Deſſen kleine Weltgeſchichte 2r, 3r u. 4r. Th. neue verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. 4 rthlr.

Deſſen Elementarbuch für den erſten Schulunterricht in der Geſchichtskunde. Dritte verbeſſerte Auflage. 8. 4 gl.

Gerning, das achtzehnte Jahrhundert, ſecularliſcher Geſang. gr. 8. 6 gl.

Der Polyhiſtor. Eine Quartalſchrift, ſo wiſſenswerthe und nützliche Sachen zur Belehrung und Unterhaltung enthält. 1ſtes Quart. 4. 22 gl.

Gutbiers Anfangsgründe im Rechnen, für niedere Stadt- und Landſchulen. 8 4 gl.

Diana, oder Geſellſchaftsſchrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur, Forſt- und Jagdkunde. Herausgegeben von J. M. Bechſtein. 2ter Band mit illum. Kpf. gr. 8. 3 rthlr.

Portrait des Kaiſers von Rußland Alexanders. 9 gl.

— der Kaiſerin von Rußland Eliſabeth Alexiewna. 6 gl.

Gothaiſche gelehrte Zeitung auf das Jahr 1802. 4 rthlr.

XIII. In der J. G. Beygangischen Buchhandlung in Leipzig ist in der Jubilate-Messe 1802 herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ormond, oder der geheime Zeuge. Aus dem Engl. des Godwin frei übersetzt von Friedr. von Oertel. 8. 2 Rth.

Smith, Charlotte, Papiere eines einsamen Wanderers, oder Erzählungen mannichfachen Inhalts. A. d. Engl. frei übers. von Ebendemselben. 3 Theile. 8 3 Rth. — enthaltend: 1r Theil. Eduardens Geschichte. — 2r Th. Henriettens Geschichte. — 3r Th. Clarisandens Geschichte.

Diese beiden Romane, welche das Interesse des Lesers vom Anfange bis zu Ende fesseln werden, können wir dem Publikum als die unterhaltendste Lectüre empfehlen.

Aufsätze, Staatswirtschaftliche, in strenger Beziehung auf Zeitumstände, und besonderer Rücksicht auf Böhmen. 3 Theile. gr. 8. 3 Rth. 2 gr.

Dem Urtheile eines in diesem Fache competenten Kunstrichters zu Folge, wiegen die in diesem Werke mitgetheilten Abhandlungen an Reichthum von Thatsachen und daraus gezogenen wahren und folgereichen Resultaten, — ganze Bände auf.

Lebensscenen nach der Natur gezeichnet. Neue Ausgabe. 8. 1 Rth.

Romane, kleine, für Freunde Vaterländischer Sagen. Neue Ausgabe. 8. 18 gr.

Skizzen für Romanenfreunde. Neue Ausgabe. 8. 12 gr.

So eben hat die Presse verlassen, und ist erst vor einigen Tagen an alle Buchhandlungen versandt worden:

Joseph Mendez Pinto. Eine jüdische Geschichte. Vom Verf. der Alme, des Herrmann von Unna, des Walter von Montbary u. m. a. 8. 1 Rth. 12 gr.

Rührend und unterhaltend ist diese Geschichte und so gut erzählt, als man von dem obenerwähnten Schriften schon im Voraus erwarten kann.

Ferner wird binnen 3 oder 4 Wochen die Presse verlassen, und sogleich an alle Buchhandlungen verschickt werden:

Zweytes Capitel.

Die Tarentiner. Character eines liebenswürdigen alten Mannes.

Archytas, durch dessen nachdrückliche Verwendung Agathon der Hände seiner Feinde zu Syracus entrissen worden, war ein vertrauter Freund seines Vaters Stratonicus gewesen; ihre beyden Familien waren durch die Bande des Gastrechts (welches bekannter Massen den Griechen sehr heilig war) von uralten Zeiten her verbunden; der ausgebreitete Ruhm, welchen sich der Philosoph von Tarent, als der würdigste unter den Nachfolgern des Pythagoras, als ein tiefer Kenner der Geheimnisse der Natur und der mechanischen Künste, als ein weiser Staatsmann, als ein geschickter und allezeit glücklicher Feldherr, und was allen diesen Vorzügen die Crone aufsetzt, als ein rechtschaffener Mann, in der vollkommensten Bedeutung dieses Worts erworben, hatte den Namen des Archytas unserm Helden schon lange ehrwürdig gemacht; und hiezu kam noch, daß dessen jüngere Sohn, Critolaus, in den Zeiten des höchsten Wolstandes Agathons zu Athen zwey Jahre in seinem Hause zugebracht, und mit allen erfindlichen Freundschafts-Erweisungen überhäuft, eine Zuneigung von derjenigen Art für ihn gefaßt hatte, welche in schönen Seelen (denn damals gab es noch schöne Seelen) sich nur mit dem Leben endet. Diese Freundschaft war zwar durch zufällige Ursachen, und den

Aufenthalt

Pauline von Ferrieres, oder das geraubte Mädchen. Aus dem Französischen frei übers. von Friedrich von Oertel 8.

Ein sehr interessanter Roman, anziehend durch seinen Inhalt und durch seine schöne Darstellung.

Leipzig den 4 August 1808.

Joh. Gottl. Beygang.
Buchhändler.

XIV. Anzeige.

Von dem vom Kurfl. Mainzischen Herrn Hofkammerrath Winkopp in Aschaffenburg im vorigen Jahr angekündigten geographisch-historisch-statistischen Handbuche ist nun wirklich des ersten Bandes erste Abtheilung unter dem Titel:

Neuestes
Zeitungs- Reise- Post- und Handlungs-Lexikon
oder

geographisch-historisch-statistisches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollständige Beschreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrschaften, Völker, Gewässer, Gebirge, Waldungen, Städte, Festungen, Erebäsen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Gesundbrunnen, Flecken, und überhaupt aller, für Geschäftsmänner, Reisende, Kaufleute und Zeitungsleser, in historischer, po-

litischer oder commercieller Hinsicht, bemerkungswerther Ortschaften, wobei ganz vorzügliche Rücksicht auf deutsche Leser und Deutschland genommen, und davon alle Poststationen und Dörfer, so wie die vornehmsten Höfe und Weiler angezeigt worden sind. Nach den Friedensschlüssen zu Lüneville und Amiens aus den neuesten Reisebeschreibungen, Topographien, Staatsschriften und handschriftlichen Nachrichten, auch auf eigenen Reisen gesammelt und verfaßt.

In meinem Verlage erscheinen. Der Preis ist [illegible] und das Werk [illegible] in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. [illegible] Abtheilung des ersten Bandes wird ehestens [illegible], der zweite Band aber in der diesjährigen Leipziger Michaelis-Messe erscheinen.

Leipzig im Julius
1802.

C. F. N. C. C. von Kleefeld.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1802.

Gedichte.

1.

Aufruf an die Menſchheit.

Erheb', o Menſchheit, dein Geſchrei!
Der Cölibat, das Thier,
Das ſchädliche, muß weg aus dir;
Erhebe dein Geſchrei!

Der Liebe ſchönſtes Paradies
Zerſtört es mit Gewalt!
Erheb' es, daß es wiederhallt
In Rom und zu Paris.

Portalis und Napoleon!
Es ſtänd in eurer Macht! —

Und hätten ſie es umgebracht,
Was hätten ſie davon?

Der ganzen Erde zeigten ſie
Als große Menſchen ſich;
Unſterbliches Verdienſt um dich,
O Menſchheit, hätten ſie!

Erhebt, erhebe dein Geſchrei,
Der Cölibat, das Thier,
Das ſchädliche, muß weg aus dir;
Erhebe dein Geſchrei!

An die Kloſtergeiſtlichen.

Nehmt Weiber, ihr Mönche! Die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtiftetes Reich.
Nehmt Weiber, und liebt ſie, und lebt in den Freuden
Der heiligen Ehe, die Engel beneiden.
Nehmt Weiber, ihr Mönche! die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtiftetes Reich.

Nehmt Männer, ihr Nonnen! Die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtiftetes Reich.
Nehmt Männer, und liebt ſie, und lebt in den Freuden
Der heiligen Ehe, die Engel beneiden.
Nehmt Männer, ihr Nonnen! Die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtiftetes Reich.

Im Himmel sind Nonnen und Mönche betrübt,
Weil da sie die himmlische Liebe nicht liebt.
Sie sind in dem ledigen Stande geblieben;
Im Stande der Sünde! Sie lernten nicht lieben!
Liebt Nonnen, und Mönche, die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde gestiftetes Reich.

Der dürre Kritikus

Als Funken aus dem Chaos sprangen,
Und Sonnen wurden, Hochgesang
Die Sonnen und die Monde sangen,
Und alle gingen ihren Gang;
Damals sprang auch ein Kritikus
Mit aus dem Chaos. „Einen Guß
Von Gold, sprach er, hätt' ich gemacht,
Aus Gold die Welt; welch' eine Pracht!
Aus Erde, fürcht' ich, kann sie platzen!"
Was that der Schöpfer, dessen Wort
Erzengel schuf und Tigerkatzen?
Er setzte seine Schöpfung fort
Und ließ den Schwätzer — schwatzen.

Gleim.

2.

Die Peterskirche in Rom.

An Seume.

von ſeinem römiſchen Gaſtfreunde.

Dem wahren Gotte nicht, dem Götzen
Der römiſchen Religion,
Vor deſſen Bannſtrahl, mit Entſetzen,
Vernunft und Toleranz zum rauhen Norden flohn;
Der blinden Superſtizion
Ward von Europens Millionen
Und von dem Golde aller Zonen,
So weit das Oriflamm des Aberglaubens weht,
Der ſtolze Rieſenbau erhöht,
Wo eines Doppelſchlüſſels Macht
Zwei Welten zu verſchließen wagt.

Doch in des dickſten Aberglaubens Nacht
Dringt endlich auch des Lichtes Schimmer;
Das Reich der Täuſchung währt nicht immer;
Der Wahrheit heil'ger Morgen tagt.
Das kronentragende Orakel
Verſtummt, von niemand mehr befragt;
Das Gaukelſpielwerk der Mirakel
Iſt jetzt nur noch ein komiſches Spektakel,

Das kaum dem Pöbel mehr behagt.
Des Fanatismus rohe Horden,
Die, leicht von frommer Wuth entbrannt,
Das Kruzifix von Priesterhand
Geschwungen, sonst so willig fand,
Zur Ehre Gottes gern zu meucheln und zu morden,
Sind, Dank dem Himmel, seltener geworden,
Selbst in des Fanatismus Vaterland.

Einst sinkt — o daß die Zeit den Fittig rascher schlüge! —
Einst sinkt auch dieser hohe Dom,
Des Aberglaubens schöngeschmückte Wiege,
Dies Wunderwerk des neuen Rom,
In Trümmer. Jenes Trugphantom,
Stürzt bei der Wahrheit letztem Siege.
Die Zeit mit ihrer Hippe muß
Das Ungeheuer niederhauen,
Sonst windet sich der Genius
Der Menschheit schwer aus seinen Klauen.
Kein Despotismus wird ihm dann,
Im Irrgewinde seiner schlauen
Politik, neue Stützen bauen
Die eigne Sicherheit ersann.
Das Kreuz, nicht mehr das Blutpanier
Der greuelvollen heil'gen Kriege,
Nicht mehr die Maske schlauer Lüge,
Verschwindet an der Tempel Thür.

Auf den Ruinen der Altäre
Des misverſtandnen Chriſtenthums
Erhebt ſich zu des erſten Stifters Ehre,
Ein neues Monument des Ruhms;
Ein Kultus, den Vernunft geweihet,
Der nie der Wahrheit Fackel ſcheutt;
Ein Tempel der Humanität,
Der, feſtgegründet, ewig ſteht.
Da heißt der Edelſte der Größte;
Da lehrt der Weiſeſte, der Beſte,
Troh dir, o Obſkurantenzunft,
Und dir, politiſche Megäre!
Das heil'ge Dogma der Vernunft,
Religion aus lichter Himmelsſfäre:
Die ewige Moral der reinen Chriſtuslehre.

II.

Gli animali parlanti

vom Abate Caſti.

Der italieniſche Parnaß hat vor kurzem durch ein neues epiſches Gedicht des durch mehrere poetiſche Produkte in der ſcherzhaften Gattung bekannten Abate Caſti, betitelt: Gli animali parlanti, eine merkwürdige Bereicherung erhalten. Dieſes Gedicht iſt, wie ſchon der Titel deſſelben errathen läßt, eine Thierfabel, und beſteht aus ſechs und zwanzig Geſängen in sesta rima oder ſechszeiligen Stanzen, nebſt einem Anhange von vier kleineren Apologen oder Fabeln. Die Originalausgabe davon iſt vor einigen Monaten im Verlage von Treuttel und Würtz in Paris, wo der Verf. ſeit verſchiedenen Jahren lebt, mit Didotſchen Lettern gedruckt, in drei Oktavbänden erſchienen. Dieſe große Thierfabel, welche den Geiſt der Politik unſerer Zeiten ſehr treffend und freimüthig ſchildert, iſt in derſelben leichten, fließenden Manier, welche die früheren Arbeiten dieſes Verf. auszeichnet, und mit einem Jugendgeiſte gedichtet, der das achtzigjährige Greiſenalter des Dichters nicht ahnden läßt, aber auch zugleich mit jener richtigen und weiſen Anſicht der Dinge, welche nur durch eine lan-

ge und vertraute Bekanntſchaft mit der großen Weltbühne erworben wird. Der Verf., welcher durch ſeine berüchtigten Novelle galanti, die eine wahre Hetärenlektüre ſind, ſeinen Dichterruhm muthwillig beſudelt hatte, hat durch dieſes Gedicht die ſittliche Muſe wieder verſöhnt. Für den Liebhaber der italieniſchen ſchönen Literatur wird es hinreichend ſeyn, blos das Daſeyn eines Werkes anzuzeigen; das durch ächt ſatyriſche Laune, durch geſunde Filoſofie und durch die fruchtbare Anwendung derſelben auf die großen Begebenheiten unſerer Zeit, jedem Leſer von Geſchmack und Geiſt eine ſehr intereſſante und unterhaltende Lektüre gewähren muß; und vielleicht kommt für ihn dieſe Anzeige bereits zu ſpät.

Aber wir hoffen auch denen Leſern des Merkurs, welchen es an Kenntniß der italieniſchen Sprache, oder an Gelegenheit fehlt, dieſes Werk im Originale zu leſen, einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir den Inhalt deſſelben etwas ausführlicher mittheilen, da nicht zu vermuthen iſt, daß bei den vielen Schwierigkeiten, welche die Verteutſchung eines Gedichts von dieſem Umfange hat, ſobald eine teutſche Ueberſetzung davon erſcheinen werde. Wir können in dieſem Auszuge freilich nicht mehr als das nackte, von allen poetiſchen Schönheiten entkleidete Skelet des Gedichts liefern; aber auch ſo wird immer noch die Darſtellung des Plans der Fabel intereſſant ſeyn, und

Aufenthalt Agathons zu Smyrna eine Zeitlang unterbrochen, aber sogleich nach seinem Entschluß, bey dem Dionys zu leben, wieder erneuert, und seither sorgfältig unterhalten worden. Agathon hatte während seiner Staats-Verwaltung sich öfters bey der weisen Erfahrenheit des Archytas Raths erholt; und die verschiedenen Verhältnisse, worinn die Tarentiner und Syracusaner, besonders in Absicht der Handelschaft, mit einander stuhnden, hatten ihm öfters Gelegenheit gegeben, sich um die ersten verdient zu machen. Bey allen diesen Umständen ist leicht zu ermessen, daß er den zärtlichen und dringenden Einladungen seines Freundes Critolaus um so weniger widerstehen konnte, als die Pflichten der Erkenntlichkeit gegen seine Erretter ihm keine Freyheit zu lassen schienen, andere Beweggründe bey der Wahl seines Aufenthalts in Betrachtung zu ziehen.

In der That hätte er sich auch keinen zu seinen nunmehrigen Absichten bequemern Ort erwählen können als Tarent. Diese Republick war damals gerade in dem Zustande, worinn ein jeder patriotischer Republicaner die seinige zu sehen wünschen soll — zu klein, um ehrgeizige Projecte zu machen, und zu groß, um den Ehrgeiz und die Vergrößrungs-Sucht ihrer Nachbarn fürchten zu müssen; zu schwach, um in andern Unternehmungen, als in den Künsten des Friedens, ihren Vortheil zu finden; stark genug, sich gegen einen jeden nicht allzuübermächtigen Feind (und solche Feinde hat eine kleine Republick

dem Leſer das Vergnügen, welches das Gedicht ſelbſt ihm gewähren würde, wenigſtens ahnen laſſen.

Jeder Geſang zeigt in einer kurzen Ueberſchrift ſeinen Inhalt an. Die Ueberſchriften der erſten zehn Geſänge, die wir hier im Auszuge darlegen wollen, ſind: Berathſchlagung. — Erwählung des Königs der Thiere. — Hof des Königs Löwe. — Hof der Königin. — Krönung. — Kour und Pfotenlecken (Leccazampa). — Tod des Königs Löwe. — Regentſchaft der Königin. — Erziehung des Kronerben. — Klub.

I. Berathſchlagung.

Die vierfüßigen Thiere ſind des anarchiſchen Zuſtandes, in welchem ſie ſo lange gelebt haben, überdrüſſig, und wünſchen nach der Weiſe der Menſchen in eine geſetzmäßige Verfaſſung zu treten. Die vornehmſten unter ihnen verſammeln ſich zu dieſem Zweck, und nach vielen analytiſchen und ſynthetiſchen Unterſuchungen der verſchiedenen Regierungsformen, der republikaniſchen, der monarchiſchen und der gemiſchten, wird endlich die monarchiſche Verfaſſung als die angemeſſenſte und vollkommenſte für einen Thierſtaat anerkannt und beliebt. Als eine Probe von der Manier des Verfaſſers ſetzen wir einige Stanzen her,

worin die verſchiedenen Regierungsformen karakteriſirt werden.

L'anarchia degli umor nel corpo umano
Come mortal conſiderar ſi dee;
E non è che un frenetico, un inſano
Colui, che ha in teſta un' anarchia d'idee.
Di venti oppoſti l'anarchia produce
Tempeſta in mar che a naufragar conduce.

In ſomma l'anarchia è d'ogni eccesſo,
D'ogni calamita germe diabolico;
E l'inferno perfin, l'inferno iſteſſo,
Secondo il più ortodoſſo e il più cattolico
Parer degli antichiſſimi noſtri avoli,
Altro non è che un' anarchia di diavoli.

Se udiam gli ariſtocràti, il democratico
Egli è dell'anarchia fratel minore;
Se i democràti udiam, l'ariſtocratico
Egli è d'oligarchia fratel maggiore;
Che di giuſtizia e di ragion non è,
Trascurar mille, e favorirne tre.

Il miſto è un certo amalgama posticcio,
Un non ſo che d'anfibio o ermafrodito;
E ſpecie di politico paſticcio,
D'agri e di dolci intingoli condito,

Che, avvicinar volendo e unir gli effremi,
Di fua diſtruzion racchiude i ſemi.

In ciaſcheduno di lor trovi difetto;
Che unità manca in tutte e tre le forme;
Ove regna unità tutto è perfetto,
E ſenza l'unità tutto è difforme.
Moltiplice compleſſo ognor cadrà
E l'anima di tutto è l'unità. etc.

In monarchia ſi ſpira aura felice,
Che a ciascuno è di vita e fuoco e getme.
Nella beata monarchia ti lice
Di tranquilli menar ſicuro, inerme.
Poſſiede ognun ſicuramente il ſuo,
E quel ch' è tuo, ſicuramente è tuo.

Viene la careſtia? viene la gragnuola?
Chi vive in monarchia, non muor d'inedia.
Vengono guai? la monarchia conſola.
Manca danar? la monarchia rimedia.
Dal ciel ſono i monarchi prediletti,
Ei ne dirige opre, penſieri e detti.

Prendi uom rozzo e comun, fanne un monarca,
Toſto il favor del ciel ſopra gli piove;
Toſto divien di ſapienza un' arca;
Nella teſta di lui s'alloggia Giove.

Decide, ordina, giudica; un Oracolo . . .
Tutto a un tratto divient pare un miracolo.

Eine neue Diskuſſion entſteht, ob die Monarchie ein unumſchränktes oder konſtituzionelles Königthum, ein Erbreich oder ein Wahlreich ſeyn ſolle? Die mächtigeren unter den Thieren, welche in der erſten Diskuſſion für die Ariſtokratie geſtimmt hatten, ſind wider das unumſchränkte Königthum; ſie wollen, daß die edleren und geringeren Thiere zwei Kammern bilden ſollen, und geben, jedes in der Hofnung ſelbſt gewählt zu werden, dem Wahlreiche den Vorzug. Aber die Mehrheit der Thiere, welche vorhin für die demokratiſche Verfaſſung geſtimmt hatte, fodert eine unumſchränkte Monarchie, weil ſie in dieſer wider jene mächtigeren ariſtokratiſchen Beſtien einen ſichern Schutz zu finden glauben; und da überdieß, ihrer Meinung nach, unumſchränkter Monarch und Despot eines ſind, ſo ſchmeicheln ſie ſich, daß dieſer ſeiner eigenen Sicherheit wegen nach der Gunſt des Volks ſtreben, alſo die demokratiſche Parthei begünſtigen werde. An der Spitze dieſer Parthei ſteht ein groſſer Hund von wilder arroganter Gemüthsart, ein gewaltiger Kläffer mit unermüdlicher Lunge und Autor eines Tractats über die Politik, welcher in jenen Zeiten unter dem Nahmen der Hundepolitik bekannt war. Dieſer ehrſüchtige Kläffer, der eine glänzende Rolle in dem Thierkonvent zu ſpielen, ſtrebt, aber

doch für ſeine Perſon nicht wagt, ſich um die königliche Würde zu bewerben, wirft ſich zum Capo popolo und Demagogen auf, in der Hofnung, wenn es ihm gelingt, das unumſchränkte Königthum durchzuſetzen, erſter Miniſter zu werden; denn

Un re — fra ſe dicea, nè avea torto —
Ce forza di regnar ſpeſſo ſi ſecca;
Se dalle cure lo diſtrae l'accorto
Miniſtro, e al tempo il liscia, adula e lecca,
Come coſtante esperienza inſegna;
Il re obbedisce ed il ministro regna.

„Wie lange, ihr hohen und mächtigen Beſtien! erhebt er ſeine Stimme in der Verſammlung, — wie lange wollen wir die Zeit mit unnützen Worten verlieren? Wir bedürfen einen König, aber einen König der That nicht dem Nahmen nach; einen weiſen König, der fähig iſt, uns zu beherrſchen und die Gewalt dazu in Händen hat. Dazu ſind wir zuſammengekommen. Die Sache iſt dringend. Da wir einmal gehorchen wollen, laſt uns einem wahren König gehorchen. Einen Herrſcher durch Geſetze und Verträge binden wollen, iſt eine Chimäre.“ Die Wohlthiere geben dem Redner Beifall; einige aus Trägheit und Intoleranz, andere aus Dummheit und Mangel an Einſicht; andere ſind zerſtreut oder plaudern mit einander, andere ſind eingeſchlafen. Der Fuchs allein

durchsieht die Plane des Hundes und lauert nur darauf, welche Wendung die Sache nehmen wird, um sich dann derselben mit Vortheil zu bedienen, als das Pferd sich gegen den Vortrag des Hundes erhebt, und die Gefahr vorstellt, welche alle Thiere unter einer despotischen Regierung bedrohet. Aber der Hund erklärt die Furcht desselben für ungegründet, indem er sich auf jenes zweifüßige unbefiederte Geschlecht beruft, das so stolz und eitel ist, und dessen ungeachtet seinen vorzüglichsten Ruhm darin sucht, seine Despoten auf dem Throne zu erhalten; das sich mit der größten Wuth und Hartnäckigkeit untereinander würgt und mordet, um die hochheilige Gewalt seiner Beherrscher immer mehr zu befestigen. Wenn das Menschengeschlecht so handelt, wer kann noch an der Nothwendigkeit der unumschränkten Monarchie zweifeln? — Ein alter Bär, der eine Zeitlang unter den Menschen gelebt, die ihn zur Belustigung an der Kette herumführten, der aber Gelegenheit gefunden hatte, aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen, kann kaum erwarten, daß der Hund seine Rede endigt und fällt brummend ein: Du irrst, wenn du uns das vortrefflichste Thier zum Muster aufzustellen glaubst; du stellst gerade das absurdeste auf. Und doch — erwiedert der Hund — dientest du einst dem Menschen, gegen den du jetzt deinen Groll ausläßest! Wohl, versetzte der Bär, foderst du denn, daß wir Den lieben und verehren sollen, der uns unterjocht? Allgemeines Gelächter

ter; der Bär wird applaudirt. Aber der Hund läßt ſich dadurch nicht aus ſeiner Faſſung bringen, ſondern behauptet, ein König, der nicht alle Gewalt in den Klauen habe, ſey nur ein erbärmlicher Schattenkönig, eine Puppe, mit der andere ihren Scherz und Spott treiben; und wenn ein König einmal dahin gebracht worden, ſo ſey es beſſer, gar keinen zu haben. Wenn er aber die Gewalt in Händen habe, ſo ſchränke man ihn umſonſt durch Geſetze und Verträge ein. Geſetze und Verträge und andere dergleichen ſchöne Sachen können nur ſchwache blöde Geiſter binden, aber keinen, der ſich ſeiner Macht bewußt iſt.

Ragion congiunta a ſperienza inſegna
Che ov' è coſtituzion che freni e tempre
Il ſupremo poter, colui che regna
Della coſtituzion nemico è ſempre.

Wir müſſen alſo, wenn wir gut regiert werden wollen, nicht nur einen unumſchränkten, ſondern einen erblichen König haben; denn die Herrſchſucht und der Kampf der Kronbewerber würde ein immerwährender Keim innerer Unruhen ſeyn. Wir dürfen auch nicht befürchten, daß er uns unterjochen werde; denn ein Volk war nur immer ſo lange Sklav, als es ſelbſt wollte. Dieſer Beweisſpruch wird von der Menge mit lautem Beifall aufgenommen. Mehrere der

aristokratischen Bestien wagen nicht, gegen den furchtbaren Redner die Schnauze zu erheben, denn sie wissen, daß er den großen Haufen auf seiner Seite hat, mit dem keine es gern verderben will, weil jede sich schmeichelt, daß die Königswahl auf sie fallen werde. Sie verhehlen also ihre wahre Gesinnung und grinzen dem Redner Beifall zu. Nachdem nun auf den Vortrag des Hundes die unumschränkte und erbliche Monarchie angenommen worden, wird zur Königswahl geschritten, wo es aufs neue zu hitzigen Debatten kommt. Obgleich die Thiere überzeugt sind, daß in Erbreichen die Natur alles für den Regenten thut, daß ein geborner König mit allen zu seiner Würde erforderlichen Anlagen geboren wird, und daß durch eine wunderbare Kraft die souverainen Tugenden zugleich mit dem Blute des königlichen Geschlechts von Vater auf Sohn forterben: so sehen sie doch die große Schwierigkeit ein, die Verdienste der Kronkandidaten der strengsten Prüfung zu unterwerfen. Die Wahlversammlung wendet sich deshalb mit einem feierlichen Gebete um Licht und Rath zu diesem schweren Geschäfte an den großen Cucu, welchen die vierfüßigen und gefiederten Thiere als ihre Gottheit verehren.

Das Pferd, der Tiger, der Bär, der Hirsch, der Stier und der Esel sind die ersten Kandidaten, welche in Vorschlag kommen. Das Pferd ist freilich

ſchlank, wohlgebildet, edelmüthig, tapfer, ſchnell im Laufe; aber doch ſcheint ein Thier, das andere auf ſeinem Rücken trägt, das weder Fuß, noch Schnauze, noch Haupt mit Krallen oder Hauzähnen oder Hörnern geſchmückt hat, unfähig, das ungebändigte Volk der Thiere zu beherrſchen. Der Tiger hat zwar einen prächtigen Mantel, einen gewandten Körper, behende Beine, Muth, Kühnheit und eine heroiſche Gemüthsart; aber er zeigt immer Grauſamkeit und Blutdurſt in Blick und Miene, wird alſo zur Regierung untauglich geachtet, weil ein Regent, wie wild und grauſam auch ſeine Gemüthsart ſeyn mag, doch immer Milde und Huld im lächelnden Antlitz zeigen müſſe. Der Bär hat als Demokrat viele Stimmen im Volke für ſich; aber der Hund, der einen heimlichen Groll gegen ihn hegt, ſtimmt wider ihn. Es iſt wahr, ſagt er, der Bär hat ein robuſtes Naturell, was ich an ihm beſonders lobe, er iſt ſchlau und macht den Einfältigen; aber er würde doch nur eine ungeſchickte, plumpe Königsfigur ſpielen; überdem hat er auch etwas von einem Pagliazzo und Buffone an ſich. Ein luſtiger Humor iſt eine gute Sache, aber was würde man von uns ſagen, wenn wir einen Buffon zum König wählten? Der Bär erwiedert, ohne ſich zu entrüſten: Du ſchiltſt mich einen Buffon, und ſuchſt ſelbſt ihn zu ſpielen; und wer weiß, ob der natürliche oder künſtliche ſeine Rolle beſſer ſpielt? Die Verſammlung lacht, aber giebt nichts deſtoweniger

ger dem Bären die Exklusive. Der Hirsch trägt ein prächtiges und stolzes Geweih zur Krone; aber er ist feig und furchtsam. Der Stier ist stämmig und tapfer; doch würde er nur ein guter König über ein Serail von Kühen seyn. Einhörnige Thiere werden überhaupt von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen und man macht ein Gesetz, daß der König der Thiere entweder zwei Hörner oder gar keine haben solle. Nun präsentirt sich wider aller Erwarten der Esel als Kandidat der Krone; er rühmt seine langen Ohren, sein gewaltiges Geschrei und noch andere preiswürdige Qualitäten; aber seine Wahl wird einstimmig als schimpflich verworfen. Nur das Maulthier bietet seine Beredsamkeit auf, um den Esel aus allen Kräften zu unterstützen. Hochweise Thiere! ruft es entrüstet aus, ich verwundere mich sehr über eure alberne Weigerung, meinen Vetter Esel zur Königswürde zu erheben. Durchlauft die verschiedenen Dynastieen der Thiere, und ihr werdet finden, daß Länder von Bestien regiert werden, die weit weniger zu herrschen würdig sind, als mein lieber Vetter. Wenn ich seine Qualitäten mit kritischem Blicke mustere, so finde ich zwar auch an ihm manche kleine Mängel; aber wenn dagegen sein großer und solider — Hier wird zum großen Verdruß des Lobredners und zum Unglück des Esels die schöne Peroration durch den immer zunehmenden Lärm der Versammlung unterbrochen. Alles ruft stürmisch a basso il mulo! il mulo a bas-

publick selten) in ihrer Verfassung zu erhalten. Archytas hatte sie, in einer Zeit von mehr als dreyssig Jahren, in welcher er sieben mal die Stelle des obersten Befehlhabers in der Republick bekleidete, an die weisen Gesetze, die er ihnen gegeben hatte, so gut angewöhnt, daß sie mehr durch die Macht der Sitten als durch das Ansehen der Gesetze regiert zu werden schienen. Der grösseste Theil der Tarentiner bestuhnd aus Fabricanten und Handelsleuten. Die Wissenschafften und schönen Künste stuhnden in keiner besondern Hochachtung bey ihnen; aber sie waren auch nicht verachtet. Diese Gleichgültigkeit bewahrte die Tarentiner vor den Fehlern und Ausschweiffungen der Athenienser, bey denen jedermann bis auf die Gerber und Schuster, ein Philosoph und Redner, ein witziger Kopf und ein Kenner seyn wollte. Sie waren eine gute Art von Leuten, einfältig von Sitten, emsig, arbeitsam, regelmäßig, Feinde der Pracht und Verschwendung, (*) leutselig und gastfrey gegen die Fremden, Hässer des Gezwungnen, Spitzfündigen und Uebertriebenen in allen Sachen, und aus eben diesem Grunde, Liebhaber des Natürlichen und Gründlichen, welche bey allem mehr auf die Materie als auf die Form sahen, und nicht begreiffen konnten,

daß

(*) Der Character, der hier den Tarentinern gegeben wird, macht einen starken Absatz mit demjenigen, den sie zu den Zeiten des Königs Pyrrhus hatten, und bis zum Untergang ihrer Freyheit behielten; allein es ist zu bemerken, daß Archytas und Pyrrhus wenigstens 80. Jahre von einander entfernt sind.

ſo! Als in der Folge der Eſel zu einer der anſehnlichſten Hofchargen erhoben wurde, erinnerte er ſich dankbar des Dienſtes, den der Mauleſel ihm hier leiſten wollen, und der Dichter, gerührt durch dieſen Beweis ſeiner edlen Geſinnung, wendet ſich in einer tröſtenden Apoſtroſe an den verſchmähten Eſel:

Ma tu, che a pazientar ſei tanto avezzo,
Pazienza, Aſino mio, che vendicato
Un dì forſe ſarai di tal diſprezzo,
E in alta dignità poſto e onorato;
Sederai in trono, o gli ſtarai vicino,
E reggerai de' popoli il deſtino.

Sarah, non dubitarne, appien ſaranno
I gran talenti tuoi riconosciuti,
E umili avanti a te ſi proſterranno
I più eccelſi intelletti e i più ſaputi. etc.

Noch verſchiedene andere Thiere, die wegen der groſſen Entfernung, oder anderer wichtiger Verhinderungen wegen nicht zur rechten Zeit haben am Verſammlungsorte eintreffen können, werden von ihren Freunden oder Agenten in Vorſchlag gebracht. So wird von einem der Giraffe, von andern der Orang-Utang proponirt; aber der Hund, der ſeine Stimme bereits einem andern Thiere zugeſagt hatte, weiß jeden Vorſchlag rückgängig zu machen. Er beweiſt der Ver-

ſammlung, daß ein Monarch der Thiere entweder ganz Menſch oder ganz Beſtie ſeyn müſſe; daß alſo der Orang-Utang als ein zweideutiges Geſchöpf halb menſchlichen, halb thieriſchen Anſehens ihr König nicht ſeyn könne. Eine ſo zweideutige Figur möge allenfalls für einen konſtituzionellen König taugen, deſſen politiſche Exiſtenz eben ſo zweideutig ſey; aber der Beſchützer einer entſchiedenen Gewalt müſſe auch eine entſchiedene Phyſiognomie haben.

II. Erwählung des Königs der Thiere.

Endlich, nachdem noch andere Thiere vorgeſchlagen und verworfen worden, nähern ſich die Partheien einander, und nur noch zwei Kandidaten, der Löwe und der Elefant, theilen die Stimmen der Verſammlung. Der Elefant hat zwar mehrere Feinde und eine Gegenpartei; aber die Zahl ſeiner Gönner iſt groß genug, um derſelben das Gegengewicht zu halten. Seine gewaltige Maſſe hat der Menge, die gewöhnlich nach dem äußern Anſehen urtheilt, Ehrfurcht eingeflößt. Sein ſinniges, verſchloſſenes Weſen, die Gravität, womit er einherwandelt, hält man für Merkmahle eines weiſen bedächtlichen Geiſtes, der reiflich überlegt, ehe er handelt; man hält ihn für einen tiefen Denker und für den größten Filoſofen un-

ter den Thieren. Sein mächtiger, geſchmeidiger Rüſſel hat allen Bewunderung eingeflößt, und oft ruhen in der brennenden Mittagshitze die kleineren Thiere in ſeinem Schatten. Dieſe und andere Verdienſte, als von ſeinen Partitanten ins Licht geſetzt werden, machen einen ſolchen Eindruck auf die Menge, daß wenn man unmittelbar zum Abſtimmen geſchritten wäre, der Elefant unfehlbar König der Thiere geworden ſeyn würde. Aber der Hund, um dies zu verhindern, erhebt ſeine Stimme zu dem Löwen, nicht als ob deſſen höhere Verdienſte ihn dazu bewogen hätten, ſondern weil Hund und Löwe den heimlichen Vertrag gemacht hatten, daß jener, wenn er es dahin bringen würde, daß die Verſammlung den Löwen zum König wählte, deſſen erſter Miniſter werden ſollte. Da der Löwe das Haupt der Ariſtokraten war und der Hund ſich zum Demagogen aufgeworfen hatte, ſo war es dieſem leicht, die Stimmen der Majorität für jenen zu gewinnen. Der ſchlaue Fuchs ahndet das geheime Verſtändniß, hält es aber für das klügſte, den Ausgang abzuwarten, um es mit keiner Parthei, welche auch den Sieg davon tragen möge, zu verderben. Der Hund bietet indeſſen ſeine ganze Beredſamkeit zum Lobe des Löwen auf, preiſt ſeinen Muth, ſeine Stärke, ſeine Großmuth, ſein königliches Gemüth, das die Stolzen demüthigt und die Ueberwundenen begnadigt. Noch nicht zufrieden mit der wahren Darſtellung der Verdienſte des Löwen,

ſucht er die Verdienſte des Elefanten herabzuwürdigen, beſchuldigt ihn der Fauleheit, des Müßiggangs, der Stupidität und eines trägen Geiſtes in der plumpen unförmlichen Fleiſchmaſſe ſeiner Geſtalt, die die Natur im Schlafe gebildet zu haben ſcheine. Keiner in der Verſammlung wagt es, den Elefanten wider den biſſigen Kläffer zu vertheidigen. Jener, den die Verleumdungen des Hundes übler Laune machen, rümpft den Rüſſel und ſchüttelt das ſchwere Haupt. Aber ohne darauf zu achten, wird der Hund nur immer kecker, und fügt jenen Verleumdungen noch beleidigende Witzeleien hinzu, macht ſich über die kleinen Aeuglein luſtig, die kaum würden erkennen laſſen, ob der Elefant auf dem Throne wache oder ſchlafe, ſpottet über den meskinen Schwanz deſſelben, der gar kein Verhältniß zu dem ungeheuren Körper habe und eine wahre Satire auf die Schwänze ſey ꝛc. Der Elefant wird endlich dieſer Spöttereien müde und geräth in Wuth;

Che tranquillo talar ſoffre il potente
Un' affronto piuttoſto ed una ingiuria
Ma ſe porlo in ridicolo vorrai,
Non iſperar che tel perdona mai.

Er zieht den Rüſſel furchtbar zuſammen und giebt damit einen Schlag gegen den Hund, der, wenn er traf, ihn in Stücken zerſchmetterte. Dieſer aber war

auf ſeiner Huth und wich dem Schlage durch einen geſchickten Seitenſprung aus. Statt ſeiner trifft der Rüſſel des Elefanten einige andere Glieder des Kongreſſes, welche die Impertinenz des Hundes mit dem Leben büßen. Ueber dieſe Gewaltthätigkeit des Elefanten, welche die Unverletzlichkeit des Kongreſſes ſo gröblich beleidigt, geräth die Verſammlung in einen allgemeinen Aufſtand und äußert die lebhafteſte Indignazion. Der Elefant, der in den drohenden Mienen aller Anweſenden den allgemeinen Unwillen derſelben lieſt, hält für das klügſte, ſich den Ausbrüchen deſſelben bei Zeiten zu entziehen und verläßt die Verſammlung. Dieſer unerwartete Vorfall verſchafft dem Hunde einen vollkommenen Sieg über ſeinen Gegner. Er behauptet, daß der Elefant durch ſein freveihaftes Betragen gegen die Verſammlung ſeine Anſprüche auf die königliche Würde verwirkt, und auch durch ſeine Entfernung ſich ſelbſt derſelben verluſtig erklärt habe, und verſichert, die erſte Probe der Gerechtigkeitsliebe des neuen Königs werde ſeyn, den Frevel des Elefanten exemplariſch zu beſtrafen;

Poichè d'un re novello il primo paſſo
Qualche coſa eſſer dee che faccia chiaſſo.

Ein Schaaf tritt jetzt mit der naiven Frage auf: Aber welche Sicherheit haben wir, daß dein neuer König uns nicht würgt? Seine Großmuth, verſetzt

der Hund. — Das gebe der Himmel, erwidert das Schaaf; aber seine Nachfolger, werden die auch immer großmüthig seyn? Alle verwundern sich über die Kühnheit des Schaafes, und der Hund hält es unter seiner Würde, sich mit einem Schaafe in Erörterungen einzulassen. Der Fuchs, der nun sieht, daß alle Stimmen sich für den Löwen vereinigen, und daß unter der Regierung desselben der Hund die erste Rolle spielen wird, bricht endlich sein so lange beobachtetes Schweigen. Politik und Vernunft, sagt er, foderten die Wahl des Löwen, und sie macht der Weisheit der Versammlung Ehre. Ich selbst würde derselben die großen Herrschertugenden des Löwen vorgetragen haben, wenn nicht bereits der Hund, dieser vortreffliche und weise Redner, es auf die würdigste Weise gethan hätte; ich stimme deshalb dem Vortrage des Hundes bei. Allgemeiner Beifall erschallt. Der Löwe wird zum König proklamirt, und der Hund schlägt zu Ehren des neuen Königs Löwe ein gellendes Vivat an, das von der ganzen Versammlung mit lautem Jubelgeheul wiederholt wird.

König Löwe hält jetzt eine Rede an die Versammlung, und fühlt, seine königliche Brust von den Regungen der Dankbarkeit so erweitert, daß er, der sonst, wie die übrigen Thiere, immer im Singular gesprochen hatte, jetzt zum erstenmahle im Plural spricht, als ob er sein Wesen vervielfältigt fühlte.

Er verſichert, daß er ſich dem Willen des Volks, der für ihn Befehl ſey, unterwerfe, aber doch nicht ohne Widerwillen die ſchwere Laſt der Krone übernehme. Er verſpricht ſeine geliebten, theuern Unterthanen immer als Freunde und Kinder anzuſehen, hoffend, daß ſie in wichtigen Angelegenheiten ihm ihren Rath und Beiſtand nicht verſagen werden. Thron, Zepter und Krone nehme er nicht als ein Geſchenk, ſondern als ein heiliges Depoſitum an. Er ſchwöre auf ſein königliches Wort, daß die Glückſeligkeit der Thiere immer der erſte und letzte Zweck ſeiner Handlungen ſeyn werde; dagegen aber erwarte er auch von ſeinen lieben und getreuen Unterthanen blinde Unterwürfigkeit und Befolgung ſeiner königlichen Befehle ohne Murren und Widerrede; denn da er ſchon in ſeinem Privatſtande keinen Widerſpruch ertragen können, ſo werde er ihn als König noch weniger dulden. Das Thiervolk über die ſchöne Rede vom Thron entzückt, erwiedert ſie mit lautem Jubelgebrüll, daß rings umher Wald und Hügel wiederhallen. Freudenthränen ſtrömen, und Gelübde für das lange Leben des geliebten Monarchen ſteigen zum groſſen Cucu empor. Kaum iſt der Löwe im Beſitz der königlichen Würde, o Wunder! ſo ſcheint ſein ganzes Weſen von Majeſtät umfloſſen und durchdrungen. Ein foſforiſcher Glanz umſtrait die Mähnen und den Schnauzbart des Königs und ſeine Augen funkeln wie das Zwillingsgeſtirn der Tyndariden. Wo er wandelt, ſproſſen Blu-

men unter seinen Tatzen; das verdorrte Gras wandelt sich in frischen Rasen um; die Bäche eilen freudig herbei, seine Pfoten zu bespülen, und jedes Lüftchen scheint ihm zuzuräuseln: auch ich wünsche dich zu küssen, du ausgeliebter Monarch! Alle seine Ideen sind erhabener und klarer, seine Rede ist geistreicher und weiser geworden;

Le naturali secrezioni stesse
Eran più regolari e più concotte;
E da' meati e dagli augusti pori,
Spira gentil soavità d'odori.

Alle Thiere drängen sich fröhlich um den neuen König und können nicht Worte genug finden, ihr Entzücken auszudrücken;

chi Invittissimo,
Augusto, potentissimo, immortale,
Chi 'l disse gran Lion, chi Lionissimo;
E accio sopra di lor noi non restassimo,
Vi fu infin chi chiamollo ottimo massimo.

Der Löwe empfängt diese Ergießungen seines getreuen Volks mit huldreichem Wohlgefallen, neigt sein königliches Haupt gegen die Menge, reicht auch einigen, die ihm besonderer Auszeichnung würdig scheinen, zum Zeichen seiner Gnade die durchlauchte Pfote. Dies erregt neue Taumel des Entzückens. Der

ganze Troß der Verſammlung will den neuen König zu ſeiner Höhle begleiten; aber er entläßt ſie gnädig. Er nimmt blos eine kleine Eskorte an und winkt dem Hunde, ihn zu begleiten, weil er mit ihm wichtige Dinge zu berathſchlagen habe. Reitzende vierfüßige Nymfen ſtreuen Blumen vor ihm her, und von Lobgeſängen der Eſel begleitet kehrt er in ſeine Reſidenz zurück.

III. Hof des Königs Löwe.

Des Löwen Reſidenz liegt in einem wilden, rings von dichten Waldungen umgebenen Gebirge jenſeit des Ganges. Sie beſteht in einer geräumigen Felshöhle, die zu feierlichen Verſammlungen und Audienzen beſtimmt iſt, und in zwei kleinern Höhlen, deren eine zum Schlafgemache, die andere zum Kabinette des königlichen Bewohners dient. Eine andere nah gelegene, mit der erſten durch eine prächtige Gallerie verbundene Höhle iſt die Reſidenz der Löwin. Rings umher in andern Höhlen und Grotten ſind die Miniſter, Räthe und andere hohe Hofbeamten einlogirt und Kommunikazionsgänge verbinden das Ganze. Vor der Reſidenz iſt eine geräumige Terraſſe mit einer Loge befindlich, wo der König, zuweilen ſeine getreuen Unterthanen, die ihn zu ſehen wünſchen, mit ſeinem königlichen Anblick beſeeligt; unterhalb der Terraſſe

iſt ein weiter runder Platz zu Schauſpielen geebnet, zu welchem mehrere Zugänge aus dem umgebenden Walde führen. Die Ausführung dieſer ganzen Anlage iſt ein Werk des Bibers, den der Löwe ſeiner ausgezeichneten Geſchicklichkeit wegen zum Oberhofbaumeiſter beſtellt hat. Der Löwe ernennt, ſeinem Versprechen gemäß, den Hund zu ſeinem Premierminiſter. In der That beſaß auch der Hund, einige kleine Fehler abgerechnet, alle zu dieſem erhabenen Poſten erforderlichen Qualitäten. Freilich war er ein wenig knurrig, ein wenig jähzornig, ein wenig habſüchtig, ein wenig heimtückiſch, ein wenig arrogant, ein wenig rachſüchtig, ein wenig gefräßig; aber dieſe kleinen Temperamentsfehler kamen gegen ſeine großen Miniſtertugenden in keinen Betracht; denn er wußte ſich trefflich zu verſtellen, hatte immer Ausflüchte und Umſchweife in Bereitſchaft; ſein Geſicht war eben ſo wenig als ſein Gemüth aus der Faſſung zu bringen; er wußte immer ſeine Gedanken in zweideutige Worte einzukleiden; wußte der leichtgläubigen Menge durch ſeine Gravität zu imponiren, ſeine eigene Unwiſſenheit und ſeine Verſehen hinter eine geheimnißvolle Wichtigkeit zu verbergen, andere mit leeren Hofnungen hinzuhalten und alle Umſtände zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Ueber die Gemüthsart, die Neigungen, Talente und Schwächen ſeines Fürſten hatte er ein tiefes Studium gemacht; wußte zu rechter Zeit zu kriechen und zu ſchmeicheln, und immer

daß eine fein gearbeitete Schüssel aus corinthischem Erzt besser seyn könne, als eine schlechte aus Silber, oder daß ein Narr liebenswürdig seyn könne, weil er artig sey. Sie liebten ihre Freyheit, wie eine Gattin, nicht wie eine Beyschläferin, ohne Leidenschafft, und ohne Eifersucht; sie setzten ein billiges Vertrauen in diejenige, denen sie die Vormundschaft über den Staat anvertrauten; aber sie forderten auch, daß man dieses Vertrauen verdiene. Der Geist der Emsigkeit, der dieses achtungswürdige und glückliche Volk beseelte — der unschuldigste und wolthätigste unter allen sublunarischen Geistern, die uns bekannt sind — machte, daß man sich zu Tarent weniger, als in den meisten mittelmässigen Städten zu geschehen pflegt, um andre bekümmerte? in so fern man sie durch keine gesetzwidrige That, oder durch einen beleidigenden Contrast mit ihren Sitten ärgerte, konnte jeder leben wie er wollte. Alles dieses zusammengenommen, machte, wie uns däucht, eine sehr gute Art von republicanischem Character; und Agathon hätte schwerlich einen Freystaat finden können, welcher geschickter gewesen wäre, seinen gegen dieselbe gefaßten Widerwillen zu besänftigen. Ohne Zweifel hatte dieses Volk auch seine Fehler, wie alle andre; aber der weise Archytas, unter welchem der National-Character der Tarentiner erst eine gesetzte und feste Gestalt gewonnen hatte, wußte diejenige Art derselben, welche man die Temperaments-Fehler eines Volks nennen kann, so klüglich zu behandeln, daß sie durch die Vermischung mit ihren Tugenden, beynahe aufhöreten,

Fehler

den Moment zu faſſen, wo er ihn nach ſeiner Abſicht lenken konnte. Uebrigens hielt er Theorien, Geſetze und Ehrlichkeit für Thorheiten. Dieſe glänzenden Eigenſchaften mußten ihm bald ſowohl beim Volke, als bei ſeinem Fürſten den Nahmen eines großen Miniſters erwerben. Seine Nebenbuhler überhäuften ihn zwar mit Neid, Mißgunſt und Satiren, aber die allgemeine Stimme floß von Lobpreiſungen des Königs und ſeines Miniſters über. Dichter verewigten ihre Nahmen in Geſängen. Antiquare leiteten den Urſprung ihrer Geſchlechter von Göttern und Halbgöttern ab, und wahrſcheinlich nahmen ſpäterhin die Griechen davon die Veranlaſſung, den Hund nahe bei dem Nemäiſchen Löwen unter die Geſtirne zu verſetzen.

Der König theilt gleich nach ſeiner Thronbeſteigung alle Thiere in zwei Klaſſen, in edle und unedle. Zur erſten Klaſſe werden alle mächtigen, raubſüchtigen, blutgierigen, fleiſchfreſſenden, ſtreitbaren, wilden unerſättlichen Thiere, als Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Rhinozeroſſe, Giraffen ꝛc. gezählt. Dieſen ertheilt er Titel, Vorrechte, Diſtinkzionen, erbliche Ehrenämter, und wählt aus ihnen ſeine Höflinge und Favoriten. Die Klaſſe der unedlen Thiere begreift alle wehrloſen, ſchwachen, furchtſamen, unanſehnlichen, unſchädlichen friedſamen und nützlichen Thiere unter ſich, als Rehe, Haſen, Schaafe, Ka-

minchen, Wiesel, Hermeline ꝛc. Diese wurden seit dem von den Thieren der ersten Klasse als Eigenthum behandelt, von Aemtern und Ehrenstellen ausgeschlossen, und bestimmt, die mächtigeren durch ihre Arbeit und Industrie, ja selbst durch ihr Fleisch und Blut zu ernähren.

Die ersten Tage der Regierung des neuen Königs werden zur Besetzung der Hofchargen angewandt. Der Stier wird Maggiordomo oder Oberhofmeister, und ein Affe aus dem Geschlecht der Cynocefalus Zeremonienmeister: der Pudel wird Kammerherr, der Kater Polizeiminister. Dem Elefanten wird wegen des in der Volksversammlung verübten Frevels der Hof verboten. Der Luchs erhält die Charge eines königlichen Fiskals oder Auslegers und Vollstreckers der königlichen Verordnungen; der Jackal wird Lieferant für die Hofküche, der Caracal Oberjägermeister. Zur Beförderung der Wissenschaften wird auf Befehl des ersten Ministers eine öffentliche Bibliothek errichtet. Die Thiere pflegten in jenen antediluvianischen Zeiten ihre Gedanken in gewissen nur ihnen verständlichen Zeichen auf Bretter, Stäbe, Baumstämme ꝛc. für die Nachwelt einzukratzen. Diese Dokumente werden aus allen Gegenden zusammengeschleppt. Von ihnen lernten die Völker des Orients, die Indianer, Chineser, Aegypter, den Gebrauch der Hieroglyfen und der Zeichenschrift. Zum Bibliothekar wird die Maus bestellt.

IV. Hof der Löwin.

Für den Hof der Königin wird die Tigerin zur erſten Hofdame und Oberhofmeiſterin, und der Eſel zum primo zampiero oder Oberhofmeiſter beſtimmt. Der Eſel hatte ſich ſeit einiger Zeit durch die Morgenmuſiken, womit er ſich öfter unter dem Balkon der Königinn hören ließ, die Gnade derſelben erworben; und nachdem er zu dieſer Charge erhoben war, ſtieg er in Kurzem ſo ſehr in der Gunſt der ſonſt ſo ſtolzen Königin, daß er bald einer der wichtigſten Höflinge wurde. Unter den Hindinnen und Geiſſen wählt die Königinn ſelbſt die artigſten zu ihren Kammerfrauen. Das Hoffourieramt bekleidet die Gazelle. Der Marder wird zum Modiſten und Hofſchneider Ihrer Majeſtät ernannt. Monſieur Zibeth wird Parfümeur und wartet bei der Toilette der Königin auf, und das Hermelin begleitet dieſelbe als Jockey.

Nach vollbrachter Beſetzung der Hofchargen kehrt der Miniſter in ſeine Höhle zurück, um von der ſchweren Arbeit auszuruhen. Aber die großen Pläne, die ſein Gehirn durchkreuzen, laſſen ihm keine Ruhe. Er iſt darauf bedacht, ſeine Hundepolitik in Ausübung zu bringen, eine Univerſalmonarchie zu gründen, und alle Thiere des Erdkreiſes dem Zepter ſeines Königs zu unterwerfen. Er überlegt, wie er die Idee der Freiheit von der Erde vertilgen und ihren Nah-

men überall gehaßt und verabscheut machen könne. Nachdem er sich lange vergebens den Kopf darüber zerbrochen hat, läßt er den Polizeiminister rufen und trägt ihm auf, dem Elefanten seine Verbannung vom Hofe des Löwen anzukündigen, und nach ausgeführtem Auftrage davon zu rapportiren. Am folgenden Morgen werden in seinem Beisein von dem Zeremonienmeister die zu den Hofchargen ernannten Thiere installirt. Der Zeremonienmeister bringt dabei zum erstenmale seine neuerfundene Hofliturgie in Ausübung, und jeder Neubestallte legt seinen Eid in die Pfoten des Ministers ab. Der Elefant empfängt seine Verbannung mit stolzer Verachtung. „Elle zurück, sagt er, elender Schranz; dein König mag mirs danken, daß ich ihn in Ruhe lasse. Es ist mein freier Wille, von den armseligen Plackereien des Hofes entfernt zu leben. Aber sage deinem Herrn, daß er mich künftig ungeneckt lasse, wenn er mit mir Frieden halten will.“ Der Kater schauert vor den Lästerreden des Elefanten, aber noch mehr vor dem erhobenen Rüssel zurück und hinterbringt dem Minister den Erfolg seiner Sendung. Der Rhinozeros wird zum Hauptmann der Leibwache ernannt. Das Pferd erhält keine Charge bei Hofe, weil der Minister die bekannte Geradheit und Redlichkeit desselben scheuet; doch wird es seiner Einsichten wegen zuweilen bei wichtigen Berathschlagungen mit zu den geheimen Konferenzen gezogen. Die Krönung wird auf den

achten Tag angeſetzt, und nach derſelben ſoll Gälla und Pfotenlecken (leccazampa) den feierlichen Akt beſchließen. Die nöthigen Zurichtungen zu dieſem Feſte, die Errichtung der Throne für die beiden Majeſtäten, der Sitze für die Zuſchauer ꝛc. werden der Direkzion des Bibers übergeben.

V. Die Krönung.

Am Morgen des Krönungstages verſammeln ſich alle Thiere um die Reſidenz des Löwen. Schaaren befiederter Thiere kommen von allen Himmelsgegenden als Zuſchauer herbei, erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrei und lagern ſich umher auf den Bäumen. Der königliche Zug kommt aus der Höhle hervor. Der Polizeiminiſter mit ſeinen Bargelli und Sbirren, Katzen von allen Farben, eröfnet den Zug; dann folgt ein zahlreicher Adel; nach demſelben die Hofbargen unter Anführung des Stiers. Der König Löwe ſteht aufrecht in ſeinem von ſechs Maulthieren gezogenen Wagen. Ein Dromedar trägt auf einer Schaale von Bernſtein zwei Kronen; die des Löwen iſt eine Doppelkrone von Palmen und Lorbeern, die der Königin iſt von Myrte. Dann folgt der Hof der Königin im prächtigſten Schmuck, von der Tigerin angeführt. Der Rhinozerus an der Spitze der Leibgarde beſchließt den Zug. Während der Wagen des Löwen vorüberzieht, werfen ſich alle Thiere auf den Wink des Zeremo-

nienmeisters zur Erde. Der Zug langt auf der gro-
ßen Terrasse an. Der Löwe besteigt den Thron.
Ihm zur Linken sitzt die Löwin. Der Polizeiminister
besetzt mit seinen Häschern den Platz rings umher.
Der Hund besteigt die Rednerbühne und preißt in ei-
nem hochtönenden Panegyrikus die erhabene Gesin-
nung, die unendliche Milde, die unermüdete Sorg-
falt des Löwen, womit er Tag und Nacht für das
Wohl seiner Unterthanen wacht; er rühmt seine mil-
de Galle, seine gütigen Zähne, seine sanften Klauen,
sein huldreiches Brüllen. Mit feierlichem Anstande
setzt dann der Stier die Krone auf des Königs Haupt;
auf gleiche Weise wird die Königin gekrönt. All-
gemeiner Jubel der unzähligen aligeri-volatili-
connuti und der peloso-quadrupedi-cornuti, wel-
che dem Feste als Zuschauer beiwohnen. Kouriere
und Staffetten werden mit der Nachricht von der
großen Begebenheit in alle Gegenden der Erde ver-
sandt.

Das königliche Paar kehrt zum Höhlenpallast zu-
rück. Der König präsentirt in der großen Audienz-
höhle den jungen Kronprinzen der umher versammel-
ten Menge; spendet diesem ein Lächeln, jenem ein
huldreiches Wort und thut mehrere Fragen, ohne die
Antwort darauf zu erwarten. Dann zieht er den
Polizeiminister bei Seite, läßt sich von demselben ei-
nige Anekdoten erzählen, und befiehlt ihm, künftig

immerr dergleichen zur Ergötzung Seiner Majestät in Bereitschaft zu haben. Der Polizeiminister sieht, wie wichtig er sich durch Erfüllung dieses Befehls seinem Herrn machen kann, und läßt alle Intriguen, Kabalen, Liebeshändel, Klätschereien und skandalöse Geschichten ausspähen, die im ganzen Reiche vorgehen, um sie dem Könige zu hinterbringen. S. Majestät findet an diesen Unterhaltungen so viel Behagen, daß sie jede ernste Unterhaltung mit ihren Räthen abbricht und diese fortschickt, sobald der Kater hereinspringt, und dann wird selbst der Premierminister nicht mehr vorgelassen. Die Feindschaft, welche dadurch zwischen Katze und Hund entstand, dauert noch bis jetzt fort. Um dem Kater eine Diversion zu machen und dem Könige eine andere Unterhaltung zu geben, führt der Hund ihn in die neuerrichtete Bibliothek. Unter diese gehören hundert Volumina filosofischer Schriften, welche die Quintessenz der Fysik, Metafysik und Moral enthalten. Der kurze Titel derselben kontrastirt sonderbar mit der Vastität des Inhalts. Dieser Titel heißt Ich. Ich, ruft der König verwundert aus, das ist was Rechtes! In der That, erwiedert der Bibliothekar, Mensch und Thier und Gott empfinden die Macht des Ich; alles was lebt und ist, ist und lebt durch das Ich. Ein anderer nicht minder berühmter Kodex handelt von der Nothwendigkeit der Ignoranz. Ein uralter Usurpator soll der Autor desselben seyn. Ehemals ließen die asiatischen Despoten

diese Maxime in ihren Staaten als Gesetz promulgiren; in neueren Zeiten haben die Fürsten für gut befunden, den Priestern die Aufrechthaltung derselben zu übertragen; diese haben sie in ein System gebracht, das auf einer unerschütterlichen Grundfeste ruht, und allen Sofistereien der Vernunft trotzt. Ein anderer Kodex enthält das Thierrecht, dem zufolge der Stärkere das Recht hat, den Schwächern zu beleidigen; eine andere Sammlung, welche zwei große Schränke einnimmt, enthält gegen 2000 Konstituzionen für republikanische und monarchische Verfassungen; eine andere Sammlung die Geschichte aller Religionen, welche seit Anbeginn der Welt die furchtsamen Gemüther mit geheimnißvollen Dogmen gequält haben, und der blutigen Kriege, welche der Streit über unbegreifliche Ideen und leere Worte erregt hat ꝛc. Der König von der vielen Gelehrsamkeit seines Bibliothekars entzückt, ernennt ihn zum geheimen Rath und Sekretär, und kehrt auf den Bericht des Zeremonienmeisters, daß alles zur großen Feierlichkeit der Audienz und des Pfotenleckens bereit sey, in den großen Saal zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Ueber
den Genuß des Reiſens.

Zur feinern Lebensphiloſophie gehört es unſtreitig, daß man nicht nur ſofort in den Tag hinein genieße — ſondern, daß man zuweilen ſtillſtehe — jeden ſeiner Genüſſe genau zergliedere — unterſuche, was an ihm ſey — ob er verdiene, aufgenommen zu werden und daß man dann darüber nachſinne, wie man ihn verfeinern und immer geiſtiger machen könne.

Der Gebildete findet oft da den ſchönſten Genuß, wo der Ungebildete nichts dergleichen einmal ahndet. Jener freut ſich in der ländlichen Einſamkeit der göttlichen Muße: im Kreiſe ausgewählter Freunde giebt er ſich den geſelligen Vergnügungen hin: das einer glücklichen Meditazion ganz eigne Wonnegefühl würzt ihm ſeine Berufsgeſchäfte und von dieſen erhohlt er ſich durch häusliche Freuden im Schooße ſeiner Familie und wird es ihm im Hauſe zu enge, ſo erfriſcht er Geiſt und Körper auf angenehmen Spaziergängen, oder auf Reiſen in ſchönen Gegenden. So

bahnt ein ächtes Studium der verschiedenen Genüsse ihm den lieblichsten Weg durch's Leben.

Ich will es versuchen, die dunkle und die lichte Seite des Reisens, welches ich unter die Hauptgenüsse meines Lebens zähle, etwas näher zu betrachten — und zwar jene zuerst, um sie dann nachher desto schöner zu erhellen.

Das Reisen kostet Geld, ohne dieses läßt sich nicht weit kommen. Zwar giebt es eine eigene Reisekunst, in welcher ein Hauptkapitel das vernünftige Sparen betrift. Allein, wenn man diese Kunst auch noch so gut versteht, so laufen die Ausgaben doch immer beträchtlich viel höher hinaus, als man zu Hause würde gebraucht haben. Hier, bei einer eigenen Oekonomie, fallen manche Artikel ganz weg, und dann muß man in den Wirthshäusern stets mehr bezahlen, als wofür man das nemliche, und vielleicht noch besser, hätte haben können, wenn man in seiner Heimath geblieben wäre.

Nichts verdirbt die gute Laune auf Reisen ärger, als wenn man unaufhörlich darüber nachsinnt, wie man die Ausgaben einschränken will — wenn man sich deswegen manche Bequemlichkeit oder manches Vergnügen versagt, weil sie etwas kosten — wenn man manches nicht mitmacht, was man Ehren halber doch

Fehler zu seyn — eine nothwendige und vielleicht die grösseste Kunst eines Gesetzgebers, deren genauere Untersuchung und Analyse wir, beyläuffig, denenjenigen empfohlen haben wollen, welche zu der schweren, und vermuthlich spätern Zeiten aufbehalten, aber möglichen Auflösung eines Problems, welches nur von Lilliputtischen Seelen für schimärisch gehalten wird, der Aufgabe, welche Gesetzgebung unter gegebenen Bedingungen, die beste sey? etwas beyzutragen sich berufen fühlen.

Agathon entdeckte beym ersten Blick an die italischen Ufer, seinen Freund Eritolaus, der mit einem Gefolge der edelsten Jünglinge von Tarent ihm entgegengeflogen war, um ihn in einer Art von freundschaftlichem Triumph in eine Stadt einzuführen, welche sich's zur Ehre rechnete, von einem Manne wie Agathon, vor andern zu seinem Aufenthalt erwählt zu werden. Die angenehme Luft dieser von einem günstigen Himmel umflossenen Ufer, der Anblick eines der schönsten Länder unter der Sonne, und der noch süssere Anblick eines Freundes, von dem er bis zur Schwärmerey geliebt wurde, machten unsern Helden in einem einzigen Augenblick alles Ungemach vergessen, das er in Sicilien und in seinem ganzen Leben ausgestanden hatte. Ein frohes ahnendes Erwarten der Glückseligkeit, die in diesem zum erstenmal betrettenen Lande auf ihn wartete, verbreitete eine Art von angenehmer Empfindung durch sein ganzes Wesen, welche sich nicht beschreiben läßt. Die unbestimmte Wollust, welche alle seine Sinnen zugleich ein-

hätte mitmachen müſſen, und wenn man ſich über jede Prellerei, der man bei der größten Klugheit doch immer ausgeſetzt bleibt, ärgert.

Mit einem heitern unbefangnem Sinn und mit einem der Freude geöffnetem Herzen müſſen wir jede Blume pflücken, die freundlich am Wege uns winkt. Feſſelt uns der Gedanke des Geldes — fragen wir ſtets zuerſt: was koſtet es? und vergeſſen wir nicht gleich die Summe, welche wir bezahlt haben; ſo geht jene unbefangne Heiterkeit für uns verlohren und verſtimmt und unempfänglich für wahren ächten Lebensgenuß gehen wir den ſchönſten Blumen vorüber, bemerken ſie kaum und laſſen ſie ungepflückt ſtehen.

Wer alſo mit Nutzen und Vergnügen reiſen will, darf die Koſten nicht achten, die es erfordert. Dieſe ſind aber oft ſo beträchtlich, daß ſie Nachwehen verurſachen und in der Folge Einſchränkungen nothwendig machen, die der Freude des Reiſens wenigſtens das Gegengewicht halten. Für denjenigen iſt alſo das Reiſen der Regel nach nicht, der kein hinreichendes Vermögen dazu beſitzt; denn es bleibt immer eine koſtbare Sache, wenn es auch gleich einen großen Unterſchied macht, wohin und auf welche Art man reiſet.

Ferner muß man auf Reiſen manche Bequemlichkeit aufopfern, woran man ſich zu Hauſe gewöhnt

hätte. Man findet nicht überall reine, wohlgemachte Betten; stille, kühle Schlafstuben, gesunde nach seinem Geschmacke zubereitete Speisen, und die Getränke so, wie man sie gern hat. Man fährt nicht immer in bequemen Chaisen über gebahnte Chausseen: auch bei der schönsten Jahreszeit giebt es regnichte Tage, die man nicht unterm Dach abwarten oder in einer verschlossenen Kutsche zubringen kann, woran man sich der ungünstigen Witterung unterm freien Himmel aussetzen muß. Nicht an jedem Orte, wohin man kömmt, kann man von den erlittenen Beschwerlichkeiten gehörig ausruhen. Die gewohnte Lebensordnung wird gestört. Man kann nicht nach dem geregelten Plane schlafen, speisen, trinken u. s. w. Man muß dem Rufe des Posthorns folgen, wenn noch der schönste Morgentraum einen umgaukelt und wenn man auch noch so schlaftrunken sich dagegen sträubt, so muß man doch aus den weichen Federn unmittelbar sich oft auf einem offnen Wagen in der kalten, feuchten, neblichten Morgenluft durchrütteln lassen, statt daß man zu Hause in behaglicher Ruhe ungestört den Kaffee hätte einschlürfen können. Manche Kleinigkeiten, woran man kaum denkt, so lange man sie hat, fehlen auf Reisen und es wird fast unerträglich, ihrer entbehren zu müssen. Zu Hause ist man viel mehr Herr über die äußern Dinge, als in der Fremde. Dort kann man sie sich mehr wie hier unterordnen, sich gegen ihre feindliche Macht mehr

schützen, ihnen die widrige Seite nehmen, oder sie mit Annehmlichkeiten vermischen und ihnen so eine gefällige Gestalt geben. Auf Reisen muß man sich hingegen alles gefallen lassen, wie es kömmt. Selten darf man blos seine Neigung fragen, sondern man muß der Nothwendigkeit folgen. Die schönsten Spaziergänge verlieren ihren Reitz, wenn man sie ermüdet nach einer beschwerlichen Tagesreise oft bei schlechtem Wetter in einer Stimmung, die für keinen Naturgenuß empfänglich ist, durchlaufen muß. Die auserwähltesten Gesellschaften dünken uns fade, wenn wir sie ohne genugsame Bekanntschaften, nicht nach selbstbeliebiger Auswahl, wenn wir gerade Lust dazu haben, besuchen können, sondern wenn wir den Einladungen, so wie sie uns aufgedrungen werden, folgen müssen. Wie manche Seltenheiten, wie manche herrliche Werke der Kunst und der Natur schwinden fast unbemerkt unsern Blicken vorüber, wenn wir — vielleicht durch körperliche Störungen uns unaufgelegt dazu fühlen — wenn wir gerade keinen Sinn dafür haben und jetzt durchaus keinen Geschmack ihnen abgewinnen können, da sie uns, wenn wir sie so recht con amore hätten betrachten dürfen, mit enthusiastischem Wohlgefallen würden erfüllt haben! Die köstlichsten Speisen ekeln dem an, der einen verdorbenen Magen dazu mitbringt. — Daher rührt wohl öfter, als wirs denken, die Verschiedenheit der Urtheile, womit die Reisenden oft ganz ungleich über den

Werth der nemlichen Gegenstände, die sie in fremden Ländern und Städten beobachteten, entscheiden. Von den besondern Launen hängt es oft ab, daß der Eine das schön findet, was der Andre für häßlich hält, daß wir oft selbst zu verschiedenen Zeiten so verschieden über die nemlichen Dinge urtheilen, daß uns ein Ort, der in einer verdorbenen Laune uns unerträglich war, nachher, wenn wir ihn in einer bessern Stimmung wieder sehn, außerordentlich gefällt.

Daher kömmt's vorzüglich, daß wir meistens die Annehmlichkeiten des Reisens mehr im Vorgenusse in den Erwartungen und in der Rückerinnerung, als während dem Genusse selbst, empfinden, weil wir dann über alle die Unbequemlichkeiten und Verstimmungen wegdenken, die auf der Reise [illegible]n Körper die Kraft und dem Geiste die Heiterkeit nehmen. Dann mahlt die Fantasie die Bilder, die wir sehen, uns recht schön vor, wenn sie von dem peinlichen Drucke unbehaglicher körperlicher Gefühle entlastet, ihren Zauberpinsel frei und dreist wieder führen kann.

Freilich haben die Unbequemlichkeiten des Reisens auch manches Gute. Sie härten den Körper ab, sie sind das beste Gegenmittel gegen die Verzärtelung und Weichlichkeit, bereiten uns zur Ertragung künftiger vielleicht noch größeren Beschwerden vor und erhöhen durch den Kontrast den nachherigen ruhigen, frohen

Genuß der Lebensart, woran man ſich gewöhnt hat. Allein demohnerachtet bleibt dieſer Gewin ſehr zufälſig und ungewiß und muß oft nur zu theuer erkauft werden. Beſonders leiden durch ſolche unvermeidliche Unbequemlichkeiten kränkliche, ſchwächliche oder alte Leute, die, wenn ſie aus ihrem einmal gewohnten Gleiſe herausgeworfen werden, gleich alle Elaſtizität, ſich wieder in ihre vorige heitere Stimmung hineinzuſchwingen, verlieren, die dann den ſchmerzhaften Gefühlen, wogegen ſie vergebens kämpften, ganz ſich unterliegen und von der Reiſe nur eine zerrüttete Geſundheit zurückbringen. Wie manche, welche mit heiſſer Begierde ſich nach einer Reiſe ſehnten, verlieren nicht auf immer alle Luſt dazu, ſobald ſie die Wahrheit des Sprüchworts: Kein Reiſen iſt ohn' Ungemach! praktiſch erfahren haben und mit allen den kleinen Neckereien, wovon man herumgezerrt wird, bekannt geworden ſind?

Noch ſchlimmer, als Unbequemlichkeiten, ſind die mancherlei Gefahren, denen man auf jeder Reiſe mehr oder minder ausgeſetzt iſt. Zwar kann man auf dem ebenſten Boden fallen und das Bein brechen, und auf tauſendfache Art dem Tode oder andern großen Uebeln gerade da begegnen, wo man ſich am ſicherſten zu ſeyn glaubte; aber, theils ſind einige Gefahren dem Reiſen ganz eigenthümlich, wie z. B. Schiffbruch, Umwerfen des Wagens, Sturz des Pfer-

des u. dgl., theils sind die Veranlassungen zu andern Gefahren auf Reisen häufiger und näher. Wenn ich auf einem schmalen glitschigten Fußsteig an einem steilen Felsen wandle, so ist es ehr möglich, daß mich bei dem Blick in die schreckliche Tiefe ein Schwindel überfällt, daß ich ausgleite und hinabstürze, als ich auf einem Spaziergange im Garten einen Beinbruch zu befürchten habe; und weit eher kann ich in einem Eichenwalde unter freiem Himmel auf einem offnen Wagen vom Blitz erschlagen werden, als wenn ich in meinem Zimmer das Gewitter ruhig abwarte.

Inzwischen taugt es nicht, daß man auf Reisen sich an die Möglichkeit solcher Gefahren lebhaft erinnert. Man verdirbt sich dadurch alles Vergnügen, alle frohe Laune und reiset in beständiger Bangigkeit. Es gehört ein gewisser leichter Sinn dazu, um ein muthiger Reisender zu seyn. Fängt man erst an, sich ängstlichen Vorstellungen zu überlassen: hängt man hypochondrischen Grillen nach, so ist man verlohren, so kann man auf alle Freuden des Reisens auf immer nur Verzicht thun. Man kann sich nicht genug dafür hüten und daher sind die Erzählungen von erlittenen Gefahren und Unglücksfällen für Reisende eine eben so schädliche Unterhaltung, als die Gespenstergeschichten für furchtsame Kinder es sind.

Ein andrer mit dem Reisen verbundner Nachtheil ist die Versäumniß der Berufsgeschäfte. Diese

Stillen liegen oder werden von einem andern, dem sie während unsrer Abwesenheit aufgetragen sind, doch selten mit dem Eifer betrieben, womit wir selbst sie zu fühlen gewohnt sind. Oft entstehen hieraus große Verwirrungen und manche üble, verdrießliche Folgen für uns, wogegen das Vergnügen des Reisens nicht in Betracht kömmt, und, wenn dies auch nicht ist, so werden doch durch das Nachholen des Versäumten unsere Kräfte zuweilen stärker wieder angegriffen, als wie sie durch die Abspannung sich erholt haben. Je mehr wir unsern Geist auf Reisen von allem dem, womit er sich zu Hause beschäftigen mußte, abgezogen und ihn nur angenehm unterhalten haben, desto sauer kömmts ihm an, wenn er sich dann wieder in den Gang seiner oft schweren, trocknen und widrigen Berufsgeschäfte hineinarbeiten muß. Die glücklichen Temperamente sind selten, denen alles anlacht, die ihren Blick fest nur aufs Gegenwärtige richten — dies ganz genießen und mit gleicher Ruhe und Kraft vom Vergnügen zur Arbeit und von dieser wieder zu jenem übergehen können. Gewöhnlich sträubt der Mensch sich gegen jeden Zwang und um so mehr, je freier und ungebundner er in schönen Genüssen vorher geschwelgt hat.

Nur für den, welcher die Zeit zwischen Muße und Geschäfte weise abmißt und den für jeden bestimmten Theil mit ökonomischer Sorgfalt und mit

Mäßigung benutzt, bleibt das Reisen ein Erholungsmittel für Geist und Körper.

Das Reisen kann ferner dadurch nachtheilig wirken, daß wir uns leicht in dem Genusse der anziehenden Gegenstände verlieren; daß wir die merkwürdigen Naturscenen und Kunstwerke so lange betrachten und studieren, bis wir sie beinahe auswendig wissen; daß wir uns an alles das Vorzügliche, was wir draußen sehen und hören, so gewöhnen, daß es für uns eine Alltagekost wird und wir nun nach unsrer Zuhausekunst in der kleinen Welt zwischen unsern Bekannten durchaus keine anziehende Unterhaltung mehr finden können; daß uns alles, was sonst uns an sich reizend, fade dünkt und wir überall von Langeweile und Ueberdruß gedrückt werden. Wir sind dann übersättigt, nichts will uns mehr schmecken. Gegen dies peinigende, drückende Gefühl, welches demjenigen gleicht, was die sich selbst überlebten grämlichen Alten empfinden, die den Kelch der Freuden bis auf den letzten Tropfen in ihren frühern Jahren ausgeleert haben; gegen dies Gefühl können wir uns indessen sichern, wenn wir ruhig und mäßig genießen, wenn wir nicht so sehr in den vorüberrauschenden sinnlichen Vergnügungen schwelgen, sondern mehr den geistigen Genüssen nachgehen, wobei das Maas nicht so leicht überschritten wird, die unsre edelsten Kräfte üben und erhöhen und die auch in der Rückerinnerung noch angenehm

fortdauern. Selbſt in der verlaſſenſten Einöde wird uns das Andenken an entfernte geliebte Freunde freuen — in der traurigſten Sandwüſte werden die bezaubernden Bilder irgend einer reitzenden Landſchaft, die wir einſt ſahen, lieblich uns umſchweben, und zwiſchen die trockenſten Berufsgeſchäfte wird unſer Geiſt die Blumen miſchen, die er auf Reiſen ſammelte.

Endlich werden auf Reiſen manche Wünſche bei uns erregt, die wir nicht befriedigen können, deren Aufopferung uns äußerſt ſchmerzhaft wird. Wir erfahren z. B. daß einer unſrer Freunde, von dem wir ſeit vielen Jahren getrennt geweſen ſind, bei deſſen Wiederſehen wir eine entzückende Freude empfinden würden, nur einige Meilen von dem Wege, den wir mit der Poſt befahren, wohnen: allein wir können nicht zu ihm, wir müſſen der Poſtſtraße folgen. — Und wie manche ſchöne Stadt, wie manche merkwürdige Oerter und anziehende Gegenden, in deren Nähe wir uns befinden, müſſen wir unbeſucht laſſen, weil wir uns keine ſolche Abweichung von unſerm Reiſeplan erlauben dürfen, ſondern irgendwo Halt machen und die Grenze feſtſetzen müſſen, über welche hinaus wir uns durch keine Sirenenſtimme weiter locken laſſen wollen? Dies ſchmerzt; aber es übt uns auch in der Kunſt zu entbehren — in dieſer für jeden, der ſein Leben weiſe und froh genießen will, ſo wichtigen Kunſt; und dann möchte man dieſe Aufopferungen und Ent-

behrungen, wenn man sie als solche Uebungsmittel einer so schwer zu erlernenden Tugend betrachtet, wohl eher zu den Vortheilen, als zu den Nachtheilen des Reisens zählen.

Doch es ist Zeit, daß ich nun auch auf die gegenüberliegende Seite trete und die Vortheile untersuche, welche das Reisen hat.

Das Reisen, wenn man in der schönsten Jahreszeit, in einer angenehmen Gesellschaft, interessante Gegenden blos zum Vergnügen besucht, hat manches Vorzügliche. Wir werden dann aus dem gewohnten Geschäfts- und Bekannten-Kreise, worin wir uns hier unaufhörlich herumtreiben, auf einige Zeit völlig herausgerissen und in eine Welt von andern Menschen und von andern Gegenständen, als die wir zu Hause sehen, geführt. Der Einförmigkeit, worin der Geist nur gar zu leicht allmählig und unbemerkt gerath, wenn seine Tagesordnung unterbrochen immer die nemliche bleibt, kann nicht besser entgegengearbeitet werden, als wenn er über die Grenzen seines Wirkens zuweilen hinausgerückt wird. Die fremden Gegenstände erwecken neue Vorstellungen und treiben die alten in den Hintergrund, wo sie ausruhen und mit verjüngter Kraft dann sich zeigen, wenn sie wieder hervorgerufen werden. Sie sind dann mit jenen Vorstellungen vermischt und bereichert, bringen in den

einzunehmen schien, war nicht dieses seltsame zauberische Gefühl, womit ihn die Schönheiten der Natur und die Empfindung ihrer reinsten Triebe, in seiner Jugend durchdrungen hatte — dieses Gefühl, diese Blüthe der Empfindlichkeit, diese zärtliche Sympathie mit allem was lebt oder zu leben scheint; dieser Geist der Freude, der uns aus allen Gegenständen entgegenathmet; dieser magische Firniß der sie überzieht, und uns über einem Anblick, von dem wir zehn Jahre später kaum noch flüchtig gerührt werden, in stillem Entzücken zerfliessen macht — dieses beneidenswürdige Vorrecht der ersten Jugend verliert sich mit dem Anwachs unsrer Jahre unvermerkt, und kann nicht wieder gefunden werden; aber es war etwas, das ihm ähnlich war; seine Seele schien dadurch wie von allen verdüsternden Flecken seines unmittelbar vorhergehenden Zustandes ausgewaschen, und zu den zärtlichen Eindrücken vorbereitet zu werden, welche sie in dieser neuen Periode seines Lebens bekommen sollte.

Eine seiner glückseligsten Stunden, (wie er in der Folge öfters zu versichern pflegte) war diejenige, worinn er die persönliche Bekanntschaft des Archytas machte. Dieser ehrwürdige Greis hatte der Natur und der Mäßigung, welche von seiner Jugend an ein unterscheidender Zug seines Characters gewesen war, den Vortheil einer Lebhaftigkeit aller Kräfte zu danken, welche in seinem Alter etwas seltnes ist, aber bey den alten Griechen lange nicht so selten war, als bey den meisten

Ideengang ein neues, kraftvolleres Leben, geben frischen Muth und Freude wieder an der Arbeit, die einem anekelt, wenn man ewig darüber brütet. So, wie ein immer stillstehendes Gewässer nach und nach zum Sumpfe wird, so kömmt unser Geist auch nach und nach in eine tödtende Einförmigkeit, wenn er nicht zuweilen von außen her gleichsam einen gewaltsamen Stoß erhält, und von den Gegenständen abgezogen wird, um welche seine Gedanken sich sonst unaufhörlich drehen und wenden. Das Auge erblindet, wenn es stets auf den nemlichen Fleck sieht. Eben so geht's mit der Denkkraft: sie wird gelähmt, wenn sie immer auf die nemliche Art von Gegenständen gerichtet ist. Selbst das genußvollste Leben bei der nützlichsten Thätigkeit verliehrt seine schönste Würze durch das ewige Einerlei. Weise gewählte Erholungen und Zerstreuungen sind für einen jeden Bedürfniß, dem daran gelegen ist, seinen Geist gesund und froh zu erhalten, und nichts kann dies Bedürfniß besser befriedigen, als das Reisen. Je anziehender die Menschen, die Gegenden und die Merkwürdigkeiten für uns sind, die wir draußen sehen und kennen lernen, desto mehr vergessen wir unser Haus mit allen unsern vorigen Sorgen. Die beständige Abwechslung, worin wir von einem Gegenstande zum andern fortgerissen werden, läßt keine von den sonst uns quälenden Grillen aufkommen; die mehr oder minder drückende Last unsers Berufs wird auf

einige Zeit gelichtet; wir athmen dann freier, und indem unſer Geiſt ſich ſo von ſeinen Anſtrengungen losſpannt und mit mancherlei Dingen ſich beſchäftigt, die ſonſt ihm fremd waren, ſo ſpielt er ſich gleichſam wieder in ein thätiges Leben hinein, wofür er vorher vielleicht ſich abgeſtumpft und ganz verſtimmt fühlte. Er gewinnt dann neue Kraft, und geſättigt von dem Honig, den er aus den verſchiedenen Blumen ſog, welche ihm auf ſeinem Fluge lieblich entgegen dufteten, ſehnt er ſich wieder nach ſeiner Heimath und nach ſeiner gewohnten Lebensweiſe zurück, die ihm nun weit ſchöner und lichtvoller erſcheint, da er ſie aus der Ferne von einem andern Geſichtspunkt aus betrachtet hat, wo die Schatten ihm verſchwanden, die in der Nähe ſie verdunkeln. Das Alltägliche iſt ihm nun wieder neu geworden, und er findet manche Menſchen äußerſt liebenswürdig, die ihm ſonſt unerträglich waren, und manche Arbeit wird ihm ſehr unterhaltend, die ſonſt ihm, wie er ſie mit verdroſſenem Muthe verrichtete, die größte Langeweile verurſachte. Er hat ſich auf eine Weile von ihnen getrennt und in der Vergleichung mit andern Menſchen und mit andern Arbeiten ihren Werth kennen gelernt und ihnen Geſchmack abgewonnen. Die eiſerne Kette ſeines Berufs, die er ſonſt ſchwer ſchleppte, hat ſich für ihn in eine Blumenkette verwandelt, womit er ſpielt.

Wie ſehr werden unſre Ideen nicht berichtigt und erweitert, wenn wir auf Reiſen von ſo manchen Sachen, die wir zu Hauſe vergebens ſuchen, anſchauliche Begriffe bekommen; wie viele nützliche Kenntniſſe, um welche wir uns ſonſt nicht würden bekümmert haben, werden uns gleichſam aufgedrungen; wie ſehr wird nicht unſer Gefühl des Schönen und Erhabenen geweckt und ausgebildet, wenn wir die prächtigen Werke der Natur und der Kunſt wirklich vor Augen ſehen und ſie nicht blos aus Beſchreibungen zu Gegenſtänden eines kalten Studiums machen; wie ſehr wird nicht die Fantaſie mit neuen Bildern, die ihr auf Reiſen mit jedem Schritte vorgeführt werden, bereichert, und welch eine Summe von angenehmen Erinnerungen verwahrt ſie uns hiedurch für künftige Zeiten und vorzüglich fürs Alter auf, wo wir feſtgeheftet an dem Boden des Wohnorts von der Nahrung leben müſſen, die wir uns in den ſchönern Tagen unſers Lebens ſammelten! Wir haben dann eine reichgeſchmückte kleine Welt in uns, die wir mit immer gleichem Vergnügen ſtets betrachten können und deren wir nie überdrüſſig werden, weil ſie unſer eigenes Schöpfungswerk iſt.

Der größte Gewinn, den wir uns auf Reiſen verſchaffen können, iſt die Menſchenkenntniß. Auf einer fremden Bühne erblicken wir fremde Schauſpieler, die, wenn auch nicht beſſer wie die unſrigen,

doch in einer andern Manier ſpielen. Wir beobachten den mächtigen Einfluß, den das Klima, die Regierungsform, die Religion, die Lage und Beſchaffenheit des Landes, die dort eingeführten Sitten und Gebräuche, kurz, die äußern und innern Verhältniſſe, worunter eine Nazion lebt, auf den Karakter der Menſchen haben. Wir ſehen ſo manche Verſchiedenheiten und dann auch wieder ſo manche Aehnlichkeiten unter ihnen; und, wenn uns der Beobachtungsgeiſt nicht fehlt, ſo ſuchen und finden wir bald die Urſachen davon. Unſre Sitten werden in dem geſelligen Umgange mit mehrern Perſonen immer gewandter; die Einſeitigkeit und das ſchüchterne Weſen, welche denjenigen verrathen, der nie ſeinen väterlichen Heerd verlaſſen hat, verlieren ſich, ſobald man ſich in Geſellſchaften unter Fremde miſcht. Die häufigen Erfahrungen mancherlei Art, die man auf Reiſen macht, üben die Tugend der Klugheit, und wenn man überall Weisheit und Thorheit, Licht und Schatten nebeneinander erblickt, ſo ſpannt man ſeine Ideale nach und nach herunter, wird tolerant und nimmt die Menſchen, wie ſie ſind. Je bekannter wir mit den Vorurtheilen und Laſtern andrer Nazionen werden, deſto herzlicher ſchließen wir uns an unſre Mitbürger wieder an, wenn wir ſie in der Vergleichung mit jenen weiſer und beſſer finden und ihre Mängel nun nicht mehr, wie vordem, durch ein Vergrößerungsglas erblicken. Dann fordern wir weniger von ihnen

und fühlen uns wohl in ihrem Kreiſe. Treffen wir hingegen auswärts manches Gute an, welches hier uns fehlt, ſo bemühen wir uns, wenn die örtlichen Verhältniſſe es verſtatten, es hier einzuführen. Wir laſſen die Schlacken liegen und nehmen das reine Gold mit uns nach Hauſe.

Oft gelingt es uns, große und berühmte Menſchen, die in der politiſchen oder literäriſchen Welt glänzen, in der Nähe, vielleicht in einem vertraulichen Kreiſe, wo ſie ſich ohne Rückhalt zeigen wie ſie ſind, kennen zu lernen und dann entweder unſre idealiſchen Vorſtellungen von ihnen herabzuſtimmen, oder, wenn dieſe nicht zu hoch geſpannt waren, uns von der erreichbaren Vollkommenheit der menſchlichen Natur zu überzeugen. — Der Anblick eines wirklich großen Mannes hat für mich wenigſtens immer einen unbeſchreiblichen Zauber gehabt und einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als jede auch noch ſo erhabene Naturgegend. Ich zähl' es unter die größten Vortheile meines Reiſens, daß ich ſolche Menſchen, die entweder durch eine ſeltene Kraft des Verſtandes, durch ihr mächtiges Genie, oder durch eine vorzügliche Herzensgüte ſich in Schriften, oder in Worten, oder in Thaten große Verdienſte um die Menſchheit erworben, perſönlich kennen gelernt habe. Mit unauslöſchbaren Zügen iſt das Bild von manchen unter ihnen meiner Fantaſie eingedrückt und wenn dürftig

Wolken mich trüben, ſo brauch' ich dies Bild mir nur vorzuhalten und jene Wolken verziehen, ſo daß ich nun wieder mit heiterer Thätigkeit in meinem Tagwerke fortwirken kann. Aber es brauchen nicht immer berühmte Gelehrte oder angeſehene Staatsmänner zu ſeyn, die einen ſolchen wohlthätigen Eindruck auf uns machen. Miſchen wir uns nur unter die Menſchen, ſo werden wir vorzüglich in den Jahren, worin noch Jugendfeuer unſre Herzen erwärmt, manchen Guten und Edeln unter ihnen finden, der uns mit den ſanften Banden ſympathetiſcher Gefühle unwiderſtehlich an ſich zieht und mit dem wir eine Freundſchaft anknüpfen, die weder Trennung noch Zeit zu tödten vermögen, die durch Briefwechſel, oder durch Wiederſehn, oder auch nur durch lebhaftes Andenken immer mehrere Stärke gewinnt und uns, wie ein guter Genius, bis an's Grab begleitet. Wenn wir auch ſo glücklich ſind, an unſerm Wohnorte einen Freund, der mit ganzem Herzen an uns hängt, ſtets um uns zu haben, mit dem wir Hand in Hand durch dies Leben wandeln, der der Augenzeuge und Theilnehmer aller unſerer Schickſale wird und der bei jedem gefährlichen Schritt, den wir thun, uns mit warnender Stimme zuruft: Hüte dich, daß du nicht falleſt! ſo bleibt es bei dieſem leitnen Glücke doch immer noch ſehr wünſchenswerth, wenn wir wiſſen, daß auch in der Ferne gute Menſchen mit zärtlicher Sehnſucht an uns denken, und wenn ſie uns dies in ihren Briefen in der ungekün-

ſelten Sprache der ächten ſinnigen Freundſchaft zu weilen ſagen. Dies erweitert unſern Wirkungskreis, und giebt uns ein neues Intereſſe, welches unſern Lebensgenuß erhöht und vervielfältigt.

Aber nicht blos für Kopf und Herz, ſondern auch für den Körper hat das Reiſen großen Gewinn. Für dieſen iſt es ſo gut wie für jene Bedürfniß, daß er zuweilen aus ſeiner gewohnten Lage herausgebracht, daß die einförmige Lebensweiſe durch eine veränderte Diät dann und wann unterbrochen und daß er einmal recht tüchtig durchgerüttelt und durchgeſchüttelt werde. Die anhaltende Bewegung in freier Luft, wenn ſie nicht gar zu ermüdend iſt, bringt neue Lebenskraft in den Körper und bereitet ihn zu einer geſunden Wohnung für den Geiſt, der dann dieſe ihm erwieſene Wohlthat durch Heiterkeit und Frohſinn erwiedert, womit er ſeiner Seits ſeinen getreuen Gefährten ſtärkt und friſch und munter erhält.

Endlich darf ich das große Vergnügen nicht mit Stillſchweigen übergehen, welches man nach einer nicht gar zu kurzen Reiſe bei der Zuhauſekunft genießt. Jeder, dem es zu Hauſe wohl iſt, fühlt in der Ferne eine Art von Heimweh. Die Fantaſie ſpielt ſo gern auf öden Haiden oder in ſonſt einförmigen Gegenden, wo das Auge nichts Anziehendes findet,

mit abweſenden Gegenſtänden, mahlt uns dann die Bilder unſrer häuslichen Freuden ſo lieblich vor, verwiſcht daraus alle kleine Unannehmlichkeiten und entwirft freilich oft idealiſche Pläne von einer künftigen uns noch immer mehr beglückenden Lebensordnung. Hiezu kömmt denn noch das Gefühl mancher Unbehaglichkeit, wovon man zu Hause nichts weiß. Der von neuem erwachte und aufgefriſchte Thätigkeitstrieb treibt uns zu unſern gewohnten Geſchäften. Mit jedem Tage ſehnen wir uns mehr nach unſern geliebten Zurückgebliebenen — und wie groß wird dann nicht unſre Freude, wenn wir zuerſt wieder die Thurmſpitzen unſers Wohnorts erblicken — mit welch' einer magnetiſchen Kraft ziehen dieſe uns an! Und wenn wir denn endlich in unſre Heimath wieder anlangen und die Unſrigen ſich um uns drängen, uns zu bewillkommnen, wie fühlen wir dann in dieſen herzlichen Umarmungen erſt recht die Wahrheit des ſchönen Liedes: Ou peut on être mieux qu'au sein de sa famille! Unſer Haus mit allem, was drinnen iſt, lacht uns dann an — nichts mißfällt uns. Wir fühlen uns im Kreiſe unſrer Hausgenoſſen ſo ganz glücklich; wir erzählen ihnen, denen alles wichtig iſt, was uns betrifft, mit dem größten Intereſſe ſelbſt die kleinſten Umſtände unſers Reiſens und eilen nun mit frohem Muthe zu unſern Geſchäften, denen wir uns als einer ſchwer drückenden Laſt entzogen. Jetzt ſind ſie uns dies nicht mehr; ſie ſind uns ein ange-

nehmes Spiel geworden, woran wir froh unſre Kräfte üben.

Dieſe und noch viel mehrere Vortheile gewährt das Reiſen, die in meinen Augen durch die damit verbundenen Nachtheile keineswegs ſo ſehr überſchattet ſind, daß ich nicht noch immer dieſem Lebensgenuſſe den erſten Rang einräumen und dies Stärkungsmittel für Geiſt und Körper auf meiner fernern Lebensreiſe nicht noch oft benutzen ſollte; denn man muß die Blumen pflücken, ehe der Sturm ſie verweht.

Bremen.

Dr. Deneken.

IV.

Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Kultur und Literatur.

Die wiſſenſchaftliche Kultur hat in Ungarn und Oeſterreich neuerlich durch die Regierung mehrere Einſchränkungen erhalten. So ſind auf Veranlaſſung der

Gall'schen Vorlesungen durch ein Hofdekret vom 12ten Mai alle, sowohl öffentliche als Privatvorlesungen auf den österreichischen Universitäten und Akademieen, wenn nicht besondere Erlaubniß von der Hofstelle dazu ertheilt wird, verboten. Daß solche Erlaubniß Privatdozenten nicht leicht ertheilt werden wird, läßt sich leicht denken. In Teutschland würde man das für einen Eingriff in die akademischen Freiheiten halten. — Um den Mangel der katholischrn Geistlichkeit in Oesterreich und Ungarn zu ersetzen, verfiel man auf folgendes Mittel, um Jünglinge zum Studium der Theologie zu reitzen. Es soll auf unbestimmte Zeit kein Studierender die juristische Doktorwürde, die Befugniß zum Advokaten oder Hofagentenamte erhalten. — Die katholischen Gymnasien werden aus großen Städten in kleinere verlegt, weil hier die Erziehung mehr klösterlich eingerichtet werden kann, und die Professuren der Rhetorik, Poesie und Filosofie werden blos mit Geistlichen besetzt. Auch die Pester Universität sollte in eine kleinere Stadt verlegt werden, allein nach allerhöchster Entschließung wird sie dennoch noch einstweilen in Pest bleiben. — Auf den Universitäten und Akademien werden von jetzt an die Professorstellen der filosofischen Fakultät wieder mit Geistlichen besetzt, und aus der juristischen Fakultät auch die Professur des kanonischen Rechts (von welcher frühere Reglements die Geistlichen ausdrücklich ausschlossen, vermuth-

europäiſchen Völkern unſrer Zeit, bey denen es zur Gewohnheit zu werden angefangen hat, die erſte Hälfte des Lebens ſo unbeſonnen zu verſchwenden, daß man in der andern die geheimſten Kräfte der Arzney-Kunſt zu Hülfe ruffen muß, um einen ſchmachtenden Mittelſtand von Seyn und Nichtſeyn, von einem Tag zum andern erbettelten Weiſe fortſchleppen zu können. So erkaltet als die Einbildungs-Kraft unſers Helden war, ſo konnte er doch nicht anders als etwas idealiſches in dem Gemiſche von Majeſtät und Anmuth, welches über die ganze Perſon dieſes liebenswürdigen Alten ausgebreitet war, zu empfinden — und es deſto ſtärker zu empfinden, je ſtärker der Abſatz war, den dieſer Anblick mit allem demjenigen machte, woran ſich ſeine Augen ſeit geraumer Zeit hatten gewöhnen müſſen — Und warum konnte er nicht anders? Die Urſache iſt ganz ſimpel; weil dieſes idealiſche nicht in ſeinem Gehirne, ſondern in dem Gegenſtande ſelbſt war. Stellet euch einen groſſen ſtattlichen Mann vor, deſſen Anſehen beym erſten Blick ankündiget, daß er dazu gemacht iſt, andre zu regieren, und dem ihr ungeachtet ſeiner ſilbernen Haare noch ganz wol anſehen könnet, daß er vor fünfzig Jahren ein ſchöner Mann geweſen iſt — Ihr erinnert euch ohne Zweifel dergleichen geſehen zu haben; aber das iſt es noch nicht — Stellet euch vor, daß dieſer Mann in dem ganzen Lauffe ſeines Lebens ein tugendhafter Mann geweſen iſt; daß eine lange Reihe von Jahren ſeine Tugend zu Weisheit gereift hat; daß die unbewölkte Heiterkeit ſeiner Seele, die Ruhe ſeines

Herzens,

lich weil man glaubte, daß die Grundſätze der katholiſchen Geiſtlichen und Mönche in Anſehung des Kirchenrechts den Rechten der Regenten ſchnurſtracks zuwiderlaufen). Die Proteſtanten ſind nun von Profeſſorſtellen an den öſterreichiſchen und ungriſchen Univerſitäten und Akademieen (zu welchen freilich auch bis jetzt aus leicht einzuſehenden Urſachen ſehr wenige gelangten) ſo gut wie ausgeſchloſſen. — Die Normalſchulen (an welchen freilich nur zu viel zu tadeln war) werden aufgehoben. Es iſt zu wünſchen, daß die geiſtlichen Profeſſoren *) etwas beſſeres an ihre Stelle ſetzen möchten. —

Nach einer vor kurzem erſchienenen königl. Verordnung iſt allen Studierenden in Ungarn, und ſelbſt den Medizinern und Juriſten auf der Univerſität zu Peſt, die Beſuchung der Theater, der Kaffee- und Wirthshäuſer, der Bälle ꝛc. aufs ſtrengſte verboten worden. Die Profeſſoren ſind verbunden, über die Vollziehung dieſer Verordnung genau zu wachen, und der weltliche Arm iſt verpflichtet, ihnen im Nothfall Hülfe zu leiſten. Die Wirthe werden in jedem Betretungsfall mit einer beſtimmten Geldſumme beſtraft. Wahrſcheinlich verdankt dieſe ſtrenge Verordnung einigen Exzeſſen der Studierenden und der allgemei-

*) Bei den Katholiken in den öſterreichiſchen Provinzen heißen auch die Lehrer in den Trivialſchulen Profeſſoren.

nen Klage der Immoralität der Jugend, die freilich von Bigotten immer vergrößert dargestellt wird, ihren Ursprung. Ob sie gerade wegen ihrer Strenge genau beobachtet werden wird, ist die Frage. — Wie würden sich wohl bei einer solchen Verordnung die Studenten auf gewissen teutschen Universitäten benehmen?

Der Exjesuit Georg Aloysius Szerdahelyi in Ungarn, Beisitzer bei der Studienkommission der k. Statthalterei in Ofen, hat auf die Wiederherstellung des Benediktiner-, Cisterzienser- und Praemonstratenserordens in Ungarn (die Herstellung des Jesuitenordens kann ja nur stufenweise eingeleitet werden) ein lateinisches Gelegenheitsgedicht verfertigt, wie man es zu Anfang des 19ten Jahrhunderts von einem Gelehrten nicht ahnden sollte. Es heißt darin am Schlusse (um eine Probe davon anzuführen) vom Kaiser Franz II:

Ille quod Acta jubent sperare et dicere, Regno
Hungariae Stephanus, sivalet, alter erit.
Alter erit Stephanus, Conjux erit altera Gisla,
[für Gisella, die Gemahlin Stefans des Heiligen].
Firmabuntque suum religione thronum.

Dawider ist nichts zu ſagen, wenn blos die wahre Frömmigkeit gemeint iſt. Allein der heilige Steſan bekehrte die heidniſchen Ungarn. Giebt es vielleicht eine neue Heidenbekehrung in Ungarn? und glaubt denn der Exjeſuit, daß die Fürſten durch Mönche, ſo wie ehedem die herrſchſüchtigen Päbſte, ihren Thron und ihre Macht befeſtigen und ſichern müßten? oder will er gar, damit unſer Kaiſer Steſan dem Heiligen gleich würde und den Titel eines apoſtoliſchen Königs mit der That führte, daß er, wie jener die alleinſeeligmachende Lehre den Heiden vortrug, dieſer ſie nun den ſogenannten Ketzern in ſeinem Reiche vortragen ſollte? — Szerdahelyi iſt übrigens ein gelehrter Mann, und man ſollte nicht glauben, wie ſich damit ein ſolcher Bigotismus vertragen könnte, wenn man nicht wüßte, daß ſich der den Staaten und Thronen, der Aufklärung und Sittlichkeit gefährliche Jeſuitismus (man kann ſich wohl dieſes Ausdrucks bedienen, da dieß, wie die Erfahrung lehrte, luce clarius iſt) durch die Zeit, nach der Aufhebung des Ordens, noch nicht verwiſcht hat. —

Von der ſchätzbaren Schrift des Gregor von Berzeviczy de commercio et induſtria Hungariae, worinn eben ſo gründliche Kenntniß der Grundſätze der wahren Politik, als warmer Patriotismus unverkennbar ſind, iſt neuerlich durch den Wiener Hof

jede neue Auflage *) ſtrenge verboten worden. Es wurde ohnlängſt eine teutſche Ueberſetzung davon, die in Wien, und eine ungriſche, die in Debrezin erſcheinen ſollte, ſogleich unterdrückt. Deſto angenehmer wird es den Ungern und Ausländern ſeyn, gerade jetzt, da der ungriſche Reichstag in Hinſicht der Freiheit des ungriſchen Kommerzes aller Augen auf ſich zieht, eine teutſche Ueberſetzung in Hildt's Handlungs-Zeitung im Mai- und Juniſtücke zu finden.

Die ohnlängſt errichtete teutſche Bürgerſchule zu Oedenburg (ungriſch Sopron) hat den beſten Fortgang. Sie iſt von dem lateiniſchen Gymnaſium ganz getrennt, beſteht aus 5 abgeſonderten Klaſſen und hat außer andern Lehrern auch 3 akademiſche, worunter ein geweſener proteſtantiſcher Prediger Halaſy, ein ſehr geſchickter Mann, zugleich Direktor iſt. Es iſt mit ihr auch eine beſondere gut eingerichtete teutſche Mädchenſchule verbunden. Ein Profeſſor dieſer Bürgerſchule, Bredeczky, hat uns in dieſem Jahre mit einem „topografiſchen Taſchenbuch von Ungarn“ beſchenkt. Die darin enthaltenen Aufſätze über die

*) Die erſte Ausgabe erſchien mit Erlaubniß eines ungriſchen Cenſors in Leutſchau 1791, aber kaum war die Schrift in Druck erſchienen, als ſie ſchon die Mißbilligung der Wiener Cenſoren erfuhr.

Karpaten ſind vorzüglich lehrreich und unterhaltend. Die herzogliche Geſellſchaft für die geſammte Mineralogie in Jena wird den Verfaſſern der Aufſätze in denſelben, Gregor von Berzeviczy, Johann von Aſboth, und Bredeczky, die ſämmtlich ihre Mitglieder ſind, für die darin enthaltenen mineralogiſchen Notizen gewiß Dank wiſſen. Schade nur, daß Bredeczky in ſeinem Styl in poetiſche Proſe verfallen iſt! Wir würden ihm die natürliche körnigte und angenehme Schreibart ſeines Mitarbeiters und Freundes Aſboth als Muſter empfehlen. Um bei dem ſchönen Geſchlechte Ungarns Geſchmack und Liebe an topographiſchen und naturhiſtoriſchen Kenntniſſen mehr zu bewirken und zu befördern, hat der Herausgeber dieſe teutſche Zeitſchrift als ein Taſchenbuch eingerichtet, und den ungriſchen Schönen zu Gefallen mit einem Kalender verſehn.

In den öſterreichiſchen Provinzen werden jetzt die evangeliſchen Predigerſtellen meiſt mit ungriſchen Kandidaten beſetzt, weil vom Kaiſer die Anſtellung von Kandidaten aus dem teutſchen Reiche als Ausländern in ſeinen erblichen Provinzen verboten iſt, und aus den öſterreichiſchen Provinzen ſehr wenige ſich der Theologie, wie überhaupt dem Studieren höherer Wiſſenſchaften, widmen. Dahin öffnet ſich alſo jetzt eine erwünſchte Ausſicht für ungriſche Kandidaten, denen das längere Warten in ihrem Vaterlande nicht behagen will. Denn zahlreiche Kandidatenjahre ſind bei den lutheriſ-

ſchen Kandidaten in Ungarn nichts ſeltenes. Die Reformirten hingegen finden meiſtens ſogleich Anſtellung weil mehr reformirte Gemeinen in Ungarn ſind. Uebrigens ſind in Ungarn die Kandidaten nicht durch das harte Geſetz beſchränkt, das in einigen Provinzen Teutſchlands z. B. in Hannover üblich iſt, kraft deſſen ſie vor dem 30ſten Jahre zu keiner Pfarre befördert werden dürfen.

In Jena hat ſich jetzt die Zahl der daſelbſt ſtudirenden Ungarn und Siebenbürgen (von denen die Sachſen, getrennt von den Ungarn, eine eigene Landsmannſchaft in Jena bilden) bis auf 43 vermehrt; in Göttingen ſollen ſich jetzt bloß 5 Ungarn, und in Wittenberg ohngefähr eben ſo viel aufhalten.

Die Kuhpockenimpfung hat in Ungarn und Siebenbürgen ſeit den erſten Verſuchen den beſten Fortgang, und dies beſtätigt auch die Empfänglichkeit der Ungarn für nützliche Entdeckungen und Belehrungen. Hier veranlaßten die Schutzblattern keine ſolche Streitigkeiten über die Nützlichkeit und Schädlichkeit derſelben, wie in Teutſchland, da man durch die Erfahrung ſich bald von den wohlthätigen Wirkungen derſelben überzeugt hatte. Nur war im Anfang einige Zeit die öſterreichiſche Regierung gegen die Kuhpocken eingenommen, bis ſie endlich von dem Nutzen derſelben überzeugt, ſie durch Verordnungen empfahl.

Ueber die Kuhpocken sind in Ungarn mehrere Schriften in ungrischer und teutscher Sprache erschienen.

Bei der ungrischen Gesellschaft für Naturkunde, Oekonomie und Medicin ist Franz von Schraud (Protomedicus von Ungarn) zum Direktor, Ludwig von Schedius zum Vicedirector, Kitaibel zum ersten Secretair (mit einem Gehalt von 200 Gulden), Kultsa k zum zweiten Secretair gewählt worden. Diese Geschäftsleiter werden alle 3 Jahre neu erwählt. Dem Palatin ist das ehrenvolle Amt des Protectors dieser nützlichen Gesellschaft, und dem patriotischen Grafen Johann Festetics von Tolna die Würde eines Präsidenten derselben ertheilt worden. — Man bedarf nur noch der Billigung des K. K. Hofes und der Unterstützung vermögender Patrioten. Die Ehrenmitglieder sollen nemlich durch Beiträge an Geld und andern nützlichen Sachen, und zwar durch jährliche Geldeinträge von wenigstens 20 Gulden, die auf 10 Jahre durch Subscripzion zugesichert werden, der Gesellschaft ein festes und thätiges Daseyn verleihen.

In Siebenbürgen hat man neuerlich Bernstein von verschiedenen Farben (hyacinthroth, wachsgelb, grünlich, und dabei halb- oder ganz durchsichtig) entdeckt. Es dürfte vielleicht mit der Zeit ein einträgliches Handlungsobjekt werden. Auch den Prehnit, den man sonst nur auf dem Cap, in Dauphiné, und bei Dudlas

in Schottland fand, und kapiſchen Chryſolith nännte, hat man in Siebenbürgen entdeckt.

Röslers teutſcher Muſenalmanach von Ungarn kommt doch wieder von neuem heraus. Der vorige iſt nicht ſowohl wegen der darin vorkommenden Gedichte von der Cenſur (die man einem Mönche in Preßburg übertragen hatte —) übel aufgenommen worden, als wegen des voranſtehenden Kalenders, oder vielmehr literariſchen Onomaſtikons, in welchem ſtatt der alten Heiligen-Namen die Namen jetztlebender ungriſcher Gelehrten und Mäcene vorkommen. Von den letztern hielten ſich einige für beleidigt, weil ſie in einer ſo bunten Geſellſchaft erſchienen (alſo der Stolz mancher Vornehmen leidet auch in Kalendern keine Verbindung mit Gelehrten!), andre, weil ſie nicht aufgenommen worden ſind.

Von Chriſtian Generſich's (des Bruders des gelehrten Johann Generſich, Profeſſors der Eloquenz zu Käsmark, der durch ſein lehrreiches patriotiſches Werk „Ueber die Vaterlandsliebe, ein hiſtoriſch-filoſofiſcher Verſuch. 2 Theile. Wien bei Stahel 1793“ und durch ſeine „Beiträge zur Pädagogik. Wien bei Stahel“ bekannt iſt) Geſchichte der Stadt Käsmark hat bereits der erſte Theil die Cenſur zu Peſth paſſirt, und erſcheint nächſtens. Nach einem veränderten Plan und Umarbeitung des ganzen Werks kommt in dem erſten Theil die eigentliche Geſchichte von Käsmark in to-

pografiſcher, kirchlicher und literäriſcher Hinſicht, und in dem zweiten die Biografie des tapfern Helden, des Generals von Kray, nebſt der vollſtändigen Beſchreibung der Karpaten vor.

Außer dieſem Werk und der Fortſetzung der „Zeitſchrift von und für Ungarn“ vom Profeſſor von Schedius, und der Annales eccleſiaſtico — ſcholaſtici von Ambroſius zu Rodva'ny im Sohler Komitat, ſoll noch in Ungarn eine „Apologie der chriſtlichen Religion mit Rückſicht auf Kant“ von einem proteſtantiſchen Prediger in teutſcher Sprache erſcheinen. Der Verfaſſer derſelben, ein ehemaliger Freund und nachheriger Gegner der kantiſchen Filoſofie, ſcheint nicht wiſſen zu wollen, daß Kant ſelbſt ein Apologet der chriſtlichen Religion iſt, und ſie von einer ehrwürdigen Seite darſtellt, und nur Lehrſätze derſelben angreift, die durch eine unrichtige Exegeſe gefolgert würden, und die vor dem Richterſtuhl der geſunden Vernunft nicht mehr beſtehn können. — Auch ſoll eine neue ſlaviſche metriſche Ueberſetzung des Homer (eine ältere giebt es ſchon, ſo wie eine in Böhmen erſchienene) in Ungarn von einem proteſtantiſchen Prediger erſcheinen, die in der That, wenn ſie gut gerathen würde, in der ſlaviſchen Literatur in Ungarn und im Auslande Epoche machen müßte. Zur Ausbildung und Vervollkommnung der ſlaviſchen Literatur iſt bis jetzt in Ungarn noch wenig oder nichts geſchehn, und die Slaven, die doch den größten

Theil der Bewohner Ungarns ausmachen, ſtehn in dieſer Hinſicht den Teutſchen und Ungarn in Ungarn weit nach: und doch verdiente die reichhaltige ausgebreitete Sprache ſo ſehr eine Ausbildung. Wo könnte dies aber beſſer als in Ungarn und Böhmen geſchehn, da Pohlen und Rußland an wiſſenſchaftlicher Kultur noch zu weit zurück ſtehn?

Der Verfaſſer der „Freimüthigen Bemerkungen eines Ungars über ſein Vaterland. Teutſchland 1799.“ dem, weil ſeine Schrift in Ungarn und in Oeſterreich ſehr übel aufgenommen wurde, bis jetzt mehrere Jahre hindurch der Rückweg in ſein Vaterland verſperrt war, und der ſich unterdeſſen durch mehrere herausgegebene Kinderſchriften um Teutſchland verdient machte (er iſt Lehrer an einer berühmten Erziehungsanſtalt in Teutſchland), erhielt endlich von der königl. ungriſchen Statthalterei in Ofen einen Freipaß zur Rückkehr nach Ungarn. Auch wurden ihm mehrere Anträge aus Ungarn und Wien gemacht, von denen er vielleicht einen annehmen dürfte.

Es iſt zwar übertrieben, wenn Profeſſor Grellmann zu Göttingen in ſeiner Statiſtik von Teutſchland ſagt, daß die Wiener Cenſur in den Anzeigen der verbotenen Bücher die Artikel der Meßkataloge wieder ganz zurückgebe; indeſſen könnten wohl die aus den öſterreichiſchen Provinzen auf proteſtantiſchen teutſchen Univerſitäten Studierenden die Hofcenſoren in Wien bit-

Herzens, die allgemeine Güte wovon es beseelt ist, das stille Bewußtseyn eines unschuldigen und mit guten Thaten erfüllten Lebens, sich in seinen Augen und in seiner ganzen Gesichts-Bildung mit einer Wahrheit, mit einem Ausdruck von stiller Gröſſe und Würdigkeit abmahlt, dessen Macht man fühlen muß, man wolle oder nicht -- das ist, was ihr vielleicht noch nicht gesehen habt -- das ist das idealische, das ich meynte; und das war es was Agathon sah -- Ihr erinnert euch doch der guten alten Frau Shirley? -- welche ich, für meinen Theil, so reitzend und selbst idealisch auch immer die Henrietten Borons, und ihre Rivalinnen sind, dennoch in gewissen Stunden einem ganzen Serail von Henrietten, Clementinen und Emilien, (die Charlotten, Olivien und alle andern Göttinnen von dieser Art, zusamt der schönen Magellone, mit eingerechnet,) vorziehen wollte -- Gut; ein Gemählde von dieser nämlichen alten Frau, von der Hand eines van Dyck, (wenn es noch einen van Dyck gäbe) würde ein Cabinetstück machen, um welches ich alle Liebes-Göttinnen und Grazien der Vanloos und Bouchers, so wenig ich sonst ein Feind von ihnen wäre, mit Freuden geben würde. Archytas, von der Hand eines Apelles (wenn zu seiner Zeit ein Apelles gewesen wäre) würde das Gegenbild davon seyn. Agathon hatte nichts nöthig, als ihn anzusehen, um überzeugt zu seyn, daß er endlich gefunden habe, was er so oft gewünscht, aber noch nie gefunden zu haben geglaubt hatte, ohne daß er in der Folge auf eine oder die andere Art seines

ten, die neuen Bücher, die ſie zu verbieten für gut fanden, fleiſſiger in öffentlichen Blättern anzuzeigen, damit ſie nicht genöthigt wären, bei ihrer Rückkunft in Wien ihre wenigen mitgebrachten neuen vorzüglichen Werke gröſtentheils in den Händen der Cenſoren zu laſſen. Denn wenn Bücher, wie „Kants Anthropologie“ und ähnliche Geiſtesproducte, in Wien weggenommen werden, was ſoll man ſich für Bücher anſchaffen, wenn man die letzthin verbotenen Bücher noch nicht angezeigt las?

V.

Der Improviſator Scotes.

Gotha. Ende July 1802.

Ihre Empfehlung des Improviſatore Scotes hat die beſte Wirkung gehabt. Sein anſpruchloſes, von Künſtlerſtolz weit entferntes Weſen contraſtirte ſehr gegen das, was er wirklich leiſtet, und was ihn wohl zu einem etwas ſtarken Selbſtgefühl berechtigt hätte. So wenig die italieniſche Literatur hier an der Ordnung des Tages iſt, ſo kam doch nicht nur eine ziemlich zahlreich beſuchte von ihm ſogenannte Academia estemporanea

zu Stande, sondern er improvisirte außerdem auch noch verschiednemal in engen Cirkeln beim Prinzen August und beim Baron von Grimm, immer zur großen Zufriedenheit seiner Zuschauer und Zuhörer. Selbst dem der Sprache nicht Kundigen gab doch die Musik der Sprache (wenn sie auch vielleicht zu nahe an den Gesang gränzte) und die mimische Kunst des Declamators einen nicht alltäglichen Genuß. Unter mehrern Aufgaben, die er hier in verschiedner Versmaßen, in Ottave rime u. s. w. behandelte, waren: Vorzüge der Blonden vor den Brünetten, Klagen des Achill um den Patroclus, der Nina um ihren Geliebten, Vorzüge der Musik vor der Mahlerei, der Hoffnung vor dem Genuß. Eins seiner schönsten Gedichte war der Entdeckung der Ceres Ferdinandea gewidmet, wobei er jede Gelegenheit fein benutzte, den Verdiensten seines Vaterlandes zu huldigen. Ueberraschend durchgeführte Bouts-rimés, glückliche Recapitulazionen und Zusammenfassungen der in Einer Sitzung abgehandelten Themen in ein Schlußgedicht, gaben seinen Recitazionen noch mehr Abwechslung und Reiz. Je länger er recitirte, desto mehr gerieth er in Feuer; das folgende Gedicht gelang ihm meistens noch besser als das vorhergehende; man spürte keine Erschlaffung der Kräfte. Bei Anfang meditirte er wenige Minuten, so gut man mitten in einem nicht stillen Kreise meditiren kann; beim zweiten, dritten, vierten ꝛc. Thema meditirte er fast gar nicht, kaum Minuten lang. Nachdem er vier, fünf Gegen-

ſtände poetiſch behandelt hatte, fühlte er ſich immer noch aufgelegt fortzufahren, und er hätte noch Stunden lang gedichtet, hätte die discrete Geſellſchaft von ſeinem Anerbieten Gebrauch machen wollen.

Sie haben ſchon drauf aufmerkſam gemacht, daß man einen ſolchen Virtuoſen geſehen und gehört haben müſſe, um ſich eine lebendige Vorſtellung von den improviſirenden Künſten der Alten zu machen. Kein Wunder, wenn man erſt an ſo vielen Orten den reiſenden Improviſator Archias durch Bürger-Diplome zu ehren ſuchte! Vergönnen ſie mir, daß ich unſerm neuen Veroneſiſchen Archias meine Achtung für ſein Talent mit den Worten des Epigrammatiſten Automedon, mit welchen dieſer den improviſirenden Rhetor Niceres feiert, ausdrücke. Statt Νικήτης leſe ich zu Anfang Ναὶ Σικήτης. Dieſe kleine Aenderung würde der Epigrammatiſt, wenn er itzt lebte, ſich wohl gern gefallen laſſen.

Wie der leiſe Hauch des Windes ſpielt in dem Tauwerk,
So beginnet anitzt Scotes mit ſanftem Geſang.
Aber wenn mächtig bläſt der Orcan und die Segel ergreifet,
Spannt er die Segel und fliegt über die Fluten des Meers,
Wie das reich beladene Schiff, bis zum Ziele der Rede
Er gelanget, und ruht in dem geſicherten Port.

VI.

Correſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Catholizismus. Bonnet. Abbé. Geoffroy. Caprara.

Den 1. Fructidor.

Die Journale, die ſich am meiſten durch Frömmelei auszeichnen, ſind der Mercure de France und das Journal des Debats. Es iſt merkwürdig, daß beide, vor allen aber der Merkur, auch auf die teutſchen Schriftſteller vom erſten Rang einen Zahn haben, und ſie bei jeder Gelegenheit benagen. Dieß hängt mit dem auch in Teutſchland organiſirten Plane zuſammen, die beſten Köpfe der Nazion noch immer als gefährliche Menſchen zu verſchreien. Der Barruel gilt dieſen Erzjeſuiten für den fünften Evangeliſten. Dagegen dringt man gewaltig auf alte Kirchenzucht und Wiederaufſtellung veralteter Formen und Formeln. In dieſer Rückſicht verdient ein auch ſonſt noch merkwürdiges, in Teutſchland aber vielleicht wenig bekannt gewordenes Werk von einem Pfarrer Bonnet, Eſſai ſur l'art de rendre la revolution utile (2 Bände in 8. bei Maradon) das auf Befehl der Regierung verfertigt, und von Caprara bezahlt worden iſt, große Auf-

merkſamkeit. Der Hauptzweck des Profeſſors iſt, die Regierung des Kirchenſtaats als die beſtmöglichſte anzupreiſen! So wie der Pfarrer Bonnet ſchreibt, denken außerordentlich Viele. Wenn Sie nun erwägen, daß beſonders am Mercure de France und am Journal des Debats meiſtens ehemalige Abbés arbeiten, die, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, doch aus Esprit de Corps und aus einer Art von Politik den Capuziner machen (beide Journale liefern hiezu eine Menge Belege), und daß viele der erſten Schriftſteller Teutſchlands das Unglück haben, Filoſofen zu ſeyn, und nicht zur allein ſeligmachenden Kirche zu gehören; ſo werden Sie ſich nicht mehr über das Belfern dieſer Wächter Zions wundern, und über all den ſchaalen Witz, den ſie bei jeder Veranlaſſung über teutſche Producte hingieſſen, weil manche von ihnen alles, was aus Teutſchland kömmt, für entaché de philoſophie halten.

Das übrigens Abbé Geoffroy (derſelbe, der vor einigen Jahren eine ſchlechte Ueberſetzung von Theokrit herausgab, die von unpartheiiſchen Kennern noch unter die Gall'ſche geſetzt wird) im Journal des Debats jedermann anbellt, und von jedem ſo viel übels und ſo wenig gutes als möglich ſagt, dazu iſt er ja vom Eigenthümer des Journals verpflichtet. Er bekömmt für ſeine literariſchen Beiträge (die aber wohlverſtanden recht beißig ſeyn müſſen *)) jährlich 9000. nach an-

*) Als der unglückliche groſſe Botaniker Lheritier ermordet wurde, behaupteten viele Perſonen, es ſey auf

dern 12000 Livres. Das Journal selbst soll, wohlunterrichteten Personen zufolge, zuweilen hundert tausend Livres einbringen.

Bei solcher Tendenz der religiösen Meinungen, wenigstens eines großen Haufens, wird man sich nicht wundern, daß der hiesige Buchhändler Moutardier ein vor der Revoluzion gedrucktes Werk von Thorillon *) wieder durch ein neues Titel-Blatt in Umlauf zu bringen suchte, worin man unter andern schönen Sächelchen auch folgendes liest im 1sten Band S. 75. „Ceux

Geoffroy abgesehen gewesen, an dem sich einer, gegen den er im Journal des Debats geschrieben, habe rächen wollen, und Theritier sey für Geoffroy angesehen worden, der damals in derselben Gegend gewohnt haben soll. Denselben Abend soll ein Cabriolet in jener abgelegenen Straße angehalten und mit den Worten wieder entlassen worden seyn: ce n'est pas notre folliculaire. Ein Räthsel bleibt es immer, daß man von Theritier's Mörder, ohngeachtet alles Nachforschens der Polizei, keine Spur entdecken konnte.

*) Der Titel ist: Idées sur les loix criminelles, où l'on propose des loix nouvelles, en place de celles qui existent aujourd' hui, et où l' on traite, entr' autres choses: de l' Empire des bonnes moeurs publiques, pour prevenir les crimes, de la peine de mort, des cas imprévus, et d' une infinité d' objets importans etc. Par M. Thorillon, ancien Procureur au Chatelet, ex-Deputé de Paris à la 2. legislature et Juge de Paix. 2 Bände in 8.

„qui seront convaincus d'hérésie, en enseignant „ou publiant des erreurs contre la foi chrétienne, „où les dogmes clairement enseignés et définis par „l'Eglise, seront condamnés, pour la première „fois, en une amende de 50 liv. et admonestés. „Pour la seconde, en une amende de 100 „liv. et à la réclusion dans une maison de force „pendant trois mois; et pour la 3., en une amende de 200 liv. et en l'amende-honorable, fouettés, marqués de la lettre H, et aux galères pour „neuf années. En cas de 4. récidive, à perpétuité." (Denken sie nicht hiebei an das nöthige sie herein zu kommen der Dragonnaden?)

Caprara soll hier einen ziemlich einträglichen Handel mit Indulgenzen und Dispensen treiben, wozu ihm besonders die Ehesachen häufigen Anlaß geben. Unter den verheuratheten Priestern sind viele, die sich wieder scheiden ließen, sobald sie sahen, daß ihr Gewerbe wieder in Gang gebracht werden könnte. Mehrere von diesen haben seitdem die Dispens von ihm erkauft, um wieder in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und geistliche Funkzionen übernehmen zu können.

Noch eine andere Art von Casus tritt bisweilen ein, wo Caprara Dispensen, um die Gebühr, giebt, und wovon folgendes ein Beispiel ist. Ein Mädchen aus einer aristocratischen Familie heuratheté einen jungen Militaire; allein sie wollte durchaus nichts von der Municipalité wissen, sondern drang darauf, daß

die Copulazion bloß in der Kirche Statt haben ſolle. Einige Zeit nachher gieng der Mann nach Aegypten. Als er zurück kam, fand es ſich, daß ihm ſeine theure Ehehälfte nicht mehr behagte. Er ſagte nun, und beſtund darauf, er ſey nicht der Ehemann; und da der Akt nicht vor der Municipalität war gemacht worden, ſo konnte er auch von der Familie nicht gerichtlich belangt werden. Die Scheidung war alſo ipso facto ins Reine gebracht. Damit war aber dem armen Mädchen nicht gedient. Ihr war es mehr um die Heyrath und um einen Mann, als um das Individuum zu thun. Was war hier zu thun? Die Prieſter behaupteten: qu' elle eſt bien mariée, parcequ' elle eſt mariée en face de l'égliſe, und daß alſo ſeine erſte Ehe ein Ehebruch wäre, wenn nicht die erſte annullirt würde. Pour tout mal il y a remède, und dieß war eine Diſpens von Caprara, der ſich dafür 3000 Liv. (ſage drei tauſend livres, nach dem alten Tarif) auszahlen ließ.

Sie wiſſen, daß unter den neuernannten Biſchöffen verſchiedene conſtituzionelle Geiſtliche ſind, welche zu Anfang der Revoluzion den Eid ablegten. Nach ihrer Ernennung ließ Caprara ſie zu ſich kommen, predigte ihnen in die Kreuz und die Queer von mancherlei, und muthete ihnen endlich zu, den Eid, den ſie damals abgelegt, jetzt zu widerrufen, und dafür eine Kirchenbuße zu übernehmen. Einer derſelben (ein aufgeklärter Mann, der auch Deputirter ehemals war) ſprach hier

auch sehr stark und freimüthig mit ihm: er erklärte ihm, daß dieß damals und noch jetzt seine innige Ueberzeugung gewesen, daß er ganz und gar nicht Willens sey, weder seinen ehemaligen Bürger-Eid zurückzunehmen, noch ihn zu widerrufen, noch eine Buße zu übernehmen, daß er im Gegentheil überzeugt sey, daß er ehe Staats-Bürger als Priester sey. Als Cacprara diese Festigkeit sah, zog er gelindere Saiten auf. Die Bischöfe indessen, welche dieß angieng, verfügten sich sogleich zu dem Polizei-Minister (dessen zärtliche Liebe zur Klerisei und den Emigranten Ihnen bekannt ist), und theilten ihm ihre Besorgnisse mit. Er fuhr sogleich nach Malmaison, und Bonaparte trug ihm auf, dem Legatus à latere zu bedeuten, daß, wenn er sich noch etwas ähnliches würde beifallen lassen, er (Bonaparte) lauter konstitüzionelle Geistliche ernennen würde.

VII.

Nachtrag.

Der ehrwürdige Sänger, dessen Anruf gegen das Cölibat auf dem ersten Blatte dieses Monatsstücks so sehr den Geist unserer großen Reformatoren athmet, hat uns zu jenem Liede noch eine Strofe zugeschickt, die wir den Lesern des Merkurs durchaus nicht vorenthalten dür-

seyn. Voran steht noch ein Excerpt aus des unvergeßlichen Lichtenbergs vermischten Schriften (Göttingen, Dietrich) Th. 4 S. 131. Gewiß es giebt heimliche Verabredungen im unsichtbaren Geisterreiche!

„Was das glückliche Band der Ehe so entzückend macht, ist die Erweiterung seines Ichs, und zwar über ein Feld hinaus, das sich im einzelnen Menschen durch keine Kunst schaffen läßt. Zwei Seelen, die sich vereinigen, vereinigen sich doch nie so ganz, daß nicht immer noch der Beiden so vortheilhafte Unterschied bliebe, der die Mittheilung so angenehm macht. Wer sich sein eigenes Leiden klagt, klagt es sicherlich vergeblich; wer es der Frau klagt, klagt es einem Selbst, das heilen kann, und schon durch die Theilnahme hilft. Und wer gern sein Verdienst gerühmt hört, findet ebenfalls in ihr ein Publicum, gegen welches er sich rühmen kann, ohne Gefahr sich lächerlich zu machen.“ —

Zusatz zu dem Liede:
Nehmt Weiber ihr Mönche.

Liebt Nonnen! im Reiche der Liebe seyd ihr
Der Menschheit gegebene Menschen, wie wir.
Geflossen in Zellen, was seyd ihr in ihnen?
Der Menschheit genommene todte Maschinen!
Liebt Nonnen! Im Reiche der Liebe seyd ihr
Der Menschheit gegebene Menschen, wie wir.

Irrtums überführt worden wäre — einen wahrhaftig weisen Mann, einen Mann, der nichts zu seyn scheinen wollte, als was er würklich war, und an welchem das scharfsichtigste Auge nichts entdecken konnte, das man anders hätte wünschen mögen. Die Natur schien sich vorgesetzt zu haben, durch ihn zu beweisen, daß die Weisheit nicht weniger ein Geschenke von ihr sey, als der Genie; und daß, wofern es gleich der Kunst nicht unmöglich ist, ein schlimmes Naturell zu verbessern, und aus einem Silen, so der Himmel will, einen Socrates zu machen, (ein Triumph, den die Kunst gleichwol sehr selten davon trägt,) es dennoch der Natur allein zukomme, diese glückliche Temperatur der Elemente, woraus der Mensch zusammengesetzt ist, hervorzubringen, welche, unter einem Zusammenfluß eben so glücklicher Umstände, endlich zu dieser vollkommnen Harmonie aller Kräfte und Bewegungen des Menschen, worinn Weisheit und Tugend in Einem Punct zusammenfliessen, erhöht werden kann. Archytas hatte niemalen weder eine glühende Einbildungs-Kraft, noch heftige Leidenschaften gehabt; eine gewisse Stärke, welche den Mechanismus seines Kopfs und seines Herzens characterisierte, hatte von seiner Jugend an die Würkung der Gegenstände auf seine Seele gemässiget; die Eindrücke, die er von ihnen bekam, waren deutlich und nett genug, um seinen Verstand mit wahren Bildern zu erfüllen, und die Verwirrung zu verhindern, welche in dem Gehirne derjenigen zu herrschen pflegt, deren allzuschlaffe Fibern nur schwache und matte Eindrücke

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

9. Stück. September 1802.

I. Militär Anzeige.

Der
Soldat als Beiſtand der Polizey,

oder Anleitung zur Kenntniß der Garniſonpolizey und der Beſtimmung des Militärs in Friedenszeiten. Für junge Offiziere und ſolche, die mit der beſondern Garniſonpolizey unbekannt ſind, von einem Königl. Preuß. Offiziere. gr. 8. Weimar 1802, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Wenn man erwägt, daß das Militär in ſehr vielen Fällen die Civilpolizei unterſtützen muß, und daß über dieſe für den jungen Offizier oft ſehr kritiſche Verlegenheiten noch kein ausführliches Werk vorhanden iſt, ſo wird man für dieſes dem bereits als Schriftſteller vollkommen geachteten Herrn Verfaſſer ſehr danken. Jeder Offizier bekömmt zwar eine genaue Ordre, bey Arretirungen bürgerlicher Perſonen, Feuersgefahren, Tumulten, Executionen u. ſ. w. aber wenn dabey unvermuthete Vorfälle eintreten, die Ordre nicht hinreicht und auch keine Zeit da iſt um Verhaltungs Befehle einzuholen, wie ſoll er dann handeln? Hierinnen, und über viele andere Fälle giebt nun der Hr. Verf. Unterricht, ſo wie er auch eine Uebeſicht der Polizeigeſchäfte überhaupt vorausgeben läßt, und zum Schluß hat derſelbe mehrere Muſter zu Meldezetteln,

Rapports, und zu Berichten bey außerordentlichen Fällen auf Wachen geliefert. Alles dieß ist so abgefaßt, daß es nicht blos für Preußische, sondern auch für Offiziere von allen andern Armeen brauchbar ist. Es wäre zu wünschen, daß die Herren Stabs- oder commandirenden Offiziere die jungern Offiziere aufforderten, dieß so nützliche Buch sich anzuschaffen, oder eine Anzahl Exemplare unter sie vertheilen ließen.

Der ganze Inhalt des Werks ist folgender:

Erste Abtheilung,

welche einige allgemeine Bemerkungen über Polizei überhaupt, und über Militärpolizei insbesondere enthält.

I. Kapitel. Begriffe von Polizei überhaupt, und von der städtischen Polizei insbesondere.

II. Kap. Militärpolizei.

Zweite Abtheilung,

welche die besondern Verhaltungsarten enthält, wodurch das Militär die Polizei wirklich zu unterstützen im Stande ist.

III. Kap. Das Militär als Beistand der Polizei überhaupt, und der örtlichen insbesondere.

IV. Kap. Pflichten des wachhabenden Offiziers in Rücksicht auf Erhaltung festgesetzter Ordnung, und sein Verhalten gegen Fremde, welche durch die Stadtthore ein- und auspassiren.

V. Kap. Verhaltungsregeln für Offiziere oder für das Militär überhaupt bei Arretirung bürgerlicher Personen.

VI. Kap. Verhaltungsregeln für Offiziere, und für das Militär überhaupt bei Feuers- und Wassersgefahren.

VII. Kap. Verhaltungsregeln für Offiziere, oder für das Militär überhaupt bei vorfallenden Volksauflaufen und Tumulten.

VIII. Kap. Verhalten des Militärs überhaupt, und des kommandirenden Offiziers insbesondere, bei militärischen und bürgerlichen Executionen und Hinrichtungen.

IX. Kap. Pflichten einzelner Posten oder Schildwachen.

X. Kap. Nothwendigkeit der Patrouillen und ihr Verhalten.

XI. Kap. Nothwendigkeit der Fertigkeit eines Offiziers schriftliche Aufsätze zu machen.

XII. Kap. Vorschriften zu Meldezetteln, Rapports und zu Berichten bei ausserordentlichen Fällen auf Wachen.

II. Hildts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten. 1802. Monat August

hat ausser mehreren kleinen Nachrichten folgende bedeutende Aufsätze: 1) Beytrag zu Gregor von Berzeviczy's Abhandlung über Ungarns Commerz und Industrie; 2) Resultate über die neuesten Erfindungen in der Lohgerberei; 3) Handels- und Waarenkunde der Rindshäute; 4) Kurze Darstellung von den Zustand der Französischen Handelsgesellschaft nach Ostindien im Jahr 1789; 5) Manufactur in England, in Umarbeitung des gedruckten und geschriebenen Papiers; 6) Karlsbad in Böhmen.

Der ganze Jahrgang kostet monatlich in allen Buchhandlungen und wöchentlich auf allen Postämtern 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

III. Herabgesetzter Preiß der Erlangischen Literatur-Zeitung.

Ein vollständiges Exemplar der Erlangischen Litteratur-Zeitung vom Jahr 1799. bis Juny 1802. wird um den dritten Theil des Verkaufpreißes, statt 21 Rthlr. oder 41 fl. 45 kr. für 7 Rthlr. oder 13 fl. 45 kr., die Jahrgänge 1799. 1800. und 1801. (der halbe Jahrgang 1802. macht eine Ausnahme) werden einzeln um die Hälfte des Verkaufpreißes, statt 6

Thlr. 4 ggr. oder 11 fl. für 5 Thlr. 8 ggr. oder 5 fl. 30 kr. gegen baare Zahlung bis zur Ostermesse 1803. abgegeben.

Erlangen am 29. August 1802.

Palthersche Kunst- und Buchhandlung.

IV. In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel, oder die sieben am Tempel zu Mekka aufgefangenen arabischen Gedichte. Uebersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von A. Th. Hartmann, Prorektor. gr. 12. geheftet 18 gr.

Münster in Westphalen im August 1802.

Peter Waldeck.

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1802.

I.

Gedichte.

1.

Stimme der Zeit *).

Veilchen, wie ihr dieß Jahr blühtet auch ungepflegt,
Wie die Roſenzeit dann folgt und der Nelkenflor,
Wie ſo ihr jedem Jahr des Lebens
Brachtet den duftenden Horenkranz!

*) Den durch Jahre und Verdienſte ehrwürdigen Greis, den Verfaſſer dieſes Gedichts, kennt nicht bloß im engern Kreiſe ſein einſt glückliches Vaterland: ganz Teutſchland, oder vielmehr alle Völker Teutſcher Zunge, ehren in ihm einen ſeiner geprüften Schriftſteller und Theologen, nicht bloß im Buchſtaben, ſondern im Geiſte. Dieſer Geiſt iſt duldende, ſanfte Mäßigung, Oel in den Eifer, nicht ins Feuer, mil-

So verbürgt ihr mir treu Wurzel und Saame der
Aechten Tugend, die tief um ſich in Seelen greift,
In offenem Geſpräch und leiſem
Wohlthun knoſpet und Blume wird.

Sie, ſie dehn' auch die Bruſt Tauſenden heute noch,
Sie umlächle getroſt itzt auch das Wiegenkind,
Umſchlinge freundlich Knab' und Mädchen,
Zünd' auch ein Abendroth Alten an!

Welche, häßliche Schaar, Laſter-Verkünderin!
Dein verhexender Blick deutet auf Giſte nur;
Im kleinen Dorf, in jeder engen
Gaſſ' und den Plätzen der frohen Stadt.

Du wirſt dennoch gedeih'n, Recht und Liebſeligkeit
Deckt auch Regen und Schnee, ſchlägt auch ein Hagel dich
Der irrgewachſnen Leidenſchaften:
Deine Sonne hat Heilenskraft.

dernder Zuſpruch an die Aufbrauſenden von beiden Parteien. Freilich wird oft der ſo mitten inne ſtehende nur um ſo mehr verkennt und verläſtert. Aber dann lohne den Edeln im Schooße einer liebenden mit ihm erſtarkten Familie das unbetäubte innere Bewußtſeyn. nec civium ardor prava iubentium mente quatiet ſolida!

Sieh, es winket ein Land dir für erneu'te Kraft;
Immer langſt du mit Kraft hier an verwandte Kraft!
Verjüngſt dich heut, verjüngſt dich morgen,
Bauſt dein Reich, wo die Wahrheit herrſcht.

Durch ſie ſchließt ein Gebäu traulichen Edelſinns
Sich an's andre; dann fühlt ſelbſt die Natur ſich neu.
Verſchwiſterter gehn ſo die Seelen
Ihren Gang zur Unſterblichkeit.

Zürich. Tobler.

2.

Der Wald bei Ettersburg.

Gerne noch führt die Erinnerung hier den einſamen Wandrer,
Und erzählt umher ihm von vergangener Zeit.
„Siehſt du die Pfade die Waldung noch durchirren? Sie führten
Edele hochbeglückt einſt in der Muſen Geleit.
Ja, wie auf Pindus Höhen verſammelten hier ſich die Muſen
Freudig, Amaliens Huld feiernd mit Spiel und Geſang;
Und es horcheten rings die Dryaden verſteckt und verſanken
Still in den Nachgenuß ſchöneren Menſchengefühls.

Wandle mit mir durch die Schatten! Du findeſt nicht mehr die Sitze,
Wo in erquickender Kühl' ehmals die Edlen geruht.
Kaum noch erkennſt du die Pfade ſelbſt; es zerſtörete manches
Jahr ſie mit ſtürzender Fluth und mit verſchüttendem Laub.
Einſam zerfällt der Tempel auf weitumſchauender Höhe,
Und des verlaßnen Walds mooſige Hütte vermorſcht.
Lange verlernten die Echo umher die harmoniſchen Klänge,
Denen in feiernder Still' oft hier der Abend gelauſcht.
Siehſt du den Wald ſich noch auf erhabene Terraſſen eröffnen?
Schon verenget den Blick wuchernd Geäſt und Gebüſch.
Nicht unwillig empfängt die Natur die ſinnvolle Arbeit
Menſchlicher Kunſt; ſie erſtaunt fröhlich der ſchönern Geſtalt,
Und erkennt ſich vergnügt in bedeutſamen Wechſelgebilden,
Fühlt in des Menſchen Sinn einen beſeelenden Gott.
Aber die Zeit, ſie ſchwebet gefühllos über die Dinge
Alle dahin und umweht ſie mit verderbendem Hauch;

Denkmale ſchönen Herzens und glücklicher Tage, ſie kennt ſie
Nicht, fragt nicht, wo der Menſch ſüßere Freuden empfand;
Langſamer, ſchneller zerſtörend berührt ſie die holden Gebilde,
Und mit wuchernder Kraft folgt ihr die wilde Natur.
Doch ſie verſcheucht die Erinnerung nicht; auf immer verweilet
Dieſe an Stätten, die einſt edlere Seelen geliebt;
Sinnend ſieht ſie der Zeit verödenden Wandel, und blicket
Stillgerührt auf den Reſt glücklicher Vorzeit umher.
Auch dem ſpäteſten Enkel noch ſagt ſie: Nahe mit Ehrfurcht
Dieſen Schatten! ſie ſind ſchönem Gedenken geweiht.

L***r.

II.

Anrede an die wehklagenden Frauen.

(Aus der Babyloniſchen Keilſchrift überſetzt.)

Wer hat nicht neuerlich von der Babyloniſchen oder Perſepolitaniſchen Keilſchrift wenigſtens ſprechen hö-

ren? Sie kommt mit kleinen, die Hauptsache, wie es scheint, eben nicht sehr wesentlich verändernden Abweichungen auf den berühmten Monumenten von Tschelminhar oder Persepolis, auf vielen persischen Cylindern, und auf Backsteinen vor, die von Bagdad nach London, Paris und Berlin gebracht worden sind. Die Versuche eines Sylvester de Sacy, Tychsen, Münter und Hager, die darauf eingegrabene Schrift zu entziffern, sind bekannt. Des berühmten Orientalisten Hagers Abhandlung darüber ist im asiatischen Magazin neuerlich übersetzt und abgedruckt worden. Münter's so lehrreicher Versuch über die keilförmigen Inschriften von Persepolis (Copenhagen 1802) ist wahrscheinlich schon in aller Liebhaber Händen. Was aber die künstlichsten Dikvazionen bis jetzt nicht zu enträthseln vermochten, entdeckte durch eine sinnreiche Combinazion der Kufischen und Estrangeloschrift mit diesen keilförmigen Buchstaben, der durch seine Kenntniß des Orients, in Verbindung mit der Naturgeschichte, schon längst in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Generalsuperintendent D. Lichtenstein in Helmstädt, und gab davon zuerst im dießjährigen Braunschweigischen Magazin (Nro. 35 — 37) eine Nachricht, die als Vorläufer eines großen Werkes anzusehen ist, wozu ein erhabner Gönner die Keilschriftmatrizen jetzt verfertigen läßt. Der Herr Gen. Sup. wurde durch die Betrachtung der vom Hrn. Hager im Monthly Magazin, August 1802 zuerst publizirten

drücke von den Gegenſtänden empfangen; aber ſie waren nicht ſo lebhaft und von keiner ſo ſtarken Erſchütterung begleitet, wie bey denjenigen, welche, durch zärtlichere Werkzeuge und reitzbarere Sinnen zu den enthuſiaſtiſchen Künſten der Muſen beſtimmet, den zweydeutigen Vorzug einer zauberiſchen Einbildungs-Kraft und eines unendlich empfindlichen Herzens durch die Tyrannie der Leidenſchaften, der ſie, mehr oder weniger, unterworfen ſind, theuer genug bezahlen müſſen. Archytas hatte es dem Mangel dieſes eben ſo ſchimmernden, als wenig beneidenswerthen Vorzugs zu danken, daß er wenig Mühe hatte, Ruhe und Ordnung in ſeiner innerlichen Verfaſſung zu erhalten; daß er anſtatt von ſeinen Ideen und Empfindungen beherrſcht zu werden, allezeit Meiſter von ihnen blieb, und die Verirrungen des Geiſtes und des Herzens nur aus der Erfahrung andrer kannte, von denen das ſchwärmeriſche Volk der Helden, Dichter und Virtuoſen aller Arten aus ſeiner eigenen ſprechen kann. Und daher kam es auch, daß die pythagoräiſche Philoſophie, in deren Grundſätzen er erzogen worden war — eben dieſe Philoſophie, welche in dem Gehirne ſo vieler andrer zu einem ſeltſamen Gemiſche von Wahrheit und Träumerey wurde, — ſich durch Nachdenken und Erfahrung in dem ſeinigen zu einem Syſtem von eben ſo ſimpeln, als fruchtbaren und practiſchen Begriffen ausbildete; zu einem Syſtem, welches der Wahrheit näher zu kommen ſcheint, als irgend ein anders; welches die menſchliche Natur veredelt, ohne ſie aufzublähen, und ihr Ausſichten

babyloniſchen Inſchrift zuerſt auf dieſe Entdeckung geleitet. „Da mir, ſo erzählt er ſelbſt, dieſes Stück im May dieſes Jahrs zufällig in die Hände fiel; ſo bemerkte ich bald eine ſehr große Aehnlichkeit der Züge mit den alten arabiſchen Charakteren, die man von der ſchon längſt zerſtörten Stadt Kufa Kufiſch nennt, ingleichen mit den Agareniſchen oder dem alten Alfabet der Araber in Weſt-Afrika, dem ſogenannten Eſtrangelo, oder dem alten ſyriſchen Alfabet. Einzelne Wörter konnte ich faſt ſogleich leſen, andere entzifferte ich nach der Vorausſetzung, daß die Sprache arabiſch, und das Alfabet jenen obgedachten ähnlich ſey. Das Alfabet, welches ich auf dieſe Art herausgebracht hatte, verſuchte ich darauf zur Erklärung der perſepolitaniſchen Inſchriften anzuwenden, unter welchen die, welche bei Niebuhr mit den Buchſtaben C. E. L. bezeichnet ſind, dem babyloniſchen Charakter am nächſten kommen. Ich las dieß auch von der Rechten zur Linken, und fand, daß mein Alfabet verſtändliche perſiſche Worte gab. So lautete z. B. gleich die Inſchrift C. folgendermaßen: Der König und Fürſt, Befehlshaber aller Fürſten, Herr Saleh, Inaghis, der Sohn des Armerib, oberſter Statthalter des Kaiſers von China, Orcha-Saheb. — Dieſes verändert nun freilich die Anſicht jener ſo alt geglaubten perſepolitaniſchen Inſchriften gewaltig, und wird mancherlei Widerſprüche erfahren. Aber es iſt unmöglich, jene Entdeckung für ein bloßes Zuſammentreffen willkührlich errathener Worte zu halten, da

Herr D. Lichtenstein seine Behauptung durch fortgesetztes Erklären aller ihm vorkommenden Inschriften auf Steinen und Cylindern zu einer überraschenden Evidenz erhebt, und am Ende seiner Anzeigen schon das ganze Alfabet genau angiebt. Die Folgen, welche diese Entdeckung für die zur Geschichte der Kultur und Menschheit überhaupt so unentbehrliche Kenntniß des Orients haben muß, sind in der That kaum zu berechnen, und jeder Teutsche muß sich freun, daß eine solche Erfindung von einem teutschen Filologen grade jetzt, wo das Studium der orientalischen Sprachen und Alterthümer von England aus zum Modestudium gestempelt wird, mit so einfachen Mitteln gemacht wurde. Das nächste Resultat ist, die Folgerung, daß diese Babylonisch-Persepolitanische Keilschrift als das muthmaßlich älteste Alphabet bis jetzt bekannten Buchstaben Alfabete aufgestellt werden müsse. — Zu den merkwürdigsten Steinschriften in diesem Alfabet gehört die von Rassam ganz neuerlich in den so vielfach interessanten Monumens inedits bekanntgemachte Steinschrift, die Michaux mit nach Europa brachte. Da es gewiß auch viele Leser des Merkurs interessirt, diese bei einer jährlichen Todtenklage der Weiber an den Gräbern von dem Priester ausgesprochne und in Stein gegrabene Ermahnung kennen zu lernen: so ist sie hier aus jener vorläufigen Abhandlung noch einmal abgedruckt worden. Uebrigens theilte mir der scharfsinnige Verfasser auch die ganze Auslegung der symbolischen Fi-

guren, die in der Inschrift abgebildet sind; mit der ihm eignen Offenheit mir, und ich kann hier das Geständniß nicht unterdrücken, daß diese Erklärungen auf dasselbe Hauptresultat führen, das ich durch vieljähriges Forschen auf einem andern Wege gefunden zu haben glaube, nämlich, daß ein großer Theil der griechisch-römischen Mythologie durchaus nur aus der Idolatrie der Sabier und aus dem Orient erklärt werden könne, und daß es außer den etymologischen Deuteleien eines Bochart, Leklerk, Bryant, noch einen andern weit sicherern Weg gebe, um jene durch griechische Fabeleien entstellten Mythen zu entrathseln. Zu allen diesen Auflösungen wird jetzt im Stillen manches vorbereitet, was auf jene heilige Urfagen mehr als einen hellen Lichtstrahl werfen dürfte.

B.

Excerpt aus Hrn. Dr. Lichtensteins Abhandlung über die Keilschrift.

Eine sehr lange Inscription mit Keilschrift findet sich in Millin's Monumens antiques etc. T. I. Paris 1802, 4to Pl. VIII, et IX. Diese ist Aramäisch, oder wie man gewöhnlich irrig zu reden pflegt, Chaldäisch, und enthält eine Anrede des Priesters am Tempel der Todesgötter, worin er die bei den Grä-

fern ihrer Verwandten am Tage aller Seelen zur Wehklage verſammelten Leidträgerinnen zur Mäßigung ihres Kummers, zum Vertrauen auf die tröſtende Gottheit, zur Reinheit der Sitten und zur Häuslichkeit ermahnt.

Ich gebe hier von dieſem, genau von mir entzifferten Denkmale eine getreue, wiewohl etwas freie Ueberſetzung.

Leideträgerinnen, horcht auf mein Gebet!
Vor den Augen ſchwebt das Mißgeſchick uns allen,
Bei den Gräbern weilen, (wenn wir jährlich
Sie eröffnen) quälende Gedanken.

Und doch iſt die Heimkehr zu den Vätern
Schickſalswechſel, der uns Freiheit ſchenket;
Wann die Kraft der hohen Sternenheere
Uns entlöſt zu edler Freuden Erbtheil.
Zwar entſchlafen wir in jener Stunde
Die Azaſta weislich uns beſchieden,
Akems Mutter, der das Himmelsheer beherrſchet.
Doch zu neuem Leben werden wir erwecket,
Durch den Gnadenruf der Auferſtehung,
Die uns wieder heimführt und verſammlet
In die gränzenloſe Himmelswohnung.
Fern von quälender Gewiſſensahndung,
Fern vom Zorn der Götter und dem Kerker

Des Unfriedens, der mit ſtieren Blicken
Dich zermalmt, doch nicht dein Daſeyn endet.

Mit unzeit'gem Gram vor der Verweſung
Hat der Zorn der Gottheit dich verpeſtet.
Mit der Sehnſucht nie verſiegtem Kummer
Schärft ſie die Beſtürzung neuer Leiden.

Doch das Heer des Himmels tränkt mit Eſſig,
Um Heilmittel zur Geneſung auszuſpenden.
Trennt es gleich der treuen Freunde viele,
So vereint es ſie doch ewig wieder.
Es entziehet ſeiner Gnade Pfänder
Nur den Sterblichen zu ihrer Prüfung.
Jetzt will ich des Trauerfeſtes Pflichten
Und der Wittwen Gottesdienſt gebüeren.
Sucht ihr Troſt, ſo könnt ihr Linderung finden
Bei den Göttern, die der Menſchen treulich pflegen,
Die ſie zwar für kurze Dauer ſchufen.

Siehe, haben wir ſie nicht aus Frevel,
Durch berauſchten Freudendurſt betrübet?
Schrieen wir uns nicht mit Gotteslästrung heiſer?
Darum frißt ihr aufgeregter Grimm uns Sünder.

Eu'r Gebeul verräth vermeſſne Klagen,
Eures Hadern Trotz kränkt die Geſtirne.
Heimlich klagen iſt ſchon bitt're Sünde!
Die ſich abhärmt, bläſet Lärm zum Aufruhr.

Die sich ihr Gesicht vor Gram zerfetzet,
Brütet über Greuel der Empörung.

Klaggeschrei dient zur Verewigung des Harmes;
Ach! ihr werdet euch von den entschloßnen Göttern
Nichts als grause Ausrehrung ertrotzen.
Wer in tollen Schmerzen sich verlieret,
Der kömmt um. — Doch, wer Verlaß'ne tröstet,
Findet Huld bei allen guten Geistern.

Zärtliche Verehrung höh'rer, ew'ger Wesen
Ist das Mitgefühl der Trau'r um unsre Brüder;
Doch, wer die in Schmerz verlohrne Seelen
Bitter schmählt, rennt ins Gericht der Strafen.
Darum schwichtiget der Schwärmerinnen Scheiten!
Eure sanfte Warnung tröste die Gebeugten,
Die, des Grams zu pflegen, in die Oede fliehn.

Auf der andern Seite des Marmors (siehe Miblin pl. VIII.) steht folgende Fortsetzung:

Bändigt pflichtvoll eu'r vermeßnes Murren,
Steu'rt bescheiden eure Heftigkeit.

Kommt dann nun, erhebt die herbe Todtenklage,
Nach der Sitte dieses Trauerfestes.
Wenn der Sturm, der aus euch heult, verstummet,
Dann erst rührt uns euer Leid recht tief!
Dann erst billigen wir eu'r Gewimmer!

Zwar gerecht ſind treuer Sehnſucht Schmerzen;
Aber thörigt iſt ihr Uebermaaß.

Edelmüthig hängt eu'r Herz noch an den Todten,
Und verſchließet ſich zu ernſter Einſamkeit.
Immerhin mögt ihr im Stillen ſeufzen,
Euch mit Stolz des ſpröden Sinn's erfreu'n.
Wenn verliebte Buhler euch bereden,
Eures guten Rufs uneingedenk,
Der Geſellſchaft Freuden aufzuſuchen,
Theil zu nehmen am zweideutigen Gelächter,
Das die Sittenrichter zu Verdacht erweckt.

Ja, die Sucht, ſtets vor der Welt zu glänzen,
Iſt der Weibertugend offnes Grab.
Sie entſtellt an frechen Läuferinnen
Selbſt der Schönheit reichen Götterſchmuck.
Eingezogenheit empfiehlt des Weltlaufs Kunde;
O wie manche wird durch Männerliſt verführt!

Nun, wohlan! beginnt der Wehmuth Feyer;
Stimmet ein zum dumpfen Todtenſang,
Wir erlauben's. — Bei der Witwen Trauerreigen
Wanket nicht der Prieſter Feſtigkeit.
Hochbejahrt verachten wir der Trübſal Hitze,
Schon vorlängſt hat ſie uns taub gedörrt.
Darum mögen wir die Brandung bannen,
Die der Ufer Dämme zu durchbrechen droht;
Mögen alle ohne Unterſchied ermahnen,

Die ermüdet durch des Schickſals Schläge,
Widerſpenſtig ſeinem Joch entfliehn.
Sanft und weiſe müſſen wir euch warnen,
Mit der Götterweihe ernſter Stirn,
Als die Lehrer nach dem Prieſtereide,
Der uns billig hohes Anſehn giebt.
O, bedenkt es! Schwäche iſt das Loos der Weiber,
Nur zu oft ſeyd ihr bei eignen Fehlern blind.
Feierlich gebieten wir des Glaubens Sittenlehre,
Daß Gehorſam uns geleiſtet werde.
Wir ſind ſichre Bürgen eures Heils,
Bringet ihr nur eurer Hoffnung Frucht zur Reife!
Wenn wir euch hiezu mit Ernſt verbinden,
So verharſchet eures Kummers Wunde,
So vernarbet ſie zu feſter Zuverſicht,
Und der Leidenſchaften Hinterliſt erlieget.
Heilungsmittel eures bangen Seufzens,
Wie des fürchterlichen Zorns der Götter,
Sind die Tröſtungen der frommen Weiber,
Die mit treuem Eifer das Geſetz erfüllen.
Dieſe finden auch den Weg zu eurem Herzen;
Glaubet an der Ewigkeit Erſatzesfülle,
Flieht die neuerfundne Ketzerei,
Meidet ja des Abfalls ſchwere Sünde,
Und der Zunge kühne Läſterung;
Dieſes ſind der Sittenreinheit feſte Stützen.
Ja! ſeyd rein, ſeyd keuſch, ſeyd fromm und heilig!
Euren Männern weihet einzig treue Liebe!

III.

Ueber Thuiskon,

ein Heldengedicht in zwanzig Gesängen.

In Teutschland entstand und verging, in den letzten Jahrzehenden, so manche literarische Liebhaberei. Von der Siegwartischen Empfindelei bis zu der neuesten Räuberromanensucht, hatte fast jeder Tag seinen besondern Geschmack. Warum griff, seitdem Klopstock die längst verklungene Tolin wieder anstimmte, nicht auch der Geschmack an dem alten Bardenwesen einmal um sich? Einzelne standen freilich seit jener Zeit auf; tranken die Mimis statt der Hippokrene, und riefen statt des Apollo den Bragа an: aber sie fanden nie viele Zuhörer, während fast ganz Teutschland mit aufmerksamem und entzücktem Ohr an Lenoren, Pastagena, Donauweibchen und anderm Gesange hing. Umsonst wandte man sich an unsre Vaterlandsliebe, und stellte es ihr sehr ernstlich als etwas ihr Gebührliches vor, das Bardenthum und die altnordischen Götter liebzugewinnen, da sie die Götter und das Dichtungswesen unsrer heidnischen Urahnen wären: Teutschland fing dennoch nicht Feuer dafür. Und, beim Wodan! warum denn nicht? — Doch, es wäre nicht sehr weise, sich über die Gleichgültigkeit des Publikums (wenigstens des größern) gegen manches, wofür es vielleicht sich interessiren sollte, im Ernste zu är-

gern. Es iſt mit den Liebhabereien deſſelben wie mit dem Winde, wovon es heißt: du hörſt wohl ſein Brauſen, weiſt aber nicht, woher er kömmt, noch wohin er fährt; und das Publikum weiß es eben ſo wenig, und iſt ganz unſchuldig dabei. Es wird von ſeinen Liebhabereien wie vom Schnupfen befallen, und keine Vorſtellungen, wie verſtändig, vaterländiſch und nachdrücklich ſie auch ſeyn möchten, ſtecken es mit Geſchmack für Sachen an, wenn ſeine Diſpoſizion und Laune nicht eben damit zuſammenſtößt. Was aber insbeſondre unſre, für die altnordiſchen Götter aufgefordrte Vaterlandsliebe betrifft, ſo weiß ich nicht, in wiefern man ſich an dieſe, jenen zu Liebe, an die rechte Behörde gewandt hat. Wenn die Götter der nordiſchen Edda auch einmal in Teutonien, oder Alemannien, oder Germanien verehrt wurden; was haben wir, ſo wie wir ſeit manchem Jahrhundert in Teutſchland dichten und trachten, ihnen noch zu verdanken? Sie wurden unſerm Vaterlande und unſerm Leben längſt ſo fremd und unbekannt, als wären ſie nie die Götter unſerer Väter geweſen; auch würden ſie ſelbſt, wenn ſie heute nach Teutſchland zurückkehrten, uns ſchwerlich noch für Urenkel Thuiskons erkennen. Wir ſetzten uns, vom baltiſchen Meer bis auf die Alpen, aus einer Menge verſchiedener Völkerſchaften zuſammen. Bis wie weit ſollte denn unſre Vaterlandsliebe zurückreichen? Wer weiß, was für Götter vor der Sündfluth in Teutſchland angebetet wurden? Bis zu Sankt Kilian, Kolumban,

in beſſere Welten eröfnet, ohne ſie fremd und unbrauchbar in der gegenwärtigen zu machen; welches durch das Erhabenſte und Beſte, was unſre Seele von Gott, von dem Welt-Syſtem, und von ihrer eigenen Natur und Beſtimmung zu denken fähig iſt, ihre Leidenſchaften reiniget und mäſſiget, ihre Geſinnungen verſchönert, und (was kein ſo kleiner Vortheil iſt, als neunhundert und neun und neunzig Menſchen unter tauſenden ſich einbilden,) ſie von der tyranniſchen Herrſchaft dieſer pöbelhaften Begriffe befreyet, welche die Seele verunſtalten, ſie klein, niederträchtig, furchtſam, falſch und ſclavenmäſſig machen; jede edle Neigung, jeden groſſen Gedanken abſchrecken und erſticken, und doch darum nicht weniger von politiſchen und religiöſen Dämagogen unter dem gröſten Theile des menſchlichen Geſchlechts, aus Abſichten, woraus dieſe Herren billig ein Geheimnis machen, eifrigſt unterhalten werden.

Die zuverläſſigſte Probe über die Güte der Philoſophie des weiſen Archytas iſt, wie uns däucht, der moraliſche Character, den ihm das einſtimmige Zeugnis der Alten beylegt. Dieſe Probe, es iſt wahr, geht bey einem Syſtem von metaphyſiſchen Speculationen nicht an; aber die Philoſophie des Archytas war ganz practiſch. Das Exempel ſo vieler groſſen Geiſter, welche in der Beſtrebung, über die Grenzen des menſchlichen Verſtandes hinauszugehen, verunglückt waren, hätte ihn in dieſem Stücke vielleicht nicht weiſer gemacht,

Bonifaz, und andern Apoſteln Teutoniens vor Karl dem Groſſen, mag unſre Vaterlandsliebe zurück gehn! Dieſe heiligen Männer ſind uns nicht mehr fremd; ſie haben für uns ſchon etwas Väterliches und Vaterlandsmäßiges; ſie ſtehen am Eingang der Zeit und des Menſchenthums, die wir die unſrigen nennen dürfen, und über die wir zwar mit unſrer Gelehrſamkeit und Einbildungskraft, aber nicht wohl mit unſerm natürlich-vaterländiſchen Herzen hinausreichen können. Wenn wir nur unſer Herz in natürlicher Schlichtheit zu verſtehn und zu ſchätzen wüßten! es wird von keinen gelehrten Beweisthümern und luſtigen Fantaſiegebilden wirklich gerührt. Die altnordiſchen Götter liegen weder in dem Berührungskreiſe unſres chriſtlich-teutſchen, noch unſres heidniſch-teutſchen Herzens. Wenn wir auch gegen ein Heidenthum kindliche Dankbarkeit fühlen, ſo iſt es nicht gegen das nordiſche, ſondern das ſüdliche, welches von den Griechen und Römern auf uns kam. Dieſes half unſern Geiſt und unſer Schönheitsgefühl erwecken und bilden, und es hat unſern Geſchmack gewonnen. Der Olymp liegt uns näher als Walhalla, und Jupiter hat ſich um uns verdienter gemacht als Wodan. Die nordiſchen Götter kommen zu ſpät; das Beſte und Schönſte iſt ihnen weggenommen, und ſie haben keinen heimiſchen Heiligenſchein und Geiſt für uns; wir lernen ſie nicht mit Befreundung und Kindlichkeit, ſondern nur gelehrter Weiſe und kalt, als merkwürdige Alterthumsſtücke kennen, und ſie könnten uns

fernthalb auch die Götter der äußersten Hyperboreer gewesen seyn; sie haben ein bloß weltbürgerliches und menschliches Interesse für uns.

Aber mag die nordische Mythologie ein Gegenstand unsrer Vaterlandsliebe seyn dürfen, oder nicht: in schöne Kunstwerke aufgenommen und von dichtenden Geistern behandelt, wird sie ein Gegenstand des Geschmacks, und der Patriotismus hat ihr nur in so weit, als sie dem guten Geschmack zusagt, Beifall zu geben, oder er wäre, was sonst er auch seyn möchte, kein geschmackvoller Patriotismus. Aus Vaterlandsliebe kann ich, im Gebiet der schönen Kunst, dem Schönern nicht das minder Schöne darum, weil es vaterländischen Stoffes ist, mit gutem Geschmacke vorziehn. Die schöne Kunst hat kein besonderes Vaterland, und ein teutscher Dichter ehrt zugleich sein Vaterland und die gesammte Menschheit durch ein schönes Dichterwerk, möchte der Urstoff dazu, so wie zum Oberon, auch aus Guienne oder dem fernsten Austrasien hergeholt seyn. Wenn also der Verfasser des Thuiskon, der uns zu diesen Bemerkungen veranlaßte, in einer vorangeschickten Ode sagt:

Ich sing' aus Liebe zu der Nachwelt,
Und aus der Liebe des Vaterlandes: —

so kann dieses nur auf den wirklichen Kunstwerth seines Heldengedichts gezogen werden, und nicht darauf, daß

die heidnische Fabelzeit Teutoniens darin gesungen wird, welches für sich allein noch kein eigentliches Verdienst seyn würde.

Seitdem Teutschland mit der nordischen Mythologie bekannt wurde, und manche von unsern Dichtern Gebrauch von ihr machten, verlautete hier und da der Wunsch, die nordischen Götter- und Heroenfabeln in ein Heldengedicht verarbeitet zu sehen. Könnte der Norden nicht auch seine Ilias, oder dergleichen, erhalten? — Homer sang freilich seine Götter und Heroen zu einer Zeit, wo sie noch lebten und webten, die letztern nur nach etwas verjüngtem Maaßstabe. Seine Götter wandelten noch in der Natur umher, erschienen den Hörern seiner Gesänge noch sichtbar, oder begegneten ihrem Gefühl und Glauben; und seine Menschen wurden mit ihrem Leben aus der lebendigen Wirklichkeit um ihn her geschöpft. Er berührte alles Irdische und Ueber- und Unterirdische unmittelbar mit natürlichem Sinn und kindlichem Glauben, und seine Fantasie flog nicht über den Umfang beider hinaus. Eine Ilias der längst verschwundenen, und so unförmlichen, wüsten Fabelzeit des Nordens, in unsern Tagen bloß künstlicher Weise gedichtet? — Doch, dem menschlichen Genie ist alles möglich, wenn es sich selbst nur recht zu gebrauchen weiß.

Der Verfasser des Thuiskon machte sich die Aufgabe, den Stoff zu einem Heldengedicht zu erfinden,

in deſſen Handlung er die nordiſche Götterwelt, aus ihren alten Todesurnen poetiſch auferweckt, und belebt, aufnehmen und ins Spiel ſetzen könnte. Eine Arbeit, deren Uebernehmung einen Muth verkündet, der ſchon allein eines glücklichen Erfolges werth wäre. Auch athmet unſer Dichter in der That einen ſo hohen, ſtolzen und unverdroſſenen Muth, als zur Hervorbringung großer Werke vor allem erforderlich iſt; und dieſer Muth kommt ihm unverkennbar aus ſtarkem Gefühl und feuriger Einbildungskraft. Wenn nur zur Hervorbringung eines großen Werkes der ſchönen Kunſt nicht auch Geſchmack und großer Kunſtverſtand erfordert würden! Ohne dieſe kann jenes auch dem allerkühnſten Muth und der allergewaltigſten Fantaſie nicht ſo wohl gelingen, daß ſein Verfaſſer davon mit Recht ſagen dürfte, was Heindal, der wunderthätige Künſtler, im erſten Geſange Thuiskons von ſeinem Kunſtwerke ſingt:

— — — und wie die Sonn' aus dem Nachtmeer
Hebt ſich mein Meiſterwerk, von Strahlen umflogen des Nachruhms.

Wir haben erſt die erſtere Hälfte des Thuiskon erhalten; aber ſie iſt ohne Zweifel hinreichend, uns die Vorzüge und Gebrechen, womit dieſes Heldengedicht hervortritt, kennen zu lehren. Die Handlung deſſelben wird von dem Dichter in den erſten Verſen mit glücklicher Kürze ausgeſprochen.

Sing', o Braga, den Kampf des erhabenen Helden Thuiskon,
Wie er, dem Laster feind, und gehorsam dem winkenden Wodan,
Asiens Flur verließ, und ein Greis nach Germaniens Wäldern
Wanderte, sich und sein Volk zu retten vom drohenden Abgrund.
Ob ihn die Wog' umbraust, und Thor den flammenden Blitzstrahl
Schleudert herab auf sein Haupt; ob Eisgebirge voll Schrecken,
Und die empörte Natur, und alle Höllen des Todes
Niederstürzen auf ihn; — — er kommt in das Land der Teutonen.

Aber wie erfolgt diese Handlung in dem Gedichte selbst? und was für menschliche Karaktere werden darin aufgestellt?

Thuiskon, Fürst von Natolien, erhält durch Hermode (den Götterboten) von Wodan (dem obersten Gott) den Befehl, sein Land, welches, und Asien weit umher, eine Flut zu zerstören im Begriff sey, zu verlassen und nach Germanien zu schiffen, wo ihn die Krone erwarte, und —

— — „nach Jahrtausenden erst ein Cimbrischer Barde,
Kühn wie die baltische Woge," — —

ihn ſingen werde. — Eine gewiſſe Sündfluth hinter ſich, und vor ſich eine gewiſſe Königskrone, und einen Sänger ſeiner Thaten, — welch ein Held hatte da wohl zu klagen und zu zagen? Der unſrige! Thuiskon klagt, daß er in einem Alter, wo ihm „ein Aſchenkrug für den müden Gebeinſtaub genüge“ noch fortziehn und Heldenruhm erwerben ſolle, entſchließt ſich jedoch dazu, aber nicht ſeines ihn aufrufenden Ruhmes wegen, auch nicht aus Feindſchaft gegen aſiatiſches Laſter, die ihm der zweite Vers unſres Gedichts zuſchreibt, oder etwa, dem vierten Verſe gemäß, um ſein Leben vor der herſtürzenden Sündfluth zu retten, oder uns, ſeinen teutoniſchen Urenkeln, zu Liebe, denen, als Folge ſeiner Herrſchaft in Germanien, der Gipfel des Thatenruhms, der Wiſſenſchaft und der Kunſt verheißen wird (Seite 14, 26) — das alles kömmt bei ihm nicht in Anſchlag, ſondern er entſchließt ſich zu ſeiner Fahrt bloß, um Wodans Befehle zu gehorchen, herzlich betrübt zwar (Homer).

„Aber dein Wille iſt nicht des Menſchen irrer Gedanke;
Du biſt Wodan! und was du beſchließt, iſt unwandelbar ewig.“
(S. 28.)

So ſchwach hätte unſer Urahn, trotz ſeines Alters, nicht zu ſeyn brauchen. Oder meinte ſein Barde ihn

durch leidenden Gehorsam gegen Wodan erhabner zu machen, als durch selbständigen Heldenmuth für glorreiche Thaten und die Ehre seiner Nachwelt? — Aber weiter!

Thuiska, die Gattin Thuiskons, hört, an dessen Seite ruhend, (denn der Götterbote erschien dem Thuiskon in der Nacht) den Schluß seines Selbstgesprächs, wo von Kämpfen die Rede ist, und fragt mit tiefbekümmertem Herzen, was er vorhabe. Aber Thuiskon findet für gut, ihr Wodans Willen zu verschweigen. Er —

— — — — schonte der Silberlocke der Mutter,
Die für die Urne rief; er dachte der süßen Umarmung,
Und des stillen häuslichen Glücks, und der blühenden Kinder,
Die sie ihm alle gebar; er verschwieg den Willen von Wodan,
Der ihm zu fliehn befahl auf ewig Natoliens Sonne.
(S. 31.)

Eine zu gutherzige Schonung! Mutter Thuiska würde ohne Zweifel sich am besten gefaßt haben, wenn Thuiskon ihr gerade heraus gesagt hätte, daß es Wodans Befehl sey, Natolien zu verlassen, und zudem eine Sündfluth darüber einbrechen solle, worin sie ertrinken würden, wenn sie nicht gingen. Auch hätte

er ihr vielleicht mit guter Beiwirkung die Krone Germaniens vorhalten können, etwa mit demselben Verse, womit Hermode zu ihm sprach:

„Wandre! Wodan befiehlt's; Germanien reiche die Krone!"

Aber so, wie unser Barde es machte, wird Thuiska nicht geschont, sondern in unnütze Sorge und Angst gesetzt, indem sie nicht ersieht, wo Thuiskon mit seinem und der Seinigen Schicksal eigentlich hinaus will; und wir erhalten darüber, ohne Noth, viel hexametrischen Jammer, bis ihn die kommende Sündfluth mit unserm Noah und seinem Hause (von mehrerem Volke sagt unser Gedicht nichts) von Natolien, Gott weiß von welchem Hafen oder Ufer aus, ins mittelländische Meer fortfrühlt, wo wir Thuiskons Arche im Anfang des achten Gesanges schweben sehn.

Unsre Heldenfamilie wird überhaupt, von allen Seiten her, mit Jammer überladen, dessen Erfindung und Behandlung nicht immer geschickt sind, sie mit epischer Würde und rührendem Pathos vor ihren Urenkeln und Urenkelinnen aufzustellen. So kommen, im vierten Gesange, zwei Schwiegersöhne Thuiskons an. Halu, der eine, Fürst von Libanon, liebt die Mädchen, und Negab, der andere, Fürst von Persien, liebt den Wein.

Megab taumelte ſchwer heran mit wankender Ferſe;
Nie erblickte ihn nüchtern die Morgenſonne, der Mond nie.

(S. 192.)

Thusnelda und Norda, ihre Gemahlinnen, ſitzen, am Abend nach ihrer Ankunft, tief in der Mutter Halle,

Traurig und ſtumm, wie die Urne, von Winterflocken beſchneiet.

(S. 229.)

(Nach dieſem Vergleich ſollte man glauben, ſie wären ſchon greis vom Haar geweſen). Endlich beginnen ſie, mit beſonderem Zartgefühl und Pathos, ihre Eheſtandsklagen.

Und die zärtliche Norda, ihr Haupt aufhebend, ſie ſagte:
Theure Thusnelda! wie iſt die Wange dir bleich von der Thräne!
Wenn du an meiner Bruſt ausſchütten wollteſt den Kummer,
Der am Herzen dir nagt, die Felſenlaſt die erleichternd! ꝛc.
Und Thusnelda, die Edle, die Hochgeſinnte, die ſagte:

Norda! die blasse Wange ist mir von dem wan-
delnden Nachthauch
Bleich ꝛc.
Aber ich suche den Frühling auf deiner Wange ver-
gebens,
Und den Strahl der Freude im Aug', und den
steigenden Busen,
Aehnlich der Mayenknosp'; ein Wurm zer-
nagte die Blüthe.
(S. 231.)

Es war einmal eine Zeit, wo natürliche Empfin-
dung und natürlicher Ausdruck aus dem teutschen Mu-
sentempel als gemein und profan verbannt waren; es
ist schon lange her, und ich weiß nicht, ob dieser Ge-
schmack mit Ehren in unsre Poesie zurückkehren dürfte.
So läßt einmal Lohenstein seinen Antonius, in
der Tragödie, sehr tragisch ausrufen:

„Ach, Himmel, ach! wir sind, wir sind, wir
sind verloren!
Ach, Himmel, wir sind hin!"

Und die Damen zu Lohensteins Zeit hätten sich todt
geschämt, wenn sie in der Poesie ihre Gefühle anders
als in bilderndem Witz hergefröstelt hätten. Aber sie
hatten bei ihrer Unnatur doch meistens verständigern
Witz, als Norda und Thusnelda, welche, nach
obigen und andern Versen, ihr Leid etwas deutlicher aus-

macht, wenn er mehr Eitelkeit und weniger kaltes Blut gehabt hätte; aber so wie er war, überließ er diese Art von Speculationen seinem Freunde Plato, und schränkte seine Nachforschungen über die bloß intellectualischen Gegenstände lediglich auf diese einfältigen Wahrheiten ein, welche das allgemeine Gefühl erreichen kann, welche die Vernunft bekräftiget, und deren wolthätiger Einfluß auf den Wolstand unsers Privat-Systems so wol als auf das allgemeine Beste allein schon genugsam ist, ihren Werth zu beweisen. Es läßt sich also ganz sicher von dem Leben eines solchen Mannes auf die Güte seiner Denkensart schliessen. Archytas verband alle häuslichen und bürgerlichen Tugenden, mit dieser schönsten und göttlichsten unter allen, welche sich auf keine andre Beziehung gründet, als das allgemeine Band, womit die Natur alle Wesen verknüpft. Er hatte das seltene Glück, daß die untadeliche Unschuld seines öffentlichen und Privatlebens, die Bescheidenheit, wodurch er den Glanz so vieler Verdienste zu mildern wußte, und die Mäßigung, womit er sich seines Ansehens bediente, endlich so gar den Neid entwafnete, und ihm die Herzen seiner Mitbürger so gänzlich gewanne, daß er (ungeachtet er sich seines hohen Alters wegen von den Geschäften zurückgezogen hatte) bis an sein Ende als die Seele des Staats und der Vater des Vaterlands angesehen wurde, und in dieser Qualität eine Autorität beybehielt, welcher nur die äusserlichen Zeichen der königlichen Würde fehlten. Niemals hat ein Despot unumschränkter über

laſſen. — Unſer Dichter dichtet meiſtens nur über ſeine Perſonen, ohne ſich in ihre Seele hineindichten zu können; beſonders ſcheint dieſes bei ſeinen zartern Perſonen der Fall zu ſeyn.

Während Thusnelda und Norda unter ſich und mit der hinzukommenden Thuiska jammern, durchſchwelgen Aſiens Fürſten — worunter auch ein Fürſt vom Kaukaſus, Namens Bahal, iſt, ein frevelnder Götter- und Prieſterfeind — „laut die mondliche Nicht“ mit Bechern und Mädchen, und höhnen dabei die Söhne unſers Helden, Alemannus und Siegmar, ein Paar wackre und zükftige Jünglinge, mit einer Plattheit, die den koſtbaren Ausdruck zum Theil etwas zu ſehr vergißt. Unter andern ſpricht Halu, ſein Liebchen im Arm und einen ſchäumenden Becher in der Hand, über Siegmar S. 245.

Sehet, ihr Traubenzecher, wie ſtumm und ehrbar er da ſitzt!
Iſt er nicht liebenswürdig in wolliger Blume des Kinnes,
Die noch kein ſcharfes Meſſer von blühender Wange gemähet,
Wo es nicht Gänſeſpulen, die ſtatt des Bartes ihm wachſen? ꝛc.

Freund Halu wirft Siegmarn hinter ſeiner Hohnrede noch den Becherkranz an den Kopf: und unſer jun-

ger Held? will zwar dem Libanonsfürſten, zur verdienten Antwort, den Speer durch den Leib rennen, ſchon hebt er ihn auf.

„Aber er ſenkt' ihn und ſchwieg; doch ſein Blick war ernſt wie das Grabmal.“

Solche und andre Stellen Thiekons verdienen, bei der Erhabenheit, womit unſer Dichter faſt immer über die Natur und den guten Geſchmack dahinſtelzt, die Bemerkung, daß es für Geiſter, die ſich's zur Gewohnheit machen, die ſchöne Natur, ſo wie Heimdal (S. 16.), nur „auf der Himmelsburg, nahe an dem Angelſterne ſtehend,“ zu betrachten und über den Wolken zu fantaſieren, gefährlich iſt, ſich mit der Natur und Menſchlichkeit auf Erden befaſſen zu wollen. Sie fallen häufig erſtaunlich plump in dieſe herein, und haben ſo großſichtige Augen und ſo weitfühlige Hände, daß ſie nichts in ſeiner natürlichen Geſtalt ſehen und faſſen können. Alles wird ihnen zu ſeltſamer, greller, ekler Karikatur, und ihnen verſchwindet vor lauter Geiſt und Fantaſie aller richtiger Verſtand und Geſchmack.

Es geht hierauf wild her. Aſiens Fürſten ziehn nach ihrem nächtlichen Bacchanal, von ihren Trinkſchweſtern begleitet, gegen Tanfana, Wodans heilige Eiche, zu Felde (obgleich Negab, der Zecher, und Halu, der Lüſtling, übrigens gutgläubige Heiden

waren), rennen ihr die Lanze in den Stamm, und zerraufen ihre Zweige und Aeſte, bis Bahal, der fürchterliche Gottesverächter vonn Kaukaſus (der ſonſt auch nichts bei Thuiskon zu thun hatte), zuletzt zu ihrem Gipfel hinaufklimmt, ihn „mit umflammernder Rechten“ packt, und „wie ein heulender Sturm empor zu den Sternen ruft:

Wodan, ich ringe mit dir! — — und geſtürzt ſank' Trümmer die Eich' hin.“

Für dieſen titaniſchen Frevel, und für ihre übrigen Sünden, kommen Aſens Fürſten auch elendiglich, obgleich unter pausbäckigen Hexametern, ums Leben. Megad fällt noch, ohne ſeine Liebinne, Perſiens Trauben, wiederzuſehen, in Thuiskons Behauſung, von ſchwärzerlicher Lanze durchbohrt; Halu ertrinkt, ſein Liebchen im Arm, auf dem Libanon, den die Fluth verſchlingt, und Bahal erſäuft mit ſich allein auf untergehenden Bergtrümmern, auf welchen er Naturalſtereien plerrt, bis ihm der letzte Odem ausgeht. In dieſem Augenblick bekehrt er ſich noch.

Wodan, du biſt! rief er aus, und ſank hinab in den Abgrund.

(S. 432.)

Wer wollte einem jungen Dichter (und ein ſolcher iſt ohne Zweifel der unſrige) nicht gern verzeihen, wenn er, bei wirklich genialiſcher Anlage, noch nicht die

Grenzen fühlt, über welche hinaus das Schöne und Erhabne ſich ins Abgeſchmackte, Schwülſtige und Lächerliche verirrt? Der richtige, feinere Geſchmack wird der genialiſchen Kraft nicht angeboren. Es giebt unter den roheſten Menſchen viel genialiſche Kraft. Mancher genialiſche Kopf blieb ſein Lebenlang abgeſchmackt; aber mancher, der mit Chimären und Ungeheuern begann, brachte in der Folge ſchöne und wahre Meiſterwerke hervor, die ihm ſtrahlenden Nachruhm bei einer geſchmackvollen Nachwelt verſichern (denn an dem Beifall einer abgeſchmackten Nachwelt würde dem Meiſter der ſchönen Kunſt wenig gelegen ſeyn). Wenn nun aber junge Dichter, bei ihrem Mangel an richtiger Erkenntniß und richtigem Schönheitsgefühle, auf ihre Genialität hoch und breit ſich hinſetzen, und auf alles, was Norm und Studien heißt, mit Verachtung niederblickend, mit ihrem innern Weſen, wie's eben ſchwillt und brauſt, und mit ihren Werken, wie ſie eben daraus hervorgähren, ſich vergöttern und unſterblich preiſen: ſo werden wir dadurch befugt, ſie mit weniger Nachſicht zu beurtheilen. Solchen Muſenſöhnen kann nur etwas Strenge, oder gar nichts helfen.

Und nun zu den Göttern unſres Gedichts, die wir bisher über die Menſchen deſſelben vergaßen.

Ob wohl einem Dichter, dem die Menſchen mißlingen, die Götter wohlgelingen können? Warum

nicht? Es brauchten nur keine menſchlichen oder menſchenartigen Götter zu ſeyn. Es laſſen ſich z. B. Götter machen, die eigentlich nicht wiſſen, was ſie ſind und was ſie zu thun oder zu laſſen haben; mit ſolchen kann auch eine nebelnde, verſtandloſe Fantaſie ihr Spiel treiben. Oder man macht Götter aus Einem Gedanken, die zu ihrer ganzen Exiſtenz nur Einen Gedanken verlangen, durch und durch nichts als dieſer Eine Gedanke ſind, und ſich ewig um ſich allein herumdrehen. Es entſpringen Götter aus reinen Verſtandesbegriffen. Götter der Art ſind zwar menſchlich, in ſo fern ſie von Menſchen kommen und ein menſchlicher Gedanke ſind; aber ſie ſind auch nicht menſchlich) in ſo fern ſie, ihrer eigentlichen Natur nach, ohne menſchliches Herz und Gefühl ſind. Sie ſpringen dem Menſchen oben aus dem Kopf hervor, und ſind, wie der Begriff an und für ſich ſelbſt, unerweichbar und unzerbrechlich hart und trocken. Solche Götter wurden öfters gedichtet, und es iſt Verunreinigung ihrer Natur, wenn man ſie mit Gefühl aus dem Herzen zu verquicken ſucht. Je weniger plaſtiſchen Sinn der Mensch hat, deſto geneigter wird er zu ſolchen Göttern ſeyn. Die plaſtiſchen und humanen Alten hatten nicht gern mit ſo ſpröden und unbildſamen Göttern zu thun. An den Göttern erkennt man die Menſchen. Götter voll menſchlicher Natur (immerhin bei übermenſchlicher Kraft) und von pathetiſchem und beſtimmtem Karakter, laſſen ſich nur von Geiſtern, welche Menſchen mit Natürlichkeit und Ka-

rakter zu dichten vermögen, glücklich faſſen und behandeln. Homers Menſchen und Götter ſind von Einem Gepräge. Wer die Menſchen verpfuſcht, verpfuſcht auch die Götter, ausgenommen ſolche, die ſo wenig menſchlich wären, daß ſie auch gar kein Ichor oder unſterbliches Blut hätten, wie den olympiſchen Göttern durch die Adern fließt. Von dieſer Art möchte wohl der Wodan Thuiskons ſeyn. Wodan denkt immer nur ſich ſelbſt; mag Walhalla mit allen ſeinen Mitgöttern vergehn: er genügt ſich allein; er ſitzt mit ſich allein da, und wenn er einmal geht, ſo geht er (wie im Anfang des achten Geſanges) von ſich ſelbſt begleitet! Er iſt das Ideal der Selbſtler, der abſolute Egoismus. — Aber keine Kritik über die Natur der nordiſchen Götter! Mögen ſie in ihrem Urweſen ſeyn, was ſie ihrer Mythologie nach ſchon immer waren, oder erſt neuerlich wurden! Wir wollen nur ſehn, wie ſie in die Handlung unſres Heldengedichts verwebt ſind und dabei handeln.

Mit Thuiskons Schickſal iſt das Schickſal aller Götter Walhalla's verbunden; ſobald Thuiskon Holſtein erreicht, iſt's um unſre Götter und ihren Himmel geſchehen, und Wodan allein erhebt ſich aus dem Grabe des zerfallenen Götterweſens, als Allvater verklärt, ins ewige Lichtreich; oder, wie Hermode es (im erſten Geſange) ausdrückt:

Nach Walhalla's Sturz, — — — — —
(Trümmer entſinkt's, ſobald du die Schatzenreiche von Holſtein
Steigen ſiehſt auf den Hügel, und baltiſche Woge daher ſtrömt)
Wird aus der Glut Ruin aufſtrahlen ein heiliges Licht:reich,
Wo Allvater herrſchet, allein mit ſich ſelber im Urlicht,
Selig in ſich ꝛc.

Eine glückliche Verbindung der Götter mit unſerm Helden, um ſie alleſammt mit der lebhafteſten Theilnahme, deren jeder nur fähig war, in Thuiskons Vornehmen zu verwickeln! Es galt ihrer aller Daſeyn, Wodan ausgenommen. Mußten ſie ſo für Leib und Leben nicht alles Mögliche, wenn nicht auch das Unmögliche, aufbieten, um Thuiskons Fahrt von Natolien nach Holſtein zu verhindern? Sie gerathen auch, von ſeiner beſchloſſenen Abfahrt dahin unterrichtet, in der That in Bewegung, aber bloß, um (unter vielem Reden) zu erfragen, ob Thuiskon und ihr Untergang nicht zurückzuhalten ſey. Der Gott der Dichtkunſt ſingt mit eignem Munde dieſe Anfrage, im Namen Aller, an Wodan, mit ſtarkem Harfenklange, wie folgt:

Donnernder! Hocherhabner! Allmächtiger! Schrecklicher! Höchſter!

(Bei dieſem Hexameter, gut vorgetragen, hätten ihm wohl die Saiten zerreißen ſollen.)

Dem erzittern die Pole, ſobald ſein Odem ſie anhaucht.
Soll Thuiskon, der Greis, Natoliens Sonnengefild fliehn?
Kämpfen den Kampf mit ſich und allen Höllen des Todes,
Und, wann er Cimbrien ſchaut, Ruin hinſtürzen Walhalla?

Worauf Wodan, fürchterlich erhaben, mit einer Stimme, die „wie tauſend Donner erſchallt," erwidert:

„Kämpfen ſoll er den Kampf; es ſink' Walhalla! ich lebe."
Und die Götter erblaſſen wie Todesurnen des Meerſtrand (der Hölle).

(S. 217 f.)

Es ließe ſich viel über die nordiſchen Götter ſagen. War durch Wodans Ausſpruch, der ſeinen Mitgöttern das Todesurtheil zudonnerte, dieſen aller Muth zermalmt, ſo daß ſie mit unthätiger Verzweiflung ihr Ende erwarteten? Nein! ſie regen ſich noch, und ſollen ſich noch vor unſern Augen bewegen. Sie thaten alſo wohl, in rüſtiger Verzweiflung alles, was ſie vermochten, um

ihr Ende wenigſtens ſo weit als möglich hinaus zu toben und zu liſten? Nein! keiner raffte ſich in lebhaftes Selbſtgefühl und zu epiſcher Kraftthat zuſammen, um Thuiskons Reiſe aufzuhalten; ſie begleiten ſie vielmehr, ob ſie gleich auf ihr Verderben hinausläuft, mit guten Dienſten. Thor allein ſchleudert, aber doch nur aus anderm, älteren Groll gegen Thuiskon, zu ſeiner Zeit einen Blitzſtrahl auf ſein Schiff herab. Oder ſoll's mit den Göttern in der Folge noch kommen? Aber es hätte damit wohl ſchon kommen ſollen. Bis zu Ende des 10ten Geſanges machen, den Donnergott abgerechnet, Walhalla's Bewohner gar keine Anſtalt, etwas der Rede werthes für ihr Leben zu thun. Freilich, mancher von ihnen war nicht von ſehr rüſtiger Natur, z. B. Häner, der Gott des Tiefſinns, der immer in ſich vertieft war, Hoder, der Gott der Blindheit, Hlina, die Göttin der Menſchenfreundlichkeit, Geſione, die Göttin der Jungfrauenſchaft u. a. m. Hingegen Thir, der Krieger, Wale, der Bogenſchütz, Modi und Magni, Thors ungeſchlachte Söhne, (ihrem Namen nach vielleicht von einer alten Römerin gezeugt) u. a. m.? Aber die Noth hätte ſie alle in Harniſch jagen können. Auch die Taube wehrt ſich, ſo gut ſie kann. Ohne Zweifel waren für alle Götter, oder für ſo viele als genug waren, (denn unſer Gedicht verlangte eben nicht Alle) Geſchäfte zu finden. Sie ſind in Wahrheit für ihr Leben ſo ſchlaff und todt, daß ſie nicht lange mehr zu leben verdienen. Doch, die eigentliche Sache

iſt, wir ſollen ſchon zufrieden ſeyn, wenn die Götter im Thuiskon nur vorkommen, um beſchrieben zu werden. Sie müſſen ſelbſt ſich dieſes gefallen laſſen, und machen, um in ihrer mythologiſchen Fülle geſehn und beſchrieben zu werden, beſondre Ausgänge und Aufzüge; z. B. im zweiten Geſang, wo ſie ſich zu der obgedachten Anfrage aufmachen.

„Rettet Walhalla! Thuiskon entflieht; zur Verſammlung, ihr Götter!“

ruft Hermode in Walhalla's Thor. Vermuthlich vernahmen ihn die Göttinnen ſowohl als die Götter; denn er rief mit einer Stimme, die wie ein Alpendonner ſcholl. Aber es kommen erſtlich nur die Götter; dieſe ſollen wir zuerſt ſehen, und wie begleiten ſie erſtlich zur Frigga (der Götterkönigin), um dieſe auf ihrem abgeſonderten Throne kennen zu lernen; denn der Gang zu ihr iſt übrigens verlorne Mühe. Sie weiſet die Götter mit ihrer Frage an Mimer, den Gott der Weisheitsquelle Mimis. Auf dem Wege zu dieſem ruft nun Hermode auch das Volk der Göttinnen herbei, wie gut und ſchicklich ſie auch ſchon vor ihre Königin hätten mitgehen können.

„Eilet zum Mimer! Thuiskon entflieht; es fordert Walhalla!“

Die Göttinnen erſcheinen vor uns nach einander, und wir folgen dem Zuge zum Gott Mimer, um dieſen nebſt

die Leiber seiner Sclaven geherrschet, als dieser ehrwürdige Greis über die Herzen eines freyen Volkes; niemals ist der beste Vater von seinen Kindern zärtlicher geliebt worden. Glückliches Volk! welches von einem Archytas gergiert wurde, und den ganzen Werth dieses Glücks so wol zu schätzen wußte! -- Und glücklicher Agathon, der in einem solchen Mann einen Beschützer, einen Freund, und einen zweyten Vater fand.

Drittes Capitel.

Eine unverhofte Entdeckung.

Archytas hatte zwey Söhne, deren wetteifernde Tugend die seltene und verdiente Glückseligkeit seines Alters vollkommen machte. Diese liebenswürdige Familie lebte in einer Harmonie beysammen, deren Anblick unsern Helden in die selige Einfalt und Unschuld des goldnen Alters versetzte. Niemals hatte er eine so schöne Ordnung, eine so vollkommne Eintracht, ein so regelmässiges und schönes Ganzes gesehen, als das Haus des weisen Archytas darstellte. Alle Hausgenossen, bis auf die unterste Classe der Bedienten, waren eines solchen Hausvaters würdig. Jedes schien für den Platz, den es einnahm, ausdrücklich gemacht zu seyn. Archytas hatte keine Sclaven; der freye, aber sittsame Anstand seiner Bedienten, die Munterkeit, die Genauigkeit, der Wetteifer, womit sie ihre Pflichten erfüllten, das Vertrauen,

der Mimir, und die Nornen (Parzen) dazu, welche sich auch dort aufhalten, zu beaugenscheinigen; denn Mimer hat gleichfalls nicht die Antwort auf unsre Frage, ob er gleich alles weiß und ersieht. Er schickt uns weiter an Wodan; und so kommen wir endlich an den rechten Mann.

In gleichem Geschmacke kommt unsre Götterschaft, noch vollzählicher, im 6ten Gesange, zur Hertha (der Göttin der Erde) herab, welche an ihrem Festtage, auf einem Wagen mit Kühen bespannt, aus ihrem Tempel langsam hervorfährt. Es ist, als wenn die Götter und Göttinnen des Himmels der alten Mutter Erde an ihrem Geburtstage die Aufwartung machten, eins nach dem andern, wobei sie ihr, oder uns, zugleich gerne sagen, wer sie sind. Z. B.

Balder. Hertha, ich bin der Gott der Beredsamkeit ꝛc. (S. 316.)

Sudera. Hertha, ich bin die Göttin der Sittsamkeit ꝛc. (S. 311.)

Siona. Zärtlicher ist kein Wesen wie ich; ich bin nicht wie Sudera

Streng, ich liebe den Kuß, und trockne so gerne die Thräne

Von der liebenden Wang' ꝛc. (S. 314.)

Siona will sich als Göttin der ersten Liebe karakterisiren. Gott Odur, Gemahl der Liebesgöttin Freia, klagt, mit gelungner Natürlichkeit (die unserm Dichter von ganzer Seele anzuempfehlen ist), wie übel ein Mann, der eine schöne Frau hat, daran sey (S. 325) Auch erscheint der schon genannte Hoder, ein blinder Gott, und dabei ein Filosof, dessen sich, seine Blindheit abgerechnet, auch unser Zeitalter nicht zu schämen hätte. Er tappt herbei und beginnt (S. 327.):

Hertha, ich sehe dich, — obgleich mein Auge mir dunkel
Ist und von Ewigkeit blind ich bin; mein feineres Ohr sagt
Alles mir, und mein leises Gefühl, das schließt mir die Welt auf.
Ich entwickle sie selbst, und nur mein tiefer Verstand schaffe
Ordnung und Sonnenlicht in dem ungestalteten Chaos.
Wie ich bin ist die Welt, und ohne mich ist die Schöpfung
Todt und ein leeres Nichts; ich schaffe den Raum und die Zeit erst ꝛc.

Der Dichter Hoders vergaß, daß dieser Filosof von Ewigkeit blind war. Oder könnte ein Blindgeborner, Mensch oder Gott, der nie sah was Sehen

halliſchen Götterthum den Garaus zu machen eilt, iſt, verſtändiger Weiſe, ſchwer zu begreifen. Wir brauchen hierbei wenig die Mythologie zu fragen. Was dieſe auch fable oder nicht fable: ein Dichter hat die Freiheit, ſie mit Weisheit zu gebrauchen, und was ſie nicht hat ihr zu geben. Er iſt, von Apolls und Geſchmacks wegen, mit ſeinem Geiſt über alle Mythen Herr, und die Götter, die ſie ihm darbieten, liegen ihm, mit den Sagen von ihnen, nur als Stoff in ihren alten Kächern da, den er mit Verſtand und Schönheit bilden, aus- und umbilden darf und ſoll.

Das ungeheuerſte Stück der nordiſchen Mythologie iſt der Naſtrand, die Unterwelt der Verdammten. Sie beſteht aus neun weitgewölbten Höllen, wovon die letzte ſo grauſe Ungeheure hat, daß die Höllengöttin Hela ſelbſt nicht hineintreten mag. Unter andern wohnt hier der Wolf Locke, der, wenn er zu ſeiner Zeit den Rachen aufſperrt, Erde und Himmel, und dehnten ſie ſich auch noch über die Angeſterne hinaus, (S. 87.)

„Plötzlich in ſich verſchlingt; — ich bebe zurück dem Gedanken".

Und ich auch! — Dieſe Unterwelt wird von dem Sänger Thuiskons in hölliſche Bewegung geſetzt, und ſein Geiſt kommt dabei in ſein Element. Er zeigt da bei oft in der That wahre poetiſche Fantaſie und Kraft;

wenn ſie nur nicht mit zu großem Behagen auf mächtigen Eulenflügeln durch Nacht und Dämmerung, um gigantiſches Unweſen und wüſtes Nebelwerk, umherflögen! Wir haben die Dichtungskraft eben ſo wenig (oder eben ſo wohl?) zu poetiſchen Grausthümern, als die Heldenkraft zu Verwüſtungen der Welt erhalten. Das Fürchterlichſte ſteht uns indeſſen über die Hölle noch bevor; aber ſchon die erſte Hälfte Thuiskons hat Sachen, die ſchrecklich genug ſind. Wir heben jedoch hier nur ein Paar vorzügliche Stellen aus.

Als Bahal, der Götterfeind, Wodans heilige Eiche zu zerſtören ging, rief Hela ihr ganzes Reich zum Frohlocken über dieſe Freveltat auf.

— — — Die Todesgöttin des Naſtrand's
Stieg auf des Eisthrons Gipfel — es bebten die Höllengewölbe —
Sah durch der Erde Klüfte, und Bahal Tanfana nahen;
Lachte hölliſche Lach', und Siegesröthe beſtrahlte
Ihrer Wange Gerippe und die bleiche, fleiſchloſe Lippe,
Die wie ein gähnendes Grab Verweſung hauchte und Moder;
Sah von dem Thron herab die Myriaden der Nachtwelt,

Trübe Phantome, wie Nebel im Mondenſchimmer
gestaltet,
Welche der Abendwind erweckt und wie Geiſter
dahintreibt;
Schatten, die Kronen trugen, doch Kronen von
Staub! der Verzweiflung
Dolch in der Liebe rächenden Hand; Giftbecher von
Prieſtern
Dargereicht; die Wunde des Helden, ein ſchnei-
dendes Schlachtſchwert,
Blutig und roth, den Sieg um die Urne weinen
der Todten,
Alle in trauriger Schaar, vom Verbrechen feurig
gebrandmarkt.

(S. 258 f.)

Hela heißt (in einer Rede die, wie manche andre im Thuiskon zu weit hinaus und umher ſchweift) die Bewohner der Hölle auf die Oberwelt hinaus ſchwärmen, um Bahals Unthat mit anzuſchauen. Als die Verdammten den Schauplatz ihres vorigen Lebens wiederſehen, werden ſie von Gefühlen befallen, die unſerm Dichter Ehre machen.

Als ſie von neuem nun den Sternenhimmel erblickten,
Und die ſchlummernden Thäler beglänzt von dämmerndem Mondlicht;

Univ. Bibl. München

Fühlten den Frühlingsodem um ihre Wange, der duftend
Sie anhauchte, wie einſt im Blüthenhaine des Frühlings,
So ergriff ſie die Liebe vergangener Wonne. Satrapen
Wünſchten ſich Sklaven zu ſeyn, Monarchen (als) Bettler zu wandern,
Um das erfreuliche Licht der Morgenröthe zu ſchauen,
Und mit dem Abendſtern an Hertha's Buſen zu ſinken.
(S. 266.)

Wer dieſe Stelle allein von unſerm Gedicht geleſen hätte, ſollte nicht vermuthen, an wie unzähligen Stellen es Unnatur verſelt, und von Schwulſt und von Blaſen ſtrotzt und platzt. Aber ſo lange der Muſenberg ſteht, ſprudelte dort auch eine Quelle, Nebelgeiſter dampfend, die von jungen Dichtern ſehr oft, und zuweilen auch von älteren, mit der kaſtaliſchen verwechſelt wird. Ein Trünkchen daraus, und man ſingt ſchon (wie im Thniſkon) Unnatur wie folgende:

— — — Wie ſinget der Vogel ſein Brautlied
Hell an der Morgenſonne! wie buhlt des Schmetterlings Odem
Um den geöffneten Buſen der Nektarblume! Wie bräutlich
Ruhet die Schöpfung da in dem Arm des röthlichen Lenzes!

Und die Lilie stirbt

— — — — — wenn nicht die Biene
Sie mit Gesang umsummt; doch hört sie der
Sängerin Lieder,
Oeffnet sie willig den Busen ꝛc.

Oder man hört, im höhern Stil, „die Sonne Wodans Lob tönen,“ und „den Morgenstern sein Loblied vom Himmel singen.“

Noch ein Tränkchen, und nun „fliegen dem Morgensterne Sonnenstrahlen um die Schläfe, und Licht enträuft seiner Wimper,“ und „die Sonne jauchzt in dem Strahlenmeere der Lüfte: Wodan! mit Hochgesang.“ Auch „schallt von des Säuglings Lippe der heiligen Hymne Begeisterung durch das Thal.“ Und klangnachahmende Sechsfüßler überstürmen sich wie —

Und ihn umscholl wie dumpffortmurmelnd
der stürmende Nordsturm,
Flog um das Hochgebürg mit hohlem Odem
im Zorne.

Von dieser Quelle berauscht, überschluckt man sich im Heißhunger nach Bildern, vergißt eins über's andre, schlägt Widersprüche zusammen, fühlt vor lauter Ernst das Lächerliche nicht, sieht den Wald vor lauter

Blumen nicht, und — mit Einem Wort, man aber weiß.

Doch, die nordiſche Mythologie kennt uns ja gegen die Nebelgeiſter und den Ungeſchmack die Mimis, welche zugleich die Quelle der Weisheit und der Schönheit iſt; und der Sänger Thuiskons ſingt von ihr im Anfange unſres Gedichts:

Schon rauſcht golden die Mimis herab: mit der Flamme des Jünglings
Stürz' ich geflügelter mich in den Schönheitsquell der Begeiſtrung.
Jetzt, da dem Denker die Stirn aufglüht, ſo ſteig' ich mit Braga
Auch zu dem Quell der Weisheit empor, der Licht ihr herabträuft,
Daß Iduna den Apfel mir reich' ꝛc.

Nur tiefer in die Mimis hinein getaucht, als es für den Thuiskon, ſo wie er vor uns liegt, geſchehen iſt, tiefer! und ſoll's unſerm Dichter, ſo wie dem Wodan, da er einsmahls in die Weisheitsquelle tauchte, auch ein Auge koſten! dann könnte ihm ein Werk, des Apfels der Iduna (der Unſterblichkeit) werth, gelingen.

IV.

Fortgesetzte Nachricht über Ungarn.

Kurze Uebersicht der ungrischen Reichstagsverhandlungen in Preßburg *).

Die Hauptangelegenheit der ungrischen Nazion ist jetzt der Preßburger Reichstag. Auch Ausländer nehmen an demselben grossen Antheil, da er das Wohl einer ganzen Nazion betrifft, und große Reformen zum Zwecke hat. Eine kurze Uebersicht der wichtigsten Beschlüsse desselben, aus den Aktenstücken des Reichstags gezogen, dürfte daher auch den Lesern des teutschen Merkurs nicht unangenehm seyn. Aus den Aktenstücken, (welche in Preßburg sogleich öffentlich durch den Druck in lateinischer Sprache Stückweise bekannt gemacht werden) kann man leicht die Stimmung und die wechselseitigen Gesinnungen des Königs und der ungrischen Reichsstände sehn, deren Hauptzüge von Seiten des Königs Höflichkeit und unbegränztes Zutrauen, und von Seiten der Reichsstände treue Anhänglichkeit an

*) Ein weitläuftiger und umständlicher Aufsatz über diesen Gegenstand findet sich in Vosselts politischem Journal, von dem Verfasser dieser kurzen Uebersicht.

trauen, welches man auf ſie ſetzte, bewies, daß er Mittel gefunden hatte, ſelbſt dieſen rohen und mechaniſchen Seelen ein Gefühl von Ehre und Tugend einzuflöſſen; die Art wie ſie dienten, und die Art, wie ihnen begegnet wurde, ſchien das unedle und demüthigende ihres Standes auszulöſchen; ſie waren ſtolz darauf, einem ſo vortrefflichen Herrn zu dienen, und es war nicht einer, der die Freyheit auch unter den vortheilhafteſten Bedingungen angenommen hätte, wenn er der Glückſeligkeit hätte entſagen müſſen, ein Hausgenoſſe des Archytas zu ſeyn. Das Vergnügen mit ſeinem Zuſtande leuchtete aus jedem Geſicht hervor; aber keine Spur dieſes üppigen Uebermuths, der gemeiniglich den müſſiggängeriſchen Hauffen der Bedienten in groſſen Häufern bezeichnet; alles war in Bewegung; aber ohne dieſes lärmende Geräuſch, welches den ſchweren Gang der Maſchine ankündiget; das Haus des Archytas glich dem inwendigen Mechaniſmus des animaliſchen Cörpers, in welchem alles in raſtloſer Arbeit begriffen iſt, ohne daß man eine Bewegung wahrnimmt, wenn die äuſſern Theile ruhen.

Agathon befand ſich noch in dieſem angenehmen Erſtaunen, welches in den erſten Stunden, die er in einem ſo ſonderbaren Hauſe zubrachte, ſich mit jedem Augenblick vermehren mußte; als er auf einmal, und ohne daß ihn die mindeſte innerliche Ahnung dazu vorbereitet hätte, durch eine Entdeckung überraſcht wurde, welche ihn beynahe dahin gebracht hätte, alles was er ſah, für einen Traum zu halten.

den König, Großmuth, Bescheidenheit, und mitunter eine edle ächt-ungrische Freimüthigkeit, (welche die Rechte der ungrischen Nazion zu behaupten sucht) zu seyn scheinen. — Die nicht geringen Forderungen des Königs wurden von den Reichsständen sogleich ohne allen Anstand bewilligt, so daß der Kaiser selbst gestehn mußte, daß seine Erwartungen von der Bereitwilligkeit der Stände noch übertroffen wurden. Hingegen drangen die Reichsstände mit patriotischer Freimüthigkeit auf die Abstellung der Beschwerden der ungrischen Nazion: insonderheit aber drangen sie auf Handelsfreiheit, in welcher Hinsicht bis jetzt die Rechte der ungrischen Nazion sehr beschränkt und gehemmt waren. — Der König hob nicht nur andre Beschwerden auf, sondern versprach auch die Ertheilung der Handelsfreiheit, und machte bereits mit der erlaubten freien Ausfuhr des Getraides den Anfang. Man kann zuversichtlich hoffen, daß der Kaiser es nicht bei jenem kleinen Anfang wird bewenden lassen, sondern den Ungarn vollkommene Handelsfreiheit, auf die sie den gerechtesten Anspruch machen können, ertheilen wird, und daß ihn von seinem schönen, eines weisen und gerechten Regenten so würdigen Entschlusse, keine falsche Hofpolitik, keine Partheilichkeit für Oesterreich, die sich auf keine Weise rechtfertigen ließe, ableiten werde. — Doch nun wollen wir den wesentlichen Inhalt der ersten Reichsverhandlungen sehn.

I. Forderungen des Königs von der ungrischen Nazion, die im Curialstyl sogenannten Propositiones regiae.

Der König erinnert die Reichsstände, daß er bereits in dem Einladungsschreiben seinen Wunsch zu erkennen gegeben habe, das allgemeine Wohl des Königreichs Ungarn und der ihm einverleibten Nebenländer zu befördern und zu befestigen, welchen zu erfüllen, nachdem er durch die langwierigen Kriegssorgen in der Ausführung einige Zeit gehemmt war, er nun nach hergestelltem Frieden die zweckmäßigsten und wirksamsten, und zwar keine andre als gesetzmäßige Mittel anwenden wollte. Da nun Seine K. K. Majestät recht gut weiß, daß die ungrische Nazion ihrem nach den Gesetzen regierenden König nichts zu wünschen übrig lasse, das entweder zum Glanz, Ruhm und Zuwachs seines allerdurchlauchtigsten Hauses, oder zum allgemeinen Besten gehört: so nahm sie keinen Anstand, das gesetzmäßige Mittel des Reichstages zu ergreifen, um mit den Reichsständen über das gemeine Beste zu berathschlagen, und zwar mit desto größerer Hoffnung, da die in Europa durch den langwierigen Krieg und verschiedene unerwartete Nebenumstände erfolgten Veränderungen die größte Aufmerksamkeit erfordern. — Die Kriegskosten wuchsen so sehr, daß nicht nur die gewöhnlichen Einkünfte des königl. Aerariums nicht zureichend waren, sondern daß auch, trotz den von den getreuen

Völkern Sr: Majeſtät, beſonders aber den ihr von jeher theuerſten Ungarn bewilligten reichlichen Subſidiengeldern und dargebrachten freiwilligen anſehnlichen Kriegsbeiträgen, dennoch der König genöthigt war, Geld zu borgen. — Den Reichsſtänden kann es auch nicht unbekannt ſeyn, daß die öſterreichiſche Monarchie, und das Königreich Ungarn in Anſehung ſeiner politiſchen Lage nicht wenig geändert worden iſt; denn ob man auf die entriſſnen Provinzen ſieht, oder auf die Ausdehnung der benachbarten fremden Mächte, oder die Aenderung der Regierungsform und der politiſchen Verbindungen, oder die natürliche Beſchaffenheit der jüngſt beſtimmten Gränzen, ſo muß jedes patriotiſche Bürger angetrieben werden, auf gröſſere und die gewiſſeſten Vertheidigungsmittel und die Aufhebung der bisherigen Hinderniſſe des Vertheidigungszuſtandes zu denken. Zu jenem Zweck gehört nun vorzüglich eine gehörige Anzahl gut exercirter Truppen, die, ob ſie gleich hoch zu ſtehen kommt, doch auch im Frieden immer vollzählig ſeyn muß. — — Da nun der Ruhm der ungriſchen Tapferkeit allgemein bekannt iſt, ſo erfordert es jetzt die Vertheidigungsſicherheit des Königreichs Ungarn und der ganzen öſterreichiſchen Monarchie, mehr als jemals über die Completirung der ungriſchen Miliz zu berathſchlagen. Und dies iſt der erſte Artikel der königl. Forderungen.

2) Da dieſe ſtehende reguläre Miliz ſehr viele Koſten verurſacht, und die Bedürfniſſe der Monarchie jetzt

viele große Ausgaben erfordern, so wird den Reichsständen vorgestellt, daß sie durch Erhöhung der Contribution den Staatsbedürfnissen aufhelfen möchten; damit aber diese der contribuirenden Volksclasse nicht zu drückend würde, aber doch zugleich den Bedürfnissen des Staats, die von Ungarn die jährliche Summe von 2 Millionen Gulden fordern, abgeholfen würde, so wünscht Seine Majestät den Preiß des Salzes *) so zu erhöhen, das was nach Erhöhung der Contribution noch fehlen würde, durch den erhöhten Preiß des Salzes ersetzt würde.

In Ansehung der ersten Forderung erinnerte der König die Reichsstände, daß nach dem 66. Artikel des Dekrets von 1791 die gegenwärtige Rekrutirungsweise der Ergänzung der ungrischen Regimenter angemessen sey, daher auch durch einstimmigen Reichsschluß damals der königl. Deputazion aufgetragen wurde, über die schicklichste Art der Completirung zu berathschlagen.

In Ansehung der 2ten Forderung erinnert der König, daß bei der bis jetzt bestehenden Contribuzion der Zustand aller Klassen der ungrischen Einwohner blühender wurde, welches durch den gestiegenen Werth aller ungrischen Produkte, die größere Cirkulazion des

*) Der ohnehin nach den Gesetzen, namentlich dem 20ten Artikel des Dekrets 1791 zum königl. Majestätsrechte gehört.

Geldes im Reich, das Steigen des Preises der unbeweglichen Güter, der Zuwachs der Kultur und Nazionalindustrie erfolgt ſey, und was keines Beweiſes brauche. —

Zugleich wurde aber durch die numeriſche Vermehrung des contribuirenden Volks, welche theils durch die in ruhigen Zeiten ſich mehrende Volksmenge, vorzüglich aber durch die nach Ungarn durch reichliche Finanzausgaben erfolgten ausländiſchen Kolonien erfolgt ſey, zugleich das materielle Objekt der Contribution vermehrt. Die reſpective Contributionsforderung alſo, die verlangt wird, kann nicht wohl als Erhöhung angeſehen werden, ſondern vielmehr als eine andre Auflage für die neuen Kolonien. S. Majeſtät zweifelt daher nicht im geringſten, daß die Reichsſtände Ihre auf Billigkeit und Gerechtigkeit gegründeten Forderungen unterſtützen werden, und Ihr damit einen reichhaltigeren Grund geben werden, daß Ihr liebſtes ungriſches Volk feſt von der Glückſeligkeit des Reichs überzeugt ſey. —

Schlüßlich ermahnt der König die Reichsſtände, daß ſie die Gegenſtände, über welche ſie außer jenen angeführten, die zur geſetzlichen Gewalt gehören, noch berathſchlagen würden, mit Genauigkeit und allem Fleiße verhandeln, und innerhalb des von den Geſetzen

vorgeschriebenen Zeitraums von 2 Monaten, auf erwünschte Art beendigen möchten.

Im Namen Sr. K. K. Majestät.

Preßburg, d. 12. Mai 1802.

Ignatius Almasy.

II. Antwort der ungrischen Reichsstände. — Die im Curialstyl sogenannten Propositiones Statuum et Ordinum (Vorstellungen der Reichsstände). — Vom 22. Mai.

Nachdem die Reichsstände die Billigkeit und Nothwendigkeit der königl. Forderungen zugestehn, so bemerken sie in Ansehung der ersten Forderung, daß sie über die Complettirung der Truppen mit der Deputation, der dieses Geschäft durch den Reichstag von 1791 aufgetragen wurde, berathschlagen würden, so wie über Volkszählung (Conscription) die mit jenem Punkt in der engsten Verbindung steht; weil aber zu dieser Berathschlagung die Kenntniß des actualen Zustandes des Volks durchaus erforderlich ist, so bitten die Reichsstände den König zu verordnen, daß ihnen jene Kenntniß verschafft würde.

In Ansehung des zweiten Punkts bewilligen die Reichsstände die verlangten 2 Millionen fl.

Die Reichsstände bemerken nun, daß ihnen der König außer der Sorge für die äußere Sicherheit die Berathschlagung über die Erleichterung der Lasten des gemeinen Volks (plebs) aufgetragen habe, eine Sorge, die eines gütigen Königs höchst würdig ist. Sie sagen nun, daß sie zweierlei Sorgen in Ansehung des gemeinen Volks beschäftigen, eine, die blos dahin gerichtet ist, daß so viel möglich, die Lasten, die es tragen muß, erleichtert werden *); und eine andre, die ihnen mit dem gemeinen Volke gemein ist, daß Schaden verhütet und ein Mittel zur Erlangung von Kräften erreicht werde.

Das gemeine Volk leistet sowohl den im Standquartier sich befindenden als durchmarschierenden Soldaten Quartier und alles zur Transportirung Erforderliche. Damit demselben diese Last so viel möglich erleichtert werde, so werden die Reichsstände dem 6ten Artikel des Dekrets vom Jahr 1792 gemäß, über die Regulirung des Militairs und den Vertheidigungsplan berathschlagen und das Deputazionswerk vernehmen.

*) Es ist bekannt, daß der ungarische Edelmann alle Lasten seinen Bauern aufbürdet. Nichts desto weniger heißt er doch Repräsentant der Bauern auf dem Reichstage — dies ist er freilich, weil sie ihm Mittel zum Zweck sind, und er also dafür sorgen muß, daß die Abgaben nicht zu groß werden. —

Anm. d. Einsenders.

Durch die plötzlich verbotene Annahme der alten Banknoten (Bankozeddel) und der Scheidemünze, bei der Kontribuzion und den Kameralkassen, steht dem Volk ein groser Schade bevor und ist zum Theil schon entstanden. Die Reichsstände zweifeln nicht im geringsten, daß Se. Majestät aus guten Gründen bewogen wurde, statt der vorigen Banknoten andre einzuführen, und die alten jenseits der bestimmten Zeit zu verbieten. — Allein sehr viele verstanden unter den alten Bankozeddeln blos abgenutzte und zerrissene; daher kam es, daß der Werth von mehreren tausend Banknoten besonders in den Händen des gemeinen Volks blieb, wodurch dasselbe, wenn ihm nicht ein Aequivalent gegeben wird, sehr zu Schaden kommen muß. Gleiche Beschaffenheit hat es mit der Scheidemünze von 6, 12, 24 Kreuzern. — — Daher bitten die Reichsstände, Se. Maj. möge verordnen, daß sowohl die alten Banknoten, als jene Scheidemünze bei der Kontribuzion und den öffentlichen königl. Kassen angenommen oder mit einer andern Münze umgewechselt würden, und überhaupt zur Beförderung des Handels eine konvenzionsmäßige Münze von gutem Gehalt den Gesetzen gemäß eingeführet, und die davon abweichende nach und nach, aber doch je eher desto lieber, und ohne Nachtheil des Volks außer Umlauf gesetzt werde.

Die zweite Sorge betrifft die Vortheile und Beförderungsmittel der Kräfte der Nazion. — —

Damit Ungarn auch in Zukunft die öffentlichen Staatslaſten ohne Ruin des Volks zu tragen im Stande ſey, ſo muß nach Wegräumung aller Hinderniſſe und der dabei obwaltenden Mißbräuche die Freiheit der Ausfuhr der Produkte und der Austreibung des Viehs, ſowohl gegen die Meere und die dem Scepter ſeiner Majeſtät unterworfenen übrigen Provinzen, als auch gegen alle ausländiſche Reiche, durch ein öffentliches Geſetz begründet werden.*) — — Was die übrigen erblichen Provinzen anlangt, ſo bitten die Reichsſtände Se. Majeſtät eine Kommiſſion zu verordnen, welche noch während dieſes Reichstags mit den Deputirten der Reichsſtände über die Begünſtigungen berathſchlage, welche zur Beförderung der ungriſchen Induſtrie ohne reellen Nachtheil jener Provinzen, ja in manchen Stücken zu ihrem Vortheil, bewilligt werden könnten **). — —

*) Die von den Reichsſtänden angeführten Gründe erlaubt mir nicht die Kürze, auf die ich mich bei dieſem Aufſatz beſchränken muß, anzuführen; allein in dem erwähnten Aufſatz bei Poſſelt ſind alle Worte der Reichsſtände angeführt. Die Billigkeit jener Forderung der ſouverainen ungariſchen Nazion iſt aber ſchon von ſelbſt einleuchtend —

Anm. d. Einſenders.

**) Wem wird hier nicht die Beſcheidenheit der ungriſchen Reichsſtände, bei ihrer gerechten und billigen Forderung, und ihre Großmuth gegen die Nachbarn

Schlüßlich bemerken die Reichsstände, daß sie, da sie Se. Majestät ermahnte, mit der Zeit zu sparen, sich die Deputazionsarbeiten würden vorlegen lassen, und sowohl aus jenen als andern Forderungen und Beschwerden der Unterthanen diejenigen, die keinen Aufschub leiden, von jenen, die auf eine bequemere Zeit verschoben werden könnten, absondern würden. —

III. Replique des Königs auf die Antwort der Reichsstände.

Der König erklärt, daß er die Erklärung der Reichsstände von der Bewilligung seiner Forderungen mit besonderm Wohlgefallen aufgenommen habe, und als einen neuen Beweis der Anhänglichkeit der ungrischen Nazion an ihren König ansehe.

Damit die erste Forderung in Ansehung der Completirung der Regimenter desto gewisser und eher erfüllt werden könnte, so hat Se. Majestät eingewilligt,

der ungrischen Nazion — die Oesterreicher (deren Betragen in diesem Punkt, wie die Geschichte gelehrt hat, so äußerst abstechend ist) auffallen? — Man vergleiche in dieser Hinsicht (über die Hindernisse des ungrischen Handels von Seiten Oesterreichs) die freimüthige und gründliche Handelsstatistik des Herrn Gregor von Berzeviczy, in der teutschen Uebersetzung „Ungarns Industrie und Kommerz“ Weimar, bei Gädicke. 1802. 143 S. 8.

Das Gynäceum war, wie man weiß, bey den Griechen den Fremden, welche in einem Hauſe aufgenommen wurden, ordentlicher Weiſe, eben ſo unzugangbar als der Harem bey den Morgenländern. Aber Agathon wurde in dem Hauſe des Archytas nicht wie ein Fremder behandelt. Dieſer liebenswürdige Alte führte ihn alſo, nachdem ſie ſich ein paar Stunden, welche unſerm Helden ſehr kurz wurden, mit einander beſprochen hatten, in Begleitung ſeiner beyden Söhne in das Innerſte des Hauſes, welches von dem weiblichen Theil der Familie bewohnt wurde; um, wie er ſagte, ſeinen Töchtern ein Vergnügen, worauf ſie ſich ſchon ſo lange gefreuet hätten, nicht länger vorzuenthalten. Stellet euch vor, was für eine ſüſſe Beſtürzung ihn befiel, da die erſte Perſon, die ihm beym Eintritt in die Augen fiel, ſeine Pſyche war! — Augenblicke von dieſer Art laſſen ſich beſſer mahlen, als beſchreiben — dieſe Erſcheinung war ſo unerwartet, daß ſein erſter Gedanke war, ſich durch eine zufällige Aehnlichkeit dieſer jungen Dame mit ſeiner geliebten Pſyche betrogen zu glauben. Er ſtutzte; er betrachtete ſie von neuem; und wenn er nunmehr auch ſeinen Augen nicht hätte trauen wollen, ſo ließ ihm das, was in ſeinem Herzen vorgieng, keinen Zweifel übrig. Und doch kam es ihm ſo wenig glaublich vor, daß er glücklich genug ſeyn ſollte, nach einer ſo langen Abweſenheit und bey ſo wenigem Anſchein, ſie jemals wieder zu ſehen, ſie in dem Gynäceo ſeiner Freunde zu Tarent wieder zu finden! Ein andrer Gedanke, der in dieſen Umſtänden ſehr natürlich war, vermehrte

ſeine

daß die Arbeiten der Reichsdeputation zur Hülfe, gezogen würden, in Anſehung der übrigen Erforderniſſe wird dieſelbe mit dem Palatin communiciren.

In Anſehung der Oblation von 2 Millionen neuer Contribution erwartet der König die beſtimmte Antwort der Reichsſtände von der Anordnung der Erhebung derſelben.

Der König erklärt ferner, daß ihm nicht minder angenehm ſey die Sorgfalt der Reichsſtände in Anſehung der Erleichterung des contribuirenden gemeinen Volks, und ſo wie er einwilligt, daß über die leichtere Art der zu beſorgenden einzuquartirenden ſtehenden und durchmarſchierenden Miliz und die in dieſer Hinſicht aufzuhebenden Exceſſe und Mißbräuche jeder Art, ohne irgend einer Laſt des königl. Aerariums nach dem Sinn des 67. Artikels vom Jahr 1791 berathſchlagt werde, ſo hofft er auch von der Billigkeit der Reichsſtände, daß ſie auch andre Quellen erfinden würden, aus welchen ohne Verletzung der Conſtitutionsgeſetze *) eine Linderung auf dieſe elende Menſchenklaſſe **) ſtrömen würde.

*) Die gewöhnliche Clauſel in ungriſchen Reichstagsbeſchlüſſen.

**) Eigene Worte des Originals, wo ſie auch mit Schwabacher-Schrift ſtehn.

Anm. d. Einſenders.

In Ansehung des Cours und der Annahme der Scheidemünze von 6, 12 und 24 Kreuzern, und der Banknoten, hat bereits Se. Majestät mit väterlicher Sorge darauf gesehn, daß der Schaden auf alle mögliche Art verhütet werde. —

Was aber die verlangte Beförderung des ungrischen Handels betrifft, so erklärt der König, daß er ohnehin keinen größern Wunsch habe, als denselben auf alle mögliche Art, und in sofern es die Beschaffenheit des Staats von Zeit zu Zeit zulassen wird, mit Begünstigung zu überhäufen, und zu was immer für einen Beweis hat Se. Majestät jetzt schon beschlossen, daß die Feldfrüchte jeder Art zu Lande und zu Wasser in fremde Länder sogleich frei ausgeführt werden können; ehe aber über einen Gegenstand dieses wichtigen Handelsgeschäftes irgend eine weitere Berathschlagung vorgenommen werden kann, so will Se. Majestät zuvor die näher bestimmten und spezifisch auseinander gesetzten Wünsche der Reichsstände vernehmen, worauf sie hernach ihre weitere Resoluzion ertheilen wird *).

*) Letzthin hat der Kaiser die den Ungarn ertheilte freie Ausfuhr des Getraides wider Vermuthen dahin modificirt und eingeschränkt, daß sie

1) nur in die unmittelbar an Ungarn angränzenden Länder, als die Türkei, statt haben soll.

Uebrigens, da die Reichsſtände ſelbſt einſehn, daß nicht alle Deputazionsausarbeitungen auf dieſen Reichstag zur Verhandlung vorgenommen werden können, ſo wünſcht Se. Majeſtät die Einrichtung der Juſtizkollegien zur beſtern Juſtizverwaltung; zur Befeſtigung des Nazionalkredits einen Wechſelcodex, die Verhandlung über die Wiſengüter, und einige Civilgeſetze, deren Beſorgung nöthiger zu ſeyn ſcheinen wird, auf dieſem Reichstage verhandelt zu ſehn. — —

Durch Seine Geheiligte K. K. Apoſtoliſche Majeſtät.

Preßburg, den 28. Mai 1802.

Ignatius Almaſy.

---

2) Daß ſie zu Waſſer blos aus den zu Ungarn gehörigen Häfen (!) geſchehn könne; und

3) Daß die gewöhnlichen Zölle, wie vorhin, bezahlt werden müßten, wobei in Zukunft auf kein Nationale Rückſicht genommen werden würde. — Alſo ungariſche Edelleute und Prälaten, die bis jetzt, wenn ſie Handel trieben, vom Zoll befreit waren, ſind demſelben nun bei der ertheilten freien Ausfuhr des Getraides auch unterworfen.

Anmerk. des Einſenders im Aug. 1802.

V.

Ueber die Pfalzbairiſche Nazional-bibliothek in München.

Man hat es oft mit einigem Befremden, ja wohl gar mit unwilligem Naſenrümpfen vernommen, wenn große öffentliche Bibliotheken, Muſeen und Kunſtſammlungen als Nazionalgüter angeſehen und dem Publikum ein wohlgegründetes Recht darauf zuerkannt wurde. Der preiswürdige und durch unerſchütterliche Beharrlichkeit das anerkannte Gute muthig fördernde jetzige Regent der Churpfalzbaierſchen Lande hat auch hierin, wie in ſo vielen andern Verordnungen, aus welchen überall Weisheit und Vaterſinn gegen ſeine treuen Unterthanen hervorleuchtet, jenem öffentlichen, auf wahre Vernunfteprinzipien gegründeten Urtheile auf eine ſo unzweideutige Art ſeine Billigung und Zuſtimmung gegeben, daß dieſer Umſtand wohl eine beſondere Bemerkung verdient.

Ueberhaupt ſind wir von der neuen Organiſirung der an Handſchriften, Incunabeln und wahren Seltenheiten ſo reichen Churfürſtlichen Bibliothek in München, unter einem Aufſeher, wie der verdiente und durch mehrere gehaltreiche Schriften auch im großen Publikum rühmlich bekannte Freiherr von Aretin iſt, noch manche literariſche Aufſchlüſſe und Berichti-

gungen zu erwarten berechtigt. Die oberste Behörde sorgt selbst mit väterlicher Pflege für ihre Bereicherung und Vermehrung *).

Aus beifolgenden Aktenstücken wird jeder einsehn, daß die Pfalzbairische Hofbibliothek durch drei fürstliche Reskripte als eine öffentliche Nazionalanstalt erklärt und mit der Akademie der Wissenschaften in Verbindung gebracht worden ist. Auf die letztere Zuschrift, die von letzterer an das Oberhofbibliothekaramt erlassen wurde, ist von Seiten der Hofbibliothek über alle Punkte die verlangte Erklärung mitgetheilt, und von dieser sodann ein weitläuftiger Bericht zur höchsten Stelle über die bessere Fundirung und Einrichtung dieses wohlthätigen Instituts erstattet worden.

Auch die baierischen Landstände sind aufgefordert, zur Unterstützung der neuen Nazionalanstalt beizutragen, welches höchst nothwendig ist, da bisher zur Anschaffung neuer Bücher nur 3 — 4000 fl. verwendet

*) Hieher gehört der vom 11. Juni d. J. an alle Klöster ergangene Befehl, bei schwerer Verantwortlichkeit aus ihren Bibliotheken keine seltne gedruckte Werke oder Handschriften ohne vorherige Einwilligung des geheimen Ministerialdepartements zu veräußern, oder gar ins Ausland zu verkaufen. Wie nöthig dürften ähnliche Einschärfungen grade unter den jetzigen Conjunkturen auch in mehrern geistlichen Staaten unsers Gesammtvaterlandes sein!

werden konnten, ein eigentlicher Fond aber bei der Hofbibliothek eben so wenig als bei der Akademie der Wissenschaften besteht.

Seit mehrern Jahren liegt ein kritisch ausgearbeitetes Verzeichniß der griechischen Handschriften zum Druck fertig — es hat aber bisher an Finanzquellen gefehlt, um ihn der Presse übergeben zu können. Der geschickte Unterbibliothekar Hardt, der Geschichtsforschern und Filologen durch seine Ausgabe von Pauli Chronicon bekannt seyn wird, hat diesen Katalog ausgearbeitet, dessen Bekanntmachung sehr zu wünschen ist. Auch ist Hoffnung da, einen jungen Gelehrten Namens Scherer, welcher einige Zeit im Orient gereiset ist, zum Custos der zahlreichen orientalischen Handschriften, worüber bisher noch kein Katalog verfertigt werden konnte, zu erhalten.

a) Auszug aus dem Regierungsblatt (1802. S. 37.)

Vermöge höchster Entschließung vom 3ten December 1801. worin Se. Churfürstliche Durchlaucht sich die weitere Organisazion der hiesigen Hofbibliothek, und die völlige Ausbildung dieses wichtigen National-Instituts vorbehalten, haben Höchstselbe einige provisorische Verbesserungen zu treffen geruht.

b) Regierungsblatt (1802. S. 107.)

Max. Joseph Kurfürſt.

Wir ſind auf das von Unſerm Oberhofbibliothekar-Amte unterm 4ten dieſes angegebene Gutachten gnädigſt bewogen worden, die von demſelben mit Einverſtändniß Unſerer Akademie der Wiſſenſchaften gewählten 2 akademiſchen Aufſeher in den Perſonen Unſers General-Landes-Direktions-Rathes Chriſtoph Baron von Aretin für das hiſtoriſche — dann des Direktors der hiſtoriſchen Klaſſe, J. Maximus Imhof für das philoſophiſche Fach hiemit gnädigſt zu beſtätigen.

Indem Wir dadurch den Grund zur beabſichteten Vereinigung Unſerer obengenannten Akademie der Wiſſenſchaften mit gedachter Hofbibliothek legen, ſo ſehen Wir nunmehr nach dem Antrage der Erſteren vom 22. December vorigen Jahres einem gemeinſchaftlich vorzulegenden vollſtändigen Plane dieſes Nationale Inſtitutes, dem Wir Unſere ganze Aufmerkſamkeit widmen, in möglicher Bälde entgegen. München, den 10ten Febr. 1802.

vidit Graf Morawitzky.

c) Die kurfürſtl. Akademie der Wiſſenſchaften hat mit vielem Vergnügen die Mittheilung jener kurfürſtl. höchſten Verordnung vernommen, nach welcher die kur-

fürſtliche Hofbibliothek bei ihrer neuen Organiſazion mit ihr in nähere Verbindung kommen ſollte. Auch ſieht ſie den ſehr zweckmäßigen Vorſchlägen des kurfürſtl. Geheimen-Raths und Oberbibliothekärs Herrn Biſchof von Cherſones mit Freuden entgegen, und wünſchet ſich Glück, nach dieſem Plane zu der Erzielung der Landesväterlichen Abſichten Sr. Kürfürſtl. Durchlaucht gemeinſchaftlich mitwirken zu können.

Sie ſieht alſo von nun an die getroffene Auswahl der beiden akademiſchen Aufſeher des Freiherrn von Aretin bei der hiſtoriſchen, und des P. Maximus Imhof bei der philoſophiſchen Klaſſe als den Vereinigungspunkt an; damit aber auch zugleich alle Mitglieder daran Theil nehmen können, ohne an der zweckmäßig bewirkten Vereinfachung etwas zu ſtören, haben ſich dieſe in der heutigen Sitzung einſtimmig dahin vereiniget, daß über alles, was auf dieſe Verbindung der beiden wiſſenſchaftlichen Inſtitute Bezug hat, in den akademiſchen Sitzungen künftig durch dieſe zwei akademiſchen Aufſeher der Vortrag geſchehen ſolle, und daß alſo auch, ſo oft ein Mitglied ein merkwürdiges, oder zu ſeinem wiſſenſchaftlichen Gebrauche nothwendiges Werk aus welch immer für einem Fache es wäre, verlangen wird, auch dieſes jedesmal durch den bei ſeiner Klaſſe ſtehenden Aufſeher auf den Vorſtand der Bibliothek gebracht werden ſolle, daß mithin die beiden Aufſeher als das beſtändige Organ zwiſchen dieſem und der Akademie angeſehen, und derwegen ſowohl zur Sicherheit der Biblio-

thek, als auch um der Akademie von den in ihren literarischen Arbeiten gemachten Fortschritten, und den merkwürdigen neuen Anschaffungen von Zeit zu Zeit Rechenschaft geben zu können, darüber ihre Tagebücher halten sollen.

Da die kurfürstl. Akademie der Wissenschaften durch diesen Vorschlag der beabsichteten Vereinigung die geeignete bestimmte Form und Richtung geben zu können glaubt, so wünscht sie nunmehr, daß von Seiten des Vorstandes der kurfürstl. Bibliothek die Sache nach dem durch die Mehrheit der Stimmen ihrer Mitglieder anbrute sich ergebenen Schlusse dahin eingeleitet werden möge, daß vor allem mit Zuziehung der zwei zu Aufsehern erkiesenen akademischen Mitgliedern der itzige Zustand der Bibliothek aufgenommen, die vor allem nothwendige Ergänzungen in allen Fächern ausgezeigt, die Mittel dazu in Anschlag gebracht, der Entwurf einer Instruction verfasset, und von all dem der Akademie Nachricht gegeben werde, um durch diese schwere aber auch unausweichliche Vorarbeiten einen vollständigen Plan dieses großen Nazional-Instituts gemeinschaftlich entwerfen, und die kurfürstliche Sanktionirung bewirken zu können.

München, den 22. December 1801.

Kurfürstl. Akademie der Wissenschaften.

Aug. Graf v. Törring Kleefeld, Präsident.

Westenrieder, Sekretär.

VI.

Nekrolog.

Michael Konrad Curtius,

Prof. in Marburg.

Einen ſchmerzlichen Verluſt erlitt unſere Univerſität durch den am 22ten Auguſt dieſes Jahrs erfolgten Tod ihres ehrwürdigen und allgeliebten Seniors, des Geheimen Juſtizraths und Profeſſors der Geſchichte und Beredſamkeit, Michael Konrad Curtius. Als gründlicher Gelehrter und als unermüdet-thätiger Lehrer und Geſchäftsmann, hat ſich der Verewigte bleibendes Verdienſt erworben, und über ſeinen ausgezeichnet-edlen ſittlichen Karakter herrſchte unter allen, die ihn kannten, nur eine Stimme. Selbſt ſein Aeuſſeres war Ehrfurcht-einflößend; das Alter hatte die ſchönen Züge ſeines Geſichtes nicht zu verwiſchen vermocht, und in ſeinem ganzen Benehmen herrſchte eine gewiſſe Würde. Eine, das Leben und den Karakter dieſes verdienten Manns ausführlich darſtellende Gedächtnißſchrift, die zugleich ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften enthalten wird, haben wir von der geſchickten Hand unſeres Hrn. Prof. Georg Fried. Creuzers

seine Verwirrung, und hielt ihn zurück, sich der Freude zu überlassen, welche ein eben so erwünschter als wenig verhoffter Anblick über seine Seele ergoß. Psyche sah nicht so aus, als ob sie eine Sclavin in diesem Hause vorstelle; was konnte er also anders denken, als daß sie die Gemahlin eines von den Söhnen des Archytas seyn müßte? Es ist wahr, er hätte eben so wol denken können, daß sie seine wiedergefundene Tochter seyn könnte; aber in solchen Umständen bildet man sich immer das ein, was man am meisten fürchtet. In der That errieth er die Sache aufs erstemal; Psyche war seit einigen Monaten die Gemahlin des Critolaus.

Unsere Leser sehen nun auf den ersten Blick, was für schöne Gelegenheit zu pathetischen Beschreibungen und tragischen Auftritten uns dieser kleine Umstand giebt — was für eine Situation! Den Gegenstand der zärtlichsten Neigung seines Herzens, seine erste Liebe, nach einer langen schmerzlichen Trennung unverhofft wieder finden; aber nur dazu wieder finden, um sie in den Armen eines andern, und was uns nicht einmal das Recht zu klagen, zu wüten und Rache zu schnauben übrig läßt, in den Armen unsers liebsten Freundes zu sehen! — Zu gutem Glück für unsern Helden — und für den Autor — waren diejenigen, welche in diesem Augenblick Zeugen von seiner Bestürzung waren, keine so passionierte Liebhaber pathetischer Auftritte, daß sie hätten fähig seyn können, an seiner Qual Vergnügen zu finden. Sie wollten sich ein Vergnügen daraus machen,

zu erwarten *). Einige flüchtige Züge ſeines Lebens wird man indeſſen hier einſtweilen nicht ungern leſen.

Curtius war gebohren zu Techentin im Mekl enburgiſchen, den 18. Aug. 1724, wo ſein Vater, Conrad Curtius, als Prediger ſtand. Nach dem Tode ſeines Vaters verheirathete ſich ſeine Mutter wieder mit deſſen Nachfolger im Predigtamte, Joh. Friedrich Aepin, und dieſer war es, durch welchen unſer C. ſeine erſte Bildung erhielt. Nachdem derſelbe den weitern Unterricht des Rektors Brandenburg und Konrektors Guldenzopf zu Parchim, und ſeit 1739 den Unterricht des Rektors Märk und Konrektors Dihnen zu Schwerin benutzt hatte, bezog

*) Sie iſt indeß unter dem Titel: Memoria M. C. Curtii, Academiae Marburgenſis juſſu ſcripſit G. Fr. Creuzer. 50 S. in 4 wirklich erſchienen und gehört nebſt des verdienten Henke trefflichem Elogium auf den Grafen von Veltheim (Helmſtädt 1802. 59 S. in gr. 4) zu dem feinſten in dieſer jetzt ſo ſelten werdenden Claſſe von Elogien, das mir ſeit langer Zeit zu Geſicht gekommen iſt, da es ſich auch durch einen ächt lateiniſchen Vortrag empfiehlt; eine unerläßliche Bedingung bei ſolchen Schriften, um deren willen ſie aber auch eben jetzt ſo ſelten als die ſchwarzen Schwäne ſind. — Möge der würdige Creuzer ſeinen Plan für die alte Hiſtoriografie ausführen! Er iſt ganz der Mann dazu.

er, wohlvorbereitet, im Jahr 1742 die Universität zu Roſtock, wo Engel, Joh. Dan. Aepin, Franz Alb Aepin, Joh. Peter Schmidt, Berg und Joh. Herm. Becker ſeine Lehrer waren. Nach vollendeten akademiſchen Studien, nahm er eine Hauslehrerſtelle bei dem Superintendenten Paul Rehfeld zu Stralſund an, bis ihn der Geh. Staatsminiſter Aug. Wilh. Frhr. von Schwichelbt zu Hannover, der ihn durch eine gelehrte Probeſchrift kennen gelernt hatte, die Bildung ſeiner Kinder anvertraute. Schwichelbt gab ihm mehrere Beweiſe ſeiner vorzüglichen Achtung. Unter andern übertrug er ihm einſt, während des ſiebenjährigen Krieges, zu einer Zeit, wo er von Arbeiten ganz überhäuft war, eine wichtige Relazion an den Herzog von Braunſchweig, welcher damals das verbündete Heer kommandirte. Eben ſo gewann Curtius das volle Zutrauen des um Göttingen unſterblich verdienten Miniſters Frhrn. von Münchhauſen, der ihn durch Schwichelbt kennen gelernt hatte. Er bekleidete ſeine Stelle in dem Hauſe des letztern bis zum Jahr 1759, wo er das Amt eines öffentlichen ordentlichen Profeſſors bei der Ritterakademie zu Lüneburg antrat. Noch in den ſpäteſten Jahren ſeines Lebens erwähnte er ſeines Aufenthalts in dem Schwichelbtiſchen Hauſe nie ohne ſüße Gefühle, und in ſeinem Zimmer hiengen die ihm verehrten ſchönen Portraits der ihm unvergeßlichen Schwichelbtſchen Familie. Zu Lüneburg lehrte er

Logik, Metafyſik, Beredſamkeit, Geſchichte, Erdbeſchreibung und das teutſche Staats- und Europäiſche Völkerrecht, ertheilte Privatunterricht in der ſchönen Literatur und im teutſchen und lateiniſchen Stile. Im Jahr 1767 erhielt er, nach des Hofr. und Prof. Geigers Tode, den Ruf als ordentl. Prof. der Geſchichte, Beredſamkeit und Dichtkunſt auf die Univerſität zu Marburg, mit dem Karakter eines Heſſiſchen Rathes, und im Mai des Jahrs 1768 trat er dieſe Stelle wirklich an. Um dieſe Zeit erſchien ſeine treffliche Schrift: „Commentarii de senatu romano sub Imperatoribus — post tempora everſae reipublicae ad noſtram aetatem. Halle 1768 und Genev 1769.“ zu welcher Schrift der Geh. Rath Klotz ſich unverlangt und ungebeten zum Vorredner anſdrang. Mehrere gelehrte Geſellſchaften nahmen nun C. zum Ehrenmitgliede auf; aber er ſuchte ſich auch mit der größten Gewiſſenhaftigkeit jeder dieſer Ehrenbezeugungen immer würdiger zu machen. Unter andern veranlaßte ihn der Umſtand, daß ihn die Braunſchweig-Lüneburgiſche Landwirthſchafts-Geſellſchaft zu Zelle zu ihrem Mitgliede aufnahm, zur Bearbeitung des Columella, den er unter dem Titel: „Luc. Jun. Moderat. Columella zwölf Bücher von der Landwirthſchaft, ins Teutſche überſetzt und mit nöthigen Anmerkungen verſehen (Hamburg und Bremen 1769)“ herausgab. Eben ſo las er bisweilen ein ökonomiſches Kollegium, um nicht mit

Unrecht ein Mitglied der Hessen-Kasselischen Gesellschaft des Landbaues zu heißen.

Seit dem Jahre 1759 war C. mit der Tochter des Propstes der Bärenburgischen Kirchen Joh. Friedr. Lüders, Modeste Christiane, verheirathet, und lebte mit dieser zwar kränklichen, aber sehr verständigen und achtungswürdigen Gattin bis zum J. 1790, in einer überaus glücklichen, wiewohl kinderlosen Ehe. Im J. 1789 erhielt er den Charakter eines Geheimen Justizraths, und im Jahr 1795 wurde er Primarius der filosofischen Fakultät. Das Amt eines Prorektors der Universität hat er zweimal, zur allgemeinen Zufriedenheit, verwaltet.

Vier und dreißig Jahre lang lehrte er mit unermüdetem Fleiße alle Zweige der Geschichte und Statistik, trug Erdbeschreibung, römische Alterthümer, Aesthetik, Encyklopädie der Wissenschaften, Oekonomie u. s. w. vor, und gab Anleitung zu einem guten lateinischen Stile. Dabei verrichtete er alle übrigen Universitätsgeschäfte mit der gewissenhaftesten Treue, versäumte, wenn ihn Krankheit nicht hinderte, nicht eine einzige Zusammenkunft des Senats oder des Kollegiums der Examinatoren, kannte die akademische Verfassung, Rechte und Gesetze so gut wie irgend einer seiner Kollegen, hielt die ihm als Professor der Eloquenz obliegenden öffentlichen Reden, während der langen Reihe

ſeiner Amtsjahre, unausgeſetzt, und die letzte Rede auf des Landgrafen Geburtstag am 3ten Jun. d. J. bei einem ſchon krankhaften Körperzuſtande, und aller Warnungen ſeines Arztes und ſeiner Freunde ungeachtet. Er blieb geſchäftig in ſeinem Berufe bis in die letzten Wochen ſeines thätigen Lebens. Seine Geſundheitsumſtände waren leidlich bis in ſein Alter; nur dann und wann wurde er von heftigen Gicht- und Steinſchmerzen geplagt. Seit dem letzten Frühlinge verſchlimmerten ſich jedoch ſeine Umſtände merklich; und wiewohl ſein Arzt und Freund, Herr Oberhofrath Michaelis, alle Mittel ſeiner Kunſt aufbot, um den würdigen Mann zu erhalten; ſo muſte dennoch ſein Körper zuletzt erliegen. Beſonders nahm in den letzten 12 bis 14 Tagen ſein Gedächtniß merklich ab, und dies muſte für ihn doppelt ſchmerzlich ſeyn, da er ſich ſtets durch ein ungewöhnlich-ſtarkes Gedächtniß ausgezeichnet hatte, ſo daß er in ſeinen Vorleſungen mehrmals ganze Stammtafeln mit allen Jahrzahlen aufs richtigſte aus dem bloßen Gedächtniſſe an die Tafel ſchreiben konnte. Dies und der Gedanke an ſeine nun liegenden Amtsgeſchäfte ſchwächte ihn mehr, als ſeine wirkliche Krankheit. Vier Tage nach ſeinem 73. Geburtstage, Morgens am 22. Auguſt, ſtarb der ehrwürdige Mann, und wurde am 24ten, Abends um 7 Uhr, begraben. Eine groſſe Anzahl ſeiner Verehrer, Amtsgehülfen und Freunde begleitete ſeine Leiche, und nach einer kurzen Vokalmuſik hielt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſeinem

unvergeßlichen Lehrer, Freunde und Kollegen eine kleine Rede am Grabe, worauf dieſe Feierlichkeit mit einer Vokalmuſik beſchloſſen wurde.

Curtius war ein Mann von den ausgebreitetſten und vielſeitigſten Kenntniſſen, und wirkte als Schriftſteller, als akademiſcher Lehrer und als Menſch wohlthätig auf ſeine Mitmenſchen. Um ſein zweites Vaterland, Heſſen, machte er ſich durch ſeine Geſchichte und Statiſtik dieſes Landes (Marburg 1791), ſo wie durch mehrere Programmen, vorzüglich verdient. Aber auch die Geſchichte der übrigen Europäiſchen Länder und die Literatur überhaupt erhielten durch ſeine, an kritiſchen Unterſuchungen und neuen Anſichten reichen, kleinen Schriften manchen reellen Zuwachs. Lang und rühmlich wirkte der Edle hienieden; er konnte ſeines vollendeten Tagewerkes ſich freuen, und ſah manche ſchöne Saat ſproſſen, deren Pflanzer er geweſen war. Alle ſeine Mitbürger gaben ihm das Zeugniß: „er war ein gelehrter und durchaus rechtſchaffener Mann, religiös, im ſchönſten Sinne, gerecht und wohlwollend, offen und unverſtellt.“ Sein ſtilles, friedſames und geräuſchloſes Leben, ſein Wirken ohne Prahlerei, ſein von aller Hinterliſt und Menſchenfurcht entfernter Sinn verdienen als Muſter der Nachahmung aufgeſtellt zu werden. Männer verehrten in ihm einen achtungswürdigen Gelehrten, Jünglinge einen liebreichen Vater und Freund, die Akademie verlor in ihm eine ihrer

vorzüglichſten Zierden, Wittwen und Waiſen ihren Beſchützer und Verſorger, und die beſſere Menſchheit einen ehrwürdigen Stellvertreter. Sein Geiſt lebt fort in ſeinen Wirkungen, und iſt, wie alles Wahre und Edle, mit dem Siegel des Unvergänglichen bezeichnet.

Marburg. K. W. Juſti.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Ueber die Aechtheit der erſiſchen Geſänge und beſonders der Lieder Oſſian's.

Edinburg, den 13. Sept. 1800.

Zu dem, was der wohlunterrichtete H. Alexander Campbell über die Aechtheit Oſſians und die übrigen caledoniſchen Barden aus guten Quellen in ſeiner inhaltreichen Reiſebeſchreibung durch Nord-Britannien bemerkt hat, kann ich Ihnen nun noch einige neue Thatſachen melden, die gewiß auch allen teutſchen Verehrern der Oſſianiſchen Geſänge ſehr angenehm ſeyn werden. Herr James Macdonald, der durch ſeine Anmerkungen zum Faujas de Saint Fond in der teut-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20653 / 422

schen Ueberſetzung und ſeine genaue Kenntniß der teutſchen Literatur bei Ihnen viel gekannt und geſchätzt iſt, fand dieſen Sommer bei einer Reiſe in die Hebriden *), ſein eigentliches Vaterland, an 20 Galiſche Handſchriften im Beſitz des Major Mac Lachan zu Kilbride, alle in galiſchen Lettern geſchrieben. Die jüngſte war von 1654 datirt, die älteſte auf altes Pergament ohne Anzeige des Jahrs, von Kennern aber ins 13te Jahrhundert geſetzt. In einem dieſer Manuſcripte, das am leſerlichſten geſchrieben war, fand Macdonald 162 Seiten über die Geſchichte des Stammes zu welchem Fingal gehörte (on the Fingalians), in allen Thatſachen mit den übereinſtimmend, was in den von Macpherſon publizirten Geſängen vorkömmt. Dieß Manuſcript war zu Dunſtaffnage Caſtle im Jahr 1603 geſchrieben. Ferner befand ſich unter dieſen ſchätzbaren Handſchriften eine gute Abſchrift von dem Treffen bei Lora, wie es Macpherſon herausgegeben hat. Dieß Gedicht war nach einer mündlichen Recitation im Jahre 1750 von Hr. Maclachan von

*) Der Titel dieſer für die Statiſtiker ganz unentbehrlichen Reiſe iſt: a Journey from Edinburgh through parts of North Britain, London, Longman. 2 Vol. in 4. mit 44 Aquatintkupfern (leider eine ſehr theure und unnütze Zugabe!) Die Stelle über Oſſian hat ſchon Hr. Hüttner in ſeinen gemeinnützlichen engliſchen Miszellen VIII. 3 S. 183. excerpirt.

B.

Blair in Athol nachgeſchrieben, der es dem ſammelnden Macpherſon mittheilte, wie ein dabei liegender eigenhändiger Brief Macpherſon's beweißt. In den übrigen Handſchriften befanden ſich nur einzelne poetiſche Bruchſtücke zwiſchen proſaiſchen Erzählungen. Die um die ſchottiſchen Alterthümer und Literatur ſo vielfach verdiente Highland Society wird dieſen Winter einige dieſer Handſchriften durch den Druck bekannt machen. In eben dieſem merkwürdigen Bücherſchatz fand Herr Macdonald auch das erſt in Galiſcher Sprache gedruckte Buch, im Jahr 1567 von Dolbeard Lesprevik zu Edinburg an John Carswell, Biſchoff der Hebriden, herausgegeben. In der Vorrede beklagte ſich der gute Biſchoff, daß ſeine Hochländiſchen Zeitgenoſſen (vor 250 Jahren) mehr Aufmerkſamkeit und Vorliebe zu den im Galiſchen geſchriebnen Geſchichten des Fingalſtammes hätten, als zu chriſtlichen Schriften oder zur Bibel. Dieß beweißt, daß es damals viel Galiſche Handſchriften geben mußte, und daß Oſſian's Geſänge vor faſt 300 Jahren den Hochländern nichts weniger als fremd geweſen ſind. Doch alle dieſe Handſchriften wurden in den Bürgerkriegen von Maria und Carl I. vertilgt. Des Major Maclachan Vorfahren hatten die Aufſicht und Beſorgung der Kloſterbibliothek von Icolmkill oder Jona, und retteten ſo einige wenige Handſchriften über die Geſchichte und Arzeneikunde zu ihrem eigenen Gebrauch. Daher läßt es ſich erklären, daß einer ihrer Nachkommen mehr Galiſche

chen, ihn zu überraschen; aber es würde grausam gewesen seyn, eine Tragödie mit ihm zu spielen, so glücklich auch am Ende die Entwicklung immer hätte seyn mögen. Die zärtliche Psyche sah etliche Augenblicke seiner Verwirrung zu; aber länger konnte sie sich nicht zurückhalten. Sie flog ihm mit ofnen Armen entgegen, und indem ihre Freuden-Thränen seine glühende Wangen bethauten, hörte er sich mit einem Namen benennen, der ihre zärtlichste Liebkosungen selbst in Gegenwart eines Gemahls rechtfertigte.

Wäre die Liebe, welche sie ihm in dem Hayn zu Delphi eingeflößt hatte, weniger platonisch gewesen, so würde die Entdeckung einer Schwester in der Geliebten seines Herzens nicht so erfreulich gewesen seyn, als sie ihm war. Aber man erinnert sich noch, daß ihre Liebe, so ausnehmend zärtlich sie auch gewesen war, doch mehr der Liebe, welche die Natur zwischen Geschwistern von übereinstimmender Gemüths-Art stiftet, als derjenigen geglichen hatte, welche sich auf die Zauberey eines andern Instincts gründet, von dessen fiebrischen Symptomen die ihrige allezeit frey geblieben war. Sie hatten damals schon ein sonderbares Vergnügen daran gefunden, sich einzubilden, daß ihre Seelen wenigstens einander verschwistert seyen, da sie nicht Grund genug hatten, so sehr sie es auch wünschten, die unschuldige Anmuthung, welche sie für einander fühlten, der Würkung der Sympathie des Blutes zu zuschreiben. Agathon befand sich also über alles was er hätte wünschen

können,

Manuſcripte beſitzen konnte, als vielleicht im ganzen übrigen Schottland befindlich ſind. Herr Laing, der neuerlich die Aechtheit Oſſians zur groſſen Freude der Engländer angegriffen hat, iſt in den ſchottiſchen Niederlanden geboren und verſteht gar kein Galiſch. Auch kaufen nur Engländer ſeine Abhandlung, während die Schotten über die Leichtgläubigkeit aller, die an dieſes Geſchwätz glauben, herzlich lachen. Denn was kann lächerlicher ſeyn, als Kritik über ein Gedichte, deren Urſprache er ſeinem Geſtändniß nach ſelbſt nicht verſteht? Herr James Macdonald, der jetzt Prediger zu Anſtruther ohnfern Edinburg iſt, beſchäftigt ſich mit Vergleichung der Handſchriften, die er auf ſeinem letzten Excurs in die Hebriden erhielt, und wird dieſen Winter einen Eſſay on Oſſian's Poems ausarbeiten, durch welchen hoffentlich alle Zweifel, wenn noch einige übrig wären, auf immer beſeitigt werden ſollen.

2.

Teutſche in London. Townley.

London, d. 14. Sept. 1802.

Der Hofrath und Profeſſor Huth aus Frankfurt an der Oder, ein allerliebſter und gelehrter Mann, iſt hier. Er kam blos, um mit Herſcheln die Sterne

zu begucken, und ſcheint völlig vergnügt mit dieſem Manne, wie mit ganz England, zu ſeyn. Der eigentliche Fauſt iſt auch noch hier, und ſeine Geſchäfte haben eine gute Wendung genommen. D. Bojanus aus Darmſtadt iſt in London eingetroffen, um die veterinäriſchen Anſtalten zu beſehen. Ein intereſſanter und gelehrter Mann iſt der D. Langsdorf, der nach fünfjährigem Aufenthalte in Portugall als Leibarzt des Fürſten von Waldeck, mit treflichen Erfahrungen bereichert hier angekommen iſt und über Paris nach Göttingen geht. Er ſteht bereits mit Herrn Cotta in Unterhandlung wegen eines wichtigen Werks. Der brave und gelehrte D. Domeier (der die geſchmackvolle Madame Bernhard *) ſo eben geheurathet hat), ſcheint auch hier bleiben zu wollen. Sie ſehen, das iſt ein Cirkel von Männern, dergleichen es nicht immer in London giebt.

Ich war bei Townley, dem gefälligſten und geſchmackvollſten aller engliſchen Alterthumsliebhaber, deſſen Haus im Weſtminſter unermeßliche Kunſtſchätze enthält. Gleich wenn man hereintritt, iſt die ganze Halle voll Antiquitäten; an der Seite ſind maſſive antike marmorne Becken mit maulaufſperrenden Köpfen eingemauert; es ſtehen Hermen, Statüen, Büſten u. ſ. w. da, und jetzt lag das Haus überdieß voll alter Finger,

*) Verfaſſerin einer unterhaltenden Reiſebeſchreibung durch England und Portugall, (Hamburg, Campe.)

Zehen, halber und ganzer Köpfe, Kranzleisten u. s. w., die so eben in ganzen Ladungen angekommen waren, und wofür unser einer keinen Heller geben würde. Aber das Parlour nimmt sich ganz anders aus. Da ist schon ein Theil des Museums und man sieht lauter herrlich erhaltene Statüen; dabei ist die Aussicht auf den herrlichen St. James Park so lieblich. Der gefällige Besitzer war eben mit kunstmäkelnden Franzosen umgeben, unter welchen der Britte stolz hervorragte. —

Unser wackrer Landsmann Ackermann macht in seinem Kunstrepositorium (so heißt sein reiches Kunstgewölbe im Strand Nro. 101.) täglich größere Geschäfte. Seine wasserdichten Tücher, Leinewande, Papiere gewinnen immer mehr an Ausbreitung und Vollkommenheit. Eben jetzt reist er selbst nach Dublin, um dort eine patentirte Waterproof-Fabrik zu errichten. Er ist selbst der liebenswürdigste Mann und die teutschen Kunsthändler sollten sich, statt daß sie in die Hände von englischen Mäklern fallen, die ihnen oft das Fell über die Ohren ziehen, weil sie sie für das nehmen was sie sind, (für E....), lieber gerade an ihren braven Landsmann wenden, der sie aufs billigste bedienen würde. Seine Farbekasten, Transparens, Schirme zu Fenstern und Kaminen, Zeichenbücher, sind die ausgesuchtesten in London, und man kann bei ihm alle Kupferwerke und Stiche, die nur in England erscheinen, um die ersten Preise haben.

3.

Galvaniſten in Paris.

Paris, den 2. Oct. 1802.

Eine Geſellſchaft von Naturkundigern, Chymiſten und Aerzten aus Paris haben hier eine neue Geſellſchaft unter dem Namen der Galvaniſchen Geſellſchaft geſtiftet. Ihr Zweck iſt, ſich einzig und allein mit dem Galvanismus zu beſchäftigen, alle bis jetzt über dieſe wichtige Entdeckung gemachten Verſuche zu wiederholen, neue Verſuche anzuſtellen, und beſonders den Galvanismus auf die Oekonomie des menſchlichen Körpers anzuwenden. Der Präfect des Seine-Departemens hat der Geſellſchaft in dem Oratorium in der Straße St. Honoré ein weitläuftiges Local einräumen laſſen, worin ſie theils ihre Sitzungen halten, theils ihre Verſuche anſtellen und wiederholen kann. Der jetzige Präſident derſelben iſt ein junger Arzt, Namens Nauche, der ſich mit vielem Erfolg mit Unterſuchungen über den Galvanismus abgegeben hat. Schon hat die Geſellſchaft einige Privatſitzungen gehalten; Nauche eröffnete dieſelben mit einer Rede über den Nutzen von Geſellſchaften, die ſich mit einem ſpeciellen Gegenſtande beſchäftigen, und daher ihn auf allen möglichen Seiten unterſuchen können. Unter den Mitgliedern befinden ſich faſt alle hieſige ausgezeichnete Gelehrten, die ſich mit Naturkunde beſchäftigen, unter andern Fourcroy, Cabanis ꝛc. In der nächſten Sitzung ſollen auswärtige Mit-

glieder ernannt werden; die Herren Ritter, Pfaff und Grapengiesser, sind für Teutschland einstweilen auf der Liste. Natürlich wird die Lilie der teutschen Hodöporiker, Herr Alex. v. Humboldt, nicht vergessen werden. — Es läßt sich aus allen Vorbereitungen erwarten, daß die Arbeiten dieser Gesellschaft den Galvanismus immer mehr aufklären und die Anwendung desselben auf die Arzneikunde besonders verfolgen werden *).

*) Mit Vergnügen werde ich Portofreie Mittheilungen und Aufträgen an diese Gesellschaft übernehmen. Es ist Sache der rasch fortschreitenden Menschheit!

B.

Verbesserungen.

In dem Aufsatz über die Dürer'schen Kunstwerke ꝛc. (N. T. Merkur v. J. 1802. 8. St. S. 268. fg.) haben sich folgende, den Sinn zum Theil entstellende Druckfehler eingeschlichen. S. 272. Z. 8. v. u. st. häufiger, l. seltener. S. 273. Z. 8. v. u. st. Leichname, l. Leichnam. S. 274. Z. 15. st. Bildetarbeit, l. Bildnerarbeit. S. 275. Z. 4. st. männliche schöne, l. männlich-schöne. Ebend. Z. 11. st. glaublosen, l. gläubige. S. 278. Z. 1. st. Bilderarbeit, l. Bildnerarbeit. S. 279. Z. 3. st. wollen, l. wallen. Ebend. Z. 7. st. einem, l. einen. S. 284. Z. 15. st. sacrae, l. sanctae. Ebend. Z. 2. v. u. st. Freuden, l. Freunden. S. 285. Z. 11. st. angestellt, l. angebracht. S. 287. Z. 15. st. neuen, l. neun. S. 288. Z. 2. v. u. st. nochmals, l. mehrmals. S. 295. Z. 13. st. des Herodes, l. der Herodias, (dieser Druckfehler kommt mehrmals vor). S. 296. Z. 1. st. frühzeitige, l. gleichzeitige. Ebend. Z. 7. v. u. st. diesen, l. diesem. S. 302. Z. 4. st. den letztern, l. dem letztern. S. 306. Z. 9. v. u. st. können, l. könne. Ebend. Z. 6. st. daran, l. daraus. Ebend. Z. 10. st. den, l. dem.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

10. Stück. October 1802.

I.

Vollſtändiges Lexicon
der
Gärtnerey und Botanik
oder
alphabetiſche Beſchreibung von Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländiſchen, ökonomiſchen, offizinellen und zur Zierde dienenden Gewächſe
von
Friedrich Gottlieb Dietrich.
Herzogl. Weim. Hofgärtner ꝛc.

Zweiter Band.

gr. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr. Sächſ. oder 5 fl. 24 kr. Reichscourant.

Allen Gartenfreunden, Botanikern, Apothekern und Oeconomen, werden wir mit der Anzeige, daß der zweite Band dieſes Lexicons fertig iſt, ein Vergnügen machen, und diejenigen, die dieß ganz vorzügliche Werk noch nicht kennen, verweiſen wir auf die Vorrede zum erſten Bande, von Hrn. Prof. Kurt Sprengel, Prof. der Botanik in Halle. Der dritte Band iſt bereits unter der

Presse. Wer noch als Pränumerant in irgend einer Buchhandlung antreten will, erhält jeden Band für 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 fl.

II.

Der Kaufmann
auf den
Messen und Märkten
oder
Unterricht für alle Meß- und Marktfranten sowohl für Ein- als Verkäufer,

wie sie sich auf diesen Stand vorzubereiten, was sie auf den Messen und Märkten zu ihrem Vortheile, zum guten Ein- und Verkaufe der Waaren, und überhaupt zur bessern Führung aller Meß- und Marktgeschäfte zu beobachten haben; nebst einer kurzen Geschichte der vornehmsten deutschen Messen, Angabe der bürgerlichen Einrichtungen in den Meßstädten, und einem alphabetischen Verzeichnisse aller Messen und der mehresten Märkte, welche in Deutschland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden. Größtentheils nach eigenen Erfahrungen bearbeitet

von

Ehregott Meyer
Herz. Sachs. Cob. Saalf. Commerzienrathe.

Zwey Theile

8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen.

Fast für jeden zur Messe reisenden Kaufmann ist diese Meßreise das wichtigste Geschäft im ganzen Jahre; sein Wohl und Weh für eine geraume Zeit beruht darauf.

Sollte daher diese wichtige Epoche nicht verdienen, daß darüber ein eigenes ganz ausführliches Werk vorhanden sey? Herr Commerz. Rath Meyer, bekannt als praktischer Kaufmann und als Verfasser des so gut aufgenommenen Frachtbuchs für Kaufleute, liefert hier, wie der Titel genugsam zeigt, ein solches Werk, worinnen keiner einen auf die Messe Bezug habenden Gegenstand vermissen wird. Dieß Buch verdient der Rathgeber und Begleiter auf allen Messen zu seyn, und ist besonders denen zu empfehlen, die zum erstenmale sich in das Gewühl von Menschen und Geschäften auf der Messe wagen. Kein Gegenstand, der an- oder unangenehm für den Kaufmann, von seiner Abreise von Hause bis zur Zurückreise, seyn kann, über den er sich Raths erholen will, es sey zu Bamberg, Botzen, Braunschweig, Breslau, Cassel, Frankfurt am Mayn, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Magdeburg, München, Naumburg oder Zurzach, ist übergangen, alles in diesen Orten auf den Handel Bezug habende ist angeführt, und selbst die Gelegenheiten zu Vergnügungen und die Speisehäuser sind angegeben worden. Ein Verzeichniß aller bekannt gewordenen Jahrmärkte, über deren Anfang man bisher manchen Calender nachschlagen mußte, beschließt dieß so nützliche Werk.

Der ganze Inhalt desselben ist folgender:

Erster Theil.

1. Warum sind unsere Messen das nicht mehr, was sie sonst waren? Und welches sind die sichersten Mittel, sie wieder empor zu heben, oder wenigstens für gänzlichen Sinken zu bewahren?
2. Verdient, oder hat der Besuch deutscher Messen einen so entschiedenen Vorzug vor dem stillen Commissions-Handel, daß er reitzen kann, den letztern zu verlassen und den erstern zu wählen?
3. Was soll jeder Kaufmann, und was muß besonders der Meßtraut nothwendig wissen und verstehen, wenn er auf den Namen eines rechtschaffenen Kaufmanns Anspruch machen, und die Messen mit Vortheil besuchen will?
4. Zu was für Zeiten, oder wenn soll man Messen besuchen?
5. Wie muß man sich zum Besuch einer Messe vorbereiten?
6. Von der Hinreise zur Messe.

7. Ueber Meß-Logis.
8. Ueber Meß-Läden und Gewölbe.
9. Ueber den Empfang der Meßgüter, von dem Frachtführer oder Fuhr- und Schiffleuten, und dem zweckmäßigen Auspacken.
10. Ueber die Meßhelfer ꝛc.
11. Von den Pflichten eines Kaufmanns gegen den Staat, Abgaben gegen die Obrigkeit, und von weiser Benutzung der besondern Meßfreiheiten ꝛc.
12. Ueber-Güter-Bestätter, Auf- und Ablader Schiebkärner, Meßträger, Kranen-Meister, Nachtwachen ꝛc.
13. Wie soll und muß sich derjenige Käufer verhalten, welcher Messen besucht, und doch nicht selbst eine fremde Sprache spricht?
14. Wie muß man es anfangen, sich und seine Handlung dem Meß-Publico zu empfehlen? Dann zugleich ein Wort über Meßschemas, Abgaben von Preiß-Zetteln, und Gebrauch des Gädickischen Fabriken-Addreß-Lexicons.
15. Ueber Börsen-Besuch, Courszettel- und Wechselmäkler.
16. Einige Vorsichts-Regeln bey Annehme von Wechseln oder Anweisungen, und über Zahltage.
17. Ueber nöthige Vorsicht beim baren Geld-Empfang.
18. Etwas über den Nutzen der Handels-Gerichte, besonders in Rücksicht auf Messen ꝛc.
19. Wenn kann, darf und soll ein Meßverkäufer creditiren?
20. Ist es wohl gut, wenn Verkäufer, um den Einkauf bestreiten oder vergrößern zu können, vor der Messe viel Geld dazu erborgen, und dagegen Wechsel auf sich selbst zahlbar, in der nächsten Messe abgeben.
21. Wie soll und muß das Betragen des rechtschaffenen Verkäufers bei guten Messen seyn?
22. Wie beträgt sich der redliche Verkäufer in schlechten Zeiten und Messen?
23. Ueber zweckmäßiges Einpacken und gutes Aufheben der übriggebliebenen Waaren.
24. Welches ist die beste Zeit für den Einkäufer, oder, wenn soll ein Einkäufer auf der Messe einkaufen? Ganz früh oder spät?
25. Ist es anzurathen, oder zu loben, daß ein Einkäufer bald hier, bald dort seine Bedürfnisse kaufe?

26. Wie beträgt ſich der rechtliche brave Einkäufer in guten, wie beſonders in ſchlechten Meſſen?
27. Auch ein paar beherzigungswerthe Worte, über das Verpacken und Verſenden der eingekauften Güter.
28 Ueber fahrende und reitende Poſten, Landkutſchen und Marktſchiffe, deren Ankunft und Abgang.
29. Einiges für Meßfremde, über Speiſehäuſer, Geſellſchaften und Vergnügungen in Meßzeiten ꝛc.
30. Ueber den Antritt der Rückreiſe ꝛc.
31. Von den Pflichten eines jeden Meßfranten bei ſeiner Nachhauſekunft.
32. Noch etwas über die entſchiedenen Vortheile ſo der Beſuch der Meſſen gewähret.

Zweiter Theil.

1. Skizzen von den vornehmſten deutſchen Meſſen, nemlich von Bamberg, Botzen, Braunſchweig, Breslau, Caſſel, Frankfurt am Mayn, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Magdeburg, München, Naumburg und Zurzach.
2. Der Kaufmann auf den Märkten.
a) über den Unterſchied zwiſchen Meſſen und Märkten.
b) Skizze der nothwendigſten geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften des ſogenannten Marktkrämers, über Krämer und handelnde Profeſſioniſten, Juden auf Märkten ꝛc.
c) Einige höfliche Bitten an alle Obrigkeiten, und dabey einige gutgemeinte Vorſchläge, dem Verfall der Märkte vorzubeugen, abzuhelfen oder ganz auszuweichen.
d) Alphabetiſches Verzeichniß aller Meſſen und Märkte, die in Deutſchland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden.
3. Regiſter der Namen und Feſte an welchen Meſſen und Märkte gehalten werden.

können, glücklich, da er, nach den Erläuterungen, welche ihm gegeben wurden, nicht mehr zweifeln konnte, in Psyche eine Schweſter, welche er nach der ehmaligen Erzählung ſeines Vaters für todt gehalten hatte, wieder zu finden, und durch ſie ein Theil einer Familie zu werden, für welche ſein Herz bereits ſo eingenommen war, daß der Gedanke ſich jemals wieder von ihr zu trennen, ihm unerträglich geweſen ſeyn würde. Nun meine zärtlichen Leſerinnen, mangelte ihm, um ſo glückſelig zu ſeyn, als es Sterbliche ſeyn können, nichts als daß Archytas — nicht irgend eine liebenswürdige Tochter oder Nichte hatte, mit der wir ihn vermählen könnten. Aber unglücklicher Weiſe für ihn hatte Archytas keine Tochter; und wofern er Nichten hatte, welches wir nicht für gewiß ſagen können, ſo waren ſie entweder ſchon verheüratet, oder nicht dazu gemacht, das Bild der ſchönen Danae, und die Erinnerungen ſeiner ehmaligen Glückſeligkeit, welche von Tag zu Tag wieder lebhafter in ſeinem Gemüthe wurden, auszulöſchen.

Dieſe Erinnerungen hatten ſchon zu Syracus in melancholiſchen Stunden wieder angefangen einige Gewalt über ſein Herz zu bekommen; der Gram, wovon ſeine Seele in der letzten Periode ſeines Hof-Lebens, ganz verdüſtert und niedergeſchlagen wurde, veranlaaßte ihn, Vergleichungen zwiſchen ſeinem vormaligen und nunmehrigen Zuſtande anzuſtellen, welche unmöglich anders als zum Vortheil des erſten ausfallen konnten. Er machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er das liebens-

würdigſte

III.

Die

Intelligenz-Blätter-Kunde

für

den nicht unterrichteten Privatmann,

enthaltend

eine Beyspielsammlung der vorzüglichsten Intelligenz-Nachrichten, eine kurze Anweisung sie richtig abzufassen, und ein alphabetisches Verzeichniß der bekanntesten Intelligenz-Expeditionen, welche Anzeigen zur öffentlichen Bekanntmachung annehmen.

8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen.

Dieß gemeinnützliche Büchelchen könnte man mit Recht als einen Anhang zu jedem Briefsteller betrachten. Wohl mancher ist schon in unangenehme Verlegenheit gerathen, wenn es darauf ankam, ein Avertissement zur öffentlichen Bekanntmachung aufzusetzen; hier findet er einen Rathgeber und eine Beyspielsammlung solcher Anzeigen fast für alle mögliche Fälle, die, wenn sie einer öffentlich benutzen will, vielleicht nur dann und wann in einigen Worten eine Abänderung bedürfen. Aber nicht allein diese Aushülfe bekömmt man, sondern auch sämmtliche in Deutschland bekannt gewordene Intelligenz-Expeditionen sind genannt, so daß man, wenn man hier oder da etwas bekannt machen will, nicht mehr zu fragen braucht: an wen wende ich mich daselbst? Man schreibe nur an die hier angezeigte Expedition. Gewiß dieß sind Vortheile, für welche viele Menschen dem Verfasser dieses Werkchens danken werden.

IV. Ueber die Schweitz.

Die neuen Unruhen in der Schweitz geben uns Anlaß folgendes bedeutende Werk über die erste Re-

volution in der Schweitz, aus welchem die jetzigen Schreckensſcenen ſich zuverläſſiger werden beurtheilen laſſen, wiederholend anzuzeigen; es iſt

Hallers, Karl Ludwig von, Geſchichte der Wirkungen und Folgen des Oeſtreichiſchen Feldzugs in der Schweitz, oder hiſtoriſches Gemälde der Schweitz, vor, während und nach ihrer geſuchten Wiederbefreyung. Mit mancherley unbekannten Aufſchlüſſen über die Ereigniſſe dieſes Zeit. 2 Theil. gr. 8. 1801. 2 Thlr. od. 3 fl 36. kr.

verlegt bey den Gebrüdern Gädicke zu Weimar, und zu haben in allen Buchhandlungen.

V. Hübbe, Joh. Adolph. neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturiſten. 1802. September

hat auſer vielen kleinen Nachrichten folgende ausführliche Aufſätze: 1) Sanct Domingo. 2) Fiſchhandel mit den Fiſchen des nördlichen Ozeans, aus dem Geſchlecht des Gadus, und zwar der Kabliaue. 3) Böhmiſche Glasfabriken. 4) Anweitung, wie man mit Oehlfarben auf Atlas, Taffent und jede Art glatten Seidenzeugs, ſo wie auch auf das feinſte und dunnſte Papier mahlen könne, ohne das Auslaufen und Durchſchlagen des Oehls befürchten zu müſſen. Von Hrn. C. A: Schwarz in Braunſchweig. 5) Nachtrag zu den Nachrichten von der auf gegenwärtigen ungriſchem Reichstage den ungriſchen Staaten ertheilten Handlungsfreiheit. 6) Ueber die Verfertigung der Schüſſer, kleiner Steinkugeln ꝛc.

Der ganze Jahrgang koſtet 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Niederſächſiſche Zeitſchrift für Sittlichkeit und Frohſinn, vierteljährig herausgegeben von G. W. F. Beneken.

Eine Fortſetzung der Zeitſchrift:

der Philoſoph in der Lüneburger Heide.

Dieſe bereits im zweiten Jahre rühmlichſt bekannte Zeitſchrift iſt auf ſehr ſchönem Papier gedruckt und koſtet jährlich eine halbe Piſtole Pränumeration. Man wendet ſich deshalb an den Hrn. Poſtſekretair Pralle in Celle, oder an die Buchhändler Herold und Wahlſtab in Lüneburg. Wie ſehr dieß Journal beſonders allen Leſezirkeln zu empfehlen iſt, beweißt der folgende Inhalt des neueſten Stücks.

1. Das geweihte Thal. Von Hrn. R. Franke.
2. Sollten wir nicht zu viel ſchreiben und zu wenig handeln? Vom Hrn. Dr. Olshauſen.
3. Nein, mein Glaube an ein Wiederſehn nach dem Tode iſt nicht ſinnlich, und fordert nichts ſinnliches. (Beſchluß.) Vom Herausgeber.
4. Der Arzt oder das Teſtament. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. Von Hrn Fr. St.
5. Ueber Schönheit. Zweites Geſpräch. Die Morgenröthe. Von Hrn. Paſt W — ſe.
6. Noch ein Wort an die ſchwangere Menſchheit, über den berühmten Wundertrank, nebſt einer Geſchichte meiner Bekehrung. Von Hrn. Jezigena Lüchoviensis.
7. Blumen und Früchte aus dem Luſtgaarten der deutſchen Literatur. Vom Hrn. Pred. Nöldecke zu Barum.
8. So verſcherzt man häusliches Glück. Von Hrn. Prediger Hildebrand zu Weſerlingen.
9. Briefe eines Wilden von O Taheiti.
10. Unter den Kupferſtich des Einzigen unſerer Zeit. Von B...
11. Nachricht und Bitte des Herausgebers.

VII. Die merkwürdigſten Jahre aus Villars Leben, 8. Halberſtadt, bei J. H. Groſ. 16 gr.

Beſonders allen Leihbibliotheken wird die Anſchaffung dieſes Buchs empfohlen, welches ihnen jeder Leſer deſſel-

den danken wird. Die darin enthaltenen sehr merkwürdigen Begebenheiten, hebt noch eine blühende lebendige Darstellung. Oft findet man sie mit den wichtigsten Ereignissen der letzten Jahre zusammentreffen, von welchen der Verfasser Zeuge, oder in die er auch selbst verflochten war. Kein Roman kann diese merkwürdigen Lebensjahre Villars an interessanten Szenen übertreffen, die den Leser um so mehr fesseln, da sie wirkliche Begebenheiten und nicht erdichtet sind.

VIII. Bericht der Committee des britischen Unterhauses über die Bittschrift des Dr. Jenner, in Betreff seiner wichtigen Entdeckung der Kuhpockenimpfung. A. d. Engl. übers. von Dr. S. C. Kramer, Medizinalrath und Stadtphysikus zu Halberstadt, 8. Halberstadt bei J. H. Groß. brosch. 8 gr.

Diese Schrift ist geeignet, der Anwendung einer für die gesammte Menschheit äußerst heilsamen Entdeckung immer mehr Eingang zu verschaffen, und den Glauben an ihre Wohlthätigkeit zu befestigen, indem sie das Gutachten der vorzüglichsten Aerzte Englands über diesen Gegenstand und das daraus gezogene Resultat des britischen Unterhauses enthält, das dem Dr. Jenner bekanntlich eine Belohnung von 20000 Pfund St. zuerkannte. Sie ist für Aerzte und Nichtärzte äußerst interessant.

IX. Ankündigung einer Fabrik von Abbildungen naturhistorischer Gegenstände in Papier-Maché.

Seit mehrern Jahren beschäftigte mich der Gedanke, getreue und geschmackvolle Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, besonders vierfüßiger Thiere, in einer dauerhaften Masse, als ein gefälliges und unterrichtendes Spielwerk für Kinder zu liefern. Durch den Beitritt eines von Liebe für die Kunst beseelten und mit dem Studium des Thieres innigst vertrauten Mannes, Herrn Bildhauers Sprengers, bin ich in den Stand gesetzt worden, diesen Gedanken auf eine Art auszuführen, der hoffentlich den Forderungen der Kunst eben so sehr als dem

)(

beabſichtigten Zweck des Unterrichts Genüge leiſten wird; und die zu dieſem Behufe allhier von uns errichtete Fabrik iſt bereits ſo weit gediehen, daß wir dem Publikum von ihrem Plan und ihren Produkten etwas Näheres mittheilen können.

Die merkwürdigſten Thiere des Inn- und Auslandes, beſonders vierfüßige, und aus den übrigen Theilen der Zoologie nur diejenigen, die einer ſolchen Darſtellung fähig ſeyn möchten, (alſo ein beſchränktes Feld der Naturgeſchichte) ſollen getreu nach der Natur, oder wo dieß nicht möglich iſt, nach den beſten Zeichnungen modellirten und gemahlten Figuren von Papiermache, mit genaueſter Beobachtung des wahren Verhältniſſes unter einander, in einzelnen Lieferungen dem Publikum übergeben werden. Sechs bis acht einzelne Thierfiguren, oder nach Befinden der Umſtände, drey bis vier zuſammengeſetzte Thiergruppen, deren jede mit einem Poſtament und einer gedruckten Nomenclatur und Naturgeſchichte des Thiers, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache verſehen ſeyn wird, ſollen jedesmal eine Lieferung ausmachen. In der Auswahl der Thiere für jede Lieferung wird man eine angenehme Abwechſelung zu treffen bemüht ſeyn, jedoch ſo, daß auf ſyſtematiſche Ordnung beſtändige Rückſicht genommen wird. Jede Lieferung kann entweder als ein Theil dieſes Syſtems, oder auch als ein Ganzes für ſich betrachtet werden, und nöthiget alſo den Käufer auf keine Weiſe zum Ankauf der übrigen Lieferungen. Alle Oſtern- und Michaelismeſſen ſoll regelmäßig eine Lieferung erſcheinen.

Die erſte Lieferung, welche zugleich als Probe unſerer Arbeiten dienen kann, beſtehend in drey Gruppen deutſcher Hausthiere, nämlich:

1) einem Ochſen und einer Kuh. (8 Zoll lang)
2) einem Ziegenbock, einer Ziege und ihrem Jungen;
3) einem Widder und einem Schaf,

wird zu Ende des Monats Oktober fertig werden und von dieſer Zeit an als ein

Weihnachtsgeſchenk für Kinder

bey Schmidt und Sprenger in Altenburg, und bey Hr. Chr. Andr. Hild ſen. in Gotha, für 3 Thlr. Sächſ. incl. Emballage, in Menge zu haben ſeyn. Briefe u. Gelder werden poſtfr. erbeten.

Da dieſe Figuren auſſer den angeführten Zwecken ſehr gut zur Uebung im Nachzeichnen gebraucht werden können, ſo bemerke ich nur noch, daß wir, um dieſe Abſicht ſo viel als möglich zu befördern, bey künftigen Lieferungen dafür ſorgen werden, daß der gedruckten Beſchreibung ein leichter Umriß des Thieres mit Angabe der wichtigſten Verhältniſſe nebſt einer allgemeinen Anweiſung zur Thierzeichnung beygefügt werde; und wir hoffen dadurch beſonders ſolchen Kindern, die des mündlichen Unterrichts im Zeichnen entbehren, zu Erſetzung dieſes Mangels ein leichtes und angenehmes Mittel an die Hand zu geben.

Uebrigens enthalte ich mich aller Anpreiſungen unſerer Arbeit, über deren Werth das Publikum ſelbſt entſcheiden wird; ſo wie ich auch weder um Subſcription noch Pränumeration nachzuſuchen, für nöthig gehalten habe, in der Ueberzeugung daß es dieſer Unternehmung, ſobald ſie bekannt ſeyn wird, an Unterſtützung nicht fehlen werde.

Altenburg, im Sept. 1802.

Schmidt,
Hofmaler und Zeichenmeiſter am Gymnaſio Friederidiano.

Wer dieſes Kunſtwerk von uns beziehen will, wird gebeten 3 Rthlr. Sächſ oder 5 fl. 24 kr. Rheiniſch Courant franco einzuſchicken; auch können wir Beſtellungen an Hrn. Chriſt. Andr. Hild ſen. Kunſthändler in Gotha, befördern, im Fall man mit dieſem ſelbſt in Verbindung treten will.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

IX. Wegweiſer für Eltern und Jünglinge bey der Wahl eines Erwerbzweiges für die Letztern, oder die Kunſt, ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden. Ein Buch für den ehrwürdigen Mittelſtand, von Ehregott Meyer, herzogl. Sachſen Coburg Saalfeld. Commerzien-Rathe. 8. Weis

mar gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen, für 1 Rthlr. 12 gr. sächsisch, oder 2 Fl. 24 kr. Reichscourant.

Unzählige Eltern kommen in große Verlegenheit, wenn sie ihren Söhnen etwas lernen lassen, oder zu einem Handwerker oder Künstler in die Lehre geben sollen. Hat der Knabe zu dieser oder jener Beschäftigung Körperstärke, Kopf und Neigung genug? werden ihm die Lehr- und Gesellenjahre nicht zu beschwerlich, das Meisterwerden seinem Vermögen angemessen seyn? wie muß er sich als Lehrling verhalten? wie lange lernen? welche Pflichten hat der Meister gegen denselben zu beobachten? Diese und mehrere Fragen müssen viele Eltern thun, weil sie nur sehr wenige Gewerbe oberflächlich kennen, wenig oder gar nicht wissen, was zu diesem oder jenem gehört, und ob damit als Gesell und Meister hier oder aller Orten ein gutes Auskommen zu erwerben sey.

Ueber alle dergleichen Gegenstände giebt nun Herr Commerzienrath Meyer in diesem Wegweiser Belehrung, und er hofft dadurch zum Wohl manches Knaben etwas beyzutragen. Letzteren ist besonders dasjenige zu empfehlen, was über das Betragen in den Lehrjahren gesagt wird, und manches Entlaufen eines verhetzelten Knaben wird unterbleiben, wenn diese guten Rathschläge befolgt werden.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1802.

I.

Friedrich Heinrich Jacobi,

über drei von ihm bei Gelegenheit des Stolbergiſchen Uebertritts zur Römiſch-Katholiſchen Kirche geſchriebenen Briefe, und die unverantwortliche Gemeinmachung derſelben in den Neuen Theologiſchen Annalen.

Der Herausgeber meiner Briefe in den Neuen Theologiſchen Annalen beweiſet erſt, daß es ſeine Pflicht geweſen ſey, ſie zum Druck zu befördern, hernach weislicher! entſchuldigt er ſich auch, daß er ſeine Pflicht gethan habe. Das Ungerechte und Böſe an dieſer guten und gerechten Sache, das er wohl einſieht und zuerſt ins Licht ſtellt, ſoll ihm, der allein das Gute und Gerechte thut, nicht zugerechnet werden, ſondern demjenigen, der Schuld daran iſt, daß Abſchriften dieſer

Briefe schon vorhanden waren; wahrscheinlich also wohl demselben Manne, dem der Herausgeber so hold ist, für den er eine so große Hochachtung empfindet.

Ich würde unredlich seyn, wenn ich mir in dieser Absicht Leichtsinn vorzuwerfen hätte. Vorgelesen habe ich diese Briefe einigen meiner Freunde — und auch dies hätte ich besser nicht gethan; es war nicht gut, war im strengeren Sinne nicht edel. Nur das Nothdürftige denen, die mit Fragen über die Begebenheit, welche diese Briefe veranlaßt hatte, in mich drangen, zu antworten und meinen Schmerz in meine Brust zu verschließen, wäre das Rechte gewesen. — Abschriften aber habe ich weder gegeben noch gestattet. Nur einem Manne, vor dem ich kein Geheimniß habe, der selbst ein Freund Stolbergs ist, und mit der lebhaftesten Theilnahme mir über diese Begebenheit geschrieben hatte, sandte ich die Briefe. Er beging die Unbedachtsamkeit, sie einem andern Freunde anzuvertrauen, der es nicht für nöthig hielt, damit so heimlich zu seyn. Bald nachher erfuhr ich, daß zu Halle und Berlin Abschriften herumgingen, und that was ich konnte, um eine öffentliche Bekanntmachung derselben, die ich damals schon befürchtete, zu verhindern. Sie unterblieb,

ohne Zweifel darum, weil ſelbſt das in der Regel eben nicht zarte Gefühl der heutigen Journaliſten ſich vor dem Vorwurf der Rohheit fürchtete, den eine ſolche Gemeinmachung ihnen zuziehen würde. Der Theologe überwand dieſe Schüchternheit, gürtete mit Feigenblättern der Pflicht ſeine Lenden, und trat unverlegen hervor, ſeinen Raub in der einen, eine Diſtelkrone in der andern Hand. Lorbeere um Dein edles Haupt! rief er mir ſchmeichelnd zu, und reichte mir die Krone.

Es lohnt der Mühe nicht zu rügen, was alles zu rügen wäre; Worte zu verlieren über das Wohlmeinen dieſes Mannes, über die Gründe ſeiner Rechtfertigungen; den Dienſt, der durch ſeine Geſchäftigkeit den Freunden Stolbergs und der proteſtantiſchen Welt geleiſtet ſeyn ſoll, und über das Lob aus reinem Herzen, und über das Verdienſt, das er mir deswegen zumiſſt. Ich habe kein Verdienſt, und verlange kein Lob; ich habe keine Abſicht gehabt zu dienen, keine Abſicht zurück zu führen; ich habe nur gethan, was ich nicht laſſen konnte; freiwillig, aber ohne Vorſatz weder zum Guten, noch zum Böſen, wie der Menſch athmet weil er lebt, und nicht damit er lebe.

würdigſte unter allen Geſchöpfen, in einem Anfoß von ſchwärmeriſchem Heldentum, aus ſo ſchlechten Urſachen, auf die bloſſe Anklage eines ſo verächtlichen Menſchen als Hippias, über welche ſie ſich vielleicht, wenn er ſie gehört hätte, vollkommen hätte rechtfertigen können, verlaſſen habe. Dieſe That, auf welche er ſich damals, da er ſie für einen herrlichen Sieg über die unedlere Hälfte ſeiner ſelbſt, für ein groſſes Verſöhn-Opfer, welches er der beleidigten Tugend brachte, anſah, ſo viel zu gut gethan hatte, ſchien ihm itzt undankbar und niederträchtig; es ſchmerzte ihn, wenn er dachte, wie glücklich er durch die Verbindung ſeines Schickſals mit dem ihrigen hätte werden können; und der Enthuſiaſmus gewann nichts dabey, wenn er zugleich dachte, durch was für ſchimäriſche Vorſtellungen und Hoffnungen er ihn um ſeine Privat-Glückſeligkeit gebracht habe. Aber der Gedanke, daß er durch ein ſo ſchnödes Verfahren die ſchöne Danae gezwungen habe, ihn zu verachten, zu haſſen, ſich der Zärtlichkeit, die er ihr eingeflößt, niemals anders als wie einer unglücklichen Schwachheit zu erinnern, deren Andenken ſie mit Gram und Reue erfüllen mußte — dieſer Gedanke war ihm ganz unerträglich; Danae, ſo ſehr ſie auch beleidigt war, konnte ihn unmöglich ſo ſehr verabſcheuen, als er in den Stunden, da dieſe Vorſtellungen ſeine Vernunft überwältigten, ſich ſelbſt verabſcheuete. Allein dieſe Stunden giengen endlich vorüber, und das ungeduldige Gefühl der gegenwärtigen Uebel trug nicht wenig dazu bey, ihm die Urſachen und Umſtände ſeiner Entfernung von

Smyrna

Ganz unerwartet, wie ein Schlag aus blauem Himmel, kam mir damals jene Begebenheit; ich konnte sie nicht fassen, nicht ertragen. Erschrocken über meinen Freund, erschrocken über meinen Verlust, rief ich das Weh, das ich fühlte, laut aus; riß die Wunden meines Herzens, um die Qual des Augenblicks zu lindern und damit es von dem Toben unter ihnen nicht erstickte, weit auf, mischte zu meinen Thränen Blut, und schrieb — schrieb aus dieser fürchterlichen Mischung meinen ersten Brief — nach ihm einen zweiten. Beide, ich wiederhol' es, in der ersten Bestürzung, im Sturm der Empfindungen; von ihnen überwältigt und nicht sie beherrschend; voll die ganze Seele nur die einen Frage, jener schneidenden bitteren Frage Hermanns in dem Klopstockischen Gedicht: Seit wann hat man einen Geist wie Katwald und täuscht sich wie ein Thor? — ja, ich war entrüstet, ich zürnte, doch nicht mit Haß, wie gegen einen Feind; sondern wie angefochtene, wie ergrimmte Liebe zürnet, mit dem Freunde zwar, aber nicht wider, sondern für ihn, rächend an ihm selbst nur ihn selber. Wenn ich beleidigt und Unrecht gethan habe: ich wollte nicht Unrecht thun und nicht beleidigen. — Und wer Lage und Umstände weiß und in Erwägung zieht, der entschul-

pigt, hat Schonung für das wunde Herz und Gewissen. Aber der Herausgeber in den Annalen weiß von solcher Schonung nicht; der deckt auf, der thut seine Pflicht, und läßt, nach anderthalb Jahren, diese Briefe drucken für Leser, die von Lage und Umständen nichts wissen, und denen sie nun in einem ganz andern Lichte und als das Werk einer Ueberlegung erscheinen, die für jedes Wort, für jedes Urtheil, für jeden Vorwurf verantwortlich seyn will.

Ich wußte allerdings, trotz jener Frage, die mein Inneres zerrüttete, daß man sich wie Stolberg täuschen und gleichwohl kein Thor seyn könne. Sie waren mir ja längst bekannt: Bossuets Schriften, die einen Gibbon; Fenelons Gespräche, die einen Ramsey überwältigt und der Römischen Kirche zugeführt hatten. Und wie oft hatte ich nicht selbst die bündigen Schlußfolgen dieser Kirche vor kirchlichen Gegnern derselben als unwiderleglich geltend gemacht; unter der allen kirchlichen Systemen, als solchen, gemeinschaftlichen Voraussetzung: die Religion, die allein den Menschen erleuchte und selig mache, sey an einen besondern individuellen Körper äußerlicher Geschichte

und Lehre gebunden, von welchem sie ausgehe als von ihrem Anfange, auf welchem sie beruhe als auf ihrem Grunde; ihre Wahrheit sey eine von außen her gegebene, zuvörderst materielle Wahrheit; sie wohne mit allen ihren Kräften des Heils nothwendig in einem sichtbaren, und auch physisch; d. h. durch äußerliche Verrichtungen, Handlungen und Gebräuche wirkenden, jene Kräfte zubereitenden und bedingenden Leibe, ohne welchen Leib und diese und keine anderen organischen und festen und flüßigen Theile desselben, sie nur ein leerer Gedanke, und wie eine Null ohne Ziffer seyn würde; der wahre Körper der Religion bewähre deswegen allein und bedinge ihren wahren Geist; dieser entwickle sich erst aus jenem: und so dulde der Buchstabe der Wahrheit zwar allerdings auch einen Geist der Wahrheit, aber ausdrücklich nur unter, und schlechterdings nicht über ihm. — Eben so hatte ich auch unzählige male, und in derselben Beziehung, aus David Hume's englischer Geschichte folgende sinnvollen Worte angeführt: „Es geschah auf diese Weise, nothgedrungen nur, und erst nach Jahrtausenden, daß der widersinnige Grundsatz (paradoxical principle) und die heilsame Gewohn-

heit der Toleranz aufkam und ſich geltend machte“ *).

Meine unpartheiiſche Vernunft konnte alſo Stolbergen wohl entſchuldigen; aber mein für ihn partheiiſches Herz wollte nicht, daß er ſolcher Entſchuldigung bedürfen ſollte. Von jeher widerſtand religiöſer Materialismus mir noch mehr als irreligiöſer, der theologiſche mehr als der filoſofiſche. Ich nenne aber Materialismus jede Denkart, die darauf ausgeht, den Geiſt dem Buchſtaben zu unterwerfen. Was man überall nicht duldet, das duldet man am wenigſten am Herzensfreunde. Lange hatte ich Stolbergen gekannt und geliebt, Jahrelang nun Haus an Haus nachbarlich und brüderlich mit ihm verkehrt; ich wußte, es bedurfte nur eines leiſen Hauches unter die Schwingen dieſes Adlers, und er hob von dem Aſte, auf dem er träumend nickte, jedesmal ſchnell ſich empor und ſchwebte freudig im reinſten Lichte, ſeinem eigentlichen wahren Elemente. Nun hatte er die Flugſchwingen ſich bre-

*) The Hiſtory of England. London 1782. Vol. VI. p. 163 — 165. Baſil 1789. Vol. VIII. p. 206 — 209.

chen laſſen, und mir Entfernten kam plötzlich von dem Königlichen dieſe Botſchaft. — Wie ſollte ich beim Wiederſehn Ihn, den mir immer ſo herrlichen, ſo köſtlichen Geliebten begrüßen, welches Angeſicht ihm entgegen tragen? Das alte? oder welches andere? wie zu ihm reden oder wie vor ihm verſtummen? meine Klage ausſprechen oder in mich verſchließen? — Ich hätte aufhören müſſen zu ſeyn der ich bin, und Stolbergen zu lieben wie ich ihn liebte, noch liebe und ewig lieben werde, um anders zu wählen als ich damals wählte.

Die Zeit tröſtet, die Zeit verſöhnt. Aber wer mit dieſem Gedanken der Zeit zuvorkommen und ſie entrathen kann, der hat in Wahrheit keines Troſtes bedurft, und der verſöhnt ſich in Wahrheit nicht; er ward entweder nur leicht verwundet, oder liebte und achtete nur leicht und vergänglich; konnte aufgeben den Mann und die Freundſchaft, dann gelaſſen ſeyn, und nach zurückgezogener rechten Hand die linke freundlich bieten. Hart iſt mir vorgeworfen worden und wird es noch, daß ich ſolche Gewalt nicht über mich hatte, nicht die Treue brechen und das Herz mir aus der Bruſt reißen wollte, um nur anſtändig zu begegnen, gefällig zu umarmen, und keinen Anſtoß äußerlich, nicht ein auffal-

lendes Aergerniß zu geben: aus dem Innern mochte dabei werden was da wollte. Mir aber lag an diesem alles; ich wollte es retten, und ich habe es gerettet. Was in meiner Seele vorging, zeigt der an Stolbergen selbst am Morgen nach seiner Zurückkunft in Eutin von mir geschriebene Brief. Nach ihm richte mich wer ein Herz hat. Gern widerrufe ich, gern bitte ich ab, was in den zwei vorher geschriebenen Briefen den Gesinnungen dieses letzten Widersprechendes gefunden werden möchte; ihn selbst, der so rein von allem Groll, und anstatt des Hasses und der Verachtung, die man mir Schuld gegeben, nur heiße, blutende, gebeugte Liebe athmet — ihn, und daß ich mich entfernte, kann ich nicht abbitten.

Es ist ein bekanntes Wort: Man wolle vergeben, nur vergessen könne man nicht. Ich im Gegentheil kann hier nur vergeben im Vergessen. Des Menschen Ueberzeugung, spricht Lavater, ist sein Gott, und man muß sie heilig achten. Sein Gott ist sie allerdings; aber oft welch ein Gott? — Nicht der Grad, nicht die Gewalt, nicht die Quantität einer Ueberzeugung, sondern ihre Art und Beschaffenheit, ihr Inhalt, ihre Qualität macht sie achtenswerth, ehrwür-

dig oder heilig. Mir iſt es, Religion, dem Römiſch-Katholiſchen Kirchenglauben, der, nach Hamanns Ausſpruch, den Unglauben in petto hat, und ſich zum Lutherthum verhält, wie das Judenthum zum Chriſtenthum *), ganz ſo widerwärtig zu ſeyn, wie ich mich ihm widerwärtig erklärt habe; und es muß mir daher ein unvertilgbares Aergerniß an meinem Freunde bleiben, daß er eben dieſem Kirchenglauben, dieſem mit irreligiöſen, materialiſtiſchen Dogmatismus, Mechanismus und Deſpotismus in dem entgegengeſetzten Maaße hold und gewärtig iſt. Aber in dem Manne iſt womit ich dieſes an ihm mir aus dem Sinne ſchlagen, worüber ich davon wegſehen, ja wohl allmählig es vergeſſen kann. Denn eine ſchönere Großmuth; ein reineres ſich ſelbſt Vergeſſen bei jeder perſönlichen Beleidigung, auch der empfindlichſten, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern Menſchen Herz. Und, o des Himmels voll Liebe hinter ſeinem biedern Auge! — Daß ich nicht von ihm gelaſſen habe, weiß er; und wie ich gegen ihn geſinnt geblieben, hat ſo mancher und auf ſo mancherlei Weiſe ihm von mir zugekommene Gruß ihm bezeugen müſſen — hat noch beſſer, vor

*) S. die Hierophantiſchen Briefe.

kurzem, mein ihm nicht unbekannt gebliebener Wunsch, ihn wiederzusehen und zu umarmen, ihm dargethan; denn daß mein Wunsch unerfüllt blieb, war nicht meine Schuld. Kann Er über das Aergerniß, das wir nothwendig an einander gegenseitig nehmen müssen, aus Freundschaft sich erheben; ich kann es: geöffnet gegen ihn sind meine Arme, und mein Herz schlägt ihm entgegen.

Eutin. September 1802.

II.

Gedichte.

1.

Das Kapitol.

Meinem Rheinischen Gastfreunde.

Du grämst, daß dort mit breitem Angesichte
Das Dunstfantom des Aberglaubens glotzt
Und jedem Feuereifer trotzt,
Der aus der Finsterniß zum Lichte

Uns führen will; du zürnſt den Bäbereien,
Dem Frevel und dem frohen Spott,
Mit dem der Plattkopf ſtiert, der Tugend uns und Gott
Zum Unſinn macht; den feilen Schurkereien
Und der Harpye der Mönchereien,
Dem häßlichſten Geſpenſt, das dem Kozyt entkroch,
Das aus dem Schlamm der Dummheit noch
Am Leitſeil der Betrügereien
Zehn tauſend hier zehn tauſend dort ins Joch,
Dem willig ſich die Opferthiere weihen,
Zum Grabe der Vernunft berückt,
Und dann mit Hohn und Litaneien
Aus ſeiner Maſtung niederblickt:
Du zürnſt, daß man noch jetzt die Göhen meißelt,
Und mit dem Geiſt der Mitternacht
Zu ihrem Dienſt die Menſchheit nieder geißelt,
Und die Moral zur feilen Dirne macht,
Bei der man ſich zum Sybariten kräuſelt
Und Recht und Menſchenwerth verlacht.

Dein Eifer, Freund, iſt edel; zürne!
Oft gibt der Zorn der Seele hohen Schwung
Und Muth und Kraft zur Beſſerung,
Indeſſen lau mit ſeichtem Hirne
Der Schachmaſchienenmenſch nach den Figuren ſchielt,
Und von dem Buſen ſeiner Dirne
Verächtlich nur die Puppen weiter ſpielt.

Geh hin und lies, faſt iſt es unſre Schande;
Es ſcheint, es war das Schickſal Roms
In Geierflug von Land zu Lande
Zu ziehn; es ſchlug die Erde rund in Bande
Und wechſelt nur den Sitz des Doms:
Was einſt der Halbbarbar ins Joch mit Eiſen ſandte,
Beherrſchet nun der Hierofante
Mit dem Betruge des Diploms.
Jetzt thürmet ſich am alten Vatikane
Des Aberglaubens Burg empor,
In deren dumpfigem Arkane
Sich längſt ſchon die Vernunft verlor,
Und wo man mit geſenktem Ohr
Und Nebelhirn zur neuen Fahne
Des alten Unſinns gläubig ſchwor.
Dort ſteht der Dom, den Blick voll hohen Spottes,
Mit dem er Menſchenſinn verhöhnt;
Und mächtig ſtand, am Hügel hingedehnt,
Einſt hier die Burg des Donnergottes,
Wo noch des Tempels Trümmer gähnt:
Und wer beſtimmt, aus welchem Schlunde
Des Wahnſinns ſtygiſcher Betrug
Der armen Welt die größte Wunde
Zur ewigen Erinnrung ſchlug?

Hier herrſchten eiſern die Kanonen
Mit einem Ungeheu'r von Recht

Smyrna in einem ſo ſolenetiſchen Lichte vorzuſtellen. Die glückliche Veränderung, welche die Verſetzung in den Schoos der liebenswürdigſten Familie, die vielleicht jemals geweſen iſt, in ſeinen Umſtänden hervorbrachte, veränderte nothwendiger Weiſe auch die Farbe ſeiner Einbildungs-Kraft. Hätte er Danae nicht verlaſſen, ſo würde er weder ſeine Schweſter gefunden, noch mit dem weiſen Archytas perſönlich bekannt worden ſeyn. Dieſe Folgen ſeiner tugendhaften Untreue machten den Wunſch, ſie nicht begangen zu haben, unmöglich; aber ſie beförderten dagegen einen andern, der in den Umſtänden, worinn er zu Tarent lebte, ſehr natürlich war. Die heitre Stille, welche in ſeinem ohnehin zur Freude aufgelegten Gemüth in kurzem wieder hergeſtellt wurde; die Freyheit von allen Geſchäften und Sorgen; der Genuß alles deſſen, womit die Freundſchaft ein gefühlvolles Herz beſeligen kann; der Anblick der Glückſeligkeit ſeines Freundes Critolaus, welche im Beſitz der liebenswürdigen Pſyche alle Tage zu zunehmen ſchien; der Mangel an Zerſtreuungen, wodurch die Seele verhindert wird, ſich in die Sphäre ihrer angenehmſten Ideen und Empfindungen zu concentriren; die natürliche Folge hievon, daß dieſe Ideen und Empfindungen deſto lebhafter werden müſſen — alles dieſes vereinigte ſich, ihn nach und nach wieder in Diſpoſitionen zu ſetzen, welche die zärtlichſte Erinnerungen an die einſt ſo ſehr geliebte Danae erweckten, und ihn von Zeit zu Zeit in eine Art von ſanfter wollüſtiger Melancholie ſetzten, worinn ſein Herz ſich ohne Widerſtand in dieſe zauberiſchen Scenen

Und ſtempelten das menſchliche Geſchlecht
Deſpotiſch nur zu ihren Frohnen,
Als wäre von Natur vor ihnen Jeder Knecht,
Den Zevs nicht von dem Kapitole
Mit dem Gefolge der Idole
Zu ſeinem Lieblingsſohn erkohr;
Und deſto mehr, je mehr er kühn empor
Mit ſeines Weſens Urkraft ſtrebte,
Und nicht als Sclav, wie vor dem Sturm das Rohr,
Beim Zorn der Herrn der Erde bebte.
Nur wer von einem Räuber ſtammte,
Dem Fluch der Nachbarn, weſſen Heldenherz,
Bepanzert mit dem dickſten Erz,
Den Hohn der Menſchheit lodernd flammte,
Und alle Andern wie Verdammte
Zur tiefſten Knechtſchaft von ſich ſtieß
Und den Beweis in ſeinem Schwerte wies,
Nur der gelangte zu der Ehre
Ein Mann zu ſeyn im großen Würgerheere.

Oft treibt Verzweiflung zu dem Berge,
Dem Heiligen, dem Retter in der Noth,
Wenn blutig des Bedrückers Scherge
Mit Feſſeln, Beil und Ruthen droht;
Und, was erſtaunt jetzt kaum die Nachwelt glaubet,
Dem größten Theil der Nazion,
Dem ganzen Sklavenhaufen, raubet
Der Blutgeiſt ſelbſt die Rechte der Perſon,

Und ſetzt ihn mit dem Vieh der Erde
Zum Spott der Macht in eine Heerde.
Der Wüſtling warf dann in der Wuth
Für ein zerbrochnes Glas, mit wahrer Römerſeele,
Den Knecht in die Muränenhöhle
Und fütterte mit deſſen Blut
Auf ſeine ſchwelgeriſchen Tiſche
Die ſeltnen weitgereiſten Fiſche;
Und für die Kleinigkeit der Sklavenſtrafe ließ
Mit Zorn der ſchlauſte der Tyrannen,
Den ſeine Welt Auguſtus hieß,
Zehn Tage lang den Herrn von ſich verbannen.
Nimm die zwölf Tafeln, Freund, und lies
Was zum Geſetz die Blutigen erſannen,
Was ihre Zehner kühn gewannen,
Durch die man frech die Menſchheit von ſich ſtieß.

Wer zählet die Proſcripzionen,
Die der Triumvir nieder ſchrieb,
In denen er durch Henker ohne Schonen
Die Bande von einander hieb,
Die, das Palladium der Menſchlichkeit zu retten,
Uns brüderlich zuſammen ketten.
Durch ſie ward Lazien in allen Hainen roth
Bis in die Grotten der Najaden;
Und mit dem Grimm des Schrecklichen beladen,
Des Fluchs der Erde, gingen in den Tod
An Einem Tage Myriaden:

Und gegen Sullas Henkergeist
Ist zu der neuen Zeiten Ehre
Der Aftergallier, der Blutmensch Robespierre,
Ein Genius, der mild und menschlich heißt.
Man würgte stolz; und hatte man
Mit Spott die Unthat frech gethan,
So stieg man hier auf diesen Hügel
Und heiligte den Schreckentag,
Der unter seiner Schande Siegel
Nun in der Weltgeschichte lag,
Durch Zevs Kronions Adlerflügel.
Man schickte ohne zu erröthen
Den Liktor mit dem Beil und ließ
Im Kerker den Gefangnen tödten,
Der in der Schlacht sich einst als Helden wies,
Und dessen Tugend man nicht zu bezwingen wagte,
Vor welcher selbst die Raubburg zagte.

Dort gegenüber setzten sich
Die Cäsarn an dem Palatine,
Wo noch die Mauer fürchterlich
Herüber blickt, und jetzt mit Herrschermiene,
Auch aus dem Schutte der Ruine,
Wie in der Vorwelt Eisenzeit,
Mit Ohnmacht nur Gehorsam noch gebeut.
Dort hausten, hebt man kühn den Schleier,
Im Wechsel nur Tyrann und Ungeheuer;

Dort grub der Schmeichler freche Zunft
Mit Schlangenwitz am Grabe der Vernunft;
Dort starben Recht und Zucht und Ehre;
Dort betete man einst Sejan,
Narciß und sein Gelichter an,
Wenn die Neronen und Tiberi
Nur scheel auf ihre Sklaven sahn,
Sie selbst der Schändlichkeit Heloten,
Die Qual und Tod mit einem Wink geboten.

Dort trägt der Schandfleck hoch empor,
Wo, wenn des Scheusals Wille heischte,
Des Tigers Zahn ein Menschenherz zerfleischte,
Und wo der freien Knechte Chor
Dem Blutspektakel Beifall kreischte,
Und keinen Zug des Sterbenden verlor;
Wo zu des Römerpöbels Freude
Nur der im Sand den höchsten Ruhm erwarb,
Der mit dem Dolch im Eingeweide
Und Grimm im Antlitz starb.

Von außen Raub und Sklaverei von innen,
Bei Kato wie bei Seneka;
Siehst du noch jetzt entzückt vor deinen Römern da
Und stellst sie auf des Ruhmes Zinnen?
Vergleiche was durch sie geschah,
Von dem Sabiner bis zum Gothen,
Die Kapitol'er bedrohten

Die Menschheit mehr als Attila,
Trotz allen preisenden Zeloten.
Freund, schlägst du nicht die Augen zu,
Für Einen Titus schreibest du
Stets zehn Domitiane nieder.
Behüte Gott nur uns und unsre Brüder
Vor diesem blutigen Geschlecht,
Vor Römerfreiheit und vor Römerrecht.
Wenn Peter stirbt, erwache Zevs nicht wieder!

Seume.

2.

An die Klostergeistlichen *).

Nehmt Weiber ihr Mönche! die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde gestiftetes Reich.

*) Ein gewisser König des Alterthums ließ sich täglich zurufen: Gedenke der Athener! Es gibt auch noch manche andere Wahrheiten, die eines solchen Zurufers täglich bedürften. Dieß für diejenigen, welche sich wundern könnten, daß obenstehender Aufruf eines vollherzigen teutschen Mannes und Dichters noch einmal (aber mit zwei köstlichen Strophen vermehrt) hier abgedruckt erscheint.

B.

Nehmt Weiber und liebt ſie, und lebt in den Freuden
Der heiligen Ehe, die Engel beneiden.
Nehmt Weiber ihr Mönche! die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtifteres Reich.

Nehmt Männer ihr Nonnen! die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtifteres Reich.
Nehmt Männer, und liebt ſie, und lebt in den Freuden
Der heiligen Ehe, die Engel beneiden.
Nehmt Männer ihr Nonnen! die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtifteres Reich.

Im Himmel ſind Nonnen und Mönche betrübt,
Weil da ſie die himmliſche Liebe nicht liebt.
Sie ſind in dem ledigen Stande geblieben,
Im Stande der Sünde; ſie lernten nicht lieben.
Liebt Nonnen und Mönche! Die Liebe ruft euch
In ihr auf der Erde geſtifteres Reich.

Liebt Nonnen! Im Reiche der Liebe ſeyd ihr
Der Menſchheit gegebene Menſchen wie wir.
Geſtoßen in Zellen, was ſeyd ihr in ihnen?
Der Menſchheit genommene todte Maſchinen!
Liebt Nonnen! Im Reiche der Liebe ſeyd ihr
Der Menſchheit gegebene Menſchen wie wir.

Ihr Reich auf der Erde beſtätigte Gott:
Ein Dämon der Hölle verſuchte mit Spott

Ihr Reich zu zerſtören. Es wär' ihm gelungen,
Hätt' ihn nicht ein Dämon des Himmels bezwungen.
Ein heiliger Luther; ein Frommer wie ihr;
Auf! ſeinem Exempel folgt alle wie wir!

Im Reiche der Liebe geht alles ſo wohl,
Wie's gehn auf der Erde der Sterblichen ſoll.
Im Reiche der Liebe, wenn Sterbliche ſterben,
Dann fließen die bitterſten Thränen der Erben.
Den Sterbenden folgen die Erben ins Reich
Der ewigen, himmliſchen Liebe; wer Euch?

Gleim.

III.

Des Quintus von Smyrna fortgeſetzte Ilias.

Es war vielleicht ein wahrer Glücksfall, daß als vor nunmehr 25 Jahren der König, dem die Geſchichte des 18ten Jahrhunderts den Nahmen des Großen Vorzugsweiſe zuerkannt hat, gegen den patriotiſchen Herzberg den Wunſch äußerte, daß man dem Geſchmack

der Nation durch gute Ueberſetzungen der Alten aufhelfen möchte, dieſer Aufruf nur wenige Meiſter fand, die ihr Glück durch Befolgung deſſelben verſuchen wollten; denn eine Menge Geſellen- und Lehrlingsverſuche, die allerdings dadurch hervorgelockt wurden, nennt jetzt nur noch Degens Ueberſetzerbibliothek. Man war vielleicht noch nicht ganz reif und empfänglich für ein ſolches, eine ſo hohe Stufen der Bildung vorausſetzendes Unternehmen. Große Meiſter haben ſeitdem bleibende Vorbilder in der ſchweren Ueberſetzerkunſt aufgeſtellt und durch die glücklichſte Treue und Nachbildung helleniſcher Verskunſt unſerer Sprache einen unverwelklichen Kranz und ein bis jetzt ſelbſt noch nicht ganz zu berechnendes Uebergewicht über die Literatur der Gallier und Britten erworben. Nun darf es allerdings wünſchenswerth ſcheinen, daß kein alter Dichter ohne Ueberſetzung bleibe. Mißglückt der Verſuch: ſo iſt dadurch wenig verloren, und wo ſo viel eingeſchwärzt wird — ſtolidus pudor, peritiurae parcere chartae. Gelingt er: ſo iſt der Gewinn für ſo viele, die bei der Freude am klaſſiſchen Alterthum ſeine Schätze doch nur durch Ueberſetzungen genießen und benutzen können, von großem Belang. Beſonders iſt ſeit kurzem der Wunſch laut geworden, die noch übrigen epiſchen Dichter der Griechen alle in getreuen und fließenden Ueberſetzungen nach derſelben Verszahl zu beſitzen. Wer gibt uns z. B. nach Bodmers, für uns freilich nicht mehr vorhandenen, Verſuche den Argonautenzug des Apollonius und Pſeu-

Doorpheus? Aber auch die Spätlinge der griechiſchen Muſe von Oppian, Coluthus, Tryphiodorus, ſelbſt die Dionyſiaka des überüppigen Nonnus ſollten uns in glücklichen Ueberſetzungen willkommen ſeyn. Vor allen verdienten aber die ſogenannten Paraleipomenen des Quintus Calaber, ſo weit es der verdorbene Text geſtattet, eine wohlgearbeitete Ueberſetzung. In ihnen liegt ein Schatz alter cycliſchen Heroenſagen und Fabeln aus dem großen Kreiſe des Trojaniſchen Kriegs niedergelegt, die der kunſtreiche Hellene in hundert Formen der redenden und bildenden Künſte ſpäter verbreitete. Die fleißige Lectüre dieſes Ergänzungsdichters würde vorzüglich Künſtlern eine überraſchende Reihe der dankbarſten Süjets vor die Augen führen, und zehn Flaxmanns volle Beſchäftigung gewähren. So kenne ich z. B. einen achtungswürdigen Künſtler, der es beklagte, die Szene aus dem 13. Geſang des Q. Calaber, wo nach der Eroberung Trojas Menelaus durch die Schönheit der Helena entwaffnet ward, nur durch eine nothdürftige Ueberſetzung aus dem Siegreif kennen zu lernen. Gewiß verdient alſo folgender Verſuch einer möglichſt treuen und wohlklingenden Ueberſetzung jenes dem größern Publikum faſt ganz unbekannten Dichters um ſo mehr Aufmunterung und Lob, als der unglaublich verſtümmelte Text Schwierigkeiten in den Weg legte und die Aufgabe von mehr als einer Seite bedenklich ſchien. Wer ſich ſchon jetzt in den ſelbſtgewählten Feſſeln ſo leicht bewegt: wird ſich bald gar keinen Zwang mehr

abmerken lassen und seine oft durcharbeitete und gefeilte Uebersetzung zu einer wahren Bereicherung unserer Literatur und Kunst machen.

B.

Des Quintus von Smyrna fortgesetzte Ilias.

Erster Gesang.

Durch den Peliden war der göttliche Hektor gebändigt,
Auf dem Scheitergerüst verzehrt, und alle Gebeine
Niedergebrannt; jetzt blieben die Troer in Priamos' Veste,
Fürchtend die herrliche Kraft des muthigen Aiakiden.
Wie die Stier' in des Waldes Gebüsch den schrecklichen Löwen
Scheu'n, und seine Begegnung; sie fliehn vielmehr mit Bestürzung
Haufenweise davon durch dichtverwachs'ne Gesträuche:
Also fürchteten die in der Stadt den gewaltigen Helden,
Früherer Zeiten gedenk, wie Vieler Häupter er trennte,

von Liebe und Wonne zurückführen ließ, welche — aus Ursachen, die wir den Moralisten zu entwickeln überlassen wollen — durch die in seiner Seele vorgegangene Revolution ungleich weniger von ihrem Reitz verloren hatten, als die abstractern und bloß intellectualischen Gegenstände seines ehmaligen Enthusiasmus. Können wir ihm verdenken, daß er in solchen Stunden die schöne Danae unschuldig zu finden wünschte — daß er dieses so oft und so lebhaft wünschte, bis er sich endlich überredete, sie für unschuldig zu halten — Und daß die Unmöglichkeit, ein Gut wieder zu erlangen, dessen er sich selbst so leichtgläubig und auf eine so verhaßte Art beraubt hatte, ihn zuweilen in eine Traurigkeit versenkte, die ihm den Geschmack seiner gegenwärtigen Glückseligkeit verbitterte, und sich nur desto tiefer in sein Gemüth eingrub, weil er sich nicht entschliessen konnte, sein Anliegen denjenigen anzuvertrauen, denen er, diesen einzigen Winkel ausgenommen, das Innerste seiner Seele aufzuschliessen pflegte — wohin uns diese Vorbereitung wol führen soll? — Werden vielleicht einige von unsern scharfsinnigen Lesern denken — ohne Zweifel wird man uns nun auch die Dame Danae von irgend einem dienstwilligen Sturmwind herbeyführen lassen, nachdem uns, ohne zu wissen, wie? das gute Mädchen Psyche, durch einen wahren Schlag mit der Zauberruthe, aus dem Gynäceo des alten Archytas entgegengesprungen ist — „ Und warum nicht? — Nachdem wir nun einmal „ wissen, wie glücklich wir unsern Freund Agathon da„ durch machen könnten „ aber wo bleibt alsdann das

Vergnügen

Als er noch tobt' um Skamandros' Geſtad', des idäiſchen Stromes,
Und wie Viel' er im Fliehn zur ragenden Mauer gewürget,
Wie er auch Hektor bezwang, und das Licht der Städte geſchleifet,
Und wen ſonſt er beſiegt im unruhvollen Gewäſſer,
Damahls, als er zuerſt Unheil den Troern herbeitrug.
Deſſen gedachten ſie jetzt, und bliehen zurück in der Veſte.
Furcht war rings um ſie her, und bange Betrübniß, gelagert,
Wie wenn in kläglichem Brandt ſchon hochaufloderte Troia.

Jetzt vom Thermodon kam, dem breithinfließenden Strome,
Penthesileia heran, umſchmückt mit der Göttinnen Schönheit:
Doppelt gedrängt, ſie begehrte des ſeufzerbeladenen Krieges,
Und ſie ſcheute zugleich das Gerücht, das ſchmählich verhaßte,
Wenn ihr im eigenen Volk jemand weh thäte mit Vorwurf,

Wegen der Schweſter, um die ihr das Herz von Trauer erfüllt war.
Denn ſie hatte Hippolyten jüngſt mit kräftigem Wurfſpeer
Nieder geſtreckt, doch nicht mit Willen, — ſie z'elte der Hirſchkuh,
Drum nun zog ſie ins Land der vielgeprieſenen Troia.
Aber auch das noch hinzu, kriegflammend, gedachte der Muth ihr,
Daß, abbüßend des Mords elendbereitende Schandthat,
Sie der Erinnyen Gunſt, der furchtbaren, opfernd gewänne,
Die, um der Schweſter Geſchick rachzürnend, ſie jetzo verfolgten,
Ungeſehn. Denn ſie ja umſchweben den Fuß des Verbrechers
Allſtets; ihrer Gewalt mag kein Miſſethäter entrinnen,

Jungfrau'n mit ihr zugleich, zwölf andere, — alle bewundert,
Alle verlangend nach Krieg und unaufhörlicher Feldſchlacht.
Zofen folgten ſie ihr, ſo hochabſtammend ſie waren,
Aber allen zuvor doch ragete Pentheſileia.

Wie am himmliſchen Plan Selene, die göttliche, vorſtrahlt,
Allen Sternen voran in neidenswürdigem Glanze,
Wenn das ätheriſche Blau durch donnerſchwang'res Gewölk bricht,
Alſo ſtrahlte ſie vor den zum Kampf hereilenden Jungfraun.
Da wo Klonie, da Derione und Polemuſa,
Da Antibrote, und mit Antandren, Bremuſa, die holde,
Mit Hippothoen war Harmothoe, funkelndes Blickes,
Auch Alkibia und Euandra und Derimacheia,
Thermodeſſa zuletzt, die den Speer frohlockend empor hielt.
So viel zählt' im Gefolg die Kriegerin Pentheſileia.
Wie wenn nieder ſich ſenkt vom nie ausruh'nden Olympos
Eos, im Herzen erfreut des Glanzumſtrahlten Geſpannes,
In ſchönlockiger Horen Geleit, doch prangt ſie vor allen
Vor mit ſchöner Geſtalt, ſo tadellos ſie auch ſelbſt ſind:
Alſo gelangt' auch Pentheſileia zur troiſchen Veſte,
Ragend im amazoniſchen Heer. Rings rannten die Troer

Allenthalben herbei, anſtaunend, als ſie gewahrten
Hocherſchienen die Tochter des unermüdlichen Ares,
Sie, den Unſterblichen gleich; denn ihr umher um das Antlitz
Schwebte beides, der Ernſt, furchtbar, und die ſanftere Schönheit.
Lieblich lächelte ſie, und es blitzten unter den Brauen
Gleich den Sonnenſtrahlen hervor die lockenden Augen.
Schaam goß Roth auf die Wangen umher, und über ſie hin lag
Himmliſcher Jungfrauen-Reiz, im Verein mit männlichem Muthe.

Jetzo, wie ſehr auch bekümmert bisher, frohlockten die Völker.
Wie wenn her vom Gebirg Landleute den farbigen Bogen
Schaun, emporgeſtiegen aus weithinſtrömender Meerfluth;
Eben um Regen iſt Noth, die göttliche Gabe, die Fluren
Weit umher verdorren zu Staub, Zeus' Waſſer begehrend,
Drät nun ſchwärzt ſich's allmählig den Himmel entlang, ſie erblicken

Das Heil bringende Zeichen des Wind's und des nahenden Guſſes,
Innigerfreut, da ſie ſonſt aufſeufzend der Felder gedachten:
So die Söhne der Troer, als Penthesilein, die ſtarke,
Ihnen im heimiſchen Land' erſchien vorſtrebend zum Blutkampf,
Waren ſie froh. Denn Hoffnung des Glücks, wenn in männlicher Bruſt ſie
Einkehrt, bannet ſogleich die Jammervolle Betrübniß.
Auch in Priamos' Sinn, des vielaufſtöhnenden Greiſes,
In ſein tief betrübtes Gemüth drang etwas Erfriſchung,
So wie ein Mann, der an blindem Geſicht viel Schmerzen erduldend,
Sich nach des Lichts Anblick, des heiligen, oder dem Tod ſehnt,
Doch des kundigen Arztes Bemühung, oder der Gottheit,
Treibt von den Augen die Nacht, und er ſieht den Schimmer des Frühroths
Zwar nicht ſo, wie zuvor, — ein geringes jedoch iſt er leichter
Von langwieriger Plage, wiewohl ihm heftigen Schmerz noch

Unter den Wimpern der Schade zurückläßt! Alſo erblickte
Penthesileien, die furchtbarſtarke, Laomedon's Sohn jetzt.
Mäßig jedoch nur froh; denn zu tief noch nagt' ihn der Kummer
Um der Söhne Verluſt. Doch führt' er die Königin ein in
Seinen Palaſt, und ehrte ſie freundlich hinfort, einer Tochter
Gleich, die im zwanzigſten Jahr aus fernen Landen zurückkehrt.
Und bereitet' ihr drauf am Abend ein prächtiges Gaſtmahl,
Wie ruhmprangender Könige Schmaus, wenn trunken des Sieges
Sie nun tafeln im feſtlichen Saal nach der Völker Bezwingung.
Bracht' ihr Geſchenk' auch, ſchön' und reich', und viele verhieß er
Noch, wofern den gebeugten Troern ſie Hülfe gewährte.
Jene darauf verſprach, was nimmer ein Sterblicher hoffte,
Mit Achilleus Kampf, und Verderben dem Volk der Argiver
Ringsumher, und Feu'r in die Schiffe zu ſchleudern von oben.

Thörin! sie wußte noch nicht, daß der Lanzenschwinger Achilleus
Weit der gewaltigste war in der männervertilgenden Feldschlacht.

Als Andromache dieß, Eetion's Tochter, vernommen,
Herrlicher Art; gleich sprach sie in ihrem Herzen die Worte:

Unglückskind, was sprichst du so viel hochfahrende Worte!
Zum Ankampf mit den Pelejonen, der nimmer die Furcht kennt,
Fehlt dir die Kraft, flugs sendet er Tod dir her und Vernichtung.
Mitleidswürdige, traun, du rasest in deinem Gemüth; bald
Steht der endende Tod dir nah und des Gottes Verhängniß.
Kundiger weit als du war Hektor des Lanzengefechtes,
Demnoch erlag er, so mächtig er war; laut seufzten die Troer,
Einen Gott ihn Alle zugleich in der Veste verehrend.
Ach, er war mein Stolz, und der Stolz der gepriesenen Aeltern,

Als er noch lebt'! O hätt' ein Erdſchutt doch mich geborgen,
Eh' er, am Kinn mit der Lanze durchbohrt, aus-
hauchte die Seele!
Doch mir Jammernswürdigen ward ein unſäglis-
liches Schauſpiel,
Als ihn umher um die Stadt Achilleus' rennende
Roſſe
Unbarmherzig geſchleift. Nun verwaiſt des Ju-
gendgemahles
Steh' ich, von nagendem Kummer gequält ver-
ſtreicht mir das Leben.

Alſo im Inneren ſprach die liebliche Eetioni,
Ihres Gemahles gedenk; denn heftige Trauer
ergießt ſich
In verſtändiger Frauen Gemüth, wenn ihnen der
Mann ſtarb.

Und ſchon tauchte die Sonne nach reißender
Wirbel Umwälzung
Tief in Oceanus Fluthen hinab, ſchon neigte der
Tag ſich.
Als nun jedes bei Trank und lieblichem Mahl ſich
geſättigt,
Ward von den Mägden darauf ein erquickendes
Lager gebreitet

Drinnen in Priamos' Haus, der muthigen Penthesileia.
Diese nun ging zur Ruh, und Schlaf umhüllt' ihr die Augen,
Sanft sich breitend umher. Doch es kam aus der Höhe des Aethers,
Pallas' Winken bereit, die Kraft des betrüglichen Traumes.
Unheil sollte den Troern erstehn aus seiner Erscheinung,
Und ihr selbst, wenn sie kek verschritt in des Kriegs Geschwader.
Dieß nun waltete so die Streiterin Tritogeneia.
Jener indeß nahet' an ein verderblicher Traum, in des Vaters
Bild, und regte sie auf, dem kundigen Läufer Achilleus
Muthvoll kämpfend entgegen zu stehn. Sie lauschte der Rede
Hoch im Herzen erfreut, und gedachte des selbigen Tags noch
Auszuführen die herrliche That in der Hitze der Mordschlacht.
Thörin! — daß sie dem unglückseeligen Traume des Abends
Trauete, ihm, dem Verführer der vielerduldenden Menschen,

Wenn er das Lager umfängt, dem leergeſchwätzigen Gaukler,
Der ſie auch jetzo getäuſcht, in den Kampf zu ſchreien ermunternd.

Als nun aber die Frühe mit roſigen Füßen heraufſtieg,
Jetzo entſprang, das Gemüth mit mächtigem Trotze gerüſtet,
Penthesilea dem Bette der Ruh, und hüllte die Schultern
In kunſtprangendes Waffengeſchmeid, das ihr Ares geſchenkt, ein.
Und vor allem zuerſt umgab ſie die ſilbernen Knöchel
Mit goldfunkelnden Schienen von ſchönumfließender Arbeit,
Legte den Panzer darauf, den farbigen, an, um die Schultern
Hing ſie ein drohendes Schwerdt, ſiegprahlend, dran war die Scheide
Ganz aus Silber umher und aus Elfbein künſtlich bereitet;
Hob auch den göttlichen Schild empor, der Scheibe des Mondes
Gleich, wenn er eben ſich hebt aus des tiefen Okeanos Fluthen,

gnügen der Ueberraſchung, welches andre Autoren ihren Leſern mit ſo vieler Mühe und Kunſt zu zuwenden pflegen. Es bleibt aus, meine Herren; und Diderot kann Ihnen, wenn Sie wollen, ſagen, warum Sie wenig oder nichts dabey verlieren werden. Inzwiſchen iſt uns lieb, erinnert worden zu ſeyn, daß wir Ihnen einige Nachricht ſchuldig ſind, wie Pſyche (welche wir, in einen Ganymed verkleidet, in den Händen eines Seeräubers verlaſſen hatten, dazu gekommen ſey, die Gemahlin des Critolaus und die Schweſter Agathons zu werden. Ein kurzer Auszug aus der Erzählung, welche dem Agathon theils von ſeiner Schweſter ſelbſt, theils von ihrer Amme gemacht wurde, (und die letzte hatte den Fehler, ein wenig weitläuftiger in ihren Erzählungen zu ſeyn, als wir ſelbſt,) wird hinlänglich ſeyn, dero gerechte Wiſſens-Begierde über dieſen Punct zu befriedigen.

Ein heftiger Sturm iſt ein ſehr unglücklicher Zufall für Leute die ſich mitten auf der offenen See, nur durch die Dicke eines Brettes von einem feuchten Tode geſchieden finden; aber für die Geſchichtſchreiber der Helden und Heldinnen iſt es beynahe der glücklichſte unter allen Zufällen, welche man herbeybringen kann, um ſich aus einer Schwierigkeit herauszuhelfen. Es war alſo ein Sturm, (und Sie haben ſich nicht darüber zu beſchweren, meine Herren, denn es iſt, unſers Wiſſens, der erſte in dieſer Geſchichte,) der die liebenswürdige Pſyche aus der fürchterlichen Gewalt eines verliebten See-

Nur zur Hälfte gefüllt um die eingebogenen Hörner;
Also stimmerte jener unsäglich. Drauf auch den Helm um

Setzte sie sich aufs Haupt, der mit goldenen Schweifen umbuscht war.
Also umgab sie den Leib mit tödtlichem Waffengeschmeide.
Und sie erschien des blitzenden Strahls Abbild, den zur Erde
Abwärts schleudert vom hohen Olymp Zeus' ewige Allmacht,
Wenn er den Menschen die Kraft kund thut des rauschenden Netzens,
Oder die unterbrochnes Gebrülls herkrachende Windsbraut.
Aber der Königsburg enteilend mit hastigen Schritten,
Hielt sie unter dem Schild zwei Wurfspeer', und in der Rechten
Eris', der grausen, Geschenk, die doppelschneidige Streitart,
Furchtbargroß, ihr ein Schirm im herzzernagenden Streite.
Schnell im trotzigen Muth verließ sie die Thürme der Vestung,
Daß sie die Troer zum Kampf aufregte, dem Schmucke der Männer.

Und ſtracks ſammelten ſich des Heers vorſtreitende Helden,
Folgend dem Ruf, ſo ſehr auch bisher ſie gefürchtet, Achilleus
Gegenüber zu ſtehn; denn der warf Alle darnieder.
Jene frohlockt' indeß unaufhaltſam. Auf ſtattlichem Roſſe
Flog ſie umher, pfeilſchnell. Ihr ward's von Boreas' Gattin,
Orithyien, gaſtlich verehrt, als dieſe nach Thrake
Reiſte; den ſchnellen Harpyen voran noch eilet' es ihr.
Sich aufſchwingend enteilte der Stadt hochragend den Häuſern
Penthesileia, mit Muth. Es trieben ſie feindliche Parzen;
Und ſo nahte ſie ſich dem erſten und letzten Gefechte.
Viele der Troer umher mit nie heimkehrenden Füßen
Folgten, zum ſchmählichen Kampf, der kühnvorſtrebenden Jungfrau,
Rottenweis, wie die Schaafe dem Widder, der allen voranläuft
In fortziehender Heerd', ihn lehret es der kundige Schäfer:
Alſo folgten die Troer ihr nach voll brennender Streitluſt,

Kräftiges Volk, und der Amazonen gewaltiger Heerzug.
Und wie Tritonia einst vorschritt den Giganten entgegen,
Oder auch Eris, die fliegend hinab durch die Reihn den Tumult weckt,
Also behänd in den Troern umher eilt Penthesileia.

Und zu Kronion flehte, die vielerfahrenen Hände
Aufwärtshebend, des reichen Laomedon's herrlicher Sohn jetzt,
Hin zum heiligen Tempel gewandt des idäischen Gottes,
Zeus', der Ilion stets anschaut mit gnädigen Augen:

Höre mich, Vater, und gieb, daß heut das achäische Volk noch
Unter der Hand hinsinke der Länderbeherrschenden Heldin.
Dann auch rette sie unversehrt mir zurück in die Wohnung,
Ares, deinem Erzeugten, zu lieb, dem ragenden, starken,
Und ihr selbst, denn sie gleiche des Olymp's Göttinnen von Ansehn;

Augenscheinlich entsproß sie dem Stamme der Uranionen.
Mein Herz schone zugleich; viel Unglück hab' ich erduldet,
Theurer Söhne Verlust, mir von den Parzen entrissen,
Durch der Danaer Faust im vordersten Glied des Gefechtes.
Schone nun, da wir nur Wenige sind von dem rühmlichen Blute
Dardanos', da noch blühend die Stadt steht, daß wir am Ende
Frei aufathmen vom Krieg und vom traurigen Blutvergießen.

Also sprach er in heißem Gebet. Ihm aber zur linken
Schwebte mit lautem Geschrei, in den Klau'n ein sterbendes Täublein,
Reissenden Flugs ein Adler herbei; da erstarrete muthlos
Priamos' Sinn, denn nicht mehr ahnet' er Penthesileien
Lebend hinfort zu erschaun, heimkehrend aus dem Gefechte.

Und es ſchickten die Parzen ſich an, am ſelbigen Tag noch
Auszuführen die That; ſein Herz brach ihm vor Betrübniß.

Drüben ergriff die Argiver Verwund'rung, als ſie gewahrten
Jen' umher, den Thieren der Jagd gleich, die in Gebirgen
Schrecken bringen und ängſtliche Flucht wollhaarigen Heerden;
Auch die Königin ſelbſt, der Flamme, der reiſſenden, Abbild,
Die in dürrem Geſträuch forttobt, beim Drange des Sturmwinds.
Einer nahm zu des Heers Verſammlung das Wort und begann ſo;

Wer hat die Troer aufs neue vereint; da Hektor bekämpft liegt?
Glaubten wir doch nicht mehr ſie geneigt, uns entgegen zu treten!
Plötzlich ſtürzen ſie nun ſich daher, heißgierig nach Blutkampf!
Und fürwahr, in der Mitte des Heers regt einer den Muth auf,
Irgend ein Gott mag's ſeyn, denn er treibt ein ſchweres Beginnen.

Aber wohlan, in die Bruſt faßt unverwüſtliche Kühnheit,
Seyd feindſeeliger Stärke gedenk; denn ohne die Götter
Kämpfen am heutigen Tage wir keineswegs mit den Troern,

Sprach's. Drauf legten ſie All' um den Leib die ſchimmernde Rüſtung,
Goſſen ſich her von den Schiffen, mit Kraft umkleidet die Schultern,
Warfen in Maſſen ſodann, gleich rohauffreſſenden Thieren,
Sich in den blutigen Streit, und zugleich die ſtattlichen Waffen
Trugen ſie, Harniſch' und Speer', und aus Rindshaut kräftige Schilder,
Auch der Helme Gewicht. In den Leib ſchlug einer den Andern
Unerbittlich das Erz; da färbte das troiſche Land Blut.

Penthesileia ergriff Antitheos und Elaſippos,
Auch Perſinoos, und Hippalmos, den muthigen Lernos,
Molion und Hämonides auch, und Iliſſos, den ſtarken.

Aber Derione ſtreckte Laogonos, und den Menipp warf
Klonia; Proteſilaos' Gefährt' aus Phylake kam er
Früher ſchon, zum Gefecht mit den kraftvoll ſtreitenden Troern.
Und kaum war er verſchieden, da trieb die Rache Podarkes,
Iphiklos' Sohn; denn er liebt' ihn beſonders unter den Freunden.
Schnell um Klonien zielt' er, der göttlichen, und in den Bauch ihr
Fuhr durchbohrend der Lanze Gewicht. Da ſtrömte dem Speer nach
Plötzlich ſchwarzes Geblüt und es folgten alle Gedärme.
Drob ergrimmete Penthesileia. Geſchwind nun Podarkes
Traf ſie mit ragender Lanz', in den fleiſchigen Muskel des Armes
Ihn, des rechten, verwundend. Die Blutgefüllten Adern
Riſſen entzwei, und das ſchwarze Geblüt aus offner Wunde
Stürzte gewaltig hervor. Lautſtöhnend eilt' er von dannen,
Rückwärts; denn ſein Muth war zu ſehr vom Schmerze gebändigt.

Der nun entwich seit ab. Da ergriff Sehnsucht die Phylaken
Unaussprechlich; doch jener entfernt kaum aus dem Getümmel,
Sank, ein Todter, plötzlich dahin in den Armen der Freunde.
Aber Idomeneus streckte Bremusen mit ragender Lanze,
Stoßend die Brust, die rechte; da löste sich schnell ihr die Seele.
Diese nun fiel, einer Esch' Abbild, die auf waldigen Bergshöhn
Holzzerspalter, die höchste, gefällt; es wälzet sich furchtbar
Von der stürzenden her ein dumpfes Gekrach und Getöse:
Also fiel sie erseufzend. Ihr löste das grause Verhängniß
Alle Gelenk', und der Hauch entfloh in die wehenden Lüfte.
Thermodossen ereilt', und Euandren, Merionen; eben
Flogen behend sie umher im verderblichen Waffengetümmel.
Jener trieb er die Lanz ins Herz, in den Magen der andern
Stieß er das Schwerdt, und geschwind verließ sie beide die Seele.

Aber Periphas bändigt' Oileus' kräftiger Sohn ihr,
Treffend mit schneidendem Speer den schließenden Achselknochen,
Und Alkidien hieb der Tydid' und Perimacheien
Beiden das Haupt vom Rumpf, eindringend bis auf die Schultern
Mit verderblichem Stahl, und nieder sanken sie beide,
Stieren gleich, die ein rüstiger Mann schnell tödtlich dahinstreckt,
Hauend mit mächtiger Axt des Genicks dichtsennige Bänder.
So nun sanken sie hin, von der Faust des Tydiden bewältigt,
Auf der Troer Gefild, und fern fort flogen die Scheitel.
Sthenelos drauf erlegte den kräftigen Streiter Kaberos,
Der voll heißer Begier nach Kampf mit Argivern aus Sestos
Kam; doch nie mehr kehrt' er zurück in die heimische Gegend,
Paris jedoch im Herzen ergrimmt um den feindlich Gewürgten,
Warf auf Sthenelos nun ein Geschoß; doch diesen verletzt' er
Nicht, so sehr er auch trieb; fehlfahrend irrte der Pfeil ihm

Anderwärts, wohin ihn die Parzen, die rauhen, bewegten;
Denn er tödtet' im Flug Euenor, mit erzenem Leibgurt,
Der weit her aus Dulichion kam, mit den Troern zu ſtreiten.
Kaum war dieſer vertilgt, als Phyleus rühmlicher Sohn ſich
Zornig erhob, und im Nu, wie ein Leu auf die Heerden der Schaafe,
Sprang er heran; rings waltete Furcht vor dem muthigen Helden.
Sank doch Itymoneus ſelbſt, und Hippaſos' Sohn, Agelaos,
Die von Miletos gebracht den Danaern drohenden Feldruf,
Naſtes, der edle, zugleich, und Anchemachos tapfere Seele,
Die auf Mykale hauſten, auf Latmos glänzenden Scheiteln,
Oder wo Branchos Thäler ſich ziehn, wo Panorm am Geſtad liegt,
Auch um das tiefe Geſtröm des Maiandros, der in der Karer
Weingeſegnete Flur von der Schaafe Heimath herauffließt,
Phrygien, und durch vielgewundene Thäler ſich fortwälzt.

räubers rettete. Das Schiff scheiterte an der italiänischen Küste, einige Meilen von Capua; und Psyche, von den Nereiden oder Liebes-Göttern beschirmt, war die einzige Person auf dem Schiffe, welche auf einem Brette glücklich von den Zephyrn ans Land getragen wurde. Die Zephyrn allein wären hiezu vielleicht nicht hinreichend gewesen; aber mit Hülfe einiger Fischer, welche glücklicher Weise bey der Hand waren, hatte die Sache keine Schwierigkeit. Das war nun alles sehr glücklich; aber es ist nichts in Vergleichung mit dem, was nun folgen wird. Einer von den Fischern (der mitleidigste ohne Zweifel) führte die verkleidete Psyche, welche sehr vonnöthen hatte, sich zu trocknen, und von dem ausgestandenen Ungemach zu erholen, zu seinem Weib in seine Hütte. Die Fischerin, (eine hübsche, dicke Frau von drey oder vier und vierzig Jahren) welche die Mine hatte, in ihrer Jugend kein unempfindliches Herz gehabt zu haben, bezeugte ungemeines Mitleiden mit dem Unglück eines so liebenswürdigen jungen Herrn, als die schöne Psyche zu seyn schien; sie pflegte seiner, so gut es nur immer möglich war, und konnte sich nicht satt an ihm sehen. Es war ihr immer, sagte sie, als ob sie schon einmal ein solches Gesicht gesehen hätte, wie das seinige; und sie konnte es kaum erwarten, bis der schöne Fremdling im Stande war, nach eingeführter Gewohnheit, seine Geschichte zu erzählen. Aber Psyche hatte der Ruhe vonnöthen; sie wurde also zu Bette gebracht; und bey dieser Gelegenheit entdeckte die Fischerin, welche auf die kleinsten Umstände aufmerksam war, daß der vermeinte Jüngling

Dieſe darnieder ſtieß nun Meges im Waffengetümmel.
Andr' auch ſtürzten, ſo viel' er gerühret mit ſchwärzlicher Lanze;
Denn Kühnmuth warf ihm in die Bruſt ein Tristogeneia,
Daß er den Feinden umher zubrächte den Tag des Verderbens.

290. Drauf Dreſaios erlag Polypoites, dem Ares geliebten.
Dieſen gebar Neaira, die holde, Theodamas Gattin
Keuſch ihn umarmend, den klugen, am Fuß von Sipylos Schneehöhn,
Wo einſt Niobe Stein ward durch die Olympier, und ihr
Oft noch die Zähr' entträufet aus der Höhe des dichteren Felſens.

295. Mit ihr ſtöhnen die Wogen des lauthinrauſchenden Hermos,
Und hochragend die Spitzen des Sipylos, welche beſtändig
Ringsherwolkende Nebel umziehn, von Schäfern verabſcheut.
Dieſe nun ſteht dem reiſenden Mann ein bewundertes Schauſpiel;
Denn ein jammerndes Weib erſcheinet ſie, das ſich in Schwermuth

Jod. Elendsvoll abhärmt und unzählige Thränen vergießet.
Und so, wähnest du, sey es fürwahr auch, wenn du sie etwa
Fernher erschaust, doch so du nun näher und näher herbeikommst,
Steht sie ein hochaufragend Gestein, des Sipylos Zacke.
Jene nun, daß sie erfüllte der Seeligen strafende Rache,
Jos. Weint von Felsen umringt, noch jetzt der Trauernden ähnlich.

Andr' auch mordeten Andr', und grausendes Verhängniß
Waltete rings; denn furchtbar irrt' in der Mitte der Völker
Waffengetümmel umher, und des Todes schrecklicher Ausgang.

Jens. Peucer.

IV.

Stimme des Friedens.

Ich wollte, es wäre dem Zwiſt und den Fehden dadurch ein Ende zu machen, daß alles nach der Gerechtigkeit entſchieden würde. Wer wollte nicht am liebſten ſehen, daß die gerechte Sache den Sieg erhielte? Aber der Ausfindigmacher dieſer gerechten Sache wird faſt immer ſchwerer, je länger man zumahl in Staatsuneinigkeiten, bei republikaniſchen Irrungen, nach ihr geſucht, auch mitunter geſtritten und gezankt hat. Wie leicht dürft' es da der Fall ſeyn, daß man die Rechtsgründe unter anderm im Dunkeln des Alterthums finden ſollte, wo das Dunkel zu dicht wäre! — Und dann geht es mit der Gnoſis des Rechtes wie mit der Filoſofie und Religionsgnoſis! — Einſicht — wahre, noch mehr die geglaubte, iſt mit Stolz verbunden, wird mit Stolz geſucht und gefunden. Möchte doch etwa davon abſtrahirt und dafür das Billige und das Gütige zur Hand genommen, vorgezogen, mit dieſem ein Verſuch gemacht werden! — Wenn man doch begriffe, auch wohl geſtünde, man könne mit der Rechtsbehauptung keine Endſchaft erreichen, ſey ſchon zu weit auseinander. Viele ſeyn wohl eher bereits im Begriff, ihr einſeitig ausgemachtes Recht mit Gewalt oder den Degen in der Fauſt durchzuſetzen. Ich ſchlage Güte vor. Die Gegen-

parthei das allzuliebe Recht *) und ich nochmahls Güte.

Denn das Menschenherz öffnet sich ja zuweilen der Güte, und dann gibts Friede. Mit dem Degen in der Hand könnte man zuletzt sich aufreiben, aber mit der Güte nicht. Das Erlassen, das Nachgeben, die Milde — ist sie denn allemahl so ganz einfältig, nicht wenigstens so oft edel, als das Rechthaben?

Wo Parthei- und wohl gar Faktionsgeist Platz gefaßt hat, da ist's unklug und unduldsam, wenn die eine die andre auf Gottesfurcht verweist. Heut zu Tage hat das freie Denken zu weit um sich gegriffen, als daß man einem Gegner das Fürchten vor Gott mit Erfolg anmuthen könnte. Die Philosophie, das reinere Christenthum will immer zur Gottes- oder Menschenliebe, oder besser zu beiden sich neigen oder hinweisen ist's: wer den andern Gott nur fürchten heißt, der fürchte selbst ihn zuerst.

Wie häufig wollen die wärmen Verfechter der Religion das Religiöse bei andern erzwingen! — Wollen dies Freiwilligste erzwingen! So freiwillig war gewiß der Glaube des verflossenen Jahrhunderts nicht,

*) Das freilich, wenn man's klar weg hat, nicht zu lieb seyn kann.

wie der des neuen seyn wird. Die Jugend des letztern wird sich dem Gebieterton allgemeiner und stärker widersetzen, aber der Herzensstimme folgsamer, als ehedem werden. Das ist so gewahrsagt; aber wer das Gegentheil behaupten will, wird etwas sehr Trauriges auch nur im Künftigen voraus zu sehen sich anmaßen.

Da geht ein getaufter, aufs Christenthum unterwiesener, oder auf Menschenrecht und Menschlichkeit Anspruch machender Mensch daher; er trägt einen Degen, eine Flinte, ein Bajonet, vielleicht noch ein Brustblatt, eine Pistole, etwas Helmartiges auf dem Korfe. Den Degen (Säbel) hat er, um damit einem Menschen die Klinge in den Leib zu stecken, wenigstens dazu gefaßt und bereit zu seyn. Die Flinte hat er, (nicht ohne manche Patrone) um dem Gegner eine Kugel vor den Kopf oder die Brust zu schießen, damit er elend oder todt werde. Das Bajonet hat er Stilletmäßig zu ähnlichem Gebrauch. Für irgend eine Handwerksverrichtung, oder Feldarbeit, oder Kunstarbeit hat er — nichts bei sich. — Und wir sehen ihn als eine fast natürliche, sehr gewöhnliche Erscheinung an; sie macht uns weder weinen noch lachen. — Wohin ist's mit der Menschheit gediehen!

Die liebe, zum Theil verschrieene Schweiz hat, meiner Ueberzeugung nach, Anspruch an die Hochschätzung benachbarter Nationen, wegen der Denk- und

Handelsart ihrer Aristokraten, und auch wegen der Denk- und Handelsart ihrer so geheißenen bessern Patrioten. Beide haben auch ihre Nachtöner und ihre Ausbürstlinge leider in Menge. Das erkennt aber derjenige Fremde oder Einheimische, Prediger oder Staatsmann, Stadt- oder Landbürger nicht, der nur fleißig in seiner Stube sitzt, seine Zeitblätter wegließet, nur die sieht, die er zu sehen gewohnt ist. Ich denke manchmahl: Die Herren und Regenten der Länder mögen wohl ihre Leute nicht gut kennen — wenn sie schon einen ansehnlichen Kriegsetat zu fertigen wissen! Ich vermuthe, auch selbst ein Bonaparte weiß vollkommnern Bescheid, wo die Frage von seinen Kriegern als den übrigen Friedensleuten, zumahl außer den Städten ist, und außer Frankreich.

Wär es nicht am gerathensten, man hielte den Krieg überhaupt für unerlaubt, mithin schmählich für alle, die sich dazu entschließen. Wenn sich auch zuletzt eine sehr seltene Ausnahme bei einem Vertheidigungskriege finden läßt; es bleibt doch wahr: Man kann allemahl mit sehr scheinbaren, wirklich erheblichen Gründen jeden angehenden Krieg zum bloßen Vertheidigungskrieg machen, und so muß das Kriegführen immerfort in der armen Welt bleiben. Ganz ungemein erbaulich hat hierüber der große Aufsteller des Kriegs- und Friedenslichtes, Grotius, zumahl in den Noten

zur Verspredigt geschrieben.“ Oder wie? Du arme Menschheit: Hast du wirklich den Krieg auch in die Zukunft nöthig? — Ueber die vergangnen wollte ich gern nachgeben *).

Joanes Tobler.

V.

Was heißt Nachahmung der Natur in der Landschaftsgärtnerei?

(Ein Fragment **).

— — — Wenn also gleich alle, die sich selbst recht verstehen, wenn sie einen Garten betrachten, wohl

*) Edler, friedliebender Greis! und nach dir konnten die Verblendeten schießen. Und dies geschah 1800. in Zürich!

B.

**) Der Titel der ganzen Schrift wird heißen: Versuch über die Kunst, Zusammenhang und Einheit in englische Gärten zu bringen.

wiſſen, daß ſie daſelbſt nur vermeintliche, nicht wirkliche Natur finden; ſo muß doch der Anleger überall, wo er Naturobjekte aufſtellt, er mag nun ganz neue ſchaffen oder blos ſchon vorhandene überarbeiten und umformen, immer ſich beſtreben, es den Spaziergängern möglich zu machen, daß ſie dies oft und lange vergeſſen und ſeine Gebilde ſo anſchauen können, als ob ſie wirklich Produkte der Natur wären.

Daß es aber, liebet E.. iſt nun freilich, wie Du gewiß ſchon bemerkt haſt, lange nicht ſo leicht, als man gewöhnlich glaubt, und kann dem Anleger, wenn er nicht die Natur ſorgfältiger beobachtet und alle Arten mechaniſcher Mittel, wodurch die Luſtgärtnerei ein Terrain umgeſtalten kann, genauer kennen gelernt hat, als man gewöhnlich für nöthig hält, nimmermehr gelingen.

in Briefen an einen Künſtler. Der ſcharfſinnige Verfaſſer hat ſeinen Beruf zu einer ſolchen Unterſuchung ſchon durch ein früheres Werk über das Landſchaftsmahlen, welches nicht ſo bekannt worden iſt, als es verdient hätte, hinlänglich bekundet. Es wäre zu wünſchen, daß man eine vollſtändige Geſchichte deſſen, was die Britten Landſcapegardening nennen, mit Benutzung und Auszügen aller Schriften, die in dem letzten Decennium darüber in England erſchienen ſind, Price, Knight Repton, Gilpin u. ſ. w. von dieſer Hand, die Feder und Griffel zu führen verſteht, erhielten.

Vielleicht iſt es auch Dir ſchon ſo wie mir manchsmahl aufgefallen, warum die Gartenanleger durch das Beiſpiel der Landſchaftsmahlerei, von der ſie doch immer ſo viel ſprechen, nicht ſchon lange auf die Schwierigkeiten der Ausführung ihrer Kunſtwerke aufmerkſamer geworden ſind. Niemand zweifelt daran, der Landſchaftsmahler müſſe ſich Jahre lang mit fleißiger Betrachtung der Natur beſchäftigen und ſich in Verſuchen, ihre Formen und Farben getreu nachzubilden, unabläßig üben, ehe er es dahin bringt, ſeinen Landſchaften diejenige ergreifende Wahrheit zu geben, ohne die ſie das Auge des Kenners nicht befriedigen können, und ohne welche, wenn ſie auch übrigens noch ſo gefällig komponirt ſind, kein dauerndes und allgemeines Wohlgefallen an ihrer Schönheit entſtehn kann. Daraus nun, ſollte man denken, wäre leicht zu ſchließen, der Gartenkünſtler, der gerade dieſelben Objekte, welche der Landſchafter auf einer Fläche darſtellt, plaſtiſch darſtellen will, müſſe ſich nicht weniger vorbereiten, ehe er es lernt, ſeinen Gebilden täuſchende und befriedigende Wahrheit zu geben; ja er brauche vielleicht noch mehr Studium und Uebung, eben weil ſeine Produkte nicht blos wie Gemählde aus einem Geſichtspunkte, ſondern wie Werke der Skulptur von mehreren Seiten angeſchaut werden ſollen. Gleichwohl ſcheint man ziemlich allgemein zu glauben, daß es dazu nicht ſo vieler Umſtände bedürfe. Jeder Gärtner, der vielleicht nie eine Baumgruppe, nie einen Vorgrund gezeichnet hat, jeder

Dilettant, der, ſo viel er auch in der Natur geſehn und empfunden hat, dennoch von der Art, wie der Künſtler, der ſie nachbilden will, ihr Detail beobachten muß, kaum einen Begriff hat, — bildet ſich ein, Anhöhen aufwerfen, Seen graben, und Gruppen und Haine pflanzen zu können, die wirklich wie die Anhöhen und Seen der Natur, und wie ſelbſtgewachſene Gruppen und Haine ausſehen.

Ob ich nun gleich, lieber E., von Dir erwarten darf, daß Du es damit nicht ſo leicht nehmen wirſt; da ich weiß, daß Du fleißig zeichneſt, auf allen Deinen Spaziergängen und Reiſen Studien ſammelſt, und ſogar neulich, wie Du mir ſchriebſt, angefangen haſt, Modelle von Gartenpartien in Thon und Wachs zu formen; ſo kann ich doch nicht unterlaſſen, Dir noch einiges über den Nutzen und das Verdienſtliche einer treuen Nachbildung der Natur in Gärten zu ſagen. Hoffentlich kann es wenigſtens dazu beitragen, daß Du in Deinen guten Vorſätzen beſtärkt wirſt und niemahls die Luſt und den Muth verlierſt, dieſes ſo ernſtlich gemeinte Studium, ob es gleich faſt jedermann für überflüßig hält, ununterbrochen fortzuſetzen.

Erſtens, glaub' ich, kannſt Du verſichert ſeyn, daß die Gärten, welche Du einſt anlegen wirſt, an Schönheit unendlich viel gewinnen müſſen, wenn Du Dich beſtrebſt, den Naturgegenſtänden, die ſie enthal-

ein überaus ſchönes Mädchen — aber doch nicht mehr ſo ſchön war, als ſie in ihren Manns-Kleidern ausgeſehen hatte. Es war natürlich, über dieſe Verwandlung im erſten Augenblick ein wenig mißvergnügt zu ſeyn? aber dieſer kleine vorübergehende Unmuth verwandelte ſich bald in die lebhafteſte und zärtlichſte Freude — kurz, es entdeckte ſich, daß die Fiſcherin Clonarion, die Amme der ſchönen Pſyche war, welche, mit Hülfe dieſes Namens, ihrer geliebten Amme ſich wieder eben ſo gut zu erinnern glaubte, als dieſe aus den Geſichts-Zügen der Pſyche, aus ihrer Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, Muſarion, und beſonders aus einem kleinen Mahl, welches ſie unter der linken Bruſt hatte, ihre allerliebſte Pflegtochter erkannte. Clonarion war die vertrauteſte Sclavin der Mutter unſrer Heldin geweſen, und ihrer Pflege wurde nach dem Tode derſelben die kleine Pſyche, oder Philoclea, wie ſie eigentlich hieß, anvertraut; denn Pſyche war nur ein Liebkoſungs-Name, den ihr ihre Amme aus Zärtlichkeit gab, und welchen die kleine Philoclea, weil ſie ſich niemals anders als Pſyche oder Pſycharion nennen gehört hatte, in der Folge als ihren würklichen Namen angab. Stratonicus hatte der Clonarion mit der noch unmündigen Pſyche eine hinlängliche Summe Gelds übergeben, und befohlen, ſie in der Nähe von Corinth zu erziehen, weil er dort die beſte Gelegenheit hatte, ſie von Zeit zu Zeit unerkannt zu ſehen. Die junge Pſyche, die Freude und der Stolz ihrer zärtlichen Amme, von der ſie wie ihr eigenes Kind geliebet wurde, wuchs ſo ſchön heran, daß man

ten, täuſchende Wahrheit zu geben. Denn indem Du dies zu erreichen ſuchſt, wirſt Du in alle Naturobjekte jene reihende Mannichfaltigkeit (das Picturesque des engliſchen Theoretikers Price *) bringen, welche Dein Vorbild die Natur in der Regel ihren Werken zu geben pflegt und welche, wenn auch nicht die einzige, doch gewiß die reichſte Quelle landſchaftlicher Schönheit iſt. Haſt Du aber Deine Gärten durchaus mit dieſer malleriſchen Mannichfaltigkeit geſchmückt, ſo darfſt Du auch erwarten, daß ſie nicht blos dann, wenn man ſie flüchtig durchgeht und nur die großen Maſſen, aus denen ihre Parthien zuſammengeſetzt ſind, vorübereilen ſieht, ſondern auch dann, wenn man verweilt und Zeit hat,

*) Price, von deſſen Verſuche über das Pittoreske ich Dir gleich mehr ſagen werde, macht freilich bei der Schilderung deſſen, was er im Gegenſatze des Schönen und Erhabenen das Malleriſche nennt, wenig darauf aufmerkſam, daß Nachahmungen der Natur, welchen dieſes Malleriſche fehlt, gar nicht wie Natur ausſehen; eigentlich liegt aber doch auch dieſe Idee ſeinem Tadel zum Grunde. Denn es läuft ziemlich auf eins hinaus, ob man dem Gartenanleger ſagt: Deine angeblichen Naturobjekte ſind nicht ſo wohlgefällig, als die wirklichen; weil ſie zu glatt, zu kahl, zu hart konturirt, mit zu wenig Verwicklung gruppirt ſind, u. ſ. w.; oder ob man dem Angeber ſagt: Deine künſtlichen Naturobjekte ſehen gar nicht natürlich aus, weil die ſich ſelbſt überlaſſene Natur in der Regel ihre Produkte gar nicht ſo glatt, und kahl macht, ihnen keine harten Umriſſe giebt u. ſ. w.

das Detail dieſer Maſſen zu betrachten, die Spaziergänger aufs angenehmſte unterhalten werden. Je länger man ſie anſieht, deſto mehr Schönes wird man an ihnen entdecken, und ſie werden eben ſo unerſchöpflich ſeyn, als gute Landſchaftsgemählde.

Zweitens, aber glaub' ich, kannſt Du Dir auch, wenn Du Muſter treuer Nachbildung der Natur aufſtellſt, welche die Künſtler veranlaſſen, mehr zu geben, und die Kritiker, mehr zu verlangen, als gewöhnlich geſchieht, mit der Hoffnung ſchmeicheln, zur Vervollkommnung Deiner Kunſt beizutragen; welches mir bei der Gartenkunſt doppelt verdienſtlich ſcheint, da es gerade bei ihr mehr als bei irgend einer andern Kunſt an dergleichen Muſtern noch ſo ſehr fehlt.

Ob dieſe in allen Gegenden von Deutſchland ſo ſelten ſind, als in denen, wo ich bekannt bin, getraue ich mir freilich nicht zu behaupten. Indeſſen iſt mir's doch aus allem, was ich von deutſchen Gärten in Abbildungen geſehn, in Beſchreibungen geleſen und von Reiſenden gehört habe, ziemlich wahrſcheinlich geworden, daß in den meiſten Provinzen Deutſchlands die Gartenanleger noch nicht weiter gekommen ſind, als die Gartenanleger in England. Daß aber in dieſem Mutterlande der Kunſt, ohngeachtet der großen Menge ſeiner berühmten Gärten, Anlagen, welche mit der Schönheit auch Wahrheit vereinigen, unter die Seltenheiten ge-

hören *), ist mir, so weit sich über diese Sache nach Berichten glaubwürdiger Augenzeugen urtheilen läßt, nicht mehr zweifelhaft, seitdem ich Gilpins Kritiken seiner vaterländischen Gärten gelesen, und noch weniger, seit ich Price's Versuch über die mahlerische Schönheit **) näher kennen gelernt habe.

Es ist Schade, daß man von dem vor etlichen Jahren in England geführten Streite, wovon dieses Buch eines der interessantesten Aktenstücke ist, in Teutschland nicht mehr Notiz genommen hat. Denn das wenige, was davon in Journalen und gelehrten Zeitungen gesagt worden ist, giebt weder hinlängliche, noch auch, besonders von dem Ausgange des Streits, richtige Auskunft ***); von den dabei gewechselten Schriften aber

*) Vergleiche des Hofgärtner Dietrichs Bemerkungen im (sachreichen) Taschenkalender für Gartenfreunde. (Tüb. 1803.) S. 196 ff. B.

**) An Essay on the Picturesque etc. By Uvedale Price. Lond. 1794. teutsch unter dem Titel: Ueber den guten Geschmack bei ländlichen Künsten und Gartenanlagen. A. d. Engl. Leipzig 1798.

***) So wurde unter andern einmahl in der Zeitung für die elegante Welt gesagt, Price erkenne nur das Pittoreske in den Landschaften eines Salvator Rosa für die wahre Natur in der Gartenkunst. Allein schon das erste Kapitel seines Versuchs, wo er sehr lustig beschreibt, wie ein Anleger nach der Mode eine sanfte, zierlich geschmückte Szene von Claude Lorrain verbessern würde, widerlegt diese Behauptung; und die

ist, so viel ich weiß, bis jetzt nur erst eine einzige, nämlich die vorerwähnte von Price, und noch dazu ohne alle Einleitung, wodurch sich der Leser ein wenig orientiren könnte, ja sogar ohne Benennung des Verfassers des Originals, übersetzt worden. Nun glaube ich zwar nicht, daß man, wenn auch mehr von diesem Streite unter uns bekannt geworden wäre, Price'n Recht gege

darauf folgende Entwicklung der Eigenthümlichkeiten des Pittoresken zeigt fast auf jedem Blatte, daß hier von einer Eigenschaft die Rede ist, welche man eben sowohl in den freundlichsten, als in den wildesten Kompositionen guter Landschaftsmahler antrifft.

Auch scheint alles das, was in England gegen Price vorgebracht worden ist, gar nicht so wichtig zu seyn, als man hin und wieder versichert hat. Was gegen ihn Repton geschrieben hat, der wie seine Sketches and hints on Landscape Gardening beweisen, besser Gärten anzulegen als darüber zu filosofiren, wenigstens besser einzelne gute praktische Bemerkungen als universelle Regeln aufzustellen versteht mag — dies finden selbst Repton's Rezensenten im Monthly Review, welche Price's Meinung eben nicht sehr günstig sind, keineswegs durchgreifend. Daher hat auch Price in seiner Antwort auf Reptons Brief in der Hauptsache so gut als gar nicht nachgegeben; ob er gleich zugesteht, daß manchmahl, besonders an einem Platze, der einen eigentlichen Lustgarten vorstellen soll, (meant to be pleasure ground) eine gewisse, nicht natürliche oder nicht mahlerische Zierlichkeit (also eine Art von Arabesquenanlagen, von denen ich Dir bald mehr sagen werde) nicht zu verweisen sey.

ben hätte. Denn die meiſten Liebhaber von Gärten in Deutſchland ſind ja gerade wie die in England mit ihrer Afternatur ſo zufrieden, daß ſie ſich noch gar nichts andern ſehnen, und bilden ſich ſogar ein, an ihrer ſogenannten verſchönerten Natur etwas weit Beſſeres zu haben, als man ihnen durch treue Nachahmung der nach ihrer Meinung gemeinen Natur immermehr geben könnte. Indeſſen hätte doch wohl manches, was bei dieſer Gelegenheit über die Schönheiten jener gemeinen Natur ſo wahr und ſchön, oft auch ſo treffend und witzig geſagt worden iſt, manchem unſerer Gartenanleger das Gewiſſen gerühret und ihn zu der Frage gebracht: ob er denn auch die Natur, die er nicht bloß nachahmen, ſondern ſogar übertreffen will, gehörig kenne? und vielleicht wäre auch mancher unſerer Schriftſteller über die Gartenkunſt, auf die ſchwache Seite ihrer Theorie aufmerkſamer geworden, und hätte ſtatt der Regeln für Erfindung und Ausführung der Dekorazionen der Gärten, womit wir überſchüttet ſind, lieber praktiſche Beobachtungen über die Ausführung der Naturobjekte, woran es uns noch ſo ſehr fehlt, geſammelt und mitgetheilt.

Nun wer weiß, lieber E., was das neue Jahrhundert auch für die Gartenkunſt bringt? Vielleicht geht es mit ihr, wie mit der Landſchaftsmahlerei. Auch dieſe hatte ſchon ein Jahrhundert exiſtirt und viele berühmte Werke hervorgebracht, die gewiß mancher Kri-

tiker ſeiner Zeit für das Höchſte hielt, was die Kunſt leiſten könnte. Dennoch war es nur ihr Morgen- und ihr Mittag- brach erſt mit dem ſiebzehnten Jahrhundert an, wo eine ganze Reihe großer Meiſter aufſtand, deren Werke zeigten, daß man die Natur viel treuer (beſonders in Rückſicht auf Farbe, Beleuchtung und Haltung) nachahmen könne, als bisher geſchehen war, und daß man eben durch dieſe Treue den Landſchaftsgemählden eine Menge von Schönheiten geben könne, deren Möglichkeit man bisher kaum geahndet hatte. Wer verbürgt uns nun, daß nicht auch in der Gärtenkunſt in dem zweiten Jahrhundert, das ſie jetzt antritt, eine Reihe von Meiſtern erſcheint, die ſie auf eine Höhe erheben, die wir uns jetzt kaum träumen laſſen, und deren Nahmen in den Annalen der Kunſt die Kents, die Brown's, die Reptons eben ſo überſtrahlen, als in den Annalen der Landſchaftsmahlerei der Nahme Claude Lorrains, Salvator Roſa's, Ruysdaels und anderer mehr vor den Nahmen der berühmteſten Meiſter des ſechszehnten Jahrhunderts *) hervorſchimmert?

*) Selbſt wie ich glaube, Tizian und Annibale Caraccio nicht ausgenommen. Baldinucci ſagt an einer auch von Hagedorn zitirten Stelle (Notizie de' profeſſori del diſegno Sec. IV. Dec. II. p. 186.) wo er die Vorzüge, durch welche ſich die ſpätern Landſchafter vor den frühern auszeichnen, entwickelt, es wäre an allen weit mehr zu loben una bella maniera di far paeſi

Wer weiß, wie ſich dann am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Theorie der Gartenkunſt ausnehmen wird, und welche reiche Sammlungen neuer, von gelungenen Beiſpielen abgezogener Regeln an die Stelle der jetzt ſo dürftigen praktiſchen Vorſchriften getreten ſeyn und ſogar zu eignen Szienzen, deren Nahmen jetzt in der Encyklopädie noch unerhört ſind, werden angewachſen ſeyn? Da giebt es vielleicht eine Erdbildkunſt, oder, wenn unſere Hellenomanie noch nicht vorbei iſt, eine Geoplaſtik, welche lehrt, wie man Hügel aufwirft, die nicht wie Stuhlpolſter mit Stahlfedern, und Abhänge, die nicht wie Glacis oder Wallböſchungen ausſehen; welche Anweiſung giebt, wie man das ungleiche Terrain ebenen kann, ohne es einem gewalzten Acker gleich zu machen, und wie man das Ebene und Gerade des Terrains, um ihm Bewegung zu geben, ungleich machen kann, ohne in ſeine Umriſſe jenen fleiſen, regelmäßig-unregelmäßigen Schwung zu bringen, in dem zwar mehr Mannichfaltigkeit, aber die Hand der Kunſt eben ſo wenig zu verkennen iſt, als in le Notre's geraden Linien. Vielleicht exiſtirt alsdenn eine Hydregie oder Waſſerleitkunſt, aus der man lernen kann, wie man die Ufer des Gewäſſers bilden muß, wenn die Seen mit ihren flachen und kahlen

che una perfetta imitazione de'veri paeſi. Vielleicht ſagt man einmahl gerade daſſelbe von den Gartenkünſtlern unſerer Zeit.

Rändern nicht wie überſchwemmte Wieſen, und die Flüſſe und Bäche nicht wie Kanäle und Abzugsgräben, die ein wenig verfallen ſind, ausſehen ſollen. Vielleicht macht es alsdann der Gartenkünſtler nicht mehr zu ſeinem Hauptſtudium, die Behandlung der zahlloſen fremden Gewächſe, womit wir jetzt unſere Gärten ausputzen, kennen zu lernen; vielleicht intereſſirt es ihn weit mehr, unſere einheimiſchen Gewächſe ſo, daß man glauben muß, ſie wären von ſelbſt erwachſen, pflanzen zu lernen, und daher die neue Pflanzkunſt, welche dazu Anweiſung giebt, zu ſtudieren. Von ihr lernt er alsdenn Raſenteppiche ausbreiten, welche jenen lockern und faltigen, grünen Gewändern gleichen, die die Natur nachläßig über die Fluren wirft, und welche nicht wie ein ſtraff angezogenes Stück geſchorenen Sammtes ausſehen, das ein Tapezierer über ein Sofa genagelt hat; von ihr lernt er, wie er dieſe Teppiche mit Blumen und Kräutern, die mitten aus dem Graſe hervorſprießen, ſticken kann, ohne ſie mit kahlen, gejäteten und geharkten Erdflecken, wie mit Mottenflecken zu ſchänden. Beſonders aber wird ihn dieſe Pflanzkunſt lehren, wie man Gebüſche und Haine pflanzen kann, die nicht aus hunderterlei Arten von Gewächſen, wie die Baumſchule eines Gartenhändlers, ſondern nur aus ein paar Familien einheimiſcher Gewächſe, wie die Pflanzungen unſerer Natur zuſammen geſetzt ſind; und welche dennoch durch treue Nachahmung der Mannichfaltigkeit, mit der dieſe weiſe Künſtlerin das Kleine

und Große, das Junge und Alte, das Durchsichtige und Dichte, das Volle und Leere, durcheinander zu miſchen pflegt, mit weit mehr Reizen geſchmückt ſind, als jene bewunderten Shrubs, wo ſich alles auf und über einander drängt, und denen es bei aller Verſchiedenheit ihres buntſchäckigen Details dennoch an wahrer mahleriſcher Mannichfaltigkeit fehlt *).

Doch ich will nichts mehr prophezeihen. Es iſt nicht nöthig, Dich lieber E. noch mehr anzufeuern, daß Du nach der Ehre ſtrebſt, unter den berühmten Nahmen in den Gartenannalen des neunzehnten Jahrhunderts zu glänzen, und Deine Werke in den Theorien der Zukunft als Beiſpiele zitirt zu ſehen.

Dresden. Chr. Aug. Gemler.

*) Wir rufen dem begeiſterten Seher ein herzliches accipiamus omen zu. Aber noch iſt's weit bis dahin! Jetzt gilt noch immer, was der wackre Knight ſingt in ſeinem Landſcape, a didactic Poem. Cant. I. 100. p. 7.

The vain, raſh upſtart thinks he can create,
Ere yet his hand has learn'd to imitate.

D.

VI.

Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Kultur und Literatur.

Einige Beiſpiele der jetzigen Intoleranz und des Bigotismus der Katholiken in Ungarn.

(Aus einem Schreiben aus Ungarn im Sept. 1802.)

Die in Eperies im Saroſer Komitat von einem katholiſchen Edelman geraubten zwei proteſtantiſchen Knaben (S. N. T. M. Februar S. 159 und 160) ſind leider ihrem Vater nicht wiedergegeben, und der allgemein bekannte Thäter iſt nicht im geringſten beſtraft worden. Die im N. T. M. an der erwähnten Stelle geäußerte Hoffnung, daß der ganze Handel zur allgemeinen Zufriedenheit bald abgethan ſeyn würde, wurde alſo nicht erfüllt, und der ganze Vorfall iſt Beiſpiel einer zu unſern Zeiten ſehr befremdenden Intoleranz. — Die Proteſtanten in Ungarn gaben ſich alle Mühe, die geraubten Kinder wieder zu erhalten, aber

nichts liebenswürdigers sehen konnte. Die Hoffnung des Gewinnsts reitzte endlich einige Bösewichter, sie, da sie ohngefehr fünf bis sechs Jahre alt war, heimlich wegzustehlen, und an die Priesterin zu Delphi zu verkauffen. Ein Halsgeschmeide, woran ein kleines Bildnis ihrer Mutter hieng, und womit die junge Psyche allezeit geschmückt zu seyn pflegte, wurde zu gleich mit ihr verkauft, und diente in der Folge zur Bestätigung daß sie würklich die Tochter des Stratonicus sey. Clonarion raufte sich einen guten Theil ihrer Haare aus, da sie ihre Psyche vermißte; und nachdem sie eine ziemliche Zeit zugebracht hatte, sie allenthalben (ausser da wo sie würklich war,) zu suchen, wußte sie kein ander Mittel, sich bey ihrem Herrn von der Schuld einer strafbarn Nachläßigkeit entledigen zu können, als vorzugeben, daß sie gestorben sey; und Stratonicus konnte desto leichter hintergangen werden, weil er damals eben in Geschäfte verwickelt war, welche ihn lange Zeit hinderten, nach Corinth zu kommen. Inzwischen hatte die allenthalben herumirrende Clonarion eine Menge Abentheuer, welche sich endlich damit endigten, daß sie die Gattin eines schon ziemlich bejahrten Fischers aus der Gegend von Capua wurde, in dessen Augen sie damals wenigstens so schön als Thetis und Galathea war. Sie hatte ihre geliebte Pflegtochter in so zärtlichem Andenken behalten, daß sie einer Tochter, von der sie selbst entbunden wurde, den Namen Psyche gab, blos um sich derselben beständig zu erinnern. Der Tod dieses Kindes, der beynahe in eben

umsonst. — Der Vorfall wurde unverzüglich an die königl. ungarische Statthalterei in Ofen berichtet, und es ergieng auch von ihr der Befehl an den Vier-Gespann des Zipserkomitats, (in dem jener erwähnte Edelmann lebt) den schändlichen Thäter zum Geständniß zu zwingen) wohin er die Kinder gebracht habe; und nicht minder an den Bischoff des Zipserkomitats, auf dessen Befehl der Edelmann jene That vollzogen zu haben, geäußert haben soll, und in dessen Domkapitel sie also wahrscheinlich befindlich wären. Allein, wenn auch gleich jener Befehl nicht bloß zum Schein gegeben wurde, (was durchaus der löbl. königl. Statthalterei nicht zuzutrauen ist) so wurde er doch durch die Pfaffen (kein wahrer Religionslehrer verdient diesen Nahmen, er sey von was immer für einer Konfession!) eludirt. Denn daß bei dieser Sache diese im Spiel waren, wie sich gleich anfangs höchst wahrscheinlich vermuthen ließ, zeigte der Erfolg. — Um der Ungerechtigkeit einen Schein von Gerechtigkeit zu geben, behauptet man, daß die Knaben freiwillig zur römisch-katholischen Kirche übergetreten sind, und sie werden nun in der bischöflichen Stadt Erlau, (Agria) in Niederungarn erzogen. — Aber man kann sich leicht vorstellen, wie freiwillig jener Uebertritt bei geraubten und in der Gefangenschaft gehaltenen Kindern gewesen seyn wird! Und wären sie auch freiwillig zur Kirche, die sich die alleinseligmachende nennt, übergetreten, entschuldigt denn dies im geringsten den vorhergegangenen

Raub, und darf dies die Strafwürdigkeit der unmittelbaren und mittelbaren Thäter, die sich dadurch vor den Augen des Publikums als ehrlos brandmarkten, aufheben? — Allein man kennt ja die Mittel, deren sich die katholische Kirche zur Bekehrung der Protestanten von jeher bedient hat, z. B. Drohungen, Versprechungen, Mißhandlungen, Kerker, Dragonaden, Inquisitionstribunale ꝛc. ꝛc. hinlänglich, um sich auch dieses Factum leicht erklären zu können. — Zu solchen Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten, als unter Leopold I. (Exil und Verdammung zu Galeeren. Hinrichtungen ꝛc. ꝛc. — Der Nahme jenes Vollstreckers der Inquisitions-Tribunalsprüche, Karafi; lebt noch in dem ungrischen Schimpfwort „Karafia" Sohn des Karafi!) und andern ungrischen Kätzereyen, werden es wohl die Katholiken in Ungarn nie mehr bringen, und ein grosser Theil derselben (auch einige ihrer Geistlichen) denkt jetzt tolerant genug; aber daß viele durch ihre Religion sich zur Unterdrückung der Protestanten und zu einem unerlaubten Proselytismus verbunden fühlen, lehrt die Erfahrung. —

Vor kurzem wurde dem verstorbenen Baron Cordon (ehemahls Postmeister in Leutschau *), das gewöhnliche Begräbniß auf dem Gottesacker verweigert,

*) Im Zipserkomitat.

weil er in seinen reifern Jahren in keine Kirche gieng, zu keiner Beichte sich bequemte, und selbst in den letzten Augenblicken seines Lebens den für nothwendig zur Seeligkeit gehaltenen Beistand eines Geistlichen von sich ablehnte. — Er wurde, nachdem der Bischoff die Weigerung bestätigt hatte, ohne den gewöhnlichen Leichenpomp und ohne Begleitung der Geistlichkeit begraben.

Noch muß ich bei dieser Gelegenheit folgenden Vorfall im Merkur bekannt machen:

Einem katholischen Geistlichen in Ungarn fiel von ohngefähr aus einem frühern Jahrgange des Merkurs *) ein Monatsstück in die Hände, in welchem in den Korrespondenz-Nachrichten als Beispiel des seit Josephs und Leopolds Tode wiederauflebenden grassen Aberglaubens erzählt wird, daß man in Raab (Jaurinum) einem für wunderthätig gehaltenen Marienbilde, gleichdem heil. Januarius in Neapel, Blut fließen ließ, wobei eine große Menge abergläubischer Katholiken herbeigeströmt sey, worüber denn einige dem Verfasser des Aufsatzes sich natürlicher Weise aufdringende Bemerkungen gemacht werden, und zugleich beigefügt wird, daß man aus Klöstern protestantische Kinder auf den

*) Wo ich nicht irre von 1797.

Gassen auffangen läßt u. s. w. Darüber gerieth nun der erwähnte katholische Pfarrer in einen solchen heiligen Eifer, daß er gegen den ehrwürdigen Herausgeber des Merkurs eine Schrift in lateinischer Sprache 1799 erscheinen ließ. Er hielt ihn nämlich aus Ignoranz für den Verfasser jenes Aufsatzes.

In dieser Schrift ist, außer einer lateinischen Uebersetzung einer ungarischen Predigt die der Verfasser bei jener Begebenheit hielt, und in der er die Wahrheit des Wunders darzuthun sucht, eine Vorrede enthalten, in der jener Aufsatz aus dem teutschen Merkur abgedruckt ist, worauf denn mehrere Invectiven auf den Herausgeber folgen. Der Verfasser hofft durch seine Predigt (die er zu diesem Zweck vermehrte, und der er mehrere Zeugnisse, die das Wunder beglaubigen sollen, beigefügt hat) den Herausgeber, wo nicht zu überzeugen und eines Bessern zu belehren, doch zu widerlegen und in den Augen des Publikums verächtlich darzustellen. — Er sagt: forte piscator ictus sapiet! und lehrte seine Leser, daß die Petulanz eines protestantischen Schriftstellers nie höher steige, als quando catholicae religioni insultat, u. s. w. — Von dem in dem Aufsatz erwähnten Raub protestantischer Kinder, schweigt der Verfasser wohlweislich. — In Ungarn scheint man von dieser Brochüre keine Notiz genommen zu haben, wahrscheinlich weil sie zu plump geschrieben war. Mir fiel sie von ohngefähr in Wien in die

Hände. — Indessen könnte man doch hier die Oesterreichische Censur fragen, warum sie solchen Schriften das imprimatur ertheilt, in welchen ausländische verdiente Gelehrte so hämisch und plump wegen eines Aufsatzes behandelt werden, den sie selbst unanstößig gefunden hatte?

In D. Stäudlins (ordentlichen Professors der Theologie auf der Universität zu Göttingen) Zeitschrift für Kirchengeschichte, erscheint nächstens ein ausführlicher Aufsatz über den gegenwärtigen Religionszustand der Protestanten in Ungarn, worin die Bedrückungen der Protestanten in Ungarn lebhaft und zuverläßig geschildert werden. Auch in der in den österreichischen Staaten schon lange mit Sehnsucht erwarteten Fortsetzung der statistischen Aufklärungen über Oesterreich von Heinrich Moritz Gottlieb Bretlmann, (Professor der Statistik zu Göttingen) von welchen jetzt der dritte Band gedruckt wird, kommen mehrere wichtige Aufsätze über den Religionszustand der Protestanten in Ungarn, so wie andre interessante statistische Nachrichten über Ungarn vor. —

Von v. Bardosy, königl. Büchercensor in Ungarn und Inspector des katholischen Gymnasiums in

Leutschau, ist letzthin folgendes für die ungrische Geschichte wichtige Werk erschienen: Supplementum Analectorum Scepusiacorum Clar. Wagneri, in 4. Schade nur, daß der Druck äußerst schlecht ist, so wie in allen Werken, die aus der Officin des Leutschauer Buchdruckers v. Podhoránszky erscheinen.

Die interessante Abhandlung: „Ueber die Mängel und Gebrechen der protestantischen Schulen in Ungarn" von einem protestantischen Professor in Ungarn, ist auf der letzten Michaelismesse, anonym bei Camesina in Wien erschienen. Der Styl des Verfassers wird ihn den Lesern seiner übrigen Schriften leicht verrathen.

Der ungrische Reichstag zu Preßburg wird zuverläßigen Nachrichten zu Folge zu Anfang Novembers beendigt werden.

Im September machte unser verdienstvolle Professor von Schedius mit dem jungen Grafen Festetics eine Reise in Südteutschland, und knüpfte an mehrern Orten mehrere für Ungarn vortheilhafte Verbindungen an. — Die Zahl der jetzt auf der Göttinger Universität studierenden Ungarn hat sich bis auf 12 vermehrt. Einer derselben ist ein Katholik (jetzt eine große österreichische Seltenheit auf protestantischen Universitäten in Teutschland) und studiert Medicin. — In Jena

hat sich jetzthin die Zahl der daselbst studierenden Ungern und Siebenbürgen vermindert. — Auch dort studiert jetzt ein Katholik aus Ungarn. Die königl. Großbritt. Societät der Wissenschaften zu Göttingen hat folgende verdienstvolle und patriotische Ungern im August 1800 zu Mitgliedern aufgenommen, und zwar den Grafen Georg Festetics von Tolna zum Ehrenmitglied; und die Herren Gregor von Berzeviczy (Gutsbesitzer in Groß-Lomnitz im Zipserkomitat, Beisitzer des Zipser und Saroserkomitat und obersten Inspector der protestantischen Kirchen und Schulen diesseits und jenseits der Theiß) und Ludwig von Schedius (Professor der Aesthetik auf der königl. ungrischen Universität zu Pesth) zu korrespondirenden Mitgliedern.

Nachschrift.

— — Ich bin Ihnen noch einen Nachtrag zu der Begräbnißgeschichte des Baron Cordon schuldig, weil ich nun alle Umstände derselben aus authentischen Nachrichten mit Zuverläßigkeit mittheilen kann. —

Daß Cordon ein Verächter des gewöhnlichen katholischen Cultus, aber dabei ein sehr braver, unsträflicher Mann war, hatte ich Ihnen schon geschrieben: Er starb sanft in einem hohen Alter, oder entschlief viel-

mehr nach einem rührenden Abschied von seinen Gerstl hoferischen Freunden in Leutschau, wiewohl er noch in den letzten Augenblicken seines Lebens den Beistand der katholischen Geistlichen, denen er von jeher nicht gewogen war, verweigert hatte. Nachdem ihm von der katholischen Klerisei in Leutschau das öffentliche Begräbniß auf dem Kirchhof oder Gottesacker verweigert worden war, und der Zipser Bischoff diese Weigerung bestätigt hatte, wurde von seinen Freunden beschlossen, ihn in dem Gerstlhoferischen Garten unter einer Laube zu begraben. Die evangelischen Geistlichen wurden zu seinem Begräbniß eingeladen, fanden aber nicht für gut, dabei zu erscheinen; ohne Zweifel aus Furcht vor der katholischen Geistlichkeit. Den Professoren des katholischen Gymnasiums, die ebenfalls eingeladen waren, wurde die Begleitung untersagt. Die Professoren vom evangelischen Gymnasium hingegen giengen ohne Bedenklichkeit, nebst mehrern Offizieren, welche die Damen führten, mit der Leiche. Die Leiche ward ohne dem gewöhnlichen schwarzen Tuch, welches der protestantische Inspector verweigert hatte, von Soldaten in aller Stille durch die Stadt getragen. Eine ansehnliche Menge Menschen beiderlei Geschlechts, folgten dem Zug. Dicht an dem Garten hörte die Stille auf; denn indem der Leichnam hineingetragen wurde, ertönte eine herrliche, rührende Musik, die alle Zuhörer entzückte. Unter dieser und dem trefflichen Ausspruch einer verehrungswürdigen Frau von Görgey: „Auch hier ist

Gottes Erde, wurde der Leichnam eingesenkt. Die Begleiter wurden bei ihrem Rückzug von den Exekutoren des Testaments splendid bewirthet. Baron Cordon hatte in seinem Testamente die Kirche und die Geistlichkeit nicht bedacht, und darum war ihm der katholische Clerus nicht hold. — Auf den katholischen (hohen und niedern —) Pöbel machte diese — nach seiner Meinung — über einen Todten — durch Entziehung der geweihten Erde verhängte Strafe (die alten Griechen, das Mustervolk für die Humanität aller Zeitalter, begnügten sich doch mit jedem Begräbniß, nur vor dem Ersaufen und Mangel an Beerdigung war ihnen bange!) einen bedeutenden Eindruck, und erfüllte die heilige Einfalt mit einem tiefen Schauer, indeß von den Protestanten viele auf eine eben so schöne Art (wodurch man zugleich dem letzten Zoll, den man der Geistlichkeit entrichten muß, und der oft für viele Anverwandte sehr drückend ist, entgehn würde —) begraben zu seyn wünschten. —

Es könnte Jemand fragen, warum denn Baron Cordon, wenn ihm seine aufgeklärten Grundsätze den Katholicismus verleideten, nicht Protestant wurde? Allein dies kann sich der leicht erklären, der die jetzige Intoleranz *) in manchen Staaten kennt, die ins

*) Ich bediene mich dieses Worts bei der Religion höchst ungern, und wünschte es, wie viele andre, recht gern verbannt. Allein in meinem Vaterlande, wo zur Ver-

sonderheit Vernehmen den Uebertritt zum protestantischen Glauben verweigert.

Doch genug vom Baron Cordon. Sit ei terra levis!

VII.

An Friedrich Joseph, Freiherrn von Retzer,

(als er mir mit einigen Exemplaren seines Bildnisses ein Geschenk machte.)

Ha, dies ist Retzers Bildniß? dies?
Des Edlen, der, so scharfe Kenner
Sokrat'scher Würde *) Teutschlands beste Männer
Hin zur Bewunderung und Liebe riß?
Ja, ja, du bists — und diese offnen Züge
Im sanftesten Gesicht beweisen wir zur Gnüge,

Bannung der religiösen Intoleranz selbst noch nicht der entfernteste Anschein da ist, möchte sich vielleicht das Wort gar am längsten im Gebrauch erhalten! —

*) καλοκαγαθία.

dem Alter erfolgte, worinn Pſyche geraubt worden war, riß die alte Wunde wieder auf; und da ihr durch dieſe Umſtände das Bild der jungen Pſyche immer gegenwärtig blieb, ſo hatte ſie deſto weniger Mühe, ſie wieder zu erkennen, ungeachtet vierzehn oder fünfzehn Jahre einige Veränderung in ihren Geſichts-Zügen gemacht haben mußten. Unſre Heldin vermehrte alſo nunmehr die kleine Familie des alten Fiſchers, welcher ſeinen Aufenthalt veränderte, und in die Gegend von Tarent zog, wo er ſie, weil ſie alle unbekannt waren, für ſeine Tochter ausgeben konnte. Pſyche bequemte ſich ſo gut in die ſchlechten Umſtände, worinn ſie bey ihrer Pflegmutter leben mußte, als ob ſie niemals in beſſern gelebt hätte, und ließ ſich nichts angelegner ſeyn, als ihr durch emſiges Arbeiten die Laſt ihres Unterhalts zu erleichtern. Endlich fügte es ſich zufälliger Weiſe, daß der junge Critolaus unſre Heldin zu Geſicht bekam, welche in ihrem bäuriſchen, aber reinlichen Anzug, und mit friſchen Blumen geſchmückt, demjenigen, dem ſie in einem Hayne begegnete, eher eine von den Geſpielen der Diana, als die Tochter eines armen Fiſchers ſcheinen mußte. Critolaus faßte die heftigſte Leidenſchaft für ſie, weil ſeine Liebe eben ſo tugendhaft, als zärtlich war, ſo brachte er bald die mitleidige Clonarion auf ſeine Seite; und da Pſyche ſelbſt nunmehr wußte, daß Agathon ihr Bruder ſey, ſo war kein Grund, warum ſie gegen die Zuneigung eines ſo liebenswürdigen jungen Menſchen unempfindlich hätte ſeyn ſollen. In der That war Critolaus in mehrern Ab-

Daß du es bist, deß hohen Herzenswerth
Kein Vorwurf richtet; deſſen Seelenadel,
Trotz niedrer Schmeichelei und Tadel
Der Narrenzunft, ſo trefflich ſich bewährt;
Daß du es biſt, den Gleim ſo zärtlich ehrt,
Dir Alxingers Verehrung einſt genoß;
Für den aus Leon's liebenswürd'gem Herzen,
In Ratſchky's jovial'ſchen Scherzen
Des Dankes heil'ges Opfer floß.
O daß mich meines Geiſtes Lohn
Nicht auch empor zu jenen hohen Seelen
Gefördert hat! Kühn würd' ich mir
Im dichtgedrängten Freudenkreis' an dir
Den allernächſten Standpunkt wählen,
Und hochentzückt es fühlen: hier
Mehr wünſchen, ſey nur Uebermuth. Indeſſen
Ach! mit keinem jener Geiſter darf ich mich
Selbſt, nach verjüngtem Maasſtab meſſen.
Wohl aber ſchlägt — o nimm es an — vor vielen
Die deine Freunde ſind, in glühenden Gefühlen
Mein Herz, nach Michaelis Muſter, ganz für
dich.
Und kann ich gleich es nicht in dichteriſcher Hülle,
Worin einſt jener ſeines Gleimen bot,
Dir bieten; o ſo gleichts ihm doch an Fülle,
Und ſeine Dauer überlebt den Tod.

Du schaust Abdruck jenes freundlichen Gesichtes
Des bravsten Mannes, magst mich künftig lehren
Durch Thaten meine Würd', ihm gleich, zu ehren
Du wirst es, denn mein Schutzgeist spricht.
Wenn dann auf meinem künft'gen Lebensgange
Verläumdung ihren Geifer auf mich zischt,
Und was ich Gutes that, Verfolgungsgeist verwischt,
Und unter mannichfalt'gem Zwange
Mein Wille seufzt; dann blick ich dich nur an,
Und denke mir, es litt auch dieser Mann.
Und wenn bedroht vom zürnenden Geschicke
Mein Geist die Energie verliert,
Und seine Kraft durch Zweifel sich verwirrt,
Und muthlos wanken will, dann blicke
Ich dein geliebtes Bildniß an,
Und schreit' entschlossen meine Bahn.

Und höhnt die Sinnlichkeit, im Spiele
Mit eitlen Wünschen, was Gefühle
Des Bessern mir versichern, was Vernunft so fest
Begründet und mich hoffen läßt;
Und bin ich, mit mir selbst im Streite, wegen
Der düstern Zukunft scheu verlegen:
Dann seh' ich dich, du Bild der Ruhe an,
Und überwinde Fantasie und Wahn.
Am Scheidewege zwischen beiden Leben,
Wird noch mein Blick zu dir empor sich heben,
Und der Gedank' an dich, du Lieber,

Mein letzter hier, und dort mein erster ſeyn.
Sanft ſchlief ich dann gewiß hinüber,
Und dort wird Reher — ewig mein.

Chr. Kosler.

VIII.

Fragmente.

Unſere Einbildungskraft mahlt uns in der Regel die Zukunft mit ſtärkern grellern Farben, als die Wirklichkeit es zugeben ſollte. Freuden, die wir noch erwarten, erſcheinen der ahnenden Fantaſie in einer erhöhten vergrößerten Geſtalt; daher kömmt es, daß die Erwartung gewöhnlich den wirklichen Genuß an Reiz übertrifft. In der Zeit des Ereigniſſes verlieren Freude und Leid unendlich viel von dem, was unſere Einbildungskraft ihnen liehe. Dieſe Erwartung ſey Troſt für Fürchtende, und heilſames Opium für Hoffnungs-Trunkene.

Aechte Genies ſind in ihrer Denkart, in ihren Ausdrücken, Manieren, Coſtüms, Kleidern ꝛc. originell

und ungewöhnlich, ohne es zu wollen und zu wissen; ihre nur auf spirituelle Action beschränkte Jchheit bringt das so mit sich. Affengenies, oder solche fade eitele Spielgeisterchen, welche für Genies gehalten werden wollen, ohne es zu seyn, erkünstein und affectiren sonderbare auffallende Außenseiten, um wenigstens in den Augen der psychologischen Laien, einen Ruf zu erzwingen, der den Seelenkennern als ironisches Carrikaturschild erscheint. Sie wollen sonderbar scheinen, äffen den wahren Genies nach, und sind schon darum — nicht originell.

So schädlich es ist, lange unerfahren und von heller Menschenkenntniß entfernt zu bleiben, eben so schlimm ist es auch in einem unreifen Alter, wo die Vernunft noch nicht verdauen kann, die böse Seite des Menschengeschlechts zu genau zu kennen. Der rasch schließende Jüngling wird in diesem Fall ungerecht in seinen Urtheilen und mistrauisch gegen Jedermann; er sieht in jedem blassen Mädchengesicht das Gepräge einer liederlichen Dirne, und verliert dadurch die schöne erhebende Anschauung der Tugendwelt. Diese unreife, zum Nachtheil der Menschen ausfallende Erfahrung geht sehr bald in Argwohn und Menschenfeindschaft über; besonders wenn sie nicht mit natürlicher Herzensgüte verbunden ist.

Viele lügen, bloß um einen witzigen Einfall nicht verloren gehen zu lassen, und sind darin nichts weniger als witzig, weil der wahre Witz eine gesuchte Veranlassung bedarf.

Viele Dinge machen uns nur darum Vergnügen, weil ihre Quellen unsere Verwunderung erregen. Mit weit mehr Entzücken hören wir z. B. einen Stimpel ein Liedchen zwitschern, als wenn dasselbe Lied von einer häßlichen Sängerin mit ungleich schönerm Ausdruck gesungen wird; mit größerm Interesse betrachten wir eine hübsche, bildliche Landschafts-Darstellung, wenn wir wissen, sie ist von einem großen Künstler in Holz geschnitten, als wenn wir sie, obgleich minder fein, in Kupfer gestochen sehen. — Ohne unser Zuthun weiß sich also die Vernunft oft das Gefühl unterthänig zu machen, und unser Geschmack läßt sich durch tausend Dinge bestechen, die wir selten nur ahnen.

Die wirklich aussprechende Sprache, ist die Vollkommenheit des gebildeten Denkers. Was heißt studieren anders, als dunkel geahnete Ideen aufsuchen, untersuchen und dann durch die Sprache zum Genuß verarbeiten. Der Gedanke liegt tief in die Urkraft des Geistes gehüllt, aber die Sprache giebt ihm wirklich fruchtbare Existenz. Lernet also ihr erhabnern Seelen, eure Ahnungen zur Sprache entbinden, wenn

Ihr nicht wollt dem Goldklumpen gleichen, welcher nicht einmahl dem ihn umfangenden Berge nützt, und der nur durch kluge Verarbeitung erst wahre Existenz erhält. — Um seine Gedanken rein ausdenken zu lernen, spreche man sie daher laut und sprachrichtig aus, oder schreibe sie richtig auf.

Der Wachsthum des innern Werths einer Seele, und der ihrer Wünsche, laufen parallel.

Die Perfectibilität des Geistes wächst wie die Geschwindigkeit der Vergrößerung eines Schneeballens, beim Fortrollen; oder sinkt nach den Gesetzen der zunehmenden Geschwindigkeit eines fallenden Steins, je nachdem er selbstthätig fortstrebt oder seine Kräfte durch Trägheit und Sinnlichkeit austörren und stümpfen läßt. Ein Schritt vorwärts, eröffnet zehn andere, ein Schritt zurück, anticipirt eine ungöttliche Meile.

Es ist sonderbar, daß es den Menschen so natürlich ist, unnatürlich zu seyn, etwas zu affectiren, was er nicht ist.

Jedes Glücksgefühl hat etwas Demüthigendes; wenn es unser vermeintes Verdienst übersteigt.

Um glücklich zu seyn und das Gute aus wirklicher Neigung und mit Vergnügen zu thun, bestrebe

man ſich früh Temperament und Neigung mit Pflicht und Gewiſſen in Akkord zu ſetzen.

Um ſich ſelbſt recht kennen und beobachten zu lernen, ſuche man ſeiner Fantaſie die Kraft zu geben, ſich ſelbſt als ein anderes Weſen zu betrachten, oder ſich (als beobachtendes Subject) von ſich ſelbſt (als anzuſchauendes Object) idealiſch zu iſoliren. Wenn man ſich darin übt und durch nichts zerſtreut wird, ſo wird man ſich bald ſeinem ſubjectiven Geiſte ganz klar als zweite Perſon darſtellen, um mit Ruhe und Unpartheilichkeit alles wahrnehmen zu können, was man Größe genug hat zu ſuchen.

Willſt du deinem Schickſal höhnenden Trotz entgegenſetzen, ſo unterſuche zuvor, wer von euch beiden am häßlichſten iſt.

Wenn du bemerkſt, daß dein Geiſt und Gefühl edler und feiner ſind, als die der gewöhnlichen Menſchen; dann mache dich bereit, des Schickſals Wermuth zu trinken.

Erfurt. A. Drumann.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

11. Stück. November 1802.

I.

Mode-Blumen
für Botaniker und Blumenliebhaber
durchaus neu und nach der Natur abgebildet und nach ſorgfältigen Beobachtungen beſchrieben;

oder unter dem Titel:

Die Linnéiſchen Geranien etc.

von

Friedrich Gottlieb Dietrich.

Erſten Bandes, Viertes Heft.

Weimar gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dies Heft enthält wieder vier ſehr ſorgfältig abgebildete und ausgemahlte Blumen, nebſt Beſchreibung und genaue Cultur derſelben; nemlich:

Tab. XIII. Pelargonium betulium, birkenblättriger Kranichſchnabel.

Tab. XIV. Pelargonium inquinans, beſchmutzender Kranichſchnabel.

Tab. XV. Pelargonium adulterinum, verſchwiegerter Kranichſchnabel.
Tab. XVI. Pelargonium glutinoſum, klebriger Kranichſchnabel.

II.

Der Kaufmann
auf den
Meſſen und Märkten
oder
Unterricht für alle Meß- und Marktfiranten ſowohl für Ein- als Verkäufer,

wie ſie ſich auf dieſen Stand vorzubereiten, was ſie auf den Meſſen und Märkten zu ihrem Vortheile, zum guten Ein- und Verkaufe der Waaren, und überhaupt zur beſſern Führung aller Meß- und Marktgeſchäfte zu beobachten haben; nebſt einer kurzen Geſchichte der vornehmſten deutſchen Meſſen, Angabe der bürgerlichen Einrichtungen in den Meßſtädten, und einem alphabetiſchen Verzeichniſſe aller Meſſen und der mehreſten Märkte, welche in Deutſchland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden. Größtentheils nach eigenen Erfahrungen bearbeitet

von

Ehrngott Meyer
Herz. Sachſ. Cob. Saalf. Commerzienrathe.

Zwey Theile

8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Faſt für jeden zur Meſſe reiſenden Kaufmann iſt dieſe Meßreiſe das wichtigſte Geſchäft im ganzen Jahre; ſein

Wohl und Weh für eine geraume Zeit beruht darauf. Sollte daher diese wichtige Epoche nicht verdienen: daß darüber ein eigenes ganz ausführliches Werk vorhanden sey? Herr Commerz. Rath Meyer, bekannt als praktischer Kaufmann und als Verfaſſer des so gut aufgenommenen Frachtbuchs für Kaufleute, liefert hier, wie der Titel genugsam zeigt, ein solches Werk, worinnen keiner einen auf die Messe Bezug habenden Gegenstand vermissen wird. Dieß Buch verdient der Rathgeber und Begleiter auf allen Messen zu seyn, und ist besonders denen zu empfehlen, die zum erstenmale sich in das Gewühl von Menschen und Geschäften auf der Messe wagen. Kein Gegenstand, der an- oder unangenehm für den Kaufmann, von seiner Abreise von Hause bis zur Zurückreise, seyn kann, über den er sich Raths erholen will, es sey zu Bamberg, Botzen, Braunschweig, Breslau, Cassel, Frankfurt am Mayn, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Magdeburg, München, Naumburg oder Zurzach, ist übergangen, alles in diesen Orten auf den Handel Bezug habende ist angeführt, und selbst die Gelegenheiten zu Vergnügungen und die Speisehäuser sind angegeben worden. Ein Verzeichniß aller bekannt gewordenen Jahrmärkte, über deren Anfang man bisher manchen Calender nachschlagen mußte, beschließt dieß so nützliche Werk.

Der ganze Inhalt desselben ist folgender:

Erster Theil.

1. Warum sind unsere Messen das nicht mehr, was sie sonst waren? Und welches sind die sichersten Mittel, sie wieder empor zu heben, oder wenigstens für gänzlichen Sinken zu bewahren?
2. Verdient, oder hat der Besuch deutscher Messen einen so entschiedenen Vorzug vor dem stillen Commissions-Handel, daß er reizen kann, den letztern zu verlassen und den erstern zu wählen?
3. Was soll jeder Kaufmann, und was muß besonders der Messfirant nothwendig wissen und verstehen, wenn er auf den Namen eines rechtschaffenen Kaufmanns Anspruch machen, und die Messen mit Vortheil besuchen will?
4. Zu was für Zeiten, oder wenn soll man Messen besuchen?
5. Wie muß man sich zum Besuch einer Messe vorbereiten?

fichten der zweyte Agathon; allein die Umstände liessen so wenig Hoffnung zu, daß eine rechtmässige Verbindung zwischen ihnen möglich seyn könnte, daß Psyche sich verbunden hielt, ihm dasjenige, was zu seinem Vortheil in ihrem Herzen vorgieng, desto sorgfältiger zu verbergen, je entschlossener er war, seiner Liebe alle andre Betrachtungen aufzuopfern. Endlich wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er das Geheimnis seines Herzens demjenigen entdeckte, dessen Beyfall er am wenigsten zu erhalten hoffen konnte. Die ganze Beredsamkeit der begeisterten Liebe würde über einen Weisen wie Archytas war, wenig vermocht haben; aber Critolaus sagte so viel ausserordentliches von dem Geist und der Tugend seiner Geliebten, daß sein Vater endlich aufmerksam zu werden anfieng. Archytas hatte die Macht des Dämons der Liebe nie erfahren; aber er war menschlich, gütig, und über die gemeine Vorurtheile und Absichten erhaben. Ein schönes und tugendhaftes Mädchen war in seinen Augen ein sehr edles Geschöpfe, dessen Werth durch den Schatten der Niedrigkeit und Armuth nur desto mehr erhaben wurde. Kaum wurde der junge Critolaus gewahr, daß sein Vater zu wanken anfieng; so wagte er's, ihm das Geheimniß der Geburt seiner Geliebten zu entdecken, welches ihm Clonarion, in Hoffnung, daß es gute Folgen haben könnte, ohne Wissen der schönen Psyche vertraut hatte. Archytas, welchem Stratonicus ehmals seine heimliche Verbindung mit Musarion entdeckt hatte, war über diesen Zufall nicht wenig erfreut; er wünschte nichts

mehr,

6. Von der Hinreise zur Messe.
7. Ueber Meß-Logis.
8. Ueber Meß-Läden und Gewölbe.
9. Ueber den Empfang der Meßgüter, von dem Spediteur oder Fuhr- und Schiffleuten, und dem zweckmäßigen Auspacken.
10. Ueber die Meßhelfer ꝛc.
11. Von den Pflichten eines Kaufmanns gegen den Staat, Abgaben gegen die Obrigkeit, und von weiser Benutzung der besondern Meßfreiheiten ꝛc.
12. Ueber-Güter-Bestäter, Auf- und Ablader Schiebkärner, Messträger, Kranen-Meister, Nachtwachen ꝛc.
13. Wie soll und muß sich derjenige Käufer verhalten, welcher Messen besucht, und doch nicht selbst eine fremde Sprache spricht?
14. Wie muß man es anfangen, sich und seine Handlung dem Meß-Publico zu empfehlen? Dann zugleich ein Wort über Meßschemas, Abgaben von Preiß-Zetteln, und Gebrauch des Gädickischen Fabriken-Addreß-Lexicons.
15. Ueber Börsen-Besuch, Courszettel- und Wechselmäkler.
16. Einige Vorsichts-Regeln bey Annahme von Wechseln oder Anweisungen, und über Zahltage.
17. Ueber nöthige Vorsicht beim baren Geld-Empfang.
18. Etwas über den Nutzen der Handels-Gerichte, besonders in Rücksicht auf Messen ꝛc.
19. Wenn kann, darf und soll ein Meßverkäufer creditiren?
20. Ist es wohl gut, wenn Verkäufer, um den Einkauf bestreiten oder vergrößern zu können, vor der Messe viel Geld dazu erborgen, und dagegen Wechsel auf sich selbst zahlbar, in der nächsten Messe abgeben.
21. Wie soll und muß das Betragen des rechtschaffenen Verkäufers bei guten Messen seyn?
22. Wie beträgt sich der redliche Verkäufer in schlechten Zeiten und Messen?
23. Ueber zweckmäßiges Einpacken und gutes Aufheben der übriggebliebenen Waaren.
24. Welches ist die beste Zeit für den Einkäufer, oder, wenn soll ein Einkäufer auf der Messe einkaufen? Ganz früh oder spät?
25. Ist es anzurathen, oder zu loben, daß ein Einkäufer bald hier, bald dort seine Bedürfnisse kaufe?

26. Wie beträgt ſich der rechtliche brave Einkäufer in guten, wie beſonders in ſchlechten Meſſen?
27. Auch ein paar beherzigungswerthe Worte, über das Verpacken und Verſenden der eingekauften Güter.
28 Ueber fahrende und reitende Poſten, Landkutſchen und Marktſchiffe, deren Ankunft und Abgang.
29. Einiges für Meßfremde, über Speiſehäuſer, Geſellſchaften und Vergnügungen in Meßzeiten ꝛc.
30. Ueber den Antritt der Rückreiſe ꝛc.
31. Von den Pflichten eines jeden Meßfranten bei ſeiner Nachhauſekunft.
32. Noch etwas über die entſchiedenen Vortheile ſo der Beſuch der Meſſen gewähret.

Zweiter Theil.

1. Skizzen von den vornehmſten deutſchen Meſſen, nemlich von Bamberg, Botzen, Braunſchweig, Breslau, Caſſel, Frankfurt am Mayn, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Magdeburg, München, Naumburg und Zurzach.
2. Der Kaufmann auf den Märkten.
a) über den Unterſchied zwiſchen Meſſen und Märkten.
b) Skizze der nothwendigſten geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften des ſogenannten Marktkrämers, über Krämer und handelnde Profeſſioniſten, Juden auf Märkten ꝛc.
c) Einige höfliche Bitten an alle Obrigkeiten, und dabey einige gutgemeinte Vorſchläge, dem Verfall der Märkte vorzubeugen, abzuhelfen oder ganz auszuweichen.
d) Alphabetiſches Verzeichniß aller Meſſen und Märkte, die in Deutſchland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden.
3. Regiſter der Namen und Feſte an welchen Meſſen und Märkte gehalten werden.

III.

Die Intelligenz-Blätter-Kunde

für

den nicht unterrichteten Privatmann,

enthaltend

eine Beyspielsammlung der vorzüglichsten Intelligenz-Nachrichten, eine kurze Anweisung sie richtig abzufassen, und ein alphabetisches Verzeichniß der bekanntesten Intelligenz-Expeditionen, welche Anzeigen zur öffentlichen Bekanntmachung annehmen.

8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 18 gr., oder 1 fl. 24 kr.

Dieß gemeinnützliche Büchelchen könnte man mit Recht als einen Anhang zu jedem Briefsteller betrachten. Wohl mancher ist schon in unangenehme Verlegenheit gerathen, wenn es darauf ankam, ein Avertissement zur öffentlichen Bekanntmachung aufzusetzen; hier findet er einen Rathgeber und eine Beyspielsammlung solcher Anzeigen fast für alle mögliche Fälle, die, wenn sie einer öffentlich benutzen will, vielleicht nur dann und wann in einigen Worten eine Abänderung bedürfen. Aber nicht allein diese Aushülfe bekömmt man, sondern auch sämmtliche in Deutschland bekannt gewordene Intelligenz-Expeditionen sind genannt, so daß man, wenn man hier oder da etwas bekannt machen will, nicht mehr zu fragen braucht: an wen wende ich mich daselbst? Man schreibe nur an die hier angezeigte Expedition. Gewiß dieß sind Vortheile, für welche viele Menschen dem Verfasser dieses Werkchens danken werden.

IV.

Der Schriftforscher

zur Belebung eines gründlichen Bibelstudiums und Vorbereitung der reinen, verschönernden Religion;

herausgegeben

von

Joh. Ludw. Wilh. Scherer.

Erstes Stück.

gr 8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Alle Theologen, denen es um wahre Aufklärung und um gegründete Freymüthigkeit zu thun ist, werden diesen Schriftforscher willkommen heißen. Die Forschungen, welche von Zeit zu Zeit hier mitgetheilt werden sollen, werden immer von anerkannten Gelehrten seyn und neue Ansichten gewähren. Der bereits rühmlichst bekannte Herausgeber bürgt dafür, und überhaupt, das Werk wird seinem Titel entsprechen.

Das erschienene erste Stück enthält:

I. Versuch einer Charakteristik des Apostels Paulus, von Anton Theodor Hartmann, Prorektor zu Herford.

II Neue exegetische Untersuchung über die schwierigen Stellen in Pauli Briefe an die Galater Kap 6, 11 — 14 — in dessen Briefe an die Epheser Kap 2, 11 — 14 und Kap 5, 1 - 4 von Herrn Prof. Friedrich Wilhelm Hezel in Dorpat.

III. Ueber den Streit zwischen D. Reinhard und Kirchenrath Cannabich: ob die Vaterliebe Gottes, oder die Erlösung durch einen blutigen Mittlertod die Grundlehre Jesus sey? Von Dr. Th.

IV. Jesus und seine Apostel im Widerspruch, in Ansehung der Lehre von der ewigen Verdammniß. Ein Bei-

trag zur Berichtigung des von Kirchenrath Cänne-bichs aufgestellten Satzes: daß die Lehre von Gott, dem Vater, Grundlehre der christlichen Religion sey, von Dr. Th.

V. Ist die Religion mehr aus dem Gesichtspunkte einer Scienz und des Systems, oder mehr als Dichtung und Mythologie zu betrachten? — Anspruchlose Ideen, zu weiterer Prüfung hingeworfen, von G. C. Horst, Pfarrer zu Windheim in der Wetterau.

VI. Ob Jakobus, der Verfasser eines Briefs im christlichen Bibel-Kanon, ein Essäer gewesen? Einige Bemerkungen gegen die Behauptung des Hrn. Dr. Augusti zu Jena, in seinem neuesten Commentar über die katholischen Briefe, von L. Hohenstein.

VII. Muthmaßlicher Ursprung der mosaischen Schöpfungsgeschichte, von C. C. Palmer, der Theologie Professor zu Gießen.

VIII. Der zwey und siebzigste Psalm, nach Regeln der höhern Kritik, harmonisch geordnet, von J. L. W. Scherer.

IX. Einige Vermuthungen und Zweifel über Lucas 23, 3 von M—r.

X. A. T. Hartmanns Nachlese zu dem ersten Theil der katholischen Briefe von Dr. Augusti.

V. Hildts, Joh. Adolph, neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten. 1802. October

hat außer mehreren kleinen Nachrichten, folgende ausführliche Aufsätze: 1) Französischer Handel auf der Leipziger Jubilate-Messe 1802. Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Luxus und der Moden; 2) vom Bohren und Schleifen der Böhmischen Granaten; 3) Spitzen; 4) Nachtrag zur politischen- und Naturgeschichte der Cultur, und Handlung der Insel St. Domingo; 5) Sodafabrikerey, Natrumfabrik; 6) Baumöhl; 7) Louisiana; 8) Bemerkungen für den Handwerker und Künstler, über den Unterschied der Erhitzung verschiedener Holzarten, durch abwechselndes gelindes Reiben.

Der ganze Jahrgang kostet 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke
in Weimar.

VI. Geschichte, Leben und Tod eines Rennpferdes. Nach dem Engl. des Stallmeisters Thomas Gooch, Cipr. Herausgegeben von C. A. Freiherrn von Wilke. Mit 6 K. von Th. Gooch in London gezeichnet und gestochen. Fol. 6 Rthlr.

Auf den Kupfern ist dargestellt; 1) das Füllen bey seiner Geburt; 2) das Füllen in seiner glücklichen Jugend; 3) das edle Roß, wie es eine beträchtliche Wette gewonnen; 4) wie es dann als Jagdpferd mit zur Jagd muß; hierauf 5) das Postpferd an der Straße, und endlich 6) kläglich es Ende des weiland edeln Rosses. Der Herausgeber hat einige kurze, aber treffende Bemerkungen über den rührenden Wechsel der Dinge beygefügt, welche jeden denkenden und gefühlvollen Leser, außer dem Vergnügen an den schönen Darstellungen der Kunst, noch ein höheres an jenen wahren Gedanken gewähren werden.

Industrie-Comptoir
in Leipzig.

VII. An das Publikum des Leipziger Mode-Magazins.

Der Beyfall, womit das Publikum dies bey uns seit 4 Jahren erschienenen Magazins der Moden des neuesten deutschen, französischen und englischen Geschmacks von D. Gruber und C. Berrin begünstiget hat, fordert uns auf, dieser Zeitschrift, welcher wir bisher auch außer den Modekupfern, noch Zeichnungen von geschmackvollen Gemählden und Meublen, mehr Mannigfaltigkeit zu geben suchten, zweckmäßig zu erweitern und durch Form wie Inhalt noch würdiger auftreten zu lassen. Damit wir die nöthige Stärke der Auflage nach der Zahl der Interessenten berechnen und darnach unsere Maasregeln fassen können; so bitten wir hierdurch alle die, welche diesem Institut künftig beitreten wollen, daß Sie uns Ihre Bestellungen und Wünsche bald möglichst eröffnen möchten. Da jedes Heft

zu Anfang seines Monats erscheint, so müssen wir das nächste Januarheft noch vor Ablauf dieses Jahres besorgen.

Leipzig am 27. Oct. 1802.

Industrie, Comptoir.

VIII. An Bauherrn und Gutsbesitzer.

Die kleine Abhandlung über den Pisé-Bau, oder die Kunst mit gestampfter Erde so fest wie mit Steinen zu bauen, welche wir dem Publikum vor 6 Monaten bekannt machten, vergriff sich wegen ihres gemeinnützigen Inhalts bald. Da seitdem Viele an uns geschrieben haben, daß wir eine neue Auflage mit einer das ganze Pisébauwesen erschöpfenden vollständigern Beschreibung besorgen möchten, so haben wir, diesem Verlangen möglich Genüge zu leisten, alles, was im Auslande vom Pisebau bekannt ist, aufsuchen und die Erfahrungen sammeln lassen, welche man hier, vorzüglich in Leipzig, wo E. E. Hochedler Rath von den Vorzügen dieser Bauart überzeugt, seine Oekonomie-Gebäude von Pisé erbauen läßt, darüber gemacht hat. So wird das Publikum das Wissenswürdige vollständig aufgestellt, schicklich verbunden und durch 12 Kupfern durchaus genau erläutert finden.

Exemplare von dieser neuen Auflage sind unter dem Titel:

Die Pisé-Baukunst in ihrem ganzen Umfange, oder: vollständige und faßliche Beschreibung des Verfahrens, aus bloßer gestampfter Erde, ohne weitere Zuthat, Gebäude und Mauerwerk von aller Art, wohlfeil, dauerhaft, feuerfest und sicher gegen Einbruch aufzuführen. Aus dem Franz. des Herrn Loiseau bearbeitet und mit Zusätzen versehen vom Prof. Seebaß, dem Herausgeber des Magazins aller neuen Erfindungen in Leipzig sind, à 1 Rthlr. 12 gr in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Bäumgärtnerische Buchhandlung.
in Leipzig.

IX. Kunstanzeige.

Die malerischen und romantischen Ansichten des Harzgebirgs, die eben so erhabenen als anmuthsvollen Gruppen von Felsen, Gebüsch und Wasser auf Bergen und in Thälern, die die Besucher Italiens und der Schweiz

den beſſern Gebirgs-Parthieen dieſer Länder an die Seite ſtellen, waren gewiß längſt würdige Gegenſtände der künſtleriſchen Nachbildung und weitern Verbreitung.

Den Freunden der ſchönen Literatur und ihres in dieſer Rückſicht ſehr ausgeſtatteten Vaterlandes wird daher hierdurch bekannt gemacht, daß der Landſchafts-Maler, Herr Koch zu Thaal-Ehrenbreitſtein, vier der vorzüglichſten und beliebteſten Proſpecte des Unter-Harzes nach der Natur gezeichnet und in Kupfer gebracht hat. Sie ſind, ohne Rand, 23¾ Zoll Rheinl. breit und 17¾ Zoll hoch, auf Engliſches Velinpapier abgedruckt, und erſcheinen mit Gummi-Deck-Farben ausgeführt; daher ſie als wirkliche Gemälde angeſehen werden können. Auch haben die gewählten Parthieen das Eigenthümliche, daß ſie weniger von der Außenſeite, als aus dem Innern des Harzes, wo ſich die Natur vor den Verfolgungen der Induſtrie verbarg und noch in ihrer ganzen urſprünglichen Schönheit prangt, aufgenommen ſind. Mit dem Character des Hoheitvollen und Sanft-melancholiſchen bezeichnet, ſtellen ſie ſich dem Freunde ſolcher Natur als ruhevolle Erholungs-Plätze dar und laden ihn zu Genüſſen ein, die er in dem Taumel des Menſchen-Gewühls vergebens ſucht.

Sie ſind unter dem Namen:

1) Der Ilſenſtein bei Ilſenburg,
2) Die Felſenſchluft bei Thaale,
3) Die Anſicht der Roßtrappe vom Tanzplatz.
4) Der Waſſerfall beim Stuffenberge

bekannt und werden von drei zu drei Monaten, von Weihnachten d. J. an gerechnet, ausgegeben.

Auf dieſe vier Stücke werden 22 Thaler Sächſich oder 39 Fl. und 36 Krtz. Rheiniſch unterzeichnet. Der Subſcriptionspreis auf einzelne Stücke, iſt für jedes Stück 6 Rthlr 12 gr. ſächſ. Die Bezahlung geſchieht bey Ablieferung der Stücke, und dieſe in der Zeit-Ordnung, wie die bis Oſtern künftigen Jahrs offen ſtehende Unterzeichnung angemeldet werden. Der nachherige Ladenpreis wird anſehnlich erhöht. Einige Liebhaber können früher als nach Jahres-Ablauf und allenfalls gleich an vorbemerkten erſten Ablieferungs-Termin ein vollſtändiges Exemplar erhalten.

Wegen der Unterzeichnung und Beſtellung wendet man ſich in poſtfreien Briefen: in Magdeburg an den Herrn Conducteur Coſtenoble; in Braunſchweig an die Bremeriſche Kunſthandlung; in Hannover an Hrn. Kaufm.

und Kunsthändler Ferdinand Zimmermann; in Hildesheim an die Gerstenbergische Buchhandlung; in Hamburg an die Buchhandlung des Herrn Friedrich Perthes; in Bremen an die Seyffertsche Buchhandlung; in Weimar an die Herrn Gebrüder Gädicke, in Nürnberg an die Frauenholzsche Kunsthandlung; in Leipzig an den Kunsthändler Hrn. Steinauer; in Berlin an den Kaufm. und Kunsthändler Hrn. Mangold; in Frankfurth am Mayn an die Varrentrapp- und Wennersche Buchhandlung; in Cassel an den Hrn. Gallerie-Inspector Tischbein; in Gotha an den Hrn. Christ. Andr. Hildt sen., und in Halberstadt an die Grosische Buchhandlung

Die Herren Buch- und Kunsthändler und Andre, die darauf mit 10 Exemplaren unterzeichnen, erhalten das eilfte ganz, und bei der Subscription auf fünf, das sechste halb frey.

Zu diesen vier Harz-Ansichten bearbeitet der unter dem Namen: Veit Weber längst bekannte Herr Verfasser der Sagen der Vorzeit, nachdem er diese Gegenden neuerlich bereist und aus dem Munde der Harzbewohner die aus dem grauen Alterthum aufbewahrten abentheuerlichen und wundervollen Volkssagen gesammelt hat, ein Bändchen Harz-Mährchen, die auf diese angekündigten Parthieen genaue Beziehung haben und deren nahe Erscheinung besonders angezeigt werden wird.

Halberstadt, im Monat November 1802.

* * *

Unterzeichneter kann die oben angekündigten Harz-Parthien, von denen er Exemplare gesehen, den Freunden vaterländischer Natur als gefällige Blätter empfehlen, deren Preis, da die Unternehmung keiner Finanz-Speculation, sondern allein der Liebe für Natur und Kunst ihr Daseyn verdankt, sehr mäßig und ihrem Werthe gewiß entsprechend ist. Auch ist es richtig, daß diese Blätter wirklich als Gemälde zu betrachten sind, indem sie mit Deckfarben ausgeführt werden, die im Effect wenig oder gar nichts von den Conturen der Kupfer-Abdrücke übrig lassen.

Magdeburg, im Nov. 1802.

Breysig.

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1802.

I.

Gedichte.

An Herzogin Amalia

den 24. Oct. 1802.

Des Lebens Preiſe ſind gar ſparſam zugemeſſen
Dem, der im Leben nichts als nur das Leben liebt;
Doch wer das Leben kann für höhern Werth vergeſſen,
Und ſeinen kargen Lohn für etwas Beßres giebt,
Den kränzt Urania mit immer grünen Zweigen.
Er ſucht der Dinge Werth, nicht ihren äußern Schein,
Und ſeinen Nahmen wird die Nachwelt nicht verſchweigen,
Die Richterin des Thuns, der Ausſpruch unſers Seyn.

mehr, als daß diejenige, für welche sein Sohn so heftig eingenommen war, die Tochter seines liebsten Freundes seyn möchte; aber er wollte gewiß seyn, daß sie es sey; und hiezu schien ihm das bloße Zeugnis eines Fischer-Weibes zu wenig. Er veranstaltete es, daß er Psychen und ihre angebliche Amme selbst zu sehen bekam; er glaubte in der Gesichtsbildung der ersten einige Züge von ihrem Vater zu entdecken; und die Unterredung, die er mit ihr hatte, bestätigte den günstigen Eindruck, den ihr Anblick auf sein Gemüth gemacht hatte. Er ließ sich ihre Geschichte mit allen Umständen erzehlen, und fand nun immer weniger Ursache, an der Wahrheit dessen zu zweifeln, was sein Sohn auf die bloße Aussage der Amme, ohne die mindeste Untersuchung, für die ausgemachteste Wahrheit hielt. Das Halsgeschmiede, welches Psyche in den Händen der Pythia hatte zurücklassen müssen, schien ihm allein noch abzugehen, um ihn gänzlich zu überzeugen. Er schickte deswegen einen seiner Vertrauten nach Delphi ab; und die Pythia, da sie sah, daß ein Mann von solcher Wichtigkeit sich des Schicksals ihrer ehemaligen Sclavin annahm, machte keine Schwierigkeiten, dieses Merkzeichen der Abkunft derselben auszuliefern. Nunmehr glaubte Archytas berechtigt zu seyn, Psyche als die Tochter eines Freundes, dessen Andenken ihm theuer war, anzusehen; und nun hatte er selbst nichts angelegners, als sie je eher je lieber in seine Familie zu verpflanzen. Sie wurde also die Gemahlin des glücklichen Eritolaus; und diese Verbindung gab natürlicher Weise neue Beweggründe, sich der Be-

Du, die die Liebe ſtets beſeelt
Für Weſen die Dir ähnlich ſind gebohren;
Denn was iſt doch ein Fürſt dem Liebe fehlt?
Bald wird er zum Tyrannen oder Thoren: —
Nimm dieſen Kranz von Blumen die Dir gleichen *),
(Ihn bringt die Liebe Dir zum Opfer heut)
Sie welken nicht, und ſind ein ſchwaches Zeichen
Von Deinem Ruhm und unſrer Dankbarkeit.

v. K.

P ſ y ch e.

An Carolinen, Freiin von Podmanitzky, geborne von Radvanszky, zu Afzod in Ungarn.

(Fragment der Erinnerung aus meiner erſten Zuſammenkunft mit ihr.)

Des Dichters Sprach' iſt keine Lüge:
Iſt rein'rer Ausdruck der Natur,
Und Feſtgewand der Wahrheit nur.
Sein Blick, beſeelt vom höchſten Genius,
Den ſelbſt die Gottheit ehren muß,

*) Von Amaranthen.

Umfaßt am Gegenſtand die hingeworfnen Züge
Und ſcheidet, was Vergänglichkeit,
Was Zufall oder Zeit ihm leiht,
Und ſtellt gereinigt von der Schaale,
Was ewig dauernd iſt, und wahr,
Im concentrirten Ideale
Dem Beifall der Empfindung dar. —

So wird der todte Sylbenlaut
Dem Hauch der Gottheit angetraut;
So nannte man die Schönheit Aphrodite,
Den Reiz mit Anmuth Grazien,
Zur Veſta wurde Seelengüte,
Die Kunſt zur Pallas von Athen;
Und ſo, — wer will mich widerlegen? —
Trau' ich, erhabne Seele, dir
In Pſyche's zartem Namen hier
Jetzt deinen eigenen entgegen.
Es wallt um Pſyche's Angeſicht
Der Zauberglanz von Aphroditen
Wie Eos Licht um Flora's Blüthen,
Und ſolche Reitze — altern nicht.
Und was im Chor der Charitinnen
Vereinzelt und zerſtreut erſcheint,
Das wird im Zauberſpiel der Sinnen
Erhöht an Pſychen und — vereint.
Vereinigt drängen Veſta's Flammen,
Die ſchaffender, zur reinern, höhern Gluth

In Pſyche's Buſen ſich zuſammen,
In Pſyche's Buſen, ſanft und gut.
Und wie Aurora's Strahlenfluth
Aus ſchwarzem Grunde, beim Erwachen
Des Helos, von der Flur begrüßt
Sich ſeegnend über ſie ergießt
Und Blumen ihr entgegen lachen:
So ſtrömt aus Pſyche's Augen, Licht
Voll Majeſtät und Zuverſicht.
— Ergane's Weisheit denkt in ihr;
Nicht jener Wuſt von ſchulgerechten Schlüſſen
Und ſtolzem Aberwitz, mit welchem wir
Von Philoſophen uns beſchimpfen laſſen müſſen,
Ergane's Weisheit denkt in ihr:
Die Weisheit, die uns Wielands Geiſt
Empfohlen, die das edle Schöne
Harmoniſch mit dem Guten, wie die Töne
In Mozart's Symphonien, zuſammenwirken heißt,
Und thätig ſich im Leben ſelbſt beweiſt.

Dieß, Edle, ſind der jüngſten Göttin Züge,
In dir beſtätigen ſie ſich.
Des Dichters Sprach' iſt keine Lüge,
Wer zweifeln will, der komm' und — ſeht dich.

Aſſe bei Waizen in Ungarn.

Rösler.

II.

Vom Wohllaut der italieniſchen Sprache *).

Die italieniſche Sprache läßt ſich einem modernen Gebäude vergleichen, das auf den Trümmern eines antiken Baues aufgeführt iſt. In der Zerſtörung eines Ge-

*) Obige Betrachtungen über den Wohllaut der ſüßtönenden Sprache, in welcher ein großer Kaiſer nur mit ſeiner Geliebten ſprechen wollte, iſt als Probe einer italieniſchen Sprachlehre anzuſehn, womit uns Herr Prof. Fernow (von Oſtern an in Jena) ein eben ſo gehaltreiches, als belehrendes Geſchenk machen wird. Das Werk wird im künftigen Jahre in 2 Bänden bei Cotta in Tübingen erſcheinen und iſt jetzt völlig zum Druck fertig. Ich beſorge nicht, daß die hier vorkommenden Unterſuchungen den Leſern des Merkurs zu kleinlich und alſo auch langweilig vorkommen dürften. Es wird hier mit wahrer filoſofiſcher Klarheit eine Sache verhandelt, die wirklich auch unſerer Sprache noch immer ſehr Noth thut. Und dann, alle Leſer des Merkurs verſtehn entweder Italieniſch, und wer wollte da nicht gern von der soavi parole — che dal mondo m'avean tutto divilo (um mit Petrarca, dem Schöpfer des italieniſchen Wohllauts, zu reden) ſich gern vorerzählen laſſen, oder — ſie verſtehn dieſe entzückende Sprache nicht. Die letztern müſſen durch alles, was Herr Fer-

Gebäudes von Grund aus wird nicht nur der Plan und die Einrichtung des Ganzen, ſondern auch die Konſtruction und Verbindung der Theile aufgehoben. Die in mancherlei Geſtalt und Größe zugehauenen Steine verlieren ihre regelmäßige Form und werden wieder rohen unförmlichen Blöcken ähnlich, die, um ein neues Gebäude daraus zu errichten, aufs neue bearbeitet werden müſſen, und dann oft eine von der vorigen ſehr verſchiedene Form, Beſtimmung und Stelle annehmen. Das neue Gebäude kann einen andern Plan, eine andere Konſtruction, ein anderes Ebenmaaß, andere Verzierungen, mit einem Worte einen eigenthümlichen Character erhalten, die dem Genius des Baumeiſters und dem Bedürfniſſe ſeiner Bewohner entſpricht; aber die Materialien, woraus es aufgeführt iſt, ſind größtentheils Trümmer des alten mit veränderter Form. Eben ſo iſt auch der Bau, die Konſtruction, die Abwandlung, die Wortbildung, mit einem Worte der Character der italieniſchen Sprache von dem Bau, der Konſtruction, der Abwandlung, der Wortbildung der lateiniſchen, aus deren Trümmern ſie entſtanden iſt, weſentlich verſchieden. Die alten Materialien haben häufige und mannichfaltige Veränderungen erlitten, und

now ſagt, auf der Stelle Luſt bekommen, ſie noch zu erlernen. Cato, der größte Staatsmann ſeiner Zeit, lernte im 70ten Jahre noch Griechiſch.

das ganze aus denſelben neu errichtete Sprachgebäude, hat eine von der antiken verſchiedene Form erhalten.

Der Wohllaut einer Sprache hängt von der Beſchaffenheit ihrer Elemente und der Bildung ihrer Wörter ab. Um aber den eigenthümlichen Gang der Wortbildung einer Sprache kennen zu lernen, muß man vor allen Dingen den Genius oder das Prinzip kennen, welches ſie in dieſem Bildungsgeſchäfte geleitet hat. Dieſes leitende Prinzip iſt nicht in allen Sprachen daſſelbe. Für die deutſche Sprache z. B., welche ſich aus dem rohen Stoff der Naturlaute gebildet hat, ſcheint Streben nach Beſtimmtheit, ohne Rückſicht auf Wohllaut das herrſchende Prinzip ihrer Wortbildung geweſen zu ſeyn. Für die italieniſche im Gegentheil, welche durch Umbildung eines ſchon gebildeten Stoffes entſtanden iſt, war dieſes Prinzip der Wohllaut. In dem Streben nach Wohllaut werden wir einen Hauptgrund der Veränderungen finden, welche der größte Theil der aus der lateiniſchen Sprache in die italieniſche übergegangenen Wörter erlitten hat.

Vom Wohllaut einer Sprache überhaupt.

Wenn man den Quellen des Wohllauts der Sprachen überhaupt nachſpührt, ſo ergeben ſich die folgenden Reſultate, welche bei der näheren Betrachtung des Wohllauts der italieniſchen Sprache und ſeines Ein-

flusses auf ihre Wortbildung zur Grundlage dienen können.

Die ästhetische Wirkung einer Sprache auf das Ohr, hängt zum Theil von der Beschaffenheit und Mischung ihrer Elemente, zum Theil von dem Tonfalle ihrer Wörter ab.

Alle Sprache ist ein Gewebe von tönenden und bestimmenden Lauten, welche in der mannichfaltigsten Abwechselung gemischt seyn können.

Die Laute, durch welche eine Sprache eigentlich tönet, oder die Vokale werden vermittelst der bloßen Oeffnung des Mundes gebildet; sie sind darum auch am leichtesten auszusprechen, und der Uebergang von einem Vokallaut in den andern erfolgt durch die bloße Verkleinerung oder Vergrößerung der Mundöffnung mit kaum merklicher Beihülfe der Zunge auf die leichteste Weise. Zur Bildung der Laute hingegen, welche zur näheren und mannichfaltigen Bestimmung der Vokallaute dienen, d. i. der Konsonanten, müssen, außer der Oeffnung des Mundes, auch die übrigen beweglichen und unbeweglichen Sprachwerkzeuge, die Zunge, die Lippen, die Zähne, der Gaumen, die Kehle, angewandt werden; ihre Bildung ist also weniger einfach und leicht, als die Bildung der Vokale. Zudem haben auch manche Konsonanten, durch die Art wie sie gebil-

det werden, ſchon an ſich ſelbſt einen harten oder rauhen Klang, und der Uebergang von einem Konſonanten in den andern iſt bald leichter, bald beſchwerlicher, je nach der Beſchaffenheit, Lage und Betrichtung der Sprachwerkzeuge, welche zu ihrer Bildung angewandt werden.

Je reicher eine Sprache an Vokalen iſt, und je bequemer ihre Konſonanten in einander übergehen, um ſo weicher klingt ſie, um ſo leichter und fließender iſt ihre Ausſprache, um ſo angenehmer tönt ihr Klang dem Ohre. Je reicher im Gegentheil eine Sprache an Konſonanten, beſonders harten, und rauhklingenden iſt, und je häufiger in ihr jene unbequemen, ſchroffen Uebergänge der Konſonanten ſind, um ſo härter und rauher iſt ihr Klang, um ſo ſchwieriger ihre Ausſprache, um ſo geringer ihre Annehmlichkeit für das Ohr. Denn durch die genaue Gemeinſchaft, worin Gehör und Sprachorgan mit einander ſtehen, und durch die wechſelſeitige Hülfe, die ſie bei dem Sprachgeſchäfte einander leiſten, empfindet das Ohr mit dem Klange eines Lautes zugleich auch die Leichtigkeit oder Schwierigkeit, womit er gebildet wird. Die Empfindung der erſteren macht, ſo wie der leichte Uebergang eines Konſonanten in den andern, einen gefälligen Eindruck. Laute, die ſolche Eindrücke bewirken, nennt man milde, ſanfte Laute; und von einer Sprache, die reich an ſolchen Lauten, und an leichten Uebergängen der Konſonanten

iſt, ſagt man: ſie iſt weich, geſchmeidig, fließend. Im Gegentheil macht die Anſtrengung der Sprachorgane bei der Bildung der Laute, ſo wie die ſchroffen, holperichten Uebergänge der Konſonanten in einander, einen mißfälligen Eindruck; und eine Sprache, in welcher ſolche Laute und Uebergänge häufig ſind, iſt hart, ungeſchmeidig, rauhklingend.

Wie aber ein mäßiger Grad von Härte noch nicht unangenehm iſt, ſondern der Sprache einen kräftigen Klang giebt: ſo kann auf der andern Seite die Weichheit, die in einem gewiſſen Maaße ſo angenehm iſt, dieſes Maaß überſchreiten und zu einem Grade ſteigen, wo ſie mißfällig wird; welches ſtatt findet, wenn in der Miſchung ihrer Elemente der weichen Laute zu viele ſind, wenn ihre Vokale zu häufig einander berühren und gleichſam in Eins zuſammen fließen, wodurch ein unbeſtimmtes Lallen entſteht. Eine ſolche Sprache hat im Ganzen einen kraftloſen, ſchlaffen Character. Sind hingegen Vokale hinreichend mit Konſonanten, und weichere Laute mit härteren ſo in ihr gemiſcht, daß ſie im Zuſammenhange der Rede gefällig und zugleich kräftig ins Ohr tönet, ſo nennt man ſie eine kraftvolle, männliche Sprache; und wenn in ihr die Uebergänge der Konſonanten leicht und fließend ſind, ſo iſt ſie bei ihrer männlichen Kraft zugleich auch geſchmeidig und melodiſch.

Hier ſcheint nun manches relativ zu ſeyn; denn ein Ohr, das an eine ſo milde, ſanfte Sprache wie die italieniſche gewöhnt iſt, wird da ſchon durch Härten beleidigt werden, wo ein an eine härtere, rauhere Sprache, wie z. B. die deutſche, gewöhntes Ohr ſich noch durch Wohllaut ergötzt fühlt. Jedoch findet auch hier, wie in allen Entgegenſetzungen des Zuviel und Zuwenig, zwiſchen den beiden Extremen einer zu ſchlaffen Weichheit und einer zu rauhen Härte ein gewiſſes Mittelmaaß ſtatt, welches ein unbefangener Sinn in der Vergleichung mehrerer Sprachen ohne große Schwierigkeit ausmittelt. Dieſem zufolge ſcheint es, daß der deutſchen Sprache mit mehrerem Rechte zu viel Rauhheit und Härte, als der italieniſchen zu große Weichheit und weibiſche Schlaffheit vorzuwerfen ſey, und daß die letztere auf ihrer Seite der ſchönen Mittellinie zwiſchen dem Zuweich und Zuhart näher ſtehe, als die teutſche auf der ihrigen.

Die Schwierigkeiten, welche faſt alle kultivirte Nationen in der Ausſprache des Teutſchen, wegen der Menge und häufigen ſchroffen Uebergänge ihrer Konſonanten, finden, und anderer Seits die Leichtigkeit, womit der Teutſche alle andere Sprachen ausſprechen lernt, ſind der ſicherſte Beweis für die Richtigkeit der obigen Behauptung, wenn man auch ſeinem eignen Ohre und dem Urtheile Anderer nicht trauen wollte. Der Teutſche empfindet die rauhen ſchroffen Uebergänge

freyung Agathons mit so lebhaftem Eifer anzunehmen, als es, obenerzählter Massen, geschehen war.

Viertes Capitel.

Etwas, das man ohne Divination vorhersehen konnte.

Agathon hatte zwar viel früher zu leben angefangen, als es gemeiniglich geschieht; aber er war doch noch lange nicht alt genug, um sich von der Welt gänzlich zurückzuziehen. Indessen hielt er sich, nachdem er schon zu zweyen malen eine nicht unansehnliche Rolle auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens gespielt, und sie für einen jungen Mann gut genug gespielt hatte, berechtiget, so lange er keinen besondern Beruf erhalten würde, seiner Nation zu dienen, oder so lange sie seiner Dienste nicht schlechterdings vonnöthen hätte, sich in den Cirkel des Privat-Lebens zurückzuziehen; und hierinn stimmten die Grundsätze des weisen Archytas völlig mit seiner Art zu denken überein. Ein Mann von mehr als gewöhnlicher Fähigkeit, sagte Archytas, hat zu thun genug, an seiner eigenen Besserung und Vervollkommnung zu arbeiten; er ist am geschicktesten zu dieser Beschäftigung, nachdem er durch eine Reihe beträchtlicher Erfahrungen sich selbst und die Welt kennen zu lernen angefangen hat; und indem er solchergestalt an sich selbst arbeitet, arbeitet er würklich für die Welt, in-

dem

seiner Kopfwanten und die Schwierigkeit ihrer Aussprache nicht, denn er ist an jene von Jugend auf gewöhnet und hat diese durch stete Uebung überwinden gelernt. Diese gymnastische Ausbildung seines Sprachwerkzeuge verschafft ihm nun zwar den Vortheil, daß er mit geringer Mühe die Sprachen anderer Nationen, die ihn überdieß noch durch ihren milderen Klang anziehen, sprechen lernt; aber er hat auch zugleich das patriotische Mißvergnügen, seine Sprache von andern Nationen, welche eben so sehr durch die Härte und Rauhheit ihres Klanges, als durch die Schwierigkeit sie verstehen zu lernen, von ihr zurückgestoßen und abgeschreckt werden, verkannt und vernachläßigt zu sehen.

Die erste Bedingung des Wohllauts einer Sprache ist also den oben dargelegten Gründen zufolge: eine solche Beschaffenheit ihrer Laute, und ein solches Verhältniß in der Mischung und Vertheilung derselben im Ganzen der Rede, daß eine leichte, fließende Aussprache möglich sey. Sprachlaute, welche an sich einen rauhen Klang haben, vornämlich aber Zusammenstellungen solcher Konsonanten, welche unbequem in einander übergehen, sind dem Wohllauten nachtheilig; denn in solchen Uebergängen können zwei Konsonanten eine größere Härte bewirken, als drei, welche bequem in einander übergehen.

Man verwechselt oft Wohllaut mit Weichlichkeit, und Kraft mit Härte; und patriotiſche Teutſche bedienen ſich gern dieſer Verwechſelung der Begriffe, um neben der großen Kraft unſerer Sprache auch den Wohllaut derſelben zu erheben, und die italieniſche, welche eine furchtbare Nebenbuhlerin mit gültigeren Anſprüchen an dieſe Tugend iſt, einer zu großen Weichlichkeit und Schlaffheit zu bezüchtigen. Aber Wohllaut kann eben ſowohl ohne Weichlichkeit, als Kraft ohne Härte beſtehen. Auch die italieniſche Sprache iſt ſehr kraftvoll, wenn ein Geiſt voll Energie ſie behandelt; aber ſie iſt nie rauh und hart. Machiavelli's und Alfieri's Proſa, Dante's, Minzoni's, Alfieri's, Monti's poetiſche Werke, Ceſarotti's Ueberſetzung des Oſſian u. a. ſind Beweiſe, welcher Kraft die italieniſche Sprache bei ihrem hohen Wohllaute fähig iſt. Aber man muß ſie im Munde des Italieners, und wo möglich des gebildeten Römers tönen hören, nicht im Munde des Teutſchen, der ihr das Eigenthümliche ſeiner Ausſprache leihet, und ſie, je nachdem er ein Ober- oder Niederteutſcher iſt, entweder zu rauh und polternd, oder zu ſchlaff und klanglos vorträgt. Der gebildete Teutſche ſucht gern die rauhe Härte ſeiner Sprache dadurch zu mildern, daß er leicht über die holperichten Konſonantverbindungen hinſchlüpft und die Kehllante ſanft ausſpricht. Der Italiener hingegen vibrirt ſeine Konſonanten immer und giebt jedem ſeinen vollen Klang. Wie wichtig dieß für

die Aussprache des Italienischen ist, sieht man ein, wenn man sich lange genug in Italien aufgehalten hat, um sein Ohr für die Delikatesse sowohl, als für die Kraft desselben zu bilden.

In Rücksicht der Vokale fodert der Wohlklang einer Sprache, daß die verschiedenen Laute dieser Art im Zusammenhange der Rede, in einer gewissen gleichmäßigen Abwechselung so vertheilt seyen, daß kein Vokallaut überwiegend in ihr herrsche, weil durch die zu häufige Wiederkehr eines und desselben Lautes leicht Einförmigkeit entsteht. Das Ohr will nicht bloß durch keine rauhen Töne, durch keine Schwierigkeiten der Aussprache beleidigt, sondern es will auch überdieß durch Mannichfaltigkeit ergötzt seyn.

Endlich befördert es den Wohllaut einer Sprache nicht wenig, wenn sie reich an Wörtern ist, die in Vokalendungen ausgehen. Denn theils ist es dem Sprachorgan bequemer, ein Wort in einen Vokal, als in einen Konsonanten zu endigen, weil bei jedem Konsonanten das Organ, welches ihn bildet, angespannet wird, und bei der Nachlassung in einen leichten Vokallaut vertönt. Daher fällt es auch dem Italiener, der an Vokalendungen gewöhnt ist, schwer, Wörter mit Konsonantendungen auszusprechen, ohne einen Vokal merklich nachtönen zu lassen. Theils werden auch durch Vokalendungen alle die Härten verhütet, welche in der

mannichfaltigen Zusammenstellung der Wörter), durch das Zusammentreffen widerstrebender End- und Anfangskonsonanten leicht entstehen können.

Wenn wir nun nach diesen im Wesen der Sprache überhaupt gegründeten allgemeinen Prinzipien dem Wohllaute der italienischen Sprache und seinen Quellen nachforschen, so werden wir mit Verwunderung finden, daß diese Sprache, wenn sie sich eigens den Zweck vorgesetzt hätte, sich zur wohlklingendsten Sprache Europens zu bilden, zur Erreichung desselben keine zweckmäßigeren Maximen hätte befolgen können, als die sind, welche sie in der Umbildung des von ihrer Mutter ihr hinterlassenen Sprachschatzes wirklich befolgt hat; ein Beweis, daß dieser Zweck als eine ursprüngliche Anlage in dem Wesen der italienischen Sprache von ihrer Entstehung an so innig verwebt war, daß der natürliche Gang ihrer Entwickelung und Ausbildung sie zu diesem hohen Wohlklange führen mußte, ohne daß die Menschen, welche diese Sprache schufen, sich dieses Zwecks im mindesten bewußt gewesen wären; so wie die Schönheit eines Naturprodukts schon als Anlage in seinen ersten Keimen verschlossen ruht und sich zugleich mit der Ausbildung desselben unwillkührlich entwickelt.

Vom Wohllaut der italienischen Sprache, als Prinzip ihrer Wortbildung betrachtet.

Der charakteristische Vorzug der italienischen

Sprache, die ſanfteſte, wohlklingendſte, muſikaliſcheſte unter allen Sprachen Europens zu ſeyn, iſt ſo hervorſtechend an ihr, daß ſelbſt die Vorliebe, die jede Nation für ihre eigene Sprache hat, ihr denſelben nicht abzuſtreiten wagt. Wie iſt aber die italieniſche Sprache zu dieſem Vorzuge gekommen? wie hat der Wohllaut eine ſo weſentliche, in ihre Grundmiſchung innigſt verwebte Eigenſchaft derſelben werden können, daß er ſchon im Entſtehen dieſer Sprache ihre Bildung leitete? Zwei Urſachen ſcheinen hier vorzüglich zuſammen gewirkt zu haben, erſtens: daß dieſe Sprache keine urſprüngliche, ſondern eine abgeleitete iſt, und zweitens: die Beſchaffenheit der Sprache, deren reinſte, mit andern Sprachen am wenigſten vermiſchte Tochter ſie iſt.

Jede Sprache, ſie ſey urſprünglich oder abgeleitet, iſt das Product des Bedürfniſſes der Menſchen, einander ihre Empfindungen und Gedanken mitzutheilen. Wenn eine Sprache ſich urſprünglich aus rohen Naturlauten bildet, ſo iſt dabei bloß das Beſtreben jenes Bedürfniß zu befriedigen, herrſchend. Der Stoff iſt roh, der äſthetiſche Sinn der Nation noch unentwickelt; er kann daher auf die Bildung der Sprache keinen Einfluß haben. In dieſer Zeit aber bildet ſich das Grundgewebe der Sprache, ihre Wurzelwörter und die nächſten Ableitungen, deren urſprüngliche Rohheit und Härte keine nachherige Kultur wieder vertilgen kann. Zwar kann eine ſolche anfangs ungeſchlachte

Sprache, ohne ihre Grundwörter im Wesentlichen zu verändern, durch mehrere Grade der Läuterung endlich dahin gelangen, daß sie einen guten Theil derselben ablegt; und auf diese Läuterung hat denn auch schon der ästhetische Sinn mehr oder weniger Einfluß; er sucht die Härten zu mildern und das Rauhe abzuglätten. Eine solche Läuterung geschieht vornämlich dann, wenn die Sprache zur Schriftsprache erhoben wird, und sich aus mehreren Dialecten, in die sie sich früher getheilt, und in denen sie sich theilweise mehr ausgebildet hat, gleichsam aus sich selbst wieder veredelt herstellt. Dieß scheint auch schon frühe mit der lateinischen Sprache der Fall gewesen zu seyn, die man als eine aus den verwandten Dialecten der verschiedenen Völkerschaften des mittlern Italiens gebildete Sprache ansehen kann, welchen Rom selbst seinen Ursprung und seine Bevölkerung verdankte, und der die Sprache des alten Latiums bloß zur Grundlage gedient hat.

Wenn aber aus den Trümmern einer bereits ausgebildeten Sprache sich eine neue bildet, so findet nicht bloß eine Läuterung, sondern eine völlige Decomposition des alten Stoffes und eine neue Zusammensetzung statt, wobei das bildende Prinzip bis in die Grundbestandtheile des zerlegten Stoffes eindringt. Sie behandelt die Wörter der alten Sprache, die sie durch den Verfall derselben meistens verstümmelt erhält, wie einen rohen Stoff. Die Bedeutung der Wörter hat sich

erhalten, aber ihre Etymologie und die Grammatik der Sprache iſt bereits verloren gegangen. Das Sprachorgan kann alſo in ihrer Umbildung nach ſeiner Willkühr ſchalten, und folgt dabei der Bequemlichkeit und dem Gehör. Der äſthetiſche Sinn wird hier gleichſam aufgefodert, an dem Geſchäfte Theil zu nehmen; denn die Organe der Sprache ſtreben von ſelbſt nach einer leichteren fließenderen Ausſprache, wenn ſie durch keine heftigen Affecte angeſpannet werden; und dieſer natürliche Hang derſelben wird im weiteren Fortgange Streben nach Wohllaut. So konnte mitten in der tiefen Unwiſſenheit eines rohen barbariſchen Zeitalters ſich die wohlklingendſte Sprache Europa's bilden. Ueberdieß lag ein reicher Fond von Wohllaut bereits in der lateiniſchen Sprache, aber noch mit Schlacken vermengt, die keine Kultur herausſcheiden konnte.

Eine Sprache kann zu einem hohen Grade der Kultur gelangen, ohne daß ſie darum in hohem Grade wohlklingend wird, wenn nicht die Anlage zum Wohllaut ſich ſchon in der urſprünglichen Miſchung ihrer Elemente, in der Bildung ihrer Wurzelwörter, ihrer Biegungs- und Ableitungsendungen findet. Alle ſpätere Kultur hat auf die Grundmiſchung der Wörter wenig Einfluß und kann im Weſentlichen derſelben nichts ändern, ohne das einmahl feſtbegründete Syſtem ihres inneren Baues anzugreifen; ſie kann bloß Keime, die in ihr liegen, entwickeln, und äußere Härten und Rau-

higkeiten mildern. Schwerlich würde darum aus der teutschen Sprache, wenn diese sich auch zu dem Grade der Kultur erhoben hätte, welchen die altrömische erreicht hat, unter ähnlichen Umständen eine so wohlklingende musikalische Sprache entstehen, als die aus den Trümmern der lateinischen entstandene italienische ist. Die teutsche Sprache steht durch die ursprüngliche Mischung ihrer Elemente, durch ihren Ueberfluß an Konsonanten, und durch die häufigen schroffen Uebergänge derselben, der lateinischen an Wohllaut und Geschmeidigkeit bei weitem nach. Die altrömische Sprache hat ebenfalls manche rauhe Laute, manche harte Uebergänge und häufige Konsonantendungen; aber sie pfropft nicht so viele harte widerstrebende Konsonanten in eine Sylbe zusammen, wie die teutsche aus ihrem Hange zur Bestimmtheit gethan hat. Ihre Wurzellaute sind einfacher, ihre Sylben kürzer, folglich ihre Artikulation gelenkiger, ihre Vokale stehen zu den Konsonanten in einem dem Wohllaute günstigeren Verhältnisse, und unter den Vokallauten ist keiner in ihr besonders vorherrschend.

Die Organe, welche die teutsche Sprache von ihrem rohesten Ursprunge an in den Wäldern Germaniens entwickelt und nach und nach zu ihrer jetzigen Gestalt ausgearbeitet haben, waren rauher und ungeschmeidiger als die, welche unter Italiens mildem Himmel die Sprache des kühnen Heldenvolks ausbildeten, in wel-

cher dieſes der Welt Geſetze gab. Aber auch dieſe Sprache war urſprünglich aus dem Stoffe roher Naturlaute gebildet, welche die Grundlage aller Sprachen ſind, und ſie trug die Spuren derſelben noch in vielen harten Zügen, ſelbſt in der Epoche ihrer höchſten Ausbildung, an ſich. Um dieſe zu vertilgen, bedurfte es einer der völligen Auflöſung nahen Deſtruction ihres Baues und einer Erſchütterung, die bis in das Innerſte ihrer Wortbildung dränge. Der in den alten Formen möglichſt entwickelte und ausgebildete Stoff, der aber auch eben dadurch jedes neuen Eindruckes unfähig geworden war, mußte in dieſer Auflöſung erſt wieder geſchmeidig und bildſam werden, um neue Formen annehmen zu können. Alle harten und rauhen Mißlaute, alle ſchroffen Uebergänge der Konſonanten, alle Schlacken urſprünglicher Rohheit wurden nun aus der Miſchung des alten Sprachſtoffes entweder ganz und gar herausgeſtoßen, oder in mildere fließendere Laute umgewandelt. Jetzt konnte auch der Wohllaut die Hüllen, welche ihn in der alten Sprache noch gefeſſelt hielten, zerſprengen und völlige Freiheit gewinnen, um gleich anfangs, wo der Stoff der neuen Sprache noch ſeine ganze Geſchmeidigkeit hatte, demſelben ſein Gepräge aufzudrücken, und die Wortbildung derſelben, wo nicht ganz, doch größtentheils ſeiner Geſetzgebung zu unterwerfen. Wir werden weiter unten ſehen, mit wie vieler Konſequenz das Prinzip des Wohllautes in der italieniſchen Sprache waltete, und daß auch in allen den

Fällen, wo drei Konsonanten zusammentreffen, nie eine Härte, nie ein schroffer Uebergang statt findet.

Zur Entstehung der italienischen Sprache mußten also ein zerstörendes und ein bildendes Prinzip wirksam seyn. Das zerstörende wurde durch eben die Umstände erzeugt, welche den Untergang des römischen Reiches und endlich der Nation selbst bewirkten. Es war nothwendig, den festen Bau der alten Sprache umzustürzen. Die tiefe und lange Barbarei, die natürliche Folge jener großen Begebenheit, vollendete die Zerstörung und riß nach und nach auch den letzten Stein aus seinen alten Fugen. Damit aus diesem Ruin eine neue Sprache sich bilden konnte, mußte ein neuer Lebensgeist den alten absterbenden Stoff durchdringen; der Keim zu einer neuen Organisation mußte erzeugt werden. Diese Zeugung hat die undurchdringliche Nacht jener Jahrhunderte dem Auge der Nachwelt entzogen, so daß sie, alles Forschens der italienischen Literatoren ohngeachtet, eben so geheim für sie geblieben ist, als die Zeugungen der Natur für den Naturforscher. Alles was wir darüber wissen können, läßt sich besser aus ihren Wirkungen erkennen, als aus der Geschichte forschen, und ist im Wesentlichen: daß der Stoff der neueren Sprache Italiens größtentheils der lateinischen angehört, daß sie aber ihre Formen von der Sprache der nördlichen Völkerschaften empfangen hat, welche Roms Herrschaft zerstörten und mehrere Jahre lang in

dem er dadurch um soviel geschickter wird, seinen Freunden, seinem Vaterland, und den Menschen überhaupt, nützlich zu seyn, und es sey nun mit vielem oder wenigem Gepränge, in einem grössern oder kleinern Cirkel, auf eine öffentliche oder nicht so merkliche Art, zum allgemeinen Besten des Systems mitzuwürken.

Dieser Maxime zufolge beschäfftigte sich Agathon, nachdem er zu Tarent einheimisch zu seyn angefangen hatte, hauptsächlich mit den mathematischen Wissenschaften, mit Erforschung der Kräfte und Eigenschafften der natürlichen Dinge, mit der Astronomie, kurz mit demjenigen Theil der speculativen Philosophie, welche uns, mit Hülfe unsrer Sinnen und behutsamer Vernunft-Schlüsse zu einer zwar mangelhaften, aber doch zuverlässigen Erkenntniß der Natur und ihrer majestätisch-einfältigen, weisen und wolthätigen Gesetze führt. Er verband mit diesen erhabenen Studien, worinn ihm die Anleitung des Archytas vorzüglich zu statten kam, das Lesen der besten Schriftsteller von allen Classen, insonderheit der Geschichtschreiber, und das Studium des Alterthums, welches er, so wie die Verbal-Critick, für eine der edelsten und nützlichsten, oder für eine der nichtswürdigsten Speculationen hielt, je nachdem es auf eine philosophische oder bloß mechanische Art getrieben werde. Nicht selten setzte er diese anstrengenden Beschäfftigungen bey Seite, um, wie er sagte, mit den Musen zu scherzen; und der natürliche Schwung seines Genie machte ihm diese Art von Gemüths-Ergötzung so ange-

Italien hauſten. Wir kennen die letztern nicht mehr in ihrer damaligen Geſtalt, aber ihr Geiſt lebt noch in der teutſchen und den mit ihr verwandten nördlichen Sprachen. Da nun die Formen einer Sprache den Geiſt oder das Genie derſelben ausmachen; ſo kann man hier auch die Analogie der Erzeugung eines Naturprodukts noch weiter verfolgen, und die lateiniſche Sprache als die Mutter, — hingegen den Genius der Sprache jener nordiſchen Eroberer als den Erzeuger der jetzigen Sprache Italiens anſehen; denn auch in den Zeugungen der Natur liefert gewöhnlich das weibliche Geſchlecht den Stoff und das männliche den Geiſt oder die Form der neuen Schöpfung. Daher ſchränkt ſich auch die große Aehnlichkeit, welche zwiſchen der lateiniſchen und italieniſchen Sprache ſtatt findet, nur vornämlich auf den materiellen Theil, d. i. auf die Wörter ein; im Formellen iſt ſie, einige Redeformen ausgenommen, der lateiniſchen nicht viel ähnlicher, als andere neuere Sprachen, welche gar nicht lateiniſcher Abkunft ſind.

Wahrſcheinlich geſchieht die Erzeugung jeder neuen Sprache aus einer ältern erlöſchenden im Weſentlichen auf dieſelbe Weiſe. Keine neue Sprache entſteht, wo nicht eine neue Nation ſich bildet; und keine vorhandene erlöſcht, wenn nicht das Volk, dem ſie angehört, ſeine politiſche Exiſtenz verliert, und dieſelbe Nation, die es bis dahin war, zu ſeyn aufhört. Dieß geſchieht

gewöhnlich, wenn ſie von einer andern, mächtigeren Nation unterjocht wird. Dann dringt entweder der Ueberwinder dem Ueberwundenen ſeine Sprache auf, und die des letzteren geht endlich, ohne eine Spur zu hinterlaſſen, zu Grunde; welches gewöhnlich der Fall mit kleinen Völkerſchaften iſt, welche von einer groſſen verſchlungen werden. Auf dieſe Weiſe ſind ſchon manche Sprachen gänzlich von der Erde verſchwunden. Oder wenn die unterjochte Nation von groſſem Umfange iſt und einen hohen Grad der Kultur erreicht hat, wenn ihre Sprache durch vortreffliche Schriftſteller ausgebildet, durch die Werke derſelben weit verbreitet, und ſo vor dem gänzlichen Untergange geſichert — die Sprache des Ueberwinders hingegen noch roh und ungebildet iſt: dann geſchieht was in Italien geſchah: die Sprachen beider Völker vermiſchen ſich, und verlieren ſich endlich in eine dritte, aus dieſer Miſchung neu erzeugte, zu welcher, ſo wie zur italieniſchen, die alte Landesſprache den Stoff, und die des Ueberwinders den formellen Beſtandtheil giebt.

Vom Einfluſſe des Wohllauts auf die Endungen der italieniſchen Wörter.

Die auffallendſte Veränderung, welche das bei der italieniſchen Wortbildung wirkſame Prinzip des Wohllauts an den lateiniſchen Wörtern bewirkt hat, iſt die Verwandlung aller Konſonantendungen in Vokalendun-

gen. Mit der lateiniſchen Sprache verſchwänden auch die Kaſusendungen der in die neue Sprache übergegangenen Nominum, und die Endung des Ablativ, welche theils in o, theils in e ausgieng, ward die bleibende und unwandelbare Endung des größten Theils dieſer Wörter; und für den Plural erhielten ſie die Endungen i und e. Die Wörter aber, welche ſchon im Lateiniſchen in a ausgiengen, behielten ihre Endung.

Durch dieſe Veränderungen wurde nun zwar die Härte vermieden, welche den Konſonantendungen immer anhängt, und der Zuſammenſtoß mit andern widerſtrebenden Konſonanten ward verhütet; aber es entſtand zugleich ein anderer Nachtheil für den Wohllaut daraus: eine zu große Einförmigkeit der Endungen, welche jetzt alle in einen der vier Vokale a, e, i, o ausgienaen. Dieſe Einförmigkeit der Laute war noch von der Einförmigkeit des Tons begleitet, welcher in dieſen Wörtern gewöhnlich auf die vorletzte oder vorvorletzte Sylbe fällt, wodurch die Sprache zugleich eine gewiſſe Schlaffheit erhielt. Der Wohllaut mußte alſo zu ſeinem eigenen Vortheile die Maxime der Vokalendungen wieder einzuſchränken ſuchen; und er wählte dazu das ſchicklichſte Mittel. Es ward nämlich Sprachgebrauch, daß im Zuſammenhang der Rede die Vokalendungen, deren letzter Konſonant ein l, m, n oder r iſt, weggeworfen werden können, ſo oft es dem Wohllaut zuträglich, und der Deutlichkeit des Ausdrucks

nicht nachtheilig iſt; denn die Deutlichkeit iſt auch in der italieniſchen Sprache immer ein höherer Zweck als der Wohllaut; und wo beide in Kolliſion kommen, da muß der letztere ſeine Foderung aufgeben. Durch dieſes Korrectiv erhielt nun die italieniſche Sprache nicht nur das Vermögen, eine große Menge Konſonantenbungen ohne alle Härten zu bilden, ſondern auch die Freiheit, ſolche Wörter nach Gefallen bald in einen Konſonanten, bald in einen Vokal endigen zu laſſen, wie es in beſondern Fällen dem Wohllaut am zuträglichſten iſt.

Um aber auch dem Ton der Endungen mehr Mannichfaltigkeit und der Ausſprache mehr Kraft zu geben, warf man von allen mehrſylbigen Wörtern, welche in ihrer urſprünglichen Geſtalt in ate und ute endigen, die letzte unbetonte Sylbe weg, ſo daß nach dieſer Abkürzung der Ton auf die letzte Sylbe fällt, z. B. von habilitate, libertate, virtute, ſervitute etc. abilità, libertà, virtù, ſervitù. Auf dieſe Weiſe erhielt die italieniſche Sprache auch die mannichfaltige Abwechſelung des Tonfalles, welche der Wohllaut fodert. Der Ton fällt nämlich in ihr entweder auf die letzte, oder auf die vorletzte, oder auf die vorvorletzte Sylbe; und dieß ſind gerade die drei bequemſten und wohlklingendſten Arten des Tonfalles; da er, wenn er von der Endſylbe noch weiter zurückgeworfen wird, durch die Menge der auf einander folgenden unbetonten

oder kurzen Sylben, der Aussprache leicht unbequem fällt. Zwar hat sie Wörter, welche den Ton auf der vierten Sylbe vom Ende haben; aber die Anzahl derselben ist klein, und der Sylbenfall in ihnen ist immer bequem und leichtgleitend, wie in régolano, prédicano, fùzzicano etc. Die italienische Sprache ist auch im Tonfall und Maaß der Sylben geschmeidiger, als die teutsche; da sie bloß betonte und unbetonte, also bloß lange und kurze Sylben hat. Unsere Sprache hingegen hat überdem noch halbe Längen oder halbe Kürzen, welche zwischen jenen beiden das Mittel halten, wie in Langsamkeit, wirthschaften, aufstehen ꝛc., welche nicht nur in der Aussprache, sondern auch in der Prosodie ihre Unbequemlichkeiten mit sich führen.

Mit den Endungen der Verborum ist dieselbe Veränderung, wie mit den Neminibus vorgegangen. In der lateinischen Konjugation gehen sie größtentheils in Konsonanten aus. Diese sind im Italienischen sämmtlich in Vokalendungen umgewandelt; zur Vermeidung der Schlaffheit aber, und um mehr Abwechselung in den Tonfall zu bringen, wurden verschiedene Endungen, welche in einen doppelten Vokal ausgiengen, deren vorletzter den Ton hatte, des tonlosen Endvokals beraubt; so z. B. entstanden aus den in der Schriftsprache veralteten amóe, ameróe, ameráe, teméo, temeróe, temeráe, sentio, sentiróe, sentiráe etc.

die man noch jetzt im Munde des gemeinen florentinischen Volks hört: amò, amerò, amerà, temè, temerò, temerà, sentì, sentirò, sentirà etc.

Von den Veränderungen, welche die Konsonanten durch den Wohllaut erlitten haben.

Einige der rauhesten und härtesten Konsonantlaute, nämlich die Aspiration h, der Kehllaut ch (das griechische χ) und x, (welches eigentlich ein aus k und s zusammengesetzter Laut ist) hat der Wohllaut völlig aus der italienischen Sprache verbannet. Sie sind entweder ganz ausgestoßen, oder in andere Laute umgewandelt worden.

Das h ist gewöhnlich bloß weggeworfen, wie in umore, abile, aderire, abborrire, istoria oder storia, erba etc. von humor, habilis, adhaerere, abhorrere, historia, herba. Zuweilen ist dem h ein anderer Laut substituirt, wie in uomo, jeri, gerarchia, giacinto etc. von homo, hieri, hierarchia, hyacinthus etc.

Das ch ist in den meisten Fällen in den k-Laut verwandelt, z. B. in cameleonte, carità, carta, clamide etc. von chamaeleon, charitas, charta, chlamys etc.; zuweilen ist es auch in c mit dem gequetsch-

ten Laute (unſerm tſch) umgewandelt, z. B. in arciduca, arcidiacono, von archidux, archidiconus.

Wenn dem x im Lateiniſchen ein s folgte, ſo iſt es im Italieniſchen ganz weggeworfen, z. B. eſangue, eſecrabile, eſpirare etc. von exſanguis, exſecrabilis, exſpirare. In andern Fällen, wo es allein, oder mit Konſonanten zuſammen ſteht, wird es entweder in s, oder ss, oder c verwandelt. Letzteres findet Statt, wenn dem x im Lateiniſchen c vor e oder i folgt. Z. B. in eſempio, eſcludere, miſto, Aleſſandro, fluſſo, eccellente, eccitare etc. von exemplum, excludere, mixtus, Alexander, fluxus, excellens, excitare. In ſphynx, welches im Italieniſchen ſfinge lautet, iſt es in g umgewandelt. Einige lateiniſche Redensarten mit ex werden, in ein Wort zuſammen gezogen, unverändert beibehalten; z. B. exabrupto, extempore, exproſeſſo; aber man ſpricht ſie aus, als ob eſabrutto, eſtempore, eſproſeſſo geſchrieben wäre.

Nicht minder wichtig für den Wohllaut iſt die Veränderung, welche die italieniſche Sprache an den Zuſammenſtellungen ſolcher Konſonanten gemacht hat, welche einen unbequemen Uebergang in einander haben. Uebergänge dieſer Art, welche häufig im Lateiniſchen und im Deutſchen, im Italieniſchen aber nie vorkom-

men, ſind: bc, bd, bj, bm, bp, bs, bt, bv, cd, cm, cn, cs, ct, dc, dj, dm, dn, ds, dv, gm, mph, mpt, nct, ncs, nsf, nsj, nsp, nsv, nx, ph (pf), pht, pt, ps, tc, tf, tm, tn, ts, tv. u. a. Im Italieniſchen ſind dieſe unbequemen Uebergänge entweder durch Ausſtoßung des erſten der beiden Konſonanten, oder durch Verwandlung deſſelben in den zweiten gehoben worden, wodurch Doppelkonſonanten (unter allen Uebergängen die bequemſten) entſtehen. Wir müſſen der Kürze wegen dem Leſer ſelbſt die Aufſuchung der Beiſpiele dieſer Veränderungen überlaſſen. Wahrſcheinlich haben dieſe ſehr frühe, und lange vor der Schrift der italieniſchen Sprache ſtatt gefunden. Zwar ſind in den älteſten Handſchriften und in den früheſten Drucken die harten Konſonantſtellungen der lateiniſchen Sprache, wie ct, nct, pt, x u. a. noch beibehalten; aber bloß für das Auge: denn die erſten italieniſchen Schriftſteller folgten der Orthografie der lateiniſchen Sprache in den aus ihr abſtammenden Wörtern; und der erſte Schritt, den die italieniſche Sprache zur Ausbildung ihrer eigenen der Ausſprache angemeſſenern Orthografie that, war die Ausſtoßung dieſer Härten.

Vom Zuſammentreffen mehrerer Konſonanten.

Wenn mehrere Konſonanten unmittelbar auf einander folgen, ſo ſind ſie entweder in einer Sylbe ver-

eint, oder ſie treffen in zwei Sylben; oder in zwei Wörtern zuſammen, welches geſchieht, wenn in zwei auf einander folgenden Sylben oder Wörtern die erſte Sylbe oder das erſte Wort mit einem Konſonanten endigt, und die folgende Sylbe oder das folgende Wort mit einem Konſonanten anfängt. Wir wollen hier die Maximen darlegen, welche die italieniſche Sprache in allen dieſen Fällen befolgt, und die Schranken, die ſie ſich dabei geſetzt hat; wo man ſehen wird, wie ſorgfältig ſie jedem Zuſammenſtoß widerſtrebender Konſonanten ausweicht, wie ſie jeden harten und ſchroffen Uebergang zu vermeiden ſucht, und wie in dieſem Verfahren eine der Hauptquellen ihres Wohllauts liegt.

a) Vom Zuſammentreffen mehrerer Konſonanten in einer Sylbe.

In einer Sylbe können entweder zwei oder drei Konſonanten unmittelbar auf einander folgen. Dieß findet aber immer nur im Anfange der Sylbe ſtatt. Am Ende derſelben kann nur ein Konſonant ſtehen: eine Eigenheit, die wir in dieſer Unterſuchung nicht überſehen dürfen, und deren günſtiger Einfluß auf den Wohllaut ſich in der folgenden Abtheilung noch deutlicher zeigen wird. Hievon macht bloß die lateiniſche Partikel trans, welche in einigen Zuſammenſetzungen ſich unverändert erhalten hat, eine Ausnahme. Aber man wirft auch in dieſen, vornämlich wenn unmittel-

dar darauf ein Konſonant folgt, des Wohllauts wegen lieber das n weg, und ſagt z. B. ſtatt transportare, transgredire, transformare etc. beſſer trasportare, trasgredire, trasformare; oder man wirft das s weg, wie in tranghiottire, trangugiare, trangosciare; oder endlich man wirft beide Konſonanten am Ende weg, wie in trafiggere, traghettare, tramontana etc.

In der italieniſchen Sprache kommen nur die folgenden ſieben und zwanzig Zuſammenſtellungen zweier Konſonanten in einer Sylbe vor: bl, br, cl, cr, dr, fl, fr, gl, gn, gr, pl, pr, sb, sc, sd, sf, sg, sl, sm, sn, sp, sq, sr, st, sv, tr, vr. Einige andere Zuſammenſtellungen, wie bd, fl, mn, pn, ps, pt, z. B. in bdellio, oftalmia, Mnemosine, pneuma, psicologia, ptialismo etc. ſind nur fremden Wörtern und Namen eigen, und werden ausgeſprochen, als ob dellio, ottalmia, Nemosine, neuma, sicologia, tialismo geſchrieben ſtände.

Der Zuſammenſtellungen dreier Konſonanten in einer Sylbe, hat die italieniſche Sprache nur zehn, und in allen iſt s der erſte, und l oder r der letzte Konſonant; es ſind die folgenden: sbr, scl, scr, sdr, sfl, sfr, sgr, spl, spr, str.

nehm, daß er Mühe hatte ſich wieder von ihr loszureiſſen. Auch die Mahlerey und die Muſick, die Schweſtern der Dichtkunſt, deren höhere Theorie ſich in den geheimnißvolleſten Tieffen der Philoſophie verliert, hatten einen Antheil an ſeinen Stunden, und halfen ihm das allzueinförmige in den Beſchäfftigungen ſeines Geiſtes, und die ſchädlichen Folgen, die aus der Einſchränkung deſſelben auf eine einzige Art von Gegenſtänden entſpringen, zu vermeiden.

Die häuffigen Unterredungen, welche er mit dem weiſen Archytas hatte, trugen viel und vielleicht das Meiſte bey, ſeinen Geiſt in den tiefſinnigern Speculationen über die metaphyſiſchen Gegenſtände, von Abwegen zurückzuhalten. Agathon, welcher ehmals, da alles in ſeiner Seele zur Empfindung wurde, ſeinen Beyfall zu leicht überraſchen ließ; fand itzt, ſeitdem er mit kälterm Blute philoſophirte, beynahe alles zweifelhafft; die Zahl der menſchlichen Begriffe und Meynungen, welche die Probe einer ruhigen, gleichgültigen und genauen Prüffung aushielten, wurde alle Tage kleiner für ihn; die Syſteme der dogmatiſchen Weiſen verſchwanden nach und nach, und zerfloſſen vor den Stralen der prüfenden Vernunft, wie die Luft-Schlöſſer und Zauber-Gärten, welche wir zuweilen an Sommer-Morgen im düfftigen Gewölke zu ſehen glauben, vor der aufgehenden Sonne. Der weiſe Archytas billigte den beſcheidnen Scepticiſmus ſeines Freundes; aber indem er ihn von allzukühnen Reiſen im Lande der Ideen zu den wenigen

einfäl-

b. Vom Zuſammentreffen mehrerer Konſonanten in zwei Sylben.

Die Fälle, wo die End- und Anfangskonſonanten zweier Sylben zuſammen treffen können, ſind zahlreicher als die, wo zwei Konſonanten ſich in einer Sylbe vereinigt finden. Denn erſtlich können in zwei verſchiedenen Sylben alle Doppelkonſonanten, nur nicht zwei Jota, vorkommen; und außer dieſen giebt es noch 59 andere Zuſammenſtellungen verſchiedener End- und Anfangskonſonanten, nämlich: cq, lb, lc, ld, lf, lg, lm, ln, lp, lq, ls, lt, lv, lz, mb, mc, ml, mn, mp, mt, mv, nc, nd, nf, ng, nj, nl, nm, nq, ns, nt, nv, nz, rb, rc, rd, rf, rg, rl, rm, rn, rp, rq, rs, rt, rv, rz, sb, sc, sd, sf, sg, sl, sm, sn, sp, srt st, sv.

Wenn in zwei Sylben drei Konſonanten zuſammenſtoßen, ſo befindet ſich der erſte Konſonant in der vorhergehenden, die zwei andern in der folgenden Sylbe; und in ſolchen Fällen ſind entweder die beiden erſten Konſonanten gleich, oder ſie ſind verſchieden. Der Fälle, wo ſie gleich ſind, kommen die folgenden eilf Zuſammenſetzungen vor: bbl, bbr, ccl, ccr, ddr, ffl, ffr, ggr, ppl, ppr, ttr. Aber ſolcher, wo ſie verſchieden ſind, giebt es 35, nämlich: lcr, lfr, lgr, lpr, ltr, mbl, mbr, mgl, mpl, mpr, ncl, ncr, ndr, nfl, nfr, ngl, ngr, nsc, nsp, nst, ntr, rfl, rgl,

rpl, rpr, rsp, rst, sbr, scl, scr, sfr, sgr, spl, spr, str.

Der bequeme und fließende Uebergang der Konsonanten, welcher in allen diesen Fällen statt findet, würde nicht möglich seyn, wenn die erste Sylbe mit mehr als einem Konsonanten endigte, wie man an den wenigen, oben bemerkten Ausnahmen mit trans bereits gesehen hat. Eben so machen einige Zusammensetzungen mit den Partikeln con, in, per und super eine Ausnahme von der sonst im Italienischen strenge beobachteten Regel, daß unmittelbar vor einer s impura (d. i. s worauf noch ein anderer Konsonant folgt, als sb, sf, st etc) kein Konsonant stehen kann. Beispiele solcher Ausnahmen sind conspirare, inscrizione, imperscrutabile, perspicace, superstizione etc. Aber auch hier wirft man, wenn die Deutlichkeit es gestattet, des Wohllauts wegen in der Aussprache das n oder r der Partikeln weg, und sagt daher auch cospirare, iscrizione, impescrutabile, pespicace, supestizione, obgleich die drei letztern Wörter das in der Aussprache weggeworfene r in der Schrift beibehalten. Das n aber bleibt sowohl in der Schrift als in der Aussprache, wenn seine Wegwerfung eine Zweideutigkeit verursachen würde; denn hier tritt der Fall ein, daß der Wohllaut mit der Deutlichkeit collidirt, also der letztere weichen muß; darum spricht und schreibt man conscia, bewußt, constare, erhellen ꝛc. um diese

Wörter von coſcia, Schenkel; und coſtare, koſten, zu unterſcheiden. So bleibt auch in den nachſtehenden Zuſammenſetzungen: inſcrivere, inſcuſabile, inſperabile, inſpontaneo, inſtabile, inſtancabile das n vor der s impura, weil iſcrivere, iſcuſabile, iſperabile, iſpontaneo, iſtabile, iſtancabile eine aſſimatr. Bedeutung haben.

c. Vom Zuſammentreffen mehrerer Konſonanten in zwei Wörtern.

Da alle Wörter der italieniſchen Sprache, die Partikeln il, del, al, dal, con, in, non, per, pel, col, nel, ſul ausgenommen, in Vokale ausgehen, ſo würden ſich die Fälle wo das erſte Wort in einen Konſonanten endigt, bloß auf dieſe Partikeln einſchränken. Aber der Wohlklang, welcher durch zu große Weichheit und durch Eintönigkeit eben ſowohl, als durch Härte und Diſſonanz beleidigt wird, hat, um jenen vorzubauen, als Regel feſtgeſetzt: daß die Wörter, deren Endvokale einen der vier liquiden Konſonanten l, m, n, r unmittelbar vor ſich haben, den Endvokal wegwerfen können, wenn gleich das folgende Wort mit einem Konſonanten anfängt. Dadurch entſteht eine große Menge Konſonantenbindungen, ohne daß dieſe eine Härte oder Diſſonanz verurſachen können, weil ſie leicht in alle andere Konſonanten übergehen. Dieſe Wegwerfung des Endvokals kann vor jedem ein-

ſachen oder doppelten Konſonanten geſchehen, wenn dieſer keine s impura iſt. Da nun auch die oben angeführten Partikeln ſämmtlich auf einen dieſer vier Konſonanten ausgehen, ſo ſchränken ſich alle Fälle, wo ein Zuſammentreffen mehrerer Konſonanten in zwei Wörtern ſtatt finden kann, in Anſehung des erſteren derſelben auf die vier liquiden l, m, n, r ein. Wenn aber auf ein Wort mit einer Konſonantendung ein anderes folgt, das mit einer s impura anfängt, ſo wird, um der daraus entſtehenden Härte auszuweichen, dem s ein i oder e vorgehängt. Darum ſagt man ſ. B. nicht con ſtrepito, con ſclamazione in ſpirito, non ſgridarlo, per ſplendore etc. ſondern con iſtrepito, con eſclamazione, in iſpirito, non iſgridarlo, per iſplendore.

Die Maximen des Wohllauts, welche die italieniſche Wortbildung in der Zuſammenſtellung der Konſonanten geleitet haben, laſſen ſich demnach auf folgende allgemeine Regeln zurückführen, welche, außer den oben angeführten, keine Ausnahmen erleiden:

1. Eine Sylbe kann höchſtens vier Konſonanten enthalten; und dann ſtehen immer drei derſelben zu Anfange, und einer am Ende der Sylbe. Von den dreien zu Anfange iſt immer der erſte ein s, der letzte immer ein l oder r.

2. Zwei ſtumme Konſonanten vertragen ſich nie zuſammen; daher findet man in italieniſchen Wörtern nie die nachſtehenden Zuſammenſtellungen, weder in einer, noch in zwei Sylben, noch in zwei Wörtern.

bc.	bd.	bg.	bp.	bq.	bt.	bv.	bz.
cb.	cd.	cg.	cp.	cq. *)	ct.	cv.	cz.
db.	dc.	dg.	dp.	dq.	dt.	dv.	dz.
gb.	gc.	gd.	gp.	gq.	gt.	gv.	gz.
pb.	pc.	pd.	pg.	pq.	pt.	pv.	pz.
tb.	tc.	td.	tg.	tp.	tq.	tv.	tz.
vb.	vc.	vd.	vg.	vp.	vq.	vt.	vz.
zb.	zc.	zd.	zg.	zp,	zq.	zt.	zv.

3. Zwei Halbvokale ſtehen nie in einer Sylbe beiſammen, ausgenommen, wenn der erſte derſelben f oder s iſt, wie in flagello, frode. sforzo, sleale, smalto, snodare, sradicare u. a. Es finden ſich alſo nie in einer Sylbe die nachſtehenden Zuſammenſtellungen:

lf.	lm.	ln.	lr.	ls.
mf.	ml.	mn.	mr.	ms.
nf.	nl.	nm.	nr.	ns.
rf.	rl.	rm.	rn.	rs.

*) cq. wird als ein Doppelkonſonant betrachtet und gilt ſo viel als qq.

4. In zwei Sylben können Halbvokale von allen Miſchungen einander berühren; f ausgenommen, welches ſich nie am Ende einer Sylbe findet.

5. f kann bloß l oder r nach ſich haben.

6. Vor f, m und s kann kein ſtummer Konſonant vorhergehen.

7. F ſteht immer zu Anfange der Sylbe, und duldet keinen andern Konſonanten nach ſich.

8. L leidet von den ſtummen Konſonanten bloß b, c, g und p vor ſich.

9. N ſteht bloß nach g, wo es aber mit dem zuletzt ſetzten Laute nj ausgeſprochen wird.

10. P kann bloß l und r nach ſich haben.

11. Q und Z verbindet ſich mit keinem andern Konſonanten in einer Sylbe.

12. Vor dem einfachen s können alle Konſonanten ſtehen, nur kein q und kein z.

13. Vor s worauf noch ein anderer Konſonant folgt, kann kein anderer Konſonant vorhergehen; ſondern der s impura wird in ſolchen Fällen ein i oder e angehängt.

14. Keine Sylbe endigt mit einem ſtummen Konſonanten, wenn er nicht doppelt, d. i. zugleich Anfangs-

konsonant der folgenden Sylbe ist. In c kann eine Sylbe nur dann endigen, wenn die folgende mit c oder q anfängt. Keine Sylbe endigt mit l, ausgenommen, wenn es doppelt ist; keine endigt in m, außer vor m, b und p.

15. Ein Konsonant kann zweimal in einer Sylbe vorkommen, nämlich vor und nach dem Vokal; z. B. c in cocchio; m in mammone; p in pioppo u. a. m.; aber kein Doppelkonsonant kann in einer Sylbe vorkommen.

Wir haben nunmehr die Methode dargelegt, nach welcher die italienische Sprache in der Bildung ihrer Wörter verfahren hat, um jeden für die Aussprache beschwerlichen und deßhalb mißfälligen Zusammenstoß widerstrebender Konsonanten zu verhüten. So viel aber auch dadurch schon für eine leichte fließende Aussprache gewonnen war, so begnügte sich doch der Genius dieser so sehr nach Wohllaut strebenden Sprache damit noch nicht, sondern suchte überdieß noch oft härtere Konsonantlaute, sowohl einzelne als zusammen gesetzte, mit weicheren zu vertauschen, ja selbst weiche Konsonanten in Vokale umzuwandeln, um den Uebergang mancher Laute in einander noch fließender, und ihren Klang durch sanftgleitende Diphthongen noch gefälliger zu machen. Auch in diesem Verfahren werden wir sie genauer betrachten. Man würde aber zu weit gehen, wenn

man alle Veränderungen, welche die Wörter der lateinischen Sprache im Italienischen erlitten haben, aus dem Streben nach Wohllaut erklären wollte. Dies kann nur in den Fällen mit Recht geschehen, wo wirklich die Veränderung den Wohllaut befördert hat; wo offenbare Härten gemildert, und schroffe Uebergänge in sanftgleitende umgewandelt worden sind. Hat die Veränderung keine dieser Wirkungen hervorgebracht, so kann man sie auch nicht jener Ursache zuschreiben, so ist sie Product der Verstümmelung, welche die lateinischen Wörter in jenen Zeiten roher Unwissenheit erleiden mußten, wo die Sprache und Aussprache des alten Italiens mit gleichen Schritten zu Grunde gieng; oder eine Wirkung der Trägheit eines an eine milde Sprache gewöhnten Organs, das durch keine deutliche Kenntniß der Wörter, die nur aus der Schriftsprache erlernt werden kann, sondern bloß durchs Gehör geleitet wird; wovon man sowohl in den Schriften aus der frühesten Zeit der italienischen Sprache, als auch noch jetzt in allen verschiedenen Volksdialecten Italiens *) häufige Beispiele findet. Wir werden also auch hier nur solche Veränderungen bemerken, welche, als durch das Streben der Sprache nach Wohllaut entstanden, betrachtet werden müssen, weil sie die Spur davon unverkennbar an sich tragen. Dergleichen sind:

*) Herr Fernow ist auch mit einem Werke über die Dialecte Italiens beschäftigt, dergleichen wir durchaus noch nicht besitzen. B.

a.) Verwandlung der harten Konſonanten in weichere und gleitendere.

b in v: z. B. prova oder pruova, favola, tavola etc. von proba, fabulq, tabula.

b j in gg: z. B. oggetto, ſoggetto von objectum, ſubjectum.

c in g: z. B. agro, drago, lagrima, luogo etc. von acro, draco, lacrima, loco (wie ſie im Italieniſchen auch geſchrieben werden.)

l in gl: z. B. figlio, meglio, moglie, vettovaglia etc. von filius, melius, mulier, victualia.

n in gn: z. B. caſtagna, ingegno, ſogno, ogni etc. von caſtanea, ingenium, ſomnium, omnis.

p in v: z. B. ricoverare, ſovrumano, ſovrano, ſtatt ricuperare, ſopraumano, ſoprano.

qu in c: z. B. antico, cotidiano, licore, cheto etc. von antiquus, quotidianus, liqnor, quietus.

qu in gu: z. B. eguale, ſieguo, conſeguenza, von aequale, ſequor, conſequenzia.

r in j: z. B. Febbrajo, pajo, muojo, ſtatt Febbraro, paro, muoio von Februarius, par, morior.

r in l: z. B. albero, valicare, pellegrino, von arbor, varcare, peregrinus.

t in d: z. B. padre, madre, podere, etade, virtude, codeſto, ſtatt patre, matre, potore, etate, virtute, coteſto.

t in z: z. B. piazza, pozzo, ſinghiozzo etc. von platea, puteus, ſingultus.

Es giebt ſolcher Veränderungen eines Konſonanten in einen andern noch mehrere, wir begnügen uns hier, die vornehmſten angezeigt zu haben.

b. Verwandlung der Konſonanten in Vokale.

Einer ſolchen Verwandlung iſt das l häufig unterworfen, wenn demſelben ein b, c, f, g oder p vorhergeht. In ſolchen Fällen verwandelt es ſich gewöhnlich in i; z. B. bianco, biondo, chiaro, chiave, fiamma; fiore, ghianda, ghiaccio, eſempio, piano, piombo etc. von blank, blandus, clarus, clavis, flamma, flos, glans, glacies, exemplum, planus, plumbum.

Dieſe Verwandlung des l in i, ſo wie die des l in gl, und des n in gn, führt durch den leichtgleitenden Uebergang der Laute eine beſondere Annehmlichkeit mit ſich; daher auch in vielen andern Wörtern, welche urſprünglich einfache Vokale haben, im Italieniſchen denſelben ein i oder u vorgeſetzt wird, wodurch ein Diphthong entſteht. Da das i leicht in alle andere Vokale

einfältigen, aber deſto ſchätzbarern Wahrheiten zurückführte, welche der Leitfaden zu ſeyn ſcheinen, an welchem uns der allgemeine Vater der Weſen durch dieſen Labyrinth des Lebens ſicher hindurchführen will — verwahrte er ihn vor dieſer gänzlichen Ungewißheit des Geiſtes, welche eine eben ſo groſſe Unentſchloſſenheit und Muthloſigkeit des Willens nach ſich zieht, und dadurch eine Quelle ſo vieler ſchädlicher Folgen für die Tugend und Religion, und alſo für die Ruhe und Glückſeligkeit unſers Lebens wird, daß der Zuſtand des bezauberteſten Enthuſiaſten dem Zuſtand eines ſolchen Weiſen vorzuziehen iſt, der aus immerwährender Furcht zu irren, ſich endlich gar nichts mehr zu bejahen oder zu verneinen getraut. In der That gleicht die Vernunft in dieſem Stück ein wenig dem Doctor Peter Retzio von Aguero; ſie hat gegen alles, womit unſre Seele genährt werden ſoll, ſoviel einzuwenden, daß dieſe endlich eben ſowol aus Inanition verſchmachten müßte, wie die unglücklichen Statthalter der Inſel Barataria bey der Diät, wozu ſie das verwünſchte Stäbchen ihres allzuſcrupuloſen Leibarztes verurtheilte. Das beſte iſt in dieſem Falle, ſich wie Sancho zu helfen. Der Inſtinct und dieſes am wenigſten betrügliche Gefühl des Wahren und Guten, welches die Natur allen Menſchen zugetheilt hat, können uns am beſten ſagen, woran wir uns halten ſollen; und dahin müſſen, früher oder ſpäter, die gröſſeſten Geiſter zurückkommen, wenn ſie nicht das Schickſal haben wollen, wie die Taube des Altvaters Noah allenthalben herumzuflattern und nirgends Ruhe zu finden.

übergeht, ſo kann es auch vor allen ſtatt finden. Das u wird vornämlich dem o zugeſellt, weil es ſich damit am liebſten gattet; zuweilen auch dem a, wenn demſelben ein v vorhergeht, das ſich in g verwandelt. Man verwechſele aber hier nicht das i des Wohllauts mit dem ſtummen i, welches als Zeichen des gequetſchten c oder g denſelben nachgeſetzt wird, und bloß Schriftzeichen für das Auge iſt.

Die auf eben bemerkte Weiſe entſtehenden Diphthongen ia, ie, io, uo und ua ſind unter allen Diphthongen die fließendſten, wie die nachſtehenden Beiſpiele zeigen:

ia: z. B. amiamo, diamo, von amamus, damus.

ie: z. B. fieno, lieve, piede, miei etc., von foenum, leve, pede, mei etc.

io: z. B. chioma von coma.

iu: z. B. liuto vielleicht von ludus.

uo: z. B. buono, fuori, giuoco, luogo etc. von bonus, foris, jocus, locus.

ua: z. B. guado, guaina, guastare etc. von vadum, vagina, vastare.

Im Gegentheil wird der Diphthong au, weil er unter allen Diphthongen den unbequemſten Uebergang (von der weiteſten Mundöffnung des a bis zur engſten des u) hat, oft im Italieniſchen mit einem einfachen a, o oder u vertauſcht; z. B. aurum in oro; paucus in poco; auscultare in ascoltare; Augustus in Ago-

ſia; audire in udire; auditus in udito etc. Wo aber dieſer Dirhthong bleibt, da wird er ſo wie ai, ei, eu und oi nicht zuſammen gezogen, wie im Deutſchen, ſondern immer getrennt ausgeſprochen, ſo daß der Ton auf den erſten Vokal fällt, welches den härteren Laut dieſer Dirhthongen mildert; z. B. Laura, daino, Leida, Europa, oibò, welche Lá-ura, dá-ino, Lé-ida, E-uropa, ó-ibò ausgeſprochen werden.

Die italieniſche Sprache ſcheint einen beſondern Hang zum o zu haben und dem u weniger günſtig zu ſeyn; denn ſie hat in einer Menge von Wörtern das letztere in o verwandelt; z. B. colpa, dolce, forca, mondo, molto, volpe etc. von culpa, dulce, furca, mundus, multus, vulpes; aber der Laut des o in den ſo umgewandelten Wörtern unterſcheidet ſich durch ſeinen Mittellaut zwiſchen o und u, den wir im Deutſchen nicht haben, und welcher die Seltenheit des letztern Vokals im Italieniſchen zum Theil erſetzt *).

Von dem Verhältniſſe, welches die Sprachlaute im Italieniſchen zu einander haben.

In jeder Sprache findet ein gewiſſes Verhältniß in der Miſchung ihrer Elemente ſtatt, welches zwar in

*) Dieß kommt wohl aus der altrömiſchen Ausſprache des u, das grade wie das kurze u der Engländer ausgeſprochen wurde. So ſprach der alte Diener optimom maximom, ſtatt Optimum Maximum.

B.

einzelnen Stellen der Rede mancherlei Abweichungen erleidet, aber doch im Ganzen sich ohngefähr gleich bleibt. Dieses Verhältniß der einfachen Laute einer Sprache kann dem Wohllaute entweder günstig oder ungünstig seyn: günstig durch die dem Ohre gefällige Mannichfaltigkeit, welche aus einer gleichmäßigen Vertheilung der Laute im Ganzen der Rede entsteht; ungünstig durch die Einförmigkeit, oder durch die Härte, welche eine zu ungleiche Vertheilung derselben bewirkt.

Das Verhältniß der einfachen Laute einer Sprache ist dreifach; Verhältniß der Vokale zu den Konsonanten; Verhältniß der Konsonanten zu einander, und Verhältniß der Vokale zu einander. Der kürzeste und sicherste Weg, diese verschiedenen Verhältnisse der einfachen Laute in einer Sprache aufzufinden, ist: daß man einige prosaische und poetische Aufsätze von verschiedenem Charakter in ihre Elemente zerlege, und diese der Zahl nach unter sich vergleiche. Durch eine solche Operation haben sich dem Verfasser in der Untersuchung der italienischen, lateinischen und teutschen Sprache die folgenden Resultate ergeben:

In der italienischen Sprache sind, im Zusammenhang der Rede, Vokale und Konsonanten beinahe in gleicher Menge vertheilt; jedoch so, daß die letztern immer noch die Ueberzahl erhalten, und sich zu der Zahl der Vokale ohngefähr wie 11 bis 10 zu 10 verhalten.

Für das Verhältniß der Konſonanten unter einander läßt ſich im Allgemeinen bloß angeben, daß im Ganzen der Rede unter den Halbvokalen l, m, n, r, s, und unter den ſtummen Konſonanten c mit dem harten Laute (ch und q, welche im Italieniſchen denſelben Laut haben, mit eingeſchloſſen) d, p und t am häufigſten ſind. Weniger häufig ſind b, c mit dem gequetſchten Laute, f, g, sc und z; am ſeltenſten iſt j. Man ſieht hieraus, daß die milder lautenden Konſonanten zu den härteren in keinem dem Wohllaute ungünſtigen Verhältniſſe ſtehen; um ſo weniger, da dieſe Sprache, wie wir bereits wiſſen, in der Verbindung mehrerer Konſonanten jeden bequemen Uebergang ſorgfältig vermeidet.

Aber dieſe Verhältniſſe befördern den Wohllaut bloß negativ, d. h. ſie verhüten bloß Mißlaut und Härte. In einer Sprache wird nur dann wirklich Wohllaut ſtatt finden, wenn ihre verſchiedenen Vokallaute im Ganzen der Rede ſo gleichmäßig vertheilt ſind, daß kein Vokal Vorzugsweiſe in ihr herrſcht. Dieſe Bedingung finden wir in der italieniſchen Sprache gleichfalls in einem hohen Grade erfüllt; denn die vier Vokale a, e, i, o, ſind in ihr ohngefähr in gleicher Quantität vertheilt. Das u kommt ſeltener vor, und verhält ſich in der Zahl zu den übrigen Vokalen zuſammen ohngefähr wie 1 zu 12 bis 15, ſtatt ſich wie 1 zu 4 zu verhalten. Dieſes Mißverhältniß wird aber theils durch den Laut der o ſtretta, welcher dem u nahe kommt,

und im Italieniſchen häufig iſt, vermindert, theils durch die faſt gleichmäßige Miſchung der übrigen vier Vokale unmerklich gemacht.

In der lateiniſchen Sprache haben die Konſonanten eine ſtärkere Ueberzahl als in der italieniſchen; denn jene verhalten ſich zu den Vokalen ohngefähr wie 3 zu 2, oder auch wie 8 zu 5. Auch iſt die Wirkung dieſer Ueberzahl in der größeren Energie der lateiniſchen Sprache fühlbar.

Das Verhältniß der Konſonanten zu einander iſt ohngefähr das gleiche, wie im Italieniſchen. In ihr ſind von den Halbvokalen gleichfalls l, m, n, r, s, und von den ſtummen Konſonanten b, c oder q, d, p, t, die häufigſten; am ſeltenſten kommen j, x und z vor. Aber die häufigen Konſonantendungen und die ſchroffen Uebergänge in der Verbindung mehrerer Konſonanten, ſind oft ihrem Wohllaute nachtheilig.

Auch im Lateiniſchen ſind die Vokale im Ganzen der Rede ziemlich gleichmäßig vertheilt; am häufigſten kommen jedoch e und i vor; ſo daß die Zahl beider zuſammen noch um ein Achtheil mehr beträgt, als die vereinte Zahl der übrigen drei. Dieſe Differenz iſt jedoch noch nicht ſo groß, daß ſie dem Ohre auffiele, und iſt von Dichtern zuweilen durch eine ſorgfältige Wahl und Stellung der Wörter ganz gehoben.

Wenn wir dieſelben Verhältniſſe nun auch in der teutſchen Sprache aufſuchen, ſo finden wir eine auffallende Verſchiedenheit derſelben von den Verhältniſſen der Sprachlaute im Italieniſchen. Wir finden in dieſer Verſchiedenheit zugleich die Quelle der größeren Härte ſowohl, als des geringern Wohlklanges unſerer Sprache, welche Eigenſchaften noch durch die häufigen ſchroffen Uebergänge der Konſonanten in ihr in eben dem Maaße vermehrt werden, als die immer fließenden Uebergänge der Konſonanten in der italieniſchen Sprache die Geſchmeidigkeit und den Wohllaut derſelben befördern.

Das Verhältniß der Konſonanten zu den Vokalen im Teutſchen, iſt im Zuſammenhange der Rede faſt das doppelte; denn die Zahl jener verhält ſich zu der Zahl dieſer ohngefähr wie 9 zu 5.

Das Verhältniß der verſchiedenen Konſonanten zu einander hat mit dem Verhältniſſe derſelben im Italieniſchen überhaupt in ſofern eine Aehnlichkeit, als auch im Teutſchen d, l, m, n, r, ſ und t am häufigſten vorkommen; aber unter ihnen hat n eine ſo auffallende Ueberzahl, daß dieſer Laut faſt ein Fünftheil aller Konſonanten ausmacht. Nächſtdem ſind die rauhen Hauch- und Kehllaute des h und ch, vornämlich aber die häufigen ſchroffen Uebergänge der Konſonanten in einander, und die vielen Endungen mit zwei oder drei Konſonan-

ten, eben so viele Hinderniſſe des Wohllauts; welcher ſonſt, ohngeachtet der beträchtlichen Ueberzahl der Konſonanten wohl noch ſtatt finden könnte, wenn dieſe mit mehr Rückſicht auf den bequemen Uebergang ihrer Laute in einander gepaart wären. Aber darauf, ſo wie auf Wohllaut überhaupt, hat die teutſche Sprache in ihrer Ausbildung nicht geachtet.

Doch, wenn auch alle jene Hinderniſſe des Wohllauts, welche durch die Menge und Zuſammenſtellung der Konſonanten bewirkt werden, gehoben wären, ſo würde doch die teutſche Sprache der italieniſchen im Wohlklange immer noch weit nachſtehen, weil ihre Vokale ſo wenig gleichmäßig im Zuſammenhange der Rede vertheilt ſind, daß die Menge der e-Laute allein ohngefähr ſo viel an Zahl beträgt, als alle übrigen Vokallaute zuſammen. Nächſt dem e kommt in der teutſchen Rede das i am häufigſten vor; denn es beträgt ohngefähr die Hälfte der e-Laute und gewöhnlich noch drüber. Alſo ſind in unſerer Sprache gerade die beiden Vokallaute am häufigſten, welche am ſchwächſten tönen; a, o und u hingegen tönen verhältnißmäßig zu ſelten, als daß in ihr jene wohlvertheilte, gefällige Abwechſelung der Laute ſtatt finden könnte, durch welche die italieniſche bei ihrer Weichheit doch ſo vollkönend iſt. A und u verhalten ſich jeder zum Ganzen der Vokale etwa wie 1 zu 8 oder 9; und o iſt noch ſeltener. Die Mittellaute ö und ü endlich kommen im Ganzen

in ſo geringer Zahl vor, daß durch ſie für die ſchöne Mannichfaltigkeit der Laute nichts gewonnen wird.

Daß aber bei allen dieſen Hinderniſſen die teutſche Sprache dennoch in den Händen eines Künſtlers, der durch Auswahl und kunſtreiche Anordnung der Wörter im Bau der Rede den zu ſchroffen Uebergängen der Konſonanten auszuweichen, eine größere Mannichfaltigkeit in den Wechſel der Vokallaute zu bringen, und die zu große Ueberzahl der e- und i-Laute zu vermindern weiß, fließender und melodiſcher werden und einen höhern Grad von Wohllaut erhalten könne, haben einige unſerer beſten Dichter gezeigt, welche den Quellen des Wohllauts tiefer nachgeforſcht haben *). In ihren Händen iſt ſie ein ſo wohlklingendes Inſtrument geworden, als ſie ihrer Natur und jetzigen Ausbildung nach werden kann.

Der Mangel an einer gleichmäßigen Vertheilung der Vokale; und die große Ueberzahl der e-Laute, iſt allen nördlichen Sprachen, welche mit der hochteutſchen verwandt ſind, der plattteutſchen, holländiſchen, däniſchen und engliſchen gemein, und in einigen iſt dieſe Ueberzahl noch größer; daher auch die meiſten dieſer Sprachen bei ihrer größeren Weichheit doch in Anſehung des Wohllauts, welcher vornämlich aus einer gleichmäßigen Vertheilung der verſchiedenen Vokallaute entſpringt, eben ſo beſchränkt und arm ſind, ohne die ausdrucks-

*) Ich erinnere hier nur an Göthe. Wenn werden wir dieſen Dichter einmal ganz leſen können? Anm. d. H.

volle Kraft der teutſchen zu haben, welche beſonders durch die in ihr häufigen Diphthongen au, ei, eu ſich vor den übrigen nordiſchen Sprachen auszeichnet.

Das hier zergliederte Syſtem der italieniſchen Wortbildung, in ſofern ſie durch das Streben nach Wohllaut geleitet iſt, zeigt nun dem Ueberblick des Ganzen eine in Vergleichung mit der Wortbildung der teutſchen Sprache ſehr beſchränkte Mannichfaltigkeit in der Miſchung ihrer Konſonantlaute. Aber man ſieht bald, daß dieſe Beſchränkung nicht Armuth, ſondern eine wohlgetroffene Auswahl bloß ſolcher Zuſammenſtellungen iſt, die einen bequemen und fließenden Uebergang der Konſonanten in einander zulaſſen, und daß eben dieß die Grundlage alles Wohllauts in ihr ausmacht. In der teutſchen Sprache hingegen, welche bei der urſprünglichen Bildung ihrer Wörter und in der Zuſammenſtellung ihrer Laute, bloß auf Ausdruck und Beſtimmtheit, nicht aber auf Wohlklang Rückſicht genommen hat, ſind, bei ihrer reichen Mannichfaltigkeit in der Zuſammenſtellung der Konſonanten, welche die Menge der italieniſchen mehr als ſechsmal an Menge übertrifft, auch die unbequemen Uebergänge ſo häufig, daß ſie dadurch eben ſo viel an Wohllaut und Geſchmeidigkeit einbüßt, als ſie an Kraft und Beſtimmtheit gewinnt. Darum iſt auch die teutſche Sprache bei ihrer ausdrucksvollen Energie unbiegſam, holpricht und rauhklingend, und in ihrer Beſtimmtheit oft hart, ſchroff und ſchneidend.

Es ſey uns vergönnt, dieſe Unterſuchung über den Wohllaut der italieniſchen Sprache, die mit einem Gleichniſſe anhebt, auch mit einem Gleichniſſe zu ſchließen. Dem Genius der teutſchen Sprache iſt es ergangen, wie einem talentvollen Künſtler, der, ohne Kultus, von den Erſcheinungen der wilden und rohen Natur begeiſtert, bloß nach Wahrheit und Bedeutung ſtrebt; der ſein Urbild in allen Zügen getreu und beſtimmt, aber ohne Auswahl und Geſchmack, in einem harten unbeſchmeidigen Stoff ausdrückt, und dem bei ſeiner rohen Empfindung kein Ausdruck zu ſtark und zu groß iſt. Seine Produkte ſind originell, reich und mannichfaltig wie die Natur, voll Kraft und Leben, beſtimmt und characteriſtiſch; jeder Gegenſtand ſteht an Geſtalt und Farbe mit ergreifender Wirklichkeit da; aber ohne Grazie im Einzelnen, ohne Harmonie im Ganzen. Die Schönheiten, die es hier und dort zerſtreut enthält, ſind eben ſo zufällig, wie ſie ſich in der Natur, ſeinem Urbilde, zeigen. Alle Kultur ſeines reiferen Alters iſt nicht mehr im Stande, die Spuren der Rohheit und Härte aus den Werken der Jugend hinwegzutilgen, weil ſie in der Grundlage derſelben ins innigſt verwebt ſind. — Der Genius der italieniſchen Sprache hingegen erſcheint wie ein mit Schönheitsſinn reichlich ausgeſtatteter, in der Schule des Alterthums gebildeter Zögling der Kultur, den nicht eine rohe, ſondern eine ſchon verdorbene Natur begeiſtert; der mehr Geſchmack als Originalität beſitzt; der einen ſchon durch

Bey allen diesen manchfaltigen Beschäfftigungen, womit unser ehmaliger Held seine Muße zu seinem eigenen Vortheil erfüllte, blieben ihm doch viele Stunden übrig, welche der Freundschaft und dem geselligen Vergnügen gewidmet waren — und für seine Ruhe nur allzuviele, in denen eine Art von zärtlicher Schwermuth, deren er sich nicht erwehren konnte, seine Seele in die bezauberten Gegenden zurückführte, deren wir im vorigen Capitel schon Erwehnung gethan haben. In einer solchen Gemüths-Disposition liebt man vorzüglich den Aufenthalt auf dem Lande, wo man Gelegenheit hat, seinen Gedanken ungestörter nachzuhängen, als unter den Pflichten und Zerstreuungen des geselligern Stadt-Lebens. Agathon zog sich also öfters in ein Landgut zurück, welches sein Bruder Critolaus, ungefehr zwo Stunden von Tarent besaß, und wo er sich in seiner Gesellschaft zuweilen mit der Jagd belustigte. Hier geschah es einsmals, daß sie von einem Ungewitter überrascht wurden, welches wenigstens so heftig war, als dasjenige, wodurch, auf Veranstaltung zwoer Göttinnen, Aeneas und Dido in die nämliche Höle zusammen gescheucht wurden —

Aber da zeigte sich nirgends keine wirthschaftliche Höle, welche ihnen einigen Schirm angebotten hätte; und das schlimmste war, daß sie sich von ihren Leuten verlohren hatten, und eine geraume Zeit nicht wußten, wo sie waren; ein Zufall, der an sich selbst wenig ausserordentliches hat, aber wie man sehen wird, eines der

glück-

Kunst von seiner ursprünglichen Rohheit geläuterten Stoff zu bearbeiten hat, und in dem das Gefühl für Schönheit und Harmonie zu dem Grade entwickelt ist, daß er aus dem reichen Vorrathe von Materialien nur das Homogene heraushebt, hingegen alles Harte, Schroffe, Schneidende als mißfällig vermeidet; daß er überall Bestimmtheit mit Schönheit, Ausdruck mit Grazie, Kraft mit Geschmeidigkeit, und auch das Charakteristische mahlender Naturtöne immer mit Wohllaut zu gatten weiß. In seinem Werke ist darum auch die Schönheit nicht, so wie in dem Werke des ersteren, Product des Zufalles, sondern einer von der fest vorschwebenden Regel des Wohllauts geleiteten Auswahl der in den mannichfaltigen Formen und Tönen der Natur zerstreuten Schönheiten.

Rom. Fernow.

III.

Bemerkungen und Zweifel über zwei Stellen im Herodot.*)

1) Ueber die Halbziegel des Krösus.

Im 1. B. Cap. 50.

Die Stelle, wo Herodot die Halbziegel beschreibt, welche Krösus an das Orakel zu Delphi schickte, heißt

*) Dieser ehrwürdige Vater der Geschichte sollte gleich-

im Griechiſchen ſo: ἡμιπλινθια ἐξηλαννε· ἐπι μεν τα μακροτερα τοιεων ἐξαπαλαιςα, ἐπι δε τα βραχυτερα τριπαλαιςα· ὑψος δε παλαιςιαιὰ· ἀριθμον δε ἐπτακαιδεκα και ἑκατον· και τουτεων ἀπεψθου χρυσου τεσσαρα, τρια ἡμιταλαντα ἑκαςον ἑλκοντα· τα δε ἀλλα ἡμιπλινθια λευκου χρυσου, σταθμον διταλαντα. **Walla** und die andern Ueberſetzer, die ich habe vergleichen können, **Degen**, **Jakobi** und der Engländer **Belsoe**, ſo wie auch **Gatterer** (**Weltgeſch.** 1. Th. S. 444.) haben die Stelle ſo gefaßt, als ob von zweierlei Halbziegeln die Rede ſey, von denen die größern 6, die kleinern 3 Handbreiten oder Palmen gehalten hätten, da doch der griechiſche Ausdruck durchaus nichts anders bedeuten kann, als: alle Halbziegel hielten nach (ἐπι) der längern Aus-

ſam immer an der Tagesordnung ſeyn, und man ſollte ſich um die Wette beeifern, ihn auch durch kleinere Beiträge, wie hier geſchieht, zu erläutern. Es iſt ein unglaublicher Schatz — Autopſie und Wahrheit in ihm verborgen. Man denke nur was die neueſten engliſchen Reiſenden und ihr Verarbeiter, **Rennel**, was **Pallas** und die Reiſenden im mittäglichen Rußland bei jedem Schritt, den ſie thun, für Belege zur ſtrengſten und uns oft heute noch unbegreiflichen Länder- und Völkerkunde dieſes ehrwürdigen Vaters der Geſchichte liefern. Wir Teutſchen verdanken es vorzüglich Gatterer und dem vortrefflichen **Heeren**, daß wir aufgehört haben, die alten Afterreden von Herodots Leichtgläubigkeit nachzulallen. Aber es iſt noch ſehr viel gut zu machen und abzubitten.

dehnung 6, nach der kürzern 3 Palmen, und in der Höhe 1. Woher mag diese allgemeine Uebereinstimmung in einer dem Sprachgebrauche so zuwiderlaufenden Uebersetzung, von welcher keiner, so viel ich weiß, den Grund angegeben hat, entstanden seyn? Sollte die Veranlassung dazu in der Angabe des Gewichts liegen, welches mit dem körperlichen Inhalt, der sich aus jener Ausmessung ergiebt, nicht genau genug übereinstimmt? Denn 6 Palmen in die Länge, 3 in die Breite, 1 in die Höhe geben 18 Cubicpalmen. Nun giebt Rome de l'Isle in den metrologischen Tafeln (S. 2. der teutschen Uebers.) dem Palmus 2″, 6, 7‴ Par. Maaß, so daß der Cub. Fuß ohngefähr nach einer runden Zahl 110 Cub. Palmen enthalten möchte. Setzt man daher nach eben diesem Schriftsteller (S. 93. f.) das Verhältniß der Schwere des Wassers zu der des Goldes = 10000: 19258, und das Gewicht des Cub. Fußes Wasser 70 Pfund: so giebt die Rechnung das Gewicht jener Halbziegel von 18 Cub. Palmen = beinahe 220 Pfund; welches Resultat weder mit den 1½ Talenten, noch mit den 2 Tal. die Herodot angiebt, übereinstimmt.

Bei der Angabe des Gewichts nimmt Herodot keine Rücksicht auf größere oder kleinere Halbziegel, sondern zeigt nur an, daß 4 von reinem Golde, die übrigen von rothem gewesen wären, und bestimmt das Gewicht beider Arten. Wollte man annehmen, daß unter den 4 von reinem Golde die kleinern gemeint wären,

so müßte Herodot nicht και τουτων, sondern και ταυτα, sc. βραχυτερα; geschrieben haben, welches doch die Stellung und Folge der Wörter nicht erlaubt; aber auch so trifft das Gewicht nicht zu. Denn, da nach der in den Uebersetzungen ausgedrückten Annahme nur eine Ausmessung, außer der Höhe, angegeben wäre, so müßten, wie bei Vitruv von den Ziegeln (Buch 2 Cap. 3.) Länge und Breite gleich seyn, also die größern 6 Palmen ins gevierte, die kleinern 3 halten, und da die Höhe gleich wäre, würden sie sich wie 36: 9, oder wie 4:1, nicht, wie Herodot sagt, wie 2:1 ½, oder wie 4:3 verhalten, welches größere Verhältniß schwerlich aus der größern specifischen Schwere des reinern Goldes herauszubringen seyn möchte. Jacobi hat indessen, wahrscheinlich in dieser Hinsicht, den Halbziegeln aus reinem Golde, statt 1 ½ Talente nur ein halbes zugestanden; welche Aenderung des griechischen Textes allerdings nothwendig scheinen dürfte, wenn die zuerst angeführte Uebersetzung und Annahme ihre Richtigkeit hätte. Da aber dieses nicht bewiesen ist, und sich auch wohl nicht beweisen läßt, so verdient Valla's Uebersetzung, welche ihnen 2 ½ Tal. giebt, und welche die Lesart: τριτον ἡμιταλαντον für τρια ἡμιταλαντα vorsaussetzt, (eine Verwechselung, die sich ohne Bedenken aus gebrauchten Abkürzungen oder Zahlzeichen herleiten läßt), sie sey nun aus Versehen, wie Gronov meint, oder aus Vorsatz erwachsen, allerdings den Vorzug. Denn ein solches Uebergewicht läßt sich aus der größeren

Reinheit und ſpecifiſchen Schwere des ausgekochten Gol-
des gegen das weiße ganz natürlich begreifen, wenn
wir gleich nicht im Stande ſind, das Verhältniß des
letzten gegen das erſte genauer zu beſtimmen.

2.) Ueber die Schiffe der Aegyptier. B. 2. Cap. 96.

Aus Acantha, ſagt Herodot, ſchneiden die Aegyptier Bretter 2 Ellen lang, welche ſie backſteinförmig um dicke und lange Balken herumlegen; und auf dieſer Grundlage ziehen ſie die Ruderbänke hin. Von der Acantha, ſagt Plinius: (B. 13. Cap. 9. oder 19.) incorrupta etiam in aquis durat, ob id utiliſſima navium coſtis. Aber warum brauchte man ſo kleine Stücken, da doch der Baum eine Höhe hatte, daß man ihn zu Maſten brauchen und 10 Ellen lange Bretter zum Gebrauch der Stiftshütte daraus ſchneiden konnte, (2. Buch Moſe Cap. 26, V. 15, 16.) und die Schaubilder bei Cäſars pontiſchem Triumph daraus verfertiget waren? (Velleius II, 56.) Die Urſache war wohl keine andere, als weil man noch nicht auf den einfachen Kunſtgriff gerathen war, durch Feuer den längern Brettern die Krümmung zu geben, welche die bauchichte Rundung des Schiffes bewirkt, welche man alſo durch Dachziegelförmig über einander befeſtigte kleinere Bretter zu erhalten ſuchen mußte.

Die folgende Beschreibung von Schiffen, mit denen man den Strom abwärts zu schiffen pflegte, hat Schwierigkeiten, die ich nicht ganz zu heben im Stande bin. Doch ein Versuch erweckt andere, die vielleicht alles aufs reine bringen. Man hat, sagt Herodot, einen Rahmen von Myrika, der mit Rohrstäben überflochten ist, und einen durchlöcherten, ohngefähr 2 Centner schweren Stein. Den Rahmen läßt man an ein Tau gebunden vor dem Schiffe vorauftreiben; den Stein aber an einem andern Taue hinten nach schleppen. Der Rahmen nun geht, wenn der Strom darauf stößt, schnell fort, und zieht das Schiff; der Stein aber, welcher hinten nachschleppt, und auf dem Grunde treibt, giebt dem Schiffe die gerade Richtung. Bei dieser Beschreibung entstehen folgende Fragen: 1) Kann eine vor einem Schiffe hertreibende Flechte die Geschwindigkeit desselben wirklich vermehren und es fortziehen? Muß sie nicht durch den Widerstand des Wassers zurückgedrängt sich an das Schiff selbst anschmiegen und so ihre ganze Wirksamkeit verlieren? 2) Ist es nicht beim Schiffen mit dem Strome unnöthig, ja sogar gefährlich, die Geschwindigkeit des Laufs des Schiffes noch künstlich zu vermehren? 3) Kann der nachschleppende Stein dem Schiffe die gerade Richtung geben? Hemmen wird er seinen Lauf; aber wo er dieses nicht kann, von dem Schiffe dahin gezogen werden, wohin dieses seine Richtung nimmt. 4) Sollte die Flechte zum Fortreiben des Schiffes dienen, so müßte

sie so vorn an dem Schiffe befestigt seyn, daß der Wellenstoß nicht auf sie wirken konnte, ohne zugleich das Schiff vorwärts zu treiben; welches doch Herodots Worten widerspricht, der sie frei schwimmen läßt. Auch wäre ein Segel zur Beförderung der Bewegung nothwendiger und bequemer. Berghaus im 1ten Bande der Gesch. der Schiffahrtskunde S. 374. sagt über diese Schiffe folgendes: „Segelten aber die alten Aegypter stromabwärts, alsdann befestigten sie vermittelst eines Stricks vorn an der Bucht ihrer Schiffe einen aus Tamariskensträuchen geflochtenen Korb, den sie in das Wasser ließen, und der das Schiff an seiner schnellen Bewegung hindern mußte. War der Strom allzustark, so befestigten sie überdem noch einen ziemlich großen Stein, der gewöhnlich in der Mitte ein Loch hatte, an einen Papyrusstrick, welcher an das Hintertheil des Schiffs ebenfalls festgebunden wurde, damit derselbe das Gleichgewicht des Fahrzeugs erhalten und im Nothfall die Stelle des Ankers vertreten konnte. Ueberhaupt hatte der Korb und der Stein die Bestimmung, das Schiff gegen die Gefahr zu sichern, daß dasselbe von der Gewalt des Stroms nicht unversehens umgeworfen würde.“ Ich zweifle, daß diese Darstellung die Schwierigkeiten hebt. Θυρη ist kein Korb, und daß sie an der vordern Bucht des Schiffes befestigt gewesen sey, ist den Worten Herodots zuwider, welcher ausdrücklich sagt: ἀνιεσι ἐπιφερεσθαι „man läßt sie frei treiben.“ Außerdem lehren Gründe und Erfah-

rung, daß das Schiff durch eine vorn befeſtigte Flechte oder Korb, bei dem größern Druck und Widerſtand des Waſſers, an ſeinem Vordertheile ſehr gehoben, durch den hinten angehängten Stein aber das Hintertheil niedergehalten worden ſeyn würde. Hieraus mußte ein unſicheres Schwanken des Schiffes und andere nachtheilige Folgen entſtehen. — Alle dieſe Fragen und Schwierigkeiten verſchwinden oder beantworten ſich von ſelbſt, wenn man annimmt, daß Herodot nur in Anſehung des Zwecks der Einrichtung dieſer Schiffe geirrt habe, oder nicht genau genug unterrichtet geweſen ſey, wohl aber im Ganzen das, was an dem Schiffe in die Augen fiel, richtig gefaßt und berichtet habe: daß jene Veranſtaltung nicht die Hinabfahrt auf dem Strome, ſondern die Ueberfahrt über den Strom beabſichtigt und erleichtert habe; mit einem Worte, daß hier eine fliegende Brücke beſchrieben wird, deren Einrichtung bekanntlich der Hauptſache nach folgende iſt: das Schiff wird an einem, nach der Breite des Stroms in ſeiner Länge zu beſtimmenden Taue, durch ein in der Mitte des Stroms befeſtigtes Anker ſo feſtgehalten, daß es an dem Taue, ohne das Anker zu lichten, von einem Ufer an das andere getrieben werden kann; welches durch den Winkel geſchieht, den der Steuermann der Seite des Schiffs gegen den Stoß des Waſſers zu geben weiß. Hierzu war die vorn angebrachte Flechte geſchickt, welche, außer dem Taue, durch welches ſie mit dem Schiffe zuſammen hieng,

auch an dem anderen Ende mit Tauen verſehen ſeyn mußte, durch welche ſie in dem gehörigen Winkel gegen den Strom gerichtet werden und ſo das vor dem Anker ſchwebende Schiff an das gegenſeitige Ufer treiben konnte. Die Stelle des Ankers vertrat der Stein, ehe man die jetzt gewöhnlichen Anker erfand. — So hätten wir die erſten Erfinder der fliegenden Brücke in dem fernſten Alterthume entdeckt; und zwar bei einem Volke, dem man ſowohl wegen ſeines Genies als wegen der natürlichen Beſchaffenheit ſeines Wohnplatzes, eine ſolche Erfindung wohl zutrauen kann *).

Lüneburg. Wagner.

*) Ich wage gegen den ſcharfſinnigen und mir beſonders ſehr hochachtungswürdigen Verfaſſer nur folgende Fragen: Sollte der alles ausſpähende Herodot nicht in ſeiner Aegyptiſchen ἰζοφὴ hundertmal dieſe Djerms den Nil hinabgehend geſehn haben, da er ausdrücklich am Ende des Kapitels verſichert, ſie wären in Ueberzahl vorhanden πλήθει πολλαί? Wie hätte er ſich alſo in einer Sache irren können, die er ſo oft vor Augen ſah? Dann ſind doch wohl auch die Fragen, die der Verf. hier aufwirft, nicht ſo ſchwer zu beantworten. Man nehme nur an, daß die voranſchwimmende viereckigte Flechte (denn das Oblongum wollte Herodot durch ὀρθὴν ausdrücken) weit genug vom Schiffchen entfernt gehalten wurde, welches ſogleich durch das erſte Auswerfen bewirkt werden konnte, und die erſte Frage iſt beantwortet. Ferner: der nachſchleppende Stein ſollte wohl vorzüglich dazu dienen, den

IV.

Alexander Laborde's Prachtwerk über eine alte Spaniſche Moſaike.

Das erſt vor wenig Wochen in Paris ausgegebne Prachtwerk: Beſchreibung einer zu Italika in Spanien gefundenen Moſaike von Alexander Laborde *), verdient in mehr als einer

tiefſten Theil des Stroms (wir nennen es den Thalweg, Herodot ῥοὸς) zu halten, und ſo wird auch dieß deutlicher. Doch laſſe ich mich gern eines Beſſern belehren.

W.

*) Der vollſtändige zweite Titel (der erſte iſt ſelbſt als eine Moſaik behandelt und in Farben ausgemahlt) des Werks heißt: Deſcription d'un pavé en Moſaique, decouvert dans l'ancienne ville d'Italica, aujourdhui le village de Santiponce, près de Séville; ſuivie de recherches ſur la peinture en Moſaique chez les anciens, et les monumens en ce genre qui n'ont point encore été publiés; par Alexandre Laborde. Paris beim ältern Didot und Lebure 1802. Das Werk iſt im größten Atlasfolio mit den ſchönſten Didotſchen Schriften auf Royalbogen velin grand aigle gedruckt, und verdient ſelbſt als typografiſches Monument, beſonders durch die ſchönen Proportionen der Buchſtaben zur Größe des Formats und die meiſterhafte Symmetrie

glücklichſten Abentheuer veranlaſſete, das unſerm Helden jemals zugeſtoſſen iſt. Nachdem ſie ſich endlich aus dem Walde herausgefunden hatten, erkannte Critolaus die Gegend wieder; aber er ſah zugleich, daß ſie etliche Stunden weit von Haus entfernt waren. Das Ungewitter wütete noch immer fort, und es fand ſich kein näherer Ort, wohin ſie ihre Zuflucht nehmen konnten, als ein einſames Landhaus, welches ſeit mehr als einem Jahr von einer fremden Dame von ſehr ſonderbarem Character bewohnt wurde. Man vermuthete aus einigen Umſtänden, daß ſie die Wittwe eines Mannes von Anſehen und Vermögen ſeyn müſſe; aber es war bisher unmöglich geweſen, ihren Namen und vorigen Aufenthalt, oder was ſie bewogen haben könnte, ihn zu verändern, und in einer gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Welt zu leben, auszuforſchen. Das Gerüchte ſagte Wunder von ihrer Schönheit; indeſſen war doch niemand der ſich rühmen konnte, ſie geſehen zu haben. Ueberhaupt hatte man eine Zeit lang vieles und deſto mehr von ihr geſprochen, je weniger man wußte; allein da ſie feſt entſchloſſen ſchien, ſich nichts darum zu bekümmern; ſo hatte man endlich auf einmal aufgehört von ihr zu reden, und es der Zeit überlaſſen, das Geheimniß, das unter dieſer Perſon und ihrer ſonderbaren Lebens-Art verborgen ſeyn möchte, zu entdecken. Vielleicht, ſagte Critolaus, iſt es eine zweyte Artemiſia, die ſich ihrem Schmerz ungeſtört nachzuhängen, in dieſer Einöde lebendig begraben will. Ich bin ſchon lange begierig geweſen ſie zu ſehen; dieſer

Sturm

Rückſicht als ein Denkmal ſeltner Kunſtliebe und geſchmackvoller Pracht ausgezeichnet und den Liebhabern und Sammlern köſtbarer Kupferwerke um ſo mehr empfohlen zu werden, als wirklich nur im Ganzen 160 Exemplare gedruckt und colorirt werden konnten, das mit alle (vom Herausgeber ſelbſt numerirten Exemplare) gleich ſchön ſeyen. Es hat das Anſehn, daß dieß Werk, das von England aus häufig geſucht und gekauft wird, ſehr bald eine wahre Bibliothek-Seltenheit ſeyn werde.

Alexander Laborde, der jüngſte Sohn des verſtorbenen Bankiers des Königs Ludwigs XVI, machte, während die Revolutionsſtürme in ſeinem unglücklichen Vaterlande wütheten, eine gelehrte Reiſe durch Spanien, und fand dort in den Trümmern der alten Stadt Italika, der Geburtsſtadt der Kaiſer Adrian, Trajan, Theodoſius u. ſ. w. eine vor kurzem ausgegrabne und von einem Mönch des Kloſters St. Ildefonſe den zerſtörenden Händen der Bauern entriſſene alte Moſaik

* des Gedruckten zum Ungedruckten die ehrenvolle Auszeichnung vollkommen, die es bei der letzten Ausſtellung der Nationalinduſtrie im Louvre wirklich erhielt. Zum Text gehören 28 eben ſo große Kupfertafeln, die in Farbe die alte Moſaik ganz täuſchend nachahmen, und 9 eingedruckte Vignetten, die mit den Grabſtichel meiſterhaft gearbeitet ſind. Das Ganze kann man einen Triumph der Typografie und Chalcografie nennen.

von 32 Fuß Länge und 27 Fuß Breite, die er aufs genaueſte zeichnen ließ und hier in einem eignen Prachtwerke dem Kunſtliebenden Publikum mittheilt. Das Hauptgemälde in der Mitte ſtellte einen Circus oder eine Rennbahn aus den ſpätern Zeiten, wie die des Caracalla in Rom, mit allen Umgebungen, beſonders auch mit den gewölbten Wagenſtänden und dem Suggeſtus für die präſidirende Magiſtratsperſon vor. Um dieſes Mittelſtück laufen zwei Reihen von Medaillons (imagines clypeatae) herum, die abwechſelnd bald die Büſten der 9 Muſen, bald allerlei Thiere (zur Andeutung auf Thierhetzen, die auch zuweilen in dieſer Rennbahn gegeben wurden) bald andere Figuren enthalten. Zwiſchen den Medaillons ſind zierliche Baumzweige, Blumen und allerlei Vögel eingeſtreut. Um dieſe läuft als äußerſte Einfaſſung eine breite Leiſte von Schnörkelzügen und Arabesken, alles in den helleſten Farben, die doch wieder mit Verſtand verbunden und zu einem wohlgefälligen Ganzen zuſammengeordnet ſind. Das Hauptverdienſt dieſes Werkes beſteht nun eben in der treuen Nachbildung der colorirten Moſaik, durch deren Beſchauung man auf einmal eine lebendige Anſicht dieſes einſt mit Recht hochgeprieſenen Artikels des Luxus der Alten erhält, wovon man ſich durch bloße Kupferſtiche faſt gar keine Vorſtellung zu machen im Stande iſt. Der Herausgeber dieſes Prachtwerks, der ſchon ſeit vielen Jahren den edelſten Gebrauch von ſeinen Reichthümern zur Förderung des Kunſtgeſchmacks und

Zur Unterſtützung der Künſtler machte, wußte es durch fortgeſetzte koſtbare Verſuche endlich dahin zu bringen, daß die colorirten Kupferſtiche ganz das Anſehn wirklicher Moſaiken erhielten. Die Kupfertafeln würden von dem geſchickten Langlois (mehrere unſrer Leſer kennen ſeine Kunſtfertigkeit gewiß aus le Vaillants prächtigem Vögelwerk und andern naturhiſtoriſchen Kupferwerken) aufs ſorgfältigſte aux quatre planches, wie man es nennt, abgedruckt; die ganze Manier iſt zugleich als eine wahre Bereicherung der Kupferſtecher- und Kupferdruckerkunſt anzuſehn. Ueberhaupt konnte nur ein ſehr reicher und dabei mit ſeltnem Kunſteifer beſeelter Mann ein ſolches Werk wagen und durchſetzen *). Gewiß hier hatte der Plutus einmal Augen! — Der erklärende Text zerfällt in drei Theile. Im erſten wird die politiſche und antiquariſche Geſchichte der Stadt Italika durchgegangen und eine Menge dort gefundener und in Vignetten mitgetheilter Münzen und Steinſchriften im Vorbeigehn erläutert. Der zweite und wichtigſte Theil enthält ſehr intereſſante Forſchungen über die Rennbahnen und ludi Circenſes der Römer, wobei mehrere ganz neue und ſehr ſcharfſinnig gefaßte Erklärungen und Vergleichungen den Herrn Alexander Laborde auch als Gelehrten characteriſiren. Auch

*) Der Preiß von 200 Livres für ein ſolches Werk iſt, im Verhältniß deſſen, was man dafür erhält, ungemein billig und bei der geringen Zahl von Exemplaren nur durch beträchtliche Aufopferungen möglich.

die Ikonologie der Muſen erhält hier wichtige Aufklärungen, da einige davon auf den hier vorkommenden Bruſtbildern ganz neue Attribute erhielten und nur durch den damaligen Stand der Muſenkünſte erläutert werden können *). Gleich die Anfangsvignette dieſes zweiten Abſchnitts iſt ein Geſchenk für Archäologen, indem ſie einen Nachſtich des Sarkophags mit den Muſen der Villa Montalto enthält, der ſich jetzt im reichen Muſeum des Herrn Townley in London befindet. Für die Geſchichte der Kunſt iſt beſonders der dritte Abſchnitt ſehr fruchtbar, wo Herr Lavorde ein Verzeichnis aller bisher bekannt gewordnen, aber größtentheils noch nicht edirten Moſaiken in Frankreich, Spanien, England und in der Schweiz mit großer Sachkenntniß liefert. Für Italien hat der gelehrte Visconti dem Verfaſſer einen ſehr reichen Beitrag geliefert, worin alle im Vatican und ſonſt in Rom befindliche Moſaiken gewürdigt werden. Hier kommen bittre Ausfälle auf die Geiſtesmacklosigkeit der Menſchen vor, die den Pabſt Pius VI. umgaben und im Vorbeigehn auch die einzige richtige Auslegung von der berühmten Moſaik von Paläſtrina, die Visconti für eine Huldigung Aegyptens

*) Eine hiſtoriſche und archäologiſche Entwicklung des ganzen Fabelkreiſes der Muſen müßte die Grundlinien der ganzen Encyclopädie des Alterthums enthalten und in ihren verſchiedenen Epochen ungemein lehrreich ſeyn. Ich hoffe nächſtens dieſe Idee in einer eignen Schrift dem Publikum vorlegen zu können.

an den Kaiſer Auguſt erkennt. — Mögte dieſe kleine Notiz dazu beitragen, auch in unſerm Vaterlande Aufmerkſamkeit auf dies koſtbare Werk und die mahleriſche Reiſe durch Spanien zu erregen, wovon dieſe Moſaikerklärung gleichſam nur ein kleiner Vorläufer iſt. Dies Werk, wozu Herr Laborde ſchon alles vorbereitet hat, wird in 4 Royalfoliobänden, jeder zu 25 Lieferungen (jede Lieferung zu 6 Kupfertafeln, die Hülfstafeln ungerechnet, koſtet im Subſcriptionspreis *) 21 Livres) ſchon im Laufe des Jahrs 1803 zu erſcheinen anfangen und an geſchmackvoller Pracht Alles übertreffen, was wir bis jetzt in dieſem Fache beſaßen, zugleich aber auch Spanien in ſeinen Kunſt- und Naturſchätzen, als eine wahre terra incognita für uns, zum erſtenmal völlig aufſchließen.

B.

*) In Teutſchland nehmen Voß und Cop. in Leipzig, und Artaria in Wien und Mannheim Subſcription darauf an.

V.

Kunſtnachrichten.

1.

Ueber die letzte Kunſtausſtellung in Paris *).

Paris, den 17. Sept. 1802.

Seit 8 bis 10 Tagen hat die jährige Ausſtellung der lebenden Künſtler angefangen, im Salon und im Saale des Apollon, wo die Handzeichnungen großer Meiſter ſonſt ſind. Alſo die Ausſtellung: Paul Veroneſe, Titian ꝛc. haben den Pariſer Apelleſſen Platz machen müſſen. Es iſt aber die Wahrheit zu ſagen, kaum die Hälfte da, von dem was im Catalog ſtehet. Aber es iſt hier ſo; im vorigen Jahre brachten ſie auch die beſten Bilder zuletzt nach, wiewohl auch manche ſchlechte ſpät kommen, ſo daß manche nur 2 bis 3 Tage zu ſehen ſind. Madame Mongez hat ausgeſtellt: Aſtyanax ſoll

*) Wir verdanken die Mittheilung dieſes von einem ſehr wurdigen teutſchen Künſtler in Paris geſchriebenen Briefs, Hrn. Schnorr in Leipzig, aus deſſen artiſtiſchem Tagebuche ſeiner Reiſe durch Teutſchland und Frankreich wir in dem folgenden Stücke des Merkurs mehrere intereſſante Fragmente mitzutheilen die Erlaubniß erhalten haben.

B.

auf Befehl Ulyſſes getödtet werden. Eine theatraliſche Compoſition gerade ſo, wie ich es in der Oper habe hier vorſtellen ſehen, bis auf das gemahlte Grabmahl des Hectors, wo Aſtyanax verborgen war. Von dieſem Bilde war etliche Wochen vorher ſchon großer Lärm, und machte mich neugierig. Beim erſten Anblick ſahe ich aber, daß Madame Mongez bloß den Namen hergiebt, denn es iſt Davidſche Zeichnung, Colorit und Pinſel. Ulyſſes Beine und ſein Gewand ſind meiſterhaft, ſo auch der Charakter der Andromache, deren rechte Schulter jedoch zu ſchmal iſt. Aſtyanax iſt lederfarbig, und der Fuß der Andromache gehört nicht zu ihrem Beine, iſt auch am Knöchel durch die Falten durchſchnitten. Es iſt Gutes und Schlechtes darin; für Madame Mongez viel zu gut, und für Citoyen David etwas ſchlecht. Einer ſeiner Schüler, Grandin heißt er, glaub ich, hat eine ſchöne Idee, oder gar Idylle gemahlt. Vier junge Schäfer und 3 Schäferinnen, alle zwiſchen 12 bis 16 Jahren in einer angenehmen Landſchaft verſammelt, ein Schäfer ſpielt auf der Pfeife, um den Lorbeerzweig zu gewinnen, den die ſchönſte Schäferin in der Hand hält, indeß die übrigen alle ruhig und aufmerkſam zuhören. Die Compoſition iſt einfach und ſehr natürlich. Zwei Schäfer ſtehen in der Mitte ohngefähr ſo, wie Kaſtor und Pollux, mehrentheils im reflektirten Lichte, weil ſie ein Baum beſchattet, unter dem die Mädchen links ſitzen; rechts ſitzt im Profil zu ſehen der ſich Hörenlaſſende auf einer klei-

ner Erhöhung von Erde und Rasen, zu seinen Füßen der 4te Schäfer. Das Bild hat sehr viel Naives und ist ganz richtig gedacht und gefühlt, die Zeichnung ist mehrentheils gut, etwas gesuchte Strenge, das Colorit nach Davidschem System und nicht viel werth, doch hat er ziemlich fleißig die Reflexe studiert, die hier gut thun. Ich kenne den Grandin nicht, man sagt mir aber, er wäre sehr jung. Wenn das ist, so kann man annehmen, daß er einer der Besten werden kann, wenn er den Pinsel und Farbe mehr in seiner Gewalt haben wird. Guerin, heißt es, wird auch ein sehr schönes Bild ausstellen, es ist aber noch nicht da. Ein Schüler von Reynault hat auch ein großes Bild ausgestellt, Oedip, aber in dem hängt auch nicht ein Theil mit einem andern zusammen; es sind eine Menge Gewänder, Füße, Hände und Köpfe zu sehen, aber alles zu schneidend, und zuweilen außer der Proportion.

Die Bataille von Marengo von Le Jeune Adjutant und Augenzeugen davon. Sie war schon im vorigen Jahre ausgestellet, er hat aber noch daran gemahlt. Die Hauptsache ist genau so vorgestellt, wie die Action beschaffen war, als Desair fiel. Im Vordergrunde sind die Figuren etwa eine Spanne hoch und alle Portraits. Die Landschaft ist auch nach der Natur auf der Stelle gezeichnet, verschiedene Episoden sind noch im Vordergrunde, als ein österreichischer Offizier bittet einen Franzosen um ein Pistol, um sich selbst zu er-

ſchießen, andere gefangene Oeſterreicher müſſen bleſſirte Franzoſen wegtragen, ein franz. Grenadier giebt einem Ungar zu trinken ꝛc. Im Mittelgrunde iſt die Hauptaction, die Oeſterreicher werfen ihre Hüthe und Mützen in die Höhe, weil ſie der Meinung ſind, die Bataille ſey ſchon gewonnen, aber die Colonne von Desaix angeführt, der an der Fronte fällt, entreißt ihnen den Sieg wieder.

Es iſt freilich nicht wie Wouvermans oder Bourgignon gemahlt, aber auch nicht ſchlecht, und hat für Jedermann Intereſſe, da ſo viele Portraits darauf ſind, und zwar in Handlungen. Der Mahler iſt ſelbſt auch als Adjutant drauf; verſteht ſich, Bonaparte auch mit dem Generalſtabe.

Von kleinen Bildern hat Fleury etwas ausgeſtellt, wo er ein gothiſches Fenſter im Zimmer angebracht hat mit bunten Scheiben, deren Roth und Blau und die grünſeidene dafür liegende Vorhänge mir die Augen ſo blenden, als wenn ich wirklich zu ſo einem Fenſter heraus ſähe. Ein berühmtes Frauenzimmer aus dem vorigen Jahrhundert oder ſpäter, ſitzt daran, es iſt ſehr ſauber gemacht. An Landſchaften fehlts nicht. De Marne hat wieder 5 bis 6 Stück da, und iſt ſich immer gleich, das heißt, ſeine Heerſtraßen, wo einige Reiter, Reiſende, Gehende, Diligencen oder Erndtewagen zu ſehen ſind und ſeine Meyereyen, ſind im

mer ſehr natürlich im Kleinen nachgeahmt. Huc hat ein unruhiges Meer im Kleinen aufgeſtellt, und das iſt ein Diamant. Le Fevre, ein Portaitmahler, der ſehr viel gemahlt, hat wie gewöhnlich viele Portraite, die zum Theil viel Lob verdienen. Er hat ſich aber diesmahl auch als Hiſtorienmahler zeigen wollen, und hat vorgeſtellt die beiden Athenienſerinnen, ſo ſich beim Waſſerholen um den Vorzug der Schönheit ſtritten, und um ihn zu enden, einen jungen Syracuſer, dem ſie begegneten, zum Richter nahmen. Sie ſind vorgeſtellt, wie ſie beide ihre Fittige aufheben und die runden Hinterbacken dem jungen Syracuſer zur Schau vorlegen. Das Bildchen iſt ſo übel nicht, nur ein bischen zu leicht behandelt; aber die Kritik im Journal des debats hat ihn am erſten Tage gar ſchlimm mitgenommen, beſonders wegen der ſcandalöſen Vorſtellung, und man räth ihm, hübſch fein beim Portraitiren zu bleiben. Der Cenſor muß doch ſeine Urſachen haben, dieſen gerade ſo ſtrenge zu behandeln, indem er von einem andern Bilde, das nichts werth iſt, mit Lobe ſpricht. Genug von der Aufſtellung; wollen Sie alles wiſſen, ſo kommen Sie her und ſehen Sie ſelbſt. Gareis wird auch etwas ausſtellen, den Amphion oder Orpheus. Nun leben Sie recht wohl, und denken in Ihrem ſtillen und ſichern Hafen an uns, die wir auf dem Pariſer Ozean treiben. Einige von teutſchen Künſtlern ſind jetzt bei Pieraneſi in Arbeit, als Gibele, Kraft und der wohl-

Sturm hof' ich, soll uns Gelegenheit dazu geben. Sie kann uns eine Zuflucht in ihrem Hause nicht versagen; und wenn wir nur einmal drinnen sind, so wollen wir wol Mittel finden, vor sie zu kommen, ob wir gleich die ersten in dieser Gegend wären, denen dieses Glück zu Theil würde. Man kann sich leicht vorstellen, daß Agathon, so gleichgültig er auch seit seiner Entfernung von der schönen Danae gegen die Damen war, dennoch begierig werden mußte, eine so ausserordentliche Person kennen zu lernen. Sie kamen vor dem äussersten Thor eines Hauses an, welches einem verwünschten Schlosse ähnlicher sah, als einem Landhause in jonischem oder corinthischem Geschmacke. Das schlimme Wetter, ihr anhaltendes Bitten, und vielleicht auch ihre gute Mine brachte zuwegen, daß sie eingelassen wurden. Einige alte Sclaven führten sie in einen Saal, wo man sie mit vieler Freundlichkeit nöthigte, alle die kleinen Dienste anzunehmen, welche sie in dem Zustande, worinn sie waren, nöthig hatten. Die Figur dieser Fremden schien die Leute des Hauses in Verwunderung zu setzen, und die Meynung von ihnen zu erwecken, daß es Personen von Bedeutung seyn müßten; aber Agathon, dessen Aufmerksamkeit bald durch einige Gemählde angezogen wurde, womit der Saal ausgeziert war, wurde nicht gewahr, daß er von einer Sclavin mit noch weit grösserer Aufmerksamkeit betrachtet wurde. Diese Sclavin, (wie Eritolaus in der Folge erzählte, denn anfangs hielt er's bloß für eine Würkung der Schönheit unsers Helden) schien einer Person gleich zu sehen, welche nicht weiß, ob sie ihren Augen trauen soll; und

nachdem

bekannte Freund aus Wien. Jemand ſagte mir, ſie illuminirten Kupfer und verdienten täglich 18 bis 24 Livres.

L.

Stuttgard, den 1. Dec.

Wir haben für die dramatiſche Kunſt hier eine neue Vereinigung großer und wohlthätiger wirkender Kräfte zu erwarten. Durch das aus Weimar erhaltene Künſtlerpaar und durch Demoiſelle Bulla iſt ſchon viel geſchehn. Wäre es gegründet, was man mit Gewißheit verſichert, daß auch Iffland mit 1000 Friedrichsd'or Jahrgehalt und andern beträchtlichen Vortheilen zum Director der hieſigen Bühne berufen ſey: ſo dürfte ſich Stuttgard unter einem Fürſten, dem es mit der Beförderung dieſer Kunſt voller Ernſt iſt, bald zu einem gefeierten Mittelpunct der jetzt (trotz aller geprieſenen Nationaltheater) faſt heimathloſen Thalia werden. Unterdeſſen, bis dieſer jetzt noch vorgezogne Vorhang wirklich aufrollt, hat der Herr Intendent Herr von Mandelsloh einen eignen Ausſchuß ernannt, wo über die Wahl und Beſetzung der Stücke gemeinſchaftlich berathſchlagt werden ſoll, und wozu auch die Schauſpieler Gley und Bohß gezogen wurden.

Außer den rühmlichſt bekannten hier anſäßigen Dichtern halten ſich auch Ludwig Schubart und

Matthiſon ſetzt für gewöhnlich hier auf. Erſterer hat vor kurzem die Gedichte ſeines Vaters mit einer großen und jetzt immer ſeltner werdenden Gewiſſenhaftigkeit und Auswahl edirt, und beſchäftigt ſich jetzt eifrig mit ſeiner ſchon lange vorbereiteten Ueberſetzung Oſſian's. Letzterer hat uns mit einem Heldenlied in Jacobis Taſchenbuche beſchenkt, das gewiß zu den gelungenſten ſeiner Muſe gehört. Wir haben Briefe über Italien von ihm zu erwarten, wo ihm noch manches Blümchen, das frühere Reiſende überſahen, zu pflücken gelang.

Unſre Künſtler ſind alle vollauf beſchäftigt. Scheffauer hat auf vier Jahre Arbeit beim Markgrafen von Baden, Dannecker arbeitet an den Grabmälern der Grafen von Zepplin und Lavaters; Hetſch iſt in Rom; Prof. Müller hat treffliche Zeichnungen aus Paris mitgebracht und wird fürs erſte nicht — Davids übermäßig geprieſene Sabinerinnen, ſondern Raphaels Madonna ſtechen. Thourets erfinderiſcher Geiſt iſt ganz zu Decorationen von Hof-Feſten u. dergl. in Beſchlag genommen. Kaum daß er Zeit gewinnt, kleine Beiträge zu Cotta's Gartenkalender u. ſ. w. zu liefern.

VI.

Aufforderung

zur Ausarbeitung eines ökonomisch-technologischen Verbalwörterbuchs in Englischer und Teutscher Sprache.

Es ist nicht modische Anglomanie, wenn man dem brittischen Erfindungsgeiste die Gerechtigkeit widerfahren läßt, welche er laut seiner sprechenden, allgemein verbreiteten und segenvollen Wirkungen verdient, und wovon man unter andern in Hüttners Engl. Miscellen überflüßige Belege findet. Was dem Kaufmannsgeiste dieser Beispiellos industriöser Insulaner, so wie der Herrschaft ihrer Volksvertreter vorgeworfen werden kann und wird, mag seine Gründe haben. Unabhängig von dieser Thatsache aber, und unläugbar bleibt es, daß der Engländer nicht nur mit Raffinement auf die Bedürfnisse des Auslandes, sondern auch mit musterhaft patriotischer Rücksicht auf sein Locale in Künsten aller Art, und namentlich in denen, welche für den sinnlichen Genuß, gröberen und nothwendigeren sowohl, als feineren und erkünstelten arbeiten, so mächtig vorwärts schreitet, als keine andere Nation von sich rühmen kann. Dahin gehört unter anderen auch die Land-

wirthſchaft, welche (man ſehe im Thaer nach) nirgends, ſelbſt da nicht, wo Fruchtbarkeit, Reichthum, Ueberfluß des Bodens, und ein günſtigeres Clima Verbeſſerungen veranlaſſen ſollten und erleichtern würden, zu dem Flor erhoben ward, durch welchen die Engliſche, mutatis mutandis allen Ausländern zum Muſter dienen kann. Während anderwärts der Theorien und Projekte unzählige erſcheinen, in allen möglichen Formen dargeſtellt, geprieſen, empfohlen und — vergeſſen werden, während man auf hohen Schulen und eigens dazu errichteten ökonomiſchen und kameraliſchen Anſtalten Teutſchlands methodiſch und ſyſtematiſch zu Werke geht, und aus papiernen Raiſonnements, Probabilitäten und Conjecturen deducirt, ſchlägt der Britte den Weg der Verſuche ein, kommt früher und wohlfeiler an's Ziel und gewinnt dabei überdies noch Muth und Eifer zu weitern Verbeſſerungen. Dieſes Verfahren der Engländer erzeugte, wie bekannt, eine Reihe von ökonomiſchen Topografien aller Grafſchaften jener blühenden Inſel, die für den Landwirth jeder auswärtigen Provinz ſchon deshalben von der wichtigſten Bedeutung ſeyn müſſen, weil ſie reine, erprobte Thatſachen aufſtellen. Da bei mehreren derſelben auch Bemerkungen, im Ganzen und Einzelnen, von Männern herrühren, welche unbekannt mit dem höheren, ſchriftmäßig üblichen Styl, bloß ihre gemeinen Ausdrücke, Wörter und Redensarten der ruſtiken Terminologie kennen und gebrauchen, ſo muß dem Leſer ſolcher Topografien

(und überhaupt aller Engliſchen ökonomiſchen Schriften), wäre er übrigens mit der Sprache auch noch ſo vertraut, manches Wort, manche Stelle, ja auch manche ganze Periode und drüber, dunkel, zweideutig oder wenigſtens zweifelhaft bleiben. Denn keines der vorhandenen Wörterbücher, bis auf das Rabenhorſtiſche herab, giebt befriedigende Auskunft hierüber. Gewiß würde daher ſich ein Mann, der (ohngefähr wie Thaer) mit dem Zuſtand der brittiſchen Landwirthſchaft und Sprache gleich genau bekannt wäre, ein wichtiges Verdienſt erwerben, wenn er ein vollſtändiges ökonomiſch-technologiſches Verbal-Lexicon in engliſch-teutſcher Sprache ausarbeiten und damit dem teutſchen Liebhaber der ökonomiſchen Reformationen Englands deren Benutzung erleichtern wollte. Wer ſich im Stande fühlt ein ſolches Werk zu unternehmen, bedarf hier keiner regulativen Winke oder Vorſchläge. Nur ſo viel ſetzt der Verfaſſer dieſes Wunſches ſeiner Bitte noch bei, daß es allerdings nöthig ſeyn würde bei Wörtern, für deren Begriff die teutſche Sprache keinen beſtimmten Ausdruck beſitzt, Umſchreibungen und Erklärungen zu gebrauchen; aber dieſen Vorſchlag in ein ökonomiſches Real-Lexicon abzuändern, wäre überflüßig und in keinem Falle rathſam. Denn zuverläßig haben alle Arten von Sachwörterbüchern von jeher ein ſeichtes, flüchtiges Studium verurſacht und es wäre Schade, wenn die Engliſche Betriebſamkeit auf gleiche Weiſe von Flachköpfen in Mißcredit gebracht und ihr heilſamer Einfluß auf unſere Bemühungen dadurch vereitelt werden ſollte.

Aehnliche Aufforderung

zur Ausarbeitung eines genetiſchen Polyglotten-Wörterbuchs.

Es erſchien bei Grattenauer in Nürnberg 1786. unter dem Titel: „teutſche, italieniſche, engliſche und franzöſiſche Benennung aller Hauptdinge der Welt. — Ein Leſebuch für die Jugend“ eine Art von Wörterbuch, dem offenbar eine ſehr glückliche, fruchtbare Idee zum Grunde liegt. Die Idee nämlich: alle Hauptwörter, Subſtantive ſowohl als Verbale, alphabetiſch aufzuführen und die ihren Begriffen zukommenden Neben- und Untergattungen wie Species unter einem Genus, ebenfalls alphabetiſch, in mehreren Sprachen anzuzeigen. Das erwähnte Werk hat dieſen ungemein anziehenden Gedanken zwar äußerſt unvollſtändig, fehlerhaft und unbrauchbar ausgeführt; aber, wie geſagt, der Gedanke an ſich iſt ſo einladend, daß man gewiß allenthalben über die Aufforderung, ihn nachdenkender und befriedigender zu benutzen, einverſtanden ſeyn wird. Unmaßgeblich ſcheint mir folgender Vorſchlag dazu der zweckmäßigſte zu ſeyn: — Es müßten von allen Begriffen nur die oberſten und generellen als ſtative Genera ausgehoben werden. Alles nun, was ſich von ihnen an inneren und äußeren Theilen (Eigenſchaften und Attributen) ſo wie an activen und paſſiven Verrichtungen ſagen ließe, würde unter ſie, beſſer alphabetiſch als genetiſch oder ſyſtematiſch, geordnet. — Bei der Zahl der Sprachen wäre es am beſten, ſich nicht auf zu viele, ſondern nur auf die teutſche, franzöſiſche, lateiniſche, allenfalls auch engliſche einzuſchränken, weil eine der andern einige Gewalt an-

thut. — Die aufgestellten Hauptbegriffe der Nebensprachen, welche der alphabetisch im Werke selbst geordneten teutschen an der Seite ständen, müßten eben dieselbe Ordnung in einem anzuhängenden Register erhalten. — Und was weiter die innere Oeconomie betrüfe, so wäre detaillirte Vollständigkeit und genaue Bestimmtheit Hauptsache; so, daß wenn eine der Mitsprachen für diesen oder jenen Begriff kein eigenes Wort hätte, derselbe nichts destoweniger angezeigt und entweder übersetzt, oder, noch besser, umschrieben werden müßte. — Ich könnte noch mehrere Bedingungen angeben, unter denen ein solches gleichsam generisches Lexicon, entweder allein brauchbar, oder doch noch brauchbarer seinen Zweck erfüllte. Indessen, da diese Idee jeden der zu ihrer Realisirung Kräfte und Muth besitzt, an sich verständigen und orientiren kann, so will der Verfasser dessen nichts weiter bezwecken, als sie der Aufmerksamkeit irgend eines Sachverstehenden Mannes angelegentlichst empfohlen und das Publikum um eifrige Unterstützung dieser Aufforderung gebeten haben.

A. in Ungarn. N...

Inhaltsanzeige

auf das Jahr 1802.

Erster Band.

Januar.

I. Gedichte.
1. Im Frühling des Jahrs 1801. Von J. Tobler. S. 3.
2. An den Urheber der Kuhpockeneinimpfung, Doktor Jenner — 5.
II. Probe einer Ueberſetzung des Großſprechers von Plautus. Von Danz. — 7.
III. Die Schule Homers. (Fragment einer Reiſe auf Chios im Jahre 1799.) — 13.
IV. Schloſſer und Schlüſſel des Alterthums. (Bruchſtück aus einer antiquariſchen Technologie.) — 21
V. Nekrolog.
Johann Filipp Oſtertag, Prof. der Mathematik, und Rektor am Gymnaſium zu Regensburg. Von S. — 33.
VI. Anekdoten.
1. Profeſſor Reiz in Leipzig. — 47.
2. Friedrich Schulz. — 50.
VII. Auszüge aus Briefen.
1. Aus Paris. — 57.
2. Aus Schweden. — 61.
3. Aus Bayern. — 74.
4. Ueber Gotha. — 77.
5. Aus Leipzig. Weygands Muſeum. — 79.

Februar.

I. Gedichte.
Friedensgeſang auf der hohen Donne im Wasgau gedichtet. Von Hopp in Strasburg. — 81.
II. Bedenken über die Abbildung des Einhorns, in Hrn. Barrow's Reiſe nach dem Innern des ſüdlichen Theiles von Afrika. Von v. K. — 91.
III. Pädagogik des achtzehnten Jahrhunderts, nach

Falk, und des neunzehnten Jahrhunderts, nach Peſtalozzi S. 101.
IV. Literariſche Nachricht, Dante's divina commedia betreffend. Von Fernow in Rom. — 121.
V. Künſte.
1. Biografiſche und artiſtiſche Notiz von Johann Heinr. Menken, Landſchaftsmaler in Bremen. — 134.
2. Direktor Füger in Wien. Von Séume. — 136.
3. Ueber Tonkünſtler und bildende Künſte in Dresden. — 144.
VI. Auszüge aus Briefen.
1. Ueber Genf. — 150.
2. Ueber Frankfurt am Main. — 154.
3. Aus Presburg. — 159.

März.

I. Gedichte.
Mein Röschen. Von Gleim. — 161.
II. Horazens eilfte Epiſtel. An Bullatius. Von Morgenſtern. — 163.
III. Epigrammen und Einfälle. Von J. C. F. Haug. — 169.
IV. Die Götter Griechenlandes. An Schiller. — 173.
V. Geſetzgebung. Vom Grafen v. Benzel. — 178.
VI. Pädagogik des achtzehnten Jahrhunderts, nach Falk, und des neunzehnten Jahrhunderts, nach Peſtalozzi. (Beſchluß). — 183.
VII. Nekrolog.
1. Baron Kreſſel v. Qualtenberg. Aus einem Briefe. Prag, den 21. Juny 1801. — 199.
2. Herr von Foland. — 210.
VIII. Ueber die neueröfneten Schätze der Nazionalbibliothek in Paris. Von K. Haſe. — 217.
IX. Auszüge aus Briefen.
1. Ueber Prag und — Suwarow. — 228.
2. Ueber Prag. Mader, Vogler und Meißner. — 232.
3. Aus Venedig. Ueber Canova's Hebe im Hauſe Alberici in Venedig. — 234.
4. Aus Leipzig. — 237.
5. Aus Bern. — 239.

April.

I. Gedichte. Von Gleim. — 241.
II. Proben aus einem Gedicht: Die Malerei, vom Prof Schreiber in Baden. — 244.
III. Ueber Dr. Gall's Vorleſung in Wien und das kaiſ. Verbot derſelben. — 248.

Zweiter Band.

May.

I. Gedichte
1. Friedenslied. S. 3.
2. Die Frühlingsweihe. Von Dr. Hirsch. — 6.
3. Das Klavier. Von Drumann. — 9.
4. An Phädon. Von Morgenstern. — 15.
II. Ueber die Sitte der Städter, den Sommer über sich in Bauernhäuser einzumiethen. Von Dr. Deneken — 16.
III. Bericht eines Augenzeugen über Pestalozz's Erziehungsanstalt in Buradorf — 34.
IV. Briefe über die neueste schwedische Literatur — 52.
V. Probe aus einer Reise durch Oesterreich und Italien. Von Gerning. — 57.
VI. Nachrichten aus Wien.
1. Wiebeking. Gall. Haydn. — 65.
2. Neues Kunst- und Industrie-Comptoir in Wien — 69.
VII. Auszüge aus Briefen.
Aus Paris. Nazionalbibliothek. Millin. Boissonade. Corap. — 70.

Junius.

I. Gedichte.
1. Der Lautenspieler. Von Justi. S. 81.
2. Neaera und Lalage. Von Freudentheil. — 90.
3. Nachahmung nach Horaz Epode XIII. Von Hauswald — 97.
II. Geschäftsgeist; vom Grafen v. Benzel. — 99.
III. Ueber die Bedeutung u. d. Werth der nordischen Mythologie und Poesie. Von Rühs — 106.
IV. Einige Bemerkungen üb. die neueste schwedische Literatur. — 119.
V. Blüthen aus dem Orient.
1. Newani, ein türkischer Dichter. — 122.
2. Ueber die Musik der Indier. — 130.
VI. Der Improvisator Pietro Scotes a. Verona. — 135.
VII. Auszüge aus Briefen.
1. Aus Wien. v. Hammer. v. Kniage. Meyern. — 149.
2. Aus Leipzig. Ernesti. Herrmann. Beck. — 152.
3. Aus München. Fortschritte in Baierns Aufklärung. — 155.

Julius.

I. Gedichte.
1. An die Gesundheit. Von Freudentheil. S. 161.
2. Weihgeschenke. Von Cramer. — 164.
II. Freundschaftliche Gespräche. — 167.

nachdem sie ihn einige Minuten mit verschlingenden Blicken angestarrt hatte, verlohr sie sich auf einmal aus dem Saal. Sie lief so hastig dem Zimmer ihrer Gebieterin zu, daß sie ganz auffer Athem kam. Und wer meynen sie wol, gnädige Frau, keuchte sie, daß unten im Saal ist? Hat es ihnen ihr Herz nicht schon gesagt? — Diana sey mir gnädig! Was für ein Zufall das ist! Wer hätte sich das nur im Traum einbilden können? Ich weiß vor Erstaunen nicht wo ich bin — In der That däucht mich, du bist nicht recht bey Sinnen, sagte die Dame ein wenig betroffen; und wer ist denn unten im Saal? — O! bey den Göttinnen! ich hätte es bey nahe meinen eignen Augen nicht geglaubt — aber ich erkannte ihn auf den ersten Blick, ob er gleich ein wenig stärker worden ist; es ist nichts gewisser — er ist es, er ist es! — Plage mich nicht länger mit deinem geheimnißvollen Galimathias, rief die Dame, immer mehr bestürzt; rede Närrin, wer ist es? — Aber sie errathen doch auch gar nichts, gnädige Frau — wer ist es? — Ich sage ihnen, daß Agathon unten im Saal ist, ja Agathon, es kann nichts gewisser seyn — er selbst, oder sein Geist, eines von beyden unfehlbar, denn die Mutter die ihn gebohren hat, kann ihn nicht besser kennen, als ich ihn erkannt habe, sobald er den Mantel von sich warf, worinn er anfangs eingewickelt war — Das gute Mädchen würde noch länger in diesem Ton fortgeplaudert haben, denn ihr Herz überfloß von Freude — wenn sie nicht auf einmal wahrgenommen hätte, daß ihre Gebieterin ohnmächtig auf ihren Sopha zurückgesunken war. Sie hatte einige Mühe sie

wieder

III Genethlvacon Hieronymi Lalande, clariſſimi aſtronomi Cecinit de Villoiſon. S. 191.
IV J. P. Friedrich Richter Von Gleim. — 196.
V. Für die Freunde des Colikats. — 197.
VI. Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.
1. Graf Georg Festetics von Tolna. — 201.
2. Aus Riesters Almanach für Ungarn 1801. — 110.
3. Graf Franz Szecsenyi. — 214.
VII. Literariſche und archäologiſche Nachrichten aus Paris.
1. Aegyptiaka Von Haſe. — 218.
2. Ueber die Herren Schweighäuſer, Sohn und Vater. — 223.
3. Aegyptiſche Denkmäler und neue Akquiſizionen des Pariſer Antikenkabinets in der Nazionalbibliothek. Der Marmor des Herzogs von Choiſeul. Beſchluß der Memoires de belles Lettres. Larchers Herodot. — 225.
VIII. Auszüge aus Briefen.
Aus Paris. Von Seume. — 243.

August.

I. Gedichte.
1. Nach Horaz. Oden III, 17. Von Haukwald. S. 241.
2. Blumen aus dem Reiche der Filoſofie. Von Tilmann. — 245.
II. Erfahrungen und Gedanken von M. — 248.
III. Kultur und Sprache der Neugriechen.
1. Ueber die Ausſprache der griechiſchen Sprache, und über den Zuſtand der Gelehrſamkeit unter den heutigen Griechen. Von Philhellen — 254.
2. Apologie der Neugriechen gegen Pauw und Meikard. — 263.
IV. Nachricht von einigen unerkannten Kunſtwerken alter. Dürers und andern Kunſtwerken in der Elisabettenkirche zu Marburg. Von Juſti. — 268.
V. Auszüge aus Briefen
1. Aus Rom. Menas. Einwanderungen teutſcher Künſtler in Rom. — 311.
2. Ebendaher. Roms unglückliche Lage. Lord Briſtol. Die Mutter Gottes von Loreto. S. 316.
3. Aus Paris. Aſteibad. Sylveſtre de Sacy. — 319.

Dritter Band.

September.

I. Gedichte.

2. Aufruf an die Menschheit. a. An die Klostergeistlichen. b. Der erste Kritikus. Von Gleim. S. 3.
2. Die Peterskirche in Rom. An Seume, von seinem römischen Gastfreunde. — 6.
II Gli animali parlanti, vom Abate Casti. — 9.
III. Ueber den Genuß des Reisens. Von Dr. Deneken. — 39.
IV. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur — 59.
V. Der Improvisator Scotes. — 71.
VI. Correspondenznachrichten aus Paris. Katholizismus. Bonnet. Abbé Geoffroy. Caprara. — 74.
VII. Nachtrag. — 79.

October.

I. Gedichte.
1. Stimme der Zeit. S. 81.
2. Der Wald bei Ettersburg. — 83.
II Anrede an die wehklagenden Frauen. Aus der Reliquie übersetzt von D. Lichtenstein. — 85.
III. Ueber Thuiskon, ein Heldengedicht in 20 Gesängen. — 95.
IV Fortgesetzte Nachricht über Ungarn. Kurze Uebersicht der ungrischen Reichstagsverhandlungen in Preßburg — 120.
V. Ueber die Pfalzbairische Nazionalbibliothek in München — 140.
VI Nekrolog. Michael Konrad Curtius, Professor in Marburg — 146.
VII. Auszüge aus Briefen. — 153.
1. Ueber die Aechtheit der ersischen Gesänge und besonders der Lieder Ossian's. — ebd.
2. Teutsche in London. Towuley. — 156.
3. Galvanisten in Paris. — 159.

November.

I Gedichte.
I. Friedrich Heinrich Jacobi, über drei von ihm bei Gelegenheit des Stolbergischen Uebertritts zur Römisch-Katholischen Kirche gewechselte Briefe, und die unverantwortliche Gemeinmachung derselben in den Neuen Theologischen Annalen. S. 161.
II. Gedichte.
1. Das Kapitol. Meinem Rheinischen Gastfreunde. von Seume. — 171.
2. An die Klostergeistlichen. Von Gleim. — 178.
III Des Quintus von Smyrna fortgesetzte Ilias. — 180.
Des Quintus von Smyrna fortgesetzte Ilias. Elfter Gesang. Von Pencer. — 188.

IV. Stimme des Friedens. Von Tobler. — 206.
V. Was heißt Nachahmung der Natur in der Landschaftsgärtnerei? (Ein Fragment). Von Semler. 210
VI. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur. — 223.
Einige Beispiele der jetzigen Intoleranz und des Bigotismus der Katholiken in Ungarn. (Aus einem Schreiben aus Ungarn im Sept. 1802.) — ebd.
Nachschrift. — 230.
VII. An Friedrich Joseph, Freiherrn von Retzer, (als er mir mit einigen Exemplaren seines Bildnisses ein Geschenk machte.) Von Rösler. — 233.
VIII. Fragmente. Von Drumann. — 236.

December.

I. Gedichte.
1. An Herzogin Amalia, den 24. Oct. 1802. v. K. S. 241.
2. Psyche. An Carolinen, Freiin von Podmanitzky, geborne von Radvanszky, zu Afzod in Ungarn. (Fragment der Erinnerung meiner ersten Zusammenkunft mit ihr.) Von Rösler. — 242.
II. Vom Wohllaut der italiänischen Sprache. Von Jerrow — 246.
III. Bemerkungen und Zweifel über zwei Stellen im Herodot.
1. Ueber die Halbziegel des Krösus. Im 1. B. Cap. 50. — 292.
2. Ueber die Schiffe der Aegyptier. B. 2. Cap. 96. Von Wagner. — 296.
IV. Alex. Laborde's Prachtwerk über eine alte Spanische Mosaike. — 306.
V. Kunstnachrichten.
1. Ueber die letzte Kunstausstellung in Paris. — 307.
2. Ueber die Künste in Stuttgard. — 312.
VI. Aufforderung zur Ausarbeitung eines ökonomisch-technologischen Verbalwörterbuchs in Englischer und Teutscher Sprache. Von R... — 314.
Aehnliche Aufforderung zur Ausarbeitung eines genetischen Polyglottenwörterbuchs. — 317.

Intelligenzblatt
zum
Neuen Teutſchen Merkur.

12. Stück. December 1802.

I.

Geſchenk für Kinder.

Reiſen und Abentheuer Rolando's und ſeiner Gefährten.

Ein Robinſon für Kinder zur Erlernung geogra-phiſcher und naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe. Nach dem Franzöſiſchen des Jauffret.

Fünftes Heft.

B. Weimar gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Dieß längſt erwartete 5te Heft einer ſehr beliebten Kinderſchrift iſt erſchienen, und koſtet in allen Buchhandlungen, ſo wie jedes der vorhergehenden Hefte, 12 gr. oder 54 kr. Mit dem 6ten Hefte, welches nächſtens erſcheinen wird, iſt dieß Werk geſchloſſen.

Rolando's Begebenheiten in dieſem 5ten Hefte ſind folgende:

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Sturm im Canal von Mozambique — Rolando und ſeine Gefährten leiden an der afrikaniſchen Küſte Schiffbruch — Mangel und Noth der Schiffbrüchigen — Mittel, die ſie anwenden, um ihren Zuſtand zu verbeſſern — Chlouſſe, Ingardin und mehrere werden auf Entdeckungen ausgeſendet — Aufbruch nach dem Lande der Hutuiquas — heftiger Orkan — Montval wird von

den Kaffern entführt — Entschluß, den Rolando und seine Gefährten fassen — Versammlung aller Hottentotten — Gestalt, Anzug und Kleidung derselben.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ankunft verschiedener Haufen von Hottentotten — Beschreibung ihres Kostums und ihrer Waffen — Nation der Gonaquas — Rolando und die Hottentotten setzen den Kaffern nach — das Stachelschwein — der Elephantenfuß — Niederlage der Kaffern — was mit Montval nach seiner Befreiung sich zuträgt — Rolando und die Seinigen begeben sich auf den Kap.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rolando und seine Gefährten retteten auf ihrem Weg aus der Kafferey nach dem Kap, einen Reisenden von einem schmählichen Tod — Geschichte dieses Reisenden — über einige wilde Thiere — Elephanten- und Giraffen-Jagd — naturgeschichtliche Nachrichten von diesen Thieren.

Dreyßigstes Kapitel.

Reise von der Gränze der Kafferey und dem Kap — Montval stellt einem Vogel nach, der Secretär oder Schlangenfresser genannt — was ihm begegnet — wie er großen Gefahren entgeht — merkwürdiger Kampf mit zwey Löwen — Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung. — Beschreibung der Kapstadt und der umliegenden Gegend.

II. Bekanntmachung wegen einem vergriffenen Werke.

Der Erste Theil von Joh. Christ. Gädicken's Fabriken- und Manufacturen-Adreß-Lexicon von Teutschland und einigen angränzenden Ländern, hat sich zum zweitenmale bey den Verlegern vergriffen, und wird eine Zeitlang nicht zu haben seyn. Der zweite Theil unter dem Titel: Geographisch-Technologisches Handbuch für reisende Kaufleute, enthaltend ein Verzeichniß der Fabrik- und Manufactur-Orte von Teutschland und einigen angränzenden Ländern, und der daselbst verfertigten Waaren, ist aber noch in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. zu haben.

III. Militäranzeige, besonders für junge Offiziere.

Der Herr Verfasser der mit so vielen Beyfall aufgenommenen Schrift: der Soldat als Beistand der Polizey, oder Anleitung zur Kenntniß der Garnisonpolizey und der Bestimmung des Militärs in Friedenszeiten. (Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.) ließ als Vorläufer zu derselben drucken: Beweis daß der Civilstand durch den Militärstand wesentliche Vortheile enthalte oder der Nutzen und die Nothwendigkeit stehender Armeen und ihr wohlthätiger Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse in Friedenszeiten. (Preis 12 gr. oder 54 kr.) Beide Werkchen sind für jeden besonders junge Offiziers, sehr instruktiv, und in allen Buchhandlungen zu haben.

IV. Den Chartenspielern

dient zur Nachricht, daß das verbesserte Taroc à l'Hombre und Boston-Spiel, Weimar 1802, in allen Buchhandlungen für 6 gr. oder 27 kr. zu haben ist.

V. Für Tabacksfabrikanten.

In allen Buchhandlungen ist folgendes, von dem als Gelehrten so geschätzten Professor Gotthard zu Erfurt, sehr nützliche Buch über alle den Tabak betreffende Gegenstände zu haben: Die Cultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabacks, in ökonomischer, cameralistischer und medicinischer Hinsicht, von allen Seiten vollständig beschrieben, und sowohl für Tabacksfabrikanten als auch für Tabacksraucher und Tabacksschnupfer zur nützlichen Belehrung abgefaßt. 1802. 1 Rthlr. 8 gr oder 2 fl 24 kr.

VI. Für Spediteure und junge Kaufleute.

Das ganze Frachtfuhr- und Expeditionswesen wird in folgenden Buche, so in allen Buchhandlungen zu haben

ist, genau gelehrt, und ist besonders allen der Kaufmannschaft Beflissenen zu empfehlen: Frachtbuch für Kaufleute und Spediteure, und alle, die es einst werden wollen, oder Unterricht über alles, was der Kaufmann und Spediteur bey Absendung und Empfang der Güter zu beobachten hat, von Ehregott Meyer, Commerzienrath und Kaufmann. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

VII. Für Eltern, welche ihre Söhne in die Lehre bringen wollen,

ist folgendes nützliche Buch geschrieben, und in allen Buchhandlungen zu haben: Wegweiser für Eltern und Jünglinge bey der Wahl eines Erwerbzweiges für die Letztern, oder die Kunst ein nützlicher und zufriedener Bürger des Staats zu werden, von Ehregott Meyer. 1802. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

VIII. An Miethleute.

Wer in Miethstreitigkeiten geräth, welches nicht selten ist, kann in folgenden in allen Buchhandlungen vorräthigen Buche, sich Raths erholen: Die Miethwohnungen oder das Verhältniß der Miethleute und Hausbesitzer gegen einander, in ökonomischer, billiger und rechtlicher Hinsicht. Ein Buch für alle Miethleute und Vermiether. 10 gr. oder 54 kr.

IX. Für Candidaten, welche Versorgungen suchen.

Folgendes in allen Buchhandlungen vorräthige und in mehreren gelehrten Zeitschriften sehr herausgehobene Buch, kann als practischer Wegweiser für alle Candidaten angesehen werden: Der Candidat der Theologie, oder mitgetheilte Erfahrungen für Candidaten der Theologie und solche die es werden wollen, zur Erlangung vortheilhafter und glücklicher Verhältnisse im bür-

gerlichen Leben, von W. Schenek, Diaconus zu Ilmenau. 1802. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

X. An Gartenbau, besonders Blumen, Liebhaber.

Allen diesen sind des berühmten Superintendenten Schröters Erfahrungen in seinem Blumen- Obst- und Gemüß-Garten, (Preiß 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.) sehr zu empfehlen. Zu haben in allen Buchhandlungen.

XI. Theologische Anzeige.

Besonders für unbefangene Theologen ist gedruckt und in allen Buchhandlungen für 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. zu haben: Der Schriftforscher, zur Belebung eines gründlichen Bibelstudiums und Verbreitung der reinen, verschönernden Religion; herausgegeben von J. C. W. Sörer. Erstes Stück. Mehrere der vorzüglichsten aufgeklärtesten Gelehrten arbeiten an diesem Werke.

XII. Intelligenzen, Anzeigen betreffend.

Alle diejenigen, welche in öffentlichen Blättern etwas bekannt machen wollen und einige Schwierigkeiten dabey finden, können sich folgendes Büchelchen, welches in allen Buchhandlungen für 18 gr. oder 1 fl. 24 kr. zu haben ist, mit Nutzen bedienen: Die Intelligenzblätterkunde für den nicht unterrichteten Privatmann; enthaltend eine Beispielsammlung der vorzüglichsten Intelligenzartikel, eine kurze Anleitung sie richtig abzufassen, und ein alphabetisches Verzeichniß der bekanntesten Intelligenzexpeditionen, welche Anzeigen zu öffentlichen Bekanntmachungen annehmen.

XIII. Lavatern betreffend.

Herr Carl Ludwig von Haller hat herausgegeben: Denkmal der Wahrheit auf Joh. Kasp. Lavater, Nebst Nachtrag: Lavater als Menschenfreund. Kosten in allen Buchhandlungen 10 gr. oder 45 kr.

XIV. Ueber die Gasarten.

Bergrath D. A. N. Schererś kurze Darstellung der chemischen Untersuchungen der Gasarten, ist zum zweytenmal verbessert aufgelegt, und in jeder Buchhandlung für 6 gr. oder 27 kr. zu haben.

XV. Für Schlaflose.

Der Schlaf und das Schlafzimmer in Beziehung auf die Gesundheit. Enthaltend eine ausführliche Belehrung für diejenigen, welche einen erquickenden und gesunden Schlaf zu haben, und durch diesen ihr Leben zu verlängern wünschen. 1802. 12 gr. oder 54 kr. Diese sehr nützliche Schrift ist in allen Buchhandlungen zu bekommen.

XVI. Des Weimarischen Hofgärtners Herrn Friedrich Gottlieb Dietrichs Garten- und Botanische Schriften.

1) Auf dessen vollständigen Lexicon der Gärtnerey und Botanik, wovon bereits zwey Bände erschienen sind, wird noch in jeder Buchhandlung für diese und den folgenden Band auf jeden 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 fl. Pränumeration angenommen. Im Ladenpreise kostet jeder Band 5 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. 2) Von diesem überall geschätzten und durchaus praktischen Schriftsteller sind noch folgende Bücher in allen Buchhandlungen zu haben: A. Die Gemüse- und Fruchtconservirkunst, oder Anweisung alle Arten von grünen und trocknen Gattungsgewächsen lange Zeit aufzuheben, vor dem Verwelken, Erstarren und Verfaulen zu bewahren. Ein Buch für jede ökonomische Hausmutter. Zweyte verbesserte Auflage. 12 gr. oder 54 kr. B. Der Wintergärtner, oder Anweisung die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse ohne Treibhäuser und Mistbeete in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern oder für den offenen Garten vorzubereiten. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. Zweyte verbesserte Ausgabe 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. C. Der Apotheker-Garten, oder Anweisung für teutsche Gartenbesitzer, viele in den Apotheken brauchbare ausländische

Gewächse zu erziehen und dadurch die Gärteneinkünfte zu vermehren. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. D. Modeblumen für Botaniker und Blumenliebhaber, (oder die Linnéischen Géranien) durchaus neu und nach der Natur abgebildet und nach sorgfältigen Beobachtungen beschrieben. Ersten Bandes 12 bis 48 Hefte, mit 16 ausgemahlten Kupfern in Quarto. 4 Rthlr. oder oder 7 fl. 12 kr.

XVII. Ungarn betreffend.

Alle diejenigen, welche sich über Ungerns gegenwärtigen Handel und Gewerbe genau unterrichten wollen, ist folgende Schrift zu empfehlen: Ungarns Industrie und Commeerz von Gregor von Berzeviczy, Beysitzer am Zipser und Saroser Comitat und Inspector der evangelischen Kirchen und Schulen diesseits und jenseits der Theyß in Ungarn. 1802. 16 gr. oder 64 kr. Zu haben in allen Buchhandlungen.

XVIII. 120 Vorschriften über das deutsche Rechtschreiben.

H. Danz, Rectors in Jena, Vorschriften zu einer vollständigen Uebung in der deutschen Rechtschreibekunst, werden alle Haus- und Schullehrer mit sehr vielen Nutzen als Vorlege-Blätter, wenn die Schüler nicht mit etwas anderem zu beschäftigen sind, gebrauchen können. Zu haben in allen Buchhandlungen für 12 gr. oder 54 kr.

XIX. Meßreisehandbuch für Kaufleute.

Dieß so nützliche und in allen Buchhandlungen vorräthige Buch hat den Titel:

Der Kaufmann auf den Messen und Märkten oder Unterricht für alle Meß- und Marktfranten, sowohl für Ein- als Verkäufer, wie sie sich auf diesen Stand vorzubereiten, was sie auf den Messen und Märkten

wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; endlich erhohlte ſich die ſchöne Dame wieder, aber nur, um über ſich ſelbſt zu zörnen, daß ſie ſich ſo empfindlich fand. Sie machen einem ja ganz bange, Madam, rief die Sclavin — wenn ſie ſchon bey ſeinem bloſſen Namen in Ohnmacht fallen, wie wird es ihnen erſt werden, wenn ſie ihn ſelbſt ſehen? — Soll ich gehen, und ihn geſchwinde heraufholen? — Ihn heraufholen? verſetzte die Dame nein wahrhaftig; ich will ihn nicht ſehen! — Sie wollen ihn nicht ſehen, Madam? Was für ein Einfall! Aber es kann nicht ihr Ernſt ſeyn! O! wenn ſie ihn nur ſehen ſollten — er iſt ſo ſchön — ſo ſchön als er noch nie geweſen iſt, däucht mich; ich hätte ihn mit den Augen aufeſſen mögen; ſie müſſen ihn ſehen, Madam — das wäre ja unverantwortlich, wenn ſie ihn wieder fortgehen laſſen wollten, ohne daß er ſie geſehen hätte — wofür hätten ſie ſich dann — Schweige, nichts weiter, rief die Dame; verlaß mich — aber unterſteh dich nicht wieder in den Saal hinunter zu gehen; wenn er es iſt, ſo will ich nicht, daß er dich erkennen ſoll; ich hoffe doch nicht, daß du mich ſchon verrathen haben ſollteſt? — Nein, Madam, erwiederte die Vertraute; er hat mich noch nicht wahrgenommen, denn er ſchien ganz in die Betrachtung der Gemählde vertieft, und mich däuchte, ich hörte ihn ein oder zweymal ſeufzen; vermuthlich — Du biſt nicht klug, fiel ihr die Dame ins Wort; verlaß mich — ich will ihn nicht ſehen, und er ſoll nicht wiſſen, in weſſen Hause er iſt; wenn er's erfährt, ſo haſt du eine Freundin verlohren — die Sclavin entfernte ſich alſo, in Hoffnung, daß ihre

Gebie-

zu ihrem Vortheile, zum guten Ein- und Verkaufe der Waaren, und überhaupt zur bessern Führung aller Meß- und Marktgeschäfte zu beobachten haben; nebst einer kurzen Geschichte der vornehmsten deutschen Messen, Angabe der bürgerlichen Einrichtungen in den Meßstädten, und einem alphabetischen Verzeichnisse aller Messen und der mehresten Märkte, welche in Deutschland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden. Größtentheils nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von Ehregott Meyer, Commerzienrath und Kaufmann. 2 Theile. 1802. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

XX.

Das Schuldenbuch

oder

Anweisung, wie man Gelder erborgen und mit Sicherheit verborgen soll. Ein Hülfsbuch für alle Stände.

Erste Abtheilung.

Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 12 gr. oder 54 kr.

Tagtäglich wird geborgt und verborgt, und schon sehr viel Unheil ist entstanden, wenn man in der von den Gerichten gutgeheißenen Form zu borgen, und das Geborgte zu beglaubigen, ein Versehen gemacht hat. Auch ist die Person, welche borgen will, die Sache welche dagegen zum Unterpfand gegeben wird, und vieles andere beym Borgen und Verborgen zu beobachten. Ueber alle dergleichen Fälle findet man in diesem Büchelchen Unterricht, und wir zweifeln nicht, daß dasselbe Nutzen schaffen wird.

Der Inhalt der ersten Abtheilung ist folgender:

Einleitung. 1. Wer kann borgen? 2. Welches sind die verschiedenen Arten zu borgen? und auf welche Sicherheit kann geborgt werden? 3. Von den Zinsen. 4. Soll man

blos auf hypothekarische Sicherheit borgen, oder ist es besser auf einem andern Wege sein Geld zu benutzen? 5. Was ist Bürgerschaft? 6. Wenn ist die Bürgerschaft einer Frau nothwendig und von Nutzen? 7. Kann einer in der Erwartung zukünftigen Vermögens borgen, und wie muß man sich versehen, um solchen Personen mit Sicherheit borgen zu können? 8. Kann man Unmündigen borgen, und unter welcher Vorsicht muß dieses geschehen? 9. Kann man auf Erbschaften borgen? 10. Kann man Landständen borgen? 11. Kann man Landesherren borgen? 12 Können Dienstboten borgen? 13. Wie muß ein Schuld-Document beschaffen seyn? 14. Von Pfändern und deren Sicherheit. 15. Pfandhäuser.

XXI. Aeltere Verlagsartikel der Gebrüder Gädicke zu Weimar; zu haben in allen Buchhandlungen.

Aeußerungen, freymüthige über die Bibel und ihren Werth als Religions- und Sittenbuch für alle Zeiten. 8. 1799. 12 gr. od. 54 kr.

Blüthen griechischer Dichter, übersetzt von F. K. L. Frhrn. von Seckendorf. 8. 1800. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

— Dasselbe auf Schreibpapier. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Blätter, historische, und Anecdoten. Erste Sammlung. 8. 1800. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Hallers, Karl Ludwig von, Geschichte der Wirkungen und Folgen des Oestreichischen Feldzugs in der Schweitz, oder historisches Gemälde der Schweitz, vor, während und nach ihrer gesuchten Wiederbefreyung. Mit mancherley unbekannten Aufschlüssen über die Ereignisse dieser Zeit. 2 Theile. gr. 8. 1801. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Hunnius, D. Franz. Wilh. Christ, Einschränkungen der neuesten Bearbeitungen der Brownischen Erregungstheorie. 8. 1799. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Müller, Wilh. Ferdinand, meine Streifereyen in den Harz und einige seiner umliegenden Gegenden. Er-

stes Bändchen. Mit 1 Kupfer. 8. 1800. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— Desselben zweites Bändchen. 8. 1801. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Reichard: H. A. O., der Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich mit Hinsicht auf seine Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reisehandbuch für Jedermann, nebst einer Postcharte. gr. 8. 1801. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Reisen, kleine, in die schönsten Gegenden meines Vaterlandes, 12 Bändchen, oder Reise nach Stift und Kloster Banz. 12. 1801. 12 gr. od. 54 kr.

Repertoire instructif et amusant pour des marchands. Tome I et II. 8. 1800 und 1801. Jedes Theil 18 gr. od. 1 fl. 24 kr.

Schacken und Schnurren, theatralische, als Schauspieler Vademecum. 8. 1800. 6 gr. od. 27 kr.

Schriften, kleine, gröfstentheils von Weimarischen Gelehrten, aus dem ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Erstes Bändchen, verfafst von Fr. Brun geb. Münter, von Einsiedel, von Göthe, von Knebel, Fr. Majer, Jean Paul Friedr. Richter, Siegm von Seckendorf, F. K. L. von Seckendorf und einigen Ungenannten. Zweites Bändchen, verfafst von Gerning, Gräter, von Hammer, Herder, von Knebel, Lüdkemüller, Fr. Majer, Messerschmidt, Rückert, Fr. Schlegel, Siegmund von Seckendorf, F. K. L. von Seckendorf, und von Sonnenfels. 12. 1801. Beide Bändchen 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Tagebuch, praktisches, für Landprediger, zur leichtern Führung ihres Amtes und zur bessern Aufsicht über die ihnen untergebenen Landschulen. Herausgegeben von D Joh. Adolph Jakobi. Ersten Bandes 1s bis 4s Stück. gr. 8. 1799 und 1800. jedes Stück. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Tagebuch, praktisches, für Landschullehrer, zur Erleichterung ihrer sämmtlichen Geschäfte. Ersten Bandes 1s bis 4s St. gr. 8. 1799 und 1800. jedes Stück 8 gr. od. 36 kr.

Voigt's, Joh. Karl Wilh., kleine mineralogische Schriften. Erster Theil. Mit 1 Kupfer. 8. 1799. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

— Derselben Zweiter Theil. 8. 1800. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Zeitung, neue, für Kaufleute, Fabrikanten, und Manufacturisten, oder wöchentliche Nachrichten von neuen Handlungsvorfällen, neuen Erfindungen und Bekanntmachungen und andern Notizen, welche den Kaufmann, Fabrikanten und Manufacturisten interessiren und ihm nützlich seyn können. Herausgegeben von Johann Adolph Hild. Jahrgang 1800, 1801 und 1802 4. Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

XXII. Neue Verlagsartikel der von Kleefeldschen Buchhandlung in Leipzig von der Michaelis-Messe 1802.

Brunner, J. Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognosten. m. K. 8 21 gr.

Mehr J. G. Geschichte des Pabstthums, 2r und letzter Theil. gr 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Rössig C. G. ökonomisch-botanische Beschreibung der verschiedenen und vorzüglichen Arten, Ab- und Spielarten der Rosen zu näherer Berichtigung derselben für Liebhaber von Lustanlagen und Gärten. 2r Theil. Nebst Nachträgen zu dem ersten Theile. 8. 18 gr.

Spieß C. H. der Alte Ueberall und Nirgends. Eine Geistergeschichte. 3r Theil oder fünftes Jahrhundert. 8. 16 gr.

Winkopp P. A. neuestes Zeitungs-Reise-Post- und Handlungslexicon, oder geographisch-historisch-statistisches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollständige Beschreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrschaften, Völker, Gewässer, Gebirge, Waldungen, Städte, Festungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Gesundbrunnen, Flecken, und überhaupt aller, für Geschäftsmänner, Reisende, Kaufleute und Zeitungsleser in historischer, politischer oder commercieller Hinsicht bemerkungswerther Ortschaften, wobey

ganz vorzügliche Rücksicht auf deutsche Leser und Deutschland genommen, und davon alle Poststationen und Dörfer, so wie die vornehmsten Höfe und Weiler angezeigt worden sind. Nach den Friedensschlüssen zu Lüneville und Amiens aus den neuesten Reisebeschreibungen, Topographien, Staatsschriften und handschriftlichen Nachrichten, auch auf eigenen Reisen gesammelt und verfaßt. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. gr. 4.

XXIII. Neueste Verlags- und Commissions-Artikel der Schwan- und Göhlischen Buchhandlung in Mannheim.

Bibliothek (ascetische) herausgegeben von Georg Heinrich Lang, 3tes Stück, 8. 12 Sgr.

— — (topographisch-pfälzische) oder systematisches Verzeichniß der pfälzischen topographischen Schriften mit einigen dazu gehörigen kritischen und literarischen Bemerkungen, 1sten Bandes, 2tes Heft; nebst Personal- und Sachregister über den ganzen ersten Band, von Friedr. Peter Wund, gr. 12 Sgr.

Leben und Thaten des Antonio Gargiulo, genannt Fra Diavolo; Creapuzzer, Banditen-Hauptmann und General von der Armee des Cardinals Ruffo, mit dessen Portrait, 8. 12 Sgr. Auf Schreibpapier 16 Sgr.

Ribstein (Joh. Friedr.) Abgefertigte Anmerkungen und Berichtigungen des Nachdrucks der Schrift: Ueber protestantische Kirchengüter überhaupt, und die Ansprüche der evangelisch-lutherischen Kirche insbesondere auf die in der Pfalz. Auch weitere rechtliche und geschichtliche Ausführung dieser Schrift, 8. 1 Thlr.

Steinpertus 3ter Theil, oder der junge Brownianer am Krankenbette, 2te verbesserte Auflage, 8. 12 Sgr.

— — Der Polizeiarzt im Gerichtshof der medizinischen Polizei-Gesetzgebung, von einem patriotischen Pfälzer, 4ter Theil, 8. 14 Sgr.

Ueber die englische Landwirthschaft, 4. 2 Sgr.

Uebersicht (tabellarische) der Staatskräfte von Deutschland überhaupt, und von jedem Reichsstande insbesondere, vor und nach dem Frieden von Lüneville, 4. broschirt 12 Sgr.

Der Neue

Teutſche Merkur.

vom Jahr 1803.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Weimar 1803.
Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue

Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1803.

I.

Gedichte.

1.

Gelons Vertrag mit Karthago.

In das blühendſte Thal, wo in Elyſiums
Schatten, Balſam umhüllt, Lenz nur die Tage krönt;
Wo ein ewiger Bach Honiggetränke rollt,
Frey ſich füllet der Aehre Sohn;
Wo der unendlichen Welt edelſte Sprößlinge
In vertraulichem Chor Frieden und Wonn' entzückt;
Dahin, Gelon! erhob dich auf der Tugend Roß
Der Unſterblichkeit Genius!
Nicht erweitert der Sieg ſeiner Beſitzungen
Ihm genügenden Raum; keine Tribute zollt
Da das Volk für den Schatz, keinen Numidiſchen
Marmor zu der Paläſte Prunk.
Auch nicht lehrte ſein Zorn, Annibals Sieger! dich

Gebieterin ſich wol eines beſſern beſinnen würde, und — die ſchöne Danae blieb allein.

Eine Erzählung alles deſſen, was in ihrem Gemüthe vorgieng, würde etliche Bogen ausfüllen, ob es gleich weniger Zeit als ſechs Minuten einnahm. — Was für ein Streit! Was für ein Getümmel von widerwärtigen Bewegungen! Sie hatte ihn bis auf dieſen Augenblick ſo zärtlich geliebt — und glaubte itzt zu fühlen, daß ſie ihn haſſe — Sie fürchtete ſich vor ſeinem Anblick — und konnte ihn kaum erwarten. Was hätte ſie vor einer Stunde gegeben, dieſen Agathon zu ſehen, der, auch undankbar, auch ungetreu, über ihre ganze Seele herrſchte; deſſen Verluſt ihr alle Vorzüge ihres ehmaligen Zuſtandes, den Aufenthalt zu Smyrna, ihre Freunde, ihre Reichtümer, unerträglich gemacht hatte — deſſen Bild, mit allen den zauberiſchen Erinnerungen ihrer ehmaligen Glückſeligkeit, das einzige Gut, das einzige Vergnügen war, welches ſie noch zu empfinden fähig war. Aber nun da ſie wußte, daß es in ihrer Gewalt war, ihn wieder zu ſehen, wachte auf einmal ihr ganzer Stolz auf, und ſchien etliche Augenblicke ſich nicht entſchlieſſen zu können, ihm zu vergeben. Und wenn auch einen Augenblick darauf die Liebe wieder die Oberhand erhielt; ſo ſtürzte ſie die Furcht, ihn unempfindlich zu finden, ſogleich wieder in die vorige Verlegenheit. Zu allem dieſem kam noch eine andre Betrachtung, welche vielleicht bey der ſchönen Danae allzuſpitzfindig

Zu zerſtören durch Brennfakeln der Flotte Stolz;
Nicht des Handels Gewinn, nicht den cecropiſchen
Dreyzak heiſcht der Erhabene!
Nein! er huldiget dir, heilige Menſchlichkeit;
Dringt mit ſiegendem Arm Seegen dem Feinde auf;
Bannt als Pauſanias größer, als Cimons Sohn,
Des barbariſchen Wahnes Brauch!
Wem im Buſen ein Herz noch für das Große ſchlägt,
Nah' ſich ſeinem Altar heiligen Schauers voll!
Opfre dankend mit mir ihm der Bewunderung
Spätes Loblied dem Einzigen!

2.

An Hutten.

Sonnett.

Zum Wolkenvaterland ziehn jene Höhen
Des Pindus ſich empor in ſtolzer Pracht;
Doch ach! ihr Glanz iſt allzuvielen Nacht,
Des Pöbels Auge kann ſie kaum erſpähen.
Du ſiehſt am Gipfel dort die Fahne wehen,
Des Kampfes Preis, von Phöbus dir bewacht.
Dir winkt zum Ziel, in königlicher Tracht,
Plutarchos, froh vom Grabe zu erſtehen.
Wohl ſtarrt der Pfad von dichter Dornen Spitze
Am untern Muſenberg; doch mählig ſchleicht
Er ſanft durch Veilchenbeete hin und leicht.

Schon blühn die Auen dir! zum Götterſitze,
Die Diſteln höhnend, eilt dein Heldenfuß;
Bald ſieget Chäroneas Genius!

3.

Epigramme.

Dichterberuf.

Wenn der kürzeſte Tag mit geſchliffenem Marmor die Fluth ſchließt,
Kann der pflegende Fleiß Roſen entlocken dem Stock.
Helikons Blüthen entzwang noch nie ein künſtliches Treibhaus
Durch der Beleſenheit Gluth ungenialiſchem Geiſt.

Wie der gigantiſche Mond vor den winzigen Sternen emporragt?
Steige mit Herſchel zur Höh, miß und du findeſt ihn klein.
Wie das Aftergenie mit geſtohlenen Federn ſich brüſtet!
Aber der forſchende Geiſt nahet, da frieret es nakt!

G. Schoder.

II.

Erinnerungen aus meiner artiſtiſchen Wanderſchaft.*)

Leipzig im October 1802.

Von Ihrer Theilnahme an meiner glücklichen Wanderſchaft, ſehr w. Freund, bin ich völlig überzeugt, und dieſe Verſicherung nehmen Sie gern ſtatt jeder langen Dankſagung. Ich bin ſehr zufrieden mit meiner Reiſe. Zwar iſt mir das Bischen Reiſegeld nicht leicht geworden. Aber durch den Beiſtand meines guten wirthſchaftlichen Weibes war alles möglich. Mein

* Gewiß gewährt die Mittheilung dieſer Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines ſehr würdigen Künſtlers auch den Leſern dieſer Zeitſchrift eine angenehme Unterhaltung. Selten ſtand der nach dem Höchſten ſtrebende Künſtler und der kindlich gute Menſch in einem ſo engen Bunde. Herr Hans Veit Schnorr in Leipzig iſt den Leſern des Merkurs ſchon aus einer frühern biographiſchen Nachricht bekannt, die ſein beſter Freund Seume im Jahrgang 1801 dieſer Monatſchrift mittheilte. Mehrere ſeiner zartgedachten und lieblich ausgeführten Zeichnungen ſind durch den Stich bekannt und den Käufern der Göſchenſchen Ausgabe von Klopſtocks Gedichten und Siegfried's Sieme und Palmeri (Leipzig, bei Wolf) ſehr lieb geworden. Doch ſeine ſeelenvollſten Zeichnungen ſind nicht in Kupfer geſtochen worden und befinden ſich in Privatſammlungen, wie z. B. die Geſchichte des unglücklichen Dan Cupido in den Zimmern des Hrn. Erbprinzen von Gotha. Der treffliche Mann hat und erhebt nun nie etwas von ſeinem Vaterlande. Möchte dieſe ſeltene Beſcheidenheit in dem kunſtreichen, kunſtliebenden Dresden nicht überſehen werden! B.

Mein Genius trieb mich hinaus ins Hellere; ſo manches war mir noch dunkel; meine beiden Knaben lagen mir am Herzen; Sie wiſſen, der ältere zeichnet ſchon ziemlich gut für ſein 11tes Jahr und der jüngere zeigt ebenfalls die entſchiedenſten Talente. Ich wollte alſo meiner Sache gewiß werden und ſie richtig leiten; ihnen im voraus einige Bekanntſchaft machen; ihnen ſagen wie ſie ſich einſt auf einer Reiſe einzurichten und was ſie ſonſt zu beobachten hätten.

Mein Blick war nach Wien gerichtet. Jügen lag mir ſchon längſt im Sinn. Mit Freuden griff ich nach dem Reiſeſtock und zog mit meinem redlichen Seume von hinnen.

Daß mich der Abſchied von meinem Weib' und Kindern und einigen zarten Freunden nicht wenig Anſtrengung koſtete, werden Sie mir gerne glauben; ſchweigend verließ ich die Stadt; ein Paar Raben, dießmal Apollos heilige Trabanten, nicht Unglückspropheten, flogen mir zur Rechten und die glänzend aufgehende Sonne die ſeit langer Zeit bewölkt geweſen war, ſtrahlte mir Hoffnung in die Seele. Welches gläubige Gemüth nimmt nicht gerne jede neue Erſcheinung bei ſeinem Unternehmen für ein gutes Omen! Voll Vertrauen auf die Vorſehung, geſtützt auf meine gute Sache und begleitet mit Segenswün-

ſchen, wanderten wir muthig über Höhen und Thäler der Sächſiſchen und der Böhmiſchen Gebirge, unverdroſſen durch Novemberſtürme und Windwehen dahin. Die ſo freundſchaftliche Aufnahme in Prag vermehrte unſere gute Stimmung, und Wien war bald erreicht.

Mein erſter Gang war zu Füger n. Ein unbekanntes Etwas zog mich zu dieſem Manne; ich übergab ihm meinen Brief von einem ſeiner beſten Jugendfreunde, dem redlichen Geyßer in Leipzig. Füger widerrieth mir, dem Manne und Vater von 6 Kindern, bey den jetzigen ſo großen Unſicherheiten nach Italien meinen Weg fortzuſetzen. Der Mann ſprach ſo herzlich, ſo ernſt, daß es mir zu Herzen gieng. Was ſollt' ich thun? Wagen — durft ich nicht Ich entſchloß mich alſo in Wien zu bleiben. Vierzehn Tage blieb mein Freund noch, dann — gieng Er alleine weiter. Wie ſchwer mir es wurde ihn allein gehen zu laſſen, kann ich nicht beſchreiben. Ich richtete mich ein ſo gut ich konnte; die herzliche Aufnahme bei Füger, ſeine redliche Behandlung, und die vortreflichen Einrichtungen der Akademie heiterten mich auf; ich beſchloß recht fleißig zu ſeyn.

Den Ruf, den die Wiener Akademie hat, verdient ſie mit vollem Rechte. Es kann keine Anſtalt leicht beſſer für die Bildung des ſtudirenden Künſt

lers eingerichtet seyn. Die schön erleuchteten Säle; die große Anzahl der emsigen Zeichner; die thätigen Professoren; die so schöne lebensgroße Anatomie des Herrn Martin Fischers; alles dieses ladet unwiderstehlich ein.

Ich wohnte Fischers Vorlesungen über Skelet, Gypsanatomie und Kadaver bey, welches alles äusserst instructif ist. Uiberhaupt hab ich auch diesem Manne sehr viel zu verdanken! Er hat mich mit wahrer Humanität behandelt.

Die Manier mit Kreide zu zeichnen, ist, wie sie dort gelehrt wird, äußerst einfach, reinlich und bestimmt im Ausdruck. Leicht faßen sie die Schüler und leicht lernen sie sich damit ausdrücken, mit wenig Aufwand von Zeit kann man eine Zeichnung fertigen.

Ganz anders fand ichs in Paris. Die Schüler legen ihren Kontur mit Kohle an, überziehen ihn nachher nur gleichsam mit Kreide, beydes nichts weniger als strenge, und dann arbeiten sie ihre Zeichnungen mit ungeheuerm Fleiße ganz schwarz mit ihrer schönen Kreide heraus, wie in schwarzer Kunst. Die Fertigkeit, die wissenschaftlichen Kenntnisse und Bestimmtheiten die man in Wien erlangt, kann man bey dieser Weise, meines Bedün-

kens nie erlangen. Jene Art zu zeichnen geht auf gewiſſe Art ins Mahlen über. Man ſieht die nachtheiligen Folgen davon. Denn eigentlich mahlen können wenige franzöſiſche Künſtler. Ich werde mich darüber in der Folge näher erklären; vorjetzt noch ein Paar Worte über meinen Aufenthalt in Wien.

So lange noch der Waſſermann am Himmel ſein Weſen trieb, profitirte ich von den ſchönen warmen Zimmern der Kaiſerl. Bibliothek, die täglich von 9 bis 12 Uhr jedem ohnentgeldlich offen ſteht. Ich lernte daſelbſt den Herrn Hofrath von Müller und den Herrn von Bartſch kennen, die mich ſehr freundſchaftlich behandelt haben. Man kann es nicht bequemer haben als dort. Vier Wochen habe ich mich daſelbſt mit den beſten Kupferſtichwerken bekannt gemacht und dadurch meinen Geiſt genährt. Fand ich hier und da eine ausgezeichnete Figur, ſo zeichnete ich ſie mir ſogleich mit der Feder. Um 12 Uhr gieng ich entweder herüber in das Haus des Herrn Grafen von Fries — es ſind nicht über 100 Schritte — um mich da mit ſeiner Erlaubniß in ſeinen Kunſtmodellen*) weiter umzuſehen, oder ich nahm meinen Weg zu dem Direktor Füger, **) oder ſonſt wohin,

*) Dieſe Sammlung wird ſich gewiß vorzüglich auszeichnen, weil ſie aus den ſchönſten Abdrücken beſteht, worauf die größte Sorgfalt verwendet wird.

**) Mein Herz iſt voll von Dankgefühl gegen dieſen Mann. Er war in doppelter Hinſicht mein Wohlthäter.

wo ich etwas Intereſſantes ſah. Auf dieſe Weiſe kam die Zeit der Abendſtunden heran, wo ich mit nach den lebenden ſchönen Modellen zeichnete. Herr Füger rieth mir, meine Zeichnungen ohne zu wiſchen, blos zu ſchraffiren, aber mit ganz ſimpeln Lagen von Strichen und ſo fertig zu machen, weil es noch mehr Vortheil fürs Zeichnen habe, und ich habe dies ſehr richtig gefunden. Auf nichts wird mehr gedrungen, als auf einen richtigen reinen Umriß der Figur und

Von ſeinem Achill neben der Leiche des Patroklus will ich nichts ſagen, dies hat Seume ſchon gethan, und die Anordnung wird man durch den Kupferſtich des braven Hrn. Kinninger kennen lernen. Das Kolorit und der Ausdruck ſind vortreflich. Dies Bild vermehrt die Sammlung des Prager Inſtituts von deſſen Exiſtenz man höchſtwahrſcheinlich ſchon allgemeine Notiz hat. Die Idee macht ihren Urhebern viel Ehre. Daß die Einrichtung in der Akademie, wie ſie jetzt in Wien iſt, faſt ganz Fügers Werk ſey, erzählte man mir daſelbſt mit vieler Wärme, und mit welcher Klugheit und Würde Er jede Gelegenheit mit dem Kaiſer Joſeph zu ſprechen benutzt habe. Wie er unter andern dem Kaiſer ſein Bedauern über den Verluſt der Mengſiſchen Gypsſammlung eröffnete, gerieth der Kaiſer in Heftigkeit und fragte außer ſich: alſo iſts unmöglich ſolche zu haben! Der Kurfürſt von Sachſen hat ſie gekauft, antwortete Füger; man hat von meiner warmen Empfehlung keine Notiz genommen. Ueberhaupt machte die Schilderung von dem damaligen Zuſtand der Akademie einen ſolchen Eindruck auf den Kaiſer, daß Er Fügern ſogleich Auftrag gab, für etwas beſſeres zu ſorgen. Dies hat der Mann redlich gethan! Er ſchlug vor, in die finſtere St. Annakirche von oben Fenſter zu brechen; man bezweifelte die Möglichkeit des Unternehmens, doch wurden die Schwierigkeiten überwunden und es ward auf einmal licht. Hereinbrechende Sonnenſtrahlen belebten nun alles was da iſt

bestimmte Hineinsetzung der Muskeln, ehe an eine Angebung von Licht und Schatten gedacht werden darf. Dies ist dann leicht gefunden. Und wie aufmunternd ist die freundliche Zurechtweisung der Professoren und Korrektoren! Wer in W. nichts lernt, lernt gewiß niragends etwas, überall wird der Unterricht auf klare Einsichten gebracht, und von Stufe zu Stufe geleitet. Wie groß ist der Vortheil am Tage in der Akademie nach dem Leben und nach Draperie mahlen zu können! denn welcher Künstler kann dies immer auf seine Kosten!

Daß die herrliche Sammlung von Belvedere jedem ohne Ansehn der Person ohnentgeldlich offen steht, ist eine bekannte, aber hier um so weniger zu verschweigende Sache, weil an so vielen Orten auf diese Erlaubniß eine so schimpfliche Taxe gelegt ist. Der Vortheil ist ohnläugbar groß; der Geschmack bildet sich allmählig und verbreitet sich mehr und mehr, selbst in den niedern Klassen. Auch die herrliche Gallerie des Fürsten Ludwig von Lichtenstein, wird demjenigen zum Gebrauch geöffnet, den Herr Füger oder auch sonst ein Mann von Achtung, empfiehlt; der Künstler kann dann so lange und ungestöhrt mahlen, als er Lust hat. Sehr vortheilhaft ist's, wenn der junge Künstler sein Mahlen Grau in Grau beginnt; nur muß er sich hüten, daß er nicht so kalt blaugrau

mahle, ohne irgend einen warmen Ton in seine Gemählde zu bringen, dies läßt sich freilig praktisch am deutlichsten erklären.

Ich war so glücklich Zutritt in das unschätzbare Kabinet des Herzogs Albert zu haben, dessen Sammlung von Original-Handzeichnungen durchaus die einzige in ihrer Art ist. Hier an dieser Quelle schöpfte ich unendliche Nahrung für meinen Geist. Ich sah, wie die größten Männer zu Werke gegangen waren, und daß ihnen nicht alles so leicht wurde. Nur allein zum Petrus in der Transfiguration sah ich hier wohl 6 Skizzen.

Aber mit welchem Geiste haben diese Männer ihre Kreide und ihre Feder geführt! Welches Gefühl, welche Empfindung in jedem Zug eines Michelangelo, Raphaels und Guido! ꝛc. Auch von Vandyk sah ich Zeichnungen, und ich war entzückt über des Mannes Hand. Ich sah Kopien nach ihm, von braven Männern; sie waren, wenn ich so mich ausdrücken darf, fester, aber Vandyks Seele fehlte, die Empfindungen, der Geist. O hätte ich dies alles früher sehen können!

Der Herzog ist fast täglich schon sehr früh und den ganzen Vormittag in seinem Kabinette.

sündig scheinen könnte, wenn wir nicht zu ihrer Rechtfertigung sagen müßten, daß die Flucht unsers Helden, die Entdeckung der Ursachen, welche ihn zu einem so gewaltsamen Entschluß getrieben, der Gedanke, daß ihre eigene Fehltritte sie in den Augen des einzigen Mannes, den sie jemals geliebt hatte, verächtlich gemacht — eine Veränderung in ihrer ganzen Denkens Art hervorgebracht hatte, wozu sie durch den Umgang mit Agathon und jener Seelen-Mischung, wovon wir bereits im fünften Buche gesprochen haben, vorbereitet worden war. Danae ließ sich durch die Vorwürfe, welche sie sich selbst zu machen hatte, und von denen vielleicht ein guter Theil auf ihre Umstände fiel, nicht von dem edeln Vorsatz abschrecken, sich in einem Alter, wo dieser Vorsatz noch ein Verdienst in sich schloß, der Tugend zu widmen. In der That hatte eine Art von verliebter Verzweiflung den gröſſesten Antheil an dem ausserordentlichen Schritt, sich aus einer Welt, worinn sie angebetet wurde, freywillig in eine Einöde zu verbannen, wo die Freyheit, sich mit ihren Empfindungen zu unterhalten, das einzige Vergnügen war, welches sie für den Verlust alles dessen, was sie aufopferte, entschädigen mußte. Aber es gehörte doch eine grosse, und zur Tugend gebildete Seele dazu, um in den glänzenden Umständen, worinn sie lebte, einer solchen Verzweiflung fähig zu seyn, und in einem Vorsatz auszuhalten, unter welchem eine jede schwächere Seele gar bald hätte erliegen müssen. Wäre Danae nur wollüstig gewesen,

Noch etwas von dem Zaunerischen Kunſtwerke in Bronze, der koloſſaliſchen Statüe des K. Joſephs zu Pferde. Das ganze wird 36 Fuß hoch und ich glaube, daß ſichs an ſeinem Orte, dem Joſephsplatze, ſehr gut ausnehmen wird. Joſeph ſelbſt iſt bekanntlich ſchon längſt glücklich aus dem Guße und wurde eben verputzt. Die Bronze iſt wie Gold.

Das Pferd war in der Gießgrube in Wachs; es wären ſchon allenthalben Röhren angebracht, und es wurde noch immer unter der Direction des würdigen Zaunets daran gearbeitet. Das Pferd iſt ein Meiſterſtück; Hr. Z. hat dabey der beſten Pferdekenner Urtheil geſammelt und benutzt. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, welchen außerordentlichen Eindruck der Anblick dieſes Koloſſen auf mich machte!

Ich dachte ſogleich an den Zevs von Phidias; eine ſolche Maſſe von Elfenbein muß außerordentliche Wirkung gethan haben.

Auf zwey Seiten des Piedeſtals kommen Basreliefs, die ſehr ſchön ſind! Einige Figuren ſind ganz antik. Auf dem Einen befiehlt Joſeph dem Merkur die Handlung zu entfeſſeln, indeß die Fama — eine himmliſche Geſtalt — allenthalben Freyheit verkündet. Auf dem andern lehrt ein Greis einen Knaben den

Pflug führen, und die Geſchichte neben einem ruhig liegenden Roſſe (das Symbol von Europa) zeichnet die ſchönſten Thaten Joſephs auf, worauf ein ſchöner Genius den Mann aufmerkſam macht. Herr Zauner iſt eben ſo brav von Karakter, als er es in ſeiner Kunſt iſt, und Herrn Fügers vertrauter Freund.

Ich nehme nun Abſchied von Wien und ſegne ſolches mit meinem beſten Seegen. Ich bin dort 14 Wochen lang äußerſt freundſchaftlich behandelt worden.

Es war im April als ich mich auf die Diligence ſetzte um meine Reiſe nach Paris zu beginnen. Mein Weg gieng über Linz, Hohenlinden und München, wobey ich mich nicht länger aufhalten will, als ich nöthig habe, um den Herrn Dorner und Dillis, und einigen andern für ihre Humanität und ſo freundſchaftliche Aufnahme Dank zu ſagen. Letzterer hat mir viel Zeit gewidmet. Die Gallerie, noch bey weitem nicht ganz geordnet, erinnerte ſehr deutlich an den Krieg; Fremde konnten ſie noch nicht ſehen, demohngeachtet geſtattete man uns, *) den Künſtlern, den herrlichen Genuß ihrer Gemälde. Ich erwähne blos einer Maria Stuart von Vandyk, ein himmliſches

*) Ich hatte noch Herrn Kraft bey mir, einen ſehr braven Künſtler aus Hanau.

Geſchöpf ſeines Pinſels, und der Albert Dürers die einzig ſind; Zwey Apoſtel etwas über Lebensgröße, die ſtehen neben jedem Raphael. Mächtig iſt ihre Geſtalt und ihr ganzer Ausdruck! Noch ſtehen ſie vor meiner Seele! und eine Kreuztragung Chriſti; eine ſehr groſſe Kompoſition, zum Bewundern gemahlt. Einige Frauenköpfe und beſonders ein Johannes-Kopf; ganz wie Guido. Ich habe es allenthalben beſtätigen gehört, daß nirgends weiter ein ſolches Bild von dieſem Manne zu finden ſey. Herr Dorner, der uns ſogleich das erſte Mahl die Gallerie öffnete, machte uns auf ein Bild von Caravaggio aufmerkſam, der eine Gruppe, es ſcheint nicht anders möglich zu ſeyn, heraus kopirt hat. Mit einem Worte, hier ſieht man, welcher außerordentliche Mann Albert Dürer war.

Ich gehe nun auf dem Wege, den die franzöſiſche Armee nach Oeſterreich genommen hatte, weiter über Augſpurg und ſo über den Rhein nach Straßburg *), wo ich blos des treflichen Bleſig erwähnen will, an den

*) Ich konnte mich daſelbſt nur 2 Tage aufhalten, ich beſchreibe Ihnen nichts; denn den Münſter, dieſes einzige bewundernswürdige Gebäude in ſeiner Art, — und das Grabmahl des Marſchall von Sachſen von Pigal, kennen Sie hinlänglich. Keiner wird Pigals Verdienſte verkennen. — Die Arbeit iſt vortreflich, doch die Idee nichts weniger als glücklich. ein weibiſch weinender Herkules, und der Tod, ein Gerippe ins Leichentuch gewickelt, ſtöhrt ſehr.

ich von Wien aus durch den Legationsrath von Mal-tät ſehr freundſchaftlich empfohlen war. Seine Aufnahme und warme Empfehlung an Winkler in Paris verdienten meinen wärmſten Dank. Durch letztern, der mit großen Kenntniſſen die herzlichſte Dienſtfertigkeit verbindet, wurde ich auf einmal in allem auf kalt geſetzt.

Die Tage waren ſchön warm und angenehm. Ich hatte mich (ohnweit Lüneville) auf die Imperiale geſetzt — Sie wiſſen ich liebe das Freye, und ſaß mit dem launigen Conducteur Rücken gegen Rücken, als ich die Stadt erblickte. Sogleich war der Künſtlergenius geſchäftig, wir machten einen Janus — er dauerte aber nicht lange, dieſer Friedensgedanke. Meine Promenade zeigte mir wieder das Bild der wilden Bellona! Alle Statüen, alle, die ich ſah — waren ohne Köpfe. Eines guten Kopfs wäre freylich keine werth geweſen. Die Todtenſtille der Stadt, unterhielt dies Bild. — In Nancy wars nicht beſſer gegangen — allen Büſten, die in den Niſchen des Schloſſes ſtanden — fehlte der Kopf und in der daran befindlichen Kirche ſah es ganz verwildert aus — Alles, alles, war zerſchlagen — hinter dem geweſenen Hauptaltare war eine Thüre, über welcher ein neuer himmelblauer runder Fleck dieſe Innſchrift enthielt:

Adore Dieu et sois juste!

Endlich ſah ich an meinem Geburtstage zum erſten Mal die Sonne in Paris aufgehen. Gerührt, daß ich bis hieher ſo glücklich gekommen war, und von neuem Muthe beſeelt, verließ ich mein Hotel ohne Führer; denn ich hatte Urſache außerordentlich ſparſam zu ſeyn. — Ich ſuchte mir nach meiner Gewohnheit, unter den vielen Hunderten, die mir ſogleich in der Straße Montmartre entgegen kamen, eine Phyſiognomie heraus, von der ich mir Humanität genug verſprach, um mich zu unterrichten. Ich zeigte dem Manne meinen Brief, und er hatte die Gütigkeit mich eine Viertelſtunde weit bis an den Pont-neuf zu führen. Hier beſchrieb er mir den fernern Weg, ſo daß ich nicht mehr fehlen konnte.

Ich nahm den Rückweg nach dem Louvre, um mich vorläufig zu orientiren, und ich traf da auf einmal mehrere bekannte Teutſche. Wer war froher als ich! Der brave und geſchickte Herr Gladis, den ich in Leipzig kennen gelernt hatte, war der erſte, dieſem folgten Hr. Jagemann, die Herren Gareis und Rösler ꝛc. — Man nahm mich ſehr freundſchaftlich auf; erſterer half mir ſogleich zu einem Logis, und ich genoß das Vergnügen zu meinem Fenſter heraus die ſchöne Kolonnade vom Louvre en face und Davids Schüler vor ſeinem Attelier en profil ſich balgen zu ſehen. Ich war ſehr zufrieden, daß

ich der Gallerie, dem Antiken-Saale, und der Nazional-Bibliothek so nahe wohnte, und Gladis zum Nachbar hatte.

Die schönsten Mai-Tage in diesem angenehmen Klima, genoß ich, wenn ich mich in der Gallerie und dem Antiken-Saale satt gesehen hatte, bald in den Tuilerien, bald im Jardin des Plantes, bald in den elisäischen Feldern u. s. w. Jetzt ins Louvre. Der Eintritt in den großen Sallon gewährt dem Menschen mit warmem Herzen eine herrliche Ueberraschung! Man vergißt, wie die kostbaren Werke hieher und so zusammen gekommen sind. Vergaß man es doch auch vordem in Rom!

Das Auge gewahrt endlich die lange Gallerie und der Blick verliert sich in ihrer unendlichen Perspective.

Daß man hier im großen Saale, wo von oben herab so herrlich das Licht kömmt, die verschiedensten Meister nachbarlich beysammen findet; dies kann gleichsam einen kurzen Begriff geben, was man alles zu erwarten hat; denn man findet hier neben Tizians Petrus dem Märtyrer, sogleich einen Jungen, der Ungeziefer knickt, von Morilla; einen Raphael und einen Rubens, die Hochzeit zu Kana von Paul Veronese, und daneben Christi Leichnam in den

Schoos der Mutter von del Sarto! Gewiß wird man nach und nach ein anderes Arrangement treffen.

Man geht weiter und vom Erstaunen ergriffen über die ungeheure Anzahl von Kunstwerken, weiß man nicht, wohin man sich zuerst wenden soll. Doch bald fesseln die herrlichen Poussins und unter allen vorzüglich die Sündflut. Man ist ganz Auge! Eine bange Finsterniß erfüllt den Raum zwischen Himmel und Erde, man will das Schicksal der Wenigen in der Flut und auf dem am Felsen angelehnten Kahne mit dem Tode ringenden, und selbst der fliehenden Schlange abwarten — die Menschen schreien in der Angst zu Gott! — Doch, was will ich noch dies Bild beschreiben — es will gesehen seyn. —

Der Mensch von Gefühl wird durchaus für einige Augenblicke unangenehm unterbrochen, wenn er hier Le Brun, Pouſſin und Le Sueur beysammen findet, und ihm unwillkürlich einfälle, wie sehr besonders der sanfte Le Sueur, dessen tiefes und zartes Gefühl in allen seinen Arbeiten sichtbar ist, wie sehr dieser herrliche junge Mann von Le Brun verfolgt worden ist. Pouſſin wußte seinen Verfolgungen sich mehr zu entziehen; er gieng wie, der nach Italien; aber ersterer mußte unterliegen; er starb bekanntlich sehr jung. Wie viel verlor nicht

durch ihn die Kunst! Ein Schandfleck, der das Andenken Le Brun's — und aller derer, die eben so wie er handeln — ewig brandmarken, und doch nie verhindern wird, daß man der Verfolgten Genie und Talente größer findet. Le Sueürs Werke nähren das Herz außerordentlich!

Ich gehe vorwärts ohne mich als Nomenklator länger aufzuhalten — ich habe dort jedem meine Achtung gezollt, und will nur einiger Guido's erwähnen, die auf mich außerordentlich gewirkt haben; eine Verkündung der Maria, wo der Engel ganz ein überirdisches Wesen und sowohl durch Haltung als Farbe ganz verschieden von der Madonna ist — die mehr zu uns gehört. Ich theilte einige Male mein Entzükken mit dem Professor Müller aus Stuttgard, mit dem ich dort so manche schöne Viertelstunde genoß; und noch schwebt dieser Engel mir vor der Seele, ich hoffe unauslöschlich. Die übrigen sind Christus auf dem Oelberg, dem der Engel den Kelch reicht; über ihm schweben Genien, mit eines Schöpfers Geist hingehaucht, mit einer Zartheit und Bestimmtheit gezeichnet und gemahlt, zum Bewundern schön; — dazu ein Seitenstück: Christus am Kreuze mit banger Finsterniß umgeben, ganz verlassen, im Hinscheiden, Magdalena allein am Fuße des Kreuzes knieend, blickt mit einem unaussprechlichen Blicke hinauf zu ihm; aber sie kann ihm nicht helfen!

Und nur noch sein Kindermord, sein Brustbild eines Christus mit der Dornenkrone, und daneben das Brustbild einer Magdalena. Den Kindermord werden Sie von Herrn Jagemann kopirt in der Original-Größe sehen. Ich fand ihn dabey.

Meine Sehnsucht Raphaels Transfiguration und seine Madonna von Foligno zu sehen, stieg täglich; denn diese waren noch nicht öffentlich aufgestellt, erstere sogar noch unter den Händen der Restauratoren. Doch für Geld ist ja alles möglich, und meine Sehnsucht hier zu stillen nicht schwer. Ich habe sie gesehen und immer wieder gesehen, diese außerordentlichen Werke. Ich sage weiter nichts — die Heiligen auf letzterer sind unläugbar Portraits. Er scheint mir die ganze Fläche feurig hingestrichen, und dann mit kleinen und immer kleineren Pinseln hineingezeichnet und so lange gleichsam modellirt zu haben, bis dieses Leben ihnen eingehaucht war. Welcher unsägliche Genuß für mich!

Noch hätte ich gern einige andere Hauptstücke gesehen; aber die Madonna della Sedia war eben bey Madame Bonaparte und einige andere beym Consul. Er läßt sich von Zeit zu Zeit einige bringen — jetzt sind viele nach St. Cloud gekommen, um dort die mehr als königliche Pracht erhöhen zu

helfen. — Was ich in Paris von Correggio geſehen habe, hat mir nicht gefallen — der einzige heil. Hieronymus von Strange geſtochen, ausgenommen. Es iſt mit denen in Dresden kein Vergleich zu machen. Nichts als affectirte Geſichter und unrichtige Zeichnung, Wolken wie blau ausgefüllte angeſädelte Blaſen; Gewänder wie Steine; eine widrige Zuſammſüllung der Farben ꝛc. erfüllt den Raum. Ich habe ſie nicht ohne Kopfſchütteln anſehen können, dieſe Bilder — aber ſehr ſchöne VanderWerfs habe ich dort gefunden und leid that es mir immer, wenn mir Jemand in den Weg trat, daß ich P. Potters großen herrlichen Stier nicht ſehen konnte.

Ich wende mich nun zu den Kopierenden und zu der für ſie getroffenen Einrichtung. Sie ſitzen beynahe alle auf der rechten Seite vom Eingange her. Denn nur dieſe iſt ziemlich gut beleuchtet. Die linke viel weniger; daher faſt gar nicht genießbar. Es wird und kann auch kein Gemälde zum Kopieren herabgenammen werden. Man muß ſich alſo im Fall man eines von den hochhängenden kopiren will, durch ein Gerüſte helfen. Die Gallerie iſt ſchmal, es würde durch ein ſolches Sitzen und Aufſtellen in die Mitte die ganze Ausſicht und der Genuß geſchmälert werden. Auch iſt der Franzoſe nicht ſehr vorſichtig. Sonſt gönnt man den Arbeitenden eine Zeit täglich

ſo würde ſie zu Smyrna, und allenthalben Gelegenheit genug gefunden haben, ſich wegen des Verluſts ihres Liebhabers zu tröſten. Aber ihre Liebe war, wie man ſich vielleicht noch erinnern wird, von einer edlern Art, und ſo nahe mit der Liebe der Tugend ſelbſt verwandt, daß wir Urſache haben, zu vermuthen, daß in der gänzlichen Abgeſchiedenheit, worinn unſre Heldin lebte, jene ſich endlich gänzlich in dieſer verloren haben würde. Allein eben darum, weil ihre Liebe zur Tugend aufrichtig war, machte ſie ſich ein gerechtes Bedenken, bey dem Bewuſtſeyn der unfreywilligen Schwachheit ihres Herzens für den allzuliebenswürdigen Agathon, ſich der Gefahr auszuſetzen, durch eine nur allzumögliche Wiederkehr ſeiner ehmaligen Empfindungen mit dahin geriſſen zu werden; ein Gedanke, der ohne eine übertriebne Meynung von ihren Reitzungen zu haben, in ihr entſtehen konnte, und durch das Mißtrauen in ſich ſelbſt, womit die wahre Tugend allezeit begleitet iſt, kein geringes Gewicht erhalten mußte. Solchergeſtalt kämpften Liebe, Stolz und Tugend für und wider das Verlangen, den Agathon zu ſehen, in ihrem unſchlüſſigen Herzen — mit welchem Erfolg läßt ſich leicht errathen. Die Liebe müßte nicht Liebe ſeyn, wenn ſie nicht Mittel fände, den Stolz und die Tugend ſelbſt endlich auf ihre Seite zu bringen. Sie flößte jenem die Begierde ein, zu ſehen, wie ſich Agathon halten würde, wenn er ſo plötzlich und unerwartet der einſt ſo ſehr geliebten, und ſo grauſam beleidigten Danae

von 8 bis 6 Uhr Nachmittags, welches auch wirklich bey der Oelmalerey nöthig ist. Freytags werden alle Staffeleyen und Gerüste weggeschafft und die Gallerie gereinigt; denn der Sonnabend und Sonntag ist für das ganze Volk bestimmt. Was ich von den dortigen Künstlern kopiren sah, hat mir nicht sehr gefallen. Es mahlte ein Franzose sogar mit Punkten Lebensgröße in Oel; und als Einer ihm zu verstehen gab, daß er weit kürzer wegkommen könnte, antwortete er: man könne auf jedem Wege nach Rom kommen. Dort traf ich auch einen Mann von ohngefähr 50 Jahren, der frischweg Gerard Dow's kopirte und meistens, wie er mir sagte, dasselbe Bild. Seine Kopien werden dann für Originale verkauft, wie ich selbst hier in Leipzig eines kenne.

Die Franzosen, fast alle Individuen der großen Nation, besitzen, mehr oder weniger verlarvet, einen ziemlich ungemessenen Eigendünkel, mit welchem sie auf jeden Fremden herabsehen. Doch muß man ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß, wenn sie beym Fremden wahre Verdienste finden, sie solche zunächst nach den ihrigen wohl noch anerkennen.

Sie gehen mit mir, mein Freund, einige Minuten in den Antiken-Saal, um Ihnen nur außer denen die Sie schon kennen, den Bogenspannenden

Amor zu zeigen. Er iſt kein Kind — er iſt ein ſchlanker Knabe, und ſo weich und zart, wie die Liebe ſelbſt — Rechts daneben ſteht die köſtliche Diana, die ſchon längſt in Verſailles ihren Plaz hatte, den Blick abgewendet, vorwärtsſchreitend, kann ſie zum Glück Amorn nicht ſehen; — ſie würde ſonſt einen ſchweren Stand in dieſer Nachbarſchaft haben.

Von meiner Freude über den Torſo, den Laokoon und den Apollo und den einen außerordentlich ſchönen Antinous, will ich Ihnen weiter nichts ſagen. — Sie kennen mich — und von dem Übrigen lieber auch nichts.*)

Ich beſuchte nun auch Davids Sabinerinnen. Ich geſtehe, ich verlies Wien mit einer großen Erwartung, wie ſie natürlich nach und nach durch das häu-

*) Wenn man heraus und durch die Hauesflur geht, ſieht man links und rechts nicht weit vom Eingange ein Paar Gruppen in Gyps, Preisſtücke jeziger Bildhauer und werth, daß man ihnen eine genauere Aufmerkſamkeit widmet. Die eine Gruppe iſt der Hirte der das am Baum umgekehrt hängende Kind, den kleinen Oedip, auf dem einen Schenkel hält, und verſucht, ob er ihm etwas einflößen könne. Die andere ſtellt die Sündflut vor, des ſeltſamen Misgriffs ohngeachtet, die Sündflut zu einem Gegenſtande der Bildhauerei zu nehmen, iſt doch das Ganze vortrefflich und von ſchönen Formen: Ein Vater trägt ſeinen ertrunkenen Sohn aus der Flut; die Mutter liegt ertrunken auf der Rückſeite, ihr Kind daneben noch lebend. Das Ganze gruppirt ſich vortrefflich!

ſige Sprechen von David erzeugt werden mußte. Mit groſſer Devotion beſtieg ich alſo die Treppe, die dahin führt.

Ich zahlte meine 36 Sols und trat in den Saal.

Ich ſah und ſah immer wieder — aber ich bekenne — meine Erwartung war bei weitem nicht erfüllt. — Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſes Bild manches Schöne enthält, wie z. B. unten die Gruppe, eine Mutter mit ein Paar Kindern — aber auch vieles kann mit hinlänglichen Gründen dagegen geſagt werden. Es iſt mir lieb, daß ich die Meinung anderer achtungswürdigen Perſonen, auf meiner Seite habe. — Einer der beiden Helden, ſteht ſteif da und hat das Anſehn einer Kopie von irgend einer antiken Vaſe. Uiberhaupt ſieht man, daß Davids Bilder mehr das Reſultat ſeines außerordentlichen Fleißes, mit welchem er die Kunſt getrieben, ſeiner Ueberlegung und ſeiner vielen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſind. Aber es fehlt dem Ganzen und beſonders den Köpfen die Seele und der Geiſt, den nur das Genie, die wahre ſchöpferiſche Kraft einhauchen kann. Es iſt alles blos heraus räſonirt. — Sein Pinſel, ſeine Färbung und ſeine Haare haben mir am wenigſten gefallen. Es iſt alles ſo mit dem Pinſel getupft — die Färbung iſt nicht rein, die Schatten widrig,

ſchmutzig braun, das Ganze hat einen etwas kalkartigen kalten Ton; und die Haare kann ich ohne alles Bedenken unter die ſchlechteſten rechnen, die ich noch geſehen habe. Doch, was freilich nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, die Zeichnung iſt richtig die Formen ſchön, doch zu ſchneidend die Kontur. Sein Brutus iſt viel beſſer.

Was aber ſehr brav iſt, das ſind ſeine Handzeichnungen, die ich mit großer Achtung betrachtet habe.

Er ſcheint gerne Revolutionsgegenſtände zu nehmen. Man ſieht aber durchaus, daß ihm alles ſehr viel Zeit und viel Geld koſtet. So ſoll ihn z. E. der Schild, den er einem ſeiner Römer gegeben hat, und welchen er beſonders dazu verfertigen ließ, mit der Vergoldung über 100 Rthlr. zu ſtehen gekommen ſeyn. Der Schild iſt aber auch vortrefflich und mit erſtaunlichem Fleiße gemahlt. So ſollte man freylich alles nach der Natur mahlen können, wenn einmal auf die Nebenwerke ſo viel Gewicht gelegt wird.

Ich bedaure indeß, daß ich dieſen Mann nicht lange und nicht ungetrübt genießen konnte.

Ich gieng zu Gerard; ein liebenswürdiger Mann, der beym erſten male einnimmt; ganz of-

ſen und entfernt von lächerlichem Eigendünkel — und eine angenehme Geſtalt. Man muß ihm gut ſeyn. Sein Blinder iſt ein ſehr ſchönes Bild in jeder Hinſicht. Noch ſah ich ein Porträt auf der Staffeley mit vortrefflichen Händen; aber ekelhaft und das ſittliche Gefühl beleidigend iſt, was ich öfter geſehen, die Bruſtwarzen durch das äußerſt dünne Kleid zu ſehen. Die bloße Bruſt einer Muſe, oder einer andern weiblichen Figur in einem heroiſchen Stücke, ohne Affektazion gemahlt, wird nie beleidigen — wo aber dieſes ekelhaft kokett erzwungen geſchieht — wird uns immer ein gerechter Unwille ſtören.

Seine Zeichnung: Kupido und Pſyche, wovon gerade eine Kopie zum Sprechen Veranlaſſung gab, gefiel ihm ſelbſt nicht mehr. Wahrſcheinlich iſt Ihnen ſchon bekannt, daß dieſes Bild in Rojal Folio brav geſtochen iſt.

Girequdet hatte ſo eben ein Gemälde von ganz eignem Genre aufgeſtellt. — Man ſieht deutlich das Streben, neu und beſonders ſeyn zu wollen. Die Kompoſition ſtellt vor, wie die Schatten alter und neuer franzöſiſcher Helden vom Schatten Oſſian's und ſeiner Genoſſen empfangen werden. Lauter durchſichtige Geiſter, wo man einen durch den andern ſchweben ſieht. Die über dieſen Geiſtern allen ſchwe-

Bende mit einem Körper unſerer Art begabte Republik tritt ſo ſtark hervor, daß ſie nicht einmal die vor ihr befindlichen Spieße zurück halten können. Ich fand im Caffé du Muſeum eine ſehr brillante Ankündigung, die überall eine große Erwartung erregt hatte, aber wie grauſam fand ich mich auch bey dieſem Trompetenſchall getäuſcht.

Es iſt mir lebhaft aufgefallen, wie ſo ſehr ungleich die neueren unter den neuen franzöſiſchen Künſtlern ſich ſelbſt ſind. Ich ſah von demſelben Manne ein Porträt, welches ſehr brav gearbeitet war. Doch findet man allenthalben beſtätiget, wie ſchwer es ihnen wird, und wie viel Zeit ſie verwenden müſſen.*) Sein Endymion hat ein ſehr idealiſches Licht; Amor biegt die Zweige auseinander. Es macht einen ſchönen Effekt, aber kalt und hart wie Stein iſt der

*) Natürlich! Ihr jetziger Styl iſt ihrem ehemaligen ganz entgegengeſetzt; dieſer lag aber mehr in ihrem ganzen Karakter; denn ſie behandelten die Kunſt mit einer großen Leichtigkeit. Jetzt iſt ihnen der Grieche allein Muſter; zu dieſem und noch weiter zurück ſind ſie gegangen. Daher dieſer ernſthafte ſtrenge Genius, der ſie nun regiert und — es iſt ſehr zu wünſchen — nimmet von ihnen weichen möge; aber freylich iſt dies beſonders für den Franzoſen nichts leichtes, es koſtet große Anſtrengung. Ein jetziger Held macht ihnen mehr zu ſchaffen, als einer aus jenen Zeiten, wo ſie noch einen Monſieur Hector, einen Monſieur Agamemnon mahlten, wie ſich Oeſer einmal ſehr gut darüber ausdrückte.

Schläfer gezeichnet und kolorirt, und das Verhältniß der Glieder untereinander ſehr unglücklich.

Auch Regnault kennen zu lernen war ich begierig; mein Wunſch Arbeiten von ihm zu ſehen war durch den Kupferſtich von Bervick, (ich meine den Unterricht welchen der Centaur Chiron dem Achill im Bogenſchießen giebt), ſehr lebhaft geweckt worden.

Da ich letztern durch Hrn. Müller aus Stuttgard kennen gelernt hatte, ſo hielt es nicht ſchwer. — Beyde hatten die Gütigkeit mich ſelbſt zu begleiten; meine Erwartung war nicht klein — und ſiehe da — abermals getäuſcht. Doch ich ſollte beynahe aufhören, weiter etwas zu ſagen. Ich laufe Gefahr tadelſüchtig zu ſcheinen; aber mein Gewiſſen iſt rein — ich ſtehe nicht in den geringſten Verhältniſſen mit allen dieſen Männern, die mich insgeſammt recht höflich aufgenommen und behandelt haben. Es gilt hier Wahrheit, daran liegt viel, liegt alles, wenn wir ernſtlich wiſſen wollen, wer und was wir ſind. Ich ſage was ich empfand. Auch würde ich weniger ſtrenge ſeyn, wenn nicht ſo gar viel Lärmen*) davon ge-

*) Meines Bedünkens ſchadet überhaupt nichts mehr als ein übertriebenes Lob — es gelte wem es wolle. — Die Erwartung wird in einem hohen Grade geſpannt — und fällt dann bey der Täuſchung um ſo mehr; ſo daß auch ſehr oft wahre Verdienſte überſehen werden. Und eine

macht worden wäre. Ich würde huldsamer seyn, wenn ihnen nicht alles zu Gebote stände, was den Künstlern so vieles erleichtern kann — schöne Arbeitssäle, schöne Modelle — alle Schätze der Gallerien; Gemälde und Antiken; Alles. — Ich verkenne deswegen gewiß ihre Verdienste nicht. — Sie kennen mich; ich bin ganz gesund, und frei von aller Mißgunst.

So hören Sie; ich trat in das schöne Atelier, das schönste was ich sah; rings herum erblickte ich Oelgemälde, und mitten unter diesen auf der Staffeley die Grazien; den Grazien näherte ich mich zuerst; aber ich erkannte sie nicht! Ihr Ausdruck war nichts weniger als sittliche Anmuth. Es waren mehr Pariser Freudenmädchen. Aglaia, Thalia und Euphrosyne schweben meiner Seele anders vor. Ich sah mich weiter um, und alle die kleinern Staffeleygemälde wiesen mich an das Palais Royal. Das Sujet mochte noch so ernsthaft seyn, so waren dem Mädchen eine oder beyde Brüste höchst unanständig und unwahr (denn eines Mädchens Brust ist nicht die der reifen Frau) aus dem Gürtel gepreßt, daß es

parteiliche Freundschaft — ich will es indeß so nennen. — den Beschauer zu Gunsten seines Freundes etwas zu sehen zwingen, was er doch mit keiner reinen Brille ersehen kann — artet in eine Art wohlwollender Traulichkeit aus.

durchaus ſtören mußte. Ich bin gar nicht ſo orthodox, aber was der Zufall oder Schuldloſigkeit und Unſchuld nicht ordnet, iſt mir zuwider. Sollte nicht die ſittliche Grazie auch die der Kunſt ſeyn können?

Die Grazien waren in den Schatten punktirt, wie Miniatur, wie mich dünkt; nichts weniger als gemahlt. Noch ein großes Gemälde repräſentirte Herkules und Alkeſte; letztere ohnmächtig vom Herkules gehalten, das Weib ſollte eine ſchöne jugendliche Figur ſeyn; und ſie iſt geformt, als ob ſie ohne Knochen wäre. Auffallend! Nun fiel mir erſt wieder ein, daß Regnault's Achill durch Berwick's Stich gar Manches gewonnen haben ſollte

Ich nehme hier ſogleich Veranlaſſung auch von dieſem Berwick ſelbſt zu ſprechen. Wem ſollte er nicht gefallen! Sein ganzes Aeußere intereſſirt ſogleich; ſeine glückliche Bildung, ſeine ſehr bedeutende Phyſiognomie; ſein Feuer, das ihn belebt, wenn er ſpricht; alles verkündet unverkennbar den großen Künſtler. Unbegreiflich ſcheint es, wie der Mann mit einer ſolchen Ruhe, mit dieſer Geduld, mit einem ſolchen Fleiße, ſein Stück Kupfer vor ſich haben kann. Nichts war für mich und den Legations-

Sekretär von Raidt,*) interessanter, als diese beyden vertrauten Freunde, Derwick und Müller — in einem und demselben Fache gleich groß — neben einander zu sehen: den kalten, ruhigen, sanften so vortrefflichen Müller, und den Feuerkopf Derwick. Hr. von Raidt machte sie selbst auf einander aufmerksam. Noch sehe ich sie beyde, und unvergeßlich werden Sie mir beyde seyn! Das Seitenstück zum Achill, die Deianira vom Centaur Nessus entführt nach Guido, hieng schon in seinem Zimmer unter Glas; dies Blatt werden Sie nun wahrscheinlich kennen — es ist vortrefflich!

*) Ein Mann von tiefen Einsichten in der Kunst, und dem besten Karakter; Füegers warmer Freund. Nie werd' ich vergessen, wie herzlich dieser Mann mich aufgenommen und behandelt hat. Ich war von Füeger an ihn empfohlen, ohne daß ichs wußte. Hr. von Raidt hat mich auf manche neue Ansicht geführt.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

unter die Augen käme; und munterte dieſe auf, ſich ſelbſt Stärke genug zu zutrauen, von den Entzückungen, in welche er vielleicht bey dieſem Anblick gerathen möchte, nicht zu ſehr gerührt zu werden. Kurz; der Erfolg dieſes innerlichen Streites war, daß ſie eben im Begriff war, ihre Vertraute (die einzige Perſon, welche ſie bey ihrer Entfernung von Smyrna mit ſich genommen hatte) hereinzuruffen, um ihr die nöthige Verhaltungs-Befehle zu geben; als dieſe Sclavin ſelbſt hereintrat, und ihrer Dame ſagte, daß die beyden Fremden durch einen von den Sclaven, von denen ſie bedient worden waren, auf eine ſehr dringende Art um die Erlaubniß anhalten lieſſen, vor die Frau des Hauſes gelaſſen zu werden — Neue Unentſchloſſenheit, über welche ſich niemand wundern wird, der das weibliche Herz kennt. In der That klopfte der guten Danae das ihrige in dieſem Augenblick ſo ſtark, daß ſie nöthig hatte, ſich vorher in eine ruhigere Verfaſſung zu ſetzen, ehe ſie es einer ſo ſchweren Probe auszuſtellen, ſich getrauen durfte.

Unterdeſſen, bis dieſe ſchöne Dame mit ſich ſelbſt einig wird, wozu ſie ſich entſchlieſſen, und wie ſie ſich bey einer ſo erwünſchten, und ſo gefürchteten Zuſammenkunft verhalten wolle, kehren wir einen Augenblick zu unſerm Helden in den Saal zurück. Je mehr Agathon die Gemählde betrachtete, womit die Wände deſſelben behänget waren, je lebhafter wurde die Einbildung,

III.

Briefe der Prinzeſſinn Emilie von *** an ihren Vater *).

(Aus der franzöſiſchen Handſchrift.)

1.

Mein theuerſter Herr Vater!

Sie machen mir mit aller Ihnen eigenen Milde den Vorwurf, daß ich einige Romane geleſen habe. Ich kann dies zwar nicht läugnen, aber auch die Zeitungen leſe ich, und in Anſehung der Begebenheiten, welche darin erzählt werden, iſt das etwas ganz Verſchiedenes, wiewohl in den einen und den andern gleich viele feierlich beſchworne und verkündete Worte zu finden ſind. Nicht ohne Unruhe ſuchte ich, ob unter den Namen der teutſchen Fürſten, welche bei ihresgleichen um etwas beträchtlichere, etwas reichere Entſchädigungen ſich bewerben, auch Ihr ehrwürdiger Name erſcheinen würde. Bisher war er nicht darunter, und möge es dabei bleiben! Mögen Sie nie Unterthanen haben, die es wider ihren Willen

*) Zur Ehre der Teutſchen. Es iſt keine Fiction!

B.

wären; die Ihnen von Leuten zugewiesen würden, welche kein Recht über sie hätten! Ich will mich hüten, Ausdrücke zu gebrauchen, die man romanhaft finden könnte; ich will nicht jammern über das Loos dieser Völker, die man verkauft, verschenkt, vertauscht, als wären es Heerden. Am Ende gilt es diesen vielleicht ziemlich gleich, ob sie von diesem Herrn oder von jenem abhängen. Der Esel in der Fabel sagt:

Unser Feind ist unser Herr.

Vielleicht hätte er, wenn sich die Gelegenheit dazu gefunden hätte, gesagt: Unser Herr, wer es auch seyn mag, ist unser Feind. Doch scheint es mir, auch abgerechnet, daß es bessere und schlechtere Herren giebt, als ob ein gewohntes Joch weniger beschwerlich zu tragen seyn müßte, als ein neues. Mir ist es mit meinen Gouvernanten so gegangen. Meine Cousine ist anderer Meinung; sie erinnerte sich in einem solchen Falle eines großen Königs, der bei Gelegenheit der Ernennung einer Hofdame sagte: so haben wir doch wenigstens eine neue Gans! Wenn manches Volk befragt würde, vielleicht wäre es ihm auch recht, wenigstens einen neuen Tyrannen zu haben.

Es kann kommen, daß ich es ein andermal wieder wage, auf diesen Gegenstand zu kommen; für jetzt

eile ich, meinen Brief wegzuſchicken. Sie können nicht frühe genug wiſſen, mein theurer Vater, wie ſehr Ihrer Tochter daran gelegen iſt, daß Ihre Entſchädigungen nicht durch Bewerbungen vermehrt werden möchten, die Ihrer unwürdig wären — Ich hätte bald geſagt: Unſer unwürdig, wenn mich nicht etwas Scham zurückgehalten hätte, von der ich nicht weiß, ob ſie an ihrer Stelle iſt, oder nicht. Mit zärtlicher Verehrung umarmt ſie

Ihre Emilie.

2.

Mein vortrefflicher Vater hat mir geantwortet! Es macht mich ganz ſtolz. Ich werde recht bedacht ſeyn, ſeiner weiſen Ermahnung zur Klugheit und Zurükhaltung zu folgen. Es würde mir in meinen Jahren nicht ziemen, wenn ich mich damit abgäbe, große Herren zu tadeln. Zu größerer Sicherheit — denn die Zunge läuft manchmal davon, ohne daß man es weiß — will ich kein Wort mitſprechen, wenn von den Entſchädigungen und von Regensburg die Rede iſt. Allerdings kann es Fürſten, die eine zahlreiche Familie haben, ſchwerer werden, als meinem Durchlauchtigen Vater, bei dieſer Gelegenheit zwiſchen dem Würdigſten und dem Nüzlichſten zu wählen. Doch

meine ich, wenn ich auch zehn Brüder und eben ſo viele Schweſtern hätte, ſo würde ich nicht anders denken als jetzt.

Da Sie mir erlauben, Ihnen ganz und in allen Dingen zu ſagen, wie es mir um das Herz iſt, ſo nehme ich auch die Romane, wegen deren mir Vorwürfe gemacht worden ſind, in Schutz, und ich wage es ſogar zu behaupten, daß ihr vornehmſter Nachtheil nicht einmal immer einer iſt. Freilich mag die Wendung des Gemüths, die man romanhaft nennt, der vollkommenen Richtigkeit unſerer Anſichten ſchaden. Iſt aber dieſe vollkommene Richtigkeit auch möglich? Sind die Gegenſtände, auf welche es ankommt, nicht ſehr oft unſicher, ſchwankend, beweglich? — Durch die ſchwebenden Wolken, die uns umgeben, erblickt der eine einen hohen Thurm, der andere nur eine winzige Hütte; beide irren, oder können ſich irren, doch gefällt mir der Irrthum, die Gegenſtände zu vergrößern und zu verſchönern, beſſer als der entgegengeſetzte. Don Quixotte's Thorheit hat etwas Angenehmes für mich, und wenn ſie ſich für irgend Jemanden ſchickt, ſo iſt es für Menſchen unſerer Art. Meine Couſine hat mehr Verſtand als ich; ihr begegnet es nie, ſchöne Dulzineen zu ſehen, die ſich damit beſchäftigen, Perlen zuſammen zu reihen; wenn ſie mich aber nöthigen will, nichts zu ſehen als was wirklich da iſt, ſo

ärgre ich mich, und was ſie ſieht, iſt auch nicht immer das, was wirklich da iſt. Kommen mir Erbſen wie Perlen vor, ſo mag es ſich auch wohl treffen, daß ihr Perlen wie Erbſen vorkommen. Man ſagt mir, es würden ſchon Leute genug mich nöthigen, von meinen ſchönen Täuſchungen zurükzukommen; dieß ſcheint mir aber kein Grund, warum ich eilen ſollte, ſie ſelbſt zu zerſtören. Ich kann mir noch eine Zeit lang das Vergnügen gönnen, unter den zweifelhaften Bewegungsgründen einer Handlung den edelſten vorauszuſetzen — ſieht es wirklich in der Welt ſo aus, wie man mir es vorzuſtellen bemüht iſt, ſo werde ich nur zu früh ſo weit kommen, überall den eigennützigſten Bewegungsgrund vorauszuſetzen. Iſt es nicht wahr, mein Vater, daß Telemach der eigentliche Roman der Fürſten iſt? Wurde er nicht ganz abſichtlich für die Fürſten gedichtet? Iſt aber jemals ſeinem Verfaſſer vorgeworfen worden, daß er ihnen ein ſchädliches Geſchenk gemacht hätte? Immerhin mochte ihn Ludwig der vierzehnte den chimärenreichſten Kopf ſeines Reichs nennen, immerhin mochte er ihn verbannen; jeder Leſer ruft ihn aus ſeiner Verweiſung zurück; jeder Fürſt, der ſeines Standes würdig iſt, möchte von dieſem chimärenreichen Kopfe erzogen worden ſeyn; man ſucht einem jeden ſeiner Gedanken auf die Spur zu kommen; man ſtudiert ſeine Lebensgeſchichte; man möchte errathen

was er gethan haben würde, wenn er länger gelebt, wenn sein königlicher Zögling den Thron bestiegen hätte.

Ich mache mir beständig den Roman meiner Zukunft. Dieser Roman ist bald frölich, bald traurig; aber seine Begebenheiten sind immer Telemachs und Ihrer würdig. In einem folgenden Briefe finden Sie vielleicht einige von den Lieblingsfantasien

Ihrer Emilie.

3.

Von meiner frühesten Kindheit an, war ich damit beschäftiget, Plane zu machen, die aber gröſtentheils nichts Romanhaftes hatten. Gewöhnlicher Weise richtete ich irgend eine öffentliche Anstalt ein, und warf sie wieder um, um sie anders einzurichten, so wie mir etwas Neues durch den Kopf gieng. Ich zeichnete Risse zu Gebäuden, ich kleidete die Mädchen; ihre verschiedenen Classen bezeichnete ich durch Bänder, durch Kleidung und Kopfputz von verschiedenen Farben und Gestalten. Ich ließ mir auch die Strafen und Belohnungen angelegen seyn, ich gab und nahm Ehrenmünzen. Oft stiftete ich auch Hospitäler, in welchen Kinder und alte Leute allerhand Unterstützung fanden. Meinem Alter gemäß ließ ich mich um das Wesentliche unbekümmert, und gab mich recht ge-

nau mit den Kindereien ab. Was aber meine ersten, wirklich romanhaften Plane anbelangt, so hatten diese einen Gegenstand, der sie gewiß aller Ehren werth machte. Sie, mein Vater, waren dieser Gegenstand. Ich hörte von einer schönen, liebenswürdigen, tugendhaften Prinzessin sprechen; ich stellte mir vor, sie müßte vollkommen seyn, und ich bestimmte sie Ihnen zur Gattin. Ich habe eine Menge Briefe geschrieben, um Sie zu bereden, daß Sie um diese Prinzessin freien möchten. Ich ersann mir Hinderniſſe, und strebte sie zu beseitigen. In einem von meinen Briefen beschwor ich Sie, auf mich keine Rükſicht zu nehmen, und zur Vermehrung des Witthums, das Sie meiner Stiefmutter anbieten würden, die Güter anzunehmen, deren Eigenthum mir durch den Tod meiner Mutter zufiel. Ich machte mich verbindlich, die Schenkung zu bestätigen, sobald ich majorenn seyn würde. Und was that ich nicht den reizenden Kindern zu Liebe, die ich geboren werden und wachsen sah — besonders Ihrem ältesten Sohne, dem kleinen Erbprinzen zu Liebe? Ich war seine Wärterin, seine Bonne, seine Gouvernantin; ich lernte lateinisch um es ihn zu lehren; endlich erklärte ich ihm den Telemach, und damit war alles erschöpft, was ich für ihn vermochte.

Sie haben keinen meiner Briefe gesehen; ich getraute mir nicht, sie Ihnen zu geben. Sie wissen

auch nicht; von welcher Prinzessin ich spreche, denn ich getraute mir nie, ihrer zu erwähnen. Hören Sie aber, wie sich der Roman endigte, wie meine Vernunft, die wirklich auf Abwege zu gerathen anfieng, mir wiedergegeben wurde. Ich gab mir alle Mühe, ich bezahlte, ich ließ schreiben, bis ich mir ein Porträt verschaffte, das aber wenig Sanftes zu versprechen schien. In einem zweiten Porträt fand ich Koketterie, und einen Zug von Unwahrheit. Ein drittes — erschröckte mich gar, um Ihretwillen, um meinetwillen, um der Kinder willen die ich zu erziehen gedachte. Damit war es aus; ich ließ den Gedanken fahren, mir eine Stiefmutter zu geben.

Nun aber, mein Vater — sagen Sie selbst, worin mir mein Roman nachtheilig gewesen seyn sollte? ob er mir nicht vielmehr auf alle Weise nüzte? Er hatte mich gelehrt, wie sehr ich Sie liebe, zu welchen Opfern ich fähig wäre. Und ich bin es noch, mein Vater! Wozu ich mich in meinem romanhaften Fantasieen verbindlich machte, dazu bin ich immer noch bereit. Ich habe mich in mehrern Dingen auf die Probe gesezt; ich habe Entbehrungen von mir verlangt, und sie gut ertragen. Es giebt sogar Entbehrungen, deren Gewohnheit ich angenommen habe, und noch erfülle ich Gesezze, die ich mir in jenen Zeiten meiner Ueberspannung vorgeschrieben hatte. Sez

zen Sie, mein Vater, ſezzen Sie nur den Muth, die Zärtlichkeit, die Ergebung Ihrer Emilie auf die Probe.

4.

Was eine romanhafte Stimmung — die doch wohl im Grunde nichts anders iſt, als die Neigung, ſich nach wahren oder erdichteten Karakteren, für welche man Bewunderung empfindet, zu modeln — was eine ſolche Stimmung oder Neigung bei Andern hervorbringt, weiß ich freilich nicht beſtimmt; mich aber fühle ich zu allem, was groß und ſchön iſt, angetrieben, und zugleich auch innerhalb des Vernünftigen und Rechtſchaffenen zurükgehalten. Seit einiger Zeit drängt man ſich nach Paris; die einen wollen Gemälde ſehen, andere gelüſtet es nach Feſten und Ceremonien, wieder andere möchten den Anblik eines außerordentlichen Menſchen haben. Das eine und das andre hat wohl auch auf Augenblicke meine Neugierde rege gemacht. Doch fiel mir bald ein, daß ſie ſo kindiſch als koſtſpielig ſeyn möchten, und um ein für allemal bei einem Entſchluße ſtehen zu bleiben, erholte ich mich Raths bei gewiſſen hohen Perſonen, die ich als Mahner und wohlwollende Aufſeher um mich zu

haben pflege. Das Mittel hat angeſchlagen. Ich bin feſt überzeugt geblieben, daß es der Penelope nie eingefallen war, ihr kleines Reich zu verlaſſen, um den König der Könige, Agamemnon, zu beſehen, oder Klytemneſtern ihre Aufwartung zu machen. Und es waren doch ſchöne Trophäen vom unglüklichen Ilion heimgebracht worden, und es gieng zu Argos weit prächtiger zu, als auf Ithaka. Auch um den, von ſeinen Kriegen in Aſien zurükgekehrten Alexander zu betrachten, würde keine Penelope ſich von ihrer Heimath entfernt haben. Beſcheidenheit und Stolz müſſen ſich vereinigen, um eine Fürſtin an ihre Hausgötter zu binden. Es ziemt ihr nicht, irgendwo die Menge zu vermehren; es ziemt ihr nicht, ihre Hände zum Klatſchen zu erheben, wo ſie nicht befugt iſt, zu urtheilen. Alles was nach Schmeichelei ſchmekt, iſt ihrer unwürdig. Der laute Ausruf des Erſtaunens und der Bewunderung, der den Frauen überhaupt übel anſteht, iſt bei ihr im höchſten Grade unſchiklich. Nun — was der Penelope nicht einmal in den Sinn gekommen wäre, das muß Emilie, nachdem ſie es im Sinne hatte, unterlaſſen, und ihr Vater wird durch keine unbeſcheidene Bitte behelligt werden.

Ich bin in dieſem Augenblicke mit einer Arbeit beſchäftigt, die den großen Saal Ihrer Lieblingsreſidenz ſchmücken ſoll. Ich hoffe, Sie werden ei-

dung, daß er ſie in dem Landhauſe der Danae zu Smyrna geſehen habe. Allein er konnte ſich ſo wenig vorſtellen, wie ſie von dem Orte, wo er ſie vor zweyen Jahren geſehen hätte, hieher gekommen ſeyn ſollten, daß er für weniger unmöglich hielt, von ſeiner Einbildung betrogen zu werden. Zudem konnte ja der nämliche Meiſter unterſchiedliche Copien von ſeinen Stüken gemacht haben. Aber wenn er wieder die Augen auf ein Stück heftete, welches die Göttin Luna vorſtellte, wie ſie mit Augen der Liebe den ſchlafenden Endymion betrachtet -- ſo glaubte er es ſo gewiß für das nämliche zu erkennen, vor welchem er in einem Garten Saal der Danae zu Smyrna oft Viertelſtunden lang in bewundernder Entzückung geſtanden, daß es ihm unmöglich war, ſeiner Ueberzeugung zu widerſtehen. Die Verwirrung, in die er dadurch geſetzt wurde, iſt unbeſchreiblich -- Sollte Danae -- aber wie könnte das möglich ſeyn? -- Und doch ſchien alles das Sonderbare, was ihm Critolaus von der Dame dieſes Hauſes geſagt hatte, den Gedanken zu bekräftigen, der in ihm aufſtieg, und den er ſich kaum auszudenken getrauete. Die ſchöne Danae hätte zufrieden ſeyn können, wenn ſie geſehen hätte was in ſeinem Herzen vorgieng. Er hätte nicht erſchrockner ſeyn können, vor das Antlitz einer beleidigten Gottheit zu treten, als er es vor dem Gedanken war, ſich dieſer Danae darzuſtellen, welche er ſeit geraumer Zeit gewohnt war, ſich wieder ſo unſchuldig vorzuſtellen, als ſie ihm damals, da er ſie verließ,

niges Wohlgefallen finden, an der Geſchicklichkeit und dem Fleiße

Ihrer Emilie.

---

§.

Ich hörte, dünkt mich, einſt von einem Projekt des ewigen Friedens ſprechen. Ich weiß nicht recht, von wem das Projekt herrührte; es mag leicht romanhaft nnd chimäriſch geweſen ſeyn — gegenwärtig ſcheint es aber, als hätte man ein Projekt des ewigen Krieges gemacht, und dieſes würde nur zu leicht in Erfüllung zu bringen ſeyn. Lange wird der Groll derer dauern, welche die Koſten der Entſchädigungen hergeben mußten, lange der Neid derer, welche mit geringeren Entſchädigungen bedacht wurden, als Andere, lange das Nachtragen derer, welche durch die Bewerbungen und zum Beſten Anderer bevortheilt wurden. Es bemerkte neulich jemand, daß Schleſien für Preußen eine ſehr ſchöne, aber ſehr theuer bezahlte Erwerbung geweſen wäre — nicht des Krieges wegen, durch welchen es erobert wurde, ſondern wegen der Feindſeligkeit, die ſich von der Zeit an erhielt, die ſich in alle nachmaligen Zwiſtigkeiten einmiſchte, und ſie giftiger machte. Mein theurer Vater, laſſen Sie uns kein Kleinod Schleſien erwerben, laſſen

Sie uns in ewigem Frieden mit unſerm Nachbarn leben.

Emilie.

6.

Alles beginnt, ſagt der große Redner Boſſuet im Eingange ſeiner Weltgeſchichte. Indem er fortſchreibt, beweiſt er, daß Alles wechſelt, und wir können vorausſehen, daß einſt Alles zerſtört werden wird. In unſerm Vaterlande gibt es nun ſchon Veränderung genug. Noch einen Krieg, noch eine Vermittelung, ſo wird Niemand ſeine alten Herren, ſeine alten Unterthanen, ſeine alten Verhältniſſe mehr kennen. Wer vermöchte dann wohl, unter ſo vielen Trümmern, Emilien von * * *, ihre Anſprüche, ihre Hoffnungen, aufrecht zu erhalten? Bleibt aber irgend ein Andenken von ihr übrig, ſo ſage man wenigſtens von ihr:

Auch fallend wußte ſie, ſich ihren
Platz zu wählen —

und dieſer ſoll anſtändig und würdig ſeyn!

Ich höre eben, daß davon die Rede iſt, uns aus einer Gegend zu vertreiben, deren Glück wir

machten. Geben Sie nach, mein Vater, widerſtehen Sie nicht, weichen Sie der Gewalt. Aber ſchlagen Sie aus, was man Ihnen etwa anbieten möchte. Nehmen Sie es an, ſo würden Sie das Recht, zu nehmen und zu geben, anerkennen. Schlagen Sie Alles aus, und rechnen Sie auf die Liebe, die Sorgfalt, den Muth Ihrer Tochter. Was ſie beſitzt, gehört Ihnen. Was ſie vermag, wird ſie für Sie vermögen. Entbehrung wird ihr zum Genuß, Mühe zur Freude werden!

Emilie.

Den 20ſten Oktober 1802.

IV.

Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarn's neueſte Kultur und Literatur.

Ueber die katholiſche Biſchöfe in Ungarn, iſt von der königl. ungariſchen Statthalterei auf königlichen Befehl den 6ten Juli 1802 ein neues ſehr geſchärftes Cenſuredict ergangen. Es wird in demſelben geſagt, daß Seine Majeſtät mit Mißfallen vernommen hätten, daß, ohngeachtet des ſchon beſtehenden ſtrengſten Ver-

bots, dennoch auf öffentlichen Bibliotheken verbotene Bücher zum Lesen mitgetheilt würden —; Seine Majestät hätte daher aufs neue befohlen, den Besitzern, Directoren und Kustoden öffentlicher Bibliotheken wieder aufs strengste einzuschärfen, Werke die auf irgend eine Art der Religion, Moralität, und dem Staate zuwider sind, und welche dem einreissenden Revolutionsgeist zufolge (juxta invalescentem revolutionis spiritum) gefährliche Grundsätze enthalten, z. B. die Werke des Voltaire, Rousseau, Helvetius und vieler anderer, niemand anders zu reichen, als solchen, die Kraft ihres Amtes und von Seiten ihres Lehrstuhls zur Widerlegung solcher Grundsätze oder zur Vertheidigung der guten Sache der Religion und des Staats, derselben benöthigt wären; darnach hätten sich also die Bischöfe zu richten. — In den österreichischen Provinzen ist eine ähnliche Censurverordnung erschienen. —

Der um vaterländische Literatur sehr verdiente Professor Ludwig von Schedius, hat in diesem Jahre abermals herausgegeben: ein „Allgemeines Verzeichniß der inländischen Bücher, welche seit dem Jahre 1802, bis auf den Pesther Josephi-Markt, des 1802 Jahres, entweder ganz neu gedruckt, oder verbessert, oder sonst wieder erschienen sind; Pesth

bei den Gebrüdern Kilian, 34 S. 8.“ Schon die geringe Bogenzahl dieſes Peſther Meßkatalogs deutet darauf, daß in Ungarn wenige Schriften erſcheinen. Wem indeſſen die mancherlei Hinderniſſe der Literatur in Ungarn bekannt ſind, wird ſich darüber nicht wundern. —

Der ungariſche Graf Franz von Szécſényi (Szécſényi, l. Seetpsceuji) K. K. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, ein verdienſtvoller Patriot und einer der erſten Muſageten unter ſeinen Zeitgenoſſen,*) hat dem Kaiſer mit ſeiner, durch unermüdeten Fleiß und mit großen Koſten ſeit vielen Jahren geſammelten, Ungarn und deſſen Nebenländer betreffenden Bibliothek ein Geſchenk gemacht. Dabei iſt jedoch dem edeln Grafen geſtattet, daß ſeinem Verlangen gemäß dieſes vaterländiſche Muſeum zum öffentlichen Gebrauche auf der ungariſchen Peſther Univerſität in einem beſondern Saale des Bibliotheksgebäudes unter der Aufſicht eines eigenen Kuſtoden aufgeſtellt werde. Den 15ten Auguſt wurde in Waitzen das ungariſche Taubſtummeninſtitut durch den zur zweckmäßigen Einrichtung deſſelben ernannten königlichen Commiſſair Anton Almaſy de

Alſo

*) Vergl. im N. J. M. 1802. Juli, den Aufſatz: „Graf Franz Szecſenyi.“

Zsádany, und den ungarischen Statthalterei-Sekretär Török Szent Miklós feierlich eröffnet.

Auf dem ungarischen Reichstage zu Preßburg erschien folgendes wichtige Werk: „Merkantilische Bemerkungen und Vorstellungen in Bezug auf das Königreich Ungarn mit den angränzenden österreichischen Staaten betrachtet. Einer hochlöbl. im Commerzwesen angeordneten Reichsdeputation, durch den ungarischen Handelsstand der Preßburger, Pesther, Ofner und Raaber Handelsleute im Monat Juni 1802 unterthänigst eingereicht.“ Preßburg bei Landerer 216 S. 8.

Von Martin Schwartners (Professors der Diplomatik auf der ungarischen Universität zu Pesth) auch im Auslande sehr geschätzter Introductio in artem diplomaticam praecipue hungaricam, (erste Ausgabe Pesthini 1790 in 8) ist ohnlängst eine neue sehr verbesserte Ausgabe erschienen. — Fuchs (Professor der Philosophie am evangelischen Gymnasium in Leutschau im Zipser Komitat) gibt ein Naturrecht heraus. Er ist bereits durch die Herausgabe einer Logik bekannt. — An der „Geschichte der Stadt Käsmark“ von Christian Genersich, und an dem zweiten Theile der Wächterschen „Bibliothek zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den

österreichischen Staaten" wird noch gedruckt. Ich rechne das lezte Werk zu den ungarischen Schriften, weil der Herausgeber, Konsistorial-Rath Wächter in Wien, ein Ungar ist, und die meisten Mitarbeiter auch Ungarn sind. — In dem lezten Stück der ungarischen Zeitschrift des Prof. Ludwig von Schedius, steht ein trefflicher Aufsatz über Johann Zapolya von dem gelehrten Ungar Christian von Engel in Wien.

Es scheint, daß dem neuen chemischen System des ungarischen Gelehrten Winterl's (Professor der Chemie und Botanik an der Pesther Universität, correspondirenden Mitgliedes der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen ꝛc.), das er in seinem Werke: Prolusiones in chemiam seculi decimi noni bekannt machte, und dessen Prüfung im Auslande bis jezt noch fast ganz vernachläßigt wurde, eine allgemeinere Bekanntmachung und gründliche Prüfung in Teutschland bevorsteht. D. Oerstedt hat nämlich zu diesem Zwecke auf die Ostermesse 1803 folgende Schrift angekündigt: „Materialien zu einer Chemie des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Joh. Christian Oerstedt; erstes Stück, Ostermesse 1803. 8. Regensburg in der Montag- und Weissischen Buchhandlung. — Winterl ist übrigens schon durch mehrere chemische Ent-

deckungen und Aufsätze in teutschen Zeitschriften im Auslande rühmlich bekannt.

Karacs fährt fort, sich durch seine Landkarten um Ungarn verdient zu machen. Auch in Teutschland, wohin einige Exemplare gekommen sind, werden sie geschäzt.

Der Ungar, Jakob Glatz, Lehrer in Schnepfenthal, fährt fort, durch Herausgabe von guten Jugendschriften sich um Teutschland verdient zu machen *). Er wird wahrscheinlich nächstens in sein Vaterland zurückkehren. — Es wäre sehr zu wünschen, daß er nun seine gereiften pädagogischen Erfahrungen in seinem Vaterlande zu realisiren Lust hätte. —

D a

*) Unter der Anzahl von Taschenbüchern, wodurch der Buchhandel in den lezten Monaten des Jahres jezt beinahe nur zu einer Bilder- und Trödelbude herabsinkt, und dann zu soliden Unternehmungen weder Geld noch Leser findet, verliert sich leicht ein gutes und zweckmäßiges Buch, wie des verdienten Hn. Glatz Taschenbuch für Teutschlands Jugend aufs Jahr 1803. (Mit sechs Kupfern und einem Prospect von Schnepfenthal; Fürth, Literaturbüreau). Der Zusaz auf dem Titel: zur Unterhaltung, Belehrung und Veredlung, ist hier kein lügenhaftes Aushängeschild. Auch sein Erzählungsbuch (Altona, Hammerich) und seine Reisen in fremde Welttheile, könten mit Recht zu Lesebüchern für die Jugend empfohlen werden.

B.

Ueberhaupt leben jezt in Teutſchland mehrere verdienſtvolle Schriftſteller aus Ungarn, z. B. der Freiherr und berühmte Aſtronom Franz von Zach, Direktor der Sternwarte auf dem Seeberge, die immer mehr eine wahre aſtronomiſche Schule wird, wie ſie noch nirgends vorher exiſtirte, Profeſſor Schröckh in Wittenberg (der zwar in Wien geboren iſt, aber in Preßburg erzogen wurde), Feßler (Profeſſor der Philoſophie in Berlin und Herausgeber der Eunomia, einſt ein ungariſcher Mönch in Wien und Preßburg, der aber ſeine Feſſeln bald zerbrach —), Friedrich Bauer (aus Preßburg, ehedem Mitglied des philologiſchen Seminariums in Göttingen, jezt beim Kriegsdepartement in Hannover angeſtellt).

Die Neugriechen, Illyrier (oder Raizen) und Zinzaren, die ſämmtlich dem griechiſchen Kultus ergeben ſind, laſſen ihre Söhne noch immer mit ausgezeichneter Vorliebe auf den evangeliſchen hohen Schulen ſtudiren, ob dies gleich die Katholiken mit ſehr ſcheelen Augen anſehen. So ſtudiert jezt auf dem berühmten Lyceum zu Käsmark ein ſehr wißbegieriger griechiſcher Diaconus aus Carlovicz die höheren Wiſſenſchaften. Die ſtudierenden Neugriechen in Ungarn zeichnen ſich überhaupt im Durchſchnitt durch Talente und Wißbegierde ſehr aus, und machen in dieſer Hinſicht ihren altgriechiſchen Ahnen keine

Schande; und unter den Neugriechen in Ungarn und den in den Feſſeln der türkiſchen Deſpotie ſchmachtenden Neugriechen, iſt in Hinſicht auf Kultur und Sittlichkeit überhaupt ein ſehr großer, und für erſtere ſehr vortheilhafter Unterſchied. — Von der königl. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen, iſt lezthin der Illyrier Stojkovits (Doktor der Philoſophie, und ehemals ein gelehrter Mitbürger der Georgia Augusta), der ſich ohnlängſt durch die Herausgabe einer Phyſik in illyriſcher Sprache um ſeine Nation ſehr verdient machte, zum correſpondirenden Mitgliede aufgenommen worden.

In Jena ſtudieren jezt 21 Ungarn, und 23 Siebenbürger, unter welchen 17 Sachſen ſind.

Von dem großen Patriotismus des um die Braunſchweiger Schulen ſehr verdienten Ungarn, Stephan Szelletzky in Braunſchweig, erzählt Glatz in ſeinem Taſchenbuche für die teutſche Jugend, für das Jahr 1803., S. 187 bis 196, einige ſehr intereſſante Züge. Segen über den braven Mann! — Der ungariſche Reichstag iſt den 30. Oktober von Kaiſer Franz II. mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten geſchloſſen worden, nachdem er ſechs Monate — alſo vier Monate über die durch die Geſetze beſtimmte Zeit — gedauert hatte.

verächtlich und haſſenswürdig ſchien. Allein das Verlangen ſie zu ſehen, verſchlang endlich alle andre Empfindungen, von denen ſein Herz erſchüttert wurde. Seine Unruhe war ſo ſichtbar, daß Critolaus ſie bemerken mußte. Agathon würde beſſer gethan haben, ihm die Urſache davon zu entdecken; aber er that es nicht, und behalf ſich mit der allgemeinen Ausflucht, daß ihm nicht wol ſey. Dem ungeachtet bezeugte er ein ſo ungeduldiges Verlangen, die Dame des Hauſes zu ſehen, daß Critolaus aus allem was er an ihm wahrnahm, zu muthmaſſen anfieng, daß irgend ein Geheimniß darunter verborgen ſeyn müſſe, deſſen Entwicklung er begierig erwartete. Inzwiſchen kam der Sclave, den ſie abgeſchickt hatten, ſie bey ſeiner Gebieterin zu melden, mit der Antwort zurück, daß er Befehl habe ſie in ihr Zimmer zuführen. Und hier iſt es, wo wir mehr als jemals zu wünſchen verſucht ſind, daß dieſes Buch von niemand geleſen werden möchte, der keine ſchönen Seelen glaubt. Die Situation, worinn man unſern Helden in wenigen Augenblicken ſehen wird, iſt vielleicht eine von den delicateſten, in welche man in ſeinem Leben kommen kann. Wäre hier die Rede von ſolchen phantaſierten Characteren, wie diejenige, welche aus dem Gehirn der Verfaſſerin der geheimen Geſchichte von Burgund, und der Königin von Navarra hervorgegangen ſind, ſo würden wir uns kaum in einer kleinern Verlegenheit befinden, als Agathon ſelbſt, da er mit pochendem Herzen und ſchwerathmender Bruſt dem

Scla-

V.

Fortschritte wahrer Religiosität und Aufklärung in Bayern.

München, im November 1802.

Der neue katholische Hofprediger heißt nicht — wie St. 6, S. 156 ein Druckfehler sagt: — Sterb, sondern Nerb. Er hatte sich, als der edle Fürst ihn berief, schon durch einige gedruckte Predigten — freilich nur im engern Kreise seines Vaterlandes sehr rühmlich bekannt gemacht. Wir sind berechtigt, von ihm bald größere und noch schönere Früchte des Fleisses und der regen, aufstrebenden Thätigkeit für die höhere Bildung der Menschheit zu erwarten: Produkte, die ihn auch dem größern Theile unseres teutschen Vaterlandes bekannt machen werden.

Von Hrn. Schmid, dem protestantischen Hofprediger, erhielten wir kürzlich eine Sammlung, die sich in mancher Rüksicht, unter der Menge neuerer Predigtsammlungen, sehr vortheilhaft ausnimmt, und worin besonders ein freundlicher, schöner und milder Geist wehet *). Eine protestantische Predigtsammlung aus München (aus Bay-

*) Predigten bei besondern Veranlassungen gehalten, München (und Sulzbach) bei J. E. Seidel.

ern) ist schon an sich eine Erscheinung, die die Aufmerksamkeit jedes nähern und entferntern Beobachters auf sich ziehen muß. Und nun eine so vorzügliche!

Noch haben die katholischen Prediger in München mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als der entferntere Zuschauer sich vorstellen mag. Es war sehr treffend gesagt, wenn Jemand kürzlich Bayern mit den Ansichten der Schweizer Bergkolossen verglich, wo zwischen wogenden Nebelsäulen starke Lichtstrahlen einfallen. Ja wohl! noch wogen hier Nebelsäulen. Und wenn Jean Paul die Bayern — „die „Engländer Deutschlands" nennt, so darf man zu der Stärke, Kraft und Derbheit, die er vor Augen haben mochte, wohl auch den Grad von trotziger Rohheit nehmen, der eine große Mehrheit des brittischen Volks charakterisirt. Sollten Sie es glauben, daß in München wegen eines Marienbilds, das reparirt ward, ein mächtiger Lärm und eine Art von Auflauf entstand? Das reparirte Bild war dem lärmenden Pöbel nicht mehr die alte — „Mutter Gottes." Besonders gegen den würdigen Prediger „bei unsrer Frau" Hrn. Jais, (einen Verwandten des verdienten Volksschriftstellers Jais), richtet sich die Wut, oder, wenn dies Wort zu hart klingt, der

polternde Eifer unſerer Frömmler und Frömmlerinnen. Der Mann vereinigt Klugheit mit Freimüthigkeit; und man ſieht und hört es ihm an, daß der rechte Geiſt, nicht Glanzſucht, oder das unreine Feuer gewiſſer Aufklärlinge, aus ihm auflodert. Ja, bei ſeiner lichten Denkart beſitzt er einen eignen Ausdruck von Frömmigkeit, eine eigne Salbung, alſo das, was ſonſt einen Prediger dem Volke beſonders angenehm macht. Gleichwohl iſt beſonders dieſer Mann dem ſich orthodox dünkenden Haufen ein Dorn im Auge. So ſtark iſt das Volk durch die vorhergehenden Kapuzinaden u. dgl. verbildet *)! Wozu allerdings die geheimen Einflüſterungen einiger, im Finſtern umherſchleichender, Pfaffen nicht wenig beitragen. — Es fehlte wenig, daß er nicht einmal ſchon öffentlich in der Kirche beſchimpft wurde; es gab wirklich tolle Weiber, die lautmurrend über ihn loszogen, die, als er von der Kanzel herabgeſtiegen war, ihm nachrannten, und ihn mit dem

*) Der würdige Rektor (des Gymnaſiums) und Prof. Lechner, hat ehemals als Prediger an der Frauenkirche ſchon manches Saamenkorn des Beſſern gepflanzt, und glücklich, ſo weit ihm ſeine Lage (unter der vorigen Regierung) dies erlaubte, für das reine praktiſche Chriſtenthum gearbeitet. — Von dem Unfuge, welchen vorhin Mönche als Prediger in München trieben, von ihrer Rohheit, ihren Kunſtriſſen .... ſehe man ein recht charakteriſtiſches Gemählde in Häberlins freimüthigem Staatsarchiv, H. 25, S. 104.

Nägeln, wie mit den Schnäbeln, anzugreifen droh-
ten. — Erſt kürzlich ereignete ſich wieder ein ſkur-
miſcher Auftritt. Hr. Jais hatte geſagt: „es
gäbe nur Eine Mutter Gottes — im Himmel; und
dieſe ſtecke nicht in den verſchiedenen Bildern, die
wir auf Erden von ihr haben; die Mutter Jeſu ſey
ſelbſt ein Geſchöpf Gottes, ſie könne alſo aus eigner
Kraft nicht helfen" u. dgl. Schon dieſes klang in
den Ohren des idolatriſchen Pöbels (oder milder
und vielleicht beſſer: des irregeleiteten Volkes) kezze-
riſch, gottesläſterlich. — Das ſind unſere Mönche-
zöglinge, das die Früchte der ehemaligen Volksbil-
dung!! Fürwahr, es giebt keinen ſprechendern, prak-
tiſchen Beweis, wie nothwendig es war, die Ordens-
geiſtlichen (en masse) von der ſittlichen und religiö-
ſen Bildung des Volkes, oder wie man hier ſagt,
von der Seelſorge, und insbeſondre von den Kanzeln
zu entfernen!

Denken Sie indeß nicht, mein Freund, daß es
unter der Bürgerſchaft Münchens keine aufgeklärten
Männer gebe, und daß nicht im Ganzen ſchon ziem-
lich viel Licht verbreitet ſey. Auch hier gibt es ein-
fallende Lichtſtrahlen unter wogenden Nebelſäulen! —
Es braucht Zeit, bis das gute Ferment die ganze
Maſſe durchwirkt. Und dabei iſt auch nicht zu läug-
nen, daß unter Mehrern, beſonders da, wo man

ſich den höhern Ständen nähert, der Baſtard Aufklärerei *) ſein loſes und ſchnödes Spiel treibt. Wie überall nach einer abergläubiſchen Erziehung, und wo nur die rohen oder läppiſchen Erſcheinungen des Mönchthums und der Pfafferei den hellern aufſtrebenden Kopf unaufhörlich zum Spott und zum Widerſtande reizen; ſo ward denn auch hier durch den Anblick ſolcher Szenen, und durch das ſtäts rege Gefühl der Indignazion über frühere Täuſchung ſo Mancher auf das andre Extrem hinausgetrieben. Und wie leicht findet bei dem freien Denken die Leidenſchaft ihre Rechnung, wie leicht geſellt ſich dazu das freie Leben! Es ſcheint daher in dieſem Lande Bedürfniß für die Freunde der guten Sache, der Aufklärerei nicht minder als den Attentaten der Verfinſterer entgegenzuarbeiten. Doch findet man auch ſolche, die ihr Herz bewahrten, und deren Kopf nur jener Anblick zu weit führte. So erfuhr ich, daß Einer und der Andre ſogar durch die — natürliche Geſchichte des großen Propheten von Nazareth zu mildern Urtheilen über das Chriſtenthum, und einigermaßen ſelbſt zur moraliſchen Würdigung deſſelben geführt wurde; die moraliſche und rein menſchliche Seite, welche dieſes Buch

*) Einſeitige, negative After-Aufklärung.
D. Einſ.

an Christus und seiner Religion hervorhebt, traf ihr besseres Herz, und hob das Vorurtheil, welches sie auf dem Wege ihrer aufklärenden Lektüre u. s. w., dagegen gefaßt hatten.

Was gegenwärtig in Bayern, vornemlich bei den öffentlichen Lehrern, besonders nöthig ist, und was vielleicht nicht überall hinlänglich beherzigt wird; dieß ist Reinheit des moralischen Charakters, und ein gewisser Takt der Klugheit: daß man nicht mehr Licht gebe, als der Hörer zu tragen vermag, und keine alte Stütze wegnehme, ehe man eine bessere herbeigeschaft hat! Ueberhaupt kann nur moralische Aufklärung — die als solche vom Positiven (Reellen) ausgeht — die Menschheit zum Bessern führen. Es wäre ein wahres Unglück, wenn da oder dort, auf Kanzeln oder auf Kathedern, Männer angestellt würden, deren Talent auf das Unmoralische ihres Charakters einen Schimmer würfe, und die ungebildetere, nachäffende Jugend zum bloßen Verwerfen, zum Schimpfen und zu gleichen, unsittlichen Streichen hinrisse. Freilich unsern Finsterlingen (deren Partei im Lande noch größer und mächtiger ist, als man im Auslande denkt!) unsern Schwarzkünstlern, besonders den feinern, würde gerade diese Erscheinung recht willkommen seyn; sie würden jede Blöße, jeden Mißgriff, jede unsittliche Aeuße-

rung freudig aufgreifen, sie umher bieten, vergrößern, und dadurch auf die öffentliche Meinung wirken, um die Reaction, an der sie bereits arbeiten (und die auch schon mancher, vielleicht zu furchtsame, Freund des Guten besorgte), endlich zu Stande zu bringen. Jedoch da wird uns der gute Genius Bayerns, und unser preißwürdiger Kurfürst, das Gute nicht blos lebhaft, sondern auch standhaft wollend, bewahren.

Eben jene Ausbrüche der Unzufriedenheit in der Hauptstadt und in einigen Gegenden des Landes, aus Veranlassung der bekannten Feiertags- und Wallfarthsverbote, gaben den Gegnern der Regierung Muth, ihren Plan stärker als je zu betreiben. Es gehören aber dazu nicht blos die Finsterlinge, sondern auch einige exaltirte Köpfe, in denen übertriebene Freiheitsideen spuken. Diese machen zwar nicht gemeinschaftliche Sache mit jenen; aber sie sehen dem Getriebe derselben ruhig zu, und hoffen das Resultat für sich zu benuzzen. Natürlich lauert auch bei Manchem hinter den Freiheitsideen arger Dünkel, oder beleidigter Stolz. — Planmäßig arbeiten nun die Finsterlinge dahin: die große Masse gegen Professoren und Prediger zu gleicher Zeit aufzuhezzen, und .... durch Rebellion, die Regierung zur Entfernung der verhaßten Aufklärer zu zwingen.

Ein Kunſtgriff z. B., den man anwendet, beſteht darin, daß man auf mancherlei Weiſe, durch geheimes Einflüſtern und durch einzelne, laute, hingeworfene Worte, das Volk mit der Idee vertrauter zu machen ſucht: „es müſſe nur den neuen Predigern, „den Aufklärern, Niemand mehr in die Predigt gehen, dann mögen ſie den leeren Bänken predigen, „dann werden ſie ſchon aufhören, und der Kurfürſt „werde ſich gezwungen ſehen, die alten, gutkatholiſchen Prediger zurückzurufen.“

Dieſem Geiſte der Obſkuration verdanken auch zwei Schmähſchriften, die hier kürzlich erſchienen ſind, ihr Daſeyn. Der Name dieſer Pasquille ſoll unter uns nicht genannt werden. Nur dies will ich bemerken, daß eine plumpe Ungerechtigkeit mit einer rohen Unwiſſenheit darin wetteifert. Indeß waren dieſe Schriften dem Inhalt und der Sprache nach ſo beſchaffen, daß ſie nicht allein bei dem anſehnlichen Chor der Obſkuranten lauten Beifall fanden, ſondern auch bei Einem und dem Andern, der ſonſt beſſer dachte, wenigſtens zum Theil Eingang gewannen. War es bei den letztern darum, weil ihnen von der andern Seite gerade irgend eine unreife Frucht der Aufklärerei noch einen bittern Nachgeſchmack verurſachte, oder eine Erſcheinung vorſchwebte, die ihren zartern Sinn für das Heilige be-

leidigt hatte? — Der Hauptangriff war gegen den würdigen Rektor Weiller gerichtet, eine muthige und kraftvolle Rede: *) „Ueber den Unglauben, der in unsern Schulen gelehrt wird," hatte gleichsam die Losung gegeben. — Niemanden waren jene Schmähschriften willkommner, als der berüchtigten Jesuiten- und Obskurantenpartei im Bisthum Augsburg; laut war hier die Freude, laut der Triumph, zum auffallenden Beweise, daß jene Finsterlinge („Hypokriten") in Bayern mit diesen Helden des Hochstifts Augsburg im Geiste verbrüdert sind. Es steht zu erwarten, daß, so wie dies Hochstift nun demselben Herrn zufallen wird, beide sich förmlich mit einander verbinden werden. Aber wirkten sie nicht vorhin schon (unter Karl Theodor) mit vereinten Kräften? Und wie mancher würdige Mann litt unter dem Fußtritt dieses schwarzen Phalanx.

Dies ist begreiflich; aber was würden Sie dazu sagen, wenn die jesuitischen Obskuranten mit unsern neuesten Philosophen (?) Allianz machten? Hier ein komisches Intermezzo, mein Freund, — etwas, das

*) Das erste Gesetz der Billigkeit ist, jeden Schriftsteller nach seiner Lage zu beurtheilen!

D. Eins.

mir eben ein Freund mittheilte. In der kleinen Schrift: „Die Philosophie mit Obskuranten und Sophisten im Kampfe ꝛc.“ (Ulm. in der Wohlerschen Buchhandl. 1802), steht auch der Anfall, welchen nemlich eine gewisse Schule, man weiß nicht warum, auf unsern Prof. Salat gemacht hat: dadurch hat der ungenannte Herausgeber den Feinden desselben in Augsburg ein hohes Fest bereitet. Das war eine Freude! Diese Schmähungen, diese Schimpfreden waren ihnen aus der Seele genommen. Die Noten des Herausgebers, womit er selbige zurückwies, ließ man natürlich ungelesen, wiewohl man ohne ihn jenen Anfall wahrscheinlich nie erfahren hätte; denn diese Leute lesen von der neuern Literatur, zumal der philosophischen, wenig oder nichts.

Ganz besonders ergötzte und belustigte sich an diesem Anfalle ein geistl. Rath und Fiskal: „Der Sch — g, sagte er, der gefällt mir, der ist mein Mann!“ — „Und, sagte er, der nimmt sich noch doch der Religion an!“ Sie stannen und fragen, wie? Nun der Verf. jener Schmähungen eifert ja gegen Salat und Konsorten, die mit ihrer Aufklärung die bayerische Derbheit breit und platt schlagen wollen;“ und er wirft insbesondre dem erstern vor, daß er die „Berlinische Auf-

Sclaven folgte, der ihn ins Vorgemach einer Unbekannten führte, von der er faſt mit gleicher Heftigkeit wünſchte und fürchtete, daß es Danae ſeyn möchte. Allein da Agathon und Danae ſo gut hiſtoriſche Perſonen ſind als Brutus, Portia, und hundert andre, welche darum nicht weniger exiſtiert haben, weil ſie nicht gerade ſo dachten, und handelten wie gewöhnliche Leute: So bekümmern wir uns wenig, wie dieſer Agathon und dieſe Danae, vermöge der moraliſchen Begriffe des einen oder andern, der über dieſes Buch gut oder übel urtheilen wird, hätten handeln ſollen, oder gehandelt haben würden, wenn ſie nicht geweſen wären, was ſie waren. Das Recht zu urtheilen kann und ſoll niemandem ſtreitig gemacht werden; unſre Pflicht iſt zu erzählen, nicht zu dichten; und wir können nichts dafür, wenn Agathon bey dieſer Gelegenheit ſich nicht weiſe und heldenmäſſig genug, um die Hochachtung ſtrenger Sittenrichter zu verdienen, verhalten; oder wenn Danae die Rechte des weiblichen Stolzes nicht ſo gut behaupten ſollte, als viele andre, welche dem Himmel danken, daß ſie keine Danaen ſind, an ihrem Platz gethan haben würden.

Die ſchöne Danae erwartete, auf ihrem Sopha ſitzend, den Beſuch, den ſie bekommen ſollte, mit ſo vieler Stärke als eine weibliche Seele nur immer zu haben fähig ſeyn mag, welche zugleich ſo zärtlich und lebhaft iſt, als eine ſolche Seele ſeyn kann -- Ob es wol

klärerei in Bayern verbreiten wolle.“ (Was man nicht erfährt — aus den Hallen dieſes Idealiſmus!) Da hatten aber die Jeſuiten zu Augsburg erſt kürzlich wieder eine Fehde mit Bleſter und Nicolai: folglich .... Sie ſehen das Argumentum ignorantiae *)! Iſt das nicht komiſch? Aber, Freund, mehr als komiſch iſt es, wenn man hört und zuverläßig erfährt; daß einer der geprieſenſten Lehrer des abſoluten Idealiſmus diejenigen Religions- oder Konfeſſionsverwandten, von welchen die Aufklärung vornehmlich ausgieng, gewöhnlich nur das „proſaiſche Völklein“ nenne, und daß es an einer Schule im nördlichen Deutſchlande Ton werde, einen Begriff von Religion und Heiligkeit aufzuſtellen, der ſie wieder von der Moralität trennt, und der ſogar die Geburten eines fantaſirenden Myſticiſmus (oder Idealiſmus?), das Anachoreten- und Mönchweſen wiederum in Schuz nimmt. Wie das kontraſtirt, wenn man die Tendenz der neuen Reformationsanſtalten in Bayern damit vergleicht! Wirklich, die Aufklärung in Bayern und der Idealiſmus in .... paſſen nicht zuſammen

*) Wie dieſer Fiſkal M—r als Inquiſitor erſt kürzlich einen der würdigen jungen Geiſtlichen mißhandelte, hat uns Pahl in ſeiner trefflichen Nazional-Chronik D. E. berichtet (Schwäbiſch-Gemünd 1802).
D. E.

men *) — Indeſſen muß ich auch dies geſtehen: es giebt, nach meiner Bemerkung, unter unſern Aufgeklärten manche, die zum Raiſonniren, und von dieſer Seite zur Aufklärung kamen, bevor ſie den Muſen und Grazien das gebürende Opfer gebracht hatten. Sollte dies auch im proteſtantiſchen Deutſch-

*) Der Himmel behüte das gute Landchut, auf deſſen Blüthe jetzt ganz Deutſchland hoffnungsvoll ſein Auge richtet, vor einem ſolchen Concubinat des kraſſeſten Katholicismus mit dem ſublimſten Idealismus! Man braucht nicht weit zu gehen, um ſich mit ſeinen Augen zu überzeugen, was für häßliche Wechſelbälge aus dieſem Stande der unheiligen Ehe entſpringen. Die Sache hat aber ihre ſehr ernſthafte Seite. Die ehrwürdigen Theologen unſerer proteſtantiſchen Kirche, einen Semler, Spalding, Teller, Nöſſelt, Herder, Löffler u. ſ. w. beſchnüffelt dies Geſchlecht, das ſeine eigne Ammen ſo muthwillig mit Fäuſten ſchlägt, mit der verächtlichſten Rhinocerosnaſe, erwähnt ihrer bloß, um über ſie Spott und Hohn auszugießen, und ſie mit dem Lieblingsprädikate Aufklärer zu ſchelten. Dante's Hölle und Fegefeuer iſt ihr ächt chriſtliches Evangelienbuch, und täglich beiammern ſie den Verfall dieſes poetiſchen Chriſtenthums und fallen heilhumaria über die ſalbungsvollen Bedlams-Viſionen des hochentzückten Schuſters in Görlitz her. Wer von einem moraliſchen Chriſtenthum ſpricht, iſt ihnen ein proſaiſcher Gräuel. Nun ſoll und kann Niemanden verwehrt werden, auf ſeine eigne Hand toll zu ſeyn. Verkauft man aber die Tollwurz als ein entzauberndes Mohn an hundert ſtaunende und bethörte Jünglinge: dann wird es Polizeiſache der in ihrer zarteſten Blüthe, der academiſchen Jugend, angegriffenen Menſchheit!!

B.

lande der Fall seyn? Sollte man das Denkvermögen auf Kosten des ästhetischen kultivirt haben, so daß es auch in dieser Hinsicht eine einseitige Aufklärung gäbe? Darauf spielt, wie es scheint, im Taschenbuch für Damen auf 1803 Huber an, indem er zugleich S. 221 von einem unartigen Witze spricht, womit die Aufklärung von einer gewissen Seite her bestürmt wird. Genug davon!

Trotz den rastlosen Bemühungen, womit die Finsterlinge dem Lichte sich widersetzen, gewinnt das holde Gotteskind Toleranz immer mehr Terrain. Es fällt hier nicht mehr auf, was man in Augsburg für unerhört und himmelschreiend erklären würde: daß Protestanten *) und sogar Juden am Gymnasium oder Lyceum studiren. Wenigstens ihre katholischen Mitschüler benehmen sich gegen sie so, als ob alle „Kinder Eines Vaters!“ wären; und sind sie das nicht? Man behandelt einander auf dem Fuße der Gleichheit. Und das größere Publikum hat sich an die neue Erscheinung allmälig gewöhnt. — Den ersten Preis aus der Sitten- und

*) Söhne des Geh. Raths v. Schenk, eines unserer verdienstvollsten Staatsräthe (derselbe, dem Jacobi seine Briefe über die Lehre des Spinoza freundschaftlich widmete).

D. E.

Religionslehre, selbst aus der christlichen, bekam (in der ersten Klasse des Gymnasiums) ein . . . Judenknabe. Diese Erscheinung machte natürlich einiges Aufsehen, und es fielen mancherlei Urtheile, z. B. Einige: Ist das nicht ärgerlich? Da sieht man, was jetzt in Bayern aus dem Glauben, aus der Religion wird! — Andere: Das ist gut; so wird der Junge mit unserer Religion bekannt, und dann wohl selbst Christ und Katholik! Einer: Recht und schön ist's: dem Verdientern gebürt der Preis, und Gerechtigkeit führt überall zum Ziele. —

Die Opposition fand daran einen recht gelegenen Stoff zu neuen Klagen und Schmähungen; denn es wird Ton unter diesen Leuten, der Regierung und den Männern, die sie aufstellt, vorzuwerfen: man suche „die Religion unserer Väter" (wer denkt hier nicht an die Religion des nos pères, des alten La Harpe?) zu verdrängen. Ein Popanz, um den großen Theil des Volks zu schröcken, und für sich zu gewinnen!

Uebrigens ist dieser Judenknabe ein Waise; sein Onkle und Vormund ein reicher und aufgeklärter Jude, der einmal im Bade durch einen günstigen Zufall Mutschelle's philosophische Gedanken und

Abhandlungen erhielt, und ſie mit ſolcher Theilnahme las, daß er, als ſein Neffe ihm ſagte: „das Lehrbuch der Religion in ſeiner Klaſſe ſei von Mutſchelle, — ohne Bedenken erwiederte: „ich kenne zwar das Buch nicht; aber wenn es von Mutſchelle iſt, ſo kann es nicht böſe ſeyn: du kannſt alſo immerhin auch an dieſem Unterrichte Theil nehmen.“ So hängen die Dinge zuſammen im Reiche der Wahrheit!

Die teutſchen (höhern bürgerlichen) Schulen und insbeſondere die männliche Sonntagsſchule haben hier kürzlich einen Verluſt erlitten, der nicht leicht zu erſetzen ſeyn dürfte: Keſer, der würdige Inſpektor der erſtern, der verdienſtvolle Stifter der letztern, ſtarb, unmittelbar vorher, ehe er bei einer öffentlichen Preisvertheilung auftreten ſollte. Seine Rede war fertig, ſie war eben gedruckt, als ihn der Tod in der Blüthe ſeines Alters und ſeiner Kraft hinwegnahm. — Der Staat ehrte ſein Verdienſt durch eine anſehnliche Penſion, die er ſeiner jammernden, troſtloſen Wittwe zuvorkommend bewilligte. Seine Freunde wollen ihm ein Denkmal errichten; mög' es zu Stande kommen, eine freundliche Aufmunterung für die Freunde des Vaterlandes! Aber er hat ſich warlich durch ſeinen unternehmenden Geiſt und ſeine nie raſtende Thätigkeit im Dienſte dtr Menſchheit und des Vaterlandes ein lange dauerndes Denkmal errichtet.

Seine männliche Sonntagsschule veranlaßte hier ein ähnliches Unternehmen für die weibliche Jugend, das ausgezeichnet zu werden verdient. Eine Demoiselle Hübner war Klosterfrau; sie verließ das Kloster. Ringend nach einem Wirkungskreise, faßte sie den Gedanken, eine weibliche Feier- oder Sonntagsschule zu errichten. Sie wandte sich an die Regierung; ihr Plan ward genehmigt. Mit seltenem Muthe griff sie das neue Werk an; der würdige Schulrath Steinert unterstützte sie väterlich. Bald stieg die Zahl ihrer — freiwilligen — Schülerinnen auf Hunderte. Die Regierung bestimmte ihr einen ordentlichen Gehalt von 500 fl., und ertheilte ihr den Professorskarakter*)- Dienstboten, Mägde, Köchinnen .... besuchen diese Schule; und es ist artig zu sehen, wie das kleinere Frauenzimmer unter diesen größtentheils ältern und starken bayerischen Dirnen auftritt, wie

*) Einige Zeit hernach verheurathete sie sich, an einen jungen Mann (einen Protestanten Namens Schlösser) der schon ein Amt bekleidet, so daß sie nun Frau Professorin heißt, ohne daß ihm der Name Professor zukommt. Und diese Heurath einer gewesenen Klosterfrau und öffentlichen Lehrerin mit einem Protestanten machte kein Aufsehen in München? — Allerdings! Aber ihr Kredit und ihr Ansehen war, besonders bei ihren Schülerinnen, schon zu tief gewurzelt, als daß eben dieser Umstand viel machen konnte, und nun — gewöhnt man sich auch daran.

D. Eins.

mächtig es mit ſeiner hellen, klingenden Stimme lehrt, warnet, gebietet! Nicht nur im Leſen, Schreiben, in der Sitten- und Religionslehre, ſondern auch in weiblichen Handarbeiten wird da Unterricht gegeben. Sie erhielt 3 Mitlehrer und 2 Mitlehrerinnen. — Und nun am Ende des Schuljahrs trat die Frau Profeſſorin auf, und ſprach in einem ſchönen und (ſoll ich's ſagen) männlichen Styl über den Werth und die Vortheile der neuen Anſtalt *). Und bei alle dieſem iſt doch weibliche Beſcheidenheit unverkennbar. — Die Anzahl der Schülerinnen beträgt, nach ihrer eigenen Angabe, gegenwärtig ſchon über ſechshundert Bürgerstöchter ſowohl, als Dienſtmädchen von jedem Alter und aus jedem Theile der Stadt. Kam doch eine (daß ich ihren Namen wüßte!) alle Sonn- und Feiertage 3 Stunden weit vom Lande herein, um noch leſen und ſchreiben zu lernen!! Die Dienſtmädchen in München ſind gröſtentheils der Stadt vom Lande geliefert; und wer hörte nie von dem ſchlechten Zuſtande oder gar von dem gänzlichen Mangel der Schulen in ſo vielen Dörfern Bayerns? Aber

* Die Rede iſt gedruckt, und betitelt: „Ueber den Nutzen weiblicher Feiertagsſchulen. Eine Antrittsrede bei der am 5ten Sept. öffentlich vorgenommenen Preißvertheilung. Abgeleſen — und verfaßt (!) — Von Luiſe Schlöſſer, Kurfürſtl. öffentlichen Lehrerin der weiblichen Feiertagsſchule. München 18[illegible]."

deſto mehr Klöſter hatten wir, ſelbſt auf dem Lande, deſto beſſer aßen und tranken die Mönche, indeß unſre Schullehrer darbten, oder gar keine da waren! Daher iſt dies neue Inſtitut nun für München von beſonderm Nutzen. Möge nur dieſe ſchöne Lehranſtalt für das weibliche Geſchlecht auch von den Polizeianſtalten gehörig unterſtützt werden! Denn was vermag jene ohne dieſe? Verführung und ſchlechtes Beiſpiel reißen mehr nieder, als der ſchönſte Unterricht aufbaut. Nur ein Palliativ, freilich ein ſehr achtungswerthes Palliativ, kann indeß jene gewähren. Möge unſre Polizei einmal auch dieſe Schmach (auch eine Reliquie der vorigen Regierungs- und Lebensart, und eine Schmach die ſelbſt den Franzoſen auffiel) von München hinweg nehmen, mit Klugheit und Ernſt hinweg nehmen! Aber möge ſie nicht bloß die armen Schlachtopfer der Wolluſt, ſondern mehr noch die feinen, diſtinguirten Dirnen, und die Verführer, die liederlichen Müſſiggänger (von welchem Stande ſie übrigens ſeyn mögen) mit gleicher Strenge verfolgen!! — Und wenn der gegenwärtige, ſonſt in ſeinem Fache ſehr wohl verdiente Polizeidirektor Baumgärtner*) für dieſen Gegenſtand nicht An-

*) Zur beſondern Ehre gereichen ihm die Anſtalten, die er kürzlich für die Armen „in Bezug auf die Rumfordiſchen Suppen" machte, die Oefen, die er bauen, und das Aſyl, das er für die verſchämte Armuth errichten ließ. D. C.

ſehen und Kraft .... genug hat: ſollte es denn keinen tauglichen Mann geben, den man ihm beiordnen könnte?? — Verzeihung, Freund! der Gegenſtand lag mir zu nahe, und er iſt zu wichtig für unſre Kulturanſtalten — für ächte Bildung und dauernde Wohlfarth!

Unſre vortreffliche Kurfürſtin, und die edle liebenswürdige Prinzeſſin Auguſte beglükten mit ihrer Gegenwart die feierliche Verſammlung, worin dieſe Rede vor der Vertheilung der Preiſe an jene weibliche Jugend gehalten ward; und aus ihren Händen empfingen die, welche ſich beſonders ausgezeichnet hatten, die Ehrengeſchenke, die nun im höhern Maas ehrten und erfreuten. Theils komiſch, theils rührend war es, wie unter dieſen Beglückten eine alte, ſechzigjährige Magd, die in dieſem Jahre erſt Leſen gelernt hatte — und die nun darin den Preis erhielt — ſchüchtern und hocherröthend, wie ein Mädchen von 18 J., hervortrat, und den Preis aus der Hand einer holden und huldvollen Geberin empfieng.

Das Denkmal auf Mutſchelle iſt nunmehr fertig: ein Schulhaus, ungefähr in der Mitte eines neuangelegten Dorfs zwiſchen München und Dachau, zeichnet ſich durch ſeine Höhe vor andern Häuſern aus, und trägt über der Thüre gegen die

Straße hin eine Marmorplatte, mit der einfachen Aufschrift: Dem Andenken des Professor's Mutschelle. Zum Schullehrer wurde ein sehr wackerer junger Mann gewählt, der studiert, sich der Pädagogik besonders gewidmet hat, und (wenn ich nicht irre) vorhin selbst ein Schüler Mutschelle's gewesen ist. Sollten, wie man von unserer Regierung erwarten kann, auf dem Lande bald mehrere neue Schulen errichtet, und die Lehrer besser, als bisher besoldet werden; so werden selbst solche Jüng'inge, die schon Theologie studierten, sich lieber dem Schullehrer s als dem geistlichen Stande widmen, weil bekanntlich der Cölibat gerade den Bessern zurückschröckt. Man hat schon bestimmte Aeußerungen hierüber. Freilich, es giebt noch andre Umstände, welche in diesem Falle entscheiden! — So hat denn, durch die Beiträge der Verehrer Mutschelle's zu einem Denkmale dieses Edeln, und durch die unterstützende Großmuth der Regierung, — dies neue Dorf bereits eine eigene Schule, indeß man solche in so vielen andern und größern Dörfern noch vermißt!

Drei Kolonien sind in dieser Gegend ganz neu angelegt; und wie wohl es nun dem Auge thut, in einem Bezirke, wo der Blick des Reisenden weit umher nichts als eine öde, traurige Leere wahrnahm, so viele schöne, einfache, aber reinliche und im bessern Ge-

weibliche Seelen giebt? -- O mein Herr, ich sagte ihnen ja, daß der letzte Theil dieses Capitels nicht für sie geschrieben sey -- Sie mögen vielleicht überall in Zweifel ziehen, ob die Weiber Seelen haben; denn wenn sie Seelen haben, so sind es weibliche Seelen, der Himmel bewahre uns vor den Pentheſileen und Männinnen, an denen nichts als die Figur weiblich iſt! -- Doch darüber wollen wir itzt nicht ſtreiten. Danae erwartete alſo den Anblick ihres Flüchtlings mit ziemlicher Standhaftigkeit; aber was in ihrem Herzen vorgieng, mögen unſre zärtlichen Leſerinnen, welche fähig ſind, ſich an ihre Stelle zu ſetzen, in ihrem eigenen Herzen leſen. Sie wußte, daß Agathon einen Gefährten hatte, und dieſer Umſtand kam ihr zu ſtatten; aber Agathon befand ſich wenig dadurch erleichtert. Die Thüre des Vorzimmers wurde ihnen von der Sclavin eröffnet -- er erkannte beym erſten Anblick die Vertraute ſeiner Geliebten, und nun konnte er nicht mehr zweifeln, daß die Dame, die er in einigen Augenblicken ſehen würde, Danae ſey. Er raffte ſeinen ganzen Muth zuſammen, indem er zitternd hinter ſeinem Freunde Critolaus fortwankte -- Er ſah ſie, wollte auf ſie zugehen, konnte nicht, heftete ſeine Augen auf ſie, und ſank, vom Uebermaaß ſeiner Empfindlichkeit überwältiget, in die Arme ſeines Freundes zurück. Auf einmal vergaß die ſchöne Danae alle die groſſen Entſchlieſſungen von Gelaſſenheit und Zurückhaltung, welche ſie mit ſo vieler Mühe gefaßt hatte. Sie lief in zärtlicher Beſtürzung auf ihn

zu,

ſchmack erbaute, Wohnungen zu erblicken!! — Der Herr Landesdirektionsrath v. Schwaiger, unter deſſen Aufſicht das Ganze ſtand, hat ſich um dieſe Anſiedelungen, (ſo wie um Mutſchelle's Denkmal) ein beſonderes Verdienſt erworben. Die Regierung überließ es nicht den Bauersleuten, die ſich da anſiedeln wollten, nach ihrem Geſchmacke zu bauen; nach höherem Befehle wurden die Häuſer gebaut, und jedem ſeine Tagwerke zu Aeckern und Wieſen zugemeſſen; dann erſt wurde es dem, welcher 500 Gulden baar vorlegen konnte (und noch einige Leiſtungen für die Zukunft übernahm) als Eigenthum überlaſſen; oder, was eben ſo viel iſt, die Leute konnten am Bau mitarbeiten, aber unter höherer Leitung. So kamen z. B. auf 293 Tagwerke 18 Häuſer. Ich ſprach einige dieſer Leute (vornemlich aus den bayeriſchen Gegenden, des ſogenannten Waldes, gegen Böhmen hin); ſie ſind außerordentlich zufrieden, und ſegnen laut den Namen Maximilian Joſeph. Erſt in dieſem Jahre, und zwar innerhalb 180 Tagen, entſtanden dieſe Kolonien. Eine heißt Auguſtenfeld, nach dem Namen der gedachten Prinzeſſin; eine andre Ludwigsfeld, nach dem Namen unſeres hoffnungsvollen Kurprinzen; und eine dritte, an der noch gebaut wird, ſoll (nach dem Namen eines jüngern Prinzen) Karlsfeld genannt werden. — Die neuen Häuſer ſind zum Theil aus den

Steinen erbaut, welche man von dem in München niedergeriſſenen Kapuziner und Franziſkaner-Kloſter gewann. Dies iſt der Gang der Aufklärung in Bayern: Klöſter reißt man nieder, und Bauernhäuſer baut man damit auf. — Wer die Menge unſerer Manns- und Frauenklöſter kennt, und den nachtheiligen, obwohl nur mittelbaren Einfluß derſelben auf Bevölkerung und Induſtrie (in einem Zeitlaufe von Jahrhunderten!) bedenkt; den wird es nicht wundern, wenn er in Bayern ſo viele wüſte Plätze, ſo viele leere Strecken, und einen ſolchen Mangel an Bildungsanſtalten für die untern Volksklaſſen, findet.

In Häberlins Staatsarchiv, H. 29, S. 112. leſe ich eben: „Es thut mir leid in dieſer ſonſt ſo trefflichen Inſtruktion“ (der neuangeordneten kurfürſtlichen Kommiſſion in Kloſterſachen, aus der Feder des helldenkenden, und für das Beſſere raſtlos thätigen geh. R. v. Zehntner) dieſe Stelle zu finden“ — nämlich, daß man die Kapuziner und Franziſcaner, die Ausländer ſind, in ihr Vaterland zurückweiſen ſoll — „und zu hören, daß die Ausländer durch „Militär über die Gränze gebracht, und „nur einem jeden 25 Kl. ausgezahlt worden „ſeyen. Dies widerſpricht ſelbſt dem Schluße der In-

„struktion, nach welchem, wie billig, auch die Bet„telmönche mit Humanität und geſezlicher Achtung „behandelt werden ſollen.“ Mit Militär? Dieſe Nachricht war irrig. Daß man aber die Ausländer heimſchickte, hatte folgende zwei Gründe: 1) durch eine ſchon ältere, nie zurückgenommene, kurfürſtliche Verordnung war es den Vorſtehern der Klöſter verboten, Ausländer aufzunehmen; 2) man wollte das Reciprocum gegen Oeſtreich beobachten, indem auch unter Joſeph II. die Bayern aus den aufgehobenen Klöſtern zurückgeſchickt wurden; um der Gleichförmigkeit willen geſchah nun daſſelbe gegen andre angränzende Länder, indem man ſich natürlicher Weiſe eben dadurch auch wieder verpflichtete, auch die bayerſchen Landeskinder, die ſich in auswärtigen Klöſtern befinden, wieder aufzunehmen und zu ernähren. — Daß die Billigkeit (denn von ſtrenger Gerechtigkeit könnte hier nach No. 1. die Rede kaum ſeyn), einem nur 25 Rthlr. Reiſegeld zuſprach, mochte wohl daher kommen, weil man bedachte, wie wohlfeil Bettelmönche reiſen, und wie leicht ſie überall, z. B. in Pfarrhöfen, und ſelbſt in Wirthshäuſern Aufnahme finden. Und dann die ältern Mönche, oder die eine größere Reiſe zu machen hatten, wurden auch, zumal wenn ſie ihre Lage vorſtellten, milder bedacht. Wirklich habe ich auch nie in Abſicht dieſes Punkts eine Klage gehört, als ob nämlich Jemand mit dem, was

ihm die Regierung zugesprochen, nicht ausgereicht hätte. Es ist bekannt, wie human die aufgestellten Commissäre bei den Transporten u. s. w. verfuhren. Es mag seyn, daß da und dort ein subalterner Bedienter sich bei dieser Gelegenheit stolz und grob benahm; und Eingebungen einer gewissen Aufklärerei, zumal aus früherer Zeit, mögen da wohl Einfluß gehabt haben. Aber von dem Herzen des Kurfürsten war gewiß (wer ihn kennt, der weiß es!) alle Härte entfernt; und von denen, die in dieser Sache zunächst nach seinem Wunsche arbeiten, getraue ich mir das nämliche zu behaupten. Uebrigens gestehe ich gern, daß auch mir diese Maaßregel gegen die Ausländer auffiel, und daß sie das Einzige ist, was mich bei den neuen Vorkehrungen in Betreff der Mendikanten betrübte! Ich sprach mit solchen, welche darauf Einfluß hatten, über das Harte, Auffallende derselben; man gestand und bedauerte das leztere selbst, und man wollte es nur auf die besagte Weise entschuldigen. Auch mag wohl der Zustand unserer Finanzen (die Folge des Krieges, und zunächst, wenigstens zum Theil der vorigen Regierungsweise, indem bekanntlich in der lezten Zeit so viel Geld aus dem Lande geschikt wurde), das Ergreifen dieser Maaßregel befördert haben. Wenn ich daher alles zusammen nehme, so finde ich immer noch wahr, was anderswo von dem gegenwärtigen Regierungssysteme

in Pfalzbayern geſagt wird: es iſt Geiſt der Reform, auf dem ſchönen Wege der Mäſſigung *).

S.

*) Und dieſer beruhigenden Ueberzeugung leben trotz allem Geſchreie vom Gegentheil auch auſſer Bayern alle Kinder des Lichts, das nicht an der oft ſtinkenden Lampe des Dünkels und Egoismus gezündet iſt, ſondern wie jenes Feuer der Veſtalinnen von oben herkömmt. In allen Gegenden unſers teutſchredenden Völkerbundes gibt es auch noch viele, viele teutſchdenkende Männer, welchen jedes gravamen nationis Germanicae ſeit den Zeiten der Reformation wohl bekannt, und jeder Schritt zur Verminderung derſelben ein erquickender Sonnenblik iſt. Dieſe alle ſegnen Maximilian Joſeph, der die Sonne nicht fürchtet, noch ihr zumuthet ſtille zu ſtehen. Brinat doch noch faſt jedes öffentliche Zeitblatt eine frohe Nachricht von einer Reform zum Beſſern aus Bayern. So findet man in des würdigen Hartlebens neueſtem Stück der Juſtiz- und Polizei-Fama, October 1802. (eine Zeitung die hier im Vorbeigehn zu erinnern, zu den zwekmäſſigſten, reichſten und wohlthätigſten gehört, die jezt Teutſchland aufzuweiſen hat, und die ich ohnbedenklich für ein wahres Barometer der teutſchen Betriebſamkeit zum Beſſerwerden erklären möchte) wieder S. 384 über die Aufhebung der geiſtl. Rathsſtelle in Bayern und die Vertheilung ihrer Geſchäfte unter einen Adminiſtrationsrath eine viel Gutes verſprechende Nachricht. Was läßt ſich nicht von einem von Frauenberg, der das Direktorium dieſes Rathes erhalten hat, für die Organiſation des Schulweſens erwarten!

B.

VI.

Nachrichten aus Paris.

Paris, d. 14. Decembr. 1802.

Sie wissen vielleicht schon, daß Herr Millin vom Hrn. v. Azzara die Erlaubniß erhalten hat, die in seiner reichen Dactyliothek befindlichen geschnittenen Steine zeichnen zu lassen, und in seinen Monumens inédits, bekannt zu machen. Hr. v. Azzara hatte ehemals selbst die Absicht, ein Werk hierüber heraus zu geben, allein er sieht jezt ein, daß er nicht mehr Zeit dazu finden wird. Diese schöne Sammlung wird für Hrn. Millin's Monumens inedits, wovon nun vier Hefte erschienen sind, die mit jedem Stücke reicher und interessanter werden, eine reiche Fundgrube seyn.

Hr. Akerblad hat zum Leidwesen aller seiner Freunde, Paris verlassen müssen, da ihn sein Hof zum Gesandtschaftssekretär im Haag ernannt hat. Diese Versezzung ist besonders auch darum unangenehm, weil durch sie die Hoffnungen zernichtet werden, welche man hatte, daß Hr. Akerblad den ägyptischen Theil der Rosettschen Inschrift entziffern würde, wozu er große Hoffnung hatte, wenn sich sein Aufenthalt in Paris verlängert hätte. In diesem Falle würde er sich auch mit der Entzifferung der aus Aegypten gebrachten Mscpte. abgegeben haben, welche der erste Consul neulich in dem Antikenkabinet deponiren ließ. — Der geschmackvolle Antikensammler, bei welchem Plutus nicht ohne Gesellschaft der Athenen wohnt, Herr J. Hope, der sich einige Zeit zu Paris aufhielt, und von da nach Italien gereist ist, hat von Hrn. Parois Vasen einige gekauft. Man versichert, daß die übrigen vor wenig Tagen an einen andern Engländer verkauft worden sind, und daß also

auch dieſe ſchöne Sammlung von griechiſchen Vaſen nach England gehen werde, um dort in einem Landhauſe vergraben zu werden!! — Hr. Höpe wenigſtens hat während ſeines Aufenthalts zu Paris geäußert, daß bei ſeiner Rükkunft nach London eines ſeiner erſten Geſchäfte ſeyn werde, die von ihm gekauften Vaſen der Hamilton-Tiſchbein'ſchen-Sammlung auf ſein Landgut zu transportiren.

Die einſt im Merkur verbreitete Nachricht, als wäre dieſe ganze Sammlung ein Raub der Wellen geworden, iſt (wie Ihnen jezt wahrſcheinlich bekannt ſeyn wird) zum Glücke nicht ganz gegründet. Da die Kiſten, welche die Vaſen enthielten, aus einer löblichen Vorſicht auf mehrere Schiffe vertheilt waren, ſo ſind nur einige Kiſten verloren gegangen. Die ſchönſten Vaſen waren auf den nicht geſcheiterten Schiffen, ſo daß alſo der Verluſt noch zu verſchmerzen iſt. —

Hr. Durand, der nämliche, welcher die prächtige Vaſe beſizt, welche Theſeus mit den zwei Amazonen, Deinomache und Hippolyte kämpfend vorſtellt, hat alle Kupferplatten, Zeichnungen u. ſ. w. von Cleriſſeau's Werk über die Monumente von Frankreich an ſich gekauft, und gedenkt nun dieſes ſchon ſo lange unterbrochene Werk fortzuſezen.

Auch der ſchöne Voyage pittoresque de la France wird fortgeſezt, wie ſchon in den A. G. Ephemeriden vor einiger Zeit iſt gemeldet worden. Ich habe bei Hrn. Nee, dem wackern Verleger des trefflichen Voyage pittoresque en Illirie von Caſſas, einige Porteſeuilles von allerliebſten Zeichnungen geſehen, die dazu beſtimmt ſind.

W.

Intelligenzblatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

1. Stück. Januar 1803.

I. Der teutſche Patriot. Eine Monatsſchrift für die Gebildeten im Volke, ſeine Vorſteher, Lehrer und übrigen Freunde.

Unter dieſem Titel gebe ich ſeit dem Anfange des laufenden 1802ten Jahres eine Zeitſchrift heraus, durch die ich auch fernerweit, mein Scherflein zur Beförderung wahrer menſchlicher Glückſeligkeit auf unſrer teutſchen Erde beizutragen gedenke. Da nun aber ein Menſch, der glüklich heißen ſoll, einen geſunden und gewandten Körper, einen für ſeine Lage hinlänglich gebildeten Geiſt, nebſt einem ſittlich guten Herzen und endlich, beim ungeſtörten Genuſſe aller ſeiner Rechte, ſein hinlängliches Auskommen haben muß, ſo iſt alſo

1) nöthig, durch ſie dahin zu arbeiten, daß die Leſer derſelben, immer mehr und mehr darüber unterrichtet werden, was ſie zu thun oder zu laſſen haben, um ſich geſund zu erhalten, ihr Leben zu ſchonen, und ihre Kinder ſo zu erziehen, daß ſie einſt geſunde, muntere, gewandte und alte Menſchen werden. Alles, woraus das teutſche Volk dies, nach und nach, immer beſſer lernen kann, alſo z. B. ſucceſſive und allgemeinfaßliche Darſtellung der großen Kunſt, das menſchliche Leben überhaupt zu verlängern; Bekanntmachung mit Speiſen, Getränken, Kleidungsarten, Gewohnheiten, Sitten, Lebensordnungen, Spielen, Gewächſen u. ſ. w., die dem Menſchen in dieſer Rükſicht nüzlich oder ſchädlich ſind — ferner: Geſchichten aus welchen die übeln Folgen übertriebener Anſtrengung und jedes Sturms einer

jeden Leidenſchaft ſogleich ſichtbar werden — weiter! Beiſpiele, durch deren Darſtellung es dem Volke immer einleuchtender wird, welch' eine heilige Pflicht es ſey, ſich und die Seinen in Krankheiten einem geſchickten Arzte anzuvertrauen, wie pflichtvergeſſen oder unſinnig man alſo wenigſtens handle, wenn man dabei zu ſolchen Menſchen ſeine Zuflucht nimmt, welche die Arzneikunſt nie, geſchweige denn gründlich erlerneten, wie viele aber doch auf dieſem Wege dem Tode muthwillig geopfert werden, mit namentlicher und charakteriſtiſcher Warnung vor allen Quackſalbern, die ihre ſchwachen Mitmenſchen durch Pfuſcherei in der Heilkunde morden, endlich: Mittheilung aller Geſetze, und Beſchreibung einer jeden Anſtalt, welche der und jener Staat zur Erhaltung oder Wiederherſtellung des allgemeinen Geſundheitszuſtands gegeben und getroffen hat, oder, zum immer beſſern Emporbringen der mediziniſchen Polizei, noch geben und treffen dürfte, mit ganz beſonderer Hinſicht auf das, was dem teutſchen Volke zu wiſſen nöthig iſt, um es auf die nun bevorſtehende Erlöſung von der widernatürlichen Pockennoth ganz vorzubereiten, dies alles, ſage ich, iſt Gegenſtand, und zwar ganz vorzüglicher Gegenſtand für dieſe Zeitſchrift in Anſehung des erſtern Glükſeligkeitserforderniſſes. Das zweite iſt „Geiſtesbildung" und Beförderung wahrer „Sittlichkeit!" dieſe Zeitſchrift muß ſich alſo

2) unaufhörlich bemühen, beide unter dem Volke immer mehr zu begründen und verbreiten zu helfen, ſie muß daher beſtändig Exempel liefern, an welchen augenblicklich ſichtbar wird, welch' einen hohen Werth ein kenntnißreicher und zum Nachdenken gewöhnter Verſtand, eine richtig geleitete Urtheilskraft, ein gereinigter Geſchmack, eine unverdorbene Einbildungskraft, ein männlicher (auf Beſonnenheit beruhender) Muth, eine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit, wahre Billigkeit, ächte Großmuth, und vorzüglich ein reiner ſittlicher Sinn, bei kosmopolitiſchem Gemeingeiſte, haben; ſie muß aber auch Beiſpiele des Gegentheils von dem allen, alſo Beiſpiele liefern, an welchen ſogleich in die Augen fällt, wie traurig es (im Einzelnen und Ganzen) da ausſieht, wo noch Unwiſſenheit, Gedankenloſigkeit u. ſ. w. beſonders aber Mangel an Sittlichkeit und Gemeingeiſte herrſcht. Und weil Sittlichkeit der einzige, vor dem Throne der Vernunft geltende, Zweck aller Geiſtesbildung iſt, dieſer aber nie erreicht

wird, wenn man nicht bei dem Menschen schon in der Jugend den Grund dazu gelegt, so wird dieselbe von Zeit zu Zeit, zugleich alles mittheilen; was sie in dem Laufe der Tage zur Verbesserung oder zum Schaden der öffentlichen oder Privaterziehung und Jugendbildung thun sieht; ja, sie wird sogar auch, da Religiosität beim Volke der einzige Grundpfeiler aller Sittlichkeit ist, Religion, und zwar reine-Christusreligion in ihr Gebiet ziehen, wird in Beispielen zeigen, von welchem außerordentlichen Einflusse auf wahres Menschenwohl (im Einzelnen und Ganzen) ein nach ihr geformter Sinn ist, wird darthun, daß auch die strengste Vernunft an keinem ihrer Theile etwas auszusetzen im Stande ist; wird das Publikum über das unterrichten, was offenbar daran Schuld ist, daß ihr verdientes Ansehen in unsern Tagen so sehr gelitten hat, und noch leidet; wird diejenigen unter den Herren Volkslehrern, bei denen es nöthig seyn sollte, auf das aufmerksam machen, was die Welt in dieser Rükficht von ihnen fodert, und zwar mit Fug und Recht von ihnen fodert; wird jede Verbesserung des Kirchenthums, die sie da oder dort bemerkt, zur Nachahmung aufstellen; wird zuweilen anstößig scheinende Erzählungen oder Behauptungen der Bibel in ihrer wahren Gestalt oder Bedeutung vorlegen, und so viel ihr möglich ist, das Volk nach und nach überhaupt, durch Exempel, mit dem Geiste der Sprache und Denkart bekannt machen, in welchem diese Urkunden unsrer allgemeinen Religion geschrieben sind, mit der festen Ueberzeugung, daß sie dadurch derselben für das Volk ein ganz neues Interesse geben muß. Da inzwischen der Mensch vollkommen gesund, im höchsten Grade gebildet, ja selbst sittlichaut seyn kann, und sich doch hienieden unglücklich fühlen wird, wenn er dabei nicht auch zugleich sein hinlängliches Auskommen, bei ungestörtem Genusse aller wahren Menschenrechte hat, so hat die Monatsschrift ganz natürlich auch

3) in dieser Rükficht das ihrige zu thun. Sie muß also, weil sie zunächst für das Volk bestimmt ist, durch mitgetheilte Thatsachen, Rathschläge etc., wie der Landmann sein Gewerbe — Landbau, Viehzucht und sogenannte bürgerliche Nahrung, oder der Bürger seine Profession und Kunst mit immer mehreren Vortheilen und besserer Ergiebigkeit treiben kann. Sie muß dabei

zu, nahm ihn in ihre Arme, ließ dem ganzen Strom ihrer Empfindung den Lauf, und dachte nicht daran, daß sie einen Zeugen davon hatte, der über alles was er sah und hörte, erstaunt seyn mußte. Allein die Güte seines Herzens, und diese Sympathie, welche schöne Seelen in wenigen Augenblicken vertraut mit einander macht, gab ihm in einer Situation, auf die er sich so wenig hatte gefaßt machen können, gerade die nämliche Art des Betragens ein, die er hätte haben können, wenn er schon von Jahren her ihr Vertrauter gewesen wäre. Er trug seinen Freund auf den Sopha, auf welchen sich Danae neben ihn hinwarf, und da er nun schon genug wußte, um zu sehen, daß er hier weiter nichts helfen konnte, so entfernte er sich unvermerkt weit genug, um unsre Liebenden von dem Zwang einer Zurückhaltung zu entledigen, welche in so sonderbaren Augenblicken ein grösseres Uebel ist, als die unempfindlichen Leute sich vorstellen können. Allmählich bekam Agathon, an der Seite der gefühlvollen Danae, und von einem ihrer schönen Arme umschlungen, das Vermögen zu athmen wieder; sein Gesicht ruhte an ihrem Busen, und die Thränen, welche ihn zu benetzen anfiengen, waren das erste, was ihr seine wiederkehrende Empfindung anzeigte. Ihre erste Bewegung war, sich von ihm zurückzuziehen; aber ihr Herz versagte ihr die Kraft dazu; es sagte ihr, was in dem seinigen vorgieng, und sie hatte den Muth nicht, ihm eine Linderung zu entziehen, welche er so nöthig zu haben schien,

die neueſten Entdeckungen aus der Stadt- und Landwirthſchaft mittheilen, — ihre Leſer mit den Fortſchritten der Technologie bekannt machen — ſich bemühen, durch Aufſtellung wahrer Exempel, das Volk zu überzeugen, daß Luxus der gerade Weg ins äußerſte Verderben ſey, — eine jede Volksfamilie darauf aufmerkſam machen, wie aus demſelben, ſo wie aus dem Müßiggange, der Völlerei, der Spielſucht und dergleichen, Armuth und Verachtung, ja endlich die Laſter des Betrugs, des Diebſtahls oder der Getzelei, entſtehen; aber auch die entgegenſtehenden Tugenden der Häuslichkeit, der Arbeitſamkeit, der Mäßigkeit, der Ordnung u. ſ. w. in ihrem wahren Lichte aufſtellen! — Sie muß das Volk lehren, was es zu thun habe; um Unglücksfällen aller Art vorzubauen, ihm aber auch ſagen, wie es ſich, wenn dies nicht möglich iſt, bei, und nach denſelben zu verhalten habe. Sie muß ferner das ihrige beizutragen ſuchen, daß öffentliche und häusliche Ruhe, daß Sicherheit des Lebens und Eigenthums, in dem Orte ungeſtört bleiben, oder immer vollkommener werden, ſie wird daher jedermann verfolgen, der nur irgend in einer Rückſicht derſelben entgegen iſt, z. E. alle Gauner, Volksverführer und Volksbetrüger, die Maske, unter der ſie vielleicht ſtekken, mag auch ſeyn, welche ſie wolle. — Sie wird ſich bemühen, es dahin zu bringen, daß Juſtiz, da, wo ſie etwa liegen ſollte, wieder empor komme; ſie wird daher jeden muthwilligen Verſtoß dagegen öffentlich rügen. Ja, ſie ſoll jedem, den Kabale um den Genuß derſelben brachte, ſobald ich aktenmäßig davon überzeugt würde, offen ſtehen, vor dem ganzen teutſchen Vaterlande, Ach und Weh darüber zu ſchreien. Sie wird endlich Polizeimängel und Sünden in ihrer wahren Geſtalt darſtellen, aber auch die Tugenden derſelben, die ſie hie und da bemerkt, hoch erheben, ohnmaasgebliche Vorſchläge thun, und mit einem Worte, alles leiſten, wovon ich werde überzeugt werden, daß es zur Begründung wahrer Wohlfahrt des teutſchen Volks nur etwas beitragen kann; deswegen wird ſie denn

4) ihr Publikum, von Zeit zu Zeit, auch mit dem bekannt machen, was andre gelehrte Männer in Teutſchland, in den laufenden Tagen, für daſſelbe eben arbeiten; ſie wird ihre Schriften, ſobald ſie gerade für das

Volk bestimmt sind, unparteiisch und freimüthig zu censiren; — *) sie wird aus andern, von denen ich voraussezzen kann, daß sie nicht unter das Volk kommen, auszugsweise das mittheilen, was sie für das Volk zu wissen nöthiges enthalten, und von noch andern, die ich gern unter dem Volke allgemein verbreiten helfen möchte, wird sie zuweilen kurze Proben liefern, um das Publikum darauf aufmerksam zu machen.

Dieß wäre denn der Plan dieser Schrift. Wem nun unter meinen teutschen Landsleuten das Glück seiner Brüder am Herzen liegt, und wer dabei überzeugt ist, daß dies durch dieselbe unter seinem Publikum nur einigermaaßen befördert werden kann, den fordere ich hiemit geziemend auf, sich in seiner Gegend umzusehen; und mich mit zweckmäßigen Beiträgen zu derselben zu unterstüzzen. — Vorzüglich bitte ich darum alle menschenfreundliche Aerzte, alle biedre Rechtsgelehrte, alle rechtschaffene Volkslehrer, und außer ihnen überhaupt jeden denkenden und beobachtenden Mann im teutschen Reiche, ja, ich ersuche sie, zugleich bei ihrer Lektüre darauf aufmerksam zu seyn, ob ihnen dabei nicht etwa Sachen aufstoßen, von denen ihnen ihre Gefühle augenbliklich sagen: „das sollte im teutschen Vatrioten stehen"! und mir solche dann, mit genauer Angabe der Quelle, gütigst für denselben mitzutheilen. Die Mühe dabei, so wie überhaupt bei der Mitarbeit am ganzen Werke, werd' ich, nach Uebereinkunft, dankbarlichst honoriren.

Langenberg, bei Gera im Voigtlande, im Oktbr. 1802.

Christoph Gottlieb Steinbeck.

* * *

Da wir mit Anfange des Jahres 1803 den Verlag dieser schäzbaren Monatsschrift übernehmen, und ihr nach

*) Jeden Autor oder Verleger solcher Schriften, der dies vielleicht wünscht, bitte ich, mir, zu dieser Absicht, ein brochirtes Exemplar davon, aus der Presse weg, zu schicken.

dem Wunsche des Hrn. Herausgebers die wesentliche Verbesserung geben werden, daß sie, wenn es nöthig thut, erläuternde Kupfer bekommt, als wodurch ihre Gemeinnützigkeit sehr erhöhet wird; so ersuchen wir die Liebhaber ergebenst, ihre Bestellung durch die Buchhandlungen, Postämter, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoire noch vor Ende dieses Jahres bei uns zu machen, damit sie schnell und ordentlich bedient werden können.

Jeder Jahrgang, der aus 12 Heften, davon immer 6 einen Band machen, besteht, kostet 3 Rthlr. Sächs. oder 5 Fl. 30 Kr. Reichs-Curt. Mit Versendung einzelner Exemplare können wir uns nicht befassen.

Weimar im November 1802.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Preiß-Erhöhung der Allgemeinen Geographischen Ephemeriden. Herausgegeben von A. C. Gaspari, und F. J. Bertuch.

Der Wunsch der meisten Leser der Allgem. Geograph. Ephemeriden, diese Zeitschrift ihrem Raume nach zu erweitern, und dieselbe dadurch in Stand zu setzen, den größern, und die Herausgeber merklich in Verlegenheit setzenden Vorrath interessanter Materialien, den jetzt das weite und unendliche Feld der Geographie und Statistik unaufhörlich gibt, ganz zu fassen und schneller zu liefern, hat uns veranlaßt, von heuer an die Bogenzahl eines jeden Monats-Heftes von 6 auf 8 bis 9 Bogen zu vermehren, und anstatt Einer kleinen und leichten Charte, zuweilen zwei oder auch größere und schwierigere zu geben. Das Abonnement der A. G. E, das wir wegen dieses beträchtlich größern Kosten-Aufwandes, jährlich von 6 auf 8 Rthlr. setzen müssen, werden unsere geehrten Leser gewiß billig finden, wenn sie bedenken, welche Mühe, Zeit, und Geld es einem Liebhaber kostet, sich immer im Laufe der Neuigkeiten dieser beiden Wissenschaften zu erhalten, und daß hingegen sie hier stets den hellen Ueberblik dieses ganzen, äußerst wichtigen Feldes, und die Anzeige seiner Veränderungen, so schnell und zuverläßig als möglich erhalten. Es bedarf hoffentlich für das aufgeklärtere Publikum nur

dieſer kurzen Anzeige, um ſeine Genehmigung dieſes wie ſentlich nöthigen Schrittes zu erhalten, und auf die Fortdauer ſeines ſchätzbaren Beifalls für die A. G. E. ferner rechnen zu können.

Weimar, den 2. Januar 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von Joh. Adolph Hildt. Mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern und Charten.

Seit 19 Jahren war ich Herausgeber der Gothaiſchen Handelszeitung, welche ſeit ihrem Anfange ſtets mit dem ſchmeichelhafteſten Beyfalle beehrt wurde, wofür ich dem geehrten Publiko meinen lebhafteſten Dank ſage. Ich finde mich aber durch mehrere Urſachen veranlaßt, mit dem Ende dieſes Jahres dieſe Zeitung zu ſchließen, und an deren Statt mit Anfange des kommenden Jahres 1803, im Verlage des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, ein, nach einem weiteren und vollkommneren Plane angelegtes, und von vielen vortreflichen und praktiſchen Sachkundigen, als Mitarbeitern, unterſtütztes Journal, unter dem Titel: Magazin der Handels- und Gewerbskunde herauszugeben, welches ſich hoffentlich nicht minder als meine Handelszeitung, den Beyfall der Kenner und Liebhaber dieſes weiten und wichtigen Feldes der menſchlichen Thätigkeit erwerben ſoll.

Handel und Gewerbe ſind ein ewig wogendes Meer, das nie ruhig wird, ſtets ſeine Ufer und Begränzungen ändert, tauſend Klippen und Untiefen hat, ſtets gute Leuchtthürme und Tonnen, und kenntnißreiche Schiffer und Piloten erfodert, um ſich mit Glück und gutem Erfolge darauf zu wagen. Täglich giebt es in der Handels- und Gewerbs-Welt neue Erſcheinungen, neue Einrichtungen, neue Erfindungen und Entdeckungen, neue Combinationen und Spekulationen, die nur der kenntnißreiche und wachſame Kauf- oder Staatsmann, der ſein Feld ſtets mit hellem Blicke überſieht, mit Glücke benutzen kann. Welch eine Menge von wiſſenſchaftlichen Notizen ſowohl, als merkantiliſchen Nachrichten und Neuigkeiten müſſen nicht dazu

geſammelt, geſichtet und gleichſam unter Einen Brennpunkt geſtellt, und wie ununterbrochen muß nicht der Faden davon fortgeführt werden, wenn der beabſichtigte Zweck erreicht werden ſoll.

Dieß zu bewirken, und dem zeitkargen Kauf- und Geſchäfts-, als auch dem beladenen Staatsmanne als ſicherer Handleiter in dem weiten Felde der Handels- und Gewerbskunde zu dienen, und ihn ſtets im Laufe der intereſſanteſten Neuigkeiten deſſelben zu erhalten, iſt Zweck und Plan meines neuen Journals, den ich gewiſſenhaft befolgen werde. Es enthält daher folgende fünf Hauptrubriken, unter welche ich alle meine Materialien zu ordnen gedenke.

I. Geſchichte und Fortſchritte des Handels in und auſſer Europa.

Dieſe Rubrik liefert Beſchreibung des Handels ganzer Staaten und Städte; die Wirkungen, welche Staatspolitik und Operationen auf Handels-Conjunkturen hat; neue Einrichtungen zu Beförderung des Handels einzelner Staaten; Handels-Tractaten, Zoll- und Waaren-Tariffe, Ausfuhrs- und Einfuhrs-Liſten; neue Häfen, Handelskanäle, Frachtſtraßen, Factoreyen u. ſ. w. Dieſen Abſchnitt ſoll in jedem Hefte eine kleine, neugezeichnete richtige Handels-Karte begleiten, ſo daß die Beſitzer des Magazins dadurch nach und nach einen vollſtändigen allgemeinen Handelsatlas erhalten.

II. Kunſtfleiß in Manufakturen oder Fabriken eines Landes oder einer Stadt.

Beſchreibung und Anzeige neuer Fabriken und ihrer Fabrikate; neue Erfindungen, Patentwaaren, Fabrikations-Maſchinen; neue praktiſche Vortheile in Fabriken u. ſ. w. Auch dieſe Rubrik bedarf vieler erläuternden Kupfer.

III. Waaren-Kunde.

Dieſer Abſchnitt liefert eine vollſtändige Kenntniß aller Natur- und Kunſtprodukte, welche Gegenſtände des Handels abgeben, und getreue Abbildung der unbekannteſten durch ausgemahlte Kupfer, eine wichtige Rubrik, welche dem Kaufmanne und Technologen nach und nach ein vollſtändiges Handbuch der Handels-Waarenkunde geben ſoll.

IV. Inn- und ausländiſche Literatur der Handels-Wiſſenſchaften

wird dem Kaufmanne, der keine gelehrten Journale leſen kann, durch kurze Auszüge die nähere Kenntniß der ihm wichtigen Schriften geben.

V. Korreſpondenz und vermiſchte Nachrichten.

Dieſe Rubrik nimmt alle Neuigkeiten und kurze Notizen auf, an deren ſchnellen Mittheilung der ganzen Handelswelt gelegen iſt.

Für die eigentlichen Intelligenzen, Anzeigen und Bekanntmachung neuer Handels-Etabliſſements, Fabriken und Manufakturen, Liſten und Preis-Courante ihrer Waaren, Offerten und Anfragen, kurz alles was das Privat-Intereſſe eines Mitglieds der Handelswelt betrifft, iſt ein jedem Hefte angehängtes Intelligenzblatt beſtimmt, welches gegen ſehr billige Inſerat-Gebühren alle an die Verlagshandlung frey eingeſchickte Inſerate aufnimmt, und ſie auf das ſchnellſte bekannt macht.

Alle Monate, vom Januar 1803. an, erſcheint ein broſchirtes Heft in groß 8vo. von 6 Bogen mit den nöthigen Karten und Kupfern, und 6 Hefte machen immer einen Band, mit einem ſorgfältig gearbeiteten Regiſter, wodurch das Nachſchlagen auch der kleinſten Notiz, bey dem unendlichen Detail der Materialien, welche das Magazin enthält, in der Folge vollkommen erleichtert wird; ſo daß der Kaufmann durch dieß Journal beynahe eine vollſtändige Handbibliothek der Handels- und Gewerbkunde erhält, worinn er ſich, wenn er nur die Regiſter der Bände durchläuft, in allen Fällen Raths erholen kann.

Dieß wäre denn der Plan meines Magazins, den ich von vielen ſachkundigen vortreflichen Mitarbeitern unterſtützt, gewiſſenhaft ausführen werde. Für die äuſere zweckmäſige Eleganz und Genauigkeit der Verſendung wird die Verlagshandlung, deren Sorgfalt für ihre Unternehmungen längſt rühmlich bekannt iſt, nicht minder ſorgen.

Gotha den 16ten Nov. 1802.

Joh. Adolph Hilde.

Wir haben obiger ausführlichen Ankündigung dieſer intereſſanten und gemeinnützigen Zeitſchrift nichts weiter hinzu zu ſetzen, als

1) daß wir für ihr Aeußeres und Inneres die möglichſte Sorgfalt tragen werden;

2) daß ſie monatlich regelmäßig mit den übrigen Journalen unſers Verlags verſendet wird;

3) daß der Jahrgang 6 Rthlr. ſächſ. oder 10 Fl. 48 kr. Reichs-Courant koſtet;

4) daß man ſich bey allen guten Buchhandlungen, Poſtämtern und Zeitungs-Expeditionen darauf, aber jedesmal auf einen ganzen Jahrgang abonnirt; und

5) daß wir uns die Beſtellungen der Liebhaber ſo ſchnell als möglich erbitten, weil im Januar 1803 das erſte Stück davon erſcheint; daß wir uns aber mit Verſendung einzelner Exemplare nicht befaſſen können.

Weimar den 20ſten November 1802.

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IV. Nachricht, die bevorſtehende Vollendung von den anatomiſchen Tafeln und dem anatomiſchen Handbuche des Hrn. Geh. Hofrath Lobers betreffend.

Es gereicht mir zu einem großen Vergnügen, demjenigen Theile des Publikums, welches ſich für meine anatomiſchen Tafeln intereſſirt, die zuverläßige Nachricht zu geben, daß dieſes Werk, an welchem ich nunmehr neun Jahre mit Anſtrengung gearbeitet habe, zur nächſten Oſtermeſſe (1803) ganz vollendet ſeyn wird. Der Reſt der Splanchnologie (Taf. 74—80) iſt ſo eben erſchienen: Von den Venen wird die erſte Hälfte (Taf. 119 — 125) im Januar, die zweyte (Taf. 126 bis 130) im Februar, und der Reſt der Neurologie (Taf. 177—181) nebſt dem Schluſſe des ganzen Werkes zur

Oſtermeſſe ausgetheilt werden. Die Zeichnungen dazu ſind ſchon in den Händen der Kupferſtecher und der Text iſt bereits im Druck.

Unter den noch zu liefernden hier angegebenen ſiebzehn Tafeln enthalten nur vier, Copeyen von bereits vorhandenen vortreflichen Kupfern: nehmlich die Venen des Kopfes, Auges und der Gärmutter nach Walter, die Venen des Gehirns nach Vicq d'Azyr und phyſiologiſche Präparate der Nerven nach Monro, Scarpa, und Reil. Alle anderen Venen und die Nerven des Arms habe ich nach eigenen Präparaten durch einen ſehr vorzüglichen Künſtler, Hrn. Roux aus Jena, neu abbilden laſſen, und ich glaube mir ſchmeicheln zu dürfen, daß ich dadurch zur Erweiterung der Kenntniß dieſer Theile etwas beigetragen habe.

Mehrere Sachverſtändige, welche das Weitausſehende und Mühevolle meiner Unternehmung zu beurtheilen im Stande waren, haben daran gezweifelt, daß ich dieſelbe würde vollenden können. Sie würden ſich vielleicht zu ihrem Zweifel noch mehr berechtigt haben, wenn ſie die Menge meiner andern Geſchäfte gekannt hätten, und wenn es ihnen bewußt geweſen wäre, daß das anatomiſche Theater, welchem ich vorſtehe, jährlich nur auf zwölf bis funfzehn Leichname von Erwachſenen rechnen kann, an welchen ich noch dazu in jedem Winter den ganzen Anatomiſchen Curſus ausführlich vortrage und die Phyſiologie umſtändlich erläutere. Dieſen und andern mannigfaltigen Schwierigkeiten, die ich wohl kannte und vorher reiflich erwogen hatte, konnte ich nichts als die Beharrlichkeit auf meinem Vorſatze, entgegen ſtellen; durch dieſe habe ich das erſte Ziel errungen, ſofern es mir gleich anfangs geſteckt war, und durch dieſe hoffe ich auch noch an das zweyte, das mir näher liegt, zu gelangen, nehmlich die Mängel zu verbeſſern; welche mein Werk hat und unter ſolchen Umſtänden nothwendig haben mußte.

Durch dieſe Zuſammenkunft dieſer erwähnten Umſtände hoffe ich auch darüber gerechtfertigt zu ſeyn, daß ich die verſprochene Supplement-Tafel, welche richtigere Abbildungen einiger von mir nicht genau genug dargeſtellten Gegenſtände enthalten ſoll, vorerſt noch zurückhalte, auch die Anzeige der von mir begangenen Fehler noch verzögere.

Manches ſcheint ein Fehler zu ſeyn, und iſt es in der That nicht; manches iſt wirklich ein Fehler, der ſich zwar leicht wahrnehmen, aber ſchwer verbeſſern und noch ſchwerer verhüten läßt.

Unmittelbar nach dem Schluſſe meiner Anatomiſchen Tafeln werde ich mein anatomiſches Handbuch, welches in der bereits angefangenen zweiten Auflage aus fünf Bänden beſtehen wird, von Oſtern des künftigen Jahres an liefern. Ich habe es bisher abſichtlich zurückbehalten, um die Tafeln dabey citiren zu können und um das Studium der Anatomie dadurch noch mehr zu erleichtern. Einen kurzen Auszug aus dieſem größeren Handbuche, zum Leitfaden bey anatomiſchen Demonſtrationen und bey dem Seciren, werde ich zur Michaelis-Meſſe des künftigen Jahres liefern, und auf dieſe Weiſe das von Mehrern mir geäußerte Verlangen erfüllen.

Bey dieſer Gelegenheit wiederhole ich den Wunſch, merkwürdige pathologiſche Präparate, Monſtroſitäten, Steine, Embryonen und andere ſolche Stücke zur Vermehrung meiner ſchon beträchtlichen Sammlung, gegen einen Tauſch oder eine andere beliebige Vergütung, zu welcher ich mich erbiete, zu erhalten. Denjenigen Freunden, durch deren Güte ich zu mehrern wichtigen Bereicherungen meines Cabinets ſchon gelangt bin, ſage ich dafür den verbindlichſten Dank.

Jena, den 30ſten Nov. 1802.

Loder.

* * *

Wir hoffen durch die Bekanntmachung dieſer Anzeige dem Publiko eine ſehr angenehme Nachricht zu geben, und fügen nur unſerſeits noch die gewiſſe Verſicherung hinzu, daß dieß wichtige und über die geſammte Anatomie des menſchlichen Körpers noch einzige Werk zur nächſten L. Oſter-Meſſe gewiß vollendet ſeyn wird.

Weimar d. 2. Decbr. 1802.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

V. Ueber des Hrn. Professor Froriep, Subdirektors des Herzogl. Weimarischen Entbindungs-Instituts zu Jena, Nachbildungen der Vaginalportion des Uterus und des Muttermundes (Hysteroplasmata) in verschiedenen Perioden der Schwangerschaft und Geburt, auch über das Pelviarium, das Fantom und das weibliche Becken, von Papiermaché.

Der Hr. Professor, Dr. Froriep zu Jena, hat uns die Besorgung und den Debit einiger nach seiner Erfindung und Angabe, so wie auch unter seiner besondern Aufsicht verfertigten mechanischen Hülfsmittel der Entbindungskunst, aufgetragen, und wir zeigen hiedurch dem Publiko an, daß dieselben in unserm Verlage zu haben sind. Vor der Hand sind es folgende 4 Stücke, die nun den Anfang zu einem vollständigen Apparate der Entbindungskunst machen, welchen der Herr Professor Froriep nach seiner Zurückkunft von einer gelehrten Reise, die derselbe anjetzt durch Frankreich und Holland macht, noch vollenden wird; nämlich:

1) Hysteroplasmata, oder Nachbildungen der Vaginalportion des Uterus und des Muttermundes in verschiedenen Perioden der Schwangerschaft und Geburt;

2) Das Pelviarium, von Papier-maché, mit seinen Durchmessern und Axen von lakkirten Drathstäbchen.

3) Das regelmäßige weibliche Becken, von Papier-maché;

4) Das Fantom, von lakkirtem Papier-maché, mit dazu gehöriger künstlicher Puppe, Uterus und Keil.

Wir wollen, zu näherer Kenntniß dieser 4 Stükke, hier nur etwas Weniges, sowohl aus der gedrukten Notiz des Hn. Prof. Froriep's selbst, als auch aus der Anzeige, welche der Hr. Geh. Hofr. Loder im neuesten Stücke seines Journals davon machte, ausheben, um die Liebhaber der Entbindungskunst auf die Wichtigkeit und Gemeinnüzzigkeit dieser Hülfsmittel aufmerksam zu machen. Hr. Prof. Froriep sagt:

und in der That nöthig hatte. Allein in wenigen Augenblicken machte er ſich ſelbſt den Vorwurf, daß er einer ſo groſſen Gütigkeit unwürdig ſey -- er raffte ſich auf, warf ſich zu ihren Füſſen, umfaßte ihre Knie mit einer Empfindung, welche mit Worten nicht ausgedrückt werden kann, verſuchte es ſie anzuſehen, und ſank, weil er ihren Anblick nicht auszuhalten vermochte, mit Thränenbeſchwemmtem Geſicht, auf ihren Schooß nieder. Danae konnte nun nicht zweifeln, daß ſie geliebt werde, und es koſtete ſie, die Entzückung zurückzuhalten, worinn ſie durch dieſe Gewißheit geſetzt wurde; aber es war nothwendig, dieſer allzuzärtlichen Scene ein Ende zu machen. Agathon konnte noch nicht reden — und was hätte er reden ſollen? -- Ich bin zufrieden, Agathon, ſagte ſie mit einer Stimme, welche wider ihren Willen verrieth, wie ſchwer es ihr wurde, ihre Thränen zurückzuhalten -- Ich bin zufrieden -- du findeſt eine Freundin wieder -- und ich hoffe du werdeſt ſie künftig deiner Hochachtung weniger unwürdig finden, als jemals -- Keine Entſchuldigungen mein Freund, (denn Agathon wollte etwas ſagen, das einer Entſchuldigung gleich ſah, und worauf er ſich in der heftigen Bewegung, worinn er war, ſchwerlich zu ſeinem Vortheil gezogen hätte) du wirſt keine Vorwürfe von mir hören -- wir wollen uns des Vergangenen nur erinnern, um das Vergnügen eines ſo unverhofften Wiederſehens deſto vollkommner zu genieſſen -- Groſsmüthige, göttliche Danae! rief Agathon in einer Entzückung

I. Von den Hysteroplasmen.

„Bekanntlich ist die Untersuchung des Zustandes der Vaginalportion und des Muttermundes einer der wichtigsten Punkte der geburtshülflichen Untersuchung überhaupt. Da nun aber die Gelegenheit, eine Frauensperson in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft und Geburt zu untersuchen, eben nicht allzu häufig ist; überdies der Anfänger, selbst bei vorhandener Gelegenheit, diese nicht gehörig nutzen kann, weil er die erstenmale, wenn er auch die Theile anatomisch genau kennt, immer nicht genau genug weiß, was er fühlet und findet: so wird man den nüzlichen Zwek einer solchen Sammlung nachgebildeter Vaginalportionen nicht verkennen. Angehende Geburtshelfer und Hebammen können sich dadurch zu den Untersuchungen vorbereiten und nachher ihr Gefühl davon in Uebung erhalten.

„Nachdem ich im Frühjahre 1800 bei dem Hn. Professor Osiander zu Göttingen einige Nachahmungen der Vaginalportion im schwangern Zustande gesehen hatte: so verfertigte ich, kurz nach dem Antritte meiner Stelle an dem Herzogl. Entbindungshause, dahier zu Jena, einige solche Präparate, und gebrauchte sie sowohl in meinen akademischen Vorlesungen über die Geburtshülfe, als auch bei dem Hebammenunterrichte, mit sehr großem Nuzzen. Erst nachher fiel ich auf die Idee, die Veränderungen des Muttermundes während der Geburt darzustellen. Den Zustand der Vaginalportionen bald nach der Geburt habe ich zu allerlezt nachgebildet. Die hieher gehörigen sechzehn Präparate habe ich sämmtlich nach dem Gefühl, kurz nach angestellten Untersuchungen, und mit Berüksichtigung mehrerer anatomischer in Weingeist aufbewahrten Präparate aus der Sammlung des Hn. Geh. Hofr. Loders, in Wachs bosirt, und darüber nun Formen verfertigen lassen, wobei manche Schwierigkeiten zu beseitigen waren.

„No. 1. ist die Vaginalportion des Uterus im völlig jungfräulichen Zustande. No. 2. stellt sie so vor, wie sie sich zur Zeit der Menstruation und in den ersten Tagen nach der Conception anfühlen läßt. No. 3. zeigt sie zwischen dem 4ten — 5ten Monate der Schwangerschaft. No. 4. zeigt sie etwa im 8ten oder 9ten Monate. No. 5. Etwa 8 — 14 Tage vor der Geburt. No. 6. Die Vaginalportion

im ungeſchwängerten Zuſtande bei einer Perſon, welche vormals ſchon geboren hat. No. 7. Die Vaginalportion einer Perſon, welche einmal geboren hat, in den erſten Tagen, wenn ſie von neuem ſchwanger geworden iſt. No. 8. Dieſelbe Vaginalportion im 4ten oder 5ten Monate. No. 9. Eben dieſelbe Vaginalportion etwa 14 Tage bis 3 Wochen vor der Geburt. No. 10. Der ſich öffnende Muttermund, zu Ende der erſten Geburtszeit. No. 11. Der Muttermund deutlicher und etwas mehr geöffnet, zu Anfange der zweiten Geburtszeit. No. 12. Der an ſeinen Rändern dünner gewordene mehr verſtrichene Muttermund, welcher weiter geöffnet iſt, und die Häute oder die Blaſe fühlen läßt. No. 13. Die Blaſe, welche ſich ſtellt. No. 14. Der Muttermund, zur Hälfte geöffnet; die Blaſe geſpannt. No. 15. Der Muttermund, ganz geöffnet; die Blaſe ſpringfertig. No. 16. Die Vaginalportion, etwa 6 bis 8 Tage nach der Geburt. (Für den gerichtlichen Arzt beſonders wichtig.)

„Es iſt zu berückſichtigen, daß die Figuren nicht für das Geſicht, ſondern für das Gefühl des bloßgemachten Fingers, beſtimmt ſind.

II. Von dem Pelvidio.

„Die Lehre von den Durchmeſſern des Beckens, noch mehr aber die von den Axen deſſelben, iſt für die meiſten Anfänger in der Geburtshülfe eine der ſchwierigſten. Durch die Verfertigung von danerhaften Muſterbecken, wodurch dieſe Lehren mehr verſtändlich und anſchaulich gemacht werden, wird daher gewiß ſehr Vielen ein angenehmer Dienſt geleiſtet werden. Es können dieſe Becken auch vorzüglich zur weiteren Erläuterung der Paragraphen 35 bis 54 meines Handbuches der Geburtshülfe von Nutzen ſeyn.

A. Die Durchmeſſer des Beckens.

„Um die Größe und Weite des Beckens zu beſtimmen, denkt man ſich gerade Linien, welche in verſchiedenen Richtungen von einer Seite der Beckenwände, durch die Mitte des Beckens, bis zur entgegengeſetzten Seite gehen. Dieſe Maaße der Entfernung der Beckenknochen, welche man die Durchmeſſer nennt, ſind hier durch verſchieden gefärbte Drathſtäbchen deutlich gemacht.

B. Die Axen des Beckens.

„Um die Lage des Beckens in Beziehung auf den ganzen weiblichen Körper zu kennen, und die Inclination des

Beckens zu bestimmen, muß man durchaus die Axen desselben kennen.

„Wenn man durch die Mitte der eingebildeten schiefen Fläche der oberen Apertur eine gerade Linie zieht, welche rechte Winkel mit der Conjugata macht; so hat man die Axe der obern Apertur, welche gewöhnlich um 31° von der Perpendikular- oder Mittellinie des weiblichen Körpers abweicht. Die Axe der untern Apertur ist eine Linie, welche rechtwinklicht durch die Mitte der eingebildeten schiefen Fläche der untern Apertur geht, und von der Perpendikular-Linie des weiblichen Körpers um 18° (wenn das Schwanzbein zurückgedrückt wird), auch wohl etwas mehr abweicht.

Beide Axen, welche in der Mitte des Beckens unter sehr stumpfen Winkeln zusammen kommen, sind hier, durch den gelben stumpfwinklicht-gebogenen Messingdrat dargestellt.

„Um sich nun noch die Gestalt der Höhle des Ganzen Beckens recht vorzustellen, welches auch von sehr wesentlichem Nutzen in der Geburtshülfe ist, muß man durch die drey Punkte: 1) Wo die Axe der obern Apertur und 2) die Axe der untern Apertur, den geraden Durchmesser der letzteren durchschneidet, und 3) wo beide Axen untereinander zusammen kommen, eine Bogenlinie ziehen: so hat man die eigentliche Mittellinie des Beckens. Hier ist sie durch einen schwarzen Drat vorgestellt.

So weit Herr Prof. Froriep. Folgender Zusatz aber, womit Hr. Geh. Hofr. Loder in seinem Journale diese Anzeige begleitete, wird angehenden Geburtshelfern noch mehr Erläuterung hierüber geben, so wie auch der Sache selbst zu noch weit mehr Empfehlung dienen.

„Es gereicht mir zu einem wahren Vergnügen, die Leser meines Journals mit den Hysteroplasmen und mit dem Pelviarium des Hrn. Prof. Froriep bekannt zu machen. Von ihrem großen Nutzen für Geburtshelfer und Hebammen sowohl, als für gerichtliche Aerzte, wird sich jeder schon aus der voranstehenden Beschreibung so überzeugt haben, daß ich es für überflüssig halte zu ihrer Empfehlung etwas hinzuzufügen.

„Beide hat das Publikum ursprünglich dem um die Entbindungskunst in vielerley Hinsicht sehr verdienten

Herrn

Herrn Prof. Oſiander zu Göttingen zu danken. Er hat ſchon vor einigen Jahren Nachbildungen der Vaginal-Portion der Bärmutter aus Seife und ein Pelviarium von Gyps machen laſſen, und mir davon ein Exemplar für meine Sammlung zu ſchicken die Güte gehabt. Herr Prof. Froriep, den ich damit zuerſt bekannt machte, hat es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſe bedeutenden Hülfsmittel zum Unterricht in der Geburtshülfe nicht allein weiter zu vervollkommnen, ſondern auch ſie dadurch gemeinnüziger zu machen, daß er eine dauerhaftere Subſtanz dazu erwählt, und das Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar bewogen hat, durch geſchickte Künſtler Formen fertigen zu laſſen, nach welchen eine Menge von Exemplaren für einen geringen Preiß geliefert werden kann."

„Noch einem andern weſentlichen Bedürfniſſe für Geburtshelfer und Hebammen hat der Hr. Prof. Froriep dadurch abgeholfen, daß er ein Fantom von lakirten Papier-maché und eine dazu gehörige ledene Puppe die ein neugebohrnes Kind in der möglichſten Vollkommenheit vorſtellt, verfertigen laſſen. Das Fantom iſt nach demjenigen gemacht, welches ich beſize, und das von Baudelocque, deſſen Unterricht im Manövriren ich in Paris genoſſen habe, herrührt. Es war einmal Zeit, die elenden Maſchinen dieſer Art, mit welchen ſeit einigen Jahren das deutſche Publikum heimgeſucht worden iſt, und die nur der niedrigen Gewinnſucht ihr Daſeyn zu danken hatten, zurückzuweiſen, und ſtatt derſelben, ein einfacheres, zweckmäßigeres und wohlfeileres einzuführen. Da es nicht von leder gemacht iſt, ſondern aus einer Subſtanz beſteht, welche die Näſſe verträgt und ſich leicht reinigen läßt; ſo kann man darin nicht allein mit einer Puppe und mit einem zu den Zangen-Operationen bequemen Kopf, ſondern auch mit einem friſchen oder in Branntwein aufbewahrten Leichnam eines Kindes, manövriren. An der Puppe ſind die Fontanellen, Augen, Lippen, Ohren, Extremitäten, zur vollkommenen Täuſchung beym Gefühl möglichſt genau nachgeahmt."

„Endlich hat der Hr. Prof. Froriep auch dafür geſorgt, daß man Exemplare von einem gut gebauten weiblichen Becken, aus Papier-maché geformt und ſo treu nachgebildet, daß man ſie kaum von wirklichen Knochen zu unterſcheiden vermag, um einen billigen Preiß erhalten kann."

„Alle diese Stücke sind bey dem Fürstl. Sächs. privil. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar in Menge zu haben. Der Preis der Hysteroplasmen (oder des Touchir-Apparates) in einem Etui beträgt vier Rthlr. Sächs. Courant; ein Becken mit Durchmessern kostet vier Rthlr. und acht Groschen; ein Becken ohne Durchmesser, vier Rthlr. Ein Fantom mit Puppe und Keil nebst einem Uterus von Leder wird für zwey und ein Viertels Carolin oder neun Laubthaler, und ein solches Fantom ohne Uterus für zwey Carolin oder acht Laubthaler gegeben.

„Ich besitze in meiner Sammlung nicht nur verschiedene höchstmerkwürdige deforme Becken, sondern auch Gyps-Abgüsse von schwangeren Personen, deren Bärmutter geöffnet ist, und theils das Kind, theils nur die Nachgeburt enthält. Diese Abgüsse sind über wirkliche Leichen geformt und nach der Natur gefärbt: Ich habe sie mit großen Kosten zu London durch die Vermittelung eines Gehülfen des berühmten D. William Hunter gekauft. Wenn sich eine hinlängliche Anzahl von Liebhabern dazu melden sollte, so werde ich diese Stükke, welche man nicht ohne Bewunderung sehen kann, dem Landes-Industrie-Comptoir unentgeldlich zur Nachbildung leihen, um sie dadurch gemeinnüziger zu machen, selbst auch, wenn meine Originale dadurch an ihrem Werthe verlieren sollten."

Jena den 24. Nov. 1802.

Loder.

* * *

Wir haben zu dieser vortreflichen Anzeige des Hrn. G. H. Loders nichts weiter hinzuzusetzen, als daß wir obgedachte medicinische Kunst-Produkte von hiesigen geschickten Künstlern mit größter Sorgfalt verfertigen lassen, und jedes Stück davon für den obenangezeigten äußerst billigen Preiß liefern; auch die angenehme Hoffnung, welche der Hr. Geh. Hofr. Loder dem medicinischen Publiko macht, in diesem Fache noch weiter zu gehen, mit größtem Vergnügen erfüllen werden.

Weimar, den 6ten December 1802.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Zweyte F. Schwarzb. Rudolſtadt. Bücher- und Kunſt-Waaren-Lotterie.

Der Beyfall, den das verehrte Publikum unſerer erſten nunmehr ordentlich und ſolid beendigten Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie ſchenkte, fordert uns auf, dies den teutſchen Kunſt- und Gewerbfleiß befördernde Inſtitut fortzuſetzen.

Wir kündigen daher unſere zweyte Lotterie hiedurch für künftiges Jahr 1803 an; der Plan davon, welcher bey allen unſern bisherigen Herrn Collecteurs zu haben iſt, weicht von der erſten ſehr wenig, und nur in einigen Verbeſſerungen ab, die uns der Wunſch des Publikums lehrte. Sie beſteht gleichfalls aus 12000 Looſen, die in ſechs Klaſſen vertheilt ſind, und lauter Gewinne oder Prämien enthalten, ſo daß alſo kein Spieler ganz leer ausgeht. Die Einlage iſt für alle 6 Klaſſen bekanntlich 5 Rthlr. Sächſ. oder 5 Fl. 24 Kr. Reichs-Courant und 6 gr. Einſchreibegeld. Die Gewinne ſelbſt beſtehen, wie der beygefügte gedruckte Gewinnſtplan zeigt, aus lauter intereſſanten neuen Büchern, meiſtens mit Kupfern, muſikaliſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten und andern ſchätzbaren Kunſtwaaren.

Die Ziehung der erſten Klaſſe geſchieht den 14. Febr. 1803. Wir erſuchen daher alle Liebhaber, welche darin mitſpielen wollen, ſich unverzüglich bey unſern ſchon bekannten Hrn. Collecteurs zu melden, bey welchen Plans und Looſe zu haben ſind. Eben ſo bitten wir auch die Freunde unſers Inſtituts, welche eine Collekte für unſere neue Lotterie zu übernehmen geſonnen wären, ſich deßhalb unverzüglich an uns ſelbſt (unter Couvert des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar) zu wenden.

Rudolſtadt, den 1ſten December 1802.

Direktion
der Fürſtl. Schwarzburg. Rudolſtadt. gnäd. priv. Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie.

VII. C. A. Böttiger's und Majer's Allgemeines Mythologiſches Lexicon. Aus Originals Quellen bearbeitet.

Wir kündigten zwar in No. 74. des Intell. Blatts der A. L. Z. d. J. eine Teutſche Bearbeitung der beiden neuen zugleich in Paris erſchienenen mythologiſchen Werke, näml. des Dictionnaire de la Fable par Fr. Noel, und des Dictionnaire portatif de la Fable etc. par Chombré et Millin von einem verdienſtvollen Gelehrten an; leider aber fanden ſich bei genauerer Prüfung und Einſicht dieſer Werke ſelbſt, ſolch eine Menge Fehler und Unrichtigkeiten darin, daß wir wohl einſahen, wir würden Teutſchland mit dieſer Unternehmung ein ſchlechtes Geſchenk machen, und unſer Vorhaben daher ſogleich aufgaben.

Da indeſſen ein Allgemeines Mythologiſches Wörterbuch, welches nicht bloß die altklaſſiſche Mythologie der Griechen, Römer und Aegyptier, welche allein bisher bearbeitet wurde, ſondern die Fabellehre aller Völker der Erde umfaßte, ein wahres Bedürfniß für alle kultivirte Stände iſt, und noch nicht exiſtirt, ſo forderten wir den Hrn. Ober-Conſiſt. Rath Böttiger und Hrn. D. Fr. Majer dahier — zwei Gelehrte, welche ohnſtreitig etwas ausgezeichnet Vortreffliches in dieſem Fache liefern können, und deren Lieblings-Studium dieſes reiche und ſchwierige Feld unſerer Literatur ſchon längſt war — zu dieſer intereſſanten Arbeit auf, und waren auch ſo glücklich, daß beide unſerm Wunſche um deſto gefälliger entgegen kamen, da ſchon viele Materialien dazu vorgearbeitet in ihren Pulten lagen. Beide haben ſich nun als Freunde vereiniget, dies wichtige Werk zwar zuſammen zu übernehmen, jedoch ſo unter ſich zu vertheilen, daß jeder gewiſſe Völker mit ihren Mythen in ein Paar Bänden für ſich allein bearbeitet. Wir kündigen alſo dem Publiko ein

Allgemeines
Mythologiſches Wörterbuch
aus Original-Quellen bearbeitet.
von
Böttiger und Majer

vorläufig, und mit guter Hoffnung auf deſſen ſchäzbaren Beifall an. Das Werk ſelbſt wird 4 Bände in Med. Octav, mit erläuternden Kupfern enthalten, und der erſte Band davon zu künftiger Oſter-Meſſe 1803 gewiß erſcheinen.

Die beiden Herren Verfaſſer haben ſich nun ſo in dieſe Arbeit getheilt, daß Hr. Ober-Conſiſt. Rath Böttiger in 2 Bänden nach dem Plane, den auch Caylus in ſeinem Récueil des Antiquités befolgte, die altklaſſiſche, nemlich Aegyptiſche, Griechiſche, Etruriſche; Römiſche und Alt-Galliſche Mythologie und die damit verbundenen Kunſtwerke; Hr. Dr. Majer aber in den andern 2 Bänden alle übrigen Mythologien der bekannten Völker der Erde bearbeitet. Das Werk zerfällt alſo in 2 Haupt-Theile, jeder von 2 Bänden, deren Artikel nach alphabetiſcher Folge geordnet ſind. Jeder Theil hat ſeine nothwendigen Kupfer, wobei Auswahl und Stellung nach einem ganz neuen Plane zu einer artiſtiſchen Mythologie Statt finden werden.

Nichts iſt für das ſchöne Studium der Antike in den Mythen nachtheiliger, als die zeither überall beobachtete Gewohnheit den mythologiſchen Handbüchern nur Umriſſe nach alten Gemmen zur Ausſtattung zu geben. Hier wird nun bei der altklaſſiſchen Mythologie die alte Numismatik ihre belehrenden Schätze öffnen. Die bei der Mythologie der Amerikaniſchen, Norbaſiatiſchen, Indiſchen, Afrikaniſchen, Alt-Teutſchen und Nordiſchen Völker erläuternden Kupfer aber werden alle aus zum Theil noch unbekannten Original-Quellen genommen werden.

Da beide Herren Verfaſſer die Gabe einer ſchönen klaren Darſtellung, leichten, gefälligen Styl, mit Geſchmack und Gründlichkeit bei ihren Arbeiten verbinden, ſo können wir im Voraus verſichern, daß, da dies Werk nicht nur für Gelehrte, ſondern vorzüglich auch für die Künſtler, Frauenzimmer und Liebhaber, welche keine eigentliche Gelehrte ſind, beſtimmt iſt, daſſelbe lezteren eine intereſſante Lektüre und angenehme Unterhaltung gewähren werde. Kurz das Publikum kann ſich darauf verlaſſen, daß es nichts Schlechtes erhalten werde; und wir werden unſerer Seits weder Mühe noch Koſten ſparen, der Sache ihr Recht zu thun. Uebrigens verlangen wir weder Präm-

meration noch Subscription auf dies wichtige Werk, das ſich bei ſeiner Erſcheinung ſchon ſelbſt empfehlen wird.

Weimar d. 1. Dec. 1802.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

VIII. Das 5te Stück des 4ten Bandes von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde iſt erſchienen, und hat folgenden Inhalt:

1. Nachricht von der Fortſetzung ſeiner Verſuche mit Volta's Galvaniſcher Batterie, von J. W. Ritter — Batterie — Wirkungen derſelben auf den menſchlichen Körper — auf vom Ganzen abgetrennte Theile bei Menſchen und Thieren — Leitungsfähigkeit für Elektricität und Galvanismus — Chemiſche Wirkungen d. B. auf trocknem Wege — Funken — Verbrennung am Zink — Schmelzung am Silberpol — Verwandlung kleinplattiger Batterien in Aequivalente von großplattigen — Verſuche damit — Beſter feuchter Leiter für Batterien dazu — Nachbildung Galvaniſcher Funken mit elektriſchen Batterien — Chem. Wirkungen der Galv. Batt. auf naſſem Wege — Oxygen- und Hydrogenbildung — Anſicht davon — deren fernere Geſchichte — v. Hauch's Verſuch — Metallreduktionen — Vorzüglich ſchöne Hydrogenmetalle — Oxygenmetalle — Säure- und Alkalibildung — Lakmustinktur als Metalloxydationsmeſſer — Geſchichte der Elektricität der Batterie — Identität des Princips in den gewöhnlichen elektriſchen, und in allen Galvaniſchen Erſcheinungen — Volta's Verſuch — Eiane — — Einfluß des äußern Drucks auf die Leitungsfähigkeit der Körper für Galvanismus u. ſ. w. Einfluß der Erſchütterung auf dieſelbe — Verhalten der Queckſilbers im Kreis der Batterie — Brillante Erſcheinungen dabei. — Auflösbarkeit der Metalloxyde im reinen Waſſer — Chemiſche Polaritätsfähigkeit ſehr ſchlechter Leiter — Einfluß der Geſtalt feſter Leiter auf den Grad ihrer Leitung. — Umſtände, unter denen das unmittelbare In-Berührung-ſeyn der Dräthe im Gasapparat die Gasbildung nicht ganz aufhebt — Horizontalbatterien und Cruikſhank's Trogapparat — Zuſammenſetzung deſſelben für genauere Verſuche aus einer Reihe für ſich beſtehender Zellen — Winterl — Zurückführung aller Gaſe auf zwei erſte — Identität des Gegenſatzes ihrer Principien mit dem der Principien der Acidität und Alcalität —

Identität beider Gegenſätze mit dem + und — E — Indifferenz dieſer im Caloricum — Identität dieſes mit der Schwere —. Anwendungen. — 2. Naturhiſtoriſche Bemerkungen aus Fr. Hornemann's Reiſe von Aegypten nach dem Königreich Fezzan im Innern von Afrika; mitgetheilt vom Hrn. Hofr. Blumenbach. 3. Einige naturhiſtoriſche Seltenheiten und Bemerkungen vom Vorgebirge der guten Hoffnung; dem Hrn. Hofr. Blumenbach mitgetheilt vom Hrn. Heße, Prediger in der Kapſtadt. 4. Nachricht von einigen neuen zoologiſchen Entdeckungen, mitgetheilt von Carl Bertuch. 1. Der Wombat. Taf. IX. 2. Die prächtige Manura. Taf. X. 5. Ein Schreiben des Hrn. Benzenberg, über ſeine den Widerſtand der Luft und die Arendrehung der Erde betreffende Verſuche, an den Herausgeber; Ham bei Hamburg, 30. Sept. 1802. 6. Beſchreibung einer neuen Art Compenſations-Pendel; vom Hrn. Benzenberg. 7. Kein Naturforſcher muß von Elaſticität der Luft ſprechen; ſo was läßt ſich ſchlechterdings nicht denken! Vom Hrn. D. Rodig. 8. Auszug eines Schreibens des Hrn. Hofraths Gerdinus an den Herausgeber; Selbeld den 10. Jul. 1802. 9. Fortſetzung der Beobachtungen über den Augenbau der Vögel; vom Hrn. Wolf, Lehrer am Büchneriſchen Inſtitut zu Nürnberg. 10. Nachricht von einigen neuern, beſonders in Beziehung auf die Phyſiologie und Medicin angeſtellten Verſuchen über den Galvaniſmus. 11. Einige kurze Nachrichten. 12. Berichtigungen.

Weimar den 22. Dec. 1802.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IX. Das 1ſte Stück der Allgem. Geograph. Ephemeriden; herausgegeben von Gaſpari u. Bertuch 1803. iſt erſchienen und hat folgenden Inhalt:

Abhandlungen. 1. Al. Berthier's Ueberſicht der Arbeiten des franzöſ. Kriegs-Depots im 10ten J. der franz. Republik. 2. Kurze Geſchichte der neueſten franzöſiſchen Niederlaſſung in Benin; aus Durand's Voyage. Bücher-Recenſionen: 1. An account of

zückung von Dankbarkeit und Liebe. -- Keine Beywörter, Agathon, unterbrach ihn Danae, keine Schwärmerey! Du bist zu sehr gerührt; beruhige dich -- wir werden Zeit genug haben, uns von allem, was seitdem wir uns zum letzten mal gesehen haben, vorgegangen ist, Rechenschaft zu geben -- Laß mich das Vergnügen dich wieder gefunden zu haben, unvermischt geniessen; es ist das erste, das mir seit zweyen Jahren zu Theil wird.

Mit diesen Worten (und in der That hätte sie die letztern für sich selbst behalten können, wenn es möglich wäre, immer Meister von seinem Herzen zu seyn) stuhnd sie auf, näherte sich dem Critolaus, und ließ dem mehr als jemals bezauberten Agathon Zeit, sich in eine ruhigere Gemüthsfassung zu setzen.

Cætera intus agentur -- Unsere schönen Leserinnen wissen nun schon genug, um sich vorstellen zu können, was diese zärtliche Scene für Folgen haben mußte. Danae und Critolaus wurden gar bald gute Freunde. Dieser junge Mann gestuhnd, seine Psyche ausgenommen, nichts vollkommners gesehen zu haben, als Danae; und Danae erfuhr mit vielem Vergnügen, daß Critolaus der Gemahl der schönen Psyche, und Psyche die wiedergefundene Schwester Agathons sey. Sie hatte nicht viel Mühe ihre Gäste zu bereden, das Nachtlager in ihrem Hause anzunehmen; unsre Lie-

benden

the english Colony in New-South-Wales — by Collins. Vol. 2 d. 2. Stockholm (par J. Elers.) D. I—IV. 3. Geographiſche u. ſ. f. Beſchreibung des Herzogth. Schleſien von J. A. Val. Weigel. 3r — 5r. Thl. 4. Annales de Statiſtique (par L. J. P. *Ballois*) No. 1-6. 5. The Asiatic annual Regiſter for t. Y. 1801. Charten Recenſionen: 1. Atlas zur Ueberſicht aller Europ. Staaten von C. Kruſe. 3ſte Liefr. No. 3 u. 4. 2. Trigonometriſche Charte von Schwaben — von J. A. Ammann. 3. Specialcharte von Südpreuſſen von G. O. B. A. Gilly. Sect. AI, AII, AIII, m. B. 1. Vermiſchte Nachrichten: 1. Avanteoureur neuer geogr. und ſtatiſt. Bücher. Ausländiſche Literatur. 2. Auszug aus mehreren Schreiben aus London. Neue Anwendung des Magnets für die Schiffahrt. Don Domingo's und Don Simon's Reiſe nach Afrika — Unterſchleif der Schreiber bey dem Transportamte in Neu-Süd-Wallis. — Hollcroft's Reiſen. — Beaufort's Beſchreibung von Irland. — Anderſon's und Spilsbury's Journale. — Pratt's Wanderungen. — Leyden's Beſchreibung der neueſten Entdeckungen in Afrika. — Groſſes Teleſkop. 3. Auszug eines Schreibens aus Paris. Geographiſche Preisfrage des Nat. Inſtituts. — Monaci Abhandl. über die Lage von Noviomagus. — Duquesnoy's Ueberſet. von Morton Edens Unterſ. über die Bevölkerung Großbritanniens. — Muthmaßliche Gegend, wo la Peyrouſe umgekommen iſt. — Nachr. von mehrern neuen geographiſchen Schriften. — Auszüge aus Azuni's Hist. geograph. etc. de la Sardaigne — Mémorial topograph. et milit. du Dép. de la Guerre. 4. Ph. Buache's Unterſuchungen üb die Inſel Antilia. 5. Erklär. gegen den Hrn. v. Liechtenſtern in Wien. 6. Ankündigung von Dietzens Poſtbuche und Charte. 7 Anzeige eines Plans von Ofen und Peſth (von Joh. v. Lipszky.) 8 Erörterung eines aufgeworfenen Zweifels über die Länge von Gradus, von Dr. Franz de Paula Trieſnecker. 9. Dr. Franks Afrikaniſche Reiſe. 10. Berichtigung.

Zu dieſem Stücke gehören: 1. Das Portrait des Grafen Sam. von Schmettau. 2. Charte von den Engliſchen Niederlaſſungen in Neu-Süd-Wallis.

Weimar, im Januar 1802.

J. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Der Neue

Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1803.

I.

Gedichte.

1.

Die Klöſtergeiſtlichen an Gleim.

B. den 16ten Decembr. 1802.

Vater Gleim! dein Rufe folgen,
Der von Dir an uns ergeh't;
Nennen wir mit ſcharfen Dolchen
Morden unſre Majeſtät.

Frei ſind wir beim Cölibate;
Wiß' ein Eh'bett iſt zur Zeit
Selten nur die Bundeslade
Treuer Lieb' und Zärtlichkeit.

Sind wir gleich bei heil'gen Eiden
Nicht ins Ehejoch geſpann't,
Sind uns doch die Süßigkeiten
Holder Minne wohl bekannt.

Laien, wenn ſie zärtlich leben,
Machen koſend Herzen weich.
Wir, wir ſünd'gen, und vergeben
Schöne Sünden auch zugleich.

Seelig, wer bei heil'gem Frieden
Dennoch Edens Töchter küßt,
Seel'ger noch der, der hienieden
König ſeiner Triebe iſt.

Wo des Chores Hymne tönet,
Stimmt nicht Werther's Flöte ein.
Wer den Ewigen verſöhnet,
Darf nicht Sklav' der Liebe ſeyn.

Eßen, trinken, ſchlafen, wachen,
Roſen pflücken im Revier'
Amors! beten, witzeln, lachen,
Können ohnbeweib't auch wir.

Seelig, wer bei heil'gem Frieden
Dennoch Edens Töchter küßt;
Seel'ger noch, der, der hienieden
König ſeiner Triebe iſt!

I. v. u. z. B — u.

2.

Chamarje, d. i. das Weingedicht.

(Aus dem Arabiſchen.)

Schon lang bevor die Reb' erſchaffen ward,
Betranken wir uns auf das Wohl des Liebchen.
Der Mond war Becher, und die Sonne Wein,
Der Sterne Glanz, die Aeugelein des Liebchen.
Wir wurden durch den ſüßen Duft gelockt,
Der Schimmer leuchtete uns vor im Finſtern.
Das iſt vorbei. Kaum übriget hievon
Im Herz des Weiſen eine ſtille Ahnung.
Doch würde dies dem Volk izt kund gemacht,
Dann wäre Rauſch und Trunkenheit nicht Schande.
Der Geiſt verwehte in der Trinker Bruſt,
Und wahrlich Nichts, Nichts übrigt als der Name,
Doch brächte ihn Erinnerung zurück,
So würde Freude lächeln, Gram verſchwinden.
Die Trinkgenoſſen wären all berauſcht,

Wenn ſie der Flaſche Siegelmund erblickten.
In todte Körper käme Geiſt zurück,
Wenn auf das Grab ein Tropfen niederfiele.
Geneſen würde in dem Siechenbette,
Wer in dem Kühlen ſich hiemit beſpräche.
Die Lahmen würden in die Schenke gehn,
Die Stummen würden Preisgeſänge ſingen.
Der Nervenloſe röch' im Weſt den Duft,
Der ſich hievon im Oſt ergießen würde.
Tauch' ein die Hand, und wandle durch die Nacht
Getroſt, denn ſo viel Tropfen, ſo viel Sterne.
Die Blinden würden die Geheimniß' ſehn
Und Taube durchs Geräuſch Gehör erlangen,
Unſchädlich wäre Schlangengift dem Mann'
Der Rebenländer zu durchwandeln dächte.
Wer dieſe Wunderkräfte all beſchriebe,
Vermöchte irren Wahn vom Grund zu heilen.
Wär' in die Fahnen dieſe Schrift geſticket,
So würden alle Heere ſich berauſchen.
Der Freunde Sitten läuteret der Wein,
Er feuert an mit Unternehmungsgeiſt
Er öfnet Geizigen die karge Hand,
Er ſänftigt des Tyrannen Bruſt mit Milde;
Und wenn ein Thor den Mund der Flaſche küßt,
So ſaugt er durch den Kuß den Geiſt des Weines.
Beſchreibe, ſagt ihr, o beſchreib' den Wein;
Denn dir ſind kund deſſelben Eigenſchaften.

Wie Waſſer klar, und wie ein Lüftchen ſanft,
Licht ohne Gluth, und geiſtig ohne Körper.
Ein Lobſpruch leitet zu den andern hin,
Zu lautem Preis in Verſen und in Proſe.
Die Trinker glühen auf beim Wort' des Weines,
Wie Liebende bei ihres Liebchens Namen.
„Du ſündigſt" ſchrei'n ſie mir. Bei Leibe nicht!
Im Gegentheil! nicht trinken wäre Sünde.
Glück zu! die Kloſterbrüder ſind berauſcht.
Sie tranken nicht allein! ſie wollten trinken! —
Ich war berauſcht, bevor ich athmete,
Berauſcht nach einſt wenn mein Gebein verdorrt.
Dir ſteht es frei. Trink deinen Wein gemiſcht,
Gemiſchet mit dem Mäulchenſaft des Liebchen.
Geh' in die Schenke, bring den Wein heraus
Mit Preisgeſang, denn er iſt werth des Preiſes.
Trink ohne Raſt, die Sorgen raſten nicht!
Wer wird beruhigt durch des Liebchens Namen!
Und wäreſt Du ein Stündchen nur berauſcht;
So ſäheſt Du die Welt zu Deinen Füßen.
Wer nüchtern lebet, lebt auf Erden nicht,
Und wer nicht trunken ſtirbt, iſt thöricht;
Weh Jedem, der ſein Leben ſo verliert,
Statt Freudenantheil zu genießen!

T . . . b.

Anmerkung.

Herbelot unter dem Artikel: Khamarieh, ſagt: Tiré d'un Poème sur le vin pris mystiquement

ete, commenté par Ibn Forodh, par Aladdin Ben Sadayah, et par un autre auteur. Il se trouve dans la Bibliotheque du Roi, mm. 611.

Das Mſcpt. aus dem dieſes Gedicht überſezt worden iſt, iſt vermuthlich gleichlautend mit dem in der Pariſer Bibliothek befindlichen, denn es enthält außer dem Gedichte ſelbſt und den zwei oben erwähnten Commentarien, noch einen dritten, der vermuthlich l'autre auteur des Herbelot iſt, und ſich Ismail Elmmolmoi von Angora ſchreibet. Die Commentatoren finden den Sinn, ich aber vielmehr die Sprache myſtiſch, beſonders den Eingang des Gedichtes, wo die Idee, daß dem Dichter das Trinken angeboten, und gleichſam von Ewigkeit her ſchon vorbeſtimmet ſey, in mancherlei geheimnißvollen Wendungen wiederkehrt.

II.

Erinnerungen aus meiner artiſtiſchen Wanderſchaft.

(Beſchluß *).

Durch Hrn. v. Raidt, wurde ich mit einem gewiſſen Herrn Berron bekannt — einen in jeder Rükſicht ſehr achtungswürdigen Mann. Er war mit Füger noch in Rom, von deſſen Stil er auch viel Aehnliches hat. Mit der wahrſten Humanität nahm mich der Mann auf, und mit Geduld zeigte er mir alle ſeine Arbeiten. — Sie tragen alle den Stempel reinen

*) S. Januarſtück, S. 33.

ächten Geſchmaks, eines richtigen Begriffs und tiefer Einſichten. — Es war meinem Gemüthe wohlthätig, daß ich nicht die geringſte Sucht, neu und auffallend zu ſeyn, an ſeinen Arbeiten bemerkte. Ihm ſchwebten immer nur — dies ſah man deutlich — die alten ächten hohen Muſter vor, und von ihnen nur war ſeine Einbildungskraft beſeelt. Dieſer brave Künſtler ſcheint weniger bekannt zu ſeyn. Darüber muß man ſich gar nicht wundern, er iſt nicht an der Tagesordnung.

Jezt, m. Fr., führ' ich Sie zurück auf einen Namen, — den ich mit der innigſten reinſten Verehrung ausſpreche, auf Drouai's. Der Mann iſt nicht mehr; aber ſein Marius allein macht ihn unſterblich. Er ſtarb ſehr jung in ſeinem drei und zwanzigſten Jahre, und man flüſterte ſich ins Ohr, er ſey vergiftet worden; der Neid habe ihn vergiftet. Ich wurde durch Hrn. Jagemann bei ſeiner Mutter eingeführt, einer verehrungswürdigen Wittwe, werth eines Drouai's Mutter zu ſeyn. Den Marius in ihrer Nähe zu ſehen, iſt nur deſto intereſſanter. Ich habe das Vergnügen viermal genoſſen, einmal in Geſellſchaft des Hrn. v. Raidt und des Hrn. Müller, die ich dahin brachte. Wir ſahen noch einige Gemälde und ſeine lezte Zeichnung — alles wahrhaft großes Genie und hohe Humanität athmend! Als

wir wieder aus dem Hauſe giengen, dankten mir beide Männer mit den Worten: Sie haben uns heute ein groſſes Vergnügen gemacht. Das iſt ein außerordentliches Bild! *) Die Vorſtellung wird Ihnen aus Lips kräftigem Stiche bekannt ſeyn. Ich beſchreibe es nicht, man muß es ſelbſt ſehen. Wie die Straße heißt, weiß ich nicht; aber blind will ich mich aus dem Louvre dahin finden; und gleich den Raphaels wird dieſes Bild unauslöſchbar meiner Seele vorſchweben.

In dem Journal des Arts rügte man es öffentlich, daß man dieſes Mannes Werke in Paris ſelbſt nicht aufſtelle, wie die Produkte anderer neuerer Künſtler. Sein Preisſtück, das Kananäiſche Weib hängt in der franzöſiſchen Schule zu Verſailles; die meiſten halten es gewöhnlich für Pouſſin, bis ſie es genauer unterſuchen, und der Kenner findet darin zwar noch nicht die alte Praktik, aber in der That edlere, feinere Formen. Man deutete gar nicht eben ſehr geheimnißvoll auf niedrige Mißgunſt und Kabale. — Tout comme chez nous! dacht ich. —

*) Die ſauleſührlichſte Nachricht darüber ſteht im erſten Stücke eines zu früh abgebrochenen Kunſtjournals: Italien und Teutſchland, von Hirt und Moritz.

G.

Ein dortiger Vorfall ließ mich abermals empfinden, wie manches Gute Ignoranten oder Uebelgesinnte verhindern! Müllers Absicht war, etwas aus dem Louvre zu stechen. Die Administrazion ließ auch beim ersten Male nicht die geringste Schwierigkeiten ahnden. M. wählte ein Stück, und meldete es nachher; man machte Einwendungen über die Wahl mit einer Miene, die M. nicht gefiel. Er stellte es der Administrazion frei, zu wählen. Er wurde wieder bestellt — und zu seiner nicht geringen Verwunderung wand man sich zwischen so viel Abers und Bedingungen herum, daß er bald merkte, wo es fehle. Hätte er bei gewissen Personen seinen Karakter verläugnet und um Protekzion gebeten, so wär' es anders gegangen. Ein Mann wie M. erniedriget sich nicht; dazu ist sein Herz zu edel, sein Karakter zu fest und im Gefühl seiner Kunst zu groß. Und so wurde dann eine schöne Absicht vereitelt, wodurch wir alle verlieren. Er bekam eine Zeichnung von der Madonna della Sedia; er konnte sie nach einer Prüfung nicht für ganz richtig halten. Seine Bedingung war und mußte es seyn, das Original zu sehen und zu vergleichen. Das Bild hieng in den Zimmern der eben abwesenden Mad. Bonaparte. Man brachte ihn dahin. — er kam mit einigen Vernünftigen aus der Nähe des Consuls in Rapport. Sein Name ist bekannt und dem Manne wurde mit Achtung begegnet, wie sich's

beyden hätten also die Schuld sich selbst beymessen müssen, wenn sie keine Gelegenheit gefunden hätten, sich umständlich zu besprechen, und gegen einander zu erklären. Die schöne Danae meldete ihrem Freunde, daß sie die Verrätherey des Hippias, und die Ursache der heimlichen Entweichung Agathons, bey ihrer Zurückkunft nach Smyrna bald entdeckt habe. Sie verbarg ihm nicht, daß der Schmerz ihn verloren zu haben, sie zu dem seltsamen Entschluß gebracht, der Welt zu entsagen, und in irgend einer entlegenen Einöde sich selbst für die Schwachheiten und Fehltritte ihres vergangenen Lebens zu bestrafen; jedoch setzte sie hinzu, hoffe ich, daß wenn sie einmal Gelegenheit haben würde, ihm eine ganz aufrichtige und umständliche Erzählung der Geschichte ihres Herzens bis auf die Zeit, da sein Umgang und die Begeistrung, worein sie durch ihn allein zum ersten mal in ihrem Leben gesetzt worden, ihrer Seele wie ein neues Wesen gegeben, zu machen -- er Ursache finden würde, sie, wo nicht immer zu entschuldigen, doch mehr zu bedauren als zu verdammen. Die Furcht, den Gedanken in ihr zu veranlassen, als ob sie durch das was ehmals zwischen ihnen vorgegangen war, von seiner Hochachtung verloren hätte, zwang unsern Helden eine geraume Zeit, die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen in seinem Herzen zu verschliessen. Danae wurde indessen mit der Familie des Archytas bekannt, man mußte sie lieben, sobald man sie sah;

geziemt. Der Conſul ſieht es gerne, wenn Männer von Verdienſten Gemälde aus dem Louvre bearbeiten, und es würde nun gar nicht ſchwer gehalten haben, wenn er jezt noch hätte wollen können. Hr. Müller fertigte eben eine Zeichnung nach Madame le Brun, Amphion, die Leyer ſpielend, vor ihm einige Najaden. — Unter den Händen dieſes Mannes wird es allerdings ein ſchönes Bildchen geben. Denn es gruppirt ſich gut, und die Phyſiognomien ſind intereſſant genug. Für das Uebrige wird die brave Frau gewiß dem Künſtler danken.

Ich weiß nicht, ob Sie ſchon genau von Hrn. Denon unterrichtet ſind. Er war einmal Geſandſchaftsſekretär in Neapel, gieng mit Bonaparte nach Aegypten, und kam mit ihm glücklich wieder heraus. Seine große Liebe und ſeine Talente machten ihn trotz ſeiner Verhältniſſe zum Künſtler. Bei dieſem Manne der ſehr viel Humanität und Beſcheidenheit beſizt, hab' ich mehrere intereſſante Dinge geſehen, die er aus Aegypten mitgebracht hat. Es freute mich ungemein ein altes Volumen von Papyrus (welches er in der Hand einer Mumie gefunden) und darauf Zeichnung und Schrift zu ſehen *). Denon

*) Wir haben nun ſeitdem dies alles in ſeiner Voyage dans la baſſe et la haute Egypte erhalten, wovon

hatte dieſe Seltenheit zwiſchen zwei Gläſer gebracht. Die Figuren ſind feſt gezeichnet und nicht ſchlecht geformt. Außer mehreren kleinen Gefäßen und Aegyptiſchen Geräthſchaften hatte er nach der Natur gezeichnete Köpfe ſehr ſchön radirt, die ungemein karakteriſtiſch und intereſſant ſind, ſo wie die alten Ruinen und die übrigen Gegenſtände. Man ſieht, daß alles mit der feinſten Wahl genommen iſt, und daß Denon eine unvergleichliche Fertigkeit im ſchnellen Auffaſſen und richtigen Zeichnen beſizt.

Wenn man in die Pariſer Akademie tritt, und hat zuvor die Wiener geſehen und genoſſen — ſo iſts außerordenelich auffallend. Da hier jeder ſein eigen Atteliér und eine größere oder mindere Anzahl Schulen hat; ſo findet man verhältnißmäßig dort in der Nazional-Akademie ſehr wenig. Auch iſt in der That der Modell-Saal ſehr klein, ich möchte ſagen, ärmlich. Schon der Eingang, wo man ſich durch eine

die prächtige erſte Ausgabe jezt ſchon vergriffen iſt, und mit 3 und 4 Piſtolen Aufgeld bezahlt wird. Welcher Reichthum für Kunſtkenntniſſe (beſonders Architektur, z. B. über die Säulenordnungen und Capitäle, wodurch ganz neue Anſichten entſtehen) und Phyſiognomik des Landes! Die Verachtung, womit einige ſeynwollende Kenner davon ſprechen, ſteht uns in der That ſehr übel an.

B.

ſchmale Treppe, einer Berliner Elle breit, hinaufdrängen muß, macht Einem enge ums Herz. Auch wird man wirklich durch nichts Großes überraſcht. Ich geſtehe, mir ſcheint es in der Ordnung, daß, wo die Künſte ihren Sitz aufſchlagen ſollen, ſie ſich durchaus mit Freiheit rühren und ausbreiten können; daß ihnen ein großer Raum gegeben werde, groß wie ihr Umfang und ihr Einfluß iſt, der ſich auf alles verbreitet.

Das Licht muß ihnen von oben herab kommen, woher alles Gute kömmt; der Geiſt des Künſtlers muß durch alles an das Schaffende und Göttliche gewieſen werden; ich meine nur das, was groß und rein aus der Hand des Ewigen kömmt, und noch nicht von Menſchen verkrüppelt iſt. Ich weiß recht gut, daß auch unſere höchſten Ideale immer menſchlich ſind, und dies auch ſeyn ſollen und müſſen — aber Kopf und Herz muß dafür da ſeyn; darauf muß der Geweihte hingewieſen, dies muß ihm heilig gemacht werden. Bei dem wahren Künſtler muß nichts Mode werden, und muß nichts aus der Mode kommen; das wahre Große und Einfache bleibt ewig daſſelbe. Ja der Künſtler muß ſeine eigne Religion haben.

Es iſt zu bedauern, daß die natürlichen Kunſtwerke in Paris beſonders die Antiken nicht anders

aufgeſtellt ſind, oder vielmehr das Gebäude hier die Geſetze gab, nicht das darin aufzuſtellende Kunſtwerk; denn wie ſie jezt ſtehen, in Sälen, wo das Licht quer durch die ziemlich tief herabgehenden Fenſter von einer Seite kömmt, ſo daß die rechts gar keinen Schatten und die zwiſchen den Fenſter-Pfeilern geſtellten faſt gar kein Licht haben, wird der Genuß des Beſchauers ſehr geſchmälert, am meiſten desjenigen, der nicht Künſtler iſt; all' der herrliche Zauber geht bei Statüen verloren, wenn ſie nicht gut beleuchtet ſind; und ſelbſt der Künſtler iſt außer Stande das Meiſterhafte in dem Werke ſo zu fühlen und zu empfinden, weil er es nicht ſehen kann. Wie außerordentlich iſt der Unterſchied, wenn ich den Körper meines Apollino, oder den Ganymed richtig beleuchte; was ich dann alles erblicke!

Vielleicht wird dieſen Heiligthümern einmal eine verlaßne Kirche eingegeben, die zu ihrem Tempel eingerichtet werden kann; denn ihnen gebührt die höchſte Achtung. Wo iſt der Sterbliche der uns jezt einen Torſo, einen Apollo, einen Laokoon ſchaffen kann? Dieſe Zeiten kommen nie wieder! Nur mit Schwierigkeiten aller Art hat der Künſtler jezt zu kämpfen.

Oder glaubt man auch in der Kunſtwelt an die Wiedergeburt aller Dinge? O möcht' ich doch dann

noch einmal Auferstehung halten, wenn nach Jahrtausenden ein Zeitpunkt wiederkehrt, wo für die Kunst so günstige Verhältnisse und große Geister wiederkehren! —

Welch' Entzükken durchströmte meine Seele, wenn ich in meinem alten Oberrokke unbemerkt in einem Winkel hinter dem Piedestal einer Muse gelehnt, den Wahlfahrten zu Euch ihr Unsterblichen zusah — sanft umweht von Eures Geistes Kühle floß Euch die reinste Verehrung! Ja göttlicher Raphael! Dein Engel und deine Madonnen bet' auch ich an! Ewig, wie eure Gestalten, himmlisch bleibt auch diese Verehrung! —

Ich gehe nun in dieser Stimmung zu dem ehrwürdigen 85jährigen Greis Wille. — Welche Freude belebt allemal diesen Mann, wenn ihn ein Teutscher besucht! — Nicht schnell genug, als er hörte, daß ich in Leipzig hause, konnt ich ihm seine Fragen beantworten, was macht Weisse, was Huber und Kreuchauf? und andere mehr. Mit lebhaftem Ausdruck, mit einer Heftigkeit erzählte er mir, indem er mich zugleich bei der Rockklappe schüttelte, daß man auch ihn beinahe um eine Spanne kürzer gemacht hätte; man vermuthete bei ihm mehr Geld, als man fand. — O! sagte er, es ist mir traurig

gegangen! Und jezt, fuhr er fort, bin ich gar nichts mehr; man hat mir keinen Antheil mehr an der Akademie gelaſſen! Indeß ſo lange ich noch leben werde, hoff' ich, wird es wohl gehen. Doch bald funkelten ſeine Augen wieder von Freude, mit welcher er mir von ſeiner Jugend, ſeinen Studien und ſeinen luſtigen Schwänken erzählte. — Ich habe dieſen Greis öfter beſucht und als ich Abſchied nahm, trug er mir auf ſeine Freunde herzlich wieder zu grüßen, und entließ mich mit einem Andenken von ſeinen radirten Blättern. — Wie viel Achtung dieſem Manne gebührt, bedarf keiner Auseinanderſezzung. Er hat viel Gutes gewirkt; wir kennen ihn alle; ſein Name wird von dem Vernünftigen immer mit wahrer Achtung genannt werden.

Ein paar Worte vom Pantheon. — Das Gebäude iſt ſehr winkelicht, inwendig ſind drei Kuppeln über einander. — Es ſoll ſchon eine ungeheure Summe gekoſtet, und doch ſchon an verſchiedenen Orten ſich geſenkt haben. Es ſind mehrere Reihen von Säulen eingemauert worden. Der Boden iſt Kreide.

Auch war ich im damals noch ſogenannten Mars-Tempel, und einmal mit Hrn. v. Raidt, wo uns eine Erſcheinung eigner Art, der feierlichen Stimmung, die das Ganze erregt, zum Trotze zu lachen

machte; wir betrachteten die außerordentliche Anzahl Fahnen, die oben ringsherum in doppelter Reihe über einander, ſanft von der Luft bewegt, im Triumphe ſchweben. Der ganz eigne hohle Schall der inwendig ſich befindenden ſchlagenden Uhr; die großen in der Revoluzion verfertigten allegoriſchen Gemälde, alles dieſes erfüllt eine warme Einbildungskraft mit ſchauerlichen Bildern — in dieſer Hingebung gewahrten wir einen Soldaten von der Rükkenſeite in grüner Montur, ſcharf gepudert, einen ſteifen Zopf, den Huth unterm Arm. So eben wendet er ſich um, und — wir ſehen ein kohlſchwarzes Geſicht, ſehen daß es ein Mohr iſt, und ſcharf gepudert — den will ich ſehen, der da nicht lachen will. Dieſes einzige Bild und — weg waren all die andern! Wir verließen den Tempel, und beſuchten noch den Speiſeſaal der Invaliden. Sie wiſſen, daß wo man nur irgend eine Perſon von königlichem Geblüte vorgeſtellt ſah, man ſie mit unauslöſchbaren Haſſe zu vertilgen ſuchte. Grelle Spuren dieſes Haſſes fallen einem ſogleich in die Augen, indem man hier auf den Gemälden, die handelnden Perſonen ohne Köpfe erblickt. Selbſt auf mehreren Laubthalern findet man Stiche und Schnitte in den Hals des Bruſtbildes; ſo weit gieng die Wuth! —

Die ſogenannten Monumens françois anlangend, finde ich's recht löblich und nüzlich, daß

man

man die alten Denkmäler hier zuſammen aufgeſtellt hat, und öffentlich ſehen läßt, ſo wie man in Paris alles mit einer großen Generoſität zeigt. Der Wißbegierige wird dadurch in den Stand geſezt über die Fortſchritte oder Aenderung des Geſchmacks, ſo wie dieſe Werke früher oder ſpäter erſchienen, zu urtheilen; merkwürdig ſind ſie daher alle. Aber etwas Muſterhaftes habe ich dort nicht gefunden. Ihr verſchrobener Geſchmak zeigt ſich überall mehr oder minder, wenige recht brave Stücke ausgenommen. Auf den bunten Fenſterſcheiben, wodurch in den Gängen herum das Licht kömmt, fand ich die Geſchichte der Pſyche, und unter den Verzierungen rings herum, (eine Art Arabesken) auf einem langen Pflanzenſtengel ein Stachelſchwein, welches auf den Stacheln eine Krone und um den Hals ein brillantnes Band trug. Was mag dieß bedeuten? Wem ſezt man nicht noch die Krone auf!

So weit, von dem, was mir hie und da des Merkens werth ſchien. Was ich auf meiner Reiſe gearbeitet, habe ich alles mitgebracht, und ich freue mich, Ihnen zu zeigen, was ich in Wien aus dem Ariſtipp (der mir in die Hände fiel) gezeichnet, und aus dem Louvre kopirt habe. Von Wien habe ich einige intereſſante Andenken, einige Portraits des Hrn. D. Gall, Hrn. Bildhauer Fiſchers, des

Hrn. Dies, des Hrn. Kinninger ꝛc., die ich mir nach der Natur gezeichnet habe.

Ich ſizze nun wieder hier in meinem Sporgäßchen, ſehe freilich nur, ſtatt der ſchönen Kolonade des Louvre, gegen über den Nachbar Trödelmann und ſtatt der korinthiſchen Säulen, Pantalons und Mäntel hängen, ſehe ſtatt der Kapitäle runde Hüthe und Mützen darüber; und ſtatt der Säulenfüße, alte Schuhe und Haarſokken; ſtatt der Sphinx auf dem Dache einen ſchwarzen Kater ſich ſonnen; und ſtatt der Muſe in der Niſche die freundliche Verkäuferin in der runden Hausthüre — und doch ſizze ich zufrieden an meinem Zeichentiſche, umgeben von meiner geſchäftigen Phantaſie. — Mehr können Sie nicht verlangen!

Schnorr.

III.

Nekrolog.

Johann Wilhelm Christian Gustav Casperson,

Rath und Professor zu Kassel.

Nicht ohne schmerzliches Gefühl weihe ich meinem vieljährigen Freunde dieses kleine Denkmal. Wenn mancherlei Kenntnisse, eine, besonders in frühern Jahren, unermüdliche Geschäftigkeit, ein bis ins hohe Alter munterer Geist, fröhliche Launen in vertrauten Zirkeln, Sinn für Freundschaft und Geselligkeit, Offenheit und gutmütige Dienstfertigkeit im schönen Bunde mit einander einem Manne Liebe und Zutrauen erwerben können, so wird man sich nicht darüber wundern, daß Casperson, der alle diese guten Eigenschaften in keinem geringen Grade besaß, sich manches Freundes erfreuen konnte.

C. war geboren zu Gießen, den 7ten Sept 1729, wo sein aus Stockholm gebürtig er Vater, Johann C., der anfangs in verschiedenen Kriegsdiensten gelebt hatte, und nachher beim Postwesen zu Gießen angestellt war, im J. 1742, seine Tage in philosophischer Ruhe beschloß. Den ersten Grund in den Wissenschaften legte unser C. in seiner Vaterstadt,

und ſie gewann deſto mehr dabey, je beſſer man ſie kennen lernte. Es war überdieß eine von ihren Gaben, daß ſie ſich ſehr leicht und mit der beſten Art in alle Perſonen, Umſtände und Lebens-Arten ſchicken konnte. Wie konnte es alſo anders ſeyn, als daß ſie in kurzem durch die zärtlichſte Freundſchaft mit dieſer liebenswürdigen Familie verbunden werden mußte? Selbſt der weiſe Archytas liebte ihre Geſellſchaft, und ſie machte ſich ein Vergnügen daraus, einem alten Manne von ſo ſeltnen Verdienſten die Beſchwerden des hohen Alters durch die Annehmlichkeiten ihres Umgangs erleichtern zu helfen. Aber nichts war der Liebe zu vergleichen, welche Pſyche und Danae einander einflößten. Niemalen hat vielleicht unter zwo Frauenzimmern, welche ſo geſchickt waren, Rivalinnen zu ſeyn, eine ſo zärtliche, und vollkommne Freundſchaft geherrſchet. Man kann ſich einbilden, ob Agathon dabey verlor. Er ſah die ſchöne Danae alle Tage; er hatte alle Vorrechte eines Bruders bey ihr -- aber wie ſollte es möglich geweſen ſeyn, daß er ſich immer daran begnügt hätte? -- Es gab Augenblicke, wo er, von den Erinnerungen ſeiner ehmaligen Glückſeligkeit berauſcht, ſich die Rechte eines begünſtigten Liebhabers herausnehmen wollte. Aber Danae wurde durch den vertrauten Umgang mit ſo tugendhaften Perſonen, als diejenigen waren, mit denen ſie nunmehr lebte, in ihrer neuen Denkungsart ſo ſehr beſtärkt, daß die zärtlichſten Verführungen der Liebe nichts

über

und wurde darauf dem Halliſchen Waiſenhauſe zur weitern Ausbildung übergeben. Anfangs widmete er ſich dem Studium der Gottesgelahrtheit, bald aber folgte er ſeiner überwiegenden Neigung zur hiſtoriſchen, philoſophiſchen und ſchönen Literatur. Eine Hofmeiſter-Stelle, die er kurz darauf im Hauſe des verſtorbenen Statsminiſters und Ober-Appellazions-Gerichts-Präſidenten von Canngießer zu Kaſſel erhielt, legte den Grund zu ſeinem nachherigen Glücke. In dieſem Hauſe und durch ſeine übrigen Verhältniſſe in der fürſtl. Reſidenz, wurde ſeine geiſtige Bildung immer mehr befördert. Einige kleine Gedichte machten ihn, ſeiner eignen Aeußerung nach, ſchon im J. 1751, zum Mitgliede der teutſchen Geſellſchaft zu Göttingen, und der damals hochgefeierte Gottſched, dem er in einer Ode nach Zeitſitte, einige Weihrauchskörner geſtreut hatte, weihte ihn im J. 1753 zum Mitgliede der Leipziger Geſellſchaft der freien Künſte und zum Mitarbeiter an dem „Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit" ein. Ein ſatiriſches Gedicht in dieſer Monatsſchrift auf die Klopſtockianer verrieth jedoch Gottſcheden den Verehrer Hallers und Bewunderer Klopſtocks ſo ſtark, daß er der weitern Verbindung mit ſeinem vorigen Liebling entſagte. Ein im J. 1771 gedrucktes Sendſchreiben J. C. Gottſcheds an J. J. Bodmer, aus den eliſäi-

ſchen Feldern, welches der ſeel. R. R. Schmid zu Gießen in ſeine Anthologie eingerückt hat, erklärt C. ſelbſt für ſein kritiſches Glaubensbekenntniß über Teutſchlands Geſchmack und ſchöne Literatur.

Landgr. Wilhelm's VIII. fürſtl. Freigebigkeit ſezte ihn in den Stand, im J. 1756 noch die Univerſität zu Göttingen zu beziehen, und hier gieng ſein Bemühen hauptſächlich dahin, dereinſt einen Lehrſtuhl der ſchönen und hiſtoriſchen Literatur mit Ehre einzunehmen. Allein ſchon vor dem Ende des zweiten Jahres vertrieb ihn der Krieg von dieſem Muſenſizze, und er folgte eine zeitlang dem Hofe ſeines Fürſten, nach Niederſachſen. Hier war der nun auch verſtorbene Rath Reifſtein ſein Lehrer und Führer. Im J. 1758 wurde er Mitglied der teutſchen Geſellſchaft zu Bremen, und im J. 1759, wurde er von dem ſeinem Tode nahen Landgrafen Wilhelm VIII. zum Lehrer der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften und ſchönen Literatur am Kollegio Karolino zu Kaſſel ernannt. Im Mai des J. 1760 verheurathete er ſich mit Marien Annen Magdalenen, einer Tochter des heſſiſchen Oberzeugmeiſters Matthias Konrad Piſtors, und einer Schweſter des nachherigen verdienten Ruſſiſch-Kaiſerlichen Generals Hrn. Joh. Jakob von Piſtor, der ſich jezt der verwaiſeten Caſparſon'ſchen Familien väterlich annimmt, verlor aber ſeine ſehr gebildete Gat-

tin am 16ten Nov. 1792, an einer traurigen Krankheit, einer Nerven-Auszehrung.

Landgraf Friedrich II. verſezte ihn in einen noch gröſsern Wirkungskreis, und ernannte ihn zum ordentlichen Profeſſor am Kollegio Karolino, an deſſen verbeſſerter Einrichtung und erweiterten Geſezzen er einen ſehr beträchtlichen Antheil hatte. Er hielt Vorleſungen über lateiniſche Klaſſiker, ältere und neuere Geſchichte, beſonders Literärgeſchichte, und über ſchöne Wiſſenſchaften in Anwendung auf teutſche Sprache und Literatur, und ſchrieb als Dechant, und nachher als Prorektor des Kollegiums verſchiedene nicht unintereſſante Programmen, die man bei Streiber und Meuſel einzeln verzeichnet findet. Er nahm Antheil an einigen jezt zum Theil ganz vergeſſenen Zeitſchriften, ſchrieb Gedichte und ſogar zwei Trauerſpiele, Thafnilde und Thrutowal, die er aber in ſpätern Jahren ſelbſt richtiger zu würdigen wußte. Im J. 1777 wurde er Mitglied des k. hiſtoriſchen Inſtitutes zu Göttingen. Die von L. Friedrich II. geſtiftete Geſellſchaft der Alterthümer, beſchäftigte ihn ſeit dem J. 1778 auf eine angenehme Art. Er wählte ſich zu ſeiner eigenen Bearbeitung hauptſächlich die teutſchen Alterthümer der mittlern Zeiten. Als eine Frucht ſeiner rühmlichen Bemühungen und der ihm zu Theil

gewordenen Unterſtützung ſeines Fürſten, iſt ein von ihm herausgegebenes Gedicht der altſchwäbiſchen Zeit, aus einer Handſchrift der Fürſtl. Heſſen-Kaſſeliſchen Bibliothek, anzuſehen, das er bereits im J. 1780 in einer kleinen Schrift ankündigte, und deſſen erſter Theil im J. 1781, unter folgendem Titel wirklich erſchien: Wilhelm der Heilige von Oranſe, erſter Theil, von Turtin oder Ulrich Thürheim, aus dem ſchwäbiſchen Zeitpunkt, aus einer Handſchrift herausgegeben. Caſſel. gr. 4. Im J. 1784 erſchien der zweite Theil. Noch ſollte ein dritter Theil nachfolgen, der mehr als bloßen Text enthielte, wenn es dem Herausgeber nicht an literäriſchen Hülfsmitteln fehlen würde. Dieſer dritte Theil iſt aber nicht erſchienen. Mehrere Beiträge von C. zur Literatur des altſchwäbiſchen Zeitalters enthalten die Heſſiſchen Beiträge zur Gelehrſamkeit (Bd. I., St. 2., B. II., St. 4.) deren Herausgabe er gemeinſchaftlich mit Tiedemann beſorgte. Landgraf Friedrich II., übertrug ihm nach und nach mehrere Geſchäfte, wodurch zugleich ſeine Einkünfte keinen unbeträchtlichen Zuwachs erhielten. So wurde er im J. 1778 auch zum Lehrer der alten Geſchichte und teutſchen Sprache am Kadetten-Korps, im J. 1779 zum Mitgliede des Direktoriums des Lyceums, und im J. 1780 zum Mitcenſor der in Kaſſel heraus-

kommenden Schriften ernannt. Im J. 1783 erhielt er den Titel eines Raths. Seiner nachher im Druck erſchienenen Abhandlung von der Verhütung des Bettelns in einer Haupt- und Reſidenz-Stadt, wurden von der fürſtl. Heſſen-Kaſſeliſchen Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte im J. 1783. der Preis von fünf Louisd'or zuerkannt. Um das Armenweſen in Kaſſel machte ſich C., als theilnehmender Menſch und als thätiges Mitglied der Armen-Kommiſſion, ſehr verdient. Auf ſeine Veranſtaltung und nach ſeinen Vorſchlägen, kam die wohlthätige Kaſſeliſche Armen-Verpflegungs- und Werkhaus-Anſtalt zu Stande. Als Sekretär der Ackerbau-Geſellſchaft munterte er manchen Bürger und Landmann zu fruchtbaren Verſuchen auf; durch die von ihm ausgeſchriebenen Preißfragen, und die unter ſeiner Aufſicht vertheilten Preiße, kam manche ökonomiſch-wichtige Angelegenheit zur Sprache, wurde mancher fleißige Hausvater belohnt, und mancher fähige Kopf zu Verſuchen aufgemuntert. Noch vor einigen Jahren verehrte ihm ein Kaſſeliſcher Hutmacher, den er aufgemuntert hatte, Hüthe von der Seidenpflanze (Aesclepias Syriaca) zu verfertigen, einen ſchönen, von dieſer Pflanze verfertigten Huth. Ueber einige hiſtoriſche und artiſtiſche Gegenſtände verbreitete er ſich in mehrern kleinen, theils in Journalen eingerükten, theils einzeln ge-

druckten Aufſäzzen, nicht ohne Einſicht. So wird man z. B. die der Engelſchalliſchen Biographie von Tiſchbein angehängte Vorleſung zum Andenken dieſes Künſtlers, ſeine Beſchreibung des Kaſſelliſchen Muſeums in den heſſiſchen Beiträgen, ſeine Beſchreibung einiger Tiſchbeiniſchen Gemälde in Meuſel's Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber, und den im zweiten Theile der heſſiſchen Denkwürdigkeiten befindlichen Aufſatz „Ueber die Baumeiſter-Familie du Ry zu Kaſſel, zum Andenken des Lezten dieſer Familie" nicht ohne Vergnügen und Theilnahme leſen. Um ſo lieber wird man nun auch die große Anzahl von Gelegenheits-Verſen entſchuldigen, die der allzeit fertigen Feder des gutmüthigen Verfaſſers entfloſſen.

Caſperſon genoß eine im Ganzen feſte und dauerhafte Geſundheit, bis in ſein hohes Alter. Nur in den lezten Jahren ſeines Lebens wirkten manche unangenehme Vorfälle und beſonders die Krankheit und der frühe Tod ſeines Schwiegerſohnes zu ſtark auf ſeinen ſonſt nicht leicht zu trübenden Geiſt. Am 4ten Aug. 1802, brachte ich noch ein ſehr angenehmes Stündchen bei dem ſchon kränkelnden Greiſe zu; doch glaubt' ich nicht, daß wir uns damals die Hände zum leztenmale in dieſem Leben

drücken würden. Und doch ſahen wir uns nicht wieder! Am 3ten Sept. 1802, ſtarb C. an einen gallartigen Fieber und an Entkräftung, in einem Alter von 72 Jahren, 11 Monaten und 26 Tagen. Mancher Reiſende, den er mit ſeltener Gefälligkeit mit Kaſſels Merkwürdigkeiten bekannt machte, wird ihm ein dankbares Andenken, und mancher ſeiner Freunde, dem er ſeine Stunden zu erheitern wußte, eine theilnehmende Thräne nicht verſagen.

Marburg.

K. W. Juſti.

IV.

Ueber Naumann, den guten Menſchen und großen Künſtler.

Wortinnerung.

Der zwar nicht für ſeinen Ruhm, aber doch für alle ſeine Freunde viel zu früh — zur Pythagoräiſchen Sphären-Harmonika abgerufene Kapellmeiſter Naumann in Dresden, lebt zwar im Andenken aller kunſtliebenden und guten Menſchen in und außer unſerm Vaterlande. Allein die ächtteutſche Nationalunſitte, unſere großen Landsleute mit dem nächſten Todtenabruf auch ſogleich in den Lethe einzutauchen und fortan, als ſtörten wir ihre Geiſter, ungerufen zu laſſen *),

*) Vielleicht iſt es auch dieſem troſtloſen Haſchen nach dem Neueſten zuzuſchreiben, daß Hr. Schlichtegroll in Verbindung mit ſeinem ältern Plane ſogleich einen Nekrolog der Teutſchen für das 19te Jahrhundert anfangen muſte, wo die Jüngſtverſtorbenen alsbald auftreten. Indeß iſt dieſe Neuerung mit ſo viel Einſicht und Beurtheilung deſſen was noth iſt, unternommen worden, daß hierdurch ſelbſt das Ganze des Schlichtegrolliſchen Nekrologs ſehr gewinnen muß, und im erſtern ſchon erſchienenen Bande, auch wirklich gewonnen hat, deſſen Beſitz wir daher mit vieler Ueberzeugung um ſo mehr empfehlen, als jetzt, wo eine neue Reihe beginnt, der Ankauf einzelner Bände niemand beläſtigen kann.

ſollte um ſo weniger an Naumann ſich erproben, als dieſer ſeltene Tonkünſtler neben ſeiner entſchiedenen Weihe zu ſeiner Kunſt, nach welcher er ſtets ein wahrer Repräſentant derſelben in einer gewiſſen dauernden Gattung ſeyn und bleiben wird, auch eine noch höhere Weihe zur Humanität empfangen hatte, die nicht allen großen Virtuoſen, beſonders in der göttlichen Tonkunſt, zu Theil wurde. Der teutſche Merkur wagte es, auch ins neue Jahrhundert den altfränkiſchen Glauben herüber zu nehmen, daß, wo auch immer die große Waage aufgehangen ſeyn mag, auf welcher ſchon der Homeriſche Zevs die Geiſter und ihre geiſtigen Pfunde wiegt, da auch auf moraliſche Ausbildung und veredelte Menſchlichkeit das Zünglein immer ausſchlagen werde. Darum wünſcht er von Naumann dem Menſchen, der aber natürlich vom Künſtler nicht geſchieden werden durfte, ſeinen altgläubigen Leſern etwas erfreuliches erzählen zu können. Er wandte ſich daher an eine vieljährige, lang erprobte Freundin des Verſtorbenen, und erhielt von ihr alles, was ſie noch geben konnte. Denn das Intereſſanteſte hatte ſie ſchon früher Hrn. Profeſſor Meißner in Prag mitgetheilt, von welchem wir zur nächſten Oſtermeſſe eine vollſtändige, und aus den ſicherſten Quellen geſchöpfte Biographie Naumanns zu erwarten haben. Auch ohne weitere Bezeichnung werden die Leſer ſogleich in der folgenden

Nachricht die edle, und unserm Vaterlande seit lange ehrwürdige Verfasserin erkennen, und ihr für alles, was sie so zart auffaßte, und so gemüthlich wieder gab, Dank wissen. Sie selbst mag es gütig verzeihen, daß auch aus dem, was sie nur als Vorrede für den Schreiber dieser Vorerinnerung und nicht fürs große Publikum gegeben hatte, einiges an unsre Leser verrathen wird. Nur dadurch konnte der entfernte Leser in den richtigen Standpunkt gesezt werden. Und dann ist des eisernen, eisigen, gemüth- und gefühllosen Egoismus in unsrer Bücherwelt jezt ein solches Uebermaaß, daß es einem wahrlich wohlthut, auch einmal eine Stimme reiner Freundschaft und zarter Empfindsamkeit außer der Romanenwelt zu hören. Dank der ehrwürdigen Elise. Wir sind ihres Glaubens!

B.

Gluck und Naumann, die fast als Zeitgenossen in der musikalischen Welt Lorbreren einerndeten, und als Meister der Harmonie, wie des edlen einfachen Gesanges auf ihr Publikum herzeindringend wirkten, waren beide als arme Bauernknaben in niedern Hütten geboren. Böhmen ist auf seinen früher geborne Gluck, Sachsen auf seinen Naumann stolz, der, — indessen Glucks Namen in Frankreich

über ſie erhielten. In dieſem Stücke wollte ſie nicht mehr Danae für ihn ſeyn. Das iſt unwahrſcheinlich, werden die Kenner ſagen; unwahrſcheinlich, antworte ich, aber möglich. Mit einem Worte, Danae bewies durch ihr Exempel, daß es einer Danae möglich ſey; und Agathon erfuhr es ſo ſehr, daß Pſyche endlich ſelbſt Mitleiden mit ihm zu haben anfieng. Sie wußte die geheime Geſchichte ihrer Freundin; Danae hatte Tugend genug gehabt, ihr eine aufrichtige Erzählung davon zu machen. Die Bedenklichkeiten ſind leicht zu errathen, welche der Glückſeligkeit dieſer Liebenden, welche ſo ganz für einander geſchaffen zu ſeyn ſchienen, im Wege ſtuhnd. Aber waren ſie wichtig genug, um ihrentwillen unglücklich zu ſeyn? — Hatte er nicht das Beyſpiel des groſſen Perikles vor ſich? Verdiente Danae nicht in allen Betrachtungen das Schickſal der Aſpaſia? — Es wäre uns leicht, unſern Leſern hierüber aus dem Wunder zu helfen; aber wir überlaſſen es ihnen zu errathen, was er that — oder auszumachen, was er hätte thun ſollen.

glänzte — an Nordiſchen Höfen Orpheus-Amphion genannt wurde. In einem Dorfe ohnweit Töpliz erblickte der muſikaliſche Schöpfer der Iphigenia zuerſt das Licht der Welt. In dem nahe bei Dresden gelegenen Dorfe Blaſewiz empfieng Coras und Wasas Schöpfer das Leben; arme aber fromme und verſtändige Aeltern, gaben dem Knaben die erſte Erziehung, welcher aus der väterlichen Hütte, in eine ihm ganz fremde Welt, nichts mitbrachte, als das Andenken der guten Lehren und ſtillen Tugenden ſeiner von ihm innigſt geliebten Aeltern; und der ſo mit dem Vorſaz, ein guter Menſch und großer Muſiker zu werden, ſeine dornenvolle Laufbahn in der Fremde, als funfzehnjähriger Knabe, unter Druck und Kummer anfieng, um in der Folge als Menſch in ſeinem Kreiſe verehrt, von Freunden zärtlich geliebt, und als Künſtler bewundert zu ſterben. Wie Geiſt, Herz, Talent und Karakter des Blaſewizer Bauerknaben, ſich ſo entwickelten, daß Könige und Fürſten, den Menſchen Naumann liebten, den Künſtler enthuſiaſtiſch bewunderten und mit großen Anlockungen in ihre Dienſte wünſchten, dieß alles wird Profeſſor Meißner uns in der Biographie des ſtillen Weiſen darſtellen, der ſeinen Freunden unvergeßlich bleibt.

Es wäre zu wünſchen, daß auch von Glucks Kinder-Jahren, von ſeiner erſten Erziehung Nachrichten

vorhanden seyn möchten, die Materialien zur Geschichte der Bildung seines Geistes lieferten, damit ein guter Biograph, durch Darstellung dessen, wie das Talent sich aus niedern Stande empor arbeitet, in jedem Leser den Funken edler Thätigkeit wecken möge, der ihn antreibt durch eignen Fleiß sein Glück zu machen. Dem Menschenbeobachter müßte es zugleich sehr interessant seyn, dem nachzuspähen, wie zwei durch die nämliche Kunst so verschwisterte Geister sich und ihr Talent aus dem Drucke der Verhältnisse, durch eigne Anstrengung und Fleiß dergestalt empor arbeiteten, daß sie Epoche machten, und lange noch als Tonkünstler die Gefühle veredeln, die Seele zu höherer Andacht erheben, und junge Künstler begeistern, und belehren werden.

Ob Glucks moralischer Karakter sich mit dem unsers Naumanns messen kann, ob er wie dieser im Stillen auf seine Geburt stolz war, die niedere väterliche Hütte in welcher er geboren wurde, auch als verehrter und bewunderter Künstler noch liebte, dieß weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß unsers Naumanns reine Seele darin einen edlen Stolz setzte, von guten verständigen Aeltern abzustammen, die bloß Landleute waren. Er würde seine Geburt nicht gegen die älteste Stammtafel der angesehensten gräfl. Familien vertauscht haben. Auch er fühlte den Stolz den

alle ſogenannte neue Menſchen haben, wenn ſie zu gleich große Menſchen ſind. Auch ihm war es ein ſüßes Gefühl, daß er die Achtung und den Wohlſtand, den er genoß, nicht durch ererbte Vorzüge beſaß, ſondern daß Fleiß und eigene Thätigkeit ſeine Ahnen, ſein Reichthum waren, die ihn in glückliche Verhältniſſe ſezten und ihm ein ehrenvolles Alter gaben. Zwar auch Naumann achtete den angebornen Adel, ſobald dieſer ſich durch Verdienſt und Seelenadel auszeichnete; denn er fühlte die Nothwendigkeit des Unterſchiedes der Stände in kultivirten Staaten; aber oft hörte ich ihn ſagen: „ich danke Gott, daß „ich der Sohn guter frommer Landleute bin, die „im Schweiße ihres Angeſichtes, durch Fleiß und „Ordnungsgeiſt ihr tägliches Brod erwarben, und „dabei durch ſtille zweckmäßige Tugend glücklich wa„ren. Denn Mäßigkeit, Fleiß und Ordnungsgeiſt „ſind in höhern Ständen ſchwerer zu erlangen, als „in niedern, und ohne dieſe Eigenſchaften erhält ſich „nichts! Der einzelne Menſch, jeder Haushalt, und „ſelbſt der Staat geht zu Grunde, dem eine dieſer „Tugenden mangelt. Täglich fühlt derjenige, der „ſich ſein Brod erarbeitet, die Wahrheit deſſen, daß „jeder Augenblick des Lebens nüzlich angewandt wer„den muß, wenn er fortkommen will. Wo Vergnü„gungen, bloß in Erholungsſtunden genoſſen werden, „da nur ſah ich wahre frölliche Menſchen. Wo das

Ver-

„Vergnügen in immer abwechselnden Zerstreuungen „mit großen Kosten herbei geführt wird, erkauft „man sich mehrentheils bittre Langeweile! Wenn „aber bei der feinern Bildung des Geistes in höheren „Ständen, die stillen bürgerlichen Tugenden einhei„misch werden, dann haben diese so manchen äußern „Vorzug, durch den sie leichter Kenntnisse erwerben, „leichter äußeres Glück und Ansehn erlangen können. „Oft aber bilden und reifen gerade die Schwierigkei„ten, mit welchen arme Leute Kinder zu kämpfen „haben, deren Geist Talent und Karakter, um so „besser." —

Nicht im Mangel, aber in Dürftigkeit entfloh'n Naumanns Kinderjahre, unter fröhlichen Gefühlen in einer schönen Natur. Oft sprach er mit sichtlicher Freude, und tiefer Verehrung von seinen Aeltern, und seinem Großvater, von ihren Tugenden, ihren Gewohnheiten, von der praktischen Lebensphilosophie dieser guten Landleute, und wie ihr Beispiel und ihre Lehren ihm auch in der Fremde immer gegenwärtig gewesen wären, und wie selbst bei der Erziehung seiner Kinder nun wieder die Bilder erwachten, und ihm nützlich würden! Liebe zum Schöpfer aller Dinge habe sein Großvater früh in seine junge Seele gepflanzt. So wären denn auch die ersten Gedanken und Gefühle, deren er sich bewußt sey, tiefe kindliche Verehrung

für den geweſen, durch den Sonne Mond und Sterne ſind, und der den Erdboden mit mannichfaltigen Reihen ſchmückt. — Früh habe er in der ſichtlichen Natur den Unfaßlichen verehrt! Der bunte Wolken-Himmel über ihm, der ſich auf der Silberfläche der Elbe ſpiegelte, und der über ihm, wenn keine Wolken vorüber zogen, feſt blieb, unter ihm beweglich war, — dieß Schauſpiel, hat den tiefempfindenden Knaben Stunden lang ergötzen können. Aber ganz in ſüßen Gefühlen verloren, ſey er beim Geſange der Vögel, beim Rauſchen des Baches, beim Säuſeln des Windes geweſen. Das Klappern der Mühle, die Schläge des Dreſchflegels, die Hammerſchläge der Schmiede waren ihm Genuß.

So viel von der Kindheit meines verehrten Freundes, und wie dieſe Erinnerungen noch im Alter auf ihn wirkten. Ich gehe nun zur Epoche meiner Bekanntſchaft mit Naumann.

In den Jahren drei und vier und achtzig, ſprachen alle meine Landsleute die aus Frankreich kamen, von Glucks Iphigenia mit hoher Begeiſterung. Naumans Name glänzte zu der Zeit durch ſeine Cora in Norden, und dieß Meiſterwerk, wurde auch bei uns in muſikaliſchen Kreiſen mit Enthuſiaſmus geſpielt, geſungen, und gehört. Seine Freimaurer-Lieder er

höheten in kleinen fröhlichen Zirkeln unsre geselligen Freuden. Glucks Verehrer versicherten, daß nur Naumann sich mit diesem gefühlvollen Komponisten messen könne, und so blieben Naumann und Gluck in meiner Idee verschwistert, bis Naumanns persönliche Bekanntschaft mir den Menschen so lieb und verehrungswerth machte, daß der in der Ferne bewunderte Künstler, gegen den Werth des in der Nähe beobachteten Menschen gewissermaaßen noch immer im Schatten stand.

Bei meiner Reise nach Karlsbad, im Jahr 1784 lächelte mich und meine Begleiter die Aussicht an, nicht nur die herrliche Kirchen Musik in Dresden zu hören, sondern auch den bewunderten Komponisten der Cora persönlich kennen zu lernen. Gleich in der ersten Stunde meiner Ankunft in Dresden wurden alle Empfehlungsschreiben, die ich mit hatte, ihren Eigenthümern zugestellt. Naumann war einer der ersten der mich besuchte, er und mein edler Arzt, der jezt noch als Greis glücklich prakticirende Hofrath Lieb verbanden sich gleich in der ersten Stunde, und Naumanns sanft bescheidner Ton, gewann auch bald meine Sophie und mich. Gerade um diese Zeit waren auch die beiden Brüder, Friedrich und Christian Stollberg mit ihren interessanten Gemalinnen zu Dresden. Mit diesen beliebten Dichtern, vorzüg-

lich mit Fritz Stollberg, ſtand ich, ohne daß wir uns perſönlich kannten, in freundſchaftlichem Briefwechſel. Nun ſchloſſen wir uns noch feſter an einander; Profeſſor Ebert mit ſeiner Gattin war auch in Dresden. Die Stollbergiſche Familie, Eberts, und ich mit meinen Begleitern, wir machten nun eine Geſellſchaft aus, beſuchten vereint die Künſtler und die Werke der Kunſt, ſo wie die herrlichen Gegenden um Dresden. Wenige Tage nach meiner Bekanntſchaft mit Naumann, beſuchte ich in Begleitung dieſer intereſſanten Perſonen den Vater der Cora, um bei und durch dieſen Meiſter der Harmonie zum erſtenmale die Harmonika zu hören, von der wir alle ſo viel ſprechen gehört hatten. Unſre Erwartung war hoch geſpannt! — Wir fanden in der eleganten Wohnung Naumanns noch andre Fremde, die der gefällige Künſtler auch an dieſem muſikaliſchen Genuſſe Theil nehmen laſſen wollte. Nach einer kurzen geiſtvollen Unterhaltung ſetzten ſich alle verſammelte Zuhörer. Eine feierliche Stille herrſchte unter uns, als Naumann ſeine Harmonika öffnete. Aber wie ward mir, als Orpheus Naumann aus den gläſernen Glocken dieſes ſo in die tiefſten Gefühlen des Herzens eingreifenden Inſtrumentes himmliſche Töne hervorzauberte. Von ſolcher Zauberkraft der Muſik hatte ich zuvor keine Idee. — Weinen! beten! — Gott im Menſchen lieben! mich meines Daſeyns, meiner Zu-

kunſt freu'n! — dieß alles wechſelte verworren in mir mit der Anſtrengung, der zahlreichen Geſellſchaft geiſtvoller, intereſſanter Perſonen den zu tiefen Eindruck zu verbergen. Ich ſah Sophie, meine Freundin und Begleiterin, an, und las auf ihrem ſeelenvollen Geſichte und Blicken das Nämliche, was im Innern bei mir vorgieng. Doch ſchwiegen wir beide, und wagten es nicht unſre Empfindungen zu äußern, aber gleich tief waren unſre Seelen bewegt *). — Mein alter Arzt ſtand hinter meinem Stuhle, trocknete ſich die Augen, lächelte wie begeiſtert, und ſagte zu mir und Sophie; — „Händel, Haſſe, Pergoleſi und „Graun ſollten aus ihren Gräbern hervortreten, und „dieſen herzerhebenden Meiſter der Harmonie krönen! Bei Gott das iſt einzig!" — Die andern in der Geſellſchaft drückten ihre Gefühle, ihre Bewunderung auf die mannigfaltigſte, und verbindlichſte Art aus. Sophie und ich blieben ſtumm! Die unwillkürlich ſtill vergoſſenen Thränen aller Anweſenden ſprachen für die Wahrheit des allgemeinen Gefühls, und für die Zauberkraft des neuen Orpheus. Doch wußte der ſonſt beſcheidene Künſtler allen Lobſprüchen edel auszuweichen und das Geſpräch auf die

*) In den Briefen einer Kurländerin hat Sophie Becker die Wirkung der Harmonika auf ſie geſchildert, ſo auch einen fröhlichen Tag bei Naumann in Blaſewitz.

Kraft und Würde der Muſik," auf ihre Verwandſchaft mit der Dichtkunſt und auf den muſikaliſchen Werth der teutſchen Sprache zu lenken, gegen welche die mehreſten Komponiſten ſo eifern und die der gefühlvolle Denker Naumann ſo thätig in Schutz nahm. Beide Brüder Stollberg, waren durch Naumanns Harmonika begeiſtert — tief bewegt und hingeriſſen. Sie bekannten, daß ſie zum erſtenmale die Kraft der Muſik ſo tief und wohlthätig in ihren Innerſten empfunden hätten. Beſcheiden wandte Naumann ſich zu Sophien, und mir, und ſagte zu uns beiden halblaut: — „Die geiſtvollen Grafen haben mit zu tiefem „und edlem Gefühle gedichtet, als daß ich nicht in „mir überzeugt ſeyn ſollte, ſie würden die Schweſter „der Dichtkunſt, die Muſik, immer lieben, ſich zur „edlen Empfindung, durch ſie hingeriſſen fühlen, „wenn dieſe ſich nicht ſo oft zur feilen Dirne herab„würdigte, die nur gedankenlos die Ohren kitzelt, „ohne das Herz zu rühren, die Seele zu erheben! „Habe ich das Glück gehabt, den edlen Grafen Genü„ge zu leiſten, ſo ſetze ich dieß mehr auf den Zauber „dieſes Inſtruments, als auf meine Aufführung! In „mir iſt noch eine weit ſchönere Idee deſſen, wie die „Harmonika geſpielt werden könnte! Nur ich bin auf„ſer Stand mein Ideal zu erreichen!" — Von dieſer Seite hatte ich die Tonkunſt noch nicht betrachtet; wir ſprachen mehr über Muſik und Dichtkunſt. Nau-

mann ſagte mir ſeine Forderungen an Tonkünſtler, und muſikaliſche Dichter kurz und kräftig. Dieß Geſpräch zu welchem ſich nun auch Ebert geſellte, öfnete mir ein neues Feld des Nachdenkens. Ich ſagte, von dieſem Geſpräche begeiſtert, Naumann eine Elegie her, die in meinem Vaterlande ſehr beliebt war. — Eures Sophrons Seele! — Naumann hörte ſie mit inniger Bewegung, bat mich ſie ihm gleich abzuſchreiben, weil er ſie zum Andenken dieſes Geſpräches, ſobald als möglich komponiren, und zeigen wolle, wie ſingbar die teutſche kraftvolle Sprache ſey *). Ich gieng in ſein Schreibe-Kabinet; noch hatte ich nie am Schreibetiſche eines berühmten Mannes geſeſſen, deſſen Namen in unſerm Norden von Menſchen, die ihn nie ſah'n, verehrt wurde! voll vom Eindrucke des himmliſchen Spiels der Harmonika grief ich mit heiliger Ehrfurcht für Naumann nach ſeiner Feder, ſchrieb' die Elegie eines verſtorbenen hoffnungsvollen jungen Mannes hin, deſſen Andenken ich achtete, und der die Elegie wenige Tage vor ſeinem Tode gedichtet hatte. Ich ließ das Blatt auf Naumanns Schreibetiſche, gieng wieder zur Geſellſchaft, war ſchwärmeriſch von dem Gefühle durch-

*) Bei Hilſcher in Dresden ſind ſehr viele Kompoſitionen von Naumann zu haben, die aber wenig bekannt ſind, weil ſie nicht an Buchhändler kommen, da Hilſcher alles bloß gegen baares Geld verkauft.

Fünftes Capitel.

Abdankung.

Und nun, nachdem wir in dieſem letzten Buche zu Gunſten unſers Helden alles gethan zu haben glauben, was die zärtlichſten Freunde, die er ſich erworben haben kann, (und wir hoffen, daß er einige haben werde,) nur immer zu ſeinem Beſten wünſchen konnten — Nachdem er ſo glücklich iſt, als es vielleicht noch kein Sterblicher geweſen iſt — oder es doch in ſeiner Gewalt hat, glücklich zu ſeyn — Nun bleibt uns nichts übrig, als unſern Leſern und Leſerinnen, welche Geduld genug gehabt haben, bis zu dieſem Blate fortzuleſen — dafür zu danken — und ſie zu verſichern, daß es uns ſehr angenehm ſeyn ſollte, wenn ſie ſoviel Geſchmack an dieſer Geſchichte gefunden hätten, um ſie noch einmal zu leſen — und noch angenehmer, wenn ſie weiſer oder beſſer dadurch geworden ſeyn ſollten. Indeſſen iſt das ihre Sache. Der Herausgeber dieſer Geſchichte ſchmeichelt ſich wenigſtens, (und wer ſchmeichelt ſich nicht?) daß er ihnen viele Gelegenheit zu dem einen und zu dem andern gegeben habe; und wofern der Erfolg ſeiner Er-

drungen mit der Feder eines Naumanns geschrieben zu haben, und fand den edlen Tonkünstler, mich erwartend, vor seiner Harmonika; denn er war im Begriff die Wünsche seiner versammelten Bewunderer zu erfüllen, und so hörten wir noch von ihm ein kurzes sanftes Allegro, welches alle erheiterte. — Wir verließen Naumann mit Bewunderung seines Talentes und Hochachtung, der so seltnen aber anmuthsvollen Bescheidenheit, die ein Hauptzug seines edlen einfachen Karakters war. In ein paar Tagen brachte er mir, die von ihm so tiefgedachte, so zartgefühlte Musik des Sophrons. — Die bedeutenden Worte: für Wenige, hatte er seiner Kompositzion dieser Elegie vorgesezt, die noch von keinem fühlenden Herzen ohne innigste Bewegung und wehmuthsvolle Freude gehört worden ist, und die jeder Musikkenner, als originelles Produkt wahrer Kunst verehrt. — Naumann sang uns diese herrliche Kompositzion mit seiner sanften und ausdrucksvollen Stimme vor, dann lehrte er Sophien diese gefühlvolle Elegie singen, und unsre Seelen verbanden sich täglich mehr durch die beseligende Freundschaft, die über das Grab hinaus reicht.

Naumann hatte auch den Zug aller wohlwollenden Seelen, daß er diejenigen, die ihm werth waren, mit einander freundschaftlich verbunden wünschte. —

Sophie und ich waren ihm werth geworden. Nun lag es ihm am Herzen, uns mit seinen geistvollen Freunden in Seifersdorf bekannt zu machen, die dort durch eine Art lieblicher Feerey im Schoße schöner Natur Gastfreundschaft reitzend übten. So hatten wir in Seifersdorf durch die interessanten Besitzer dieses paradiesischen Thals, einen neuen süßen Seelenrausch. Naumanns musikalisches Talent erhöhte die ländlichen Freuden; denn für die schönen Stimmen des Grafen, der Gräfin und ihres schon früh sehr talentvollen Sohnes, hatte Naumann eine Menge Terzetten, Duetten, Arien, Lieder und Romanzen komponirt, deren einige für gewisse Plätze des Seifersdorfer Thals geeignet waren; so erhöhten die Musen die Freuden der Geselligkeit, und Naumanns Harmonika wurde dort wieder eine Quelle sanfter Freuden, und süßer Thränen für uns! — Beim Sinken der Sonne, beim Feuerglanze des Abendrothes, entflossen unter seinen Meisterhänden andre Töne, als beim sanften Silberlichte des Mondes. Aufs Neue wurde das bezaubernde Instrument dadurch interessant, daß die Laute diese schmelzende Töne begleitete. Naumanns unerschöpfliche Muse hatte Duetten für die Harmonika und Laute komponirt, die, wenn sie noch vorhanden sind, für Meister auf diesen beiden Instrumenten unschätzbar seyn müssen. Hatten Musik und Gesang unsre Herzen be,

wegt, majeſtätiſche Natur unſre Seelen erhoben, dann rieſen Herz, und geiſtvolle Geſpräche, im traulichen Zirkel, den ächten Geiſt geſelliger Freude herbei, und machten uns die Tage und Stunden unvergeßlich, die wir in ſolchen Zaubergefilden genoſſen. Wir verließen Teutſchland, aber unſer Briefwechſel ſezte eine Freundſchaft fort, die mit jedem Jahre inniger wurde. — Naumanns Muſe beſeelte auf 180 Meilen unſre Hof- und Familienfeſte. Wollte der Herzog von Kurland, ein leidenſchaftlicher Verehrer und Kenner der Muſik, ſeine Gemahlin zu ihrem Geburtstage angenehm überraſchen, ſo hatte Naumann eine Kantate für die Hofſänger komponirt, oder ein Ballet, welches die Prinzeſſinnen im Stillen tanzen lernten! Die Herzogin als Muſikkennerin erkannte dann gleich im Eingange, aus den originellen Uebergängen, Freund Naumanns ſanft erhabene Muſe. — Kamen wir auf Reiſen, die wir unſrer Geſundheit wegen oft nach Karlsbad machen mußten, durch Dresden, ſo war Naumann der erſte und lezte, den wir ſahen und ſprachen. Oft begleitete er uns dann mehrere Meilen. In Dresden veranſtaltete er immer mit neuem Erfindungsgeiſte muſikaliſche Genüſſe für uns; denn unerſchöpflich war Naumann in der Gabe ſeinen Freunden kleine edle Lebensgenüſſe zu bereiten. Nie hatten lange Vorbereitungen bei ihm zuerſt die Einbildungskraft erſchöpft, um dann in

der Wirklichkeit, durch Langeweile zu drücken. Seine gesellschaftlichen Freuden waren wie seine Wohlthaten, und wie alle seine Handlungen weise berechnet; so daß Reue und Uebendruß aus seinem Kreise verbannet waren. Die Herzogin hatte einmal mit Naumann über Canons gesprochen, und ihre Liebe zu dieser Art Singsachen, die man fugen hört, zu erkennen gegeben. — Gleich komponirte Naumann im Stillen sechs dreistimmige Canons, mit welchen er sie bei einer heitern Wasserfahrt auf der Elbe überraschte, und die nur sie als Eigenthum von Naumann erhielt. Er freute sich unsäglich diese Canons von der Herzogin, gleich vom Blatte, so seelenvoll singen zu hören, als hätte sie sie schon lange einstudirt; so auch freute die Herzogin sich dieses überraschenden Geschenkes, welches da auf der Elbe beim Untergange der Sonne, zwischen mahlerischen Weinbergen, feierlich gesungen wurde. Ein andermal sprach sie über die Wirkung der Quartetten in der Musik, und daß sie wohl Quartetten auf der Harmonika hören möchte. Naumann erklärte ihr das Schwierige davon, und daß er bis jezt nur im Stande gewesen sey, die Laute mit der Harmonika so zu verbinden, daß er mit der Wirkung beider Instrumente zufrieden wäre, daß aber fast alle Instrumente in Verbindung mit der Harmonika verlören. Doch nicht lange nach diesem musikalischen Gespräche hatte er ge-

ſucht, ihren Wunſch zu erfüllen, und ein paar Quartetten für die Harmonika, waren von dieſem tiefdenkenden, und zartfühlenden Komponiſten meiſterhaft ausgeführt. Flöte, Bratſche, und Violine, hatte Naumann ſo mit den ſchmelzenden Tönen der Harmonika zu verweben gewußt, daß ein Inſtrument durch das andre gehoben ſchien. Wie Naumann immer beſtrebt war, das Verdienſt anderer hervorzuziehen und leuchten zu laſſen; ſo war auch in dieſem Quartette dafür geſorgt, daß Kammermuſikus Prinz, mit ſeinem zarten Tone auf der Flöte glänzen, und mit der Harmonika wetteifern konnte, ſo, daß die Töne der Flöte, und Harmonika ſo ſanft in einander floſſen, wie die Gefühle zwei gleichgeſtimmter Seelen, die für einander geſchaffen, und durch das edelſte Herzensband glücklich vereint ſind.

Ein durchreiſender berühmter Sänger Brouni, der eben von der Reiſe gekommen war, Naumanns Bekanntſchaft zu machen wünſchte, ihm das Empfehlungsſchreiben abgab, und weil er reiſemüde war, ſich für den Augenblick empfehlen und des andern Tages wieder kommen wollte, fühlte ſich durch die Harmonika wie angezaubert. Er bekannte, daß das Quartett in Begleitung mit der Flöte der höchſte muſikaliſche Genuß ſey, den er jemals gehabt hätte. Unvermerkt entfloh'n unſre Stunden von fünf Uhr Abends

bis gegen Mitternacht bei Orpheus Naumann. Brouni vergaß seine heisere Brust! Durch Naumann begeistert, sang er schöner, als wir ihn selbst in Warschau vor einem versammelten Publikum, welches sein Talent liebte und bewunderte, singen gehört hatten. So wußte Naumann durch sein Talent zu begeistern.

Im Jahre 1791 war Naumann mit uns in Carlsbad, seine Gesundheit hatte etwas gelitten, und der Anfang seiner spätern Harthörigkeit zeigte sich schon da; aber freilich in sehr geringem Grade. Ich fand unsern Freund ernster und stiller als vormals. Oft schon hatte ich ihn ermuntert ein edles Weib glücklich zu machen, und durch dies die besten Lebensfreuden zu genießen; aber immer zeigte er eine Abneigung gegen Ehe, und sagte dann, für ihn könne sie nur Himmel oder Hölle seyn! Des Himmels sey er nicht werth, und in die Hölle wolle er nicht hinein. Doch wenn er ernsthaft sprach, so gestand er seine Furcht, kein Weib zu finden, die ganz den stillen Wünschen seines Herzens gnügen würde: aber er verrieth es nicht, daß schon seit mehrern Jahren ein geliebtes Bild in seiner Seele lebte, welches er nicht besitzen zu können hoffen dürfe. Dies hatte die schüchterne Liebe der treuen Freundschaft nie vertraut! Im Gegentheil sagte Naumann mir, wenn ich ihm die

traurig isolirte Lage auszuhalte, die ein Mann von Geist und Kopf bei einem tief, und zartfühlenden Herzen zu erwarten hat, wenn er ohne liebende Gefährtin, die treue Freundin zu seyn weiß, einem kränklichen Alter entgegen geht. — „Suchen Sie „mir eine Frau aus! warum legten Sie mir es da „nicht ans Herz, daß ich heirathen sollte, als unsre „Sophie noch lebte, und unverheirathet war?" — Naumann verrieth auch hier nichts von einer Liebe, die er seit mehrern Jahren für die zweite Tochter des Dänischen Admirals von Grottschilling in seinem Herzen trug, die er gleich im ersten Entstehn bei seinem Aufenthalte in Koppenhagen zu bekämpfen gesucht hatte, und die vielleicht ihm selbst unbewußt, unter dem Namen der Freundschaft selbst, in der Ferne immer tiefer Wurzel faßte. — Wie die Liebe dieser beiden still Liebenden in der Folge gerade um diese Epoche zur Reife kam; die Entwickelung dessen, mit allen vorhandenen Datis gehört wieder Meißners Biographie an. Hier kann ich nur so viel sagen, daß — als ich nach meinem Vaterlande zurück kehrte, Naumann mir sagte — meine Ermunterungen zur Ehe, sollten nicht fruchtlos seyn, wenigstens wolle er es versuchen sich eine Lebensgefährtin zu wählen, der Himmel möge dann entscheiden, ob er einer so schönen Gabe werth sey. Der Himmel entschied, daß Naumann dem Norden, nicht nur sei-

nen ausgebreiteten Ruf, und das Glück danken ſollte, daß ſeine Wittwe und Kinder für Mangel geſichert ſind, ſondern Dänemark gab ihm auch, das höchſte Lebensglück, eine Gattin, die ſeine Tage verſüßte, ihres Naumanns Werth fühlte, und durch ihn und holde Kinder glücklich war. Die Briefe die Naumann ſeiner Geliebten ſchrieb, ehe der heilige Bund für das Leben unter ihnen feſt geſchlieſſen wurde, mahlen ſeine mit Vernunft, und dabei dennoch mit edlem Enthuſiasmus liebende Seele, und ſtellen die trefflichſten Grundſätze wahrer Lebensphiloſophie dar. Erſt nach meines Freundes Tode, hat die traurende Wittwe mir dieſe ſchönen Gemälde der Seele ihres von ihr ſo innig geliebten Gatten leſen laſſen, die — wenn ſie bekannt gemacht werden könnten, jedem der auch Naumanns Namen nicht kennt, dennoch den edlen, reichen Geiſt, und das tief, und zartfühlende Herz des Verfaſſers dieſer Briefe lieb machen würden. Naumann der Liebhaber, welcher um das Herz, und um die Hand ſeiner geliebten Cattinka warb, verſprach durchaus nichts mehr, als was der zärtliche Gatte ſo ſchön, ſo liebend hielt. Mit edler Offenherzigkeit, ſchrieb der liebende Mann ſeine Forderungen, mahlte das Bild aus, wie er ſich eine Gattin wünſchte, entwarf ſeinen eigenen Karakter mit redlicher Treue, ſagte was er leiſten könne, und was ſeine Geliebte in dem ihr fremden Land zu erwarten habe.

Vom Werthe ihres Naumanns durchdrungen, verließ das Fräulein von Grottschilling einen Kreis verehrter Freunde, ein geliebtes Vaterland, und lebte nur für den Geliebten ihres Herzens! Sprache und Sitten der neuen Heimath waren der edlen Nordländerin gleich fremde! Schnell erlernte sie die erste, und schickte sich mit frölich weisem Sinne in des Landes Sitten, die starke Abstufungen im ganzen Leben macht. Durch diese war Naumanns Gattin aus den adlichen Gesellschaften ausgeschlossen; ja des verehrten Künstlers Lebensgefährtin, die in Kopenhagen in angesehener Gesellschaft die Freude edler Geselligkeit mit genoß, auf Hofbällen mit Vergnügen gesehen war, sie konnte nun in der Stadt, wo Naumanns geliebtes und bewundertes Talent die Freude seelenvoller Genüsse des musikalischen Publikums vermehrten, nicht einmal das Kasino besuchen, in welchem gemischte Versammlung, sich vereinigte, weil Naumann keinen Titel hatte, sondern bloß einen in verschiedenen Ländern verehrten Namen führte! Doch dem edlen Weibe war ihre stille Häuslichkeit, der Umgang und die Liebe ihres Naumanns alles. —

Erst im Jahre 1797, als meine Gesundheit wieder eine Reise nach Carlsbad nothwendig machte, sah ich Naumann als glücklichen Gatten seiner würdigen Lebensgefährtin. Er war in dem Zeitraume, daß

ich

ich ihn nicht gesehen hatte, sehr harthörig geworden; doch hatte er an liebenswürdiger Geselligkeit, nach meinem Gefühle, noch mehr gewonnen, obgleich Andre bemerken wollten, er sey seit seiner Heurath weit ungeselliger. Denn freilich sah man ihn höchst selten in Gesellschaften, weil er im eignen Hause durch eine geliebte verständige Lebensgefährtin die beste Unterhaltung und die reinste Lebensfreude genoß. Ein kleiner Kreis gewählter Freunde, und interessanter Durchreisenden fanden in Naumanns Hause durch das geistvolle Paar wahre sokratische Genüsse. Musik und Gesang erhöhten die geselligen Freuden noch mehr als vormals; denn er hatte die Demoiselles Schmalz und Schäffer al Kostgängerinnen im Hause, zwei durch Talent, und Geist gleichwürdige Schülerinnen, die vortrefflich sangen; beide waren wahre Freundinnen der edeln Gattin dieses stillen Weisen. Durch die Gesellschaft beider liebenswürdiger Mädchen gewann Naumanns Häuslichkeit noch erhöheten Reitz. Als liebliche Kinder das Glück dieser Ehe vermehrten, da war es ein noch wohlthätigerer Anblick, dies Paar in stiller Häuslichkeit zu sehen; denn ein weiserer Erzieher als Naumann ist mir nicht vorgekommen.

Als Naumanns Schülerinnen von ihm wegzogen, machte ich meinen Freunden den Vorschlag, so

wartung nicht entſprechen ſollte, ſo wird er ſich durch das tägliche Beyſpiel ſo vieler tauſend Anſtalten und Bemühungen, welche ihren Zweck verfehlen, beruhigen, und mit Horatz, ſich in die Tugend ſeiner Abſicht einwickeln.

Uebrigens kann er nicht umhin, ſeinen Freunden im Vertrauen zu entdecken, daß ihn das griechiſche Manuſcript, welches er in Handen hat, in den Stand ſetzt, noch einige Nachträge oder Zugaben zu der Geſchichte des Agathon zu liefern, welche ihrer Neugier vielleicht nicht unwürdig ſeyn möchten. Es iſt zum Exempel nicht unmöglich, daß ſie begierig ſeyn könnten, das Syſtem des weiſen Archytas genauer zu kennen; oder zu wiſſen, wie Agathon in ſeinem fünfzigſten Jahre über alles was im Himmel und auf Erden ein Gegenſtand unſers Nachforſchens, unſrer Gedanken — Neigungen — Wünſche — oder Träume zu ſeyn verdient, gedacht habe. Vielleicht möchte es ihnen auch nicht unangenehm ſeyn, die Geſchichte der ſchönen Danae (ſo wie ſie den Muth gehabt, ſie dem Agathon zu einer Zeit zu erzählen, da er nicht mehr ſo enthuſiaſtiſch, aber deſto billiger dachte) in einer ausführlichen Erzählung zu leſen? — Mit allem dieſem könnten wir dem Verlangen unſrer Freunde ein Genüge thun — wenn wir erſt gewiß davon wären, daß ſie ein ſolches Verlangen hätten — und wenn wir einige Urſache finden ſollten zu hoffen, daß dem

Publico

lange meine Gesundheit mir den Gebrauch der Bäder Töplitz und Karlsbad nothwendig mache, mich bei ihnen in monatliche Kost zu begeben. Wir kannten uns gegenseitig genug, um überzeugt zu seyn, daß unsre Freundschaft und Achtung durch Beieinanderwohnen noch vermehrt werden müßte. Wenige Tage nachdem Naumann die herrliche Musik des von ihm komponirten Klopstockschen Psalmes zum Vaterunser öffentlich für die im Frühlinge 1799 durch die Elbe in seinem Vaterlande Verunglückten gegeben, und so diesen Nothleidenden ein Geschenk von 1800 Rthlr. gemacht hatte, zog ich als Kostgängerin ins Haus meiner Freunde. Das Andenken der in diesem Hause verlebten zwei Jahre gehört zu den angenehmsten Erinnerungen, die meine Seele aufgefaßt hat. Nicht nur ich, sondern Naumanns Schüler und Schülerinnen, und alle die seines vertraulicheren Umganges genossen, urtheilen so, und bekennen, daß das Andenken seiner stillen anspruchlosen Tugenden, für sie eine Ermunterung im Guten sey. Noch lange werden Naumanns Gespräche an seiner kleinen Familien-Tafel eine reiche Quelle belehrender Freuden für mich seyn! Da erzählte er uns die Geschichte seiner Jugend, und manche Lebensscene reiferer Jahre! Seine Augen glänzten bei diesen Erzählungen von ungewöhnlichem Feuer und wann er von den Wegen der Vorsehung sprach, die ihn zuerst durch schwere

Leiden geläutert, dann durch edle Menſchen ſo wohlthätig geführt habe, daß er ſich ohne eignes Vermögen und fremde Unterſtützung nur mit dem regen Triebe, ſich empor zu arbeiten, und in ſeiner Kunſt etwas rechtes zu leiſten, dahin gebracht hätte, wo er nun ſtände, dann wurde ſeine Stimme weich, und oft war er dann ſo bewegt, daß die zärtliche Gattin mir einem Wink gab, dem Geſpräche eine andre Richtung zu geben, weil wir ſchon ſeit einigen Jahren bedroht waren, den geliebten Familien-Vater durch einen Schlagfluß zu verlieren, und er eben daher jede Gemüths-Bewegung, ſo wie Erhitzung und Erkältung gleich vermeiden mußte. Auch waren beide von ihm ſo innig geliebte Aeltern am Schlagfluße geſtorben, und ließen um ſo mehr auch ſeinen ſchnellen Tod befürchten.

Unter allen Wohlthätern ſeiner Jugend hieng unſers Naumanns Seele vorzüglich an Tartini, und an Peter Martini. Beide bildeten nicht nur das Talent, ſondern auch den Geiſt, und den Karakter ihres geliebten Zöglings. Tartini wurde mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit von Naumann verehrt. Den Kupferſtich dieſes, auch als Menſchen von ihm mit Enthuſiasmus geliebten Lehrers, hielt der theure Verſtorbene in hohen Ehren. Es war ein ſehr ſchlechtes Produkt der Kunſt, hieng aber dennoch über

Naumanns Schreibtiſche, an welchem ein eben ſo ſchlechtes Klavier angebracht war, auf dem er, wenn er etwas komponirte, ſeine Gedanken verſuchte und dazu ſang. — In der Stunde wo ſeine lieblichen Kinder, bei ihm aus- und einlieſen, ſein Zimmer alſo für Jeden offen war, da trat auch ich, ohne anzupochen, zu ihm hinein, und weil er ſchwer hörte, ſo ſtand ich oft an ſeiner Seite, ohne von ihm geſehen zu werden. Schrieb' er einen Brief, dann bemerkte er mich bald, ſtand gleich auf, fragte ob ich ein Geſchäft abzumachen hätte, und unſre kleine häusliche Anordnungen waren in der Minute abgethan; jeder von uns gieng dann wieder ſeiner Beſchäftigung nach. Doch fand ich ihn bisweilen auch außer den Stunden, wo er, um ungeſtört zu komponiren, in ſeinem Zimmer, verſchloſſen war, mit ſeiner Kompoſition beſchäftiget. Da ſaß er dann mit begeiſterten Blicken auf dem Bilde ſeines geliebten Tartini geheftet, ganz in ſich verſenkt, ſpielte auf ſeinem ſchlechten Klavier die eben niedergeſchriebenen Gedanken, die auf einem Bogen vor ihm lagen, und ſang mit ſanfter leiſer Stimme dazu. Nur ein paarmal bemerkte Naumann mich in ſolchen Stunden heiliger Begeiſterung, wenn er wieder nach der Feder griff; öfterer aber ſchlich ich mich leiſe aus ſeinem Zimmer hinaus, um den in ſich und ſeiner Kunſt ſo glücklich ſcheinenden Dichter nicht zu ſtören. Doch als einmal in ſolcher Stunde der

Weihe ſeine Blicke von Tartinis Bild auf mich fielen, ſagte er: „Dieſen meinen verehrten Lehrer denke „ich mir immer als Beurtheiler aller meiner Kompo„ſitionen, hüte mich ſo, nie zum falſchen Geſchmack „hinabzuſinken, und in das bloß lieblich Tän„delnde zu fallen. Sehen Sie wie viel ich weg„ſtreiche! Denn was dem da nicht gefallen würde, darf „hier nicht ſtehen.“ Dann ſprach der Mann mit inniger Verehrung von ſeinem geliebten Lehrer, und was er dieſem alles zu danken habe. Oft kam er dann auch auf das Himmliſche der Muſik, auf das was ſie eigentlich ſeyn ſollte, und wie ſie nun auszuarten anfängt. — Hätte doch nur ein junger angehender Tonkünſtler dies alles hören können, oder ſelbſt Zeit genug gehabt, um alle dieſe Bemerkungen aufzuzeichnen, die Kunſt würde dann gewiß gewonnen haben. Nun ſind dieſe tiefdurchdachten Gedanken bei mir Laien in der Muſik nur auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Tartini muß bei ſeinen Verdienſten, die er beſeſſen haben ſoll, dennoch ein myſtiſcher Schwärmer in ſeiner Kunſt geweſen ſeyn; denn dieſer Greis, dem große Tonkünſtler ihre edlere Bildung des Geſchmakkes dankten, hatte, wie unſer Naumann mir ſagte, hohe, ſchwärmeriſche Begriffe von den heiligen Geheimniſſen erhabener Tonkunſt; Tartini glaubte, der

ächte Meiſter der Harmonie fände in dieſer, und in den mannichfaltigen Modulationen der Töne, den Beweis des Daſeyns Gottes, und der Unſterblichkeit. Oft hat er zu ſeinem Lieblingsſchüler Naumann hierüber mit hinreiſſender Beredſamkeit geſprochen und ihn kurz vor ſeinem Tode in die hohen Geheimniſſe einweihen wollen, denen Tartini auf die Spur gekommen zu ſeyn feſt geglaubt hat. Naumann ſelbſt fand gleich ſeinem geliebten Tartini, obſchon nicht den Beweis vom Daſeyn Gottes, doch immer etwas Ueberirdiſches in ſeiner Kunſt, wodurch, wie er oft ſagte, die Seele vom Tande der Erde entfeſſelt, und höherer Ahnungen voll in ſich die Hoffnungen ewiger Fortdauer noch mehr vergewiſſert erhält.

Ueber Naumanns Aufenthalt in Italien, über die Art wie er in ſeinem Vaterlande angeſtellt wurde, wie er in Schweden, und Dänemark Lorbeere eingeerndtet hat, von dem lezterſtorbenen König von Preuſſen als Künſtler geachtet, als Menſch geliebt wurde; darüber ſchweige ich hier, ſo wie über die glänzenden Lockungen, die aus der Fremde von mehr als einer Seite für ihr kamen, um ſein Glück zu machen. Würde Naumann ſeinen von ihm ſo innig verehrten Kurfürſten, und ſein Vaterland, ſelbſt die väterliche Hütte minder geliebt haben, fürwahr, er wäre dann als ein ſehr reicher Mann geſtorben.

Jezt hat ſein Fleiß, ſein Ordnungsgeiſt dieſen Wohlthäter der Armen nur ſo weit gebracht, daß ſeine Wittwe und ſeine unerzogenen Waiſen vor Mangel geſichert ſind! Auch iſt zu erwarten, daß aus dem intereſſanten Reichthume ſeiner muſikaliſchen Hinterlaſſenſchaft für ſeine Erben noch etwas gewonnen werden könne.

(Den Beſchluß im nächſten Stück).

V.

Ueber

Peſtalozzi's Lehranſtalt in Burgdorf *).

(Auszug aus einem Brief an den Herausgeber).

Peſtalozzi's Inſtitut, über das wir Ihnen und der Allg. Zeitung die erſten intereſſanten Mittheilungen

*) Es wäre Verbrechen der beleidigten Menſchheit die gute Sache der frühеſten Erziehung, die der edle Peſtalozzi ſo muthig unternommen hat, nicht nach Kräften zu unterſtützen. Dem teutſchen Merkur ſind ſeit den erſten Bekanntmachungen über dieſe Unternehmung in dem erſten Monatsſtücke des vorigen Jahres ſo viele und ſo glaubwürdige Nachrichten über die Vernunft- und Zweckmäßigkeit der Anſtalten in Burgdorf zugekommen, daß er ſeine Leſer aus innigſter Ueberzeugung verſichern darf: Hier iſt kein philanthropiſcher

verdanken, iſt nun endlich in Burgdorf unter den Stürmen der verſchiedenen Revolutionen, ſicher und ruhig emporgediehen. Es reift einem Ziele entgegen, das das letzte blutige Dezennium des abgeſchiedenen Jahrhunderts unter allen fürchterlichen Kämpfen und Anſtrengungen nicht zu erringen vermochte. Ja! ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, die Regeneration der Menſchheit wird aus Burgdorfs kleinem romantiſchem Thale hervorgehen. Was Ströme von Blut nicht zu erkaufen, was Millionen geopferter leidenſchaftlicher Menſchen nicht zu erkämpfen vermochten, hat ein einziger Mann hier gefunden. Peſtalozzi wird das leuchtende Segensgeſtirn künftiger Jahrhunderte heißen.

Ich übertreibe nicht. Wie könnt ich auch, indem ich aus dem Tempel der Natur und Einfachheit trete, ſchwärmen? Wer Peſtalozzi's Inſtitut ſah, wird es mit demſelben innigen Gefühle meiner Ueberzeugung verlaſſen haben, mit dem ich von ihm und ſeinem hochherzigen Stifter ſchied.

Wind, hier iſt Wahrheit und nichts als Wahrheit. Möchte also auch dieſe Anzeige aus der Feder eines ehrwürdigen Kenners und Augenzeugen ihre Abſicht nicht verfehlen und unſre Leſer bewegen, die in dem Intelligenzblatte zu dieſem Februarſtück abgedruckte Pränumerationsanzeige zu beherzigen. Peſtalozzi iſt jetzt als Rather und Vater ſeines bedrängten Vaterlandes in Paris, wird aber nie ſeinem geliebten Inſtitute untreu werden. B.

Hier beſticht keine Künſtelei, kein äußerer Schimmer. Die hohe, ganz ungewöhnliche Einfachheit der Umgebungen, der Behandlung, des Unterrichts — das Alles machte Anfangs einen beinahe widrigen Eindruck auf mein verwöhntes Gemüth. Ich hatte die berühmteſten Erziehungs-Inſtitute in all' ihrem Glanze geſehen, die Eleganz, die Ordnung, die Taktik derſelben bewundern gelernt — und hier nun ſo gar Nichts von dem Allem. Es bedurfte Zeit, mich in dieſe neue, obwohl mir nicht ganz unerwartete Welt zu finden. Aber je länger ich in ihr zubrachte, je näher ich ſie kennen lernte, um ſo lieber gewann ich ſie, um ſo höher ſtieg meine Bewunderung für den großen Schöpfer derſelben.

Die Theorie der Peſtalozziſchen Lehrmethode kennen Sie, und der Verfaſſer des Aufſatzes: Falk und Peſtalozzi hat ſie ſehr getreu und richtig dargeſtellt. Dieſe höchſt einfache Anſchauungs-Theorie iſt der ſichre und kühne Hebel, der die Lehrlinge des Inſtitutes in kurzer Zeit auf einen Grad der Elementarbildung hebt, welcher beinahe unbegreiflich ſcheint. Alle waren in den Elementarkenntniſſen auf eine ungewöhnliche Weiſe vorgerückt. Sie ſchrieben, rechneten und zeichneten mit ſeltener Fertigkeit, und die älteren unter ihnen löſeten die ſchwerſten algebraiſchen und arithmetiſchen Aufgaben, mit einer

Schnelligkeit und Bestimmtheit, wie, bei gewöhnlichem Unterrichte, Männer kaum sich getrauen würden. Und dennoch war Keiner über anderthalb Jahre in dem Institute — Keiner über 11 Jahr alt!

Wie das zugeht? Wodurch Pestalozzi dieses bewirkt? Darüber müssen Sie ihn selbst hören; denn wer diese Theorie kennen lernen und wer sie darstellen will, darf nur ihn selbst, den Einzigen in seiner Eigenthümlichkeit darüber reden lassen.

„Lieber Freund! (schreibt er seinem Geßner)
„Wenn mein Leben einen Werth hat, so ist
„es dieser, daß ich das gleichseitige Vier-
„eck zum Fundament einer Anschauungslehre er-
„hoben, die das Volk nie hatte. Ich habe da-
„durch dem Fundament unserer Er-
„kenntniß eine Reihenfolge von Kunstmitteln
„bereitet, die bisher nur die ihm untergeordneten
„Mittel des Unterrichts, Sprache und Zahl,
„hatten, die es aber selbst nicht hatte; und da-
„durch Anschauung und Urtheil, sinn-
„lichen Mechanismus und reinen Ver-
„standesgang unter sich selbst in Harmonie
„gebracht, und indem ich durch diese Methode
„das buntscheckigte Gewirre von tausenderlei ein-

„zelnen Wahrheiten auf die Seite gelegt, den „Unterricht zur Wahrheit zurückgelenkt.“

Was Pestalozzi hier versichert, bewährt sein Institut und jeder seiner Zöglinge auf's Vollständigste.

Aber mehr noch als dies, auch den schönen Traum (wie der Verfasser von Falk und Pestalozzi sich ausdrückt) daß Denken und Handeln, wie Bach und Quelle in ein solches Verhältniß kommen, daß durch das Aufhören des einen das andere auch aufhören muß und umgekehrt, auch ihn realisirt Pestalozzi in der sittlichen Bildung seiner Zöglinge. Erquickend, stärkend war für mich der Anblick dieser einigen und achtzig Knaben, denen Frohsinn, Heiterkeit, Gesundheit, Geradsinn, Muth und Bestimmtheit aus Blicken und Handlungen hervorleuchtete. Und dies alles ohne Zwang, ohne den geringsten entferntesten Druck. Geliebt, im höchsten Grade verehrt, gränzenlos vertraut steht der ehrwürdige Vater Pestalozzi unter seinen Kindern da. Kein Verhältniß existirt unter ihnen als das der innigsten Liebe. Er will und befiehlt nichts. Zur Arbeit ist Niemand gezwungen. Aber nirgends sah ich einen regern Fleiß, nirgends einen unbedingtern Gehorsam. Und alles das mit reiner Kraft, Bestimmtheit und emporstrebender männlicher Würde. —

Publico durch diese Nachträge nur ein halb so grosser Dienst geleistet würde, als der französische Verfasser des Tractats von den Nachtigalen (dessen Helvetius erwähnt) dem menschlichen Geschlechte durch sein Buch geleistet zu haben, glaubte.

ENDE.

Ich fühle, daß ich matt erzähle. Ich bin ein ſchlechter Referent, weil ich begreife, daß ich nicht wiedergeben kann, was ich ſah und wie ich es ſah und empfand. Eine neue, edlere kräftigere Generation ſeh' ich keimen aus Peſtalozzi's Inſtitute — eine Menſchengattung, die feſt und beſtimmt im Denken und Handeln, ſich durch keinerlei Täuſchungen irre führen laſſen, jedes Dunkel erhellen, jede Liſt zerſtören wird, durch Offenheit und Feſtigkeit. An ihr werden alle politiſche Revolutionen ſcheitern. Dieſer mathematiſch gebildete Sinn, dieſes an reine Anſchauungen gewöhnte Gemüth, wird nur für das Wahre und Rechte empfänglich ſeyn. Giebt es einen ewigen Frieden, ſo iſt er nur bei und durch dieſe Elementarbildung möglich.

Möge ſie ſich verbreiten! Möge der hohe Geiſt der ein ganzes irdiſches Leben dieſem erhabenen Zwecke opferte, die Früchte dieſes Opfers für die letzten Momente ſeines Daſeyns genießen! Die Hoffnung iſt da. Man hat die große Sache endlich für groß und gut erkannt. Die helvetiſche Regierung hat im Anfange dieſes Jahres eine Kommiſſion ſachverſtändiger Gelehrten ernannt, dieſe wichtige Angelegenheit zu unterſuchen. Dies iſt geſchehen, und der darüber erſtattete muſterhafte, ſorgfältige Bericht des würdigen gelehrten Dekan Ith *) iſt der beſte Beleg für

*) Sein Bericht an die Regierung über das Peſtalozziſche

die Vortrefflichkeit der Peſtalozziſchen Lehrmethode. Er wird jeden Zweifler aufs vollſtändigſte überzeugen. Was ich hier unvollkommen angedeutet habe, iſt dort klar und vollſtändig entwickelt. Auf ihn verweiſe ich alle, die näher unterrichtet ſeyn wollen.

Nichts iſt nun noch übrig als der Gebrauch, die allgemeine Anwendung des großen Peſtalozziſchen Fundes. Sie iſt nur durch Verbreitung ſeiner Theorie, dieſe nur durch Herausgabe ſeiner fertig liegenden Elementarbücher möglich. Peſtalozzi iſt dazu bereit, ſobald man ihn durch die nöthige Unterſtützung in den Stand ſetzen wird. Er hat dieſer Sache ſein Leben geopfert — er hat nichts mehr zu geben. Nur Anderer Hülfe kann hier die große allgemeine Sache befördern.

Sie erhalten in der Einlage den Plan zu dieſer Herausgabe der Peſtalozziſchen Schulbücher. Machen Sie ihn gütigſt in Deutſchland bekannt, und fordern Sie die edleren vaterländiſchen Gelehrten zu deſſen Unterſtützung auf. Gewiß kann dieſe einer ſolchen Sache nicht fehlen, welche ſelbſt der thätigſten Unterſtützung gutmeinender Regierungen und Konſiſtorien werth wäre.

Inſtitut iſt beſonders gedruckt, und ein dem Berichterſtatter und dem Inſtitute gleich rühmliches Aktenſtück.

B.

Daß Peſtalozzi die Vollendung ſeines groſſen Werkes am Ende ſeiner Tage noch erleben dürfte! Schon hat der von Schmerz und Gram jeder Art verfolgte*) beinahe 60jährige Mann die Genugthuung erhalten, daß man die Wahrheit ſeiner Theorie und die Gröſſe ihres Zweckes zu begreifen anfängt. Sein Schüler Tobler hat in Baſel ein ähnliches Inſtitut errichtet, das kräftig fortſchreitet und im Frikthal ſind 2 katholiſche Geiſtliche mit der Anlegung eines gleichen Inſtitutes beſchäftigt. Er ſelbſt nimmt, durch das öffentliche Vertrauen dazu berufen, gegenwärtig Theil an den öffentlichen Berathungen über die Verfaſſung ſeines Vaterlandes. Endlich beginnt ſein Licht zu leuchten. Um ihn und durch ihn

*) Unglaublich beinahe iſt das jammervolle Schickſal, das dieſen ſeltenen Mann 30 Jahre lang verfolgte. Verachtung und Hohn waren die Gefährten der bitterſten Armuth, in der er lebte. Er hatte keinen Freund. Lavater liebte und ehrte ihn in der Stille, hatte aber nicht Muth genug, den Unterdrückten gegen die öffentliche Stimme zu heben, und für ſeinen Freund zu erklären. Aber auf dem Todtenbette noch ſchrieb er ihm ein glühend freundſchaftliches Abſchiedsbillet. — Peſtalozzi's fürchterlicher Gram iſt übrigens nur in ſeinen zerſtörten Geſichtszügen merklich. Sein Feuer, ſeine Lebhaftigkeit und ſelbſt die Gewandtheit ſeines noch raſchen Körpers laſſen den bejahrten und abgehärmten Mann nicht in ihm vermuthen. Aber als er an einem ſtillen Abend das Buch ſeines ſchmachvollen Lebens vor mir aufrollte, als der verwaiſte Vater, der verfolgte Bürger, der unterdrückte hohe Edle ſich mir hinaab — da ſah ich die Tiefe dieſes Grames. Nie kann die Welt dieſen für die Menſchheit ſich opfernden Mann belohnen. Möge ſie ihn nur endlich erkennen!

D. Einſ.

wird es helle. Das unglückliche Land das ſeit dem letzten Dezennium ſo vielen politiſchen Stürmen und Zerſtörungen Preis gegeben ward, ſieht in ſeiner Mitte den Mann erſtehen, der unter allen den Groſſen ſeines Zeitalters allein ſo kühn und innig ſagen durfte, „daß er durch ſein Leben nichts wollte und „heute nichts anders will, als das Heil des „Volkes.“ Aus den Trümmern der unterjochten Schweiz erſteht die Gröſſe, Selbſtſtändigkeit und der ewige Friede der Menſchheit und unter allen den kühnen Reformatoren des Zeitalters iſt's Peſtalozzi allein, der nur das Heil des Volkes wollte. Ihm gilt der Ausſpruch des Dichters:

Aber entfaltet ſich auch nur Einer, der Einzige ſtreuet
Eine lebend'gere Welt ewiger Bildungen aus.

Kann Europa dieſen Mann unbelohnt ſterben, dieſes Werk unvollendet wieder verſinken laſſen??

J. G — r.

VI.

VI.

Akademie in Belvedere.

Die unter dem Schutze Sr. Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs zu Sachsen-Weimar in einem seiner Lustschlösser, Belvedere, eine halbe Stunde von Weimar, durch Herrn Mounier im Jahr 1798 errichtete Erziehungsanstalt, erreichte im Herbste 1801 dadurch ihre Endschaft, daß ihr Direktor in sein Vaterland zurückgerufen wurde *); worauf sich die übrigen Professoren und Zöglinge gleichfalls nach ihren verschiedenen Bestimmungen zerstreueten **). Der Bei-

*) Hr. Mounier erhielt zu Anfang des Jahres 1803 die Stelle eines Präfekten in dem Departement d' Ille et Vilaine, dessen Hauptstadt Rennes ist.

**) Hr. Doktor Matthiä, welcher Professor der alten Sprachen und des teutschen Stils gewesen war, wurde Direktor des Gymnasiums zu Altenburg, und erwirbt sich dort durch seine Amtsführung und philologischen Schriften allgemeinen Beifall; Hr. Dubuat der die mathematischen und physikalischen Vorlesungen hielt, gieng mit seinem Schwager nach St. Domingo, und wurde nach seiner Rückkehr von dort in dem Lycee zu Rennes, als Professor angestellt; Hr. Du Roi, Professor der französischen Sprache und Uebersetzer mehrerer teutschen Werke von Wieland, Hufeland u. s. w., begleitete einen reisenden Irländer auf seiner Reise durch Teutschland und Italien; Hr. Walker der den englischen Gottesdienst besorgte, gieng mit seinen Zöglingen den Hrn. Hopes nach England zurück u. s. w.

Beifall und die ununterbrochene Zufriedenheit, deren sich dies Institut während seiner vierjährigen Dauer im Inlande und Auslande zu erfreuen hatte, spricht für die Geschicklichkeit und Treue des Direktors und der von ihm mit Sorgfalt und Erfolg gewählten Professoren noch heute weit überzeugender, als jede andere Lobrede. Außer mehrern Russen, Teutschen und Franzosen, die hier gebildet wurden, erhielt dies Institut bald anfänglich in England und Schottland so viel Unterstützung und Zutrauen, daß während dieses kurzen Zeitraums an 40 junge Britten von den besten und angesehensten Familien nach und nach hier ihre Bildung für die Welt und ihr Vaterland erhalten konnten. Einige Zöglinge dieses Instituts, die von England hieher geschickt wurden, dienen auch jezt schon ihrem Vaterlande auf diplomatischen Posten, und alle denken, wie ihre Aeußerungen, nachdem sie Weimar schon verlassen hatten, beweisen, mit Freude an die frölichen Tage, die sie in dem so heiter und anmuthig gelegenen Belvedere, verlebten.

Die nach Auflösung dieses Instituts sich häufig erneuernden Anfragen sorgsamer Aeltern, die ihre Söhne einer so vielfach empfohlenen Anstalt anzuvertrauen wünschten, und mehrere diesfalls nach Weimar ergangenen ehrenvollen Aufforderungen bewogen Sr. Durchlaucht, die den Wissenschaften und Kenntnissen aller Art in Ihren Landen stets eine willkommene Aufnahme schenkten, auf die Fortsetzung dieses Instituts Bedacht zu nehmen, und dabei keine Auf-

opferung zu ſcheuen. Der Freiherr von Groß, Obriſt-Lieutenant in Kön Großbritanniſchen Dienſten, und Kammerherr Sr. Durchlaucht des regierenden Herzogs zu Sachſen-Weimar, wird mit Oſtern 1803 die Direktion dieſer aufs neue belebten Akademie der Erziehung übernehmen, das durch die mancherlei Vortheile, die es zur intellektuellen und moraliſchen Bildung junger Leute vom Stande gewährt, vielen Aeltern gewiß eine ſehr erwünſchte Ausſicht zur Verſorgung ihrer Söhne darbieten wird. Folgende Bemerkungen dürften vorläufig hinreichend ſeyn, diejenigen, welche an dieſer Akademie Theil zu nehmen wünſchen, in den richtigen Geſichtspunkt zu ſtellen.

1. Die Akademie genießt durchaus und in allem dieſelben Vortheile, Einrichtungen, Vorrechte und Annehmlichkeiten, welcher ſich das Inſtitut des Hrn. Monnier zu erfreuen hatte. Sie wird in demſelben Wohnſitze (der durch ſeine hohe, freie Lage und ſeine muntre Gartenumgebungen zu den geſündeſten und einladendſten in der ganzen Gegend gehört) und unter denſelben, ja wo möglich, noch unter größern Vergünſtigungen des regierenden Fürſten ſtatt haben. Das geräumige Lokale des Schloſſes und mehrerer dabei befindlichen Pavillons geſtatten, jedem Eleven ein eignes, ſehr anſtändiges Wohnzimmer, zwiſchen welchen die Profeſſuren die ihrigen haben werden, einzuräumen, und die Umgebungen bieten für Spiele und körperliche Bewegungen mehr als eine Bequemlichkeit an, die ein Haus mitten in einer volkreichen Stadt

ſtets entbehren muß. Sämmtlichen Zöglingen dieſer Akademie wird nicht allein auf demſelben Fuß, wie es mit Herrn Mouniers Zöglingen gehalten worden iſt, der Zutritt am Hofe geſtattet, ſondern ſie werden auch, in ſofern ſie ſich nur ſelbſt dazu qualifiziren wollen, an gewiſſen Tagen beſonders eingeladen, nehmen an allen Hof-Feten, Concerts u. ſ. w. unter der Aufſicht ihrer reſpektiven Vorgeſezten Antheil, und genießen unter dem Auge der Ehrwürdigſten und Huldreichſten Fürſtinnen, von erfahrenen Männern geleitet, der beſten Gelegenheit, ſich für die Welt und das Leben, in welches ſie ſelbſt einmal eintreten werden, vollſtändig, und was hier Hauptſache iſt, früh zu bilden. Zu den beſondern Befreiungen gehört es auch, daß alle etwa entſtehende Klagepunkte und Streitigkeiten, welche nicht in die unmittelbare Berührung des Direktors der Anſtalt kommen, durch ein beſonders von Sr. Durchlaucht ernanntes Mitglied Hochfürſtl. Regierung als verordnetem Specialkommiſſarius Sr. Durchlaucht unmittelbar referirt werden ſollen.

II. Alle Lehrgegenſtände, welche Herr Mounier in ſeinem Plane umfaßte, und theils ſelbſt, theils durch ſeine Gehülfen und Profeſſoren beſorgt hat, werden auch hier vorgetragen und nach einem feſtgeſezten Stundenplan täglich, im Verhältniß der ſchon erworbenen Kenntniſſe eines jeden Zöglings, abgehandelt werden. Man kann ſich alſo hiebei gänzlich auf den von Hrn. Mounier ſchon bekannt gemachten Plan

berufen. So wie dort, werden auch hier wieder alle körperliche Exercizien, so wie auch plastische Künste und Musik, von jedem der Zöglinge auf seine eigne Kosten zu erlernen seyn, wozu sich übrigens in Weimar in allen Fächern die geschicktesten und beliebtesten Maitres um sehr billige Preise finden *). Außer diesem wird aber nichts für Unterricht in den alten Sprachen, im Französischen, Englischen, Teutschen und Italiänischen, in der Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Mathematik und Experimentalphysik, Styliübungen und encyklopädischen Stunden bezahlt, welche der Direktor der Anstalt völlig durch sich und auf seine Kosten bestreitet, der auch für einen eignen praktischen Feldmesser sorgen wird. Das Institut nimmt mit Ostern 1803 seinen Anfang.

III. Uebrigens dürfte sich aber jezt noch ein besonderer Vortheil dadurch ergeben, daß der Direktor dieser Anstalt, der Obrist-Lieutenant Baron v. Groß, als ein im Dienste altgewordener Officier, alle diejenigen unter seinen Zöglingen, die sich dem Militär zu widmen gedenken, ganz besonders in den dazu nöthigen mathematischen und taktischen Vorkenntnissen unterrichten, und ihnen aus der Fülle seiner vieljährigen Erfahrungen einen praktischen Lehrkursus ertheilen

*) Zeichnen in der Hochfürstl. Zeichnungs Akademie, Musik, bei mehrern Mitgliedern der Hof-Kapelle, Reiten, auf der Hochfürstl. Reitbahn, Fechten, bei dem Hrfechtmeister, Tänzen bei dem Balletmeister Morelli, u. s. w.

wird. Sein im Jahr 1795 franzöſiſch geſchriebenes Journal der Belagerung von Grave *), welche Feſtung er ſelbſt als Groß-Major in Vertheidigungsſtand ſetzte und erhielt, und ſein in engliſcher Sprache vor kurzem von ihm verfaßtes und in London gedrucktes Werk: Duties of an Officer in the Field, **) haben bei Kennern eine ſo ſchmeichelhafte Aufnahme gefunden, daß man wohl ohne alle Anmaßung ſich auch hier darauf berufen darf. Doch beſchäftigte ſich der Baron von Groß von früher Jugend an aus eigenem Triebe auch mit alten und neuen Sprachen; mit hiſtoriſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, und er wird ſich daher eine Pflicht daraus machen, in einer beſondern Encyklopädie für Jünglinge von Stande, und in dazu beſonders ausgearbeiteten Heften, allen ſeinen Zöglingen nützlich zu ſeyn. Auch glaubt er verſichern zu dürfen, daß alles, was ſelbſt in militäriſcher Rückſicht hier gelehrt werden wird, jedem jungen Mann von Stande, deſſen diplomatiſche oder anderweitige Be-

*) Journal des principales Opérations de la Campagne de 1794 dans les ſept provinces unies, et pays de la Généralité, principalement de ce qui eſt paſſé pendant le blocus de la ville de Graves par le Major de Groſs. 1795. 265. pp.

**) Duties of an Officer of the field and principally of light troops, whether Cavalry or nfantry. By Baron Groſs, Field officer of the Dutch Brigade in his Majeſty's Service. London, Egerton. 1801. 151. pp.

ſtimmung ihn nicht unmittelbar zur Vertheidigung eines Vaterlandes mit den Waffen in der Hand führt, nützlich und wiſſenswerth ſeyn werde.

IV. Keine Akademie der Art, kein Inſtitut kann ohne die pünktlichſte Ordnung und Disciplin beſtehn. Da die ſämmtlichen Zöglinge des Inſtituts entweder die reſp. Uniformen ihrer Provinzen oder andrer Verbindungen tragen, und in ſolcher auch am Hofe präſentirt werden: ſo wird von dem Direktor der Anſtalt in Allem eine ihrem Stande anſtändige, aber doch ſtrenge und unerläßliche Subordination gehandhabt und darauf geſehen werden, daß niemand ſeine Schranken überſchreite.

V. Wahre Religioſität und reine Moralität ſollen nicht blos durch Unterricht, ſondern auch durch Ausübung in den jungen Gemüthern heilig erhalten werden. Auf alles dies wird auch bei der Wahl der Gehülfen und Profeſſoren ſorgfältige Rückſicht genommen.

VI. Bei dieſen Zuſicherungen wird es von ſelbſt einleuchten, daß zärtliche Aeltern ihren Söhnen in dieſe Anſtalt keine beſondern Tutors und Hofmeiſter mitzugeben brauchen. Man wird indeß auch dieſe, falls ſie dieſelbe Penſion zahlen, die ihre Zöglinge geben, willig aufnehmen und ſich dabei nur ausbedingen, daß auch ſie die zur Erhaltung des Ganzen unerläßliche Auktorität des Direktors freundlich und gern

anerkennen, und ſich mit ihm zu einem Zweck vereinigen mögen. Beſonders gern würde man in Geſellſchaft junger Engländer oder Schottländer Geiſtliche aus jenen Ländern als Hofmeiſter aufnehmen, und dieſen die Haltung des Gottesdienſtes im Betſaal des Schloſſes zu Belvedere in ihrer eignen Sprache und Liturgie auftragen. Auch in Herrn Mouniers Inſtitut hat dieſe Einrichtung mit allgemeiner Zufriedenheit ſtatt gefunden.

VII. Die Zöglinge des Inſtituts werden durch teutſche, vom Direktor anzuſtellende und zu bezahlende Dienerſchaft anſtändig bedient, und in allem, was gewöhnliche Aufwartung betrift, pünktlich beſorgt werden. Darum kann der Direktor es keineswegs geſtatten, daß Jemand ſeine eigne Bedienung mit ins Inſtitut bringe. Redliche teutſche Bediente werden ſelbſt für die Erlernung des Sprechens und durch Treue in ihrem Dienſte ſich zu empfehlen wiſſen.

VIII. Außer Unterricht, Aufſicht und Aufwartung in allen ſchon berührten Punkten, leiſtet der Direktor dieſer Akademie jedem Zöglinge, der nicht unter 14 Jahr und nicht ohne Empfehlung oder vorherige Anfrage und Ankündigung aufgenommen werden kann, folgende Punkte: ein bequemes Zimmer mit anſtändigen Meubles und Bette, einen geſund und ſchmackhaft ſervirten Tiſch mit Wein, woran der Direktor nebſt ſeinen Collabrateurs auch mit ſpeiſen,

ein anſtändiges Frückſtück, einen gemeinſchaftlichen Theetiſch und Abendeſſen. Die Beſorgung der Wäſche muß aber Jedem ſelbſt überlaſſen bleiben, doch wird man jeden dabei gern aufs beſte und ſicherſte zu berathen ſuchen.

IX. Dafür zahlt jeder Zögling jährlich 150 Carroline oder Pf. Sterling Penſion, welche in halb- oder vierteljährigen Zahlungen vorausbezahlt werden, ohne daß der Wechſelkours dem Empfänger zur Laſt fallen darf.

Mit Vergnügen wird der Direktor dieſer Akademie alle an ihn ergehende Anfragen und Zweifel, Jedem der Beruf hat, darnach zu fragen, beantworten, und ſich mit Aeltern und Vormündern in Correſpondenz ſetzen. Briefe kommen ihm unter der Adreſſe des Weimariſchen Landes-Induſtrie-Comptoirs, oder auch unter der Aufſchrift an den Kammerherrn von Groß in Weimar von der Mitte des Monats März an richtig zu Händen.

Weimar, den 30. Jan. 1803.

VII.

VII.

Briefe über die neueste Schwedische Literatur

Zweiter Brief *).

Endlich sende ich dir die Fortsetzung meiner Bemerkungen über die neueste Schwedische Literatur. — Die schönen Redekünste genießen durch Gustav's III. Vorliebe für sie einer besondern Achtung und werden am meisten geübt. — Es ist unläugbar, daß der Einfluß der französischen Literatur auf die schwedische groß und bedeutend gewesen ist, aber hoffentlich sind die Zeiten vorbei, wo junge Aftergenie's über die Franzosen und ihre Werke absprechen, ohne sie zu kennen, oder ohne die Gesichtspunkte der gerechten Beurtheilung finden zu können. — Die schwedische Akademie ist eine weise und sehr nützliche Einrichtung des unsterblichen Königs. Daß gegen sie und

*) Der erste Brief wird den Freunden der nordischen Literatur noch aus dem Junistück des Jahrganges 1802 erinnerlich seyn. Uebrigens dürfen die Liebhaber der schwedischen Literatur eine akademische Rede am lezten Geburtstage des Königs von Schweden, über die Schicksale der schönen Redekünste in Schweden in den neuern Zeiten von Dr. Friedrich Rühs (Bibliothekar in Greifswalde und einer der geschmackvollesten Literatoren, der sich in der Georgia Augusta bildete) Greifswald, Eckhardt 1803 48 S. in gr. 8. ja nicht übersehen.

B.

ihre Wirkſamkeit declamirt ward, war in der Ordnung, aber man weiß, daß ſelbſt Pirons bekanntes

Ci git Piron, qui ne fut rien
Pas même Academicien

nur par dépit geſagt wurde. — Die größten Köpfe, die Schweden hervorgebracht hat, ein Gyllenborg, Keilgreen, Oxenſtjerna, Leopold, Lehnberg, und wie die Vortrefflichen weiter heißen, gehören zu ihren Mitgliedern. Eine Einrichtung der Art würde in andern Ländern ſchädlich geweſen ſeyn, in Schweden war ſie nothwendig. Es wird dir aus der Folge meiner Briefe die Wahrheit dieſer Behauptung einleuchten. — Unparteilichkeit kann ihr nur beleidigte Eitelkeit abſprechen. Unter der vormundſchaftlichen Regierung ward ſie, weil ſie eine Perſon, die damals Einfluß beſaß, nicht unter ihre Mitglieder aufnehmen wollte, ſuſpendirt — Guſtav gehört zu den vortrefflichſten Schriftſtellern. Die Ausgabe ſeiner Werke, die ſein edler Sohn veranſtalten läßt, wird das ſchönſte, dauernſte Denkmal ſeyn, das ihm errichtet werden kann. Ich höre täglich minder vortheilhafte Urtheile über Guſtav: mir ſcheint ein großer Theil deſſelben ungerecht: der Ariſtocratismus kann ihm das Jahr 1772 nicht verzeihen. Er war vielleicht für Schweden kein König, das einen Karl XI. bedurfte; aber wer hatte die Finanzen vor ihm zerrüttet, die Selbſtändigkeit

des Reichs vernichtet und verkauft, wer — doch ich will dich ja nicht mit politiſchen Streitigkeiten unterhalten. Ich berge es nicht, ich werde Guſtav immer bewundern und vielleicht erſcheint er mir daher nicht aus dem rechten Geſichtspunkte. — Er gewann den erſten Preis, den die Academie vertheilte. Es iſt eine Denkſchrift auf Torſtenſohn. Durch den Bericht den die Academie dem kürzlich erſchienenen erſten Band ihrer ältern Verhandlungen beigefügt hat, iſt es documentirt, daß Keiner der urtheilenden Mitglieder wußte, daß Guſtav auch im Felde der Künſte der Erſte ſeyn wollte. Wahrſcheinlich wird auch dieſes Stück in die Sammlung der Werke Guſtavs aufgenommen und durch dieſelben zur Kunde des teutſchen Publikums kommen. Mich wundert, daß man bis jetzt noch eine teutſche Ueberſetzung dieſes Meiſterwerks vermißt: ins Däniſche iſt es übertragen. Vielleicht iſt es dir nicht unintereſſant, eine kleine Probe, wenn auch von einer ſchwachen Feder nachgebildet, zu leſen. Ich wähle die Stelle, da Torſtenſohn ſeines Gefängniſſes in Ingolſtadt entlediget, die Kunde von Guſtavs Tod empfängt.

„Neun Monde verrinnen und Torſtenſohn er„duldet mit der Standhaftigkeit eines Helden Maximi„lians ſchändliche Härte. Die Pforten werden endlich „geöfnet, ſeine Feſſeln abgenommen, er iſt frei, er „geht.“

„Eine allgemeine Freude erfüllt die Stadt,
„Luſtfeuer ſind angezündet, der Schall der Glocken
„ruft das Volk in den Tempel des Herrn, um ihn zu
„loben, die ganze römiſche Kirchenpracht ward aufge-
„boten, um den Empfindungen, von denen Alle be-
„lebt ſind, darzuſtellen. Torſtenſohn, gleichſam
„aus der Wohnung des Todes zurückgerufen, unter-
„richtet ſich verwundert über die Urſache einer ſo gro-
„ßen Freude. — Der Feind Ferdinands, der
„Gegner Roms iſt nicht mehr; Guſtav Adolph
„ward erſchlagen. — O mein König! O Held! O
„Held meines Geburtslandes! Du biſt nicht mehr!
„Warum blieb ich nicht zurück in der Heimath der
„Finſterniß? Warum mußte ich dort nicht meine Ta-
„ge endigen? Ich hätte mein Vaterland ſiegreich, mei-
„nen König unter den Lebendigen geglaubt und würde
„freudig geſtorben ſeyn. — — Er iſt nicht mehr. — —
„Bebt ihr Feinde Schwedens! So lange dieſer Arm
„ein Schwert zu tragen vermag, ſo lange dieſes Blut
„durch meine Adern rinnt, beſtimme ich euch meiner
„Rache, dem Tode, dem Untergang!“

„Er ruft es und eilt von einem Ort, wo ihm
„alles eine verhaßte Freude zeigt. Oxenſtjerna,
„Guſtavs vertrauter Freund und aufgeklärter Rath-
„geber, hatte alles, nach des Königs Tode, aufrecht
„erhalten. Es ſchien, als ſchwebe Guſtavs große

„Seele über ſeine Bundesgenoſſen und erhalte ihren
„Muth. Oxenſtjerna war es, der Torſtenſohns
„Feſſeln zerbrach, aber es war nicht genug; er kannte
„ſeine Liebe für ſeinen König, er ſah ſeine Verzweif-
„lung über den Tod deſſelben voraus, und Oxenſtjerna
„wollte ihm den würdigſten Troſt eines Helden ge-
„währen, den Troſt, ſich durch Siege an ſeinen Fein-
„den zu rächen. Torſtenſohn, an der Spitze der
„Truppen, die der Reichskanzler ihm zugeſandt hat-
„te, rückt über den Lechſtrom und greift Landsberg
„an. Wenige Tage ſind verfloſſen, ſeitdem ſeine
„Ketten gelößt waren, und mit Betrübniß und Ver-
„wunderung finden die Feinde, daß Landsberg ein-
„genommen iſt. Aber wenn der Edelmuth ſeines
„Herzens die Beſchwerden des Gefängniſſes verach-
„tet hatte, ſo konnte ſein Körper ſo ſchweren Prü-
„fungen nicht widerſtehn und die Trauer über Gu-
„ſtav Adolfs Tod hatte das Maaß gefüllt. Seine
„Kräfte nehmen ab und er übergiebt den Befehl an
„Guſtav Horn. Er mußte die Stille ſuchen, um ei-
„ne Stärke wieder zu gewinnen, die er zum Dienſt
„des Vaterlandes nutzen will. Seine Trauer
„führt ihn zu dem Ort, wo Guſtav Adolphs irdiſche
„Ueberreſte noch verwahrt werden. Der Arm, der
„Oeſterreichs Ehrbegierde gefeſſelt, Teutſchlands Ket-
„ten zerbrochen, die Freiheit dieſes Reichs beſchützt
„hat, iſt erſtarrt: das Herz, das für die Ehre ge-

„brannt, das den Unglücklichen bemitleidet, das mit „einem so lebendigen Gefühl seine Unterthanen ge„liebt hat, ist erkaltet: Gustav Adolph ist nicht „mehr; seine unsterbliche Seele ist zu der Wohnung „der Tugend empor geschwebt, aber sein Name ent„flammt seine Unterthanen noch zur Rache, Teutsch„lands Fürsten und Stände zur Vertheidigung, und „sein entseelter Körper, von Siegeszeichen umgeben, „wird von dankbaren Unterthanen und Fremden ins „Vaterland geführt, um in dem Tempel der Gottheit „bewahrt zu werden."

„Torstensohn eilet nach Wolgast; er will „noch einmal den König sehn, den Helden, der „sein Erzieher, sein Lehrer war; er will die „Hände desselben mit seinen Thränen waschen, „er will den letzten Trost genießen, sich den irdi„schen Resten desjenigen zu nahen, dessen Leben „er gern mit dem seinigen zurück kaufen wür„de. Er findet dort Jan Bauer, Maria „Eleonora, Teutschlands vornehmste Fürsten, „Schwedens ersten Adel; unter dieser majestätischen „Begleitung von Helden, einer zärtlichen Gattin, „herrlichen Trophäen, bestürzten Unterthanen wird „Gustav in sein Vaterland zurück geführt. Torstens„sohn kommt wieder nach Stockholm. Die süßen „Gefühle, die das Herz erfährt, wenn man nach ei„ner langen Abwesenheit, zu seiner Heimath zurückge-

„kehrt, ſich von Verwandten und Freunden umgeben „ſieht, empfindet Torſtenſohn nicht. Ganz ſeiner Trauer überlaſſen erneuert Alles, was er erblickt, „die Erinnerung des Helden, den er vermißt. Er „ſieht Stockholm wieder, aber wie verändert gegen die „Zeit, da er Schwedens Hauptſtadt verließ. Statt „eines Königs, von Helden und einem Volk, das er „vereinigte, umgeben, findet er eine trauernde „Menge, die Erſten der Nation, zur Erhaltung „des Reichs verbunden, bekümmert über die große „Angelegenheit, die ihnen anvertraut iſt, und end„lich auf dem Thron ein zartes Kind, das nur von „ſeiner Unſchuld ſeine Stütze erwartet. Aber dieſes „Kind war Guſtav Adolphs Tochter. Er umfaßt ihre Füße, er ſchwört noch mehr dem Ge„dächtniß ihres Vaters ein neu Eid ewiger Treue, und „eingenommen von der reinſten Ergebenheit gegen „Chriſtina überläßt er ſich ganz ſeiner Trauer und „der Verwaltung ſeines wichtigen Amtes. Bald „vereinigt ſich die Liebe, ſeinen Schmerz zu lindern; „eine junge Schönheit, entſproſſen aus einem Ge„ſchlecht, das gewohnt war, den Uebermuth der „Sarmaten zu zügeln, nimmt ſein Herz ein. Die „Ehe heiligt ſeine Flamme und unauflösliche Bande „knüpfen ihn an Beata de la Gardie.

Im J. 1801 hat die Schwediſche Academie auch angefangen, ihre erſte Arbeit über die Sprache des Landes, die ihr anvertraut iſt, bekannt zu machen. Bis jetzt hat es durchaus an einer philoſophiſch-kritiſchen Unterſuchung derſelben gefehlt. Sie liefert in der Vorrede eine hiſtoriſche Nachricht von Allem, was bisher für die ſchwediſche Sprache geſchehen iſt. Ihr erſtes Augenmerk hat ſie auf die Orthographie gerichtet, die ſie auf gleiche und feſte Grundſätze zurückzuführen ſich beſtrebt. Unter andern giebt ſie die Vorſchrift, ſolche

fremde Wörter, die ſchon das Bürgerrecht in der Schwed. Sprache erhalten haben, nicht ihrem Urſprunge, ſondern der ſchwediſchen Ausſprache nach zu ſchreiben, z. B. Elegi, Finans, Ekonom u. ſ. w. Ich höre aber viele Widerſprüche gegen dieſe Regeln, und ſehe auch, daß, die Kollegien und die Zeitungsſchreiber ausgenommen, der größere Theil des Publicums der alten Weiſe getreu bleibt. In meinem nächſten Briefe über die Schwediſchen Dichter.

Inhalt.

I. Gedichte
1. Die Kloſtergeiſtlichen, an Gleim — S. 81.
2. Chamarje, d. i das Weingedicht. (Aus dem Arabiſchen.) — 83.

II. Erinnerungen aus meiner artiſtiſchen Wanderſchaft. (Beſchluß.) — 86.

III. Nekrolog. Caſperſon. — 99.

IV. Ueber Naumann, den guten Menſchen und großen Künſtler — 107.

V. Ueber Peſtalozzi's Lehranſtalt in Burgdorf — 135.

VI. Academie in Belvedere — 144.

VII. Ueber die neueſte ſchwediſche Literatur, zweiter Brief. — 153.

Intelligenzblatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

2. Stück. Februar 1803.

I. Der teutsche Patriot eine Monatsschrift von C. G. Steinbeck, 1803. Januar ist erschienen, und hat folgenden Inhalt:

I. Patriotische Darstellung verschiedener Gebrechen mehrerer teutscher Posten; mit dem Beisatze: Wer sie fühlt, dem gilt sie. II. Ein Ungenannter nimmt sich der Sächs. Fürstenschulen an — wird aber zurechtgewiesen, und weiter dargethan, daß jene Schulen eine klägliche Verfassung haben. III. Bemerkungen über den nachtheiligen Einfluß des Hofmeisterstandes auf künftige Prediger.

Vom Anfange dieses Jahres an erscheint diese Zeitschrift in unserem Verlage, wovon regelmäßig alle Monate ein Stück geliefert wird. Der Jahrgang kostet 3 Rthlr. Sächs. oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. und ist in allen guten Buchhandlungen, Postämtern ꝛc zu haben. Auch ist es mit einem Intelligenzblatte besonders Buchhändleranzeigen versehen. Die Insertionsgebühren sind 8 pf. für die Zeile mit Petit gedruckt.

Weimar, im Januar 1803.

F. G. priv. Landes Industrie-Comptoir.

II. In unserm Verlage ist so eben J. A. Hilts Magazin der Handels- und Gewerbskunde das 1ste Stück mit 2 Kupfern und 1 Charten erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt:

I. Einleitung, Plan und Ankündigung des Magazins. II. Geschichte und Fortschritte des Handels. 1. Geschichte

des Handels der Barbaren und insbesondere des Staats von Algier. 2. Kanal von Languedoc. 3. Die Messe von Beaucaire. 4 Circulare von der k. k. Landes-Regierung im Erzherzogthum unter der Enß, die Bestimmung der Zahlungsart von verfallenen Wechseln auf dem Wiener Platze betreffend. III. Kunstfleiß in Manufakturen oder Fabriken. 1. Eine seit kurzem bekannt gewordene neue Holz-Art für Künstler. 2. Entwurf zu einer Gewichtmuhle, von D. Christ. Ludolph Reinhold. IV. Handels-Waarenkunde. 1. Ueber die Waarenkunde, im Allgemeinen betrachtet. 2. Erderdunen. 3 Persio, oder rother Indig, ein neues Färbeholz betreffend. 4. Smalte oder Kobaltfarbe. 5. Granaten. V. Literatur der Handels- und Gewerbekunde. 1. Dritter und letzter Theil, des Waarenlexicons in zwölf Sprachen, von Philipp Andreas Nemnich. 8. Hamburg 1802. 2. Grundriß der Färbekunst, nach physisch-chemischen Grundsätzen, und als Leitfaden zu dem Unterrichte der inländischen Färber, Zeugdrucker und Bleicher. Von D. Siguem Friedr. Hermbstädt. 8. Berlin 1802. 3. Opuscoli scelti sulle scienze e sulle arti tratti dagli atti delle Accademie e delle altre Collezioni — e da Mss. originali ed inediti da *Carolo Amoretti*. Tom. XX. 4. Etat commercial de la France au commencement du dix neuvième siècle; ou du Commerce Français, de ses anciennes erreurs, et des ameliorations dont il est susceptible, par *L. Blanc de Volx*. Tom. I. II. III. an XI. 1803. 5. Commerce of Spain whit her american Colonies in time of war — London. 6. Memoire storiche de Veneti primi e secondi del Conte *Giacomo Filiasi*. Tom I. II. III. VI. Correspondenz und vermischte Nachrichten. 1. Handelscanäle in Ungarn 2. Neue Vorsichtsmaßregeln der Assecurateurs. 3. Verfall des Rheinhandels. 4. Angemerkt wegen Eröffnung des schwarzen Meeres und Egypten. 5. Königl Dänische Hafenabgabe auf Schiffe. 6. Unterhaltung der Leuchtthürme an den Dänischen Küsten. 7. Neue Buchhändlermesse in Philadelphia. 8. Verlangen der Preußischen Zuckerbäcker in Königsberg, Elbing und Danzig. 9. Fernere Nachrichten über den neuen Handel des Schwarzen Meeres. 10. Ackermanns Englische Wasserfarben und Wasserdichtung. 11. Ein- und Ausfuhrliste des Hafens von London. 12. Regulirung des Apothekergewichts im Hannöverschen. 13. Notification wegen des Bancoschlusses zu Hamburg. Der Jahrgang kostet 6 Rthlr. Sächs. oder 10 Fl. 48 Kr. Rhein. und alle Monate erscheint regelmäßig ein geheftet Heft

von 6 Bogen mit Kupfern und Charten, dem auch ein Intelligenzblatt angehängt ist, das zu Bekanntmachungen, besonders für Buchhandlungen dient, und wo die Inseratgebühren 1 Gr. für die Zeile mit Petit gedruckt, betragen.

Weimar, im Januar 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Das 1ste Stück der Allgem. Geograph. Ephemeriden, herausgegeben von Gaspari und Bertuch 1803. ist erschienen, und hat folgenden Inhalt:

Abhandlungen. 1. Al. Berthier's Uebersicht der Arbeiten des französ. Kriegsdepots im 10ten J. der franz. Republik. 2. Kurze Geschichte der neuesten französischen Niederlassung in Benin. Aus Durands Voyage. Büchercensionen. 1. An account of the english Colony in New-South-Wales — by *Collins*. Vol. 2d. 2. Stockholm (Fa J. *Flers*) D. I. — IV. 3. Geographische u. s. f. Beschreibung des Herzogth. Schlesien von J. A. Val. Weigel 31 — 52 Thl. 4. Annales de Statistique (par L. J. P. *Ballois*) No. 1-6. 5. The Asiatic annual Register for. V. 1801. Chartencensionen. 1. Atlas zur Uebersicht aller Europ. Staaten von C. Kruse. 1ste Lieft. No. 3. u. 4. 2 Trigonometrische Charte von Schwaben — von J. A. Amman. 3. Specialcharte von Südpreußen — von G. L. H. N. Gilly. Sect. A I, A II, u. B. 1. Vermischte Nachrichten. 1. Avanceurcur neuer accept. und kaufl. Bücher. 2. Auszug aus mehreren Schreiben aus London. Neue Anwendung des Magnets für die Schiffahrt. — Don Domingo's und Don Simons Reise nach Afrika. — Unterschleif der Schreiber bei dem Transportamte in Neu-Südwallis. — Hellerofts Reisen. — Beauforts Beschreibung von Irland. — Andersons und Spilsbury's Journale. — Pratts Wanderungen — Leydens Beschreibung der neuesten Entdeckungen in Afrika. — Großes Teleskop. 3. Auszug eines Schreibens aus Paris. Geographische Preisfrage des Nat. Instituts. — Menges Abhandl. über die Lage von Norimagus. — Duquesnoys Uebersetzung von Morton Edens Unters. über die Bevölkerung Großbritanniens. — Muthmaßliche Gegend, wo la Peyreuse umgekommen ist. —

Nachricht von mehrern neuen geographischen Schriften. — Auszüge aus Azuni's Hist. geograph. etc. de la Sardaigne — *Mémorial* topograph. et milit. du Dép. de la Guerre. 4. Ph. Buache's Untersuchungen über die Insel Antilia. 5. Erklärung gegen den Hrn von Lichtenstern in Wien. 6. Ankündigung von Dietzens Postbuche und Charte. 7. Anzeige eines Plans von Ofen und Pesth (von Joh. v Lipszky. 8. Erörterung eines aufgeworfenen Zweifels über die Länge von Grodno von Dr. Franz de Paula Triesnecker. 9. Dr Franks Afrikanische Reise. 10. Berichtigung. Zu diesem Stücke gehören: 1. Das Portrait des Grafen Sam. von Schmettau. 2. Charte von den Englischen Niederlassungen in Neu-Süd-Wallis.

Weimar im Jan. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Inhalt des 6. Stücks von London und Paris 1802.

I. London. 1. Ueber die den Deutschen angeschuldigte Charakterlosigkeit. Deutsche in London. Ihre Zahl. Ihre allgemein anerkannten Vorzüge. Deutsche Judenschaft in London. Treue und Arbeitsamkeit, Züge im deutschen Charakter. 2. Beiträge zur Kenntniß Englands aus der neuesten deutschen Literatur. Van der Decken Versuch über den englischen Nationalcharakter. Hüttners Commentar zu High Life below Stairs. II. Paris. 1. Der 18te Brumaire. Ohne alle Feierlichkeit. Das Geld dazu wendet Bonaparte auf seine Reise. Rückblick auf die übrigen Feste des verflossenen Jahrs. 2 Rumfordische Suppe in Paris. Erweiterung der Société philanthropique. Desessart, Duquesnoy. 3 Ueber die lettres de Bureau. Wahres Chameleonsfutter: Traurige Folge dieser Täuschungen. 4. Der pensionirte Reimschmidt d'Auxreville. Darbendes Verdienst. 5 St. Cloud. Innere Beschauung. Höflichkeit der Bedienten. Schlafzimmer der Mad. Bonaparte. Der ehliche Jacobiner. (Hiezu gehört die Kupfertafel Lit. A.) III. Englische Caricaturen. 1. Die Kuhpocken, oder wunderbare Wirkungen der neuen Blatternimpfung. (Hiezu gehört die Caricatur No. XV.) 2. Wettrennen mit Eseln im Bade zu Tunbridge, oder ein

Ballörpchen die Sandhügel herab um den Preis der Damenschüssel. (Hiezu gehört die Caricatur No. XVI. Beilage zur zweiten Caricatur. Rezept zu kurzweiligen Badebelustigungen. (Aus dem St. James-Chronicle vom 17ten Sept. 1802.) IV. Französische Caricaturen. Die Pariserin in London. (Hiezu die Caricatur No. XVII.)

Weimar den 24. Januar 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Inhalt des 11ten Stücks von Klapproths Asiat. Magazine 1802.

I. Timurs Feldzug nach Hindostan. II. Der Bhagvat-Geeta, oder Gespräche zwischen Kreeshna und Arjoun.

Weimar den 18. Januar 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Inhalt des 1sten Stücks des Journals des Luxus und der Moden 1803.

I. Die Heilbringenden Götter. Von Böttiger. II. Briefe aus Wien. Steuwers Feuerwerke. Die Brigittenau. Theater. Gastrollen. Ballettänzerinnen. Mademoiselle Schmalz. Wetteifer des Theaters an der Wien und des Hoftheaters. Cherubini. III. Theater. 1. Ueberblick über das Leipziger Theater. 2. Dresdner Theater. IV. Künste. 1. Prachtausgabe von Schillers Don Carlos mit Kupfern. 2. Die Fackelzündende Ceres und die vom Dorn verwundete Venus, von A. Mähl. V. Modenberichte. 1. Aus London. 2. Aus Paris. 3. Aus Dresden. 4. Deutscher Modenbericht. VI. Amenblement. Ein Thermolampenofen von Hrn. Pflug in Jena. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Januar 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VII. Kolorirte militärische Blätter vom Hrn. Hofmaler Seele aus Stuttgart.

Mehrere Freunde, welche meine militärische Kompo-

sitionen mit ihrem Beifall beehrten, äußerten schon öfters den Wunsch gegen mich, daß ich sie radirt herausgeben möchte; allein ich bin überzeugt, dieser Zweig der historischen Malerei würde zu viel verlieren, wenn man ihn des Zaubers der Färbung beraubte. Dies bestimmte mich, alle von mir komponirte Scenen aus dem verflossenen Kriege, nebst meinen neuern Erfindungen, in aqua tinta bearbeitet, und auf schönes Velin Papier abgedruckt, dem Publikum nach und nach vorzulegen, welche mit dem größten Fleiße, trotz den besten englischen Blättern, unter meiner Aufsicht kolorirt werden sollen. Nachstehende Nummern sind bereits vollendet, und die Liebhaber können Exemplare davon um beigesetzten Preiß in meiner Wohnung abholen lassen; auswärtige Käufer aber, die sich in frankirten Briefen an mich zu wenden belieben, dürfen versichert seyn, daß sie auf das schleunigste und billigste von mir bedient werden sollen. Um allen Verfälschungen vorzubeugen, ist jeder Abdruck mit H. S. gestempelt, und diejenige Exemplare, welche diesen Stempel nicht haben, sind keine Originale.

Stuttgart im Oktober 1802. Seele, Hofmaler.

Nro. 1. u. 2. Ein abgelebtes Kavalleriepferd.
Ein Invalid.

Beide Blätter sind von mir selbst komponirt und geätzt. Es sind zwei Abendstücke, wo die Sonne sich schon zum Untergange neigt. Das Pferd hat sich mit einer Haide mit Disteln und einigen wilden Kräutern genährt, und kehrt jetzt von der magern Weide in den Stall zurück. — Der Invalid sitzt im freien Felde auf einem Stein und verzehrt ein Stückchen trocken Brod. Dieses wenige wird zur Erklärung der Blätter hinreichen.

Der Preiß derselben ist 3 fl. Rhein.
oder Sächsisch 1 Thlr. 16 gr.

Nro. 3. u. 4. Ein Kaiserlicher } Vorposten.
Ein Französischer }

Die Schildwache auf dem erstern Blatt wird vom Monde beleuchtet; in der Ferne sieht man das Piquet um ein Feuer gelagert. — Die Scene des zweiten ist das katholische Schwaben, welches man aus einer verfallenen Bura und einem Bilderstocke, auf welchem die Geislung Christi angebracht ist, abnehmen kann.

Beide Blätter sind von Herrn Kunz in Mannheim geätzt, und kosten 8 fl. 15 kr. Rhein.
oder Sächs. 4 Thlr. 14 gr.

Nro. 5. Das entſchloſſene Mädchen.

Die Kompoſition dieſes Blattes gründet ſich auf eine Anekdote, welche ſich am Niederrhein zugetragen hat. — Ein Mädchen, das einen Bündel unter dem Arme trug, ſah einen franzöſiſchen Chaſſeur auf der Straße ihr entgegen reiten. Um nun einige Sachen, die ihr lieb waren, zu retten, warf ſie den Bündel die Straße hinab hinter den Zaun einer Wieſe. Der Chaſſeur kommt, verlangt Geld von ihr, und quält das arme Mädchen ſo lange, bis ſie ihm den Ort, wohin ſie ihr bischen Armuth geflüchtet hatte, anzeigt. Sogleich ſteigt er vom Pferd, nöthigt das Mädchen, ſich auszukleiden, nimmt dieſe Kleider mit ſich, und während er das Päckchen ſuchen will, ſoll ſie ihm ſein Pferd halten. Kaum hat ſich aber der Chaſſeur entfernt, ſo ſchwingt ſich das nakte Mädchen auf ſein Roß, und reitet, trotz dem Geſchrei des Franken, in vollem Jagen davon.

Dies Blatt wird einzeln ausgegeben, und koſtet 8 fl. 15 kr. Rhein.
- oder Sächſ. 4 Thlr. 14 gr.

Vorſtehende Blätter ſind um beigeſetzte Preiße bei uns zu haben.

Weimar im Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

VIII. Inhalt des 12. Stücks vom Aſiat. Magazin, herausgegeben von Klapproth.

I. Ueber das Monument de Yü. II. Der Bhaguat-Geeta, oder Geſpräche zwiſchen Kreeſhna und Arjoon. III. Ueber die alte Literatur der Chineſen.

Weimar den 30. Januar 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IX. Vollſtändige Beſchreibung der Sparöfen und Heerde welche in der Grafſchaft Mark ſchon ſeit vielen Jahren gebräuchlich und bewährt befunden ſind. Nebſt einer Nachricht vom Brodtba-

cken, Bierbrauen und Brandweinbrennen bei Steinkohlen und einem Anhange über Thermolampen, Fumivoren und Phlogoscopen der Franzosen. Herausgegeben von Friedrich Ernst Müller, Prediger zu Schwelm und Mitglied der Königl. Preuß. Acad. der Wissenschaften zu Berlin. Mit 7 Kupfern. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs 1803. Preiß 15 gr. Sächs. Curt. oder 1 Fl. 8 Kr. Reichsgeld.

Diese kleine höchst gemeinnützige Schrift, welche so eben in unserm Verlage erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben ist, wurde eigentlich durch das Königl. Preuß. General-Directorium, welches eine besondere Commission zur Einführung der Steinkohlen-Feuerung in sämmtl. Preuß. Staaten niedergesetzt hat, veranlaßt, und empfiehlt sich durch ihre practische Deutlichkeit gar sehr. Besonders interessant muß sie jetzt seyn, da dermalen in Sachsen, Thüringen, Franken, Schwaben und mehreren Provinzen Deutschlands die Stein- und Braun- oder Erdkohlen auch Torffeuerung zu Ersparung der großen Holzconsumtion täglich mehr emporkommt, das große Publicum aber in zweckmäßiger und nützlicher Einrichtung der Oefen und ökonomischen Feuerungen dazu noch sehr unwissend ist, und daher diese höchst vortheilhaften Märkischen Feuerungs-Gefäße gewiß in ganz Deutschland eingeführt zu werden verdienen. Folgende Ueberschrift ihres Inhalts wird sie gewiß empfehlen, und jeden Oekonomen, Technologen und Hausvater darauf aufmerksam machen.

Inhalt I. Allgemeine Einrichtung und Vortheile der Märkischen Feuerungs-Gefäße. II. Einfache Pottöfen. III. Doppelte Pottöfen. IV. Trommelöfen. V. Pyramidenöfen. VI. Prachtöfen. VII. Blinde Oefen. VIII. Mundöfen. IX. Die Fermese. X. Vom Brodbacken, Bierbrauen und Brandweinbrennen bei Steinkohlen. XI. Vorschlag zu einer sehr einfachen und wohlfeilen Stubenheitzung. XII. Anhang. Verbindung der neuesten französischen Erfindungen von Lebon, Lange und Thorier mit den Märkischen Steinkohlen-Sparöfen.

Weimar den 30. Januar 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1803.

I.

Gedichte.

1.

Erſter Olympiſcher Siegshymnus *).

An den Hieron von Syrakus.

Der Stoffe Fürſt iſt das Waſſer,
Das Gold — ſo wie durch die Nacht
Loderndes Feuer blizt —
Strahlt unter ſtolzen Schätzen es hervor.

*) Alle bisher gegebenen Ueberſetzungsverſuche der Pindariſchen Siegshymnen waren doch nur Approximationen, wovon die eine näher, die andere ferner vom Zielpunkte ſich ſenkte. Manche ſchoſſen ſogar, ohne das wahre Ziel auch nur zu ſehen. Der beſcheidene Verfaſſer dieſes Verſuchs iſt ohne Zweifel ſelbſt weit davon entfernt, ſich einzubilden, daß er das Ziel getroffen hätte. Dennoch iſt ſein Verſuch nicht ohne Verdienſt. Man verſteht ihn wenigſtens, wenn auch dieſe Deutlichkeit hie und da theuer gekauft ſeyn ſollte. Vielleicht weckt

Stamp No 543.

1173

HLR 21.12.66

Doch, o mein Geiſt! haget dir Siegesgesang,
So blick' allein nur auf
Zur milderwärmenden Sonne,
Nur auf zum Stern der des Tag's
Am einſamen Himmel flammt,
So wähle vor allen dir
Olympieus hohen Kampfplatz,
Denn ringsum entfleucht ihn
Von Dichterlippen gesandt
Zum Preiſe Kronions
Weitſchallender Hymnen-Geſchoß.
Sie eilen hin
Nach Hiero's glänzendem Wonneſitz.

dieſe neue Probe mehrere Mitbewerber des höchſten Kranzes, der die Ueberſetzerkunſt darbieten kann. — Bei der neuen Organiſazion der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften in Paris, die der große Körper des Nationalinſtituts nicht ungeſtraft verſchlungen hatte, wird es als ein organiſches Geſetz aufgeſtellt, daß die Mitglieder ſich durch klaſſiſche Ueberſetzungen der alten Klaſſiker um die Nazion wohlverdient zu machen hätten. Der Geiſt dieſer Geſetzgebung iſt gewiß ſehr reſpektabel. Der Maasſtab einer politiſch-kultivirten Nazion ſind Kanäle und Landſtraßen, ſagte der ſtaatskundige Smith. Der Maasſtab eines geiſtig gebildeten neuern Volks, dürfte man hinzuſetzen, ſind meiſterhafte Ueberſetzungen und Nachbildungen der Alten. Dies ſind die Kanäle und Landſtraßen, die den Verkehr zwiſchen zwei Welten beleben und nähren.

B.

Im heerdenreichen Sikelien
Das gerechte Skepter führend
Pflückt er die Blume
Jeglicher Tugend ſich.
Oft ſtralt er im Kranze des Liedes
Das um die trauliche Tafel
Von Dichterlippen ertönt.
Auf dann und nimm von der Wand
Die doriſche Harfe, wenn
Dir Piſas und Pherenikos Ruhm
In Wonnegefühle die Seele taucht,
Wie er am Alpheus, prangend
Mit ungeſpornter Seite
Die Rennbahn durchflog,
Und ſeinen Herrn,
Den roſſerfreuten König
Von Syrakus mit dem Kranze vermählte.

Er, er bedeckt mit Glanz
Den heldennährenden Sitz
Des Pelops Lydios,
Den der gewaltige Poſidon,
Der Erdumfaſſer, einſt liebte,
Nachdem die ſtralende Schulter
Gezirt mit Elfenbein,
Ihn aus dem ſchimmernden Keſſel
Die Parce Klotho hob.

Ja traun! ſo Manches iſt wunderſam;
Schmeichelnder ſchlüpft, als der Wahrheit Kunde
Hinab zum Buſen der Sterblichen,
Der bunten Fabel lieblicher Zauberſchmuck.

Der Dichtkunſt Grazie
Umwebet alles mit Reiz.
Nicht ſelten ſchafft ſie Glauben
In Würd' es hüllend
Selbſt den Unglaublichen:
Allein die Nachwelt iſt
Der Wahrheit ſichre Zeugin.
Nur würdig ſey das, was du ſagſt der Götter,
Und kleiner iſt die Schuld.

O Sohn des Tantalos!
Nicht wie der Vorwelt Dichter,
So ſing' auch ich von dir.
Als dein Erzeuger einſt die Götter
In ſein geliebtes Sipylos
Zum ſchuldigen Wechſelmal
Einlud, da beſiegte die Liebe
Den mächtigen Dreizackſchwinger.

Auf goldnen Wagen führt' er dich
Zu des fern angebeteten

Kroniens Burg empor,
Die Ganymed, für Zevs
Zu gleichem Dienſt beſtimmt,
Nur kurz vorher betrat.
Verſchwunden wareſt du!
Kein weitumſchauender Späher
Führt dich der Mutter zurück.
Schnell raunt ins Ohr dem andern
Ein Nachbar neidiſch das Gerücht:

In glutaufwallendem Waſſer
Geſotten, hätten mit
Dem Meſſer deine Glieder
Zerlegt und ſtückweis ſo
Vertheilt um ihre Tafel,
Die Götter dich verzehrt.

Doch Frevel iſts, gefräßig einen der
Unſterblichen zu nennen.
Ich ſchaudre! Rach' ergriff
Den Läſtrer oft! War jemals von
Den Wächtern des Olymps geehrt
Ein Sterblicher, ſo war
Es Tantalos. Doch ach! zu ſchwach
Für den Genuß des ſo erhab'nen Glücks
Faßt ſchwerbewaffnet ihn den Ueberſatten
Des Vaters Zorn. Ein Stein
Preßt, hängend über ihm, ſein Haupt.

Ihn abzuwälzen ſtrebt er ſtets —
Stets flieht die Freude ihn.

So lebet hülflos er, der Vierte
In ew'ger Qualarbeit
Mit ſeinen drei Genoſſen
Das Jammerleben hin.
Denn er entwand, um Freunde zu bewirthen,
Was einſt Unſterblichkeit ihm gab,
Den Göttern Nektar und Ambroſia.
Allein, wer eine That
Der Gottheit zu verhelen wähnt,
Weh ihm, er fehlet weit!
Drum ſandten des Olymps Bewohner ihm
Zurück den Sohn zum ſchnellhinwelkenden
Geſchlecht der Sterblichen.
Doch kaum begränzt in zarter Jugend-Blüthe,
Milchhaar ſein bräunlich Kinn,
So ſehnt nach preisgebotner Hochzeit
Des Jünglings Seele ſich.

Als Weib die herrliche Hippodamia
Die Fürſtentochter Piſas zu umarmen
Entglüht ſein Herz. Da wandelt
Im Dunkel einſam er
Ans weinaufſchäumende Meer
Den ſchröcklichbrauſenden Schwinger
Des Dreizacks anzuflehn.

Und in der Näh' erſchien die Gottheit ihm.
Poſeidon! rief er, wenn
Der Kypris holde Gabe
Dir je behagete,
So wehre du dem ehrnen Speer
Oenomaens und ſende mich
Im ſchnellſten deiner Wagen
Zum Sieg nach Elis hin.
Schon dreizehn Liebende hat er ermordet —
Ach! und entfernt der Tochter Hochzeit noch.

Zwar kühne Heldenthat
Heiſcht große Seelen. Doch,
Wer einmal ſterben muß,
Wie ſollt ein ruhmlos Alter
Im Dunkel ſitzend, ohne Frucht
Und thatenlos er noch verzehren?
Nein! kämpfen muß ich! Segne
Mit Glück den Ausgang du!
Sprachs und voll Kraft erfaßte
Sein Flehn des Gottes Herz.
Mit Glanz ihn krönend, gab dem Tantaliden
Er goldnen Wagen und ein Roßgeſpann,
Das wie mit Schwingen raſtlos flog.

Beſiegt durch ihn, entſank die Kraft dem Fürſten,
Errang er ſich die Jungfrau zum Gemal.

Sechs Söhne, Zöglinge der Tugend
Und Völkerherrscher schenkte
Die Göttinn ihm. Nun schlummert er
Am Alpheus, ärndtet
Prachtvolle Todtenopfer.
Am freien Hügel, der ihn deckt,
Erhebt besucht, von Fremdlingsschaaren,
Sich der Altar.
In weite Fernen strait
Des Pelops Ruhm
Auf von der Bahn Olympias,
Wo kühnarbeitende Körperkraft
Und Schenkelraschheit kämpft,
Wo süße Ruhe durch sein ganzes Leben
Den Sieg des Streiters lohnt.
Und kann für Sterbliche ein Glück
Wohl größer seyn, als das,
Das jeden Morgen schmückt? — —
Doch in äolischen Tönen
Soll ich mit Siegerhymnen
Bekränzen Hieron?
Und wahrlich kein Genosse
Der Mitwelt übertrifft
Ihn, meinen edeln Gastfreund,
Sei's nun an Kenntniß oder Herschermacht,
Ist würdiger des Hochgesangs, als Er!

Dich ſchützt die Gottheit, o Hieron!
Mit froher Sorgfalt wacht
Für deine Wünſche ſie.
Und weilt ihr Schutz noch ferner über dir,
Dann ſteig' ich bald wieder empor
Zum ſonnigen Kroniosberg.

Dann — ja dies hofft mein Herz! —
Dann ſing ich zum rollenden Wagen,
Auf ſorgſam geebnetem Pfade
Der Lieder, o Hieron! dir,
Noch lieblichertönende Hymnen.
Mir nährt den gewaltigen Pfeil
Die Muſe mit Kraft.
Verſchieden iſt die Größe der Sterblichen,
Der höchſte Gipfel thürmt ſich den Königen.
Schau weiter nicht hinaus! o walltest du lange nur
Den hohen Pfad! und ich — o gelång' es mir
Von ſolchen Helden umgeben,
Als Dichter ſtets zu leuchten in Grácia!

Anmerkungen.

Hiero, ein Sohn Dinomens, bekannt durch ſeine liberale Denkungsart gegen Gelehrte, beſonders Dichter, die er zahlreich an ſeinem Hofe hatte, war

König von Syrakus. Seinen Sieg, den er im Wettreiten mit seinem Pferde Pherenikos errang, sezt der Scholiast in die 73ste; aller Wahrscheinlichkeit aber nach, gehört er (nach Heyne) in die 75ste Olympiade.

1—12. Der Stoffe Fürst ꝛc. Eine kühne nur dem Pindar eigene Komparationsmanier! Er vergleichet Bild mit Bild und webt mitten ein den Gegenstand des Vergleichs (s. d. Schol.) Sinn. So wie unter den Elementen dem Wasser, unter den Sternen der Sonne, unter den Schätzen dem Golde; so gebührt unter den Kämpfen dem Olympischen der Preis. — Nach der Kosmogenie einiger alten Dichter und Philosophen, z. B. des Thales Milesius, war das Wasser der Urstoff aller Dinge.

9. Einsamen d. i. sternlosen Himmel.

12. Denn ringsum entfleucht ihn ꝛc. Herr Heyne nimmt das ἀμφιβάλλεται in der, wie er selbst gesteht, unerweislichen Bedeutung ἐνέχεται, παραλύεται. Ich glaube der Sinn ist deutlich, wenn man ἀμφιβάλλειν in seiner Grundbedeutung (circum iaculari, ringsumherschiessen) annimmt. Der Tropus im Simplex ist pindarisch genug, (m. s. unter andern Ol. 2,161. und Nem. 3,113.) warum sollte er es nicht im Kompositum seyn? Wer sich noch daran stößt, kann ἀμφὶ als Adverbium betrachten und von βάλλεται trennen.

14. Zum Preise Kronions. Die olympischen Spiele waren dem Zevs, dem Könige der Götter geweihet.

21. 22. Pflückt er — sich. Im Griechischen: Mäht er den Gipfel jeglicher Tugend ab. Ich

glaubte dieſe Phraſe mit einer andern die eben ſo pindariſch iſt, vertauſchen zu müſſen.

22—24. Oft ſtralt er ꝛc. Nach Quintilian 1 B. 16 C. gab man bei den Gaſtmälern der Alten eine Laute um die Tafel, die jedem Gaſte zum Spiel überreicht wurde. Wer, unerfahren in der Muſik, ſich deſſen weigerte, der mußte zum Scherz zu einem Lorbeer- oder Myrtenzweige ſingen. Sinn. Oft iſt Hieron der Gegenſtand unſeres Geſangs.

27. 28. Piſa eine peloponeſiſche Stadt, nahe bei Olympia, Pherenikos Hierons Roß, das ihm den Sieg erringen half. Sinn. Wenn es dir Freude iſt, Piſas, und Pherenikos Ruhm durch Geſang zu erheben.

29. Alpheus, ein Fluß, der in Arkadien entſprang, durch die Landſchaft Elis nahe bei Olympia hinſtrömte und ſich ins Joniſche Meer ergoß.

36. Heldennährende Sitz. Ich habe in der Ueberſetzung das ἀποικία des Scholiaſten ausgedrückt, weil weder Olympia noch Piſa ἀποικία (wie im Texte ſteht) eine Kolonie genannt werden kann.

37—43 Der Mythos iſt folgender: Tantalus der Vater des Pelops wurde von Göttern zur Tafel gezogen, und hielt es für ſeine Schuldigkeit, die Götter wieder einzuladen. Er ſezte, um vielleicht, wie Lykaon ſie zu verſuchen, ſeinen Sohn zerſtückt und gekocht den Gäſten vor. Ceres die von der weiten Tour, die ſie um ihre Tochter aufzuſuchen unternahm, mit einem ſtarken Appetit eben zurückkehrte, griff heißhungrig zu und verzehrte die Schulter. Jupiter bemerkte den Betrug, ließ der Parce die zerſtückten Glieder wieder in den Keſſel werfen, die dann den

Der

Deutſche Merkur.

Tu pias lætis animas reponis
Sedibus, virgaque levem coerces
Aurea turbam, ſuperis Deorum
Gratus et imis.

Des erſten Bandes Erſtes Stück.

Jenner 1773.

BIBL. ALBERTINA LIPSIENSIS
EX BIBL. GEORGII ET SOPHIAE
KESTNER
1888

Weimar
Im Verlag der Geſellſchaft.

Pelops ganz und lebendig, ſtatt der von der Ceres verzehrten fleiſchernen, mit einer elfenbeinernen Schulter geziert und ſo ſchön hervorzog, daß in der Folge ſelbſt Poſidon ihn liebgewann.

55. 56. Nur würdig ſey ꝛc. Irren, meint Pindar nach ſeiner religiöſen Denkungsart, können wir freilich auch dann, nur werden wir uns weniger verſündigen.

61. Sipylos in Lydien war des Tantalus Wohnſitz bei einem Berge gleiches Namens.

68—70. Ganymed war des Zevs, Pelops wurde Poſidons Mundſchenk.

80. Um ihre Tafel. Ich folge in der Ueberſetzung der Erklärung des Hrn. Hofr. Heyne, welcher τραπέζας mit ἀμφὶ verbindet.

82—85. Ein neuer Beleg für die Religioſität des Pindar, in der man, wie mich dünkt, nicht ſelten den Grund mancher ihm ganz eigenen Modification der alten Mythen zu ſuchen hat. Vergl. V. 57 ſ. 59.

81. 92. Ein Stein preßt hängend über ihm ſein Haupt. Dies ſcheint nur Pindar durch den λίθον κρεμασθὲν αὐτῷ ausdrücken zu wollen, und ſo die Stelle weniger Schwierigkeit zu haben. Jupiter hängte nach Pindars Vorſtellung über dem Tantalus (ὑπερκρέμασε τὸν) einen Stein ſo auf, daß er bis zu ſeinem Haupte herabreichte und es beſchwerte (λίθον κρεμασθὲν αὐτῷ) und nun erklärt ſich das μενοινᾷ ὑπαλᾶσ βαλεῖν von ſelbſt. Immer ſtrebt er dieſen Stein von ſeinem Haupte herabzuwälzen, aber die Freude, es zu bewerkſtelligen, wird ihm nie zu Theil (ἐφέρσενναε ἐλάτας). — Wie aber wenn Pindar,

um dadurch die Größe des Verbrechens des Tantalus und wie wenig ihm Unrecht geschehen sey, zu bezeichnen, statt αὐτὸς, αὐτός (der Vater selbst, der eigne Vater) geschrieben hätte? Denn Tantalus war einigen Mythologen zu Folge wirklich ein Sohn des Zevs von der Nymphe Plote. Auf diese Weise würde selbst der Schein von Schwierigkeit verschwinden.

97. Man erkläre das τέτμεν wie man wolle, so bleibt es dunkel und unnatürlich. Ich habe daher die Verbesserung des Pauw τέτμες in der Uebersetzung ausgedrückt. Des Tantalus drei Unglücksgefährten — Sisyphos mit seinem Steine — Tityos mit seinem Geyer, und Ixion mit seinem Rade sind bekannt.

110—114. Oenomaos König von Pisa bot öffentlich seine Tochter demjenigen als Gattin dar, der ihn im Wagenrennen besiegen würde.

118. 119. Den schröcklichbrausenden — anzuflehn. Poseidon der ihn vorher geliebt hatte, sollte sich seiner annehmen und den ehrnen Spieß des Oenomaos, womit er die Freier, die ihn nicht einholten, durchstach, von ihm abhalten. Die Namen dieser Freier findet man beim Scholiasten. Manche Mythologen setzen ihre Zahl auf sechs, manche gar auf achtzehn.

142. Nach Pindar verdankt Pelops diesen Sieg dem Poseidon; nach Andern dem Wagenführer des Oenomaos, Myrtilos, der vorsätzlich den Wagen seines Herrn umwarf. (M. s. den Komment. bei Schmied). Beides läßt sich als verbunden denken.

144. 145. Sechs Söhne ꝛc. Ihre Namen (m. s. d. Schol.) werden verschieden angegeben. So viel ist gewiß, daß Atreus und Thyestes Söhne des

Pelops und der Hippodamia waren, die aber freilich von Seiten ihrer moraliſchen Tugend nicht empfohlen werden können; denn Thyeſtes hatte mit der Aerope ſeines Bruders Weibe verbotenen Umgang und ſtahl ihm den Stier des goldnen Vließes. Um ſich zu rächen ermordete Atreus die Baſtarte und ſezte ſie ſeinem Bruder zum Eſſen vor. Der religiöſe Pindar möchte ſich daher wohl bei ſeiner ἀρετὰ etwas anders gedacht haben, als wir uns jezt bei dem Worte Tugend denken.

147. 148. Aerndtet ꝛc. Man verehrt ihn noch nach ſeinem Tode, als einen Helden.

151. Der Altar des Zevs.

152—154. In weite — Olympias. Das Andenken an des Pelops Heldenthaten wird durch die olympiſchen Kämpfe, die ohnweit ſeines Grabmals gehalten werden, erneuert.

157. 158. Wo ſüße — lohnt. Es wollte, wie Cicero in ſeiner Rede für den Luc. Flaccus ſpricht, mehr ſagen in den olympiſchen Spielen geſiegt, als zu Rom triumphirt zu haben. Ihr Leben hindurch genoſſen die Sieger die größten Ehrenbezeugungen. Sie wurden auf Koſten des Staats im Prytaneum unterhalten, bekamen, nach den Geſetzen des Solon, 500 Denarien zur Belohnung, ihre Namen wurden zugleich für die Nachwelt öffentlich aufgezeichnet, ja öfters ſchmückten ihre Statüen den olympiſchen Hain des Zevs.

171. Mit froher Sorgfalt, nach des Hrn. Prof. Hermanns Verbeſſerung, der für ἔχων, ἐὼν ſubſtituirt.

174. 175. Dann steig ich — Kronionsberg. Sinn. Bald hoffe ich wieder Zeuge deines Heldenmuthe zu seyn. Von diesem Berge nämlich, der über den Hain des Kronion hinausragte, konnte man die olympischen Kämpfe betrachten.

176—180. Dann — Hymnen. Sinn. Deiner noch würdiger soll mein Lied dann seyn, wenn du einst in den olympischen Kämpfen den Wagensieg davon trägst.

186—188. Und ich — Grácia. Dürft' ich, meint Pindar, immer solche Helden besingen, dann würde durch sie mein Name in Griechenland verewigt werden.

2.

An den Sänger der Urania.

Würdig hast du das Höchste — das Schönste lieblich besungen,
Göttlicher Sänger, dir reicht freundlich die Göttin den Kranz.

II.

Kunſtnachrichten.

I.

Roſaſpina's Manier, Zeichnungen auf Platten zu tragen.

Bologna d. 2. Dec. 1802.

Ich bitte Sie, folgendes Verfahren, wenn es anders den deutſchen Kupferſtechern nicht ſchon bekannt iſt, in Ihren Merkur einrücken zu laſſen.

Als ich den bekannten Kupferſtecher Roſaſpina, welcher neulich die Abnehmung vom Kreuz nach Correggio geſtochen hat, in Bologna beſuchte, beobachtete ich eine neue von ihm ſelbſt erfundene Art, die Zeichnung auf die Platte zu tragen. Er zeichnet, wie gewöhnlich, die Original-Zeichnung auf gefirnißtem Seidenpapier durch, welche er nicht wie man zu thun pflegt, von dieſem auf die Platte durchzeichnet, ſondern ſie unter folgenden Umſtänden auf das mit leichtem Firniß (vernis mou) beſtrichene Kupfer drucken läßt. Zum Zeichnen bedient er ſich des gewöhnlichen Rothſteins, welchen er ſehr fein gerieben oder geſtoßen mit Zucker und Waſſer zu einer flüſſigen Dinte vermiſcht; dieſes giest er auf etwas feinen Meerſchaum oder Baumwolle in einem zum Schreiben dienlichen

Gefäß

Gefäß und mit dieſem macht er mit der Feder die Durchzeichnung auf das Original.

Nach vollendeter Arbeit, legt er das durchgezeichnete Blatt mit der entgegengeſetzten Seite auf eine der Größe des Papiers angemeſſene Waſſerfläche, wo nach Verlauf einer halben Viertelſtunde der Zucker völlig zergangen iſt, der Rothſtein aber vollkommen ſtehen bleibt; dann bringt er das noch naſſe Papier mit vieler Behutſamkeit ſogleich auf die Platte, und läßt es unter der Preſſe wie einen Kupferſtich abdrucken, wobei ſelbſt die feinſten Linien nichts einbüßen, und um ſich der Haltbarkeit der Zeichnung zu verſichern, legt er die Kupferplatte ein wenig über das Kohlfeuer wo alsdann der Rothſtein ſich ſo mit dem Firniß vermiſcht, daß eher der letztere als der erſtere zum Weichen gebracht wird.

Ich habe nicht nöthig, die Vortheile des obigen auseinander zu ſetzen, weil ſie bei deſſen Verſuch einem jeden einleuchtend werden; ſollte aber dieſes Verfahren bekannt ſeyn, oder wohl gar noch beſſer in Deutſchland ausgeführt werden, ſo bitte ich ſehr um Vergebung deſſelben hier erwähnt zu haben.

2.

Ueber die Düſſeldorfer Galerie und andere dort befindliche Künſtler und Kunſtwerke.

Erſter Brief.

Im Dec. 1802.

Bei meiner Reiſe durch Düſſeldorf hatte ich die Freude, die Bildergalerie bis auf wenige Stücke wieder in ihrem vormaligen Glanze aufgeſtellt zu ſehen. Es ſcheint, daß ein guter Genius die Kunſtſchätze dieſes Landes in den mancherlei Gefahren, die der Krieg veranlaßte, in Schutz genommen hat. Düſſeldorf verdient es, und hat ſich würdig gemacht, Beſitzer eines ſolchen Schatzes zu ſeyn, indem man mit väterlicher Sorgfalt und Liebe für die Erhaltung deſſelben alles mögliche angewandt hat. Das ganze Land ſieht gegenwärtig dieſe als ein unvergeßliches Denkmal der Liebe ſeines geliebten Kurfürſten an, welcher ſie gleich beim Schluß des Friedens auf ihre vormalige Stelle zurückführen ließ, um den Unterthanen eine Hülfsquelle zu öffnen, ſich von den langjährigen Drangſalen des verderblichen Krieges erholen zu können.

Hiebei erhalten Sie eine flüchtige Ueberſicht der Galerie. Das Innere derſelben, welches in 5 geräu-

nigen Sälen beſteht, hat einen impoſanten Anblick, weil das Ganze aus großen Capital-Gemälden beſteht, die in der ſchönſten Symmetrie aufgeſtellt ſind. Alle dieſe Geſtalten ſchweben mir vor den Augen, aber nie hat ein Bild mehr Eindruck auf mich gemacht als die Himmelfahrt Mariä von Guido Reni. Ich glaube nicht, daß die neuere Kunſt je ein Werk vollendet hat, welches den Zuſchauer ein ſo reines und hohes Gefühl der Heiligkeit empfinden läßt. Ja es bleibt wahr, daß die durch die Vernunft geleitete Phantaſie die Seele und Mutter der Kunſt iſt Unter die beſten Gemälde der Italiener muß die heilige Familie und der Johannes in der Wüſte von Raphael gezählt werden. Obſchon das erſte nicht von ſeinen letzten Arbeiten iſt; ſo kann die Maria an einer jungfräulicher Unſchuld und Schönheit der h. Familie zur Seite geſtellt werden, welche Raphael für den großen Freund der Kunſt Franz I. von Frankreich mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte in ſeiner blühendſten Zeit gemalt hat, und man wird in keinem Bilde dieſes Meiſters eine ſchönere und edlere Geſtalt, Form und Behandlung der Farbe wie im zweiten finden. Das Gegenſtück zu der Familie iſt von Andrea del Sarto, und ſtellt ebenfalls die h. Familie vor; ein Bild welches den Eigenſchaften dieſes großen Meiſters entſpricht. Der unſchuldigen Kinder Mord von Annibal Caracci iſt ungefähr acht Fuß lang, beſteht aus 12

ganzen und halben Figuren über Lebensgröße. Sie sind mit dem ihm eigenen großen Styl, mit Richtigkeit der Zeichnung und lebendigem Ausdruck auf eine Art dargestellt, woran man den großen Hersteller der Kunst erkennt; wie auch der h. Andreas am Kreuz; das Ganze besteht aus 10 Figuren 4tel Lebensgröße. Dieses Gemälde ist noch nicht aufgestellt. Auf eine eben so vortheilhafte Art zeichnet sich die Grablegung Christi in 6 Figuren in Lebensgröße von Ludewig Carracci aus. Dominichino Zumpieri, ein Schüler von Carracci steht hier in seiner vollen Größe. Das Gemälde stellt Susanne im Bad vor; die 3 Figuren sind Lebensgröße. Man findet wenig Figuren wo die Furcht glücklicher ausgedrückt ist, wie in dieser Susanna. Es sind durch die Vortrefflichkeit der Form, Richtigkeit der Zeichnung und Malerei große Eigenschaften in diesem Bilde vereinigt. Im 4ten Saale ist der nämliche Gegenstand von Annibal Carracci, auch in Lebensgröße behandelt. Es ist interessant zu sehen, wie verschieden der Moment und die Art der Darstellung in beiden Stücken gewählt ist; hier übertrifft fast in allen Stücken der Schüler seinen Meister.

Sehr angenehm war es mir das Portrait des großen Annibal Carracci und das des gelehrten Agucci von ihm selbst gemalt im 2ten Saale aufgestellt zu se-

hen. Unter den 5 Bildern von Titian iſt das Portrait im 4ten Saale von Petro Aretino vorzüglich ſchön; dieſes Gemälde wurde durch die Abnahme des auf der Flucht grün gewordenen Maſtix-Firniſſes wieder verjüngt und ſteht nun zur Freude aller Kenner als ein Denkmal dieſes großen Meiſters da. Ein Ecce Homo, ein vortreffliches Werk von Coreggio. Von Pouſſin ſind 3 kleine hiſtoriſche und 4 große Landſchaften. Letztere verdienen unter die beſten Arbeiten dieſes Meiſters gezählt zu werden. Es iſt ſehr merkwürdig bei der Sammlung der Maler-Academie die ſehr reich an Original-Handzeichnungen und Kupferſtichen aller Schulen iſt*), die Sammlung der Original-Zeichnungen dieſes großen Mannes zu ſehen, worunter ſich die Zeichnung der großen Landſchaft im 4ten Saale als Meiſterſtück auszeichnet.

Wer Rubens, van Dyk, J. Jordans, Caspar de Crayer, T. Snyers, van der Werf, Wenix, Schalken beurtheilen will, muß nach Düſſeldorf gehen. Von Rubens ſind 46 Stücke

*) In dem zu Dortmund von H. Aſchenberg herausgegebenen Taſchenbuch für 1803 ſind aus dieſer Sammlung von Handzeichnungen, deren der verſtorbene Director Krahn zu mehreren tauſenden zuſammen brachte, 5 Handzeichnungen des berühmten Mayländers Pozzo durch Heß und Thelott ſehr brav geſtochen und dem Publikum mitgetheilt worden. V.

Nachricht.

Von diesem Journal wird künftig alle Monate ein Stück von Sechs Bogen, oder alle Vierteljahre ein Bändchen von achtzehn bis zwanzig Bogen ausgegeben. Der Preis ist für diejenigen, welche sich abonnieren und voraus bezahlen, jährlich eine halbe Pistole in Golde, oder zween Reichsthaler zwölf Groschen Leipziger Cours; für die übrigen, drey Reichsthaler, Sechs Groschen.

Man kan sich zu allen Zeiten bey den bereits in der vorläufigen Nachricht an das Publicum bekannt gemachten Herren Collecteurs, auch, wo es den Liebhabern bequemer ist, bey den Postämtern, oder Intelligenz- und Zeitungs-Expeditionen oder bey dem Herausgeber selbst abonnieren.

Diejenigen, welche Beyträge zum Merkur einzuschicken Lust haben, werden ersucht, selbige postfrey an den Herausgeber zu übermachen.

Die Herren Abonnierten erhalten, gegen Vorausbezahlung des besagten Preises, von ermeldten Herren Collecteurs alle Vierteljahre drey Stücke des Merkurs, welche broschiert und franco an die leztern eingesandt werden sollen.

Diejenigen, welche ihre Exemplare monatlich haben wollen, sollen nach Verlangen bedient werden; nur werden sie in diesem Falle selbst billig finden, daß das Porto von Ihnen getragen werden müsse.

wovon der letzte Saal, in welchem diese aufgestellt sind, seinen Namen hat. Unter diesen sind die vorzüglichsten: die Schlacht der Amazonen, der Fall der Sünder, das große und kleine jüngste Gericht; der Frauen- oder Mädchenraub, die Kinder die eine Guirlande von Früchten tragen, der Silen. Das Portrait des Meisters mit seiner Frau auf einem Bilde, von Rubens selbst gemalt. In dem größten Theile dieser Gemälde sind die Figuren Lebensgröße, und die Bilder 8 bis 18 Fuß groß.

Das 3 Königs-Fest im ersten Saale von J. Jordans 11 Fuß groß, besteht aus 12 lebensgroßen Männern, Frauen und Kindern die um einen Tisch stehen und sitzen, und durch Gesang und Scherz den Zuschauer in die fröhlichste Stimmung versetzen. Der Gott Pan im 4ten Saale sitzt bei einem Bauer und dessen Familie am Tische. Im ersten Saale von Caspar Crayer eines von den größten Gemälden der Galerie: Maria hält das Kind Jesus, und sitzt auf einem Throne, welcher von verschiedenen Heiligen umgeben ist, wo der Künstler sich im Vordergrund des Bildes mit seiner Familie selbst gemalt hat. Das Ganze besteht aus 21 lebensgroßen Figuren; das schönste Gemälde welches von diesem Meister existirt. Van Dyk hat 22 Gemälde in dieser Sammlung. Das Portrait des Herzogs Wolfgang in ganzer Figur im

ersten Saale; dann der Tod Christi im 2ten sind die schönsten Werke von seiner Hand. Nicht weniger vollkommen ist die Susanna im Bade, und das Gegenstück, den heiligen Sebastianus vorstellend; dann das Portrait des Malers Schnesiers. Man freut sich sehr in dem 2ten Cabinet, das seinen Namen führt, sein eigenes Bild von ihm selbst gemalt zu sehen. Die Sammlung von van der Werff ist einzig in ihrer Art, und besteht aus 25 Gemälden. Wenn Herr Forster mit der Kunst wahrhaft vertraut gewesen wäre; so würde er in den Gemälden: Christus im Tempel; die Grablegung Christi; in den beiden Bildern die Abraham und Agar vorstellen, und in allen übrigen so viele Vortrefflichkeiten entdeckt haben, daß er diesem Meister seine Hochachtung nicht hätte versagen können. Es ist viel leichter Fehler, als die Schönheiten an einem Kunstwerke aufzufinden. Ich möchte sagen, es ist fast zur Mode geworden, die Werke der Kunst nur um ihrer Fehler zu betrachten, und nur darauf zu sinnen, wenn keine vorhanden sind, wenigstens den Anschein eines Fehlers zu geben. Man fühlt dieses bei Durchlesung der Niederrheinischen Ansichten *), wo jede Gelegenheit ergriffen

*) Forsters Ansichten enthalten eine solche Fülle so treffender Kunstbemerkungen und psychologischer Blicke, daß wenn er auch hier wirklich etwas mit einem gefärbten Glase gesehen hätte, dies den übrigen Ver-

wird, Rubens und anderer Meiſter Fehler in das hellſte Licht zu ſtellen. Ich übergehe die Menge unrichtiger Bemerkungen in dieſem Werke. Wer aber das Geſicht der Suſanna im Bade von Dominichino gemein und widrig findet, der hat in der That keinen Begriff von edelm Ausdruck und ſchöner Form, und wer über die rothe Farbe der Füße dieſer Figur (welches mir nicht aufgefallen iſt) gegen all das Vortreffliche, welches in dieſem Gemälde angebracht iſt, hinwegſieht, der erſpare durch Aeußerungen dieſer Art dem wahren Kenner den Verdruß, und raube dem Unwiſſenden, der alles glaubt, was ihm gedruckt vor die Augen kommt, nicht allen Genuß der Freude; da dieſe unwiſſenden Menſchen geehrt zu ſeyn glauben, wenn ſie nachbeten, was ſie von einem Manne von Ruf gehört haben.

dienſten dieſes klaſſiſchen Werkes keinen Abbruch thun könnte. Der Tadel weckt, das Lob ſchläfert ein!

B.

Zweiter Brief

(von einer andern Hand).

Gemäldegalerie des Schloſſes Bensberg.

Langer.

Düſſeldorf im Jan. 1803.

Unſer guter Kurfürſt hat ſich wirklich um das Aufkommen dieſes Landes durch die Galerie ſehr beliebt und

verdient gemacht, wie auch durch die glückliche Wahl des Präsidenten von Hompesch der ein rechtschaffener, einsichtsvoller Mann ist, welcher mit rastloser Thätigkeit die Geschäfte dirigirt, die Kunst liebt, und mit vielen nützlichen Einrichtungen und Verschönerungen dieses Land bereichert. Er genießt mit Recht das Zutrauen unsers Fürsten und des Ministeriums. Gegenwärtig ist er vom Hofe beauftragt, die neu erhaltenen Länder zu organisiren. Auf des Herrn von Hompesch Vorschlag wird unsere Gemäldegalerie sehr vergrößert. Die Kunstsachen, welche mit den schon früher hier befindlichen neu aufgestellt werden, waren vormals auf einem Kurfürstlichen Schlosse, welches Bensberg heißt, das 10 Stunden von hier vom Kurfürst Johann Wilhelm dem damaligen Gründer und Beschützer der Künste der hiesigen Galerie vor 100 Jahren aufgeführt wurde, aber durch dessen Tod im Innern unvollendet blieb. " Die dortigen Gemälde litten durch das Schwitzen der Marmorwände und die feine Luft im Sommer auf der Höhe ungemein, und auch dies war eine Ursache ihrer Verpflanzung. Da das hiesige Schloßgebäude welches an die Galerie anstößt in dem letzten Bombardement der Franzosen eingeäschert wurde und nun zu nützlichen Anstalten wieder aufgebaut werden soll, so wird die mittlere Etage zur Aufstellung der Gemälde aus Bensberg eingerichtet werden. Johann Wilhelm, der große Freund der Kunst berief

die geſchickteſten Künſtler der damaligen Zeit aus allen Gegenden um Bensberg auszuzieren, Antonio Pellegrini 1664 zu Padua — Antonio Beluni 1654 zu Venedig — Anton Schoonjans 1653 zu Antwerpen geboren. Es muß äußerſt intereſſant geweſen ſeyn, wie der Kunſtliebende Kurfürſt auf dem Schloſſe Bensberg in den freundſchaftlichſten Umgang unter dieſen großen Männern lebte, und ſeine Freude daran hatte, den Wettſtreit, wie einer den andern in ſeinen Werken übertreffen wollte, zuzuſehen. In Operationen dieſer Art liegt das einzige Rettungsmittel der geſunkenen Kunſt, vorzüglich der Hiſtorien-Mahlerey. Außer den genannten Künſtlern aber waren noch in Kurfürſtlichen Dienſten: Antonio Milaneſe, der Ritter van der Werf, Jan Wenik, Geofroi Schalken, Eglon van der Neer, Rachel, Reuſch, van Nickel, van Duven, und andere mehr, wovon man Bilder auf der hieſigen Galerie findet. Wie ſehr wäre bei dieſer Gelegenheit zu wünſchen, daß die ſchöne Sammlung antiker Abgüſſe die der nämliche Johann Wilhelm für Düſſeldorf in Italien machen ließ und die nachher nach Mannheim gekommen iſt, wieder auf ihren vormaligen Platz aufgeſtellt würde, wozu die damals eingerichteten Säle unter der Bildergalerie noch vorhanden ſind *). Welch

*) Den neueſten Nachrichten zufolge verliert zwar Mannheim allerdings dieſe Sammlung, die auch ihrer erſten

ein Vortheil würde dieſes für die Kunſt ſeyn. Der Hr. Präſident von Hompeſch hat unſerm Hofe darüber eine Vorſtellung übergeben. Hier muß ich noch bemerken, daß Hr. Forſter in ſeinen Anſichten vom Niederrhein S. 155 ſagt, daß die Formen der Antiken-Abgüſſe, die hier in Düſſeldorf und in den Mannheimer Antikenſälen ſtehen, zerſchlagen und zum Straßenbau gebraucht worden wären. Die Sache hat zum Theil ihre Richtigkeit, doch hätte Hr. Forſter dabei bemerken müſſen, daß dieſes vor 60 — 70 Jahren durch einen unwiſſenden Miniſter, alſo lange vor der Entſtehung unſerer Akademie geſchehen iſt, in einer Zeit wo der Nachfolger des Johann Wilhelm, Carl Philipp den Feſtungsbau in Mannheim wo er reſidirte als eine der heilſamſten und ſchönſten Einrichtungen, worüber man alles übrige vergaß, aufführen ließ, auch über dieſes kein großer Freund der Kunſt war. Von den Mannheimer Antiken ſind auch noch der größte Theil der Formen ebenfalls in Mannheim vorhanden, die damals glücklicher Weiſe vom Untergange gerettet worden ſind.

Sie wünſchen einige Nachricht von unſerm verdienten Director Langer zu erfahren. Er genießt die allgemeinſte Achtung die nicht bloß ſeinem Talente, ſon-

Beſtimmung nach nicht nach Mannheim gehörte, allein ſie ſoll nach München abgeführt werden. B.

dern auch seinem Eifer für die Galerie, deren Director er ist, gebührt. Der Kunstliebende Kurfürst hat ihm neuerlich ein sehr schmeichelhaftes Belobungspatent zugefertigt und seine Zufriedenheit auch durch eine um die Hälfte vermehrte Besoldung zu erkennen gegeben. Die mechanographische Unternehmung mit Hrn. Böhninger hat sich ganz zerschlagen. Böhninger ist nach Paris gegangen und Hr. Akademie- und Galeriedirector Langer ist damit sehr zufrieden gewesen. Von seinen Cyclus Amor und Psyche in 6 Gemälden, den er für die Wittwe, Madame Rübe auf der Gemark meisterhaft ausführte, finden Sie in den niederrheinisch-westphälischen Blättern von ihrem Herausgeber Hr. Aschenberg (der jetzt von Kronenberg nach Hagen in der Grafschaft Mark gezogen ist) eine sehr wohlgerathene Beschreibung *). Es wäre zu wünschen, daß der würdige Künstler diesen Cyclus wenigstens in kleineren Umrissen bekannt machte. Seine neueste Arbeit ist gleichfalls aus diesem Cyclus. Es sind zwei trefflich große Bilder für den Kaufmann Floh in dem reichen Fabrikort Crevelt. Das eine stellt die unglückliche Psyche vor, wie sie von der herrischen Venus fortgewiesen wird, um die fatale

*) 1. Band, 1. Quartal S. 122 — 136. Diese (bei Mallinbrock in Dortmund erschienene Quartalschrift, wovon bis jetzt 4 Hefte erschienen, zeichnet sich durch zweckmäßig und gründliche Aufsätze vor vielen andern teutschen Provinzialblättern aus. B.

Büchse von der Proserpina zu holen. Das zweite stellt Amor und Psyche in dem Moment vor, wo sie vor der Hochzeit der Diana Blumen und Früchte darbringen. Seitdem sind ihm nicht bloß 6 neue große Gemälde für einen Amsterdamer Kaufmann, sondern auch für die Galerie selbst ein großes Gemälde von München aufgetragen worden. Hr. Langer hat die Freude auch einen sehr hoffnungs- und talentvollen Sohn zu besitzen, der durch das, was er schon jetzt geleistet hat, in der Historienmalerei ein würdiger Nachfolger Poussin's zu werden verspricht. Er verbindet mit einem Reichthum von Kenntnissen und Ideen, die jetzt nicht häufig bei jungen Künstlern angetroffen werden, ein seltnes Studium in Zeichnung und Composition *).

*) Wir sind hier in Weimar Zeugen von dem vielseitigen Talent des jungen Hr. Langer gewesen, da er zu den zwei letzten Ausstellungen des Hr. Geh. Raths von Göthe mehrere sehr verständig componirte und fleißig ausgeführte Zeichnungen einschickte, deren Beurtheilung man auch in der Allg. Lit. Z. findet. H.

III.

Ueber Naumann, den guten Menſchen und großen Künſtler.

(Fortſetzung).

Noch will ich Naumanns Karakter entwerfen, ſo wie ich ihn nach einer ſiebzehnjährigen Bekanntſchaft, die bald zur Freundſchaft reifte, gefunden habe. Ein paar Anekdoten, die ihn mahlen, ſeine Urtheile über Muſik, und eine kurze Skizze ſeines unerwarteten Todes kann ich auch noch herſetzen, ohne der Biographie vorzugreifen. — Ein Hauptzug in Naumanns Charakter, war eine außerordentliche Beſcheidenheit, die höchſt ſelten mit ſo glänzenden (geprieſenen) Talenten, beſonders in der Virtuoſenwelt, verbunden iſt. Seine Sanftmuth ſtand mit ſeinem feſten und beugbaren Sinne auf die angenehmſte Art in Kontraſt. Seine kindliche doch würdevolle Fröhlichkeit zog um ſo mehr aller Herzen an, da reife Weisheit durch mannigfaltige Erfahrungen bei ihm erprobt war. Nie glänzte er durch ſein Wiſſen! Aber wenn ſeine reine Seele ſich ganz aufſchloß, ſo fand man in ihm einen unerſchöpflichen Reichthum ſtiller, edler Lebensweisheit. Seine ſanfte zarte Schwärmerei in allen Sachen des

Gefühls, kam nie in Streit mit seiner kalten Vernunft, sobald es aufs Handeln ankam. Sein Ordnungsgeist im Kleinen wie im Großen setzte ihn in die Lage mit weniger Zeit und wenigem Geld mehr Gutes zu thun, als Andre zu thun im Stande sind, die nicht so genau alles im Leben berechnen. Das tiefe, wahre Gefühl der Andacht, welches auch seine geistlichen Kompositionen durchglüht und doch fern von aller Andächtelei war, fand ich bei Männern selten so in ihrem ganzen Seyn verwebt, als bei Naumann. Der Gedanke an Gott, an die Wege der Vorsehung, blieb ihm immer so gegenwärtig, daß er durch diesen großen Gedanken beseelt, jede kleine Freude heitrer genoß, und jedes Leiden als wohlthätige Schule, zufrieden mit seinem Schicksale, annahm. Die Liebe zum Unfaßlichen gieng bei ihm in thätige Menschenliebe über, die ich nie in größerm Umfange, als bei Naumann sah, und die nie zweckmäßiger geübt werden kann, als er sie im Stillen mit weiser Thätigkeit übte. Als Gatte, Vater, Freund und Hausvater war er gleich verehrungswerth! Als Vater und Erzieher hat er wenige seines gleichen. Die Erziehung früher Jahre ist sonst dem weiblichen Geschlechte mehr eigen; aber Naumann hatte diese so inne, übte sie so praktisch, daß Pädagogiker, die über Erziehung schreiben, und Mütter die zweckmäßig erziehen wollen, viel in der

Vorrede
des Herausgebers.

Die gute Aufnahme, welche die erſte Ankündigung dieſes neuen Journals allenthalben gefunden hat, überhebt mich der Mühe, die Unternehmung deſſelben zu rechtfertigen, und von dem Nutzen, den das Publicum mit einigem Grunde davon erwarten kan, viele Worte zu machen. Ich werde mich alſo in dieſer Vorrede, wodurch ich den

Verſtorbenen Umgang hätten erlernen können. Auch lebte der Theure die lezten Jahre nur ſeiner Kunſt, und ſeinen herzlichſten Familienverhältniſſen. Aber jeder Unglückliche, jeder Leidende konnte auf Naumanns ſtillen Beiſtand rechnen. Von ihm konnte man es lernen, in anſpruchloſer Stille, mit unerſchöpflichem Erfindungsgeiſte, die Noth Anderer, wie die Leiden der Seele im Drucke lebender Menſchen, mit ächter Delikateſſe zu mindern. Oft waren ſelbſt Naumanns einſame Spaziergänge durch edle Thaten, die er geräuſchlos vollbrachte, bezeichnet. Wenn er bei ſolchen Gängen wahre Nothleidende auffand, ſo war auch gleich der Beiſtand da, den man ſelten von ihm ſelbſt erfuhr, außer wenn ſein Arm zu kurz war, allein die Thränen der Leidenden zu trocknen. Doch auch darin wußte ſein thätiger Geiſt Rath zu ſchaffen; immer fand er einen Ausweg, wie die Summe des Kummers in prunkloſer Stille durch ihn verringert werden könnte. Nie fand ich Naumann in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſeine Handlungen ſtimmten ſtets mit ſeinen Grundſätzen überein. Er liebte ſeine Freunde beinahe bis zur Schwärmerei, doch, aufmerkſam auf ihre Schwächen, hielt er ihnen auch dieſe mit warnender Liebe vor. Er ſchmeichelte nie, ließ ſich zu nichts überreden, wurde daher von Manchen für eigenſinnig gehalten. Wer Naumann aber im Innern ſeiner Handlungen

lungen ganz nachspüren könnte, der fand, daß dieser höchst konsequente Mann, alles, was er that so genau überlegt und durchdacht hatte, daß nichts von dem was er bestimmte abzuändern war, ohne daß um ihn her die ganze Ordnung der Dinge litt. Mit genügten bei diesem gegen seine Freunde höchst gefälligen Mann daher immer die Worte — „das geht nicht an, denn ich wisste, was möglich war, that Naumann für seine Freunde und Bauegenossen mit heiterm Sinne. — Fand Naumann, daß Jemand, den er als Freund liebte, sich seiner Freundschaft unwerth gemacht hätte, so ließ er ihn dennoch im Publikum alle ganz fallen, aber ihn selbst ließ er es fühlen, daß er seine vorige Achtung nicht besaß, und seinen Freunden barg er es nie, daß er sich geirrt, und das auf die Dauer nicht gefunden habe, was er einst zu finden glaubte. Dies belegte er dann im vertraulichen Kreise mit Thatsachen, suchte aber gern wieder eine gute Seite bei dem hervor, den er mit Gründen getadelt hatte. Derjenigen, gegen den Naumann irgend einen bestimmten Tadel eines Dritten aussprach, achtete er gewiß. Wenig Menschen sind in ihren Urtheilen über Andre so vorsichtig; denn er hatte den Grundsatz: „Mit der Zeit, mit Geld und mit seinen Worten muß man gleich bedachtsam haushalten, vorzüglich sey man mit seinen Worten bedachtsam und haushälterisch. Ein zur Unzeit gesprochenes oder un-

überlegtes Wort, kann noch mehr Schaden anrichten, als wenn man seine ganze Jahres-Einnahme in einer Stunde verschwendet hat. Fleiß kann dies wieder einbringen, aber nichts hemmt den Lauf einer unüberlegten Rede." In seinem häuslichen Leben war er ohne Feuer, ohne Mißmuth und nie liebenswürdiger als im engsten Familien-Kreise. Die kleinen stillen häuslichen Feste, die der Unvergeßliche für seine Freunde, seine Kinder und für sein Hausgesinde anordnete, waren auch schöne Zeugen seiner edeln Gabe, den kurzen Pfad der Lebensreise mit Freuden zu überstreuen, die wohlthätige Erinnerungen in der Seele zurüklassen. Ob gleich bei Naumann die pünktlichste Ordnung herrschte, so habe ich ihn in den zwei Jahren, die ich in seinem Hause lebte, doch nie laut scheiten hören. Wo jedoch der sanfte sich selbst in allem so gleiche Naumann ganz aus seinem Karakter herans trat, das war bei seinen Musikproben. Wer Naumann nur aus diesen beurtheilte, hätte ihn für einen jähzornigen, heftigen, im häuslichen Leben schwer zu vertragenden Mann halten müssen. Ein falscher Ton, ein unrichtiger Vortrag, ein übertretenes Zeitmaas, brachte ihn zu lebhaften Aeußerungen des Mißvergnügens. Seine beiden Schülerinnen, die Demoiselles Schmalz, und Schäffer, die ihren edlen Lehrer enthusiastisch liebten und ehrten, zitterten wenn sie etwas bei ihm ein-

ſtudirten. Naumann hörte die lezten Jahre ſeines Lebens ſehr ſchwer. Dies machte auch, daß er noch mehr als vordem die Einſamkeit zu lieben, und ſich von großen Geſellſchaften zurückzuziehen begann. Aber für die Muſik ſchien er ein eignes Gehörorgan zu haben. Auch der unmerkbarſte ferne Mißlaut entgieng ihm bei den Muſikproben nicht. Ob zwar ſein Hang zur Einſamkeit durch ſein ſchweres Gehör vermehrt wurde, ſo blieb er dennoch höchſt angenehmer Geſellſchafter. Verſammelte er bisweilen in ſeinem Hauſe einen Kreis intereſſanter Menſchen, ſo gieng man ſelten vor zwei Uhr Morgens auseinander, ſo fröhlich und ſokratiſch vergnügt war der erwählte Kreis um ihn. Freuden der Muſik, des Geſanges und geiſtvoller Geſpräche wechſelten dann! Am heiterſten war Naumann in ſeinem geliebten Plaſewitz! — Er hatte um das Häuschen, in welchem er geboren und erzogen war, Erdreich gekauft, einen Garten, einen Weinberg angelegt, und mitten im Garten ein ſchönes Haus erbaut! Hier lebte er die Sommermonate in philoſophiſcher Stille, freute ſich der ſchönen Natur an der Seite des geliebten Weibes, lagerte ſich im weichen Graſe mit ſeinen Kindern, die er alsdann ſpielend unterrichtete! — Auch beſuchte er bisweilen ſeine alten Schulkammeraden, zog ſie an ſeine ländliche Tafel, unterſtützte die Armen des Dorfes in unbemerkter Stille, und ver-

ſorgte Kranke mit Speiſen oder mit Labſalen aus ſeinem Hauſe.

Auch ſeiner Kunſt lebte er da mit inniger Liebe! Schillers Ideale wurden in Blasenlis komponirt. Dieſe Muſik gehörte zu ſeinen Lieblingskompoſizionen. Er erklärte aber zugleich, ſie ſey eigentlich nur für ihn ſelbſt, und für wenige Kenner des ächten unverdorbenen Geſchmacks geſchrieben, nicht für den herrſchenden Mode-Ton, dem er nie fröhnen würde. Wenn er es gleich für nöthig hielt, den Geiſt der Zeit in allem zu Rathe zu ziehen, und in nichts ganz ausſer der Mode zu ſeyn, ſo könne er doch die Muſik ohnmöglich zur feilen Dirne herabwürdigen, die nur die Ohren kützle, ohne das Herz zu rühren, ohne die Seele zu höheren Empfindungen zu erheben und den Geiſt im Nachdenken zu üben. Er ſagte, die Muſik habe wie die Liebe ihre Venus Urania. Dieſer himmliſchen Venus müſſe man vorzüglich huldigen; wenn man durch Liebe und Muſik die Seele erheben, nicht erſchlaffen wolle. Muſik, die Herz und Geiſt leer laſſe, ſey ihm mit einer geiſtloſen Schönen zu vergleichen. Naumann glaubte, daß der Geſchmack der Muſik jezt im Sinken ſey, und daß unter den heutern nur Haydn mit einem Haſſe, einem Pergoleſe und Graun wetteifern könne, und durch Züge des ausgezeichneten Genies, wie durch treue Verehrung

der Regel erhabener Kunst gleich glühte. Nach Naumann's Urtheil war Mozart ein glänzendes Genie, welches auf die höchste Stufe der Kunst hätte steigen können, wenn er gleich Haydn nie von den Gesetzen der Regel abgewichen wäre. Er nannte Mozart im vertraulichen Kreise bisweilen den interessanten, liebenswürdigen Sansculotte in der Musik, der, um leichter zu glänzen, die Fesseln der Regeln abwärfe. Oft klagte Naumann über diesen Geist der Zeit, der in der Musik, wie in der Literatur, und in allem, sogar in der Erziehung einreiße; alles sollte nun der Mode gemäß, frei ungebunden ohne Band und Schranken seyn! Kunst, Lebensweise, ja sogar Kleidung trüge diesen Stempel, löse alle Bande der Gesetze so, daß man nur selten ein schönes in allen seinen Theilen übereinstimmendes Ganze sähe. Man wolle nur Blitzstralen aus dunkeln Wolken. Naumanns Musik war, wie sein Karakter, sanft erhaben. Er feilte seine Arbeiten lange, doch entwarf er sie, sobald er mit sich über den Plan einig war, sehr schnell. Als er aus innigster Verehrung für Hasse, den er nie zu erreichen, noch weniger zu übertreffen hoffte, sich lange weigerte, dessen so beliebtes Oratorium, die Pilgrime, auf ausdrückliches Verlangen des von ihm so innig verehrten Kurfürsten nachzukomponiren, da setzte er den so geliebten Hasischen Pilgergesang abermal in Musik, und brachte seinem Herrn und dem

Publikum in der Probe zwei Kompositionen dar. Eine prächtige Fuge, und einen sehr einfachen das Herz treffenden Gesang. Wurde die Fuge allein gegeben, so glaubte man, diese Musik sey unübertreffbar! Doch behielt der sanfte Pilgergesang, wenn man diesen hörte, nach einer überwiegenden Stimmenmehrheit den Vorzug.

Auch komponirte Naumann in der herrlichen Musik, des Klopstockschen Psalms zum Vaterunser die Strophe „er hebt mit dem Halme die Aehre empor" zweimal so meisterhaft schön, daß wirklich die Wahl zwischen beiden schwer wurde. Doch unbarmherzig gegen seine eigne Schöpfung vertilgte er die eine Komposition ganz. Wie mancher Komponist hätte sich durch das, was seine nach Vollkommenheit strebende Seele in seinen Kompositionen vernichtete, einen glänzenden Namen in der musikalischen Welt gemacht!

Es stand nach Naumanns Tode in einem Journale, daß während er einen Akt der Oper gearbeitet habe, welche er mit Hrn. Kapellmeister Reichard zugleich komponirte, dieser das ganze Werk vollendet hätte, ehe Naumann mit seinem einzigen Akte fertig geworden sey. Diese Anekdote ist wahr, ich habe sie aus des Verstorbenen Munde mit diesen Worten: „Als ich ohngefähr in der Mitte des Akts

„war, welchen ich zu komponiren hatte, ſchickte mir „Kapellmeiſter Reichard ſeinen zweiten Akt verſiegelt „mit der, in artigen Worten ausgedrückten Anzeige, „daß er die ganze Oper komponirt habe, indeß ich „an einem Akte arbeite. Meine Kunſt iſt mir ſo „heilig, daß ich mich, ſobald dieſe dadurch gewinnt, „gerne übertroffen ſehe; aber ich konnte in mir die „Anmerkung nicht unterdrücken, daß es nicht darauf an„kömme, wie geſchwinde man etwas komponiret, „ſondern wie zweckmäßig und gut man ſeinen Gegen„ſtand bearbeitet; auch war alles, was ich Reichard „über ſeine ſo ſchnelle Arbeit zu ſagen vermochte, nur „dies: Freund ſo etwas mache ich Ihnen „nicht nach! Der erſte Akt von Reichards Oper „verrieth nicht nur große, edle Züge eines glänzenden „Genies, ſondern er war auch meiſterhaft ausgear„beitet; mit Freuden, mit rührendem Vergnügen, „aber auch mit Furcht, daß mein zweiter Akt nach „dieſer trefflichen Muſik auf das Publikum nicht wir„ken, dieſem nicht genügen würde, trat ich zum „zweiten Akte an Reichards Stelle hin; doch ſeinen „zweiten Akt hätte ich um keinen Preiß komponiren „mögen.“ — Kenner die beide Kompoſitionen mit kritiſch-richtigem Blicke durchſehen, ſind allein vermögend zu beurtheilen, in wie weit mein verſtorbener Freund hierin recht hatte.

Durch Berichtigung dieser in einem musikalischen Journale gedruckten Anekdote über Naumann, in welchen, wie mir es scheint, meines Freundes Talent gegen das Talent des Herrn Kapellmeisters Reichard in Schatten gestellt ist, habe ich keinesweges das anerkannte und so beliebte Talent des leztern unter Naumanns Verdienste setzen wollen; wie könnte ich Laye mich einer solchen Lächerlichkeit schuldig machen? Ich will aber auch durch diese Berichtigung nur das Karakteristische von Naumann zeigen, wie er seine Kunst ansah. Auch Naumann war bisweilen in den Verhältnissen schnell komponiren zu müssen, und dann arbeitete er gleich Reichard, schnell hinter einander mit Feuer fort; aber der Regel nach feilte er gern lange an seinen Arbeiten, weil seinem edeln Kunst Sinne immer noch höhere Ideale der Vollkommenheit vorschwebten, als seine bewunderte und beliebte Komposition war. So langsam und bedächtig Naumann seine Arbeiten auch vollzog, hinterließ er doch einen Schatz schöner Produkte der Nachwelt. Die Dresdner kurfürstliche Kirche besizt allein 27 Messen und einige Oratorien. Das ganze Verzeichniß seiner vorhandenen Arbeiten wird der Biographie beigefügt seyn. Doch machte Naumann in früheren Jahren in Italien einige Opern und kleine Kirchen-Musiken, die in seinem hinterlassenen musikalischen Vorrathe nicht mehr vorhanden sind, und von welchen er

ſich einiger nicht mehr zu erinnern wußte. Die Menge kleiner Lieder, die er aus Gefälligkeit für Freunde in Muſik ſezte, und die nie gedruckt wurden, ſind unzählig; ſolche kleine Lieder ſchrieb er, wenn er die Worte ein paarmal durchleſen hatte, ſo ſchnell hin, wie geübte Briefſchreiber Briefe hinzuwerfen pflegen. Doch ſelbſt in dieſen flüchtigen Arbeiten iſt Naumanns ſanft erhabener Sinn unverkennbar.

Ich lege Ihnen hier als Probe des Geſagten ein kleines Weihnachtsliedchen bei *), welches Naumann mich bat für ſeine Kinder zu machen, da das älteſte Kind nur vier, das dritte zwei Jahre alt war, und er dieſen holden Geſchöpfen den heiligen Chriſt bereiten wollte. Der ſorgfältige Vater wünſchte bei Kinderfeſten auch für andre Verhältniſſe zweckmäßige Kinder-Lieder zu haben, damit die jungen Seelen ſich moraliſche Gedanken früh durch ſanfte Töne einprägten. Dies ſchöne Kinderlied komponirte er für ſein damals erſt vierjähriges Röschen. Das holde Kind faßte mit unglaublicher Schnelle Worte und Melodie, ſang das Liedchen zur Freude des Vaters mit liebreich heller Stimme, die kleineren Brüder ſan-

*) Es ſoll dies Lied nebſt der Kompoſition in einem beliebten muſikaliſchen Journale mitgetheilt werden, da hier nicht Platz dazu iſt.

deutschen Merkur bey dem lesenden Theile der Nation aufführen soll, blos darauf einschränken, von der Einrichtung desselben, und von den Bedingungen, wozu die Unternehmer sich anheischig machen, vorläuffig Rechenschaft zu geben.

Ohne eine Anzahl auserlesener Gehülfen, welche sich mit mir zu Einem Zweck verbunden haben, und ohne die Hofnung einer allgemeinen Mitwürkung unsrer besten Köpfe würd' ich nie daran gedacht haben, mich mit einem Periodischen Werke zu beladen, welches nur durch eine gewisse Vollkommenheit und durch nähere Beziehungen auf den gegenwärtigen Zustand unsrer Litteratur der allgemeinen Erwartung würdig werden kan. Die Unternehmer wünschen also Beyträge zu erhalten, und laden dazu nicht nur die Schriftsteller ein, welche bereits im Besiz der allgemeinen Hochachtung sind: sie sind gar nicht ungeneigt, auch für angehende Schriftsteller einen Schauplaz zu eröfnen, wo sie sich dem Publico zeigen können, und es würde ihnen sehr angenehm seyn, wenn sie durch diese Unternehmung Gelegenheit erhielten, ein hier oder da noch

schlum-

gen dann allmählich der Schweſter Melodien und Worte nach, und der ſeiner Kunſt ſo innig lebende Künſtler freute ſich des muſikaliſchen Gehörs, und des Faſſungsvermögens dieſer holden Kinder, welchen ach! der ſorgfältige Bildner und treffliche Erzieher ſo früh entriſſen wurde.

Naumanns durchdachte Arbeiten haben, nach dem Urtheile der Kenner etwas ſo herzerhebendes, und zärtlich rührendes, daß er in der Gabe die Seele tief zu bewegen, vielleicht mit ſeinem von ihm ſo ſehr verehrten Haſſe wetteifern konnte. — An einem Neujahrstage hörten ein paar Fremde, die Muſikkenner waren, hinter der Orgel mit mir eine Meſſe von Haſſe, die Naumann aufführte; ſie riefen entzückt aus: Haſſe iſt unerreichbar, und vorzüglich fühlten ſie ſich durch das ſanft erhabene Paſtorale zu höheren Gefühlen der Andacht erhoben. Als die Meſſe aus war, trat Kammermuſikus Prinz zu uns, deſſen herrliches Spiel auf der Flöte alle ſo tief bewegt, und vorzüglich im Paſtorale geglänzt hatte. Man ſprach entzückt über dieſe Meſſe und ſagte, daß in unſern jetzigen Zeiten ſelten noch ſo klaſſiſche Muſik zu finden ſey, und alle hoben das Paſtorale, als das ſchönſte des ganzen Stückes aus. Prinz verſetzte erfreut: „dies iſt von unſerm Naumann eingeſchaltet, „und ganz ſein Eigenthum.“

Oft hörte ich Naumann darüber klagen, daß er als Teutscher, noch nicht die Freude gehabt habe, in seiner Muttersprache eine Oper zu komponiren. Mit Sehnsucht wünschte er sich den Genuß, zu zeigen, wie singbar diese, von ihm so hochgeachtete und für die Musik so verrufene Sprache sey. Schon in früheren Jahren hatte er Professor Meißnern gebeten, für ihn eine Oper zu schreiben, aber es war gerade zu der Zeit, als der Geist der Intrigue, oder auch wohl gar guter, wohlgemeinter Parteisucht der Naumannschen und Schusterschen Verehrer, zwischen Naumann und dessen geliebtem Schüler Herrn Capellmeister Schuster eine Spaltung angezettelt hatte, an welcher weder der eine noch der andre Schuld war; denn beide achteten sich als Künstler und Menschen. Naumann war auf seinen Schüler stolz; der talentvolle Schüler bewunderte die Produkte der Muße seines edeln Lehrers, und schätzte dessen biedern Karakter. Aber die Verehrer beider Künstler wollten, wie es denn oft geht, daß einer auf Kosten des andern glänzen sollte. Naumanns Anhänger glaubten ihrem Lieblinge entgiengen Lorbeeren, wenn auch Schuster welche einärndete; Schusters Freunde waren wieder auf Naumanns Ruhm eifersüchtig, und so kam durch andre eine Spaltung zwischen Menschen, die sich gegenseitig achteten. Auch zeigte es sich in der Folge, daß gutdenkende Seelen zwar durch Mißverständ-

niſſe auf einige Zeit gegeneinander geſpannt ſeyn können; aber wann dieſe ſich auflöſen, dann werden ſolche Menſchen auch um ſo inniger Freunde. Naumann und Schuſter lebten in den letzten Jahren in herzlicher Freundſchaft mit einander. Meißner gehörte zu Schuſters früheren Freunden und hatte im Jahre 1779 für ihn die wüſte Inſel überſetzt; da ſchon wünſchte auch Naumann von ihm eine ähnliche Arbeit für ſich. Doch Meißner bog zu der Zeit Naumanns Wunſch aus, weil er gegen ſeinen Freund Schuſter zu fehlen glaubte, wenn er dieſer Aeußerung Gehör gäbe. Natürlich ließ der unerfüllte Wunſch in Naumanns Seele gegen Meißnern einige Kälte zurück. Aber im Jahre 1794 als dieſer ſchon ſeit mehreren Jahren Profeſſor zu Prag war, die Mißverſtändniſſe zwiſchen Naumannen und Schuſter nicht mehr herrſchten *), und ſich in gegenſeitige Freund-

*) Ueber die Mißverſtändniſſe zwiſchen Naumann und Schuſter kann nicht zart genug geſprochen werden. Sie ſelbſt waren beide unſchuldig daran. Man könnte ein eignes Werk über das Unheil ſchreiben, das von jeher durch die leidige Sucht, zwiſchen Kunſtverwandten Parallelen zu ziehen, angerichtet hat. Im vorliegenden Falle löſten ſich alle fremde Mißtöne bald wieder zur reinſten Seelenvereinigung auf. Schuſtern ſah ich oft bei ſeinem geliebten Lehrer die letzten Jahre in Blaſewitz, und Abends am traulichen Theetiſche froh und heiter. Beide leaten einander mit ächter Liebe zur Kunſt und treuer Freundſchaft für einander, die letzte Zeit die neueſten Kompoſitionen zur Prüfung dar. Auch ſah ich Schuſtern mit mir am Steu-

ſchaft aufzulöſen begannen, da führte Kränklichkeit den Schöpfer der Cora und des Alzibiades nach Franzensbrunn bei Eger. Sie wohnten beide unter einem Dache, tranken aus einer Heilquelle, ſahen ſich oft und viel; Literatur und Kunſt brachte ſie zuerſt näher; denn in Dresden hatten ſie in gewiſſer Entfernung von einander gelebt. In Egers baumloſer Fläche, an der wohlthätigen Heilquelle wurde Geiſteserholung durch intereſſante Geſpräche beyden denkenden Männern Bedürfniß; und ſo entſpann ſich unter ihnen eine Freundſchaft, die in der Folge mit jedem Jahre wuchs. Nachdem beide oft über Ton- und Dichtkunſt geſprochen hatten, erneuerte Naumann ſeinen Wunſch, daß Meißners Muſe ſich auch für ihn thätig zeige, und nun verſprach auch dieſer, des edeln Tonkünſtlers Wünſche zu befriedigen. Wirklich gab Naumann Meißnern auch das ſchwediſche Manuſcript ſeines Guſtavs Waſa zur Ueberſetzung, mit dem Anerbieten, daß er, wenn es nöthig ſeyn ſollte, ſeine Muſik hie und da den teutſchen Worten anpaſſen, und manche Stelle dem heutigen Geſchmacke ge-

bebette des verehrten Freundes, in ſtummem Schmerze helle Thränen weinen; ſelbſt 7 Monate nachher, als ich Hrn. Schuſtern nach Naumanns Tode in Dresden wieder ſah, konnte er nicht ohne die tiefſte Bewegung von dem Verluſte ſprechen, den nicht nur ſein Herz, ſondern auch die Kunſt durch Naumanns Tod gelitten hätte.

mäß umbilden wolle. Noch lebhafter äußerte er den Wunsch, ein großes musikalisches Gedicht zum Gegenstück seines Vaterunsers zu komponiren; und bat Meißnern, alle Wirkungen edler Liebe auf die Seele des Menschen, in ein Gedicht zusammen zu drängen. Liebe Gottes, allgemeine Menschenliebe, Liebe des Vaterlandes, älterliche, kindliche, eheliche und Geschwisterliebe sollten in ihren höchsten und edelsten Wirkungen zusammengedrängt und treffend dargestellt werden. Meißner erinnerte, das Gemälde welches er mahlen solle, sey für die Leinewand und den Rahm, der dazu bestimmt ward, viel zu groß. „Sie wollen, „die Musik zu diesem Gedicht soll nicht viel über „eine Stunde dauern, und das Gedicht soll das „höchste umfassen, was die menschliche Seele zu fühlen vermag, soll es von seinen vielfachen Seiten betrachten." Naumann erwiederte: „Ich weiß wohl, „daß die Sache nicht leicht ist, aber eben darum fordre ich sie von Ihnen, Freund! Auch mir wurde es „nicht leicht, im Klopstockschen Vaterunser die Worte: leuchtenden und erleuchteten — einige „gekrümmen sich — singbar zu machen, und „doch danke ich gerade der Schwierigkeit manchen „nicht alltäglichen Gedanken meiner Musik! Unternehmen Sie nur die Arbeit, lieber Meißner, wir „werden uns dann gewiß dessen freuen, was Sie „leisten!" Als Naumann wenige Monate vor sei-

nem Tode in Prag war, wohin man ihn berufen hatte, um die erhabene Musik seines komponirten Vaterunsers von ihm aufführen zu hören, trat er oft in den Proben, wenn er Meißnern vom Eindrucke seiner Tonschöpfung tief bewegt sah, zu ihm, und sagte: „Freund, machen Sie mir das verabredete Gedicht, „ich will mich schon bemühen Ihre Gedanken gut in „Musik zu übersetzen!“ Noch 2 Tage vor seinem Tode trug Naumann mir auf, Meißnern an dies Versprechen zu erinnern, und ihn zu bewegen, das Gedicht noch diesen Herbst zu vollenden, weil Naumann sich die Komposition desselben zur Winterarbeit vorgesetzt hatte. Er sagte, daß der Beifall, den das Publikum seiner letzten Oper Acis und Galatea gegeben habe, ihn wie sein eigenes Bewußtseyn überzeuge, daß er sich noch mit sich selbst messen könne, und seine Kunst nicht sinke; ja daß er noch nicht auf der Stufe der Vollkommenheit stehe, die er erreichen könne; daß er eben daher den Drang fühle, wieder etwas neues zu schaffen. Er hoffe bei der Composition eines solchen Sujets, welches die edelsten Gefühle der Seele entfaltet, sich selbst zu übertreffen, weil er darin alle die hohen und mannichfaltigen Ideen, die noch in ihm lägen, besser würde entwickeln können, als es seiner nach höchstet Vollkommenheit strebenden Kunst, seinem Bekenntnisse gemäß, bis jetzt gelungen sey; „denn, setzte er hinzu — „immer noch, wenn

„ich mit den Worten des Dichters zufrieden war,
„gnügte meine Kompoſition mir nicht, und nach vol-
„lendeter Arbeit, ſtand immer ein höheres Ideal
„deſſen in meiner Seele, was ich hätte liefern ſollen,
„aber zu erreichen noch nicht im Stande war. Bei
„meinem Vaterunſer da iſt mir, als könnt' ich dies
„Werk nicht beſſer machen! — vielleicht, daß ein an-
„derer aber die herrlichen Gedanken des Dichters noch
„beſſer durch Töne darzuſtellen vermag! aber ich,
„Naumann, erreichte in dieſer Muſik mein Ideal
„zu dieſen tiefgedachten und empfundenen Worten
„Klopſtocks, und zu den herrlichen aber einfachen
„Bitten des vollkommenſten Gebetes. Doch das
„fühle ich zugleich in mir, daß ich noch etwas Beſſeres,
„als dies Lieblingslied meiner Muſe liefern kann, wenn
„ich nur wieder Worte bekomme, deren Gedanken
„und Empfindungen mich begeiſtern: denn noch —
„noch ſtehe ich auf der Stufe der Vollkommenheit nicht,
„die ich erreichen kann! Noch darf ich es wagen,
„näher zum heiligen Tempel der Kunſt hinanzuklim-
„men, denn noch bin ich im Steigen! — noch kann
„ich meine neueren Arbeiten mit den älteren meſſen,
„und brauche nicht zu erröthen, daß ich noch fort
„arbeite! — Jeder Künſtler ſollte ſich oft mit ſich
„ſelbſt vergleichen, nie mit ſeiner Arbeit ganz zufrie-
„den ſeyn, aber ſich ſagen, daß er nur eine gewiſſe
„Stufe erreichen kann, ſteht er auf dieſer — dann

„wer-

„werden die lezten Arbeiten immer matter, und er „sinkt hinab, wenn er dann noch weiter fort arbeitet. „Verleitet Eigenliebe uns dann, durch neue Produkte „noch ergötzen zu wollen, so kommen solche Künstler „mir wie ausstaffirte Koketten vor, die sich durch Gefallsucht verleitet, noch den Reiz vormaliger blühender „Schönheit geben wollen. Tritt aber eine verblühte „Schöne in die Würde einer edeln Matrone hinein, „lehrt sie durch ihre Erfahrungen, und edles Beispiel aufblühenden Schönheiten durch Würde und „Anmuth gefallen; dann füllt sie noch als Matrone „ihren Platz wohlthätig aus, und wird dann so geehrt, wie sie einst geliebt wurde. Auch der Künstler muß, wenn seine Blüten-Zeit vorüber ist, „nur angehende Genies durch seine Erfahrungen belehren, nicht aber ferner noch selbst Schöpfer seyn „wollen." Naumann hatte den Vorsatz, wenn dieser Zeitpunkt für ihn einträte, auch dann für die Kunst nicht unnütz zu leben, sondern wann er nicht mehr schaffen könnte, ohne schwächere Produkte zu liefern, zur Belehrung Anderer, seine Erfahrungen, und die Resultate seines Nachdenkens über Gesang, Musik und Komposition aufzuzeichnen.

Das darzustellen, was Naumann als Mensch und Künstler war, und wie er wurde was er war, kann wirklich mehr als einen guten Kopf beschäftigen.

Daher ermunterte auch ich Hrn. Professor Meißner, der die lezten Jahre in freundschaftlicher Verbindung mit dem Verstorbenen stand, dessen Biograph zu werden. Früher noch versprach Hr. Ober-Kriegskommissär Naumann dem Publikum gleichfalls eine Biographie dieses verehrten Künstlers, von welchem er ein interessantes Tagebuch aus der Zeit besitzt, wo Naumann in Stockholm Epoche machte. Er besitzt mehr Data aus der Periode wo Naumanns Ruf im Steigen war, und dazu mehr musikalische Kenntnisse als Meißner. In diesen Rücksichten kann also seine Biographie sehr interessant werden. Er konnte beinahe 30 Jahre mit Sachkenntniß den Eindruck beobachten, den Naumanns immer steigendes Talent in seiner Vaterstadt macht. Um so mehr, da das musikalische Talent der Gattin des Hrn. Oberkriegskommissär Naumanns die volle Achtung des Verstorbenen besaß, der sowohl das zarte Kunstgefühl dieser schäzbaren Frau, als ihren richtig gebildeten Geschmack und ihren denkenden Beobachtungsgeist sehr achtete. Es war ihm Genuß, von dieser treflichen Klavierspielerin seine neuen Produkte spielen zu hören. Und gewiß wird ihr Gatte kein von Naumann in solchem Falle gesprochenes Wort über Kunst haben fallen lassen, ohne es zu beherzigen.

Naumanns Schüler, Hr. Kapellmeister Himmel versprach der Wittwe die Lücke musikalischer

Kenntniſſe, die Meißners Biographie vielleicht haben könnte, zu füllen. Was übrigens Naumanns äuſſerſt intereſſante, und eben ſo lehrreiche Jugendjahre betrifft, ſo wie die lezten Jahre ſeines Lebens; ſo können dazu ſchwerlich beſſere Materialien geſammlet werden, als ſie Meißner erhielt. Da er zur Zeit der Spannung zwiſchen Naumann und Schuſter des leztern Freund war, und noch iſt, ſo darf man von ihm auch in dieſer Rückſicht die höchſte Unparteilichkeit erwarten. Die verlängerten Reiſen des K. M. Himmel werden ihm wohl ſchwerlich verſtatten, die verſprochenen Beiträge zu liefern. Auf dieſen Fall wäre zu wünſchen, daß alles was er der Meißneriſchen Biographie zudachte, zum Vortheil der Kunſt in einer eignen Schrift als Denkmal ſeiner Verehrung für den Lehrer aufſetzte, der gewiß ſehr tiefdurchdachte Gedanken über Muſik, ihre Wirkungen, und ihren Zweck dem Schüler mitgetheilt haben wird, auf deſſen ausgebildetes Talent er ſtolz war, und von deſſen muſikaliſchem Genie er eine groſſe Idee hatte. Möchte er wenigſtens der muſikaliſchen Welt einige der tiefdurchdachten Ideen Naumann's über Kompoſition mittheilen, die ſonſt wahrſcheinlich mit dieſem tiefdenkenden, und zartfühlenden Komponiſten zu Grabe gegangen ſind. Hier fällt mir ein Urtheil des leztverſtorbenen Königs von Preuſſen, eines gefühlvollen Kenners der Tonkunſt, wie nur wenige ſeines

ſchlummerndes Genie aufzuwecken, oder ein vielleicht noch unentſchloſſenes in die ihm angemeſſne Laufbahn einzuleiten. Indeſſen können wir doch nicht umhin, voraus zu erklären, daß wir von den etwan einlauffenden Beyträgen nicht ohne Prüfung und Auswahl Gebrauch machen können, und in dieſer Wahl, ohne einige Rückſicht auf Perſonen und beſondere Verhältniſſe, den Vortheil des Publicums ganz allein zu Rathe ziehen werden. Wir befinden uns, was dieſen Punct betrift, gar nicht in dem Falle des Franzöſiſchen Merkurs, dem alles willkommen ſeyn muß, was man ihm zuwirft, weil er jährlich ſechzehn Bände, es ſey nun womit es wolle, anzufüllen hat. Wir haben uns nur zum vierten Theile einer ſo ſtarken Lieferung anheiſchig gemacht, und alles müßte uns betrügen, oder dieſe Beſcheidenheit wird uns in den Stand ſetzen, das Publicum, wenigſtens in einigen Artikeln, merklich beſſer zu bedienen.

Aus Gelegenheit des ſo eben erwähnten Mercure de France, find' ich nöthig zu erinnern, daß die Benennung des deutſchen Merkurs, welche

Standes, bei, der einmal, als er über Naumann mit mir ſprach, wörtlich dies ſagte. „Ich halte „ihn recht lieb den Naumann, und habe ſeine Muſik „ſehr gerne! — Es iſt als hörte man es ihr ab, „daß der Kompoſiteur ein guter Menſch iſt. Sein „Machwerk ergötzt nicht die Ohren allein; es geht „einem auch recht zu Herzen, wenn man des Nau„manns Muſik hört!“ Von einem ſolchen Manne können ſchon einige Biographien ruhig neben einander gehen und erſchöpfen doch nicht alles.

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

IV.

Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.

Geſchrieben im Januar 1803.

Es ſcheint, als wenn Ungarn in Anſehung des Kommerzes in der bisherigen Kolonial-Abhängigkeit von Oeſterreich bleiben würde. Dem Zipſer Komitate wurde lezthin von einem patriotiſchen ungariſchen Edelmann ein Vorſchlag zu einem Kommerz-Traktat zwiſchen Ungarn und Preußen eingereicht, und von dieſem mehrern angränzenden Komitaten und auch dem Wiener

Hofe mitgetheilt; allein der Hof hat darauf nichts geantwortet. Selbſt im Lande fand der Vorſchlag, mit dem Preußiſchen Staat einen Tauſchhandel zu errichten, nicht viel Beifall. Man iſt in Ungarn mit der Idee eines Baratto-Handels zu unbekannt. Einige Katholiſche beſchuldigten ſogar den Verfaſſer des überreichten Vorſchlags (einen Proteſtanten), daß unter dem Vorwand einer Handelsverbindung mit Preußen, im Grund Unterdrückungsſucht der Katholiken in Ungarn durch Hülfe der preußiſchen Ketzer verkappt liege (!!). —

Von einem verdienten ungariſchen Politiker iſt in einer teutſchen Zeitſchrift in kurzer Zeit eine vollſtändige und unparteiiſche Geſchichte des letzten ungariſchen Reichstages zu erwarten; ſo wie von dem Verfaſſer der „zuverläßigen Nachrichten über den jetzigen traurigen Religionszuſtand der Proteſtanten in Ungarn" in D. Stäudlin's Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeſchichte, 2ten Bandes erſtem Stück, (Hannover bei den Gebrüdern Hahn 1803. S. 32 bis 40.) eine ausführliche Geſchichte des Proteſtantismus in Ungarn ſeit dem Religions-Artikel des ungariſchen Reichstages 1791. unter Leopold II. — In des Freyherrn von Zach „Monatlicher Korreſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde" erſcheint eine

ausführliche Anzeige und Recenſion, der Schrift: „Ungarns Induſtrie und Kommerz von Gregor „von Berzeviczy. Weimar 1802.“ von einem Ungar. —

Die Profeſſoren der ungariſchen Sprache und Literatur bei der königl. Univerſität zu Peſth, die ſeit dem Tode des Valyi, welcher ſich durch den Uebergang von der reformirten zur katholiſchen Kirche zu dieſer Stelle den Weg bahnte, vakant war, hat auch ein katholiſcher Geiſtlicher erhalten, Nikolaus Revay. Man hat von ihm nächſtens Antiquitates linguae hungaricae mit ſeinen Anmerkungen erläutert zu erwarten.

Man fährt fort, wiſſenſchaftliche Schriften in ungariſcher Sprache herauszugeben (Vergl. N. T. M. 1802. April. S. 269. folg.), um dadurch theils die ungariſche Nationalſprache mehr auszubilden, theils wiſſenſchaftliche Kenntniſſe in Umlauf zu bringen. So giebt jezt D. Eſaias Budai, Profeſſor der Geſchichte und Eloquenz am reformirten Kollegium zu Debretzin, der bereits eine Univerſalgeſchichte *)

*) Közönséges Hiſtória Készitette Tanitványi számára Budai Eſaias. 1 Theil Debretzin bei Michael Szigethy. 1800. 412 S. 8.

in ungarischer Sprache herausgab, wieder eine Literärgeschichte in der National-Sprache, von der man sich viel versprechen kann. — Die teutschen Dichter in Ungarn wetteifern mit den ungarischen Nationaldichtern. Auf die „Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt von Mina und Theone (zwei Frauenzimmern in Oedenburg oder Sopron), die 1801. in Jena gedruckt, und auch in Teutschland, nachsichtsvoll aufgenommen wurden, und Rösslers Musenalmanach für Ungarn, erscheinen nun auf Subscription: „Poetische Schriften von Carl Daniel Nitsch, in zwei Bänden; Preßburg 1803." — Der Verfasser, der in Göttingen studierte, und jezt Professor der teutschen Sprache und Literatur am reformirten Kollegium zu Saros-Patak ist, hat sich bereits durch einige Gedichte in Rösslers Musenalmanach für das Jahr 1801 bekannt gemacht. — Der erste Band enthält Oden, Lieder, vermischte Gedichte, und eine Kantate „Peter des Großen Fest," die dem russischen Kaiser Alexander zugeeignet ist. Der zweite Band enthält zwei dramatische Stücke: Das Aufgebot, ein Drama in drei Aufzügen, das bereits im Manuscripte dem Erzherzog Karl dedicirt und überreicht, und von ihm gut aufgenommen wurde; und der Kirchweihtag, eine komische Operette in drei Aufzügen. — Von den trefflichen Gedichten, die lezthin in ungarischer

Sprache erſchienen ſind: Himfy Szerelmei (der ins Teutſche beinahe unüberſetzbare Titel läßt ſich beſſer lateiniſch durch Himfii amores geben), iſt noch eine Fortſetzung zu erwarten, die jeden Freund der ungariſchen Muſe höchſt angenehm ſeyn muß. In dem erſten Bändchen hat der Verfaſſer (von Kisfaludi, ein junger Offizier, der ſich aus Beſcheidenheit nicht nannte) bloß Darſtellungen der trauernden und ſchmachtenden Liebe (a' Kefergö ſzerelem) geliefert, in dem zweiten wird er die erhörte und beglückte Liebe ſchildern. Der Verfaſſer befolgte in ſeinem Werke die Idee, in einer Reihe lyriſcher Geſänge einen Roman ohne Erzählung zu liefern, und führte ſie muſterhaft aus. In den Gedichten herrſcht richtige Darſtellung der Natur, Reinheit der Gefühle, und Unſchuld des Herzens; der Reichthum der Ideen des Dichters läßt ſich nicht verkennen. Das Sylbenmaaß beſteht aus lauter Trochäen, allein die Einförmigkeit deſſelben hat der Verfaſſer ſehr geſchickt zu heben gewußt. — Eine ausführliche Anzeige und Recenſion dieſes für ungariſche Poeſie und Literatur ſehr wichtigen Werkes ſteht in meines verehrungswürdigen Landsmannes von Schedius, „Zeitſchrift von und für Ungarn zur Beförderung der vaterländiſchen Geſchichte, Erdkunde und Literatur, erſten Bandes zweiten Heft S. 234 bis 239. — Es wird gewiß manchen Leſern des teutſchen Merkurs nicht unangenehm ſeyn,

wenn ich als Probe dieſer ungariſchen Gedichte einen kleinen Geſang beifüge, den Andreas Hallſky (Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der ungriſchen Univerſität zu Peſth) in teutſche Verſe übertragen hat. Ich will nur einige eigentliche Bedeutungen von Wörtern und Redensarten im ungriſchen Original am Rande bemerken.

Ámor engem' ſétálni vitt
A' hóld ezüſt ſénnyében,
'S eltikkadva ülök moſt itt
Egy bokornak tövében.
Ezerféle gondolatok
Hafogattyák fejemet,
Ezerféle kivánatok
Fefzegetik mellyemet *).
Ragadgy-el, oh Fantaſia!
Te az Égnek nyájas lija;
'S tereints oda engemet,
A'hol hagytam ſzivemet.

Amor zog mich luſtzuwandeln
In des Mondes Silberſchein;
Und in mich gekehret ſitz' ich
Hier nun an des Buſches Rand.

*) Nach einer beſſern Orthographie mejjemet.

Tauſend mancherlei Gedanken*)
Drängen durch die Seele ſich,
Tauſend mannigfalt'ge Wünſche
Dehnen die entflammte Bruſt**)
Schwinge du mich fort, o holde
Himmelstochter Phantaſie***)!
Zaubre du mich dahin, wo ich
Jüngſt mein Herz zurücke ließ****).

Der Graf Franz Waldſtein und D. Paul Kitaibel arbeiten unermüdet an der Fortſetzung des Prachtwerks: Deſcriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae. (Wien bei Andreas Schmidt, Vol. I. 1802. XXXII. S. Vorrede und 104 S. Text nebſt 100 Kupfertafeln gr. groß Folio.) Das Werk iſt dem Kaiſer dedicirt. Von der in der Vorrede enthaltenen vortrefflichen topographiſchen Beſchreibung des Königreichs Ungarn, das die Verfaſſer nach allen Richtungen bereiſen, und in der viele neue Aufſchlüſſe über die topographiſche und phy-

*) Im Ungriſchen eigentlich: zerſpalten oder zerbrechen mir den Kopf.

**) im Ungriſchen eigentlich: zwängen meine Bruſt herum.

***) im Ungariſchen: Ergreife mich, o Phantaſie, du holde Tochter des Himmels.

****) im Ungariſchen: Und verſetze mich dahin; wo ich mein Herz zurückließ.

ſiſche, Beſchaffenheit Ungarns enthalten ſind, dürfte nächſtens ein Auszug in einer teutſchen Zeitſchrift erſcheinen. — Der ungriſche Graf Georg Feſtetits von Tolna iſt letzthin von der königl. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen, deren Ehrenmitglied er bereits war, auch zum ordentlichen Mitglied cum voto, aufgenommen worden. Ein neuer Beweis, daß man ungriſche Verdienſte auch im Auslande gehörig zu ſchätzen weiß.

Die Hof-Büchercenſur in Wien wird immer mehr geſchärft. Es ſollen alle Bücher die ſeit dem Tode der Königin Maria Thereſia gedruckt ſind, aufs neue cenſirt werden. — Die von der Wiener Hofcenſur verbotenen Bücher, werden jetzt nicht mehr wie ehedem, in den Intelligenz-Blättern der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung und der allgemeinen deutſchen Bibliothek angezeigt.

V.

V.

Fortſchritte in Bayerns Cultur und Aufklärung.

München d. 8. Febr. 1803.

Einen ſchönen Act der Gerechtigkeit hat unſere preiß-würdige Regierung dadurch ausgeübt, daß ſie Orelli, ein Opfer der grauſamen Illuminatenverfolgung, der aus ſeinem Vaterlande vertrieben, 17 Jahre in Italien lebte, feierlich zurückberufen und als Profeſſor der griechiſchen Sprache in Landshut angeſtellt hat. Eben las ich ſeine Antrittsrede*), die mit klaſſiſcher Klarheit die richtigſten Anſichten über die Parallele der alten Zeit mit der neuen und der daraus für uns zu ſchöpfenden Lehre, im Geiſt eines Heyne, Herder und anderer ächter Philologen, die etwa wiſſen, wozu das Alterthum jetzt noch nutzt, geſchrieben iſt. Und dieſer Mann duldete 17 Jahre die Schmach der Verbannung, die das Pfaffenregiment über ihn verhieng. Wer nach ſolchen Leiden in ſeinem Alter (er iſt über 50 Jahr alt) noch ſo kräftig ſchreibt, dem hat, traun, die Muſe ewige Ju-

*) Ueber Erklärung alter Schriftſteller durch Vergleichung mit neuerer Zeit. Landshut, Krüll. 1803.

gend geſchenkt. Auch Schuhbauer (einſt mit Miſsbiller in Paſſau und vorher in Bayern verfolgt, iſt zurückberufen, und bei der neuen Einrichtung des Schuldirektoriums als Rath angeſtellt *). Bei dieſem iſt Herr Baron von Fraunberg, der ſchon einige Jahre Landpfarrer war, und ſeine Pfarrſchule trefflich organiſirt hatte, ja, der den Bauernkindern ſelbſt Schule hielt, als General-Schulen- und Studiendirektor in Bayern angeſtellt **). Er iſt zugleich Domherr in Regensburg, ein junger Mann von 33 bis 34 Jahren. Es giebt allzuängſtliche Freunde der Aufklärung, die zweifeln, ob ihn wohl auch der reine Geiſt der Wahrheit beſeele, ob er nicht das Licht gewiſſen Standesbedürfniſſen anzupaſſen ſuche u. dgl. Allein, wer ſchon ſo für die Menſchheit gewirkt hat, der hat gewiß Achtung für die Wahrheit, und ſeine Thätigkeit im neuen Amte, ſeine Anſtrengung und beſonders die Art, wie er kürzlich nach dem Tode des Profeſſors der Dogmatik und Exegeſe am hieſigen Lyceum nicht den, welchen eine gewiſſe Partei fein und kräftig empfahl, ſondern einen Mann hervorzog, der unter der vorigen Regierung wegen ſeiner hellen Denk-

*) Seine Geſetze und Vorſchriften für die Studirenden an den Churbayerſchen Lyceen und Gymnaſien (München, Franz) zeigen bei nöthiger Strenge eine ſchöne ſittliche Tendenz und einen lebendigen Trieb für Aufklärung.

**) Nur die Univerſität behält noch ihre eigne Kuratel.
Anmerk. des Einſ.

einigen Patrioten ein wenig anstößig gewesen ist, in Ermanglung einer schicklichern, blos darum gewählt worden, weil man glaubte, sie würde dem Publico, wenn man ihrer einmal gewohnt wäre, die bequemste seyn. Uebrigens soll und kan der deutsche Merkur, weder was die Ausführung, noch was die Anzahl und Beschaffenheit der Artikel betrift, völlig nach dem Französischen gemodelt werden. Selbst die wesentliche Verschiedenheit der Nationalverfassung läßt dies nicht zu. Wir haben keine Hauptstadt, welche die allgemeine Akademie der Virtuosen der Nation, und gleichsam die Gesetzgeberin des Geschmacks wäre. Wir haben kein feststehendes National-Theater; unsre besten Schauspieler, so wie unsre besten Schriftsteller, Dichter und Künstler, sind durch alle Kreise des deutschen Reiches zerstreut, und größtentheils der Vortheile eines nähern Umgangs und einer vertraulichen Mittheilung ihrer Einsichten, Urtheile, Entwürfe, u. s. w. beraubt, welche zur Vervollkommnung ihrer Werke so viel beytragen würde. Aus diesem Grunde wird der Artikel, Schauspiele, der im Mercure einer der

art verfolgt worden war, der Bescheidenheit und eine schöne sittliche Tendenz mit dem hellern Kopfe verbindet, Hrn Prof. Griesbeck aus dem Kloster Oberaltteich; dies spricht wohl kräftig und schön für ihn und beschämt alle Zweifler. Mit B. v. Fraunberg's Anstellung hieng die Auflösung des geistl. Raths in München zusammen; wozu freylich der Umstand kam, daß einige in diesem Kollegium den Absichten der Regierung nicht mehr entsprechen. Sollten Sie es glauben daß Westenrieder unter diesen wär? Doch schon aus dem Tone, worinn er einmal im T. M. über Mutschelle sprach, müssen sie seine gegenwärtige Stimmung erkannt haben. Dann war auch ein einzelnes Factum dort unrichtig; die Sache selbst schien um so richtiger. Und in der That, er ist es. Der die Untersuchung wegen der Schrift „Neuer Himmel und Neue Erde", die man M. zuschrieb und die auf die Verkürzung seines Daseyns mächtig wirkte, vornehmlich betrieb, zuerst in Freysing, und dann in München. Der historische Aufkläter, dem es als solchem weder an Freymüthigkeit noch Einsicht gebrach, haßte den Philosophen, so mildbescheiden und weise dieser auch war.

Mit dem geistl. Rath wurde auch der alte Schulrath aufgehoben. Nur einer der Schulräthe Steiner, wurde wieder angestellt. Seine schöne,

und lang erprobte Berufsthätigkeit ersetzte, was ihm in den Augen jener warmen und besorgten Freunde des Lichts an dem Vollmaaße der Aufklärung abzugehen schien. Dazu kam außer Schubhaur noch ein sehr würdiger Landpfarrer Hohmann, ein heller Kopf und ein trefflicher Mensch (Pfarrer zu Frauenberg); von ihm erhielten wir kürzlich ein treffliches Circular an die Landgeistlichen zum Behuf einer größern Theilnahme am Schulwesen, das schon an mehrern Orten sichtlich und trefflich gedeiht. Mit dem neuen Schuljahre bezogen Professoren und Studenten die neuen Hörsäle und Schulstuben im ehemaligen Karmelitenkloster, licht und gesund! — in einer der stillsten und doch zugleich gesundesten Gegenden der Stadt; eine wahre Wohlthat aus der Hand unseres theuern Kurfürsten. Denn schön, aber an einem der unruhigsten Plätze, umrauscht von dem Getreibe des Lebens, war das vorige Schulhaus. — Das ehemalige Karmelitenkloster ist nun ganz dafür bestimmt; auf einer Seite das Gymnasium, auf der andern das Lyceum, und in der Mitte Wohnungen für die Professoren. Die Aussicht in einen geräumigen Garten! — Wo vorhin die Mönchssakristey war, erschallen nun philosophische Vorlesungen, Kant's reinere Grundsätze. Gerade über diesem Hörsale, da wo vorhin Psalmen gesungen und andere mönchische Uebungen vorgenom

men wurden, hat die Physik mit ihren Instrumenten den Thron aufgeschlagen; und über diesem Saale, auf dem Behältniße der ehemaligen Mönchsbibliothek ertönen die Lehren einer gereinigtern Theologie, der Moral, der Exegese,, der Kirchengeschichte u. s. w. Aus der Mönchskirche ward eine Schulkirche, und nun wurde (soviel möglich) der Gottesdienst organisirt. Die Messe geht ihren Gang. Aber mit einem schönen Liede beginnt der Gottesdienst; 500 Knaben und Jünglinge, bey so viel natürlicher Harmonie und doch Abwechslung der Stimmen; dann folgt eine erbauliche Lesung, von einem Prof. mit erhabner Stimme, von einem Katheder mitten in der Kirche. Den Beschluß, oder vielmehr den dritten Theil, macht wieder ein gemeinschaftlicher Gesang. An Sonntagen werden für die höhern und die niedern Klassen erbauliche Vorträge gehalten; für die Jünglinge des Lyceums wird (abwechselnd vom Rektor Weiller und Professor Salat*) ein philoso-

phi-

*) Die Gedächtniß-Rede, welche der würdige Salat auf seinen verstorbenen Colleaen, den Professor der Dogmatik am Lyceum, Gregor Stanal hielt, ist unter dem Titel: Einige Züge aus dem Charakter eines würdigen Lehrers, München, Lindauer 1803 30 S. gedruckt worden und ehrt den Redner durch die ungeschminkte, herzliche Darstellung eben so sehr, als den Verstorbenen. Was vom Herzen kommt, geht zu Herzen. Die wohlthätige Wärme, die uns aus allen Schriften Salats so lieblich anhaucht, ist auch in dieser kleinen Rede fühlbar. B.

phiſcher Gegenſtand moraliſch behandelt, oder das Reine und Göttliche aus den Urkunden des Chriſtenthums herausgehoben, und den Zuhörern ans Herz gelegt. Uebrigens ohne allen Prieſterornat, nur in einer anſtändigen Kleidung, und ohne die ſonſt gewöhnliche Form! —

An des redlichen Inſpektors Keſer's Stelle kam ein würdiger Nachfolger Prof. Weichſelbaumer, vorher am Gymnaſio. Auſſer Keſer's Feſtigkeit und Energie beſitzt er mehr Milde, und der Männlichkeit unbeſchadet, mehr Sanftheit. Er iſt daher ſehr geeignet, das Gebäude, das jener errichtete (die männliche Sonn- und Feiertagsſchule) fortzuführen. Auſſerordentlich liebten ihn ſeine Schüler, und ſchon beſitzt er auch die Liebe dieſer Lehrjungen, Geſellen, Künſtler. — Er lieſt ihnen auch Moral und Rechtslehre. Ausgezeichnet iſt der Fleiß Mehrerer; ſchon frühe, ein eignes Licht mitbringend, kommen ſie in die Freiſchule — Jais, der würdige Pfarrprediger, hat geſiegt; wenigſtens die Mehrheit iſt nun entſchieden für ihn. Dies zeigte ſich kürzlich beſonders; da eine Krankheit ihn hinderte, zu predigen, 2 bis 3 Sonntage nach einander. Laut äußerte ſich nun das Verlangen nach ihm. Noch Eins: kennen Sie Dietl? Er hat ſich, durch mehrere Schriften ausgezeichnet. Aber im Auslande war er, wie So-

cher, lange faſt ganz unbekannt. Im J. 1786 gab er eine Sammlung Predigten heraus, von denen der Rec. in der A. L. Z. ſagte: „aus Bayern? und „von einem Geiſtlichen? Das iſt nicht wahrſchein„lich! Gewiß hat ein wohldenkender Laye den Geiſt„lichen dort zeigen wollen, wie ſie predigen ſollen.“ Aber im Intl. Bl. zeigte hierauf Hofr. Kaiſer aus Regensburg an: Dieſe Predigten ſeyen wirklich von einem Geiſtlichen, dem Pfarrer Dietl zu Berg bei Landshut. — Sein merkwürdigeres Produkt ſind ſeine „Vertrauten Briefe eines Geiſt„lichen in Bayern.“ Witz, Laune (oft glücklich à la Yorik) und eine ſeltene Reinheit, Leichtigkeit und Schönheit des Stils zeichnen ſie aus. Der herrſchende Ton iſt, im Contraſte mit der Mönchsweisheit, Freude und Genuß, immer anſtändig, wiewohl in Bezug auf das reine Princip der neuern Philoſophie nicht immer ganz rein. Dieſe Briefe zogen ihm unter Karl Theodor eine Unterſuchung zu, und er ſtand nahe daran, alles zu verlieren. Nicht wegen des letztern Mangels (den fühlten ſeine Gegner nicht) ſondern — wegen Ketzerei, und da er dem Cölibat treffende Hiebe verſetzt hatte, wegen unanſtändiger Liebe! Jemandem, der für ihn ſprach, ſagte der Fürſt: „ach, es ſind unkeuſche, wilde, ſchmutzige Briefe! Zum Glück wurde die Unterſuchung dem Biſchof überlaſſen, und Mut-

ſchelle, damals noch in Freyſing, wurde ſein Commiſſarius: er rettete ihn. (Er, gegen den in der Folge eben aus Freyſing ein Sturm ſich erhob!) Nun, im vorigen Jahre, wurde auch Hr Dietl als Profeſſor (der Aeſthetik) in Landshut angeſtellt *). —

Hupfauer, der biedere Mann und treffliche Profeſſor, iſt vor einiger Zeit — Prälat geworden. Sie wiſſen, wie er unter der vorigen Regierung gewählt und verworfen ward, auch nur um des Verdachts willen, er ſey Illuminat. Er war es nie geweſen; ſtand aber mit einigen, die es wirklich waren, in Verhältniſſen. Fällt ſein Kloſter in die Indemniſationsmaſſe, ſo will er, der Prälat, gern wieder Profeſſor werden. Von ihm ſind: zehn Paragraphen über das Mönchsweſen in Baiern, gründlich, in einem männlichen Styl, und nicht ohne die gehörige Zugabe von Humanität.

Soll ich Ihnen auch von unſerm Muſeum ein Wort ſchreiben? — Noch ſind erſt 2 Leſezimmer und 5 Geſellſchaftszimmer da. Von Zeitungen und Journalen alles was in Deutſchland, Frankreich, England und

*) Trefflich iſt ſeine Antrittsrede: „Die ſchönen Künſte bilden zur Humanität.“ Landshut b. Krüll. 1802.

Wälschland das Intereſſanteſte iſt, haben wir entweder ſchon, oder erhalten es nächſtens; dazu einen eignen Sekretair und 2 Bedienten. Leſezimmer kommen nächſtens noch mehrere hinzu. Drei Louisdor zahlt jedes Mitglied im erſten Jahre, 2 in jedem folgenden. Nur einige von den Profeſſoren, und von den Schauſpielern die ausgezeichnetſten wurden eingeladen. Unter den Direktoren ſind Männer wie Rumford, Zentner, Schmidt (der proteſtantiſche Hofprediger). — Auſſer dem Muſeum iſt in München noch ein Caſino und in Landshut ein Athenäum errichtet worden. Das Caſino hat ähnlichen Zweck; mehrere Mitglieder von jenem ſind auch in dieſem; dazu kommen andere Diskaſterianten, Kaufleute, gebildetere Bürger ꝛc. Am Muſeum nahmen ſelbſt der Kurfürſt, die Miniſter und alle Staatsräthe Theil. Ueberall iſt Leben und Thätigkeit. Nichts Menſchliches iſt rein; aber wahrlich eine hohe Tendenz zum Reinern iſt hier (im Ganzen) unverkennbar. Uebrigens wird dies Muſeum gewiß bald auch Muſter für ähnliche Anſtalten *).

*) Der edle Verfaſſer dieſer Nachrichten hat auch hier Recht gehabt. „Geſtern, (ſo ſchreibt mir einer der erſten katholiſchen Theologen aus Würzburg unter dem 28. Januar d. J.) eröffnete man hier ein Muſeum oder Leſeinſtitut, was wir unter zwei vorherigen Regierungen nicht thun durften. Die Wiſſenſchaft, hoff' ich, ſoll unter der Veränderung viel gewinnen." B.

VI.

Das Weißenfelser Schullehrer-Seminarium.

Weißenfels, im Februar 1803.

Daß Sachsen schon seit 15 Jahren ein Schullehrer-Seminar hat, das jetzt unter des allgemein geschätzten Dinters Direction in Dresden blühet, ist durch mehrere öffentliche Anzeigen bekannt; vielleicht aber weniger, daß nun auch ein zweites Seminar in Weißenfels völlig organisirt ist. Dieser Ort hatte ehedem durch die Milde der hier residirenden Herzoge von Sachsen ein nicht unbedeutendes Gymnasium illustre, das aber nach Erlöschung dieser Sächs. Nebenlinie ebenfalls erlosch. Aus den Trümmern desselben entstand im J. 1794 ein Schulmeister-Seminarium, dessen Lehrer der Subdiaconus, der Rector und Cantor der Stadtschule waren, und dessen Zöglinge zerstreut in der Stadt herum wohnten, vom Rathe aber in dem ansehnlichen Armenhause einen Platz zum Lehrsaale eingeräumt bekommen hatten. Der Superintendent war Inspektor darüber. Im J. 1801 wurde durch die unermüdete Fürsorge unsers würdigen D. Reinhard in Dresden, der nebst dem Oberconsistorialrath Kühn die Seminarien-Commis-

ſion ausmacht, ein eigner Direktor angeſtellt, nachdem ſchon vorher ein Schreibe- und Rechenmeiſter angenommen worden, dem Stadtkantor aber der Muſikunterricht, ſo wie dem Superintendenten die Inſpektion und Berathung des ganzen Inſtituts gelaſſen. Noch fehlte aber zur Vollendung deſſelben ein eignes Haus, in welchem die Lehrer und Zöglinge vereinigt, und letztere in Anſehung ihres Fleißes und ihrer Moralität unter beſtändiger Aufſicht wären. Auch dieſer Wunſch iſt nun erfüllet, und eines der anſehnlichſten Häuſer mit weitläufigen Gärten, in dem ruhigſten und ſchönſten Theile der Vorſtadt an der Saale gelegen, darzu erkauft und eingerichtet worden. Es befinden ſich in demſelben im unterſten Stockwerk 2 Stuben für die Knaben und Mädchen der vorſtädtiſchen Schule, eine Treppe hoch der Lehrſaal, die Muſikſtube, die Commiſſionsſtube, die Bibliothek, und die Wohnung des Schreibemeiſters; 2 Treppen hoch die Stuben der Zöglinge und die Krankenſtube; 3 Treppen hoch der Betſaal mit einer Orgel, der Schlafſaal und die Garderobe. In dem einen Flügel des Hauptgebäudes hat der Direktor eine ſehr bequeme Wohnung, auch der Hausmann ſeinen Aufenthalt, und in dem andern Flügel iſt noch Platz zu einer vielleicht künftig anzulegenden Induſtrie-Schule.

Am erſten December des vorigen Jahres geſchah die Inauguration dieſes ſchönen Gebäudes, das Sachſen Ehre macht, durch einen religiöſen Actus auf dem Betſaale, wo der Director Hanſi, ein humaner und für ſein Fach paſſionirter Mann, bei einer Verſammlung der meiſten Honoratioren der Stadt, eine zweckmäßige Rede hielt, dem alsdann 5 Zöglinge des Inſtituts mit kurzen paſſenden Reden folgten, wozu endlich der Kantor und Muſikdirektor im Lehr- und Muſikſaale ein wohlbeſetztes Concert hinzufügte.

Die Zahl der Zöglinge iſt jetzt 24, kann aber nach dem Raum über 30 vermehrt werden. Alle haben Unterricht, Logis, Licht und Holz frei, und bilden mit einigen Discantiſten der Stadtſchule das Singechor, durch welches, ſo wie durch einige Privatinformation in der Stadt, ſie ſich noch etwas verdienen können. Vom Kirchenrathe zu Dresden und einigen Thüringiſchen Städten haben 12 Seminariſten Stipendien, und heiſſen Alumni, die übrigen Expectanten. Nach genoſſenem dreijährigem Unterrichte werden die Seminariſten in Dresden vom D. Reinhard öffentlich geprüfet, und die eine gute Cenſur erhalten auf Churfürſtliche Schulſtellen befördert; doch nehmen auch viele Gerichtsherrſchaften ihre Schullehrer aus dieſem Inſtitute.

So ſchreitet Sachſen durch gemeinnützige Anſtalten unbemerkt, und ohne Geräuſch in ſeiner Cul-

beträchtlichsten ist, im Merkur keinen grossen Raum einnehmen. Neueste Beyspiele haben uns überzeugt, wie wenig man sich oft auf die Nachrichten von dieser oder jener Schauspielergesellschaft verlassen darf, welche durch dabey interessierte Personen, vielleicht auch wohl zuweilen durch gedungne Lobredner, in die Welt geschickt werden. Wir können uns also einsweilen noch zu keinen historisch-kritischen Nachrichten von allen Schaubühnen Deutschlandes anheischig machen, und, ausser einer Art von allgemeinen Ephemeriden des deutschen Theaters, welche von Zeit zu Zeit geliefert werden sollen, wird von besondern Schauspielergesellschaften nur alsdann die Rede seyn, wenn wir etwas zuverläßiges und interessantes von ihnen zu sagen haben.

Den Künsten wird aus verschiedenen Ursachen kein besonderer Artikel eingeräumt. Die hauptsächlichste ist, weil wir bereits Journale besitzen, welche dem Liebhaber und selbst dem Kenner wenig zu wünschen übrig lassen. Gleichwohl, da alles, wobey der Ruhm der Nation vorzüglich betroffen ist, innerhalb unsers Gesichtskrei-

tur allenthalben fort, und dem Menſchenfreunde muß es eine erfreuliche Bemerkung ſeyn, daß gerade für der niederen Volksklaſſen Veredlung und Beglückung jetzt mit ſo viel Aufmerkſamkeit und Anſtrengung auch in Churſachſen geſorgt wird. —

Durch ein Churſächſiſches Reſcript iſt anbefohlen worden, von allen Schulfähigen Kindern das Schulgeld zu bezahlen, ohne Rückſicht ob das Kind von den Aeltern zur Schule geſchickt worden oder nicht. Der Kirchenvorſteher jedes Orts nimmt das Schulgeld monatlich gegen eine Vergütung ein, liefert es an den Schulmeiſter ab, und macht die Anzeige der Säumigen an die Obrigkeit. Man beabſichtiget damit theils eine Verbeſſerung der Einkünfte der Schulmeiſter, theils fleißigern Schulbeſuch. In der Diöces Weißenfels iſt damit der Anfang gemacht worden.

S.

VII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Brief aus dem Kanton Arau in der Schweiz, vom Febr. 1803.

Wirklich spielt man selbst einen halben Roman mit, wenn das Land, in welchem man lebt, einen solchen spielt, und Sie wissen, daß die Schweiz wirklich izt ihren fünften Akt spielt, der, wenn die dii superi in Paris wollen, vielleicht der lezte ist. Wehmuth ergreift den unbefangenen Zuschauer, wenn er ein Volk, das noch nicht ganz herabgesunken ist von der männlichen Entschlossenheit, die ehemals den schönsten Zug seines Karakters ausmachte, mit der Binde auf dem Auge, getrieben von listigen und boshaften Aufwieglern sowohl von der demokratischen als von der aristokratischen Fahne, die wieder von einer mächtigen Hand geleitet und benuzt werden, seiner politischen Nichtigkeit mit starken Schritten zueilen sieht. Sie kennen den lezten sogenannten Landsturm (oder Insurrektion), der auf der einen Seite den Schein von National-Willen an sich trug, auf der

andern aber leider den deutlichſten Beweis von der Verblendung und der Mißleitung des tief unwiſſenden Landvolks lieferte. Arau war der Ort, auf welchen der aufgewiegelte Volkshaufe, der unter ſeinen Berner Anführern zwar anfangs gehorchte, aber bald ſeinen Führern ſelbſt gefährlich zu werden drohte, losſtürzte. Da man frühe genug benachrichtigt war, ſo bewaffnete ſich die Bürgerſchaft, die aber auch von der ariſtokratiſchen Aufwieglung und durch Fanatismus erhitzt, nicht allgemein den größten Muth für die Vertheidigung ihrer Sicherheit bewies. Doch ergriff alles die Waffen; ſelbſt bis auf die Lehrer der Schulen mit ihren Zöglingen, unter welchen ſich manches Subjekt nicht unmännlich bewies. Wenn auch bei ſolchen Ereigniſſen Unkundige ſonſt nichts nützen können, ſo ſtiftet doch das Beiſpiel des Muthes und des Enthuſiasmus immer einiges Gute. Man verdankte der Bewaffnung und der Hülfe einer Kompagnie Züricher Jäger wenigſtens eine vortheilhafte Kapitulation. Am unwürdigſten benahmen ſich ſowohl vor dem Aufſtande, als während deſſelben mehrere Geiſtliche des Kantons, die — von politiſchen Anführern benuzt wurden. Dieſe Männer, die von ihren ehemaligen Studien in Bern nicht viel mehr als dogmatiſche Spizfindigkeiten oder myſtiſches Schwärmerei nebſt blindem polemiſchem Eifer und viel Selbſtſucht mitgebracht hatten, wittern allenthalben Illumi-

natismus; und da bei der Umänderung der politischen Verhältnisse zugleich ihr Vortheil gelitten hat; so glauben sie nichts angelegentlicheres zu haben, als den Verfall der Religion öffentlich zu beklagen, und das Volk von der Kanzel herab zum Aufstand aufzumuntern. Am auffallendsten ist es, daß auch protestantische Geistliche in diesem Geiste handeln, während sich unter den Katholischen — deren Mehrzahl freilich bigot ist — mehrere wahrhaft aufgeklärte und unterrichtete Religions-Lehrer befinden; besonders ist dies in Luzern und Freyburg der Fall. Nicht unbekannt wird Ihnen der Religions Streit seyn, den ein sehr thätiger und vorzüglich für den Elementar-Unterricht wichtiger Schullehrer in Arau, Namens Moser, aus Bayern, neulich mit dem ersten Pfarrer zu Arau, Namens Pfleger, zu führen hatte. Moser hatte in seiner Schrift über den gesunden Menschen-Verstand, Meinungen über Religions-Gegenstände geäußert, die freilich bei teutschen Protestanten nicht anstößig sind. Er hatte als Katholik, der sich von dem Novizen eines finstern Klosters zum helldenkenden Mann erhoben hatte, die Grundlagen der Religion, wie er sie kannte und selbst abstrahirt hatte, in der genannten Schrift aufgestellt. Er hatte ohne Cautelen, ohne Restriktionen und oft rhapsodisch geschrieben, und wieder gegeben, wie er selbst empfangen hatte. Der obengenannte Priester brachte nun

durch eine heftige Gegenschrift das unwissende Landvolk sowohl als den groſsen Haufen der Stadt Arau in die heftigste Gährung. Man deckte das Gewebe von Sophistereyen freilich auf, und eine Anzahl aufgeklärter Bürger unterschrieb eine Schrift, worin sie Beweise von dem Pfarrer forderten, daß Moser wirklich mit Einführung von Abgötterey umgehe. Moser selbst ließ eine Vertheidigung drucken, worin er auch derb und nicht ohne Leidenschaft sprach. Indeß begehrte der immer fort bearbeitete Volkshaufe laut in einer Gemeinde-Versammlung die Entfernung Mosers. Da diese Forderung kurz vor dem Ausbruche des Landsturms eintraf, so hatten die rechtlichen Behörden nicht Kraft genug zu widerstehen und willigten in die Entfernung von Moser, der unter Todes-Gefahr (denn das ganze Landvolk war izt zu Erreichung der politischen Zwecke der Berner Anführer aufgestanden) die Schweiz verließ und sich nach Bayern begab, wo er von dem aufgeklärten Kurfürsten als Lehrer an der Militär-Akademie angestellt wurde.

2.

Kunſtnachrichten aus Rom.

Rom, den 28ſten Jan. 1803.

In der Villa Medici, die jezt der franzöſiſchen Republik gehört und zur Akademie der franzöſiſchen Penſionnärs beſtimmt iſt, wird jezt fleißig gebauet. Statt ihrer iſt der ehemalige Pallaſt der franzöſiſchen Akademie dem König von Hetrurien abgetreten worden. Die Bildhauer erhalten ihre Studien unten zur Erde, oben werden auf der ſüdlichen Seite mit der Ausſicht gegen die Stadt zu die Architekten, auf der nördlichen Seite, gegen den Montemario und die Kampagna zu, die Maler ihre Studien und Wohnungen haben. Jene ſoll der Anblick der Kuppeln und Pallaſte, dieſe der Anblick der freien Natur zu großen Ideen begeiſtern, wie man ſagt. Der Direktor der Akademie, Suvet, ein Flamänder, iſt ſchon lange hier, und nach und nach ſind bis jezt bereits acht oder neun Penſionnärs angekommen. Zum Frühjahre werden auch die noch fehlenden eintreffen. Ihre Zahl ſoll ſich auf 15 belaufen, nämlich 5 Bildhauer, 5 Maler und 5 Architekten. Einer der Penſionnärs, Namens Calamare, der bereits ſeit vier Monaten hier iſt, arbeitet an einem Modelle zu einer Statue,

in Colossaler Größe, die Bonaparte als Achilles darstellen soll. Das Modell ist noch unsichtbar, der Künstler wird es nicht eher sehen lassen, bis er das Portrait Bonaparte's von Chaudot, dem geschicktesten Bildhauer in Paris erhalten, und darnach den Kopf des neuen Achilles modellirt hat. Wahrscheinlich wird es zwischen beiden Heldenschöpfern Canova und Calamare einen Wetteifer und Fakzionen geben. Schon jezt spukt etwas davon; der Kopf Bonaparte's von Chaudot, behauptet man, sey ähnlicher als der von Canova; Andere, die jenen nicht gesehen haben, behaupten schon im Voraus das Gegentheil, und so ist der Zankapfel ins Publikum geworfen. Der Achilles-Bonaparte von Calamare ist für die Cisalpinische Republik bestimmt, welche dem Künstler den dazu erforderlichen Marmor und tausend Piaster giebt. Ein dritter Bildhauer Namens Massimiliano, der von dem französischen Minister Cacault als ein alter Freund desselben, als in dessen Hause dieser einst wohnte, protegirt wird; hat jezt gleichfalls 3 kolossale Büsten und eine kolossale Statue Bonaparte's in Arbeit. Die erstern werden als Hermen mit einem Helm auf dem Haupte, der bekannten Herme des Perikles im Museo Pio Clementino ähnlich, gebildet. Das Original dazu schreibt sich noch von dem guillottinirten Cerachi her, der einst die kolossale Büste Bonaparte's

in Mailand modellirte; die aber gegen die Büſte Canova's wie Holzſchnitzerarbeit ausſieht, und in des Maſſimiliano's Kopien bereits alle Spur von Aehnlichkeit verloren hat. Bei der koloſſalen Natur wird ſich dieſer Bildhauer an den Titel ſeines Originals halten und ihn als primo Conſole in konſulariſchem Koſtume, mit der Toga bekleidet bilden. Sonſt geht es hier in der Künſtlerwelt ziemlich ſtille her, es kommt wenig von Bedeutung zum Vorſchein. Unter der beträchtlichen Anzahl Fremder, die dieſen Winter ſich in Rom befinden, ſind wenig Käufer; überhaupt ſind wohl nie ſo viel ungebildete Durchläufer, faſt alles Engländer, in Rom geweſen, als in dem lezten Jahre.

Fernow.

Inhalt.

Inhalt.

I. Gedichte

1. Erſter Olympiſcher Siegshymnus. An den Hieron von Syrakus. S. 161

2. An den Sänger der Urania. — 175

II. Kunſtnachrichten.

1. Roſaſpina's Manier, Zeichnungen auf Platten zu tragen. — 176

2. Ueber die Düſſeldorfer Galerie und andere dort befindliche Künſtler und Kunſtwerke. Erſter Brief. — 178

Zweiter Brief (von einer andern Hand). Gemäldegalerie des Schloſſes Bensberg. Langer. — 184

III. Ueber Naumann, den guten Menſchen und großen Künſtler. — 190

IV. Fortgeſezte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur. — 212

V. Fortſchritte in Bayerns Kultur und Aufklärung. — 220

VI. Das Weißenfelſer Schullehrer-Seminarium. — 229

VII. Auszüge aus Briefen.

1. Brief aus dem Kanton Arau in der Schweiz, vom Febr. 1803. — 235

2. Kunſtnachrichten aus Rom. — 237

Intelligenzblatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

3. Stück. März 1803.

I. Schluß und herabgeſetzter Preis von Klapproths Aſiat. Magazin.

Da das Aſiatiſche Magazin nicht ſo glücklich geweſen iſt, die zu ſeiner Fortdauer nöthige Zahl von Abnehmern zu finden, ſo ſehen wir uns genöthiget daſſelbe anjetzt mit Beendigung des erſten Jahrgangs, oder ſeiner erſten Zwey Bände zu ſchließen und dies den ſämtlichen geehrteſten Leſern deſſelben anzuzeigen.

Dieſe zwey Bände machen indeſſen ſchon für ſich ein eigenes Ganzes, eine ſchätzbare Sammlung intereſſanter Materialien von und über Aſien aus, und enthalten folgende ſehr intereſſante Aufſätze und Bruchſtücke über die und aus der Aſiatiſchen Literatur, Geſchichte, Geographie und Archäologie: Cai-Caus Zug nach Mazenderan und Kampf mit den böſen Dämonen. — Ueber die Theile von Mittelaſien jenſeits des Mus-Tag, in ſofern ſie den Alten bekannt waren. — Ueber die Muſik der Chineſen. — Ueber die Stadt Perſepolis oder Istachar. — Erklärung der Kufiſchen Inſchrift auf einem antiken Ringe. — Fragment einer Chineſiſchen Comödie. — Sentenzen aus verſchiedenen morgenländiſchen Schriftſtellern. — Ueber die Schiffahrten der Araber in das Atlantiſche Meer. — Geſchichte der Regierung Abaka Chans. — Beſchreibung des Throns Salamons. — Die Verkörperungen des Wiſchnu. — Ueber die Völker von Jagog und Magog. — Ueber die Religion in China. — Beſchreibung einer in-

ſos liegt, werden wir nicht unterlaſſen, von ſolchen Kunſtwerken, die in ihrer Art eine Epoche machen, und wodurch, ſo zu ſagen, der National-Reichthum vermehrt wird, ſo, wie wir dazu Gelegenheit bekommen, Anzeige zu thun.

Von den **Politiſchen Begebenheiten in Europa** wird das **Neueſte** und **Wichtigſte** in einer zuſammenhängenden Erzählung jederzeit einen beſondern Artikel des letzten Stücks eines jeden Bandes einnehmen.

Litterariſche Neuigkeiten, kurze Nachrichten, Todesfälle, an welcher die Nation Antheil nimmt, und andre Dinge dieſer Art ſollen jedem Stücke zum Schluß angehängt werden.

Die Artikel, **vermiſchte Aufſätze**, **Beurtheilung neuer Schriften** und **Reviſion** bereits gefällter Urtheile, werden alſo diejenigen ſeyn, wodurch ſich der Merkur dem Publico vorzüglich zu empfehlen ſuchen wird. Auch ſind es, dem Anſcheinen nach, gerade diejenige, auf welche die Erwartung der Liebhaber am meiſten gerichtet iſt.

Was

diſchen Jagd. — Beſchreibung des Weges von der Hauptſtadt Aegyptens nach Damas. — Ueber die Sieks in Hindoſtan —. Eroberung von China durch die Mantſcheu im Jahre 1644. — Ueber die vor kurzem entdeckten Babyloniſchen Inſchriften. — Ueber Staatskalender und Zeitungen in Aſien. — Mher-ulniſſa, oder die Sonne der Frauen. — Ueber Bisnagar und Narſinga. — Notizen über China. — Ahmed Shah Durani's Feldzüge in Hindoſtan. — Kurze Nachricht von dem Marhatten-Staate. — Der Bhagvat-Geeta, oder Geſpräche zwiſchen Kreeſhna und Arjoon. — Yû-Chou, der erſte Theil des Chou-king. — Kalmukiſche Lieder. — Ueber die bisher geglaubte gemeinſchaftliche Quelle der Flüſſe Nerbudda und Soane. — Zwey Erzählungen aus dem Tohfet al Moiahid und Negariſtan. — Ueber religiöſe Ceremonien der Chineſer. — Bemerkung über die Chineſiſche Sprache — Auszüge aus einem Türkiſchen Manuſcripte. — Abhandlung über die alte Literatur der Chineſen. — Beſchreibung der Alterthümer des Gebirges Biſutun in der Nähe von Kirmanſchah. — Abel und Kain. — Die Flucht und Ermordung Jezdegerd's des letzten Perſiſchen Kaiſers aus der Familie der Saſſaniden. — Bemerkungen über einen alten Gebrauch der Juden und Griechen. — Aſiatiſche Lieder — Ueber die alte Literatur der Chineſen. — Des Hariri Verſammlungen. — Ueber die Magie bei den Chineſen. — Ueber den Vorzug in China. — Ode aus dem perſiſchen des Hafiz. — Moha Mudgava, aus dem Indiſchen. — Perſiſche Gedichte — Gita-govinda, ein Indiſches Singſpiel. — Timurs Feldzug nach Hindoſtan. — Ueber das Monument des Yû.

Dieſer eben angeführten Aufſätze wegen verdient es gewiß das Aſiatiſche Magazin in jeder öffentlichen und gut gewählten Privat-Bibliothek ſeinen Platz. Da uns nun mehrere Freunde der Literatur aufgefordert haben, ihnen

den Ankauf dieſes Werks durch einen beträchtlich herabgeſetzten Preis zu erleichtern, ſo kommen wir hiemit ihren Wünſchen entgegen, und ſetzen den Preiß des Aſiatiſchen Magazins, der bisher 6 Rthlr. war, auf 3 Rthlr. Sächſiſch oder 5 Fl. 30 Kr. Reichs-Courrant herab, um den kleinen Lager-Vorrath, den wir noch davon haben, ſchnell aufzuräumen.

Wir ſchmeicheln uns, daß das Publikum gerecht genug ſeyn, und auch dies als ein Opfer anerkennen wird, deren wir ſchon manches den Wiſſenſchaften und einer ſolideren Gelehrſamkeit gebracht haben.

J. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Inhalt von Hilds Magazin der Handels- und Gewerbskunde. Februar 1803.

I. Geſchichte und Fortſchritte des Handels in und auſſer Europa. 1. Allgemeine Ueberſicht des Rheinhandels. 2. K. Däniſches Placat die Einſchränkung der unterm 13ten November 1799. errichteten Depoſiten-Caſſe betr. 3. Ueber Schwedens Eiſenhandel. 4. Statiſtiſche Ueberſicht von Salzburg, Paſſau und Berchtoldsgaden. 5. Wiederherſtellung des Sklavenhandels von Seiten Frankreichs. 6. Eröffnete Schiffahrt auf dem neuen Theiß-kanale in Ungarn. 7. Freye Geſellſchaft für den Oſtindiſchen Handel zu Marſeille.

II. Kunſtfleiß in Fabriken und Manufakturen. 1. Kunſtgeſchichte der Flintenſteine. 2. Neue Spitzen-Manufaktur zu Saint Mandé, ohnweit Paris.

III. Handels-Waarenkunde. 1. Der Moſchus oder Biſam. 2. Der Saffran. 3. Der Bernſtein. 4. Die Hauſenblaſe. 5. Der Taback.

IV. Litteratur der Handels-Wiſſenſchaft. 1. Correspondance du Commerce. 2. Dictionaire des Arbitrages de Changes. 3. Weigels Beſchreibung des Herzogth. Schleſiens. 4. Betrachtungen über den Zuſtand der Rhein- und Moſel-Schiffahrt. Zu diſem Stücke

gehörenden Kupfern. 1 Charte über den Rheinhandel. 2. Taf. 4. Abbildung des Bisam-Thieres. 3. Taf. 5. Abbildung des ächten Saffrans. 4. Taf. 6. Fabrikation der Flintensteine.

J. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Innhalt des 2ten Stücks der Allgem. Geograph. Ephemeriden, herausgegeben von Gaspari und Bertuch.

Abhandlungen. 1. Shank's Island und Sir Charles Middletons-Island. Ein Beitrag zur Erdkunde, von D. J. Sotmann. 2. Auszug aus Hrn. v. Heidenstam's Tagebuch seiner Reise von Smyrna nach Sart. 3. Sternbedeckungen, berechnet von *Jerôme Lalande*. 4. Bericht von Kapt. Baudin's Entdeckungsreise bis zur Insel Timor. Aus einem Briefe des B. *Riedlé*. Zugabe. Kurze Nachricht von Kapt. Flinders Entdeckungsreise nach Neuholland. 5. Allgemeine Uebersicht der sämmtlichen geographischen Veränderungen im J. 1802. 6. Statistische Tabelle auf das Jahr 1802. Bücher-Recensionen. 1. Allgemeine Uebersicht Frankreichs von Franz I bis auf Ludwig XVI, und der Freystaaten von Nord-Amerika ꝛc. von F. A. v. Zimmermann. 2. Der französische Entschädigungsplan ꝛc. 3. Kleine Abentheuer zu Wasser und zu Lande, herausgegeben von Chr. Wieland, I. und II. B. 4. Reizen naar de Kaap de goede Hoop, Ierland en Noorwegen etc. door *C. de Jong*. etc. I. D. 5. Voyage en Islande etc. 4 Voll. Charten-Recensionen. 1. 2. Carte de la rivière de la Plata — Carte des Côtes de l'Amerique méridionale etc publiées par ordre du Ministre de la marine etc. 3. Die Oesterreichische Erbmonarchie unmittelbar nach dem Frieden von Lüneville ꝛc. von M. Frey. Liechtenstern. Vermischte Nachrichten. 1. Adventeurer neuer geogr. und statis. Bücher. Ausländische Literatur. 2. Journalistik. (Genius der Zeit) J. Murhard's Reise nach Bukarest. Nachricht von Hornemann. Finanzzustand in Würzburg. Getrübter Zustand von Mainz. — (N. Teutsches Magazin) Brief

aus Italien. Reisen und Bemerkungen über Sachsen ꝛc. (Eunomia) Verfall von Warschau. — (Annales de Statist.) Statistische Nachr. über das Dep. des Eure. 3. Ueber die zu diesem Stücke gehörende Charte von Südamerika. 4. Merkwürdige Gegenstände zwischen Agra und Calcutta, vom Oberst Ironside. 5. Geographisches Problem. (Ueber die angebl. Entdeckung zweier neuen Inseln im Südmeere.) 6. Kurze Auszüge aus einigen Briefen aus Paris. — Schnelle Fahrt des Schiffs Bellona. — Neue geogr. statist. Schriften. — Rochon's Reisebeschreibung. 7. Statistische Berichtigungen. — Churſachſen's Finanzen und Kriegsmacht. 8. Noch Etwas über die Fata Morgana. 9. Bemerkungen auf dem Gipfel des Montperdu. 10. P. *Chryſologue de Gy*, sent. B. *Andrea*. Planisphären. 11. Kurze Notizen. Nachricht aus Madrid über Malaspina. — Das Gebiet der vormal. Abtey Waldsassen. — Das Leinenthal. — Des *Duc du Châtelet* Reise nach Portugal. Zu diesem Stücke gehören: 1. Das Portrait von *Jos. Nic. de l'Isle*. 2. Versuch einer Berichtigung von Süd-Amerika nach den neuesten und sichersten astronomischen Bestimmungen und nach der Charte Olmedilla's von C. G. Reichard.

Weimar den 18ten Februar 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Gita-Govinda, oder Krischna als Hirte, ein Indisches Singspiel von Jajadeva. Aus der Ursprache ins Englische von W. Jones, und aus diesem ins Teutsche übersezt, und mit einigen Erläuterungen begleitet von Dr. Friedrich Majer, 8. mit einem Titelkupfer und Viguette. 9 gr.

Dieſes liebliche Hirten-Drama des Morgenlandes ist ein schätzbares Seitenstück zu der unter uns schon längst bekannten trefflichen Sakontala des Kalidas, und als eine Probe jener heiligen Dramen, welche man in Indien an den Festtagen der Götter in den Tempel vorzustellen pflegt, um so merkwürdiger. Die teutsche Uebersetzung hat vor der Engl. den Vorzug, daß der Verf. den Versuch gemacht hat,

die urſprüngliche dramatiſche Form dieſes unſchätzbaren Ueberreſtes altindiſcher Poeſie wieder herzuſtellen, und es durch einige beygefügte Erläuterungen verſtändlicher und genießbarer zu machen.

Weimar, den 24ſten Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

V. Ankündigung und Aufforderung zu einer Pränumeration für die Peſtalozziſchen Schulbücher.

Der groſſe Fund, welchen der edle Peſtalozzi in Burgdorf bei Bern, durch ſeine nach dreißigjährigem unermüdeten Forſchen, Verſuchen und Nachdenken, zu Stande gebrachte und mittelſt ſeines angelegten Inſtitutes erprobte neue Lehrmethode, für die Menſchheit gethan, iſt den Leſern des N. T. Merkurs bereits aus mehreren darin erſchienenen Nachrichten *) und den Verehrern der treflichen Schriften **) des hochherzigen Mannes ſelbſt, aus dieſen hinreichend bekannt.

Weniger verbreitet iſt es jedoch, daß die Helvetiſche Regierung, durch eine eigene dazu ernannte Kommiſſion anerkannt ſachverſtändiger Gelehrten die Peſtalozziſche Erziehungsanſtalt im Monat Mai d. J. beſichtigen, den Zuſtand derſelben prüfen, die Art der Lehrmethode unterſuchen, die Folgen derſelben beobachten — und über die Reſultate ſich einen ausführlichen Bericht erſtatten lieſs. Der würdige Gelehrte Dekan Ith erſtattete denſelben auf eine ſo umfaſſende, die ganze Theorie der Peſtalozziſchen Lehrmethode ſo klar und vollſtändig entwickelnde Weiſe, daß Nie-

*) Im December-Stück 1801. S. 293. Im Februar 1802. S. 106. bis 121. Im März Stück 1802. S. 183 bis 198.

**) Sie erſchienen in folgender allmähligen Reihe Lienhard und Gertrud. 3 Theile. — Meine Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Flauren zu meinem A. B. C. Buch oder zu den Anfangs-Gründen meines Denkens. — „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte ꝛc." — In allen dieſen Schriften arbeitet er auf ſein groſſes Ziel der Volksbildung hin, und in allen webet derſelbe wahre und innige kraftvolle Geiſt.

niand, dem der große Gegenſtand ſelbſt wichtig und angelegen iſt, genug eilen kann, ſich mit dieſer verdienſtvollen Schrift*) bekannt zu machen.

Hier reicht es hin, das Reſultat der Ithſchen ſorgfältigen Prüfung, mit deſſen eignen Worten auszuheben.

Nach einer gründlichen Unterſuchung aller Eigenheiten dieſer Lehrmethode (heißt es wörtlich in dem Berichtſchreiben**) glauben wir nun in dem Schluſſe nicht zu irren: daß in derſelben jener wahre Elementar-Unterricht gefunden ſey, deſſen Daſeyn man ſchon lange geahnet, den man aber bisher vergeblich geſucht! jener Unterricht nämlich, der dem Kinde zu Allem Vorübung giebt, der zu allen Künſten und Wiſſenſchaften vorbereitet, der auf alle Stände und Klaſſen anwendbar und für die völlige Menſchenbildung, als erſtes Fundament, unentbehrlich iſt. — — Dadurch erſt, daß der wahre Elementar-Unterricht gefunden iſt, wird wahre Menſchenbildung, wird Nationalunterricht, wird ein allgemeines und gleichförmiges Fundament aller öffentlichen Erziehung möglich. Und gewiß die Regierung, die dieſe in ihrem Lande gemachte Entdeckung weislich, ohne Uebereilung, aber auch ohne Zeitverluſt, zu fördern weiß, wird ſich dadurch um die Menſchheit in und außer dem Vaterlande über alles Ausdruck verdient machen. — — Bedarf es mehr, um die große allgemeine Wichtigkeit dieſes pädagogiſchen Fundes darzuſtellen? Wer kalt, genau prüfen will, überzeuge ſich durch den ſorgfältigen Ithſchen Bericht. Wer es bedarf ſich für die gute Sache zu erwarmen, der leſe Peſtalozzis Werke ſelbſt. Wahr, kräftig und hochherzig, wie er iſt und ſchreibt, vermochte ſein innigſter Anhänger, nichts als ſchwache Töne ſeiner durchdringenden Rede wieder zu geben. Aber daß ſein großes Werk, den beabſichtigten großen Zweck erreiche, das iſt ja nun wohl der wärmſte Wunſch eines Jeden, der nähern aufrichtigen Antheil an dem wahren Wohl der Menſchheit nimmt. Peſtalozzi ſelbſt kennt keinen andern Wunſch als dieſen, für den er eine lange

*) Amtlicher Bericht über die Peſtalozziſche Anſtalt und die neue Lehrart derſelben, von Johann Ith ꝛc. Bern bei Geſner 1802.

**) S. 121 und 122.

Reihe schrecklicher Jahre mühsam hingeopfert. Nicht daß er erndte, sondern daß die Menschheit die Früchte seiner kostbaren Saat genieße — das will Er, der nie anderes Glück kannte, als das allgemeine.

Hiezu wird, wie Ich schon sagte (S. 105), vor allem die öffentliche Bekanntmachung der Elementarbücher, in denen Pestalozzi's Lehrmethode entwickelt ist, dringendes Bedürfniß. Dadurch nun wird nicht allein die Einführung dieser, auf die höchste allgemeine Anwendbarkeit sich stützenden Methode, sondern auch ihre nähere Kenntniß und Vervollkommnung möglich. Pestalozzi hat sich zu der Herausgabe derselben entschlossen, und sein edler Freund, der Buchhändler Heinrich Gessner in Bern den Verlag derselben übernommen. Sie bestehen aus dem Buch der Mütter, Alphabet der Anschauung und Rechnungsbuch, welche nach untenstehendem Plane dem Publikum übergeben werden sollen.

Diese Herausgabe ist zwar kein Werk merkantilischer Spekulation des Verfassers oder Verlegers, sondern sie giebt nichts als den edeln Zweck der möglichsten Verbreitung der großen und guten Sache. Allein sie erfordert einen sehr bedeutenden Kostenaufwand, den Pestalozzi, der uneigennützige, lang unterdrückte, unglückliche Mann, der „wie der schlechteste Taglöhner nicht im Stande sich selbst „zu helfen" war, nicht zu bestreiten und die Verlagshandlung nicht zu wagen vermag. Der Weg der Pränumeration ist daher der einzige, der zur sichern Erreichung dieses Zweckes eingeschlagen werden kann, und auf ihm hofft Pestalozzi die bessern Gelehrten Deutschlands willig und bereit für seine Unterstützung zu finden.

An Sie Alle ergeht in seinem Namen meine bittende Aufforderung, diese Pränumerations-Sammlung zu unternehmen und zu befördern, und dadurch seinem begonnenen großen Werke die Vollendung zu verschaffen, die seine gedrückten äußern Verhältnisse unmöglich machen.

Pestalozzi will nicht erwerben, nicht gewinnen. Er steht nahe am Grabe und hat ein rastloses Kummer- und schmachvolles Leben dieser großen Sache geopfert. Nur daß er und sein Werk gesichert werde, ist der sehnlichste Wunsch des Edlen. Was übrig bleibt von dem Kostenaufwande, soll verwendet werden, zu der Befestigung seines Institutes und zu der Anlage eines Schullehrer-Seminariums, in wel-

Rechnungs-Buch, 2 Hefte, jedes zu 14 Bogen 3 in Kupfer geſtochene Tabellen.

Dieſe vier Hefte zuſammen auf gutes holzfreies Papier, koſten im Pränumerations-Preiſe einen Reichsthaler, dreizehn und einen halben Groſchen, den alten Louisd'or à 5 Reichsthaler, und werden ſamthaft abgeliefert. — Das zweite Heft des Buches der Mütter iſt noch nicht zum Druck fertig, wird aber eben ſo unverzüglich folgen und der Preiß beſtimmt werden.

Für die Peſtalozziſche Erziehungs-Anſtalt,
auf beſonderes Anſuchen der Kollekteur.

NB. Die nähere Pränumerations-Eröffnung und Ankündigung beſorgt hier in Weimar und für die hieſige Gegenden Hr. Subkonrektor Stiedritz.

VII. Inhalt vom 6ten Stück des 4ten Bandes von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde.

1. Ueber den innern Bau des Ornithorhynchus paradoxus. Aus einem Aufſatze vom Hrn. Everard Home in den philoſophical transactions for. 1802, mitgetheilt vom Hrn. Hofr. Blumenbach. 2. Ueber den Proteus anguinus, das räthſelhafte Amphibium im Sittticher See in Kärnthen. Aus einem Aufſatze des Hrn. Dr. C. Schreiber zu Wien, in den philoſ. transact. for. 1801, mitgetheilt vom Hrn. Hofr. Blumenbach. 3. Ueber die Natur der Pfeifentöne, welche in gläſernen Röhren durch brennendes Hydrogengas hervorgebracht werden. Vom Hrn. Delarive, Erpräſid. d. kön. Soc. in Edinb. ꝛc., vorgeleſen in der phyſ. und Naturhiſt. Soc. zu Genf Journ. de Phyſ. Fructid. X. 4. Ueber die Beſtandtheile des Schmirgels. Aus einer in der kön. Soc. zu London vorgeleſenen Abhandlung des Hrn. S. Tennant. 5. Ueber das rothe Polirpulver; vom H. Guyton. Aus den Ann. de Chimie. 6. Ueber einige Eigenſchaften der Ytererde in Vergleichung mit denen der Süßerde; desgleichen, über ein paar Subſtanzen, worinn ſich ein neues Metall gefunden hat, welches in der einen mit Ytererde und dem Eiſen, in der andern aber mit dem Eiſen und dem Braunſtein verbunden

war. Aus einer Abhandlung des Hrn. Ekeberg. 7. Ueber den Saft des Papayabaums, (Carica Papaya) vom Hrn. Vauquelin. A. d. Ann. de Chimie. Fruct. X. 8. Ueber die Stärke des Dampfs vom Waſſer und mehrern andern Flüſſigkeiten, ſowohl in der Luft, als im leeren Raume. A. d. Ann. des Arts et Manuf. Fruct. X. 9. Auszug aus einem Schreiben des Hrn. D. Genzenberg. Ham bei Hamburg, d. 30. Dec. 1802. Enthält Betrachtungen über die Einrichtung roſtförmiger Pendel! — D. Olbers frühere Idee als die von La Place, die Steine aus dem Monde betreffend. — Ein ſchöner Mondregenbogen: — Reyfolds achrom. Objective: — Bearbeitung und Herausgabe der vom Verf. auf dem Michaelisthurme zu Hamburg angeſtellten Verſuche. 10. Ueber roſtförmige Pendelſtangen, zuſammengeſ. aus Blei und Eiſen. Taf. XIII. 11. Verſuche über die Wirkſamkeit einer Volt. Säule, bei welcher Luftſchichten ſtatt der feuchten Subſtanzen zwiſchen den Plattenpaaren angebracht waren. Aus einem Schreiben des Hrn. D. Med. Dyck hoff an den Herausgeber. Osnabrück den 1. Jan. 1803. 12. Ein Beitrag zur Benutzung der Dämpfe des kochenden Waſſers bei ökonomiſchen Verrichtungen, in der Küche, beſonders für weibliche Beſchäftigungen. Aus einem Schreiben des Hrn. D. u. Prof. Heineken an den Herausgeber. Nebſt Anzeige einer kleinen darüber, vom Hrn. H. herausgegebenen Schrift, mit den nöthigen Abbildungen der Geräthſchaften. Bremen d. 7. Jan. 1803. 13. Nachricht von einigen die phyſiſche Chemie betreffenden Verſuchen, Aus einer Abhandlung des Hrn. Davy. In Nicholſ. Journ. 1. Eine neue Bereitungsart des Phosphorwaſſerſtoffgas. 2. Erzeugung eines grünen Lichts unter dem Waſſer. 3. Entzündung des gephosphorten Hydrogengas durch ſalzſaures Gas. 4. Verbrennung verſchiedener Stoffe durch oxygenirte Salzſäure, im Moment ihrer Entbindung. 5. Verbrennung der fetten Oele auf der Oberfläche des Waſſers mittelſt oxygenirter Salzſäure. 6. Verbrennung des Phosphors unter dem Waſſer mittelſt oxygenirter Salzſäure. 14. Nachricht von einigen naturhiſtoriſchen Gegenſtänden. Aus einem Briefe des Hrn. Prof. Forſter, an Hrn. L. C. Bertuch. Paris den 5. Jan. 1803. 15. Ueber die Fruchtbarkeit der Mauleſelinnen. Aus franzöſ. Blättern. 16. Beobachtungen zur Erklärung des ſonderba-

Was die erſten betrift, ſo haben wir uns zum Geſetze gemacht, allem, was ſich nicht in ſeiner Art über das mittelmäßige erhebt, den Ausſchluß zu geben. Dies ſoll zwar nicht alle Kleinigkeiten ausſchlieſſen. Es giebt auch intereſſante Kleinigkeiten, und bey ſolchen gewinnt der gute Geſchmack und das Herz oft mehr, als bey der ſchwehrfälligen Ernſthaftigkeit, über welche die Langeweile ihre Schlummerkörner ausgeſtreut hat. Gleichwohl werden dieſe Aufſätze gröſtentheils aus ſolchen beſtehen, welche den Verſtand denkender oder das Herz empfindſamer Leſer zu unterhalten geſchickt ſind. Einige meiner Mitarbeiter werden aus dem Gebiete der Geſchichte, andre aus der Naturkunde und Moral-Philoſophie, andre aus der Litteratur und Critik Stoff zu Ausarbeitungen hohlen, welche vielleicht für die Wiſſenſchaften, wenigſtens dadurch, daß ſie andre zum denken veranlaſſen, nicht ohne Nutzen ſeyn werden.

Von dem, was ich ſelbſt zu dieſem Artikel beytragen werde, will ich nur ſo viel ſagen als vonnöthen iſt, diejenige von meinen Freunden

ren Phänomens des Bauchredens, vom Hrn. Gough; aus den Manchester Mémoires Vol. V. p. 1. Lond. 1802. 17. Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Kanzleyraths Sekretärs Wolff an den Herausgeber, über Gegenstände der Elektricität. Hannover den 22. Dec. 1802. 1) Beschreibung eines elektrischen Cotillons. 2) Bemerkungen über den Lichtstrom, der aus losgeschossenen Windbüchsen bei starken Luftverdichtungen herausfährt. 18 Fortsetzung der Nachrichten von den Versuchen der Galvan. Soc. in Paris. Ein Nachtrag zu No. 10. im vorigen St. dieses Magaz. S. 711. u. f. 19. Beobachtungen über die Existenz des Phosphors im Zucker: vom Hrn. Apotheker Boullay in Paris Ann. de Ch. N. 119. 20. Ueber die zweckmäßigste Einrichtung der Filtrirtrichter. Aus einem Schreiben des Apothekers Mignen zu Toulon, an Hrn. Parmentier. Ebend. No. 131. 21. Magazin der Handels- und Gewerbskunde. Herausg. von Joh. Adolph Hildt. Jan. 1803. 1 B. mit ausgemalten Kupfern und Charten. Weimar, im Verlage des Landes-Ind. Comt. 1803. gr. 8. 22 Anzeige über die schnellere Lieferung dieses Magazins.

Weimar, d. 25. Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VII. Inhalt des 12ten Stücks von Sicklers teutschem Obstgärtner.

Erste Abtheilung. I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt und der Obstbäume insbesondere. 10 des Weinstocks. II. Aepfel-Sorten No. XCIV. Der Forellenhartig. III. Nuß-Sorten. No. V. Die frühe lange Zellernuß. Zweite Abtheilung. I. Ueber den Gebrauch des Obstes, außer dem frischen und rohen Genusse, zu angenehmen und zum Theil leckerhaften Speisen. II. Auszug eines Schreibens vom Hn. Cammerjunker und Kreishauptmann von Carlowitz zu Röhrsdorf bei Dresden, die Kirsche vier ein Pfund betreffend. III. Pomologische Literatur.

Weimar, d. 8. Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VIII. Inhalt des 1ſten Stücks von Sickler's teutſchem Obſtgärtner 1803.

Erſte Abtheilung. I. Beſondere Naturgeſchichte der Bäume überhaupt und der Obſtbäume insbeſondere. 20. des Weinſtocks. II. Wein-Sorten. No. III. Blauer Muskateller. III. Pfirſchen-Sorten. No. XII. Die nackte Violette. IV. Birn-Sorten. No. C. Die Hirſchbirn. V. Aepfel-Sorten. No. XCV. Der Italieniſche weiſſe Rokmarinapfel.

Zweite Abtheilung. I. Ueberſicht der Witterung des Jahres 1802, und deren Einfluß auf die Obſtkultur. II. Nachricht an die Leſer des teutſchen Obſtgärtners.

Weimar, d 16. Febr. 1803

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IX. Inhalt des 2ten Stücks v. Steinbecks teutſchem Patrioten. 1803.

I. Bemerkungen über den nachtheiligen Einfluß des Hofmeiſterſtandes auf künftige Prediger. (Fortſetzung und Beſchluß.) II. Beſchreibung der höchſt vortheilhaften Feuerungsgefäße, und beſonders der Oefen, ſowohl für Steine und Braunkohlen-, als auch Torf- und Holzfeuerung, in der Grafſchaft Mark. III. Nachtrag zu dem Aufſatze: Ueber Kultur und Humanität in Zeiz.

Weimar, d. 12. Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

X. Anzeige wegen der Fortſetzung von Sprengels Bibliothek der neueſten Reiſen.

Von folgenden neuerſchienenen Reiſen liefern wir unverzüglich in Sprengels allgem Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſen, Ueberſetzungen oder förmlich bearbeitete Auszüge.

1. Alex. Rochon voyages à Madagaſcar à Maroc. et aux Indes orientales. Tom. II. et III. Paris 1802. Der erſte Theil davon, welcher Madagaſcar enthält, erſchien ſchon im Jahr 1791. und iſt bereits vom frzl. Fo-

ſter in ſeiner Sammlung d. n. R. geliefert werden. Dieſe beiden letzten Theile, welche die Reiſe nach Marokko und Oſtindien enthalten, machen daher ein ganz beſonderes Werk, welches wir im IX. Bande unſerer Bibliothek liefern.

2. *Vue de la Colonie Espagnole du Missisippi*, ou des provinces de Louisiane et Floride occidentale en l'Année 1802., par un Observateur resident sur les Lieux. *B. Duvallon.* Editeur. Paris 1803.

Dieſe ſchätzbare und mit Sachkenntniß geſchriebene Beſchreibung von Louiſiana und Florida kommt gleichfalls in den IX. Band unſerer Bibliothek. Da die dazu gehörige Charte weniger gut als das Werk ſelbſt iſt, und wir beſſere Quellen dazu haben, ſo werden wir eine neu entworfene beſſere Charte dazu liefern.

Der VIII. Band unſerer Bibliothek d. n. R., welcher in nächſter Oſtermeſſe erſcheint, liefert 1) Sauers und Billings Reiſe nach dem Eismeere, mit einer neuentworfenen beſſern Charte, als das Engl. Original hatte. 2) Einen Auszug aus Durand Voyage au Senegal, und 3) Einen dergl. aus Jakſons Reiſe zu Lande von Bengalen nach England.

Der bedauernswerthe Verluſt, den Teutſchland und die Wiſſenſchaften durch den am 7. Jan. d. J. erfolgten Tod des Hrn. Prof. und Bibliothekars Sprengels zu Halle erlitten, betraf auch unſere A. Bibliothek der neuſten und wichtigſten Reiſen, deren Redaktion er bis zur Hälfte des VIII. Bandes (denn Sauers und Billings Reiſe iſt noch von ſeiner Hand, und ſeine letzte Arbeit) vorſtand, und ſo vortrefflich bearbeitete. Wir würden verlegen geweſen ſeyn, dieſen weſentlichen Verluſt ſogleich wieder zu erſetzen, wenn nicht Hr. Profeſſor T. F. Ehrmann (der ſich ehedem durch ſeine Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, und andere geographiſche Arbeiten den ungetheilten Beifall des Publikums erworben, und anjetzt hier lebt) auf unſer Erſuchen an die Stelle getreten wäre, und die planmäßige Fortſetzung der Redaktion unſerer Bibliothek übernommen hätte, ſo daß nun gar keine Stockung entſtanden iſt, und die Bibliothek ununterbrochen fortgeht.

Weimar, d. 1. Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XI. Inhalt des 4ten Stücks 1803. von Steinbecks teutſchem Patrioten.

I. Johann Gottfried Berthold, aus Kierinſch bei Gorau — in acht Monaten achtmal Dieb und ſiebzehnmal Mordbrenner, — in pſychologiſcher Hinſicht betrachtet. Von Herrn Bornſchein in Gera. II. Winke für Fürſten, hohe Obrigkeiten und ihre Untergeordneten, die moraliſche Verbeſſerung des Landmanns inſonderheit betreffend. III. Briefe aus Franken. Erſtes Stück. Stimmung der Mehrheit in Franken in Hinſicht auf Umgang, Vervollkommnung, Hang am Alten, und Verfall des Geſchmacks an gewiſſer Lectüre und Literatur überhaupt. Zweites Stück. Ueber Theurung und ihre Quellen. Drittes Stück. Wie hätte der Theurung in dieſem Jahre vorgebaut werden können? Viertes Stück. Manches für Regierungen über ihre Vortheile bei der Sorge für wohlfeiles Brod — über Ausfuhr, Wucher und die Fonds zu Landesmagazinen.

Weimar, den 8. März 1803.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XII. Inhalt des 3ten Stücks J. 1803 von Hild's Handels-Magazin.

I. Geſchichte und Fortſchritte des Handels in und auſſer Europa. 1. Ueber den Handel des ſchwarzen Meeres. 2. Dermalige Lage des Levante-Handels. 3. Nachricht von der neuen Franzöſiſch-Oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft. 4. Dubliner Geſellſchaft für die Verbeſſerung des Ackerbaues und die Vermehrung des innern Reichthums von Irland. 5. Schiffbarmachung der Kulpa von Latezich die Brod und Errichtung einer Handelsſtraße von Brod bis Fiume, Bukari und Porto Re. 6. Neue Chauſſeen und Handelsſtraßen in Nieder-Oeſterreich. 7. Franzöſiſcher Wallfiſchfang. II. Kunſtfleiß in Fabriken und Manufacturen. 1. Ueber die Japaniſchen Lack-Waaren und deren Verfertigung in Aſien und Europa. 2. Ueber das Material der ächten Oſtindiſchen Shawls. 3. Cultur des Krapps, oder der Färberröthe am Niederrhein. 4. Beſtandtheile der Chineſiſchen Tuſche. III. Handelswaaren-Kunde. 1. Der Pfeffer. 2. Der Teufelsdreck. 3. Die Galläpfel und Knoppern. IV. Literatur der Han-

delš-Wiſſenſchaften. 1. Manuel des habitans de Saint-Domingue, contenant un précis de l'histoire de cette Isle, depuis sa découverte; orné d'une carte de cette Isle, et de tableaux concernant la population et ses productions. Par S. T. Ducoeurjoly, ancien habitant de S. Domingue. Paris. Lenoir. 1802. An X. 2 Bände in 8, 1. Bd. CCVIII. u. 216. S. 2 Bd. 406. S. 2. Mémoire sur les forges du Département de la Côte d'or; par le Cit. Guirandet, Préfet de ce Département. Paris, au bureau des Annales de Statistique. An. X. 1802. 32 S. in 8. 3. Blicke auf Südpreußen, vor und nach dem Jahr 1793. von J. F. Struenſee, K. P. Oberaccise- und Zollrath. Sämtlichen Gutsbeſitzern Südpreußens gewidmet. 8. Poſen 1801. 4. Neue chemiſche Erfindungen für Fabriken und Manufakturen, nebſt Vorſchlägen zur Verbeſſerung verſchiedener Fabrikarbeiten, von J. W. C. Fiſcher Wien. 1802. 5. Politiſcher Verſuch über den Handel Portugals und ſeiner Kolonien, von Jozo Joaquim da Cunha do Azeredo Coutinho, Biſchof von Fernambuk und Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Liſſabon. Aus dem Portugieſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet von D. Karl Murhard. 8. Hamburg 1801. 6. Neue Organiſation der Reichspoſten, aus der Briefſtaſche eines Flüchtlings, mit einer Eintheilungs-Charte. 8. Mannheim, in Kommiſſion bei F. Kaufmann, 1802. V. Correſpondenz und vermiſchte Nachrichten. 1. Handels-Nachrichten aus Wien. 2. Neue Einrichtung der Handels-Gerichte in Frankreich. 3. Geheime Supplement-Artikel zu dem Ruſſiſch-Engliſchen Handelsvertrage vom 7. Jun. 1801. 4. Collins neuerfundenes Pelogoſcop. 5 Neue Zollwaaren-Depots in den engliſchen Häfen. 6. Aldersons neue Handelsſchulen in Hull. 7. Ausſichten für den Handel von Antwerpen. 8. Schiffarth von Kronſtadt. 9. Fernere Handels-Notizen vom ſchwarzen Meere. 10. Falſche engliſche Banknoten, Staatspapiere und falſches Silbergeld. 11. Realiſirung der Schwediſchen Reichs-Schuldzeddel. 12. Neue Ruſſiſche Entdeckungsreiſe. 13. Franzöſiſche neue Zoll-Bureaux an der Gränze von Teutſchland. 14. Neu projektirter Krakauer Handels-Kanal. 15. Kurze Handels-Notizen.

Weimar, d. 10. März 1803.

J. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

HROSWITHA

Gen. d'orth. imenaus.

Der Neue

Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1803.

I.

Von Gleim und an Gleim.

Vorwort.

Als der ehrwürdige Gleim den 2ten April 1797 ſeinen Geburtstag feierte, brachte der erleſene Muſenkreis, den Vater Gleim faſt täglich im freundlichen Halberſtadt um ſich herum verſammelte, damals, wo alles Xenien machte, Gleim, dem Stifts- und Muſenjubelar, auch das erſte funfzig Xenien zur Morgengabe, Diſtichen, in deren jedem eine Lebens- oder Dichtermerkwürdigkeit des Greiſes bezeichnet wurde. Die lezten vier Diſtichen lauten dort ſo:

Deiner warten Tyrtäus, Horaz, Anakreon, Phädrus —
Denn der Kommenden viel ſprächen ſo vieles von Gleim!

Herzlichet harren Kleist und Lange, Bodmer und Sulzer,
Pyra, Karschin und Uz, Lessing und Ebert auf — Gleim!
Aber umsonst! Denn Herder und Voß, Wieland und Klopstock,
Wollen, und Eschenburg noch, mit dem Ers freuer sich freun!
Und mit ihnen in Süden und Osten und Norden und Westen
Gastlicher Fremdlinge viel, freundlicher Nachbarn noch mehr.

Doch der muntere Sänger selbst (Fischer, Rektor der Domschule) hat schon seit drei Jahren den Mund auf immer geschlossen, und seit dem 18ten Februar weilt auch der Jubelgreis und Oberalte der teutschen Dichter, Gleim, selbst nicht mehr unter uns. Der teutsche Merkur hatte seit seiner Entstehung an ihm einen geist- und gemüthvollen Förderer und Theilnehmer, und hofft, wo alle Gute und Edeln unsers teutschen Vaterlandes Choephoren seyn werden, mit seiner Todtenspende nicht auszubleiben. Denn diesem Sprößling aus alter Wurzel, diesem Mann und Menschen par excellence sollte jeder Teutsche, der seine Teutschheit nicht verwirkt haben will, so lange er lebt, wenigstens einmal im Jahre

ein frommes Todtenopfer bringen. Unterdessen mö-
gen einige seiner eigenen Nachtgedichte aus den letz-
ten zwei Sammlungen, die nur als Manuscripte
für seine Freunde gedruckt wurden *), zu uns, wie
leise Töne des Schwans, dessen Mitgenossenschaft im
Apollodienst Sokrates noch wenige Augenblicke vor
seinem Tode rühmt, herüberwehen. Zwei Dichter,
die Gleim auch als Menschen vorzüglich schätzte, mö-
gen dann die Antiphone singen, wobei nur zu bemer-
ken ist, daß Hrn. Falks Geburtstagsweihe ihm vor
fünf Jahren zugleich mit einer neuen Ausgabe seines
Gedichts: die Helden, überschickt wurde.

*) Nachtgedichte im Frühjahr und Sommer 1802. Nachtgedichte, nannte er sie in doppelter Bedeutung. Denn er fand sie, wenn der holde Schlummer auf sein Flehen um Mitternacht nicht mehr hörte, und als Blindheit keinen Tag mehr für ihn im Osten sich röthen ließ.

zu beruhigen, welche ſich, nicht ohne Grund, beredet haben, daß ich kein Schriftſteller nach der Uhr ſey. Meine dermalige Beſtimmung und Umſtände ſind bekannt. Aber vielleicht iſt nicht allen, die mich leſen, gleich bekannt, daß **Agathon**, **Don Silvio** und **Muſarion** zu einer Zeit geſchrieben worden, da die Canzley der löblichen, damals ziemlich unruhigen, Reichsſtadt B*** auf meinen ſchwachen Schultern lag. Dem ungeachtet wurden meine Herren und Obern ſo wenig von den Arbeiten meiner Nebenſtunden gewahr, daß einige von Ihnen erſt zu Wien erfuhren, daß ich ein Schriftſteller ſey. Ich war damals weit entfernt ſo einſam zu ſeyn, als mein Freund **Zimmermann** aus gewiſſen vermeynten Aehnlichkeiten der Stadt **Abdera** mit der Stadt *** geſchloſſen hat: und wenn ich an alle die Zerſtreuungen zurück denke, welche mir den größten Theil meiner Nebenſtunden raubten, ſo begreiffe ich ſelbſt beynahe eben ſo wenig von der Sache, als meine lieben Mitbürger. Wie dem auch geweſen ſeyn mag, dies iſt gewiß, daß ich mich zwar nicht anheiſchig mache etwas witziges, geſchweige deſſen viel, zu

1.

Nachtgedichte von Gleim.

Die Duldung und die Liebe.

Die Duldung und die Liebe ſtanden,
Wie liebe Schweſtern Hand in Hand,
Und ſprachen von Geſellſchafts-Banden,
Geknüpft an Gott und Vaterland.

Die Duldung ſagte zu der Liebe:
„Du geh'ſt zu weit, du willſt ja wohl,
„Daß ich die Mörder und die Diebe,
„Wie gute Menſchen dulden ſoll?“

„Ich weiß, daß ich nichts Böſes thue,
„Wie du, hab' ich die Menſchen lieb;
„Iſt aber der, der mir die Ruhe
„Der Seele ſtielt, nicht auch ein Dieb?“

Das Hüttchen.

Das Hüttchen iſt kein Hüttchen mehr,
Iſt eine dunkle Felſen-Höhle;
Der alte Hüttner ſizt in ihr
Mit ſtorumhangner Seele.

In einem Winkel ſizt der Gram,
Daß Teutſchlands Feinde nehmen,
Was nehmbar iſt; darüber will
Er ſich zu Tode grämen.

Die Freundſchaft iſt aus ihm geflohn.
Die liebe, kleine, muntre Freude
Floh bald ihr nach. Die Parze ſpinnt
Nicht einen Tag von Seide.

Ein Todesgedanke.

Bald wird der Leib als Leiche liegen,
Die Mutter Erde nimmt ihn auf,
Die Seele wird zur Sonne fliegen *).
Und ihren zweiten Lebenslauf
Wird Gott auf ihr zum erſten fügen.

An den Mond.

Du ſcheineſt, ſagt man, lieber Mond!
Ach! wenn auf dir ein Blinder wohnt,
Ein armer Blinder, welcher dir,
Auch Lieder ſingt, auch Klagelieder,

*) Die Sonne hielt der Verfaſſer für den Himmel der um ſie der ſtehenden und von ihr Licht und Leben empfangenden Planeten.

So grüß' ihn, wir sind Brüder; —
So grüß' ihn schön vor mir.

Als ich noch deine Scheine sah
Und einer mich am Pulte, da
War ein' Nacht noch schön;
Da sah' ich deine milde Stralen
Die Scheiben auf den Boden malen,
Ach, da konnt' ich noch seh'n!

Nun aber wird die lange Nacht
In Finsternissen zugebracht,
Und auch der lange Tag.
In dieser Nacht, an diesem Tage,
Du lieber Mond! thu' nicht die Frage:
Ob ich noch leben mag?.

Der Blumenstreuer.

Eine Blume zu streuen aufs Grab der treuen Geliebten
Stand der zärtliche Hirt; konnte sie aber nicht streu'n.
Seiner Hand entfiel die Blume, die schönste der Rosen,
Von magnetischer Kraft ward sie gezogen ins Grab.

Grabschrift.

Wenn die Natur Ihn nicht verewigt, sagte die Muse,
So verewiget Ihn seine Geliebte, die Kunst!

2.

An Gleim.

Weihe.

Gleim, den mit Jubelsang die Nachwelt preist,
O du, des edeln Voß, des großen Kleist
Noch größrer Busenfreund, verzeihe,
Borussiens Tyrtäus, daß ich heut
Die edle Sitte der Vergangenheit
Mit freudiger Begeisterung erneue,
Daß ich von Wahrheit Dir und Herzlichkeit
Warm überströmende Gesänge weihe. —
Schön ist der Lorbeer, unvergänglich schön,
Womit auf Pindus waldbekränzten Höh'n
Die Charitinnen deine Schläf' umwanden;
Schön sind die Kränze der Unsterblichkeit,
Die dir Aesop, Anakreon geweiht,
Und immer schönere Blumen reiht,
Mit ihrem Liebling einverstanden,

Zu schönern Kränzen Dir die — Menschlichkeit.
Ja kehrte, von den Todten auferstanden,
Ein Timon, oder Diogen
In deine ländlich stille Hütte,
Und sähe dich gesellig in der Mitte
Der Charitinnen, Grazien,
Die leis' und magisch Dir den Zirkeltanz der Horen
Mit Jocus, Hand in Hand, beflügelten:
Er löschte seine Lamp' und rief', in Lust verloren:
„Hier ist ein Mensch." — Begrüßt ihr Grazien,
Begrüßt mit Melodien den Tag, der ihn geboren! —
Ach! ein Gedanke faßt mich, Gleim,
Mit stiller Wehmuth. Sieh, bald gehst du heim
Von diesem lärmenden Theater,
Heim zu des Friedens Heimath. Ach! mein Vater,
Mein Stolz, mein Trost, mein edler trauter Gleim,
Mir bricht das Herz und meine Thränen rinnen.
Der Orcus, meinem Jammer taub,
Und taub dem Gram der Charitinnen
Reißt unaufhaltsam Dich von hinnen!
O führt mich hin! — Wo ruht der heilige Dichterstaub? —
Daß auf sein Grabmal ich mich setze,
Daß ich den heiligen Dichterstaub,
Mit heißem Thränenstrome netze. —
Doch still mein Herz, noch sind wir ja vereint,
Noch darfst du laut an seinem Herzen schlagen:

Ich will es ſtolz der ſpäten Nachwelt ſagen:
Gleim war mein Vater, war mein Freund!

Falk.

Den Manen Gleim's.

Nennt man Homer's und Oſſian's Genoſſen,
Von deren Lippen Honigſeim
Und Nektar oft in weiſen Lehren floſſen,
Nennt man auch einſt den alten Gleim.

Froh war als Greis, wie es der Mann geweſen,
Der Harfner mit dem Silberhaar;
Und ſein Geſicht ließ ſeine Seele leſen,
Die hier ſchon in Verklärung war.

Der Neſtor ſah in vielen, vielen Jahren
Geſchlechter, Könige zum Ziel
In Pomp und Schlacht vor ſich vorüber fahren,
Und zählte, wer hier ſtand, hier fiel.

Hoch ſtieg der Ruhm von ſeines Königs Heere,
Das in dem Sturm die Feinde ſchlug;
In Gleims Gedicht lebt ihre Heldenehre,
Der ſie entglüht zur Nachwelt trug.

Er ſammelte mit Weisheit jede Blüte
Und flocht ſie ſinnreich in den Kranz,
Und reicht' ihn dann mit Freundlichkeit und Güte
Dem Freund zum muntern Reihentanz

Anakreon ſang nicht mit höherm Feuer
Vom Seelenrauſch in Lieb' und Wein;
Und Keines Geiſt war der Betäubung freier,
So ſchön ätheriſch und ſo rein.

Hört erſt den Spruch, vermeßne Splitterrichter;
Der Mäonide Klopſtock nennt
Den Sänger den undurſtigſten der Dichter,
Die er am ganzen Pindus kennt.

Und jedem Wort, das nicht von keuſchen Ohren
Ein ächtes Bürgerrecht bekam,
Hatt' er mit Zorn den Untergang geſchworen,
Und ſchalt, wer dann in Schutz es nahm.

Brecht, denn ihr thuts, ob dem was er geſungen
Mit euerm Kritlertadel los.
Dem Größten iſt nicht jedes Lied gelungen;
Sein reiner Menſchenwerth war groß.

Man wird noch oft im Kreiſe ſchöner Seelen,
Die ſtill und ernſt ihn handeln ſah'n,

Tief, tief herauf der Reihe nach erzählen,
Was einſt der alte Mann gethan.

Ich ſchreibe ſtolz der Liſte der Verehrer
Des Mannes meinen Namen ein:
Er war mein Freund, mein Vater und mein Leh-
rer;
Und ſoll als Menſch mein Muſter ſeyn.

Fragt nicht, wie oft der Unterſucher fehlte;
Des Menſchen Handlung iſt die Saat.
Die Wage deß, der unſre Stunden zählte,
Wiegt leicht das Wort, und ſchwer die That.

Ich dacht' an ihn, als über Wolkenſitzen
Ich an des Aetna Hölle ſtand;
An ihn, als ich mich durch die Felſenſpitzen
Am Schneehaupt des Adula wand.

Der Lenz beginnt, bald hofft' ich ihn zu ſehen,
Den blinden Seher, der mir rief;
Da hört' ich Nachts die Trauerbotſchaft wehen,
Daß er den Schlaf hinüber ſchlief.

Als rauſchte mir ſein Fittich aus der Ferne,
Sah in die Welten ich empor;
Einſt ſuch' ich dich auf deinem Stralenſterne,
Und finde mehr als ich verlor.

Ein Andrer mag als Dichter höher fliegen,
Als seine heitre Muse stieg;
Wird Einer ihn an Tugend überwiegen?
Und dieses ist der schönre Sieg.

Wenn ich als Greis am Knotenstocke wanke,
Zurück und vorwärts blicke, giebt
Mir Jugendfreude der Gedanke,
Daß Gleim und Weiße mich geliebt.

Seume.

II.

Probe einer italiänischen Uebersetzung von Göthens Herrmann und Dorothea.

Hn. Jagemann's Verdienste um die Verbreitung der italiänischen Literatur in Teutschland sind allgemein anerkannt. Fast mit jedem Jahre erwirbt sich der würdige Greis durch Herausgabe italiänischer Klassiker und Bearbeitung neuer Hülfsmittel, oder durch Verbesserung und Vervollkommnung der schon vorhandenen, neue Ansprüche auf die Dankbarkeit und Achtung aller Toskanophilen *). Einen

*) Das Neueste, was wir ihm verdanken, sind Lettere familiari di Torquato Tasso — in Lipsia per Angu-

neuen frischsprossenden Zweig band er sich zu seinem Kranz durch eine geistreiche, dem dichterischen Stil und Geschmack der Italiäner angemessene, folglich freie Uebersetzung von Herrmann und Dorothea in reimlose eilfsylbige Verse. Ich hoffe daher den Liebhabern der italiänischen Literatur, die sich in unserm Vaterlande ansehnlich vermehrt haben, ein wahres Vergnügen zu machen, wenn ich ihnen eine mir freundschaftlich vergönnte Probe daraus hier mittheile. Ich kann dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß die ganze Uebersetzung, welche an Füllung, Rundung und Reinheit einem Toskanischen Originalwerke gleicht, und unter den Lesebüchern poetischen Inhalts auch in Teutschland selbst eine ehrenvolle Stelle einzunehmen verdiente, bald einen wackern Verleger finden möge, der ihm auch im Aeussern eine gefällige Gestalt zu geben Lust hätte. Die Probe ist der Anfang des sechsten Gesangs (Klio)

ato Schumann 1803. 8. welche er (245 an der Zahl) auf Verlangen des Verlegers mit historischen Anmerkungen, die Personen, an welche die Briefe geschrieben sind, und des Tasso Werke und Schicksale betreffend, erläutert, und mit einer chronologischen Tafel der Hauptepochen des mühseligen Lebens des großen Dichters begleitet hat. Die zahlreichen Noten beweisen die vertraute Bekanntschaft des Herausgebers mit der gleichzeitigen Literatur. Mit solchen Aufklärungen wird man diese klassische Briefe nicht ohne wahren Nutzen für Sprach- und Sachkenntniß lesen.

B.

ſchreiben: Aber (wenn ich anders das, was einige meinen Genie oder meine Laune zu nennen belieben, recht kenne:) ſo werden die Leſer des Merkurs (ſie müßten denn nur Trauben von den Dornen und Feigen von den Diſteln leſen wollen) noch ganz erträglich mit dem Herausgeber zufrieden ſeyn.

Weſſen man ſich zu den ſogenannten Recenſionen im Merkur verſehen könne, wird erhellen, wenn ich verſichre, daß ich und meine Conföderierten einen Bund geſchworen haben, nicht etwann — daß niemand Verſtand haben ſoll als wir und unſre Freunde — ſondern, daß wir der Wahrheit und Pop's Eſſay on Criticiſm getreu bleiben wollen, es entſtehe daraus was entſtehen kan. Wir werden in unſern Urtheilen ſo beſcheiden ſeyn, als ob wir — keine Kunſtrichter wären, und ſo aufrichtig, daß die Autoren, deren Werke in vicum vendentem thus et odores gehören, ſich ärger vor dem Merkur fürchten ſollen, als die Bedienten im Geſpenſt mit der Trommel vor dem verkappten Zauberer. Doch dies iſt gerade die Claſſe, die am wenigſten von

uns

wo der Richter der ausgewanderten Gemeinde die Uebel schildert, die sie zu Anfang der Revolution in ihrer Heimath erduldeten.

O.

Vago il Curato di saper del popol
Fuoruscito i disastri, e del ramingo
Andare il tempo, al savio Giusdicente
Ragguaglio ne richiede, il qual cortese
Gli disse: I nostri guaj non son di fresco
Avvenuti; che abbiam votato tutto
Quanto l'amaro calice degli anni
Passati; e quel che più ci duol, deluse
Vedemmo tutte le speranze nostre.
Al primo comparir del Sol novello,
Col qual dovea nascer' uguaglianza
De' diritti e ranghi, e nobil libertade,
Il cuor d'ognun sentissi sollevato
Dalla speranza, di godersi ormai
Senza soggezion, del viver suo.
Le servili ritorte di parecchi
Paesi, impostevi da mani ingorde
Ed infingarde, già pareau sciorsi.
E qual de' popoli in que' tetri giorni
Non tenea rivolti i lumi a quella
Cittade, da gran tempo riputata

Capitale del mondo, or più che mai
Di tal' onore degna? Fra le stelle
Chi non ponea i nomi' de' primieri
Promotori de' nuovi dritti al pari
De' sommi ingenj? A chi non crebbe in petto
Entusiasmo, e del parlar franchezza?
Tra' popoli vicin noi fummo i primi
Da tal mania fortemente presi.

Nacque intanto la guerra, e squadre armate
De' Franchi con amico sembiante
Si appressavan; nè allor smentivan quello
Con opre ostil, ma dal commun furore
Di libertà invasati l'arbor di essa
Piantavan lieti, promettendo a tutti
Sicurtà de' lor beni, e proprie leggi.
Ebbri di gioia e giovani e canuti
Entran con essi a gara in lievi danze
Attorno a' nuovi segni tripudiando.
Così da traboccante forza i Franchi
Sostenuti incontravan tosto il gentil
Del maschio sesso col brillante brio,
E quello delle donne col zimbello
Irresistibil de' leggiadri modi.
Fino il gravante peso della guerra

Dispendiosa a noi parea lieve
Dalla speme delusi, che celando
A nostri guardi l'avvenire, a nuove
Luminose carriere ci rivolse,

Qual fidanzata coppia di felici
Amanti in feste e danze attende il giorno
Prescritto all' imeneo, tal' e più
Lieti passammo i giorni, mentre il sommo
Ben, che uom sognarsi possa, ci parea
Porger le mani, e scior la lingua a tutti;
Giacchè dall' entusiasmo presi a vecchi
E giovani arringavano eloquenti.

Ma turbossi ben presto il ciel. Corrotta
Razza di gente, indegna di por mano
Ad ovra gloriosa, che il primato
Brigavano, non pur tra lor macello
Fer l'un dell' altro, ma i paesi ancora
Affratellati a mani ingordo e vili
Dierono in preda. Del governo i capi
Fino a' piu bassi sgherri crapolando
Rubaron le sostanze nostre, quegli
All' ingrosso, e quest' altri più a minuto,
E parean d'accordo, d' ingoiare
Tutti gli averi nostri in pochi giorni.
Si aggiunse stento a stento; nè fu mai

Tregua

Tregua dell' angherie; ed i tiranni
Giornalieri si mostravan sordi
A' pianti. Fino i più posati petti
Inferociti dal furor, giuravan
Cruda vendetta de' sofferti danni,
E dell' alte speranze lor tradite.

Volge frattanto la fortuna ai Franchi
Le spalle, ed a sforzato marcie fuggon
Essi davanti all' arme vincitrici
De' Germani. Ora si, che della guerra
Il tristo genio conoscemmo a pieno!
Di animo grande e buono si dimostra
Il vincitor, clemenza usando al vinto
Quasi chè suo, che a nutrirlo serva,
E degli averi suoi gli faccia parte;
Ma il fuggiasco, che il ferro ostil si sento
A' fianchi, fassi beffe d'ogni legge,
Sol di scansar la morte, e di dar guasto
Alle sostanze altrui intento, come
Disperato furor glielo detta.
Non havvi cosa sacrosanta tanto,
Che delle man rapaci di esso sia
Al coperto. Egli con sfrenata e sozza
Libidine fo vile forza al sesso
Imbecille, e vedendosi la morte
Da per tutto alle coste, si consola

Di esalar l'anima fra strage e pianti.
Indi i nostri a furor sommossi all' arme
Dier man, per vendicarsi de' sofferti
Mali, e far schermo al resto degli averi,
Dall' affrettata fuga, dal pallore
E spavento in sul viso di fuggiaschi
Dipinto, e dal continovo sonarsi
A stormo incorraggiti, i gran perigli
Che a loro sovrastavan, dispregeando.
Cangiansi in un istante del pacato
Coltivator gli arnesi in micidiali
Arme; grondan di sangue le fenoje
Falci, e i biforchi, e sen fa crudo strazio
De' franchi, or combattendogli da bravi,
Or scannandogli a vile tradimento,
Nè accordando perdono a chi che sia.

III.

Deutschland's Dichterinnen.

Musae sunt generis muliebris.

Owen.

Es ist ohne Widerrede, daß Teutschland an philosophischen Schriftstellerinnen noch immer dem

Auslande, namentlich unſern nunmehrigen Nachbarn am Rheine, nachſteht; allein ſeit die vaterländiſche Poeſie die Namen einer La Roche, Emilie, Eliſe, Caroline Rudolphi, v. Wohlzogen, v. Imhof, Mereau, Unger, Brun, Pichler, Gabriele, Vieth, u. ſ. w. feiert, können ſich unſere Dichterinnen, ſowohl ihrer Zahl als Vortrefflichkeit nach, mit denen aller auswärtigen Nationen vollkommen meſſen. In einer ſolchen Zeit kann es nicht unintereſſant ſeyn, einen Rückblick auf die Vorzeit zu werfen, und einen Verſuch zu einem hiſtoriſchen Tableau der ſämmtlichen Dichterinnen Teutſchlands, ſeit dem die Teutſchen überhaupt eine Literatur haben, zu machen. Die lebenden arbeiten ihren künftigen Biographen noch vor. Ueber die verſtorbenen aber, werden folgende literariſche Notizen die in den Stand ſetzen, eine weitere Ausführung unternehmen zu können, nicht unwillkommen ſeyn, wobei jedoch der Mittheiler nicht unterlaſſen kann, den Wunſch zu äußern daß dieſer Gegenſtand einen weiblichen Geſchichtſchreiber finden möchte; denn es darf wol nicht erſt hier auseinander geſetzt werden, wie viel dadurch für die Wahrheit und Eigenthümlichkeit ſolcher Karakteriſtiken gewonnen werden könnte.

Die Anführerin des ganzen Chors macht die weltbekannte Hroswitha, als die erſte aller Dichterinnen Teutſchlands, wenn ſchon nicht in teutſcher Sprache. Ihr eigentlicher Name iſt Helena von Roſſow (Roßweide); ſie blühte um das Jahr 950, und war Nonne in dem berühmten Kloſter zu Gandersheim, das im Anfang des verfloßnen Jahrhunderts ſeinen eignen Annalen chreiber erhielt: Joh. Georg Leukfeld, Antiquitates Gandersheimenses, Wolfenbüttel 1709. Der Verfaſſer rühmt dieſes Kloſter überhaupt als einen beſondern Sitz ſeltner weiblicher Gelehrſamkeit und Schriftſtellerey. „So wie die Stifter „und Klöſter, ſagt er, nicht dazu da ſind, daß Müßig„gänger das Stiftsbrod mit Sünden eſſen ſollen, ſo „hat auch am fürnehmbſten Gandersheim, wie an „Alter und Würde auch den beſondern Ruhm und „Vorzug gehabt, daß darin größtentheils verſtän„dige und dabei in den Sprachen und Künſten ge„lehrte Lehrmeiſterinnen und Anführerinnen gewe„ſen, welche die jungen aus königlichem, fürſtlichem „und edelm Geblüte entſproſſenen Princeſſinnen und „Fräulein, ſo in dieſem Stifte ſich aufgehalten, bei„des, in Sitten als Wiſſenſchaften unterrichtet, und „gleich denen jungen Studenten zu einer wohlgefälli„gen Erudition gebracht, daß ſie nicht allein andre „wieder unterweiſen, ſondern auch in der römiſchen

„Sprache einige Bücher ſchreiben können, wobei „ihnen auch, welches was ſeltſames vor die meiſte „römiſche Cleriſey war, die griechiſche Sprache „ſo bekannt und geläufig geweſen, daß ſie in ſolcher „jederzeit zur heil. Pfingſtzeit ihren Meß- und Kir„chendienſt gehalten haben.“ — Im 24ſten Kapitel dieſes Werkes hat der Verfaſſer beſonders von der Hroswitha gehandelt, und uns zugleich ein Bildniß von ihr bewahrt *). — Ueber ihre Herkunft iſt nichts Zuverläßiges bekannt geworden. Fälſchlich gibt ſie der Engländer Lawrence Humfred für ſeine Landsmännin, für eine Tochter des Königs Hederich von Northumbrien aus. Eben ſo fabelhaft iſt die Sage einer alten Chronik, der zufolge ſie eine griechiſche Prinzeſſin geweſen ſeyn ſoll. Vielleicht gehörte ſie, wie Einige ſchon haben darthun wollen, zu der noch jezt in der Mark bekannten adlichen Familie von Roſſow. Wenigſtens war ſie zuverläſſig eine Teutſche. — Aus der Vorrede zu ihrer Geſchichte der Jungfrau Maria wird es beweislich, daß ſie nicht eine Kammerzofe, wie einige wollen, ſondern Monialis und Lehrerin in Gandersheim war, wo ſie den Un-

*) Ihr Porträt iſt dieſem Stücke als Titelkupfer des erſten Bandes des diesjährigen Merkurs vorgeſezt worden. B.

terricht der Aebtiſſin Gerburgis genoſſen hatte, die ſie auch zuerſt zur Schriftſtellerei bewogen haben ſoll. Sie ſchrieb: 1) ein *Carmen de gestis Ottonis magni.* Siehe darüber *Just. Reuberi* scriptt. rer. germ. Tom. I. pag. 705. — 2) eine Abhandlung de *constructione coenobii Gandersheimensis*, die in Leukfelds genanntem Werke, und in Leibnitz scriptt. rer. Brunsv. Tom. II. p. 319 erörtert wird. — 3) Sechs Schauſpiele: Gallicanus; Dulcitius; Callimachus; Abraham; Paphnutius; Fides, spes et charitas. Sie verfertigte ſie, wie ſie ſagt, zur Erbauung ihrer Kloſterſchweſtern, und ahmte darin vorzüglich dem Terenz nach. Gottſched hat in ſeinem Vorrath zur Geſchichte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt Inhaltsanzeigen und Ueberſetzungen einzelner Stücke daraus gegeben. — Noch finden ſich auf der Bibliothek zu St. Emeran in Regensburg, in einer Membrane des 12ten Jahrhunderts in 4to: *Opera Hroswithae varia* in lateiniſchen Verſen. Darunter befindet ſich noch ein erzählendes Gedicht: Historia nativitatis Mariae. Vgl. Gerken's Reiſen, 2ter Theil, S. 101. — Die erſte Ausgabe ihrer ſämmtlichen Werke beſorgte Conrad Celtes, Nürnberg 1501. fol. — Die neueſte iſt von Heinrich Leonhard Schurzfleiſch. Viteberg. 1707. 4.

Nach der Hroswitha erſcheint bis in das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts hinauf eine ziemlich unbedeutende Reihe von poetiſchen Schriftſtellerinnen, die wir hier nur ihrem Namen nach aufführen wollen. Es ſind: Maria Windsbeck, ſtarb 1198. — Magdalena Heymair, ſt. 1580. — Eliſe von Below, ſt. 1599. — Helene Maria Walker von Wallenfels, ſt. 1607. — Dorothea Eleonore von Roſenthal, ſtarb 1649. — Katharina Regina von Greiſenberg, ſt. 1686. — Gertrude Moller, geborne Eyffler, ſt. 1688. — Nachrichten über ſie, wie über mehrere der folgenden, finden ſich in Lehm's Teutſchlands galanten Poetinnen, Frankf. 1715. 8. — Chr. Franz Paulini, das gelehrte teutſche Frauenzimmer, ebendaſ. 1705. 8. — Joh. Gerh. Meuſchen Schauplatz der gelehrten Damen. Jena 1706. 8. — Joh. Caſpar Ebert's eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers, Frkf. 1706. 8. — Das galante Sachſen, Frkf. 1739. 5 Th. 8. — Epheu's weibliche Biographie; Meiſters Charakteriſtiken; in Hambergers gelehrtem Teutſchland; Schmidts teutſcher Geſchichte, und Sulzers Theorie der ſchönen Künſte. —

Sibylla Schwarz zeichnet ſich für ihr Zeitalter bedeutend aus. Sie war 1621 zu Greifs-

uns zu beſorgen hat. Nur gute Schriftſteller verdienen eine ſcharfe Beurtheilung, denn an ihnen iſt alles, bis auf die Fehler ſelbſt, merkwürdig und unterrichtend.

Unſer Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der ſich zu belehren ſucht, als den herriſchen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richterſprüche wie Orakel von ſich giebt. Man wird uns anſehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken; daß wir die letztern nicht mühſam ſuchen, aber uns eben ſo wenig ſcheuen, ſie anzuhalten, wenn ſie uns aufſtoſſen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritiſchen Heroſtraten, welche, aus Verzweiflung ſich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Muſen und der Grazien in Brand zu ſtecken verſuchen, und zufrieden ſind, daß man das ſchlimmſte von ihnen ſpreche, wenn ſie nur erhalten können, daß von ihnen geſprochen wird. Wir ſind uns bewußt, daß nichts als die Schranken unſrer Einſichten uns verhindern könnte, allezeit gerecht zu ſeyn: aber eben darum werden wir über nichts urtheilen, das wir

nicht

walde geboren, die Tochter des daſigen geheimen Landraths Chriſtian Schwarz. Schon 1633 ſtarb ſie, in einem Alter von 17 Jahren, zu früh für die ſchönen Hoffnungen, die ſie ihren Zeitgenoſſen als eine Dichterin von wirklich ſeltnem Genie erregt hatte. Außer einem Trauerſpiel, das ſie in Beziehung auf die Einäſcherung der Stadt Fretov ſchrieb, hat man von ihr eine Sammlung von einzelnen Gedichten, die ihr Lehrer Sam. Gerlach zu Danzig in 2 Bänden in 4to im Jahr 1650 herausgegeben hat; und wobei ſich zugleich zwei ſchöne Bildniſſe der Dichterin von Sandrart befinden. Das früheſte dieſer Gedichte iſt vom 9ten Febr. 1634 datirt. Nimmt man Rückſicht auf dieſe ihre Jugend und ihren frühen Tod, der ihre Anlagen nicht zur vollſtändigen Entwickelung kommen ließ, ſo muß nothwendig mancher Vorwurf verſchwinden, den ihr die Kritik ſonſt machen dürfte. Bevor man über ihre Inkorrektheit den Stab bricht, ſollte man beherzigen, was der ſo redliche Herausgeber ihrer Gedichte in ſeiner Vorrede zum 2ten Theil zu ihrer Rechtfertigung vorbringt: „Du wolleſt dasjenige, ſagt er zum Leſer, „was dir nicht gefällt, teils ihren noch ſehr „jungen und ſchwachen Jahren, teils ihrem weiblichen Geſchlechte, teils auch den luſtigen Einfällen „und der poetiſchen Geiſtern ziemlich zugelaßnen „Freiheit wohlmeinend zuſchreiben. Sind aber die

„Verſe an ſich zu ſchlecht, zu unverſtändlich, zu un-
„ordentlich; ſo erwäge wiederum ihre Jugend und
„Geſchlecht, wie auch ihres Vaterlandes Ausſprache,
„und ſonderlich kaß zu ihrer Zeit, vohr 12, 16, 18
„und mehr Jahren weder die teutſche Poeſy,
„noch ihre Schreibrichtigkeit ſo vollkommen als
„nuhn (1650) geweſen.“ — Unter ſolchen Bedin-
gungen kann dieſe Sybille Schwarz, ihrer ſpä-
tern Namens- und Kunſtgenoſſin, der Sophie
Schwarz, billig an die Seite geſezt werden. We-
nigſtens iſt dieſe eben ſo ſehr über die Gebühr ver-
göttert, als jene über alle Billigkeit vergeſſen wor-
den. Nachrichten von ihr gibt das genannte Werk
von Lehm, S. 219-225, und Morhofs Un-
terricht von der teutſchen Poeſie und Sprache, S.
398. ff.

Anna Owena Hoyers, geborne Owe-
nus, wurde 1584 zu Eyderſtett, im Holſteini-
ſchen geboren, und 1599 mit dem dortigen Landvoigt
Hermann Hoyers vermählt, welcher 1622 ſtarb.
Nach deſſen Tode wurde ſie eine eifrige Anhängerin
des Weigelianiſchen Paracelſiſchen Schwärmers Ni-
col. Tettingen, und mußte wegen ihrer heftigen
Satiren gegen die Geiſtlichkeit nach Weſterwig in
Gothland flüchten, wo ſie 1648 ſtarb. — Ihre geiſt-
lichen und weltlichen Gedichte erſchienen in Amſter-

dam bei den Elzevieren 1630. 12. Vgl. über sie Lehm, S. 85-87, und Joh. Henr. Feustking Gynaeceum haeretico-fanaticum. Leipz. 1704. 8. pag. 256-361.

Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, älteste Tochter Friedrich Heinrichs, Prinzen von Oranien, geboren im Haag am 17ten Novembr. 1627, die erste Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelms, mit dem sie seit dem 27sten Nov. 1646. vermählt war. Sie starb zu Cölln an der Spree am 8ten Jun. 1667. Sie glänzt vorzüglich unter der herrlichen Reihe fürstlicher Frauen, die das Haus Brandenburg von jeher vor andern Fürstenhäusern Europens so ruhmvoll auszeichneten. Aber auch als Dichterin hat sie sich in der Geschichte ein Denkmal gesetzt. Wir haben zwar nur vier, aber vortreffliche Lieder von ihr, die um so bewundernswürdiger sind, wenn man bedenkt, daß sie eine geborne Holländerin war, von der es sich kaum ahnden läßt, daß sie es in der hochteutschen Sprache je so weit habe bringen können, um in derselben solche Lieder zu dichten. — Vgl. von Baczko preußische Geschichte, und Kirchner's Schlußanmerkungen zu Grischow's Nachrichten von ältern und neuern Liederverfassern.

Ludämilia Eliſabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolſtadt, Tochter des Grafen Ludwig Günther, geb. 1640, ſtarb 1672 als Braut. Ihre Stimme der Freundin, Rudolſt. 16 7. 12. enthält 207 geiſtliche Lieder. Ausführliche Nachricht über ſie gibt Joh. Friedr. Trebers Geſchlechts- und Landesbeſchreibung des Hauſes Schwarzburg S. 60, und Wetzels Lebensbeſchreibung, 2ter Th. S. 92 ff.

Anna Maria von Schurmann, geboren zu Kölln 1607, ſtarb unverehlicht im Jahr 1678 zu Wiewerden, einem Ritterſitz in Weſtfriesland bei Leuwaarden. Sie iſt ſehr bekannt als eine ausgezeichnete Sprachgelehrte und ungemein eifrige Anhängerin des berüchtigten Johannes de la Badie. Ihr Andenken iſt erſt kürzlich wieder im N. teutſchen Merkur. Jahrg. 1797. S. 84-88, und 163-181 erneuert worden. Hier wird ſie wegen ihrer lateiniſchen Gedichte genannt, die in ihren *Opuscul. hebr. graec. lat. gall. pros. et metr. cum praef. Frid. Spanhemii.* (Lugd. Bat. 1648. u. 1652. 8.) geſammelt ſtehen. Die neueſte Ausgabe derſelben iſt von Traugott Dorothea Löber. Leipz. 1749. 8. — Außer jenen Aufſätzen im Merkur iſt noch zu vergleichen: Lehm, S. 194 ff. Niceron 21ſter Theil, pag. 12 ſq. *Molleri* Cim-

bria literata. T. 2. p. 805 - 817. *Descamps* la vie des peintres flamands allemands et hollandais. Par. 1754. 2 Th. 8. und die Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens im 2ten Band, S. 47 - 64.

Sybilla Schuſter beſchließt die Reihe der teutſchen Dichterinnen im 17ten Jahrhundert. Sie war die Frau eines gleichnamigen Predigers im Wirtembergiſchen, und ſtarb um das Jahr 1695. Man hat von ihr ein poetiſches Werk in einem ſehr vielartigen Metrum, unter dem Titel: Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes. Es iſt herausgekommen zu Oettingen 1685. 12.

Die bekannte Chriſtiane Marianne von Ziegler, geborne Romanus, ſtarb 1752. Seit 1731 war ſie Wittwe und Mitglied der teutſchen Geſellſchaft zu Leipzig. Sie ſchrieb: Verſuche in ungebundner Schreibart. Leipz. 1729. 2 Th. 8., und: Vermiſchte Schriften. Göttingen 1739. 8., die meiſt Cantaten und Schäfergedichte enthalten. Sie hinterließ eine Schilderung von ſich ſelbſt, die ſich in Gieſecke's Beiträgen zur Belehrung und Unterhaltung, Band 2, Seite 40. ff. findet.

Margaretha Klopſtock, ſtarb 1758. Sie ſchrieb vornehmlich ein Trauerſpiel: Der Tod Abel's. Ihre hinterlaſſenen Schriften, herausgegeben von J. G. Klopſtock, ſind zu Hamburg 1759 in einem Octavband erſchienen.

Louiſe Adelgunde Victorine Gottſched, geb. Kulmus, Gattin des genugſam bekannten Leipziger Profeſſors Gottſched, mit dem ſie ſeit 1735 vermählt war. Sie war geboren 1713 zu Danzig, und ſtarb 1762 zu Leipzig. Außer mehrern ſatyriſchen Gedichten hat ſie beſonders dramatiſche Werke geſchrieben. 1) Luſtſpiele: die Pietiſterey im Fiſchbein-Rock, Roſtock 1736. 8. (eine freie Nachahmung von Bougeant, la femme docteur). — Die ungleiche Heyrath, die Hausfranzöſin, und das Teſtament. (In der teutſchen Schaubühne 4. 5. u. 6ten Theil). 2) Trauerſpiele: Cato (nach Addiſon). Leipzig 1753. 8. Cornelia (nach Mlle. Barbier), Alzire (nach Voltaire) und Panthea, die gleichfalls in der teutſchen Schaubühne ſtehen. Vgl. über leztres Trauerſpiel J. J. Bodmer's Beurtheilung der Panthea eines ſogenannten Trauerſpiels, Zürch. 1746. 8. — Außerdem hat man noch von ihr eine Ausgabe ihrer ſämmtlichen kleinen Gedichte (Leipzig 1763. 8.), die ihr Mann beſorgte, der ihr auch das

ſelbſt ein „Ehrengedächtniß“ ſezte, das eine kurze Biographie von ihr enthält.

Dorothea Furk, geſtorben um das Jahr 1765. Man hat von ihr ein poetiſches Sendſchreiben an den Hrn. v. Haller. Göttingen 1754. 8.

Hedwig Louiſe von Pernet, geborne Frepin von Kemmete, ſtarb um 1780, und hinterließ: Verſuch in Fabeln, nebſt einem komiſchen Trauerſpiel in Verſen. Wien 1770. 8.

Johanna Charlotte Unzer, geborne Ziegler. Ihre Vaterſtadt war Halle, und ſie ſtarb in einem Alter von 58 Jahren 1752 zu Altona. Sie war eine kaiſerlich gekrönte Dichterin und Ehrenmitglied der teutſchen Geſellſchaften zu Göttingen und Braunſchweig. Von allem dem ließ ſich der Sänger des Neuen Amadis nicht abhalten, in der 4ten Stanze des erſten Geſanges deſſelben, mittelſt einer ſcherzhaften Abbreviatur ihres Namens; ſich über ſie luſtig zu machen. Ihr Verſuch in ſittlichen und zärtlichen Gedichten, (Halle 1754. 8.) war zu ſeiner Zeit ſehr beliebt und belobt, und iſt gegenwärtig wenigſtens noch nicht völlig vergeſſen.

Friederike Sophie Seyler, geborne Sparmann, geb. 1738 zu Hamburg, gestorben 1789. Diese berühmte Schauspielerin Teutschlands zeichnete sich auch in der dramatischen Dichtkunst aus. Von ihr sind die beiden Schauspiele: Die Familie auf dem Lande, Braunschw. 1770. 8., und: die zärtliche Mutter. Wien 1771. 8.

Anna Louise Karschin, geborne Durbach, die Tochter eines Gastwirths auf dem Hammer, einer kleinen Meyerei zwischen Züllichau, Schwiebus und Crossen, geb. 1722, gest. 1792 zu Berlin, wohin sie im Jahr 1760 durch den Baron Collwitz gekommen war, nachdem sie vorher seit 1755 in Grosglogau gelebt hatte. Da der Raum nicht erlaubt, ausführlich zu seyn, so ist diesem Namen hier nichts weiter hinzuzufügen, als eine vollständige Anzeige der Werke, die ihn tragen. — 1) Erzählende Gedichte: der Sieg des Königs bei Torgau Glogau 1760. 8. Romanzen in ihren neuen Gedichten. Leipz. 1772. 8. — 2) Lyrische Gedichte: Gesänge bei Gelegenheit der Feierlichkeiten Berlins, 1763. 8. Auserlesene Gedichte (durch Gleim besorgt). Berlin 1764. 8. Poetische Einfälle. Berlin 1764. 8. Oden, ebend. 1764. 8. — Versifizirtes Allerlei, ebendas. 1773. 8. Neue Gedichte. Leipz. 1772. 8.

Mehrere Lieder in Almanachen, z. B. in Schmids Alm. vom Jahr 1773. 5) Idyllen. Sie ſtehen in Klamer Schmidts Idyllen der Teutſchen. — Vgl. über ſie Meiſters Charakteriſtik, 2ter Band, S. 299 - 511. Wann werden wir doch eine vollſtändige Ausgabe ihrer ſämmtlichen Gedichte erhalten?

Neben ihr ſtehen als würdige Zeitgenoſſinnen die berühmte Sophie Schwarz, geb. Bekker, (ſtarb 1789), und die edle Gattin des Dichters von Göcking, geborne Vogel. Sie ſtarb 1781. Ihre Liebeslieder (die, mit dem Namen Nantchen unterzeichnet, in ihres Gatten Lieder zweier Liebenden, Leipz. 1779. 8. aufbewahrt ſind), machen ſie des Namens unſrer vaterländiſchen Sappho noch würdiger als die Karſchin. —

Im Jahr 1796 ſtarb Katharina II. Kaiſerin von Rußland. Es iſt genug, dieſe große Frau auch in dieſer Reihe genannt zu haben!

Die minder bedeutende Zahl der verſtorbenen deutſchen Dichterinnen des achtzehnten Jahr-

Jahrhunderts mag hier noch, doch nur ihrem Namen nach, aufgeführt stehen. Sie sind: Margaretha von Küntsch, starb 1717. — Henriette von Gersdorff, starb 1726. — Sidonia Zimmermann, starb 1740. — Anna Dorothea Lang, starb 1764. — Sophie Walther, geb. Ayrer, st. 1765. — Auguste Büsching, geb. Ditherg, st. 1777. — Sophie Charl. Seydel, st. 1778. — Magdalena Sybille Ringer, geb. Weißensee, st. 1786. — Marie Charlotte von Schenk, st. 1789.

Die neuerlichst verstorbene Dichterin Teutschlands ist die herrliche Gattin des Dichters Miosch (st. 1798.) Ihre Poesieen, die das Publikum durch die Hand ihres Mannes besizt, müssen jedes zartfühlende Herz ergreifen, weil sie wirkliche Poesien sind. Wie viel die Kunst durch ihren so frühen Tod verloren habe, wird uns dann erst recht begreiflich, wenn wir bedenken, in welcher Jugend sie schon diese sanfte Vollendung ihrer Natur erhielt, die sie als Weib so vorzüglich machte. Unter den Charakteristiken teutscher Dichterinnen dürfte die ihrige leicht die interessanteste werden. Wie wünschenswerth aber wäre es, daß wir sie von ihr

nicht verſtehen. Wir können uns zuweilen irren, aber wenigſtens werden wir alle mögliche Behutſamkeit anwenden, damit es nicht geſchehe. Kurz, wir wünſchen dem deutſchen Merkur das Anſehn des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, ſondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbeſtechlichkeit gegründet und ſo befeſtiget war, daß Götter ſelbſt kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor dieſem ehrwürdigen Senat entſcheiden zu laſſen.

Die gelehrte Republick in Deutſchland hat ſeit einiger Zeit die Geſtalt einer im Tumult entſtandnen Demokratie gewonnen, worinn ein jeder, den der Kitzel ſticht, oder der ſonſt nichts zu thun weiß, ſich zum Redner aufwirft, wohl oder übel über die Angelegenheiten des Staats ſpricht, und, wenn es nicht durch Verdienſte geſchehen kan, durch Ränke, Cabalen und verwegne Streiche, ſich wichtig zu machen ſucht. Man muß geſtehen, die Nachläßigkeit und nicht ſelten auch die Partheylichkeit, womit zuweilen die ordentlichen Richter ihr kritiſches Amt verwalten, giebt zu Beſchwehrden Anlaß, von welchen jene

ſelbſt beſitzen möchten, da es uns überhaupt ſo ſehr an weiblichen Lehrjahren fehlt, die, von ſolchen Charakteren dargeſtellt, der Kunſt wie der Pſychologie eine ganz neue Bereicherung geben müßten.

IV.

Ueber Naumann, den guten Menſchen und großen Künſtler.

(Beſchluß von S. 212.)

Die Zeit, wo ſich Naumanns ganze Seele mit ihren zarteſten Empfindungen und den Schätzen ihrer Erfahrungen aufſchloß, war Abends nach vollendetem Tagewerke am frugalen Abendmahl, wenn die holden Kinder ſchon ſchliefen, alſo des ſorgfältigen Vaters Aufmerkſamkeit nicht zerſtreuten. Im häuslichen Leben waren der höchſte Ordnungsgeiſt und redlicher Wahrheitsſinn ſeine ſtrengſten Forderungen. — Oft ſagte er: „Wo Wahrheit nicht die „Grundlage des Charakters und aller Handlungen iſt, „da traue man keinem Freunde, nicht einmal dem „Dienſtboten; ohne Wahrheit kann nie Ordnung „Statt finden, und Ordnung predigt die Natur! Durch

„Ordnung wird das Weltsyſtem erhalten; ohne dieſe „zerfällt jeder Staat, jeder Haushalt; und einzelne „Menſchen gehen im Wohlſtande und in der Moralität rückwärts, wenn nicht planmäßige Ordnung in „allem herrſcht.“ — Bei ihm war von der 7ten Morgenſtunde an, bis Abends um 11, jede Stunde ſo eingetheilt, daß man außerordentliche Fälle abgerechnet, mit Gewißheit ſagen konnte: ſo verbringt Naumann die ihm heilige Zeit. Einen Handwerker oder irgend Jemand, der mit ihm zu thun hatte, nur einen Augenblick warten zu laſſen, hielt er für einen Diebſtahl, der nicht zu erſetzen iſt! — „Wir müſſen Rechenſchaft von unſrer Zeit ablegen, hörte ich ihn oft mit ſeiner einnehmenden Freundlichkeit jungen Perſonen ſagen, nicht nur übelangewandte, ſondern auch vertändelte Augenblicke klagen uns einſt an! Und ſtehlen wir gar fleißigen Handwerkern ihre koſtbare Zeit, ſo werden wir doppelte Verbrecher.“ — Der Umgang mit ſeinen Kindern war, wenn nicht einzig, doch bei einem Manne, welcher ſeiner Kunſt ſo ganz lebte, gewiß höchſt ſelten! In den Charakter eines jeden Kindes wußte er ſich ſo hineinzudenken, als wäre Erziehung ſein Haupt-Studium. Der Umgang mit Frau und Kindern war ihm die beſte Erholung, wenn ſein immer thätiger Geiſt von ſeinen muſikaliſchen Studien und Arbeiten ausruhn wollte. Das ſüße Geſchwätz des

einen, das holde Lächeln des andern Kindes, welches noch den Vaternamen nicht aussprach, der melodische Gesang der kleinen Tochter, das Lachen, das Weinen, das Laufen seiner Kinder, alles, alles beschäftigte den liebenden Vater, und gab ihm fröhliche Genüsse, die er mit sorgfältiger Treue zum Nutzen seiner Kinder verwandte. Er betrachtete die kleinen Wesen nicht als Puppen, mit denen man zu seiner Lust unschädlich scherzen und spielen könne. Jedes Wort, das er zu seinen Kindern oder in ihrer Gegenwart sprach, war zweckmäßig berechnet. Nie ging er zu Bette, ohne erst an die Betten seiner schlafenden Kinder zu treten und sich ihres sanften Schlummers zu freuen; nie machte er den kleinsten Gang aus seinem Hause, ohne sein geliebtes Häuflein zu besuchen! — Der liebste Gang seiner Kinder war zum Zimmer des Vaters; und wenn Naumann sich auch mit der wichtigsten Komposition beschäftigte, so wies er nie sein Kind vom Schreibetische zurück. Hatte er dringende Geschäfte, die ungestört vollendet werden mußten, so schloß er die Thüre seines Arbeitszimmers zu. War sie offen, so hatten seine Kinder das Recht, ihn durch Fragen bei seiner Arbeit zu unterbrechen, und erhielten dann immer freundliche zweckmäßige Antworten, sobald sie ihre feinen Stimmen erhoben, um sich dem Vater hörbar zu machen. — Nie war es einem Kinde gesagt wor-

den, laut zum Vater zu ſprechen; aber der Geiſt der Beobachtung und Nachahmungsſucht brachte ſie ſchon ſeit dem zarteſten Alter dahin, mit dem Vater und nur mit ihm, immer lauter zu ſprechen, weil ſie dies an uns Großen bemerkt hatten. Auch das zeigt, wie Recht Naumann darin hatte, wenn er forderte, daß die Erwachſenen in Gegenwart der Kinder mit doppelter Sorgfalt über ihre Handlungen und Worte wachen möchten. Er ſagte bisweilen: „die Men„ſchen, die Kinder gewiſſenhaft und mit Nachdenken „zweckmäßig erziehen, werden durch die Kinder ei„nigermaaßen auch erzogen, und durch beſtändige „Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt immer beſſer. Ich „habe ſchon manches von meinen Kindern gelernt.“ Als Herr ſeiner Dienerſchaft war er eben ſo verehrungswerth. Ueberhaupt hatte ſich in ſeiner reinen Seele das liebevollſte Wohlwollen für Menſchen mit dem Enthuſiasmus erhalten, der ſonſt nur der Antheil der Jugend iſt. Der einzige Unterſchied war, daß ſein Enthuſiasmus nun durch Erfahrung und reifes Alter geleitet war, und alſo nie den Zweck verfehlte. Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle aus einem Briefe Naumanns abzuſchreiben, den er mir gerade vier Wochen vor ſeinem Tode ſchrieb. Es war der lezte, den ich von ihm erhielt, da ich noch ſpät im Herbſte das Bad zu Töplitz brauchte. Wir hatten dort eine Botenfrau die uns aus Dresden un-

sere Bedürfnisse brachte. Sie litt schon 7 Jahre an der Wassersucht, aber trotz ihres geschwollnen Leibes gieng sie wöchentlich mit einem Tragkorbe auf dem Rücken dorthin, und wenn sie nach Naumanns Hause kam, war bei den Kindern ein Fest; die gute Frau bekam dann immer von den Kindern Speise und Trank, und wußte mir, wenn sie nach Töplitz zurückkam, so viel von dem lieben Naumann und den holden Kindern zu erzählen, daß auch ich sie gerne hörte. Diese Frau starb während meines Aufenthalts in Töplitz; ich schrieb Naumann den Tod derselben; — hier ist wörtlich der Auszug seines Briefes, der diese Stelle beantwortete. — „Die gute Boten„frau! wird nun nicht mehr über den Geiers„berg kommen, sie ist höher gestiegen! „ich habe immer gewartet, daß sie einmal kom„men möge; ich hatte ohngefähr einen Gulden „böhmische Münze für sie bestimmt, um sich auf „der Rückreise zu laben, und siehe! sie hat die „große Reise angetreten! Wollen Sie diese kleine „Summe, die der Mutter bestimmt war, den Kin„dern zukommen lassen? O ja, Sie thun es und „empfangen es hier von mir wieder.“ — So bereit Naumann war, die Noth wahrer Hülfsbedürftigen nach seinen Kräften zu mildern, mit eben so vieler Bescheidenheit und festem Sinne wußte er die rüstigen, wohlgenährten, vornehmen Ansprecher und

die eleganten Anſprecherinnen abzuweiſen, die in Dresden gerade ihn ſo fleißig heimſuchten.

Noch den Abend vor ſeinem unerwarteten Hintritte ſprach er mit Freuden davon, daß er zum Beſten einer armen Familie an dem Klavier-Auszug ſeines Aeis und Galatea arbeite. Als ich ihm da mit Herzlichkeit ſagte — „aber Freund, wenn werden Sie einmal an ſich ſelbſt denken. Sie haben ja „eine Frau und vier kleine Kinder?“ — Da erwiederte er: „meine Aerndte wird auch ſchon kommen! — der Menſch muß Gutes für Andere wirken ſo lange er kann.“ Die lezte Freude Naumanns war der allgemeine und laute Beifall, mit welchem jene Oper aufgenommen wurde. Als man ſie das 6temal gab, rief das Publikum, nachdem der Vorhang gefallen war, laut: Bravo Naumann! Die nächſte Mittwoche darauf wurde die Oper das lezte mal, gerade 8 Tage vor ſeinem Tode, gegeben; das Theater war da noch voller, als gewöhnlich; nie habe ich es ſo voll geſehen. Naumann freute ſich deſſen herzlich bei ſeinem Abendeſſen, und bedauerte nur, daß er noch nie die Freude gehabt habe, eine teutſche Oper zu komponiren. Doch ſezte er hinzu: „einfältige Worte, plattes, dummes Zeug, würd' ich mir „verbitten. Die heilige Tonkunſt wird in unſern „Zeiten durch ſolche Poſſen zu ſehr entweihet.“ Ach

wäre die Oper doch noch 8 Tage ſpäter gegeben worden, dann hätte ihn vielleicht ſchnelle Hülfe länger erhalten! — Nie ſah ich ihn geſunder und fröhlicher, als nach der lezten Aufführung ſeiner Oper. Mit Vergnügen beſchäftigte ihn der Gedanke, nach dem künftigen Pfingſtfeſte vom Churfürſten auf zwei Jahre Urlaub zu nehmen, dann zuerſt ſeiner Gattin die Freude zu machen, ihre geliebte Verwandten in Kopenhagen zu ſehen, dort ſein Vaterunſer zu geben, und mit dieſem nach Stockholm und Petersburg hinüber zu ſegeln. In den lezten acht Tagen vor ſeinem Tode, war faſt bei jeder Mahlzeit nur von Reiſeplanen die Rede! — Ohngefähr vier Tage vor ſeinem Tode, hatte Naumann die Sänger zu ſich zum Mittag gebeten, mit denen er vorzüglich zufrieden geweſen war. Mit ihnen und ſeiner Schülerin Schmalz machte er den ganzen Vor- und Nachmittag in der heiterſten Laune Muſik. Er gab dieſer von ihm geachteten Künſtlerin, die Arien und Duetts der Cappelleti zu ſingen, und ſagte dann mit Wohlgefallen — „dieſe Galatea würde „meine Gedanken nicht wie die Cappelletti gemißhandelt haben, die mit ihrem herrlichen Organ, „nicht einmal wie ein Vogel, ſondern wie eine gefühlloſe Spieluhr, Töne angab! — Ihr, meine lieben Mitkünſtler, habt wie bräve, gefühlvolle, wie „denkende Sänger geſungen, nicht der Mode gemäß

„gedankenlos getrillert, nur der Nachtigall gleich „Rouladen gemacht! Uns Menſchen gab der Him„mel die Sprache; und Geſang in ſeiner Würde iſt „Sprache mit allem Zauber der Tonkunſt! Wo ich „nur ſchöne Töne, nicht Gefühl durch Nachdenken „geleitet, beim Geſange höre, da wünſchte ich dem „Sänger und der Sängerin gleich einen Schnabel, „um eine wahre Nachtigall zu ſeyn. Mein Be„nelli, mein Perotti, mein Bonaveri, ha„ben nicht wie Vögel, ſie haben als gefühlvolle und „denkende Schauſpieler geſungen und geſpielt.“ — Nun ließ Naumann ſeinen herrlichen Pilgergeſang ſingen! — Nie — nie machte dieſer ſolchen Eindruck auf mich! auch waren die gute Schmalz und alle drei Sänger ſo gerührt, daß ſie mit tiefer Bewegung ſangen und nach den letzten Worten: celeste abitar Gerusaleme eine feierliche, rührende Stille herrſchte, und alle Sänger ſagten: hierauf kann nichts folgen! mit dieſem Eindrucke müſſen wir uns trennen! — Ach! — keinem ahnete da, daß wenige Tage drauf die nämlichen Perſonen dies herrliche Quartet, zur Todtenfeier des geliebten Schöpfers dieſes Meiſterſtückes wieder ſingen würden! Ich hatte Dresden ſchon verlaſſen, als der würdige Hofmarſchall Freiherr zu Racknitz, ſeinem geliebten Freunde Naumann dies Zeichen der öffentlichen Achtung gab, und auf ſeine Koſten dieſem ver-

ehrten und geliebten Künſtler eine muſikaliſche Todtenfeier halten ließ. Die ganze Kapelle und beinahe das ganze Publikum ſoll in Trauer erſchienen ſeyn. Wehmuth und Rührung hat, wie mir geſchrieben wurde, faſt auf jedem Geſichte geherrſcht. Zwei Tage vor Naumanns Tode verbrachten wir einen angenehmen Mittag im Hauſe des Hofmarſchalls von Racknitz, und ich ſah unſern Naumann da in geiſtvoller Geſellſchaft fröhlicher, als er es ſonſt auſſer ſeinem Hauſe zu ſeyn pflegt. Er gefiel ſich in dieſem Kreiſe ſo, daß er wider ſeine Gewohnheit bis 5 Uhr Abends dort blieb, und zum anmuthsvollen Geſange ſeiner Schülerin Schmalz akkompagnirte. Den Tag vor ſeinem Tode ſpeiſten Graf Brühl aus Seiffersdorf mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne bei uns. Heitrer Ernſt war ſeine gewöhnliche Stimmung; nun aber floſſen muntre Scherze von ſeinen Lippen, und er machte ſich das Feſt, mit dieſen ſeinen älteſten Freunden ſeine letzte Oper durchzugehen. Mlle. Schmalz war auf einige Monate unſre Hausgenoſſin, und ſo konnte die Oper ſehr gut durchgegangen werden, da beide Grafen und Naumann mitſangen. Den ganzen Vormittag wurde Muſik gemacht; der Graf und die Gräfin waren von dem neuen Produkte unſers Freundes bezaubert; denn ſie hatten der Vorſtellung dieſer Oper nicht beiwohnen können. Naumanns natürliche Heiterkeit ſtieg bis zur fröhlichen

Laune, da er seine ältesten Freunde mit seinem letzten Werke der Kunst so innig zufrieden sah. Wir blieben unter herzlichen Gesprächen bis gegen 5 Uhr bei einander, und Naumann wurde sogar scherzhaft. Graf Moritz fand, daß unser Freund nun gerade so beneidenswerth jung aussähe, daß man ihn für 30 Jahre jünger halten müsse, als er sey; es sey daher kein Wunder, daß auch sein letztes Geisteprodukt wahres Jugendfeuer habe. Dann wendete er sich wieder an die vier holden Kinder, trieb sich mit diesem umher, hatte mit seinem rüstigen Namensgenannten, dem kleinen lebhaften Moritz, seine Lust, und rief Naumann zu: — „Sie sind ein beneidenswerther „Mensch! alle Ihre Kinder gerathen so gut! Sie „hinterlassen der Welt einst doppelte Schätze!" Als der Graf dies sagte, fiel mir dies eben so wenig auf, als der feierliche Abschied, den die Gräfin von ihrem ältesten Freunde scherzend nahm. Sie lud Naumann sehr herzlich und dringend ein, sie noch den Herbst mit seiner Familie in Seifersdorf zu besuchen. Er schlug dies ganz bestimmt ab; da hieß die Gräfin ihn einen eigensinnigen unlenkbaren Freund, der immer nur auf seinem Kopf beständ. Lachend und scherzend kniete Naumann als büßender Sänder vor die Gräfin nieder, bat sie, ihm den eigensinnigen Kopf zu gute zu halten, der nun einmal schon zu seinem Ich gehörte, und seinen Freunden die

anmaßliche Demagogen den Vorwand nehmen, die gelehrte Republik in Verwirrung zu setzen, und die Verfassung dieses Staats, der seiner Natur nach Aristokratisch seyn muß, gänzlich umzukehren.

Eine Art von litterarischem Revisions-Gericht, worinn über die Beurtheilungen geurtheilt, und was von andern gelehrten Richtern entweder versehen oder gesündiget worden, vergütet oder gerüget würde, möchte vielleicht eines von den würksamsten Mitteln seyn, jenen Mißbräuchen und Unordnungen nach und nach abzuhelfen; und dies ist es, was wir in dem Artikel, Revision, mit Freymüthigkeit, Bescheidenheit und Unpartheylichkeit zu leisten versuchen werden.

Es verstehet sich wohl von selbst, daß unsre Meynung nicht seyn kan, den Merkur dadurch gleichsam zum Oberrichter über die deutsche Litteratur aufzuwerfen. Einzelne Gelehrte und besondere Gesellschaften derselben, haben nur Eine Stimme; der nahmenloseste Erdensohn hat, wenn er was kluges zu sagen hat, die seinige so

gut

Gewißheit gäbe, daß ſein unlenkbarer Sinn ihnen ewige Anhänglichkeit zuſichre. — So trennte ſich Naumann in dieſer Stunde auf immer von Freunden, die ihm beinahe 30 Jahre hindurch ſeelenvolle Freuden der Geſelligkeit und das noch größere Glück dankten, in ihm die reinſte Würde der Menſchheit zu ehren. Graf Moritz ſchied mit dieſen Worten: „Ihren Eigenſinn, mein Naumann, halte ich Ihnen „zu gute, aber das verzeihe ich Ihnen nimmermehr, „daß Sie mir nicht auch die Gabe, ſich zu verjüngen, „mittheilen!“ Die Gräfin geſtand mir indeß nach unſers Naumanns ſo unerwartetem Hintritt, „ſie ſey „über ſein übergeſundes Anſehn erſchrocken!“ Denn ſchon vor 9 Jahren hatte unſer Freund eine Anwandlung vom Schlagfluß, und ſeitd m fürchteten wir alle, ihn einſt auf dieſe Art zu verlieren. Doch nun ahnte uns nicht, daß der unerſetzliche Verluſt uns ſo nahe ſey.

Am letzten Tage bat ich Naumann, nach Tiſche mir die Freude zu machen, uns die ſechſte Abendſtunde zu ſchenken, weil ich ein paar Freundinnen bei mir haben würde, denen ich es verſprochen hatte, von Mlle. Schmalz ſeine Kompoſition der Schilleriſchen Ideale ſingen zu hören. Naumann ſagte: „um 6 Uhr geht es nicht, wäre es nach 7, dann könnte ich Ihren Wunſch erfüllen. Aber ich habe

heute ein wirthſchaftliches Geſchäft: ich will für Blaſewitz Bäume kaufen, und, liebe Eliſe, der Herbſt der ſchon ſo weit vorgerückt iſt, geht nun immer ſchneller ſeinem Ziele zu; ich muß mein liebes Blaſewitz bald mit Bäumen verſorgen, auch habe ich dazu ſchon die Verabredung auf die 6te Abendſtunde mit dem Manne getroffen, der es heut von mir erfahren ſoll, was für und wie viel Bäume mein Winzer morgen holen ſoll. Hätte ich meinen Freund da doch gefragt, wo wollen Sie die Bäume beſprechen? Naumann ging nach ſeinem Zimmer, holte ſein Manuſcript der Ideale, und ſagte: „ſehen Sie, liebe Eliſe! „ich habe jezt wieder blos das Manuſcript! — werde „mir auch wahrlich die Ideale nicht mehr kaufen! „ſchon über 30mal habe ich mein eigenes Machwerk „Hilſchern mit einem baaren Thaler bezahlen müſſen! „Andre komponiren ſich reich, ich komponire mich „arm, wenn ich ſo fort meine Sachen umſonſt in „den Druck gebe, ſie dann wieder theuer bezahle, „weil ich nicht das Herz habe, den Durchreiſenden, „die dieſe Sachen bei mir finden, und ſie ſich vielleicht nur aus Artigkeit von mir ausbitten, zu ſagen: „Ihr Herren und Damen! verzeiht, es koſtet mich „mein baares Geld, und hat mir nichts als die Freude des Schaffens eingebracht! — Nun will ich auf „Zukunft auch bloß die Manuſcripte ſolcher gedruckten Muſiken im Hauſe haben, dann kann ich ohne

„Erröthen die Fremden an Hilfchern weifen!“ — Naumann bat mich noch, meine Reiſe nach Löbichau zu verſchieben. — Aber ich blieb meinem Reiſeplane treu, und Naumann ſagte bewegt: „Sie können uns „alſo diesmal die wenigen Tage nicht ſchenken? — „Nun gut, ſo reiſen Sie denn glücklich, den Früh„ling, wenn Sie wieder zu uns kommen, empfan„gen wir Sie mit der Muſik des Vaterunſers. — „Aber wer weiß, ob Ihre kranke Freundin (um wel„cher willen ich das Concert zu veranſtalten gewünſcht „hatte) dann nicht ſchon in höhern Sphären eine „überirdiſche Muſik hört!“ — Ich war die Letzte, zu der Naumann in ſeinem Hauſe geſprochen hat. Von mir ging er zu ſeiner gewöhnlichen Mittagsruhe, und dann gegen 5 Uhr den letzten Gang des Lebens. Gewohntermaßen beſuchte er auch dieſen Tag gleich nach ſeinen Mittagsſchlaf die Kinderſtube, weidete ſich da noch an ſeinem ſchlafenden Konſtantin, und eilte dann zur Treppe hinunter, die er nie wieder hinauf kam. Der ſonſt ſorgfältige Hausvater ſchloß zum erſtenmal die Thüre nicht hinter ſich zu, und wie wir hernach von meinem Diener hörten, ſo ſoll Naumann mit einer Art von ängſtlicher Eil und ſehr erhitztem Geſichte die Treppe hinunter geeilt ſeyn. Indeſſen hatte die kleine Geſellſchaft ſich verſammelt. Wir tranken Thee, die Ideale wurden geſungen, wir alle waren durch den Zauber dieſer herrlichen Muſik

tief bewegt. Aber es ahnete uns nicht, daß er, der erhabene Schöpfer, dieſer Muſik hülflos im großen Garten hingeſtürzt ſey, um den letzten Todeskampf verlaſſen und allein zu kämpfen. Seine himmliſchen Töne machten uns die große Wahrheit noch herzandringender, daß Freundſchaft und edle Beſchäftigung die einzigen treuen Begleiter durchs Leben ſind, die uns wohlthätig bis ins Grab folgen. Mit dem letzten Tone dieſer ſeelenvollen Muſik rief meine nun auch ſchon entſchlummerte Freundin aus: „Nur „eine ſo zarte und edle Seele, als Naumann, kann „ſolche Melodie aus den heiligen Geheimniſſen der „Tonkunſt hervorzaubern! Naumanns Muſik ergötzt „nicht nur, ſie veredelt das Gefühl, ſie macht den „Menſchen beſſer, ruhiger! — O! dieſen Abend „vergeſſe ich nie!“ — Die Geſellſchaft entfernte ſich, und jede von uns ging ihren Geſchäften nach. Gewohnt, daß Naumann die Abendſtunden immer ſeinen Arbeiten widmete, vermißten wir ihn nicht eher, als 9 Uhr Abends, da man zu Tiſche gehen wollte. Als die treue Lebensgefährtin ihn da nicht in ſeinem Arbeitszimmer fand, kam ſie bleich und zitternd zu mir — ſagte: „Naumann iſt noch nicht „zu Hauſe; ach, wenn er nur nicht irgendwo hülf„los krank liegt! in den 9 Jahren, daß wir verhei„rathet ſind, blieb er Abends nie länger aus, als „bis 7. —“ Ich ſuchte meine Freundin zu beruhi-

gen, aber nach Naumanns Charakter, bei dem alle Stunden des Tages immer nach der einmal festgesetzten Ordnung fortliefen, konnte auch ich gleich im ersten Augenblicke nichts anders denken, als daß er an diesem kalten Oktober-Abende irgendwo auf seinem Hin- oder Rückwege von seinem Schwindel überfallen sey. Als ich meinen Plan in mir gemacht hatte, wie der geliebte Hausvater gesucht werden müsse, traf ich mit aller Schonung für die in stumme Angst versenkte Frau die zweckmäßigsten Anstalten; aber sie waren alle fruchtlos, und erst am andern Morgen fanden wir den geliebten Sterbenden sprachlos im großen Garten, nachdem die ganze Nacht in qualvoller Erwartung hinging, und alle Suchenden die schmerzhafte Nachricht brachten, der geliebte Hausvater sey nicht zu finden. — Die schmerzvolle Angst dieser Nacht; das laute Jammern der Kinder, die, als sie erwachten, den Vater nicht fanden, nur die stillen Thränen der Mutter sahen, alles dies läßt sich nur denken. — In der 8ten Morgenstunde ließ Hofmarschall Racknitz, durch dessen Sorgfalt der geliebte Sterbende gefunden war, uns sagen; Naumann lebe noch, sey schon unter Händen geschickter Aerzte, die Hoffnung gäben. Wir eilten hin, fanden den Sterbenden sprachlos, der keine 15 Stunden zuvor in voller Gesundheit sein Haus verlassen hatte. — Auch im Kampfe des Todes waren die Züge dieses

edlen

edlen Menſchenfreundes nicht entſtellt. Heitere Seelenruhe und ſanfte Würde umſchwebten das Geſicht des geliebten Sterbenden. Jezt nur ſo viel, daß Naumanns Wittwe und deſſen geliebte Schülerin Schmalz ſich auch bei dieſer harten Prüfung mit dem ſanften Sinne betrugen, der des geliebten Kämpfenden Lebensgefährte war. — Noch 4 Tage nach dem Tode meines verehrten Freundes blieb ich bei ſeiner Wittwe, zum Troſte der Freundin. Wie uns da war, wenn wir die lieblichen Kinder fröhlich umher hüpfen, und dann nur weinen ſahen, wenn dieſe zur Thüre des geliebten Vaters liefen, dort anpochten, und riefen: „mach' auf! — mach' auf!“ dieſe Thüre ſich aber nicht mehr öffnete, und das 6jährige Röschen, und der 5jährige Carl, dem raſchen 4jährigen Moritz, und dem ſanften 2jährigen Peter Conſtantin weinend zuriefen: „der Vater iſt nicht mehr hier! „kömmt auch nicht mehr wieder! — er iſt todt! — „er iſt bei Gott! — der gute Vater weiß jezt alles, „was wir thun! wir wollen artig ſeyn!“ — Das — er kömmt nicht wieder, in dem Munde ſeiner Waiſen, war über allen Ausdruck rührend! — O! Ihr guten Kinder, möchten doch die Tugenden Eures unvergeßlichen Vaters in jedem von Euch wieder kommen, und Ihr ſo die Freude des Lebens Eurer edlen Mutter werden, wie ſie das beſte Lebensglück des geliebten Gatten war!

V.

Kunſtnachrichten.

1.

Denkmal auf den Tod des Erb-Prinzen von Baden.

Vom Profeſſor Scheffauer zu Stuttgart.

Dieſes Grabmal wurde von der Gemahlin des zu früh verſtorbenen Prinzen bei dem Künſtler beſtellt, und ſoll in ihrem Garten in einer gothiſchen Kapelle aufgeſtellt werden. Da es mit Glück und Kunſtſinn erfunden, und mit Empfindung und Feuer ausgeführt iſt; ſo folgt hier eine kurze Beſchreibung.

Hinter einem Sockel hebt ſich ein Piedeſtal, worauf ein einfaches Cinerarium im antiken Geſchmacke ruht. Vorn in einer Füllung deſſelben zeigt ſich das ſehr ähnliche Bildniß des Verſtorbenen en Médaillon; auf den Seiten zwei trauernde Genien. Der Deckel des Aſchenbehälters iſt mit Wappen, Trauer-Masquen, und andern Symbolen von Schlaf und Tod verziert. Im Piedeſtal ſteht die Aufſchrift

Fußgeſtell und Cinerar ſind durch ein geſchmackvolles Geſimſe verbunden. Die Höhe des ganzen Grabmals beträgt 10 Schuh.

Unten auf dem Sockel ſitzt eine edle weibliche Figur, die eheliche Liebe vorſtellend — (6 Schuh hoch): das Haupt voll Schmerz und Sehnſucht aufwärts gekehrt; die Haare loshangend auf die Schultern; die Arme kraftlos herabgeſenkt auf die Knie, die Hände gefaltet. Wegen des niedrigen Sitzes ſind Lenden und Beine, als trügen ſie die Trauernde nicht mehr, zuſammengeſunken; das rechte Bein verliert ſich unter dem linken, und nur der Vorfuß wird wieder ſichtbar. Auf dem Haupte des leidtragenden liebenswürdigen Weibes iſt das Diadem angebracht, und ein groſſer Schleyer darüber geworfen, der auf der rechten Seite in einfach ſchönen Falten über den Sockel bis zur Erde hinab ſpielt, zur linken ſich auf dem Rücken verliert, unten wieder hervorquillt, und ſich in üppiger Fülle über Beine und Lenden herſchlägt. Ein leichtes Unterkleid iſt unter der Bruſt gegürtet, und verräth den reizenden Wuchs der holden Matrone. Die ſchöngeformten Arme ſind entblößt, und nur um den linken ſchlingt ſich ein Armband.

Der Künſtler dachte ſich unter der Figur die Gattin des edeln Todten, wie ſie einſam, und nur

von ihrem Schmerz begleitet, sein Grab besucht. Erst stand sie lautweinend vor dem Male; dann setzte sie sich, vom Kummer ermattet, zu dessen Fuß nieder. — Diesen Moment haschte der Künstler; und wie uns dünkt, ist er der natürlichste, für eine weibliche Figur der passendste, und ganz geeignet, um Mitleid und tiefe Rührung hervorzubringen. Das Haupt der Figur allein ist noch aufgerichtet, der ganz übrige Körper hangend, und wie vom Gewichte des Grams niedergedrückt. Mit unverkennbarem Gefühl ist der Ausdruck im Antlitz behandelt; das leise Muskelspiel um die himmelauf gerichteten Augen; der markirte Strich vom Augenwinkel herab, als wären eben die letzten Tropfen geflossen; die matt geöffneten Lippen; der etwas abwärtslaufende Mund — alles drückt innigste Rührung aus, als spräche die Verlassene eben den Geist des Verewigten an.

Die Zeichnung der Figur ist nach den richtigsten Verhältnissen entworfen, und alle Umrisse des schönen weiblichen Körpers werden, der reichen Draperie ungeachtet, sichtbar. Man merkt deutlich, daß der Meister vorerst seine ganze Figur vollendete, und sich in der Zeichnung auch nicht die kleinste Partie ersparen wollte, die etwa durch eine Falte, oder durch die Stellung versteckt wird. Die Gestalt präsentirt sich von beiden Seiten eben so interessant, als en

face, und man kann die Wellenlinie, vom aufstrebenden Halse an, nach verschiedenen Richtungen bis auf die Sohle hinab verfolgen. Hände und Füße sind mit Feinheit und verweilendem Fleiß ausgeführt; die Haltung der ganzen Figur ungezwungen, leicht, natürlich, und von auffallender Wahrheit.

Vom Glück dieses Künstlers in der Draperie war schon bei andern seiner Werke die Rede. Auch hier ist sie ihm nicht minder gelungen; der Schleyer wirft und faltet sich in großen Partieen, einfach und natürlich, um die sitzende Gestalt her, ohne ängstliche Benutzung, oder Affectation des antiken Stils. Auf der ersten Seite, wo er vom Haupt über Schulter und Hüfte herab auf den Sockel fällt, und von hier auf den Boden ausströmt — bildet er die glücklichste Masse, bei der das Auge am liebsten verweilt, und die nicht wenig zur Einheit des Ganzen beiträgt. Ueberhaupt bringt der glückliche Faltenwurf dieses Schleyers verschiedene Schattenpartieen hervor, welche die Figur vortheilhaft herausheben. Man sieht, sie hat sich mit dem Gewande gesetzt, und solches nicht erst sitzend erhalten; so natürlich verfällt es.

Noch hat dieser geschickte Künstler, dem bisher nur die Veranlassung fehlte, sein Talent und seine seltene Kunstfertigkeit öffentlich zu zeigen, die sehr

gut als der Präſident einer Akademie; die Kunſtrichter ſind nur Sachwalter; das Publicum allein iſt Richter, aber die Zeit ſpricht das Endurtheil aus.

So wie es begegnen kan, daß ein Werk des Genies ein halb Jahrhundert zu früh kömmt: ſo geſchieht es auch oft, daß ein Werk vom Publico für gut angenommen wird, nicht weil es gut iſt, ſondern weil das Publicum noch nicht weiß was gut iſt. Zur Zeit, da der feinere Theil unſrer Nation der Haupt- und Staats-Actionen und des Hans-Wurſts müde war, mußte das erſte regelmäßige Trauerſpiel mit einer Art von Entzückung aufgenommen werden; und in Vergleichung mit **Poſteln** und **Menantes** mußten **Neukirch** und **Gottſched** Virgil und Horaz ſeyn; ſo wie die gleichgültigſte Figur in einer Geſellſchaft von häßlichen Zwergen zur Schönheit wird. Der Beyfall, der von dem größten Theile des leſenden Publici noch itzt ſo vielen mittelmäſſigen Werken zugejauchzt wird; die noch immer herrſchende Nachſicht gegen weſentliche Mängel; die Gewohnheit, bey vortreflichen Werken um

ähnlichen und ausdrucksvollen Büſten des Markgrafen, ſeiner Gemahlin, der Erbprinzeſſin, der Prinzeſſin von Braunſchweig und ihres Gemahls, verfertiget; und der vermehrte Glanz mancher teutſchen Höfe wird ihm vielleicht die längſt gewünſchte Gelegenheit geben, ſich mehr in der größern Manier zu zeigen.

2.

Kunſtnachrichten aus Wien.

Wien, d. 28. Febr. 1803.

Es wird Ihnen und jedem Freunde der Kunſt gewiß angenehm ſeyn, wenn ich Ihnen auch nur kurz berühre, mit welchen neuen Gemälden wir eine Zeit her wieder überraſcht worden ſind. Mich weitläuftiger über dieſe Kunſtwerke zu erklären, finde ich für überflüſſig, da ſie unſer wackerer Füeßli in ſeinen Annalen der bildenden Künſte für die öſterreichiſchen Staaten mit dem ihm eigenen Forſchungsgeiſte recenſiren wird *).

*) Der zweite Theil dieſer Annalen iſt noch im Jahr 1802, 194 S. in gr. 8 bei Schaumburg in Wien erſchienen, und giebt lehrreiche hiſtoriſche Nachricht über die Sculptur, Porträtmalerei und Kupferſtecherkunſt in Wien; von S. 119 an aber auch ein Verzeichniß der neueſten Arbeiten von Füger (Virginia und Sokrates), Caucig und Maurer.

Füger hat uns mit einer Semiramis beſchenkt, die eben Nachricht von einem feindlichen Ueberfall erhält. Das Gemälde iſt meiſterhaft angelegt und ausgeführet; ein großes Ideal weiblicher Unerſchrockenheit und Stärke der Seele. Es iſt im Beſitz des hieſigen Induſtrie-Comtoirs (welches täglich an Umfang und Solidität gewinnt), und wurde vortrefflich von Pichler geſchabt.

Ferner exiſtirt eine Handzeichnung von eben dieſem großen Künſtler, die den göttlichen Sänger Homer darſtellt, wie er in höchſter-Begeiſterung den Horchenden, die glücklich um ihn gruppirt ſind, ſeine Meiſtergeſänge vorträgt. Radirt hat dieſe Handzeichnung auf einem Oktavblättchen der in Kopieen Ihnen vielleicht nicht unbekannte Agrikola. Dieſer Künſtler iſt ſehr glücklich in ſeinen Kopieen und verdient Aufmunterung.

Füger's Brutus wird von Kinninger geſtochen, und deſſen Virginia von Pichler geſchabt, beide fürs Wiener Induſtrie-Comtoir.

Gegenwärtig arbeitet Füger an dem Apoſtel Johannes, der das Evangelium predigt. Man ſagt, daß er es bald zu Ende gebracht haben wird.

Dieſes fruchtbare Genie hat uns auch Sokrates als Angeklagten vor ſeinen Richtern und eine

Madonna in halber Figur mit dem auf ihrem Schooße ſtehenden Kinde dargeſtellt. Beide Gemälde ſind vortrefflich und mit Wahrheit, vorzüglich aber das erſtere mit philoſophiſchem Geiſte ausgeführt worden.

Profeſſor Caucig malte den Tod der Dichterin Sappho. Die ganze Anordnung iſt mit vielem Sinne ausgedacht, und, wie Füeßli ſagt, die geſchickte Vertheilung der Gruppen und Formen wirkt ſehr angenehm aufs Auge.

Vom Profeſſor Maurer haben wir 2 Altarblätter: Petrus, der von einem Engel aus dem Gefängniß erlöſet wird; und den König Stephan, erſten chriſtlichen König in Ungarn, der vor der heil. Maria kniet und ihr Scepter und Krone weiht. Beide Gemälde verrathen den denkenden und feines Pinſels mächtigen Künſtler.

Auch hat ſich Herr Däringer, ein junger akademiſcher Hiſtorienmaler, durch ein Altarblatt rühmlich ausgezeichnet. Es ſtellt die Bekehrung Pauli vor.

Zu den intereſſanteſten Kunſterwerbungen gehört der durch Baron von Carnea-Steffano aus den Ruinen von Spalatro in Dalmatien, die neuerlich Caſſas in ſeinem Voyage pittoresque en Iſtrie ſo meiſterhaft abgebildet hat, ausgegrabene Tronk eis

nes griechiſchen Helden, 7½ Wiener Schuh in der Höhe, in Marmor, und eine Minerva mit der Aegis in Bronze, die an der Mündung des Fluſſes Narenta gefunden wurde, 8½ Wiener Zoll hoch. Beide Werke ſind von dem edelſten griechiſchen Stile, und wahre Bereicherungen für die großen Kaiſerl. Kunſtſammlung *).

In literariſcher Hinſicht bemerke ich nur folgendes: Profeſſor Jahn, der ſeine großen Verdienſte um orientaliſche Literatur durch ſeine arabiſche Chreſtomathie und Lexicon arabico-latinum erſt kürzlich vermehrte, hat ſich mit dem gelehrten Syrer Aryda, der ſeit einiger Zeit in Wien lebt, vereinigt, den ganzen Hariri herauszugeben. Der Text wird nach vier Handſchriften der Hofbibliothek berichtigt erſcheinen, darunter eine ſich durch ihr hohes Alter und beſonders dadurch auszeichnet, daß ſie in einer Verſammlung von Gelehrten, deren Namen unter-

*) Im erſten Blatte der dießjährigen Wiener Zeitung iſt dieſer Fund ſo angekündigt: ein ſogenannter Dorſo. Daß „Dorſo" kein Druckfehler ſey, beweiſen andere Floskeln, wo z. B. von einem Biſchof die Rede iſt, den vom Pabſt das Palladium erhält, von ſchottiſchen Holländern, ſtatt Hochländern und dergl. Was muß man im Auslande von einer Redaction urtheilen, die dergleichen Miſſariſſe, würdig in einem Vade-Mecum aufgenommen zu werden, ſich ſo oft zu Schulden kommen läßt!

ſchrieben ſind, durchgeſehen worden. Die Anmerkungen werden aus eben dieſer Handſchrift genommen.

Von dem Erfolg des zweiten Trauerſpiels unſers Collins, dem Coriolan, haben Sie ſchon gehört. Hr. v. Gruber, der ſich durch einige wohlgerathene Verſuche ſchon als Dichter gezeigt hat*), wird uns nächſtens eine Cornelia in Jamben geben.

VI.

Korreſpondenznachrichten.

I.

Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.

Die Entdeckung des neuen Metalls Tellurium, die bereits im dritten Hefte des erſten Bandes der

*) Sein neueſtes Gedicht iſt ein Hymnus an Pallas-Athene. Presburg, Belnay 1802, 55 S. in gr. 8. Es iſt eine reiche Gallerie der großen Geiſter, durch welche in alten und neuen Zeiten das Feld der Wiſſenſchaften und der Künſte der Pallas erweitert und verſchönert wurde. Auch des Dichters Vaterland Ungarn erhält S. 44. ſeine Niſche in dieſem Pantheon, in welchem dem Patriotismus und den Muſen wohlgefällige Flammen lodern.

Zeitschrift für Ungarn, vom Herrn Professor von Schedius unserm thätigen Landsmann Kietaibel (Adjunkt an der ungarischen Universität zu Pesth) vindicirt ist, wird auch nächstens im zweiten Bande der Annalen der Jenaischen Gesellschaft für die gesammte Mineralogie dem Herrn Kietaibel vindicirt werden. Herr Professor Klaproth in Berlin, den man bis jetzt in Teutschland für den Entdecker hielt, wurde nur durch einige Aufsätze Kietaibels, die er auf einer Reise in Wien las, auf die fernere Untersuchung des neuen Metalls, das er Tellurium nannte, geleitet. Suum cuique! — Von dieser im In- und Auslande sehr wohlaufgenommenen Zeitschrift des Herrn von Schedius erscheinen nun seit Anfang dieses Jahrs jährlich zwölf Hefte.

Die in einem frühern Monatsstücke des Merkurs angekündigte ausführliche neueste Religionsgeschichte der Protestanten in Ungarn, die in einer teutschen Zeitschrift erscheinen sollte, wird (wenigstens für jetzt) aus politischen Gründen nicht erscheinen. — Vielleicht wissen noch nicht alle Leser des Merkurs, daß vermöge allerhöchster Verordnungen kein ungarisches literarisches Produkt im Auslande herausgegeben werden darf, wenn es nicht vorher die österreichische Censur passirt hat. —

2.

Ueber Göttingen.

Göttingen, d. 26. Febr. 1803.

Hofrath Schlözer hat wirklich einen ſehr ehrenvollen Ruf nach St. Petersburg erhalten. Man glaubt aber allgemein, daß er ſeines Alters wegen den Ruf nicht annehmen wird. H. Arnemann hat ſich ſeiner vielen Schulden halber von hier geflüchtet. Man wollte ihm von Hannover aus, wo man die Ehre der Univerſität wie einen Edelſtein lieb hat, gern helfen. Allein er war auch da noch unartig. Gleich nach ſeiner Flucht wurde der Concurs eröffnet. Die Studenten, die bei ihm Kollegia hörten, wurden über dieſe Gewiſſenloſigkeit eines Profeſſors nicht wenig ungehalten. — Profeſſor Hofmann, dem der botaniſche Garten weggenommen und Schradern übergeben wurde, wird wahrſcheinlich Göttingen verlaſſen. — D. Stäudlin wird im Sommer ein neues Kollegium, kirchliche Geographie und Statiſtik, öffentlich leſen. — Ein junger Doktor der Medicin, Gall's Schüler, hält hier mit Beifall Vorleſungen über Galls Craniologie. Profeſſor Bouterweck wird in Zukunft Vorleſungen über die Naturphiloſophie nach ſeiner Apodiktik halten. Dr. Meyer, der nach Greifswalde gehen ſollte, blei-

hier, und die humoriſtiſche Geſellſchaft behält ihn als Direktor. Hofrath Eichhorn hält mit großem Nutzen ſein Disputatorium. Es wird über lateiniſche Abhandlungen lateiniſch diſputirt. Prof. Tychſen lieſt über Diplomatik, auf die er ſich erſt ſeit Schönemanns Tod mit Eifer legte, mit Beifall. Der ehrwürdige Heyne iſt thätiger und muntrer als jemals, und arbeitet an einer neuen vielfach veränderten Ausgabe ſeines Apollodors.

3.

Auszug aus einem Schreiben aus Amſterdam, den 15. Febr. 1803.

Wenn in dieſem Lande die andern, eigentlich ſchönen, Jahrszeiten nicht ſo deutlich und herzlich ihren Charakter ausſprechen, als in Ihrem gelobten Lande — ſo behauptet dagegen der Winter den ſeinigen deſto nachdrücklicher. Die ſonſt unaufhörlich rege und lebendige Waſſerwelt ſteht gänzlich ſtille. Die Schlöſſer und Hütten, die ſie bedecken, liegen feſtgemauert in großen Straßen, ihre Bewohner und Bebauer haben ſie meiſtens verlaſſen — oder bewachen in Ruhe die todten Schätze. Waſſer iſt Boden, wie Göthe ſagt, hier wirklich im eigentlichſten Sinne: ſie ſind hier

ordentliche Heerstraßen mit Menschen aller Art, Arbeitern und Faullenzern — mit Schlitten von Pferden gezogen und von Menschen geschoben, mit Buden bedeckt — alles in ewiger Bewegung. Bald ein Wettrennen, bald ein prächtiger Schlittenzug. Pferde und was damit in Verbindung steht, ist eine eigne Liebhaberei der Holländer. Auch kann man keine schönere, besser gepflegte, glänzendere Thiere und reichere Schlitten sehen. Der Reichthum des Landes ist des Ungeheuern wegen, wie alles, was ins Große geht, merkwürdig. Unter andern ist ein Schlitten, der aus Einer großen Muschel, einer natürlichen, wirklichen Muschel besteht; gesehen habe ich sie, und daß es keine nachgemachte ist, hat man mir von so vielen Seiten versichert, daß ich es glauben muß. — Allein seit der bahnverderbende Schnee gefallen ist, ist meine Eis und Winterlust größtentheils vorbei. Denken Sie, das war ein Leben! wir machten ordentliche Reisen. Die schönste war Samstag vor 14 Tagen. Mit 2 von meinen Freunden, beide Meister des Schlittschuhes, giengen wir gegen 11 Uhr bei heiterem Wetter unter Segel quer über den Meerbusen, der ein Arm der Südsee vor der Stadt in Gestalt eines Y — den Hafen bildet. Den Weg durch die langen Reihen von Schiffen, die wie ein Wald die Stadt verbergen — mußten wir zu Fuß gehen — dann banden wir die Flügel oder Segel an

die Sohlen — flogen der gegenseitigen nördlichen Küste zu, verfolgten dieſe von einem Dorfe zum andern — bald nahe am Ufer, bald auf offener Fläche, worauf die Sonne ſich ſpiegelte, leicht und ſchnell, wie der Vogel in der Luft. — Wie wir ſo, wie von Geiſtern getragen, dahinſchwebten, wünſchten wir die Erde ſo umſegeln zu können. Wiſſen Sie, wohin ich meinen Lauf genommen hätte? — Auf einmal erblickten wir ein ſegelndes Schiff — wir näherten uns demſelben — und ſahen es mit einer Schnelligkeit vorbeifliegen, die wirklich ganz betäubend wär. — Auch ſagt man, daß bei etwas ſtarkem Wind nur wenige Menſchen die Gewalt der Luft darin ertragen können — aber der Anblick iſt unbeſchreiblich ſchön. — Bald darauf richteten wir unſern Lauf landeinwärts über die Kanäle, die uns auf einen See brachten, den wir quer durchſchnitten, und ſo das Dorf erreichen, das wir zum Ziele genommen hatten, weil einer von uns daſelbſt Jemanden beſuchen wollte. Es war noch nicht 1 Uhr, und wir hatten 6 bis 7 Stunden Wegs, alſo innerhalb 2 Stunden, zurükgelegt. Doch iſt dieſes noch nicht das Höchſte; wenn das Eis durchaus gut und keine Hinderniſſe ſind, macht man eine Stunde, oder eine halbe Meile in einer Viertelſtunde — ohne Ermüdung. aber dann muß auch der Wind ganz günſtig oder ſtille ſeyn. Ob wir Appetit hatten, können Sie denken —

weniger kleiner vielleicht nur eingebildeter Flecken willen kaltsinnig zu bleiben; die überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen das wahre Einfache, und Große; und um alles in Ein Wort zusammen zu fassen, die beynahe allgemeine **Willkührlichkeit** des Geschmacks, sind sichre Merkzeichen, daß gesunder Verstand und unverdorbne Empfindung in Sachen der Litteratur noch nicht so gemein unter uns sind, als sie es bey einer aufgeklärten Nation seyn sollten. Ich könnte einen Dichter nennen, von welchem seine Freunde und ihre Nachsprecher nie anders als mit Entzücken und Anbetung sprechen, während daß man in der besten Gesellschaft sich lächerlich machen würde, wenn man mit besonderer Hochachtung von seinen Werken spräche. Die Frage ist nicht, ob diese oder jene Parthey recht habe. Ich will mit diesem Beyspiel blos so viel sagen, daß wir in diesem Punct (wie in so vielen andern) weit unter den Engländern sind, bey welchen es keine Frage ist, was von einem Milton oder Schakespear zu halten sey. Die ganze Nation hat über den Werth dieser Dichter, über ihre Schönheiten und Fehler nur Eine Stimme.

Alles

erſt in einer Stunde konnten wir eſſen — und ſo kamen wir nicht vor 3 Uhr weg. Doch waren wir gegen 5 wieder an Ort und Stelle, ohngeachtet des Schnees, der auf einmal fiel, und uns beinahe die Ausſicht benahm. — Da ich einmal an den Wintervergnügungen bin, muß ich Ihnen doch auch noch etwas von den allgemeinen oder ſogenannten öffentlichen Luſtbarkeiten erzählen. Daß es in einer Stadt, wie dieſe, daran nicht fehlen wird, können Sie ſich vorſtellen. Das vorzüglichſte iſt wohl das Theater, und ich weiß, daß auch Sie das lieben. Ehedem war hier zwar auch ein teutſches und zwar ein gutes, beſonders was die Oper betrift, die jetzt der allgemeine Geſchmack zu ſeyn ſcheint. Der Krieg hat aber daſſelbe vertrieben — ſo wie eine Zeitlang auch die andern. Dieſe ſind ſeit einigen Jahren wieder geöffnet — nämlich das Stadt- und Nationaltheater und zwei franzöſiſche. Nur einen Abend in der Woche, nämlich des Freitags, iſt gar keins, wenigſtens kein öffentliches (denn an Privat- oder Liebhaber-Bühnen iſt hier Ueberfluß). Jenes, das Nationaltheater, iſt, wie man es von der Nation und von der Stadt erwarten kann, in allen Rückſichten ſolid, prächtig und reich. Man giebt beinahe regelmäßig erſt ein Hauptſtück — Trauerſpiel, Drama (oder Schauſpiel), oder eine Oper — dann eine kurze Farce oder Nachſtück, wie man es hier nennt, und zum Beſchluß ein Ballet.

So

So dauert es gewöhnlich von 5 bis 11 Uhr und drüber — auch dies iſt karakteriſtiſch — der Holländer thut alles bedächtig und regelmäßig, ſogar das Spielen, noch mehr als die Teutſchen. — Wenn er ins Schauſpiel geht, wird alles darnach eingerichtet; ſchon einen Tag vorher wird der Platz beſtellt; denn die Bequemlichkeit (de gemakkelykheid) iſt ſeine höchſte Göttin. Ein Abend, der einmal dazu beſtimmt iſt, den er alſo ſeinem Geſchäft oder ſeiner Ruhe (denn dies iſt ihm gleich wichtig) abgebrochen hat, muß nun auch recht benutzt werden. Wenn man nicht hinfährt — ſetzen ſich die Frauen in einen ſogenannten Kutſchſchlitten. — ein Fuhrwerk, das nirgend in der Welt, ſogar in den Niederlanden, als hier, zu ſehen iſt, und auch ſeinen Urſprung der Bequemlichkeit verdankt. Denn Niemand kann in dieſem Stücke erfindſamer ſeyn; da ſcheuen ſie auch die größte Anſtrengung nicht, obgleich ein ſcheinbarer Widerſpruch darin liegt. Der Kaſten einer gewöhnlichen Kutſche, wohl gepolſtert und gefüttert, ſteht, anſtatt auf Rädern, auf einem Schlitten, ſo daß man kaum den Fuß aufzuheben braucht, um hineinzutreten, und wird von einem ſtarken Pferde über das ebene Pflaſter geſchleppt, wo denn der Fuhrmann, der ſogenannte Schlepper (sleeper) neben her geht — Sommer und Winter. — Nur alte Männer und Kinder kommen in dieſe Schlitten; für

andere, vorzüglich für Petitsmaitres, von denen es hier wimmelt, iſt es eine Schande. Dieſe gehen nebenher, wenn das Wetter gut iſt — doch ſelten, auch bei den heiterſten Tagen, ohne Ueberrock oder Regenſchirm — das lezte vorzüglich iſt ein beſtändiges Vademecum der Holländer; ſie mögen nach der Kirche, nach der Börſe, auf Beſuch oder gar aus der Stadt gehen; im leztern Fall wird er in ein Futteral gethan.

Iſt man nun glücklich und bequem, gewöhnlich eine Viertelſtunde früher, als nöthig, im Schauſpielhaus angekommen, ſo nimmt man ſeinen wohlverſicherten Platz ein, um noch etwas auszuruhen, oder noch etwas Erfriſchendes, Thee, Caffee, Chocolade oder Theemilch zu gebrauchen, wie man ſich hier gewöhnlich ausdrückt. Nach ſolchen ſichern und ernſtlichen Anſtalten kann es ja auch nicht fehlen, daß man ſich gehörig ergöze. Das Theater iſt faſt immer zum Erſticken voll — ich habe wirklich einmal hinausgehen müſſen, um nicht erdrückt zu werden. Das Gebäude ſelbſt iſt ſchön, obgleich nicht übermäßig groß; ja das Parterre iſt eigentlich zu klein; von Holz gebaut, da das alte vor 40 Jahren abgebrannt iſt; aber ſo, wie man die Kriegsſchiffe baut; deſto geräumiger aber iſt das Theater oder die eigentliche Bühne. Die Decorationen ſind im Ganzen

vortrefflich, prachtvoll und solid, doch manchmal eben dadurch etwas schwerfällig. Eben so die Kleidung — vorzüglich in den Balletten — mehr reich und kostbar als elegant; weil die Holländer in allem mehr den Werth oder Preis, mehr die Realität, als den Schein lieben — gerade das Gegentheil der Franzosen. Diesen Kontrast kann man hier an den beiden Theatern deutlich bemerken. Die Reinlichkeit, eine andre Eigenheit der Nation (die Sie wohl nicht unter ihre Fehler rechnen werden) zeigt sich auch hier auf eine angenehme Art, wie überall. — Nie sieht man den geringsten Schmuz oder Flecken, und der kostbarste Anzug wird nicht gebraucht, wenn er auch noch so kleine Fehler hätte, daß man sie auf der Bühne gar nicht bemerkte.

Die Maschinerie ist unverbesserlich; denn die Mechanik und was dazu gehört, ist eine besondere Stärke, und ein dem Lande durch seine Natur selbst abgedrungene Kunst — da es überhaupt nur eine ungeheure Maschine ist, und darum auch besonders merkwürdig. In den Balletten entwickelt sich diese Kunst am deutlichsten und mannichfaltigsten, vorzüglich in den sogenannten Zauberballetten, wo sie wirklich oft ans Zauberhafte und Unbegreifliche gränzt — Verwandlungen der Scene in Wald, Schloß, Hütte — Meer und Insel, und alles, was

nöthig ist. Verschwindungen, Erscheinungen, Ungeheuer, alle Arten von Thieren, wo schon ohne Maschinen das Personale ein Ungeheuer wäre. Die meisten Tänzer beiderlei Geschlechts sind Franzosen oder Italiäner.

Nach dem Bisherigen, das bloß das Aeußere betrifft, und das Ihnen zugleich als eine Charakteristik der Nation (wie sie mir erscheint) dienen kann, werden sie vielleicht keine vortheilhafte Meinung von der eigentlichen Kunst auf diesem Theater haben. Auch ist es unter Ausländern, wenigstens in Teutschland, von dieser Seite entweder gar nicht oder nicht rühmlich bekannt. Allein dieses ist, wenigstens zum Theil, gewiß unrecht. Zwar ist der Kunstsinn und Geschmack der Holländer beschränkter, aber eben darum auch bestimmter, und innerhalb dieser Gränzen vielleicht richtiger, als der teutsche. Er steht mit ihrem übrigen Wesen und ihrer ganzen Natur in genauer Verbindung. Der Holländer ist naiv, im Komischen sowohl wie im Erhabenen, zu Ideen erhebt er sich nicht; aber er ist immer wahr; er stellt seine Natur richtig und vollkommen dar, wie es ja auch die Maler beweisen. Erinnern Sie sich an Cassel und Dresden, an Rubens der aber nicht rein holländisch ist, sondern mehr flamändisch und ins Teutsche spielend, an Rembrand, ganz Holländer, an Doun, Schalken, v. d.

Werft — und an die der Landſchaft- und Blumenmaler Baert, Potter, Ruisdaal u. ſ. w. Eben ſo ihre Dichter — deren ſie im Naiv-Komiſchen viele vorzügliche und im Erhabenen einen haben, den ich ohne Anſtand unter die größten aller neuern rechnen darf. Auch ihre Schauſpielkunſt bleibt in dieſer Sphäre — nämlich im Trauer- und Luſtſpiel — und dieſe ſind im Ganzen genommen, bei ihnen vortrefflich. Dagegen das Schauſpiel, nämlich das bürgerliche Drama, iſt ihnen fremd, ſo wie die Oper, denn ſie ſind nichts weniger als muſikaliſch. Zwar hat man ſeit einigen Jahren faſt alle möglichen, teutſche und franzöſiſche, gegeben. Allein ganz gegen den Geiſt der Nation und den Sinn der gründlichen Aeſthetiker, obgleich nicht zum Schaden der Kaſſe. — Es muß einem Teutſchen oder Franzoſen wirklich lächerlich ſeyn, ihre leichte natürliche evergiſche Sprache und Sitten in das holländiſche Feyerkleid gezwängt zu ſehen. Es iſt eine natürliche Parodie. Das Feierliche und Stattliche iſt ihnen natürlich, daher auch alle Originalſtücke in Verſen, und zwar in gereimten, ſind. Dies ſchickt ſich nun vortrefflich für das Trauerſpiel, und eben ſo für das Luſtſpiel, das durch dieſen Kontraſt noch luſtiger und wahrhaft komiſch wird.

Wie die Dichter, ſo die Schauſpieler. Ihre Action iſt immer Kunſt, aber wo ſie an der Stelle

iſt — wahre Kunſt. Nur von einer Actrice muß ich Ihnen noch etwas ſagen, weil ſie es wirklich in ſo hohem Grade iſt, daß ſie alles mögliche Lob, wie die Kunſt überhaupt, übertrifft, und ſich nur ſelbſt durch die That loben kann. Ich will ſie alſo nur kurz beſchreiben. Denken Sie ſich eine Frau, in mittlerm Alter — von der richtigſten ſchönſten Form, ſchlank, aber nicht hager — von der edelſten Geſichtsbildung. Ihre Züge, ihre Augen, ihre Stimme, alles bedeutend und in der Ferne ſo beſtimmt, als in der Nähe. In ihrem ganzen Weſen iſt etwas antikes, wie die römiſchen oder griechiſchen Statuen, (doch vielleicht mehr von den erſten) daher ſie auch in den alten Stücken, die hier alle aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſind, in ihrer ganzen Größe erſcheint; ihrem Namen nach ſollte man ſie nicht für eine Holländerin halten, Wattier, vielleicht von engliſcher Herkunft. Jede ihrer Stellungen iſt maleriſch, jede ihrer Bewegungen harmoniſch; jeder Ton melodiſch, alles bedeutend bis in das feinſte Mienenſpiel — auch wenn ſie nicht die Hauptrolle hat, belebt und beſeelt ſie die ganze Vorſtellung, und wenn ſie nicht ſpricht, iſt ihr Spiel oft gerade am intereſſanteſten. Sogar die erſten franzöſiſchen Schauſpieler, (die bisweilen hieher kommen, um ihren Finanzen aufzuhelfen) ein la Rive. Talma, haben ihr einſtimmig das Lob gegeben, daß ſie ſogar ihre eigenen Landsmänninnen

übertreffe, und das will bei Franzoſen viel ſagen. Noch neulich war eine der berühmteſten franzöſiſchen Actricen hier, Mad. Contat, die Lady Macbeth von ihr zu ſehen wünſchte. Sie ſoll geſagt haben, ſie habe wirklich nicht geglaubt, daß man es zu dieſer Höhe bringen könne. Ich war auch da. Noch ſehe ich die weiße Geſtalt, blaß — mit lang heruntergefallnen ſchwarzen Haaren — halb geöffnetem Munde — ſtieren, einwärts gekehrten Augen, in der Rechten einen Dolch, wie auf den König gezückt, in der Linken eine Fackel, langſam mit gedehntem Schritte einhergeſchweben. Sie umgeht das halbe Rund der Bühne, nun ſteht ſie vor dem betäubten, zitternden Fleam. Sie hebt den Dolch langſam auf, hält ihn ſchwebend, und läßt den Arm langſam fallen. Jezt geht ſie weiter — ſetzt das Licht auf eine Tafel und ſinkt in den Seſſel — ſie ſtöhnt tief, wie aus dem Grabe, und reibt die Hände: „weg, weg! wollt ihr denn nimmer rein werden?“ Endlich erhebt ſie ſich langſam und verſchwindet, wie ſie gekommen iſt.

2.

Ueber Genf.

Genf, im Januar 1803.

Noch muß ich Sie mit einem teutschen Landsmanne bekannt machen, den ich hier gefunden habe, und der unsrer Nation hier in der Fremde wahre Ehre macht. Es ist dies Hr. Gerlach, Ober-Pfarrer an der teutschlutherischen Kirche hier, — eine Stelle, die immer mit einem Theologen aus Gotha besetzt ist, indem diese Gemeinde seit vielen Jahren dem Herzoge von Gotha das Recht übertragen hat, den Nachmittagsprediger zu ernennen, der dann gemeiniglich auch in die eigentliche Pastorstelle einrückt. So ist auch Hr. Gerlach, ein ehemaliger Schüler von Stroth, Grießbach, Döderlein, Eichhorn, Heyne ꝛc. vor 10 Jahren, als ein junger Mann hieher gekommen, und hat neben seiner Predigerstelle sich mit dem Unterricht der Jugend abgegeben, woraus nun schon seit mehrern Jahren eine sehr ansehnliche, und, wie ich mit Ueberzeugung hinzusetze, sehr beifallswürdige Pensions- und Erziehungsanstalt entstanden ist. Hr. Gerlach, der ein Mann in seinen besten Jahren und mit einer braven Genferin verheirathet ist, hat sich die Sprache ganz eigen gemacht, und genießt das

ausgezeichnete Zutrauen aller Aeltern, deren Söhne unter seiner Aufsicht gestanden haben oder noch stehen. Vor einigen Jahren ersuchten ihn sogar ein Paar liefländische Familien, mit ihren Söhnen, die in Genf seinen Unterricht genossen hatten, eine Reise nach Rom und Neapel zu unternehmen, welches er auch zur größten Zufriedenheit derselben ausgeführt hat, und natürlich dadurch um so geschickter worden ist, junge Leute zu erziehen, die an der Gränze von Italien leben, und unter denen mancher zu Reisen dahin bestimmt ist.

In diesem Institute wird Lateinisch und Griechisch mit teutschem Ernst getrieben; dann noch Französisch, Teutsch und Italiänisch, wobei, wie sichs versteht, diese neuern Sprachen besonders durchs Sprechen geübt werden. Außerdem wird noch Unterricht gegeben in Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, besonders in der Pflanzenkunde, in welcher Hr. Gerlach sehr zu Hause ist. Im Spätsommer macht er gewöhnlich eine große botanische Wanderung mit seinen Pfleglingen, auf welchen er schon einigemal den Jura und Montblanc, und regelmäßig die reizenden Ufer des Genfersee's besucht hat. — Seine Wohnung ist vortrefflich und zeichnet sich durch Reinlichkeit, durch gesunde Luft und heitere Aussicht aus. Sein Preiß ist, besonders

Alles dies beweiſet nichts gegen das Richteramt des Publici, es beweiſet nur: daß die Zeit allein ſeinen Ausſprüchen das Siegel der Gültigkeit aufdrückt. Was will man mit dieſem Ausdruck ſagen? Nichts als dies: das Publicum urtheilt ſelten (vielleicht hätte ich gerade herausſagen ſollen, niemals) über ſeine Zeitgenoſſen richtig; theils, weil es ſo vielen einzelnen Perſonen, woraus es beſteht, an der Einſicht oder dem Geſchmack, oder den Kenntniſſen fehlt, welche zum richtigen Beurtheilen gewiſſer Perſonen oder Sachen unumgänglich erfodert werden; theils, weil ſich Privat-Neigungen und zufällige Nebenumſtände in die Urtheile miſchen. Allein nach und nach vermehrt ſich die Summe der Begriffe, welche den Geiſt der Nation leiten; die Umſtände, welche das Urtheil von Tauſenden verfälſcht hatten, verſchwinden; der Autor, der Artiſt, u. ſ. w. tritt vom Schauplaz ab; ſeine Freunde und Feinde auch; die Nachwelt ſieht nicht mehr den Mann, ſondern was er gethan hat, oder (richtiger zu ſprechen) ſie urtheilt nicht mehr von den Werken nach ihren Vorurtheilen für oder wider den Mann, ſondern von dem

für Teutſche, billiger als bei andern ähnlichen Inſtituten in Genf.

Dieſe Anſtalt iſt um ſo wichtiger, weil die Genfer Akademie ſich jetzt mit Macht hebt, und alſo beſonders junge Teutſche, die dort ihre Studien machen ſollen, hier eine treffliche Vorbereitung und einen väterlichen Freund finden, der ſie anleitet, und, auch wenn ſie bereits in die akademiſchen Hörſäle übergegangen ſind, noch im Auge behält, und den Aeltern Bericht von ihnen erſtattet. Alles läßt ſich nämlich dazu an, daß Genf als Akademie nicht bloß ſeinen alten Ruhm wieder erlangen, ſondern noch in größerm Glanze erſcheinen wird. Vor kurzem ſind eine ganze Reihe neuer Profeſſoren ernannt worden, als Necker-Deſauſſure (von ſeiner Gattin alſo benannt) und Vaucher für die Botanik, Jurine für die Chirurgie, Tingry für die Chemie, Picot für die Statiſtik, und ſo mehrere. Nimmt man dazu, daß Genf ſich unter den franzöſiſchen Städten noch immer durch Einfachheit und gute Sitten auszeichnet, und den Aeltern Zutrauen einflößt, da es überdies die einzige Univerſität der Reformirten in ganz Frankreich iſt; ſo kann es nicht fehlen, daß es nicht bald unter die ausgezeichneten Lehranſtalten in Europa gehören wird. — Noch muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich in dem Inſtitut des Hrn. Gerlach auch

einen Sohn der berühmten Frau von Stael angetroffen habe, die, so wie auch Hr. Necker selbst, diesen braven teutschen Gelehrten mit Auszeichnung und Achtung behandeln, und oft in Copet bei sich sehen.

VII.

Blicke auf Frankfurts Bürgerglück und Kultur.

(Erster Brief).

Frankfurt am Mayn, im Febr. 1803.

Schön und wohlthätig ist es für Teutschlands Kultur und Betriebsamkeit, daß, nach einem edlen Plane des Vollenders der französischen Revolution, Frankreich und Rußland ihre Entschädigungs-Vermittlung auch rühmlich dahin lenkten, die vorzüglichsten Reichsstädte, welche sich ohne Bocksbeutelei, Spießbürgerei und Abderitismus selbst wohl regieren können, und wovon jede ein Fürstenthum werth ist, frei von drückenden Lasten in ihrer Reichsunmittelbarkeit, und mit vermehrter voller Jurisdiction bewahrt, ja selbst im fernern Ungemache des Kriegs heilige Freistädte bleiben sollen.

Wie Säulen des Lichts entsteigen sie dem politischen Chaos, und stützen den alten Tempel von Teutschlands Ruhm und glücklicher Freiheit. —

Dem 23jährigen franzöſiſchen Revolutions-Krieg hat Frankfurt etwa zehen Millionen Gulden opfern müſſen; dagegen erhält es jezt durch Säculariſation ſeiner geiſtlichen Stiftungen eine wohlverdiente Entſchädigung, die ſich noch zur Zeit mit den Koſten zuſammen rechnet. Durch dieſen Umſchwung der Dinge bekommt die Freiſtadt am Moenus eine neue Geſtalt und eine neue Aera beginnt im Kreislaufe ihres Glücks. Manche Familien, die nicht in ſäculariſirten Ländern bleiben wollen, werden dahin ziehen, wo ſie alles finden können, was zu einem ſchönen Lebens-Genuſſe gehört.

Der Senat hat einen in dieſem Fache wohlerwanderten Mann zum Adminiſtrations-Rath der neu errichteten Kommiſſion ernannt, und den Amtmann des Domſtiftes als Obereinnehmer aller geiſtlichen Gefälle mit vermehrtem Gehalt angeſtellt, auch den würdigen Archivar und Bibliothekar von St. Bartholomäi in ſolcher Eigenſchaft beſtätigt. Die Dominikaner-, Karmeliter- und Kapuziner-Klöſter ſind aufgehoben, und die alten braunen Mönche laſſen ſich ſchon Hoſen machen, um als neue Weltbürger zu erſcheinen, ja ſie erhalten Kleider von verſchiedenen Farben, um nicht Ainmnenmäßig einherzugehen. Zu katholiſchen Pfarrkirchen hat der Rath die alte Krönungs-Kirche, den Dom, die

Liebfrauen- und Karmeliter-Kirchen beſtimmt, und Prediger dazu ernannt, wobei Alles zum Gottesdienſt Erforderliche reichlich verabfolgt wird.

Durch dieſes Ereigniß erhält auch die Stadtbibliothek einen Zuwachs von etwa 8000 Bänden, 300 alten Drucken und 200 Manuſcripten, deren Hüsgen in ſeinem Artiſtiſchen Magazin und Wegweiſer von Frankfurt gedenkt.

Zum Bau einer neuen Bibliothek, welche ſich dem angemeſſenſten und für 100,000 Bände Raum darbietenden Platze neben dem künftigen Städeliſchen Kunſt-Inſtitut wahrſcheinlich anſchließen ſoll, wird der Senator Bronner ſein Bau gratuit mit 25000 fl. patriotiſch abtragen.

Durch die in den geiſtlichen Stiftern und auf dem Römer oder Rathhauſe hie und da zerſtreuten Gemälde, ſo wie durch künftige Vermächtniſſe, dürfte Frankfurt — was keine teutſche Freiſtadt noch beſitzt — einſt auch eine bedeutende Bildergallerie erhalten. Dr. Grambs und Legationsrath Gerning möchten wohl ebenfalls das Ihrige dazu beitragen. Dieſer iſt geſonnen, ſchon bei ſeinem Leben, und bei Eröffnung des neuen Bibliothekgebäudes, eine reichhaltige Sammlung Frankfurter Gegenſtände ſeines

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9.
FNr. 20654 / 423

Museums der wiedergebornen Vaterstadt zum Opfer zu bringen. Er hat das große Insekten Kabinet seines verstorbenen Vaters noch mit Beiträgen des in Portugall gewesenen und bis nach Südamerika rastlos wirkenden Naturkundigers, Grafen von Hofmannsegg, und seine Kunstsammlungen mit Gemälden, antiken Figuren, und den schon im Merkur gedachten Basrelief-Büsten des Plato und Aristoteles vermehrt. Grambs hat kürzlich die Ettlingische Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen um einen glücklichen Preiß von der wohlhabenden Familie an sich gebracht, welche die dazu ererbten Gemälde und Konchylien öffentlich verkaufen, oder noch lieber als patriotischen Beitrag zu einem Stadtmuseum darbringen dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

I. Von Gleim und an Gleim. Vorwort. S. 241

1. Nachtgedichte von Gleim. — 244

2. An Gleim. — 247

II. Probe einer italiänischen Ueberſetzung von Göthens Hermann und Dorothea. — 252

III. Deutſchlands Dichterinnen. — 258

IV. Ueber Naumann, den guten Menſchen und großen Künſtler. (Beſchluß). — 274

V. Kunſtnachrichten.

1. Denkmal auf den Tod des Erbprinzen von Baden. — 290

2. Kunſtnachrichten aus Wien. — 294

VI. Korrespondenznachrichten.

1. Fortgesezte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. — 298.

2. Ueber Göttingen. — 300

3. Auszug aus einem Schreiben aus Amsterdam, den 15. Febr. 1803. — 301

4. Ueber Genf. — 312

VII. Blicke auf Frankfurts Bürgerglück und Kultur. (Erster Brief). — 315

Intelligenzblatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

4. Stück. April 1803.

I. Inhalt des 1ſten Stücks, von Sicklers teutſchem Obſtgärtner 1803.

Erſte Abtheilung.

I. Beſondere Naturgeſchichte der Bäume überhaupt und der Obſtbäume insbeſondere. 10. des Weinſtocks. II. Wein-Sorten. No. IV. Der Kilianer. III. Aepfel-Sorten. No. XCVI. Der Zitronenapfel. IV. Nuß-Sorten. No. VII. Die gemeine weiße Lambertsnuß. V. Birn-Sorten. No. CI. Die grüne Sommer-Bergamotte.

Zweite Abtheilung.

I. Beſondere Gedanken über das Beſchneiden der Fruchtbäume, nach welchen daſſelbe verworfen, und ſtatt deſſen das Krümmen der Aeſte und der Bäume angerathen wird. Von Hrn. Parmentier. II. Ueber eine Baumſäge und Baummeiſel. Vom Hrn. Pfarrer Krüger zu Gröditz bei Bautzen in der Lauſitz. III. Ueber Vertilgung der Raupen, die von den Nachtfroſt-Schmetterlingen herkommen. IV. Auszug aus einem Briefe von Hrn. Fuhrmann, aus Pöpelwitz bei Breslau in Schleſien, über einen Baummeiſel.

Weimar im Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Ueberſetzungs-Anzeige von *Percival's Account of the Island of Ceylon.*

Im IXten oder Xten Bande von Sprengels Bibliothek der neueſten Reiſen, fortgeſetzt von F. T. Ehrmann, erſcheint eine kritiſch bearbeitete Ueberſetzung von dem in London ſo eben erſchienenen Werke über die Inſel Ceylon:

Robert Percival's Account of the Island of Ceylon; to which is subjoined the Journal of the Author's Embassy to Candy. London 4to 1803. mit einer Charte.

Weimar, den 12. Febr. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Anzeige der zweiten Fürſtl. Rudolſtädtſchen priv. Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie.

Da bekanntlich die erſte Ziehung unſerer zweiten Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie bereits geſchehen, und mit Nächſtem die Vertheilung der ausgefallenen Gewinne vorgenommen wird, von mehreren Liebhabern aber uns der Wunſch zu erkennen gegeben worden, eine nähere Ueberſicht von unſerm Plane zu erhalten; ſo haben wir dieſen hier nochmals bekannt gemacht, und zeigen zugleich mit an, daß es noch Zeit iſt, zu jeder Klaſſe anzutreten, und durch Nachzahlung der gezogenen Klaſſen jederzeit Kauflooſe zu bekommen.

Plan.

Der Beifall, den das verehrte Publikum unſrer erſten nunmehr ordentlich und ſolid beendigten Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie ſchenkte, fordert uns auf, dieß deutſchen Kunſt- und Gewerbfleiß befördernde Inſtitut fortzuſetzen. Der Plan unſrer gegenwärtigen zweiten Lotterie weicht von dem der erſten ſehr wenig, und nur in einigen nöthigen Verbeſſerungen ab, die uns der Wunſch des Publikums lehrte, und iſt folgender:

Manne, nach dem herrschenden Eindruck, den seine Werke machen. Unpartheyische Kunstverständige treten auf; sie haben diese Werke studieret, verstanden, geprüft; sie haben den Verfasser mit sich selbst, mit seinen Umständen, mit dem Charakter seiner Zeit, mit andern Verfassern seiner Gattung verglichen; sie haben das, was ihn unterscheidet, ausgefunden; sie kennen seine starke und schwache Seite; nichts hindert sie, gegen seine Vorzüge oder Verdienste gerecht zu seyn; nichts schließt ihre Augen gegen seine Fehler. Sie sprechen ihr Urtheil öffentlich, und das Publicum bestätigt es, denn jedermann fühlt oder glaubt zu fühlen, daß er eben so gesprochen hätte. Hier und da mag sich wohl in der Folge ein Widersprecher hören lassen, der, zum Exempel, die Verehrung ganzer Jahrhunderte und Nationen für einen Homer zum Vorurtheil machen will. Ein Aristoteles kan durch zufällige Umstände das Schicksal haben bald in feyrlichstem Gepränge auf die scholastischen Altäre gestellt und angebetet, bald wieder durch Bannblitze herunter geschleudert zu werden. Aber die Zeit hat den grossen Mann in ihren Schutz genommen.

Die

1.

Diese Lotterie besteht gleichfalls aus 12000 Loosen, die in sechs Klassen vertheilt sind, (davon alle zwei Monate eine gezogen wird) und lauter Gewinne oder Prämien enthalten, so daß also kein Spieler ganz leer ausgeht, und keine eigentlichen Nieten darinne existiren.

2.

Die Einlage ist gering und beträgt

zur 1ten Klasse 8 ggr. Sächsisch oder 36 Kr. Reichsgeld.
— IIten — 16 ggr. — — 1 Fl. 12 Kr. —
— IIIten — 16 ggr. — — 1 Fl. 12 Kr. —
— IVten — 12 ggr. — — 54 Kr. —
— Vten — 12 ggr. — — 54 Kr. —
— VIten — 8 ggr. — — 36 Kr. —

mithin zusammen nur 3 Thlr. Sächs. oder 5 Fl. 24 Kr. Reichs-Courant, und 6 ggr. Einschreibegeld.

3.

Die Gewinne bestehen, wie der hier beifolgende, und bei der Ziehungsliste jeder Klasse wiederholte Gewinnst-Plan zeigt, aus lauter guten und neuen Büchern, Landkarten, Gemälden, Kupfern, Instrumenten und andern schätzbaren Kunstwaaren.

4.

Alle Gewinne sind zwar in dem beigefügten Gewinnst-Plane nach ihren Courantpreisen in Gelde ausgeworfen, werden aber bloß in den hier bestimmten und numerirten Waaren-Artikeln, nie in baarem Gelde, geliefert. Es steht jedoch dabei jedem Gewinner, der ein ihm unbrauchbares Stück gewonnen hat, frei, sich dafür einen andern Artikel von gleichem Werthe aus den eigenen Verlags-Katalogen des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, (als dessen Entreprise bekanntlich unsre Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie ist) die bei jedem unsrer Herren Collecteurs zu haben sind, zu wählen.

5.

Alle Loose sind in Kupfer gestochen, und sowohl mit dem obstehenden Fürstl. Schwarzburg. Rudolstädt. Commissions- als auch dem Handlungs-Siegel des K. Sächsis. privil. Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar bezeichnet, und werden von jedem Collecteur mitunterzeichnet.

6.

Die Misch- und Ziehungen geschehen alle 2 Monate öffentlich allhier zu Rudolstadt in dem Fürstl. Schlosse, der Ludwigsburg, durch die Hochfürstl. Commission und 2 Waisenknaben, und zwar:

der	Iten Klasse	den 14. Februar	1803.
—	IIten —	den 18. April	—
—	IIIten —	den 13. Junii	—
—	IVten —	den 12. August	—
—	Vten —	den 17. October	—
—	VIten —	den 12. December	—

7.

Sämmtliche Gewinne werden von uns jedesmal innerhalb 6 Wochen nach vollendeter Ziehung jeder Klasse, die Ziehungslisten aber sogleich nach derselben an die Hauptcollecteurs versendet. Wir tragen auch die Emballage und Frachtkosten aller Gewinne, (die Klauerschen Torevtica-Waaren ausgenommen,) bis Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. Mayn, und Braunschweig, von da aus aber berechnet der Hauptcollecteur das Porto den Gewinnern.

8.

Die Herren Collecteurs bekommen von jedem Loose in jeder Klasse 1 ggr. oder 4 1/2 Kr. Schreibegeld, welches mit der Einlage zugleich bezahlt wird.

9.

Die in jeder Ziehung mit Gewinnen herausgekommenen Numern fallen weg, und die Liebhaber, welche weiter spielen, und an den Gewinnen der folgenden Klassen Theil

nehmen wollen, müssen ein frisches Kaufloos nehmen, wenn noch welche bei dem Collecteur vorhanden sind, und darauf die Einlage der vorigen schon gezogenen Klassen nachzahlen.

10.

Spätestens 14 Tage vor jeder Ziehung müssen die Interessenten bei Verlust ihrer Loose, und der darauf fallenden Gewinne, ihre Einlage an ihren Collecteur baar zahlen, weil die Einlagegelder noch vor der Ziehung jeder Klasse an uns eingehen müssen, und wir keine Gewinne auf Loose abliefern, für welche uns nicht die Einlage zur bestimmten Zeit eingegangen ist.

11.

Sollten die Einlage-Gelder von einem Collecteur zur Ziehung einer Klasse noch nicht völlig eingeschickt seyn, und er nicht einmal diejenigen Loose benannt haben, für welche er die Stückzahlung einsendet, so hat er sich es selbst zuzuschreiben, daß seine Partialzahlung bei uns liegen bleibt, als nicht eingegangen betrachtet, und seine sämmtlichen Loose als nicht renovirt angesehen werden. Giebt er aber die Loose bestimmt an, für welche er die Einlage schickt, so spielen auch nur diese für sich mit, und erhalten die auf sie fallenden Gewinne.

12.

Sollten die Gewinne von irgend einem Untercollecteur nicht promt ausgeliefert werden, so wenden sich die Interessenten in diesem Falle an den auf ihrem Loose unterzeichneten Hauptcollecteur, und wenn von diesem auch die Sache nicht ausgemittelt werden kann, direct an uns, mit Einsendung ihres Original-Looses. Doch muß dieses binnen 12 Wochen vom Ziehungstage der Klasse an gerechnet geschehen, denn länger siehet die Direction den Interessenten in Ansehung ihrer Gewinne nicht zur Rede.

13.

Alle Interessenten, welche in unserer Lotterie den Anfang oder die ersten Bände fortgehender Werke ge-

winnen, oder ſich dergleichen für andere Gewinne aus des Landes-Induſtrie-Comptoirs eigenen Verlags-Werken wählen, genieſſen den Vortheil, daß ſie ſich durch ihre Collecteurs die Fortſetzungen davon, mit Angabe der Nummer ihres Looſes, von uns verſchreiben laſſen können, und haben davon einen Rabbat von 20 Procent oder 1/5 des Ladenpreiſes.

14.

Alle Briefe werden unter der Addreſſe: an die Direction der Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie zu Rudolſtadt unter Beiſchluß an das F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar an uns eingeſchickt.

Die größern Gewinne dieſer IIten Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie ſind in der Iſten Klaſſe 50 Rthlr. und 40 Rthlr., in der IIten 60 Rthlr. und 40 Rthlr., in der IIIten Klaſſe 70 Rthlr. und 50 Rthlr., in der IVten 80 Rthlr. und 60 Rthlr., in der Vten 90 Rthlr. und 70 Rthlr., in der VIten und letzten Klaſſe 300 Rthlr., 200 Rthlr. und 70 Rthlr. ꝛc.

Dieſe in Geld angeſetzten ſchätzbaren Gewinne ſind in unſerm Plane ausführlich angezeigt, und können ſolche ſowohl bei jedem unſerer Herrn Collecteurs, als auch bei uns eingeſehen werden.

Rudolſtadt, im März 1803.

Direction
der F. Schwarzb. Rudolſtdt. privil. Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie.

IV. Erſte Ziehung der zweiten F. Schwarzb. Rudolſtädtiſchen Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie.

Die Ziehung der erſten Klaſſe unſerer zweiten Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie iſt am 7ten März in Beiſeyn der Fürſtl. Commiſſion geſchehen, und davon die authoriſirte Ziehungsliſte jezt verſendet. Die Gewinnſte dieſer Klaſſe beſorgen wir an die im Plane beſtimmten Orte franco. Die Ziehung der IIten Klaſſe, geſchiehet den 18ten April d. J., und koſtet ein Kaufloos zu dieſer Klaſſe incl.

Schreibgeb. 1 Rthlr. 2 gr. Sächſ., Die Looſe ſind bei unſern Hrn. Collecteurs zu haben.

Direction

der Fürſtl. Schwarzb. Rudolſtdt. Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie.

V. Von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde iſt des Vten Bandes 1ſtes Stück erſchienen, und hat folgenden Inhalt.

1. Das *Mammuth ohioticum* nun wirklich in London! — Nebſt Anzeige einer Schrift darüber vom Hrn. Peale, mitgetheilt vom Hrn. Hofr. Blumenbach. 2. Ueber die Möglichkeit, daß Körper vom Monde zu uns gelangen können. Ein Beitrag zum IV. B. 4. St. S. 523, vom Hrn. Hofr Mayer in Göttingen. 3. Ueber die Wirkung des Galvanismus auf den faſerigen Theil des Blutes; vom Hrn. Circaud. 4. Beobachtungen über die innere Temperatur der Pflanzen, im Vergleich der äußern atmoſphäriſchen; vom Herrn Solomé. 5 Nachricht von dem Nationalmuſeum, oder dem vormaligen Pflanzengarten in Paris. 6. Ueber das Gummi, welches die Zwiebel des Hyacinthus non ſcriptus enthält, vom Hrn. Leroux. 7. Ueber die Wiederherſtellung alter Gemälde; nebſt Beſchreibung des Verfahrens, um das Abnehmen eines Raphaeliſchen Gemäldes von ſeinem Grunde zu bewirken. 8 Ein neues Beiſpiel von Anhänglichkeit, Einſicht und Pünktlichkeit der Hunde. Aus einem Briefe von Chalonne. 9. Erläuterung einiger phyſicaliſchen Grundſätze für Anfänger; vom Hrn. Ausfeld in Schneyfenthal. 10 Einige Bemerkungen über die Geſchwindigkeit, mit welcher ein vom Monde gegen die Erde geworfener Körper auf der Erde ankommen kann, und über die Geſchwindigkeit der Feuerkugeln; vom Herrn H. W. Brandes. 11. Eine Windbeobachtung an einem der letzten Tage des Auguſt 1801. Von Ebendemſ. 12. Ueber das Echo; von Ebendemſ. 13. Ueber die Verfertigung des Packpapiers aus Gärberlohe; auch Nachricht von unverbrennlichen Papieren. 14. Verſuche über die niederwärts Statt findende Leitung der Wärme durch

Queckſilber und Oel in Gefäßen von Eis, als Beweisgründe für die Wärmeleitende Kraft dieſer Flüſſigkeiten, von Joh. Murray. 15. Ueber den Einfluß des Magnetiſmus auf den Gang der Uhren und anderer Zeitmeſſer, vom Hrn. Barley.

Der Wunſch der meiſten Leſer dieſes Magazins, ſo wie der des Herrn Herausgebers, den Reichthum der vorräthigen Materialien, ſonderlich neuer ausländiſcher Entdeckungen und Erfindungen, nicht veralten zu laſſen, und dazu mehr Raum als auch Kupfer zu gewinnen, hat uns dazu veranlaßt, von demſelben mit Anfang dieſes Jahres als einem naturwiſſenſchaftlichen ökonomiſch-artiſtiſchen Journale, im Laufe eines jeden Monats ein Heft von 6 Bogen mit den nöthigen Kupfern und in dem bisherigen Umſchlage zu liefern. Es erhöhet ſich hierdurch die jährliche Bogenzahl von 57 auf 72 Bogen, wovon 36 einen Band mit dem Regiſter ausmachen werden. Der Jahrgang von 12 Stücken koſtet 4 Rthlr. Sächſ., oder 7 Fl. 12 Kr. Reichsg. und wir werden, ſo oft es ein intereſſanter Gegenſtand der Naturgeſchichte verlangt, auch ausgemalte Kupfer geben.

Weimar im März 1803.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

GLEIM.

Jugendlich blühender Greis! nein, du
graulockiger Jüngling!
Deutschlands und Preussens frömmster Sohn,
Bieder in That und Gesang!

Voss an Gleim
Voss. sämtl. Werke Th. III. S. 229

Der Neue

Teutſche Merkur.

vom Jahr 1803.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Nebſt Gleims Portrait.

Weimar 1803.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Die Nebenursachen, welche oft veranlassen, daß ein solcher viele Jahrhunderte nach seinem Tode wieder der Gegenstand partheyischer Leidenschaften werden kan, verliehren sich: Aber Homer und Aristoteles bleiben, jener der Fürst der Dichter, dieser der Erste unter den Philosophen; ihr Ansehen steigt oder fällt mit dem Steigen oder Fallen des menschlichen Geistes; und in dem Augenblicke, da die Vernunft sich wieder auf den Thron schwingt, werden ihre Bildsäulen wieder hergestellt.

Diese kleine Abschweifung hat mich nicht von meinem Ziel entfernt: denn sie macht augenscheinlich, wie nothwendig das Amt derjenigen sey, welche durch unpartheyische und auf gründliche Einsichten gestüzte Urtheile über Werke des Genies und der Litteratur das Publicum gegen falsche Eindrücke zu verwahren, von bereits gefaßten Vorurtheilen zu befreyen, und auf den rechten Standpunct, aus welchem die Gegenstände gesehen werden müssen, zu seßen suchen. Sie werfen sich keinesweges zu eigenmächtigen Tyrannen der Litterarischen Welt auf; sie ver-

Der Neue

Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1803.

I.

Egeria *).

Erſter Geſang.

Urania! die du im Sternen-Kranze
Dem kühnen Blick des Spähenden entſchwebſt;
Durch einen Strahl von deinem milden Glanze
Den Erdenſohn zum Gott erhebſt;
Ihn bei der Horen leichtem Wechſeltanze
Durch Ahndung der Unſterblichkeit belebſt:
Du reich'ſt dem Weiſen nur zum Lohne
Die unentweih'te Lorbeerkrone!

*) Wer kennt nicht wenigſtens aus Florians Numa Pompilius die Helden dieſer kleinen Epopöe, wovon hier der erſte Geſang mitgetheilt wird? Nur eine weibliche Hand konnte dieſen Stoff ſo neu und ſo zart ausbilden.

Ihr trieft kein Blut; — (wie in der Charis Reigen
Kein Mißlaut ſchallt, kein rauhes Kriegsgetön; —)
Verwebt mit Eichenlaub und Palmenzweigen,
Grünt ſie dem Hochbeglückten doppelt ſchön:
Einſt ſah man ſie auf Numa's Haupt ſich neigen,
Des Götter-Lieblings Herrlichkeit erhöhn! —
Ihm tönt die Leier — ach! mit leiſem Klange,
Begeiſtr' Urania mich zum Geſange!

Das ſtolze Rom empfieng mit lauter Siegesfeier
Das Heer, das mächt'ge Feinde ſchnell bezwang.
Es athmete nun jeder Buſen freier,
Und jeder rauhe Ton ward jubelnder Geſang,
Und Hymnen klangen, es erſcholl die Leier
Ihm, der mit Mavor's Kraft die Lanze ſiegreich ſchwang! —
Ihn trägt ein ſchnaubend Roß: — mit blutbeſpritztem Speere
Prangt Romulus, umjauchzt von ſeinem Heere!

Chor der Krieger.

Laut ertöne der Chor, es ſchalle laut die Drommete!
Jauchzend preiſe das Volk Mavor's begünſtigten Sohn!

Ihm, den feſtlich der ſiegverkündende Lorbeer umwehte,
Sey nun ewiger Ruhm ſüßer und dauernder Lohn!
Kaum erhub ſich jüngſt Rom's geweihte, ſchützende Mauer,
Wie im Lenz ſich erhebt lieblich die keimende Saat: —
Da bedrohte mit Mord die Männer, die Weiber mit Trauer,
Rache brütender Haß, Unheil erſinnender Rath.

Doch es ſchleuderte kühn, wie Jupiter ſchleudert die Blitze,
Rings auf die feindliche Schaar, Tod und Verderben der Held.
Raſtlos tobte ſein Schwerd — Ja — laut zu der Ewigen Sitze
Dringe Jubel empor — hoch, zu des Donn'rers Gezelt!

Er thronte wie ein Gott, geſchmückt mit Lorbeerkränzen;
Schön wall'te rings um ihn ſein purpurnes Gewand;
Man ſah' an ſeinem Arm' errung'ne Waffen glänzen,
Unſeliger Acron — du fielſt durch ſeine Hand!
Und mit Triumphgeſchrei, in feierlichen Tänzen

Umſtrömte nun das Volk der ſtolzen Tiber Strand! —
Jezt lenkt der Sieger ſeines Roſſes Zügel
Hin zu des Kapitol's geweihtem Hügel.

Dort ſtand gekrönt mit hundertjähr'gen Zweigen
Ein Eichbaum, Zevs Kronion dir geweiht;
Dein Blitz vermochte nur, ſein mooſigt Haupt zu beugen;
Voll Ehrfurcht ſah man ihn ſchon zu Evander's Zeit;
Die Hirten ehrten dort den Gott in frohen Reigen
Und Opfer wurden ihm mit jedem Tag' erneu't:
Dahin trug Romulus die königliche Beute,
Und ſprach, indem er ſie dem Wolkenſammler weih'te:

„Dir ſoll ein Tempel ſich in dieſem Raum erheben,
„Kronion, deſſen Donner furchtbar kracht;
„Wird ſiegreich deine Huld dein neues Volk umſchweben,
„Und droht vergebens uns der Feinde Macht:
„Trifft unſer Schwerdt ein Haupt vom Diadem umgeben,
„So ſey die Rüſtung dir zum Opfer dargebracht!"
Er ſchwieg; — es rauſchte durch des Baumes Wipfel,
Und Jubel tönte zu des Berges Gipfel!

Des Siegers feſtlichem Gepränge
Vor andern tapfern Kriegern nah,
Sah' man, — umringt von der entzückten Menge —
Die man voran in allen Schlachten ſah:
Vor Allen tönten Volksgeſänge
Die Numa, dir Herſilia!
Vereint erſchollen, wo die Krieger kamen,
Des Fremdling's und der Königstochter Namen!

Herſilia entflieht dem lärmenden Geleite,
Sie eilt zur väterlichen Burg zurück. —
Frohlockend ob der Freundin Ruhm und Beute,
Begrüßt Sempronia ſie mit gerührtem Blick.
Umſonſt! — kein liebend Wort zerſtreu'te
Die Wolken ihrer Stirn! — gefühllos für ihr Glück,
Senkt ſich bethränt der Fürſtin Auge nieder,
Dem Jubel hall't kein frohes Echo wieder!

„Herſilia! nur du bleibſt kalt bei unſern Siegen,
„Du, der zuerſt wir unſre Feſte weih'n?
„Dich ſah man der Gefahr entgegen fliegen,
„Dein Helmbuſch ſammelte der Krieger Reih'n.
„Dein ward der Sieg; was prägt nun deinen Zügen
„Des Unmuths ungewohnte Falten ein?
„Was bleicht die Wange dir, die ſonſt ſich roſigt mahlte,
„Was trübt den Blick, der ſonſt von lichterm Glanze
ſtrahlte?“

Die Freundin sprach's. Versenkt in stille Trauer,
Der unbewußt ein Seufzer doch enttönt,
Durchbebt Hersilia ein namenloser Schauer —
Sie steht betäubt an ihren Speer gelehnt. —
Jüngst bürgt' ihr Stolz der Freiheit ew'ge Dauer,
Noch war ihr kühner Sinn der Bande nicht gewöhnt!
So trug des Adlers Flug ihn über Thal und Hügel —
Doch ach! es sinkt gelähmt, vom Pfeil verlezt, sein Flügel!

Wie wenn ein Strom mit lang gehemmten Wogen
Die Dämme schäumend, uferlos durchbricht —
So wird ihr stolzer Sinn vom Kummer überwogen!
Mit abgewandtem Angesicht,
Und vom Gefühl allmächtig angezogen,
Das aus Sempronien so zart, so liebend spricht,
Ruft endlich sie: „o lies in meinem Herzen
„Und theile meine Schmach, und theile meine Schmerzen!

„Dies stolze Herz, der Liebe sonst verschlossen,
„Ward — weh mir! endlich doch besiegt!"
Sie schwieg, in Schwermuth hingegossen,
Und das verhüllte Haupt der Freundin angeschmiegt;
Doch ihre Wange glüht; und ihre Thränen flossen.
Von süßer Hoffnung endlich eingewiegt,

Birgt sie die Flamme nicht, die ihr im Busen lodert,
Und die der Freundin Trost und sanfte Schonung
fodert.

„Du weißt die Zeit der tobenden Gefechte;
„Es strömte Römer- und Sabiner-Blut;
„Denn des Vertrau'ns entweih'te Rechte
„Entflammten unsrer Feinde Wuth.
„Allein der Schaaren Menge schwächte
„Nicht unsrer Kämpfer regen Muth;
„Des Sieges Hoffnung zu erneuen,
„Sprengt' ich begeisternd durch der Krieger Reihen.

„Harmonisch tönte mir die schmetternde Drommete,
„Fürs Vaterland entglühte meine Brust.
„Wo meines Vaters Fahne siegreich weh'te,
„War ihr zu folgen mir so süße Lust;
„Und wo Gefahr mein kühner Blick erspäh'te,
„Da schlug mein Herz, sich selbst nicht mehr bewußt —
„Und Helden-Stolz und Helden-Feuer sprühte
„Mein rasches Aug', und meine Wange glüh'te!

„Doch immer lebender ward das Getümmel,
„Da stürzt' — ihn trug ein ungezähmtes Pferd —
„Ein rascher Jüngling durch das Schlachtgewimmel,
„Und schwang mit Götterkraft sein Schwerd.

„So furchtbar glüh't aus düſtrem Himmel
„Ein Blitzſtrahl — zündet, ſengt, verzehrt —
„Ich ſtaunt' ihn an mit leiſem Beben
„Ich, die ſonſt nie gezagt, — ich bebte für ſein Leben!

„Mein Blick nur folgt' ihm, thränentrübe;
„Verſteinert ſtarrt' ich — ach! der Sehnſucht Bild! —
„Da ſenkte plötzlich ſich der Gott der Liebe
„Zu mir herab, in Wolken leicht gehüllt:
„„Fühlſt du die Allgewalt der ſüßen Triebe,
„„Womit mein Herrſcherruf dein ſtolzes Herz erfüllt?
„„Des Jünglings Leben iſt in deinen Händen;
„„Gebeut — und ich vermag des Schickſals Schluß
zu wenden!"

„Er ſchwieg — und mit verhaltenem Entzücken
„Rief ich: o Amor, dein, dein iſt der Sieg!
„Entſcheidung laſeſt du in meinen Blicken,
„Wenn auch beſchämt dir meine Lippe ſchwieg —
„Kam, ach! ein Himmliſcher mich zu beglücken?
„Wars mir zum Heil, daß er Olympo's Höh'n entſtieg?
„Und Amor rief: „entreiß' ihn den Gefahren —
„„Entwaffnen wirſt du ihn — durch Weibers
ſchaaren!"

„Dem Herzen gnügen dunkle Worte,
„Wenn Lieb' und Hoffnung ihnen Deutung leih'n;

„Ich flog nach Rom zurück; man öffnet mir die Pforte;
„Der Weiber und der zarten Kinder Reih'n
„Versammeln sich aus jedem Orte.
„„Seht, wie sich Helden dort für Euch dem Tode weih'n! —
„„Kommt," rief ich, „kommt, die Wütenden zu zu trennen,
„„Vom Vaterlandsgefühl laßt Eure Brust entbrennen!"

„Urplötzlich fühlte sich wie neugeboren
„Der Weiber schmerzerfüllte Schaar,
„Und alle glaubten sich von einem Gott erkoren,
„Umringten mich, und trozten der Gefahr.
„Kühn ward der Rettungs-Eid von jeglicher beschworen.
„Ihr wilder Blick, ihr fliegend Haar
„Und jeder Ton aus warmer Herzensfülle
„Verkehrt das Schlachtgetön in feierliche Stille.

„„Gebietet, Väter, Brüder, Gatten
„„Dem Zorn, der euch im Busen gährt; —
„„O sendet uns ins Reich der Schatten,
„„Wenn Rachgier euch so süßen Trost gewährt;
„„Als Waisen und als Witwen, ach! bestatten
„„Wir traurend sonst, wo wütend ihr verheert! —

„„Hört Kinder — Enkel euch entgegen lallen;
„„Soll die Natur an eurer Wut verhallen?“

„Gerührt und sprachlos standen nun die Heere;
„Das Schwerd entsank der krieggeübten Hand;
„Und selbst den Rohesten entfiel der Rührung Zähre
„Und jeder düstre Groll entschwand: —
„Uns Weiber lohnte der Versöhnung Ehre,
„Du warst ein Kind — doch selbst das Kind empfand!
„Seit dem wich Numa nicht von meines Vaters Seite,
„Er ist es, dem mein Herz so ungetheilt sich weih'te!

„Wir fochten, stürmten, überwanden
„Vereint; — uns tönt vereint des Volkes Lied.
„Doch — ob wir gleiches Sinn's dies hohe Glück empfanden?
„Ob liebend mir sein Herz entgegen glüht?
„Ob ihn, gefesselt von der Liebe Banden,
„Wie mich der Freiheit Glück, die holde Ruhe flieht?
„Ha! länger berg' ich nicht die namenlosen Schmerzen
„Der Zweifel wüthet mir im wunden Herzen!“

Nun sank Herfilia zurück in düstern Kummer,
Ihr lispelte umsonst die Freundin Hoffnung zu.
Und mitternächtlich nun wird alles um sie stummer —

langen nicht, daß andre ihre Urtheile nachhallen sollen. Das Publicum behält sein Stimmrecht frey und ungekränkt; es wird nur von der Beschaffenheit der Sachen besser unterrichtet, und in den Stand gesetzt, ein erleuchtetes Urtheil zu fällen. Wir sind weit entfernt, die Verdienste derjenigen zu mißkennen, welche in diesem Felde bisher mit Ruhm und Erfolg gearbeitet haben, und es hoffentlich noch ferner bearbeiten werden. Es sind derer so viele nicht, daß sie unsre Mitwürkung, oder wir die ihrige, unnöthig und vergeblich machen sollten. Wir wissen auch sehr wohl, daß viele Leser sich selbst ein Gesetz sind, und keine fremde Leitung vonnöthen haben. Allein es ist doch wohl gewiß, daß diese nur einen kleinen Theil des lesenden Publici, welches täglich zahlreicher wird, ausmachen, und daß der grössere Theil gerade derjenige ist, für den man am meisten besorgt seyn muß.

Es ist Zeit, diesen Vorbericht zu schliessen, wiewohl dessen Länge dadurch genugsam gerechtfertigt wird, daß er zugleich allen folgenden zur Vorrede dient. Alles, was ich noch hinzu zu

fügen

Doch ach! kein holder Traum wiegt ſie in ſüße Ruh,
Ihr trübes Auge ſchließt kein milder Schlummer,
Du ſchwebſt vor ihrem Geiſt, o Numa, du!
Ihr iſt, als ob dein Pfeil nach ihrem Herzen ziele —
Als ob ihr, ach! dein Dolch den warmen Buſen kühle!

Hin, zu der väterlichen Hütte lenkte
Jezt Numa, eingehüllt in grauer Dämm'rung Flor,
Sein Roß; da alles ſchwieg, kein Arm die Lanze ſchwenkte,
Das Volksgewühl allmählich ſich verlor,
Und Morpheus ſüßen Schlaf dem matten Kämpfer ſchenkte.
Es ſchlummert die Natur; — doch plötzlich trifft ſein Ohr
Ein fürchterlich Getöſ; und ihn umſchlängeln Blitze
Und alles kracht und bebt bis zu des Berges Spitze.

Ein wüthender Orkan auf brauſendem Gefieder
Trieb Volk' auf Wolke ſchnell heran;
Und Donner hall'ten von den Felſen wieder;
Der Erdball rollt' auf ungewohnter Bahn;
Und Ströme goſſen praſſelnd ſich hernieder,
Es hob des Wand'rers Haar ſich ſträubend himmelan! —
Und Numa ſtrebt umſonſt des Weges Spur zu finden,
Er, dem kein Lichtſtrahl glänzt, den Labyrinth, umwinden!

Ihn trug sein Pferd durch steile Felsengänge;
Sich sträubend gieng es den entlegnen Pfad,
Der bald gekrümmt, bald rauh und enge
Verletzend Steine bot, die blutend es betrat. —
Ermattet von des Weges Länge,
Da noch kein Morgenlicht sich dämmernd naht,
Legt Numa sich in eine Waldung nieder,
Und schließt, durchnäßt, die schweren Augenlieder.

II.

Der Albaner-See.

Du, dessen tiefe Schattenwelle
Der dunkeln Urzeit Spiegel ist;
Mit dessen abgesenkter Quelle
Der Vorzeit Kunde sich ergießt:
An deines hohlen Ufers Rande
Weilt sinnend meine Seele gern,
Und harrt dort überm Meeresstrande
Der Hoffnung mildem Abendstern.

Albanus! Deine Urgeſchichte
Steigt tief aus Veſta's grauem Schooß.
Als Aetna noch mit mattem Lichte
Den jüngern Flammenſtrom ergoß;
Stieg lang' aus deinen Feuerſchlünden
Empor der finſtern Tiefe Gluth;
Dir bebte rings in ihren Gründen
Auſonia, und der Meere Fluth.

Wo jetzt mit dunkelklaren Fluthen
Albano's See ſein Ufer füllt,
Entſprühten hochgeſchleudert Gluthen
Bis in der Sterne Lichtgefild.
Wo Pflugſchaar nun und Winzer ſchaltet,
Am Hügel und im tiefen Thal,
Sind Lavaſtröme einſt erkaltet,
Entſtieg Vulkanus Flammenſtrahl. —

Nun ruht das Blachfeld dunſtumſchleiert,
Und Rom entſteigt dem Fernungeduft;
In ahndungsvoller Stille feiert
Gebirg' und Thal und Meer und Luft!
Des Tibers gelbe Fluthen glänzen
Bis zum Tyrrhenerſtrand hinab,
Und rings umhängt mit Epheukränzen
Steht, Venus, deines Enkels Grab.

Entſchwunden und in Nacht verſunken
Iſt der Palläſte Herrlichkeit,
Und ihrer Aſch' entſprüht kein Funken
Der thatenvollen Männlichkeit; —
Doch aus des Uferhaines Schauer
Weht's mich, wie Geiſterſtimmen, an;
Es leuchtet mir durch trübe Trauer
Der großen Vorzeit Heldenbahn.

Der Teukrer Schaar entſteigt den Barken,
Wo Tiber ſtill ins Meer ſich ſenkt.
Die Schönheit lohnt dem Kampf des Starken;
Durch Weisheit wird die Kraft gelenkt.
Wo iſt der Lorbeer, der im Raume,
Latinus, deiner Wohnung ſtand?
Es ſank Laurentum mit dem Baume;
Und Oede deckt das alte Land.

Gegrüßt in deiner Felſennähe,
Sey, Alba longa, meinem Geiſt;
O du, von deren Klippenhöhe
Der Urquell der Geſchichte fleußt!
Kamillus Bild ſteigt aus den Fluthen
Von Nemi's See voll Stolz empor, —
Und um des Abends Roſengluten
Webt ſich der Dichtung Zauberflor.

O ſenke alle Wehmuthsſchleier,
Bethauter Heſper, ſanft herab;
Ertön' aus aller Haine Feier,
O Klage um der Edeln Grab!
An dieſer Höhen weichem Saume,
An dieſes Baches leiſem Fluß,
Entſteigt ihr, ach! dem Fabeltraume,
O Niſus und Eurzalus!

Erhebe kühn den Wolkengipfel
Aus deinem Hain, o Algidus!
Aus deiner heil'gen Buche Wipfel
Ertönt des Schickſals Endbeſchluß; —
Der Altar flammt; aus allen Thalen
Steigt das Lateinervolk empor,
Zu unentweihten Opfermahlen
Geführt vom hehren Prieſterchor.

Es fließen Latiums Völkerſtämme,
Wie Bäche, durch der Haine Nacht.
O biedres Volk der Einfalt, hemme
Der jungen Wölfe Obermacht. —
O theile lang des Opferſchmauſes
Geweihten Stier voll Eintracht noch!
Der hehre Schirm des Jovishauſes
Entferne dir der Knechtſchaft Joch.

O Wunder jener guten Zeiten!
Rom siegt und ehrt den biedern Feind.
Nicht Ketten sehen wir bereiten,
Und Alba wird mit Rom vereint.
Und glänzender auf kühnern Flügeln,
Schwebt Roma's Adler Glut im Blick —
Fortuna hält mit straffen Zügeln,
Das schnelle Siegsroß kaum zurück.

Die Kurier, die Cincinnaten,
Entglüh'n am Pfluge für den Staat.
Im Schirme ländlicher Penaten,
Grünt alte Sitt' und weiser Rath.
Kamill verjagt Barbarenhorden,
Es segnet Hella's Flaminin,
O Edler, frei durch dich geworden —
Amphiktionen preißen ihn.

O weile; goldne Zeit, verweile
Vor meinem hoch entzückten Blick; —
Der Zeitstrom flieht mit Blitzeseile,
Mit ihm der hehren Einfalt Glück!
Marzellus ringt und Fabius zaudert,
Und zaudernd weichet Hannibal,
Der ahndungsvolle Weltkreis schaudert,
Erwartend den Entscheidungsstrahl.

Der Kriegsruf ſchallt — die Legionen
Erſteigen ernſt des Veres Plan.
Seht Kato's, ſeht der Scipionen,
Seht der Emile Weihungsbahn!
Albano's Jupiter empfange
Das Opfer und der Helden Flehn;
Laß bald im lauten Siegsgeſange
Sie deinen Tempel wiederſehn!

Was glänzt um Antiums Tempelhallen
Und ſchimmert durch das weite Thal?
Seht die Triumphatoren wallen
Und Beute glänzt im Abendſtrahl —
Die von des Kapitoles Höhen,
Der Neid entfernte, opfern hier;
Die Heeresfahnen, die Trophäen,
Und der Gefäße Tempelzier.

Die weitgedehnte Ebne decken,
Demeter's goldne Saaten nun —
Seht Marmortempel, Städte, Flecken,
In Ceres Schooß ſeht Ares ruhn!
Doch nur in wachem Schlummer ſinket
Mars unter Venus Lenkeln hin, —
Und zu erneuten Kämpfen winket
Roms ſiegumſtrahlte Göttinn ihn!

O alle Götter Roms erwachet!
Hemmt der Quiriten blinde Wut. —
Des Staates feste Stütze krachet
Und Bürgerblut heischt Bürgerblut.
Seht Marius und Sylla morden,
Verstummt erblassen den Senat;
Seht Katilina's freche Horden;
Und Tullius rettet kaum den Staat!

Und tiefer sinkt von seiner Höhe
Mit jedem Tage Rom herab —
Wie von der luft'gen Klippenjähe,
Der greise Adler sinkt ins Grab.
O Cäsar, keinen hehren Namen
Hat lange dein Geschlecht entweiht.
Sie trugen nur den Herrschernamen,
Doch du des Herrschers Herrlichkeit.

Entsteigt Elysiums Schattenfluren,
Ihr edeln Söhne schlimmer Zeit!
Ihr, die der Tiger blut'ge Spuren
Umhüllet mit Vergessenheit.
Erschein', auf deines Denkmals Spitze,
Trajan, du weiser, guter Mann!
O segne mich vom Vatersitze;
Aurel, nimm meine Thränen an!

O du, Geſchlecht der Antonine!
Um dich entblüht der Erdkreis neu; —
Seht dieſe holde Vatermiene;
Seht Weisheit, Einfalt, Kraft und Treu!
Ein Säculum steigt zu den Manen
Unwillig vom beglückten Mund.
Die Antoninen, die Trajanen,
Die Titus preiſ't der Schatten Mund.

Wo bin ich? wo? hinabgeſunken
Iſt alles ſchnell vor meinem Blick!
Hab' ich aus Lethe's Strom getrunken?
Kehrt Mnemoſyne nicht zurück? —
Ha! eine finſtre Oede ſtrecket,
Sich trauernd bis ans Meer hinab —
Mit feuchten Nebeln überdecket,
Und ihrer Kinder frühes Grab. —

Wo ſind die Tempel, die Altäre?
Wer hat Demeters Gold gebleicht?
Wer hat verſtummt die Opferchöre?
Die Siegesgöttinn, wer verſcheucht?
Was tönt aus dieſen Marmortrümmern
Mich hohl, wie Geiſterſtimmen, an?
Seht kärglich dort ein Lämpchen flimmern;
Folgt der umrankten Elendsbahn!

Die Armuth wehnt in Marmorhallen;
Der Hunger auf dem fetten Land!
Eeht Säuglinge wie Knospen fallen,
An bleicher Mütter dürrer Hand!
Zu eines harten Brodes Krume,
Rupft dieſe Gras dem Weinberg aus; —
Die Jugend, welk in ihrer Blume,
Reift ach! nur für des Pluto Haus.

Der Hunger folgt des Wandrers Pfaden,
Und rauht, wie ihm die Noth befiehlt —
Hier iſt der Weihquell aller Gnaden;
Dem Ablaß, der vor Hunger ſtiehlt.
Doch wer wird helfen, wer erretten
Aus dieſem harten Jammerſtand?
Hört ihr die feſtgeſchlungnen Ketten
Rings um des Mittelmeeres Strand?

Sie dehnen ſich vom Alpenheere
Bis zu der Apenninen Schlund,
Sie feſſeln beider Ufer Meere,
Bald feſſeln ſie das Erdenrund!
Bei ihrem dumpfen Schall erwachen
Die Furien, ihre Fackel brennt;
Der Völker alte Stützen krachen,
Und Zwietracht alle Bande trennt!

fügen habe, iſt eine kleine Erklärung an einige meiner Freunde, welche mir zu erkennen gegeben haben, daß ſie Meiſterſtücke, und, was für den Herausgeber noch fürchterlicher iſt, lauter Meiſterſtücke vom Merkur erwarteten, und ſehr wenig zufrieden ſeyn würden, ſich in ihrer Erwartung betrogen zu finden. — Meiſterſtücke! — Ich weiß nicht, ob wir deren in unſrer Sprache manche haben: denn nicht alle Stücke von einem Meiſter ſind Meiſterſtücke. — Oder, wenn meine beſagten Freunde dieß für gleichbedeutende Redensarten halten, ſo wollen wir nicht um Worte ſtreiten. Dem ſey aber wie ihm wolle, ich meines Orts verlange von keinem Verfaſſer, ſo wenig als von irgend einem Künſtler, ein vollkommnes, ein untadeliches Werk. Auch kan nicht alles gleich gut ſeyn, und nicht alles Allen gefallen. Der Gäſte, die der Merkur zu befriedigen hat, ſind ſehr viele, und von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Die einen fodern eine einfache, die andern eine künſtlichere Zubereitung; einige wollen, daß jede Speiſe ihren eigenthümlichen Geſchmack habe und ſich ſelbſt gleich ſehe; andre lieben nur Haut-gout und

Und jeder ſorgt nur für das Seine,
Und für das Volk ſorgt keiner mehr!
Wer brächte Sklaven zum Vereine,
Die zittern vor der Dränger Heer?
Das alte Rom bezwang Barbaren,
Und gab Geſetz und Kunſt dem Feind!
Wann haben Galliens Räuberſchaaren
Es ſo mit einem Volk gemeint?

Helveziens rauhe Felſen blühten
Froh unter Roma's Zepter auf;
Des Lemans wildem Forſt entglühten
Die Saaten, und des Rhodans Lauf
Strömt' unter milden Traubenhöhen
In Galliens völkerreichen Schooß;
Der Belgier breite Ströme ſehen
Beglückter Völker heitres Loos.

Erkennt ihr euch in dieſem Bilde,
Ihr, die man Volksbefreier heißt?
O ſagt, wo blühet das Gefilde,
Das euch als ſeine Retter preiſt?
Wo duften euch des Danks Altäre?
Wo tönt euch froher Völker Chor?
Wo ſteigt, daß eure Obmacht währe,
Gebet zum Herrn der Welt empor?

Vom Rhein bis zu des Tibers Strande
Folgt' ich des Siegers blut'ger Spur; —
Gefesselt sah ich alle Lande,
Und Furcht erhielt die Herrschaft nur.
Es klagt der Hirt auf seinen Matten,
Der Winzer klagt im Rebenhain;
Es weint das Weib um seinen Gatten,
Und um den Vater Kindelein!

Erwach' aus deinem Todesschlafe,
Germania, zu hoher That!
Dein großer Volksverein bestrafe
Kühn deines Ruhmes Hochverrath!
Sieh, von Walhalla's Tafel neiget
Dir Hermann sein umstrahltes Haupt;
Der Roma's Adler tief gebeuget,
Sieht sein Germanien glanzberaubt.

„Ich sah einst Roma's Adler sinken;
„Und ihr erlagt den Galliern!
„Auf Blumenschilden Lanzen blinken,
„Sah furchtlos der Cherusker Kern!
„Doch Zwietracht hat vom Adlersitze
„Des Kapitoles mich entfernt; —
„Ich scheute nicht des Donn'rers Blitze;
„Ihr sank ich! — Sie zu meiden lernt!"

Er sprach's und zog ins Sterngeflimmer,
Sein finsterlockig Haupt zurück —
Ich sah den fernen Geisterschimmer,
Und dunkler wards vor meinem Blick.
Aus Alba's tiefem Flutenspiegel,
Neigt matt des Neumonds Bild empor.
Und über Berg und Thal und Hügel
Sinkt schwarzer Nächte Trauerflor.

Fr. Br.

Anmerkungen.

Die Dichterinn bittet ihre Leser, sich mit ihr auf den hohen Ufferrand des Albanischen Sees zwischen Castell Gandolfo und Marino, an einem schönen Herbst-Nachmittag, der sich zum Abend neigt, zu versetzen. Man sieht hier unter sich den tief gesenkten See und sein ganzes Gestade; gegenüber Palazzuola an der Stätte von Alba longa, den hohen waldbedeckten Albanischen Berg und dessen Wiesenscheitel, wo der Tempel des Latialischen Bundesgottes stand. Im Westen und Norden übersieht man die Campagna bis ans Meer, und Rom (dessen vorragendste Gebäude und Hügel man deutlich unterscheidet) in ihrem Schooße. Um das thatenvolle Feld der

Geschichte erheben sich in abgesonderten Stößen die Hetruscischen, Umbrischen, Sabinischen, Samnitischen Gebirge.

„Abgesenkter Quelle" — der bei der Belagerung von Veji eröffnete Emissar des Albaner-Sees.

„Als Aetna noch mit mattem Lichte" — die vulkanischen Ausbrüche des Albanischen Berges überältern alle Geschichte.

„Steht, Venus, deines Enkels Grab." — Das Grab des Askanius nahe unter Albano.

„Wo Tiber still ins Meer sich senkt" — bei Ostia.

„Wo ist der Lorbeer, der im Raume ꝛc." — S. das siebente Buch der Aeneis in Vossens Uebersetzung. — Der Thurm S. Lorenzo in der Campagna soll die Stätte des alten Laurentums bezeichnen.

„Sey Alba longa meinem Geist." — Wo jetzt das Franziskaner-Kloster Palazuola zwischen Berg und See liegend die Stätte der alten Mutter Roms bezeichnet.

„Kamilla's Bild voll Stolz empor." — Die Dichterinn läßt das Schattenbild der Hel-

dinn der Aeneide aus dem der Diana geweihten See von Nemi hervorneigen.

„O Nisus und Euryalus.“ — Die rührend erhabene Episode im neunten Buche der Aeneis endet mit dem Tode der Helden, die am waldigen Saume der Albanischen Höhen von einem feindlichen Haufen getödtet werden.

„Aus deiner heil'gen Buche Wipfel.“ — Auf dem höchsten Punkt des Algidus oder Albanischen Berges steht eine Hainbuche, welche aus den Quaderstücken, die man für Trümmer des dem Jupiter-Latialis geweihten Tempels hält, empor gewachsen ist.

„Die von des Kapitoles Höhen ꝛc.“ — Man sehe z. E. Plutarch im Leben des Marzellus.

„Was tönt aus diesen Marmortrümmern“ — oft findet man in den prächtigen Ruinen der Aqueducte, der Grabmäler, der Villen der alten Römer, die Wohnungen des Elends der jetzigen Bewohner der Campagna eingenistet, wo dann der Kontrast von dem, was war und ist, wie mit Dolchen jedes menschlich empfindende Herz durchbohrt.

„Der Hunger auf dem fetten Land.“ — Jede Zeile dieser Strophen ist ein treuer Umriß des nicht zu schildernden Elends der Bewohner der Campagna, besonders in den Gegenden um Albano, Lariccia, die Campagna hinab nach Ardea, bis zu den Campi morti. Von zehn Kindern fanden wir sieben blaß, klein, mager, freudenleer, von Hunger oder schlechter Nahrung erschöpft; und von den sieben — drei bis vier rachitisch.

„Rupft diese Gras dem Weinberg aus.“ — Ein schlechtes Polentabrod, zu der kleinen Portion von 6 bis 8 Unzen täglich, mit wilden, dem Weinberge im Arbeiten entrupften Kräutern roh gegessen, — machte die alleinige Nahrung junger Winzerinnen während der Weinlese und Arbeitszeit aus. Ich wage nicht, das Gemälde auszumalen des namenlosen Elends, welches nun seit 4 bis 5 Jahren jeder Winter bei steigendem Preise der ersten Lebensmittel hervorbringt. — Es ist das eines still, ungehört und ungesehen verschmachtenden Volkes.

„Und raubt, wie ihm die Noth befiehlt ꝛc.“ — Während eines Aufenthalts von vier Wochen in Albano vergieng kein Tag, wo nicht

Posten, Kuriere, Reisende oder Wanderer auf den Heerstraßen von Lariccia, Albano, Rom ꝛc. angegriffen, geplündert, selten gemordet wurden. — Ein Mann ward von drei Verzweifelten angefallen. Er erkannte einen derselben als einen hungerleidenden Familienvater. — „Ihr stehlt vor Hunger! sprach er, kommt mit mir, gute Freunde, ich will euch sättigen.“ — Sie trauen ihm; er führt sie ins Wirthshaus, wo ein reichliches Mahl sie aus Wölfen wieder zu Menschen macht.

„Helvetiens rauhe Felsen blühten ꝛc.“ — Die Schweiz zeigt an unzähligen Orten Spuren, daß sie unter der Herrschaft der Römer bevölkert, angebauet und blühend war. Im Pays de Vaud zeugen die Ruinen und Bruchstücke von Nyon, Avenches, um Orbe ꝛc. von einem hohen Grade des Reichthums und der Kunstbildung; so wie in der teutschen Schweiz die Ueberreste römischer Munizipien um Bern, von der großen Stadt Vindonissa im Aargau, bei Basel, bei Baden ꝛc.

„Doch Zwietracht hat vom Adlersitze.“ — Die Dichterinn folgt hier der vom

großen Sänger Hermanns angenommenen Hypotheſe, daß Hermann an der Ausführung ſeines großen Plans, die Römer in Rom zu bekriegen, nur durch den Neid und die Zwietracht der übrigen teutſchen Fürſten und ſeinen Tod ſey gehindert worden.

2.

Der Mai.

Du Freudenbringer, ſchöner Mai,
Erquicker mit dem Blütenkranze,
Du weheſt Bruſt und Athem frei,
Und hebſt den Fuß zu Florens Tanze;
Sey uns willkommen, ſchöner Mai!

Die ganze Jugend der Natur,
Wallt wonnejubelnd dir entgegen,
Und ſingt durch die erwachte Flur,
Und badet ſich in deinem Segen,
Du ſchönſter Jüngling der Natur.

Das Lächeln iſt dein Morgengruß,
Selbſt Leben für Empfindungsloſe,
Und Blumen blüh'n um deinen Fuß.
Vor ihrer Königin, der Roſe,
Zur Feier deinem Morgengruß.

Bewegſt ambroſiſch du das Haupt,
So wallt Beſeelung durch die Lüfte,
Wird rund umher der Hain belaubt,
Gießt Heilung ſich in alle Düfte,
Du Arzt, von deinem Götterhaupt.

Gewürzhauch bebt von deinem Haar,
Und in dem Heiligthume hallen,
Um deinen magiſchen Altar,
Durch Blütenflocken Nachtigallen,
Dem ſchönen neugebornen Jahr.

Der Knabe brach die Schranken los,
Die ihm der Schuldeſpot gezogen,
Und iſt in deinen Blumenſchooß,
Voll deines Zaubers, hingeflogen,
In ſeinem Taumel kühn und groß.

Das Kind entſchlüpft der Mutter Hand,
Und ſpringt und fliegt und ſchreit vor Freude;
Die Mutter folget unverwandt
Dem Liebling in dem Flügelkleide,
Und jauchzt mit ihm an deiner Hand.

Die Weisheit läßt ihr Schulgesicht,
Sehr weislich in dem Bütherstaube,
Und trinket dein verklärtes Licht
Zur Stärkung in der Rosenlaube,
Aus welcher deine Weihe spricht.

Du machst die Armen alle reich
Durch deine Schätze der Gefilde,
Despotenseelen sanft und weich,
Und selbst den härtsten Harpax milde,
Und alle Menschen menschlich gleich.

Du giebst dem Greise neuen Muth,
Und glättest seiner Stirne Falten;
Er opfert dir mit raschem Blut,
Den Stab, an den er sich gehalten,
Und schreitet fest in deiner Glut.

Der Jüngling stürmt auf deinen Ton,
Als hätt' er Nektar schon getrunken,
Um schöner Thaten schönen Lohn,
Empor mit seinem Götterfunken,
Und dünket sich Hyperion.

Nennt jetzt dem Mann die große That,
Aus der das Heil der Menschen tagte,
Er hielte nur Sekunden Rath,
Und flöge glühend hin, und wagte,
Warum ihr Genius ihn bat.

maskierte Schüſſeln; einige haben ſchwere, andre leichte Speiſen vonnöthen. Unſre Leſer müſſen alſo billig genug ſeyn zu denken, daß man für keinen unter Ihnen allein ſchreibt und ſammelt: oder die Verfaſſer ziehen ihren Schild wieder ein, und koche wer da will! Alles, wofür ich ſtehen kan, iſt, daß wir Ihrem Geiſt und Herzen lauter gute, geſunde Nahrung vorſetzen, und ſie von Zeit zu Zeit mit einer oder zween deliziöſen Schüſſeln bewirthen werden. An Cremen von allen Arten ſoll es auch nicht fehlen; — wiewohl ich in der That aus Liebe zu unſrer allerſeitigen Geſundheit wünſchen könnte, daß unſre ſämtlichen Magen ſtark genug ſeyn möchten, von Roſtbeef und Pudding leben zu können. Und nun — habe ich nichts weiter zu ſagen.

Du machest jedes Mädchen schön,
Das nicht die Parzen früh verdammten;
Und alle Venenschläge gehn,
Wie in ätherischen Entflammten,
In lichten zauberischen Höh'n.

Dein Blick begeistert die Natur
Weit über jede Dichterseele;
Der Dichter schafft den Gott der Flur,
Den Gott des Hains, den Gott der Höhle:
Dein Geist vernimmts, und lächelt nur.

Wem jetzt des Himmels Stimme nicht,
Jetzt in des Jahres schönster Jugend,
In seine Felsenseele spricht,
Ist ewig todt für alle Tugend,
Und ohne Rettung Bösewicht.

Der Funke, der das Leben hält,
Wird jetzt in jedem Busen freier,
Durchbricht die Fesseln seiner Welt
Zu seines Ursprungs Jubelfeier,
Und ringt empor zum Sternenzelt.

Geheimnißvoller, der sie schuf,
Laß nie in mir die Flamme sterben,
Laß zu dem heiligsten Beruf,
Die Kraft vom Mann den Greis einst erben;
Was frag' ich nach dem Quell vom Huf!

Seume.

III.

A. A. H. Lichtensteins bescheidne Verantwortung gegen die strenge Beurtheilung, welche einige ehrenwerthe Männer über dessen ohnmaaßgebliche Versuche, die Keilschrift zu erklären, haben ergehen lassen.

Es thut mir aufrichtig leid, daß ich, der ich harmlos und ohne Geräusch meine literarische Laufbahn bisher gefährt habe, und hoffen durfte, den übrigen Rest derselben eben so friedlich, fern von gelehrten Streitigkeiten, zu beschließen, nun noch zuletzt einige eifrige Wahrheitsfreunde dadurch habe beleidigen müssen, daß ich die alten Denkmäler Asiens, die man lange für unerklärbar gehalten hat, auf eine ganz einfache, dem gemeinen Verstande als wahrscheinlich einleuchtende Art, ohne Aufwand tiefer Gelehrsamkeit, zu enträthseln vorgeschlagen habe. Die günstige Aufnahme einiger Neuerungen in der Naturgeschichte, die ich, weil mir zufällig einige Thatsachen, welche andern geübteren Beobachtern entgangen waren, einleuchteten, den Sachverständigen mittheilte, und die über mein Erwarten Beifall fanden, flößte mir das Zutrauen ein, die Herren Philologen, besonders im Orientalischen Fache, würden eben so geneigt seyn, einen Vorschlag, die Geheimnisse des Morgenländi-

schen Alterthums, auf einem ganz nahe liegenden, jedoch bisher noch nicht versuchten, Wege zu entdecken, kaltblütig zu prüfen, und so viel als davon in der Anwendung brauchbar erfunden werde, wo nicht mit Dank, doch mit humaner Toleranz gegen die unveräußerliche Denkfreiheit anzunehmen und weiterhin gelten zu machen. Diese frohe Hoffnung scheint mir nun allerdings fehl zu schlagen. Denn wiewohl einige bedeutende Orientalisten mich durch geneigten Beifall, wie auch sonst durch Rath und That zur Fortsetzung meiner Untersuchungen freundlich aufmunterten; so scheinen doch Andere meine Hypothesen und darauf gegründeten Theorieen, ehe ich sie einmal entwickelt und dem Sachkundigen Publikum zur Beurtheilung vorgelegt habe, schon in ihren ersten Keimen ersticken und durch Machtsprüche ausrotten zu wollen. Gesetzt, aus dem Saamen, den ich in einem Winkel der Literatur, der noch von keinem rechtmäßigen Besitzer durch wirkliche Kultur als wahr s Eigenthum in Beschlag genommen ist, ausstreue, erwächst nicht völlig die edle fruchtbare Pflanze, die ich zu erziehen wünsche und hoffe, warum will man meine harmlosen Kombinationen, als ein schädliches und gefährliches Unkraut von einem sonst ganz dürren Boden, der noch nichts für die Wissenschaften eingetragen hat, ausrotten? Läßt man doch sonst den Felsen so gern ihre Flechten und Farrenkräuter, aus welchen

allmählig die Dammerde für nützlichere Gewächse vorbereitet wird. Es scheint auf den ersten Anblick in der That unbegreiflich, wie verständige Männer sich dadurch können beleidiget oder zu einer gerechten Empfindlichkeit gereizt glauben, daß ich mich unterstehe zu behaupten: die Keilschrift lasse sich lesen und erklären, wenn man voraussetze: 1) daß es eine eigentliche Buchstabenschrift, wiewohl nach Art der Semitischen Dialekte ohne Vocale, sey; 2) daß nicht jeder Keil ein Buchstabe oder wesentlicher Theil eines Buchstaben, sondern auch zuweilen wohl bloß nur ein außerwesentliches Nebenstück sey, dessen Bedeutung mir manchmal eben so unbekannt sey, als die Bedeutung des Dagesch neutrius in den hebräischen Handschriften; zuweilen ein Hyphen, oder Verbindungszeichen der Sylben zu Einem Worte, (diese Sünde habe ich doch wenigstens mit Wahl und Grotefend gemein, ob ich gleich gar nicht so weit darin gehe, wie der letztere, der alle Horizontalkeile für bloße Hülfskeile erklärt); 3) daß die Keilschrift dem ältesten Kufischen und Estrangelocharakter sehr nahe komme (hierbei macht das Phönicische den Uebergang, welches man nur unglücklicher Weise, durch zu weit getriebene Vergleichung mit dem Samaritanischen, bisher unvollständig und irrig entziffert hat, wovon ich aber gleichsfalls ein, unparteiischen Sprachforschern genügendes Alphabet zu liefern hoffe); 4) daß ein

groſser Theil der in Keilſchrift abgefaßten alten Denkmäler offenbar in Semitiſchen, zunächſt mit den Aramäiſchen Dialekten verwandten, Mundarten geſchrieben zu ſeyn ſcheint, weil die Worte ſich alle ohne Ausnahme ganz ungezwungen auf radices triliteras, die in einem parallelismo ſententiarum ſtehen, zurückführen laſſen, ſobald man nur, nach den bekannten Regeln der Grammatik, die Servilbuchſtaben davon trennt, und die etwa weggefallenen oder veränderten Radicalbuchſtaben berichtiget. 5) Daß dies alles, bei gehöriger Aufmerkſamkeit, könne geleiſtet werden; ſobald man die Keilſchrift von der Rechten zur Linken leſe, und ſich nicht durch die Nebenkeile irren laſſe, die eine ſcheinbare Vermehrung der Charaktere veranlaſſen.

Bei einem näheren Nachdenken wird ein Jeder leicht auf den Gedanken gerathen, daß dieſe Behauptungen nur in ſo fern können übel genommen werden, als ſie einen ſtillſchweigenden Vorwurf gegen die Orientaliſten enthalten, warum dieſe nicht ſchon längſt auf eine ſo äußerſt einfache, und wegen mannichfaltiger Analogie zunächſt liegende Methode verfallen ſind. Dieſen Vorwurf habe ich jedoch den achtungswerthen Männern, denen ich ſehr gern und aufrichtig überwiegende Geiſtesgaben und Kenntniſſe einräume, nicht machen wollen. Alle die mich per-

sönlich kennen, werden mir das Zeugniß geben, daß ich von Jugend auf alle stolze Anmaaßlichkeit gehasset, und weniger von mir selbst gehalten habe, als meine Lehrer und Freunde, die sich gerade durch meine ungeheuchelte Demuth oft zu einer über die Gebühr günstigen Beurtheilung meiner Fähigkeiten, Einsichten und Arbeiten bestechen ließen. Ich erträge mit lernbegieriger Aufmerksamkeit jeden Einwurf, der mir, sey es auch auf eine für meine Person nachtheilige oder gar verächtliche Art, aus Wahrheitsliebe gemacht wird. Es wird mich nicht verdrießen, sondern herzlich erfreuen, wenn diejenigen, welche meine schon erwiesene Unwissenheit rügen, oder noch deutlichere Erweisungen derselben in dem auf Kosten meines gnädigsten Landesherren nächstens erscheinenden größeren Werke schon zum voraus frohlockend weissagen, vermittelst ihres reichern Schatzes an Sprach- und Sachkenntnissen etwas Gewisseres und Lehrreicheres aus den Keilschriftdenkmälern entziffern, als ich es bei meinen geringeren Talenten, Einsichten und Fertigkeiten zu leisten vermag. Ich gestehe es freimüthig, daß ich mich in der Erklärung der Inschrift C bei Niebuhr Taf. 24. geirrt und übereilt habe; auch daß ich jetzt nicht allein durch die Auktorität glaubhafter Reisebeschreiber, und insonderheit des ehrwürdigen Niebuhr, sondern auch durch eigenes Studium der Charaktere von allen drei Arten derselben Gat-

tung fest davon überzeugt bin; daß alle Persepolitanischen Keilschriftinscriptionen bei Niebuhr Taf. 24. und Taf. 31. sowol die Aramäischen C. E. L. als die vermuthlich in der von Anquetil so genannten Zendsprache geschriebenen A. B. G. H. I. und die, wahrscheinlich in der Pehlwisprache verfaßten D. F. K. mit dem Gebäude selbst gleichzeitig, und daher von äußerst hohem Alterthume, nämlich vor Egyptens Eroberung durch die Perser unter Cambyses, verfertigt sind. Hierzu bewegt mich der Umstand, daß auf dem alabasternen Gefäße, welches in Egypten gefunden und von Caylus (Rec. Vol. V. pl. xxx.) abgebildet ist, der Anfang und gleichsam das Hauptthema der Inscriptionen, in allen jenen drei Alphabeten und Sprachen wiederholt ist. Meine persönlichen Irrthümer, Fehlgriffe und Schwachheiten treffen mich bloß subjective, und verdienen nach Maaßgabe meiner Aufführung scharfe Rüge, wenn ich mich unbescheiden und anmaaßlich betrage, dagegen aber nachsichtsvolles Mitleiden und liebreiche Zurechtweisung, wenn ich mit sanfter Demuth bereit bin, mich von solchen, die die Sachen und Sprachen wirklich besser verstehen, als ich, belehren zu lassen. Die objective Wahrheit meiner höchst einfachen Hypothese ist von meiner Gelehrsamkeit oder Unwissenheit, von meiner Einfalt oder Geisteskraft, von meinem Witze oder von meiner geschmacklosen Stupidität völlig un-

abhängig. Hier ist nicht die Frage von mir, sondern von der Keilschrift. Ich habe meine Gründe, warum ich, ohngeachtet sich vieles Scheinbare dawider einwenden läßt, dennoch bei der Ueberzeugung beharre, daß die Keilschrift wesentlich aus einem von der Rechten zur Linken laufenden Semitischen Buchstabenalphabete bestehe, im dritten Stücke der Beiträge ꝛc. meines werthen Kollegen und Freundes, des Herrn Hofraths Bruns, weitläuftig aus einander gesetzt, und verweise der Kürze wegen dorthin und auf meine bald herauszugebende lateinische Abhandlung. Diese letztere wird unter andern eine vollständige Vergleichungstafel der bisher bekannt gewordenen Arten der Keilschriftgattung unter einander und mit dem Phönicischen, dem Estrangelo, dem Kufischen ꝛc. enthalten, deren bloßer Anblick jeden unparteiischen Diplomatiker und Calligraphen die wesentliche Analogie oder vielmehr Identität aller jener alten Alphabete deutlicher vor Augen stellen wird, als es durch Worte zu beschreiben der Natur der Sache nach möglich ist. Daß ich mir die Freiheit genommen habe, die Hülfskeile von den Grundzügen der Buchstaben abzusondern, werden billige Kenner eben so wenig tadelhaft finden, als daß im hebräischen Alphabete die bloßen Consonanten ohne Vocalpunkte, ohne Dagesch, Raphe, Mappik, Schwa, Metheg und Makkeph, imgleichen ohne Accente, der Reihe

nach aufgeführt werden, wiewohl sie im Texte gewöhnlich damit versehen erscheinen. Meine Theorie ist so einfach und gemeinverständlich, daß es zu ihrer Beurtheilung, ja selbst zu ihrer Erfindung, gar keiner tiefen Kenntniß des Arabischen und noch viel weniger des Persischen oder Türkischen, geschweige des Zend und Pehlwi oder des Pazend, bedarf, (die drei letzten Mundarten kann man ja nicht einmal erlernen, weil es keine Grammatiken und ordentliche Wörterbücher darüber giebt, und Anquetil's Nachrichten zwar glaubhaft, aber äußerst verworren sind) — sondern bloß einiger kalligraphischer und paläographischer Kenntnisse und etwas Uebung in der Grammatik der Aramäischen Mundarten. Auf diese letzteren verwenden, aus ganz natürlichen Gründen, viele sonst große und gründliche Orientalisten gewöhnlich gerade die wenigste Aufmerksamkeit und das ist der Grund gewesen, warum ihnen die Bemerkung entgangen ist, daß die mehrsten Keilschriftdenkmäler in Aramäischen Dialekten und in damit nahe verwandten semitischen Mundarten abgefaßt sind. Es widerspricht diese Behauptung nicht den griechischen Historikern, die ja ausdrücklich melden, die persische Monarchie habe sich vornemlich über die vorher von den Medern und Assyrern beherrschten Länder im mittleren Asien erstreckt. Die Verwandtschaft des Zend und Pehlwi mit dem Aramäischen ist ja auch notorisch anerkannt.

Ich behaupte also gar nichts Neues oder Unerwartetes, wenn ich die Vergleichung des Syrischen und des Babylonischen oder sogenannten Chaldäischen für brauchbar zur Erklärung der Keilschriftdenkmäler ausgebe. Wäre ich noch so jung, daß ich hoffen dürfte, noch viele Jahre den Gebrauch der Augen zu dergleichen Untersuchungen hinreichend zu behalten; so würde ich die Regel des Horaz beobachten, und meine Arbeiten bis zur gänzlichen Vollendung noch neun Jahre lang im Pulte ruhen lassen. Da mein heranahendes Alter aber meine Sehkraft schwächet; so will ich lieber dem Abulfeda folgen, der freilich in einer andern Hinsicht behauptet: ein Schriftsteller brauche nicht das, was er von einer Sache wisse darum ganz mit Stillschweigen zu übergehen, weil er sie nicht ganz wisse. So viel überhaupt zur Verantwortung. Auf das Detail mag ich mich nicht verbreiten, obgleich mancher einzelne Einwurf leicht zu widerlegen und zu retorquiren wäre. Mein Stand und Alter empfiehlt mir auch in Hinsicht auf die Kürze meiner Vertheidigung die kaltblütige und höfliche Bescheidenheit, die einer guten Sache nie etwas vergiebt, und eine schlechte Erfindung nie empfiehlt, sondern bloß dazu dient, den anmaaßlichen Erfinder in Hinsicht auf seine Sitten in einem nachtheiligen Lichte darzustellen.

Der
Deutſche Merkur.

Jenner 1773.

I.
Flüchtige poetiſche Stücke.

Freye Nachahmung des franzöſiſchen Liedes:
Que ne ſuis-je la fougere (*)

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht,
Wenn um ſie die junge Freude
Sich im ſüſſen Taumel dreht,

(*) S. Anthologie Françoiſe T. II. p. 261.

Nachschrift.

Der würdige Verf. des obigen Prologus galeatus verzeihe den Ungläubigen ihren Unglauben. Seine neuen, vielumfassenden Entdeckungen müssen, fragmentarisch und aus entstellenden Ueberlieferungen beurtheilt, befremden und Widerspruch erregen. Aber Alles, was er die Güte hatte, uns schriftlich darüber mitzutheilen, berechtigt zu ungemeinen Erwartungen. Mag auch von seinen glücklichen Combinationen Vieles den aus vorhandenen Prämissen Schließenden, nur als ein Witzspiel erscheinen, es werden ihm noch immer große Entdeckungen und Blicke in die früheste Cultur- und Religionsgeschichte des Orients und in die Linguistik übrig bleiben. Mehrere bisher einzeln erschienene Proben müssen die Wißbegierde der Alterthumsforscher sehr reizen, und nach der Erscheinung des Ganzen lüstern machen. Dahin gehört z. B. die Erklärung der phönicischen Inschriften auf den Ruinen der Stadtmauer von Citium in Cypern (im Braunschweig. Magazin 1803. St. 7.), die Pocoke Description of the East T. II. pl. 33. zuerst bekannt gemacht, neuerlich aber den Scharfsinn mehrerer Entzifferer vergeblich beschäftigt hat. Man kann, wenn man die Abschrift des Phönicischen mit hebräischen Buchstaben, die H. D. Lichtenstein uns mitzu-

theilen die Güte hatte, vor sich legt, unmöglich an dem, was er selbst sehr bescheiden nur einen Glücksfund nennt, zweifeln, da diese Entzifferung in sich selbst weit evidenter ist, als die verwickelte Keilschrift. Noch interessanter ist die auf einem besondern Blatt abgedruckte Entzifferung und völlig zusammenhängende Erklärung der von Sylvester de Sacy mit großem Scharfsinn verarbeiteten, aber nur unvollständig erläuterten Sassanidischen Inschriften von Naschki-Rustan, die er in seinem Brief selbst ohne bedenklich ein Meisterstück nennen darf, (vergl. Göttinger Anz. 1803. St. 57.) Wie groß muß also die Erwartung und Ungeduld aller Archäologen auf sein Tentamen palaeographiae Assyrio-Persicae seyn, das so eben durch großmüthige Unterstützung eines Kunstliebenden und fördernden Fürsten, (Helmstädt, bei Fleckeisen, in gr. 4. mit Kupfertafeln) erschienen ist. Um unsern Lesern noch einen Vorschmack von dem zu geben, was sie hier für neue Uebersichten und Combinationen zu erwarten haben, schreibe ich noch eine Stelle aus einem seiner letzten Briefe ab, womit er seine Entzifferung der Inschriften von Naschki-Rustan begleitete:

„Unparteiische Sach- und Sprachkenner werden sich daraus (aus der Entzifferung jener Inschriften) leicht überzeugen können, daß Zend (wie es schon La

Croze geahndet hat) bloß der in Persien gewöhnliche, vom Syrischen sehr wenig abweichende Dialekt ist, worin, nach Herodot, die öffentlichen Denkmäler der Perser pflegten abgefaßt zu werden; und Pehlwi die arabische Mundart, die gleichsam die Hofsprache der Perser war, in welche die Zendinschriften gleichzeitig pflegten übersetzt zu werden. Das Zend und Pehlwi des Zendavesta weichet nur sehr unbedeutend von dem in den alten Inscriptionen Vorhandenen ab. Die scheinbare Verschiedenheit beruhet blos nur auf Satzungen der neueren Desturs, die Endungen der Zeit und Nennwörter betreffend, die sie beim Lesen ihrer heiligen Bücher auf eine ähnliche Art der alten ehematigen Aussprache der Worte, da das Zend noch eine lebende Sprache war, zuwider beifügten; wie es die Araber bei dem Lesen des Coran machen; und auf die indische Aussprache der Perser, die sogar ihr Zend-Alphabet durch Nachahmung der Bramischen Unordnung und überflüßiger Buchstaben, vornemlich Vocalen-Menge, dem richtigeren Pehlwi-Alphabete, das dem Sassanidischen sehr gleich kömmt, entfremdet haben. Im Zend der Inschriften heißt die Gottheit, welche die erste und vornehmste unter den acht Amschaspands ist, und von den Griechen Ζευς genannt wird, schon wie im Zendavesta, Echoromasdes, d. i. der allweise Weltregierer (dilator s. Deus secundus praestans intelligentia) und im

Pehlwi an beiden Orten Anhuma. Diesen letzteren Namen führte dieselbe Gottheit auch bei den heidnischen Arabern, die ihn kürzer: Nahum aussprachen. Nach meiner, nun nicht mehr den Namen einer Hypothese verdienenden Theorie, ist es gar nicht schwer, für einen etwas erfahrnen Orientalisten, den Originaltext des Zendavesta aus den von Anquetil mitgebrachten Handschriften herauszugeben. Sobald man nur das Zend, so wie es Norberg mit den heiligen Büchern der Sabäer schon gemacht hat, sorgfältig mit syrischen, und das Pehlwi, d. i. den andern Hauptdialekt der alten Perser, mit arabischen Buchstaben abdrucken läßt; so versteht jeder gründliche Orientalist diese Originaltexte des Zendavesta eben so leicht, als ein Chaldäisch verstehender Jude das mit hebräischen Buchstaben gedruckte syrische Neue Testament oder als ein Schwede ein dänisches Buch versteht. Die Sassanidischen Inschriften bestätigen wegen der beigefügten griechischen Uebersetzungen auf eine ganz unwidersprechliche Art, daß meine Vermuthung richtig ist, daß Niebuhrs persepolitanische Keilinschriften, wenn man sie ganz einfältig von der Rechten zur Linken lieset: A. B. G. H. I. Zend, das ist Syrisch; C. B. L. Ostaramäisch, d. i. Babylonisch oder sogenanntes Chaldäisch, (worin auch Millin's Denkmal abgefaßt ist) und D. F. K. Pehlwi geben, das ist ein Arabisch, das, in einigen Stücken, schon

dem jetzigen Persischen etwas ähnlicher ist, als das Arabische des Coran."

B.

IV.

Bemerkungen über die Augen der Statuen.

Das Auge, als Gegenstand der Kunst, läßt sich in doppelter Rücksicht betrachten, in physiognomischer und dann in pathognomischer.

Zur Physiognomie des Auges, wenn ich mich so ausdrücken darf, oder zu seinem Charakter in der Ruhe, gehört sein Bau. Hierher rechne ich die Größe. Aus großen Augen spricht, wenn das Uebrige gleich ist, ein offner, lebendiger, freier Sinn. Sie sind ein vorzügliches Attribut der Juno. — Dann die Form. Ob sich das Auge mehr dem Cirkel einer platten Eylinie nähert, ob die Schwingung sanft und gefällig geht, ob die Form des Sternes zierlich und im richtigen Verhältniß zur Größe des Auges ist.

Seine Stellung. Hier sind besonders drei Verhältnisse wahrzunehmen. Stellung gegen einan-

der, ob ſie die richtige Entfernung von einander haben; Stellung gegen das übrige Geſicht, Verhältniß zu den Augenbraunen; und Lage in der Richtung, nach innen oder außen hervorſtehende, flache und tiefliegende Augen.

Farbe. Bekanntlich beruht dieſe blos in der Regenbogenhaut. Der verſchiedne Charakter der beiden Hauptfarben liegt aber nicht ſowohl in der Farbe, als vielmehr in dem mit dieſen Farben verbundenen größern oder geringern Feuer der Augen. Was das Feuer der Augen iſt, weiß Jedermann; aber worin es beſteht, möchte ſchwer zu ſagen ſeyn. Es iſt ein Lichtfunke, der aus dem Sterne herausſtrahlt, deſſen Quelle aber wie das Geheimniß der Seele verborgen iſt. Es ſcheint, als ob dieſes Licht der Augen, was mit dem Lichte im artiſtiſchen Sinne, einer bloß zufälligen Schönheit, nicht verwechſelt werden darf, im vertrauten Zuſammenhange mit der geiſtigen Kraft des Menſchen ſtände, als ob es ein Zwittergeſchöpf ſey zwiſchen dem rein geiſtigen und gröbern ſinnlichen Stoffe, ein Spiegel, der im Stande iſt, das ätheriſche Weſen der Gedanken und Empfindungen aufzunehmen und es zurückzugeben an ein gleich zart gebautes Organ. Eine neue Idee, eine Aufwallung des Herzens wird auf dieſe Weiſe wirklich auf eine unbegreifliche Weiſe ſichtbar. Ermattet im Men-

ſchen das Leben, ſo verliert ſich auch dieſer Schimmer der Seele.

Der pathognomiſche Zuſtand des Auges oder ſein Charakter in der Bewegung, den ich ſo eben berührte, iſt, wie bekannt, von unendlicher Mannichfaltigkeit, und ungleich complicirter, als der phyſiognomiſche. Wie verſchieden ſtellt ſich nicht Aufmerkſamkeit, Verachtung, Freundlichkeit, Muthwille im Auge dar! So verdienſtlich es auch für Kunſt und Kritik wäre, wenn dieſe mannichfaltigen Arten des Ausdrucks nach allgemein pſychologiſchen Principien geordnet würden, wodurch man ihre Verwandtſchaft oder Heterogeneität ſchärfer beſtimmen, und vielleicht aus dem Aeußern wichtige Reſultate für das Innere finden würde, — ſo würde mich doch eine ſolche Claſſification jetzt zu weit führen, wenn ich auch übrigens die Beobachtung und die Kunſtkenntniß beſäße, die dazu erforderlich ſind *).

*) Ariſtoteles, Engel, Lampe u. a. m. haben ſchon treffliche Vorarbeiten hiezu geliefert. — Zum Beiſpiel will ich nur die Anwendung geben, die man von dem Satze: die Extreme berühren ſich, machen kann. — Begegnet ſich nicht wirklich der Ausdruck der höchſten Geiſtesſpannung und der abſoluten Dummheit in dem ſtieren, ſo wie der theilnehmenden jovialiſchen Freude und des ſcheelſüchtigen Neides in dem ſchiefen Blicke?

Jenen doppelten Charakter des Auges kann nur die Malerei treu und vollendet wiedergeben. Die Bildhauerkunst ist von dieser Seite durch ihr Material und ihre Intention dahin beschränkt, daß sie in den Bau und in die Form des Auges so viel möglich Schönheit lege, und übrigens jeden Zug vermeide, der dem einmal angenommenen Charakter des Kopfes widerspricht. Es scheint mir also mehr eine negative Pflicht zu seyn, die der Bildhauer zu beobachten hat, und er ist, dünkt mich, in dem Falle, diesmal der Phantasie des Zuschauers das Meiste überlassen zu müssen. (Zum Theil mag es, beiläufig gesagt, auch daher mit kommen, daß unter dem großen Haufen ein verhältnißmäßig nur sehr kleiner Theil fähig ist, den Werken der Bildhauerkunst aufrichtig Geschmack abzugewinnen.) Daß es in Hinsicht der Augen von dem Künstler so gehalten werden müsse, lehrt schon die Praxis der alten Bildhauer wie der neuern, die den Alten nachahmten, und diese Auctorität läßt sich auch durch Gründe und Vergleichungen befestigen. Wollte die Sculptur mehr als den Umriß der Augen andeuten, so bedürfte sie dazu der Farben und noch dazu der am feinsten nuancirten eines Materials, das gänzlich außer ihrem Gebiet ist. Einmal die Farbe gebraucht, muß die ganze Statue gefärbt werden *),

*) Dieser Uebelstand ist in dem bekannten Melodrama Pygmalion, bei der Darstellung nicht zu vermeiden.

und so entsteht dann ein Wachsbild, das heißt, ein Leichnam, der seine Farbe noch hat, aber statt Wohlgefallen Schrecken, und wenn das Gleichniß nicht zu stark ist, einen Eindruck erregt, wie ihn ein sprechender Affe machen würde. Da die Einbildungskraft unter diesen Umständen nicht den mindesten Spielraum übrig behält, so geht die Täuschung, die des Künstlers einziger Zweck seyn soll, in Irrthum über; der Schein der Kunst, Form und Charakter verschwinden bei dieser Annäherung, und nur ein grelles Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung, der tödtende Mangel des Lebens, den wir in dem erstarrten Bilde wahrnehmen, bleibt übrig. Sophokles, der von Athen gereist war, um die Flotte gegen die Samier anzuführen, so erzählt Jon in seinen Reisen *), kehrte auf der Insel Chios bei seinem Gastfreunde Hermesilaus ein. Hier scherzte er mit dem Knaben, der die Gäste mit Wein bediente, so frei, daß den Kleinen eine Schamröthe übergoß. — Phrynichus, meinte Sophokles, hat doch schön gesagt:

Mit ihm fällt aber auch gewiß ein Theil des Eindrucks, den der Uebergang des Bildes ins Leben machen müßte. Uebrigens entsteht immer bei einer solchen Annäherung der Kunst an die Natur oder der Natur an die Kunst in der Sphäre des Schönen eine Spielerei, und das Erhabene wird Bizarrerie. Man denke z. B. an die Fingalshöhle oder Teufelsbrücke.

*) Beim Athenaeus. L. XIII. p. 603. ed. Cas.

Auf Purpurwangen glänzt der Liebe Licht.

Hierauf redete ein Grammatiker den Dichter folgendergestalt an: Deinen Dichterruhm in Ehren, finde ich es doch nicht schön, was Phrynichus gesagt hat, der die Wangen des Schönen purpurn nennt. Denn, wenn ein Maler diesem Knaben die Wangen mit Purpur färben wollte, so würde er nicht schön erscheinen. Man sollte daher doch keinesweges das Schöne mit dem, was nicht schön ist, vergleichen. Sophokles erwiederte lachend: So gefällt dir also auch der Vers des Simonides nicht, der bei den Griechen Beifall gefunden hat:

Aus den purpurnen Lippen ergoß das Mädchen die Stimme;

noch der Dichter, wenn er den Apollo goldgelockt nennt; denn wenn der Maler ihm goldne und nicht schwarze Locken geben wollte, so würde sein Gemälde weniger schön seyn. 1) (Und so mit den Rosenfingern (der Eos); denn, wolltet ihr einem die Finger rosenfarbig machen, so würde er ja die Hände eines Purpurfärbers und nicht einer schönen Frau malen. — Was hier Sophokles von dem Unterschiede und den verschiedenen Sphären der Malerei und Dichtkunst bemerkt, läßt sich mit gleichem Rechte auf Malerei und Plastik übertragen. Nicht Na-

Unter Roſen, zwiſchen Reben,
In dem Hayn und an dem Bach,
Folgt ihr dann mit ſtillem Beben
Meine ganze Seele nach.

Wär' ich auf der Frühlingsaue
Nur das Lüftchen, das ſie fühlt,
Nur ein Tropfen von dem Thaue,
Der um ſie die Blumen kühlt;
Nur das Bäumchen an der Quelle,
Das ſie ſchützet und ergötzt,
Und die kleine Silberwelle,
Die den ſchönſten Fuß benetzt!

Wären meine Klagetöne
Der Geſang der Nachtigall!
Hörte mich die ſanfte Schöne
Zärtlich in dem Wiederhall!
Liſpelt' ich an Roſenwänden
Als ein Abendwind herab,
Oder wär' in ihren Händen
Der beblümte Hirtenſtab!

Könnt' ich ihr als Veylchen dienen,
Wenn ſie neue Kränze flicht;
Könnt' ich in der Laube grünen,
Wo mit ihr ein Engel ſpricht!

turwahrheit, ſondern Kunſtwahrheit, das heißt, Naturwahrheit nach den Eigenthümlichkeiten einer jeden Kunſt, ihrem Material, dem Medium, durch welches ſie wirkt, ihren Zweck modificirt, iſt das Verdienſt eines jeden Kunſtwerks.

Aber, könnte man fragen, verliert der Bildhauer bei dieſer Einſchränkung, namentlich in Hinſicht auf den durch die Augen möglichen Ausdruck, nicht zu viel? und muß er nicht über die Widerſpenſtigkeit ſeines Stoffs unwillig werden, die dem Maler auf den erſten Anblick einen ſo ſichtbaren Vortheil über ihn giebt? — Ich will hier nicht erwähnen, daß es auf der andern Seite dem Bildhauer vergönnt iſt, einen größern Reichthum ſchöner Formen darzuſtellen, und daß ihm in andern Partieen eine treue Nachahmung der Natur nicht nur erlaubt, ſondern auch ſehr verdienſtlich iſt. Aber im nähern Bezug auf unſern Gegenſtand finde ich Folgendes zu erinnern: Im Allgemeinen laſſen ſich Gattungen von Charakteren, auch durch die Form, oder das, was an dem Auge fühlbar iſt, freilich nicht ausdrücken, aber doch andeuten, die griechiſchen Ideale ſind ſolche Gattungen von Charakteren, und Winkelmann hat nicht unterlaſſen, auch die Verſchiedenheit der Bezeichnung durch die verſchiedenen Andeutungen des Auges bemerkbar zu machen. Apollo und Juno, ſagt er in der Einleitung zu

den Mon. inedit. haben eine kugelförmige Wölbung der Augenlieder, die etwas schmäler sind, als gewöhnlich, wodurch die Bogen eine höhere Rundung bekommen. Pallas hat gleich große Augen, aber die Augenlieder sind etwas niedriger, um ihr einen jungfräulichen Blick zu geben, und dadurch unterscheidet man den Kopf der Pallas von dem der Göttinn Roma, die einen freiern Blick zeigt, wie es der Herrscherinn der Welt geziemt. In dem Kopfe der Venus sind die Augen kleiner, und das untere Augenlied etwas erhaben, worin das schmachtende Verlangen liegt (?) Die so gebildeten Augen unterscheiden die himmlische Venus von der Juno. Sie hat ein Diadem, wie die Königinn, und ist oft von denen, die die Schönheiten der alten Statuen nicht aufmerksam genug betrachtet haben, für eine Juno gehalten worden."

Der weise Künstler wird daher auch in der Wahl seines Sujets eine strenge Behutsamkeit beobachten, um seine kostbare Mühe nicht an einen undankbaren Stoff zu verschwenden, den nur die Malerei mit Leichtigkeit und Erfolg beherrscht. Der Ausdruck großer und starker Leidenschaften, die feineren Nuancirungen der Affecten und Empfindungen, die inneren geheimen Regungen des Gemüths, die sich höchstens nur im Auge offenbaren, liegen außer den Gränzen sei-

nes Gebiets. Man hat die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß die christliche Religion für die Bildhauerei bei Weitem nicht so günstig gewesen sey, als der Polytheismus der Griechen und Römer. — Es mögen dazu mehrere äußere Gründe mitgewirkt haben, der christliche Aberglaube, der den heidnischen in Gestalt der Bilderstürmerei verfolgte, die geringe Zahl der mythologischen Personen ꝛc.; aber der Hauptgrund scheint mir der geistige und mystische Charakter dieser Religion zu seyn. Die stille Glut christlicher Andacht in Heiligen, die jenseits hin schauende Schwärmerei der Märtyrer, der gottergebene fromme Sinn des Erlösers, die Demuth und süße Entzückung der Maria *), möchten sich schwerlich dem Marmor einhauchen lassen. Nur Farben und Tönen war es vorbehalten, diesen Geist zu fassen und darzustellen, was auch der Lobredner des Christenthums oder des Katholicismus, Chateaubriand **), vorbringen mag. Davon läßt sich die Anwendung auf alle ähnliche

*) Die Madonna des Michael Angelo in der Sacristei von St. Lorenzo in Florenz — vielleicht das erste christliche Bildnerwerk — ist nach der Versicherung eines Kenners eine Jone. S. Propyläen St. I. S. 51.

**) Génie du Christianisme Tom. III. ch. III. IV. V. Man kann nichts Seichteres lesen, als was dieser Schriftsteller dort über christliche Malerei und Sculptur sagt. — Auch wo er Recht hat, hat er aus andern Gründen, als den seinigen, Recht.

Fälle machen. So giebt meines Erachtens Homer mehr dem Bildhauer, Ossian mehr und einzig dem Maler Stoff, so müßte es dem Timomachus möglich werden, alle auch noch so vortreffliche Statuen der Medea durch sein Gemälde hinter sich zu lassen *). Ich sah einmal von einen verdienstvollen Maler eine Gruppe im Runden, die die Scene aus dem Oberon darstellte, wie Huon der Amanda die Frucht überreicht, die im Innern verfault war. Offenbar hatte der Künstler diesmal vergessen, daß man in Stein nicht malen könne. Was die Gruppen überhaupt betrifft, so möchten, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, in der Bildhauerei diejenigen, die in einander wirken, oder in welchen die Figuren sich wechselseitig in ihrem Ausdruck bestimmen, mit Ausnahme der Reliefs, die sich der Malerei schon mehr nähern können, selten von Effecte seyn.

*) Oculos enim pingere poterat sagt Böttiger in seinem unlängst erschienenen Programme über die Medea.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anmerkung.

1) Ich habe diese letzten Worte nach einer unstreitigen Verbesserung von Toup. ep. critic. p. 91. übersetzt; vergl. Huschke Analect. crit. in Anthol. p. 22. Letzterer setzt hinzu: Winkelmann habe durch

ein Mißverſtändniß aus dieſer Stelle beweiſen wollen, daß die alten Maler dem Apollo blonde Haare gegeben hätten. Wie konnte er das, da ja offenbar das Gegentheil in dieſer Stelle liegt. Er ſagt nur (I. S. 275. d. A.): „Athenäus habe Unrecht, wenn er behaupte, daß ein Apollo bloß deswegen ſchlecht gemacht ſey, wenn man ihm nicht ſchwarze, ſondern blonde Haare gegeben habe.“ Indeſſen hatte Sophokles auch nicht von ſchlecht, ſondern von „weniger ſchön geſprochen“ — χεῖρον ἂν εἰπὼν τὸ λευκότριχα. — (Bei Huſchke iſt übrigens noch ein Druckfehler, der den Sinn entſtellt, zu berichtigen: in der 13ten Zeile, S. 21. fehlt vor dem εὖ, οὐκ.)

V.

Koſmopolitiſche Blicke aufs Armenweſen. *)

Geprieſen ſey der Allvater, der verborgene und erkennbare Vater der Armen, der durch unzählbare Mittel und durch unzählbare Weiſe und gute Seelen die Armen tröſtet!

Geprieſen ſey jede gute Armenanſtalt, wenn ſie nur in einigem Betrachte gut, auch nur in ihrem

*) Beherzigungswerthe Worte eines Neſtors an Jahren und Erfahrung, doppelt intereſſant durch den Ort, woher ſie zu uns erſchallen. Zürich zeichnete ſich in den letzten Jahren durch einen ſehr muſterhaften Verein zur Abhülfe gemeiner Noth aus!

B.

Anfang wohl gedacht und gemeint war — und jeder Verbeſſerer der Armen-Inſtitute, und jeder Wohlthäter außer den Inſtituten, und jeder Arme, der Hülfe dankbar annimmt, ſeyen auch noch die Mängel und Fehler dabey in vielen guten Augen bemerkbar und wirklich bemerkt — oder nicht.

Wo ich von Völkern höre und leſe, da giebt es arme Mitglieder derſelben, und einigen wird erheblich geholfen, einigen iſt kaum zu helfen, und es mag ſeyn, daß auch einigen gar nicht beyzukommen iſt.

Aber wenn ich, was mir davon bekannt ward, überſchaue, ſo denk ich, noch ſey wohl nicht alles verſucht, was zu verſuchen wäre, und verſchiedene Reflektenten denken an Verſchiedenes, ich ſey nur einer, und unberufen, meine Meinung zu ſagen, wie wir, die wir die Feder brauchen, meiſt alle ſind. Aber es müßte übel fehlen, da mich die Armen jammern, wenn ich nicht einem guten Leſer die Mitleids-Ader träfe, — und dies ſeine Wirkung hätte.

Ich kann nicht anders als zweifeln, ob man auch ganz die Verbindlichkeit kenne, mit den Armen Mitleiden zu haben; auch wo man Almoſen giebt, dies mit Erbarmen zu thun. Daher erlaub ich mir die etymologiſche Bemerkung, daß das Wort Al-

mosen aus dem griechischen Wort ins Teutsche gebracht worden, das eben Erbarmen bedeutet. Erbarmen kann und soll sich auch der Arme, wenn er das Leiden des andern Armen gewahr wird; aber auch der Wohlhabende soll beym Geben an Dürftige die Empfindung menschlichen Mitleidens nicht fehlen, nicht wegbleiben lassen. Seine Gabe sey Almosen, das heißt Zeichen und Beweis, daß ihn der Arme, der Elende wahrhaftig dauert. (Beiläufig schreibe man das Wort nicht mit zwei ll, sondern mit l, es ist hier nichts von all zu bemerken.)

Sind Wir dann ferner darin einig, daß man weder fürs persönliche Geben mit Ausschließung der Theilnahme an Armen-Anstalten, noch für diese Theilnahme mit Ausschließung alles eigenen Selbstgebens sich gleichsam parteien, sondern zu beiden willig seyn soll, so öffnen wir Auge und Herz zuvörderst dem Selbstgeber. Dieß ist ohne Zweifel das Frühere in der Menschengeschichte vor Uraltem gewesen, und in jedes guten Kindes Geschichte müßte das vorkommen, daß, wo es vom Anblick der Elenden oder Armen gerührt ward, und von Verringern der Elende einen Begriff und eine Kraft zur Wirklichmachung dieses Verringerns und Abhelfens an sich selbst erkannte, — es mitleidig gab, mittheilte, ein mildes Almosen darreichte. Mögen die Gesetze, all und jede Bettler

abzuweisen noch so gerecht, nöthig und zur Verminderung der Armuth allgemein gültig seyn, indem sie Anleitung geben, wie, durch die Bank genommen, alsdann mehreren und besser geholfen sey, so ist doch auch da, wo solche treffliche Anordnungen und Vorschriften vorhanden sind, noch immer der Fall nicht gar selten, daß uns ein oder mehrere in einem Zustande befindlich vorkommen, wo er oder sie keine Kandidaten der Armenpflege sind, noch werden sollen; wo das Eintreten der Noth gar unversehens geschah, oder wo es sonst aus einem Grund oder einer eignen Stimmung bedünkt: hier sey der Fall, daß eben wir allein, oder eben auch wir mit andern uns als thätlich erbarmend und gütig erzeigen sollen.

Und wer möchte solch ein ungehemmter Enthusiast des regulären Beitrages zu Anstalten seyn, daß er die Schönheit des eignen unmittelbaren Versuchs zu helfen, verkennen und sich nehmen lassen könnte! — —

— Menschen! Erkennt ihr auch genug was es mit Dankbarkeit für alle kleinen und großen Gesellschaften auf sich hat? Seht, dies so rein menschliche Gefühl des Dankes gebet ihr gewissermaßen auf, so oft ihr Eure Gaben in Fonds und zu Anstalten hingebet. Hoffet immer, der Dank, den die Armen aus der Verfügung der Armenpflege empfangen, sey

redlich und warm: — O täuscht euch nicht — er erkaltet im Aussprechen beym Anblick der Herren Wohlthäter, von denen man weiß, daß sie nicht aus dem Ihrigen geben, und wo so mancher schlechte, oder in tiefer Armuth steckende Empfänger von dem Gedanken befallen wird: „die Herren haben, so viel man weiß, so schönes Geld und Gut in ihrer willkürlichen Gewalt, daß sie mir warlich mehr hätten geben sollen und können, als ich empfange. Bey dem persönlichen Geben der Gaben aus dem Eigenen giebt es ein Stillschweigen, ein Wort, ein Blick, eine Thräne des Gebers (der Geberin), die sie oder den Empfänger ganz warm ums Herz machen — und dabey fällt doch gemeiniglich der hierunter so leidige Wortreichthum in Zusprüchen, Verweisen und Rathgebungen meistens weg. — Es fällt mir auf, was man mir entgegnen kann — ich lasse diesem vielen Einschränken, auch wohl Läugnen dessen, was ich sage, sein Recht widerfahren: ich will ja nicht eben lauter Recht auf meiner Seite haben; ich sage nur, was meine Meinung, mancherley Erfahrung und Schluß aus der Seelen-Lehre ist, und wünschte, daß man mir etwas daraus gehen ließe.

Bald möchte das Frühste und bald das Stärkste, was mir eingewandt wird, das seyn: „Wir sind gar „nicht so dankſüchtig, wie du Reflektent, dich uns

„bescheidne Wohlthäter, denkst: Wie gerne thun wir „darauf Verzicht! uns ists nur um den guten Zweck, „um die beste, berathenste Erleichterung unsrer Ar„men zu thun. Uebers Dankvernehmen sind wir, G. „L., längst und weit hinweg" — O theure große Seelen, verzeiht mir dies Einzige noch: ich fürchte, einige, allenfalls wenige von euch, seyen eben nur gar zu weit darüber hinweg. Fasset ihr nicht doch das auch, es giebt ein so unschuldiges geradehin menschliches schönes Dankannehmen, Empfinden des Dankgefühls der Getrösteten, ein Herablassen, ein Sichhinneigen zur Anhörung und Annahme der Dankbezeugung, die eine so schöne Herzensblume ist, wie immer das Erhobenseyn über Danksagungen An sich ists doch in der Natur: der gute Mensch, der geben kann, gebe, und der Andre zeige, daß er (wie das Wort Dank es anzeigt) daß er dran denke und gerührt sey, — und diese zwo Empfindungen finden einander und werden Quelle ähnlicher Empfindungen.

Durch einen fast unerlaubten Gedankensprung fällt mir die Frage hier auf, was für ein Ertrag an Dankbarkeitsgefühlen der Menschheit von der „fast unerschwinglichen und unglaublich hart fallenden Armentaxe — einkomme im reichen und wohlthätigen England!" Ich wollte sagen. was die Pflanzung

Bök' ich in vertrauten Schatten
Ihrem Schlummer ſanftes Moos,
Oder wo ſich Täubchen gatten,
Meinen blumenreichen Schoos!

Mach, o Liebe! dort im Stillen
Unter jenem Myrtenbaum,
Wo ſie ruht, um ihretwillen
Mich zum leichten Morgentraum!
Mit verſchämtem holden Lachen
Sehe ſie mein Schattenbild;
Und, o Liebe, beym Erwachen
Werd ihr Morgentraum erfüllt!

G. Jacobi.

Chloe an Damon.

(nach dem Engliſchen *)

Nein, Damon, länger ſoll mein Mund
Dich nicht um deinen Sieg betrügen!
Aufrichtig als ich widerſtund,
Sollt' ich unedel unterliegen?

Du triumphierſt! was hälf es mir,
Wenn ichs noch länger mir verhehle?
Ach! dieſe Spiegel meiner Seele
Verrathen mein Geheimnis dir!

(*) S. Collection of Poems Vol. 3. p. 140.

der Humanität, die Annäherung der Herzen bey jenen ungeheuern Summen gewinne; denn die sollte nothwendig gewinnen, wenn viele Leute so viele andre Leute begäben. Und dann würde die Armuth abnehmen, wie sie sonst, aller Guineenhaufen ungeachtet, immer zunimmt.

Außer aller Ordnung stehe auch der Satz hier: Wo die Armuth (Menge der Armen) zunimmt, da nimmt der Glückstand der Völcker ab, und umgekehrt. Denn auf die Vielheit des Gebens kömmts nicht am meisten an, sondern darauf weit mehr, wie, mit welchem Sinn und Herzen, wie human gegeben und geholfen werde.

Ich las auch irgendwo den Wunsch eines Mannes, der sich nicht wenig die Noth der Armen zu Herzen gehen ließ. Dieser Wunsch ging sehr naiv, kurz und gut dahin: Es möchten in Bezirken, z. B. einer Stadt, nur einmal die wohlhabenden Geber so weit zu bringen seyn, daß jeder Hausvater des Bezirks einen Mann, ein Weib, ein Paar verlaßne Kinder zu trösten und zu besorgen übernähme, auf eine beliebige Zeit; z. B. Ein oder ein Paar Jahre mit Vorbehalt des fortdauernden Vermögenszustandes. Oder dann, eine ganze Haushaltung. Aber immer nicht mehrere. In seinem Gesichtskreis sah der Wünschende so viel

Wohlhabende und auch wirklich Reiche, daß es ihn bedünkte, selbst der Kargere unter ihnen, der doch Almosen zu geben pflegt, oder bürgerlich, oder moralisch, Ehrenhalber genöthigt ist zu geben, sollte fühlen, es komme seinem Beutel wirklich weit weniger hoch zu stehen, wenn er sich so auf Eine Armenpartie beschränke, dieser so viel möglich alles Nöthige zu reichen, hingegen der andern Dürftigen, überhaupt gesprochen, sich durchaus nicht zu beladen, weil ein andrer Wohlthäter, (andre Wohlthäterin) eine der andern armen Haushaltungen oder Einzel-Personen auf gleiche Art in solidum zu trösten übernommen habe. Es hatte doch seine plausible, anlockende Seite. Leicht erklärt es sich freilich dem nachdenkenden Menschen, — zumal Städter-Kenner und deren prächtiger Ungleichheit, warum er nie vernommen hat, daß es irgendwo zu Verwirklichung dieses sonst äusserst natürlichen Gedankens gekommen sey. — Wo es dahin käme, — da würde wirklich am Wenigsten gegeben werden müssen; der gutartige Wohlthäter und der gutartige Arme befänden sich dabey vortrefflich gut zusammen, und von liebreichen, verständigen Wohlthätern würde gewiß leichter der Verschlechterung der Armen vorgebogen oder entgegen gearbeitet, als bey (fast) allen andern Einrichtungen. Möchte doch von den vorzüglich begüterten Edelherzigen, die jetzt an

den

den Armen-Anstalten beträchtlichen Antheil nehmen und doch noch neben hinaus verschiedentlich ein Liebeswerk thun, ein Versuch solcher Einzelhülfe gemacht, und den Pflegern bey den Armen-Anstalten von dem Erfolg ein detaillirter Bericht ertheilet werden!

Tobler.

VI.

Danksagungsschreiben

eines Baierischen Prälaten und Konvents wegen Auflösung des Klosters *).

Meinem und meiner Mitbrüder Wunsch ist endlich durch die am 24sten dieses eingetretene Auflösung des mir gnädigst anvertraut gewesenen Klosters vollkommen entsprochen worden.

Hätten wir nicht besorgt, von der animalischen Masse, in deren Mitte wir domicilirt wären, und die aus Mangel feinerer Bildung und hellerer Denkart das ächte von dem Flitter-Gold zu unterscheiden

*) Zur Ehre der Menschheit — keine Erdichtung! (Aber nicht von dem Würdigen, dessen im Märzstücke S. 227 gedacht ist.)

nicht fähig ist, mit dem Stämpel der Verachtung und zugleich mit dem Vorwurfe gebrandmarkt zu werden, daß sich unter mich und meine Mitbrüder der Dämon des Zwistes und der Unzufriedenheit müsse gemenget haben; so würden wir mit unserm kleinen Besitzthume schon längstens dem Staate ein freywilliges Opfer gebracht haben.

Daß wir dieses Opfer stäts im Sinne führten, verbürgt schon die vorhandene geringe Zahl der Religiosen, die von 23 bis auf 13, inclusive des Abts und Layenbruders, sich vermindert hat.

Man suchte hierdurch dem Staate auch die Last unsers Unterhaltes zu verringern, so wie wir auch bey unserer bekannten Mittellosigkeit unsere Bedürfnisse so einzuschränken, und selbst bey den periodisch eingetretenen Lasten uns solchergestalt durchzuschlagen wußten, daß wir uns in Hinsicht unserer gepflogenen Wirthschaft nicht schämen, und mit frohem Bewußtseyn bekennen dürfen, dem Staate ein Gut ohne onerosen Titel abgetreten zu haben.

Brüderliche Eintracht und Zufriedenheit war unser Panier; die Befolgung religiöser und politischer Gesetze unser Hauptaugenmerk, Liebe und ehrfurchts-

volleſte Unterwürfigkeit gegen unſern gnädigſten Landesfürſten unſer Looſungswort.

Wir ſind alſo mit Ehre aufgelöſet, und keiner meiner Mitbrüder verkennt die höchſte landesväterliche Gnade und Fürſorge, durch die er für ſeine Auflöſung reichliche Entſchädigung erhält.

Es iſt Pflicht und Billigkeit, daß ich und meine Mitbrüder unſerm gnädigſten Landesherrn für die uns ſo huldreichſt beſtimmte Verſorgung und Ausſtattung den fußfälligſten Dank abſtatten. Ewig unvergeßlich wird uns dieſe höchſte Gnade ſeyn. Selbſt unſere Auflöſung hat auf unſere Dankbarkeit den gewichtsvollſten Anſpruch, da uns durch dieſelbe, dem Staate nützlich ſeyn zu können, die frohe Gelegenheit gegeben worden iſt.

Alſo den ehrfurchtsvollſten Dank hierfür! und eben dieſer Dank ſey der Hauptinhalt dieſes unterthänigſten Berichtes.

Kloſter — — — den 27ſten März 1803.

Abt und Konvent.

VII.

Blick auf Frankfurts Bürgerglück und Cultur.

Zweiter Brief.

(S. oben S. 518.)

Verschönert wird unsre Stadt durch Niederreißen der für Frankfurt so manches Unheil verschuldenden Wälle und durch Anlagen an der Mayn-Brücke, wohin den Kindern Israel ihre Wohnungen auszudehnen erlaubt worden ist. Diese gewerblosen Menschen, deren Character ein großer Schriftsteller der Nation neulich so meisterhaft gezeichnet hat *), sind gar wohl mit der hiesigen Regierung zufrieden, die ihnen zugleich in Meßzeiten offne Läden zu halten und ihre alte räucherige Mauer, welche ganzen Familien ein Jahrhundert hindurch das Tages-Licht benahm, niederzureißen vergönnt hat.

Die ernente Direction des großen Theaters wird hoffentlich mit zweckmäßigen Mitteln nun ernstlich dahin streben, den Willen und die Wünsche der geduldigen Actionnairs und des gebildeten Publicums

*) Herder in seiner Adrastea VII Stück S. 156 ff.

in Wahl guter Subjecte und Beybehaltung der guten, und endlich mit Errichtung eines, zum Flor des ganzen Instituts durchaus nöthigen, Pensions-Fonds zu erfüllen.

Durch Abtretung an Nassau-Usingen, der weiland freyen Reichsdörfer Sulzbach und Soden, worüber Frankfurt mit Chur-Mainz die Schutzherrschaft hatte, verliert die Stadt zwey schöne Ortschaften mit wackeren Landleuten, in den lachenden Gefilden des anmuthsvollen Taunusgebürges. —

Das ländliche Bad zu Soden war bisher eine Art Bajä der Frankfurter Sommerluft, und wird vielleicht noch zweckmäßiger unter der neuen Beherrschung eines guten Fürsten dazu eingerichtet werden, der auch die berühmten Heilbäder von Wiesbaden, Schlangenbad und Embs (das Embasis der germanisirten Römer) nebst den herrlichen Weinhöhen von Hochheim und Rüdesheim in Teutschlands Eden besitzt. So ward ihm auch das schöne Kronberg, mit seinen Obst- und Kastanien-Wäldern, glücklich zu Theil; aber keine bedeutende Residenzstadt besitzt noch dies edle Fürstenhaus.

Die uralten Häuser von Solms zeichnen sich durch Großmuth und Billigkeit aus, gegen die säku-

larisirte Geistlichkeit, und das Kloster Arnsburg soll von ihnen in eine Landesschule verwandelt werden. Der Fürst von Isenburg hat jedem Einsassen seines Entschädigungs-Oertchens, Bürgel, zwey Flaschen Wein, und der Jugend einen Freytanz gegeben, die ihm einen Zucker-Tempel mit der Fürstenkrone darbrachte. Mit ähnlichen teutschen Herzens-Ergießungen, mit Erleuchtung und Feuerwerk, wurden auch, vorzüglich von den protestantischen, in frühern Zeiten von ihren geringer.. katholischen Mitgenossen gedrückten Bewohnern Kronbergs, und im Rheingau, die Nassau-Usingischen Besitznahmen gefeyert.

Seit dem Anfange dieses Jahrs erscheint hier, zweymal wöchentlich, die Rheinländische — eine Art eleganter — Zeitung, die nur in soferne politischen Inhalts ist, als dieser auf Kunst und Wissenschaft Bezug haben kann. Dr. Klebe, Verfasser der beliebten Rheinreise, giebt sie heraus, und da die Stadt ihre Jurisdiction auch auf literarische Gegenstände ausdehnt, so steht sie unter einer Censur. Zugleich giebt dieses Blatt Anzeigen von Zeitungsfähigen Menschen, die auf dieser Kreuz-Poststraße von Europa, nach Norden, Süden und Westen hin wandern. *)

*) Es ist diesem Blatte, das sich bis jetzt von aller Parteisucht frei gehalten hat, ein fröliches Gedeihen um so mehr zu wünschen, da es, der Stadt gleich,

Unser wackerer Prorector Mosche, der einen ehrenvollen Ruf als Rector der sächsischen Fürstenschule Grimma bekam, und wahrscheinlich gegangen wäre, wenn man ihm gleich Anfangs die Bedingungen gemacht hätte, zu welchen man sich später verstand, bleibt nun hier, und die gute Mehrheit des Senats nahm keinen Anstand, ihm seinen wohlverdienten Gehalt zu erhöhen. Sein neuestes Programm: über Disciplin auf Gymnasien in Hinsicht auf den Geist unsrer Zeit, zeigt seine reifen Erfahrungen.

Auch von Meyer, befindet sich nun wieder hier, und wird wohl künftig seiner Vaterstadt im praktischen Leben zu nützen Anlaß haben.

Das neue Kunst-Journal des Prof. Schreiber zu Baden, wovon kürzlich der erste Heft erschien, war den hiesigen Kunstfreunden eine willkommene Erscheinung, und wird gewiß im übrigen Teutschlande die nemliche Wirkung hervorbringen, damit es, gehörig unterstützt, den guten Geschmack thätig fördern helfe. *) Immerhin kann es neben dem Kunst-

wo es geschrieben wird, der Vereinigungspunct der artistischen und ästhetischen Notizen zwischen den Rheinländern und Nord-Teutschland seyn kann und zum Theil auch wirklich schon ist. B.

*) Unter dem Titel: Allgemeine Kunst-Zeitung, Frankfurt a. M. bei August Hermann, ist nun auch der zweite Heft erschienen, und enthält unter andern

Coder der Propyläen bestehen, der für Eingeweihtere geeignet ist. Hat doch jede Wissenschaft jezt ihr Journal und ihr Publikum, warum nicht auch die bildende Kunst? Hier sollte man denken, daß man diese nur immer lieber anschauen und fühlen, als beschrieben wissen wolle.

Unser verdienstvoller Künstler, Georg Schütz, der Vetter, hat so eben (für die Gerningische Sammlung) ein großes Meisterbild in Wasserfarben vollendet, woran er lange arbeitete. Es stellt den ganzen Ueberblick der hiesigen mahlerischen Gegend mit dem Hintergrund der Gebirgkette des Taunus, vom Sachsenhäuser Berg im Blüthen-Monat dar, und ist ein getreuer Miniatur-Abdruck dieser milden südlichen Natur.

Prestel arbeitet unermüdet an einer schönen Blätterfolge der Ruinen von Teutschland, und hat schon zehn Stücke vollendet.

Silberberg und Steinhaimer sind mit den besten alten und neuen Kupferstichen wohl versehen.

einen sehr lesenswürdigen Aufsatz über Raphaels Kartons in England. Das ganze Unternehmen verdient wahren Beifall und thätige Unterstützung.
B.

Ja, Damon, ja, du triumphiereſt,
Mein Herz ergiebt ſich, es iſt dein.
Doch laß, o laß genug dir ſeyn,
Daß du es unumſchränkt regiereſt!

Nimm zum Beweiſe dieſen Kuß,
Den erſten, den ein Mann von mir davon getragen:
Nur fodre nicht — ich wär' es zu verſagen
Vielleicht zu ſchwach — was ich verſagen muß!

Laß, theurer Jüngling, nicht vergebens
Der Tugend lezten Seufzer ſeyn!
Das Glück, die Ruhe meines Lebens
Steht nun bey dir, bey dir allein!

Zwar hab' ich wider dich Entſchlieſſungen genommen
Und Engel hörten meinen Schwur:
Doch, beſter Damon, laß es nur
O! laß es nicht — zur Probe kommen!

Sey du vielmehr der Genius
Der Unſchuld, welche ſich in deinen Schutz begiebet,
Und die nur darum zittern muß,
Weil ſie dich über alles liebet!

P.

Daß die Kunſthandlungen Artaria zu Wien und Mannheim, ihren Vertrieb nicht durch Colporteurs, wie vorlängſt in einem geſchätzten öffentlichen Blatt irrig geſagt worden, ausbreiten, ward ſchon im 4ten Stück der Rheinländiſchen Zeitung zur Rettung ihrer verdienten Ehre geſagt, und darf auch hier wiederholt werden.

VIII.

Griffe aus einem Gedankentopf.

Von M. J. N.

Das Gericht, was ich hier auftiſche, iſt eher Alles, nur nicht — boeuf à la mode.

Jeder einigermaßen gebildete Menſch hat zu Zeiten Eingebungen — Momente des Lichts, zuckende Blitze im Verſtand oder Herzen, im Denken oder im Gefühl. Dergleichen Lichtgedanken, Seherblicke, Offenbarungen ſchweben im ganzen Leben vielleicht nur Einmal vor unſerer Seele vorüber, wie Geiſter im Strahlengewand, und ſind darnach auf immer für uns verſchwunden, wenn wir ſie nicht augenblicklich bannen durch den Zauberſtab der Schrift.

Was die Skizzen eines Malers, das sind die Apophthegmen eines denkenden Kopfes: hingeworfen bei vorkommenden Gelegenheiten in wenigen, freien, kühnen, kräftigen Zügen, mit Feuer, voll Geist.

Der Witz ist nicht selten für denjenigen, der damit ausgestattet wurde, was ein scharfes Messer in der Hand eines Kindes ist. Der Witzige schneidet sich häufig selbst, oft sehr tief und schmerzhaft; ob schon er dazu lächelt, eben weil er witzig ist. Mit den Jahren wirft er dann das scharfe Messer zwar nicht ganz weg, aber er verwahrt es doch sorgfältig in dem Futteral der Klugheit, oder in dem Schrein eines guten Herzens, und braucht es nur mit weiser Ueberlegung und wohlwollender Seele.

Man hält es durchgehends für etwas sehr Nachtheiliges, wenn man von einem Menschen sagt: sein Herz läuft mit seinem Kopfe davon. Ob dieses wohl noch so häufig geschieht? Ich glaube eher zu sehen, daß je länger je mehr der Kopf den Menschen mit ihrem Herzen davon läuft — und halt' ich, mit Erlaubniß! für weit schlimmer.

Mein beſter Freund ſagte mir einſt:

Ich wünſche mir deshalb nicht ſchon in dem dritten Jahrzehend meines Lebens zu ſterben, um noch mit einem Charakter aus der Welt zu gehen, d. h. nicht etwa als Profeſſor oder Hofrath — ſondern mit einer feſt gegründeten, unwandelbaren moraliſchen Denk- und Handelsweiſe, wozu bei lebhaftem Gefühl und reger Phantaſie wohl immer vier Zehende erforderlich ſeyn möchten.

Schon die Alten pflegten den ſchönſten Pferden ein Zeichen aufzubrennen *). Und die alte wie die heutige Welt brannte und brennt auch ihren edelſten Bürgern ein ſolches Zeichen der Vortrefflichkeit, mit dem glühenden Eiſen der Verkennung, der Ungerechtigkeit, des Haſſes, der Verfolgung auf. Nur mit dem Unterſchiede: nicht auf einen äußern Theil des Leibes, ſondern in die innerſten Tiefen der Seele.

Der Text iſt das Thema, die Predigt ſind Variationen darüber; aber in jeder Variation ſoll man das Thema gleich wiederfinden, leicht wiedererkennen und ſie auf ſelbiges reduciren können: ſonſt ſind es keine Variationen, ſondern Extravaganzen.

---

*) M. ſ. Griech. Vaſengemälde, erläut. von *Böttiger*.

„Das Schöne zu dem Guten" sagten die alten Griechen; und ich möchte nicht gern das Schöne von dem Beſten — der chriſtlichen Religion — getrennt wiſſen. Ich wünſchte daher eine äſthetiſchere Gottesverehrung. In geſchmückten Kirchen — nicht aber in wüſten Steinmaſſen, ähnlich ausgeleerten Magazinen und Kaſernen — eine feſerliche, rührende, zur Andacht ſtimmende Muſik, kein Heulen und Brüllen — und einen herzergreifenden Religionsvortrag, keine laue Demonſtration.

Für ein gedrücktes Gemüth kenne ich aus eigner Erfahrung keine wirkſamere Erleichterung, als ſich mit dem Unterrichte unſchuldiger fröhlicher Kinder abzugeben.

Ihr fragt, wie es um die Moralität der Mehrheit des aufgeklärten Theils unſerer Nation ſtehe? Hier iſt die Antwort: ſagt man von Jemand, er ſey ein geſcheuter Teufel (!), dann ziehen alle den Hut ab; ſagt man aber, es iſt ein ehrlicher Mann, ſo lächeln ſie; und ſagt man vollends, der Menſch hat ein gutes Herz, ſo rümpfen ſie gar die Naſe.

Die Schlußfolge iſt, denk' ich, einleuchtend?

Syſteme und enge Schuhe — ich kann ſie beide nicht leiden, denn beide drücken.

„Unſer Wiſſen iſt Stückwerk" ſagt Paulus. Aber freilich, das war vor achtzehn hundert Jahren. Jetzt hat das Stückwerk aufgehört, und Alles iſt in Syſteme gebracht — doch warlich weit gefehlt, daß dieſes Syſtemwerk das Vollkommene ſey, wovon der Apoſtel dort redet.

Es giebt Menſchen, die ihre Gefühle ſo unter der Verſtandesſcheere halten, daß ihr Herz am Ende zu einer wahren tabula rasa wird. Bleibt ja noch was, ſo gleichen ſie den beſchnittenen Hecken von Buchsbaum und Taxus. Weg mit ſolcher Symmetrie! Ich lobe mir dafür einen Fruchtbaum, wenn er auch Knorren und Knubben hat.

Jurisprudenz, Rechtsklugheit — dieſe Benennung jener Wiſſenſchaft iſt in der That ganz bedeutend, und wirklich der allerſchicklichſte. Klugheit iſt's nämlich, welche den rechtlichen Mann macht, nach demjenigen Recht, welches das Corpus Juris lehrt. Sey nur klug, lieber Freund! und du haſt jederzeit das Recht für dich: geſetzt

arch, daß die gesunden Augen aller Nichtjuristen dich als einen — abgefeimten Schurken ansähen.

Vielseitig sey dein Kopf — vielumfassend dein Herz; vielseitig im Denken — einseitig im Handeln.

Elende Tugend, die negative, aus physischer, oder intellectueller Impotenz! wenn anders noch einem Leichnam Leben zugesprochen werden kann? Zum moralischen Unvermögen, Böses zu thun, müssen wir es bringen.

Wären die Lehren unserer Christus-Religion von ihrem Stifter und seinen Schülern in eine systematische Form gebracht; so gliche das N. T. einem steifen holländischen Garten, anstatt daß wir jetzt darin als in einem freien schattigen Eichenhaine lustwandeln, in welchem wir erst, ohne daß wir es ahndeten, von den herrlichsten Aussichten in ein zwar ferne liegendes, aber uns dennoch erreichbares seliges Eiland überrascht werden.

Die bitterste, herznagendste Erfahrung, die ein Mensch von Gefühl machen kann; ist die: von fühlenden Seelen verkannt zu werden.

Schwache Menschen setzen Heftigkeit und Bösartigkeit gern neben einander auf Eine Bank.

Mit blutendem Herzen hab' ich es erst beklagt, daß guten, edlen, schönen Seelen, berufenen und erwählten Himmelspflanzen, nicht mehr Kraft, mehr Energie beiwohnet, als man gewöhnlich antrifft! Aber das kommt eben daher, weil sie ganz Liebe sind, und das Zerstörende der Kraft fürchten, und nicht bedenken, daß es doch hinwiederum eben die Kraft ist, welche aufbauet. — Herr, sey Du in den Schwachen mächtig! —

Für mich haben keine mahlerischen Vorstellungen mehr Reiz, als Madonnen und nackte Kinder — die reinste verklärte Weiblichkeit, und die zarteste Engels-Unschuld.

Eine schöne Mutter, die sich über den Säugling bücket, sein Lächeln aufzuküssen — es ist um niederzufallen und anzubeten.

Drei Bücher sind es, die mich noch enziehen, wenn ich alle andere nicht mehr ansehen mag: die Bibel, die Odyssee und der wackere Dorfpriester von Wakefield.

Inhalt.

I. Egeria. S. 3.

II. Der Albaner-See, von Fr. B. — 14.

1. Anmerkungen. — 25.

2. Der Mai, von Seume. — 30.

III. A. A. G. Lichtensteins bescheidne Verantwortung gegen die strenge Beurtheilung, welche einige ehrenwerthe Männer über dessen ohnmaaßgebliche Versuche, die Keilschrift zu erklären, haben ergehen lassen. — 34.

IV. Bemerkungen über die Augen der Statuen, von Lange in Berlin. — 47.

V. Kosmopolitische Blicke aufs Armenwesen, von Tobler in Zürich. — 57.

VI. Danksagungsschreiben eines Baierischen Prälaten und Konvents, wegen Auflösung des Klosters. — 65.

VII. Blicke aus Frankfurts Bürgerglück und Cultur. Zweiter Brief. — 67.

VIII. Griffe aus einem Gedankentopf. Von M. J. N. — 73.

Der Neue

Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1803.

I.

Threnodieen.

1.

An Vater Gleim.

Alſo, Sohn der holden Pieriden!
Alſo biſt Du wirklich hingeſchieden
Nach Walhalla's goldnen Zauberau'n?
Biſt Du wirklich auf dem hohen Pfade
Zu der Hesperiden Lenzgeſtade,
Das ſchon längſt Dein Uz und Leſſing ſchau'n?

Ja Du biſt es! biſt der grauen Hülle
In des Lebens kühler Abendſtille,
Guter Vater! lächelnd ſanft entflohn;
Ja, Du ſchwangſt Dich zu dem Schattenlande,
Und in der Verklärung Lichtgewande —
Wandelſt Du durch Lethe's Ufer ſchon.

Zwar umhüllet mich der Trauerschleier,
Doch es hallt an Deiner Todesfeier
Keine laute Klage um Dein Grab:
Aber eine Kindesthräne blinket
In dem Auge mir, und sinket
Tiefgerührt in Deine Gruft hinab.

O, ich habe dieses Glück genossen,
Daß Dein Arm mich segnend hat umschlossen,
Daß mein Ohr noch Deinen Laut gehört;
Als mich dort bei Dir die Musen weihten,
Griffst Du selbst auf Deine Silbersaiten —
Hast mit einem Päan mich geehrt.

Wie die Sonne von dem Himmelsrunde
Von der Morgen- bis zur Abendstunde
Freundlich zu der Erde niederblickt:
Also hat auch freundlich Deine Flöte
Bis in Deines Lebens Abendröthe —
Uns durch ihren Zauberton entzückt.

Ew'ger Friede schirme Dein Gebeine!
Und wenn an dem weißen Grabessteine
Ehrfurchtsvoll der Wandrer niederkniet:
O, dann schau' er durch die blaue Ferne,
Daß er Dich in Deinem bessern Sterne
Dort, bekränzt mit Rosen, wandeln sieht.

An Mademoiſelle C***.

In einen Muſen-Allmanach.

Dein Leben gleiche dem Liede
Der Muſen, im Roſenhayn:
Es tanze dahin, wie jugendlicher Friede,
Bey ſtillem Sonnenſchein.
Und ſollt' ein Wölkchen vielleicht
Den blauen Himmel ſchwärzen;
So werde deinem ſanften Herzen
Der Kummer leicht;
Und deine Klage ſey die Klage
Der Nachtigall,
Die zu dem ſchönſten Frühlingstage,
Zu ſüßer Flöten Schall,
Nach einer kurzen, finſtern Nacht,
Auf ihren grünen Zweigen erwacht.

G. Jacobi.

Der verſchwiegne Schäfer.

(Nach einem bekannten Liede des Bernard.)

Grabet in die junge Rinde,
Schäfer, eure Flammen ein;
Tief und ewig ſoll Philinde
In mein Herz gegraben ſeyn.

Nun, so mag Dein Geist mit Aetherschwingen
Triumphirend zum Gefilde dringen,
In dem ewig Frühlingslüfte wehn;
Doch verzeih — daß ich an Deinem Grabe
Noch der Bitten wärmste zu Dir habe,
Und ich weiß, Du wirst sie nicht verschmähn:

O, laß doch zu meinem Erdenglücke
Deine Gottesmuse — mir zurücke,
Die Dein hohes ernstes Halladat —
Mit der Wahrheit diamantnen Zügen,
Den sokratisch Weisen zum Vergnügen,
Zu der Menschheit Ruhm — gebildet hat.

Gottlieb Hiller.

2.

Ode auf Klopstocks Tod, mit Beziehung auf seine Oden.

Gefä't zur Erndte sank nun die Hülle hin,
In der hienieden dachte der hohe Geist
Gedanken Gottes in Gesängen,
Wie sie die Engel im Himmel singen!

Seit du dich, Adam, los von der Erde wand'ſt,
Von Gott gebildet, dachte der Gottmenſch nur
Erhabener, als ſein hoher Sänger,
Der nun am Throne der Gottheit feiert!

Dort löſ't des Schickſals Dunkel die Gottheit ihm,
Und ob das goldne Würmchen beſeelet ſey:
Unendlich iſt, der endlich hier, es
Hoffte zu werden, und ſo es wußte.

Nun betet: Unſer Vater! er inniger,
Und ſingt mit Engeln, heilig! im höhern Chor;
Verloren in der hohen Wonne:
Deine Geſänge ſingt Menſch und Engel!

Beſtreut mit Kränzen, Edle! des Sehers Grab,
Und baut ein Denkmal ihm für die Ewigkeit,
Ihr ehrt ihn nie genug den Sänger,
Den der Unſterblichkeit Lohn nun krönet.

Nur wo das Herz ſich hoch von Gefühlen hebt,
Die Frühlingsfeyer fühlt, und den Donner hört
Jehovah rufen; ſieht entzückt ſich
Unter ihm neigen des Friedens Bogen.

Wenn nun des Mondes silberner Schimmer sanft
Herab ins Thal fließt, und in der Sommernacht
Sich mit der Kühlung Blütendüfte
Mischen, dann ernster die Weisheit nahet;

Und wenn die hohe Zähre der Wonne rinnt,
Der, Wonne, die in Thränen zum Golgatha
Den Weltversöhner wandeln siehet,
Und sich zur Rechte des Vaters setzen;

Da schwebt der Geist des Sehers hernieder, und
Genießt des Lohnes, Flammen von Gott ins Herz
Erlöster durch Gesang zu strömen.
Dies nur ist Klopstocks ersehnter Nachruhm.

Dies ist die Ehre, die zu erkämpfen sich
Die Brust emporhub, flammte der kühne Blick!
Und er begann und stieg und stehet
Nun auf der Höh' am errungnen Ziele!

Leonh. Lebr. Neußmann.

II.

Angedenken und Empfindungen aus der Schweiz, als Klopstock in seinem Hamburg, und Hirzel (Verfasser des philosophischen Bauers) bey uns in Zürich starb.

Klopstock ist fast zu groß für Aufsätze, Denkblätter oder Gedichte, wie man solche sonst auch nicht gemeinen, sondern vortreflichen Menschen widmet und bekannt macht, — Hirzel, der auch eine Größe hatte und vielleicht noch größere hätte haben können, war uns viel näher, aber er sollte doch von einem näher dafür Geeigenschafteten beschrieben werden.

„Klopstock ist auch gestorben," höre und lese ich, und es geht mir zu Herzen, wie natürlich das ans Herz tritt, was die Jugendgedanken mit einer gewissen Umfassung ihrer Interessanten — aufregt. Da als er bekannt ward, gieng mein Jünglingsalter an. Da ward er als ein Wundergenie verkündigt, von den Empfänglichen in ihre Verehrung auf immer aufgenommen. In Leipzig hatte er die Freunde gefunden, die man auch hier als junge Verbreiter des Schönen, Wahren und Guten kennen lernte, denen er in der Ode auf die Zürcher-Seefahrt ruft:

Wärt ihr auch bey uns, die ihr mich ferne liebt
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand.

Da war uns, den dazu Aufgelegten, seine Ode an Ebert zur Nachempfindung gegeben! Wie manche noch zugleich! Da glaubte mans ganz, mit Klopstock und seinen Freunden sey der deutschen Nation eine Hauptepoche angebrochen. O schöne Phantasieen, in die uns die Nachrichten von ihm, Gespräche von ihm, erste Gedichte aus seiner Seele, erste drey Gesänge seines Messias versezten, wenn ich die besten Genüsse der leztern, die aus ihrem erhabnen Inhalt quellen, noch nicht dazu zähle. Was erschien uns in euch, schöne Phantasieen, wie thatet ihr uns so wohl! Halft uns bilden — und schwandet dahin; nun ist auch, nach Gleim und Hirzel, Klopstock gestorben.

Klopstock! Deine Schweizerreise war Dir immer lieb geblieben; Du hast es nicht vergessen, wie Dich das erste Sehen der Schweizerberge ergriffen. Wie es Dir war, als Du Bodmers Armen entgegen kamst, das hast Du selbst gesungen, Hirzel hatte Dir entgegen gesungen. Kleist hatte Deine Seele eingenommen. Aber oft erzählte er jene Scenen noch, und erzählte sie würdig. Ich hörte das

mals die ersten Lobsprüche auf Hirzel, von unserm freien Vögeli. Eines Tages sagte dieser zu mir: „ich gehe zu Bodmern hinauf, ich sehe da den aus der Fremde zurückgekommenen Hirzel wieder; das ist ein junger Arzt, der etwas besonderes wird. Fehlt ihm bey erstangehender Praxis das sichre Erkennen einer Krankheit, so weiß er vom alten Arzt und Oheim Hottinger, dem Sichern in der Semiptik, gar hübsch Nutzen zu ziehen; und kennt von seiner Reise die treflichsten Köpfe Teutschlands. Schränkt er sich auf seine Medicin ein, so kann er ein Boerhave werden." Klopstock! Du zogst mich recht ins Nachdenken, als Du einst zu mir sagtest: „Ich höre, „Sie, junger Tobler, seyen schon Prediger: sagen Sie „mir doch: Machts Ihnen nicht zu sehr Mühe, hin„auf zu stehen und zu reden, mehr als eine halbe „Stunde lang, so ganz allein, und daß Niemand Sie „unterbrechen darf?„ — Wenige Male habe ich Klopstock (1750. 1751.) gesprochen: Einmal war es in der ziemlich zahlreichen Abschieds-Gesellschaft; da wir ihm, tupfend auf einen Teller mit dem Finger, heilig gelobten, die Szene von Abbadonas Begnadigung, die er mitgetheilt hatte, nicht gemein zu machen. Es war Abschied aus der Schweiz auf immer, Er und wir alle hofften: „nicht auf immer." Jede Beurtheilung der Messiade die mir bekannt ward, setzte mein Gemüth in Bewegung. Auch kam

mir in Handschrift eine treflich geschriebene Kritik zur Hand, wie die Messiade bey Verfassung des Kirchen-Systems so eine Vorzüge hätte gewinnen mögen. Das möchte wohl seyn. Aber mit alledem: Wenn der Held bloß eine eigentlich-menschliche Naturgröße hätte und dann doch sich heben sollte bis zur Unvergleichbarkeit mit allen andern Helden -- mithin sein Werk nur durch göttliche Lehr und Geduld zum Göttlichen heben sollte, — wie hätte sich dieses dichten lassen für bleibende Völker-Poesie und da die Evangelien der Glaube der Christen sind? Es ist hier ein Entweder-Oder, das man von Zeit zu Zeit erörtern mag. Das Kirchensystem war und ist sonst eben auch nicht meine Sache! Aber behüte der Schöpferische Dichtgeist! Was für Gedanken hätten wir in Gefahr stehen solten, zu verlieren! Helfe jeder mit seiner Vernunft sich in seinen kritischen Stunden nachgehends wieder.

Das darf ich sagen: ich blieb dies halbe Jahrhundert ein treuer Anhänger dieses hohen Genius. Viele nicht so; und doch ist so wenig Verdienst in dieser mir selbst zugeschriebnen Anhänglichkeit, daß ich laut sagen möchte: ich wünsche nur den großen, ächt großen Mann nicht dadurch beschimpft zu haben. Aber man darf die Ansicht dieser Anhänglichkeit an ihn nur so oder so herumnehmen, wie es eine doppelt neue Geschlechtsfolge kann, so springen gleichsam die ver-

ſchiedenſten Glimmer von Werth an dem hervor, die Ihnen Recht wiederfahren ließen. Die für philoſophiſch erkannten Köpfe neigten ſich ſo gut wie einhellig dahin, das philoſophiſche Tadeln ausführlich und abſprechend gelten zu machen, nur freilich mit Verſichern, Klopſtock ſey ohne alle Widerrede ein herrliches Genie geweſen; man mußte ihnen glauben, weil ſie es ſelbſt ſagten, ſie können ihn nicht mit rechter Luſt leſen. Auch las man ihn wirklich faſt immer weniger. Man hätte bald die Wenigen wie Jeſus ſelbſt frazen mögen: Wollet ihr auch noch weggehen?

Ein Biograph Klopſtocks, wenn Jemand wagt, es zu werden, mag die dreiſten Herabwürdigungen, die man von ſo mancher Seite hören mußte, etwas näher anzeigen. Ich lebe dieſe Apriltage in meiner individuellen und Familien-Todtenfeier Klopſtocks, und will ſie nicht entwürdigen, da ich ſie ohnehin ſo ſehr ſchwach feiern kann. Hirzel blieb, nach ſeiner Art, einer der ſtandhaften Bekenner, daß Klopſtock groß und ſein Freund ſey.

Hirzel hat als Staatsmann des freilich kleinen Freiſtaats allezeit die Zuſammenſtimmung deſſelben mit der Kirche geſucht, geehrt, und jede Eiferſucht zwiſchen denſelben herzlich geſcheut. Hirzel war Sulzers Freund, und ſchilderte ihn nach ſeinem Tode als

Weltweisen. So hatte er Zellweger, Blarer, Heidegger geschildert! O Breitinger, Bodmer, Steinbrüchel! Ihr kanntet Homer, Milton und Klopstock! O wahre Weisheit, in wie ungleichen Gewanden besuchst du die Gäste der Erde! und in wie verschiedenen Tönen erklärst du deine Rathgebungen, von Plato's dichtungsreichen Gesprächen an bis zu Klopstocks Oden! Auch oft noch in einem kleinen Madrigal, das Hirzel uns als Greis mittheilte. Leibnitz selbst behielt die dichterischen Klassiker lieb, wie die philosophischen.

Hirzel, du warst es, der mit vollem Enthusiasmus der Jugend, ja deiner Jugend, Klopstocken adorirte, wie irgend sich dieses ohne Tadel sagen läßt. — Nur in diesem Jahre schriebst du ihm noch, dein Brief kam an, so daß er von ihm noch gelesen werden konnte. Auch ich schrieb noch, aber das Briefchen ward nicht abgeschickt, und bleibt nun petschiert in meinem Pulte.

In meiner Passionspredigt am grünen Donnerstage gedachte ich der Messiade und ihres Verfassers, der einmal hier in Zürich gewesen war, den Hirzel und seine Freunde damals gern mit unserm Bürgerrechte beehrt hätten, zur Ehre der Stadt und ihrer selbst. Dank bezeugte ich Klopstocken noch für jede alljährliche Rührung, die sein Gedicht erregen hilft,

und die uns hilft zu den höheren Unsterblichkeits-Gedanken. Um mich herum will für einmal nichts erscheinen, das eine öffentliche Mitfeier erwarten ließe. Die öffentlichen Wahlen und bürgerlichen Anliegen erregen zu viel anderweitige Furcht und Hoffnung, Kümmernisse und Wünsche.

Zürich. Joannes Tobler.

III.

Abschiedsgrüße *).

1.

Die Scheidenden.

Hoher Bedeutungen voll sind jene Mythen der Urzeit,
Die der weise Verstand älterer Völker erschuf.

*) Der Merkur hofft Verzeihung zu erhalten, wenn er bei Aufnahme dieser Erstlingsversuche zweier Jünglinge des Weimarischen Gymnasiums eine Ausnahme von der Regel macht. Man würdigt wol auch ein sehr gemeines Blümchen eines Blicks, bloß, weil es so früh aufblühte. Zum Verständniß des Ganzen gehört, daß die feierliche Redehandlung, die jährlich bei Abgang der Universitätscandidaten gehalten wird, sich damit schließt, daß einer der Scheidenden seine bleibenden Mitschüler anredet, dem dann einer aus der Reihe der Bleibenden antwortet. B.

Voll der süssesten Gefühle
Sey mein Busen; doch der Mund
Mache bey dem Saitenspiele
Niemals ihren Nahmen kund!

Reizender ist das Vergnügen,
Das nicht schimmert und nicht rauscht.
Unsre Freuden sind verschwiegen,
Ungestört und unbelauscht.
Selbst den Eid, den wir geschworen,
Flüsterten wir leis am Bach:
Eifersucht hat tausend Ohren,
Schilf und Bäche plaudern nach!

Wo Philindens Heerde weidet
Sieht man nie die meine gehn.
Selbst mein lüstern Auge meidet
Sie vor andern anzusehn.
Ich kan ihren Nahmen nennen,
Sorglos stehen, wenn sie singt,
Und ich scheine nicht zu kennen
Ihren Hund, der auf mich springt.

Schäfer, lernt von seinen Seelen
Kalte Werke, kalten Blick!
Nicht die Seligkeit erzählen,
Sie verschweigen, das ist Glück!

Wie in den Teppichen, die das Morgenland herrlich geſchmückt hat,
Wenn ſich das lebende Buch ſtaunenden Augen enthüllt,
Hundert bedeutſame Bilder von Blumenkelchen und Thieren
Und vom Göttergeſchlecht drängen im bunten Gemiſch:
Alſo entrollet dem Aug' in hundertfält'gen Geſtalten
Fabeln voll tieferen Sinns, Griechenlands bildender Geiſt.
Doch aus des Morgenland's Schooß entſproſſen, von Griechen gepfleget,
Winket im köſtlichſten Schmuck eine der Fabeln uns zu.
Deine Wundergeſchichte, du, Vogel der Vögel, o Phönix,
Der in der Araber Land thronend auf felſiger Burg,
Und im prächtig erbaueten Neſt von duftendem Weihrauch
Und von köſtlichem Zimmt, himmliſcher Abkunft, du wohnteſt;
Täglich ſchaueſt du Phöbos Geſpann am ſteilen Gebirge,
Wie es mit ſtrahlendem Lauf, und mit der flammenden Bruſt

Ob der Entfernung des Wegs und der ſchwülen Hitze des Tages
Lange ſich ſehnend nach Ruh', endlich zum Ziele gelangt,
Selbſt ein prächtiges Sinnbild der wiederkehrenden Sonne
Und des verrollenden Jahrs, welches geflügelten Schritts
Hin zum Alles umflutenden Meere der Zeiten enteilend
Immer im kreiſenden Lauf wiedergebohren erſcheint.
Denn du biſt, o Phönix, mit Reizen der Jugend umfloſſen,
Dir blüht ewiger Lenz mitten im Wechſel der Zeit;
Doch hat Titan am Himmel fünfhundertmal der Geſtirne
Weit umfaſſenden Kreis rüſtigen Laufes durcheilt:
So entzündet ein Pfeil aus Titans flammendem Köcher,
Das du auf hohem Gebirg' bau'teſt, dein herrliches Neſt;
So verbrennet im Neſt der niemals alternde Phönix,
Von der ätheriſchen Glut plötzlich in Aſche verkehrt.

Doch der glimmenden Asch' entsteiget in himmlischer Schönheit,
Und in des Vaters Gestalt wiedergebohren der Sohn,
Herrliches Bild der Verjüngung des ewigrollenden Kreislaufs!
Den die erneute Natur nimmer veraltend beginnt.
Bild der Auferstehung aus Asch' und vermoderten Hüllen,
Bild des Lebens im Tod, Bild des Erweckten im Grab!

Sey auch uns ein Bild an diesem festlichen Tage,
Phönix heiße der Tag, der sich aus Osten erhob,
Denn von Titans alles vergoldenden Strahlen erleuchtet,
Schmückt man zu ähnlichem Fest oft schon den fröhlichen Saal.
Und ein blühender Kreis von Jünglingen stellte sich rechts hin,
Und ein gedrängterer stets stellte zur Linken sich hin;
Vor den Jünglingen saßen die Richter des rühmlichen Wettkampfs,
Schulter an Schulter gedrängt standen die horchenden Reih'n;

Und der scheidende Jüngling sprach hier zum letzten das Wort aus,
Das aus der schwellenden Brust Wehmuth und Dankbarkeit ruft.
Ach, wie so mancher verließ mit vielbeklommenem Herzen,
Traurig dies glückliche Haus, traurig der Lernenden Schaar;
Ungern sich trennend von Freunden und zärtlich umarmten Genossen,
Die ein gleiches Geschick hier ihm vereinend gepaart,
Segnend die Huld des Fürsten, der einst die Halle des Tempels,
Die sich den Musen so schön öffnet, mit Milde geschmückt;
Segnend die spendende Hand, die fleißiger Jünglinge Streben
Schon ein Jahrhundert hindurch lohnend mit Kränzen geweckt.
Und so schied schon mancher von hier und mancher wird scheiden;
Immer verjüngt sich der Kreis, immer erneut sich der Tag.
Aus der Asche des ältern entsteht ein jüngerer Phönix,
Nimmer verstummt der Gesang, nimmer die Muse des Hayns

In euch, theure Geſpielen der Jugend, traute Gefährten,
Lebet der klopfende Puls unſerer Jugendkraft fort.
Ewige Dankbarkeit ſey der pflegenden Sorgfalt des Lehrers
Aus des Lernenden Bruſt hier am Altare geweiht,
Den ſich das Vaterland hier in dieſen geheiligten Hallen
Nicht in Gebälken und Stein, nein, in den Herzen erbaut.
Doch wir vermögen es nicht, zu kleiden Empfindung des Dankes
Der uns die Bruſt bewegt, in das geflügelte Wort.
O, ſo empfangt ſie von uns, ihr trauten Gefährten der Jugend,
Unſer Abſchiedskuß drücke ſie jedem ins Herz;
Und wenn nach zwölf Monden aufs neue die Stunde des Scheidens
Dieſen heiligen Kreis ründet zur Feier des Tags;
O! ſo ſenket die Pflanze des Dank's und der ſtillen Empfindung
Die ihr von uns empfiengt, jüngeren Freunden ins Herz.
Und ſo wird auch hier Arabiens köſtlichſter Vogel
Immer aufs neue verbrannt, immer aufs neue gezeugt.

Seht, schon brennet die Flamme mit glücklichen Zeichen der Zukunft!
Heilig sey jedem von uns diese Bedeutung. — Lebt wohl!

2.

Die Bleibenden.

Oft erfreuen uns noch der Urzeit heilige Bilder,
Durch den magischen Kreis, der die Vergangenheit birgt,
Schimmernd mit heiterem Glanz. Bewundern wir nicht des Herakles
Immer erneuete Kraft? Strömt uns kein süßes Gefühl
Durch die begeisterte Brust, wenn lächelnd Mnemosynes Töchter
Auf dem grünen Parnaß schweben im rhythmischen Tanz?
So erblicken auch wir den rosigbeschwingeten Phönix
Mitten im mythischen Kreis, der uns so mächtig entzückt;
Freundlich erinnert uns heut des Freundes scheidende Muse
An das deutsame Bild. Doch die beklommene Brust

Wählet das Nähere gern und denket der heimiſchen Zeichen,
Da ja Teutonien auch ſinnvolle Bilder uns beut.
Wenn der nickende Halm ſinkt unter der tönenden Eichel,
Wenn im ſchattigen Hain Blätter den Bäumen entweh'n,
Und die heſperiſche Frucht uns winket zum frohen Genuſſe,
Seht ihr im Wolkenmeer, das wie des Ozeans Flut
Ueber uns hin ſich ergießt, die Schaaren geſelliger Vögel
Schiffen in ferneres Land, wo ſie kein Winter beträut;
Auf Natoliens Flur, am Ufer des ſtrömenden Nilus
Grüßet die wandernde Schaar freudig die wärmere Luft.
Auch Ihr, ſcheidende Freunde, wenn Gleichnißreden erlaubt ſind,
Gleichet der ziehenden Schaar, die in den Wolken ſich birgt.
Zwar nicht Natoliens Ebnen und nicht des ſtrömenden Nilus
Grünendes Flußbett begehrt, rüſtigen Flugs, Ihr zu ſchaun!
Doch zu den näheren Hainen, die Pallas Athend ſich weihte,

Dort wo die blühende Flur ſchlängelnd der Saalgott umarmt,
Dorthin lenkt Ihr den Flug der Jugendkraft muthig vertrauend,
Und nichts hemmet den Trieb, der Euch zur Wanderung dringt.
Darum wenn nun im Tanz die Frühlingshora den Reih'n führt,
Und in der ganzen Natur alles, was lebet, ſich regt;
Sieht man aus Oſten und Weſten, aus Norden und Süden die Vögel,
Fliehend das heimiſche Dach, ziehn in den heiligen Hain.
Schwanengeſang und Nachtigallied ertönt dort im Haine;
Und das melodiſche Lied älterer Vögel erlernt
Auch nun das junge Geſchlecht, das nach wenigen Monden zurückfliegt,
Und den erlernten Geſang bringt in das heimiſche Land.
Und ſo oft ſich die Schaar der lehrbegierigen Vögel
Sammelt zum jährigen Flug, ſagt man: der Frühling erſcheint!
Die du mit Blumen den Teppich der allverjüngten Natur ſchmückſt,
Frühlingshora, Du weckſt heute die ziehende Schaar.

Denn mit vorwärts ſtrebendem Fittig enteilt Ihr,
o Freunde,
Unerbittlich des Freunds zärtlichem Winke, dem
Kreis,
Wo mit immergrünendem Kranze der himmliſchen
Freundſchaft
Roſenhand Euch die Stirn liebevoll lächelnd umwob.
Doch uns kündet es wohl der Miene ſanftere Wehmuth
Und der heilige Ernſt, der Euch die Wangen um-
ſchwebt,
Ungern ſcheidet Ihr jetzt von Eurer Jugend-Gefährten,
Länger weiltet Ihr noch. — Aber es regt ſich der
Trieb,
Hinzueilen zum Hain, wo Apoll und Pallas Athenä
Jeglichem Sänger des Chors lohnet mit rühmlichem
Kranz.
Troſtlos wandelten wir, die noch kein Fittig beſchwinget.
Oede, verlaſſen, verwaiſt nun auf dem einſamen
Pfad,
Hellte Dein heiliges Licht, o Hoffnung, wie Blitze
Kronions,
Nicht das Dunkel der Nacht, die uns die Aus-
ſicht verdeckt.
Du, o Göttin, allein verſchönſt uns das irdiſche
Leben,
Und es bietet Dir bald Wahrheit, bald Täuſchung
die Hand.

Wenn im fröhlichen Kind die Kräfte des Geiſtes erwachen,
Wenn ſich der göttliche Keim herrlich zu Blüthen enthüllt;
Webſt Du mit magiſcher Hand, o Hoffnung, den roſigen Schleier,
Rufeſt den Genius uns vor den ätheriſchen Blick.
So auch träufelſt Du jetzt im Wehmuths-Becher des Scheidens
Süßeren Tropfen des Troſts: Wiederſehn wird er genannt.
Denn nicht immer verweilet der ziehende Vogel im Ausland;
Schneller kehrt er zurück, als er der Heimath entflog;
Mancher zwar (ſo erzählt mit Bedauern der kundige Wandrer)
Trug aus dem fernen Gebiet nimmer den Fittig zurück;
Denn viel Schlingen und Netze bereitet die lauernde Bosheit
Vögeln, die vorſchnell und laut ſpotten der Weiſeren Rath.
Doch Ihr kennet die Warnung des wohlerfahrenen Führers
Und ein ſchöneres Loos führet die Frohen zurück.

Immer, o Philinde, hülle
Unſer Bündnis ſich in Nacht!
Liebe ſuchet nur die Stille,
Wenn ſie glücklich iſt, und macht.

Unbedachtſam überflieſſet
Stets ein Thor von ſeiner Laſt;
Doch ein weiſer Mann verſchlieſſet
Selbſt den Wunſch in ſeiner Bruſt.
Rein und heiß ſind meine Triebe,
Ewig, Theure, bin ich dein:
Sage dir, daß ich dich liebe,
Aber ſag es dir allein!

B.

An Herrn Gleim

Bey Ueberſendung eines Paars Filet-Manſchetten.

Zwoo Mädchen — keine Charitinnen,
Wie dein geweyhtes Auge ſieht —
Zwoo Mädchen, gut wie Schäferinnen,
Und voller Einfalt wie dein Lied;
Zu ſterblich, Kränze da zu flechten,
Wo deine goldne Leyer tönt,
Und nur mit ihrer ſchwachen Rechten
An kleinen Weiberpuz gewöhnt;

Jedoch,

Dann erzählt Ihr der horchenden Schaar der jüngeren Freunde,
Wie es der Argliſt nie, Euch zu umgarnen, gelang.
Flieget denn hin und erforſchet den Pfad und warnet die Freunde,
Die euch zu folgen bereit, vor den Gefahren. — Lebt wohl!

IV.

Bemerkungen über die Augen der Statuen.

(Fortſetzung des in vorigem Stücke S. 57 abgebrochenem Aufſatzes.)

Bei coloſſalen Statuen, die in einer weiten Entfernung geſehen werden ſollen, läßt ſich ohnedem nicht (ſo wenig als bey den Masken der Alten) auf eine beſondere Wirkung der Augen rechnen, und um ſo weniger verliert der Bildhauer hier im Verhältniſſe zu dem Maler. Deswegen vertieften die Griechen die Augen über das Gewöhnliche, um dadurch in der Entfernung noch Abwechſelung von Schatten und Licht zu erhalten, und die unangenehme Flachheit, die ein einfältiges unbedeutendes Anſehen giebt, zu vermeiden.

Wenn aber der Bildhauer das Sehen nicht vollständig vorstellen kan, so wird es ihm mit dem Nichtsehen der Blindheit nicht besser gehen. Denn ob das Ideal, das Praxiteles aus seinem Herzen zu seinem berühmten Liebesgott nahm 1) so blind gewesen sey, wie der Amor der Dichter, läßt sich — vielleicht selbst wenn wir die Statue noch hätten — nicht sicher ausmitteln. Indessen sind auch hier Andeutungen möglich. Nach dem Zeugnisse der Anatomen und Künstler giebt die Blindheit, besonders wenn sie von längerer Dauer ist, der Form des Auges sowohl als der benachbarten Theile eine veränderte Lage und durch diese wird jene in den Köpfen der Blinden, des Homers z. B. einigermaßen sichtbar gemacht *). Allein dadurch muß doch die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge entstellt werden. Wollte der Bildhauer diese Entstellung vermeiden, so scheint es mir, als ob er dies so vermöge, wenn er das Auge geschlossen, alles Uebrige aber bestimmt so darstellt, daß wir keinen Schlafenden zu sehen glauben. Auf eine ähnliche Art sind bey einem Polyphem (Winkel-

*) Winkelmann spricht (S. 428. Th. I. G. d. K.) von einer ruhenden Statue unter Lebensgröße in der Villa Borghese, die man irrig für einen bettelnden Belisarius halte. Seine eigne Deutung ist sehr unbestimmt. Eine schärfere Betrachtung des Auges müßte, dünkt mich, ein Moment für oder wider jene Behauptung geben.

mann Mon. inedit. N. 36.) die zwey Augen geſchloſſen und das Eine geöffnet. Sollte auch der Maler in einem ziemlich gleichen Falle bei dieſer Aufgabe mit dem Bildhauer ſeyn, ſo hat er doch ungleich mehr Mittel, die Blindheit errathen zu laſſen, wenn ſie ohne Entſtellung nicht ausgedrückt werden kann.

Iſt nun aber das, was ich von der Möglichkeit des Ausdrucks durch die Augen in der Sculptur geſagt habe, in der Natur der Sache gegründet und auch durch die Beiſpiele beſtätiget, ſo muß man ſich billig verwundern, wenn man bei den Alten Beſchreibungen findet, die den Augen der Bildſäulen eine gar nicht erwartete Kraft und Beredtſamkeit beilegen. Lucian *), der ein Bild von einem ſchönen Weibe zuſammenſetzen will, läßt ſich folgendergeſtalt vernehmen: „Der ganze Haarwuchs, die Schläfe, die Stirn und der ſchöne Zug der Augenbraunen ſey, wie ihn Praxiteles gemacht hat, auch ſoll ſie die lächelnde Heiterkeit und den ſchmachtenden Blick der Augen von dieſem Meiſter behalten (καὶ τῶν ὀφθαλμῶν δὲ τὸ ὑγρὸν ἅμα τῷ θαλερῷ καὶ κεχαριαμένῳ).“ Wieland macht zu dieſer Stelle folgende Anmerkung: Moſes du Soul verzieht hier den Mund, und meint, das müſſe ein Hexenmeiſter von einem Künſtler geweſen

*) in Imaginibus im dritten Bande S. 285. der Wielandiſchen Ueberſetzung.

seyn, der einem Marmorbilde solche Augen geben konnte. Jede Künstlerin hätte ihm sagen können, daß diese Reize schöner Augen sich wenigstens andeuten lassen. Und mehr hat Lucian nicht sagen wollen *). Es giebt indessen noch bestimmtere Stellen, z. B. beim Plutarch in dem Leben Alexanders des Großen. Er hatte erzählt, daß sich Alexander von Niemanden, als vom Lysippus, habe wollen in Stein hauen lassen; auch wußte, setzt er hinzu, dieser Künstler das Feuchte, Schmachtende der Augen genau auszudrücken (καὶ τὴν ὑγρότητα τῶν ὀμμάτων διαστηρήσειν ἀκριβῶς). Daß dies mit Ueberlegung geschrieben sey, sieht man aus einer andern Stelle im Leben des Pompejus, wo er sagt, daß aus den Augen des Pompejus eine gewisse Ueppigkeit hervorgeleuchtet habe, daher einige eine Aehnlichkeit zwischen seinem Gesicht und dem Kopf des Alexander hätten finden wollen. Nach dieser und ähnlichen Stellen müßten wir entweder annehmen, daß es die Alten auch in diesem Theile der Kunst beträchtlich weiter als wir gebracht hätten, was sich aber in der Ausdeh-

*) Wenn das ist, so mag er Recht haben. Die Franzosen nennen ja den kleinen schiefen Augenmuskel, welcher die Augäpfel und mit ihnen den Stern des Auges schief hinaufzieht, muscle amoureux. Ueberhaupt verdienen die alten anatomischen Namen der Augenmuskeln, superbus, admirator, indignatorius, humilis, bibitorius, patheticus, Aufmerksamkeit.

nung *) nicht behaupten läßt, oder daß die Schriftsteller selbst nur halben Glauben verdienen. Das Letztere würde keine Ungerechtigkeit seyn; denn viele schilderten Werke nach der Phantasie, die sie nie gesehen hatten, und erschufen Schönheiten, ohne vielleicht daran zu denken, ob sie möglich wären oder nicht; andere, die wirklich jene Werke vor Augen hatten, konnten sich doch leicht hintergehen, besonders wenn sie von einer lebhaften und leicht idealisirenden Phantasie waren 2). Sonach legten sie, was sie in dem übrigen Körper ausgedruckt fanden oder suchten, auch dem Auge bey, so daß, im Fall sie den Charakter eines Gottes, Heroen, Helden ꝛc. sonst woher aus Dichtern, Gemälden oder aus der Geschichte kannten, sie ihn auch in den Augen zu finden wähnten, oder daß sie den Sinn, der in einem Kopfe oder einer Statue durch Mienen und Geſten angedeutet war, auch durch den Ausdruck der Augen vollenden zu müssen glaubten **). So beschreibt

*) Das Schwellende der Augen z. B. ließe sich wohl darstellen, keineswegs aber das Feuchte, Schmachtende, Schwimmende des Blicks (τὸ ὑγρὸν. ὑγρανε.). Ueber die Bedeutung dieses Wortes ist vorzüglich Leck Commentatt. phil. I. p. 84. nachzusehen.

**) Winkelmann sagt in seiner berühmten Beschreibung des Apollo: „sein Auge ist voll Erhabenheit wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen.„ Sollen wir ihm das unbedingt nachglauben, besonders da er ihm kurz darauf Augen der Königinn der Götter mit Grosheit gewölbet giebt?

Leonidas der Tarentiner *) die Statue des trunkenen Anakreon, die auf der Akropolis in Athen ſtand, unter andern mit folgenden Worten:

„Wie aus üppigen Augen der Alte ſchmachtend hervorſchaut.“

(ὡς ὁ γεγων λιχνειαιν ὑπ' ὀμμασιν ὑγρα δεδορκως.)

Ein anderer Epigrammatiſt ebenfalls in der Anthologie Eugenes (T. III. 158.), giebt ihm nichts als einen ſchrägen Blick (λοξον βλεμμα). Durch eine ſolche Ideenaſſociation erkläre ich mir auch die Zuverſichtlichkeit oder den hohen Muth (θρασος) den ein Ungenannter (Anthol. T. IV. 184. CCCIX.) in den Augen eines Alexanderkopfes zu finden meynt 3). Uebrigens iſt bey den alten Antiquarien oder Dichtern die Beſchreibung der Augen der Statuen ſo ſelten, daß ich glaube, die Erwähnung der Augen könne bei einem Werke, von dem es zweifelhaft iſt, ob es eine Bildſäule oder Gemälde geweſen, einen Ausſchlag auf die Seite des letztern geben.

Daß aber die Alten ſich viele Mühe gegeben haben, die Nachbildung des Auges der Natur näher zu bringen iſt aus zerſtreuten Stellen Winkelmanns **) und andern Schriften hinlänglich bekannt.

*) Anthol. T. I. 163. XXXVII. ed. Jacobs. vergl. Att. Muſ. V. Bd. 2. Kap. S. 56.

**) Geſch. d. K. Th. I. S. 180. Anmerk. zur G. d. K. S. 53. u. S. 81. wo er die Pallas in dem Akropolis

Man deutete nicht nur den Augapfel durch eine Vertiefung mit einem erhaben gearbeiteten Kreiſe, ſondern man ahmete auch den Stern durch eingeſetzte Edelſteine (ſo vielleicht von doppelter Farbe) und das Weiße der Hornhaut durch aufgetragne Silberblättchen nach. Das Letztere ſieht man noch an der Muſe über Lebensgröße im Pallaſte Barbarini, wie auch an einem ſchönen bronzenen Kopf des Publicus Cornelius Scipio, der ſich gegenwärtig in Paris befindet. Aus dem Gebrauche, dergleichen Edelſteine einzuſetzen, um die Farbe der Iris nachzuahmen, erklärte Leſſing *) zuerſt die Pointe eines alten Epigramms von Lucilius auf einen ungeſchickten Oculiſten, der überdem im Verdachte der Spitzbüberey ſtand. Es lautet ſo: **).

Ehe du ſalben dich läßt, Demoſtratus, ſage der Sonne
Lebe wohl, denn es führt Dion die ſicherſte Hand.

mit dem in dem Tempel des Vulkans zu verwechſeln ſcheint. Vergl. Paulan. I. p. 36. Mon. ined. Tratt. prel. LIV. wo er wiederum den Olympiſchen Jupiter mit der Pallas verwechſelt. — Eine förmliche Geſchichte dieſer Künſteleyen haben wir noch nicht; in den älteſten und ſpäteſten Zeiten der Kunſt ſcheinen ſie am gemeinſten geweſen zu ſeyn. In vielen übriggebliebenen Werken der alten Kunſt ſind ſie wenigſtens zum Theil noch ſichtbar.

*) Vermiſchte Schriften. S. 312. ff.

**) Anthol. T. III. p. 36. XXXVIII. ed. Jacobs.

Dion machte nicht nur den Olympikus blind, auch des Bildes
Schimmerndes Aeugelein Paar trug er ihm heimlich davon.

Doch wird der in den Augen ausgedrückte Augapfel in idealischen Köpfen nur selten gefunden, wie Winkelmann in mehrern Stellen seiner Werke, vorzüglich in einem Brief an den Hofrath Beinkorn, bemerkt. (Winkelmanns Briefe 2 Th. S. 114.) „Es ist, fährt er hier fort, eine Künstelei, die unter Hadrian erst allgemein wurde, wie man an den Brustbildern der Kaiser sieht. Der einzige nicht idealische Kopf, der dergleichen Augen hat, von August bis Hadrian, ist der Kopf des Marcellus, des Neffen Augusts." Indessen glaube ich doch, daß die heilige Sitte den Ahnenbildern unter den Römern, bey denen man die möglichst größte Aehnlichkeit zu erreichen strebte *), jenen Versuchen, das Auge natürlicher darzustellen, noch früher allgemeinen Eingang verschafte.

Zu verwundern ist es, daß wir nie unter den Bildhauern des Alterthums, die sich Mühe gaben, das Auge künstlich nachzubilden, auch den größten derselben, den Phidias finden. Er hatte seiner Pallas

*) S. Polyb. Hist. L. VI. c. 15.

in dem Tempel des Vulkan, die aus pariſchem Marmor war, blaue Augen (nach Winkelmanns Vermuthung aus dem Stein aqua marina verfertiget) und ſeinem Meiſterwerke im Parthenoe von Elfenbein marmorne Augen eingeſetzt. Von der erſten ſpricht Pauſanias im dritten Buche, von dieſer Plato in dem Hippias major *). Letzterer erwähnt jenen Umſtand nur beyläufig, aber doch ſo, daß man auf den erſten Anblick glauben könnte, er habe ſelbſt die Sache für eine Schönheit gehalten. Hippias hatte behauptet, daß das Gold das Schöne wäre, weil es allen Dingen einen Glanz verleihe. Hältſt du den Phidias für einen guten Künſtler, fragt Sokrates ganz unerwartet — Allerdings. — Sokrates: So muß er das Schöne nicht verſtanden haben, denn er machte ja ſeine Minerva nicht ganz aus Gold, ſondern gröſtentheils aus Elfenbein. Alſo iſt das Gold nicht das Schöne. Hippias erwiedert, daß auch das Elfenbein ſchön ſey. Sokr. Allein die Sterne der Augen ſind von Stein? Alſo iſt auch ein ſchöner Stein das Schöne? Allerdings, meint Hippias, wenn er paßt, u. ſ. w. Man ſieht wohl, daß Plato den Sophiſten hier, wie in dem ganzen Dialoge, nur in der Irre herumführen will, und daß hier nicht ſowohl an einer ernſthaften Unterſuchung der Sache,

*) Ed. Bip. S. XI. p. 29.

ſondern nur an einer augenblicklichen Verwirrung des Gegners gelegen iſt. Im Folgenden verdient noch die Bemerkung, daß Phidias zu dieſen Sternen einen Stein dem Elfenbein ſo ähnlich als möglich wählte *), Erwägung. War das der Fall, ſo konnte, dünkt mich, Phidias keinen andern Grund haben, Marmor ſtatt des Elfenbeins zu wählen, als nur um dieſen Theil der Augen mit einem gewiſſen Glanze hervorzuheben. Es durften daher auch dieſe Augen nicht mit andern eingeſetzten Augen verwechſelt werden, und es wäre möglich, daß er durch ſie, beſonders unter Begünſtigung eines ſchauerlichen Helldunkels, ohne die Geſetze der Kunſt und der Schönheit zu verletzen, eine nicht geringe dem Charakter der kriegeriſchen Göttinn vollkommen angemeſſene Wirkung hervorgebracht habe.

*) ὡς οἷόν τ' ἦν ὁμοιότητα τοῦ λίθου τῷ ἐλέφαντι ἐξευρών. Mit Recht hat Heindorf in ſeiner Ausgabe (Platonis dialogi quatuor Lysis, Charmides, Hippias major Phaedrus: p. 147.) Cornaro Verbeſſerung ἐλέφαντι für das gewöhnliche ἐλεφαντίνῳ in den Text aufgenommen. Warum ſetzte aber Plato dieſe Worte hinzu? Ich glaube, um deſto deutlicher zu zeigen, daß die Schönheit keineswegs in dem Material als Material zu ſuchen ſey. Denn wäre z. B. Elfenbein als Elfenbein das Schöne, ſo konnte Phidias, dadurch, daß er den Stein dem Elfenbein ähnlich macht, es doch nicht zum Schönen machen.

An-

Jedoch, in ihrem ganzen Leben
Der Dichterlehren eingedenk,
Zwoo fromme treue Mädchen weben
Dem Freudensänger dies Geschenk.
Sie folgen willig den Geboten
Der Muse, deiner werth zu seyn;
Und knüpfen hier mit jedem Knoten
Für dich den besten Wunsch hinein.

D. den 21. Decemb.
1772.

Die Schwestern***.

Der zärtliche Liebhaber (*).

Ein junger, reicher Lord,
Der mehr als eine Welt sein treues Julchen liebte;
Und auf ein halb gesagtes Wort,
Den kleinsten Wunsch von ihr sich zu errathen übte;
Gieng einst in einer Sommernacht,
Vom heitern Himmel angelacht,
Mit ihr, für deren Glück er alles hingegeben.
„O sieh' doch, rief das Mädchen schnell,
„O sieh' doch, welch' ein Stern! wie spielend und wie hell!
„Der schönste, den ich sah' in meinem ganzen Leben!“ —

Sie

(*) Eine wahre Geschichte nach einer mündlichen Erzählung.

Anmerkungen.

1) Die Inschrift auf diesen Amor, die gewöhnlich einem Simonides zugeschrieben wird, aber, nach einer Stelle im Athenäus L. XIII. p. 591. zu vermuthen, vielleicht von Praxiteles selbst ist ist hinlänglich bekannt, und erst kürzlich wieder im Att. Mus. IV. B. 2ter Heft, neu übersetzt worden. Ein Ungenannter in Wagners Beiträgen zur Anthropologie 2ter B. 193. übersetzt das Epigramm folgendergestalt:

Nach dem Urbild, das er aus seinem Herzen genommen,
Schuf Praxiteles mich, den er so innig gefühlt;
Schenkt mich Phrynen zum Lohn der Liebe, von nun an verwunden
Nicht meine Pfeile das Herz, sondern mein treffender Blick

Er setzt hinzu, daß dies Epigramm, so genommen, beweise, der Amor des Praxiteles habe weder Bogen noch Pfeile gehabt. Ohne zu erinnern, daß in dieser Uebersetzung der Name des Amor selbst vergessen ist, daß er nach einer Beschreibung des Callistratus von diesem Amor oder wenigstens einer Copie desselben (s. Heyne Comm. Gotting. T. X. p. 21.) wirklich einen Bogen hatte, und daß der Schluß nach den griechischen Worten falsch verstanden ist, bemerke ich nur, daß den Augen der Statue eine Kraft beygelegt wird, die sie ihrer Natur nach nicht haben konnten. — Ich wundre mich, daß Manso (Versuche über einige Gegenst. der Myth. S. 162.) diesen Sinn auch gefunden hat. Uebrigens macht sich jener Ungenannte einer auffallenden Ungerechtigkeit gegen Herder schuldig, wenn er nicht begreifen kann, wie ein Mann von solchem Geistes-Geschmacke den Sinn

dieſes Epigramms in ſeiner Ueberſetzung (zerſtr. Bl. 2 Th. S. 34.) ſo ganz habe verfehlen können. Es iſt dies keine Ueberſetzung dieſes Epigramms, ſondern einer Nachbildung des Julians. P. II. p. 198. ed. lac.

Das Wortſpiel im Griechiſchen mit ἔρως macht im Deutſchen Schwierigkeit, da Liebe nicht den Gott und Amor nicht die Leidenſchaft bezeichnet. Mit Benutzung einer Ueberſetzung, die in einem der frühern Hefte des Att. Muſ. ſtand, habe ich dieſe kleine Spielerei ſo überzutragen verſucht:

Aus dem eigenen Herzen entlehnte Praxiteles Amors
Urbild, und ſtellte den dar, deſſen Gewalt er erfuhr.
Schenkte mich Phrynen den Gott der Liebe für Liebe; mein Anblick
Trifft nun das Herz, ich bedarf weiter der Pfeile nicht mehr.

2) So iſt es immer mißlich, Dichter als Gewährsmänner von hiſtoriſchen Daten zu gebrauchen, da ſie nicht ſelten im Fluge der Phantaſie auf dieſem oder jenem Wege der Zeit verweilen. Ein neues Beiſpiel eines ſolchen Mißgriffs giebt Leveſque in ſeiner Abhandlung über die allmälichen Fortſchritte der zeichnenden Künſte unter den Griechen. (Mémoires de l'Institut national Paris, T. I. l'an IV. überſetzt in der N. Bibl. d. ſch. W. 66. B. 2tes St.) Die Lücke, die beym Plinius in der Geſchichte der Malerey von Bularchus bis auf Phidias iſt, will er durch eine aus Anakreons Gedichten herausvermuthete Maler-Schule zu Rhodus ergänzen, die noch vor dieſen Gedichten mit dem Colorit ſchon bekannt geweſen ſey. — In dem letzten Puncte widerſpricht er ſich ſelbſt, da er nachher den ſpätern Apollodor auf ein Zeugniß des Plutarchs zum wah-

ren Erfinder dieſes Theils der Kunſt macht. Wäre das aber auch nicht, ſo bleibt dieſe Art, die Geſchichte zu completiren, ſehr zweideutig, und führt zu nichts, als ſchwankenden Vermuthungen. Mit beynahe gleichem Rechte könnte man dann behaupten, daß ſchon zur Zeit der Arachne die Kunſt der feinen Schattirung geblüht. (vergl. Ovid. Met. VI, [illegible]) oder daß es zu Homers Tagen ſchon künſtliche Automaten gegeben habe ꝛc. (vid. Il. XVIII, 372. Od. VII, 91.) Der Einfall der franzöſiſchen Gelehrten, iſt diesmal um ſo ſeltſamer, da die Gedichte, aus denen ſoviel gefolgert wird, ſo gut als entſchieden unächt und ein Product ſpäterer Zeiten ſind.

3) Dieſer Ausdruck lag wahrſcheinlich nur in der Richtung der Augen gen Himmel, (verg. Winkelmann Anm. z. G. d. K. S. 9 [illegible].) Die Worte: τὸν Ἀλέξανδρον τοιοῦτον erklärt Heyne (Commentatt. Gottingg. T. X.) von der Porträtähnlichkeit; ich würde ſie mehr ſo verſtehen, dieſe Statue entſpricht der Idee, die ſich jeder, der die Thaten Alexanders kennt, von ihm macht, ſie ſtellt nicht nur ſein Geſicht, ſondern auch ſeinen Charakter dar. Das Epigramm von Aurelius habe ich nach einer glücklichen Verbeſſerung von Jacobs überſetzt, der ſtatt des gewöhnlichen καὶ αὐτῷ, wofür der Vaticaniſche Codex δι' αὐτοῦ hat, διαυγῆ lieſt.

Berlin. A. G. Lange.

V

Kunstnachrichten.

1.

Nahl und Böttner in Kassel.

Unter Hessens Künstlern behauptet unstreitig Herr J. August Nahl zu Kassel eine der ehrenvollsten Stellen. Wer auch seine geistvollen Arbeiten nicht aus eigner Ansicht kennen sollte, dem sind doch wenigstens einzelne Stücke, die man durch den Grabstichel zu vervielfältigen gesucht hat, desgleichen die kenntnißreichen Beschreibungen und Urtheile Göthe's, die Hrn. Nahl so sehr zum Ruhme gereichen, bekannt geworden, und Referent kann versichern, daß der geschmackvolle Beurtheiler nicht zuviel Ruhmwürdiges von dem wackern Künstler gesagt habe. Außer dem trefflichen, von Göthe hinlänglich charakterisirten Stücke: Achill auf Skyros, in Frauentracht, unter den Töchtern Lykomeds verborgen, wird von Ulyß und Diomed entdeckt, zeichnen sich unter Nahl's neuesten Kunstwerken vorzüglich folgende aus:

1) Hebe, eine Zeichnung in Sepia. Die Göttin der Jugend schenkt dem Adler Jupiters, welcher mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Rauchgefäße sitzt, in einem Becher zu trinken ein, und gießt

ihm, da er zu eilig ist, seinen Durst zu löschen, aus Scherz etwas von dem Nektar auf seinen Kopf. Hebe ist leicht und lieblich gekleidet; die linke Brust und der linke Arm, worin sie den Becher hält, sind entblößt, auch ist das rechte Bein, worauf sie eigentlich ruht, bis über das Knie sichtbar, weil das untere Gewand sich von da aus spaltet. Der rechte Arm mit dem Kruge, woraus sie gießet, und den sie über den Adler hält, ist mit einem leichten Schleier behangen, der bis an's linke Knie herunter fällt. Ein dünnes Gewölke, das aus dem Rauche des Gefäßes, worauf der Adler sich befindet, zu entstehen scheint, umgiebt die holde Gestalt, die eine Göttin der ewigen Jugend würdig darstellt. Der Grund, worauf diese anmuthige Figur sich erhebt, — eine Art von Säulengang — stellt eine der Vorhallen des Götterſaales vor, woraus Hebe, wahrscheinlich nach der Mahlzeit, herabgekommen zu seyn scheint. Die Umgebungen sind, wie man's an Hrn. Nahl gewohnt ist, der Hauptfigur vollkommen würdig. Dieſes treffliche Stück besitzt gegenwärtig der um die Kunst so vielfach verdiente Hr. Oberhofmarschall und geheime Staatsminister Frhr. von Veltheim zu Kassel.

2) Das Gegenstück zu dieſer Arbeit, gleichfalls eine große Zeichnung in Sepia, stellt den Herkules vor, nachläſſig mit der Löwenhaut behangen, wie

er aus Verdruß einen Pfeil nach der Sonne ſchiest, weil ihm deren brennende Stralen, da er durch die Sandwüſten von Libyen reiſ'te, die unerträglichſte Hitze verurſachten. Man ſieht den Heroen meiſt vom Rücken, faſt ganz im Schatten und nur durch wenige Streiflichter gegen den ſchwülen Himmel erleuchtet, wodurch er ziemlich frei wird. Linker Hand ſtralt aus der Höhe die Sonne herab, wornach Herkules ſich mit ſeinem Arme, worin er den Bogen hält, wendet. Die ganze Gegend iſt öde, und außer einer verwelkten Diſtel und einem kleinen Sandhügel, welcher ſich rechts neben dem Herkules befindet, und worauf dieſer ſeine Keule und ſeinen Köcher hingeworfen hat, erblickt man nichts, als ſandigen Boden. Alles iſt bis zur höchſten Täuſchung ausgeführt. Dieſe treffliche Arbeit iſt, ſo viel Referent weiß, nach Rußland gekommen.

3) Die Wiederbelebung des Glaukus durch den Polyidus. Dieſe herrliche Zeichnung habe ich bei meiner letzten Anweſenheit in Kaſſel mit vorzüglichem Wohlgefallen betrachtet. Die Fabel, die der Künſtler mit ſo vieler Einſicht behandelte, iſt folgende: Glaukus, ein Sohn des Königs Minos, ertrank als Knabe beim Ballſpielen in einem Honigfaſſe, und wurde lange von den Seinigen vermißt. Man befragte das Orakel, welches den Ausſpruch that: „daß ein gewiſſer Polyidus,

Sohn des Kõranus, den Knaben nicht nur wiederfinden, sondern denselben auch ins Leben zurückbringen würde.“ Nach langem Bemühen fand Polyidus den todten Knaben wirklich, wußte ihn aber auf keine Weise wieder lebendig zu machen. Auf Befehl des Königs wurde er daher — um dieser Unmöglichkeit willen! — so lange in die königlichen Gewölbe, mit dem leblosen Knaben, eingesperrt, bis er, dem Orakelspruche gemäß, dem Todten das Leben wieder gegeben haben würde. In dieser nicht geringen Verlegenheit sah er eine Schlange auf den Todten zu kriechen, und in der Vermuthung, sie möchte den Leichnam verletzen, warf er sie todt. Gleich darauf kam eine zweite Schlange, welche, da sie ihre Gefährtin auf dem Boden hingestreckt sah, sogleich umkehrte, bald darauf mit (jetzt unbekannten) Kräutern im Munde zurückkam, und solche auf die getödtete Schlange legte, welche davon alsobald wieder lebendig wurde. Kaum hatte Polyidus dies gesehen, so nahm er einige von denselben Kräutern, und legte sie auf den jungen Glaukus, welcher nun ebenfalls durch dieses Mittel ins Leben zurückkehrte. Sollte nicht vielleicht eine Schlange — die ohnehin von jeher ein Bild der Verjüngung und Wiederbelebung war — die Veranlassung zur Entdeckung eines heilbringenden, die Lebensgeister erhöhenden Krautes, und eben dadurch die Veranlassung zur Ausbildung dieser Fabel gewor-

den seyn *)? Daß Polyidus ein Arzt gewesen sey, ist sehr wahrscheinlich, da auch andere Schriftsteller, z. B. Hygin, dieselbe Geschichte vom Aeskulap erwähnen.

Auf der Zeichnung des Herrn Nahl sitzt Polyidus neben dem auf einer Bahre liegenden todten Glaukus, bei einem Sarkofage, die linke Hand voll Staunens erhebend, da er die zweite Schlange mit Kräutern im Munde zurückkehren sieht, welche sie im Begriff ist, auf die todte Schlange zu legen. In der rechten Hand hält er ein anderes Stück von einer zerbrochenen Urne, womit er Willens war, auch die zweite Schlange zu tödten. Der Hintergrund stellt eine königliche Gruft vor, worin sich verschiedene Grabmäler und Sarkofage befinden, unter andern ein Basrelief, neben welchem eine Lampe brennt, wovon das ganze Sujet beleuchtet wird.

*) Ohnstreitig gieng ein Hauptzweig der medicinischen Kräuterkunde von Heilmitteln gegen die Schlangenbisse aus, wie dies noch jetzt in der Medicin der Indianer der Fall ist. Nicanders noch vorhandene Gedichte geben einen commentarium perpetuum dazu. Polyidus war ein Prophetenarzt (Schamane, μάντις) der griechischen Urwelt, und bediente sich wahrscheinlich, wie viele andere seiner Sippschaft, der im Oriente noch vorhandenen Schlangengaukelei zu seinen Wunderkuren. Als einen solchen Prophetenarzt hatte ihn besonders Sophocles in seinem Propheten geschildert, wie wir aus den noch vorhandenen Bruchstücken schließen können.

Zeichnung und charaktervolle Ausführung sind gleich vorzüglich. Von diesem trefflichen Stücke ist der Künstler gegenwärtig noch selbst der Besitzer. —

Ein anderer sehr achtungswürdiger Künstler Kassels ist Hr. Prof. und Hofmaler Wilhelm Böttner, dessen in verschiedenen Kunst-Journalen und in den Hessischen Denkwürdigkeiten mehrmals nach Verdienst erwähnt worden ist. Sein Jupiter und Ganymed, sein Pygmalion und ähnliche treffliche Arbeiten bedürfen keines weiteren Lobes. Es ist zu beklagen, daß dieser Künstler seit mehrern Jahren sich fast ausschließend mit der Porträt-Malerei beschäftigt, und dadurch verhindert wird, öfter in seinem Hauptfache, in der historischen Malerei, aufzutreten! Allein Porträte sind jetzt fast das Einzige, was man verlangt, und Hr. Böttner weiß immer noch genug Interesse und Charakter in seine Köpfe zu legen. Dennoch würden größere historische Stücke sein achtungswürdiges Künstler-Talent in einem noch höheren Lichte zeigen. Mit desto größerem Vergnügen mache ich daher die Leser des N. T. Merkurs mit einigen treflichen größeren Stücken bekannt, die den Künstler, nach einer langen Pause, gegenwärtig beschäfftigen, und die beinahe vollendet sind.

1) Medea. Diese in Zauberkünsten mächtige Tochter des Aeetes ist in dem Augenblicke vorgestellt,

worin sie ihre zwei Kinder, ehe sie solche ermordet, von mütterlicher Liebe überwunden, gefühlvoll an ihr Herz drückt. Das kleinste dieser Kinder hält sie im linken Arme, ihr rechter Arm ist empor gehoben, und ihr Blick himmelan gerichtet, als ob sie ihre Kinder den Göttern empfehlen wollte. Das ältere Kind sucht ihre Knie zu umfassen. Im Hintergrunde sieht man Jason mit der Kreusa im Triumph vorüber fahren. Das Bild der Medea gab dem Künstler eine achtungswürdige Schauspielerin, Madame Haßloch.

2) Venus und Amor, in Wolken vorgestellt. Die Liebesgöttin hat ihrem Sohne seine Waffen entfernt, welche derselbe durch Liebkosungen wieder zu erlangen sucht. Nebenbei sieht man den Wagen der erstern, und ihre Lieblings-Tauben suchen sich unterdessen im Fliegen zu üben. (?)

3) Amor, als Jüngling, schwingt sich in die Höhe, um seine Psyche in den Olymp zu tragen. Ein kleiner Zefyr bemüht sich, dem Liebesgotte behülflich zu seyn. Ueber dem liebenden Paare öffnen sich die Wolken, und ganz unten erblickt man die Erde, in entfernten Gebirgen vorgestellt.

Noch gedenkt der Künstler, zwei Sujets im Großen auszuführen, deren Vollendung ich mit Verlangen

Sie fühlt des Lieblings Hand in ihren Händen beben;
Er ſieht den Stern, mit traurigem Geſicht,
Und dann ſein Mädchen an, und ſpricht:
„Ach! Julchen, ach! verlang ihn nicht:
„Ich kan ihn dir nicht geben!“

G. Jacobi.

Bey Gelegenheit

Eine Schrift wider J. J. Roſſeau.

Gold iſt doch Gold, ob gleich mit Staub beſchmuzt.
Reibt, reibt es noch ſo ſcharf! Gold wird es bleiben!
Der Lumpen, der es reibt, erbeutet nur im Reiben
Den Staub, den Schmuz; und ſelbſt nun abgenuzt
Fährt er dahin auf den gehäuften Klumpen
Zu ſeines gleichen — Lumpen.

A.

Epilog des Herausgebers

zu den vorſtehenden Gedichten.

Ich wünſche eben nicht, daß die Leſer dieſe poetiſchen Kleinigkeiten (die man für nichts mehr giebt, als was ſie ſind) zum Maasſtabe deſſen, was Sie in dieſem Fache vom Merkur zu erwarten haben, nehmen mögen. Ich hoffe nicht nur, ſondern kan es zuverſichtlich verſprechen, daß von Zeit zu Zeit Stücke von weit beträchtlicherm Werthe geliefert werden ſollen. Indeſſen kan ich nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit den Wunſch laut und öffentlich zu thun, daß unſre jungen Dichter unter den Muſen,

denen

entgegen sehe. Er hat nämlich auf seinem Wohnhause einen Erker gebauet, der ein ziemlich geräumiges, gewölbtes Zimmer von 34 Fuß Länge enthält, und in dieser Wölbung gedenkt er auf der einen Seite die Malerei allegorisch vorzustellen. Seine Idee ist folgende: Die Göttin sitzt, und ist beschäftigt, die Minerva als Beschützerin der Künste, abzubilden. Einige Genien halten dies Gemälde; neben der Göttin steht der Genius der Malerei, mit einer Fackel in der Linken, und mit der rechten Hand das Gemälde der Weisheits-Göttin gleichfalls haltend. Er scheint sich mit der Iris zu unterhalten, welche von der andern Seite in Wolken erscheinet, und vermöge des Regenbogens der Malerei die Farben leihet. Iris deutet auf den Farbenstein hin, bei welchem einige Genien beschäftigt sind; andere Genien betrachten verschiedene Kunstsachen. Der Hintergrund ist die Perspektive von einem Garten.

Diesem Gemälde gegen über soll die Dichtkunst und Musik abgebildet werden. Die erstere sitzt mit aufwärts gerichtetem Blicke, in der rechten Hand einen Griffel und in der linken eine Tafel haltend, worauf sie ihre Dichtungen eingraben will. Neben ihr steht ein kleiner Genius, auf ihre Poesieen horchend, und im Begriffe, solche auf eine Rolle zu schreiben. Einige andere Genien lesen schon vol-

lendete Poesieen, und ein vierter Genius krönet die Göttin. Ihr gegen über erblickt man die Musik, harrend auf die Dichtungen der begeisterten Göttin, um dann auch die Saiten ihrer Leyer zu rühren. Ein Genius singt, zwei andere vergnügen sich mit Tänzen. Sollte nicht vielleicht die Dichtkunst besser ohne Tafel und Griffel, und doch charakteristisch genug durch ihren Begeisterungsvollen Zustand, dagegen aber der Genius mit Tafel und Griffel vorgestellt werden? Diese einfachere Vorstellung scheinet mir vor der Vervielfältigung durch Tafel und Rolle den Vorzug zu verdienen.

Nächstens mehr von einigen andern Kasselschen Künstlern und Kunstwerken!

Justi.

2.

Ueber die Dresdner Kunstausstellung.

Dresden, den 26 April 1803.

Zur diesjährigen Ausstellung war das Local in dem Brühlschen Palais, hinten auf dem Garten hinaus, sehr vortheilhaft gewählt. Ueber Mangel an Licht konnte sich Niemand beschweren, aber nicht allen ausgestellten Gemälden schien es günstig zu seyn. Die

Urtheile fielen auch diesmal, wie gewöhnlich, sehr verschieden aus; aber darüber vereinigten sich doch alle Stimmen, daß wider die Quantität der Gemälde weniger als wider deren Qualität einzuwenden sey. Sollten Sie den Katalog noch nicht besitzen so lege ich ihn bey, und will die, so mir vorzüglicher als andere schienen, anstreichen *). Mich in das Detail einzulassen, dazu habe ich weder das Herz, noch die Zeit. Nur so viel wage ich im Ganzen zu sagen, daß die Grazie in dem Porträt der Fürstin Kinsky von Grassi, die Kraft und das Leben in Baron Gärtners Porträt von Graff, die Natur und die sanfte Empfindung in Klengel's großer Landschaft, das Große und Erhabene in der Komposition von Gareis, Orpheus Erscheinung in dem unterirdischen Reiche vorstellend, und das ächt Römische, wenn ich so sagen darf, in dem Marius von Mons (dessen Gesicht mir etwas Aehnliches von dem wackern Seume zu haben schien) das war, was mich am meisten beschäfftiget hat. Das schlechteste hingegen unter allen war diesmal das Product desjenigen Meisters, welcher sonst den Apfel zu erhalten pflegt, ich meine Vogeln. Sein Narciß war unter aller Kri-

*) Es sind unter 412 Nummern nur 42 angestrichen, und unter diesen nur N. 36. 325. 338. 354. 360. 362. 384. 386. 391. 402. 402. 403. und 405. wirklich ausgezeichnet.

B.

tik, und die ganze Landschaft sah so fade und einförmig aus, wie ein ausgepreßter Gurkensalat, der eine Nacht gestanden hat. Große Hypochonder, und das ist er, pflegen sich zuweilen darauf etwas zu Gute u thun, daß sie dem Publikum Beweise von Verachtung geben. In so einer Laune scheint mir Vogel das Ding hingeklekt zu haben, welches seine Freunde, um ihn zu vertheidigen, eine Skizze nennen. Die Pastellgemälde der Dem. Stock gehörten allerdings unter die schönsten, doch gefielen mir die vorjährigen noch mehr. Noch muß ich gedenken, daß Professor Schubert ein sehr schönes Gemälde, Psyche vorstellend, wie sie den schlafenden Amor beleuchtet, an dem Tage, da der Churfürst die Ausstellung besah, hinauf schickte, aber sobald der Churfürst den Rücken gewandt hatte, es, weil es noch nicht trocken war, wieder herunternahm. Ich habe es bey ihm auf der Stube gesehen. Es ist sehr schön. Ewig Schade, daß sich der Mann um des Erwerbes willen mehr mit dem Bleistift, als mit dem Pinsel beschäftiget.

VI.

Bemerkungen

über einen Aufſatz im neuen teutſchen Merkur, 1802, St. 6. S. 106. „Ueber die Bedeutung und den Werth der nordiſchen Mythologie und Poeſie; von Fr. Rühs.“

Erſt jetzt kommt mir der oben angeführte Aufſatz im Merkur zur Hand, und da ich mit den Behauptungen des Hrn. Rühs, wodurch er der nordiſchen Poeſie alle Bedeutung abſpricht, durchaus nicht übereinſtimmen kann; ſo ſey es mir erlaubt, hier meine Zweifel und Gegenerinnerungen niederzulegen.

Die Vergleichung der Nornen mit den Parzen, der Frigga mit Venus, des Wodan mit Zevs, iſt ganz unſchicklich, da ſich dieſe Gottheiten wohl einigermaßen ähneln, ſich aber bey weitem nicht gleichen. Auch hat es, meines Wiſſens, Niemand den teutſchen Dichtern zur Pflicht gemacht, die einheimiſchen Götterweſen ausſchließlich ſtatt der fremden zu gebrauchen; wiewohl es ein ſo großes Verbrechen gegen das alleinſeligmachende römiſche Alterthum auch nicht ſeyn würde, wenn der Teutſche das Seinige, in dieſem Falle, dem Fremden vorzöge. Liebt Hr. R. ſeinen Vater nicht auch mehr, als den berühmteſten fremden Mann?

Daß die meiſten ſkandinaviſchen Götter auch in Teutſchland verehrt wurden, iſt wohl, nach der Aehnlichkeit beider Völkerſchaften im Urſprung, Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen ꝛc ohne allen Zweifel. Wir finden ja eine Menge jener alten Götternamen in unſerm Vaterlande verewigt *), und die Namen der Wochentage zeugen laut von ihrem ehmaligen Daſeyn. Die ſlaviſchen Götter, deren Andenken ſich in Teutſchland erhalten hat, hat man eben deswegen nicht für Teutſche angenommen, weil ſie nichts Teutſches, wie wohl die Skandinaviſchen, verrathen. Daraus hätte Hr. R. leicht abnehmen können, daß man auch ſchon vor ihm wohl gewußt habe, was teutſch ſey, und was es nicht ſey.

Was von der Möglichkeit der Erhaltung nordiſcher Götterſagen erwähnt wird, hat ſeine Richtigkeit. Allein Hr. R. konnte ſich dieſe Mühe erſparen; denn wenn er es beweiſen könnte, daß dieſe Sagen keinen Werth und Sinn hätten, würde er der vaterländiſchen Mythologie mehr geſchadet haben, als Adelung durch ſein gänzliches Bezweifeln derſelben? Doch beide werden keinen Glauben finden, es müßte denn bei ganz Uneingeweihten des nordiſchen Alterthums ſeyn. Fand doch Huetius auch die Urbilder der griechiſchen Mythologie in der iſraelitiſchen Geſchichte, uns

*) Siehe Bragur, B. 7. A. 1. S. 60.

uns brachte jener keine Gefahr. So wird es auch der Nordischen nichts schaden, daß man christliche Ideen in ihr entdeckt zu haben glaubt.

Nun fährt Hr. R. fort: „die nordischen Mythen haben gar keine Bedeutung.“ Wenn das ist; so haben sie auch keinen Werth und es verlohnt sich kaum der Mühe davon zu reden; allein auf diese Weise kann man auch von den Griechischen, Römischen und von den Mythen des ganzen Erdbodens absprechen. Wird es aber der Kenner glauben? — Jedes Volk bildete seine Mythen nach seiner Denkart, seinen Vorstellungen und Umgebungen. Wenn es uns scheint, als hätten sie keine Bedeutung; so ist das weiter nichts, denn ein Beweis von Unkunde, die wir lieber durch Fleiß von uns entfernen sollten als daß wir unsern Vorfahren so lieblos Unrecht thun. Aber es ist nun einmal die Mode so: wer etwas aus dem grauen Alterthume nicht gleich begreift, schreit über barbarischen Unsinn. Ach! und wie oft beschämen uns jene verkannten, sogenannten Barbaren!

Roh waren Anfangs die Mythen aller Völker; sie wurden nur nach und nach durch die Dichter ganz besonders ausgebildet. Bei einigen Völkern vorzüglich bei den Nordischen, wurden die Dichter durch

das Christenthum übereilt, und ihre Mythen blieben, wo sie nicht durch den Feuereifer der ersten Heidenbekehrer ganz vertilgt wurden, unausgebildet; ist aber nur ihr Stoff gut, so wird die geschickte Meisterhand noch immer ein schönes Gebilde aus ihnen hervorzaubern können. Und daß der Stoff der nordischen Mythen gut und edel sey, liegt am Tage; oder man müßte einem Suhm, Grätter, Herder ꝛc. die größte Geschmacklosigkeit und Unwissenheit aufbürden wollen. Wenn Hr R. sagt: der Stoff der eddischen Fabeln ist historisch; so müssen sie doch Bedeutung haben; und ferner: „ihre Ausbildung verdanken sie dem Eigennutz ꝛc." so können sie doch nicht mehr ganz roh seyn, oder Hr. R. spielt mit Wörten. Weiterhin findet er selbst in den nordischen Mythen die Bedeutung vom Lohn der Tapferkeit. Was soll man nun zu solchen widersprechenden Behauptungen sagen? —

Wir wollen von unsern heidnischen Vorfahren nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig verlangen; allein daß das Volk so wenig von der gesammten Götterlehre des Nordens wußte, und daß die wenigen modernen Dichtungen, mit Bildern aus der nordischen Vorzeit, dem Geiste des Alterthums — es hatte ja, denk' ich, keine Bedeutung, hier hat es gar Geist! — geradezu widersprechen, hätte man doch gern bewiesen gesehen! —

Zwiſchen roh und völlig ausgebildet weiß Hr. R. keinen Mittelweg? Es giebt alſo nur rohe Menſchen und Dinge, oder vollendet ausgebildete! Wir wollen aber der Beſcheidenheit des Hrn. R. nicht zu nahe treten, indem wir annehmen, er ſtehe auf irgend einer Mittelſtufe. Dies auf unſere nordiſch-teutſche Mythologie angewandt, ſo wird er ihr doch wol auch irgend ſo eine Mittelſtufe einräumen, da es der Abſtufungen von einem Aeußerſten bis zum andern ja ſo viele giebt! —

Etwas vollkommen Ausgebildetes kann immer nur zur Nachahmung dienen; will aber das Genie Selbſtſchöpfer werden; ſo muß es einen noch unausgebildeten Stoff ergreifen und an dieſem ſeine Kunſt zeigen. Das werden unparteiiſche Kenner des Alterthums und der Dichtkunſt wohl zugeben! Was hindert den Dichter, ſich in das Menſchenalter der Poeſie zurück zu verſetzen, und durch ſchöne Bildungen aus dem alten Fabelweſen, der kalten Vernunft, welche uns lehrt die Augen zuzuſchließen und auf einer Jakobsleiter blindlings in den Himmel zu ſteigen, ein Schnippchen zu ſchlagen? —

Eben ſo gut, wie Hr. R. von Wodan, Thor, Walhalla, fragt; kann man auch fragen: was haben

wir durch alle Poesien von Jupiter, Olymp ꝛc. gewonnen? Aber die Dichtungen von den alten griechischen und römischen Fabelwesen werden ewig schön bleiben, ob wir schon an jene Wesen selbst nicht mehr glauben. Und so schaffe uns nur ein ächtteutscher, mit dem nordischen Alterthume innigvertrauter Barde — ein Kretschmann oder Herder — schöne Bildungen aus unserm vaterländischen Fabelwesen; sie werden eben so wie jene, ewig schön seyn und bleiben, was auch die hocherleuchtete Allwissenheit des Tags dazu sagen mag.

Uebrigens lese man die vortreffliche Abhandlung des ehrwürdigen Herders, über den Gebrauch der nord. Mythologie: „Iduna," in den Horen 1796 1 St. 1 S. und sehe, ob die Behauptungen des Hrn. R. dagegen Stich halten. — Nun komme ich auf die Schlußworte des Hrn. R. die ganz mich und unsere verschollenen Bardenlieder betreffen. — Freilich läßt sich a priori nicht mit völliger Gewißheit — das ist auch noch keinem Menschen eingefallen — auf ihren Werth schließen; aber dann muß man auch nicht, wie Hr. R. sagen: „sie wären nur wilde Ausbrüche roher Natur gewesen, an deren Erhaltung nichts gelegen sey!" weil solche Behauptungen a priori keinen Werth haben. — Oder waren die alten Kaledonier, wohl gebildeter, als die alten Teutschen? Und doch,

denen sie opfern, diejenige nicht so sehr vernachläßigen möchten, welcher Pindar seine erhabensten Ideen, Euripides seine Kenntnis des Herzens und seine Stärke in der Seelen-Mahlerey, Lukrez sein Gedicht von der Natur, Horaz seine Briefe, und Pope alle seine bewundernswürdige Werke zu danken hat. Wohl hat Plato Recht, die Philosophie zur Führerin und Vorsteherin der Künste der Musen zu machen. (*) Ohne sie sind diese zu nichts geschickt, als Kinder in den Schlaf zu singen. Alle grossen Dichter unter den Alten und Neuern haben ihren Geist durch Philosophie aufgeklärt, ihr Genie mit den Schriften der Weisen genährt, mit den Schätzen einer mannichfaltigen Gelehrsamkeit bereichert. Daher sind ihre Werke so reichhaltig an Gedanken und Bildern, so geschickt, Verstand und Herz zu unterhalten, so voll von feinen Bemerkungen, und von Sprüchen, welche dem Gedächtnis eingeprägt zu werden, verdienen. In ihren Scherzen und Frivolitäten selbst erkennt man den Geist der Sokratischen Schule, in welcher sich, nach Horazens Rath und Beyspiel, die Dichter bilden sollen. Ich möchte nicht gerne abschrecken, vielweniger kränken oder beleidigen: ich unterdrücke also, was ich sagen müßte, wenn ich die Anwendung auf den größten Theil unsrer Dichter, zumal der neuesten, machen wollte. Aber dies werde ich doch ohne Beleidigung sagen können, was alle Liebhaber der deutschen Litteratur mit mir wünschen, daß unsre jungen Poeten anstatt gewisse französische oder auch gewisse deutsche Schriftsteller nachzuahmen, lieber mit ihnen wetteyfern, und anstatt mit den Musen (welche keine Grisetten sind) zu tändeln und zu schäkern, sich lieber in ganzem Ernst um ihre Gunst bemühen sollten. Niemand kan die leichte Poesie, die kunstlosen Ergießungen der Empfindung, und die mit den Grazien scherzende Philoso-

(*) Im Timäus, gegen das Ende dieses Fragments.

wie herrlich sind ihre Gesänge, sollten sie auch von Macpherson um die Hälfte verschönert seyn, das aber sicher nicht der Fall ist.

Weil die Gebrüder Schlegel es gesagt haben; so sollen wir keine Barden und Bardenlieder gehabt haben, und Eginhards Zeugniß soll nicht von den ältesten Liedern unsrer Vorfahren zu verstehen seyn, ob er sie gleich carmina antiquissima nennt!? — Liebster Hr. R. wer wird auf die Schultern eingebildeter Riesen klettern und dann rufen: seht, seht! wie groß ich bin! — Ein wahres kritisches Genie muß selbstständig seyn! — Doch Sie fügen ja noch, aus Ihrem Vorrathe von Wortspielereien hinzu: „daß Karl der Große keine Sammlung der carminum antiquissimorum veranstaltet habe; daß er sie blos aufschreiben ließ." — Karl d. G. hat keine Sammlung der ältesten Lieder veranstaltet; aber aufschreiben ließ er sie! — ! — ! — Nun warlich! diese Wissenschaft ist unwiderlegbar! — Ich will mich auch von nun an bekehren, und meinen Preis von 100 Dukaten nicht mehr auf die Wiederfindung jener Sammlung; sondern von jetzt an, auf die Aufsuchung der, durch Karls des Großen Veranstaltung aufgeschriebenen Bardenlieder ausgesetzt seyn lassen! Und dabei soll es, trotz dem Geschrei der Vaterlandsverächter! bleiben, so lange ich lebe! und auch nach meinem Tode, wenn es nöthig seyn sollte! —

Dem kritiſchen Unglauben, daß Teutſchland keine Barden hatte, wie immer eins dem andern nachbetet, habe ich ſchon im Allgem. Lit. Anz. 1801. No. 59 u. 60 begegnet. Zum Ueberfluß hole ich hier noch nach: daß es im 12ten Jahrhunderte noch Barden in Hagmonde gab, wie ſolches Klaas Kolyn, ein holländiſcher Mönch, der um dieſe Zeit lebte und die Barden perſönlich kannte, in ſeiner Rym-Kronyck ꝛc. welche Dambar in Analect. Tom. I. p. 245 bekannt gemacht hat, bezeugt.

Auch lebt da Wort Barde noch vollkommen in der teutſchen Volksſprache; denn im Thüringiſchen heißt bis auf dieſe Stunde ein Sänger Bardel, und ein Spielmann Bardamänn.

Beide Zeugniſſe, die ich von Kinderling und Reynitzſch gelernt habe, können nur verſtockten Ungläubigen von geringer Bedeutung ſcheinen; dem Unbefangenen aber werden ſie gewiß genügen. *)

Geſchrieben im Lenzmonat 1803, von

Karl Teuthold Heinze.

*) Dem für Heerd und Altar ſtreitenden Teuthold wird Hr. Rühs ſelbſt, der ſo eben durch ſeine Geſchichte von Schweden und ſeine Unterhaltungen für Freunde der nordiſchen Literatur ſeinen Beruf, hier mitzuſprechen, unwiderſprechlich beurkundet hat, gewiß nicht das Feld zu räumen geſonnen ſeyn.

B.

VII.

Ueber das Herabsteigen in den Crater des Vesuv und des Aetna.

Die hyperbolischen Ausdrücke, in welchen vor einem Paar Jahren das Wagstück von acht Franzosen verkündigt wurde, welche in den Crater des Vesuvs hinabgestiegen waren, sind noch im frischen Andenken. Ein Franzose, Lofficial, der selbst mehrmal in den Crater gestiegen war, zeigte zuerst, daß dieses Abentheuer bei weitem nicht so gefährlich sey, als es von jener Gesellschaft seiner acht Landsleute vorgestellt worden, und nach ihm ist dieses neulich umständlich vom Hrn. Prof. Becker in Dresden in seinen Erholungen 1802. Bd. 4. N. VII. aus einander gesetzt worden, welcher 1785 mit einer Gesellschaft den Vesuv erstiegen und gleichfalls in dessen Crater herabgeklettert ist. Die verkehrte Vorstellung, als wenn unter dem Crater der Feuerschlund und Abgrund des Berges zu verstehen sey, hat einem solchen Unternehmen den Anstrich vom Wunderbaren gegeben, welcher verschwindet, wenn man die Erklärung vernimmt, die z. B. Becker giebt: „Der Crater ist die weite beckenartige Vertiefung, die man sich an jedem Berge vorstellen kann, wenn man sich seinen Gipfel ungefähr eine halbe Viertelstunde im Um-

kreise, oder in noch engerer Umgränzung, eingesunken denkt, so daß die scharfen Wände, welche diese Vertiefung einschließen, von etwas ungleicher Höhe sind. Blickt man von dem äußern Rande hinab, so sieht der Boden dieses Beckens, welches man den Crater nennt, wie ein kleiner, mit moderndem gelblichen Grün bedeckter See aus. Dieser Ueberzug besteht meist aus Salmiak mit Schwefel überlaufen. Hier und da ist der Boden durch ungleiche Spalte zerrissen, aus welchen Rauch aufdampft, und ungefähr in der Mitte erhob sich damals ein ziemlich steiler Hügel, auf dessen Spitze sich die Bocca oder Hauptmündung befand, aus welcher die Kanonaden von Steinen erfolgten. Dieser Hügel, der damals nicht unbedeutend war, versinkt zuweilen und baut sich wieder." Das Hinabsteigen in das Becken des Vesuvs erklärt nun Becker für gar nicht besonders gefahrvoll. Er kletterte nebst seinen Gefährten an der Seite, wo die Wand des Craters am niedrigsten und etwas eingestürzt war, auf den Trümmern hinab. Man wanderte dann in diesem Kessel herum, besah die innere Beschaffenheit desselben, und suchte Laven und korallenmäßige Krystallisationen, die in großer Anzahl umher gestreut waren. Den Gipfel des Hügels, auf welchem sich die Hauptmündung befand, erstieg er nicht ganz; aber einer kleinern Mündung, die sich damals im Crater befand, wie ein

Schornstein gebildet und etwas über 5 Fuß hoch war, konnte sich die Gesellschaft, doch nicht anders als mit den Hüten vor den Gesichtern, der starken Glut wegen, nähern. Ein dahin geworfener Stein flog bald mit Getöse wieder hoch in die Luft empor, und verschwand aus dem Gesichtskreise.

Von dem Hinabsteigen in den Crater des Vesuvs sagt Volkmann in den hist. kritischen Nachrichten von Italien Bd. 3. S. 355. der zweiten Ausgabe: „Der Rand ist ungefähr vier Fuß dick. Von diesem steigen einige, wenn der Rauch nicht gar zu stark ist, ohngefähr 100 Fuß tief hinab; die wenigsten Reisenden haben aber Lust, sich in eine Gefahr zu begeben, die weder ihnen, noch sonst etwas hilft, weil man inwendig nichts sieht (?), und weil man die Naturalien, welche der Vesuv auswirft, eben so gut und besser auswärts findet. Der Weg ist sehr steil, daher man, vermittelst der hin und wieder hervorragenden Steine, hinunterklettern muß.“ Im J. 1752. unternahm es, wie Volkmann eben daselbst berichtet, der Pater della Torre zu zwei verschiedenen Malen, im Frühling und im Herbst, in den Crater 100 Fuß tief hinabzusteigen. Er erkletterte sogar das letztemal, da der Wind den Rauch von der großen Hauptöffnung abwärts trieb, den Hügel der großen Bocca, sah in den Feuerschlund hinunter, und warf einen Stein hinein, der kaum halb hinunter

gefallen zu seyn schien, als dem Pater ein Dampf entgegenfuhr, der ihn zu ersticken drohte, wenn er nicht eiligst geflohen wäre. Das innere, damals 100 Fuß tiefe Becken hat sich nach und nach mehr ausgefüllt, und hat itzt bei weitem nicht mehr die damalige Tiefe.

Daß es schon im Alterthume Menschen gegeben, die in den Crater des Aetna herabgestiegen, auch, daß man sich mit allerhand abenteuerlichen und fabelhaften Erzählungen von solchen Wagnissen und der innern Beschaffenheit des Craters getragen habe, beweist eine merkwürdige Stelle des Strabo (B. 6. §. 8. S. 273. ff. der Siebenkees-Tzschucke'schen Ausg.) Eine Gesellschaft, die den Aetna erstiegen hatte, erzählte ihm, sie wäre bei Windstille auf der Höhe angelangt, und hätte von da in die unten ebene und aschenfarbige Vertiefung (πεδίον ὁμαλὲν) hinabgesehen, die an 20 Stadien im Umkreise habe, und von einem Mauerhohen Aschenrande eingefaßt sey, so daß man, um in die Vertiefung zu kommen, hinabspringen müsse. In der Mitte der Vertiefung erscheine ein aschgrauer Hügel, über dessen Oeffnung damals eine an 200 Fuß hohe, dem Rauche ähnliche Wolke unbeweglich gestanden habe. Zwei von der Gesellschaft hätten es gewagt, in die Vertiefung hinabzusteigen; da aber die Asche zu heiß gewesen und sie zu tief in dieselbe eingesunken wären, so hätten sie ihren Rückweg genommen, und hätten nichts weiter

unten gesehen und zu erzählen gehabt, als was die Andern aus der Ferne auch gesehen hätten. Sie wären nach diesem der Meinung, daß vieles, was man vom Innern des Aetna erzähle, Fabel sey, vorzüglich, was Einige vom Empedocles sagten, daß er in den Crater (dieses Wort braucht Strabo für die Mündung oder Bocca des Berges, dagegen Plinius, wie wir, von der weiten Vertiefung: crater ejus patet ambitu stadiorum XX) hinabgesprungen, und daß man den einen seiner ehernen Schuhe, gleich als von Feuers Gewalt emporgeworfen, eine kleine Strecke außerhalb des Randes des Craters gefunden habe. Sie behaupteten, man könne sich, wegen der gewaltigen Glut, der Bocca (τῷ στόμιῳ τοῦ κρατῆρος) nicht nähern und nicht hineinsehen, auch nichts hineinwerfen, wegen des heftigen Gegenwindes, der aus dem Schlunde herausblase; wenn aber ja etwas hinabgeworfen werden könne, so müßte doch seine Gestalt viel eher zerstört werden, ehe es wieder ausgeworfen werde. Wenn auch das Feuer und die Winde bisweilen nachließen, so geschehe es doch gewiß nicht in der Maaße, daß es einem Menschen möglich seyn sollte, sich der Mündung bei so großen entgegenwirkenden Kräften zu nähern. So weit unsere Reisenden, deren Skepsis löblich, wenn gleich übertrieben ist. Della Torre näherte sich der Bocca des Vesuvs, sah in den Feuerrachen hinab und warf

einen Stein hinein; Becker ſah den Stein, welchen er in die kleinere Bocca geworfen hatte, wieder herausfliegen. Was beim Veſuve geſchehen kann, wird auch beim Aetna Statt finden, und die Bedenken von Strabo's Gewährsmännern ſind demnach durch Thatſachen beantwortet. Hat der Pythagoriſche Philoſoph Empedocles aus Agrigent wirklich ſeinen Untergang in dem Abgrund des Aetna gefunden, wie von Hippobotus beim Diogenes von Laerte und von andern erzählt wird, ſo geſchah es wol nicht aus Eitelkeit, wie Horaz nach dem Hippobotus ſagt:

— — — Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
Inſiluit. —

ſondern er wird als aufmerkſamer Naturforſcher, aber gerade zu einer für ihn unglücklichen Zeit den Aschenhügel der Bocca beſtiegen haben, wo dieſer, wie es bey heftigen Eruptionen öfters der Fall iſt, unter ſeinen Füßen einſank und ihn mit in dem Abgrunde begrub. So ſollen 1786 ein Teutſcher und ein Franzoſe ſamt dem Hügel des Veſuv, auf deſſen Spitze ſich die Mündung befand, verſunken ſeyn.

Gotha. Lenz.

VIII.

Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur.

Es eröffnen sich jetzt für die ungrische Literatur von einer ganz unerwarteten Seite sehr frohe Aussichten, die jeden Mann von Wissenschaft mit den wärmsten Hoffnungen beleben. Wer sollte sich in Teutschland nicht darüber freuen, daß wir diese Aussicht katholischen Magnaten zu verdanken haben, die während der kurzen aber segenreichen Regierung Josephs mit liberalen Grundsätzen genährt, sich jetzt bedeutende Verdienste um ihr Vaterland erwerben, vorzüglich aber durch Eröffnung ihrer zahlreichen Bibliotheken zum öffentlichen Gebrauch allen Freunden der Literatur so wohlthätig werden. Zu diesen Musageten gehört vorzüglich der edle Graf Franz von Széchény (Szécsény) (K. K. Kämmerer und wirklicher Geheimer Staatsrath, Beisitzer der Septemviral-Tafel, Obergespann des Sümegher Comitats, Erzmarschall von Ungarn, und Ritter vom Königl. Neapolitan. Januarius-Orden), der, während des letzten ungrischen Reichstags, seine zahlreiche Bibliothek mit Bewilligung des Königs der ungrischen Nation als National-Bibliothek geschenkt hat, mit der einzigen Bedingung, daß ihm und seiner Familie das

Recht verbleibe, die Bibliothekare selbst zu ernennen. *) Wie viel der Graf in wenig Jahren gesammelt habe, kann man aus der Seitenzahl des Index seiner Bibliothek (dessen bereits im N. T. M. Juli 1802 mit Ruhm erwähnt wird) sehn. Doch ich will den vollständigen Titel mit Angabe der Seitenzahlen hersetzen. Der eine Titel ist: Bibliotheca Hungarica Francisci Comitis Széchény in Czenk Comitatus Sopronienſis oppido. Der andre Titel: Catalogus Bibliothecae Hungaricae Francisci Comitis S. échény, Tom. I. Scriptores Hungaros et rerum Hungaricarum typis editos complexus, Pars I. A — L. Sopronii Typis Sieſſianis 1799. 695 S. in gr. 8. mit einer Vorrede von dem ehemaligen berühmten Bibliothekar und Dichter Michael Denis zu Wien, S. I - XVI. Pars II. M — Z. 612 S. 8. ibidem anno eodem. Dazu kommt: Index alter Libros Bibliothecae Hungaricae Francisci Comitis Széchény duobus tomis comprehenſos, in ſcientiarum ordines diſtributos exhibens, Peſtini typis Trattnerianis 1800. 494 S. 8. **)

*) Der neue National-Bibliothekar iſt Jacob Ferdinand von Miller, der einen Kanzelliſten an der Seite hat.

**) Papier und Druck iſt an dieſem Werke auch ſehr ſchön.

losophie mehr lieben, als ich. Sogar die angenehmen Träumereyen einer sich selbst überlassenen Einbildungskraft haben ihren Werth. Es giebt Stunden, wo wir gerne mit der Laune in den Irrgängen der Phantasie herumschleutern; nur müssen Geschmack und Wiz von der Gesellschaft seyn. Aber wie wenig Gutes haben wir noch in dieser Art? Wo sind die, oder wie viele sind ihrer, die wir einem Prior, Hamilton, Gresset, Piron, Le Mierre, Dorat, Bernard, Boufflers, entgegen stellen könnten? Ich weiß wohl, daß die Ursachen davon zum Theil in unserm National-Charakter, und noch mehr in unsrer Verfassung liegen. In den Umständen jener Dichter würde mancher Deutscher, der izt nur ein alltäglicher Leyermann ist, sich vielleicht zu einem Liebling der Toiletten bilden. Aber meine Meynung ist auch eben nicht, unsre Dichter zum Wettlauf mit den vorgenannten Ausländern aufzufodern. Alles, was ich wünsche, ist blos, daß gewisse Dichtarten, worinn es uns noch sehr fehlt und die gleichwohl für die Liebhaber der Lectüre vorzüglich interessant sind, z. B. das Fach der Lehrgedichte, der Poetischen Briefe, der grössern rührenden oder komischen Erzählung, der Gedichte im Geschmacke der Musarion, d. i. wo der Unterricht, wiewohl er die Hauptsache ist, sich unter Erzählung und Dialog versteckt, mehr bearbeitet werden möchten. Auch empfehle ich Strenge gegen sich selbst, Geduld zum Ausfeilen, Bestrebung nach schöner Einfalt, Lebhaftigkeit und Wärme des Styls, Correction in der Sprache, Leichtigkeit und Wohlklang in der Versification, mit einem Worte nach allen Eigenschaften, ohne welche keine poetische Geburt lange leben kan, und welche, wie mir däucht, ganz ausserordentlich unter uns vernachläßiget zu werden anfangen.

Dieſe drei Bände ſind eigentlich erſt im vorigen Jahre herausgekommen. Es folgen ihnen nächſtens ein Band Supplemente, und ein Index manuſcriptorum et iconum Hungarorum celebrium. Der Leſer findet in jenen Verzeichniſſen eine Menge wichtiger der ungriſchen Literatur Ehre machender Werke. — Der Graf hat ſein Verdienſt um die Nation dadurch erhöht, daß er den Katalog an alle ungriſche Gelehrte, deren Namen ihm bekannt werden, unentgeldlich vertheilen läßt. Ich kann mich nicht enthalten eine Abſchrift eines Briefs dieſes Mecäns womit er ein ſolches Geſchenk an einen proteſtantiſchen Profeſſor begleitete, den Freunden der ungriſchen Nation in Teutſchland durch den Merkur mitzutheilen.

Clariſſimo ac Eruditiſſimo Domino **
Profeſſori Auguſtanae Confeſſionis *

Comes Franciſcus Széchény m. p. S. P. D. Indice Bibliothecae meae Hungaricae, qui Tomis tribus Libros typis editos complectitur, uſui popularium meorum, inprimis rei librariae cultorum deſtinato, Tibi, Domine Clariſſime ac Eruditiſſime, gratificor. Brevi Supplementum primum et alter codicum manu exaratorum Catalogus publicam videbit lucem, ſicque porro omnia illa, quae in Praefatione a

Clariſſimo Michaële Deniſio Bibliothecae palatinae Vindobonenſis olim praefecto Indici praemiſſa, expoſita habentur, prelo ſubjicientur. Pro hocce munusculo, tanquam ſincerae meae in Te, Domine Clariſſime, obſervantiae documento, non aliud peto, quam ut litteris perbrevibus, manu tamen propria, in philera integra, ſermone, quo libuerit, exaratis, me de percepto Indice certum facere velis. Cuperem enim virorum de re litteraria patriae noſtrae cariſimae preclare hac mea aetate meritorum chirographa in unum volumen collecta, in eandem Bibliothecam reponere. Cedet inſigne hoc monumentum maximo eidem decori et ornamento. Pro hacce autem benevolentiae teſtificatione non intermittam continuationes et ſupplementa, ut primum edita fuerint, Tibi, Domine Eruditiſſime, mittere.

Dabam Poſonii Septembris 1802.

Auch an berühmte teutſche Univerſitätsbibliotheken, z. B. nach Göttingen, hat der Graf zum Geſchenk Exemplare ſeines Catalogs geſchickt.

Auch andere günſtige Ereigniſſe, die von der ſteigenden Liebe zu den Wiſſenſchaften in Ungarn zeigen, erfüllen mit angenehmen Hoffnungen in Hinſicht

der

der Literatur in Ungarn. In Leutschau hat vor kurzen ein unbekannt seyn wollender Mäcen, den ausgesuchten physikalisch-mathematisch-astronomischen Apparat des weiland Baron Cordon (vergl. N. T. M. Novemb. 1802.) um Tausend Gulden für das dortige Gymnasium angekauft. Dies schöne Beispiel reizte einen andern, ebenfalls Unbekannten, für eben dieses Gymnasium einen vollständigen galvanischen Apparat anzuschaffen, welcher bereits verschrieben ist.

Die vielen Verdienste des ungrischen Grafen Georg Festetits von Tolna (auch eines Katholiken) sind bereits zum Theil im T. Merkur kürzlich angeführt worden.

Seine K. K. Majestät hat den um Ungarn höchstverdienten Unger, Demeter von Görög (Herausgeber der ungrischen Zeitung Magyar Hirmondó in Wien) zum Erzieher des Kronprinzen Ferdinand, der jetzt zehn Jahre alt ist, ernannt. Eine treffliche Wahl, über die sich jeder österreichische Patriot freut, da man sich von dieser Erziehung mit Recht für die Zukunft die segenreichsten Früchte versprechen kann.

Der Kaiser hat jetzt den löblichen Entschluß gefaßt, dem schändlichen Büchernachdruck in seinen Erb-

ſtaaten Einhalt zu thun, und dazu eine eigene Kommiſſion niedergeſetzt. Möchten doch ſeinem Beiſpiele bald auch mehrere teutſche Fürſten folgen! — Die Unverſchämtheit der öſterreichiſchen, beſonders der Wiener Nachdrucker war bis aufs höchſte geſtiegen. — Der oben genannte Demeter von Görög hat bereits 32 ungriſche Komitatskarten ſtechen laſſen, die den Leſern der ungriſchen Zeitung Magyar Hirmondó unentgeldlich zugeſchickt würden. In dieſem rühmlichen Unternehmen hat ihn der ungriſche Muſaget, Graf Georg Feſtetits von Tolna, mit Gelde freigebig unterſtützt, (vergl. N. T M. 1802. Juli. S. 204 und 205.) Görög iſt unermüdet damit beſchäftigt, die noch fehlenden Komitatskarten bald nachfolgen zu laſſen, und das Werk wird am Ende durch eine vollſtändige und richtige Geographie und mit einer richtigen Generalkarte von Ungarn gekrönt werden. — Der im Fache der ungriſchen Geographie rühmlich bekannte Korabinſzky arbeitet auch an einem mit kleinen Komitatskarten verſehenen geographiſchen Handbuche von Ungarn.

Von der Literärgeſchichte, die der Debreziner Profeſſor Eſaias Budai in ungriſcher Sprache herausgiebt, iſt bereits noch zu Ende des vorigen Jahrs der erſte Theil, der die Geſchichte der alten vorzüglich griechiſchen und römiſchen Literatur bis zur Erfin-

dung der Buchdruckerey in ſich begreift, bei Szigethi in Debrezin erſchienen. (690 S. 8.)

Ihre Majeſtät, die Kaiſerin hat für die Zeichenſchule der Hauptnationalſchule in Ofen neue Prämien für drei Jünglinge geſtiftet, die ſich in der Zeichenkunſt am meiſten auszeichnen werden. —

Einige ungriſche Buchdrucker haben ſich erboten, diejenigen Zöglinge des ungriſchen Taubſtummen-Inſtituts zu Waitzen, die zur Buchdruckerei Luſt hätten, und zur Erlernung derſelben geeignet wären, unentgeldlich in die Lehre zu nehmen. Hierüber hat ihnen die königl. ungriſche Statthalterey ihr Wohlgefallen zu erkennen gegeben.

Der thätige ungriſche Gelehrte, Paul Kitaibel, bisher Adjunkt des Profeſſors der Chemie und Botanik an der ungriſchen Univerſität zu Peſth, iſt nun zum wirklichen Profeſſor an der Peſther Univerſität ernannt worden.

In des Freiherrn Franz von Zach monatlicher Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde ſteht im Aprilſtück 1803. No. XXXVIII. S. 225 folg. die Fortſetzung der Recenſion von der topographiſch-naturhiſtoriſchen Beſchreibung Ungarns in dem Waldſtein-Kitaibelſchen Prachtwerke. —

Die Recenſion der von Berzeviczyſchen Schrift: Ungarns Induſtrie und Kommerz, deren Abdruck bis jetzt in der Monatlichen Correſpondenz aus gewiſſen Urſachen verſpätet wurde, wird auch bald erſcheinen.

Dem Kaiſer wird nun von den Proteſtanten in Ungarn die zweite Inſtanz in Religionsſachen eingereicht, die ſchon vor dem ungriſchen Reichstag eingereicht werden ſollte; wir wollen hoffen mit beſſerm Erfolg, als die erſte Inſtanz.

Vom Profeſſor Fuchs in Leutſchau iſt ein Jus naturae (Leutſchau bei Meyer 128 S. 8.) erſchienen. In dem ſehr intereſſanten neueſten Heft (dritten Heft des zweiten Bandes) der Zeitſchrift von Ungarn vom Profeſſor von Schedius, ſteht auch S. 282 bis 285 ein Vorſchlag zu einem Inſtitut für Epileptiker, von einem proteſtantiſchen Profeſſor. — Der zweite Band der Bibliothek für Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens in den öſterreichiſchen Staaten von Wächter und Cleyman, iſt bis jetzt noch nicht erſchienen.

Samuel Bredetzky (jetzt Catechet und dritter Prediger der Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in Wien) wird ſein topographiſches Taſchenbuch für Ungarn unter dem Titel: topographiſche

Beiträge fortsetzen. — Von der Fortsetzung von Rösslers Musenalmanach für Ungern hört man wieder nichts.

In Teutschland klagt man über Mangel teutsch geschriebener magyarischer (ungrischer) Grammatiken. Ich kann eine gute empfehlen, die in Teutschland selbst erschienen ist: „Versuch einer magyarischen Sprachlehre mit einiger Hinsicht auf die türkische und andre morgenländische Sprachen zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen von Paul Beregszászi, der Philosophie Doktor ꝛc. Erlangen auf Kosten des Verfassers, gedruckt mit Kunstmannschen Schriften 1797. 288 S. 8." Der Verfasser, der jetzt Professor der morgenländischen Sprachen in Patak und korrespondirendes Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen ist, bediente sich dieser Sprachlehre bei seinen, auch von Frauenzimmern stark besuchten Vorlesungen über die ungrische Sprache in Erlangen.

Nachschrift.

Berichtigung eines frühern Aufsatzes über Ungarn im N. T. Merkur.

Um jedes mögliche Mißverständniß zu heben, rücke ich hier folgende Berichtigung ein:

Der Ungar, der schon mehrere Jahre in Teutschland lebt, und den einige für den Verfasser der „freimüthigen Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland. Teutschland 1799." halten, hat von der ungrischen Statthalterey nicht deswegen einen Paß erhalten, um kraft dessen in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, denn dies war ihm von der Statthalterey und der Regierung überhaupt nicht untersagt worden, sondern um sich vermöge dieses Passes noch einige Jahre in Teutschland mit Erlaubniß der Regierung aufhalten zu können, nach Verlauf welcher Zeit er gegen Vorzeigung des Passes wie andre Studirende aus Ungarn wieder die österreichischen Gränzen wird betreten können.

IX.

Münchner Nationalbibliothek.

Wenn man bedenkt, daß die Münchner National-Bibliothek, schon in ihrer ersten Anlage eine der vorzüglichsten, durch die großmüthige Unterstützung des für alles Edle und Große in so hohem Grade empfänglichen Maximilian Josephs in die glänzendste und zugleich gemeinnützigste Lage durch ihre

Erhebung zur Nationalbibliothek versetzt worden ist; daß sie nunmehr die vorzüglichsten Bücher-Merkwürdigkeiten der aufgehobenen Mendikanten-Klöster in sich vereint; daß sie neuerdings durch Einverleibung der Mannheimer Hofbibliothek eine Vermehrung von mehr als 60,000 Bänden, und aus der Freysinger Dombibliothek eine Sammlung der kostbarsten und ältesten Handschriften und Druckdenkmäler erhalten hat, daß sie nächstens durch die Bibliotheken sämmtlicher aufgehobener bairischer Abteien, ferner der säkularisirten Bisthümer, Domstifter, und der vielen Prälaturen und übrigen Klöster in Franken und Schwaben, so wie auch durch die kostbaren Sammlungen des verstorbenen Kurfürsten Karl Theodors, und der baierschen Akademie der Wissenschaften bereichert werden wird; daß sie endlich die gegründete Hoffnung hat, einen für diese Verhältnisse anpassenden reichen Fond zu erhalten: — Wenn man alles dieses bedenkt, so wird man es sehr leicht erklärbar finden, daß die Gelehrten, und überhaupt alle, denen die Beförderung der Literatur am Herzen liegt, jene grosse Anstalt mit dem lebhaftesten Interesse und der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachten. Diese Rücksichten haben den erhabenen Beschützer der Münchner National- und Hof-Bibliothek bewogen, die allmälige nähere Bekanntmachung ihrer großen Schätze zu veranstalten.

Allein wie viel andre Bibliotheken enthalten gleichfals die wichtigsten Literaturschätze und bleiben doch bloß darum unbenutzt und gleichsam hermetisch versiegelt, weil die Bibljothekare und Aufseher ihre Stelle als Sinecures betrachten, und selbst da, wo äußere Verhältnisse alle mögliche Publizität gestatten, ihre Schätze aus Gemächlichkeit oder Lichtscheu völlig unzugänglich erhalten. Die Baierische Nationalbibliothek in München hat das Glück, an ihrem Vorsteher, dem verdienstvollen Freiherrn v. Aretin, zugleich einen großen Kenner und rüstigen Ausförderer literarischer Schätze und an ihren Custoden zum Theil ausgezeichnete Literatoren zu besitzen. Wie vielseitig der Geschmack und wie glücklich in Auffinden interessanter Gegenstände der Forschungsgeist des Frhrn. von Aretin sey, ist zwar schon aus früheren diplomatischen und historischen Untersuchungen desselben dem ganzen teutschen Publikum hinlänglich bekannt, wird aber durch mehrere fast zu gleicher Zeit erscheinende Abhandlungen, die so eben ans Licht treten, noch augenscheinlicher dargethan. *)

*) Wir erhalten zur jetzigen Ostermesse von ihm eine Geschichte der Juden in Bayern, mit Urkunden (Landshut, Krüll), wodurch hoffentlich wieder ein Schritt vorwärts zur Erleichterung und Einbürgerung dieses Volks getban werden wird; ferner aus alten Handschriften eine Abhandlung über die Minnegerichte des Mittelalters nebst Aussprüchen dieser Gerichte, und endlich die äl-

II.

Briefe an einen Freund über das deutsche Singspiel, Alceste. (*)

Erster Brief.

Ein Singspiel, eine förmliche Oper, eine Alceste, in fünf (freylich sehr kurzen) Aufzügen, wie das regelmäßigste Trauerspiel! — Erstaunen Sie nicht über meine Verwegenheit? Beynahe erstaune ich selbst darüber. — Was die Umstände nicht aus uns machen können! — Wie gerne wollte ich einer Fürstin, die

Dem siegenden Reiz der Cythere
Minervens Gaben vereint,

der Fürstin, von welcher der Gott der Liebe sang:

Sie würd' als Schäferin
Die Flur entzücken;
Sie würd' als Königin
Die Welt beglücken;
Doch immer würd' in Ihr
Sie Selbst geliebt!

Wie

(*) Alceste. Ein Singspiel in fünf Aufzügen. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1773.

Es ist also gewiß eine günstige Vorbedeutung für das Gedeihen der Zeitschrift, die zur Bekanntmachung der Schätze in der Münchner Bibliothek dienen soll, daß Hr. v. Aretin der Unternehmer und Herausgeber derselben ist. Sie erscheint in monatlichen Heften unter den Titel: Beiträge zur Geschichte und Literatur vorzüglich aus den Schätzen der Münchner Hof- und Nationalbibliothek, herausgegeben von C. Frhr. von Aretin, (München, in Commission der neuen mit günstigen Auspicien eröffneten und durch zweckmäßige Verlagsartikel sich auszeichnenden *) Scherer'schen Handlung) Sie wird mit Didotschen lateinischen und Breitkopfischen griechischen Lettern in gr. 8. auf gutes Papier gedruckt und mit Kupferstichen geziert, und doch kostet der ganze Jahrgang nach dem Subscriptionspreiß nur 2 Laubthaler. Es ist vielleicht manchem Leser des Merkurs nicht unangenehm, einige

teste Sage über Carls des Großen Geburt und Jugend, die hier zum erstenmale bekannt gemacht und mit Anmerkungen begleitet wird. Welcher Freund der vaterländischen Literatur wird nicht schon durch die Titel dieser Abhandlungen seine Neugierde gereizt fühlen! B.

*) Besonders verdienen die so eben erschienenen Gedichte aus der griechischen Blumenlese zum erstenmale metrisch übersetzt und erläutert von einem Münchner Geistlichen, Franz Berger, als eine sehr angenehme Erscheinung aus jener Gegend, Aufmerksamkeit. B.

Materien, die hier zunächst ihre Stelle finden sollen, angeführt zu finden und daraus auf den Vorrath zu schließen, der in so großer Fülle hier vorhanden ist. Wir erhalten, sicheren Nachrichten zufolge, hier ein kritisches Verzeichniß aller in der Münchner Bibliothek befindlichen griechischen Handschriften, das den geschickten Unterbibliothekar Herd zum Verfasser hat. Außer den ausführlichen Nachrichten von merkwürdigen Handschriften und Büchern, sollen hier besonders auch interessante Anekdota zur teutschen Kirchen- und Staatsgeschichte aus den 6ten und folgenden Jahrhunderten diplomatisch genau abgedrukt werden. Folgende Rubriken sollen übrigens zuerst erscheinen:

Journal des jüngern Prinzen von Anhalt über den Anfang des 30jährigen Kriegs, in franz. Sprache, ein Spolium Pragense. — Index Scripturarum in archivio arcis S. Angeli extantium. — Mehrere Briefe des Kurfürsten Maximilians I., Wallensteins ꝛc eigenhändig. — Auszüge aus den Annalen der baierischen Kapuziner-Provinz. — Geheime Uebereinkunft der Cardinäle bei der Papstwahl Sixtus IV. — Platina's noch ungedruckte Geschichte der ersten Regierungsjahre Sixtus IV. — Supplemente zu dem berüchtigten Diario des päpstlichen Ceremonienmeisters Burcardi Argentinensis über Alexanders VI. Regierung. — Codex traditionum

ecclesiae Ravennatensis, aus einem auf Papyrus geschriebenen Codex. — Geheimer Rathschlag eines Staatsbeamten der Königinn Elisabeth, über das Interesse Englands bei einer zweiten Vermählung der K. Maria Stuart, aus einer gleichzeitigen lateinischen Handschrift. — Des bekannten Peter Vettori (Victorius) Beschreibung der Reise Hannibals über die Alpen, mit einer geographischen Karte. — Viele bisher unterdrückte Stellen verschiedener Geschichtschreiber u. s. w. —. Ferner werden hier nach und nach alle Catalogen über die verschiedenen vorhandenen Handschriften-Sammlungen bekannt gemacht werden. Von literarischen Abhandlungen und Notizen wird der erste Jahrgang enthalten: — Materialien zu einer allgemeinen Geschichte der Bücher-Censur. — Ergänzungen und Zusätze zu Panzers Annalibus typographicis. — Nachrichten von den ältesten Holzschnitten, worunter einer von 1407, und von den mit Holztafeln gedruckten Werken. — Kritische Untersuchung der verschiedenen Meinungen über den Ursprung der Buchdruckerkunst. — Bibliothek der zukünftigen Literatur. — Erfindung der Stereotypen in Baiern im XVI. Jahrhundert. — Geheime Nachrichten des spanischen Staats-Sekretärs Perez (unter Philipp. II.). — Urtheile der neuesten französischen Schriftsteller über die teutsche Literatur ꝛc.

Was Herr v. Aretin bei seiner bevorstehenden Entdeckungsreise in den baierischen Abteien, wohin er zur Auswahl der literärischen Schätze für die Münchner Bibliothek (so wie Hr. geistl. Rath Hupfauer für die Universität, und Hr. Schulrath Schuhbauer für die Lycäen und Gymnasien) abgeordnet ist, für unbekannte Merkwürdigkeiten auffinden wird, soll ebenfalls dem Journal einverleibt werden.

Wer wollte sich nicht auch dieser Früchte am fröhlich gedeihenden und wurzelnden Baume der baierischen Aufklärung herzlich freuen, und durch innige Theilnahme ein Unternehmen unterstützen, was nach den uns davon zugekommenen Proben zu schließen, durch Umfang, Reichthum und Neuheit in seiner Gattung das erste in Teutschland werden muß!

B.

X.

Griffe aus einem Gedankentopf.

Von M. J. N.

Habt ihr noch nie Menschen gekannt, die euch dann noch lieber und achtungswerther wurden, wenn sie euch einen, von euch nicht vermutheten, oft großen Fehltritt offen gestanden: so kennet ihr weder

recht liebenswürdige Menschen, noch auch wisset ihr Menschen nach Werth zu schätzen.

Beten — o! wie leicht lassen sich die zählen, die diese alte Mode noch mitmachen. Aber Nachbeter — ja deren Zahl nennt keines Sterblichen Mund mehr.

Die meisten Menschen leben, als ob sie ewig — nicht, als ob sie für eine Ewigkeit lebten.

Ein widriger Anblick, so ein Auditorium voll Studenten zu sehen: wie da die einen Maul und Nase aufsperren über den Gott, der vom Katheder spricht; andere keuchen und schwitzen, um ja keines der offenbarenden Worte zu verlieren für ihr — Heft; noch andere sich in eine Ecke drücken und ein Schläfchen halten. Bei Gott! ich begreife nicht, wie einer ein akademischer Professor seyn mag.

Lieber Freund! der du mir so selbstzufrieden lächelnd dein beleibtes Collegienheft präsentirest: ich sehe wohl, daß du fleißig nachgeschrieben hast die Verba Magistri; aber die sind es doch eigentlich nicht, die ich sehen wollte, sondern ich wünschte vor allen deine eigenen zu hören.

Der Hagestolz und die alte Jungfer dringen sich der bürgerlichen Gesellschaft auf, statt sich ihr anzuschmiegen.

Wer der ärgste Egoist ist? Der Hagestolz und die alte Jungfer. Ihr „Ich" ist ihnen die Welt, und die ganze Welt nur für ihr „Ich".

Wer einem grauen Haupte nicht Platz macht, und wär' es mit Lumpen bedeckt — wer einer Schwangern nicht Platz macht, und wär' es eine Gefallene, den Burschen möcht' ich beim Schopf nehmen, und wenn er einen besternten Rock trüge.

Ich kannte akademische Bürger (Studenten), die beinahe Alles — wie man's nennt — mitgemacht, und gleichwohl ihr edleres Selbst nicht in dem Pfuhle ersäuft hatten. Sie haben mit den Wölfen geheult, ohne zum Wolfe geworden zu seyn — und das sind gerade die gescheutesten und hochherzigsten.

Unsere Universitäten bilden nur Gelehrte, d. h. fleißige Zusammenschlepper, Citaten-Krämer, Ko-

pisten und Plagiatoren. Aber was soll mir den geſcheuten, den hochherzigen Mann, ein Genie und einen Tugend-Virtuoſen zeigen, der das, was er iſt, dort geworden wäre? Seinen Kopf und ſein Herz, die er von Hauſe mitbrachte, hat ſo Mancher dort gelaſſen, nie ſich erſt von daher geholt.

Die guten Profeſſoren ſelbſt bereiten den Univerſitäten ihr Ende unter andern dadurch, daß ſie ihre Weisheit in die weite Welt poſaunen durch das Sprachrohr der Buchdruckerkunſt. Umſonſt werden ſie beſtändig ſchreien: viva vox docet! Wer übrigens von den todten Stimmen des Alterthums nichts Gediegeners gelernt hat, als von ſo vielen lebenden — den bedaure ich herzlich.

Was wohl der ſel. Lichtenberg über Univerſitäten — wie ſie ſind, nicht wie ſie ſeyn ſollten und könnten — im Schlafrocke geurtheilt hat? Gewiß hat er nur als Meiſter die Zunft nicht ſchimpfen wollen.

Inhalt.

I. Threnodieen.
1. An Vater Gleim. Von G. Hiller. S. 81
2. Ode auf Klopstocks Tod, mit Beziehung auf seine Oden. Von L. L. Neußmann. — 83.

II. Angedenken und Empfindungen aus der Schweiz, als Klopstock in seinem Hamburg, und Hirzel (Verfasser des philos. Bauers) bei uns in Zürich starb. Von Joh. Tobler. — 86.

III. Abschiedsgrüße.
1. Die Scheidenden. — 92.
2. Die Bleibenden. — 98.

IV. Bemerkungen über die Augen der Statuen. (Fortsetzung) Von Lange in Berlin. — 105.

V. Kunstnachrichten.
1. Nahl und Böttner in Kassel. Von Justi in Marburg. — 116.
2. Ueber die Dresdner Kunstausstellung. — 124.

VI. Bemerkungen über einen Aufsatz im N. T. Merkur 1802. St. 6. S. 106. „Ueber die Bedeutung und den Werth der nordischen Mythologie und Poesie; von Fr. Rühs." Von K. T. Heinze. — 127.

VII. Ueber das Herabsteigen in den Crater des Vesuvs und des Aetna. Von Lenz. — 135.

VIII. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur. — 141.

IX. Münchner Nationalbibliothek. — 150.

X. Griffe aus einem Gedankentopf. Von M. J. R. — 156.

Intelligenzblatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

5. Stück. May 1803.

I) Neue Verlags-Werke des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar zur Jubilate-Messe 1803.

Zur nächsten Jubilate-Messe 1803 erscheinen in unserm Verlag nachstehende Werke, welche zum Theil schon fertig sind.

I. Bücher.

Bertuchs, F. J. Bilderbuch für Kinder, mit teutschen, französischen, englischen und italiänischen Erklärungen, mit ausgemahlten Kupfern, No. 67. 68. 69. 70. gr. 4. 2 Rthl. 16 gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

— — dasselbe mit schwarzen Kupfern, gr. 4. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systemat. Plane gesammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel und C. F. Ehrmann, VIII/Band. Enthält 1) Sauer's Reise nach den nördl. Gegenden von Russisch. Asien und Amerika, mit 1 Ch. 2) Jacksons Reise zu Lande von Bengalen nach England. Im Auszug. gr. 8. mit 1 Charte. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Ephemeriden, allgemeine geographische, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von A. C. Gaspari und F. J. Bertuch, 5ter Jahrgang, 1802. 11s. 12s Stück und 6ter Jahrg. 1803. 1 - 6 Stück, gr. 8. (Der Jahrg. von 12 Stücken 8 Rthl. oder 14 Fl. 24 Kr.)

Funcke, C. Ph. ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beym Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen, No. 67. 68. 69. 70. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Gaspari, A. C. Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen method. Schulatlasses, 1ster Cursus, 7te verb. Aufl. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— neuer method. Schulatlas dazu, entworfen von J. E. Güßefeld in 15 Quart-Charten neu verbessert, 1 Rthl. 4 gr. oder 2 Fl. 6 Kr.

Gita-Govinda, ein indisches Singspiel von Jajadeva. Aus der Ursprache ins Englische von W. Jones und aus diesem ins Teutsche übersetzt und mit Erläuterungen von D. J. Maier, m. 1 Kpfr. gr. 8. 9 gr. oder 40 Kr.

Jackson, J. Reise zu Lande von Bengalen nach England im J. 1797. im Auez. a. d. Engl. gr. 8. mit 1 Charte. (aus der Bibliothek der Reisebeschr. besonders abgedruckt.) 1 Rthlr. oder 1 fl 48 kr.

Introduction à l'Etude de l'art de la guerre, ouvrage enrichi de Planches et Cartes par le Cte de la Rochearmon. Vol. II. gr. 8.

Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von Bertuch und Kraus, 17ter Jahrg. 1802. 11s, 12s St. und 18ter Jahrg. 1803. 1 - 6s Stück, mit ausgem. und schw. Kupfern, gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Kraus, G. M. A B C des Zeichners mit 10 Kupfert. 4te vermehrte Aufl. gr. 8. 8 gr. oder 36 Kr.

Lexicon, allgemeines mythologisches, aus Original-Quellen bearbeitet von C. A. Böttiger und J. Maier. Erster Theil, welcher die nicht altklassischen Mythologien, nemlich die heiligen Mythen und Fabeln der Einesen, Japaner, der Indischen Völkerschaften im weitesten Umfange, sowohl nach den Lehren der Brahmanischen als Lamanischen Religion, der nordasiatischen Völker, der Perser, der alten Araber, des Mohame-

Wie gerne wollt' ich einem Wink von Ihr die Ehre geben, dieſes kleine Wunder gewürkt zu haben, wenn ich hoffen dürfte, daß es Ihrer würdig wäre! — Aber mein lieber J***, wie ſollt ich dies von dem erſten Verſuche — einer des lyriſchen Schauplatzes noch ungewohnten Muſe, — und einem Verſuche, wozu ſie nur abgebrochne, im Fluge gehaſchte Stunden anwenden konnte, hoffen dürfen? In der That, mein Verſuch hat ſo viele Vorurtheile wider ſich, daß er, wenigſtens in der Meiſten Augen, Verwegenheit ſcheinen muß. Eine Oper in deutſcher Zunge, — in der Sprache, worinn Kayſer Carl der Fünfte nur mit ſeinem Pferde ſprechen wollte, — von einem Deutſchen geſezt, von Deutſchen geſungen, — was kan man Gutes davon erwarten? Bey allem dem kan man wohl nicht in Abrede ſeyn, daß dieſe Sprache, ſeit dem ſie Carl V. mit ſeinem Pferde ſprach, einige Veränderungen erlitten hat. Der Abſtand der Sprache, worinn Hans Sachſe, des Kayſers Zeitgenoſſe, ſeine kurzweilig-erbaulichen Trauer- und Freudenſpiele ſchrieb, von der Sprache unſrer Alceſte, iſt wohl nicht kleiner, als der von der Electra des ehrlichen Lazarus Baif zur Electra von Crebillon, oder als die Kluft zwiſchen dem Styl Philipps von Commines und des Lobredners Ludwig des Vierzehnten. Die Vorzüge der welſchen Sprache vor der unſrigen, in Abſicht der Singbarkeit, ſind bekannt und unläugbar: allein Hagedorn, Uz, Rammler, Gerſtenberg, Jacobi, haben uns Beweiſe gegeben, daß auch die

biem, der Hebräer, der Afrikanischen Völker, der Slawen, Finnen, Tarren, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner sämtl. ursprünglicher Völker Amerika's und endlich der Bewohner von Australien enthält, bearbeitet von Dr. Fr. Majer. Erster Band. Mit Kupfern. gr. 8.

Loderer, Dr. J. C., Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschl. Körpers; IV. Lieferung, 4ter Abschn. Splanchnologie, Tab. 74 bis 80. gr. Fol. mit teutschem oder lat. Text. 3 Rthl. 12 gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

— Dieselbe Lief. mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und mit einem Text, 4 Rthl oder 7 Fl. 12 Kr.

— Den latein. oder teutsche Text besonders, gr Fol. 9 gr. oder 40 Kr.

— Derselben Vte Lief., Angiologie, II Abth. 2 H. Venen, Tab. 119-125. 2ter H. Tab. 126-130, gr. Fol. mit teutschen oder lat. Text. 13 thlr. 18 gr.

— Dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und mit einem Text.

— der lateinische oder teutsche Text besonders.

London und Paris, V. Jahrg. 1802 7te, 8te Stück, und VI. Jahrg. 1803 1te und 2te St. mit ausgem. und schw. Kupfern, gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Rthl. 8 gr. oder 11 Fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben v. J. A. Hildt. Jahrg 1803 Jan. bis Junius, mit ausgem. und schwarzen Kupfern und Charten, gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthl. oder 10 Fl. 48 Kr.

Müller, F. H. vollst. Beschreibung der Sparösen und Heerde, welche in der Brassch Marck schon seit vielen Jahren gebräuchlich und befahrt gefunden sind. Nebst einer Nachricht vom Brodbacken, Bierbrauen und Branntweinbrennen, der Steinkohlen und einem Anhange über Thermolampen, Fumivoren und Pyrgonoven der Franzosen. Mit Kupfern, gr. 8. 15 gr oder 1 Fl. 8 Kr.

Navigateur (le premier) Poëme en IV. Chants pr. Mr. le B. de Grofs, av. 4. gravures, gr. 8. 18 g. oder 1 Fl. 12 Kr

Obstgärtner, der teutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschland sämtl. Kreisen. Verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur und herausge-

geben von J. H. Gickler, IX. Jahrg. 1803. 11ten u. 12ten Stück und Jahrg. 1803. 1 — 6 St. mit illum. und schw. Kupfern, gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthl. oder 10 Fl. 48 Kr.

Patriot, (der teutsche) eine Monatsschrift für die Gebildeten im Volke, seine Vorsteher, Lehrer und übrigen Freunde; herausgegeben von D. G. Steinbeck, 2ter Jahrg. 1803. Mit Kupfern, Jan bis Juny, 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthl. oder 5 Fl. 24 Kr.

Rocquepen, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst, mit Kupfern und Planen, 2ter Band, gr. 8

Sauer, M. Reise nach den nördl. Gegenden von Russisch-Asien und Amerika, unter dem Commodore J. Billings, in den J. 1785 - 1794. a. d. Engl., mit Anmerkungen v. M. C. Sprengel, mit 1 Charte, gr. 8.

Voigt, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften, IV. Bandes 5te, 6te Stück, 8. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

— Desselben V. u. VI. Band oder Jahrg. 1803. in 12 Stücken, 8. 4 Rthl. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue teutsche Merkur vom Jahr 1803. Jan. bis Junius, 8ter Jahrg. von 12 Stücken, 8. 3 Rthl. oder 5 Fl. 24 Kr.

In Commission.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués pr. A. L. Millin, T. I. 3me Livraison, 4. Paris.

Grands Prix d'Architecture et autres Productions de cet art, couronnés par l'Institut National, Cahier 1-5. chaque Cah. a 6. feuilles Papier ord.

Papier d'Hollande.

le même la vé à l'Encre de la Chine.

Methode sur la Charpente inventée p. Ph. Delorme et réduite à sa plus simple démonstration p. le Cit. Detournelle en 2 Pl. fol.

Pap. ord.

Pap. d'Hollande.

— la ve et colorié.

Fr. Schulz, K. P. Cammer-Referendär, Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhe auf der Oberfläche der Erde mit einer Gebirgscharte von Europa.

II. Charten, Kupfer und Kunſtſachen.

1) Größere Charten in gewöhnlichem Landcharten-Format, wovon die mit * bezeichneten zum Gaſparischen Handatlas gehören.

* Charte vom Fränkiſchen Kreiſe, nach Murdochiſcher Projection entworfen, nach den neueſten aſtronomiſchen Orts-Beſtimmungen berichtiget, und revidirt auf der Seeberger Sternwarte bey Gotha, gezeichnet von F. H. Kreubich, Royal-Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
Dieſelbe auf Oliſ. Papier mit engl. Gränz Illumination 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte der Franzöſiſ. Republik, nach ihrer neueſten geograph. Verfaſſung und den vorzügl. Hülfsmitteln, neu entworfen, Royal-Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
Dieſelbe auf holl. Oliſ. Papier mit engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Helvetien und Wallis, nach den neueſten und vorzüglichſten Hülfsmitteln neu entworfen von F. Göze, Royal-Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
Dieſelbe auf Oliſ. Papier mit engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Perſien nach Beauchamp, Arrowſmith, Rennell, Niebuhr, Wahl und andern ſichern Hülfsmitteln, neu entworfen und gezeichnet von C. G. Reichard, Royal-Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
Dieſelbe auf holl. Oliſ. Pap. mit engl. Gränz-Illumination 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Teutſchland nach den Beſitzungen der Chur- und Fürſtl. Häuſer und der Reichsſtädte nebſt den Entſchädigungen nach dem definitiven Reichs-Deputations-Schluſſe vom 20. Nov. 1802. nach aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, entworfen von F. L. Güßefeld, Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
Dieſelbe auf holl. Oliſ. Papier 12 gr. oder 54 Kr.

Poſtcharte von Deutſchland neu entworfen und berichtiget von Güßefeld, 2 Bl. Royal-Fol. 16 gr. oder 1 Fl. 48 Kr.

* Der nördliche Theil des groſſen Weltmeers nach den neueſten Beſtimmungen und Entdeckungen, von C. G. Reichard, Royal-Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
Dieſelbe auf Oliſ. Papier mit Engl. Gränz-Illumination 12 gr. oder 54 Kr.

2) Kleinere Charten aus den Allgem. Geograph. Ephemeriden und Reisebeschreibungen.

Charte von dem Staate Algier, 4to. 3 gr. oder 15 Kr.
Charte von dem Meere von Kamtschatka, mit Captain Jos. Billings und M. Sauers Reise-Routen, gez. von K. Böse, Fol 6 gr. oder 27 Kr
Charte von der Mündung des Missouri, 4t. 3 gr. oder 15 Kr.
Topographische Charte der engl. Colonie in Neu-Süd-Wallis, nach der von Petersen bekannt gemachten Aufnahme der Hrn Grimes und Flinders, Fol.
Charte von dem Laufe des Rheins, von seinem Ursprung an bis zu seinem Ausfluß in die Nordsee, 4t. 3 gr. oder 15 Kr.
Versuch einer Berichtigung von Südamerika nach den neuesten und sichersten astronomischen Bestimmungen und nach der Charte Olmedilla's, von C. G. Reichard, Fol. 3 gr. oder 15 Kr.
Charte von Teutschland nach dem definitiven Indemnisations-Plane vom 8ten Octbr. 1802. Fol. 6 gr. oder 27 Kr.

III. Kupferstiche, Portraits und andere Kunstsachen.

Abbildungen aller Obstsorten aus dem teutschen Obstgärtner. Der Apfel, 8te Lieferung, 12 Blatt, gr. 8. 1 Rthl. 8 gr oder 2 Fl 24 Kr.
Portrait von Fr. Andriossy, gr. 8 4 gr. oder 18 Kr.
— von Vicant Denon, gr. 8 4 gr. oder 18 Kr.
— von A. H. Jaillot, königl. französ. Geograph, gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von Jos Nic de l'Isle, gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von Ch. Mellier, gr. 8. 4 gr oder 18 Kr.
— von Sam Graf von Schmettau, Feldmarschall, gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von M. C. Sprengel, zu Halle (en Silhouette) gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von Dieter Stein, nach Original-Zeichnung von Tischbein, 8 4 gr oder 18 Kr.
— der gelehrten Gandersh. Nonne Roswitha, 8. 4 gr. oder 18 Kr.

Herrn Hofmalers Seele in Stuttgardt militairische Kompositionen in Aquatinta colorirt, in Commission.

No. 1. Ein abgerichtes Kavallerie-Pferd. } Beyde 1 th. 16 gr.
No. 2 Ein Invalid. } oder 3 Fl.
No 3. Ein Kaiserl Vorposten.
No. 4. Ein französ. Vorposten.
beyde von Lunz gedzt, 4 Rth. 14 gr. sächs. oder 8 Fl. 25 kr.

No. 5 Das entschlossene Mädchen, 4 Rthl. 14 gr. sächs. oder 8 Fl. 25 kr.

Pomologisches Kabinet, enthaltend alle im teutschen Obstgärtner beschriebene Obstfrüchte Teutschlands, nach der Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet und herausgegeben unter Aufsicht von J. H. Sickler, XIIIte Lieferung in einem Kästchen, 3 Rthl. 4 gr. oder 5 Fl. 30 kr.

Hysterophlasmata, oder Nachbildungen der Vaginalportionen des Uterus und des Muttermundes in verschiedenen Perioden der Schwangerschaft und Geburt (Touchir-Aparat) in einem Etui, 4 Rthl. sächs. oder 7 Fl. 12 kr.

Pelviarium von Papier-maché mit seinen Durchmessern und Axen von lackirten Drahtstäbchen (das Becken) 4 Rthl. 8 gr. sächs. oder 7 Fl. 48 kr.

— dasselbe ohne Durchmesser, 4 Rthl. sächs. oder 7 Fl. 12 kr.

Der Fantom, von lackirtem Papier maché, mit darzu gehöriger künstl. Puppe, Uterus und Keil, von Leder, 9 Laubthaler.

— dasselbe ohne Uterus, 8 Laubthaler.

Die verbesserte Geburtszange, 10 Rthl. od. 18 Fl.

Das Pessarium oder Mutterkranz, 6 gr. oder 27 kr.

Weimar, im April 1803.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

II) Von Bertuchs Bilderbuch für Kinder ist so eben der 67ste und 68ste Heft erschienen. Beide Hefte kosten mit viersachem Text, und ausgem. Kupfern 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. mit schwarzen Kupfern 16 gr oder 1 fl. 12 kr. und enthalten folgende interessante Gegenstände.

Der 67ste Heft.

Taf. 31. Würger- oder Neuntödter-Arten. 1 Der scherzhafte Würger oder Spaßvogel. 2. der Unglücksvogel. 3. Der schwarzköpfige Würger. 4. Der Canadische gehäubte Würger. 5. Der blaue Würger. 6. Der gefleckte Cayennische Würger. Taf. 33. Arzney-Pflanzen. 1. Die Sennesblätter-Cassie. 2. Die bittere Quassia. Taf 33. Tagschmetterlinge. 1. Der Schwalbenschwanz. 2. der Distelvogel. 3. der Segelvogel. Taf. 34. Obelisken der Egypter. 1. Ein Obelisk vom Kaiser August nach Rom geschafft. 2. Ein anderer Obelisk, der Sonne geweiht, durch Constantin nach Rom gebracht. 3. Der Obelisk aus dem Circus des Nero. Taf. 35. Ausländische Vögel. 1. Der Hornvogel ai Panaya. 2. Der Arakari. 3. Der Großkopf. 4. Der grüne Pfefferfresser. 5. Der aschgraue Bartvogel. 6. Der kleine Madenfresser.

Der 68ste Heft.

Taf. 36. Merkwürdige Vögel. 1. Die prächtige Mänura. 2. Der Schneidervogel. Taf. 37. Handelspflanzen. 1. Das glatte Süßholz. 2. Der Johannisbrodbaum Taf. 38. Dämmerungs-Falter. 1. Der große Oleandervogel. 2. Der Wolfsmilchschwärmer. Taf. 39. Berühmte Grotten. 1. Die Grotte von Pausilipo. 2. Die Hundsgrotte bey Neapel. Taf. 40. Das Wettrennen zu Pferde in England. 1. Das englische Rennpferd. 2. Das Wettrennen selbst.

Weimar, im April 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III) Anzeige wegen Funkens Natur- und Kunst-Lexicon.

In unserm Verlag ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

L. Ph. Funke und G. H. C. Lippolds neues Natur- und Kunst-Lexicon, enthaltend die wichtigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. Zum bequemen Gebrauch insonderheit auch für Ungelehrte und gebildete Frauenzimmer. 21 und 22 Band, welche die Buchstaben A. bis R. begreifen, in groß Median 8vo 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Der 5te Band von S. bis Z. erscheint zur Mich. Messe d. J. ohnfehlbar. Nicht ohne Absicht ist die Vollendung dieses gemeinnützigen Werks verzögert worden. Die Bereicherungen und neuen Entdeckungen welche diese Wissenschaften durch die Erscheinung zweier von den berühmtesten Gelehrten Frankreichs angekündigten Werke, über die Naturgeschichte, des Dictionaire des Sciences naturelles und des Dictionaire d'histoire naturelle, erwarten lassen, sollten so viel möglich noch dazu benutzt werden. Da wir jedoch die völlige Beendigung der beiden genannten Werke nicht abwarten konnten; so geben wir den Liebhabern die Versicherung, alles Neue und Zweckmäßige, was diese etwa noch enthalten möchten, in einem Supplementbande zu unserm Lexicon, von den beiden Herrn Herausgebern in zweckmäßiger Kürze nach dem Plane des Ganzen bearbeitet nachzuliefern und dadurch denselben die möglichste Vollständigkeit aller neuen Beobachtungen zu geben, und dem Publico ein solides und gemeinnütziges Werk zu liefern.

Weimar, im März 1803.

J. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV) Uebersetzung von Burney's history of the discoveries in the South-sea.

Von Burney's history of the discoveries in the South-sea, wovon der erste Theil jetzt in London gedruckt

wird, erscheint im Xten Bande von Sprengel's Bibliothek der neuesten Reisen fortgesetzt von Herrn Prof. T. J. Ehrmann eine kritisch bearbeitete Uebersetzung.

Weimar, im März 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V) Anzeige der zweiten Fürstl. Rudolstädtschen priv. Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie.

Da bekanntlich die erste Ziehung unserer zweiten Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie bereits geschehen, und mit Nächstem die Vertheilung der ausgefallenen Gewinne vorgenommen wird, von mehreren Liebhabern aber uns der Wunsch zu erkennen gegeben worden, eine nähere Uebersicht von unserm Plane zu erhalten; so haben wir diesen hier nochmals bekannt gemacht, und zeigen zugleich mit an, daß es noch Zeit ist, zu jeder Klasse anzutreten, und durch Nachzahlung der gezogenen Klassen jederzeit Kaufloose zu bekommen.

Plan,

Der Beifall, den das verehrte Publikum unsrer ersten nunmehr ordentlich und solid beendigten Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie schenkte, fordert uns auf, dies den Deutschen Kunst- und Gewerbfleiß befördernde Institut fortzusetzen. Der Plan unsrer gegenwärtigen zweiten Lotterie weicht von dem der ersten sehr wenig, und nur in einigen nöthigen Verbesserungen ab, die uns der Wunsch des Publikums lehrte, und ist folgender:

1. Diese Lotterie besteht gleichfalls aus 12000 Loosen, die in sechs Klassen vertheilt sind, (davon alle zwei Monate eine gezogen wird) und lauter Gewinne oder Prämien enthalten, so daß also kein Spieler ganz leer ausgeht, und keine eigentlichen Nieten darinne existiren.

2. Die Einlage ist gering und beträgt

zur	1ten	Klasse	8 ggr.	Sächsisch	oder	36 Kr.	Reichsgeld.
—	IIten	—	16 ggr.	—	—	1 Fl. 12 Kr.	—
—	IIIten	—	16 ggr.	—	—	1 Fl. 12 Kr.	—
—	IVten	—	12 ggr.	—	—	54 Kr.	—
—	Vten	—	12 ggr.	—	—	54 Kr.	—
—	VIten	—	8 ggr.	—	—	36 Kr.	—

mithin zusammen nur 3 Thlr. Sächs. oder 5 Fl. 24 Kr. Reichs-Courant, und 6 ggr. Einschreibegeld.

3. Die Gewinne bestehen, wie der hier beifolgende, und bei der Ziehungsliste jeder Klasse wiederholte Gewinnst-Plan zeigt, aus lauter guten und neuen Büchern, Landcharten, Gemälden, Kupfern, Instrumenten und andern schätzbaren Kunstwaaren.

4. Alle Gewinne sind zwar in dem beigefügten Gewinnst-Plane nach ihren Courantpreisen in Gelde ausgeworfen, werden aber bloß in den hier bestimmten und numerirten Waaren-Artikeln, nie in baarem Gelde, geliefert. Es steht jedoch dabei jedem Gewinner, der ein ihm unbrauchbares Stück gewonnen hat, frei, sich dafür einen andern Artikel von gleichem Werthe aus den eigenen Verlags-Katalogen des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, (als dessen Entreprise bekanntlich unsre Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie ist) die bei jedem unsrer Herren Collecteurs zu haben sind, zu wählen.

5. Alle Loose sind in Kupfer gestochen, und sowohl mit dem abstehenden Fürstl. Schwarzburg. Rudolstädt. Commissions-, als auch dem Handlungs-Siegel des F. Sächsis. privil. Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar bezeichnet, und werden von jedem Collecteur mitunterzeichnet.

6. Die Misch- und Ziehungen geschehen alle 2 Monate öffentlich allhier zu Rudolstadt in dem Fürstl. Schlosse, der Ludwigsburg, durch die Hochfürstl. Commission und 2 Waisenknaben, und zwar:

der Iten Klasse den 14. Februar 1803.
— IIten — den 18. April —
— IIIten — den 13. Junii —
— IVten — den 12. August —
— Vten — den 17. October —
— VIten — den 12. December —

7. Sämmtliche Gewinne werden von uns jedesmal innerhalb 6 Wochen nach vollendeter Ziehung jeder Klasse, die Ziehungslisten aber sogleich nach derselben an die Hauptcollecteurs versendet. Wir tragen auch die Embalage und Frachtkosten aller Gewinne, (die Klauerschen Torevtica-Waaren ausgenommen,) bis Leipzig, Nürnberg, Frankfurt a. Mayn, und Braunschweig, von da aus aber berechnet der Hauptcollecteur das Porto den Gewinnern.

8. Die Herren Collecteurs bekommen von jedem Loose in jeder Klasse 1 ggr. oder 4 1/2 Kr. Einschreibegeld, welches mit der Einlage zugleich bezahlt wird.

9. Die in jeder Ziehung mit Gewinnen herausgekommenen Numern fallen weg, und die Liebhaber, welche weiter spielen, und an den Gewinnen der folgenden Klassen Theil nehmen wollen, müssen ein frisches Kauflooß nehmen, wenn noch welche bei dem Collecteur vorhanden sind, und darauf die Einlage der vorigen schon gezogenen Klassen nachzahlen.

10. Spätestens 14 Tage vor jeder Ziehung müssen die Interessenten bei Verlust ihrer Loose, und der darauf fallenden Gewinne, ihre Einlage an ihren Collecteur baar zahlen, weil die Einlagegelder noch vor der Ziehung jeder Klasse an uns eingehen müssen, und wir keine Gewinne auf Loose abliefern, für welche uns nicht die Einlage zur bestimmten Zeit eingegangen ist.

11. Sollten die Einlage-Gelder von einem Collecteur zu Ziehung einer Klasse noch nicht völlig eingeschickt seyn, und er nicht einmal diejenigen Loose benannt haben, für welche er die Stückzahlung einsendet, so hat er sich es selbst zuzuschreiben, daß seine Partialzahlung bei uns liegen bleibt, als nicht eingegangen betrachtet, und seine sämmtlichen Loose als nicht renovirt angesehen werden. Giebt er aber die Loose bestimmt an, für welche er die Einlage schickt, so spielen auch nur diese für sich mit, und erhalten die auf sie fallenden Gewinne.

12. Sollten die Gewinne von irgend einem Untercollecteur nicht promt ausgeliefert werden, so wenden sich die Interessenten in diesem Falle an den auf ihrem Loose unterzeichneten Hauptcollecteur, und wenn von diesem auch die Sache nicht ausgemittelt werden kann, direct an uns, mit Einsendung ihres Original-Looses. Doch muß dieses binnen 12 Wochen vom Ziehungstage der Klasse an gerechnet geschehen, denn länger siehet die Direction den Interessenten in Ansehung ihrer Gewinne nicht zur Rede.

13. Alle Interessenten, welche in unserer Lotterie den Anfang oder die ersten Bände fortgehender Werke gewinnen, oder sich dergleichen für andere Gewinne aus des Landes-Industrie-Comptoirs eigenen Ver-

deutſche unter den Händen eines Meiſters muſikaliſch wird. Die welſche Sprache hat eben ſowohl ihre Härtigkeiten, als wenig es der unſrigen an Biegſamkeit und Sanftheit fehlt, wenn es nur dem Dichter nicht an Talent und Geſchmack, und an dem, was mit dem Genie ſo ſelten gepaart iſt, an Geduld im Ausarbeiten mangelt.

Daß Alceſte von einem Deutſchen componiert worden, iſt ein Umſtand, der in der Geſchichte unſrer Muſik immer merkwürdig bleiben wird. Denn, glauben Sie mir, die Pergoleſi, die Galupp!, die Sacchini, würden dieſen Deutſchen mit Freuden für ihren Bruder erkennen. Ich weiß nur Eines an unſerm vortreflichen Schweitzer auszuſetzen, und dies Eine iſt, daß er — keinen ſo muſikaliſchen Nahmen hat, als jene. Aber nur noch etliche ſolche Meiſterſtücke wie ſeine Alceſte, ſo wird dieſer Nahme der Nachwelt gewiß ſo ehrwürdig ſeyn, als gewiß mir Seine Alceſte für die Unſterblichkeit der Meinigen Bürge iſt! Erſtaunen werden Sie, wie ich, wenn Sie einſt mit eignem Ohre hören, tief in Ihrer eignen Seele fühlen, und durch die mit wollüſtigem Schmerz über Ihre Wangen rollenden Thränen bekennen werden, wie groß die Gewalt dieſes Tonkünſtlers über unſer Herz iſt! Wie ſehr er Mahler und Dichter iſt! Wie meiſterlich er ſich des eignen Charakters der Perſonen bemächtigt, mit welchem Feuer er ihre Leidenſchaften, mit welcher Wahrheit, Feinheit und Zärtlichkeit er ihre Empfindungen ausdruckt!

Nichts

lags-Werken wählen, genießen den Vortheil, daß sie sich durch ihre Collecteurs die Fortsetzungen davon, mit Angabe der Nummer ihres Looses, von Ort zu Ort verschreiben lassen können, und haben davon einen Rabatt von 20 Procent oder 1/5 des Ladenpreises.

14. Alle Briefe werden unter der Addresse: an die Direction der Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie zu Rudolstadt unter Beischluß an das F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar an uns eingeschickt.

Die größern Gewinne dieser 11ten Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie sind in der 1sten Klasse 50 Rthlr. und 40 Rthlr., in der 11ten 60 Rthlr. und 40 Rthlr., in der 111ten Klasse 70 Rthlr. und 50 Rthlr., in der 1Vten 80 Rthlr. und 60 Rthlr., in der Vten 90 Rthlr. und 70 Rthlr., in der V1ten und letzten Klasse 300 Rthlr., 100 Rthlr. und 70 Rthlr. ꝛc.

Diese in Geld angesetzten schätzbaren Gewinne sind in unserm Plane ausführlich angezeigt, und können solche sowohl bei jedem unserer Herrn Collecteurs, als auch bei uns eingesehen werden.

Rudolstadt, im März 1803.

Direction
der F. Schwarzb. Rudolstädt. privil. Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie.

V1) Inhalt des 3ten Stücks oder März 1803 der Allgem. Geogr. Ephemeriden, herausgegeben von Gaspari und Bertuch.

Abhandlungen. 1. Der Montserrat bey Barcelona. Vom kön. preuß. Residenten Freyhrn. W. v. Humboldt zu Rom. Bücher-Recensionen. 1. Geographie und Statistik von West- Süd und Neu Ost-Preußen. Von A. C. von Holsche. Erster Bd. 2. Historisch-statistisches Handbuch von Teutschland und den vorzüglichsten seiner besondern Staaten. Von H. M. G. Grellmann, Professor zu Göttingen. Erster Theil. 3. Uebersicht Geographie. Fort-

fattad af Daniel Djurberg. 1. Delen: Andra Upplagan. Charten-Recenſionen. Charte von Kaſchemir. Aus einer in der Nationalbibliothek zu Paris vom Capit. Gentil niedergelegten Beſchreibung Hindoſtans. Vermiſchte Nachrichten. 1. Auszüge aus mehreren Briefen aus Paris. — Choiſeuil-Gouffier's Voyage de la Gréce. — Die Schweiz en relief abgebildet. — Voyage pittor. dans le pays de Gallos, p. Amélie Choiſeul-de Suffren — Neue franz. Charten — Melling's Zeichnungen der Gegenden um Conſtantinopel — Caſſas Voyage en Syrie — Mémorial topogr. et milit. — Née, Voyage en Dalmatie — Bayard, Voyage à Naplès — Campagnes de Bonaparte — Mémoires ſur l'Egypte, Vol. 3 et 4 — Précis hiſt. de la guerre de la Vendée — Obſervations ſur les montagnes d'Auvergne — Medicinisch-geographiſche Schriften. 2. Längenbeſtimmungen mehrerer Orte aus Finſterniſſen und Sternbedeckungen von Ludw. Cicculini. 3. Eintheilung der Neu-Wirtembergiſchen Länder. 4 Finanzen der vereinigten Nordamerikaniſchen Freyſtaaten. 5. Staatsausgaben der Batavi ſchen Republik für das J. 1803. 6. Von den Zigeunern in Rouſſillon. 7. Organiſation der Inſel Elba. 8. Kurze Notizen. 9. Anwendung der parabeliſchen Reflektoren zu Nacht-Signalen an den teutſchen Seeküſten. 10. Ueber die Sandbänke in dem Dep. des Landes in Frankreich. 11. Franz Andreoſſy. 12. Ueber die dieſem Hefte beygefügte Charte von dem Meere von Kamtſchatka. 13. Landcharten-Anzeige. Zu dieſem Stücke gehören: 1. Das Portrait von Franz Andreoſſy, Urheber des großen Kanals von Languedoc. 2. Die Charte von dem Meere von Kamtſchatka.

Weimar, den 10. März 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

VII) Inhalt des 4ten Stücks oder April 1803. der A. G. Ephemeriden, herausgegeben von Gaſpari und Bertuch.

Abhandlungen. 1. Bevölkerung der franzöſiſchen Republik, mit Ausſchluß der piemonteſiſchen Departements. 2. Bevölkerung ſämtlicher Grafſchaften von England, Wa-

land und Scotland, im Jahr 1802. 5. Ueber die geographische Kritik. Ein Versuch von T. F. Ehrmann. Gute Recensionen, in Mannert's Geographie der Griechen und Römer, VI Thl. 2te und 3te Heft. 6. Zeuss (J. A.) De Historiis Geographiae Diss. 7. Voyage à l'Louisiane et sur le Continent de l'Amérique septentrionale, fait dans les années 1794 — 1798. par B. D. Charten Recensionen. Rennell's (J.) A Map shewing the progress of discovery and improvement in the Geography of North-Africa. Vermischte Nachrichten. 1. Ueber das Reisen in Portugal. 2. Nekrolog. Joseph Carl Kindermann. 3. Ueber die Sitten, die Religion und die Gesetze der Russie oder der Bergbewohner von Tipra. 4. Ueber die diesem Hefte beygefügte Charte von den Mündungen des Missisipi. 5. Neue Eintheilung der sämmtlichen jetzigen Badischen Länder. 6. Neue Organisation Helvetiens. 7. Der Graf Samuel Schmettau. 8. Statistische Gesellschaft zu Paris. 9. Auszug eines Schreibens aus London. — Fidler's Reise durch das nördlichste Amerika. — Merkwürdige Landcharte im britischen Museum. 10. Avantcourier neuer geogr. und statist. Bücher. Ausländische Literatur. 11. Avantcourier neuerschienener Charten. 12. Journalistik. (M. Berliner Monatschr. Dec. 1802.) Beschreibung des alten Schlosses zu Marienburg. — (Brennus, Jan. 1803.) Ostfrieslands Producte und Nahrungsquellen. (Hamburger Address-Compt. Nachr. 1803.) Bestimmung der geographischen Lage von Hamburg. 13. Kurze Notizen. Atlas des différentes divisions de la France — Specialstatistiken französischer Departements. — Zunahme der Bevölkerung des Nordamerikanischen Freystaats. — Neue Eintheilung des östreich. Theils des venezian. Staats. — Bevölkerung von Preussisch-Schlesien. — Besitzungen des vormal. Stifts Kaisersheim. — Organisation des Fürstenth. Fulda. 14. Denon's Portrait. 15. Anzeige wegen der Fortsetzung von Sprengel's Bibliothek der neuesten Reisen. Zu diesem Stücke gehören: 1. Denon's Portrait. 2. Charte von den Mündungen des Missipi.

Weimar, im April 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VIII) Inhalt des dritten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1803.

I. Freiheiten der asiatischen Weiber. Vorerinnerung. Rechtfertigung der Freiheiten der asiatischen Weiber. II. Urkunden aus Amors Briefstasche im 15ten Jahrhundert. Ein französischer Liebesbrief vom Jahr 1595. (Manuscript.) Teutscher Liebesbrief vom Jahr 1573. (Manuscr.) III. Musik. Dr. Chladni's Klavicylinder. IV. Künste. 1. Neues Werk über die Dresdner Antikengallerie. 2. Kalte Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend. V. Theaternachrichten. 1. Magdeburger Theater. 2. Dortmunder Theater und Konzerte. VI. Modenberichte. 1. Die Pariser Welt mit englischer Brille gesehen. 2. Modenbericht aus Frankreich. 3. Deutscher Modenbericht. VII. Ameublement. Ein Ofen von sehr schöner Form. VIII. Erklärung der Kupfertafeln. Weimar, den 10. März 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IX) Vom Journal des Luxus und der Moden 1803 herausgegeben von Bertuch und Kraus ist das 4te Stück mit folgendem Inhalt erschienen.

I. Moden-Miszellen aus der Vorzeit. II. Orchestik. Meine jetzigen Wünsche. (Zu Anfang der Fasten nach Aschermittwochen zu lesen. III. Nachträge zum Gemälde von Rom. 1. Der Winter in Rom. 2. Lotterie der Römer. 3. Spitäler. 4. Juden. IV. Ueber die Ehe oder die Liebe. Erstes Fragment. Zweites Fragment. Drittes Fragment. V. Neueste Mode in der Pädagogik. VI. Musik. Kompositionen von Kanne. (Auszug aus einem Briefe.) VII. Theater. 1. Was man vom Schauspieler verlangt? 2. Berichtigung vom Herrn Regisseur Opitz. VIII. Frankfurter Theater- und Wintervergnügungen. IX. Delphine. X. Modenberichte. 1. Aus England. 2. Teutscher Modenbericht. XI. Ameublement. Nachtuhren. 1. Nachtuhren von dem Uhrmacher Hrn. P. J. Eckhard in Braunschweig erfunden. 2. Eine Reiseuhr, welche weckt, und während des Weckens ein Licht anzündet, vom Herrn Conrad in Magdeburg. XII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im April 1803.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Intelligenzblatt
des
Neuen Teutschen Merkurs.

6. Stück. Junius 1803.

I. Neue Verlags-Bücher des Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar. Leipziger Oster-Messe 1803.

Bertuch, F. J. Bilderbuch für Kinder, mit teutschen, französischen, englischen und italiänischen Erklärungen, mit ausgemalten Kupf. No. 67. 68. gr. 4. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 Fl 24 Kr.

— Dasselbe mit schwarzen K. gr. 4. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane gesammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel und D. Fr. Ehrmann; VIII Band. Enthält 1) Sauer's Reise nach den nördl. Gegenden vom Russisch. Asien und Amerika, mit 1 Charte. 2) Jacksons Tagebuch einer Landreise aus Ostindien nach England. Aus dem Engl. Im Auszug, mit einer Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 5 Kr.

Ephemeriden, allgemeine geographische, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von M. C. Gasparі und F. J. Bertuch, 5ter Jahrgang, 1802. 11s. 12s Stück u. 6ter Jahrg. 1803. 1 - 6 Stück, gr. 8. (Der Jahrg. von 12 Stücken 8 Rthl. oder 14 Fl. 24 Kr.)

Juncke, C. Ph. ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beym Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen, No. 67. 68. gr. 8. 8 gr. oder 36 Kr.

Gaſpari, A. C. Lehrbuch der Erdbeſchreibung zur Erläuterung des neuen method. Schulatlaſſes, 1ſter Curſus, 6te verb. Aufl. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— neuer method. Schulatlas dazu, entworfen von J. C. Süßefeld in 15 Quart-Charten neu verbeſſert, 1 Rthl. 4 gr. oder 2 Fl. 6 Kr.

Gita-Govinda, ein indiſches Singſpiel von Jajadeva. Aus der Urſprache ins Engliſche von W. Jones und aus dieſem ins Teutſche überſetzt und mit Erläuterungen von D. J. Majer, m. 1 Kpfr. gr. 8. 9 gr. oder 40 Kr.

Jackſons, J. Reiſe zu Lande von Bengalen nach England im J. 1797. im Auszug a. d. Engl. gr. 8. mit 1 Charte. (aus der Bibliothek der Reiſebeſchreib. beſonders abgedruckt.) 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Introduction à l'Etude de l'art de la guerre, ouvrage enrichi de Planches et Cartes par le Cte de la Rocheaymon. Vol. II. av. 23 Pl. gr. 8. 4 thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von Bertuch und Kraus, 17ter Jahrg. 1802. 11s, 12s St. und 18ter Jahrg. 1803. 1, 6s Stück, mit ausgem. und ſchw. Kupfern, gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Kraus, G. M., ABC des Zeichners mit 10 Kupfern. 4te vermehrte Aufl. gr. 8. 8 gr. oder 36 Kr.

Lexicon, allgemeines mythologiſches, aus Original-Quellen bearbeitet von C. A. Böttiger und F. Majer. Erſter Theil, welcher die nicht altklaſſiſchen Mythologien, nemlich die heiligen Mythen und Fabeln der Sineſen, Japaner, der Indiſchen Völkerſchaften im weiteſten Umfange, ſowohl nach den Lehren der Brahmaniſchen als Lamaiſchen Religion, der nordaſiatiſchen Völker, der Perſer, der alten Araber, des Mohamedism, der Hebräer, der Afrikaniſchen Völker, der Slawen, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner ſämtl. urſprünglicher Völker Amerika's und endlich der Bewohner von Auſtralien enthält, bearbeitet von Dr. Fr. Majer. Erſter Band. Mit Kupfern. gr. 8.

Loders, Dr. J. C., Anatomiſche Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menſchl. Körpers, IV. Lieferung, 4ter Abſchnitt. Splanchnologie, Tab. 74 bis 80. gr. Fol. mit teutſchem oder lat. Text. 3 Rthl. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr

Loders, D. J. C., Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschl. Körpers, dieselbe Lief. mit den Kupfern auf größeres Schweizerpapier und mit einem Text, 4 Rthl. oder 7 fl. 12 kr.

— Der latein. oder teutsche Text besonders, gr. Fol. 9 gr. oder 40 kr.

— Derselben Vte Lief., Angiologie, II. Abtheil. 1ste H. Venen, Tab. 119-125. 2ter H. Tab. 126-130. gr. Fol. mit teutschem oder lat. Text. 3 thlr. 18 gr. oder 6 fl. 45 kr.

— Dieselbe Lieferung mit den Kupfn. auf größeres Schweizerpapier und mit einem Text. 4 thl. 8 gr. od. 7 fl. 48 kr.

— Der lateinische oder teutsche Text besonders. 12 gr. oder 54 kr.

London und Paris, V. Jahrg. 1802. 7te, 8te Stück, und VI. Jahrg. 1803. 1ste und 2te St. mit ausgem. und schw. Kupfern, gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Rthl. 8 gr. oder 11 Fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben v. J. A. Hildt, Jahrg. 1803 Jan. bis Junius, mit ausgem. und schwarzen Kupfern und Charten, gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthl. oder 10 Fl. 45 Kr.

Müller, F. H. vollst. Beschreibung der Sparässen und Heerde, welche in der Grafsch. Mark schon seit vielen Jahren gebräuchlich und bewährt gefunden sind. Nebst einer Nachricht vom Brodbacken, Bierbrauen und Branntweinbrennen bey Steinkohlen, und einem Anhange über Thermolampen, Fumivoren und Phlogoskoren der Franzosen. Mit Kupfern, gr. 8. 15 gr. oder 1 Fl. 8 Kr.

Navigateur (le premier) Poème en IV. Chants pr. Mr. le B. de Grofs, av. 4 gravures. gr. 8. 18 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Obstgärtner, der teutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschlands sämtl. Kreisen. Verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur und herausgegeben von J. H. Sickler, IX. Jahrg. 1802. 11te u. 12te Stück und X. Jahrg. 1803. 1-6 St. mit illum. u. schw. Kupfern, gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken, 6 Rthl. oder 10 Fl. 48 Kr.

Patriot, der teutsche, eine Monatsschrift für die Gebildeten im Volke, seine Vorsteher, Lehrer und übrigen Freunde, herausgegeben von C. G. Steinbeck, 2ter

Jahrg. 1803. Mit Kupfern, Jan. bis Juny; 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthl oder 5 Fl. 24 Kr.

Rochegymen, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst, mit Kupfern und Planen, 2ter Bd, mit 23 Pl. gr. 8. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Sauer, M. Reise nach den nördl. Gegenden von Rußland, Asien und Amerika, unter dem Commodore Joh. Billings, in den J. 1785 - 1794. a. d. Engl., mit Anmerkungen v. M. C. Sprengel, mit 1 Charte, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Voigt, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften, IV. Bandes 5te u. 6te Stück, 8. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

— Desselben V. u. VI. Band oder Jahrg. 1803. in 12 Stücken, 8. 4 Rthl. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue teutsche Merkur vom Jahr 1803. Jan. bis Junius. 8ter Jahrg. von 12 Stücken, 8. 3 Rthl. oder 5 Fl. 24 Kr.

In Commission.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués par A. L. Millin, T. I. 3me Livraison. 4. Paris.

Grands Prix d'Architecture et autres Productions de cet art couronnés par l'Institut National de France, chaque Cah. à 6 feuilles — Cahier 1 — 5. Papier ord. 5 Rthlr. S. oder 9 fl. Papier d'Hollande 6 Rthlr. 16 gr. S. oder 12 fl

le même lavé à l'Encre de la Chine. 35 Rthl. S. oder 63 fl.

Methode sur la Charpente inventée p. Ph. Delorme et réduite à sa plus simple démonstration p. le Cit. Detournelle en 2 Pl. fol. Papier ord. 12 gr. od. 54 kr. Pap. d'Hollande. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

— lavé et colorié. 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.

Fr. Schulz, K. P. Cammer-Referendär, Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhe auf der Oberfläche der Erde. Nebst einer Gebirgscharte von Europa.

— Dieselbe Charte besonders. Royalfol.

Weimar, im May 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Neue Charten, Kupferstiche und andere Kunstsachen, welche im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar Leipziger Oster-Messe 1803 erschienen sind.

Charten.

A. Größere Charten im gewöhnlichen Landchartenformat, wovon die mit * bezeichneten zum Gaspariſchen Handatlas gehören.

* Charte, neue, vom Fränk. Kreiſe, nach Murdochiſcher Projection entworfen, nach den neueſten astronomiſchen Orts-Bestimmungen berichtiget, und revidirt auf der Seeberger Sternwarte bey Gotha, gezeichnet von F. H. Krenbich, Royalfol. 1803. 8 gr. oder 36 kr. Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränz-Illumination. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von der Franzöſiſ. Republik, nach ihrer neueſten geograph. Verfaſſung und den vorzügl. Hülfsmitteln, neu entworfen. Royal-Fol. 8 gr. oder 36 Kr. Dieſelbe auf holl. Olif. Papier mit engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Helvetien und Wallis, nach den neueſten und vorzüglichſten Hülfsmitteln neu entworfen von F. Götze. Royalfol. 8 gr. oder 36 Kr. Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Teutſchland, nach den Beſitzungen der Chur- und Fürſtl. Häuſer und der Reichsſtädte nebſt den Entſchädigungen nach dem definitiven Reichs-Deputations-Schluſſe vom 20. Nov. 1802. nach aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, entworfen von F. L. Güßefeld, Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr. Dieſelbe auf holl. Olif. Papier 12 gr. oder 54 Kr.

Poſtcharte von Teutſchland neu entworfen und berichtiget von Güßefeld, 2 Bl. Royal-Fol. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

* Der nördliche Theil des großen Weltmeers, nach den neueſten Beſtimmungen und Entdeckungen, von C. G. Reichard, Royal-Fol. 8 gr. oder 36 Kr. Dieſelbe auf Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illumination 12 gr. oder 54 Kr.

B. Kleine Charten aus den A. G. Ephemeriden, Reisebeschreibungen u. s. w.

Charte von dem Staate Algier, 4. 3 gr. oder 15 Kr.
Charte von dem Meere von Kamtschatka, mit Capitain Jos. Billings und M. Sauers Reiserouten, gez. von F. Götze, Fol. 6 gr. oder 27 Kr.
Charte von der Mündung des Missisippi, 4. 3 gr. oder 15 Kr.
Charte der englischen Niederlassungen in Neusüdwallis. Fol. 3 gr. oder 15 kr.
Charte von dem Laufe des Rheins, von seinem Ursprunge an bis zu seinem Ausflusse in die Nordsee. 4. 3 gr. oder 15 Kr.
Versuch einer Berichtigung von Südamerika, nach den neuesten und sichersten astronomischen Bestimmungen und nach der Charte von Olmedilla, von C. G. Reichard, Fol. 6 gr. oder 27 Kr.
Charte von Teutschland, nach dem definitiven Indemnisations-Plane von 1802. Fol. 6 gr. oder 27 Kr.

Kupferstiche, Porträts und andere Kunstsachen.

Abbildungen aller Obstsorten aus dem teutschen Obstgärtner. Der Aepfel, 8te Lieferung, 12 Blatt. gr. 8. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 fl. 24 Kr.
— derselben Birnen, 8te Lieferung, in 12 Blatt. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr,
Portrait von Fr. Andreossy. gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von Vivant Denon. gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von A. H. Jaillot, königl. franz. Geograph, gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von Jos. Nic. de l'Isle. gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von Ch. Messier. gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von Sam. Graf von Schmettau, Feldmarschall, gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von M. C. Sprengel zu Halle, en Silhouette. gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— der Roswitha, gelehrten Nonne zu Sandersheim. 8. 4 gr. oder 18 kr.
— von Gleim, nach einer Originalzeichnung von C. Tischbein, 8. 4 gr. oder 18 Kr.

Nichts übertrift die Kunſt, womit er jede wichtige Stelle vorbereitet, oder unterſtüzt, oder vollendet. Aber was ich am meiſten an ihm ſchäze, iſt die Weisheit, womit er die Begierde zu ſchimmern, und den Ohren zu ſchmeicheln, ja, wo es ſeyn muß, die mechaniſchen Kunſtregeln ſelbſt, der höhern Abſicht, auf die Seele zu würken, aufzuopfern weiß. Andre ſehen den Dichter blos als ihren Handlanger an; Er als ſeinen Gebieter. Er weiß zu ſchweigen, wo der Dichter allein reden muß; aber wo jener an den Grenzen ſeiner Kunſt iſt, da eilt er ihm mit der ganzen Allmacht der ſeinigen zu Hülfe. Man kan nicht von ihm ſagen, (wiewohl dies ein groſſes Lob für einen ſchwächern Componiſten wäre) daß er mit ſeinem Dichter ringe. Was Er thut, iſt ganz was anders, und es iſt ohne Zweifel unendlich mal mehr. Er verliehrt ſich in ſeinen Dichter, er wird mit ihm zu Einer Perſon; Ein Genius, Ein Herz ſcheint beyde zu beſeelen. Wie oft, wenn er mir eine Stelle, womit er ſo eben fertig geworden, vorſang, rief ich aus: Welche Muſe offenbart Ihnen die eigenſten Gedanken meiner Seele, und giebt Ihnen den einzigen Ausdruck, den angemeſſenſten unter allen möglichen, ein? Wie machen Sie es, daß Sie mehr thun, als ich ſelbſt? daß Sie ſich des Ideals bemächtigen, welches im Arbeiten meinem Geiſte vorſchwebte, und welches ich unvermögend war mit Worten völlig zu erreichen?—

Herrn Hofmaler Seele's in Stuttgart militairiſche Kompoſitionen in Aquatinta colorirt, in Commiſſion.

Nr. 1. ein abgelebtes Kavalleriepferd } beide 1 rthl. 16 gr.
— 2. ein Invalid } od. 3 fl.
— 3. ein kaiſerlicher Vorpoſten,
— 4. ein franzöſiſcher Vorpoſten,
beide von Kunz geätzt. 4 thlr. 14 gr. Sächſ. oder 8 fl. 25 kr.

— 5 das entſchleierte Mädchen. 4 thlr. 14 gr. Sächſ. oder 8 fl. 25 kr.

Pomologiſches Kabinet, enthaltend alle im teutſchen Obſtgärtner beſchriebenen Obſtfrüchte Teutſchlands, über die Natur ſelbſt geformt, in Wachs mit möglichſter Treue nachgebildet und herausgegeben unter Aufſicht von J. V. Sickler, XIIIte Lief. in einem Käſtchen. 3 thl. 4 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Hrn. Prof. Froriep's Hyſteroxlaſmata, oder Nachbildungen der Vaginalportionen, des Uterus und des Muttermundes in verſchiedenen Perioden der Schwangerſchaft und Geburt (Touchir-Apparat) in einem Käſtchen. 4 thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Deſſen Pelvis arium (das weibliche Becken) von Papiermaché mit ſeinen Durchmeſſern und Aren. 4 thlr. 8 gr. Sächſ. oder 7 fl. 48 kr.

— Daſſelbe ohne Durchmeſſer. 4 thlr. ſächſ. od. 7 fl. 12 kr.

Deſſen Fantom, von lakirtem Papiermaché, mit dazu gehöriger künſtl. Puppe; Uterus und Keil von Leder. 9 Laubthaler oder 24 fl. 45 kr.

— Daſſelbe ohne Uterus. 8 Laubthlr. oder 22 fl.

Deſſen verbeſſerte Geburtszange. 10 thlr. oder 18 fl.

Deſſen Peſſarien, oder Mutterkränze verſchiedener Art. Ein Cylinder-Peſſar. 1 thlr. oder 2 fl. 48 kr. — Ein Scheiben-Peſſar. 6 gr. oder 27 kr.

Weimar, im May 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Ueberſetzungs-Anzeige vom Tableau d'Egypte.

Von dem kürzlich erſchienenen und in Frankreich mit vielem Beifall aufgenommenen Werke:

Tableau de l'Egypte pendant le ſejour de l'Armée françaiſe avec la poſition et

la distance des principaux lieux de l'Egypte; un coup d'oeil sur l'économie politique de ce pays, quelques détails sur ses antiquités et la procédure exacte de Soleymann, assassin du Général Kleber. Par A. G..t.D, Membre de la Commission des sciences et arts seant au Kaire. 2 Tomes. 8. Paris.

wird im nächsten Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen eine von dem Herausgeber planmäßig bearbeitete, abgekürzte und mit kritischen und vergleichenden Anmerkungen begleitete Uebersetzung geliefert, die vielleicht noch Vorzüge vor dem Originale haben dürfte.

Weimar, im May 1803.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Uebersetzung von Labarthe Voyage à la côte de Guinée.

Von der Voyage à la côte de Guinée, ou Description des Côtes d'Afrique, depuis le Cap Tagrin jusqu'au Cap de Lopez Gonzalves, par P. Labarthe, auteur du Voyage au Sénégal. à Paris 1803. Mit 1 Charte — wird in einem der nächsten Bände von Sprengels Bibliothek der neuesten Reisen, fortgesetzt vom Hrn. Prof. J. T. Ehrmann, eine kritisch bearbeitete Uebersetzung erscheinen.

Weimar, im April 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhe auf der Oberfläche der Erde, von Friedrich Schulz.

In der bevorstehenden Leipziger Jubilate-Messe erscheint von dem Unterzeichneten eine Schrift, unter dem

Titel: Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhe auf der Oberfläche der Erde. Mit einer Gebirgs-Charte von Europa. — Dieselbe wird 1) die bisherige unhaltbare Lehre von dem Zusammenhange der Gebirge von neuem, und zwar wissenschaftlich, begründen. Sie wird 2) den bisher nie versuchten Beweis von der Nothwendigkeit der allgemeinen Continuität der Höhe führen, sodann 3) um die historische Wahrheit derselben zu erweisen, eine systematische und specielle Darstellung des Zusammenhanges sämmtlicher Höhen und Höhen-Züge in Europa enthalten, und 4) auf den Nutzen hinweisen, welcher aus dem Studium der Orographie im weitern Sinne für den Geographen, den Officier und den Cameralisten zu hoffen steht.

Der Verfasser schmeichelt sich, durch diese Schrift, wenigstens von einer Seite, einen neuen Anstoß zur wissenschaftlichen Behandlung der Geographie zu geben, und in derselben mit dem allgemeinen Interesse des Gegenstandes, das Gesondete der Methode zu verbinden. Er hofft sogar, daß sein Werk bey dem geographischen Unterrichte der Jugend mit Nutzen gebraucht werden, oder doch mittelbar auf denselben von wohlthätigem Einfluß seyn wird.

Die Charte, in gewöhnlichem Landcharten-Format, ist von der geschickten Hand des Hrn. Carl Jaeck zu Berlin gestochen, und kann gewiß für eine seiner besten Arbeiten ausgegeben werden. Sie gewährt einen angenehmen und unterrichtenden Ueberblick über Europa im Zustande der Natur, und enthält, da sie bestimmt ist, auch ohne die Schrift, besonders in den Handel zu kommen, eine kurze Erklärung und Rechtfertigung des Zwecks und der Ausführung. Ihr Titel ist: Versuch einer orographischen Charte von Europa, entworfen von

Friedrich Schulz,
Königl. Preuß. Cammer-Referendar.

Heiligenstadt, den 19. März 1803.

Obiges Werk und Charte erscheint bey uns in Commission.

Weimar, den 30. März 1803.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Inhalt des 5ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1803.

I. Nachträge zum Gemälde von Rom. (Fortsetzung von S. 188, 5. Der Imperadore della dottrina cristiana. II. Fragmente aus Paris. Blumenmarkt. Boulevards. Künstliche Blumenmoden. Wenzel, der Fleurist. Madam Bonaparte. III. Ueber französ. Lektüre in und außer Paris. (Fragmente eines Briefs aus Paris.) IV. Künste. 1. Ueber die Dresdner Kunstausstellung v. J. 1803. Nachtrag. 2. Christian Gottlieb Geyser. V. Theater. 1. Leipziger Wintertheater. 2. Theaterkorrespondenz. VI. Vorläufige Anzeige der bei Gelegenheit der Erhebung des Herzogs von Wirtemberg zur Kurwürde verordneten Feierlichkeiten bei Hofe. VII. Modenberichte und Begebenheiten 1. Ackermann's in London wasserdichte Tücher. 2. Ueber Garnerin's Luftfahrt in Berlin. 3. Teutscher Modenbericht. VIII. Geräthschaften und Ameublement. 1. Verbesserter Tenneckerscher Sattel. 2. Wandleuchter. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im May 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VII. Inhalt des 5ten Stücks d. A. G. Ephemeriden, herausgegeben von Gasparin u. Bertuch. 1803.

Abhandlungen. 1. Chapman's Reise nach Cochinchina, nebst Nachrichten von diesem Lande. 2. Geographie und Statistik. Eine Parallele. Bücher-Recensionen. 1. Percival's Account of the island of Ceylon. 2. Boyd's Gesandtschaftsreise nach Ceylon. 3. Durand, Voyage au Senégal. 4. Hazzi's statistische Aufschlüsse über Baiern, 3te St. Charten-Recensionen. Arrowsmith's Africa, in 4 Blättern. Vermischte Nachrichten. 1 Ueber Bruce und seine Reisebeschreibung. 2 Avantcoureur neuer geograph. Schriften. Ausländische Literatur. 3. Auszüge aus einigen Briefen von London. — Neue Kolonie zu Port-Philips. — Neue Charten und geograph. Schriften. 4. Auszüge aus mehreren Briefen von Paris. — Neue Charten und Bücher. — Bulletin polymathique — Ta-

bleau de l'Egypte. — Hornemann's Reise. — Statist. Gesellschaft. — 5. Anzeige von Kindermann's Atlas der Oesterreichischen Monarchie. 6. Nothwendige Rüge. 7. Journalistik. (Eunomia) Reise auf den Aetna. — Nachrichten von der Insel Bali und von Roscoff in Bretagne. — (Annales de Statistique, No. VIII et IX.) Ueber die Gebirge von Auvergne. — Beschreibung des Dep. der Yonne. — Beschreibung des Dep. des Arriège. 8. Kurze Notizen. — Bevölkerung von Norwegen. — Passau. — Adelmannsfelden. — Finanzzustand von Frankreich. — Indigobau auf Isle de France. 9. Anzeige einer Charte vom Russischen Reich in Europa. 10. Probeblättchen von der Charte von Schwaben. Zu diesem Stücke gehören: 1. Der Schattenriß des sel. Prof. Sprengel. (Biographische Nachrichten von ihm liefern wir nächstens.) 2. Charte von der Insel Ceylon. 3. Probeblättchen von der großen Charte von Schwaben.

Weimar, im May 1803.

J. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir

VIII. Inhalt des 5ten Stücks von Hildts Handels-Magazin, 1803.

I. Geschichte und Fortschritte des Handels in und außer Europa. 1. Weserhandel und Schifffahrt. 2. Neue Wiener Westafrikanische Handels-Compagnie. 3. Allgemeine Uebersicht des Französischen Handels in und außerhalb Europa im Jahr (IX) 1801. Von J. Peuchet, Mitglied des Commerzienrathes und Minister des Seine-Departements. 4. Französische Schifffahrt im Jahr (IX) 1801. 5. Neuester Französischer Zolltarif für die eigenen und fremden Colonie-Produkte. 6. Waaren-Ausfuhr von St. Petersburg im Jahr 1802. 7. Waaren-Ausfuhr von Gothenburg im Jahr 1802. II. Kunstfleiß in Fabriken und Manufacturen. 1. Ueber Industrie, Handel und Gewerbe des Thüringer Waldes. 2. Fortschritte der Fabriken und Manufacturen des Herzogthums Bergen. (Oreilly Annales des arts et manufact. Tom. X.) 3. Ueber die Verfertigung eiserner Stecknadeln mit gegossenen Köpfen. 4. Neue Druckerey mit Steinplat-

ten. III. Handelswaaren-Kunde. 1. Die Cochenille. 2. Der Caffee. IV. Literatur der Handels-Wissenschaften. Statistique du Département du Bas-Rhin. Par le Citoyen Laumond, Préfet. Publié par ordre du Ministre de l'Intérieur. V. Correspondenz und vermischte Nachrichten. 1. Berichtigung der Nachricht wegen der Königsberger, Elbinger und Danziger Zuckerbäckereyen. 2. Ausfuhr-Erlaubniß der Französischen und Italienischen Seide. 3. Dermaliger Stand des Zuckers und Caffees in London. 4. Englischer Waaren-Detailhandel in Teutschland. 5. Neue Russische Handelszeitung. 6. Neue Churfächsische Verordnung wegen des Postgeldes. 7. Gewinn des Englisch-Ostindischen Gewürzhandels. 8. Zustand der Industrie in Graubündten. 9. Leipziger Neujahrs Messe. 10. Aufhebung der Holländischen Ostindischen Compagnie. 11. Vermischte Handels-Notizen.

Weimar im May 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IX. Inhalt des 5ten Stücks von Steinbecks teutschem Patrioten. 1803.

I. Bittschrift der Juden in Teutschland, an die Repräsentanten unsrer Nation, um das teutsche Bürgerrecht. Vom Hofrath Grund in Regensburg. II. Noch eine Schilderung der Sächsischen Fürstenschulen. Von Rebmann. III. Ueber den vorzüglichen Werth, den ein guter Ruf für junge Mädchen hat. IV. Ueber den großen Einfluß, welchen das Abschneiden der Haare auf den Gesundheitszustand der Menschen haben kann und wirklich hat. Ein Wort zu seiner Zeit; vom Hrn. Dr. Harke in Kalvörden.

Weimar im May 1803

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

X. Das 2te Stück von Voigts Magazin der Naturkunde 1803 ist erschienen und hat folgenden Inhalt.

1. Ueber den Rhinoceros-Vogel (Buceros Rhinoceros Lin.) Nebst einer illum. Abbildung. Taf. III. 2. Ueber das Berganſteigen des Waſſers hinter einem Wehr, oder einem andern ſenkrecht anſteigenden oder

schief anlaufenden Wasserschuß. Aus einem Schreiben des Herrn Bauconducteurs Sartorius an den Herausgeber. Wilhelmsthal bei Eisenach, den 14 März 1803. 3. Nachschrift des Herausgebers. 4. Versuche und Beobachtungen über das Wachsthum der Pflanzen in Rücksicht auf den Ungrund der gemeinen Meynung, daß die atmosphärische Luft verbessert werde, wenn dieses Wachsen im Sonnenlichte geschähe. Vom Hrn. J. Woodhouse, Prof. der Chemie der Pensylv. Univ. A. Nicholf. Journ. 5. Bemerkungen über das Wedgwoodische Pyrometer, nebst Beschreibung eines Werkzeugs des Hrn. Cavallo, von ähnlicher, aber verbesserter Einrichtung, welches tragbar ist, und eine genaue Abmessung der pyrometrischen Körper verstattet. Aus den Ann. des Arts. 6. Nachricht von zwey lebendigen Kangurroos. Aus den Ann. de Muleum d'hist. nat. 7. Beschreibung einer neuen Methode, ein Cement für das Mauerwerk zu verfertigen, und über den Gebrauch des flüssigen Theers, um selbiges nicht allein undurchdringlich für das Wasser zu machen, sondern es auch gegen die Wirkungen des Frostes zu schützen. Aus den Ann. des Arts. 8. Neue Beobachtungen über den Galvanismus. 9. Nachricht von einem neuen Metall, Silene genannt. Aus einem Briefe des Hrn. Prof. Proust an Hrn. Delametherie. Aus dem Journ. de Phyl. 10. Ein zweites Schreiben des Hrn. D. Brandes über Feuerkugeln und verwandte Gegenstände, an den Herausgeber. Eckwarden, den 19. März 1803. 11. Noch einige Bemerkungen über die vom Himmel gefallenen Steine und die Feuerkugeln. Vom Hrn. D. Brandes. 12. Nachricht von einigen Galvanischen Versuchen, welche am Kopf und Rumpf dreyer Menschen, ganz kurz nach ihrer Enthauptung angestellt worden sind. Aus einem Berichte des Hrn. Giulio an die Classe der exacten Wissenschaften der Turiner Akademie. 13. Ueber einige, der Lavoisierischen Theorie zuwider laufende Beobachtungen an der Voltaischen Säule; vom Hrn. D. Carradori dem Hrn. Prof. Brugnatelli mitgetheilt. Aus dem Journ. de Phyl. 14 Nachschrift des Herausgebers. 15. Ueber die reine Alaunerde (Alumine) im Garten des königl. Pädagogiums in Halle; zerlegt vom Hrn. Fourcroy. Aus den Ann. de de Museum de l'hist. nat. 1. Heft.

Weimar im April 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Das 3te Stück von Voigts Magazin der Naturkunde ist erschienen und hat folgenden Inhalt.

I. Eine geognostische Merkwürdigkeit. Aus ein. Schreiben des Hrn. D. Med. Osthoff an den Herausg. del. Blotho, den 8. Apr. 1803. II. Bemerkungen auf einer Reise der Herren Bass und Flinders. Aus einem Berichte über die Colonie von New-Wallis gezogen. London 1802. III. Bemerkungen auf einer geographisch-astronomischen Reise in die nördlichen Theile von Rußland; vom Commodore Billings, in den Jahren 1785 bis 1794 unternommen. London 1800. IV. Ein Beytrag zur Geschichte der Galvanischen Elektricität. Aus einer Abhandl. der Herren Deformes und Hachette; vorgelesen in der Soc. philomatique 12 Frim XI. Anmerkung des Herausgebers. V. Eine Methode, die Empfindlichkeit der Barometer, so weit man will, zu vergrößern; vom Hrn. Wilson. Aus Nicholf. Journ. VI. Beschreibung einer sehr einfachen und bequemen Schmelzlampe, wo die Oel- oder Talgflamme durch Weingeistdämpfe vergrößert wird. Ebendaselbst. VII. Einige neue Nachrichten von dem Boabab oder Affenbrodbaume (Adansonia digitata.) Aus Hrn. Golberrys Fragmenten einer Reise nach Afrika gezogen, vom Hrn. Peuchet. VIII. Neue Einrichtung des französischen Nationalinstituts. Aus dem Moniteur. No. 129. IX. Nachträge zum Galvanismus. Ebendas. No. 212. 1803.

Weimar im May 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. Posselts Annalen, 1803. 2te Stück.

Inhalt. I. Anekdoten, Charakterzüge und Aktenstücke zur Geschichte der französischen Revolution und ihres Krieges. Erste Lieferung. II. Frankreichs Staats-Chronik vom Jahr 1802; oder Darstellung des innern und äußern Zustandes der französischen Republik während des Jahres 10, nach der Wiedereröffnung seiner Sitzung, am 22. Febr. 1803. im Namen der Regierung vorgelegt durch den Staatsrath Mureire. III. Gemälde des Zustandes der englischen Finanzen und der Londoner Bank, am 24sten Jun. 1802, zur Epoche des allgemeinen Friedens und der Reunion Irlands mit Großbritannien; durch Hn. de Gurr,

Verfaſſer des Verſuchs über den Handels-Credit. (Aus dem Franzöſiſchen.) IV. Einige Worte über die Rheinſchiffahrt, von Georg Arnold Jacobi, Sr. churfürſtlichen Durchl. zu Pfalzbaiern Bergiſchem Landes-Directionsrath. V. Beiträge zur Staatswirthſchaft in Graubündten. (Eingeſendet.)

XIII. Franzöſiſche Miscellen, IIn Bds 18 St.

Inhalt. 1) Ueberſicht der Organiſation der Theater zu Paris. — 2) Kunſtſachen. Monumente der Architektur zu Paris. H. Taſſaerts Köpfe nach Le Peuſſin, Raphael u. a. Das Muſeum, kopirt von Mad. C., einer Engländerin. Die Africaniſchen Vögel von Levaillant, in Kupfer geſtochen von H. Garraband. — 3) Allerley. Konzerte. Karnaval. Geſellſchaften. Etikette u. ſ. w. 4) Toilettenkünſte der Pariſerinnen, von einer Franzöſin aufgeſchrieben zum Nutzen und Beſten des Auslandes. — 5) Oeffentliche Begebenheiten, Anſtalten u. ſ. w. — 6) Ueber zwey berühmte Prozeſſe in Paris. — 7) Der Theaterkrieg. — 8) Literatur. — 9) Medizin. — 10) Auszug aus einem Reiſe-Journal. — 11) Ein Tag Bonaparte's. — 12) Modeartikel.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

XIV. Engliſche Miscellen XI. Bds 18 St.

Inhalt. Induſtrie, als Hauptquelle des Engliſchen Landesglücks. Tiſche mit gemalten Tiſchblättern. Stumme Aufwärter. Spiegeltrag-Geſtell. Getiegerte Strohhüte. Salisbury-Flanell. Nadel- und Arbeits-Kiſſen. Knäule mit nicht verbleichender Baumwolle zum Zeichnen. Schuhe aus Lammswolle. Markennäpfchen. Hemde aus Lammswolle. Neue Stühle. Kattuntapeten, Nadelkiſſen. Schneidermeiſterey. Rettungsboot. Mittel, Fahrzeuge leicht zu bewegen. Rettungsjacke und Rettungsboot vermittelſt Korkſpäne. Die Inſel Ceylon. Anekdoten: Beabſichtigter Selbſtmord; Gefahr der neuen Frauenzimmerkleidung; Unzeitiger Spaß; Glückliche Rettung; Wilder Auftritt in Peckham; Schreckliche That; Selbſtmord; Unter-

geschobenes Kind. Literarische Neuigkeiten: Neuentdeckte Briefe der Lady Montague; Strydens Geschichte des letzten Kriegs; Walkers The Champions of Order; Repton's Gärtenwerk; Malton's Landsitze; Geddes über die heilige Schrift; Nachricht von den von Clarke und Cripps aufgefundenen Manuscripten; Uebersetzung von Lafontaine's Landprediger; Rollmanns musikal. Werke; Geograph. Wörterbuch von Asien. Neue Erfindungen: Rauchfänge-Feger; Pferde-Aufhälter; Metallene Radachsenbüchse; Maschine, um große Lasten zu heben; Ofen zum Kalkbrennen. Neue Kupferstiche. Neue Bücher im Februar.

XV. Blätter für Policey und Cultur, 1803. 1stes Stück.

Inhalt. Ueber das Zunft- und Innungssystem und die möglichen zweckmäßigern Modifikationen zur Verbesserung desselben, in besonderer Hinsicht auf den preuß. Staat. 2. Das Armenkollegium der Stadt Braunschweig an das Braunschweigische Publikum. Empfehlung einer zweckmäßigern Einrichtung der städtischen Armenanstalt und Bericht von den bisherigen Vorarbeiten und Ereignissen. 3. Fragmentarische Nachrichten aus dem Hildesheimischen: Vorläufige Beibehaltung des bisherigen Ganges. Verordnung wegen Verhütung der Desertion. Verbot der Getreideausfuhr. Vorschrift wegen Aufnahme der Novizen und Besetzung geistlicher Aemter. Veränderungen mit der Stadtpolizey in Hildesheim. Geforderte Berichte von Gerichten, Magistraten, Predigern, Hospitälern, Armenanstalten. Schema. Steuerwesen. Hebammen-Ordnung. Neueste Vorschriften, verschiedene Regierungs- und Polizeyangelegenheiten betreffend. Konfirmanden, Einführung des neuen Gesangbuchs, Landschulen, Stolgebühren, Pfarrhandel, Kandidatenprüfung. Wahlrecht der Gemeinen, Gehaltsverbesserung der Prediger. Neueste Veränderungen in Hinsicht der Magistratswahl. Post- und Fuhrwesen. Gleichförmigkeit des Gewichts. 4. Bericht der medicinischen Fakultät in Kiel an die deutsche Kanzeley in Kopenhagen, die Kuhpocken betreffend.

XVI.

Doch, mein Freund, die Absicht dieses Briefes war nicht, Sie von der Musik der Alceste und von den Talenten ihres Urhebers zu unterhalten. Von der Alceste selbst wollt' ich Ihnen mit der Offenherzigkeit sprechen, wozu mich unsre Freundschaft ermächtiget; Ihnen einige der Gründe vorlegen, warum ich sie gerade so und nicht anders gemacht; warum ich von meinem Urbilde, der Griechischen Alceste, so oft abgewichen; und warum ich, ausser den unfreywilligen Fehlern — deren Sie nur zu viele entdecken werden — Einen, welcher zu stark in die Augen fällt, als daß er mir selbst hätte verborgen bleiben können, wissentlich und mit gutem Bedacht begangen habe. Aber über der Vorrede bin ich unvermerkt um meine Zeit gekommen; das Blat ist voll; und ich muß das, was ich Ihnen eigentlich sagen wollte, auf meinen nächsten Brief versparen, u. s. w.

Zweyter Brief.

Das erste, mein Lieber ***, was Ihnen bey Vergleichung der Alcestis des Euripides mit der meinigen in die Augen fallen wird, ist, daß ich weniger Personen dabey ins Spiel gesezt habe, als der Grieche. **Apollo**, der bey diesem den Vorredner macht, war die entbehrlichste unter allen; dies versteht sich; und was meynen Sie, was ein modernes Parterre zu dem schönen Dialog zwischen **Apollo** und dem **Tode** sagen würde? Auch **Pheres**, der abgelebte Vater des

Ad-

XVI. Inhalt der allgemeinen deutschen Justiz- und Polizey-Fama, vom Hofrath und Professor Hartleben zu Salzburg, für den Monat März 1805.

Polizey. Bittschrift aller deutschen Ober- und Unter-Bundärzte, auch Bader, Barbierer und Chirurgen genannt, an die sämtlichen wohllöbl. städtischen Polizey-Directionen des H. Röm. Reichs. — Eine ganz neue berüchtigte Spukgeschichte in Steyermark mit ihrer Entwikkelung. — Vorschläge zur Organisirung einer öffentlichen Anstalt zur Rettung des beweglichen Eigenthumes bey entstehenden Feuersbrünsten, verfaßt von einem aus der Gesellschaft vaterländischer Industrie zu Nürnberg angeordneten Committée. — Sonderbarer Beschluß der Winterschule von den Kindern in einigen Gegenden Oberdeutschlands. — Ein eigner Zweig der Polizey, der noch nicht hinlänglich und wissenschaftlich bearbeitet ist — die ästhetische Polizey. — Polizey-Aufsicht über die Viktualienmärkte in München. — Das Pestalozzische Erziehungs-Institut zu Burgdorf in der Schweiz, der allgemeinen Aufmerksamkeit höchst würdig. — Ein fröhliches Kinderfest zu Berlin — Merkwürdige Dank-Addresse des Kapitels, der geist- und weltlichen Diener, so wie der sämmtlichen Unterthanen des fürstlichen Reichsstiftes Berchtesgaden an ihren ehemaligen Landesherrn den Fürsten und Bischof Joseph Conrad. — Graf Theodor von Hutheim, ein großmüthiger Vater seiner Unterthanen. — Viertes Cirkular-Reskript des Erzherzogs Karl vom 3ten März d. J., welches eine ganz neue Geschäfts-Eintheilung bey den Länder-General-Commanden verfügt. Vortheile dieser Organisation. — Zwey neue Moden, das Haar- und Ehr-Abschneiden. — Die philantropische Gesellschaft zu Paris. — Uniformirung der Räthe und Beamten in den neu-wirtembergischen Landen. — Deutsche Damen, uniformiren ue sich! Die Polizeybehörden wünschen es, nicht ohne Grund. — Bemühungen der Pariser Polizey, das Quacksalbern zu unterdrücken — Einiges über die Polizeyverhältnisse in den Sachsen-Weimarischen Landen — Neuer Polizey-Tax für das Fluchen zu Dordrecht. — Arbeitsschule und Rumfordsche Suppen-Anstalt zu Straßburg. — Verkehrungen der helvetischen Regierung gegen das gefährliche Gesindel. — Schöne Züge

des hohen Verfalls eines Polizeybeamten, enthalten in der neuesten Instruktion für die K. K. Polizeybeamten. — Morgenröthe der Polizey zu Eichstädt. — Ueber die Verhältnisse einer städtischen Polizey-Direktion überhaupt und deren Organisation insbesondere. — Wunsch eines baierischen Patrioten in Hinsicht der Handhabung der öffentlichen Sicherheits-Polizey. — Belehrung über das Verhalten bey der epidemischen Krankheit, Influenza oder la Gripe genannt. — Die entdeckte dreymalige Giftmischerinn zu Berlin. — Glückliche Erfolge der neuen Beleuchtungs- und Erwärmungsmethode. — Polizeywidriger Kalender-Unfug zu Strasburg. — Justizwesen. Fortsetzung der Bemerkungen über den Kleinschrodischen Entwurf des neuen peinlichen Gesetzbuches für die Kurpfalzbaierischen Staaten, von dem Herausgeber der Zama. — Neue Literatur. — Miszellen. — Justiz- und Polizey-Anzeigen.

Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

XVII. Englische Miscellen, X. Bds 2s u. 3s St.

Inhalt. Landchartengestell. Spiegel. Neue Damenschuhe aus seidnen Bändchen. Schräger Absatz an Damenschuhen; Leuchter mit Feuerzeug; Castor-Damenhüte. Neue Geldbeutel. Silberne Obstmesser. Pantalons-Patent-Tuch. Sammtkleidung. Neues Salisbury; Salisbury Flanell. Kinderschuhe aus Lammwolle; Pferdegurt; Stahlfeder für Perücken. Reise in die Krimm. Schädlichkeit des Fleischessens. Englischer Kunstfleiß: Sammtkleidung. Blumen-Genuß. Neue Blumenbörse. Schottländische Pelzwaare. Kürschnerwaare. Arbeitsbeutel. Honigbüchse, Tabaksdosen. Haarschmuck von Stahl. Perückenstöcke von Wachsbüsten. Damenflanell aus Salisbury. Wagenbau. Stuhlüberzüge. Lammwollene Kleidung. Luftziehfenster. Federspalter oder Abkürzer. Büchschen. Merlin's sich selbstbewegender Wagen. Fahrzeuge durch Dampfmaschinen bewegt. Cadell. Neues Mittel wider das Podagra. Anekdoten: Unanständigkeit. Unvorsichtige Aufsätze. Herr von Verdion Sonderling. Muth eines amerikanischen Kriegers. Seltne Rückgabe. Herzhaftigkeit eines Matrosen. Literarische Neuigkeiten: Leben Washingtons; Dagley's

Gemmensammlung; Manne's Gedicht: Glasgow; Fordes Lebensbeschreibung berühmter Ebenburger Aerzte; Hatfield Briefe über das weibl. Geschlecht; Plumoire Reise durch Frankreich; Neues Collectanea; Aldini über Galvanismus; Grevenitzischer Homer; Pompejus Säule, Les Français en Egypte. Neue Erfindungen: Verbesserung des Rettungsbootes; Landstraßenreiniger. Patent-Erfindungen. Neue Kupferstiche. Neue Bücher im Januar.

XVIII. Posselts europ. Annalen 1803. 16 St.

Inhalt. I. Europa, wie es war, und wie es ist. II. Historische Aufschlüsse, über die in den letzten zwei Jahrzehenden in Bünden vorgefallene politische Revolution. (Eingesendet.) III. Biographische Skizze des ehemaligen französischen Ministers in Bünden, Ulysses v. Salis. (Eingesandt.) IV. Anekdoten und Charakterzüge zur Geschichte der französischen Revolution und ihres Krieges. Einleitung.

XIX. Flora 1803. 16 Quartal.

Inhalt. Die Eiche und der Lorbeerbaum, von Pfeffel. Pegasus und das Einhorn, von ebendf. Rosalie von ebdf. Trost, von Räder. An W. Jung, von Emerich. An Laura, von Haug. An Augusten, von ebendf. Lied, von ebdf. Vermischte Gedanken, von Tutenschön. An Mitternacht. Das Ungeheuer, von Pfeffel. Das Trödlerweib und der Dogge. An P. A., unter das Bild seiner Freundin. Edelsteins Briefe an Lilia: Lenore an Guido, von Haug. An Herrn Mercy, wegen seiner Epigrammen auf das schöne Geschlecht, in der Zeitung für die elegante Welt. Das Vergißmeinnicht. Leztes Wort, von Haug. Die Hatfnerinn, von Pfeffel. Anekdote. Geschichte der Frau von Lebensay, von ihr selbst erzählt, aus der Delphine von Huber. Leontinens von Terran Beruf zum Klosterleben, von ebend. Der blinde Gatte, von ebend.

Cotta'sche Buchhandlung.

XX. Französische Miscellen, I. Bds 18 St.

Inhalt. 1. Uebersicht der Organisation der Theater zu Paris. 2. Oeffentliche Begebenheiten, Anekdoten u. s. w. 3. Nekrologie. Leben und Schriften des Dokt. Roussel. 4. Medicin. Notiz über die Ayá-Pana. Neue galvanische Experimente. Ueber Hrn. Séguins Methode, das Wechselfieber ohne China zu kuriren; Notizen über Alberts nächsten Curs, und eine Kur mit dem Pilo galvanique 5. Litteratur. Amelie Mansfield. Die neue Romanenbibliothek. 6. Vermischte Aufsätze. Der Kirchhof zu Burg, nach der Fr. v. Genlis. Gedichte, nach der Madame Beaufort. 7. Ueber die neue Einrichtung des National Institutes. Notiz über einige der Mitglieder. 8. Parade. 9. Modeartikel.

Cotta'sche Buchhandlung.

XXI. Inhalt des Jännerstücks, der sächs. Provinzial-Blätter. 1805.

I. Aufruf zur Freude an die glücklichen Bewohner Altenburgs, beim Anfang des Jahres 1805. II. Das Hebammenwesen in dem Markgrafthum Niederlausitz. Von Manke. III. Herzogl. Sächs. Gothaische Organisations-Patent. IV. Nachricht von der dritten Jubelfeier der Universität Wittenberg. Vom Prof. Zacharia. V. Ueber Korbes neues Singspiel: Die Hussiten vor Naumburg. VI. Historische Kronik.

Altenburg. Rink und Schnuphase.

XXII. Inhalt des Februar-Stückes der sächs. Provinzial Blätter. 1805.

I. Einige, bis jetzt noch ungedruckte Reskripte Johann Georgs I. II. Nachricht von der dritten Jubelfeier der Universität Wittenberg. Vom Prof. Zacharia. III. Vorschlag zum nutzbaren Lesen für den Landmann. Von August Sievogt. IV. Joh. Gottfried Hoffmann, Bauer zu Spitzen. V. Ueber Nationalfrohsinn. VI. Briefe aus Sachsen ab eines Freund. VII. Ueber Feuer-Löschanstalten. VIII. Historische Kronik. IX. Buchhändler-Anzeigen.

Altenburg. Rink und Schnuphase.

XXIII. Inhalt des März-Stückes der Sächs. Provinzialblätter.

1. Der gestirnte Himmel. 2. Ueber den Character der Altenburgischen Bauern. 3. Ueber die Unzweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Wiederaufhebung der siebenden Hetre-Nachricht von dem, was seit kurzem für die Landschulen im Fürstenthum Eisenach geschahe. 5. Historische Anekdoten. 6. Fragmente aus artistischen Briefen eines Reisenden über den Kunstnachlaß des verstorbenen Malers und Zeichenmeisters Joh. Sam. Blättner in Altenburg. 7. Der Weg von Saalfeld nach Naumburg. Ein Beitrag zur Topographie des Saalgrundes. 8. Anzeige eines Schreibens von Wien, über ein erprobtes Rindviehpreßmittel. 9. Histor. Kronick. 10. Buchhändler-Anzeigen.

Altenburg. Rink und Schnuphase.

XXIV. Blätter für Policey und Cultur. 1803. 3tes Stück.

Inhalt. Züge zur Kunde des Zustandes der Polizei in den französ. Departementen, aus den officiellen Beschreibungen der Präfekte. (Fortsetzung.) Departement des Lot und der Garonne: Neue Vorkehrungen zur Steurung der Unsicherheit — Mängelhafte Beschaffenheit der Gefängnisse, namentlich zu Achen — Dienst der Gensdarmerie — Nothwendigkeit eines Unterpräfekts auch im Bezirke des Hauptorts — Mitwirkung der Nazionalerziehung zur Handhabung der Ordnung — Depart. der Oberalpen: Große Armuth, wenig einheimische Bettler — Piemonteser — Armenhäuser — Nothwendigkeit der Werkstätten in denselben, und besserer Ordnung in den Gefängnissen — Verwahrloste Geburtshülfe — Venerische Seuchen — Häufige Feuersbrünste, gefährliche Bauart — Depart. der Marne: Feuersbrünste und Ueberschwemmungen. Zweckwidrige Bauart — Poterlet's Unterricht über Häuserbau und Bedachung. 2. Das System der franz. Regierung in Beförderung der Nationalindustrie, beurtheilt von einem Engländer. 3. Annalen der französ. Polizei — Germinal, Floreal, Prärial J. 10. Ministerium der allgem. Polizei. Verhaftung gefährlicher Diebe — Edle Menschenrettung bei der Feuersbrunst zu Bondeaville — Bericht des B. Demonsseaux:

Präfekt des Ourthedepartement, von der Abstellung der Pestseci und verbesserten Armenpflege zu Lüttich und in einigen benachbarten Gemeinen — Pariser Polizeipräfektur. Verordnung wegen des Milchverkaufs — Verordn. wegen der Kunsthändler — Verordn. die Flusbäder betr. — Verordn. wegen der Livreen — Fuhrordnung — Verordn. die Feierlichkeiten am Sonntage den 28ten Germinal betr. — V. die Ankunft, Niederlage und den Verkauf des Brennholzes in Paris betr. — V. wegen der Fuhrleute und Karrenführer, welche bei den Häfen und auf den Stapelplätzen arbeiten — V. die Anlegung von Kuhmelkereien betr. — Bekanntm. der V. wegen Gebrauchs des neuen Gewichts — Vermischte Anzeigen und Bekanntm. aus der Polizeipräfektur — Auftrag an die Polizeikommissäre wegen der Brunnen — Neue Gassenerleuchtung der B. Michiels und Fraiture — Polizeiurtheile — Bedenken der medicinischen Gesellschaft über die, die Gesundheit der Kinder benachtheiligenden, Farben des Spielzeugs. — 4. Zur Geschichte des Vorschlags, den Landpredigern die Polizeiinspection aufzutragen. 5. Der moralische Lehrer der Kirche soll nicht Verkündiger der bürgerl. Statute und Polizeidiener seyn. — 6. Ueber das Ablesen der Verordn. von der Kanzel. 7. Ueber Schornsteinfeger u. Schornsteine. Mishandlung der Schornsteinfegerjungen in London und Paris — Neuere und ältere Vorschläge, die Schornsteine durch Maschinen zu reinigen — Rüge des Kopenhagener Polizeistandes wegen Verantwortlichkeit der Schornsteinfeger — Angeblich untrügliches Mittel, jede brennende Esse augenblicklich zu löschen — Nähere Beurtheilung desselben vom Prof. Valentiner. 8. Einige ökonomische und Polizeifragen, auf deren befriedigende Beantwortung im Kopenhagener Polizeifreunde Preise ausgesetzt sind. 9. Mannichfaltigkeiten zur Tagesgeschichte der Polizei und Kultur. Einschränkung der Preßfreiheit in der italienischen Republik — Verboth des Büchernachdrucks in Batavien — Schritte zur Einschränkung der Zünfte in Frankfurt — Wiederherstellung derselben in Amsterdam. — Einschränkungen und Befreiung des Kornhandels — Judentoleranz in Schleswig — Besserungshaus in Schweidnitz — Wichtige Verbesserung der Sicherheitspolizei in Holstein — Mängel des Gefängnisses zu Newgate — Handhabung der Sicherheit in der italienischen Republik — Steurung des Kolonistenwerbens in Hamburg — Mishandlung bethörter deutscher Auswanderer in Philadelphia — Königl. dänische

Unterſtützung zur Bereiſung der Zuchthäuſer des Armenweſens in Glückſtadt — Aufnahme der Schulreinſtrikten in die meklenburgiſche Geſetzſammlung — Neue Anordnung zur Sicherheit in Lübek — Feuerſchadenverſicherung — Behandlung der Hazardſpiele in Würtemberg, Regensburg und Brüſſel — Steurung der Zudringlichkeit der Braunſchweig. Lotteriekollekteurs.

XXV. Titan, von Jean Paul.

Der 4te und letzte Band dieſes Werks erſcheint ohnfehlbar zur Leipziger Jubilate-Meſſe.

Carl Matzdorf'ſche Buchhandlung in Berlin.

XXVI. Novitäten der Neuen Akademiſchen Buchhandlung in Marburg Oſtermeſſe 1803.

ABC-Buch für Stadt- und Landſchulen, herausgegeben von Zeiß, 8. 1 Gr. 6 Pfen. oder 6 kr.

Achenbach, H. A. Materialien zu Aufſätzen aus dem Teutſchen ins Lateiniſche, nach den in der Ordnung folgenden und jedesmal angeführten Regeln der latein. Sprachlehre, zum Gebrauch für die niedern und mittlern Klaſſen, 8. 10 gr. od. 40 kr.

Buſch, Joh. Dav., Beſchreibung zweier merkwürdiger menſchlichen Misgeburten; nebſt einigen andern Beobachtungen aus der practiſchen Entbindungskunſt, mit 5 Kupf. gr. 4. 18 Gr. od. 1 fl. 12 kr.

Conradi, Dr. J. W. C., Beitrag zur Erregungstheorie, 8. 9 gr. oder 36 kr.

Cramer, D Joh Chriſt, Enumeratio plantarum, quae in ſyſtemate ſexuali Lineano eas claſſes et ordines non obtinent, in quibus ſecundum numerum et ſtructuram genitalium reperiri debent, 8 maj. 1 rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Creuzer, Georg Fr., Herodot und Thucidides Verſuch einer nähern Würdigung einiger ihrer hiſtoriſchen Grundſätze mit Rückſicht auf Lucians Schrift, wie man Geſchichte ſchreiben müſſe, 8. 6 gr. oder 24 kr.

Eſper, J. H., ſtaatsrechtl. Abhandl. über die Bergwerke in Teutſchland, beſonders der jetzigen Entſchädigungslande, 8. 6 gr. oder 24 kr.

Forstenau, C. G., der praktisch-moralische Idealismus, im Gewande des speculativ-metaphysischen dargestellt, 8. 8 gr. oder 30 kr.

Hartmann, J. M. Edrisii hispaniae, part. I et II. 4. 6 gr. oder 24 kr.

Hauff, J. G. F., de nova methodo naturam ac leges phaenomenorum electricorum quae a galvano-magnetismo sortita sunt investigandi. Comment. in. 4maj. 6 gr. oder 24 kr.

Journal für Prediger und Predigergesellschaft, 2ten Bandes 2tes Heft, gr. 8 9 gr. oder 36 kr.

Leyserii, D. A., Meditationes ad Pandectas, Vol. XII. prs. 2da edit. nova. 4. 1 thl. 16 gr. od 2 fl. 30 kr.

Magazin für Wochen- und Festtags-Predigten, 9ten Bandes 2tes u. 3tes Stück, oder Neues Magazin, 3ter Band, 2tes und 3tes Stück, gr. 8 6 gr. oder 24 kr.

Müller, D. W., über den Einfluß in die sogenannte Seelenkräfte und Moralität der menschlichen Handlungen nebst einigen Bemerkungen über Criminalfälle, ein Lesebuch für Criminalrichter, Rechtsgelehrte, Aerzte und Prediger, gr. 8. 1 thl. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Münscher, Dr. W., Handbuch der christl. Dogmengeschichte 1ster Band, neue verb. Aufl. gr. 8. 1 thl. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Dessen Magazin für das Kirchen- und Schulwesen, 1ster Jahrg. 3s und 4s Heft, gr. 8. à 8 gr. oder 30 kr.

Nationalgesänge der Hebräer, neu übersetzt und erläutert von H. W. Justi. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Pfeiffer, H. W., vermischte Aufsätze über Gegenstände des Teutschen und Römischen Privatrechts. Nebst einem Anhang, die v. Rettelbladtische Abhandl. über Prälegaten betr. gr. 8. 1 Rthl. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Repertorium, kritisches, der auf in- und ausländ. höhern Lehranstalten vom J. 1781-1800 herausgekommenen Probe- und Einladungs-Schriften aus dem Gebiete der Arzneygelahrtheit und Naturkunde, von S. L. L. Döring, gr. 4. 2 thl. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Scherer, J. L. W., neue Religionsgeschichte für die Jugend; zum Gebrauch für Eltern, Prediger und Lehrer. 2 Thle. 3te verb. Aufl. 8. 12 gr. oder 48 kr.

Der Neue

Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1803.

I.

Egeria.

Zweiter Geſang.

Fern von der Tiber rauſchendem Geſtade,
An ſchroffer, unwirthbarer Felſenhöh';
Entlegen von des Wand'rers Pfade,
Ein Schutzort dem verfolgten Reh,
Und heilig ſelbſt der tobenden Mänade, —
Von dir, o Rom, getrennt durch Thal und Berg' und See,
Erhob ein Hain die ſchauerlichen Wipfel,
Und ew'ger Schnee ruht' auf der Felſen Gipfel!

Seit Faunus Zeiten war es nie gelungen,
In's inn're Heiligthum des Hain's zu ſchau'n;
Den Sterblichen, der kühn war eingedrungen,
Befiel ein banges, ahndungsvolles Grau'n;

Er bebt' — als hätten Drachen ihn umſchlungen,
Als faßten ihn des Panther's ſcharfe Klau'n.
Der Sage nach ergoß ſich rein und helle
Dort eine den Dryaden heil'ge Quelle.

Da träumt' Egeria, geſchützt von jähen Klüften,
Der Jugend ſchönen Traum in einer Blumenau;
Berauſcht von ſüßen Maiendüften,
Durch Schlummer leicht erquickt, gekühlt vom Morgenthau.
Umweht von ew'gen Frühlingslüften,
Strahlt' ihr ein mild'res Licht ein rein'res Himmelblau.
Doch ſenkten ſich auf friſchen Schmelz der Matten
Der Pinien und der hohen Palmen Schatten.

Und lieblich ſprudelt die kryſtall'ne Quelle
Aus kühler Grotte raſch auf glattem Kieſel hin.
Den zarten Raſen tränkt die reine Silberwelle;
Und junge Roſen, die im Lilienkranze glüh'n,
Umziehn wetteifernd die geweih'te Stelle,
Wo nah' der goldnen Frucht die zarten Knoſpen blüh'n.
Dort tönt im Einklang ſüßer Lieder
Die Harmonie der Sphären wieder!

Horch! wie ſie rauſchend durch die Zweige ſtreichen,
Wo anmuthsvoll, voll Majeſtät

Admets, hatte in meiner Alceſte nichts zu thun: denn ich konnte den Einfall nicht haben, dem Schmerz der Zuſchauer über ihren Tod durch die bürleske Scene zwiſchen Vater und Sohn, womit uns Euripides beſchenkt, eine Zerſtreuung geben zu wollen. Die Chöre mußte ich weglaſſen, weil ich nicht Athem genug hatte, in dieſem Stücke mit dem Griechiſchen Dichter in die Wette zu lauffen. Indeſſen, damit der Componiſt und die Zuhörer nicht zuviel dabey verlöhren, erſetzte ich ſie einigermaßen durch die Geſänge zu Anfang des vierten und zu Ende des fünften Acts. Es blieben mir alſo nur Alceſte, Admet und Herkules, als die Hauptperſonen des Stücks; und noch hatte ich einer Mittelsperſon vonnöthen, welche die Stelle der Kammerfrau und des Bedienten in dem Griechiſchen zu vertreten hatte. Ich gab dieſe Rolle einer Schweſter der Alceſte von meiner eignen Creation, und gewann durch dieſe Veredlung und Einflechtung derſelben in das Intereſſe der Handlung, den Vortheil, daß ſie dem Zuſchauer ungleich intereſſanter wird, als die gewöhnliche Vertrauten es zu ſeyn pflegen.

In dem Augenblicke, da ich den Gedanken hatte, aus der Alceſtis ein Singſpiel zu machen, ſagte ich mir ſelbſt: Je einfacher der Plan und die Ausführung, je beſſer! Keine epiſodiſchen Perſonen! Kein Neben-Intereſſe! Keine ſchön verſificierte Schul-Chrien, da wo der Affect

Bald unterm Dom von immer grünen Eichen,
Egeria mit ihren Nymphen geht
(Wenn vor des Mondes Blick die Schatten dämmernd weichen);
Bald sinnend die Natur in ihrem Gang erspäht.
Sie lauscht — der bunten Sänger Kehlen
Scheint ihre Gegenwart melodisch zu beseelen!

Sie fühlte sich beglückt in diesen Einsamkeiten —
In sel'ger Trunkenheit der schönsten Schwärmerei —
Sie sah in ihrem Hain die Rückkehr goldner Zeiten,
Und blieb sich, ihrer Wahl und der Natur getreu;
Auch pflegten sie die Musen zu begleiten,
Der Helden leiser Wink rief lächelnd sie herbey —
Egeria! o selig du vor Allen,
Die auf Olympus höchstem Gipfel wallen!

Doch durfte nach Kronion's hehrem Schlusse
Egeria nicht bloß sich der Betrachtung weih'n,
Nicht lange mehr an Stunden süßer Muße
Der himmlischen Begeist'rung Stunden reih'n,
Und im phantastischen Genusse,
Sich ungetheilt der schönsten Gaben freu'n:
Einst sollt' ein Sterblicher bei ihr verweilen,
Und Seligkeit durch sie dem Erdenvolk ertheilen.

Schon sah sie Jahr um Jahr vorüberrollen,
Und sie vergaß den hohen Götterspruch;
Das Laub entsank, und frische Knospen schwollen —
Ihr ew'ger Frühling barg der Zeiten raschen Flug;
Und keine Thräne war dem schönen Aug' entquollen,
Weil sie ein freies Herz im reinen Busen trug.
Dies Herz schlug nur in raschern Schlägen,
Euch Musen, dir Natur, entgegen!

Wenn eingehüllt im zarten Nebelschleier
Ein grauer Schatten noch auf allen Fluren ruht;
Wenn schon Arctur, mit ihm die goldne Leier
Versenkt sind in der wogenreichen Fluth:
Und Hesperus allein sein mildes Feuer
Entgegenstrahlt der frühen Rosenglut:
Wenn Tag und Dämmerung sanft in einander fließen,
Eilt schon Egeria, dich, Phöbus, zu begrüßen!

Auch jetzt, da Numa sich in ihrem Hain verirrte,
Rief sie die Nymphen-Schaar aus dumpfer Ruh' empor.
Noch schlug die Nachtigall — die sanfte Taube girrte: —
Da führt der Göttin Ruf die Schlummernden hervor,
Durchwandelt ward der Hain; und Ros' und Lilie und Myrte
Reicht' ihren Schmuck dem holden Mädchen-Chor.
Der Sonne frühe Strahlen zu erspähen,
Erstiegen sie der Felsen steilste Höhen!

So lockt des Hirten wohlbekannte Flöte
Der Lämmer frohen Schwarm mit ſanftem Ton' heran,
So trägt — ihr folgt die Brut, die ſie vom Zevs erflehte —
Des Liedes ſüßen Ton die Lerche himmelan,
Und ihr Gefieder glänzt im Strahl der Morgenröthe,
So majeſtätiſch kömmt Apollo's Lieblings-Schwan
Mit jüngern Schwänen hergezogen,
Und rauſcht melodiſch durch die Silberwogen! —

Das Herz belebt von höheren Gefühlen,
Verlor Egeria ſich in den Wald;
Fern vom Geräuſch der ſcherzenden Geſpielen,
Wo ihrem Ruf kein Echo wiederhall't;
Wo in dem dunkeln, dichten, kühlen
Gebüſch nur leiſes Laubgeflüſter ſchall't. —
Doch plötzlich hemmt ſie ihre Tritte —
Sie ſtutzt, — ſie lauſcht, — und wagt nur leiſe Schritte. —

Denn plötzlich ſieht ſie unter kühlen Zweigen
Den ſchönſten Jüngling ſorglos hingeſtreckt,
Das aufgeſtützte Haupt verſenkt in Schlummer neigen,
Sie ſorgt, daß kein Geräuſch den holden Schläfer weckt;

Doch flüſtert Neugier, ſanft den Aſt hinweg zu
beugen,
Der ſeine hohe Stirn der Forſchenden verdeckt:
Sie ſieht ſein lockigt Haar um ſeinen Nacken wehen,
Sein Heldenangeſicht, und bleibt unſchlüſſig ſtehen.

Nun ſtand der Götterſpruch, den längſt der Flug
der Horen:
Umdämmert, flammendhell vor ihrem regen Sinn;
Ruh't dort ein Sterblicher? biſt du ihm auserkoren,
Egeria, zur Herzenskönigin?
Gedankenvoll, in Ahndungen verloren,
Sann auf die Deutung ſie vergebens her und hin —
Doch nur der Sterbliche, der ihr war auserſehen,
Sollt' ungeſtraft des Haines Weg erſpähen. — —

Sie weilt — kein Weſthauch flüſtert durch die
Stille —
Gefällig ſenkt ſich noch der Göttin Blick auf ihn:
„Wird auch der Geiſt, der dieſe ſchöne Hülle
„Beſeelt, für Weisheit und für Tugend glüh'n?
„Ward ſeinem Herzen der Empfindung Fülle?
„Wird die Natur ihm nie umſonſt entgegen-
blüh n?" —
Was könnte nicht ſein Blick ihr noch verkünden!
Wär' er erwacht, ihr Zweifel müßte ſchwinden!

Doch er bewegt ſich — und mit leichtem Schritte
Entweicht Egeria — entflieht ſein Glück! —
Sie gieng; doch auf des Weges Mitte
Bog einmal noch ſie ſchüchtern ſich zurück;
Und zögernder ward jeder ihrer Tritte.
Ein nie gefühlter Zug, ein mächtiges Geſchick
Verrieth ſich ihr im raſchen Herzensſchlage,
Im Weſthauch — in der Nachtigallen Klage!

Wie von des Helikon's geweih'ten Höhen
Apollo'n jüngſt der Muſen Lied erklang,
So tönte von des Felſens jähen,
Erklomm'nen Gipfeln nun der Nymphen Frühgeſang,
Der durch der Lüfte mildes Wehen
Harmoniſch in die Waldung drang.
Mit Purpur ſah man ſchon der Sonne Strahlen
Der Wolken lichten Saum bemalen.

Chor der Nymphen.

Du begeiſterſt den Chor, du, Gott mit dem ſilbernen Bogen,
Kühner, der du bezwingſt jeglichen Störer der Ruh;
Seht! es erhebt ſich ſein Haupt aus bläulich wallenden Wogen,
Seht! es lächelt ſein Blick lieblich und ſtrahlend uns zu! —

Eine Stimme.

Goldgelockter! wer rührt, wie du, die bebenden Saiten?
Wem ertönt, wie dir, göttlicher Hymnen Gesang? —
Wann die Zügel ihm spät in des Oceans Tiefen entgleiten,
Rauscht von der Leier des Gotts süßer melodischer Klang.

Chor der Nymphen.

Du begeisterst ꝛc.

Gelagert unter dicht verflochtnen Bäumen,
Vom süßen Morgenschlaf besiegt,
Irrt' unsers Helden Geist in überird'schen Räumen,
Und seine Hülle blieb den Rasen angeschmiegt;
Er ward umschwebt von zauberischen Träumen,
Worein ein Gott sein reges Herz gewiegt.
Bald, wie in Frühlingsduft zergeh'n, bald sich entfalten,
Sah sein beklomm'ner Sinn phantastische Gestalten.

Doch bald erstarrt sein Blut! — Wie wenn mit jähem Brausen
Neptun erzürnt die Wogen wirbelnd dreht;
Und der Pilot mit hoffnungslosem Grausen
Durch dichten Regenguß kein Ufer mehr erspäh't,

Kein Ton ihm hörbar bleibt, als nur des Sturmes
Sausen.
Der unerbittlich ihm die Segel bläh't:
So fühlte Numa's Geist sich nun umher getrieben,
Er träumte fort — ihm war kein tröstend Bild geblieben!

Es trieft ihm kalter Schweiß von jedem matten
Gliede
Und dumpf erkennt er nur was mächtig ihn bewegt. —
Doch, wenn des langen Tobens müde
Sich allgemach die Wut der Wellen legt;
Des Wogenherrschers Dreizack Friede
Gebeut; und sanfter sich des Windes Fittig regt:
Dann weicht der Nebel der den Schiffer schröckte,
Den Leuchtthurm ihm entzog, den Hafen ihm verdeckte!

Und so zerrinn't der dichte Nebelschleier
Der Numa's Phantasie umgab.
Er steht umringt von einer Sieges-Feier
Es senken Genien laut jubelnd sich herab —
Sein Busen glüht von kriegerischem Feuer,
Bellona's Speer wird ihm ein Zauberstab —
Die Göttin reicht ihm Lorbeerkränze,
Und ihn vergöttern wilde Sieges-Tänze!

„Die Wahl iſt dein, ſprach ſie: ſoll ew'ger Ruhm dich krönen?
„Soll aus der Helden Göttergleichen Schaar,
„Dir in dem Orcus einſt Triumph entgegen tönen,
„Wie keinem, den ein irdiſch Weib gebar?
„So nimm den Lorbeerzweig; und allen Götterſöhnen
„Geſelle dich; und trotze der Gefahr!“ —
Wie fühlt er ſich erweckt zu Schlachten und zu Siegen,
Ihm glänzt Herſilia aus den entflammten Zügen! —

Es ſchwand der Zug; er blieb von milderm Licht umfloſſen
Und mählig legte ſich der Sturm in ſeiner Bruſt,
Es hielt ein Tempel nun den Staunenden umſchloſſen —
Und alles athmete dort reine ſüße Luft;
Schon hatte Friede ſich ſanft in ſein Herz ergoſſen;
Es würkt' ein Gott auf ihn, ihm ſelber unbewußt —
Noch fühlt er raſchen Muth in ſeinen Adern wallen —
Doch ſchaudernd ſah er Blut dem Lorbeerreis entfallen —

Des Tempels Kuppel ruht' auf luft'gen Säulen
Ihn ſchuf die Kunſt in ihrem höchſten Styl;
Begeiſternd ſchön in allen ſeinen Theilen
War Harmonie der Theile großes Ziel.
„O ewig, ewig heimiſch hier zu weilen

„Erhebt den Geiſt, beſeelt das Gefühl"
So rief der Jüngling voll Entzücken,
Und ſpäht' umher mit wonnetrunknen Blicken.

Des Künſtlers Meiſſel grub in Marmor-Wänden
Des goldnen Alters holde Bilder ein;
Hier ſah man Schnitter mit geſchäft'gen Händen
Der Ceres ihres Segens Früchte weih'n,
Hier Bacchus ſeine ſüßen Gaben ſpenden:
Dort tanzte Pan in froher Schäfer Reih'n;
Der Gärten Reiz' entwand man lächelnd Floren,
Und leicht umſchwebten ſie die jugendlichen Horen!

Seht! dort vergißt Apoll auf Blumenreichen Fluren
Der Götter Feſt' und ihren Nektartrank;
Die Hirten leitet er auf reiner Freude Spuren,
Sie hüpfen Kindern gleich bei ſeiner Leier Klang;
Dort bildet Orpheus ſelbſt die roheſten Naturen,
Den todten Hain belebt ſein himmliſcher Geſang;
Die Parzen dürfen nicht den Lebensfaden ſpinnen
Es drehen lächelnd ihn die Charitinnen!

Hier kündigt hoher Ernſt mit väterlicher Miene,
Den Göttergleichen Minos an;
Er wall't in Creta's ſeligem Gefilde
Des weiſen Herrſchers unbetret'ne Bahn. —

Mit Opfer-Gaben zieht auf jenem Bilde
Ein Chor von Jungfrau'n schön geschmückt heran:
Und durch den Zauber kühngeworfner Falten
Verrathen sich die reizendsten Gestalten.

In einem Ocean von reinem Wohlgefallen
Versenkt, trift ein Geräusch des Jünglings Ohr;
Er athmet Blüthenduft, hört süße Töne schallen
Und langsam öffnet sich des Tempels Thor;
Und aus des Heiligthums geweihten Hallen
Tritt majestätisch nun ein göttlich Weib hervor;
Der Himmel hatte sich in ihren Blick ergossen
Von überird'schem Reiz war jeder Zug umflossen.

Ihm schien ihr Gang ein leichtes Schweben;
Ihr schönes Ebenmaaß bezauberte den Sinn;
Ihr Lächeln gab der todten Schöpfung Leben.
Ein jeder Wink von ihr war seliger Gewinn:
Und einen Eichenkranz, den Lilien durchweben,
Reicht sie voll Anmuth dem Beglückten hin. —
Ihm ist als müsse nun zu ihren Füßen
Sein ganzes Herz in Wonne sanft zerfließen!

„Wer führte dich, sprach sie, zu meines Tempels
Höhen?
„Dich wildet Krieger rauher Sohn?
„Hier wird kein Lorbeer dir entgegen wehen,
„Bescheidner ist der Eintracht süßer Lohn.

allein reden, keine Tiraden, da wo er ganz verstummen soll! Lange Reden, so schön sie als Reden immer seyn mögen, machen in Trauerspielen selten eine gute Würkung. Wer viel zu thun hat, hat keine Zeit hinzustehn und zu schwatzen. Jeder Augenblick ist ihm kostbar, und soll es also auch dem dramatischen Dichter seyn. Aber nirgends sind lange Reden weniger zu dulden, als im Singspiel. Hier, wo die Sprache der Musen allein geredet wird, muß alles warme Empfindung oder glühender Affect seyn. Ein Liebhaber, der in schmelzenden Tönen seine Gefühle ausathmet, rührt uns; ein Sophist, der uns Vernunftschlüsse vorsingen wollte, würde uns ungehalten machen, oder einschläfern.

Episodische Personen sind ein vortrefliches Mittel für eine unfruchtbare, von ihrem Stoffe nicht genug erhitzte Einbildungskraft; aber ein sehr schlechtes, um durch ein dramatisches Werk grosse Würkungen zu thun. Das Meisterstück des grossen Sophokles, der Philoktet, hat nur drey Hauptpersonen. Anfangs war ich, in der Absicht mehr Interesse in die Alceste zu bringen, im Begriff, einen Liebeshandel zwischen Parthenia und Herkules anzulegen. Sie sehen, daß mir Metastasio im Kopfe lag. Aber fürchten Sie nichts! Beym zweyten Gedanken sah ich den ganzen Schaden, den ich meinem Stücke dadurch thun würde. Herkules, der nun im dritten Act eine so edle Rolle spielt, würde dadurch

„Hier athmet froher Scherz und sanftes Flehen
„Und hier verhallt des Ruhmes Schmeichler-Ton
„Doch — opferst du dem Bürgerglück die Lanze
„So schmücke dich mit diesem Eichenkranze!

Voll Sehnsucht nach der Göttin Gabe
Streckt' er die Hand — da floh sein Traum!
Entschwunden war die holde Habe,
Und er umarmt — den kalten Baum! —
Er fleht, daß einmal noch das Luftgebild ihn labe —
Umsonst! — Aurora färbt der leichten Wolken Saum.
Er schwingt sich auf sein Roß, und sucht auf rauhem
Wege
Zur väterlichen Flur die wohlbekannten Stege.

II.

Rinaldo's Abentheuer in Schottland.

Nach Arioſts Orlando Furioſo IV, 52 ff. *).

Im Meere glaubte Reinald zu verſinken,
Und war dem Tode mehr als einmal nah,
Als ſein Pilot von Schottlands Küſten winken
Die hohen Caledonſchen Eichen ſah.
Da zäumte flugs der Paladin Bajarden,
Stieg unbegleitet an das Land, und hieß
Den Schiffer, bis er wieder zu ihm ſtieß,
Im Port von Berwick ſeiner warten.

Und voll der heißen Sehnſucht, ſeinen Speer
Berühmt zu machen durch ein Abentheuer,
Irrt' er gleich einem Schiff, das Maſt und Steuer
Verloren, lang' im Walde hin und her.

*) Der Ueberſetzer, der ſchon ein glückliches Wageſtück in dieſer Kunſt beſtanden hat, begleitet dieſe Probe mit folgenden Worten: „Ich werde nie das Herz haben, einen ernſtlichen Verſuch mit Arioſts Orlando zu machen, weil ich ihn geradezu für unausführbar halte. Denn ich zweifle, ob der Orlando Furioſo jemals nur leidlich treu, vollſtändig werde ins Teutſche überſetzt werden. Es ſoll mich freuen, wenn jemand mich Lügen ſtraft!" Hier alſo die Aufforderung. Wer wird ſie annehmen?

Und um ein Obdach ward er schier verlegen,
Nachdem der letzte Strahl der Sonne schwand,
Als er an einem Kloster sich befand,
Gewohnt der Reisenden zu pflegen.

Der Abt und seine Kleriser empfieng
Nach Klosterart den Ritter fromm und bieder,
Und als man sich zur Tafel nieder
Gesetzt, und nun herum der Becher gieng,
Frug Reinald, ob dies Land, durch Wunder alter Zeit
Berühmt, noch Stoff zu Abentheuern hege,
An welchem seinen Muth und seine Tapferkeit
Ein Paladin beweisen möge?

Der Abt erwiederte: an Stoff gebricht
Es nicht in diesem Wald zu kühnen Thaten,
Doch muß der Muth, der ohne Zeugen ficht,
Gewöhnlich des verdienten Lobs entrathen.
So aber anders nicht Gefahr euch schreckt,
So wählt, Herr Ritter wählt euch eine Bühne,
Wo das Gewagte, wo das Kühne
Der That nicht dunkler Wälder Nacht bedeckt,

Und eben könnet ihr durch eine That
Den hohen Muth, der euch beseelt, beweisen,
Um welche, wenn sie in des Himmels Rath
Beschlossen ward, euch noch die späten Enkel preisen;

Denn unſers Königs Tochter hat Lurkan,
Ein mächtiger Baron, der Schande Preis gegeben,
Und nimmt ſich ihrer nicht der Himmel an,
So iſt es aus mit ihrem jungen Leben.

Es hat Lurkan, Gott weiß mit welchem Grunde,
Bey'm Vater ſie verklagt, als hab' er ſteh'n
Mit einem Buhler ſie, allein, zur Stunde
Der Mitternacht auf dem Balkon geſeh'n.
Sie wird verbrannt, wenn binnen dreißig Tagen,
(Und bald verfloſſen iſt bereits die Friſt,)
Kein tapfrer Ritter ſich entſchließt
Für ihre Unſchuld einen Kampf zu wagen.

Noch hält man hier zu Land' an dem Geſetze feſt,
Das jedes Weib und Mädchen ohn' Erbarmen
Den Flammen weiht, das ſich in einer Mannes Armen,
Der nicht mit ihr getraut iſt, finden läßt.
Sie ſtirbt, bevor der Mond ſich wieder füllet,
Kömmt nicht zu ihrer Hülf' ein Paladin herbei,
Der ihre Unſchuld feierlich enthüllet,
Und ihren Kläger ſtraft, daß er ein Lügner ſey.

Nun hat der König, um ſein Kind zu retten, —
Geneve iſt der Name, den ſie führt, —
Bekannt gemacht in Dörfern, Flecken, Städten,
Durch Anſchlag und Patent, wie ſich gebührt,

Daß

Daß ihr Befreier sie erhalten sollte
Zur Frau, samt reicher Mitgift nebenbei;
Vorausgesetzt, daß seines Stammbaums Rolle
Untadelhaft und ohne Makel sey;

Doch sterben muß sie, läßt sich Niemand blicken,
Der ihrem Feind das Maul zu stopfen weiß.
Nun sprecht, Herr Ritter, sollt' Euch solcher Preis
Nicht mehr als dunkler Ruhm, im Wald erholt, entzücken?
Denn wie der spätste Nachruhm Euren Namen
Von Pol zu Pol durch alle Länder trägt,
So wird zugleich die schönste aller Damen,
Die je geblüht, ins Brautbett' Euch gelegt.

Der weitern Gnade will ich nicht erwähnen
Die Euch des Königs Gunst erwarten läßt,
Wenn Euch zu wandeln glückt in Freudenthränen
Die Zähren, so ihm jetzt der Schmerz erpreßt.
Doch ob Ihr keinen Lohn zu hoffen hättet,
So treibt Euch billig Ehr' und Ritterpflicht.
Denn wer mit Glück für diese Dame ficht,
Der hat die Keuschheit selbst gerettet. —

Wie? rief der Ritter aus, soll aus dem Grunde
Ein armes Mädchen werth des Todes seyn,

Weil es gewuchert hat mit seinem Pfunde
Und einem Mann erlaubt sich seiner zu erfreun? —
Verdammt, wer immer solch Gesetz erfand,
Samt allen die den Gräuel dulden können!
Die spröden Katzen sollte man verbrennen;
Nicht jene deren Herz dem Mitleid offen stand.

Mich kümmert's nicht, ob das, was man erzählet
Von der Prinzeßin, wahr sey oder nicht.
In meinen Augen hat sie nicht gefehlet,
Und ihr zu helfen ist mir heil'ge Pflicht.
Nur einen Boten schafft, weil ich der Wege
Allhier nicht kundig bin, Herr Abt, herbei.
So wenig ich von mir zu rühmen pflege,
So hoff' ich daß sie noch zu retten sey.

III.

Basrelief

am

Sarkofage Helvetiens.

Im Jahre 1799.

Leihe mir dennoch deine Töne, o meine Harfe! Noch iſt Labung in deiner Stimme, ſüß iſt das Lied der Demuth.

Oſſian.

Dir Vaterland! o Schweiz! einſt hoher Freiheit Stätte,
Der Hirtenunſchuld Götterland —,
Dir klag' mein letztes Lied an deinem Sterbebette
Noch deines Volkes Schand!

Noch röchelſt du im Kampf, der Feigheit letzten Zügen!
So höre denn des Sohnes Fluch!
Vernimm ihn! hülle dann — denn du wirſt unterliegen —
Dich in das Todtentuch!

Geſchändet, frech entehrt hat unſern großen Namen
Die Natterbrut aus fremdem Schoos!
Mit Satans Luſt geſtreut der Zwietracht Höllenſamen,
Daß Blut in Strömen floß.

Wo frohen Sinns — voll Kraft und alter Männerſitte
Der Landmann führte ſeinen Pflug —
Auf Feldern Garben band und in die weite Schütte
Des Segens Fülle trug;

Wo von des Rigis Wall und Tödis Silberhäupte,
Bis an des Juras graue Wand,
Der Palmenzweig den Hirt und ſeine Heerd umlaubte,
Der Müde Schatten fand;

Wo von des Rhenus Quell bis an die Rauraks- *) Hügel
Der Winzer ſchäum'nden Nektar zog;
Der braune Hirtenknab' an ſeines Baches Spiegel
Aus Weiden Lauben bog;

Wo Treuſinn wohnte — wo an ſtiller Heimath Heerde
Sich traute Liebe ſanft umſchlang,
Und unterm Lindenbaum auf mütterlicher Erde
Ein Schweizerlied erklang;

*) Das alte Baſel.

Wo Einfalt, Genügsamkeit dem Hause goldnen Frieden
Familieneintracht, Glück gebahr;
Wo Patriotenruhm ererbt von Winkelrieden,
Schweiz, deine Stütze war!

Wo friedlich noch das Vieh zu seinen Hürden wallte,
Und nur der Schellen dumpfe Ton
Mit fernem Dorfgeläut' am Berge wiederhallte,
Wo alle Sorgen floh'n:

O, diese Zeit verschwand! sie kehret nimmer wieder,
Helvetien! zu dir zurück;
Schon waltet Nacht um dich! längst gieng die Sonne nieder,
Es sank der Bürger Glück!

Ha, Schmerz! verstummet denn, ihr meiner Harfe Saiten!
Und hüllet Euch in Trauerflor!
Doch nein! stürmt noch herab zur Lehre ferner Zeiten,
Ras't in das taube Ohr!

Als Ueberfluß und Stolz, Anbetung feiler Götzen,
Bekanntschaft mit des Auslands Wust,
Begier nach Brutusruhm und fabelnden Gesetzen
(der Demagogen Lust);

Als laue Vaterlieb' in der Regenten Busen
Der Weichlichkeit nichtswürd'gen Tand,

Der Zwietracht Hochverrath. — Harpyen und Medusen —
Des Volkes Ruthe band:

Da stürzte schnöd entweiht der Tugend Tempel nieder,
Des Mannes Handschlag ward zum Spiel;
Der Unschuld Heiligthum — die Treu' der Landesbrüder
Sank sträubend — ach! und fiel!

Mit ihnen sank die Ruh, der Glaub' an Gott und Himmel,
Der Frommen Trost und Seligkeit
Wich aus der Brust; ihn stäubte ins Getümmel
Nun auch der Sturm der Zeit.

Verfluchter Zwietracht Sieg! sieh! deine Höllenwerke!
Und lache meiner Thränenflut!
Du stürz'st das Vaterland mit frecher Riesenstärke
Voll Rach' in Henkerswut.

Ha! weide deinen Blick! dort in den blut'gen Gründen
Sind edle Reihen hingestreckt,
Glorreiche Opferblüth — gewelkt vor Feuerschlünden
Mit ew'gem Ruhm bedeckt.

Hier, wo das Gras zerdrückt, die Blumenflur zum Anger
Sich wandelt unterm Rossehuf

zu den gewöhnlichen Opernhelden herabgesetzt worden seyn. Die zärtlichste Liebeserklärung an Parthenien, würde uns die schöne Cavatina,

O du, für die ich weicher Ruh
Und Amors süssem Scherz entsage,
Du, deren Nahmen ich an meiner Stirne trage,
Für die ich Alles thu,
Für die ich Alles wage,
O Tugend, u. s. w. —

sehr schlecht ersetzt haben. Die grosse That, Alcesten aus dem Lande der Schatten zurück zu bringen, hätte die Hälfte ihrer Grösse verlohren; und Parthenia, mit einem zwischen ihrem Liebhaber und ihrer Schwester getheilten Herzen, hätte nur eine frostige Person vorgestellt. Auch in diesem Stücke, wie in manchem andern, durfte der grosse Metastasio nicht zum Muster genommen werden. Mein Plan sollte also ganz einfach seyn; aber eben darum mußten die rührendsten Situationen, die das Sujet anbot, desto sorgfältiger benutzt werden. Je weniger Reichthum die Composition hat, desto mehr eigenthümliche Grösse oder Schönheit müssen die wenigen Figuren haben, woraus das Gemählde zusammen gesetzt ist.

Euripides macht aus der freywilligen Aufopferung der Alcestis eine weltkündige Sache. Das ganze Thessalien nimmt daran Antheil. Sogar Herkules, der aus fernen Landen an-

Und ein Kanonenwall mit der Verheerung schwanger
Den Gau zur Oede schuf;

Hör' jenes Angstgeschrei aus dunkeln Felsenhöhlen!
Wohin der Säugling wird verscheucht
Vor der Dromete Ruf; wo zarten Mutterseelen
Kein Engel Labung reicht;

Wo das gedörrte Aug' von einer fernen Klippe
Umsonst nach seiner Heimath starrt,
Im blut'gen Abendroth nur Trümmer und Gerippe
Erlauscht, auf Mörder harrt.

Schweig Harfenrauschen! sing die andern Gräuelszenen
Nicht mehr, o Muse! Saiten lockt
In Todesschlummer mich! versiegt sind meine Thränen,
Das Blut, im Herzen stockt.

Noch sterbend seh' ich dich, getheilt von fremden Horden,
O, Vaterland! zum Untergang gereift:
Wie Hermanns Volk, wie Gallier Schweizer morden
Und der Kosake streift.*)

*) Im September 1799. wo Russen, Oestreicher und Franzosen die Schweiz zum Kriegsschauplatze machten. Wo Schweizer sich in engl. Solde wie die Roveraner, Bachmann ꝛc. und Schweizer, wie die 18000 — und die helvetische Legion bey den Franzosen befanden — und also auch Landsleute gegen einander fochten.

Wie Barbarey ein Volk, sonst groß in der Geschichte,
Tief in die alte Nacht versenkt;
Empor ein anders steigt im Sonnenflammenlichte
Und Nationen lenkt;

Wie einst aus dieser Nacht auch wieder Morgenröthe
Hervor im Purpurglanze geht,
Und mein Helvetien — für das ich scheidend bete —
Verklärter aufersteht.

So stärke Himmel mich, jetzt an des Lebens Neige,
Bei meines Volkes Todtengruft —
Und laß — von ferne nur — des Friedens Blütenzweige
Mich sehn! eh' Gott mir ruft!

Appenzeller *).

*) Von demselben Verfasser, welcher Lehrer der Mathematik am Schulinstitut in Winterthur ist, kam uns auch der Gesang auf die Manen des gefallenen Volks von Unterwalden im 3ten Stück des N. T. Merkurs 1799. der damals große und verdiente Aufmerksamkeit erregte.

B.

IV.

Fröhliche Botschaft

für die Süchtlinge oder Hypochondristen *).

Ich habe im zweiten Theile meiner, in gegenwärtiger Ostermesse erscheinenden Reise durch England und Frankreich **), meinen Leidensgefährten aus der großen Klasse der Süchtlinge eine trostreiche Botschaft verheißen; und habe dabei alle, die es angeht, auf eins der nächsten Stücke des teutschen Merkur's verwiesen. Hier ist nun die Erfüllung

*) Wir sind von jeher gewohnt gewesen, die Wörter: Krankheit, Seuche und Sucht zu unterscheiden; indem wir unter Krankheit das Gegentheil der Gesundheit überhaupt und ohne nähere Bestimmung verstanden, bei Seuche die Nebenbegriffe der Ansteckung und der allgemeinen Verbreitung hinzu dachten, und durch Suchten die langwierigen oder sogenannten chronischen Krankheiten bezeichneten. Daher die Zusammensetzungen: Schwindsucht, Darrsucht, Milzsucht, Wassersucht, Ehrsucht, Selbstsucht, Habsucht u. s. w. für eben so viele Arten von langwierigen, körperlichen und geistigen Krankheiten, je nachdem diese oder jene nähere Bestimmung hinzugekommen ist. Sucht drückt folglich das Unbestimmte oder Allgemeine des Begriffs der chronischen Krankheiten aus, welches wir bisher, aus Unkenntniß unserer eigenen Sprache, mit dem griechischen Worte Hypochondrie bezeichnen zu müssen glaubten. Süchtling also ist der echte deutsche Name für Hypochondrist.

**) Th. 2. S. 211. Das treffliche Buch sollte von Jung und Alt fleißig gelesen werden. Es ist in jeder Bedeutung des Worts teutsch. B.

jenes Versprechens. Da ich aber der Wörtlein ich, mir und mich, die ich in jener Reisebeschreibung nur gar zu oft wiederholen mußte satt und überdrüssig geworden bin; so wird man mir vergönnen, in der hier zu erzählenden Geschichte, worin ich die Hauptrolle zu spielen nun einmal nicht vermeiden kann; statt ihrer den minder selbstgefällig klingenden Buchstaben C zu gebrauchen.

C. also war von Hause aus, d. i. vom 29sten des Sommermonats (Julius) 1746, an welchem er das Licht der Welt erblickte, bis zum 14ten des Heumonats (Julius) 1802, dessen kalter Feier er in Paris beizuwohnen das nicht sehr lebhafte Vergnügen hatte, also 56 Jahre lang, ein armer Süchtling gewesen der, was reines Gesundheitsgefühl sey, nur aus Beschreibungen Anderer, nicht aus eigener Erfahrung, wußte Der bedeutenden Krankheiten, wobei es auf Kopf und Kragen ankommt, hatte er in seinem Leben zwar nur etwa drei oder viere gehabt; aber sein ganzes Leben war bis dahin eine einzige lange ununterbrochene Süchtelei gewesen, die er, wenn er die Wahl gehabt hätte, gegen eine der gefährlichsten Krankheiten, welche auf eine oder die andere Weise ein Ende machen, recht gern vertauscht haben würde.

Ungeachtet es, wo nicht zu den Vorrechten, doch zu dem herkömmlichen Gebrauche seines Ordens ge-

hört, den Leuten durch langweiliges Aufzählen aller seiner Gebrechen beschwerlich zu fallen; so begiebt er sich doch dieses traurigen Vorrechts um so leichter, da er von jeher still zu leiden gewohnt war, und bittet den gutmüthigen Leser nur um Erlaubniß, im allgemeinen anzeigen zu dürfen, worin die Natur entweder sich bey ihm versehen hatte, oder von der gewöhnlichen Menschenform absichtlich abgewichen war, um ihn gerade zu demjenigen Wesen zu bilden, welches er, man weiß nicht warum, nun einmahl werden sollte. Dieses bestand in einer Empfindlichkeit der Nerven und in einer Reizbarkeit der Fibern, wie er sie, in gleichem Grade, bey keinem andern Menschen seiner Bekanntschaft je bemerkt hat. Die Folge davon war: daß er sich nie, nie — es müßte denn zuweilen, aber gewiß auch hier nur selten, im Schlafe gewesen seyn — in einem Zustande der vollkommenen Ruhe, der Gleichgültigkeit oder der behäglichen Abspannung, sondern immer unablässig in dem der höhern oder geringeren Spannung und des leidenschaftlichen Gefühls befand, seine jedesmaligen Empfindungen mochten angenehmer oder unangenehmer Art seyn. Diese unaufhörlichen Spannungen, dieses endlose Kitzeln, Reiben, Prickeln und Stechen, welches er in und an seinen innern Empfindungswerkzeugen, selbst bei solchen Vorstellungen und Ereignissen empfand, bei welchen die allermeisten Menschen,

wo nicht völlig gleichgültig zu bleiben, doch höchstens nur oberflächlich etwas zu fühlen pflegen, mußten nothwendig Abspannung, Schwächung und immer zunehmende Empfänglichkeit für geistige und körperliche Leiden aller Art bei ihm zur Folge haben. Die hervorstechendsten davon waren: herzlich schlechte Verdauung, Druck und Spannungen im Unterleibe, Mastdarmfluß oder Mastdarmstockungen (fließende oder blinde Hämorrhoiden genannt), zarte Empfindlichkeit gegen den Einfluß der Witterung, häufige Kopfschmerzen; häufige Anfälle von Bauchkrämpfen oder sogenannten Koliken, und ein Hang zur Schwermuth, gegen den er sich zwar redlich stemmte, aber den er nicht besiegen konnte.

So hatte der arme C. 56 Jahre verlebt; wenn man verleben nennen will, was eigentlich nur durchsüchteln heißen sollte. Im Herbst 1800 stellte sich ein Nervenfieber bei ihm ein, welches Erlösung verhieß; allein die Geschicklichkeit seines Arztes ließ es dahin nicht kommen. Er genas, d. h. er hörte auf krank zu seyn, um nach wie vor zu kränkeln; und zwar um so viel mehr, da das alte Bündel seiner Leiden nun auch noch durch die unliebsamen Folgen des Nervenfiebers beträchtlich angeschwollen war. Besonders fiel ihm der Winter von 1801 bis 1802 über die Maßen schwer. Gegen das Frühjahr

faßten Arzt und Familie die Meinung, daß er reisen müßte. Er selbst hatte zwar keine Ohren dazu; weil er nicht begriff, was ein so verkümmertes Wesen, als er, auf Reisen machen sollte; allein Arzt und Familie setzten ihre Meinung durch. Man stieß den lebensatten, weltsatten und menschensatten Süchtling fast mit Gewalt zum Hause hinaus und in den Wagen hinein; und so gieng's fort. Wohin? Das galt ihm zwar an sich völlig gleich; aber da es nun einmal gereiset seyn sollte und mußte; so wollte er wenigstens die Gelegenheit nützen, den einzigen Versuch zu machen, von dem er allenfalls noch, wenn gleich nicht völlige Genesung; doch wenigstens Erleichterung, zu hoffen wagte. Er hatte achtzehn Jahre früher die wohlthätigen Wirkungen einer Seereise an sich selbst erfahren, und mehr als Ein Beispiel war ihm bekannt, daß Leute seiner Art sogar zu völliger Gesundheit dadurch gelangt waren. Also eine Seereise! Er ließ nach Hamburg steuern, um sich von da zunächst nach England einzuschiffen. Von England aus dachte er dann weiter nach Lissabon, von Lissabon, wenn sich Schiffsgelegenheit fände, nach der Insel Madeira, oder nach den Azorischen Inseln, von da zurück nach Kadix, und von da durch das mittelländische Meer nach Toulon oder Marseille zu segeln, um den Winter im südlichen Frankreich oder auf den dazugehörigen Hie-

rischen Inseln, dem lieblichsten Himmelsstrich in Europa, zuzubringen. So lautete sein weiser Plan; allein der Himmel hatte einen andern für ihn gemacht:

Auf seiner Ueberfahrt nach England mußte er die Gräuel der Seekrankheit im höchsten Grade erdulden; und statt, wie ehemals, sich dadurch endlich erleichtert zu fühlen, fand es sich nach der Landung, daß sein Zustand nur noch schlechter geworden. Seine alten Uebel kehrten verstärkt zurück. Ein geschickter Arzt in London that zwar sein Bestes, ihn von einer Woche zur andern nothdürftig auszuflicken; allein immer von neuem zurückkehrende Bauchkrämpfe oder Koliken, mit Mastdarmfluß begleitet, hatten ihn noch so sehr geschwächt daß er die unbedingte Unmöglichkeit fühlte, das Ungemach des Seeeisens noch einmal auszuhalten. Er sah sich also gezwungen, wenn er nicht tollkühn handeln wollte, seinen weitern Reiseplan aufzugeben, um, wenn's ihm vergönnt würde, seinen ausgemergelten Leichnam auf dem bequemsten und kürzesten Landwege, d. i. durch Frankreich, bis zu den Seinigen und zu dem schönen grünen Hügel seines Gartens, den er zu seiner Schlafstätte ausersehen hat, zurückzuschleppen.

So kam er nach Paris; und so verlebte er daselbst die ersten vierzehn Tage, ohne daß sich irgend

eine merkliche Veränderung in seinem Zustande spüren ließ. Nach Verlauf derselben machte er zufälliger Weise die Bekanntschaft eines vortrefflichen Mannes, eines ursprünglich teutschen Arztes, Namens Seiffert, welcher vor der Umwälzung Leibarzt des Herzogs von Orleans gewesen war, und dann auch den König und die Königinn selbst bedient hatte; jetzt aber in gelehrter Muße lebt, und die Arzneikunst nur noch an Freunden und solchen Personen ausübt, welche zu ihm kommen, um sich seinen Rath zu erbitten. C. hatte gehört, daß dieser Mann in Nebenstunden einerlei Steckenpferd — den Anbau und die Reinigung der deutschen Sprache — mit ihm reite, und daß er deswegen wünsche, seine Bekanntschaft zu machen. Dies bestimmte ihn, sich zu ihm fahren zu lassen; denn weit zu gehen war er jetzt nicht mehr im Stande.

Er fand einen kraftvollen, geraden, scharfblickenden und überaus freiherzigen Mann an ihm, der jedem Vorurtheile die Stirn bietet, und Jedem, der ihn hören will, das, was er für Wahrheit hält, ohne Menschenfurcht auf der einen, und ohne Andringlichkeit auf der andern Seite, schlicht, gerade und kräftig ins Angesicht sagt, unbekümmert, ob es lieblich zu hören sey, oder nicht. Nur das Wahre, Echte, Gute und Reine zieht ihn an; alles Dunstige

hingegen und alle Arten von Gaukel, Schminke, Häuchelei und Verfälschung sind ihm ein Gräuel. Natürlich, daß ein solcher Mann, der dabei, trotz seines vierzigjährigen Aufenthalts in Paris, seiner Sinnesart, seinen Gesinnungen und seiner Zuneigung nach, noch immer ein Deutscher, und zwar ein Deutscher von echtem Schrot und Korn geblieben war, das Unwesen unserer Sprachmenger mit Ekel und Unwillen betrachten und sich bestimmt fühlen mußte, für Reinigung und Wiederherstellung unserer armen, so schändlich gemißhandelten und durch und durch mit fremdem Unrathe besudelten Muttersprache nach Vermögen mitzuwirken. Dies war der Berührungspunkt, in welchem C. mit ihm zusammentraf.

Am Ende einer ziemlich langen Unterhaltung war denn auch die Rede von C's Gesundheitszustande. Nachdem hierauf dieser das lange Klagelied seiner Gebrechlichkeiten abgesungen hatte, fragte ihn jener mit lächelndem Gesichte: ob er diesen Zustand denn so ungemein lieblich fände, daß er ihn nicht gegen einen bessern zu vertauschen wünschte? Man kann denken, daß C. bey dieser Frage, so sonderbar und spaßhaft sie auch klang, doch nicht umhin konnte, die Ohren ein wenig zu spitzen. Seine Antwort war: er müsse ehrlich gestehen, daß er den Glauben

an

kömmt, weiß, daß Alceste für ihren Gemahl sterben will. Wie viel die That der großmüthigen Gattin durch diese Kundbarkeit gewinne, weiß ich nicht: aber dies weiß ich, daß das Stück dadurch eine der rührendesten Situationen — den Augenblick der freywilligen Aufopferung der Alceste — verliehrt. Es ist wahr, Euripides entschädigt uns dafür einigermaßen durch das vortrefliche Gemählde des Abschieds, den seine Heldin von dem Hause ihres Gemahls nimmt; aber dieses Gemählde wird erst aus dem Munde der Kammerfrau, die es dem Chor erzählt, in unsre Phantasie gebracht, und ersetzt uns lange nicht die starken Erschütterungen der Seele, die wir erfahren, wenn wir sie selbst vor unsern Augen zwischen Angst und zwischen Hoffen schweben, hernach, da der Gott ihr Urtheil ausgesprochen hat, niederknien und den Todesgöttern ihr Leben für ihren Gemahl zum Opfer weyhen sehen. Um diese Scene zu erhalten (und ohne sie hätte ich keine Alceste machen mögen) mußte ich in dem Plan des Griechischen Dichters starke Veränderungen vornehmen. Aber aus diesem einzigen Umstand zog ich auch die wichtigsten Vortheile für das ganze Stück.

Mein Admet ringt mit dem Tode. Natur und Kunst können nichts mehr für ihn thun. In dieser äussersten Noth hat Alceste ihre Zuflucht zum Apollo von Delphi genommen; und in dem Augenblicke, da der Bote mit der Antwort des Gottes zurück kömmt, fängt das Stück an. Alceste,

an die Möglichkeit einer solchen wunderähnlichen Umwandlung verloren habe; weil die erfahrensten und einsichtsvollsten Aerzte ihm von jeher weiter nichts als einstweilige Besänftigung und vorübergehende Erleichterung, aber keine vollkommene Genesung hätten verschaffen können. „Ich glaube es, erwiederte Seiffert mit der ihm eigenen Ruhe und Kaltblütigkeit; und das aus dem guten Grunde, weil selbst die erfahrensten und einsichtsvollsten Aerzte in Ansehung der Suchten (so verteutscht auch er den fremden Ausdruck, chronische Krankheiten) im Finstern tappen, wie dies ehemals auch mein Fall war. So viel ich weiß, fügte er hinzu bin ich unter allen Aerzten bis jetzt noch der einzige der nach dreißigjährigem hartnäckigem Suchen und Forschen durch Zergliederung und Scheidekunst die bestimmten Ursachen und die Natur dieser Krankheiten, und damit zugleich die Mittel sie zu vertreiben, entdeckt hat. Sie werden diese Aeusserung ein wenig marktschreierisch finden, und ich verdenke Ihnen das nicht, weil unsere Bekanntschaft noch so neu ist. Wird diese aber, wie ich wünsche, vollständiger und genauer werden; so bin ich zum voraus gewiß, daß Sie mich von allem Dünkel und von aller Prahlerei, aber auch von falscher Bescheidenheit, völlig freisprechen werden. Ich bin gewohnt, die Wahrheit zu reden, sie

betreffe mich selbst oder andere, sie sey Lob oder Tadel."

Er erzählte hierauf kurz, aber einleuchtend, was er alles gethan und versucht hätte, um dem eigentlichen Wesen jener Krankheiten auf die Spur zu kommen; und zerstreute dadurch bald und gänzlich den leisen Verdacht, der, wie er es selbst natürlich fand, in C's Seele durch die erwähnte Aeusserung entstehen mußte. „Bey Ihnen, schloß er, sind zwei Fälle möglich: entweder — und dies ist der mißlichere — ist irgend eine Verhärtung (in der Gallenblase, oder den Gallendrüsen oder der Milz) im Spiele! oder der Fehler besteht bloß in einer Schwächung und Erschlaffung dieser Theile, welche die Bestimmung haben, den Verdauungssaft zuzubereiten. In beiden Fällen sind dieselben unvermögend, so vielen und so guten Verdauungssaft zu bereiten und dem Magen zuzuführen, als dieser nöthig hat, wenn sein Geschäft gehörig von Statten gehen und gelingen soll. In beiden Fällen verdauet er also schlecht; und aus der schlechten Verdauung folgt ganz natürlich alles übrige, worüber Sie zu klagen haben. Leuchtet Ihnen dieses ein, und fühlen Sie Vertrauen zu mir (Sie werden demnächst finden, daß ich nicht aus Eigennutz mich Ihnen aufdringe); so kommen Sie morgen früh, und zwar ganz nüchtern, zu mir; dann bin ich im

Stande, durch Betaſtung auszumachen, welcher von jenen beiden Fällen bei Ihnen obwalte. Iſt es der erſte, ſo verſpreche ich Ihnen, wenn Sie mir folgen wollen, wenigſtens große Erleichterung; iſt es der letzte, Geneſung."

C. nahm ſeine Einladung an, und verfügte ſich am folgenden Morgen verlangtermäßen, nüchtern zu ihm. Er wurde angewieſen, ſich auf eine Polſterbank niederzulegen; und der Arzt betaſtete hierauf lange ſchweigend und forſchend ihm den Unterleib; er aber lag und harrte, wie einer, der vor dem Gerichte der Geſchworenen ſteht, des Ausſpruchs: ſchuldig! oder nicht ſchuldig! mit Ergebung. Endlich erfolgte der letzte; und man ſetzte ſich nun voll guten Muthes zum Frühſtücke. Hier legte der treffliche Seiffert ihm alles, was ihm zu wiſſen nöthig war, mit großer Klarheit und Beſtimmtheit auseinander; und ſchloß mit der Nachricht: daß der Kranke die Mittel zur Beſiegung ſeiner Uebel, welche nur in Erſchlaffung beſtänden, nicht ſowohl aus der Apotheke, als vielmehr aus der Küche zu erwarten hätte. Alles käme bei ihm auf eine ſeinen Umſtänden angemeſſene Lebensordnung an. Er müßte alle ſtarkgewürzte, fettige, ſaure und blähende Speiſen vermeiden. Er würde wohl thun, ſich der war-

men Getränke, des Thee's und Kaffee's (besonders mit Milch) und der Suppen, so viel möglich, zu enthalten. Seine Hauptnahrung müßte in sogenanntem weißem Fleische (viande blanche) d. i. in Kalbfleische, Geflügel und unfettem Hammelfleische, und zwar, so viel möglich, kalt genossen, und in sogenannten weißen Fischen (poissons blancs), d. i. solchen, welche nichts fettiges und ölichtes enthalten, bestehen. Auf Backwerk und Leckereien überhaupt, so wie auf alles, wovon er selbst fühlen würde, daß die Verdauung dadurch erschwert werde, wozu vornehmlich auch roher Salat und dergleichen gehöre, müßte er gänzlich Verzicht thun. Die ihm angemessene Weinart wäre ein guter rother Bourdeauxer; und zum Frühstücke würde er wohl thun Schokolade ohne Gewürz und ohne Milch zu trinken. Alle saure oder säuerliche Obstarten müßten gänzlich vermieden werden; ein Stückchen Melone aber, und ein paar süße Birnen, allenfalls auch ein Borsdorfer Apfel, der unter allen die wenigste Säure hätte, würden unschädlich seyn. Bei dieser Lebensordnung würde (doch nur unter der Bedingung, daß er Verdruß und Kummer von sich abzuhalten oder sich darüber wegzusetzen vermöchte) die Verdauung besser von Statten gehen; würden zunächst die Säfte verbessert, und dadurch zugleich auch die festen Theile des Körpers wieder gestärkt werden. Weil aber, ehe diese Ver-

änderung bewirkt werden könnte, der Magen einer künstlichen Hülfe zum Verdauen bedürfte: so sollten unmittelbar vor jeder Mahlzeit gewisse Pillen verschluckt werden, welche aus Dingen zusammengesetzt wären, die mit den Bestandtheilen des Magensaftes völlig übereinkämen. Diese würden dasjenige ersetzen, was die Gallenblase, die Gallendrüsen und die Milz an guten Verdauungssäften noch zu wenig lieferten.

C. fieng nun sofort an, diese Vorschriften zu befolgen; und kaum mochten acht Tage darüber verflossen seyn, als er von allen seinen bisherigen Hauptübeln sich schon befreiet fühlte. Nach acht andern Wochen, die er hierauf noch in Paris verlebte, hatte der ganze Umriß seines Körpers durch neuen Fleischansatz sich beinahe um einen Zoll erweitert; er hatte wieder Gesichtsfarbe bekommen, und er erfreute sich nun wieder eines Grades von Gemüthsheiterkeit, den er lange nicht mehr gekannt hatte. So kehrte er zu den Seinigen zurück; und so erhielt sich sein verbesserter Zustand bis zum Anfange des Wandelmonats oder Aprils, also beinahe neun Monate lang, fast ohne irgend eine Unterbrechung. Um diese Zeit erst wurde er von der herrschenden Modekrankheit, der Französischen Grippe, befallen; einem vornehmlich auch die Nerven angreifenden hartnäckigen Flußfieber, dem viele der gesundesten und stärksten Men-

ſchen unſerer Gegend nicht entgangen ſind. Dieſes ſetzte ihm fünf bis ſechs Wochen lang hart zu; und erſt ſeit acht Tagen hat er angefangen davon zu genesen. Daß dieſe zufällige Krankheit mit ſeinen vorigen Kränklichkeiten in keiner Verbindung ſtand, und daß die Mittel, die ihn von dieſem befreit hatten, ihn vor jener nicht ſchützen konnten, leuchtet von ſelbſt ein. Er darf daher hoffen, nunmehr auch durch die erneuerte Befolgung der ihm vorgeſchriebenen Lebensordnung, und durch den Gebrauch des damit verbundenen Verdauungsmittels bald denjenigen Grad von Geſundheit wieder zu erhalten, deſſen er ſich vor dem Anfalle jener Modekrankheit zu erfreuen hatte.

Hiermit haben denn meine Leidensgefährten, für die ich dies ſchreibe, den erſten Theil meiner fröhlichen Botſchaft gehört: es lebt ein Mann, welcher Suchten zu heilen verſteht!

Der zweite Theil dieſer angenehmen Nachricht wird ihnen noch lieblicher klingen. Er lautet: eben derſelbe, von der Vorſehung zum Troſte der armen Süchtlinge erweckte Heiland iſt ſchon ſeit einem Jahre damit beſchäftiget, ſeine Beobachtungen, Erfahrungen und Entdeckungen über die unter dem

Namen der Suchten begriffenen Krankheiten öffentlich bekannt zu machen. Schon während C's Aufenthalte in Paris wurde mit dem Drucke dieses Werkes angefangen; und bald wird derselbe, einem Schreiben seines edlen Freundes und Wohlthäters zufolge, völlig beendiget seyn. Möge die Aussenseite dieses wichtigen Werks, welche freilich in mehr als Einer Hinsicht auffallend genug seyn wird, den Nutzen, den die Menschheit daraus ziehen kann, nur nicht gänzlich hindern! Nicht zufrieden nämlich, der Welt die Schätze seiner ärztlichen Erfahrungen und Entdeckungen mitzutheilen, will der kraftvolle Seiffert, dem diese Eine Wirkungsart nicht genüget, auch zugleich unserer armen, von vielen der ersten Köpfe Teutschlandes theils schimpflich vernachlässigten, theils jämmerlich gemißhandelten teutschen Sprache von Paris aus ebendieselben Dienste leisten, die er der Arzneikunde angedeihen zu lassen sich fähig fühlt. Er will, mit Aufopferung einer beträchtlichen Summe, 1) unsere altgothischen Buchstabenformen durch einfachere und geschmackvollere Schriftzüge zu verdrängen suchen; 2) alles Fremde und Fremdartige aus unserer durch und durch verunreinigten Sprache rein ausfegen, und in diesem Reinigungsgeschäfte um viele Schritte weiter gehen, als C. für nöthig und für rathsam gehalten hat; 3) die sogenannte Rechtschreibung vereinfachen und verbessern, indem

er, dem Klopstock'schen Grundsatze gemäß, nur gerade so viele und nur solche Buchstaben gebrauchen wird, als in der Aussprache gehört werden sollen; und endlich 4) sogar die Sprache selbst, mit mehr als Luthers Kühnheit, trotz Sprachgebrauch und veralteter Gewohnheit, als Gesetzgeber behandeln, um sie theils einfacher, theils wohlklingender, theils richtiger, d. i. übereinstimmender mit sich selbst, zu machen. Vergebens stellte C. ihm vor: daß, wenn man gar zu viele Zwecke auf einmal erreichen wolle, man gewöhnlich keinen erreiche; daß die Menschen, wie überhaupt mehr an Kleinigkeiten als an wichtigen Dingen, so auch besonders mehr an Buchstaben als an Begriffen und Sachen kleben, und, wenn eins seyn muß, sich eher ihren Glauben und ihr ewiges Seelenheil, als ihre sogenannte Rechtschreibung wollen nehmen lassen; daß des Geschrei's und des Gespöttes über so viele und auffallende, zu gleicher Zeit versuchte Neuerungen kein Ende seyn, und der erste wesentliche Hauptzweck des Werks, die Berichtigung und Erweiterung der Arzneikunde, darunter leiden würde, und endlich daß unter hundert Teutschen vielleicht kaum Einer so viel guten Willen und Geduld haben dürfte, als erfordert würde, um sich in die neuen, oft gar zu abweichenden Schriftzüge, in die neue Rechtschreibung, und — in die neue, oft gar zu gewagte und für die Meisten unverständliche Sprache

hineinzulernen. Der kühne Verbesserer blieb bei dieſen, mit Freimüthigkeit und Wärme ihm ans Herz und vor ſeinen hellen Verſtand hingelegten Vorſtellungen, lange unbeweglich. Am wenigſten rührte ihn der von dem Geſchrei und dem Geſpötte der Leute hergenommene Grund. Je mehr, ſagte er, die Schreier ſich lächerlich machen werden, deſto mehr werde ich lachen. Nur in Anſehung des vierten Zwecks, der etwas zu gewaltſamen Behandlung der Sprache, und in Anſehung einiger gar zu gewagten Veränderungen der gewöhnlichen Schriftzüge gab er endlich nach, und verſprach — ob aus Ueberzeugung? oder aus Gefälligkeit? ſteht dahin — beiderlei Neuerungen wegzulaſſen. Es iſt zu wünſchen, daß er Wort halten, und daß eine entgegengeſetzte Ueberzeugung ihn nicht dennoch hingeriſſen haben möge.

So weit die verſprochene Nachricht. Es bedarf wohl keiner Verſicherung, daß ich der anſtößigen Aufſenſeite des zu erwartenden Werks meines edlen Freundes in keiner andern Abſicht erwähnt habe, als in der wohlgemeinten, meine lieben Landsleute darauf vorzubereiten, und ſie, wo möglich, zu bewegen ſich dadurch nicht hindern zu laſſen, den Inhalt des Werks zu erforſchen und zu benutzen. Wollen ſie die Sprache, die Schreibart und die Schriftzüge derſelben nicht für Teutſche gelten laſſen, nun, ſo mögen

sie das Werk für ein aufgefundenes oder ausgegrabenes irgend einer ausgestorbenen, aber mit der unsrigen verwandten, Sprache halten. Wenn sie dann nur den zehnten Theil desjenigen Fleißes darauf verwenden wollen, den man einer solchen Alterthümlichkeit zu widmen nicht ermangeln würde; so stehe ich dafür, daß man es ganz geläufig lesen und verstehen lernen wird.

Sollte aber Jemand noch vor Erscheinung des mehrerwähnten Werks das mit der oben beschriebenen Lebensordnung mir vorgeschriebene Arzneimittel von mir zu haben wünschen; so bedaure ich, durch Gewissenhaftigkeit verhindert zu werden, ihm damit zu dienen; weil es wohl seyn könnte, daß dieses Mittel nur für mich und meine Umstände berechnet wäre, folglich nicht für Andere paßte. Alles, was ich für meine Leidensgefährten noch thun kann, ist: die Aufschrift herzusetzen, unter der sie sich, wenn ihre Umstände dringend sind, an meinen Arzt und Wohlthäter selbst wenden mögen. Hier ist sie: A Monsieur Seiffert, Docteur en Médecine à Paris, rue Dominique No. 1050.

J. H. Campe.

Alceſte, die den Muth nicht hat, eine Antwort anzuhören, welche ihrem Admet Leben oder Tod bringt, kömmt in der heftigſten Beängſtigung der Seele in den Vorſaal heraus. Sie fürchtet das Schrecklichſte zu hören, und fleht die Götter an, ihren Gemahl zu retten, oder ihr das Leben mit ihm zu nehmen. Dies iſt meine erſte Scene; und geſtehen Sie, daß ſie die Gemüther ganz anders vorbereiten, mit ganz andern Erwartungen erfüllen muß, als wenn ich das, was in Admets Palaſt vorgieng, durch ein paar froſtige — oder auch warme — Mittelsperſonen hätte erzählen laſſen.

Freylich wiſſen wir noch nicht eigentlich, warum es zu thun iſt; aber wir ſehen Alceſtens Unruhe, wir hören ihr Seufzen, ihr ängſtliches Gebet, wir ſchweben mit ihr zwiſchen Angſt und Hofnung; wir wiſſen immer genug, um für ſie zu zittern. Aber bald werden wir ins Klare geſetzt. **Parthenia** ſchwankt herbey, ihrer Schweſter das ſchreckliche Orakel kund zu thun; und durch ihren Dialog erfahren wir alle Umſtände, die wir zu wiſſen nöthig haben, ohne daß nur ein einziges Wort **um der Zuſchauer willen** geſagt iſt. Alceſte vernimmt, daß ein Mittel übrig ſey, wodurch ihr Gemahl gerettet werden könne, und daß es in ihrer Gewalt ſey. Auf einmal wird ſie ruhig — mehr als ruhig — denn ihre Augen, ihr ganzes Geſicht glänzt, die Freude breitet ihre Arme aus, wenn ſie ſpricht:

V.

Weibergüte und Männerhärte.

(Bruchstück aus einem Reise-Journal.)

Der Morgen brachte uns endlich nach Epernay, einem freundlichen wohlhabenden Städtchen, dessen lachender Anblick mich nach der einförmigen langsamen Fahrt in der dumpfen Diligence, zwiefach erfreute. Ein kurzes Mahl, gewürzt durch die zuvorkommende Geschwindigkeit der Wirthe und durch den Nektar des Landes, gab der ganzen Reisegesellschaft neues Leben und Frohsinn. Mir war's unmöglich in den engen Kasten zurückzukehren und mit einer Flasche des süßen sprudelnden Weines wärd ich dem Kondukteur des Wagens ein angenehmer Gesellschafter und durfte zu ihm in das offene Kabriolet hinaufsteigen. Rasch rollte die schwere Fuhre durch das niedliche Städtchen, das muntere Knallen des galanten Postillons zog uns tausend freundliche Grüsse zu, schalkhaft erwiederten die Mädchen unsern Zuruf, eine jauchzende Schaar von Knaben umringte den Wagen, Leben — Fröhlichkeit — Schnelligkeit überall — — ich fühlte mich in Frankreich! und rascher wogte mein Blut mit dem muntern gewandten Volke.

Wir fuhren eine steile Anhöhe hinauf. Ein froher Peitschenknall des schnellen Führers verkündete uns bald, daß wir sie erstiegen und — was wir gewonnen hatten. Wie tief ward ich überrascht, als sich beim ersten Aufblicken das schöne herrliche Land der Champagne, in all seinen Reizen, vor meinem entzückten Auge ausdehnte Eine reiche Kette der köstlichsten Rebhügel umschloß von beiden Seiten eine mahlerisch reizende Ebene, voll der mannichfachsten Gegenstände, unter denen in einem sanften Wiesengrunde die Marne an reichen Landhäusern und stolzen Gebäuden vorüber, stillglänzend sich durchwand. Blühende Dorfschaften, ferne Waldgruppen und fröhliche Menschen erhöhten das liebliche Ganze, zu dessen Vollendung das mildere Klima dem hellen Wintermorgen ein heiteres Frühlingsgewand umgeworfen hatte. Es war eine unbeschreiblich schöne Landschaft, die nach der bisherigen häßlichen Reise eine doppelt hinreißende Wirkung auf mich hervorbrachte. Wollüstig schweifte mein Auge umher, um jeden kleinen Reiz, jede einzelne Schönheit aufzufassen und zu genießen; begeistert griff ich zu meiner Nektarflasche, füllte die Gläser und reichte den schäumenden Trunk meinem Nachbar. Es gilt das Wohl Ihres schönen Landes! rief ich ihm zu „Nein! sagte er, ich weiß eine bessere Gesundheit. Auf das Wohl eines edlen Weibes!“ — Das ist immer die beste.

Aber warum gerade hier? „Eben hier, erwiederte er mit trübem Ernst. Wir sind hier auf geweihter Stätte, die ich niemals ohne einige Rührung betrete. Sehen Sie da drüben zur Rechten das Dörfchen Ammerich in dem Wiesengrunde, so traulich lockend an den Weinhügeln hervorragen? Das Schloß drüben an der Marne war ehemals der Lieblingspunkt meiner Reise. Es gehört der alten Familie von *** deren letzter Repräsentant als ein angesehenes Parlementsglied in Paris starb. Er hinterließ einen Sohn, der in Paris blieb und eine Tochter die nach des Vaters Tode hieher zog und bald der Abgott der ganzen Gegend ward. Fräulein Amalie war eines jener reizenden Geschöpfe, die weniger blendend schön und imponirend sind, als durch den unwiderstehlichen Reiz stiller Anmuth und Sanftheit allmählig aber sicher fesseln. Das edelste Mitgift weiblicher Natur, Herzensgüte, war ihr in vollem Maaße zu Theil geworden und sprach aus ihren sanften Gesichtszügen, die ein geistvoll stiller Blick erhöhete, mit hinreißendem Vertrauen an. Auch entsprachen ihr Charakter und ihre Handlungen dem schönen Aeussern vollkommen. Sie war der Schuzengel jedes Unglücklichen, die Trösterin jedes Leidenden, die Wohlthäterin aller Armen. Rund umher kannte und nannte man sie nur mit denkbarem Entzücken. Denn nicht das was sie gab, sondern wie sie es gab, war die Wohlthat.

Es schien immer nur, als hätte sie empfangen, nicht gegeben. Ein frohes Gesicht, ein heiterer Blick, eine freundlich dankbare Miene waren ihre reinste und liebste Freude, für die ihr keine Mühe zu viel galt und sie saß Nachts eben so lange an dem Bette einer armen kranken Bäuerin ihres Dorfs um sie zu erheitern, als sie durch reine Fröhlichkeit und muntern Scherz Leben in den Cirkeln ihres Umgangs verbreitete. Da sie selbst durch solche schöne Beschäftigungen die reinste Harmonie über ihr Wesen und Leben verbreitete, so kannte sie nie Misnuth und Unzufriedenheit und verscheuchte sie deshalb auch gleich gern von Andern. Das Leben meinte sie, sey zu kurz um es ungenossen zu verlieren und es wäre Schade darum es sich zu verbittern während man es so angenehm genießen könne, wenn man nur wolle und zu diesem Zweck einig sey. Sie durfte das sagen; denn sie genoß ihr Leben wahrhaft und handelte auf diesen Zweck hin, bei den größten und kleinsten Gelegenheiten. Ich selbst, habe das empfunden. Eins ihrer Lieblingsvergnügen waren Reiten und Fahren. So oft nun das Wetter es erlaubte oder ihre wohlthätigen Beschäftigungen sie nicht abhielten, begegnete sie uns hier entweder zu Pferde oder im Kabriolet. Sie hielt dann an, besprach sich mit mir und den Reisenden und ließ uns Erfrischungen reichen bei denen uns ihr sorgsames freundliches Gespräch mehr als dieser

Genuß erquickte. Oft, oft hat ſie mich im Stillen befragt, wenn ihr ein trübes Geſicht in dem Wagen begegnete, ob ſie zu helfen vermöge? und wie gern, wie liebreich half ſie dem. O, mein Herr! es war ein ſehr edles Mädchen! ach! und mußte ſo traurig enden. — Ihr Bruder trat ihr Ammerich ab und bat ſie zu heirathen. Sie ſchlug das aus. „Was fehlt mir; ſagte ſie, hab' ich nicht Alles? und iſt es nicht tröſtend, daß ich dies Alles mir ſelbſt verdanke? Warum ſoll ich mein ruhiges Leben aufgeben gegen ein ungewiſſes Schickſal, und warum ſoll ich, die ich alle Menſchen ſchweſterlich liebe, mich Einem ausſchließlich hingeben und dann vielleicht nur für dieſen leben dürfen? Das vermag ich nicht.“ Man ſuchte ihr das auszureden und verſicherte daß ſie einen Gehülfen ihrer ſchönen Thaten in ihrem Mann finden würde. „Ich kenne Niemanden, den ich vorzugsweiſe liebe, und dem ich die Eigenſchaften meines Gatten zutrauen könnte, warum alſo ihm mein Schickſal anvertrauen? erwiederte ſie und bat dringend ſie nicht mehr zu quälen. Da drang ihr Bruder, den ſie ſehr liebte, mit der Gewalt einer zwiefach ſtarken Bitte auf ſie ein. „Du kannſt deſſen ſicher ſeyn, wenn du willſt, ſagte er, erwirb dir einen Mann durch deine Güte, feſſele ihn an dich durch Dankbarkeit. Du erinnerſt dich P — 's unſers Jugendfreundes, Du weiſt er ſah dich gern. Er iſt emigrirt, er

lebt im tiefen Elende. Amalie, heirathe ihn und du kannst ihn retten. Du hast so vielen Flüchtlingen und Unglücklichen in der Revolution geholfen, wolltest du den Freund unserer Jugend nicht retten?" — Das ergriff die zarteste Seite des edlen Mädchens. „Retten? rief sie, o, mein Bruder! ich will ihn retten und sollt' ich selbst darüber verloren gehen. Eine trübe Ahndung sagt mir's; aber wie möcht' ich noch leben, wie dürft' ich je wieder froh seyn, so lang' ich wüßte, daß ein Unglücklicher lebt, der es durch mich geworden, oder den ich hätte retten können. Nein! laß ihn kommen!" — Der Bruder verwandte sich nun für die Erlaubniß zur Rückkehr P — 's und gegen Erlegung von 25000 Livres erhielt Amalie die Bewilligung, ihren bestimmten Bräutigam kommen lassen zu dürfen. Er kam — ihr Bruder führte ihn ihr zu — er warf sich zu ihren Füßen — er schien so unglücklich — sie hob' ihn mit liebevoller Freundschaft auf und drückte ihn an ihr zagendes Herz. Nach wenigen Tagen ward die Vermählung vollzogen und der Bruder kehrte in der frohen Hoffnung zurück, das Glück eines Freundes und einer geliebten Schwester gegründet zu haben. Aber er hatte sich geirrt. P. hatte weder die Tugenden seiner Gattin, noch Sinn dafür. Von Jugend an hatte er mit einer ungewissen Lage gekämpft und nachdem er in frühern

Jah-

Jahren leichtsinnig verzehrt, was er besaß, fühlte er erst, als er durch die Revolution sein väterliches Vermögen verloren, und als Verbannter oft unter den drückendsten Umständen hatte leben müssen, den Werth des Geldes und den fürchterlichen Mangel desselben. Auf einmal nun einer glänzenden Lage wieder gegeben, konnte er sein Glück nicht ertragen. Er dachte nur an die Möglichkeit, es wieder zu verlieren, und an die Mittel, sich dagegen zu schützen. Er ward geizig. Die ersten vier Wochen seiner Ehe brachte er damit zu, Alles genau durchzusehen, zu ordnen, und Geld oder Geldeswerth gänzlich seiner Gattin Aufsicht zu entziehen, und unter eigene Obhut zu nehmen. Amalie ließ das geschehen. Sie war ja gewohnt, Jedermann zu dem zu helfen, was ihm angenehm schien; ja überdies noch gewohnt, Alle zu lieben, und P. hatte sie Liebe und Anhänglichkeit versprochen, wie hätte sie sich ihm also widersetzen können? Sie schwieg; und wo sie Etwas bedurfte, bat sie ihn darum. Er gab's ungern, und nun gab sie oft Sachen statt Geld. Nach 6 Wochen erklärte ihr P., daß die Wege zu schlecht — die Fütterung zu theuer — der Verkauf just vortheilhaft — kurz! daß er entschlossen sey, ihre Pferde und Kabriolet zu veräußern. Sie sah ihn wehmüthig an: „es sey immer ihr liebstes Vergnügen gewesen." Aber er verwies sie auf's

Geben und vollzog den Verkauf. Seitdem, mein Herr! sah ich sie nur Einmal noch, sie begegnete uns zu Fuße. Ach, sie war sehr verändert. Ihre hohe Güte, ihre edle Freundlichkeit, ihr sanfter Blick strahlte jetzt aus einer trüben Wolke der Wehmuth hervor, statt daß sie sonst von einem Himmel voll Heiterkeit herabschienen. Es schien sie zu quälen, daß sie allein war und uns keine Erquickung reichen konnte; desto länger und herzlicher redete sie mit uns. Sie bat mich beim Abschiede, bald wieder zu kommen — ach! ich kam zu spät. Wenige Tage darauf hatte sie ihren Gemahl um Geld zur Unterstützung einer armen Kranken im Dorfe gebeten. Er schlug ihr's ab und verwies ihr ihre Freigebigkeit hart. Mit unterdrückten Thränen bat sie wiederholt, und erst nach der dritten weinenden Bitte gab er ihr — drei Livres!! Sie schauderte zusammen, aber sie nahm sie für die Unglückliche, der sie damit helfen wollte. Lange hörte man sie darauf in ihrem Zimmer weinen. Abends gieng sie mit einer Weinflasche in's Dorf. Auf der Brücke des Schloßhofes begegnete sie ihrem Gatten, der ihr die Flasche entriß und sie unfreundlich fragte woher sie den Wein bekommen und wohin sie damit wolle? „Die Bouteille ist leer, sagte sie matt, ich wollte für das Geld welches du mir geschenkt, Wein im Dorfe hinein füllen lassen und es der armen Kranken bringen.“ Finster gab er sie ihr zurück — schmerz-

lich blickte sie noch Einmal nach ihm um — gieng — und — kam nicht wieder! Drei Tage lang harrte man ihrer und suchte sie dann vergebens. Erst spät und fern wurde ihr entseelter Körper in der Marne gefunden, in der sie wahrscheinlich noch an selbigem Abend im Uebermaaß ihres Schmerzes, ihr verbittertes edles Daseyn geendigt hatte. Tiefe Trauer erfüllte die ganze Gegend; jedes fühlende Herz war zerrissen, jedes weichere Auge weinte. P. vergrub sich in sein Schloß und wagte es nicht, sich öffentlich zu zeigen, denn Alles klagte ihn laut als ihren Mörder an. Wenige Wochen darauf kam ihr Bruder, der von dem schmerzlichen Falle nichts wußte, in die Gegend; er eilt nach Ammerich, er sieht mit freudig klopfendem Herzen das Schloß seiner geliebten Schwester. „Was macht Madame de P.“ ruft er einem alten Steinsetzer am Wege zu, denn er wußte, daß Alles sie kannte und liebte. „Ihr ist wohl, versetzte der Alte, indem er den Hut zieht und andächtig gen Himmel blickt, ihr ist gewiß wohl. Sie war ein Engel schon auf Erden, sie wird es auch da droben seyn. Möge Gott nur ihrem Mörder gnädig seyn!“ — „Todt? Mörder? Wer?“ ruft * * *. „Ein Fremdling, ein Räuber, o mein Herr! und leider, ihr Mann.“ Betrübt wirft sich der zitternde Bruder in den Wagen zurück, und läßt nach Epernay jagen.

Der Kellner im Gasthofe kannte ihn nicht, und erzählte ihm auf die erste Frage die ganze jammervolle Geschichte. Er sinkt nieder; man erkennt ihn. „Ich bin ihr Mörder!“ ruft er zerschmetternd aus. Man suchte vergebens ihn zu beruhigen. Er verlangte fort, und ohne nach Ammerich zu gehen, kehrte er in halbem Wahnsinne nach Paris zurück. Er soll seinen Schwager nie wieder gesehen haben. Ich selbst, mein Herr! weinte wie ein Kind, als ich hieher zurück passirte und die Trauerpost vernahm. Nie komm ich durch diese Gegend, ohne der edeln unglücklichen P. zu denken und wie ich, denkt und redet noch heute Jedermann von ihr mit Lieb' und Wehmuth.“

Ein edles Weib! sagte ich, indem ich meinem biedern Erzähler gerührt die Hand drückte und leise an sein noch immer gefülltes Glas stieß. Wir leerten es in stiller Feier. Schweigend und in uns gekehrt fuhren wir weiter und kamen in trübe Erinnerungen verloren nach Port à Binson. Der Posthalter saß noch mit seiner Familie zu Tische. Erzählen Sie doch, sagte der Kondukteur, diesem Herrn und der übrigen Gesellschaft die traurige Geschichte der unglücklichen Madame de P. Der Posthalter that's wirklich wie mein Führer; seine Gattin und Kinder begleiteten die Erzählung mit Thränen und beschlossen

Mein Admet wird leben!
Lebt in diesem Augenblick schon wieder auf!
Es ist gefunden,
Das Opfer, das für ihn der Parzen Zorn
versöhnt!

Sie spricht nicht lange davon, was sie thun will; sie läßt Parthenien keine Zeit, ihren Entschluß zu bestreiten — um dem Dichter Gelegenheit zu geben, sie schöne Antworten aufsagen zu lassen. Anstatt alles dessen, kniet sie hin und weyht sich den Todesgöttern! Admet weiß nichts davon; er kan sie nicht daran verhindern; er ringt mit dem Tode; und auch, nachdem er durch ihre Aufopferung das Leben wieder erlangt hat, ist ihm noch unbekannt, wie theuer es ihm zu stehen kömmt.

Sie sehen, mein Freund, wie viel ich durch diese Anordnung der Umstände auf einmal gewann. Erstens wird Alceste dadurch in unsern Augen so groß, als ein menschliches Wesen werden kan. Die ganze Schönheit und Stärke ihrer Seele, die ganze Grösse ihrer tugendhaften Liebe drückt sich uns in dem Augenblick ein, da sie ihrer Schwester bey den Worten: welch ein Entschluß — in die Rede fällt, und spricht: Er ist gefaßt! Wir brauchen nichts weiter, um gänzlich für sie eingenommen zu seyn. Zweytens gewinnen wir dadurch die Arie,

ſie mit lauten ungekünſtelten Lobreden auf die Tugenden der edeln Verſtorbenen.

Nun dann, rief ich meinem erſten Erzähler zu, indem ich ein gefülltes Glas vom Tiſche ergriff, noch Einmal: Heil und ewiger Ruhm jedem edeln Weibe, und Schimpf wie über P — 's Namen, Schimpf und ewiger Fluch jedem Manne, der ſeine Gattin mishandelt! Feurig ergriffen Alle die Gläſer, begeiſtert ſprachen ſie die Worte mir nach, Rang, Stand und Nationen vergeſſen — wir fühlten uns Brüder — Männer. Einiger und inniger ward nie ein Toaſt getrunken als dieſer.

Juſtus Gruner.

VI.

Reise aus der Lombardie in das östliche Graubündten.

Von Mailand, dem Regierungssitze der italienischen Republik und seit 179⅞ dem Schauplatze merkwürdiger Scenen und ausgezeichneter politischer Personen reisten wir zu Ende des Juli's ab; einige italienische Kaufleute, ein Künstler aus Zürch, ein junger Gelehrter. Der schlechte innere Zustand Cisalpiniens, die Unordnung in den Finanzen und auf den Bureaux, die gänzliche Vernachlässigung der öffentlichen Erziehung waren der Gegenstand unserer Unterhaltung, von der uns aber die lachende Landschaft umher, und der schwebende heitre Aether zu freudigeren Aesserungen hinrissen. Die schöne ebene Landschaft um Mailand in abwechslungsweise mit Wiesen und Aeckern bebaut; jene werden 4 — 5 mal gemäht, und danken ihre Fruchtbarkeit zum Theil der Leichtigkeit der Wasserleitungen auf dem ganz ebenen Terrain; diese liefern nächst der Kornärndte noch eine zweite in kleinem turkischen Mais (formentonino): in Reihen zwischen ein schleicht sich die üppige Rebe beinahe ohne Pflanzung in buschigem Gewinde hinauf. Es

macht einen günstigen Eindruck auf das Auge, das sonst bei der völligen Gleichheit der Ansicht bald ermüden würde, daß die Wiesen welche in anderen Gegenden sich unbegränzt in Thälern oder Ebenen hinziehen, hier mit Gehölze von verschiedener Art umpflanzt sind. Durch diese Umzäunungen wird zum Theil dem Mangel an Waldungen abgeholfen, wiewohl das auf diese Weise gepflanzte Holz freilich von weit geringerem Gehalte ist, als in Waldungen geschlagenes; aber auch solches erhält Mailand auf einem Kanale von dem Lago Maggiore aus, der auf einigen Seiten mit Gehölzen umgeben ist.

Als wir mehrere Miglien von der Stadt entfernt waren, begrüßte uns zur Linken das einem Schlosse ähnliche Landhaus Montebello; es war im Sommer 1796 Bonaparte's Lieblingsaufenthalt, demungeachtet bot es ihm die Cisalpinische Republik vergeblich zum Geschenke an. Die Hitze war schon drückend als wir auf der berichtigten Eselspost zu Parlasina eintrafen: wir blieben also über Mittag. Der glückliche Gedanke, den man in den hiesigen Gegenden häufig ausgeführt sieht, daß man in der Mitte der Garten-Anlagen sich einen Hügel von beträchtlicher Höhe erheben läßt, dessen Krone gewöhnlich mit einer Laube bepflanzt ist, machte uns auch hier viel Vergnügen. Die verschiedenen in ihr angebrachten Oeffnungen gewäh-

ren auf der Ebene, von der man umschlossen ist, eine mannichfaltige interessante Aussicht, und so sagten wir hier von einem ähnlichen Standpunkte aus dem uns entgegenblickenden weißgrauen Dome von Mailand noch einmal ein Lebewohl. Wir trafen Abends in Como, der Vaterstadt des jüngern Plinius ein; sie liegt tief und ganz nahe an dem See, der hier durch hohe steile Gebirge begränzt ist. Der Dom von Como ist zwar ganz von Marmor in Altgothischem Geschmacke erbaut, aber auch jenen hat die Zeit mit einem düstern Weiß überzogen; unter einem kleinen Porticus gegenüber bieten Kaufmannsboutiquen und Caffees ihre Waaren gefällig an. Unweit liegt auch der Markt und der ziemlich lebhafte Schiffplatz; kaum hat man letztern betreten, so drängen sich die Barkenführer herbei, und rufen wetteifernd: Signore, commanda una barca. una barca alla Pliniana, a Domaso etc. Es kostet Mühe, mit einer freien Disposition über seine Person und seinen Reiseplan von ihnen wegzukommen; wer übrigens Musse hat, lasse die Gelegenheit nicht unbenutzt, eine Lustpartie auf dem hiesigen See zu benachbarten Villen zu machen, und seine Sinne durch diese schönen Ansichten zu ergötzen. Como ist eine beträchtliche Stadt, enthält sehr schöne Paläste und bedeutende Seidenfabriken; auch macht es ansehnliche Speditions-Geschäfte. Uebrigens haben ihm die häufigen Regengüsse, deren es vermuthlich we-

gen der Nähe des Sees ausgesetzt ist, den Beinamen L'urinajo della Lombardia zugezogen.

Nachdem wir Abends um 6 Uhr die Barke bestiegen hatten, fuhren wir auf der schönen Fläche des Sees zwischen zwei Gebirgen hin, die einen sehr mannichfaltigen Anblick gewährten. Die Cypressenfarbigen Oliven in der Mitte dunkelbelaubter Kastanienbäume, unter denen hie und da wiederum das hellere Laubwerk der Pfersich- und Citronenbäume hervorsprang, geben durch die wechselnden Schattirungen ihres Grüns ein desto interessanteres Gemälde, da diese milde und freundliche Ansicht durch den auf den Spitzen des Gebirges glänzenden Schnee frappant unterbrochen wird. Es stand nicht lange an, so schwankten uns an den beiden Ufern des See's liebliche Villen entgegen. Gezierter als ihre Schwestern präsentirt sich die Villa Danzi, deren Besitzer, ein reicher Banquier in Mailand, allerhand Thürme, fliegende Brücken, und Gartenterrassen in diesem Tusculum angelegt hat. Die Villa Danzi ziert ein schöner in Terrassen angelegter Garten; die Plinia-na ist mehr wegen des berühmten Namens ihres ehemaligen Besitzers merkwürdig; daneben hat sie eine Naturmerkwürdigkeit in einem Springbrunnen aufzuweisen, dessen Wasser von jeher Ebbe und Fluth regelmäßig hält. Noch hörten wir vom Orrido di

Bellano; der Beschreibung nach eine schauerliche Höhle, die Wohnung der Schuhu, und, wie uns ein Landmann geheimnißvoll bedeutete, auch mancher schröcklichen Unholde, deren Manövres vermuthlich auch den benachbarten Geistlichen manche Dienste thun. In dem Gebirge, welches das Bassin des Sees einfaßt, wird auf verschiedenen Punkten Eisen gegraben und weiter verarbeitet. Nachts um 10 Uhr landeten wir bei dem Lichte des Mondes an einem einzelnen Gasthofe, wo aber Fische und ziemlich saurer Wein die ganze Aufwartung ausmachten; unweit liegt ein von lauter Fischern bewohntes Dorf. Nachdem wir Vormittags an einer kleinen Schiffswerfte vorübergekommen waren, wo mehrere Barken neugezimmert lagen, liefen wir in dem Hafen von Domaso ein, und trafen daselbst eine französische Canonierbarke mit dem dreifärbigen Wimpel. Während uns Citronen und Wein zur Erfrischung gereicht wurden, harrten wir hier des Südwindes, der nun bald den Vormittags herrschenden Nordwind verdrängen sollte. Inzwischen liefen wir mit Hülfe der Ruder aus, immer mehr schmachtend, da wir nur durch ein Obdach von Leinwand gegen die heiß brennende Sonne geschützt waren und die Barke von Passagieren voll war. Nach Mittag schwellte ein lebhafter Süd das Segel, die Ruder verstummten, das Fahrzeug furchte muthig die Spiegelfläche des Sees; bald präsentirte sich uns

zur Rechten das Fort Fuentes, im J. 1610 von dem mailändischen Commandanten Fuentes erbaut, so sehr auch Gesandte von Graubündten dagegen protestirten. Es liegt in der Mitte unzugänglicher Sümpfe und beherrscht die dortige Gegend völlig. Gegenwärtig jedoch sind nur noch seine verschütteten Mauren sichtbar, da es 1709 von den Franzosen demolirt worden ist. Woher auf einmal die Fläche trüben schmuzigen Wassers, die unsere Barke nun durchstrich, da der See bisher einem hellen grünlichten Spiegel geglichen hatte? So fragte ich mich im Stillen als ich nach einiger Zeit durch die uns entgegenströmende Mündung der Adda die Antwort erhielt, welche mir ein Blick auf die Charte bestätigte. Der Addafluß ist hier ziemlich breit, wird von Barken mit Segeln befahren und erhält durch den Schnee, welcher auf den Bergen des Veltlins schmelzt Nahrung. Ein Schilfwald, durch den sich unsere Barke einige Stunden später rauschend hindurcharbeitete, war ein Vorbote des nahen Ufers; nach einer halben Stunde sprangen wir bei Riva an Land. Dies Dörfchen, wo mehr Fischer wohnen, und ein Zollhaus (Dogena) steht, ist wegen seines Climas merkwürdig; die Luft ist in den heißen Monaten hier bei Nacht so ungesund, daß sie sogleich Fieber erzeugt, weswegen Passagiere hier zu übernachten meiden und die sämmtlichen Einwohner sich Abends den Berg hinaufziehen, von dem sie Mor-

gens zurückkehren; diese Eigenschaft der hiesigen Luft ist vermuthlich eine Wirkung in der Nähe liegender durch den See erzeugter Sümpfe, die man aber wohl austrocknen könnte. Die Luft noch mehrerer einzelner Districte am Comersee hat dieselbe fieberhafte Eigenschaft, wogegen sie wiederum in andern Stellen äusserst rein und wohlthätig ist.

Von Riva bis Chiavenna (Cleve) zieht sich durch ein ziemlich enges Thal eine erträgliche Straße, drei Stunden lang hin; Wein und Kastanien gedeihen hier reichlich und die an dem Gebirge hin liegenden Dörfer und einzelnen Häuser geben der Gegend das Ansehen einer Schweizerischen Landschaft. Der Marktflecken Cleve ist von Bergen ganz eingeschlossen; er ist gewerbsam, treibt ziemlich Handel mit Seide, Reiß, und hat beträchtliche Spedition über den Spluger Berg. Die Einwohner, etwa 3000 an der Zahl, verkaufen ausserdem in großer Menge edle Kastanien (Marroni), Wein, Feigen, Pfersiche; noch im Jahr 1790 erlitten die in diesem katholischen Orte befindlich gewesenen Reformirten, mehrere Hunderte an der Zahl, eine Religionsverfolgung und mußten Alt und Jung mit großem Verluste auswandern. Bewundernswerth sind bei Cleve noch die in Felsen gehauenen Grotten, in welchen Sommers Wein aufbehalten und ausgeschenkt wird; ein wahrer Labetrunk in

in dieser Zeit und unschädlicher als Sorbet und andre Eiskühlungen. Ein Theil der Gesellschaft zog sich nordwestlich dem Splugerberg zu; wir Andern ritten in nordöstlicher Richtung weiter. Es zieht sich ein allmählig hinansteigender Bergweg über Castasegna, Vicosoprano, Casaggla der düstern Felsenwand des steilen Malojaberges zu. Eine kleine Stunde über Cleve lag vor Zeiten das noch itzt auf den Charten bemerkte Dorf Plurs (Piuro); unweit desselben der Berg Conto. Diese meist aus Erde bestehende Masse muß durch Schnee und Regen nach und nach durchdrungen und aufgelockert worden seyn, und so wurde eine furchtbare Katastrophe vorbereitet. Den 4. September 1618 stürzte der Conto über das nichts ahnende Dorf zusammen, und begrub Häuser und ihre Bewohner in einem Augenblicke. Noch sieht man mit Schaudern die Stätte, wo die Natur dem Dorfe mit Hügeln und Felsentrümmern ein Denkmal gesetzt hat. Bald über dem ehemaligen Plurs ergießt sich zur Linken ein schöner Wasserfall in zwei breiten Krystallstrahlen von der Bergwand herab, unter dem Namen aqua Fraggia bekannt. Die Landschaft selbst, welche, von Clevens Markung bis an die Maloya, Bergell (Praegallia) heißt, producirt meist Vieh, Flachs, etwas Getraide und Obst; je nördlicher, desto rauher. Das Dörfchen Loglio zur Rechten prangt mit einigen Sommerhäusern der

Herren von Salis. Das Christenthum verbreitete in Bergell der heilige Gaudentius, zu dessen Andenken noch itzt unweit Cassaggia eine zerfallene Kapelle steht. Düster und steil erhebt sich im Hintergrunde dieses Berathales die Bergwand der Maloya; Arben- und Lerchenwälder schattiren sie mit einer unfreundlichen Dämmerung. Ein Bergsteig, der zur Noth auch befahren werden kann, führt in stetem Zickzack auf das Gebirg hinauf, und duftige Nebelwolken umfällen den Reisenden, der von dem vollen Sommer des Comersees herkommt. Sobald man die Höhe dieser Kalkwand erreicht hat, bietet das Dörfchen Maloya Quartier an. Man befindet sich nun am südwestlichen Ende des Ober-Engadins, in einem der höchsten bewohnten Thäler, dessen kalte Atmosphäre schon für seine Höhe zeugt. In kleiner Entfernung von Maloya zieht sich eine Stunde lang ein beträchtlicher See bis Sils hin, der an schwarzen und Goldforellen reich ist. Zur Rechten hinter Sils hat an dem Fuße eines beträchtlichen Gletschers der Innfluß seinen Ursprung. Der Neugeborne durchströmt kurz darauf den minder großen See bei Silva plana und später den noch kleinern bei St. Moritz. Nachdem er das ganze Engadin bespült, tritt er bei Finstermünz in das Tyrol; auch soll er das Verdienst haben, dem Engadin den Namen gegeben zu haben, indem Engadin von En code Ino (in Caplte Ini,) herstam-

Ihr Götter der Hölle,
Ihr furchtbaren Schatten,
O schonet den Gatten!
Hier bin ich, und stelle
Zum Opfer mich dar, u. s. w.

Und lassen Sie mir immer die kleine Eitelkeit, mir einzubilden, Metastasio selbst habe wenig Arien, die eine stärkere Würkung thun könten. Ich glaube dies um so eher selbst sagen zu dürfen, da ich mir ganz und gar kein Verdienst daraus machen kan, sie gefunden zu haben; denn der Charakter der Alceste und die Umstände brachten sie nothwendig hervor, und sie lief mir, so zu sagen, freywillig in die Hände. **Drittens** erhalten wir dadurch die erste Scene des zweyten Acts, worinn die Freude des noch unwissenden Admets über seine Wiedergenesung, den Zuhörer, der schon alles weiß, mit einem desto rührendern Mitleiden erfüllt, je geneigter wir sind, mit ihm zu empfinden, wenn er in den süssesten Tönen, welche die Musik in ihrer Gewalt hat, ausruft:

Mit welcher Wollust saugt, o alles belebende
Sonne,
Mein Auge deine Stralen ein!

Viertens wird Admet dadurch von dem leisesten Verdacht befreyt, als ob er in die Aufopferung seiner Gemahlin eingewilliget habe. Der Griechische Admet ist von diesem häßlichen Verdachte

gar

men soll. Die Länge des Ober-Engadiner-Thals beträgt acht, seine Breite nur eine halbe Stunde; zu beiden Seiten erheben sich hohe Gebirge himmelan, die auf Granit-Massen stehen, und auf deren Höhen verwitterte Kalkfelsen den antiken Anblick zertrümmerter Raubschlösser gewähren. Arben- und Lerchenwälder ziehen sich in der Mitte der Gebirge hin, auf deren ersteren die dem Eichhorn so erwünschte Zürbelnüsse gedeihen; ein hartgeschuppter Zapfen enthält eben so harte, aber kleine Nüsse, welche einen harzigen Kern verbergen. Das Holz der Arbe ist brauchbarer zum Verarbeiten als zum Brennen, da es eine schnell auflodernde Flamme ohne dauernde Glut giebt. Sehr reich sind diese Gebirge an heilsamen Bergkräutern, unter denen sich die Iva moschata, Valeriana, Angelica, auszeichnen; noch andere wachsen hier in Menge und an einigen sumpfigen Stellen fanden wir den schönsten Knoblauch mit reizender Blüthe. Sämtliche Producte des Ober-Engadins schränken sich auf ein gutes, äußerst wohlriechendes Heu, das mit genauer Noth zweimal geärndet wird, und etwas Gerste ein. Die Alpen geben Veranlassung zur Viehzucht, und in den Sennhütten werden gute Butter und Käse zubereitet. Ein Theil der Gebirgsrücken wird an Bergamasker Schäfer vermiethet, welche ihre Heerden zwei volle Monate auf ihnen weiden lassen; denn so lange, ungefähr dauert der Sommer

des Engadins, so daß etwa noch 14 Tage für den Frühling und eben soviel für den Herbst gerechnet, dem stattlichen Winter, der sich hier in seiner ganzen Stärke lagert, neun Monate vom Jahr eingeräumt werden. St. Mauriz der letzte Ort des Ober-Engadins, ist durch sein Mineralwasser bekannt, welches Eisen und Luftsäure in beträchtlicher Menge führt; es wird vorzüglich im August in großer Menge versendet, und auch von Fremden besucht, welche sich aus der Schweiz, dem Tyrol und von der Lombardie aus hier sammeln. Uebrigens sind die Anstalten bei diesem Gesundbrunnen bewundernswürdig schlecht; es sind zu der Bequemlichkeit der Fremden weder Spaziergänge, noch Bäder angelegt; auch ists bloßer Zufall, wenn sich ein Arzt hier findet; die Gasthöfe sind mehr Schenken, und thun es erstern nur in den Rechnungen gleich. Westlich von Mauriz liegt der Julierberg, über welchen ein Bergsteig Chur zu führt; zu beiden Seiten dieses Weges stehen zwei alte Colonnen ohne Piedestal und Kapital, von etwa 7 Schuhen in der Höhe, und 2 Schuhen im Durchmesser. Die Sage will, Cäsar habe sie setzen lassen, als er hier gegen die Rhätier nicht weiter vordringen konnte; nirgends aber findet sich die Aufschrift non plus ultra, auf welche sich diese Sage beruft, auch ist es zweifelhaft, ob Cäsar überhaupt je in diese Gegend gekommen. Ein

kennt-

kenntnißreicher Bewohner dieſer Gegend, der die Colonnen genau unterſuchte, und ſie umgraben ließ, iſt der Meinung, daß ſie von den Römern errichtet worden ſeyen, um ihnen zu Opfer-Libationen zu dienen. In Unter-Engadin, welches mit dem Dorfe Sumada beginnt, ſoll in dem Gebirge noch eine von den Zeiten der Römer herſtammende Druſushöhle ſeyn; dieſer Sohn Auguſts kam wirklich mit einer Armee in dieſes Thal; er unterwarf es ſich, und ſoll zu Winterszeit in jener Höhle kampirt haben. Auch unweit Chur trägt noch itzt eine durch einen Felſen gehauene Paſſage den Namen „Römerthor.“ Oeſtlich erhebt ſich auf dem Berninaberg ein ſehenswürdiger Gletſcher, von dem ſich den Sommer über ein beträchtlicher Strom in den Inn ergießt. Gemſen, Murmelthiere, Wölfe und hie und da Bären ſind die Bewohner der Gebirge umher; durch letztere leiden die Schaaf-Heerden auf ihren Bergweiden nicht ſelten beträchtlichen Schaden. An den Gemſen, deren wir einige geſchoſſen ſahen, fanden wir Sehnen und Flechſen beſonders an den Beinen ungemein ſtark; ihre hakenförmige Hörnchen werden theils zu Stockknöpfen verarbeitet, theils auch zum Pater gebraucht. Man wies uns auch einige der Knollen, welche ſich in ihrem Magen finden, und die in den Zeiten der Unwiſſenheit unter dem Namen des Bezoar-Steins

medicinisch gebraucht wurden; sie sind nichts als ein verhärteter Knoten von unverdaulichen Wurzelresten. Die Gemse nährt sich von Kräutern und Laubwerk; selten wirft sie über Ein Junges, mit dem sie frühe gymnastische Uebungen im Springen anstellt. Bisweilen werden solche Junge lebendig gefangen, da sie manchmal bei der geschossenen Mutter stehen bleiben; man gewöhnt sie sodann an einer Geisse zu saugen, von der das Kleine in kurzer Zeit als Kind angesehen wird. Schon manches ist auf diese Weise auferzogen worden. Das Fleisch der Gemse gewährt, 10 — 14 Tage in Essig gelegen, eine gute Speise; den größesten Werth aber hat das Fell, welches hier roh um neun Gulden verkauft wird. Der andere Alpen-Bewohner, das Murmelthier, wirft 3 — 4 Junge, gräbt sich unterirdische Wohnungen, in die es Sommers Heu zusammenträgt, und den Winter zusammengerollt in einem tiefen Schlummer zubringt; es gehört zu einer Jagdbelustigung der Einwohner, solche Höhlen aufzugraben, und die ganze taumelnde Familie in Empfang zu nehmen. Das Fell des Murmelthiers dient zu Pelzwerk, auch wird sein, wiewohl immer zähes, Fleisch gespeist; ein erwachsenes todtes Murmelthier wird um 2 Gulden hier verkauft: Marder, Iltisse, Eichhörner sind des Pelzwerkes wegen den Winter über auch ein Gegenstand der Jagd. Die Fuhrwerke, deren sich die Einwohner bedienen, sind nicht

über drei Schuhe hoch, und werden gewöhnlich mit Einem Ochsen bespannt. Da das Land selbst zu stiefmütterlich ist, als daß es seine Einwohner hinreichend ernähren könnte, so wandern diese als Krämer, Zuckerbäcker und Kaffetiers nach Frankreich und Italien, wo sie ihr Gewerbe treiben, und von Zeit zu Zeit mit den gewonnenen Goldstücken nach Hause wiederkehren. Die meisten Einwohner sprechen daher noch ausser ihrer Landessprache, der Romanischen (die aus Latein und Italienischem korrupt zusammengesetzt ist), französisch und italienisch. Demungeachtet ist im Innern des Landes wenig Cultur und Industrie zu Hause, und der Charakter der Einwohner ist roh und tückisch. Es sind die verschiedenen Häuser der Herren von Salis, und andererseits die Familie derer von Planta, welche um den überwiegenden Einfluß auf die politischen Angelegenheiten des Volkes eifersüchtig buhlen; erstere genießen östreichische, und letztere französische Protection. Zwar ist das höchste Lob, das der Bündtner sich oder einem Landsmann ertheilt, jenes zum Sprüchwort gewordene „Er ist ein freier Mann:" demungeachtet aber wird auf den Landtägen fast alles durch Bestechungen durchgesetzt.

Unter-Engadin ist ein ganz liebliches Thal; der Reihe nach liegen in ihm die Oertchen Sumada, Be-

vers, Pont, Zuz, Skanf und andere, welche sämmtlich schon etwas milderer Luft genieſſen, und etwas mehr Getraide produciren. Bemerkenswerth iſt in dieſem Thale noch die reichhaltige Salzquelle von Thraſp: ſie wird von vielen Patienten beſucht und thut etwa dieſelben Dienſte wie die Scheideiger Quelle. Bis itzt hat man keinen Verſuch gemacht, aus dieſer reichhaltigen Quelle durch Gradiren Kochſalz zu gewinnen.

Reuchlin.

VII.

Coresponденz- und Kunst-Nachrichten.

I.

Churfete in Stuttgardt. Stuttgardter Künstler.

Stuttgardt d. 22 May 1803.

Nachdem der Termin bereits ein paarmal hatte aufgeschoben werden müssen, so hielt endlich der 6te May Stand. Der Glocken ernster Feierklang verkündigte das Fest, und hundert Kanonenschüsse verbürgten uns seine Wirklichkeit. Ein prächtig geschmückter und berittner Herold erschien mit einer Art römischem Triumphwagen, und promulgirte die Chur, von Menschenschwarm umfluthet. Nun begann der Prachtzug nach der Kirche. Der Fürst fuhr allein in einem sechsspännigen, von Gold und Silber strahlenden, oben mit dem Churhut decorirten Wagen; ihm folgten paarweise seine ersten Minister, Hofbeamten und Räthe. In der Hauptkirche erscholl eine vom Capellmeister Danzi komponirte Cantate, worin Krebs (bekanntlich einer der ersten Tenoristen Teutschlands) meisterhaft sang. Die Musik fiel angenehm ins Ohr und hatte liebliche italienische Gänge; erinnerte aber mehr ans Opernhaus, als

an die Kirche. — Am herzerhebendsten bey diesem Kirchenakt für mich war der Hochgesang „Herr Gott dich loben wir ꝛc.“ von Kanonendonner accompagnirt. Mittage waren große glänzende Tafeln bei Hofe, (wo der Churfürst mit seinem Fürstenhause allein speiste), bei dem Ministern und Chefs der Departements; Alle öffentlichen Diener, bis auf den Canzelisten hinab, wurden an diesem Tage, auf Kosten des Churfürsten, von ihren Obern frei gespeist; der gemeine Soldat erhielt viertägigen Sold; und die allgemeine Losung sollte Freude seyn, und war es auch. Alle Gast- und Privathäuser waren mit Fremden angefüllt, und die öffentlichen Promenaden glichen den ganzen Tag einem Menschenwogenden Jahrmarkt. Abends war Hofconcert, worin abermals eine Cantate von Danzi erscholl, die von Krebs und Mad. Gley trefflich gesungen wurde. Hofmusikus Tamm von München, einer der vorzüglichsten Virtuosen, die mir je vorgekommen sind, ließ sich mit lautem Beifall auf der Oboe hören. Nachts offene fürstliche Tafel, und Illumination in der Stadt, worunter sich die vom Fürsten von Taxis vor allen auszeichnete. Am zweiten Tage dauerten, nach teutscher Sitte, die Festgelage und Bacchanale, fort; und Abends ward im prächtig erleuchteten Opernsale ein Prolog, und Kotzebue's Octavia gegeben. Die Chöre zum Prolog hatte Matthisson,

nach dem Wunsche des Churfürsten verfertiget, und dafür ein sehr schmeichelhaftes Handschreiben, nebst einem Ring, 100 Louisd'ors am Werthe, erhalten; die Musik zum Prolog, war vom Conzertmeister Abeille. Er ist jetzt gedruckt, und ich citire Ihnen daraus den Schlußchor, worin Sie die Hand unsers Matthissen erkennen werden:

„Anbetung dir, der Millionen Sphären
„Ins Unermeßliche gesät!
„Du zählst, wie deine Welten, unsre Zähren!
„Vernimmst der Staubgebohrnen Dankgebet,
„Und ihren Preißgesang,
„Wie deiner Welten Jubelklang.

Im Arrangement des Prologs erkannte man sehr die geschmackvolle Hand unsers Touret — der sich durch das neue Theater in Weimar bereits einen Ehrennahmen in Teutschland gemacht hat, und nächstens auch den Bau des hiesigen neuen Theaters unternehmen soll.

Für die erste Aufführung der Octavia, ward an Kleidern und Dekorationen großer Aufwand gemacht. Vohs spielte den Antonius, Bley den Octavianus, Mad. Vohs die Cleopatra (!), Mad. Aschenbrenner die Octavia, Regisseur Pauli den alten Sklaven des An-

tonius. — Bey aller Anstrengung der Schauspieler, wirkte das Stück nur in einzelnen Scenen und Situationen; das Ganze aber griff nicht durch, und das Interesse sank gegen das Ende.

Ich fand durch diese Darstellung bestätiget, was ich vor einigen Jahren über K's Octavia in einem Aufsatze öffentlich gesagt habe, die große Manier ist einmal nicht die Sphäre dieses mir sonst so lieben Dichters. Wie ungleich freier, lebendiger und unterhaltender ist er nicht im fesselfreien, humoristischen Schauspiele!

Am dritten Tage gab der Churfürst große Tafel im sogenannten Seehaus unweit Ludwigsburg — wo sich ein Schatz der auserlesensten Bildhauer-, Mahler-, Kupferstecher- und Stuccatur-Arbeiten zusammengedrungen findet. Dieses Seehaus, (was jetzt von allen Fremden besucht wird), verdient eine sorgfältige Beschreibung, und würde unter den Kunstnachrichten des Merkurs Figur machen. Guibal, Danneker, Scheffauer, Hetsch, Touret, Harper, haben es mit auserlesenen Stücken geziert; und der Churfürst hat eine große Maierei damit verbunden, welche täglich vergrößert, und in kurzem zu einer reizenden echt englischen Villa anwachsen wird. — Abends war im großen Akademiesaal freier Maskenball zu 1500

gar nicht frey. Er muß ſich von ſeinem Vater, dem alten Pheres, die niederſchlagendſten Dinge darüber ins Geſichte ſagen laſſen, und er ſchluckt ſie geduldig hinunter. Seine Klagen, nachdem Alceſte nun würklich todt iſt, werden dadurch zweydeutig, und empören uns anſtatt zu rühren. Der Admet der deutſchen Alceſte ſpielt eine ganz andre Rolle. In ſeinem Betragen iſt nichts, das uns nur einen Augenblick zweifeln machen könnte, daß er Alceſten nicht eben ſo inbrünſtig liebe, als er von ihr geliebt wird; und ſo ungern wir in ihren Tod für ihn willigen, ſo gerne wir ihn dafür haſſen möchten, daß er wenigſtens die unſchuldige Urſache davon iſt, ſo können wir ihm doch keinen Augenblick weder unſer Mitleid noch unſre Achtung verſagen.

Die zwoote Abweichung von dem Plan des Euripides liegt in der Weiſe, wie er ſeinen Herkules in die Handlung verflochten hat. Admet war vornehmlich ſeiner Gaſtfreyheit wegen berühmt, einer Tugend, die in heroiſchen Zeiten, das iſt, in Zeiten des Fauſtrechts, ein groſſes Verdienſt in ſich ſchließt. Ich habe nicht vergeſſen, von den Zügen, womit ihn die Fabel von dieſer Seite zeichnet, im dritten Act Gebrauch zu machen; denn Admet ſteigt dadurch in unſrer Achtung; und dies hat er, nachdem er uns unſre geliebte Alceſte gekoſtet hat, ſehr vonnöthen. Aber Euripides thut viel mehr; er gründet die ganze Verwicklung ſeines Stücks auf die Hoſpitalität des Admet. Sein Herkules

kömmt,

Billets; und Tags darauf freie Redoute im Opernhause für Creti und Pleti. Der Maskenball zeichnete sich durch fürstlichen Glanz und Anstand aus, indem die Billets mit Auswahl vertheilt wurden; in den anstoßenden Sälen wurden den Masken auf Kosten des Fürsten Erfrischungen aller Art im Ueberfluß gereicht.

Noch erschien eine Denkmünze auf die wirtembergische Chur, die in artistischer Rücksicht Erwähnung verdient. Wirtemberg, sitzend auf einem Felsenstück, stützt sich mit der Rechten auf das Wappen von Alt- und Neu-Wirtemberg; in der Linken hält es ein Steuerruder. Die gut und korrect gearbeitete Figur sitzt vorwärts gebückt gegen die Standhaftigkeit — die ihr gegenüber steht, und ihr Haupt mit einem Oelzweig und Churhut schmückt. Neben der Standhaftigkeit — ein Säulenstück; in der Ferne das Stammschloß von Wirtemberg, der Rothe Berg; die Umschrift: „Durch Beharrlichkeit." Unten Jahrzahl und Datum. Die passende Erfindung, welche unter 6 andern gewählt wurde, und einen erhebenden Ueberblick der Wirtembergischen Geschichte gewährt, ist vom Professor Scheffauer; die Ausführung von unsrem geschickten Medailleur.

Sie sehen aus dieser kurzen Beschreibung, wie sehr die Künste zur Verherrlichung der Wirtembergi-

schen Churwürde beitrugen, und wissen es längst aus meinen andern Berichten, wie rühmlich sich der jetzige Fürst die Unterstützung und zweckmäßige Anwendung desselben angelegen seyn lasse. Auch wüßte ich nicht, wo und wenn sie sich mit mehr Fug und Vortheil zeigen könnten, als bey der feyerlichen Erhebung und Vergrößerung eines ganzen Landes! Daher wird kein Kunstfreund mit dem Lobe derjenigen übereinstimmen, die es für gerathen achten, wenn man die Bürger einer Chur oder eines Königthums mit einem Hofessen und Conzert absolvirt!

Unser Director Hetsch ist bereits seit Jahr und Tagen in Rom, und wird sich jetzt nach Wien begeben, um daselbst einige bei ihm bestellte Werke auszuführen. Kürzlich hat er seine längst erwartete Cäcilia hereingeschickt, worüber die Kunstkenner Kunstkrittler, Nachwäscher, dermalen sehr viel glossiren. Die Zeichnung und Haltung der Figur, so wie Colorit und Farbenwechsel, gefallen mir im Ganzen sehr wohl, und das Bild macht auf jeden Fühler des Schönen prima vista einen frappanten Effect; bey näherer Beleuchtung und Beherzigung aber fanden Manche die Augen zu groß und zurückschröckend; die Figur etwas zu fleischig, und den gehobenen Arm an ein paar Stellen verzeichnet. Cäcilia hört Harmonieen des Himmels, und vergißt ihrer eigenen

darüber. Der himmelan geheftete Blick der Verzückung war allerdings schwer zu finden; so wie ihn aber hier der Künstler gegeben hat, drückt er mehr Schmerz und Qualgefühl, als Entzücken aus.

Von Danneker sieht bekanntlich ein meisterhafter Hektor im Zeughause zu Ludwigsburg. Zu diesem hat er eben jetzt die Parallelen Achilles und Paris, gleichfalls nach Vater Homer, inventirt; und wird einen Ulysses hinzufügen — wovon Sie zu seiner Zeit Nachricht haben sollen. Des verewigten Lavaters Büste, von eben diesem Künstler, welcher in Paris das Accessit erhielt, gehört unstreitig zu seinen gelungensten, ausdrucksvollsten Arbeiten.

Der berühmte Portraitmahler, Prof. Oelenheinz von Wien, der sich seit dem November hier aufhält, hat bereits 10 bis 12 Kopfstücke zum Theil mit unübertrefflichem Glücke gemahlt, und wird sich, wenn der Krieg nicht ausbricht, den Sommer nach Hamburg begeben. Er trifft nicht nur bis zum Sprechen und Anreden; sondern weiß auch den volatilen Geist und Charakter seiner Köpfe mit leisem Kunstsinn umzuschaffen, und mit Feuer und Kraft darzustellen. Daher zeichnen sich die nach Graff und Oelenheinz gestochenen Portraits so vortheilhaft durch Geist und Charakter aus.

2.

Van Swieten. Neue Wiener Literatur.

Wien d. 8. Juny 1803.

In der Nacht vom 28 zum 29. März ſtarb, 72 Jahre alt, Freyherr Van Swieten, dieſer thätige kenntnißreiche und wirklich gelehrte Beförderer alles Guten und Schönen der Wiſſenſchaften und der Tonkunſt. Er ſchrieb ſogar freundſchaftliche griechiſche Billete dazu. Von ſeinem Vater, Boerhaavens Schüler und Hallers Nebenbuhler, ſchon früh angehalten, mußte der Knabe vom Thereſiano aus ſeinem Vater über die kleinſten Bedürfniſſe — Anſchaffung von Beinkleidern, Strümpfen, Schuhen, Stiefeln ꝛc. griechiſch ſchreiben. Adelungen letete er an. Die Rolle, die er in Brüſſel, Paris, Warſchau und Berlin ſpielte, wiſſen Sie. Durch ihn erhielten von Joſeph II. Denis, Maſtalier, Blumauer, und Retzer ihre Bedienungen. Nun ſchlummert er mit Gleim und Klopſtock.

Sit Tibi terra levis!

Die kaſtaliſchen Mädchen erzogen und bildeten Herrn Michael Vitéz, ſonſt Czokonay, einen jungen Mann, der in Debrezin ſich ganz ihnen weiht, und ungeachtet des ihm nicht günſtigen Glückes, Lor-

beerkränze sammelt, die gewiß einst seinen Scheitel zieren werden. Dieser neue Genius meines Vaterlandes ist gleich glücklich in der Ode und in dem Liede. Feurige Einbildungskraft, lyrischer Schwung, leichte Versification, und eine gewisse Nationalindividualität zeichnen seine schönen Gedichte aus, in denen allenthalben Nettigkeit und, ich darf sagen, eine klassische Correktheit hervorleuchtet. Man bemerkt, daß er mit unsern ehrwürdigen Alten vertraut ist, und den Geist seiner Sprache, überhaupt den der Poesie, studirt hat. Nächstens erscheinen unter dem Titel: Magyar Anakreon seine anakreontischen Gedichte. Leider kann seine travestirte Batrochómyomachie nicht unter die Presse kommen. — — Sie ist ein schönes Werk eines schalkhaften Genius voll Originalzüge und Nationalindividualität. Gegenwärtig arbeitet er an einer Arpadias, einer Epopöe, an der es der ungrischen Nationalpoesie noch mangelt. Man verspricht sich viel von diesem talentvollen Kopfe. Vielleicht liefere ich Ihnen mit der Zeit zur Probe ein kleines Gedicht von diesem liebenswürdigen Dichter in teutscher Uebersetzung.

Aus einem dieser Tagen erhaltenen Brief kann ich Ihnen mit Gewißheit sagen, daß in einem unserer östreichischen Erblanden Wilhelm Tell, eine Tragödie mit Chören, ganz in griechischer Form,

schon fertig sey. Das Stück ist nicht bloß zum lesen, sondern zur Aufführung bestimmt. Man glaubte einst, Genius Schiller bearbeite diesen Stoff: es hat sich aber nicht bestätigt; der Verfasser dieser Tragödie ist ein östreichischer Unterthan.

Unsere Annalen der Literatur in den östreichischen Staaten, die ihres raschen und unbescheidenen Tones wegen eine fast ephemere Dauer nur versprechen, widersprechen ihrem Plane, der sie verpflichtet, selbst angehende Talente aufzumuntern. Die Herren Recensenten dieser Annalen setzen mit einer dictatorischen Miene unsere auch im Auslande rühmlich bekannten Männer mit offenbarer Scheelsucht und meist invita Minerva so herab, daß man nicht gleichgültig darüber hinausgehen kann. So viel ist mir indeß bekannt, daß dieses Journal von unsern bessern Köpfen, ich will nicht sagen, verachtet, aber doch gewiß ignorirt wird.

Inhalt.

I. Egeria. Zweiter Geſang. S. 161.

II. Rinaldo's Abentheuer in Schottland. Nach Arioſts Orlando Furioſo IV, 52. ff. — 174.

III. Basrelief am Sarkofage Helvetiens. Im Jahre 1799. Von Appenzeller. — 179.

IV. Fröhliche Botſchaft für die Süchtlinge oder Hypochondriſten. von J. H. Campe. — 185.

V. Weibergüte und Männerhärte. (Bruchſtück aus einem Reiſe-Journal). Von Juſtus Gruner. — 205.

VI. Reiſe aus der Lombardie in das öſtliche Graubündten. Von Reuchlin. — 214.

VII. Correſpondenz- und Kunſt-Nachrichten.

1. Churfeſte in Stuttgardt. Stuttgardter Künſtler. — 229.

2. Van Swieten. Neue Wiener Literatur. — 236.

Intelligenzblatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

7. Stück. Julius 1803.

I. Hildts Handels-Magazin. 6s Stück. —

Das 6te St. von Hildts Handels Magazin iſt erſchienen und hat folgenden Inhalt: I. Geſchichte und Fortſchritte des Handels in und außer Europa. 1. Ueber den Rayhandel und Schiffahrt. 2. Erfurt als Handelsſtadt II. Kunſtfleiß in Fabriken und Manufakturen. 1. Maſchine zu Schlagung der Baumwolle, eine Erfindung des H. Antoine Howden zu Derby in England. 2. Ueber die neue Papierfabrication aus Stroh in England. 3. Ueber die Verfertigung des Lederleims zu Southwark unweit London. 4. Engliſche Shawls von Norwich 5. Engliſche Spitzen von Gloucesterſhire. 6. Erfindung eines Ueberzugs (Enduit), die Leinewand und Taffet undurchdringlich gegen Luft und Waſſer zu machen Vom Burger Desquinemare, Mitglied der Erfindungen und Entdeckungen. 7. Marſeiller Lederfabriken. 8. Verſuch mit der Thermolampe 9. Papierfabrication von der Papierpflanze der Alten III. Handelswaarenkunde. 1. Die Rhabarber. 2. Die China oder Fieberrinde. 3 Das Buxbaumholz. 4. Der Chagrin. 5. Gruber-Federn. IV. Literatur der Handelswiſſenſchaften. 1. Charte von einem Theile der Nordſee, der Elbe-Strems, der Mündung der Weſer ꝛc. 2. Zeekaart van't Helgoland. 3. Charte von den Mündungen der Elbe, Weſer und Jade, und von einem Theile der Nordſee 4. Archiv für den Zirkel nützlicher Wirkſamkeit unter Menſchen, oder Beiträge zur Ausbreitung und Berichtigung unſrer Kenntniſſe in den Sachen des Handels und der Schiffahrt, der Gewerbe, der Staats-

und Privatwirthschaft. Herausgegeben von Christ. Schedel. 5. Statistische, geographische und topographische Beschreibung der Länder, welche der Königlich Preußische Hof im Jahr 1802 nach dem Entschädigungsplan in Besitz genommen hat. V. Correspondenz und vermischte Nachrichten. 1. Ost- und Westindischer Handel von Holland. 2. Englische Sammt- und Seidenfabriken 3. Neue Russische Handels-Compagnie vom Weißen Meere. 4. Einziehung der Wiener Stadt-Bancozettel von 50 Gulden. 5. Neues Arsenal und Schiffdocke zu Washington. 6. Neue Schwedische Disconto-Casse zu Malmöe in Schonen. 7. Neues Französisches Münz-Project. 8. Neue Regierungsanstalten für Fabriken und Manufacturen in Frankreich. 9 Kurze Handels-Nachrichten.

Weimar, d 10ten Juny 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Inhalt des 6ten Stücks von Steinbecks teutschem Patrioten 1803.

I. Schilderung des Bayreuthschen Bauernstandes. Aus dem Briefe eines Reisenden II. Schändlicher Unfug bey protestantischen Prediger Wahlen; so wie auch schändlicher Pfarrhandel sowohl von Seiten katholischer Klöster als protestantischer Stifter und andrer Patronen, in Beyspielen. III. Körperschwäche und Geistesarmuth. Zwei Züge aus dem Charakter unsers Zeitalters IV. Eine Churpfalzbaiersche Verordnung vom 14. Jan. d. J., die den Landbau auf die edelste Weise begünstiget; mit einer wichtigen Anmerkung des Einsenders. V. Gefahr, das Wasser in Flaschen auf Oefen heiß zu machen VI Churpfalzbaierische Verordnung, das Begräbniß der Todten in Kirchen betreffend.

Weimar, im Juny 1803.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Das 4te Stück von Voigts Magazin der Naturkunde ist erschienen und hat folgenden Inhalt.

I. Bericht der Professoren des National-Museums der Naturgeschichte, über die vom Hrn. Geoffroy aus Egypten gebrachten Naturhistorischen Sammlungen. Aus

kömmt, unwiſſend daß Alceſte ſchon geſtorben iſt, aber wohl unterrichtet daß ſie für ihren Gemahl ſterben wird. Man ſollte denken, dies liefe auf Eines hinaus. Dem ungeachtet läßt ſich dieſer Herkules nicht nur nicht abhalten, in dem Hauſe ſeines Freundes ſich der Fröhlichkeit ganz ſorglos und wohlgemuth zu überlaſſen; ſondern, da ihn alles überzeugen ſollte, daß Alceſte der Gegenſtand der tiefen Trauer iſt, worinn er das ganze Haus findet, läßt er ſich von Admet bereden, daß man um eine Sclavin traure. Er kränzt ſich mit Myrten, gießt Ströme Weins die Gurgel hinab, und macht den Palaſt von Trinkliedern wiederhallen. Der ungezogene Herkules! Sogar die Bedienten ärgern ſich über ſeine Aufführung. Einer von ihnen, der ſich nicht länger halten kan, entdeckt ihm die wahre Beſchaffenheit der Sache. Nun jammert Herkules, reißt die Myrtenkränze vom Kopfe, läßt ſich den Weg zu Alceſtens Grabe zeigen, und lauft was er laufen kan, um ſie, wo möglich, dem Tode noch abzujagen. Geſtehen wir's, der Sohn Jupiters macht bey dieſem allen eine ſehr mittelmäßige Figur! Aber zum Erſatz hat Admet eine herrliche Probe abgelegt, wie heilig ihm die Rechte der Gaſtfreyheit ſind. Vermuthlich war dies genug, um die Griechen zufrieden zu ſtellen. Aber für uns wär' es nicht hinlänglich. Nach unſrer Sitte würde ein ſolcher Herkules verächtlich, und die Gaſtfreyheit Admets keine ſo wichtige Tugend ſeyn, um den Dichter wegen einer ſolchen Anordnung zu rechtfertigen. Ich

ver-

den Ann. du Muſ. d'hiſt. nat. 3. Heft. II. Regeneration eines Schnabels, vom Hrn. Wolf, Lehrer am Bürgnerſchen Erziehungsinſt. zu Nürnberg. III. Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Dr. Tileſius an den Herausgeber. Leipzig, d. 4. May, 1803. IV. Vorläufige Nachricht von einem auſſerordentlich dicken Kinde. Mitgetheilt vom Hrn. Dr. Tileſius. V. Ueber die Entzündung verſchiedener aus dem Knallſalze (Muriate ſuroxygéné de potaſſe) und verbrennlichen Stoffen bereiteten Gemiſche. A. d. Ann. de Chémie. 30 Frim. XI. VI. Ueber die Bereitung der Cheſter-Käſe a. d Ann. des Arts etc. Vendem. XI. VII. Bemerkungen über einige verzüglich Waſſerwaſſchienen. A. d. Ann. des Arts etc VIII *Glaucus* flagellum, ein noch unbeſchriebenes Seethier, vom Hrn. Dr. Forſter, mit Bemerkungen vom Hrn. Hofr. Blumenbach IX. Nachricht von dem Leben und den Schriften des ſeel. Gärtner, aus einem Aufſatze des Hrn. Deleuze in den Ann. du Muſ. Nat. d'hiſt. nat. X. Nachtrag zu dem Artikel IV. dieſes Stücks.

Weimar, den 12. Juny 1803.

F. S. pr. Landes Induſtrie Comptoir.

IV. Inhalt des 6ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1803.

I. Hochverrath II. Theater. 1. Ueber die Aufführung der Kleinſtädter in Caſſel. 2. Anſtand auf dem königlichen Nationaltheater in Berlin. III. Künſte. 1. Briefe über den Zuſtand der bildenden Künſte in Kurſachſen. Erſter Brief 2. Engliſche Kunſtſtecher. Der Schutzengel, von Maria Cosway. 3 Eloiſe an Abelard. Herausgegeben von Rothſtein. 4 Haſelmayers Kerroplaſtik. IV. Jukunden-Sonntagsanzug. V Frohe Nachricht an Mütter, Peſtalozzi's Elementarbücher betreffend. VI. Modenberichte. 1. Aus England. 2. Aus Frankreich. 3. Etwas über die Moden in Beziehung auf Leipzig, im Frühling 1803 4 Modenbericht. VII. Ameublement. Ein Sofabette. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar d. 15. Juny 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

V. Register über das Moserische Staatsrecht.

In dem vorigen Jahrgange des A. Anzeigers Num. 28. S. 2388. stand eine Anfrage: das vor mehreren Jahren versprochene Register über das Moserische Neue Staatsrecht betreffend, die ich früher zu beantworten durch vielerlei Hindernisse abgehalten worden bin

Dieses Register ist schon seit langer Zeit bis zum Reinschreiben fertig. Während des Krieges trug Herr Wärtenbergh (mit dem ich wegen des Verlags gleich anfänglich übereingekommen war), Bedenken, die Ausgabe zu unternehmen, und nach erfolgtem Frieden, nahm er sein Wort zurück

Ob das Moserische Staatsrecht durch die dermaligen Teutschen Staatsveränderungen entbehrlich geworden seye? ist eine Frage, die schwerlich von einem Gelehrten und Geschäftsmann aufgeworfen werden wird. Ich brauche sie daher auch nicht zu erörtern, sondern zeige hiemit blos die Wege an, die ich eingeschlagen habe, den Gelehrten, vornehmlich den eigentlichen Staats- und Geschäftsmännern die Moserischen staatsrechtlichen Schriften durch ein vollständiges Register, das ihnen bisher fehlte, brauchbarer zu machen.

Verschiedene unter den respectablen Gelehrten, die ich vor der Unternehmung zu Rathe zogen, waren der Meinung, das Register sollte sich über alle und jede jener Schriften, vornehmlich über das größere Moserische Staatsrecht erstrecken.

Von dieser Meinung abzugehen bin ich mit dem Beyfalle anderer Gelehrten und Geschäftsmänner, durch folgende Gründe bewogen worden

Erstlich: würde das Register zu weitläuftig und groß, auch wohl für manche Liebhaber zu theuer geworden seyn.

Sodann schien mir ein so weitläuftiges Register auch um deswillen überflüßig zu seyn: Weil in dem Neuen Staatsrechte bey allen wichtigen Materien das ältere und größere nebst allen dahin einschlagenden einzelnen Schriften des seel. Mosers sorgfältig allegirt sind. Wer also das neue Staatsrecht besitzt, dem dient dasselbe statt eines Registers über das ältere und die einzelnen staatsrechtlichen Schriften dieses unermüdeten Sammlers.

Nur in Ansehung des Moserischen größern Völker- und Gesandschaftsrechts habe ich eine Ausnahme zu ma-

chen und die jedem Bande deſſelben angehängten kleinen Regiſter, dem meinigen einzuverleiben, für nöthig erachtet.

Nach einem ſorgfältig gemachten Ueberſchlage dürfte mein Regiſter, einſchließlich der Vorrede, welche einige wichtige noch nicht gedruckte ſtaatsrechtliche Aufſätze und beſcheidene Bemerkungen über einige, mit unrichtig ſcheinende Grundſätze des Verfaſſers enthalten wird, etwa 4 Alphabete in 4to ſtark werden, wenn nemlich Einrichtung, Druck und Format nach dem den einzelnen Theilen des Neuen Staatsrechts angehängten äußerſt magern Regiſter zum Muſter genommen wird.

Um es den Liebhabern um den möglichſt wohlfeilen Preiß in die Hände zu liefern, hat die Akademiſche Buchhandlung zu Marburg den Weg der Pränumeration gewählt, welcher ich nun das Weitere beyzufügen überlaſſe.

Der Geheime Rath Schulin zu Frankfurt a. M.

Den Verlag des voran bemerkten Regiſters haben wir zum Druck übernommen, und gedenken ſofort dies Werk in gleichem Format wie das Staatsrecht, bis zur Oſtermeſſe 1804 zu liefern. — Um das Unternehmen auszuführen, bedarf es einer Unterſtützung, die wir darum ſo billig wie möglich anſchlagen, um uns wegen des Drucks einigermaßen zu decken. Wir verlangen nemlich 1 Rthl. 16gGr. od. 3 fl. R valuta Vorauszahlung, und geben jedem Sammler das 7te Exemplar frey, frachtfrey Leipzig oder Frankfurt. Der Pränum. Termin dauert bis zur M. Meſſe 1803, und wer bis dahin ſich nicht meldet, deſſen Name kann nicht mehr unter die Zahl der reſp. Pränumeranten, die dem Werke vorgedruckt werden ſollen, aufgenommen, und der nachherige Ladenpreiß muß wenigſtens um 1/3 erhöhet werden. Beſtellungen können in jeder guten Buchhandlung gemacht werden. Marburg im Febr. 1803.

N. Akademiſche Buchhandlung in Marburg.

VI. Franzöſiſche Miscellen. Zweiten Bds 2te St.

Inhalt. 1) Geſtändniſſe aus einem Briefe an meine Freundin. 2) Der zweite Tag in Paris. 3) Wiſſenſchaftliche und lit-

terarische Verbindungen in Paris. 4) Fortsetzung der Uebersicht der Theater zu Paris. 5) Ansichten, Nachrichten und Bemerkungen. Ankunft Italienischer Kunstwerke. Briefe aus Paris: Tivoli, Longchamps, Karrikaturen, Versailles das Thal von Meudon. Mlle Georges und Mancour. Kupferstiche, Federarbeiten, Phisonostracen, Kunstnäherey. 6) Oeffentliche Begebenheiten, Anstalten u. s. w. Sitzung des Taubstummen Instituts, Musica. Hamlet von Ducis. 7) Litteratur. Neue Romanenbibliothek; La pitié von Delille. Dégérando's neues Werk Histoire de la Philosophie. Auszug aus dem ersten Theil. 8) Modeartikel.

VII. Englische Miscellen XI. Bds 2s St.

Inhalt. Englischer Kunstfleiß. Waagenbau: Tapeten. Potpourri. Silberne Riechbüchschen. Schuhschnallen. Strohhüte. Tafelrunde Sir Sidney Smith's. Feldtisch; Bettsofa; Bettstuhl. Crystallflasche; Strohhüte; Maschine zum Spalten des Strohes; rothe Lichtmanchetten. Zahnstocherbüchsen; Tragbares Schreibpult. Neue Stühle; Insel Ceylon; Fortsetzung. Malayen in Ceylan. Eine besondere Art Blutigel. Zimmtbau in Ceylon. Anekdoten: Unglückliches Seebaden zweier Frauenzimmer. Eingetroffene Prophezeyung. List eines Schiffs-Capitains; Sonderbare Heirath Handel mit unsittlichen Bildern. Eine Katze wirft zwey Kaninchen. Betrügerei mit einer Banknote Grausamkeit eines Pferdes; Entdekte Diebsbande. Unglückliche Wasserfahrt Frecher Dieb. Feuerslärm im Schauspielhause. Grausame Behandlung eines geraubten Kindes. Kinderraub Litterarische Neuigkeiten: Herbert Marsh Dissertation; Edingburger Reviews. Neue Ausgabe von Shakespeare Werke und Potters griechischen Alterthümern; Leben Miß Grech; Wodarch Orbis pictus; 2te Ausgabe von der Uebersetzung von Genz Zustand von Europa; Sothebn Uebersetzung von Vossens Commentar über Virgils Georgica. Gifford Commentar zu Massinger's Schauspiel.; Accums System der Chemie, auf Strohpapier gedruckt; Walpol — Addison — Milton — Swift — und Wilkesiana. Neue Erfindungen: Maschinen zur Wegräumung und Verhinderung von Sandbänke; Riegel, Ei-

senbahnen zu befestigen; Verbesserung der Wirthschaftswägen, und Kupferdruckerpresse. Neue Art, Kartoffeln fortzupflanzen: Mittel Weißzeug in Seewasser zu waschen; Neue erfundene Sonnen- und Regenschirme. Beschreibung der Maschinen zum Reinigen der Rauchfänge. Neue Kupferstiche. N. Bücher im März. Neue Bücher im December 1802.

VIII. Blätter für Policey und Cultur, 1803. 5tes Stück.

Inhalt. Ueber das Zunft- und Innungssystem und die möglichen zweckmäßigeren Modifikationen zur Verbesserung desselben in besonderer Hinsicht auf den preussischen Staat. Fragmente über die Polizei und den Kulturzustand in Leipzig. Einige Berichtigungen zu dem neulichen Schreiben aus dem Holsteinischen, die bevorstehende Verbesserung der öffentlichen Straf- und Sicherungsanstalten betreffend. Fragmente zur Hebammenordnung: Nachahmungswürdige Einrichtungen der Hebammenanstalten in dem Markgrafthum Niederlausitz — Auszug aus dem sieben und zwanzigsten Bericht der Medicinalkommissäre zu Amsterdam, die Gebähranstalten betreffend. Bettelei und Armenpflege: Unwesen der Bettelei in Köln endliche Steurung der Strassenbettelei in Neapel immer größere Bettelei in Rom — Armenpflege in Lübek — Armenpflege in Hannover — Krankenpflege der Armenanstalt in Altona — Preisfrage über die Versorgung der Armen in Stockholm. Historische Uebersicht der im Jahr 1802 in den Herzogl. Braunschw. Wolfenbüttelschen Landen ergangenen und erneuerten Verordnungen und Verfügungen, das Polizeiwesen betreffend, mit Zurückweisung auf die deshalb bereits vorhandenen älteren Einrichtungen. Nachricht von den Supplementstücken zum Jahrgang 1801 dieser Blätter.

IX. Posselts europ Annalen, 1803. 3s Stück.

Inhalt. I. Der Prozeß des Journalisten Peltier. II. Rückblick auf die Geschichte des piemontischen Staats. III. Kameralistisch-statistische Bemerkungen über Graubün-

den. IV. Aktenstücke, betreffend die Einführung der, durch die Vermittelungs-Urkunde des ersten Consuls der franz. Republik festgesetzten, neusten Verfassung Graubündens.

X. Inhalt des Aprilstücks der sächs. Provinzial-Blätter. 1803.

I. Johann Adolf, Herzog zu Sachsen-Querfurt und Weißenfels. II. Patent, die Urkunden in Coburg betreffend vom 13. März 1803. III. Patent, die Untersuchung gegen den Minister von Kretschmann in Coburg betr. unterm 13. März 1803. IV. Unglücksfall in Kayhütte an der Schwarza, und egyptische Finsterniß in Oberlind. V. Dinge in Betreff Leipzigs äußerer Polizeianstalten. VI. In Stadt Ilm werden Ehrenämter ausgetheilt. VII. Reise nach Coburg zum Maskenball. VIII. Auszug aus einem Schreiben aus Dresden über die Merkwürdigkeiten des vergangenen Winters, an eine Dame in der Provinz, von Manso. IX. Historische Kronik. X. Buchhändler-Anzeigen.

Kind und Schnuphase.

XI. Die Kunst, sich glücklich als Kaufmann oder Fabrikant zu etabliren, oder Belehrungen für junge Kaufleute und Fabrikanten, welche sich etabliren und diesen sehr wichtigen Schritt nicht zu ihrem und anderer Menschen Unglück thun wollen. Größtentheils nach mehrjährigen Beobachtungen mitgetheilt von Ehregott Meyer, Herzogl. Sachs. Cob. Saalf. Commerzienrathe. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.

In diesem Buche sucht man weder eine Anleitung zur Waarenkenntniß, noch zur Comtoirkunde, wohl aber in 19

Capiteln, Belehrungen über hunderterley Wahrheiten und Gegenstände, an welche leider viele junge Kaufleute nicht denken und noch weniger zu ihrem unstreitigen Wohle handeln. Der Verfasser ist selbst Kaufmann, spricht nach Erfahrungen aus den innern Verhältnissen des Kaufmannstandes, und wer ihm folgt, kann vielleicht Tausende erhalten, Glück und Ehre gewinnen. Möchte doch jeder, wer als Kaufmann oder Fabrikant sich etabliren will, die kleine Ausgabe für dieses Buch, seine erste Ausgabe zum Etablissement seyn lassen!

XII. Der Passagier auf der Reise in Teutschland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich in Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reisehandbuch für Jedermann. Verfasser und herausgegeben vom Kriegsrath Reichard, auch Verfasser des Guide des voyageurs en Europe. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einer großen Postkarte. Weimar 1803. Gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und daselbst, so wie in allen anderen Buchhandlungen, in farbig Papier geheftet zu haben für 2 Thlr. 16 Gr. Sächs. oder 4 Fl. 48 kr. Reichs-Courant.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage dieses Werks giebt den unstreitigen Beweis, daß dasselbe sehr brauchbar sey, und in dieser zweyten Auflage hat es unzählige Verbesserungen und Vermehrungen erhalten. Reisenden, wes Standes und Würden sie auch seyen, und welche Tone in Teutschland und in den angränzenden Ländern, der Schweiz u. a. sie auch machen mögen, kann man daher dies Buch mit vollem Rechte empfehlen. Es enthält einen Schatz größtentheils eigener Erfahrungen des durch ähnliche Arbeiten schon rühmlich bekannten Verfassers, und diejenigen, welche auf ihren Reisen die Merkwürdigkeiten vieler Orte und Gegenden kennen, Reisekunde, und Belehrungen über die mancherlei An- und Unannehmlichkeiten bey den

verſchiedenen Arten zu reiſen, als zu Fuße, zu Pferde, mit eigenen oder mit Miethpferden, mit dem Poſtwagen, mit Extrapoſt oder zu Waſſer, erlangen, desgleichen ſich noch über viele andere Gegenſtände, als über Sicherheitsmaaßregeln, über Reiſegefährten, Gewehrgebrauch, Päſſe, Geld- und Creditbriefe, Reiſeanſchläge, Geſundheit, Wahl der Wirthshäuſer, Klugheitsregeln an fremden Orten, Badereſien und mehrere Badeörter, viele Reiſerouten, Münzen, Maaße, Reſenten u. ſ. w. unterrichten wollen, werden hinlängliche Befriedigung finden. Die große jetzt auch verbeſſerte Poſtkarte vermehrt die Brauchbarkeit des Buchs ungemein, und es verdient, daß die Reiſenden daſſelbe unter ihre Reiſe-Requiſiten aufnehmen.

XIII. Der deutſche Zuſchauer. 4s Heft.

Von dem deutſchen Zuſchauer iſt das 4te Heft in Offenbach bei Brede erſchienen. Es würde überflüſſig ſeyn, dieſes Journal anzupreiſen, da das Zeitbedürfniß und ein längſt accreditirter Schriftſteller zu ſeinem Vortheile ſprechen. Jede ſolide Buchhandlung liefert den Band, aus 3 Stücken beſtehend, für 1 Rthlr. 20 gr. Das 5te Stück erſcheint bis Anfang März.

XIV. Siever's neue Theaterſtücke.

Die komiſche Ehe, oder ſie werden ihre eigenen Nebenbuhler, ein Luſtſpiel in 1 Aufzuge, nach dem Franzöſ. von G. L. E. Sievers. 8 Leipzig, bey Wilh. Rein. 16 Gr. Eine äußerſt feine doch gut gemeinte Intrigue iſt der Inhalt dieſes kleinen Luſtſpiels. Ganz beſonders eignet es ſich zu einem vortrefflichen Nachſpiele für große u. Privat-Bühnen. Frohſinn, Gutmüthigkeit u. Naivität herrſchen überall, und nie iſt der Ton ſchleppend und langweilig. Die Narbe an der Stirn, ein Luſtſpiel in 4 Aufzügen, von G. L. P. Sievers 8. Ebendaſ. 16 Gr. Ein kleines Luſt- oder Nachſpiel, welches ſich aber vor vielen andern als ein Meiſterſtück auszeichnet. Dem Leſer wird die Leichtig-

der Schreibart gefallen, das Publikum bey der Aufführung sich dafür interessiren, und die Herren Theaterdirektoren werden sich nicht in ihrer Erwartung getäuscht sehen. Hans von Kikrak, oder: Eine Lüge ist der andern werth. Eine Posse in einem Aufzuge nach dem Französ. von G. L. P. Sievers. 8. Ebendas. 12 Gr. Jedem anzuempfehlen, dem es gerade an froher Laune gebricht; er wird, und wenn er auch noch so mißgelaunt ist, bey Durchlesung dieses originellen Lustspiels sie sogleich wieder finden; ja hätte er nie gelacht, er würde hier lachen müssen. Der weibliche Abelino, oder das Mädchen in vielerley Gestalten, ein romant. Schauspiel in 5 Akten, von G. L. P. Sievers. mit 1 Kupf. 8. Ebendas. 18 Gr. Ein Gegenstück zu jenem berühmten männlichen, aber nur um desto interessanter, da wir hier ein sanftes, weibliches Wesen bewunderungswürdig mit männlichem Muthe ausgerüstet sehen. Der Gang der Begebenheit ist rasch, die Charaktere richtig gehalten und der Verfasser hat seinen Plan glücklich ausgeführt. Auch durch das gut gewählte Aeussere hoffen sie, sich sämmtlich bey der eleganten Welt eine gute Aufnahme zu verschaffen.

Leipzig im März.

Wilhelm Rein.

XV. Neue Verlags-Artikel von Friedr. Rein in Leipzig.

Guiskardo, der Dichter, oder das Ideal, ein Roman von Franz Horn. 8. Leipzig, bey Wilh. Rein. 1 Rthlr. 16 Gr. Es mag für die Anzeige dieses Werks hinlänglich seyn, nur den einzigen Umstand anzuführen; daß selbst Herr Merkel, so wenig er auch das Ganze, als solches zu würdigen im Stande seyn möchte, sich gezwungen sieht, den Verfasser für einen unserer vorzüglichsten Köpfe zu erklären. Er gesteht ihm seltene Talente, einen edeln würdigen Styl zu, und verschweigt auch die Vorzüge der Sonette und andere Dichtungsarten nicht, die in reizender Fülle durch diesen Roman verstreut sind. (s. Merkels Briefe, Jahrg 2. Heft 3.) Das galante Preussen, oder Reisen eines jungen Franzosen nach Berlin, aus d. Franz. mit 1 Kpf. 8.

Coblenz. 2 Rthlr. Der Inhalt deſſelben iſt folgender: Beſchreibung von Berlin. Denkungsart. Schauſpiele. Theater Polizey. Galanterie der Offiziere. Reiſe nach Potsdam. Galantes Abenteuer. Spaziergang im Thiergarten. Putz. Spiel Gaſtgebote. Hochzeitgeſchichte. Ende des Romans. Böſes Beyſpiel. Schule des Sokrates. Meinung des Doktors Krückmi. Mittelpunkt des Glücks. Das Unglückliche Nichts Rückkehr nach Frankreich. — Rhapſodiſche Züge 8 Leipzig b. Rein 18 Gr. Dieſe neue Schrift enthält einzelne Züge der Empfindungen und Gedanken einer reinen zarten Seele; ſie machen gleichſam ein Tagebuch aus, wo ſich die Individualität eines jungen Mannes zeigt; und der Inhalt iſt: Allerley Das Nonnenkloſter. Wer iſt glücklicher, der gefühlvolle oder der gefühlloſe Menſch? Der Frühlingsmorgen Wie ſich meine Empfindungen oft äuſſern. Wirkung der edlern Liebe. Ueber den Kirchhof. Iſt die Erinnerung oder die Hofnung wohlthätiger? Soll man auf der Bühne die Menſchheit ſtets ſo darſtellen, wie ſie jetzt iſt, oder wie ſie ſeyn könnte. Huldigung der ſchönen Natur. Gedanken beim Anblick einer liebenswürdigen Mutter. Schilderung eines Sommer-Abends. Meine Spatziergänge, u. ſ. w. Sie iſt gewiß jeder Leih- und Leſebibliothek beſonders zu empfehlen. — Der Fall der Schweiz, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 8. Leipz. bey Wilh Rein. Der Freundſchaftsbruch, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 8. Ebendaſ. Dieſe beyden Trauerſpiele, welche in der Oſter-M. 1800. erſchienen, haben bis jetzt noch nicht die Aufnahme gefunden, die ſie verdienen. Sie theilen dieſes Schickſal mit manchen andern trefflichen Werken, die ſich durch keine gefeierten Namen oder bizarren Modetitel auszeichnen, und auf ſolche Art von der gewaltigen Flut erdrückender Produkte verſchlungen werden dürften. Es bleibt deßhalb nichts übrig, als eine neue Anzeige dieſer Dramen, die ſich durch bedeutendere Charaktere und allgemein intereſſantere Situationen auszeichnen, und wir wünſchen ſehr, daß ſie nicht vergeblich ſeyn möge. Der äuſſerſt civile Preiß von 12 Gr. für eine ſolche Tragödie macht den Ankauf ſehr leicht. Beyträge zur Beförderung der Werthſchätzung des Chriſtenthums und religiöſer Sittlichkeit, in Predigten, von J. C. Bail, Conſiſtor. Rath in Glogau. Zweyte vermehrte Auflage. gr. 8 Leipzig, bey Wilh. Rein. 1802 1 Rthlr. 8 Gr. Die gute Aufnahme dieſer mit einer ruhigen Heiterkeit und warmen Theilnahme geſchriebe-

verlange mir also kein Verdienst daraus zu machen, daß ich hier von Euripides abgewichen bin. Denn was hab' ich gethan, als was er selbst, hätt' er sein Drama 2200 Jahre später zu verfertigen gehabt, auch gethan haben würde? Diese Abweichung hat mich in den Stand gesetzt, meinem Herkules die Grösse zu geben, die einem Göttersohne zukömmt. Er nähert sich dem Ideal des wahren Helden. Seine Theilnehmung an seines Freundes Schicksal ist rein; seine Wiederbringung Alcestens ist nicht die Vergütung eines begangnen Unrechts; sie ist die verdienstliche That einer freyen Entschliessung, des Mannes würdig, der für die Tugend alles thut, alles wagt; eines Mannes, der Götterblut in seinen Adern fühlt, und durch Thaten, die ihm kein Erdensohn nachthun kan, den Weg zum Olympus sich öfnen will.

Die Wiederbringung der Alceste — die zwoote Handlung, aus welcher dieses Stück (gegen die gewöhnlichen Regeln des Schauspiels, aber vermöge der Beschaffenheit des Sujets unvermeidlich) zusammen gesetzt ist, — hat mir allein mehr Mühe gemacht, als die vier ersten Acte zusammen genommen. Die gröste Schwierigkeit war wohl nicht, besser zu machen als Euripides. Denn in der That, was kan abgeschmackter seyn, als der ewiglange Dialog zwischen Herkules und Admet, worinn jener seinem Freunde zumuthet, die verschleyerte Alceste (die er für eine im Wettkampf gewonnene Sclavin aus-

ren Predigten machten eine zweyte Auflage nöthig, und dies ist wohl schon genug Empfehlung, wenn wir auch gleich noch besonders anführen, daß diese Ausgabe von dem Verfasser noch einmal gänzlich durchgegangen, und mit sechs neuen Predigten vermehrt und verbessert ist. — Ueber Schillers Tragödie: die Jungfrau von Orleans, von August Klingemann. Leipzig, bey Wilh. Rein. 1802. 6 Gr. Kritische Bemerkungen über den Gegensatz der antiken modernen Tragödie, über das Romantische, über die Anwendung des Wunderbaren in der Poesie, und zuletzt eine scharfsinnige Beurtheilung der angezeigten Tragödie selbst, wobey zugleich das fremde Raisonnement über Poesie, im Moritzischen Briefen gerügt wird, machen diese Abhandlung zu einer anziehenden und belehrenden Lektüre für jeden, dem es darum zu thun ist, tiefer in den Geist der Kunst einzudringen. — Was für Grundsätze müssen eine Theaterdirektion bey der Auswahl der aufzuführenden Stücke leiten? von Aug. Klingemann. Leipzig, bey Wilh. Rein. 1802. 4 Bl. Eine kurze mit gründlicher Kenntniß des Theaters abgefaßte Schrift; der Verfasser prüft die verschiedenen Ansprüche, die man an das Theater macht, und sucht dann weiterhin, nachdem er alles in den gehörigen Gesichtspunkt zusammengestellt hat, ein bündiges Resultat zu fällen. — Reise nach Sicilien, physikalische und symbolische Reisen in Campanien, nebst einer Abhandlung über die physische Constitution von Neapel. Aus dem Französ. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. J. A. Reuß. 2 Bde. mit Charten u. Figuren. gr. 8. Leipz. bey Wilh. Rein. 3 Rthlr. 12 Gr. Der Verleger glaubt dem Publikum in unserer Sprache ein Buch zu übergeben, dessen scientifischer Werth wahrscheinlich den Kennern schon bekannt ist. Nicht nur Gelehrten und Liebhabern finden einen Schatz gründlicher Bemerkungen über die physische Beschaffenheit der schönsten und merkwürdigsten Theile Italiens, sondern auch Alterthumsforscher, Dilettanten und jeder humane fein gebildete Leser trifft in demselben eine angenehmere und lehrreichere Unterhaltung als in den meisten gewöhnlichen Reisebeschreibungen. Der Verfasser, der alles, was die Franzosen, Teutschen und Engländer in seinem Fache vor ihm gethan hatten, besaß, hat sich viele Jahre mit diesen Untersuchungen als mit seiner Lieblingsarbeit beschäftiget. Der wissenschaftliche Werth hat noch mehr durch die Anmerkungen des Uebersetzers gewonnen, und die Charten haben durch ihre Genauigkeit

den Beyfall derer, die noch kürzlich jene Gegenden besuchten und sich mit Vergnügen auf den ersten Blick in allem orientirten.

XVI. Flora. 1803. Eilfter Jahrg. 2s Vierteljahr.

Inhalt. Der Heydenbekehrer, v. Pfeffel — Das Pferd und der Stallknecht v. ebdf. — Louisen am funften November, 1801. v. Haug — Die drey Schwestern v. Fr. Buttenschoen — Die Wunder der Musik v. F. B. — Elegie eines jungen Weibes v. Sct. Kilda ꝛc. v. ebdf. — Ein Gespräch aus der Bretagne v. F. Buttenschoen — Vermuthung v. Haug — Franz v. ebdf — Julchen v. ebdf. — Als zwei Nonnen Geld sammelten v. ebdf. — Der Buchstaben R v. A. O. — Mailied v. Haug — Madrigal v. ebdf. — Adelen v. ebdf — Azakia v. Pfeffel — Liebe — Klage v. A. O. — Hektor v. Pfeffel — Orientalische Denksprüche — Abendländische Denksprüche Einfälle v. Pfeffel — Der Fuchs und Dachs v. ebdf. — Negerscenen v. Ez. — Petrarchs Virgil in Maryland — Raphaels Madonnen — Guidos Madonnen — Raphaels Cäcilia — Domenichinos Cäcilia — Guidos Aurora Guercinos Aurora — Monologen in Italien — Die Wallfahrtskapelle — Die Mode — Vestris der Tänzer — Die Schlüssel im Kloster — Mylord Blockhead in Rom — Die Lehrstunde — Die neue Sapho — Junker Veit an seinen Dekorateur — Herablassung — Die Leihebibliothek — Die Assemblee in Karlsbad — Der Ball in Eger — Reiseanstalten — Rosaura an Kleon — Kleon an Rosaura — Die Berühmte — Frauenlob — Universalherzigkeit — Freundschaft — Der dunkle Schriftsteller — Rezension — Der Zerstreute — Neuer Glaubensartikel — Journalistenpolitik v. X. Y. Z. — Miscellen An Pfeffel v. Schaller — Sehnsucht nach der Insel Helena — Maximen aus der Schreibtafel der Frau von Boufflers v. Haug — Maximen nach dem Französischen v. Pfeffel — Vagus v. Haug — Unter das Bild eines Zechers v. ebdf. — Adolf und Laura — Nachtstücke v. F. Lessaulx.

Cotta'sche Buchhandlung.

XVII. Französische Miscellen. IIr Bd. 36 St.

Inhalt. 1) Französisches Theater. Moliere's Werke, Bonaparte's Anordnung dabey. Iphigenie in Aulis, Talma, Melle Vollnais, Georgee. 2) Neue Karikaturen. — Verse der Fr. v. Genlis auf Delille. 3) Geburtstagsepistel Impromtu; an Gustav Major von *** 4) Kunstsachen. Taffaerts Werke, Young, der seine Tochter begräbt. Gauffiers Leben und hinterlassene Gemälde. Arbeiten auf dem Museum. Neu aufgestellte Landschaft. Bildsäule der Jeanne d'Arc — Galérie complette du Musée Central de france, eilfte Lieferung u. s. w. 5) Litteratur. Klotildens Gedichte. Ihr Lebenslauf, Notiz über das Leben und die Schriften ihrer Vorgängerinnen und Zeitgenossinnen in der Dichtkunst. 6) Revolutions-Scenen. 7) Ueber den religiösen Zustand Frankreichs vor und nach der Einführung des Konkordats. 8) Bemerkungen — öffentliche Mädchen, Luxus. Fortepianos von Erard. 8) Modenartikel — Neumodischer Punsch

Cotta'sche Buchhandlung.

XVIII. Englische Miscellen. XI. Bd. 36 St. Inhalt.

Inhalt. Englischer Kunstfleiß. Nachtheil der Musselin-Kleidung. Feuerschirme. Neuer Wagen; Plätteisen. Strümpfe. Strohhüte; Briefhalter. Seidene Hüte; Nachtmützen aus Hucktaback. Kostbare Bibeln und Gebetbücher; Kutschensine. Staatswagen mit Einem vordern Fenster; Theebüchsen; stroherne Arbeitsbeutel. Uhrbänder; Wheatley's Bemerkungen über Geldumlauf. Anekdoten: Lord Egremonts gute Laune; Mitleidige Bäcker. Diebstahl; Verhör über Entwendung eines Papageys. Jael als Hünermörder. Seltsame Wette; Lächerlicher Misverstand. Rettung eines Matrosen. List eines Kerners. Ansehnlicher Gewinn; Verführtes Mädchen. Wetten. Unredlicher Finder; Räuber. Singwette zweier Vögel; glückliche Rettung. Charakterzug der englischen Seeleute; Unschuldig angeklagte Dame. Litterarische Neuigkeiten: Neue Wochenschrift; Wilkinson Geschichte des Galvanismus; Auszug aus den philos. Trans-

actionen; Gedicht von Meere. Ueberſetzung der Luſiade; neue Ausgabe von Morelli Thes. graecae Poeseos; Geſchichte der Stadt Cheltenham; die zwanzig Stämme von Wales; Critiſche u. philoſophiſche Verſuche; Petrarca; Geſellſchaft zur Beförderung religiöſer Kenntniſſe. Woodhouſe's Gedicht; Vertheidigung der verſtorbenen Wolſtonecraft; Bentley's Roman: Natur; Stanhope's Vervollkommnung des Bücherdrucks; Lebensbeſchreibung Darwin's; zweite Ausgabe von Kotzebue's merkw. Jahren; Neue Erfindungen: Waſch-Erde. Zephyr. Neue Kupferſtiche. Neue Bücher im April.

Cotta'ſche Buchhandlung.

XXIX. Ziehung der dritten Claſſe der zweiten Schwarzb. Rudolſt. Bücher- und privil. Kunſt- und Waaren-Lotterie.

Die Ziehung der dritten Claſſe unſerer zweiten Bücher- und Kunſtwaaren-Lotterie, iſt am 15ten dieſes unter Direction der Fürſtl. Commiſſion geſchehen, und iſt bereits davon die Ziehungsliſte verſendet. Die Vertheilung der Gewinne beſorgen wir nach Ablauf der zur Auswahl beſtimmten 4 Wochen an die im Plane angezeigten Orte franco aufs pünktlichſte. Die Ziehung der 10ten Claſſe geſchiehet den 12ten Aug. d. J. und koſtet ein Kauflooß in l. der Schreibergelder 2 Rthlr. 8 gr. Sächſ., welche bei uns, durch Einſchluß des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs in Weimar zu bekommen ſind. Rudolſtadt den 20 Junius 1803.

Direction der Fürſtl. Schwarzb. Rudolſt. gnädigſt privil. und conced. Bücher- und Kunſt-Waaren-Lotterie.

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1803.

I.

Fabeln. *)

1.

Die Glocke und die Dohle.

Je, daß dich doch der Guckguck hole!
Rief jüngſt vom Kirchthurm eine Dohle
Der großen Morgenglocke zu. —
Warum ſo früh ſchon brummeſt du?
Noch lag ich in der beſten Ruh,

*) Lange hat der teutſche Merkur ſich nicht ſo viel auf ſein Amt, ein Pſychopompus zu ſeyn, eingebil-

Sanft auf mein weiches Neſt geſtrecket,
Als du mich tölpiſch aufgeweckt.
Warum — „Warum? ſprach ſie; ſiehſt du denn nicht,
Wie ſich das frühe Sonnenlicht
Schon an den nächſten Dächern bricht?
Du fragſt warum? ach, deinetwegen
Würd' ich, du Taugenichts, nicht meinen Klöppel regen.
Dem Thätigen, den Fleiß und Trieb zur Arbeit ſchuf,
Gilt blos mein lauter Morgenruf.
Sieh' wie hoch über dir die Lerch' empor ſich ſchwinget,
Und ihr harmoniſch Lied dem Schöpfer dankbar bringet;
Ein kleiner Dämon dort dem braunen Dach entſteigt,
Und ſeinen ſchwarzen Fleiß im Rauch durch Schrey'n bezeigt,

det, als bei der Gelegenheit, wo ihm von dem ehrwürdigen, und nunmehr älteſten Veteran unſers Parnaſſes dieſe Dichterblumen, die einer frühern Hora werth ſind, an ſeinen Caduceus geheftet wurden. Möge uns der Ehrwürdige noch oft durch eine ſolche Blumenſpende ſein muntres Daſeyn verkündigen! B.

Wie Thür und Thor auf allen Gassen
Sich öffnen, Menschen sich geschäftig finden lassen,
Der Hammer sich laut auf dem Ambos hebt,
Der Weber auf dem Stuhle schwebt —
Die Heerd im Dorf dem dumpfen Stall entfliehet,
Und Hund und Hirten nach zum fernen Hügel ziehet,
Der Stier am Pflug sein Haupt zur Furche neigt,
Und in sein Kummt das Roß den Nacken willig beugt?
Dohle. Was sollt ich thun? Glocke. Was du vermagst. Jetzt schwärmen
Um unsern Thurm und durch dein schreyend Lärmen
So Fleiß als Faulheit wecken, wann ich dich
Geweckt: so unterstützest du doch mich —
Wenn Hüner-Geyer sich in unsre Höfe wagen,
Sie mit gesammter Macht verjagen,
Insecten tödten, die uns Kraut und Kohl zernagen;
Und haschet man dich ein, so plaudre ohne Sinn
Und sey der Kinder Harlekin.

Fehlts Menschen auch an Leib- und Geistesgaben
So nütze man nur die, die sie zufällig haben,

Und ſtelle ſie an Orten an,
Wo, wenn ihr Fleiß nichts nützt, er auch nicht ſcha-
den kann.

2.

Der gelehrte Gimpel.

Ein eingefangner Gimpel wdr
Im letzten Winter-Halben-Jahr,
Beym Schuſter Jolſen in der Lehre,
Und bald des Meiſterſängers Ehre.

„Ich bin ſo lang nicht bey dir g'weſt."
Zum Eingang ein Trompetenſtükchen,
War ihr vereint Vocalmuſickchen,
Und für das ganze Haus ein Feſt.
Auch Papchen war nicht zu ermüden,
Und ob dies kleine Stubenloch
Gleich ſehr nach Pech und Taback roch,
Doch wohl mit Wirth und Koſt zufrieden.

Indeß, als nun die Sonn im Lenzen
Durch die papiernen Fenſterlein

Trotz ihrem Schmutz, begann zu glänzen
Fiel es doch unserm Gimpel ein,
Es möchte draussen besser seyn;
Zumal, wenn er den West durch eine Oeffnung
fühlte,
Die ihm um Brust und Schnabel spielte.
Auch lispelt' ihm sein Stolz ins Ohr,
Trü ' er dort seine Kunst des Walds Bewohnern
vor,
Mit welcher lüsterner Begierde
Man ihn, behorchen — ihn bewundern würde.
Er suchte dann, so bald es möglich schien,
Der Dampfmaschine zu entfliehn;
Und oft gewohnt schon frey umher zu hüpfen,
Fand er sehr bald Gelegenheit
Durch seine Oeffnung zu entschlüpfen.
Man wards gewahr — lief nach — umsonst! ach!
welches Herzeleid!
Jobst heulte, flucht' und Weib und Kind und Schuh-
knecht Velten,
Ja, Tisch und Bank mußt es entgelten —
Doch überlassen wir ihn seinem Ungemach
Und folgen unserm Gimpel nach. —

Nicht weit von seiner itzgen Schwelle
Lud ihn ein angenehmer Hayn

Zu der gefiederten Kapelle
Von hundert und mehr Sängern ein.
Er ſtimmte gleich zu einem Singconcerte
Den nicht ganz übeln Flötenton,
Und als man ſein gelerntes Stückchen hörte,
Erwartet ihn der Beyfall ſchon.

„Nur fort, Herr Gimpel," jauchzte man
Ihm freundlich zu, und unverdroſſen
Fieng er ſogleich, wie er beſchloſſen,
Sein Werkchen zehnmal wieder an —

„Nun weiter! wenigſtens noch Variazionen!"
Da müßt, Ihr Herren, mich verſchonen:
Mich hat ſonſt Jobſen nichts gelehret. —

„So iſt auch deine Kunſt nicht einen Kreutzer
werth
„Zwar läßt ſich unter uns auch mancher Stümper
hören;
„Doch hat er meiſt noch die Beſcheidenheit;
„Er ſingt aufs höchſte mit in Chören,
„Und mehr noch in der Einſamkeit.
„So ſchlägt die Wachtel in den Feldern,
„Der Euckguck auf dem fernſten Baum;
„Der Hahn ſchreit in den tiefſten Wäldern

ausgiebt) bis zu seiner Wiederkunft aus Thracien in Verwahrung zu nehmen; dieser hingegen, nachdem er sich lange gesperrt hat und am Ende seiner Ausflüchte ist, sich endlich mit der seinen Entschuldigung behilft: Er habe nicht Betten genug im Hause; seine Leute seyen lose Vögel, bey denen ein hübsches Mädchen übel aufgehoben sey; er würde sich in der Nothwendigkeit befinden, die junge Dame in sein eignes Ehbette zu legen, und wenn dies geschehen müßte, stünde er für nichts, u. s. w. Ein moderner Dichter würde mit einem Admet, der aus diesem Tone spräche, kein grosses Glück machen; und es war freylich nicht schwer zu finden, daß es besser sey, ihn gar nichts sagen zu lassen als solche Plattheiten. Allein damit war der Sache noch nicht geholfen. Die Frage war: Auf welche Weise soll Herkules die aus dem Reiche der Todten zurück gebrachte Alceste ihrem Gemahl wiedergeben? Ich sah nur zwoo mögliche Anordnungen dieser Sache; und ich glaubte überhaupt, diejenige wählen zu müssen, welche sich für ein Singspiel am besten schicke, das ist, welche dem Dichter und dem Componisten die meiste Gelegenheit gebe, dem Zuhörer Vergnügen zu machen. Die eine war: In dem Augenblicke, da Admet die Urne seiner Geliebten trostlos umfassend sich der ganzen Verzweiflung seines Schmerzens überlassen hätte, den Herkules mit Alcesten wiederkommen und sagen zu lassen: Da, Freund, da ist sie! — Ich will glauben, daß eine solche Scene, von einer Meisterhand ausgeführt, eine grosse

„Der Rabe krächzt auf öder Anger Raum. —
„Auch sind wir keine Kostverächter
„Von dem einförmigsten Natur-Organ,
„Nur mache man sich nicht durch Großthun zum
Gelächter
„Und künd'ge sich als Virtuosen an."

Ein Philosoph, ein Dichter und dergleichen,
Der Andre blos kopirt, und selbst an Toiletten,
Durch abgelernt Geschwätz sucht Beyfall zu er-
schleichen,
Ist Jobsens Gimpel und nichts mehr.

Weiße.

II.

Lukrez, 2tes Buch. *)

Süß iſts, Anderer Noth auf hohem, wogigem Meere,
Von den Winden durchwühlt, fernhin vom Ufer zu ſchauen:
Nicht als könnte man ſich am Unfall Andrer ergötzen,
Sondern weil man es fühlt, von welchen Uebeln man frey iſt.
Süß auch iſt es, zu ſehn die Schaaren ſtreitender Krieger
In der geordneten Schlacht, ſelbſt vor Gefahren geſichert.

*) Die Kunſtliebenden Leſer des Merkurs wiſſen ſchon aus einer trefflichen Probe, die uns die hochbegabte Abraſtea von dieſer Ueberſetzung des in ſich ſelbſt vollendetſten aller Lehrgedichte des Alterthums giebt, zu erwarten haben. Die dort erregte Erwartung wird dieſe neue Probe eher noch höher ſpannen. Das Werk iſt ganz vollendet und enthält zu zwey Bänden Ueberſetzung mit dem Wakefieldiſchen Text des Originals zur Seite, nach welchem alles gearbeitet iſt, einen Band Anmerkungen, wovon auch hier eine ſehr willkommene Probe mitgetheilt wird. B.

Aber süsser ist nichts, als zu bewohnen die heitern
Wohlverwahreten Tempel, erbaut durch die Lehre der Weisen:
Nieder von da zu schaun auf der Menschen treibendes Irren,
Wie sie suchen die Wege des Lebens, und immer verfehlen,
Streitend um Geist und Genie, um Ansehn, Würden und Adel,
Tag und Nacht arbeitend, mit unermüd'tem Bestreben,
Reichthümer zu erwerben, empor sich zu drängen zur Herrschaft.

O, unseliger Geist! o, blinde Herzen der Menschen!
In welch' finstrer Nacht, und unter welchen Gefahren,
Wird dies Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,
Daß die Natur für sich so heiß nichts fodert, als daß wir,
Ist der Körper von Schmerzen befreyt, des Geistes geniessen,
Frohen Gefühls, getrennt von Furcht und jeglicher Sorge.

Und so sehen wir ein, daß zur Erhaltung des Körpers
Wenig von nöthen sey, ihm jeden Schmerz zu benehmen:
Ja, daß Ergötzlichkeiten sogar sich häufig erbieten,
Wie zuweilen sie selbst die Natur nicht süßer erheischet.
Halten im weiten Saal nicht goldne Jünglingsgestalten
Feurige Fackeln empor, den nächtlichen Schmaus zu erhellen;
Strahlt nicht der Silberprunk, nicht der Prunk von Gold in dem Hause;
Schallt nicht Zithergesang von hohen getäfelten Wänden
Wieder; so lagert man sich vertraut auf weichlichen Rasen,
Neben dem rinnenden Bach, von hohen Schatten beschützet,
Pfleget des Körpers froh, auch ohne mächtigen Reichthum.
Sonderlich dann, wann die Jahreszeit lacht, wann den grünenden Boden
Wieder mit bunten Blumen die Hand des Lenzes bestreuet.

Warlich, nicht ſchneller entweicht die Fieberhitze vom Körper,
Ob auf Purpur du dich und geſtickten Teppichen wälzeſt,
Oder gemeines Gewand um deine Schultern herumſchlägſt.

Mögen daher nicht Schätze, noch Geld, noch Adel, noch Herrſchaft,
Körperlich Wohl befördern; ſo iſt gar leicht zu ermeſſen,
Daß ſie weniger noch zum Wohl der Seele vermögen.
Müßte denn ſeyn, wann du ſichſt, das Bild des Krieges erregend,
Deiner Legionen Gewühl auf offenem Marsfeld,
Deiner Geſchwader Gewühl, auf weiter Fläche ſich tummelnd,
Daß von dieſem verſcheucht, erſchrocken die Religionen,
Sammt der Furcht vor dem Tod, entflöhen aus deinem Gemüthe
Und das Leben dir frey und ledig lieſſen von Sorgen.
Sehen wir aber, daß dies nur eitle Spiele der Kinder,

Nichtige Poſſen ſind, und daß die Furcht in dem Menſchen,
Daß die nagende Sorge ſich nicht vor Waffengetöſe,
Noch vor den Lanzen ſcheut: ja, dreiſt ſich unter die Herrſcher
Und die Könige miſcht, vom Goldglanz weder geblendet,
Noch von dem hellen Licht des purpurfarbigen Kleides;
Kannſt du noch zweifeln, daß dieſes allein die Macht der Vernunft ſchafft!
Um ſo mehr, da ſo tief der Menſchen Leben die Nacht drückt.
Denn wie Kinder im Finſtern vor Allem zittern und beben,
Zittern und beben wir auch, beym hellen Lichte des Tages,
Minder nicht als die Kinder, bey jedem nichtigen Anlaß,
Und vor der Schreckengeſtalt der eingebildeten Zukunft.
Dieſe Schrecken jedoch, dies Dunkel des Geiſtes, zerſtreuen
Nicht die Strahlen der Sonne, des Tages leuchtende Pfeile,

Sondern Naturansicht, und Grund und Kenntniß der Dinge.

Auf dann, und laß dir entwickeln, durch welche Bewegung die ersten
Allerzeugenden Körper die mannichfaltigen Dinge
Hier durch Vereinigung bilden, und dort durch Trennung zerstören;
Welche Kraft so zu wirken sie treibt; die Beweglichkeit, welche
Ihnen eigen, den Weg durchs weite Leere zu machen:
Du, mein Memmius, leih' ein stillaufmerkendes Ohr mir!

Keine Materie hängt ganz unzertrennbar zusammen;
Denn wir sehen es ja, wie, alle Dinge sich mindern,
Wie sie hinschwinden gleichsam vom langewährigen Alter,
Bis sie endlich die Zeit den Augen gänzlich entziehet.
Aber die Summe selbst scheint unverändert zu bleiben;

Denn die Theilchen die ſtets den Körpern entweichen, vermindern
Hier die Maſſe, vergrößern ſie dort; wann jenes veraltet,
Drängt ſich dieſes hervor zu neuer Jugend und Blüthe;
Bleibt auch dauernd nicht da. So wird die Summe des Ganzen
Immer wieder erneut, ſo borgt man das Leben von Andern.
Ein Volk ſteiget empor, ein anders ſinket danieder;
Dieſe lebende Welt iſt nicht in Kurzem dieſelbe;
Wie die Läufer der Bahn, nimmt einer die Fackel vom Andern.

Anmerkungen.

V. 41 Deiner Geſchwader Gewühl u. ſ. w. *Classis* heißt eine Schiffsflotte; aber auch ein Kriegsheer und vorzüglich Reuteren. Die meiſten Ausleger nehmen dies Wort hier in der erſten Bedeutung.

und wollen, kurtz habe hiebey die Raumachien in Gedanken gehabt.

Man kann die Stelle, auch nach gegenwärtiger Uebersetzung, in beydem Sinne nehmen. Indeß scheint mir doch *Classis* hier mit *legionibus* verbunden, zu welchen nur Fußvolk gerechnet worden, mehr auf Reuterey zu deuten; zumal in Vergleichung der bald nachher folgenden Stelle. V. 323 u. f.

V. 52.) Kannst du noch zweifeln, daß dies die Macht der Vernunft schafft? Die Kommentatoren streiten sich um *potestas* und *egestas*. Das erstere giebt folgenden Sinn: „Da weder Geld noch Macht und Herrschaft, Furcht und Sorge vertreiben, kannst du wohl zweifeln, daß dieses allein die Macht der Vernunft (Philosophie) thun müsse? und um so mehr muß diese ihre Kraft gebrauchen, da so wenig noch in dem Leben der Menschen aufgeklärt ist, und die meisten sich durch Spielwerk und falsche Dinge zu helfen und zu stützen suchen". Der Sinn, mit dem Worte *egestas* verbunden, würde seyn: „Siehst du nicht, daß alle diese Dinge, Glanz, Pracht, Herrschaft u. s. w. nur die Vernunft ersetzen sollen, die sie nicht haben, und daß dieses nur die Folge einer allgemeinen Seelenfinsterniß ist:" Der Sinn der erstern Lesart scheint angemessener und richtiger. Uebrigens macht die etwas weit zurückgesetzte Schlußfolge, die Sache nur ein wenig dunkel.

Keine Materie hängt, u. s. f. hier habe ich bei

ein paar Stellen die Ueberſetzung des Hrn. Meinekke vor Augen gehabt; deren Verdienſt ich in mehreren Stellen und Verſen erkenne.

V. 78.) Wie die Läufer der Bahn, u. ſ. w. Bey den Spielen zu Athen, die man die Fackeltragenden Kämpfe nannte, hielt der laufende eine Fackel, die er am Ende der Bahn demjenigen übergab, der im laufen ihm folgte.

v. Knebel.

Würkung gethan hätte. Das Stück hätte solchergestalt zwar mit der zwooten Scene des fünften Acts aufgehört; aber wo ist ein Gesetz, welches den dramatischen Dichter zu einer gewissen Anzahl Scenen verbindet? Das Beyspiel des Euripides selbst würde mir hier am besten zu statten gekommen seyn: denn sein ganzer fünfter Act ist würklich nur Eine Scene. So würde freylich mein Herkules völlig in seinem grossen Charakter geblieben seyn; aber so hätte ich die Gelegenheit zu meiner vierten Scene (S. 74.) und zu dem sehr interessanten Gemählde, welches Alceste in der fünften (S. 78.) von ihrem Gemüthszustande macht, aufopfern müssen; und ich gestehe Ihnen, mein Freund, dies konnt' ich nicht von mir erhalten. Ich wählte also die andre Art von Entwicklung, welche zwar nicht so einfach ist, und dem Charakter des Herkules ein wenig Gewalt anthut; aber diese Fehler mit grossen Schönheiten vergütet.

Admet hat eben das Opfer geendigt, welches er den unterirdischen Göttern für seine Verstorbene bringt, als Herkules auftritt. Alceste ruht (wie es scheint) indessen irgendwo allein aus; sie, welche mehr als Admet selbst vonnöthen hat, zu dem Augenblicke des Wiedersehens vorbereitet zu werden. Der Anblick des Herkules, der sobald und mit einem Gesichte, das Freude ausdruckt, zurück kömmt, setzt Admeten in Verwirrung. Endlich entwickelt sichs, daß aller Trost, alle Hülfe, welche Herkules mitbringt, darinn be-

III.

Frühlingsempfindung im Alter.

(In der Schweiz.)

Greisen-Alters-Gefühl, o wie durchdringst du mich!
So mit Frühling gepaart: Wie übernimmst du mich!
Ja, du glänzest mich schön an!
Aber wie anders! Wie anders doch!

Grün! Du grünst, ich gesteh's, wie da ich jung dich sah!
Gärtenflor, so in Pracht sah ich doch jung dich kaum.
Bächlein, hüpfend von Hügeln,
War't ihr mir Knaben wohl hüpfender?

Kleidet Frühling nicht jetzt Fluren und See-Gestad',
Wie er's kleidet' als einst Knab ich ins Schiffchen lief,
Von Goldwolken umhangen,
Treuschgen zu fangen im Spiegelsee!

Jugendfrühling' in dir rannt' ich zu Büschen hin
Bis, wo plötzlich verstummt, sachte wir, warnend still
Vögel-Eierchen späh'ten,
Bis ein Weilchen die Alt' entflog.

Alt und jung iſt dahin! Andern Geſchlechten jetzt
Lebſt du ew'ge Natur: Wo die Gelände doch
So noch ruh'n, wie ſie ruh'ten
Euerm Aug', ihr Geſtorbene.

Ihr Geſtorbne ruht auch forthin mir unerſetzt!
Sey ein höherer Lenz droben Euch aufgethan!
Nur beym höhern Geſchäfte
Schwinde nicht ganz der Herniederblick!

Alt auch, ſeht ihr es? ſchlägt immer mein warmes Herz
Treu dem ewigen Bund aller Unſterblichen,
Matt wohl rafft es ſich dennoch
Auf in ſtärkender Pflichtentreu.

Aber aufgefriſcht ſo, wird es zurückgeſchröckt;
Mit bereit zu Genuß, trauts doch dem Frühling nicht.
Hoffnung lacht ihm, nur ſchlägt ihm
Uebelſitte der jungen Welt

Vom Geſichte ſie weg, reizend zu Klagſamkeit.
Knoſpet dann auch ein Zweig ächter Verbeſſerung;
Den umſchau ich, begrüß' ich,
Wundernd wie lang er ſchon Knoſpe war.

Dränge, dränge dich durch, regerer Lebens-Keim,
Unter Blättern versteckt, dränge durch Sonnenschein
Und durch Nacht dich und Wolken
Unter Wolken im Regen durch.

Gott! du siehst wo man blind, wo man mit Uebelsinn
Deine Keime zerdrückt; wie noch das alte Herz
Zürnt, den Frühling verwünscht, und
Erst gestorben die Bessern glaubt.

Ja, ich fühl's, es ist Zeit, daß man die Keime schont!
Ha! unzählbar sind sie! ha! doch, was wird das Jahr,
Mit dem lachendsten Frühling,
Wenn nicht klüger die Arbeit sich

Zur Verbannung gesellt, wenn nicht rechtschaffene
Treue, heiliges Recht, heiliger Dank zu Gott
Reine Lieb' und Erbarmung
Dies durchfröstelte Volk erwärmt'. *).

Tobler.

*) Wer so in doppeltem Verstande zwischen zwey Welten steht, wie dieser edle Dichtergeist, dessen Liede kann selbst die geübteste Deuterei keine andere, als die reinste Absicht unterlegen. Singe, Schwan! B.

IV.

Worte der Zeit für die Zeit.

Es ist in der neuern Zeit aufgekommen, weit öfterer und charakterischer von Leuten zu sagen, daß sie rechtliche Leute seyen. Wenn ich nicht irre, so wollte man ziemlich wissentlich oder gefliſſentlich ein wenig etwas anderes damit gesagt haben, als wenn man die nämlichen Personen rechtschaffene Leute geheiſſen hätte. Dies letztere Wort wird doch gemeiniglich bestimmter von grobhaltig guten, trefflichen Charaktern gebraucht. Jenes hingegen von solchen, die unbescholtenen Verhaltens sind: denen man nichts eigentlich Unrechtes anschuldigen kann: die sich wehren dürfen, wenn man sie ungebührlich angreifen will, und ich denke, die, die dies Wort gerne brauchen, und sichs angewöhnt haben, wollen damit zu verstehen geben, es seyen Leute, die man Ursach habe unangetastet gehen und gelten zu lassen, wenn sie einem schon nicht eben gefallen; weil sie doch so viel den Bräuchen und Rechten gemässes an sich haben, als man gemeiniglich von den Nebenmenschen zu fordern befugt sey; könnten sie braver seyn, so könnten sie; aber über dies Mehrere brauche Niemand sie in Anspruch zu nehmen, und Ni-

mand habe das Recht, ihr Verhalten genau schätzen zu wollen. Sehr gut, insofern man das Scharfrichten ihrentwegen ablehnen und die Menschen daran erinnert wissen will, daß wenn andere eine gar nicht relaschirte Moral allenthalten aufhesten, sie das nicht sofort auch Jederman zumuthen sollen; Jeder müsse für sich eine unlaxe Lebensregel haben, aber andere auch mit Fehlern doch ungeschoren lassen und dem geänderten Ton oder Maaßstabe der jetzigen Zeit auch etwas zugeben.

* * *

Der Friedens-Männer haben wir denn doch nicht zu viele, aber wohl zu wenig. Es ist für den Anschein ein einfältiges Gedahle, und hat soviel Hofleute, Advocaten, Parter-Männer nebst vielen Frauen wider sich, wenn man, wie ein Weltunerfahrner alter oder junger Prediger das Nachgeben, Nachlassen um's Friedenswillen empfiehlt. Da muß man, so wenig es wahr ist, doch dafür angesehen seyn, daß man der Pflicht, sich für sein Recht zu wehren, und von dem Schaden des unzeitigen Fahrenlassens gar nichts wisse oder nichts habe einräumen wollen, da man die Gegner nur auch mit Nachdruck erinnern wollte, was das Rechthaben auch oft ge-

fährliches und hartes unabtrennlich mit sich führe. Was ist und thut ein guter Friedensrichter? und was ein guter Negoziateur? Welcher wichtige Friedensschluß entzweyter, kriegender Staaten ward geschlossen, wo nicht, um zum Zweck zu kommen, jetzt über diesen, dann über jenen Punkt viel, wenig; nachgegeben werden mußte. — Jetzt auch um der geistigen Gründe willen nur auch Etwas! —

* * *

Das Geld
Regiert die Welt.

Eine Wirthin zu Brunnen, am Vierwaldstätter-See, sagte mir das auch im Jahr 1801. „Nicht wahr, Heer! 's Geld regiert d' Welt" und wenn ich nicht irre, so ist das auch kürzlich aus einer Residenzstadt geschrieben worden. Es steht auch im heiligen Buche, mit den Worten: „Dem Gelde sind alle Dinge gehorsam." — Und doch regt sich wohl in jedem Menschen ein Mißbelieben, ein Gefühl, daß es nicht so seyn sollte. Denken wir aber nur, es sey von Menschen die Rede, die für ihr leibliches Leben zu sorgen haben; die können ja dafür nicht anders sorgen, als daß sie das haben, wofür sie alles, was das leibliche und sterbliche Leben angeht, sich verschaffen

können. So bleibt uns nur die Foderung, (das Poſtulat) übrig: die Menſchen ſollen nur auch nicht vergeſſen, daß ſie als Menſchen das Geld recht brauchen ſollen: Geſchieht das nicht, ſo müſſen wir uns an das halten, was man nicht kaufen kann. Geſchiehts, ſo geht es gut.

* * *

Seltſam und an manchem tadelnswürdig ſcheint mir das, daß ſo manche Weltbelehrer es ſo wenig praktiſch bey ſich werden laſſen, wenn ſie von allen Seiten ſehen, daß die beträchtlichſte Menge der Menſchen von ihren ererbten und angewohnten Glaubens-, geſchweige ſelbſtgedachten und Fundbegriffen ſich nicht abbringen laſſen. — Man ſollte denken, es flieſſe aus dieſer ſo allgemeinen Erfahrung, daß wenigſtens die Verſuche, ſie geradehin zu verſpotten oder durch irgend eine Art Räſonnement auf entgegengeſetzte Gedanken zu ziehen — aufzugeben ſeyen. — Wer mag ſonſt in irgend einer Sache das tauſendmal Verſuchte und Fehlgeſchlagene nun wieder ohne neue Mittel oder Behandlungsart bloß ſo fortgeſetzt verſuchen? Jeder Schaar derſelben, zumal den Herren Staatsklügelern wollen wir zurufen: „Sey euer Volk was für eins es ſey, ſo „wird der größte Theil deſſelben ſeine Religionslehrer

„haben und behalten, und mit und gleichsam unter
„denselben seine Religionsübungen und Gebräuche fort-
„setzen. Mehrentheils hängt es an ihnen desto mehr,
„je mehr man sie davon abziehen will. Ihr habt Re-
„volutionen erfahren bey alten und neuen Staaten;
„ihr haltet euch vielleicht in eueren eignen noch nicht
„vor etwas Aehnlichem für ganz sicher; aber nirgends
„sind mit dem Königs- oder Fürstenstuhl die Lehr-
„stühle, die Feste, die Weihung der kleinen und gros-
„sen zugleich oder gar zum Liegenbleiben — gestürzt
„oder abgethan worden. Bey all' dem wißt ihr doch
„von mehr als der halben Welt, daß die Leute mehr
„und weniger mit sich reden lassen, einiges Gehör
„geben, einigen wahrhaftig besseren, (aufgeklärteren)
„und für Sittlichkeit dienlicheren Begriffen Eingang
„gestatten, wo die, die mit ihnen reden, ih-
„nen nicht die unrechten sind. Wie kömmts
„denn doch, daß ihr höhere und niedere Staatsdie-
„ner und Regenten und Beamte eine solche Scheu
„zeiget, nicht nur in Sachen, die die sittliche Bildung
„betreffen, zu größerem Aufwande zu rathen und zu
„helfen, sondern auch vom Umgang oder gar Vertrau-
„lichkeit mit von Euch selbst dafür erkannten, guten,
„gewissenhaften Religions- und Schullehrern euch
„schon um ihres Standes willen zurückziehet. Sehet,
„es ist freilich eine Schwachheit des Volks, — es hat

„ſie aber nun einmahl, und ihr ſehet es gar manch-
„mal gerne oder ungerne mit an, daß es ſeine Geiſtlichen
„und Schulmänner, wo es ſelbſt mehr oder weniger
„fromm oder hingegen theils bigot theils ruchlos iſt,
„doch in tauſend Fällen mehr bey ſich gelten läßt,
„wenn es ſieht, daß ſie bey Euch weltlichen Herrn in
„gutem Anſehen ſtehen; als wenn ihr ihnen zwar
„Brod gebet, ja beynahe anderthalbes ſtatt nur Ei-
„nes, aber dagegen nicht gerne mit ihnen zu thun
„habt? Ach wahrlich ihr hättet ganz eigentlich mit
„ihnen zu thun, nicht nur von Zeit zu Zeit neue
„Prediger- und Schul-Verordnungen für ſie zu er-
„laſſen, — ſondern, ich bin ſo dreiſt es zu ſagen —
„mehr mit und neben ihnen zu arbeiten. Und ſollten
„auch Einige aus Euch das moraliſche Gefühl erſt
„noch in ſich aufnehmen müſſen.“

Tobler.

V.

Sollen wir die Neugriechen in ihrer Aussprache des Altgriechischen nachahmen?

Vorerinnerung.

Alles was die Literatur und Sprache der Neugriechen anlangt, muß uns in einem Zeitpunkte doppelt interessiren, wo der durch keine Sophismen und interimistische Hemmketten mehr zu fesselnde Zeitgeist dieser Nation eine baldige Erlösung verkündigt, wenn sie anders nur selbst noch Kraft und Einheit genug hat, um von dem unvermeidlichen Umsturze des osmanischen Colosses (wie er sich an seinen sonst noch fest geglaubten Theilen zerbröckelt, zeigt unter anderen der in jeder Rücksicht interessante Reisebericht des Assessors Seetzen im Juliusstück der v. Zachischen Correspondenz) noch zur rechten Zeit Vortheil zu ziehen. Nicht leicht kann ein Teutscher durch inneren Beruf und fördernde Umstände geleitet, ein so treffendes Urtheil über diese Sache fällen, als Herr Hase in Paris, der Freund Villoison's, Coray's, Codrika's und anderer Coryphäen in dieser Literatur. Coray verlas vor einigen Monaten in der Société des observateurs de l'homme (ohnstreitig der wichtigsten Privatvereinigung in Paris) einen langen

beſteht, ſeinen Freund zu einer neuen Liebe (wie es wenigſtens das Anſehen hat) überreden zu wollen, Admet, anſtatt plattes Zeug oder Sentenzen zu ſagen (wie der Griechiſche) geräth in einen Unwillen, den alle ſeine Hochachtung für den Helden nur mit der äuſerſten Mühe zurück halten kan; und da Herkules darauf beſteht, daß Admet die Schöne, die er ihm mitbringe, wenigſtens ſehen ſoll, bleibt dieſem, um nicht völig auszubrechen, kein ander Mittel, als wegzugehen. Dies war es gerade, was der Dichter (der die Einheit des Orts, ſo viel nur immer möglich, beybehalten wollte) vonnöthen hatte, um eine gedoppelte Abſicht zu erzielen, — nemlich das Wiederſehen zwiſchen Parthenien und Alceſten zu veranſtalten, und der letztern, da ſie ſich (während Parthenia Admeten zurück ruft) mit Herkules allein befindet, Gelegenheit zu einer Rede zu geben, ohne welche dem ganzen Stück eine weſentliche Schönheit gefehlt hätte.

Mir däucht, die Würkung, welche das Wiederſehen zwiſchen Admet und ſeiner wieder ins Leben zurück gebrachten Gattin macht, hängt gar ſehr von der Ueberredung der Zuſchauer ab, daß ſie würklich geſtorben ſey. Wir haben ſie ſterben geſehen; — nun ſehen wir ſie wieder lebend; — „ſie iſt alſo nicht würklich geſtorben“ — iſt der erſte Gedanke, der uns dabey aufſteigt, und dieſer Gedanke muß durch eine Art von Täuſchung der Phantaſie des Zuſchauers unterdrückt werden. Dies geſchieht auf eine ganz unfehlbare Art (zu-

Aufſatz über die jetzige ſittliche und gelehrte Bildung ſeiner Landsleute, aus dem in dem Publiciſten (15. Pluvioſe XI. p. 3. 4.) ein Auszug geliefert wurde. Niemand kann mit mehr Sachkunde darüber ſprechen, als Coray ſelbſt, der ἐπίτροπος der neugriechiſchen Erziehungsanſtalt auf dem Berg Athos iſt. Nebenbey beſchäftigt er ſich ſehr fleißig mit dem Strabo. Wir hoffen nächſtens über alles dies einen zweyten Aufſatz von Hrn. Haſe mittheilen zu können.*)

B.

Da der Merkur und die allgemeine Literaturzeitung die einzigen gelehrten Zeitſchriften ſind, die regelmäßig aus Deutſchland in Paris ankommen und ein bedeutendes Publikum finden, ſo ſieht man beide in gewiſſer Rückſicht als die Stimme der Nation und den Ausdruck der allgemeinen Meinung an. Der Artikel über Kultur und Sprache der Neugriechen im achten Stücke des deutſchen Merkur (Auguſt 1802 S. 250 u. ff.) machte daher mehrere von ihnen, die ſich in Paris aufhalten, auf unſer Urtheil von ihnen aufmerkſam, und der Dragoman des vorigen Türkiſchen Geſandten, Codrika aus

*) Man vergleiche unterdeſſen noch Villoiſon im Magazin encyclopédique an XI. n. 20. p. 492. ff.

Athen, der durch seine Arbeiten in der Kanzlei des Patriarchen in Konstantinopel, und durch einen langen Aufenthalt an den Höfen der Hospodare in der Moldau und Wallachei, sich die Sprache seiner Landsleute, wie sie geredet wird, in einem seltenen Grade zu eigen gemacht hat, und der mit dem Gefühle dessen, was die jetzige Mundart ist, was sie werden, und was sie nicht werden kann, eine gründliche Kenntniß der ältern und neuern abendländischen Literatur verbindet, die oft den Neugriechen, und zuweilen auch denen, die ihre Aussprache in Schutz nehmen, fehlt — Codrika also, der kein deutsch versteht, wandte sich an mich, um eine französische Uebersetzung des erwähnten Artikels zu erhalten. Ich gab sie, und erhielt von ihm nachstehenden Brief, den ich um so mehr der öffentlichen Bekanntmachung werth achte, da in der That von dem großen Hellenisten *), der sich neulich über Akzentuation und Aussprache des Altgriechischen erklärt hat, Codrika's Phrase aus der Vorrede zu Fontenelle in einem verschiedenen Sinne angeführt, und anders verstanden worden zu seyn scheint, als sie nach der Meinung des Verfassers und selbst nach dem Zusammenhange mit der Folge des Textes hätte verstanden werden sollen.

*) Anse de Villoison.

„J'ai l'honneur de Vous remercier, Monsieur! de la complaissance que Vous avez eue de me transmettre la traduction de l'Extrait inséré dans le N°. 8°. p. 250. du nouveau Mercure Allemand rédigé par Mr. Wieland, relativement à la prononciation des Grecs modernes.

L'intérêt que prend la partie savante de l'Allemagne aux malheureux descendans des Aristides et des Phocions; l'acceuil que reçoivent mes Compatriotes dans les universités de ce peuple hospitalier, me touche d'une manière trop sensible pour ne pas partager avec le sentiment de la reconnaissance le zéle qu'on y met à cette partie de la littérature, et en conséquence, ne pas relever l'erreur qui s'est glissée dans la note du savant rédacteur p. 252. relativement à la corruption du grec moderne.

Comme je me propose, si les circomtances me le permettent, de donner dans une dissertation un peu étendue, une idée exacte de ce Dialecte, indépendamment des différens jargons provinciaux, qui trompent, ou égarent assez souvent le jugement qu'en por-

tent les étrangers, et que peut-être je la ferai suivre de quelques remarques sur la prononciation ancienne et moderne des Grecs. Je me borne aujourd'hui à faire remarquer, que dans la préface de ma traduction de la pluralité des mondes de Fontenelle, je n'attaque que le langage populaire *τὴν μιξοβάρβαρον γλῶσσαν.*

Sous cette dénomination nous ne comprenons que le jargon, ou pour ainsi dire le patois des différentes villes et provinces et particulièrement le langage populaire des Grecs de Constantinople; mais la langue des personnes distinguées de cette Capitale, et de toute la Nation en général n'étant que la Grec moderne *ἡ κοινὴ ἁπλὴ διάλεκτος*, ce n'est pas celle-ci que j'accuse de difformité, et de corruption; car j'aurais manqué d'exactitude dans ma description, et de réalité dans le fait; mais c'est sur l'autre que portent mes plaintes, comme étant en effet un *ἕκτρωμα τερατῶδες*, divisé en autant de jargons qu'il y a de cantons dans la Grèce, et un *κύκειον*, mot, pour le dire en passant, qui, dans l'acception ancienne, signifie une po-

tion composée de plusieurs drogues, et non un remède laxatif, et qui, dans l'acception moderne, où il ne se dit, qu'au figuré, signifie simplement mélange confus, troubles, confusion.

J'avais pour objet principal dans cette préface d'étouffer l'hérésie naissante d'une secte d'écrivains, qui, en dépit de la raison et du bon goût, prétendoient qu'il falloit traduire et écrire dans cet Idiome vulgaire, parcequ'il étoit celui de la Capitale, de préference au pur grec moderne, τῆς κοινῆς ἁπλῆς διαλέκτου qui est de la Nation en général, mais qui n'a encore pour se fixer aucune autre régle, que celles de la langue ancienne.

On sent facilement l'absurdité de ce raisonnement, et je n'ai pas besoin de la développer davantage. J'ajouterai seulement, que cette hérésie litteraire n'a heureusement eû aucune suite.

Or il est facile d'appercevoir par ce qui suit immédiatement dans la même préface, que la preuve qu'on pourroit en tirer par

rapport à la corruption du langage grec et, en conséquence, de la prononciation, toute réelle qu'elle est dans le fait, n'est relative, qu'á la μιξοβάρβαρος γλῶσσα, et comme il n'y a aucune raison suffisante pour donner la préférence à un jargon quelconque, exclusivement à tout autre, entre lesquels cet Idiome se subdivise, il seroit contre les régles d'un raisonnement exact d'attribuer à la langue générale des Grecs modernes, ce qui n'a rapport, qu'à une de ses parties la plus corrompue.

Si on veut donc juger de la pureté, et de la prononciation du véritable Grec moderne, il faut se rapporter au langage que parlent et écrivent généralement les Clercs de l'Eglise patriarchale de Constantinople, les prédicateurs publics, et toutes les personnes distinguées ou par leur éducation, ou par leur instruction, et dans ce cas on pourroit se convaincre, d'après ce que je dis dans la même préface p. XXV. que ce Dialecte, tel que nous le parlons et l'écrivons aujourd'hui n'est dénué ni de force, ni de grace dans ses expressions, comme il ne manque

ni

ni d'harmonie, ni d'élégance dans sa construction, et que la manière dont nous le prononçons n'est pas aussi vicieuse ou corrompue qu' on se plait à le dire.

Je vous prie de communiquer ces observations au savant rédacteur du nouveau Mercure Allemand, et d'agréer les assurances de mon éstime, et de ma considération."

„*Codrika*, *Athénien*."

Obgleich der nunmehr faſt ſeit drey Jahrhunderten geführte Streit, ob wir die heutige Ausſprache der Neugriechen beim Leſen der griechiſchen Klaſſiker zum Muſter nehmen ſollen oder nicht — denn das iſt doch eigentlich der ſtreitige Punkt — als abgethan betrachtet werden kann, und ob es gleich ſchwer werden würde, zu den Beweiſen, die uns die Forſchungen Villoiſon's*) und ſo vieler Anderer gegen den obigen Satz in die Hände gegeben haben, noch etwas hinzuzufügen, ſo mag doch in Beziehung auf den Aufſatz von Philhellen S. 254 im Auguſtſtücke dieſes Jahrs

*) Ueber die Verwechslung des η und ει auf den älteſten griechiſchen Inſchriften bleiben nach den ſchönen Kollektanеen in den Anecdota Graeca Tom. II. p. 124 keine Zweifel.

hier das Resultat dessen folgen, was mehr als jährige Forschungen über denselben Gegenstand mich haben finden lassen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit Griechen fast aus allen Theilen des Türkischen Reichs, wo es deren giebt, in nähere oder entferntere Verhältnisse zu treten, und der Vorwurf einer vorgefaßten Meinung gegen ihre Nation, den sie selbst Schriftstellern des Abendlandes machen, und der auch in der That oft genug auf Berichte neuerer, zumal Französischer Reisenden einen der Wahrheit nachtheiligen Einfluß gehabt haben mag und haben wird, trifft mich um so weniger als andere, da das Andenken an Codrika, an Coray, und an mehrere junge Männer aus den venetianischen Inseln, die sich bis vor kurzem in Paris aufhielten, mir immer sehr theuer seyn wird.

Der Charakter eines Dialekts besteht, dünkt mich, in der Aussprache der einzelnen Buchstaben, und dann in der Quantität der Silben, d. h. in der Bezeichnung ihrer Länge und Kürze. In beiden Stücken weicht das Herkommen der Neugriechen von den Regeln ab, nach welchen England, Frankreich und Norddeutschland — denn in Süddeutschland soll Etacismus und Itacismus sich noch ziemlich die Wage halten — die griechischen Klassiker liest. Al-

les hängt nun von der Beantwortung der zwey Fragen ab: Welche Ausſprache kommt in einem der beiden genannten Stücke der alten näher, die der heutigen Griechen, oder die unſere? und, ſobald dies entſchieden iſt: Sollen und können wir die Neugriechen nachahmen, wenn ſie in einigen Fällen der Mundart ihrer Vorältern treu geblieben ſind? *)

Was die Ausſprache der Konſonanten anbelangt, ſo darf man den Umſtand nicht überſehen, daß jede Europäiſche Nation entweder ihre eignen Buchſtaben im griechiſchen Alphabet wiederzufinden glaubt, und ſie alſo lieſt, wie es bey ihr landesüblich iſt, oder daß man, wenn ſich derſelbe Laut in der Volksſprache nicht findet, ihn, ſo gut man kann, durch einen ähnlichen erſetzt. So ſprechen wir ζέα wie τζέα; ſo lieſt der Franzoſe εὖρυς wie oerys weil er bei εὖ an ſein eu in heureux, bonheur, denkt; das χ drückt man in Deutſchland und Spanjen aus, weil ſich ein ähnlicher Laut in

*) Unter der alten Ausſprache verſtehen wir die der Athenienſer zu Demoſthenes Zeiten. Ohne dieſe Beſtimmung wird alles ſo ſchwankend, daß es unmöglich iſt, den Streit zu entſcheiden.

der Volksſprache vorfindet; Engländer geben dem ϑ den Laut ihres th, Deutſche, Franzoſen, Italiäner leſen es wie ein t; kurz, die Völker in Weſteuropa ſcheinen es mit der Ausſprache des Griechiſchen eben ſo zu halten, wie — vor alten Zeiten — die Schriftſteller in Deutſchland mit der Orthographie; Jeder folgt ſeinem Gelüſten, oder vielmehr dem, was ihm am bequemſten iſt. Allein wenn auch eine ſolche Disharmonie unter der einen Partei ihre Sache nicht ſchon dadurch verdächtig machte, ſo hat in Rückſicht der ſtrittigen Konſonanten β, δ, ζ, ϑ, ς und χ die heutige Ausſprache der Neugriechen ſo viele Belege aus dem Alterthum und das Zeugniß ſo vieler gelehrten Forſcher vor ſich *), daß ich in der That nicht einſehe, was man mit Grunde gegen ihre gemeine Deſcendenz von den Hellenen einwenden kann. Meines Wiſſens hat aber auch ei-

*) Nämlich die Ausſprache des β als w, des δ faſt als litera aspirata, des ζ als ſs (massa), des ϑ als th der Engländer, des σ als dem ſch nahe kommend, und des χ als das deutſche ch. Wenn man auch das Alphabet der Ruſſen und Kopten nicht anführen will, als zu ſpät für den von uns fixirten Zeitraum, ſo bleiben doch z. B. die doriſch ſprechenden Lacedämonier, die ϑ mit σ verwechſeln (Aristophan. Lysistrat v. 1080. sqq.) ein unumſtößlicher Beweis für die nahe Verwandſchaft beider Buchſtaben.

mal wenn der Componiſt Talent genug hat, den Dichter zu Erreichung ſeiner Abſicht zu unterſtützen) indem Alceſte den auſſerordentlichen Zuſtand ſchildert, worinn ſie ſich befindet, und welches gerade der iſt, worinn ſich eine Perſon befinden müßte, die nur eben, auf eine ihr ſelbſt unbegreifliche Weiſe, aus den Elyſiſchen Thälern zurück gebracht worden wäre.

— Noch immer ſcheint mir alles,
Was mir begegnet iſt, ein Traum,
Ein wundervoller Traum!
Ich frage mich erſtaunt, ob ich es bin?
Die Erde,— dieſe Wohnung,— dieſer Tempel,
Alles iſt mir fremd: Elyſium ſchwebt
Mit allen ſeinen unnennbaren Freuden
Vor meinen Augen noch.
Wie ſelig war ich!— o! im Grunde
Der Seele fühl ich es, dies war kein Traum!
Noch athmet mir aus ewigblühenden Gefilden
Der Geiſt der Unvergänglichkeit entgegen.
Noch ſaugt mein Ohr die Wolluſt eurer Lieder,
Ihr Söhne des Muſengottes! —

'Die pſychologiſche Wahrheit dieſer Rede, von der Magie der Muſik und von einer lebhaften Action unterſtüzt, muß, (wie mir däucht) ganz nothwendig den Grad von Täuſchung würken, deſſen der Dichter zu ſeiner Abſicht vonnöthen hat; und der Zuſchauer gewinnt auf mehr

gentlich darüber noch Niemand disputirt, und man scheint sich von der neugriechischen Aussprache dieser Buchstaben mehr deshalb entfernt zu haben, weil man fühlte, daß es unnütz sey, Zeit und Mühe vielleicht doch umsonst zu verschwenden, um Buchstaben einer ausgestorbenen Sprache, gegen die sich unser Organ sträubt, aussprechen zu lernen.

Ungewisser ist die Sache in Ansehung der Vokale und der aus ihnen zusammengesetzten Diphthongen. Die Aussprache des η mag doch wohl schon in sehr frühen Zeiten ein Uebergang vom e zum i gewesen seyn, etwa so wie Quinktilian here von seinen Römern ausgesprochen wissen will. (Institit. Orator. I, 4, 8.) Denn so sehr auch die griechischen Inschriften, welche H und E verwechseln, das Römische Alphabet, das η durch e ersetzt, und selbst die Entstehungsgeschichte des η aus dem doppelten ε die Meinung der Europäer unterstützen; so scheint es doch, daß die Lateiner bey ihrer bestimmten Definition, daß η ein langes e sey, *) an ihr altes ei (patreis) gedacht haben,

*) Z. B. die bekannte Stelle des Martianus Kapella: E vocalis duarum Graecarum vim possidet, nam cum corripitur, ε graecum est, ut: *ab hoc hoste:*

das vor Cicero dem i wohl eben so ähnlich seyn mochte, als unserm e. Neugriechen selbst geben, wenn man sie bis aufs Aeußerste treibt, zu, daß im Jonischen Dialekt, aber auch da nur allein, η allerdings wie ein langes ε geklungen habe; *) da aber unsere Lesweise mit dem, was sie von Jugend auf gelernt, geredet und geschrieben haben, auf die sonderbarste Weise im Widerspruche steht, so ist dies gewöhnlich

cum producitur, Ita est, ut: *ab hac die.* De nuptiis Merc. et Philolog Lib. III. p. 53 edit Grol.

*) Ich habe z. B. aus Codrika's Munde ein in Europa unbekanntes Factum, das als ein Beweis dienen kann, wie sehr die ursprüngliche Verschiedenheit der griechischen Aussprache sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und daß, wie ich hinzusetzen möchte, die Tendenz, den breitern Laut ε mit dem feineren ι zu vertauschen, in der Sprache lag und sich in einem von dem übrigen Lande geschiedenen Bergkanton nur auf verschiedene Weise äußerte. Die Einwohner von Tzeres in Thessalien nämlich sprechen allerdings η wie ε aus, dagegen aber ε wie ι, und lesen folglich πάτερα ἡμῶν wie Pádir emón. Die Ursachen, warum die Aussprache der Griechen im Mittelalter gerade diese Richtung genommen hat, alle feineren Nüancen der alten Sprache durch ein ι auszudrücken, sind noch nicht entwickelt, scheinen aber hauptsächlich in dem Charakter der altgriechischen Sprache selbst und in dem Wesen der italiänischen und slavischen Dialekte zu liegen, die in alle Provinzen des oströmischen Reichs eindrangen.

das äußerſte, was ſie einräumten. Was ει und οι betrifft, ſo läßt uns zwar die Schreibart der Römer vermuthen, daß jenes allerdings in den meiſten Fällen wie ι geklungen habe (man denke an Piſiſtratus, Pirithous), dieſes wie οε; da über dies Diphthonge gerade die Laute ſind, die bei allen Nationen am leichteſten ihre urſprüngliche Ausſprache verlieren, und ſich in einen einzigen Buchſtaben, der ihnen zunächſt verwandt iſt, zuſammenziehen *), ſo iſt es leicht möglich, daß da, als Römer und Griechen mit einander in nähere Verhältniſſe traten — etwa zur Zeit des Achäiſchen Bundes — in dem Munde der letztern οι und ει ſchon ganz anders klang, als einige Jahrhunderte vorher. Αι ſcheint unter allen Diphthongen ſeine heutige Ausſprache als ä oder franzöſiſches é am früheſten, vielleicht ſchon zu den Zeiten der Ptolemäer gehabt zu haben.

*) Davon giebt uns die lateiniſche Sprache Beiſpiele, in der zu Cicero's Zeiten ſich das ei der dritten Deklination in ĕs verlor und ſchon unter Veſpaſian au wie ŏ klang (nach der bekannten Anekdote Sueton. Vespas. Cap. 22.), aber noch weit mehr die franzöſiſche in ihrem ai, au, ou. Im Mittelalter ſprach man vaiſſeau ſo aus, wie wir dieſe Buchſtaben nach deutſcher Art leſen würden — Weißau — und der Landmann in Südfrankreich ſpricht noch ſo bis auf den heutigen Tag.

Daß ſeit Alexander dem Großen, d. h. in einem Zeitraume von mehr als zweytauſend Jahren, einige Vokale einer ſo lange dauernden Mundart eine etwas veränderte Ausſprache erhalten haben, iſt ſehr natürlich, und man müßte ſich vielmehr verwundern, wenn es nicht ſo gekommen wäre. Aber nun treffen wir auf die auffallendſte Verſchiedenheit zwiſchen der neugriechiſchen Leſeweiſe, und unſerer. Wir leſen den griechiſchen Hexameter als Hexameter, nach ſeinen Dactylen und Spondäen. Zum Beiſpiel:

Ἦελιός δ' ἀνορόυσε, λιπών περικάλλεα λίμνην,
Οὐρανον ἐς πολυχάλκον, ἵν' ἀθανατοισι φαείνῃ,
Καὶ θνητοισι βροτοισιν ἐπι ζειδώρον ἀρούραν.

Und dieſe Homeriſchen Verſe haben ungefähr eben den Gang und Rhythmus, wie die Voſſiſchen:

Hélios dráuf erhúb sich aus lieblich strahlendem Téiche
Aúf zum ehernen Himmel, damit er unstérblichen Goéttern
Schien' und stérblichen Ménschen auf nährungsprossender Erde.

Ein Neugriecher aber lieſt uns die Verſe ſo:

Ἥλιος δ' ἀνόρουσε, λιπὼν περικαλλέα λίμνην,
Οὐρανόν ἐς πολύχαλκον, ἵν' ἀθανάτοισι φαείνῃ
Καὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν ἐπὶ ζείδωρον ἄρουραν.

Odyss. III, 1—3. *).

D. h. die Akzente gelten ihm für Zeichen einer proſodiſchen Länge, und die beiden letzten Worte, ζείδωρον, ἄρουραν, ſind folglich ſo vollſtändige Daktyle, als im Deutſchen: liebliche, eilende. Wenn nun aber die Athenienſer ihre Hexameter oder ihre Verſe überhaupt wirklich als Verſe geleſen oder geſungen haben, was doch wohl zugeſtanden werden muß, ſo iſt die gänzliche Verſchwindung der Proſodie aus der neugriechiſchen Sprache eine der ſeltſamſten Erſcheinungen, die je in der Geſchichte einer Mundart ſtatt gefunden haben; und daß die Akzente,

*) Dies Beiſpiel iſt aus einer ſehr intereſſanten Schrift genommen: Some observations upon the Greek Accents, by *Arthur Brown*. Dublin 1800. 4. Der Verfaſſer lernte zu Dublin mehrere Neugriechen kennen, die ihn zum Proſelyten ihrer Ausſprache machen wollten.

welche ehedem eingeführt wurden, um eine gewiſſe Erhebung und Senkung der Stimme zu bezeichnen, von der wir freilich keine recht deutlichen Begriffe haben. *) — Daß dieſe jetzt die Sylbe, worauf ſie ſtehen, dem Rhythmus des Versbaues und allen Zeugniſſen der Alten zum Troze, lang machen, und daß die Sylben, welche keine Akzente haben, kurz ſind, ohne daß man ſich an ihre ehemalige proſodiſche Quantität kehrt, dies würde einem Altgriechen vielleicht eben ſo auffallend ſeyn, als einem von uns, wenn es unſern Nachkommen einfallen ſollte, in einer metriſch bei weitem noch nicht ſo fixirten Sprache den Geſpenſtern, die Genieſeten, und den Entenerbeter der Vademekumsgeſchichten zu realiſiren **).

*) Obgleich ſchon zu Dionys von Halikarnaß Zeiten die, kurze Sylbe, die einen Accent hatte, zur Hälfte lang wurde. Selbſt wenn die Accente uns weiter nichts mehr wären, als todte Zeichen, ſo wird doch, dünkt mich, jeder Freund der hellenischen Litteratur dieſe übergebliebenen Merkzeichen und Beweiſe der Singbarkeit der aufgekorbenen Sprache ungern aus unſern neueren Ausgaben verſchwinden ſehen.

**) Daß das oſtrömiſche Kaiſerthum in ſeiner Literargeſchichte mehrere gute Geſchichtſchreiber, Redner und Grammatiker aufzuweiſen hat, aber keinen einzigen erträglichen Dichter, rührt gewiß auch zum Theil daher, daß es einem Dichter mit jedem Jahrhunderte ſchwerer geworden wäre, ein proſodiſches Syſtem zu be-

Iſt nun aber das Reſultat der Unterſuchung folgendes: Die Neugriechen ſcheinen in der Ausſprache der Konſonanten, und in der einiger Vokale und Diphthongen, von der Ausſprache ihrer Vorfahren gar nicht oder doch nur ſehr wenig entfernt zu ſeyn, ſie haben aber wahrſcheinlich den alten Laut des η, des υ, des οι, des ει, nicht mehr, und ihre Proſodie iſt aus der Sprache völlig verſchwunden; ſo wird uns dadurch die Beantwortung der zweiten Frage erleichtert: Sollen wir die Neugriechen bei ihrer Ausſprache des Griechiſchen zum Muſter nehmen?

Hören wir zuerſt die Gründe dafür. Es iſt gewiß, daß die Neugriechen das, was franzöſiſch Accent heißt, und was ich den Geſang der Rede nennen möchte, d. h. die nach dem männlichen Alter nie zu erlernende Modulation der Stimme, die unabhängig von der Ausſprache einzelner Konſonanten und Vokale jede Nation von der andern unterſcheidet, und an

folgen, mit dem die Ausſprache ſeiner Zeitgenoſſen immer mehr und mehr in Widerſpruch gerieth. Die früheſten Data von dem Verſchwinden der Proſodie aus der griechiſchen Sprache ſind, ſoviel ich weiß, die ſogenannten στίχοι πολιτικοί (Verſe die man nach den Accenten lieſt) ſeit dem dreizehnten Jahrhunderte.

die — wage ich hinzuzusetzen — man oft nicht eher glaubt, als bis man sich jenseits der Alpen, des Rheins, oder der Nordsee befindet — daß die Neugriechen diesen Akzent ihrer Väter bis auf den heutigen Tag treuer aufbewahren, als irgend eine europäische Nation, und daß folglich ein Hellene, der in unsere Zeiten zurückkehrte, die Spuren der alten Sprache im Ton und Klang der heutigen Mundart weit deutlicher erkennen würde, als in unserer Leserei des Griechischen; eben so, wie wir trotz aller Veränderungen der germanischen Dialekte, wenn wir gothisch oder alemanisch laut lesen, gewiß dem Akzent der Urbewohner Germaniens näher kommen, als ein Engländer oder Franzos, dem es eingefallen wäre, Ulphilas neues Testament zu studiren.

Es ist ferner ausgemacht, daß bei dem hohen Alter der heutigen Aussprache, die bis in die Zeiten Justinians des Großen hinaufzugehen scheint, und wenigstens älter ist, als alle Manuskripte, die Kenntniß dieser Aussprache unserer Kritik unentbehrlich geworden ist, und daß man sich, wenn man mit ihr nicht vertraut wird, jeden Augenblick im Lesen der Handschriften aufgehalten findet *). Zu was für glückli-

*) Worte wie: τῆς Ἀθηνᾶς, ἠστιμαρούσαν, ἐλλαβοῖς u. s. w. sind, wie man weiß, in Manuscripten des

chen Entdeckungen in kritiſcher Hinſicht eine vertraute Bekanntſchaft mit ihr führen kann, davon, wird der treffliche Coray ſelbſt bald ein neues Beiſpiel geben, zunächſt in den Beiträgen, die er Clavier zu ſeiner Ueberſetzung des Pauſanias geliefert hat *), in der Folge vielleicht in ſeiner großen Ausgabe des Strabo.

vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nichts ſeltenes, und es würde dem, welcher die Ausſprache der heutigen Griechen nicht kennt, gewiß ſchwer werden, zu errathen, daß dieß heißen ſoll: τοῖς Ἀθηναίοις, εἰς τὴν παροῦσαν, εὐλαβεῖς. Villoiſon hatte bei ſeinen Nachſuchungen in den Handſchriften der Kloſterbibliotheken des Berges Athos oft kein anderes Mittel, die entſtellten Worte wieder zu erkennen, als daß er ſich die Phraſe laut vorleſen ließ, und ein an den heutigen Dialekt gewöhntes Ohr entdeckt dann ohne viele Schwierigkeit den Sinn, ſobald das Auge durch die Schreibefehler des Kopiſten nicht mehr irre geleitet wird.

*) M. ſehe Lettre du C. *Clavier* au C. *Coray* ſur une nouvelle traduction de Pauſanias. Magasin encyclop. Tome VI, p. 22. Neugriechen machen hier vorzüglich noch die Verſtümmelung aller heutigen Orts- und Städtenamen geltend, ob dieſe gleich eben ſo ſehr von Unbekanntſchaft mit dem Griechiſchen überhaupt, als von der Nichtkenntniß der heutigen Ausſprache herrühren mag. Sie beſchweren ſich, daß man glaube, ſie nennten Athen: Setines, Theben: Siwe, Euboea: Negroponte; in ihrer Sprache heiße Athen Ἀθῆναι, Theben Θῆβαι, und Euboea Εὔριπος (der Euripus). Daß man aus den Worten εἰς τὴν Ἀθήνην (ſporich is tin Aſhinin) Setines herausgebracht habe,

Drittens hat allerdings die erasmiſche Ausſprache in den hundert und fünfzig Jahren, während welcher ſie in Nord- und Weſteuropa aufgenommen worden iſt, die Neugriechen uns ſo fremd gemacht, als uns den Neugriechen. Reiſende, ſelbſt zuweilen Gelehrte, hörten in den Türkiſchen Provinzen eine Sprache, in der ſie nicht einen Laut des Griechiſchen, wie ſie es zu reden gewohnt waren, wiederfanden, gaben ſich wenige Mühe, die Mundart der Eingebornen zu erlernen — um ſo mehr da faſt alle Bewohner der Seeſtädte irgend eine Europäiſche Sprache verſtehen — und oft mag dieſe Verachtung des jetzigen Dialekts eine der Urſachen geworden ſeyn, weshalb man ſich weniger mit den Eingebornen beſchäftigte und zuweilen zurückkam, ohne die mannichfachen Vortheile benutzt zu haben, welche der Umgang mit ihnen — ſo weit er möglich iſt — hätte bieten können. Die Griechen im Gegentheil, welche zu uns kommen, und etwa ihre Fertigkeit, altgriechiſch zu reden — die unter der gebildeten Klaſſe ſo ſelten nicht iſt — auf unſeren Akademien zeigen wol-

aus Ἄσβα (Shiwa) Sive, und daß die Venetianer aus Εὔριπος (als Daktyl geſprochen) zuerſt Egripo und dann durch ein ſeltſames Anſetzen hinten und vorn Negroponte gemacht hätten, ſey nicht ihre Schuld; in Griechenland ſelbſt kenne man dieſe Namen nicht.

als einer Seite ſo viel dabey, daß ich es für keinen Eigenſinn halten kan, wenn ich lieber meine ganze Alceſte vernichten als dieſe Scene aufopfern wollte. Aber nicht nur den angezeigten Vortheil erhalte ich durch ſie; die Worte Alceſtens (da Admet, ſie in ſeinen Armen haltend, ausruft: Iſts möglich? Umfaß ich dich, Alceſte? Keinen Schatten?) die Antwort Alceſtens, ſage ich,

Ich bin es ſelbſt, Admet,
Die ein Elyſium
In deinen Armen wieder findet,

und die ſchöne Stelle — (warum ſolle' ich nicht fühlen, und wenn ichs fühle, nicht ſagen dürfen, daß ſie ſchön iſt?)

Schon wandelt' ich
Im Chor der ſchönen Seelen,
Schon grüßte mich
Aus tauſend Wunderkehlen
Elyſiums ſchönſter Hayn:
Ich fühlte Götterfrieden
Tief in der Bruſt!
Doch, konnte meine Luſt
Vollkommen ſeyn?
Geliebter, war ich nicht
Von dir geſchieden?
Izt findt Alceſte ſich in deinen Armen wieder;
Elyſium war ein Traumgeſicht!

ten, werden so wenig verstanden, als ob sie slavonisch redeten; sie hingegen finden unsere Aussprache lächerlich, und viele von denen, die bei ihrer Ankunft unter uns schon über die Jahre der Jugend hinaus sind, bekommen nie eine Idee von der Ueberlegenheit, welche, die Bekanntschaft mit dem ganzen Felde der griechischen Literatur nicht gerechnet, das Studium der verwandten Wissenschaften und die Hülfsmittel, welche die Kenntniß der lateinischen Sprache darbietet, unseren Gelehrten nothwendig über eine Nation geben müssen, die zwar einen von der alten Sprache wenig verschiedenen Dialekt spricht, aber fast ohne Bücher ist, und durch Hindernisse aller Art in den ersten Elementen ihres philologischen Studiums zurückgehalten wird.

Wäre es nun nicht besser, wenn wir die Aussprache der Neugriechen in unsere Schulen und Universitäten einzuführen, oder vielmehr, was bei einigen Modifikationen dasselbe seyn würde, die Reuchlinische Aussprache wieder in ihre alten Rechte einzusetzen suchten, wenn wir dadurch hoffen könnten, dem Accent der alten Griechen näher zu kommen und den neueren verständlich zu werden, der Beihülfe nicht zu gedenken, die unserm kritischen Studium daraus erwachsen würde?

Ich glaube: Nein. Ohne mich darauf zu berufen, daß Gebrauch und Zeit schon über diese Frage entschieden haben, und daß sich die Reuchlinische Aussprache täglich nach dem Süden hin in engere Gränzen zusammenzieht, verlieren obige drei Gründe durch folgende Betrachtungen einen großen Theil ihres Gewichts.

Sollen wir die fast gewissen Laute des η, des υ und einiger Diphthongen verlassen, und eine in manchen Stücken offenbar verdorbene Aussprache annehmen, um uns einen Accent eigen zu machen, den wir, da wir doch nun einmal als Deutsche, als Engländer, als Franzosen geboren sind, nie haben können und nie haben werden, so lange wir unsere rauheren Mundarten sprechen und schreiben? Dürfen wir — wenn ich von Deutschland insbesondere spreche — einem Publikum, das Klopstock und Voß kennt, rechtlicher Weise zumuthen, auf die Prosodie der griechischen Verse Verzicht zu thun, und den Hexameter nicht mehr als Hexameter zu lesen, sondern so, wie es der Accent will? Unsere Dichter haben nicht umsonst, trotz des Widerspruchs von allen Seiten, die Sprache auf die von Ausländern beneidete Höhe gehoben, daß sie jeden fremden Versbau mit seinem eignen Rhythmus wiederzu-

derzugeben im Stande iſt; *) und der Deutſche, der jetzt noch die Iliade ſo leſen wollte, wie man ſie in Griechenland herſagt, wo die Verſe klingen wie Proſe, der ſollte billig dazu verdammt werden, Zeitlebens Vitaubé's Ueberſetzung des Homers zu leſen, ſtatt der Voſſiſchen **). Der Umſtand, daß jetzt in unſeren Schulen das Erlernen der griechiſchen Orthographie ungleich leichter wird, als wenn wir bei dem Laute iso nicht wüßten, ob wir ἔισω, ἴσω, ὅισω, ὖσω, oder ἧσω ſchreiben, und bei imis nicht, ob wir ihr oder wir (ὑμεῖς, ἡμεῖς) verſtehen ſollten, und daß wir jetzt Theognoſtus Manual der griechiſchen Orthographie, bei der man ſich in tauſend Wörtern irren

*) „Unſre Sprache (ſagt Herder, der competenteſte Richter, in der Adraſtea IX, 92) ihre Schweſtern miteingerechnet, iſt es allein, in der Horaz und Virgil, Homer und Pindar gleichſam mit eigner Stimme vernehmbar, die Phyſiognomie ihrer Stimme und Compoſition zeigen. Dies aber und das Gefühl hierüber unterſcheidet unſre Litteratur vor jeder andern: es macht uns in Anſehung der Kunde des Alterthums ſowohl als fremder Sprachen zu einer einzigen Nation in Europa.“

**) Denn ſo ſehr die franzöſiſche Sprache bei ihrer großen Ausbildung, Regelmäßigkeit und Feinheit es verdient, ein Band der Nationen u. das Hauptvehikel zu ſeyn, wodurch ſich Begriffe und Meinungen fortpflanzen, ſo wird mir doch Jeder, der beide Sprachen kennt, zugeſtehen, daß ſie zu einer Ueberſetzung Homers weniger als die deutſche geeignet iſt.

kann, nicht mehr nöthig haben, iſt nicht zu vergeſſen.

Was kritiſche Unterſuchungen und das Leſen der Handſchriften betrifft, welches allerdings durch die Gewöhnung an die jetzige Ausſprache ſehr erleichtert wird, ſo weiß ich dagegen nichts zu ſagen, als daß erſtens Arbeiten dieſer Art doch auch unter unſeren Helleniſten einen verhältnißmäßig kleinen Theil beſchäftigen, und daß es mir zweitens nicht unmöglich ſcheint, ſich, ſo bald man die Regeln der heutigen Ausſprache weiß, nach einer Uebung von einigen Monaten, Fertigkeit genug darin zu erwerben, um Fehlern der Handſchriften, die nicht ſehr verſteckt liegen, auf die Spur zukommen. Ich kann hinzuſetzen, wovon ich mich durch meine Beſchäftigungen auf der Nationalbibliothek in Paris täglich mehr überzeuge, daß aus den Handſchriften ſelbſt für die Kritik vieler Klaſſiker zu unſeren Zeiten wenig mehr zu nehmen iſt, und daß ich aus eigner Erfahrung oder aus der meiner hieſigen Freunde weiß, wie ſchwer es wird, für den Text Plato's, Xenophons, Theophraſts, Diodors von Sicilien, oder für den des Cicero, Livius, Terenz, Virgil, Lesarten zu finden, die zugleich neu wären und gut. Dieſe Bemerkung iſt vielleicht nicht überflüſſig zu einer Zeit, wo das deutſche philologiſche Publikum von der groſ-

ſen Sammlung der N. B. manches zu erwarten berechtigt iſt, und auch gewiß in der Folge den Text mancher, bis jetzt weniger bearbeiteten Schriftſteller von hier aus bedeutend verbeſſert ſehen wird. So hat B. Schweighäuſer, Sohn, ſehr intereſſante Varianten für Arrians Indika aus den hieſigen Manuſcripten zuſammengetragen und Boiſſonade mit vielem Erfolg die Heroica des Philoſtratus verglichen; ich ſelbſt habe aus zwei Handſchriften des Quinktilian Lesarten ausgezogen, die mehrere der verdorbenſten Stellen des ſiebenten und achten Buchs glücklich verbeſſern und einem künftigen Herausgeber dieſer Rhetorik ſehr willkommen ſeyn dürften."

Die Betrachtung, daß durch unſere Ausſprache ſich eine Scheidewand zwiſchen uns und den Neugriechen ſelbſt erhebt, und daß dadurch eine Menge Berührungspunkte, die wir ſonſt mit ihnen haben würden, nicht mehr ſtatt finden, verdient allerdings hier angeführt zu werden, und wenn einige Hoffnung da wäre, daß die Nation ſich wieder zu ihrer alten Sprache erheben könnte, ſo möchte dieſe Betrachtung für die allgemeine Einführung ihrer jetzigen Ausſprache entſcheiden. Aber obgleich das Neugriechiſche ſich mehr durch den Verluſt des größten Theils der alten Wörter, als durch den Zuſatz neuer, barbariſcher gebildet hat, und, wenn wir die nordiſchen Formen der

Hülfszeitwörter ἔχω und εἶναι, und den Einheitsartikel ἕνας (ἕνας ἄνθρωπος, un homme) nicht in Anschlag bringen, vielleicht nicht einmal so sehr von dem altgriechischen Gesellschaftsdialekte verschieden ist, als die Sprache des Landvolkes auf dem Thüringer Walde von der unserer Bücher; so setzt sich doch der Geist der Zeit, und das Gefühl des gemeinen Volkes einem völligen Zurückführen zu dem althellenischen so sehr entgegen, daß in diesem Augenblicke, wo sich junge Griechen in allen aufgeklärten Ländern Europa's befinden, dort Freundschaften schliessen und halb einheimisch werden, die fremden Worte und Wendungen, die sie selbst bei ihrer Rückkehr in ihr Vaterland mitbringen, die Bemühungen dieser jungen Leute selbst, das heutige Griechisch durch Einführung alter Worte dem alten so ähnlich als möglich zu machen, wahrscheinlich vereiteln werden. Der Wunsch nach Aufklärung hat den Geschmack an neuerer, zumal französischer Literatur unter den griechischen Fürstenfamilien zu Konstantinopel eingeführt, und man findet jetzt in ihren Bibliotheken weit öfter Rousseau's Heloise, als Plato und Xenophon; ja selbst die Erziehung, welche man ihren Kindern zu geben anfängt *), zweckt darauf ab,

*) So schickte der Prinz Morusi, der im Sommer 1803 die Stelle eines Dragomanns bei dem Türkischen Gesandten bekleidete, mehrere Personen aus Paris als

ſie in Sprache und Sitte ſo viel als möglich zu Franzoſen oder zu Franken überhaupt, wie ſie es nennen, zu bilden; die ſechs Jahre, die man ehedem mit Erlernung des Altgriechiſchen zubrachte, ſind jetzt in der Erziehung der höheren Klaſſe beträchtlich abgekürzt. Ueberdem iſt die Sprache durch zwei Schriftſteller, wo nicht ſchon fixirt, doch dieſem Zeitpunkt nahe; Codrika hat ſich mehr nach dem herrſchenden Volksdialekte bequemt, und wird, wie man mir geſagt hat, wegen der Harmonie ſeines Styls und wegen ſeiner Achtung gegen die durch den Gebrauch ſchon beſtehenden Geſetze der Sprache von ſeinen Landsleuten am liebſten geleſen; Coray kommt, — zumal in ſeiner Ueberſetzung des Beccaria de'delitti et delle pene — durch Inverſionen, durch viele aus dem Altgriechiſchen genommene Worte und einen gedrungenern Styl den Schriften der Alten näher. So wird ſich

Erzieher an den Hof ſeines Bruders, des Fürſten der Wallachei. Der Geiſt der jetzigen Volksſprache ſetzt ſich der Einführung aller Formen oft geradezu entgegen. Am Hofe der griechiſchen Prinzen zu Jaſſy, der vorzüglich durch Codrika's Einfluß manches für Kultur der Landesſprache gethan hat, nannte man diejenigen, welche die im Neugriechiſchen überall weggeſchnittne Endſylbe der Neutra die ſich auf ιον endigen, wieder anfügen wollten und deshalb ſtatt ἐργαστήρι, μοναστήρι ἐργαστήριον, μοναστήριον ſagten, Schulmeiſter und Pedanten (διδασκαλίνι).

das Neugriechische etwa so ausbilden, wie sich das Italiänische von dem Lateinischen in die Höhe geholfen hat; nur wird diesesmal die Tochter der Mutter ähnlicher sehen, wenn nicht die immer häufigeren Verbindungen der Griechen mit Europäischen Nationen ihr während der Bildung selbst eine andere Form geben. Und allerdings hat eine Sprache, die sich erst fixiren muß, neben einer andern ausgebildeten ein schlimmes Spiel, wie dies unter andern das Verhältniß des Deutschen zu dem Französischen zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und das neuliche Beispiel der Republik der sieben Inseln lehrt, die auf griechischen Inseln gegründet und von Griechen regiert, doch bis vor etwa sechs Monaten und wahrscheinlich jetzt noch alle officielle Proklamationen und Akten der Regierung nicht griechisch abfaßte, sondern italiänisch. Was allein den neugriechischen Dialekt sehr bald zu einem gleichen Range mit den übrigen Sprachen von Europa erheben könnte, das wäre die Bildung eines in sich bestehenden, von den Eingebornen selbst beherrschten Staates in Griechenland; aber von allen möglichen Fällen, die bei der nahen oder fernen Auflösung des Ottomannischen Reichs eintreten dürften, kann man diesen freilich am allerwenigsten erwarten.

Reizten doch diese Worte den Gelehrten mei-

nes Vaterlands die Wahrheit in das Gedächtniß rufen, daß die jetzigen Griechen unverdient für die Schuld ihrer Väter büßen, und daß sie alles thun, was sie in ihren Verhältnissen thun können, um sich eine bessere Zukunft zu schaffen. Oft haben in meiner Gegenwart Jünglinge dieser gefallenen, überall angegriffnen und vertheidigungslosen Nation, der man nicht einmal glauben will, daß sie ihre Fesseln mit Widerwillen trägt, in einem neuen und treffenden Sinne den Vers auf sich sebst angewendet:

Δρυὸς πεσούσης πᾶς ξυλέυεται ἀνήρ.

Paris.

Hase.

VI.

Noch ein Paar Worte über die nordiſche Mythologie, Poeſie und deutſche Bardenlieder.

(An die Herausgeber des T. Merkurs.)

Es verlohnt ſich nicht der Mühe, die Bemerkungen des Herrn Teuthold Heinze ernſthaft zu beantworten; was iſt mit einem Schriftſteller anzufangen, der in jeder Zeile eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Sachen, worüber er ſpricht, verräth? Um gegen meine aphoriſtiſchen Ideen, zu denen Sie mir die nächſte Veranlaſſung gaben, doch etwas einwenden zu können, muß er zu Verdrehungen ſeine Zuflucht nehmen! Die Gerechtigkeit erfordert es, daß für ſo harte Anklagen ein ſtrenger Beweis geführt werde: hier iſt er. Herr Heinze ſpricht von Dingen, die er nicht verſteht. Er behauptet, daß die meiſten ſcandinaviſchen Götter auch in Deutſchland verehrt wurden. Die ganz unerwieſene Meinung hat man erſt in neuern Zeiten vorgetragen, ihre Unwahrſcheinlichkeit habe ich, wie ich mir ſchmeichle, mit unumſtöslichen Gründen in meinen eben (Berlin, bei Voß) erſchienenen Unterhaltungen gezeigt. Doch Hr. H. hat Gründe. Erſtlich viele Ortsnamen, Nürnberg kommt von den Nornen, Idſtein von Iduna, Loc-

mal wenn der Componiſt Talent genug hat, den Dichter zu Erreichung ſeiner Abſicht zu unterſtützen) indem Alceſte den auſſerordentlichen Zuſtand ſchildert, worinn ſie ſich befindet, und welches gerade der iſt, worinn ſich eine Perſon befinden müßte, die nur eben, auf eine ihr ſelbſt unbegreifliche Weiſe, aus den Elyſiſchen Thälern zurück gebracht worden wäre.

— Noch immer ſcheint mir alles,
Was mir begegnet iſt, ein Traum,
Ein wundervoller Traum!
Ich frage mich erſtaunt, ob ich es bin?
Die Erde,— dieſe Wohnung,— dieſer Tempel,
Alles iſt mir fremd: Elyſium ſchwebt
Mit allen ſeinen unnennbaren Freuden
Vor meinen Augen noch.
Wie ſelig war ich!— o! im Grunde
Der Seele fühl ich es, dies war kein Traum!
Noch athmet mir aus ewigblühenden Gefilden
Der Geiſt der Unvergänglichkeit entgegen.
Noch ſaugt mein Ohr die Wolluſt eurer Lieder,
Ihr Söhne des Muſengottes! —

Die pſychologiſche Wahrheit dieſer Rede, von der Magie der Muſik und von einer lebhaften Action unterſtüzt, muß, (wie mir däucht) ganz nothwendig den Grad von Täuſchung würken, deſſen der Dichter zu ſeiner Abſicht vonnöthen hat; und der Zuſchauer gewinnt auf mehr

eum von Loke u. ſ. w., ich ſcherze nicht, ſondern dieſen Beweis von ſeiner ganz eignen Gelehrſamkeit giebt er in Bragur, den er ſelbſt anführt; zweytens die Namen der Wochentage; allein unter Kindern iſt längſt ausgemacht, daß ihre dermaligen germaniſchen Benennungen erſt von den Römern oder durch das Chriſtenthum eingeführt ſind. — Hr. H. glaubt, daß die nordiſchen Dichter durch das Chriſtenthum übereilt wurden; wenn er ſich nur die erſten Vorkenntniſſe von der nordiſchen Litteratur zu verſchaffen geſucht hätte, ſo würde es ihm nicht unbekannt geblieben ſeyn, daß die Dichtkunſt, von der wir Reliquien haben, erſt mit der neuen Religion entſtand; — durch dieſe beyden unwiderleglaren Sätze fallen alle Forderungen und Behauptungen meines Gegners von ſelbſt weg; und ich kann es füglich überhoben ſeyn, mich auf eine weitere Widerlegung ſeines grundloſen, unhiſtoriſchen und unzuſammenhängenden Räſonnements einzulaſſen. Hr. H. hat ſich Verdrehungen erlaubt. Er ſagt: „was von der Möglichkeit der Erhaltung nordiſcher Götterſagen erwähnt wird, hat ſeine Richtigkeit.“ Allein davon war gar nicht die Rede: ich habe von hiſtoriſchen Sagen überhaupt geſprochen, weil es mir ſchien, als wenn wackere Forſcher der Tradition zu nahe getreten ſind. — Er vermiſcht auf eine unverſtändige

Art die Ausdrücke Bedeutung, Charakter und Geist, die wesentlich, besonders in der von mir gebrauchten Beziehung verschieden sind. Er hat meine Aeußerung, daß es zwischen roh und ausgebildet keine Mittelstufe gebe, mißverstanden, und wagt es, darüber zu spötteln. Was ästhetischen Werth haben soll, muß vollendet, d. h. ausgebildet seyn. Es bleibt ihm deswegen nicht benommen, sich ewig an dem Mittelmäßigen zu ergötzen und auf den Mittelstufen zu verweilen. —

Noch einige Worte über Herrn Heinze's Bemerkungen. Er thut mir eine Gewissensfrage, die ich seinem Patriotismus verzeihe; er fragt nämlich, ob ich meinen Vater nicht mehr liebe, als den berühmtesten fremden Mann? Es ist wunderbar, daß er das Unschickliche dieses Gleichnisses nicht eingesehen hat. Wer würde einem Sohn es nicht verdenken, wer ihn nicht für einen Phantasten erklären, der die schlechten Schriften seines Vaters allen Menschen empfähle, und sie zum einzigen Studium derselben aufforderte, weil sein — Vater sie geschrieben hat?

Ich bedaure herzlich, daß Hr. H. durch seine Bemerkungen ein warnendes Beyspiel gegeben hat, was dabey herauskommt, wenn man der kalten Vernunft ein Schnippchen zu schlagen wagt. Streng' ist ihre Rache dem Frevler auf die Ferſen gefolgt.

Ueber die Gründe, die Alfred in dem Aufsatz Iduna in den Horen für die nordische Poesie anführt, habe ich mich in den Unterhaltungen erklärt. Ich muß es auf den Ausspruch der Kenner ankommen lassen, ob Alfred's oder ob meine Behauptungen das meiste Gewicht haben. Es ist übrigens ja nicht unumgänglich nothwendig, daß man, wenn man die Aeusserungen eines verehrten Mannes in Anspruch zu nehmen gezwungen ist, dem Manne selbst zu nahe tritt. —

Wenn ich nicht irre, hatte Anton schon vor Schlegel bewiesen, daß die Deutschen keine Barden hatten. Die Ausdrücke aber, womit Hr. H. von jenen grosen und scharfsinnigen Gelehrten sich zu reden erkühnt, müssen unsre Indignation um so mehr erregen, da er die gründliche Belehrung, die sie ihm ertheilten, mit Dank hätte annehmen und benutzen sollen. Will Hr. H. durchaus durch einen ausgebotenen Preis unter den Mäcenaten glänzen, so giebt es noch andere, vielleicht nüzlichere Aufgaben, z. B. wie ein Enthusiast, bey dem Vernunftgründe keine Wirkung haben, zu bekehren sey, u. d. g. m. — Für das Daseyn der Barden unter unsern Urahnen glaubt Hr. H. ein Paar neue Zeugnisse aufgefunden zu haben. Ich muß es Herrn Anton überlassen, wenn er des vergeblichen Streites nicht vielleicht

ſchon müde iſt, ſich darüber näher zu erklären. Der eine Gewährsmann, Herr Reg. Rath Reynitſch iſt von demſelben Eifer für die — Deutſchheit angeſteckt, als Hr. H., und es iſt ihm eben ſo oft als dieſem begegnet, ſtatt der Juno eine Wolke zu umarmen.

So viel über einen petulanten Angriff, der zu unbedeutend iſt, um mich zu einer ernſthaftern Widerlegung zu reizen.

Erlauben Sie mir noch meine verehrten Freunde, Ihnen zu ſagen, daß die Erſcheinung des erſten Bandes der Schwediſchen Geſchichte durch meine Schuld verzögert iſt. Jezt iſt er aber fertig und wird abgeliefert ſeyn. Zu der Fortſetzung dieſes Werks werde ich ſelbſt auf einer Reiſe durch den Norden, in däniſchen und ſchwediſchen Bibliotheken Materialien ſammeln. In einigen Monden denke ich meine Wanderung anzutreten. Was ſich mir Intereſſantes in der Natur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft und den Sitten der Länder, durch die mein Fuß mich trägt, begegnen wird, werd' ich bisweilen, wenn Sie es mir verſtatten, Ihrem geflügelten Gotte vertrauen. Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft.

Rühs.

VII.

Correspondenz- und Kunstnachrichten.

I.

Ueber das Stuttgarder Theater und dessen neueste Kunsterscheinungen.

..... Zuletzt genoß ich noch in Stuttgart sechs Darstellungen von Madam Unzelmann aus Berlin, die man jetzt die erste Schauspielerin Deutschlands nennt. Fürs erste trat sie als Gräfin Orsina auf, und glänzte hier um so mehr, da die übrigen Rollen meist sehr mittelmäßig besetzt waren. Ihr Vortrag ist rasch, kurz, abgeschnitten, und sehr bestimmt. Sie verräth mehr Feuer, als Empfindung; daher gelingt ihr der rasche Dialog weit besser, als der schmelzende Monolog. Mit einer seltnen Routine verbindet sie einen seltnen Grad von Kunst; und den feinsten Schattirungen, den schwersten Stellen, den leisesten Wendungen und Gegensätzen, weiß sie durch ihren markirten, lichtvollen Vortrag, Verständlichkeit, Klarheit, Würde und Kraft zu ertheilen. In manchen ihrer Aktionen und Wendungen, so wie mitunter im Tonfall und den Uebergängen der Stimme, verräth sie die treffliche

Iflandsche Schule. Als Orsina, als Minna, und Marie Stuart, stach ihr Spiel am meisten von dem der gewöhnlichen Schauspielerinnen ab, und man merkte wohl, daß sie sich den Ton des höhern Lebens durch das Anschaun, und wirkliche Theilnahme erworben haben müsse. — Wenn schon der Dichter von wirklichem Talent eine so erbärmliche Figur macht, der Fürsten, Minister, Feldherren, und Weiber ersten Tons darstellen will, ohne von seinem Weltbürgerplätzchen je einen Blick in diese Region gethan zu haben; so steht der Schauspieler, dem sein Genie nie Zutritt in höhere Zirkel verschaffte, noch weit erbärmlicher da. — Anstand, Würde, Bekanntschaft mit der feinsten Lebensart, beleben das Spiel dieser Künstlerin, wo sie höhere Karaktere darstellt; nicht minder glücklich ist sie in naiven Rollen: als Landmädchen, als Zofe, als Naturkind. Wenn man sie in der Lilla, als Bertha daherhüpfen sieht, und tändeln und schäkern hört; so sollte man kaum glauben, daß sie dieselbe Person sey, die als Orsina, oder Johanna bezauberte. In Lessing's Minna fiel Adel der Natur mit Liebe, und jenem scherzhaften Wesen zusammen; und wahrlich, da leistete sie auch alles, was irgend der Phantasie des Lesers von Geschmack, oder dem Dichter bey Hervorbringung dieses Karak-

ters selbst vorschweben mochte. Alles war Leben, Seele, und Bewegung, so bald sie auf den Schauplatz trat; sie trug dieses Leben auf alle über, die mit ihr zu spielen hatten; nahm Theil an allem, und wirkte durch Mienen, Stellung, und Bewegung fort, wo die Worte aufhörten.

Der gemeine Schauspieler begnügt sich, nur eben so viel von einem Stücke aufzufassen, als zunächst mit seinem Pensum zusammen hängt, er lernt seine Lektion, und kümmert sich wenig, wie es sonst im Hause stehen mag; der wahre Künstler umfaßt die ganze Handlung, und berechnet sein Spiel durchgehends darauf. Wer sich allein auf seine Rolle beschränkt, und nicht mit dem Ganzen einer Handlung, woran er Theil nimmt, vertraut ist; der gibt uns auswendig gelernte Worte, und sinkt vom beseelten Mitspieler zur redenden Maschine herab.

Wenn gleich die Stimme der Madam Unzelmann ihre Stärke und Elasticität verloren hat; so besitzt sie doch noch immer ungemein viel Anziehendes und Weiches, und wird nur da unangenehm, wo der Gesang ins Heftige und Leidenschaftliche übergeht. Noch immer ist ihre Methode im Gesange sicher, gut und richtig, und ihre musikalische Deklamation voll Ausdruck und Bedeutung.

Nimmt man ihr meisterhaftes Spiel dazu (was der genügsame Deutsche in seiner Oper gar nicht einmal verlangt;) so vergißt man bald die etwas zu schwache Stimme ganz, und beklagt nur die fortdauernde Geschmacklosigkeit der deutschen Opernterte. Als Natalia in den Corsen fand sie am meisten Beifall, theils weil sie hier die oben gerühmten Eigenschaften in vorzüglichem Grade spielen lassen konnte, theils weil der Dichter diesen Karakter, unter etwas unbedeutenden Umgebungen, mit Vorliebe ausgeführt hat. Hier mußte man ihr stummes Spiel nicht minder, als die herzvolle Naivetät und Wahrheit ihres Vortrags bewundern, und sie gab einem Stücke Neuheit und Interesse, das sonst vielleicht nicht unter die gelungensten seines Verf. gehört.

Maria Stuart war mittelmäßig besetzt, und weit nicht sorgfältig genug einstudiert. So schön Madam Unzelmann die Maria gespielt hat, so muß man doch aus den gegebenen Rollen schließen, daß ihr die Königin Elisabeth nicht minder gelingen würde. — Der erste, dritte, und fünfte Akt dieser Tragödie ragen merklich über den zweiten und vierten hervor; und das gefühlvolle begeisterte Spiel Mariens, machte dies nur noch fühlbarer. Groß und würdevoll war ihr Anstand, meisterhaft ihre

Dekla-

Deklamation, Seelenschmelzend ihr Ausdruck. In der Stelle:

— — „und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen soll;
So dulde man, daß dieser treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach! es war immer dort! —

verließ sie die Kunst, und ihre Thränen stürzten: aber eben da erschien sie am liebenswürdigsten.

Was ich Ihnen sonst schon vom Stuttgarter Theater gesagt habe, das wiederhohle ich hier. Der Kurfürst weiß seine talentvollen Künstler zu schätzen, und in Bewegung zu setzen. Er verwendet sehr viel auf sein Theater, und findet eine seiner angenehmsten Erholungen darin. Vorigen Winter war das Personale der dasigen Bühne so ausgezeichnet, daß man jedes Stück mit Erfolg hätte durchsetzen können. Vohs und seine Frau, Bley, Madam und Mamsell Bulla, Mad. Aschenbrenner, Weberling, Pauli, Vincenz; und in der Oper, der berühmte Tenorist Krebs, Mad. Bley, u. a., sind zum Theil auch im Auslande ehrenvoll bekannt, und wären gewiß unter der Leitung eines Göthe, Dalberg, Iffland, Schröder, Babo, den wichtigsten Stücken gewachsen gewesen. Aber an einem solchen Director fehlt es dieser Bühne noch immer, da sich bekannt-

lich die Unterhandlungen mit Iſland in Berlin, mit Koch und Weigel in Wien, zerſchlagen haben. Kein Corpus und keine Geſellſchaft unter dem Monde gedeiht und erſtarkt, ohne ein energiſches Haupt; und dies gilt von keinem pio Corpore mehr, als von dem ſtörrigen Völklein der Virtuoſen und Schauſpieler. Bey allem Aufwande des Fürſten auf gute Mitglieder, Kleider und Dekorationen, kann man daher mit Zuverſicht vorausſagen, daß die Stuttgarter Bühne fortfahren werde, an ihren dermaligen Gebrechen zu laboriren, bis ein ſachkundiger und erfahrner Direktor an ihrer Spitze ſteht. Die ehemaligen Bühnen zu Mannheim und Hamburg, und die jetzigen zu Weimar und Berlin, zum Theil auch Wien und München, beweiſen zur Genüge, was eine einſichtsvolle mit der Kunſt vertraute Direktion, über Schauſpieler und Publikum vermöge: man findet auf dieſen Bühnen einen gewiſſen Geiſt der Einheit und des Geſchmacks, ein gewiſſes Enſemble und Zuſammenwirken, das ſich bis auf die unterſten Glieder hinaberſtreckt, und ſie auf den erſten Blick vor andern Theatern auszeichnet. Letztere verhalten ſich zu ihnen, wie der Komödiant zum Künſtler. — Ein ſolcher Geiſt der Einheit aber, ein ſolches Zuſammenwirken und Aufſtreben nach den höhern Zwecken der Kunſt, wird allein durch einen talentvollen, für Thalia begeiſterten Director hervorgezaubert;

als einer Seite ſo viel dabey, daß ich es für keinen Eigenſinn halten kan, wenn ich lieber meine ganze Alceſte vernichten als dieſe Scene aufopfern wollte. Aber nicht nur den angezeigten Vortheil erhalte ich durch ſie; die Worte Alceſtens (da Admet, ſie in ſeinen Armen haltend, ausruft: Iſts möglich? Umfaß ich dich, Alceſte? Keinen Schatten?) die Antwort Alceſtens, ſage ich,

Ich bin es ſelbſt, Admet,
Die ein Elyſium
In deinen Armen wieder findet,

und die ſchöne Stelle — (warum ſollt' ich nicht fühlen, und wenn ichs fühle, nicht ſagen dürfen, daß ſie ſchön iſt?)

Schon wandelt' ich
Im Chor der ſchönen Seelen,
Schon grüßte mich
Aus tauſend Wunderkehlen
Elyſiums ſchönſter Hayn:
Ich fühlte Götterfrieden
Tief in der Bruſt!
Doch, konnte meine Luſt
Vollkommen ſeyn?
Geliebter, war ich nicht
Von dir geſchieden?
Izt findt Alceſte ſich in deinen Armen wieder;
Elyſium war ein Traumgeſicht!

und nicht lange, so folgt auch das Publikum der beſſern Spur. Sch.

2.

Wilhelm Heinſe. *)

Ilmenau den 18. Julius 1803.

Sie wiſſen, daß Hr. Heinſe, Verf. des Ardinghello, und der Hildegard, (Lector und Bibliothekar des letztſtorbenen Kurfürſten von Maynz in Aſchaffenburg) im 54 Jahre ſeines Alters geſtorben iſt. Dieſer Tage giengen wir ſpazieren, und ein Mann, der uns begegnete, ließ uns, durch einen unſerer Begleiter, fragen: ob wir was nach Frankfurt zu beſtellen hätten. Der Mann iſt ein Leineweber oder Schuſter, aus Langenwieſe, einem Dorfe, dreiviertel Stunden von hier — Schwager des Schriftſtellers Heinſe, der in dieſem Dorfe auf dem Thüringer Walde geboren iſt. Er hat drei Schweſtern in hieſiger Gegend zurückgelaſſen, die alle auf ähnliche Art verheurathet ſind, und die jetzt ein Anſehn-

*) Heinſe, ein Dichterzögling des ehrwürdigen Gleim, dem er auch ſeine Erſtlinge (Sinngedichte, Halberſtadt 1771) widmete, war in frühern Jahren von Düſſeldorf aus, wo er ſich lange aufhielt, Mitarbeiter am T. Merkur, der ihm mehrere intereſſante Schilderungen aus der Düſſeldorfer Gallerie zu verdanken hat. B.

liches von ihm erben. Hr. Hofr. Sömmering in Frankfurt hat sich der ganzen Erbschaft seines Freundes Heinse angenommen, und an diese Leute deshalb geschrieben. Es soll eine hübsche Bibliothek in der Verlassenschaft seyn. — Mehr weiß ich von diesem Vorfall nicht; aber es hat mich doch sehr erfreut, die Umstände solcher Leute durch einen für sie so beträchtlichen Zufluß, angefeuchtet und angefrischt zu sehen. Wie sehr gereicht es doch dem Verstorbenen zum Ruhme, blos durch eigne Geistesmittel dergleichen für die Seinigen haben bewirken zu können! — Bey dieser Gelegenheit sah ich auch einmal wieder in den Ardinghello, und ich fand darin die Anlage zu der Lucinde. Aber wie vielmehr ist doch Heinse gewesen! K.

3.

Kunstnachrichten aus Paris.

Paris d. 8. Prairial XI, (28. Mai 1803.)

Noch ist nichts Näheres über die Kriegs-Erklärung bekannt geworden, als die ganze Correspondenz, welche die letzten Unterhandlungen betrifft, und welche im Moniteur erschienen ist. Enthusiasmus ist indessen keiner für diesen Krieg unter dem Volk zu bemerken, wäre Zucker und Casse nicht theurer geworden, so dächte man hier kaum daran. „Guerre

„aux Anglais puisqu'ils la veulent, ou Reflexions sur la conduite perfide du Gouvernement Anglais“ ist der Titel eines Flugblatts welches man vor einigen Tagen im Palais Royal ausrief, welches aber wenig Liebhaber zu finden schien. Andere Crieurs de Journal verkauften das Ultimatum des englischen Ministeriums, welches Lord Withworth vor seiner Abreise eingereicht hatte, den Befehl des Kön. von Engl., Embargo auf alle franz. und holl. Fahrzeuge zu legen, die telegr. Depesch. von Casarelli aus Brest vom 1 Prair., daß die Engländer franz. Schiffe weggenommen; und den Beschluß der franz. Regierung, wodurch die in Frankreich befindlichen Engländer als Geisel oder Kriegsgefangene erklärt (und nach Fontainebleau geschickt werden;) auch den franz. Schiffen befohlen wurde, Jagd auf Englische zu machen.

Der bekannte Antiquar und schottische Geschichtschreiber, Hr. Pinkerton, der sich noch hier aufhielt, hatte ebenfalls das Unglück, sich unter diesen Geiseln zu befinden. Hr. Hope, der Besitzer der schönen Vasen-Sammlung, war ebenfalls in den letzten Tagen dieser Negociation zu Paris; allein er war beständig reisefertig, um auf den ersten Moment, wenn der engl. Gesandte wirklich abreisen würde, auch aufzubrechen. Dies hat er auch gethan, und da der Gesandte sehr langsam reiste, so ist wahr-

scheinlich Hr. Hope noch vor ihm nach Dover gekommen. Im vorigen September reiste er hier durch, um nach Italien, besonders nach Rom zu gehen, wo er eine beträchtliche Anzahl Statuen und anderer Antiken schon seit sieben oder acht Jahren besitzt; bisher hatte er sie des Kriegs wegen nicht nach England kommen lassen, weil er befürchtete, sie möchten in die Hände eines franz. Capers fallen. Nach dem Frieden von Amiens glaubte er den Augenblick günstig, sein Eigenthum von Rom nach London zu transportiren. Als er aber nach Rom kam, fand er eine neue Schwierigkeit; um nämlich die Wegführung der Antiken aus dem Kirchenstaat zu verhindern, und besonders den Verkauf von mehrern beträchtlichen Privat-Collectionen von römischen Großen, wurde alle Exportation dieser Gegenstände verboten; und nun wollte man dieses Verbot auch auf die Sammlung von Hrn. Hope ausdehnen, um sich dadurch stark zu machen, auch gegen die römischen Großen, welche verkaufen möchten, desto strenger zu seyn. Hr. Hope wendete vergebens ein, daß diese Sammlung ihm schon lange vor dieser neuen Verordnung zugehöre, und daß er nur durch die Zeit-Umstände gehindert worden sere, sie nach England zu transportiren. Nach langen Discussionen erhielt er endlich doch die Erlaubniß, sie wegzuführen; er ließ sie sogleich einschiffen. Als er hier war, befürchtete er sehr, der Krieg

möchte zu bald ausbrechen, und seine Sammlung, allee Vorsicht ohngeachtet, der Raub eines Capers werden: Nur einige sehr schöne und interessante griech. Vasen mit Schrift hatte er hier bey sich, weil er diese den Gefahren der See nicht überlassen wollte. Die eine stellt auf der einen Seite Theseus vor, der den Minotaur tödtet, auf der Rückseite hat sie 3 Figuren, wovon zwei auf einer Wage etwas zu wiegen scheinen. Alles im ältesten Styl. Er hat eine von ihm selbst verfertigte, sehr genaue Zeichnung dieser 2 Vasengemählde Hrn. Millin gegeben, der sie in einem seiner nächsten Hefte der Monumens inédits bekannt machen wird, und ihm noch mehrere nachzuschicken versprochen. Bis jetzt hat Hr. Hope noch seine Vasen- und Antiken-Sammlung zu London, er nimmt sich aber vor, ehestens alles auf ein Landgut zu transportiren, wo er eine eigne Gallerie erbauen lassen will. Er ist bekanntlich Besitzer der Flaxmannschen Zeichnungen und Original-Kupfer des Dante. *) Es ging ein Gerücht, als habe er nur einige Exemplare ab-

*) Der Bildhauer Wolf in Cassel hat so eben die Flaxmannischen Umrisse zum Inferno von dem geschickten Künstler Hummel in Berlin meisterhaft nachstechen lassen. Sie werden der neuen Prachtausgabe zur Zierde dienen, die der Buchhändler Dieterich in Penig von Dante's divina comedia zu machen beschlossen hat, und die gewiß alle Aufmunterung von Seiten des Publikums verdient.

drucken lassen, und die Platten sodann zerstört. Ich weiß aber aus seinem Munde, daß dies ungegründet ist. Wenn man ihm nicht erlaubt hätte, seine Statuen aus Rom mit fortzunehmen, so hätte er sie eher zerschlagen als sie dort gelassen.

Den Sonntag vor der Abreise des englischen Gesandten gieng schon das Gerücht, daß sie sehr nahe sey. Man sah daher an diesem Tag bei hundert Jungen und Ladendiener von Specerei-Krämern in der Gegend des Hotel des engl. Gesandten aufpassen; um gewiß zu seyn, ob und wann er abreisen würde. Man sagt Moreau habe B. seine Dienste in diesem Kriege angeboten. Man sieht in diesem Antrag den edeln Mann, der über kleinliche Jalousie weg ist, und sich nicht wegen der nicht zu beschönigenden Hintansetzung, deren sich B. gegen ihn schuldig macht, rächen will. M. gab diesen Winter einen Ball. Man sah keinen Staatsrath auf demselben erscheinen, weil man sie hatte merken lassen, daß man es nicht gern sähe.

4.

Kunstnachrichten und neueste Literatur von Rom.

Rom den 1. Jul. 1803.

„Drey Künstler sind jetzt in Rom beschäftigt, kolossale Standbilder Bonaparte's zu verfertigen. Canova hat vor Kurzem das Modell der seinigen ausgestellt, das 15 römische Palmen hoch ist, und den

Helden in nackter Gestalt, eine geflügelte Viktorie auf einer Kugel in der Rechten haltend, darstellt. Ein französischer Pensionair, Namens Calamare, hat sein Modell schon etwas früher verfertiget. Der erste Consul erscheint hier gleichfalls großentheils nackt; er hat einen Mantel um Schulter und Hüften geschlagen, der Kopf ist mit einem griechischen Helm bekleidet; die rechte Hand hält einen Oelzweig. Der Künstler hat nach seiner Aussage den Helden unter dem Bilde eines Achill vorstellen wollen, obgleich man in der Natur selbst davon nichts sieht. Eine dritte gleichfalls kolossale Bildsäule verfertigt der Bildhauer Massimiliano. In dieser wird Bonaparte seinem Titel gemäß in Consularischer Tracht erscheinen. Von diesen verschiedenen Arbeiten werde ich Ihnen in Kurzem einen ausführlicheren Bericht geben, so wie von der Figur des Jason, die neulich ein junger dänischer Künstler, Namens Thorwaldsen, verfertigt hat, und die derselbe jetzt für den in England wohnenden reichen Holländer Hope in Marmor ausführt. Hope's Benehmen gegen den jungen Künstler bey dieser Gelegenheit ist so edelmüthig gewesen, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, es Ihnen mitzutheilen. *) Der Künstler hatte sechs

*) Nur um des Contrasts willen vergleiche man damit die Anekdote vom Lord Bristol in Seume's Spaziergang nach Syrakus S. 214. B.

Jahre lang als Penſionair der Copenhagener Akademie in Rom gelebt, und war im Begriff in ſein Vaterland zurückzureiſen, mit der trüben Ausſicht, vielleicht nie ein groſses Kunſtwerk, woran er ſein Talent zeigen könnte, in Marmor auszuführen. Er wünſchte alſo vor ſeiner Abreiſe wenigſtens in einer modellirten Figur über Lebensgröſse zu zeigen, was er als Künſtler zu leiſten vermöchte. Seine Figur, welche einen Jaſon, der mit dem goldenen Flieſs ſiegreich zurückkehrt, vorſtellte, fand den allgemeinſten Beyfall, und verdiente ihn. Man hatte in neuern Zeiten kein Werk in ſo reinem und groſsem Stile geſehen. Indeſſen brachte dieſer ungetheilte Beyfall dem Künſtler nur Ehre und weiter nichts zu wege; und er war im Begriffe ſein Thonmodell, wie er ſchon mit einigen früheren gethan hatte, wieder zuſammen zu werfen, und ſich zur Abreiſe zu rüſten; als glücklicherweiſe ſeine reiche Landsmännin, die edelgeſinnte Friederike Brun, der das Schickſal des Künſtlers und ſeines Werks gleich nahe ging, ihm den Antrag that, das Modell auf ihre Koſten in Gyps zu formen, und ſo wenigſtens das Werk vor der gänzlichen Zerſtörung zu bewahren, bis vielleicht in ſeinem Vaterlande ein vermögender Kunſtliebhaber ſich entſchlöſſe, die Statue in Marmor ausführen zu laſſen! aber die deshalb gemachten Verſuche ſchlugen fehl; als zufällig Hope, der ſich gerade in Rom be-

fand, kurz vor seiner Abreise von der Statue des Künstlers hörte und sich in das Studium desselben führen ließ. In seiner Erwartung übertroffen, machte er auf der Stelle dem Künstler die Bestellung des Jason in Marmor, und als dieser, der nichts mehr wünschte, als die Gelegenheit, seine Statue in Marmor auszuführen, und während der Arbeit leben zu können, den äußerst geringen Preiß von 600 Zecchinen forderte, erwiederte Hope, er sehe ein, daß dies kein Preiß für ein solches Werk sey, und erbot sich dem Künstler noch 200 Zecchinen über seine Forderung zu geben. So geht nun auch dies Werk, das der neueren Kunst Ehre macht, zu so vielen andern Kunstschätzen nach England; aber der Künstler, der in seinem Vaterlande unerkannt genöthigt gewesen wäre, durch Arbeiten unter seiner Sphäre kümmerlich seinen Unterhalt zu erwerben, hat nun doch wenigstens die Aussicht, länger und vielleicht für immer in Rom zu bleiben, und unter begünstigenden Umständen vielleicht dereinst Glück und Ruhm mit dem vergötterten Canova zu theilen. Ueberhaupt hat seit einiger Zeit die Bildnerey einen neuen Schwung bekommen, der vortheilhafte Folgen für sie haben muß, wenn nicht der unselige Krieg aufs Neue ihre Thätigkeit stört. — Mylord Bristol liegt in Albano tödtlich krank; er fuhr trotz seines hohen Alters noch immer fort, als Jüngling zu leben; nun hat ihn ein

ganzes Heer von Uebeln auf einmal angegriffen. Seinen Tod würden eine Menge Künstler aller Art, denen seine Kunstlaunen immer zu thun gaben, zu bedauren haben. — In diesen Tagen ist eine neue Ausgabe von Venuti's Roma antica bey Montagnani erschienen, zu welcher Filippo Visconti, der Bruder des Pariser Visconti, mehrere Zusätze, Berichtigungen und Noten geliefert hat. Ein vor einiger Zeit unter dem Titel: Storia de' solenni Possessi de' Sommi Pontefici, detti anticamente processi o processioni, dopo la loro Coronazione, dalla Basilica Vaticana alla Lateranense etc. Romà 1802. presso il Lazzarini, in 4. erschienenes Werk, dessen Verf. Francesco Cancellieri heißt, verdient wegen vieler seltener historischer Nachrichten über Sitten und Kostume der vorigen Jahrhunderte, und wegen der Vollständigkeit, womit der Verf. seinen Gegenstand, für dessen Bearbeitung ihm alle Archive, öffentliche und Privatbibliotheken offen standen, abgehandelt hat, die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers; man findet darin den Ursprung vieler zum Theil sonderbarer Gebräuche, die noch jetzt unter den Ceremonien des heiligen Stuhls üblich sind. — Zoega, der wohl vor der Hand Rom nicht verlassen wird, ist jetzt mit der Herausgabe eines Verzeichnisses aller Coptischen Handschriften beschäftigt, die sich in der Bibliothek des Car-

O nun erst lebt sie wieder,
Ist wieder dein!
Vermißt nicht mehr der Amphionen Lieder,
Nicht ihren schönsten Hayn!

Diese Stellen empfangen von jener in der vierten Scene **ein reflectiertes Licht**, welches ihre Schönheit unendlich erhöht; und die ganze Entwicklung erhält dadurch einen Grad von innerlicher Wahrheit, der den Zuhörer nie bis zu dem Gedanken, daß sie nur ein Mährchen ist, erkalten läßt.

Die Alceste des Euripides sagt im ganzen letzten Act **gar nichts** — aus einer Ursache, die sich auf einen religiosen Glauben der Griechen gründete, der auf unser Parterre keine Würkung thun könnte. Wenigstens hoffe ich, mein Freund, Sie werden gestehen, daß meine Alceste das Stillschweigen, welches ihr der Griechische Dichter auferlegt, gar wohl brechen durfte, um so zu reden, wie sie spricht.

Grosse Schönheiten werden in einem Gemählde durch einen Fehler nicht zu theuer erkauft, wenn dieser Fehler nicht die Hauptfiguren betrift, und das Interesse des Ganzen merklich befördert. Diejenigen, welche Herkules durch die Hoheit seines Charakters im dritten Act eingenommen hat, werden freylich den Abfall von dieser majestätischen Einfalt stark empfinden, und ihn dem Dichter kaum vergeben können. Wie sollen wir,

werden

dinals Borgia befinden. Dieſer Gelehrte hat ſich ſeit verſchiedenen Jahren mit Nachforſchungen über die Topographie des alten Rom beſchäftigt; das Reſultat derſelben wird wegen der vielen Aufklärungen, die er über dieſen Gegenſtand zu geben im Stande iſt, dereinſt den Alterthumsforſchern ein wichtiges und erfreuliches Geſchenk ſeyn. — In Oſtia werden die Nachgrabungen immer fortgeſetzt. Seit kurzem hat man auf der Stelle zu graben angefangen, wo die alte Stadt lag, und bereits die Grundlagen einiger alten Wohnhäuſer und Tempel gefunden, deren Plane man durch eben von der Elginſchen Expedition aus Griechenland zurückgekehrten Architekten Baläſtra aufnehmen läßt, ehe ſie wieder zugeſchüttet werden; man hofft durch dieſe Aufdeckung der alten Stadt manchen neuen Aufſchluß über die Bauart und häuslichen Einrichtungen der Alten zu erhalten. Von Kunſtwerken iſt bis jetzt nichts Vorzügliches gefunden worden. Vor etwa vierzehn Tagen hat man auch angefangen, den Triumphbogen des Septimius Severus, der am Fuße des Kapitol halb in der Erde verſchüttet ſteht, aufgraben zu laſſen, und zu dieſem Behuf ſind 50 Galerenſklaven von Civitavecchia und Oſtia hieher gebracht worden. Dies iſt ſeit drey Jahrhunderten ſchon zu verſchiedenenmalen geſchehen, aber man hat die Gruben immer wieder zugeworfen, jetzt aber ſoll der aufgeworfene Platz umher frey blei-

ben und wie bey der Colonna Trajana mit einer Mauer und Bruſtwehr eingefaſt werden. Aehnliche Aufgrabungen wird man auch noch bey einigen andern Ruinen vornehmen, beſonders, wie man ſagt, bey den nahe dabey ſtehenden drey Säulen vom Tempel des Jupiter Tonans, die über Zweydrittel ihrer Höhe unter der Erde ſtehen; auch die Pyramide des Cestius wird von den ſeit vielen Jahren darauf wuchernden Geſträuchen, deren Wurzeln die Quadern derſelben auseinander zu ſprengen anfiengen, gereinigt. Es ſcheint, daß der Abate Fea und Canova ſich des alten Roms mit vereintem Eifer annehmen wollen. Man hofft, daß der Papſt auch den ſchlafenden Faun, der ehemals in der Sammlung des Barberiniſchen Palaſtes ſtand, und jetzt dem Bildhauer Paccetti zugehört, für das Muſeum kaufen werde. Er war bereits an einen Engländer verhandelt, darf aber nun, dem neuen Edikte gemäß, nicht ausgeführt werden. Auf Canova's Veranſtaltung werden jetzt die vier Winkel in dem achtſeitigen Cortile di Belvedere, welche in diagonaler Richtung correſpondiren, vorn und auf beiden Seiten bis auf einen Durchgang zugemauert. Da auf dieſe Weiſe das Licht jetzt nur von oben auf die Statuen fallen kann, ſo gewinnt dadurch die Beleuchtung derſelben. Man hat deshalb auch eine Translocation mit den Statuen dieſer Niſchen vorgenommen, und die minder wichtigen in die beiden

offenbleibenden Seitennischen gestellt. So steht jetzt in der Nische, wo sonst Apollo stand, der Perseus von Canova; diesem gegenüber in der Diagonalrichtung, wo ehemals Herkules mit dem Telephus stand, hat Apollo seinen Platz erhalten; die Gruppe der Venus mit dem Kupido hat der Gruppe des Laokoon Platz gemacht, und dieser schräg gegenüber in der vierten Winkelnische steht der Gyps des sogenannten Antinous oder Perseus oder wie sonst die Antiquare ihn getauft haben, welcher vorhin dem Laokoon gegenüber stand. Mit der Gemäldesammlung, welche sonst auf die lange Gallerie der Kandelaber und Vasen folgte, hat man jetzt die im Vatikan aufs neue bewohnbar gemachten päpstlichen Zimmer dekorirt, und in den Zimmern, welche sie bisher einnahmen, sollen künftig die Antiquitäten aufgestellt werden, welche man durch die Nachgrabungen zu Ostia oder sonst irgendwo finden wird. Soviel für diesmal. *)

Fernow.

*) Und wohl für lange. Denn Hr. Fernow ist zur Freude seiner zahlreichen Freunde in Teutschland jetzt wahrscheinlich schon diesseits der Alpen. B.

Inhalt.

	Seite
I. Fabeln von Weiße.	241
1. Die Glocke und die Dohle.	ebd.
2. Der gelehrte Gimpel.	244
II. Lukrez, 2tes Buch von Knebel.	248
III. Frühlingsempfindung im Alter. (In der Schweiz.) von Tobler.	257
IV. Worte der Zeit für die Zeit von Tobler.	260
V. Sollen wir die Neugriechen in ihrer Aussprache des Altgriechischen nachahmen? von Hase in Paris. Nebst Vorerinnerung.	266
VI. Noch ein Paar Worte über die Nordische Mythologie, Poesie und deutsche Bardenlieder. (An die Herausgeber des T. Merkurs.) von Rühs.	296
VII. Correspondenz- und Kunstnachrichten.	301
1. Ueber das Stuttgarter Theater und dessen neue Kunsterscheinungen.	ebd.
2. Wilhelm Heinse.	307
3. Kunstnachrichten aus Paris.	308
4. Kunstnachrichten und neueste Literatur von Rom, von Fernow	312.

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutschen Merkurs.

8. Stück. August 1803.

I. Uebersetzungs-Anzeige.

Von der kürzlich zu London herausgekommenen interessanten Reisebeschreibung

A Journal of travels in Barbary in the year 1801. By J. Curtis, Esq. Surgeon of the Embassy to Marocco, with observations on the Gum-Trade of Senegal. 12.

Wird eine mit Einleitung, Anmerkungen u. Zusätzen bereicherte, auch durch eine Charte erläuterte Uebersetzung in der Sptengel-Ehrmannischen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen in Kurzem erscheinen.

Weimar im Jul. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Das 7te Stück der A. G. Ephemeriden, herausgegeben von Bertuch und Reichard hat folgenden Inhalt.

Abhandlungen. 1. Die Prinzen-Inseln in den Umliegenheiten von Konstantinopel. Von Fr. Murhard. 2. Beyträge zu der physikal. und statist. Beschreibung des Gouvernements Wologda. 3. Auszug aus dem Tagebuche der Engl. Gesandtschafts-Reise nach Candi. Bücher-Recensionen. 1. Kant's physische Geogra-

phie. (Zwey verschiedene Ausgaben.) 2. Arnold's Lexikon der fürstl. anhalt. schwarzburg., reussischen, herzogl. sächsischen Lande ꝛc. 3. Sitten- und Kulturgemälde von Rom. 4. Denina's Geographie und Statistik der Sardinischen Staaten. Charten-Recensionen. 1. 2. Liechtenstern's Charten von Steyermark und Oestreich. Vermischte Nachrichten. 1. Biographische Notizen von Bougainville. 2. Nekrolog. Andreas Valyi. 3. Mémorial topographique et militaire. IIIe Trimestre. 4. Avantcoureur neuer geogr. u. statist. Schriften. a) Teutsche Literatur. b) Ausländische Literatur. 5. Avantcoureur neu erschienener Charten. 6. Journalistik. — Neue Berlinische Monatsschrift, März. 1803. Bevölkerung von Berlin. — Brennus, März. 1803. Produkte und Nahrungsquellen von Ostfriesland, fortgesetzt im April. — Nachrichten über Goslar. — Statist. Tableau der K. Preuß. acquirirten Länder. 7. Ueber die Abnahme des Wassers auf unsrer Erde. 8. J. R. Forster und G. Forster, Vater und Sohn. 9. Kurze Notizen. — Ortsbestimmungen in Schlesien. — Neue Gradmessungen. — Neu entdeckte Insel. — Schifferberichte aus Ostindien. — Abtretung von Louisiana. — Franz. Specialstatistiken. — Bayerisches Militär. — Kirchenlisten aus Schlesien. — Grafsch. Pyrmont. — Ankunft des Naturalisten. 10. Berichtigung vom Hrn. Dr. Triesnecker und Erklärung der Herausgeber. 11. Nachricht von Reilly's Atlas von Frankreich. 12. Uebersetzungs-Anzeige. Zu diesem Stücke gehören: 1. Das Doppel-Portrait von J. R. Forster und G. Forster. 2. Die Charte des Gouv. Wologda.

Weimar den 4. Jul. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Inhalt des 7ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1803.

I. Die Fete in Kassel. Aus den Papieren eines Bettlers. 1. Selbstgeständnisse zur Einleitung. 2. Ein Gewölbe. 3. Das Vaterhaus. 4. Einquartierung zu Kassel. 5. Der festliche Tag. II. Modeansichten von der letzten Leipziger Ostermesse. III. Ch-

was über die Steine aus dem Monde. IV. Theater. 1. Ueber die Farbe der Kleidung auf dem Theater. 2. Leipziger Theater. 3. Deſſauer Theater. 4. Heinrich Beck. V. Künſte. 1. Wohlfeiles und gutes Elementarbuch für Kinder. 2. Zeichnungsbücher. 3. Hubers Katalog des Winkleriſchen Kupferſtich-Kabinets in Leipzig. VI. Nachricht für Freunde auserwählter neuer franzöſiſcher Literatur. VII. Modenberichte und Miscellen. 1. Allgemeiner Modenbericht. Neueſter und geſchmackvoller Badeanzug. 2. Nachrichten aus England. Gala in Ranelagh. Kutſchen. 3. Leipziger Oſtermeſſe 1803. 4. Teutſche Modenachrichten. VII. Ameublement. Engliſche convexe Wandſpiegel. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar den 23. Jul. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IV. Das 5te Stück von Voigts Magazin der Naturkunde 1803. iſt erſchienen und hat folgenden Inhalt.

I. Beitrag zu Beantwortung der Frage: „Kann auch ein Mohr ſeine Haut wandeln?“ II. Ueber den Echidna. (Ornithorhynchus aculeatus. Banks.) III. Nachrichten von den Fortſchritten der mediziniſchen Anwendung des Galvanismus in Italien. (Auszug eines Briefes von Alex. Volta an Dr. Martens.) IV. Einige Beobachtungen von den nördl. und ſüdl. Theilen des ſtillen Oceans. Vom Kapt. Simpſon. V. Ueber die Mittel, die fetten Oele in Wachs zu verwandeln. VI. Bemerkungen über die Nahrungsſtoffe der Gewächſe. VII. Beytrag zu den elektriſchen Erſcheinungen. VIII. Compoſition zu Spiegelmetall. IX. Einige Auszüge aus franzöſiſchen Briefen. 1. Aus einem Briefe des Hrn. Peales an Hrn. Geoffroy. 2. Aus einem Briefe des Hrn. Ruffo an Hrn. Thouin. 3. Aus einem Briefe des Hrn. Céré an Hrn. Thouin. X. Ueber die Zuſammenſetzung und den Gebrauch der Chocolade. (Aus einer Abhandlung des Hrn. Parmentier.) XI. Verſuche über die Bereitung des Flintglaſes. (Aus einem

Briefe des Hrn. Dr. Benzenberg.) XII. Nachrichten und Bemerkungen über ein, im eigentlichsten Sinne des Wortes, im Fette ersticktes Kind. XIII. Ueber die Anwendung des Preuß. Kupferblau (Prussiate de cuivre) in der Mahlerey. (Aus den Annal. des Arts.) XIV. Ueber die Art, die Platina auf das Porcellan zu setzen. (Aus den Annal. des Arts.) XV. Bemerkungen über die verschiedenen Menschenracen und ihren gemeinschaftlichen Ursprung. (Auszug aus einer Rede des Hrn. Prof. Autenrieth.) XVI. Nachricht von einem neuen Nilfisch, Polypère Bichir genannt. (Vom Herrn Geoffroy. Mus. d'hist. nat.) XVII. Thüringischer Lepidolith. (Vom Hrn. Conducteur Sartorius zu Wilhelmsthal.) XVIII. Programm der Batavischen Societät der Wissenschaften zu Harlem, für das Jahr 1803.

Weimar, den 4ten Jul. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Inhalt des Vten Stücks von Sicklers teutschem Obstgärtner 1803.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt, und der Obstpflanzen insbesondere. II. Wein-Sorten. No. VII. die blaue Gibebe. III. Aepfel-Sorten. No. XCIX. Der rothe Eckapfel. IV. Birn-Sorten. No. CIV. Die Nußbirne. V. Kirschen-Sorten. No. XLIII. Die Erfurter Augstkirsche.

Zweyte Abtheilung.

Ueber die Erweiterung des Wissenschaftlichen in der Pomologie; in einer Folge pomologischer Briefe aus Paris (Fortsetzung.) II. Art und Weise, wie die sogenannten griechischen Weine im Archipelagus zubereitet werden. III. Mittel der Schottländer, die Hasen und Kaninchen von den Bäumen abzuhalten. IV. Anfrage wegen der Naturgeschichte eines den Bäumen schädlichen noch nicht beschriebenen Schaum-Insects.

Weimar den 10 Jul. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Inhalt des 7ten Stücks von Steinbecks teutschem Patrioten.

I. Charakteristik des Bürger- und Herrenstandes im Bayreuthischen. II. Ueber den wahren Lebensgenuß. III. Bemerkungen zur Geschichte des Volksschulwesens in unserm Vaterlande. IV. Edict des Herzogs zu Sachsen-Gotha die Verbesserung des Volksschullehrerstandes betreffend.

Weimar, den 8. Jul. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VII. Bey Friedrich Nicolovius, Buchhändler zu Königsberg in Preußen, ist erschienen:

Voß (Joh. Heinr.) sämmtliche Gedichte 7 Theile. Mit Kupfern und Vignetten, auf Velin-Papier in gr. 8. brochirt. 21 Rthlr.
auf Holländisch-Papier in 8. 12 Rthlr. 20 ggr.
auch wird hieraus einzeln verkauft.

Voß (Joh. Heinr.) Luise. Ein ländliches Gedicht. Mit 1 Kupf. auf Velin-Papier. 2 Rthlr. 12 ggr.
auf Holländisch-Pap. 1 Rthlr.

— Idyllen 8. auf Velin-Pap. 3 Rthlr. 8 ggr.
auf Holländ.-Pap. 1 Rthlr. 20 ggr.

— Lyrische Gedichte 5 Theile 8. auf feinem Schreibpapier. 8 Rthlr. 8 ggr.

Der letzte Band der sämmtlichen und der lyrischen Gedichte enthält:
Zeitmessung der deutschen Sprache.
Beilage zu den Oden und Elegien.

VIII. Pope's Eloysa to Abelard.

Bei J. Rothstein in Erfurt und in Commission bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich ist zu haben und durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Eloysa to Abelard, by Alex. Pope.

Ein Prachtausgabe in 4 mit vier Kupferstichen nach Zeichnungen des Herrn Catel in Berlin, von Caroline Watson in London gestochen. Dem vortrefflichen Originale sind noch beygefügt:

1) Eine prosaische deutsche Uebersetzung von J. Rothstein.

2) Die poetische franz. Uebersetzung von Colardeau.

3) G. A. Burgers freie Uebersetzung, in Versen.

Jedem Käufer steht es frei, zum englischen Originale mit den Kupfern, diejenige von den Uebersetzungen zu wählen, die ihm beliebt; und eben so können auch alle drei Uebersetzungen hinter einander gebunden werden.

Mit einer Uebersetzung kostet das Exemplar	5 Rthlr.
Mit zwei Uebers.	5½ Rthlr.
Mit allen drei Uebers.	6 Rthlr.
Die vier Kupf. ohne Text.	4 Rthlr.

Ueber den Werth dieses so bekannten Gedichts hat das Urtheil der Freunde der schönen Litteratur schon längst entschieden; um so mehr glaubt man durch diese neuen Bemühungen um dasselbe den Dank des Publikums zu verdienen, da auch die Vergleichung mehrerer Uebersetzungen eines solchen Produkts ein großes Interesse haben muß, und diese Ausgabe durch äußere Eleganz, und die schönen Kupfer zu einem eigentlichen Kunstwerke erhoben wird.

Im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar sind Exemplare für die angezeigten Preise zu bekommen.

IX. **Voß, Joh. Heinr., sämmtliche Gedichte** 7 Theile mit Kupfern und Vignetten. Königsberg bey Friedrich Nicolovius 1802.

12 Rthlr. 20 Gr.

auf Velin-Pap. 21 » — »

Jeder Deutsche, dem deutsche Ehre am Herzen liegt, wird sich dieser vollendeten Ausgabe der Werke unsers großen Dichters freuen, der uns hier das Alte vervollkommnet und auch Neues in reicher Fülle giebt. Welcher Dichter hat mehr als dieser sich bestrebt,

werden sie sagen, den Herkules, der zu Admet sagte:

— Ich kann nicht weinen,
Nicht jammern wie ein Weib, doch — helfen
will ich dir!

in dem Herkules erkennen, welcher fähig ist, mit seinem leidenden Freund eine Comödie zu spielen? Jener ist ein Gott; dieser ein bloßer Mensch, und noch etwas weniger, als ein jeder gutherziger gesetzter Mann an seinem Platze wäre? Können wir einen so beleidigenden Fehler weniger unerträglich finden, weil ihn der Dichter nöthig hatte, um seinen Admet vom Schauplatze wegzubringen? — Ich gestehe Ihnen, mein liebster J***, ich fühle den Abfall im Charakter meines Halbgottes so sehr, als es seine stärksten Bewunderer fühlen. Aber gleichwohl möcht' ich diesen letztern sagen können: daß dieser Halbgott in meiner Alceste keine **Hauptfigur**, daß er im Grunde weder mehr noch weniger als ein Deus ex machina ist, der nur darum erscheinen muß, weil ohne ihn die Entwicklung nicht zu Stande kommen kan. Alceste und Admet, Alcestens Zärtlichkeit, Admets Treue, dies sind die Hauptfiguren; und beyde gewinnen, — gewinnen sehr viel durch seine **Verdunklung**. Sollte nicht dies allein schon hinlänglich seyn, den Dichter zu rechtfertigen? Was meynen Sie?

---

deutsche Natur zu erhöhen, über unsre häuslichen Feste, unsre vaterländische Gegenden, unsern National-Charakter jenen Glanz zu verbreiten, worin große Dichter uns entfernte Zeiten und Nationen überliefert haben! Laßt uns sein Verdienst mit Dank erkennen und immer vertrauter mit ihm werden! Seine Lieder ertönen überall, wo deutsche Zungen singen; möchten alle seine Werke fleißig zur Hand genommen werden und den Deutschen jedes Standes in Bildung fördern. Ein höchst wichtiger Anhang dieser Ausgabe ist eine deutsche Prosodie, die allein schon dem Fleiß und Scharfsinn des Verfassers ewigen Ruhm sichert; sie wird gewiß bald als ein Gesetzbuch für Jeden, er sey Meister oder Lehrling in der Dichtkunst, anerkannt und in der Studierstube unserer Dichter und Kritiker, so wie in den Schulen eifrig studiert und gelehrt werden. Die übrigen 6 Bände enthalten, die Luise, Idyllen und lyrische Gedichte, welche auch einzeln erschienen sind.

X. Pesselts europäische Annalen 1803. 4s und 5s Stück.

Inhalt.

I. Actenstücke, die definitive Berichtigung des deutschen Entschädigungs-Geschäfts betreffend. 1. Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation vom 25. Febr. 1803. 2. An Ihro römisch kaiserliche Majestät allerunterthänigstes Reichsgutachten, d. d. Regensburg den 24. März 1803., den von Ihro kaiserl. Majestät und des Reichs wegen zu ratificirenden, am 25. Febr. d. J. verfaßten, Haupt-Schluß der außerordentlichen Reichs-Deputation dahier betreffend. 3. Kaiserl. allergnädigstes Commissions-Ratifications-Decret an die hochlöbliche allgemeine Reichs-Versammlung zu Regensburg, d. d. 27. April 1803. die von Ihrer kaiserl. Majestät ertheilte Ratifikation des Reichs-Gutachtens vom 24. März, den Deputations-Haupt-Schluß vom 25. Febr. d. J. betreffend. II. Was dürften die Folgen der neuesten Staats-Veränderungen in Deutschland seyn? [Aus der Schrift: Der französisch-russische Entschädigungs-Plan, mit historischen, geograph. und statistischen Erläuterungen. Regensburg im Sept. 1802. S. 202 in 8. (v. Gasperi.)]

III. Verlust und Gewinn am Schlusse des zehnjährigen franz. Revolutions-Krieges, mit Bezug auf die Friedens-Schlüsse, den Reichs-Deputations-Haupt-Receß, das Protokoll der ausserordentl. Reichs-Deputation, und andre neue staatsrechtliche Schriften, zur schnellen Uebersicht entworfen von J. K. Bundschuh, Archidiakon und Professor. A. Verlust. I. Mit gänzlicher Vernichtung im staatsrechtlichen Sinne. II. Ohne allen Ersatz. III. Mit mehr oder minder beträchtlichem Ersatz. B. Gewinn. I. Ohne allen Verlust. II. Durch Erschaffung neuer Staaten. III. Durch mehr oder minder beträchtlichen Ersatz des erlittenen Verlustes. Beilage: Neuere innere Organisation der deutschen Reichs-Versammlung.

XI. Neue Verlagsbücher der von Kleefeldschen Buchhandlung in Leipzig. Jubilatemesse 1803.

Bruner, Jos., Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognosten. Mit Kupfern. 7. 21 Gr.

Kabalen des Schicksals 5tes Bändchen. 8.

Laubender, Bernhard, naturgeschichtliche Darstellung aller ansteckenden Krankheiten bei Menschen und Thieren, nebst deren Kur und Behandlung. Ein nützliches Handbuch für Aerzte, Nichtärzte und Oekonomen, vorzüglich Landgeistliche, welche in Fällen der Noth sich gern thätig bezeigen. Erster Band. Ansteckende Krankheiten bei Menschen. gr. 8. 1 Rthlr 16 Gr.

Mehr, J. G., Geschichte des Papstthums, zwey Theile gr. 8. 4 Rthlr.

Ottilie, Gräfin. Ein Beitrag zur weiblichen Vollkommenheit, mit 1 Titelkupfer. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Rößig, C. G., ökonom. botan. Beschreibung der verschiedenen und vorzüglichen Arten, Ab- und Spielarten der Rosen, zu näherer Berichtigung derselben für Liebhaber von Lustanlagen und Gärten. Zweyter Theil, nebst Nachträgen zu dem ersten Theile. 8. 18 gr.

Spieß, C. H. der Alte Ueberall und Nirgends. Eine Geistergeschichte, dritter Theil oder fünftes Jahrhundert. 8. 16 Gr.

Desselben Buches vierter und letzter Theil oder sechstes Jahrhundert. 8.

Winkopp, P. A. Neuestes Staats- Zeitungs- Reise-

Post- und Handlungs- Lexicon, oder geographisch historisch- statistisches Handbuch von allen 5 Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollständige Beschreibung aller in den 5 Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrschaften, Völker, Gewässer, Gebirge, Waldungen, Städte, Festungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Gesundbrunnen, Flecken und überhaupt aller, für Geschäftsmänner, Reisende, Kaufleute und Zeitungsleser, in historischer, politischer oder commercieller Hinsicht, bemerkungswerther Ortschaften, wobey ganz vorzügliche Rücksicht auf deutsche Leser und Deutschland genommen, und davon alle Poststationen und Dörfer, so wie die vornehmsten Höfe und Weiler angezeigt worden sind. Nach den Friedensschlüssen zu Lüneville und Amiens und dem Hauptschlusse der außerordentlichen Reichsdeputation vom 15. Februar 1803. aus den neuesten Reisebeschreibungen, Topographien, Staatsschriften und handschriftlichen Nachrichten, auch auf eignen Reisen gesammelt und verfaßt. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. gr. 4. 2 Rthlr.

Desselben Buches, Ersten Bandes dritte und letzte Abtheilung. gr. 4.

XII. Bey Friedrich Nicolovius, Buchhändler zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Homer's Werke von Joh. Heinr. Voß 4 Theile. Neue verbesserte Auflage. Mit Kupfern und Charten. gr. 8.
auf Velin-Papier, brochirt 20 thlr.
auf feinem Schreib-Pap. 5 thlr. 12 gr.
auf Druck-Pap. 4 thlr. 12 gr.

Cervantes, Miguel de, der sinnreiche Junker Don-Quixote von la Mancha übersetzt, von D. W. Soltau. 6 Theile. Mit schönen engl. Holzschnitten. 8. auf Velin-Pap. brochirt. 18 thlr.
auf Holl. Papier. 10 thlr.

Dessen lehrreiche Erzähl. übersetzt, von D. W. Soltau, 3 Thc. 8.
auf Velin-Pap. brochirt 7 thlr.
auf Schreibpap. 3 thlr. 16 gr.

XIII. Bey Friedrich Nicolovius, Buchhändler in Königsberg, sind folgende neue Bücher erschienen.

Jubilate-Messe. 1803.

Baczko's, Ludw. von, Lehrbuch der Preußischen Geschichte, zum Gebrauch für Schulen. 8. 8 gr.

— — dessen Handbuch der Gesch., Erdbeschreibung und Statistick Preußens, 2 Thle. gr. 8. 3 thlr.

Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens, 2 Theile. 8. 2 thlr.

Fischer's, K. Gottl., Belehrungen des Christenthums, über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen. Ein Leitfaden zum Unterrichte der Confirmanden. 8. 8 gr.

Fourcroy's System der chemischen Kenntnisse im Auszuge, von Fr. Wolf, 4ter u. letzter Bd. 3 thlr. 8 gr.
Das ganze Werk complet 10 thlr.

Heilkunde der religiösen Gefühle. Ein Buch für aufgeklärte und gute Menschen, welche für Kopf und Herz zugleich lesen wollen, 8. 1 thlr 8 gr.

Kants, Immanuel, Pädagogik, herausgegeben von Fr. Theod. Rink, 8. 14 gr.

— — dessen Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, auch unter dem Titel, Metaphysik der Sitten. 2ter Band verbess. Aufl. gr. 8. Holl. Papier. 1 thlr 8 gr.
Druckpapier. 16 gr.

Kelch, W. G. über die Wirkungen der Galvanischen Electricität im menschl. Körper, 8. 6 gr.

Kimmer's, K. A. Metaphysik der Größenkunde. Ein Buch zum Nachlesen, gr. 8. 1 thlr 10 gr.

— — dessen Urgebriff des Christenth. Ein Lehrb. für die gebildete Jugend, gr. 8. 10 gr.

Mrongovius, K. G. poln. Lesebuch für die ersten Anf. 2te verm. u. verb. Aufl. 8. 16 gr.

— — dessen polnisches Predigtbuch auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. 8. 1 thlr. 8 gr.

Reidenitz, Dan. Chr. Naturrecht von Kant, gr. 8. 18 gr.
Spätlinge, 8. 1 thlr. 12 gr.

In und nach der Michaelis-Messe 1802 sind erschienen:

Fourcroy's System der Chemie im Auszuge, von Fr. Wolff. 3r Bd. gr. 8. 2 thlr. 4 gr.

Georgi's, Nachträge zur Beschreibung des russischen Reichs, gr. 8. 1 thlr. 16 gr.

Prätorius, C. Gr. Versuch über das Besteurungswesen, 8. 18 gr.

Taschenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte. 3ter Band. 2te Aufl. 1 thlr. 12 gr.
Das ganze Werk compl. 3 thlr. 20 gr.

Nächstens erscheint ebendaselbst:
Schulz, Joh. sehr kurze und leichte Entwickelung einiger der wichtigsten mathematischen Theorien. 4.

In der letzten Jubilate-Messe ist erschienen und in allen Buchh. zu haben:

Ueber die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preussen. 8. 5 gr.

Ueber die berittenen Soldaten des neunzehnten Jahrhunderts. Im Norden. 8. 3 gr.

XIV. Inhalt des 1sten Stücks von London und Paris 1803.

I, London 1. Gemäldeausstellung. Das Erdbeben von Lissabon. Topographie der Stadt vor ihrer Zerstörung. Szenen der Zerstörung. Der Mahler vereinigt alle Hauptmomente des Schreckens. 2. Deutsche in London. Sie sind als loyale Staatsbürger überall gekannt und treten an die Stelle der Franzosen in vielen Häusern. Ihr Betragen gegen ihre Landsleute, ihre

Verwandtenliebe ist musterhaft. Beispiele davon. Warum der Deutsche in England oft lange nicht an die Seinigen in Deutschland schreibe? 3. Wie verhält sich der Deutsche in England zu seiner Literatur und Sprache? Der Nichtstudirte liest gern Deutsch fort, und nimmt selten Theil an der englischen Literatur. Deutsches Rothwälsch in London. II. Paris. 1. Enigmomanie oder Räthselsucht. Lucet's Speculation darauf. 3773. Auflösungen. Lucet's eigene Auflösung in Versen. Allgemeiner Spott darüber. Caricaturen auf Lucet. (Hiezu das Kupfer Lit. A.) 2. Theatralische Hahnenkämpfe. Mlle Duchesnois und Mlle Georges Weymer. Allgemeine Charakteristik. Aufführung des Tancrede. Mlle Duchesnois als Amenaide. Insurrection der polytechnischen Schule im Parterre gegen Mlle Georges. Tumult. Bestochene Journalisten. 3. Fortsetzung. Die Georges spielt die Phädra; Polizeimaaßregeln. Vorsicht bey Bonaparte's Erscheinung im Schauspiel. Für und Wider! Chansons. Broschüren. 4. Der Abbé Geoffroy. Sein Unfall auf dem Kaffehause neben dem Theater Louvois. Anekdoten zu seinem litterarischen Leben. III. Englische Caricaturen. IV. Französische Caricaturen.

Weimar im July 1803.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XV. Das 7te Stück von Hildt's Handels-Magazin ist erschienen und hat folgenden Inhalt:

I. Geschichte und Fortschritte des Handels in und außer Europa. Kurze Uebersicht der Geschichte und des dermaligen Zustandes der Englischen Niederlassungen im Neu-Süd-Wallis. II. Kunstfleiß in Fabriken und Manufakturen. 1. Dermalige Lage der Churfächsischen Wollen-Manufakturen. 2. Hrn. Habichs Farben-Fabrik zu Hessen-Cassel. 3. Neue Vorschrift zu einer schwarzen und rothen Dinte, die nicht verbleicht und gegenwirkenden Mitteln widersteht, von Hrn. W. Close in London. III. Handelswaaren-

kunde. 2. Der Gummi. 3. Der Zucker. 4. Sankel- und Kaliaturholz. IV. Literatur der Handelswissenschaften. 1. Petersburger Teutsche Handels-Zeitung. 2. Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. Von Johann Beckmann. 5. B. 2. St. 8. Leipzig. 1803. 3. Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommnung der Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinen-Färberey, und der Kunst zu bleichen. Herausgegeben von D. C. F. Hermbstädt, Königl. Preußischem Ober-Medicinal-Rath, der Chemie Professor ꝛc. 1ster Band mit Kupfer. Berlin 1802. in der academischen Buchhandlung in 8. Preis 1 Thlr. 8 gr. 4. Johann August Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebst einer ausführlichen Anweisung zum nützlichen Gebrauch desselben. gr. 8. Halle bey Schimmelpfennig und C. 1802. 5. Ueber das Postwesen und die Art der Einrichtung desselben, in Hinsicht auf das allgemeine Beste, den Nutzen und die Bequemlichkeit des Publikums. Von Paul Friedr. Carl Reinhold. 8. Göttingen, 1803. 6. Völkers Technologisches Forstkabinet. V. Correspondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Die kleine Insel Lampedusa im Mittelländischen Meere. 2. Neue Russische Zollzahlungs-Ordnung. 3. Ueber den Missisipi-Handel. 4. Englisches Waarenverpfändungs-System. 5. Frankfurter Verordnung wegen des Handels mit Schießpulver. 6. Neuer Franz. Münzfuß. 7. Vermischte Handels-Nachrichten.

Weimar den 6. Jul. 1803.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XVI. Ostens Mystenschule, ein pittoreskes Lehrgedicht über Weisheit und Thorheit, im Geiste des hohen Alterthums; mit Commentarien, einem Titelkupfer und einem Musikblatte, 415 Seiten auf schön weiß Schreibepap. gr. 8.

Mannheim bey Schwan und Götz. (1 Rthlr. 18 Gr. Sächs. oder 2 Fl. 45 Kr. rhein.

„Der du noch, im Stundenstrome
Wirklichkeit dem Schein vermählst,
Und für schimmernde Phantome
Dich und deine Brüder quälst;
Jüngling auf, mit kühner Schwinge
Folge mit ins Denkgebiet,
Wo der freie Geist der Dinge
Ohne Glanz und Schatten sieht. —"

Ganz aus solchen strenge gereimten Strophen bestehet die Mystenschule, welche ihren Verfasser 25 Jahre beschäftigt hat. Indeß ist diese seltene Eleganz ihr geringstes Verdienst; auf jedem Blatte bietet sie Gedankenfülle und hohe Originalität, Kraft und Anmuth dar. So einfach ihr Plan, so mannigfaltig, so überraschend ist die Ausführung. Für das Philosophische kann Ostens Mystenschule Popes Essay on man, und für die malerische Darstellung den Saisons von Saint-Lambert an die Seite gestellt werden. Ueberhaupt dürfen wir mit Recht versichern daß Niemand dieses classische Gedicht ohne Vergnügen und Nutzen lesen wird.

XVII. Inhalt der Französischen Miscellen. Dritten Bandes 18 Heft.

1) Aloys und Rose. Französische Miscellen aus Wallis. 2) Litteratur. Gedichte von Klotilde von Surville. Auszug aus denselben, und deutsche Nachahmung daraus. 3) Gemäldegallerie und neue Einrichtung eines Pariser Hotels. 4) Schilderung der Normandie, Brief eines deutschen Reisenden. 5) Neuerrichtetes Magazin von Glasplatten, von J. Boninger in Paris. 6) Ueber das französische und preußische Militär. 7) Modeartikel.

XVIII. Inhalt des 8ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1803.

I. Die Kasseler Churfeste. (Beschluß.) 5. Hessus der Katte. 6. Der dritte Tag. 7. Frédéric pour prendre congé. II. Musik. 1. Uebersicht über musikalische Unterhaltungen in Leipzig. 2. Konfizirte Volkslieder. 3. Madame Marà in Dresden. 4. Ein Wort zu seiner Zeit über das Modeinstrument der Citharre. 5. Anekdote aus der Biographie des Kapellmeisters Naumann. III. Künste. 1. Eros und Anteros. (Ein Oelgemälde von Hartmann.) 2. Briefe über die Künste in Churlachsen. (Fortsetzung.) 3. Avantcoureur von Kupfertafeln und Prachtausgaben. Klarmann's Dante. Kiebe's Rheinansichten. IV. Zur Badechronik. Ueber Warmbrunn in Schlesien. V. Modenberichte. 1. Aus London. 2. Auszug aus einem Briefe aus Kassel. 3. Teutscher Modenbericht. VI. Ameublement. Eine Reise-Athermaschine, von des Hofkupferschmids Pflug Erfindung. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Aug. 1803.

B. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIX. In unserm Verlage ist eben erschienen und wird jetzt an alle Buchhandlungen versandt:

D. J. G. Lobers anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers Vte Lieferung Angiologie 2r Abschn. 2te Abth. Venen Tab. 126 bis 132. mit teutschem oder latein. Text 4 Rthlr. Kupfer auf größeres Schweizerpapier mit einem Text 4 Rthlr. 16 Gr., der lateinische oder teutsche Text besonders 12 Gr. — Der letzte Heft der Nerven von Tab. 177 bis 182. oder VIte Lieferung 2r Abschn. 3te Abth. wird in vier Wochen fertig, mit welcher dann auch zugleich das Register erfolgt. Hiermit wird also dies ganze kostbare Werk vollständig in den Händen der Liebhaber seyn. Mehrere Besitzer der anatomischen Tafeln haben gewünscht, das Portrait des Hrn. Geh. Raths Lober als Titelkupfer dazu

erhalten zu können. Wir haben auch dafür gesorgt, und sehen uns nun in den Stand gesetzt, diesen Wunsch aufs beste befriedigen zu können, indem wir eine Anzahl des von Hrn. Müller in Stuttgart nach Tischbeins Original sehr schön gestochenen Portraits, von dem Verleger, Hrn. Frauenholz übernommen haben, und können es nur den Herren Besitzern der anatomischen Tafeln — jedoch nur diesen — um den sehr billigen Preiß von 2 Rthl. Sächs. überlassen, da es sonst 2 Rthlr. 16 Gr. kostet. Wir bitten uns daher von jedem Liebhaber, der dies Portrait zu seinem Exemplare d. A. T. zu haben wünscht, unverzüglich die Bestellung, um dasselbe beyheften zu lassen, weil wir ohne ausdrückliche Ordre kein Exemplar versenden, und die letzte Lieferung unfehlbar in vier Wochen erfolgt.

Weimar, den 1. August 1803.

A. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Dritter Brief.

Wenn Herkules keine Hauptfigur in ihrer Alceste seyn sollte, (sagen Sie) war es wohl gethan, ihn im dritten Act so groß, so hervorragend, so anziehend zu machen, als er ist? — Ich denke, ja; und sehen Sie, liebster J***, warum ich so denke!

Erstens. Wenn Herkules zum erstenmal auftritt, muß er sich als den ankündigen, der er ist; er darf nicht weniger als ein Halbgott seyn, oder er ist nicht Herkules.

Zweytens. In einem jeden Schauspiele, aber im Singspiele mehr als in jedem andern, ist **Manchfaltigkeit** und **Abwechslung** ein Grundgesetz; denn sie ist ein Gesetz der Natur. Nach den heftigen Erschütterungen, die wir im zweyten Act ausgestanden haben, bedürfen wir schlechterdings einer Erholung, einer Reyhe sanfter, angenehmer Empfindungen, welche, ohne mit dem Ton des Ganzen einen unschicklichen Contrast zu machen, uns einige Minuten von der Scene des Jammers entfernen. Unsre Dichter vergessen nur gar zu oft, daß der Schmerz, den sie uns verursachen, wollüstiger Schmerz seyn muß; sobald es würklicher physischer Schmerz wird, ist alles Verdienst des Dichters weg; er ist kein Künstler mehr, er wird ein Peiniger.

Drittens. Die unangekündigte Ankunft des Herkules setzt uns beym ersten Anblick in Er-

Der Neue
Teutſche Merkur.

vom Jahr 1803.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Weimar 1803.
Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1803.

I.

Fabeln.

1.

Die Nachtigall und der Storch.

Als jüngſt die ſüße Philomele
Die Harmonieenreiche Seele
In ihrem Frühlingslied ergoß;
Sah ſie am Teich, der ihr Gebüſch umſchloß,
Den Storch hochbeinig auf und nieder ſchreiten,
Und der erwachten Colonie,
Von Fröſchen, die ſich ſo wie ſie
Im Sonnenſchein des Lebens freuten,

Ein groſses Schlachtfeſt zubereiten.
Mit jedem Schritt' den Meiſter Langbein that,
Sah ſie in ſeinen Schnabelzangen
Auch einen armen Quaker hangen,
Der zappelnd um Erbarmung bat.
Die Nachtigall, von Mitleid eingenommen,
Rief ſchluchzend ihm: was thut das arme Völkchen dir,
Daß du von wahrer Mordbegier
Und barbargleicher Wut entglommen
Es würgſt? — Aus Ehrfurcht, ſprach er, bloß für dich
Und dein bezaubernd Lied; denn, ach! wer könnte ſich
Der Aergerniß erwehren,
Ein ſolches Froſchgequack, ſo bald du ſingſt zu hören?
O ſprach die Nachtigall, wär mein Geſang
Der armen Quaker Untergang,
So hätt' ich Luſt gleich aufzuhören;
Allein, du ſiehſt, ich laſſe mich nicht ſtören
Und nütze mein Talent zum Preiße der Natur
Die uns auf der verjüngten Flur
So viele Freud und Glück gegeben;
Warum ſoll nicht ein Froſch durch ſeines ſie erheben?

Storch.

„Doch, glaubſt du, daß der feinen Welt
Dies Froſchgelärme wohlgefällt? —

Nachtigall.

Iſt es die feine nicht, ſo iſt es die gemeine;
Ein jeder Künſtler hat die ſeine;
Geſetzt nun, dem und jenem Ohr
Käm auch dein Klappern häßlich vor,
Geſetzt, man wollte dies durch einen Schuß verbieten?—

Storch.

„So könnt ichs freylich nicht verhüten.
Gnug! bey dem lauten Froſchgequack
Verlierſt du, wie der feinere Geſchmack;
Ich wehr' ihm, und dabey gewinnt mein Magen —"

Nachtigall.

Ach! ſo läßt ſich nichts weiter ſagen;
Tritt Eigennutz und Selbſtſucht ein,
So hilft kein Fürſpruch, Flehn und Schreyn.

* * *

Würgt überſtrenge Recenſenten
Doch nicht die armen Dichterlein
Von mittelmäßigen Talenten,
Die ſich gedruckt zu ſehen freun.
Sie ſind ja in den nächſten Meſſen —
Und reichen kaum ſo weit — vergeſſen.....

Doch ich vergaß, zu jedlichem Journal
Gewinnt ein Recenſent die größte Bogenzahl.

2.

Jupiter, Löwe, Pferd, Hirſch, Stier, Hund und Laſſm.

Um vor dem Thiervolk ſich zu trüſten,
Erbat ein Theil vom Vater Jupiter,
Sie mit Geſtalten auszurüſten,
Wie ihrem Trieb und Hang es angemeſſen wär'.
Der ſtolze Löwe bat um eine Staatsperücke
Mit grimmigem Deſpoten-Blicke;
Um einen ungebeugten Muth,
Um eine lockigt breite Mähne,
Um eine Reih der ſchärfſten Zähne
Und Klauen zum Zerfleiſchen gut.

Das Roß voll kriegeriſchem Muth
Wünſcht ſich ein Anſehn hoher Pracht und Würde,
Ein feſtes Kreuz, von hinten ſchön beſchweift,
Und einen ſchlanken Fuß, der ſeine Bürde
Leicht trägt und wie ein Sturm Berg' Thal und Feld durchſtreift.

Der Hirsch ein stolz Geweih und Läufe, die zum Rennen
Gebaut, den schnellsten Feind leicht überlaufen können

Um große Hörner bat der Stier,
Zu Schutz und Wehr bey seiner Streitbegier.

Der Hund für jede Spur des Wilds, die feinste Nase
Und noch mehr Schnelligkeit, als Schwein und Reh und Hase.

So gab es noch solch andre Thiere mehr;
Ein jedes hatt' ein sonderbar Begehr.
Und Zevs gewährt es gern. Doch müßt Ihr alle Plagen
Sprach er, die jedem Vorzug eigen sind, ertragen. —
Für dich, o Löwe, wird kein Herz von Freundschaft glühn,
In tiefer Wüste wird so Mensch als Thier dich fliehn.

Du Roß, wirst um die Ehre zu erwerben,
Mit deinem Mann, leicht unter Wunden sterben.

Und dein Geweih, o Hirsch wird dein Verderben seyn,
Und dich von Hund und Kugel nicht befreyn;

Und Stier, dein Hörner-Paar dich nicht vorm Joche
schützen
Ja, endlich wird das Beil dir an der Stirne blitzen.

Der Hund, und wenn er auch das schnellste
Wild ereilt —
Umsonst hofft er, daß er es mit dem Jäger
theilt. —
Sehr oft wird er für seinen Dienst gekeult,
Wenn er aus Hunger je nach einem Bissen heult. —

Hier sah jetzt Zevs ein Lamm von ferne stehen
Das diesem Handel zugesehen.
Wie, rief er ihm: Hast du nichts zu begehren?
Sprich, und ich will es dir gar gern gewähren. —
Ich? nichts! Du guter Gott! Voll Dankbarkeit
Erkenn ich es, mit dem zufrieden,
Was du mir reichlich hast beschieden!
Du gabst mir ja ein warmes Kleid,
Und Futter gnug, daß ich gesättigt werde,
Auf dieser deiner schönen Erde,
Dabey ein gnügsam Herz, befreyt von Schuld,
Und droht ein Unfall mir, den größten Schatz —
Geduld.

Erwartung: Die Gröſſe ſeines Charakters, das menſchenfreundliche Herz, der Enthuſiaſmus für die Tugend, welche ſich in ſeinem Moneloq ausdrucken, erhöht dieſe Erwartung zu Hofnung. Es iſt nichts, was wir dem Helden nicht zutrauen, der für die Tugend alles zu thun, alles zu wagen bereit iſt. Und dies iſt gerade was wir vonnöthen hatten, um zu ſehen, daß Alceſtens Tod die Handlung nicht ſchließt, daß ſie nur der Knoten iſt, von welchem uns irgend eine wunderbare Entwicklung bevorſteht. Aber eben darum durfte der Mann, der ſeinem Freunde da noch Hülfe zuſagt, wo alles verlohren zu ſeyn ſcheint, kein gewöhnlicher Mann ſeyn. In dem Munde eines ſolchen wäre der Entſchluß:

Hinab zum Orkus ſteig ich, zwing ihn, mir
Alceſten
Zurück zu geben, oder unterliege
Der groſſen That!

lächerlicher Unſinn; in dem Munde des Mannes, an welchem uns Alles den Sohn Jupiters ankündigt, wird er zu einer groſſen Geſinnung. Wir finden ſie natürlich, und alle Zweifel verſchwinden, wenn er, mit dem ruhigen Selbſtvertrauen eines Gottes, ſagt:

Freund, zweifle nicht!
Was Herkules verſpricht,
Das wird er halten!

So daß mich auch kein künftig Uebel ſchrecket,
Selbſt, wenn zu meinem Tod ein Mörderarm ſich ſtrecket. *)

* * *

O glücklich Thier! rief Zevs, dir ward in einer Welt
Wo ſich das Böſe ſtäts dem Guten zugeſellt,
Das beſte Loos zu Theil! Die Einfalt nennt
Dich dumm, weil ſie den Werth der Tugend ganz verkennt,
Kömmt Unglück, o wie leichtlich iſt
Der der Verzweiflung nah, der dieſes Gut vermißt!

*) The lamb — — — — — —
Pleas'd to the last, he-crops the flowry food
And licks the hand just rais'd to shed his blood.
Pope. Essai on Man.

Weiße.

II.

Der wütende Roland. *)

Vierter Gesang.

1.

Aufrichtig muß man seyn, sich nie verstellen;
Wer täuschen will, verräth ein arges Herz! —
Wohl wahr! und doch erspart in vielen Fällen
Ein bischen List uns viel Verdruß und Schmerz;
Denn hier in dieser Welt, wo leider!
Mehr Schatten ist als Licht, erscheint

*) Die Leser dieser Zeitschrift freuen sich gewiß über diese neue Probe einer metrischen Uebersetzung in Stanzen von einem allgemein geschätzten Dichter Schlesiens, der sich schon durch seine Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradieß alle Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erworben hat. Es wäre anmaaßend, ihrem Geschmacke hier schon bei der ersten Ausstellung durch ein Verurtheil vorgreifen zu wollen. Doch hoffen wir, daß es ihnen angenehm seyn wird, zu vernehmen, daß der Dichter die ersten 5 Gesänge in der Uebersetzung schon vollendet hat. Die von dem Hrn. Geh. Secr. Bürde in letzter Messe herausgegebene erste Sammlung seiner poetischen Schriften (Breslau, Korn 209 S.) bedürfen wohl nicht erst unserer hedera penilis. B.

Kaum unter Tauſenden, die uns begegnen, ein Freund;
Doch überall umringen uns Neider.

2.

Wenn Einen, den du lieb gewannſt,
Dir langes Prüfen erſt als ächten Freund gewähret,
Dem, was dein innrer Buſen nähret,
Du, ohne Rückhalt, ſagen kannſt:
Wie ſoll ſich Rogers ſchöne Geliebte
Benehmen gegen den, der nichts als Falſchheit übte? —
Denn, wie die weiſe Frau ihn mahlte, Zug für Zug,
So wär Brunello; ganz Verſtellung, lauter Trug.

3.

Die Dame ſetzt der Maske Mask' entgegen,
Ihr ganzer Argwohn iſt erwacht;
Sie faßt' ihn ſcharf ins Aug' und giebt auf jedes Bewegen
Der Diebesfinger ſorgſam Acht.
Auf einmal dringt zu ihren Ohren
Ein überlautes Getös; die bange Jungfrau ſchreyt:
Hilf Mutter Gottes! Barmherzigkeit!
Die Welt geht unter, wir ſind verloren!

4.

Der Wirth mit allem Hausgeſind' erſcheinet
An Thür und Fenſtern; jeder ſteht,

Und gafft, vor Furcht und Neugier verſteinet,
Empor, als zeigte ſich ein bärtiger Comet.
Das Fräulein ſieht ein großes Wunderzeichen,
Das, wer's nicht ſelbſt geſehn, gewiß für Blendwerk erklärt; —
Sieht einen geharniſchten Mann, auf einem Flügel-Pferd
Im ſchnellen Flug die Luft durchſtreichen.

5.

Bunt waren die Flügel, von ungeheuerem Maaß;
Und in geſchliffenen Stahl, der Aller Augen blendet,
Gekleidet, zwiſchen drinn ein ſtolzer Ritter ſaß.
Er hatte ſeinen Flug nach Weſten hin gewendet,
Und tauchte nun hinter die Berg' und verſchwand.
Der Wirth erzählte drauf (und es war keine Lüge!)
Ein Zaubrer ſey's, der ſo das Land
Durchſtreif' und oft des Weges fliege.

6.

Bald, ſprach er, ſchwebt er hoch auf Wolken hin, und bald
Dicht an der Erd' um Mädchen auszuſpüren,
Und, wenn ſie ſchön ſind, mit Gewalt
Die armen Dinger zu entführen.

Drum wagt ſich auch ans Sonnenlicht
Kein hübſches Mädchen, — und welch Mädchen hält ſich nicht
Für hübſch? — Sie fürchten ihn, mehr als des Habichts Kralle
Die Tauben; denn er raubt die ſchönen alle.

7.

Er hat, (ſo fährt der Hauswirth fort)
Ein Schloß von lauter Stahl ſich auf den Pyrenäen
Am ſteilſten, unzugänglichſten Ort,
Durch Zauberkunſt erbaut; man kann nichts Schönres ſehen.
Gar viele Ritter verſuchten ihr Glück.
Und zogen hin, doch auch nicht einer kam zurück.
Drum fürcht' ich ſehr, mein Herr, ſie fanden
Den Tod, oder ſchmachten in Ketten und Banden.

8.

Das Alles hört das Fräulein, und erfreut
Sich deß, und hofft, daß ihre Tapferkeit
Vereinet mit dem Wunder-Ringe,
Trotz einer ſtählernen Burg, den Zauberer bezwinge.
Schaff' Einen, ſpricht ſie zum Wirth, der mir
Den Weg zeigt! länger kann ich hier

Nicht raſten, länger nicht die Glut des Herzens
dämpfen,
Ich brenne, mit dem Frevler zu kämpfen!

9.

Du brauchſt keines Führers, fiel
Brunello ihr ins Wort; ich bringe dich ans Ziel!
Ich weiß den Weg, auch hab' ich andre Sachen
Um mein Geleit dir angenehm zu machen.
Er meint den Ring, doch ſagt ers nicht,
Um ſeinen Schatz nicht zu gefährden.
Ich freu mich deines Geleits, das Fräulein lächelnd
ſpricht.
Sie meynt: dein Ring ſoll bald der meine werden.

10.

Sie redet bloß, was ſie für dienlich hält,
Doch nichts, was ſie verrathen möchte.
Sie ſieht des Wirthes Pferd, und da es ihr gefällt,
(Denn tauglich war der Gaul zur Reiſ' und zum Ge-
fechte;)
Kauft ſie's, und reiſt, von edler Kampfbegier
Entflammt, ſo bald der Tag mit ſeinem erſten Strahle
Die Welt begrüßt; ſie folgt dem Wege längs dem Thale,
Brunello reitet mit, bald vor, bald hinter ihr.

11.

Sie ziehn von Berg zu Berg, aus einem Wald in den andern,
Und endlich kommen ſie, nach langem, mühſamem Wandern,
Auf des Gebirges erhabenſte Höh;
Das Aug entdeckt von hier, bey heller Atmoſphäre,
Frankreich und Spanien, und zwey verſchiedne Meere;
So wie der Appenin die Adriatiſche See
Und Thuſciſche dem Wandrer zeiget,
Der über'n Kamm den Weg hinab nach Camaldoli ſteiget.

12.

Dann führt ein jäher Steig ſie in ein tiefes Thal,
Aus dem ein Fels ſein Haupt, mit einer Mauer von Stahl
Gekrönt, weit in die Wolken ſtrecket;
Es gebe, wer nicht fliegen kann,
Sich nicht vergebne Müh, die Felſenwand hinan
Zu klettern. Sieh! dort oben ſtecket
Der Zaubrer, ruft Brunell; den Flor der ſchönen Welt,
Die Zier des Ritterthums er dort gefangen hält!

13.

Von allen Seiten war der Fels, wie nach der Schnur
Gehaun, und glatt geebnet zum Beſpiegeln;
Von Steig oder Treppe nirgends die mindeſte Spur;
Man ſchließt beym erſten Blick, es hab' ein Thier mit Flügeln,
Sich dieſe Felſenburg zum eignen Neſte erbaut.
Doch jetzt, denkt Rogers holde Braut,
Sey's Zeit, zu thun was ihr gerathen worden,
Den Ring zu rauben und Brunellen zu ermorden.

14.

Höchſt ſchändlich dünkts ihr, durch das Blut
Solch eines Wichts, dem es an Waffen und Muth
Gelreche, ihren Zweck zu erreichen.
Sie ſucht der Mordthat auszuweichen,
Und faßt Brunellen, der ſich nichts Böſes ahnen läßt,
Und bindet an eine Tanne ihn feſt,
Und hat, ſo wie ſie ihn ergreifet,
Zugleich den Ring ihm vom Finger geſtreifet.

15.

Da half kein Weinen, Jammern, Flehn,
Das Fräulein iſt nicht zu bewegen,
Noch ein Mal Hand an ihn zu legen;
Sie läßt ihn angebunden ſtehn,

Und ſteigt den Berg gemach herab bis an die Terraſſe
Am Fuß des Thurms; und ruft, daß er ſich ſehen laſſe,
Den Zaubrer durch ihr Horn, und fodert mit Geſchrey
Zum Kampf ihn auf, und fügt dem Aufruf Drohungen bey.

16.

Kaum hört der Zauberer den Schall des Horns und die Stimme,
So ſchießt er mit gereiztem Grimme
Heraus; ihn trägt ſein fliegendes Pferd
Dem Feind entgegen. Muth und Vertrauen
Belebt das Fräulein; ſie ſieht den Zaubrer unbewehrt;
Er kann nach ihr weder ſtechen, noch hauen;
Denn ohne Degen, Keul' oder Speer,
Unfähig zu ſchaden, ſchwebt er daher.

17.

Am linken Arm trägt er den Schild,
In feuerfarbnen Tafft verhüllt.
Die Rechte hält ein Buch, das all' die Zauberdinge
Bewirkt; kaum lieſt er drin, ſo ſcheints,
Als ob er eine Lanze ſchwinge;
So täuſcht' er immer die Augen des Feinds;

Aus weiter Ferne (so schlau verstand der Gaukler zu äffen!)
Schien er bald mit dem Schwert, bald mit der Lanze zu treffen.

18.

Sein Roß allein war ächter Art,
Von einem Greif, den man mit einer Stutte gepaart,
Gezeugt; Kopf, Flügel, die Füß' in Klauen gespaltet,
Hatt' es vom Vater, sonst war's nach der Mutter gestaltet;
Nur daß es immer flog, nie lief;
Es führt den Namen Hippogrif.
Man findet dieses Thier, wenn Sagen der Reisenden gelten,
Auf hohen Bergen und Inseln des Eismeers; doch selten.

19.

Durch Zauber bracht' er dies Thier in seine Gewalt.
Nun war sein einziges Geschäft, den Wildfang recht bald
Zu zähmen; und sieh! gleich einem gebändigten Pferde,
Nach einem Monat Müh, trägt er schon Sattel und Zaum,

Doch, wem ſage ich dies? Alles was Sie, mein Freund, mir über meinen Herkules geſchrieben haben, beweiſet, wie überzeugt Sie ſind, daß er ſo, und nicht anders, ſeyn mußte. Aber gleichwohl bleibt es dabey: Herkules iſt in dieſem Stücke keine Hauptfigur; und wenn er im dritten Act ſich unſrer ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigen mußte, weil die Verrichtung, die ihm der Dichter giebt, weil das Intereſſe des Ganzen es nothwendig machte: mußte er im fünften nicht ein wenig verdunkelt werden, um den würklichen Hauptfiguren durch ſeinen Glanz keinen Schaden zu thun? Wie viel fehlt noch (werden Sie ſagen) daß ſie uns den gröſsten Flecken ihres Stücks gar für eine Schönheit geben? — In der That nicht viel; und wiſſen Sie, wem ich es zu danken habe? — „Ganz gewiß wird es kein andrer, als G*** ſeyn; dies ſieht ihm ähnlich! — hör ich Sie ſagen. Sie haben's errathen, mein Beſter! Unſer G*** iſt der Mann, der ſich hier in dem Falle des Dichters Alcäus befindet, von welchem uns Cicero erzählt: Nævus in pucro illi lumen videbatur. Hören Sie einmal, wie er das macht! „Ihr „Herkules im fünften Act beleidigt mich gar „nicht. Ein Gott, ſobald er Menſchen ſichtbar wird, darf eine ſolche Schwachheit immer „begehen. Noch mehr iſt ſie einem Helden erlaubt, welcher voll von ſeinen Thaten aus der „Hölle zurück kehrt, und von ſeiner eignen „Stärke, ſeiner eignen Unerſchrockenheit durchdrungen, die verzögerte Darſtellung der geret-

„teten

Nimmt gern den Reiter auf, und ſchwebt bald an
der Erde,
So wie er's lenket, hin, bald durch des Aethers Raum.
Dies Pferd allein war keins von ſeinen Zauberſtücken,
War wirklich, kein Phantom, die Augen zu berücken.

20.

Denn ſchnell verwandelt er, wie es ſein Vortheil heiſcht,
Die Form und Farben aller Dinge;
Nur Bradamante wird — Dank ſeys dem Wunder-
Ringe!
Durch all ſein Blendwerk nicht getäuſcht.
Gleichwohl durchſchneidet ſie, als wehrte
Sie einen Feind ſich ab, die Luft mit bloßem Schwerte,
Und tummelt ihr Roß, und jagt bald her, bald hin;
Und thut nach dem Geheiß der klugen Zauberinn.

21.

Und als ſie den Klepper müde geritten,
Steigt ſie herunter, und geht mit wankenden Schritten
Einher; genau, wie ihr die Alte rieth;
Jetzt greift der Nekromant zum letzten Zauberwerke,
Dem keine Liſt und keine Stärke,
Zu widerſtehn vermag; er zieht
Von ſeinem Schild die ſeidne Decke,
Erwartend, daß der Glanz den Feind zu Boden ſtrecke.

22.

Ihr fragt: warum ers nicht that ſo bald der Kampf begann?
Der Schadenfrohe fand Vergnügen daran
Zu ſehn, wie geſchickt die fechtenden Ritter ſich wandten,
Und mit den Lanzen ein Luftbild durchrannten.
So paart die Katze Mordbegier
Und Spielluſt, — gönnt der Maus das Leben
Ein Weilchen, und ſpielt mit der Gefangnen, um ihr, —
Des Spielens ſatt, den Tod mit einem Biſſe zu geben.

23.

Der Zaubrer ſpielte, wie geſagt,
Die ſchlaue Katze bey dieſer Jagd;
Die Ritter waren die Maus. Die Dame mit dem Ringe
Hob dieſes Gleichniß auf. Sie giebt auf Alles Acht,
Entgeht durch Vorſicht jeder Schlinge,
Die ihr der Zaubrer legt, und ſpottet ſeiner Macht.
Sie ſchließt, wie er den Schild entblößt, die Augenlieder,
Und wirft ſich ſchnell zur Erde nieder.

24.

Nicht thut ſie's aus Beſorgniß, daß der Schein
Des Schildes, auch an ihr die gleiche Wirkung zeige,

Und ſie wie die andern vernichte; nein,
Damit der Nekromant herab vom Pferde ſteige,
Stellt ſie ſich todt. Der Kunſtgriff glückt;
Sobald er ſie, in Ohnmacht liegend erblickt,
Fährt er in Kreiſen, ſchnell wie eine Schraube
Sich windend, herab, und eilt zu Fuß nach ſeinem Raube.

25.

Er läßt, nachdem er ihn wieder verhüllt,
Am Sattel-Bogen hängen, den Schild.
Das Fräulein lauſcht; ſo lauſcht, daß er das Lamm erwiſche,
Der Wolf, und ſtreckt ſich im Gebüſche. —
So bald er bey ihr ſteht, ſpringt ohne Zeitverluſt,
Sie auf, und faßt ihn bey der Bruſt.
Denn auch ſein Zauberbuch, kraft deſſen er in allen
Gefechten ſiegte, ließ der Tropf ſich entfallen.

26.

Mit einer Kette kam er gerannt.
Denn Jeden, den er überwand,
Pflegt er auf dieſe Weiſe zu binden.
Und ſo gedacht' er auch der ſchönen Kriegerinn

Zu thun, die aber hat ihn ſchnell zur Erde hin
Geſtreckt. Er liegt, und läßt ſich mit der Kett' umwinden. —
Entſchuldigt ihn, daß er ſich nicht zuſammenrafft;
Er iſt ein ſchwacher Greis, ſie ſtrotzt voll Jugendkraft.

27.

Schon ſchwingt die Siegerinn das Schwert, den Kopf ihm zu ſpalten;
Doch, als ſie ſein Geſicht voll Falten
Erblickte, wandte ſie den Todesſtreich zurück.
Solch eine Rache dünkt ihr unter ihrer Würde;
Sie rührt der Ehrfurcht gebietende Blick
Des Greiſes, den die doppelte Bürde
Des Alters und des Unglücks beugt,
Und den ein ſchneeweiß Haar als Siebenzig-Jährigen zeigt.

28.

Nimm mir, o Jüngling, ruft der Greis mit Zähren
Des Zornes, glühend vor Scham, ein Leben ohne Werth! —
Indeß, ſo ſehnlich er den Tod als Wohlthat begehrt,
So heftig ſträubt ſich ihr Herz, die Bitte zu gewähren.
Sie will erfahren, wer er ſey;
Was ihn beweg in unwirthbarer Oede

Den nackten Fels mit solchem Prachtgebäu
Zu schmücken, und warum er Jedermann befehde.

29.

Mich trieb kein böser Zweck, versetzt der Nekromant,
Mein schönes Schloß dort an den Rand
Des jähen Felsengebirges zu setzen;
Zum Räuber machte mich nicht die Begier nach Schätzen.
Ich that, was Klugheit rieth, und treue Liebe gebot;
Denn, einem edlen Ritter droht
Die äußerste Gefahr, ich las in den Planeten,
Ihn werd' als Christen, der Dolch der Meuchelmörder
tödten.

30.

Ihn bergen vor dem nahen Ungewitter,
Das wollt' ich. Ach! ihm gleicht so weit die Sonne
scheint,
Kein Jüngling an Reiz, an Mannheit kein Ritter;
Er nennt sich Roger; ich war des zarten Knaben
Freund
Und Führer. Ich bin Atlant. Ihn trieb der Durst
nach Ehre
Und sein Geschick; er zog mit Agramantens Heere
Nach Frankreich. Ihn dem Unglück zu entziehn,
Das sein dort harret, war mein eifrigstes Bemühn.

31.

Für ihn baut' ich dies Schloß, und weihte
Bloß ſeiner Sicherheit all' meine Zaubermacht;
Gefangen nahm ich ihn, ſo wie ich heute,
Das gleiche Loos dir, Jüngling, zugedacht.
Auch Ritter und Damen findeſt du dorten
Im Schloß, in Menge, von allen Orten
Führt' ich das Edelſte und Reizendſte herbey,
Daß die Gefangenſchaft ihm minder traurig ſey.

32.

Die Freyheit iſts allein, was ſie entbehren müßen;
Denn Alles, was das Leben verſüßen,
Das Herz erfreun, den Sinnen ſchmeicheln kann,
Häuft' ich in meiner Felſenburg an.
Nichts fehlt, was Menſchen als Herrlichkeit preiſen,
Nicht Sang und Klang und Spiel und köſtliche Kleider und Speiſen.
Schon ärndtete ich ein, vollauf, wie ich geſät;
Doch ach du kamſt, — ein Sturm, der alles mir verweht!

33.

Ach! gleicht dein Herz an Schönheit deinen Zügen,
So hindre nicht, was treuer Sinn beſchloß;

Nimm zum Geſchenk das Schild, nimm dieſes Roß,
Auf ihm kannſt du die Luft, ſchnell wie der Wind,
durchfliegen.
Laß mir die Burg! ich gebe dir einen, auch zwey
Von den Gefangenen, ich gebe ſie Alle dir frey;
Mit meinem Eigenthum magſt du nach Willkür
ſchalten,
Ein einzig Kleinod nur, nur Rogern laß mich be-
halten!

34.

Doch iſts dein feſter Will' ihn zu befreyn,
Nach Frankreich ihn zurück zu führen;
So laß mein letztes Flehn dich rühren,
Gieb mir den Tod, und ende meine Pein!
Die Jungfrau ſpricht: Ihn will und muß ich haben!
Hör auf zu ſchwatzen! biete nicht als Gaben, —
Was dir nicht mehr gehört, was ich mir ſelbſt ge-
wann, —
Dein Roß und deinen Schild mir an!

35.

Und ſtänd's bey dir, ſie zu geben oder zu nehmen,
Ich würde mich ſolch eines Tauſches ſchämen.
Um Rogern dem Verderben zu entziehn,
Das ihm die Sterne drohn, ſprichſt du, verwahr ich ihn!

Kennst du sein Loos? steht es in deinen Händen
Des Schicksals Streich von seinem Haupte zu wenden?
Dem Andern prophezeihst du die Gefahr,
Und sahst das Unglück nicht, das dir bereitet war?

36.

Deine Bitte dich zu tödten ist vergebens!
Es weiß ein tapfrer Muth, dem Drangsal dieses Lebens
Sich zu entziehn, auch wenn die ganze Welt
Sich seiner Flucht entgegen stellt.
Fort! öffne den Gefangnen erst die Pforten,
Dann löse dir des Lebens morsches Band!
Die Jungfrau spricht, und führt mit diesen Worten
Den Zauberer an die Felsenwand.

37.

Ihr folgt der Greis mit eigener Kette beladen;
Das Fräulein heftet stets die Augen auf ihn.
Besorgt, es könn' ihr noch der Ueberwundne schaden;
Wiewohl er ganz zerknirscht und muthlos schien.
Bald sind sie am Fuße des Bergs, wo hinter einem
Riffe
Des Felsen sich die Wendeltreppe zeigt; —
Der einz'ge Pfad, auf dem man die Spitze
Des Bergs, und die Pforte des Schlosses ersteigt.

38.

Und einen Stein, voll wunderbarer Zeichen
Geheimnißvoller Schrift, hebt von der Schwell' Atlant.
Und in der Tiefe ſtehn Gefäß', in deren Bäuchen
Das Feuer raſtlos brennt, und dampft. Der Nekromant
Zertrümmert ſie. Sogleich erſcheint der Hügel
Ein wüſter Fels; das Schloß von Stahl
Zerſtiebt, als führten es des Sturmwinds Rieſenflügel
Davon, und rings umher iſt Alles öd und kahl.

39.

Die Jungfrau ſiehts, und traut kaum ihren Sinnen:
Indeſſen glückts dem Zauberer zu entrinnen.
Mit ihm verſchwand das prächtige Gebäu;
Und die Gefangnen giengen alle frey
Herum, nicht mehr in Zimmern hinter Gittern.
Doch viele von den Damen und den Rittern
Bejammern ihr verwandeltes Geſchick
Und ſehnen in den Schooß der Wolluſt ſich zurück.

40.

Hier war Gradaß und Sacripant, es war
Praſild hier mit Irolden! — dieſes Paar

Wahrhafter Freunde! Bradamante
Trifft endlich auch, nach langer Sehnsucht Schmerz,
Hier den Geliebten an. So bald er sie erkannte,
Zerfloß in Lieb' und Dank sein Herz;
Vergebens sucht er sich Worte zu sammeln
Zum zärtlichsten Gruß; er kann gebrochne Laute nur
stammeln.

41.

Er hat sie nun wieder, die ihm das Theuerste war,
Die er mehr als sein Augenpaar,
Mehr als sein Leben liebt; seit jener süßen Stunde,
Als sie den Helm sich, ihm zu lieb, vom Haupte nahm;
Und er zum erstenmal den Schmerz von Amors Wunde
Empfand. Es wäre zu lang, zu sagen, wie's kam,
Daß sie einander im dichten Walde verschwanden;
Und wie sie Tag und Nacht sich suchten, und jetzo erst
fanden.

42.

Ihm sagts sein Herz, daß sie es sey,
Die ihn durch ihren Muth befreyte;
Er pries sich selig, benedeyte
Sein Loos, verzückt in süße Schwärmerey.
Und alle stiegen jetzt vom Berg ins Thal hernieder,
Wo Bradamante den Zauberer zu Boden gestreckt.

„keten Geliebten mit weniger Weichlichkeit an-
„sieht.“ — Und glauben Sie nicht etwan, daß dies nur ein Compliment, oder die Würkung der mitleidigen Gutherzigkeit unsers Freundes sey. Hören Sie, was er hinzu setzt: „Dies ist „keine für ihren Herkules ausgedachte Entschul-
„digung — denn in Werken der Kunst laß ich „keine Entschuldigung gelten — sondern es ist „mein erstes Gefühl, und die Ueberlegung recht-
„fertigt es mir.“ Sie sehen, daß unser G*** mich beynahe errathen hat. Ich sage beynahe, denn der Grund, warum ich den Halbgott, den ich im dritten Act mehr von der Göttlichen Seite zeigte, im fünften von der Menschlichen zeigen mußte, scheint ihm, als er dies schrieb, nicht deutlich vorgeschwebt zu haben. Aber nichts kan richtiger seyn, als die Bemerkung: daß der Held, der nur eben von einem solchen Abentheuer zurück kömmt, wie Herkules, die Verzögerung der Glückseligkeit, die er seinem Freunde wieder bringt, mit ungleich weniger Weichlichkeit ansehen muß, als wir; zumal ein Held, der die Leidenschaft der Liebe noch nicht aus eigner Erfahrung kennt. Aber, lassen Sie uns einmal sehen! Sollte Herkules nicht einen edlern Grund gehabt haben, gerade so, wie er thut, zu verfahren? Wie, wenn blos die Zärtlichkeit seiner Freundschaft für Admeten der Grund davon gewesen wäre? Bekannter maaßen ist nichts gefährlicher, als ein plözlicher Uebergang von der tiefsten Traurigkeit zur höchsten Freude. Der Zustand, worinn er seinen Freund verlassen

hatte,

Hier ſtand der Hippogrif, mit geſenktem Gefieder,
Und an dem Sattel hieng der Schild, mit der Hülle bedeckt.

43.

Das Fräulein eilt, Beſitz von ihrer Beute
Zu nehmen. Hippogrif hält Stand
Bis ſie beym Zaum ihn faſſen will, da ſpannt
Er ſchnell, in ihrer ganzen Breite,
Die Flügel aus, und ſetzt nicht weit vom erſten Ort
Auf einen Felſen ſich; kaum iſt das Fräulein dort,
So fliegt er auf, und ſetzt ſich wieder in der Nähe;
So lockt den Hund, der ſie erhaſchen will, die Krähe.

44.

Auch Roger, Sacripant, Grabaſſo, und die Schaar
Der Ritter ſtellen ſich in Haufen,
Auf Anhöhn und im Thal vertheilt umher, und laufen
Dem Pferde nach; doch all ihr Rennen war
Umſonſt. Bald lockt es ſie zur ſteilſten Felſenſpitze
Hinan, bald wieder herab in eine ſchlammichte Pfütze.
Zuletzt kam es, nach langem Wenden und Drehn,
Von ſelbſt zurück, und blieb dicht neben Rogern ſtehn.

Ihr bangt vor des Geliebten Leben;
Sie steht besinnungslos, von Schreck und Jammer
versteint.
Sie weiß, so ward Ganymed aus seines Vaters
Reiche
Geraubt, und plötzlich stellt ihr die Vermuthung sich
dar,
Daß Roger, der nicht minder reizend war
Als Ganymed, ihm auch in seinem Schicksal gleiche.

48.

Sie heftete auf ihn die Augen unverwandt,
So lange, bis er ganz aus ihrem Blick verschwand.
Auch dann noch eilt, auf Amors Schwingen,
Ihr Herz ihm nach, und sendet Seufzer ihm zu.
Sie läßt nicht ab, wehklagend die Hände zu ringen,
Und findet nirgends Trost noch Ruh.
Drauf wendet sie den Blick vom Himmel zu der Erde,
Und sieht Frontinen stehn, — das wackerste der
Pferde.

49.

Das Fräulein denkt: sollt' ich das gute Thier
Dem Zufall und der Raubbegier
Preis geben? nein, ich will sein pflegen;
Wer weiß, trägt es nicht einst mich seinem Herrn ent-
gegen! —

Und in den höchsten Raum der Luft
Schwebt Roger jetzt, entführt vom Hippogrife,
Schon unterscheidet er nicht mehr das Hoh' und das Tiefe,
Ihm mischt sich Erd' und Meer in grauen Nebelduft.

50.

Doch nun, statt höher aufzusteigen,
Beginnt der Hippogrif den Flug dahin zu beugen,
Wo, wenn sie mit dem Krebs sich um den Erdball dreht,
Die Sonne sinkt. Kein Jagdschiff gleitet,
Wenn auch der günstigste von allen Winden weht,
So schnell dahin, als Roger jetzt reitet.
Mag er dann segeln! wir wünschen ihm Glück!
Und kehren zu Ritter Rinalden zurück.

III.

Dietrich Tiedemann,*)

Hofrath und erster ordentl. Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit tiefer Wehmuth schreibe ich's nieder: „unser edler Tiedemann ist nicht mehr!“. Wer eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, nicht gemeinen Scharfsinn, Beobachtungsgeist, rastloses Streben nach Wahrheit, ein schuldloses, von keinen Leidenschaften getrübtes Gemüth, Biedersinn, Anspruchlosigkeit, ächt humanen Sinn und achtungswerthe Lehrer-Talente zu

*) Das Sit Tibi Terra Levis gebürt den Manen dieses gelehrten Denkers (dessen Verdiensten um die Geschichte der Philosophie gewiß so lange Dauer, als dieser Geschichte selbst — nicht bloß a priori construirt wird), um so mehr, da er stäts für friedliche Ausgleichung und bescheidene Controvers gestimmt war; aber eben deswegen freilich auch von unseren neuesten Klopffechtern zu den armseeligen Moderantisten gezählt wurde. Auch der teutsche Merkur hat an ihm einen trefflichen Mitarbeiter verloren. Sein Aufsatz: Ueber Friedensaussichten im Gebiete der Philosophie, sein Glaubensbekenntniß in den Jahrgängen 1797 und 98, verdienen noch jetzt volle Beherzigung. B.

schätzen weiß, der wird den Verlust dieses Mannes, in welchem sich alle diese Tugenden vereinigten, für unersetzlich halten. Eine Brustentzündung entriß ihn seiner Gattinn, seinen Kindern, seinen Freunden, der Gesellschaft und der gelehrten Welt in den schönsten Jahren des männlichen Alters, bey einem ungewöhnlich festen Körperbau und einem frischen Ansehen. Eine mit schätzbaren Anmerkungen versehene Uebersetzung von Denon's Voyage dans la haute et la basse Egypte pendant les campagnes du Gen. Bonaparte und ein vollendetes Werk über die Psychologie waren seine letzten Arbeiten. Zu viele Geistes-Anstrengung, besonders im verwichenen Winterhalbjahre, und die der Gesundheit so äußerst nachtheilige Witterung in den letzten vier Wochen mögen den Keim der Zerstörung in seinen sonst so mannhaften Körper gelegt haben. Doch — wer mag da nach Ursachen spüren, wo die Unbegreiflichkeit des Schicksals zu dulden und zu schweigen gebietet? — —

Tiedemann *) war geboren zu Bremer-

*) Die Quellen dieses Aufsatzes sind ein eigenhändiger, handschriftlicher Aufsatz des sel. T., und ein vieljähriger, freundschaftlicher Umgang des Verf. mit demselben.

vörde im Herzogth. Bremen, den 3. April 1748, wo sein in einem hohen Alter verstorbener Vater Bürgermeister war. Der ernste Sinn seines Vaters entfernte ihn von dem Umgange mit andern Knaben seines Alters, und suchte in ihm frühzeitig ein Gefühl für höhere Menschenbestimmung zu erwecken. T. brachte die meiste Zeit seiner Jugend entweder allein, oder in Gesellschaft seines jüngern Bruders zu, und gewann bald groſsen Geschmack am Lesen historischer und mystischer Schriften.' Zum Glück für ihn konnte er nicht vieler Schriften der letzten Art habhaft werden. In der Schule seines Geburtsorts erlernte er die ersten Anfangsgründe in der lateinischen und griechischen Sprache, und brachte es durch eigenen Fleiß so weit, daß er einen lateinischen Aufsatz schon mit einiger Eleganz verfertigen konnte. Sein einsichtsvoller Vater bemerkte Fähigkeiten zum Studiren an ihm, überließ es ihm jedoch selbst, sich ein Fach zu wählen, und T., der damals Freude am Deklamiren und an Predigten hatte,' wählte Theologie. Da er in Bremervörde keine weitere Fortschritte machen konnte, so schickte sein Vater ihn im Herbst 1763 auf die Schule zu Verden, wo er sogleich in die oberste Klasse gesetzt wurde, und sich einige Jahre hindurch hauptsächlich dem Studium der Sprachen widmete; denn was überdies noch in der Theologie und

Philosophie auf dieser Schule gelehrt wurde, fasste er, seiner eignen Aussage nach, damals noch nicht. Ein französischer Sprachlehrer brachte ihm Geschmack an französischen Werken des Witzes bei. Nach zwei Jahren bezog er das damals durch den ausgezeichneten Fleiß und die guten Sitten seiner Schüler blühende Athenäum zu Bremen, welches auf seine Bildung einen sehr vortheilhaften Einfluß hatte. Unter seinen Mitschülern waren verschiedene, die sich eifrig mit der schönen Literatur, vorzüglich auch mit deutschen Dichtern beschäftigten, und deren Umgang, so wie eigenes unabläßiges Studium, den Sinn für das Schöne in ihm weckte. Jetzt las er auch die lateinischen und französischen Dichter mit ganz anderen Ansichten, als ehemals, und studirte zugleich die vorzüglichsten Lehrer des guten Geschmacks. Zu Bremen wurde auch Philosophie und deren Geschichte vorgetragen, wovon T., so wie an der Lektüre der besten neueren philosophischen Schriften, vorzüglich Wohlgefallen fand. Er las jetzt die Werke eines Descartes, Locke, Helvetius, Mallebranche, u. a.; doch richtete er sein Hauptaugenmerk nicht sowol auf die Systeme dieser Männer, als vielmehr auf einzelne Sätze, die ihm zu weiterem Denken Anlaß gaben. Einen sehr wohlthätigen Einfluß auf seine Bildung gestand T. seinem Freunde und damaligem Mitschüler, Hrn. Hofr.

Meiners zu Göttingen zu, einem Manne, welchen Aehnlichkeit der Hauptbeschäftigung und Sinnes-Art genau mit ihm verbunden hatte. Bruckers Institutiones historiae philosophicae weckten den Keim in T. Seele, der nachher so reichliche Früchte trug.

Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Bremen, gieng T. im Frühjahre 1767 nach Göttingen, wo er sich mit Mathematik, klassischer Literatur, dem Studium der Philosophie und deren Geschichte beschäftigte. In der Mathematik war Kästner sein Lehrer. Da ihm aber in den öffentlichen Vorlesungen noch manches dunkel blieb, und er nichts dem Gedächtnisse einprägen wollte, was er nicht auch mit dem Verstande begriffen hatte, so studirte er zu Göttingen fast bloß für sich, und schöpfte in allem selbst aus den Quellen. Ueberdies wurden jetzt Rollin's Histoire ancienne, einige psychologische Romane z. B. die Fielbingischen, Rousseau's Schriften, Pascal's Pensées u. a. m. fleißig von ihm gelesen. Er wollte sich dem Studium der Theologie widmen, allein die Dogmatik, wie sie damals gelehrt wurde, befriedigte ihn nicht; es erhoben sich manche Zweifel gegen die Hauptsache derselben in seiner Seele, und er entsagte diesem Studium. Jetzt versuchte er

es mit der Rechtsgelehrsamkeit, fand aber hier eben so wenig Geistes-Befriedigung, und überließ sich nun einzig seinem Hange zur Philosophie und deren Geschichte. Um besonders die alten Philosophen benutzen zu können, suchte er sich immer größere Kenntniß der griechischen Sprache zu verschaffen. Nach einem dritthalbjährigen angenehmen Aufenthalte in Göttingen, that ihm der nun auch verstorbene Prof. Eyring, bei welchem er, mit Meiners, noch ein Privatissimum im Griechischen genommen hatte, den Vorschlag, Hauslehrer bei einem liefländischen Edelmanne zu werden, und T., so ungern er sich auch von den Wissenschaften, und einem trefflichen Hülfsmittel derselben, — der zahlreichen Göttingischen Bibliothek — trennte, nahm jenen Vorschlag, seiner ökonomischen Lage wegen, und weil er den Unwillen seines Vaters, wegen Vernachläßigung seines Brodstudiums, fürchtete, dennoch mit Freuden an. Im Herbste 1769 gieng er, mit mancherlei Planen zu philosophischen Untersuchungen und weiter auszubildenden Kenntnissen, hauptsächlich mit einem reichen Gedankenvorrathe von Leibnizischen und Wolfischen Ideen nach Liefland, und brachte hier beinahe vier Jahre bei einem außerordentlichen Büchermangel, und ohne große Fortschritte zu machen, zu, weil ihm die Bildung der ihm anvertrauten jungen Leute fast alle

hatte, konnte ihn sehr natürlich auf den Gedanken bringen: daß er vonnöthen habe, zu einem alle Hofnung so weit übersteigenden Glücke vorbereitet zu werden. Und wenn eine solche Vorsichtigkeit dem Charakter eines Helden, der ein Menschenfreund ist (so ein Held war Herkules) ganz angemessen scheint: warum sollten wir ihm nicht auch Delicatesse genug zutrauen, sich so dabey zu benehmen, daß er seinem Freunde das ganze Entzücken des ihm bevorstehenden Augenblicks unverkümmert erhalten möchte? Dies hätte nicht geschehen können, wenn er ihm das Geheimnis durch Umschweiffe nach und nach entdeckt hätte. Er ließ ihm also nur so viel davon sehen, als vonnöthen war, ihn auf die Gedanken zu bringen, daß Herkules ihn zu einer andern Liebe bereden wolle. Dies mußte Admeten in eine Aufwallung setzen, welche seinen von Schmerz, Verzweiflung und Gram ermatteten Puls wieder höher schlagen machte, seine gesunknen Lebensgeister elektrisierte, und ihn dadurch geschickter machte, die Scene des Wiedersehens auszuhalten. Es ist wahr, Herkules gesteht selbst, daß er bey diesem allen auch einige Rücksicht auf sein eigenes Vergnügen genommen, da er zu Parthenien sagt: Entdeck' ihm nicht alles; laß Alcesten und mir die Freude, ihn mit seinem Glücke zu überraschen — Aber wenn dies auch menschliche Schwachheit ist, so ist sie wenigstens des Helden nicht unwürdig, der dem von Dankbarkeit überfliessenden Admet antwortet:

Zeit zum eigenen Studieren raubte. Da sich ihm überdies dort gar keine Gelegenheit zu einer sicheren Versorgung zeigte, so wünschte er, nach Göttingen zurück zu kehren; und eröffnete seinem Freunde Meiners, der um diese Zeit schon als Prof. zu Göttingen angestellt war, seinen Wunsch. Dieser machte ihm auch gute Hoffnung. Um diese Zeit gab T. seinen Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache (Riga, 1772.) heraus, und kehrte sodann erst 1773 nach Hause zurück, wo er bis zum Frühjahr 1774 blieb, um sich erst wieder mit der ihm unterdessen fremd gewordenen neuen Literatur bekannt zu machen; hierauf gieng er zum zweiten Male nach Göttingen, wo er mit Heyne bekannt, und von diesem unter die Zahl der Mitglieder des philologischen Seminariums aufgenommen wurde. Der Privatunterricht, den er einigen Studirenden im Lateinischen ertheilte, und die kleine Einnahme, welche der Antheil am philologischen Seminar verschaffte, waren, nebst dem Gewinn für einige schriftstellerische Arbeiten, dem an wenige Bedürfnisse gewöhnten T. zu einer frohen Subsistenz hinreichend. Heyne, durch mehrere Proben von den vorzüglichsten Talenten Tiedemann's überzeugt, munterte ihn zur Herausgabe seiner trefflichen Schrift: System der stoischen Philosophie (Leipz. 1776) auf, und

begleitete diese Schrift mit einer Vorrede. Spekulative Philosophie wurde jetzt fast nur nebenher von T. getrieben.

Um diese Zeit wurde Heyne um einen Mann befragt, der als Professor der lateinischen und griechischen Sprache am Collegio Carolino zu Kassel angestellt werden könnte. Er schlug T. dazu vor; und dieser erhielt die Stelle. Im Herbste 1776 gieng er nach Kassel ab, um seinen neuen Posten anzutreten. Auch abwesend blieb der ehrwürdige Heyne stäts Tiedemann's wahrer Freund, und unterstützte ihn durch zahlreiche Bücher aus der reichen Göttinger Bibliothek, so wie T. stäts die reinste Achtung und Liebe für Heyne behielt. Mit tiefer Empfindung äußerte sich Heyne in einem freundschaftlichen Briefe über den unerwarteten Tod seines Freundes. In seinen Mußestunden überließ sich T. nun wieder dem Studium der Philosophie und deren Geschichte mit neuem Eifer. Sein System aber neigte sich damals immer mehr zum Materialismus, und er würde wahrscheinlich lange bei diesem System geblieben seyn, wenn ihm das Glück nicht unter mehreren, Kassel besuchenden Fremden, auch den scharfsinnigen Tetens zugeführt hätte, dessen Versuche er schon gelesen hatte, und dessen mündliche und nachher schriftliche Unterhaltun-

gen ihn vom Materialismus gänzlich abführten, und ſeinem Syſteme eine andere Richtung gaben. Bald darauf gab T. ſeine Unterſuchungen über den Menſchen, (3 Thle. Leipz. 1777. 1778.) Griechenland's erſte Philoſophen (Leipz. 1780.), u. a. m. heraus, und fieng an, an ſeinem Geiſte der ſpekulativen Philoſophie zu arbeiten. Im Frühling des J. 1786 wurde er, mit den übrigen Lehrern des Karolinums, nach Marburg verſetzt, und als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie daſelbſt angeſtellt. Hier lehrte er mit Beifall Logik, Metaphyſik, empiriſche Pſychologie, Naturrecht, Moralphiloſophie, philoſophiſche Geſchichte und Geſchichte der Menſchheit, und erklärte griechiſche Klaſſiker. In ſeinem mündlichen Vortrage wußte er Gründlichkeit mit Klarheit und Popularität zu vereinigen, und in ſeinem ganzen Benehmen gegen ſeine Zuhörer herrſchte die Theilnahme eines wohlwollenden Freundes. Gegen ſeine Kollegen betrug er ſich freundſchaftlich und zutraulich-wohlwollend. Sein geſellſchaftliches Benehmen war bieder, liberal und ſcharfſinnig; aller Verſtellung und allem Pedantismus war er todtfeind. Seine Biederherzigkeit und Bonhommie nahmen Jeden beim erſten Blick für ihn ein, und derjenige müßte ſehr böſe Laune gehabt haben, der ſich in ſeinem freundſchaftlichen Kreiſe nicht heiterer gefühlt haben

sollte. In gemischten Gesellschaften vermied er wissenschaftliche Unterhaltung, und wußte durch sein zuvorkommendes Wohlwollen auch den beschränktern Kopf seine Beschränktheit vergessen zu machen. Seinen innern geistigen Menschen schloß er nur seinen vertrauten Freunden — deren Freund er unter allen Umständen und Verhältnissen blieb — auf, und in diesem engern Kreise seiner Lieben war seine Unterhaltung anziehend, geistvoll und freimüthig. Jeder erkannte dann in ihm den scharfsinnigen Selbstdenker und gründlichen Gelehrten. Manche helle und originelle Idee, die den Menschen tief durchdrang, wurde hier anspruchlos hingeworfen.

Als Gelehrter hatte T. seltene Verdienste. Einheimisch im alten Griechenlande und Rom, wie in den Zellen der Scholastiker und in den neuesten in- und ausländischen philosophischen Lehrgebäuden, standen ihm lebende und todte Sprachen eben so zu Gebote, wie er die Sitten und Gebräuche alter und neuer Völker kannte. Seine Belesenheit in Reisebeschreibungen war außerordentlich, und seine Lieblings-Idee war es, einst eine ausführliche Geschichte der Menschheit herauszugeben, wozu er seit seinen Universitäts-Jahren schon Ideen und reiche Materialien gesammelt hatte. Die griechische Sprache kannte

er in allen ihren Eigenheiten, und in der römischen Sprache drückte er sich schön und männlich aus, wie seine, der Zweibrücker Ausgabe des Plato beigefügten Argumenta Platonis, seine treffliche Preißschrift: Disputatio de quaestione, quae fuerit artium magicarum origo, und mehrere Progamme, z. B. die drei schön geschriebenen Progr. De antiquis quibusdam Musei Fridericiani simulacris, beweisen. Mehrerer lebenden Sprachen war er in nicht geringem Grade kundig. Geschichte der Philosophie und empirische Psychologie waren jedoch seine Hauptfächer. Das Publikum würde gewiß noch manchen trefflichen einzelnen Beitrag, vielleicht auch noch manches größere Werk von ihm erhalten haben, wenn er nicht durch die kalte und unfreundliche Aufnahme, die sein Geist der spekulativen Philosophie fand, ein Werk, das — bei einigen Mängeln, besonders der Darstellung — als aus den ersten Quellen geschöpft, immer einzig bleiben, und gewiß auch fleißig benutzt werden wird, empfindlich gemacht und zurückgeschreckt worden wäre. Bei den späteren Theilen suchte man hie und da in Kritiken einzulenken, allein der erste widrige Eindruck war geschehen, und T. war froh, da der sechste und lezte Band die Presse verlassen hatte. Manchen trefflichen Beitrag zur Psychologie hielt er zurück,

weil er den in philosophischen Kritiken hin und wieder seit einiger Zeit Mode gewordenen Ton der Inhumanität und Grobheit scheute, und zu alt war, um sich in gelehrte Klopffechtereien einzulassen. Wie sehr er hingegen bescheidenen Tadel und gründliche Einwürfe zu schätzen wußte, dies beweiset die Achtung, mit welcher er stäts von seinem literarischen Gegner, dem Hrn. Dr. Dietz zu Güstrow sprach. Was sein philosophisches System betrifft, so war er in früheren Zeiten zu sehr Dogmatiker; in späteren Jahren lenkte er immer mehr ein, und neigte sich zuletzt zum Skeptizismus, hauptsächlich in Absicht auf die Methode. Der Philosoph, den er am meisten schätzte, war Tetens. Auch Jakobi's Scharfsinn und schöne Darstellung wußte er zu schätzen, und das System dieses Denkers hatte für T. weit mehr Anziehendes, als das neueste idealische System, dem er keinen Geschmack abgewinnen konnte. In der Moralphilosophie, worüber er ein vollständiges Manuscript hinterlassen hat, konnte er sich noch nicht vom Eudämonismus losmachen, einzelne Partieen aber waren glücklich von ihm bearbeitet. Philosophische Schriften, worin es auf Dunkelheit und Spitzfindigkeit angelegt war, las er nur mit Widerwillen, und blos aus Amts- oder Rezensenten-Pflicht.

An den politiſchen Angelegenheiten der Zeit nahm er warmen Antheil, und es war ihm hiebei ein richtiger Blick und ein treffendes Urtheil nicht abzuſprechen. Seine Religion beſtand in moraliſcher Geſinnung und in rechtſchaffenem Handeln; der äuſſere Kultus hatte für ihn keinen Werth, wiewol er demſelben den Werth in Abſicht auf die gröſsere Volksklaſſe gar nicht abſprach. Seine theologiſchen Vorſtellungen waren helle und unbefangen, bisweilen originell; aber nur ſelten, und nicht aus Bedürfniß der Mittheilung, ließ er ſich in theologiſche Geſpräche ein. Jeder Art von Schwärmerei war er Feind. Für Natur und Menſchheit hatte er tiefen Sinn; er hoffte ein Fortſchreiten zum Beſſern; über ſich ſelbſt war er Herr geworden, wie es nur wenige ſind.

Sein äuſſeres Anſehen ſchien ein hohes Alter zu verſprechen, und ſein feſter Körperbau der Zerſtörung zu trotzen. Dabei lebte er, neben ſeinen vielen Geiſtesarbeiten, auch der Geſundheit; gieng bisweilen auf die Jagd, machte täglich, auch bei rauher Witterung, Spaziergänge, badete ſich fleißig, lief Schlittſchuhe, machte gröſsere Fußreiſen in den halbjährigen Ferien, und ſuchte ſich in freundſchaftlichen Zirkeln aufzuheitern. Allein durch dies alles ließ der unerbittliche Tod ſich nicht abhalten, den Unvergeßlichen in ſeinen

schönsten Jahren seinen Lieben zu entreißen. Im letztverwichenen Winter hatte T. mit besonderer Anstrengung gearbeitet; in den Osterferien hatte er, statt sich zu erholen, anhaltend fortgearbeitet, und wahrscheinlich seinem Körper dadurch schon eine üble Disposition gegeben. Die kalte und rauhe Witterung, die den ganzen Mai hindurch herrschte, kam hinzu. Er bekam eine heftige Brustentzündung mit einem Nervenfieber verbunden. Am Morgen des 19 Mais brach seine Krankheit sogleich mit ungestümmer Heftigkeit aus. Sein vieljähriger Freund, Hr. Hofrath Mönch war sein Arzt. Einigemal sprach ich den theuern Kranken, der, wenn er bisweilen fantasirte, bloß von seiner Wissenschaft fantasirte, und hier seine eigene innere Welt aufschloß, was er bei gesundem Zustande so selten that. Bisweilen war er so wohl aufgelegt, daß er wirklich scherzte. Auch bei der größten Gefahr verrieth er nicht die geringste ängstliche Besorgniß um sein Leben. So gelassen, wie er im Leben war, war er auch bis in seine letzte Stunde. Am 24ten Mai, Morgens zwischen 1 u. 2 Uhr entschlief er. Da er nie ein Freund von Gepränge gewesen war, so würde eine prunkvolle Bestattung auch nicht in seinem Geiste gewesen seyn. Am 26. Mai, Morgens um 6 Uhr, wurde seine Hülle unter Begleitung einiger Freunde und mehrerer

Studirenden, die ſich dem Leichenzuge freiwillig anſchloſſen, zur Erde beſtattet. Ich ſprach einige Worte des Gefühls am dem Grabe meines Lehrers, Kollegen und Freundes. Der Saame des Wahren, Guten und Edeln, den der Unvergeßliche in ſeinem Leben ſo reichlich ausſtreute, wird nicht verloren gehen. Sein preißwürdiges Beiſpiel wird Gutes fortwirken, und in den reinen Saitenklang ſeines Gemüthes werden auch andere fürs Gute empfängliche Gemüther einſtimmen! —

Marburg, im Junius 1803.

Juſti.

IV.

Blicke auf Bayerns Aufklärung und Literatur.

Erſter Brief.

(Zur Bayerſchen Gelehrten-Geſchichte. Contraſte — Vormals. — Jetzt!)

München, den 1ſten Jul. 1803.

Unſere Regierung fährt fort, würdige Männer, die unter der vorigen gedrückt worden ſind, oder die ſonſt der böſe Geiſt des Obſcurantismus verfolgt hatte, zu würdigen, und an den rechten Platz zu ſtellen. Ein Hr. v. Schwerin war vor ungefähr 8 Jahren Bergwerksverwalter in Bayern (ſein Vater war als Officier in bayeriſche Dienſte getreten); er wird des Illuminatismus angeklagt, er verliert als „deſſen verdächtig" ſein Amt, und wird — aus dem Lande verwieſen. In Preußen, wo er noch Verwandte hat, ſucht er eine Schutzſtätte; er findet ſie, und wird — Bergrath, der trefliche junge Mann, durch ſeinen Charakter wie durch ſeine Kenntniſſe ausgezeichnet.

Ich bin belohnt, an euern Freuden
Mein mitempfindend Herz zu weiden;
Ich bin der glücklichſte von euch!

Doch ich werde gewahr, daß ich ſchon zuviel zur Rechtfertigung oder Entſchuldigung eines Fehlers geſagt habe, den ich nicht bereuen kan, weil ich ihn, wenn es noch in meiner Gewalt ſtünde, ohne Bedenken wieder begehen würde. Alles, was ich mir izt bey dieſer Scene vorwerfe, betrift blos den Detail derſelben. Herkules ſchwazt zuviel; der Zuhörer erkaltet und — was gewiß in dem ganzen Stücke ſonſt nirgends geſchehen kan — er fängt an zu gähnen. Um dieſem Fehler, der allemal unverzeyhlich iſt, abzuhelfen, wünſchte ich die Scene, von S. 69. an, ſo verändert zu ſehen:

Admet.

(mit zurückgehaltnem Unwillen, und Verachtung.)
Dies nennſt du dein Verſprechen halten?

Parthenia.

(erſtaunt und haſtig.)
Die ſchönſte Tochter Gräciens begleitet dich?
(Spottend) Und darf man fragen,
Woher ſie kommt? Und was ſie wollen kan?

Herkules.

(ruhig)
In Roſen dieſe traurigen Cypreſſen
Verwandeln, dieſen Todestempel

Den

Auch als Schriftsteller der Bergwerkskunde ist er, wie ich vernahm, mit Glück aufgetreten. Nun ist der ehemalige Bergwerksverwalter als Geheimer Rath (Geh. Referendar und Staatsrath) zurückberufen, mit 4400 fl. Gehalt.

Ein Hr. Schmid, Milbiller's und Schubauer's Freund, und theilnehmender Gefährte ihrer Verfolgungen, in Bayern und zu Passau, ward bey der Hofbibliothek angestellt.

Ein Hr. Schirmer aus Augsburg, welcher vor einigen Jahren als Domkaplan zu Augsburg ein Gebetbuch für denkende Christen schrieb, und darüber von den Jesuiten verfolgt wurde, so daß er beim Domkapitel alle Aussicht auf eine Versorgung verlor, gieng nach Wien, lebte dort mehrere Jahre als Hofmeister, kam im letzten Jahre über München zurück, weil sich ihm auch da keine freundliche Aussicht mehr darbot, aber mit rühmlichen Zeugnissen, und besonders von der Liebe seines Zöglings begleitet, und wurde dann auf die Empfehlung eines Mannes, der auf diese Zeugnisse und — auf jene Verfolgung baute, als Professor der Aesthetik am hiesigen Gymnasium angestellt. (Ein Probe-Aufsatz, den er machte, hatte ihn selbst empfohlen. Auch

hatte er der Regierung ein Projekt, wasserdichte Tücher zu verfertigen, angegeben.) Jene Schrift war selbst mit Bewilligung des bischöfl. Censors gedruckt worden; aber, sagten die Jesuiten zu Augsburg, „nicht wegen dem, was das Buch enthalte, sondern wegen dem (dessen), was es nicht enthalte, sey das Buch gefährlich: darum griffen sie es an."

Nun ist die Macht dieser Partey im Bisthum Augsburg gebrochen; nun erscheinen selbst die Dekrete des bischöfl. Vikariats (Konsistoriums) unter der Firma: Mit Bewilligung Sr. Churf. Durchlaucht zu Bayern ꝛc. und solche junge Männer, welche die Inquisition bisher am meisten verfolgt, ja, zu jeder Pfarrey unfähig erklärt hatte, erhalten nun die besten Pfarreyen. So bekam kürzlich die beste unter 9 Pfarreyen ein Hr. Goßner, den der Inquisitor (der Geistl. Rath und Fiskal Mayr) im vorigen Jahre sogar auf 4 Wochen ins geistliche Zuchthaus condemnirt hatte. Sie kennen vielleicht aus Pahl's National-Chronik der Teutschen*) die

*) Dies im ächten weltbürgerlichen und dabei doch ächten patriotischen und teutschen Geiste (beide sind eins) redigirte Blatt, das der T. M. gleich bei seiner ersten Erscheinung ankündigte, hat die Erwartungen

Verfolgungsgeſchichte des würdigen jungen Mannes. Aber dieſer Mayr ließ ſelbſt nach der bayeriſchen Beſitznehmung aus einer Mönchs- und Wallfahrtskirche heimlich den Silberſchatz wegführen, verläugnete dann dreiſt ſeine Handſchrift, läugnete ſtolz und dreiſt allen Gehorſam gegen Bayern ab, ward darum auf ſeiner Pfarrey Göggingen nächſt Augsburg arretirt, und nach Dillingen abgeführt, ſaß hier im Gefängniſſe, zufälliger Weiſe nur Einen Tag weniger, als Herr Goßner im Korrektionshauſe zu Göggingen, ward von der weltlichen und dann ſelbſt von der geiſtlichen Stelle ſuſpendirt (als Pfarrer und Rath) und iſt nun von der Fiskals- und Geiſtl. Rathsſtelle förmlich abgeſetzt worden. Heilige Nemeſis, du dreheſt dein Rad! ἐστὶ Δίκη!

Ein Hr. Fiſcher, vorhin Profeſſor zu Burghauſen, dann Beneficiat und Schuldirekter zu Mindelheim, wird vor ungefähr 10 Jahren plötzlich in der Nacht mit Chevaux-Legers aus dem Bette geholt, gewaltſam weggeführt, mißhandelt, und in einen Thurm zu München geſperrt. Die Bosheit hatte ihn dem Fürſten als Illuminaten und Läſterer

noch übertroffen, die man von ihm haben mußte. Es verdient überall auch in Nord-Teutſchland beachtet zu werden. B.

ſeiner Majeſtät angegeben, nachdem er trefflich für das Schulweſen gearbeitet, und ſelbſt Einiges in dieſem Fache, und zwar für ſeine Zeit ſehr Schätzbares hatte drucken laſſen. Der verdiente Mann wird nach langem, druckenden Arreſte förmlich aus ſeinem Vaterlande verwieſen, und — ſein vorzüglichſter Angeber, ein gewiſſer Atterer, erhält eine ſehr einträgl. Pfarrey nebſt dem Charakter eines Churf. Geiſtl. Raths, gegenwärtig zu Bergkirchen bey Dachau. Flüchtig weilte der Unglückliche einige Zeit zu Dillingen, wo ihn der milder denkende Statthalter von Umgelter unterſtützte, und die Freundſchaft der beſſern Männer, welche damals noch Dillingen beſaß, aufrichtete; und von da aus nahm ihn der edeldenkende Biſchof Gall zu Linz auf. Nun, nachdem er als Pfarrvikar mehrere Jahre in dieſem Bisthum gearbeitet hatte, kam mit dem Anfange dieſes Jahres auch er zurück, feyerlich für unſchuldig erklärt, und vor der Hand als Schulinſpektor in München angeſtellt. Auch redigirt er die neuen, ſeit dem Anfange d. J. erſcheinenden, „Nachrichten von dem deutſchen Schulweſen in Bayern“ eine Zeitſchrift, wovon indeß alle 14 Tage ein halber Bogen, in gr. 8. und enge gedruckt, (in ſehr leichtem Preiſſe) zu haben iſt, und die bereits ſo manche Nachricht liefert, welche dem Menſchenfreunde innig

wohl thut. Es herrſcht nun ein ſeltener Enthuſiasmus in dieſem Fache. Selbſt die Kleinen nehmen daran Theil. Man lieſt z. B. in dieſen Nachrichten, wie die Kinder aus einem Filial bey ſtürmiſchem Wetter der Pfarrſchule zueilen, furchtſam ſtehen ſie vor einem langen, gefährlichen Stege — der Wind könnte ſie hinabwehen: machts wie ich, ruft ein Knabe, wirft ſich auf die Knie, und rutſcht muthig hinüber: und alle Buben und Mädchen folgen ihm nach, rutſchten — eine lange Linie: und ſo hin und her, mehrere Tage lang. „Wäre ich doch, ruft der würdige Herausgeber ein Landſchaftsmahler!" Oder: wie die Kinder eines andern Dorfs ſich durchaus, ſelbſt durch den hohen Schnee, nicht von der Schule wollen abhalten laſſen, und wie dann ein wackerer Bauer einen großen Schlitten einſpannt, und, mehrere Tage lang, des Morgens in die Schule hinfährt, und wieder abholt — oder, wie ein älterer Landmann, der die Kleinen nicht fahren kann, ſie zu Fuße hin und her begleitet, um vor Schaden ſie zu bewahren. Wie manches Intereſſante, Rührende könnte ich Ihnen noch anführen!

Ein Mann, deſſen Unſchuld bereits anerkannt iſt, — einer, der unter der vorigen Regierung ſchröcklich litt, iſt noch nicht reſtituirt: Lürner, deſſen Sie

sich aus den Annalen der leidenden Menschheit erinnern. „De Illuminatismo non convictus quidem, graviter tamen suspectus," wie die Worte in der Verdammungssentenz lauten, verlor der treffliche Mann durch Lippert und Rößle (den berüchtigten Inquisitor von Augsburg) Dechanat und Pfarrey. Auch wurde er, wie nach ihm Goßner, auf 4 oder gar 6 Wochen in den Arrest nach Göggingen geschickt. — Willig, mit Freuden, tritt ihm, nach einer an die General-Landesdirektion abgegebenen Erklärung, der jetzige Dechant diese Stelle ab. Aber sein Nachfolger, in der Pfarrey ein Exjesuit, hat sich erklärt: er werde nie, auch wenn man ihm die beste Pfarrey im Lande gebe, von jener weichen. Aber gesetzt, die Regierung finde sich verpflichtet, den unschuldig Leidenden, den Verdrängten; wieder einzusetzen; sollte sie denn nicht berechtigt seyn, gegen diese boshafte Sentenz Gewalt zu brauchen? Man hatte ihm eine bessere, einträglichere Pfarrey angeboten; — und er ist eben bey seinen Pfarruntergebenen gar nicht vorzüglich beliebt; aber für Lürner, der ihren Kindern, selbst als Dechant, 20 Jahre lang Schule gehalten hatten, schickten sie Deputationen nach Augsburg und München, und noch wünschen sie ihn sehnlich zurück. Daher auch L's. Wunsch nach dieser Resti-

tution. Gewiß, hoffe ich, die Unſchuld, das Verdienſt, wird ſiegen; und auch Hr. v. Brenka, der Geh. Referendar von der höhern Stelle, wird kräftig dazu wirken; er, der ſchon ſo manches Gute gewirkt, zu ſo manchem Trefflichen die Hand geboten hat. Und mit Freuden, zur reinen, verdienten Ehre jedes Würdigen, der beytrug, wird gewiß dieſe Reſtitution von allen Guten, die L. und ſein Schickſal kennen, vernommen werden! Die Geſchichte iſt gerecht.

Zweiter Brief.

Aufhebung ſämmtlicher Klöſter in Bayern. Benehmen der Prälaten und des Volkes dabey.

München den 4. Jul. 1803.

Der große Schlag iſt geſchehen: alle Klöſter in Bayern, ſelbſt die ſtändiſchen, alle die reichen und fetten Prälaturen ſind aufgehoben! Welche ein Gewinn für die Menſchheit und für Bayern!

Ueber dieſen Schlag mag jammern, wer das Innere der Klöſter nicht kennt, und (wie ſelbſt ſo mancher Proteſtant) durch den äußern Schein von

Ruhe, von Unschuld und Harmlosigkeit getäuscht ist. Daher die Stimme solcher Gutmüthigen: man sollte — etwa gar nach dem Wunsche des Wandsbecker-Boten — wenigstens einige Klöster haben oder behalten! Giebt es unglückliche oder harmlose Seelen, die sich zurückziehen wollen; macht andre Anstalten — nur keine Klöster, mit diesen Riegeln, diesen eisernen Banden.... Und die Wissenschaften gedeihen nicht in einem Treibhause, zumal wo man sonst im Kampfe mit der Natur lebt. O über die halbe, einseitige Aufklärung, oder vielmehr Aufklärerey! Wie es aber in dem Innern der Klöster aussehe, wie da die menschlichen Leidenschaften hausen, schleichen, toben; wer das nie beobachten konnte, der lese Schad's Klostergeschichte. Manches in dieser Schrift war mir beynahe selbst unglaublich; ich theilte sie daher selbst einem Klostergeistlichen, einem Benediktiner (und zwar einem sehr würdigen, nüchternen und bescheidenen Manne) mit. Er gab sie zurück mit den, im Gefühle des Schmerzes nachtönenden Worten: „Es ist Alles vollkommen wahr; und in den Mendikanten-Klöstern war's noch weit ärger."

Mit diesen fieng unsere Regierung die Aufhebung an. Es gab Politiker, die unser Ministerial-

Departement tadelten, „daß man — mit den Bettelmönchen anfange! Die fetten Prälaturen, diese würden den Finanzen aufhelfen.“ Aber gerade dieser Umstand zeugt laut für die reine Absicht unserer Regierung: es war ihr um etwas Höheres als die bloßen Finanzen zu thun! Und was diese Politik tadelte, gereicht ihr gerade zur größten Ehre. Freylich, ich könnte Ihnen einen protestantischen Fürsten nennen, der in seinen durch Indemnisation (oder Akquisition) erlangten Ländern die Mönche nicht aufhebt: er läßt sie — betteln; und die Finanzkunst deckt und schminkt sich wol gar mit der Humanität! In einer neuen, merkwürdigen Schrift „Die Aufklärung in Bayern, im Kontraste mit der Verfinsterung im ehemaligen Hochstift Augsburg.“ Deutschland (Ulm, b. Wohler) 1803, finden sich schröckende Aktenstücke über die Vortheile, welche das Land, insbesondere der Landbauer, durch die Aufhebung der Bettelmönche gewann. *) Eine große Wohlthat für Moralität und Industrie.

*) Es mag gut seyn, daß diese Aufsätze zum Theil aus unserer Monatsschrift wieder abgedruckt, in den Gegenden, für welche sie zunächst bestimmt werden, durch diesen correcten und vollständigern Abdruck noch einmal in Umlauf gesetzt werden. B.

Aus der vortrefflichen, für die Klostercommiſſion (vom Geh. Rathe v. Zehntner *) entworfenen Inſtruktion, welche in derſelben Schrift ſich befindet, weiß man, daß die Regierung nicht alle, ſondern nur die nicht-ſtändiſchen (nicht zu der Landſchaft oder den Landſtänden gehörigen) Klöſter aufzuheben, und den übrigen nur eine verbeſſerte Einrichtung zu geben entſchloſſen war. Die Aufhebung der ſtändiſchen, der vielen reichbegüterten Prälaturen, war nun eine Folge der (ſo weit und ſo lange nach wirkenden) franz. Revolution. Durch den Deputations-Beſchluß zu Regensburg wurden alle Mediatſtifter in die Entſchädigungsmaſſe geworfen; und wie ſehr auch die H. H. Prälaten ſich wehrten, wiewohl ſie nach Regensburg und Wien Deputationen abgeſchickten: ihr Loos war entſchieden!

Nun verſuchte aber die Liſt noch zu retten, was möglich war. Man ſchickte aus dem Lande, man

*) Wir müßten uns ſehr täuſchen, oder des ehrwürdigen v. Zehntners Hand war auch bei dem neueſten Edict, welches die Cenſur aufhebt und die Preßfreiheit auf jene heiligen Pflichten begründet, die auf jedes rechtlichen Mannes Haustafeln ſtehen. Welcher Muth für wahre Freiheit, welcher ſcharfe Blick auf ausgelaſſene Frechheit! B.

Den Liebesgöttern weyhen! — Starre mich,
Admet,
Nicht so aus Augen an, worinn Verachtung
Mit Zorn sich mischt —

Admet.

Du willst mich prüfen? — Spare deine Mühe!
Mein Herz verschmäht sie! —

Herkules.

Nur ein Wort, Admet!
Sieh erst die Schöne, die du so verächtlich
Zurücke weisest. Sieh sie erst!
Vielleicht wird dich
Ein einz'ger Blick von ihr, mit mir versöhnen?

Das übrige kan bleiben; — Sagen Sie mir, m. F. ob diese Verkürzung nicht ein Beyspiel des Hesiodischen Spruches ist: **Die Hälfte ist mehr als das Ganze.**

Vierter Brief.

Bisher hab' ich Ihnen, mein liebster J*** Rechenschaft abgelegt, warum ich in dem Plan meiner Alceste von Euripides abgewichen bin. Erlauben Sie mir nun auch, daß ich Ihnen etwas von den Veränderungen sage, die ich mit den Charaktern und Gesinnungen der Personen vorgenommen habe. Wenn die Vergleichung nicht immer zum Vortheile des Griechischen Dichters ausfallen sollte: So werden Sie mich

verheelte Kapitalien, man verbarg Gold, Monſtranzen, Ringe — unter dem Miſte; unter den Miſt vergrub man die koſtbarſten Manuſcripte, Inkunabeln.....: So fanden es die Commiſſarien, glücklich genug, z. B. in Tegernſee; von dem, was mit dreiſter Stirne abgeläugnet war, kam bald da, bald dort etwas zu Tage; 40,000 nur hier, auf dieſe Art, an Geld und Geldes Werthe. Es gelang dieſe Entdeckung erſt recht, nachdem der dirigirende Commiſſair, ſo gezwungen, den Prälaten in ein anderes Kloſter hatte abführen laſſen. Der Prälat Klocker zu Benedikt-Beuren ward in einen ſchweren Proceß vor dem Hofgerichte verwickelt. Und der Prälat zu Ethal, als man ſeinen Kapitalien in Tyrol auf die Spur kam, entfloh heimlich, zu Fuß, allein und in einer finſtern Nacht. Man kann denken, wohin. Aber noch hat man von hier aus keine Spur von ihm entdeckt; und auf eine förmliche Citation iſt er — nicht erſchienen.

Es gab indeß unter dieſen Prälaten einige wackere Männer, denen die Aufhebung (wie ein Aktenſtück, das ich Ihnen neulich zuſandte, beweiſt) als dem fortrückenden Geiſte der Zeit und der Verbeſſerung gemäß willkommen war, oder die ſich wenigſtens mit der ſchönen Reſignation, welche dem Chriſten ziemt,

in die höhere Fügung ergaben. Ja, es giebt wohl auch einen und den andern, den selbst der Freund des Bessern um deßwillen bedauern möchte, weil ihm nun die Gelegenheit entzogen ist, wie bisher Gutes um sich her zu verbreiten. Ein Edler dieser Art war der Prälat zu Rothenbuch, Herkulan Schwaiger, der Vater seiner geistlichen Söhne und seines Volkes! Der reinste Adel des Menschen, leuchtet ihm aus seiner graden, offenen Miene; man kann den vortrefflichen Mann in seiner gegenwärtigen Lage nicht ohne inniges Mitleiden ansehen. Möge die Regierung ihm, nach einiger Zeit, eine passende Stelle anweisen, und möge ihm der Verlust eines so schönen, weitreichenden Wirkungskreises (Rothenbuch ist eines der grösten K.) nicht den Muth zur fernern, öffentl. Wirksamkeit benehmen!

Allein im Ganzen, bey der Mehrheit war es nicht also!! Bey diesen Klöstern waren noch so manche, für ihre Unterthanen höchst druckende Reste der Leibeigenschaft; und strenge bestand man auf Hergebrachtem; sie zogen die Zehnten an sich, und errichteten keine oder ärmlich ausgestattete Pfarreyen; und so mancher Prälat baute in seinen Dörfern ein Schergen-Haus, wo ein Schulhaus höchst nöthig war. Das Schulwesen war im Ganzen schröcklich

vernachläßigt (und das ſollten Geiſtesmänner ſeyn!) z. B. der Prälat .... weigerte ſich, einen Schullehrer aufzuſtellen; denn, ſagte er, „die Bauern müſſen und ſollen nicht leſen können;“ und als ihn denn ein höchſter, landesherrl. Befehl zwang, wählte er einen, der — nicht leſen konnte! Die vorhandenen Schullehrer waren gewöhnlich ſehr dürftig beſoldet, während Fülle und Praſſerey in dem Kloſter herrſchte! Noch einmal, Freund, man muß das ſelbſt geſehen haben.

Der mittelbare, entferntere Schaden ſeit Jahrhunderten, der Schaden für Population, Landeskultur, Induſtrie, und beſonders für ächte, moral. Aufklärung! Der Reiſende, welchem die Steppen, Sümpfe u. d. gl. in Baiern auffallen; wird ſich darüber nicht wundern, wenn er den — Pfaffenwinkel ſah. In einer Strecke weniger Stunden waren hier — mehrere Prälaturen;

Aber welch eine heitere Ausſicht, da nun dieſe Güter überall ſo viel möglich vertheilt werden! Eben dadurch wird dann die Reſtitution ſelbſt, wenn je (Dii meliora!) der Geiſt der Superſtition der blinden, einſeitigen Politik zurückkehren ſollte, beynahe unmöglich gemacht. Natürlich

zielt der Freund des Lichtes dahin; und waltet auch bey diesem oder jenem eine Art von Aufklärerey, eine ungemessene Abneigung gegen alles Geistliche, vor; so wirkt auch diese, in solchem Gegensatze, wohlthätig für die Zukunft.

Für die nicht-ständischen Klöster war eine eigene Commission niedergesetzt, und es arbeiteten hier treffliche Köpfe: Phil. Graf v. Arco, jetzt Geh. Referendar, Freyherr v. Leyden, jetzt Vice-Präsident in Würzburg, die geistlichen Räthe (jetzt Landesdirektionsräthe) v. Aichberger und von Degen. Der letztere ist ein Geistlicher, und arbeitet rastlos, im Geiste ächter Aufklärung. Besonders verdient hier auch der Baron von Fraunberg (ein Bruder unsers würdigen Studien-Directors) für Passau genannt zu werden.

Eine neue, separirte Commission wurde für die ständischen Klöster niedergesetzt; auch dabey sind treffliche Arbeiter, Hr. v. Hellersberg, v. Anetsberger, u. a. Diese Commission greift weit tiefer ein. Daher ist ein Ausschuß des Staatsraths gewählt, dem sie vorarbeitet. Die Finanzen haben hier eine Hauptstimme; aber man vergißt das große National-Bedürfniß der Erziehung nicht. Ein Kapi-

talvermögen von drey Millionen ward den Schulen bestimmt. (Noch existiren die Malteser, deren Güter ursprünglich dazu bestimmt sind.) — —

Schon jene erste Commission hat dem Schulwesen jährlich mehrere tausend Gulden zugewandt, und die Summe nimmt zu, wie der Tod oder anderer Zufälle die Zahl der pensionirten Ordensgeistlichen vermindert. Denn nicht bloß Kapuziner und Franziskaner, sondern auch reichere Mönche waren unter der Kategorie „nicht-ständische K." begriffen, Dominikaner, Karmeliter u. s. w. Auch die Frauenklöster waren theils ständisch theils nicht-ständisch. Ihr Schicksal ist das nämliche. Doch nahm man, so viel die Umstände verstatteten, mildernde Rücksichten; lief da oder dort etwas mitunter, was die Humanität geändert wünschte, so wird die Wahrheitsliebe darum das Gute, was im Ganzen liegt, nicht übersehen. Und wie manches arme Schlachtopfer wird nun befreyet!

Wie sich unser Volk bey dieser Katastrophe benahm? Die reichen Klöster hatten den Neid oder gar den Haß gegen sich erregt; und so manche Ausschweifung konnte man selbst dem Volksauge nicht entziehen! Und, Freund, das Aergerniß davon wirkt auch

glücklich für die Aufklärung. Ein paar Beyspiele, aus einer verwandten Sphäre!

Als der päpstliche Nuntius Zoglio nach München kam, fiel, wie er über die Straße fuhr, Alles vor ihm nieder, und empfieng in tiefster Ehrfurcht seinen Segen. Nachdem er ein Jahr da gewesen, nachdem man seine Lebensart vernommen hatte, verlangte selbst der Pöbel nicht mehr nach seiner Weihe; und es geschah wohl gar, daß, indem der römische Prälat sein Kreuz schlug, das Volk laut lachte, und spottend oder schimpfend über ihn herausfuhr: „Pack' dich mit deinem Segen, du H—renpfaff, du lebst, du fluchst und wütest ja wie ein Heid!" — Sein Nachfolger Cerucci, war etwas vorsichtiger; machte aber bey 70,000 fl. Schulden. Bey 20,000 fl. verloren seine Gläubiger. Und auch im ärgsten Punkte war er nicht rein. Eine distinguirte H—re aus Straßburg diente ihm. Er unterhielt sie reichlich, und glaubte, sie sey — ihm treu. Allein sie gefiel auch einem jungen, reisenden Engländer, der mehr Geld als der Römer hatte. Fein wußte die sogenannte Dame ihre Bestellungen zu machen. Aber, wie es nun geht! Der Teufel ist zuweilen, und zuletzt immer, auch ein Dummkopf; der hitzige Prälat kam einmal zur

unrechten Stunde; die beyden Herren trafen ſich auf der Stiege. Wütend fährt der Römling auf, laut und gewaltig ſchreit er im Hauſe..... Aber — „Taisez-vous, taisez-vous, Monsieur l'Abbé, ſagt ihm mit brittiſchem Phlegma der Lord, nous payons tous les deux.“ Sehen Sie da, wie Rom der Aufklärung in Bayern vorarbeitete!

Dritter Brief.

Karolinenfeld. Ein proteſtantiſches Kolonicdorf bey München.

Den 10. Jul. 1803.

Vor einiger Zeit ſchrieb ich Ihnen *) von den neuen Anſiedelungen zwiſchen München und Dachau. Hören Sie heute von einer andern Anpflanzung dieſer Art: von der Kolonie bey Roſenhain.

Karolinenfeld (von dem Namen unſerer geliebten Kurfürſtin ſogenannt) heißt das neue Dorf; und es iſt wohl unter allen das glücklichſte.

Ein und eine halbe Stunde von Roſenhain lag ein

*) Im 3ten St. des N. T. M. v. d. J.

großes Moos, ein langer, öder Grund. Nun sehen Sie da ein fruchtbares und blühendes Land. Die Erde, die so lange öd' oder verwildert gelegen hatte, ist weit besser als jene in der Gegend von Dachau.

Siebenzig hübsche, neue und reinliche Bauernhäuser lachen hier dem Auge des reisenden Beobachters entgegen, 40 protestantische, und 20 katholische Familien wohnen hier; und wahre Toleranz, Eintracht und Friede blühen daselbst. Sie gewinnen selbst in der Gegend umher allmählich größeres Terrain.

Als die Protestanten an den Anbau die Hand legten, als sie Gräben zogen, Gesträuche ausrotteten ..... liefen die Katholiken herbey: sie sehen zu, sie nehmen allmählig Theil, sie freuen sich dieser Thätigkeit, Geschicklichkeit ....; und nun kommt ihnen, die an den abgeschafften Feyertagen gegen das landesherrl. Gebot selbst nicht arbeiteten, die Lust zur Arbeit in das Herz, in die Muskeln; sie legen selbst Hand an, sie helfen mit, und rascher, fröhlicher geht das gute Werk vorwärts. Der Mensch; — und, möchte ich beysetzen, der gutmüthige Bayer, wenn ihn kein äußerer Einfluß verhetzt, ist so gut. Aber freylich, diese Arbeit war nicht geboten, da

war nun freyer Wille, und es ging um so besser. Einige rüstige junge Bursche zeichneten sich aus.

Alte Männer, die sich vor den Ketzern scheuten, und dem Unternehmen alles Böse wünschten, sind nun dafür! — Und das Beyspiel wirkte: die umliegenden Dorfschaften kamen nun selbst bey der höhern Stelle um die Erlaubniß ein, ihre Gemeinweiden zu vertheilen. Alles ist bereits angebaut. So gedeiht die physische, wie die moralische Kultur.

Der Pfarrer im nächsten katholischen Dorfe (denn noch erlaubten Finanzumstände nicht die Errichtung einer eignen Pfarrey) tauft die Kinder der Protestanten, und begräbt ihre Leichen auf den kathol. Gottesacker, ohne Widerrede seiner Gemeinde. Pfaffenhofen heißt dieses Dorf. Die Protestanten bringen ihre Todten mit Gesang vor den Kirchhof; da übernimmt sie der kathol. Pfarrer in der gewöhnl. Kirchenkleidung, mit Gebet und den eingeführten Ceremonien. So gewinnt die Toleranz.

Zu bestimmten Zeiten besucht der würdige Hofprediger Schmid (der Kabinetsprediger unserer allgeliebten Kurfürstin) diese protestantische Kolonie, so wie eine andre auf dem sogenannten Donau-Moose.

Seine Menschenfreundlichkeit, und das, was von seinen Predigten, Gesprächen, Zusprüchen u. d. gl. unter den kathol. Bewohnern der Kolonie erzählt wurde, gewann ihm das Herz einer todtkranken kathol. Mäu'rin; sie ließ ihn litten, zu ihr zu kommen, ihr beyzustehen, zuzusprechen ....; und als er eintrat, bat sie ihn um Vergebung: „sie habe halt ihr Zutrauen zu ihm, habe so viel Gut's von ihm gehört, und sie meine, wir seyen eben alle Christen!"

Vierter Brief.

Landesbibliothek. Erziehungswesen. Landespolizey. Anekdote.

Die würdigen Gelehrten, Christ. v. Aretin (Landesdirektionsrath, und vielleicht bald Oberbibliothekar,) Prälat Hupfauer und Schuldirektionsrath Schubaur bereisen als kurfürstl. Commissarien seit 2 Monaten die aufgehobenen Prälaturen (60, wenn ich nicht irre,) um aus den Bibliotheken das Brauchbarste 1) für die Hofbibliothek in München, 2) für die Universitätsbibl. in Landshut, und 3) für die Bibliotheken der Lyceen zu München und Am-

mich wenigſtens von dem Verdachte frey ſprechen, als ob ich die Verdienſte deſſelben aus Neid zu verkleinern ſuche. Denn Sie wiſſen, daß **Euripides** unter den alten und **Metaſtaſio** unter den neuern dramatiſchen Dichtern meine Lieblinge ſind. Ueber die **Urſachen**, warum Euripides ſeine Figuren ſo, wie er gethan, gezeichnet, warum er ihnen Sitten und Geſinnungen gegeben, welche zum Theil etwas auffallendes für uns haben, und beym erſten Eindruck eine nachtheilige Meynung von dem Urtheil und Geſchmack dieſes groſſen Dichters erwecken könnten, darüber werde ich Ihnen meine Gedanken in einem beſondern Briefe eröfnen. Dieſesmal ſoll die Rede blos davon ſeyn, **wie** er ſeine Alceſte, ſeinen Admet, ſeinen Herkules charakteriſiert, und warum der deutſche Dichter genöthiget geweſen, auch in dieſem Stücke ſich ziemlich weit von dem Athenienſiſchen zu entfernen.

Der Charakter der Heldin des Stücks iſt auch derjenige, worinn Euripides triumphiert. Nichts kan edler und herzrührender ſeyn, als das Bild von ihr, welches durch die Beſchreibung der Kammerfrau, im erſten Act, in unſre Einbildung gemahlt wird. Es iſt ganz der Zeiten würdig, worinn Sophokles ſeine **Elektra**, Phidias ſeine **Pallas**, und Xenophon ſeine **Panthea** ſchuf. — „Sobald ſie ſah, daß der fatale Tag nun ange„brochen ſey, wuſch ſie ihren ſchönen Leib in rei„nem Flußwaſſer, zog ihre feſtlichen Kleider und „ihr ſchönſtes Geſchmeide an, trat dann vor die „Altäre,

berg auszuwählen. Sie mögen sich vorstellen, welch' ein Schatz hier, trotz so manchem unbrauchbaren Zeuge, zusammengebracht werden müsse; nur aus der Klosterbibliothek zu Polling (freylich der ansehnlichsten und reichhaltigsten) wählten sie 30,000 Bände aus!

Kürzlich erhielten wir hier eine pädagogische Anstalt für Schullehrer, die Vorläuferin eines Schulmeisterseminariums; und schon gehen mehrere gute Köpfe selbst von der Theologie zu dieser Anstalt über; sie wollen lieber mit einem kleinen Gehalte Schullehrer, als mit einem großen Pfarrer werden; und die Hauptursache ist immer, bey den besseren, der — Cölibat! Geht es auf diese Art fort, so hebt sich der Cölibat selbst auf. Es fehlt am Ende an Geistlichen; man wird also den Schullehrern erlauben müssen, etwas vom äußern Gottesdienste mit dem Volke zu halten (wie man ihnen auch bisher schon, z. B. das Vorbeten des Rosenkranzes, der Litaneyen und anderer Gebete in der Kirche erlaubt hat.) Die gebildetern Schullehrer werden etwas besseres substituiren, sie werden z. B. aus den Urkunden des N. T. oder aus einem andern guten Buche vorlesen, von dem Ihrigen beysetzen.... Die Achtung, das Vertrauen des Volkes, wenn sie gute Menschen sind,

wird ſie dazu auffordern — ſie werden in der That, im moraliſchen Sinne des Wortes Geiſtliche ſeyn. — Aber wie gewagt iſt dieſer Gang, wenn man jenes Radikal-Uebel nicht heilt!

„Unter den Geiſtlichen auf dem Lande zeigt ſich ein reger Eifer für das Schulweſen. Freylich, giebt es unter den älteren viel Widerſtand: ward doch beynahe eine ganze Generation (unter Karl Theodor) verdorben. Ja es giebt hier Erſcheinungen von Rohheit, die allen Begriff überſteigen; und keck erhebt ſich der Rohſinn ſelbſt gegen das auffallendſte Gute. So machte es ein Pfarrer ſeinem Proviſor zur Pflicht, d. h. zur Bedingung ſeines Daſeyns, keine Predigt zu halten (er ſelbſt hielt keine;) ſo entfernte ein anderer ſeinen Kooperator, weil er, gegen das Verbot des Pfarrers! die Schule beſuchte. Freylich waltet auch bey manchen jungen Geiſtlichen, die ſich nun des Schulweſens annehmen, der gemeine, auf Anſtellung oder Beförderung ſpekulirende Eigennutz. Allein es giebt dennoch unter dieſen Geiſtlichen, ſelbſt unter den älteren, beſonders aus der Periode Max. Joſ. III. (vor Karl Theodor) mehrere, recht wackere und den Anſichten der Regierung willig entgegenkommende Männer. Von den jungen Männern, die nunmehr von der Univerſität und den Lyceen austre-

ten, läßt ſich natürlicher Weiſe mehr fordern und erwarten.

Leider! fehlt es unſerer Regierung auch in der Klaſſe der Landbeamten noch ſo oft an tauglichen Werkzeugen der Ausführung. Wie wurden aber auch vormals die Juriſten gebildet! Und wie viele von dieſen Beamten haben — ihren Dienſt gekauft! Bekannt iſt der Dienſthandel, den ein Miniſter unter K. Th. trieb; aber was konnte die jetzige Regierung gegen dies Unheil vernehmen? Doch nach und nach würdigt man die beſſeren. Es giebt Unwürdige, die das Schulweſen ſo anſehen und behandeln, als liege es ganz außer ihrem Pflicht- oder vielmehr Amtskreiſe; ja einer dieſer Helden ſprach unlängſt keck: „was geht mich das Schulweſen an? was will ich von ihren (der Reg.) Verordnungen?“ Ein anderer ſagte dem Ortspfarrer: „Herr Pfarrer, dieſen Proviſor (Kaplan) müſſen Sie bald wegthun; denn er iſt Schulfreund.“ Ein anderer zu einem Schulfreunde: „Sie Geiſtliche mögen ſich wohl nun des Schulweſens annehmen; aber ein Beamter kann dazu nichts ſagen: das fehlte noch, daß uns die Bauern nachrechnen könnten.“ Doch hat die General-Landesdirektion ſchon einige Landrichter,

um ihrer Thätigkeit für die Schule willen, öffentlich ausgezeichnet.

Eine Hauptbürde für das Landvolk sind die Schergen, welche hier Amtmänner (!) heißen. Die Regierung hat zwar gegen herkomml. willkürl. Besteuerungen (Bettelreien im Tone des Forderns) eine starke und bestimmte Verordnung erlassen. Allein wie viele Landrichter, Oberbeamte, Landgerichtsschreiber u. d. gl. sehen — durch die Finger: man hält zusammen! Die Welt würde staunen! wenn mancher stille Beobachter seine Erfahrungen hierüber bekannt machte.

Feinde der Geistlichkeit, bieten so manche doch keine Hand zu den Verordnungen der Regierung: die Aufklärlinge (oder die — Indifferentisten?) die immer mit „Pfaffen" um sich werfen, sind und bleiben kalt bey den schönsten Verordnungen; ja, der Aberglaube des Volkes, und die Verlegenheit, worein nun die besseren Geistliche gerathen, macht ihnen Spaß — —

Der Präsident der General-Landesdirektion, Baron v. Weichs, arbeitet selbst mit reger Theil-

nahme für das Beſſere, und hat ein wachſames Auge auf den Fortgang der guten Sache. Von dem ehemaligen Geiſtlichen Rathe ſind nur zu dieſer Landesdirektion, die in demſelben Geiſte arbeiten, gekommen v. Degen, und Vermiller, (Verfaſſer einiger anonymen Schriften für das Beſſere, beſonders für kirchliche Aufklärung.) Dieſe geiſtlichen Landesdirektionsräthe wirken nun gemeinſchaftlich mit einigen weltlichen von derſelben Deputation (der 2ten, für Geiſtliche und Polizey-Gegenſtände). Seit kurzem hat ſie uns wieder einige trefliche Verordnungen geliefert, ſie beſſert nun, was die biſchöfliche Konſiſtorien längſt hätten verbeſſern ſollen! (Das bildet, Kontraſte). —

Möge unſere Regierung immer mehr taugliche Werkzeuge zur Ausführung erhalten. Aber, fragt man, wird es beſſer gehen, wenn die neuen Zöglinge der Themis von L. austreten? Man wird, hoffe ich, immer mehr einſehen, daß Aufkläerey ſo wenig taugt als Obſcuration, daß das Intellektuelle überall nur einen untergeordneten Rang hat, daß der Charakter (das Moraliſche) entſcheidet, und daß man folglich auf das eigene Beyſpiel, zumal bey einem öffentlichen Lehrer, vor Allem und dann auf Lehr- und Polizey-Anſtalten zugleich ſehen müſſe.

Daß es unſerer Regierung daran liege, Männer zu wählen, denen das Herz wie der Kopf an der rechten Stelle ſitzt, hat ſie auch durch ihre Wahl der Commiſſairs in den Entſchädigungslanden gezeigt: Graf v. Thürheim in Franken, *) Baron v. Härtling in Schwaben, und Baron v. Aretin (ein älterer Bruder) für Freyſing. Gewiß, die Gerechtigkeit, indem ſie auf die gegenwärtigen Verhältniſſe ſieht, hätte keine ſchönere Wahl treffen können; und Freunde des Beſſern ſahen darin einen neuen Beweis, daß der Miniſter v. Montgelas (der ſich dieſer Tage mit einer jungen, ſchönen und geiſtreichen Fräulein von Arw vermählt hat) mit der guten Sache es wahrhaft gut meine.

Hören Sie noch ein paar Züge von unſerm theuern Kurfürſten. Es war rührend, wie er ſich Mühe gab, die Kurfürſtin in ihrem Schmerz (da ihr der einzige hoffnungsvolle, blühende Knabe ſtarb) zu tröſten, zu erfreuen. Auch war die Theilnehmung innig und allgemein.

*) Wir hoffen nächſtens von den neuen Schöpfungen, die unter dieſes heilſchauenden und kräftig wollenden Staatsmanns fruchtbarer Leitung für die Univerſität Würzburg im Werke ſind, zur Freude aller teutſchen Literatoren beſtimmtere Nachrichten geben zu können.

B.

Ein Student aus Augsburg trifft lezthin den Kurfürsten im Hofgarten; geht auf ihn zu, sagt', er sey nun ein Landskind aus Schwaben, er habe die Philosophie in Augsburg studieren sollen, aber er könne da nichts lernen, hier möchte er studiren — aber ihm fehle es an Geld... Offen und frey sprach der Jüngling: dem Kurfürsten gefiel das — er ließ sich erkundigen .... und wies nun dem Lehrbegierigen monatl. 12 fl. aus seiner Chatoulle an.

V.

Anzeige.

Ein Herr Buch- und Kunsthändler in Süddeutschland erweist mir die Ehre, eine Sammlung und Herausgabe meiner Schriften in 20 Bänden besorgen zu wollen, die er dem Publikum für 2 Kreuzer den Bogen anbietet.

Ich warne das Publikum vor dieser unverschämten Dieberei, da kein Buchhändler weder das Recht hat, mir mein Eigenthum zu nehmen, noch im mindesten im Stande ist, meine Schriften auf eine brauchbare und anständige Art dem Publikum zu geben.

Seit 1767, nahe also an 40 Jahren habe ich geschrieben, viele meiner Schriften waren Zeitmäßig, deren Interesse beinahe dahin ist; manche der späteren suchten frühere zu verbessern; endlich sind sie von so gemischtem Inhalte, daß eine rohe Sammlung derselben mit allen Jugend-Fehlern, eine schimpfliche

Beleidigung des Verfassers, durchaus aber keinem Leser brauchbar seyn würde. Was will nun ein Buchhändler mit seiner Maculatur-Ausgabe, für 2 Kreuzer den Bogen? und falls er einen Helfershelfer bey der Hand hätte, welcher Gelehrte wäre schamlos genug, bey Lebzeiten des Autors ihm vorgreifen zu wollen und die Hand an eine Arbeit zu legen, die der Verfasser so verschiedenartiger Schriften durchaus allein besorgen kann? Er allein kann wissen, was in seinen Werken jetzt lesbar sey, oder nicht? was mit der Zeit vorübergegangen? und wo hingestreuete Körner, vielleicht hie und da zu früh ausgestreuet, eben jetzt und in der Zukunft eine weitere Pflege verdienen. Eben eine solche Palingenesie meiner Schriften war fortgehend mein Gedanke; und kein Vordrucker soll mir die Frucht meiner Bemühungen rauben.

Dem Publikum kündige ich also eine durchaus korrecte, gewählte, und, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, verjüngte Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften hierdurch an, und werde, sobald es Umstände gestatten, die nähere Anzeige dieser mir allein zukommenden rechtmäßigen Herausgabe bekannt machen. Die Schriften werden gehörig abgetheilt und in Classen geordnet, auch für eine ganz wohlfeile Ausgabe gesorgt werden. Bis dahin darf ich von

dem gerechten und honnetten deutſchen Publikum hoffen, daß es eine eben ſo unüberlegte als niedrige Handlung, den Raub eines fremden Eigenthums, auch mit keinem Kreuzer unterſtützen werde.

Weimar,
den 24. Junius 1803.

Joh. Gottfr. v. Herder.

Berichtigungen.

Im letzten Stücke in den Fabeln von Weiße ließ S. 246 in der letzten Zeile ſtatt Hahn, Heber, und S. 247 Zeile 7 ſtatt: an Toiletten, an Talenten leer.

„Altäre, die im Palast aufgerichtet sind, und „empfahl den Göttern ihre Kinder: bat sie, ih„rem Sohn einst eine zärtliche Gattin, ihrer „Tochter einen edlen Gemahl zu geben, und sie, „glücklicher als ihre Mutter, nicht das Opfer „eines unzeitigen Todes werden, sondern das „ganze Maas eines langen wonnevollen Lebens „in ihrem väterlichen Land erstrecken zu lassen! „So gieng sie betend von einem Altar zum an„dern, kränzte sie mit Blumen und bestreute sie „mit Myrtenblättern, — ohne Klage, ohne „Seufzer, ohne daß der Gedanke des kommen„den Todes ihren schönen Wangen die Farbe der „Jugend raubte. Aber da sie endlich zu ihrem „Schlafgemach kam, überwältigte sie die stär„kere Natur: sie stürzte sich auf das ehliche Bette, „und brach in Thränen aus: — o du, wo der „jungfräuliche Gürtel von diesem Manne mir „aufgelöst wurde, für den ich izt sterbe — Gehab „dich wohl! denn ich kan dich nicht hassen, wie„wohl du mir verderblich bist! Ich sterbe, weil „ich den Gedanken nicht ertragen konnte, an dir „und meinem Gemahl treulos zu handeln; von „dir wird eine andre Besitz nehmen, glücklicher „als ich, aber nicht getreuer! — Unter diesen „Worten beugte sie sich darüber her, küßte es, „und benezt' es mit einem Strom von Thränen. „Endlich, nachdem sie sich satt geweint hatte, „raffte sie sich auf, verließ eilends das Gemach, „kehrte aber etlichemal wieder zurück, und warf „sich von neuem auf das Lager hin, als ob es „ihr unmöglich wäre, sich davon loszureissen.

„Ihre

Inhalt.

Seite

I. Fabeln von Weiße. 323

1. Die Nachtigall und der Storch. ebd.

2. Jupiter, Löwe, Pferd, Hirsch, Stier, Hund und Lamm. 236

II. Der wütende Roland.

Vierter Gesang, von Bürde. 330

III. Dietrich Tiedemann, Hofrath und erster ordentlicher Professor der Philosophie zu Marburg, von Justi. 363

IV. Blicke auf Bayerns Aufklärung und Literatur.

Erster Brief. Zur bayerschen Gelehrten-Geschichte. Contraste. — Vormals — Jetzt! 368

Seite

Zweiter Brief. Aufhebung sämmtlicher Klöster in Bayern. Benehmen der Prälaten und des Volkes dabei. 375

Dritter Brief. Karolinenfeld. Ein protestantisches Koloniedorf bey München 385

Vierter Brief. Landesbibliothek. Erziehungswesen. Landespolizei. Anekdote. 388

V. Anzeige von J. G. v. Herder. 396

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

9. Stück. September 1803.

1. Cartons zu Gaspari's Lehrbuch der Erdbeſchreibung. Zweyter Curſus. Vierte verbeſſerte Auflage.

Nachricht.

Da in dieſen 12 Bogen Cartons Alles enthalten iſt, was ſich ſeit 1801 in der Geographie und Statiſtik verändert hat, ſo wird dieſe berichtigte vierte Auflage, wenn die umgedruckten Blätter gehörigen Orts eingeſchaltet werden, die Länderkunde in ihrem neueſten Zuſtande, mit Rückſicht auf alle bis auf dieſen Augenblick vorgegangene Veränderungen darſtellen und folglich nicht nur die Stelle einer ganz neuen und zweckmäßig umgearbeiteten Auflage vertreten, ſondern auch die neueſte Ueberſicht der geſammten Geographie liefern.

Zum Beſten aller Beſitzer der vierten Auflage, werden dieſe umgedruckten Blätter auch beſonders für 9 gr. abgelaſſen, damit ſie ihre Exemplare damit ergänzen und erneuern können, wofür ſie uns hoffentlich Dank wiſſen werden. Den künftigen Käufern dieſes Werks werden dieſe Cartons ohnedies gratis zugegeben.

Weimar den 1. Aug. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Neuberichtigte Ausgabe von Gaspari's Schulatlas, 2ter Cursus.

Wir benachtichtigen das Publikum, daß zugleich mit den berichtigenden Cartons zur vierten Auflage des Gaspariſchen Lehrbuchs der Erdbeſchreibung, zweiter Curſus, und alſo mit dieſer, nach den neueſten Veränderungen umgearbeiteten Ausgabe, auch der dazu gehörige Schulatlas neu revidirt und nach den vorgefallenen geographiſchen Aenderungen eingerichtet, ſo eben erſchienen iſt, zum Beweiſe, daß wir unſer Wort halten, in den von uns verlegten geographiſchen Werken und Charten, immer mit dem Vorrücken und den Veränderungen der Erdkunde gleichen Schritt zu halten, und den Cyclus unſerer Unternehmungen zum Beſten der geographiſchen Wiſſenſchaften immer vollſtändiger zu machen, und der möglichſten Vollkommenheit immer näher zu bringen.

Weimar den 8. Aug. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Inhalt des 8ten Stück der A. G. Ephemeriden, herausgegeben von Bertuch und Reichard. 1803.

Abhandlungen.

1. Ueber den Atlas des ganzen Erdkreiſes, in der Central-Projektion entworfen von C. G. Reichard. 2. Beauchamp's Reiſe von Conſtantinopel nach Trapezunt, im J. 1797. 3. Nachrichten von Fezzan, und insbeſondere von der Handelsverbindung zwiſchen dieſem Lande und Tripoli.

Bücher-Recenſionen.

1. Journal d'un Voyage en Allemagne, fait en 1774 par G. A. H. Guibert. 2. Lettres ſur Conſtantinople de M. l'Abbé Sévin etc. 3. Dictionnaire portatif par Vosgien etc. 4. Beſchreibung des Kirchſpiels Goldkronach, von J. G. Dürrſchmidt. 5. Beſchreibung der Reichsſtadt Schweinfurt, von J. K. Bundſchuh. 6. Maadeburg und die umliegende Gegend, von J. C. F. Berghauer, 2r Theil. 7. Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Duderſtadt, v. J. Wolf.

Charten-Recensionen.

1. Charte der Haupt-Fabrik- und Manufaktur-Oerter des Herzogthums Berg, von Stamm. 2. Tableau général de la nouvelle division de la France et Atlas, par Chaulaire et Herbin.

Vermischte Nachrichten.

1. Auszüge aus mehreren Briefen aus Paris — Nachricht von Hrn. Alex. v. Humboldt's Reise — Rizzi Zannoni — Uebersetzung der Asiatic Researches — Neue geographische Schriften — Reise des B. Camus — Schriften über die Geographie und Statistik von Frankreich — De Grandpré's Uebersetzung von Lawler's Reise — Reise nach Louisiana von Bautry des Lozières — Reisebeschr. für die Jugend — Charte von Bacler d'Albe — Cassas Reise nach Syrien, 26ste. Lieferung — Bory de St. Vincent's Werk über die Canarischen Inseln. 2. Auszug aus einem Briefe von London. 3. Ueber die neue nordische Gradmessung. 4. Kurzer Auszug aus dem Briefe des Hrn. v. Humboldt an B. Delambre zu Paris. 5. Biographische Notiz über Kapitän De Grandpré. 6. Journalistik. Zeitschrift von und für Ungarn. — Reise nach Konstantinopel, von Gr. Batthyany. — Bemerkungen über Kreatien. — Annales de Statistique. Statist. des Dep. der Correze. Alte Sprache von Limosin. — Statist. des Bezirks von St. Hubert. — Brennus. Beschluß der Briefe über Ost-friesland. — Hamburg und Altona. Topograph. Nachrichten von Altona. 7. Kurze Notizen. — Tausch zwischen Hessen-Darmstadt und Baden. — Nürnberg — Reise längs des Missuri — Universitäts-Bezirke in Rußland — Pariser Flugschrift über Hannover. 8. Verbesserung.

Zu diesem Stücke gehören:

1. Das Portrait von De Grandpré. 2. Die Erläuterungstafel zu Reichard's Abhandlung über den Erd-Atlas. 3. Eine verkleinerte Probecharte von dem Reichardschen neuen Erdatlas.

Weimar den 1. Aug. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Inhalt des 8ten Stücks von Hildt's Handels-Magazin. 1803.

I. Geschichte und Fortschritte des Handels in und außer Europa. 1. Der Handel und die Schiffahrt des Havens von London. 2. Handel und Schiffahrt der Stadt Bremen, im Jahr 1802. 3. Uebersicht der Fabriken und Manufacturen von Lyon vor und nach dem geendigten RevolutionsKriege. 4. Noch etwas über den neuen Rheinhandel. 5. Convention wegen des Elsflether Zolles. 6. Neueste Nachricht von der Fabrikstadt Louviers in der Normandie. II. Handelswaaren-Kunde. 1. Der Waid. 2. Der Indigo. 3. Die Producte des Wallnschfangs. 4. Oliven- oder Baumöl. III. In- und ausländische Literatur der Handelswissenschaften. 1. Antwerpen, was es war, ist und werden kann. Vorzüglich in statistischer und kaufmännischer Hinsicht. 8. Hamburg, 1803. 2. Reise nach China und Bengalen. VonCharpentier-Cossigny. Aus dem Französischen, mit einer Charte. 8. Berlin 1801. Auch im Magazin merkwürdiger Reisen, 22ster Bd. IV. Correspondenz und vermischte Handelsnachrichten. 1. Neuer Krieg zwischen England u. Frankreich. 2. Dänische Verordnungen wegen eines nahen Seekriegs. 3. Große Anstalten in Nordamerika. 4. Neue Französische See-Kriegskunst. 5. Warnung vor Verfälschung des Englischen Biers mit Opium. 6. Nachrichten aus dem Spanischen Amerika. 7. Kurze Handels-Notizen.

Weimar d. 12. Aug. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Inhalt der Englischen Miscellen 12r Bd. 1s St.

In England thun die Künste des Luxus den mechanischen Künsten keinen Eintrag; beide blühen neben einander. Dobsons Zephyr, eine Maschine zur Verjagung der Fliegen und Mücken mit 1 Kupf. Gartenfächer, Fächer aus schwarzer Gaze und Goldflittern — neue seidne Tücher. Weißseidne Weiberhandschuhe mit eingewirkten

rothen Armbändern. Strohhüte mit seidnen Bändern durchflochten; Neuer, prächtiger Plüsch (beavershag) für Damenhüte. Neue, große, goldgelbe Patentperlen auf Kämmen für Damenperücken, an Halsbändern, Ohrringen und Armbändern — Duppa's Papiertapeten mit Weinlaub und Trauben. Marroquin-Tapeten, — Neue Cardracks aus Tunbridger Waare, für die tägliche Engagemens und Visitenkarten. Biggs eiserne Werkzeuge zur Anwendung der neuen Obstbaumzucht des königl. Gärtners Forsyth, zwey neue Caminöfen bey demselben. Verschönertes Camingeräthe — bemahlte Wachsleinwandteller — gestreifte lederne Handschuh, gravirte silberne Zahnstocherbuchsen, Spanhüte mit grünen Blättchen gesprenkelt. Neue Verzierung der atlasledernen Schuhe. Seidne Frauenstrümpfe in Form der Halbcamaschen; Neue baumwollene Patentpantalons, — gestrickte seidene Strümpfe aus Schottland. Dunkelblau, die herrschende Farbe. — Ueber die Ausfuhr des baumwollenen Garns. Davis's Reisen durch die nordamerikanischen Staaten. Anekdoten. Zwey Mädchen reisen aus Irrthum nach Petersburg anstatt Peterborough. Der Schleichhändler Johnson entspringt zum zweytenmal aus starker Haft. Glück durch Unglück — ein sehr dreister Diebstahl. Ruin eines Schiffsarztes durch das Spiel. Eine alte Frau, deren Gesellschaften Hühner, Ratten und Mäuse sind. Grausame Ermordung eines Mädchens. Eifersucht der feilen Dirnen in London. Verdächtiger Aufwand eines ehrlosen Ladendieners — Französischer Betrug mit Champagner Flaschen. Ein junger Mensch beißt Mädchen auf der Straße in die Wangen — Glück eines armen Knabens von großer Schönheit. Der berühmte Arzt Buttler wurde zuerst durch einen sonderbaren Einfall erkannt. Litterarische Neuigkeiten, Gell's Reise durch die Levante, Sicilien, Griechenland, die Türkey und besonders die Gegend von Troja. Wichtige Nachrichten über den Druck von Ossians Originalgedichten, celtisch und lateinisch. Wagners commentirte Uebersetzung von Whit's Diatessaron — Aste über den Ursprung der Buchstabenschrift — Neue Aufl. des 1. Bds. der Archäol. Britan. — Neue Ausgabe von Watkins biogr. Wörterbuch — Byerleys Beschreib. v. Holland. Prett's Aehrenlese, letzter Band — Neue Erfindungen. Töne durch brennbare Luft aus einer thönernen Röhre gelockt — Neue reflectirende Lampen des Genfers Paul in London — Senefelders Polyantographie.

Day's Chronometer zur besseren Bewachung der Städte durch Nachtwächter. Bainbridge's Flaschinett — Bonnds Baumwollensammt ꝛc. — Hawkins's neue Anwendung einer mechanischen Kraft — Leach verbesserter Kessel an Dampfmaschinen — Davis neue Methode die Schornsteine zu fegen — Todds Bewegung der Weberstühle durch Wasser und Dampfmaschinen — Horrocks ähnliche Erfindung. Hall's Verbesserung der Weberstühle. Neue Kupferstiche der Obelisk in Alexandrien — Die Aehrenleserinnen und die Hopfenpflücker — Madame Tallien. Das Schloß in Lamberh. Neue Bücher im May.

VI. Neue Verlagswerke der Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind von Ostern 1802 bis 1803 erschienen:

Allgemeine Zeitung 1802. 1803. 4. Der Jahrgang 10 Rthlr. 18 fl.

Dieses seit 1798 mit der möglichsten Sorgfalt unterhaltene Institut wird von jedem Sachkundigen als die vollständigste Sammlung dieser Art für unsre Zeitgeschichte anerkannt, worinnen man die Aktenstücke und offizielle Berichte ausführlich, öffentliche Verhandlungen aber in einem gedrängten und treuen Auszug, und was den eigentlichen Stoff der gewöhnlichen politischen Zeitungen, die Tagsgeschichte, betrifft, mit bescheidener und anständiger Wahrheitsliebe und auf solche Art gesichtet findet, daß dadurch wenigstens die erste Brücke zwischen dem Chaos der öffentlichen Sagen, und der historischen Bearbeitung der Gegenstände derselben gebaut ist. Daß dabey nichts versäumt wird, was zur Kenntniß der Sittengeschichte, der Kultur, des Handels, und jeder andern interessanten Ansicht gehört, findet man beynahe in jedem Stücke belegt, so daß diese täglich erscheinende Zeitung, als ein möglichst vollständiges Repertorium der Zeitgeschichte, keiner öffentlichen Bibliothek und keinem mit der Geschichte seiner Zeit fortschreitenden Manne fehlen sollte.

Es sind noch einige vollständige Exemplarien von 1798 bis zum laufenden Jahrgang zu haben, die man, wenn

man sich unmittelbar an die Verlags Handlung wendet, für den Preiß von 4 Carolins haben kann.

Almanach des Dames pour l'an 1803. mit Kupf. 16. gebunden 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Von den Verfassern, deren Beyträge diesen Almanach zieren, dürfen wir nun Delille, Ghenier, Lebrun, Vigée, Collin d'Harleville, Segur l'ainé, Mercier, Mad. de Genlis, Mad. de Beaufort anführen, um den Beifall zu begründen, womit diese niedliche Sammlung auch in diesem zweiten Jahrgang aufgenommen wurde. Die Kupfer sind nach den besten Gemälden des Pariser Museums von Fortier aufs vorzüglichste gestochen und da die Herausgeber im Sinne haben, diese Auswahl fortzusezen, so erhalten die Besizer dieses Almanachs zugleich eine sehr interessante Kunstsammlung.

Archenholz (J. W. v.) historische Schriften, 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 12 gr. 5 fl. 20 kr.

Der berühmte Hr. Verfasser widmet diese Sammlung der Erzählung ausgezeichneter und bisher nur unvollkommen bekannter Begebenheiten, die sich mehr zu abgesonderten, für sich bestehenden Gemälden, als zu bändereichen Ausführungen eignen.

Der Inhalt des ersten, in der ersten Ausgabe 1791 erschienenen Bandes, zeigt die interessante Wahl des geistvollen Verfassers, die von ihm in seiner längst bekannten anziehenden Schreibart dargestellt sind.

Gemälde der preussischen Armee vor und in dem siebenjährigen Kriege.

Historische Bemerkungen über die große sittliche Revolution im 16ten Jahrhundert.

Geschichte der Verschwörung des Fiesko im J. 1547.

Geschichte des Pabsts Sixtus V.

Der 2te, in der lezten Oster M. erschienene, Band, enthält die

Geschichte der Flibustier

und ist unter diesem Titel auch besonders zu haben.

Schwerlich war ein Gegenstand geeigneter, in der gegenwärtigen Zeitperiode historisch dargestellt zu werden, als die Republik der Flibustier. Diese ausserordentliche Erscheinung des 17ten Jahrhunderts war noch nie mit derjenigen Vollständigkeit und historischen Kritik behandelt worden, die sie verdient, und es muß daher um so erfreulicher

seyn, daß ein solches Gemälde von einer solchen Meisterhand ausgeführt wurde.

Wie klein in ihrer Entstehung und wie wichtig in ihren Folgen diese Republik war, der nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einsichten fehlte, um sich Amerika von einem Pol zum andern zu unterwerfen und der Erde eine ganz andre politische Gestalt zu geben, als wir sie jetzt durch Colonien, Handel und Schiffahrt haben — wird jedermann mit dem größten Vergnügen hier lesen, und die seltne Entwiklung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten bewundern, die die Flibustier in ihrem regellosen tumultuarischen Zustand, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zweck, ohne Ruhmsucht, ja ohne besondern Ehrgeiz, bloß den gegenwärtigen Genuß vor Augen habend, aufstellten, und Thaten verübten, über welche noch die späte Nachtwelt erstaunen wird.

Archiv, juridisches, von Danz, Gmelin und Tafinger, I B. 4s bis III 3s Heft. gr. 8. Jedes Heft brochirt 18 gr. 1 fl. 20 kr.

Die neuste juridische Literatur verdiente schon längst mit derjenigen Unparteilichkeit und Kritik angezeigt zu werden, wodurch sich dieses Archiv auszeichnet, welches neben einer vollständigen Anzeige aller neuern Produkte in diesem wissenschaftlichen Zweig noch manche wichtige Abhandlungen mittheilt, und dem Geschäftsmanne wie dem bloßen Literator zu empfehlen ist.

Bollen (E. F.) die Lehre von öffentlichen Unterpfändern, nach römischem, deutschem und wirtemberg. Rechte, 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Der Gegenstand dieser Abhandlung hat ohne Zweifel ein desto größeres praktisches Interesse, als die Materie nach den täglichen Erfahrungen mit den größten Schwierigkeiten umgeben ist. Um die Arbeit noch nüzlicher zu machen, hat sich der H. Verfasser nicht bloß auf das Eigenthümliche der öffentlichen Pfänder beschränkt, sondern auch diejenige Erfordernisse, so wie die auf den Konkurs sich beziehende Wirkungen, welche demselben mit den andern Pfändern gemein sind, untersucht. Auch ist die Materie von der subsidiarischen Verbindlichkeit der Gerichte aus den öffentlichen Beschreibungen vollständig abgehandelt.

Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

„Ihre Kinder hiengen an ihrem Rock und wein„ten; sie nahm eines um das andre auf die Ar„me, und küßte sie mit der ganzen Inbrunst „einer Mutter, die im Begriff ist, sich auf ewig „von ihnen zu trennen. Alle Hausbedienten „brachen in lautes Weinen aus; sie wurde da„von gerührt; sie rief sie bey ihrem Nahmen, „reichte einem jeden die Hand; keiner war so ge„ring, dem sie nicht Trost zusprach, und Ab„schied von ihr zu nehmen erlaubte. —“ Was sagen Sie zu diesem Gemählde, mein Freund? Ist es nicht des Dichters würdig, den Sokrates liebte? Kennen Sie in irgend einem alten oder neuern Dichter ein schöneres? Und noch muß ich Ihnen gestehen, daß es in der Uebersetzung mehr verlohren, als gewonnen hat. Sie sehen darinn das Urbild meiner eigenen Alceste; aber Sie sehen auch die Züge, von denen ich, so schön sie sind, keinen Gebrauch machen konnte. Wir sind zu weit von der Einfalt der unverfälschten Natur entfernt, als daß wir einige dieser Züge, — wiewohl sie in einem schon zweytausend Jahre alten Gemählde einer Scene aus den heroischen Zeiten unsern ekeln Geschmack vielleicht weniger beleidigen — einer modernen Hand sollten verzeyhen können. Verdorben wie wir sind, finden wir in den Thränen, womit Alceste ihr Ehebette überschwemmt, in der Mühe, die sie hat, sich davon loszureissen, ich weiß nicht was eigennütziges, das dem Werth ihrer Zärtlichkeit Abbruch thut. Vergebens würde man uns sagen: es ist Natur, schöne, keusche, unentheiligte Natur!

Der Verfasser dieser Briefe ist Johannes Müller, dem wir die Geschichte der Schweiz verdanken; mehr bedarf es nicht, um sie über alle Empfehlung zu erheben.

Burlin vom Menschen. Beschreibung seines organischen Baues, verglichen mit dem Bau der Thiere; Geschichte seiner Krankheiten; Erklärung seines organischen Lebens. Ein encyclopädisches Werk für die Schüler der Heilkunst, für Thierarzte, Gelehrte und Jeden, der sich über die Physiologie des Menschen hinlänglich unterrichten will, um nüzliche Anwendungen davon zu machen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Dr. Reuß, Privatdocenten zu Göttingen. Erster Theil. 8. Der organische Bau. Erster Band. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der Titel giebt ausführlich genug an, was in diesem Werk zu finden ist, und auch gefunden werden wird.

Cäcilens Briefe an Lilla. Ein Handbuch für Bräute, Gattinnen und Mütter oder solche, die es werden wolen. 8. Zwey Bände. Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Diese Schrift ist dazu bestimmt, nicht nur heranwachsende Frauenzimmer zu dem wichtigen Schritte in den Stand, der ihre eigentliche Bestimmung ist, vorzubereiten, sie auf den rechten Weg zur Erreichung dieser Bestimmung hinzuleiten, und auf demselben in dem geraden vernunftmäßigen Gleise zuerhalten, — sondern auch denen, welche das Ziel schon erreicht haben, eine glückliche Thätigkeit in ihrem Kreise zu erleichtern. Zu dem Ende schildert sie ihnen im ersten Bande das der Pflicht und der Klugheit gemäße Betragen sowohl in der Wahl eines Gatten, als der Braut gegen den Verlobten, des Weibes gegen den Mann; im zweiten aber das der Mutter in der Behandlung der Kinder, vornehmlich in so fern sie, als ihre erste Erzieherin, auch die erste Hand an ihre Bildung zu legen hat. — Dieses alles nicht im trockenen Lehrtone, sondern in der gefälligen Form eines Briefwechsels zwischen zwey Freundinnen: wovon die ältere die jüngere durch die Erzählung der Geschichte ihrer eigenen Ehe und ihres Lebens unter ihren Kindern über alle diese wichtige Gegenstände belehrt. — Die mit Beyfall aufgenommenen Proben dieser Schrift in einigen Jahrgängen der Flora lassen hoffen, daß auch das Ganze seine Wirkung nicht verfehlen werde.

Damenkalender auf 1803 von La Fontaine, Huber, Jean Paul Richter, Schiller und andern, mit Kupf. geb. 12. 1 Rthlr, 8 gr. 2fl. 24 kr.

Der Werth dieses seit 1798 erscheinenden Taschenbuchs ist durch die aufgeführten Verfasser und den großen Beyfall des Publikums hinlänglich entschieden; auch sein künftiger Nachfolger darf sich das Gleiche versprechen.

Prometheus, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von J. D. Falk, gr. 8. Belin 2 Rthlr. 16 gr. Postpr. 1 Rthlr.

Die große, beruhigende Ansicht dieses so eben erschienenen Naturgedichts ist so alt, wie Lukrez, man könnte beynah sagen, so alt, wie die Welt. Unter den Neuern sind vorzüglich Leibnitz, Spinoza, Jakobi und Andere auf diesem Wege gewesen. Gewiß wird es selbst den Lesern, die mit den neuesten Fortschritten der Astronomie, Philosophie und Naturlehre in unsern Tagen bekannt sind, angenehm seyn, die Resultate des tiefsinnigsten Nachdenkens eines Newton, Leibnitz, Kant, Herschel, Schröter, Fichte, Schelling, hier leicht, spielend und poetisch ausgesprochen, in einer Reihe lehrreicher Fictionen, zu erhalten. Die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt, das Geheimniß Gottes in der Wanderung unzähliger Seelen, die Herbergen der Vögel, Pflanzen, Blumen und Insekten, die wie im Schlafe mit uns über die Erde ziehen, und von Station zu Station umgekleidet, vielleicht immer wieder und wieder zurükkehren; dies sind die Gegenstände, mit denen sich der Prometheus beschäftigt, und die als solche mit Recht eine Anforderung an die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Lesers aus allen Ständen machen.

Fichte (J. G.) Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre und Grundriß des eigenthümlichen der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen. Neue Auflage, gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45. Eine neue unveränderte Auflage dieses wichtigen Werkes.

Flatt (D. J. F.) Magazin für christl. Dogmatik, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion, 8s und 9s Heft. gr. 8. 1802. 1803. Jedes Heft 20 gr. 1 fl. 30 gr.

Dieses der Dogmatik und christlichen Moral bestimmte Magazin verdient von jedem Gottesgelehrten, der die Lehren der heil. Schrift mit philosophischem Geist prüfen will,

geleſen zu werden. Wir nennen von den Mitarbeitern nur Flatt, Heß, Ritſch, Plank Storr, Süskind, Tobler — und ſagen damit genug für den Werth deſſelben. Wer ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wendet erhält das Heft für den Subſcriptionspreis von 1 fl. 12 gr.

Flora, Teutſchlands Töchtern geweiht. Von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Sulzer und andern, 1802. 1803. Der Jahrg. 2 Rthlr. 16 gr. 4 fl.

Dieſe periodiſche Schrift, von der wir nun das 2te Heft des elften Jahrgangs liefern, und an welcher vorzüglich Huber, Lafontaine, Pfeffel und andre arbeiten, iſt der Veredlung des ſchönen Geſchlechts gewidmet. Man findet darinn keinen Aufſatz, der nicht in dieſer Rückſicht verfaßt iſt, und es iſt daher eines von den wenigen Werken, die jeder Vater ſeiner Tochter unbeſorgt in die Hände geben kann.

Wer die ſieben vorigen Jahrgänge unmittelbar von der Verlagshandlung beziehet, darf des billigſten Preißes verſichert ſeyn.

Göthe, von, Mahomet, Trauerſpiel nach Voltaire, 8. Velinp. 20 gr. 1 fl. 30 gr. Poſtp. 12 gr. 54 gr.

— — Tankred, Trauerſpiel nach Voltaire, 8. Velinp. 20 gr. 1 fl. 30 gr. Poſtp. 12 gr. 24 kr.

Zwei der vorzüglichſten Trauerſpiele Voltaires von Göthe bearbeitet, müſſen jedem Freunde der Kunſt und ſchönen Literatur willkommen ſeyn.

Göthe, von, Was wir bringen, Vorſpiel, 8. Velinp. 12 gr. 51 kr. Poſtp. 10 gr. 45 kr.

Dieſes für die Eröffnung des Lauchſtädter Theaters verfaßte Vorſpiel trägt in ſeinem bedeutenden Inhalt das Gepräge der Meiſterhand, der wir es verdanken, und erhält dadurch ein allgemeines Intereſſe.

Lebensbeſchreibung des Benvenuto Cellini, florentiniſchen Goldſchmidts und Bildhauers, von ihm ſelbſt beſchrieben. Ueberſetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Göthe, 2 Rthlr. gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr. 6 fl.

Nicht leicht vereiniget eine Lebensbeſchreibung ſo viel anziehendes als dieſe: Als Selbſtbiographie iſt ſie für jeden Menſchen wichtig, als Kunſtgeſchichte intereſſirt ſie den Künſtler noch beſonders, ſo wie ſie als Beleg der damaligen intereſſanten Zeitgeſchichte, über die ſie manche bedeu-

tende Aufschlüsse liefert, in politischer und historischer Hinsicht einen bleibenden Werth hat.

Gros (D. K. H.) Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 gr.

Dieses Lehrbuch zeichnet sich vorzüglich durch die philosophische Behandlung des Gegenstandes, durch Kürze und Bestimmtheit im Vortrag und durch Weglassung alles fremdartigen aus.

Häberlins Staatsarchiv, 26 — 38 Heft, gr 8. Jedes Heft 10 gr. 45 kr.

Eine für die Geschichte und Verfassung Teutschlands gleich wichtige Zeitschrift.

High life below stairs, das ist: die vornehm thuenden Bedienten, oder die große Welt in der Bedientenstube; eine Farce von Townley, ausführlich erläutert von Joh. Christian Hüttner. Für solche, die sich in der englischen Sprache vervollkommnen wollen, gr. 8. 1802. 18 gr. 1 fl. 24 kr.

Das Schwierigste in der englischen Sprache ist der Ausdruck des gemeinen Lebens, den ganz aufzufassen kein Wörterbuch und kein gedrucktes Hülfsmittel zureicht. Um alle die Anspielungen und tausendfältigen Beziehungen, die besonders der etwas sylbenkarge Engländer in seine gemeine Conversationssprache trägt, zu fassen, muß man durchaus in England selbst seyn, oder sein Lämpchen an der Fakel eines andern, der dort war, anzünden. Es war daher gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen, daß unser verdienstvoller Landsmann in London, dem die Leser der englischen Miscellen so vielfache Unterhaltung und Belehrung verdanken, Hr. Hüttner, sich entschloß, diese so beliebte Farce des brittischen Theaters, mit einem vollständigen Commentar herauszugeben, und durch seine vielseitigen Anmerkungen und gelehrten Forschungen über abweichende Sitten und viele in keinem Wörterbuch aufgeklärte Phrasen, ein, allen wahren Freunden der englischen Literatur, unentbehrliches Lesebuch zu verfassen.

Hofaker (G. G.) principia juris civilis romano germani, T. III. edit. tec. 8 maj. 3 Rthlr. 14 gr. 6 fl. 18 kr.

Eine zweite von Hrn. Hofrath Gmelin umgearbeitete

Auflage dieses vorzüglichsten der Lehrbücher über das bürgerliche Recht.

Hoyer militairisches Taschenbuch auf das Jahr 1804. 12. geb. mit Kupf. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Unter so manchen milit. Taschenbüchern, deren Zweck Unterhaltung des Offiziers ist, war Scharnhorsts Taschenbuch allein zum Unterricht und zum Hülfsmittel des Offiziers im Felde bestimmt. Eine gleiche Absicht vereinigt das Taschenbuch für Soldaten, von dem churſächsischen Pontonnier-Capitain Hoyer bearbeitet, mit der ersten, und wird vielleicht unter der Menge anderer nicht den letzten Rang behaupten. Der Offizier wird darinn einen allgemeinen Ueberblick der Geschichte der Kriegskunst in Absicht ihrer wissenschaftlichen Fortschritte, und eine Erzählung des merkwürdigen Kriegszuges Karls V. nach Afrika zur Unterhaltung finden. Zum Feldgebrauch aber dienen: ein Rekognoszierungswörterbuch, welches die verschiedenen Umstände umfaßt, auf die der Offizier bei Recognoszirungen zu sehen, von denen er Nachricht einzuziehen hat; ein alphabetisches Register der Feldfortification erleichtert das schnelle Auffinden jeder Notiz, die dem Offizier nöthig ist, und die selbst dem Gedächtniß des Geübten zuweilen entfallen seyn kann. Da der Verfasser schon durch mehrere vorzügliche militairische Werke bekannt ist, so hofft die Verlagshandlung durch dieses Unternehmen etwas Nützliches zu liefern, und den Dank des militairischen Publikums zu verdienen.

Laurop (E. P.) Briefe eines in Deutschland reisenden Forstmannes; zur Geschichte der gegenwärtigen Forstwissenschaft in Teutschland, 1s Heft, gr. 8. 1802. 16 gr. 1 fl. 12 gr

Loreye (J.) Theorie der Dichtkunst durch lateinische und teutsche Muster beleuchtet, 2 Thlr. gr. 8. 1802. 1 Rthlr 10 gr. 2 fl. 30 gr.

Medicus (Prof. in Heidelberg) Forsthandbuch zum Gebrauch für Vorlesungen, 8. 1802. 2 Rthlr. 3 fl. 36 gr.

Die Titel dieser 3 Werke karakterisiren hinlänglich den Inhalt derselben, der jeder Erwartung entsprechen wird.

Meyer (Domherr zu Hamburg) Briefe aus der Hasyt-

stadt und dem Innern Frankreich unter der Konsulatsregierung, 2 Thlr. Zweyte sehr vermehrte Ausl. 8.
2 Rthlr. 12 gr. 4 fl. 30 gr.

Das Publikum hat die erste beträchtliche Auflage dieses für die Zeitgeschichte wichtigen Werks so günstig aufgenommen, daß eine zweite noch vor Verfluß eines Jahres nöthig war; der Hr. Verf. hat diese mit vieler Sorgfalt durchgesehen, und mit manchen wichtigen Angaben bereichert.

Miscellen, englische, 6 — 11r Band. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 gr.

Nach „Archenholz Annalen der brittischen Geschichte" hat unsre Literatur nichts aufzuweisen, das uns so genau mit Allem bekannt macht, was das reiche und industriöse Albion täglich Interessantes hervorbringt; der Hr. Verf. vereinigt aber auch mit seinen Lokalkenntnissen, seinen Verbindungen und Aufenthalt in London selbst, die seltne Eigenschaft, das wichtigste aufzufinden und es aufs angenehmste und lehrreichste darzustellen zu wissen.

Miscellen, französische, 1r—3r Band. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 gr.

Der Zweck dieser Monatsschrift ist, die Fortschritte der Künste und Wissenschaften in Frankreich anzuzeigen und ein Gemählde des Zustandes, der Sitten, Gebräuche und Lebensart der Nation darzustellen; der Plan umfaßt mithin Gegenstände, die allgemeines Interesse haben, und daß dieser zur Zufriedenheit des Publikums in den nun erschienenen 3 Bänden ausgeführt worden ist, bezeugt die günstige Aufnahme derselben.

Französische Sprachlehre, in einer neuen faßlichen Darstellung der auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln durch viele Beyspiele erläutert sowohl für Anfänger als für Geübtere, vom Abbé Mozin. 8. Zweite Auflage. 16 gr. 1 fl. 12. kr.

Eines der Hauptverdienste dieser neuen Sprachlehre, wodurch sie Anfängern und Geübtern gleich wichtig wird, ist, daß sie nicht nur alles Wesentliche, was man in den besten Werken der Art auffinden kann, deutlich und methodisch darstellt, die schwierigsten Materien mit der größten Ausführlichkeit abhandelt, und die Regeln jederzeit durch eine Menge von Beyspielen und passenden Uebungsstücken in beiden Sprachen erläutert und unterstützt; son-

dern auch die schwierige Frage von dem Artikel und den Pronoms auf eine eigene, dem Geiste der französischen Sprache angemessene, und leichte Art behandelt, die schwersten Zeitwörter in beiden Sprachen unter allen Formen, ihre Konjugationen aber in einer natürlichen Ordnung, und unter den einfachsten, kürzesten und verständlichsten Benennungen vorträgt, vermittelst mehrerer Tabellen die ächte Methode, sie gründlich zu erlernen, und ohne Mühe in kurzer Zeit zu schreiben, vorzeichnet, und die Kunst lehrt, den Schüler durch eine ausführliche Darstellung mehrerer in allen ihren Personen und Zeiten angewandten Zeitwörter und durch häufige Aufgaben über alle Arten derselben, besonders über die unregelmäßigen, auf eine nützliche Art zu üben u. s. w.

Da der Verfasser durch seinen nun zehnjährigen Aufenthalt in Teutschland die Fehler genau hat kennen lernen, zu welchen die Teutschen durch die ihrer Sprache eigenen Wendungen am häufigsten verleitet werden, so hat er sich bemühet, bei jeder Gelegenheit sie dagegen zu verwahren. Damit man nichts vermisse, so hat er seiner Sprachlehre eine Abhandlung über die französische Poesie beygefügt.

Um jeden Theil dieses Werks mit der möglichsten Vollkommenheit zu liefern, wurde das Teutsche desselben von einem beider Sprachen kundigen Teutschen verfertiget oder doch verbessert.

Damit die Verbreitung dieser so nützlichen Sprachlehre möglichst erleichtert werde, hat der Verleger den Preiß so niedrig als möglich bestimmt, indem 1 fl. 12 kr. für 400 Seiten gr. 8. mehrere Tabellen, schönen Druk und Papier, gewiß das Aeusserste dieser Art ist. Ueberdies erhält man bey 5 Exemplarien das 6te gratis, wenn man sich unmittelbar an die Verlags-Handlung wendet.

Da die erste Auflage sich innerhalb 9 Monate vergriffen hat, so hat der Hr. Verfasser die neue, Ende Augusts zu habende, Auflage mit wesentlichen Zusätzen vermehrt, und ihr dadurch einen höhern Grad von Vollkommenheit gegeben, so daß sie nun unstreitig für das vorzüglichste Lehrbuch der franz. Sprache gehalten werden darf. Der Preiß bleibt auch bei der sehr vergrösserten Bogenanzahl der nämliche.

Neue Sammlung französischer und deutscher Uebungsstücke zum Uebersetzen in beide Sprachen mit Nach-

weisung auf die neue französ. Sprachlehre von Abbé Mozin bearbeitet von ebendenselben und von M. Kerndel. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Veranlassung zu dieser Sammlung gaben das Bedürfniß und der mehrmal geäußerte Wunsch, daß die französisch lernende Jugend ein Buch haben möchte, welches bey einem mäßigen Preise durch eine beträchtliche Anzahl französischer und deutscher Anekdoten und Züge aus der Geschichte, wobey nicht blos auf spielende Unterhaltung sondern auch auf Erweckung ernsthafter, moralischer Gefühle Rücksicht genommen wurde, jungen Leuten ein weites, abwechselndes Feld zu Uebungen in und außer den Lehrstunden aufschlöße, ihnen die Regeln der Grammatik ins Gedächtniß rief, und Stoff zur mündlichen Unterhaltung anböte; wobei sie ein- oder mehrmal gelesene Stücke, zur Vorbereitung auf das Sprechen nacherzählen lernten. — Zu diesem Behufe enthält die gegenwärtige Sammlung vierhundert Anekdoten, von denen mehr als zwanzig französische auf zweierlei Art vorgetragen sind, um zu zeigen, wie man eine Sache frei und mit Abänderungen der Worte nacherzählen kann; die deutschen sind alle mit Erläuterungen über den ächt französischen Ausdruk begleitet. Der übrige Inhalt besteht in einer französischen und deutschen Komödie, und einer Anzahl Gespräche über die bei der Handlung am häufigsten vorkommenden Gegenstände, auch wiederum mit Erläuterungen.

Im Uebrigen zeichnet sich diese Sammlung durch Wohlfeilheit des Preises, und Schönheit des Drucks und des Papiers eben so vortheilhaft aus als die Grammatik des Hrn. Abbé Mozin; mit welcher sie auch gleiches Format hat.

Niemann's Blätter für Polizei und Kultur für 1802 u. 1803. 8. Der Jahrg. 4 Rthlr. 8 gr. 7 fl. 48 gr.

Eine reichhaltige Sammlung aller Fortschritte, Bemühungen, Verordnungen, Wünsche ꝛc. in Betreff dieser für die Menschheit so wichtigen Gegenstände.

Pestalozzi's Elementarbücher, 5 Hefte. gr. 8. 3 fl. 47 kr. baar.

Pestalozzi's Lehrart verdient nach dem allgemeinen Zeugniß derer, die sie genau kennen lernten, das große Aufsehen, das sie verursachte. Seine Elementarbücher, wovon bis jezt 3 Hefte erschienen sind, setzen nunmehr jeden

in den Stand, dieß selbst zu beurtheilen, und seine Methode zu befolgen, und man wird die hohen daran gehegten Erwartungen sodann gewiß erfüllt sehen, besonders, wenn die übrigen Hefte vollendet sind und das Ganze dadurch genau wird beurtheilt werden können. Zu Michaelis erscheinen die weiteren fürs erste angekündigten 2 Hefte, denen noch einige nachfolgen werden, um die Darstellung des ganzen Systems zu vollenden.

Pfeffel, (G. K.), poetische Versuche, 6 Theile, Velinpapier. 6 thlr. 10 gl. 48 kr. Postpap. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr. Druckpap. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Mit der sorgfältigsten Feile ist diese neue Ausgabe von dem ehrwürdigen Verfasser veranstaltet worden; in kurzem werden noch 2 Bändchen nachfolgen und das Publikum dadurch im Besitz der vollständigen Sammlung dieses mit Recht so allgemein beliebten Dichters seyn. Für die Besitzer der erstern Ausgaben sind die neuen Gedichte vom 4. Band an auch besonders zu haben.

Pfleiderer, (Prof.), vollständige Trigonometrie, gr. 8. 1822. 1 thlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Das vollständigste Handbuch in, theoretischer und praktischer Hinsicht, was über diesen wichtigen Zweig der Mathematik bis jetzt geschrieben ist; der Anfänger und der Kenner können es mit gleich großem Vortheil benutzen.

Ploucquet, D. W. G., initia bibliothecae medico-practicae et chirurgicae realis. T. XI. Subscript. Pr. 3 thlr. 12 gr. 6 fl. 20 kr.

Mit dem 12ten Bande wird nun dieses für jeden Mediciner höchst wichtige Werk geschlossen seyn, das alles enthält, was in diesem Fache bis auf den heutigen Tag geleistet wurde, und das, gehörig geprüft, kein Arzt entbehren kann.

Plutarchi Chaeronensis quae supersunt omnia. Cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis diversitate. Opera J. G. Hutten. Tom. XIII. 8 maj. 1 thlr. 12 gr. 2 fl. 24 kr.

Mit dem nächstfolgenden Theil wird diese vollständige Ausgabe aller Werke Plutarchs beschlossen werden, die alles in sich faßt, was bisher Wyttenbach's Bemühungen nicht ausgenommen, für diesen Schriftsteller geleistet wurde.

Polizeyfama, allgemeine deutsche, auf 1802. und 1803. Der Jahrgang 3 thlr. 4 gr. 5 fl. 30 kr.

Seit einem Jahre hat sich der Herausgeber der deutschen Justiz- und Polizey-Fama in Verbindung mit vorzüglichen Justiz- und Polizeykennern bemüht, einen Plan zu realisiren, dessen Ausführung gleich Anfangs als ein Bedürfniß der deutschen Nation anerkannt wurde.

Ob er den Zweck einer so schwierigen Unternehmung erreicht und seine übernommene Pflichten erfüllt habe, mag das sachkundige unpartheiische Publikum entscheiden. Die zahlreiche Theilnahme der Leser, welche sehr bald eine zweite Auflage der Fama veranlaßte — die unmittelbaren Begünstigungen so vieler Regierungen Süddeutschlandes — das Bemühen ausgezeichneter Staats- und Geschäftsmänner, diese Blätter zu verbreiten, und mit Beiträgen zu unterstützen, sind wo nicht Beweise ihrer Vorzüge, doch wenigstens Merkmale der allgemeinen Zufriedenheit. Vielleicht veranlassen sie auch noch jene, welche nur dem Alten huldigen, zu einem günstigen Blike auf diese Pflanze des neunzehnten Jahrhunderts.

Posselt, D. E. L., europäische Annalen auf 1802, und 1803. gr. 8. Der Jahrg. 4 thlr, 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Dies wäre nun der 9te Jahrgang einer so allgemein verbreiteten Zeitschrift, deren großer Werth nun erst recht erkannt werden wird, wo der friedliche Gang der Zeitbegebenheiten die Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit des Verfassers leichter erkennen läßt.

Schelling und Hegel kritisches Journal der Philosophie, 1r u. 2r Bd. jeder zu 3 Stücken. gr. 8. 1802. 1803. br. 1 thlr. 16 gr. 3 fl.

— — F. W. J., neue Zeitschrift für speculative Physik, 1r Bd. gr. 8. 1802. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Diese zwei ihrem Titel ganz entsprechende Zeitschriften sind des Verfassers würdig, dessen Namen sie tragen.

Schellings F. W. J., Methodologie, 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Da durch die Zeitumstände an vielen Orten neue Aussichten für Verbesserungen der Universitäten entstehen,

Unsre Sitten sind nicht rein, unsre Begriffe selbst nicht ächt genug, uns die moralische Schönheit in diesem Zug empfinden zu lassen. Sie verstehen mich also schon, wenn ich sage, daß ich genöthiget gewesen sey, die Alceste (auf Unkosten der Natur und Wahrheit) zu verschönern. Es ist kein Verdienst, sondern ein unfreywilliges Opfer, das jeder Dichter dem Genius seiner Zeit darzubringen gezwungen ist. Er befindet sich nur allzu oft in dem Falle der Egyptischen Künstler, wenn sie Götter bildeten. Die Form ist ihm vorgeschrieben. Sie ist weniger schön, als die Natur: Aber Vorurtheil und Gewohnheit haben den Begriff der Vollkommenheit damit verbunden; Isis scheint desto mehr Göttin, je weniger sie einer Sterblichen ähnlich sieht.

Diese Betrachtung, mein Freund, erstreckt sich auch auf einige Züge und Farben, womit uns der Griechische Dichter seine Heldin im zweyten Act, wo sie nun selbst auftritt, geschildert hat. Einige derselben sind wohl unstreitig von denen, die für alle empfindsame Menschen in allen Zeiten schön sind. Welch ein rührender Anblick, wenn die sterbende Alceste, auf den Arm ihres trostlosen Gemahls gestützt, zwischen ihren weinenden Kindern hervor geht, um das Licht des Tages zum letztenmal zu sehen, — und was kan stärker seyn, als wenn Admet sie mitten in der Ausrufung: „o Sonne, o goldnes Licht des

„Tages,

so müssen diese Vorlesungen von einem so berühmten Verfasser um so willkommner seyn, da sie die Ansichten desselben über das Ganze der Wissenschaften und gewissermaaßen eine wissenschaftliche Encyklopädie, so wie auch indirecte eine gemeinfaßliche Darstellung seiner Lehre enthalten.

Schillers Fr., Maria Stuart, 3te Aufl. 8. 1802. Postpap. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr. Drukpap. 10 gr. oder 45 kr.

Schillers, F., Turandot, Prinzessin von China. Ein tragi-komisches Mährchen von Gozzi, 8. 1802. Berlinpr 1 thlr. od. 2 fl. 48 kr. Postpr. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Schwan, Dictionnaire françois-allemand et allemand-françois, 4 Vol. cplt. 4. 1798 — 1803. 6 Rthlr 8 gr. od. 11 fl.

Die Menge der französischen Wörterbücher zeigt das dringende Bedürfniß derselben, aber kein bis jezt erschienenes erfüllte so sehr jede Anforderung des Anfängers, so wie des Kenners beider Sprachen, als das vor uns liegende; denn wenn schon der Name des durch sein großes Wörterbuch rühmlichst bekannten Verfassers für diese neue Bearbeitung eines Wörterbuchs die günstigste Erwartung erregte, so ist diese in der That noch weit übertroffen, und der Unterschied zwischen diesem und den bisher im Umlauf gewesenen deutsch-französischen Wörterbüchern so auffallend, daß er jedem, der sich die Mühe geben will, eine Vergleichung anzustellen, sogleich in die Augen leuchten muß. Reines Deutsch, in einem eben so reinen französischen Styl übertragen, richtige Erklärung und Auseinandersezung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes, durch treffende Beispiele erläutert, und dieses alles in einer gedrängten Kürze, zeichnet dieses Wörterbuch vor allen übrigen so vortheilhaft aus, daß man, ohne viel zu sagen, behaupten kann, es sey das erste und einzige in seiner Art. Auch übertrifft es an Vollständigkeit alle seine Vorgänger: der Handwerker, der Künstler, der Naturforscher, der Arzt, der Wundarzt, kurz jeder wird hier in seinem Fache Befriedigung finden, selbst der Chemiker wird die vorzüglichsten Ausdrücke der Sprache des neuen Systems der Chemie nicht vergeblich suchen.

Der dritte Band dieses Wörterbuchs, der das Französische von A bis H enthält, und wobei die neueste Ausgabe des Dictionnaire de l'Academie françoise benuzt, und zweckmäßiger, als in der von Catel verdeutschten Ausgabe geschah, für Deutsche bearbeitet wurde; ist nun erschienen, und da wir mit diesem den Verlag des ganzen Werks übernommen haben, so erbieten wir uns, um den Ankauf möglichst zu erleichtern, das ganze Werk, das 4 Bände, und über 400 Bogen enthalten wird, und wovon der letzte Band Ende Septembers dieses Jahr herauskommen wird, für 4 Laubthaler zu erlassen.

Storr, C. G, opuscula acad. ad interpretationem librorum sacrorum pertinentia. T. III. et ult 8 maj. 1803. 1 thlr. 4 gr. od. 2 fl.

Süskind, J. S., in welchem Sinne hat Jesus seine Religions- und Sittenlehre für göttlich ausgegeben? gr. 8. 1802. 20 gr. od. 1 fl 30 kr.

Der Theolog, besonders der Schriftforscher, wird in diesen Werken den reinen christlichen Geist mit philosophischer Darstellung verbunden finden.

Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde, mit Kupfern, auf 1803. 16. geb. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Dieser seit 8 Jahren mit allgemeinem Beifall aufgenommene Taschenkalender, liefert auch in diesem Jahrgang eben so nützliche als lehrreiche Aufsätze. Von wirklichen Gartenanlagen sind der Lustgarten zu Harpke, und der Kobenzlberg bei Wien beschrieben, und mit Abbildungen dargestellt. Mehrere praktische Aufsätze von Hrn. Prof. Sprengel, D. Römer, Prof. Ploucquet, Dieterich ꝛc. werden jedem Gartenliebhaber willkommen seyn.

Tennecker, von, Roßarzt, 1r Bd. 1r, 2, 3r Thl. 8. auch unter d. besond. Titeln:

— über Hufstärmungen, gr. 8. 1803. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

— über die Erkenntniß und Kur der gewöhnl. rheumatischen Lähmungen bei Pferden. 12 gr. od. 54 kr.

— über die Erkenntniß und Kur der gewöhnl. zufälligen Lähmungen bei Pferden. 8 gr. od. 36 kr.

Die Arbeiten des Hrn. v. Tennecker zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie auf praktische Erfahrungen und Beobachtungen gegründet sind: in dieser Hinsicht muß also besonders sein „Roßarzt" den Pferdeliebhabern ein willkommenes Geschenk seyn, da nur wenige, die diese Materie behandelten, so häufige Gelegenheit hatten, wie der Herr Verfasser, durch wirkliche Ausübung die versuchte Mittel, zu erproben.

Williams, H. M., Skizze von dem Zustand, Sitten und Meinungen in der franz. Republik zu Ende des 18. Jahrhunderts. Aus dem Engl. 2 Theile. 8. 1 thlr. 16 gr. od. 3 fl.

Dies Gemälde von einer geschätzten Feder zeichnet sich außer den auf dem Titel angeführten Gegenständen noch besonders durch eine getreue Schilderung der Hauptumstände der neapolitanischen Revolution aus.

Bis zur Michaelis Messe erscheinen noch ferner folgende Werke:

Almanach des Dames pour l'an 1804. avec estampes.

Damenkalender auf 1804 von Lafontaine, Huber, Jean Paul Richter, Schiller und andern, m. K.

Göthe, v., die natürliche Tochter, Trauerspiel — als Taschenbuch für 1804.

— Lieder-Almanach auf 1804. m. K.

Hoyer militair. Almanach auf 1804.

Musikalischer Almanach auf 1804 enthaltend Compositionen für die Guitarre, für die in Göthe's Lieder-Almanach enthaltene Gedichte.

Schiller, die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, ein Trauersp. m. Chören, gr. 8.

Wieland, C. M., Menander und Glycerion — als Taschenbuch für 1804. m. Kpf.

Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde auf 1804, m. Kupfern.

VII. Posselts europäische Annalen 1803. 6s Stück.

Inhalt.

I. Anekdoten, Charakterzüge und Aktenstücke zur Geschichte der französischen Revolution und ihres Krieges. II. Gedrängte Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Landwirthschaft und Handlung in Bünden, von C. B. S. III. Neuester Etat der brittischen See-Macht. IV. Ueber Malta und das Recht der Britten auf dieser Insel. (Aus dem Engl. von Cobbett. Das beste, was über diesen Gegenstand Brittischer Seits geschrieben worden ist.) V. Documentirte Geschichte, der Unterhandlungen zwischen Frankreich und Groß-Britannien, betreffend die Londner Präliminarien und den Tractat von Amiens. Erster Theil. Londner Präliminarien.

VIII. Inhalt der Französischen Miscellen. Dritten Bandes 1s Heft.

1) Aloys und Rose. Französische Miscellen aus Wallis. 2) Litteratur. Gedichte von Klotilde von Surville. Auszug aus denselben, und deutsche Nachahmungen daraus. 3) Gemäldegallerie und neue Einrichtung eines Pariser Hotels. 4) Schilderung der Normandie, Brief eines deutschen Reisenden. 5) Neuerrichtetes Magazin von Glasplatten, von J. Beninger in Paris. 6) Ueber das französische und preußische Militär. 7) Modeartikel.

IX. Inhalt des 6ten Stücks von Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1803.

1. Auszug aus einem Briefe des Hrn. Alexander von Humboldt an Hrn. Delambre. 2. Neue Bemerkungen über die Wirksamkeit des Galvanismus. 3. Galvanische Versuche an einem Enthaupteten. Aus einer Schrift des Hrn. Prosectors Kelch. Ueber die Wirkung der galvanischen Elektricität im menschlichen Körper ꝛc. Königsberg 1803. 4. Bemerkungen über den Fehler unserer Forst-

bäume, welcher insgemein unter der Benennung windschief bekannt ist; vom Hrn. Forstass. Slevogt. 5. Nachtrag zu der Nachricht von dem Nationalmuseum und dem Pflanzengarten zu Paris, im ersten Stücke dieses fünften Bandes, vom Herrn Professor Froriep. 6. Merkwürdige Wirkung eines Blitzes. 7. Ueber die Anzahl, die Natur und die unterscheidenden Merkmale der verschiedenen Stoffe, welche Steine, Bezoare und verschiedene andere animalische Concretionen bilden, vom Hrn. Fourcroy. (A. d. Ann. du Mus. d'hist. nat.) 8. Nachricht von den galvanischen Versuchen des Hrn. Dr. Ackermann's zu Maynz am Leichname eines Enthaupteten. 9. Palladium, ein neuentdecktes edles Metall. (Aus Herrn v. Mons Journ. de Chimie et Physique No. 11). 10. Einige Bemerkungen über das Skelett des unbekannten Quadruped's vom Plata-Strom. (Megatherium Americanum nach Cuvier.). 11 Nachricht von einer Erfindung des Hrn. Medgwood, Gemälde auf Glas zu kopiren, und Schattenrisse mittelst der Einwirkung des Lichts auf salpetersaures Silber zu verfertigen. Mit Bemerkungen darüber vom Hrn. Davy. (Aus dem Journ. of the Royal Institution I. 170. 12. Auszug eines Briefes des Hrn. Dr. Tilesius an den Herausgeber.

Weimar den 12. Aug. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

X. Inhalt des 8ten Stücks von Steinbecks teutschem Patrioten.

1. Sichre Methode, durch welche das nächtliche Einbrechen der Diebe in unsre Häuser verhindert werden kann. Vom Prediger Winkler in Neunheiligen bey Langensalza. 2. Fortgesetzte Schilderung der verschiedenen Stände in dem Fürstenthum Bayreuth, besonders in Hinsicht auf Religion und Sittlichkeit, mit aufrichtiger Darstellung der mannichfachen Ursachen des großen Verfalls derselben. 3. Rüge eines, von Fürsten, Konsistorien und andern

Obrigkeiten überall noch geduldeten öffentlichen Spottes der Vernunft, der Sittlichkeit und der Religion.

Weimar den 12. Aug. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XXIII. Avertiss. von der Ziehung der 4ten Classe der Rudolstädt'schen Lotterie.

Die Ziehung der vierten Klasse unsrer zweyten Bücher- und Kunst-Waaren-Lotterie ist am 12ten dieses unter Direction der Fürstl. Commission geschehen, und wird davon die Ziehungsliste jetzt versendet. Die Vertheilung der Gewinne dieser Klasse besorgen wir planmäßig, und so wie uns die Wahl der Hrn. Interessenten bekannt wird. Die Ziehung der Vten Klasse geschiehet den 17ten Octob. d. J. und kostet ein Kaufloos zu dieser Klasse incl. des Schreibegeldes 2 Rthlr. 21 gr. Sächsisch welche sowohl bey unsern schon bekannten Hrn. Collecteurs als auch bey uns zu haben sind. Rudolstadt den 18ten Aug. 1803.

Direction
der Fürstl. Sächs. priv. Bücher- und Kunstwaaren-Lotterie.

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1803.

I.

Gedichte.

1.

Wider die Ordonnanz. *)

Nun darf ich nicht leſen, nun darf ich nicht ſchreiben,
Und muß mir mit Grillen die Tage vertreiben;
Da ſitz' ich denn hier, ich erbärmlicher Tropf,
Mit brauſendem übel zerſtoßenem Kopf.

*) Bey einer ſehr ſchmerzhaften Operation, die den Dichter betraf, geſungen. M.

Ich hab' in der neuen Welt und in der alten
Zu Waſſer und Lande manch Stürmchen gehalten,
Und manche Kartätſche flog glücklich vorbey;
Nun brach ich faſt ſelbſt mir den Schädel entzwey.

Herr Eckold, der Meiſter, ſchnitt rüſtig und blickte,
Was unter und über dem Schlafe mich drückte,
Und ſondete klüglich bis nah an das Ohr,
Und drehte das Knochenfragmentchen hervor.

Das dröhnte, das wühlte, das brannte von innen,
Als wollte das Hirn in dem Kaſten zerrinnen,
Als bräche der Knöchler von oben herein:
So löſt ſich mit Wuth nur ein Zöllchen Gebein.

Hier lungr' ich indeſſen, mit Blindheit geſchlagen,
Bey ſchuftigem Schädel und herrlichem Magen,
Den Kopf in der Binde, und träume mit Ruh
Von Hirngicht und Knochenfraß etwas dazu.

Der Schmerz iſt ein Uebel von Leipzig bis Goa,
Trotz aller Behauptung der Herrn aus der Stoa;
Doch darum hat man mit der Weisheit gedingt,
Damit ſie den Schmerz und das Uebel bezwingt.

Der Mann nimmt die Schickungen, wie ſie ihm kamen,
Und wer dann nicht Kraft hat, verdient nicht den Namen.
Was wäre denn unſere Philoſophie?
Hilft ſie nicht wenn's Noth iſt, ſo braucht man ſie nie.

Ich hätte ja ſchändlich die Jahre verſplittert,
Wär' ich jetzt ein Knabe, der weinerlich zittert.
Wem Tod und Gefahren noch fürchterlich ſind,
Der bleibt für die Wahrheit wohl ewig ein Kind.

Schon wird es, Dank ſey es der Zang' und dem Meſſer,
Schon wird es um's Auge mir leichter und beſſer.
Der Unfug hat Luft, und die Splitterchen drehn
Sich ſanft, um ganz ſanft ihre Wege zu gehn.

Es kommen die Freunde mit traulichem Weſen,
Den Zuſtand bey jedem Verbande zu leſen.
Das thut dann doch gütlich, ſo nimmt man den Schnitt,
Den Schmerz, die Verknorplung, die Narbe noch mit.

Seume.

2.

Valencia.

An Herrn Professor Sprengel, bey der Zurücksendung von Fischers Gemälde von Valencia.

Hin nach Valencia's Gestade möcht' ich ziehn,
Um all' den Schnee- und Fieberschauern,
Die selbst im Mai hier auf mich lauern,
Auf einmal glücklich zu entfliehn.
Dort ist das Land, wo ewig Blumen blühn,
Im schönern Sonnenstrahl die Goldorangen glühn;
Ein Land für sorgenlose Hirten,
Ein Land voll Reben und voll Myrten,
Wo die Natur, in ihrer schönsten Pracht,
Zum Himmel unsre Welt, zu Göttern Menschen macht.

Hier folgt ein rauher Tag der langen rauhen Nacht;
Von sturmgejagten Wolkenwogen
Die Sonn' am Tag, der Mond des Nachts umzogen,
Erstarrt der schönsten Blüthe Keim;
Verschmachtend irrt die Bien' umher nach Honigseim.
Der frische Muth, das frohe Streben

„Tages“, — durch dieſe ſeinem verzweiflungsvollen Zuſtande ſo angemeßne Worte unterbricht: „Er, (der Gott des Tages,) er ſieht dich, ſieht „uns beyde elend! Wir haben nichts verbro„chen, nichts an den Göttern verſchuldet, und „du mußt ſterben!“

Wie ſchön iſt die bald darauf folgende Stelle: „Ich ſehe, ich ſehe den ſchwarzen Nachen, — „ſchon ruft mir der Fährmann der Todten, zum „Abſtoſſen bereit; was zauderſt du, ruft er; „eile, du allein hältſt uns noch auf, alles übrige „iſt fertig — Man reißt mich fort, man reißt „mich fort — ſiehſt du nichts? — An den Hof „der Todten zieht er gewaltſam mich, der geflü„gelte Gott der Hölle — wie furchtbar ſeine „Blicke ſind! — Laß ab! wozu dieſe Gewalt? „— Ich komme freywillig — Wie dunkel, wie „nachtvoll iſt der Weg, in den ich Unglückſelige „eingehe!“ — Sie ſehen hier, mein Freund, das Urbild der Verſe, welche durch die muſikaliſche Ausbildung unſers Schweizers Entſetzen und kalte Schauer in die Adern gieſſen:

Sie haben's vernommen!
Sie kommen, ſie kommen!
Ich höre das Schweben
Der ſchwarzen Gefieder,
Sie ſteigen hernieder, u. ſ. w.

Ich übergehe verſchiedene andre Züge, die ich dem Griechiſchen Dichter ſchuldig zu ſeyn

Iſt hier ein Spott für die Natur;
Mit Todeskampf beginnt das Leben,
Man lebt hier, um zu ſterben nur. —

Erſchrickſt du vor dem düſtern Bilde?
Mahl' ich zu finſter und zu grell?
O, zaubre mich nur in Valencia's Gefilde,
Und was ich mahle wird ſo liebewarm und hell,
Wie Abendroth und Sonnenſtrahlen.
Doch hier — wie kann ich ſchöner mahlen,
Wo Lamp' und Ofen meine Sonne ſind,
Wo mir im Mai ein nördlich rauher Wind,
Der Blum' und Blüthen niederwüthet,
Das Fenſter aufzuthun verbietet! —
Sieh um dich her: die ganze Schaar
Der Götter und Göttinnen trauert,
Weil hier mit Boreas die Fehde ewig dauert.
Wie karg bekränzt iſt Florens Haar!
Kaum kann der Lenz das Eis des langen Winters
ſchmelzen;
Der Sonnenwagen wird durch Sturmgewölk geführt;
Die Grazien ſind hier geſchmückt mit Zobelpelzen;
Die Muſen gehn im Schnee auf Stelzen,
Und Bachus gähnt, und Amor friert.

Dtum nach Valencia! dort iſt mit Blumen-
kränzen

Alltäglich die Natur wie eine Braut geſchmückt.
Die Horen fliehen dort in leichten Reihentänzen;
Was lebt und athmet, fühlet ſich beglückt.
Zu welchen herrlichen Geſtalten
Sieht man dort alles ſich entfalten!
Die Blüthe kann nicht ſchöner blühn,
Die Frucht nicht lockender im Sonnenſtrahle glühn.
Wie üppig glänzen Thal und Höhen!
Wie glänzt der Himmel — glänzt das Meer!
Auf ſanften Wellen kühlt ein leichtes Zephyrheer
Die Flügel, um das Thal erquickend anzuwehen.
Und jedem Zephyr folgt ein Scherz,
Und weilt zu ſeinem Dienſt mit Küſſen jede Traube,
Und wandelt in der Myrtenlaube
In namenloſe Luſt der jungen Liebe Schmerz. —
Hin nach Valencia! mich dürſtet nach der Traube
Von Alicante, die mich Kranken labend heilt.
Hin nach Valencia! dort ſind ich eine Taube,
Die, leichten Flugs, zu meiner Freundin eilt,
Ein Briefchen, voll von Lieb' und Klagen,
Verſchwiegen zu ihr hin zu tragen.
Hin nach Valencia! in freyerm Fluge ſchwingt
Der Genius dort ſeine Flügel,
Schwebt jauchzend über Thal und Hügel,
Wo jedes Liedchen ſchöner klingt,
Weil es ein frohes Sänger ſingt.

Von jener Sonne mild beschienen,
Würd' auch für mich, für mich vielleicht
Der heiligste der Kränze grünen,
Den hier mein Streben nicht erreicht.
Dort sang' ich frohe süße Lieder
Von Wein und Lieb', und Lieb' und Wein:
Vom Hügel tanzt' ich singend nieder,
Ich tanzte singend durch den Hain,
Ich tränke singend meinen Wein,
Und schlief' an meines Mädchens Mieder
Zu süßen Träumen singend ein.

Nichts mahlt' ich dort mit jenen düstern Farben,
Womit ich Warner's Bild gemahlt.
Viel leichter hätt' er dort die kleine Schuld bezahlt:
Freund und Geliebte, die ihm starben,
Hätt' in Valencia der Tod ihm nicht geraubt;
Er hätt' auf kurze Zeit nur Jenen todt geglaubt,
Um fester noch an ihm zu hangen;
Mit Dieser wär er' in der Hochzeitnacht,
Die so viel Unglück ihm gebracht,
Nach Landessitt' aufs Dach des Hauses still gegangen,
Auf der Terrasse dort, von Sternen hell umblinkt,
Umgirrt von einer Turteltaube,
Hätt' unter eine Blumenlaube
Aufs Lager Hymen ihn, den Glücklichen, gewinkt.

A. G. Eberhard.

3.

Epigramme.

Die brüderliche Theilung.

Erster Reisender.

Wie weit ist noch bis Prag?

Bauer.

Es sind vier starke Meilen;
Wollt Ihr noch heute hin, so müßt Ihr warlich eilen.

Zweyter Reisender.

Vier Meilen nur? Das geht noch an.
Denn, wenn wir brüderlich sie theilen,
So kommen zwey nur auf den Mann.

Als man über die Benennung eines jungen Hundes verlegen war.

Nennt ihn Ehrlich — daß sich doch der Name
Dieser Tugend noch im Hund' erhält;
Denn im Menschen findet jetzt ihr Saame,
Leider! nur ein dürres Feld.

Was iſt ſchlimmer?

In Portugal, ſo ſagt man, ſchlagen Damen
Vor Jedem ohne Scheu das Ungeziefer *) todt.
Die unſern würden traun! bey dieſer Sünde roth:
Sie tödten beym Kaffee nur heimlich gute Namen.

Grabſchrift
nach dem Franzöſiſchen.

Hier liegt der Autor Stoppelwind.
An ihm begriff das kleinſte Kind,
Wie ohne Herz ein Menſch kann leben —
Und ſterben, ohne doch den Geiſt erſt aufzugeben.

Jena.

Fr. Kielmann.

*) Link's Reiſe durch Portugal. S. 228.

II.

Probe einer Ueberſetzung von Akenside's Pleasures of Imagination.

(II, 187 bis Ende.)

In eines alten Walds Gewinde, wo
Der unbefleckte Jüngling gern allein
Nachdenkend den geſchäft'gen Tag beſchließt,
Irrt', als den ſtillen Abend ſchattete
Der bunte Herbſt, ich ſinnend einſt umher.
Da trat vor die bethränte Fantaſie
Das Trauerbild des Tod's Partheniens,
Die Stund' — O lang Geliebte, lang Beweinte!
Wo nicht der Jugend Reiz, nicht Weisheitsſchmuck,
Nicht Hymens Kranz für deine Stirn gewunden,
Nicht des Geliebten, noch des Vaters Thränen
Der grauſen Gruft dich zu entziehn vermocht!

*) Das von den Engländern mit Recht ſehr geſchätzte Original iſt unſers Wiſſens erſt einmal, aber nur in wäßrige Proſa, überſetzt worden. Die Ueberſetzung von welcher hier ein angemeſſenes Probeſtück geliefert wird, iſt alſo keineswegs überflüſſig. Der Ueberſetzer des Apulejus und Vitruv erwirbt ſich dadurch ein neues Verdienſt um unſere Litteratur. M.

Dein brechend Aug' und letztes Lebewohl
Zerriſſen meines Herzens Innerſtes
Wie mit des Todes Hand. Auf einmal ſchwankte
Der Schatten düſtrer über mir; den Wald
Erſchütterte mit rauher'm Schwall der Sturm.
Schwarz, wie des Ungewitters Nacht, erſchien
Des Lebens Schauplatz mir — Sandwüſten, wo
In Glut die Natter ſirrt — erſtarrt der Süd —
Verheerung wild den bangen Weſt verödend
Durch Raub und Mord; hier Tyrannei
Mit Blut befleckt auf dem Throne; dort
Des Aberglaubens ſchnöde Zauberkraft
Der Sonne Licht in Finſterniſſe hüllend.
O Gott! was iſt des Menſchen Leben? Mögen
Nicht dieſe Gräuel deinen Grimme genügen?
Daß fortgepflanzt jenſeits des Ziels, aufs Neue
Sie, ihre Grauſamkeit zu üben, erſtehn
In dieſer wunden Bruſt, ſo auserkohren
Zum allgemeinen Sinnorgan des Schmerzes,
Zum unglückſel'gen Erben fremden Elends!
So rief in Ungeduld ich aus; als plötzlich
Des reinſten Himmelslichts ein heller Strom
Hin in des Waldes Dunkel brach. Gemach
Ließ eine Purpurwolke ſich hernieder,
Hieng, auf der nahen Bäume Wipfel ſchwebend,
Vor meinem Blick, bis weit ihr lichter Schooß

Sich öffnete, und majeſtätiſch nun
Ihr eine mehr als menſchliche Geſtalt
Entſtieg, zu mir ſich neigend. Donner rollte;
In Luft zerſchmolz das glänzende Gewölk:
Verklärt ſtand da das göttliche Geſicht!
Ein Palmenkranz umwand die hohe Stirn,
Und von der Schulter floß zum Knie herab
Ein luftiges Gewand, das um den Leib
Ein Gürtel, ſtralend von äther'ſchem Golde,
Schloß. In geheimnißreicher Schrift las ich
Darauf das hohe Amt, den heil'gen Namen:
Der Menſchheit Genius. Erblaßt ſtarrt' ich
Die göttliche Erſcheinung an; denn voll
Verdruß, den milde Sorge mäßigte,
Sah ſie mit Widerwillen auf mich hin,
Und fernem Donner gleich erſcholl ihr Wort:
„Wie eitel, Kind der Sterblichkeit, ſind deine
Gedanken, und wie deine Zunge frech!
Vermagſt das Weltall zu umſpannen du?
Iſt deine Weisheit ſchrankenlos? Du Nichts,
Erkühneſt dich, den Herrſcher der Natur
Zu richten und ſein Werk? zu meiſtern die
Erhabne Ordnung, die, Allgüt' und Liebe,
Er ſchuf? zu läſtern angeborener
Geſelligkeit und Liebe heilig Band,
Die Sympathie, die feſt, mit Allgewalt,

Wie mit demant'ner Kette, aller Weſen
Endloſen Kreis vereinigt und erhält
Von Anbeginn? Hat denn das Wehgefühl
Mitleid'gen Kummers, edlen Eifers, dich
So ſehr gequält, in dir den Wunſch zu zeugen:
Daß, aller Bande der Natur entbunden,
Dein ſelbſtiſch hartes Herz, des Looſes ledig
Hinfort nun ſey, beſtändig Leid zu tragen,
Als unglückſel'ger Erbe fremden Elends?
O Edelſinn! O ſchöne Herzensgüte!
O Menſchenliebe, wie Natur ſie heiſcht!"
Sprach's, und beſchämet ſchweigend ſtand ich. Mir
Der Zunge Schuld bewußt, erbebt' ich ſchüchtern.
Verſchmähte die geheim're Seel' auch ſchon
Den Vorwurf, doch war auf den Boden feſt
Mein Blick geheftet; bis der Genius,
Herab ſich neigend aus der Luft, die Stirn
Mir mit der Hand berührt' und rief: „Sieh auf,
Und laß den Blick die Zunge Lügen ſtrafen!"
Ich hob den Blick. Verändert war die Scene
Dahin war Raſengang und Waldumſchattung!
Weit dehnete, ganz öd' und wild, vor mir
Sich eine Landſchaft aus. Ein ſchroff Gebirge,
Hier ſchauerlich mit Heiden überdeckt;
Dort nackt und dort von einem Strome ſchimmernd,
Hoch über jähe Klippen ragend, wallten

Hier braune Wipfel; während rege Quellen
Der Eich' und Fichte Fuß mit ſtätem Rieſeln
Von Erd' entblößten; tiefer dann und tiefer
Hinab den ſteilen Hang ſich windend, mit
Vereinter Flut und wildetem Geräuſch
Durch's Felſenbett ſich drängten; bis zuletzt
Die Fläche ſie erreichten, die an den Rand
Des rauhen Hochlands ihren grünen Schooß
Hinbreitete, getränket von dem Strome,
Der durch das Liljenthal nun ſtill, und ſanft
Mit Spiegelhelle floß. Des Herbſtes Pracht,
In üpp'ger Füll' am Morgenſtral entfaltet,
Erglühet' auf der Felſenhöhe, die
Halbkreiſend, einem Waldtheater gleich,
Den Blumenplan umfieng. Zunächſt dem Fluſſe
Stand ein Gezelt, das ſein ſanft wallend Dach
Im Silberſchatten tief geneigter Weiden
Erhob. Die Abendſonne zeigte jetzt
Durch eine Felſenſchluft ihr ſtralend Rund,
Und in der Hügel Dunkel einen Strom
Des goldnen Lichts auf Fels und Fluten gießend,
Erhöhte ſie der Scene Fey'rlichkeit.
Ich ſtaunt', und wundernder Erwartung voll,
Horcht' ich, als jetzt des Himmelsboten Stimme,
Der myſtiſchen Erſcheinung Sinn erklärend,
So mir mit Ernſt Aufmerkſamkeit gebot:

gerne bekenne, wiewohl sie so sehr im Wege der einfältigen Natur liegen, daß ich sie vielleicht auch ohne ihn könnte gefunden haben. Ich gieng von Anfang an mit dem Vorsatz ans Werk, ihn so sehr zu benutzen, als es nur immer möglich seyn würde; und in der That ist es nicht meine Schuld, wenn es nicht so oft geschehen konnte, als ich gewünscht hätte. Aber was meynen Sie, daß unser Parterre, oder wenigstens unsre Logen zu der langen Rede gesagt hätten, welche Euripides seine Alceste halten läßt, um ihren Gemahl zu bewegen, daß er ihr eydlich angelobe, sich nicht wieder zu vermählen? Es ist wahr, alles was er sie sagen läßt, ist Natur, ist den Sitten ihres Zeitalters vollkommen gemäß. Sie redet die Sprache einer edlen, tugendhaften Frau in einer Zeit, wo Uebermaas von Geselligkeit und Verfeinerung die charakteristischen Züge eines jeden Geschlechts und Standes noch nicht weggepoliert hatte; wo ein jedes noch von seinen eigenen Pflichten und von denen der Andern stärker durchdrungen war, und wo das, was wir izt **Sentenzen** nennen, blos stark ausgesprochnes Moralisches Gefühl war. Sie redet die Sprache einer zärtlichen Mutter, in einer Zeit, wo Fürstinnen sich nicht schämten, in der vollen Kraft dieses Wortes **Mütter** zu seyn. — Wie? (rufen Sie mir entgegen) sind ihnen die Beyspiele unbekannt, die diesen Ruhm auch unsern Zeiten zueignen? — Wem, mein Freund, konnten sie unbekannt seyn? Auch werden Sie, denke ich, gefunden haben, daß meine Alceste, wiewohl

„O Erdbewohner, dem vergönnet iſt,
Der weiſen Vorſicht Wege zu erkennen,
Vernimm mein Wort mit unverwandtem Ohr!
So wiſſe denn: Der hohe Geiſt der Welt,
Von Ewigkeit geſammelt in ſich ſelbſt,
Sah in der Tiefe ſeines eignen Weſens
Die Gränze ſchon der wahren Seligkeit.
Doch Güte, ſonder Maaß, unendlich, trieb
Ihn, um ſich her das Urglück zu verbreiten,
Das ihn erfüllte. Er hob den Bildnerarm,
Und ließ hin durch den leeren Raum erſchallen
Das mächt'ge Schöpfungswort. Es wurden ſtracks
All dieſe Himmelskörper, froben Lebens
Voll, das verſchwenderiſch ſein Götterodem
In mannichfaltige Geſtalten blies.
Es athmeten von Ihm der Lebensflamme
In ſolchem Maaß die Weſen ein, daß aus
Dem Inbegriff vorhandner Ordnungen
Nur Ein' entſprang, vollkommen, allumfaſſend.
Auch ſah, beym heil'gen Licht der lauterſten
Vernunft, er alle die veränderlichen
Geſtalten der Zufälligkeit, die Folgen
Von jeder Handlung, nach der Möglichkeit
Berechnet. Und mit eins, die lange Folge
Begebnißreicher Zeit hinab, beſchied
Er aller Weſen Dauer, beſtimmte jedem

Lebendigen Geſchöpfe Tummelplatz
Und Feyerſtunde mit Allweisheit ſo,
Daß alles ſeinem hohen Zwecke diente,
Dem allgemeinen Wohl', und ganz entſprach
Dem großen Vorbild, das er ſich gewählt,
Der beſten, ſchönſten, unzählbarer Welten,
Das ſchon von Ewigkeiten her im Schrein
Der Gottgedanken lag. Noch nicht zufrieden,
In Einem Beyſpiel ſeiner Schöpfermacht
Bloß, ſeine Güte zu verkünden, hat
Mit jedem Alter, jedem Augenblicke,
Von Anbeginne ſeine Vaterhand
Mit immer neuem Glücks- und Tugendzuwachs
Dies große All der Harmonie geſchmückt;
Es hebt ſein Vaterarm, vom ſtummen Fiſch
Am Ufer, bis zum Menſchen, Engel, Geiſt,
In alle Ewigkeiten die Geſchlechter
Zu Stufen neuen Seyns empor; indeß,
Von Tag zu Tag durch ſeinen Lebensathem
Erſetzt, an ihrer Stelle niedre Weſen
Entſtehn, den untern Raum zu füllen. Wie
Die Flamme aufwärts ſteigt; wie Körper ſich
Nach ihrem Mittelpunkte neigen; ſchwellend
Dem Zug des Monds die Meeresfläche folgt,
Und eilend jeder Strom zum Ocean
Die fern entſprung'nen Fluten rollt: So ſtrebt

Was athmet, auf zu Gott, der Wesen Sonne,
Gränz-makellos, der Seelen Mittelpunkt.
Die treue Stimme der Natur treibt fort
Und fort die Emsigen zum Ziel; der Himmel
Verweigert selber seine Hülfe nicht,
Daß Jeder seines Orts mit Ernst beharre
Des Daseyns Aufgang zu erklimmen, näher
Und näher stäts des Lebens Quell zu nahn.“
„Die Felsen, die du schau'st, die grüne Au,
Vom Strom der Höh'n gewässert, laß die Scene
Der Fantasie den ersten Sitz vormalen,
Der, nach des Höchsten Schluß, zum Aufenthalt
Bestimmt dem Menschen war; das Zelt, das am
Gestad' im Schatten sich erhebt — das Obdach
Ihn in der ersten Jugendzeit zu schirmen,
Bis reifrer Sinn dem Strebenden einst die
Gemeinschaft öffnet mit erhabnern Seelen,
Mit großen Helden, ja, mit Göttern selbst.
Doch der allmächt'ge Vater unterließ
Auch nicht der zarten Blume mild zu pflegen;
Verbot den Himmlischen die Aue nicht.
Oft sandt' von seinem Strahlenthron herab
Er seinen Liebling, sie, die hehre Tugend,
Den Ausfluß seiner Herrlichkeit, die stäts
Auf sein Gebot vor seinem Antlitz schwebt,
Die Göttin, die den Biedermann mit Thatkraft

Begeiſtert, wie der Freunde Herz mit Wonne;
Ohn' deren Mitwirkung es in dem Himmel
Des Schönen, Guten nichts giebt, noch auf Erden,
Nicht Hoffnung, Ehre nicht, noch Ruhm. Ihr gab
Der Vater auf, den Sprößling zu erziehn,
Der Kräfte Keime zu entfalten, der
Begierden geilem Wuchs zu ſteuern, und
Zu lehren ihn, aus dieſes majeſtät'ſchen
Weltalls Geſetzen, was iſt gut. Es gieng
Bey dieſem Tagewerk der Nymphe ſtäts
Als freundliche Begleiterin zur Seite
Euphroſyne, die ſchöne Königin
Des Lächelns, holden Frohſinns, und der Wonne,
Die Sterblichen, wie den Unſterblichen,
Das Herz erfreuet. Schau das hehre Paar!
Es wandelt eben aus dem Zelt hervor,
Vom Jünglinge gen Himmel ſich erhebend."
Sieh! Ich erblickt' auf Blumenraſen zwiſchen
Zwey ſtralenden Geſtalten einen Jüngling —
Der Schönheit Frühlingsblüt' auf zarten Wangen
Im unſchuldvollen Blick Beſcheidenheit,
Die glatte Stirn, der anmuthsreiche Sitz
Der jungen Einfalt. — Ehrerbietig ſah
Den von ihm Scheidenden er ſchweigend nach.
Beſonders feſſelte die Jüngere
Sein brennend Auge, das um Rückkehr bat.

Voll Glanz schien sie, wie in der Dämmerung
Der Abendstern. Es hauchte ew'ge Jugend
Den Reiz all ihrer Anmuth über sie;
Vom Himmelheitern Auge floß ein Lächeln
Des duft'gen Morgens erstem Strale gleich,
Der in dem Spiegel stiller Fluten zittert;
Die schönsten Rosen gab des Himmels Frühling
Her, zu der schwarzen Locken Schmuck; das gelbe
Gewand ergoß weithin sich in die Lüfte,
Und in der Rechten schwang sie einen Zweig
Von Früchten schwer, voll Götterkraft die Wuth
Der Leidenschaft zu stillen, und die Wolke
Des Unmuths zu verjagen von der Stirn.
Erhabener, und reifern Alters, schritt
Einher die himmlische Gefährtin. Hoch
Auf ihrer Braunen Halbkreis thront' ein Gott,
In jeder majestätischen Bewegung
Ehrfurcht gebietend, heil'ge Ehrfurcht! bis,
Ermuntert durch den milden Blick, Vertraun
Das Herz in kindlichem Entzücken schmolz.
Frey in der schönen Hand wog sie das Schwerdt
Der keuschen Herrschaft, und ein Lorbeerkranz
Umschlang nach alter Heldenzeiten Sitte,
Ihr Ehrenhaupt, indem ein langes Kleid,
Weiß wie die Sonne hinter Frühlingswolken,
Die stattliche Gestalt umhüllte. Hand

In Hand verließen die Unſterblichen
Sich langſam hebend, die geſchmelzte Flur.
Ein helles Licht beſtralte ihren Pfad;
Es ließ ſich ſanft des Himmels Wohllaut hören,
Und auf ſie thauten ſüße Düfte nieder.
Urplötzlich theilten weit die Wolken ſich,
Und hinter ihrem Schleyer funkelte
Ein empireiſch Feuergefild', in das
Der Blick geblendet drang, vergebens forſchend,
Was es enthielt. Mein ſchwaches Aug' ertrug
Es nicht. Gebeugt zur Erde ſtand in ſtummer
Aufmerkſamkeit ich da. Und es begann
Bald eine Stimme, ſanft wie das Geliſpel
Der Wellen und des Hains, anbetend alſo:
„Der Götter und der Menſchen Vater! Du,
Der mit allmächt'ger Hand die Himmel lenkſt,
O neige mir ein gnädig Ohr! Schau, wie
Ich gern dein göttliches Gebot erfülle.
Oft ſucht mein Fuß dort jenen Aufenthalt
Des Menſchen, den du jüngſt erſchufſt, aus der
Gerechtigkeit und Weisheit zartem Saamen
Die Blüte ſeines Weſens zu entwickeln;
Bis einſt es dir gefällt, ſein Loos empor
Von düſtrer Erde zu des Himmels Glanz,
Zum Tempel deiner Herrlichkeit, zu heben.
Doch nicht nach mir, nach meinem Rathe nicht

Verlangt ihm, oder hört er gern. Dies Mädchen,
Die du mir zugesellet, liebt er nur;
Sehnt sich nach ihr, o Vater, ist sie fern,
Nur die Gegenwart, die meine nicht,
Erfüll mit Freuden ihn. All' meine Hoffnung,
Was eine Huld verhänget, zu vollbringen,
Ist schwankend, allumsonst mein emsiges
Bemühen, wenn zum ernsten Werke nicht
Du fester Kräfte mir und Hülfe leihest!"

Sie sprach's. Ehrwürdig schallt' es da zurück:
„O du, mein unaufhörlich Wohlgefallen,
Der himmlischen Bewohnerinnen schönste,
Des Vaters Ebenbild! von dir sey Unmuth,
Getäuschte Hoffnung, oder Tadel fern!
Dir sey früh oder spät ein jedes Werk
Gelungen, sonder Widerstand. Will auch
Der Mensch dein Wort nicht hören; angelocket
Von nied'rer Lust, verschmäht er dich, und ehrt
Ein' andre Macht, wie dir nur es gebühret;
So sey die Lust, nach der er strebt, ihn täuschen;
Verlassen ihn die Macht, die er verehrt.
Kehr' ann zurück! Gesegnet sey dein Thun!
Doch laß nicht mehr die holde Freundin dich
Begleiten. Schau, an ihrer Statt gesell' ich
Dir einen Dämon zu, der Nemesis
Abscheulich Kind, das jede Sünde gegen

Der Ordnung heilige Geſetze ſtraft.
Da harrt er dein, voll wilder Ungeduld,
Des Grimmes Ungeſtüm mit Luſt zu büßen
An jenem Sünder dort. Doch du, mein Kind,
Bezahme ſeine Wuth, leih deinen Schutz
Dem zarten Zögling, daß, wenn jetzt ſein Herz
Verzweiflung faßt, er dann getröſtet lerne,
Ja, dann er lieben lerne deine Hand,
Die voll Barmherzigkeit allein vermocht
Aus der Gefahr den Leidenden zu retten;
Daß dann anbetend er dich, Herrliche!
Erkenn', wenn alle Qualen, die des Rächers
Gereizter Ingrimm zeuget, alle Stürme
Der Höllennacht, nur jene Reize, die
Mit Würde dich bekleiden, noch erhöhen,
Durch Ehrfurcht ſeine Raſerey beſiegend,
Und heller nur in ſeinem Dunkel ſcheinend."
Hier ſchwieg die Stimm', und ich bemerkte bald,
Daß ſich des kühlen Abends Wolkenvorhang
Noch einmal ſchloß, vor jener Himmelsglut
Mein Auge ſchirmend. Als empor ich blickte,
Ein ſcheusliches Geſpenſt in Rieſengröße
Schritt da einher in grauſem Donnerwetter
Mit ſchröcklicher Geberde. Seine Stirn
Durchfurchte Zorn; die ungeſtalten Glieder
Verdrehet' es in wilder Ungeduld.

Wie in krampfhafter Angſt. Gewaffnet war
Die Fauſt mit einer Skorpionengeißel.
Oft peitſcht' in Wuth es ſeine eigne Bruſt.
Dem Aug' entſtürzten bittre Thränen. Brüllend
Erſchüttert' es die Luft mit Schrecken. Ihm
Zur Seite gieng die Jungfrau ſchweigend, Ruh
In jedem ihrer Züg' und unbefleckt
Von jener Finſterniß, die ſie umgab,
Ihr reiner Götterglanz. Jetzt ließen ſie
Sich am Geſtade nieder, und im Flug
Stürzt jetzt, die alten Gäſte zu empfangen,
Arglos aus ſeinem Schattenſitz der Menſch.
Wie, wenn ein Wolf, den durch der Alpen Schnee
Die Nacht hindurch der Hunger trieb, am Morgen
Von einer Klipp', an deren Fuß ein Dorf
Sich rauchend birgt, ein unbewachtes Böckchen
Nach Waſſer oder Weid' umher ſieht irren,
Stracks von des Felſen Höh' herniederſchießt,
Und in Gedanken ſchon den Raub zerreißt:
So und noch zehnmal wüthender fuhr auf
Den Jüngling zu das Ungeheu'r. Er ſteht
Entſetzt; ſein Herz erbebt, und ſchwach entfährt
Dem Mund hülfloſen Schreckens Jammerlaut,
Mit eins getroffen; und zu Boden. Gleich
Erhebt die Göttin, ſeiner Noth gewahrend,
Beſorgten Blicks zu ſeiner Rettung ſich.

Es fühlte der Tyrann bald ihre Macht;
Sein stürm'scher Arm sinkt nervenlos darnieder,
Des nahen Ziels verfehlend. Stumm entweicht
Mit finsterm Groll er nun; und mütterlich
Umschlinget, schau! die Schützerin den Liebling,
Bis Rosen wieder auf der Wang' entblühn.
Jetzt faßt sie seine Hand, ihm Muth zusprechend.
„Erwach', ermanne dich — so spricht sie. Mag
Des Quälers Trotz so sehr dein Herz erschrecken,
Da ich, dein Freund und Schutz, dir nahe stehe
Zur Hülf' und Rettung? O sey eingedenk,
Was nur des Himmels Schluß verfüget, das
Ist stäts für Alle gut; und wenn für Alle,
Dann auch für dich. Nicht bloß im wärmenden
Und milden Sonnenscheine des Vergnügens
Gedeiht und blüht der Geist. Verführet oft
Durch jenes Irrlicht, geht der Unerfahrne
Die Pfade des Verderbens, weit von dem,
Bestimmten Ziel'; als ob, unrühmlich in
Des Schattens Wohlgeruch gestrecket, immer
Der Freuden munterm Reihentanz zu lauschen,
Der letzte Zweck des Daseyns wäre! Frage
Dich selbst, hat dieser süße Wahn dich nie
Bethört? Hat standhaft wohl dein Herz den Zauber
Des Rosenbands der Ruhe stäts verschmäht?
Und als die göttliche Euphrosyne

wohl etwas weniger schwazhaft als die Griechische, gewiß nicht weniger Mutter ist. Aber dem Manne, für den sie stirbt, in acht schönen Versen die Wohlthat, die sie ihm erweiset, vorrücken, — dem Manne, für den sie stirbt, durch eine lange Reyhe von dringenden unwiderstehlichen Vorstellungen einen Eyd, daß er ihrem Andenken und ihren gemeinschaftlichen Kindern nicht untreu werden wolle, abnöthigen, — dies konnte meine Alceste nicht, dies durfte sie nicht, ohne ihn und den Dichter (der am Ende doch, wie billig, die Schuld allein tragen muß) in den Augen aller schönen Seelen aufs schmählichste zu erniedrigen. Hier war nun freylich vonnöthen, die Spur des Griechischen Dichters zu verlassen: aber vergessen Sie gleichwohl nicht, daß sein Admet sehr weit entfernt ist, der edelmüthige, zärtliche, feurige Liebhaber zu seyn, der er in der modernen Alceste ist. Mit einem Admet, wie der seinige, war die Vorsichtigkeit der Alceste nichts weniger als überflüßig.

Dieser Admet — denn es ist nun Zeit auf ihn zu kommen — scheint, mit aller seiner ehlichen Liebe zu einer Gemahlin von so ausserordentlichem Werthe, der Philosophie Satans im Buche Job zugethan gewesen zu seyn, deren erster Grundsatz ist: „Alles, was ein Mann hat, „giebt er für sein Leben.“ Ich habe es letzthin zweifelhaft gelassen, ob er um die Entschliessung seiner Gemahlin gewußt, oder wenigstens, ob er

In deiner Wohnung hier erschien, war da
Dein Inn'res nicht in Widerspruch mit dem
Verhängnisse, das ich dir offenbaret?
Und blicktest du voll Ungeduld nicht weg
Von mir, an ihrem Lächeln dich zu weiden?
So wisse denn: Der ew'ge Vater raubt
Dir darum ihre Gegenwart, und will —
So weis' als gnädig — daß an ihrer Statt
Dies Scheusal künftig meinen Schritten folge;
Damit du so dein wahres Heil erkennest,
So lernest, was allein den schwachen Geist
In Stunden harten Leids vor Wahnsinn mag
Und vor Verzweiflung schirmen. Sey getrost!
Laß nicht dies plötzlich Schrecken ganz den Sinn
Betäuben; wähne nicht, es sey der Grimm
Des wilden Peinigers unwiderstehlich!
O sieh mich hier bereit, im edeln Kampf,
Dir Kraft und Muth und Beystand zu gewähren.
Stark, weil du schwach, und tapfer, weil du zagest,
Frohlockt er frech. Begegne seiner Macht,
Und biet' ihm Trotz; entwaffnet, unterjocht
Ohn' Widerstand, erduldet Knechtschaft er
Und Spott und Demuth, während abgehärtet
Durch Arbeit und Schlaf raubende Gefahr,
Erhaben über ihr Geschick, die Seele
Selbst mitten in dem lauten Weltgetümmel

Feſt, wie das große All in ſeinen Angeln,
Auf ihrem eignen Grunde ſich erhält.
Ja, ſtürmt, ihr Winde! tobt, ihr Tiefen! rollt,
Ihr Donner! und ihr Himmelspfeiler, bebt!
Bis aller Welten, aller Sonnen Heer
Aus ſeinem Gleiſe weicht: doch blicket heiter
Die Seel' und ſtill auf die Zerſtörung hin;
Und immer muthiger, je ungeſtümer
Das Ungewitter, ſteu'rt durch Trümmer ſie,
Wohin Natur ſie ruft, nach ihrem Ziel."
So ſprach, voll himmliſcher Begeiſterung,
Die Göttin. Jedes Wort und jede Miene
Entzündeten ein göttlich Feuer in
Des Hörers Bruſt. Wie ungeſtüm und plötzlich
Der Blitz in Aethiopiens Gefilden
Die aromat'ſchen Hain' in Flammen ſetzt:
So lodert' auch des Jünglings Buſen auf.
Der Ohnmacht ſich entreißend, rief er aus:
„Es ſey gewagt! Sey Zeuge mir, ob Furcht
Mich ſchrécke; ob feig' ich vor dém Kampf erbebe;
Ob ich in meiner Kraft wohl ſtrauchele
Bey drängender Gefahr. O wähne nicht,
Daß Zagheit noch und Kleinmuth mich beherrſcht,
Wie kurz zuvor. Du haſt mich umgeſchaffen.
Ja, deiner Stimme Ruf hat mein Vermögen
Aus trägem Schlummer auferweckt, mich kühn

Durch Arbeit und Gefahr in jede Bahn
Zu wagen, die mir Gott befiehlt. Verlaß
Nur du mich nicht! O ſey mir immer nahe,
Daß deiner heil'gen Stimm' ich horchen möge,
Und leiten meinen Fuß nach deinem Rath.
Doch ſprich: bleibt ſtäts ſie meinem Blick geraubt?
Sprich, wird nicht Einmal noch Euphroſyne
Vor mir in ihrem Reiz erſcheinen? O
Du ewiger Regierer aller Dinge!
Dein heiliges Gebot geſchehe; denn wer
Bin ich, was du beſtimmſt, zu richten? Laß
Das Drohen dieſes Rächers täglich mir
Das frohe Morgenroth verdunkeln, und
An jedem Abend zwiefach mich umnachten;
Geſegnen will ich es, und ohn' zu murren,
Des Unholds Gegenwart erdulden: Nur
Laß dich mein Flehen rühren, und mag je
Mein Thun dir wohlgefallen, o ſo ſchenke
Die roſige Euphroſyne mir wieder,
Die Einſamkeit mir lächelnd zu erheitern!"
Er ſprach's; als plötzlich durch die Finſterniß,
Die jener Wüthrich rings umher verbreitet,
Ein Strahlenglanz mit Blitzes Schnelle brach;
Die Wolken ſich zertheilend ſchwanden, und
In Mitte heitrer Himmelsbläue ſie,
Euphroſyne, erſchien. Mit munterm Tritt

Stieg sie zur blumenreichen Flur herab,
So zu den sich Verwundernden beginnend:

„Da bin ich wieder, wie ihr es gewünscht!
O Glück zu der Vereinigung! Ich komme
Ein froher Bot': Uns trennet nichts hinfort!
Horch, wie der Wiederhall den Laut von Fels
Zu Felsen trägt, und murmelnd der Strom
Zurückruft: Uns trennet nichts hinfort!
O ihr Geliebtesten! Mit Wohlgefallen
Sah euch der Vater, als durch frohen Trotz
Des grausen Dämons Macht jetzt euer Herz
Versuchte. Er beschloß unwandelbar:
Daß nimmermehr, du Himmelskind, wenn je
Dies Scheusal sich erfrecht, die Pfade, die
Du wandelst, zu betreten, und herab
Du zu dem Aufenthalt des Menschen steigst —
Allein du seinem Arm begegnen, noch
Zurück sollst lassen dein' Euphrosyne."

Sie schwieg, und die romant'sche Scene schwand
Urplötzlich. Felsen, Wälder, Bäche samt
Des Zeltes Schirm und jeder myst'schen Form
Entflohen, gleich des Morgentraumes Bild
Wenn Sonnenschein das Bett' erhellt. Ich stand
Bestürzt, betäubt, bis er, der Genius,
Der das Gesicht der Landschaft vor mir schuf.

Als auf zu ihm mit Schüchternheit ich blickte,
Noch eh' ich flehend hat, zu mir begann:
„Erkenne hier, wie gottlos und wie blind
Dein klagend Herz! Schau, wie des Menschen
Verhängniß Gott von Ewigkeit so weise,
Gerecht und gut bestimmet hat; und daß
Der hehren Tugend Schritt, mag noch so sehr
Sie Mißgeschick und frecher Schmerz sie plagen,
Doch immer zugesellt, als traulicher
Gefährte, das Vergnügen ist! Ich brauche
Nicht rings durch dieses Daseyns bunten Kreis
Dich Trägen an der Hand zu führen; daß
Zum Trost dein Herz seh, welche Kraft die Hand
Der Tugend in die bittre Schaale, die
Dem Leidenden des Unglücks Uebermaaß
Und Gram gefüllet, mischt, durch Herzensluft
Den herben Trank zu mildern. Frage nur
Den treuen Jüngling hier, warum der lange
Geliebten kalten Aschenkrug so oft
In seine Arm' er schließt; so oft den Schritt
Zur Einsamkeit er lenkt, in stiller Nacht
Ihr heißer Thränen Trauerzoll zu bringen:
O! sagen wird er dir, daß für die Schätze
Der ganzen Welt sein Herz die heil'ge Stunde
Nicht miss', wenn der Sorgen samt des Neides
Geräusch' entflohn, im milden Strahl der Tugend

Erinnerung, des Herzens Wunde streichelnd,
Ihm seine Thränen in Entzücken kehrt.
Frag nur die Menge, welche jenen Fels
In wilder Eil erklimmt. Tief unten an
Den Strand hat Sturm ein hülflos Schiff geschleudert.
Des Mitleids heil'ge Thräne rinnt; des Schreckens
Eiskalte Hand verzucket ihre Glieder;
Ihr Haar erstarrt. Die Mutter drücket fester
Ihr Kind an ihre Brust; zeigt, wo durchs Schiff
Die Woge schäumend bricht, und schreyet laut,
Als brüllend jetzt die Flut den Armen schlingt,
Der ängstlicher Gebärd' um Rettung fleht;
Ein Anderer jetzt, zerschmettert an den Klippen,
Todt untersinkt! O glaubst du in der That,
Daß hier Natur nicht süßen Reiz gemischet
In Schreckens-Mitgefühl, in Mitleids-Thränen?
Nicht ein' Empfindung, angenehm und schmelzend,
Die, trotz des Schmerzens Pein, die Menschlichkeit
Zu ihrem Ziele zieht und thätig macht?
Befrag dein eigen Herz! Um Mitternacht,
Wenn bey der Kerze Schein dein mattes Auge
In schauerlicher Stille wachet bey
Der heil'gen Vorwelt Blatt, bey Griech'scher Barden
Gesang, bey Griech'scher Heldenthaten, die
Der Ruhm selbst bleibend niederschrieb, die gern
Des Himmels und der Erde Macht betrachtet

Mit dem Gefühl des Vaters, der das Lob
Des Sohnes lieſt — ob deine Seele dann,
Verſchmähend der ruhmloſen Tage Joch,
Nicht auch bey dieſen Heldenthaten lodert?
Sprich: wenn vor deinem Blick ſich ſchwärzt die Ausſicht,
Entwurzelt Heldenſtaaten trauren in
Dem Staub', und zittern bey dem Drohn verruchten
Ehrgeizes; wenn die edle Jünglingsſchaar,
Die für die Freyheit, für die Väter focht,
Da, Seit' an Seit', im Blute liegt; wenn Stolz
Frech die Gerechtigkeit entthront, den Pomp
Der Herrſchaft, des Geſetzes Majeſtät,
Das Schwerdt, den Lorbeer und den Purpurmantel
Zu leerem Sklavenprunk entehret, des
Tyrannen Zug zu ſchmücken, und die Augen
Des Pöbels auf den Knien zu blenden; wenn
Des Feldherrn und des Patrioten Bild
Und Urn' und ruhmverzierter Bogen, ſteigen
Ergrimmtem Königsneid zur Luſt, die Straßen
Mit heil'gen Trümmern überſtreuen; wenn
Der Muſen Sitz, die Marmorhalle, wo
Mit Sokrates, mit Tullius die Weisheit
Sprach, von zankſücht'ger Mönche Kauderwälſch,
Vom Nachtgeplärr der Nonnen wiederhallen;
Wenn Raubſucht ohn' Erbarmen aus der Hand
Der Zeit die Sichel reißt, mit ſich'rem Streich

Des Ruhmes Werke zu vertilgen, bis
Verwüstung ihre Rabenschwingen über
Die grasbewachsnen Gassen breitet, und
Wo Roms Senat Monarchen richtete,
Die Schlange zischend hin durch Unkraut schlüpft,
Das sich um morsche Säulen schlingt: wenn so
Entstellet, traurig weit umher, die Aussicht
Dein klopfend Herz erschüttert; wenn dem Auge
Des Patrioten Thrän' entstürzt, dein Arm
Im Geist Zeus Donnerkeule schwinget, den
Gottlosen Krantz von Philipp's Stirn zu blitzen,
Zu schmettern den Octav vom Siegeswagen:
Verdreußt, o sprich, dann die geheim're Seele
Des hohen Kummers Mitgefühl? Vertauschtest
Du dieses edle Herzleid wohl ums Loos
Deß, der im bunten Kreise stummer Sklaven,
Die seinem Winke unterthan, dasitzt,
Die goldgekrönte Stirn erhaben trägt,
Und zu sich selber spricht: „Ich bin ein König,
Warum sollt' ich mein Ohr der Klagestimme
Des Elends leihn?" — So hat die schnöde Neige
Der letzten Zeit, dies giftige Getränk
Der Knechtschaft und der Thorheit, so noch nicht —
Dank Ihm, dem ew'gen Herrscher dieser Welt! —
Durch Schanden Uebermaaß den angeschaffnen

Uradel jeder Menſchenſeel' entweiht;
Noch ſo des Vaters Bild aus ihr vertilgt!"

Deſſau.

August Rode.

III.

Ueber den Charakter der drey Hauptnationen Ungarns und den Zuſtand der daſigen Literatur.

Semper ego auditor tantum? Numquamne reponam?

Juvenal.

Mein mehrjähriger Aufenthalt in Teutſchland ließ mich es erfahren, daß nicht bloß deſſen Aftergelehrte und die große raiſonnirende Menſchenklaſſe daſelbſt, ſondern auch manche Männer mit ſonſt geläuterten Einſichten, und ſogar geographiſche Schriftſteller, höchſt einſeitige, abgeſchmackte Begriffe von Ungarn und deſſen Bewohnern hegen. Man denkt ſich den Boden und das Klima dieſes Landes als ein Analogon

vom Schlaraffenlande, und weist dem Magyar *) seinen Standpunkt in der Völkerordnung dicht neben dem Türken oder Kosaken an. Ja, vielleicht glaubt Mancher, der von der Ursprungsverwandtschaft des Magyar's mit den Finnen las, daß beyde noch auf eben derselben Stufe der Rohheit zusammenstehen. Der Ursachen dieses Mißverständnisses giebt es mehrere. So verstehen z. B. die Ausländer unsere Sprache nicht, nehmen also keine, oder doch nur transitorisch und insofern Notiz von unseren Geistesprodukten, als diese irgendwo flüchtig (und gewöhnlich immer mit einem Gefolge von piis desideriis) angezeigt werden. Die Reisenden aber, welche unser Land mit ihren Herein- oder Durchflügen beehren, richten selten ihre Aufmerksamkeit und Absicht auf Untersuchungen des Zustandes der Menschheit im Ganzen, sondern sie suchen Naturalien, Seltenheiten, Anekdoten und dergleichen zusammen, oder sie verweilen (wenn es ja dazu kömmt) bloß in den größern Städten, und darin wieder nur bey den Deutschen, die von jeher gewohnt sind, mit anmaßender Geringschätzung und Insolenz ihrer ältern Landesbrüder (oder vielmehr ihrer

*) Der Ur-Ungar, oder eigentlich in statistischer Hinsicht der Stamm unsers Staates, an welchem die Slaven, Deutsche, Raitzen und Griechen nur Zweige und gewissermaßen Schmarotzergewächs sind. D. V.

darein gewilliget habe. Aber ach! beydes ist nur allzu gewiß. Der Vorredner Apollo, und seine eigne Sprache beynahe durch das ganze Stück, läßt uns keinen Zweifel übrig. Mitten unter den Wehklagen, die ihm der Verlust einer schönen jungen Frau auspreßt, verräth er wider seinen Willen sein Behagen darüber, daß Er da ist; und wenn wir ihn alle Augenblicke das Verdienst, das sie sich durch ihren Tod um ihn gemacht, erheben hören: zwingt er uns beynahe zu denken, das, was ihm bey ihrem Verlust am meisten zu Herzen gehe, sey, daß er nun keine Frau mehr habe, die bey Gelegenheit noch einmal für ihn sterben könne. Nun ist wahr, er sagt ihr beym Abschied die feinsten und zärtlichsten Dinge von der Welt; aber desto schlimmer für ihn! Wir werden immer nur eine sehr mittelmäßige Meynung von einem Manne haben, der, in dem Augenblicke, wo er eine Gattin, wie Alceste, verliehrt, eine wohlgesetzte Rede in vierzig schönen Versen zu halten fähig ist. Glaubt er etwan, wir sollen darum besser von ihm denken, weil er Alcesten sagt: er wolle sich von einem grossen Meister ihre Statue machen lassen, wolle diese Statue alle Nächte mit sich zu Bette nehmen, sie umarmen, sie mit ihrem Nahmen nennen, sich dann einbilden, er habe seine liebe Frau im Arm — und was der Albernheiten mehr sind? „Freylich (setzt er hinzu) wird es, halt' ich, nur eine kalte Freude seyn (ψυχραν μεν σιμαι τερψιν) aber wenigstens wirst du mir zu-

„wei-

freygebigen Pflegeältern) zu erwähnen *). — Und endlich herrscht nun einmal bey unsern westlichen Nachbarn das Vorurtheil, daß der Ungar schon wegen seiner Abgelegenheit von ihnen, gegen die kulturlose Türkey hin, — wegen seiner eigenthümlichen, mit keiner andern gebildeten, verwandten Sprache, wegen seiner schlichten Sitten, natürlichen Jovialität, besondern Tracht u. s. f. durchaus nicht mit den Nationen verglichen werden könne, die sich in Ansehung des konventionellen Lebens und des wissenschaftlichen Verkehrs auf einen gewissen gemeinschaftlichen Fuß gesetzt haben. Dieses Vorurtheil, anstatt es zu zerstören, wird von dem jungen Anfluge unserer seynwollenden litterarischen Areopagiten und Reformatoren recht geflissentlich unterhalten. Nicht nur machen sie ihre patriotischen Schilderungen von Ungarn durch einen gewissen Anstrich von Gelindigkeit dem Ausländer verdächtig, sondern sie wiederholen auch bis zum Ekel

*) Alle Reisebeschreibungen von Ungarn sind unzuverläßig, und die meisten nichts als kummerlich zusammengelesene Aggregate von theils falschen und schiefen theils unbedeutenden Kleinigkeiten, wie ihnen jeder auch auswärtige Leser leicht ansehen kann. Man nehme nur z. B. die Briefe des Grafen von Hofmannsegg. D. H. — Graf von Hofmannsegg hat laut erklärt, daß er von der Herausgabe dieser bloß im Vertrauen geschriebenen Briefe durchaus unschuldig sei. B.

immer und immer daſſelbe: der Magyar müſſe noch lange den Berg zum Sitz der Kultur hinanklimmen, bis er eine namhafte Region darauf erreichen wird. Gleichſam, als gäbe es zur Würdigung einer Nation nicht auch einen Maaßſtab, der, ohne Rückſicht auf andere Völker nehmen zu müſſen, in ihr ſelbſt und in lokalen, temporellen, politiſchen Umſtänden liegt, und mit ihrem Rückſtand hinter andern Staaten recht wohl beſtehen kann.

Zu jenen unberufenen, ſeichten Sprechern nun gehört auch der Verfaſſer eines Bruchſtücks in der Zeitung für die elegante Welt (1802. Nr. 55.). Er geſteht nämlich zwar dem Magyar gewiſſe Fortſchritte mit dem liberalen Geiſte des Zeitalters zu, glaubt aber dennoch, daß dieſer erſt zu ahnen anfange, wieviel er dem Fleiße und der Betriebſamkeit des (inländiſchen) Slaven und Deutſchen verdanken müſſe! und macht zuletzt beyden das Kompliment: Jener zeichne ſich noch durch ſeine Bildſamkeit vor dem eigentlichen Ungar aus, dieſer aber ſey ein wohlthätiges Bindungsmittel, die ungeheure (!) Maſſe eines ſo heterogenen Haufens (sic) zuſammenzuhalten.

Womit getraut ſich wohl der Fragmentiſt das zu

beweiſen, was er ſo leichtſinnig in den Tag hinein ſchwatzt? Welche Verdienſte von Belang kann er anzeigen, die ſich der Slave um den Magyar erworben haben ſoll? Ja, wie wäre dieſes auch nur möglich, wenn ſich der Magyar aus Haß und Verachtung gegen den Slaven und Deutſchen faſt vor demſelben zurückgezogen hat? — Doch man urtheile aus folgenden allgemein erwieſenen Thatſachen über die Richtigkeit obiger Behauptung.

Es iſt ein Hauptzug in dem Charakter des Magyar's, ſich hartnäckig gegen alle Neuerungen zu ſträuben, wenn ſie ihm durch fremde Autorität aufgedrungen werden und ſeine Originalität antaſten. Dieſe Widerſetzlichkeit geht bey den niedern und mittlern Ständen, und überhaupt bey Allen, die der Zauber des feinern Luxus noch nicht betäubt hat, ſo weit, daß ſie aus Beſorgniß eines verſteckten höheren Verluſtes ſelbſt den leiſeſten Angriff auf ihre Sitten und Gewohnheiten zurückſchlagen, wenn er nicht durch den Nachdruck der überlegenen Gewalt unterſtützt, oder (wie gewöhnlich) von der Liſt maskirt wird. Allerdings iſt dieſer Eigenſinn des Magyar's mit ſeinem, noch immer beſtehenden, Haſſe gegen die übrigen Mitbewohner Ungarns verwandt, aber er iſt, wie ich unten zeigen werde, bey weitem nicht bloßer blinder Ha-

tionalſtolz, und documentirt zugleich einige der ſeltenſten Tugenden dieſes Sohnes der Natur: ſeine Feſtigkeit und Zuverläſſigkeit, ſeine Geradheit und Ehrlichkeit, ſeinen Biederſinn; Tugenden, die man gern im Geiſte des edlen Rouſſeau, ſelbſt mit Aufopferung der bunten Flitterſchätze unſerer Zeiten, aus der Vorwelt hervorholen und den Völkern der erlauchten Aufklärung anpreiſen möchte. Der Charakter des Sklaven hingegen iſt tückiſch, kriechend, ein Sklave des Eigennutzes und der Habſucht, wie ihn jeder Geſchichtskundige ſchon aus den verſchiedenen Revolutionen der Slaviſchen Staaten (z. B. der Polen) ſich abſtrahiren kann. Und was die Deutſchen betrifft, ſo iſt es bekannt, daß ſie überall, wo es ihnen durch Zeitumſtände und Accomodation gelang, aufgenommen zu werden, erſt ihren Gaſtfreund mit recht vielen Bedürfniſſen bekannt zu machen ſuchten, und ihn dann, unter dem Scheine der Dienſtfertigkeit, noch obendrein nach Herzenskuſt ausſogen. Dieſe Thatſachen zuſammengenommen, mögen entſcheiden, ob es je möglich war, daß zwiſchen dem Ungar und ſeinen Gegnern ſo eine mittheilende Annäherung Statt fand, wodurch der Fleiß und die Betriebſamkeit des letztern jenem zu irgend einem poſitiven Gute verhalf, für das er ihnen Dank ſchuldig wäre; ja, ob ſie ihn auch nur durch ihr Beyſpiel reizen konnten, ſeine Kräfte und Talente zu

verſuchen und in Thätigkeit zu ſetzen! Alle Anſtalten und zweckmäßigen Einrichtungen von Bedeutung brachte der Magyar entweder ohne Mithülfe ſeiner Rivalen zu Stande, oder dieſe kamen ihm damit zuvor, nicht ſeines Beſten wegen, ſondern ihn zu plündern. Daß dieſes noch immerfort geſchieht, daß z. B. der Handel und die wenigen Fabriken unſeres Landes größtentheils durch die Hände der Deutſchen betrieben werden, iſt ein Beweis mehr für mich, und hat ganz andere Urſachen zum Grunde, als die in den Köpfen der papiernen Reformatoren herumſpuken. So iſt z. B. bey dem größten Theile der Magyaren ſchon der entlegene Strich, der ſie zu Nachbarn halbroher Völker macht, manchem Unternehmen nicht günſtig. Dazu kommt in jenen Gegenden der Mangel an großen Städten mit reichen, dem Luxus ergebenen Einwohnern, der zum Theil daraus entſpringende Mangel an Geld zu größern Spekulationen, die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel u. ſ. w. Und endlich verträgt ſich, wie geſagt, kein Gewerbe, das den Betrug vorausſetzt und begünſtigt, mit der offenen Seele des edlen Magyar's; daher man auch beynahe nirgends in Ungarn, ſelbſt kleinere Dörfer nicht ausgenommen, ungriſche, ſondern durchgängig nur deutſche oder ſlaviſche Gaſtwirthe oder Iſraeliten antrifft; daher der Ungar die Slaven nicht nachahmt, wenn dieſe als Quackſalber mit

ihren trügerischen Essenzen und Specificis, die sie größtentheils überall am Orte selbst zubereiten und aus den Apotheken nehmen, halb Europa durchziehen, oder mit den Juden wetteifernd, Leinwand, Saffran und verschiedenen kleinen Taschenkram durch ganz Ungarn von Dorf zu Dorf herumschleppen, und überall leichtgläubige, gutmüthige Bewohner mit verlegenen schlechten Waaren, in hohen Preisen, zum Erbarmen hintergehen. Hier wären denn also sogleich einige der so oft gerühmten Vortheile, die uns nächst dem Deutschen der Slave zufließen läßt, und zugleich Beweise für die größere Bildsamkeit, wodurch derselbe vor dem Magyar hervorragen soll. Ueber letztere Behauptung, auf die sich gewöhnlich die meisten Vorurtheile gegen den Ungarn stützen, muß ich mich hier noch ausführlich erklären. Vorausgesetzt, daß der Fragmentist unter größerer Bildsamkeit nicht die leichtere Fertigkeit, Andere zu überlisten und zu betrügen, versteht, die dem Slaven unbedingt zugestanden werden muß, ihm aber vor den Juden und Zigeunern streitig gemacht wird; vorausgesetzt vielmehr, daß Bildsamkeit so viel heißt, als Empfänglichkeit, Neigung und Bestreben, den Charakter seiner Menschheit zu veredeln, dies angenommen, sage ich, wird es mir unbegreiflich, wie man auch nur bey superficieller Bekanntschaft mit dem Zustande der verschiedenen Natio-

nen Ungarns dem Slaven mehr Bildungsfähigkeit einräumen will, als dem Ungar! Hier sind meine Gründe.

Die Slaven und Deutschen machen in der Volksmenge die Ueberzahl aus, und dennoch war von jeher das Uebergewicht der inländischen Literaturindustrie auf der Seite des Magyars, so daß der, welcher das Verzeichniß unsrer Schriftsteller und Schriften sortiren wollte, erst 4 bis 6 Nummern der Magyaren vorbeyzählen müßte, bis er auf einen Slaven oder Deutschen träfe. Schwandtner, Horangi, Kovachich, der Katalog des Grafen Széchényi, und die gelegentlich erschienenen Listen können dies Jedem anschaulich machen. Warum ist dieses nun so? Warum werden die Slaven, trotz ihrer starken Zahl, von dem sterilen Lokale ihres Wohnorts, von ihren Gewerben ꝛc. vergeblich ersucht, ihr Licht leuchten zu lassen? Warum läßt sich der Deutsche von der größeren Geselligkeit, in der er als Städter und Handelsmann lebt, und von der großen Lesesucht, die bey ihm grassirt, umsonst nöthigen, oder doch wenigstens einladen, uns mit schmackhaften Früchten seiner Geisteskultur, wenn er sie besitzt, zu bewirthen? Ich dächte doch, daß der angeblich bildsamere Geist bey Beyden sich von solchen Aufforderungen zur Schrift-

stellerey reihen lassen und die Pluralität der gelehrten, helleren, besseren Köpfe auf seiner Seite haben müßte! Aber nein: die Schriftsteller der ersten Klasse, aus allen Fächern, die Männer von den ausgezeichnetesten Talenten, die eifrigsten Beförderer kostspieliger Unternehmungen, sind — Magyaren. Es wäre mir etwas leichtes, dies mit weitläuftigen Belegen zu erhärten; indessen da hier nicht der Platz dazu ist, so will ich nur aus dem Fache, worin sich die freye, selbstständige, hohe Kraft der Menschenseele am glänzendsten bewähren kann, aus dem Fache der schönen Künste, und auch da nur einige anführen. Welche Meisterstücke aus allen Gattungen der Dichtkunst lieferten nicht die Magyaren von jeher ihren Landesgenossen! Fast jeder auch nur halbcultivirte Geist derselben ist, so zu sagen, ein geborner Dichter, und die Anzahl der Sammlungen würde verhältnißmäßig denen in Deutschland wenig nachstehen, wenn unsere Pressen so hospital wären, als daselbst.

Ich nenne hier nur die vorzüglichsten Dichter, von denen die meisten noch leben, einen Virágh, Csokonay, Mattyási, Versegi, Kovács, Guadányi, Faludi, Gyöngyösi, Kiß, Horváth, Kazinczy, Földi, Szabo, eine Barbara Mólnár, lauter Namen, die sich in dem

dankbaren Andenken jedes Verehrers der Musen unter uns verewigt halten und jeder Nation Ehre machen müßten. Wer kann 6—8 Ungrischen Dichtern auch nur Einen Slaven oder Deutschen entgegenstellen, wäre es auch nur ein mittelmäßiger? Ja, außer Palkovits, der sich bisher in kleinen lyrischen Poesien rühmlich versucht hat, und gegenwärtig mit einer slavischer Uebersetzung des Homer's beschäftigt ist, wüßte ich keinen neuern unter jenen. Die Deutschen aber haben neben Fräulein Therese v. Artner, (der Verfasserin von den Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt); neben Grubern, der Idyllen schrieb und ohnlängst einen Roman herausgab; neben den bekannten vortrefflichen Schriftstellern Feßler und Glatz, die auswärts leben, und endlich außer Teckusch, Lübek und Rösler, die Musenalmanache sammelten, Niemanden, der öffentliche erträgliche Proben seines poetischen Talents abgelegt hätte. — In der Musik erwähne ich nur einen Lavota, und die Grafen Forgacs und Csáky, alle drey ausgezeichnete Tonkünstler und Komponisten. Unter den Kupferstechern erwerben sich seit einigen Jahren Falka, Czetter, Karats, Berken, die verdienteste Celebrität, und es würde Deutschland nicht gereuen, an den Arbeiten dieser Männer näheres Interesse zu nehmen. Ersterer (in Ofen), ein eminen-

ter Portraitgraveur und Schriftstecher, sucht die von ihm noch mehr vervollkommneten Stereotypen unter uns in Gang zu bringen. Czetter (in Wien) sticht ebenfalls Porträte, mit einer Nettigkeit und Gefälligkeit, wie sie nicht Lips stärker in seiner Gewalt hat. Karats (in Pest) brachte es ohne alle, selbst elementare Anweisung, in kurzer Zeit so weit, daß man an seinem Landkartenstich eben so wenig die gelungene Sorgfalt als geschmackvolle Zierlichkeit vermißt, und daß er die geübtesten deutschen Künstler dieser Art (ausgenommen Junker in Wien, ein geborner Preßburger), beynahe übertrifft. Und Berken in Wien giebt ihm nichts nach. Ich wiederhole es, mit welchem slavischen oder deutschen Genie kann man jene Namen unter uns verdunkeln wollen? Um nicht weitläuftig zu werden, übergehe ich die übrigen vielen trefflichen Köpfe (z. B. die Hydrotechnen Kits und Sátor), so wie die Fächer der Naturkunde, Geschichte, Medicin, Oekonomie, Philosophie, des Rechts, welche insgesamt lediglich von Magyaren mit Einsicht, Eifer und Erfolg bearbeitet werden, und für die Perfektibilität dieser Nation ein unbestreitbares Zeugniß liefern.

Ein gewiß nicht unbedeutender Maaßstab für die Kultur eines Volkes sind die Zeitungen, die es liest.

„weilen im Traum erſcheinen, und meine Luſt „vollkommen machen.“ Denken Sie nicht etwan, daß dies das froſtigſte iſt, was er ihr vorſagt. Es kommt noch beſſer. Denn nun ſagt er ihr gar, was er thun wollte, wenn er ſo ſchön ſingen und leyern könnte, wie Orpheus, und prahlt, daß ihn weder Plutons Hund, noch Charon mit ſeiner groſſen Schierſtange zurück halten ſollte, zur Hölle hinab zu ſteigen und ſeine liebe Alceſte zurück zu hohlen. Aber auf alle dieſe ſchönen Einfälle und Phraſes haben wir nur Eine Antwort, die wir ihm bey jedem Worte ins Geſichte ſtoſſen: wer hat die Schuld, daß Alceſte ſterben muß? Wer willigte ein, ſein Leben um einen ſo hohen Preis zu erkauffen? Wer bedankt ſich noch ſelbſt gar ſchön bey ihr, daß ſie ſo groß-müthig geweſen iſt, für ihn zu thun, **was Vater und Mutter nicht für ihn hätten thun wollen?** Nein, den Mann, der dies thun konnte, den können wir unmöglich lieben, unmöglich an ſeinem Schmerz Antheil nehmen. Seine Klagen empören uns wider ihn. Laſſen ſie ihn das nemliche ſagen, was der moderne Admet ſagt; laſſen ſie ihn Alceſten, da er ſieht daß ſie im Begriff iſt die Seele auszuathmen, fußfällig beſchwören: zu leben, ihn nicht zu verlaſſen, ihn mitzunehmen! Alles dies kan keine Würkung auf uns thun. Wenn es ſein Ernſt wäre, hätte ers nicht dazu kommen laſſen, denken wir; und dieſer Gedanke macht, daß wir von allen ſeinen Thränen und Klagen wenig mehr gerührt

Sie haben die Wißbegierde (oder wenn man will, auch nur Neugierde) zur Mutter und Pflegerin, knüpfen den menſchlichen Geiſt wie ein unſichtbares Band an die entfernteſten Nationen, und führen zu jenem theilnehmenden Kosmopolitismus, der die Seele aller Humanität iſt. Wißbegierde iſt die erſte Stufe, auf welche der Menſch tritt, wenn er aus der animaliſchen Welt in die intellectuelle emporſteigt, und in der Folge der pikanteſte Stachel für den Dilettantendenker, ſeine Seele zu kultiviren. Homo sum, nihil humani a me alienum esse volo. Wir haben außer einer mediciniſch-phyſicaliſch-ökonomiſchen Zeitung, die von D. Sandorfy in Wien redigirt wird, zwey politiſche in ungriſcher Sprache; den Magyar Hirmondó (Ungriſche Zeitung), und den Magyar Kurir (Ungriſcher Kourier), welchem letztern noch ein halber Bogen ökonomiſcher Nachrichten beygefügt wird, die das Brauchbarſte der Entdeckungen aus der Land- und Hauswirthſchaft, anbequemt den Bedürfniſſen unſers Landes, ſammeln. Beyde genannten Zeitungen werden ebenfalls in Wien geſchrieben, und von beynahe 1500 Intereſſenten unterhalten. Den Kourier ſchreiben S. Decſy (Doktor der Arzneykunde) und Pautrél. Der Hirmondo hingegen iſt eine Anſtalt des Herrn von Görög, Erziehers des jungen Fürſten Eſzterházy, und hatte vorher Joſ. v.

Márton (ehemaligen Professor in Leutschau), zum Verfasser; der jetzige Redacteur davon ist Joß v. Eßászár. Man erlaube mir, letztere 3 Männer, die sich um unser Vaterland auf eine vorzügliche patriotische Weise theils schon verdient machten, theils noch gewiß machen werden, und die jedem biedern Herzen, das ihren Werth kennt, unaussprechlich theuer seyn müssen, noch umständlicher zu schildern.

Görög, wie gesagt, ist Hofmeister des jungen Fürsten Eszterházy, und findet allerdings als solcher Gelegenheit genug, manches gute Unternehmen einzuleiten und zu befördern. Aber der uneigennützige, anspruchlose Eifer, mit dem er dergleichen Gelegenheiten ergreift, die ausdauernde Wärme, die seine Liebe für Alles, was schön und gut ist, beseelt, und sein geräuschloses Bestreben, Jedermann nützlich zu werden, diese Charakterzüge, verbunden mit der feinsten Sittenbildung, mit den reichsten Kenntnissen, und mit einem hier zu Lande seltnen Geschmacke, sind ein Eigenthum seiner inneren Würde. Was Graf Festetits mit Revenüen von fast 400,000 Gulden in seiner Art, wirkt und vermag, das leistet Görög verhältnißmäßig noch mehr, obgleich der geringste Theil nur davon bekannt seyn mag.

Márton, dem sein rastloses Studium der deut-

schen Sprache und Litératur zum Verwundern glückte, und der im Reiche der bewährten Moralität wenige Seinesgleichen antreffen würde *), lieferte uns, außer einem deutsch-ungrischen und ungrisch-deutschen Handwörterbuche, auch eine recht brauchbare deutsche Grammatik für Ungarn, samt einem dazu dienlichen selecten deutschen Lesebuche. Beydes erschien ohnlängst in einer neuen verbesserten Auflage, und wird nach Verdienst mit Beyfall und Nutzen aufgenommen. Er arbeitet jetzo an einem großen Ungrisch-deutsch-lateinischen Lexikon nach dem Muster des Schellerschen, wobey er auch die Ungrischen Provinzialismen aufnehmen und unsere Kunstterminologie, wo sie entweder noch schwankend oder unrichtig, oder gänzlich mangelhaft ist, fixiren wird. Zu diesem Endzwecke verband er sich theils im Briefwechsel, theils persönlich, mit den vornehmsten Ungrischen Gelehrten und Sprachkennern, und befindet sich nunmehro schon das zweytemal auf einer Reise durch ganz Ungarn, um seinem wünschenswerthen Werke die erforderliche Genauigkeit und Vollständigkeit ertheilen zu können. Der sorgfältigste

*) Sein älterer und jüngerer Bruder, jener in Pápa dieser in dem Gräfl. Festeticischen Gymnasium zu Csurgó Professor, sind ebenfalls vortreffliche ungarische Schriftsteller. Ersterer gab z. B. eine Theologie in ungarischer Sprache heraus, voll liberaler Grundsätze. D. B.

Fleiß und ein enthusiastischer Patriotismus unterstützen sein Vorhaben. — Der glücklichste Erfolg und die Theilnahme aller Edlen leite ihn bald an's Ziel, den Biedermann, dessen Andenken meiner vollen Seele das süßeste Bedürfniß ist! —

Császár war eine Zeitlang Professor an einem Gymnasium, studirte darauf ein Jahr noch zu Göttingen, und schreibt nun seit dem Anfange dieses Jahres den Hirmondó. Wer ihn jemals sprach, wird mir gewiß beyfallen, wenn ich ihn eines der solidesten Genies nenne. Ein tiefsinniger Mathematiker, ein eingeweihter Zögling der neuern Philosophie, ein gründlicher Geschichtsforscher, vertraut mit der alten und neuen Literatur, das wenigstens ist er. Dabey ist seine Schreibart in den alten und neuern Sprachen, vorzüglich der teutschen, so korrekt und präcis, so elegant und doch kräftig, seine Humanität so allumfassend, seine Liebenswürdigkeit so prunklos, so geistreich sein Witz, daß selbst der Neid dadurch entwaffnet wird. Die lehrreichsten Stunden verdankt ihm Jeder, der wie ich das beneidenswerthe Glück genoß, mit ihm vertraut umzugehen. Diese viel zu schwache Würdigung des Edlen möge ihm einigermaßen meinen gefühlvollen Dank andeuten.

Alle drey geschilderte Männer stehen noch im schö-

nen Blüthenalter des Lebens, und die letzteren zwey sind reformirt, ersterer hingegen katholisch. Ein Beweis, daß jene Charakteristik von ihnen nicht übertrieben ist, wenn man bedenkt, es sey hier von Ungarn die Rede. Man kann aus diesen Prämissen von selbst nun den Gehalt des Hirmondó folgern. Schon der reinen Sprache und des zierlichen, musterhaften Styles wegen ist er ein wichtiges Blatt für Ungarn. Dazu wird noch durch die Bemühung Görögs (dem eigentlich dieses Institut zugehört), von Zeit zu Zeit eine Spezialkarte der Comitate Ungarns unentgeltlich an die Leser ausgegeben, und der großmüthige Graf Festetits schenkt zu jeder Platte ohne alle egoistischen Absichten 100 Gulden her. Die wenigsten Karten von Ungarn, und am allerwenigsten die Artaria herausgab und dem Palatin dedicirte, sind richtig; aber jene Spezialkarten befriedigen in jeder Hinsicht. — Wir haben also zwey ungrische, gut geschriebene und stark gelesene Zeitungen; und die angeblich perfectibleren Slaven lassen sich kaum einer oder der andere das (elende) böhmische Prager Blatt kommen. Ein Zeichen, daß dieses Volk nicht einmal das Bedürfniß fühlt, sich um den Gang der Dinge in der Welt zu bekümmern. Die Deutschen lesen größtentheils ausländische Zeitungen, haben aber doch auch zwey nationale, die Preßburger und Ofner, worunter er-

stere ein wahres Pasquill auf alle Novellen ist. Ihr Eigenthümer ist Herr v. Landerer, der berüchtigte schamlose Nachdrucker der Neuwieder Todtengespräche.

Weiter: wenn eine Nation ihre Sprache hochschätzt, und einmüthig mit consolidirtem Sinne und Vermögen an deren Bildung arbeitet, ohngeachtet sie keine Hoffnung hat, sich zu ihrem Vortheile und Ruhm anderen Nationen damit zu nähern, ist wohl eine solche Nation weniger bildsam, als die, deren Sprache, anstatt veredelt zu werden, immerfort nachlässiger sinkt? Bekanntlich ließen sich die Siebenbürger und Debrezziner Gesellschaften zur Kultivirung und Aufnahme der ungrischen Sprache alles angelegen seyn, was man von einer solchen Vereinigung verlangen kann. Es wurden ungrische Grammatiken mehr als nöthig war, geschrieben, und Dr. Gyarmathi's, Veregszászi's ꝛc. Sprachuntersuchungen sind Niemanden fremd. Von allen diesen zuverlässig sprechenden Merkmalen eines bildsamen Volks trägt der Slave nicht ein einziges an sich, obgleich er die Früchte davon nicht bloß hier in Ungarn, sondern auch in Pohlen, Böhmen, Rußland ꝛc. ärndten würde. Weder eine Sprachlehre noch Wörterbücher besitzt er; von hundert Literaten kann, ihrem eigenen Geständnisse nach,

kaum Einer korrekt ſchreiben; die ausgearteten Dialekte des Pöbels werden wie in der Küche ſo auch auf der Kanzel gebraucht, ja, der Slave in Ungarn hat ſogar keine eigenthümliche Schriftſprache und kann doch wieder auf der andern Seite ſich im Böhmiſchen weder ausdrücken, noch daſſelbe ganz verſtehen. Alles dieſes ſind Thatſachen, über welche die Vernünftigeren unter ihnen ſelbſt oft und laut klagen. Erſt ſeit einiger Zeit ſtrengt ſich Tablitz (evangeliſcher Prediger in Skelitz) ein wirklich gelehrter Mann, und vielleicht der gebildeteſte unter ihnen, nebſt andern an, irgendwo einen ſlaviſchen Sprach-Lehrſtuhl zu errichten, um doch wenigſtens den Anfang zu etwas zu machen, aber ob es ihm mit ſeinen Verbungen bey den indolenten Großen und Vermögenden um klingende Unterſtützung gelingen werde — ſteht dahin! —

Auch die Schulen und die Art zu ſtudiren geben einen Beweis ab, daß den Magyar mehr Empfänglichkeit, Neigung und Leben für Kultur beſeele, als den Slaven und Deutſchen. Gewiſſermaßen ſpricht dafür ſchon das oben Geſagte. Die Gelehrten, Schriftſteller, vorzüglichen Geſchäftsmänner ſind — Magyaren. Um das zu werden, mußten ſie lernen. Slaven und Deutſche lernen auch,

und zwar ſcheinbar noch mehr — aber die Früchte davon laſſen ſie leider in den Schulen zurück, wo ſie nichts nützen. Die meiſten ſlaviſchen Schulen nämlich unter den Proteſtanten (denn bey den Katholiken wird die Lehrform durchgängig von der Edukationskommiſſion feſtgeſetzt und vorgeſchrieben) ſind erbärmliche Seelenzwinger, ohne Plan, ohne Haltung, ohne Uebereinſtimmung mit dem Geiſte einer geſunden Pädagogik, ohne fixirte Tendenz. Religion, oder eigentliche craſſe, intolerante Bigotterie, ſclaviſche Obſervanz des Kirchenritus iſt die Hauptſache in ihrem Unterrichte, und außerdem iſt das Multa und Varia der Grundſatz, nach welchem man mit der Seele wie mit einer Trödelbude verfährt, wohin allerhand durcheinander geworfen wird. Dies gilt nur von den niederen Lehranſtalten der Slaven; denn andere haben ſie nicht, ausgenommen zu Schemnitz, das an Jaroſſy einen wackern Humaniſten und Theologen, aber nur wenig Studirende beſitzt. Ihre höhere Bildung erlangen ſie gemeiniglich auf den deutſchen Gymnaſien zu Preßburg, Oedenburg, Käsmark, Eperies, wo das Chaos in ihren Köpfen zwar mit neuen Acquiſitionen bereichert, aber nicht geordnet, nicht präparatoriſch und zweckmäßig auf ihr künftiges praktiſches Leben bezogen wird. Bey den Deutſchen geſellt ſich zu die-

ſem Uebel noch ein gewiſſer Leichtſinn und Wankelmuth, den Lehrer und Schüler gemeinſchaftlich haben und größtentheils Zeitlebens behalten. Dort heißt das Nimis: trockene Auſterität; hier, ſeichte Flüchtigkeit, und beyde Calculs geben ein Produkt, nämlich oberflächliche Vielwisſerey. Dies iſt auch der Name für die Ausbeute, mit welcher jene Gymnaſien ihre Zöglinge entlaſſen. Denn da man daſelbſt keine Gränze zwiſchen einem eigentlichen Lyceum und einer Univerſität, zwiſchen Elementardiſciplinen und ſublimeren Wiſſenſchaften beobachtet, ſo glauben die Lehrer nicht weitläuftig, nicht gehäuft genug ſich expectoriren zu können. Kaum hat der Knabe das kleine Gedikeſche Leſebuch zu überſetzen angefangen, ſo exaltirt man ihn ſchon in die Sphäre einer weitſchweifigen Logik und Konſorten, und bekümmert ſich nicht im geringſten darum, was aus dem Geſchwätze werden ſoll. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes verſichert, während ſeines ganzen vorakademiſchen langen Curſus nichts von alter klaſſiſcher Literatur öffentlich erhalten zu haben, als eine kümmerliche Erklärung der Ciceronianiſchen Rede pro Milone, und er ſtudirte auf einem der frequenteſten obiger Muſenſitze. Freylich zeichnet ſich darunter Käsmärk, wo Polkoniczky, Generſich und nun auch der kenntnißreiche Mihalik lehren, zu ſeinem Vortheil

aus; aber die innere Studienéconomie ist daselbst nicht minder fehlerhaft als auf den anderen. Von diesen Gymnasien also zieht ein Theil auf inländische juristische Academien, andere werden Dorfschullehrer, Oeconomen u. s. f. und eine beträchtliche Anzahl besucht ausländische Universitäten. Dort füllen sie sich, der empfangenen verkehrten Grundlage gemäß, das Gedächtniß mit einem Schwalle von glänzenden Formeln und Hypothesen an, kehren angethan mit dem Panzer der Arroganz und der Unverschämtheit zurück, erhalten eine Stelle, sind untüchtige, gewissenlose, faule Prediger und desgleichen, und vergessen in dem ersten Jahre ihres Amtes schon unter den süßen Sorgen der Nahrung alles Gelernte bis auf die Windbeuteley, die treue Gefährtin ihres ganzen passiven Lebens. Wer statt dieser schonenden Fingerzeige ausführliche Belege verlangt, der zeihe mich einer Uebertreibung. Denn Ausnahmen versteben sich von selbst, und ohne sie würden mir meine besten achtungswürdigsten Freunde fehlen. —

Daß aber die, welche sich hier so unsanft berührt fühlen, gewaltig schreyen werden, kümmert mich eben so wenig, als einst den Thomasius, wie er dem Hexendogma Krieg ankündigte; denn ich streite unter dem Panier der Wahrheit, die noch im-

werden, als von den Thränen der Klagweiber, welche bey den Alten (und in einigen Provinzen Deutschlandes noch heutiges Tages) gedungen werden, bey einem Leichenbegängnis um baares Geld die Gesichter zu verzerren.

(Die Fortsetzung dieser Briefe folgt künftig.)

III.

Charmides und Theone,

oder

die Sittliche Grazie,

von

Georg Jacobi.

Erstes Buch.

1.

Die Einwohner der Insel Cypern waren nicht mehr diejenigen, zu welchen die junge Liebesgöttin, ihrer eignen Gottheit noch unbewußt, als ein gutes, unschuldiges Mädchen gekommen war. Damals hatten die Schönen der Insel die unerkannte Venus, nach den Gesetzen der Gastfreyheit, in der Einfalt ihres Herzens, unter sich aufgenommen. Sie hatten in dem Umgange derselben neuen Liebreiz gelernt, und

mer siegte. Doch zur Sache. Aus jenem gewiß nicht einseitig aufgefaßten Curriculum vitae Studiosae der Slaven und auch der Teutschen ersieht man, daß sie lediglich die unentbehrlichen Brodstudien, und auch diese nur mit halbem Munde, so zu sagen, goutiren, daß sie alles nur zum Scheine auf der blendenden Seite treiben, nur auf der Oberfläche herumspielen, nie in den Geist einer Sache eindringen. Dahingegen ist gerade Solidität und empfundene ausdauernde Liebe zu den Wissenschaften ein auch vom Auslande anerkanntes Eigenthum des ernsten Magyar's. Ich will seine Schulen nicht von Gebrechen freysprechen, will gerne zugeben, daß die Einrichtung der Kollegien zu Debreczin, Patak ꝛc. noch Vieles von dem alten finstern Geiste des Zeitalters an sich tragen, in welchem sie gestiftet wurden, so wie dies auch in Oxford und Cambridge der Fall ist. Allein diese Mängel treten vor den ihnen eigenthümlichen Vorzügen zurück, laut den Männern, die sie ihrem Vaterlande gaben. Weil sie große Männer bilden, müssen sie wohleingerichtet seyn. Dies ist ein Canon, den kein pädagogischer Projektmacher anfechten darf. Seitdem die Jesuiten aufgehoben sind, wird nirgends das humanistische Studium so fleißig gepflegt, als auf den Schulen der Reformirten Ungarn; Mathematik und

Geschichte wird nur bey ihnen gründlich gelehrt und, con amore studirt, und die Philosophie, entkleidet von den schöngeisterischen oder pedantischen Gewande, das ihr von der teutschen Sprache immer freygebiger aufgedrungen wird, erzog dort, besonders in den neueren Zeiten, Denker, die in allen Aemtern von Aemtern gedeihlich wirken *). Diese Schulen, wohlbemerkt, sind nicht, gleich den Teutschen, nach auswärtigen Mustern angelegt, und verdorben; es wird nicht beständig daran reformirt, repairt, geändert; ihre Professoren und Lehrer mußten nicht alle erst auf teutschen Universitäten humanisirt werden; sie lassen sich nicht die akademischen Vorlesungen auswärtiger Docenten kommen, um dieselben für ihre eigenen auszugeben; wohl aber geschieht dies alles bey den evangelischen Teutschen. Der Ungar (denn evangelische Magyaren giebt es sehr wenige) hat mit bedächtiger Rücksicht auf sein Land und den Genius der Nation die ihm zugehörigen

*) Welch ein gelehrter, geschmackvoller Mann ist z. B. nicht Professor Rubay in Debrecezin! Heyne kennt und schätzt ihn doch, und seine ehnlängst herausgegebene alte Geschichte in ungarischer Sprache ist mit so viel Beleſenheit, mit solchem kritischen Fleiß und so wohlgeordnet geschrieben, daß sie einem Gatterer Ruhm gebracht hätte. Ausserdem ist dieser Mann ein eleganter Dichter und fertiger Philologe. D. B.

Lehranstalten organisirt, und so zweckmäßig rückt er auch mit den Verbesserungen derselben der Zukunft entgegen. Viele seiner Lehrer bildeten sich so vollkommn darin, daß sie, ohne die teutsche Sprache, das unentbehrliche Vehikel der slavischen Kultur, gelernt haben zu müssen, die würdigsten Lehrer abgeben können; ihr Unterricht ist nicht so tändelnd phrasenreich und ins Gehör fallend, wie bey den Teutschen, aber dafür ist er gediegen, kräftig, sachgemäß und erzieht statt Schwätzer und Charlatane Männer von Einsichten und Grundsätzen. Ich fordere bey dieser Stelle die Universitäten Teutschlands auf, ob sie dies nicht an dem bey ihnen studirenden Magyar so gefunden haben? ob sie nicht sogleich wahrnehmen, daß derselbe sich durch geziemenden Ernst, anhaltende Aemsigkeit, planmäßiges Studiren und zweckdienliche Auswahl der Kollegien vor dem Lutherner distinguire, der oft im dritten Jahre noch nicht weiß, womit er anfangen soll, und nicht selten in Einem Jahre alle 4 Fakultäten durchflattert, überhaupt Zeit und Gelegenheit nutzlos versplittert?

Man spottet oft über das reifere Alter, in welchem der Magyar, gemeiniglich nur der teutschen Sprache halber, auf teutschen Universitäten erscheint. Allein eben dieser Umstand bezeugt seine Liebe zu

den Wissenschaften, folglich auch seine Bildsamkeit. Der Slave, hat er einmal Brod, empfindet kein weiteres Bedürfniß mehr. Der Magyar nur geht die Thüre, die ihm zu einem Amte schon offen steht, vorbey, oder verläßt letzteres, um seinen Geist noch möglichst vollkommen zu bereichern. Zudem bringt er zwar mehrere Jahre, aber auch das mit sich schon hinaus, was seine Spötter nimmermehr zurücktragen, Mannssinn und Kenntnisse. Und bei allem dem, wie bescheiden ist er nicht? kaum wird von einem slavischen oder teutschen Seelchen hier ein Windey gelegt, so gackelt sie es flugs zu wiederholtenmalen in den ausländischen Journalen aus. So existiren in diesen mehrere Nachrichten an denen entweder überhaupt nichts gelegen ist oder die sich noch als Hirngespinnst in einem leeren Kopf herumtreiben; und es werden Namen ausposaunt unter denen wir hier nur armselige Wichte kennen. Ungrische Schriften wurden und werden immer ans Licht gefordert, verbreitet, gelesen, ohne daß es ihren Verfassern einfällt, Lärm damit zu machen. Geschieht es ja, so verrichten diesen Dienst an ihnen unsere teutschen Novitätenkrämer, um auf eine so leichte Manier den Charakter eines Schriftstellers zu erschleichen, da sie ihn nicht anders zu verdienen im Stande sind.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Neueste Literatur und Kunstnachrichten aus Italien.

Die weit vorgerückte Jahreszeit und andere Umstände nöthigten mich, meine Rückreise durch Italien schneller zu machen, als ich mir vorgesetzt hatte. Wie im Taumel fand ich mich am Fuße der Alpen, und nun liegt es hinter mir, il bel paese, ch'Apennin parte, il mar circonda e l'Alpe. Ich habe also auch meinen Wunsch, mich über den Zustand der Literatur und Kunst in Oberitalien genauer zu unterrichten, nur sehr unvollkommen erfüllen können. Die wenigen Notizen, die ich Ihnen hier mittheile, sind meine ganze Ausbeute gewesen. Ich weiß nicht, ob Ihnen von der neuen Academia italiana etwas zu Ohren gekommen ist. Sie existirt seit etwa zwey Jahren und hat in ihrer Einrichtung das Eigenthümliche, daß sie an keinem bestimmten Orte Italiens residirt. Ihre Mitglieder, unter denen sie die berühmtesten Gelehrten Italiens in allen Fächern der Wissenschaft, und mehrere der besten Künstler zählt, sind durch ganz Italien zerstreut; sie

hat auch auswärtige Mitglieder in Frankreich, England und Teutschland, deren Zahl Anfangs auf 40 festgesetzt war, die sie aber nun auf hundert vermehren will. Der jetzige Präsident der Akademie ist der Graf Vargas, der Ihnen wohl durch seinen kleinen Saggio sull'Epigramma greco und durch andere literarische Arbeiten bekannt seyn wird. Er lebt gegenwärtig in Neapel. Den Sekretär der Akademie, der die Correspondenz derselben führt und die Herausgabe der Annalen der Akademie besorgt, einen gewissen Canonicus Sachetti, besuchte ich in Siena um mich über die Einrichtung und die Zwecke der Akademie, die mir kurz vor meiner Abreise von Rom die Ehre erwies, mir ein Diplom als aktiven Mitgliede zuzusenden, genauer zu belehren. Den größten Theil der beyden Tage, die ich in Siena zubrachte, beschäftigte mich die Betrachtung der Sienesischen Schule, die ich bis dahin noch zu wenig gekannt hatte. Sie hat ihre besten Meisterwerke glücklich aus dem Revolutions-Sturme gerettet, wahrscheinlich weil auch in Frankreich diese Schule weniger bekannt ist, als sie verdiente. Ich sah in den Kirchen eine Menge vortrefflicher Gemälde von Balthasar Peruzzi, von Sodona, Casolani und anderen, die im Colorit und Ausdruck die Werke der älteren Florentiner derselben Zeit weit übertreffen. Mit Beccafumi und

Vanni heben auch die Manieriſten dieſer Schule an, und weiter herab findet man nichts Gutes mehr in ihr. Die berühmte Madonna von Guido di Siena von 1221, womit die Sieneſer den Florentinern das Verdienſt ihres Cimabue um die Wiederherſtellung der Malerey ſtreitig machen, ſah ich diesmal nicht; denn die Kirche S. Domenico, wo es ſonſt hieng, iſt von dem letzten Erdbeben zerſtört, und die Gemälde aus derſelben ſind an einen Ort gebracht, der damals gerade verſchloſſen war. Die Gemälde, die Pinturicchio und Rafael d'Urbino in ſeiner frühen Jugend in dem an der Dom-Kirche ſtoßenden Bibliothekſaal verfertigt haben, waren mir intereſſanter, als der figurirte Fußboden des Doms von Beccafumi. Wenn man Pinturicchio's Arbeiten, die er allein verfertigt hat, mit jenen vergleicht, ſo erkennt man Rafaels Geiſt unläugbar darin. Sehenswerth ſind auch die Gallerien Spannocchi und Saracini, welche ebenfalls viele gute Werke der Seneſiſchen Meiſter, nebſt vielen vortrefflichen Werken anderer Schulen enthalten. — In Livorno waren die größten Merkwürdigkeiten für mich die Bibliothek eines gewiſſen Gelehrten Gaetano Poggiali, und ihr Beſitzer ſelbſt. Dieſer iſt Mitglied der florentiniſchen Akademie, und einer der eifrigſten Cruſcanti. Sein einziges Geſchäft iſt, durch möglichſt korrekte

und elegante Ausgaben der klassischen Werke der vaterländischen Literatur den Glanz und Ruhm derselben zu erheben. Zu diesem Zweck sind wöchentlich zwey Tage dem Vergleichen von Handschriften und älteren Ausgaben gewidmet, wozu er vier Gehülfen hat. Poggiali's Bibliothek, die etwa zehntausend Bände enthalten mag, ist an Vollständigkeit, sowohl alter und seltener als neuerer und schöner Ausgaben italienischer Schriftsteller einzig in Italien. Es befindet sich kein Buch in ihr, das sich nicht entweder durch Seltenheit oder durch Korrektheit, oder sonst durch typographische Vorzüge auszeichnete. Wie wenig ihr zur Vollständigkeit mangelt, zeigt der Katalog von Büchern die ihm noch fehlen, und deren Zahl sich etwa gegen 800 belaufen mag. Er besitzt überdies eine ansehnliche Sammlung von Handschriften, welche mit den Quattrocentisten und ersten Ausgaben ein Zimmer füllen, unter denen er mir, als die Krone dieser Sammlung, einen Codex des Dante auf Pergament geschrieben zeigte, den er für einen der ältesten, und ungefähr für gleichzeitig mit dem Verf. hält. Poggiali ist willens diesen Codex, der eine Menge abweichender und merkwürdiger Lesarten enthält, die manche Dunkelheit im Dante aufklären werden, sammt dem am Rande befindlichen Kommentar aufs genaueste abdrucken zu lassen. So einzig

wie Poggiali's Bibliothek, ſind auch jetzt wohl ſeine bibliographiſchen Kenntniſſe, die er ſich durch ſein dreyßigjähriges Sammeln und Studiren erworben hat. Er äußerte, daß er nicht abgeneigt ſey, mit der Zeit eine Bibliographie der italieniſchen Literatur herauszugeben. Dadurch würden Haym's und Zeno's Werke große Berichtigungen erhalten. Poggiali ſammelt bereits ſeit Jahren, in Verbindung mit vier anderen Gliedern der florentiniſchen Akademie Materialien zu einer neuen Ausgabe des großen Dizionario della Crusca, und zeigte mir einen ganzen Schrank voll Papiere, welche die zu dieſem Zweck aus einer Menge älterer und neuerer Autoren gemachten Spolien enthielten. Wenn dieſe neue Ausgabe erſcheinen werde, wußte er ſelbſt nicht zu beſtimmen. Die Umſtände ſeyen gegenwärtig in Italien zu ungünſtig, um Werke von großem Umfange und Koſtenaufwande zu unternehmen, obgleich er ſonſt wohl glaube, daß ihm das allgemein gefühlte Bedürfniß einer ſolchen Unternehmung einen anſehnlichen Abſatz verſchaffen würde. Der in Livorno unter dem Druckorte Londra bereits vor 12 Jahren erſchienene Parnasso italiano in 50 Bänden in Taſchenformat, desgleichen die Sammlung der Novellieri italiani in 25 Bänden in 8, und die Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Machiavelli in 6 Octavbänden,

ſämmtlich in der Buchhandlung des Tommaſo Maſi, die ihm zu zweydrittheilen angehört, gedruckt, und mehrere andere, mit vieler Eleganz daſelbſt gedruckte Werke älterer Italiener ſind alle von gedachten Poggiali edirt und gehören zu den korrekteſten Ausgaben. Vom Machiavelli, der ſein Lieblingsautor iſt, ſagte er mir, wolle er noch eine Prachtausgabe machen, die keiner anderen von Didot oder Bodoni nachſtehen ſolle, und dann fröhlich ſterben.

Der Eindruck, welchen der Dom in Siena, nebſt dem Battiſterio und dem hangenden Thurme auf dem abgelegenen einſamen Platze geben, wo man nur ſelten ein menſchliches Weſen wandeln ſieht, iſt ſonderbar und einzig. Man glaubt ſich in ein anderes Zeitalter, oder zu einer Nazion des Morgenlandes verſetzt; ſo ſeltſam ſpricht der Charakter dieſer Gebäude die Empfindung an. Die Täuſchung erhöhte noch ein Zug von zehn oder zwölf laſttragenden Kameelen, welche gerade in dem Augenblicke vorbey zogen, als wir aus dem Dom traten, um ins Battiſterio zu gehen, und die ich hier nicht erwartet hätte. Eine kleine Stunde von Siena hat man eine kleine Kolonie dieſer Thiere etablirt; man bedient ſich ihrer zum Laſttragen, und ſie pflanzen ſich daſelbſt fort. Im Dom von Siena fand ich unter der Menge großer Gemälde,

und als sie von ihnen empor gehoben wurde, voll Zutrauen ihr nachgesehen, wie man einer Gespielin nachsieht, wenn diese dem Verlobten folgt. Eben so waren den **Cypriſchen** Mädchen die Begleiterinnen der **Venus**, die **Grazien**, erschienen. Drey gutherzige, freundliche Kinder, lieblich in allem was sie thaten; sie mochten sich ins Gras lagern, oder über die Wiese laufen, oder reden, oder singen, oder eine Freundin umarmen; oder den Einen Jüngling anlächeln, dem andern entfliehen; einer Gespielin bey ihrer Arbeit helfen, oder zum Feste sie anputzen; im Schatten der Bäume sich haschen, oder die Hand auf den Altar legen; immer lieblich, und doch so, daß man es ihnen mit weniger Mühe nachzumachen glaubte. Die Vertrauten der **Grazien** waren unvermerkt in die Geheimnisse derselben eingeleitet, oder vielmehr, ohne an Geheimnisse zu denken, dasjenige geworden, was man werden mußte, um ihnen gleich zu seyn. Ohne daß sie etwas von einem Lehrbuche der Grazien wußten, hätte man aus ihren Handlungen ein solches zusammensetzen können.

Lange hatte sich bey dem glücklichen Volke das Andenken der **Venus** und der **Huldgöttinnen**, mit dem Einfluß' ihrer Gegenwart, in seiner ersten Einfalt erhalten. Die Verehrung der Gottheit war dieser Einfalt gemäß geblieben. Lauter Hayne, statt der Tempel; Altäre von Rasen, ein wenig Milch und Honig aus hölzernen

die seine Wände zieren, nur ein gutes, von Perin del Vaga; alle übrigen sind kaum des Ansehens werth. Von dem Aretiner Benvenuti in Rom wird bald ein gutes Gemälde dahin kommen. Der Buchhandel und die Druckerey der typographischen Gesellschaft in Pisa sind ein noch junges, aber wie es scheint glücklich fortgehendes Institut. Die daselbst gedruckten Werke zeichnen sich durch schöne Lettern, gutes Papier und korrekten Druck vortheilhaft aus. Zum Beweiße darf ich nur die neue Ausgabe der Werke Cesarotti's anführen, die als ich mich dort befand bis zum neunten Bande vorgerückt war. Der zehnte wird die bisher noch ungedruckten akademischen Reden des Verf. enthalten. Rosini ein junger Gelehrter, der Vorsteher dieser Anstalt ist, gab mir die ersten Aushängebogen davon. Die Reden sind elegant und mit vieler Beredsamkeit geschrieben. Unstreitig ist Cesarotti unter den lebenden Schriftstellern Italiens einer der geistreichsten und geschmackvollsten, und daher solider als Bettinelli. Die Societät hat eine Prachtausgabe der vier ersten klassischen Dichter Italiens, Dante's, Petrarca's, Ariosts und Tasso's in kl. Folio angekündigt. Die Zahl der Subscribenten war bereits vollzählig, aber der Druck selbst, der mit dem Dante anfangen wird, noch nicht begonnen; indessen sah ich einen zur Probe gedruckten

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.
3-598-53169-9
FNr. 20655 / 424

Bogen. Druck und Papier waren sehr schön, aber das Format schien mir in Verhältniß zur Breite zu lang. Jeder Band, deren die ganze Sammlung zwölf ausmachen wird, soll drey Zechinen kosten; jedem Autor wird das Porträt desselben von Morghen gestochen, beygefügt. Es wird jetzt Mode den Namen jedes Abonnenten mit auf das Titelblatt seines Exemplars zu drucken; so hat es auch die Societät bey dieser Prachtausgabe angekündigt. Im Verlag derselben erscheint auch ein literarisches Journal, das aber, um keinem Wehe zu thun, selten urtheilt, wenn es nicht loben kann, sondern bloß anzeigt und Auszüge liefert. Der größte Theil der angezeigten Werke ist von ausländischer, besonders französischer Literatur, die jetzt in Italien ausschließend das große Wort führt. Die Italiener bringen so wenig Eigenes zu Markte, das schwerlich ein Journal bloß für italienische Literatur würde bestehen können, besonders, wenn es periodisch erscheinen sollte.

In Florenz konnte ich nur vier Tage verweilen; und was sind vier Tage für eine Stadt, die nach Rom die meisten und merkwürdigsten Schätze der Kunst in sich schließt, und wo vier Monathe kaum zureichen würden, um alles Sehenswerthe mit der gehörigen Aufmerksamkeit zu betrachten. Ich that

auch gleich Verzicht darauf alles Gute zu sehen und schränkte mich bloß auf das Vortrefflichste, und auf die besten dort lebenden Künstler ein. Der Pallast Pitti lohnt jetzt kaum der Mühe, daß man ihn besucht. Die Franzosen haben einige und sechzig Gemälde daraus entführt, und in diesen alles Gute was er enthält. Was zurückgeblieben ist, kann man füglich ungesehen lassen. In der Gallerie fehlt bloß die Medizeische Venus, sonst kein Stück, weder an Statuen noch an Gemälden. Die nach Palermo geflüchteten und von dort vor kurzem wieder zurückgekehrten beyden Statuen aus der Familie der Niobe (die zweyte Tochter und der todte hingestreckt liegende Sohn) nebst den anderen Sachen fand ich zu meiner Freude wieder an ihrem alten Orte. — Der Steinschneider Santarelli, ein Römer der seit zehn Jahren in Florenz lebt, gehört zu den geschicktesten Künstlern in seinem Fache. Er bossirt auch Porträts in Wachs en Medaillon, und sein Glück im Treffen hat ihm während des Krieges großen Verdienst zugewandt. Dieser Künstler hat zugleich viel Talent für Mechanik. Seine Werkstatt, die von seiner eigenen Erfindung ist, ist so sinnreich und kompendiös eingerichtet, daß sie jedem Mechaniker von Profession Ehre machen würde. Bey Fabre, einem der vorzüglichsten Zöglinge der Davidschen Schule, der sich schon in den letzten Aus-

stellungen der Akademie in Rom vor der Vasseville-schen Epoche vortheilhaft auszeichnete und seit der Zeit immer in Florenz gelebt hat, sah ich ein vollendetes historisches Gemälde, dessen Inhalt aus Alfieris Tragödie Saul genommen ist und eine Vision des von seinem Gewissen gequälten Saul vorstellt. Ohne Erklärung läßt sich nun freilich der Inhalt nicht errathen; aber der Künstler sagte zu seiner Entschuldigung, er habe diesen Gegenstand bloß auf Alfier's Verlangen gewählt, der besser eine Tragödie als ein Gemälde zu erfinden wisse. Ich habe bey keinem neuern Maler eine in allen Theilen so vollkommene Ausführung, eine so meisterhafte Behandlung des Pinsels und der Farben gesehen, und Fabre ist im Mechanismus seiner Kunst unstreitig ein vollendeter Künstler, wie es je einen geben mag. Plan und Fond des Gemäldes, die viel Landschaft enthalten, sind sowohl in der Anordnung, als in Farbe und Haltung so vortrefflich, daß ich, etwa Reinhart ausgenommen, keinen Landschaftmaler wüßte der es besser machen würde; eben so auch alles übrige Beywerk. Aber in der Hauptsache, in der Darstellung der Scene selbst möchte man ihm schwerlich gleiches Lob ertheilen; denn Wahrheit des Detail, brillante Farben und eine höchst vollendete Ausführung sind noch lange nicht hinreichend zu einer guten dramatischen Darstel-

lung; und dies ist so ziemlich alles Gute was sich von der seinigen sagen läßt. Die Composition ist zusammengestellt, die Handlung theatralisch, der Ausdruck übertrieben und der Styl hat die gewöhnlichen Gebrechen der französischen Schule; die Figuren sind schulgerechte Muskelmänner, die Gewänder in tausend kleine Fältchen verzettelt, und das Licht auf den brillanten Farben flatternd zerstreut, daß das Auge keine Ruhe hat, als in der Landschaft. Die Carnazion ist elfenbeinern und die Behandlung des Nackten geleckt. Der Ton des Ganzen ist viel zu reizend und heiter für den ernsten Gegenstand. Einige schöne Porträts sah ich noch bey dem Künstler; hier kommen ihm sein großes mechanisches Verdienst und die Kunst den Stoff der Gegenstände täuschend auszudrücken, trefflich zu statten. Es waren das Porträt des französischen Generals Clarke der in Florenz kommandirt, und das der Königin von Hetrurien; beyde von der frappantesten Aehnlichkeit. Der Künstler besitzt ein schönes altes Porträt, das er für einen Raphael giebt, und sechs vortreffliche Landschaften zwey von Caspar, zwey von Nikolaus Poussin und zwey von Annibal Carracci, die sämmtlich äußerst wohl erhalten sind, und allein schon verdienen, daß man den Künstler einen Besuch macht. — Ein anderer französischer Künstler, Namens Desmarez verdient auch des Reisenden

Aufmerksamkeit. Er gehört gleichfalls der französischen Schule an, aber es kann keinen größeren Kontrast geben als den zwischen ihm und Fabre; und es ist interessant jenen unmittelbar nach diesem zu sehen. Fabre hat weder Erfindung noch Feuer; seine ganze Kunst ist — Kunst, aber mechanische; und er strebt nur nach dem Netten und Vollendeten, womit er der Liebhaber Augen bezaubert. Desmarez hat Talent der Erfindung, Feuer und Energie; er liebt ernste, pathetische, tragische Auftritte, und sein Kolorit ist dem Ernst seiner Gegenstände angemessen, aber roh, unwahr, unharmonisch, und mehr widerwärtig als angenehm für das Auge; er hat mehr Talent als Kunst. Kommen beyde in irgend einem Punkte zusammen, so ist es in dem, was sie der gemeinschaftlichen Schule verdanken, in der theatralischen Anordnung und in dem übertriebenen Ausdruck der Stellungen und Geberden, worin das wahre Wesen der französischen Schule, vielleicht überhaupt der französischen Art die Natur anzusehen besteht, denn eine Nation, die in einem so schiefen Standpunkte gegen die Natur steht, kann sie unmöglich in ihrer wahren Gestalt auffassen. Indessen hat Desmarez unläugbar entschiedene Anlage zum dramatischen Malen und eine Einbildungskraft die ihre Bilder in sich selbst erzeugt, welche Fabre nicht hat; nur ist es

Schade, daß die Schule ihn verdorben hat. Alle Compoſitionen, die ich, meiſtens in kleinen in Oel gemalten Skizzen bey ihm ſah, waren tragiſchen Inhalts, Mordſcenen, z. B. der Tod der Lukrezia, der Tod der Virginia, der Tod Cäſars ꝛc. Ein wirklich gräßliches Bild, das er in Lebensgröße für den Lord Briſtol verfertigte und faſt geendigt hatte, iſt ein ſterbender Cato, der ſich die Eingeweide aus dem Leibe reißt, und das jetzt, da jener bizarre Mäcen der Künſte geſtorben iſt, ſchwerlich einen andern Liebhaber finden wird. Dieß befürchtete auch der Künſtler ſogleich ſelbſt, als ich ihm die unerwartete Nachricht von des Lords Tode aus Rom mitbrachte. Desmarez iſt erſt ſpät zur Kunſt gekommen. Die Revolution die der Kunſt ſo viel geſchadet hat, hat ihr hier einen würdigen Zögling zugeführt. Er war bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution Sekretär bey der franzöſiſchen Geſandſchaft in Stockholm, und beſchäftigte ſich während der Zeit als Liebhaber mit der Kunſt; nachher, als er ſeinen Poſten verlor, widmete er ſich ihr ganz mit ſo viel Eifer und Erfolg, daß er es in dem ſchwerſten Fache derſelben bis zu dieſem Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Er iſt in ſeinen beſten Jahren, alſo auch ſeine Bildungsperiode wahrſcheinlich noch nicht vorüber. Er lebt ganz in ſeiner Kunſt, hat bey einem gebildeten Geiſt einen ernſten Charakter

und in der Unterhaltung eine Lebhaftigkeit, die ihn bey jeder Veranlassung gleich zu minischen Darstellungen hinreißt. Man sollte ihn eher für einen Italiener, als für einen Franzosen halten. Mir war die Bekanntschaft dieses Künstlers sehr interessant. — Daß ich unsern ehrenwehrten Landsmann Don Filippo Hackert nicht vorbey gieng, können sie leicht denken. Er wohnt hier freylich in keinem Königlichen Schlosse wie in Neapel; aber er hat doch eine schöne geräumige Wohnung in einem Palaste, und die große Menge seiner fertigen, halbfertigen und angefangenen Arbeiten zeigt, daß er trotz seines zunehmenden Alters, noch immer der thätige und fleißige Künstler ist, der er sein ganzes Leben hindurch war. Indessen ist doch Hackerts Kunst durch dieß ungeheuer viele und stätige Arbeiten endlich ganz zum Mechanismus geworden. Er ist seiner Sache gewiß und schreibt mit dem Pinsel wie mit der Feder auf der Leinwand; oft aber sind auch seine Gemälde nicht viel mehr als hingeschriebene Arbeiten. Hackert komponirt wenig. Er hat das Glück gehabt den besten Theil seines Lebens in einem Lande zuzubringen, wo die Natur in so hohem Grade malerisch ist, daß der Künstler schöne Gemälde liefern kann, wenn er die Aussichten bloß kopirt, und allenfalls den Vorgrund nicht sowohl aus eigener Erfindung als aus Studien nach der Natur hinzuthut.

Von dieser Art sind auch Hackerts meisten Gemälde. In die Poesie der Kunst hat er sich nicht leicht verstiegen. Seine Landschaften sind bloß in so fern poetisch, als eben die Natur, die er kopirte einen poetischen Charakter hatte. Seine Fernen sind gewöhnlich schön und haben den ächten italienischen Luftton. Seine Mittelgründe sind jetzt fast immer von einem hellen einfärbigen Emailgrün, und seine Vorgünde von greller blaugrüner Farbe, welche nicht selten die Harmonie der hintern Gründe stört. Wasser, sowohl fließendes und wogendes, als fallendes, gelingt ihm selten. Die Staffage seiner Gemälde besteht gewöhnlich aus Bauern, Bäuerinnen und Hirten mit Vieh, aus den Gegenden, wo er sein Urbild fand, und das sind noch die besten; unerträglich sind die Staffagen von vornehmen Herren und Damen, womit er oft die Landschaften zieren mußte, die er in Neapel für den König malte. Hackert hatte gerade drey nach Weimar bestimmte Landschaften in Arbeit, die alle drey etwa zur Hälfte fertig waren, und doch, wie er mir versicherte, schon im September (es war gegen das Ende des Julius als ich ihn besuchte) nach Weimar abgehen sollten; und ich zweifle gar nicht daß er Wort halten werde. Zwey derselben, eine Aussicht bey Rom von der Villa Madama über Ponte molle auf die von der Abendsonne gerötheten Sabinergebirge, und eine andere bey

Opferschalen darauf gegossen; Tänze, wie iedes Hirtenmädchen sie tanzen kan; Gesänge ohne Kunst; aber zugleich ein keusches Gewand, ein bescheidener Haarputz, die Farbe der Schaamhaftigkeit, sittsame Blicke, der leise Ton einer Jungfrau, der Gang einer Priesterin, die etwas heiliges trägt; und, unter anständigen, noch nicht aufs höchste verfeinerten Geberden und Bewegungen des Körpers, im Innersten das ganze liebliche Wesen der **Grazien**.

Nun aber waren die Einwohner der Insel nicht mehr ienes glückliche Volk. Sie bauten der Liebesgöttin große Tempel, prächtige Altäre, kamen im kostbaren Schmuck', und wendeten viel auf Opfer. Ihre Tänze waren künstlich erfunden; ihre Lobgesänge der Musen würdig. Aber in den grossen Tempeln kein Auge mehr, welches ruhig gen Himmel sah; keine Thräne der Liebe! Mädchen und Jünglinge verlangten von der Göttin nichts, als Küsse; von den **Grazien** nichts, als äußere Lieblichkeit: süsse Gespräche, lockende Winke, gefälligen Putz, und Anmuth in der nachläßigsten Bewegung ihrer Glieder. Auch redeten keine Jünglinge besser, als diese; keine Mädchen trugen besser ihren Schleyer und ihren Kranz.

2.

Um diese Zeit machte sich in **Cypern** der Bildhauer **Kallias** berühmt, dessen Bildsäulen die vornehmsten Tempel ausschmückten. An

seinen

Florenz auf Fiesole und das Arnothal, sind für den Hof in Weimar, die dritte ist für einen dort lebenden Engländer bestimmt. Von den übrigen vielen Gemälden, die ich noch bei diesem Künstler sah, will ich Ihnen nichts sagen. Man hat zu thun, wenn man in ein paar Stunden alle Gemälde Hackerts sehen will; sie füllen ein paar große Zimmer und machen eine kleine Gallerie aus. Man sollte glauben, daß das die Arbeit vieler Hände sey, was er allein mit der seinigen bestreitet. Aber ich kann es nicht läugnen, daß mir Hackerts ganzes Kunstwesen, so wie man es ihn treiben sieht, etwas fabrickmäßig vorkommt. Dieß war wenigstens der Totaleindruck den es auf mich machte, als ich in sein mit hundert bespannten Blendrahmen und zubereiteten Tüchern behangenes Studium trat, und mitten drin den alten sechszigjährigen Künstler, der alle diese Tücher noch zu bemalen denkt, und gewiß noch bemalen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Fernow.

V.

Gegenerklärung.

Im 3ten Stück des teutſchen Merkurs dieſes J. kömmt S. 222 folgende Stelle vor;

„Mit B. von Frauenbergs Anſtellung (beym Schulfach zu München) hieng die Auflöſung des geiſtl. Raths in München zuſammen; wozu freylich der Umſtand kam, daß einige in dieſem Kollegium den Abſichten der Regierung nicht mehr entſprechen. Sollten Sie es glauben, daß Weſtenrieder unter dieſen war? Doch ſchon aus dem Tone, worin er einmal im teutſchen Merkur über Mutſchelle ſprach, müſſen Sie ſeine gegenwärtige Stimmung erkannt haben. Dann war auch ein einzelnes Factum dort unrichtig; die Sache ſelbſt ſchien um ſo richtiger. Und in der That, er iſt es, der die Unterſuchung wegen der Schrift „Neuer Himmel, und neue Erde" die man M. zuſchrieb, und die auf die Verkürzung ſeines Daſeyns mächtig wirkte, vornehmlich betrieb, zuerſt in Freyſing, und dann in München. Der hiſtoriſche Aufklä-

rer, dem es als solchen weder an Freymüthigkeit noch Einsicht gebrach, haßte den Philosophen, so mildbescheiden, und weise dieser auch war."

Ich würde über die Unwahrheiten, welche in dieser Stelle behauptet werden, kein Wort verlieren, wenn nicht der teutsche Merkur im hiesigen Museum von Männern, deren Meynung von mir ich nicht mit stillschweigender Gleichgültigkeit ansehen kann, gelesen würde. Also

a) Wenn der Einsender mit den Herren, welche jetzt bey uns die Regierung vorstellen, dergestalt innig vertraut seyn sollte, daß er überzeugt ist, meine Absichten könnten den Absichten jener Herren nicht entsprechen, so müßte mir dies sehr leid thun, — der Regierung wegen; denn ich weiß doch gewiß, und alle meine Schriften bezeugen es von jeher, daß meine Absichten gut, und so beschaffen sind, daß sich mein Vaterland recht wohl dabey befinden müßte, und nicht weniger bin ich so stolz, mit Zuversicht zu glauben, daß meine Grundsätze die ächten und zuverlässigen Mittel sind, meine Absichten zu befördern. Sollte ich ferner als ein Mann im Amt nicht stets so, wie mans gewünscht haben mochte, gesprochen; sollte ich nicht geschmeidig, und leise,

und gelind genug meine Meynung geäußert haben, (was ich nicht wissen kann): so sprach ich doch stets, und überall mit der offensten Freymüthigkeit, und jede weise Regierung pflegt für einen gerade und freymüthig auftretenden Mann Achtung zu empfinden. Solche unglimpfliche Urtheile, wie der Einsender über mich abspricht, könnten mich noch wohl verleiten, einige meiner Berichte und Vorstellungen zur höchsten Stelle öffentlich drucken zu lassen, indem ich gewiß weiß, daß sie mit öffentlichen Beyfall über meine Absichten und Grundsätze aufgenommen werden würden.

b) Mein Ton worin ich (im 4ten Stück des teutschen Merkurs 1801. S. 321.) über den sel. Prof. Mutschelle sprach, enthält, wie sich jeder, der die Stelle lesen will, überzeugen wird, nicht die geringste unbescheidene Sylbe über denselben. Ich hatte auch nie die geringste Veranlassung, diesem Mann, den ich von früher Jugend an kannte, abhold zu seyn.

c) Niemals habe ich wegen des Buchs „Neuer Himmel, und neue Erde" eine Sylbe nach Freysingen geschrieben, noch mit einem Freysinger darüber gesprochen. Eben so wenig habe ich hier in Mün-

chen die Untersuchung jenes Buchs betrieben, was mir der churf. Minister des geistl. Departements, und dann der Präsident des geistl. Raths jederzeit bezeugen werden. Alles, was ich in der Sache that, und aus Pflicht thun mußte, war, daß ich eine in Betreff jener Schrift von dem churf. geistl. Rath an die churf. Büchercensur-Specialcommission übersandte freysingische Consistorialvorstellung an das churf. geheimen Ministerialdepartement in geistl. Dingen, als eine dahin gehörige Sache zur beliebigen Verfügung überschickte, und daß ich, als Direktor der Büchercensur, einen einstweiligen Instand mit dem Verkauf des Buchs verfügte, was wohl auch selbst der Einsender würde haben thun müssen. Ich habe mir bei der Büchercensur-Specialcommission nie die kleinste, verdächtige, oder harte Handlung wider Schriftsteller, unter denen es nicht immer bescheidene Männer giebt, zu Schulden kommen lassen, was mir das ganze litterarische Publikum bezeuget.

d) Wenn die Sage, daß der sel. Mutschelle das Buch „Neuer Himmel, und neue Erde" verfaßt hat, auf die Verkürzung seines Daseyns mächtig wirkte, und wenn er wirklich der Verfasser nicht war, was ich nicht weiß: so stand es ja nur bey

ihm, ſich der Laſt des gewaltigen Kummers, wenn ein ſolcher ſein Herz drückte, mit Einem Male dadurch entledigen daß er mit zweyen Zeilen öffentlich geſagt hätte, daß er der Verfaſſer nicht ſey. Man iſt nicht bloß berechtigt, ſondern verpflichtet, ſolche heilloſe Sagen, welche auf die Verkürzung des Daſeyns mächtig wirken, öffentlich anzugreifen, und ihre Kraft zu vernichten.

München, den 22. April
1803.

Lorenz Weſtenrieder
churf. geiſtl. Rath, und Kanonikus.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte. 401

1. Wider die Ordonanz. Von Seume. ebd.

2. Valencia. (An Hrn. Prof. Sprengel, bey der Zurückſendung v. Fiſchers Gemälde von Valencia.) Von A. G. Eberhard. 404

3. Epigramme. Von Kielmann. 408

II. Probe einer Ueberſetzung von Akenſide's Pleasures of Imagination. (II. 187 bis Ende.) Von Auguſt Rode. 410

III. Ueber den Charakter der drey Hauptnationen Ungarns und den Zuſtand der daſigen Literatur. 433

IV. Neueſte Literatur und Kunſtnachrichten aus Italien. Von Fernow. 459

V. Gegenerklärung. 475

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

10. Stück. October 1803.

I. Nachricht an das Publikum.

Das ſeit achtzehn Jahren allhier etablirte, ſeiner urſprünglichen Stiftung und Verfaſſung nach aber an keinen Ort gebundene, keiner Akademie und keiner Secte ausſchließlich gewiedmete, ſondern der unparteyiſchen Anſicht der Literatur aller Länder beſtimmte Inſtitut

der Allgemeinen Literatur-Zeitung

hat das unſchätzbare Glück, die höchſte Aufmerkſamkeit des Preußiſchen Monarchen, dieſes erhabenen Beförderers und Beſchützers aller Zweige der Literatur und Kunſt, auf ſich gezogen zu haben, und Se. Königl. Majeſtät haben uns durch die ehrenvollſten Zuſicherungen und Unterſtützungen veranlaßt, die Redaktion und Expedition derſelben, von kunftigem Neujahr 1804 an,

nach Halle

zu verlegen. Es werden daher noch vor Neujahr Herr Hofrath Schütz und Herr Profeſſor Erſch, welche Se. Majeſtät zu ordentlichen Profeſſoren auf der Friedrichsuniverſität ernannt haben, nach Halle abgehen, und die Herausgabe der A. L. Z. mit Anfange des Jahres 1804 von dort aus, wie bisher aubier, beſorgen. Wir können unſern Leſern bey dieſer Veränderung zum voraus verſichern, daß wir alle unſere Kräfte aufbieten werden, die Allgemeine Literatur-Zeitung des ausgebreiteten und mit jedem Jahre

vermehrten Beyfalls, den sie zeither erhalten, auch in ihren neuen Lokal, unterstützt durch den Beystand so vieler mit ihr verbundenen verdienstvollen Mitarbeiter, deren Anzahl noch erst seit Kurzem durch den Beytritt mehrerer würdigen und berühmten Gelehrten beträchtlich vermehrt worden, fernerhin werth zu erhalten, und so der erhobnen Protection des weisen und gütigen Königs und seinem allergnädigsten Vertrauen unsre tiefste Ehrfurcht und Dankbarkeit zu beweisen.

Jena, am 6. Septbr. 1803.

Societät der Unternehmer der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

II. Neue Verlagsbücher des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar. Leipziger Michaelis-Messe. 1803.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder mit teutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern, No. 69 und 70. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— — dasselbe mit schwarzen Kupfern, gr. 4. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systemat. Plane gesammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet v. M. C. Sprengel, fortgesetzt v. T. F. Ehrmann, IXr Bd. enthält.) Durand's Nachrichten von den Senegal-Ländern, nebst Rubaults Landreise nach Galam. 2) Reise nach der Küste von Guinea, beschr. von Labarthe. Mit Charten. gr. 8.

Durand's Nachrichten von den Senegal-Ländern, nebst Rubaults Landreise nach Galam, a. d. Franz, mit Anmerk. und Zusätzen v. T. F. Ehrmann. Mit einer großen Specialcharte von den Senegal-Ländern, gr. 8. (aus dem 9ten Bd. der Biblioth. der Reisen besonders abgedruckt.)

Ephemeriden, allgem. geographische, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von F. J.

Bertuch und C. G. Reichard 6r Jahrg. 1803. 7s — 10s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. d. Jahrgang v. 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Funke, C. P., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beym Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 69 und 70. gr. 8. 8 gr. oder 36. kr.

— — dessen und G. H. C. Kippolds neues Natur- und Kunst-Lexikon, enthaltend die wichtigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie, 3r Theil; S bis Z. gr. 8.

Gaspari, A. C., Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses 2r Cursus, 4te verbesserte Aufl. durch Cartons, welche die neuesten Veränderungen seit 1801 enthalten, berichtiget. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — dessen, die Cartons apart für die Besitzer der 4ten Aufl. gr. 8. 9 gr. oder 40 kr.

— — neuer methodischer Schulatlas dazu, entworfen von J. C. Güßefeld in 34 Quartcharten 4te Aufl. neue verbesserte 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Introduction à l'étude de l'art de la guerre ouvrage enrichi de Planches et Cartes p. le Comte de la Rocheaymon Vol. III. av. Pl. gr. 8.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 18r Jahrgang 1803. 7s bis 10s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. der Jahrgang v. 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Labarthe's Reise nach der Küste von Guinea oder Beschreibung des Westafrikanischen Küstenstrichs, vom Kap Tagrin bis zum Kap Lopez Gonsalves, a. d. Franz. mit Einleit. Anmerk. und Erläuterungen v. T. F. Ehrmann Mit einer verbesserten Charte v. Guinea gr. 8. (aus dem 9ten Bd. der Bibliothek der Reisebeschr. besonders abgedruckt).

Lexikon allgemeines mythologisches, aus Originalquellen bearbeitet von C. A. Böttiger und F. Mayer, erster Theil, welcher die nicht altklassischen Mythologen, nämlich die heil. Mythen und Fabeln der Sine-

seinen **Liebesgöttinnen** bewunderte man eine wollüstige Stellung und einen schmachtenden Blick; an seinen **Grazien** ein schalkhaftes Lächeln, ein Grübchen im Kinn oder in den Wangen, und mit Ueppigkeit um sie her geworfene Blumenketten. Der Werth dieser Arbeiten, welche mit dem sittlichen Gefühl des ganzen Volks übereinstimmten, war so entschieden, daß auch der Neid der übrigen Künstler dazu schweigen mußte. „**Venus** und ihre Gespielinnen „selber erschienen dem Kallias; alle seine Werke „belebt ein Hauch der Liebe“: so riefen aus Einem Munde Kenner und Halbkenner; die Priesterinnen wiederhohlten es; und ihnen sagte das zehnjährige Mädchen es nach.

Der Sohn des **Kallias**, **Charmides**, ein Knabe, welcher in allem übrigen eine frühzeitige Begeisterung an sich wahrnehmen ließ, blieb allein von den Meisterstücken seines Vaters ungerührt; und doch hatte dieser ihn, sobald er den Meissel führen konnte, schon in der Kunst unterrichtet.

Kallias wohnte nicht weit von der Stadt **Paphos**, an einem Hügel, worauf der **Venus** geopfert wurde. Aus den benachbarten Gegenden kam die Jugend dahin, zur Zeit, wenn die Rosen blühten; denn der Hügel war ganz mit Rosen bedeckt. Jenseit desselben lag ein kleines Gehölz, alt und verwildert, und von niemanden besucht. Man sagte: vor Zeiten

hätten

sen, Javaner, der Indischen Völkerschaften im weitesten Umfange, sowohl nach den Lehren der Bramaischen als Lamaischen Religion, der Nordasiatischen Völker, der Parsen der alten Araber, des Mahomedism, der Hebräer, der Afrikanischen Völker, der Slaven, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner sämtl. ursprünglichen Volker Amerika's und endlich der Bewohner von Australien enthält, bearbeitet v. D. Fr. Mayer 1 Bd. mit Kupfern. gr. 8.

Loder's, D. J. C., Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers. Vte Lief. Angiologie IIr Abschn. 2te Abth. Venen Tab. 126—132. gr. fol. mit teutschem oder lat. Text 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

— — dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und mit einem Text 4 Rthlr. 16 gr. od. 8 fl. 24 kr.

— — der lat. oder teutsche Text besonders 12 gr. od. 54 kr.

— — derselben VIte Lieferung IIr Abschn. 3e Abth. Neurologie T. 177 bis 182. gr. fol. mit teutschen oder lat. Text 3 Rthlr. 18 gr. oder 6 fl. 48 kr.

— — dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und einem Text 4 Rthlr. 8 gr. od. 7 fl. 48 kr.

— — der teutsche oder lat. Text besonders 12 gr. od. 54 kr.

— — das Register über das ganze Werk, gr. fol. lateinisch oder teutsch 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

London und Paris VIr Jahrgang 1803. 36 — 66 St. mit ausgem. und schw. Kupfern gr. 8. der Jahrgang v. 8 Stücken 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde herausgeg. v. J. A. Hildt 1r Jahrg. 1803. Julius bis Oct. mit ausgem. und schw. Kupf. und Charten, gr. 8. der Jahrg. v. 12 Stücken 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

Obstgärtner, der teutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschlands sämtl. Kreisen. Verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur und herausgegen v.

J. B. Sickler. XI Jahrg. 1803. 7s + 10tes Stück mit ausgem. und schwarzen Kupfern gr. 8. der Jahrgang v. 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Patriot, der teutsche, eine Monatsschrift für die Gebildeten im Volke, seine Vorsteher, Lehrer und übrigen Freunde. Herausgeg. v. C. G. Steinbeck 1803. Julius bis Octob. mit Kupf. 8. der Jahrg. v. 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Rocheaymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst mit Kupfern und Pl. IIIr Bd. gr. 8.

Rumford, B. Gr. von, kleine Schriften, politischen, ökonom. und philosoph. Inhalts. III Band mit Kupf. u. Fig. gr. 8.

— — auch unter dem Titel, über Küchenfeuerheerde und Küchergeräthe nebst Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kochkunst und Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, m. K.

Voigts, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften 1803. 7s — 10tes Stück m. Kupf. 8. der Jahrg. v. 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Wieland, C. M., der neue teutsche Merkur, v. J. 1803. Julius bis Octob. mit Kupfern 8. der Jahrg. v. 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

In Commission.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués p. A. L. Millin T. I. Livr. 4. et 5ième av. fig. 4. Paris.

Grands Prix d'Architecture et autres productions de cetart, couronnées p. l'instit. national de France, chaque Cahier à 6 feuilles. — Cah. I—VIII. Pap. ord. 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr. Papier d'Hollande 10 Rthlr. 16 gr. od. 19 fl. 12 kr. — lavé à l'encre de la Chine 56 Rthlr. od. 100 fl. 48 kr.

Methode sur la Charpente inventée p. Ph. Delorme et reduite à sa plus simple Démonstration p. le Cit. Detournelle en 2 Pl. fol. Pap. ord. 12 gr. od. 54 kr.

Papier d'Hollande 18 gr. od. 1 fl. 21 kr. Lavée à l'encre de la Chine 1 Rthlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

Schulz, Fr., über den allgemeinen Zusammenhang der Höhe, auf der Oberfläche der Erde, nebst einer Gebirgscharte von Europa, gr. 4. Schreibp. 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 54 kr.

Druckpap. 1 Rthlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

— — die Charte besonders 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

III. Inhalt des 9ten Stück der A. G. Ephemeriden, herausgegeben von Bertuch und Reichard. 1803.

Abhandlungen. 1. Nachricht von den Kukies oder Lunctas, von J. Macrae, Esqr. 2. Eine Skizze von der Nordküste des Havens von Konstantinopel. Von Friedr. Murhard. 3. Legroina's kurzer Bericht von einer Reise nach Benin. 4. Kurze Beschreibung des Rimen- oder Memel-Flusses von seinem Ursprunge bis Grodno. Bücher-Recensionen. 1. Voyage à la Côte de Guinée etc. etc. par P. Labarthe. 2. Voyages à Madagascar, à Maroc et aux Indes orientales, par A. Rochon. 3. Tableau de l'Egypte, pendant le séjour de l'Armée française, etc. etc. par. A. G . . . . D. 4. Dictionnaire universel de Géographie maritime etc. etc. par L. de Grandpré. 5. Dictionnaire géogr. des postes aux lettres de tous les Départemens de la République française etc. etc. par Lecoulturier et Chaudouet. 6. Travels in the United States of America, 1708 tot 1797 etc. etc. By W. Priest. 7. Reizen naar de Kaap de goede Hoop, Jerland en Norwegen, in de J. 1791 tot 1797, door C. de Jong. Tweede Deel. 8. Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Teutschland, Elsaß und die Schweiz, in den Jahren 1798 und 1799. Von C. U. D. v. Eggers. 2ter und 3ter Bd. 9. Neue Geographie von Frankreich, ꝛc. ꝛc. Mit Kupfern und einer Charte. Teutsch und Französisch. Charten-Recensionen. 1. Wäge- Charte öfwer Swea och

Gotha' Riken. 2. Postkarte sämmtl. K. K. teutsch und ungarischer Erbländer. 3. Neueste und vollständigste Postkarte von ganz Teutschland ꝛc. ꝛc. 4. Teutschlands Postkarte ꝛc. von J. Heymann. Vermischte Nachrichten. 1. Notizen über den französischen Geographen Nicolas de Fer. 2. Auszüge aus einem Briefe aus Paris. — Barbié-Dubocage — Charten von Aegypten — Sammlungen, welche die Corvette der Naturalist mitgebracht hat — Neue Bücher — — Melling's malerische Reise. 3. Notizen von neuen französischen Schriften: Annuaire du Dép. de la Sarre — Notice sur Montpellier — Bibliographie astronomique par Lalande. 4. Des Mineralogen Bailly's Brief aus Neuholland. 5. Journalistik: Posselt's Annalen. Ueber Graubunden. N. Berliner Monatsschrift, Jul. u. Aug. Hrn. v. Humboldt's Brief aus Lima. 6. Neue kirchliche Eintheilung der piemontesischen Departemente. 7. Kurze Notizen. — Charten vom Russ. Feldzuge in Italien — Odessa — Wismar — Gouv. Tomsk — Fürst von Metternich — Sieben-Inseln-Republik. 8. Anzeige. Zu diesem Hefte gehört: 1, Das Portrét von Nicolas de Fer. 2. Der (neueste) Plan von Konstantinopel, von Kauffer und Lechevalier. (Zur Erläuterung des Aufsatzes über die Nordküste des Havens von Konstantinopel, und zum besseren Verständniß anderweitiger Schilderungen dieser Hauptstadt.)

Weimar den 4 Sept. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Inhalt des 9ten Stücks von Hildt's Handels-Magazin 1803.

I. Geschichte und Fortschritte des Handels in und ausser Europa. 1. Handel und Schiffahrt auf dem Elbestrom. 2. Silbergewinnung aus dem sächsischen Erzgebirge in einem Zeitraume von 40 Jahren. 3. Ein- und Ausfuhr des Getraides zu Elbingen im Jahr 1802. II. Kunstfleiß in Fabriken und Manufakturen. 1. Englische Spinnmaschinen

in Teutschland. 2. Kutschen-Oefen. 3. Beschreibung eines bequemen Löthrohrs. III. Handelswaaren-Kunde. 1. Die Baumwolle 2. Der Hering. 3. Agrumen. 4. Fisch- und Meerotter-Pelzwerk. IV. Literatur der Handelswissenschaften. Leipzig, ein Handbuch alles unumgänglich Wissenswürdigen, für die Leipziger Messe bereisenden, Handelsleute, Käufer und Verkäufer. Erster Thl. 8. Lpz. 1802. V. Correspondenz-Nachrichten und vermischte Handels-Notizen. 1. Handels-Sperre der Elbe und Weser. 2. Ueber die Leipziger Messe. 3. Englische Metallfabriken. 4. Verfolg der Wiener Banknoten-Verfälschung. 5. Nachrichten aus Westindien. 6. Bekanntmachung für das kaufmännische Publikum wegen der Lüneburger Salinen. 7. Nordamerikanischer Ländern-Verkauf oder Verpachtung. 8. Aus dem Briefe eines Reisenden aus Straßburg. 9. Vermischte Handels-Notizen.

Weimar, den 2 Sept. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Inhalt des 7ten Stücks von Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1803.

I. Ueber das fossile elastische Erdharz von Derbyshire — vom Hrn. Faujas-Saint-Fond. II. Einige Bemerkungen über die Certhia spiza, nebst einer sehr treuen Beschreibung und Abbildung derselben. III. Einige Beobachtungen über die Entenmiesmuschel (Mytilus anatinus) v. Hrn. Wolf. IV. De Mumiis avium in labyrintho apud Sacarum repertis. Auct. Chr. Aug. Langguth. Ph. et. Med. D. Phys. P. P. O. et. med. extraord. Viteb. 4. maj. V. Chemische Untersuchungen über den Blumenstaub (Pollen) des ägyptischen Dattelbaums (Phoenix dactylifera L.). Vom Hrn. Fourcroy. VI. Ueber Luftzoophyten. A. Auszug eines Briefes des Hrn Prof. Remer an den Herausg. Helmstädt den 25. Jul 180. B. Ueber die Zoophyten in freyer Luft. (A. einem Schreiben z. Hrn. Gen. Superint. D. Lichtenstein an Hrn. Prof. Remer.). C. Zweites Schreiben des Hrn. Gen. Superint. D.

Lichtenstein über denselben Gegenstand. VII. Nachricht von der naturhistorischen, ökonomischen, physischen und medicinischen Sammlung des Hrn. D. Chr. Aug. Langguth. Prof. d. Phys. u. Naturgesch. zu Wittenberg. VIII. Auszug eines Brief des Hrn. Bauconducteurs Sartorius an den Herausgeber. IX. Nachschrift des Herausgebers. X. Berichtigung wegen des vermeinten neuen Metalles Palladium; in diesem Mag. Bd. V. S. 528. XI. Auszug eines Briefs des Hrn. D. Tilesius an den Herausgeber, dessen Reise um die Welt betreffend.

Weimar den Sept. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Inhalt des 9ten Stücks von Steinbecks teutschem Patrioten.

I. Plan zur Organisation einer höheren Bildungsanstalt für künftige Gelehrte, nach den Bedürfnissen unserer Zeit entworfen und mit einem passenden, tabellarischen Lektionskatalog versehen. II. Massussens Auferstehung in literärischer Hinsicht. Ein Wort an das teutsche Publikum. Von Ernst Bernstein in Gera. III. Ein bejammernswürdiger Selbstmord aus Melancholie in Gera.

Weimar den 2. Sept. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Das 8te Stück von Sicklers teutschem Obstgärtner ist mit folgendem Inhalte erschienen.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt, und der Obstpflanzen ins besondere. II. Naturgeschichte der Erdbeere. II. Birn-Sorten. No. CVII. Die große Sommer-Zitronenbirne. III. Aepfel-Sorten. No. CII. Der Wirtelhartig. IV. Wein-Sorten. No. IX. Großer Traminer-Wein. No. X. Dickblauer oder Klävner Wein.

Zweite Abtheilung.

I. Beschreibung eines Gewächshauses zur Erziehung vieler und schöner Pfirschen und Erhaltung ihrer Bäume. II. Erfahrungen, daß beym Umpfropfen alter Bäume, die Unterlage auf den Geschmack des Obstes, aber nicht auf Form und Zeichnung desselben Einfluß habe. III. Pomologische Literatur.

Weimar den 2. Sept. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VIII. Inhalt des 9ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden. 1803.

I. Blicke in einer Gallerie der französischen Vorzeit. II. Ueber die Ueberfüllung der Säle. Rede in einer Winterversammlung gehalten. III. Liebe und Ehe. IV. Ueber die Ehe oder die Liebe. Siebentes Fragment (Fortsetzung S. Ap. S. 194.). Achtes Fragment. Neuntes Fragment. V. Theaternachrichten. Theaterumwälzungen in Nürnberg. VI. Künste. 1. Panoramen. Des Bürgers Pierre pittoreskes und mechanisches Theater in Paris. 2. Raphaels Transfiguration von Morghen. 3. Handzeichnungen nach Guercino, von Bartsch radirt, erste Suite. 4. Teutscher Nachstich von Morhens Abendmal des da Vinci. 5. Griesbachs Portrait. 6. Steinerts Schriften für die Baukunst. VII. Modenberichte. 1. Aus England. 2. Berechnung der Bedürfnisse, die eine elegante Frau vom ersten Range in Jahresfrist in Paris hat. 3. Teutscher Modenbericht. VIII. Ameublement. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, den 2 Sept. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IX. In meinem Verlage ist erschienen: Almanach der Chroniken für das Jahr 1804. von August von Kotzebue.

Ich kann dem Publikum keinen richtigern Begriff

von dem Büchlein machen, als indem ich einen Theil der Vorrede des Verfassers hier einrücke:

Es gebe der Blumen so viel es wolle, ein Blumenliebhaber wird doch keine überflüssig finden. Das wuchernde Unkraute mag er selbst ausroiten und aus dem Garten werfen. So auch mit den Almanachen, die, an frostigen Wintertagen, auf den Toiletten der Schönen, die Stelle der Blumen vertreten sollen. Es ist wahr, ihrer sind schon so viele, daß man ein Boudoir damit pflastern könnte, und noch alljährlich treiben neue Sprößlinge hervor, die freylich oft ihren ersten Geburtswinter nicht überleben. Aber was schadet's? Geht es doch dem Menschengeschlechte nicht um ein Haar anders, als dem Almanachsgeschlecht. Nur ein geringer Theil der neugebohrnen Kinder wächst heran, lebt, spielt seine Rolle gut oder übel, erkrankt und stirbt. Doch ich habe noch keinen Vater gekannt, der sich von dieser Betrachtung habe abhalten lassen, ein Kind in die Welt zu setzen.

Darum gehe hin, mein Söhnlein, in Gottes Nahmen! du wunderlicher Knabe, den ich unter den gothischen Ruinen mit einer gespenstischen Nymphe der Vorwelt erzeugt. Erzähle den Leuten, was sie immer gern hörten: Feuer- und Wassersnoth, Belägerungen, Mordthaten Gespenstermährchen, Schiffbrüche u. s. w. Sammle deine Geschichten aus wackern alten Folianten, die Niemand mehr lesen mag, stutze sie zu, wirf auch zuweilen eine abentheuerliche Geburt eigner Phantasie dazwischen; plaudre nach Gefallen, dir ist Alles erlaubt, nur nicht Langeweile zu machen, u. s. w.

Wie auch diese oder jene Parten von den Werken des Verfassers urtheilen mag, so kommen sie doch alle darin überein, daß seine Schriften keine Langeweile erregen, und dieses Lob wird auch bey dem Almanach der Chroniken ihm wohl Niemand versagen. Der Kunst, mit Leichtigkeit zu erzählen, die er besitzt, hat er hier noch einen Anstrich von Gothisch-Antikem gegeben, der gerade bey diesen Gegenständen glücklich angebracht zu seyn scheint. Der Almanach enthält: Die Begräbnisse eines Predigers während der Eroberung von Magdeburg — Die Höhle des Zeptenberges, ein Volksmärchen — mehrere rührende und interessante Anekdoten von der schlesischen Sündfluth zu Anfange des vorigen Jahrhunderts — eines Herzogs von Gotha Schiffbruch auf der Ostsee — des heiligen Josephs Ernennung zum Oberlands-Burggra-

sen von Bayern — Bürgerhaß und Bürgerliebe in zwey Beyspielen aus Augsburg und aus Lüttich — ein feyerlicher Zweykampf im Jahr 1522 — ein quälendes Gespenst zu Gehoven in Thüringen die Fürstenwahl in Kärnthen — böse Thät der Creuzherren zu Danzig im Jahre 1411 — Monmouths Hinrichtung — Erasmus Lucaners Trotz und Strafe — Kunz von der Rosen, Kaiser Maximilians kurzweiliger Rath, (eine edle treffliche Handlung) — Dieser Inhalt wird zur Genüge beweisen das die Wahl der Gegenstände glücklich gewesen. Ich habe von meiner Seite alles beigetragen, was in meinen Kräften stand, um diesen Almanach zu einem sehr eleganten Geschenke für Damen zu machen. Dreyzehen der interessantesten Scenen und ein passendes Titelkupfer sind von Catel gezeichnet, und von den berühmtesten Meistern, Arndt, Bolt, Buchorn, Frosch, Haldenwang, Kohl, Meyer, Penzel und Rosmäsler gestochen worden; der farbige Umschlag ist, mit der Abbildung eines der ältesten teutschen Kunstwerke, zwey Statüen aus der Domkirche zu Naumburg, verziert. Als Anhang sind Tabellen zur Bemerkung der Festtage des häuslichen Glücks und des gesellschaftlichen Lebens hinzugefügt, die abermals für jeden Monat mit sehr niedlichen Kupfern von denselben Meistern und im antiken Geschmack des Ganzen geschmückt worden. Der ebenfalls sehr sauber in Kupfer gestochene Kalender ist besonders beygelegt, um, bey Versendung in diejenigen Länder, wo fremde Kalender nicht erlaubt sind, weggelassen werden zu können. Kurz, ich glaube nichts versäumt zu haben, um ein Taschenbuch zu liefern, mit welchem an Eleganz, und selbst an Kunstwerth wohl wenige sich messen dürfen.

Der Preis ist auf Schreibpapier 2 Rthlr. 16 Gr. In seidenem Einband 4 Rthlr. Auf Velinpapier in seidenem Einband 5 Rthlr.

Leipzig im August.

Paul Gotthelf Kummer.

X. Schreibefedern- und Siegellack-Fabrik von Schröder u. Comp. zu Berlin.

Wir haben dem resp. auswärtigen Publiko, vorzüglich

denen Häusern, welche in gezogenen Schreibfedern Geschäfte machen, hiedurch ergebenst anzeigen wollen, daß wir mit der Fabrik dieses Artikels jetzt auch den des Siegellacks verbunden haben. So wie die gute Qualität unserer Schreibfedern sich im Auslande schon den gewünschten Beyfall erworben hat, eben so werden wir auch in der Fabrikation des Siegellacks etwas vorzügliches zu liefern uns bestreben. Wir verfertigen jetzt 50 verschiedene Sorten davon, zu 4 gr. bis zu 4 thlr. pr. Pfund, und lassen so viel Stangen pr. Pf. anfertigen, als man bey der Bestellung verlangt. — Wir bitten um gefällige Aufträge ergebenst und werden solche mit Pünktlichkeit und Sorgfalt verrichten. —

Von unsern Schreibfedern und übrigen Waaren-Artikeln sind immer gedruckte Preis-Courant gratis bey uns zu haben. —

Berlin, d. 30ten Julius, 1803.

F. W. Schröder, und Compag.

XI. Englische Miscellen 12r B. 2s St.

Inhalt.

Industrie des weiblichen Geschlechts in England, große Vortheile, welche für dasselbe daraus fließen. Neue seidene Hüte mit grünen Unterkrämpen. Neue Platinnagen aus blauem Glase mit Silber bemahlt — neue Arbeitskörbchen. Neue Zahnstocherbüchsen mit stählernen Buckeln und Stiften verziert. Große seidne Geldbeutel — neue Hornbosen — Halsbänder aus Cagat- und Stahlperlen — Sommerflanel. Neue Weiberkämme für den Putz. Eine schöne Dose aus dem Holze der sogenannten königlichen Eiche. Neue marmorirte Westenzeuge und Piqués. Ein neues Muster von Töpferwaaren — neue gelbe Glascorallen. Auszüge aus dem Roman Peregrine oder der Glücksnarr: Große Spielerkompagnie in London. Gaunerkompagnie. Redaktion der Londner Zeitungen — Preise der verschiedenen Zeitungsartikel. Gefahren des Herausgebers einer Londner Zeitung. Großer Profit dabey. Betrügerische Intelligenzcomptoirs, wo vergeblich einträgliche Aemter verkauft werden — Zwey Arten nicht allgemein bekannter Betrüger, die Discontirer und die vorgebliche

hätten die Grazien und Musen es geliebt; ihre Tänze darinn gehalten; ihre Lieder darinn gesungen; aber itzt wär' es von ihnen gänzlich verlassen, ohne die geringste Spur ihrer Gegenwart, und ein Auffenthalt der Schlangen. In dieses Gehölze wagte sich einst der Knabe Charmides; nicht aus Neugier; sondern weil er ein Verlangen fühlte, mit den Göttern genauer umzugehen. Die kühn in einander gewachsenen Bäume bestätigten, was man von dem Orte Geheimnißvolles erzählte; und gaben ihm überdem ein Ansehen von Alterthum, welches schönen Seelen die süssesten Träume verspricht.

Den Eingang des Hayns bewachte das verstümmelte Bild einer fast ganz unkenntlich gewordnen Muse. Zur Noth entdeckte man eine Flöte in ihrer Hand, und einen Myrtenzweig um ihre Stirne. Charmides gieng in die tiefste Waldung, ohne von irgend einem giftigen Thiere geschreckt zu werden. Er kam an einen Altar, von Rasen aufgeworfen, und an eine ziemlich unbeschädigte Bildsäule von Holz. Bey dem ersten Anblicke, gab die Einfalt des alten Gottesdienstes ihm Ehrfurcht und Zufriedenheit. Es war die Bildsäule der Liebesgöttin, mit dem rechten Arm auf eine Grazie gelehnt. Ein rohes Werk; eins von denen, worüber der Künstler, wenn er nur mit den Händen arbeitet, lachen muß; worinn aber hoher Geist verborgen, und für den zu finden ist, welcher hohen Geist zu finden vermag. In dem Auge der Venus,

befrie-

Verkäufer von öffentlichen Aemtern. Vergleich zwischen England und Frankreich, in Absicht auf Handel und bürgerlichen Wohlstand. Anecdoten: Schnelle, tödtliche und unerklärbare Erkrankung einer Braut — Henry Welby, ein Sonderling. Spitzige Antworten eines Irländers. Große Gefahr eines Knaben — der natürliche Reichthum von Yorkshire. Listige Hintergehung eines Tuchhändlers mit einer Geige. Verwechslung der Städte Falmouth in Cornwall und Jamaica. Litterarische Neuigkeiten. D. Percivals medicinische Ethik — Pratt's Hüttengemählde — Cartwrights Arminius und Elvira, neue Auflage — Williams Excursionen, 3tes Stück. D. Hunters nachgelassene Werke — Zweiter Theil von Dibdins Einleitung zu der seltenen Ausgabe der Klassiker — Ausgabe der Parlamentszeugnisse von Jenners Erfindung der Kuhpocken — Bristed's Anthroplanomenos — Gerl's Leben des D. Geddes — Unterbrochener Druck der Ossianischen Originalgedichte. Reißender Absatz der Werke der Lady Mary Wortley Montague. Neue Erfindungen. Davis's Methode Schornsteine zu fegen und zu löschen. Miß Wells Erfindung Schornsteine zu kehren und zweckmäßiger zu bauen — Der Herren Beaumont neue Komposition zur Bereitung der Schaafwolle — Green's neue Plüsche — Gould's neues Minutenglas zum Loswerfen — Fulchers wasserdichte Composition zur Bekleidung der Mauern. Neue Kupferstiche. Letzte Nummer von Bordells Shakspeare — Der Geflügel- und der Gemüsemarkt — Doyle's unwilliger Vater — Abtretung von Otaheite auf Otahiti an die Missionarien. Statue des Marquis von Cornwallis — der entherzige Matrose und Mutterfreuden — Hectors Abschied von der Andromache — Neue Bücher im Juni.

XII. Kausch Geist und Kritik der Medizin. und Chir. Zeitschriften.

Der Kreisphysikus Herr Dokt. Kausch zu Militsch, wünschte für die Fortsetzung seines so beliebten Journals „Geist und Kritik der medicin. und chirur. Zeitschriften u. s. w. eine ihm näher gelegene Verlagshandlung; ich habe daher mit Genehmigung der bisherigen Verlagshandlung die Fortsetzung dieses für jeden

Arzt und Wundarzt fast unentbehrlich gewordenen Werkes, vom 13ten Bande an übernommen. Künftig werden jährlich wie bisher 3 Bände in groß Octav erscheinen. Da die ersten 12 Bände mit Registern gehörig geschlossen sind: so können mit dem 13ten Bande neue Käufer füglich antreten, ohne gebunden zu seyn sich die frühern 12 Bände zugleich anschaffen zu müssen. Der 13te Band erscheint zur Michaelismesse 1803. Bekanntlich enthält dieses Werk einen mit praktischer Kritik beleuchteten Auszug aus der ganzen teutschen medicinischen Journalistik; selbst Chemie, Hebammenkunst und auch Nebenfächer sind aus demselben nicht ausgeschlossen. Alle neuen Receptformeln, die sich der Leser von Journalen mühsam in ein Repertorium aufzeichnen muß, wenn er nicht jeden Augenblick in Verlegenheit gerathen will, findet man in diesem Werke aufgeführt. Wer die Unübersehbarkeit der medic. teutschen Journalistik kennt, dem leuchtet die Unentbehrlichkeit dieser Erscheinung, die auch in der Folge als Repertorium, besonders für den Schriftsteller, gewiß einen bleibenden Werth behalten muß, von selbst ein. Es ist kein Zweifel daß uns die Schriftsteller Frankreichs, Englands und unserer benachbarten Provinzen, nach einigen Jahrzehenden diese teutsche Anstalt, welche eine so leichte Uebersicht der inländischen Journalistik gewährt und die jeden Theilnehmer in den Fall der Unmöglichkeit setzt, mit der Literatur gleichen Fortschritt zu halten, gar sehr beneiden werden.

Georg Hamberger,
Buchhändler in der goldnen Sonne auf dem Paradeplatz in Breslau.

XIII. Friedrich Frommann's Buchhändlers in Jena neue Verlagsbücher. Jubilate-Messe 1803.

Gedanken eines Evangelischen Christen über zwo Schriften des Bischofs Augustinus und die Beilagen und Anmerkungen des Hrn. Graf. Friedr. Leopold zu Stolberg. 8. geh. 10 gr.

Glatz, Jakob, Naturhistorisches Bilder- und Lese-Buch, oder Erzählungen über Gegenstände aus den drei Reichen der Natur. Nebst 300 illuminirten Abbildungen

von Horny mit einer kurzen Erklärung derſelben in Verſen. gr. 8. in Pappe gebunden. 4 thlr.
mit ausgeſuchten Kupf. und beſſer geb. 4 thlr. 8 gr.

Himly, Dr. K. u. Dr. J. A. Schmidt ophthalmologiſche Bibliothek. 1r Bd. 2s St. 8. geh. 14 gr.

Von nun an erſcheint dies Journal regelmäßig in meinem Verlage und jährlich wenigſtens ein Band von drei Stücken. Dies Stück ſchließt aber den erſten Band und die nächſten zwei Stücke folgen noch in dieſem Jahre.

Kilian, D. P. J. Differenz der echten und unechten Excrescenztheorie in ſteter Beziehung auf die Schule der Neubrownianer. gr. 8. 1 thlr. 4 gr.

— — Entwurf eines Syſtems der geſammten Medizin. Zum Behuf ſeiner Vorleſungen und zum Gebrauch für praktizirende Aerzte. Erſter oder fundamentaler Theil darſtellend die Allgemeine Heilkunde. Zweiter oder angewendeter Theil darſtellend die beſondere Heilkunde. Zwei Bände. gr. 8. 4 thlr. 12 gr.

Löffler, Dr. J. F. Chr. Magazin für Prediger. 11 Bd. 1s St. mit dem Portrait des Hrn. Probſt und D. C. M. Zeller in Berlin. gr. 8. 18 gr.

Erſcheint nun regelmäßig als Fortſetzung von und wie Zeller neues Magazin für Prediger, welches mit dem 9ten Bande geſchloſſen iſt.

Mellin, G. S. A. encyklopädiſches Wörterbuch der kritiſchen Philoſophie u. ſ. w. Fünfter Band 1ſte und 2te Abtheil. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.

Die letzte Abtheilung dieſes Werks erſcheinet noch in dieſem Jahre.

Orphei [illegible] NATTIKA. Orphei quae vulgo dicuntur Argonautica. Ex libris ſcriptis et conjecturis virorum doctorum ſuisque aucta et emendata interpretatus est Joh. Gottl. Schneider. 8. maj. 2 thlr.

Z[illegible] Dr. W. A. die älteſte Theodicee oder Erklärung der drei erſten Capitel im erſten Buche der vor Moſaiſchen Geſchichte. 8. 10 gr.

Portrait des Herrn Pr. und O. C. M. Zeller in Berlin, nach Graff geſtochen von Lips. Gute Abdrücke. 8 gr.

XIV. Löhlein's Clavierschule.

Da die bekannte in meinem Verlage erschienene Löhleinsche Clavierschule abermals eine neue Auflage nöthig macht, so glaubte ich dies als die beste Gelegenheit zu benutzen, um dies Werk nicht bloß mit einigen Bemerkungen und Zusätzen zu vermehren, sondern ihm überhaupt den für unsere Zeiten erforderlichen Grad von Brauchbarkeit zu ertheilen. Dieser Zweck ist denn durch die Bearbeitung des Hrn. Musikdirektor Müllers in Leipzig, auf eine Weise erreicht, die beim flüchtigen Vergleiche Jeden überzeugen wird, daß es nunmehr ein neues, gänzlich umgeschaffenes Werk ist, das mit dem ältern wenig mehr als den Titel gemein hat. Denn des instruktiven populären Vortrags, der durchgängig darinn herrscht nicht zu gedenken, so sind darinn viele ganz neue fruchtbare Ideen entwickelt, so mancherley irrige und schwankende Meinungen berichtigt, alle Spuren von Handwerksschlendrian beim musikalischen Unterrichte entfernt, und insonderheit der praktische Theil so ausgearbeitet, daß ihm bis jetzt kein Lehrbuch dieser Art den Vorzug streitig zu machen vermag. Mehreres darüber zu erörtern halte ich aus vielen Gründen für überflüßig, sondern benachrichtige das musikalische Publikum nur noch, daß ich auch in typographischer Hinsicht dafür sorgen werde, daß das Aeußere dem Werthe des Werkes hinlänglich entspreche, und beide Theile in einem Ganzen verbunden, noch vor oder doch in der Oster-Messe 1804 ganz gewiß erscheinen.

Jena im August 1803.

Friedrich Frommann.

XV. Riemers kleines Griech. Deutsches Handwörterbuch.

Die weit früher versprochene Erscheinung der 2n Abth. von

Kleines Griechisch-Deutsches Handwörterbuch

Ein Auszug aus J. G. Schneiders kritischem griechisch-deutschem Handwörterbuche. Nach und mit dem Rathe

des Verfassers zum Besten der Anfänger ausgearbeitet v. F. W. Riemer.

hat sich leider sehr verspätet, und ich werde oft dringend daran erinnert. Mehrere ganz ausser meiner Willkühr liegende Ursachen, setzten sich der Vollendung des Drucks derselben entgegen, wie die Reise des Hrn. Verf. nach Italien, Krankheit u. s. w.

Ich bitte deshalb das dafür interessirte Publikum um Verzeihung, mit der Versicherung daß vor Ende dieses Jahres die 2te Abth. gewiß ausgegeben werden wird. Wie sehr übrigens ein solcher Auszug aus dem Schneider. Handlexicon Bedürfniß war, mit wie gründlicher Kenntniß, mit wie viel Sorgfalt, Fleiß und Genauigkeit, mit wie glücklicher Kürze Hr. Riemer denselben ausgearbeitet, hat noch ganz kürzlich ein sehr competenter Recensent in der Jenaer allgem. Lit. Zeitung 1803. Nro. 207. hinlänglich bewiesen. Auf diese Recension sey es erlaubt hinzuweisen, sie wird am besten dienen, den Gebrauch und die Einführung in Schulen zu empfehlen.

Jena im August 1803.

Friedrich Frommann.

XVI. Kilian's Entwurf eines Systems der gesammten Medicin.

Dr. G. J. Kilians Entwurf eines Systems der gesammten Medizin zum Behuf seiner Vorlesungen und zum Gebrauch für praktizirende Aerzte. Erster oder fundamentaler Theil darstellend die allgemeine Heilkunde oder generelle Physiologie, Nosologie, Therapie, und Arzneymittellehre. Zweyter oder angewendeter Theil darstellend die besondere Heilkunde oder Anatomie, specielle Physiologie, Semiotik, specielle Therapie u. Arzneymittellehre. gr. 8. 4 thlr. 12 gr.

Desselben Differenz der ächten und unächten Erregungstheorie in steter Beziehung auf die Neubrownianer. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

sind in unserm Verlage erschienen.

Der allgemeine Wunsch nach einer durchgeführten Anwendung der Naturphilosophie auf die Medicin, oder nach einem sowohl wissenschaftlichen- als vollständigen Systeme der Heilkunde als Kunst, zu erfüllen, ist die Absicht dieses Entwurfs. Es sind in diesem Systeme Theorie und Praxis aufs innigste verbunden, indem die gesammte Medizin nach dem ganzen Detail der krankhaften Zustände, und ihrer Heilungsart in consequentem Fortschreiten auf die Philosophie gebaut ist, und so daß demjenigen der blos das Praktische sucht, hier selbst für die einzelnen Zustände, die bestimmtesten Heilvorschriften finden wird. Die Differenz ist gewissermaßen die Einleitung des Systems in wiefern dieses sich theils dem rohen oder gelehrten, theils dem unächten Brownianismus entgegengesetzt. Eine weitläuftigere Anzeige befindet sich in dem Intelligenz-Blatt der Allgem. Jenaer Litt. Zeitung.

Frommannische Buchhandl. in Jena.

XVII. Gedanken eines evangelischen Christen.

In letzter Oster-Messe ist bei Friedrich Frommann erschienen:

Gedanken eines Evangelischen Christen über zwey Schriften des Bischofs Augustinus und die Beilagen und Anmerkungen des Hrn. Grafen Friedr. Leopold zu Stolberg. 8. geh. 16 gr.

Eine kleine mit Ruhe und Geschmack geschriebene Schrift, welche keiner unbefriedigt aus der Hand legen wird, dem der auffallende Schritt des Hrn. Grafen nicht gleichgültig war; keiner der auch jetzt noch sich frägt: „Wie kann er die katholische Kirche von der Augustin redet und sie vertheidigt, für diejenige nehmen, zu der er sich bekennt, wie die Lehrsätze der jetzigen römischen päbstlichen Kirche, in denen der Kirche des vierten Jahrhunderts wieder erkennen?“

XVIII. Jakob Glatz, Naturhistorisches Bilder- und Lese-Buch

Oder Erzählungen über Gegenstände aus den drey

Reichen der Natur. Nebst 300 illumin. Abbildungen von Horny und einer kurzen Erklärung derselben in Versen. gr. 8. In Marequin-Papier gebunden mit ausgesuchten Kupfern. 4 thlr. 8 gr.
In Pappé geb. 4 thlr.

Herr Glatz dessen frühere Schriften ihn schon vortheilhaft ausgezeichnet hat sich durch dies Bilder- und Lesebuch ein neues Verdienst um die kleinere und größere Jugend erworben. Die Erzählungen erfüllen durch Inhalt und Darstellung recht eigentlich ihren Zweck, den kindlichen Sinn für nähere Kenntniß der Natur zu wecken und zum ernsteren Studium derselben vorzubereiten. Sie sind leicht nicht läppisch, lebendig nicht empfindelnd, kindlich nicht kindisch, und beleben in Verbindung mit der etwas schweren poetischen Einleitung und kurzen Erklärung der Kupfertafeln, die Aufmerksamkeit und Wißbegierde der Kinder, so wie sie ihre jugendliche Phantasie aufs angenehmste beschäftigen, und Aeltern, Erziehern und Lehrern tausend Gelegenheiten geben, von da an zum systematischen Studium fortzuschreiten, und den Sinn der Jugend selbst für eine ästhetische höhere Ansicht der Natur zu wecken, und zu üben. Dazu dienen auch die nach richtigem Verhältniß und treu gezeichneten, malerisch gruppirten, und mit ungewöhnlicher Sorgfalt gestochenen, und eben so illuminirte 300 Abbildungen des Hrn. Horny, der denselben einen bedeutendern Werth gegeben hat, als gewöhnliche Bilderbücher für Kinder haben. Auch Druck und Papier zeichnen sich sehr aus, und so eignet sich dies Buch zu einem so nützlichen als angenehmen Geschenke für kleine und größere Kinder die mit immer neuem Interesse zur eigenen Lektüre, aber zu den Vorlesungen daraus wiederkehren werden.

XIX. Mellin's encyclopäd. Wörterbuch der kritischen Philosophie.

In diesem Jahre ist in meinem Verlage erschienen:

G. J. A. Mellin, Encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie oder Versuch einer faßlichen und vollständigen Erklärung der in Kants kritischen und dogmatischen Schriften enthaltenen Begriffe und Sätze. Mit Nachrichten Erläuterungen und Vergleichungen aus der

Geschichte der Philosophie begleitet und alphabetisch geordnet 5ten Bandes 1te und 2te Abtheilung gr. 8.,
2 thlr. 16 gr.

und noch vor Ende dieses Jahres erscheint der 6te Band in einer Abtheilung, die das ganze Werk beschliesst, und auch die nöthigen Haupt- u. Real-Register enthalten, und dadurch die Brauchbarkeit desselben noch sehr erhöhen wird. Die Vorzüge dieses Wörterbuchs sind mit allgemeiner Stimme anerkannt worden, und möchten sich so viel es der Raum erlaubt, wohl dahin concentriren lassen: die Faßlichkeit der eigenen Darstellung; die Zusammenstellung dessen was über einen Gegenstand in Kants Schriften zerstreut ist; die große Vollständigkeit; daß dies Buch der beste Commentar über Kants Schriften besonders über die kritischen ist; die historischen Artikel; die Vergleichung des Kriticismus mit den Theorien der ältern und neuern Philosophie; die Widerlegung der wichtigsten Einwürfe; die Aufnahme aller Kenntnisse aus der Logik, Mathematik u. s. w. die der Kriticismus voraussetzt; die vollständige Erklärung von Kants Naturmetaphysik, mit beständiger Rücksicht auf Physik; das viele Neue welches man vorzüglich in allen weiter ausgeführten Artikeln finden wird, von denen mehrere als ganz ausführliche Abhandlungen über die bearbeiteten Gegenstände anzusehen sind. Einige der interessantesten Artikel dieser Art möchten, um nur einige anzuführen wohl folgende seyn: Apriori, Analogie, Anschauung, Bewegung, Christenthum, Critik der reinen Vernunft, Dunkelheit in der Auflösung des ästhetischen Problems, Erfahrungsurtheil, Euklides, Figur, Freyheit, Geschmak, Gewissen, Gott, Kategorie, Kraft, Leibnitz, Materie, Pflicht, Physik, Postulat, Raum, Recht, Religion, synthetisches Urtheil, Teleologie, Urtheil, Vernunft, Vernunftbegriff ꝛc. So ist dies Wörterbuch das zweckmäßigste Repertorium für den Kenner wie für den Laien in der Philosophie.

Jena im August 1803.

Friedrich Frommann.

XX. Inhalt der allgemeinen deutschen Justiz- und Polizey-Fama vom Hofrath und Professor Hartleben zu Salzburg für den Monat Julius 1803.

Polizey. Ueber die Anschaffung wohlfeiler Materialien. Kritik der bisherigen Maximen. Verbesserungs-Vorschläge. — Man tadelt mit Recht die schädlichen Anlagen der Kirchhöfe, schweigt aber gänzlich von den weit mehr vernachläßigten Angern. — Branntweinbrenner zu Weimar. Ziegler zu Jena. — Nachtrag zu dem Vorschlag einer öffentlichen Sicherheits-Polizey an den Gränzen. — Verbot des Schießens bey Prozessionen in Stevermark. Kanonade und Belagerung im Lungau. Ein günstiges Wort für den Samson und Goliath. — Blutige Hochzeiten zu Nürnberg. — Ueber einen Plan für das gesammte öffentliche Erziehungswesen. — Fortschritte der Verbesserungen im Coburgischen. Festes Benehmen des Herzogs gegen die Tadler von höherem Stande. — Das Fürstl. Weimarische Justiz-Amt Capellendorf schüttelt die Bescheide aus der Nachtmütze. — Eine gute Marktordnung und Aufsicht trägt zur Konkurrenz und eben dadurch zur Billigkeit der Preise sehr vieles bey. — Unnütze Verschwendung der Römme beym Märzenbier. — Berichtigungen und Aufschlüsse über die Art der Beförderung der Korrespondenz von den kaiserlichen und Reichs-Post-Aemtern, nebst einer Nachschrift des Herausgebers, welche man mit dem Vorsatze der Unpartheylichkeit ganz zu lesen beliebe. — Die Mittel, den schädlichen Folgen der Ueberschwemmungen in Wohnhäusern vorzubeugen. — Eine neue Quelle zur Beyschaffung der Geschenke bey Schulprüfungen. — Gänzlicher Mangel einer Kirchen-Polizey in der vormaligen freyen Reichs- jezt kurbadischen Stadt Biberach in Schwaben, bewiesen durch die neuesten Ereignisse bey der dort angenommenen Firmung. — Gute Einrichtung der Brunnen in Neapel. Theures Wasser in Madrid. — Ueber die Hindernisse guter Feueranstalten mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Hauptstadt Linz in Nieder-Oesterreich ob der Enns. — Fragen eines Reisenden über die Pflichten der Polizey bey austretenem Wasser. — Errichtung eines Taubstummen-Instituts in Ungarn. — Ehrendenkmal für den würdigen Pfarrer Augustin Unterriedmüller in Oesterreich. — Die seculgrisirte Polizey in Freysing. — **Justizwesen.** Unvorsichtiger Handel mit Makulaturpapier. — Warum weichen mehrere Landesordnungen bey Bestimmung der Gewährzeit, zumal beym Pferdehandel, von dem Römischen Rechte ab, und weßhalb geschieht solches seltner

beym Horn- Rind- und Klein-Vieh-Commerze? — Zweckmäßigkeit der Depositen-Bücher. — Neue Litteratur. — Miszellen. — Justiz- und Policey-Anzeigen.
Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

XXI. Posselts europäische Annalen 1803. 7s Stück.

Inhalt.

I. Documentirte Geschichte der Unterhandlungen zwischen Frankreich und Ores-Britannien, betreffend die Londner Präliminarien und den Tractat von Amiens.
Erster Theil. Londner Präliminarien. (Fortsezung).
II. Politische und vertraute Correspondenz Ludwig's XVI. mit seinen Brüdern und mehreren berühmten Personen, während der lezten Jahre seiner Regierung, und bis an seinen Tod; mit Bemerkungen von Helene Marie Williams.

XXII. Inhalt der Französischen Miscellen. Dritten Bandes 2s Heft.

1) Revolutions-Szenen. (Fortsezung.) 2) Uebersicht der Theater von Paris. (Fortsezung.) 3) Kunstsachen. Musik. Malerey. Industrie. 4). Olivier's Reisen. 5) Kloys und Rose. Aus dem Tagebuch eines hypochondrischen Reisenden, herausgegeben von L. Achim von Arnim. (Fortsezung.) 6) Ansichten und Bemerkungen aus meinem Tagebuch. 7) Oeffentliche Lustbarkeiten in Paris. 8) Einrichtungen zur Verschönerung der Stadt.

XXIII. Neues Mag. der Künste u. Wissenschaften.

Im litterarischen Magazin bey Joachim in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: „Neues „Magazin der Künste und Wissenschaften für Gelehrte, „Künstler, Landwirthe, Fabrikanten und Manufakturisten, herausgegeben von C. S. 1tes und 2tes Stück, „Preis 21 gr. Sächs. oder 1 fl. 30 kr. Rheinisch jedes „Stück.

Inhalt des 1sten Stücks.

1) Einleitung. 2) Ueber die Bereitung der Rumfordischen Spaar-Suppe und Anweisung, wie solche am leichtesten einzuführen sey, nebst einer neuen Methode, wie man die Suppen durch eine aus Knochen bereitete wohlfeile Gallerte (Gelée) kräftig machen kann. 3) Ueber

befriedigte Zärtlichkeit; seeliges Wohlwollen, das sich andern mittheilen will, und mittheilt. Ihre Stellung ruhig und edel. In dem Schleyer der Grazie keine wollüstige Falte. Nichts üppiges in ihren Haarlocken; zwo Rosenknospen ihr ganzer Putz. Ein wenig vor sich hingebeugt, schlug sie die Augen nieder, als ob der Auftrag, ihre Göttin verschönern zu sollen, sie beschämte. Das ist sie! rief Charmides; und kniete vor dem Altar.

3.

Seitdem Charmides den heiligen Ort gesehen hatte, war es ihm noch schwerer, als zuvor, mit seines Vaters Bildsäulen und mit dem Opfergepränge der Göttin sich auszusöhnen. Ueberall war ihm die bescheidne Venus des Hayns, mit der schaamhaften Grazie, gegenwärtig. Beyde schwebten, wenn er arbeitete, vor ihm in der Werkstatt, und folgten ihm in den Tempel. Zwischen Marmorbildern und Altären von Gold, lag er im Geiste beständig vor dem heiligen Rasen und vor dem hölzernen Bilde seiner Gottheit, der einzigen, deren Strahl er aufzufangen für Seeligkeit achtete. So vollblühend auch die Kränze der Priesterinnen ihm entgegen dufteten; so vergaß er den keuschen Myrtenzweig seiner Muse nicht. Sogar bey den Reyhen der Mädchen, welche mit ihm zum Opfer giengen, blieb er kalt. Er sah dann und wann unter ihnen sich um, ob er keinen Blick finden könnte, welcher den Götterblicken im

Hayn

die Bestimmung der Hitzungsfähigkeit der Brennmaterialien oder Beschreibung des Calonimeters vom Bürger Montgolfier in Paris. 4) Neue Versuche über schwingende Flächen als eine Fortsetzung der Chladnischen Entdeckungen, nebst einer praktischen Anwendung auf die Theorie der Resonanzboden und dem Ausspielen der musikalischen Instrumente. 5) Beschreibung einer Maschine zum Dreschen, oder zur Absonderung des Korns vom Stroh. 6) Kurze Nachricht von der Englischen Baumwollen-Maschinen-Spinnerey. 7) Auszug eines Briefs aus Schottland an den Herausgeber dieses Magazins, die neue Schottländische Branntweinblase betreffend.

XXIV. Bitte an die Herren Avertissements-Einsender.

Es sind uns von verschiedenen unserer Verlagsfreunde zeither öfters Anzeigen zum Einrücken für die Intelligenzblätter unserer sämtlichen Journale in einer einzigen Abschrift eingesandt worden. Diese müssen wir ersuchen, da wir zu dem Behuf keinen eigenen Abschreiber halten können, uns künftig für jedes Journal eine eigene Abschrift der einzurückenden Nachricht zuzusenden und genau zu bestimmen in welche Journale diese abgedruckt werden sollen. Zu Vermeidung aller Verwechselungen setzen wir diejenigen Zeitschriften hieher, welche mit Intelligenzblättern versehen sind, und nur in diese können Inserate für die beygesetzten sehr mäßigen Preiße aufgenommen werden.

1) Journal der Moden für die Zeile in gr. 8. aus Petit 1 Gr. —
2) Hildts Magazin der Handels- und Gewerbskunde die Zeile in gr. 8. aus Petit. 1 Gr. —
3) Wielands neuer teutscher Merkur die Zeile in ordin. 8 aus Petit. — 8 Pf.
4) Steinbecks teutscher Patriot die Zeile in ordin. 8. aus Petit. — 8 Pf.

Auch ist uns mehrmals der Antrag gemacht worden, schon gedruckte Anzeigen unseren Journalen anheften zu lassen. Wir wiederholen aber hiermit, daß dies um keinen Preiß statt finden kann, weil sonst die Journalstücke oft zu dicken Bänden anwachsen würden, die mit den Post-Aemtern zu spediren nicht zumuthen könnten.

Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1803.

I.

Gedichte.

1.

Roſalyre an Koridon.

(Aus dem Roman der *Clotilde de Surville: le Chastel d' amour.* *)

Sind vergeſſen deine tauſend Eide
Steter Lieb' und Treue, Koridon?
Sind im goldumſäumten Purpurkleide
Dir Erinn'rung und Gefühl entfloh'n?

*) Die Wiedererweckung dieſes geiſtreichen Werkes und die (ſehr überflüſſigen) Controverſe über die Aechtheit

Iſt, wie jene Paradieſesſtunden,
Auch der erſten Liebe Glut verſchwunden?
Kannſt du, taub für meine Klagen, ſchau'n,
Wie mein Antlitz Thränen überthau'n? —

Gnade, Gnade, König! dem Vergehen
Einer wahnſinnvollen Schäferin,
Die da wähnte, wieder den zu ſehen,
Der ihr ewig lebt in Herz und Sinn!
Du biſt's nicht, wie deine Züge lehren —
Freude müßt' urplötzlich ſie verklären.
Schwören darf ich, wärſt du Korydon,
Ach, du hiengſt an meinen Lippen ſchon!

Gern umflogen Scherz' und Wonnen immer
Unſern ländlich ſtillen Aufenthalt.
Roſalyre war dein Hof und Schimmer,
Dir ein Thron mein Raſenſitz im Wald.
Deine Winke ſchienen mir Befehle.
Und Geſetz das Wünſchen deiner Seele.
Sprich, ob über Leben, über Tod
Je ein Herrſcher, wie du mir, gebot?

ſind wohl keinem unſerer Leſer, der nur einigermaaßen mit den wichtigſten Erſcheinungen des Auslandes Schritt hält, unbekannt. B.

Deine Morgen krönte Luſt und Seegen
Unter'm Himmel, der uns werden ſah.
Trunken eilte dir mein Geiſt entgegen;
Berge wiederhalten: „Er iſt da!“
Schon ein Blick, ein Wörtchen, dir entronnen,
Weihte mich zu Leiden oder Wonnen!
Noch warſt Du kein König, aber ich
Mehr als Königin, umſchlangſt du mich.

Komm denn, Freund! — Nicht länger widerſtehen! —
Ach, verzeih', o Herr! — Ich bin verwirrt!
Schön'res hat kein Auge noch geſehen,
Zärteres noch keine Hand berührt.
Ha, wie müßt' Ein ſüßes Lippendrücken
Mich in dieſem Goldpalaſt entzücken! —
Oder denkſt du jener Küſſe nicht
In der Roſenlaube Dämmerlicht?

Himmel! muß ich Pein von Dem erdulden,
Der mich angebetet? — Schmach und Pein?
Aber, trotz des Grauſamen Verſchulden,
Möcht' ich nie von ihm geſchieden ſeyn.
Prägten doch die köſtlichen Minuten,
Da wir ſeelig Arm im Arme ruhten,
Allzutief ſich meinem Herzen ein —
Ja, ſie müſſen Dir auch heilig ſeyn!

Gnade, Gnade, König! dem Vergehen
Einer wahnſinnvollen Schäferin,
Die da wähnte, wieder den zu ſehen,
Der ihr ewig lebt in Herz und Sinn!
Du biſt's nicht, wie deine Züge lehren —
Freude müßt' urplötzlich ſie verklären,
Schwören darf ich, wärſt du Korydon,
Ach, du hiengſt an meinen Lippen ſchon! ꝛc.

Haug.

2.

Auf den Tod der in Nürnberg den 4. Auguſt d. J. verſtorbenen Freyfrau Maria Anna Benigna von Hutten, geb. v. Rüdt.

Und ſo hat denn auch Sie der trübe Schlummer ergriffen;
Weit ſie von denen entfernt, die ſie geliebt und verehrt?
Hat ſie vom weiten Haus, das Selbſt ſie mit Mühe bereitet,
Sie in die enge Gruft, in die Verweſung geſtürzt?

Seltnes Menſchengefühl war ihrer Tugenden Führer,
Und ſie trennete nicht Großes vom Kleinen darin:

Suchte jedem den Werth; ſie ſelber edel im Herzen,
Achtete wenig auf das, was ihr der Zufall ertheilt.

Und doch ſah ich nicht oft beſcheidnern edleren Anſtand,
Und zu jedem Geſchäft einen beſtimmteren Geiſt.
Mögen Andre ſie loben, die durch Sie glücklicher waren:
Eine ſeltene Frau war ſie dem Teutſchen Geſchlecht!

Streut mit Blumen ihr Grab, mit ſpät noch grünenden Zweigen;
Miſchet des ſüſſeren Dufts liebliche Blüte darein!
Grabet tiefer in Stein den Namen! Setzet: „Benigna
„Ruhet hier. Sie war's jedem in Worten und That.“

v. Knebel.

3.

Thorwaldſons Jaſon.

Die Fremde.

Trau' ich dem ſtaunenden Blick? iſt Wahrheit was mir erſcheinet?
Iſt gefüllt zwiſchen uns und der Antike die Kluft?

Hat der Heroen Geschlecht der Jahrtausende Gräber gesprenget?
Wandelt es hehr und voll Kraft wieder auf Erden umher?

Die Antike.

Aus der Vergessenheit Nacht rief mich des Genius Stimme,
Und ich gehorchte dem Ruf still sich entfaltender Kraft;
Einfalt des Geistes, die eines nur will, und Fülle des Herzens
Schafft das Unmögliche, selbst in der entarteten Kunst.

Fr. Brun geb. Münter.

4.

Der grose Geist. *)

In höhern Zonen
Nur kann er wohnen.
Von oben wallt er hernieder
Auf Aetherflammengefieder,

*) Der Verfasser, der jetzt in Curland lebt, kündigt durch diese Probe eine Sammlung von Gedichten an, die künf-

Und hüllt in Menſchengeſtalt ſich ein;
Der Menſchheit Genius will er ſeyn.

Er eilt gewaltig
Und vielgeſtaltig
Mit raſtlos thätigem Streben
Durchs rege, ſtürmiſche Leben,
In deſſen Spiegeln kein Bildchen ſteht,
Wo er nicht forſchend vorübergeht.

Der Sinne Schranken
Und der Gedanken,
Des Herzens wirrige Bahnen,
Was andre Geiſter kaum ahnen;
Das hat ſein mächtiges Aug' ereilt,
Drauf hat ſein prüfender Blick geweilt.

Von ſeinen Händen
Wird Elementen
Die kühne Feſſel bereitet,
Die Kraft zum Zwecke geleitet,
Er blickt zur Wölbung des Himmels auf,
Und mißt und richtet der Sterne Lauf.

tigen Oſtern bei Rein in Leipzig auf Subſcription erſcheinen ſollen und Subſcription verdienen. B.

Mit Todesſchlummer
Bannt er den Kummer,
Der Menſchheit ſchönſte Geſtalten
Gedeihn, entblühen, entfalten,
Wenn ſeine Rechte das Scepter führt,
Und ſeine Schläfe die Krone ziert.

Der Schlachtruf brüllet;
In Dampf gehüllet
Stehn kampfbegierige Streiter.
Sein Machtwort reißet ſie weiter.
Er wägt und ordnet des Andrangs Kraft,
Die ſeinem Heere den Sieg verſchafft.

Die Harmonieen
Des Daſeyns ziehen
Sanft, wie Harmonikalieder
Zu ſeinem Ohr: danieder,
Und wenn er freudig die Harfe ſtimmt,
Erzählt ſie wieder, was er vernimmt.

Oft lauſcht im Thale
Der Ideale
Sein Blick mit heiligem Sehnen
Den Urgeſtalten des Schönen,
Und was er in der Begeiſtrung ſah,
Steht bald in Stein und in Farben da.

Wo Wahrheit klaget,
Die Unschuld zaget,
Wo Recht und Tugend den Siegen
Verkappter Bosheit erliegen,
Nimmt kühn die Fackel er in die Hand,
Im Strahl der Wahrheit erhellt das Land.

Wenn Millionen
Dem Laster lohnen,
Spricht er mit Würd' in den Mienen:
Ich mag sie nimmer verdienen.
Ein reines Herz in der Armuth Schoos
Beglückt den Menschen, und macht ihn groß.

Der Hoheit Stempel
Trägt sein Exempel.
Mit Recht nennt man ihn Meister
Im Reiche irdischer Geister.
Sein Nam' erhebt sich im Flug der Zeit
Empor zum Throne der Ewigkeit.

J. S. Rosenhayn.

Hayn zu vergleichen wäre. Aber da fand sich keiner.

Endlich, an einem von denen Festen, welche zur Rosenzeit auf dem Hügel gefeyert wurden, zog ein kleines Mädchen die Aufmerksamkeit des Knaben an sich. Das Mädchen hatte sich besonders gelagert, und suchte die kleinsten Rosenknospen, und steckte zwoo davon ins Haar, und eine an den Busen. Es schien zu merken, daß an seinem Busen die Blume schöner wurde; und schlug die Augen nieder, als wär' es beschämt, eine Rose verschönern zu wollen. Dies war die **Grazie des Charmideo.**

Freylich war iener Gedanke zu fein, um in die Seele des Mädchens zu kommen; aber, so bald man es ansah, mußte man wenigstens etwas dem Gedanken ähnliches in der Seele vermuthen; etwas dunkles, das in der Zukunft einer solchen Entwickelung fähig wäre.

Die kleine Schöne richtete sich auf, sah den Knaben, und wurde roth. Der Blick des Knaben fiel auf die zwoo Rosenknospen im Haar; aber nicht auf die dritte. Dennoch schaut' er mit einer gewissen Furchtsamkeit in das Auge, das zuvor bey der letzten Rosenknospe nieder gesehen hatte. Die kleine Grazie lächelte. Niemals hatte sie noch zu einem Knaben ein solches Zutrauen gefühlt. Indem stimmte man den grossen Lobgesang an; das Fest war geendigt; und das Mädchen mußte mit seinen Gefährten

sich

II.

Proben einer metriſchen Ueberſetzung des Sophocles. *)

Antigone. V. 100.

Erſte Strophe.

Strahl des Helios, ſchönſtes Licht,
Wie noch nimmer es Thebe, der
Siebenthorigen, ſchien zuvor,
Du biſt endlich, o goldnes Tags
Aug', erſchienen, einher

*) Schon dem aufrichtigen und durch Grammatik (im höhern Sinn) hinlänglich unterſtützten Beſtreben, den unvergleichlichen Sophocles mit möglichſter Beibehaltung der Sylbenmaaße (denn die im griechiſchen oft gehäuften Sylben legen freylich zuweilen ganz unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg) in unſere dem Meiſter ſich ſo gern fügende Sprache überzutragen, gebührt lauter Beifall. Hr. Seidler ſchließt ſich durch dieſen Verſuch an Hrn. Süvern's Trachinierinnen (Berlin, 1802, 94 S.) einer Arbeit, die gewiß der Aufmerkſamkeit der Kenner nicht entgangen ſeyn wird, mit einer Fertigkeit an, die zu ungemeinen Erwartungen berechtigt. Möge er von denen, die das wirkliche Talent zu unterſcheiden und zu pflegen verſtehen, bald in eine Lage verſetzt werden, wo dieſe Blüthen zur Frucht reifen können. V.

Ob Dirkäas Flutenergießung wallend,
Und haſt Argos weißſchildgen Mann,
Der auszog mit allem Geräth,
Hin in Beſtürzung mit raſcherem Zaum,
Aufgeſcheucht, zu enteilen;
Der, empört durch den zwiefach gedeuteten Zwiſt
Polyneikes, in unſer Gefild hoch her,
Hell tönendes Schwungs, wie ein Adler herab
In die Ebene flog,
Mit dem Fittig bedeckt von der Weiße des Schnees
Viel Waffen umher,
Samt Helmen mit Mähnen des Roſſes.

Erſte Antiſtrophe.

Ueber unſeren Zinnen ſtand
Er in gähnendem Kreis um die
Sieben Thore mit blutgem Speer.
Doch hingieng er wieder, bevor
Seine Wangen er voll
Unſres Bluts ſich zog, und den Kranz der Thürme
Des Hefäſtos Feuer ergriff:
Rings um ſeinen Nacken erſcholl
So ein Geraſſel des Ares, dem Kampf
Schwer des feindlichen Drachen.
Denn es haßt Zeus höchlich das eitle Gepräng
Ruhmrediger Sprach'. Und ſobald er heran

Sie flutend erſah im gewaltigen Strom,
Mit des Goldes Getön und vermeſſenem Sinn,
Da ſtürzet er ihn mit geſchleudertem Strahl'
Der herab vom Wall
Den Triumph ſchon begann zu verkünden.

Zweite Strophe.

Nieder zu Boden entſank er zurückgeſchmettert
Er, der die Flamm' in der Hand, in des Wahnſinns Kühnheit
Raſend' ſtürmete mit
Dem Stoß her des feindlichen Sturms.
Doch es lenkt' anders dies,
Andern verhängt' andres Geſchick Ares im Aufruhr,
Der gewaltige Streiter zur Rechten.
Denn die Führer, die ſieben, mit frühern in Kampf
Um die Thore, die ſieben, dem Wender der Schlacht
Zeus ließen zurück ſie die eherne Wehr;
Nicht alſo die Unglückſeeligen Zween,
Die erzeugt ein Weib, ein Vater, es traf,
Beim Kampf mit dem Speer der Entſcheidung, das Loos
Des gemeinſamen Todes ſie beide.

Zweite Antiſtrophe.

Aber es iſt der gefeierte Sieg gekommen

Thebe von neuem zu ſegnen, die Wagenvolle.
Drum Vergeſſenheit nun
Des Kriegs laßt des jetzigen ſeyn.
Doch die Nacht durch im Tanz
Nahn wir der Unſterblichen Altären, und Führer,
Sey Bacchos, der Theben erſchüttert.

Jamben. Antigone. V. 891.

O Grab, o Hochzeitbett', o unterirdiſches
Auf ewig zugeſchloßnes Haus, wohin ich jetzt
Fortwandre zu den Meinen, deren Zahl zumeiſt
Hinab, der Umgekommnen, Perſephaſſa nahm.
Von ihnen Ich die letzt', und weit ſchmachvoller noch
Steig' ich hinab, bevor mein Lebenstheil verſtrich.
Doch halt' im Scheiden ich an dieſer Hoffnung feſt:
Erſehnt dem Vater werd' ich nahn, willkommen, dir
O Mutter, dir erſehnt, o brüderliches Haupt.
Denn euch hat all' im Tode dieſe meine Hand
Gewaſchen und geſchmücket, und den Opferguß
Des Grabes euch geweiht. Doch, Polyneikes, jetzt
Beſtattend deinen Leichnam, trug' ich dies davon.
Und doch, wer weiſe denkt, dem ehrt' ich dich mit Recht.
Denn nimmer nicht, wenn ich von Kindern Mutter war,

Nicht wenn mein Gatte todt und in Verweſung lag,
Hätt' ich dem Staat zum Trotz erkoren dieſe That.
Mit welches Rechtes Fuge dieſes Wort ich ſprach?
Starb mein Gemahl, ſo ward ein andrer mir vielleicht,
Ein Kind von andern Gatten, wenn ich dies verlor;
Doch da mir Mutter birgt und Vater Hades Schoos,
Da wird hinfort kein Bruder je geboren mir.
Mit ſolchem Fug dich hoch vor andern ehrend ſchien
Ich eine Miſſethat dem Kreon zu begehn,
Und ſchreckliches zu wagen, brüderliches Haupt.
Und jetzt, ergriffen hat er ſo gewaltſam mich,
Und führt mich weg, eh' Hochzeitbett' und Barutgeſang
Vermählung mir und Kinderpflege ward zu Theil.
Von Freunden ſo verlaſſen ich Unſelige,
Lebendig der Geſtorbnen Klüften wall' ich zu,
Ich, welches Götterrechtes Uebertreterin?
Was frommts der Jammervollen, zu den Göttern noch
Emporzuſchauen? wen zum Retter rufen? da
Des Frevels Lohn mir ward, die fromm den Frevel mied.
Doch wenn dann bei den Göttern ſolches edel iſt,
So will ich ruhig leiden eine Sünderin:

Wenn aber dieſe ſünd'gen, — möchten ſie nicht mehr
Des Uebels leiden, als ſie rechtlos thun an mir.

* * *

Im Chore bin ich folgenden Verbeſſerungen des Hrn. Prof. Herrmann gefolgt:

V. 104. theilt er die Verſe ſo ab:

ἀμέρᾳς βλέφαρον,
Διρκαίων ὕπερ ῥείθρων μολοῦσα.

Und in der Antiſtrophe:

ἀμιάντων γένναι
Πλησθῆναί τι, καὶ ϛεφάνωμα πύργων etc.

V. 138 iſt ſo zu ändern:

εἶχε δ' ἄλλα τα μεν,
ἄλλα δ' ἐπ' ἄλλοις ἐπενώμα συφελίζων

Und in der Antiſtrophe:

θεῶν δε ναοὺς χορῖς
παννυχίοις πάντας ἐπέλθωμεν· ὀθηβας δ'
ἐλελίζων βάκχιος ἄρχοι.

V. 150 hat Brunk θεθε ohne Noth in θεθαι verwandelt. Es ſind keine Dactylen.

Leipzig. Auguſt Seidler.

III.

Ueber Matthiſon's Anthologie.

Stuttgard, im Auguſt, 1803.

Können Sie mir das Vergnügen in Ihrem vielgeleſenen teutſchen Merkur dem Lieblinge der Charitinnen, unſerem Matthiſon, zu ſeiner preiswerthen Unternehmung, der Herausgabe einer lyriſchen Anthologie, und dem Publikum zur Erſcheinung des erſten und zweiten Bändchens jener intereſſanten Blumenieſe von Herzen Glück zu wünſchen. Nur dann, wenn Männer, wie Matthiſon, deren Schläfe der Lorbeer ſchon ſchmückt, und die zugleich Kunſtrichter ſind, einzig und allein aus Liebe zur poetiſchen Kunſt, des mühſeligen Sammelns und Feilens ungeachtet, ſich entſchließen, dergleichen Sammlungen zu veranſtalten, können wir endlich zu „elegant Extracts“ wie die Britten ſie längſt haben, gelangen und den erloſchenen Eifer für wahre Poeſie kräftig wecken.

Die Matthiſon'ſche Anthologie, welche höchſtens auf 8 — 10 Bändchen anwächſt, umfaßt zwei Jahrhunderte, und „bildet“ (ich bediene

mich der Worte des Herausgebers) „eine Art von „Kunſtgallerie, wo Geiſt Manier und Gehalt eines „jeden (Dichters) wie in einer nach den Schulen ge„ordneten Gemäldeſammlung, leicht gefaßt und ge„würdigt werden könne". Der erſte Theil beginnt mit zwei Schwaben, dem Georg Rudolf Weckherlin*) (geb. 1584) und dem berühmten Georg Valentin Andreä (geb. 1586). Dann folgen Zinkgräf, Opitz, Simon Dach, Homburg (geb. 1605 † 1681 zu Naumburg als Gerichtsſchreiber) Flemming, Riſt, Tſchernings, Skultetus (deſſen Gedichte Leſſing auffand), Gryphius, Schwieger (bekannter unter dem adoptirten Namen: Philidor, der Dorfferer) Hofmannswaldau Lohenſtein, Canitz, Leſſer, Brockes, Drollinger und Günther, Albrecht von Hallez ſchließt. An der Spitze des zweiten Bandes ſteht Hagedorn, nach ihm Pyra, Lange, Zernitz, Gellert, Kleiſt, Schmid, Roſt, Lenz, Sulzer, J. E. Schlegel, Lichtwer, Käſtner, Gleim, und Uz.

Schon aus dem bloßen Namenverzeichniſſe läßt ſich auf die Reichhaltigkeit und Abwechslung in dieſer Anthologie ſchließen. Sie arbeitet mitunter gleich-

*) Sein Leben von Conz beſchrieben, iſt unter der Preſſe.

ſam der Zeit entgegen, und ſetzt unbekannte oder vergeſſene Dichter in ihre Würden und Ehren ein. Die gewählte chronologiſche Ordnung liefert den ſicherſten Barometer vom Steigen und Fallen der teutſchen Dichtkunſt. Was aber dem Herausgeber zum vorzüglichſten Verdienſt angerechnet werden muß, iſt, daß er die älteren Dichter durch glückliche Abkürzungen und Veränderungan leſbar zu machen wußte. Wer ſich mehr an den müßigen Auswüchſen, fehlerhaften Eigenthümlichkeiten, Tautologieen, falſchen Reimen, und trivialen Ausdrücken derſelben, kurz, mehr am Roſte des Alterthums ergötzt, als an der Schönheit und Energie der Gedanken, dem bleibt es ja unbenommen ſich an den Originalen zu weiden, und z. B. zu bedauren daß Matthiſon in dem Liede von Gryphius: „Der Todte an den Lebenden“ (was durch Zuſammenſchmelzung von 33 in 11 Strophen eine Zierde der Sammlung wurde) Stellen wie:

— Die Bücher ſcharrt in ſich
Die faule Mott, und Streckfuß mich.

oder: Schaut wie der ſcheußlich Alchimiſt
Der Tod mich ſelber kocht und friſſt“

weglaſſen konnte. Daß Matthiſon „den Charak„ter und Geiſt der abgekürzten oder veränderten Ge„dichte mit Schonung und den guten Geſchmack mit

Achtung behandelte, ist auf jedem Blatte sichtbar. Beispiele anzuführen wird den Recensenten von selbst angenehme Pflicht seyn. Möchte die stille Kraft dieser Anthologie dem vorlauten Unwesen am Fuße des Helikon steuern! — Daß sie jeder Freund und Verehrer der Musen unter seine Lieblingsbücher aufnimmt, bin ich überzeugt.

Auch die morgenländischen Apologen, oder: Die Lehrweisheit Jesus in Parabeln und Sentenzen von Conz empfehlen sich jedem Philologen und Dichter, jedem Freunde der Bibel und der Wahrheit. Die angehängten Beiträge zu einer morgenländischen Anthologie sind vortreflich, und machen nach einer baldigen Fortsetzung lüstern. Das Ganze ist ein neuer unverkennbarer Beweis von der ausgebreiteten Lectüre, der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn dieses eben so verdienstvollen, als bescheidnen Mannes.

Breitkopf und Härtel in Leipzig ließ nun auch den Text der von Zumsteg komponirten Operette: „Elbondocani" zum Besten der Wittwe drucken, und überraschte sie mit diesem neuen Geschenke, was ihm sein Herz und der Dank aller Edeln lohnt.

ſich wegbegeben. Es war aus Paphos, und hieß Theone.

4.

Die Venus im Hayn, mit ihrer Grazie; und nun ein ſterbliches Mädchen, welches der letztern ähnlich war? Charmides wurde traurig. Oft gieng er in das alte Gehölz; allein die Göttinnen konnten ihn nicht anlächeln, wie das Mädchen aus Paphos. „Wer weiß, ob „ſie mir hold ſind, dieſe Göttinnen?“ ſo ſprach der Knabe. „Sie wären es gewiß, wenn die „kleine Schöne mich liebte!“

Dieſe kam das folgende Jahr wieder auf den Hügel. Charmides bracht' ihr einige Roſenknoſpen entgegen. Die leiſe Stimme, womit er Theonen grüßte, hatte ſo etwas liebliches für ſie, und ſo etwas liebliches hatte für ihn der Blick, womit das Mädchen antwortete, daß von nun an zwiſchen beyden ein heiliges Bündniß geſchloſſen war.

Theone! willſt du mit mir in jenes Wäldchen gehen? Das Bündniß war geſchloſſen. Theone gab ihm die Hand, und gieng mit.

Sie waren am Eingange des alten Hayns. „Dieſe Muſe hat gewiß auf ihrer Flöte nur „unſchuldige Lieder geſpielt:“ ſagte der Knabe; zugleich brach er einen Myrtenzweig ab, und flocht' ihn um die Stirne des Mädchens.

Nun

Möchten Sie doch über Danneckers Paris, welcher die Waffen polirt, über seine auf einem Tiger sitzende Ariadne, und über ein neues großes Gemälde von Hetsch (Werke die den Meister loben!) bald den detaillirten Bericht eines Kunstverständigen erhalten!

Mit vollkommenster Hochachtung

G.

IV.

Ueber eine neue teutsche Bearbeitung des Bayleschen Dictionnaire, nebst einer Probe. *)

Das historische Wörterbuch von Bayle ist, wie bekannt, eines von den Werken des vorigen Jahrhunderts, die auf den Geist dieses Jahrhunderts selbst einen starken Einfluß hatten, und in seinem Laufe vielen Tausenden eine Leuchte waren. Unter den Tau-

*) Dieser teutsche Bayle wird ohngefähr vier starke Oktavbände betragen, und folgenden Titel führen: „Peter Bayle's historisch-kritisches Wörterbuch in einem concentrirten Auszuge. Aus dem Französischen."

senden, die diesem Wörterbuch folgten, gab es Geister vom ersten Range; gab es einen Friedrich den Großen, der es schon als Jüngling studierte, bei jeder Gelegenheit es pries, und in vollem Ernste der Meinung war, daß es ein Lehrbuch auf öffentlichen Schulen werden sollte. Dieser allgemeine und so hoch ehrende Beifall war aber auch sehr natürlich. Wo anders findet man zugleich diese Fülle von Gelehrsamkeit und Geist; diese Mannigfaltigkeit mit so viel Leben; diesen Unterricht mit so viel Unterhaltung; diesen Reichthum an Gedanken, mit so viel Reiz zum Selbstdenken! Aber das ist nur die helle Seite; das vortrefliche Werk hat auch viele Schwächen. Bayle war seinem Zeitalter weit vorangeeilt; aber ganz über dessen Horizont hinaus war er nicht; seine Philosophie ist oft sophistisch; seine Gelehrsamkeit üppig und pedantisch. Von diesem allem trägt sein Werk die Spur. Höchstmerkwürdige Männer und gewöhnliche Menschen bieten sich hier in bunter Reihe die Hand; geistvolle Discussionen über die wichtigsten Gegenstände wechseln ab mit redseeligen Diatriben über unbedeutende Dinge. Stellen aus Autoren aller Art, die dem Wesen nach oft schon im Text stehen, stehen noch einmal wörtlich in den Noten, und zwar nicht selten in zwei, oder drei Sprachen; und endlich unter Text und Noten steht, um den Blick vollends

zu verwirren, Citat über Citat. — Man begreift daher leicht, daß eine mit Vorsicht unternommene Scheidung dieser chaotischen Masse ein Bedürfniß für unser Zeitalter wäre; und daß eine solche Wiedergeburt des Baylischen Wörterbuchs nicht nur vielen Dilettanten eine interessante Unterhaltung gewähren würde, sondern auch dazu beitragen könne, Jünglinge, die ausschließend die Spekulation lieben, mit der Gelehrsamkeit wieder auszusöhnen. Es versteht sich dabei aus mancherlei Gründen von selbst, daß diese neue Bearbeitung in teutscher Sprache abgefaßt, wie auch, daß sie, nicht handwerksmäßig gefertigt, sondern mit einigem Aufwand von Geist gearbeitet sey. Gewiß hat unter den Bürgern der teutschen Gelehrten-Republik mehr als einer den entscheidensten Beruf zu dieser Arbeit; da aber bis jetzt noch keiner seine Lust dazu bezeigt hat; so darf ich mir keine Anmaßung Schuld geben, wenn ich dieses literarische Geschäft mir zueigne. Doch es ist nicht genug, bloß anzuzeigen, daß ich eine neue Bearbeitung des Bayle liefern will; ich muß auch sagen: wie ich dabei verfahre. Das gesammte Wörterbuch besteht aus fünf verschiedenen Bestandtheilen. Es sind dieses. 1) Der Text selbst. 2) Die zu dem Texte gehörigen und gleich unter ihm stehenden Citate. 3) Die erläuternden Noten oder vielmehr Ex-

kurſe. 4) Die in dieſe Exkurſe, zum Theil auch in die Citate verflochtenen und wörtlich abgedruckten Stellen aus anderen Autoren. 5) Die zu den Noten gehörigen und unter ihnen ſtehenden Citate. — Von allem dieſen den Kern auszuziehen, und ihn ſo viel möglich in Bayle's Geiſt und Ton zu verarbeiten, iſt mein Zweck. Die Regeln, denen ich dabei folge, ſind dieſe. — Erſtens: Was den Text betrifft, ſo werden alle Artikel ausgehoben, deren Inhalt jedem Manne von gelehrter Bildung intereſſant ſeyn muß; diejenigen hingegen, nach denen bloß der allesdurchſuchende Literator fragt, ſo wie die, in denen ſtatt belehrender Nachrichten, nur ein Wuſt widriger Gelehrſamkeit Preis gegeben wird, fallen weg. Von Boſſu, Bougoir, Barozan, ſo wie von Adam, Eva und Kain wird alſo im teutſchen Bayle nicht die Rede ſeyn. —

Aber auch in den aufgenommenen Artikeln ſoll der Text des Originals nicht Zeile für Zeile beibehalten werden; auch werd ich mir die Freiheit nehmen, die oft mehr zuſammengewürfelten als zuſammengeſetzten Ideen in einer etwas veränderten Ordnung folgen zu laſſen. In beiden Fällen jedoch werde ich mit geziemender Behutſamkeit verfahren. —

Zweitens: Die Noten ſind es, in denen Bayle

ſich vorzugsweiſe als Bayle zeigt; auf ſie wird alſo auch vorzugsweiſe das Augenmerk des teutſchen Bearbeiters gerichtet ſeyn. Gold und Schlacken ſind in ihnen noch mehr als im Texte vermengt, und ſie bedürfen daher noch mehr als dieſer der kritiſchen Scheidekunſt. —

Alles, was in dieſen Noten nur dem damaligen Zeitgeſchmack, oder Zeitbedürfniß, oder dem perſönlichen Intereſſe des Verfaſſers ſein Daſeyn verdankt; alſo: der chronologiſche, genealogiſche und kritiſche Einzelkram, die ewigen Befehdungen des Moreri und ähnliche Auswüchſe — dies alles wird weggeſchnitten. Nur das reinere Korn der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Erkenntniß, ſo wie das, was durch Laune, Witz und Feinheit anzieht, wird gewiſſenhaft beibehalten. Selbſt dann wird es beibehalten, wenn der Artikel, zu dem es gehört, oder vielmehr: an dem es hängt, nur von geringem Intereſſe iſt. So wird z. B. der Artikel: „Catius" nicht fehlen, bloß darum, weil ſich die vortrefliche Anmerkung über die Kritik an ihn anſchließt. Da es ſich aber zuweilen findet, daß einzelne ausgezeichnet ſchöne Gedanken, unter einem Wuſt vergraben liegen, der weder ganz noch theilweiſe beibehalten werden darf; ſo werd ich mir die Freiheit nehmen, ſolche Gedanken, als gute Pfropfreiſer auszuſchneiden, und ſie einem andern

Stamm einimpfen, an dem sie fruchtbar werden können. *) — Die wörtlich angeführten Stellen aus anderen Autoren werden nur dann beibehalten, wenn sie den Text nicht bloß belegen, sondern auf eine interessante Art erweitern. Sind sie lateinisch, so werden sie lateinisch abgedruckt; sind sie aus einer anderen Sprache, so werden sie gleich teutsch gegeben. — Uebrigens werden diese Stellen oder Exkurse nicht, wie im Original unter, sondern wie in Lessings Kollektaneen hinter den Text gesetzt. — Drittens., Die Citate zu Text und Noten bleiben nur dann stehen, wenn sie bedeutende Nachweisungen enthalten, und auf Bücher sich beziehen, die leicht zu erlangen sind. Sie werden ebenfalls nicht unter den Text, sondern gleich in ihn hineingesetzt, zu der Stelle, die sie begleiten.

So viel von der Bearbeitung; nun noch ein kurzes Wort über die Uebersetzung. — Sklavische Worttreue will ich mir nicht zum Gesetz machen; aber darnach will ich mit ganzer Seele trachten, daß der lebendige Odem des Originals auch in der teutschen Nachbildung weht. Der Uebersetzer ist ein Abgeordneter, durch den das Original, mit Personen, die es nicht selbst sprechen kann, unterhandelt: allein ein

*) Ohnstreitig unter allen die schwerste Aufgabe! W.

Abgeordneter, der, wenn er seiner Sendung werth ist, sich durch keine wörtliche Vorschrift binden läßt. Er verspricht, seinen Auftrag auszurichten; und er hält Wort: aber über die Mittel, durch die er ihn ausrichtet, muß man ihn nicht chikaniren. Als Beleg zu alle dem, was ich gesagt habe, sey es mir nun noch erlaubt, gleich eine Probe hinzuzufügen. Ich wähle zu dieser Probe den Artikel: „Cäsar.“; weil dieser nicht zu lang, und dabei von einem allgemeinen Interesse ist.

Cäsar, der erste Beherrscher des römischen Freistaats, besaß alle die Eigenschaften, die ein Welteroberer bedarf; und man thut Unrecht, wenn man sein Glück mehr den Umständen, als seinem Verfahren zuschreibt. Ich gebe zu, daß die Umstände, unter denen er Rom bereits fand, seinem ehrsüchtigen Entwurfe vortreflich zusagten: allein ich weiß auch, daß ein Geist, wie er, diese Umstände, wenn sie noch nicht da gewesen wären, geschaffen haben würde. Schnelligkeit, Wachsamkeit, und ein Feuer, das ihm keine Ruhe ließ, so lange noch etwas zu thun übrig blieb: das waren die Eigenschaften durch die Cäsar wurde, was er war. 1) Der glänzende Sieg bei Pharsalus, der ein entscheidender Schlag, und gleichsam das Endurtheil des Himmels über die Bürger-

kriege der Römer war, ließ es ihn nicht überſehen, daß Pompejus, das Haupt der Gegenpartei noch lebe, und daß, wenn man ihm Zeit gäbe, die Trümmern ſeines Heers zu ſammeln, man in kurzem wieder von vorn werde anfangen müſſen.

Die Verfolgung des Flüchtlings war ſein erſter Gedanke; und dieſe Verfolgung war der Grund von des Pompejus tragiſchem Tode. Denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man ihn nicht ermordet haben würde, wenn man nicht ſchon gewußt hätte, daß ihm Cäſar auf dem Fuße folge. Die lezte Schlacht, die er gewann, war ſeine blutigſte: er gab ſie bereits verloren, und traf Maaßregeln, durch einen freiwilligen Tod, den Feinden zu entgehen. (Flor. 4.)

Wenn man nur die Kriege überdenkt, die Cäſar glorreich endigte; ſo zwingt er zur Bewunderung: denkt man aber auch an die Tauſende, denen er dabei Leben, Eigenthum und Freiheit nahm; ſo hat man Mühe, ihn nicht für einen Teufel zu halten. Das ärgſte von dem allen war, daß er, um Feindſeligkeiten gegen ſeine Perſon, die er ſich durch ſeine Ehrſucht ſelbſt zugezogen hatte, zu rächen, eben das Schwerdt, das ihm Rom gegen die Feinde des Vaterlandes gegeben hatte, gegen das Vaterland ſelbſt

kehrte. Wie traurig, daß ein Mann von so großen Eigenschaften, ein so schreiendes Verbrechen begieng! Denn Cäsars Geist war so groß als sein Muth, und eine Intrigue führte er eben so leicht wie das Schwerdt. Er war Kenner der Literatur, dabei ein so vortreflicher Redner, daß, wenn er nicht den Ehrgeiz gehabt hätte der erste Mann im Staate zu seyn, er leicht der erste Mann auf dem Forum hätte werden können. Von seinen Werken haben wir nur noch zwei: die übrigen, deren Zahl nicht gering war, sind verloren. 2) Seine widerrechtliche Obergewalt würde er aller Wahrscheinlichkeit nach, länger behauptet haben; wenn es ihm nur möglich gewesen wäre, auf den Namen eines Königs, und die Zeichen dieser Würde Verzicht zu thun. Allein seine Freunde, deren Pflicht es war, ihn auf dieser schlüpfrigen Glücksstufe zu halten, stürzten ihn selbst in den Abgrund: weil sie es nicht erwarten konnten, ihn nur bald als König zu sehen. Sie, so wie Cäsar, hätten doch erwägen sollen: daß freie Völker sehr leicht Sklaven werden, wenn man nur die Gefälligkeit hat, sie nicht Sklaven zu nennen; daß sie, ohne ein Wort zu verlieren, ihre Freiheit dem Wesen nach einbüßen, allein sogleich wild werden und zu den Waffen greifen, wenn von einen Titel, oder einer Kopfverzierung die Rede ist. — Diese Günstlinge des Cäsar waren begieriger und un-

erſättlicher als er ſelbſt, und die Furcht der Verſchwornen, daß Cäſar den Königstitel nicht annehmen würde, war gar nicht ungegründet. Cäſar war allerdings unternehmend von Natur, und kannte ſich als Schooskind des Glücks: aber eben darum war er zuletzt bedächtig geworden; gleich als fürchte er, das Glück würde ihm als einem frechen Nimmerſatt, einmal ſeinen Zorn fühlen laſſen. — — Der Senat erwies ihm ſo ausſchweifende Huldigungen, daß man beim erſten Blicke nicht genug erſtaunen kann über den Sklavengeiſt, der in dieſem Betragen ſich offenbart: allein man darf nicht überſehen, daß auch viel republikaniſche Tücke dabei im Spiele waren. Von dem Augenblick an, wo der Senat merkte, daß Cäſar über dieſe Huldigungen eine herzliche Freude empfand, ſetzte er dieſen weder Maaß noch Ziel: einzig in der Abſicht, ihn verhaßt zu machen, und um ſo ſchneller ins Verderben zu ſtürzen. In dieſem Geiſte handelte die Mehrheit der Senatoren; einige waren wirkliche Schmeichler; und wieder andre machten öffentlich die Oppoſition. —

Cäſar gieng in die Falle. Die Dekrete des Senats machten ihn völlig blind, er vergaß ſich; und als ihm der ſogenannte Senat wieder einmal ein Huldigungsdekret zu Füßen legen wollte, ſtand er nicht

Nun giengen sie weiter; und schon zeigte sich das hölzerne Bild und der Altar. „Dies ist „die Göttin der Liebe, sagte Charmides, „und dies eine Grazie“. Die Augen waren ihm, als er es sagte, voll Thränen; er drückte die Hand seiner Begleiterin. Als Theone die Thränen des Charmides sah, konnte sie die ihrigen nicht zurückhalten. Es war Unschuld und Liebe.

„Diese Gottheit, sagte jener, nach einem kurzen Stillschweigen, hat noch keine Priesterin. Willst du, Theone, dich ihren Geheimnissen widmen? Das Mädchen verstand ihn nicht völlig. Zwar hatte die Einsalt des Altars und der Blick des Bildes etwas, das sie, ohne zu wissen warum, den prächtigen Tempeln zu Paphos und dem Rosenhügel vorzog; aber den ganzen Werth des Heiligthums einzusehen: wie konnte man das von ihrer kindlichen Seele verlangen? Bey dem Knaben selbst war es mehr Empfindung, als Einsicht des Schönen. Hätte das Mädchen indessen die Liebesgöttin und die Grazie nicht um ihrer selbst willen geliebt; ihr wäre das Bild von dem Augenblick' an heilig geworden, da sie Charmides zu demselben hinführte. Sie pflückte den Schoos voll Blumen, und bekränzte die Göttin, und bestreuete den Altar. “Vergiß nicht, was du „gethan hast:“ sagte Charmides.

Theone kam mit ihrem Geliebten auf den Hügel zurück, und muste, weil es ihre Mutter befahl,

einmal auf. 3) Dieſer Sultansſtreich gab ihm mit den letzten Stoß. Am 15ten Mai 709 A. U. ward er im Senat ermordet. Hätte er nur noch zehen Jahre gelebt; ſo würde er aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch eine Menge wunderbare Dinge für den Ruhm und das Glück des römiſchen Volks ausgeführt haben. Er ſtarb über den größten Entwürfen, wie man ſie von einem ſo weit gränzenden Geiſt und einer ſo heroiſchen Seele, erwarten kann. (Sueton. et Plutarch. in Caeſ.)

Ich zeige an einem andern Ort: (im Art. Brutus) daß, wenn man auch allenfalls die Gerechtigkeit dieſer That zugiebt, man doch ihre Zweckmäſſigkeit läugnen muß.

Ehrgeiz und Ueppigkeit hatten Rom bereits ſo viele Jahre entnervt und erſchüttert, daß die Monarchie ein nothwendiges Uebel geworden war. Die Weiſeſten hatten lange vorher geſehen, daß auf dieſe Verderbniß der öffentlichen und häuslichen Moral, eine Criſis erfolgen, und daß dieſe Criſis eine Staatsrevolution ſeyn würde. Cäſar, ſagt Seneka, war mit dem Staate ſo eng verbunden wie Leib und Seele: die Trennung des einen von dem andern war eine Zerſtörung des Ganzen. — Und Cicero ſagt: „Cäſar

iſt der einzige, der das römiſche Volk nach ſeinem Unglücke wieder aufrichten kann. — Will man behaupten: daß Cicero, als er dies ſagte, nicht ſo dachte, als er ſprach: ſo wird man wenigſtens eingeſtehen, daß er ſo hätte denken ſollen. Der Karakter des Cäſar iſt vielleicht nirgends treffender gezeichnet worden, als in der Parallele die Salluſt zwiſchen ihm und dem Cato von Utika gezogen hat.

Anmerkungen.

1) Man vergleiche darüber die Stelle des Cicero, (Orat. p. Marc. 2.) in der er dieſen bewunderungswürdigen Eigenſchaften eine Lobrede hält. Es liegt darin manche Uebertreibung; aber doch auch viel Wahrheit. Nie hat ein Menſch es tiefer gefühlt, als Cäſar: wie viel bei einem Feldherrn von der Benutzung des Augenblicks abhängt. Sehr viele ſeiner Siege waren die Frucht eines ſchnellen Marſches. Er ließ dem Feinde gar nicht Zeit, ſich zu beſinnen, und auf Sicherheit zu denken; gleich dem Blitze war er da, ehe man noch wußte, daß er kommen würde. Nichts hemmte ſeinen Lauf; und man befand ſich übel dabei, wenn man hinter Eis und Bergen ſich vor ihm ſicher glaubte. Dabei war dieſe Energie nicht eine Flamme, die nur auf Augenblicke lodert, ſondern immer dieſelbe. So lange noch etwas zu thun übrig war,

glaubte Cäsar, er habe nichts gethan; ein Kriegszug er einmal angefangen hatte, mußte auch von Grund aus beendigt werden; denn blieb noch etwas übrig, meinte er, so hätte dann das Schicksal freies Spiel.

In den kostbaren Augenblicken, wo das Glück ihm lächelte, fuhr er ohne Rast hinter dem Feinde drein; daher er auch, bei jedem seiner Siege zugleich das feindliche Lager eroberte. (Lucan. Pharsal. 1, 143. 2, 650. 7, 134.)

2) Es sind dieses: die sieben Bücher de bello gallico; und die drei de bello civili. Beide Werke sind eine Art von Memoiren. Man findet in ihnen eine große Klarheit des Ausdrucks, und alle die leichte Grazie, die ein so glückliches Genie, wie Cäsar, über ein Werk dieser Art, was ohne Kunst und Zeitaufwand geschrieben wurde, nur immer verbreiten kann. Was Hirtius über diese Werke sagt, würde man für bloße Schmeicheleі halten, wenn nicht Cicero in einem ähnlichen Ton davon redete; und zwar in einer Schrift, wo er nicht, wie in den Reden, in die Lobposaune stieß. (Brutus 74.) Indessen, so wie Hirtius und Cicero, urtheilte nicht Jedermann. Asinius Pollio fand, wie Suetonius

zählt, in diesen Memoiren einen gar zu leichten Guß und viel Unwahrheiten; sey es nun, daß Cäsar auf falsche Berichte gebaut, oder daß bei den Begebenheiten, die er selbst leitete, die Eigenliebe oder ein Gedächtnißfehler ihn verführt hat. Diejenigen, die da glauben, daß Cäsar außer den „Kommentarien" auch noch „Ephemeriden" geschrieben hat, mögen wohl Recht haben; es waren diese ein Tagebuch über das ganze Leben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Plutarch, wenn er die „Ephemeriden" anführt, darunter nicht die „Kommentarien" versteht; sondern eben das Werk, auf welches Servius uns verweist. Hätte er die Kommentarien gemeint, so würde er wohl, so gut wie Strabo „ὑπομνήματα" gesetzt haben. Nicht minder muß dem Polyän ein solches Werk bekannt gewesen seyn; denn er erzählt mehrere Kriegslisten des Cäsar, von denen in den Kommentarien kein Wort steht. Eben das gilt vom Frontinus.

3) Dio Cassius (C. 42.) erzählt diesen Verfall mit allen Nebenumständen. Er macht dabei die Bemerkung, daß man denen durchaus nicht glaubte, die, um den Cäsar zu rechtfertigen, behaupteten: er habe an diesem Tage die Diarrhee gehabt, und daher besorgt, daß beim Aufstehen die Natur ihn überwältigen würde. Man erwiderte dagegen: Cäsar sey ja bald

nachher zu Fuß nach Hause gegangen; und es blieb dabei, daß er bloß aus Stolz nicht habe aufstehen mögen. — Der Grund, warum man jene Entschuldigung nicht annehmen wollte, ist eben nicht stark. Daraus, daß Cäsar bald nachher zu Hause gieng, folgt nicht, daß er beim Herantreten des Senats keine Uebelkeit empfand; denn der ungewöhnliche Naturdrang ist ja nicht in jedem Augenblicke gleich heftig. War aber diese Entschuldigung gegründet, so haben wir abermals Gelegenheit, die Bizarrerie des Schicksals anzustaunen. Cäsar stürzte ins Verderben, weil er nicht zur rechten Zeit aufstand; und er stand nicht auf, weil sein Unterleib nicht in Ordnung war. Es giebt jedoch noch eine Seite, von der man jene Entschuldigung besser angreifen kann. Man kann sagen: wenn Cäsar wußte, daß er wegen einer Naturschwäche nicht aufstand; warum sagte er das nicht? Der Senat hätte ja herzlich gern diese Erklärung für baare Münze genommen. Allein Cäsar verlor darüber kein Wort, und es liegt also zu Tage, daß es ihm einerlei galt: ob man ihm eine Unhöflichkeit gegen dieses erlauchte Kollegium Schuld gab, oder nicht.

Zusatz des Herausgebers des T. M.

Wenn ich der hier angekündigten Unternehmung und den Regeln, welche der (mir persönlich unbe-

kannte) Gelehrte, der sich derselben unterziehen will, dabei zu beobachten verspricht, sowohl als der beigefügten Probe meinen Beifall gebe, so darf ich, aus Gründen, deren Auseinandersetzung überflüssig wäre, hoffen, hierin von einer grosen Mehrheit aller derer, die in dem literarischen Gemeinwesen Sitz und Stimme haben, unterstützt zu werden. Ueber Bayle und sein berühmtes Wörterbuch hat Herder im 1. Hefte der Adrastea S. 101 u. f. hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte, worin Bayle als Dialektiker und Zweifler erscheint — so scharfsinnig und richtig geurtheilt, daß ich mich begnügen kann, den Leser auf jenen Artikel einer Zeitschrift, die in Jedermanns Händen ist oder zu seyn verdient, zu erinnern oder zu verweisen. Wenn dieses Urtheil eine vollständige neue Auflage des ganzen Bayleschen Wörterbuchs nicht sehr zu begünstigen und eben so entbehrlich für das Publikum als mißlich für den Unternehmer zu erklären scheint, so dünkt mir hingegen der von H. geäußerte Wunsch, „daß man es unsrer Zeit gemäß „einrichten möchte, so daß das Nützliche, das Gedanken weckende, Baylens Geist, allein dastände," — gerade das zu seyn, was unser Ungenannter beabsichtigt, und unter Modifikationen, die ich gehörig und zweckmäßig finde, auszuführen gesonnen ist. Denn ein Esprit de Bayle ohne das histori-

ſche, d. i. ohne den Leib, worin er uns ſichtbar wird und wodurch er ſich uns mittheilt, kann hier nicht gemeint ſeyn.

V.

Ueber den Charakter der drei Hauptnationen Ungarns und den Zuſtand der daſigen Literatur.

(Beſchluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.)

Der andere Theil der Fragmente über Ungarns Literatur im Allgemeinen iſt nicht minder voll Unrichtigkeiten. Gleich Anfangs heißt es darin: „daß ſich die National-Schriftſteller außerordentlich viele Mühe geben ihre Sprache auszubilden, um ihr das Uebergewicht vor ihren Rivalinnen zu geben.“ — Wie könnte, muß hier jeder ſtaatskundiger Ausländer ausrufen, wie könnte ſich der Ungar es einfallen laſſen, mit ſeiner Sprache die allgemein unter ihm verbreitete teutſche verdrängen zu wollen, da dieſe offenbar, und ohne je irgend einem Andrange zu weichen, in allen größeren Städten dieſes Landes, in vielen Gegenden und über-

haupt in den Vereinigungspunkten der Industrie und des gesammten Verkehrs prädominirenden Fuß gefaßt hat? Hat wohl jemals auch nur irgend ein Individuum dieser Nation, notorisch eine so große Narrheit begangen, daß man ihr die größte aller Thorheiten zumuthen darf, die ihr der Fragmentist öffentlich aufdringt? — Wahr ist es allerdings, daß man unmittelbar nach Josephs des zweiten Tode mehr als sonst bemüht war, dem Ungar seine Originalität, die ihr die raschen Aenderungen dieses Monarchen entrissen hatten, wieder zu geben. So viel indessen auch bei der deshalb entstandenen Gährung und bei den darauf erfolgten Regenerations-Versuchen von Seiten der Eiferer übertrieben worden seyn mag, so mußte es doch ohnstreitig jedem Freund der Energie einer Nation Freude machen, daß die Ungarn wenigstens ihren nationellen Karakter, der bei allen Völkern oft gar sehr von scheinbaren Kleinigkeiten aufrecht erhalten wird, zu retten suchten. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch gleichsam par force, wie immer wenn man ein günstiges Tempo benützen muß, dahin getrachtet, daß die magyarische kraftvolle, männliche Sprache insofern Landessprache würde, als sie jeder Einwohner neben seiner Muttersprache wenigstens nothdürftig verstehen, jeder Beamter hingegen damit vertraut seyn, und sie bei den höheren Gerichten und

Dikasterien Kurialsprache werden sollte. Aber heißt denn das: ihr das Uebergewicht (und zwar jetzt noch) geben wollen? Hat denn die lateinische Sprache deswegen weil sie auf jeder nicht ganz Elementar-Schule gelehrt und durchgängig in öffentlichen Geschäften gebraucht wird, deswegen die Superiorität über ihre Mitschwestern? — Wenn aber der Verfasser, wie seinen nachfolgenden Bemerkungen gemäß vermuthet werden muß, obige Stelle auf die Ungarische Literatur deuten wollte, so wird sein Vorgeben noch lächerlicher. Denn teutsche Schriften genießen sammt den französischen und lateinischen, seit langen Zeiten schon und nun auf immer alle die Vorrechte hier, die ihnen nicht nur von uns, sondern in allen nordischen Staaten Europas eingeräumt wurden, und nie streitig gemacht werden können. Freilich nicht die vielen ungenießbaren Erzeugnisse der einheimischen Teutschen. Es ist also, wie schon oben bemerket ward, etwas wahres an der Sache. Der Ungar nämlich will, wenn auch nicht für die Ausländer, doch für sich, seine sonore, flexible Sprache beim Leben erhalten, und darum kultivirt er sie; er hat Geist, Kenntnisse, Patriotismus, will davon auch Anderen mittheilen und übersetzt daher zum Theil ausländische Klassiker, zum Theil producirt er originale Werke. Und für beide Arten findet er sein dankbares Publikum; so sehr,

daß er ſich von Jahr zu Jahr immer höher über den Teutſchungar emporſchwingt und gegen eine ſchlechte oder unbedeutende teutſche Piece 6 bis 8 vollendete, treffliche Originalſchriften ans Licht ſtellt.

Der angedeutete Fragmentiſt führt nun ferner noch einige Urſachen auf: warum unſere einheimiſche Literatur vergeblich emporzukommen ringe. Er ſagt, das Intereſſe der Nation ſey zu ſehr getheilt, die Gleichgültigkeit womit die Verſuche inländiſcher Schriftſteller in allen Sprachen aufgenommen werden, zu auffallend, die Vorliebe für ausländiſche Produkte zu entſchieden, als daß an eine Concentrirung dieſer Art zu denken und hierin auch nur das geringſte zu hoffen wäre. Jener Schluß iſt richtig; aber die Prämiſſen ſind, ſo wie ſie dort ſtehen, eitel Spiegelfechterei. Das Intereſſe der Nation iſt allerdings inſofern getheilt, als z. E. der Ungar ſeine Sprache nicht vernachläſſigen und der teutſchen aufopfern will, ſondern gute ungariſche Schriften höher ſchätzt als ſchlechte teutſche. Aber in objektiver Hinſicht, in Anſehung des Studiums der Literatur ſelbſt iſt es nicht nur faktiſch falſch, ſondern durchaus unmöglich, daß nicht alle Literatoren über gute Schriften einverſtanden ſeyn ſollten. Nur die ſchalen Romane aus den Wiener Fabriken und Nachdruckereien

befahl, sich in die wollüstigen Tänze der übrigen mischen. Der Unwille beleidigter Schaam war, unter dem Myrtenzweig', auf ihrer Stirne. So oft ein Knabe sie mit seinen Armen umschlingen wollte, sträubte sie sich, und die Knaben lachten. Der schönste von diesen entwandte Theonens Haarlocken eine von den Rosen des Charmides; und er that es mit aller der Annehmlichkeit, welche bey andern Mädchen seine Kühnheit entschuldigt hätte. Bey der zärtlichen Theone keine Verzeihung! Sie verließ den Tanz.

5.

Guter Charmides!. beschaue die welken Blumen auf deinem Altar und am Bilde deiner Göttin. Küsse die Blumen, weil sie Theone gepflückt hat. Die Blumen lagen in ihrem Schooße. Pflege der Myrte, von welcher du einen Zweig um ihre Stirne flochtest. Ruhe, wo sie gelagert war; gehe, wo sie gieng; benetze den Hügel, wo sie tanzte, mit Thränen; aber hoffe nicht, unter den nächstblühenden Rosen deine kleine Priesterin wiederzusehen.

Ein langes Jahr schlich vorbey. Der Rosen-Monath kam, und mit ihm die Mädchen aus Paphos. Theone nicht.

Guter Charmides! bitte die Grazien, daß der Schmerz deine Seele zur Sanftmuth bilde. Vielleicht hast du die kleine Priesterin zum letzten mal gesehen!

bleiben ausschließend dem Interesse unserer Teutschen überlassen. Nicht wahr ist es auch, daß die Nation gegen ihre besseren Schriftsteller gleichgültig sey, wenn sie mit den ausländischen die Konkurrenz aushalten. So finden, wie schon oben bemerkt ward, die ungarischen Werke reichlich ihre Leser, und auch die lateinischen. Indessen freilich nur dann, wenn sie ihre Empfehlung nicht in Appellationen an die Nachsicht und den Patriotismus des Vaterlandes, nicht in dem anmaßenden Namen des Autors, oder in sonstigen äußeren Umständen, sondern in sich selbst tragen. Wir werden bereits, seit Windisch und Korabinsky schrieb, immer auf eine gesegnete Zukunft vertröstet und erhalten mit jedem neuen Wisch der zum Vorschein kömmt, diese Versicherung wiederholt, ohne daß man Miene macht, sie zu erfüllen. Ich nehme Engels, Schwartners, Pasquich's und Wagners Schriften aus, die allerdings vortrefflich, aber auch um Absatz nicht verlegen sind — alle übrigen sind Makulatur. Denn die literarischen Arbeiten unserer im Auslande schreibenden Landesbrüder, des Hrn. v. Zach in Gotha, Glatz in Schnepfenthal, Feßler in Berlin gehören eigentlich zur auswärtigen Literatur. Allenfalls kann, wer will, auch die Schriften der Herren Tekusch, Generich, Vogsch, Rösler, Lübeck, Brederzky, Schedius gut nennen; in Teutschland wür-

den sie zuverläßig nicht sehr bemerkt werden. Daß man hier zu Lande für Geistesnahrung Appetit genug findet, wird eben dadurch, worüber man so gedankenlos klagt, durch die Vorliebe für ausländische Produkte bewiesen. Warum sollten wir, gewohnt die geistreiche Nahrung zu genießen, die uns Teutschland, Frankreich und England, zwar durch die Prellereien unserer Buchhändler um enorme Preise, aber stark, kräftig und lieblich zusendet, uns mit den faden Wassersuppen unserer inländischen Schmierer den Magen verderben? Mögen sie uns auch dergleichen Kraftkost versezen und wir werden gerne aus der Nähe nehmen, was wir aus der Ferne kommen lassen müssen. „Man ißt die Ananas an den Tafeln unserer Edeln oft schon darum lieber als die beste Zuckermelone, weil diese das Unglück hat in der Nähe zu wachsen," sagt der Fragmentist. — Ei freilich, sobald man weiß, der Boden, in welcher bei uns die Zuckermelone wächst, liefere nur schlechte Früchte.

Nicht also in der Nation, sondern in den angeblichen Schriftstellern selbst, und in manchen ungünstigen äußeren Umständen und Bedrückungen muß man die Ursachen des Nichtgedeihens unserer Literatur suchen. Unbegreiflich bleibt unter andern die Sorglosigkeit oder vielmehr wie es scheint Aufmunterung, die den diebi-

ſchen Nachdruckern in Wien, Gräz, Preſt ꝛc. ihr Handwerk ſo gut als privilegirt und ſich der Verachtung aller geſitteten Staaten Preis giebt. Man findet kaum einen Ausdruck fur ſein Gefühl, wenn man die Bücherläden der Herren Doll und gleichen Gelichters zu Wien mit ihrem ſchändlichen Inventarium behängt ſieht. Vom Collin's Regulus (der Verfaſſer lebt in Wien) wurde die Berliner Ausgabe durch drei verſchiedene Wiener Buchhändler zu gleicher Zeit in 5000 Exemplarien nachgepreßt — und ſtrömend verkauft. Und dieſe Diebere wird von anſehnlichen Staatsmännern mit dem Grundſatze vertheidigt: der Staat habe das Recht moraliſche Verbote zu politiſchen Rechten zu erheben! Und dieſe Dieberei wird von zahlreichen Käufern participirt, ſo daß der Verfaſſer mit Erſtaunen ſah, wie in einer fürſtlichen anſehnlichen Bibliothek, wo die ſplendideſten Prachtausgaben der Italiener, Engländer und Franzoſen in vielfältigen Exemplarien brilliren, die teutſchen Klaſſiker, Wieland, Geſſner, Gellert, Göthe ꝛc. nur im Nachdrucke vorhanden ſind! — Die Cenſur läßt doch bei aller ihrer Strenge dem vermögenden Talente immer noch im Ganzen für manche Fächer einen beträchtlichen Spielraum übrig, wie die ungariſchen Werke beweiſen. Und es währte ja die unbeſchränkteſte Preßfreiheit, während Joſephs zehnjähriger Regierung.

lange genug. Warum zeigte nicht damals das teutsche Genie unter uns seine vorgebliche Stärke und Fruchtbarkeit?

Was zuletzt von der Eifersucht und Inhumanität derer, welche nichts schreiben oder schreiben können, gesagt wird, gilt hie und da in Ungarn so gut als in Teutschland. Allein überhaupt genommen ist auch diese Klage ungegründet. Die quästionirten Rivalen sind armselige Schreier die Niemanden in seinem Gang aufhalten können, wenn dieser vest und zuversichtlich ist. Wen sie schikaniren dürfen, an dem geht nichts verloren und so erweisen sie uns im Grunde einen Dienst damit. Giebt es denn nicht auch ausser der Schriftstellerei Mittel und Wege seine Geistesvorzüge mitzutheilen und geltend zu machen? Erzieht uns gute, zufriedene Menschen, industriöse Oekonomen und Fabrikanten, gewissenhafte Prediger, tüchtige Schullehrer, arbeitsame, ehrliche Rechtskonsulenten, populäre, weise Staatsmänner — wir wollen an diesen Kennzeichen eure Geisteskräfte begierter erkennen, dankbarer schätzen als die Sudeleien euerer Finger! Allein da öffnet sich die Steppe auf der das Auge des ächten Patrioten trostlos herumschweifen muß. Dafür wollen unsere meisten angehenden Schrift-

steller ex levi Cohorte mit einem Eigendünkel imponiren, den nicht ein Elementar-Schüler seinem Präceptor zugestehen würde. Diese agilen Geister, besonders wo sie erst von auswärtigen Akademien zurückkehren, geben sich das Ansehen, alle geringschätzen zu dürfen die ihr Geld nicht im Auslande verzehrten oder nicht demüthig dem System huldigen, das sie in ihrem Kompendium mit sich bringen. Man lacht, wie billig, über ihre Naseweisheit. Dann klagen sie über Undankbarkeit und Ungerechtigkeit des Vaterlandes. — Möge uns der Himmel diese Hartnäckigkeit recht dauerhaft erhalten! Denn allein bei ihr können wir gegen das vage, geistzerstreuende und herzerkältende Experimentiren mit dem menschlichen Verstande und der Wahrheit, gesichert bleiben. Kein Vernünftiger wird es unserer besten Welt vorwerfen, daß sie sich beinahe jeden gültigen brauchbaren Satz, jeden Funken Licht nur mühsam, und gleichsam durch langes Hasardiren entlocken läßt, daß erst hundert Versuche entworfen, geschrieben und gekleksi werden müssen, bis eine gute Schrift zu Stande kommen kann. Allein warum sollen wir uns von den erwähnten Kleingeistern aus dem Punkte wieder hinableiten lassen, auf den uns die Ausländer emporhoben? Warum sollen wir, wie jener Göttingscher Professor von seinen Töchtern sagte,

unſern Kopf zum Schleifſteine für ihre ſtumpfen Gedanken herhalten? Haben ſie des ſüßen Honigs in ihrem Geiſte überfließend, ſo ſtehen ihnen ja dazu in ausländiſchen Journalen der dienſtwilligen Zellen genug offen — mögen ſie ihn dort einlegen und überhaupt ihre Sachen auswärts drucken laſſen, wenn ſie dies werth ſind. Doch mir eckelt ſchon, ſo lange bei einem Gegenſtande verweilt zu haben, der eigentlich mit Falks Geiſſel kurz abgefertigt werden ſollte. — Nur noch einen frommen Wunſch zum Schluſſe! Man unternehme doch nichts, ohne zuvor ſeine Kräfte dafür zu prüfen und unabhängig von Beiſpielen anderer Länder den Geiſt der Zeit, ſo wie der Nation zu erwägen. Das „Parturiunt Montes" kommt ſo oft bei unſeren inländiſchen literariſchen, ökonomiſchen, kameraliſtiſchen und merkantiliſchen Spekulanten vor, daß wir in gewiſſem Sinne Abderiten ſeyn müßten, um jedem zudringlichen Plane gleich Anfangs die Börſen anzubieten. Die Urſachen hiervon ſind die allgemein bekannten. — Man verſteht die Sache gar nicht, oder doch nicht recht; — man überdenkt den Ertrag und Gewinn früher als die Bedingungen deſſelben; — man rechnet auf die Gutwilligkeit der Nation und glaubt, daß ſie ſich glücklich ſchätzen müſſe, jedes Wageſtück zu befördern; — man legt ſogleich alles in's Große, mit heterogenen Akkumulatio-

nen und Komplikationen an und bringt es so geräuschvoll als möglich vor die Publizität. Und was am schlimmsten ist, man glaubt mit Hülfe solcher Vorgebungen, die Sache sey bereits im Gange, das Publikum so gewinnen zu können, daß es anstatt einer schon gegründeten Anstalt beizutreten, dieselbe, ohne sein Wissen, erst errichten und mobil machen hilft. So entstehen gemeiniglich unsere hierländischen Institute aller Art und deswegen sind unsere Annalen an gescheiterten Projekten so reich. Dann verwünscht man den Undank der Zeitgenossen, wo es eigentlich der Nation ehrenvoll ist, daß sie sich nicht täuschen lassen wollte. Wer kein Fremdling in der Ungarischen Geschichte ist, der kann sich die Beispiele hierzu selbst anführen. Traurig genug, daß dies wahr ist. Aber wiederholt gesagt sey es, weder die Nation im Ganzen noch die vermögenden Großen daraus tragen die Schuld hiervon, wohl aber die Unternehmer, die sie mit ihren Täuschungen so oft mißbrauchten und — vorsichtig machen. O Ungarn bedarf der Verbesserungen sehr viele! Aber durch Abentheurer und Worttrompeter wird keine derselben zu Stande kommen.

VI.

Ueber die Landschaftmalerei. *)

Die Malerei, die ihr Gebiet über alles Sichtbare erstreckt, hat einen besonderen Zweig für die Darstellung von Gegenden oder Naturscenen ausgebildet. Land und Meer sind das Lokal derselben, und oft finden beide sich in einer Darstellung beisammen. Insofern aber die Kunst entweder vornehmlich landschaftliche Scenen, oder Scenen der Wasserwelt darstellt, theilt sich dieser Zweig derselben in die Landschaft- und Marinenmalerei.

Derselbe Unterschied, welcher in der Menschendarstellung zwischen treuer Nachbildung wirklicher Individuen und freier Darstellung idealischer Individuen statt findet, gilt auch in diesem Zweige der Kunst. Eine Landschaft, ein Seestück ist

*) Es wäre lächerlich und anmaaßend zugleich, diesem Aufsatze erst einen Zeigefinger vormalen zu wollen. Das Meisterwerk wird jeder vom Gesellen- und Lehrlingsgeschwätze zu unterscheiden wissen. Wer aber die Zeichen der Zeit kennt, wird es auch für ein Wort zu seiner Zeit gesprochen halten. B.

entweder treu nach der Natur kopirt, oder dichterisch erfunden. Im letztern Falle ist das Bild Darstellung einer idealischen Naturscene der Land- oder Wasserwelt, im ersteren ist es Prospekt einer wirklich vorhandenen Gegend. Dem zu Folge theilt sich diese Kunst in Darstellung idealischer Naturscenen und Prospektmalerei.

Es giebt kein Ideal einer schönen Gegend, d. h. kein einem bestimmten Begriffe entsprechendes Urbild, welchem nach der Künstler in der Darstellung von Naturscenen sich über die Wirklichkeit erheben und etwas Vollkommneres und Schöneres als sie hervorbringen könnte; so wie es kein Ideal eines schönen Baumes, Felsens, Gebirges ꝛc. giebt, weil die einzelnen Gegenstände dieser Art an keine bestimmte Gattungsformen gebunden sind, obgleich jede derselben ihren bestimmten, eigenthümlichen Karakter hat. Aber es giebt idealische Naturscenen, die der Künstler, nach einer ihm vorschwebenden, unendlicher Modifikationen fähigen Idee, erfindet, zu denen er das Bild nicht aus der Wirklichkeit entlehnt, sondern in seiner Einbildungskraft erzeugt. Eben so bildet er auch die einzelnen Gegenstände in seinen Darstellungen, die Bäume, Felsen, Gebirge, Wol-

ken ꝛc. nicht nach wirklichen aus der Natur gewählten Vorbildern, sondern aus der Idee; aber doch jeden in seinem natürlichen Karaktet. Auf diese Weise werden sowohl die Theile, als das Ganze seiner idealischen Darstellungen der Natur ähnlich und wahr, ohne doch ein Abbild derselben zu seyn.

Wenn man den Rang der Künste ästhetisch bestimmen will, so hat man dabei nicht sowohl auf die Natur der Gegenstände zu sehen, die jede Kunst darstellt, auch nicht auf die größere oder geringere Schwierigkeit der Ausübung, als vielmehr auf das größere oder geringere Vermögen derselben zum Ausdruck ästhetischer Ideen, d. h. solcher Vorstellungen der Einbildungskraft, welche fähig sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Gemüths ins Spiel zu setzen, und dadurch eine freie, harmonische Stimmung desselben zu bewirken.

Aus diesem Grunde gebührt auch der nächste Rang nach der dramatischen Malerei nicht der Thier- sondern der Landschaftmalerei; denn die Darstellung einer landschaftlichen Naturscene ist fähiger, das Gemüth in eine ästhetische Stimmung zu versetzen, als ein Werk der Thiermalerei, der man sonst, als Darstellung höherer Organisationen, welche, wie der bloß

Fünf Jahre schlichen, wie das erste, vorbey. Mit iedem kam der Rosen-Monath; die Mädchen aus **Paphos** kamen; **Theone** nicht.

Unterdessen war der Knabe **Charmides** ein Jüngling geworden; aber den Geheimnissen des alten Hayns, und der Liebe des geweyhten Mädchens, und der Betrachtung alles dessen, was im Himmel und auf Erden schön ist, getreu geblieben.

6.

Ehe **Charmides** seine **Theone** gesehen hatte, war er ausgegangen, ein Mädchen-Auge zu suchen, das mit den Augen der Bildsäule zu vergleichen wäre. Jetzt wollte der Jüngling etwas von der Schönheit seiner Geliebten in einer andern Schönheit wiederfinden. Er sah unter allen opfernden Mädchen nach Einem von ihren Blicken sich um, und horchte nach ihrer Stimme. Doch umsonst! Unter allen opfernden Mädchen war keine **Theone**! Dann und wann bemerkt' er ein dunkelblaues Auge, sittsam, wie das ihrige, welches einen Blick' auf die Erde warf; oder einen bescheidnen Ton, wie den ihrigen; aber es dauerte nicht lange, so flog das Mädchen, das er bewundern wollte, mitten in die Reyhen feuriger Jünglinge. Da war die Schaam aus ihrem holdseligen Gesichte weg; und die keusche Rede wurde nicht mehr gehört. O **Theone**! **Theone**!

Die **Grazien** aber verließen den **Charmides** nicht, weil er sie nicht verlassen, auch unter

so

ſinnlich beſtimmte Menſch, nach Trieben handeln, welche lebendiger Kraftäußerungen, eines beſeelten Ausdrucks und leidenſchaftlicher Situazionen, ja ſogar einer Stufe des Ideals fähig ſind, den Vorzug geben könnte.

Vergleicht man bloß die Darſtellung einzelner Gegenſtände in dieſen beiden Künſten, ſo erfordert die Darſtellung eines Thieres in ſeinem eigenthümlichen Karakter, z. B. eines Pferdes, Stieres, Löwen, Hundes ꝛc. in Ruhe, und noch mehr in Bewegung und leidenſchaftlichen Situationen, unſtreitig ein größeres Talent und mehr Kunſt, als die Darſtellung eines einzelnen Gegenſtandes aus der landſchaftlichen Natur, der entweder nur in Ruhe, oder in einer bloß mechaniſchen Bewegung erſcheinen kann; z. B. eines Baumes, Felſens, Wolkenbildes, Waſſerfalles. So iſt auch das Studium der Thiere, wo die Anatomie des Körperbaues und beſtimmte Verhältniſſe der Richtigkeit zum Grunde liegen, wo ein lebendiger Karakter und mannigfaltige Bewegungen in ſchnell vorübergehenden Momenten aufgefaßt werden müſſen, ſchwieriger, als das Studium landſchaftlicher Gegenſtände, welche entweder unbeweglich oder in gleichförmig wiederkehrenden Bewegungen erſcheinen.

Ganz anders verhält es ſich, wenn man die Dar-

stellungen jeder Kunst selbst, mit einander vergleicht, in so fern sie nicht das Portrait einzelner Gegenstände, sondern eine Dichtung der Einbildungskraft enthalten; wo der einzelne Gegenstand nur Theil des Ganzen ist, und wo nur die ästhetische Wirkung des Ganzen in Anschlag kommt. Ueberhaupt sollte man in keinen Fächern der Kunst die nachahmende Portraitmalerei der erfindenden zum Vergleich entgegen stellen. Der bloße Portraitist steht, als solcher, immer in der Kunstschätzung unter dem dichterisch-erfindenden Künstler; auch wenn dieser nur in einem untergeordneten, jener hingegen in dem ersten Fache der nachahmenden Kunst arbeitet.

Selbst wenn die Thiermalerei auf ihrer höchsten Stufe erscheint, von solchen Thierstücken, wo Thiere in leidenschaftlichen Situationen und Kämpfen dramatisch handelnd, dargestellt sind, werden, vermöge des thierischen Ausdrucks, doch nur die sinnlichen Kräfte des Gemüths aufgeregt. Der leidenschaftliche Ausdruck von Wut und Schmerz wird die Empfindung, — der Kampf streitender Kräfte die Einbildungskraft beschäftigen; der Verstand wird an der richtigen Darstellung des kunstreichen und schönen Baues der Thiergestalten, — der physiognomische Sinn an dem wahren Ausdruck ihres Karakters ein

Wohlgefallen nehmen; aber das Interesse der Handlung, das Pathetische des Ausdrucks berührt keine moralische Saite des Gemüths; keine Idee hebt den Geist über die Sphäre des Wirklichen. Das Aesthetische solcher Darstellungen liegt bloß in der kunstmäßigen Anordnung und Gruppirung der Komposition, in der Schönheit und Harmonie der Farben und in der freien Behandlung des Pinsels. Und dies ist es auch was der Geschmack seines Theils an solchen Werken vornehmlich zu loben findet. Sie können nur seine geringeren Foderungen, die er am Technischen und Mechanischen macht, befriedigen. Ihr Inhalt kann eben so wenig auf ästhetische Wirkung Anspruch machen, als der Kampf wirklicher Thiere in einem Hetzthater.

Die landschaftliche Natur hingegen, in welcher Situation sie sich auch zeigen mag, hat das Eigenthümliche, daß ihre Betrachtung die physischen und moralischen Triebfedern der Seele gleichmäßig ins Spiel setzt. Die Aussicht in eine weite Ferne, oder in eine einsame geschlossene Gegend, der Anblick einer erhabenen oder anmuthigen, ernsten oder heiteren, ruhigen oder bewegten Naturscene tilgt jede leidenschaftliche Stimmung des Gemüths, befreiet es von jeder Spannung, sammelt seine zerstreuten Kräfte,

ladet es zur ſtillen Betrachtung ein, ſtärkt, erheitert, beruhigt es. Die Zuſammenſtimmung eines reichen Mannigfaltigen zu einem Ganzen, die Harmonie der Farben und Töne ſtimmt auch das Gemüth zur Einheit und Harmonie mit ſich ſelbſt.

Dieſelbe Wirkung hat die idealiſche Darſtellung landſchaftlicher Naturſcenen auch in der Kunſt; und was in ihr, am lebendigen Reiz und Sympathie mit der wirklichen Natur, für den Sinnen- und Geiſtesgenuß abgeht, erſetzt ſie der Einbildungskraft durch den in ihren Kompoſitionen enthaltenen poetiſchen Sinn; durch das Idealiſche, das ihre Darſtellungen über die Wirklichkeit erhebt, und uns in eine dichteriſche Welt verſetzt. Es wird hier ſupponirt, daß der Menſch überhaupt fähig ſey, durch Natur und Kunſt äſthetiſch geſtimmt zu werden. Wen Rohheit oder Abſtumpfung, leidenſchaftliche Betäubung oder krankhafte Verſtimmung des Gemüths für den Eindruck der ſchönen Natur unempfindlich machen, der wird noch viel weniger durch Kunſt einer äſthetiſchen Stimmung fähig ſeyn.

Wenn alſo auch zugegeben wird, daß die Thiermalerei, als Darſtellung animaliſcher Naturen, ein größeres Talent der Einbildungskraft, und mehr phy-

siognomischen Sinn erfordert, um den eigenthümlichen Karakter jeder Thierart und den transitorischen Ausdruck jeder Bewegung und Leidenschaft zu ergreifen und wieder mit ergreifender Wahrheit und Lebendigkeit auszudrücken; so muß man doch eingestehen, daß die Landschaftmalerei eine höhere ästhetische Kultur in dem Künstler voraussetzt, als die Thiermalerei. Der Künstler, welcher durch sein Werk eine ästhetische Stimmung in uns bewirken will, muß in einer ähnlichen Stimmung die Idee zu demselben empfangen haben; wer unsern Geist über die Wirklichkeit zu Ideen erheben will, muß selbst seine Einbildungskraft für das Vermögen der Ideen kultivirt, — die Saiten, die er uns harmonisch rühren will, müssen in seinem eigenen Innern harmonisch getönt haben. Solche Wirkungen, die man von einem Thierstücke nicht einmal fordern kann, erwartet man von einer idealischen Landschaft. Dies ist denn auch wohl die Hauptursache, warum, unter der großen Menge erfindender Landschaftmaler, doch nur wenige in dem poetischen Theile ihrer Kunst etwas Vorzügliches geleistet haben, und die meisten sich mit einer gefälligen Manier, mit einer unbedeutenden Komposition und einem leeren Effekte begnügen, weil sie selbst keinen würdigeren Begriff von ihrer Kunst haben, und aus Mangel an

äſthetiſcher Kultur unfähig ſind, die Natur mit dichteriſchem Sinne zu betrachten.

Die dramatiſche Malerei hat ein größeres Intereſſe für Herz und Geiſt, und höhere Schönheiten als die Landſchaftmalerei; aber, wenn wir auch, durch den wahren Ausdruck ergriffen, uns auf das lebhafteſte in die Situationen der handelnden Perſonen verſetzen; ſo nehmen wir an ihrer Handlung doch immer nur als Zuſchauer Theil. Eine ſchöne Landſchaft hingegen ladet uns durch ihre Anmuth ein, ſelbſt in ihren Gründen zu wandeln, durch ihre reizenden Fernen zu ſchweifen, in ihren kühlen Schatten auszuruhen; wir ſind nicht mehr bloße Zuſchauer, wir befinden uns ſelbſt in der Naturſcene, die ſie uns darſtellt. Dadurch, daß die Landſchaft keinen ſo beſtimmten Inhalt hat, wie ein dramatiſches Gemälde, ſondern bloße Naturſcenen darſtellt, wo die Zuſammenſtimmung vieler Gegenſtände in einen Totaleindrucke auf das Gefühl wirkt, iſt ſie um ſo fähiger, das Gemüth in eine reine äſthetiſche Stimmung zu verſetzen. Sie iſt darin der Muſik verwandt. Die Harmonie der Farben, welche über eine ſchöne Landſchaft ausgegoſſen iſt, macht eine ähnliche Wirkung auf das Gemüth wie die Melodie und Harmonie in der Tonkunſt.

Als Darstellung einer Handlung, einer Situation oder Begebenheit wirklicher oder poetischer Wesen, hat die dramatische Malerei immer einen bestimmten historischen oder poetischen Inhalt; und erst nachdem dieser durch den richtigen Ausdruck erkannt ist, geht aus ihm die ästhetische Stimmung hervor, von der man sich daher auch immer deutliche Gründe angeben kann. Die Landschaftmalerei hingegen, als Darstellung idealischer Naturscenen, bedarf keines bestimmten Inhalts; in ihr ist bloß ein Mannigfaltiges landschaftlicher Gegenstände gemäß einer Idee zu einem Ganzen verbunden, hinreichend durch seinen Totaleindruck eine gewisse Stimmung zu bewirken; und diese Wirkung ist immer schon erfolgt, ehe es dem Verstande einfällt, sich auch den Inhalt der Landschaft deutlich zu machen.

In einem dramatischen Gemälde nimmt jede Figur für sich, durch ihre bestimmte Bedeutung und Handlung, unser Interesse in Anspruch; wir erkennen ihren nothwendigen Zusammenhang mit dem Ganzen, und beurtheilen darnach ihre ästhetische Zweckmäßigkeit. Sie muß da seyn, gerade so und nicht anders. Nichts darf hier willkürlich und zufällig erscheinen; denn durch den bestimmten Inhalt der Darstellung ist zugleich jeder Theil desselben mit bestimmt.

In der Landschaft erscheint alles Einzelne mehr willkührlich und zufällig; und so soll es erscheinen, obgleich auch hier jeder Theil zur Zusammenstimmung mit dem Ganzen von dem Künstler gewählt ist. Der einzelne Gegenstand hat, für sich, keine ästhetische Bedeutung und kein Interesse. Er erhält beides erst in der Verbindung und Stimmung mit den übrigen Theilen zu einem bedeutungsvollen und schönen Ganzen, die nicht so wohl erkannt, als in der Auffassung unmittelbar gefühlt wird. Und wenn auch Inhalt und Karakter einer Landschaft durch besondere Naturphänomene oder durch bedeutende Staffirungen näher bestimmt werden, so sind solche Bestimmungen doch nur als etwas Zufälliges anzusehen, welches allenfalls zur Konstituirung besonderer Klassen landschaftlicher Darstellungen, z. B. der Effektstücke, der historischen Landschaften ꝛc. dienen kann, wo mit der ästhetischen Stimmung oft noch ein besonderes Interesse verbunden wird. Diese Stimmung aber soll immer ursprünglich und unmittelbar aus der landschaftlichen Scene selbst hervorgehen; sie kann durch Nebenideen unterstützt, modifizirt, näher bestimmt, verstärkt, aber nicht hervorgebracht werden. Welchen Inhalt auch eine Landschaft haben mag, wo jene Wirkung mangelt, wo nicht ein bestimmter Totaleindruck, wozu die Landschaft selbst den Grundton angiebt, das

Gefühl in Anſpruch nimmt, da mangelt ihr das Weſentliche, die Poeſie der Scene; ſie iſt kein Produkt einer dichteriſch geſtimmten Einbildungskraft, kein ächtes Kunſtwerk.

Die äſthetiſche Stimmung, in die Natur und Kunſt das Gemüth verſetzen, beſteht eigentlich darin, daß das Gemüth ſich von aller Beſtimmung frei und doch beſchäftigt fühlt. Sie umfaßt die ganze Stufenleiter der äſthetiſchen Gefühle in allen ihren Modifikationen vom Reizenden und Anmuthigen bis zum Furchtbar-Erhabenen. Der Gegenſtand aber, der eine ſolche Stimmung bewirken ſoll, muß einen äſthetiſchen Karakter haben; er muß in irgend einer das Gemüth anſprechenden Situation erſcheinen. So zeigt die landſchaftliche Natur ſich wirklich; ſie hat in verſchiedenen Gegenden einen verſchiedenen äſthetiſchen Karakter; ſie erſcheint in mannigfaltig wechſelnden Situationen.

Der Karakter einer Gegend oder Landſchaft iſt in dem, was an ihr bleibend iſt, enthalten, und wird vornehmlich durch die Formen ihrer Gegenſtände im Einzelnen, und durch die Kompoſition des Ganzen beſtimmt. Der Grund der Abweichungen und Eigenthümlichkeiten, wodurch die verſchiedenen

Karaktere landschaftlicher Scenen bewirkt werden, liegt theils in der verschiedenen Gestaltung der Oberfläche des Erdbodens, theils im Klima, theils in den Produkten der Kultur. Die erste bestimmt die Formen der leblosen Naturobjekte, der Berge, Thäler, Gründe, Ufer ꝛc.; die zweite bestimmt die Formen der vegetabilischen Naturprodukte, und beide haben Einfluß auf die vorübergehenden Erscheinungen, welche uns die Natur in mancherlei Situationen zeigen; die Kultur endlich bestimmt den Karakter der Gebäude, welche eine Gegend zieren, auf deren Form wiederum das Klima mit einfließt.

Eine Schweizer-Gebirgsgegend hat durch die Gestalt ihrer Berge, durch das koulissenartige Hintereinandertreten derselben in den engen Thälern; durch ihre schroffen, zackichten, mit Schnee bedeckten Gipfel, durch ihre Eisthäler und Gletscher, durch ihre grasreichen, von dunkeln Tannenwäldern umkränzten Matten, denen rauchende Wasserbäche entstürzen, durch ihren reinen ätherischen Dunstkreis, der auch in großer Ferne die Lokalfarben der Gegenstände nur wenig verändert, einen ganz anderen Karakter, als italienische Gebirgsgegenden, wo die Berglinien sanfter und gedehnter, die Thäler breiter und offener, die meistens nackten Gipfel ohne Schnee und ohne Vege-

so vielen Thränen nicht verlassen hatte; und nun, da seine Seele durch eine lange Prüfung geläutert war, sollt' er in das Innerste ihrer Geheimnisse schauen.

An einem Tage des Rosenmonds, als Gesang und Flötenspiel ihn wieder auf den Hügel lockten, und er voll Reue von dannen gieng, und in den heiligen Hayn sich begab; da entdeckt' er unten am Fußgestell des heiligen Bildes eine halb erloschene Innschrift. Er hatte sie bisher nicht wahrgenommen; denn wir wissen, daß ein besserer Trieb, als Neugier, ihn dahin brachte. Nach ihm haben andre das Fußgestell sorgfältig genug untersucht, und sich an den Zügen der Innschrift ergözt; und sie thaten wohl; denn auf der Stirne der Liebesgöttin wußten sie wenig zu lesen.

Charmides, welchem dennoch an diesem Orte nichts unbedeutend schien, freute sich über die Entdeckung. Er betrachtete die alten räthselhaften Buchstaben, und setzte mit vieler Mühe daraus folgende Worte zusammen: **Der himmlischen Venus.**

In dem einfältigen Zeitalter, worinn das hölzerne Bild entstanden war, läßt sich nicht vermuthen, daß man diesen Worten denjenigen Sinn beygelegt habe, den sie nachher unter den späteren Weisen erhielten. Ohne Zweifel sollten Altar und Bildsäule zu einer bloßen Erinnerung des Tages dienen, an welchem **Venus**, die Gespielin der **Cyprischen** Mädchen, von ihnen

tation, die Thalgründe voll Kaſtanienwälder, die Lufttöne wärmer, die Fernen duftiger ſind. Die immergrüne Eiche, die Pinie, die Zypreſſe, der Platanus, der Lorbeer, der Oelbaum, der Feigenbaum, die Aloeſtaude, die babyloniſche Weide, der Palmbaum ꝛc. geben den ſüdlichen, — ſo wie die düſtere Tanne, die teutſche Eiche, die Buche, die Linde, die Birke, die Saalweide ꝛc. den Landſchaften der nördlichen Länder ihren eigenthümlichen klimatiſchen Karakter. Die flachen Gegenden des niederen Teutſchlands haben eine andere Phyſionomie, als die Ebenen der Lombardey; verſchieden erſcheinen Himmel und Meer an den Küſten der mittelländiſchen See und an den Küſten des Nordmeers. Eben ſo verſchieden iſt der Luftton der Fernen, der in Norden gewöhnlich klar, aber kalt und grell; im Süden immer duftig, warm und harmoniſch iſt.

Dies ſind nur einige der auffallendſten Verſchiedenheiten des Karakters der landſchaftlichen Natur in verſchiedenen Gegenden. Eben ſo mannigfaltig ſind die Situationen, welche der Wechſel des Veränderlichen in ihr, als Jahres und Tageszeiten, Beleuchtung, Gewölk, Sturm, Gewitter, Vulkane und andere Phänomene, in der landſchaftlichen Natur bewirken. Jedes derſelben hat ſeinen ei-

genen Karakter; manche ſind reizend, anmuthig, heiter, zur Ruhe einladend, von rührender Schönheit; andere ſind groß, prächtig, feierlich, majeſtätiſch; andere ſind ernſt, trübe, ſchauerlich, furchtbar, grauenvoll, ſchröcklich-erhaben ꝛc. Dieſen verſchiedenen Karakteren und Situationen gemäß modificirt ſich die äſthetiſche Stimmung des Gemüths auf mannigfaltige Weiſe.

Aus den bisherigen Betrachtungen, welche zur Abſicht hatten, das äſthetiſche Vermögen der landſchaftlichen Natur, getrennt von aller Mitwirkung anderer mit ihr verbundener Gegenſtände, zu erforſchen, und daraus das Weſen und den eigentlichen Zweck der Landſchaftmalerei abzuleiten; erhellet, daß dieſer kein anderer ſeyn kann, als der:

durch Darſtellung idealiſcher Naturſcenen eine äſthetiſche Stimmung zu bewirken;

und daß, um dieſen Zweck zu erreichen, die dargeſtellte Naturſcene einen beſtimmten äſthetiſchen Karakter haben und in irgend einer das Gemüth anſprechenden Situation erſcheinen muß.

Dieſe Beſtimmung giebt nun zwar das We-

sentliche in dem Zwecke der Landschaftmalerei an; aber sie drückt weder das ganze Vermögen, noch den ganzen Zweck derselben aus. Sie stellt bloß die nothwendige Bedingung auf, ohne welche keine gute Landschaft möglich ist. Welche Bedeutung auch der anderweitige Inhalt einer Landschaft haben, was für ein Interesse derselbe wecken mag, die Landschaft soll an sich selbst einen entschiedenen Karakter haben; sie soll die Natur in irgend einer Situation zeigen; nur so kann sie eine ästhetische Stimmung erregen, und als Landschaft interessant und schön seyn.

Obgleich die Landschaftmalerei durch die Anschauung deutlicher zu dem Sinne redet, als die Tonkunst, welche bloß Empfindungen ausdrückt, so ist doch die ästhetische Wirkung beider aufs Gemüth ungefähr die gleiche. Beide bewirken durch das Zusammenstimmen mannigfaltiger Eindrücke zu einem Totaleindruck eine ästhetische Stimmung, die in der Musik successiv durch die Melodie und Harmonie der Töne, — in der Malerei durch den gleichzeitigen harmonischen Eindruck eines zur Einheit verbundenen Mannigfaltigen von Formen und Farben entsteht. Wie die Musik, die für sich allein zwar Empfindungen erregen und das Gemüth in eine gewisse Stimmung versetzen, aber keinen bestimmten Inhalt ausdrücken kann, durch ei-

nen ihr untergelegten Text, oder von Handlung begleitet, mit den Empfindungen Begriffe und Bilder, und mit der bloßen Stimmung eine zusammenhängende Ideenreihe verbindet, wodurch ihr Eindruck klarer, interessanter und befriedigender wird; so wird auch eine Landschaft bedeutender, ihr Karakter wird bestimmter, ihr Inhalt reicher und poetischer, ihr Eindruck klarer und befriedigender; mit einem Worte: die Darstellung einer idealischen Naturscene wird ästhetisch-interessanter, wenn sie, wie die wirkliche Natur, als ein Aufenthalt lebender Wesen erscheint; wenn sie durch Menschen und Thiere, durch Kunstprodukte der Kultur, durch interessante Ereignisse und Auftritte belebt wird. Ja, eine Landschaft, die eine reizende, aber völlig einsame, unbewohnte Gegend, ohne irgend eine Spur menschlichen Aufenthalts, darstellte, würde bloß deswegen weniger gefallen, und uns bei aller Schönheit unbefriedigt lassen; zur vollen Harmonie der Akkorde würde noch ein Ton mangeln.

Auch der gesellige Mensch sucht zuweilen die Einsamkeit und verläßt das Geräusch der Städte, um sich des Genusses der schönen Natur ungestört zu freuen; aber er flieht darum nicht in Einöden, die nie ein menschlicher Fuß betrat; er entfernt sich nur

aus der Gesellschaft, um seine zerstreuten Kräfte zu sammeln und neugestärkt ins thätige Leben zurückzukehren. Indessen kann auch eine völlig wilde, menschenleere Gegend ein schickliches Objekt der Darstellung seyn; denn was in der Wirklichkeit unangenehm seyn würde, ist darum nicht immer auch in der Kunst mißfällig. Wenn also ein Künstler sich vorsetzte, durch das Bild einer Einöde den Betrachtenden in die schauerliche Stimmung zu versetzen, welche die Vorstellung eines von allem Lebenden abgeschiedenen Aufenthalts erregt, so würde die Vermeidung alles dessen, was eine Spur vom Daseyn eines menschlichen Geschöpfes verrathen könnte, zweckmäßig seyn; aber der Künstler würde zugleich seine Absicht durch den Karakter seiner Komposition anzudeuten wissen. Außerdem ist die Belebung einer Landschaft durch Menschen, Thiere und Gebäude für den ästhetischen Zweck gewissermaßen nothwendig; denn sie ist nicht nur der Natur gemäß, sondern die Landschaft erhält auch dadurch ihren bestimmten poetischen Karakter, mehr Bedeutung und ein höheres Interesse.

Der Karakter des Heitern oder Ernsten, des Sanften oder Wilden, des Anmuthigen oder Schauerlichen, des Reizenden oder Erhabenen ꝛc. muß in der Komposition der Landschaft selbst ausgedrückt seyn.

Daraus entſpringen die verſchiedenen Arten des Styls in der Landſchaftmalerei. Zu welcher Klaſſe von Landſchaften aber ein ſolches Bild gehört, ob es eine Scene aus der wirklichen Welt oder aus der Vorzeit, aus der Geſchichte oder aus der Fabel darſtellt; das können nur die Gebäude, die Menſchen oder poetiſchen Weſen, die Beſchäftigungen und Handlungen, womit der Künſtler die Scene belebt hat, anzeigen; und da fordert man, daß dieſe accidentellen Gegenſtände dem Karakter der Gegend angemeſſen ſeyen, wenigſtens demſelben nicht widerſprechen; damit Landſchaft und Staffirung, Haupt- und Beiwerk, zu einem Totaleindrucke zuſammenſtimmen.

Jede Darſtellung der landſchaftlichen Natur, wenn ſie nicht Kopie einer wirklichen Ausſicht iſt, ſoll eine Dichtung ſeyn; denn auch der Maler iſt nur in ſofern ein wahrer Künſtler, als er dichtet. Ob aber ſeine Dichtung eine Scene aus der Wirklichkeit, oder aus der Vorzeit, oder aus der Dichterwelt iſt, kann nur aus der Staffage und dem Beiwerke erkannt werden; denn die Landſchaftmalerei kann ihre idealiſche Scenen nie anders als im Karakter und Styl der wirklichen Natur dichten, da weder das Einzelne noch das Ganze in ihr ein Ideal, d. h. eine ſolche Erhebung über das Wirkliche zuläßt, wo die Natur mit der Vollkommenheit ihrer Produktionen nicht

hinanreicht. Die edelſte Kompoſition, die gewählteſten Formen, die reizendſte Harmonie der Farben können an Gröſſe, Schönheit und Pracht die Natur nicht übertreffen; und die alten Dichter ſelbſt mußten die wunderbaren Begebenheiten der Fabel in wirkliche Gegenden verſetzen. Eben ſo wenig kann auch der Maler, der eine Gegend der Dichterwelt darſtellen will, ſich den Schranken der Wirklichkeit entziehen. Nicht durch die Gegend, ſondern nur durch die Figuren womit er ſie bevölkert, kann er zu erkennen geben, daß ſein Bild keine Scene der wirklichen Welt, ſondern eine Scene aus Elyſium ſeyn ſoll. Die nämliche Landſchaft, welche mit Tempeln und Denkmälern des Alterthums geziert, mit poetiſchen Weſen, mit Satyren, Centauren, Nymphen, Göttern und Heroen bevölkert, eine Scene der Fabelwelt darſtellt, kann eben ſowohl, wenn ſie mit ländlichen Wohnungen und Menſchen in moderner Tracht ſtaffirt iſt, eine Scene des wirklichen Lebens darſtellen. Dieſelbe Landſchaft, welche mit einer dichteriſch behandelten Staffage aus der wirklichen Welt, einen naiven Karakter zeigt, wird einen ſentimentalen Charakter annehmen, wenn ſie durch eine Staffage aus der Idyllenwelt oder einer ſchönen Vorzeit belebt, mit dem Gefühle unſerer wirklichen Beſchränktheit zugleich eine Sehnſucht nach dem Ideale erregt.

Es hänge also ganz von der Staffage und den Beiwerken ab, zu welcher Klasse von Dichtungen eine Landschaft zu rechnen ist; ihr Styl ist davon völlig unabhängig, und es steht in der Willkür des Künstlers, wie er seine Scene staffiren, wie viel oder wie wenig poetischen Inhalt er ihr geben will, wenn er nur immer die schickliche Zusammenstimmung der Staffage mit der Landschaft beobachtet.

Die Produktionen der Landschaftmalerei lassen sich daher auch verschiedentlich klassifiziren, je nachdem man dabei entweder auf den eigentlichen Charakter der landschaftlichen Natur in verschiedenen Gegenden und Ländern, und auf die Situation, worin die Natur in dem dargestellten Momente erscheint, oder auf die Art des Eindrucks und der Stimmung die sie bewirken, oder auf die Beschaffenheit der Staffage und der Beiwerke Rücksicht nimmt. In dem ersten Falle klassifizirt man sie nach ihrem natürlichen, — im zweiten nach ihren ästhetischen, — im dritten nach ihrem poetischen Karakter. Eine solche Unterscheidung ist für unsern Zweck um so nützlicher, weil sie das verwickelte dieses Kunstfaches mehr entfaltet und zur deutlicheren Uebersicht und Einsicht aus einander legt.

Nach der ersten Klassifikation unterscheidet man

die Landschaften nördlicher und südlicher Länder, wegen der aus der Verschiedenheit ihrer Gebirge, ihrer Gewächse, ihres Lufttons, ihrer Bauart, ihrer Kostüme ꝛc. entstehenden auffallenden Verschiedenheit des Karakters; ferner: nach der Beschaffenheit des Bodens, die flachen und gebirgigten Gegenden; nach der Beschaffenheit des Lokals, die freien und gesperrten Aussichten; nach der Beschaffenheit der Situation, worin die Natur sich zeigt, die ruhigen und bewegten Situationen, die prächtigen und gewaltsamen Effekte aller Art, die verschiedenen Jahres- und Tageszeiten ꝛc.

Die zweite Klassifikation der Landschaften, nach ihrem ästhetischen Charakter bestimmt die verschiedenen Arten des Styls in der Landschaftmalerei. Der Styl oder ästhetische Charakter einer Landschaft ist in der Komposition der landschaftlichen Scene selbst enthalten, und hängt von der dem Ganzen zum Grunde liegenden Idee, von der Wahl, Disposition und Verbindung der Theile und von der Harmonie des Ganzen ab. Das Mannigfaltige der Formen und Massen wird durch die Komposition, so wie das Mannigfaltige der Farben und Töne durch den Hauptton des Kolorits, zur Einheit verbunden. Beide finden ihren höheren gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt in der dem Werke zum

Grunde liegenden Idee; und aus ihrer Vereinigung geht die Harmonie des Ganzen, oder die ästhetische Einheit der Landschaft als solcher hervor, die auch im Totaleindrucke als Einheit aufgefaßt wird, und deren ästhetischer Charakter sich durch die Stimmung ankündigt, welche der Totaleindruck bewirkt.

Staffage und Beiwerk können den Styl der Landschaft wohl näher bestimmen, und durch die zweckmäßige Zusammenstimmung mit derselben, unterstützen; aber sie können ihn keineswegs begründen, denn sie sind nur ein zufälliger Inhalt der Landschaft.

Der ästhetische Charakter oder Styl der Landschaftmalerei ist so vieler Modifikationen fähig, als verschiedener Art die ästhetische Stimmung ist, in die eine landschaftliche Naturscene versetzen kann. Alle aber lassen sich auf die beiden Hauptmodifikationen des schönen und des großen Styls zurückzuführen. Der schöne Styl der landschaftlichen Natur ist immer mit Reiz und Anmuth verbunden. Der große Styl der Landschaft liegt entweder in den Formen, Massen und Verhältnissen der Gegenstände, die sie darstellt, und dann hat sie den Charakter stiller, ruhiger Größe, die sich auch mit Schönheit und Reiz ver-

nen weg in den Himmel gerückt, und eine Gespielin der Götter geworden war. Charmides, so wenig er noch ein Plato seyn konnte, gedachte mehr dabey. Was er dabey gedachte, hob seinen Geist zu immer grössern Offenbarungen empor, bis zu dem Traumgesichte, das er selber aufgezeichnet hat, und das ich mit seinen eignen Worten erzählen will.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

IV.

Recension

des

Almanach des Muses 1773. à Paris,

chez de la Lain (*)

Weisheit und Thorheit, Freude und Kummer, alle Versüssungen und Verbitterungen des Lebens, gehen in unzählig mal veränderten Gestalten auf unserer Erde herum, und bey jeder neuen Umkleidung, die sie vornehmen, gerathen die mehrsten Menschen in Verwirrung; sie wissen nicht mehr, was sie vor sich

(*) Da wir in der Folge die Leser mit einer ausführlichen Recension der beyden deutschen Musen-Almanache unterhalten werden, so hat der Herausgeber denselben Vergnügen zu machen geglaubt, wenn er Ihnen gegenwärtige, von einem Freund eingeschickte Recension des französischen Musen-Almanach mittheilte, weil sie (wenigstens einigermassen) dazu dienen wird, eine Vergleichung anstellen zu können, welche, wo nicht zur Ehre der deutschen Musen, wenigstens zum Vortheil des Geschmacks gereichen dürfte.

trägt. Oder die Natur erscheint groß als wirkende Macht entweder im drohenden Ernste eines heranna-henden Wetters, oder in wirklicher gewaltsamer Be-wegung und Machtäußerung, oder in den hinterlasse-nen Spuren ihrer zerstörenden Wirkungen. In solchen Situationen ist die Größe der Natur furchtbar-erhaben und selten mit Reiz verträglich. Auch ist bei solchen Phänomenen die Hauptquelle des Reizes in der land-schaftlichen Natur, das Sonnenlicht, gewöhnlich hin-ter Wolken versteckt.

In der dritten Klassifikazion wird, durch die Art und Beschaffenheit der Staffage und der Beiwerke, der poetische Charakter der Landschaft bestimmt. Die Poesie der Landschaft selbst ist in ihrer Komposizi-on enthalten; aber die nähere Bestimmung ihres ob-jektiven Charakters erhält sie von der Staffage und den Beiwerken. Die Landschaft für sich allein ist als eine leere Scene zu betrachten, die aber für den Auf-enthalt lebender Wesen bestimmt ist. Von der Art womit die Scene bevölkert ist, von ihren Wohnun-gen und Gebäuden, ihren Verrichtungen, ihrer Kunst- und Kulturprodukten, ihrem Kostume ꝛc. mit einem Worte: von dem zufälligen Inhalte, den der dichtende Künstler seiner Landschaft giebt, von der Staffage, hängt der objektiv-poetische Charakter derselben ab.

Er kann hier die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, seine Geisteskultur, seinen Ideenreichthum, die naive sentimentale Stimmung seines Genies und die Vielseitigkeit seiner künstlerischen Bildung auf die mannigfaltigste Weise an den Tag legen, und dadurch, daß er der idealischen Landschaft auch einen bedeutenden, veredelnden Inhalt giebt, das Interesse an seiner Darstellung ungemein erhöhen und veredeln. Er führt uns nicht bloß in eine anmuthige Gegend; er erhebt uns auch über die Wirklichkeit, in dem er sie dichterisch behandelt; er versetzt uns in andere Zeiten, in Welten der Einbildungskraft, ohne uns darum der wirklichen Natur zu entführen. Indem er unser Gemüth in eine harmonische Stimmung setzt, beschäftigt er zugleich unsere Phantasie, unsern Geist und alle Kräfte der Seele.

Je nachdem eine Landschaft, Gebäude und Menschen aus der uns umgebenden Welt, und Beschäftigungen, Sitten und Vorfälle des wirklichen Lebens, — oder Personen, Sitten und Gebräuche der Vorzeit, alte Denkmäler, Tempel, Ruinen, Götterbilder, Opferaufzüge, Grabmäler ꝛc. — oder Darstellungen aus dem patriarchalischen Zeitalter des Hirten- und Jägerlebens, aus der Idyllenwelt, — oder dichterische Wesen der Fabelzeit, wo Götter und Menschen in vertraulicher

Gemeinschaft die Erde bewohnten, — oder Vorfälle und Begebenheiten aus der ältern und neuern Geschichte ꝛc. enthält; so modifizirt sich auch der poetische Charakter landschaftlicher Gemälde.

Den untersten Rang nehmen hier die Darstellungen aus dem wirklichen Leben ein, welche die gewöhnlichen häuslichen oder ländlichen Verrichtungen, oder die Belustigungen und Spiele des Landmannes enthalten; und wenn ja Figuren dieser Art sich durch die Aeußerungen humaner Gefühle und Triebe zum Poetischen erheben, so ist es nur der unterste Grad desselben, das Naive der einfältigen und unverdorbenen Natur. In keinem Falle aber erheben sie sich über das Wirkliche. Die niederländischen Landschaften sind jedoch, auch in diesem Stücke, aus natürlichen Ursachen, den italienischen untergeordnet. Die Natur selbst hat in den letztern einen höheren poetischen Charakter, einen schöneren Styl der Komposition, eine edlere Vegetazion, einen reineren Himmel, einen lebhafteren Schmelz der Farben, eine geschmackvollere Bauart und ein pittoreskeres Kostum, und ist nicht selten mit Ruinen des Alterthums geziert, welches vereint der Einbildungskraft einen höheren, dichterischen Schwung giebt, und sie jedes poetischen Inhalts fähig macht. Die niederländische Landschaft kann sich

nie zu einem idealiſchen Inhalt aus der Dichterwelt erheben, weil dieſe Gegenden nie eine dichteriſche Vorzeit gehabt haben, und weil die geſchmackloſe, bloß auf das phyſiſche Bedürfniß beſchränkte, platte Wirklichkeit allem Poetiſchen widerſtreitet, wenn es nicht etwa aus der Situazion der Natur in der dargeſtellten Scene ſelbſt geſchöpft iſt.

Die Schweizernatur läßt ſich, durch Auswahl des Schöneren in ihr, und durch eine geſchmackvolle Vermählung des Reizenden und Anmuthigen mit der eigenen wilden Größe, zu Idyllenſcenen erheben; aber das Koſtume ſeiner Figuren und ſeine Beiwerke muß der Künſtler doch aus milderen Himmelsſtrichen und aus der artiſtiſchen Garderobe der Griechen entlehnen, wenn er ſich über die gemeine Hirtenwelt der Alpen erheben will. So hat Geßner die Schweizernatur in ſeinen Idyllengemälden dichteriſch behandelt und die romantiſchen Alpenthäler der Schweiz mit Arkadiſchen Hirten und Gottheiten bevölkert.

Auch die Schottiſchen Hochländer, die ſowohl in den Formen der lebloſen Natur, als in den Phänomenen ihrer Atmoſphäre einen eigenthümlichen klimatiſchen Charakter zeigen, ſind durch die Dichtungen Oſſians ein klaſſiſcher Boden für die Landſchaftmalerei

geworden, den Künſtlern, die den Charakter jener Gegenden aus der Wirklichkeit ſelbſt, oder auch nur aus des Dichters Schilderungen aufgefaßt haben, intereſſante Motive und poetiſchen Stoff zu Staffagen darbietet, und ſowohl durch ſeine natürliche, als durch ſeine dichteriſche Originalität einen eigenen Styl der Landſchaft konſtituirt.

Die italieniſche Natur vereint in jeder Rückſicht alles, was den poetiſchen Styl einer Landſchaft begünſtigen und erhöhen kann. Sie iſt eben ſo paſſend für Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, als aus der alten Geſchichte und Fabel. Himmel und Erde und Meer ſind hier ſchöner; die Formen der lebloſen und belebten Natur ſind edler und gefälliger, die Vegetazion üppiger, die Farben lebhafter, die Töne wärmer und harmoniſcher, Bauart und Tracht geſchmackvoller und maleriſcher, als in anderen, beſonders nördlichen Ländern. Bedeutende Denkmäler der Vorwelt, architektoniſche Ruinen von zerſtörten Städten, Tempeln, Waſſerleitungen, Grabmälern zieren den klaſſiſchen Boden, und die Wirklichkeit ſelbſt erſcheint hier im höheren Glanze der Dichtung. In andern Ländern hat die Natur, bei aller Schönheit und Größe immer nur einen beſonderen, wenn ich ſo ſagen darf, provinziellen Charakter: eine Gegend, ein Land

ſchließt die Schönheiten der andern aus. Die italieniſche Landſchaft hingegegen trägt den allgemeinen Charakter ſchöner Natur; ſie vereinigt in ſich die Schönheiten anderer Länder, und hat noch überdies mehrere ihr ausſchließend eigene. Was die Natur unter den günſtigen Einflüſſen eines milden Himmels hervorbringt, und was die alles verſchönernde Phantaſie der Menſchen erfinden konnte, um die Erde zum glücklichen Aufenthalte ihrer Bewohner zu machen, findet ſich hier in reizender Mannigfaltigkeit und Fülle, leider nur nicht von glücklichen Bewohnern genoſſen, beiſammen. Darum konnte auch nur in Italien die Landſchaftmalerei ſich über die Nachahmung des wirklichen zur idealiſchen Vollkommenheit erheben; darum kann auch nur in Italien der Landſchaftmaler ſein Talent für den höhern poetiſchen Styl dieſer Kunſt ausbilden.

Die italieniſche Natur iſt durch ſich ſelbſt, ohne verſchönerte Nachhülfe, durch ihren edleren Charakter, durch ihre höhere Schönheit und Anmuth fähig, das Gemüth ſentimentaliſch zu ſtimmen; wenigſtens übt ſie dieſe Macht über alle Menſchen aus, welche unter einem minder milden und freundlichen Klima wohnen, und denen jedes Bild aus der italieniſchen Natur, wäre es auch ein bloßer Proſpekt, wie ein Werk

der Dichtung erscheint; daher auch Landschaften und Gegenden aus Italien und Griechenland (die im Wesentlichen einen Charakter haben), von denen überdies das Magische ihrer glänzenden Vorwelt schwer zu trennen ist, bei allen Nazionen so großen Beifall finden. Und wenn auch der Künstler jene reizenden Gegenden naiven Inhalts mit Staffagen aus der Wirklichkeit belebt, so kann dies doch die sentimentale Stimmung derselben nicht aufheben, denn auch so erscheint uns Nordländern eine italienische Landschaft immer noch als Ideal einer schöneren Natur.

Die Kultur des poetischen Styls in der Landschaft wurde in Italien vorzüglich dadurch befördert, daß, bald nachdem die Landschaftmalerei sich daselbst zu einem eigenen Kunstzweige konstituirt hatte, die größten damals lebenden Historienmaler sich mit der Ausübung dieser Kunst beschäftigten. Gewohnt in ihrem eigenen Fache biblische, historische, mythologische und allegorische Gegenstände zu behandeln, staffirten sie auch ihre Landschaften damit aus; oder wenn sie dieselben auch nur mit Vorfällen aus dem gemeinen Leben, ohne höhere historische oder poetische Bedeutung belebten, wie öfters Domenichino gethan hat, der einer der größten Meister in naiv-poetischen Staffagen war; so gaben sie doch ihren Figuren durch antikes Kostum

einen edleren Charakter. Auf dieſe Weiſe bildeten Tiziano, Girolamo Muziano, Annibale Carracci, Domenichino und vornehmlich Nikolaus Pouſſin, ſämmtlich Hiſtorienmaler, nach und nach den höheren poetiſchen Styl dieſer Kunſt, welchen vermittelſt der Staffirung mit bedeutenden hiſtoriſchen oder poetiſchen Figuren und Beiwerken, die Landſchaft über das Wirkliche erhebt, zu ſeiner Vollkommenheit aus, während Paul Brill, Breughel, Agoſtino Taſſi, Caſpar Pouſſin und Claude le Lorrain vorzugsweiſe den landſchaftlichen Theil dieſer Kunſt, kultivirten und zugleich, nach dem Vorbilde jener Meiſter, die Poeſie der Landſchaft mit dem bedeutenden hiſtoriſchen und poetiſchen Style der Staffage verbanden.

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

VII.

Neueſte Literatur- und Kunſtnachrichten aus Italien.

(Beſchluß. S. Octoberſtück S. 474.)

Gern ſagte ich Ihnen noch zwei Worte von dem Vortrefflichſten, das die neuere Sculptur aufzu-

weisen hat, von den Bildwerken des Michelagnolo Buonarroti in der Capella dei Depositi, deren Architektur gleichfalls das Werk dieses Künstlers ist. Aber indem man von den Meisterwerken der Kunst reden will, fühlt man, daß man sich an etwas Unaussprechliches wagt. Ich habe diese Werke öfter zu verschiedenen Zeiten gesehen und mit immer neuer, immer wachsender Bewunderung, und mit Ehrfurcht für den erhabenen Genius, der sie schuf. Alle vortrefflichen Kunstwerke haben die Eigenschaft, und es ist ein Prüfstein ihrer Vortrefflichkeit, daß sie immer mehr gefallen, je öfter man sie betrachtet, und je mehr sich dem Betrachtenden inzwischen das Wesen der Kunst aufschließt. Die Bewunderung steigt mit der immer genaueren Bekanntschaft. Das ist auch hier der Fall. Diese tief ausgeprägte Charakterfülle, diese intensive Kolossalgröße, diese gewaltige Kühnheit und Kraft, diese mächtigen Formen und Proporzionen ergreifen unwiderstehlich das Gefühl und spannen die Einbildungskraft, das Unendliche dieser Darstellungen zu umfassen. Man glaubt, diese außerordentlichen Erscheinungen nie ganz, nie innig genug der Phantasie eindrücken zu können; wie in einen Zauberkreis gebannt, wendet man sich von einer Gruppe zur andern und kann nicht hinweg von ihnen. Es sind keine Gestalten

aus der Wirklichkeit aufgefaßt, oder nach den dürftigen Verhältnissen derselben entworfen; auch keine Ideale einer heitern, griechischen Phantasie, die den Olymp mit seinen unsterblichen Bewohnern zur Erde herabzog; es sind reine Urbilder eines originellen Genius, der, über die Wirklichkeit erhaben und alle Nachahmung verachtend, den hohen Geist der biblischen und Danteschen Dichtungen zugleich mit der rohen ungebändigtem Kraftfülle seines Zeitalters in die eigene Erhabenheit seines Gefühls auffaßte und mit kühnem Feuer in allen seinen Bildungen ausprägte, deren wilde, imposante, trotzige Größe nur der Abdruck seiner eigenen Individualität ist. Und gerade dies scheint das Wunderbare dieser Werke noch zu erhöhen. Man bewundert ihre Größe, ihren originellen Charakter; aber man staunt über den Riesengeist, der eine Welt solcher Naturen, aus sich selbst geschaffen, in seinem Innern trug. Kein Künstler hat sich selbst so wahr, so stark und so gleichförmig in seinen Werken ausgesprochen, als Michelagnolo. Man sieht ihn überall als denselben darin, nur in verschiedenen Momenten und Perioden seines Lebens. So z. B. erscheint er an der Decke der Sixtinischen Kapelle in der Blüthe und Fülle seines Genius; im jüngsten Gerichte als ein rüstiger Alter voll tiefer Erfahrung und gereifter

sich haben. Wie vortheilhaft aber wär' es nicht, hier durchzudringen, der Masquen-Stimme den natürlichen Ton abzulauschen, und mit einem Schulterschlage oder Händedrücken dem verkappten Dinge zuversichtlich sagen zu können: du bists.

Wer in Besitz dieser Gabe wäre, der könnte unsere Philosophen und Kunstrichter selbst noch verschiedenes lehren; denn bißher ist wenig daran gedacht worden, ein Mittel zur verhältnißmäßigen Berechnung des Wohls und des Wehes, dessen der Mensch nach Maasgabe gewisser Verschiedenheiten in seinen innern und äussern zufälligen Beschaffenheiten, Anlagen und Umständen fähig ist, ausfündig zu machen. Indessen, so lange die Philosophen ein solches Mittel nicht herbey schaffen, müssen sie einem jedweden das Recht zugestehn, denjenigen allein für einen weisen Mann zu halten, der über den Werth der Dinge mit ihm ähnlich empfindet. Was mich betrift, so bin ich ein so mittelmäßiges Geschöpf, daß ich mit keinem weisen Manne durchgehends, hingegen mit allen Gattungen von Thoren wenigstens halb sympathisire. Hieraus folgt, daß mein Beruf zu Bekehrung meiner Mitmenschen der schwächste seyn müsse, der möglich ist. Am wenigsten ist es meine Sache, die Dichter und Künstler mit Strafpredigten anzugehen; diejenigen Dichter und Künstler nemlich, welche Genie oder wahre Laune zu ihrem Werke hinriß; die sich nicht vorher lange fragen durften: was will ich thun? ja, die oft nicht einmal zu fragen hatten: wie richte ich es aus? diejenigen, denen es nie einfiel, mit einem, Siehe da! die Vorbeygehenden zum Erstaunen aufzurufen, sondern die, weil sie würklich sahen, hörten, und fühlten, in ihr Werk das allgenugsame Hephata aufnahmen, welches ihnen selbst Sinne, Herz und Geist geöfnet hätte: — Mit so wackern Männern mag ich keinen Streit haben; sie machen mir alles recht, vom Homer bis zum Anacreon,

Kraft; aber die frische Blüthe seines Geistes ist hingewelkt; man sieht es, daß seine Kunst mit ihm altert. In den beiden Gemälden der Pauliniſchen Kapelle endlich erblicken wir ihn sammt seiner Kunst im schwachen hinfälligen Greisenalter — Doch ich laufe Gefahr über dem Künstler sein Werk zu vergessen. Ich wollte Ihnen über die vier Tageszeiten Einiges sagen, und über den an lebendigem sprechendem Ausdruck in Stellung und Geberde unübertrefflichen Giuliano dei Medici; den in der Morgenröthe seines Lebens die Dämmerung des Todes umfieng. Auf dem Sarkophag zu seinen Füßen liegen die beiden schönsten Figuren, die Aurora und der Crepuscolo. Jene zeigt, daß Michelagnolo wohl fähig war, weibliche Schönheit zu fühlen und auszudrücken; aber Schönheit von hohem, ernstem Charakter. Der schöne Kopf der Aurora ist durch einen Ausdruck von Melancholie beseelt, der ihm ein rührendes Interesse giebt. Leib und Glieder dieser Figur sind von edler idealischer Bildung und in ihrer Lage reitzend gewendet. Nur vom Busen scheint Michelagnolo's Ideal der weiblichen Natur nicht das gefälligste Bild gewählt zu haben; denn an dieser Figur und noch mehr an der Nacht ist der Busen übel gebildet, die beiden Hemisphären stehen ungebührlich weit auseinander, und auch ihre Form selbst ist nicht schön. Desto grandioser

und mächtiger aber ist die breite stattliche Mannesbrust des Crepuscolo, der durchaus, eben so wie der Tag eine kolossale Gigantennatur ist, gewaltig und wunderbar; wie nur Michelagnolo sie zu erschaffen wußte. Von der Nacht, obwohl sie sehr gerühmt und von Dichtern gepriesen ist, weiß ich weniger Gutes zu sagen. Unbefangen betrachtet ist sie im Ganzen ihrer Gestalt eine grandiose Karikatur der weiblichen Natur, die häßliche Formen und auffallende Mißverhältnisse zeigt, man mag entweder den unnatürlich langen, übelgebogenen, platten, von Falten und Runzeln garstig entstellten Leib, oder den gegen das Bein viel zu langen Schenkel, oder den häßlichen Busen, oder die übertriebene, verdrehte Stellung betrachten; in welcher letzteren Qualität ihr Gefährte auf demselben Sarkophag, der Tag, ihr nichts nachgiebt, der übrigens seine Marmornatur besser und richtiger darstellt. Man hat von der Nacht gerühmt, sie schlafe so natürlich und schön. Der Ausdruck des Gesichts (das übrigens am Munde entweder nicht geendigt, oder gar verhauen oder sonst beschädigt ist) ist allerdings wahrer Ausdruck einer in tiefen Schlaf Versunkenen; aber wer schläft in dieser zwangvollen Stellung? *) Neben der originellen Großheit dieser

*) Daß übrigens diese vier symbolisch bedeutenden Figuren die vier Tageszeiten, Tag und Nacht, Mor-

Gestalten verdient auch die Art, wie Michelagnolo in der Ausführung zu Werke gegangen ist, die Bewunderung des Kenners und das Studium des Künstlers. Die Figuren sind an manchen Stellen nicht ganz geendiget und kleben noch hie und dort an dem rohen Marmorblocke, der ihnen zur Basis dient; aber wo sie geendiget sind, da ist der Meißel mit bewunderungswürdiger Einsicht geführt. Michelagnolo wußte — nicht in Marmor zu malen, wie Canova, — sondern mit dem Meißel zu zeichnen und zu modelliren. Alle Theile, auf die das Licht fällt, und die sich frei dem Auge darstellen, sind aufs höchste, fast bis zur Politur geendigt; an den Theilen hingegen, die in Schatten zurückweichen, oder sich sonst dem freien Blicke des Auges entziehen, sieht man den Meißel ohne weitere Endigung. Sie sind nirgends in der Form — denn die ist überall gleich genau bestimmt und vollendet — sondern bloß an den gedachten zurückweichenden Partien vernachlässiget, aber auf eine geistreiche, genialische Weise. Diese Freiheit womit Michelagnolo das Mechanische behandelt hat; diese sichtbare Verachtung alles Ueberflüssigen, das

genröthe und Dämmerung darstellen, muß man der Tradition glauben; denn, die Nacht ausgenommen, die sich durch den Schlaf ankündigt, zeigen die übrigen Figuren nichts davon.

zum Wesentlichen nichts beträgt, und höchstens dem Auge schmeicheln könnte, giebt seiner Ausführung eben die ernste Größe und Kühnheit, eben den hohen und trotzigen Geist, die seinen Erfindungen eigen sind. — Aber ich muß mich losreißen von euch, ihr erhabene Schöpfungen des erhabensten Geistes, der das Zeitalter der neueren Kunst verherrlicht; ich muß dieses Heiligthum, das euch in sich schließt, vielleicht auf immer verlassen. Lebt wohl, ihr herrlichen Gestalten! nie müsse eine freche Barbarenfaust euch eurer Heimath entreißen, und du, hoher, göttlicher Genius! ehrwürdiger Heros einer bessern Vorwelt! wirf einen Funken deines Feuergeistes in unsere entnervte Kunst und begeistere sie aufs neue zu ernsteren, männlichen, großen Gefühlen. —

Als wir auf der Höhe des Apennin in Scatiscalasini die Gränze der italiänischen Republik betraten, gieng unsere Noth mit den Doganen an. Im Römischen und Toskanischen hatte man unserer Pässe und Koffres wegen wenig Umstände gemacht; aber in der Republik verfuhr man mit einer so mißtrauischen, umständlichen Strenge gegen uns, daß sie uns oft, trotz allen Unbequemlichkeiten die wir dadurch zu erdulden hatten, lächerlich ward. Ich hatte eine Partie Bücher im Koffer, und hätte nichts weniger erwartet, als daß man diese anfechten würde; aber sie

verurſachten uns tauſend Plackereien, die vom Eintritt in die Republik an, bis an den Fuß des Splügens, wo ihr Gebiet endiget, fortdauerten. Sobald man Bücher in meinem Koffer fand, erklärte man mir, daß derſelbe bis Bologna verſiegelt werden müſſe, weil die ſtrengſte Ordre da ſey, keine Bücher einpaſſieren zu laſſen, ohne ſie verſiegelt nach Bologna zu ſchicken, wo ich ſie nach der Reviſion wieder bekommen würde. Als ich dem Zollbeamten meine Verwunderung darüber äußerte und hinzufügte, daß ich eine ſolche Procedur allenfalls im päpſtlichen Staat, aber nicht in der italiäniſchen Republik erwartet hätte, gab er mir ganz naiv zur Antwort: „Ja, ſo ſollte es ſeyn; aber wir fürchten uns jetzt mehr vor den Büchern, als der Papſt.“ — In Bologna wurden meine Bücher, alles Proteſtirens ungeachtet, für Kaufmannsgut erklärt, und ich mußte in Bologna, Parma und Mailand den Tranſito dafür bezahlen. Meines Koffers ward ich in dieſer ganzen Zeit nie Herr, denn in allen Städten, die wir paſſierten, mußte er auf dem Zollhauſe bleiben. Ueberhaupt ſcheinen in dieſer vortrefflichen Republik alle Einrichtungen in Betreff der Reiſenden auf Vexazionen und Geldprellereien hinauszulaufen. Unter andern muß, was ich ſonſt nirgends gefunden habe, der Reiſende auch jeden Abend den Polizeizettel, worauf der Wirth den Namen deſſelben

schreibt, zwiefach bezahlen, und dies sogar auf dem Lande in einzeln gelegenen Wirthshäusern, wo keine Polizei in der Nähe und der Fremde längst weiter gereist ist, ehe der Zettel an sie gelangen kann. Diese löbliche Einrichtung kostete uns, während unserer Reise durch die Republik, jeden Abend 24 Soldi, oder ungefähr 6 gr. Im Parmesanischen, das jetzt eine französische Provinz ist, fanden wir völlig dieselben Plackereien mit unsern Pässen und Koffres. — Unser Aufenthalt in Bologna war so kurz, daß ich nur die Gallerie Sampieri besuchen konnte, wo ich viele alte Eindrücke wieder auffrischte. In den Buchläden zu Bologna hat noch die italiänische Literatur das Uebergewicht, und ich fand nur zwei, die mit französischer Waare handelten. Weiter hinauf, besonders in Modena, Parma und Mailand geht der französische Buchhandel, also wahrscheinlich auch das Studium der französischen Literatur, mit der italiänischen al pari, wenn er nicht schon das Uebergewicht hat. Ich fand in Bologna noch einige Bücher in Bolognesischer Mundart für meine Sammlung in den verschiedenen Mundarten Italiens. In Modena ist, nachdem die herzogliche Sammlung aus dem Schlosse weggeführt ist, von Kunst wenig Merkwürdiges mehr zu sehen. Auf der Bibliothek, die vortrefflich eingerichtet und besonders im Fache der Geschichte zahlreich

iſt, ſprach ich die Patres Pezzetti und Scotti, welche beide zuſammen jetzt die Bibliothekarſtelle verwalten, die ehemals Tiraboſchi und früher Muratori allein bekleideten. Die Handſchriften nehmen ein geräumiges Zimmer ein; ich ſah da unter andern Seltenheiten auch den ſchönen Kodex provenzaliſcher Gedichte, der Stücke von 143 verſchiedenen Dichtern enthält. Ich fand hier vor einem Buchladen zwei ganz neu erſchienene Produkte, die mich als Teutſchen näher angiengen: Miſantropia e pentimento tradotto dal Tedesco del Signor Kotz-bue (ſo ſtand gedruckt), und La Filoſofia di Kant, eſpoſta ed eſaminata da Francesco Soave. Aus Neugier kaufte ich die letztere, nur 108 Seiten lange Broſchüre, von der 52 Seiten die Darſtellung der Kantiſchen Philoſophie, und der Reſt die Prüfung derſelben enthält. Bei näherer Anſicht fand ich dann, daß die ſogenannte Eſpoſizione ein ſehr dürftiger Auszug aus der Villerſchen Darſtellung iſt. Der Verfaſſer ſagt gleich in der an den Vicepräſidenten Melzi gerichteten Dedikazion, daß er dieſe Darſtellung und Prüfung einer Philoſophie, die nun auch in Italien ſich zu verbreiten anfange, bloß in der Abſicht unternommen habe, um die Jugend vor dem Studium derſelben zu warnen und zu bewahren; denn, heißt es an einer andern Stelle, ſie ſey ſelbſt in Teutſchland von mehreren Regierungen

verboten, und faſt von allen übel aufgenommen worden. Wie die Prüfung und Widerlegung ausgefallen iſt, läßt ſich leicht ermeſſen; man findet darin keine Spur, daß der Verf. auch nur einen Satz ſeines Autors verſtanden oder im richtigen Sinne genommen habe, und ſelbſt das Verſtändlichſte iſt entſtellt und in ein lächerliches Licht geſetzt. Ich kann mich nicht enthalten Ihnen eine kleine Probe aus ſeinem Eſame zum Beſten zu geben: Per Kant l'eſiſtenza degli oggetti eſterni non è che illuſione, illuſione l'eſiſtenza de' ſenſi, l'azione degli oggetti ſui ſenſi tutta ſimilmente ideale ed illuſoria. Alla ſuddetta domanda (nämlich, was die Empfindungen, welche die Vorſtellung des Raumes a priori in uns zum Bewußtſeyn bringen, eigentlich ſind, woher ſie kommen, wie ſie in unſerer Sinnlichkeit entſtehen?) ei non può dunque riſpondere ſe non dicendo: La ſenſazione è un non so che, che viene non ſo donde, entra in me non ſo come, ma appena entrato in me, io lo veſto non ſo in qual modo di non ſo qual forma, che prima di eſſo in me eſiſteva non ſo in qual guiſa, e ch' io chiamo ſpazio; poi così veſtito lo trasporto non ſo con qual forza fuori di me, e ne fo naſcere non ſo in qual foggia la rappreſentazione di non ſo qual coſa, che chiamo oggetto eſteriore. Und

nun ruft der esaminatore siegreich: Ecco tutta la dottrina di Kant rispetto alle sensazioni, allo spazio, ed alle rappresentazioni degli oggetti esterni. Noch seltsamer kommt ihm die Lehre von der Zeit und den Vorstellungen des innern Sinnes vor. Der Verf. schließt sein Werk mit dem Urtheilspruch: che la Filosofia trascendentale di Kant non può aver luogo che nella regione de' sogni e delle chimere." —

Ich erfuhr zu spät, daß dieser italiänische Antikantianer in Modena lebt, wo er Lehrer der Philosophie am Collegio oder Liceo nazionale ist, sonst hätte ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Soave ist bereits bei Jahren und in Italien als ein guter Kopf geschätzt. Er ist Verfasser mehrerer mit Beifall aufgenommener eigener Arbeiten und Uebersezzungen. Man hat eine Grammatica ragionata della lingua italiana von ihm, die man jezt für die beste italiänische Grammatik hält, obgleich sie vielmehr eine Skizze als ein ausgeführtes Werk ist; ferner eine Sammlung von Novelle morali in zwei Bändchen, deren jedes achtzehn Erzählungen enthält, die sehr artig und leicht erzählt, und ihrer zierlichen und reinen Schreibart wegen vorzüglich geschätzt, und besonders Anfängern als eines der besten Lesebücher empfohlen zu werden verdienen; endlich hat er eine Logik

und Metaphyſik nach Locke und Condillac geſchrieben. Unter ſeinen Ueberſetzungen iſt die von den Georgicis des Virgil geſchätzt; auch hat man eine Ueberſetzung Gesneriſcher Idyllen und des Wynneſchen Auszuges aus Locke's Werk über den menſchlichen Verſtand von ihm.

In Parma fand ich leider! die ſchönen Correggio's nicht wieder, die ich vor zehn Jahren dort geſehen hatte. Die in einem Nonnenkloſter aufgefundene Kammer mit Malereien von Correggio, welche Bodoni in einem Prachtwerk mit Gherardo de' Rossi's in Rom Beſchreibung bekannt gemacht hat, war für mich unzugänglich. Doch hätte Bodoni mir den Eintritt geöffnet, wenn nicht gerade der einzige Mann, der frei ins Kloſter gehen kann, der franzöſiſche Präfekt, der Bodoni's Freund iſt, unpäßlich geweſen wäre. Die Zeichnungen zu den Kupfern des Bodoniſchen Werks waren flüchtig von Vieira, einem Portugieſen in wenigen Stunden gezeichnet. Jezt nimmt ein anderer Künſtler, Namens Treviſani, auf Veranſtaltung des franzöſiſchen Präfekts Kopien in Oel davon. In der Akademie, welche jezt nichts mehr enthält, als die Prämienſtücke junger Künſtler, ſah ich aufs neue die Wirkungen der franzöſiſchen Beſitznehmung im Kleinen, welche wir in Rom im Großen erlebt haben. Alle antike Statuen, die ſonſt im

vom Klopstock bis zum Rost, vom Milton bis zum Prior und Rochester, vom Corneille bis zum La Fontaine, Dorat, Piron, de Pezay, u. s. w.

Meine Leser werden mit Vergnügen bemerken, daß sich hier der Ausgang aus meiner Vorrede, und zugleich ein Uebergang zu meiner Recension darbietet; denn die zuletzt angeführte Nahmen bezeichnen französische Dichter, die einem alle Jahre in dem Musen-Allmanach begegnen. Damit ich deste sicherer allen weitern Reflexionen, die ein dazu verwöhnter Kopf nicht immer überwinden kann, ausweiche, will ich der mittelmäßigen Stücke, welche die vor mir liegende Sammlung enthält, nicht erwähnen, und nur die vorzüglichsten nach der Reyhe auszeichnen.

S. 1. Le Portrait reconnu, par M. Dorat. Ein niedliches Compliment, und mit so viel Wärme hergesagt, daß man sich gerne zu dem Dichter hinstellt, und einen Bückling mitmacht.

S. 9. A ma Muse. Ein launigtes Sendschreiben Dorats an seine Muse. Der Verfasser hatte sich den Unwillen des Hrn. von Voltaire durch ein kleines Gedicht: Avis aux Sages, zugezogen; er macht seiner Muse deswegen bittere Vorwürfe: Die Thörin, die Leichtsinnige, was das für ein Seitensprung war!

Toi! censurer l'auteur d'Alcire!
afficher le ton magistral!
En verité, tu me fais rire
avec ton bonnet doctoral.
Parcours nos prés & nos bocages;
à l'ombre des myrtes naissans
fais jouer les Amours volages
parmi les Nymphes de nos champs:

mais

großen Saale der Akademie ſtanden, und die in der vor Alters durch einen Berg verſchütteten und in unſern Zeiten wieder entdeckten und aufgegrabenen Stadt Velleji gefunden ſind, ſtanden in Kiſten gepackt, um nach Paris deportirt zu werden. Es waren einige ſchöne Gewandfiguren und Kaiſerbüſten darunter. — Bodoni's Offizin iſt eine Merwürdigkeit Parma's, die nicht leicht ein Reiſender ungeſehen läßt; und man hat zugleich das Vergnügen in dem Beſitzer einen der gefälligſten, herzlichſten, joviali[illegible]chſten Menſchen kennen zu lernen, mit dem man in der erſten Minute wie mit einem alten Bekannten iſt. Auch wiſſen ſeine Bekannten unter den Schöngeiſtern ſeine freundſchaftliche Dispoſizion allen zu dienen, trefflich zu benutzen. Wer von ihnen irgend ein Gelegenheitsgedicht, einen Diſcurs oder eine nichtswerthe Kleinigkeit zur Welt bringt, findet den guten Bodoni immer willfährig ſie zu drucken; und ſo geht eine Menge Schofel durch ſeine Preſſen, der nicht werth iſt auf Makulatur gedruckt zu werden, und wird nun, der ſchönen Bodoniſchen Typen wegen, von den Sammlern ſeiner Drucke theuer gekauft. Seine Prachtausgaben lateiniſcher Klaſſiker ſind weniger geſchätzt, als die italiäniſchen, weil ſie nicht ſehr korrekt ſind. So hat Didot in ſeinem Virgil eine Menge zum Theil grober Fehler aufgezeigt. Unter den italiäniſchen Drucken

ſind beſonders Taſſo's Werke (Aminta und die Gierusalemma liberata), deren Ausgabe, der bekannte, um dieſen Dichter ſo verdiente Abate Seraſſi beſorgt hat, ihrer Korrektheit und richtigen Leſeart wegen, ſchätzbar. Auch ſein Petrarca verdient dies Lob. Sein Dante hingegen, deſſen Ausgabe Monſignor Dioniſi in Verona beſorgt hat, wird der trefflichen römiſchen Ausgabe des Padre Lombardi, die jetzt vergriffen iſt, mit Recht nachgeſetzt. M. Dioniſi wäre vielleicht mehr als irgend ein anderer Gelehrter in Stande geweſen, einen höchſt korrekten Text der divina Commedia zu liefern, denn er hat gegen dreißig Jahre ſeines Lebens faſt einzig auf das Studium des Dante verwandt, und es iſt kein bekannter Kodex in Italien, keine frühere und ſeltene Ausgabe die er nicht verglichen, aus denen er nicht die verſchiegenen Lesarten ausgehoben hätte. Aber ſtatt eine oder die andere der beſten Ausgaben zum Grunde zu legen, und dann mit einer vernünftigen Kritik die beſſeren Lesarten zu wählen, hat er aus allen nach ſeinem Gutdünken ein paſticcio gemacht, und einen Text des Dante geliefert, der keine andere Autorität hat, als den Geſchmack des Monſignor Dioniſi, den freylich Niemand für ächt anerkennen will. Zweckmäßiger iſt der Padre Lombardi zu Werke gegangen, der auch, während ſeiner achtzehnjährigen Arbeit über dem-

Dante, die meisten vorhandenen Handschriften und früheren Ausgaben verglichen, und seiner Ausgabe die Nidobeatina zum Grunde gelegt hat; er giebt von jeder verworfenen oder aufgenommenen Lesart seine Gründe an, die fast immer triftig sind, und hat nicht selten nach glücklichen Konjekturen, die er hernach durch Handschriften bestätigt fand, den Text wo er es bedurfte, verbessert. Bodoni's Dante hat darum auch weniger Abgang, während sein Tasso und Petrarka fast vergriffen sind. Den Arioste, worauf die Liebhaber schon lange harren, will Bodoni fürs erste noch nicht drucken; er sagte, ihm graue ein so groſses Werk von 6 Bänden in verschiedenen Formaten zu unternehmen. Dagegen war er eben in Begriff eine Prachtausgabe des Homer im gröſsten Folio und in 4 Bänden zu beginnen. Er will bloß den Text liefern, und war nur noch unschlüssig, welche Ausgabe, als die beste, er der seinigen zum Grunde legen sollte. Er hatte von Wolfs Homer gehört, der jetzt erst in Oberitalien bekannt zu werden anfängt. Mein Reisegefährte H. Riemer*) ein würdiger Schüler Wolfs, rieth ihm, keinen andern Text, als diesen zu wählen, da derselbe

*) Jetzt in Weimar, mit mehreren zweckmäſsigen Arbeiten für die griechische Literatur, zunächst aber mit der Vollendung des Auszugs des Schneiderschen griechischen Wörterbuchs beschäftigt. B.

an Korrektheit, sowohl des Textes als des Drucks allgemein als der beste anerkannt sey, und sich deshalb mit Hr. Wolf selbst in Korrespondenz zu setzen, der ihm vielleicht noch einige Verbesserungen mittheilen würde. Bodoni zeigte uns ein zur Probe gedrucktes Blatt, welches den Anfang des ersten Gesanges der Ilias enthielt, auf dessen erster Seite ihm H. Klemer eine von Wolf veränderte Interpunktion angab, wodurch ein besserer Sinn entstehe. Bodoni war auf alles, was ihm gesagt wurde, äußerst aufmerksam und sagte, er wolle sich mit seinen italiänischen Gräcisten ernstlich berathen, unter denen wenigstens Lamberti den Wolfischen Homer kennt.

Die beiden statue equestri der Herzoge Alexander und Ranieri Farnese auf dem Platze zu Piacenza gehören, trotz allem, was ein reiner Geschmack wider den Stil derselben einwenden mag, zu den vorzüglichsten neueren Kunstwerken der Art. Es ist symbolisch bedeutend wie der Held Alexander gleichsam gegen den Sturmwind anreitet, der sein Gewand und die Mähnen des schnaubenden Rosses zurückweht. Die ganze Gruppe hat etwas Rasches, gewaltsam Vordringendes, das einem Krieger wohl ansteht. Nur ist die Figur des Alexander für einen Helden ein wenig zu mesklin. Der andere, ein Staatsmann reitet gelassener und bedächtiger einher. Beide Pferde könn-

ten schöner von Gestalt seyn; aber sie haben viel Leben in der Bewegung. Es macht doch ein n ganz ande n Eindruck, wenn man die Gestalten eines Cosmus Medici, eines Alexander Farnese in der eisernen Rüstung des Mittelalters auf stattlichen Rossen dargestellt sieht, als wenn ein nackter Bonaparte mit der Weltkugel in der Hand an einem großen Stabe daher schlendert, wie Canova ihn abgebildet, und wie sich von selbst versteht, lauten Jubel dafür eingeärndet hat. Je mehr man sich Mailand nähert, desto staubiger wird der Weg, aber auch desto lebendiger; und desto wohlbestellter die Kultur des Bodens. Wer hier noch Spuren des Krieges sehen wollte, müßte scharfe Augen haben; daß sie noch gefühlt werden, hörte ich von Mehreren; der Landmann fühlt sie und der Städter; doch sagt der sichtbar verbreitete Wohlstand und die rege Industrie des Volks, daß dieses Gefühl in einigen Friedensjahren schwinden würde, wenn die Mutterrepublik nicht immer neue Blutigel herausschickte. Mailand ist jetzt unstreitig die lebhafteste, munterste Stadt in Italien; und ist auch im volkreichen Neapel mehr Geräusch und Lärm, so ist doch hier mehr wahre nützliche Thätigkeit und Betriebsamkeit. Der große Luxus, der jetzt in Mailand herrscht, zeigt freilich, daß eine kleinere Anzahl auf Kosten der größeren wohllebt. Indessen ist

doch kein Elend ſichtbar und bei den hohen Preißen der Lebensmittel iſt viel Geld im Umlaufe. Man merkt in Mailand kaum noch, daß man in Italien iſt, ſo ſehr iſt dort alles franzöſirt, ſelbſt der Milaneſer Dialekt klingt dem der aus Unteritalien kommt, wie ein franzöſiſches Patois. — Von Kants Philoſophie hört man hier eine Menge Gelehrter ſprechen, aber ich habe keinen gefunden, der ſie genauer, und aus der Quelle ſelbſt kannte. Ein gewiſſer Salfi ſoll ſich vorzüglich damit beſchäftigen. Der große Stein des Anſtoßes für den Italiäner, der unſere Literatur näher kennen möchte, iſt die teutſche Sprache; ſo lange dieſe im Auslande nicht in Schulen gelehrt wird, wird kein Fremder ſie gründlich verſtehen lernen. Ueberhaupt herrſcht jetzt in Mailand in den Köpfen der jungen Gelehrten eine Verwirrung und Gährung, die ſich nicht beſchreiben läßt. Leider aber kann es nie zu einer wohlthätigen Kriſe mit ihnen kommen, ſo lange ſie von ihren Nachbarn an der Seine das Licht borgen müſſen, das ſie erleuchten ſoll. Der bekannte Dichter Monti, der durch ſeine Baſſevilliade ſo viel Aufſehen in Italien gemacht hat, iſt Lektor der ſchönen Wiſſenſchaften an der Akademie in Brera. Der Kunſtakademie ſteht ein junger Künſtler von 25 Jahren, Namens Boſſi, als Direktor vor und bekleidet, ſeiner Jugend ungeachtet, dieſen Poſten mit Einſicht und

Würde. Er iſt ein Künſtler von ſeltenem Talent und einer bei ſeinem Stande eben ſo ſeltenen Geiſtesbildung. Die Akademie hat durch ihn bereits manche zweckmäßige Verbeſſerung erhalten, und er hofft durch Melzi's Beiſtand, deſſen Vertrauen er beſitzt, noch manches in ihr beſſer und zweckmäßiger einzurichten. Die Klaſſe der Ornamentiſten und Dekorateurs, ſo wie der Handwerker überhaupt, welche freie und architektoniſche Verzierungen zeichnen, iſt durch den Unterricht und die Vorbilder Albertolli's, des geſchickteſten Künſtlers in dieſem Fache in ganz Italien, vortrefflich berathen. Man kann nichts zierlicheres, ſaubereres und geſchmackvolleres ſehen, als die Handzeichnungen und Erfindungen dieſes Künſtlers, wobei er die antiken Verzierungen mit Einſicht und Geſchmack zu benutzen weiß, und die auch zum Theil, durch drei Bände ſeiner in Kupfer geſtochenen Verzierungen, bekannt ſind. Es mangelte mir an Zeit die Ausführungen in Stucco, welche in verſchiedenen Paläſten befindlich ſind, zu ſehen. Appiani iſt als ein braver Portraitmaler und, als der beſte ſeines Faches in Italien geachtet, und er verdient es, ohne daß man ihn darum den alten großen Portraitmalern Italiens oder anderer Länder an die Seite ſetzen wird Unſere moderne Kunſt hat ihren eigenthümlichen Charakter und ihren eigenen Standpunkt, aus dem man ſie be-

urtheilen muß. Tizian, Rafäel, Dürer und Holbein ſind unſeren heutigen Malern eben ſo fern und unerreichbar, als die Antiken unſeren Bildhauern. Man muß das Moderne zuerſt unter ſich vergleichen, um ſeinen relativen Werth, als Modernes, zu ſchätzen. Die älteren Werke ſind gleichſam die feſte klaſſiſche Regel, der Maaßſtab einer unerreichbaren Vortrefflichkeit, welcher ſich einigermaßen zu nähern ſchon hoher Ruhm für den neueren Künſtler iſt. Ein neueres Kunſtwerk hat ſchon einen entſchiedenen Werth, wenn es uns durch ſeinen Geiſt und Styl an die älteren nur erinnert, wenn es nur Spuren einer Geiſtesverwandſchaft des Neueren mit dem Alten zeigt. Ich ſah Portraits bei Appiani, die Charakterähnlichkeit und viel Natürlichkeit und Grazie in der Stellung hatten. Sein Kolorit iſt reizend, ohne wahr zu ſeyn, mehr zart als kräftig. Vorzüglich gefiel mir ſeine leichte und doch ſaubere Behandlung der Nebenſachen, wodurch ſie vernachläſſiget ſcheinen, ohne es zu ſeyn. Sie ſind bloß der Hauptſache untergeordnet. Im hiſtoriſchen Fache hat der Künſtler ſich auch verſucht, aber ſchwerlich wird er darin jemals großen Ruhm bei Kennern erwerben. Er iſt nicht ohne Erfindungstalent, aber ſeiner Kompoſition und Zeichnung fehlt es an Styl und ſeinen Figuren an Charakter. Der Künſtler beſitzt ein ſchön erhaltenes Madonnenbild, angeblich

von Leonardo da Vinci, worauf er einen sehr hohen Preiß sezt; bei näherer Prüfung aber möchte es wohl nur ein Luini seyn. —

Hier haben Sie das Wenige, was ich auf meiner flüchtigen Reise durch Italien über Literatur und Kunst zu bemerken Gelegenheit hatte; ich eile um meinen schon zu langen Brief zu schließen, indem ich noch den lezten Abschiedsblick nach dem schönen Lande hin wende, wo ich fast zehn Jahre gelebt habe, das ich wie mein zweites Vaterland liebe, das mir eine nie versiegende Quelle der schönsten Erinnerungen, und im trüben winterlichen Norden mein Ideal eines schöneren Himmels und einer schöneren Erde seyn wird.

Fernow.

Nothwendige Verbesserungen.

In diesem Stücke S. 490 in der Note 3. z. lies: gesäuften kurzen Golden.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Roſalere an Korydon nach Clotildens Chaſtel d'amour, von Haug. 481

2. Epicedion, von v. Knebel. 484

3. Thorwaldſon's Jaſon, von Friderike Brun. 454

4. Der große Geiſt, von Roſenhayn. 486

II. Proben einer metriſchen Ueberſetzung des Sophocles von A. Seidler. 490

III. Matthiſons Anthologie, von Haug. 490

IV. Neue teutſche Bearbeitung von Bayle's Dictionnaire. 500

Nachſchrift des Herausgebers. 514

mais fuis les monts & les orages;
novice encore & ſans ſoutien,
prends dèſormais *l'avis des Sages*,
au lieu de leur donner le tien.

Wenn die Muſe, was ſie verdorben, nicht wieder gut macht, ſo will der Dichter nicht weiter von ihr hören. Sie ſoll nach Genf reiſen, und da mit niedergeſchlagenen Augen und ohne Lachen, Voltaire erzählen, wie derbe ſie, ihrer Thorheit wegen, von Dorat ausgezankt worden ſey. Erhält ſie Vergebung, ſo darf ſie wieder kommen, aber zum Wahrzeichen muß ſie eine Blume aus dem Kranze des alten Dichters mitbringen.

S. 21. A Madame de C**, par M. de la Harpe. Dieſe Dame hatte den Dichter mit Hrn. D** ausgeſöhnt. La Harpe erinnert bey dieſer Gelegenheit ſeine Freundin, daß an ihrer jugendlichen Schönheit ſein Genie aufgeblühet, und ihr feiner Geſchmack ſein Leitfaden auf dem Wege zum Parnaß geweſen ſey.

Nous étions dans l'âge brillant
& des projets & des conquêtes;
tes yeux tournoient toutes les têtes:
ma Muſe en vouloit faire autant.

Dem Dichter gelang es nicht ſo, wie der Schönen: alles huldiget den Grazien, und ein Heer von Feinden verfolgt Mnemoſynens Töchter.

Les mortels, les héros, les dieux
ſont tous aux pieds de Cytherée:
elle eſt triomphante, adorée:
Apollon eſt chaſſé des Cieux.

V. Die drei Hauptnationen Ungarns (Beſchluß). 525

VI. Ueber die Landſchaftmalerei, von Fernow. 527

VII. Neueſte Literatur- und Kunſtnachricht aus Cisalpinien, von Fernow. 557

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

11. Stück. November 1803.

I. **Das Alter, und untrügliche Mittel alt zu werden, nebſt 744 Beiſpielen von Perſonen, welche 80 bis 185 altgeworden ſind, von Joh. Sam. Schröter. 8 Weimar 1803. gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 Fl. 42 kr.**

Der bekannte Naturforſcher, Herr Superintendent Schröter, nahe an 70 Jahre alt, giebt in dieſem Buche Anleitung, wie man ſelbſt bei vielen Anlagen mancherlei Art, und ſogar bei einem ſchwachen Körper und unter jedem Himmelsſtriche ſehr alt werden könne. Viele Jahre lang hat er an den Beweiſen dazu und an den hier mitgetheilten Reſultaten geſammelt, und die große Anzahl der Erſteren können für viele Menſchen ein Antrieb ſeyn, ſeinen Vorſchriften zu ihrem eigenen Beſten zu folgen. Der Ankauf dieſes Buches, das ein wahres Hausbuch zu ſeyn verdient, wird wahrſcheinlich keinem gereuen.

II. **Aeſthetik der Blumen und ihre Philoſophie von Joh. Sam. Schröter. 8 Weimar 1803, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke**

und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 gr oder 3 Fl.

Vor einem Jahre machte Herr Superintendent Schrö-ter die Erfahrungen in seinem Blumen- Obst- und Gemüsgarten, zur Grundung der Aesthetik der Gartenkunst bekannt, und die zahlreichen Verehrer dieses so würdigen Naturforschers erhalten nun hier die Aesthetik der Blumen selbst. Er sagt darüber S. 3 so: „Ich glaube, dies sey einer der ersten Vorzüge, den die Aesthetik der Blumen hat, daß sie uns „mit den allgemeinen Grundsätzen und Regeln für die „Blumen und ihre Kultur bekannt macht, daß sie uns die „verschiedenen Modifikationen lehrt, die durch Geschlecht „und Art, durch Klima und Boden beobachtet werden müs„sen, und daß sie also für jede Blume, für jedes Klima „und für jeden Grund und Boden geschrieben ist". Wer also seinen Garten nicht bloß bauet, um nur mittelmäßig zu ärndten, wird in diesem Buche sehr viele Geistes Nahrung und gewiß auch viele neue Belehrungen finden.

III. Der Wintergärtner oder Anweisung, die beliebtesten Modeblumen und mehrere ausländische zur Zierde der Gärten dienende Gewächse ohne Treibe und Glashäuser in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von F. G. Dietrich, Herz. Weim. Hofgärtner; 2c. Zweiter Theil 8 Weimar 1803 gedruckt und verlegt bei den Gebruder Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr oder Fl. 48 kr.

Bei der Herausgabe der zweiten Auflage des ersten Theils dieses Wintergärtners hätte H. Dietrich dieselbe mehr als noch einmal so stark machen können, allein dann wären die Besitzer der ersten Auflage genöthigt gewesen, auch die zweite Ausgabe zu kaufen. Er liefert also hier einen zweiten Theil, in welchen er nach mehreren an ihn gelom-

menen Aufforderungen die Ueberwinterung von noch vielen schönen Gewächsen nach seinen Beobachtungen lehrt. Besonders zeichnet sich dieser Theil durch die angehängten Belehrungen über die Pflanzenkultur aus, welche dem ersten Theile fehlen. Auch ist ein neues leicht aufzuführendes Behälter zum Ueberwintern der Pflanzen ausführlich beschrieben und zu diesem Behufe auch ein Kupferstich beigefügt worden.

IV. Die Erde oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker. Eine Lektüre für Freunde nützlicher Unterhaltung, von J. C. M. Reinecke. Erster Theil. 8 Weimar 1803 gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 kr.

Herr Dr. Reinecke ist in der gelehrten Welt als geographischer Chartenzeichner und durch mancherlei Aufsätze in den geographischen Ephemeriden und anderen Arbeiten rühmlichst bekannt. Dies neue Werk zeichnet sich sehr aus, ist in dem fliessendsten Style vorgetragen, und nach der Angabe in der Vorrede ist sein Zweck folgender: „Das „was Natur und Sitten in jedem Theile der Erde Wissenswürdiges darbieten, was dabei nicht blos Sache des „Gedächtnisses, sondern zugleich Beschäftigung des Verstandes, also zur Unterhaltung geschickt ist, in einer „zweckmäßigen Ordnung zu erzählen. Es enthält mehr „als abgerissene Schilderungen einzelner Gegenstände, „ohne weder ein Lehrbuch der physikalischen Geographie „noch der Länder und Völkerkunde zu seyn. Der Hauptgegenstand ist überall der Mensch, und zwar in seinen „nächsten häuslichen Beschäftigungen, mehr das Volk im „Ganzen und die zahlreichsten Classen desselben, als die „höhern gebildeten Stände, die sich in den cultivirtern „Ländern überall mehr oder weniger gleich sehen, mehr „das Land als die Städte" u. s. w.

V. Der Terrassierer, oder die Kunst, Terrassen und andere abgedachte Erdwände mit Erde, Rasen und mit trockenem Mauerwerke zu bekleiden. Für Landgutsbesitzer, Garteneigenthümer, Kunstgärtner, Weinbauer und gemeine Erdarbeiter. Mit 3 zum Theil illuminirten Kupferabdrucken. gr. 4 Weimar 1803. gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

Der Hr. Verfasser geht von den Grundsätzen aus, nach welchen man bei Festungen, Terrassen, Wälle und trockenes Mauerwerk zu bauen pflegt, und wer seinen Vorschriften folgt, wird Garten und andere Terrassen, durch gemeine Arbeiter, eben so dauerhaft bauen können. Zu allen solchen Anlagen giebt er ganz faßliche Anleitung, und da durch Terrassen oft die sonst unbrauchbarsten Hänge und Bergseiten zu nutzbarem Acker- oder Gartenlande gemacht, und man nicht selten findet, daß jetzt da Plantagen von großen Werthe angetroffen werden, wo ehemals nichts als dürre Seitenflächen der Berge befindlich waren; so wird allen Gartenfreunden, Weinbauern und Oekonomen dies Buch, in welchem man über diesen Gegenstand zuerst ausführlich belehrt wird, gewiß willkommen seyn.

VI. Neue Verlags-Bücher bei Carl Heinrich Jahr, Buchhändler in Ratibor. 1803.

Feuermännchen, das rothe, eine Geistergeschichte. 8. 12 gr.

Gebetbuch, katholisches, für denkende Christen, nebst einem Anhange von Meßliedern. 8. 6 gr.

Gott ist die reinste Liebe. Mein Gebet und meine Betrachtungen, vom Hofrath von Eckartshausen. 8. 8 gr.

Ebendasselbe im Taschenformat. 12tel. 1½ gr.

Kern, geistreicher aller Gebeter für alle Menschen, Alter und Anliegen. 8. 5 gr.

Richter, J. S. Darf der Mensch und Christ alles prüfen und untersuchen, was zum Besten seines Geistes und Körpers gereichen kann? Eine Predigt, gehalten den 4ten July 1802 über den Text: 1 Thess. 5, v. 21. Prüfet alles, das Gute behaltet; worin zugleich über die Rechtmäßigkeit der Blattern-Einimpfung gesprochen wird. Zum Besten und zur Belehrung so mancher Gegner dieses wohlthätigen Rettungsmittels. 8. 2 gr.

Sabenio, oder das Schweizermädchen. Ein historisches Gemälde unserer Zeit in 5 Akten. Aus den Papieren des Grafen Adolph von Dornheim, von H. Cuno. 8. 10 gr.

Spiel und Liebe, oder Treulose und Karoline. Ein Lustspiel in 3 Aufzügen von Carli. 8. 8 gr.

Treblin, F. Six Walzes pour le Clavecin ou Pianoforte. klein 4. 4 gr.

— — — Die Früchte der bessern Stunden meines Lebens. Ein musikalisches Werkchen für gesellschaftliche Zirkel, bestehend in Ecossaisen und mehreren andern Gesängen. kl. 4. 6 gr.

— — — Originelle Ecossaisen. Komponirt, fürs Klavier arangirt. kl. 8. 2 gr.

Die Kinder meiner Einbildungskraft, fürs Forte-Piano. 4. 8 gr. Unterredungen im Reiche der Geister, hauptsächlich über theologische Gegenstände. 8. Ratibor 1802., Druckpapier 20 gr. Schreibpapier 1 Rthlr.

Werners, J. Handbuch für Oekonomen und Landleute, von den Seuchen und andern gewöhnlichen Krankheiten des Hornviehes, der Schafe, Pferde und Schweine, nebst einem Anhange von der Hundswut oder Wasserscheu, deren Kennzeichen, Ursachen, Heil- und Verhauungsmitteln. 3te Auflage. 8. Ratibor 1802. 1 Rthlr.

Ebendasselbe in polnischer Sprache. 1 Rthlr.

Der Zwerg. Eine Geschichte aus den Geister- und Ritterzeiten. 8. Ratibor, 1802. 14 gr.

Nächstens erscheint.

Die Faschings-Nacht, oder die Rache im Grabe. Nach Cramer bearbeitet. 8.

VII. Flora, Teutſchlands Töchtern geweiht 1803.

Inhalt.

Der Wolf und die Gans, von Pfeffel. Der Löwe, der Tiger und der Hirſch, von Ebdſ. Grabſchrift meines Hundes, v. Ebdſ. Die Veſtalin im Kerker, v. Conz. Liebe und Freundſchaft, von Pfeffel. Frauenlob, v. Haug. An Julien von W. von Ebdſ. Unter Amalias Bild, v. Ebdſ. Der Fächer an Louiſen, v. Ebdſ. An die Freundſchaft, v. Ebdſ. Die Mädchen an Pedrillo, v. Ebdſ. Mein Glaube v. H. C J., Die Spielſchuld. Andenken v. J. C. H. Entſagung, v. Ebdſ. Kindheit und Jugend v. Ebdſ. An Fanny v. Haug. Notiz, v. Ebdſ. Der erſte Maytag, v. Butenſchön. Adelen, v. Haug. Schlaue Wahl, v. Ebdſ. An Niger, v. Ebdſ. Von Bibus, v. Ebdſ. Gerechter Wunſch, v. Ebdſ. Suschen über Rollas Tod, v. Ebdſ. Avars Apologie, v. Ebdſ. Als Bella die Atheiſtin ſpielte, v. Ebdſ. An Ff. v. Ebdſ. Ueber die Behauptung: „Lirus ſey wütend" v. Ebdſ. Der Exminiſter, v. Pfeffel. Jan, v. Ebdſ. Rechtfertigung, v. Haug. Als Sie ein Impromtu verlangte, v. Ebdſ. Lied aus der Ferne, v. H.C. J. Die Kinder, v. Haug. Ueber das Betragen der Weiber, während der franzöſiſchen Revolution, v. Pfeffel. Der neunte Thermidor, v. Pfeffel. Wieland. Wechſelgeſang, v. J. G. Jacobi. Pandora, v. Mäder. Sehnſucht nach Befreiung, v. J. C. Häfeli. Apophthegmen, v. Haug. Der Sperling und der Blutigel, v. Pfeffel. Die zween Stäbe, v. Ebdſ. Lebe heute. Reflexion und Gefühl. Dyonyſius, v. Franz Horn. Schmerzen, v. B. Stanzen an Göthe, v. Falk. Lob der Schönen, v. Haug.

VIII. Franzöſiſche Miscellen IV. Bd. 18 Stück.

1) Gemälde-Gallerie von Lucien Bonaparte. 2) Fabel nach dem Franzöſiſchen. 2) Franzöſiſche Denkmäler im Kloſter der petits Auguſtins. 4) Aus meinem Tagebuch. Preisvertheilung im National-Inſtitut. Erſte Vorſtellung von Aline, Königin von Golkonda. Preisvertheilung in der Académie de Législation. Rede des Staatsraths Portalis. 5) St. Cloud. 7) Polematiſche Schule. 8) Kunſtſachen, Pſyche, Piraneſi, London, u. ſ. w.

IX. Menander und Glycerion von C. M. Wieland. Als Taschenbuch auf 1804. 16. gebd. Maroq. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl., ord. Einb. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr Tübingen bei Cotta.

Vor 30 Jahren hieß Wieland Dichter der Grazien, und er würde durch dieses sein neuestes Werk den Namen verdienen, wenn er ihn nicht schon erworben hätte. Es ist rührend und reizend zugleich, den ewig jungen Geist zu sehen, der in diesem kleinen erotisch-philosophischen Romane lebt. Wenn dem hohen Alter des Verfassers irgend ein Einfluß zugeschrieben werden kann, so ist es der einer bedächtigeren Auswähl, einer besser konzentrierten Wirkung, einer kunstgemäßern Haltung; kurz einer Reife, die dem Zarten Blühenden nichts benimmt.

X. Die Fleischökonomie, oder vollständiger Unterricht, das Rind-, Schweine-, Schaaf-, Ziegen- und Federvieh, wie auch Fische, zu mästen, ihr Fleisch einzusalzen, einzupökeln, einzubeitzen, zu mariniren, Würste daraus zu machen, und sowohl bei gewöhnlichen als auch bei Torf- und Steinkohlenrauch zu räuchern, und nach diesem aufzubewahren, von Philipp Franz Breitenbach, Erster Theil. 8. Weimar 1803. gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.

Fleisch und Gemüse sind die Hauptspeisen auf großen und kleinen Tafeln, und so wie man bereits mehrere Bücher über die Erziehung und vortheilhafte Benutzung der Gemüse hat, erhält man hier eine Anleitung über alle gewöhnliche Fleischarten. Der Herr Verfasser geht von dem Hausschlachten aus, beweißt daß dies für die Städter garnicht vortheilhaft sey, und lehrt dann alles was der Titel besagt. Das Mästen des Stallviehes wird nur kurz abgehandelt, jedoch so, daß diejenigen welche sich ein Stückchen für ihre Haushaltung mästen wollen, hinlängliche Be-

lehrung finden. Ausführlicher ist der H. Verf. bei der Anleitung zum Fettmachen des Federviehes, und ganz ausführlich lehrt er das Einsalzen, Einpöckeln, Einbeitzen und Mariniren des Fleisches, die vortheilhafteste Art alle Sorten Wurst zu machen, und diese sowohl als auch das Fleisch zu räuchern und aufzuheben oder vor dem Verderben zu bewahren. Ueber das Hamburger Rindfleisch, und über alle berühmten Wurstarten, pommerschen geräucherten Gänsen ꝛc. findet man ebenfalls Belehrung. Selbst mehrere Delikatessen aus Fleisch zu machen und lange Zeit aufzuheben, wird gelehrt.

Der zweite und letzte Theil dieses so nützlichen Buchs für jede Haushaltung wird nächstens herauskommen.

XI. Taufbuch für christliche Religionsverwandte,

oder auf Beobachtungen und Gesetze gegründeter Unterricht über alle Gegenstände, welche die Taufhandlung sowohl in kirchlicher als auch bürgerlicher Hinsicht betreffen, und den Verehelichten zu wissen nöhig sind. Nebst den Taufrituälen der christlichen Hauptkirchen und einem alphabetischen Verzeichnisse von mehreren, besonders teutschen Vornamen und kurzer Erklärung derselben von W. Schenck, Diaconus in Ilmenau: 8. Weimar 1803 gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen, für 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.

Dies Buch ist nicht nur für Theologen geschrieben, sondern für alle Verehelichte und andere welche über den angegebenen Gegenstand sich unterrichten, und genau wissen wollen, warum die Kinder getauft werden müssen. Man findet hier eine kurze Geschichte der Taufe nebst den ältern Taufgebräuchen; die heutigen Taufgebräuche bei den Lutheranern, Reformirten, Katholiken, Griechen und Baptisten; Belehrungen über die Taufpathen und ob man nach rechtlichen Grundsätzen Gevatter stehen müsse; Ferner über Pathengeschenke, Gebühren in der Kirche, an die Hebamme ꝛc. über Kirchentaufe, Haustaufe Nothtaufe; Taufschmause, Kirchgange der Wöchnerin, Namen der Kinder, Taufe der unehelichen Kinder, der Juden und anderen Proselyten, der Findlinge, Nothwendigkeit der Vornamen und

Wichtigkeit der Taufregister, Aberglauben bei der Taufe, und über noch viele andere die Taufe betreffende Gegenstände. Bei vielen Punkten ist angegeben was das Recht dabei befiehlt, z. B. bei der Taufe unehlicher Kinder, der Juden ꝛc. das Verzeichniß der Vornamen ist gegen 2000 stark, und wird Aeltern und Gevattern in vielen Fällen die Wahl der Namen erleichtern. Bei jeden Namen ist die Bedeutung desselben beigefügt, welches auch vielen Lesern sehr angenehm seyn wird.

XII. Posselts europäische Annalen 1803. 10s Stück.

Inhalt.

I. Documentirte Geschichte der Unterhandlungen zwischen Frankreich und Gros-Britannien, betreffend die Londoner Präliminarien und den Traktat von Amiens.

II. Ueber die Landung in England. von Hr. von Bülow.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Göthe, als Taschenbuch auf 1804. gebunden 2 fl. 24 kr.

Taschenbuch auf 1804 für Natur- und Garten-Freunde. Mit Kupfern, geb. 2 fl. 24 kr.

Von den 10 Kupfern, womit dieses Taschenbuch geziert ist, sind sechs von H. Gatel, Phantasien zu einer Villa, die zu den geschmackvollsten Anlagen gehören; vier andre sind Abbildungen aus dem berühmten Kobenzlberg nächst Wien. Ausser der Beschreibung zu diesen Kupfern findet man interessante theoretisch-praktische Aufsäze von H. Becker, Ploucquet, Römer, und anderen, die jedem Gartenliebhaber willkommen seyn werden.

Almanac des Dames pour l'an 1804. geb. 3 fl.

Von den Dichtern, die diesen Almanach mit Beiträgen beehrten, dürfen wir nur folgende nennen, um des Beifalls gewiß zu seyn: Clotilde de Surville, Delille, Favre d'Olivet, Mad. Montenclos, Parny, Vanderbourg und Vigée. Die Kupfer sind, wie gewöhnlich, nach den vorzüglichsten Gemälden des Pariser Museums gestochen, worunter sich besonders Guerins neuestes Meisterstück, Phedre et Hippolyte, auszeich-

L'ignorance nous perſécute;
la haine veut nous avilir;
un lecteur chagrin nous diſpute
& nos talens & ſon plaiſir.

Mais l'amour veille à votre gloire;
deux beaux yeux n'ont point de cenſeur;
& nous chantons notre bonheur,
quand nous chantons votre victoire.

Der Hr. de la Harpe ſchließt ſein allerliebſtes Gedicht mit einer Ermahnung an ſeine Freunde zur Liebe und Eintracht.

S. 25. Mon Reveil, par M. Dorat. Die glücklichſte Laune herrſcht durch dieſes kleine Gedicht, und giebt ihm eine anſteckende Munterkeit. Der Dichter hat zur Abſicht, die Galle des Hrn. Clement eines franzöſiſchen Kunſtrichters zu verdienen; ſollte Hr. Clement aber nicht anders, als bey recht viel ſchwarzer Galle ſich wohl befinden können, ſo verlangt der gutherzige Dichter, daß er vor allen Dingen ſeiner Geſundheit pflege, und ſich ſelbſt und andern ſo viel Verdruß anrichte, als ſein Genius ihm nur immer Kräfte dazu verleihen will. Hier iſt der Anfang dieſes in ſeiner Art vortreflichen Stücks:

Ce matin je ſuis pacifique;
l'air eſt ſerein, j'ai bien dormi;
le calme d'un ciel embelli
à mon ame ſe communique.
Au printems je ſuis peu cauſtique,
& j'aime mieux dans ce mois-ci, (*)

ma

(*) Dieſes kleine Gedicht wurde im Monath May geſchrieben.

net. Einige Muſikbeilagen von Mad. de St. Simon werden dieſen Jahrgang noch beſonders empfehlen.

Geſänge mit Begleitung der Chitarra, eingerichtet von W. Ehlers qu. Fol. geb. 1 fl. 48 kr.

Es war ein glücklicher Gedanke von H. Ehlers einige der ſchönſten Gedichte unſrer beſten Dichter und Kompoſiteurs für die Chitarra herauszugeben. Die Geſänge, von denen nicht alle Strophen abgedruckt ſind, ſtehen vollſtändig in Göthe's Liederalmanach für 1804.

XIII. Inhalt des 10ten Stücks der A. G. Ephemeriden, herausgegeben von Bertuch und Reichard. 1803.

Abhandlungen. 1. Beſchreibung des Baſars zu Konſtantinopel. Von Fr. Murhard. 2. Auszug aus dem neueſten officiellen Berichte von Kapt. Baudin's Entdeckungsreiſe. Bücher-Recenſionen. 1. Rubers Bref öfwer Portugal. 2. Voyage des Elevès du Penſionnat du Département de l'Eure. 3. Merkel's Erdbeſchreibung von Kurſachſen und den dazu gehörenden Ländern, für die Jugend. (Auch unter folgendem Titel). Engelhardts Erdbeſchreibung der Marggrafthümer Ober- und Nieder-Lauſitz, für die erwachſene Jugend. 4. Das Murgthal, beſonders in Hinſicht auf Naturgeſchichte und Statiſtik von Jägerſchmidt. 5. Geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der im Jahr 1802 dem preuſſiſchen Staate zugefallenen Entſchädigungs-Provinzen. 6. Pommerſche Denkwürdigkeiten 1 Bd. 7. Fiſcher, Chr. Aug., Gemälde von Valencia. 8. deſſen Spaniſche Miscellen 1 Bd. 9. Borydе St. Vincent, Eſſais ſur les Isles Fortunées ou Hiſtoire générale de l'Archipel des *Canaries*. 10. Cartons zu Gaſpari's Lehrbuch der Erdbeſchreibung. Zweyter Curſus. Charten-Recenſionen. 1. Charte von der Krimm. 2. Charte von Alt-Oſtpreußen, Littauen und Weſtpreuſſen. 3. Charte von Schwaben, trigonometriſch aufgenommen und gezeichnet v. Bohnenberger u. Amman. 4. Das Teutſche Reich nach den neueſten Handbüchern der Geographie und den vorzüglichſten Special-Charten bearbeitet.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Reiſe auf den Pik von Teneriffa v. L. Cordier. 2. Notizen von neuen franzöſiſchen Schriften und Charten. *Obſervations ſur les Volcans de l'Auvergne par Lacoſte — Relation d'un Voyage fait dans le Département de l'Orne par Biot.* 3. Neue Eintheilung des vormals Reichsſtadt Schwäbiſch-Hallſchen Gebiets. 4. Der Haven von Cherbourg, vom Aſtronom Lalande 5. Auszug aus einem Briefe des Kapt. Baudin 6. Entdekkungs-Reiſe und Reiſeplan der Ruſſiſchen Weltumſegler. — 7. Mercator, Gerhard, Biographiſche Notizen. 8. Avantcoureur neuerſchienener Charten. 9. Nekrolog. D. Joh. Jakob Volkmann. 10. Journaliſtik — Ruſſiſche Miszellen, No. 3. Reiſe von Moskwa nach dem Kloſter Troiza — Ruſſiſche Miszellen No. 4. Briefe über Kiew — das Petſcherskiſche Kloſter — die Hauptkirche und Glockenthurm deſſelben — die Katakomben — die Akademie zu Kiew — die Bibliothek derſelben. — Brennus. Jul. Emden. — Annales de Statiſtique No. XI. et XII. Dep. der Rhone-Münd. 11. Kurze Notizen. — Vertrag über die Abtretung von Louiſiana — Breisgau und Ortenau. — Bevölkerung von Straßburg — Statiſt. Angaben von den neuen Kurfürſtenth. — Organiſation der Staaten des Kur-Erzkanzlers — J. B. L. Durand. 12. Ankündigung einer Charte von Neu-Oſtpreußen. Zu dieſem Hefte gehören: 1. Das Portrait von Gerhard Mercator. 2. Die Charte von den Canarien-Inſeln, und 3. Die Charte von der Inſel Teneriffa, beide nach den Zeichnungen von Bory de St. Vincent.

Weimar im October. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XIV. Inhalt des 8ten Stücks von Voigts Magazin der Naturkunde 1803.

I. Verſuche und Bemerkungen über den Galvanismus; von J. W. Ritter. II. Ueber die neue, im Nationalmuſeum zu Paris eingeführte Claſſification des Thierreichs. Vom Hrn. Prof. Froriep. III. Auszug eines neuern Briefes des Hrn. Prof. Remer an den Herausgeber, die Luftzoophyten betreffend. IV. Skizze einer Theorie der Generation und Entwickelung der Luft-

zoophyten. — Nach der lateinischen Urschrift des Hrn. Entdeckers vollständig abgedruckt. (Mit Abbildungen) V. Vorschlag zur Verbesserung der Luftpumpe; von G. W. Munke. VI. Feurige Lufterscheinungen am Morgen des 12. Nov. 1799.

Weimar im October. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XV. Inhalt des 9ten Stücks von Voigts Magazin der Naturkunde.

I. Versuche und Bemerkungen über den Galvanismus, von J. W. Ritter. (Beschluß). II. Nachricht von den Versuchen welche der Hr. Prof. Robertson bey seinen beiden hamburger Luftfahrten, theils in einer Höhe von zwey Toisen, theils in einer etwas geringern angestellt hat. III. Beobachtungen über die schwarzen Störche (vom Hr. Conducteur Sartorius.) IV. Beschreibung der Torfgruben in den Gegenden von Brühl und Liblar, die unter den uneigentlichen Namen der Umber- oder Cöllnischen Erdgruben bekannt sind. Von Hr. Faujas-Saint-Fond. (A. d. Ann. du Muſ. nation. d'hiſt. nat. 6 H.) V. Auszug eines Briefs des Hrn. Hofraths Tilesius an den Herausgeber. VI. Neue Entdeckung in der Electricitätslehre. VII. Nachrichten von seltenen Menschen. Aus einem Schreiben des Hr. D. Benzenberg an den Herausgeber. Nebst einem Zusatze vom Herausgeber. VIII. Merkwürdige Naturerscheinung in einem Landsee. IX. Beschreibung und Abbildung des Riesen-Kranichs (Grus Gigantea) vom Hrn. Prof. Freriep. X. Vollständige Beschreibung der Sparöfen und Heerde, welche in der Grafschaft Mark schon seit vielen Jahren gebräuchlich und bewährt befunden sind. Nebst einer Nachricht vom Brodbacken, Bierbrauen und Branntweinbrennen bei Steinkohlen und einem Anhange über Thermolampen, Fumivoren und Phlogoskope der Franzosen. Herausgegeben von Friedrich Christoph Müller, Prediger zu Schwelm und Mitg. d. k. Pr. Ak. d. W. u. s. K. Weimar im Landes-Ind.-Comt. 1803. XI. Noch Etwas über Mammuthskelette. (Hierzu gehört Taf. VI. Abbildung des Riesenkranichs.)

Weimar im Octbr. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XVI. Inhalt des 10ten Stücks von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1803.

I. Zwei verſchiedene Species (Spongia villoſa und ocellata) in einem Röhrenſchwamme vereinigt. (Vom Hrn. Hofr. Tileſius.) II. Ueber Sternſchnuppen und andere meteorologiſche Erſcheinungen. (Aus einem Briefe des Hrn. D. Brandes an den Herausgeber. Eckwarden den 11. Sept. 1803). III. Methode, den Ort, wo eine vollſtändig beobachtete Sternſchnuppe entſtand oder verſchwand, durch Conſtruction zu beſtimmen. Vom Hrn. D. Brandes. Mit Kupfern Taf. VII. IV. Anatomiſche Beobachtungen über den Nilkrokodil. (Vom Hrn. Geoffroy. A. d. Ann. du muſ. n. d' hiſt nat. H. 7.) V. Verſuche an dem Kopfe eines Guillottinirten kurz nach dem Tode, angeſtellt zu Paris vom Hrn. Prof. Kroriep. VI. Nachricht von einem neuen Krokodil aus Amerika. (Vom Hrn. Geoffroy. Aus den vorgedachten Ann. du Muſée). VII. Ueber die Erzeugung des Torfes. (Aus einem Briefe des Hrn. D. von Marum an Hrn. Faujas-Saint-Fond. Ebendaſ.) VIII. Ueber den Wachsbaum von Louiſiana und Penſylvanien: vom Hrn Cadet. (Aus den Ann. de Chimie. No. 131.)

Weimar im October 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XVII. Inhalt des 2ten Stücks von London und Paris 1803.

I. London. 1. The marriage promiſe. Farce von Allingham. Engliſche Charaktere. Mr. Bannister und Mrs. Jordan, die beliebteſten Schauſpieler im Komiſchen. Neueſte Tendenz des Engliſchen Theaters. 2. Spaziergänge eines Teutſchen durch London im April 1803. 3. Geſetze und Einrichtung des Königl. Militaircollegiums zu High-Wycombe. II. Paris. 1. Neue Brücken in Paris. Der Ourcq-Kanal. Waſſerſchätze aus den Pariſer Waſſerleitungen und Springbrunnen. Ihre Vortheile und zu wünſchenden Verbeſſerungen. Fehler, die beim Graben des Ourcq-Kanals ſtatt fanden. 2. Promenade nach Longchamp in der Charwoche. Geiſtliche Concerts und Oratoria in der großen Oper. Das Oratorium Saul,

XX. Inhalt des 10ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden. 1803.

I. Fragmente aus Paris. 1. Revolutions-Gasconaden. 2. Invalidenhaus oder Conservatorium der Künstler. 3. Neue Lettres d'un Espion Turc. II. Badechronik. 1. Ueber Liebenstein in Franken. 2. Ueber Warmbrunn in Schlesien. III. Künste. 1. Matthison's Lied an die Musen in Wörlitz. 2. Die Rostische Kunsthandlung in Leipzig. 3. Matthison's Portrait. 4. Rabensteins Medaillen-Pasten. 5. Neue Prospecte von Kraus. IV. Correspondenz- und Modenachrichten. 1. Nachrichten aus London. 2. Mode-Bemerkungen über Frankfurt, Cassel, Hannover und Hamburg. (Aus dem Briefe einer Dame.) 3. Bonaparte's Geburtstagsfeier in Hannover. 4. Modenachrichten aus Paris. 5. Teutscher Modenbericht. V. Ameublement. Ein Kanapee. VI. Erklärung der Kupfertafel.

Weimar im Oct. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XXI. Uebersetzungs-Anzeige.

Von *Bory de St. Vincent's* Reise nach Afrika, welche gegenwärtig zu Paris gedruckt und nächstens ausgegeben wird, liefern wir sogleich eine planmäßig bearbeitete Uebersetzung in einem der nächsten Bände der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. Ein zweckmäßig abgekürzter und kommentirter Auszug aus der interessanten Beschreibung der Kanarien-Inseln von demselben Verfasser ist bereits unter der Presse.

Weimar, im Novemb. 1803.

Landes-Industrie-Comptoir.

Denkmal auf Seine Durchl. den
Herrn Erbprinzen von Baden.
Von Scheffauer.

Für den N. T. Merkur. 1805. 3 Band.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. December 1803.

I.

Ueberſetzung des Prolog zum Aminta in Torquato Taſſo. *)

Amor.

Wer würde glauben, daß in dieſer Bildung
Und unter dieſer Hirtentracht ein Gott
Verborgen iſt, und kein geringer Gott
Der Flur vom niedern Götterpöbel, ſondern
Der mächtigſte der Himmliſchen und Hohen,
Durch welchen oft das blutige Schwert den Händen

*) Wer möchte nicht ſo den ganzen Aminta überſetzt ſehen? Aber auch um eine Ausgabe des Originals mit zweckmäßigen Anmerkungen möchten wir dieſen Ueberſetzer bitten. Unterdeſſen kann man auch wohl ei-

Des Mars entſinkt; der oft den mächtigen Dreizack
Dem Erderſchütterer entwindet, und
Dem höchſten Jupiter die ewigen Blitze.
In dieſer Bildung, unter dieſer Hülle
Soll Mutter Venus warlich nicht ſo leicht
Mich, ihren Amor, ihren Sohn, erkennen.
Ich bin gezwungen, ſie zu fliehn, vor ihr
Mich zu verbergen; denn nur immer will ſie,
Daß ich mit mir und meinen Pfeilen bloß
Nach ihrem Willen ſchalte; immer nur
Treibt ſie, ein eitles Weib voll Ehrſucht, mich
An Fürſtenhöfe und zu Kron' und Scepteru.
Dort will ſie, daß ich meine Allmacht zeige.
Und bloß der Schaar der jüngern Brüder, die
Mir dienſtbar ſind, vergönnet ſie nach Willkür,
Durch Flur und Wald zu ſchwärmen, und die Herzen
Des rohen Hirtenvolks zum Ziel zu wählen.
Allein ich bin nicht mehr ein Kind (obwohl ich
An Bildung und Betragen ſo erſcheine),
Und will mit mir nach eignem Willen ſchalten;
Denn mir, nicht ihr, ward die allmächtige Fackel,

nen niedlichen Abdruck, der bei Renouard in Paris erſchienen und mit allen andern guten Ausgaben italiäniſcher Klaſſiker am wohlfeilſten und ſicherſten bei Schöll und Comp. in Baſel zu haben iſt, mit Recht empfehlen. B.

Der goldne Bogen, vom Geschick verliehn.
Darum entflieh' ich oft — nicht ihrer Herrschaft,
Denn sie hat keine über mich; — nur ihren
Unzeitigen Bitten, die von einer Mutter
So mächtig sind; verberge mich in Wäldern
Und in den Hütten niedrer Flurbewohner.
Dann sucht sie mich; beut dem, der mich entdeckt,
Viel süße Küss' und etwas Süßeres hoch;
Als wär' auch ich nicht Jedem, der mich ihr
Verhehlt und meinen Aufenthalt verschweigt,
Viel süße Küss' und etwas Süßeres noch
Zu geben mächtig. Und, wenn anders ich,
Der Gott der Lieb', auf Liebe mich verstehe,
So weiß ich, werden immer meine Küsse
Den Mädchen süßer seyn. Drum sucht sie oft
Umsonst, weil Jeder mich verhehlt und schweigt.
Um aber mich noch sicherer zu verbergen,
Hab' ich, daß auch kein Zeichen mich verrathe,
Gefieder, Pfeil' und Bogen abgelegt.
Doch komm' ich drum nicht wehrlos hier; denn dies,
Dem Scheine nach ein Stab, ist meine Fackel
(So hab' ich sie verwandelt), ganz erfüllt
Mit unsichtbarer Glut; und dieser Pfeil,
Obwohl er keine goldne Spitze hat,
Ist doch voll Götterkraft und liebentzündend,
Wohin er trifft. Durch diesen Pfeil soll heut

ma maitreſſe, la république,
& mes rivaux, & mon ami.
Mon coeur fatigué ſe repoſe;
il a beſoin d'un ſentiment:
mais, vous, mon cher Monſieur Clément,
tâchez donc d'aimer quelque choſe . . .
ça, cauſons enſemble un moment. &c.

S. 36. Les regréts du premier âge, par Mad. la Comteſſe de B. —

Dans le monde nos premiers ans
ſont dirigés par l'innocence:
qu'elle eſt heureuſe notre enfance!
toujours croire eſt ſa jouiſſance,
& tous ſes rêves ſont charmans. &c.

S. 37. Le loup & le hériſſon. Eine wohlgerathne Fabel von Dorat.

S. 38. La raiſon & le plaiſir, par M. Bernard. Ein ſehr niedliches Stück. An einige Unrichtigkeiten in den Ideen darf man ſich nicht ſtoſſen, weil man ſieht, daß der Verfaſſer die Vernunft zum Beſten haben will.

S. 39. Lettre à Mad. la Marquiſe *d' Antrement*, après un voyage en Grece & en Italie, par M. le Chev. de la Tremblaye.

S. 42. Réponſe à la lettre précedente.

Der Chevalier hat aus dem Lande der Homere und Horaze Materialien zu witzigen Complimenten nach Hauſe gebracht. Am Schluſſe ſeines Briefes

Der harte Buſen einer ſpröden Nymphe,
Der ſprödeſten im Nymphenchor Diana's,
Aus tiefer, unheilbarer Wunde bluten.
Nicht leichter ſey die Wunde Sylvia's,
(Dies iſt der Name jener Alpennymphe),
Als jene, die ich in die weiche Bruſt Amynts
Vor Jahren ſchlug, als dem noch zarten Mägdlein
Der zarte Knab' in Jagd und Spielen folgte.
Und, daß mein Pfeil ihr Innerſtes durchdringe,
Will ich verziehen, bis, erweicht von Mitleid
Das harte Eis, womit ihr ſtrenge Sitte
Und jungfräulicher Stolz den Buſen ſtählten,
Sich löſ't; und in dem Augenblick, wo er
Am weichſten iſt, verwund' ihn mein Geſchoß.
Dies ſchöne Werk bequemer auszuführen,
Will ich mich unter jene frohe Schaar
Bekränzter Hirten miſchen, welche dorther
Sich dieſem Platze naht, wo gern die Jugend
An Feiertagen ſich ergötzt, als ſey ich
Der Hirten einer. Und auf dieſe Weiſe
Will ich an dieſer Stelle, unſichtbar
Dem Blick der Sterblichen, den Streich vollführen.
In ungewohnten Tönen ſoll die Sprache
Der Liebe heut in dieſem Hain erklingen,
Und ahnden ſoll man, daß in eigner Hoheit,
Und nicht durch ſeine Diener, Amor waltet.

Der Hirten Bruſt fühl' edler ſich begeiſtert,
Und ſüßer töne ihrer Stimme Klang.
Denn ſtets, wo ich auch ſeyn mag, bin ich Amor,
Im Chor der Hirten, wie im Chor der Helden.
Mein Scepter gleicht die Ungleichheit der Stände
Nach meiner Willkür. Dieſe Gleichheit iſt
Mein höchſter Ruhm; mein größtes Wunder, daß
Verliebter Hirten ungelehrte Flöte
Gelehrten Zythern gleicht. Wenn meine Mutter,
Die auf mich zürnt, wenn ich die Flur durchſtreiche,
Dies nicht begreift, ſo iſt ſie blind, nicht ich,
Den, fälſchlich, blind der blinde Haufen nennt.

Fernow.

II.

Gedichte.

1.

Als ich Zumsteeg's Büste von Danneckер sah. *)

Geweihter Augenblick! — An deiner Büste
Quoll deines Freundes Thräne neu.
Ja, deine Wittwe, Zumsteeg! küßte,
Als ob sie nun dich lebend wüßte,
Dein theures Bild in süßer Phantasei,
Und Gram und Sorg' entwichen. —
O diese Thräne, dieser Kuß
Rühmt höher, als des Kenners feinster Schluß,
Dich, und des auferstandnen Griechen,
Danneckers, hohen Genius.

Haug.

*) Sollte es wohl einen Concertsaal oder ein Odeum in Teutschland geben, wo nicht auch diese Büste ihre Nische fände? B.

2.

Epigrammen.

Liebe.

Wo Amors Unterthanen ſind,
Sprichſt du, Vernünftler, in den Wind.
Ihr König ſelbſt iſt blind und Kind.

Heuchler.

O die verhaßte Heuchlerbrut!
Sie ſchwatzt von Heiligkeit, und thut
Das Gute ſchlecht, das Schlechte gut.

Le Brün an Bonaparte vor ſeiner Fahrt nach Aegypten.

Mir bangt, die Siegesgöttin flüchte.
Dein kühner Plän ſchließt Wunder ein.
Laß uns nur Helden der Geſchichte,
Und nicht Romanenhelden ſeyn.

An Pompus.

Willſt du von deinem Flug' in nie erflog'ne Höh'n,
Von deinem Griechengeiſt uns überzeugen,
So mache Deutlichkeit dir eigen,
Und ſollen wir dich nicht verſteh'n,
Wer hindert dich, zu ſchweigen?

Julia.

Von der bezaubernden Liebe Macht,
Auch von den Geistern um Mitternacht,
Redet Julie schön.
Viel Romane hat sie gespielt,
Und die Liebe so wahr gefühlt,
Als die Geister geseh'n.

Geheimer Schmerz.

Sie weinten am verschloß'nen Sarg,
Der ihres Gönners Hülle barg,
Und hörten nicht des Pastors Sprüche.
Sie weinten am verschloß'nen Sarg
Um die verschloß'ne Küche.

Voltaire an Marquis de — —

Du von hochadelichem Saamen!
Vergönn' ein stolzes wahres Wort.
Ich trage meinen Namen,
Du schleppst den deinen fort.

An Tympanus.

Kaum Einer versteht dein Kraftgedicht;
Auch bist du selber der Eine nicht.

Mahomet.

Ein Wunder that ich, eins allein:
Ich führte meinen Kultus ein.

Amors Grabſchrift.

Ja, hier iſt Amors Grab; doch ſtille, Schweſtern, Brüder!
Ein Wort, ein Augenwink, ein Nichts erweckt ihn wieder.

Haug.

3.

Die Landſchaft.

Sieh den herrlichen Wald! wie Wipfel an Wipfel gedränget,
Sich auf dem mächtigen Stamm ſchlank in die Lüfte erhebt!
Sieh, wie der ſpiegelnde Bach die mooſigen Bänke durchirret,
Freundlich führt er des Hains wallende Schatten hinab.
Hell durchtönet die Syrinx des Schäfers die lüftigen Räume;
Auf dem Brunnenrand horcht ruhend die reizende Braut;
Dort im Kapellchen empfängt der Waldgott duftende Kränze,

Hier umspielet das Kind lächelnd der Mutter den Schooß;
Fernhin lockt der geschlängelte Pfad in des Hains Labyrinthe;
Friedlich vom Aether durchblickt winket die grünliche Nacht.
Bläuende Berg' umhegen des Walds hochstrebende Säulen.
Eilen wir, Freund, in den Duft dieses geheiligten Hains?
Bild, du hast mich getäuscht! in athmendes Leben gehüllet,
Hielt ich für Wahrheit dich — „Reinhart hat mich gemalt!"

Cannova's Gruppe, Amor und Psyche.

Schon Praxiteles sah der Liebe himmlische Göttin,
Ewig erscheinet sie dort uns im beseeleten Stein!
Auch den lieblichen Sohn zu bilden verlieh ihm die Mutter,
Aber noch immer erschien Amor ohne die Braut!
Dir nur war es verliehn, die hohe Vereinung zu bilden;

Schaut unauflöslich vermählt mit der Geliebten den Gott!
Höret, der Liebe süßes Gelüster entathmet den Lippen,
Zu der Geliebten spricht Amor mit kosendem Ton:
„Liebst du, Psycharion, mich? o gieb unvergängliche Pfänder,
„Tilge die sehnende Furcht, stille das klopfende Herz!"
Himmlisch lächelnd erwiederst du, Psyche, mit mägdlichem Beben,
Ihm in die rosige Hand legend der Seele Gebild:
„Dein auf ewig! O du, dem Herz und Geist schon gehöret!"
„Nimm denn, Psycharion, ganz, nimm auch die Seele dazu!"

Fr. Brun,
geb. Münter.

III.

Adam's Hymne.

Aus Milton's verlornem Paradies, Buch 5. 153. 208. *)

Das ſind des Guten Vaters große Werke.
O Allmacht! Dein iſt dieſes Weltalls Bau,
So Wunder voll, Du ſelbſt wie wundervoll!
Du Ewiger, thronſt über dieſe Himmel,
Unſichtbar uns, Du dämmerſt nur hienieden
In deinen niedern Werken, doch ſie zeigen
Die unbegränzte Vaterhuld und Kraft.
Sprecht ihr, des Lichtes Söhne, ihr vermögt es,
Ihr Engel! denn ihr ſchaut ihn und umjauchzet
Mit Hymnen und mit Feierſymphonien
Den Himmelsthron in nächteloſen Tagen.
Auf Erden eint euch, ihr Geſchöpfe! preiſt
Zuerſt, zuletzt, zumittelſt ihn ohn' Ende!
Stern! ſchönſter, letzter im Gefolg der Nacht,
Du, der vielmehr der Dämmerung angehört,

*) Probe einer neuen noch ungedruckten Ueberſetzung des verlornen Paradieſes, die gewiß, ſo wie des Verfaſſers Plan, uns nach Ramlern eine treuere und lesbarere metriſche Ueberſetzung des beſten, was Martial hat, zu geben, Aufmunterung verdient. B.

Krönst strahlend, als des Tages treuer Bürge,
Den holden Morgen, preiß' in Deiner Sphäre,
Wenn's in der Frühe süßen Stunde tagt.
Du Sonne! Aug' und Seel' der großen Welt,
Erkenne ihn als größer, tön' sein Lob
In Deinem ew'gen Laufe, wenn Du steigst,
Des Mittags Höh' erreichst, und wenn Du sinkst.
Mond! der Du bald die Morgensonne grüßest,
Bald fliegst mit Sternen, fest in ihrer Laufbahn,
Und ihr fünf andern Wandersterne rollt
Im Feiertanz nicht ohne Lieder, hallt
Sein Lob, Ihm, der aus Dunkel Licht hervorrief.
Du Erstgeburt des Schooßes der Natur,
Du Aether und ihr Elemente, die
Stäts kreisen im Gevierten vielgestaltet,
Ihr gattet, ihr ernähret alle Dinge,
Laßt euer endlos Treiben wechselnd tönen
Ein ewig neues Lob dem großen Schöpfer.
Ihr grauen Nebel, die ihr dunstig dampft
Von Hügeln oder Seen, bis die Sonne
Mit hellem Gold die trübe Hülle mahlt,
Steigt zu des großen Weltenschöpfers Ehre,
Bedeckt mit Wolken den farbloſen Himmel
Und tränkt das durstige Land mit Regenschauern,
Steigend und fallend fördert stäts sein Lob.
Sein Lob, ihr Winde! aus vier Orten wehend,

an die Marquiſin erwähnt er der Drohung Carls des XII. an die Schweden, ihnen ſeinen Stiefel zum Regenten anzuſetzen. Der Chevalier glaubt, ein Pantoffel der Marquiſin, nach Rom ins Vatikan geſchickt, würde dort ganz artige Wunder thun.

Die ziemlich ausſchweiffenden Ideen des Chevaliers beantwortet die Marquiſin in einem leichten, ſcherzhaften, natürlichen Tone, der mich ganz bezaubert hat. Ein Paar Stellen muß ich meinen Leſern zur Probe abſchreiben.

Esprit léger, réformateur charmant,
qui voudriez qu'un Pape, au Capitole,
parut pontificalement
chauſſé des mules d'une folle,
qui prétendez que ſon Divan
mette nos pompons en bannieres,
& qui bientôt aux têtes à turban,
aux fronts à corne, à doliman,
iriez nouer nos jarretiéres,
ce projet me paroit galant;

mais croyez-vous qu'on en fut moins en guerre?
Hélas! l'homme eſt ſi turbulent!
il faut ſi peu pour mettre en feu la terre!
Grands ou petits, chacun a ſon tonnerre,
ſon Olympe & ſon Vatican.

Die Marquiſin glaubt, ſo lange die Welt daure, werde bey Prieſtern, Königen, Damen und Poeten kein Friede werden. Glücklich iſt, ſagt die liebenswürdige Dichterin:

Qui,

Haucht ſanft und laut und beugt die Wipfel, Tannen!
Mit jeder Pflanze beugt anbetend euch!
Ihr Brunnen, ihr, die ihr melodiſch fließt,
Ihr Murmelbäche, rauſcht ſein Lob. Vereint
Die Stimmen alle, die ihr Leben athmet,
Ihr Vögel, eilt zum Himmelsthore ſingend,
Auf Schwingen hebt euch, auf Geſang ſein Lob.
Die ihr im Waſſer gleitet, die ihr wandelt
Auf Erden, ſtattlich ſchreitet, niedrig kreucht,
Bezeugt es, ob ich ſchweige, Morgens, Abends,
Den Höh'n, dem Thal, dem Bach, dem kühlen Schatten
Mein Lied nicht halle und ſein Lob nicht lehre.
Heil! Herr der Welt! o, ſey uns gnadenvoll,
Gewähr' uns nur das Gute, und wenn Nacht
Ein Unheil brütet und im Finſtern birgt,
Verſcheuch' es, wie jetzt Licht das Dunkel ſcheucht.

Röding.

IV.

Ueber die Landſchaftmalerei.

(Beſchluß.)

In den Lehrbüchern der Kunſt theilt man den Stil der Landſchaftmalerei gewöhnlich in den ländlichen

oder Paſtoralſtil und den heroiſchen Stil. Dieſe Eintheilung iſt eben ſo unbeſtimmt als unzureichend. Soll man dabei bloß auf den Charakter der Landſchaft, oder auf die Staffage, oder auf beide zugleich ſehen? Gehört eine Schweitzer Landſchaft von erhabenem Charakter, die mit Hirten, Bauerhäuſern und weidendem Viehe ſtaffirt iſt, zum ländlichen Stil, oder zum heroiſchen? und erhebt ſich eine reizende italieniſche Gegend, mit einer Staffage aus der Götter- und Heldenwelt, zum heroiſchen Stile, oder gehört ſie dem ländlichen an? — Wenn ich hingegen, nach der oben aufgeſtellten Klaſſifikazion, bemerke im Charakter welcher Natur die Landſchaft erfunden, ob ihre Kompoſizion im ſchönen oder großen Stile gedichtet iſt, ob ihre Staffage dem gemeinen Leben, oder der Geſchichte, oder der Fabel angehört, ſo habe ich ſie nach ihren weſentlichen Merkmalen charakteriſirt und kann ſie nun, als Kunſtwerk, nach jenen verſchiedenen Beſtimmungen deſto leichter beurtheilen.

Die erſte und vornehmſte Forderung, die der Kenner an eine Landſchaft macht, iſt daß ſie einen Charakter habe. Dem äſthetiſchen Charakter landſchaftlicher Darſtellungen liegt der natürliche zum Grunde. Dieſer iſt, wie das Wahre in allen Künſten, die Baſis des Schönen; eine Landſchaft ohne

Charakter ist eben so leer und unbedeutend, wie ein Gesicht ohne Physiognomie. Um seiner Landschaft einen natürlichen Charakter zu geben, muß der Künstler denselben im Einzelnen und Ganzen aus der Natur wohl aufgefaßt, sich in denselben hineinstudiert haben. Der Unterschied zwischen der niederländischen, schweizerischen und italienischen Landschaft ist in allen Theilen, sowohl in den Formen der Gegenstände, als im Kolorit, in Luftton und Haltung so auffallend, daß man sie nicht leicht mit einander verwechseln, aber auch nicht wohl vereinigen kann; und diese Verschiedenheit des natürlichen Charakters der Gegenden hat auf die Richtung und Ausbildung des Kunsttalents den größten Einfluß. Besonders hat die Schweizernatur einen so auffallenden Charakter und einen so originellen Stil, daß sie den Künstler der Mühe überhebt, das ästhetische Interesse derselben durch bedeutende Staffagen noch zu erhöhen. Er kann aus ihr selbst größtentheils in die Motive zur Staffirung derselben ziehen, und seine Darstellungen werden dadurch nur um so charakteristischer.

Der Verfasser hat Beispiele gesehen, daß Niederländer und Schweizer Landschaftmaler, die ihren Stil an der Natur ihres Vaterlandes gebildet hatten, nach Italien kamen, und hier an ihrer Kunst fast irre

wurden, weil ihnen die Natur dieſes Landes einen ganz neuen Charakter zeigte. So ergieng es unter andern auch den vortrefflichen, für die Kunſt zu frühe verſtorbenen Landſchaftmaler Heß von Zürich, der in den letzten Jahren ſeines Lebens, als er bereits ein vollendeter Künſtler war, eine Reiſe nach Italien machte. Er konnte der italieniſchen Natur Anfangs keinen Geſchmack abgewinnen, weil er von Jugend auf ſeine Einbildungskraft an ſchweizeriſchen Naturſcenen genährt, und ſeinen für die Darſtellung derſelben ganz geeigneten Stil gebildet hatte. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien wollte dieſer Künſtler das Eigenthümliche, was die italieniſche Natur in Farbe und Luftton hat, in ſeine Schweitzerlandſchaften übertragen; aber es gelang ihm nicht ganz, und die Kenner ſeiner Arbeiten ziehen die vor ſeiner Reiſe nach Italien von ihm verfertigten Landſchaften, wegen der gröſſeren Wahrheit ihres Schweitzercharakters, ſeinen ſpäteren vor.*) Eine

*) Als der Verf., der dieſen Aufſatz noch in Italien ſchrieb, nachher Gelegenheit hatte, in Zürich die hinterlaſſenen Arbeiten von Heß zu ſehen, fand er auch unter denſelben ein Paar Bilder, welche ſich durch den warmen italieniſchen Luftton auszeichneten; aber jene Diſharmonie der Schweizernatur im italieniſchen Luftton war in ihnen nicht merklich, da beide italieniſche Gegenden darſtellten, das eine nämlich eine Ausſicht bei Livorno aufs Meer mit der untergehenden Sonne im Bilde, ein Gemälde von vie-

ſolche Vermiſchung iſt auch nicht wohl thunlich, ohne das Charakteriſtiſche der einen Natur durch das Charakteriſtiſche der andern aufzuheben, denn es gilt hier kein Verſchmelzen verſchiedener Manieren, kein eklektiſches Vereinigen des Guten aus verſchiedenen Schulen, deren jede ihre eigenen Vorzüge hat, die den übrigen mangeln; ſondern es gilt eine Vereinigung verſchiedener Charaktere, welche, wenn ſie ſtatt hätte, die gegenſeitige Aufhebung derſelben zur nothwendigen Folge haben würde. Auch da, wo die Natur ſelbſt Anlaß gehabt hätte, eine ſolche Vereinigung zu bewirken, in der italieniſchen Schweiz, findet ſie ſich nicht; ſondern die Natur nimmt dort ſogleich den Charakter an, den ſie durch ganz Italien behauptet. Wie man von der Höhe des Gotthard in das erſte Thal der italieni-

lem und wahrem Effekt; und das andere eine Gegend aus der italieniſchen Schweiz am Lago maggiore. Wahrſcheinlich hat der zuverläſſige Kenner, der ſelbſt eine Zeitlang Heſſens Schüler geweſen war, und mir die obige Bemerkung über die Arbeiten deſſelben aus ſeiner letzten Zeit mittheilte, jenen Mißſtand in anderen, in jenem Nachlaſſe nicht befindlichen, Gemälden gefunden. Bei dieſer Gelegenheit hat der Verf. ſich aufs neue überzeugt, daß Heß ein wahrhaft großer Künſtler war, der ganz ſich ſelbſt und der Natur angehörte, der einzige Maler der Schweizernatur, dem ein Platz unter den größten Meiſtern in ſeinem Fache gebühret.

ſchen Schweiz; niederſteigt, ſieht und fühlt man an allen Umgebungen, daß man ſich in einem andern Klima, in einer andern Natur befindet, und eben ſo, wenn man aus Italien in die teutſche Schweiz kommt.

Eben ſo laſſen ſich Beiſpiele von niederländiſchen Malern anführen, welche das Eigenthümliche der italieniſchen Landſchaft mit dem Charakter der ihrigen, den ſie nicht mehr ablegen konnten, zu verſchmelzen ſuchten, wovaus denn ein Gemiſch von beiden, ohne Charakter und Wahrheit entſtand. Dies wird uns weniger wundern, wenn wir bedenken, wie ſchwer es iſt, daß der Geiſt des Menſchen lange gewohnte, ihm zur andern Natur gewordene Formen gegen neue vertauſche, und ſich derſelben mit gleicher Leichtigkeit im Denken und Darſtellen bediene. Die Geſchichte der Malerei liefert mehrere Beiſpiele von Künſtlern, die rückwarts giengen und ſich verſchlechterten, als ſie in reiferen Jahren ihre gewohnte Manier verließen und einer anderen Schule folgten; und hier wird noch mehr, hier wird eine Totalreform der ganzen Vorſtellungsart erfordert. Da nun der natürliche Charakter die Baſis des äſthetiſchen iſt; ſo iſt es zweckmäßig, daß der Künſtler den eigenthümlichen Charakter jeder Natur auch in ſeinen Landſchaften beobachte, und ſich ausſchließend nur für die eine oder

für die andere ausbilde. Er muß in Italien dem niederländischen oder schweizerischen Charakter entweder völlig entsagen, und sich den Stil der italiänischen Natur zu eigen machen; oder, wenn das nicht mehr in seinem Vermögen steht, so wird er besser thun, ganz bei seiner alten Weise zu bleiben und sich auf Gegenstände des wirklichen Lebens einzuschränken, so wie im siebzehnten Jahrhunderte Peter van Laer und seine Landsleute, die ihm nach Italien folgten, in ihren Bambocciaten gethan haben.

In historischen Landschaften, wo die Scene der Begebenheit bestimmt ist, wird die Beobachtung des natürlichen Charakters um so nothwendiger, damit man auch in der Kunst, z. B. eine niederländische Scene von einer lombardischen, eine Schweizer Gebirgsgegend von einer italienischen, mit einem Worte eine nördliche Gegend von einer südlichen, so wie in der Natur, auf den ersten Blick unterscheide.

Noch näher wird der Charakter eines Landes durch die in demselben übliche Bauart bezeichnet. Aegypter, Griechen, Römer, Araber, die Teutschen des Mittelalters, haben ihre eigenthümliche Architektur gebaut, an deren noch vorhandenen Monumenten der Stil einer jeden sichtbar ist; eben so ist auch heu-

tiges Tages die Bauart der Italiener, der Schweizer, der Nordeuropäer, der Morgenländer, der Chineſen, verſchieden und dient als ein charakteriſtiſches Beiwerk zur Bezeichnung dieſer Länder. Durch die treue Darſtellung des natürlichen Charakters der Landſchaft und des Stils der Bauart verſetzt der Künſtler uns auf einmal in die Gegend der Scene, und befördert ſo mit der Verſtändlichkeit zugleich die Illuſion, welche dann durch das Koſtume und die National-Phyſiognomie der die Landſchaft belebenden Figuren vollendet wird.

* * *

Zum natürlichen Charakter einer Landſchaft gehört nach unſerer Klaſſifikation auch die Situation oder der Zuſtand, worin die Natur ſich in dem gewählten Momente der Darſtellung zeigt. Wir haben die vornehmſten Situationen der landſchaftlichen Natur ſchon oben erwähnt. Mann kann ſie in ruhige und bewegte eintheilen. Gewöhnlich ſind ſie von einem gewiſſen über die ganze Scene verbreiteten Effekt begleitet, der ſie charakteriſirt. Parzielle Effekte, die keine Situation, ſondern bloß ein auffallendes Phänomen anzeigen, machen eine beſondere Klaſſe landſchaftlicher Darſtellungen, unter dem Namen der

Effektſtücke im eigentlichen Sinne aus. So z. B. zeigen ein Sonnenuntergang oder Sonnenaufgang, Nacht, Sturm und Gewitter ꝛc. die Natur in gewiſſen Situationen; aber die Sonne im Bilde, der Mond der die nächtliche Scene erleuchtet, der Blitz der aus der düſtern Wetterwolke zuckt und ein Baum oder ein Haus entzündet, ein Brand ꝛc. machen das Gemälde zu einem Effektſtücke. Gewöhnlich aber zählt man alle Gemälde, wo Licht und Bewegung eine auffallende Wirkung zeigen, zu dieſer Klaſſe, ohne die hier gemachte Diſtinction zu beobachten.

Zu den ruhigen Situationen der Natur gehören die verſchiedenen Jahres- und Tages-Zeiten, ein heiterer oder trüber Tag, ein reiner oder bewölkter Horizont, und überhaupt jeder Moment wo die Natur in einem ruhigen Zuſtande erſcheint. Zu den bewegten Situationen gehören Stürme und Gewitterſchauer mit den ſie begleitenden Effekten. Waſſerfälle ſind nur als einzelnene Phänomene der landſchaftlichen Natur zu betrachten, und gehören, wenn ſie den Hauptgegenſtand im Bilde ausmachen, ihrer Natur nach zu den Effektſtücken. Gewöhnlich aber kommen Waſſerfälle auf dieſe Weiſe nur in Proſpekten vor.

Die Darſtellung einer ruhigen oder bewegten

Situation der Natur kann entweder des Künstlers Hauptzweck seyn, oder sie ist nur eine Nebensache in seinem Bilde. Im ersteren Falle wird er dafür sorgen, daß sie sich als Hauptzweck ankündige, daß sich alles im Gemälde darauf beziehe und zum möglichst bestimmten, wahren und vollständigen Ausdrucke derselben zusammenstimme. Er wird also auch eine derselben angemessene Staffage wählen, und so das Ganze zu einer poetischen Darstellung der Situation erheben. Im letzteren Falle begnügt er sich, die Situation durch den ihr eigenen Effekt in der Landschaft bloß kenntlich anzudeuten, ohne den übrigen Inhalt derselben mit der Situazion in eine besondere Beziehung zu setzen. Doch ist der Fall selten, daß eine Situation der Natur in einer Landschaft als Nebensache behandelt ist, weil durch sie vornehmlich der Ton des Ganzen, folglich die Stimmung zu der demselben angemessenen Empfindung bewirkt wird.

Aber nicht immer erscheint die Natur in bestimmten Situationen und nicht immer will sie der Künstler darin zeigen. Oft ist bloß die Darstellung einer interessanten Idee, eines charakteristischen Bildes der Natur, das ihn selbst gerührt und begeistert hat, seine Absicht. Die Natur ist unerschöpflich an Motiven aller Art; aber sie fordert, daß ihr eine dichterische

Qui, tranquille dans ſa retraite,
s'applaudit de n'avoir appris
qu'à crayonner dans ſes tablettes,
ne lit que des hiſtoriettes,
ne voit que le roman du jour,
& fait, au plus, mouler dans des vignettes
l'hymne, qu'il conſacre à l'amour!
Pour moi, qui n'ai pas la manie
de coudre à la robe du tems
les bagatelles de ma vie,
& de perdre des jours charmans
à fomenter la jalouſie,
je redoute peu ſes ſerpens:
connoit-elle mes rêveries?
l'éclat eſt fait pour les talens,
le ſecret pour les fantaiſies.
Sans autre eſprit que la gaité,
ſans autre feu que celui des ſaillies,
je vais, au bruit du grelot des folies,
me perdre dans l'obſcurité:
le cygne de nos coteries
expire après avoir chanté.

S. 48. Meſſire Jean, Fable, par M. de Fumars.

Petit de corps, petit de renommée,
Meſſire Jean un jour, ſi la fable ne ment,
las de ſa taille accoutumée,
monta ſur une chaiſe: on le trouva très grand.

„Atten-

Phantaſie begegne; ein geübter Kunſtſinn, der ſie lebendig auffaſſe; ein Geiſt der den rohen dürftigen Stoff zu einer reichen idealiſchen Schöpfung ausbilde. Bald zeigt der dichtende, mit der Natur vertraute Künſtler uns eine offne, freie Gegend voll anmuthiger Gründe, wo Hügel und Fluren, Wald und Wieſe, Felſen und Bäume, ländliche Wohnungen und fröhliche Bewohner in reizender Mannichfaltigkeit zu einem ſchönen Ganzen vereint ſind. Bald führt er uns in die kühlen Schatten eines Hains, wo ländliche Tempel und Götterbilder, denen ein Zug fröhlicher Hirten ein Opfer darbringt, unſere Einbildungskraft in das dichteriſche Alterthum verſetzen; bald wählt er eine geſperrte Ausſicht in ein einſames, romantiſches Felſenthal, wo ein reißender Waldbach in ſchäumenden Fällen durch herab eſtürzte Trümmer rauſche; — aber wer kann alle die mannichfaltigen Bilder nennen, die in der Einbildungskraft eines mit der Natur vertrauten, von ihr begeiſterten Künſtlers entſtehen? Eine maleriſche Partie in der Natur, die lebhafte Schilderung einer ſchönen Gegend in einem Dichter, ſetzt des Künſtlers Gemüth in eine genialiſche Stimmung. Das gegenwärtige Motiv regt eine Menge fruherer Eindrücke und Bilder in ſeiner Phantaſie auf; alle Kräfte der Seele befinden ſich im Zuſtande erhöheter Thätigkeit; alle ſind harmoniſch auf einen Punkt gerichtet; und ſo wird, ohne daß er ſelbſt

begreift, wie? in ſeiner Einbildungskraft der Keim zu einer neuen Schöpfung, das Bild einer idealiſchen Landſchaft erzeugt, das nur nach der weiteren Entwickelung, der kunſtmäßigen Anordnung und der äußeren Darſtellung bedarf.

Dem Entſtehen jeder idealiſchen Landſchaft, ſo wie jedes Kunſtwerks überhaupt, liegt ein Motiv zum Grunde. Der Künſtler kann ſich nicht willkürlich und zu jeder Zeit in den Zuſtand der Begeiſterung, in die genialiſche Stimmung verſetzen, die zur Hervorbringung eines Kunſtwerks erforderlich iſt; ſie muß durch irgend eine innere oder äußere Veranlaſſung herbeigeführt werden. Ein Gegenſtand in der Natur, ein anderes Kunſtwerk muß ſein Gefühl ergreifen, ſeine Phantaſie entzünden, ſein Gemüth dichteriſch ſtimmen. Wo eine ſolche Veranlaſſung fehlt; wo der Künſtler den Stoff hier und dort zuſammen lieſt, oder an einem aufgegebenen Thema künſtelt, da arbeitet ſeine Einbildungskraft, aller Anſtrengung ungeachtet, ohne glücklichen Erfolg: der Witz tritt an die Stelle der Begeiſterung; er kann auf dieſe Weiſe wohl eine Kompoſition, aber kein genialiſches Kunſtwerk hervorbringen. Nur wenn ſich der Einbildungskraft ein Objekt darſtellt, welches das Ideal des Kunſttriebes aufregt, und einen günſtigen Stoff darbietet, es zu

realiſiren, iſt die Begeiſterung fruchtbar, und ein ächtes Kunſtwerk wird das Produkt derſelben ſeyn. Aber die Motive, welche ſich in Natur und Kunſt darbieten, können nur das Entſtehen eines neuen Werkes bewirken, wenn der Künſtler hinreichend mit der Natur bekannt iſt, wenn er ſie lange und vielfältig beobachtet und eine reiche Fülle von Bildern aus ihr geſammelt hat, deren ſich die Einbildungskraft nach Willkür bedienen kann. Solche Künſtler ſind den Sonntagskindern gleich, die nach dem Glauben des gemeinen Mannes Geſpenſter ſehen können. Geübt, mit genialiſchem Blicke überall das Maleriſche in der Natur zu ſehen, finden ſie Motive zu den trefflichſten Gemälden, wo ein Anderer, trotz allem Suchen, nichts findet. —

Licht und Bewegung bringen oft in der Natur auffallende Effekte hervor. Das Vermögen der Kunſt iſt jedoch in der Darſtellung ſolcher Phänomene ſehr beſchränkt. Sie kann zwar auch durch eine künſtliche Entgegenſetzung der Farben frappante Effekte bewirken, ſie kann die Gegenſtände beleuchtet und ſcheinbar bewegt darſtellen; aber den bleibenden Glanz des Lichts, und die Macht der Bewegung kann ſie doch nur ſehr ſchwach und von ferne nachahmen; ſie muß ſich begnügen, dieſelben mehr bloß anzudeuten,

als auszudrücken; und sie leistet ihr Mögliches, wenn sie die Bilder solcher Effekte, die wir früher in der Natur selbst gesehen haben, wieder in der Einbildungskraft weckt und auffrischt, wo denn auch dieselben Empfindungen wieder erwachen, die jene Eindrücke begleiteten. Auch dies beweiset, daß die bildenden Künste, bei aller Illusion des Sinnenscheines, eigentlich nur für die Einbildungskraft, nicht für den äußeren Sinn allein darstellen; daß ihr Zweck nicht ist, diesen zu täuschen, sondern jene in Bewegung zu setzen und zu beschäftigen.

Die ruhigen Effekte sind entweder reizend und prachtvoll, oder ernst, trübe und düster; sie können durch ruhige Größe und feierliche Pracht erhabene Rührungen erwecken, wie z. B. die am Rosenlichte des Morgens gerötheten Schneegipfel der Alpen, oder ein Untergang der Sonne in dem ruhigen Spiegel des Meers ꝛc. Die bewegten Effekte hingegen haben, wenn sie von einer zerstörenden Machtäußerung begleitet sind, einen drohenden, schauerlichen, furchtbar erhabenen Charakter. Aber was in der Natur abschreckend ist, wenn es unserer Existenz droht, das wird ein anziehendes Schauspiel für uns, wenn wir es, vor Gefahr gesichert, aus der Ferne betrachten können, wo das Gemüth seine Freiheit behält. Sol-

che Naturerscheinungen haben darum auch in der Kunst, obgleich diese sie nur schwach nachbilden kann, ein großes Interesse, weil sie die Einbildungskraft lebhaft bewegen.

Die bildende Kunst kann durch ihre Darstellungen das Gefühl des Erhabenen nicht unmittelbar erregen, wie die Natur. Sie kann zwar durch Größe die Einbildungskraft erweitern und spannen, aber doch die Spannung nicht zu dem Grade treiben, daß diese das Fassungsvermögen jener überstiegen; denn alle Größe der Formen und Massen ist in ihr sehr beschränkt, und Bewegung, die durch Macht erhaben wird, kann sie nur scheinbar und durch den stillstehenden Moment fixirt, ausdrücken. Wenn also die bildende Kunst erhabene Eindrücke bewirken will, so muß sie entweder durch symbolische Darstellung einer Idee mittelbar das Gefühl des Erhabenen wecken, oder sie muß dem Sinne solche Bilder erhabener Naturscenen vorhalten, welche, durch ihre Aehnlichkeit mit früheren Eindrücken derselben Art, die Vorstellung davon wieder aufs lebhafteste ins Bewußtseyn rufen und die Einbildungskraft täuschen, so daß sie in dem gegenwärtigen Bilde die frühere Erscheinung, und mit ihr alle durch diese erregten Gefühle wieder findet.

Die Einbildungskraft überläßt sich willig einer

ſolchen Illuſion, wenn die Darſtellung des Effekts wahr iſt, d. h. wenn in den Lichteffekten der Hauptton der Farbe, und in den bewegten Objekten der Moment ihrer Bewegung, und die Geſtalt des Objekts in dieſem Momente, richtig gefaßt und ausgedruckt ſind; ſo wie jene erſcheinen würden, wenn der blendende, für alle Kunſt unerreichbare Lichtglanz ſo geſchwächt wäre, daß ein bloß für die Malerei erreichbarer Grad von farbigem Lichte übrig bliebe; und wie der bewegte Gegenſtand ſich zeigen würde, wenn der Blick nur einen Moment darauf haftete, und das Bewegte dann plötzlich in dieſem Moment erſtarrte.

Dieſer Illuſion ungeachtet bleibt die Kunſt, im Ausdrucke des Effekts der Bewegung noch weit hinter dem Ausdrucke ruhiger Lichteffekte zurück. Da dieſe bloß den Sinn des Geſichts affiziren, ſo können ſie auch in der ſchwächſten Nachbildung, der Anlage nach wenigſtens, ganz gegeben werden; die Einbildungskraft darf bloß den Grad der Wirkung verſtärken. In jenem hingegen iſt nur ein Theil des Effekts, die Bewegung, ſichtbar, und auch dieſen kann die Kunſt nur ſcheinbar für die Einbildungskraft darſtellen; aber den Schall, das Geräuſch, den Tumult, die gewaltige zerſtörende Kraft der Bewegung kann ſie auch nicht einmal auf die entfernteſte Weiſe

andeuten. Der gemalte Effekt einer untergehenden Sonne, sogar mit der Sonne im Bilde, kommt, bei aller Unvollkommenheit der Nachahmung, seinem Urbilde in der Natur näher, als ein gemalter Wasserfall, oder als die Grotte des Neptun bei Tivoli sammt ihrem Regenbogen, an der fast alle in Rom studierende junge Landschaftmaler Anfangs ihre Kräfte versuchen, und dadurch ein Zeugniß ablegen, daß sie weder ihr eigenes Vermögen, noch das Vermögen ihrer Kunst, noch die Schranken, noch den Zweck derselben kennen. Schwerlich hat Claude sich je an diesen Gegenstand gewagt. Der Künstler kann freilich einen von der Höhe herabstürzenden Wasserfall, ein vom Sturm empörtes an Klippen brandendes Meer, den zuckenden Blitzstral, den feurigen Ausbruch eines Vulkans ꝛc. malen; aber das betäubende Geräusch des Wasserfalles, das Tosen und Brüllen der Wogen, den schmetternden Donner, das Krachen des erschütterten Feuerberges ꝛc., wie will er diese ausdrücken? Kaum fallen diese gewaltige Wirkungen uns ein, wenn wir dergleichen Gemälde betrachten. Darum können solche Effektstücke auch nur auf den einen Eindruck machen, welchem diese Phänomene bereits aus der Natur bekannt sind. Wer nie ein Gewitter erlebt, nie einen Wasserfall, nie einen feuerspeienden Berg gesehen, nie einen Meersturm erfahren hat, der wird ein gemaltes

Bild davon ohne Bewegung betrachten; denn er kann sich die furchtbare Größe und Macht solcher Erscheinungen nicht vorstellen.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, daß die Kunst zwar die Effekte des Lichts und der Bewegung für die Einbildungskraft darstellen kann; aber daß sie es doch, in der Behandlung solcher Gegenstände, mit Gegnern aufnimmt, denen sie bei weitem nicht gewachsen ist. Sie muß sich mit dem begnügen, was sie in ihrer Beschränkung auf den bloßen Gegensatz heller und dunkeler Farben, und auf einen fixirten Moment, zu leisten vermag. Die größten Künstler haben darum auch solche Phänomene nur selten und mit großer Mäßigung behandelt. Claude, der größte Meister in der Harmonie und in der Darstellung ruhiger Situationen und Effekte, hat durch seine unnachahmliche Kunst die Farbentöne abzustufen und zu verschmelzen, mehr als einmal die Sonne im Bilde gemalt, und in dieser Art von Effekten, ungeachtet der großen Schwierigkeit, vielleicht das Höchste geleistet, was die Malerei leisten kann; aber weislich stellte er in solchen Fällen die Sonne hinter eine dunstige Sciroccoluft, welche durch ihren Nebelschleier den blendenden Glanz derselben mildert. Mit gleicher Wahrheit und poetischer Kraft hat Caspar Pouſſin den Effekt des

Sturms in einigen Gemälden ausgedrückt, und solche Darstellungen immer durch eine dichterische Behandlung über den Rang bloßer Effektstücke erhoben. Effektstücke, die bloß um des Effekts willen gemalt sind, und in ihrer Komposition und Staffage keinen poetischen Gehalt zeigen, haben nur einen untergeordneten Kunstwerth. Es sind Portraits auffallender Naturerscheinungen, die mit den Abbildungen merkwürdiger Wasserfälle, feuerspeiender Berge, nächtlicher Feuersbrünste ꝛc. in eine Klasse gehören; wo hingegen Claude's Sonnenbilder und Poussin's, Stürme, ihres dichterischen Inhalts und ihrer malerischen Schönheiten wegen unter den idealischen Landschaften im schönen und großen Stile den ersten Rang behaupten. Sie sind im landschaftlichen Fache, was Tizians Danae und Rafaels Kindermord im historischen sind.

* * * *

In der Komposition einer Landschaft macht die Staffage einen wichtigen und bedeutenden Theil aus; denn sie dient zur näheren Bestimmung ihres poetischen Charakters, und zur Erhöhung des Interesse. Da die Staffage in keiner festbestimmten, nothwendigen Beziehung mit der Landschaft steht, so ist

die Wahl derſelben der Willkür des Künſtlers überlaſſen. Es hängt von ihm ab, welchen Inhalt er ihr geben will, und die Kritik kann hier nichts weiter fordern, als daß die Staffage für die landſchaftliche Darſtellung ſchicklich gewählt ſey. Aber der dichtende Künſtler, den Genie und Geiſtesbildung über die Schranken des Nothdürftigen und Gemeinen erheben, wird höhere Forderungen an ſich ſelbſt machen. Es iſt ihm nicht genug, daß er ſeine Landſchaften bloß mit gleichgültigen Figuren belebe; er wird die reiche Quelle poetiſcher Schönheiten, die ſich ihm hier zur Veredelung ſeiner Darſtellungen öffnet, nicht unbenutzt laſſen. Indem er eben ſo wohl das Gemeine, als das Unbedeutende vermeidet, wird er der Staffage, auch wenn ſie dem Kreiſe des wirklichen Lebens angehört, immer Bedeutung und einen poetiſchen Charakter zu geben ſuchen, damit die Figuren in ſeinen Landſchaften nicht als ein müßiger, bloß die Leere ausfüllender Zierrath erſcheinen, ſondern die äſthetiſche Wirkung des Ganzen befördern helfen.

Die Beziehung der Staffage zur Landſchaft kann, nach der Abſicht und Wahl des Künſtlers, verſchieden ſeyn. Oft ſtehen die Figuren, womit er die Scene belebt, in keiner anderen Beziehung zur Landſchaft, als in der, welche ſeine Willkür, geleitet von einer

„Attendez, ce n'eſt rien, vous m'allez voir géant:“
il grimpa ſur un mont & parut un Pygmée.

S. 59. Stances à Mad. de **, par M. d' Arnaud. Herr Arnaud behauptet, die Liebe mache den Dichter, und führt verſchiedene Beyſpiele zum Beweis an. Folgende zwey Strophen machen den Schluß:

Evite l'art: un travail régulier
gâte ſouvent les traits de la nature.
Cede à l'eſſor d'une ame libre & pure;
du vrai talent le coeur eſt le foyer.

Tu lui devras ces transports du génie,
ce feu ſacré qui jamais ne s'éteint;
l'eſprit deſſine, & le ſentiment peint,
le ſentiment peut ſeul donner la vie.

S. 65. La Bégueule, Conte, par M. de V. — Die Schilderung einer ſchönen Närrin von ſo wunderlicher Laune, daß ſelbſt der Zauberſtab der Fee Aline nichts hervorzubringen im Stande war, welches ſie der Mühe werth geachtet hätte, ſich daran zu vergnügen, iſt der Hauptgegenſtand dieſer Erzählung, welche ſo reich an glücklichen Zügen und mit ſo anhaltender Munterkeit geſchrieben iſt, daß man über die Jugendkraft der 80 jährigen Muſe des Dichters zu Ferney erſtaunen muß.

S. 72. L'yvrogne philoſophe. — Ein drolligtes Ding.

S. 78. Epitaphe par Piron.

J'acheve ici bas ma route:
c'étoit un vrai caſſe-cou;
j'y vis clair, je n'y vis goute;
j'y fus ſage, j'y fus fou.
A la fin j'arrive au trou

que

ſchicklichen Wahl, ihnen giebt. Er konnte eben ſo wohl auch andere Figuren wählen. Die Gegend iſt eine bleibende Scene, auf der ſich die verſchiedenſten Auftritte ereignen können; und die Kompoſition der Landſchaft ſelbſt zeigt keine Spur, daß ſie für die gewählte Staffage beſonders angelegt, oder die Staffage beſonders für ſie gewählt ſey. Genug wenn dieſe einen nur nicht unbedeutenden, dem Charakter der Landſchaft angemeſſenen Inhalt hat.

Will der Künſtler eine beſondere Situation der landſchaftlichen Natur, beſonders von der ruhigen Art, z. B. eine beſtimmte Jahres- oder Tageszeit, darſtellen, ſo wird er ſich der Staffage zum deutlicheren Ausdruck ſeiner Abſicht bedienen, und die Darſtellung des gewählten Thema's durch ſie intereſſanter und poetiſcher machen, indem er den Figuren eine Verrichtung giebt, die der gewählten Jahres- oder Tageszeit angemeſſen iſt. Je nachdem er den Inhalt der Staffage entweder aus der Wirklichkeit, oder aus der Fabel, oder aus der Geſchichte wählt, wird auch ſeine Darſtellung größeres und geringeres Intereſſe, mehr oder weniger poetiſchen Gehalt, einen gemeineren oder edleren Charakter erhalten.

In ſolchen Momenten endlich, wo die Natur in

einer bewegten Situation erscheint, in Stürmen, Gewitterschauern ꝛc., wird es, um die Wirkung solcher Auftritte in ihrer vollen Kraft auszudrücken, noch nothwendiger, daß das Motiv zur Staffage aus der Naturscene selbst genommen sey; daß die Figuren den lebhaftesten Antheil an einer Machtäußerung der Natur zeigen, deren zerstörender Wirkung sie ausgesetzt sind. Eilende, erschrockene Wanderer, Reisende, deren Pferde vor dem Wagen vom niederzuckenden Blitzstral geschröckt oder erschlagen zu Boden stürzen, Menschen und Thiere, die aus einem brennenden Gebäude fliehen ꝛc. sind schickliche Staffagen für dergleichen Darstellungen. Aber auch in solchen Fällen kann der Künstler den schon an sich poetischen Stoff noch veredeln, wenn er zur Staffage eine bestimmte, aus der Geschichte oder Fabel entlehnte Begebenheit wählt; denn bei gleich tragischem Inhalt ist doch das Interesse stärker, wenn wir bekannte und bedeutende Personen in solchen Zuständen erblicken.

Wie in den oben gedachten Fällen das Motiv zur Staffage durch die Landschaft gegeben wird, so giebt oft auch, auf entgegengesetzte Weise, ein Fall aus der Geschichte oder Fabel dem Künstler Veranlassung zur Erfindung einer Landschaft. Auf diesem Wege ist die Landschaftmalerei selbst entstanden und hat sich

auf ihm allmählich zu einer selbstständigen Kunst ausgebildet. Anfangs diente die Landschaft bloß als Hintergrund in historischen Gemälden, deren Scene die freie Natur war, und die in den früheren Zeiten der Kunst fast immer religiöse Gegenstände darstellten. Als die Malerei in der Nachahmung der Natur weiter fortschritt, ahndete man, daß auch Darstellungen der landschaftlichen Natur Vergnügen gewähren könnten, und man behandelte deshalb den landschaftlichen Fond der historischen Gemälde mit mehr Aufmerksamkeit. Man vergrößerte den Raum, oder verkleinerte die Figuren; man nahm den Horizont sehr hoch an, um mehr Aussicht und Ferne zu gewinnen, oft auch, um mehrere Momente einer Geschichte in einem Bilde auf verschiedenen Planen vorzustellen. Zugleich fieng man an die Details mehr zu studieren, die Lokalfarben wahrer zu wählen, das Geheimniß der Luftperspektive zu suchen ꝛc.; aber der historische Theil blieb doch noch immer das Hauptwerk, dem die Landschaft bloß zur Verschönerung diente. Die Anbetung der Hirten; die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten; die Ruhe der heiligen Familie auf ihrer Flucht; Johannes, der in der Wüste predigt; die Taufe Christi im Jordan; Christus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus; die büßende Mögdalena; der heilige Hieronymus in der Wüste; Eremiten und

Klausner in wilden Gebirgsgegenden, und andere ähnliche Sujets religiösen Inhalts aus der Bibel oder Legende, waren gewöhnlich die Themata der früheren Künstler, an welchen die Landschaftmalerei sich allmählich zu einer selbstständigen Kunst ausbildete, in deren Darstellungen endlich die historischen Figuren nur zur Staffage der Landschaft dienten. Eine solche Unterordnung war jetzt dem Zwecke angemessen. Aber wenn nun auch die Figuren nicht mehr Hauptgegenstand im Bilde waren, so blieben sie doch noch immer ein wesentlicher und wichtiger Theil der Darstellung. Die Entstehung dieses Kunstzweiges hätte den spätern Landschaftmalern zur Weisung dienen können, die Staffage ihrer Gemälde, wenn auch nicht immer historisch, doch immer bedeutend zu wählen und dichterisch zu behandeln. Aber als diese Kunst, nach ihrer höheren Ausbildung und durch ihre große Reize, ein Gegenstand der Liebhaberei und des Luxus ward, und die Künstler den gewöhnlichen religiösen Inhalt der Staffage mit anderen weltlichen Gegenständen vertauschten, theilte sie sich in zwei Hauptäste, deren jeder seinen eigenen, auf den Charakter der Natur, welche ihm zum Vorbilde diente, gegründeten, aber auch durch die Wahl der Staffage wesentlich verschiedenen, Stil bildete: den niederländischen und den italienischen, die man auch, nach dem

verſchiedenen Charakter ihrer Staffage und Beiwerke, den gemeinen und den Ideal-Stil der Landſchaft nennen kann. Statt ſich von' bibliſchen Gegenſtänden zur Profangeſchichte und zur Fabel zu wenden, wählten die Niederländer die Staffage für ihre Landſchaften aus der gemeinen Wirklichkeit, und ſie konnten auch nicht wohl anders, ohne aus dem Charakter ihrer auf das Wirkliche und Alltägliche beſchränkten Natur heraus zu gehen. Aber ſie vernachläſſigten zugleich faſt gänzlich die poetiſche Behandlung ihres Stoffs, die auch bei Gegenſtänden des wirklichen Lebens ſehr wohl ſtatt finden kann, und begnügten ſich mit der bloßen Nachahmung des Gemeinen und Niedrigen ohne Wahl und Veredlung, womit ſie ihre Landſchaften oft reichlich ausſtaffirten. Ihr äſthetiſcher Sinn beſchränkte ſich auf gemeine Charakterwahrheit, auf den Reiz der Farbe und des Helldunkeln, und auf eine höchſt ſaubere zierliche Behandlung, ohne ſich zum Idealen zu erheben. Dies war auch ſehr natürlich; denn gewöhnlich waren die niederländiſchen Maler, bei allem Kunſttalent, ſehr rohe unkultivirte Menſchen; aber in den ſinnlichen und mechaniſchen Theilen ihrer Kunſt haben ſie es zu hoher Vollkommenheit gebracht.

In Italien hingegen gieng dieſe Kunſt auf dem

Wege, den ſie frühe genommen hatte, zweckmäßig ihrer höheren Ausbildung entgegen; theils dadurch, daß mehrere der größten Hiſtorienmaler ſie kultivirten; theils weil die edlere Natur dieſes durch Fabel, Geſchichte und Alterthümer klaſſiſchen Bodens, wie durch eine höhere Gewalt, die Künſtler von der gemeinen Wirklichkeit zum poetiſchen Stile und zum Idealiſchen erhob. Immer von dieſer edleren Natur und von Muſtern des Geſchmacks umgeben, konnte der gemeine Stil, ſelbſt als Niederländer ihn nach Italien verpflanzten, dort nicht Wurzel faſſen, ſondern veredelte ſich, wie eine Pflanze die aus einem rauhen Himmelsſtriche in ein milderes Klima verſetzt wird. Schon Paul Brill, der erſte Niederländer, welcher in Rom, zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, die Landſchaftmalerei als einen beſonderen Kunſtzweig kultivirte, und dort eine Schule derſelben begründete, veredelte und vergrößerte noch im Alter ſeinen Stil, nachdem er die in einer großen Manier behandelten und poetiſch gedachten Landſchaften Tizian's und Hannibal Carracci's geſehen hatte. Eben ſo verdanken Rubens, Poelemburg, Laireſſe und Andere, den edleren poetiſchen Charakter ihrer Landſchaften dem Studium italieniſcher Muſter.

Wie ſehr ein bedeutender hiſtoriſcher Inhalt der

Staffage und ein edler Geschmack in den Beiwerken, den Stil, also auch den Kunstwerth landschaftlicher Darstellungen erhöhet, zeigen die Landschaften des Nikolaus Poussin, deren Vortrefflichkeit großentheils auf diesen Vorzügen beruhet. Fast alle seine Landschaften sind durch einen Inhalt aus der Geschichte oder Fabel bedeutend und in hohem Grade poëtisch erfunden. Aber, einige wenige ausgenommen, welche Poesie der Landschaft und der Staffage in gleichem Maaße musterhaft in sich vereinen, wie z. B. sein Arkadien, sein Polyphem, sein Diogenes ꝛc. liegt bei ihm das Poetische der Darstellung mehr in der Staffage und den Beiwerken, als in der Landschaft selbst; daher seine Landschaften auch gewöhnlich mehr gedankenreich und bedeutend, als schön sind. Oft sind seine Kompositionen mit Gebäuden so überhäuft, daß der größte Theil der Landschaft damit angefüllet ist; dagegen sind die wesentlicheren Theile derselben, Charakter des Detail, Auswahl schöner Formen der Bäume, Felsen ꝛc. Kolorit, Haltung und Harmonie gewöhnlich vernachlässigt. Seine Bilder sind von allem Reize der schönen Natur entblößt. Dies ist offenbar ein Fehler in vielen seiner Landschaften; denn ein solches Uebergewicht sollen Staffage und Beiwerke nie behaupten. Indessen sind doch die Landschaften des älteren Poussin vortreffliche

Muſter, nicht um ſie nachzuahmen, ſondern um durch den edlen, dichteriſchen Charakter ihrer Compoſition den Sinn für das Große, Gedankenreiche, Bedeutende zu öffnen, um ſich einen Begriff von dem Poetiſchen dieſer Kunſt zu erwerben, und ſich zu überzeugen, daß die Landſchaftmalerei ſich nur dann in ihrer vollen äſthetiſchen Würde und Kraft zeigt, und ihren Zweck ganz erfüllet, wenn die Darſtellung idealiſcher Naturſcenen auch in der Staffage und den Beiwerken einen intereſſanten hiſtoriſchen oder poetiſchen Inhalt hat.

Mit den poetiſchen Weſen ſind die allegoriſchen nahe verwandt; und auch dieſer haben ſich Künſtler zuweilen zur Staffage ihrer Landſchaften bedient. Ohne der Allegorie ihren Werth, und allegoriſchen Figuren ihre Schönheit und Wirkung am rechten Orte abzuſprechen, würden wir doch rathen, in der bildenden Kunſt ſo ſparſam und vorſichtig, als möglich, von ihnen Gebrauch zu machen. Eine glücklich erfundene, treffende und leichtverſtändliche Allegorie, die zugleich maleriſch ſchön iſt, iſt in der neuern Kunſt eine höchſt ſeltene Erſcheinung; und ſich allegoriſcher Figuren bloß zur Bezeichnung eines Umſtandes bedienen, heißt die Kunſt zur Hieroglyphe machen. Dies gilt beſonders für die Landſchaftma-

lerei, wo das Natürliche mit dem Allegoriſchen einen grellen Abſtich macht. Eine allegoriſche Figur neben anderen hiſtoriſchen oder poetiſchen Figuren in einer Landſchaft ſtört die poetiſche Einheit eben ſo ſehr, als wenn in einer hiſtoriſchen Compoſition allegoriſche Figuren mit wirklichen Menſchen vermengt werden. Die poetiſchen Weſen der alten Fabel haben ſchon in der Kunſt des Alterthums das Bürgerrecht erhalten, ſie bedeuten nichts außer ſich, und werden als wirkliche Weſen betrachtet. Und wie in jenem Zeitalter Fabel und Geſchichte ſich ineinander verlieren, ſo können auch in Darſtellungen aus demſelben fabelhafte Weſen und wirkliche Menſchen zuſammen auftreten. Aber die Allegorie macht eine eigene Region in der Dichterwelt aus, und allegoriſche Figuren ſind gewöhnlich nur in rein allegoriſchen Darſtellungen zweckmäßig. Götter und Halbgötter, Satyren, Nymphen, Faunen, Cyklopen, Centauren, Amorinen ꝛc. ſind als poetiſche Figuren eine ſchickliche Staffage für Scenen aus der Fabelwelt. Hingegen würden wir die allegoriſchen Figuren, ſogar die Flußgötter, die durch Attribute dieſem oder jenem Fluſſe zur Bezeichnung dienen, wenn ſie nicht als Statuen, ſondern als lebende Weſen, abgebildet werden, lieber ganz aus der Landſchaft verweiſen, obgleich einige große Künſtler z. B. Pouſſin, durch ſeine Vorliebe für das Alter-

thum verleitet, sich ihrer bedient haben. Es scheint unnatürlich, anzunehmen, daß dieser Flußgott mit seiner strömenden Urne ewig auf derselben Stelle liege; und doch kann man auch nicht einsehen, wie er sie auf eine gute Art verlassen könne, weil dann auch der Fluß, dessen personifizirte Darstellung er ist, seine Stelle verändern würde. Die in der neueren Kunst so häufige Vermischung allegorischer Figuren mit wirklichen, historischen oder poetischen Personen ist eine Verirrung des Geschmacks, die im siebzehnten Jahrhundert allgemein Mode war. Allen Dichtungen jener Zeit mußte ein allegorischer Sinn unterliegen. Diese Sucht zu allegorisiren gieng aus der Poesie auch in die bildenden Künste über, welche damals fast keinen andern Zweck hatten, als der Eitelkeit der Grossen zu schmeicheln; und Künstler ärndeten gewöhnlich um so mehr Beifall und Bewunderung, je gelehrter und witziger ihre allegorischen Darstellungen waren.

Auch schwebende Figuren, so gefällig sie sonst in der Malerei sind, wo sie entweder als Hauptgegenstand erscheinen, oder doch zum Inhalte einer historischen Composition gehören, thun in Landschaften selten eine gute Wirkung, besonders wenn sie als himmlische Erscheinungen in der Luft oder auf Wolken angebracht sind. Hier ist, neben den übrigen natürlichen Ge-

que n'échappent fou ni ſage,
pour aller je ne ſais où:
adieu, Piron, bon voyage!

S. 87. L' aigle & la corneille, fable, par M. Dorat. Man wird wenig Fabeln anführen können, welche vor dieſer den Vorzug behaupten.

S. 117. A Glycere; par M. Guibert. Glycerens ſchöner Mund, verſichert Hr. Guibert, ſchwatze einem mehr Freude ins Herz, als alle Vernunft hinein zu raiſonniren im Stande ſey, und der Einfluß von Glycerens Augen ſey in dieſer Abſicht weit beträchtlicher, als alles was Genie und Tapferkeit zu erzwingen vermöchten.

Eh! que nous importe ici-bas
qu'une planette ſoit un monde,
que la terre ſoit platte ou ronde,
qu'elle tourne ou ne tourne pas?
Qu'elle eſt notre ſote logique?
La plus vraie & la plus antique,
celle enfin qui prouve le mieux
en Europe, comme en Afrique,
c'eſt celle de deux jolis yeux;
la tienne, Glycere, eſt unique:
car je crois tout ce que tu veux.

S. 124. La colombe & l' enfant, Par M. le Marquis de Pezay. Ein Kind lief, mit ſeinem Bogen in der Hand, durch ein Gebüſche. Nahe dabey wiegte ſich, Liebe girrend, eine weiße Taube. Das Kind erblickt den Vogel; in ihm ein Ziel; legt an, tödtet, und freuet ſich, daß es treffen konnte. Nun hüpft es zu ſeinem Raube hin, lächelt, mit unſchuldiger Grauſamkeit, aus der Ferne ihm entgegen. — Da ſteht der kleine Sieger bey der ſterbenden Taube, — ſieht ihr Blut, hört ihren letzten Todesſeufzer, flieht und zerfließt in Thränen.

Toi,

genſtänden, die Unwahrſcheinlichkeit nur auffallender; oder wenn auch dies nicht wäre, ſo verlieren doch die Figuren durch ihre Kleinheit, worin ſie bei der großen Entfernung nothwendig erſcheinen müſſen, alle Wirkung und, wenn ſie erhabene Weſen vorſtellen ſollen, alle Gröſe. In der vortrefflichen ehemals zu Rom im Pallaſte Colonna, jetzt in England befindlichen Landſchaft von Caſpar Pouſſin, welche einen Sturm darſtellt, und durch Poeſie des Gedankens ſowohl, als durch die vollendete Ausführung, eine der ſchönſten von dieſem Meiſter iſt, macht die Figur Gottes auf der Gewitterwolke, ſtatt die erhabene Wirkung zu vermehren, nur einen widrigen, ſtörenden Fleck im Bilde. Eine ähnliche Störung bewirken wohl die meiſten Lufterſcheinungen in Landſchaften. Als eines der kühnſten Wageſtücke, wo der Maler in der Darſtellung einer enormen Größe mit dem Dichter gewetteifert und ihn erreicht hat, können wir hier des Nikolaus Pouſſin Landſchaft mit dem Polyphem nicht mit Stillſchweigen übergehen. Der Cyklop, den der Dichter als einen ungeheuern Rieſen ſchildert, ſitzt in der Ferne auf einer ſchroffen Klippe, die ſich am Meergeſtade erhebt, und doch übertrifft er die Figuren auf dem Vorgrunde noch an Größe. Der Künſtler hat dieſe ungeheure Geſtalt durch ihre ſitzende Stellung und durch Farbe und Haltung ſo geſchickt mit der

Allegorie zu verbinden gewußt, daß der Eindruck nichts Störendes hat; vielmehr bewundert man die originelle Kühnheit und die glückliche Illusion, durch welche selbst das Unnatürliche natürlich erscheint. Dergleichen unnachahmliche Einfälle sind ein Vorrecht des Genie's, das selbst seine Ausschweifungen immer durch einen glücklichen Erfolg rechtfertigt, und der Kritik statt Tadel Bewunderung abnöthiget. Aber wer so unbesonnen und vorwitzig wäre, eine solche genialische Kühnheit nachzuahmen, würde sich dem verdienten Spotte bloßstellen, der die Nachäffer fremder Originalität gewöhnlich trifft.

* * *

Die oben genannten Historienmaler, welche auch das landschaftliche Fach kultivirt haben, Tizian, Hannibal Carracci, Domenichino, Albano, Nikolaus Pouſſin und andere spätere Künstler, haben oft in ihren Darstellungen Landschaft und Figuren auf eine Art verbunden, die es zweifelhaft läßt, ob die Landschaft oder die Figuren der Hauptgegenstand des Bildes sind; oder ob nicht vielmehr solche Darstellungen eine eigene, weder der Landschaft noch der dramatischen Malerei allein angehörige, aber aus der Verbindung beider bestehende, Mittelgattung ausmachen.

In den Lehrbüchern der Kunst, welche die verschiedenen Fächer derselben unter den Titeln der Historien-, Landschaft-, Thier-, Portraitmalerei u. s. w. abhandeln, wird einer solchen Mittelgattung nicht erwähnt. Dies hat wahrscheinlich die Meinung begründet, daß jedes Gemälde, welches Figuren in einer Landschaft darstellt, entweder der Landschaft-, oder der Historien-, oder der Thier-Malerei angehören müsse; und in der Theorie hat es die Frage veranlasst, in welchem Verhältnisse die Figuren zur Landschaft stehen sollen?

Da das Raisonnement der Künstler sich gewöhnlich nur auf einzelne praktische Maximen, auf eigene oder angenommene Meinungen, selten auf allgemeine, aus dem Zwecke der Kunst entwickelte und in ihrem Zusammenhange deutlich erkannte Gründe stützt, so ist es kein Wunder, wenn Künstler in einem und demselben Fache verschiedener, oft ganz entgegengesetzter Meinung sind. So ist es auch in dem vorliegenden Falle. Einige gehen in der Einseitigkeit so weit, daß sie behaupten, die Staffage einer Landschaft dürfe auf kein besonderes Interesse Anspruch machen, sondern es sey genug, wenn die Landschaft durch die Figuren nur belebt werde, denn das sey ihr eigentlicher Zweck; ihre Bedeutung sey gleichgültig; ja, wenn

ſie ſich besonders wichtig mache, ſey ſie ſogar zweckwidrig und der Wirkung der Landſchaft nachtheilig. Andere dagegen behaupten, daß Landſchaften, ohne eine bedeutende hiſtoriſche oder poetiſche Handlung zu enthalten, kein Intereſſe haben können; daß alſo der Künſtler die Staffage mit eben ſo vieler Wichtigkeit behandeln müſſe, als die Landſchaft. Sie finden es ungereimt, menſchliche Figuren, als Gegenſtände, die ihrer Natur nach das größte Intereſſe für uns haben, den lebloſen Gegenſtänden der landſchaftlichen Natur unterzuordnen, an denen wir weit geringeren Antheil nehmen. Jene würden gern, wenn es angienge, ihre Landſchaften ohne Figuren malen; dieſe möchten auch in der Landſchaft ſelbſt die Landſchaft als einen untergeordneten Theil behandeln.

Wer ſieht nicht, daß beide Theile zu weit gehen, und in ihrer einſeitigen Vorſtellungsart Wahres und Falſches untereinander mengen? Die Staffage ſoll weder ein unbedeutender Zierrath, noch die Hauptſache in der Landſchaft ſeyn. Die Wahl derſelben ſteht in der Willkür des Künſtlers, und er hat keine Verbindlichkeit, ſeiner Staffage immer durch eine hiſtoriſche oder poetiſche Handlung ein hohes Intereſſe zu geben; doch fordert man mit Recht, daß ſie paſſend gewählt, daß ſie nicht unbedeutend, und daß ſie

poetisch behandelt sey; denn eben dieses fordert der Zweck der Kunst. Uebrigens je bedeutender er seinen Inhalt wählt, je poetischer er ihn behandelt, desto mehr Interesse erhält seine Landschaft, desto höher ist der Genuß, den sie gewährt. Nur soll unter allen Umständen die Landschaft als die Hauptsache, und die Staffage nebst den Beiwerken in untergeordneter Wichtigkeit erscheinen. Werden diese der Landschaft nicht gehörig untergeordnet, so stören sie die Harmonie, mithin die ästhetische Wirkung des Ganzen.

Einen Gegenstand andern unterordnen heißt: ihn in der Komposition so ordnen, daß er ihnen nicht die Aufmerksamkeit, die ihnen gebührt, entziehe. Wie groß oder wie klein übrigens die Figuren im Verhältnisse zur Landschaft seyn sollen, läßt sich nicht bestimmen, denn es hängt davon ab, wie nahe oder wie fern der Künstler die Figuren stellt, auf welchen Grund er sie bringt; da sollen sie auf der Stelle, wo sie sich befinden, immer das richtige Verhältniß der Größe und Haltung zu den landschaftlichen Gegenständen haben. Die Größe dieser letzteren ist aber nicht immer so genau bestimmbar, denn ein Felsen, ein Baum ꝛc. kann bald großer, bald kleiner seyn. Der Künstler muß in solchen Fällen ein ungefähres Verhältniß der Schicklichkeit beobachten, und er wird

wohlthun, wenn er die Figuren lieber ein klein wenig kleiner, als zu groß hält, weil sie im letzteren Falle leicht die Gegenstände der Landschaft verkleineren und dadurch dem Eindrucke des Ganzen nachtheilig werden.

Es giebt ein Verhältniß der Figuren zur Landschaft, wo jene aufhören, Staffage zu seyn, und wo diese Scene und Fond ihrer Handlung wird. Zu diesem Verhältnisse darf es in der Landschaftmalerei nie kommen, weil Gemälde der Art aufhören würden, Landschaften zu seyn. Menschliche Figuren interessiren schon durch sich selbst mehr, als landschaftliche Gegenstände, besonders wenn sie durch ihre Bedeutsamkeit oder durch ihre Handlung noch ein besonderes Interesse erhalten. Wenn sie also in einer Landschaft mit zu großer Wichtigkeit behandelt werden, so leidet immer diese darunter, ohne daß darum der historische Inhalt seine volle Wirkung thue. In dem Sinne ist es wahr, daß zu große Bedeutsamkeit der Figuren der Landschaft nachtheilig werden kann.

Caspar Pouſſin und Claude le Lorrain haben für die Figuren in ihren Landschaften gewöhnlich das schickliche Verhältniß beobachtet. Bei ihnen wird die vorzugsweise mit der Gegend beschäftigte Aufmerksamkeit nie zur Unzeit durch die Figuren dä-

von abgezogen. Wenn zuweilen in den Landschaften des Letzteren die Figuren etwas zu groß und in den Farben zu grell erscheinen, so rührt dies daher, daß sie auf dem Plane, wo sie stehen, nicht das richtige Verhältniß zu den übrigen Gegenständen, und in der Farbe nicht in gehöriger Haltung mit dem Tone des Ganzen stehen. Die Ursache dieser Fehler war, daß Claude die Figuren in seinen Landschaften gewöhnlich von andern Künstlern malen ließ, weil er diesen Theil seiner Kunst nicht gehörig studiert hatte. Die beiden größeren Landschaften des Herrmann Schwanevelt im Pallaste Doria in Rom, deren eine die Geburt des Adonis, die andere Venus, die den schlafenden Nymphen den kleinen Adonis raubt, zur Staffage hat, so wie die erste der sechs lunettenförmigen Landschaften des Hannibal Carracci in demselben Pallaste, in der ein Fährmann die auf ihrer Flucht begriffene heilige Familie nahe bei einem Städtchen über einen Fluß gesetzt hat, können für die Größe der Figuren im Verhältnisse zur Landschaft das äußerste Maaß darbieten; so wie diejenige unter den oben angeführten sechs Landschaften des Carracci, welche die Grablegung Christi enthält, für ein Muster von Zusammenstimmung der Landschaft in Komposition und Ton mit dem Inhalte der Staffage gelten kann.

Was bisher über das Verhältniß der Figuren zur Landschaft und von der nöthigen Unterordnung jener unter diese gesagt ist, gilt bloß für die Landschaftmalerey; denn in dieser soll die landschaftliche Scene immer das Hauptwerk seyn. Ihr Zweck ist: Erregung einer ästhetischen Stimmung durch die Darstellung idealischer Scenen der landschaftlichen Natur, in denen die Staffage den Zweck hat, den ästhetischen Charakter der Landschaft näher zu bestimmen, und ihr durch ihren Inhalt und ihre poetische Behandlung ein höheres Interesse zu geben. Die Stimmung soll aus der Landschaft, nicht aus den Figuren hervorgehen; und nur in so fern, als dies geschieht, ist sie Landschaftmalerei.

Es giebt aber auch Darstellungen, wo Figuren und Landschaft auf solche Weise vereinigt sind, daß die vom Künstler beabsichtigte Wirkung durch beide gleichmäßig hervorgebracht wird; Darstellungen gemischter Art, welche wegen des wesentlichen Antheils, den die Landschaft an dem Eindrucke hat, weder ausschließend der dramatischen — noch auch wegen der größeren Wichtigkeit der Figuren, die hier nicht mehr bloß Staffage, sondern ein Haupttheil des Werkes sind, ausschließend der Landschaftmalerei angehören,

fordern eine eigene, aus der Vereinigung beider entstehende, Mittelgattung ausmachen.

Die Abtheilung der Malerei in verschiedene Fächer ist zweckmäßig und nothwendig, um die besonderen Zwecke und Regeln eines jeden Faches genau zu bestimmen; aber sie ist einseitig und pedantisch, wenn man nicht zugleich den höheren, allgemeinen Zweck der Kunst vor Augen hat, dem jene besonderen Zwecke untergeordnet sind; wenn man nicht auch zugleich auf die in der Kunst vorkommenden Verbindungen verschiedener Fächer und die dadurch entstehenden Mittelgattungen Rücksicht nimmt, deren Produkte eben so gut ächte Kinder der Kunst sind, als die in den bekannten Hauptgattungen erzeugten, und durch welche das Gebiet der Kunst ein vollständiges zusammenhängendes Ganzes ausmacht, wie die Natur.

Der allgemeine Zweck der Malerei ist, durch die Darstellung sichtbarer Gegenstände, wie sie durch Form und Farbe in ihrem eigenthümlichen Charakter erscheinen, das Gemüth ästhetisch zu beschäftigen. Dieser Zweck kann auf mannichfaltige Weise von ihr ausgeführt werden, je nachdem der Künstler entweder ausschließend eine oder die andere Art von Gegenständen dazu wählt, oder mehrere Arten derselben in

eines Darstellung, verbindet; je nachdem er in dieser Verbindung die verschiedenen Gegenstände als Haupt- und Nebenwerk entweder einander unterordnet, oder sie zu gleichmäßiger Wirkung einander beiordnet. Dem gemäß gibt es nach der gewöhnlichen Eintheilung: dramatische Gemälde, Landschaften, Seestücke, Thierstücke, Architekturstücke, Blumenstücke ꝛc., in welchen die Gegenstände, von welchen diese verschiedenen Arten malerischer Darstellungen den Namen führen, als das Hauptwerk erscheinen, dem alles übrige in ihnen untergeordnet ist. Aber es giebt auch Darstellungen, wo Handlung und Landschaft, Menschen und Thiere, wo Scenen der Land- und Wasserwelt mit Menschen, Thieren und Gebäuden auf mannichfache Weise so miteinander verbunden sind, daß keine absichtliche Unterordnung eines Theils unter den andern Statt findet, weil eben durch ihr gleichmäßiges harmonisches Zusammenwirken der ästhetische Zweck erreicht werden soll. Die Absicht des Künstlers und die Idee des Werks bestimmen hier alles, nicht eine einseitige und voreilige Theorie.

Es giebt eine natürliche und eine absichtliche, kunstmäßige Unterordnung. Die natürliche hängt von den mechanischen Gesetzen des Sehens ab, vermöge derer ein Gegenstand, je nachdem er dem

Toi, qui vas décochant les traits de la satire,
toi, qui te fais un jeu de blesser tant de coeurs,
approche de plus près ceux que ta main déchire;
& le bon mot qui t'a fait rire,
te coutera souvent des pleurs.

Den Lesern wird hiebey die Fabel von den Knaben und dem Frosche einfallen: aber auch das ist schon Verdienst, daran erinnert zu haben.

S. 127. Le rêve d' un Musulman, par M. Dorat. Dieses bekannte schöne Gedicht ist hier, einiger Veränderungen wegen, aufs neue abgedruckt worden.

S. 149. Epitre à M. Dorat, par un Aide Maréchal Général des logis employé en Provence. (le Marquis de Pezay.) Ein kleiner leichter Crocquis von der Provence.

S. 163. Moyen de parvenir, fable, par M. de Fumars. Der Vorhang im Comödien-Saale war aufgezogen; die Menge der Zuschauer drängte sich zum Theater hin, voll Begierde auf das neue Stück, dessen Vorstellung man erwartete: da kam eine kleine gebrechliche Creatur herbey geschlichen, zupfte die Zuschauer am Kleide, und bat demüthig, vorgelassen zu werden, indem er augenscheinlich keinem Menschen im Gesicht stehen könne. — Man hat Mitleiden mit dem armen Zwerge, man lacht über seine postierliche Gestalt, und beredet sich wechselsweise ihn vorzulassen:

On s'ouvre; il passe, il laisse rire;
on le pousse, on le porte, il est sur le devant,
& là, pour son remerciment,
à leurs yeux ébahis, notre nain, sans mot dire,
de moment en moment
est moins petit, grandit, s'éleve, est un géant.

Voulez-vous avancer, faire votre chemin?
n'offusquez pas, paroissez nain.

S. 181.

Auge näher oder entfernter, gröſser oder kleiner, deutlicher oder undeutlicher, ſtärker oder ſchwächer beleuchtet, leuchtender oder dunkeler gefärbt erſcheint, und in demſelben Grade die Aufmerkſamkeit mehr oder weniger auf ſich zieht. Dieſem nach iſt der entferntere, folglich kleinere, der undeutlichere, ſchwächer beleuchtete, unſcheinbarer gefärbte Gegenſtand dem näheren, folglich deutlicher ſichtbaren, dem ſtärker beleuchteten, leuchtender gefärbten, natürlich untergeordnet. Nach dieſen Regeln verfährt auch der Künſtler in der Anordnung ſeiner Kompoſition, je nachdem er Gegenſtände einander beiordnen oder unterordnen will. Er ſucht die natürliche Unterordnung noch durch allerlei Kunſtgriffe, z B. durch Leitung des Lichts, durch die Wahl unſcheinbarer Farben, durch ſtärker abgeſtufte Haltung, durch vernachläſſigte Behandlung zu verſtärken, und zugleich durch entgegengeſetzte Mittel dem Hauptgegenſtande mehr Wirkung zu geben. Iſt es daher des Künſtlers Abſicht, vornämlich Figuren, oder landſchaftliche Scenen, oder Thiere, oder Gebäude darzuſtellen, ſo wird er ſeine Kompoſition darnach anordnen, ſo daß jene Gegenſtände vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen; die übrigen Gegenſtände wird er als Nebenwerk behandeln. Iſt es aber ſeine Abſicht, oder fordert es das Sujet, daß die äſthetiſche Wirkung ſeines Werks nicht aus einem

jener Gegenſtände hauptſächlich, ſondern aus der Verbindung mehrerer hervorgehen ſoll, ſo wird er dem gemäß ſeine Darſtellung einrichten, die Figuren der Landſchaft, oder die Landſchaft den Figuren dergeſtalt beiordnen, daß ſie vereint die verlangte Wirkung leiſten.

So können Landſchaft und Figuren in allen Verhältniſſen verbunden ſeyn, von der bloßen Landſchaft, die nur eine unbedeutende Figur zur Belebung der Gegend zeigt, bis zum dramatiſchen Gemälde, wo wenig unbedeutende Landſchaft der Handlung zum Hintergrunde dient. Jede Darſtellung, in welcher die Figuren der landſchaftlichen Scene zur Staffage dienen, gehört der Landſchaftmalerei — ſo wie jede Darſtellung, wo die Landſchaft bloß Scene und Fond einer dramatiſchen Handlung oder einer Thiergruppe ausmacht, der dramatiſchen oder der Thiermalerei angehört. Die Darſtellungen endlich, wo Figuren und Landſchaft ſo einander beigeordnet ſind, daß keiner dieſer Theile allein Haupt- oder Nebenwerk iſt, ſondern beide gemeinſchaftlich und gleichmäßig die äſthetiſche Wirkung der Darſtellung hervorbringen, gehören zu einer Mittelgattung, die den Uebergang zwiſchen zwei oder mehr abgeſonderten Fächern macht, und zur glücklichen Bearbeitung ein großes gewandtes

Talent und vielseitige Ausbildung erfordert. Denn, um in einer solchen Mittelgattung etwas zu leisten, muß der Künstler in mehr als einem Fache Meister seyn; er muß eben sowohl Menschen und Thiere als Landschaften malen können, und einen fruchtbaren, vielgeübten Erfindungsgeist besitzen; daher auch nur große Meister in den beiden ersten Fächern, die zugleich ein besonderes Studium auf die Landschaftmalerei verwendet hatten, ein Tizian, Carracci, Domenichino, Nikolaus Pouſſin, Rubens, Laireſſe, Wouwermann, Berghem, Stenbarde u. A. ſich in dergleichen Darſtellungen hervorgethan haben.

Auch über das Studium des Detail und über die Ausführung herrſchen unter den Künſtlern verſchiedene Maximen. Manche halten das genauere Studium des Einzelnen und eine ſorgfältige vollendete Ausführung für überflüſſig, und mit dem großen Stile der Landſchaft unverträglich. Sie behaupten, daß die treue Nachahmung des Einzelnen dem idealiſchen Charakter des Ganzen widerſtreite; und indem ſie ihr Studium vornehmlich auf die Kompoſition richten, vernachläſſigen ſie das Detail und die Ausführung. Andere im Gegentheil legen auf dieſe Theile einen ſehr hohen Werth. Sie ſuchen in dem beſtimmten charak-

teriſtiſchen Ausdrücke des Detail und in einer fleißigen ſehr geendigten Ausführung ihr Talent und ihr gründliches Studium an den Tag zu legen, und behaupten, daß eine Landſchaft, ſo vorzüglich auch die Kompoſition derſelben ſeyn mag, ohne den Ausdruck des Individuellen und Charakteriſtiſchen, und ohne eine vollendete Ausführung nur halben Werth habe, und wie eine bloße Skizze zu betrachten ſey.

Auch dieſer Widerſtreit der Meinungen, welcher daher rührt, daß viele Kunſtler über das Studium der Natur ſowohl, als über die Anwendung deſſelben, einſeitige und verkehrte Begriffe haben, weil ſie ſowohl ihre Praxis als ihre Theorie nicht dem Zwecke der Kunſt gemäß, ſondern nach den Werken dieſes oder jenes älteren oder neueren Meiſters bilden, den ſie ſtatt der Natur zu ihrem Führer wählen, läßt ſich durch richtige aus dem Weſen der Kunſt geſchöpfte Prinzipien heben. Da aber dieſe Materie ihrer Wichtigkeit wegen einer beſonderen Abhandlung bedarf, ſo müſſen wir ſie hier der Kürze wegen übergehen.

Es iſt merkwürdig, daß ſchon frühe, ſeit dem Entſtehen der Landſchaftmalerei in Italien, dieſe Kunſt ſich in zwei Schulen getheilt und ſich auf zwei Wegen zur Vollkommenheit ausgebildet hat. Die

eine und ältere, für deren Stifter Tizian zu halten ist, in dessen Fußstapfen Girolamo Muziano, Annibale Carracci, Nikolaus und Caspar Poussin, Viola, Francesco, Grimaldi und Salvator Rosa den großen Stil der Landschaft kultivirt haben, hat ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Komposition als auf die Ausführung, mehr auf das Ganze als auf das Einzelne, mehr auf das Große, Ernste und Bedeutende, als auf das Schöne, Anmuthige und Vollendete, mehr auf den historischen und poetischen, als auf den landschaftlichen und mechanischen Theil der Darstellung gerichtet, welches wohl darin seinen Grund hat, daß alle Meister dieser Schule entweder selbst Historienmaler waren, oder doch, wie Caspar Poussin, Viola und Grimaldi, von Historienmalern ihre Bildung empfiengen. Die andere Schule, die Paul Brill, ein Niederländer, in Italien stiftete, welcher Breughel, Agostin Tassi, Claude und Andere, sämtlich Landschaftmaler von Profession, angehören, hat vornehmlich den landschaftlichen Theil dieser Kunst ausgebildet und in Claude zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Ohne die Komposition zu vernachlässigen, richtete sie ihr Studium besonders auf das mannichfaltige Detail der Gegenstände in ihren Formen und Farben, auf wahre Lokaltöne, auf die

Wirkungen des Lichts und der Luft in den verschiedenen Tageszeiten, auf Haltung, Harmonie und sorgfältige Ausführung. Sie strebte mehr nach Schönheit, Anmuth und Reiz, als nach Bedeutsamkeit und Größe, und legte das Interesse immer in die Landschaft selbst, weniger in den Inhalt der Staffage. Was hier von dieser Schule gesagt ist, gilt größtentheils bloß von Claude allein, welcher der größte Künstler war, der aus ihr hervorgieng, und als das Haupt wenn nicht einer neuen Schule, doch einer neuen Epoche in dieser Kunst anzusehen ist, die er, wie Rafael seine Kunst, auf ihren Gipfel erhob.

Eben so giebt es auch noch in unseren Zeiten, vornehmlich in Italien, wo allein diese Kunst in einem höheren Stile kultivirt wird, zwei verschiedene Sekten, deren eine vorzugsweise auf Erfindung und Komposition ihr Studium wendet, und die anderen Theile, besonders das Detail, wodurch in die idealische Dichtung Charakterwahrheit und Individualität gebracht wird, vorsätzlich und oft gröblich vernachläßigt; während die andere sich bloß eine geistlose Nachahmung der Manier eines Anderen, das Mechanische der Behandlung und den gefälligen Effekt einer leeren Farbenharmonie zum Zwecke macht, dagegen die Komposition als Nebensache behandelt, von

dem Poetiſchen der Kunſt aber gar keine Ahndung hat. Aber neben dieſen beiden Partien, deren eine gewöhnlich den Pouſſin, die andere den Claude vergöttert und nachäfft, ohne ſie zu verſtehen, giebt es auch eine kleine Zahl ächter, ſelbſtſtändiger Künſtler, die keiner Autorität huldigen, kein Vorbild der Kunſt zu ihrem Muſter nehmen, ſondern ſich mit unbefangenem Sinne an die Natur ſelbſt wenden, aus ihr durch beharrliches Studium den individuellen Charakter der Gegenſtände entwickeln, an ihr den eigenthümlichen Stil ihrer Darſtellung bilden, von ihr die Motive ihrer Erfindungen entlehnen; deren Werke darum auch den Stämpel der Natur, wie ſie in ihrer Individualität ſich abſpiegelt, unverkennbar an ſich tragen. Unter den neueren Landſchaftmalern, deren Arbeiten der Verfaſſer geſehen hat, gehören Mechau, Reinhart, Boguet und der verſtorbene Zürcher Heß zu dieſer ſchätzbaren Klaſſe von Künſtlern, die, der Natur und ihrem Genius folgend, auf eigenen Wegen wandeln.

Rom, im Mai 1803.

Fernow.

V.

Kunſtnachrichten.

1.

Kunſtnachrichten aus Franken.

(Aus dem Briefe eines Reiſenden.)

Als ich vor vielen Jahren dieſe nämliche Reiſe zum erſtenmale nach Franken machte, wie ſo Alles anders fand ich es gegen jetzt! Die geſegneten Fluren des Ja- und Maingrundes ſtanden damals in voller Frühlingspracht, Nachtigallengeſang begleitete uns, und der luſtigwechſelnde Augenblick erregte den frohеſten Tumult in der jugendlichen Bruſt.

Alle politiſchen Verhältniſſe befanden ſich zu jener Zeit in einer ruhigen Lage; die Franken, unter ihren vielerlei Herrſchaften, an die ſie gewöhnt waren, ſchienen im Ganzen zufrieden, und die Opfer, die ein Jeder der bürgerlichen Verbindung von dem Genuſſe der Freiheit und des Eigenthums zu bringen ſchuldig iſt, machten den damaligen Bewohnern die Gewohnheit und der freigebige Boden erträglich. Nur an ei-

nigen Orten hatte die Natur in jenem Jahre*) Spuren ihrer Gewalt in den Ueberschwemmungen des Mains und anderer Gewässer hinterlassen, und die Trümmer der großen, steinernen Brücke in Bamberg ragten aus dem Streme hervor.

Meine jetzige Reise nach Nürnberg fiel in die Aerndtezeit. Da verlor die Ansicht der Gegenden schon Vieles durch die abgeleerten Felder. Es war eine drückende Hitze, kein Vogelgesang unterbrach die Stille der Natur, und unter den Menschen fanden sich weit weniger heitere Gesichter als sonst. Die Politik hat, gleich einer schwellenden Fluth, den Damm der alten Verhältnisse durchbrochen, die Gränzen der Gerechtsame und Besitzthümer verwischt, und so wandeln Sie, jenseits des Thüringer Waldgebirges, zwischen Neuerungen aller Art, Kollisionen, Streitigkeiten, Ansprüchen und Klagen über erleidende Gewalt, von C... bis Nürnberg, wo dicht an der Außenseite des innern Thors der Preußische Feldsoldat, neben dem aufgerichteten Adler, die friedsame Stadtwache gleichsam belagert hält.

Das bedeutende Schweigen des Einen, wie das

*) Im Jahr 1784.

laute Abtheln des Andern Theils der Bewohner Frankens, läßt Sie keinen Augenblick in Zweifel, wie die Menge überall diese Veränderungen ansehe und empfinde. Der Eile des Reisenden kann kein kompetentes Urtheil über Regierungshandlungen und über Beschwerden von solchem Umfange zukommen; aber in jedem patriotischen Gemüthe wird der dringende Wunsch rege, daß die Gerechtigkeit dem Eigennutze nicht unterliegen, und daß alle Klage vor der Weisheit der neuen Anstalten und der Güte des Erfolgs verstummen möge! Sollte man auch eigentlich nicht zu den schönsten Hoffnungen von den neuen Organisationen in Franken berechtiget seyn? Bedenken Sie, wie viel über Länderverwaltung und Verbesserung vorgearbeitet und geschrieben worden. Bedenken Sie den Umfang von Mitteln, welchen derjenige in seine Gewalt bekömmt, der ohne Rücksicht auf alte Verträge, Gewohnheiten und dergleichen, die so oft anderswo jeder Verbesserung in den Weg treten, — verfahren kann, und so durch Demolirung der alten Verfassung sich einen freien Platz für das neue Staatsgebäude zu verschaffen weiß.

Etwas muß uns nur dabei Bedenken machen. Der Einfluß der momentanen und dringenden Umstände, der Mangel hinlänglicher Subjekte zur Aus-

S. 181. Le déclin de la jeuneſſe, épitre à M. Borelli, par M. Barthe. Die Franzoſen haben ſich in dieſer Gattung Gedichte hauptſächlich hervor gethan, und das gegenwärtige wird ſeine Stelle neben den intereſſanteſten behaupten. Der Dichter, nahe an ſeinem vierzigſten Jahre, beklagt die entflohenen Freuden ſeiner Jugend:

Ami, quand les objets divers
frappant nos yeux à peine ouverts,
viennent éveiller la penſée,
la main d'une riante Fée
enchante pour nous l'univers.
Grace à ſon heureuſe magie,
tout vit, tout plait, tout rit alors,
& la ſéduiſſante folie,
l'amour, à nos premiers transports
offrant la coupe de la vie,
verſe la douceur ſur ſes bords.

Wie leicht iſt es, alsdann glücklich zu ſeyn. Was dieſe oder jene Freude in Thorheit verwandelt, kennen wir noch nicht; alles um uns herum iſt reine Luſt und Wahrheit. Aus dieſem ſüſſen Traumgeſichte werden wir nach und nach aufgeſchreckt; wir erfahren, daß wir Weisheit vonnöthen haben, und die Herrſchaft der Vernunft wächſt.

Le tems dans ſes mobiles mains,
tient la balance de la vie;
ſous un poids qui toujours varie,
il fait flotter les deux baſſins;
dans l'un eſt la triſte ſageſſe,
& dans l'autre le doux plaiſir:
au gré du tems, non du déſir,
quand l'un s'éleve, l'autre baiſſe.
Hélas! je touche à la ſaiſon
où le plaiſir monte & s'envole,
& le baſſin de ma raiſon
acquiert un poids qui me déſole.

Der

führung und die Tendenz des politischen Geistes unserer Zeiten, der besonders in den größeren Staaten und bei anderen Vergrößerungen, vielmehr nach Außen als nach Innen zu wirken, mehr das Verhältniß des Staats zu den Nachbarn, als das Befinden im Staate, zu beabsichtigen scheinet, vielleicht auch nöthig macht.

Hierin liegt ein Vorzug der kleinern Länder, daß sich die Vorsorge der Regierung mehr auf das Detail erstrecken kann, und daß die vielen Hofhaltungen, deren Aufwand im Verhältnisse zum Lande steht, eine Art von Geldumlauf befördern, der im Innern von Teutschland den Mangel der Lebhaftigkeit des Handels ersetzt und den Gewerbsfleiß unterstützt. Dieser Vortheil einer innern Circulation geht zum Theil verloren, wo die dazu bestimmten Summen jährlich an weit entfernte Residenzen gelangen müssen. Uebrigens fürchte ich, daß manche schöne Mittelstadt Teutschlands die ihren Regenten verlor, wie z. B. Würzburg, Bamberg ꝛc. mit der Zeit eine traurige Rolle spielen werde. — Die fortdauernde, schwierige Lage von Nürnberg ist bekannt. Man will wissen, daß sich der Erste Konsul ihrer annehme. Wer kann sich eines vergleichenden Rückblicks auf die blühenden Tage dieses altteutschen Sitzes der Industrie enthalten, wo Nürnberger Witz noch durch alle Welt gieng und nut-

der Geschmack nicht immer die Gränzlinie für ihren lobenswerthen Kunstfleiß zog.

Unter den wechselnden Schicksalen ist doch der alte Geist von Patriotismus und richtiger Schätzung des Menschen nicht ganz verloschen, dessen Depot fast bloß in den Reichsstädten noch anzutreffen ist, und der in solchen Ländern, wo bloßes Titulargepräge den Gehalt bestimmt; oder, wo öfterer Herrschaftswechsel bevorsteht, nicht gut gedeihen will.

Doch vielleicht habe ich schon zu lange bei solchen ernsten Dingen verweilt, womit das unaufhaltsame Schicksal unser Teutschland in Erstaunen setzt. Ich bin Ihnen einige Erheiterung dafür schuldig und die soll Ihnen durch Nachrichten von Schätzen der Kunst und des Talents werden, wenn Sie mir in die ansehnliche Sammlung des Herrn Frauenholz folgen, und damit vorlieb nehmen wollen, was die ungeübte Feder eines bloßen Laien von den Zaubereien des Pinsels zu erzählen vermag.

Gleich der erste Eintritt in eine Gemäldesammlung ergreift das Gemüth wunderbar, und versetzt uns in eine fröliche Begeisterung, indem man die mannichfaltigen Erscheinungen der Sinnwelt, so wie

ſie ſich in der Seele jedes Künſtlers abſpiegelten, dargeſtellt ſieht, und hier die Wahrheit des Ausdrucks, dort den Zauber des Kolorits und den Fleiß in der Ausführung, oder die Größe des Gedankens zu bewundern findet.

Uns zogen folgende am meiſten an. Unter den ältern Teutſchen und Niederländern, eine heilige Familie von Wohlgemut mit ſonderbarer Zierlichkeit und Fleiß ausgeführt, und wegen ſeiner Manier als Beitrag für das Hiſtoriſche der Kunſt vielleicht zu einem Gallerieſtücke geeignet.

Eine Madonne das Chriſtuskind küſſend, von Lukas von Leyden, ein großes Bild voll zärtlichen Ausdrucks. Die Mutter iſt in ein prächtiges Purpurgewand gekleidet, der Schleier auf dem Kopf iſt ungemein zart und täuſchend ausgedruckt, und die Farben ſind ſchön erhalten.

Ein Paulus der den Timotheus lehret, von kräftigem Ausdruck; von Ge. Pens mit der Jahrzahl 1536.

Sebaſtian Münzer 1532 von Chriſtoph Amberger gemalt. Ein alter ſchöner Kopf, mit einem

dünnen greißen Barte. Die Malerei thut in der gehörigen Entfernung den nämlichen Effekt, wie bei Denners Köpfen dieser Art, ohne mit dessen mühsamem Fleiße gemacht zu seyn.

Von Franz Mieris finden Sie ein artiges kleines Gemälde, ein Paar sich führender alter Leute, das ihn und seine Frau, wie man sagt, vorstellen soll. Es ist sehr sauber gemalt und aus den kleinen Köpfen, die sich dem Zuschauer gleichsam entgegen bücken, spricht Gutherzigkeit und Jovialität.

Ein blondes Frauengesicht von Rembrand ist nicht weniger anziehend; so daß man öfters wieder nach ihm zurück sieht, und mit ihm sprechen möchte.

Von dem französischen Maler Greuse sind ein paar holde kleine Mädchenköpfe vorhanden, in deren Augen und Mienen der Künstler ungemeinen Reiz gelegt hat. Von Peter Mignard finden Sie eine Fama in Lebensgröße, die sehnsüchtig nach der Unsterblichkeit aufzublicken scheint, von Raoux eine große Wahrsagerscene in einem eignen Kolorit. Auch sind von Bourguignon zwei Schlachtstücke vorhanden, wo man den durch die kecken und kräf-

tigen Pinselstriche hervorgebrachten Effekt bewundern muß.

Von Guido Reni war ein Johannes, ingleichen David (im Küraß) und Abigail in Lebensgröße vorhanden. Mehrere vorzügliche Stücke des Herrn Frauenholz waren dermalen in Wien zum Verkauf ausgestellt, weil in unsern Tagen die Kunst dem Liebhaber nachgehen muß, statt, daß dieser die Kunst aufsuchen sollte. Meinen Sie nicht, daß jetzt der raffinirte Genuß der Tafel, das hohe Spiel und der Dekorationsluxus mit seinem sterblichen Glanze zuviel Geld erfordert, und daß daher für Befriedigung des stilleren Kunstgenusses weniger Mittel übrig bleiben? —

Noch sahen wir von Raphaels berühmter Cecilie ein verjüngtes Abbild, das von seiner Meisterhand herrühren soll. Wäre das auch nicht der Fall, so hat dieses treffliche Bild einen von allen Namen unabhängigen Werth des Ausdrucks, der Gruppirung und des Kolorits. Die Glorie oben in dem Gewölk, oder die himmlischen Sänger über deren Harmonien die heilige Cecilie in hohe Begeisterung zu gerathen scheinet, ist von großer Schönheit in den edlen, leichten Nebelgestalten und ihrer Verbindung.

Vielleicht ist es vielen Liebhabern angenehm, wenn ich noch etliche Namen guter Meister beifüge, von denen sie Stücke bei Herrn Frauenholz erhalten können. Für die Originalität der besseren Stücke bürgen wohl die Quellen, indem diese theils aus dem erkauften von Praunschen Kabinet *), theils aus der Sammlung stammen, die vor einiger Zeit zu Leipzig versteigert wurde und aus Frankreich herrührt.

Sie finden also außer den genannten Meistern Arbeiten von Dürer, Hans Hofmann, Seibold, Denner, Molitor, Rubens, van Dyk, Adrian van Velde, van der Neer, Teniers, Asselyn, Sal. Ruisdael, Berghem, Huysum, Calvaert, Andr. del Sarto, Andr. Mantegna, Ercole Procaccini, Hondhorst, Leon. da Vinci, Girlandajo, Giorgione, P. Potter, ꝛc. —

Die Gemälde Dürers in der Sebaldskirche, Imhofischen Kapelle u. s. w. sind bekannt. Ungleich weniger sind es zwei der trefflichsten Köpfe von die-

*) Man hat von diesem Kabinet, das außer den Gemälden und schönen Handzeichnungen, eine Menge Gemmen, Bronzen u. s. w. enthält, die bekannte umständliche Beschreibung des Hrn. v. Murr.

sem Meister. Der Eine stellt einen Hieronymus von Holzschuher vor und wird noch bei dieser Familie aufbewahrt; das Andere ist der Kopf eines Imhof, den der Herr von Peller besitzt. Diese Köpfe sind voller Ausdruck, Wahrheit und Leben und man sieht, daß der Künstler sich bedeutende Physionomien zu wählen wußte.

Die Malerei ist fein und die Behandlung natürlich, ohne durch gewisse Kunstgriffe der Kontraste, starke Drucker, und ohne jene anspruchsvolle und pikante Manier, die wie eine gefallsüchtige Schöne vielleicht nur für den ersten Anblick fesselt, indem man dafür zu jener natürlichen und bescheidenen Kunst immer gern von neuem zurückkehrt. In dem Hause des genannten Herrn von Peller, das an sich schon wegen seiner großen, antiken Bauart und Boiserie von altteutschem Kunstfleiße, gesehen zu werden verdient, finden sich noch große Originalgemälde vom jüngern Palma, Bassano und andern. Vorzüglich ist ein Faun, der eine Nymphe auf dem Schooße hält, von Palma. Von P. Veronese finden Sie da eine Catharine Medicis in Lebensgröße, schön erhalten, und eine verjüngte Kopie von dieses Künstlers berühmten Hochzeit zu Kana, von König. Eigentlich ist diese Sammlung

nur durch die Gefälligkeit des Besitzers sichtbar, bei dem uns ein Freund von ihm einzuführen die Güte hatte. —

Es wäre mehr zu wünschen, als zu hoffen, daß dergleichen einzelne Sammlungen und hie oder da versteckte Schätze der Kunst und des Talents an jedem Orte zu einer gemeinschaftlichen Sammlung geordnet und so für Genuß und Bildung gemeinnütziger werden könnten, wobei jedem Theilhaber seine Eigenthumsrechte freilich gesichert bleiben müßten.

Wer wollte sich nicht theilnehmend freuen, wenn er die Bemühungen im Reiche des Geschmacks und der Kunst wetteifern sieht, um dem gebildeteren, oder beglückteren Theile der Erdenbewohner den Aufenthalt verschönern zu helfen? Wer möchte aber nicht dabei wünschen, daß zugleich in dem Gebiet der Moral und Politik die Sorge für die verbesserte Existenz unserer Aller sich verdoppeln möge? Leben Sie wohl!

E. W. A.

2.

Correspondenz-Nachricht aus Rom.

Rom d. 1. September 1803.

Hr. v. Humbold ist jetzt in Ariccia und wird auch bis zum October dort bleiben. Vorigen Winter war wöchentlich zweymal Gesellschaft bey ihm, wo die mehresten teutschen Künstler und fast alle literaturliebende Fremde hinkamen. Er wohnt im Pallaste Tomati à Trinità di Monte. — Gmelin ist mit seinem neuen Claude Lorrain (dem berühmten Molino di Claudio in der Gallerie Doria) bald zu Ende, ein gewaltiges Stück Arbeit. Dies Frühjahr machte er eine äußerst merkwürdige Tour, wo selten Fremde hinkommen, nach Porto d'Anzio, Nettuno und Astura, im Rückweg Ardea, in jeder Rücksicht sehr interessante Gegenden, voll frappanter und fast gar nicht beobachteter Gegenstände. Besonders fiel den Reisenden die Menge der Gebäude im Meer auf, lauter Ueberreste der römischen Pracht. So sind bey Porto d'Anzio (Antium) eine Menge Gewölbe, Gallerien, Wasserleitungen, und dergl. Hr. v. Humbold wird mit Gmelin dies Spätjahr die Reise noch einmal machen Lord Bristol starb den 8ten Julius in einem elenden Bauerhause zu Albano. Sein Körper wurde einbalsamirt und nach England geschickt. — Auf

dem Campo Vaccino läßt der Pabst durch 106 Galeerensklaven nach Alterthümern graben. Man ist beschäftigt, den Bogen des Septimius Severus ganz bis aufs alte Livello auszugraben. Die Basreliefs auf dem Postamente, worauf die Säulen ruhen, sind schon sichtbar; sie stellen in Lebensgröße weggeführte Gefangene vor. Auch sind da zwey Durchgänge zu sehen, die vom großen Durchgang in die beyden Seiten führen. Die Cassaturen und Verzierungen daran sind wohl erhalten, aber die großen Reliefs sehr beschädigt. Der ganze Bogen steht auf einem Sockel, so wie ihn Santo Bartoli in seinem Werke über die Triumphbögen vorgestellt hat. Er soll, wie die Colonna Trojana, mit einer Mauer eingefaßt werden. Dann kommt es an die Ausgrabung der alten Vase, die den Brunnen auf dem Campo Vaccino macht. Man sagt sie stehe auf drey Säulen. Auch der Janusbogen und die anderen Ruinen in dieser Gegend kommen an die Reihe. —

G.

Der Zauber, der vordem alle Gegenstände so reizend gestaltete, ist verschwunden: „sogar eine Schöne, „sagt der Dichter, muß würklich schön seyn, wenn „ich sie dafür halten soll.“

C'en est, donc fait! je ne suis plus
au pays des douces chimères;
peut-être ai-je acquis des lumieres;
mais que de plaisirs j'ai perdus!

O souvenirs! tableaux rians;
qui reproduisez dans vos songes
ce qui n'est plus! heureux mensonges!
ah, rendez-moi mes dix-huit ans.
Rendez-moi la premiere fête
qui m'inspira mes premiers vers;
le charme des premiers concerts;
pour des soupers à vingt couverts,
mes premiers soupers tête à tête;
tant de momens presqu'effacés;
des ris au lieu d'un froid sourire,
& mes tourmens & mon délire;
& tous les pleurs que j'ai versés.

Ich beschliesse hiemit meinen Auszug, welcher viel zu weitläufig ausgefallen wäre, wenn ich aller Gedichte des Pariser Musen-Allmanachs, die Aufmerksamkeit verdienen, hätte erwähnen, oder gar einzelne Schönheiten davon ausheben wollen. Ich wünsche, daß zu Anfang des künftigen Jahres der Recensent der deutschen Musen-Allmanache sich in einem ähnlichen Gedränge befinden möge.

W. F.

VI.

Auszüge aus Briefen.

I.

Aus Bayern.

München, Anfangs September 1803.

Ein neuer Schlag von unserer Regierung: alle Chorstifter (Kanonikate) sind — wie die Klöster — aufgehoben. Vor 14 Tagen ist er geschehen. Es galt! Denn aristokratische Einflüsse hemmten ihn lange, so widersinnig (an sich) diese Institute auch waren. Denn wozu ein Amt, das Tausende einträgt, und mehr nicht als die Pflicht, das Brevier zu beten oder Psalmen zu schreien, auflegt? Zwar sprach man sonst von den Mitteln, die ein Fürst daran habe, verdiente Männer, Professoren, Räthe u. s. w. zu belohnen. Es sey, daß hin und wieder dieser Gebrauch davon gemacht wurde*) Allein wie oft machten Protektionen, aristokratische Verhältnisse, Ver-

*) Daß Kanonicate auch Belohnungen für verdiente Männer, Professoren, Schriftsteller u. s. w. werden können, beweist der Preußische Staat, die Universität Leipzig und zum Theil auch der Wirtembergische Staat. B.

bindungen u. s. f. einen andern Gebrauch!! — Auch den Professoren wurden beim Antritte dieser Regierung durch Fürstenwort Kanonikate zugesichert; und sie werden nun ohne Zweifel auf eine andere Weise entschädiget werden.*). Vor der Hand spricht man von Zulagen; und dann von einem Fond für Ausgediente (Emeritos!)

Nun haben wir nur noch — Maltheser. Sie wissen, wie fest diese sitzen: streiten sich nicht Franzosen und Engländer um ihre Existenz? Doch es ward einer der ersten Regierungsakte Maximilian Josephs, die Maltheser aufzuheben. Sie waren aufgehoben; ihre Güter (die ehemals der öffentlichen Erziehung gehörten) waren dem Staate, den Schulen zurückgegeben. Aber Paul der Gewaltige, droht mit 36,000 Russen, die von Prag her marschiren — Massena bei Zürich entgegen. Die Klugheit gab nach. — Der Ordensritter F.....den rühmte sich laut: „Die Errichtung des Ordens habe Viel .... gekostet; die Wiederherstellung nur einen Kourier nach Petersburg." Noch etwas von der Errichtung dieser sogenannten engli-

*) Faxit Deus! Bis jetzt mußte leider der Ἑρμῆς λόγιος dem πρόδρομος weit, weit nachstehen! B.

schen Maltheserzunge in Baiern! Die päpstliche Bestätigungsbulle fieng mit den Worten an: „Cum nobilis juventus bono coelibatus ardore exarsit ..... Im Eide, den der Aufzunehmende schwören mußte, war auch die Aussage, daß er keine Schulden habe: als daher der Kanonikus Br..n, der reichlich damit versehen war, die eidliche Aussage (den Schwur) öffentlich, in der Kirche, ablegte, ward laut gelacht. Noch artiger klang das Gelübde der Keuschheit: als die adelichen Ritter (nobilis juventus) herzutrat und schwur, lachte der Stifter, Karl Theodor, der zusah, so mächtig, daß er sich den Bauch halten mußte.

2.

Aus einem Schreiben aus Zürich.

Im November 1803.

Wenn es schon in Teutschland unter dem gebildetern Publikum allgemeines Befremden erweckt hat, daß ein so klassisches politisches Blatt, wie die Allgemeine Zeitung*) es in allem Be-

*) Es spricht laut für die erprobte Güte dieses Blattes, das nach dem einstimmigen Ausspruche aller

tracht war, wenigstens für eine Zeitlang unterbrochen worden ist; so mußte es für uns Schweizer noch weit unangenehmer seyn, da unsere Zeitungen aus am Tage liegenden Gründen, vornämlich was vaterländische Angelegenheiten betrifft, entweder sehr kleinlaut sind; oder dem je länger je mehr sein Medusenhaupt wieder emporstreckenden Aristokratism zur gellenden Posaune dienen. Besonders ist dies der Fall in hiesiger Stadt. Der von H. Usteri herausgegebene „Republikaner" erscheint schon seit dem Sommer nicht mehr, weil — —. Dafür findet die „Züricher Freitagszeitung, von und bei David Bürkli" desto stärkern Absatz. Es ist in der That ein überaus trauriger Beweis von der Illiberalität und der versunkensten Geschmacklosigkeit unserer lieben Stadtbürger, daß man sie sogar — horribile dictu! — des witzigen Styles wegen lobt!! Damit aber das teutsche Publikum sich auch einen Begriff machen könne, was es mit dem

Kenner jetzt unter den 48 in Teutschland erscheinenden Zeitungen den ersten Rang behauptet, daß drei mächtige teutsche Fürsten diesem Blatte sogleich Schutz und Aufnahme in ihren Staaten anboten. Es erscheint jetzt zur Freude aller Wahrheitsfreunde als Kaiserl. und Churpfalzbaiersche privileg. allgemeine Zeitung mit neuer Kraft in Ulm.

B.

David Bürklischen Stil und Witz auf sich habe; so machen Sie doch dem genialischen Manne das wohl verdiente Vergnügen, seine unterm 8ten Sept. d. J. in der erwähnten Zeitung mit ertheilte Ankündigung der Jahresfeier der vorjährigen Beschießung unserer guten Stadt, durch Ihren gefl. Boten in alle Länder teutscher Zunge zu befördern.

„Auch ohne Erinnerung," heißt es dort, „wer „erinnert sich nicht, und welcher Stadtbewohner von „Zürich muß sich nicht in diesen ersten Septembers„tagen mit Freude und mit Schrecken erinnern jenes „ewig unvergeßlichen Bombardements vom 10. und „13. Sept. 1802? Und wie viele 100 und 1000 „Stadt- und Landbürger sollen nicht mit den Ihrigen „Gott im Himmel danken, daß sie sich noch jener „Schreckenstage erinnern können.?! Kein Wun„der also, wenn wir diese Jahresfeier begehen mit „dankbarer Freude und mit freudigem Dank. Kein „Wort indessen zum Voraus von den projektirten „Feierlichkeiten und freudig frohen Lustbarkeiten,

„bei denen General Andermatt
„gewißlich keinen Zutritt hat."

Was andere Männer, die sich aber freilich

mit David Bürkli keineswegs vergleichen können — was z. B. Bonaparte über jenes „ewig unvergeßliche" Bombardement urtheilte, sieht man aus einer vor kurzem erschienenen (authentischen) Broschüre: Conférence, que les dix Députés Suisses, nommés par les deux partis, ont eue avec le premier Consul le 29. Janvier 1803, depuis une heure après midi, jus qu'à huit heures du soir. „Man hat," sagte Bonaparte, „ein solch Geschrei erhoben über das Bombardement „von Zürich; 's war der Rede nicht werth *) „Zürich war eine aufrührische Gemeinde. Wenn „eines meiner Departementer sich einfallen ließe, mir „den Gehorsam zu verweigern, so würde ich es eben „so behandeln und Truppen marschieren lassen ..... „Und ihr! habt ihr nicht Freiburg und „Bern bombardiert? Nicht Gewaltthätigkeit

*) Am allerwenigsten eines „Gesellschaftsliedes", worin Hr. Jakob Schweizer, Pfarrer in Embrach, die Ruhm ebecken Vertheidiger der „Mutter Zürich" auf eine dem Gegenstand übrigens angemessene Art besungen hat. Der fromme Heß (wie ihn David Bürkli nennt) in seiner „Predigt und Dank-Psalm „zum Andenken der vorjährigen göttlichen Errettung „unserer Vaterstadt" zeigte aus Ps. CXXV. 2., daß Zürich gleich Jerusalem mit Anhöhen und Bergen umgeben sey.

Anm. d. Eins.

„— Schwachheit iſt es, die man der helvetiſchen Re„gierung vorzuwerfen hat.“ S. 9.

Daß unſer poetiſcher Zeitungsſchreiber das Verbot der Allgem. Zeit. mit gewaltigem Triumphgeſchrei werde ausgekrähet haben, vermuthen Sie von ſelbſt. Er meint: „alle Schweizer, welche Ruhe, Ordnung „und Frieden liebten, würden den Urheber dafür „ſegnen!“ und er wünſcht: „daß das Beiſpiel in „Teutſchland allgemein werden möge!“ Das denk' ich nun eben nicht, ſo lange Preußen, Sachſen, Baden, Baiern, und ſo viele andere durch eine liberale Monarchie beglückte Länder ſich ſolcher Regenten zu erfreuen haben, als die jetzigen ſind. —

Von ſchweizeriſchen artiſtiſchen und literariſchen Novitäten ein anderes Mal. Doch — ich kann dieſen Brief nicht ſchließen, ohne Sie vorläufig auf ein ſehr geglücktes humoriſtiſches Produkt aufmerkſam zu machen, betitelt: „Auch Ich war in Paris!“ womit der geiſtreiche Verfaſſer, Herr Altlandſchreiber D. Hegner in Winterthur, allen Freunden des ächten Witzes ein gar erfreuliches Geſchenk gemacht hat. *) — — —

H. C. J.

---

*) Das Buch iſt wirklich eben ſo genialiſch als gefühlvoll geſchrieben und kann ſich neben den beſten ſtel-

3.

Aus Ilmenau.

Ilmenau, d. 21. Oct. 1803.

Sie werden sich eines Streites erinnern, der zu Anfang vom achtziger Jahre im Teutschen Merkur über ein animalisches Produkt geführet wurde, welches Einige für ein ungeheures Horn, Andere für einen riesenmäßigen Zahn erklärten. Der Herr von Selchow hatte es bei Ober-Wehra aus der Unstrut ziehen lassen. Da ich es selbst zu sehen Gelegenheit hatte, so muß ich bekennen, daß die viel für sich hatten, die es für ein Horn hielten. Dennoch versicherte mir vor einiger Zeit ein Verwandter des Hrn. v. Selchow, daß es nun ganz positiv für einen Zahn entschieden wäre, denn man habe es an einen Drechsler verkauft, der ganz artige Elfenbeinarbeit daraus

ien, was mir, seit es wieder Mode ist, einen wild goose flight an die neue Babel an der Seine zu machen, um die Wachparade an der Seine, die schwarzen Schweine zu Malmoison und die sehr mittelmäßig aufgestellten Kunstplünderungen zu sehen, in diesem Fache erhalten haben. Und dies Beste war schon seiner Natur nach bisher sehr wenig. B.

verfertigte. Dieser Zahn erregte damals soviel Aufmerksamkeit, daß man vorzugeben genöthigt war, er sey in ein auswärtiges Naturalienkabinet verkauft worden, um nur dem Zudringen der Neugierigen Schranken zu setzen. Der nämliche Verwalter, der mir ihn zeigte, versicherte: „da sey es nicht leer wor„den, zu Wagen, zu Fuße und zu Pferde, und es „hätte seinem Herrn ein gar theurer Zahn werden kön„nen, wenn das so fortgedauert hätte."

Voigt.

VII.

Scheffauers Denkmal auf den Erbprinzen von Baden.

Zu unsern verdienstvollsten Künstlern gehört der wackere Stuttgarder Bildhauer Scheffauer und der teutsche Merkur freut sich, eine seiner neuesten, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Ideen durch beigefügten kleinen aber treuen Umriß in einem

*) Man sehe das Titelkupfer zum Decemberhefte, welches als Kupfer zum dritten Theile dieses Jahrganges anzusehen ist.

weiteren Kreise bekannt machen zu können. Es ist das Denkmal auf den in Schweden verstorbenen Durchl. Erbprinzen von Baden. Es gewinnt selbst schon durch seine Einfachheit und edle Entäuserung aller Ueberladungen und allegorischen Schnörkel, wodurch so oft die Aufmerksamkeit zerstreut und vom Hauptgegenstand abgeleitet wird. Am Fuße eines hochgestellten Sarkophags sitzt die Wittwe des Entschlafenen, kenntbar am Armbande, dem der Name Amalia eingegraben ist, das Auge gen Himmel gehoben, woher sie so eben den Trost erhielt, den ihr die Erde nicht zu geben vermochte. Man bewundert an der weiblichen Figur im Denkmale selbst die Draperie, die so verständig gelegt und gehalten ist, daß man immer wieder darauf zurückkommt. Der Künstler brachte das in terra cotta gefertigte Modell selbst an den Hof nach Carlsruhe, wo ihm die aufmunterndste Aufnahme zu Theil wurde. Er ist jetzt wieder dort und verfertigt die Bildnisse des Königs und der Königin von Schweden des Baierschen und Badischen Hofes. Auch hat er das Versprechen, daß man seinen Meisel noch zu andern Denkmälern anwenden wolle.

Das Monument, von welchem hier die Umrisse gegeben sind, wird in der Gothischen Kapelle zu

Der

Deutſche Merkur.

Des erſten Bandes
Zweytes Stück.

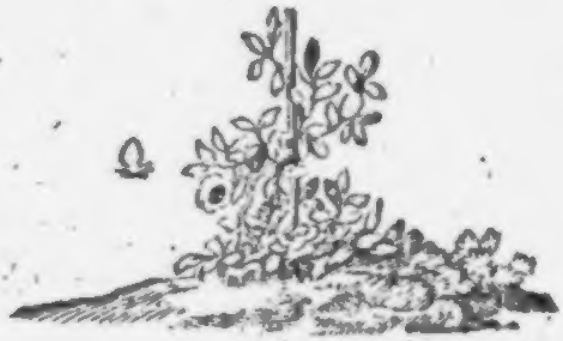

Februar 1773.

Weimar
Im Verlag der Geſellſchaft.

Carlsruhe aufgestellt. Eine Dame aus Straßburg (deren Name nicht genannt werden darf) drückte bei der Betrachtung desselben ihre Empfindung in folgenden zwei Strophen aus:

Schmerz, Ergebung, liebevolles Sehnen
Sprechen aus dem seelenvollen Blick.
Süße Hoffnung trocknete die Thränen,
Ruhe kehrt von oben ihr zurück.
Fließend gleiten des Gewandes Falten
Edler war der Trauer Stellung nie,
Möge spät erst das Gefühl erkalten,
Das dem Künstler hier den Ausdruck lieh!

Inhalt

des ganzen Jahrgangs 1803.

Januar.

Seite

I. Gedichte von Schober.

1. Gelons Vertrag mit Karthago. 3
2. An Hutten. 4
3. Epigramme. 5

II. Erinnerungen aus meiner artistischen Wanderschaft nach Frankreich, von Schnorr. 6

III. Briefe der Prinzessin Emilie von *** an ihren Vater (aus der Franz. Handschrift.) 34

IV. Fortgesetzte Nachricht über Ungarns neueste Kultur und Literatur. 46

Seite

V. Fortschritte wahrer Religiosität und Aufklärung in Bayern. 54

VI. Nachrichten aus Paris. Millin, Azzara, Akerblad, Hope. 79

Februar.

I. Gedichte.

1. Die Klostergeistlichen, an Gleim. 81

2. Chamarje, d. i. das Weingedicht. (Aus dem Arabischen.) 83

II. Erinnerungen aus meiner artistischen Wanderschaft. (Beschluß.) 86

III. Nekrolog. Caspar Isen. 99

IV. Ueber Naumann, den guten Menschen und großen Künstler. 107

V. Ueber Pestalozzi's Lehranstalt in Burgdorf. 135

VI. Academie in Belvedere. 344

VII. Ueber die neueste schwedische Literatur, zweiter Brief. 133

Seite

März.

I. Gedichte.

1. Erster Olympischer Siegshymnus. An den Hieron von Syrakus. 161

2. An den Sänger der Urania. 175

II. Kunstnachrichten.

1. Rosaspina's Manier, Zeichnungen auf Platten zu tragen. 176

2. Ueber die Düsseldorfer Gallerie und andere dort befindliche Künstler und Kunstwerke. Erster Brief. 178

Zweiter Brief (von einer andern Hand). Gemäldegallerie des Schlosses Bensberg. Langer. 184

III. Ueber Naumann, den guten Menschen und großen Künstler. 190

IV. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. 212

V. Fortschritte in Bayerns Kultur und Aufklärung. 220

VI. Das Weißenfelser Schullehrer-Seminarium. 229

VII. Auszüge aus Briefen.

1. Brief aus dem Kanton Aran in der Schweiz, vom Febr. 1803. 233

2. Kunstnachrichten aus Rom. 237

Seite

April.

I. Von Gleim und an Gleim. Vorwort. 241
1. Nachtgedichte von Gleim. 244
2. An Gleim. 241
II. Probe einer italienischen Ueberſetzung von Göthens Hermann und Dorothea. 252
III. Deutſchlands Dichterinnen. 258
IV. Ueber Naumann, den guten Menſchen und großen Künſtler. (Beſchluß.) 274
V. Kunſtnachrichten.
1. Denkmal auf den Tod des Erbprinzen von Baden. 290
2. Kunſtnachrichten aus Wien. 294
VI. Korreſpondenznachrichten.
1. Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur. 298
2. Ueber Göttingen. 300
3. Auszug aus einem Schreiben aus Amſterdam, den 15. Febr. 1803. 301
4. Ueber Genf. 312
VII. Blicke auf Frankfurts Bürgerglück und Kultur. (Erſter Brief.) 315
Zu dieſem Stücke gehört: das Portrait der gelehrten Gandersheimiſchen Nonne Roswitha.

Seite

Mai.

I. Gertie. 3
II. Der Albaneſer-Gott, von Fr. B. 14
Anmerkungen. 25
Der Mai, von Senme. 30
III. A. A. B. Lichtenſteins beſcheidene Verantwortung gegen die ſtrenge Beurtheilung, welche einige ehrenwerthe Männer über deſſen ohnmaßgebliche Verſuche, die Keilſchrift zu erklären, haben ergehen laſſen. 34
IV. Bemerkungen über die Augen der Statuen, von Lange in Berlin. 47
V. Kosmopolitiſche Blicke aufs Armenweſen, von Zobler in Zürich. 57
VI. Dankſagungsſchreiben eines Baieriſchen Prälaten und Konvents, wegen Auflöſung des Kloſters. 65
VII. Blicke auf Frankfurts Bürgerglück und Kultur. Zweiter Brief. 67
VIII. Griffe aus einem Gedankenkopf. Von M. J. R. 73
(Nebſt Gleims Porträt.)

Junius.

I. Ehrenpforten.
1. An Vater Grimm. Von G. Hiller. 81

Seite

2. Ode auf Klopstocks Tod, mit Beziehung auf seine Oden. Von L. L. Neußmann. 83

II. Angedenken und Empfindungen aus der Schweiz, als Klopstock in seinem Hamburg; und Hirzel (Verfasser des philos. Bauers) bei uns in Zürich starb. Von Joh. Tobler. 86

III. Abschiedsgrüße.

1. Die Scheidenden. 92

2. Die Bleibenden. 98

IV. Bemerkungen über die Augen der Statuen. (Fortsetzung.) Von Lange in Berlin. 103

V. Kunstnachrichten.

1. Rahl und Böttner in Kassel. Von Justi, in Marburg. 115

2. Ueber die Dresdner Kunstausstellung. 124

VI. Bemerkungen über einen Aufsatz im N. T. Merkur 1802. S. 6. S. 106. „Ueber die Bedeutung und den Werth der nordischen Mythologie und Poesie: von Fr. Rühs." Von K. T. Heinze. 127

VII. Ueber das Herabsteigen in den Krater des Vesuvs und des Aetna. Von Lenz. 135

VIII. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur. 141

IX. Münchner Nationalbibliothek. 150

X. Griffe aus einem Gedankentopf. Von M. J. R. 156

Seite

Julius. 71

I. Egeria. Zweiter Gesang. 161
II. Rinaldo's Abenteuer in Schottland. Nach Ariosts Orlando Furioso, IV. 52. ff. 174
III. Basrelief am Sarkofage Helvetiens. Im Jahre 1799. Von Appenzeller. 179
IV. Fröhliche Botschaft für die Süchtlinge und Hypochondristen, von J. H. Campe. 185
V. Weibergüte und Männerhärte. (Bruchstücke aus einem Reise-Journal.) Von Justus Gruner. 203
VI. Reise aus der Lombardie in das östliche Graubündten. Von Reuchlin. 215
VII. Correspondenz- und Kunst-Nachrichten.
1. Churfete in Stuttgardt. Stuttgartter Künstler. 229
2. Van Swieten. Neue Wiener Literatur. 236

August.

I. Fabeln von Weiße.
1. Die Glocke und die Dohle. 241
2. Der gelehrte Gimpel. 244
II. Lukrez, 2tes Buch von Knebel. 257
III. Frühlingsempfindungen im Alter. (In der Schweiz.) von Zobler. 257

Seite

IV. Worte der Zeit für die Zeit, von Tobler. 260

V. Sollen wir die Neugriechen in ihrer Aussprache des Altgriechischen nachahmen? von Hase in Paris. Nebst Vorerinnerung. 266

VI. Noch ein Paar Worte über die Nordische Mythologie, poesie und deutsche Barbenlieder. (An die Herausgeber des T. Merkurs.) von Rühs. 296

VII. Correspondenz- und Kunstnachrichten.

1. Ueber das Stuttgarter Theater und dessen neue Kunsterscheinungen. 301

2. Wilhelm Heinse. 307

3. Kunstnachrichten aus Paris. 308

4. Kunstnachrichten und neueste Litteratur von Rom, von Fernow. 312

September.

I. Fabeln von Weiße.

1. Die Nachtigal und der Storch. 323

2. Jupiter, Löwe, Pferd, Hirsch, Stier, Hund und Lamm. 236

II. Der wütende Roland.

Vierter Gesang, von Bürde. 330

III. Dietrich Tiedemann, Hofrath und erster

Seite

ordentlicher Professor der Philosophie zu Marburg, von Justi. 363

IV. Blicke auf Bayerns Aufklärung und Literatur.

Erster Brief. Zur bayerschen Gelehrten-Geschichte. Contraste. — Vormals — Jetzt! 368

Zweiter Brief. Aufhebung sämmtlicher Klöster in Bayern: Benehmen der Prälaten und des Volks dabei. 357

Dritter Brief. Karolinenfeld. Ein protestantisches Kolonieborf bei München. 385

Vierter Brief. Landesbibliothek. Erziehungswesen. Landespolizei. Anekdote. 388

V. Anzeige von J. G. v. Herder. 396

October.

I. Gedichte.

1. Wider die Ordonanz. Von Leume. 401

2. Valencia. (An Hrn. Prof. Sprengel, bei der Zurücksendung v. Fischers Gemälde von Valencia.) Von J. G. Eberhard. 404

3. Epigramme. Von Kielmann. 408

II. Probe einer Uebersetzung von Akenside's Plea-

Seite

sures of Imagination.) II. 187 bis Ende). Von August Rode. 410

III. Ueber den Charakter der drei Hauptnationen Ungarns und den Zustand der daſigen Literatur. 438

IV. Neueſte Literatur- und Kunſtnachrichten aus Italien. Von Fernow. 459

V. Gegenerklärung. 475

November.

I. Gedichte.

1. Roſalyne an Korydon nach Clotildens Chaſtel d'amour, von Haug. 481
2. Epicedion. von v. Knebel. 484
3. Thorwaldſon's Jaſon, von Friderike Brun. 454
4. Der große Geiſt, von Roſenhayn. 486

II. Proben einer metriſchen Ueberſetzung des Sophocles von A. Seidler. 490

III. Matthiſons Anthologie, von Haug. 498

IV. Neue teutſche Bearbeitung von Bayle's Dictionnaire. 505

Seite

Nachschrift des Herausgebers. 514

V. Die drei Hauptnationen Ungarns (Beschluß). 525

VI. Ueber die Landschaftmalerei, von Fernow. 527

VII. Neueste Literatur- und Kunstnachrichten aus Cisalpinien, von Fernow. 557

December.

I. Uebersezung des Prologs zum Aminta in Torquato Tasso. Von Fernow. 581

II. Gedichte.

1. Als ich Zumsteegs Büste von Dannecker sah, von Haug. 586

2. Epigrammen, von Haug. 587

3. Die Landschaft, von Fr. Brun geb. Munter. 589

III. Adams Hymne, von Röding. 592

IV. Ueber die Landschaftmalerei, von Fernow. (Beschluß.) 594

V. Kunstnachrichten.

1. Kunstnachrichten aus Franken. 641

2. Correspondenz-Nachricht aus Rom. 652

Seite

VI. Auszüge aus Briefen.

1. Aus Bayern. 654

2. Aus einem Schreiben aus Zürich. 656

3. Aus Ilmenau. 661

VII. Scheffauers Denkmal auf den Erbprinzen von Baden. 662

Inhalt des Jahrgangs. 665

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

12. Stück. December 1803.

I. Ankündigung von Hauy's Physik.

Von dem so eben zu Paris neu erschienenen Werke

Traité élémentaire de Physique, par R. J. Haüy, ouvrage destiné pour l'enseignement dans les Lycées nationaux. 2. Vol. in 8o.

haben wir eine teutsche Uebersetzung veranstaltet, welche von dem Hr. Dr. K—r in Paris, unter den Augen des Hr. Prof. Haüy selbst gearbeitet, und zur Oster-Messe k. J. erscheinen wird. Wir zeigen dies zu Vermeidung unangenehmer Collisionen hierdurch vorläufig an.

Weimar den 1. Nov. 1803.

H. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Volneys Gemälde von Nordamerika.

Von Volneys des bekannten trefflichen Beobachters kürzlich erschienenen neuesten Werke

Tableau du Climat et du Sol des Etats-Unis d'Amérique; suivi d'éclaircissemens sur la Floride, sur la Colonie française au Scioto, sur

quelques Colonies canadiennes et sur les Sauvages — Mit Kupfern und Charten.

liefern wir nächstens für die Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen eine zweckmäßig abgekürzte Uebersetzung.

Weimar im Novemb. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Beauvois Reise nach Benin.

Um Kollisionen zu vermeiden, zeigen wir hiermit an, daß wir von der nächstens zu Paris erscheinenden Reise nach Benin von dem franz. Naturforscher Paliſot-Beauvois, der im Jahr 1786 den Kapt. Landolphe dahin begleitet hat, eine zweckmäßig bearbeitete Uebersetzung für die Sprengel-Ehrmannsche Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen liefern werden, welche sogleich nach dem Originale herauskommen wird.

Weimar, im Novemb. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Der volle Mond in seiner Pracht. Abbildung und Beschreibung.

Wenn es erfreuet und Erleichterung des Dankgefühls verschafft, wohlgetroffene Bildnisse von Freunden und Wohlthätern zu besitzen: dann hat auch gewiß eine gute und richtige Abbildung vom Monde seinen unverkennbaren Werth. Wer ist ihm nicht frohe Stunden schuldig, und wer freut sich nicht seiner lieblichen Gegenwart? der Städter sowohl, als auch der Landmann; sowohl der Fröhliche als auch der Trauernde. Ohne Siegwartisch zu empfindeln, kann man mit Recht sich an seiner angenehmen Abbildung ergötzen. Wie wenig Menschen von denen, die ihn doch so oft sehen, sind dennoch nicht mit seinen ungeheuren Bergen, entsetzlichen Abgründen und mit seinem Heere von

Vulkanen und Cratern bekannt! Eine nähere Kenntniß davon verschafft also diese wohlgetroffene Abbildung, die zugleich als ein Kunstblatt, oder als transparenter Schirm unter Glas und Rahmen eine schöne Zierde in jedem Zimmer gewährt. Ob eine zweite Auflage in dieser feinen Aquatinta Manier eben so gut, als diese erste gerathen möchte, ist vom Glück zu erwarten. Wem also an dieser, von einem guten Künstler verfertigten Abbildung gelegen ist, mag sich demnach mit seiner Bestellung zeitig genug melden. Es kostet ein guter Abdruck 4 Rthlr., und ist sowohl unmittelbar, als auch durch alle gute Buchhandlungen zu haben, in Leipzig bei dem Buchhändler Hrn. Joachim. Alle gute Abdrücke sind mit der Unterschrift des Herausgebers bezeichnet, und alle unbezeichneten Abdrücke sind entweder als unächt oder als Ausschuß zu betrachten.

V. Zwölf Ansichten vom Heidelberger Schlosse gezeichnet von Pet. Speeth und G. Primavesi geätzt und herausgegeben von G. Primavesi in Heidelberg, nebst einer kurzen historischen Nachricht vom ersten Entstehen desselben bis auf unsere Zeiten in teutscher und französischer Sprache. Subscriptionspreiß 11 Fl. nach geschloßener Subscription 22 Fl.

So vielseitig das Interesse dieses Gegenstandes für das Publikum ist, so viele Gründe haben mich bestimmt, dieses wichtige Werk zu unternehmen. Nebst dem, daß kein Reisender, der Sinn hat für so herrliche Denkmäler der Vorzeit, diese Stätte ohne Ehrfurcht betritt, wo vor grauen Jahren große Herrscher die größten Künstler ihrer Zeit beschäftigten, um für die späte Nachwelt etwas zu gründen, was ihr Andenken verewigen werde; außerdem, daß der Künstler sich so schwer von diesen herrlichen Ansichten trennt, liegt hier noch ein großer Schatz für Geschichtschreiber überhaupt, für Freunde der Geschichte der Baukunst und des Geschmacks, für Topographen und Mineralogen. Alles was das Mittelalter in der Baukunst vorzügliches aufzuweisen hat, ist hier vereinigt. Es ist die bedeutungsvollste Charakteristik des

Zeitalters. - Matthisons herrliche Elegie, und Wilhelmine Matsch's treffliches Gedicht sind deutliche Belege, wie das Romantische dieses Prachtwerkes mit dem Erhabenen sich verbinde.

Mehrere Künstler haben es seither unternommen, einzelne Ansichten im Stiche herauszugeben, aber keiner hat ein Ganzes geliefert, es sind nur Theile, die nie die Zahl von 6 Blättern überstiegen haben, also den Gegenstand nicht erschöpfen konnten. Demungeachtet werden die Blätter von Merian (so kunstlos ihre Bearbeitung ist) so emsig aufgesucht, weil sie uns diesen Gegenstand überliefern, wie er vor 160 Jahren war.

Möge dereinst meinen Blattern ein gleiches Glück zu Theil werden!!

Die gar zu beträchtliche Auslage, die ein solches Unternehmen erfordert, mag wohl Manchen davon abgehalten haben. Die Anhänglichkeit an meine Vaterstadt, die Liebe zu meinen Mitburgern, und die Ehre, etwas fur die Nachwelt geliefert zu haben, feuerten mich zur Ausfuhrung des Gedankens an, den ich schon früh in meiner Jugend nährte.

Es erscheinen demnach unter obigem Titel zwölf Ansichten des Heidelberger Schloßes im Geschmacke von de Boissieur radirt, von gleicher Größe, nämlich 11 Zoll hoch und 15 Zoll breit, nach folgendem Plane:

No. 1. 2. 3. 4. liefern die 4. Außenseiten,
— 5. Die Halle.
— 6. Den Altan.
— 7. 8. Den Schloßhof.
— 9. Den Rittersaal von außen.
— 10. 11. Den gesprengten Thurm.
— 12. Die große Grotte.

Die Platten sowohl, als auch der Text dazu werden auf Velinpapier auf das Eleganteste gedruckt geliefert, und die resp. Herren Subscribenten können bestimmen, in welcher von beiden Sprachen sie ihre Exemplare verlangen.

Der Subscriptionspreiß für die 12 Platten samt dem Texte ist 11 fl. oder 6 Rthlr. Sächs. oder 24 Liv. Nach geschloßener Subscription die bis zu Ende dieses Jahres offen bleibt, ist der Preiß gerade das doppelte.

Der Betrag wird nicht eher als bei Ablieferung der Exemplare entrichtet.

Ich erſuche hiermit alle Kunſt- und Buchhandlungen, auf dieſes Werk Beſtellungen anzunehmen, und gegen Einſendung ihrer Commiſſionen in poſtfreyen Briefen einen verhältnismäßigen Rabatt zu erwarten.

Die Herren Herausgeber der allgemeinen Kunſtzeitung haben ſich bey Gelegenheit einer vorläufigen Ankündigung dieſes Werks im 4ten Hefte ihrer Kunſtzeitung bereits erboten, Beſtellungen anzunehmen.

Heidelberg, den 1. Sept. 1803.

C. Primavesi.

In Frankfurt a. M. nimmt die Siegbergiſche Kunſthandlung und in Weimar das Landes-Induſtrie-Comptoir Subſcription an.

VI. Ankündigung einer neuen Auflage der Reiſen durch einen Theil Teutſchlands, Italiens und Frankreichs, in den Jahren 1798 und 1799 von Ernſt Moritz Arndt.

Indem ich dieſe zweyte verbeſſerte Auflage eines ſchätzbaren Werks ankündige, darf ich mich kühn auf den Beyfall der Kritiker und des Publikums berufen, durch den ſie ſo ſchnell nach der erſten nöthig geworden iſt. Die Kritiker haben in dieſen Reiſen eine ſo liebenswürdige Individualität, eine ſo friſche originelle Lebensanſicht, eine ſo ſeltene Freymüthigkeit und eine ſo große Menge der intereſſanteſten Bemerkungen, Anekdoten, Schilderungen u. ſ. w. gefunden, daß das Ganze faſt in allen gelehrten Zeitungen, und beſonders in unſern zwey erſten kritiſchen Journalen der A. L. Zeitung und A. D. Bibliothek mit großem Lobe angezeigt worden iſt. Das Publikum durch dieſe competente Richter aufmerkſam gemacht, hat ſich bald durch eigne Anſicht von dem Werthe dieſes Werks überzeugt, und mich auf dieſe Art in den Stand geſetzt, es ihm zum zweitenmale mit alle den Verbeſſerungen und Verſchönerungen anzubieten, die dem Herrn Verfaſſer, und mir, dem Verleger, eine angenehme Pflicht geweſen ſind. Das Ganze, welches in der erſten Auflage in 6 Bänden klein 8.

bestehet, soll in der 2ten Auflage in 4 Bänden in gr. 8. erscheinen, zu jedem Bande ein Kupfer, welches entweder eine schöne Natur-Gegend oder etwas Historisches darstellt, zugegeben werden. Der Druck wird sich besonders durch gefällige, und für das Auge bequemere Schrift vor der ersten Ausgabe auszeichnen, und mit dem Papier im schönsten Verein stehen. Der Verfasser wird noch einige interessante Nachrichten über Ungarn, welche in der ersten Ausgabe nicht sind, hinzufügen. — Bis Ostermesse 1804 lasse ich mir einen Frd'or vorausbezahlen, und verspreche den Pränumeranten, ausser dem Vortheil eines geringern Preißes gegen den nachherigen Verkaufspreiß, auch noch in Betreff des Papieres und der Kupfer eine Auszeichnung.

Leipzig im Novbr. 1803.

Heinrich. Gräff.

VII. C. G. Claudius Allgemeiner Briefsteller, oder: Nützliche, auf alle fast erdenkliche Fälle, nach den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe, nebst einer Anweisung zum Briefschreiben überhaupt ꝛc. ꝛc. Ein Handbuch für die mittleren und niederen Stände zum Selbstunterricht. Siebente ganz umgearbeitete Auflage. 8.

Was lange währt, wird gut; ein altes, wenn gleich nicht immer wahres Sprichwort: allein hier ist es wahr! Ganz ruhig war ich, wenn seit den anderthalb Jahren, als so lange ich diese ganz umgearbeitete Auflage angekündigt habe, manche Aufforderung, manierlich und derb, geschah. „Wenn das Buch fertig seyn wird, werdet ihr sehen, wer bei dieser Zögerung gewonnen hat, ob Ihr oder ich": so dachte ich, und verhielt mich ganz ruhig. Das Publikum hat gewonnen: denn ich hätte wahrscheinlich seit der Zeit abermals eine Auflage absetzen können. Ob aber das Buch so brauchbar geworden wäre, als es jetzt erscheint? die Frage ist leicht zu beantworten: Kek kann ich behaupten, wir haben bis jetzo keinen Briefsteller diesem gleich an Vollständigkeit und Brauchbarkeit. Er ist für das grose

Publikum bestimmt, und wenn ich sage, daß er Allen alles leistet, was man von einer Anweisung zum Briefschreiben erwartet und verlangt, und daß selbst gewitzte und kluge Personen noch daraus lernen können, so habe ich nicht zu viel gesagt. Ein solches Buch muß, um desto mehr Eingang zu finden, wohlfeil seyn. Wenn ich nun sage, daß ich einige 40 Bogen Text und 4 Schema von Wechselbriefen und Assignationen für 18 Groschen Verkaufspreiß geben, daß ich den Schulen, bei 12 und mehreren Exemplaren, das Exemplar für 12 Groschen geben will, so frage ich: ob ich mehr zur Verbreitung dieses brauchbaren Buches thun kann? Ich kann, wie der berühmte Faust mit seinem Gesundheitskatechismus die respectable Nachdruckerzunft auffordern, es nachzudrucken, und sie wird es nicht wagen. Ich hatte bei der vorjährigen Ankündigung den Calcul auf 29 Bogen gemacht, und wollte diese für 12 Gr. geben; jetzt ist das Ganze noch einmal so stark geworden und darüber, und ich setze ein einzelnes Exemplar nur 6 Gr. höher. Daß ich bey 12 und mehreren Exempl. bey baarer Einsendung des Betrages eine Ausnahme machen will, geschieht aus patriotischen Gesinnungen gegen Schulen oder andere Erziehungsanstalten; bei einzelnen Exemplaren findet es schlechterdings nicht Statt, auch nicht, wenn man sich einer andern Buchhandlung bei 12 Exempl. als Mittelsperson bedient.

Heinrich Gräff.

NB. Wer es als Weihnachtsgeschenk für seine Kinder gleich gebunden haben will, für den habe ich Exemplare in Pappe mit Mokoquin-Papier überzogen, sauber gebunden, à 1 Rthlr. fertig.

VIII. Winkopp's neuestes Staats-, Zeitungs-, Reise-, Post- und Handlungs-Lexicon u. s. w. Zweyten Bandes Erste Abtheilung gr. 4. 1 Rthlr.

hat auch die Presse verlassen und ist unter 30 Rthlr. an alle Buchhandlungen versandt worden. Es wird ununterbrochen weiter daran gedruckt, so daß die Liebhaber zu die-

Der

Deutſche Merkur.

Februar 1773.

I.

Betrachtung

über die

von Herrn Herder in ſeiner Abhandlung

vom Urſprung der Sprache

vorgelegte

Genetiſche Erklärung der Thieriſchen Kunſtfertigkeiten und Kunſttriebe.

Herr Herder hat für nöthig erachtet, ehe er ſich an die Auflöſung der akademiſchen Aufgabe, welche ſein Hauptgegenſtand iſt, wagte, durch vorläufige Berichtigung einer andern, die er in ſeinem Wege liegen fand, ſich

sem vollständigen Werke bald befriedigt seyn sollen." Der Preis der bis jetzt erschienenen vier Abtheilungen ist 6 Rthr.

Leipzig im Decbr. 1803.

von Kleefeldsche Buchhandlung.

IX. Inhalt des 11ten Stücks der A. G. Ephemeriden 1803.

Abhandlungen. 1. Neueste Nachricht aus Otahiti. Auszug aus einem officiellen Briefe der brittischen Missionaire zu Otahiti. Aus dem Engl. 2. Nachrichten von dem Lande Sennaar, und von den nach Aegypten ziehenden Karawanen von Sennaar. Von B. Lapanouse. 3. Kritischer Versuch über die Kunde von Bambuk. Von A. F. Ehrmann. Bücher-Recensionen. 1. Briefe über die hohe Rhoene Frankens ꝛc. ꝛc. Von F. X. Jäger. 3 Thle. 2. Beiträge zur genauen Kenntniß der Spanischen Besitzungen in Amerika, aus dem Span. ꝛc. von C. A. Fischer. 3. Vue de la Colonie espagnole du *Mississipi* ou des provinces de *Louisiane* et Floride occidentale etc. Editeur: *B. Duvallon* etc. 4. Second Voyage à la *Louisiane* faisant suite au premier de l'Auteur de 1794 à 1709. etc. par: *Baudry des Lozières*. 2 Bde. 5. The British Mariners Directory and Guide to the trade and navigation of the Indian and China Seas, etc. *By H. M. Elmore*. Charten-Recensionen. 1. Der Schwabische Kreis nach den neuesten Entschädigungen, von F. H. 2. Charte von Südamerika ꝛc., von Mannert. 3. Charte von Alt-Ostpreußen, Litauen und Westpreußen. III. Section. Vermischte Nachrichten. 1. Biograph. Notizen über Hrn. *Barbié du Bocage*. 2. Höchstinteressante Anekdote, die Geographie von Liefland und Esthland betreffend. 3. Avant-coureur der neuesten geograph. und statist. Schriften. 4. Avant-coureur neu erschienener Charten, nebst Charten-Anzeigen. 5. Auszug aus einem Briefe aus New-York. 6. Journalistik — Berl. Monatschr. Oct. v. Humboldts Briefe. — Minerva. Reise durch das Land der Grecks. — Polit. Journal. Ueber Louisiana. 7. Kurze Notizen. — Nachr. aus Ko-

chinchina. — Gebohrne und Gestorbene in Rußland. — Diöces Abo. — Grafsch. Pyrmont. — Herrsch. Jaklowiz. — Bevölker. der Stadt Mainz. — Aufnahme einer Charte von Hannover. — Brief aus New-York über Portugal. — Mission unter den Kaffern. — Eroberung von Kandi. — Dänische Seemacht. — Bäder zu Montlignon. — Nachricht von den Wahabis. — *Bory de St. Vincent's* Reise nach der Küste von Afrika. 8. Berichtigung einer Charten-Anzeige, von J. M. Hildb. 9. Siechrenstern. 10. Anzeige eines neuen geograph. Werks. Zu diesem Hefte gehören: 1. Das Portrait von *Barbié du bocage*. 2. Charte von Bambuk, nach der Zeichnung von Compagnon. K.

Weimar im Novemb. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

X. Inhalt des 11ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1803.

I. Auszug aus dem Tagebuche einer teutschen Dame in London. II. Künste. 1. Wielands Oberon, zweites Blatt. 2. Rinaldo und Armida. 3. Pädagogisches Bilderbuch. 4. Ungerscher Notenguß und Notendruckerei. III. Theater. 1. Vierter Heft der Berliner Theaterkostums. 2. Hamburgisches französisches Theater. 3. Leipziger Theater. 4. Casseler Theater. 5. Breslauer Theater. IV. Badechronik. 1. Ueber Pyrmont. Mlle. Mixhoffner. Feten in Pyrmont. 2. Wallfahrt nach Lauchstädt zu Maras Gesängen im Julius. 3. Naturschönheiten von Baaden in Oesterreich. V. Correspondenz- und Modenachrichten. 1. Brief eines Reisenden aus Moskau. 2. Englische Stelzenschuhe oder Patent-Clogs. Modeschuhe der Engländerinnen. Englische Stecknadeln. 3. Teutsche Modehäubchen für den Winter. Pelzwerk. 4 Wintervergnügungen in Cassel. 5. Leipziger Meßbericht von der Michaelismesse 1803. 6. Teutscher Modenbericht. VI. Ameublement. Eine

Büsser. Commode in einem Speisezimmer. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Nov. 1803.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Inhalt des 9ten Stücks von Sickler's teutschem Obstgärtner 1803.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt, und der Obstpflanzen insbesondere. II. Naturgeschichte der Erdbeere. Der gestreifte Erdbeerstock. Der weiße Erdbeerstock. Der gefüllte Erdbeerstock. Der Träubel-Erdbeerstock. II. Aepfel-Sorten. No. CIII. a. Der Eisapfel Nr. 1. No. CIII. b. Der Eisapfel Nr. 2. III. Birn-Sorten. Nr. CVIII. Die westphalische Melonenbirne. IV. Mandel-Sorten. No. V. Die Zwergmandel. (Indische Mandel.)

Zweite Abtheilung.

I. Ueber die von der Academie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt aufgegebenen Pomologischen Preißfragen, deren Beantwortung, Krönung und Mittheilung derselben hier im T. Obstgärtner. Gekrönte Preißschrift des Hrn. Prof. Wildenow. I. Abschnitt. Bemerkung über Arten und Spielarten. II. Vorschlag zur Vertreibung der Sperlinge von den Kirschbäumen und Tilgung der Raupen; von Hr. Pfarrer Henne in Niederkyhla im Weimarischen. III. Anfrage über die Kirsche vier ein Pfund, nach einem Briefe von Herrn Bürgermeister Graz in Lassan vom 18. Jan. 1503. IV. Ueber einen Versuch, die Pfirschen im Mistbeete zu veredeln; von Hrn. Pastor Krüger zu Gröditz bei Budissin. V. Pomologische Anfrage.

Weimar, im Novemb. 1803.

Landes-Industrie-Comptoir.

Inhalt des 10ten Stücks vom Sicklers teutschem Obstgärtner.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt und der Obstpflanzen insbesondere. II. Naturgeschichte der Erdbeere. Die Erdbeere von Plymouth. II. Aepfel-Sorten. No. CIV. Berlinet Reinette. III. Birn-Sorten. No. CIX. Die Forellenbirne. IV. Johannisbeer-Sorten. No. IV. Die schwarze Johannisbeere. V. Kirschen-Sorten. No. XLVI. Die süße Frühweichsel.

Zweyte Abtheilung.

I. Gekrönte Preisschrift des Hrn. Prof. Wildenow. II. Abschnitt Entstehung der Spielarten. II. Nachricht von einer berühmten Baumschule bei Paris, aus welcher die besten Obstsorten gezogen werden können.

Weimar im Novemb. 1803.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. Inhalt des 11ten Stücks von Hildts Magazin.

I. Geschichte und Fortschritte des Handels in und ausser Europa. 1. Ueber den Ostseehandel und die Schiffahrt durch den Sund 2. Ueber den Leinewandhandel in der Lausitz. 3. Ist Englands oder Frankreichs Sieg in dem jetzigen Kriege vortheilhafter für Europa? 4. Einfuhr von Zucker und Kaffee in Hamburg in den Jahren 1800 und 1801, außer was auf Ordre und als Transito eingegangen ist. II. Kunstfleiß in Fabriken und Manufakturen eines Landes oder einer Stadt. 1. Ueber die Zurichtung des Hanfs zu Grenoble in Frankreich. 2. Ueber die Benutzung des Eiweißkalks als Grundlage mancher Gattungen von Kütten und Bedeckungen. III. Handelswaaren-Kunde. 1. Zimmt oder Kaneel, Zimmtöl und Zimmtblüte. 2. Produkte des Wallroßfanges. 3. Der Hanf.

IV. Literatur der Handels-Wissenschaften. 1. Eight Letters on the peace, and on the Commerce and Manufactures of Great Britain. By Sir Fred. Morton Eden. London 1802. 2. Sammlung praktischer Erfahrungen und Beobachtungen, für Branntweinbrenner, Bierbrauer, Weißbecker, Essig-Fabrikanten, Stärke-Fabrikanten und Parfumirer, zur Beförderung und Vervollkommnung ihrer Gewerbe, so wie der Stadt- und Land-Wirthschaft überhaupt. Herausgegeben von D. S. F. Hermbstädt. Erster Band, Erstes Stück. 8. Berlin 1803. 3. Reise nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika, unter dem Commodor Joseph Billings. In den Jahren 1785 bis 1794. Aus den Original-Papieren verfaßt von Martin Sauer. Aus dem Englischen, und mit Anmerkungen von M. C. Sprengel. Mit einer Charte 8. Weimar 1800. V. Correspondenz- und vermischte Handels-Nachrichten. 1. Was wird die Englische Sperre der Elbe und Weser für Folgen haben? 2. Nachricht von Odessa. 3. Erhöhung der Mauth zu Wien auf Zucker, Kaffee und Kakao. 4. Weitere Nachricht von der Russischen Entdeckungsreise. 5. Ueber den Buchhandel in Italien. 6. Vermischte Handels-Notizen.

Weimar, im Nov. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIII. Inhalt des 11ten Stücks von Voigts Magazin der Naturkunde 1803.

I. Nachricht von einem neu entdeckten Schmarotzerthiere auf dem Vespertilio murinus. Nebst einer nach der Natur gezeichneten Abbildung auf Taf. X. vom Hrn. Nitzsch in Wittenberg. II. Einiges über die Physiologie der Kartoffeln; mit einer Nachschrift des Hrn. D. Fr. Voigt. (Nebst einer nach der Natur gezeichneten Abbildung auf Taf. X.) III. Ueber den Magnetismus und die Bestimmung der Stärke desselben. (Aus einer Abhandlung des Hrn. Coulomb in den Schriften des Nationalinstituts. Mit einer Abbildung des Apparats auf Taf. XI.) IV. Chemische Zerlegung der Cölnischen Umbererde vom

Hrn. Erdmann. (A. d. Ann. du Muſeum d'Hiſt. nat. H. 8. V. Weitere Nachrichten von den räthſelhaften aus der Luft gefallenen Steinen. Nachtrag, Hrn. Biot's Bericht über das Steinregen-Meteor vom 6. Floreal XI. im Orne-Departem. in der Gegend von Aigle an das Nationalinſtitut. VI. Verfahren dem Linnen und Hanf das Anſehen der Baumwolle zu geben. VII. Ueber die Eigenſchaft des Nickels und Kobalts auf den Magnet zu wirken. VIII. Vorſchlag des Hrn. Hofraths Gervinus zu einer hydrauliſchen Winde. (Nebſt einer Abbildung auf Taf. XI.) IX. Beſchreibung eines Verfahrens, die Leichname der Thiere nicht allein vor der Fäulniß zu bewahren, ſondern ſie zugleich auch bei ihrem natürlichen Anſehen zu erhalten. (Vom Herrn C. Laſſier, Prof. der Ecole de Med. X. Nachricht von einer in Aegypten beobachteten Atrophie der Teſticuli, (vom Hrn. Generalchirurgus Larrey). XI. Verſuch einer Theorie der möglichen Erhitzung durch Waſſerdämpfe; als Warnung für diejenigen, welche die Erfindung der Herrn Gott und Comp. bei ihren Färbereien einzuführen gedenken. XII. Bemerkungen über ein elektriſches Phänomen, welches der Annahme zweier verſchiedenen elektriſchen Flüſſigkeiten nicht günſtig zu ſeyn ſcheint. (Vom Hrn. Tremery) XIII. Nachricht von einigen Verſuchen des Herrn Davy, über die durch wechſelſeitige Berührung verſchiedener Subſtanzen entwickelte Elektrizität. XIV. Ueber die Rotation des Saturnringes. XV. Nachricht von einem neuen durch mehrere Verſuche bewährten Mittel gegen den Bändwurm. Vom Hrn. Bourdier, Prof. der Ecole de Médecine zu Paris). XVI. Auszug eines Briefes des Hrn. Bau-Conducteurs Sartorius an den Herausgeber, die Reſultate der chemiſchen Unterſuchung des Aegirs und des Thuringiſchen Lepidoliths vom Hrn. Prof. Tromsdorf, betreffend. XVII. Gedanken bei Leſung der Nachſchrift des Herausgebers dieſes Magazins über das Verſchwinden der Wolken. (Vom Hrn. Sartorius.) XVIII. Nachricht von einer Art Schnellwage mit Schaalen.

Weimar im Decbr. 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XIV. Inhalt des 11ten Stücks von Steinbecks teutſchen Patrioten.

I. Das einfachſte Mittel, aller Hungersnoth vorzubauen, den Landwirthen beſonders zu empfehlen. II. Welches ſind, außer den Mängeln der Polizei, die Urſachen, aus denen, vorzüglich in unſeren Zeiten, der Mangel an Unterhalt entſpringt, der für Viele ſo drückend iſt? III. Ein vortreffliches Landesherrliches „Recipe“ gegen das übertriebene und dadurch äußerſt ſchädliche halten der Hunde. IV. Bitte eines Patrioten um größere Strenge gegen Diebe und Frevler. V. Patriotiſche Herzensergießungen über die ſchlechten Polizeianſtalten im Baireuthiſchen.

Weimar, im Novemb. 1803.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XV. Neue Verlagsbücher des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, Leipziger Michaelis-Meſſe 1803. welche in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder mit teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern, No. 69 und 70 gr. 4. 1 Rthl. 8. gr. oder 2 fl. 24 kr.

— — daſſelbe mit ſchwarzen Kupfern, gr. 4. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtemat. Plane geſammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet v. M. C. Sprengel, fortgeſetzt v. T. F. Ehrmann, IXr Bd. enthält: 1) Durand's Nachrichten von den Senegal-Ländern, neſt Rubaults Landreiſe nach Galam. 2) Reiſe nach der Küſte von Guinea, bearb. von Labarthe. m. Charten, gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 fl. 3 kr.

Durand's Nachrichten von den Senegal-Ländern, aus Rubaults Landreise nach Galam; a. d. Franz. mit Anmerk. und Zusätzen v. T. F. Ehrmann. Mit einer großen Specialcharte von den Senegal-Ländern, gr. 8. (aus dem 9ten Bd. der Biblioth. der Reisen besonders abgedruckt). 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Ephemeriden, allgem. geographische, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 6r Jahrg. 1803. 73 — 108 Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. der Jahrgang v. 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Funke, C. P., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen, No. 69 und 70. gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Gaspari, A. C., Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses 2r Cursus, 4te verbesserte Aufl. durch Cartons, welche die neuesten Veränderungen seit 1801 enthalten, berichtiget, gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 gr.

— — dessen, die Cartons apart für die Besitzer der 4ten Aufl. gr. 8. 9 gr. od. 40 kr.

— — neuer methodischer Schulatlas dazu, entworfen von J. Güßefeld in 34 Quartcharten 4te Auflage, neu verbessert. 4. 2 Rthlr 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Introduction à l'étude de l'art de la guerre, ouvrage enrichi de Planches et Cartes p. le Comte de la Rochearymon Vol. III. av. 24 Pl. gr. 8. 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 18r Jahrgang 1803. 7s bis 10s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern, gr. 8. der Jahrgang v. 12 Stücken. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

Labarthe's Reise nach der Küste von Guinea oder Beschreibung des Westafrikanischen Küstenstrichs, vom Kap Tagrin bis zum Kap Lopez Gonsalves, a. d. Franz. mit Einleit. Anmerk. und Erläuterungen v. T. F. Ehrmann. Mit einer verbesserten Charte v. Guinea gr. 8. (aus dem

gten Bd. der Bibliothek der Reisebeschr. besonders abgedruckt). 1 Rthlr. 6 gr, od. 2 fl. 15 kr.

Lexikon allgemeines mythologisches, aus Orginalquellen bearbeitet von C. A. Böttiger und F. Majer, erste Abtheil. welche die nicht altclassischen Mythologien, nämlich die heil. Mythen und Fabeln der Chinesen, Japaner, der indischen Völkerschaften im weiteren Umfange, sowohl nach den Lehren der Brahmanischen als Lamaischen Religion; der Nordasiatischen Völker, der Perser, der alten Araber, des Mahomedism, der Hebräer, der Afrikanischen Völker, der Slaven, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner sämtl. ursprünglichen Völker Amerika's und endlich der Bewohner von Australien enthält, bearbeitet v. D. Fr. Majer 1r Bd. mit Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr. od. 6 fl. 48 kr.

Loder's, D. J. C., Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers. Vte Lief. Angiologie 1r Abschn. 2te Abth. Venen. Tab. 126 — 132 gr. fol. mit teutschem oder lat. Text. 4 Rth. od. 7 fl. 12 kr.

— — dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und mit einem Text. 4 Rthlr. 16 gr. od. 8 fl. 24 kr.

— — der lat. oder teutsche Text besonders. 12 gr. oder 54 kr.

— — derselben VIte Lieferung 1r Abschn. 3te Abth. Nevrologie Tab. 177 — 182. gr. fol. mit teutschen oder lat. Text. 3 Rthlr. 18 gr. od. 6 fl. 48 kr.

— — dieselbe Lieferung mit den Kupfern auf größeres Schweizer Papier und einem Text. 4 Rthlr. 8 gr. od. 7 fl. 48 kr.

— — der teutsche oder lat. Text besonders. 12 gr. od. 54 kr.

— — das Register über das ganze Werk, gr. fol. lateinisch oder teutsch. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

London und Paris VIr Jahrgang 1803. 38 — 54 St. mit ausgem. und schw. Kupfern. gr. 8. der Jahrgang v. 8 Stücken 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Magazin der Handels- und Gewerbekunde herausgeg. v. J. A. Hildt 1r Jahrg. 1803. Julius bis Oct. mit ausgem. und schw. Kupf. und Charten, gr. 8. der Jahrg. v. 12 Stücken. 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

Obstgärtner, der teutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschlands sämtl. Kreisen, verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur und herausgegeben v. J. B. Sickler. Ar Jahrg. 1803. 7s — 10s Stück mit ausgem. und schwarzen Kupfern. gr. 8. der Jahrzang v. 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Patriot, der teutsche, eine Monatsschrift für die Gebildeten im Volke, seine Vorsteher, Lehrer und übrigen Freunde. Herausgeg. v. G. H. Steinbeck 1803. Julius bis Octob. m. Kupf. 8. der Jahrg. v. 12 Stücken. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Rocheaymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst mit Kupfern und Pl. IIIr Bd. mit 24 K gr. 8. 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

Rumford, B. Gr. von, kleine Schriften, politischen, ökonom. und philosoph. Inhalts. IIIr Band mit Kupf. u. Fig. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Dasselbe unter dem Titel: über Küchenfeuerheerde und Küchengeräthe nebst Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kochkunst und Vorschlägen zu ihrer Verbesserung, m. K. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Voigts, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften 1803. 7s — 10s Stück mit Kupf. 8. der Jahrg. v. 12 Stücken. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

Wieland, C. M., der neue teutsche Merkur v. J. 1803 Julius bis Octob. mit Kupfern. 8. der Jahrg. v. 12 Stücken. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

In Commission.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués p. A. L. Millin T. I. Livr. 4. et 5ième av. fig. 4. Paris.

gleichsam die Bahn zu eröfnen. Diese war: Zu Festsetzung des Unterschieds zwischen Thier und Mensch, eine genetische Erklärung der den verschiedenen Thiergattungen angebohrnen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe zu finden.

Herr Herder spricht S. 30: „Da die Menschen „für uns die einzigen Sprachgeschöpfe sind, die wir „kennen, und sich eben durch Sprache von allen „Thieren unterscheiden: wo fienge der Weg der Untersuchung sicherer an, als bey Erfahrungen über „den Unterschied der Thiere und Menschen? — Condillac und Rousseau mußten über den Sprachursprung irren, weil sie sich über diesen Unterschied „so bekannt und verschieden irrten: da jener die „Thiere zu Menschen, und dieser die Menschen zu „Thieren machte.“ Und auf der folgenden Seite: „So wie die Erklärung der Kunsttriebe bisher den „meisten mißglücket ist, so hat auch die wahre Ursache von der Entbehrung dieser Kunsttriebe in der „menschlichen Natur noch nicht ins Licht gesetzt werden können.“

Zu diesem Ende also spürt er S. 31. den Ursachen nach, warum der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instinkts so weit nachstehe, und das, was wir bey den Thieren angebohrne Kunstfertigkeit und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe.

Eine

Schulz, Fr., über den allgemeinen Zusammenhang der Höhen auf der Oberfläche der Erde, nebst einer Gebirgscharte von Europa, gr. 4. Schreibp. 2 Rthlr. 4 r. oder 3 fl. 54 kr.

Druckpap. 1 Rthlr, 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

— — die Charte besonders. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

XVI. Neue Charten, Kupferstiche und andere Kunstsachen, welche im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar Leipziger Mich. Messe 1803 erschienen sind, und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben sind.

Charten.

A. Größere Charten im gewöhnl. Landchartenformat, wovon die mit * bezeichneten zum Gaspariſchen Handatlas gehören.

* Charte von Helvetien und Wallis nach den neuesten und vorzüglichsten Hülfsmitteln, neu entworfen von F. Götze, Rojal fol. 8 gr. od. 36 Kr.

Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillum. 12 gr. od. 52 Kr.

Charte von den Senegalländern nach den Specialcharten von Poirſon und Blanchot entworfen von T. F. Ehrmann, Rojal fol. 8 gr. od. 36 Kr.

Reichard's, C. G., Atlas des ganzen Erdkreises nach den neuesten Entdeckungen in der Central-Projection entworfen auf 6 Charten Rojal fol. nebſt einer gedruckten Erläuterung mit 1 Kpfr. geb. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 Kr.

B. Kleinere Charten.

Charte von Ceylon nach Arrowſmiths Reduction einer neuen Zeichnung, Fol. 3 gr. oder 15 Kr.

— der Inſel Teneriffa nach der Zeichnung von Bory de St. Vincent. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

— von den Gouvt. Wologda entworfen von F. G. 4. 3 gr. od. 15. Kr.

— Topographiſche von den engl. Kolonien in Neu-Süd-Wallis; nach der neuen von Patterſon bekannt gemachten Aufnahme von Grimes und Flinders, fol. 3 gr. od. 15 Kr.

— — aufe des Mayns und deſſen Flußgebiet 4. 3 gr. oder 15 Kr.

— — Laufe der Weſer und ihrem Flußgebiet, 4. 3 gr. oder 15 Kr.

— — Laufe der Elbe und ihrer Nebenflüſſe, 4. 3 gr. oder 15 Kr.

— von der Mündung der Elbe, Weſer und Jahde nach J. T. Reinke's Charte reducirt, fol. 6 gr. 27 Kr.

— der Canarien-Inſeln, nach der Zeichnung von Bory de St. Vincent. fol. 6 gr. od. 27 Kr.

— von Louiſiana, 4. 3 gr. od. 15 Kr.

— von Ober-Guinea nach Labarthe's Zeichnung, fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Kupferſtiche, Portraits und anderer Kunſtſachen.

Abbildung aller Obſtſorten, aus dem teutſchen Obſtgärtner. Der Kirſchen. 4te Lieferung, in 6 Bl. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— derſelben, Pfirſchen und Aprikoſen 2te Lief. in 6 Bl. gr 8. 16. gr. od 1 Fl. 12 Kr.

— derſelben, Vermiſchte Obſtſorten 2te Lieferung in 12 Bl. gr. 8. 1 Thl. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— derſelben Pflaumen und Zwetſchen 3 Bl. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12. kr.

Portrait von Louis de l' Isle de la Croyère gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— J. R. und Georg Forſter auf 1 Bl. gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— L. de Grandpré, Capitän der franz. Marine, gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— Nic. De Fer, Kön. Franz. Geograph. gr. 8. 4 gr od. 18 Kr.

Mikroſcopiſches Kabinet, enthaltend Gegenſtände aus allen 3 Naturreichen zum genaueren Studium der Natur und ihrer Wunder. Herausgegeben von F. J. Bertuch 1te Lieferung, Taf. 1 — 10. 2 thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

ein einfaches Microſcop. 16 gr. od. 1 Fl. 12 Kr.

ein zuſammengeſetztes Microſcop aus 3 Linſen, 2 verſch. Vergrößerungen, einem Spiegel und Beleuchtungs-Glaſe beſtehend. 3 thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

ABR. GOTTH. KAESTNER.

Qui me commovit (melius non
tangere, clamo)
Flebit et insignis tota cantabi-
tur Urbe.

Der Neue
Teutſche Merkur.

vom Jahr 1804.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erſter Band.

Weimar 1804.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1804.

I.

Soliloquien zum neuen Jahre.

1.

An meine Freundin N. G.

Es iſt kein Glück, o Freundin, zu beneiden,
Als, das in unſerm Herzen wohnt,
Der Pöbel kennt nicht das geheime Leiden,
Das oft auf Königsſtühlen thront.
Der Mann, vor dem der Erde Völker beben,
Vor dem im Staub die Freiheit weint,
Von ſeinen Tauſenden im Glanz umgeben,
Iſt nicht ſo glücklich, als er ſcheint.
Denn jene Tauſende, die ihm zur Wache
Sein Ehrgeiz, und das Mißtrau'n gab,

Sie halten nicht der Gräuelthaten Rache,
Die er verübte, von ihm ab.
Die Bilder der von ihm Erſchlagnen dringen
Durch ihre Reih'n zu ihm empor.
Der Sterbenden Geheul und Händeringen
Schwebt ewig ſeiner Seele vor,
Die er in Feſſeln ſchlug, der Nationen,
Und der gekränkten Menſchheit Fluch,
Der Jammer von zukünft'gen Millionen,
Und der Geſchichte Richterſpruch.
Von ſeinem Haupt weicht nimmer der Tyrannen
Am dünnen Faden hängend Schwerdt;
Der Welt Eroberung wird nicht verbannen
Den Geier, der ſein Herz verzehrt.
Er hat umſonſt ſein Reich zu neuen Kriegen,
Als Geiſel Gottes, aufgejagt;
Umſonſt wird ihm das lezte Volk erliegen,
Das frei vor ihm zu bleiben wagt.
Kein Strom von Blut kann innre Ruhe geben;
Sie iſt der Weisheit Eigenthum;
Den blut'gen Würger kann kein Sieg erheben
Zum unentweih'ten Heldenruhm.
Der ſtolze Thor faßt der Timoleone,
Und Waſhingtone Größe nicht,
Fühlt nicht, daß herrlicher, als jede Krone
Der Kranz iſt, den die Freiheit flicht.

Miltiades verkannt vom Vaterlande,
Dem er der Knechtſchaft Feſſel brach,
War glücklicher bei'm Klirren ſeiner Bande,
Und in des dunkeln Kerkers Schmach:
Er fühlt' in ſich erhabnen Frieden wohnen,
Und Ahnung der Unſterblichkeit;
Sie ſinds allein, die Heldenwerke lohnen;
Der Pöbel hängt am Pünktchen Zeit.
Ameiſenhaufen, wie du ſiehſt, verſchwinden,
Und Reiche ſinken in den Staub;
Wo iſt in Rom der Cäſarn Macht zu finden,
Und der beſiegten Erde Raub?
Was edel iſt, was unſern Urſprung ehret,
Was nichts von Erdſtoff' an ſich trägt,
Nur das iſt groß, und ſeine Folge währet,
Wenn längſt kein Menſchenherz mehr ſchlägt.

2.

E u r o p a.

Zwei mächt'ge Völker ſtehn am Ozeane,
Erhizt von grauſem Durſt nach Blut:
Der Todesengel ſchwingt die Leichenfahne,
Und füllt ihr Herz mit blinder Wut.

Eine Entwicklung des Urſprungs der Kunſtfertigkeiten, das iſt, eine genetiſche Erklärung derſelben, mußte der Entwicklung der Urſache ihrer Entbehrung in der menſchlichen Natur zum Grunde gelegt werden; und da weiſet uns nun Hr. Herder den Standpunkt an, aus welchem wir Menſch und Thier beobachten, und die Data zu Erklärung der Verſchiedenheit in ihrer Natur hernehmen ſollen. Dieſer Geſichtspunkt iſt die Sphäre ihrer Exiſtenz.

„Jedes Thier, ſagt Herr Herder, hat ſeinen „Kreis, in den es von Geburt an gehört, in den es „ſogleich eintritt, in dem es Lebenslang bleibt und „ſtirbt; nun iſt es aber ſonderbar, daß, je ſchärfer die „Sinne der Thiere und je wunderbarer ihre Kunſt„werke ſind, deſto kleiner iſt ihr Kreis: deſto ein„artiger iſt ihr Kunſtwerk.“ Die Richtigkeit dieſer Bemerkung, und der darauf gegründeten umgekehrten Proportion wird durch Beyſpiele hier nicht geſichert; Hr. H. verweiſet damit auf eine andre Gelegenheit, und ſchreitet folgender Geſtalt zur Anwendung ſeines Satzes. „Wenn unendlich feine Sinne „in einen kleinen Kreis, auf ein Einerley eingeſchloſ„ſen werden, und die ganze andre Welt für ſie nichts „iſt: wie müſſen ſie durchdringen! Wenn Vorſtel„lungs-Kräfte in einen kleinen Kreis eingeſchloſſen, „und mit einer analogen Sinnlichkeit begabt ſind,

Ihr Thoren! sprecht! was treibt euch ins Verderben?
Ist euch der Erdball schon zu klein?
Scheint euch von der Natur die Zeit zum Sterben
Zu weit hinaus gerückt zu seyn?
So ists umsonst, daß zwischen euch der Meere
Weit ausgedehnte Wüste liegt?
Ihr rühmt euch, daß ihr um der Mordsucht Ehre
Die gärnende Natur besiegt.
Betrogne! seht ihr nicht verborgen lauern
Die gräuelvolle Tyrannei?
Ihr werdet einst mit spätem Schmerz betrauern
Des Kriegs unsel'ge Raserei,
Wenn sie euch doppelt schwer der Knechtschaft Bande
Um die noch blut'gen Glieder schlingt,
Und Mitleidslos, von Laster, Elend, Schandt,
Begleitet, ihre Geisel schwingt. —
Sie hören nicht! und immer düstrer ziehen
Die Wolken über uns empor.
Auch uns wird Ruhe, Glück und Recht entfliehen:
Ein hartes Schicksal schwebt uns vor.
Bald werden bis zum ew'gen Eis im Norden,
Der Macht der Waffen unterthan,
Die Völker sich, der Herrschaft wegen, morden,
Getrieben von unsel'gem Wahn.
Die Musen flieh'n, und Städte, Dörfer, Fluren
Verödet ein Barbarenheer;

Das Lied verſtummt, und unſrer Künſte Spuren
Sind nur bemooste Trümmer mehr.
Ein fremdes Volk auf Herrmanns freier Erde
Spricht teutſchen Bürgern fremdes Recht;
Mit rohem Sinn, und trotziger Gebärde
Herrſcht über uns ein fremder Knecht.
Ha, ſeid getroſt! es öffnet ſeine Pfade
Entſchloßnen Männern noch das Meer:
Im ew'gen Wald, am glücklichſten Geſtade
Irrt noch der Wilde nackt umher;
Und überall, gepflegt von teutſchen Händen,
Ertheilt die Erd' aus ihrem Schoos
Mit Dankbarkeit die mütterlichen Spenden,
Und Segen iſt des Fleißes Loos.
Noch immer grünt des muth'gen Volkes Ehre,
Das einſt das unterjochte Land
Der Väter floh, und über'm weiten Meere
Ein freies Phocis wiederfand.
Entſtand nicht einſt aus Troja's fernen Trümmern
Die Königin der Städte Rom?
War nicht einſt Wald, wo izt Paläſte ſchimmern,
Am Delawar' und Hudſonsſtrom?

Hinsberg.

II.

Zwei bisher noch ungedruckte Sonette von Rafael. *)

Vor verschiedenen Jahren befand sich ein junger Nobili von Urbino, der Marchese Antaldi, in Rom, der den Liebhabern einige Handzeichnungen von Rafael sehen ließ, welche dadurch noch merkwürdiger waren, daß sich auf der Rückseite der einen zwei Sonette von Rafaels eigner Hand befanden, wie die völlige Uebereinstimmung des Schriftcharakters mit dem in dem handschriftlichen Briefe Rafaels, der sich im Kabinette des Kardinal Borgia befindet, bewies. Wir glauben auch teutschen Liebhabern literarischer Seltenheiten durch die Mittheilung derselben ein Vergnügen zu machen, sollte man sie auch, wie es oft bei Seltenheiten dieser Art der Fall ist, mehr ihres unsterblichen Verfassers, als ihres inneren poetischen Gehalts wegen, merkwürdig finden. Um ihnen nichts von ihrer

*) Wir bitten die Leser des Merkurs dies transalpinische Neu-Jahrs-Kenion freundlich aufzunehmen. In unsern Tagen, wo die Musen-Hayne sich gern mit lauter Sonett-Blättern belaubten, wenn nur ein semper viridis dabey wäre, würden die des Italienischen unkundigen Leser einen Uebersetzer dazu noch um Mitternacht auf jeder Landstraße anen!! B.

ursprünglichen Eigenthümlichkeit zu rauben, geben wir sie mit buchstäblicher Treue, gerade so wie sie aus Rafaels Feder geflossen sind, und überlassen dem Kenner und Liebhaber der italienischen Sprache die kleine Mühe, sich Rafaels Schreibart in lesbare Orthographie zu übersetzen.

Fernow.

I.

Come non podde dir larcana dei
Paul como disceso fu dal celo
Cusi elmio cor duno amoroso velo
aricoperto tuti ipenser mei

Pero quanto chio uiddi e quanto io foi
pel gaudio faccio che nel petto celo
ma prima cangero nel fronte el pelo
che mai lobligo uolga in pensir cede

E se quello altero almo in basso cede
Uedrai che non fia a me ma al mio gran
focho
Qual piu che glialtri in ferventia esciede

Ma pensa chel mio spirto apocho apocho
el corpo lasara se tua mercede
socorso non li dia atempo elocho

2.

Amor tu men uescasti con doi lumi
dei ochi dovio mestrugo e face
da bianca neue e darose uiuace
da un hel parlar e donesti'costumi

Tal che Tanto ardo che ne mar ne fiumi
Spegner potrian quel focho ma piace
poichel mio ardor Tanto diben mi face
Cardendo ognor piu darder mi consumi

Quanto fu dolce algiogo ela catena'
De Suoi candidi braci alcol mio volti
che sciogliendomi io sento mortal pena

Daltre cose io non dicho che son molti
che soperchia dolcezza a morte mena
e pero taccio a te ipensir rivolti

III.

Calpurnius zweite Ekloge. *) Crocale.

Aſtakus. Idas. Thyrſis.

Aſtacus liebt', und Idas, ein Eigner Jener des Gartens,
Dieſer der wolligen Heerde, die Knaben, Crocalen lange,

*) Den ſpätern bucoliſchen und ländlichen Dichtern der Römer leuchtet ſo eben in unſere Literatur ein ſehr freundliches Geſtirn. Den einen von den zwei ſpätern römiſchen Bukolikern hat einer unſerer verdienſtvolleſten Philologen kürzlich im kritiſchen Medeen- oder Verjüngungsbade gewaſchen. Auch für lesbare Ueberſetzungen wird geſorgt. Der Verfaſſer dieſer Probe Hr. Superintendent Clubius in Hildesheim iſt geſonnen unter dem gemeinſchaftlichen Namen Pales eine metriſche Ueberſetzung der ſämtlichen ländlichen Gedichte der Römer, den Gratius und Columella mit eingeſchloſſen, nebſt einem Commentar herauszugeben, den wir nach dieſer und einer im folgenden Stücke zu liefernden Probe aus dem Nemeſian zu urtheilen manche unterhaltende Belehrung zu danken haben werden. Zu gleicher Zeit dürfen wir von Hr. Collegienrath Adelung in St. Petersburg, jetzigen Inſtructor der jüngern Großfürſten, eine auf kaiſerliche Unkoſten ſplendid gedruckte metriſche Ueberſetzung des Calpurnius erwarten, die

ohne ſie je zu berühren. So wohlgeſtaltet, als fertig waren Beid' im Geſange. Da heftig heizte der Sommer,

kamen am kühlen Bache ſie unter ſchattenden Ulmen eben zuſammen, und wollten ſogleich um Pfänder in ſüßen

Liedern ſtreiten. Gleich wurden ſie eins, daß Aſtacus ſetzte

ſeines Gartens Macht, und Idas ſieben der Schafe. Thyrſis ſollt' entſcheiden der Sänger erheblichen Wettſtreit.

Da kam alles Vieh und alles Wild, ſie zu hören,

was die hohe Luft nur ſchlägt mit ſtreifenden Flügeln kam, wer träge Schafe nur weidet bei ſchattigen Eichen. Auch kam Vater Faunus, und doppeltgehornete Satyrn kamen, mit trockenen Füßen Dryaden, mit naſſen Najaden,

durch eine gleichfalls vor uns liegende Probe und durch den klaſſiſchen und auf klaſſiſchem Boden gebildeten Geſchmack des würdigen Verfaſſers zu ungemeinen Erwartungen berechtigt. So iſt auch hier des ehrwürdigen Vo s vorleuchtendes Beiſpiel nicht verloren gegangen. Möge er — exigui cultor non ruſticus agri, um eine Stelle aus dem von ihm ſo trefflich vertentſchten Moretum auf ihn ſelbſt anzuwenden, uns nur bald die vollſtändige Ueberſetzung des Theokrit mittheilen!!

B.

und es hielten den Strom zurück die eilenden
Fiſſe.
Selbſt der Oſt hört' auf in zitternden Blättern zu
ſtürmen,
und hielt tiefes Schweigen auf allen waldigen Bergen.
Alles ruhte. Die Stiere vergaßen des Futters, und
traten
unbeachtend das Gras; ſogar die künſtliche Biene
ruhte bei ihrem Streit' aus Nektarblumen zu ſaugen.
Thyrſis, zwiſchen beiden jetzt unter ſchatten-
der Ulme
ſitzend, ſprach: ihr Knaben, die Pfänder, ſoll ich
entſcheiden,
laßt nur, rath' ich, weg; denn Beiden kann es ge-
nügen,
wenn der Sieger Lob, und Tadel erlangt der Beſiegte.
Aber, damit ihr möget das Wechſeln der Lieder be-
ſtimmen,
hebe drei Mal Jeder die zwitzernde Hand in die
Höhe.
Schnell geſchah's, und die Finger entſchieden, daß
Idas begönne.
I. Hold iſt mir Silvanus, er ſchenkt mir ge-
gelehrige Halme,
und umgiebt mir die Schläfe mit grünendem Kranze,
von Fichten.

Schon als Kinde verkündigt' er mir die theure Verheißung;
Dir wächst schräg am Boden ein Rohr zu lieblicher Flöte.
A. Aber mir streut Flora Geblüm' auf üppige Grüne,
hüpft bei Reife des Obsts Pomona unter den Bäumen.
Knabe, sprachen die Nymphen, da hast du die labende Quelle;
nähre den Garten damit, und tränk' ihn durch wässernde Rinnen.
J. Mir lehrt Pales selbst die Pflege des Viehs; wie der schwarze
Mann des weißen Schafs macht bunt den Rücken des Lammes,
so daß nicht es erhält die Gestalt der verschiednen Erzeuger,
sondern von Beiden trägt in untrüglicher Farbe das Merkmahl.
A. Meine Kunst ertheilt dem abzuändernden Baume
fremdes Laub, und Obst, das nicht vom Geschlecht er erzeuget;
meine Kunst versetzt auf Aepfel Birnen, und später läßt sie geimpfte Pfirschen auf frühen Pflaumen sich röthen.

J. Sproſſen von Weiden ſchneid' ich vergnügt, und vom wildlichen Oelbaum,
bringe den Lämmern ſie gern, daß junges Laub ſie zu rupfen
lernen, und abzubeißen die Keime des ſaftigen Grases,
daß die entwöhnte Brut nicht ſuche die ſchweifenden Aeltern.

A. Soll die trockene Erde den bräunlichen Wurzeln ſich öffnen,
übergieß' ich die Fläche des Gartens mit wäſſernder Quelle,
daß zur Gnüge ſie trinkt, damit das verpflanzte Gebäume
ſchlaff nicht im neuen Boden vermiſſe die vorigen Säfte.

J. Brächte doch Crocalen mir ein Gott! Ihn würd' ich erheben,
daß er allein das Land, allein die Sterne beherrſche,
weihen ihm einen Hain, und ſagen: unter den Bäumen
wohnt ein Gott; der Ort iſt hehr; Ungeweihte entfernt euch!

A. Crocalen lieb' ich mit Feuer. Gewährt mir ein Gott, was ich wünſche,
ſetz' ich, ihm opfernd allein, wo die blinkende Quelle mit grünen

„was müssen sie würken! Wenn endlich Sinne und „Vorstellungen auf einen Punkt gerichtet sind, was „kan anders als Instinkt daraus werden? Aus ih„nen also erklären sich die Empfindsamkeit, die Fähig„keiten und Triebe der Thiere nach ihren Arten und „Stufen."

Ich habe es der Mühe werth geachtet, die Gedanken dieses vorzüglichen Mannes in ein kleines System zu bringen, und eine Art von Theorie der thierischen Kunsttriebe daraus zu entwickeln. Hier ist mein Versuch.

Jedes empfindende Geschöpf ist auf einen besondern Theil der Welt, wovon es selbst der Mittelpunkt ist, angewiesen, den es sich vorstellen, und worinn es wirksam seyn soll. Dieser Theil der Welt ist seine Sphäre. Die Sinnlichkeit, womit die Natur es versehen, ist dieser Sphäre angemessen, und hieraus erwächst demnach ein Verhältniß, welches die Richtung seiner Vorstellungskraft bestimmt. Also ist die Hervorbringung der Fähigkeit in dieser oder jener Sphäre thätig zu seyn, der letzte Bestimmungsgrund der Verschiedenheit der Organisation.

Nun sagt Hr. Herder: wenn Vorstellungskräfte, in einen je engern Kreis sie eingeschlossen, mit einer

Wellen ſich regt, und zitternd der Bach bei den Lilien hinrinnt,
einen buchenen Becher da unter die Ulmen voll Reben.

J. Meine Hütte verſchmäh nur nicht, und ein hirtliches Obdach.

Idas iſt, ich geſteh' es, ein Landmann, doch nicht ein Wilder.

Zappelt doch oft ein Widder auf warmem Roſenaltare,
blutet an Feſten der Pallas doch oft ein geweihetes Lamm mir.

A. Ich auch bringe den Laren des äpfeltragenden Gärtens
ſtets die erſten Früchte, und Kuchen dem guten Priapus,
geb' ihm perlende Waben, und klares flüßiges Honig,
das ihn wohl minder nicht freut, als benetzt' ein Geiſt den Altar ihm.

J. Tauſend Lämmer weid' ich, die blöken hinter den Eutern;
gleichviel Vließe gewähren dazu mir tarentiſche Mütter;
ſchneeigen Käſe knet' ich das ganze wierige Jahr durch.
Kommſt du, Crocale, mir: iſt denn das Heurige alle.

A. Wer, wie vieles Obſt ich leſe unter den Bäumen,

zählen will, zählt eher die Menge der wallenden
Aehren.
Immer ärnt' ich Gemüse; das wehrt nicht Winter
noch Sommer.
Kommst du, Crocale, mir: sind dein die Früchte
des Gartens.

J. Zehrt die schlaffen Kräuter gleich aus der
trockene Acker:
bring' ich Dir dennoch Eimer voll Milch, die über
den Rand schwippt.
Wolle geb' ich Dir dann, sobald die sonnige Zeit kommt,
und in warmen Tagen wir scheren die duldenden
Schafe.

A. Sieh' von des hitzigen Sommers Geschenken
geb' ich Dir tausend
edle Feigen dagegen mit glatter blinkender Schale,
und Kastaneennüße so viel, wenn die Sonne des
Herbstes
sprenget die grünen Igel, und bräunet dunkler die
Nüsse.

J. Schein ich Dir übel gestalt't? sag, oder
vom Alter belastet?
Täusch' ich mich, Armer, so oft mit der Hand ich
befühle den weichen

Kinn, und ſpähe ſo nach den erſten Keimen des Bartes?
Trügen ſich meine Finger, die Wolle wähnen zu finden?

A. Seh' ich im klaren Bache mein Bild: ſo wundert mich's immer,
wie mit der Jugend Blüthe ſich Kinn und Wange bekleidet,
eben ſo deucht mir's alsdann, wie ich oft cydoniſche Aepfel
wächſern habe ſchimmern mit zarter Wolle geſehen.

J. Lieder fodert die Liebe; nie weicht die Flöte der Liebe;
aber der Tag entflieht, und Dämmrung ruft ſchon der Abend.
Führe Du, Daphnis, von hier, und von dort Du, Menalkas, die Heerden,

A. Stärker ſchon rauſcht das Laub; der Baum verſauſet die Lieder.
Eile, Doridas, hin, und öffne den wäſſernden Graben,
daß er labend tränke den lange ſchon durſtenden Garten.

Als ſie ſo waren am Ziel; ſprach ſo der ältere Thyrſis:

Ihr ſeid gleich im Geſang, ſeid einig daher auch im Herzen,
Da Geſang euch und Reiz und Liebe geſellet und Jugend.

IV.

Käſtners Briefe an den Abt Carpzov in Helmſtädt.

Ein teutſcher Mann im ſchönſten und beſten Sinne des Worts war Käſtner, deſſen Büſte (wie ſie auf dem Göttinger Bibliotheksſaale zu ſehen iſt) zum Titelkupfer dieſes neuen Jahrgangs des Teutſchen Merkurs gewählt wurde. Mathematiker, Dichter, Literator in einer ungewöhnlichen und bei der jetzigen Studierart bald bis zur Seltenheit eines ſchwarzen Schwans ſteigenden Vollkommenheit verband und verkittete er dies alles mit einem Geiſt der Satire, die in Athen die feinſte und urbanſte Ironie geworden wäre, aber freilich in unſeren Klimaten, wo eigentlich nur die Holzäpfel und Steinbirnen zu Hauſe ſind, oft einen Nachgeſchmack des Bodens annahm und

herbe wurde. Aber auch so ist und bleibt er uns ein Λειψανον του χρυσου γενους, ein Sprößling der goldenen Vorzeit. Einer seiner konfenescirenden, treusten Freunde war der ehrwürdige, erst im vorigen Jahre gestorbene Abt Carpzov in Helmstädt, auch ein Mann aus dem alten Heroengeschlecht den Theologen, wie sie jetzt nur selten noch gedeihen, und Kästnern als Landsmann — beide waren Churſachſen und Glaubensbrüder im vielfachen Sinne des Worts — vorzüglich lieb. Sie ſtanden in einem ununterbrochenen, wenn auch nicht eben raſchen Briefwechſel miteinander und theilten ſich da auch Manches im Vertrauen mit, wozu ihre jüngeren Zeitgenoſſen die Empfänglichkeit verloren zu haben ſchienen. Wir ſind ſo glücklich geweſen, einige dieſer Briefe von dem ehrwürdigen Theologen in Helmſtädt, der ſeinem Schwiegervater durch die Beſorgung eines Katalogs ſeiner hinterlaſſenen den Beſitzer ſelbſt ſehr treffend charakteriſirenden Bibliothek und einer leſenswerthen Vorrede dazu ein vorläufiges Denkmal geſtiftet hat, zur öffentlichen Mittheilung zugeſchickt zu erhalten und machen alſo hier den Anfang mit einem Briefe, der eigentlich als Dankſagungsſchreiben anzuſehen iſt. Denn Carpzov hatte Käſtnern die neueſte und vollſtändigſte Ausgabe des Kommentars über den Brief an die Ebräer überſchickt.

Daher Käſtners Urtheile über die allerneueſten Theologen. Die noch lebenden Männer übrigens deren Namen hier vorkommen, werden uns gewiß die Gewiſſenhaftigkeit nicht übel deuten, daß wir alles ſtehen ließen, wie es ſtand. Nur ſo konnte der Brief ein reiner Spiegel der Männer ſeyn, die ſich hier ihr Innerſtes aufſchließen. Poor Yorick! he means no harm!

B.

* * *

Angefangen d. 18. Julius 1803.

Hochzuverehrender Herr Abt!

Für die angenehme Zuſchrift vom 24ſten Nov. 1794 und zwei ſehr werthe Geſchenke, bin ich noch Dank ſchuldig, welches ich meinen vielen Abhaltungen zu verzeihen bitte. Das letzte kam den 17. Jul. an, daß alſo D. Schleußner ſein Exemplar noch hier bekommen konnte, er wird den 21ſten abgehen. Auſſer dem Landsmanne, verliere ich auch in ihm den Nachbar, und wie viel an einem guten Nachbar gelegen iſt, hat ſchon längſt ein Mann erinnert, deſſen Katechismus für den geſunden gemeinen Menſchenverſtand immer beſſer iſt als mancher neumodiſche. Ich für meine Perſon bin freilich an Verlieren längſt

gewohnt, das muß man lernen wenn man lange in einer Welt leben muß wo alles vergänglich ist; eigentlich aber thut mir seine Veränderung leid, weil sie ein Zeichen ist, wie schlecht es mit dem theologischen Studium, besonders in Sachsen stehen muß. Sonst konnte man von den beiden churſächsischen Universitäten immer Leute abgeben, und jetzo sucht man sie wieder.

Schleußner hätte können in Leipzig behalten werden, wenn ihm damals eine Pension wäre gegeben worden; eigentlich aus Unzufriedenheit darüber gieng er nach Göttingen. Gestraft wird er folglich für seine Ungeduld, denn von Leipzig nach Göttingen und von Göttingen gar nach Wittenberg ist doch ein Antiklimax. Er könnte ohne Zweifel wenn er in Leipzig geblieben wäre jetzo da eine ansehnliche Stelle entweder als Professor oder als Prediger haben. Hätte ich wollen ein Juriste seyn, so hätte ich mich immer in Leipzig besser befunden, als Mathematiker; aber da war keine Aussicht für mich, und ich wäre wenn ich dageblieben wäre freilich Professor Poeseos geworden, aber es ist was anders Verse zur Lust machen, als Amtswegen, und die alten Dichter zum Vergnügen lesen, als Alles was über sie geschmacklos geschrieben ist, zu lesen und wieder zu lehren.

Jöcher hat mir noch erzählt, daß Sie einmal von Leipzig hätten nach Wittenberg kommen sollen, und geschrieben: Sie möchten in das Zankneſt nicht, welche Erklärung von Dresden aus der Wittenberger Univerſität gnädigſt iſt kommunicirt worden. Schleußner hofft es ſoll jetzo weit beſſer dort ſeyn. Nun! er wird es machen wie Diez ſagte: Man muß ſich durchfreſſen, welches bei Diezen charakteriſtiſch war, weil er gern viel und gut aß.

Zu der Epiſtel über die Variantenſammler iſt noch ein Nachtrag auf einem Quartblatte erſchienen. Ich glaube in der Satire iſt viel Wahres, nur, wie es bei Satiren insgemein iſt, nicht beſtimmt genug ausgedrückt und ſo der Miſdeutung unterworfen. Michaelis erzählte mir einmal in Luthers Ueberſetzung zeige ſich, daß der Mann nach ſeinem geſunden Verſtande Lesarten errathen, welche die neuen Kritiker beſtätigten. Das giebt doch eben keinen großen Begriff von der Wichtigkeit der Variantenſammlungen, die an ſich ſo eine trockene Beſchäftigung ſind. Wenn es noch öfter ſo was gäbe wie eine Variante, die mir einmal in einer Ausgabe des Neuen Teſtaments von Wetſtein in 8vo in die Augen fiel! Bei der Stelle vom Eſel der am Sabbath in Brunnen gefallen war, ſteht daß einige Kodices ſtatt ὄνος haben υἱος. Mag wohl manchmal gleichgültig ſeyn!

Eine Art ſich zur Prüfung und Beurtheilung von Varianten zu bilden, habe ich auch von Michaelis gelernt. Reiske hatte die Treuherzigkeit zu hoffen, Michaelis würde veranſtalten, daß er hieher berufen würde, die arabiſche Sprache zu lehren, und ſtellte ſein kümmerliches Leben in Leipzig vor, er müßte faſt ſein Brot zu erwerben Korrektor werden. Das erzählte Michaelis ohne Mitleiden zu bezeigen, und äuſſerte als Korrektor könnte er eben ſolche neue falſche Lesarten erfinden, und ſich ſo zum emendiren bilden!

Eine falſche Lesart, die ich entſtehen ſah, war ich in groſſer Verſuchung, zur Beluſtigung der Welt unemendirt zu laſſen. Heyne muß als os noſtrum und Sekretair die verſtorbenen Mitglieder der Societas loben. Bei Erxleben erſuchte ich ihn, das mir zu überlaſſen. Meine Rede fieng ſich alſo ſo an: De Erxlebenio non amplius noſtro, Sodales et auditores exſpectare poteratis ut me facundior diceret. Da ſtand in dem Bogen den ich zur Reviſion bekam foecundior.

Unlängſt habe ich in einer Recenſion geleſen, daß ein Theologe gemeynt hat: Moſes, David, Paulus, Luther, Ariſtoteles, Plato und Seneca — wären alle von einem Geiſte getrieben worden. Weil die

jetzigen Schriftsteller nicht bestimmt reden, so kann ich nicht wissen, ob er überhaupt meint daß sie alle vernünftig gewesen sind, und Vernunft ist freilich allemal eine wahre Gabe Gottes. In der Bedeutung aber in welcher man, sonst den Geist Gottes dem Moses oder Paulus zuschrieb, ihn auch dem Plato oder Sokrates zuschreiben, kömmt mir so vor, als sagte ich: Haller und Gottsched hätten einerlei poetischen Geist gehabt. — Wir haben hier den Hrn. Professor Ammon von Erlangen bekommen, und weil der Familie hat, so haben wir hier: die Kinder Ammon.

Ich habe keine öffentliche Schule besucht, und mit meinen Privatlehrern nur Ovidii Metamorphoses und libros Tristium erponiert, auch als Student von 13 Jahren keinen Informator mehr gehabt. Nun las ich aber die lateinischen Autoren für mich selbst, z. E. Horazen nach Rappolts Ausgabe. Als ich später Gesners seine bekam, fand ich daß mir Gesner in Absicht auf das poetische nicht viel sagte, das ich nicht schon wahrgenommen hätte. Als Knabe hatte ich einmal die Kommission einem anderen Knaben, dessen Vater ein Kaufmann in Dresden war, Bentley's Horaz zu besorgen, und bekam bei der Gelegenheit zuerst die Arbeit des grosen Kritikers zu sehen. Mir schien sie sehr überflüssig und lächerlich, und ich lobte

desto schärferen und analogeren Sinnlichkeit begabt sind, was für ausserordentliche Würkungen müssen sie in diesem Falle nicht hervorbringen!

Eine kleine Nebenbetrachtung über Abstraktion und Intuition wird uns vielleicht zum Aufschlusse des Sinnes dieser Worte behülflich seyn. Ich verstehe unter dem Ausdruck Intuition, anschauende Erkenntniß, jede individuelle Vorstellung in der Seele, ihr Gegenstand sey materiel oder immateriel, und von dieser anschauenden Erkenntniß behaupte ich, daß aus ihr alle und jedwede andre Erkenntniß flieſſe und auf sie hinaus laufe. Das höchste Wesen selbst sieht alles individuel, es bedient sich keiner allgemeinen Begriffe, welche nur Hülfsmittel für eingeschränkte Fähigkeiten sind, wie unter andern Herr Kästner auf eine sehr faßliche Weise dargethan hat. Die menschliche Seele kan nur eine sehr geringe Anzahl von Gegenständen zugleich unmittelbar klar vor sich versammeln; sie ist daher genöthigt, ihre Vorstellungen zu theilen, zu zertrennen, wenn sie einige ihrer gegenseitigen Verhältnisse auffassen will; und diese Verhältnisse (damit sie nicht, gleich wechselnden Schatten, an ihr vorbey gleiten, in einander flieſſen und verschwinden) muß sie ferner in Zeichen gestalten, und sie auf diese Weise in der Einbildung befestigen. Es ist demnach das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden und zu vergleichen, als eine Me-

mir darinnen Rappolt der allenfalls das antiquariſche und hiſtoriſche mir verſtändlich gemacht hatte; die Varianten kamen mir ſehr fruchtlos vor, und die willkührliche Emendation ſehr grundlos. Auch die neuere Methode, die Poeten zu erklären, und den Leſer auf jede Schönheit mit der Naſe zu ſtoßen, hat mir nie gefallen. Ich denke, wer die Schönheiten nicht von ſich ſelbſt fühlt, den macht ein ſolcher Kommentar nur zum äſthetiſchen Schwätzer.

Nun eine theologiſche Nutzanwendung. Unſerer jetzigen Schriftgelehrten. — Phariſäer ſind ſie nicht, denn ſie verlangen nicht einmal vor den Leuten fromm zu ſcheinen — behandeln die Bibel juſt ſo, wie Bentley den Horaz. Wortklaubereyen, Sylbenſtechereyen, Emendationen und Erklärungen, natürlich wie Jemand in Weimar Barthen ſagen läßt:

Da hab' ich einen Einfall: ungefähr
So ſpräch ich, wenn ich Chriſtus wär!

Wozu ſich als Ergänzung denken läßt was Alexander dem Parmenio ſagte: Und ich auch, wenn ich Parmenio wäre.

Unterſuchungen über hiſtoriſche Umſtände, die,

wenn sie auch auf Wahrheit führten — und das thun sie gewöhnlich nicht, sondern es sind Muthmaßungen gegen Muthmaßungen, sind doch zum wahren Gebrauche der Bibel so gleichgültig, als zum würdigen Genusse des Abendmahls die Entscheidung der Frage: ob die Apostel gesessen oder gelegen haben, und völlig von der Art, wie der Grammatiker Untersuchungen über den Homer, die Gellius verspottete, von denen man ganz nichts wissen kann und doch den Homer mit Empfindung lesen, gegentheils, wenn man sich mit solchen Schnurrpfeifereien abgiebt, den Autor darüber vergißt. — Das heißen die Leute Theologie und das alles macht so wenig Theologen, als der Grammatiker Pedantereien Poeten machen.

Die Regel, nach welcher jetzo die Wunder wegexegesirt werden, ist: Es ist nichts geschrieben, was wir nicht verstehen, wie es hat geschehen können und was jetzo nicht mehr geschieht. — Nach dieser Regel will ich den Exegeten beweisen, daß niemals ist interpretirt worden; denn was das für ein Ding ist: interpretiren, und wie es gemacht wird, verstehen sie ja nicht. Ferner: daß Luther, Melanchthon, Kepler, Leibnitz nie gewesen sind, denn wo sind jetzo die Menschen die mit ihnen könnten verglichen werden? Auch daß es keinen Friedrich den Einzigen gegeben hat; denn wenn er

der Einzige war, so muß es jetzo keinen mehr geben, und woraus soll ich denn eben glauben daß er existirt hat? — Endlich; die ganze Geschichte von der Ausführung der Israeliten aus Aegypten ist nicht wahr. Denn wie konnte einem Moses, wenn er auch der größte Schwärmer war, seine Nation in ein Land jenseit des Meeres zu führen, das er höchstens nur vom Hörensagen kannte; wie konnte er sich einbilden, dieser Land würde den Völkern, die es bewohnten, können abgenommen werden? u. s. w.

Freilich, ein alter Theologe wird sagen, das geschah alles auf besondere göttliche Eingebung und Leitung. Aber, da wir jetzo zu aufgeklärt sind, so was zu glauben, so kommen wir wohl am kürzesten weg, zu sagen, es ist ein jüdisches Mährchen. Ob es nun der Mühe werth ist, so viel Gelehrsamkeit und Fleiß, auf alte Bücher zu wenden, von denen nichts mehr soll geglaubt werden, und die, wenn man das Göttliche bei ihnen wegeregesirt, nicht viel vor den Profanautoren voraus haben, das möchten unsere Schriftgelehrten doch überlegen und beurtheilen, was sie ihren eigenen Beweisungen dadurch für ein Schicksal zubereiten.

Ich wünsche, daß Sie noch viel Beschäftigungen

nach dem Briefe an die Hebräer vornehmen und ausführen, und verharre voll Hochachtung.

Göttingen, den 9 Aug. 1795.

Ew. Hochwürden
gehorsamst ergebenster
Käſtner.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Ueber ſtatuariſche Gruppen-Anordnung und Aufſtellung bei den Alten. *)

Haben die alten Bildhauer oft und häufig Gegenſtände ins Runde bearbeitet, zu deren Darſtellung

*) Dieſer Aufſatz iſt ein Abſchnitt aus einer ausführlichen kritiſchen Unterſuchung: Ueber die Familie des Lykomedes in der Antiken-Sammlung Seiner Majeſtät des Königs von Preuſſen, welche unter dieſem Titel von zehn Kupfertafeln in Folio begleitet zu Anfang des künftigen Jahres in Kommiſſion der Realſchulbuchhandlung in Berlin erſcheinen wird. Dieſe Unterſuchung nebſt den Abbildungen der zehn Statuen, welche die vermeintl. Familie des Lykomedes ausmachen und im Antiken-Tempel im Garten von Sansſouci bei Potsdam ſtehen, ſoll

einer Menge von Figuren erforderlich ist? und, wenn dies nicht geläugnet werden kann, nach welchen Grundsätzen sind sie aber verfahren, und wie pflegten sie diese aus zahlreichen Figuren bestehenden Werke anzuordnen und aufzustellen?

So viel ich weiß hat kein neuerer Schriftsteller über die Geschichte der alten Bildhauerkunst diese, sowohl für die Geschichte der alten Kunst an sich wichtigen und selbst für die neuere Kunst fruchtbaren Fragen einer gründlichen und scharfen Prüfung unterworfen. Die Hauptschriftsteller in diesem Theile der alten Kunstgeschichte Winkelmann, ferner der Schwede Figrelius *) und Guasco **) haben diese Fragen ganz unberührt gelassen. Einige andere, als Caylus ***), ferner Herder ****) und Ramdohr †),

als Vorläufer und Probe eines größern Werks, dienen, welches sämtliche königlichen Antiken in Marmor und Bronze, in einzelnen Heften abgebildet und erläutert, enthalten wird und wovon die Ankündigung zugleich mit jener archäologischen Schrift ausgegeben werden soll. (T. Einf.)

*) De Statuis illustrium Romanorum.

**) De l'usage des Statues chez les Anciens.

***) Histoire de l'acad des Inscript. Tom XXV. p. 302. folgd. de la Sculpture et des sculpteurs anciens selon Pline. Pag. 322.

****) Ueber Plastik. S. 132.

†) Ueber Mahlerey und Bildhauerarbeiten in Rom.

haben mehr im Allgemeinen und nach bloßem Gutdünken und von einer Seite durch ein schlechtes neueres Werk irre geführt, als auf eine hinreichende Anzahl von hieher gehörigen Thatsachen gestützt, über diese Materien zu entscheiden gesucht. Dieser Hang der Untersuchung möchte aber schwerlich derjenige seyn, der mit Sicherheit zu brauchbaren Resultaten führen könnte. Vielleicht wird eine reine historische Forschung, die sich an eine vorangeschickte Untersuchung des wesentlichen Unterschieds der statuarischen Gruppenkomposition von der mahlerischen knüpft, entscheidendere Resultate gewähren.

Was demnach die erste Frage anbetrifft, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die alten Bildhauer Gegenstände ganz ins Runde, und zwar im Großen bearbeiteten, zu deren Darstellung nicht nur eine Verbindung mehrerer, sondern sogar zahlreicher Figuren erforderlich war. Die Sache wird durch unzweideutige Zeugnisse alter Schriftsteller, bei denen ich mich zur Genüge in der Hauptsache nur auf Pausanias und Plinius einschränke und selbst durch einige noch vorhandene Monumente bewiesen.

Ich übergehe die Verbindung zweier Figuren zu

Theil I. S. 34 verglichen mit Theil II. p. 36 folg. und Theil I. S. 67.

einer gemeinschaftlichen Handlung, oder zu einer gegenseitigen Wechselwirkung aufeinander, als da sind: Ringer; Kastor und Pollux; Menelaus, der den Leichnam des Patroklus trägt; die sogenannte Gruppe Arria und Pätus; Orestes und Elektra und so viele andere mehr. Diese sind hinlänglich bekannt.

Aber seltener und ausserordentlicher gegen die Menge theils aufgefundener, theils von den Alten erwähnter einzelnen Bildsäulen und aus zwei Personen bestehenden Gruppen, war schon, wegen des gröſseren Umfangs der Masse und der vermehrten Schwierigkeiten bei der Bearbeitung, die Verbindung mehrerer Personen mit einander, z. B. Apollo und Marsyas mit den Scythen; die drei Grazien; Laokon und seine beiden Söhne, Dirze, Zethus und Amphion nebst dem Stier, an dessen Hörner jene gebunden werden sollte; die sterbende Niobe mit ihren Kindern und andere mehr, deren ich mich als Grundlage bei der Untersuchung der zweiten Frage bedienen werde.

Also das Faktum steht fest und wird sich weiterhin noch mehr befestigen, daß die alten Bildhauer Gegenstände bearbeiteten, welche zu ihrer Darstellung mehr als eine Figur, oft eine bedeutende Anzahl von Figuren erforderten und die wir mit den Italienern Gruppen zu nennen pflegen. Es fragt sich daher

ohne Verzug ferner: Wie ordneten sie diese mehreren Figuren zu einem vollkommenen Ganzen an, und welchen besonderen Zweck konnten sie bei der Darstellung solcher Figurenreichen Gruppen sich zu erreichen vorgesetzt haben?

Es scheint im Allgemeinen, daß sie dabei auf verschiedene Weise zu Werke giengen, aber sich jedesmal genau nach der Beschaffenheit des darzustellenden Gegenstandes und der Bedingungen ihrer eigenen Kunst richteten. Denn nach dem zu urtheilen, was sich mit Sicherheit aus den zweideutigen Nachrichten der Alten und aus den noch vorhandenen Monumenten ergiebt, verfuhren die alten Künstler dabei auf eine, nach einem äusseren und inneren Bestimmungsgrunde, doppelte Weise. Sie stellten erstlich mehrere ein Ganzes bildende Figuren entweder zusammen auf Eine, gemeinschaftliche Base; oder zweitens abgesondert, auf verschiedene Basen nebeneinander; aber jede dieser Aufstellungsarten erhielt wiederum ihre besonderen Modifikationen nach dem eigenthümlichen Charakter das Gegenstandes, insofern er entweder in einer bloß gesellschaftlichen Verbindung mehrerer Figuren zu einem Ganzen

bestand, oder eine Handlung oder Begebenheit vollkommen dramatisch ausdrückte *).

*) Zu nicht geringer Verwirrung der Sache und des ganzen Streitpunktes bediente man sich bis dahin zur Bezeichnung dieser letzten Art von Gruppirung des Namens mahlerische Gruppe. Da aber die Benennung mahlerisch nur einzig und allein auf Farbe Bezug hat, so sieht Jedermann ein, daß dies eine unschickliche Benennung für Werke einer Kunst ist, die mit der Farbe nichts zu schaffen hat. Man trüge daher mit diesem Ausdruck ganz unbehutsam einen fremden, unpassenden Maaßstab in die Beurtheilung einer Gattung von Kunstwerken hinein, die sich wesentlich von den Werken der Mahlerey unterscheiden. Und von diesem Mißgriffe stammen die mancherlei Widersprüche ab, die wir bei den Schriftstellern, welche diesen Punkt berühren, gewahr werden. Statt, daß man sich auf historischem Wege vorher nicht nur über die Möglichkeit, sondern auch über den wahren Begriff und die wahre Beschaffenheit einer statuarischen Gruppe aus den klassischen Werken der Alten hätte belehren sollen, behauptete man keck und kühn, theils, wie die Franzosen, daß ihre Nation zuerst das Gruppiren der Bildsäulen erfunden, zuerst Bildsäulen mahlerisch gruppirt habe wie nie ein Alter; theils, wie z. B. Herder (a. a. O) „Gruppe im eigentlichsten Verstande (was heißt das?) habe die Bildhauerey nicht" — Oder, wie Ramdohr: „Die Aufstellung mehrerer Statüen zu mahlerischen Gruppen scheint die gewünschte Wirkung nicht hervorzubringen. Das Bild des Apollo von Girardon zu Versailles, bestätiget diesen Grundsatz" ꝛc. — Ferner: „ich zweifle, daß man Recht habe, sich darüber zu beklagen, daß die Gruppe der Niobe zu Florenz nicht nach mahlerischen Regeln nebeneinander

Um allen Misverständnissen vorzubeugen, will ich mich zum Voraus über Beides erklären. Ich verstehe nämlich unter einer bloß gesellschaftlichen Gruppe eine Verbindung einzelner Figuren, (sey es auf Einer Base, oder auf mehreren einzelnen Fußgestellen,) die, ohne durch eine gemeinsame Handlung näher oder entfernter beschäftigt und nicht gegenseitig auf sich einwirkend, vielmehr in affektloser Ruhe, als Familie, oder durch ein anderes Band mit einander verknüpft, nur nebeneinander und miteinander existiren, wo also leicht die eine von der anderen getrennt werden kann, ohne daß die Bedeutung der anderen dadurch verliert, oder das Ganze als Kunstwerk unverständlich werden könnte; wo es also weit mehr darauf abgesehen ist, ein zierliches

aufgestellt sey" — oder — „die Figuren des Laokoon wären nicht gut gruppirt" — u. dal. mehr —

Gesetzt auch, daß man sich am Ende mit denen, welche sich des Ausdrucks mahlerische Gruppe bedienen, darüber vergleicht, daß es eine Art von Statüen-Verbindung bezeichnen soll, die indessen mit der wahrhaft mahlerischen auf der Tafel doch nur einige Aehnlichkeit hat und haben kann; so ist dieser Ausdruck doch immer sehr unzweckmäßig und verwirrend, indem er bald zu viel, bald zu wenig sagt, was dem aufmerksamen Leser dieses Aufsatzes in der Folge klar werden wird. Deshalb habe ich ihn mit dem Ausdrucke dramatisch vertauscht, der vielleicht das Wahre der Sache auf eine weniger zweideutige Art bezeichnet.

thode zu betrachten, wodurch unsre Seele das Unvermögen ihrer Vorstellungskräfte unterstützet. Im Grunde ist alle und jedwede Erkenntniß, wenn sie auch an einer Kette von hundert Schlüssen hängt, nichts anders als eine bloße Perception. Die Erfindung des allgemeinen Gesetzes der Schwere, oder der Differenzial-Rechnung, mußte, von Stufe zu Stufe, durch ganz einfache Handlungen der Seele geschehen; und so ist es mit allen Entdeckungen neuer Wahrheiten beschaffen. Die Seele erblickt alsdenn ein noch nicht gesehenes Merkmahl in einer Total-Idee. Auch sind alle unsre Begriffe überhaupt, je vollständiger sie sind, je wahrer, und wir begehen niemals einen Irrthum, als wann wir in unsern Vorstellungen etwas auslassen.

Nunmehr kan ich meinen Lesern sagen, wie ich die vorhin aus der Herderischen Abhandlung angezogene Stelle verstehe. Sie hat für mich folgenden Sinn.

Die mit Kunsttrieben begabten Thiere können ihre enge Sphäre anschauend umfassen. Ihre unendlich feinen Sinne durchdringen alle Theile derselben, und ein jedweder Gegenstand ihrer Vorstellungen, ist zugleich Gegenstand ihrer physischen Bedürfnisse; Perception und Affection durchdringen sich einander

Ganzes zu bewirken, als ein in allen seinen Theilen nothwendig genau verbundenes.

Man sieht ein, daß die Anordnung solcher Gruppen für den ausübenden Künstler keine großen Schwierigkeiten haben könne und im Ganzen sich wenig von dem Charakter einzelner Werke unterscheide.

Hingegen unter historisch-dramatischen Gruppen verstehe ich eine solche Verbindung mehrerer Figuren zu einem Ganzen, wo durch irgend einen ausgewählten Moment eine Begebenheit, oder eine Handlung bestimmt und unverkennbar ausgedrückt werden soll, an welcher mehrere Personen einen Hauptantheil, andere einen entfernteren nehmen, alle aber zusammen in der genauesten historischen Verbindung stehen; wo also der Charakter des Ganzen nicht mehr leidenschaftlose Ruhe, oder bloß physiognomischer oder mimischer Ausdruck, sondern vielmehr ein durch die einzelnen Theile in den gehörigen Abstufungen verbreiteter thätiger Affekt ist; wo eins in das andere eingreift und in motivirender Beziehung zum anderen steht. Hier kann folglich der Hauptzweck für den Betrachter nicht mehr allein die successive, gleichsam analytische Behandlung des Einzelnen zum Ganzen seyn; sondern der vollkommene lebendige Eindruck, den das Ganze vermittelst seiner gemeinsamen,

ſynthetiſchen Verbindung des Einzelnen macht, iſt der Hauptzweck des Kunſtwerks.

Denn vor den Augen des Beſchauers geht eine beſtimmte Handlung vor: er muß alſo mit Einem Blicke zuerſt das Ganze gehörig faſſen, und zwar ſo faſſen können, daß Klarheit in der Idee und der Ausführung ihm ſogleich hervorleuchte, daß eins dem anderen nicht hinderlich, ſondern vielmehr beförderlich werde; daß das Auge ſehr bald auf den Punkt unwillkürlich geführt werde, auf welchem es mit Ruhe den Genuß des harmoniſchen Ganzen in ſich aufnehmen und dann wieder von dort die Handlung ungeſtört bis in ihre kleinſten Theile verfolgen könne; daß es aber durch untergeordnete Werke und Perſonen von dem Hauptgegenſtande, von welchem das Leben des Ganzen ausgeht, nicht abgezogen, ſondern zu ihm, als zur urſprünglichen Quelle deſſelben, hingeführt werde.

Mit ungleich größeren Schwierigkeiten wird alſo der Künſtler bei der Ausführung ſolcher hiſtoriſch-dramatiſchen Gruppen zu kämpfen haben, als der, welcher ſich auf die Bearbeitung bloß geſellſchaftlicher Gruppen einſchränkt. Denn, die Grundlage eines ſolchen Werkes, durch die Bildhauerkunſt ausgeführt, wird zwar dieſelbe ſeyn, welche auch für jedes gute hiſtoriſche Gemälde erforderlich iſt; aber die Be-

dingungen der Bildhauerkunſt werden der Anordnung des Ganzen und des Einzelnen gewiſſe Eigenthümlichkeiten verleihen müſſen, und dadurch die Gränzen genauer beſtimmen, innerhalb welcher nur eine zweckmäßige ſtatuariſche Darſtellung der Art möglich werden kann; Anordnung und Ausführung wird ſich daher weſentlich von der bloß mahleriſchen d. h wie für den Mahler auf der Tafel durch ſeine Farbenkunſt möglich und zweckmäßig wird, unterſcheiden.

Indem die Bildhauerkunſt nur einzig und allein durch die Darſtellung von erhabenen und gerundeten Formen wirken kann, ſo liegen Vorſtellungen ſolcher Gegenſtände, die durch die weitere Entfernung vom Auge den Charakter runder Werke verlieren und ihren Abſtand vom Auge nur durch eine unter dieſen Umſtänden eigenthümliche Modifikation der Lokalfarbe, alſo durch Farbe überhaupt nur, zu erkennen geben, gänzlich auſſerhalb des Gebietes der Bildhauerkunſt. Ein Grund, weshalb die Perſpektive auf den meiſten ſelbſt erhabenen Arbeiten der Alten mit Recht umgangen und höchſtens nur in mäßigen Entfernungen ſymboliſcher Weiſe angedeutet wurde. Da alſo die Bildhauerkunſt auf alle Wirkungen Verzicht leiſten muß, welche der Mahler auf ſeinen Flächen durch den Zauber des Lichts und Schattens und der davon abhan-

genden Kraft des Helldunkels und die Abstufungen der Farbentöne in den Entfernungen zu erreichen sich bestreben muß; folglich alle Gegenstände, welche der Bildhauer darstellt, auf eine nahe Ansicht und Beschauung berechnet werden; so gehen daraus andere Bedingungen für den Bildhauer und eine andere Anordnung seiner Werke hervor. Hierzu kommt noch, daß, der Betrachter eines Gemäldes mag eine Stelle vor demselben zum Standpunkte seiner Beschauung erwählen, welche er will, dennoch die Stellung des Einzelnen und die Anordnung des Ganzen vor seinen Augen sich nie verändert, sondern immer dieselbe bleibt, welches mit Werken der Bildhauerkunst, wie Jedermann weiß, sich ganz anders verhält. Vor ihnen gewährt ein veränderter Standpunkt eine andere Ansicht des Einzelnen und des Ganzen. Aber weil nicht jede die vortheilhafte ist, so kann auch nicht jede Ansicht für die Wirkung des ganzen Werks dem Meister desselben gleichgültig seyn, woraus in Hinsicht auf Verbindung und Anordnung eine neue Pflicht für den Bildhauer entsteht, durch welche der Mahler, wenigstens nicht in demselben Grade gebunden wird. *)

*) Der Verfolg wird zeigen, daß die alten Bildhauer darauf ein vorzügliches Augenmerk richteten und besondere Anstalten trafen, um der Wirkung ihrer Werke zu Hülfe zu kommen.

Das, um dieſen Gegenſtand zuvor in der Theorie ſo viel als möglich ganz aufs Klare zu bringen, wodurch ſich dieſen Betrachtungen zu Folge in Hinſicht auf Kompoſition größerer Werke dramatiſchen Inhalts, die ſtatuariſche Behandlung von der eigentlich mahleriſchen unterſcheidet, möchte in der Hauptſache auf folgende Punkte hinauslaufen:

Erſtlich: da es der Bildhauerkunſt möglich iſt, mehrere Figuren ganz ins Runde gearbeitet, zu einem Ganzen zuſammen zu ſtellen; ſo muß ſie als Kunſt dahin ſtreben, ſie auch ſo zuſammen zu ſtellen, daß durch ihre eigenthümlichen Mittel eine Kunſtabſicht vollkommen und zweckmäßig erreicht werde.

Zweitens: deshalb kann ſich der Bildhauer bei größeren Kompoſitionen nur auf die nothwendigſten und zur Sache unumgänglich nöthigſten Figuren einlaſſen. Alles Ueberflüſſige, Ueppige muß er zunächſt, als ſein Werk nur verwirrend und ihm die Schwierigkeiten ſeiner eigenen Kunſt nur vergrößernd, davon entfernen. Bei der ihm nur zuſtehenden Kürze des Ausdrucks wird er in nöthigen Fällen in einer weiſen Symbolik ein kräftiges Mittel finden, auch dem Wenigen eine vielumfaſſende Bedeutung zu geben. Aber

Drittens: jede ſeiner Figuren wird er ſo ſtellen muſſen, daß ſie aus dem Hauptgeſichtspunkte des

ganzen Werks betrachtet, so viel als möglich klar und deutlich erkannt werde;

Viertens: die Hauptfiguren muß er vorzüglich zweckmäßig anordnen, damit sie besonders gut aufgefaßt werden, und damit sie, als die Quelle, von welcher aus sich in den gehörigen Abstufungen das Leben und die Bedeutung über alle Theile des Ganzen verbreitet, sogleich erkannt werden mögen.

Fünftens: alles Hinter- und Voreinanderstellen und das Bedecken der einen Figur durch die andere, vornämlich der Hauptfiguren und besonders in charakteristischen Theilen suche er, so viel als möglich, vielmehr durchaus, zu vermeiden, weil sonst Verwirrung und Undeutlichkeit und also eine unangenehme Wirkung davon die unausbleibliche Folge ist.

Sechstens also: da kein anderer Ausweg übrig bleibt, wird er die Hauptfiguren in die Mitte und neben ihnen allmählig dem Vorgrunde näher, die Nebenfiguren anordnen, dabei aber auf Stellung derselben und Ausdruck der Handlung eine solche Rücksicht nehmen, daß durchaus die Bewegung der Nebenfiguren dem Ausdrucke der Hauptfiguren keinen Eintrag thue, sondern ihnen immer untergeordnet erscheine.

Siebentens: wird er dem zu Folge nur allein solche Gegenstände in Gruppen statuarisch behan-

dein, die eine ſolche Anordnung bequem zulaſſen, bei welcher ſie ſich ohne Zwang gleichſam von ſelbſt ergiebt.

Laßt uns nun nach dieſem aus dem Weſen der Bildhauerkunſt abgeleiteten Unterſchiede zwiſchen der mahleriſchen und ſtatuariſchen Gruppenbehandlung im Allgemeinen an den Werken der Alten ſelbſt ſehen, inwiefern dieſe Theorie wahr oder falſch ſey; oder, ob ſie ſich vielmehr in allen ihren Theilen durch jene erhärten werde. Laßt uns ſehen, ob die alten Künſtler gehorſam weiſe ſich den Bedingungen ihrer Kunſt unterwarfen, oder was ſie für Mittel in einzelnen Fällen erfanden, um die Einſchränkungen derſelben für die Ausübung weniger läſtig und hinderlich zu machen, um dadurch den vorgeſetzten Kunſtzweck zu befördern. Weil aber die Schriften der Alten uns mehr Stoff zur Unterſuchung des Gegenſtandes darbieten, als die übriggebliebenen Denkmäler der Kunſt, ſo werde ich bei den aus den genannten Schriftſtellern genommenen Beiſpielen, mich ſo viel als möglich in der Kürze ihrer eigenen Worte bedienen, um dem Vorwurfe des Hineintragens fremder Ideen in ihre Berichte auszuweichen, und, da ſich alle geſammelten Beiſpiele entweder unter die eine, oder die andere der eben vorläufig angegebenen beiden Gruppenklaſſen bringen laſſen; ſo werde ich kein Bedenken tragen, dieſe doppelte Eintheilung zum Funda-

mente meiner Klaſſifikation der ſtatuariſchen Gruppen bei den Alten zu legen. Zuerſt alſo:

A. Beiſpiele von bloß geſellſchaftlichen Gruppen.

und zwar wieder

a) ſolcher, die auf einer gemeinſchaftlichen Baſe ſtanden, oft aus einem einzigen Blocke oder Stein gebildet waren.

1. In einem Tempel zu Mantinea ſtand Latona mit ihren Kindern, Apollo und Diana, Werke des Praxiteles, im dritten Menſchenalter nach Alkamenes verfertiget. An dem Fußgeſtelle waren eine Muſe und der auf der Flöte ſpielende Marſyas abgebildet. Pauſan VIII, 9. *)

2. Bei dem Theater zu Mantinea war ein Tempel der Juno, hierin befand ſich ein anderes Werk des Praxiteles, die Juno auf einem Throne ſitzend und Minerva und Hebe, eine Tochter der Juno, neben ihr ſtehend. Pauſan VIII, 9.

Wahrſcheinlich ſtand zu jeder Seite der Juno eine Figur, auf der einen Minerva, auf der anderen

*) Paul. ſagt: τούτων κεκοσμήνται ἐστὶν ἐπὶ τῇ βάθρῳ Μοῦσα καὶ Μαρσύας αὐλῶν. Es giebt alſo allen dreien Figuren nur eine einzige Baſe, woran die Muſe und der Marſyas abgebildet waren.

Hebe. Dieſe Art der Anordnung läßt ſich aus dem folgenden Beiſpiele ſchließen.

3. In dem Tempel der Despóna (Juno), vier Stunden von Akakeſium in Arkadien entfernt, befand ſich ein großes Werk Damophons, vorſtellend die Juno und Ceres ſitzend auf einem Throne. Ceres hielt in der rechten Hand eine Fackel, die linke legte ſie auf die Juno; Juno hielt einen Zepter und auf dem Schooße mit der rechten Hand das myſtiſche Käſtchen. *) Neben dem Throne ſtand zur Seite der Ceres die Diana mit einem umgeworfenen Hirſchfelle und mit dem Köcher auf den Schultern; in der einen Hand hielt ſie die Fackel, in der anderen zwei große Schlangen; neben ihr lag ein Jagdhund. An der Seite der Despóna ſtand Anytus, einer der Titanen und der Pflegevater der Juno, bewaffnet. **)

*) Ἔχει δὲ Δήμητρος σκῆπτρον καὶ τὴν καλουμένην κίστην ἐπὶ τοῖς γόνασιν· ἔχει τῇ μὲν ἕτερᾳ τὸ σκῆπτρον, τῇ δὲ δεξιᾷ κίστην.

Dieſe ciſta myſtica iſt ſonſt Attribut der Ceres. Wie, wenn Pauſanias ſich hier geirrt hätte oder wenigſtens in der Erzählung eine Verwechſelung des Attributen mit untergelaufen wäre? —

**) Wer ſich dieſe Art zu gruppiren verſinnlichen will, der wird es mit Hülfe einiger aus dem Alterthum uns erhaltenen Abbildungen thun können, die ſich z. B. auf alten Lampen und andern erhabenen Arbeiten befinden, und von denen es mir ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ihnen große ſtatuariſche Gruppen von der Art, wie die

Jene Bildsäulen der Juno und Ceres sammt dem Throne, worauf sie saßen und der Fußbanck waren aus einem Steine und wie Pausanias noch ausdrücklich hinzufügt „es ist nichts an dem Kleide und von dem, was um den Throne herum ausgearbeitet ist, von einem anderen Steine angekittet oder angeklammert, sondern alles ist aus einem Blocke." — Beide Bildsäulen hatten die Größe der Göttermutter zu Athen. Ihre Größe zeichnete sie also bedeutend vor der Größe der bei ihnen stehenden Figuren aus, wie auf jener in der Note angeführten Lampe die Figur des Pluto sich über die der Pferde und der Tyndariden erhebt. Die Nebenfiguren waren also selbst in der Größe den Hauptfiguren untergeordnet. Pausan. VIII, 37.

eben beschriebene, zum Grunde lagen. Man sehe z. B. bei Berger in den Lucernis Sepulcral. iconic. des Petr. Sant. Bartoli cum Observat. Bellori Tab. 8. Pars II. Pluto als Colossalfigur auf einem Throne sitzend, die rechte Hand auf den neben ihn befindlichen Cerberus gestützt, in der linken hocherhabenen Hand den langen Herrscherstab haltend; neben ihm stehen bei ihren Pferden Castor und Pollux. Oder auf Tab. 10. ebendaselbst: Jupiter sitzend mit der Hasta in der rechten und dem Blitz in der linken, rechterhand gleichfalls sitzend die Libertas und linkerhand die Minerva; gewiß eine allegorische Darstellung der Macht mit Klugheit und Ueberfluß gepaart.

ander in ihrer Seele. Hiedurch muß die Beziehung ihrer kleinen Welt auf ihre Erhaltung in allen Theilen direkt, und die Verhältniſſe dieſer Theile unter einander für ſie palpabel werden. In einer ſolchen Oekonomie ſind eben ſo wenig Irrungen, als neue Erfindungen möglich; alles iſt mit einem male erblickt und angewandt. Folglich iſt auch jedwede Fähigkeit eine vollkommne Fertigkeit; denn zu Hervorbringung dieſer iſt nur dann eine Uebung nöthig, wann entweder mehrere Verbindungen zuläßig ſind, wodurch eine gewiſſe Vorſtellung einen höhern Grad der Klarheit und Würkſamkeit erhalten kan, oder wann der Thätigkeit dieſer Vorſtellung Hinderniſſe im Wege ſtehen, die durch wiederholte Anſtrengung weggeſchoben und weggeſchliffen werden müſſen. Beydes findet in dem angenommenen Falle nicht ſtatt. Jede Vorſtellung, jede Verbindung derſelben unter einander iſt hier ein unmittelbares Werk der Natur. Da ſind keine entgegengeſetzte, eine der andern zuwiderlaufende Beſtrebungen; alles fließt, alles ſtößt in einen Punkt zuſammen.

Wie viel zu Ausübung der Kunſtfähigkeiten die ganze mechaniſche Einrichtung des thieriſchen Körpers beytrage, verdient beſonders erwogen zu werden.

Der bloſſe Mechaniſmus, von dem leitenden Reize der Empfindung abgeſondert, vermag ſchon

4. In einem Gebäude an dem Wege, der von Daulis nach Delphi führt, welches zu den Versammlungen der Phocischen Städtegesandten bestimmt war, stand in der Tiefe des Versammlungssaales eine Gruppe, Jupiter, Minerva und Juno. Jupiter saß auf dem Throne; zu seiner Rechten stand Juno, an der linken Minerva. Pausan. X, 5.

Diese bis jetzt erwähnten Gesellschaftsgruppen könnte man füglich Familiengruppen nennen; ihr Charakter ist Handlungs- und Leidenschaftslose Ruhe. Zu derselben Klasse gehören noch einige andere Vorstellungen, die denselben Charakter tragen, nur durch die Art der Anordnung in der äussern Form von ihnen abweichen. Das sind diejenigen Vorstellungen, wo die Hauptfiguren auf Wagen gestellt sind, die von Pferden gezogen werden.

Dahin gehören zum Beispiel:

5. Jenes große Werk aus Gold und Elfenbein, welches Herodes von Athen in den Tempel des Neptun zu Korinth geschenkt hatte, wo es in dem Pronaos aufgestellt war. Es bestand aus einem Wagen, der von vier Pferden gezogen ward, die von zwei Tritonen (wahrscheinlich) geleitet wurden. Auf dem Wagen standen Amphitrite und Neptun und aufrecht auf einem Delphin Palämon als Knabe. Der Wagen selbst stand auf einem Fußgestelle, woran in erhabe-

ner Arbeit vorgestellt war die Thalassa, welche die Venus als Kind in die Höhe hält, auf beiden Seiten Nereiden. Auf der Basis (wahrscheinlich dem Sockel) worauf Neptun stand, waren die Tyndariden, Kastor und Pollux, ausgearbeitet, weil auch diese Schutzgottheiten der Schiffer und Schiffe sind. Pausan. II, 1.

6. Zu Olympia ein Wagen aus Erz und auf demselben als Sieger Hieron von Syrakus, zu beiden Seiten reitende Knaben; das Ganze war ein Werk des Onatas und Kalamis. Pausan. VI, 12.

7. In Rom ein Werk des Lysias auf dem Palatio, über dem Ehrenbogen, den Augustus zum Andenken seines Vaters Octavius erbauen ließ, in einer eigenen mit Säulen verzierten Nische, eine Quadriga, worauf Apollo und Diana standen, aus einem Stücke. Plinius. Hist. Nat. XXXVI, 10.

Aus allen diesen Beispielen lassen sich, dünkt mich, sehr ungezwungen folgende Bemerkungen ziehen:

1. Sagen es die Schriftsteller von den meisten der angeführten Werke ganz bestimmt und ausdrücklich, daß sie aus Einer Masse oder aus Einem Blocke gearbeitet waren; von den übrigen, bei welchen es nicht ausdrücklich bemerkt worden, läßt es sich einigermaßen schließen; oder die Verbindung des Einzel-

nen zum Ganzen war doch so innig, daß es wie aus einem Stück verfertigt angesehen werden konnte.

2. Der Charakter dieser Gruppen war leidenschaftlose Ruhe, ohne Ausdruck einer bestimmten Handlung, oder eines Affekts; nur gesellschaftliches Beisammensein, oder bloße leise Familienverbindung.

3. Die Anordnung war bloß zierlich; die Hauptpersonen in der Mitte erhöht, entweder auf Thronen oder Wagen, die übrigen Figuren entweder im kleineren Verhältnisse oder vielleicht in etwas niedrigeren Stellungen neben ihnen befindlich, wobei vielleicht selbst konventionelle Begriffe und Vorstellungen leiten mochten.

4. Einige von ihnen waren wohl in Nischen gestellt, folglich nur auf die Ansicht von einer Seite berechnet.

Ich gehe zur zweiten Abtheilung dieser Klasse über;

b) Gesellschaftliche Gruppen, auf verschiedene Vasen neben einander gestellt;

1. Apollo mit dem Musenchor, wie sie oft vorkommen und erwähnt werden.

2. Apollo, Latona, Diana und die neun Musen am Portikus der Oktavia zu Rom. Plinius. XXXVI, 10.

3. Die Parzen mit dem Jupiter Moragetes und dem Apollo Moragetes zu Delphi im Tempel Neptuns. Pauſ. X, 24.

4. Zu Olympia im Haine des Jupiter ein Geſchenk der Phliaſier, welches den Aſopus und deſſen Töchter vorſtellte und zwar in dieſer Ordnung. Zuerſt ſtand die Nemea, neben ihr Jupiter, welcher nach der Aegina greift, bei dieſer die Harpinna, auf welche die Korzyra folgte, neben dieſer die Theba und zuletzt ſelbſt Aſopus. Dieſe Statuenfamilie ſcheint in einer Linie geſtanden zu haben. Pauſ. V, 12.

5. Auf einer gleichen Erhöhung (doch wahrſcheinlich abgeſondert von einander, auf einzelnen Geſtellen) ſtanden zu Olympia, als ein Geſchenk des Achäiſchen Volks, die Statuen der griechiſchen Fürſten, die mit einander löoſeten, wer von ihnen den Zweikampf mit dem Hektor, welcher die Griechen herausgefordert hatte, beginnen ſollte. Sie ſtanden nahe bei dem großen Tempelhauſe mit Spießen und Schildern bewaffnet; gegenüber ſtand auf einer anderen Erhöhung Neſtor, der das Loos eines jeden in den Helm geworfen hatte. Das Bild des Ulyſſes war vom Nero davon getrennt und nach Rom gebracht; es mußte alſo doch, ohne das Ganze zu beſchädigen, leicht davon haben getrennt werden können, und das ſetzt die einzelne unabhängige Aufſtellung je-

der Figur von der anderen verans. Das Ganze war ein Werk des Onatas aus Aegina. Pausan. V, 25.

6. Eben so in Delphi die vaterländischen Helden der Tegeaten, die sie als Geschenke von der Lacedämonischen Beute verfertigen ließen, aber von verschiedenen Meistern; und

7. Die Lacedämonischen Helden von der athenienſischen Beute und eben so die Statuen der Helden ihrer Bundesgenossen. Pausan. X, 9.

Der Charakter dieſer Gruppen und die Art ihrer Aufſtellung geht aus den angeführten Stellen der Schriftſteller zu klar hervor, als daß es noch darüber einer Bemerkung bedürfte.

Ich wende mich deshalb zur zweiten bedeutenderen Hauptklaſſe der alten ſtatuariſchen Gruppen:

B. Der hiſtoriſch-dramatiſchen.

Wir wollen wiederum diejenigen zuerſt näher betrachten, die

a) auf einer gemeinſchaftlichen Baſe ſtanden, oft aus einem einzigen Blokke verfertigt waren:

1. Eine Gruppe von fünf Figuren zu Delphi, den Kampf des Herkules und Apollo um den Dreifuß vorſtellend. Apollo ſucht dem Herkules den geraubten Dreifuß zu entreißen, Latona und Diana bemühen ſich, Apollen zu beſänftigen, Minerva den Herkules.

Drei Meiſter hatten an dieſem gewiß ſehr groſſen Werke gearbeitet. Die Figuren des Apollo, Herkules und der Latona waren von der Hand des Dipllus und Ampkläus; Minerva und Diana von der Hand des Chionis. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das Ganze, ſeiner Natur nach, auf einer gemeinſchaftlichen Bahn ſtehen mußte, worin die einzelnen Figuren eingefugt, oder eingeklammert ſeyn mogten, da Pauſan es nicht beſonders erwähnt, daß es aus einem Blocke gebildet worden. Pauſan. X, 13.

2. Zu Delphi ein Geſchenk der Cyrenäer, Batus auf einem Wagen, den ſeine Mutter Cyrene lenkt, der folglich mit Pferden beſpannt war, die Pauſanias nicht ausdrücklich genannt hat. — Im Wagen ſtand bei ihm die Nymphe Libye, die ihn bekränzte. Das Ganze war ein Werk des Amphion, eines Sohns des Akeſtes aus Knoſſus. Der Vorſtellung lag, wie man ſieht, eine beſtimmte Handlung zum Grunde, wodurch ſich dieſe Gruppe von den ähnlichen in der vorigen Klaſſe unterſcheidet.

3. Zu Rom, auf dem Cirkus Flaminius im Tempel des Neptun, den Knejus Domitius erbauen ließ, eine groſe Gruppe vom Scopas, welche die Flucht der Thetis mit ihrem Sohne Achilles nach Scyros zum Lykomedes vorſtellte. Vermuthlich auf einem Wagen von Hippokampen gezogen und von anderen

Meergottheiten und Seethieren, als: Tritonen, Nereiden, Delphinen u. ſ. w. begleitet, befanden ſich Neptun, Thetis und Achilles. Plinius. Hiſt. Nat. XXXVI, IV, 7.

Plinius Worte, mit denen er dieſe Gruppe beſchreibt, ſind zwar nur kurz, indeſſen läßt ſich leicht errathen, daß der Künſtler einer ähnlichen Idee, als die iſt, welche uns Statius in ſeiner Achilleis von der Flucht der Thetis mit Achill nach Scyros in der Erzählung giebt, gefolgt ſeyn, und das Werk daher einen ſehr bewegungsvollen Ausdruck gehabt haben müſſe. Es ſcheint überdieß eins der berühmteſten und größten Werke in Rom geweſen zu ſeyn, da ihm Plinius den ausgezeichneten Lobſpruch macht: cuncta ejusdem manus, praeclarum opus, etiamſi totius vitae fuiſſet.

4. Laokoon und ſeine beiden Söhne, wie wir die Gruppe noch haben, nicht aus einem einzigen Blocke, (wie es Plinius von dem zu ſeiner Zeit ſo berühmten Werk Ageſanders, Polydors und Athenodors von Rhodus behauptet Hiſt. Nat. XXXVI, IV, 12. ſich darin aber auch wohl irren konnte) und an der Hinterſeite nicht vollkommen ausgearbeitet; ein Beweis für die Vermuthung, daß das Werk ehemals in einer Niſche ſtand und die Betrachtung deſſelben ſich auf die Vorderſeite einſchränken ſollte.

Diese Bemerkung hätte Diderot billig nicht entgehen sollen, dann würde er vielleicht in seinem Versuche über die Mahlerei dem Künstler den unbilligen Vorwurf erspart haben, daß, wenn man die Gruppe von der linken Seite ansieht, sich der Kopf des Vaters dem Beschauer ganz entziehe und dieser einen Uebelstand bewirke. Wahrscheinlich mögte dem Kritiker durch eine klug getroffene Vorrichtung der alten Künstler an dem ursprünglichen Standorte des Werkes diese Ansicht von der linken Seite schwer gemacht worden seyn.

Daß diese Gruppe eine historisch-dramatische sey, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen, indem der Ausdruck eines qualvollen Zustandes mit dem angestrengtesten Bemühen, sich ihm zu entreißen, hier unter drei Personen vertheilt ist, die in der genauesten historischen und, von den Schlangen umwunden, selbst in der genauesten physischen Verbindung stehen, ein Ausdruck, der indessen, wie natürlich, in der Figur des Vaters sein höchstes Ziel erreicht, weshalb auch die Figuren der Söhne, in mehr als einer Rücksicht auf natürliche Größe, sehr weise der Größe des Vaters untergeordnet sind.

Da übrigens aller Welt die Natur und Beschaffenheit dieser Gruppe bekannt ist und jeder Einsichtsfähige in den Lobspruch auf dieses Werk ohne Wider-

ſtreit einſtimmt, daß es nämlich alle Forderungen der Kunſtkritik bei der höchſten Schwierigkeit der Aufgabe erfülle; ſo glaube ich nichts weiter hinzuſetzen zu dürfen, um die Uebereinſtimmung der darin praktiſch dargelegten Grundſätze mit der oben aufgeſtellten und zum Theil aus dieſem Werke abgezogenen Theorie der ſtatuariſchen Gruppenbehandlung und zunächſt der dramatiſchen, aufmerkſam zu machen.

5. Der Farneſiſche Stier iſt die zweite große hiſtoriſch dramatiſche, uns aus dem Alterthum, übrig gebliebenen Gruppe, die in der wirklichen Anſchauung eine richtige, noch vollkommnere Vorſtellung von der Beſchaffenheit und der Wirkung ſo großer Kompoſitionen der alten Bildhauer zu geben vermag. Freilich iſt die ehemalige Aufſtellung dieſes Werks zu Rom in einer engen und durch andere fremdartige Werke noch mehr verengten Behauſung nicht nur der unbefangenen Beſchauung ſehr ungünſtig geweſen, ſondern auch die Veranlaſſung zu ganz falſchen Anſichten und Beurtheilungen geworden, die ſich gleichſam vom Vater bis zum Sohne fortgepflanzt haben. Aber ſein jetziger Standpunkt in Neapel auf einem großen freien Platze und die ſeit der Wegführung der Gruppe aus Rom von neuem damit vorgenommenen, ſehr zweckmäßigen und, wie kompetente Kunſtrichter ver-

ſichern, ganz im Geiſt des alten Werks ſelbſt, ausgeführten Reſtaurationen laſſen erſt jezt über die wahre Beſchaffenheit deſſelben, ſeine hohe Bedeutſamkeit und ſeinen Kunſtwerth richtige Urtheile fällen, wodurch freilich das ſo gut wie völlig unbrauchbar wird, was früher und nicht ſelten in der Entfernung, bloß nach ſchlechten und unvollkommenen Abbildungen über Unzweckmäßigkeit des Ganzen geurtheilt worden iſt.

Das ungeheure Werk war urſprünglich aus einem Blocke gearbeitet und iſt gewiß daſſelbe, deſſen Plinius (Hiſt, Nat. XXXVI, IV, 10.) mit den Worten erwähnt: Zethus et Amphion et Dirce et Taurus vinculumque ex eodem lapide, Rhodo advecta, opera Apollonii et Tauriſci. Alle Figuren ſtehen noch auf der alten Bahn, die einen Theil des Berges Cithäron vorſtellt, auf welchem die Handlung vorgeht. Die Auſſenflächen der Vaſe ſind, wie dies häufig der Fall war, mit Gegenſtänden verziert, welche zur Charakteriſtik des Schauplatzes dienen und worin ſich manche Erklärer der Gruppe nicht haben finden können, welche das Werk nicht ſelbſt geſehen hatten. Es ſind Thiere, Inſekten, Gewürme, u. ſ. w., welche der Cithäron erzeugte, oder denen er zum Aufenthalte diente, in eben demſelben Geiſte und in derſelben Abſicht erfunden, wie an den

für sich die wunderbarsten Erscheinungen hervorzubringen: dieses sehen wir an den unwillkührlichen Bewegungen, welche er in den thierischen und vegetabilischen Körpern zum Vortheile ihrer Natur erregt. Man beobachtet in beyden nicht nur eine bewundernswürdige Uebereinstimmung in der Richtung ihrer verschiedenen Kräfte zu Erhaltung des Ganzen, sondern auch eine zweckmäßige Abweichung von den gewöhnlichen Regeln nach Erforderniß der Umstände, dergestalt, daß man von den organischen Maschinen gewissermassen sagen dürfte, sie bedienten sich allerhand Kunstgriffe, um ihre Entwicklung, den sich ereignenden Hindernissen zum Trotz, fortzusetzen, oder das in einem ihrer Theile gekränkte Interesse ihrer Natur, durch neue Hülfsmittel, so viel möglich, wieder zu herstellen. (*)

Ich

(*) Die hieher gehörigen Beyspiele erfordern eine weitläuftige Auseinandersetzung, deswegen kan ich die schicklichsten an diesem Orte nicht anführen; folgende mögen, so gut sie können, die Stelle besserer vertreten. — Eine Bohne, welche verkehrt gepflanzt worden, biegt ihre Wurzelfäden von oben in die Erde hinunter, und den Keim von unten herauf. — Ein Spargel, den ein vorliegender Stein gerade aufzuschießen hindert, krümmt seinen Kopf einwärts, und erhält ihn unbeschädigt. Ein Baum, den man, in einer Entfernung von 4 Fuß, einer Mauer gegen über ansetzt, lenkt seinen Stamm nach und nach von der Mauer ab, damit er Raum zu Ausbreitung seiner Zweige gewinne. Nach

alten Vasen der Flußgötter Nil und Tiber, ehemals im Vatikan zu Rom, jetzt zu Paris, Krokodile, Hippopotamen, Ibis, oder Wölfe, Schafe, Ziegen, Fischen, Lotospflanzen, Palmen u. s. w. angebracht sind. *) Der als Hirte gekleidete und von einigen nur dafür anerkannte Jüngling im Vorgrunde ist kein anderer, als der Genius des Berges Cithäron selbst, welcher Zuschauer der That ist, die auf seinem Gebiete begangen wird. Die Hauptfiguren stehen in unmittelbarer Wechselwirkung zu einander. In der Mitte erhebt sich bäumend und sich sträubend am höchsten der wilde Stier, an dessen Hörner Dirce gebunden werden soll. Neben ihm etwas vertiefter, zu jeder Seite einer, stehen die beiden Brüder Zethus und Amphion, mit Macht und Anstrengung beschäftiget, theils den Stier zu halten, theils den Strick an den Hörnern desselben zu befestigen. Zwischen ihnen, vor dem Stier, vertiefter, liegt, im Kostum einer Bacchantin in nach hinten überworfener Stellung des Kopfes und des Körpers, flehend und verzweiflungsvoll, Dirce, um die ihr drohende schreckliche Strafe noch von sich abzuwenden. Um sie herum befinden sich Gegenstände, welche die Bacchische Feierlichkeit an-

*) S. Museum Pio - Clementinum Tom. I. Tab. XXXVIII. Tab. XXXIX.

deuten, welche Diren eben auf den Elephäron geführt hatte. Ganz im Hintergrunde, in der Entfernung, steht Antiope, die Mutter der Brüder, um Zeugin der Strafe zu seyn, wodurch sie an ihrer Beleidigerin gerächt werden soll; vielleicht die einzige Figur, die, weil sie bei der Hauptansicht von vorne von den übrigen Figuren fast ganz bedeckt und dadurch unsichtbar wird, getadelt werden kann.

So von neuem in seine alte Form wieder hergestellt und auf einen angemessenen Standpunkt versetzt, gewährt die große Gruppe eine klare, auf den ersten Blick verständliche Ansicht. Die Anordnung ist in der Hauptsache pyramidalisch, der gewählte Moment einer der glücklichsten, die Verbindung und Stellung der Figuren gegen einander äusserst überlegt. Das Ganze giebt eine vollkommene Vorstellung von einer rein dramatischen Gruppe. Das Werk ist ganz überall ausgearbeitet und stand ohne Zweifel auch ehemals zu Rhodus auf einem großen freien Platze. Im alten Rom stand es, wie Plinius bemerkt, in aedibus Asinii Pollionis, vielleicht nicht ganz am rechten Ort, wenn man ihm nicht seine Stelle in einer großen geräumigen Halle, oder auf einem weiten Hofe angewiesen hatte. Das Werk hat auch ursprünglich wohl nicht bloß von vorne, wo man freilich die Hauptansicht hat, sondern auch wegen

seiner ausserordentlichen Schönheit von allen Seiten gesehen und betrachtet werden sollen.

Auch jezt soll es auf seiner ihm nun ertheilten ihm angemessenern Stelle eine sehr günstige und große Wirkung thun. Folglich fallen alle die Folgerungen, die man bisher aus dieser Gruppe, welche uns gerade einen sehr sprechenden Beweis für die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit großer, dramatisch-statuarischer Gruppen liefert, zum Nachtheil dieser Art von Anordnung und Komposition hat ziehen wollen, völlig in ihr Nichts zurück. Aber allerdings der Gegenstand muß sich auch so gut, wie der dargestellte, zu einer solchen Komposition schicken, und der Künstler muß, mit dem Umfange und den Schwierigkeiten seiner Kunst vollkommen vertraut, auch die Weisheit besitzen, den lezteren eben so geschickt aus dem Wege zu gehen, als alles dem Zweck beförderliche eben so ungezwungen herbeirufen zu können.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

VI.

Kunſtnachrichten.

1.

Aus Stuttgart.

Der Achilles von Paer iſt bereits viermal, und neuerlich wieder in Gegenwart des Königs von Schweden hier aufgeführt worden, und hat, wenn gleich die Rollen ſehr ungleich beſetzt waren, allgemeine Wirkung hervorgebracht. Die Situationen dieſer Oper ſind meiſterhaft angelegt, und die Charaktere Achilles, Patroclus, Agamemnon, mit Kraft gehalten — freilich ungleich ſtärker von dem geiſtvollen Komponiſten, als vom Dichter. — Seit Mozart hat kein Tonſetzer in Teutſchland eine ſo allgemeine Wirkung hervorgebracht, wie Paer mit dieſem Achilles. Der Charakter der Muſik iſt: Größe, Einfalt, Erhabenheit. Dieſer erhält ſich durchgehends; das Intereſſe ſteigt von Scene zu Scene; und von den Moment an, wo Achill auf der Brücke ſeinen todten Patroclus erblickt, erſchwingt die Muſik einen

Grad von Pathos und Leidenschaft, den man sonst nur in der höheren Tragödie findet, und nie in der Oper zu suchen gewohnt war. Das Einfallen des Chors, sowohl in der Meisterscene, wo Agamemnon mit ihm allein ist, als in der, wo Achill seinen todt liegenden Freund bejammert, — ist erschütternd, und erweckt dem Gedanken, daß dies wohl die Art gewesen seyn dürfte, wie die Griechen den Chor behandelt haben. Das Riesenbild Homer's, und die unzerstörbare Größe des Stoffs, woraus Er seine Ilias schuf, dämmert wie ein Gebirg aus dieser Oper hervor, und schon die Ouverture kündigt es laut an, wie sehr Pär von diesem Stoffe durchdrungen war. Der Geist der Musik im Ganzen ist mehr Italienisch als Teutsch; doch fehlt es ihr nicht an teutscher Kraft und Eigenheit, und — das etwas zu weiche und süßliche Duett des entwaffneten Achilles mit seiner Briseis abgerechnet, behauptet sie durchgehends mit seltner Erhebung den Charakter des heroisch-epischen. Die Singstimmen sind mit ungleich mehr Sorgfalt und Kunst in der Melodik bearbeitet, als wir es sonst in der teutschen Oper gewohnt sind: die Melodie schlingt sich öfters durch drei-vier und mehrere Stimmen hindurch, welche zuletzt ein bezauberndes Ganze ausmachen; und der wie Kirchengesang einfallende Chor, krönt und vollendet dieses Ganze.

Dem Sänger ist nicht schülerhaft jede Biegung und Bewegung vorgezeichnet, über die er nicht hinausgehen darf, sondern er behält Raum und Freiheit, selbst zu wirken, selbst zu schaffen, und sich als Künstler zu zeigen. — Ein so großer Stoff wie dieser Achill ist Mozart nie zu Theil worden; man darf es aber dem Schöpfer des Don Juan zutrauen daß er auch hier sein Thema übertroffen haben würde.

Achilles erinnerte uns sehr lebhaft an die ehemaligen Italienischen Opern von Metastasio und Jomelli unter Herzog Karl, und wurde mit vielem Pompe in Kleidern und Decorationen gegeben.

Was aber am meisten zu der enthusiastischen Aufnahme dieser Oper beitrug, das war der meisterhafte Gesang, und ein fast eben so treffliches Spiel des beliebten Tenoristen Krebs, der den Achilles darstellte. Bekanntlich hat er ihn voriges Jahr schon auf den Theatern zu Frankfurt und München mit allgemeinem Beifall gegeben; und wenn er hier gleich nicht duch einen Maurer und eine Cannabich unterstützt wurde; so hob Er doch das Stück allein durch seine Kunst, und bezauberte Priester und Laien. Er hat diese Rolle mit Macht ergriffen, und beherrscht sie, wie der Meister sein Werk. Nebst einem hohen Grade

von Kunst, erfordert sie unter anderen auch Wohlgestalt, und eine seltene Stärke und Ausdauer der Brust und des Organs: das alles trifft überraschend bei diesem Künstler zusammen; und mit so viel Recht man auch der Rolle Ueberladung vorgeworfen hat; so dauert er doch meist ohne Ermattung und Heißerkeit bis ans Ende aus. Es ist, als hätten Komponist und Dichter ganz eigen für ihn geschrieben, und schwerlich dürfte Hr. Krebs je mehr eine Rolle erhalten, worin er den ganzen Umfang seiner Kunst in dem Grad wird zeigen können. — Die lange erschütternde Scene von Todtenmarsch an, bis zum Kampfe mit Hektor — also gerade die wichtigste, wo die Leidenschaft von Stufe zu Stufe bis zur Wuth emporgefacht wird, ist dem Sänger wie dem Komponisten, am besten gelungen, und hat wie die Geisterscenen im Hamlet und Macbeth, unter den Hörern abwechselnd Mitleid und Entsetzen hervorgebracht. — Mir fiel bei dieser Gelegenheit ein, was ein Tonsetzer wie Pär, aus Schillers Braut von Messina machen könnte, wenn sie in eine Oper umgearbeitet würde.

Auch den Titus sahen wir kürzlich einmal hier; er war aber nur mittelmäßig besetzt, besonders vermißte man sehr eine Erste Sängerin. Daher that diese Oper bei aller Sorgfalt unseres neuen thätigen Ka-

pellmeisters, besonders nach dem Achill, nicht die erwartete Wirkung. Krebs sang den Sextus, welcher auf anderen Theatern von Weibern kastrirt wird, mit männlicher Kraft und weiblicher Anmuth zugleich.

* * *

Daß das von mir beschriebene Grabmahl auf den Tod des Erbprinzen von Baden, *) vom Professor Scheffauer, mit verdientem Beifall aufgenommen worden, wissen Sie aus den Zeitungen. Der Künstler befand sich inzwischen einigemal zu Karlsruhe, und verfertigte die Büsten des Königs und der Königin von Schweden, der Kurfürstin von Baiern, und des verstorbenen Erbprinzen — nach einem Gemälde und einer Todtenmaske. Leztere soll die sprechendste Aehnlichkeit haben, so wie die Büste der reizenden Königin von Schweden unter die schönsten und ausgeführtesten gehört, die ich noch von diesem Meister gesehn. Dabei erhielt er von dem Badenschen Kurfürsten den ehrenvollen Auftrag, den Entwurf zu einem Denkmal auf dem Markgrafen Karl, den Erbauer von Karlsruhe, zu verfertigen, welches auf dem Marktplatz der Stadt errichtet werden soll. Er

*) M. s. N. T. Merkur 1803. December.

gab seinen Plan ohne Verzug ein, welcher auch genehmiget wurde, und nun nächstens von ihm ausgeführt werden soll.

Seine Idee ist kurz folgende: die Stadt Karlsruhe sitzend — als Matrone, mit der Mauerkrone auf dem Haupte, in kolossalischer Größe. Sie hat ein faltenreiches Kleid an; ein großer Schleyer umfließt sie, und bedeckt zur Hälfte die Krone — um allegorisch anzudeuten, daß die Stadt noch vergrößert werden soll. In ihrem Schooße hält sie eine Urne mit der Asche des Verstorbenen und dem Namen Karl — wodurch der Name der Stadt ausgedrückt ist. Auf eben der Stelle, wohin das Monument zu stehen kommt, liegt der edle Erbauer begraben, und die Kirche wird deshalb weggeräumt. Der Figur zur Seite steht der Genius des Todes — als Jüngling mit umgestürzter Fakel, in wehmuthsvoller Anmuth. das Haupt der Matrone ist gegen den Genius gekehrt.

Im Piedestal, vom Bau-Direktor Weinbrenner im großen Style gearbeitet, befinden sich in den vier Füllungen: in der vorderen, die Innschrift; in den drei anderen, Basreliefs. Das erste, wie Markgraf Karl mit den Riß in der Hand, die noch an der Erde liegende (wie oben abgebildete)

Stadt aufrichtet. 2) Pan, erscheint unter Bäumen in einer Waldmasse, und wird von Apollo, der mit den Musen herbeikommt, bedeutet, die nunmehr ihnen geheiligte Gegend zu räumen. 3) Die Stadt sitzend; hinter ihr Thurmspitzen, und ragende Gebäude. Merkur führt ihr die Ceres mit dem Füllhorn zu: neben ihr sieht man ein Joch Ochsen, und andere Geräthe des Ackerbaues und der Viehzucht.

Noch muß ich einer reizenden Erfindung des Ihnen rühmlichst bekannten Prof. Danneker's erwähnen. Es ist seine Ariadne auf dem Panther, und sein Faunbrunnen. Von ersterer dann erst, wenn die Figur weiter geführt ist; der Brunnen stellt einen jungen Faun vor, fünf Schuh hoch; schäkernd auf den rechten Arm gestüzt, der auf einem Schlauche ruht. Der linke gehobene Arm, ist gegen das Auge hingebogen, gleichsam um das Wasser abzuwenden, das aus dem gedrückten Schlauche durch den Armbogen aufspringt. Das Gesicht des Faunenknaben hat viel Ergötzendes, und drückt Trunkenheit und muthwilliges Lachen aus: er steht tändelhaft auf den Zehenspitzen, als erwartete er den herabfallenden Wasserschwall, der seine Gluth abkühlen soll. Die Wasserstrahlen fallen erst in ein kleines oberes Becken; dann über eine Felsenmasse ins untere Bassin. Die

Ich bemerke ferner, daß selbst denenjenigen Bewegungen, welche die menschliche Seele willkührlich in den verschiedenen Theilen ihres Körpers hervorbringt, allemal eine automatische Richtung dieser Theile, ein zu diesem Zwecke präformirter Mechanismus derselben, zum Grunde liegt. Die empfindsame Maschine tönt nicht allein ihre Empfindungen; sie gebehrdet sie auch. Schon in Mutterleibe bewegt sich das Kind willkührlich auf mancherley Weise. Legt man ihm, nachdem es gebohren worden, einen Finger zwischen die Lippen, so saugt es sofort daran. Bey zunehmenden Kräften biegen seine Finger sich mechanisch um jeden Gegenstand, womit man die inwendige Fläche seiner Hand berührt. Es spattelt mit seinen Gliedern in der Freude, es ringet sie in der Angst, es streckt sie mit Heftigkeit aus im Zorne, und zieht sie zusammen, wenn es von Schrecken oder Furcht überfallen wird. Kurz, eine jede Vorstellung unsrer Seele ist von einer Bewegung in unseren feineren Organen begleitet: enthält die Vorstellung den Grund zu einer Gemüthsbewegung, so werden die Muskeln bis zu den äuserſten Theilen des Körpers mit erschüttert: und ist endlich die Ursache der

Nach Beyspielen aus der Physiologie und Pathologie kan ein jedweder seinen Arzt fragen. Er darf ihn nur unter andern an die perturbationem criticam des Hippocrates, und die Metastases materiæ morbosæ erinnern.

volle Höhe des Brunnens, welcher in den Anlagen zu Ludwigsburg aufgestellt werden soll, beträgt 10 Fuß.

In meinem nächsten rede ich Ihnen von dem Oedipus unsers Direktors Hetsch, und vom Zumsteegs Elbon docani, welcher endlich! — vornämlich auf Betrieb unsers Freundes Kranz diese Woche gegeben wird.

An dem Baue des neuen kleinen Theaters wird stark gearbeitet, und es soll längstens zu Anfang Februar mit Lessings Nathan eröffnet werden. Touret behielt darin zu wenig freie Hand, als daß man, wie sein Talent versprach, und wie sein erster Entwurf so sehr zusagte, ein von ihm selbst geschaffenes architectonisches Kunstwerk erwarten dürfte. Es soll bloß eine Art Konversations-Theater werden, und nicht über 500 Menschen fassen. Doch zweifeln wir nicht, daß sich bei aller Beschränkung und allen Einreden sein trefflicher Geschmack und sein heiterer Geist darin darstellen werde.

Durch Gleys und seiner Frau Entweichung, entgieng dem hiesigen Theater eine erste Sängerin, und ein sehr brauchbarer Schauspieler. Beide sind noch nicht ersetzt, und was ich Ihnen vorigen Früh-

ling von dem hiesigen Theater schrieb, das gilt jetzt mehr, als damals.

Das Verbot der Allgem. Zeitung, die bei der Erbärmlichkeit der übrigen teutschen Reichszeitungen, der hiesigen Redaction wahrhaft zur Ehre gereichte, rührte von Paris vom Minister Talleyrand her. Daß bei dieser Behörde vorläufige Denunciationen gegen das Blatt geschehen seyn mußten, (weil Redacteur mitunter Englische Sarkasmen aufnahm!) versteht sich. Man sagt, ihr unternehmender Verleger Hr. D. Cotta, der sie jetzt rüstig in Ulm fortsetzen läßt, werde dafür sorgen, das hier ein französisches gleich gut geschriebenes Blatt herauskomme. Es läßt sich von der seltenen Thätigkeit dieses Mannes nichts als gutes erwarten.

Mit Mathison's Lyrischer Anthologie geht es rasch vorwärts, und künftiges Jahr wird die ganze Sammlung vollendet seyn. Da er nur bis 1767 geht; so hat er dadurch manche unangenehme Kollisionen vermieden. Man kann wahrhaft sagen, daß er durch diese Unternehmung manchen vergessenen Dichter und manches gehaltreiche Gedicht aus dem Grabe erweckt, und sich in diesen wasserreichen, frostigen und klügelnden Tagen ein wahres Verdienst um die poetische Kunst erworben hat. Seine

Verbeſſerungen betrafen: Richtigkeit der Sprache, der Verſifikation, und des Geſchmacks, und ſind öfters ſo glücklich, daß der Geiſt und Gang des Originals nicht nur nichts verloren, ſondern ſichtbar gewonnen hat. Nur dürfte es ihm mitunter begegnet ſeyn, daß er gewiſſe, ihm eigene Wendungen, Bilder und Beiwörter einem Alten geliehen, worin man, und wär' es oft nur in einer Zeile, ſogleich den Herausgeber erkennt.

VII.

Briefe über die neueste Schwedische Literatur.

(Dritter Brief.)

Im Strudel mancher Geschäfte und Zerstreuungen sind meine Briefe über den Zustand der Literatur des Landes, worin ich jetzt lebe, sparsamer geworden, als ich selbst im Anfange dachte, und Du vielleicht erwartet hast. Du hast wahrscheinlich aus den Zeitungen gesehen, daß alle neue Dänische Bücher durch einen königlichen Befehl in Schweden verboten sind. Ob diese Maßregel fruchten wird, ist eine Frage: nach der Beschaffenheit des Schwedischen Buchhandels läßt sich indessen erwarten, daß diesen Schriften der Eingang wenigstens erschwert seyn wird. Daß die Regierung Grund zu einem solchen Verbote hatte, ist ausgemacht. Ich billige keinesweges zu große Beschränkung der Preßfreiheit; ich will es auch unentschieden lassen, ob man bei einigen neueren Vorfällen hier nicht zu weit gegangen ist: aber über alle diese Vorfälle liegen die Verhandlungen offen vor des Publikums Augen, selbst in der Sache des Rittmeisters

Herrn Adlerſparre wider den Herrn Hofkanzler Zibet in puncto unterſagter Austheilung der Schrift: bihangt-il läsning-i blandade ämnen. Doch zur Sache: Einige Däniſche Journaliſten ſuchen, um für freimüthig zu gelten, recht gefließentlich Gelegenheit, Invectiven gegen die Schwediſche Regierung auszuſtreuen. Beſonders zeichnet ſich unter ihnen Herr Adjeſſor Jens Kragh Höſt aus; er compilirt jetzt ein Journal unter dem Titel: nicht bloß zur Luſt (ej blott til Lyſt.) Unter anderen hatte er alle Ausfälle Acerbi's wider Guſtav III. u. ſ. w. überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. Bd. 4, H. 1, S. 86. (1803.) ſetzt er zur Nachricht, daß einige Schwediſche Große Pädagogen nach der Schweiz geſandt haben, um Peſtalozzi's Kunſt zu erlernen, (beiläufig bemerke ich, daß Einer von dem Abgeſandten, Hr. Roſenſtein ſich gar nicht günſtig für die Methode erklärt haben ſoll) hiezu: „die Regierung iſt, „was die Didactik betrifft, gleichfalls gar nicht „unthätig. Vor 14 Tagen reißten zwei Köche vom „Kapitän Ehrenhoff angeführt nach Paris, um auf „franzöſiſche Art kochen zu lernen, und einige Tage „vorher reißte eine Art Hofmeiſter, von Robert Guſtav's III. Kammerdiener angeführt, eben dahin, um „in der Kunſt, die königlichen Zimmer zu meubliren „unterrichtet zu werden.“ Am gelindeſten ausgedrückt,

iſt es eine groſse Unbeſonnenheit ſo zu ſchreiben: um des Himmels Willen, wie kann man eine durchaus unſchuldige Handlung des Hofes oder wohl eigentlich gewiſſer Departements des Hofſtaates der Regierung zur Laſt legen? Es iſt notoriſch, daſs der gegenwärtige König alles, was in ſeinen Kräften war, gethan hat, um die Wiſſenſchaften in ſeinem Lande zu befördern; er unterſtützt jede nützliche Unternehmung; ich erinnere Dich nur an die Gradmeſſung in Tornea, an die Gehaltszulagen, die der König den Profeſſoren in Upſala, Greifswald u. A. ertheilt hat, u. ſ. w. u. ſ. w. So weit ich urtheilen kann, iſt freilich für den groſsen Haufen, in Anſehung des Unterrichts ſchlecht geſorgt; aber die Schuld liegt nicht an der Regierung, vielleicht eher an der Prieſterſchaft. Iſt ferner Peſtalozzi's Methode der einzige und ſicherſte Weg, dem Uebel abzuhelfen? Paſſen ſeine Ideen auf Schwedens Lokale und die beſonderen hier eintretenden Bedingungen?

Iſt man überhaupt in Dänemark an geiſtiger Kultur und Gelehrſamkeit vor dem benachbarten Reiche voraus? Den groſsen und hochverdienten Däniſchen Künſtlern und Gelehrten läſst ſich eine gleiche, vielleicht längere Reihe groſser und eben ſo verdienter Schweden entgegenſtellen. In Kopenhagen

erſcheinen freilich mehrere Journale und Flugſchriften: Herr Acerbi glaubte daraus auf eine größere Rezeptivität für Literatur in Dänemark ſchließen zu können. Du biſt anderer Meinung, mein Freund. Ich weiß wirklich nicht, ob Ihre Unrecht hatte, da er zu ſeiner Zeit aus der einreißenden Journalleſerei den ernſten und gründlichen Wiſſenſchaften den Verfall prognoſtizirte. Die vielen Journale ſind offenbar eine Urſache, daß, beſonders bei euch in Teutſchland, ein großer Theil von Jünglingen, bei ſeichten Kenntniſſen, doch ſo dünkelvoll auftritt. —

Eben fallen mir die Protokolle in der Unterſuchung warum die Schwediſche Flotte nicht ausgelaufen iſt u. ſ. w. (Stockh. 1801, 172. S. 8.) in die Augen. Du erinnerſt Dich, daß bei der Erſcheinung der Engländer im Sunde den Schweden Vorwürfe gemacht wurden, und daß man, hier und da, entweder aus böſen Willen oder aus Urkunde, ihnen die Schuld des unglücklichen 2ten Aprils 1801 beimeſſen wollte. Durch die angezeigten, intereſſanten Aktenſtücke erhellt unwiderleglich, daß die Flotte nur durch den Wind verhindert ward, zur beſtimmten Zeit auszulaufen. Ich will Dir nur ein Paar Stellen aus den eigenhändigen Briefen des Königs mittheilen. S. 9. „Jede Stunde, ſchreibt

er an den Admiral Grafen Wachtmeiſter, iſt von Bedeutung, und es würde mich ſchmerzen, meine Flotte nicht auf eine dem Reiche ehrenvolle und würdige Art, als Theilnehmerin in dem Kampfe zu ſehen, der vielleicht bald vorfällt. — — Die Dänen ſind muthig; ſie ſchießen und üben ſich täglich auf Cronenborg." — Der König befahl unausgeſetzt und dringend, das Auslaufen der Flotte zu beſchleunigen. (S. 19.) „Man muß in der Stunde der Noth für ſeinen Bundesgenoſſen etwas wagen." Doch mich übereilt die Poſt. Vergiß nicht deines hyperboräiſchen Freundes. *)

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Zu den neueſten Producten der ſchwediſchen Literatur dürften wohl auch die erſten zwei Theile der Geſchichte Schwedens vom Profeſſor und Bibliothekar Rühs in Greifswalde zu rechnen ſeyn, die als ein Theil der Allg. Weltgeſchichte bei Gebauer in Halle kürzlich erſchienen ſind. Fleißiges Quellenſtudium iſt hier mit hiſtoriſcher Kunſt gepaart.

B.

VIII.

Literaturgeschichte aus Ungarn.

Presburg den 26. Nov. 1803.

Es wird dem teutschen Mertur, der fortwährend sein Verdienst behauptet, Ungarns Fortschritte zur höhern Kultur in Teutschland bekannter zu machen, gewiß die Nachricht willkommen seyn, daß von Röslers Musenalmanach von und für Ungarn, dessen er schon einigemal erwähnte, die Fortsetzung auf das Jahr 1804 bereits ausgegeben wird. Einsender dieses, der mit dem Forderungen des guten Geschmacks an dergleichen Schriften vertraut ist, und die ästhetischen Erzeugnisse welche uns das Ausland liefert, unbefangen genug zu würdigen versteht, kann diese Sammlung nationaler Poesien mit unbestochener Ueberzeugung als ein schönes Denkmal einheimischer Kultur selbst dem Teutschen empfehlen. Hr. Hartleben, ein angehender Buchhändler (Bruder des Herausgebers der Justiz- und Polizeifama) in Pesth verlegte ihn, und stellt uns dadurch eine Probe seines Kunstsinnes auf, die uns von diesem geschmackvollen, gebildeten jungen Manne ungleich mehr für die Zukunft

hoffen läßt als alle bisherigen inländiſchen Verſuche dieſer Art zuſagten. In der That war es auch einmal Zeit, daß unſer inländiſcher Buchhandel in die Hand eines Mannes gerieth, der mit einſichtsfähigen, liberalen Kaufmannsgeiſte zugleich energiſchen Patriotismus und literariſche Kenntniſſe in ſich vereint — Eigenſchaften, die den meiſten Buchhändlern Ungarns ſo fremd als ſie, den Gehalt ihrer Waare nach inneren Kennzeichen der Güte zu beurtheilen, unvermögend ſind, die aber Jeder an Hrn. Hartleben ſogleich bei ſeinem erſten Verkehr mit ihm, voll Achtung für den wackern liebenswürdigen Mann, wahrnehmen muß. So viel ich weiß, iſt er entſchloſſen, neben ſeinem Sortiment zugeich auch eine Verlagshandlung zu führen, und bei lezterer ſtrenge Rückſicht auf bloß brauchbare, gute Schriften zu nehmen. Daß er wirklich zu dieſem Vorſatze der Mann und im Stande ſey, unſere ertenſiv und qualitativ dürftige Literatur zu heben und zu veredeln iſt kein Zweifel. Auch ſtehen mehrere unſerer talentvollſten, fähigſten Köpfe mit ihm in Verbindung, z. B. Der Herausgeber des Almanachs Röſler, Hr. Doktor Lübeck, Gräf Vincenz Batthyan, Prof. Nemeth, Schedius und andere. Von erſterem, Röſler, weiß Einſender zuverläßig, daß er der Verfaſſer der äſthetiſchen Beurtheilung über die Kupfer

der Gemüthsbewegung auſſer unſerem Körper; ſo ſind dieſe Bewegungen der äuſern Theile deſſelben (ihrem präformirten Mechaniſmus, und dem heimlichen Verſtändniſſe der Seele mit ihren automatiſchen Regungen zu folge) ſo beſchaffen, daß ſie die Handlung, welche zu Befriedigung der Begierde erfordert wird, wenigſtens anfangen, wenn ſie gleich zur Vollbringung derſelben nicht gleich hinreichend ſind.

Man verknüpfe mit der Anwendung dieſer Betrachtungen auf die kunſtfertigen Thiere, die Beobachtung ihrer beſondern Organiſation, und das Auſſerordentliche in ihren Handlungen wird minder wunderbar erſcheinen. (*)

Ich

(*) „Es iſt unläugbar, ſagt Reimarus, daß die meiſten „natürlichen Kunſtwerkzeuge der Thiere, an ſich, etwas „mehr als eine bloße entfernte Möglichkeit ihres Ge„brauches enthalten. Denn es ſind 1) viele beſondere „Werkzeuge, deren jedes zu ſeinen gewiſſen Verrich„tungen eingerichtet und geſchickt iſt; da wir Menſchen „von Natur nur ein einziges allgemeines Werkzeug „aller Werkzeuge, die Hände, am Leibe tragen. 2) „Sind die thieriſchen Werkzeuge durch die Bewegungs„Muſkeln, durch den Zuſchuß der Säfte, und andre „Beſchaffenheiten zu ihrem beſondern Gebrauche mehrentheils determinirt; da unſre Hände hingegen die „Beſtimmung ihres Gebrauches nicht in ſich halten, „ſon-

zur Englischen Prachtausgabe von Thomson's Jahreszeiten einer ähnlichen über die Kupfer zur Göschenschen Ausgabe von Wielands Werken, und des Aufsatzes über Karikatur in Meusels Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, so wie der ästhetische Charakteristik von den Darstellungen zur schönen englischen Ausgabe der Lenore Bürgers im 4ten Hefte der neuen Miscellanen artistischen Inhalts sey. Doktor Lübeck, bereits aus seinem Beiträgen zu Schedius Zeitschrift bekannt, Teschediks, des muthvollen Reformators in Ungarn, Liebling, sammelte zuerst nach Tekusch einen einheimischen poetischen Almanach für 1800 und giebt eben bei Hartleben mit Anfang des neuen Jahres ein patriotisches Wochenblatt gemeinnützigen Inhalts heraus, das einem dringenden Bedürfnisse unseres Vaterlandes abhelfen, und sich zuverläßig auch dem Auslande interessant machen wird. Der Plan dazu, welcher schon vor einigen Monaten im Publikum erschien, ist so durchdacht bearbeitet, spricht seine zweckmäßige Tendenz so einladend aus, daß wir von der Ausführung die wohlthätigsten Einflüsse auf unser Vaterland erwarten können. Graf Vinzenz Batthyan ist Verfasser der Reise nach Konstantinopel in Schedius Zeitschrift. Er bewährte damit sein Talent für gefällige, einnehmende Schilderungen mit einer Sicherheit und Kraft wie sie uns

noch bei keinem inländiſchen Teutſchen Proſaiſten vorgekommen iſt. Jetzo werden abermals von Hartleben ſeine Briefe über Fiume beſorgt, die ſich ohne allen Zweifel über ihre Anſprüche auf ein ſchönes Aeuſſere, welches ihnen Hr. Hartleben zu geben bemüht, zu legitimiren vermögen. Röslers Muſenalmanach ward in Wien bei Degen gedruckt, und ringt in Anſehung ſeiner typographiſchen Eleganz, und des ſchön erfundenen, bedeutſamen Umſchlages gewiß mit manchem dießjährigen Almanach Teutſchlandes um den Vorzug. Die meiſten Beiträge ſind von dem Herausgeber und von Hrn. Glatz, dem bekannten neueſten Lieblingsſchriftſteller Teutſchlands im Fache der Jugendlektüre; den wir mit Stolz unſeren Landsmann nennen. *) Beide haben ihr unbeſtreitbares Talent, ihre empfehlungsvollen Eigenheiten, indeſſen letzterer mehr als geiſtvolle Verehrer guter teutſcher Muſter, erſterer hingegen durch entſchiedene Originalität. Der Teutſche Merkur wird ſich gewiß den Dank eines jeden Freundes der freundlichen Muſen

*) Der wackere Pädagog und pädagogiſche Schriftſteller iſt kürzlich von Schnepfenthal zum Lehrer der vereinigten proteſtantiſchen Schule in Wien abgegangen und hat die Hochachtung aller guten Menſchen aus Teutſchland mitgenommen. In dem mit Recht belobten Almanach ſtehen mehrere recht zart gedachte Gedichte von ihm. B.

erwerben, wenn er zu Bekanntmachung dieſer Blumenleſe mitwirken hilft. In einem Anhange liefert ſie überdieß noch die charakteriſtiſche Würdigung von 65 Teutſchen (den vorzüglichſten) Dichterwerken, die wirklich gut gelungen iſt, und auf einige Seiten viel Gutes ſtiften kann.

Nächſtens noch einige nicht unbedeutende Notizen aus der neueſten Literaturgeſchichte Ungarns von

Peſt, den 26 Oct. 1803.

Ihrem

— — —

Inhalt.

Seite

I. Soliloquien zum neuen Jahre.

1. An meine Freundin N. G. 3

2. Europa von v. Hinzberg. 5

II. Zwei bisher noch ungedruckte Sonette von Rafael von Zernow. 8

III. Calpurnius zweite Ekloge. Grocale vom Superintendent D. Gludius in Hildesheim. 11

IV. Käſtners Brief an den Abt Carpzov in Helmſtädt. 19

V. Ueber ſtatuariſche Gruppenordnung und Aufſtellung bei den Alten. Von Levezow in Berlin. 29

Seite

VI. Kunſtnachrichten.

1. Aus Stuttgart.

VII. Briefe über die neueſte Schwediſche Literatur. 69

(Dritter Brief.)

VIII. Literaturgeſchichte aus Ungarn. 74

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

1. Stück. Januar 1804.

I. Allgemeines teutsches Garten-Magazin oder gemeinnützige Beyträge für alle Theile des praktischen Gartenwesens.

Wir kündigen hiermit allen Gartenfreunden und Oekonomen unter obigem Titel eine gemeinnützige Zeitschrift an, die hoffentlich, bei all der Menge von Gartenschriften, die jetzt so schnell wie Pilze aus der Erde wachsen, und davon immer eine die andere abschreibt, nicht überflüssig, sondern vielmehr nöthig seyn dürfte. Ihr Plan und Zweck ist alle Zweige des gesamten Teutschen Gartenwesens zu umfassen, und von jedem derselben seinem Liebhaber einen hellen Ueberblick und praktischen Leitfaden zu liefern. Wir haben das Glück gehabt, zu diesem wichtigen Zwecke eine Gesellschaft Männer zu vereinigen, welche alle aufgeklärte Naturforscher und zugleich praktische Gärtner sind, und davon jeder einen der folgenden Zweige und Rubriken, darin er praktischer Kenner und vollbürtiger Richter ist, zu seiner besondern Aufsicht und Redaction übernommen hat. Wir dürfen davon nur die Namen eines Sprengel, Seidel, Schoch, Sickler, Esthir, Reichert, v. Esen, Bertuch, Wendland, Wedel, Dietrich nennen, um eine günstige Aufnahme unserer Zeitschrift von Seiten des Publikums erwarten zu können.

Dem zu Folge wird unsere Zeitschrift folgende eilf ste-

hende Rubriken enthalten, unter welchen jeder Liebhaber eines Zweigs des Gartenwesens stets etwas Neues und Brauchbares für seine Liebhaberei finden wird.

I. Landschafts-Gartenkunst, oder sogenannte Englische Anlagen und Behandlung der dazu gehörigen Bäume, Sträuche und Pflanzen.

II. Garten-Baukunst und alle dahin gehörige Dekorationen.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei, Mist- und Lohbeete, Ananas- und Pfirschenkäßen, Blumen-Treiberei in Zimmern, Orangerie- und Winter-Gewächshäuser.

IV. Blumisterei, mit allen ihren Moden und Bizarrerien, und ihrem wahren guten Geschmacke.

V. Gemüsebau im Garten und auf freiem Felde.

VI. Obstkultur von der Kernschule an bis zur freien Obstplantage, Abbildung und Charakteristik neuer Obstsorten, Benutzung des Obstes u. s. w.
NB. Diese Rubrik wird eine Fortsetzung unsers mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen und nun schon zu 20 Bänden angewachsenen Teutschen Obst-Gärtners werden, als welchen wir nun, aus guten Gründen, die wir dem Publiko vorlegen wollen, bald schließen werden. Der Hr. Pfarrer Sickler wird aber fortfahren, diesen Artikel in unserm Garten-Magazine zu bearbeiten.

VII. Oekonomische Gärtnerei, und zwar
a. Landes-Industrie und Schul-Seminarien-Gärten.
b. Forstbaumschulen und Plantagen.

VIII. Garten-Botanik; nämlich so viel aus der Botanik, als höherer Wissenschaft, zur Aufklärung und Verbesserung der Teutschen Gartenkunst gehört.

XI. Saamenbau, Sämerei- und Pflanzenhandel, auf deren genaue Kenntniß und Aufdekung der Betrügereien so viel beim Gartenwesen ankommt.

X. Garten-Literatur; nämlich bloße Titel-Anzeige aller neuen Teutschen, Englischen, Französischen, Italienischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen und Russischen Schriften, welche über irgend einen oder

den andern Zweig des gesammten Gartenwesens erscheinen, damit der Liebhaber immer einen hellen Ueberblick aller Neuigkeiten für sein Fach hat. Nur zuweilen werden sich die Herausgeber erlauben von einem oder dem anderen neu erschienenen vorzüglich brauchbaren Buche eine kurze Notiz zu geben.

XI. Garten-Miscellen. Interessante Notizen die in keine der obigen Rubriken passen.

Jede dieser Rubriken liefert kleinere oder größere gemeinnützige Aufsätze, Beobachtungen, Vorschläge und praktische Anweisungen über alle dahin gehörige Gegenstände; auch Auszüge aus größeren kostbaren ausländischen Werken. Da der für jede Rubrik angestellte Redakteur zuvor jeden Beitrag revidirt und praktisch berichtiget, so versteht sich's ohnedies daß nichts schon allgemein Bekanntes und Triviales, oder wohl gar Unrichtiges darunter seyn wird.

Wir geben unserem Garten-Magazine sorgfältig gezeichnete und gestochene theils schwarze, theils sauber ausgemalte Kupfer und wählen dazu Median Quart-Format, um jede Blume, Frucht u. dergl. in ihrer ganzen natürlichen Größe darzustellen, als worauf bei Gegenständen des Gartenwesens Alles ankommt. Wie sauber und sorgfältig wir immer den artistischen Theil unserer Verlagswerke behandeln ist dem Publiko bereits bekannt, und es kann daher auch hier etwas Gutes erwarten.

Alle Monate vom Anfange dieses Jahres an erscheint von unserem Allg. A. Garten-Magazine ein Heft in Median 4to, broschirt mit schwarzen und ausgemahlten Kupfern. Das Abonnement für den ganzen Jahrgang (denn einzelne Quartale können wir nicht ablassen) ist 6 Rthlr. Sächs. Courant oder 10 fl. 48 Kr. Reichsgeld.

Der Januar- und Februar-Heft, welche wir als Probe an alle gute, und mit uns in Handelsverbindung stehende Buchhandlungen versenden werden, erscheinen, wegen einiger Verspätungen der Kupfer, zusammen Ende Februars

Das Intelligenzblatt.

welches wir unter dem Titel: Allgemeiner Garten-Anzeiger, jedem Monats-Stücke unsers Allg. Garten-Magazins anhängen werden, ist allein für Gegenstände des Gartenwesens, und folglich für

1. Gartenhandels - Baumschulen - Saamen - Blumen - Zwiebeln und Pflanzen - Verzeichnisse;
2. Anzeigen und Ankündigungen neuerschienener Garten-Schriften;
3. Anfragen und Anzeigen wegen Gärtnern so Dienste suchen, oder in Dienste gesucht werden;
4. Anzeigen wegen Garten - Instrumenten und Werkzeugen;

kurz für alle Intelligenzen welche das Gartenwesen betreffen, bestimmt; und die mit Petit - Schrift gedruckte Spaltenzeile kostet mehr nicht als 8 Pf, Sächsisch, oder 3 Kr, Reichsgeld Insertions - Gebühren. Wir müssen aber ausdrücklich zur Bedingung machen, daß man uns diese Avertissements deutlich geschrieben, und franco, durch eine Buchhandlung oder ein anderes bekanntes Handelshaus, welches uns die Insertionsgebühren berichtiget, einschickt, außerdem sie unabgedruckt liegen bleiben.

Man abonnirt sich auf unser Allg. T. Garten - Magazin bei allen Postämtern, Buchhandlungen, Intelligenz- und Zeitungs - Expeditionen; macht sich aber immer dabei auf Einen ganzen Jahrgang verbindlich.

Liebhaber welche sich zu funf Exemplaren Subscribenten sammeln, und direct an uns wenden wollen, erhalten das fünfte Exemplar frei, oder 20 Procent Rabbat.

Weimar den 4ten Januar 1804.

F. S. pr. Landes - Industrie - Comptoir.

II. In unserm Verlage ist erschienen und wird nächstens in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systemat. Plane gesammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. G. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrmann XI Bd. mit einer Charte gr. 8. 2 Rthlr 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Die in diesem Bande enthaltenen 2 Reisen sind auch besonders zu haben, nemi.

Schilderung von Louisiana, a. d. Franz. m. Anm. und Zusätzen, herausg. v. J. F. Ehrmann nebst einer Charte gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 Fl. 9 Kr.

Rochons, A., Reise nach Marok o und Indien in den Jahren 1767 bis 1773 a. d. Franz. Auszugsweise übers. mit einer Zugabe von J. F. Ehrmann gr. 8. 18 gr. od. 1 Fl. 21 Kr.

Siebold's, Dr. E. von, Abhandl. über den neuen von ihm erfundenen Geburthsstuhl mit 3 Kpfrt. gr. 4. 18 gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Weimar im Jan. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. In verwichener Michaelis-Messe wurden bei uns fertig und vollendet.

D. J. C. Loders anatom. Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers 17te Lieferung, Neurologie 11ter Abschn. 3te Abth. Tab. 177 bis 182. mit teutschem oder lateinischen Text. gr. Fol. 3 Rthlr. 18 gr. or. 6 Fl. 48 Kr.

Dasselbe auf Imperial Velin Papier mit einem Texte 4 Rthlr. 8 gr. oder 7 Fl. 48 Kr.

Der teutsche oder latein. Text besonders 12 gr. od. 54 Kr.

Das Register über das ganze Werk latein. od. teutsch 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Das Portrait des Verfassers nach Tischbein von Müller in Stutkgard. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 Kr.

Jedem denkenden Arzte, ja jedem Liebhaber der Wissenschaften wird es hoffentlich eine angenehme Nachricht seyn. Daß dies große und wichtige Werk nunmehr ganz vollendet ist.

Ein vollständiges Exemplar auf gewöhnlich Median Schweizer Papier mit einem (latein. od. teutschem) Texte kostet 76 Rthlr. Sächs. oder 137 Fl. Rhein. und mit dem Bildnisse des Verfassers 78 Rthlr. Sächs. oder 140 Fl. 36 Kr. Rhein.

Ein vollständiges Exemplar auf ord. Median Schweizer Papier und mit beyden latein. und teutschen Texten

Ich habe, schon vorhin bemerkt, daß bey ihnen jede Perception zugleich eine Affection ist; daß sie, aus dem Centro ihrer engen Sphäre, mit ihren scharfen Sinnen, alle Theile derselben mit ihren Beziehungen und Verhältnissen, gleichsam auf einmal berühren. Es ist ferner unstreitig, daß die Gliedmaßen dieser Thiere zu einem bestimmten einfachen Gebrauche gebildet sind. Wenn nun diese Gliedmaßen, auf Veranlassung einer Empfindung der Seele, in die ihr analoge mechanische Bewegung gesetzt worden, so erfolgt die Befriedigung der Begierde durch

„sondern zu allerley Bewegungen von Natur gleich geschickt sind. Man darf nur die oberwähnten Werkzeuge zur Wehr und Waffen, die zum Anhängen, Anhalten, Fortschläudern, Schwimmen, Springen, Flattern, Fliegen, oder zur Samanlung und Erhaschung, oder zum Genusse der Speisen, die zu gewissen Kunsthandlungen und Lebensnothwendigkeiten, und einige zur Fortbringung der Jungen besonders eingerichtete Werkzeuge, dagegen halten: so wird man den Unterschied bald erkennen. Wenn hernach die Bewegungskraft in ihren Muskeln, durch die äussere oder innere Empfindung gereizet wird; so ist wohl zu begreifen, daß dieser Mechanismus in den Kunstwerkzeugen der Thiere einen ziemlich nahen Grund (potentiam proximam) zu ihrem rechten Gebrauche in sich halte, und dadurch den Kunsttrieben sehr zu Hülfe komme . . . . Es erhellet also, wie die besou-

86 Rthlr. Sächs. oder 155 Fl. und mit dem Portraite 88 Rthlr. od. 158 Fl. 36 Kr.

Ein vollständiges Exemplar auf Imperial Velin Schweizer Papier mit einem Texte 87 Rthlr. 18 gr. Sächs. od. 158 Fl — mit dem Portraite 89 Rthlr. 18 gr. Sächs. oder 161 Fl. 36 Kr. mit teutschem und latein. Texte zusammen 97 Rthlr. 18 gr oder 175 Fl. und mit dem Portraite 99 Rthlr. 18 gr. od. 179 Fl. 36 Kr.

Jeder Besitzer der anat. Tafeln, der etwa sein Exemplar noch nicht vollständig hat, kann die ihm noch fehlenden Hefte auch einzeln zu den bisherigen Preißen von uns bekommen. Auch haben wir dem Wunsche der Liebhaber, sowohl die besondern Lehren der Anatomie; als auch deren specielle Theile, welche mancher Arzt für sein besonderes Studium gern besitzen möchte, einzeln abzulassen nachgegeben, und können ihnen daher nun folgende einzelne Abtheilungen, jede mit einem besondern Titel, unter welchen sie ein Ganzes für sich ausmacht, mit einem lateinischen oder teutschen Texte offeriren.

1. Die Osteologie auf 15. Tafeln. ord. Schweizer Med. Pap. kostet 4 Rthlr. od. 7 Fl. 12 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 4 Rthlr. 16 gr. oder 8 Fl. 24 Kr.
2. Die Syndesmologie auf 10 Taf. ord. Schweiz. Med. Pap. kostet 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 3 Rthlr. od 5 Fl. 24 Kr.
3. Myologie auf 26 Taf. ord. Schweiz. Med. Pap. kostet 8 Rthlr. od. 14 Fl. 24 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel 9 Rthlr. 8 gr. oder 16 Fl. 48 Kr.
4. Splanchnologie auf 30 Taf. ord. Schweizer Med. Pap. kostet 16 Rthlr. 6 gr. od. 29 Fl. 15 Kr. Auf Imp. Schweiz. Velin 18 Rthlr. 18 gr. od. 33 Fl. 45 Kr.

und von diesen besonders

a) Die Sinneswerkzeuge. ord. Schweizer Med. Pap. kostet 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 Kr.

b) Eingeweide der Brust und des Unterleibes. Auf ord. Schwz. Med. Pap. 10 Rthlr. 6 gr od. 18 Fl 27 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. kostet 11 Rthlr. 20 gr. od. 21 Fl. 18 Kr.

c) Schwangere Beimütter. Auf ord. Schweiz. Median Pap. kostet 4 Rthlr. od 7 Fl. 12 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 4 Rthlr 16 gr. od. 8 Fl. 24 Kr.

5. Die Gefäßlehre auf 62 Tafeln ord. Schweiz. Med.

Pap. kostet 29 Rthlr. 6 gr. od. 52 Fl. 30 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 33 Rthlr. 20 gr. od. 60 Fl. 54 Kr.

6. Die Nervenlehre auf 30 Tafeln ord. Schweiz. Med. Pap. kostet 15 Rthlr. od. 27 Fl. Auf Imp. Schweiz. Vel. 17 Rthlr. 4 gr. od. 30 Fl. 54 Kr.

In allen Buchhandlungen kann man Bestellungen auf das Ganze sowohl als auf die einzelnen Lehren und Hefte machen.

Weimar im Decbr. 1813.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Neue Landcharten.

In unserm Verlage sind folgende 2 neue Charten erschienen.

Charte von dem Fränkischen Kreise, nach Murdochischer Projection entworfen, nach den bewährtesten astronomischen Ortsbestimmungen und nach den neuesten politischen Veränderungen berichtigt bis zum Januar 1814, gezeichnet von F. H. Kreybich ord. Pap. 8. gr. Olifant Pap. 12 gr.

Charte von den Ländern zwischen dem Rheine, der Werre, dem Necker und der Diemel; neu entworfen und auf astronomische Ortsbestimmungen gegründet von F. L. Güßefeld ord. Pap. 8 gr. Olifant Pap. 12 gr.

Beyde Charten, für deren sorgfältigste Berichtigung bis zum Anfange dieses Jahres wir stehen konnen, werden hoffentlich den Liebhabern der Geographie, so wie allen aufmerksamen Zeitungslesern ein sehr willkommenes Geschenk seyn. Die neue Charte von Franken lag zwar im Stiche schon seit vorigen Sommer bey uns fertig, wir hielten aber für wesentlich nothig mit ihrer Ausgabe erst noch die Vollendung der Königl. Preuß. und Chur Bayerschen Austauschungen in Franken abzuwarten, und sie auch nach diesen zu berichtigen. Dies ist nun geschehen, und die Liebhaber erhalten also hier die beiden neuesten und richtigsten Charten vom Fränkischen und dem sogenannten Ober Rhein Kreise. Diese beyden Charten gehoren mit zu unserm großen Gasparischen allgemein. Hand-

Atlasse, über dessen Vollendung welche wir zur Ostermesse zu leisten hoffen, wir nächstens eine ausführliche Anzeige liefern werden.

Weimar den 4. Jan. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Englische Miscellen 1ster B. 38.

Inhalt.

Englischer Kunstfleiß. Neuerfundene silberplattirte Untertagen der Weingläser. Neue Eyerbecher — Menschenhörne Armbänder und Armketten. Goldne Armbänder aus feinem Netzwerk — Bleystifte mit Zollmaaßen. Volontairfächer. Neue Mimihörnchen. Sarkophagschreibzeuge. Reisebidets — goldbestäubte grüne Lichtmanschetten. Lammwollene Winterstrumpfe. Militairischer Damenschmuck — Ganz kleine Patentperlen — Schreibzeuge aus blauem Glase und Gold — Nadelkissen in silbernem Futteral. Schwarzer Staatsschmuck — gravirte Schlösser an den Taschenbüchern. Steife Zöpfe mit Federn. Gelbe und weiße Kammswollennetze — Prächtige Bierkrüge. Bettvorhänge mit kriegerischen Bildern bedruckt. Kaufmännische Betrachtungen über die angedrohete französische Landung in England. Der Dichter Chaucer und sein Zeitalter. Monatliche Uebersicht des englischen Handels. Anekdoten: Duell wegen eines Hundezanks. Lange Seereise einer großen Schlange — Trauriges Beyspiel einer Nachtwandlerinn. Verruchtheit eines Vaters, einer Mutter und Großmutter. Selbstmord aus vereitelter Gewinnsucht. Eine Dame verliert ihr Leben durch die Entzündung ihres Mußelinkleides — unerklärbare Wiedererlangung einer verlornen Stimme. Traurige Folge der Unachtsamkeit im Ueberschreiben der Briefe. Wiedererwachende Jagdlust eines alten Pferdes — Sonderbare Verunglückung eines Hundes. Literarische Neuigkeiten: Don Quixote's Bibliothek — Priestleys Gesch. der christl. Kirche — Johnsons Gesch. der theoretischen Chemie — Gedicht von Bowles — der Mann im Monde — vierte Auflage von Gentz's Zustand von Europa — dritter Theil zu Hayleys Leben des Dich-

ters Cowper — Mortimers Geschichte der Juden in Grosbrittannien. Toulmin's Reden an junge Leute — Feron's Arzneykunde — Murphy's neue Ausgabe seiner Ueberse-tzung des Tacitus — Neue Erfindungen: Gould's Hydrometer — Hawkins Maschinerie zum Mahlen, Zeichnen ꝛc. Der Nautilus — Smiths kupferne Pulverfässer. Neue Kupferstiche zu Don Quixote, zu tausend und eine Nacht, zu Shakespeare und d. Spectator. Gefangennehmung des Sir Sidney Smith. Neue Bücher.

VI. Zeitung für die Pferdezucht, den Pferdehandel, die Pferdekenntniß, Roßarzney- und Reitkunst. Von Tennecker.

Inhalt des vierten Hefts.

I. Nachricht von der Einrichtung eines englischen Cavallerieregiments. Vom Hrn. Bereiter Gödike, vormals in englischen Diensten. II. Nachrichten von den Reitbahnen und (Livery stable) Miethställen in London. Von Ebendens. III. Beobachtungen einiger Verstopfungen der Speiseröhre bei Pferden durch Nahrungsmittel. Von dem Churfurstl. Baadischen Kurschmid Tschaulin. IV. Notiz. V. Etwas über die Kennzeichen und die Kur des Rotzes. Von Hrn. Maier, Pferdearzt zu Erfurt. VI. Meine Meinung über den Rotz und dessen Heilung, nebst einigen Beobachtungen über diese Krankheit. Von dem Herausgeber. VII. Etwas über die teutschen Pferde im Allgemeinen, und hauptsächlich über die preussischen Landgestütspferde. Von dem Bereiter Voltz. VIII. Heilung einer bösartigen Druse. Auszug aus einem Schreiben des Roßarztes Dickhäuser in Marienwerder an den Roßarzt Ammon in Triesdorf. IX. Heilung einer schlagflußartigen Lähmung der Schenkel. Auszug aus einem Schreiben des Roßarztes Dickhäuser in Marienwerder an den Roßarzt Ammon in Triesdorf. X. Landgestütsreglement von Mecklenburg-Schwerin. Eingesandt von Hrn. Stallmeister Eagers in Rostock. XI. Bemerkungen über eine besondere Nervenkrankheit, welche seit mehreren Jahren in Ost- und Westpreußen herrscht. Von Hrn. Ammon, Königl. Preußi-

schem Thierarzt in Anspach. XII. Fortsetzung des Fragments einer systematischen Abhandlung über die Bearbeitung des Soldatenpferdes, nach anatomischen Grundsätzen. (Aus einem noch ungedruckten Werke). Von C. Klatte; Stallmeister bei dem K. Preußischen Husarenregiment Schimmelpfennig von der Oye.

VII. Französische Miscellen 4r. B. 38 Stück.

Inhalt.

1. Geschichte der Wissenschaften in Frankreich. 2. Französische Möbel- und Zimmereinrichtungen. 3. Die Messe der heiligen Cäcilia. 4. Theaternachrichten. Anakreon. L'esprit folet. Opéra Buffa, Aeusserung des ersten Konsuls darüber. Le médecin Turc. 5. Literatur. Valérie. 6. Modenartikel.

VIII. Inhalt des 12. Stücks der A. G. Ephemeriden 1803.

Abhandlungen. 1. Nachrichten von der Landschaft Fajum in Aegypten, von Girard. 2. Verzeichniß von astronomisch-geogr. Ortsbestimmungen indischer Gegenden, von Elmore. 3. Einiges über die Sitten der Watländer. 4. Bericht des Franz. Kriegsministers über die Arbeiten des Kriegs-Depot im XI. J. d. R. Bücher-Recensionen. 1. Miller's histor. stat. Nachrichten von den Wirtembergischen Entschädigungs-Ländern. 2. Utkast til en Handbok for Brunsgäster etc. af *Sven Hedin*. 1 Afdeln. 3. Beschreibung einer Reise nach Stuttgart und Straßburg ꝛc. von C. Meiners. 4. Die Erde oder Schilderungen der Länder und Völker ꝛc. von C. M. Reinecke, 1ster Thl. 5. Pommersche Denkwürdigkeiten ꝛc. von Rühs, 1r. B. IVr Heft. 6. Tableau de la *Grande-Bretagne*, de l'*Irlande* etc. IV. Voll. 7. Voyage en *Piémont*, p. *Breton* et *Brion*.

Charten-Recensionen. 1. Versuch einer Uebersicht der neueren vorzüglichsten Landcharten von den Ländern der Oestreichischen Monarchie. 2. Atlas des ganzen Erdkreises, in der Central-Projection entworfen, u. von G. G. Reichard. Vermischte Nachrichten. 1. Nachricht von einem neuen geograph. Werke. 2. Nachrichten aus den Nordamerikan. Freistaaten. 3. Auszug eines Schreibens aus London. — Neue Schriften. — 4. Auszüge eines Briefes aus Paris — Neues Werk über Großbritannien — Bericht von Mechain's Gradmessung — Neues literar. Journal — Chantaire — Statistik von Frankreich — Propyläum — Neue Charte des Kriegstheaters. 5. Journalistik — Englische Miscellen. Zur Statistik von Schottland — Der Biograph. Lebensbeschreibung von Cor. Columbo. — Eunomia. Ansichten aus den Pyrenäen. 6. Kurze Notizen — Organisation der Hessen-Darmstädtischen Länder — Lindau und Immenstadt — Schlesien — Borgo — Palisot-Beauvois neue Schriften — Island — Norwegen — Lappland — Charte von Spanien. — 7. Avantcoureur neuerschienener geograph. und statist. Schriften. Ausländ. Literatur.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Das Portrait von General F. Andreossy. (Biographische Notizen von demselben werden nächstens nachgeliefert.) 2. Special-Charte von Nieder-Aegypten. nach den astronom. Ortsbestimmungen von Nouet entworfen.

Weimar im Decbr. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IX. Inhalt des 4ten Stücks von London und Paris.

I. London. 1. Sir Joseph Banks. Blick auf seine Bibliothek und Theegesellschaften. 2. Transfiguration einer teutschen Reisenden ins englische Kostum. Bemerkun-

gen über Decenz und ſtehende Nationalmode der Engländerinnen. 3. Antheil der Engliſchen Damen an gelehrten Geſellſchaften. Blick in Rumford's Royal Inſtitution. 4. Allerlei Nationalſtolz der Britten und Verachtung der Franzoſen. Einlaßbillets ins Unterhaus, ins Dilettantentheater, in die Mahlerakademie. Handel in Kaufläden. Unverſchämtes Bettelweſen. 5. Der Debut der Mrs. Siddons im Theater zu Coventgarden, als Iſabella im Stücke gleiches Namens. Inhalt des Stücks. Auffallendes Aeußere der Mrs. Siddons. Theaterunruhe. Die Irländer in London, eine Farce. 6. Muſterung eines Volontair-Corps in Hydepark. Aechte Höflichkeit der Engländer gegen das weibliche Geſchlecht. II. Paris. 1. Der Zahntervergifter Irumeau. Anekdoten von ſeiner Hinrichtung. Myſtens galvaniſche Verſuche. Unterſuchung ſeines Kopfes nach Gall's Syſtem. 2. Künſtlerauswanderung nach Petersburg. Mlle Philis und Andrieux. Beſchreibung eines hierauf erſchienenen Spottbildes. 3. Ein zweites Spottbild auf den Abbé Delille. Sein Ritt auf dem Pegaſus, indem er zugleich ſeine Verſe an die meiſtbietenden verſteigert. 4. Fortſetzung. Zwei Broſchüren gegen Delille. Sein Lebenslauf vom Memus erzählt. Anekdote über ſeine Frau, ſeinen Aufenthalt in England u. ſ. w. III. Engliſche Caricaturen. 1. Franzöſiſche Invaſion oder Landung der Franzoſen in England. (Hierzu gehört die Doppelcaricatur No. X u. XI. Beilage. 2. Der König von Brobdingnag und Gulliver. (Hierzu gehört die Caricatur No. XII.)

Weimar im Jan. 1804.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

X. Inhalt des 11ten Stücks von Sicklers teutſchem Obſtgärtner 1803.

Erſte Abtheilung. I. Beſondere Naturgeſchichte der Bäume überhaupt, und der Obſtpflanzen insbeſondere. II. Naturgeſchichte der Erdbeere. Die Guckul-Erdbeere. Von dem Freſſant-Erdbeerſtock. Vom weißer Erdbeerſtock. Der Erdbeerſtock ohne Ausläufer. II. Aepfel-Sorten.

No. CV. Der gestreifte walzenförmige Schlotterapfel. III. Birn-Sorten. No. CX. Die Colmar-Birne. IV. Kirschen-Sorten. No. XLV. Die Pomeranzen-Kirsche. V. Pflaumen-Sorten. No. XXX. Die große Zwetsche. Zweite Abtheilung. I. Gekrönte Preißschrift des Hrn. Prof. Wildenow in Berlin. III. Abschnitt. Vaterland der Obstsorten mit ihren Spielarten. IV. Abschnitt. Okuliren und Pfropfen war den Alten bekannt.. V. Alter des Franzobstes.

Weimar im Jan. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Voigts Magazin für die neueste Naturkunde 6. Bds. 6s St. ist mit folgenden Inhalt erschienen.

I. Beitrag zur vollständigen Kenntniß der Natur des Heidelbeerstrauchs, Vaccinium Myrtillus Linn. von Karl Slevogt. II. Seltene Erscheinungen an Waldbäumen, beobachtet und mitgetheilt von Ebendemselben. Mit Abbildungen auf Taf. XII. Fig. 1 u. 2. III. Beiträge zu den verschiedenen Wachsthumsperioden der Nadelholzstämme in Femmelwäldern, welche, nebst verschiedenen physiologischen Resultaten, zugleich das Unwirthschaftliche der Plänter-Behandlung vor Augen stellen. Von Ebendemselben. IV. Beobachtungen über das Naturell der Waldschnecke, (Helix nemoralis. Linn.) Von Ebendemselben. V. Beobachtungen über den Gang der Natur bei Bekleidung nackter Felsen mit vegetabilischem Grün; so wie über die dabei sich zeigende Stufenfolge im böhmischen Gebirge; nebst einigen andern naturhistorischen Bemerkungen, von Ebendemselben. Mit Abbildungen auf Taf. XII. Fig. 3. VI. Beschreibung eines neuen Spiegelquadranten, vom Hrn. Ezechiel Walker. — Aus Nicholf. Journ. Apr. 1803. Mit einer Abbildung auf Taf. XIII. Fig. 1.) VII. Ueber die außerhalb des Wassers lebenden Pflanzenthiere, wie auch deren merkwürdige Verwandlung in allerlei

Erdschwämme und andere ähnliche, bisher gewöhnlich zum Gewächsreiche gerechnete organische Natur-Erzeugnisse. Vom Hrn. Generalsuperint. Dr. Lichtenstein. VIII. Neue Verbesserung der Vera'schen Wasserhebungsmaschine. (Aus einem Briefe des Hrn. Dr. Benzenberg an den Herausgeber.) Mit einer Abbildung auf Taf. XIII. Fig. 2. IX. Auszug eines Briefs vom Hrn. Bauconducteur Sartorius an den Herausg. über mineralogische Gegenstände. X. Eine Berichtigung in Betreff der braunen Berafeife. Von Ebend. XI. Zufällige Gedanken über den Basaltischen Hornstein und die Vulcanität des Basalts. Von Ebendemf. XII. Neues Natur- und Kunst-Lexicon, enthaltend die wichtigsten und gemeinnützigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. Zum bequemen Gebrauch insonderheit auch für Ungelehrte und für gebildete Frauenzimmer; ausgearbeitet von G. H. C. Lippold, und herausgegeben von C. Ph. Funke.

Weimar im Jan. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. Inhalt des 12ten Stücks von Steinbecks teutschem Patrioten 1803.

I. Vorschlag zu einer zu errichtenden Wittwen-Unterstützungs-kasse beamteter und in öffentlichen Diensten stehender Personen im Stifte Naumburg-Zeitz. II. Ueber Volkskomödien, von Weinschein. III. Noch ein Beweis daß Masius wirklich auferstanden sey. Ein Nachtrag zu dem Aufsatze gleichen Inhalts (s. t. Patriot. Sept. St. III.) von Ernst Vornschein in Gera. IV. Herausforderung an den D. Kenhard zu Quedlinburg im Namen der Menschheit, die Bestandtheile seines Gesundheitstrankes zu nennen, nebst einem Originalschreiben des Dr. Schmidt in Braunschweig. V. Ein frommes Bauernmädchen. VI. Der sonderbare Spieler. Eine Anekdote aus dem Engli-

schen. VII. Der Herbst. Ein lehrreiches Bild für den Jüngling.

Weimar im Januar 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIII. Anzeige.

Es sind uns zeither so viele Anzeigen zum Einrücken in unsere Journale von uns unbekannten Interessenten eingeschickt worden, mit welchen wir in keiner Verbindung stehen, die dann die Inseratgebühren entweder nie berichtigt, oder nach mehrmaliger unangenehmer Erinnerung solcher Kleinigkeiten, diese durch die Post eingeschickt haben, wodurch uns oft mehr Porto verursacht wurde, als ihr Werth betrug. Wir sehen uns daher genöthigt hiermit wiederholt zu erklären, daß wir alle ohne nähere und sichere Zahlungsbestimmung uns zukommende Anzeigen bei Seite legen werden und ersuchen alle, die sich der Intelligenzblätter des Journals der Moden, des Hildtschen Handlungsmagazins und des neuen teutschen Merkurs zur Bekanntmachung bedienen wollen, ihre Inserate entweder durch eine Buchhandlung einzusenden und sich mit dieser wegen der Gebühren abzufinden, oder den Betrag derselben nach ohngefährer Berechnung, von der Zeile 1 Gr baar und franko an uns einzusenden.

XIV. Inhalt des 12. Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1803.

I. Leben und Streben in London. (Aus den Briefen einer teutschen Dame). Englisches Frühstück. Englische Erziehung. Kleidungs-Kostbarkeit und Oekonomie des Englischen weiblichen Mittelstandes. Allerlei Nachrichten. II. Badechronik. 1. Liebenwerda. (Auszug eines Briefs). 2. Ostfriesisches Seebad auf der Insel Nor-

durch eine dazu hinreichende unverbesserliche Handlung. Auf diese Weise schreiten die Thiere, getrieben durch den Reiz des angenehmen und unangenehmen Gefühls, und vermöge der harmonierenden Würkungen und Gegenwürkungen ihrer materiellen und immateriellen Natur, in ihrem Werke regelmäßig fort, und durchlaufen ihre Sphäre.

Aus allem dem, was bisher gesagt worden, zusammen genommen, werden sich demnach die Kunstfähigkeiten der Thiere, nebst ihren willkührlichen Abweichungen nach Maasgab der Umstände, aus dem lebendigen Mechanisme, aus der bestimmten Bildung ihrer Gliedmaßen, aus der Schärfe ihrer Sinne, aus der, der Beschaffenheit ihrer engen Sphäre genau angemesse-

„besondern Kunstwerkzeuge der Thiere zu ihren beson„dern Kunstverrichtungen behülflich sind, da sie hiezu „schon innerlich durch ihre Bewegungs-Muskeln ge„nauer determinirt, ja geschlank und willig gemacht „sind, folglich auf ihren rechten Gebrauch führen und „die Kunsttriebe erleichtern. Dann kan die Empfin„dung in denselben ihre Bewegungskräfte fast zu keiner „andern Bewegung reizen, als welche ihrer innern Ein„richtung gemäß ist. Denn diese wird den Thieren „leicht und angenehm, die gegenseitige aber mühsam „und wohl gar schmerzhaft werden". S. Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere § 129. — ferner §§ 128. 131.

dernet. (Aus einem Briefe von Bremen). 3. See-Badeanstalt in Yarmouth. III. Kunstnachrichten. 1. Naturscenen vom Harze. 2. Die Familie des Lycomedes zu Sanssouci. 3. Blätter von C. W. Kolbe. 4. Sennenfelders Steinabdrücke. 5. Zimmermann's Taschenbuch der Reisen. 9. Primavesi's Aussichten vom Schlosse von Heidelberg. Steiners architektonisches Werk. IV. Correspondenz- und Mode-Nachrichten. 1. Leipziger Michaelis-Messe 1803. 2. Gesellschafts-Jubileum in Gotha. 3. Modesucht der Neu-Franken im Hannoverschen. 4. Beste Gelegenheit eine Garderobe paradiren zu lassen. (Aus einem Briefe aus London). 5. Englische Modehute. 6. Neue elegante Etrennes. 7. Teutscher Modenbericht. V. Prunkgeräthe. Zwei Bronzene Candelaber. VI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Dec. 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1804.

I.

Herder iſt todt.

d. 18. December 1803.

Fließe, lindernder Vers! du kannſt nicht nehmen die Schmerzen,
Aber die Töne vielleicht mildern die leidende Bruſt.
Herder iſt todt. — Doch ſprachſt du es aus! und reißeſt vom Herzen
Einen blutenden Theil mir mit den Worten hinweg.
Heute noch lebt' er mit uns: die Ströme goldener Worte
Floßen zu uns; das Herz wuchs mit dem mächtigen Strom:

Brecht die Zweige vom Rande der Ufer, ſtreuet die Blumen
Ehe ſie welken: er fließt nimmer der goldene Strom!

Ruf ihm, Gattinn! ihr Kinder, ſchweigt; ihr Freunde verſuchet
Jegliche Hülfe für ihn! warlich es lebet der Mann,
Der ſchon frühe geſchöpft die reinen Quellen des Aethers,
Sich ſchon frühe geſellt zu der Unſterblichen Chor!
Immer noch iſt er bei uns: wir hören die ſanftere Stimme;
Von dem belebeten Blatt haucht der lebendige Geiſt.
Nein, er verließ uns nicht; ihn rührt der Liebenden Daſeyn:
Kann ein ſo treuer Freund ſo uns betrüben das Herz?

Aber was hilft es, das Ohr den müden Klagen zu ſtopfen,
Und der Täuſchungen Flohr ſich um das Auge zu ziehn!
Herder iſt todt. So will's das Geſchick. Es ſpielet gewaltſam
Mit dem würdigſten Seyn, wie mit dem leichteſten Nichts.

Darf dein grauſames Spiel, o Schickſal, ſo ſich ergötzen,
Daß du das Göttliche würgſt, wenn es vom Staube ſich nährt?
Sieh', es liegen gebeugt vor dir die Wahrheit, die Menſchheit,
Wiſſenſchaften und Kunſt, jegliches ſeltne Verdienſt,
Flehen das Leben des Manns, der allen Leben und Schutz war:
Aber ein taubes Ohr ſchließet den Klagen ſich zu.

Wo blüht künftig der Hain, den ſeine Schritte betraten
Wo er die goldene Frucht himmliſcher Weisheit uns brach?
Wer erforſchet mit ihm der Wahrheit ewige Spuren,
Unter das Menſchengeſchlecht tauſendgeſtaltig zerſtreut?
Wer belebet die Blüthen des Geiſts? den Honig der Muſen
Wer hat ihn reiner gefaſſt, wer hat ihn edler verwandt?
Wem erglühte das Herz beim Anblick fremden Verdienſtes,

Fremder Tugenden mehr? Allen ein Lehrer und Freund.
Weiſe lernten von ihm, und auch das lallende Kind ſpricht
Nur die Worte, die er freundlich daſſelbe gelehrt.
Ernſte Beſcheidenheit und Wahrheit, Freundſchaft und Tugend,
Traurend über den Freund, eilen verlaſſen davon.

Ach, ich ſah ihn! die Herrſchaft des Geiſtes, die Ruhe der Seele,
Wuchs, als der Körper ſich ſchon trennte vom heiligen Band.
Reiner glänzt' es aus ihm: ſo ſteigt die goldene Sonne,
Sich von dem trüben Gewölk löſend, zum Himmel empor.

Theurer Schatten, ſo lebe denn wohl! die einſamen Tage,
Die mir das Schickſal noch gönnt, ſeyen dir künftig geweiht.
Nimm der Liebe Geſchenk! Sie glaubt nicht mehr dir zu geben,
Als den geringen Zoll deines ſo reichen Verdienſts.
Wann der Frühling erblüht, ſo wollen wir Blumen dir brechen,

Und mit dem ſinkenden Blatt ſinkt dein Gedächtniß uns nicht.
Deiner Lieder belebender Hauch, die ſchönen Gebilde
Deines Geiſtes, ſie ſind um uns, und leben noch fort.

Zwar ich dacht' und hofft' es gewiß, des ermüdeten Herzens
Letzte Wünſche dir einſt ſcheidend noch anzuvertraun:
Dir an Jahren ſo gleich, obgleich nicht ähnlich an Kräften,
Hofft' ich von dir zuletzt ſterbend ein Lebe wohl!
Doppelt zerreißt das Schickſal mir nun den Faden, und ſtürzet,
Ehe der Abend ſinkt, mich in die Schatten der Nacht.

Und ihr, Theuren, die ſchwer der Schlag des Schickſals erſchüttert!
Gattinn, die jedes Verdienſt von dem Verdienten getheilt:
Mutter und Freundin, wie wenige ſind, an Geiſt und an Herzen!
Kinder, die ihr mit Recht liebend den Vater beweint;

Ihn, den beſten der Väter, der Herz und Seele für euch war:
Tragt das gemeinſame Loos nicht mit gewöhnlichem Muth!
Stärkt euch unter einander! die feſtvereinete Kraft gilt.
Seht auf des Vaters Bild! Tugend gebeut es und Fleiß.
Wird kein Künſtler damit den pariſchen Marmor beſeelen,
Bleibt doch ewig dies Bild tief in des Edleren Bruſt.

v. Knebel.

II.

Gedichte.

I.

Das Teſtament des Eudamidas nach einem Gemählde von le Pouſſin.

In Korinthos, wo er ſonſt als Sieger
Oft dem Vaterlande Schätze bot,
Lag Eudamidas der edle Krieger
Ringend mit der Armuth, mit dem Tod;
Und die Mutter weinte um den lieben,
Die verwaiſte Tochter ſah der trüben
Zukunft ſtumm entgegen voller Harm,
Denn des armen Vaters Kind war arm.

Und der treue Arzt — „Wenn dich die Sorgen
Für die deinen drücken, für dein Haus,
Ordn' es ſchnell, du athmeſt nimmer morgen,
Die Verſuche meiner Kunſt ſind aus".
Und die tiefgebeugten Weiber ſchieden,
Dachten, ach! was hat denn der hienieden,

Nie befleckt' ihm fremdes Gold die Hand,
Denn er kämpfte nur fürs Vaterland.

Doch es raffte ſich der Held zuſammen,
Neue Kraft, und neue Lebensglut
Schien den halbverſtorbnen durchzuflammen,
Und er ſprach mit der Gewißheit Muth,
„Schreibet, ſprach der biedre, ſchreibet nieder,
(Ach! dann leg' ich meine matten Glieder
In der Erde Schoos zufrieden hin)
Meiner letzten Worte ernſten Sinn.

Aretäos ſoll die Mutter ſtützen,
Und des Sohnes Pflichten hier empfahn,
Und Charixenos die Tochter ſchützen,
Treten auf des treuen Vaters Bahn:
Sollte endlich ſich der würd'ge finden
Mag er mit der guten ihn verbinden:
Laß die Gabe meiner würdig ſeyn
Daß der Segen ruh' auf dem Verein.

Sollte einer dieſer Freunde ſterben
Soll mein Blut doch nicht verlaſſen ſeyn,
Setz' ich gleich den zweiten ihm zum Erben,
Tret' er in des andern Würde ein —

Ihnen ſagt, es ſey mein letzter Wille
Daß der Freund die Freundespflicht erfülle, —
Sprachs, und legte ſanft ſein Haupt zurück,
Und in Tod erloſch der Lebensblick.

v. Mellish.

2.

Die drei Lehren.

Drei Lehren nenn' ich euch innhaltſchwer
Die ſinkende Menſchheit zu heben,
Vom edlen Gemüthe rühren ſie her,
Sie zieren, beglücken das Leben
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt
Wenn 'er nicht mehr an die drei Lehren glaubt.

Den geraden, männlichen Biederſinn,
Den Stämpel der ewigen Tugend,
Der das Unrecht haßt und den ſchlechten Gewinn
O! dieſen lehret die Jugend,
Denn die Lehre die der Politiker lehrt
Die raubet dem Menſchen den ganzen Werth.

Die Bildung des Geiſtes, der edlen Vernunft,
Die Weisheit zeuget und Wahrheit,

messenen Organisation ihrer ganzen Maschine, und aus der Fähigkeit über die Gegenstände ihrer Vorstellungskraft anschauend zu raisonniren, verständlich erklären lassen.— Zum Ueberflusse könnte man noch annehmen, daß diese Thiergattungen einer lebhafteren unterscheidenderen Vorstellung von den Beschaffenheiten und dem Zustande ihres Körpers fähig seyen, als wir Menschen, welches gar nichts ungereimtes in sich hat, und schon von unserm Reimaro gemuthmaßet worden ist.

Nachdem ich die von Hrn. Herder zu Erklärung der thierischen Kunsttriebe gesammelten Bemerkungen nicht allein nach bestem Vermögen aus einander gesetzt, und erläutert, sondern auch zu ihrer Unterstützung aus eignen Mitteln freygebig beygetragen habe; so muß ich nunmehr das aufrichtige Bekenntniß thun, daß ich mir selbst aus der vorgelegten Theorie die ursprüngliche Beschaffenheit der eigentlichen Kunsttriebe nicht herzuleiten weiß; ja daß ich sogar unfähig bin, nur eine Weisung darinn zu erblicken, welche zu einer genetischen Erklärung derselben leiten könnte.

Anstatt die Schwäche meines Geistes vor meinen Lesern durch weitläufige Raisonnements zu rechtfertigen, will ich sie in den Stand setzen, die Stärke

des

Die den Menſchen trennt von der Thiere Zunft,
Die die Seele beſtrahlet mit Klarheit,
Sie breitet umher ein unſterbliches Licht,
Sie leuchtet der Welt, und entzündet ſie nicht.

Und was iſt das dritte bedeutende Wort
Die ſchönſte, die ſchwerſte der Lehren?
O! pflanzt ſie von Munde zu Munde fort,
Die goldene Kunſt zu entbehren;
Denn wer das unnütze entbehren kann
Der bleibet der einzige freie Mann.

Die drei Lehren bewahret euch innhaltſchwer,
Vermacht ſie den ſpäteſten Erben.
Denn da ſie nicht ſtammen von außen her,
So können ſie nimmermehr ſterben,
Dem Menſchem iſt nimmer der Segen geraubt,
So lang' er noch an die drei Lehren glaubt. *)

v. Melliſh.

*) Wenige Anſprüche hat der Verfaſſer auf obige Zeilen. Die Formel iſt, wie jedermann ſehen kann, Schilleriſch. Den Gedanken iſt er einer Unterredung mit dem Churpfalziſchen Herrn Kammerherrn Freyherrn v. Berlichingen, einem ächten Nachkömmling des großen Göße, ſchuldig.

v. Melliſh.

III.

Ueber die Statuen in Gruppen.

(Beſchluß.)

Hiſtoriſch-dramatiſche Gruppen auf abgeſonderten Baſen.

1) Auf dem Helikon, unter andern Bildſäulen der Muſen und Barden, ein Werk, welches den Orpheus vorſtellte, und neben ihm die Telete (das Bild der geheimen Religion) *) ſtehend, und Thiere aus Stein und Erz um ihn herum, die ſeinem Geſange zuhören. Pauſan. IX. 30. Schon die Vermiſchung der Thierbilder aus Stein und Erz **) zeigt an, daß alle die zur Gruppe gehörigen Figuren nicht auf einer Baſe ſtehen und ſchwerlich auch von einem und demſelben Meiſter herrühren konnten. Orpheus ſitzend und die Lyra ſpielend mit der neben ihm ſtehenden Telete, machte vielleicht auf Einer Baſe den Haupttheil der Gruppe aus; mehr zierlich als innig genau damit ver-

*) Eine Perſonifikation der Myſterien.

**) Bildhauerarbeiten und Mahlereien in Rom Thl. II. S. 146 folgd.

bunden ſtanden wahrſcheinlich die Thiere an den Seiten des Orpheus; doch belebte eine beſtimmte vom Barden ausgehende Handlung, ſeinen zur Teſtudo angeſtimmten Geſang und das Spiel des Inſtruments ſelbſt. Die ganze Gruppe nun brachte ſo wieder das Einzelne in eine genaue hiſtoriſche Beziehung zu einander, wodurch das Ganze den Charakter der Einheit erhielt.

2) Auf die nämliche Weiſe war das Einzelne zum Ganzen ſehr geſchickt vereinigt in folgender hiſtoriſchen Gruppe von deren Anordnung und Aufſtellung uns Pauſanias beſtimmtere Nachricht, als von irgend einer anderen ertheilt. Er ſagt: zu Olympia, bei dem ſogenannten Hippodamium, befindet ſich eine ſteinerne Erhöhung, in Form eines halben Zirkels. Auf ihr ſtehen die Statuen des Zeus, der Thetis und Himera (Aurora), die ihrer Kinder des Achill und Memnon wegen zum Zeus flehen. Die beiden aber, welche auf den Gränzen der Erhöhung (an den beiden Endpunkten des halben Zirkelbogens) in der Stellung zum Kampf gerüſteter (des augenblicklichen Angriffs) ſich gegenüber ſtehen, ſind Achilles und Memnon. Eben ſo ſtehen ſich gegenüber in der Stellung des augenblicklichen Ausfalls auf einander immer ein Grieche und Trojaner; Ulyſſes dem Helenus, weil ſich dieſe durch

ihre Klugheit, jeder in ſeinem Heere auszeichneten; ferner ſtehen ſich gegenüber, wegen ihres alten Haſſes, Menelaus und Paris; Aeneas und Diomedes, Ajax Telamoris und Deiphobus. Dies ſind Werke des Lucius, Sohns des Myron. Pauſan V, 22.

Ich mache mir folgende Vorſtellung von der Gruppe. In der Mitte des Zirkelbogens, dem Mittelpunkte des ganzen Zirkels gegenüber, ſtand Jupiter. Auf der einen Seite, vielleicht der rechten, lag Thetis, kniend zu ihm hinauf ſehend; an der linken ebenſo Aurora. Den übrigen Theil des Zirkelbogens zu jeder Seite, und zwar auf Seiten der Thetis, nahmen die fünf griechiſchen Helden ſo ein, daß Achill am Ende des Bogens, alſo ganz im Vorgrunde, zu ſtehen kam, und ebenſo auf Seiten der Aurora, die fünf trojaniſchen Helden, am Ende den Achill gegenüber Memnon.

Die Hauptanſicht, oder vielmehr die einzige Anſicht des Werks, war alſo vom Mittelpunkt des ganzen Zirkels aus berechnet.

In dieſem Werke, machten Jupiter, Thetis und Aurora die Hauptfiguren aus und ſtanden in der nächſten Beziehung auf einander; die zehn Helden einzeln

oder Paarweiſe, an ihren Seiten, in entfernterer Beziehung. Aber ihr Kampf, den ſie miteinander zu beginnen im Begriff ſtehen, veranlaßt die Bitten der beiden Göttinnen bei dem Vater der Götter. Die dramatiſche Gruppirungsart war hier mit der zierlichen vereinigt. Für ähnliche Aufgaben kann dieſe Kompoſition muſterhaft ſeyn.

3) Den Beſchluß macht die Gruppe der Niobe, wie ſie noch in Florenz aufbewahrt wird. Zwar beſteht ſie nach den gewöhnlichen Angaben aus funfzehn Statuen, die man als zuſammengehörig, in eine gewiſſe Ordnung an den Seiten des Saales, worin ſie in Florenz aufbewahrt werden, aufgeſtellt hat; aber nach den Prüfungen neuerer kritiſcher Alterthumsforſcher, ins beſondere des Herrn von Ramdohr, ſchränken ſich die zum Kunſtwerk ungezweifelt gehörigen noch vorhandenen Figuren nur auf die Mutter, vier Söhne und vier Töchter, in allem auf neun Figuren ein.

Ob dieſe allein das ganze Werk urſprünglich ausgemacht haben, oder ob einige dazu gehörige Figuren ganz verloren gegangen, oder wenigſtens davon getrennt worden, alſo gegenwärtig in den innern Zuſammenhange Lücken entſtanden ſind, welche verhin-

dern, das Werk in seinem uralten Zustand wiederherzustellen, möchte weniger unwahrscheinlich seyn, als daß dieses Werk das im Alterthum berühmte und vom Plinius (H. N. XXXVI, IV, 8) erwähnte Werk der Skopas sey. Bei allen Mängeln und Unvollkommenheiten, welche die Gruppe in Hinsicht auf das Ganze der Darstellung in ihrem gegenwärtigen Zustande hat, geben indessen folgende Beobachtungen wohl mit großer Wahrscheinlichkeit zu erkennen, daß das Werk nie auf einer einzigen Vase gestanden; sondern daß die Statuen einzeln aufgestellt gewesen seyn müssen. Zuerst, mit Ausnahme der Mutter und der jüngsten in ihren Schooß geflohenen Tochter, die offenbar an jeder Statue zu bemerkende Unabhängigkeit derselben von den andern. Keine Figur hat, soviel sich wenigstens jetzt noch schließen läßt, mit irgend einer andern weiter in Berührung gestanden. Jede drückt für sich ihren Zustand aus und ist mit ihrem eignen Schmerz, oder ihrer eignen fruchtlosen Rettung beschäftigt. Der Charakter des Ganzen und des Einzelnen ist der Ausdruck des Schreckens, der Angst, der Verzweiflung, ja selbst des Todes, der die Rache der von oben herabwirkenden, hier indessen unsichtbaren, vom Künstler nur präsumirten Macht über die ganze Familie verbreitet. Es ist also durch das Ganze keine eigentliche, gemeinschaftliche Handlung

der einen, den Todten bejammernden Schwester, machten gewiß im Mittelpunkte des Hintergrundes, den Hauptheil der Gruppe aus, konnten vielleicht sogar ursprünglich auf Einer Vase gestanden haben. Halbzirkelförmig gestellt, auf jeder Seite der Mutter einige allmählig dem Vorgrunde näher, standen die übrigen Kinder so, daß die völlig ausgearbeiteten dem Standpunkte des Beschauers, also dem Vorgrunde am nächsten waren. Das Werk konnte demnach nur von vorne aus Einem Standpunkte ganz und vollkommen übersehen werden, eben so wie das vorhin angeführte Werk Jupiter, Thetis und Aurora.

Irre ich nicht ganz, so scheint aus allen diesen Untersuchungen und Beispielen von statuarischer Gruppenanordnung und davon abhängender Aufstellung bei den Alten deutlich hervorzugehn, daß die alten Bildhauer sich überhaupt in der Anordnung ihrer an Figuren reichen Werke nicht der bloßen Willkür überlassen; sondern sich genau nach dem Charakter des Gegenstandes richteten und dabei bestimmten Gesetzen folgten, die aus der Natur der Sache abgeleitet und auf die eigenthümliche Sphäre ihrer Kunst berechnet waren: daß sie demnach Gruppen, welche nur ein ruhiges, gesellschaftliches Beisammensetzn mehrerer Figuren zum Hauptinhalte hatten, auch nur gesellschaftlich,

ohne nähere Berührung, auf eine bloß zierliche Weiſe zuſammenſetzten, auf Eine Vaſe, wenn die Zahl der Figuren, oder der Umfang des Werks es erlaubte, auf mehrere, wenn die Anzahl zu groß war; daß ſie aber ferner Gegenſtände, denen entweder eine beſtimmte Handlung, oder ein beſtimmter, aus einer gleichen Quelle herfließender Zuſtand oder Affekt zum Grunde liegt, entweder vollkommen dramatiſch, in der genaueſten Wechſelwirkung und Berührung auf eine Vaſe ſetzten, wie Laokoon oder der farneſiſche Stier u. ſ. w.; oder zweitens auf mehreren Vaſen, theils vollkommen dramatiſch, theils zierlich zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigten, wie Jupiter, Thetis und Aurora, oder die Familie der Niobe u. a., wenn der Zuſammenhang in den meiſten Figuren nicht ſo innig war, daß er die genaueſte Berührung derſelben nothwendig machte, doch im Allgemeinen eine ſtrenge Beziehung zu einander in der Idee erforderte. Endlich, daß die alten Künſtler für die zweckmäßige Anſicht des Werks, beſonders, wenn es nur vollkommen aus Einem Geſichtspunkte geſehen werden konnte und ſollte, eigene Vorrichtungen trafen, wodurch es dem Zuſchauer nicht gut möglich werden konnte, eine falſche und zweckwidrige Anſicht des Werks zu nehmen; wodurch ſie alſo den Mängeln und Einſchränkungen ihrer Kunſt zu

Hülfe kamen, wenigstens ſie geſchickt zu verbergen wußten.

Berlin im Novbr. 1803.

Konrad Levezow.

IV.

Käſtners Briefe an den Abt Carpzov.

Zweiter Brief.

Hochzuverehrender Herr Abt!

Ihr Geſchenk *) und ihr dabei geäußertes freundſchaftliches Andenken hat mir ungemein viel Vergnügen gemacht. Ich beſitze von Ihrer Gütigkeit mehr Denkmale, des Muſäus Hero und Leander, des Hieronymi Graeci Dialogos u. ſ. w. Es iſt immer gut, ſolche Ueberbleibſel des Alterthums mannichmal unſeren Leuten wiederum vorzulegen, da das Neue

*) Der Abt Carpzov hatte Käſtnern ſeine zweite ſehr vermehrte Ausgabe von des Spaniſchen Presbyters Dracontius Hexaemeron und Panegyrikus auf Theodor dem Jüngern (Helmſtädt 1794 in gr. 8.) zugeſchickt. B.

des ihrigen zu prüfen, und zu dem Ende die von Hrn. Herder zu Erklärung der thierischen Triebe angewiesenen Data bey Erwegung einiger besondern Fälle zusammen nehmen. Ein jeder muß alsdann selbst fühlen, ob diese Data Erkenntniß-Gründe für ihn sind, ob sie ihm die Sache, wovon die Rede ist, begreiflicher machen oder nicht. Uebrigens ist es mir gleichgültig, ob man meine vorhin gemachten Anmerkungen dabey im Sinne behalten, oder andre Erklärungen der Herderischen Sätze, welche man für zureichender hält, an ihre Stelle schieben will. — Ich schreite zu meinem Vorhaben.

Reaumür, Rösel, Bonnet, und mehrere Naturkündiger haben eine Gattung Raupen beschrieben, welche man Blatwickler nennt. Unter diesen Raupen giebt es eine Art, deren Geschichte mir besonders merkwürdig geschienen hat. Sie wird von den Naturkündigern durch die Form ihres gewebten Gehäuses unterschieden, welches wie ein Haberkorn gestaltet ist. Nachdem dieser Blatwickler mit seinen Zähnen ein Stück von einem Eschenblatte eingeschnitten, und es in Form einer Papierdeute zusammen gewickelt hat, so befestiget er diese hohle Pyramide auf dem angrenzenden Stücke seines Blattes. In der Mitte dieser Basis seines Gehäuses naget er eine cirkelförmige Oefnung, wobey er aber so künstlich zu

Werke

was jetzo geschrieben wird, sehr oft im Innhalte und in der Einkleidung, eben keinen Vorzug verdiente.

Ich finde mich durch das Vergnügen, das der Frau Aebtin meine Schriften geben, sehr geehrt, und bitte Ihr meinen Dank dafür zu bezeigen. Die uns Leipzigern angeborene Neigung, dem schönen Geschlechte zu gefallen, kann, wie andere natürliche Neigungen viel Gutes wirken, wenn sie gehörig gelenket wird, z. E. sittsame und ordentliche Aufführung. Auf meine Schriften hat sie immer den Einfluß gehabt, daß ich mich sorgfältiger als Horaz bestrebt habe: virginibus puerisque zu singen. Doctor Miller sagte mir hier auch einmal: seine Frau lese ihm zuweilen aus meinen Schriften mit Gefallen vor. Es beruhigt mich wenigstens wegen der moralischen Güte meiner Aufsätze, daß sie auch von geistlichen Damen gelesen worden.

Es wäre freilich gut, wenn jetzo Jemand wiederum logische Dissertationes, und de philosophia histrionica, auf unsere Zeiten eingerichtet, bekannt machte. Weil ich in meinem Alter zu dem Mandel Sprachen die ich verstehe, nicht habe noch eine neue lernen wollen, so kann ich wirklich über die Philosophie, die sich die einzige wahre nennt, nicht recht

urtheilen. Wenn aber ihre Anhänger zuweilen was sagen das man verstehen kann, so finde ich, daß ich das vor 60 Jahre, von Andern schon gelernt habe. Wenn Sie etwas von meinen Gedanken über diesen neuen Wörterkram, — doch ohne Anzeige des Namens, denn ein guter Mahler muß nicht darunter schreiben, was das Ding ist — lesen wollen, so finden Sie dergleichen in meiner Vorrede zu Rosenthals Encyclopädie der reinen Mathematik, 1. Band, Hr. Prof. Pfaff hat das Buch. Straube würde sich noch im Himmel — vorausgesetzt, daß er dahin gekommen ist, — freuen, daß Sie noch den Titel von seinem Gedichte wissen. Gellert könnte die Geschichte des Huts noch in einigen Büchern fortsetzen. Indessen scheint selbst schon jetzo das Aufsehen, das diese Philosophie machen wollte, abzunehmen, und ich glaube nicht, daß sie einmal so lange leben wird als die crusiussische. Sie hat das Unglück gehabt, nicht verketzert zu werden.

Die Wolfische Philosophie hatte einen großen Theil ihres Glanzes der Verketzerung zu danken, die die Aufmerksamkeit auf sie drehte, und da man den Vorwurf ungerecht befand, ihr die Gewogenheit erwarb die unschuldig Leidende erhalten. Ueber den Lärmen der damals gegen die Wolfische Philosophie erregt

ward, redete ich einmal mit Bärmannen. Da ſagte er: es wird eine Zeit kommen, da Wolf ſehr orthodox ſeyn wird. Ich denke dieſe Weiſſagung iſt längſt erfüllt. Warum ſich aber die Orthodoxen nicht beſſer wehren, ſehe ich nicht ab. Die meiſten Neuigkeiten, welche die Reformatoren jetzo ſeit 10 oder 20 Jahren vorbringen, ſind ſo ſeicht, daß es groſſe Einfalt iſt, wenn man ſolche Dinge Philoſophie nennt, und dabei gröſtentheils ſchon alt. Ich hörte einmal eine Stunde in Leipzig Dr. Tellern, — die Chronologie beſtimmt was es für einer war, — da erzählte er, die Socinianer nähmen in der Aprufung Stephani Κυριε Ιησου, das letzte Wort im Genitivus. Ich dachte bei mir; das müſſen ſonderbare Spitzköpfe ſeyn die Socinianer, in der Logik beluſtigt man die Schüler mit ſolchen Einfällen in der Lehre de Sophiſticis elenchis, aber im Ernſte wird kein kluger Menſch ſo reden. — Und vor einigen Jahren las ich dieſen herrlichen Gedanken ganz ernſtlich in der A. D. B. vorgetragen. Daß Sie Ihre Dogmaticam orthodoxam nicht herausgeben wollen, halte ich Ihnen nicht für übel, denn Friedrich, genannt der einzige, verhielt ſich auch im Bateriſchen Erbfolgekriege anders als im ſiebenjährigen; aber jüngere Theologen ſollten ſich doch beſſer zeigen, und wenn ſie nicht einſehen, was ſich auf die meiſten Einfälle der Neuern — weiter

als Einfälle ſind es ſelten — antworten läßt, ſo halte ich ſie für groſſe Schaafsköpfe. Donnern müßte man nicht auf die Leute, ſondern ſie lächerlich machen. Z. E. daß jetzo jeder Jüngling, wenn er als Schriftſteller auftritt, was Neues ſehen will. Und das Neue iſt nicht etwa eine neue Wahrheit, ſondern: daß etwas Altes lange für wahr gehaltenes, nicht wahr iſt. Ich befürchte einen Theil an dieſer Sitte hat Michaelis, der immer auf neue Erklärungen ausgieng. Im ſiebenjährigen Kriege konnten die Commentarii unſerer Societät nicht gedruckt werden. Michaelis trug darauf an, daß Jeder ſeine Abhandlungen dürfte einzeln drucken laſſen, womit nicht alle zufrieden waren. Sein Grund war: er trüge ſeine Erfindungen mit in ſeinen Collegiis vor, wenn die nun nicht bald unter ſeinem Namen erſchienen, ſo gäben ſeine Schüler ſie als die ihrigen heraus. Ich dachte: das müſſen tiefſinnige Erfahrungen ſeyn, die ein Student vom Profeſſor auffangen und es dann als die ſeinigen ausgeben kann! Mit mathematiſchen gienge das nicht an, da ſähe man bald, ob der Herausgeber wüßte, was er alles von alten Wahrheiten wiſſen muß, neuere zu erfinden. Es muß alſo eine Gelehrſamkeit geben, wo man deſto mehr erfindet, je weniger man weiß. In der Mathematik ſucht man lieber das Alte mehr zu erläutern und anzuwenden. Um ſich an dergleichen

Verfahren zu gewöhnen, und aus mehr Urſachen wäre es gut, wenn die Schrifterklärer immer etwas Mathematik lernten. So lange nur Mathematiker und Phyſiker ſich mit den Stellen der Bibel beſchäftigen, die ihre Wiſſenſchaft zu betreffen ſcheinen, nahmen ſie immer an, die Stellen enthalten Wahrheiten, und ſuchten dieſe Wahrheiten zu rechtfertigen, vielleicht nicht allemal glücklich, aber doch in jener Meinung. Seitdem ſich aber die Variantenſammler und Orientaliſten der Sache angenommen haben, braucht man ſo viel Mühe nicht, ſondern findet ſogleich was anderes, das vielleicht auch nicht deutlicher iſt, aber doch jene Erklärungen überflüſſig machte.

In meiner Jugend las ich den Horaz nach Kappelts Ausgabe: Und was ich daraus für Geiſt und Herz gelernt habe, hat ſehr wenig Zuwachs bekommen ſeitdem ich Bentleys, Barters und ſelbſt Geſners Ausgaben kenne, an Jani's ſeine mochte ich gar nicht denken. Eben ſo ſtanden vor mehr Jahren Erzählungen eines Reiſenden von Amſterdam in einem Wochenblatte. Es ſind da drei Wirthshäuſer die Bibeln heiſſen, die alte, mittlere und neue. In der alten Bibel ſpeiſe man am beſten. —

Ich überlaſſe mich dem Vergnügen, mich mit

Ihnen unterhalten zu haben. Ich wünsche Ihnen noch lange und vergnügt zu leben, und verharre voll Hochachtung

Göttingen, am 21 Sept. 1794.

Ew. Hochwürden
gehorsamst ergebenster
Käſtner.

Es erscheint hier ein theologisches Journal vom Dr. Schleusner und Stäudlin, da hat Schleusner mich ersucht eine Anzeige vom Dracontius zu machen. Sie hätten mich wohl nicht als Recensent eines lateinischen Dichters und in einem theologischen Journale vermuthet. — Den 11. Vers 33 S. glaube ich doch zu verstehen. Der Dracontius meint, so viel ich einsehe, das Licht dauere undenkliche Zeiten, und messe auch Zwischenräume der Zeiten ab. Jenes heißt bei ihm lux aevi; mediis dat tempora metis. Das letzte, meta kann eine Gränze eines Zeitraums heißen; Tendimus huc omnes: metam properamus ad unam sagt Ovid. So könnte man die Sonne Solem Saeculorum et horarum metam nennen.

Saecula metitur, metitur Phoebus et horas. Freilich hat sich Dracontius dunkel ausgedrückt,

was er vielleicht nicht ganz deutlich dachte; aber das ist ja in seinem Charakter.

V.

Rückblick einiger Neuerungen in der Deutschen Sprache; vom Hr. Leibmedicus Marcard. *)

In dieser veränderlichen Welt wird sich auch wol unsre Sprache der Veränderlichkeit nicht entziehn können; und man mag das geschehen lassen, wo nur irgend etwas Erhebliches damit gewonnen ist. Aber wenn mit Neuerungen und Veränderungen gar nichts gewonnen wird, wenn nur Affectation und Caprice sie angegeben haben; wenn sie sogar etwas Nachtheiliges haben und offenbare Verschlimmerungen sind; wenn Verlängerung, Uebelklang, und Mißverstand daraus

*) Die Orthographie des Hrn. Verfassers ist auf sein Verlangen bei diesem Aufsatze streng beibehalten worden. Sie ist hier wesentlich. Möge manches hier gesagte, sehr beherzigungswerthe Wort nur erst Aufmerksamkeit erregen, Widerspruch finden u. s. w.

B.

entſteht; wenn ſie das Nachſchlagen in den Wörterbüchern, ſonderlich für Ausländer erſchweren, ſo iſt es Zeit ſich dagegen aufzulehnen und dem Neuerungs-Streme Grenzen zu ſetzen.

Schon vor zehn Jahren habe ich, jedoch ohne damals meinen Namen beyzufügen, in dieſer Zeitſchrift aus ſehr guten Gründen, mich der Einführung der lateiniſchen Schrift für deutſche Bücher widerſetzt. Man ſehe darüber den eigends dazu gewidmeten Aufſatz im deutſchen Merkur vom Jahr 1793 September-Stück Seite 99 unter dem Titel: Apologie der deutſchen Lettern, mit einer Antwort des Hrn. Herausgebers.

Seitdem habe ich von vielen Gelehrten meine vornehmſte Behauptung beſtätigen hören, die ich gegen die lateiniſche Schrift vorbrachte, daß ſie die Augen mehr angreife als die deutſche. Aber auch öffentlich iſt Herr Kant, in ſeinem Aufſatze von der Macht des Gemüths über die Gefühle, im Jahre 1798, meinen Gründen beygetreten, und hat deßhalb ſeiner Abhandlung eine eigene Nachſchrift, gegen die lateiniſchen Buchſtaben beygefügt, worin er ſeine eigene Erfahrung anführt.

Diejenigen, welche aus Unkunde der Literatur, dem Hrn. Kant das Verdienst beymessen diese Sache zuerst zur Sprache gebracht zu haben, wie ich verschiedentlich gelesen habe, irren also. Ob Hr. Kant aber den Merkur von 1793 gelesen und 1798 meinen anonymen Aufsatz wieder vergessen, und nur die Sache behalten haben mag, oder ob er lediglich aus eigener Beobachtung schrieb, ohne jenen Aufsatz gesehen zu haben, das weiß ich indessen nicht; es ist auch in Absicht auf merita cauſlae ganz gleichgültig.

Die Sache bleibt allemal wahr, das Lesen Deutscher Schrift ermüdet die Augen weniger als das Lesen der Lateinischen, und zwar ermüdet die letztere desto mehr, je reiner, schärfer und schöner sie ist. Jedermann kann darüber sehr leicht die Probe anstellen, so wird sich finden, daß die am besten gedruckten Prachtwerke gerade den Augen die aller nachtheiligsten sind. Am allerstärksten aber fühlen die Wahrheit dessen was ich behaupte diejenigen, welche ein krankes oder schwaches Gesicht, oder empfindliche Augen haben.

Ich suchte damals die Ursach dieser unangenehmen Wirkung in der Einförmigkeit der Lateinischen Buchstaben in Gestalt und Dicke der Striche die fast

gänzlich aus geraden Linien und Cirkelbogen bestehn, indessen unsre Buchstaben mehr Abwechselung haben und frischer auf dem Papiere hervorstehn, und ich bin noch jetzt der Meinung. Dieser Umstand wird aber noch bedeutender auf dem schlechten grauen Druckpapier worauf das meiste in Deutschland gedruckt wird. Nicht allein sieht die Lateinische Schrift, auf dem schlechten Papier, viel unangenehmer aus als die Deutsche, sondern sie steht auch, wegen ihrer schwächern Züge, blasser und matter darauf und greift durch die dadurch veranlaßte größere Anstrengung die Augen stärker an; man muß die Schrift mehr auf dem etwas grau-farbigen Grunde suchen, als die Deutsche, die besser hervorsticht. Schon wegen dieses schwächeren Hervorstechens ist auch die Fracturschrift des Herrn Unger nicht geschickt (geeignet wird anjetzt jeder literarische Elegant sagen) die gewöhnliche Schrift zu ersetzen, wenn auch die ganze Form derselben nicht schon etwas unangenehmes hätte.

Wegen der andern Gründe gegen die Einführung der Lateinischen Schrift für Deutsche Bücher, muß ich auf den angeführten Aufsatz in dieser Zeitschrift verweisen, bis ich etwan alles weiter ausführen kann. Hier nur noch ein Experiment. Man nehme zwei in gleichem Format, aber mit Deutscher und Lateinischer

Werke geht, daß das herausgenagte Stück Blatt in der Oefnung dergestalt haften bleibt, daß es durch einen leichten Stoß von innen hinaus, hingegen nicht eben so von aussen herein getrieben werden kan. Nachher befestiget er am Rande der Oefnung einen Faden, den er gegen über in der Spitze der Piramide ausspannt, und in der Mitte dieses Fadens webt er sich ein. Der Kopf des Papillons kömmt gegen die eingenagte Oefnung zu liegen, wo das Gewebe gleichfalls so eingerichtet wird, daß er mit wenig Mühe durchdringen kan; da findet er dann den Faden, an dem er sich herunter lößt, stoßt gegen die Thüre des Gebäudes und fliegt hinaus.

Die Würkungsart der Kräfte, welche die verschiedenen Handlungen dieses Insekts dergestalt unter einander verbinden, daß sie nicht blos zuletzt in Eins zusammen treffen, sondern von ferne gerade zu dahin abzielen, scheint für den menschlichen Verstand ein unauflösliches Geheimniß zu seyn. Auch dann, wenn wir unserm Insekt den höchsten Grad menschlicher Einsicht zuschreiben wollten, würden wir damit noch lange nicht auslangen, jenes Vermögen, ohne die mindeste Leitung vorhergegangener Erfahrung für die zukunft zu handeln, zu erklären. Indessen ist das Factum nichts desto weniger unläugbar: die blatwickelnde Raupe handelt in Beziehung

Schrift von gleicher Größe gedruckte Blätter nebeneinander, z. E. die beiden in Leipzig herauskommenden Zeitungen, der Eleganten Welt, und die Leipziger Literatur-Zeitung *), die ungefähr von gleicher Größe der Schriften sind, und versuche denn, welches von beiden ihm auf gewisse Entfernungen deutlicher und frischer in die Augen falle; jedermann wird finden, daß es die erstere sey. Gewiß ist es, daß unsere Deutsche Schrift der Sprache sich nun einmal mehr angepaßt und angeschmiegt hat, als die Lateinische. Wie widrig sieht das ss für unser ß aus, welches jetzt einige gebrauchen wie diess und dass. Was man aus Gefälligkeit für Ausländer vorwendet ist gar nichts. Wer eine schwere Sprache lernen kann, wird auch leicht die 24 Zeichen, die doch den Lateinischen so sehr ähnlich sind, lernen.

Ich komme zu den Neuerungen in der Sprache.

I.

Neuerung in der Endigung der Adjectiven.

Wenn das Gehör einmal an einen Sprachge-

*) Die alte, denn die, seitdem dieses geschrieben ist, erschienene neue, hat größere Schrift.

brauch als richtig gewöhnt iſt, ſo erträgt es ungern Aenderungen die keinen andern Grund haben, als weil man es ſo will. Wenn vollends aber dieſe Neuerung eine Verhäßlichung der Sprache iſt, wie dieſe hier, ſo empört es ſich.

Eine von den Aenderungen, an welche ſich mein Ohr nie gewöhnt und wogegen es ſich jedesmal auflehnt, iſt die, welche dem Nominativus des Pluralis nach allen Beſtimmungs-Wörtern ein n anhängt, und oft im Singularis ein s oder ein r. Sie ſchreibt ſich vornämlich aus der Gottſchedſchen Schule, vielleicht urſprünglich aus einem Oberſächſiſchen Provinzialismus her, und wird neuerdings vom Hrn. Adelung in Schuz genommen.

Alle correcte Schriftſteller haben bisher immer geſchrieben und ſchreiben noch jezt: viele aufrichtige Menſchen; keine nähere Regeln; welche ſchöne Gemählde, allerley geckiſche Einfälle; alle örtliche Krankheiten; gute hiſtoriſche Zeugniſſe; ſolche echte Kuhblattern.

Alles was affectirt, alſo unter andern ein großer Theil der mediciniſchen Schriftſteller, ſchreibt jezt: viele aufrichtigen Menſchen; keine nähern

oder näheren Regeln; allerley geckiſchen Einfälle; welche ſchönen Gemählde; (Jen. Lit. Zeitung. Rec. von Chateaubriand's Génie du Chriſt.) alle örtlichen Krankheiten; gute hiſtoriſchen Zeugniſſe; ſolche echten Kuhblattern. Ich habe gefunden, daß man ſchrieb: keine vulcaniſchen Producte; (Götting. Gel. Anz. 1802 S. 1445.) keine paſſenden Gegenſtände; keine bemittelten Eltern; Ceylon hat keine ſolche heißen und erſtickenden Landwinde (Hüttner engl. Miſcellen 11. Band Seite 22); Er verräth keine großen aſtronomiſchen Kenntniſſe (Jenaiſche Lit. Zeitung J. 1800 Nr. 22 S. 175); dieſes ſind keine poſitiven ſondern relativen Begriffe (Hufelands Medic. Bibl. 1. Band 2. Stück S. 74), andere haben keine ſolchen eigenthümlichen (für ſolche eigenthümliche) Wirkungen (Med. Annalen May 1803 S. 380). Er vermied alle bildlichen und andern verführeriſchen Ausdrücke. Wie undeutſch! (D'Aubertons Nekrolog im Intell. Bl. d. Jen. Lit. Zeit. 1801 Nr. 212). Wir ſollen keine eigenen (für eigene) Könige haben (Schiller in der Johanna von Orleans); einzelne ſeltſamen Einfälle. Welche zweydeutigen Ordnungshalter die Sbirren ſind (Seume in ſeinen Gegenbemerkungen im Freymüthigen Nr. 132 J. 1803). Gott könne

in einer Offenbarung keine ſolchen Belehrungen geben. (Allg. Lit. Zeit. Dec. 1801 S. 655). Daß die Kuhblattern keine entfernten üblen Folgen hervorbringen. (Die alte Leipz. Lit. Zeit. 1803. Nr. 258.) Keine hiſtoriſchen Zeugniſſe. (Göttingſche Gel. Anz. 1802 S. 1765.) Der Raum erlaubt nur wenige groſſen und ausgeführten Erklärungen; es giebt lauter allgemeinen Krankheiten und keine örtlichen. In der Natur finden wir keine ſolchen einfachen Actionen. (Schelling). (Es kömmt mir vor, als wenn die Kinder ſagen, meiner lieber Papa.)

Bey keinen Schriftſteller bin ich ſo oft angeſtoſſen wegen dieſes meinem Ohre unerträglichen Klangs, als bey den Hrn. Profeſſor Wrede, in einer Abhandlung über die Lufterſcheinungen in Gilberts Annalen 14 B. 1 St. Er ſchreibt: hieraus laſſen ſich keine günſtigen Folgerungen ziehn; Cometen ſind keine bloſſen Meteore; die Folgerungen laſſen ſich durch keine directen Erfahrungs-Beweiſe rechtfertigen; die Fälle wo keine feſten (!) Körper vom Himmel fallen; es ſind dabey keine eigentlichen Phyſiker oder gebildete (warum denn nicht auch gebildeten?) Menſchen geweſen; keine vulkaniſchen, für vulcaniſche, Producte, u. ſ. w. Ich leſe: wenn

es im Monde keine solche atmosphärischen Producte wie unsre Wolken, keine so regulären Ost- und Westwinde giebt. „Jenaische allg. Lit. Zeit. 1803. Merz Nr. 82. Recens. von Schröters Selenotopographie.

Nicht allein aber begnügt man sich damit, selbst so unrichtig zu schreiben, sondern Recensenten corrigiren sogar ihre Autoren, die diese fehlerhafte Schreibart nicht mitmachen wollen. Z. B. Hr. Philseldeck hatte in seinen ästhetischen Briefen sehr richtig gesagt: „der Dichter des Messias hat keine comische Opern geschrieben.“ Was thut dabei der Recensent (Jenaische Lit. Zeitung 1793. Nr. 174)? Er setzt den das Wort comi che(n). Man soll diesen Fehler annehmen und schreiben: er hat keine comischen Opern geschrieben. Klopstock selbst schrieb wenigstens so nicht. Auf der ersten Seite seiner Gelehrten-Republick sagt er: viele würdige Gelehrte. Auch Lessing, Mendelssohn und alle correcte Schriftsteller, die von der Gottschedschen Schule etwan ausgenommen, schrieben nie anders.

Dem Sprachgebrauche zu Folge ist die Regel, daß die Adjectiven nur, und noch nicht allemal das n

bekommen, 1) nach dem Artikel, und 2) nach den pronominibus demonstrativis und possessivis. Man sagt daher die bessern Zeiten, diese muthigen Pferde, eure lieben Kinder; nach allen andern Bestimmungs-Wörtern: alle, viele, einige, etliche, mehrere, wenige, verschiedene, einzelne, gedachte, besagte, keine, beyde, ꝛc. folgt die Endigung e *).

Lessing und Mendelssohn ließen jedoch auch die erste Regel nicht durchgehends gelten, und ließen auch nach jenen Pronominibus das n weg. Jener schrieb in seinen letzten Zeiten: „diese sprechende Thaten, (Ernst und Falk S. 25). Doch schrieb er früher (Theater des Diderot Berliner Ausgabe 2 Theil S. 422) diese alten guten Sitten. Und Mendelssohn schrieb

*) Wegen des Weitern verweise ich auf ein sehr vorzügliches, wie es mir scheint, nicht genug bekannt gewordenes kleines Werk: Krusens Handbuch der deutschen Sprache und Ortographie, Hamburg 1796 2 Theil S 94., wo man auch über manche andre Punkte besser befriedigt wird als bey Adelung. Hr. Adelung fällt bey dieser Gelegenheit in einen sonderbaren Widerspruch. Indem er die n n die ich verwerfe, zur Regel macht, setzt er hinzu: Der Sprachgebrauch bestätige aber diese Regel nicht. S. Lehrgebäude der deutschen Sprache 1 B. S. 620 und 621.

ebenfals in seinen spätern Schriften: unsre sinnliche Erkenntniße (Morgenstunden S. 58).

Sollte man auch eine allgemeine Regel haben wollen, so wäre ohne Zweifel die gänzliche Verwerfung des n vorzuziehen. Denn unmöglich läßt sich doch das n allerwärts und durchgehends einführen. Man wird nie ein Deutsches Ohr gewöhnen es an den Adjectiven da erträglich zu finden, wo gar kein Bestimmungswort vorhergeht, man würde schwerlich hören mögen: hellen Täge folgen auf trüben, auch nicht: Herr du kennest alle meinen Wege Viel eher würde man sich dazu verstehn zu schreiben: diese hohe Bäume meine beste Freunde. Und in der That wäre auch etwas damit gewonnen. Denn es ist ja immer der Deutschen Sprache vorgeworfen worden, daß die vielen Endigungen auf n sie schlapp, lang, und unangenehm machen. Es war ja gerade einer der Vorwürfe, die Friedrich der Große der Deutschen Sprache, in dem merkwürdigen Briefe an Herzberg, machte. Er wollte sogar, daß man den Infinitiven das n nehme. Vermuthlich wollte er, daß man die Oberdeutschen Mundarten nachahme und spreche geba für geben, geha für gehen, rufa für rufen. Allein er verschrieb sich, und setzte habena, gebena, welches eine eben nichts verschönernde Verlängerung gewesen wäre.

Warſcheinlich aber aus Liebhaberey an dem n hängen einige Deutſche daſſelbe ſogar an Subſtantiva im Nominativ des Pluralis, wohin es gar nicht gehört. Man findet geſchrieben Geſchwulſten, ſoll heißen Geſchwülſte. Der Rec. von Iſmailovs Reiſen in der Jen. Lit. Zeitung der auch die obige Neuerung mehrmals hat, ſchreibt: einige Werſten (Werſte) von Sarepta. Viele Steurbaren, benutzten dieſen Umſtand, ſtatt Steurbare (London und Paris fünfter Jahrgang S. 160.)

Ein verwandter Fehler findet ſich, doch nicht ſo häufig wie der erſte, daß man im Nominativ des Singularis den Adjectiven die Endigung des Subſtantivs giebt, oder auch den Subſtantiven die des Adjectivs, gegen allen Sprachgebrauch. Ich habe gefunden, daß man ſchrieb: jeder unbefangener Leſer, für unbefangene; verſchiedenes Merkwürdiges (e) mancher hieher gehöriger (e) Fehler. Manche ſchreiben: mit dieſem Allem, es muß heißen: mit dieſem Allen.

5.

Neuerungen in den Namen von Ländern und Städten und andern Dingen.

Bey jeder Neuerung in der Benennung von

Dingen ſollte man allemal bedenken, daß daraus, nach Maaßgabe der Größe der Veränderung mehr oder weniger Unverſtändlichkeit, Dunkelheit und Mißverſtand, jetzt des Neuen und in Zukunft des Alten zu beſorgen ſey. Es iſt vermuthlich ſehr richtig, daß nach Niebuhrs Bemerkung die Egypter den Namen der Stadt Cairo eigentlich Kahira ausſprechen, und daß nach dem Herrn v. Storch die Ruſſen nicht Moskau ſondern Moſkwa (warum nicht lieber Moſqua?) ſagen. Allein hieraus folgt noch nicht, daß man den Purismus ſo weit zu treiben habe, ſogleich die alten in allen Sprachen und in allen Büchern angenommenen Namen nach dieſer armſeligen Entdeckung zu verändern. Man ſieht daraus nicht was nun eigentlich damit gewonnen ſey, daß wir ſo genau als möglich die Namen dieſer Oerter ſo ausſprechen, wie man ſie in Egypten und in Rußland ausſpricht, da nur wenige von uns in dieſe Länder reiſen. Diejenigen aber, welche reiſen, werden ſolche Namen bald richtig lernen. Am Wohlklange und der Leichtigkeit der Ausſprache gewinnen wir offenbar nicht, denn Cairo und Moſkau iſt ohnſtreitig leichter auszuſprechen, und klingt ſogar auch beſſer als Moſkwa und Kahira. Es liegt alſo ein wirklich unangenehmer nicht wohlbedachter Purismus bey dieſer Neuerung zum Grunde, der keinen Nutzen hat, und

hingegen seinen Nachtheil mit sich führt. Wir weichen auch dadurch von den übrigen Europäischen Nationen in dieser Hinsicht ab und werden unverständlich. Ein Franzose der Deutsch gelernt, vielleicht vorher ein Deutsches Buch gelesen hatte, worin nach seiner Weise Moscau stand, und nun ein anderes lieset, wird sicherlich bey Moskwa anstoßen. Ich gestehe, daß es mir wenigstens damals so gieng, als Niebuhrs Reisebeschreibung heraus kam; ich meinte im ersten Augenblicke, Kahira sey etwan ein mir unbekannt gebliebener Ort in Egypten. Uebrigens sind denn aber diese Neuerer nicht consequent. In den russischen Miscellen ist auch angenommen Moskwa zu schreiben. Aber warum setzt man denn in diesen Miscellen Nr. 3. S. 62 vor dem moskowischen Thore, nach uralter Weise? Es müßte doch wol nach der neuen Schreibart heißen: vor dem Moskwaischen Thore!

Wollen wir aber schlechterdings richtig schreiben, so müssen wir consequent seyn und durchgehend so schreiben, wie die Oerter in ihrer Landessprache heißen. Denn müssen wir schreiben Lisboa statt Lissabon, Napoli für Neapel, Milano für Mayland, Kiöbenhavn für Kopenhagen, Cadis für Cadix, Obu für Abo, Heklufiall

auf die ihr bevorstehende Verwandlung ihrer Gestalt, Gliedmaßen und Organe. Sie scheint den Widerspruch zwischen ihren gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfnissen zu empfinden; sie hebt, durch weise Mittel, ihn auf.

Vernunft, sagte ich, kan so viel nicht ausrichten. — Wird im höchsten Grad geschärfte, in einen kleinen Kreis auf ein Einerley eingeschlossene Sinnlichkeit es zu thun im Stande seyn? Herr Herder behauptet dieses, und was er von der Art und Weise sagt, wie dieses geschehen soll, hab' ich bereits angeführet. Ich versprach aber meinen Lesern seine Sätze noch einmal in einer Anwendung auf unsre Raupe zusammen zu nehmen, damit wir sähen, ob eine Erklärung daraus würde. Also: weil der Blatwickler mit unendlich feinem, durchdringenden Sinnen begabt ist, weil seine Vorstellungskraft nach Maasgebung des kleinen Kreises, der sie umschließt, ausserordentlich würksam wird, und beyde auf einen Punkt geheftet bleiben; so ist der Blatwickler im Stande, mit seinen gegenwärtigen Handlungen auf eine ihm bevorstehende, noch nie erfahrne, gänzliche Verwandlung seiner Gestalt, Sinne und Organe, und auf die daraus entstehenden seiner gegenwärtigen Beschaffenheit ganz entgegen gesetzten neuen Bedürfnisse, künstlicher Weise abzuzielen. — Ich über-

für Hekla, und Meskatschebe für Missisippi. Wir müssen alsdenn auch an die Franzosen gesinnen, daß sie nicht weiter Rosette und Ratisbonne schreiben, und an die Engländer, daß sie nicht weiter Livorno Leghorn, noch die Holländer, daß sie Cölln Keulen, und Wien Weenee nennen wollen. Wäre es aber etwas mehr als Affectation, und zwar eine verwirrende Affectation? Es möchte recht gut seyn, wenn man gleich anfangs jeden Ort so in der Fremde nennte wie er von seinen Einwohnern genannt wird. Aber hat er einmal einen Namen, so muß man ihm diesen lassen, denn der Gewinnst davon ist nichts, und der Verlust fällt in die Augen. Daß man gegen den Gebrauch aller andern Sprachen, ich glaube nach Schlötzers Vorgange, angefangen hat, im Deutschen zu schreiben Sibirien statt des allgemein gewöhnlichen Siberien, und die Tatern, wie im Plattdeutschen, statt die Tartaren, führt wenigstens zu keinem Irrthum, obgleich das Ohr bey diesem Purismus auch eben nicht gewinnt. Aber viele glauben sicherlich von einem unbekannten Volke zu hören, wenn man ihnen von den Tscherkessen spricht, und denken nicht, es sey die Rede von der durch Muth und Schönheit so bekannten Nation, die allgemein und so lange wir von ihnen wissen und schon zu Tassos Zeiten die Cir-

Kaffier hießen; der daraus ſeinen fürchterlichen Argant il fiero, il indomito, il fero Circallo erkohr. — Warum ſchreiben wir jetzt Aegypten, und ziehen die eine der griechiſchen nähere Schreibart hervor, wonach es doch Aigypten heißen müßte, da alle Europäiſche Nationen es mit einen E ſchreiben, da wir doch Egypten und nicht ägypten ſprechen, da man auch vormals durchgehends Egypten ſchrieb, und unſre älteſte Autorität, Luthers Bibel, Egypten ſchreibt.

3.

Chymie oder Chemie? Alcali oder Kali?

Von allen Zeiten her, bis gegen die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts hieß dieſes Wort: Chymie. Vermuthlich wiſſen die wenigſten unſerer Chymiſten warum ſie jetzt nicht mehr nach uralter Weiſe Chymie ſondern Chemie ſchreiben; denn alle jüngere Deutſche ſchreiben nach gerade Chemie. Ich habe mich aber nie entſchließen können, ohne allen Grund anders zu ſchreiben als ich es lernte. Ein großer Mann kann auch einzelne Kleinlichkeiten haben, und das war der Fall mit Boerhaave, als er dieſe Veränderung vornahm; denn er iſt der Urheber dieſer Neuerung, wenigſtens in der Lateiniſchen Sprache.

Ein paar Gelehrte gaben ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, Nachricht von der Handschrift eines alten Alchymisten aus dem fünften Jahrhundert, die sich zu Paris befinde, des Zosimus, welche aber Boerhaave nie selbst sah. Dieser Zosimus, sagten sie, behaupte gegen alle übrige Spagiriker an, diese Wissenschaft sey schon zu seiner Zeit χημεία von χημᾶ genannt worden. Man leite dieses, setzte Boerhaave hinzu, von der fabelhaften Meinung her, daß die Engel, (die Kinder Gottes) als sie nach den Töchtern der Menschen sahen, sie diese verborgenen Geheimnisse gelehrt haben. Wie viel dieses beweise, und welchen Grund es enthalte die Rechtschreibung eines Worts zu verändern, überlasse ich Jedem andern zu beurtheilen. Wenn man das Wort aus dem Griechischen herleiten wollte, so könnte es freylich so gut von χύω als von χέω abstammen, aber der allgemeine uralte Gebrauch stimmt für das erste; und wer weiß ob das Wort nicht eigentlich egyptischen Ursprungs ist? — Es studierten unter Boerhaave sehr viele Engländer, die aus Achtung für ihren großen Lehrer seine Neuerung annahmen, und daher rührt es vermuthlich, daß diese Nation sich die Veränderung hat gefallen lassen. Sie konnte es um so eher, da die Aussprache dabey nicht geändert ist, und ihr Chemikal allemal wie vorher Kimikal gesprochen wird. Die Italiener und Fran-

ſoſen behalten jedoch die alte Orthographie, und was nützt auch wol eine ſolche Veränderung, da auch der Wohlklang nicht einmal dabey gewinnt. Als ſchon viele Deutſche in ihren Lateiniſchen Schriften Chemia ſchrieben, behielten doch ebendieſelben (z. E. der ältere Vogel) und allgemein im Deutſchen Chymie bey. Der fleißige Erxleben war der erſte der um das Jahr 1769 anfing, auch im Deutſchen Chemie zu ſchreiben. Ich tadelte damals dieſe ganz unnütze Neuerung an ihm, ob er gleich ſonſt mein Freund war. Aber nun ging es wie ein Lauffeuer: was neueſt was neueſt durch den Rang der Chymiſten, unter die ohnehin bald nachher aus bekannten Urſachen merklich viel Ziererey kam. Jetzt werden wol nur noch wenige Deutſche übrig ſeyn, die mit mir beſtändig der alten richtigen Schreibart getreu geblieben ſind, und immerfort Chymie ſchreiben, ſo wie ſie es gelernt haben. Doch ſehe ich mit Vergnügen, daß einer der gelehrteſten Deutſchen Aerzte, Hr. C. Sprengel, die alte Rechtſchreibung beybehält und nach wie vor, wenigſtens beſtändig Alchymie, ſchreibt.

Weil wir doch bey der Chymie ſind, ſo möchte ich fragen, warum unſere galantern Chymiſten das uralte Spießglas in Spießglanz verändern wollen? Solche Veränderungen haben nicht den geringſten ver-

nünftigen Grund und ziehen immer Unverſtändlichkeit jetzt des Neuen, und in Zukunft des Alten nach ſich.

Unter unſern Chymiſten ſind wol wenige die Arabiſch verſtehn; aber ſie haben ſich ſagen laſſen, daß das Al in Alcali eigentlich der Artikel ſey und daß man daher ſagen müſſe das Kali. Einem neuerungsſüchtigen Geſchlechte ſagt man ſo was nicht vergebens. Sehr häufig findet man ſchon dieſen vermeinten Purismus auf Koſten der Verſtändlichkeit. Aber nun iſt es äußerſt lächerlich, daß der arabiſche Urſprung dieſes neuen ſpagiriſchen Worts gar nicht erwieſen iſt. Man könnte alſo wol mit eben dem Rechte das Kaiſche Metrum ſtatt des Alcaiſchen ſchreiben. Wird man nun auch bald ſagen: der Muſen Manach, ſtatt Almanach? das wäre doch wenigſtens nach der Herleitung gewiß richtig.

Warum ſchreibt man jetzt ſo häufig der Kalch das Kalch-waſſer, da das Wort von allen Zeiten her Kalk geheißen hat?

4.

Würkung oder Wirkung?

Die Sylbe wür iſt eine gute alte und echte

deutſche Stammſylbe, und es iſt keine Urſach vorhanden, ihr ü in ein i zu verändern, um ſo weniger, da man es doch ſchwerlich wird ganz durchſetzen können. Das ü iſt kein Laut der unangenehmer wäre, als das i; im Gegentheil klingt dieſes in manchen Zuſammenſetzungen nicht ſo gut als jenes, und ſchon der Abwechſelung halber möchte man es überhaupt gern beybehalten. Vormals ſchrieb Jedermann Würkung, würklich, wie man ſchrieb Würde und Gewürze. Seit geraumer Zeit hat man angefangen Wirkung und wirklich, ohne allen Grund zu ſchreiben, wie auch viele unrichtig Spritze für Sprütze (warum nicht lieber auch Frichte für Früchte) ſetzen, ſo wie in Oberdeutſchland giltig für gültig, Hilfe für Hülfe, welches letztere offenbar die richtige Schreibart iſt.

Eine gute Weile vor der Mitte des vorigen J. h. fingen die würtenbergiſchen Gelehrten an ihren Landesnahmen im Lateiniſchen Wirtenbergicus zu ſchreiben. Vermuthlich weil ſich der ü nicht ins Latein paſſen wollte *). Die Würzburger folgten bald

*) Es iſt geſagt worden die urälteſte Schreibart gebe Würtenberg ein i. Dieſes kann hier nicht unterſucht werden; aber in den ſpätern Zeiten und bis zur

doch nur im Lateiniſchen nach, wahrſcheinlich aus derſelben Urſach und nannten ſich Wirceburgenſes. Nach und nach ſchrieb man beide Nahmen auch im Deutſchen mit einem i, obgleich doch auch heut zu Tage die meiſten nicht Wirzburg ſondern Würzburg ſprechen.

Bald nach dieſer Zeit findet ſich auch, daß man in Oberdeutſchland anfing wirklich für würklich, und ſtatt Würkung Wirkung zu ſetzen, obgleich man es, wenigſtens in Niederdeutſchland, ſo ſpricht. Als ich ſchreiben lernte, ſchrieb man faſt noch durchgehends Würkung, und daher habe ich mich nicht entſchließen können die Neuerung mit zu machen, und ich glaube mit Recht. Wenn es jetzt Jemanden einfiele, Wirde ſtatt Würde, und Gewirze ſtatt Gewürze, ſie wirden ſtatt ſie würden zu ſchreiben: ſo zweifle ich nicht, er möchte viele Nachfolger finden, aber es würde doch nicht Jeder verbunden ſeyn, die Thorheit mit zu machen. Es iſt auch zu bedenken, daß für Ausländer eine Schwierigkeit aus ſolchen zweckloſen Veränderungen entſteht, die nun Würkung nicht in neuen, und Wirkung nicht in ältern Wörterbüchern finden.

Neuerung wurde das Wort durchgehends mit ü geſchrieben.

5.

Mumie oder Momie? Einige andere Kleinigkeiten.

Der Recenſent von Denons Reiſen in Egypten in der Jen. Lit. Zeitung, macht die ſeltſame Neuerung, ſtatt des uralten Mumie Momie zu ſchreiben, und ich zweifle gar nicht, er werde Nachahmer genug finden. Aber wie kam der Mann dazu? Er las freylich, daß Denon immer ſchreibt: une momie. Aber wußte er denn nicht, daß eine Mumie auf Franzöſch nie anders geheißen hat als momie, und meinte er etwan, daß es eine artige Neuerung im Franzöſiſchen wäre, die man im Deutſchen ja nicht außer Acht laſſen müſſe?

Vor ein paar Jahren hatte der Redacteur eines öffentlichen Blatts den Einfall, die Arbeiter in Zukkerwerk die man in einem großen Theile von Deutſchland Conditor nennt, in Canditor umzutaufen. Dergleichen Armſeligkeiten gehen in Deutſchland nie verlohren, und dieſes hier iſt ſchon oft nachgemacht worden. Ich ſehe, daß man es in dem Journal Paris und London würklich auch ſchon nachgemacht und uns von einem Canditor erzählt hat.

Es ſchrieb einſt einer ſchon vor manchen Jahren,

ich erinnere mich nicht mehr wer, aus Unwiſſenheit oder Heckerey, Erſter Heft, da doch bis dahin das Heft ein Neutrum war. Bey jeder andern Nation hätte dieſes weiter nichts gemacht, und Jedermann hätte geſchrieben wie vorher; aber bey uns iſt es anders. Es darf nur irgend einer mit einer kleinlichen Thorheit voran gehn, er findet ſicherlich Nachfolger. Es verging kein Jahr, ſo las man ſchon hin und wieder dritter Heft, vierter Heft, und dieſes dauert noch bis jetzt fort. Wiewol es ſehr gleichgültig iſt, welches genus ein Wort hat, ſo muß es doch eins haben, und behält allerdings am beſten dasjenige, was es von Anfang hatte. Warum ſchreiben einige der Pacht, da es doch allgemein die Pacht heißt.

6.

Sagen hören oder ſagen gehört?

Von alter Zeit her iſt es im Deutſchen üblich zu ſchreiben: ich habe ſagen hören, vorbeygehn ſehn, fragen wollen, beſtätigen hören, verrauchen ſehn, thun ſollen. Jeder Deutſche verſteht das. Aus einem verfehlten Purismus haben Neuerer, ſchon ſeit ziemlicher Zeit geſchrieben: ich habe ſagen gehört, vorbeygehn geſehn, fragen gewollt, beſtätigen gehört, ver-

rauchen gesehn, thun gefällt. Alles was affectirt, faßt, wie begreiflich, dergleichen begierig auf. Fodert es die Verständlichkeit unumgänglich, so muß man sichs wol gefallen lassen, statt des Alten leichtfließenden, etwas Neues holprigers, hartes und schwer auszusprechendes anzunehmen; ist das aber nicht der Fall, so bleiben wir besser beym Alten. Die Deutsche Sprache ist so reich an Härten, daß sie sich wol Neuerungen sollte gefallen lassen, um fließender zu werden, also vollends gern beybehalten was gut fließt.

7.

Das ä oder das e.

Das ä ist gewiß einer der unangenehmsten Laute unsrer Sprache, daher sollte man ihn wenigstens dahin nicht bringen, wo er nach altem Gebrauche nicht gehört, und ihn da nicht schreiben, wo ihn die Aussprache nicht fodert, weil er sonst endlich zur Aussprache kommen könnte. Warum schreibt man doch jetzt überall der Bäcker und die Bäckerstraße, da doch jedermann der Becker spricht und von Luthers Obersten Becker her, bis auf Gellert, alle Welt der Becker schrieb? Man sagt, weil es von Backen herkommt. Aber gegen den Sprachgebrauch, gegen die Ausrede, und gegen den Wohlklang

überlasse meinen Lesern zu urtheilen, ob ihnen hiedurch etwas von dem Instinkt des Blatwicklers erklärt werde? Was mich betrift, ich gehe dabey ganz Erkenntniß-leer aus.

Die Raupe, welche wir so eben betrachtet haben, ist lange nicht das wunderbarste Insekt. Man erinnere sich nur der Biene, der Mauerwespe, der Laubmotte, der Spinne, des Ameislöwen, und einer Menge ähnlicher Thierarten. Alle machen die angemessensten Anstalten zur Erreichung gewisser Zwecke, zu deren Vorhersehung kein uns bekanntes, weder sinnliches noch vernünftiges Vermögen hinreicht. Der Ameislöwe, die Spinne, haben die Insekten, die ihnen zur Nahrung bestimmt sind, noch nicht gesehen, sie wissen nichts von ihren innerlichen und äuserlichen Beschaffenheiten, dennoch richten sie ihre Raubnester diesen Beschaffenheiten gemäß ein, stellen sich am rechten Ort' auf die Hut, und bemächtigen sich ihres Fangs auf die geschickteste Weise. — Der Wurm, woraus der weibliche Hirschkäfer entsteht, gräbt sich vor seiner Verwandlung eine Höle nach seiner Länge, der männliche aber eine zweymal so lange, sonst würden dereinst seine Hörner sich nicht entfalten können. — Die Laubmotte, da sie, wenn sie sich ihr Kleid verfertiget, noch nicht ausgewachsen ist, schlägt ein Stück Zeug ein, damit sie ihre

findet keine Ableitung. Man sollte deswegen, und weil es auch kürzer und leichter zu schreiben ist, schreiben wie vormals, die Eltern, und nicht die Aeltern, der Ermel, und nicht der Aermel, edel und nicht ädel, behende nicht behände, Mehl nicht Mähl, Vetter und nicht Vätter englisch und nicht änglisch, Henne und nicht Hänne, obgleich diese Worte von Alt, Arm, Adel, Hand, mahlen, Vater, Angeln, Hahn, herkommen. Ich lese bey einem guten Schriftsteller ausdähnen, für ausdehnen. In den Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten vom Jahr 1803 Nr. 88. in den Wetter-Beobachtungen findet man: Der Wind wähete. Das ist bloße Vorliebe für das ä, die gar keinen Grund hat. Warum schreiben jetzt so viele Gränze, da doch Jedermann spricht die Grenze, Gärste für Gerste. Bey dieser Gelegenheit: man sollte nicht schreiben Hafer statt Haber, Roggen statt Rocken. — Wer will uns zwingen zu sagen Ratten? Ist denn nun damit das Wort Ratzen ganz verworfen? Sonst wäre ich wol mit jenem Niederdeutschen Worte zufrieden, weil es leichter auszusprechen ist; aber es ist eine Neuerung!

8.

Er magert ab, er fiebert, sind ein paar

neue Worte, die jeder Feldscheer-Bursche seit einiger Zeit im Munde führt, und die wir sehr füglich entbehren könnten. Er nimmt ab, er wird mager sagt völlig so viel, als er magert ab; wollte man einmal was Neues machen, so könnte man auch einen Schritt weiter gehn und kurz weg sagen: magern. Fiebern würde ich noch ehr zulassen, wenn man nicht dabey an die Fibern (fibrae) dächte, und man sollte wenigstens keine Worte machen, die zweysinnig sind, und Anlaß zu einem auch nur augenblicklichen Mißverstande geben können.

9.

Das Redebrechen fremder Worte *).

Das Schreiben der fremden Worte so wie man sie ausspricht, hat etwas sehr Widriges und Nachtheiliges. Wenn man setzt Komplication, Konfokzion, Zelebrität, Inzitazion, Affektazion, Lekzion, Konzentrirt, so ist das nicht allein Ziererey, sondern man erkennt darin auch gar nicht einmal die wahren Worte und ihre Herkunft. In welchem Wörterbuche sollte derjenige, der den Sinn

*) Redebrechen nenne ich ebensowol wenn man Wörter im Schreiben als im Reden mißhandelt.

eines solchen Worts wissen wollte, es wol nachschlagen und finden könnte? Da schwerlich alle Deutsche Autoren diese Affectation mitmachen werden, da auch die Neuerer sich nicht getreu bleiben, und sehr häufig einzelne Worte ihrer Herkunft gemäß schreiben, so sollten wir die Einführung dieser Orthographie lieber aufgeben. Wer Dezenz, Sozietät, Prinzip, Medizin, Pharmazie, (doch noch eher Pharmakie), Dezember, Conzert und Rezept schreibt, der muß nothwendig auch Komplikazion, Contrakzion, Zelebrität, Akzidentell, Akzise, Konflikt, Zentrum, Zivilgewalt, Zäsar und Zizero schreiben, oder er ist inconsequent.

In critisch seyn sollenden Zeitschriften findet man jetzt geschrieben: erzentrisch. Es gehört sich nicht einmal zu schreiben excentrisch, sondern die ursprüngliche Rechtschreibung setzt eccentrisch.

Es ist gleichviel wie ein Wort heißt, oder wie es geschrieben wird. Aber wenn es einmal gestempelt ist, so muß man nicht daran schnitzeln und verändern nach Gutdünken, nach Einfällen oder nach Vorstellungen die man damit verbindet. Das Wort Heerrauch ist nun einmal das bekannte Wort

für den röthlichen Dunſt in der Luft. Nun muß man nicht ſtatt deſſen ſchreiben Höherauch (Gött. Gel. Anz. 1803 S. 1572 auch ſonſt) weil man dabey etwa an die Höhe denkt.

10.

Ein ſeltſames neues Wort hat man uns in die Medicin gebracht, das in keiner Sprache zu Hauſe iſt, und deſſen Urſprung ſchwerlich ausfündig zu machen ſeyn wird. Es heißt Reconwaleſcenz, und Reconwaleſcent. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieſes Wort während des ſiebenjährigen Krieges geſtempelt worden; denn ich habe es zuerſt von Wundärzten gehört, die um das Jahr 1763 aus den Hoſpitälern zurückkamen. Ich meinte anfangs, es ſey die Rede von ſolchen, die von einem Recidiv, alſo zum zweytenmale wieder beſſer geworden wären. Seltſam iſt es, daß Deutſche Aerzte, nicht von der geringſten Claſſe, dieſes Wort in ihren Lateiniſchen Schriften aufgenommen haben, und von einer reconvaleſcentia ſchreiben, da doch die Lateiniſche Sprache ein ſolches Wort gar nicht kannte, ſondern nur von convaleſcere weiß.

11.

Seit kurzem lieſet man hin und wieder Raſſe

für eine Gattung, Art (Race). Man ſpricht von Menſchen-Raſſen, von Pferde-Raſſen (Jen. Lit. Zeitung in der Recenſion von Iſmailovs Reiſen). Schon dem Klange nach iſt das falſch, da das doppelte ſ ja das a verkürzt, welches lang ſeyn ſoll. Man müßte doch wenigſtens Raße ſchreiben. Aber warum behält man nicht das Wort ganz bey und ſetzt Race da es ja im Deutſchen beynahe eben ſo ausgeſprochen wird wie im Franzöſiſchen, und man ſich über ein richtig geſchriebenes fremdes Wort doch eher Raths erholen kann, als über ein verſtümmeltes. Noch verfehlter iſt es, wenn man ſchreibt Intrike für Intrigue, welches nur einem Oberdeutſchen einfallen kann, der unter g und k, ſo wie unter d und t, und p und b in der Ausrede keinen Unterſchied kennt.

12.

Es iſt zwar keine Neuerung, aber eine neue Erzwingung von etwas Altem, über das man anfing ſich hinweg zu ſetzen, weil es ſehr unangenehm iſt. Von Rechtswegen und nach der Regel haben viele Subſtantive in der Flexion des Dativs und Ablativs des Singularis ein e; man ſoll ſagen mit Glücke, mit Witze, mit Geiſte, zum Zwecke. In dieſer Zuſammenſetzung hatte man ſich die Frey-

heit genommen, das unangenehme nachhackende e oft wegzulaſſen. Viele gute Schriftſteller ſchrieben ſeit langer Zeit: er dichtet mit Geſchmack, wenn es gleich der ſtrengen Regel nach wol mit Geſchmacke heißen müßte. Das unangenehme was in dieſen nachſchlagenden e iſt, hätte die Verfaſſer zu dieſer Unterlaſſungs-Sünde veranlaßt, die von unſern kleinlichen Recenſenten mißverſtanden iſt, und daher mit einem (e) hinter dem Worte hier, dieſer Ruthe unſerer jungen recenſirenden Orbile, gerügt wird. Manche Schriftſteller laſſen hinter ihren eigentlichen im Ablativ ſtehenden Titulaturen das e weg, und ſchreiben Churfürſtlichem Hofrath. Wenn ich da das beliebte (e) hinterher finde, ſo erkenne ich ſchon an der Ueberſchrift ex ungue leonem, und weiß daß ein armſeliger Recenſent dahinter iſt.*). Solche offenbar zur Verbeſſerung abzweckende Abweichungen ſollte man nur in vielen

*) Ein Recenſent hat mich, welches würklich etwas ſagen will, in Erſtaunen geſetzt. Ein Verfaſſer hatte *auf den Titel ſeines Buchs* geſchrieben vom Geheimen Rathe — — wie es ganz recht war. Was thut der wohlweiſe Recenſent? Er corrigirt den Verf. ſo daß er ihm einen Fehler hinein corrigirt, und ſchreibt geheimen (m) Alſo ſoll man ſchreiben dem geheimen Rathe. Wer dieſes nicht glauben will, der ſehe nach, Jenai. Lit. Zeitung vom J. 1799 No. 22. S. 169.

Fällen einschleichen und zum Sprachgebrauch (e) werden lassen. Der sel. Goldhagen schrieb, in seiner Uebersetzung des Herodot, sogar: mit Milche. Mir fällt dabey ein, in der Schweiz gehört zu haben, daß man dort, schon vor langer Zeit, an denjenigen Schweizern Anstoß nahm, die in Leipzig studirt hatten, weil sie überall das e anhängten. Ein gewisser Prediger Nahmens Wolf, in oder bey Bern, der sehr eifrig auf dieses e hielt und immer zum Zwecke mit Witze Geiste und Glücke vom Geschmacke sprach, zog sich dadurch die kleine Strafe zu, daß man ihn den Prediger-Wolf-e nannte.

13.

Man hat zu allen Zeiten gesagt, etliche dreissig Thaler, einige funfzig Jahre, und sich richtig verstanden. Es mögen etwan 40 Jahre seyn, da man anfing etliche und funfzig, einige und neunzig zu sprechen. Warscheinlich werden die Recensenten bald ihr (und) dazwischensetzen, und die Neuerung zur Regel machen wollen.

14.

Gar zu begierig nimmt man neue Worte auf. Ich habe nichts gegen das Wort geeignet, obgleich es ein ziemlich entbehrliches Wort ist, allein

es ſollte doch nun auch nur da gebraucht werden, wo es hingehört. Dabei aber laſſen es die Leute nicht; es giebt Schriftſteller, die ſo verliebt darin ſind, daß ſie es überall hinbringen wo es paßt und nicht paßt, und ſehr oft das richtige Wort dafür verſtoßen, oder es zu Zwecken anwenden, wozu es gar nicht geeignet iſt. Beſtimmt ſeyn, paſſen, geſchickt, gemacht ſeyn, drücken ſehr oft das richtiger aus, was man geeignet nennt. Der Mißbrauch macht ſolche Wörter unangenehm, und ich habe mich bisher noch nie entſchließen können, dieſes hier zu gebrauchen. Ich verwerfe es übrigens gar nicht, werde es zuverläſſig da gebrauchen, wo der Sinn damit am richtigſten ausgedrückt wird, und verlange nur, daß man ſich deſſen nicht zur Ungebühr bediene.

15.

Es iſt eine Neuerung, die eigentlich aus einem Sprachfehler Oberdeutſcher Schriftſteller jetzt ſich einſchleicht, gar kein Gewinn iſt, und doch einem Deutſchen Ohre mißfällt, wenn man Präpoſitionen, die von allen Zeiten her den Genitivus regierten, nun mit den Dativ conſtruirt. Zimmermann hatte dieſen Schweizerismus, er ſagte: wegen dieſem Menſchen, da es doch heißen ſoll: wegen dieſes

Menſchen. Jetzt ſchreiben es manche, wie es ſcheint, weil ſie alles nachmachen, was ſie ungewöhnliches hören, vielleicht auch weil ſie die Regel nicht wiſſen. Man ſchreibt auch während dem Uibergange über den Rhein, da es doch heißen muß: während des Uiberganges, während den Stürmen der Revolution, ſtatt während der Stürme. (S. Poſſelt Europäiſche Annalen 2 St. 1803. S. 105). Eben da findet man auch beſtändig Uibel für Uebel und Uibergang für Uebergang.

16.

Man will uns ein Paar Anglicismen aufbürden, die wir nicht annehmen können, weil die urſprünglich Deutſchen Wörter ſchon längſt ihre, von der Engliſchen abgehende, Bedeutung haben. Es ſind die Wörter raſch und harmlos.

Man ſagt: er beging eine raſche That indem er ſich ins Meer ſtürzte. Da raſh in der Engliſchen Sprache übereilt, heftig, unvorſichtig, unbeſonnen heißt, ſo hätte das im Engliſchen einen Sinn. Aber da das gute alte Deutſche Adjectivum raſch nichts weiter heißt, als munter, kräftig, ſchnell, thätig, friſch, flink, ein raſcher

Burſche, ſo hat, ſo lange wir den alten Deutſchen Sinn nicht abſchaffen können, die Phraſe gar keinen Sinn.

Harm iſt auf Deutſch Kummer; Gram; ſich abhärmen, iſt vor Gram abzehren. Alſo würde Harmlos das Gegentheil ſeyn, ohne Kummer, zufrieden. Im Engliſchen bedeutet aber Harm ganz was anderes, Schaden, Nachtheil, Mißvergnügen, Beleidigungen, und harmleſs unſchuldig und unſchädlich. A harmleſs people, a harmleſs creature heißt folglich ein unſchuldiges, gutmüthiges, unſchädliches Volk, Geſchöpf.

Entweder muß man alſo dem alten Worte einen ganz neuen Sinn, neben dem alten, beylegen, oder den Anglicismus verwerfen, womit jetzt die meiſten Comödien- und Romanenſchreiber ihre ephemeren Werke auszieren. Denn wo iſt wol einer dieſer Scribenten, welcher nicht ein Harmloſes Geſchöpf mit auf ſeine Bühne bringt, und es nach Gelegenheit eine raſche That verrichten läßt.

Herr Adelung ſtimmt in ſeinem Wörter-Buche für das erſte, oder ſagt vielmehr: das Wort Harm-

Hülle bis zu dem Grade der Dicke, welche ihr Körper erreichen wird, erweitern könne. — Die Wasser-Insekten suchen, wenn ihre Verwandlung heranmaht, einen Halm, kriechen daran aus dem feuchten Element in die Höhe, werfen ihre Puppenhaut ab, und theilen mit ausgebreiteten Flügeln die Luft. Dieser Papillon legt hernach seine Eyer nicht auf das Trockne, sondern trägt sie ins Wasser, wo seine Brut gedeyen kan.

Mehrere Beyspiele aus dem Insektenreiche würden überflüßig seyn; ich gehe also zu einer andern Thierart über.

Hier bietet sich meiner Einbildungskraft zuvörderst der Viber an. Ich darf voraus setzen, daß seine Geschichte meinen Lesern bekannt ist, und also gerade zu fragen, welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes wäre wohl im Stande diesem Thiere zu bedeuten, es müsse, wenn es in einem Flusse sich niederlasse, seine Wohnungen durch einen mit Schleussen versehenen Damm schützen, in einem See aber, der dem Aufschwellen und Fallen nicht so unterworfen ist, habe es dieser Vorsicht nicht vonnöthen? — Ferner, wo nehme ich bey dem Viber den Zug her, der seine Sinnen auf einen Punkt hefte, ihn zur lebendigen Maschine für sein Kunstwerk machet, da

dieses

los habe im Oberdeutſchen (ſoll wol heißen im Hochdeutſchen, damit man uns nicht etwa dafür nach gerade, wie Hr. Adelung gern zu wollen ſcheint, das Oberſächſiſche unterſchiebe) außer jener echten Bedeutung auch die von unſchädlich. Dieſe Behauptung aber iſt ungegründet. Bey keinem älteren Schriftſteller, vor der heftigen Ueberſetzungs-Periode, alſo vor etwa 25 bis 30 Jahren, wird ſichs finden. Es iſt ſolglich ein purer neuer Anglicismus; und Hr. Adelung hat ſemit nicht allein darin Unrechs, daß er uns Oberſächſiſche Provinzialismen als Regel aufbürden will, ſondern, daß er auch neologiſche Unrichtigkeiten für Authoritäten achtet.

17.

Augenbrane oder Augenbraune.

Es iſt hier nicht von einer Neuerung die Rede, denn ich weiß wol, daß es hergebracht iſt, im Hochdeutſchen Augenbraune zu ſchreiben. Urſprünglich iſt aber doch gewiß das Wort Augenbrane geſprochen, im Niederdeuſchen und Holländiſchen heißt es noch jetzt ſo; warſcheinlich findet es ſich auch in alten Büchern ſo, aber es fehlt mir an Zeit nachzuſuchen. Es war mir angenehm zu finden, daß Herder, vielleicht auch Andere, Augenbrane ſchreibt

(Pygmalion zweyter Geſang. Abdrucken 5 B. 1 St. S. 5), denn die andre Schreibart war mir immer zuwider.

Daß Augenbrane leichter auszuſprechen ſey als Augenbraune, iſt klar; daß es ſich aber auch beſſer paßt, iſt es nicht weniger. Denn es iſt doch beynahe lächerlich zu ſagen: er hat ſchneeweiße Augenbraunen. Wie es zugegangen, daß das urſprüngliche Augenbrane in Augenbraune verwandelt worden, begreift ſich leicht.

Das Verhochdeutſchen niederdeutſcher Worte beſteht faſt beſtändig darin, daß man ihnen ihre Leichtflüſſigkeit nimmt, und ihnen etwas hartes ſchwer auszuſprechendes, ziſchendes beymiſcht; Härten, Schärfen, Ueberladung von Conſonanten, oder harte Doppel-Conſonanten, Aſpirationen, Diphtongen, ein pf, ſch, ff und dergleichen. So iſt aus Perd Pferd, aus Panne (Niederdeutſch, Holländiſch, Engliſch) Pfanne geworden; ſogar auch werden urſprünglich Lateiniſche Worte ſo behandelt, wie Pforte von porta. Vertruen iſt in Vertrauen, laten in laſſen, Ogen in Augen, to in zu, Dröme in Träume, kriſchen in kreiſchen, lopen in laufen, Pool in Pfuhl,

Plume in Pflaume, tidd in Zeit, Brut in Braut, macken in machen, Dieſſel in Deichſel, ick in ich zu hochdeutſch verwandelt.

So iſt es denn auch den Augenbranen gegangen, und wir ſollten das Wort herſtellen. Daß dieſes würklich der Gang ſey, den die Hochdeutſche Mundart nimmt, wenn ſie von dem Niederdeutſchen Worte entlehnt, iſt ſchon aus der Art abzunehmen, wie die Niederdeutſchen, die ſich nur erſt einen allgemeinen Begriff von Hochdeutſchen verſchaffen können, ihre Worte überſetzen, die der gewöhnlichen Metamorphoſe entgangen ſind. Ich habe einen Solchen, der Hochdeutſch ſprechen wollte, ſagen hören: ich kann die Pfeitſche nicht von der Pflanke herabkreigen. So habe ich von ſolchen, die das Wort Room (Sane, Milch-Rahm, oder wie man es in der Gegend von Göttingen mit einen ekelhaften Worte Schmandt nennt), für Plattdeutſch hielten, um es zu verhochdeutſchen, Raum ausſprechen hören.

Ueberhaupt, wer das Niederdeutſche von grunde aus kennt, muß es immer bedauern, daß es (eigentlich wol durch Luthers Bibel-Ueberſetzung), nicht die Sprache der Deutſchen geworden iſt. Nicht allein iſt ſie leichter auszuſprechen, und zu conſtruiren, ſondern

ſie hat auch einen groſſen Reichthum an Worten und Ausdrücken, die dem Hochdeutſchen fehlen. Nur eins. Es fehlt im Deutſchen an einem Worte für ſich auf eine gewiſſe Zeit verabreden, to appoint, donner rendez vous in ſofern dabey von der Zeit die Rede iſt. In der Schweiz ſagt man vertagen, das Niederdeutſche hat ein beſſeres Wort vertien, vertieden (verzeiten).

Bey der Gelegenheit muß ich mich gegen das Principium des Herrn Adelung erklären, der das Meißniſche zur eigentlichen Richtſchnur (Standart) des Hochdeutſchen machen will, und daß die Oberſachſen uns alſo die Geſetze geben ſollen. Das reine Hochdeutſch iſt gar keine irgendwo lebende Sprache, ſie iſt wie die unſichtbare Kirche überall zerſtreuet, wo correcte Schriftſteller, oder Redner ſind, und wer der Sprache mächtig iſt, wo es auch ſey, der hat ſeine Stimme, der Meißner wie der Niederſachſe.

Ich wünſchte, daß eine Geſellſchaft echter Deutſcher ſich verbände und durch ſcharfe Critic diejenigen ſtrafte, welche aus Neuerungsſucht, aus Affectation und Geckerey ſich an dem Genius der Deutſchen Spra-

che versündigten, und ihr etwas von ihrer Originalität nehmen. Alle die stelzigten neugestempelten Kraftausdrücke, alle injudicieuse Nachahmer des Tacitus, die statt den Genius des Tacitus sich zu eigen zu machen, den Genius der Lateinischen Sprache in der Deutschen übertragen, (wie einst Leisewitz sagte) möchte ich herzlich gern ihrem Tribunal übergeben.

Nachschrift.

Da ich mich, zwar nur als Dilettant, ein wenig mit der Deutschen Sprachwissenschaft abgegeben habe, so fiel mir es auf, daß ich kürzlich, als dieses schon geschrieben war, für dasmal zwar mit schlechtem Erfolge, gerade auf diesem Punkte angegriffen bin. Ein junger sehr erbitterter mir bis dahin ganz unbekannter Brownianer, ein Doktor Sternberg zu Goßlar, hat gut gefunden, ohne alle weitere Veranlassung, wegen meiner so wohlgemeinten Bemühungen gegen die gefährliche Brownische Irrlehre, in einer sehr ins Niedrige gehenden schimpfreichen und wirklich injuriösen Charteke für die, so wie für sein Nachdrucken er seiner Obrigkeit Rede stehn mag, mich von Seiten der Deutschheit vor seinen Richterstuhl zu ziehn. Aber was corrigirt dieser Meister? er sagt, ich müsse nicht schreiben vonnöthen, sondern für

nöthig. Alſo ſoll ich wol ſchreiben: ich habe dieſes jungen Brownianers Belehrungen nicht für nöthig? Seltſam! Uebrigens iſt das Wort vonnöthen nicht nur ein gutes altes, ſondern auch von unſern größten Deutſchen Schriftſtellern gebrauchtes Deutſches Wort. Ich habe es ſicherlich in den Schriften des ehrwürdigen Herausgebers des Deutſchen Merkurs ſchon vor beynahe vierzig Jahren geleſen.

Das Artigſte aber was dieſer hoffnungsvolle junge Criticus vorbringt, iſt dieſes: er ſagt ich müſſe nicht ſchreiben: injudiciös. Aber wie belehrt dieſer Sprachlehrer mich wörtlich, daß ich das Wort injudiciös hätte überſetzen ſollen? er ſagt, ich müſſe ſtatt deſſen ſchreiben: ſinnlos, oder auch verrückt, und dergleichen! Iſt das nicht vortrefflich wohl gegeben? — Aber behüte der Himmel, daß ich ihm folge; daß ich alſo z. E. einen jungen Hrn. Doktor, deswegen, weil er injudiciös iſt, das heißt, Mangel an Urtheilskraft zeigt, oder weil ihm, wie man ehemals ſagte, altera pars Petri fehlt, gleich für Sinnlos, oder gar für Verrückt und dergleichen erklären ſollte!

VI.

Kunstnachrichten.

I.

Archäologische Werke.

Auch der Merkur hält es für seine Pflicht, seine Kunstbefreundeten und Geschmackliebenden Leser auf die Erscheinung der nun vollendeten ersten Lieferung der Antiken in der churfürstlichen Antikengallerie in Dresden aufmerksam zu machen. Das Augusteum, so benennte der verdienstvolle Herausgeber sein Werk, um den würdigsten Namen für die geschmückteste Kunstunternehmung zu wählen, *) enthält außer den zwei unvergleichlich ausgearbeiteten und colorirten Mumientafeln und zwei andern Tafeln von Neuägyptischer Kunst, die berühmte dreiseitige Ara mit dem Dreifußraub in drei Tafeln von allen drei Seiten, und die in ihrem Trout einzige Minerva mit

*) Augusteum 1 Heft. Mit Titel, Zueignung u. s. w. 18 Bogen und 10 Kupfertafeln. Subscriptionspreiß 8 Thaler für den ersten Heft, für alle folgende nur 6 Thaler. In Commission bei Hempel in Leipzig. Der Text selbst ist ein vollendetes Meisterwerk der Göschenschen Offizin und schon dem Druck nach ein Kunstwerk. In derselben Offizin wird auch die französische Uebersetzung gedruckt, die man nach Belieben statt der teutschen wählen kann.

dem Peplus, auf deſſen von oben herablaufenden Saume der Gigantenſtreit, ſo wie er in Athen an den Panathenäen ſonſt geſungen und von den Jungfrauen in Stickerei dargebracht wurde, voll hoher Bedeutung abgebildet iſt. Zeichnung und Kupferſtich ſind in dieſem ächten Prachtwerke ſo vollkommen, daß ſie ohne Bedenken allen ähnlichen Unternehmungen zum Muſter aufgeſtellt und ſchwerlich übertroffen werden können. Schon darum verdienen ſie in den Händen aller Kunſtliebhaber zu ſeyn, die auch von keiner beſondern Alterthumsliebhaberei getrieben werden. Gerade für gebildete Dilettanten iſt auch der Text vorzüglich berechnet, indem dabei abſichtlich alles Citatenweſen und Haſchen nach gelehrtem Anſehn vermieden wurde. Indeß findet der Liebhaber doch auch hier neue Anſichten und mehrere zum Nachdenken reizende Muthmaßungen in einem ſehr gefälligen Ton vorgetragen, den das ganze gebildete Publikum an Hrn. Profeſſor Becker ſchon längſt zu ſchätzen gewohnt iſt. Manches wird ſich in der Folge vielleicht auch noch kürzer faſſen laſſen. Aber der raſchen Fortſetzung dieſes Werkes werden alle Kunſtfreunde mit Sehnſucht entgegenſehn, und ſo viel an ihnen iſt, das ihrige gewiß dazu beitragen, daß dies ſchöne Nationalwerk, welches der Verfaſſer auf ſeine eigene Koſten zu unternehmen wagte, und deſſen Preis in Verhältniß zu dem, was

hier geliefert wurde, äußerst billig ist, den gewünschtesten Fortgang gewinne.

Eine schon seit 2 Jahren in Paris angefangene Sammlung antiker, vorher noch nie edirter Kunstwerke, welche der um das Alterthumsstudium vielfach verdiente und rastlos thätige Conservateur der Antiken bei der Nationalbibliothek, A. L. Millin unter dem Titel: Monumens inédits heftweise herauszugeben angefangen hat, rückt raschen Ganges immer weiter und verdient gleichfalls in den Händen aller Alterthumskenner und Kunstdilettanten zu seyn. Der erste aus 6 Heften und 40 Kupfertafeln in Quart bestehende Theil wurde schon im vorigen Sommer geendigt. (Subscriptionspreis 33 Franken). Schon sind vom zweiten Theil zwei neue Hefte erschienen, welche an Reichhaltigkeit und mannigfaltigem Interesse noch mehr gewonnen zu haben scheinen. Der zweite Heft beginnt mit einen Cameo, wo eine Hand das Ohrläppchen berührt und die Umschrift zu lesen ist: erinnere dich der schönen Seele! Ein sehr merkwürdiger Amazonenkampf, vielleicht eine Kopie des berühmten Gemäldes in der Pöcile zu Athen, nach einer prächtigen Vase in der Nationalbibliothek ist auf den folgenden zwei Tafeln abgebildet. Hierauf folgt ein Candelaber aus dem Museum Napoleon; eine Münze

mit Apollo, dem Arzt; ein altes Rhyton, oder ein hornförmig gebogener Becher mit einem Greifenkopf; noch ein Amazonenkampf, und endlich ein prächtiger Alexanderkopf auf einen Cameofragment im Antiken- und Kunſtkabinet von Madame Bonaparte, ein Geſchenk des nun auch verſtorbenen Ritters Azara, und die Ausbeute ſeiner Nachgrabungen in Tivoli im Hauſe der Piſonen. Madame Bonaparte iſt eine Kennerin dieſer Kunſtwerke und Herr Millin wird uns noch mit mehreren köſtlichen Schätzen in ihrem Beſitz bekannt machen, ſo wie wir auch aus einer gelehrten Anmerkung zum erſten Heft des zweiten Bandes, (wo das köſtliche Bruchſtück von der Friſe des Minerventempels auf dem Schloſſe zu Athen, das Choiſeul Gouffier von dort mitbrachte und kürzlich ins Muſeum Napoleon ſchenkte,) mit Vergnügen erſehn, daß uns Millin ein eigenes Werk über die Bildwerke des Parthenon zu geben gedenkt. Die in der Nationalbibliothek befindlichen Zeichnungen, die der Franzöſiſche Geſandte Ollier de Nointel im Jahr 1670 an Ort und Stelle zu einer Zeit machen ließ, wo noch alles unverſehrt war, werden dabei zum Grunde gelegt werden! Auch dieſe Monumens inédits müſſen bei jedem aufrichtigen Kunſtfreund thätige Unterſtützung finden, da ſie der uneigennützige Verfaſſer ſelbſt vorlegt und bereits beträchtliche Sum-

dieſes Kunſtwerk in keiner nothwendigen Verbindung mit der Erhaltung weder des einzelnen Geſchöpfs, noch der Gattung, ſteht. Viele Biber werden gebohren, pflanzen ſich fort und ſterben, ohne jemahls ihre Kunſtfähigkeiten angewendet zu haben. (*) Sie machen auch keine neue Gebäude, ſo lange die alten dauren, ſondern beſſern ſie nur aus, wenn irgend durch einen Zufall etwas daran zerrüttet worden.

Wer das angeführte nur mit einem geringen Grade von Aufmerkſamkeit erwegt, der wird eingeſtehn, daß ſo lebhaft und klar auch die Vorſtellungen, ſo ſtark, vielfach und allgemein auch ihre Aſſociation, ſo beſtimmt auch ihre verhältnißmäßige Richtung bey dem Biber angenommen werden möge, daraus dennoch keine ſich ſelbſt bildende und zugleich vernunftloſe Fertigkeit zu erdenken ſey, welcher man die Handlungen des Bibers zuſchreiben und ſie daraus erklären könne.

(*) Hr. Reimarus §. 83 ſeiner Betrachtungen über die Triebe der Thiere, bezweifelt dieſes Factum, ohne Zeugniſſe dagegen anzuführen. Zum Ueberfluſſe will ich dieſem Beyſpiele ein anderes an die Seite ſetzen. — Wenn man eine neu angelegte Garenne mit Hauscaninchen bevölkert, ſo fahren dieſe einige Generationen durch fort, ſich wie die Haſen zu lagern; nachher aber fangen ſie an, gleich den wilden Caninchen, ſich künſtliche Gruben zuzubereiten, und in Familie zu leben.

men dabei aufgeopfert hat. Und iſt nicht Paris jetzt der Sammelplatz alles Neuen und Schönen?

(Die Fortſetzung folgt.) B.

2.

Chriſtian Ruhl und Gottlieb Kobold zu Kaſſel.

Das Publikum kennt Herrn Hofbildhauer Ruhl längſt als einen unſerer vorzüglichſten Künſtler. Die von mir herausgegebenen Heſſiſchen Denkwürdigkeiten *) haben ſeine bedeutendſten Kunſtwerke mehrmals nach Verdienſt erwähnt. (H. D. Theil II. S. 349 — 354. Theil III. S. 497 — 500.) Hr. Ruhl, gegenwärtig Hofbildhauer und Lehrer an der Kunſtakademie zu Kaſſel, wurde daſelbſt geboren den 15 Dec. 1764. Er erlernte die Bildhauerkunſt bei dem berühmten Hofbildhauer August Nahl, dem Vater der beiden jetzt in Kaſſel lebenden Künſtler, deſſen Namen das berühmte Grabmal der Madame Langhans in der Schweiz, deſſen Hirſchfeld und Meiners mit ſo vieler Empfindung erwähnen, gewiß erhalten wird. Im Jahre 1787, reiſete R. auf Koſten des jetzigen Churfürſten

*) Dieſe Denkwürdigkeiten gehören zu den zweckmäßigſten Provinzialblättern, die unſerm vielgeſpaltenen Teutſchland Einheit des Intereſſe geben konnten. B.

Wilhelms I. nach Paris, blieb daselbst, unter Anführung des Bildhauers und Directors Pajou, ein Jahr, und gieng sodann nach Italien, wo er zwei und ein halb Jahr blieb, die Antiken studirte, und sich in seiner Kunst immer mehr vervollkommnete. Verschiedene damals verfertigte Basreliefs in Marmor zeugten von seinen nicht gemeinen Kunsttalenten. In Italien war es auch, wo er die persönliche Bekanntschaft mit Göthe und dem, bei manchen Schwächen, doch achtungswerthen Moritz machte. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Kassel wurden ihm die sämmtlichen Bildhauerarbeiten auf Wilhelms-Höhe und die verschiedenen dort anzubringenden Ornamente anvertrauet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören: 1) Ein durch den Paris verwundeter Achilles, in halber Lebensgröße, von karrarischem Marmor, nach eigener Idee, noch zu Rom verfertigt. 2) Das bekannte, den Hessen bei Frankfurt am Main im Jahr 1793 errichtete Denkmal. Ein Basaltfelsen von etwa 16 Fuß Höhe, worauf ein Kubus mit 4 Inschriftstafeln ruhet, welcher mit Bayreuthischen Marmor umgeben ist; darauf eine Gruppe, An Aries, den die Nemäische Löwenhaut deckt; auf demselben Keule, Helm und Schild. Alles Kolossalgröße. 3) Das dem Generallieutenant von Knyphausen

von deſſen Familie errichtete Denkmal. (Heſſ. Denkwürdigk. Th. III. S. 498 folg.) 4) Die Bildhauerarbeiten in der Löwenburger Kapelle auf der Wilhelms-Höhe, nach den Ideen des vortrefflichen Hrn. Oberbaudirectors Juſſow ausgeführt. 5) Das dem Kurländiſchen Baron von Hahn zu Göttingen errichtete Monument: ein trauernder Genius über Lebensgröße, der mit ſeinen Händen einen antiken Altar umfaßt, worauf ein Trauergewand liegt; an der einen Seite des Altars lieſet man die Inſchrift: Carolus de Hahn. Amato filio Parentes. An der andern Seite des Altars iſt ein Aſchenkrug angebracht, und der Altar ſelbſt iſt mit einem Zypreſſenkranz geſchmückt. Das ſchöne Piedeſtal ruht auf einer Fläche von 12 Fuß im Quadrat. Der Genius iſt von karariſchem Marmor verfertigt. Der Block, woraus er verfertigt wurde, wog über 75 Zentner. Kopf, Füße, Hände und Drapperie verdienen vorzüglichen Beifall. 6) Ein gothiſches Grabmal in der Kapelle der Löwenburg. 7) Ein für die Finanzräthin Ohneſorgen zu Kaſſel verfertigtes Denkmal. Die Freundſchaft legt einen Zypreſſenzweig auf einen Altar, mit der Inſchrift: Amicitiae sacrum. 8) Das von dem Kaufmanne Gundlach ſeiner Gattin geweihte

Denkmal. Die Vollendete hebt sich von der Erde empor, und eine Glorie und zwei ihr vorangegangene Kinder schweben ihr entgegen. — Ein prächtiges Mäusoleum von italienischem Marmor, welches gegenwärtig des Künstlers ganze Thätigkeit beschäftigt, wird vor seiner gänzlichen Vollendung nicht zur Kunde des Publikums kommen. *)

Auch von Herrn Kobold, einem talentvollen Maler, haben die Hessischen Denkwürdigkeiten mehrmals (Th. II. S. 357 — 361. Th. III. S. 503 — 505.) geredet. Seine in Kupfer gestochenen und illuminirten Ansichten der Wilhelmshöhe sind dort näher bezeichnet worden. Hr. K. zeichnet sich eben so vortheilhaft als Landschaftsmaler, denn als Porträtmaler aus, und die später von ihm erscheinenden Stücke sind immer schöne Beweise von seinem beständigen Fortstreben nach höherer künstlerischer Vollkommenheit. Gegenwärtig beschäftigen ihn fast bloß die reizenden Parthieen der Wilhelmshöhe, und er wird hierin wahrscheinlich etwas Vorzügliches liefern. Die Löwenburg mit ihren romantisch-schönen Umgebungen ist bereits von ihm gemalt, und von einer vorzüglich interessanten Seite dargestellt. Künftiges Frühjahr werden folgende vier

*) Von seinen trefflich erfundenen Zeichnungen zum Ossian hoff' ich nächstens sprechen zu können. B.

illuminirte Stücke von ihm erscheinen: 1) Die Löwenburg. 2) Das neue Schloß. 3) Der Aquädukt, mit den neuen Anlagen, und 4) die Teufelsbrücke, mit den neuen Anlagen. Jedes Blatt wird 1 Fuß 10 Zoll Breite und 1 Fuß 5 Zoll Höhe betragen. Wahrscheinlich wird nun auch bald eine andere beifallswürdige Idee dieses geschickten Künstlers ausgeführt werden. Hr. K. will nämlich die ehrwürdigen Hessischen Bergschlösser — die auch in ihren Ruinen noch von ihrer ehemaligen Größe zeugen — in malerischen Darstellungen, mit erläuterndem Texte, worin die Geschichte derselben kurz enthalten seyn soll, in Kupfer gestochen, durch öffentliche Herausgabe gemeinnützig machen, und die Engelbrechtische Kunsthandlung in Augsburg wird vielleicht bald zwei Ansichten von der romantisch-gelegenen Burg Hanstein, die Hr. K. recht con amore gezeichnet hat, in Kupfer stechen lassen. Möge es dem wackern Künstler nicht an Aufmunterung fehlen, auch die Idee mit den übrigen Hessischen Bergschlössern auszuführen! Welche höchst interessante Ansichten gewähren nicht die Ruinen vom Frauenberge, vom Löwenstein, vom Schlosse Blankenstein, von Staufenberg, von Nordeck, u. s. w. Von einigen dieser Schlösser besitze ich schöne Zeichnungen von

dem für die Kunſt zu früh verſtorbenen Prof. Engelſchall, die, von einem geſchickten Künſtler, durch den Grabſtichel vervielfältigt, eine treffliche Wirkung thun würden. Die vor etlichen Jahren im Journale von und für Teutſchland gelieferten Kupferſtiche vom Frauenberge, vom Löwenſtein u. ſ. w. laſſen die ſchönen Zeichnungen nur unvollkommen errathen. Oder, ſind mir gerade nur die ſchlechteſten Kupferabdrücke zu Geſicht gekommen? — —

Marburg.

Juſti.

VII.

Correſpondenznachricht.

Paris 6. Frimaire XII.

Engliſche und Franzöſiſche Anſchlagzettel hat man ſchon bisweilen an den Pariſer Straßenecken geſehen; ganz Engliſche ſind ſelten doch nicht ohne Beiſpiele; man hat ſogar während For in Paris war, ganz Engliſche handſchriftliche Anſchlagzettel in der Gegend des Palais-Royal gefunden, deren Gegenſtand gerade Forens hieſiger Aufenthalt war. Allein ganz Deutſche Ankündigungen waren bis jetzt in Pa-

ris noch unerhört, wenn man etwa die Adreßkarten einer aus Deutschen Büchern bestehenden Leihbibliothek ausnimmt, welche den Liebhabern bei einem Buchhändler auf dem Boulevard S. Martin zum Gebrauch offen steht.

Ein solcher ganz Deutscher Anschlagzettel beschäftigte gestern und heute die müßigen Pariser; denn da er mit französischen Lettern gedruckt ist, so zog die ungewöhnliche und einem Franzosen ganz unverständliche Aufschrift: Vorlesungen in deutscher Sprache über Shakspear's Hamlet und Othello natürlicher Weise die Augen der Vorübergehenden auf sich.

Um doch diejenigen, welche gar kein Deutsch verstehen nicht unbelehrt von diesem Anschlagzettel weggehen zu lassen, war demselben unten folgende Anmerkung beigefügt: Cette affiche indique que le C. Haufsner se propose de donner deux Cours de langue anglaise en langue allemande

Jene Ueberschrift und diese Unterschrift zeigt nun schon unsern Lesern im allgemeinen, wovon hier die Rede ist.

Herr Haufner, welcher durch diesen Anschlagzettel Vorlesungen über Shakespeare's Hamlet und Othello ankündigt, ist ein geborner Sachse, der sich

mehrere Jahre in England aufhielt, und ſich ſchon ſeit langer Zeit vorzüglich und faſt ausſchließlich mit dem genauen Studium der Engliſchen Sprache beſchäftigt. So lange an der Centralſchule des Niederrheiniſchen Departement's ein Profeſſor der lebenden Sprachen bezahlt wurde, bekleidete Hr. Haußner dieſe Stelle, und docirte beſonders Engliſche Sprache. Schon ehemals in London, und ſeitdem in Straßburg, hielt er mit Beifall Vorleſungen über einige Trauerſpiele Shakeſpeare's; und Ref. hat Urſache zu glauben daß, wenn anders die Sache bekannt genug wird *), und Zuhörer ſich einfinden, Hr. Haußner in Paris denſelben Beifall finden wird, den er in London und in Strasburg fand, da er Engliſche Sprache und Litteratur mit ſehr vielem Fleiße ſeit langer Zeit zu ſeinem Hauptſtudium gemacht hat. Er hat zum Gegenſtand ſeiner Vorleſungen Hamlet und Othello gewählt, „Weil, wer dieſe beiden mit einem Lehrer geleſen hat, „keine Schwierigkeiten mehr finden wird, alle andere „Schauſpiele Shakeſpeare's ohne Hülfe eines Lehrers „zu verſtehen.“

Während ſeines Aufenthalts in Straßburg hat Hr. Haußner bei Levrault ein nützliches und geſchäz-

*) Hiezu reichen gewöhnlich Anſchlagzettel nicht hin, wenn das, was durch dieſelben angekündigt werden ſoll, nicht ſchon hinlänglich bekannt iſt.

tes Englisch-Deutsches phraseologisches Lexicon heraus gegeben, welches in Deutschland durch den verstorbenen Hrn. Professor Reinhold Forster, und in Frankreich besonders in der Décade philolophique An. 7. Nr. 13. vortheilhaft bekannt gemacht worden ist. Er ist seit einigen Jahren mit der Bearbeitung mehrerer Trauerspiele Shakespeare's beschäftigt, die er mit Deutschen Anmerkungen herausgeben wird, „damit dieses großen Mannes Werke auch von denen „ohne Anstrengung gelesen werden können, welche „entweder in der Englischen Sprache nicht stark genug „sind, um sie ohne Beihülfe der Noten Warburton's, „Johnson's, Steeven's, Pope's, Malone's und „vieler anderer gelehrten Engländer zu übersetzen, oder „deren Mittel es nicht erlauben, sich diese Werke an„zuschaffen."

In der nächsten Leipziger Ostermesse, wird bei Hrn. Fleischer dem Jüngern eine von Hrn. H. verfaßte Englisch-Deutsche Grammatik erscheinen, welche dem Verf. bald einen ausgezeichneten Platz unter den Englischen Grammatikern anweisen wird. Personen, die im Stande sind hiervon zu urtheilen, versichern, daß der Englische Syntax bis jetzt noch nicht mit solcher Gründlichkeit und Vollständigkeit bearbeitet worden, und daß sie denjenigen, welche Englisch schreiben wollen, besonders nützlich seyn werde.

Sein in Englischer Sprache geschriebenes Elementarwerk, welches wahrscheinlich auch in der nächsten Leipziger Ostermesse erscheinen wird, dürfte den Deutschen um so angenehmer seyn, da es eine große Menge technischer Wörter enthält, die man selbst in den besten Deutsch-Englischen Wörterbüchern vergebens sucht, deren Kenntniß jedoch im häuslichen Leben unumgänglich nöthig ist.

Seine Französisch-Englische Grammatik, welche wirklich bei Hrn. Levrault in Paris gedruckt und ebendaselbst bei Hrn. Schoell und Levrault erscheinen wird, ist gedrängt, und erschöpft unter andern den Artikel über die Aussprache auf eine so leichte und faßliche Art, daß den Lernenden auch nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben kann.

Ref. ist versichert, daß eine Deutsche Universität (Würzburg zum Beispiel oder Heidelberg), welche Hrn. Haußner als Lector der Englischen Sprache anstellen würde, eine gute Acquisition machen würde.

W:..r

Ich gehe zu den Vögeln fort, und frage wieder: welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes kan den Vögeln bedeuten, daß sie eine künftige Brut bey sich tragen, daß sie ihre Eyer nicht wie Unflath von sich werfen, sondern ein bequemes Nest zu ihrer Erwärmung bauen sollen? Was für eine Richtung der Sinne kan sie zu dem Triebe, ihr Geschlecht zu erhalten, führen, sie mit den besten Mitteln zu diesem Zwecke bekannt, und ohne vorhergegangene Uebung zu deren Anwendung geschickt machen?

Eines Raubvogels, der weißköpfige Adler genannt, muß ich besonders gedenken. Dieser Räuber fischt nicht selbst, sondern er nöthigt den Ollifraga seine gemachte Beute fallen zu lassen, und erhascht sie nächher in der Luft. Dann zerknirscht er mit dem Schnabel des Fisches Kopf, wirft den todten Körper in die Höhe, damit er ihn, den schwersten Theil unten, in seinem Rachen auffangen könne, ohne durch die Schuppen, Stacheln oder Stoßfedern verlezt oder erwürget zu werden.

Diejenigen Thiere, derer Sphäre die größte und vielfältigste ist, bieten nicht weniger unerklärbare Erscheinungen dar. Ich will aus ihrer Geschichte nur den einzigen Hirsch anführen. Dieses Thier bedient sich einer Menge Ränke, welche es, gleich an-

derm

Inhalt.

Seite

I. Herder iſt todt (d. 18. December 1803.) 81

II. Gedichte vom Hrn. v. Mellisch.

1. Das Teſtament des Eudamidas nach einem Gemälde von le Pouſſin. 87

2. Die drei Lehren. 89

III. Ueber die Statuen in Gruppen. (Beſchluß). Hiſtoriſch-dramatiſche Gruppen auf abgeſonderten Baſen. 91

IV. Käſtners Briefe an den Abt Carpzov. (Zweiter Brief). 99

V. Rückblick einiger Neuerungen in der deutſchen Sprache; vom Hr Leibmedicus Marcard. 106

VI. Kunſtnachrichten.

1. Archäologiſche Werke. 145

2. Chriſtian Ruhl und Gottlieb Kobold zu Kaſſel. 150

VII. Correſpondenznachricht aus Paris. 155

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

2. Stück. Februar 1804.

I. Ankündigung von Lobſteins Eſſai ſur la nutrition du Foetus.

Von dem gehaltreichen ſo ſehr günſtig aufgenommenen *Eſſai ſur la Nutrition du Foetus par* J. F. *Lobſtein*, Strasbourg l'an X. mit 2 Kupfr. hat Hr. D. Käſtner, während ſeines Aufenthaltes in Frankreich unter den Augen des Verfaſſers, eine Ueberſetzung ausgearbeitet, die mit Anmerkungen bereichert, in unſerm Verlage zur nächſten Oſtermeſſe erſcheinen wird. Da dieſe Schrift ein intereſſantes Gegenſtück zu W. Hunters anatom. Beſchreibung des menſchl. ſchwangern Uterus, die von Hr. Profeſſor Froriep überſetzt, auch bei uns herausgekommen iſt, abgiebt, ſo wollen wir das alte Format und Druck zu dieſer wie zu jener wählen, und die dem Werke ſehr weſentlichen Kupfer mit der von uns gewohnten Sorgfalt nachſtechen liefern.

Weimar den 30. Januar 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Das 1te Stück der A. Geograph. Ephemeriden 1804. herausgegeben von Bertuch und Reichard hat folgenden Inhalt.

Abhandlungen. 1. Allgemeine Uebersicht der sämtlichen geographischen Veränderungen und auch der Fortschritte der Länder-, Völker- und Staatenkunde im J. 1803. 2. Statistische Tabelle auf das J. 1803. Bücher-Recensionen. 1. *Volney*, Tableau du climat et du sol des Etats-unis d'Amérique etc. 2 Bde. 2. Géographie mathématique, physique et politique de toutes les parties du monde, etc. par E. *Mentelle* et *Malte-Brun* etc. T. I. — V. 3. *Rijneveld's* Reize naar de Mittellandsche Zee, en door den Archipel naar Constantinopolen; gedaan in de Jaar 1783 tot 1786. 4. Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, dritter Jahrgang, für 1804. Charten-Recensionen. 1. Sotzmann's Generalcharte von Teutschland, der Batavischen und Helvetischen Republik, Ober- und Mittel-Italien und dem östl. Theil der Franz. Republik, in zwei Sectionen. 2. Gilly's Charte von Süd-Preußen. Zweite Lieferung. 3. Carte réduite du vieux Canal de Bahama etc. 4. Carte particulière de l'île de Saint-Domingue etc. Vermischte Nachrichten. 1. Prospectus einer Specialcharte von Neu-Ost-Preussen, v. Hrn. v. Tettor. 2. Auszug aus einem Briefe des Ober-Secretärs von St. Vincent am Wabasch, im Innern von Nord-Amerika. 3. Auszug aus einem Briefe von Neu-Orleans. 4. Auszug eines Schreibens aus Philadelphia. 5. Pröbchen französischer Landeskunde. 6. Nachrichten von den Russ. Erdumseglern. 7. Nicolaus Copernicus. 8. Der Ourcq-Canal bei Paris. 9. Auszug aus einem Briefe aus Emden, in Ostfriesland. 10. Tausch-Vertrag zwischen dem Könige von Preußen und dem Kurfürsten von Pfalzbaiern. 11. Journalistik. Russische Miszellen 4 H. Wohlthätige Anstalten in Rußland, Buda, Ukraine. 12. Kurze Notizen. — Neues Planetarium. — Geogr. Wörterbuch der 13 belgischen und rheinischen Depts. — Bildungsanstalten in Graubünden. Kirchenlisten von Augsburg — Nürnberg — Russische Zeitung. — Dep. der Mosel. — Leiningen und Salm-Reifferscheid — Markungs-Vermessungen in Frankreich — Kadetten-Corps-Schulen in Rußland. Zu diesem

Hefte gehören: 1. Das Portrait von Nic. Copernicus. 2. Das Tableau der Zusammensetzung der neuen Special-Charte von Neu-Oſt-Preußen. 3. Die Charte von dem Ourcq-Canal, bei Paris.

Weimar im Jan. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Inhalt des erſten Stücks vom Journal des Luxus u. d. Moden 1804.

I. Die Vogel-Schimäre. Ein Neujahrs-Räthſel. II. Der Hofrath Dr. Fauſt an das Publikum über ſeine vier Erfindungen. III. Briefe einer verunglückten Kammerjungfer. IV. Theater. Ueber das Leipziger Theater. V. Modenbericht. VI. Ameublement. Fenſtervorhänge. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar. im Jan. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IV. Inhalt des 12ten Stücks von Sickler's Teutſchen Obſtgärtner 1803.

Erſte Abtheilung.

I. Beſondere Naturgeſchichte der Bäume überhaupt, und der Obſtpflanzen insbeſondere. II. Naturgeſchichte der Erdbeere. Der Erdbeerſtock von Verſailles. II. Erdbeer-Sorten. No. VI. Die Ananas-Erdbeere. III. Aepfel-Sorten. No. CVI. Die Reinette von Orleans. IV. Birn-Sorten. No. CXI. Die frühe Rouſſelet; auch die Birne ohne Schaale.

Zweite Abtheilung.

I. Gekrönte Preißschrift des Hrn. Prof. Wildenow in Berlin. (Beschluß). Beantwortung der vorgelegten Frage.

Weimar im Jan. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Englische Miszellen 14r Bd. 1s. St.

Inhalt.

Englischer Kunstfleiß. Tragbarkeit ein großes Mittel der englischen Bequemlichkeit. Verbessert-Suppengallerie. Himmelblaue und grüne Flanelle aus den Wollendistrikten. Herrschaft des rothen Lacks auf den Geräthen. Neue Eyerbecher — Galoschen für Damen mit Pelz gefüttert. Silbernes Feldbesteck — neue Schlafkammerleuchter — neue Salzfasser. Neue Salatlöffel und Gabeln aus Buxbaum — feine Shawls aus Norwich. Eyerloffel — Gestrickte wollene Strümpfe aus Wallis — Neuer Fingerhut nebst Flacon. Tragbare Sägen, Meßel, Hobel ꝛc. — neue Tapetenborten; feiner Flanell aus spanischer Wolle. Schlafkammerleuchter aus Silber. Neue Quadrillenkästchen — Filzmützen für Soldaten. Soldatenperucken — Paris, wie es war, und wie es jetzt ist. Etwas von den Negern um Sierra Leone. Anekdoten: Unverschämtheit der Londner Bedienten. Feiner Diebstahl eines jungen Betrügers. Kühner Versuch eines Gassenräubers. Kindesdiebstahl. Selbstmord aus überfeinem Ehrgefühl. Das wilde Huhn, der erste Boxer in England. Diebeslist. Teufelserscheinung. Literarische Nachrichten: Knapp's Gramina Britannica — Taylor's Uebersetzung des Plato. Turneo's Moosarten — Lanoir's Dorfanekdoten — Northmore's Ausgabe des Tryphiodorus — Kennion's Anweisung zur Landschaftsmalerey — Savage's animalisches und mineralisches Reich von Großbritannien — Mayne's Gedicht — Belsham's Uebersetzung der Paulin. Briefe — Probe neuer Drucklettern. Wilkin's Alterthumer von Großgriechenland — Moseley's Charte von Palästina — Arrowsmith's Charte von Troja — neue Patenterfindungen: Atkin's neuer Hydrometer — Tomason's Caminbotstwisch — neue Ku-

pfer: das Lieblingslamm — Gang auf das Heufeld. Morland's Bauerhütte — Berg Tabor — neue Transparente — Ansichten von London, ein großes Kupferwerk — neue Bücher im November.

VI. Unter diesem Titel: Vierteljährliche Unterhaltungen,

werde ich im künftigen Jahre, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen, eine Quartalschrift herausgeben, die an die Stelle der seit 10 Jahren bestehenden Flora treten soll. Wenn ich mit der gegenwärtigen Ankündigung auf irgend etwas Anspruch mache, so ist es — ich muß es gestehen — Anspruchlosigkeit. Dahin deutet auch der von mir gewählte Titel, den ich lieber in einer längst von uns entfernten Epoche unserer Literatur, als in einem mythologischen Kompendium oder Lexikon aufsuchte. Ich werde als Redakteur und Mitarbeiter keinen andern Zweck vor Augen haben, als Unterhaltung; ich werde mir aber ein Publikum denken, das in der Wahl seiner Unterhaltung weder geschmacklos nachsichtig, noch einseitig ekel ist — ein Publikum von unbefangener Bildung und Bildsamkeit.

Jedes höhere, zu welchem ein solches Institut, wenn es gedeiht, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt unserer Literatur allerdings führen kann, bleibe lieber aus der Ankündigung weg. Zu dem Gedeihen gehört hauptsächlich, daß der Redaktion Beiträge, die ihr Genüge leisten können, nicht ausgehen. Ich hege die Hoffnung, daß diese Ankündigung mehrere Männer von Talent veranlassen werde, die Zahl derer, welche ich unmittelbar und nicht vergebens aufzufordern Gelegenheit hatte, zu vermehren. Wenn ich mir mit dieser Hoffnung nicht zu viel schmeichle, wenn mich einige Erfahrungen, denen ich die angenehme Ueberzeugung verdanke, mir in meinem literarischen Wirkungskreise durch eine bloß geistige Bekanntschaft bei solchen Männern Vertrauen erworben zu haben, bei diesem Unternehmen nicht täuschen, so wird den vierteljährlichen Unterhaltungen ihr Platz unter den periodischen Sammlungen, welche die Gunst des Publikums unterstützt, nicht entgehen. Sollte es mir aber dennoch mit der Zeit an Mitar-

beitern fehlen, wie ich sie mir wünsche, und wie das Publikum und ich sie brauchen, so gehe ich im Voraus die Verbindlichkeit ein, das Journal früher aufzugeben, als ich in die Nothwendigkeit versetzt würde, sein Daseyn kümmerlich zu fristen.

Aus jedem Fache der schönen Wissenschaften — das theoretische und das polemische ausgenommen — werden Beiträge, die dem hier, wie ich hoffe, kenntlich gemachten Zweck und Geist entsprechen, willkommen seyn. Ich werde jedem einzelnen Heft das Verdienst der Mannichfaltigkeit zu geben suchen. Da aber jedes aus 12 Bogen bestehen wird, so werden auch Beiträge von einigem Umfange darin Platz finden können. Außer in ausgezeichneten, und sonst dazu geeigneten Fällen, möchte ich nicht gern einen Beitrag unter mehrere Hefte vertheilen müssen. Die Verlagshandlung wird die Beiträge, nach vorgängiger Abrede zwischen ihr und der Redaktion, und zwischen dieser und den Einsendern honoriren.

Ulm, 15 Dec. 1803.

L. F. Huber.

Obiger Anzeige haben wir nichts beizufügen, als daß wir von unsrer Seite alles beitragen werden, um dieser periodischen Schrift ein zweckmäßiges Aeußere zu verschaffen. — Der Preis des Jahrgangs wird 5 fl. seyn, wer aber bei uns darauf unterzeichnet, darf nur 4 fl. bezahlen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

VII. David Hume's politische Versuche von neuem aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Zugabe des Uebersetzers. Königsberg bei Fr. Nicolovius. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Es war gewiß ein verdienstliches Unternehmen, die politischen Versuche eines der scharfsinnigsten Denker durch eine neue Uebersetzung in neuen Umlauf zu bringen, zumal da in der alten nach einer von Hume noch nicht zum letztenmale revidirten Ausgabe, gemachten, viele Stellen bis zur Unverständlichkeit mißgefaßt waren.

Außerdem aber, daß der mit dem Genius beyder Sprachen höchst vertraute Ueberſetzer vermöge ſeiner genauen Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden dieſer Abhandlungen, den Sinn des Britten mit der größten Treue wiedergegeben hat, gewinnt die Wiſſenſchaft ſehr viel durch die Zugabe, in der verſchiedene der wichtigſten und intereſſanteſten Materien der Staatswirthſchaft nach den Grundſätzen des tiefdenkenden Adam Smith zu einer Klarheit entwickelt ſind, die den Scharfſinn des Commentators höchſt ehrwürdig macht, und die es jedem Geſchäftsmann, der das Bedürfniß der Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Schriften über Staatswirthſchaft für ſich anerkennt, zur Pflicht machen müßte, ſich dieſes litecariſche Produkt anzuſchaffen und zu wünſchen, daß es dem Ueberſetzer gefallen möchte, durch mehrere Verſuche der Art die Staatswirthſchaft zu erläutern und zu bereichern.

VIII. Schulz (Johann) ſehr leichte und kurze Entwickelung einiger der wichtigſten mathematiſchen Theorien 4. 1 Rthlr. 20 gr.

Dieſes Werk enthält folgende Abhandlungen.

1) Sehr leichte und kurze allgemeine Theorie der Logarithmen, nebſt einer leichten Methode, aus den Logarithmen von 2 und 5 Formeln zu finden, mittelſt welcher ſich die Logarithmen der übrigen Primzahlen mit der größeſten Leichtigkeit bis auf 30, 40, 50 und mehrere Decimalziffern berechnen laſſen, und einer Tafel von dergleichen Formeln für die Logarithmen der Primzahlen von 3 bis 1009.

2) Sehr leichte und kurze allgemeine analytiſche Auflöſung des polynomiſchen Problems.

3) Sehr leichter und kurzer allgemeiner ſynthetiſcher Beweis des binomiſchen und polynomiſchen Lehrſatzes.

4) Allgemeine Theorie der Kettenbrüche.

5) Beweis, daß das Verhältniß der Kreislinie zu ihrem Durchmeſſer irrational iſt.

6) Ueber das Fundament der Differentialrechnung.

7) Anhang über Tangente und Secante des rechten Winkels.

Königsberg, im Dec. 1803.

Fr. Nicolovius.

IX. Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens von einem Oberländer. 2 Bdchen. 8. 1803. 2 Rthlr.

Dieses Buch macht den Leser vornehmlich mit den merkwürdigen Städten: Danzig, Elbing, Marienburg ꝛc. den reichen Marschgegenden oder Niederungen, und einem schönen Theile Preußens, dem sogenannten Oberlande bekannt. Es enthält im 2ten Bde. auch eine ausführliche Beschreibung des von dem deutschen Orden erbauten Schlosses zu Marienburg, für das Fricks meisterhafte Abbildungen allgemeines Interesse erregt haben. Wer mit dem Verfasser überzeugt ist, das ein Land, welches seinen Urbewohnern lieber war, als Leib und Leben und auch dem deutschen Orden Leib und Leben werth zu seyn schien, wodurch, wie Lichtenberg sagt, dem deutschredenden und deutschlebenden Deutschlande eine seiner schönsten Provinzen erworben ist, wohl nähere Bekanntschaft verdiene, der wird diesem Buche viele Leser wünschen, denen man angenehme Belehrung und Unterhaltung zuversichtlich versprechen darf.

Königsberg im Dec. 1803.

Fr. Nicolovius.

X. Belehrungen des Christenthums über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen. Ein

Leitfaden zum Unterricht der Confirmanden von K. G. Fischer 8. 8 gr.

Jedem, dessen Beruf es ist, andere im Christenthume zu unterrichten, und jedem, der mit sich selbst über die wichtigsten Angelegenheiten desselben zu Rathe gehen will, kann dieses Büchlein willkommen seyn. Es ist nicht ein System christlicher Dogmatik, aber eine Darstellung der Lehren Christi mit dem ihm eigenthümlichen milden Ernst, der im Leser neue Ehrfurcht für dieselben, und Dank für den, jetzt schon verklärten, Autor dieses Buches zu erwecken vermag.

Königsberg im Decbr. 1803.

Fr. Nicolovius.

XI. Dr. Melzer's einfache Säe-Maschine und Feldmesser.

Diese Maschine ist einfach, weil sie nur aus einem viereckigten unten zusammenlaufenden Kasten besteht, an dem sich eine mit Löchern bezeichnete Walze umdreht, worein sich der Saamen legt, und beim Umdrehen ausfällt. Von innen sind Schieber, um nach Belieben dicht oder dünn säen zu können. Da diese Maschine den Saamen sogar bei Sturm recht gleichförmig zerstreut und umher säet, so wird zum Wohl der Menschheit sehr viel an dem theuren Saamen erspart, und die Saat steht dennoch dichter, von den gekeimten Körnern gehen weniger ein und bleibt weniger Raum für Unkraut übrig. Diese Maschine ist auch, wie leicht zu erachten, wohlfeil zu bauen und auch keinen andern Hindernissen unterworfen. Man kann damit, ohne fernerhin von einem einzigen Säemann und von einer anhaltenden günstigen Witterung abzuhängen, in einer kurzen Zeit mit seinen gewöhnlichen Knechten schnell ohne zu fehlen viel auf einmal besäen. Zugleich ist an dieser Maschine ein einfacher Pflock angebracht, der jedesmal klappt, wenn 6 Sächs. Quadrat-Ellen besäet sind. Dadurch hat man einen doppelten Feldmesser: erstlich, von der Größe eines Feldes, und zweitens, wie viel Saamen darauf verwendet worden, um ein andermal seine Maaßregeln da-

berm Wilde, nach den Umſtänden abändert, um die Hunde von ſeiner Spur abzubringen. Verfolgt und ermüdet, kehret er zuweilen auf ſeinem Wege plötzlich um, läuft eine Strecke zurück, beſchreibt einen groſſen Kreis, ſetzt mit einem gewaltigen Sprunge aus dieſem Kreiſe, wirft ſich zu Boden, und ſucht ſeinen Athem in die Erde zu verſchlieſſen. Die Hunde laufen an ihm her, er rührt ſich nicht; ſie kommen zurück, folgen ſeiner Spur in dem von ihm durchlauffenen Kreiſe, verirren ſich, und ſo gelingt es oft dem Hirſche ihrer Verfolgung zu entgehen.

Man erwege dieſen Vorgang in ſeinem ganzen Umfange, in allen ſeinen Theilen, und laſſe dabey nicht auſſer Acht, daß der Hirſch der Fährte keines Thiers nachgeht, ſondern höchſtens nur in der Luft ſpürt, und vor dem Geruche flieht. Man verſuche nachher, ob die Herderiſchen Sätze ſich mit den angeführten Erſcheinungen dergeſtalt in Verbindung bringen laſſen, daß eine Erläuterung daraus erwachſe. Mir hat es durchaus damit nicht gelingen wollen, ſo viel Nachdenken ich auch darauf verwendet.

Uebrigens pflichte ich darinn des Hrn. Herders Meynung bey, daß man zu Erklärung der thieriſchen Kunſttriebe keine blinde Determinationen der

stimmt zu wissen. Die übrigen Beobachtungen und Verhaltungsregeln lehren die Abbildung und Beschreibung für 1 Thaler, und noch deutlicher das richtige und ganz genau und sauber bearbeitete Modell für 3 Thaler.

Da bei meinen unaufhörlichen und kostspieligen Versuchen, wie sich ein Jeder überzeugen kann, allein die Beförderung und Vervollkommnung des Menschenwohls und des vollständigen Ackerbaues beabsichtigt ist; so will ich dadurch meinen Eifer und meine Uneigennützigkeit öffentlich bezeugen, daß ich Demjenigen, der eine noch einfachere, gründlichere und nützlichere Säe-Maschine angeben könnte, hiermit eine Privatbelohnung von Einem Hundert Stück Ducaten zusichere.

Man wendet sich mit postfreien Briefen und Bestellungen entweder an Herrn Reygang, Besitzer des Museums, oder an Herrn Joachim, Buchhändler in Leipzig.

XII. Angenehmer, vielfacher und nützlicher Gebrauch von der Abbildung und Beschreibung des vollen Mondes in seiner Pracht.

Es ist Pflicht, ein jedes Produkt der Kunst und Natur so vielfach als möglich zu benutzen, und dadurch das Reich unserer Kenntnisse und des Genusses zu vermehren. Die erschienene Abbildung und Beschreibung des Mondes in der feinen, genauesten und ganz richtigen Darstellung, gewährt folgende drei interessante Veränderungen und Nutzanwendungen.

Erstlich:

in einem ganz einfachen Rahmen gefaßt und an der Wand aufgehangen, giebt sowohl einen gelehrten als auch unterrichtenden Anblick von einem Weltkörper, der als ein getreuer Freund und Begleiter der Erde uns zu unendlich vielen Bemerkungen und Muthmaßungen reizt und verleitet. Und wer sollte an solchen über Erschöpfung klagen können?

Zweitens:

dieses nämliche Bild mit Rahmen auf ein dazu zweck-

mäßiges Fußgestell gesetzt, dient alsdann als ein edles Hausgeräth, indem man es als einen mildernden Lichtschirm auf dem Arbeitstisch oder als matten Nachtschirm vor die Nachtlampe gebrauchen kann. Bei der Erholung von Geschäften und bei Nachtwachen in schlaflosen Nächten gewährt es ein fortdauernd beruhigendes Bild. Auch für manchen Kranken gewiß ein höchst angenehmes Geschenk zur Unterhaltung in langen Stunden!

Drittens:

setzt man dieses Bild vor einen verdeckten Kasten, stellt etliche Lichter oder Lampen hinein; hängt es mit diesem Kasten hoch hinauf an einer Wand: dann leuchtet und verbreitet dieses transparente große Bild vom Monde gleich dem wirklichen Monde einen sanften Schimmer über das ganze Zimmer oder Saal. Wie wohlthätig und erfreuend dieser Schein sich über alle Gegenstände zerstreue, davon kann man nicht durch Beschreibung sondern nur durch eignen Anblick sich überzeugen; besonders wenn es vom traulichen Klavier und Flötenspiel oder vom Gesange begleitet wird.

Alle diese drei Veränderungen und Nutzungen mit dieser Abbildung vom Monde an einem einzigen Stücke vereinigt, kostet ganz fertig in saubern Rahmen gefaßt und in einer starken Kiste zum Versenden gut verpackt, den billigen Preiß von 2 Friedrichsd'or und für Kiste und Emballage 1 Thaler. Man wendet sich ebenfalls mit Bestellungen entweder durch gute Buchhandlungen oder auch unmittelbar in postfreien Briefen an Herrn Beygang, Besitzer des Museums oder an Herrn Joachim, Buchhändler in Leipzig.

XIII. Ankündigung.

Das Publikum hat mein, zu Ostern 1802. herausgegebenes, theoretisch-praktisches Handbuch der Geburtshülfe, so nachsichtsvoll und gütig aufgenommen, daß ich, was bei den vielen zu gleicher Zeit über die Geburtshülfe, erschienenen Schriften, kaum zu hoffen war, schon vergangenen Michaelis von der Verlagshandlung zur Bearbeitung einer neuen Auflage aufgefordert worden bin

Da ich warm und ernstlich die Geburtshülfe vervollkommnet zu sehen wünsche, so suche ich auch mein Buch so zu verbessern, als es mir für den jetzigen Zustand unsers Wissens, und nach Maaßgabe meiner Kräfte, nur immer möglich ist. Man wird daher in dieser zweiten Auflage, die zur nächsten Ostermesse erscheinen soll, manche bedeutende Zusätze, so wie einige Einschränkungen und Veränderungen finden; man wird sehen, daß ich auf manche Erinnerungen der Recensionen, z. B. in der Salzb. med. chir. Zeitung, Süddeutschl. praam Annalen, von Siebolds Lucina, in der Allg. deutsch. Bibl. und der Allg. Lit. Zeitung gern Rücksicht genommen habe, so oft ich mich nämlich von ihrer Richtigkeit überzeugen konnte. Ein Recens. in der (alten) Leipz. Lit. Zeitung hat geäußert, daß er manches Wichtige an dem Buche zu tadeln finde. Ich muß es meiner Belehrung wegen bedauern, daß er dieses Wichtige nicht namhaft gemacht, sondern den Raum lieber zu einem gar nicht dahin gehörigen bittern Tadel des von mir angegebenen Fantosmes, der aber, so weit er richtig ist, nicht mich, sondern die in meiner 8 monatl. Abwesenheit nachläßigeren Arbeiter trifft, angewandt hat. —

Ich glaubte diese Ankündigung denen, die an meinen Arbeiten einigen Antheil nehmen, schuldig zu seyn.

Jena den 28 Januar 1804.

Professor Froriep.

XIV. Uebersetzungs-Anzeige.

Von dem kürzlich erschienenen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen trefflichen Werke:

Statistique générale et particuliére de la France et de ses colonies, etc. etc. par une société de gens de lettres et de savans, publiée par Herbin etc. à Paris VII. Vol. in 8° avec Atlas.

erscheint in unserm Verlage eine zweckmäßig abgekürzte und gehörig bearbeitete Uebersetzung von einem Gelehrten, der sich schon um die Statistik seines Vaterlandes Frankreich

durch Schriften verdient gemacht hat. Ein Näheres hierüber soll zu seiner Zeit dem Publikum gesagt werden.

Weimar im Januar 1804.

F. S. priv. Landes Industrie Comptoir.

XV. Anzeige, die Fortsetzung der Hessischen Denkwürdigkeiten betreffend.

Oft schon bin ich in Briefen, und einigemal auch öffentlich aufgefordert worden, die Hessischen Denkwürdigkeiten, die den Beifall der Kenner zu erhalten so glücklich waren, bald fortzusetzen. Allein nicht an mir, sondern an dem Publikum lag die Schuld, daß dies bis hieher unterblieb! Ich dachte immer, daß zu den 137 Beförderern dieses Werks in ganz Teutschland noch etliche mehr hinzukommen würden, damit es weder dem Herausgeber, noch dem Verleger an Aufmunterung fehlen möge. Dies ist jedoch bisher eben nicht geschehen. Das Manuskript zum vierten Bande liegt bereits vollendet da, und ich glaube, sagen zu können, daß dieser 4te Band, den Hr. G. Reg. R. Ledderhose zu Kassel, Hr. Prof. Schmidt zu Gießen u. a. m. mit einigen vorzüglichen Arbeiten bereichert haben, und der unter andern auch eine treffliche Abhandlung über die neuen Mainzischen Acquisitionen von einem der achtungswürdigsten Marburgischen Gelehrten enthalten wird, wol einer der interessantesten werden durfte. Erhalte ich nun von jetzt an bis Ostern 1804 noch hundert neue Subscribenten, so soll der Druck des vierten und — letzten Bandes angefangen, und die Subskribenten diesem Bande vorgedruckt werden. Will man hingegen diese, für den künftigen Historiker und Litterator Hessens vielleicht nicht uninteressante Sammlung nicht unterstützen, und glaubt man, ein Paar Gulden besser anwenden zu können, nun — so habe ich es wenigstens nicht an gutem Willen und an Thätigkeit fehlen lassen, und ich kann die mir ohnehin sparsam zugemessene Zeit einem minder undankbaren Geschäfte widmen! — Noch dient zur Nachricht, daß der Verleger von jetzt an bis Ostern die drei ersten Bände dieses Wer-

kes um den Subſkriptionspreiß à 3 fl. 30 kr. laſſen will. Die Subſkribenten können dem Verleger und mir ihre Namen melden.

Marburg,
im December 1803.

K. W. Juſti,
Herausgeber der heſſiſchen Denkwürdigkeiten.

XVI. Herbſtmeſſe 1803. ſind erſchienen: und in allen Buchladen und bei Hr. Kummer in Leipzig in Comiſſion zu haben:

Abhandlung, wie ſüße Brunnen vortheilhaft zu graben und geſunde Waſſer zu bekommen ſind 2te Aufl. 8. 4 ggr.

Anleitung zur Erlernung der Rechenkunſt, von J. Müller, 16 Bdchen, 8. 18 gr.

Baur, W. F., über den Einfluß der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menſchlichen Körper. Eine gekrönte Preißſchrift. gr. 8. 14 gr.

Cancrin, J. H. v., Beſchreibung eines mit mehr Holzerſparung eingerichteten Backofens, mit Kupf. 2te Aufl. 8. 6 ggr.

Conradi, J. W. H., Pneumonie und Pleuritis in noſologiſcher und therapeutiſcher Hinſicht, gr. 8. 20 gr.

Fabrizius, G. A., Tabellen zu Beſtimmung des innern Gehalts und Preißes des beſchlagenen und runden Holzes für Forſtbediente ꝛc., 3te verbeſſ. Aufl. gr. 8. 10 gr.

Hartig, G. L., Anweiſung zur Holzzucht für Förſter, 4te verb. Aufl. gr. 8. 20. ggr.

Janchen, des Pachters Ernſt Sohn. Eine ländliche Familiengeſchichte. 8. 8 gr.

Neues Magazin für Wochen- und Leichenpredigten, 3r Band 1-4s St. gr. 8. 1 Rthlr.

Münſcher, W. Handbuch der chriſtl. Dogmengeſchichte 2r u. 3r Bd. 2te verb. Aufl. gr. 8. à 2 Rthlr.

Deſſelben Predigten, gr. 8. 20 gr.

Schwarz, F. H. C. Gebrauch der Peſtalozziſchen Lehrbücher bei dem häuslichen Unterricht u. in Volksſchulen. 8. 6 gr.

Stein, G. W. geburtshälflicher Abhandlungen 18 Heft 8. 14 ggr.

Ueber die Zuläßigkeit der Ehe zwischen Vater und Tochter. Ein Beitrag zur Aufklärung des 19ten Jahrhunderts. gr. 8. 5 ggr.

Wanderungen und Liebschaften des jüngern Rothankers während dem franzöſ. Kriege 8. 10 ggr.

Das Weib ohne phyſiſche Liebe. Eine wahre Geſchichte von ihr ſelbſt geſchrieben. 8. 16 ggr.

v. Wildungen Taſchenbuch für Forſt- und Jagdliebhaber 1803 u. 4. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Münſcher, W. Lehrbuch der Kirchengeſchichte zu akad. Vorleſungen gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Swabediſſen, J. A. Aufſätze pädagogiſchen Inhalts. 8. 16 gr.

Künftige O. Meſſe erſcheinen:

Annalen, neue theologiſche, herausgegeben von L. Wachler. 8. Der Jahrgang 3 Rthlr.

Diſpoſitionen über freye Texte, aus den Werken der beſten und neueſten Kanzelredner, 11 Band gr. 8.

Leo, J. Beſchreibung von Afrika. Aus d. Ital. mit Anmerk. von L. G. Kosbach, gr. 8.

Magazin für Wochen- und Leichenpredigten, 10r Band 1s, oder Neues Magazin 4r Band 1s St. gr. 8. 6 gr.

Stolz, J. G. Erweckungen zu erneuertem Nachdenken über den in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht, 2r Theil, gr. 8. 1 Rthlr.

Wachler, L. Handbuch der allgem. Geſchichte der literäriſchen Cultur. Mit einem vollſtändigen Namenregiſter, gr. 8.

XVII. Anzeige einer Jugendſchrift.

Von den bildenden Erholungsſtunden für die Jugend und ihre Freunde, ein Handbuch für Eltern und Lehrer, um daraus ihre Kinder und Zöglinge auf eine leichte und angenehme Weiſe mit Gott, der Welt und ſich ſelbſt bekannt zu machen, iſt das 1e u 2e Bändchen erſchienen, jedes koſtet 12 gr. Sächſ. oder 48 Kr. Rhein. Kleine Re-

segeſchichten, Lebensbeſchreibungen, Briefe, Erzählungen, Räthſel, Gedichte ꝛc. ſind das Gewand worein der Verfaſſer ſeinen Unterricht und ſeine Belehrungen eingekleidet hat, deren Auswahl, Mannichfaltigkeit und Unterhaltung um ſo angenehmer, lehrreicher und anziehender iſt, als ſie in einer leichten, gefälligen und reinen Schreibart dargeſtellt ſind. Wir haben die 2 erſten Bände an uns gekauft, und werden das 3e Bändchen gegen Oſtern liefern. Um deren Anſchaffung für Kinder zu erleichtern, ſind wir erbötig den Subſcriptionspreiß pr. Band. 10 gr. Sächſ. oder 40 Kr. Rhein. für diejenigen neuen Liebhaber zu verlängern, welche das Geld für die 3 erſten Bändchen mit 1 Rthlr. 6 gr. Sächſ. oder 2 fl. Rhein. franco an uns einſenden.

Frankfurt a. M. den 27 Januar. 1804.

Joh. Chriſt. Hermannſche Buchhandlung.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1804.

I.

Gedichte.

1.

Herders Stern.

(In der Neujahrs-Mitternacht 1804.)

Geſtirn, das ernſt und hehr vom Azurbogen
Hernieder auf mein Lager ſchaut!
Iſt der erhabne Geiſt zu dir entflogen,
Dem dieſes Thränenopfer thaut?

„Der ew'gen Wallfahrt glanzdurchſtralte Charte“ *)
Sie iſt's, die jetzt ſein Flug durcheilt,

*) Aus Herders Geſprächen über Seelenwanderung, II. S. 256.

Und du, o Stern, vielleicht die erſte Warte,
Wo ſein äther'ſcher Fuß verweilt,

Laß, mir zum Troſt, den ſüßen Traum mich
träumen,
Daß jetzt er Dein Bewohner iſt,
Sein Antlitz aus der Weltenbahnen Räumen
Den kaum verlaßnen Erdball grüßt;

Mein Auge in des Jahres Scheideſtunde
Dich nicht von ungefähr erſpäht,
Zur Linderung der neuſten tiefſten Wunde,
Die Balſam und Verband verſchmäht.

Du biſt der Sterne erſter Größe einer,
Mit Glorie um's Angeſicht.
Von Denkern in dem Staube war faſt keiner
Ihm gleich an Umfang, Fülle und Licht.

Mein Herz hat keinen mehr geliebt, geehret,
Als Ihn, den nie mein Aug' erblickt,
Mich Ungekannten hat ſein Geiſt belehret,
Und ſeiner Lyra Ton entzückt.

Seh' ich forthin am Firmament dich brennen,
Stern, der die Jahresnacht mir erhellt:

Werd' ich begeiſtert Herbert Stern Dich nennen,
Voll Sehnſucht nach der beſſern Welt.

Buri.

2.

Sehnſucht nach der Inſel Helena.

Zu jener Inſel will ich fliehen,
Die noch der ſchönſten Griechin Namen führt;
Ihr ward von der Natur verliehen,
Was immer einſt Heſperien geziert.

Im unbewölkten Himmelsglanze
Steht ſie, ein grüner Fels, im Meere da,
Umſpült vom ſteten Wechſeltanze
Kryſtall'ner Flut, dem Sterngewölbe nah.

Ein ew'ger Lenz verjüngt die Auen,
Die nie des ſtarren Froſtes Eis bedeckt;
Nur leichte Nebeldünſte thauen
Den Fluren, die kein Regenguß erſchreckt.

Dort beut die Hand ſich zum Vereine
Zum Reigentanz der Horen Schweſter-Paar.

Seele, welche in der That alle Philosophie verwüsten, annehmen dürfe, und glaube mit diesem scharfsinnigen Weltweisen, „daß es die einzige positive „Kraft des Denkens sey, die mit einer gewissen Or„ganisation des Körpers verbunden, bey den Thie„ren Kunstfähigkeit, und bey dem Menschen Vernunft wird". Aber ich vermuthe dieses nur aus allgemeinen Gründen a priori; a posteriori, wenn ich über die Verrichtungen der kunstfertigen Thiere empirisch philosophiere, wüßte ich die Sache nicht wahrscheinlich zu machen.

Es gelingt uns zwar sehr gut von einer Seite mit der Erklärung einer grossen Anzahl thierischer Handlungen, weil die thierische Sinnlichkeit, Organisation und animalische Oekonomie mit der unsrigen ähnliche Beschaffenheiten hat, und wir auch die so genannten untern Kräfte des Verstandes mit den Thieren, obgleich in unterschiedenen Graden, theilen. Hingegen bieten uns die Thiere von einer andern Seite wieder solche Erscheinungen dar, welche sich so wenig unter irgend ein uns bekanntes Psychologisches, Physiologisches oder mechanisches Gesetz bringen lassen, daß wir uns nicht einmal eine endliche Fähigkeit einzubilden vermögen, welche sie zu erzeugen im Stande wäre.

Und reicht, begünstigt von dem Scheine
Des Phöbus, reife Frucht mit Blüten dar.

Die Erde fordert von dem Pflüger
Dort nicht den sauren Schweiß des Angesichts;
Und nie verwandeln rohe Krieger
Die Segenssaat in ein fluchwürdig Nichts.

Ein sanfteres Geschlecht bewohnet
Dies Eiland, wie Elysium so mild;
Hier, wo Irene freundlich thronet,
Ist Alles ihrer Güte Ebenbild.

Und ohne lästige Gesetze
Gedeiht der Bürger kleiner Friedensstaat,
Denn Niemand ist, der sie verletze,
Und Keiner streut der Zwietracht Höllensaat.

Dahin, wo in dem schönsten Bunde
Mit der Natur die beßre Menschheit steht,
Dahin will ich! beglückte Stunde,
Da mich der Nord an diese Küsten weht!

Häfeli.

3.

Amors Philoſophie.

Nach Leopold. *)

In der Götter frohem Reiche
Uebte Amor loſe Streiche,
Hier der Nymphe, dort dem Gott
That er dies und das zum Spott.
Eitel war ſelbſt Jovis Schelten,
Das erſchüttert alle Welten;
Eh' der König es gewahrt,
Flogen, trotz dem Donnerkeile
Und dem Drohen, Amor's Pfeile
Gar nach ſeinem eignen Bart.
Welche Kühnheit, welch Verbrechen!
Zeus beſchloß die That zu rächen;
Amor ſtellt ſich furchtſam ein,
Und für ſeine Schelmerei'n
Wurden Binde, Köcher, Bogen,
Netz und Pfeile, groß und klein,
Was er hatte, ihm entzogen.
Ach kein Seufzer und kein Flehn

*) Samlade Skrifter, II, S. 160.

Aendert, was der Gott gesprochen:
Was er will, es muß geschehn,
Sein Entschluß wird nie gebrochen.
Aber Cypria erscheint
Vor dem Zürnenden und weint;
Mit des Reizes Macht im Tone
Naht sie schüchtern sich dem Throne,
Und die Hand der Zauberin,
Die das alte Rom gegründet,
Die Carthago wild entzündet,
Spielet sanft um seinen Kinn,
Und sie beugt den strengen Sinn:
„Von den Dingen, holdes Leben,
Die man deinem Sohne nahm,
Sey ihm eins zurückgegeben,
Denn mich rührt dein tiefer Gram,
Und es bleibt die Wahl dem Kinde!"
Amor griff mit schneller Hand, —
Nach dem Netz? Der Fackel Brand?
Dem Geschoß? — Nein, nach der Binde.
Wie du lachst aus voller Brust?
Schönste Chloe, einen Weisen
Mußt du diesen Knaben preisen;
Ohne Blindheit keine Lust! —

Rühs.

II.

Chor aus Sophocles Antigone vom Vs 582 bis 625 metriſch überſetzt.

Str. a.

Glückſelig, weß Leben das Weh
Nicht koſtet; denn ſobald vom Gott
Ein Haus wird erſchüttert, kein Unglück
Bleibt dann aus, zur Menge herab
Des Geſchlechtes ſchleichend;
Wie die Wog' auf hohem Meer,
Wenn mit ſchwerem Hauch der Sturm
Aus Thrakien in der Flut ein nächtlich Graun empört;
Sie wühlt auf aus der Tiefe Gründen
Schwarzen wilddurchſtürmten Schlamm,
Und dumpf erbrauſen die geſchlagnen Ufer.

Antiſtr. a.

Das alte Verderben im Haus
Der Labdakiden ſeh' ich noch:
Weh ſtürzt auf das Weh der Geſunknen;

Nicht vermag den Enkel der Ahn
Zu befrein; ein Gott reißt
Nieder, der nicht Lösung nimmt.
Denn die letzte Wurzel, kaum
Umschimmerte sie ein Licht im Haus des Oedipus,
Da mäht ab schon der Todesgötter
Blutge Sichel wieder sie,
Und Geistes Irrwahn, und der Seel' Erinnys.

Str. b.

Wer, Zeus, möchte der Menschen deiner
Gewalt durch Empörung wehren,
Die nimmer der Schlaf fasset, der Allermatter,
Nimmer der Götter rege
Monden? du thronst alterloser Herrscher
In Olympos reinem,
Funkeindem Strahlenglanze;
Doch zuvor, und jetzt, und künftig,
Wird dieses Gesetz bestehn:
Nimmer naht dem Leben
Der sterblichen Glücksfülle sich sonder Elend.

Antistr. b.

Die vielschweifende Hoffnung, vielen
Zwar ist sie Gewinn der Menschen,

Doch vielen zugleich Trügerinn leichter Wünſche,
Sie, die dem Sichern nahet,
Eh' er den Fuß ſetzet auf helle Flammen.
Denn es ſprach ein Weiſer
Einſt das berühmte Wort aus:
Es erſcheine gut das Böſe
Dem, welchem ein Gott das Herz
Zu dem Verderben hintreibt,
Und wenige Zeit wandel' er ſonder Elend.

Anmerkungen.

V. 587.

ὁμοιον ἀστι etc. Alle Codd. und ältern Editionen haben im antiſtrophiſchen Verſe:

θεων τις ουδ' εχει λυσιν

ſo daß bei der Vergleichung mit dem ſtrophiſchen Verſe zwei Sylben fehlen. Brunck ſetzt, um das Metrum herzuſtellen, μιαν hinein. Mit eben dem Rechte könnte man auch zehn andre eben ſo paſſende Worte hinzuſetzen. Nicht durch Hinzuſetzung eines Wortes, ſondern durch Weglaſſung der Gloſſe ὁμοιον im ſtrophiſchen Verſe iſt die Stelle zu heilen. In der Antiſtrophe iſt θεων als eine Sylbe zu leſen, und beide Verſe entſprechen ſich dann genau:

ὡς τις τυγχανει ἀλης.
θεων τις ουδ' εχει λυσιν.

V. 599.

ἐρημώσειν πρέσβος etc. Da die vielen Auflösungen der langen Sylben in dieſem und dem antiſtrophiſchen Verſe im Deutſchen unmöglich ſind, ſo ſuchte ich die Gewaltſamkeit der griechiſchen Jamben in der Ueberſetzung wenigſtens einigermaßen nachzuahmen.

V. 611.

Nach der Brunckiſchen Stellung der Worte: θεῶν φορεῖα τῶν, die er aus einem Cod. genommen hat, kann der Vers nur mit Mühe geleſen werden. Das Metrum fordert die alte Lesart: φορεῖα θεῶν τῶν wieder zurück.

Der Herr Prof. Herrmann hat mir folgende des Metrums wegen nöthige Verbeſſerungen mitgetheilt:

V. 617.

ἀκμητοι ſtatt ἀκάματοι. Denn in der Antiſtrophe heißt es eigentlich: εἰδότι δ' οὐδὲν ἔρπει; das προσερπει ſchreibt ſich von Brunck her.

V. 619.

πόδα προσαψῃ. Die Codd. haben entweder προσψαυσῃ oder προσαρῃ. Der Brunckiſchen Veränderung τις ψαυσῃ ſteht das Metrum des ſtrophiſchen Verſes entgegen.

Nach dieſen Aenderungen habe ich mich in der Ueberſetzung gerichtet.

Leipzig.

August Seidler

III.

Papirius.

Eine scherzhafte Ballade.

Papirius, ein Knabe — kaum
Daß die Natur den ersten Flaum
Des Bartes um die zarten Wangen
Und sein Milchweißes Haar gehangen.

Doch hatte sie ihm auch Verstand
Und Mutterwitz viel zugewandt,
Den er, wie Gellius uns lehrt,
Durch folgende Geschicht' bewährt.

In Rom, der großen Herrscherstadt
Wars Sitte, wenn sich der Senat
Versammelte bei wicht'gen Dingen
In Rath die Söhnchen mitzubringen.

Sie ärndten hier Erfahrung ein,
Und lernen früh bescheiden seyn,
Gut Denken, Handeln, Sprechen — Schweigen
(Ein Hauptpunkt) — Roms sich würdig zeigen —

So schloß man. — Einst kam im Senat
Ein wichtger Vortrag an den Rath:
Worüber man doch consultiret,
Hat nicht der Autor angeführet.

Papirius war auch nicht fern
Und folgte seinem Vater gern
Um die Beschlüsse anzuhören,
Die vom Senat gefasset wären.

Als ihn die zärtliche Mama
Aus der Versammlung kommen sah,
Empfieng sie ihn mit Druck und Küssen
Und wollte das Beschloßne wissen.

Allein er gab ihr kein Gehör —
Sie ruft ihn in ihr Boudoir,
Gab ihm Rosinen, Datteln, Feigen —
Er blieb dabey: er müsse schweigen.

Dies reizte sie noch mehr. „Der Tod,
Sprach er, „ist Plauderern gedroht:
So fern wir jemals das Versprechen,
Das wir dem Rath geleistet, brechen."

„Und mein Verſprechen haſt auch Du!"
Sprach ſie": Beim Styx ſchwör ich dir zu,
Was du mir hier wirſt offenbaren,
Soll nie ein Sterblicher erfahren."

Hier fieng der Schalk zu ſtocken an —
„Ja — wüßt ich, ſprach der kleine Mann,
„Daß dies der Fall — Ja, Sohn, ich ſchwöre
„Bey mein und aller Weiber Ehre!" —

Nach mancherlei Gedankenſtreit
Voll trüglicher Bedenklichkeit
Und ängſtlichem beſorgtem Spüren
Ob Jemand horche vor den Thüren —

Begann er, flüſternd ihr ins Ohr:
„Man trug im Rath die Frage vor: —
„Ob, — wenn ein Mann zwei Weiber nähme
„Rom der Bevölkrung mehr bekäme.

„Doch die Oppoſitionspartei
„Gab Einer Frau der Männer zwei;
„Daß der das Weiblein amüſire
„Wenn jenen Amtspflicht auswärts führe.

Der Raum verstattet mir nicht, diesen Unterschied hier näher zu untersuchen, sonst lohnte es sich wohl der Mühe, nach einer genaueren Beobachtung der thierischen Handlungen, diejenigen, deren Bestimmungsgründe und Bewegursachen wir einzusehen vermögen, von denjenigen abzusondern, wovon wir dieses nicht können; denn viele Thiere scheinen in ihrem Kreise durch Bewegmittel fortgeleitet zu werden, die ganz etwas anders sind, als Vorstellungen der Resultate, welche aus ihren Handlungen entspringen sollen.

Eine solche Auseinandersetzung würde eines Theils die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen Thier und Mensch noch sichtbarer machen, und andern Theils uns in Stand setzen, genauer anzugeben, was wir eigentlich zu wissen verlangen, wenn wir den Quellen der thierischen Kunstfertigkeiten nachforschen.

Bey einer neuen Veranlassung kehre ich vielleicht zu dieser Materie zurück, und gebe ihr alsdann die gehörige Ausführung.

W. S. L.

„Das Resultat ward ausgesetzt
„Der hatte recht, wer sprach zuletzt:
„Doch wird es nächst zur Sprache kommen,
„Wirds baliotien vorgenommen.“ —

Stracks trug sie zur Frau Nachbarin
Drusillen diese Mähre hin,
Die ließ von Delien zur andern
Sie im Vertraun ganz Rom durchwandern.

Des nächsten Tags war wiederum
Ein großes Rathsconsilium:
Und sieh! — viel Weibsvolk kam zu Haufen
Aus allen Gassen zugelaufen. —

Was ist das? sind die Weiber toll,
„Wie oder süßen Weines voll?
„Es summst ja, rief man, unter ihnen;
„Ein wahrer Schwarm gereizter Bienen —

„Man forsche diesem Unfug nach“! —
Sie sprachen All' und Keine sprach:
Doch hört man hier und da gebrochen
Von Mann und Weib, und Ding gesprochen.

Da fiel dem' Knaben angſtvoll ein,
Was wohl die Urſach könnte ſeyn.
Er trat mit Ehrfurchtſcheuen Bitten,
Ihm zu vergeben, in die Mitten.

Hier that ſein ſchlauverſchwiegner Mund
Die nothgezwungne Lüge kund,
Die er der Neugier angedrehet,
Als man vorwitzig nachgeſpähet.

Welch Lob erhielt Papirius
Von den conſcriptis Patribus:
So jung, ſo klug, und ſo verſchwiegen,
Wie gern verzieh man einer Lügen!

Auch itzt ertönte mit Gewalt
Ein Plaudite von Jung und Alt.
Man wählt ihn ſelbſt zum Senatoren,
War gleich ſein Bart noch ungeſchoren.

* * *

Zwar ſieht man noch in manchem Rath
Bartloſe Väter einer Stadt;
Auch ſolche, die in grauen Haaren
Noch ſind, was ſie als Flachskopf waren;

Und ſo verſchwiegen, ſo diskret,
Daß, was ſie in dem Kabinet,
Im engern Ausſchuß früh beſchließen
Des Abends ihre Weiber wiſſen.

Anmerkung.

Zur Bequemlichkeit der Leſer ſtehe hier folgendes Excerpt.

Mos antea ſenatoribus Romae fuit in curiam cum praetextatis filiis introire. Cum in ſenatu res major quaepiam conſultata, eaque in diem poſterum prolata eſt; placuitque ut hanc rem, ſuper qua tractaviſſent, ne quis enunciaret prius quam decreta eſſet: mater Papirii pueri, qui cum parente ſuo in curia fuerat, percontatur filium, quidnam in ſenatu Patres egiſſent. Puer reſpondet tacendum eſſe, neque id dici licere. Mulier fit audiendi cupidior. Secretum rei et ſilentium pueri animum ejus ad inquirendum everberat. Quaerit igitur compreſſius violentiusque. Tum puer, matre urgente, lepidi atque feſtivi mendacii conſilium capit: actum in ſenatu dixit, utrum videretur utilius exque republica eſſe, unuſne ut duas uxores haberet, an ut una apud duos nupta eſſet. Hoc illa ut audivit, animo compaveſcit: domo trepidans egreditur: ad ceteras matronas defert quod audierat. Perveniunt ad ſenatum poſtero die ma-

trum familias caterva: lacrimantes atque obſecrantes orant, una potius ut duobus nupta fieret, quam ut uni duae. Senatores ingredientes in curiam, quae illa mulierum intemperies et quid ſibi poſtulatio iſthaec vellet, mirabantur. Puer Papirius in medium curiae progreſſus, quid mater audire inſtitiſſet, quid ipſe matri dixiſſet, rem, ſicuti fuerat, denarrat. Senatus fidem atque ingenium pueri deoſculatus conſultum facit, uti poſthac pueri cum patribus in curiam ne introëant, praeter ille unus Papirius: eique puero poſtea cognomentum, honoris gratia, inditum Praetextatus, ob loquendi tacendique in aetate praetextae prudentiam. A. *Gellii Noct. Att. I*, 23.

IV.

Käſtners Briefe.

Dritter Brief.

Göttingen, den 2. April 1797.

Hochwürdigſter Herr Abt!

Sie erhalten hier ein paar Schriften auf den Verlauf eines halben Jahrhunderts *). Ich habe

*) Es war mitgeſchickt: 1) Das Göttingiſche Glückwunſch-

Scheibeln nie gesehn, und es ist sonderbar daß er gerade etwas in Erinnerung gebracht hat, das ich sonst nicht erwährt und daran hier niemand gedacht hätte; da es in der That eigentlich für Göttingen nicht gehört. Helmstädt kann sich mit mehr Recht darauf freuen, daß es Sie nun bald 50 Jahr besessen hat. Ich habe unlängst bei Veranlassung der Geschichte der Math. Ihre Schrift de Autolyco Pythagoreo gebraucht, und mich dabei mit Vergnügen an die vorigen Zeiten erinnert, da wir im Hoffen glücklich waren, jetzt haben wir freilich nichts weiter zu hoffen in diesem Leben.

Die Geschichte der Mathematik bringt mich oft auf Vergleichungen mit der Geschichte der Theologie. In der Mathematik werden die alten Lehrbücher, zum Theil auch Untersuchungen und Methoden nicht weggeworfen, sondern aufgehoben wie altes Gewehr, das zu seiner Zeit recht gut war, weil man jetzo bessres hat. In der Theologie wird das alte weggeworfen, und statt seiner kommt entweder was schlechteres, oder am gewöhnlichsten — und das ist noch das leidlichste, gar nichts. Manche wollen nichts positives mehr an-

Programm. 2) Scheibels Lob Christ. Wolfii. 3) Kästner, von dem klugen Kinde Kirsten.

nehmen, und nehmen sogenannte kritische Philosophie an, in der mehr positives ist, und das bei weitem nicht so deutlich und wahr als der Inhalt von Königs Theologia positiva. Ich wünsche manchmal daß sie um 40 Jahr verjüngt wären, um zu sehen was Sie dann mit den jetzigen Theologen machen würden.

Göttingen den 25. April 1797.

Vierter Brief.

Göttingen, d. 27. Sept. 1798.

Hochwürdigster Herr Abt!

Ich nehme mir die Freyheit Sie durch ein paar Einfälle an einen guten Freund zu erinnern, der in ein paar Tagen die Jahreszahl antreten wird, von der ein alter Reim über die Stufen des menschlichen Lebens sagt: Nimmer weiß.

Man hat einen Kupferstich von Maupertuis, wo er die Erdkugel am Nordpole kräftig zusammendrückt mit einer Unterschrift von Voltaire. In der That macht M. die Axe der Erde gegen des Aequators Durchmesser kürzer als andere. La Lande gegentheils giebt neuerlich die Verkürzung der Axe geringer an als andere, nur $\frac{1}{283}$ des Durchmessers des Aequa-

tors. Da fiel mir nun ein: Man könnte La Lande vorstellen, wie er das Sphäroid von Maupertuis zwischen beiden Händen um den Aequator breit und wiederum länglichter drückte: Und zur Unterschrift:

Det, quamcunque libet, terrae vis Gallica formam!
Est, quo non penetrat, nobis habitabile coelum.

In einem Buche: der Könige in Frankreich Regierung Leben und Absterben Nürnb. 1679 sind Bildnisse der Könige von Pharamund an. Es wird angezeigt, daß sich auf der Brücke U. L. F. zu Paris Bilder der Könige befunden mit jedes Nahmen, Jahrzahl und einer kurzen lateinischen Unterschrift. Es sind von Pharamund bis Ludwig XIV. vier und sechezig Könige. Nun sind noch 2 Stellen leer gewesen, in deren eine damals ein gekrönter Delphin ist gesetzt worden.

Also war noch für 2 Könige Platz, welches als Vorbedeutung kann angesehen werden. Unter Ludwig XVI. würde ich geschrieben haben: Delicta majorum immeritus luit. Und statt der Republik ließ sich die Ueberschwemmung zu Deucaliens Zeiten abbilden, mit der Unterschrift:

Omnia pontus erant, deerant quoque litora ponto,

und dazu:

Civium tremepdorum in miseros greges,
Cives in ipsos imperium est Dei.

Ueber den Vers Omnia pontus — iſt manchmal kritiſirt worden, als ſey er eine Uebertreibung. Freilich mögen ſich die Philologen wohl kein Meer ohne Ufer vorſtellen können, aber ganz hydroſtatiſch iſt es, daß ein Sphäroid überall mit Waſſer umfloſſen ſeyn kann, das ſich ſelbſt im Gleichgewichte hält ohne Ufer. So iſt es mit der Atmoſphäre die uns umgiebt. Ovid mag freilich ſo mathematiſch nicht gedacht haben, es iſt aber immer beſſer in ihn was kluges hinein zu exegiſiren, da unſere Bibelerklärer häufig was dummes weil ſie Dummheit mitbringen, herauseregiſiren, und man ihnen manchmal ſagen möchte, was Feſtus zu Paulo ſagte und Paulus nicht erwiederte, weil er wußte, daß Millionen es Jahrhunderte lang ſtatt ſeiner erwiedern würden, worunter als ein demüthiges Millionentheilchen ſich auch rechnet

Ihr

Käſtner.

V.

Uebergang vom Knabenalter zum Jünglingsalter.

Eine Vorlesung. *)

Sie erinnern sich ohne Zweifel noch des sonderbaren Zustandes der eigenen, sich widersprechenden Stimmung, in der Sie im funfzehnten, sechszehnten Jahre, bei dem Uebergange von dem Knabenalter zum Jünglingsalter waren; wie unbehaglich Sie sich

*) Diese Vorlesung ist gewiß jedem Erzieher und Menschenfreund, der die Zeichen der Zeit zu bemerken sich selbst Zeeit nimmt, aus dem Herzen gesprochen. Die Treibhauserziehung, wodurch wir 12jährige Professoren und 200jährige Idioten erhalten, thut in den obern und mittlern Ständen unglaublichen Schaden. Wie könnte damit das berühmte sera invenum Venus, coque inexhausta pubertas des Tacitus bestehn? Uebrigens gehört diese Vorlesung zu einem Gegenstück zu jenem mit verdienten Beifall aufgenommenen Werke für Mädchen, Gattinnen, und Mütter (Frankfurt, Wilmanns) wovon schon die dritte Auflage veranstaltet wird. Dieß neue Werk wird die Ueberschrift haben: für Jünglinge, Gatten und Väter und gewiß in allen den Kreisen, für welche der würdige Verfasser es bestimmte, viel guten Saamen streuen. B.

manchmal fühlten; wie oft Sie beschämt, gedrückt, in Verlegenheit gesetzt wurden, oft ohne daß man es wollte und wußte. Es ist eine wichtige Periode des Lebens; und ob ich gleich voraussetze, daß Sie schon darüber hinaus sind, so muß ich mit Ihnen doch davon reden. Ich möchte Ihnen einige Aufschlüsse darüber geben, möchte den Schleier — nicht wegziehen, aber doch etwas lüpfen, womit die Natur diese geheimnißvolle Entwicklung weislich verdeckt hat. — Es ist nur ein Schleier, durch den man durchblicken darf, den man aber nicht ganz wegziehen soll. — Sie können Erzieher solcher Knaben = Jünglinge werden. Sie selbst werden einst Kinder haben, die zu Knaben und Jünglingen heranreifen. So ist es nöthig, Sie auf diese wichtige Periode des Lebens aufmerksam zu machen.

Es ist eine Zeit, in welcher der Jüngling, besonders in vermischter Gesellschaft, keine liebenswürdige Rolle spielt, und selbst von seiner eigenen Person oft gezwängt und belästigt wird. Er wird eingeengt von einer gewissen Schüchternheit, und empfindet zugleich Schaam wegen dieser Schüchternheit, weil sich Kraftgefühl in ihm regt, weil der embryonische Jüngling wenigstens eine gewisse Ahnung von Kraft hat, die er aber noch auf keine Art, wenig-

II.

Fortsetzung des Ersten Buchs von Charmides und Theone.

7.

„Die unsterblichen Götter, so spricht Charmides, lieben den Sterblichen, welcher das Schöne liebt; denn die Götter im Olympus sind schön, und so ist alles, was sie thun. Wer sich Tag und Nacht um das Schöne bekümmert, der sucht die Götter; und diese wollen, daß man sie finde. Vor Zeiten stiegen sie zu den Menschen herab auf die Erde; izt aber reden sie mit der Seele des Menschen durch Eingebung und Träume; oder sie lassen Gedanken in seine Seele kommen, von denen man sagen muß: das sind Gedanken der Götter!“

Ich war ein Jüngling; da feyerte man den Rosenmond auf unsrem Hügel; und ich gieng, nach meiner Gewohnheit, in den Hayn der himmlischen Venus, und las zum ersten die Schrift unter dem Bilde. So gleich kamen Gedanken in meine Seele, die mir fremd waren; aber ich wurde bekannt mit ihnen, wie ein freundlicher Mann mit einem freundlichen Gaste, welchen er nie gesehen hat, auf seiner Thürschwelle bekannt wird. Nach und nach wurd' ich an diesen

ſtens in vermiſchter Geſellſchaft, zu äußern wagt. Iſt er unter Frauenzimmern, ſo wächſt ſeine Verlegenheit beträchtlich. In ihm beginnt ein dunkles Gefühl von der Liebenswürdigkeit des andern Geſchlechts, und zugleich eine Schaam wegen dieſes Gefühls. Er kann, auch ganz allein, roth werden wegen dieſes Gefühls; er ſchämt ſich vor ſich ſelbſt. Unleidlich iſt ihm der Gedanke, daß man es in ihm entdecken möge. Er thut Alles, um es zu verbergen, ſieht kein Mädchen an, würde ſie um keinen Preiß mit einem Finger berühren. Ein Donnerſchlag iſt es ihm in den Ohren, wenn er einem Frauenzimmer, auch nur aus gewöhnlicher Höflichkeit, den Arm geben ſoll. Er iſt wohl gar barſch, unartig gegen ſie, wenn ſie mit ihm reden wollen, ob er ſie gleich ganz gerne, ungeſehen, beobachtet und behorcht, und ihnen gern einen Poſſen ſpielt. Aber eben durch dieſe Furcht, durch dieſe Bemühung, ſein Gefühl zu verbergen, entdeckt er, daß er etwas zu verbergen hat. Er iſt empört in ſeinem Innern, er kann ſich kaum halten, wenn man es ihm merken läßt, daß man ihn entdeckt habe, oder wenn er es nur wähnt, ob man gleich nichts entdeckt hat. Er verbirgt ſich dann noch mehr, verräth ſich alſo immer mehr. So bald es ihm möglich iſt, entfernt er ſich aus vermiſchten Geſellſchaften, und fühlt ſich frei

und glücklich, ſo bald er heraus iſt. Dabei hat er eine paniſche Furcht, lächerlich zu werden, beſonders ſich dem andern Geſchlechte lächerlich zu machen. Dies hat für ihn ſo etwas Schröckliches, daß er, wenn anders Kraft und Muth in ihm iſt, lieber das Läſtigſte wagen würde, um keinem jungen Frauenzimmer, die er innerlich achten kann, lächerlich zu werden. Ich erinnere mich aus jener Periode meines Lebens eines Vorfalls, der mir unvergeßlich geblieben, und mir als Erzieher und Vater von mancher Seite lehrreich geweſen iſt. Es waren einige fremde Frauenzimmer in meinem väterlichen Hauſe, und der Thee wurde im Garten getrunken. Es wurde von Muſik geredet; eine der Damen ſang ein bekanntes Lied — wie es mir damals ſchien, ſehr gut. Ich konnte einige Melodieen auf der Geige kratzen, und mein Vater verlangte, ich ſollte auch ein Lied ſpielen. Eine Scharlachröthe übergoß mein ganzes Geſicht, bis unter die Halsbinde, bei dem bloßen Gedanken, daß ich vor der Dame, die ſo lieblich geſungen hatte, etwas auf meiner elenden Geige elend kratzen ſollte. Ich ſchwieg; er beſtand darauf. Angſtſchweiß brach mir aus; ich fühlte, daß es mir unmöglich ſei, und ſagte es. Mein Vater war aber nicht der Mann, der Widerſetzlichkeit von ſeinen Kindern duldete; er befahl mir alſo ernſtlich,

meine Geige zu holen. Das hieß — mich zu Grunde richten! Ich konnte es schlechterdings nicht thun. Aber, wie ausweichen? Wir standen dicht an einer Mauer, die den hochliegenden Garten an dieser Seite begränzte. Ich war fest entschlossen, die Mauer hinunter zu springen, und erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich es für ein weit kleineres Unglück hielt, ein Bein, einen Arm. oder gar den Hals zu brechen, als mich vor der Gesellschaft lächerlich zu machen. So lächerlich-empfindlich kann ein solcher Knabe-Jüngling unter solchen Umständen seyn!

Natürlich giebt ihm dies Alles, zusammengenommen, das tückische, tölpische, mussige, bärenhafte Wesen, woven dies Alter einen so plumpen Namen führt.

Indeß ist es offenbar Natur, und was Natur ist, muß uns in seiner Art heilig seyn.

Und eine, auch nur flüchtige Beobachtung, zeigt uns, was es ist. Aufgewachtes Ehrgefühl, das nicht lächerlich seyn will, und erwachtes Selbstgefühl, daß man doch leicht lächerlich werden könne; dunkles Gefühl, daß man bald in der Gesellschaft etwas seyn sollte, und deutlicheres Gefühl, daß man noch nichts

ſey. Erwachter Geſchlechtstrieb, und Schaam über dieſe, dem Jüngling ſelbſt fremde Erſcheinung. Schaam, dieſer heilige Schleier, womit die Natur das Geheimniß dieſes göttlichen und thieriſchen Triebes verhüllte. Der heranreifende Jüngling fühlt, daß er ſeine Unbefangenheit gegen das andere Geſchlecht verloren hat; daß ihm das Mädchen nicht mehr folgſame, anſtellige, feinunterhaltende Geſpielin, ſondern daß ſie ihm Mädchen iſt, und er kömmt in Verlegenheit über dieſe Entdeckung. Es iſt Jungfräulichkeit des heranreifenden Jünglings.

Alſo nichts Uebles, ſondern eher etwas Gutes! Beſcheidenheit bei erwachtem Kraftgefühl! Schaamhaftigkeit bei erwachtem Naturtriebe! wer wollte ſie ſtören?

Und wär' es nicht bedenklich, ſie zu ſtören? Beobachtung der phyſiſchen wie der moraliſchen Natur zeigt uns ohnehin, daß jede Periode des Ueberganges von einem Zuſtande zu dem andern, jede Gährung von irgend einer Art, eine höchſt delikate Periode ſey; daß man jetzt die Natur am wenigſten irren und ſtören dürfe.

Beobachtung der phyſiſchen wie der moraliſchen

Natur zeigt uns, daß jede ſolche Periode eine Geburtsſtunde höherer Entwickelung ſey; daß ſie ſchnell und mit weniger Beſchwerde vorüberrauche bei unbedeutenden Weſen, aber langſam und beſchwerlich bei bedeutenden Weſen; daß man bei ihnen am wenigſten vorausſehe, was aus ihnen werden könne.

Der Moſt, der in wenigen Jahren ſchon Wein iſt, wird nie ein rechter Wein. Er muß recht und lange gähren; er iſt ekelhaft für Geſchmack und Geruch, und eine lange Zeit ungenießbar, der Moſt, aus dem ſich der edle Rheingauer Wein entwickelt.

Er fällt leicht ab und wird ſchaal der Wein, den man in ſeiner Gährung ſtört. Verdorben für ihr ganzes Leben ſind meiſt die Menſchen, die ſich ſelbſt ſtörten oder ſich ſtören ließen in der Periode ſittlicher Gährung, der Reue und Sinnesänderung; in dieſem wichtigen Zeitpunkte, wo der Moſt roher ſinnlicher Menſchennatur zu dem edlen Weine reiner Sittlichkeit durchgähren wollte.

So ſollte man den Jüngling alſo auch in dieſer Gährung nicht ſtören! — Und doch thut man es ſo oft. Durch beſmeiſtern, deklamiren, Furcht

und Spott zwingt man den Jünglingsembryon allerliebst, oder vielmehr allerunleidlichst-artig, unnatürlich galant und ekelhafter Räsonneur zu werden, vor der Zeit die Manieren des gemachten Jünglings anzunehmen. Man reißt die Knospe gewaltthätig auf, daß sie Blume werden soll, ehe sie die Natur dazu entwickelt, und man raubt ihr Farbe, Form und Leben!

O sie sind mir ein Greuel, die an Seel' und Leib geleckte nothreife Knaben, die man durch Treibhauswärme zu Jünglingen, oder wohl gar zu altklugen, allwissenden Scheinmännern heraufgetrieben hat; die gebildeten Damen ekelhafte Süßigkeiten vorsagen, die sie über schöne Literatur, schöne Kunst und schöne Natur in nachgeplapperten Phrasen unterhalten, und mit naseweiser, aber nicht kopfweiser Incroyablesderbheit, über Bonaparte's Plane und Addingtons Schwäche, über den griechischen Chor und den Steinregen, und die gefrorne Musik, (die Baukunst nach den neuesten Bezeichnungen), und die religiöse Mythologie absprechen. Die Bedienten, die in ihren Klubbs Namen, Kleider und Manieren ihrer Herrn annehmen, *) sind mir bloß lächerlich:

*) High life below stairs, eine Facon von Murphy.

aber wen muß es nicht empören, daß man Knaben durch solche unnatürliche Künste so unheilbar verkrüppelt hat!

O man hätte sich nicht viel Mühe zu geben brauchen! Man hätte sie nur früh zu Ausschweifungen leiten dürfen, so wären sie wohl von selbst unverschämt und zudringlich geworden.

Nein, wenn Sie je einen Jüngling in dieser Periode zu behandeln haben, so schonen Sie seine Entwickelung. Zwingen Sie ihn nicht in vermischte Gesellschaft, wo es nicht durchaus nöthig ist. Setzen Sie ihn keinem Spott und keiner Verachtung aus; wenden Sie das Alles von ihm ab. Er wird es ihnen lebenslang verdanken. Zwingen Sie ihn nicht zur Artigkeit gegen das andere Geschlecht, die ihm jetzt so peinlich ist; auch nicht zu einer artigen Unterhaltung mit Männern, die ihn jetzt nothwendig in Verlegenheit setzen muß. Lassen Sie ihn still seyn, bis er von selbst redet. Bewahren Sie ihn vor alten Koketten, die ihr Netz gerade nach solchen unerfahrnen Jünglingen ausspannen, die sich ihnen ernst-mütterlich nahen, sie mit ihren Spinnenfüßen umschlingen, und ihnen allen Saft, wenigstens aus dem jugendlichen Herzen, saugen, in

ihnen durch Empfindelei und Liebelei wenigſtens alle wahre Empfindung tödten. Führen Sie ihn unter gutartige Jünglinge ſeines Gleichen, unter Männer, die ihn würdigen, ſich ernſthaft mit ihm zu unterhalten. Der friedliche Geiſt des patriarchaliſchen Lebens, der hohe Geiſt edler Römer und Griechen und der edelſte Geiſt unſerer Religion umwehe ihn aus den beſten Schriften jeder Art. Laſſen Sie es ſeyn, daß es ihm jetzt noch an dem fehlt, was man Lebensart nennt; wenn es ihm nur nicht an Feinheit der Empfindung, an Sinn für Anderer Bedürfniſſe und an Herzensgüte fehlt, ſo wird ſich's mit der feinen Lebensart ſchon geben. Ohne den erwachten Trieb, zu gefallen, iſt ſie eine Schminke, die man auflegt, die unnatürlich läßt, und durch tauſend Zufälle verwiſcht werden kann. Mit dem Triebe, zu gefallen, iſt ſie eine natürliche Röthe, die in Harmonie mit dem Glanze der Augen und mit dem ganzen Weſen ſteht, die durch Zufälle erhöht, aber nicht verwiſcht wird. „Es iſt ſehr wünſchenswerth, ſagt Rehberg *), daß die Kinder

*) In ſeiner kleinen Schrift: Prüfung der Erziehungskunſt Leipz. 92; einer Schrift, die neben mehreren Paradoxien große Wahrheiten enthält, die aber eben darum für manchen unſerer Pädagogen unangenehm zu hören ſind.

(überhaupt die Jugend) nicht zu früh in die Kenntniß dieser unbedeutenden und zu wichtigen Gegenständen erhobenen Dinge (die man zur Lebensart rechnet) eingeweiht werden. Thörichte Männer und Weiber, die nichts Höheres, vielleicht nichts Anderes kennen, als diese konventionellen Vollkommenheiten, bewundern zwar den Knaben, der sie schon früh erwarb, die kleine Puppe, in der sie ein Miniaturgemälde ihrer selbst erkennen; aber verständigere Eltern sehen darin das feine Gift, das den ganzen Charakter im Keime zu ersticken droht, und fassen einen lobenswerthen Entschluß der Selbstüberwindung, indem sie ihr eigenes Vergnügen an dem geliebten Kinde der verständigen Zuneigung zu ihm, aufopfern — — und es entfernen." Dies gilt denn vorzüglich von dem bedeutenden Zeitpunkte, von dem ich mit Ihnen redete.

Ueberhaupt wird die männliche Jugend verdorben, wenn man Knaben nicht Knaben seyn läßt, so lange sie wollen, und an dem unschuldigen Knabenleben Geschmack finden. Jedes Menschenalter, jede Stufe der Entwickelung hat ihren eignen Sinn, ihre eigne Beschäftigung, eigene Genüsse, ihr eignes Ehrgefühl und Selbstgefühl. Das Kind will seine Sinne üben, kleine Spiele spielen, auf seine Art

Beschäftigung haben; es will lieben und geliebt seyn. Der Knabe will seine Kräfte brauchen; die Natur treibt ihn, seinen Körper auszubilden. Die freie Luft ist seine Welt; er lebt im Paradiese, wenn er unter Thieren lebt. Bei dem lauten, lärmenden Spiele mit andern Knaben ist ihm wohl. Wißbegierde von mancherlei Art regt sich in ihm. Der Jüngling will reiten und jagen, gesehen werden und gefallen; seine Phantasie bedarf Beschäftigung, sein Herz einen Gegenstand, an den es sich hängen kann. Das ist Natur, so soll es seyn! Warum überspringt man denn so oft Knabenbeschäftigung, Knabenfreuden, das ganz zur Entwickelung des Menschen so nöthige Knabenleben, so viel es nur irgend möglich ist, um den jungen Menschen nur recht früh zum Jüngling heraufzudrängen? Warum leitet man ihn zu einer oberflächlichen und verwirrten Kenntniß von mancherlei Sachen, die noch nicht für sein Alter sind, die er doch einst tiefer und genauer kennen muß, die dann für ihn den Reiz der Neuheit verloren haben? — Zu einer Kenntniß, die ihn jetzt nur zu einem eingebildeten Schwätzer, und zum gründlichen Forschen vielleicht für immer unfähig machen? Warum erhält man ihn nicht bei Sprachkenntniß, Gedächtnißübungen und andern Fertigkeiten, die sich zu keiner Zeit besser, als ge-

diesen Gedanken etwas göttliches gewahr, so wie die guten Leute der alten Welt an ihren Olympischen Gästen, deren schlechte Kleidung einen gewissen inwohnenden, ewigen Glanz nicht verbergen konnte.

Nun fühlt' ich mich von einem Hauche der seeligen Götter angeblasen; angefüllt mit dem, was bey ihnen würkliche Seeligkeit, bey den Menschen Begeisterung oder süsse Schwärmerey ist; und von der Gottheit selber festgehalten. Ich lag am Altar, und durfte nicht aufstehen. Es fieng an zu dämmern; es wurde Nacht. Ich schlief ein. Der Schlummer sollte nur zu neuem Entzücken mich stärken. Als der Morgen begann, und ich halb erwachte, sah ich die Bildsäule der **Venus** mir lächeln, und hörte die **Grazie** den Nahmen **Charmides** nennen. Darauf sah' ich, wie der Hayn sich in eine grüne Wiese verwandelte, so grün, als wär' es der erste Frühling der Schöpfung; und mit Blumen bedeckt, als hätte die Blumen keine Menschenhand gesät; als wären sie auf einen Wink des allmächtigen **Jovis** hervorgesprossen. Auf der einem Seite der Wiese standen hohe Felsen; auf der andern ein kleiner Wald, von Lilien eingefaßt. Die Luft war erquickend; am Himmel färbten sich dünne Wolken in der Morgenröthe.

Und ich sah, nicht weit von den Lilien, ein Mädchen stehen. Es war die Schönheit, so wie sie einst in dem grossen Gedanken der Gott-

heit

rade in dieſem Alter bilden laſſen? Warum zieht man ihn in Konzerte, Schauſpiele, auf Bälle, in Aſſembleen, wo er Langeweile hat, ſo lang' er noch ein unverdorbener Knabe iſt, wo er ſchon verdorben ſeyn muß, wenn er Unterhaltung finden ſoll? Warum läßt man ihn nicht laufen, ſpringen, klettern, Ball ſchlagen, und ſeinen Körper in der freien Luft ausbilden, ſo viel er kann und mag? Jene Beſchäftigungen und Vergnügungen des Jünglings bleiben ihm ja doch! Er wird die Beſchäftigungen des Jünglings nie recht treiben, wenn er ſie ſchon als Knabe trieb, und die Freuden des Jünglings nie recht genießen, wenn er ſie als Knabe ſchon genoß. Und als Jüngling kann er ſich die Fertigkeiten auch mit Mühe und Anſtrengung nicht mehr erwerben, die er ſich als Knabe leicht erwerben konnte. Als Jüngling kann er die Freuden nicht genießen, die ihm als Knabe einſt großer Genuß geweſen wären. Er iſt alſo um einen Theil ſeines Knaben- und Jünglinglebens betrogen. Man wollte ihn weiſer und glücklicher machen, als die Jugend ehemals war, und man hat ihn weniger weiſe und weniger glücklich gemacht, als die mehr nach der gewöhnlichen Art gebildete Jugend iſt. Vier Becher voll Lebensfreuden ſind dem Menſchen beſtimmt, die ihm die Natur langſam nach einander reicht;

einer für die Kindheit, einer für die Knabenjahre, einer für das Jünglingsalter, und einer für das Leben des Mannes. In jedem iſt die Miſchung auf den Sinn und die Kräfte der Menſchen berechnet. Nur wenn der eine langſam ausgetrunken iſt, kann der folgende ohne Nachtheil und mit Geſchmack genoſſen werden. Man ſchiebt den zweiten zurück, reicht ſtatt deſſen den dritten hin, und glaubt, die Summe des Genuſſes vermehrt zu haben.

Das Drängen, Treiben und Uebertreiben, das Vorauskoſten, Vorausnehmen, Vorausgenießen iſt überhaupt eine Krankheit unſers Zeitalters. Man will Knabenverſtand in der Kindheit, Jünglingsbildung im Knabenalter, Mannskraft und Mannsweisheit in den Jünglingsjahren, den Himmel will man auf der Erde haben. Und ſo wird alles verſchoben, die ganze Ordnung der Natur zerrüttet. Man iſt ein Greis, wenn man ein Mann werden, man hört auf zu leben, wenn man anfangen ſollte. Wie leſeſüchtige Mädchen und Weiber bei jedem Romane und jedem Schauſpiele, das ſie in die Hand nehmen, das Ende überblicken, um vor dem Anfange zu wiſſen, wie das Ding ausgehe; ſo ſind viele unſerer Väter, Mütter, Erzieher. Dazu leiten ſie ihre Söhne und Zöglinge, und dieſe durch-

laufen dann folgsam und so schnell, wie möglich, den von der Natur vorgezeichneten Weg, den sie langsam durchwandern, auf dem sie jeden Gegenstand genau bemerken und jedes nahe Blümchen pflücken sollten. Der Mangel von Frohsinn bei unserer Jugend, den so manche Schriftsteller und Nichtschriftsteller schon bemerkten, und den Jeder, der andere Jugend kannte, so leicht bemerken kann, hat gewiß dieses Pränumerations-Leben mit zum Grunde.

Hüten Sie sich davor! Alles Uebereilte in Menschenbildung verkrüppelt das Wachsthum in der Menschennatur!

Ewald.

VI.

Bruchstück aus einem Reise-Tagebuche von T... *) 1797.

Wien.

— so hatt' ich zu St. Pölten in einer Spätstunde den merkwürdigsten Reisegefährten erbeten,

*) Es bedarf wohl kaum einer genauern Bezeichnung. Welcher Leser des Merkurs sollte nicht gleich an dem treu-

mir seinen Namen auf ein Blatt zu schreiben; er schrieb: „Gubatta, gewesener Posimeister zu Haag in Oesterreich ob der Ems.“ Als wir Tages darauf nur noch zwei Stunden bis Wien hatten, riefen ihn mir unbekannte Geschäfte ab; ich hoffte, in Wien ihn wieder zu finden, aber nie hab' ich ihn wieder gesehen, noch etwas von ihm vernommen. Er war so sehr mein Wohlthäter geworden, daß es mir Wenige glauben würden, wenn ich es erzählte! Werde glücklich, unbekannter Edler! wie man es hier unten nur immer werden kann. Vergessen werd' ich dich nicht! O Schickung, wie bringst du Menschen zusammen und trennst sie wieder!

Durch die Mariehilf-Vorstadt fuhr ich in den großen Rückkehrwagen ganz allein, bei ziemlich hellem Himmel, in Wien hinein, und ward, so häufig auch das Fahrwesen ist, doch ein wenig begafft. Ich bemerkte die Unsauberkeit der Straße, die Menge der mit schönen Pferden bereitstehenden Fiakers, die starken eisernen Vorgitter der untern Stockwerke der Häuser. Als ich über das Glacis zwischen Vorstadt und Stadt kam, und nun ah's Thor, wo ich das in

herzigen, gemüthvollen Ton den durch Jahre und Verdienste gleich ehrwürdigen Gottesgelahrten er kennen, dem diese Zeitschrift schon so manches verdankt. B.

Linz erhaltene Einlaßbillet vorwies, und den Gasthof Matschakkerhof als meinen Einkehrhof nannte u. s. w. — fiel mir bei der Ansicht so vieler ungleicher Menschen, die in den eingefaßten Seitengängen hinter, neben und vor mir nicht giengen, sondern liefen, der einfältige Gedanke ein, dies Gedränge dürfte bedeuten, die Anzahl blasender Friedenspostillione werde, wie ich Tags vorher schwatzen gehört hatte, wirklich auf diesen Abend erwartet. — Allein dies Drängen und Eilen war wahrhaftig das Gewöhnliche, wie ich hernach es fast täglich sah.

Ich kam in der Kärnther Straße bei dem benannten Gasthofe an. Jener Begleiter hatte mir gesagt, es werde bei meinem ersten Anmelden heißen, ich könne nicht da logiren; ich solle dann aber drauf bestehen, ich sey von Freunden hieher gewiesen, und verlange es, mit dem Herrn selbst zu sprechen. Ich ließ also anfragen, ob ich hier Einkehr und ein Zimmer haben könne? Man ließ mich eine Weile warten; dann bekam ich die Antwort: wenn ich ein Zimmer im dritten Stock (-Werk) mir gefallen lasse, so könn' ich hinauf gehen, sonst sey kein Platz, worauf ich sagte, so wolle ich denn eben damit vorlieb nehmen. Ich hatte Mühe, durch die im Hofe eng stehenden Kutschen und Leute durchzukommen, und da mein

Kutscher schon weg war, die rechte Treppe zu finden. —

Man wieß mir mein Zimmer Nr. 5., und nun hieß es: Was schaffens? was schaffens (Sie?) Ich antwortete: ein Paar Schalen Thee. Das war dem Kellner ein seltsames Begehren; er wiederholte: Te, Te? Nu, Te! und versprach, es zu bringen. Nach einigem Warten bekam ich's, aber Schweitzer Thee. Ich trank dann doch fast ein Paar Tassen, mehr aber nicht, weil ich weder mediziniren noch weniger laxiren wollte. Unangenehm war's genug, daß dies mein Logis und Schlafzimmer mit seinen zwei vergitterten Fenstern nur gegen einen innern Hof und Laubengang hinaus sah, mithin nur mittelbar Licht und Luft hatte, so daß nur querfeldein etwas Tag darein fiel.

Nun, ich legte meine Kleidungsstücke aus der großen Schachtel heraus in die alte Kommode; eine Magd kam, ein Bette zurecht zu machen. Ich besprach mich mit einem der Kellner über meine fehlwichtigen Dukaten; er versprach mir doch, sie mir nach Wiener Cours zu wechseln, und berechnete gleich, wie viel Gulden ich dafür bekommen könnte. Später bracht' er mir mehr als die Hälfte wieder zurück; die seyn gar zu leicht; für ein Mal wurden nur drei

gewechselt; er legte den Betrag vor mir hin an glänzend neuen Zwölfkreuzerstücken und einer Note, die ich für eine Anzeige des Werths dieser Münze ansah. Als er weg war, zählte ich nochmal, und wollte befürchten, es sey mir zu wenig gegeben; allein ein jüngerer Kellner, der bald drauf herauf kam, zählte jenes Papier, die Note, sogleich für fünf Gulden, und damit lernte ich, daß hier meistens solch Papiergeld kursire. Ich behielt sie sorgsam in der Brieftasche, gerieth aber bald wieder in kindische Unruhe darüber, daß ich beim Hineinlegen die Banknote hatte lassen eine Falte bekommen; doch bald, bei frühem Nachtessen, ward ich auch deshalb beruhigt. Ich bekam in einer guten Suppenbrühe eine Art Fleischkugeln von Größe der Wallnüsse, und guten Wein u. s. f. - Noch war mir sehr eingeschärft, ohne Fehl für die Nacht, hernach aber auch allemal bei Tage, die Thür abzuschließen, den Schlüssel hinein zu nehmen, auch inwendig scharf zu sperren. Auch dieser Ausdruck war mir fremd; ich dachte, ich werde doch nicht mit Sparren versperren sollen, die ich ja nicht einmal zur Hand hätte, vernahm aber doch, das heiße nur, den oder die innern Riegel gefliſſen vorschieben. Noch sagte mir der Junge, der abtischte, auf meine Frage: Kann man wohl Morgen leicht Jemand haben, der mich in ein Haus, wohin ich verlange, führen wird?

„Ja freilich, es giebt Lakaien, die wissen alle Gassen und Häuser — gute Nacht!" Ich legte mich schlafen, und löschte mein Licht aus, obwohl mir das sammetschwarze Dunkel unbehaglich genug war. Auch entschlief ich an Gedanken, die ich für gute und natürliche halte, so ziemlich bald.

Nach dem Morgen-Kaffee schrieb ich — neben dem Morgenpensum in meinem Reisebüchelchen — ein Billet an Herrn Superintendent Hilchenbach, an den ich mich glücklicher Weise von Linz aus addressirt hatte, um ein Einlaßbillet bei der Linie in Wien zu bekommen. Ich sagte ihm, wie mich verlange, ihm nun in persönlichem Besuche zu danken, und bat mir die Anzeige einer gelegenen Stunde aus. Ich fragte den Hausknecht, ob er es hintragen könnte? Da dieser lange nicht gieng, fragte ich einen andern auf der Stiege angetroffenen Bedienten um diesen Dienst an, der erwiederte: er sey zwar in eines hier logirenden Herrn Generals Dienst, und müsse erst dessen Geschäfte abmachen, dann könne und wolle er gar gerne mir was ausrichten. So ward es Mittag; der erstere Hausknecht kam wieder, und gieng mit meinem Briefchen. Er wisse, sagte er, diese Wohnung gar gut, sie sey nicht weit von hier. — Er brachte mir auch den Bescheid zurück, die Gemalin

des Herrn Superintendenten lasse mir ihr Kompliment machen; der Herr sey nicht mehr zu Hause gewesen, er speise bei dem Sächsischen Gesandten, aber Abends um drei Uhr, da könne ich ihn sprechen. Nun gut! —

Gegen 1 Uhr gieng ich nach den Speisezimmern hinunter. „Nur hier hinein!" rief man mir zu. Da war eine fast besetzte große Tafel; zunächst in einem anstoßenden Zimmer waren drei Tische; an einem derselben saß nur ein Herr. Da setzte ich mich auch hin. Wo mag wohl, dacht' ich, hier die Speisetax-Tabelle liegen, die hier, wie Herr G. gesagt hatte, Jedem zu beliebiger Speisenwahl vorgelegt wird. Ich sah keine. Der Vorderste von drei, vier bis fünf Herrn Kellnern, die auftrugen und aufwarteten, fragte mich frisch an: „Was schaffen's?" Ich sagte: nur Suppe, und etwa noch was dazu. In derbem Tone frägt er schnell wiederholend: „Aber so sa (g) er's, was er schafft; er muß sahen, muß schaffen, was er haben will, schaffen muß er's! — Nä — so sa' er's, was schafft er denn? 's is da nit anders." Ich weiß nicht, ob etwas oder ob nichts von mir zur Antwort floß, aber ich sah nun ein Blatt vor mir liegen, und da jener im Oestreicher Jargon fortfuhr, es stehe ja da geschrieben, genannt — so deutete ich

geschwind auf das erste Gericht, und nach diesem heischte ich noch eins, hatte aber von der Beschulungs- oder Ausputzer-Rede das Wenigste verstanden. — „Schaffen's noch was?" ward ich etwas später nochmals gefragt. Da verlangte ich eine Weintraube, oder sonst eine gute Herbstfrucht, Birne oder so was. — „Dat is hier nit üblich." Aber dagegen warf er mir wieder ein halb Dutzend Anbietungsfragen mit dialekter Klarheit an. — Dies wird wohl etwas vom Gebäcke zum Nachtische seyn, meinte ich, und gab sogleich mein Ja, damit er gienge. Er bückte sich ein wenig und lief wieder Andern nach. Endlich, nach fast einer halben Stunde, da mich die Sache wechselsweise amüsirt und geärgert hatte, kamen noch ein Paar große gebratene Vögel, die denn wohl der Hauptartikel meiner Zeche, die sich auf 47 Kreuzer belief, werden gewesen seyn, wo ich etwa 16 zu verzehren gesonnen war. Ich zahlte und gieng auf mein Zimmer.

Um drei Uhr spätstens hatte ich mich auf der Polizei zu melden. Dann erbat ich abermals den Hausknecht, daß er mich zu Herrn Superintendent Hilchenbach hinführe. Auf fünf Uhr war er bereit; im Hingehen bemerkte ich die erstaunliche Menge feil gelegter Waaren, und fragte, ob es jetzt eines Jahr-

heit da gewesen ist, als diese das erste Mädchen zu schaffen beschlossen hat.

Auf einmal tönten die Wolken, und aus der Morgenröthe kam eine Stimme. Jeder Zweig des Waldes und jede Blume der Wiese sayen, mit gleicher Süßigkeit, sie zu wiederholen; und die Stimme sang:

Geht aus, ihr holden Blicke!
Vollendet unsre Welt.
Es werde die Nacht des Grabes erhellt.
Euer Lächeln schmücke
Den Boden, wo die Unschuld fällt;
Euer Lächeln entzücke
Die trauernde Welt.

Alles um das Mädchen her wurde Gesang; aber das Mädchen vernahm die Stimme nicht. Es blieb in seiner vorigen Einfalt; und gieng schüchtern über die Wiese.

Da bebten die hohen Felsen; und es ward ein Geschrey; und die Felsen riefen:

Empörung und Krieg
In Seen und Lüften!
In Seen und Lüften
Blutiger Sieg!
Zwischen Gewürmen in den Grüften,
Und zwischen bepanzerten Heeren Krieg!

marktes wegen so sey, er wollte mich aber von dieser irrigen Vermuthung gänzlich heilen, mit der Versicherung, so sey's durchaus in Wien das ganze Jahr durch. Ich erfuhr denn doch, die ausnehmende Menge der Kramläden (auch für Kleinhandel) rühre daher, weil es Jahrmarkt sey. Hier wird für die Ehre der Kaiserstadt eifersüchtiger gesorgt, als man meinen möchte. Uebrigens sagte der Hausknecht, es gäbe daheim viel zu thun, er könne nicht auf mich warten zum Zurückführen, ausser ich mäche es kurz. Nun ja, ich wolle ihm nichts zumuthen — und gab ihm, als wir dort waren, auf der Laube eins der glänzenden Zwölfkreuzerstücke, das er aber sehr scheel anblickte; es war auch wenig, ich gesteh' es, doch sollte es auch nur für den kurzen Weg seyn.

Beim Herrn Superintendenten zeigte sich gleich aus seinen und meinen Aeußerungen, daß ich durch Verwechselung hierher gekommen war; ich bat es ab, nahm sein gefälliges Anerbieten an, mich von ihm (dem lutherischen) zum reformirten Herrn Superintendenten hinüber begleiten zu lassen. — Nun war ich am rechten Orte. Beide diese Herren wohnen vornehmer und bequemer, als wir Schweizerische Geistliche, auch wenn wir Decane, Kirchenräthe oder Kanonici sind.

Dieser letztere Herr zeigte nun nochmals, (so wie in seiner gefälligen Antwort nach Linz), daß er mir nicht Herberge bei sich anbieten könne. Mein erstes, nicht ohne Stottern Vorgebrachtes, wiederholte eine Art Entschuldigung und Erklärung meines mir selbst befremdlichen Erscheinens in Wien, mit beigefügter Versicherung, ich hoffe, Herr H. könne und werde etwas für mich thun. Hierbei eröffnete mir aber der Herr Superintendent, er habe meinen von Linz geschickten Brief an jenen Herrn noch gegenwärtig beihanden, aus zufälligen Gründen u. s. w. Es war nicht meine Sache, die Gründe dieser Unterlassung untersuchen zu wollen, auch schwätzte ich etwas Unnöthiges über etwanige Hintansetzung würdiger Männer und guter Kirchen- und Schulanstalten an einem neuen Wohnorte, über welchen man doch sonst froh sey — indessen seyen doch Herren Hottingers sonst sehr respektable Leute. Herr H. äußerte hiernächst, er zweifle fast gar nicht, dieser Herr H...r sey in der Graf Friesischen Fabrik zu erfragen, da wollen wir ihn gleich Morgens aufsuchen und wohl finden. Weiter ward mir hier angezeigt, auch Hrn. Kustos Michaeler sey mein Brief durch ihn zugestellt worden, der eine halbjugendliche Freude darüber bezeugt, und ein Verlangen habe, mich zu sehen. Dahin müsse und wolle er mich auch führen: ein ge-

wisser Graf von desselben Mannes Gesellschaftskreise wolle mich auch sehen. Dann fing er (H. H...ch) an, von Herrn Füssli aus Zürch zu sprechen; von diesem müsse ich ja wohl wissen, und der werde sich freuen, von mir besucht zu werden; Morgen wolle er mich hinführen u. s. w.

Hier ungefähr fieng ich an, zu eröffnen wie sehr ich verlange, in seine Predigten zu kommen. Ich hatte dabei allerdings den Gedanken und Wunsch, das dürfte mir am natürlichsten den Weg zu einigen Bekanntschaften in Wien bahnen. — Allein hierauf versetzte er, mir ziemlich befremdend: am nächsten Sonntag könne ich ihn nicht hören, weil ein andrer Prediger bestellt sey. — Ich wagte darauf, ihn dringend zu bitten, er möchte mir zu etwas Beschäftigung behülflich seyn; gerade dieser Tag sey mir beim Müßigseyn schon lang genug geworden, Alles werde mir beliebig und willkommen seyn, was er mir diesfalls vorschlagen oder an die Hand geben werde. — Mit einem eigenen freundlichen Lächeln fragte er mich, was für Beschäftigung ich etwa meine? Zu Lesen wolle er mir für den Anfang und zum Zeitvertreib Bücher geben. — Ich erwiederte, wie dankbar ich das erkennen und annehmen wolle: aber wenn es mir irgend etwas mit jungen Leuten zu thun geben

könnte, oder daß ich Jemand zur Unterhaltung besuchen — etwa bei einer alten oder kränkelnden Person nur für Einmal seine Stelle versehen, oder etwa bei einem Herrn, z. B. Vorleser, von ihm empfohlner Gesellschafter auf ein Pröbchen hier seyn könnte. — Er lächelte wieder mit der Gegenanmerkung: „Sie werden nicht hier bleiben; Sie werden wieder heim reisen; da könnten dergleichen Versuche oder Besuche ja gar nicht fortgesezt werden; denn es wäre immer nur für gar kurze Zeit." Ich hörte dies mißmuthiger an, als ich es in meinem Gesichte lesen zu lassen Lust hatte, und dachte, ob wohl schon eine Art Vorbedeutung meines weitern Reiseschicksals von mir sollte anerkannt werden. Er anerbot mir nochmals Bücher, die mich ein wenig instruiren könnten, mich in Wien umzusehen; nannte sogleich Nicolai Reisebeschreibung, die sey hierzu dienlich; er suchte sie gleich, und langte sie von einem hohen Büchergestelle herunter. Dann etwa Cella, so hieß, glaub' ich, der andre vorgeschlagene Wegweiser durch Gassen und Vorstädte. — Der Bediente müsse mir gerade diese zwei, oder wenn ich mehr wollte, in den Gasthof nachtragen. Er bemerkte hierbei etwas von ungerne verzögerter besserer Rangirung der Bibliothek, die mir als eine sehr ansehnliche Sammlung und Aufstellung vorkam, nicht ohne schönen Schreibtisch,

Büchertreppe, an die hohen Wände zu steigen, Atlas, Globus; hätten nur dergleichen sonst interessante Sachen in einer für mich ahnungsvollen, bald entscheidenden Stunde einigen Eingang in meinem Kopfe oder Herz finden können! Gerührt, ein wenig beklemmt, doch aufrichtig dankend hörte ich noch aus des Herrn Superintendenten Munde, wie leid es ihm thue, daß er mich nicht lange unterhalten oder diesen Abend vergesellschaften könne, da er noch vor 7 Uhr einige Briefe zu vollenden und fortzuschicken habe.

Weil ich doch hier so umständlich worden bin, so will grad' auch das noch nachholen, daß am Morgen dieses Tages der Regen, und hingegen Mittags der Sonnenschein auf mein Gemüth etwas mehr Einfluß zu düstern und dann heitrern Ideen hatte, als bei einem denkenden Manne vorkommen sollte; daß bei der Mittagsmahlzeit im äußern Theile des Saals Tafelmusik gespielt war, wofür der herumgehende Teller auch in dem innern geboten ward, wo wir doch nur schwache Mithörer seyn konnten; — daß Krämerinnen mit Galanterieschachteln hereinkamen, die ungern hörten, man kaufe nichts, und andere solche merkwürdige Umstände, allen Reisenden bis zum Verdruß bekannt, mir doch halb neu, wobei mir noch das, wie ich glaube, mit Grunde befremdete, daß

wie ich ſicher wußte, der Friede geſchloſſen war; und doch unter den Tiſchgenoſſen und Andern kein Wörtchen davon verlautete. —

Nach der Heimkunft von meinem erſten Ausfluge befand ich mich wieder in meinem dunkeln Zimmer, beſtellte mir Licht und Nachteſſen, befand mich aber ziemlich ſchlecht beratlen und den erſten Hoffnungsglimmer, (nämlich daß ſich dieſen Abend ſchon etwas nähere Auskunft über mein kürzeres oder längeres Fortleben in Wien hervorthun werde), fand ich ſo gut wie erloſchen. Die Erwartung, gleich von der erſten Herberge aus mein Manuſcript bei Herrn Rézer um einiges Geld anzubringen, konnt' ich wohl beibehalten; aber ich hatte doch nun noch keinen Schritt hier dafür thun können, und ihre Wahrſcheinlichkeit kam mir ſo oft klein wie groß vor. Ich mußte mich von neuem an das halten, womit ich mich bis hieher getragen hatte. Doch entſchloſſen war ich: Morgen muß mehreres verſucht, erfragt — gethan werden.

Uebrigens ließ ich mir aus einem Grunde, der dieſem Jahrstage als einem nicht der beſſern meines Lebens eigen war, doppelt gefallen, er müſſe nun eben einer der dunklern ſein; — verordnete mithin, man

ſolle mir auf dieſe Nacht einzig etwas Suppe geben, nebſt einem Glaſe Waſſer. Ich muß es rühmen, dies Waſſer wurde mir ſo höflich und freundlich herauf gebracht, als man ein köſtliches Nachteſſen hätte bringen können. Auch etwas Brod bekam ich, ließ mir's belieben, machte mich innerlich rund und feſt, und ſchlief, das Licht gelöſcht, die Thüre geriegelt, ordentlich ein.

Auf den folgenden Tag war mir vom Herrn Superintendent H. ein Beſuch im Gaſthofe verſprochen, nur nicht früh.

Ich ſann am Morgen wieder über den geſtrigen nach; dieſer Herr ſey wohl weiter mir zu rathen bereit, aber kenne mich gar nicht, habe einzig Lavatern nachgefragt; Verbindlichkeit habe ich ihm mehr als genug dafür, daß er mir von Linz herunter geholfen. Worin ihn auch ſeine Stelle etwa hemme, wiſſe ich nicht; ſo gefällig ſey er auch bereit, mir Hrn. H...r aufſuchen zu helfen.

Weiter dacht' ich: Herr Rözer muß doch deinen Brief empfangen haben, und ſein Buchladen muß leicht zu erfragen ſeyn, da die Nummer gedruckt auf der ſchönen Weverſchen Predigt (vom Nutzen des Un-

glücks) steht; — so will ich denn meine Bogen möglichst druckfertig machen. Ich gieng frisch an die Arbeit, schrieb — schaute einen auf gut Glück auf ein Blättchen hingekritzelten Titel an, den ich im Druck dem Dinge geben könnte; er gefiel mir nicht recht. Ich sagte zu mir: dein Zutrauen zu Gottes angerufner Vorsehung ist doch zuletzt und zuerst für nur mehrige Auskunft deine Hoffnungsquelle. — Gut! so muß er heißen: Glaubens-Reise. Vielleicht kann ich die Bogen heute noch heften lassen. Inzwischen berichtigte ich auch die erste (und fast letzte) Gasthofsrechnung, 2 Fl. 15 Kr. — Da ich über den Zimmerpreis ein wenig Verwunderung äußerte, nämlich für 2 Tage mit Licht 1 Fl. 4 Kr., so vernahm ich, auf dem untern Stock werde für jeden Tag ein ganzer Gulden bezahlt. — Klar war's: das Uebrige sey wohlfeil, aber für mich würd' es bald zu theuer seyn. —

Es klopft Jemand; ich öffne: da sey ein höchst kenntliches Bildniß des Kaisers — mir thue es sehr leid, allen diesen Anpreisungsgründen entgegenstellen zu müssen, ich könne es nicht kaufen. — Klopft wieder Jemand, hat ein Kollektenpatent für Ungarische Abgebrannte, ich gar sehr wenig — es war mir leid. Klopft wieder Jemand; oho! dies ist der Hausbe-

diente des Herrn Superintendent H., der mir sagen läßt, gleich in wenigen Minuten wolle er auf meinem Zimmer seyn. Ich war gerührt, daß er so bald kam. Er machte zuerst ein Paar Bemerkungen über mein Befinden in diesem Zimmer, gab mir den Rath eines Erfahrnen — dann hängten wir das Mahlschloß ein; — ich wolle mich führen lassen, wohin es ihm zuerst beliebe — also zu Herrn Füssli.

Im Hingehen, nach etwas Spaßhaftem, das ich erzählte, rieth er mir im Ernst, da müsse ich nicht lange bleiben, und da ich mich begierig und bereit erklärte, zu vernehmen, was zu thun sey, so sagte er: (o wüßte ich's nur noch genauer!) wenn nicht Herr F. oder H., oder irgend Jemand was Besseres wisse, so habe er schon selbst ein wackeres Weib befragt, was etwa für ein Stübchen für mich zu beziehen wäre — die habe von einem solchen geſprochen, bei ihrer Schwägerin, das könnte ziemlich bald für mich geräumt und bereit seyn; da wäre ich nicht fern von seiner Wohnung, könnte mir, wie das in einer solchen Stadt nicht selten sey, um jeden täglich beliebigen Preis lassen zu essen bringen, das Zimmerchen einfeuern. — Das war gerade, was ich wünschte. — Freilich war's hinzu gesetzt: Vielleicht hören wir noch diesen Vormittag noch etwas Besseres für dies Bedürfniß. — —

Und jetzt, da ich dies schreibe, sechs Jahre später abschreibe, was bin ich? wo stehe ich in Gottes Haushalt? Wer bin ich? Will's Gott nicht unerkenntlich, nicht im Ganzen ein Thor; Niemand hat über mich zu klagen Ursache. —

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Fortgesetzte Korrespondenznachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur.

Ungarn, im Juni 1803.

Die treffliche Ungarische Zeitung Magyar Hirmondó genannt, die unter der Direktion des Herrn von Görög in Wien herauskam, und durch ganz Ungarn wegen der Belehrung und Unterhaltung, die sie gewährte, mit Beifall gelesen wurde, hat leider nach Ablauf der durch ein kaiserl. Privilegium bestimmten Zeit aufgehört. Daß das Privilegium für die Fortsetzung derselben nicht erneuert wurde, geschah durch Kabalen der Neider und Feinde Görögs. Der Magyar Kurir des D. Decsy, der auch in Wien erscheint, steht dem Magyar Hirmondó weit nach. — Demeter von Görög ist wegen Kabalen seiner Feinde

Da bewegte ſich der Wald, und die Lilien bewegten ſich; ein Lied wurde gehört; und die Töne des Liedes antworteten:

Aber ſüſſer Friede hat
Das Mädchen geſchaffen.
Es redet im Lärm der Waffen:
Dann wird die Stimme des Würgers matt,
Süſſer Friede hat
Das Mädchen geſchaffen.

Die Stimme der Felſen:

Giftige Becher
In des Freundes Hand!
Und Verräther, und Verbrecher
Gekleidet in weiſſes Gewand!

Die Stimme des Waldes:

Aber das Auge der Schönen
Iſt ohne Schuld.
Es ſoll die Tugenden verſöhnen;
Es ſoll an Menſchenhuld
Die Seele gewöhnen.
Auf ihren Lippen iſt Geduld;
Ihr Athem iſt Liebe; das Auge der Schönen
Kan die rächenden Götter verſöhnen.

Die Stimme der Felſen:

Olymp und Götter:
Eile Mahnen für den Spötter!

Ein

nicht Erzieher des Ungariſchen Kronprinzen geworden, (wozu er bereits vom Kaiſer beſtimmt war), ſondern bloß Erzieher des zweiten kaiſerlichen Prinzen Joſeph Franz Leopold. Der Kaiſer erklärte dennoch gegen die Beſchuldigungen der Feinde Görögs, daß er ihn als einen ehrlichen Mann kenne.

Zum Gouverneur des Kronprinzen iſt nun der Hofſekretär und Hof ücherenſor Anton Simon, ein Böhme, ernannt.

D. Lübeck in Peſth iſt geſonnen, ein patriotiſches Tageblatt für Ungarn, nach dem Muſter des allgemein geſchätzten Brünner patriotiſchen Tageblattes, in teutſcher Sprache heraus zu geben. Wir wünſchen ihm von Herzen zu dieſem patriotiſchen Unternehmen die nöthige Unterſtützung. Würde er zugleich eine Ungariſche Ueberſetzung veranſtalten, ſo würde er ſich um ſein Vaterland noch verdienter machen. Eine ſlaviſche Ueberſetzung, die freilich auch ſehr nöthig wäre, würde ſchwerlich, trotz der großen Zahl von Slaven in Ungarn, hinlängliche Leſer finden.

Samuel Bredetzky's (dritten Predigers bei den Augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten in Wien) „Beiträge zur Topographie des Königreichs Ungarn"

(Wien, bei Camesina, mit Kupfern und einer Karte. 165 S. 8.) *), und der zweite Band von Wächters und Cleynmanns Allgemeiner praktischer Bibliothek für Prediger und Schullehrer, (Wien, bei Camesina) sind bereits erschienen. Der Aufsatz über unsern in Teutschland lebenden Landsmann, Jakob Glatz, in letzterm Werke, der auch ein vollständiges Verzeichniß seiner herausgegebenen zahlreichen Schriften enthält, wird gewiß auch die vielen Leser seiner Schriften in Teutschland interessiren. Die interessante Abhandlung über die protestantischen Schulen in Ungarn, ist auch einzeln gedruckt bei Camesina zu haben.

Unter den teutschen aus Ungarn gebürtigen Dichtern in Wien verdient, außer den im N. T. M. (1803. April. Korrespondenznachrichten aus Wien) bereits rühmlich erwähnten Dichter und Literator von Gruber, noch ein anderer Namens Karl Unger (aus Rißdorf im Zipser Komitat) gemerkt zu werden. Außer seiner Sammlung von Gedichten (Wien bei Anton Pichler)

*) Dieses Werk hat der Verleger mit einem weit gefälligern Gewande ausgestattet, als sein Vorläufer das topographische Taschenbuch für Ungarn hatte, und es dürfte schon deswegen von Ausländern mehr gesucht werden.

Anm. d. Eins.

„Ungers Feierabende" (Wien 1799.), hat er in dieſem Jahre noch folgende Werke herausgegeben. „Mythologiſche Briefe über Amors Schickſale. Eine allegoriſche Erzählung von J. C. Unger, mit Kupfern." (Wien, bei Anton Pichler. 8) und „J. C. Ungers Reiſe durch Oeſterreichiſche und ſteiriſche Gebirgsgegenden mit Kupfern und Karten."*) (Wien, bei Anton Pichler. 8). — Unter den übrigen Ungariſchen Schriftſtellern in Wien verdient, außer jenen im Merkur ſchon öfters angeführten Konſiſtorialrath und Hofbücherceſor Chriſtian von Engel, Konſiſtorialrath Wächter, und Samuel Bredetzky, noch Dr. Wagner eine ehrenvolle Erwähnung. Schade, daß er ſeine trefflichen „Beiträge zur philoſophiſchen Anthropologie" (2 Bände. Wien, bei Stahel.) nicht fortſetzt. Der um ſein Vaterland ſehr verdiente Korabinßky, (Verfaſſer des hiſtoriſch-geographiſchen

*) Beide Werke zeigen von einem vielfach gebildeten, zart empfindenden und das Empfundene lieblich ausſprechenden Geiſt und erwerben dem auch um die Pädagogik wohlverdienten Verfaſſer eine ehrenvolle Stelle unter den bildenden Schriftſtellern ſeiner Nation. Die kleine Reiſsbeſchreibung iſt voll feiner Winke über Natur- und Menſchenkunde jener romantiſchen Gebirgsgegenden und verdient auch außer den öſterreichſchen Staaten gekannt zu ſeyn. Von Karl Unaers ſittſam fröhlicher Muſe ſoll das Aprilſtück des Merkurs eine Probe geben.

M.

und Produkten-Lexikons über Ungarn), hat bereits den Anfang mit der Herausgabe seiner kleinen Komitatskarten von Ungarn gemacht. Schade, daß er ein zu kleines Format für die Karten wählte! Der gelehrte Ludwig von Schedius arbeitet an einer Geschichte der Ungarischen Literatur. Von so einem Manne, als Schedius ist, läßt sich ein klassisches Werk erwarten, wofür ihm auch Ausländer sehr verbunden seyn werden. Der Wissenschaften und Künste in seinem Vaterlande unermüdet befördernde Graf Franz Szécsényi (l. Setschenji) ist im April von der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen zum Ehrenmitgliede aufgenommen worden. Der ehrwürdige Sekretär dieser Societät, der geheime Justizrath und Professor Heyne, hat das Diplom mit einem Schreiben an den Graf begleitet, das sowohl seine große Humanität, als seine Schätzung um Gelehrsamkeit und Kultur verdienter Ungarn an den Tag legt. — Der große Ungarische Astronom, Freiherr Franz von Zach in Gotha, nimmt eine neue Gradmessung von 5 Grad in der Breite und 6 Grad in der Länge vor. *) Der Hauptpunkt hiervon ist die Sternwarte Seeberg. Diese Gradmessung wird un-

*) Ein herrliches Unternehmen, wovon in dem ersten Monatsstücke der monatlichen Correspondenz (Gotha, Becker) befriedigende Nachricht gegeben ist. R.

ter andern auch dazu dienen, endlich eine genaue trigonometrische Karte von Teutschland zu erhalten, die mit in die Teutschen einem Ungarn werden zu verdanken haben. Möchte nur nicht der neue Krieg diesem Unternehmen Hindernisse in den Weg legen!

Die Protestanten in Oesterreich werden von der Regierung viel mehr begünstigt als die Protestanten in Ungarn. In Oesterreich weiß man nichts von solchen Beschwerden über Verfolgungen und Kränkungen durch Katholiken, um deren Abstellung die Protestanten in Ungarn so häufig die Regierung angehn. Den Protestanten in Oesterreich dienen die Konsistorien zum größten Vortheil, die leider in Ungarn mangeln, obgleich nach den Religionsgesetzen die Regierung die Erlaubniß zur Errichtung derselben nicht verweigern sollte. —

Die Schrift de indole et conditione rusticorum in Hungaria (deren Verfasser ein sehr humaner und patriotischer Edelmann ist), deren Druck die Ungarische Censur in Pesth nicht erlauben wollte, soll nun, wie ich vernommen habe, in Teutschland erscheinen. Bis jetzt ist dem schändlichen Nachdruck in Oesterreich und Ungarn noch nicht gesteuert worden. Die Nachdrucker geben sich noch ungescheut auf dem Titelblatte als Verleger der gestohlenen Waare an.

Die drei ersten Stücke des N. T. M. von diesem

Jahrgange ſind, ſo wie einige des vorhergehenden Jahrgangs, von der Wiener Cenſur verboten, und werden nur zu eigenem Gebrauch erga ſchedam (gegen Revers) gegeben. *) Die für Oeſterreicher anſtößigen Artikel ſind die Aufſätze über Ungarn und Baiern. — Profeſſor Grellmanns ſtatiſtiſche Aufklärungen über Oeſterreich ſind mit Beifügung des „nec erga ſchedam concedatur“ verboten worden.

In kurzer Zeit ſind von einem Ungariſchen Dichter treffliche anakreontiſche Lieder in Ungariſcher Sprache zu erwarten. Referent kennt bereits einige aus dem Manuſcripte. Das in Leutſchau mit Bewilligung des Cenſors gedruckte Jus naturae des Profeſſor Fuchs findet jetzt die Ungariſche Statthalterei wegen der darin herrſchenden Kantiſchen Principien anſtößig und will es verbieten. — In der Ungariſch geſchriebenen Literärgeſchichte bis zur Erfindung der Buchdruckerei, von Profeſſor Budai in Debretzin **) läßt ſich der ehemalige Schüler Heyne's nicht verkennen. Die Griechiſche und Römiſche Literatur iſt darin vorzüglich ausführlich und gut abgehandelt.

Die im N. T. M. (April 1802) angekündigte

*) Tantaene animis coeleſtibus irae? B.

**) Régi Tudós Viláy Hiſtoriaja. (Geſchichte der alten gelehrten Welt) Debretzin bei Michael Szigetzy 690 S. 8. Preis 2 Rfl. 30 Kr.

Beschreibung des ökonomischen Instituts zu Sarskoe Selo von Feschedik und Molnár ist noch nicht erschienen, und wird nun in Teutschland (wo der Absatz gewiß stärker seyn wird als in Ungarn) gedruckt. Das ökonomische Werk des Pethe: „A'pallérozott Mezzei Gazda (der verfeinerte Landwirth), von welchem auch bereits eine Teutsche Uebersetzung versprochen wurde, ist auch noch nicht erschienen.

Die ausführliche Abhandlung über den gegenwärtigen bedrückten Zustand der Protestanten in Ungarn, die in D. Ständlins Magazin für Religions- Moral- und Kirchengeschichte (Hannover bei Hahn) erscheinen wird, wird mit der ersten sichern Gelegenheit nach Teutschland geschickt werden. Sie enthält einen Auszug der Religionsbeschwerden aus einer dem Kaiser Franz II von den Protestanten in Ungarn eingerichteten sehr freimüthigen Bittschrift, die aber keinen günstigen Erfolg hätte *). Die darin geschilderten Bedrückungen der Protestanten, und angeführten Beispiele fanatischer unverschämter Verfolgungswuth katholischer Eiferer in Ungarn erregen Schaudern.

*) Aus dieser Bittschrift ist bereits ein gedrängter Auszug im dritten Bande von Greilmanns statistischen Aufklärungen über die Oesterreichische Monarchie S. 25 bis 92 enthalten. Anm. d. Eins.

Referent macht auf dieſe Schrift Hiſtoriker und Kosmopoliten aufmerkſam.

Zu den von dem großen Kaiſer des Ruſſiſchen Reichs Alexander neuerrichteten Univerſitäten, iſt auch bereits ein Ungar (nämlich Michael Patuzyanßky Profeſſor der Polizei- und Kameralwiſſenſchaften und des Kurialſtils an der königl. Akademie zu Großwardein, zum Profeſſor derſelben Wiſſerſchaften an der neuen Univerſität zu Petersburg) berufen worden.

An dem berühmten Käsmarker Lyceum, iſt jetzt auch ein Fond zur Anſchaffung der nöthigen mathematiſchen und phyſiſchen Inſtrumente errichtet worden. Als Präfekt des Käsmarker Erziehungsinſtitutes (Vergl. darüber N. T. M. 1802 April.) iſt jetzt Karl Georg Rumi, vormals Mitglied des philologiſchen Seminariums, und der humaniſtiſchen Societät in Göttingen, berufen worden. Er wird zugleich am daſigen Lyceum als Adjunkt, Vorleſungen über einige Wiſſenſchaften halten.

Die in Ungarn neuerrichtete gelehrte Geſellſchaft zur Beförderung der Naturkunde, Oekonomie und Medicin (S. N. T. M. Juli 1802.) hat bis jetzt ihre Sitzungen noch nicht eröffnet, weil der Kaiſer ſie zu

beſtätigen noch nicht geruhte. Der Palatin hat das ihm übertragene Protektorat der Societät nicht ausgeſchlagen. — Das theoretiſch-praktiſche ökonomiſche Inſtitut, Georgikon in Keßthely, deſſen treffliche Einrichtungen ich nun aus eigener Anſicht kenne, gewinnt immer mehr an Vollkommenheit. Schon wird es auch von Ausländern z. B. Schwaben beſucht. Schade nur, daß dieſem der Lateiniſche Vortrag einige Hinderniſſe in den Weg legt. Auch Söhne einiger Magnaten (z. B. jetzt ein Graf und Freiherr) huldigen im Georgikon der Ceres, und lernen die Landwirthſchaft ſchätzen und befördern. Mit Recht wünſchte der Hofrath und Profeſſor der ökonomiſchen Wiſſenſchaften auf der Univerſität zu Göttingen in den Göttingiſchen Anzeigen (April 1803) in ſeiner Recenſion der Beſchreibung des Georgikons, die der Göttingiſchen Societät der Wiſſenſchaften von ihrem correſpondirenden Mitglied, Asbóth, Profeſſor der Oekonomie im Georgikon zugeſchickt wurde; daß in Teutſchland ähnliche Inſtitute errichtet würden, von denen man mehr Nutzen erwarten könnte, als von dem ganzen Heer der ökonomiſchen Schriftſteller in Teutſchland. — Der edle Stifter des Georgikons, Graf Georg Feshetits von Jolna verdient in der That das Lob, das ihm in einem beſondern Aufſatz im N. T. M. Juli 1802 ertheilt wird. Sein adeliches Konvikt in

Keßthely iſt auch trefflich eingerichtet, nicht minder ſeine Muſik- und Zeichenſchule. Ueber die Fortſchritte der Muſikſchüler in der Muſik auf den verſchiedenſten Inſtrumenten und im Geſang (es wird Teutſch, Ungariſch und Italieniſch geſungen) muß man ſich wirklich wundern. — Der Wirthſchaftsadminiſtrator und Profeſſor der Oekonomie, Johann von Asbóth iſt raſtlos bemüht, ſeine Plane zur Vervollkommnung des Georgikons auszuführen, was ihm auch ſehr gut gelingt. Wegen ſeiner ſeltenen Humanität wird er allgemein geſchätzt. Man hat von ihm in einigen Jahren ein ausführliches Werk über die Landwirthſchaft in Lateiniſcher Sprache zu erwarten. An der Peſther Univerſität läßt unſre Regierung jetzt auch ein theoretiſch-praktiſches ökonomiſches Inſtitut errichten.

Die angeblich von mehrern Ungariſchen Gelehrten aufgegebenen Preisfragen *), die im Intelligenzblatt der Jenaiſchen Literaturzeitung (1803. Nr. 1.) und in andern Zeitſchriften ſtehen, und deren Beantwortungen laut der Ankündigung, die die Peſther Univerſität beurtheilen ſollte, verdanken ihr Daſeyn wohl nur einem einzigen. Wenigſtens iſt es falſch, daß

*) Z. B. ob Ungarn ſo wie England und Rußland Mäcenaten habe? u. ſ. w.

Ein Gaukelspiel das schlagende Meer;
Ein blosser Schall das laute Wetter!
Und die jauchzenden Hügel umher;
Die Knospen im Hayn; im Sonnenglanz die Blätter
Ohne Wunder für den Spötter,
Und von aller Gottheit leer!

Die Stimme des Waldes:

O der Himmel ist voll Götter:
Denn wo sonst das himmlische Mädchen her?
O der Himmel ist voll Götter;
Und sie nährt Ambrosia:
Denn das liebliche Mädchen ist da!

Die Stimme der Felsen:

Was hilft den Söhnen der Erde
Des Olympus Macht,
Wenn der kleinen verlassenen Heerde
Jovs in seinen Wolken lacht?

Die Stimme des Waldes:

Er liebt die Söhne der Erde:
Wohlthun ist des Mädchens holde Gebeerde;
Sphärentanz, und Göttergenuß,
Und ein Jubel ist des Mädchens Kuß!

die Ungarische Universität zu Pesth irgend einen Antheil daran hat, wie auch bereits der Senat der Universität in öffentlichen Blättern erklärt hat. — Man hat jetzt in Ungarn viele Hoffnung zur baldigen Errichtung eines Lehrstuhls der Böhmischen Sprache und Literatur in Preßburg, wozu sich bereits vor drei Jahren eine Gesellschaft slavischer Gelehrten in Ungarn verbunden hatte. Es fehlt nur noch eine Summe zu den dazu erforderlichen Fond.

Doch für jetzt genug von literarischen Nachrichten über mein Vaterland, dem Sie theuerster Freund im Teutschen Merkur einen besondern Artikel zu widmen, so gütig sind.

VIII.

Kunstnachrichten.

I.

Ueber den großen Diebstahl in der Nationalbibliothek in Paris.

Paris den 3ten Ventose XII.

In dem Moniteur vom 2 Ventose werden Sie die weitläufige Nachricht von dem Diebstahl gelesen haben,

den, welcher in der Nacht vom 26 auf den 27 Pluviose in dem Antikenkabinet der Nationalbibliothek begangen worden. Offenbar iſt es, daß die Diebe, welche, wie man aus allem ſieht, ihr Handwerk meiſterhaft verſtanden, nicht für eigene Rechnung geſtohlen haben, ſondern daß es ein bezahlter Diebſtahl war. Gewöhnliche Diebe die für ſich ſelbſt geſtohlen hätten, würden Gegenſtände entwendet haben, die ſie hätten verkaufen oder unkenntlich machen können. Sie hätten alſo eher Gold und Silber, und kleinere geſchnittene Steine genommen; allein hier ſieht man, daß die Diebe abgeſchickt waren bloß die pièces uniques und die koſtbarſten Stücke zu entwenden; daß die ihnen dafür verſprochene Summe ſtark genug war, um ſie das Gold und Silber, welches ganz in der Nähe lag, und welches ſie ohne Mühe hätten entwenden können, gleichſam verſchmähen zu machen. In ganz Paris iſt nur eine Stimme über den wahren Urheber dieſes Diebſtahls, d. h. über den, welcher die Diebe bezahlte. „Dies kann, ſagt Jedermann, von Niemand anders herkommen als von einem Liebhaber jenſeits des Kanals. In keinem andern Lande kann Jemand ſo etwas beſitzen ohne verrathen zu werden.“ Ein reicher Nabob ſchleppt dieſe Kunſtſachen auf ſein Landgut und verſchließt es, ſo daß es für Jedermann verloren iſt *).

*) Dieſer Argwohn iſt viel zu hart und einſeitig. Man

Wahrſcheinlich werden die verſchiedenen gelehrten und andern Zeitungen den Artikel des Moniteur aufnehmen. Zu den 8 daſelbſt angezeigten Stücken kann noch eine Vaſe von Sardonyx in länglicher Form, etwa wie die aus Praſer, beigefügt werden. Ich wünſchte, man heftete die Anzeige dieſes Diebſtahls in allen öffentlichen Bibliotheken und Anſtalten von Europa an, um die Sache recht bekannt zu machen. Vielleicht, daß doch irgend Jemand einige Notiz davon bekäme, und ſo doch wenigſtens der Hehler an den Tag kämé und öffentlich durch Bekanntmachung ſeines Namens, wenn ihn die Geſetze nicht erreichen können, gebrandmarkt würde.

Schon oft und erſt noch vor wenig Monaten hatte die Verwaltung der Bibliothek dringend begehrt, man möchte wieder den militäriſchen Poſten herſtellen, der vor der Revolution immer bei der Bibliothek, und zur Bewachung dieſes Gebäudes exiſtirte. Die Antwort war: der Dienſt der hieſigen Truppen ſey ohnehin ſo hart, daß er dieſes Begehren unmöglich bewilligen könne; dieſer Brief exiſtirt glücklicher-

weiß ja welche Latitudinarier die Sammler und Liebhaber aller Zungen und Länder im Punkte ihrer Gelüſte ſind. Es war kein Engländer, der vor einigen Jahren in der churfürſtl. Ruſtkammer in Dresden eine ſo unwiderſtehliche Gelust zu einem dort aufbewahrten Dolch gehabt hatte. B.

weiſe in dem Archiv der Bibliothek, und man hat ihn jetzt aufs neue dem Miniſter unter die Augen gelegt, um ihm zu zeigen, daß wenigſens die Conſervatoren es nicht an Vorſicht haben fehlen laſſen, daß man aber ihren Reklamationen kein Gehör gegeben. Erſt noch vor kurzem, ſeitdem Murat zum Gouverneur von Paris ernannt worden, ſprach einer der Conſervatoren, der ihn in einer Geſellſchaft antraf, mit ihm über den nämlichen Gegenſtand, und drang in ihn, der Bibliothek wieder eine eigene Wache zu geben. Er erwiederte: il n'y a que d'honnêtes gens qui vont à la Bibliothèque, Vous n'avez pas beſoin de garde. Auch Gitter hatten die Conſervatoren ſchon öfters begehrt. Doch auch des hatten ſie nie erhalten können. Seitdem nun der Diebſtahl geſchehen iſt, haben wir ſchon den militäriſchen Poſten, der bei Tag eine Schildwache an das große Thor, und bei Nacht eine Zweite unter der Arcade Colbert, an dem Orte, wo die Diebe hinauf geklettert ſind, liefert. An dieſem letztern Orte wäre von jher, ſchon bloß der öffentlichen Sicherheit wegen, eine Schildwache, und ſelbſt ein militäriſcher Poſten nöthig geweſen, denn die Straße iſt des Nachts ſo einſam, finſter und abgelegen, auch wenig bewohnt, daß man darin ermordet werden könnte, ohne daß es Jemand merkte. Man wird jetzt auch ſtarke und lange eiſerne

Gegitter an alle Fenster des Cabinets, auf allen den Stockwerken anbringen; es ist noch ein großes Glück, daß man wenigstens jetzt noch diese Vorsichtsmaaßregeln, um die man schon so lang sollicitirte, endlich einmal nimmt, um die unschätzbare Münzsammlung in Sicherheit zu bringen. Wenn wir nur nicht immer die gefährliche Nachbarschaft des Opernhauses hätten; hier fürchte ich besonders Feuersgefahr! Wenn der unselige Krieg mit England nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte man hoffen können, daß es mit der Verpflanzung der Bibliothek nach den isolirten und ganz aus Steinen erbauten, also vor Feuersgefahr gesicherten Louvre, etwas schneller gegangen wäre. Man arbeitet zwar immer ein wenig im Louvre, allein es geht, wie man leicht vermuthen kann, nicht außerordentlich schnell. — Noch etwas ist neuerlich anbefohlen worden, was manchen sehr unangenehm fallen dürfte. Der Minister des Innern hat vor etwa 4 Wochen ein Arrêté genommen, wodurch das Ausleihen aller Bücher und Handschriften außerhalb der Bibliothek schlechterdings verboten wurde. Bisher hatten die Conservatoren solchen Gelehrten, die ihnen entweder persönlich bekannt waren, oder die ihnen von guter Hand empfohlen worden, alle Bücher nach Hause geliehen, welche sie zu ihren Arbeiten nöthig hatten: jetzt ist ihnen dies platterdings

unterſagt, und die National-Bibliothek alſo ſeitdem (wenn der Miniſter anders auf ſeinem Schluſſe beharrt) weit weniger gemeinnützlich als bisher. Der Grund, den der Miniſter in ſeinem Schluß angiebt, iſt weil viele Bücher ſollen auf dieſe Art verloren gegangen, und ſelbſt in den öffentlichen Verſteigerungen verkauft worden ſeyn. Was dies letztere betrift, ſo iſt es nicht wohl möglich, indem der Huiſſier und der Buchhändler, welche als öffentliche Perſonen bei der Verſteigerung präſidiren, gewiß kein Buch verkaufen, welches mit dem Eſtampille der Bibliothek bezeichnet iſt. Dieſes Gerücht mag aber daher kommen, weil ehedem bisweilen die Doubletten verkauft wurden; und alſo in manchen Verſteigerungen wirklich Bücher vorgekommen ſeyn können, die ehedem der Nationalbibliothek gehörten. Allein jedes verkaufte Buch bekam noch ein zweites Eſtampille; ſo daß man alſo an der doppelten Eſtampille leicht erkennen kann, daß ein Buch verkauft worden, und nicht mehr der Bibliothek angehöre. Uebrigens ſind die Conſervatoren (welche weit entfernt ſind, ein ſolches Arrêté provocirt zu haben) feſt überzeugt, daß nicht die Perſonen, welchen man Bücher ausleiht, und welche man einſchreibt, die Bücher der Bibliothek verlieren, ſondern gewiſſe ehrliche Leute, die auf die Bibliothek kommen, unter dem Vorwand zu leſen, und welche

nachher Gelegenheit finden, die Bücher in die Tasche zu schieben, und mit sich fortzutragen. Dies ist so wahr, daß fast alle Elementarwerke und Handbücher jedes Jahr neu angekauft werden müssen.

2.

Kasseler Kunstunternehmungen.

Kassel den 2ten März 1804.

Der fünfte Heft von Tischbeins Vilderhomer erscheint gewiß zur Ostermesse. Druck des Texts und Abdruck der 6 dazu kommenden Kupferplatten (der Kopf des Menelaus fängt an) sind in voller Arbeit, und wir dürfen uns von diesem Hefte um so mehr versprechen, da dabei einige vorher nicht gekannte Vortheile benutzt worden sind. Das Werk wird nun in ununterbrochener Folge fortgesetzt werden. Möge nur das Publikum durch die Verspätigung dieses Hefts in seinem Eifer nicht erkaltet seyn! Der talentvolle und liebenswürdige Künstler, der auch bei der Weimarischen Ausstellung von 1802 den Preis erhielt, Ludewig Hummel, der Freund und Begleiter des Director Tischbeins aus Neapel, besorgt dies Geschäft mit der gewissenhaftesten Treue. An ihn nach Kassel, haben sich auch alle diejenigen zu wenden, die das große Tischbeinische Vasenwerk in vier Foliobän-

den, ingleichen die Tiſchbeiniſchen Thierſtudien und Köpfe zu beſitzen wünſchen. Wer ganze Partien davon nimmt, erhält beträchtliche Benefize. — Sie kennen das berühmte Thierſtück Potters auf unſerer Gallerie, welches das Thierdrama: den von den Thieren eingefangenen, verhörten und hingerichteten Jäger in einem eigenen Cyclus vorſtellt. Ein würdiger Sprößling der Tiſchbeiniſchen Künſtlerfamilie, Wilhelm Unger, Schweſterſohn des Kaſſeler Gallerieinſpectors, und Hofmaler des Fürſten von Waldeck, wird dies merkwürdige Gemälde durch Vorſchub des Inſpectors, ſeines Oheims, deſſen Thier- und Jagdſtücke ohnſtreitig zu dem gelungenſten und ausdrucksvollſten gehören, was wir in dieſem Fache beſitzen, *) in mehreren Blättern radirt her-

*) Die mit der Unterſchrift H. Tiſchbein jun. radirten Thierſtücken, Jagden, und Studien, worunter ſich auch mehrere wohlgerathene Darſtellungen der damals in der Kaſſeler Menagerie befindlichen Originale, des Elefanten, Löwen u. ſ. w. befinden, empfehlen ſich durch Richtigkeit der Zeichnung, Lebendigkeit und Naturgemäßheit der Stellungen und durch die fleißige Ausführung ſchon ſeit 30 Jahren allen Kennern und Freunden dieſer Manier. Sämmtliche Arbeiten des wackern Tiſchbeins mehr als 100 Platten, die man alle auf etliche 60 Bogen zuſammengedruckt haben kann, ſind bei ihm ſelbſt in Kaſſel um billige Preiſe zu haben und gewähren eine ſehr beluſtigende Beſchauung. B.

ausgeben. Das erste Blatt, welches so eben fertig geworden ist, und den Jäger von den Wölfen als Schergen, und dem Bär gefangen geführt und zum Verhör vor den Löwen gebracht vorstellt, erhält hier allgemeinen Beifall *).

Von dem unermüdet thätigen und in seiner Kunst fortschreitenden Bildhauer Ruhl ist eben ein sehr nützliches kleines Werk erschienen **), welches aus lernenden Architecten und Decorationskünstlern, die nicht immer Gelegenheit hatten, sich nach edeln und guten Mustern der Antike zu bilden, äußerst willkommen seyn muß. Es enthält auf 12 Tafeln in klein Folio eine trefflich ausgewählte und sehr verständig zusammengestellte Mustersammlung von Verzierungsleisten, Festons, Laubgewinden, Mäandern und

*) Den es auch sowohl wegen des verständigen Fleißes, mit dem die Radirnadel gebraucht ist, als wegen der Treue der Zeichnung ohnstreitig verdient. Auf einen lohnenden Absatz durfte indeß wohl nicht eher zu rechnen seyn, als bis das Ganze dieser drolligen Thierfabel im Stich vollendet seyn wird. B.

**) Idee zur Verzierung für Künstler und Handwerker aus den Antiken gesammelt, geätzt und herausgegeben von C. C. *Ruhl*, Bildhauer in Cassel 12 Blatten nebst Titel in klein Folio, (Pr. 1 Lbrthlr.). Es ist gleichsam eine Fibel für Ornamentisten. Aber der Mann von Geist zeigt sich selbst bei der Herausgabe eines A B C Buchs als solchen. B.

Arabesken, die der Herausgeber nicht aus bekannten Kupferbüchern, sondern aus eigener Anschauung und Abformung während seines Aufenthalts in Rom genau kennen lernte und bei seinen Arbeiten zum Theil auch selbst schon anwendete. Sie sind sauber geätzt, und laden auch durch Wohlfeilheit des Preises ein. Seine Nebenstunden hat Ruhl seit einiger Zeit theils allerlei (wohlgelungenen) Versuchen mit der Radir-Nadel, theils Zeichnungen nach Ossian gewidmet, von welchen alle die, welche Gelegenheit hatten, sie zu sehen, mit großer Zufriedenheit sprechen.

IX.

Korrespondenznachrichten.

Edinburg d. 25ſten Jan. 1804.

Das Werk über Ossian's Aechtheit, was die hiesige Hochlands-Societät schon seit mehreren Jahren vorbereitete, ist endlich ganz bis zum Druck vollendet, und wird nun unfehlbar in Henry Mac Kenzie's Namen, des Verfassers des Man of feeling, erscheinen. Dies hört' ich neulich vom Sekretär dieser Gesellschaft, Mac-intosch. Uebrigens ist es mit unserer Literatur sehr kahl bestellt. Es regnet politische Pamphlets und Predigten im heftigsten Ton,

Die Stimme der Felsen:

Ein Jubel, ein Himmel! Seelige Stunden,
Von der süssesten Vergessenheit geführt!
Lippen, von schöneren Lippen berührt;
Seelen, von schöneren Seelen umwunden!
Liebe selber hat die Stunden
Unter Nectarschaalen aufgespürt.

Aber mitten unter Küssen
Wird es Nacht.
Und die Bande sind zerrissen;
Keinem Ruf des Liebenden erwacht
Jenes Auge wieder.
Eine Schöpfung ohne Lieder!
In der ganzen schweigenden Natur
Ach! des Mädchens Asche nur!

Die Stimme des Waldes:

Das Mädchen kam vom Himmel herab:
Im Himmel ist ihr Sitz geblieben;
Denn was die guten Götter lieben,
Verschlingt kein finstres Grab.
Das Mädchen kam vom Himmel herab,
Die Menschen zu erfreuen;
Es wandelte gern die heilige Bahn:
Und Götter sollte nun ihr schönstes Werk
gereuen?
Die Reize der ihnen Gereuen,

Welche

die eben darum keine Achtung werth sind. In London hat doch Godwin wenigstens noch ein lesenswürdiges Leben von Chaucer herausgegeben, auch regen sich dort die Aerzte noch in etwas und die Geschichtschreiber Adolphus und Visset, die, wenn man die Schwierigkeiten bei der Geschichtschreibung der neuesten Begebenheiten in Anschlag bringt, gewiß auch schon wegen dessen, was sie leisteten, unsern Dank verdienen. John Hill, Professor der Lateinischen Sprache in Edinburg läßt einen Quartband über die Synonymen der Lateinischen Sprache drucken. Das seit 2 Jahren erscheinende Edinburger literarische Journal oder Review zeichnet sich durch Freimüthigkeit und Gründlichkeit sehr vortheilhaft von seinen Englischen Halbbrüdern aus, und verdient auch auf den Continente gekannt zu seyn.

X.

Literarische Notizen.

1.

Anzeige der Herausgabe der Schriften Johann Gottfried von Herders.

Deutschland betrauret mit mir und meinen Kindern den Verlust eines Mannes, dessen Herz und Genie

wie ein wohlthätiger Genius die mannigfaltigſten Bedürfniſſe der Menſchheit umfaßte, und mit ſo viel Wärme als Licht über alle Arten geiſtiger Befriedigung derſelben ſich zu verbreiten wußte. Man kann ſein Andenken am veſten durch die Erhaltung ſeines Geiſtes und ſeiner Grundſätze ehren; kein anderes Denkmal wünſchte er ſich. — Ich und mein älteſter Sohn ſäumen daher nicht, ſeinen Freunden und den Verehrern ſeiner Geiſteswerke anzukündigen, daß die von ihm ſelbſt vor kurzem verſprochene Herausgabe der Letztern, durch uns, und mit Unterſtützung von Männern, deren litterariſcher Ruhm entſchieden iſt, nächſtens unternommen, und mit erforderlicher Vollſtändigkeit, Genauigkeit und Schönheit, auch mit erläuternden Vorreden und Anmerkungen, beſorgt werden wird. Vor der Hand ſey genug, daß wir uns der Theilnahme eines Wielands rühmen, daß wir für den hiſtoriſchen Theil Johannes Müller als Herausgeber nennen, und für den größern Theil des theologiſchen Nachlaſſes uns der Beihülfe Johann Georg Müllers erfreuen dürfen, welcher durch vieljähriges vertrautes Verhältniß die Denkungsart des Verewigten über dieſe Gegenſtände genau gekannt. Nach dem Willen des Seligen ſoll alles ausgelaſſen werden, was auf verlebte gelehrte Streitigkeiten Beziehung hat: höchſtens dürfen ihre Veranlaſſung und Reſultate bemerkt werden: nur ſein reiner Sinn, ſein letztes prägnantes Urtheil wird unverändert, in den ihm eignen Worten und Ausdrücken ſeyen bleiben. Wir denken die Materien nach Fächern zu ordnen, ſo daß: 1) die theologiſchen, 2) die philoſophiſchen, 3) die hiſtoriſchen, 4) die äſthetiſchen Schriften, (unter welchen, außer der allgemeinen Kritik, die über die Künſte und die zahlreichen Poeſien begreifen werden), in möglichſter Verbindung der Sachordnung mit der Zeitfolge ihrer Ausarbeitung, jede nach der

letzten Ausgabe, oder nach seinen Handschriftlichen Berichtigungen, erscheinen; endlich aber auch eine ausgewählte Sammlung seiner Briefe mit 5) einer authentischen Erzählung seiner Lebensgeschichte den Beschluß machen. Die ganze Sammlung wird mit neuen bereits zum Druck fertig liegenden Werken vermehrt werden. Es befinden sich darunter namentlich eine ausführliche Abhandlung über die Alterthümer von Persepolis, wofür er von den gelehrtesten Männern in und ausser Deutschland mit Nachrichten und Abgüssen unterstützt worden ist; seine letzte Arbeit über den Cid und über das ganze Spanische Romanzenwesen: eine beinahe vollständige Uebersetzung der Oden des Horaz und der Satyren des Persius; ähnliche aus Pindar und andern, theils Griechischen und Römischen, theils Morgenländischen Dichtern. Verschiedene durch Vorzüglichkeit ihres Inhalts der Erhaltung würdige Predigten und Amts-Vorträge, nebst sonst mehreren einzelnen Aufsätzen, und einer Sammlung von Ideen, die er seit vielen Jahren für sich aufgezeichnet, und welche, nach dem Ausdruck eines Kenners, eben so viele herrliche Fulgurationen seines erhabenen Genies gewesen sind. Durch jene Berichtigungen, durch diesen reichen Zuwachs, wird diese Ausgabe einigermaßen ersetzen, was Er ihr durch seine letzte Hand geben wollte. Wir haben zu dem gebildeten vaterländischen Publikum das gerechte Vertrauen, daß es diese Ausgabe der Herderischen Schriften als ein der Nation angehörendes Gut, welches auch bei fremden Völkern der Deutschen Art und Kunst keine Unehre machen wird, mit Gütz aufnehmen und befördern werde. Der reinste Zweck moralischer Fortbildung leitete den Verewigten bei der Abfassung, ermunterte ihn zu der Sammlung seiner Schriften. Die näheren Bestimmungen von Zeit, Format, Papier und Preisen wer-

den durch den Verleger bekannt gemacht werden. Im übrigen iſt dieſes ganze Werk, deſſen Publication ich nur und mein Sohn aus den vorhandenen Original-Handſchriften veranſtalten können, ein mir und meinen Kindern allein zuſtehendes Eigenthum. Kein rechtſchaffener Mann wird einen unrechtmäßigen Vor- oder Nachdruck zum Nachtheil der Hinterlaſſenen eines Mannes, der über dem großen Geſchäft der Verbreitung von Licht und Wahrheit ſeine Privatintereſſen immer vergaß, befördern und mir und den Meinigen das einzige mit ſeiner ganzen Lebensarbeit und Kraftanſtrengung ſo theuer erworbene Vermächtniß, unſer Eigenthum, rauben laſſen. Weimar, im Februar 1804.

Carolina v. Herder,
geborne Flachsland.

D. Wilhelm Gottfried v. Herder,
prakt. Arzt u. Provinzial-Accouchem
zu Weimar.

2.

Vierteljährige Unterhaltungen von L. F. Huber.

In welche Handbibliothek gebildeter Frauen unſers Vaterlandes ſollte nicht die liebliche Flora von Pfeffel und anderen ihm gleichgeſtimmten Schriftſtellern und Dichtern des ſüdlichen und nördlichen Teutſchlands ihre Stelle erhalten haben? Sie iſt jetzt mit dem zehnten Jahrgang geſchloſſen worden. An ihre Stelle treten die oben genannten Unterhaltungen, die uns der Legationsrath Huber in einer anſpruchloſen und eben darum vielverſprechenden Ankündigung vierteljährlich zu liefern verſpricht.

Es bedarf wohl weiter keiner Bürgschaft, daß hier von keiner gewöhnlichen Leserei die Rede sey, da Hubers Name an so etwas gar nicht denken läßt. Zum Ueberfluß nimmt aber auch der Teutsche Merkur, der hievon genauer unterrichtet ist, die Bürgschaft auf sich, daß diese Quartalschrift nach ihrem Plan und den Materialien, die schon vorhanden sind, sich zu den ausgesuchtesten und besten gesellen wird, was unsere Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Wer sich bei Cotta, dem Verleger, unterzeichnet, bezahlt für den ganzen Jahrgang, also für 48 Bogen, nur 4 Gulden. B.

3.

Emporbringung der teutschen Oper.

Möchte doch recht vielen der ungemeine einleuchtende und einladende Vorschlag zur Emporbringung der Teutschen Oper durch neue meisterhafte Gedichte und Compositionen, der im 23 Stück der in Leipzig bei Breitkopf und Härtel erscheinenden allgemeinen musicalischen Zeitung vom Jahr 1804 zu lesen ist, wahrhaft einleuchtend und einladend seyn. Durch die die vorgeschlagene Vereinigung von 24 der vornehmsten Teutschen Theater, wovon jedes nur 30 Thaler für eine Abschrift einer neuen großen Oper, und 20 Thaler für eine neue kleine Oper zahlte, würde auf den leichtesten Weg eine in Teutschland bis jetzt noch nie erhörte Aufmunterung für Operndichter und Compositeurs entstehn, und diesem Theil unsers fast allgemeinen Theater-Elendes schon in Jahresfrist fast ganz abgeholfen werden. Wäre nun einmal hier das Eis gebrochen; so könnte auf eben diesem

Wege auch für das recitirende Schauspiel viel, sehr viel gewonnen werden. Ein jeder lese und beherzige! Dank in voraus, dem Herausgeber der musicalischen Zeitung Friedrich Rochlitz, der sich in Verbindung mit der Verlagshandlung zum Mittelpunkt dieser Verhandlung herzugeben nicht bedachte*).

B.

*) Wie sehr Rochlitz nicht bloß kritischer, sondern auch in diesem Fache ausübender Künstler sey, beweist seine treffliche Umarbeitung des Textes der Zauberflöte und mehrere kleinere Operetten. So eben ist von ihm ein kleines Lustspiel: Liebhabereien oder die neue Zauberflöte (Züllichau, Darnemann 1804) erschienen, in welchem viele glückliche Situationen und wahrhaft witzige Einfälle sein Talent zu dieser Dichtungsart außer allen Zweifel setzen.

Inhalt.

I. Gedichte.

1. Herders Stern. (In der Neujahrs-Mitternacht 1804). Von Buri. 161

2. Sehnsucht nach der Insel Helena. Von Häfeli. 163

3. Amors Philosophie. nach Leopol. Von Rühs. 165

II. Chor aus Sophocles Antigone von V. 582 bis 625 metrisch übersetzt. 167

III. Papirius. Eine scherzhafte Ballade. v. Weiße. 177

IV. Käſtners Briefe.

Dritter Brief. 177

Vierter Brief. 179

V. Uebergang vom Knabenalter zum Jünglingsalter. (Eine Vorlesung von Ewald). 183

VI. Bruchstück aus einem Reise-Tagebuche von T. 1797. von Tobler. 196

VII. Fortgesetzte Korrespondenznachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur. 213

VIII. Kunstnachrichten.

1. Ueber den großen Diebstahl in der Nationalbibliothek in Paris. 224

2. Kasseler Kunstunternehmungen. 230

IX. Correspondenz. Aus Edinburg. 233

X. Literarische Notizen.

1. Anzeige der Herausgabe der Schriften Johann Gottfried von Herders. 234

2. Vierteljährliche Unterhaltungen von L. F. Huber. 237

3. Emporbringung der teutschen Oper. 238

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

3. Stück. März 1804.

1. Anzeige wegen der Fortsetzung des Magazins der Handels- und Gewerbskunde oder dessen Zweiten Jahrganges.

Wir beginnen hier gewissermaaßen ein neues Werk, indem wir zwar die Fortsetzung, des im vorigen Jahre, unter Hrn. J. A. Hildts zu Gotha Redaction angefangenen, von ihm aber aufgegebenen Magazins der Handels- und Gewerbskunde, jedoch nach einem neuen, verbesserten und erweiterten Plane, in Gesellschaft erfahrener und sachkundiger Männer unternehmen.

Die Veränderung des Plans besteht hauptsächlich darin, daß wir, nach dem Wunsche mehrerer sehr einsichtsvoller Männer und Leser des Magazins, uns mit vereinten Kräften bestreben werden, dieses einer respectabeln Klasse nützlicher Staatsbürger geweihte Werk nicht bloß zu einer Sammlung von bunt durch einander gemischten Beiträgen zur speciellen Handels- und Gewerbskunde zu machen, sondern das Neueste aus diesen Wissenschaften in ein harmonisches Ganzes zu verbinden, mit beständigem Blicke auf dieses Ganze, auch die allgemeine Handels- und Gewerbskunde mit allen ihren Zweigen in dem erforderlichen Lichte darzustellen, immer von dem Allgemeinen

auf das Einzelne überzugehen, und dieses auf die befriedigendste Weise lichtvoll und zusammenhängend aus einander zu setzen, so daß dieses Werk nach und nach eine Bibliothek für den Kaufmann, Fabrikanten und Geschäftsmann werden soll, worin er nicht nur Stoff zur Belehrung, so wie zur Unterhaltung findet, sondern auch einen reinen Ueberblick der gesammten Fortschritte der ihm zunächst angehenden Wissenschaften erhält. Es soll, wo möglich, mit der Zeit eine Encyklopädie der Handels- und Gewerbskunde werden, die dem angehenden Geschäftsmanne zum lehrreichen Unterrichte, und dem schon erfahrnen Handelsmanne und Fabrikanten, sowohl zum Nachschlagen, als zum unterhaltenden Lesebuche dienen kann.

Diesen Zweck zu erreichen und dabei in den einzelnen Heften immer das Neueste aus dem Gebiete der Handels- und Gewerbskunde zu einem fruchtbaren Ueberblicke gedrängt zusammen zu stellen, wird das Ziel unsrer rastlosen Bemühungen seyn, und um es desto weniger zu verfehlen, theilen wir unser Magazin in folgende Fächer ab:

I. Handels- und Gewerbskunde im allgemeinen. Der Mittelpunkt, von dem wir ausgehen, Betrachtung des Handels- und Kunstfleißes überhaupt, seiner Wichtigkeit, seiner Unentbehrlichkeit, der Nothwendigkeit seiner wissenschaftlichen Bearbeitung, seiner vielumfassenden Kenntnisse, seiner Hindernisse, so wie der Mittel, ihn immermehr emporzuheben, und ihm all den Glanz zu geben, der ihm rechtmäßiger Weise gebühret. Die hieher gehörigen Abhandlungen sollen in einer natürlichen Ordnung auf einander folgen.

II. Handelsgeschichte. — Darstellung der allmäligen und neuesten Fortschritte des Handels ganzer Nationen überhaupt, und einzelner Landstriche insbesondere, mit dem Blicke auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachtet. Auch einzelne lehrreiche Bruchstücke aus der pragmatischen Geschichte des Handels der Vorzeit verdienen hier eine Stelle; denn Rückblicke machen nicht nur die Blicke vorwärts richtiger, sondern gewähren auch Unterhaltung und . . . Trost!

III. Handels-Geographie und Handels-Statistik — ein sehr wichtiger Theil der Handelswis-

senschaft, dessen Werth kein denkender Geschäftsmann verkennen kann, besonders in unsern Zeiten wo Länder- Völker- und Staatenkunde einen so hohen Rang unter den gemeinnützigen Wissenschaften eingenommen haben. Wir werden um so mehr Fleiß auf die Bearbeitung dieses Fachs verwenden, und nicht nur einzelne Beiträge zu derselben, sondern eine systematisch zusammengeordnete Reihe von dahin gehörigen Gemälden liefern, so daß in jedem Hefte die Schilderung eines Landes in merkantilischer Hinsicht, dargestellt, folgen soll. Diesen Artikel begleitet auch monatlich, so wie im vorigen Jahrgange, eine neu entworfene kleine Handels-Charte, welche zusammen in der Folge einmal einen eigenen Handels-Atlas bilden werden.

IV. Die Produkten- und Waarenkunde, ein nicht minder wichtiger Zweig der Handelswissenschaften wird hier ebenfalls nach einem systematischen Plane abgehandelt und neben der successiven Beschreibung aller im Handel und Fabrikwesen vorkommenden Naturprodukte und Fabrikate mit colorirten und uncolorirten Abbildungen, soll immer auch das Neueste aus diesem Fache so vollständig, als möglich aufgestellt werden.

V. Die Fabrik- und Gewerbskunde wird nach gleichem Plane bearbeitet, und indem wir von dem Kunstfleiße im Allgemeinen ausgehen und dann die einzelnen Gewerbe nach einander schildern, werden wir auch alle neue Erfindungen und Verbesserungen in diesem Fache aufzählen und gehörig beschreiben.

VI. Die Literatur der Handels- und Gewerbskunde wird nun nicht mehr aus Bücher-Recensionen bestehen, die ohnehin für den Geschäftsmann wenig Interesse haben können, sondern aus einer räsonnirenden Anzeige aller in diesen Fächern erscheinenden neuen Schriften, die wir so vollständig als möglich zu machen suchen werden, um die Leser in den Stand zu setzen, von Jahr zu Jahr die ganze Literatur der genannten Wissenschaften mit wenig Blicken zu überschauen.

VII. Die Korrespondenz- und vermischten Nachrichten werden wie bisher kurze Notizen aus der Handels- und Gewerbskunde, dahin einschlagende Vorfälle

Welche sie wandeln sahn
Auf der heiligen Bahn,
Sollten die Winde zerstreuen?
Und die Seele der Getreuen
Hielt umsonst dem Tode still?

Wenn Jovs die Menschen segnen will;
Er kan aus diesen Lieblichkeiten
Uns eine künftige Welt bereiten;
Er kan in besseren Gefilden
Der Liebe Lächeln wieder bilden.
Dies Leben, und ein Aschenkrug
Sind für die Unschuld nicht genug.

O Mädchen! wenn du gleich den guten Göttern bist;
Unsterblich, so wie sie; dem Himmel angebohren;
O Mädchen! dein Geliebter ist,
So wie der Schwur, den wir geschworen,
Unsterblich auch: denn ohne mich
Ist keine Seeligkeit für dich;
Wir sind dem Himmel angebohren:
Was meine Tugend fest an deiner Tugend hält,
Ist ewiger, als diese Welt.

Da tönten wiederum die Wolken, und aus der Morgenröthe kam ein letzter Gesang:

Geht

der Tagsgeschichte und überhaupt allerlei interessante Nachrichten, die, wegen ihrer Kürze, keine Stelle unter den vorhergehenden Rubriken einnehmen können, enthalten. Wir hoffen aber dieses Fach noch vollständiger zu machen, als bisher, da wir eine ziemlich ausgebreitete Korrespondenz deshalb unterhalten.

Mit den Kupfern und Charten bleibt es wie bisher. Zu jedem Hefte kömmt wenigstens eine Charte — jedesmal ein nicht unwichtiger Beitrag zu einem künftigen vollständigen Handels-Atlasse — ein ausgewähltes Kupfer, das irgend ein wichtiges Produkt oder Fabrikat darstellt und ein schwarzes Kupfer zur Erläuterung technologischer und anderer Gegenstände.

Auch das Intelligenzblatt wird fortgeführt, und bietet allen Kaufleuten Fabrikanten und Künstlern ein sicheres und wenig kostspieliges Mittel an, sich, ihre Geschäfte, Waaren, Fabrikate und Kunstprodukte einem großen Publikum bekannt zu machen.

Diesem allem haben wir nun nichts weiter beizufügen, als daß wir hoffen, durch unsere Bemühungen uns den lohnenden Beifall unserer gütigen Leser zu erwerben, indem wir ihnen Belehrung, mit zweckmäßiger Unterhaltung verbunden, anbieten, und uns selbst Belehrung und Zurechtweisung, wenn wir fehlen, von allen sachkundigen Männern erbitten, und derzu dienliche Beiträge mit wärmstem Dank annehmen und honoriren werden.

Die Herausgeber.

Unterzeichnete Verlagshandlung setzt noch hinzu:

1) daß der Jahrgang dieses Magazins, wie bisher, aus 12 Monatsheften, jedes von 6 Bogen gr. 8. bestehend, und mit Kupfern und Charten versehen, 6 Rthlr. sächs. oder 10 Fl. 48 Kr. Reichs-Courant kostet.

2) Daß jeder Jahrgang zur Bequemlichkeit der Abon-

neuten ein für ſich beſtehendes Ganzes aus zwei Bänden, jeder mit einem Regiſter ausmacht; und

3) daß man ſich auf dieſes Magazin in allen Buchhandlungen, Poſtämtern und Zeitungs-Expeditionen abonniren kann.

NB. Von dem erſten Jahrgange 1803 ſind noch Exemplare bei uns zu haben; und wir erbieten uns, denſelben, um den Liebhabern, die ſich ihn noch anſchaffen wollen, das Abonnement zu erleichtern, zu 4. Rthlr. Sächſ. Courrant abzulaſſen.

Weimar, im Januar 1804.

K. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Mémoires de Silvain Bailly.

Von dem eben unter der Preſſe befindlichen Werke:

Mémoires de Silvain Bailly, ou Journal de ce qui s'eſt paſſé sous mes yeux etc.

werden unmittelbar nach der bevorſtehenden k. Jubilate-Meſſe in dem K. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar ſowohl Franzöſiſche als teutſche Exemplare zu bekommen ſeyn. Dieſes Werk, das 3 Octavbände ſtark ſeyn wird, war bisher in einem Gewölbe zu Paris verraben, und iſt erſt ſeit dem Tod der Wittwe Bailly hervorgezogen worden. Es enthält eine ſehr ausführliche und umſtändliche Erzählung alles deſſen, was von dem erſten Momente der Revolution an unter Baillys Augen geſchahe; eine tägliche Nachricht deſſen, was er gethan, geſprochen und gedacht hat, mit einer außerordentlichen Einfachheit und ſtiller Würde niedergeſchrieben. Der Geiſt, welcher die erſten Häupter der Revolution belebte, und wovon nach 15 Jahren keine Spur mehr übrig iſt, webt in dem ganzen Werke und erhebt die erſchlafften Gemüther unſeres Zeitalters. Die merkwürdigen Tage, an welchen Bailly in der National-Verſammlung präſidirte, la journée du

jeu de Vaume etc., die Eroberung der Baſtille, der Empfang des Königs in Paris am 17. Jun. 1789. ſind vortrefflich geſchildert, und das Ganze durchaus edel geſchrieben. Dieſes vorzugliche Werk wird die erſte klaſſiſche Geſchichte der Revolution, oder vielmehr eine Einleitung in dieſelbe und folglich eins der wichtigſten Aktenſtücke derſelben ausmachen, und die Authentität des Manuſcriptes nach vollendetem Drucke öffentlich bewieſen werden.

Vorläufig will man das Publikum von der Erſcheinung dieſes höchſt merkwürdigen Werkes benachrichtigen, und es auf daſſelbe aufmerkſam machen.

Weimar, den 22. Febr. 1804.
F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Nachricht für das Publikum wegen der Zeitſchrift Irene herausgegeben von Halem.

Irene, ſeit drei Jahren vom Publikum gütig aufgenommen, wird auch im Jahre 1804 erſcheinen, und unter guten Auſpicien den vierten Jahrgang beginnen, da mehrere, durch literariſchen Ruf ausgezeichnete Männer ſich der ſchönen Verbindung angeſchloſſen haben, einer Verbindung, die, fern von Partheigeiſt, einzig dem Schönen und Guten huldiget. Da der Druck der Zeitſchrift künftig an dem Wohnorte des Herausgebers beſorgt wird, ſo kann das Publikum ſicher ſeyn, daß die Stücke richtiger monatlich erſcheinen.

Alle Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Aufträge an, und bitten um deren Beförderung.

Auch von den vorigen Jahrgängen ſind noch vollſtändige Exemplare zu haben.

Münſter im Jan. 1804.

Peter Waldeck.

IV. Nachricht von der Vollendung von Dr. J. C. Lobers Anatomiſchen Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menſchlichen Körpers, mit teutſchem oder latein. Texte. Weimar im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs. Fol. 1803.

Wir zeigen hierdurch mit Vergnügen an, und jedem Arzte, ja jedem Liebhaber der Wiſſenſchaften wird es hoffentlich eine angenehme Nachricht ſeyn, daß das groſse und wichtige Werk, an welchem wir, mit dem verehrungswürdigen Herrn Verfaſſer, über 10 Jahre lang, mit angeſtrengter Kraft unabläſſig arbeiteten, nunmehr ganz vollendet, und der letzte Heft, mit dem Regiſter und Haupttiteln in letzter Leipziger Michaelis-Meſſe von uns geliefert worden iſt. Wir geben daher den Liebhabern, ſo wie auch jungen noch ſtudierenden Aerzten, welche ſich dieß unentbehrliche Werk vielleicht noch ſucceſſive anſchaffen wollen, folgende allgemeine Notiz und Ueberſicht davon.

1) Das Ganze beſteht aus 182 Tafeln und bekanntlich aus 6 Haupttheilen nach den beſondern Lehren der Anatomie, nämlich 1) der Oſteologie, 2) Syndesmologie, 3) Myologie, 4) Splanchnologie, 5) Angiologie, und 6) Nevrologie, und ſowohl Text als Kupfer ſind in 2 Bände abgetheilt, davon der I. Bd. die Oſteologie, Syndesmologie, Myologie und Splanchnologie, der II. Bd. aber die Angiologie und Nevrologie enthält, und deren jeder ſeinen Haupt- und Schmuztitel hat.

2) Man kann zu den Tafeln entweder den teutſchen oder lateiniſchen Text wählen, oder auch beyde zugleich. Nur muß dieß bei der Beſtellung beſtimmt angezeigt werden.

3) Liebhaber können auch das nach Tiſchbein von Müller in Stuttgard ſehr ſchön geſtochene Portrait des Hr. Geh. Raths Lober, für 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr. mit dazu erhalten, um es vor das Werk binden zu laſſen.

4) Der Preis des Werks iſt verſchieden; nämlich:

a) Ein vollſtändiges Exemplar auf gewöhnlich

Median Schweizer Papier mit einem (latein. oder teutschem) Texte koſtet 76 Rthlr. Sächſ. oder 137 Fl. Rhein. und mit dem Bildniſſe des Verfaſſers 78 Rthlr. Sächſ. oder 140 Fl. 36 Kr. Rhein.

b) Ein vollſtändiges Exemplar auf ord. Median Schweizer Papier und mit beiden, latein. und teutſchen, Texten 86 Rthlr. Sächſ. oder 155 Fl. und mit dem Portraite 88 Rthlr. oder 158 Fl. 36 Kr.

c) Ein vollſtändiges Exemplar auf Imperial Velin Schweizer Papier mit Einem Texte 87 Rthlr. 18 Gr. Sächſ. oder 158 Fl. Rhein. mit dem Portraite 89 Rthlr. 18 Gr. Sächſ. oder 161 Fl. 36 Kr. mit teutſchem und latein. Texte zuſammen 97 Rthlr. 18 Gr. oder 176 Fl. und mit dem Portraite 99 Rthlr. 18 Gr. oder 179 Fl. 36 Kr.

5. Jeder Beſitzer der anat. Tafeln, der etwa ſein Exemplar noch nicht vollſtändig hat, kann die ihm noch fehlenden Hefte auch einzeln zu den bisherigen Preiſen von uns bekommen.

Auch haben wir dem Wunſche der Liebhaber, ſowohl die beſondern Lehren der Anatomie, als auch deren ſpecielle Theile, welche mancher Arzt für ſein beſonderes Studium gern beſitzen möchte, einzeln abzulaſſen, nachgegeben, und können ihnen daher nun folgende einzelne Abtheilungen, jede mit einem beſondern Titel, unter welchem ſie ein Ganzes für ſich ausmacht, mit einem lateiniſchen oder teutſchen Texte offeriren. Nämlich

I. Die Oſteologie auf 15 Tafeln. ord. Schweizer Med. Pap. koſtet 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 4 Rthlr. 16 Gr. oder 8 Fl. 24 Kr.

II. Die Syndesmologie auf 10 Tafeln. ord Schweiz. Med. Pap. koſtet 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

III. Die Myologie auf 26 Tafeln. ord. Schweizer Med. Pap. koſtet 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 9 Rthlr. 8 Gr. oder 16 Fl. 48 Kr.

IV. Die Splanchnologie auf 39 Tafeln. ord. Schweiz. Med. Pap. koſtet 16 Rthlr. 6 Gr. oder 29 Fl. 15 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 18 Rthlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Kr.

und von dieſen wieder beſonders:

a) Die Sinneswerkzeuge. ord. Schweiz. Med. Pap. koſten 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

b) Die Eingeweide der Bruſt und des Unterleibes. ord. Schweiz. Med. Pap. koſten 10 Rthlr. 6 Gr. oder 18 Fl. 27 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 11 Rthlr. 20 Gr. oder 21 Fl. 18 Kr.

c) Die Schwangere Bärmutter. ord. Schweiz. Med. Pap. koſtet 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 4 Rthlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 24 Kr.

V. Die Gefäslehre auf 62 Tafeln. ord. Schweizer Med. Pap. koſtet 29 Rthlr. 6 Gr. oder 52 Fl 40 Kr. Auf Imp. Schweiz. Vel. 33 Rthlr. 20 Gr. oder 60 Fl. 54 Kr.

VI. Die Nervenlehre auf 30 Tafeln. ord. Schweizer Med. Pap. koſtet 15 Rthlr. oder 27 Fl. Auf Imp. Schweiz. Vel. 17 Rthlr. 4 Gr. oder 30 Fl. 54 Kr.

7. Jeder junge noch ſtudierende Arzt, der ſich dieſes Werk nach und nach anſchaffen will, kann es auf dieſe Art ſtückweiſe kaufen, ohne eine zu ſtarke Ausgabe auf einmal zu haben; und wir erbieten uns den Liebhabern den Ankauf ſo bequem als möglich zu machen.

In allen Buchhandlungen kann man Beſtellungen auf das Ganze ſowohl als auf die einzelnen Lehren und Hefte machen.

Weimar im December 1803.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

V. Chriſt's Handbuch der Obſtbaumzucht.

In der Joh. Chriſt. Hermanniſchen Buchhandlung zu Frankfurt am Main iſt das

Handbuch über die Obſtbaumzucht und Obſtlehre von J. C. Chriſt, mit 5. Kupfertafeln und einer Tabelle, dritte verbeſſerte Auflage, gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

ganz neu erſchienen. Obgleich der Hr. Verf. beſcheidentl. nur von Verbeſſerungen ſagt, ſo wird doch jeder bei Vergleichung mit der vorigen Ausgabe, ſogleich finden, daß dieſe neue Ausgabe anſehnlich vermehrt worden, da nicht nur eine neue Kupfertafel hinzugekommen ſondern das Werk ſelbſt 2 Bogen ſtärker geworden iſt. Ungeachtet deſſen iſt der Preis nicht erhöhet, welches um ſo mehr zu entſchuldigen geweſen wäre, da die Verlagshandlung am Aeußern nichts geſpart und ſehr weißes Papier dazu genommen hat.

VI. Inhalt des 2ten Stücks der allg. geograph. Ephemeriden 1804.

Abhandlungen. 1. Bemerkungen über die Inſeln Mangeroog, Spikeroog, Langeroog, Baltrum und Norderney. Von D. H. Heinemeier. 2. Kurze geographiſche Beſchreibung von Syrien. Von Paultre. Bücher-Recenſionen. 1. Bemerkungen auf einer Reiſe nach Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. von D. H. F. Link, 3ter Theil. 2. Eléments de Statiſtique, où l'on démontre, d'après un principe entièrement neuf etc. Par *Playfair* et *Donnant*. 3. Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung und Statiſtik. Von D. J. D. A. Hoeck, 2 Bde. 4. Neueſte allgemeine Geographie der gegenwärtigen Zeit ꝛc. Von C. A. Müller, 1. Band. 5. Beſchreibung aller Länder, Völker und Städte der Erde, 4 Bde. 6. Cours de Géographie hiſtorique ancienne et moderne et de Sphère par feu M. *Oſterwald*. Charten-Recenſionen. 1. Carte phyſique et politique de la *Syrie*. Par Charles *Paultre*. 2. Regnum Hungariae cum unitis provinciis etc. Per J. A. *a Doetſch*. 3. Von Görög's Special-Charten der Comitate von Ungarn. Fortſetzung. Vermiſchte Nachrichten. 1. Avant-coureur neu erſchienener geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 2. Literariſche Nachrichten

aus Paris. 3. Philipp Cluver. 4. Journaliſtik — Gumonia, Dec. Bemerkungen auf einer Reiſe über den groſſen St. Bernhard — Fort de Bard — Aoſta — Rhonethal — Waſſerfall Pilleveche — R. Berliniſche Monatsſchrift Januar. Marienburg. 5. Nachſchrift. Hornemann's Rückreiſe aus Afrika. Zu dieſen Hefte gehören: 1. Das Portrait von Philipp Cluver. 2. Die Charte von Syrien, nach Paultre.

Weimar im Febr. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

VII. Des 7. Bdes 1s St. 1804. von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde hat folgenden Inhalt.

I. Vergleichende Anatomie der elektriſirenden Organe des Zitterrochens, des Zitteraals und des Zitterweſſes. (V. H. Geoffroy) (A. d. Ann. du Muſ. d' hiſt. nat. V. Mit Abbild. auf Taf. I.) II. Schreiben des Herrn Profeſſors Treviranus in Bremen an den Herausgeber d. M. über Hrn. Dr. Lichtenſteins Meinung von Luftzoophyten. III. Ueber die Begattung der Zoophyten. Ein Fragment des dritten Bandes der Biologie, von G. R. Treviranus. IV. Ueber einige prismatiſche Farbenerſcheinungen ohne Prisma. (Vom Hrn. Dr. Nordhof zu Meile). V. Ueberſicht der Albiniſchen Unterſuchungen in der galvaniſch-animaliſchen Elektricitätslehre. (A. einer Schrift des Hrn. Albini). VI. Ein neues Verfahren die Metalle vor dem Roſten zu ſchützen (A. d. Journ. de Paris). VII. Einige Bemerkungen über die Kräfte der Menſchen im Vergleich mit den Kräften der Thiere (Vom Hrn. Tib. Cavallo. Ebend.) VIII. Neue Beobachtungen über die Platina (Ebd.) IX. Beſondere Eigenſchaften des Seewaſſers (Ebd.) X. Sonderbare Wirkung des Grünſpans (Ebend.) XI. Ueber die phyſiſche Behandlung des Menſchen in den erſteren Jahren ſeines Lebens (A. einer fr. Schrift des Hrn. Leroi). XII. Ein ſicheres und wohlfeiles Mittel Inſekten ſchnell und ohne Verletzung zu tödten. (Mit einer

Abbild. auf Taf. II.) Vom Hrn. Wolf. XIII. Versuch einer einfachern Erklärung des elektrischen Zurückstoßens: Vom Hrn. Ausfeld. XIV. Fischerei durch Raubvögel in New-York. XV. Bereitung eines angenehmen weinartigen Getränkes. Hiezu gehören die Kupfer. Taf. I. Von den elektrisirenden Organen des Zitterrochens, des Zitteraals und des Zitterwelses. Taf. II. Von dem Woltäischen Apparat zur Tödtung der Insekten.

Weimar, im Jan. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VIII. Das erste Stück von Siklers teutschem Obstgärtner 1804 ist so eben mit folgendem Inhalt erschienen.

Erste Abtheilung. I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt, und der Obstpflanzen insbesondere. II. Naturgeschichte der Erdbeere. Die grüne Erdbeere. II. Pflaumen-Sorten. No. XXXI. Die Dauphins-Pflaume. III. Erdbeer-Sorten. No. VII. Die rothe Monats-Erdbeere. No. VIII. Die weiße Monats-Erdbeere. IV. Aepfel-Sorten. No. CVII. Der Würzapfel oder Würz-Rambour. Zweite Abtheilung. I. Ueber die Obstbaumzucht in und um Paris. (Fünfter Brief.) II. Besondere Art der Schweizer, Obstbäume zu setzen. III. Ueber die Kultur der Zwetschenbäume. IV. Etwas über die lange und gute Aufbewahrung der weißen Winter-Calville, Reinetten und anderes Winterobstes.

Weimar im Feb. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IX. Inhalt des 2ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1804.

I. Das Schleppkleid. (Beſchluß). Nebſt Nachſchrift der Herausgeber. II. Ueber die Veränderungen der Mode und das Reſultat derſelben für den gegenwärtigen Zeitpunkt. III. Redouten-Deviſen. (Aus dem Sack eines Zigeuners). IV. Theater. 1. Ueber das Schauſpiel in Hannover. 2. Privattheater in Kaſſel. V. Penſionsanſtalten für junge Frauenzimmer in Kaſſel. VI. Modenberichte. 1. Engliſche Modenachrichten. (Aus den Briefen einer teutſchen Dame in London.) 2. Teutſcher Modenbericht. VII. Ameublement. Antikes Bette. VIII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Februar. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

X. Engliſche Miscellen 14. Bd. 2 St.

Inhalt.

Engliſcher Kunſtfleiß. Neue Aufſchriften an den Häuſern der Kaufleute. Neuer Flaſchenträger. Neue Strümpfe. Neueſte Verbeſſerung des Strohhalmſpalters — Drehwürfel an Uhrſchluſſel. Ein ſilberner Bierkrug von ſchöner Arbeit. Neue Feldflaſchen — Muffe und Palatinen aus Seide und Haaren. Netze aus Lammswolle — Neue Caminaufſätze und Leuchter aus Spath. Bronzirte Theewaſſermaſchinen mit Gold verziert — Caricaturen an Bierkrügen. Sehr kleine Taſchenkalender — Zwirntaſchen aus rothem Saffian — Neue Flacons. Neuer Bierkrug aus Steingut — Neue Ohrgehenke — Ein Pulver, um Metallflecke aus Scharlach zu machen — Swiftiana. Public characters — Sir Robert Peel. Bemerkungen über den engliſchen Baumwollenhandel. Anecdoten: Verſuch zweier Liebenden, ſich zu ertränken — Schneller Todesfall. Schreckliche Folgen der vereitelten Hoffnung. Beiſpiele einiger Engländer, die glücklich aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft entſprungen. Wer andern eine Grube gräbt fällt ſelbſt hinein. Sonderbarer Sprung eines ſcheugewordenen blinden Pferdes — Rückkehr welſcher Bäuerinnen in ihr Va-

Geht aus, ihr holden Blicke!
Die Nacht des Grabes iſt erhellt.
Euer Lächeln ſchmücke
Die künftige Welt.

Und der Hayn, worinn ich lag, und der Raſen, und die Bildſäule wurden, was ſie geweſen waren, das Traumgeſicht kehrte zum **Olympus** zurück; und ich kniete vor der **himmliſchen Venus** und ihrer **Grazie**.

Wie konnte von der Zeit an, daß die Götter ſo mit mir redeten, mich etwas unheiliges oder gemeines von ihnen entfernen? Weil ich das Schöne geliebt habe, bin ich ihr Freund geworden; und nun erſt lern' ich in ihrem **Umgange**, was ewig ſchön, wie ſie ſelber, iſt.

8.

So weit die eignen Worte des **Charmides**.

Als der Jüngling den Ort ſeiner Erſcheinung verließ; gedacht' er an **Theonen**, und liebte ſie zärtlicher, als vorhin. Aber den Roſenhügel, und die wollüſtigen Mädchen, und ihre Tänze wollt' er nicht wiederſehen; um den Anblick der höchſten Schönheit und die Spuren von dem Beſuche der Götter unvermiſcht in ſeiner gereinigten Seele zu erhalten. Er fürchtete jeden Schatten, welcher ſeinem Auge die Klarheit des Himmels verdunkeln, jeden Laut, welcher die Stim-

terland aus London. Einsturz einer Hütte, ohne Beschädigung der Bewohner — Sonderbare Entdeckung eines Pferdediebstahls. Literarische Nachrichten: Grant's Entdekkungsreise nach Neusüdwallis — Highmore's Gesch. d. Londner Artilleriecompagnie — Wild's Bearbeitung französischer Schauspiele — Halloran's Seeverhandlungen des letzten Krieges. Lambert's Beschreibung des Geschlechts pinus — Montagu's's Naturgesch. der britt. Muscheln — Commentar zu Churchills Gedichten — Falconers Schiffbruch herausgeg. v. Clarke — Wilkinsons Gesch. v. Malta und Gozo, 12ter Band der Archäologie — Druck der arabischen Bibel. Neue Erfindungen: Neue Dreschmühle — Neuer Caminderstwisch — Neue Maschine z. Streckung d. Nägelstangen — Verbesserte Methode die Würze aus dem Malz zu ziehen. Verbesserungen an der Dampfmaschine. Neue Hobelmaschine — Verbesserung der Argandschen Lampen — Neue Kupferstiche: Costum von Oesterreich — Daniells Ansichten vom Cap der guten Hoffnung — Venus mit ihren Tauben von Westall und Scriven. Neue Bücher im December.

In der J. G. Cota'schen Buchhandlung ist erschienen:

Mercure de la France recueil historique, politique et literaire. 1er Fevrier 1804.

Sommaire.

Politique. Apercu sur la constitution actuelle de la République française. — Corps législatif. — Exposé de la Situation de la République. — Réflexions sur Bonaparte. — Statistique. — *Littérature.* — Institut National. — Du Pape et de ses droits religieux, par l'abbé Barruel. — Polixène. — *Variétés.* Lettre sur les journaux français. — Lettre sur le roman de Werther. — Extrait d'un Journal allemand.

XI. Aurora eine Zeitschrift aus dem südlichen Teutschland.

Unter diesem Titel erscheint im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung eine Zeitschrift, deren Zweck es ist,

den höhern Kunstsinn und Geschmack durch eine angenehme und den Erscheinungen unserer Zeit verwandte Lectüre zu verbreiten — die aber auch vorzüglich darauf Rücksicht nehmen wird, durch richtige und anspruchlose Darstellungen eine wahre Würdigung von dem südlichen Teutschland vorzubereiten. Von blos politischen Weltbegebenheiten und trocken-gelehrten Recensionen wird darin keine Rede seyn, wohl aber von allem, was bildende Künste, schöne Wissenschaften, Länder und Völker-Kunde und überhaupt jede dem Manne von Bildung interessante Art von Geistesbedürfniß und Geistesluxus betrifft, und den Leser auf eine angenehme und belehrende Art unterhalten mag.

Wöchentlich werden 3 Nro. jede von einem halben Bogen in gr. 4. erscheinen, und außerdem monatlich sowohl Intelligenz und Musikblätter, als auch Zeichnungen, Kupfer, beigelegt werden. Besondere Umstände sind Schuld daran, daß die ersten Nro. (1 bis 3) erst in der Mitte des Monats und die andern (4 bis 8) am Ende desselben versendet werden können, doch wird schon von der Mitte des folgenden Monats alles nachgeholt seyn.

Der Preis des Jahrgangs ist 8 Rthlr., man erhält diese Zeitschrift durch alle gute Buchhandlungen und resprkt. Ober-Post- und Postämter Teutschlands.

München d. 12. Jenner 1804.

Schererſche Buchhandlung.

XII. **Anzeige.** In unserm Verlage ist das 1ste Stück des vor kurzen von uns angekündigtem Allgem. Teutschen Garten-Magazins mit ausgemalten und schwarzen Kupfern erschienen, und hat folgenden Inhalt.

Plan und Ankündigung. Allgemeiner Garten-Kalender. Januar und Februar. I. Landschafts-Gärtnerei. 1. Briefe über Engl. Garten-Anlagen. Erster Brief. 2. Der Rosen-Mantel (mit Kupfern.) IV.

Blumisterei. 1. Beschreibung und Kultur der Hydrangea hortens. (mit Abbildung.) 2. Anweisung, Goldlack und andere Blumen-Sträuche als Baum zu ziehen. V. Gemüse-Bau. Ueber den Melonen-Kürbis. (mit Abbildung.) VI. Obst-Kultur. 1. Ueber die neue Pariser National-Mutter-Baumschule. 2. Neue Art Johannis- und Stachelbeer-Sträuche zu vermehren. VIII. Garten-Botanik. Hrn. Jaichs und Trattinniks in Wien Oestreichsches Schwamm-Kabinet. IX. Saamenbau, Sämerei- und Pflanzen-Handel. 1. Ueber den Sämerei- und Garten-Handel in Teutschland. 1. Hr. Hofgärtn. Reicherts zu Weimar Hortus Reichertianus. X. Garten-Literatur. Neue Gartenschriften welche seit der L. Mich. Messe erschienen sind. XI. Garten-Miszellen. 1. Hr. v. Essens Beobachtungen über außerordentl. Vegetation u. d. 2. Künstliche Anlage zur Vermehrung der Trüffeln.

Monatlich erscheint immer richtig ein Heft davon, und wird mit unsern übrigen Journalen an alle Buchhandlungen verschickt. Der Plan und Ankündigung ist in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Weimar im Februar 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1804.

I.

Gedichte.

I.

Nachruf an Herder. *)

Pleasant be thy rest, o lovely beam!
thou hast left us in darkneſs!

But thou riſest like the beam of the east
among the ſpirits of thy friends!

Ossian.

Sank der leuchtende Strahl? ſchwieg der Suada Mund?
Ach, wie ſchaurig und ſtill dämmert's im Heiligthum,
Wo die Himmel-geborene,
Schöne, menſchliche Weisheit wohnt!

*) Habent ſua fata libelli. Es iſt nicht das ungünſtigſte Schickſal gewiſſer Schriften, weit mehr geleſen.

O, wie hat er so treu ihr am Altar gedient;
Hat die heilige Gluth liebend vor Sturm bewahrt,
Vor dem Gifthauch der Zeiten,
Vor dem Nebel-Gewölk des Wahns!

Und der heiligen Gluth Funken entsprühten ihm
Allgewaltig und hell, zündend das innre Herz;
Doch der Leier entquollen
Harmonien voll Seligkeit.

als gepriesen zu werden. Wir müßten uns sehr irren oder die Caledonia, die Reisebemerkungen der eben so gemüthvollen, als geistreichen Verfasserin über die schottischen Hochlande, Ossian, den Geist der Schottländer u. s. w. gehört in diese Kategorie. Wer wahre Bildung hat, und wahre Bildung befördert zu sehn wünscht, las die Caledonia und empfohl sie seinen besten Freunden. Die Verfasserin begann ihr Werk mit einer Zuschrift an Herdern, den Mann, der auch auf ihre Bildung, wie auf alle Edle der Nation, den entschiedendsten Einfluß gehabt hatte. Obenstehender Nachruf wird den 4ten Theil dieser Caledonia beschließen. Wer möchte nicht in ihren Schmerz, in ihre reine Würdigung des Unersetzlichen einstimmen! — Uebrigens ergreift der Merkur diese Gelegenheit mit Vergnügen, seine Leser auf die Erscheinung dieses vierten Theils der Caledonia im voraus aufmerksam zu machen. Was ihn davon im Voraus verrathen wurde, berechtigt ihn zur Versicherung, daß er an vielseitigem Interesse die vorhergehenden Theile noch übertreffen werde. Es erscheint darin eine Schilderung der Sitten Edinburgs, wie sie der Eingeborne selbst wohl schwerlich zu geben vermöchte. B.

Rein wie Perlen des Thaus, duftenden Roſen gleich,
Sanft wie Liſpeln des Hains, quollen die Töne mir,
Schon im Frühling des Lebens,
In das jugendlich rege Herz.

Wie das klein're Geſtirn, ſchwebend im Lichtkreis, dir
Hohe Sonne ſich nachſchwingt zu der Aether-Bahn,
Hob mein ſehnender Geiſt ſich. —
Und es lächelte mir ſein Blick,

Freundlich begleitend mich zu Caledoniens
Nebel-Höhen, und nahm gütig die Bilder auf.
Sinkt nun Opfer der Freundſchaft,
Sinket thränenbleich auf ſein Grab!

Strahl des ewigen Lichts, wo iſt dein Glanzweg nun?
Ach, es hob dich empor Sehnſucht und Götterſpruch
Zu dem goldenen Wagen
Abraſteens, der Himmliſchen.

Und ihr mächtiger Flug, hier noch im Staub-Gewand
Von dir ahndend, erforſcht, führt triumphirend nun

Fern durch Länder und Zeiten,
Deinen ewig verehrten Geiſt.

Emilie Harmes,
geb. v. Oppel.

2.

Herders Tod.

An v. K.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis —

Horat.

Kann die Klage zu laut, oder zu groß der Schmerz
Um den Theuerſten ſeyn? Selber in Trauer hüllt
Sich der helfende Troſt, weil das verlohrne Glück
Er uns nimmer erſetzen kann.

Drückt denn ewiger Schlaf unſern entſchlummerten
Herdern? findet noch je Tugend und Menſchenhuld,
Und die redliche Treu, und die erleuchtete
Wahrheit wieder den gleichen Mann?

Doch ſein Genius lebt fort, und von Stern zu
Stern
Eilt er ſtrahlend zum Quell ewigen Lichtes hin;

Zärtlich ſehn wir ihm nach, fühlend nur Linderung
In vereineter Wehmut hier.

Ach, die Stunden ſind hin, wo er im trauten Kreis,
Mit begeiſtertem Hauch unſer Gemüth erfüllt;
Wo Sokratiſcher Scherz und die Sokratiſche
Weisheit ihm aus der Seele floß!

Laß uns weinen um ihn; er iſt der Thränen werth;
Welche Fülle von Geiſt, welche Gedankenwelt
Sank mit ihm in die Gruft! was für ein warmes Herz
Schlug für Liebe und Freundſchaft ihm!

Traure väterlich Land! Keiner der Söhne ward
Dir gebohren ihm gleich; keiner an Wiſſenſchaft,
Und an Geniusblick; reich an Erkenntniſſen
Und der Lippen beredtem Gold.

Viel der Guten, o Freund! jammern um ſeinen
Tod;
Keinem drang er, wie dir, tief in die volle Bruſt:
Ja, du ſteheſt umſonſt jenen vom Himmel uns
Nur geliehenen Freund zurück.

Und erweichteſt du ſelbſt mit dem Orpheiſchen
Saitenſpiele, der Geiſt kehret zum Körper nie.

Wenn das harte Geſchick ihn mit dem ernſten Wink
Einmal rief zu den Himmliſchen.

Mir auch ſchwanden mit ihm Leben und Freude hin,
Und die ganze Natur zeigt mir ein offnes Grab;
Nicht die Tröſterin Zeit, nicht die Vernunft, o Freund,
Heilt den ſchmerzlichen Kummer mir.

Gerning.

3.

Der Gedanke.

(An Herders Grab.)

In dunkeler, geheimnißvoller Hülle
Liegt der Entſtehung Augenblick verborgen.
Aus der Natur oft leer geglaubten Fülle
Steigt alles Daſeyns ſchöner Frühlingsmorgen.
Wo unſichtbar der Dinge Keime glänzen,
Da ſtrahlen der Erzeugung holde Gränzen.

Aus unbekannter Kraft geheimem Schooſe
Wird der Erſcheinung Schattenbild getrieben.
Des Schickſals glück- und unglückſchwangre Looſe
Sind von verborgnen Händen unterſchrieben.
Was auch der Größe Gipfel nur erklommen,
Aus tiefer Dunkelheit iſt es gekommen.

Im leichtem und geheimnißvollem Schwunge
Tritt der Gedank' aus unerkannten Tiefen,
Und in das Wort hüllt ihn die kunstbegabte Zunge,
Den seine Brüder kaum ins Daseyn riefen.
Er wallt herauf, der vorher nie Gekannte,
Und schafft zu Licht die Dämmrung in Verstande.

Und auf des Worts unsichtbar schnellen Flügeln
Enteilt er leuchtend über ferne Meere.
Kein Herrscherspruch vermag es, ihn zu zügeln,
Er wandelt frei durch kampfgeübte Heere.
Jahrtausende sind oft dahingeschwunden:
Doch seine Spur wird ewig noch gefunden.

Denn wie der Sturm des Meeres hohe Wogen,
Bewegt er die entzündeten Gemüther
Erbaut durch sie der Würde Ehrenbogen,
Und reißt der Täuschung Ruhmgebäude nieder.
Von tausend Schöpfungen ist er der Meister,
Der selbst geheim erzeugte Sohn der Geister.

Königsberg in Pr.

J. S. Rosenheyn.

me der Morgenröthe seinem Ohr' unverständlich machen, und jedes Lüftgen, das den Hauch der Unsterblichen in ihm verwehen könnte. Ganz heilig, wie das Traumgesicht, und seelig, wie die Gegend, von wannen es ihm gesandt war, gieng er einsam auf der Strase, welche nach **Paphos** hinführte. Diese Strase war ehemals die kleine **Theone** gegangen.

Charmides richtete seinen Weg nach einem Berge, dessen hohe Cedern für niemanden, als für einen Liebenden, oder für einen Mann, der mit Göttern gesprochen hatte, da zu seyn schienen. An dem Fuse desselben lagen Myrten- und Lorberwälder, mit einzelnen Hütten. Indem **Charmides** dem Berge sich näherte, vernahm er, von der Seite des lustigsten Myrtenwaldes, eine Leyer und einen Wechselgesang. Es waren nicht die weichlichen, schwelgerischen Töne der gewöhnlichen Lieder seiner Zeit. Die Leyer wurde männlich gegriffen; und die Weise des Gesangs hatte zugleich Anmuth, Einfalt und Kraft. Jener folgte dem Liede bis an den Myrtenwald, und da sassen drey Jünglinge, wovon einer die Stimmen der beyden andern auf dem Saitenspiel begleitete. Sie glichen keinesweges denen Jünglingen, welche man auf dem Hügel, unter den Rosen, zu sehen pflegte. Frisches Blut war in ihren Gesichtern; ein freyer, aber mit Bescheidenheit geöfneter Blick in ihren Augen; ihre Kleidung war einfach, und ein Myrtenzweig ihr ganzer Schmuck. Wie sollten sie nicht

dem

4.

Die Einsamkeit.

Um mich her ist alles, so friedsam so still,
Mein Herz es so wünschet, mein Geist es so will
Nicht sehn will ich Menschen, nicht sehn will ich Welt,
Allein seyn und denken, ist was mir gefällt.

Wenn Unmuth mich quälet, wenn Freude mich täuscht,
Und oft bittre Thränen mein Gram von mir heischt;
So trag ich mein Leiden geduldig allein
Allein weiß ich ruhig und standhaft zu seyn.

Wie leicht sich die Seele im Stillen erholt
Wie sanft jede Stunde zur Ewigkeit rollt,
Mein Wunsch meine Wonne, bist Einsamkeit du
Und häuslicher Frieden, und ländliche Ruh.

Dieses kleine Liedchen sang ein Fräulein von Sölewangen mit namenlosen unnachahmlichen Reizen, und wußte auf das Allein einen so schmelzenden durchdringenden Ton zu legen, daß die ganze begeisterte Gesellschaft mich zu einem Gegenliede auffoderte, in welchem das Fräulein das Beisammen

eben eben ſo ſchön ausdrücken ſollte. Die andere Seite möge Ihnen beweiſen in wie fern ich meiner Aufforderung Ehre machte.

5.

Die Geſelligkeit.

Wer Lebensluſt fühlet, der lebt nicht allein,
Allein ſeyn iſt öde — wer kann ſich da freun?
Im traulichen Kreiſe, beim herzlichen Kuß,
Beiſammen zu leben iſt Seelengenuß.

Das lehrt uns der Tauber; vor Liebe und Luſt,
Erhebt ſich dem Täubchen die ſeidene Bruſt,
Es girret für Wonne, es lehret im Kuß,
Beiſammen zu leben ſey Herzensgenuß.

Geſelligkeit feſſelt die ſchöne Natur,
In Lüften, im Waſſer, auf lachender Flur;
Er ſelber gebot es, der alles erſchuf,
Beiſammen zu leben ſey Menſchenberuf.

Dem folget ihr Guten und ſinget nicht mehr,
Die Einſamkeit wäre nicht öde nicht leer,

Allein fern, erzeuget nur Sehnsucht und Schmerz,
Beisammen zu leben, befriedigt das Herz.

Wien. Carl Unger.

II.

Probe einer Uebersetzung der Lusiadas von Camoens. *)

1) Es neigt sich nun des Lichtes großer Stern,
Der jedem Tag die leichten Stunden spendet,
Zu seinem Ziele lang ersehnt und fern,
Daß sich das Licht ab von den Völkern wendet.

*) Diese Probe wurde dem Merkur schon vor mehreren Monaten zur Bekanntmachung mitgetheilt und ihr Abdruck bloß durch äußere Umstände verspätet. Da es dem Verfasser gewiß voller Ernst ist, das Höchste zu erstreben — denn warum hätte er sich sonst die Aufgabe durch die weiblichen Endreime und die Strenge der Ottave-rime so sehr erschwert — so hat er gewiß seitdem nicht aufgehört zu feilen und zu glätten, wo er sich selbst noch nicht Gnüge leistete. Schon mehrere wackere Schützen spannten den Bogen, aber das Ziel ist hoch aufgestellt. Endlich gelingt es doch. Τῆς ἐπιμελείας δοῦλα πάντα γίγνεται.

B.

Es öffnet ihm der Nächte Göttin gern
Die stille Kammer, wo sein Lauf sich endet;
Da nähern sich mit Trug erfüllte Schaaren
Den Schiffen, die noch nicht am Ufer wären.

2) Und einer war mit hoher Pflicht gedungen
Des Truges Fäden listig anzuweben.
Der sprach: O Held! dem solcher Weg gelungen,
Daß Schiffe stolz in bittern Fluthen schweben!
Der König brennt von Freude ganz durchdrungen,
Dem theuern Gast die Hand zum Gruß zu geben
Mit Gastfreundschaft dich wirthsam zu erfreuen
Und Kunde dir vom Nöthigen zu leihen.

3) Und weil der König dich begehrt zu schauen,
Den großen Mann, dem Ruhm die Götter schenken;
So bittet er, Du mögest auf ihn bauen
Und deine Schiffe nur zum Hafen lenken,
Du könntest auch dein Volk dem Land vertrauen
Und auf Erholung für die Matten denken;
Wer solcher Reise wilden Kampf bestanden,
Den dräng es wohl, im sichern Port zu landen.

4) Und strebte Deine Sieg gewohnte Hand
Nach reichem Gold und seltnen Arzeneien,

Und nach des Zimmets Düfte reichen Strand
Und nach des Aufgangs edler Specereien,
Und könnte dich der harte Diamant
Und des Rubines hohe Glut erfreuen;
So wäre hier dieß Alles auch vorhanden
Und köstlicher als in den fernſten Landen.

5) Darauf beginnt der Feldherr ſeine Worte,
Des Königs Botſchaft hatt' ihn eingenommen:
Noch darf ich nahen nicht dem fremden Porte,
Die Sonn iſt ſchon im blauen Meer verklommen.
Doch tritt ſie morgen wieder aus der Pforte
So wird die Flotte muthig näher kommen,
Und deines Königs uns gewognen Willen
Mit frohem Dank, wie ſich gebührt, erfüllen.

6) Er fragt ihn nun, ob Chriſtus reine Lehren
Das Volk bekennet wie ihm ward verkündet.
Worauf, des Feldherrn Irrthum ſchlau zu nähren,
Der Bote ſchnell des Truges Antwort findet.
So muß ſich wohl der Muth im Buſen mehren
Da jeder Argwohn aus der Seele ſchwindet;
So iſt es leicht, den Helden zu betrügen,
Da alle Kunden ſich ſo trefflich fügen.

7) Und weil ein Häuflein ihm an Bord gegeben
Verdammt in Portugall ob böser Dinge,
Zu wagen ihr mit-Schuld verwirktes Leben
Wenn zu befahren, daß nicht viel gelinge,
Befiehlt er zween der Klügsten auszuheben
Daß bald ihr Fuß ins Land der Mohren dringe,
Um in der Stadt mit Eifer zu ergründen,
Wo sich der Christen Bruderschaaren finden.

8) Sie ziehen fort mit köstlichen Geschenken
Damit der König seinen guten Willen,
Nicht ab vom festen Vorsatz möge lenken,
Den er gesonnen, nimmer zu erfüllen
Indeß die Mohren nur auf Argliſt denken
Doch ihren Sinn in glatte Worte hüllen,
So, daß am Strand mit freudigen Geberden
Die zween Gesendeten empfangen werden.

9) Und als sie vor dem König nun gestanden
Und sie die schönen Gaben ihm verehrt,
Durcheilten sie die ganze Stadt und fanden
Nur selten, was zu wissen sie begehrt;
Denn überall war Argwohn nur vorhanden
Und überall das Forschen streng verwehrt.
Das Herz, in dem sich böse Wünsche regen
Wird gleiche Furcht vor andern Herzen hegen.

10. Doch jener, dem in frischer Jugendblüthe
Die Wange glänzt, der wunderbar geboren
Zween Mütter zählt, und Argliſt im Gemüthe
Die Flotte ſich zum Untergang erkoren,
Schien fromm, als wenn ihn Chriſti Kreuz durchglühte
Vor einem Altar in Gebet verloren.
Den Altar hatte ſeine Macht bereitet,
In Menſchenhülle ſich der Gott gekleidet.

11. Und leuchtend war im ſchönen Altarbilde
Des Geiſtes hohe Herrlichkeit entfaltet.
Die weiße Taube die mit ſanfter Milde
Hoch über ihr, der Benedeiten, waltet.
Die Heil'gen zwölf im ſchimmernden Gefilde
Vom Staunen ob der Wunder ſchier erkaltet,
Wie einſt, als ſie in neuen Zungen ſprachen,
Und Zungen flammend durch die Lüfte brachen.

12. Dort wurden nun die Beiden hingeführet
Wo Bacchus Ränke ſolchen Trug bereitet.
Zur Erde ſinkend flehen ſie gerührt,
Zu ihm, der aller Menſchen Schickſal leitet.
Indeß der falſche Gott die Flamme ſchürt.
Daß rings im Duft der Weihrauch ſich verbreitet.
Und Jorn, entbrannt in brünſtigen Gebeten,
Muß zu des wahren Gottes Altar treten.

13. Hier harrt der Hungernden ein köſtlich Mahl,
Ein weiches Lager, da der Tag verronnen,
Und wahrlich ahnt die Sichern nicht einmal,
Daß auch das Heiligſte mit Trug umſponnen,
Doch als nun wiederum auf Berg und Thal
Wohlthätig ſank das goldne Licht der Sonnen,
Und in des Horizontes fernen Weite
Die Tochter Titans Himmelsroſen ſtreute:

14. Da ſah' man ſchon die Mohren wiederkommen,
Mit Gaben unterſtützend ihr Verlangen;
Sie hatten auch die Beiden mitgenommen
Die Kundſchaft halber an das Land gegangen
Als dieſe nun, nicht mehr wie ſonſt, beklommen,
Selbſt in den Feldherrn nur zu landen drangen,
Wird in den Fluß die Einfahrt bald beſchloſſen,
Hin zu des Kreuzes gläubigen Genoſſen.

15. Die Beiden ſchildern, was ſie nur gefunden,
Den Heil'gen Prieſter, und den Weihaltar,
Die Gaſtlichkeit, des Schlummers ſüße Stunden,
Als ſtille Nacht auf unſrer Erde war,
Kurz, alles, was nur irgend zu erkunden,
Verrathe, nichts von drohender Gefahr;
Denn Volk und König ſey uns gleich gewogen,
Und froh, daß wir nicht eilig fürbaß zogen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20656 / 425

16. Der Held empfängt mit Freundlichkeit die Mohren
Die ſchon das hohe ſtolze Schiff erreichen,
Denn ward wohl irgend einer noch gebohren,
Der nicht vertraute ſolchen ſichern Zeichen?
Es ſchwillt das hohe Schiff von falſchen Mohren
Die alle gern aus ihren Barken ſteigen,
Und nach dem Raube ſchon ſich gierig ſehnen
Und ohne Rettung ihre Beute wähnen.

17. Am Strande hatten ſorgſam ſie verwahrt
Der Kriegeswaffen mannichfache Menge,
Daß, wenn der Schiffe ſorgenloſe Fahrt
Sich lenke zu des nahen Stromes Enge,
Ein Kampf beginne, fürchterlicher Art,
Der Luſus Schaaren all' zum Orkus dränge
Und blutig ſie die Thaten laſſen büßen,
Die ſie zu Mozambik beſtehen müſſen.

18. Das Ankerthau wird nun empor gezogen
Und jubelnd tönt der Schiffer alter Gruß,
Es ſchwillt der Seegel ſanft geſpannter Bogen
Und naht des Wachtthurms Meerumſpültem Fuß.
Da ſieht Dione, was in blauen Wogen
Der Söhne liebe Schaar befahren muß,
Und will herab aus goldnen Wolken eilen
Schnell, wie der ſchnellſte von Apollo's Pfeilen.

dem **Charmides** gefallen? Er grüßte sie freundlich; aber sie, sobald er zu ihnen hintrat, hörten auf zu singen und zu spielen, als fürchteten sie, das Lied möchte durch seine Gegenwart entheiligt werden. **Charmides** errieth ihr Stillschweigen; und fieng an, die Jünglinge zu lieben. Ihr Jünglinge, so sprach er, vielleicht bin ich nicht unwerth, ein Zeuge von eurem Wettstreite zu seyn. Wer bist du? fragten sie. Er antwortete: **Charmides**, des **Callias** Sohn. Des **Callias**? versetzten jene; des Künstlers, welcher die Bildsäulen der **Venus** macht? **Eben desselben.** Die Jünglinge wurden ernsthafter; jedoch sahen sie auf der Stirne des Fremden etwas, das ihr Herz zu dem seinigen neigte. **Charmides** wünschte, sie könten einen Blick in seine Seele thun. Alle schwiegen eine Zeit lang. Endlich fuhr der, welcher die Leyer gespielt hatte, fort: „deine Wohnung, „**Charmides**, ist sie nicht unweit des berüch„tigten Hayns, in welchem vor Alters geopfert „wurde?“ Ja, sagte der Sohn des **Callias**, heute Morgen noch hab' ich an dem Rasen-Altar gebetet. Auf einmal wurden die Jünglinge froh; und boten ihm die Hand; und der, welcher die Leyer gespielt hatte, sagte ferner: **O Charmides!** ein guter Gott hat dich geleitet, daß du den Altar fändest; ein guter Gott hat in deine Seele gegeben, daß du vor dem hölzernen Bilde knietest, und nicht vor den Bildsäulen von Marmor. So wisse denn, **Charmides**, wir drey Jünglinge sind Brüder, und stammen aus

19. Sie ruft der Fluthen Götter helle Chöre
Und ihrer Nymphen himmelblaue Schaaren,
Denn billig iſt ſie Königin der Meere
Da ſie die ſchönen Wogen einſt gebahren,
Und ſie gebeut, daß ſie die Feinde ſtöre
Und ihre Kinder ſchütze vor Gefahren,
Die Schiffenden vom Ufer abzuhalten,
Sie zu entziehn den feindlichen Gewalten.

20. Sie rauſchen hin! die Götterſchaaren ſchlagen
Mit Silber Armen weißer Fluthen Schaum,
Bis an die Bruſt vom wilden Meer getragen
Durchſchneidet Cloto lauter Wogen Raum,
Und Niſe tanzt, Nerines Muſchelwagen
Berührt im Flug die krauſen Wellen kaum.
Die Meere haben furchtſam ſich geſchieden
Bang vor dem Zorn der großen Nereiden.

21. Und von der Schulter wüthender Tritonen
Ertönt der ſchönen Göttin zornig Dräuen,
Indeß nur ſanft gebogen vor Dionen,
Die Götter ſtolz ſich ihrer Bürde freuen.
Nun nah' dem Lande wo die Falſchen wohnen
Und doch die Schiffe nicht die Landung ſcheuen,
Vertheilen ſich die Himmliſchen und ſchlingen
Sich um die Seegel, die ſtets vorwärts bringen.

22. Dione weilt mit den Begleiterinnen
Am hohen Seegel das den Helden trug,
Das konnte nun nicht näher Land gewinnen
Ob auch der Wind laut an die Masten schlug,
Es wenden Andre, schneller zu entrinnen
Mit hoher Kunst des Kieles leichten Flug,
Und drücken Marmorbusen an die Planken,
Wie an den Ulmen hohe Reben ranken.

23. Wie sich die Aemsen stark und mühsam zeigen,
Wenn sie die goldnen Körner tief vergraben,
Um, wenn die kalten Flocken niedersteigen,
Sich an des Sommers süßer Frucht zu laben,
Wie höh're Kräfte dann den Schwachen eigen,
Als jemals sonst die feinen Glieder haben,
So mochten auch mit ihren zarten Händen
Die Nymphen ab die große Flotte wenden.

24. Es flieht das Schiff gewaltsam durch die Wellen
Trotz seiner Schaaren tobenden Getöse,
Die Menge schäumt, ob sich die Segel schnellen,
Ob andere Kunst von solcher Noth erlöse;
Kaum will der Steuermann das Ruder stellen,
Er harrt erbleichend schon der Felsenstöße
Die eine nahe Bank, im Meer gegründet,
Dem Forschenden zu grausem Tod verkündet.

25. Bis in die Wolken bringet das Geſchrei
Das jetzt die Schiffenden voll Angſt erheben,
Als ob der Kriegs Wuth von Banden frei,
Beginnt der Mohren falſches Herz zu beben
Denn was die Urſach ſolches Tobens ſey,
Deß kann dem Andern keiner Kunde geben,
Bald aber glauben ſie den Trug verrathen,
Und nah' die Strafen ihrer böſen Thaten.

26. Da ſtürzen in die nahen leichten Bote
Die Schuld'gen ſich, von thürmenden Verdecken;
Es kann die Fluth mit ihrem bittern Tode
Der Schwimmenden tollkühne Flucht nicht ſchrecken;
Es füllen ſich beglänzt vom Morgenrothe
Aus jedem Schiff der Wogen weite Strecken,
Sie wollen lieber ſich dem Meer vertrauen
Als länger noch in Feindes Händen ſchauen.

27. Wie in der Wälder kalten, feuchten Mooren
Der Fröſche Schaaren bang erſchrocken zagen
Wenn ſich ein Wanderer dahin verlohren,
Wo ſie verwegen auf dem trocknen lagen
Und dann zur Wohnung, die ſie ſich erkohren,
Forthüpfend ihre Noth vernehmlich klagen,
Und im beſtimmten Rohr noch lange beben
Und aus dem Sumpfe nur die Köpfe heben:

28. So flüchtet auch der Mohren falsche Horde
Und der Pilot, gegeben zum Geleite,
Wirft sich herab ins Meer vom sichern Borde,
Daß man nicht Strafe seinem Trug bereite.
Doch immer nahe noch des Abgrunds Pforte
Aus dem sie fürchterlich der Fels bedräute,
Läßt Gamas Schiff die großen Anker fallen,
Und gleiches thun die Steuernden auf allen.

27. Als Gama nun den Vorfall überschauet,
Der Mohren Flucht und seltsam banges Eilen,
Und daß auch der Pilot ihm nicht vertrauet,
Da scheinen ihm sich Wolken zu zertheilen.
Und als noch heller das Verständniß grauet,
Muß er beim Wunder dankbar sich verweilen,
Daß, nicht von Sturm und Brandung abgehalten,
Die leichten Segel nicht zum Strande wallten.

30. O großes Schicksal! Räthsel unsrer Welt!
O klarer Wunder Morgenlichtes Tagen!
O schlimmer Trug! so plötzlich aufgehellt!
O böses Volk, dem bald wir unterlagen!
Wo mag von solchen Tücken rings umstellt,
Ein Sterblicher noch eigne Rettung wagen?
Wenn sie, die Schirmerin von ihrem Throne,
Nicht mild sich neigte zu dem Erdensohne?

31. Wohl zeiget uns der Himmel ew'ge Hand,
Wie wenig wirthſam dieſe fremden Küſten;
Wie uns, die Sichern an des Abgrunds Rand
Weit hinzulenken, ſich die Böſen rüſten:
Weil aber Menſchenwiſſen und Verſtand
In ſolcher Fahr wohl ganz verſtummen müßten:
So nimm, Du! Schirmerin! der Flotte Zügel
Bedeckend uns mit Deiner Obacht Flügel.

32. Und könnte Dich zu ſolchem Mitleid rühren
Des armen Volkes weite, ſchwere Reiſe,
Daß Du vom falſchen Lande abzuführen
Huldreich beſchloſſeſt unſrer Schiffe Gleiſe,
So woll' uns nun auch eigen Ort erküren
Wo Dich Dein Häuflein fromm in Ruhe preiſe,
Ach! oder laß uns, Deine Dienerſchaaren,
Bald das erſehnte, ſchöne Land gewahren.

33. Und es vernahm der Worte frommes Schallen
Der herrlichen Dione mildes Ohr,
Und ſie verläßt der Fluthengötter Hallen
Und ihrer Nereiden banges Chor.
Hin, wo die lichten Sterne zahllos wallen,
Hebt nun die Göttliche der Flug empor,
Bis endlich in der Himmel ſechſter Zone
Sie ſtill ſteht vor des Himmelsvaters Strahlen-
throne.

34. Es glänzten von des Fluges hohem Streben
Noch eins so schön entglüht die zarten Wangen,
Daß große Sterne rings in Liebe beben,
Daß Luft und Himmel zittern vor Verlangen
Und alle nur am reichen Götterleben
Der schönen Augen voller Sehnsucht hangen,
Mit welchen sie den kalten Pol entzündet —
Den warmen mit des Eises Fesseln bindet.

35. Sie will, den Vater sichrer zu bewegen,
Mit hoher Gunst ihr ewig zugethan,
Nicht mehr Gewand um ihre Glieder legen
Als einst die Himmel auf dem Ida sahn,
Wie würde sie Actäons Herz erregen,
Träf er im klaren Quell die Göttin an,
Nicht seine Thiere brächten ihm Verderben,
In Lieb' und wilder Sehnsucht müßt' er sterben.

36. Sie läßt das Haar in goldnen Fluthen schwellen
Zum reinen Nacken, der den Schnee besiegte,
Fortschreitend zittern ihres Busens Wellen,
Auf denen unsichtbar sich Amor wiegte,
Und eine reine Flamme sank vom hellen
Milchweißen Gürtel, der ans Herz sich schmiegte
Und um die Hüften schwammen zarte Triebe,
Wie sich um Säulen rankt des Epheus Liebe.

37. Ein zarter Schleier war die zarte Hülle,
Wo leiſe Schaam in tiefer Ruhe waltet;
Doch ward von ihm der Roſen holde Fülle
Nicht ganz umſchleiert und nicht ganz entfaltet,
Daß jedes Herz die hohe Glut erfülle
Ward ſo der Blume reiner Kelch umfaltet,
Und furchtbar glühe weit hin zum Niedergange
Vulkan im Zorn, Mars in der Liebe Drange.

38. Ein ſanfter Schmerz, mit hoher Luſt verwebt,
Verſchmolz entzückend in den Engelmienen,
So wie er wohl zu Erdenfrauen ſchwebt
Ob ihrer Lieblinge verkehrtem Dienen,
Wie dann ſich ſchnell das Auge lächelnd hebt,
Wenn auch vorher der Klage Ton erſchienen,
So bricht die Herrliche, der alle weichen,
Mehr kühn als bang das lange tiefe Schweigen.

Dresden.

Kuhn.

III.

Kästners Briefe.

Fünfter Brief.

Göttingen d. 6 Oktob. 1799.

Höchstzuverehrender Herr Abt!

Ich wünsche, daß Sie sich in unserm gemeinschaftlichen Alter ebenfalls wohl befinden mögen. Unter die Jahre, auf die ich stolz bin, gehören auch meine Freunde, so wohl die vor mir, allgemein beklagt die Welt verlassen haben, als die wenigen von Alters her, die noch allgemein geachtet leben, ich empfinde dabei, daß sich meine Freundschaft immer auf Verdienste und Tugend gegründet hat. Noch lebt in Wittenberg Böhmer, der in der Botanik zwar nicht mein Lehrer war, (die habe ich bei Ludwigen gehört), aber ich bin mit ihm botanisiren gegangen, einmal ins Universitätsholz, was doch nichts weniger als Universal war. Ide hat bei mir nur Anfangsgründe gehört, übrigens alles für sich studirt. Er hat jetzt ein mathematisches Werk ausgearbeitet, nach la Place théorie du mouvement elliptique et de la figure des

planetes, ohne daß ich davon was eher gesehen oder gewußt habe, bis es zum Drucke fertig war. Er sagte mir Hofr. Lüder in Braunschweig hätte ihm einen Verleger verschafft, und bat mich um eine Vorrede, die ich ihm auch gerne gemacht habe. Er hat das Buch nicht wörtlich... und bei solchen Büchern kann man auch sagen buchstäblich übersetzt, sondern Lehrsätze beigefügt, die da gebraucht werden, und Ordnung und Vortrag gesucht deutlicher und überzeugender zu machen. Er scheint mir sonst ganz gut gesinnt und treuherzig zu seyn.

Vor einiger Zeit bekam ich einen Brief von seinem Bruder, einem Kaufmannsdiener in Schweden, darin ein Brief an diesen eingeschlossen war. Der Kaufmannsdiener schrieb mir, er hätte gehört, sein Bruder sei hier. Wenn sich das nicht so befände, sollte ich den Brief, welcher Familienangelegenheiten betreffe, öffnen und lesen. Er habe einmal eine Vorrede von mir gelesen, die ihm ein gutes Vertrauen zu mir erweckt. Was Ide sonst außer theoretischer Mathematik getrieben hat, kann ich nicht wissen. Ich rathe jedem der sich vornehmlich auf Mathematik legen will, noch was anders dabei zu lernen, wenigstens Kameralwissenschaft und Oekonomie. Man hat einmal in Deutschland das Vorurtheil, daß ein Mathematiker

zu nichts zu brauchen ist als zu einem Professor, oder allenfalls Collaborator an einer Schule, und ehe eine solche Stelle offen wird, kann einer verhungern. Auch kann der Mathematiker bei seiner Wissenschaft andere Dinge leichter lernen, als die welche nur Brodstudien vor Augen haben, Mathematik lernen, denn er ist an anhaltender Arbeitsamkeit gewöhnt, da die andern Studierenden bei etwas langwierigen Arbeiten, sich sogleich einen Wolf reiten. Was Pfaff über den poetischen Auf- und Untergang geleistet hat, hätte kein Philolog von Profession geleistet.

Von Prasse ist ein Schüler von Hindenburgen. Er hat sich durch eine Disputation, die zur combinatorischen Analytik gehört, habilitirt, auch als Prof. Extr. ein Programm de aequi dilantibus parabolae geschrieben. Sein Vater ist bei einer Kursächsischen Gesandtschaft glaube ich Sekretär gewesen. Rüdiger wollte, wie ich gehört habe, diese Professur nicht annehmen, sondern beim Observatorio bleiben. Mit Seyffern müssen Sie gar Niemand vergleichen, der ist der Einzige seiner Art, ein Kleinod für Göttingen, dessen gleichen keine Universität hat. —

Die Fichtische Philosophie ist mehr als übersinnlich. Was kann närrischer seyn als der Schluß: Ei-

einem alten Priestergeschlecht'. Unsre Vorfahren sind Geweyhte der himmlischen Venus gewesen, haben in ihrem Hayn gedient, und in hölzernen Opferschaalen ihr Milch und Honig gebracht. Darum knieen wir nicht vor den Altären zu Paphos und Amathunt. Wir behalten den einfältigen Dienst unsrer Vorfahren, und besuchen jährlich, was ihnen heilig war."

Diese kunstlose, wohlgemeynte Sprache gieng tief in das Herz des Charmides. Ein guter Gott, so sprach er, hat mich geleitet, daß ich euch, ihr Jünglinge, fände. Wollt ihr; so laßt uns Freunde seyn. Wir wollen es: antworteten sie; und einer von ihnen setzte hinzu:

„Dieser Tag kömmt von der Göttin der Liebe." Schon sahen wir heute zwoo Mädchen, wie wir noch keine gesehen haben. Sie waren aus Paphos, hatten eine Sclavin bey sich, und ruhten bey jener Myrte sich aus. Die älteste mochte von achtzehn, und die jüngste von zwölf Jahren seyn. Holdseeligkeit und Schaam war auf ihren Wangen, in ihren Geberden, in den Falten ihrer Schleyer, und überall. Wärst du da gewesen, Charmides! du hättest sie beyde für würdig gehalten, mit uns in unserm Hayn zu opfern. Aber die älteste! so etwas anmuthiges berührte, seit den Grazien, die Erde nicht. Wir giengen hin zu den Mädchen, und brachten ihnen zur Erfrischung ein wenig Obst. Anfänglich weigerten sie sich; aber sie betrachteten uns

nen Gott, wie er bisher ist geglaubt worden, können wir nicht begreifen. Also ist die Ordnung der Welt, Gott. Ueber solche Leute muß man nur lachen, nicht mit ihnen disputiren, denn sie haben allemal die Ausrede: Man verstehe sie nicht. —. Doktor Lüc meint es gut, aber da seine Auslegung der Schöpfungsgeschichte nicht eben physische Gewißheit hat, so kömmt nichts darauf an, daß er den Grundtext nicht lesen kann. Ich könnte selbst eine kleine Bibliothek von Auslegungen der ersten Kapitel des 1 Buch Moses darstellen, immer nach der Physik die zu jeder Zeit ist Mode gewesen. Daher habe ich immer geglaubt, das Verständliche und Wesentliche darin sey, den Gott zu ehren der Himmel und Erde gemacht hat, ohne sich weiter in die Untersuchungen einzulassen, wie er sie gemacht hat. Das können wir nicht verstehen, und jede Nachricht die uns davon kann gegeben werden, muß von der Art seyn, wie wenn man einem Kinde — am Alter, auch manchmal am Verstande — eine Nachricht von der copernikanischen Weltordnung geben will. Wie die Welt entstanden ist, übertrifft unser Fassungsvermögen viel mehr, als die Weltordnung das Fassungsvermögen eines Kindes. Wenn man die Sache so betrachtet, so findet man in den mosaischen Erzählungen Herablassung eines höhern Geistes zur Fassungskraft schwacher menschlichen Gei-

ſter, macht davon den moraliſchen Gebrauch der deutlich darin liegt, und läßt Phyſiker darüber Romane machen, und Philologen gelehrt unterſuchen was aus der Urkunde Jehovah oder aus der Elohim genommen ſeyn ſoll. Von ſo viel höherer Kritik, Sammlung und Würdigung von Varianten, eifriges Studium aller der Sprachen, die rechts links geſchrieben werden, endlich den Nutzen zu haben, daß man dem Buche, darauf aller dieſer Fleiß angewandt wird, nichts mehr glaubt, daß heißt ja wohl multum agendo nihil agere; zum Nichtglauben ſind genug Leute ohne das alles gewonnen.

Ich glaube auch, man darf niemals ein N geſehen haben, zu beurtheilen was aus dem Satze folgt: Wenn Moſes ſeine Verordnungen den Iſraeliten als göttliche ankündigte, ſo hatte er dabei nichts weiter in Gedanken, als Numa, wenn er den Römern erzählte, was ihn die Nymphe Egeria gelehrt hatte. Ueber die Werthheimiſche Bibel entſtand ein Lärm durch ganz Deutſchland. Ihr Titel iſt: Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Meſſias Jeſus; und jetzt iſt alles ſtill, wenn die Theologen weder göttliche Schriften noch den Meſſias Jeſus erkennen. — Herr Nachtigall erklärte wie die Pſalmen entſtanden ſind; Samuel hatte Prophetenſchulen angelegt, da

lernten die Jungen ſolche Lieder machen: Er hat nicht einmal an den Spruch gedacht: Poetae nascuntur, non fiunt. Ich möchte wiſſen aus welchen Schulen Poeten gekommen wären? Versmacher und Reimer kann man auf Schulen bilden, aber keine Pſalmendichter. Freilich unſere Aeſthetiker, welche die Schönheiten der Dichter zu entwickeln glauben, machen Kunſtwitzeleien die poetiſche Phraſes nachlallen, aber Dichter werden das auch nicht.

Bei den Pſalmen fällt mir eine Geſchichte ein. Als ich in Leipzig vom Baron Kugel Abſchied nahm, trank er Chokolate. Er ließ mir auch eine Taſſe geben, und darauf ein Glas Waſſer zum Abkühler. — Ich hätte wohl noch ein Paar Taſſen vertragen. — Nun als ich hier Michaelis Ueberſetzung der Pſalmen zu ſehen bekam, und einen Pſalmen von Luther, und darauf eben den von Michaelis las, fiel mir die Taſſe Chokolate und das Glas Waſſer ein. Michaelis mag freilich mehr Hebräiſch gekonnt haben als Luther, das heißt aber ſo viel, daß M. mit dem Buchſtaben beſſer bekannt war, und Luther mit dem Geiſte.

Im neuen theologiſchen Journale ſteht eine gar ergötzliche Erklärung, wie es mit dem letzten Oſtermahle Jeſu zugegangen, daß Jeſus mit dem Wirthe bekannt geweſen, Abrede genommen, der ſollte ſeinen Knecht im Thore auf Petrum und Johannem warten

lassen. Auch durfte Judas nichts von dem Orte des Ostermahls wissen, sonst wäre er mit der Wache dahin gekommen. — Die ganz einfache Geschichte fällt den Leuten nicht ein: daß Jesus ein anderer Mensch war als die jetzigen Schrifterklärer, und Dinge wissen konnte, von denen sie freilich nicht verstehen, wie man sie wissen kann, und deswegen solche Mährchen zur Erklärung erdenken. Sie sollten doch überlegen, daß es gar viele Dinge giebt, die andere Menschen können und von denen doch die wenigsten von ihnen begreifen, wie man sie können kann, z. E. Himmelsbegebenheiten im voraus auszurechnen. Wie es zugieng, daß um 1751 Lacaille auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Lalande zu Berlin, und Wargentin in Stockholm, zu gleicher Zeit nach dem Monde sahen. Die hatten wohl auch einander Boten zugeschickt? Noch was lustiges ist, daß eben die, welche nichts positives in der Religion annehmen wollen, ja lauter Vernunftreligion fordern, kantische Philosophie annehmen, die so stark positiv ist, als was, die alles postulirt, ohne die Sätze die sie annimmt zu beweisen.

Leben Sie glücklich!

Ihr

ergebenster

Kästner.

IV.

Bruchstück aus einem Reisetagebuche über Wien.

(Fortsetzung).

Nun folgt in meinen Reiseblättern, mein erstes Hingehen zu Herrn Füßli aus Zürch, den man aus Kunstschriften von Wien u. s. w. aufs vortheilhafteste kennt; ich kam ihm sehr werth mit Nachrichten von den Freunden seiner Jugend, Wyß, Nüscheler — und andern theils Geschlechts- theils Studienverwandten — — dann giengen wir zu Herrn Custos Michaeler, dem Gelehrten. Und bald — auf die sogenannte Niederlage, das Comtoir der k. k. Graf Friesischen Seidenfabrik, Hrn. Hotinger zu erfragen; an diesen war mein Brief aus Linz noch nicht abgegeben worden, und das hatte zur Folge, daß derselbige, auf eingelaufene andre Briefe aus Z. hin, mir nach Linz entgegen reiste. — Es folgt: Erzählung von meiner ersten Einquartierung bei Hrn. B. Bekanntschaft mit Hrn. W. und H. aus Zürch und Winterthur, — dann Wiederkunft Hrn. H. und — ach! Briefe aus Z. an mich! — Einquartierung bei Hrn. H. auf der Feld-

mühle, eine kleine Stunde von W. entlegen. Wie viel edle Gaſtfreundlichkeit ich da erfuhr und genoß! Das Wichtigſte zumal aus den Zürcher Briefen könnt ich nicht erzählen, es iſt zu ſehr Herzens- und Gewiſſensgeſchichte — — ich werde ja, W. G. nicht mehr lange leben; mache man dann daraus was man will — — ich erzähle noch die Anſtalten zur Heimreiſe und meinen letzten Tag in Wien.

— Bisher wars den Herren und Freunden, die ſich für meine Zurückreiſe zu ſorgen anheiſchig gemacht hätten, Gott lohn' es ihnen! — noch ganz im dunkeln, wie ſie am beſten zu machen ſeyn werde. Immer hieß es, „ſie werden nichts verſäumen, aufs möglichſte ſich erkundigen und dazu behülflich ſeyn;" ich aber ſolle nur glauben, es müſſe in 3. auf eines hinaus laufen, ob ich etliche Tage, ja bei 2 und 3 Wochen früher oder ſpäter wieder eintreffe; Sie werden mich auch nicht verreiſen laſſen, bis ſie ſo viel möglich ſicher ſeyen, ich verreiſe auf irgend eine Art nicht gar zu theuer und dennoch wohl verſorget. Wir wußten, daß eines Hrn. J..rs funfzehnjähriger Sohn bald nach der Schweiz reiſen werde; aber noch immer hatte dieſer den Paß nicht, den er als ein in Wien geborner und in der Konſkription Begriffener haben

müßte, worüber er nun schon länger als vier Wochen an die Polizei, an den Stadtrath, an die Regierung und wieder an die Polizei gewiesen, nun endlich versichert worden war, binnen etlichen Tagen den Paßport zu bekommen. Indessen hat der Vater nicht gesonnen seinen Sohn so eignen Gewerbes, wenn er schon selbständer seyn könnte, reisen zu lassen, sondern fuhr fort um alle ordentliche Post- und Diligencewagen sich zu erkundigen. Dieß thaten denn eben auch meine Freunde, fanden aber gar vieles dabei für mich unpassend, lückenhaft, unbequem u. s. w. Meine eigne Gedanken waren: ich gienge in einem Ordinär nach Linz. Da sey ich mit einem guten Gasthof und einigen Abendgästen daselbst von der Hietherreise her bekannt; diese würden mir, wenn eben nichts besseres sich hervorthue, die Diligencen nach München — Augspurg bestellen helfen. Auf diese könne ich, wenn ich nur jetzt ohne Säumniß verreise, dort ein wenig warten. — Zu so etwas werde es doch kommen müssen. — Wollte ich eine Postchaise kaufen und die Post nehmen, so fanden die Herren nebst mir, dies sey überkostspielig; und ich bei meiner Unerfahrenheit und Mangel an frischem Ton, sehr vielen Gefahren und Chicanen unterworfen. Nun da ich bald einmal wieder auf die Niederlage kam, vernahm ich unversehens — es sey eine Gelegenheit — eine treffliche für

mich gefunden. Ein Hr. Ungerer aus dem Wirtembergischen übernehme es, einen neuen Wagen nach Stuttgard zu bringen, wenn er der Kossen halber beträchtlich erleichtert werde. Deshalb habe Herr H** ihm von mir gesprochen; man habe mit ihm Abrede genommen, daß ich so und so, ungefähr zwei Drittel der Reisekosten tragen soll; dagegen werde ich bei diesem gewandten, entschlossenen und schon Reisens erfahrnen jungen Manne trefflich besorgt, alles Details der Reisesorgen und Mühen enthoben seyn. Alle fanden mich hierunter sehr glücklich. — Am Ende der Woche würden wir abreisen in einem Gesandten-Wagen — aufs bequemste. Ich hatte nichts als dankzusagen, war gerührt zu vernehmen, wie Gott mir so den Weg von neuem bereite. — Ich kam gänzlich von den Vormittags und gestrigen Tages ab, z. B. daß ich mit Frau H. bemerkte, es sey jetzt zu Hause Synode u. s. f., welches auch bei Ihr viele Erinnerungen auffrischte, aber zu nichts führte.

Es folgte Allerheiligen Tag. Diesen feiern die Protestanten in W. durch Beschlossenhaltung der Kramläden und Gewölbe und auch wohl in andern Städten mit. Es kam an demselben Herr Farrer, ein seit fast 20 Jahren in W. etablirten Uhrmacher, sonntäglich, mit geschmackvoller, simpler Propretät

gekleidet, mir einen Besuch zu geben: der als Bekannter der Herrn Hilchenbach und Füßli von mir gehört hatte. Er ist Kirchenältester der Reformirten-Gemeinde, und ich hörte ihm von der Einrichtung ihres Kirchen- und Schulwesens sehr gerne zu. Auch von der Beglückwünschung des jetzigen Kaisers zur Thronbesteigung; wobei der Monarch keine günstige Erwartung von beiden Protestantischen Gemeinen und ihren Lehrern äußerte, und seine hohe Zusage des Schutzes bei allem, was ihnen bewilligt sey, kurz und gut, ertheilte. Dieser H. F. sprach unter andern über den Vorzug eines guten Gesangbuches vor dem in der Schweiz noch so fast ängstlich beibehaltenen Absingen der Davidischen Psalmen, wohl gar nach Lobwasserik. Eben so von Vorzüglichkeit eines dem Kultus gewidmeten Gebäudes, das einige bescheidene Zierrathen und eine gut bestellte Orgel habe, vor einer nur schlechtweg eingewandeten Kirche, wie sie hingegen der benachbarte Ungarische reformirte Geistliche eifrig liebe. Er erzählte sehr nett ein Gespräch hierüber, das er mit einem der letztern geführt habe; sprach fernerhin von der Harmonie der hiesigen Lutherischen und Reformirten und von der guten Zunahme ihres Schulwesens — alles in so reinem Teutsch, mit so vieler Bestimmtheit und einem solchen Fluß der Rede, als ich kaum je was von einem Stadt-Professioni-

ſten gehört habe. Ich ſagte hernach, wenn dieſes Mannes ganze Unterhaltung, wie ich ſie dies halbe Stündchen gefunden habe, gedruckt wäre, ſie ließe ſich trefflich leſen und hören. — — Sicher hätte ich auch an dieſem Landsmann, (gebornen Winterthurer) einen Rathgeber und nicht unbedeutenden Empfehler finden können.

Gleichen Tags führte mich Herr Bühl in einem Fiakre in den Augarten. Die Demoiſelle Thereſe fuhr mit. Nach ihrer Friſur und vornehmen Kleidung und wie ſie in ihrer anſehnlichen Geſtalt ſich trug, hätte ich ſie leicht für eine vornehme Frau, nicht Haushälterin oder Obermagd angeſehen. Sie ſpazierte mit prächtigem Anſtand vor uns hin, durch die herrlichen Alleen, in denen alle Augenblicke gelbliches Laub fiel. Aber einſam wars da. Ueber drei oder vier Perſonen trafen wir nicht an. Der Eingang war nicht nur für die Wagen, ſondern auch für uns ausgeſtiegenen Fußgänger verſchloſſen, und ward von einem daſtehenden, wachhabenden für ein Trankgeld geöffnet. — Fürs Imaginiren, wie ſchön es hier in ſchönern Monaten ſey, war erweckends genug. Speiſezimmer, Kaffeehäuſer waren viele zu ſehen, aber auch verſchloſſen. In den Prater, wohin es mich doch auch gelüſtete, kam ich nicht.

uns genauer; schienen sich über uns zu wundern; und nahmen die Erfrischung an. Und da, **Charmides**! hörten wir die Stimme der ältesten. Guter Jüngling! hättest du sie gehört; das Bild unserer Göttin wäre dir noch heiliger.

Als das Mädchen aufstand, und mit seinen Begleiterinnen fortgehen wollte, brachen wir einige Zweige von der Myrte ab, worunter es gesessen hatte, und gaben sie dem Mädchen. Du willst, am Feste der **Venus**, auf dem Rosenhügel tanzen? fragten wir. Ich tanze nicht auf dem Rosenhügel: war ihre Antwort. Sie gieng, und ihr Gang bewieß uns, daß sie der **himmlischen Venus** angehöre.

Dieser Unbekannten stimmten wir den Wechselgesang an, über welchem du uns überraschtest. Gefält es dir nun; so wollen wir ihn wiederhohlen".

Darauf nahm der eine Jüngling seine Leyer, und die beyden andern sangen:

„Erste Stimme:

Sieh die jüngste jener Myrten,
Die, den Täuber zu bewirthen,
Furchtsam ihre Zweige beut!

Zwoote Stimme:

Sieh der Schäferinnen beste,
Wie sie zu dem Frühlingsfeste,
Schüchtern ihre Kränze beut!

Nach Tiſche führte er mich in das Kaffeehaus, das er zu beſuchen pflegt, und welcher mit wenigen das gemein hat, daß das Tabakrauchen da nicht geſtattet wird. In den Gaſſen trafen wir auch dieſen Abend viele Griechen und Juden an. Von erſtern ſagte er, man halte es für ausgemacht, daß im Punkte der Betrügerei Einer ſchon mehr ſey als drei der Letztern. In ähnlichem Rufe ſollen hier auch die Armenier ſtehen. Von manchem darf man doch beſſeres glauben. Etwan einen ſtattlich gekleideten und hochher tretenden Türken trifft man ebenfalls hier an.

— So gieng ich an einem Nachmittag mit Jaq. H. nach der Stadt: der Weg führt am kaiſerlichen Luſtſchloß Schönbrunn vorbei. Wir durchirrten die herrlichen Alleen, deren Belaubung auch ſchon herbſtlich ſteht und ſinkt, und unter die Heckenſcheere eines Gärtners genommen wird. Hinter ſtarken Gittern ſah dann auch ich mit alten und vom Sonnenſchein etwas leidenden Augen, wie Kameele, Zebra, der Strauß und andre ganz nahe heran liefen oder ſonſt für beſſere Augen nahe genug zur Beſchauung ſtanden. Aber von ſeltenen Vögeln und vierfüßigen Thieren muß ich geſtehen, daß bei dem dienſtfreundlichen öftern Wort dieſes jungen und doch ſchon ziemlich

belehrten Begleiters. „Schaun Sie nur, sehen Sie dort und sehen Sie hier" ich manches gar nicht deutlich sahe. All solches Sehen hat seine Einschränkung; die meine war hier von der strengern; aber anfechten ließ ich mich's nicht. —

Noch ein paar Tage früher hatte mich Hr. Füßli wieder besucht und nun führte Er mich zu Hrn. Kustos Michaeler; wir sahen uns in der herrlichen Universitätsbibliothek um. Dieser darin so gut bewanderte Mann besprach sich mit uns ungemein dienstwillig und freundlich; aber wegen seiner sehr schwächlichen Stimme gieng manches gute Wort für mich verloren. Wir beschauten unter andern die offen da liegende prächtige Flora Austriaca (von Jacquin). Sie war auch Herrn Füßli noch nie so vor Augen gekommen; er bewunderte als Kenner den äußerst genauen Stich und die reine Illuminirmalerei daran. Herr M. fieng auf meine Bitte an, mir von Seinen Schriften das Mehrere und Neueste anzuzeigen, und dictirte mir in meinen Taschenkalender die Titel derselben. Auch verehrte er Herf und mir zwei von den bedeutendern. Eins sind die schon lange unter Sprachkennern bekannten und beliebten Tabulae Parallelae antiquissimorum Teutonicae linguae Dialectorum, Oeniponti 1776. Das Andre: Jwain,

ein Heldengedicht vom Ritter Hartmann. Zwei Bände. Wien. (gedruckt in der k. k. Taubstummen-Instituts-Buchdruckerei). Es freute ihn, daß ich beide in der Schweiz noch weiter bekannt machen wollte. Er kennt die Bodmerschen Schriften. —

Von da gieng Hr. F. mit mir zu Hrn. Rorzer, der die meisten Schriften Michaelers im Verlag hat. An diesen gefälligen und angesehenen Mann hatte ich von Linz aus geschrieben, ob er nicht einen Anfang machen wollte, diese meine Reisebeschreibung herauszugeben, wovon ich aber jetzt desto eher schwieg, weil es eng von Leuten, und meine ganze Lage geändert war; welches ich dann diesem gefälligen Manne kurz zu verstehen gab. Doch thats mir wohl aus seinem Munde zu vernehmen, daß er ziemlich Lust dazu gehabt hätte. Es reuete mich aber bald hernach, daß ich nicht etwas mehreres von seinen Gedanken über meinen Linzer Brief erfraget hatte. Ich weiß ihm billig desto mehr Dank, da mir gleich an meinem zweiten Tage in Wien ein andrer Freund gesagt hatte: an das solle ich nicht denken, daß ich mir in dieser Stadt mit Litterarsachen etwas werde zum Fortkommen verschaffen können. Da man von den Michaelerschen Schriften sprach, trug Hr. Rorzer mir dieselben an, und sein Bedienter legte sie mir vor; ich erwiederte,

ich verlange vorjetzt nur etwa die neueſten — wolle lieber ſie daheim anſchaffen; aber Hr. R. verſetzte: zu kaufen brauche ich ſie nicht, ſie ſtehen mir ſonſt zu Dienſte, wenn ich ſie irgend nach der Schweiz mitnehmen könne oder wolle: er wolle ſie in mein Quartir ſchicken; welches er auch that. Nämlich zwei: a) Michaeler über das Geburts- und Sterbejahr Jeſu Chriſti. Zwei Bändchen. b) Ueber die geographiſche Lage des irdiſchen Paradieſes. Vier Bändchen. Wien 1796.

Da Hr. F. von mir weg nach Hauſe gieng, ſagte er noch lächelnd: nun leugne man einmal, daß die Wiener Autoren und Buchhändler galant ſeyn, da ſie uns ſolche Präſente machen. Ich fand ihr Betragen im Ernſt verbindlich. Sonſt hatte Hr. Füßli auch auf die gelegentliche Frage: „Glauben Sie wirklich, daß, wenn ich auf längere Zeit mich in Wien aufhalten wollte oder müßte, ich Arbeit und Brod da gefunden haben würde?“ die fertige Verſicherung: „O ja, daran iſt nun gar kein Zweifel.

Zweimal traf ich auch einen alten Schweizer an, der mich ſeinen Namen aufſchreiben ließ: Karl Felix; ehedem von der K. K. Schweizergarde. Dieſer erzählte gerne, wie er ſeiner Zeit unter der Leib-

garde der K. Maria Thereſia geſtanden; wie dieſe teſtamentlich ſeinen Sold auf einen halben Gulden des Tages geſetzt; K. Joſeph aber ihn nachwärts auf ſechs Kreuzer hinunter geändert habe. Auf geſchehene Vorſtellungen ſeyn es nun zwölf Kreuzer lebenslang. Hr. Statthalter Ott, der Geſandte, habe zu ihm und ſeinen Conſorten geſagt: Sie hätten bei ſolcher Herabſetzung ſogleich alle den Abſchied nehmen ſollen, u. ſ. f. Er erinnerte ſich jener Geſandtſchaft noch ſehr gerne — doch auch gleichgerne ſeines Lucernischen Vaterlandes; iſt ſehr dienſtfertig, ſcheint bei ſeiner vollen Muſe nicht wenig von der langen Weile und einiger Geringachtung ſeines Alters zu leiden; ich kann mich nicht enthalten zu denken: dieſer Mann hätte mir, namentlich als Wegweiſer ſehr brauchbar werden können, wenn ich ihn bei Zeiten kennen gelernt hatte.

— Auf die Abreiſe hin, wechſelte mir Hr. B. mein Geld, und gab mir für die leichten Dukaten beinahe ganz ſo viel wie für vollwichtige. Auch will ich ihm zu ſchuldigem Dank beifügen, daß ſo oft ich da aß, er mir zum Nachtiſch von ſeinem Vorrath herrlicher Trauben, (er ſah, daß ich noch ein größerer Liebhaber davon als er ſelbſt war) aufſtellen ließ. Der Vorrath gieng nachgerade aus, ſo daß die Jungfer

Haushälterin anfieng sie sich reuen zu lassen. Mit Hrn. H. fuhr ich noch auf die Feldmühle hinaus, um noch einige Stunden bei ihm und seiner eben so gütigen Gattin zuzubringen und Abschied zu nehmen. Das Scheiden von dieser würdigen Familie hatte Rührung genug — Zur Stadt zurückgekommen ward ich Morgens darauf auch vermittelst eines guten Wechsels aus Z. mit dem mehreren Reisegeld, Wiener Banknoten und Baarschaft, Münze und Gold hinlänglich und bestens versehen. — Nach Tische gieng ich mit Herrn Wirz, der mit uns gespeist hatte, nach seiner Wohnung in der Vorstadt, (auf den Wyden). Das Haus gehört, so vernahm ichs, einem Fürsten, läuft ins Gevierte und trägt mit der Menge seiner Miethzimmer für jeden Tag namhaft mehr als einen Dukaten Miethzins. Da ließ mir Hr. W. von seiner Fr. Patronin einen guten Koffee machen; wies mir seine schönen, fertig stehenden Stockuhren und führte mich sonst noch ein wenig herum; kaufte einen Schanzlooper zum Reiserock für mich an; zeigte und beschrieb mir den Tändelmarkt, wo man fast für allen nur möglichen Bedarf, großer und vornämlich kleiner, für Geräth und Kleidung, und allermeist fürs wohlfeile, bis auf jeden benöthigten Nagel, Strümpf und Band, Bändelgen und Faden, z. B. Schwefelfaden, (denn in Wien hat Niemand Schwefelhölzchen).

— zu kaufen findet. Bei Hrn. W. wo ich bis zur Abreise noch zu bleiben hatte, durchgieng ich auch seine artige Büchersammlung, hörte ziemlich von kantischer Philosophie. (Wendavid hatte hier Vorlesungen gegeben; aber Ungelegenheit daher bekommen ja eine Art Verabschiedung.) — Es ward auch ein neues Heft der beliebten Briefe eines Eipeldauers an seinen Vetter in Krakau mit Lust gelesen. Die sind gewiß local und schildern z. B. das im vorhergehenden Sommer geschehene Aufgebot der Wiener Studenten mit östreichischem Witz.

Herr Superintendent H . . ch hatte vernommen, ich verreise eher als er es erwartete und erwies mir die Freundschaft, mich nochmals zu versuchen. Ihm verdanke ich es, daß ich noch die berühmte Kaiserliche Bibliothek zu sehen bekam. Er steht mit einem (vielleicht mehreren) der Herren Bibliothekare auf den Fuß eines wohlbekannten und so viel wie vertrauten Mannes. Ich sahe da die Prinz-Eugenische Bibliothek, mit herrlichen Bildnissen, Säulen und Statuen, und andre prächtige Aufstellungen der Bücher, deren Anzahl man in dahin gehörenden Büchern findet. Dann die Portraits des Prinzen Eugenius, des Kaisers u. s. w. Der antike Pyrrhus-Kopf ward mir gewiesen, dem, wie Hr. Füßli sagte, Winkelmann einen auf-

nehmend hohen Werth beilegte, der auch einem Kunstlaien, wie ich bin, den Ausdruck einer sonst unbekannten großen Menschenart vor die Augen bringt. Dann waren wir bei der Abtheilung voll alter Drucke, dann der Kunstmaschinen ein großes Copernikanisches System — dann Mexikanische Figuren — Schriften, darei beschriebener alter Papirus — die Codices bei Tausenden, — kurz ein kleiner Himmel von Wissenschaft, der sich in einem paar Wetterleuchtensblitzen mir öffnete und zuschloß. Man schrieb mir auf ein Blättchen 264000 Bände, 17000 Codices; aber ich bin solch ein litterarischer Held, daß ich nicht sicher weiß, wo ich eine Null zu viel oder zu wenig setze. — Hr. Hilchenbach führte mich dann auch in das reformirte Bethaus, das freilich viel besser sich ansehen läßt als eine Menge Kirchen mit Thürmen. Sodann die Schule, die schon über hundert Kinder zählt und ihrer Fonds und Realkredits halber in schönem Aufblühen sich befindet. Die uns begegnenden reformirten Kinder, außer der Schule, beeiferten sich ihre Liebe und Ehrerbietung so sehr zu Tage zu legen, daß er wirklich wehren mußte.

Es war nur etwa das vierte Mal, daß ich an der St. Stephanskirche vorbei, oder, da sie immer offen steht, durch dieselbe durchgieng. Sie ist aller-

dings ein die Einbildungskraft treffendes Gebäude, nicht nur durch ihre Größe überhaupt, sondern durch die Menge und Höhe ihrer Abtheilungen, Chöre, Altäre, Bilder, Columnen und Lichter oder Lampen. De Lucca in seiner Beschreibung Wiens, macht die Anmerkung über sie, sie habe den ächten Charakter einer Christenkirche, durch die feierliche Düsterheit, welche, wie sichs gebühre, an die Höhlen und Grüfte der ursprünglichen Christenheit erinnere, worin sich in Verfolgungszeiten heilige Märtyrer gebildet haben. Seine Ausdrücke weiß ich nicht mehr genau, und finde den beigefügten Tadel der neueren und meistherrschenden Kirchenbaukunst, die auf Heiterkeit ausgehe, eben nicht gründlich, da das Erheiternde reiner Religion auch die Heiterkeit der Tempel und Kirche zu fodern scheint. Indeß hat jenes verworrene Urtheil doch etwas Wahres. Z. B. ungefähr dies: wenn ein gottesdienstliches Gebäude auch zu stillen Empfindungen der Reue und Demuth unter ernsthaften Betrachtungen über das unbegreifliche Habe der Gottheit und ihrer Regierung, über die Verborgenheiten der Zukunft, über die Verwesung die vor dem Auferstehen zur Unvergänglichkeit vorhergeht, das Gemüth stimmen oder dazu gestimmt erhalten soll, bald darf: so muß es auch für die fromme, ja für die weise Seele manchmal passend seyn, in einem schwa-

leuchteten Tempel zu seyn und da ungestört zu beten, zumal für die Katholiken, die doch das Flämmchein des so geheißenen ewigen Lichtleins und so manch andres Zwielicht da antreffen. Man hört hier oft schöne Musik. Das thut mir hingegen wehe, verschiedene Personen mit finstern Gesichtern, (so wie auch in der Mariahilfkirche, nicht nur knieen, sondern auf den Knieen mit ihrem Buche und Paternoster auf dem Boden rutschen zu sehen. — Man sagte mir, ich müsse meinen Töchtern und Sohnsfrauen auch einen Wiener Kram bringen. Demoiselle Therese sah es als einen unentbehrlichen Beweis für die Wahrheit an, daß ich einmal in W. gewesen; Sie gieng sogleich sich mit Geld zu versehen und dann mit Ankaufen gefällig zu erzeigen. Das hatte dann die Folge, daß der herbeigekommene Hr. Füßli es nach Wiener Sitte für allzu gewagt ansah, wenn wir, obschon noch eine Magd da war, dies Haus verließen, ehe noch jene zurückkäme und so verspätete dieß Warten den Hingang ins Belvedere. Ein steckender Schlüssel am Schreibtisch gab den besonderen Grund jener Vorsichtigkeit. So wards zu spät. Hr. W. hätte auch so gerne im Begleite des Kenners zu jener Besichtigung mitgehen mögen: freilich war die Unterhaltung Hrn F. während dieses zu langen Wartens eine Art Ersatz. — Nach eilf Uhr schlug Hr. F. uns vor, er wolle

Erſte Stimme:

Nymphen gehn erquickt vorüber;
Und die Vögel ſingen lieber,
Wo ſie Wohlgerüche ſtreut.

Zwoote Stimme:

Wenn die Freuden ſie umfächeln;
Iſt in ihrem kleinſten Lächeln
Tauſendfache Lieblichkeit.

Erſte Stimme:

Lieblich muß der ganze Hayn

Zwoote Stimme:

Und die Seele ſtill und rein.

Zuſammen:

1 Um die kleine Myrte ſeyn.
2 In dem ſchönen Mädchen ſeyn.

Erſte Stimme:

Wenn das Laub die Winde kräuſeln,
Hört man ein verliebtes Säuſeln
In der leiſen Myrte nur.

Zwoote Stimme:

Immer zur beglückten Stunde,
Redet aus des Mädchens Munde
Die gefälligſte Natur.

mich noch vor Tiſche eine groſse Merkwürdigkeit ſehen laſſen, nämlich das Modell einer coloſſaliſch groſsen Statue, den Kaiſer Joſeph vorſtellend. So gieng er mit uns, ich glaube durch die St. Annagaſſe; und ich bekam in einer geräumigen Künſtler-Werkſtätte, wo etliche junge Künſtler zeichneten und ſtudirten, dies, wie er verſicherte, höchſt ähnliche groſse Bild, das, nach kleinerem Maaſsſtabe, auch noch in Erz (oder Bronze?) und in Gyps vorhanden war. Der Kaiſer iſt zu Pferde; ſoll künftiges Jahr von Zaunern, einem der gröſsten Bildner, in Erz gegoſſen und auf einem gewählten Joſeph-Platze aufgeſtellt werden. Das Poſtament wird Marmor ſeyn, faſt fünfzig Schuh hoch und in dieſer Höhe die eben rechte Lebensgröſse für die Beſchauer haben.

Hr. W. führte mich und Hrn. Hegner mit ſich nach Hauſe zum Mittagseſſen; wobei er ſo gern auch Hrn. F. gehabt hätte; aber dieſer beſtand auf der vorgeſchützten Unmöglichkeit, an die doch nicht recht geglaubt ward. Die Mahlzeit hatte dann eine zwar bürgerliche, aber recht Wieneriſche Reichhaltigkeit. Jedermann trank Bier, nur ich nahm das Anbieten von Wein an. Da die Geſellen, wie die Familie theils Tiſchgenoſſen waren, theils mehrere nachkamen, ſo war doch auch kein Schein der verſchrienen

Wiener Fresserei. Beiläufig kann ich sagen, daß ich freilich zu keinem eigentlichen Gastgebot oder eigens angestellten Mahlzeit in W. gekommen bin; hingegen traf ich überall einen bessern Tisch an, als dessen ich zu Hause gewohnt bin. So behielt für mich das große Wien noch diesfalls seine Unschuld, wie es denn meinethalb auch die anderweitige Reinheit der Sitten noch fast behaupten könnte.

Um doch für den Gaumen auch etwas zu thun, so gebe ich der Wiener Pastete ein vorzüglich gutes Zeugniß. — Auch hier mangelte der so oft überflüssige Kaffee nach Tische, und man kann ihn doch in diesem Hause so gut bereiten: was nicht üblich ist, ists nicht.

Herr F. kam auch jetzt, nach Tische nicht, wie er uns ungewisse Hoffnung dazu gemacht hatte und doch gieng es schon gegen Abend. Wir giengen also allein nach dem Kunsttempel, der den Namen Belvedere auch noch des schönen, aussichtreichen Platzes wegen und als ein fürstlich prächtiges Gebäude mit Statuen, Fontänen und Alleen geziert, verdient. Da trafen wir auch etliche andre Fremde an, die grade vor uns und mit uns hinein — hinauf giengen. — Hundertmale (so zu sagen) schaute ich zurück, ob doch Hr. F. nicht

nach-

nachkomme. Nur die höflichen Bedienten, deren ganzes Betragen voll Gefälligkeit und nicht ohne Würde war, führten uns sogleich in die hohen Säle, wo die Gemälde den sogenannten Schulen nach, aufgehangen sind, und ließen uns, kürzer und länger, nach Herzenslust, unsre nicht zu verhehlenden Bewunderns- und zugleich Unwissenheitsmienen machen und ändern: nur versündigten wir uns nicht mit Kennermienen und Worten.

Und nun, so gesteh ich — ich war da, und sah gewisser Maßen — nichts, hatte ohnehin einen der düstern Tage meines Gesichts halber, war nicht einmal mit einer guten Lünette versehen und wußte hier keine zu entlehnen; wußte von langem her und aus wiederholten Versicherungen Hrn. Füßli's, daß dies eins der allerherrlichsten Kunstkabinetter oder Galerien Europens sey: ich fühlte bei vielen, daß hier Ausdruck von reiner Schönheit, Erhabenheit, Originalität mir vor Augen kam, wie in meinem Leben noch nie (ich hatte vor Jahren doch auch die in Mannheim gesehen), aber daß einiger längerer Zeitraum und hier und da für mein kindisches Beurtheilen einige Beihülfe oder Anweisung ein eigentliches Bedürfniß sey; und kurz, es übernahm mich je länger je mehr eine Wehmuth, wie ich, gleichartig nämlich, in mei-

nem Leben keine gefühlt habe: ich mochte faß nicht mehr ſchauen. Hier, das war bald anfänglich, weiter hin und zuletzt mein herrſchender Gedanke, hier ſieh ich in einer Nähe von Produkten, Vollendungen der größten Kunſttalente, von Seelenfrüchten der ſeltenſten Art, und kann ſie nicht genießen; eröffnet iſt dies Heiligthum, und nach einer ſchlecht benützten halben Stunde wird es mir auf Lebenslang zugeſchloſſen, und kein ähnliches jemals wieder geöffnet. — — „Weiſen Sie mir, mein Herr, ſagte ich zu einem dienſtwilligen Herumführer, nur noch einen ſichern Raphael" — er führte mich wieder zu einer heiligen Familie zurück. Froh ward ich doch und einen Augenblick ſtolz, daß ich im erſten Vorbeigehen mir dies Gemälde mit dem Gedanken gemerkt hatte; dies wärt mir ein Beſchauungsſtück zu rechter Betrachtung. Wir giengen; alle waren zufrieden und konnten getroſt rühmen, da haben wir dann die Menge der Gemälde geſehen, eines trefflicher als das andre. Aber ich mußte mich nicht wenig zwingen, auf dem Rückwege nicht unfreundlich und nicht ſprachlos zu ſeyn. Ich erbat mir von Hrn. W. ein paar phantaſierte Gefälligkeiten, und nun giengs — ins Theater, das des gutmüthigen und wohlgeſitteten Hrn. W. Lieblingsergötzung iſt. Wir waren Tags vorher ſchon und heute bei einer Karoluskirche vorbeigekommen,

die gleich in der äußern Ansicht eine sehr gefallende und ich möchte sagen, vornehme Form und Struktur hat. Sie war beide Male verschossen. Hr. W. erzählte, es sey im Antrag gewesen, sie zu schliessen, da man bei Annäherung der Neufranken die Stadt stärker befestigen wollte. Ein einzelner Ingenieur habe sie gerettet, der gezeigt habe, was für guten Gebrauch man von ihr eben auch nach einem Fortifikationsplan machen könnte. Früher, unter Kaiser Josephs Regierung hätte es nur noch an einer gewissen Summe Geldes und beschleunigtem Betriebe gefehlt, so wäre sie den Reformirten zu ihrer Kultur abgetreten worden.

Das Theater auf den Wieden ist Schikaneders, der auch mir kein ganz unbekannter Name ist; so viel ich weiß Schauspieldichter und Schauspieler zugleich, der es mit dem Wiener Geschmack ziemlich im Reinen hat, daß sie sich wechselseitig nach einander bilden und bequemen, und damit Musik für ein groſses Publikum verbindet. Das Stück für diesen Abend hieß: das Schwerd der Gerechtigkeit. Ein mördrischer Ritter wird da reif, fürs Vehm- oder heimliche Gericht gestellt um von demselben gestraft zu werden. Wir waren nebst Hrn. Hegner, (aber Demoiselle Therese kam nicht, die es doch auch zugesagt hatte), von den

frühſten. Ich ließ mir ein großer Glas Limonade ſchmecken, womit mich die gütigen Herren regalirten, und ſah, wie mannichfaltig mag ſich die Wartens Langweile vertreiben kann. Wir waren im Parterre, in der vorderſten Reihe. Es verzog ſich lange ehe es anfieng; ich erinnere mich wie Wilhelm Meiſter gleich im zweiten Brief davon ſpricht: „Jene Tapeten kommen mir höchſtens vor wie unſer Theater-Vorhang. Aber wie anders iſts, vor dieſem zu ſitzen! Wenn man noch ſo lange warten muß, ſo weiß man doch, es wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannichfaltigſten Gegenſtände ſehen.“ — Es heißt noch weiter: — „die uns unterhalten, aufklären und erheben.“ Ich war mit der erſten dieſer drei Erwartungen zufrieden, und geſtehe: ſie blieb mir nicht unerfüllt. Freilich reichte hier abermals weder mein Geſicht noch Gehör zu, um den Zuſammenhang recht zu faſſen; ob ſchon mein gefälliger Hr. W. mir ein Augenglas gab und manches, das mir entgieng, wiederholte; es war ihm nur gar zu ernſt, mir nachzuhelfen. Ich ſelbſt dichtete mir manches zur Lükkenfüllung. Uebrigens verſchaffte mir auch, das was ich völlig verſtand, nur einen gemiſchten Genuß. Die Akteurs waren mir in den Gebehrden zu heftig, oft affektirt und ſteif. Ein erſcheinender Geiſt, der mir den oft geleſenen Geiſt im Hamlet nebſt

Rebhuhn's Urtheilsäußerungen im Tom Jones zu Sinne brachte, — der erschien mir auch gar zu manchmal; und die Zuhörerschaft verursachte mir bisweilen einen kleinen Aerger, wenn sie bald über eine Stelle, bald über einen Fehler des Akteurs fast laut lachte. Daneben war ich von den abwechselnden Unterhaltungen dieses letzten ganzen Tages ermüdet bis zur Schläfrigkeit. Immer hatte ich das gewonnen, daß ich nun deutlicher und lebhafter weiß was es ist, wenn Schaubühne, Logen, Parterre, mehr und weniger Gefallendes bei Gesprächen von Theatersachen genannt wird. Herrn W. that's geradehin leid, daß ich kein größeres Vergnügen und Wohlgefallen bezeugen möchte. — Noch lernte ich theils die lebhafte Verwirrung, theils Ordnung kennen, in der man nach Hause kehrte, wie man z. B. zu Fuß unter so ungleichen Zuschauern beim schönen Mondesschein wandelt, oder in einen der so häufig bereit stehenden Fiakern sich wirft. Auch da noch hatten W. und H. für mich bezahlt. Hr. B. hatte gefälligst mit dem Nachtessen auf mich gewartet, es ward mit einem guten Punsch beschlossen und mein fast unartiges Frühschlafengehen, wo zur Letzt noch ein Beisammenbleiben zum letzten Gespräch verlangt wurde, ward mit verziehen.

Morgens darauf kamen nach und nach zu Hrn. Bühl, Hr. W., Hr. H., Hr. Ungern, es ward erklärt, wie von Stunde zu Stunde eine Zögerung des Herrn Gesandten waltete, da Hr. U. eine Staffette an den Würtenbergischen Hof mitzunehmen hätte. Auch wie es gekommen sey, daß ich weder Dennis noch Sonnenfels, noch Hrn. Bühler von Rapperschweil den Musicus, noch andre hier zu sehen bekam. — Es ward noch Mittag und fast Abends, ehe wir endlich über die Linie hinaus — wegkamen. Lebe wohl Wien! und ihr Oerter alle, die ihr mir einen edeln Menschen zu kennen gabt. Gehabt euch wohl, ihr Freunde!

V.

Ueber die Klagen, daß die Verdienste großer Männer in den Wissenschaften zu wenig belohnt werden.*)

Die Klagen, daß die Verdienste großer Gelehrten, oft viel zu wenig oder gar nicht von ihrem Zeitalter

*) Diese Vorlesung hatte ihre nächste Bestimmung für eine Gesellschaft, zu welcher sich der Verfasser seit Jahr

belohnt werden, sind sehr gewöhnlich. Ich habe sie zu wiederholten Malen gehört, gelesen, bald milder bald härter, bald kälter, bald leidenschaftlicher, ausgedrückt. Man hat die Fürsten, man hat ihre Räthe, hat das gesammte Publikum sehr heftig darüber in Anspruch genommen; auch wohl gar gemeint, ein unerklärliches, feindseliges Schicksal müsse über die Angelegenheiten großer Männer walten. Da heißt es: Kepler hat beinahe verhungern müssen; Bayle nur ein kleines Einkommen gehabt; Rousseau in Armuth gelebt, sogar, eine gewisse Zeit über, Musikalien abschreiben müssen, um den Hunger zu stillen; Reiske sein ganzes Leben hindurch mit dem Mangel gekämpft; Hume sich in äußerst mittelmäßigen Umständen befunden; Reitz hat sich mühselig durchbringen müssen, bis er, im Alter erst, ein mäßiges Brod erhielt; Lessing den größten Theil seines Lebens in Armuth zugebracht; Kant bis in sein Alter

und Tag mit einigen seiner benachbarten Amtsbrüder vereinigte. Alle Mittwochen vereinigt sich der ganze Zirkel der Reihe nach bei einem der Mitglieder. Es wird etwas vorgelesen, über Theses disputirt, Pastoralerfahrung erfragt und mitgetheilt u. s. w. Gewiß ein treffliches Gegengift gegen das verderblichste in der ganzen moralischen Toxikologie, die lange Weile, die den ehrwürdigen Predigerstand oft, fürchterlich genug heimsucht.

mit 300 Thaler Besoldung vorlieb nehmen müssen; Garve ist arm gewesen. Dies alles ist wahr genug. Aber hat man ganz Recht, das Zeitalter so sehr anzuklagen? Ich will meine Gedanken hierüber vorlegen, auch einige andere Bemerkungen, die mir auf dem Wege dieser kleinen Untersuchung aufgestoßen sind, mit beibringen.

Ich verstehe unter großen Männern in den Wissenschaften jene ausgezeichneten Köpfe, die durch eine eigenthümliche Richtung ihres Geistes ein gewisses Fach der Gelehrsamkeit oder Literatur sich wählten, es mit Liebe bearbeiteten, und durch keine Hindernisse sich abschrecken ließen, vor der Menge, die dasselbe mit ihnen betrieben, auf eine hervorstechende Weise sich auszeichneten, in einer oder der andern Rücksicht ihre Wissenschaft weiter brachten, oder der Literatur ihres Zeitalters durch vollendete Werke des Genies einen höhern Glanz verschafften. Ich habe mich mit allem Fleiße näher hierüber bestimmt, um eine Menge sogenannter Gedächtnißgelehrten, oder bloßer Sammler, so nöthig und nützlich sie auch in unsrer besten Welt für das Ganze der Gelehrsamkeit sind — von der Klasse auszuschließen, von welcher hier die Rede ist.

Die Vorwürfe, die das Zeitalter über Vernachlässigung großer Köpfe hinnehmen muß, dürften als-

Erſte Stimme:

Mit der buhleriſchen Rechten
Einen Kranz aus ihr zu flechten
Hat kein Satyr noch gewagt.

Zwoote Stimme:

In dem Thal, wo ſie geſeſſen,
War die Liebe nie vermeſſen;
Stolze Jugend war verzagt.

Erſte Stimme:

Unverletzlich muß der Hayn

Zwoote Stimme:

Und die Seele ſtill und rein

Zuſammen:

1 Um die kleine Myrte ſeyn.
2 Durch ihr ganzes Leben ſeyn.

Erſte Stimme:

Aber ach! ein kalter Nord
In bereiften Dämmerungen

Zwoote Stimme:

Ach! von ungeweyhten Zungen
Ein verführeriſches Wort

Zuſammen:

1 Haucht die zarte Blüthe fort.
2 Scheucht die erſte Tugend fort.

dann schon so gegründet nicht mehr seyn. Ich mache mich gar nicht anheischig, zu beweisen, daß schlechterdings keine großen Genies hintan gesetzt würden; ich habe diese Ungerechtigkeit vorhin schon in gewisser Rücksicht zugestanden, nur möchte ich die Schuld, die das Publikum hierbei tragen soll, gern vermindert sehen, weil ich überzeugt bin, daß es unschuldiger dabei ist, als manche sich einbilden.

Das Zeitalter, heißt es, soll die Heroen unter den Gelehrten, und die eigentlichen Genies, die durch vollendete Werke im Gebiete der Philosophie, der redenden Künste, der Geschichte u. s. w. die Nationen bilden und Ehre bei dem Auslande ihnen verschaffen, auszeichnend belohnen. Dies kann auf dreierlei Weise geschehen. Einmal durch Achtung und Ruhm; zweitens durch Erhebung zu wichtigen Aemtern; drittens durch freiwillige Unterstützung mit Geld, um ihnen einen leichten und angenehmen Lebensgenuß zu verschaffen.

Was den ersten Punkt anlangt, so hat wohl noch nie ein wahrhaft großer Gelehrter oder ein Schriftsteller von ausgezeichnetem Genie gelebt, der nicht Achtung und Ruhm wenigstens von den Einsichtsvollsten in seinem Zeitalter genossen, dem nicht

die Nachwelt insbesondere volle Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen. Das Urtheil der Nachkommen ist hier von ungemeiner Wichtigkeit. Das Zeitalter, in dem sie leben, thut zuweilen im Loben und Bewundern zu viel, zumal wenn gewisse gelehrte Handwerksvortheile angewendet werden, die Menge irre zu führen. Es entstehen bekanntermaßen Partheien, die für berühmte Männer leidenschaftlich kämpfen, und ihren Ruhm übertreiben: die einsichtsvollsten und dabei kaltblütigsten Beurtheiler schweigen, oder werden nicht gehört. Die folgende Generation hingegen nimmt das zu viel hinweg, und dem berühmten Gelehrten wiederfährt, was recht ist. Eben so thut auch das mitlebende Publikum häufig zu wenig. Große Köpfe, die in ihrem Fache aus dem längst gebahnten Gleise heraustreten, finden Widerspruch. Der Mensch ist in der Regel ein Gewohnheitsthier. Tausende und abertausende haben in dieser oder jener Wissenschaft ihren Cursus, wie sie glauben, rühmlichst vollendet; und es ist ihnen unangenehm, daß ein Gelehrter auftritt und das Alte erschüttert, wovon sie am Ende nichts bessers zum Gewinn haben dürften, als, wenn es ihnen wirklich um Wahrheit zu thun ist, etwas neues zu lernen. Auch giebt es Universitätsgelehrte, die ein gangbares System, bei dem sie bisher eine gewisse Celebrität behaup-

teten, nicht gern mögen fallen laſſen, und den Ruhm des originellen Kopfs, der weiter ſtrebt, zu verdunkeln ſuchen. Dies ſind bekannte Dinge. Das folgende Zeitalter iſt hierin immer gerecht. Man erkannte z. B. den gelehrten Bentley bei ſeinen Lebzeiten immer für einen ausgezeichneten Mann; aber ſein kritiſcher Geiſt wurde von der Menge nicht ſo geachtet, als er es verdient. Ein ganzes Heer von Holländiſchen Philologen, ſelbſt Burmann an ihrer Spitze, bellten den Engländer recht humaniſtiſch beißig an; ſein Landsmann Hare gieng ſogar ſo weit, daß er Bentley für einen Idioten in allen Wiſſenſchaften erklärte, 'der durchaus nichts wüßte,' als 'das Metrum der alten Dichter an den Fingern nachzuzählen, und deſſen ganze Beleſenheit nur aus Wörterbüchern zuſammen geſtoppelt ſey *). Und was hat Bentley dieſes Anbellen geſchadet? Hare gilt wenig mehr bei der Nachwelt; das Geſchrei der Holländer iſt vergeſſen; und die Verdienſte des Britten werden jetzt nach Würden geſchätzt. Ungerechte und einſeitige Kritiken, wenn ſie gleich von den berühmteſten Tribunalen erſchallen, vermögen doch nur auf eine Zeitlang das Publikum irre zu führen, und

*) In Epiſtola Critica, qua omnes Bentleii in Phaedrum emendationes perpenduntur p. 93. (ad calcem ed. Phaedr. Burm. 1727. 4.)

den Ruhm groſser Köpfe zu verdunkeln. Es dauert nicht lange, und man läſst ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Sehr treffend sagte schon ehedem ein Huron von dieser Art gallsüchtigen Kunstrichtern: Je les compare à certains moucherons, qui vont deposer leurs oeufs dans le derriere des plus beaux chevaux: cela ne les empêche pas de courir *). Man nenne überhaupt einen wahrhaft groſsen Kopf, der nicht Achtung für seine Talente oder Gelehrsamkeit genossen hätte! Freilich, wenn er nicht im Stande war, seine Kenntnisse genieſsbar vorzutragen; darf man sich wundern, wenn er nur von Männern seines Fachs, die mühsam den Kern aus der harten Schale heraus arbeiteten, geschätzt wurde, mithin kein gröſseres Publikum fand? Oder wenn er wohl gar seine Talente in sich verschloſs, darf man das Publikum anklagen, daſs es sich wenig oder nicht um ihn, als Gelehrten, bekümmerte?

Die zweite Art der Auszeichnung und Belohnung, die groſsen Männern im Gebiete der Wissenschaften gebührt, ist Erhebung zu Aemtern, wo sie mit ihren Talenten reichlich wuchern können. Nach

*) L'Ingenu, Hiſtoire veritable par Voltaire p. 48. (à Londres).

den Einrichtungen unſers Teutſchen Vaterlandes bleibt meiſtentheils für ſie nichts übrig, als Beförderung zu Ehrenſtellen auf Univerſitäten. Und hier habe ich denn wohl nicht nöthig zu beweiſen, daß von jeher die gröſsten Köpfe unter den Gelehrten auf Univerſitäten gelebt haben. Berechnet man nun die groſse Menge vorzüglicher Köpfe, die ſolche Aemter erhielten, wenn ſie ſie ſuchten, denen ſie auch aus eigenem Antriebe der Curatoren angetragen wurden, mit der ſehr kleinen Anzahl eben ſo verdienter oder noch verdienterer Männer, die keine ſolchen Stellen erhielten, oder nur ſpät dazu gelangten, ſo kommt man am Ende doch nur auf Ausnahmen von der Regel. Freilich wird gegen den Stand und die Lebensart der akademiſchen Lehrer mancherlei eingewendet. Er ſoll, meint man, der möglichſten Entwickelung des Genies eher hinderlich als beförderlich ſeyn; ſoll den Pedantismus hervorbringen, den Geiſt, durch die beſtändig wiederkehrenden Vorleſungen aus derſelben Wiſſenſchaft, zu einem mechaniſchen Schrittzähler machen: die gebundene Lebensart, an beſtimmten Stunden des Tages ſein Penſum vortragen zu müſſen, es möge Luſt dazu da ſeyn oder nicht, ſchwäche die Energie des Genies zu freien Geiſtesarbeiten. Es ſey überhaupt, glaubt man, des groſsen Kopfs unwürdig, ſeine Zeit und Kräfte auf gewiſſe Stun-

den jeden Tag gleichsam zu veräußern. Es wird freilich niemand läugnen, daß mancher treffliche Kopf unter den Professoren, der vielleicht nur eine kleine Pension genießt, und, seiner ökonomischen Umstände wegen, eine Menge Privatissima lesen muß, wozu er keine Lust hat, die er auch wohl nicht einmal versteht, oder den nahrhaften Spekulationen der Buchhändler sich zum immer fertigen Werkzeuge hingiebt, an seinen Talenten zum Verräther wird, und am Ende bei dem Mittelmäßigen stehen bleibt. Allein im Allgemeinen kann man diesen Vorwurf dem Universitätsleben gewiß nicht machen. Die größten Gelehrten, die sich von jeher am meisten um die Wissenschaften verdient machten, sich neue Wege darin bahnten, und durch ausgezeichnete Werke der Nation Ehre verschafften, lebten, in Deutschland wenigstens, vorzüglich auf Universitäten. Das berufsmäßige Betreiben einer Wissenschaft, die man aus Neigung gewählt hatte, die Nothwendigkeit, im Lehrvortrage alle Begriffe bis auf die ersten Elemente zu entwickeln, mithin alles in voller Consequenz zu übersehen; das Beisammenseyn von einer Menge Gelehrten, welches Nacheiferung hervorbringt, öffentliche Bibliotheken und andere Anstalten für die Wissenschaften, die nur an solchen Oertern Statt finden, können unmöglich, wenige Fälle ausgenommen, große Genies in ihrem

Laufe zurückhalten. Dies alles scheint vielmehr beizutragen, daß vorzügliche Talente, die, außer dem akademischen Leben, vielleicht bei dem Mittelmäßigen würden stehen geblieben seyn, sich bis zu dem Vollkommnen erheben. Ueberhaupt ist die Ausstellung, daß große Genies durch bestimmte Berufsarbeiten an Universitäten sich, wenn ich so sagen darf, pertagelöhnerten, sehr unstatthaft. Und wie? Hat das Vaterland keine Ansprüche auf ihre Dienste zu machen? Ist es nicht das edelste Geschäfte, junge Leute zu den mancherlei wichtigen Aemtern im Staate zu bilden? Wer will es entscheiden, ob Thomasius und der Philosoph Wolf mehr durch ihre Schriften, oder durch ihre akademischen Vorträge der Welt genützt haben? Wie viel junge Studirende von Talenten sind nicht aus entfernten Landen, um Wolfen zu hören, nach Halle gegangen? Es ist also keine Vernachlässigung großer Köpfe, wenn sie das Vaterland oder das Ausland auf Universitäten beruft. Doch bisher habe ich von Aemtern als Belohnungen gesprochen. Es giebt noch eine dritte Gattung, nehmlich reichliche Unterstützung, damit ausgezeichnete Männer, frei von lästigen Sorgen, für die Nothwendigkeiten des Lebens desto mehr sich der Vervollkommnung der Wissenschaften widmen können. Diese Forderung ist an und für sich gerecht. Jedoch

mit wichtigen Aemtern sind ja allemal Gehalte verbunden, und die dritte Art Belohnung läge sonach schon in der zweiten mit eingeschlossen. „Aber sie sind nicht selten viel zu gering, und der große Kopf steht sich hierin mit dem kleinen oft gleich, vielmals hat letzterer bei seiner entschiedenen Mittelmäßigkeit weit mehr Einkünfte, als das Genie vom ersten Range.“ Dies ist nicht zu läugnen. Jedoch ich übergehe jezt diesen Punkt, weil ich nachher wieder darauf zurück kommen werde. —

Unter die Klagen über Hintansezung berühmter Männer gehört auch diese, daß sie bei Besetzung der Aemter nicht allen übrigen Competenten vorgezogen werden. Die Klage ist gerecht. Allein man muß auch hierin Billigkeit zeigen. Die Fürsten können ja keine Polyhistors seyn, weil sie sonst schlechte Regenten seyn würden, um bei Besetzung wichtiger Aemter gerade die vorzüglichsten Köpfe auszuwählen. Sie müssen sich größtentheils auf ihre Räthe verlassen. Und auch diese, als Geschäftsmänner, können eben so wenig immer richtig entscheiden, ob z. B. bei Besetzung einer Lehrstelle der Philosophie, der Naturlehre, oder der Klinik, B. oder Z., seinen Talenten nach, die ersten Ansprüche darauf machen dürfe; sie müssen folglich wieder das Urtheil anderer Männer hören.

Daß

Daß nun bei solcherlei Empfehlungen jede Privatrücksicht, jede Menschlichkeit vermieden werden könne, behauptet unstreitig niemand, der nur einigermaßen mit dem menschlichen Leben bekannt ist. Freilich, wen das Mißgeschick trifft, zurückgesetzt zu werden, der hat allerdings Ursache zur Unzufriedenheit; aber häufig ist die Vernachlässigung nichts weniger, als Wirkung eines bösen Willens.

Besser wäre es allerdings, man ließe Menschen keine Wahlen zu Aemtern anstellen, wovon sie nichts verstehen, und übertrüge sie dem Kirchenrathe. Ich weiß zwar nicht, ob solche Patronatsrechte so leicht entrissen werden können. Gesetzt aber es wäre; ist es möglich, daß ein Consistorium alle Candidaten zu Kirchen- und Schulämtern so genau kennen dürfte, um jedesmal den tauglichsten vorzuziehen? Doch hiervon genug.

Es entsteht nun die Frage: Soll der Staat grossen Köpfen ansehnlichere Pensionen geben, als mit den Aemtern bisher verbunden waren? Und hat man gegründete Ursache, ihn der Ungerechtigkeit anzuklagen, wenn es nicht geschieht? Es ist allerdings un-

gerecht, wenn Männer von seltenen Talenten nicht so besoldet werden, daß sie ohne Nahrungssorgen leben können, zumal wenn man erwägt, wie es hin und wieder einträgliche Pfründen giebt, deren Inhaber wenig mehr gelernt zu haben brauchen, als die vierteljährigen Quittungen, bei Empfang ihrer Gelder zu unterschreiben. Jedoch ob es schlechterdings gefordert werden dürfe, daß die Amtsbesoldung für einen großen Kopf weit ansehnlicher erhöht werde, als bei einem andern, doch auch brauchbaren Manne, davon kann ich mich nicht ganz überzeugen. Jeder, der ein Amt verwaltet, muß, wenn er gerecht gegen den Staat seyn will, die Obliegenheiten in demselben treu und gewissenhaft erfüllen; und dem Manne von großen Talenten werden, eben weil er es ist, die Arbeiten immer leichter, als dem, den die Natur weniger bedacht hat, folglich mit mehr Anstrengung arbeiten muß. Größeres Lob, sogar Bewunderung seiner Zeitgenossen, wird einmal nur dem großen Genie, nicht dem Mittelgute zu Theil, welches, wie Lessing sagt, an allen Orten wächst. Honos alit artes ist eine wahre Bemerkung. Das Lob und der Beifall der Zeitgenossen ist für ein großes Genie jederzeit ein mächtiger Sporn, sich in seiner Art hervorzuthun. Die Aussicht auf Reichthum gewiß nicht; und man erweist zuverlässig großen Genies keine Eh-

Erſte Stimme:

Aber ach, ein Sonnenſchein,
Den die Weſte nicht umfächeln,

Zwoote Stimme:

Ach! ein ungetreues Lächeln,
Das nicht Huldgöttinnen weyhn,

Zuſammen:

1 Kan der Tod der Myrte ſeyn.
2 Kan der Tod der Unſchuld ſeyn.

Erſte Stimme:

Nie verjüngen ſich die Blätter;

Zwoote Stimme:

Und der Unſchuld Reize nie:

Erſte Stimme:

Schützet, o ihr guten Götter!

Zwoote Stimme:

Schützt, ihr Huldgöttinnen! ſie.“

Das iſt **Theone**! ſagte **Charmides** zu ſich ſelbſt; und hätt' er ſich nicht gewöhnt, alles, was er redte, vor den Ohren der **Grazien** zu reden; er hätte laut: **Theone**! gerufen. Aber ſo bemerkten die Jünglinge nur einen Strahl von Entzücken in ſeinem Geſicht', als er von ihnen Abſchied nahm; und **Charmides** eilte, ſeine Geliebte zu ſuchen.

re, wenn man behauptet, die Hoffnung zu Schätzen im Beutel werde sie antreiben, ihre Talente desto rühmlicher zu entwickeln. Wer überhaupt bei seinen Geistesarbeiten durch die Hoffnung auf Geld oder Reichthum erst in gehörige Thätigkeit gesetzt werden soll, den hat die Natur vielleicht zu einem Banquier oder Armateur, nur nicht zu einem Gelehrten von der edlern Gattung bestimmt. Oder glaubt man, daß Rousseau als Philosoph, sich zu einer höhern Stufe würde erhoben haben, wenn ihm Neckers Reichthümer zum Preis dafür wären bestimmt worden? Oder daß, in Humes Schriften mehr Geist und Tiefsinn herrschen würde, wenn er das Einkommen des Erzbischofs von Canterbury dafür hätte genießen sollen? Oder daß Lessing ein scharfsinnigerer Kritiker würde geworden seyn, wenn er hoffen durfte, in seinen männlichen Jahren eine glückselige Domherrnstelle davon zu tragen? Man würde sich an den ehrwürdigen Namen dieser und ähnlicher Männer versündigen, wenn man so etwas nur vermuthen wollte.

Man fragt zuweilen, warum man nicht entschieden große Genies, im Fall man sie nicht zu Gelehrten Stellen auf Academien berufen wolle, zu andern wichtigen Staatsämtern in den Landesregierun-

gen erhübe, indem ein groſser Kopf doch in allen Dingen weiter sehe, als die gewöhnlichen Geschäftsmänner, und mit Leichtigkeit jeden Weg finden würde, der in irgend einer Sache betreten werden müsse? Man hat Beispiele, daſs dies geschehen ist. Leibnitz mag hier für alle gelten. Man will aber auch aus Erfahrung behaupten, daſs die gröſsten Genies nicht immer in solche Aemter passen, eben weil sie sich in die gewöhnlichen Formen, die oft, ohne den gröſsten Nachtheil für das Ganze, sich nicht abändern lassen, nicht fügen wollen, ihrer individuellen Geistesorganisation nach auch nicht einmal fügen können. Man darf ihnen zwar selbst deshalb keinen Vorwurf machen, man müſste denn mit der schaffenden Natur rechten, welche ganz ausgezeichnete Talente nicht ohne gewisse kleine Mängel auf der andern Seite geben zu können scheint; aber man darf auch über den Staat nicht zürnen, wenn er Bedenken trägt, ein Originalgenie in der besten Bedeutung zum Präsidenten in einem Appellationsgerichte zu machen. „Das groſse „Genie, sagt Lichtenberg mit ernsthafter Laune, „wenn es nicht gerade dahin kommt, wo es Eckstein „oder Schluſsstein werden kann, das ist, mit Quadratwurzeln und Reihen spielen, von Planeten „fabeln, unter halbverfaulten Muskeln kramen, oder „Gesetze geben kann, ist ein so spetriges, unbrauch-

„bares, ärgerliches Ding, als ein Kachelofen im „Sommer *).“

Doch das Sperrige, was Lichtenberg bei großen Genies bemerkt, wobei er in vielen Fällen wohl Recht haben mag, führt mich auf einen andern Umstand, der nicht zu übergehen ist. Man vergißt bei den Klagen, welche man über das Zeitalter ausschüttet, daß die Nationen ihre großen Köpfe nicht reichlicher mit Geld und Lebensgenuß belohnen, den Umstand viel zu sehr, daß solche Köpfe auch oft selbst an ihrer Zurücksetzung Schuld sind. Das sogenannte Glück will gesucht seyn. Wer zu träge, zu unachtsam, zu bedenklich dazu ist, erlangt es in der Regel nie, es wäre denn, das ihn gleich seine Geburt in eine solche Lage versetzt hätte, das mächtige Freunde oder Anverwandte den jungen Weltbürger schon in der Wiege mit den Dingen auszustatten suchten, wonach die Menge geizt, oder daß ererbte Reichthümer ihm, wie gewöhnlich, ohne Mühe, in der Welt Platz machten. Viele, wahrhaft große Köpfe, bekümmern sich zu wenig um die Welt und was in der Welt ist, Fleisches Lust, der Augen Lust und hoffär-

*) Vermischte Schriften, nach dessen Tode herausgegeben, B. 3. S. 95.

tiges Leben; ganz natürlich, daß sich die Welt ebenfalls nicht sehr um sie bekümmert. Sie befinden sich in ihrer Welt zu wohl, als daß sie gern lange heraus gehen, und sich in das Treiben und Drängen der Menge nach Glück mischen könnten. Da soll z. B. einem Staatsminister aufgewartet werden; und der große Kopf mag nicht gern antichambriren. Er wird von einem vornehmen Beschützer der Wissenschaften, der zu seinem Glücke mittelbar oder unmittelbar beitragen könnte, zu einem Gastmale eingeladen; die Lobeserhebungen, die seinem Geiste gemacht werden, sind ihm gar herzlich zuwider, weil er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, daß der preiswürdige Mäcenat von seiner Wissenschaft nichts verstehe; er hat übrigens an der leckern Tafel Langeweile, die man ihm deutlich genug an der Miene ansieht, nimmt sich auch wohl gar die Freiheit, einem Urtheile seines Gönners über Literatur, welches die übrigen Gäste für ein Axiom nehmen, zu widersprechen. Ein andermal, wenn er ja wieder eingeladen wird, entschuldigt er sich höflich und bleibt außen. Zum Glück und zu günstigen Lagen in der Welt tragen, wie man weiß, oft geringscheinende Personen, Schreiber und Kammerdiener, auch das Ihrige bei, können wenigstens vieles hindern; sie müssen folglich mit Vorsicht behandelt werden. Aber mancher große Kopf, dem

es in seiner Welt zu wohl ist, vernachlässigt das aus Unachtsamkeit, nicht als wenn er Menschen verachtete. Dinge dieser Art, wozu ich hundert ähnliche sezzen könnte, sind vielmals Schuld daran, daß der große Kopf in seiner Art zehn oder zwanzig Jahre später zu einem längst verdienten Posten gelangt, oder nur ein mäßiges Glück in der Welt macht. Doch für dieses alles haben ausgezeichnete Männer, die für die Wissenschaften aus Neigung leben, so fern sie nur nicht eigentliche Nahrungssorgen quälen, bei einem mäßigen Glücke einen Ersatz, wovon eine Menge dem Luxus und glänzenden Vergnügungen ergebene Seelen nicht die leiseste Ahndung haben. Die edelste Richtung ihres Geistes führte sie zu ihrer Wissenschaft, sie betrieben sie mit Liebe, ohne daß sie im mindesten daran dachten, was sie einmal davon einnehmen könnten; ja sie würden sie erlernt und erweitert haben, wenn sogar das Zuchthaus darauf gestanden hätte. Dies giebt ihnen in der Folge einen Geistesgenuß, der alle andere Reize des Lebens tausendfach überwiegt. Sie vergessen darüber nicht selten, wenn ich so sagen darf, den günstigen Zeitpunct, wo die Homina rerum humanarum ihre Gaben ausspendet, oder kommen zu spät *). Sie

*) Sehr richtig ist, was La Bruyere hierüber im Allgemeinen sagt: Il n'y a qu'une certaine ardeur qui

werden dieſes Verluſtes wegen von edlen Menſchen zuweilen ſehr innig bedauert, und das mit allem Rechte, weil man überzeugt zu ſeyn glaubt, daß ein entſchiedenes Mißverhältniß zwiſchen wahren Verdienſten und Genuß des Glücks dabei am Tage liege. Nur muß man deshalb jene Männer nicht für unglücklich halten. Menſchen, die aus ſich ſelbſt nichts gemacht haben, und wenig in ſich beſitzen, mögen das freilich. Aber glaubt ihr denn, daß Hume oder Leſſing, zufolge ihrer mäßigen Einkünfte, ſich übel werden befunden haben, daß ſie keine Kapitals ausleihen, keine Equipagen halten, keine glänzenden Feſtins, geben konnten? O ihr Thoren und träges Herzens!

Es iſt freilich niederſchlagend, es empört ein edles Herz, einen wahrhaft großen Mann mit drückendem Mangel kämpfen zu ſehen. Der berühmte Kepler iſt ſehr arm geweſen, und ſoll bei ſeinen preßhaften Umſtänden zweimal noch das Mißgeſchick ge-

nons rende dignes des graces de la fortune. Elle traite avec mepris ceux qui se relachent: elle veut des gens actifs à qui l'éstime de ses biens donne de l'empressement, sinon elle se fâche et devient l'ennemi d'un indifferent. *Characteres de Theophrast avec les moeurs de siècle* To. II. p. 130.

habt haben, ſich unglücklich zu verheirathen. Käſtner ſagt von ihm in einem bekannten Epigramm:

Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Es iſt auffallend; Aber der in derſelben Wiſſenſchaft große Epigrammatiſt empfieng, außer der verdienten Ehre von den Geiſtern, doch auch von den Körpern ganz reichliches Brod. Copernicus war ſogar Domherr in Frauenburg. Wie viel berühmte Mathematiker könnte ich hier nicht nennen, von verſtorbenen, und noch lebenden, die, außer dem Genuß ihres Ruhms, auch mit dem Glücke in recht gutem Vernehmen geſtanden haben? Mancher reiche Domherr, der täglich mit David Gott dankt, daß er den Gerechten nie nach Brod gehen laſſe, dürfte freilich den armen Keplee bei ſeinen großen Talenten, für ein höchſt elendes Geſchöpf halten, weil er in Dürftigkeit leben mußte; und doch geſtand der arme Kepler, daß er für die in ſeinem Myſterio cosmographico und in der Apologia pro Harmonia mundi enthaltenen Wahrheiten und den davon geärndteten Ruhm das ganze Kurfürſtenthum Sachſen nicht eintauſchen möchte! Wenn man überhaupt die Klagen, daß große Männer von dem Zeitalter nicht

genug belohnt werden, anſieht; ſo wird man finden, daß jene Männer ſelbſt ſich ſelten über Mangel an Glück beſchweren, wenigſtens nicht in geſetzten Jahren, nachdem ſie über menſchliche Verhältniſſe richtiger urtheilen gelernt haben. In ihren frühern Jahren mag das öfter der Fall ſeyn. Leſſing der Jüngling beſchwert ſich einigemal, ſo viel uns ſeine Schriften nachweiſen, recht bitter über ſein Mißgeſchick; er meint ſogar, es müſſe ein neidiſches Schickſal ſeine Tyrannei über die Deutſchen Genies ausüben, daß ſie aus ihrer Mittelmäßigkeit ſich nicht leicht empor arbeiten könnten. Leſſing der gereifte Mann führt dieſe Sprache nicht.

Es ſcheinen beſonders die Dichter immer ſehr aufgebracht darüber zu ſeyn, daß man die Sänger unſterblicher Lieder nicht beſſer belohne. Der Geiſtesgenuß, den ſie uns gewähren, iſt groß; der Einfluß der Dichtkunſt auf die Bildung der Nationen iſt es nicht minder; und die Dankbarkeit erfordert, ſie zu ehren, und ſind es Wielande, Klopſtocke und ähnliche Männer, ſo verdienen ſie ein Sabinum, und wohl mehr als das, um unbehelligt von läſtigen Sorgen für das thieriſche Leben, der Nation von Zeit zu Zeit ihre gereifſten Geiſtesfrüchte zum Opfer darzubringen. Aber auch nur ſolchen Männern

ſind ſolche Anſprüche erlaubt: denn ſollen ſie zu Aemtern erhoben werden, ſo möchten die Muſenkünſte über den Geſchäften zu viel leiden. Nur dürfen ſich andere Dichter, deren Werke das Siegel der Vollendung noch nicht an ſich tragen, auch wohl nie es tragen werden, oder die nur zum mittelmäßigen ſich erhoben haben, ſolche Forderungen nicht geſtatten. Wie oft haben ſich nicht Dichter, von welchen hier die Rede iſt, in rauhen Verſen und derber Proſa darüber beklagt, daß die Fürſten ſo karg ſind, und keine Academien für Dichter errichten, wobei ſie und ihres Gleichen Penſionen genießen könnten? Viele von ihnen mögen keine Aemter annehmen; und das möchte hingehen. Aber nur ſollten ſie nicht begehren, vom Staate, ſo wie jene Retter des Capitols, ernährt zu werden, um es bequem zu haben, und dann und wann, mit einigen Liedern oder einem Romane, ſich dafür abzufinden. Wenn z. B. ein Haſchka, in dem Alxinger ehedem vielleicht aus guter Landsmannſchaft einen zweiten Klopſtock weiſſagte, mächtig im poetiſchen Geiſte ergrimmt, und ſogar ſeine Harfe mit Fäuſten zu zerſchlagen droht, weil die Großen der Erde ſein unſterblich Lied nicht hören und königlich belohnen wollen; ſo dürfte ich niemand ſo leicht davon abhalten. Wollen manche Dichter auch ſonſt von guten Anlagen kein Amt ſuchen, um ihrem

Freiheitstriebe ungehindert nachzuhängen, — man sagt, es gäbe deren jetzt viele; — so müssen sie mit dem Beifalle zufrieden seyn, den ihre Werke ihnen verschaffen, und das Honorar von den Buchhändlern auf ihre Lebensbedürfnisse klüglich eintheilen. Für jeden von ihnen ein Sabinum? Da, fürchte ich, würden die Landesherren ihre sämmtlichen Vasallen aus den Güthern stoßen müssen, um die schönen Geister, die darauf Ansprüche machten, alle unterzubringen.

Ich könnte diesen Aufsatz schließen, wenn ich nicht noch einer Art Verehrung gedenken müßte, von der man glaubt, daß sie die Nation großen Köpfen unter den Gelehrten, oder auch überhaupt um das Vaterland verdienten Männern schuldig sey, ich meine die Monumente. In England ist man damit freigebig genug. Subscriptionen dazu kommen in London schnell zu Stande. Wir rühmen deshalb die edlen Britten, bedauern auch beiher unser armes Deutschland, daß es in solchem Geldaufwande dem freigebigen Albion nachstehen müsse, können aber doch nicht umhin, unsre Deutsche Indolenz anzuklagen, die sich zu wenig darum bekümmere, ob unsern großen Männern Ehrendenkmäler errichtet würden, oder nicht. Ich glaube, wir ehrlichen Deutschen den-

9.

Unter denen, welche das Feſt auf dem Hügel begiengen, war **Theone** nicht. Auch im alten Hayn war ſie nicht. Unſer Jüngling durchſuchte jeden heiligen Ort, bis es Abend war. In der ſpäten Dämmerung kam er wieder an den Hayn; und da ſchimmerten ihm drey Mädchen-Geſtalten entgegen. Sie näherten ſich dem Gehölz'. Eine davon war noch unerwachſen; die zwoote gieng neben dieſer, und führte ſie an der Hand; und die dritte blieb in einiger Entfernung ſtehen. Es mußten die Mädchen aus **Paphos**, mit ihrer Sclavin, ſeyn. Sie redeten; und da vernahm **Charmides** die Stimme ſeiner **Theone**.

Schwebt über ihm, ihr **Grazien**! daß er euch izt nicht verläugne; daß er an dieſem einſamen Ort', in dieſer Abendſtunde ſich nicht zu den Füſſen einer Jungfrau werfe, die das Heiligthum beſuchen will. Eine ſchwere Probe! Laßt ſie die letzte ſeyn, ihr Grazien! Wenn er nicht unterliegt; ſo hat er **Theonen** verdient.

Charmides verdiente **Theonen**. Er gieng, unbemerkt, in dem dichteſten Gebüſch' ihr nach; denn er wußte, daß er im Walde der **himmliſchen Venus** die Worte ſeiner Geliebten belorchen durfte.

Was aber die Mädchen zuſammen redeten, das hat der Jüngling, ſo getreu als möglich,

ken in diesem Stücke viel männlicher, als die gepriesenen Engländer. Was soll eigentlich das Monument, wäre es auch vom größten Künstler verfertigt? Den Verstorbenen ehren? Hat er es nicht verdient, so ist es eher ein Spott auf ihn, als ein Lob; hat er es — ich rede hier nur von Gelehrten — verdient, so ist es unnütz. Die Eitelkeit der Nachkommen ist es, die solche Denkmäler errichtet. Was kann es dem Verstorbenen für eine Ehre seyn, daß eine Subscription eröffnet wird, und reiche Personen zu einer Beisteuer überredet werden, die oft von seinen Verdiensten oder Geisteswerken so wenig etwas beurtheilen können, als die Grönländer von der Französischen Constitution? Hier bleibt, was in England häufig der Fall ist, wo die Kaufleute an der Börse in London ihre Guineen reichlich zuschießen, nichts weiter übrig, als daß die Herren Interessenten versichern können, auch etwas Ansehnliches dazu gegeben zu haben. Für die Hochachtung der Nation gegen einen berühmten Mann beweißt sonach ein artistisches Denkmal nichts; bloß der Künstler erwirbt sich Ehre, wenn er es mit Kunstgeist verfertigt hat. Leben die Verdienste großer Männer unter uns fort; spricht der Geist, der in ihren Werken herrscht, immerfort zu uns in seiner Hoheit und Stärke; so haben sie sich selbst ein Denkmal von ganz anderer Art gesetzt;

und der Obelisk, oder was wir ihnen sonst errichten, ist unnütz. Würde der Ruhm eines Leibnitz, eines Thomasius, u. a. im mindesten gewonnen haben, wenn ihnen sogar in allen großen Städten des In- und des Auslandes Ehrensäulen wären errichtet worden? Oder geschieht es, um die Nachwelt zu erinnern, was für große Männer bei den Vorfahren lebten? Dieß hieße ja die Nachwelt wie Unmündige behandeln. „Wie? könnten diese sagen, fürchteten unsere Vorfahren, wir würden nicht im Stande seyn, den Geist in den Werken großer Männer gehörig zu würdigen, daß sie durch Marmor und Inschriften uns erst einen Wink geben wollten, daß jene Geister vor tausenden sich auszeichneten?" Dem berühmten Archimedes war zu Syracus von seinen Landsleuten auch ein Denkmal gesetzt worden. Es wurde in der Folge vergessen, niemand wußte sogar den Ort mehr, wo es gestanden hatte, und wir würden kein Wort davon erfahren haben, wenn nicht Cicero, als Quästor in Sicilien, es aufgefunden hätte. Und zuverlässig, er hätte nimmermehr darnach gefragt, und es mühsam unter den Grabmälern gesucht, wofern ihn nicht der Ruhm des großen Mannes an jene Kleinigkeit erinnerte *). Als im Jahre

*) Tusoul. V. cap. 23.

1766 der Fürſt Jabnonowski auf die Idee kam, dem unſterblichen Copernicus ein Monument errichten zu laſſen, ſo ließ er den Magiſtrat in Thorn um einen ſchicklichen Platz dazu erſuchen. Man wählte den Markt. Das Monument kam an, aber gefiel nicht, und man ſtellte es in die Holzkammer des Rathhauſes. Lichtenberg nennt es deshalb das geheime Monument, und giebt bei dieſer Gelegenheit folgenden trefflichen guten Rath: Wenn ja ein Reiſender ſich über den Mangel eines Ehrendenkmals für Copernicus wundern ſollte, „ſo verweiſe man ihn geradesweges an das Monumentum aere perennius dort obenan am Himmel!“ *)

Kinderväter.

*) Leben des Copernicus von Lichtenberg. In deſſen phyſicaliſchen und mathematiſchen Schriften, nach deſſen Tode herausgegeben, B. 1. S. 120.

VI.

Korrespondenznachrichten.

Ueber Prags neueste literarische Bemühungen.

Prag, im Januar 1804.

Die Böhmischen Stände haben mit Bewilligung des Hofes den bereits zur Ausführung gediehenen Plan, eine polytechnische Schule, ungefähr nach dem Muster der Französischen zu Paris, zu errichten. Die drei Professoren und Adjunkten sind bereits ernannt. Jetzt sucht man einen schicklichen Ort, der sich bald finden wird. Von dieser polytechnischen Schule, so wie von der Zeichen- und Malerakademie hoffe ich ihnen künftig eine genauere Nachricht mitzutheilen. Beide Institute machen den Ständen große Ehre.

Die königl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften hat den Entschluß gefaßt, ihre Abhandlungen nicht nur im Ganzen abdrucken, sondern auch jede Abhandlung einzeln verkaufen zu lassen. Es wäre zu wünschen, daß alle gelehrte Gesellschaften diesem

Muster

Muſter folgten; ſie würden ihrem Zwecke weit mehr und weit ſicherer entſprechen. Die vollſtändigen Akten können nur Fürſten, Bibliotheken und reiche Partikuliers anſchaffen; der Gelehrte, welcher eigentlich davon Gebrauch machen muß und ſoll, iſt viel zu unvermögend, ſich das Ganze anzuſchaffen; aber immer ſtehen ihm, wenn er Eifer für ſeine Wiſſenſchaft hat, Mittel zu Gebote, um die in ſein Fach einſchlagenden Abhandlungen ſich herbei zu ſchaffen. — Es iſt bekannt, daß ſich die Böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ſchon große Verdienſte um das Fortrücken des menſchlichen Wiſſens erworben hat. Ebeſtens wird wieder ein neuer Theil ihrer Abhandlungen erſcheinen, von denen die kritiſchen Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters, von Joſeph Mader einen unvergänglichen Werth in der Literatur behalten werden. Die 4 Kupfertafeln, jede von 2 Hauptkolumnen, ſtellen eine Menge Münzen vor, wo die Aechtheit und Wahrheit des Stiches von der Geſellſchaft, und in deren Namen von dem Grafen von Sternberg teſtirt iſt. Kein Geſchichtsforſcher des Mittelalters wird dieſes kleine, aber gehaltreiche Werk entbehren können. Es iſt übrigens größtentheils polemiſchen Inhalts und berichtiget Le Blank, Muratori, Eckhardt, Hontheim, Köhler, Joachim, Voigt und andere. Dieſe

Berichtigung geschieht mit einer Gründlichkeit, welche selbst der strengsten Kritik nichts weiter zu wünschen überläßt; so fern man nämlich dabei auf das bisher noch wenig bebaute Feld des Mittelalters Rücksicht nimmt. Die Münzen der Fränkischen Könige gehen bis Nr. 29; jene der verschiedenen Römischen Kaiser und Teutschen Könige von Nr. 30-60; Erzbischöflich-Mainzische Münzen von Nr. 61 — 67. Erzbischöflich-Trierische Münzen von Nr. 68 — 82. Kölnische Münzen von Nr. 83 — 96. Pfälzische Münzen von Nr. 97 — 99. Vermischte Münzen 100 — 114. Daraus kann man auf die Reichhaltigkeit dieses Werkes den Schluß ziehen. Der um die Münzkunde schon sonst verdiente Hr. Vrf. arbeitet schon mehrere Jahre an einer Münzkunde des Mittelalters, welche in ihrem Fache eben so klassisch seyn wird, als die Doctrina nummorum von Eckhel in Bezug auf die Griechen und Römer ist. — Auch Daubrovsky, Gerstner und andere haben eben so wichtige Abhandlungen in ihren Fächern geliefert, welche mir aber noch nicht zu Gesichte gekommen sind. — Auch die ökonomisch-patriotische Gesellschaft fährt fort, zur Verbesserung der Landwirthschaft fleißig zu arbeiten.

Die bedeutendesten literarischen Produkte vom

Jahre 1803 möchten wohl folgende seyn. Das neue Testament in Böhmischer Sprache wird eben von dem berühmten Böhmischen Literator, Faustin Prochaska, (dessen fata artium et literarum in Bohemia et Moravia seinen Ruhm in der gelehrten Welt schon längst begründet haben), heuer geendigt. In Bezug auf Sprache verdient es von Slavischen Sprachforschern, und in Bezug auf die aufgeklärte Denkungsart des Verfassers, welche er in den Anmerkungen zu Tage legt, von jedem Slaven gelesen und wieder gelesen zu werden. Es ist nicht klug, daß die Normalschul-Buchhandlung, in welcher dieses Werk heraus kommt, ihre Artikel selten oder gar nicht in den Meßkatalog eintragen läßt.

Auch möchte im philologischen Fach die Uebersetzung der Rhetorik des Aristoteles von Voigt der Aufmerksamkeit der Philologen nicht ganz unwürdig seyn *).

*) Rhetorik des Aristoteles. 1ter Theil. Prag, Barth, 1803. 474 S. in 8. Beharrlicher Fleiß, treffliche Benutzung fast aller Hülfsmittel, und strenge Anfoderung an sich selbst stellt diesen Uebersetzer in die Reihe unserer verdienstvollen Philologen. Man darf nur in der lesenswürdigen Vorrede seine Selbstbekenntnisse über die Uebersetzungskunst und das Verzeichniß der von ihm gebrauchten Hülfsmittel lesen, um

Die Mineralogie der Alten von L. von Lamay (einen emigrirten Niederländer, der schon durch mehrere Schriften der gelehrten Welt bekannt iſt; ſiehe das Repertorium der Literatur von 1785 — 1795) wird, da jetzt eben der dritte Band erſchienen, den Kennern und Liebhabern ſchon bekannt ſeyn. — Meiſsner hat uns diesmal mit einer braven Biographie Naumanns beſchenkt; und Profeſſor Matuſchka hat durch ſein Werkchen über die Kuhpocken den blinden Enthuſiasmus einiger hierortigen Aerzte zur gehörigen Beſonnenheit zurückgeführt.

Alle übrigen Artikel ſind entweder bloſs lokalen Intereſſes, oder gänzlich unbedeutend.

ſich zu überzeugen, daſs hier von keinem gewöhnlichen Hand- und Tagewerk die Rede iſt. Hr. Voigt hat dies Werk ſeinen Zuhörern gewidmet und was er ſowohl in der Zueignung als S. 68 f. der Vorrede ſagt, beweiſt, daſs dieſer ſeltene Mann troſs ſeiner unglaublichen Anſtrengung doch viel Bitteres erfuhr. Dies muſs jeden Freund wahrer Gelehrſamkeit mit Traurigkeit erfüllen.

B.

144 Z. 6. ſteht in der Deutſchen ſtatt in die Deutſche

Ich übergehe noch viele Kleinigkeiten, und füge ſchließlich den chriſtlichen Wunſch hinzu, daß die Urheber jener Schnitzer, wie wol ſie ſich ſtark an meiner Deutſchheit verſündigt haben, mit aller Setzer- und Corrector-Ohre ſich aus der Sache ziehn mögen, und bin hochachtungsvoll ꝛc

Oldenburg d. 24 März 1804.

Marcard.

Zuſatz.

Hr. Leibmedicus Marcard hat allerdings vollkommen recht, die durch Verſehen in Rückblick verwandelte Rüge durch eine neue Rüge in ihren urſprünglichen Beſitz zurückzurufen. Es iſt indeß weder abſichtliche Schadenfreude, noch ſonſt etwas bei dieſem lächerlichen Verſehen im Spiele geweſen, welches ſogar einem groſſen Criticus in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung, wie wir hören, vergebliche Mühe gemacht hat. Unſere Druckerei iſt nach der franzöſiſchen Sitte ſo eingerichtet, daß der Maitre en page erſt die Columnen, Titel und Noten ordnet. Mithin wird der Titel jedes Aufſatzes erſt bei der zweiten Correktur bemerkbar. Da die zweite Correktur bis jetzt von dem Hrn. Herausgeber ſelbſt beſorgt wurde, dieſer aber wegen ſeiner Ortsveränderung gerade ſehr überhäuft war; ſo

entſchlüpfte dieſem gerade die Aufſchrift, die er für fehlerfrei hielt und der die Reviſion zu beſorgen hatte, verließ ſich wieder auf ſeinen Vormann. So ſchlich ſich das ungebetene Ungeheuer in unſern Schaafſtall!

Uebrigens ließe ſich aus dem Mſpt. ſelbſt dokumentiren, daß mehr als die Hälfte der uns zur Laſt gelegten Druckfehler auf Rechnung des Abſchreibers ſelbſt, den Hr. L. M. Marcard einen ungeübten nennt, und auf das ausdrückliche Begehren des Hrn. Verfaſſers, alles bei ſeiner Orthographie zu laſſen, zu ſetzen iſt.

Weimar den 16 April 1804.

Setzer und Correctoren.

aufbehalten, und in einen Gesang verwandelt. Und hier ist das Gespräch der beyden Mädchen, der zärtlichen Theone und ihrer jüngeren Schwester Eudora.

„Eudora:

Schwester, ach! nicht weiter
In den finstern Hayn.
Sind wir doch allein:
Denke nur! im Hayn
Irrende Mädchen, ohne Begleiter!
Und die Nacht fällt ein.

Theone:

Die Nacht ist heiter;
Ich kenne den Hayn.

Eudora:

Ach! nicht weiter.
Kaum ein Sternenschein
Dringt in diese Schatten hinein.

Theone:

Dennoch wagt es kein Verräther,
Diese Schatten zu entweyhn.
Zu den Zeiten unsrer Väter,
Küßten sichtbarlich
Mit Göttinnen hier die Götter sich.

Glaube mir: die jüngsten Weste
Hat ein Götterkuß vermählt;

Glaube

Inhalt.

I. Gedichte.

1. Nachruf an Herder. Von Emilie Harmes, geb. von Oppel. 241
2. Herders Tod an p. K. Von Gerning. 244
3. Der Gedanke. Von J. G. Rosenheyn. 246
4. Die Einsamkeit. 248
5. Die Geselligkeit. Von Carl Unger. 249

II. Probe einer Ueberſetzung des Luſiades von Camoens. Von Kuhn. 250

III. Käſtners Briefe. Fünfter Brief. 264

IV. Bruchſtück aus einem Reiſetagebuche über Wien. (Fortſetzung). 271

V. Ueber die Klagen, daß die Verdienste großer Männer in den Wissenschaften zu wenig belohnt werden. Von Kindervater. 294

VI. Korrespondenznachrichten. 320

Ueber Prags neueste literarische Bemühungen. 320

VII. Berichtigung.

VII.

Berichtigung.

Nothgedrungene Beschwerde, über den Setzer und Corrector des N. D. Mercurs, an den Ober-Consist. Rath Böttiger, vom Leibmedicus Marcard.

Vorläufig habe ich Ihnen bereits, mein Hochverehrter O. C. Rath, durch meinen Brief vom letzten Posttage angezeigt, daß ich über Ihre oben benannten Gehülfen der Ausstattung des ehrwürdigen Dechanten der deutschen Zeitschriften, aus Anlaß meines Aufsatzes, über einige Neuerungen in der deutschen Sprache (N. D. Merkur Febr. 1804 S. 106), höchlichst Klage führe.

Ich könnte würklich argwöhnen, daß der Setzer und Corrector, von irgend jemand der mir übel will, angestellt wurden ihren Spaß mit mir zu haben, und mich vor dem hochachtbaren grammaticalischen Publiko lächerlich zu machen. Denn lächerlich ist es doch ohne alle Mitbetrung, wenn man sich anmaaßt, über Gegenstände aus der Grammatic zu urtheilen, sogar controverse Punkte zu berühren, und selbst seine Sprache nicht schreiben, nicht buchstabiren (syllabiren sagen jetzt elegante Lehrer in der

Fibel-Classe), nicht decliniren, nicht construiren, nicht interpunktiren und sein Undeutsch nicht einmal im Titel seiner Schrift verbergen kann. Aufs höchste wird aber noch diese Lächerlichkeit hinauf geschroben, durch die von Ewr. unter dem Titel beigefügte Note, welche anzeigt meine Orthographie sey auf Verlangen streng beibehalten, und also erwarten läßt, der Aufsatz sey mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt.

Indessen ist doch zuverlässig gewiß, daß mein übersandtes, zwar von fremder Hand geschriebenes Manuscript, einen ganz richtigen und vernünftigen Titel hatte. Er hieß: Rüge einiger Neuerungen in der Deutschen Sprache. So stand er, wie ich gewiß weiß, im übersandten Manuscripte, und so hatte ich ihn auch schon im vorigen Sommer, Ew Wohlgeb. von Pirmont aus angekündigt, wie dieses sogar Ihre Antwort vom 1. August v. J. bezeugt.

Nicht ohne ein sehr unangenehmes Erstaunen fiel mir im Februars Stück des Mercurs, vor etlichen Tagen unerwartet die Veränderung dieses Titels in die Hände, der nun heißt: Rückblick einiger Neuerungen ꝛc. und allerdings weder Sinn hat, noch deutsch ist.

Nach einem so groben Verstoße gegen das Manuscript, verwundert man sich über kein Sphalma und über keine Zahl derselben. Ich werde deshalb hier nur die hauptsächlichsten anführen, die Fehler in der Interpunction aber fast ganz übergehen, von welchem vielleicht

eins und das andere, dem noch nicht sehr geübten Abschreiber zur Last fallen könnte, das bei eiliger Durchsicht meinen Augen entgangen wäre. Folgendes wird hinreichen:

Seite 106. noch in der oft erwähnten Ueberschrift selbst, bin ich auch mit einem Hr., aber im unrechten Casu, beehrt; es müßte heißen Hrn. oder Hn. da von vorhergeht.

S. 109. Z. 14. steht schwächeren für schwächere, vorher steht auf derselben Seite das Wort richtig.

— 110. ist vor dem Worte dieß in weggelassen.

S. 111. Z. 4. kann ich nach dem S. 129 niedergelegten Princip nicht Verhäßlichung sondern Verheßlichung geschrieben haben.

S. 112. Z. 20. steht: d'Ambertons statt d'Aubentons

— Z. 9. muß nach dem Worte, Pluralis gelesen werden: der Adjectiven

113. steht zweymal vulkanischer für vulkanischen, und wird damit fälschlich einem andern Schuld gegeben er habe se geschrieben

— Z. 14. steht kömmt für kommt

— Z. 15. steht bey den Hrn für dem

114. Z. 2. reguläiren für regulairen

116. letzte Zeile steht nichts für nicht.

S. 117. ist unten in der Ueberschrift das letzte und weggestrichen

120. steht Weenee für Weenen

— fehlt vor dem Worte Siberien ein Colon, wenigstens ein Comma. Dieser Fehler kommt oft vor.

121. Z. 4 steht da für die

122. steht zweymal was neues für was Neuee

— Z. 20. studierten für studirten

124. Z. 11. steht neuen spagirischen statt neuern

— Z. 12. muß nach dem Worte wol gesetzt werden: beynahe

125. unten steht der ü für das ü, oben auf derselben Seite ist es mehrmals richtig gedruckt.

126. Z. 10. ist nicht ausgelassen vor den Worten: so spricht

128. Z. 14. muß nach heißt ein Fragezeichen stehn.

130. Z. 5. nach edel nicht ädel, ist weggelassen, echt, nicht ächt, nemlich nicht nämlich,

—Z. 16. fehlen zwei wesentliche Commas, vor Gränze und vor: die Grenze

131. steht zweimal Redebrechen, statt des bekannten Worts: Nadebrechen

135. fehlen in der Note wegen des geheime M. Raths zwei Commas

138. Z. 6. muß zum zweiten mal statt Nibergang gelesen werden: Uebergang

139. fehlen bei dem harmlosen Geschöpfe zwei Commas

140. Z. 13. steht Authorität für Auctorität

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

4. Stück. April 1804.

I. Neue Verlagswerke des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Jubilate-Meſſe 1804 herauskommen und zum Theil ſchon fertig ſind.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder, mit teutſchen, franzöſ. engliſchen und italieniſchen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern No. 71. 72. 73. 74. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 45 Kr.

— daſſelbe mit ſchwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſ. Plane geſammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann XI Band, enthält 1) Schilderung von Louiſiana a. d. Franz. mit 1. Charte; 2) Rochon's Reiſe nach Marokko und Indien in d. J. 1767 bis 1773 a. d. Franz. m. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

— derſelben XII Band enth. 1) R. Percivals Beſchreibung der Inſel Ceylon und ihrer Bewohner, m. 1 Charte. 2) Paultre's geograph. Nachrichten von Syrien, m. 1 Charte. 3) Elmore's vermiſch. Nachrichten von verſchied. Gegenden, Inſeln und Handelsplätzen in Asien, gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

derſelben XIIr Band enth. 1) Bory de St. Vincent Beſchreibung der Kanarien-Inſeln; 2) Devezin's Nachrichten von Aleppo und Cypern. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Bory de St. Vincent, Geſchichte und Beſchreibung der Kanarien-Inſeln a. d. Franz. mit Einleitung und Zuſätzen herausgegeben v. L. F. Ehrmann mit 2 Charten. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Devezin's, Mich., Nachrichten über Aleppo und Cypern. Aus der noch ungedruckten Engliſchen Original-Handſchrift überſetzt und herausgegeben von Dr. Harles. gr. 8. 9 Gr. oder 40 Kr.

Elmore's vermiſchte Nachrichten von verſchiedenen Seegenden, Inſeln und Handelsplätzen in Aſien und vorzüglich in Oſtindien. A. d. Engl. gr. 8. 9 gr. oder 40 Kr.

Ephemeriden, allgem. geographiſ. verfaßt von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von F. J. Bertuch und G. G. Reichard. 6r Jahrgang 1803: 11s 12s und 7r Jahrg. 1804 1s — 6s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Eſſai ſur les Hiéroglyphes, ou nouvelles lettres ſur ce ſujet, av. fig. 4o. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Eſſen, Carl von, Anleitung zur Kenntniß und Benutzung mehrerer in Teutſchland einheim. Pflanzen, Bäume und Sträucher und zum veredelten Anbau einiger Gewächſe und Obſtarten. gr. 8. Druckpr. 18 gr. od. 1 Fl. 21 Kr. Schreibpr. 21 gr. od. 1 Fl. 36 Kr.

Froriep, O. F. Fr., theoretiſch-praktiſches Handbuch der Geburtshülfe zum Gebrauche bei akademiſ. Vorleſungen und für angehende Geburtshelfer. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage mit 1 Kupfer. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Funke, C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Aeltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 71. 72. 73. 74. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Funke C. Ph. und G. H. Lippold, neues Natur- und Kunſtlexicon, enthaltend die wichtigſten Gegenſtände aus der Naturgeſchichte, Naturlehre, Chemie und Technologie 3r Theil. S bis J. gr. 8. 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12. Kr.

Garten-Magazin, allgemeines teutſches, oder ge-

meinnützige Beiträge für alle Theile des prakt. Gartenwesens 11r Jahrgang 1804. 1s — 6s St. mit ausgemal. und schwarzen Kupfern gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Hauy's, R. J., Grundlehren der Physik, aus dem Franz. übers. mit Anmerkungen von Dr. J. G. L. Blumhof und mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von J. H. Voigt. 1r u. 2r Band mit 24 Kpfrtt. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Introduction à l'etude de l'art de la guerre ouvrage enrichi de Planches et Cartes p. le Comte de la Rochearmon Vol. IV. av. fig. gr. 8. 4 Rthlr. 18 gr. oder 8 Fl. 33 Kr.

Journal des Luxus und der Moden herausgegeben von Bertuch und Kraus 18r Jahrgang 1803 11s 12s, und 19r Jahrg. 1804. 1s bis 6s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Lexikon, allgemeines mythologisches, aus Originalquellen bearbeitet von C. A. Böttiger und F. Mayer, erste Abtheil. welche die nicht altklassischen Mythologien, näml. die heil. Mythen und Fabeln der Sinesen, Japaner, der Indischen Völkerschaften im weiteren Umfange, sowohl nach den Lehren der Brahmanischen als Jamaischen Religion, der Nordäsiatischen Völker, der Parsen, der alten Araber, des Mahomedism, der Hebräer, der Afrikanischen Völker, der Slaven, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner sämtl. ursprünglichen Völker Amerika's und endlich der Bewohner von Australien enthält, bearbeitet von Dr. F. Majer 2r Band mit Kupfern gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

London und Paris VIr Jahrg. 1803. 7s und 8s Stück, mit ausgem. und schw. Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 Fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde herausgegeben von J. A. Hildt. 1r Jahrgang 1803. Novembr. Decembr. mit ausgem. und schwarz. Kupfern und Charten. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

— dasselbe herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäftsmännern. Jahrg. 1804. Januar — Junius. Mit ausgem. und schwarzen Kupfern und Charten

gr. 8. der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Murr, Ch. Th. de, Chirographa Personarum celebrium Missus I. duodecim Tabulas c. Fig. 4. maj. 1 Rthlr. 12 gr. 2 Fl. 42 Kr.

Obstgärtner, der Teutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschlands sämtl. Kreisen, verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur und herausgegeben v. J. H. Sickler. XI Jahrgang 1803. 118 128 und XII Jahrgang 1804. 18 — 66 Stück mit ausgem. und schwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Paultre's, K., geographische Nachrichten von Syrien, als Kommentar zu dessen neuer Charte von Syrien a. d. Franz. mit 1 Charte. gr. 8. 9 gr. oder 40 Kr.

Percival's, R. Beschreibung der Insel Ceylon und ihrer Bewohner, nebst einer Nachricht von einer Gesandschaftsreise an den Hof von Kandi a. d. Engl. mit Einleit. v. T. F. Ehrmann gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 Fl. 9 Kr.

Rocheaymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst mit Kupfern und Pl. IVr Bd. gr. 8. 4 Rthlr. 18 gr. oder 8 Fl. 33 Kr.

Rochon's, A., Reise nach Marokko und Indien in den Jahren 1767 bis 1773 a. d. Franz. Auszugsreise übers. mit einer Zugabe v. T. F. Ehrmann gr. 8. 18 gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Schilderung von Louisiana, a. d. Franz. m. Anmerk. und Zusätzen herausg. v. T. F. Ehrmann, nebst einer Charte, gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 Fl. 9 Kr.

Siebold's D. E. von, Abhandlung über den neuen von ihm erfundenen Geburtsstuhl mit 3 Kpft. gr. 4. 18 gr. od. 1 Fl. 21 Kr.

Voigt's, J. H. Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften 1803. 118 und 128 und 1804 18 — 66 Stück mit Kupfern 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue Teutsche Merkur v. Jahre 1803. Novbr. Decembr. und 1804. Jan. — Junius. Mit Kupfern 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Glaube mir: die kleinſten Aeſte
Sind geheiligt und gezählt.
Unbewehrte Schäferinnen
Gehen ſicher, wenn Göttinnen
Zu Geſpielen ſie gewählt.

Eudora:

Ach! warum, o Schweſter, iſt
Mir in dieſem Wäldchen bange?
Zwey mal hat es mir die Wange,
Zwey mal hat es ſie geküßt.

Theone:

Fürchte nichts, du Kleine!
Das war der keuſchen Muſen eine.

Eudora:

Sollte mir die Götterwahl,
Mir ein ſolcher Kuß gebühren?
Meinen Schleyer anzurühren,
Kam es nun zum dritten mal.

Theone:

Sey getroſt, du Kleine!
Dich liebt der Huldgöttinnen eine.

Eudora:

Schwärzer wird die Nacht; und ſtumm
Iſt das Laub um uns herum.
Keines Vogels Flug!

Commissions-Artikel.

Hortus Rajeltertianus, oder ein vollständ. Catalog für Handelsgärtner und Liebhaber der Gärtnerei von J. F. Reichert gr. 8. Weimar. 8 gr.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués p. A. L. Millin T. I. 6e Livr. 4to Paris.

— le même T. II. 1ier et seconde Livr. 4to Paris.

Portraits und andere Kupferstiche.

Abbildungen aller Obstsorten aus dem Teutschen Obstgärtner. Aepfel, 9te Lieferung in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— derselben, Birnen 9te Lief. in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

Portrait von G. Mercator gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von J. B. Barbié du Bocage gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von Fr. Andreossy gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von Nic. Copernicus gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— von Ph. Cluver gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— v. Ch. Reichard, Burgermstr. zu Erfurt gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— von Tycho Brahe gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von P. L. Moreau de Maupertuis. gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

In Commission.

Portrait von J. G. Herder, nach einer Handzeichnung von Bury, gestochen v. C. Müller. Royal Fol. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

II. Neue Charten, Kupferstiche und andere Kunstsachen, welche im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar Leipziger Jubilate-Messe 1804 erscheinen und zum Theil schon fertig sind.

Charten.

A. grössere Charten im gewöhnl. Landchartenformat, wovon die mit * be-

zeichneten zum Gasparischen Handatlas gehören.

* Charte von dem Fränkischen Kreise nach Murdochischer Projection entworfen, nach den bewährtesten astronomischen Ortsbestimmungen, und nach den neuesten politischen Veränderungen berichtigt, bis zum Januar 1804, gezeichnet von F. G. Kreibich. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von den Ländern zwischen dem Rhein, der Werre, dem Neckar und der Donau (Oberrhein. Kreis) neu entworfen und auf astronomis. Ortsbestimmungen gegründet von J. C. Güssefeld. Royal Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Neu-Ost-Preußen, nach den neuesten Ortsbestimmungen entworfen und gezeichnet von Sotzmann. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Pap. 2c. 12 gr. od. 54 Kr.

* Charte von England nach den neuesten Ortsbestimmungen und andern Hülfsmitteln, entworfen und gezeichnet von A. Stieler. Royal Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Pap. mit Engl. Gränz-Illumination 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Irland, nach Beaufort, Kitchin und Jeffery's und andern Hülfsmitteln entworfen. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Pap. 2c. 12 gr. od. 54 Kr.

* Charte von Schottland, nach astronomischen Ortsbestimmungen und den besten Hülfsmitteln neu entworfen und gezeichnet von A. Stieler. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Pap. 12 gr. oder 54 Kr.

* Charte von Persien, nach astronom. Ortsbestimmungen und den besten und neuesten Nachrichten entworfen und gezeichnet von C. G. Reichard 1804. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Pap. 2c. 12 gr. od. 54 Kr.

* Charte von Südamerika, nach den neuesten Ortsbestimmungen und Nachrichten entworfen und gezeichnet von C. G. Reichard 1804. Royal. Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— Dieselbe auf holl. Olif. Pap. 12 gr. od. 54 Kr.

Charte von Afrika, nach den neueſten Beobachtungen und Reiſen berichtiget und gezeichnet von C. M. Reinecke. 3te Ausgabe revidirt im Sptbr. 1803. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieſelbe a. holländiſ. Olif. Pap. 12 gr. oder 54 Kr.

Charte von China, nach Murdochiſcher Projection entworfen, nach den neueſten und zuverläſſigſten Ortsbeſtimmungen berichtigt und gezeichnet von H. A. F. Stieler, neu verbeſſert im Januar 1804. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 Kr.

Charte, neue, von Syrien, entworfen von C. Paultre, gezeichnet von Lapie. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

(Bald nach der Meſſe erſcheinen: 1) General-Charte von Aſien v. Reichard. 2) Charte des Türkiſchen Reichs in Aſien. 3) Charte des Weſtphäliſchen Kreiſes, womit ſodann der Handatlas vollendet wird.)

Plan von St. Petersburg, neu verbeſſert, Royal Fol. mit franz. und teutſcher Erklärung. 8 gr. od. 36 Kr.

— Derſelbe auf holl. Papier. 12 gr. oder 54 Kr.

Atlas minimus univerſalis. Atlas de Poche composé de 43 Cartes et d'autant de Tables ſtatiſtiques et enrichi des découvertes les plus récentes a l'usage des Voyageurs et en général de toutes les personnes qui ne veulent se charger d'un grand Atlas 8vo trav. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

B. Kleinere Charten.

Charte der Reiſe-Route von Baſra in Aſien, nach Hermannſtadt in Siebenbürgen. Fol. 6 gr. oder 27 Kr.

Charte von Bambuk nach Compagnon's Zeichnung 4. 3 gr. oder 15 Kr.

Special-Charte von Nieder-Aegypten, nach den aſtronomiſ. Ortsbeſtimmungen des B. Rouet. Fol. 6 gr. oder 27 Kr.

Charte vom Herzogthum Berg, der Grafſchaft Mark und den benachbarten Gegenden. Fol. 3 gr. oder 15 Kr.

— von den Häven der Oſtſee und dem Sunde. kl. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

— von dem Laufe der Oder, ihrer Mündung und ihren Nebenflüſſen. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

— von Nordamerika zur Erläuterung des Syſtems der Winde und Strömungen. Fol. 3 gr. oder 15 Kr.

— von den Senegalländern nach den neuesten Bestimmungen, nebst Rubaults Reiseroute. Fol. 3 gr. oder 15 Kr.
— von dem Ourcq-Kanal zwischen Paris und Lisy. Fol. 3 gr. oder 15 Kr.

In Commission.

Carte générale des Marches, Positions, Combats et Batailles de l'armée de Réserve depuis le passage du Grand St. Bernard le 24 Floréal an 8. jusqu'a la Victoire remportée à Marengo etc. p. le Général P. Dupont gr. Fol. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Carte, nouv. géographique, des Isles brittanniques ou Royaume uni de grande Bretagne et d'Irlande etc. Roy. Fol. à Paris 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

Carte physique et polit. de la Syrie pour servir à l'histoire des Conquêtes du Génér. Bonaparte p. Ch. Paultre. Royal Fol. av. des Notes géogr. in 8vo à Paris. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 Fl. 12 Kr.

Carte de la France divisée en Départemens etc. dess. p. Hérissonet gravée p. Chamouin. Royal Fol. à Paris. 1 Rthlr. 8 gr.

General-Tracte von einem Theile des Russischen Reichs in Gouvernements und Kreise eingetheilt. A. d. Russischen übersetzt, berichtigt und mit Nachträgen herausg. im Jahr 1802 v. D. G. Reyman. 8 Bl. in Fol. 8 Rthlr.

III. Anzeige wegen des seel. Professor M. C. Sprengels hinterlassenen Handschriften.

Wir zeigen hiermit dem Publikum an, daß wir die sämmtlichen hinterlassenen sehr zahlreichen und reichhaltigen Handschriften des leider zu früh für die historischen und geographischen Wissenschaften verstorbenen Hr. Prof. M. C. Sprengels zu Halle, nebst sämmtlichen mit handschriftlichen Anmerkungen reichlich versehenen gedruckten Lehr-Compendien worüber er seine Collegia las, von der Frau Wittwe käuflich an uns gebracht haben, und dieselben nun von Gelehrten, welche diesem Geschäfte gewachsen sind, für den Druck bearbeiten lassen wollen. — Diese Autographa sind theils statistischen theils historischen In-

halts, und bestehen nicht nur aus den Heften des seel. Hrn. Professors, sondern auch aus seinen, zum Behufe seiner schriftstellerischen Arbeiten, gesammelten Excerpten, Aktenstücken, ungedruckten Nachrichten u. s. w. und aus mehreren von ihm selbst ausgearbeiteten Aufsätzen, die zusammen einen wahren Schatz ausmachen.

Die statistischen Schriften enthalten die schätzbarsten Materialien zu einer vollständigen und ausführlichen Special-Statistik aller Europäischen Länder, die wir nun einem in diesem Fache schon bekannten Gelehrten zur weitern Ausarbeitung, Ergänzung und Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten übergeben haben.

Wir können also dem Publikum vorläufig eine aus Sprengels Materialien mit möglichster Sorgfalt ausgearbeiteten Specialstatistik versprechen, welche in unserm Verlage in 12 Bänden jeder zu ungefähr zwei Alphabet gr. 8. schön gedruckt unter dem Titel:

M. C. Sprengels vollständige und ausführliche Staatenkunde von Europa

erscheinen soll.

Der erste Band wird die allgemeine Einleitung, der 2te Portugal und Spanien, der 3te und 4te Frankreich (wobei die Statistique générale et particulière de la France von Herbin zum Grunde gelegt wird) der 5te den Großbritannischen Staat, der 6te den Dänischen, Schwedischen und Preußischen Staat, der 7te die Oestreichsche Monarchie, der 8te die Teutschen Staaten, der 9te Batavien und Helvetien, der 10te die Italienischen Staaten, der 11te Rußland und der 12te das Otomanische Reich in zweckmäßiger Ausführlichkeit dargestellt enthalten.

Jeder Band, den 3ten und 4ten ausgenommen, die zusammen gehören, macht ein Ganzes und für sich bestehendes Werk aus und erhält auch seinen besondern Titel und Register.

Aus Gründen, deren Triftigkeit das Publikum von selbst einsehen wird, liefern wir den 3ten und 4ten Band, oder die Specialstatistik von Frankreich zuerst; sie wird nicht nur einen planmäßig zusammengedrängten Auszug aus Herbins vorgenanntem Werke enthalten, sondern auch durch die trefflichen Sprengelschen Materialien, die sich in dem Nachlasse dieses Gelehrten über Frankreich fan-

den, ansehnlich bereichert werden. Diese beiden Bände sind schon in der Arbeit und werden zur nächsten Michaelismesse erscheinen.

Das Nähere hierüber, so wie über die Bearbeitung und Herausgabe der Sprengelschen Handschriften, welche historischen Inhalts sind und die Europäische Staatengeschichte abhandeln, behalten wir uns auf ein andermal zur weitern Auseinandersetzung vor.

Weimar im März 1804.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Handbuch der ökonomisch technischen Mineralogie für Cameralisten, Fabrikanten, Manufakturisten, Metallurgen, Land- und Forstwirthe, und Jeden der sich über den ökonomischen Gebrauch der Mineralien zu unterrichten wünscht, Erster Band 8. Weimar, verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

Hiermit beginnt ein Werk dessen Gegenstand fast für Jedermann Interesse hat, und nach welchem, umfassenden Plane, der durch seine Forsttechnologie schon bekannte Hr. Verfasser gearbeitet hat, giebt er selbst in folgenden Zeilen an: Eine ökonomische Mineralogie muß. 1) über die physischen und chemischen Eigenschaften der Mineralien überhaupt belehren, und dadurch zum richtigen Erkennen und Unterscheiden derselben Anleitung geben. — Sonst thut der Oekoneme und Technologe leicht Fehlgriffe. 2) Muß sie angeben wie und unter welchen Verhältnissen jedes ökonomische Fossil auf dem Erdboden vorkömmt, um das Aufsuchen und Entdeckung derselben zu erleichtern. 3) Muß sie schreiben, auf welche Art und Weise die verschiedenen Fossilien über und unter der Erde gewonnen oder erschrotet werden. 4) Wie sie aus dem rohen zu guten gemacht, und in den Handel gebracht werden. 5) Muß sie vollständig angeben, zu was für ökonomischen Zwecken ein jedes Fossil brauch-

bar ist, und was es in dieser Hinsicht für Eigenschaften haben muß. 6) Endlich muß je die Art und Weise wie ein Fossil zu den verschiedenen ökonomischen-Zwecken wirklich gebraucht wird, z. B. wie dieses oder jenes Kunstproduct durchaus zugerichtet wird, mit der nöthigen Gründlichkeit aus einander setzen. Es braucht wohl über die allgemeine Nützlichkeit dieses Buchs nichts weiter angeführt zu werden.

V. Die Fleischökonomie oder vollständiger Unterricht das Rind- Schweine- Schaaf- Ziegen- und Federvieh, wie auch Fische, zu mästen, ihr Fleisch einzusalzen, einzupökeln, einzubeizen, zu marîniren, Würste daraus zu machen, und sowohl bei gewöhnlichem als auch bei Torf- und Steinkohlenrauch zu räuchern, und nach diesem gehörig aufzubewahren, von J. F. Breitenbach. Zweiter Theil. 8. Weimar, verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 4 gr oder 2 Fl. 6. Kr.

Dieß ist der letzte Theil eines für jede Haushaltung sehr nützlichen Werks, indem doch Fleisch eine tägliche Speise ist, und es wohl der Mühe werth ist, diese Speise auf jede ökonomische Art benutzen zu lernen. Beide Theile zusammen kosten 2 Rthrl. 12 gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

VI. Vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse, von Friedrich Gottlieb Dietrich, Herzogl. Weimar. Hofgärtner.

Vierter Band gr. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Die ununterbrochene Fortsetzung dieses die ganze Gärtnerei und Botanik umfassenden Werks, giebt den schönsten Beweis, daß dasselbe großen Beifall erhalten. Auch tragen die Verleger dazu bei, die Anschaffung desselben zu erleichtern, denn noch immer lassen sie den Pränumerations-Preis, für jeden Band 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl., gelten, und die Liebhaber dazu können sich deshalb an jede beliebige Buchhandlung, oder, wem es nicht zu entfernt ist, auch nach Weimar wenden.

VII. Physiologische Beobachtungen über den Umlauf des Safts in den Pflanzen und Bäumen und der Entstehung der Erdschwämme. Eine von der Kaiserl. Akademie der Naturforscher in Erlangen gekrönte Schrift, von F. J. Frenzel, 8. Weimar, verlegt bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 Fl.

Dies Buch ist für Gartenfreunde, Oekonomen, Forstmänner, Botaniker und Naturforscher herausgegeben, und wird diesen Ständen wahrscheinlich auch angenehm seyn.

VIII. Die Garten- Feld- und Waldraupen und die Mittel zu ihrer Vertilgung, von Christoph Fülöner. Durchgesehn, verbessert, und mit einer Vorrede begleitet vom Professor J. K. Gottlard 8. Weimar, gedruckt und verlegt bei den

Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 18 gr. od. 1 Fl. 24 Kr.

Hr. Professer Gotthard sagt in der Vorrede von diesem Werke folgendes: „Der Verfasser war seit vielen Jahren ein leidenschaftlicher Freund de Insektenkunde, wendete jede Stunde, die er seinen Gewerbsverhältnissen entziehen konnte, zum Auf- und Untersuchen der mancherlei Raupen, Schmetterlinge und Käfer an, und benutzte da, wo eigene Erfahrungen nicht hinreichten, die Schriften der ersten Entomologen, und ich suchte in seiner Schrift vorzüglich die Vertilgungsmittel der Raupen zu vermehren und die bereits bekannten noch mehr aus einander zu setzen.“ Jedem Freunde des Pflanzenbaues, der nur einigermaaßen die Verheerungen kennt, welche die Garten- Feld- und Waldraupen anrichten, wird also dies Büchelchen wohl willkommen seyn.

IX. Muster-Charte für angehende Kaufleute. Gesammelt auf der Reise durchs Leben von einem Kaufmann. 8. Weimar bei den Gebrüdern Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

Man findet hier drei Erzählungen von einem wirklichen Kaufmanne geschrieben, und der Herr Verfasser sagt darüber in der Vorrede folgendes: „Muster-Charte „nenne ich die Sammlung kurzer Erzählungen aus dem „Leben noch lebender Menschen, weil ich wünsche, daß junge Leute sich hier ein Muster auswählen möchten, um „sich im Handlungs- und gesellschaftlichen Leben darnach zu „bilden, in Stunden der Freuden und der Leiden darnach „zu verhalten und besonders für alle die Fehler und Sünden zu hüten, an deren gefährlichen Klippen das Glück „werdender und angehender Kaufleute besonders gern zuscheitern pflegt.“ Diese zu einem reellen Zwecke geschriebenen Erzählungen, können also wirklichen Nutzen stiften, und unterhalten doch auch eben so gut als Ritter- Geister- und Banditen- Romane.

X. Nietzsche, Superintendenten in Eilenburg, Beiträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkensart über Religion, Erziehung, Unterthanenpflichten und Menschenleben, mit immerwährender Hinsicht auf den herschenden Geist unsers Zeitalters. 8 Weimar verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 18 gr. od. 3. F. 12 Kr.

Hr. Superint. Nietzsche, (ehemals Pastor in Wolmerstädt in Thüringen) will durch diese Predigtsammlung etwas zur Beförderung einer vernünftigen und christlichen Denkensart über Religion, Erziehung, Unterthanenpflicht und Menschenleben beitragen; und wer sie ohne Vorurtheil und mit Wahrheitssinn durchliest, und dabei zugleich den herrschenden Geist unsers Zeitalters immer im Auge behält, wird auch gewiß gestehen müssen, daß für unsere Zeiten sehr nothwendige und beherzigungswerthe Worte gesprochen sind. Möchte doch jeder diese kräftigen Aufmunterungen über die oben genannten Pflichten recht beherzigen!

XI. M. Accii Plauti Miles Gloriosus. Cum notis superiorum interpretum selectis atque suis edidit I. T. L. Danz. Praemissa est epistola ad Eichstadium, Prof. Ienens. 8. Weimar 1804, gedruckt und verlegt bei den Gebr. Gädicke, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24. Kr.

Der Absicht des Herausgebers gemäß soll diese Ausgabe alles enthalten, was zum Verstehen des lateinischen Komikers gehört. Zu den Anmerkungen der vorigen Herausgeber, hat er, die seinigen hinzu gethan, die eben so sehr seine Bekanntschaft mit Sprache als dem Geiste des Plautus beweisen. Die vorangeschickte Epistel an Hrn. Prof. Eichstädt enthält die Veränderungen, die er mit dem Texte vorgenommen hat, und einige Conjecturen.

Keines Zephyrs Athemzug!
Die Füsse beben;
Mir zittern die Blumen im Haar.

Theone:

Wo sich diese Rasen heben,
Ist der Grazien Altar;
Und sie prüfen hier dein Leben,
Ob es lauter Unschuld war.

Eudora:

Die Füsse beben;
Mir zittern die Blumen im Haar;
Dennoch prüft mein Leben,
Ob es lauter Unschuld war.

Theone:

Heilig ist das Beben
Am Altar,
Bringe dein vergangnes Leben,
Und das künftige den Huldgöttinnen dar.

Eudora:

Auf einmal wird die Seele still:
Es haben Götter mich ihr Zeugniß fühlen lassen.
Du schönbekränzte Venus! ich will
Den heiligen Altar umfassen.

Theone:

XII. Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker. Eine Lectüre für Freunde nützlicher Unterhaltung von J. L. M. Reinecke. 2r Theil. 8 Weimar, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Daß von diesem eben so nützlichen als angenehmen Werke die Fortsetzung erschienen ist, wird allen Besitzern des ersten Theils eine Freude machen, besonders wenn man dabei anzeigt daß auch der dritte Theil bald erscheinen soll.

XIII. Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten. Ein Robinson für Kinder, zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Franz. des Jauffret. 2s Heft. 8 Weimar, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 12 gr. oder 54 Kr.

Mit diesem Hefte ist eines der nützlichsten und unterhaltendsten Lesebücher für junge Leute, dessen Werth aber nicht in Bilderchen besteht, geschlossen. Alle 6 Hefte kosten 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

XIV. Christlicher Trost- und Besserungs-Buch in besonderen Fällen, von Ludw. Imm. Snell, Kaplan in Braubach. 8 Weimar bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 18 gr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Ohngeachtet des herrschend werdenden Unglaubens un-

serer Tage giebt es doch auch noch viele ächten Verehrer des reinen Christenthums, welchen ein Erbauungsbuch, in welchem eine geläuterte Sittenlehre in besonderen Lagen und Verhältnissen enthalten ist, willkommen seyn wird. Diejenigen welche ein solches Buch bedürfen, — und wer bedarf nicht Trost und Besserung? — werden also diese Bogen eines bereits bekannten Gottesgelehrten gewiß angenehm seyn.

XV. Folgende neue Bücher sind zu bevorstehender Ostermesse in Leipzig in der Kriegerschen Buchhandlung Nro. 2. unter dem Gewandhause zu haben.

Abhandlung, wie süße Brunnen zu graben und gesunde Wasser zu bekommen sind 2te Aufl. 8. 4 gr.

Anleitung zur Erlernung der Rechenkunst, von J. Müller, 16 Bdchen, 8. 16 gr.

Annalen, neue theologische, herausgegeben von L. Wachler. 8. Der Jahrgang 3 Rthlr. in Commission mit ⅓ in Netto Rechn.

Baur, W. F., über den Einfluß der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper. Eine gekrönte Preisschrift. gr. 8. 1½ gr.

Cancrin, J. F. v., Beschreibung eines mit mehr Holzersparung eingerichteten Backofens, mit Kupf. 2te Aufl. 8. 6 gr.

Conradi, J. W. H., Pneumonie und Pleuritis in nosologischer und therapeutischer Hinsicht, gr. 8. 20 gr.

— Abhandlung über die Hämorrhoiden gr. 8

Dispositionen über freie Texte, aus den Werken der besten und neuesten Kanzelredner, 1r Band gr. 8.

Fabrizius, G. A., Tabellen zu Bestimmung des innern Gehalts und Preises des beschlagenen und runden Holzes für Forstbediente, 2c., 3te verbess. Aufl. gr. 8. 20 gr.

Hartig, G. L., Anweisung zur Holzzucht für Förster, 4te verb. Aufl. gr. 8. 20. gr.

Janchen, des Pachters Ernst Sohn. Eine ländliche Familiengeschichte. 8. 8 gr.

Ist die Ehe zwischen Vater und Tochter zuzulassen. Ein Beitrag zur Aufklärung des 19ten Jahrhunderts. gr. 8. 5 gr.

Kulenkamp, E. J. Anleitung zur zweckmäßigen Anwendung und Erhaltung der Amts- Rentherei- Stadt, Familien- Gerichts- und Kirchen- Reposituren 8.

Leo, J. Beschreibung von Afrika. Aus d. Ital. mit Anmerk. von W. G. Korsbach, gr. 8.

Magazin für Wochen- und Leichenpredigten, 10r Band 18, oder Neues Magazin 4r Band 1s St. gr. 8. 6 gr.

Münscher, W. Handbuch der christl. Dogmengeschichte 2r u. 3r Bd. 2te verb. Aufl. gr. 8. à 2 Rthlr.

Desselben Predigten, gr. 8. 20 gr.

Desselben Lehrbuch der Kirchengeschichte zu akad. Vorlesungen gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Schwarz, F. H. C. Gebrauch der Pestalozzischen Lehrbücher bei dem häuslichen Unterrichte u. in Volksschulen. 8. 6 gr.

Stolz, J. G. Erweckungen zu erneuertem Nachdenken über den in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht, 2r Theil, gr. 8. 1 Rthlr.

Stein, G. W. geburtshülflicher Abhandlungen 1s Heft 8. 14 gr.

Swabebissen, T. A. Aufsätze pädagogischen Inhalts, 8. 18 gr.

Thilenius, M. G. Unterricht für Hebammen auf dem Lande, ganz umgearbeitete, vermehrte Aufl. 8. 1 Rthlr.

Wachler, L. Handbuch der allgem. Geschichte der literärischen Kultur. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Wanderungen und Liebschaften des jüngern Nathankers während dem französ. Kriege 8. 10 gr.

Das Weib ohne physische Liebe. Eine wahre Geschichte von ihr selbst geschrieben. 8. 16 gr.

v. Wildungen, Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber 1803 u. 4. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Zeichenlehre oder Anweisung zur Kenntniß und Beurtheilung der vorzüglichsten Beschaffenheit eines Pferdes. Ein Buch zur Uebersicht für Roßärzte und Pferdeliebhaber nach den bewährtesten Grundsätzen und Erfahrungen von Karsting 8. 20 gr.

XVI. Das erste Stück vom Handelsmagazin 1804. herausgegeben von einer Gesellschaft von

Gelehrten und Geschäftsmännern, ist mit folgendem Inhalte erschienen.

Vorbericht zum zweiten Jahrgange. I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Wichtigkeit und den Einfluß des Handels und Kunstfleißes auf das Wohl der Menschheit überhaupt und der Staaten insbesondere. II. Handelsgeschichte. 1. Vorläufige Betrachtung über den Welthandel der Europäer. 2. Ueber den Handel und Verkehr der Europäer nach Konstantinopel. 3. Uebersicht des Handels der Europäer nach den Senegalländern. (Mit einer Charte.) III. Handelsgeographie und Handelsstatistik. 1. Uebersicht der Handels-Geographie und Statistik der Europäischen Staaten. 2. Portugal. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Allgemeine Uebersicht. 2. Der Piment oder Jamaika-Pfeffer. (Mit einer ausgemalten Abbildung Taf. 1.) V. Gewerbskunde. 1. Ueber Gewerbe, Manufakturen und Fabriken überhaupt. 2. Erfindung einer neuen Packpresse. (Mit einer Abbildung auf Taf. 2.) VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Handelsnachrichten aus Wien. 2. Handelsnachrichten aus Rußland. 3. Kurze Notizen.

Weimar im März 1804.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

XVII. Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 2tes Stück 1804 ist mit folgendem Inhalt erschienen:

1. Darstellung der den beiden neuesten Planeten Ceres und Pallas zugehörigen Bahnen. Vom Hrn. Jerome de la Lande. Mit einer Abbild. auf Taf. III. II. Beschreibung einiger sehr interessanten Basaltstufen. Vom Hrn. W. C. Sartorius. Mit Abbild. Taf. IV. III. Ueber die Abdachungen der Gebirge. Vom Hrn. Richard Kirwan. Aus Nicholf. Journ. Nachschrift des Herausgebers. IV. Großer galvan. Apparat des Hrn. Pepys. (A. d.

Philoſophical. Magazine des Hrn. Tillock. No. 57). Mit einer Abbild. auf Taf. IV. V. Ueber die thieriſche Baumwolle, oder den Fliegenträger Fly-Carrier). Vom Hrn. Vaudry des Lozieres. (Aus d. Amerikaniſchen Transaktionen V.) VI. Nähere Nachricht von dem neuen metalliſchen Stoffe, Palladium genannt. VII. Nachricht von der Schrift: Traité élémentaire de Phyſique, par R. I. Haüy. 2 Vol. 8. mit 24 K. Paris 1803. VIII. Galvaniſche Beobachtungen während der Sonnenfinſterniß vom 11ten Februar 1804. Von J. W. Ritter. IX. Auszug eines Briefes des Hrn. Alex. Humboldt an Herrn Delambre. Mexico d. 29. Jul. 1803. X. Auszug eines Schreibens des Hrn. Hofr. Tileſius an den Herausg. des Hamb. Korreſpondenten. Santa-Cruz auf Teneriffa den 25. Okt. 1803. XI. Ueber einige Bemerkungen des Hrn Prevoſt, die meteoriſchen Steine betreffend; beſonders in Rückſicht gewiſſer, hierauf Bezug habender Stellen der alten Dichter. Vom Herrn Biot. A. d. Franz.

Weimar im Febr. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XVIII. Inhalt des 3ten Stücks von Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand in der Naturkunde 1804.

I. Anatomiſche Bemerkungen über einige Species der Mollusken, oder Weichthiere, aus dem Aplyſia-Geſchlechte. II. Ueber die chemiſche Natur der Ameiſen, und die gleichzeitige Exiſtenz zweier Pflanzenſäuren in dieſen Inſecten. III. Verſuche über das Keimen. IV. Vergleichung der in der bataviſchen Republik üblichen Gewichte, mit den neufranzöſiſchen. V. Beobachtungen über eine Weibsperſon, welche eine große Menge Näh- und Stecknadeln verſchluckt hatte; vom Hrn. Silvy in Grenoble. VI. Ueber die Beſtandtheile des Vorwachſes (Propolis), oder des Maſtix der Bienen. VII. Oſteologiſche Beſchreibung des einhörnigen Rhinoceros von Cuvier VIII. Noch ein Beitrag zur

Geschichte der vom Himmel gefallenen Aerolithen oder Meteorsteinez vom Hrn. Hofr. Blumenbach. IX. Nachricht von einer Reise auf den Mont-Perdu, vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der physisch-mathematischen Klasse des Nationalinstituts, vom Hrn. Ramond. X. Ueber die Entstehungsart der Basalte. XI. Auszug eines Briefs des Hrn. Landkammeraths Bertuch, an den Herausgeber. XII. Ueber den Sturm vom 28sten Dec. 1803. (Vom Hrn. Lamarck.) XIII. Ueber die Grundsätze, die man bei Verfertigung der Münzen in Absicht der Metallverbindungen und der möglichst geringen Abnutzung zu befolgen hat; von den Hrnn. Cavendish und Hatchett. (Aus d. Schr. der Kön. Londner Soc.) XIV. Anzeige des Hrn. Bauconducteurs Sartorius und des Hrn. Prof. Görwitz, ihre Augiten- und andere Mineralienversendungen betreffend.

Weimar im März 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIX. Inhalt des 2ten Stücks von Sicklers Teutschen Obstgärtner 1804.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt und der Obstpflanzen insbesondere. II. Naturgeschichte der Erdbeere. Der Capiten. II. Pfirschen-Sorten. No. XIII. Die Venusbrust. III. Pflaumen-Sorten. No. XXXII. Die violette Königin Claude. IV. Aepfel-Sorten. No. CVIII. Der leberrothe Himbeerapfel. V. Birn-Sorten. No. CXII. Die Glockenbirn.

Zweite Abtheilung.

I. Uebersicht der Witterung des Jahres 1803, deren Einfluß auf die Obstkultur.

Weimar im März 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XX. Ankündigung des Schlusses des Teutschen Obstgärtners und Beantwortung der in Nro. 265 und 296 des Reichs-Anzeigers vom vorigen Jahre, an den Hrn. Pfarrer Sickler und uns selbst gethanen Aufforderungen.

In Nro. 265 und 296 des Reichs-Anzeigers vom vor. Jahre fordern 4 Interessenten und Leser des T. Obstgärtners sowohl uns, als auch den Hrn. Pfarrer Sickler auf, dies Journal fortzusetzen, und wollen es uns übel nehmen, daß wir vor einiger Zeit einmal von der Möglichkeit sprachen, es bald schließen zu müssen. In der ersten Aufforderung (Nro. 265.) sagt uns ein Hr. R. in S. daß es unsere Ehre erfordere, den T. O. G. auf jeden Fall fortzusetzen, weil wir versprochen hätten, alle in Teutschland im Freien wachsende Obstsorten darin zu liefern, und diese darin bei weitem noch nicht alle abgebildet und beschrieben wären; in der zweiten Aufforderung (Nro. 296) wünschen 3 andere Besitzer des Werks, daß der Herausgeber die Abbildung und Beschreibung der Wein- auch anderer Provinzial-Obstsorten weglassen, und dadurch den Zweck der Vollständigkeit erreichen möge. — So schmeichelhaft nun uns auch immer diese Wunsche und Aufforderungen sind, so müssen wir doch herzlich bedauern daß nicht eine größere und zur Erhaltung des T. Obstgärtners hinreichende Zahl Liebhaber der Obstkultur in Teutschland von gleicher Wärme für ihn beseelt zu seyn scheint; in welchem Falle wir ihn gewiß, auch unaufgefordert, so lange es immer möglich wäre, fortsetzen würden; denn nur mit hinreichenden wirklichen Abonnement, und nicht mit leeren Aufforderungen kann man die Fortsetzung wichtiger Werke erhalten. Man bedenke aber:

1. daß der T. Obstgärtner keine Zeitung oder fliegendes Blatt, sondern ein systematisches Werk über den ganzen Obstbau ist, das man nicht stückweise halten und lesen kann, sondern ganz haben muß, um es brauchen zu können;

2. daß wir es nun schon 10 Jahre lang fortsetzen, bereits 21 Bände davon gegeben (und somit ein Werk über die Pomologie geliefert haben', dergleichen keine Nation aufzuweisen hat); daß aber auch seit diesen 10 Jahren viele Käufer und Leser des T. Obstgärt-

ners gestorben, ihre Exemplare nicht fortgesetzt worden, dadurch beträchtliche Abgänge entstanden, und hingegen keine neue Interessenten hinzugetreten sind, weil sie die Ausgabe der Anschaffung der vorhergehenden Jahrgänge scheueten, um sich ein Ganzes zu schaffen;

3. daß wir seit den letzten 2 Jahren für Liebhaber, die noch antreten wollten, den Preis der vorhergehenden 18 Bände von 48 Rthlr. auf 32 Rthlr. herabgesetzt, und also, selbst mit unserm Schaden, alles Mögliche gethan haben, um dem Werke neue Abonnenten zu schaffen, und es dadurch zu erhalten; obgleich uns dieser Versuch nicht glucken wollte.

Unter solchen Umständen wird es uns gewiß Niemand verdenken, wenn wir dies kostbare Werk mit Ende dieses Jahres, und also mit seinem 22sten Bande beschließen, den bisherigen Freunden und Besitzern des T. Obstgärtners aber zugleich anzeigen:

daß sie das Allgem. Teutsche Garten-Magazin, dessen Plan hier beiliegt, welches vom Anfange dieses Jahres an in unserm Verlage erscheint, und davon das Abonnement gleichfalls nicht höher als bei dem T. Obstgärtner, nämlich 6 Rthlr. ist, als Fortsetzung desselben zu betrachten haben.

Der Hr. Pf. Sickler behält nämlich auch in diesem Journale die Redaktion des Artikels der Pomologie, welcher als stehend in jedem Hefte angenommen ist, und ebenfalls Abbildungen und Charakteristik der Obstsorten liefert. Da diese neue Zeitschrift nun alle Zweige des Teutschen Gartenwesens umfaßt, keine systematische Verbindung hat, und jeder Liebhaber dabei antreten und abgehen kann, wann er will, folglich sich noch ein größeres Publikum und eine längere Dauer versprechen darf: so können auf diese Art die Gönner des T. Obstgärtners ihre Wünsche gewiß befriedigt sehen, und sich nach und nach eine vollständige Beschreibung und Charakteristik aller Teutschen Obstarten sammeln. Wir empfehlen ihnen also, wenn dies ihr Zweck ist, sich von jetzt an auf das Allg. T. Garten-Magazin zu abonniren, und werden denen, beim Schlusse des T. Obstgärtners, Liebhabern, welche sich ihn doch noch gerne ganz anschaffen

möchten, die billigſten Vorſchläge zur Befriedigung ihres Wunſches thun.

Weimar den 24 Februar 1804.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XXI. Inhalt des 2ten Stücks des Allg. Teutſchen Garten-Magazins 1804.

Allgemeiner Garten-Kalender. März und April. I. Landſchafts-Gartenkunſt. 1. Der Garten des Seeh-Ma-Kouang. 2. Der Blumen-Raſen. 3. Briefe an einen Freund über die Anlage Engliſcher Gärten. Zweiter Brief. IV. Blumiſterei. Bemerkungen über die Kultur der Nelken. V. Gemüſe-Bau im Garten und auf dem Felde. Ueber kleinere Hausgärten, beſonders in Rückſicht auf Gemüſe-Bau. VI. Obſt-Kultur. 1. Die Venetianiſche Traube (Mit Abbildung) 2. Die St. Lezain-Birn. (Mit Abbildung.) VII. Oekonomiſche Gärtnerei. Neuer Teutſcher Kaffee. VIII. Garten-Botanik. Beſchreibung und Abbildung zweier intereſſanten Pflanzen, der Hebenſtreitia dentata L. und Ayenia pusilla. XI. Garten-Miſcellen. 1. Ueber die Bewahrung der Weinſtöcke in Gärten vor den Frühlingsfröſten, durch einen Froſtableiter. 2. Ein erprobtes Mittel gegen die Sperlinge. 3. Neues Mittel gegen die Erdflöhe. 4. Vorſchlag eines Mittels, unreife Melonen genießbar zu machen.

Zu dieſem Hefte gehören folgende colorirte Abbildungen:

1. Die Venetianiſche Traube. 2. Die St. Lezain-Birn. 3. Die Hebenſtreitia dentata und Ayenia pusilla.

Weimar im März 1804.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XXII. Thierſeelen-Kunde,

auf Thatſachen begründet, oder 156 höchſt merkwürdige Anekdoten von Thieren. Erſter Theil. Mit zwei Kupfern. 8. Berlin, in der Buchhandl. d. Commerzienraths Matzdorf 1804. Preis 1 Rthlr. 8 gr. Iſt in allen Buchhandlungen zu haben.

Theone:

Schweſter! als du, noch ſo klein,
Wie der Schößling im Hayn,
Dich mit mir auf unſrem Hügel ſonnteſt,
Und mich noch nicht lieben konnteſt;
O da liebt' ich ſchon
Deinen unverſtändlichen Ton;
O da liebt' ich ſchon
Deine freundliche Geberde.
Kniend auf der blumichten Erde,
Bat ich Acidalia,
Bat ich alle Götter da:
Götter! dieſes Mädchen werde
Lieblich und ſchön,
Wie die Blumen auf bethauten Höh'n;
Aber voll von ſüſſem Wohlthun auch,
Wie der Blumen Hauch.

Schweſter! bey den erſten Küſſen
Meiner Treue gegen dich,
Und, in dieſen Finſterniſſen,
Bey der Huldgöttinnen Küſſen,
Höre mich:

Wenn dir ein Jüngling näher tritt;
Und könnt' er jedes Herz gewinnen;
Und lockte gleich ſein Helden-Schritt
Das Auge keuſcher Prieſterinnen;

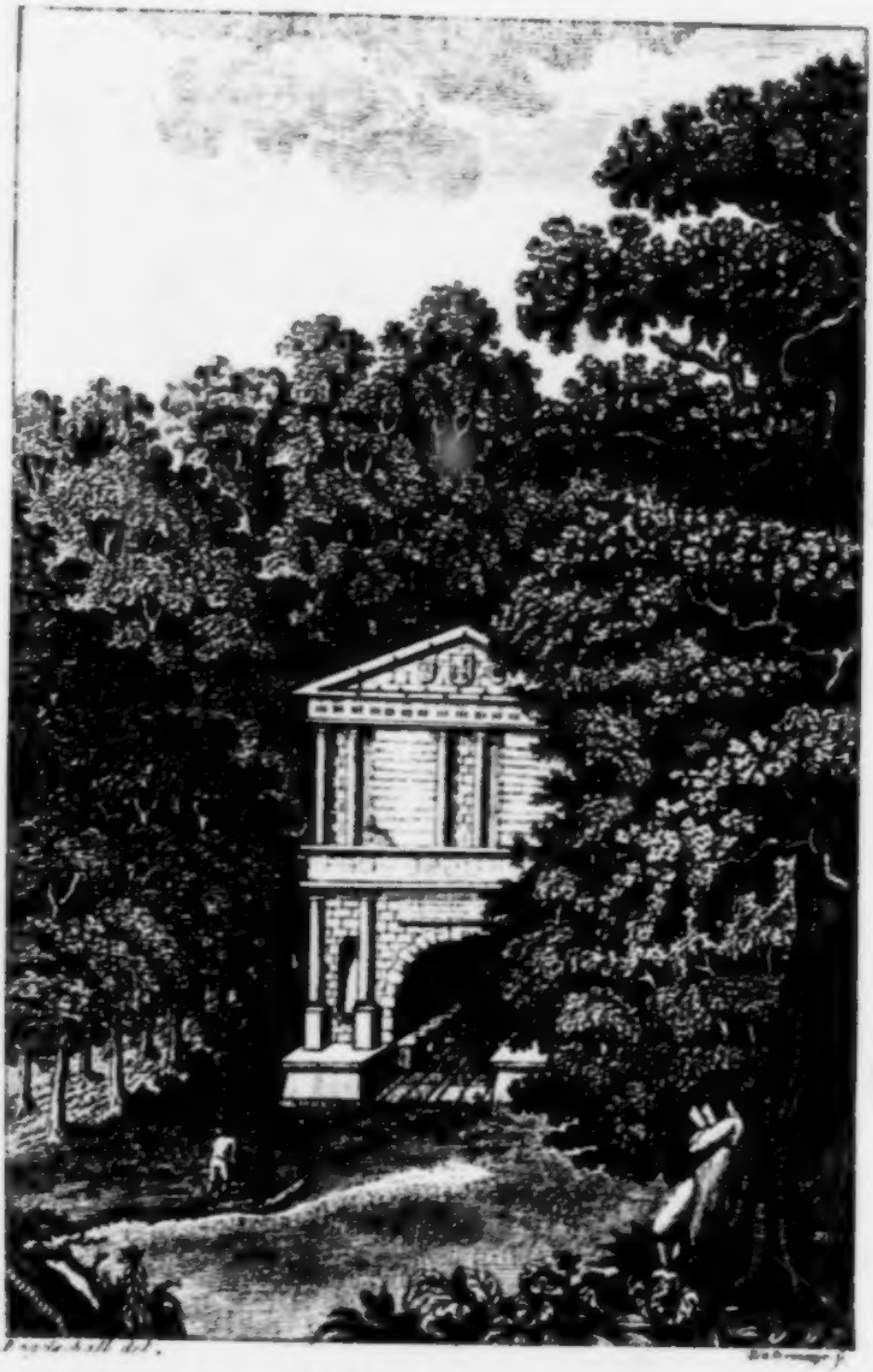

Der Elisabeth-Brunnen.

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1804.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweiter Band.

Weimar 1804.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue

Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai 1804.

I.

Die Erſcheinung Eliſabeth's.

Eine Erzählung.

In jener dunkeln Zeit, wo frommer Wahn
Viel Tauſend' hies nach heil'gen Gräbern wallen,
Wo an der ſtillen Gruft Eliſabeths,
Der Heil'gen, in des Domes Chorgewölbe,
Der Pilger Schaar in tiefer Ehrfurcht kniete,
Da kniet' auch einſt ein Paar aus Ungerland,
Ergriffen von der Andacht heil'gen Schauern,
Am Altar', der das Bild der Heil'gen trug.
Es prießen beide hoch die Dulderin,
Die auf dem Lebenspfad' nur wenig Roſen,
Und viel' der Dornen und der Schmerzen fand.
Der Ritter ſegnete die Siegerin,
Die jeden Kampf mit Heldenmuth beſtand;

Sein Weib Gertrude pries die Dulderin,
Die, todt für diese Welt, dem Himmel lebte.
Den Schutz Elisabeth's erflehten beide.
Dann schieden sie gerührt vom Grab', entschlossen,
Ihr irdisch Gut der Armuth hinzugeben,
Der Eitle Lust von nun an zu entsagen,
Auf Dornen nur dem höhern Ziel' zu nahen,
Und fromm zu seyn, im Geist' Elisabeth's.

Um Mitternacht, als hell die Glocke tönte,
Verließ das fromme Paar sein Lager,
Um einmal noch, bei mildem Kerzenschein',
Am Grab' der Heiligen gerührt zu beten.
Eröffnet stand die spitzgewölbte Pforte.
Schon traten sie in's hohe Kreuzgewölbe,
Durchdrungen von des Ortes stiller Feier,
Und nahten schweigend sich dem ernsten Chor'.
Doch welch ein Schauder überfiel die Pilger,
Als, statt des Kerzenscheins, ein lichter Glanz,
Wie Glanz des Morgenrothes, sie umfloß.
Und da, wo sonst das Bild Elisabethe
Den demuthsvollen Betern sich gezeigt,
Nun eine Lichtgestalt aus Eden stand,
In der sie bald, mit hehen Wonneschauer,
Die Heil'ge selbst mit Himmelsblick' erkannten.

„Ich bin es, sprach sie, — seyd nicht bang', ihr
Pilger! —
Die, gut zu seyn, sich immerdar bestrebte,
Und die der schwache Mensch schon Heil'ge nennt!
Ach! wie so anders ist der Geist dort oben!
Viel schöner ehret dort das Kind den Vater.
Nicht Martern und Kasteiun, nur reiner Sinn!
Nicht Furcht, nein, Glaube nur und hohe Liebe,
Sie sind's, was Gott von seinen Kindern fordert!
Wer freudig Gutes thut — auch unbelohnt —
Der ehrt im Geist' den Vater und in Wahrheit.
Wohl manches, was den Mühsam-Spähenden
Auf Erden Wahrheit deucht, ist doch nur Tand!
Mit Menschenwaage wägt der weise Richter
Des Menschen Werth, und lohnet und bestraft
Ganz anders, als die strengen Priester lehren!
Der Aberglaube nur schafft selbst sich Dornen,
Die Weisheit schmücket nicht des Lebens Blumen,
Des Schicksals Schluß legt weise Büßung auf.
Der Edle thut, was Pflichtgefühl ihn heißt,
Und kürzt durch eigne Plagen nicht sein Leben;
Nur, wenn der Vater ruft, folgt er mit Freude!
Wohl manches, einst mir dunkel, ward mir helle,
Viel anders dämmert mir auch noch dort oben.
Nicht, was man Heiligkeit bei Menschen nennt,
Der gute Wille nur führt uns zum Vater!" —

Kaum, daß das letzte Wort der Lipp' entquoll,
War Leichtgestalt und Himmelsglanz verschwunden.
Die bloße Lampe flimmt nur noch im Chore;
Der Küster kehrte heim, und sah das Paar
In Hochgefühl dem Kreuzgewölb' entwallen.
Nach Ungern kehrten heim die frommen Pilger,
Er, guter Vater nun, — sie, gute Mutter,
Und beide, gute Bürger dieser Welt,
Der bessern Welt in Glaub' und Hoffnung Bürger.
Am späten Abend ihres schönen Lebens
Floß guter Kinder Thrän' auf ihren Hügel.
Sie ruhn vereint in hoher Eichen Schattung.
Ihr Grabstein sagt:

„Hier schlummern gute Menschen;
„Sie pflückten Rosen auf dem Pfad des Lebens,
„Und trugen Mißgeschick mit stillem Herzen.
„Was ihrer Tugend fehlt', that voll Erbarmung
„Der Menschenvater groß und mild hinzu!"

Marburg.

K. W. Justi.

Der Elisabeth-Brunnen unweit Marburg.

Hierzu das Titelkupfer.

Etwa eine Stunde von Marburg, jenseits eines waldigen Gebirges, unweit dem Kurhessischen (ehemals Kurmainzischen) Dorfe Schröck, wird der Wandeler durch ein stattliches Brunnengebäude und eine darin sprudelnde Quelle überrascht, die sich eben so sehr durch die natürliche Güte ihres Wassers und ihre anmuthigen Umgebungen auszeichnet, als sie durch die mancherlei Bilder der vergangenen Zeiten, die sie hervorruft, hohes Interesse erweckt.

Die durch ihren reinen Sinn, ihren frommen Enthusiasmus, ihre hohe Selbstverleugnung und ihre unbegränzte Wohlthätigkeit berühmte Landgräfin, Elisabeth die Heilige, besuchte diese Quelle einst fleißig während ihres Wittwenstandes, und überließ sich in der sie umgebenden einsamen und romantisch-schönen Gegend, und in einem an dieser Quelle von ihr erbauten Bethause dem süßen Vergnügen religiöser Gefühle. Von Marburg aus bis an diesen Brunen soll sie ein Steinpflaster haben aufführen lassen, wovon sich noch jetzt einige geringe Spuren zeigen; von dem Bethause hingegen hat die Zeit keine

Spuren übrig gelaſſen. Das anmuthige Geriſel des aus dem Waldgebirge zwiſchen Klippen hervorrinnenden und durch das ſchöne Thal hingleitenden Waſſers, welches den durſtigen Wanderer labt, die ringsumher freie, lächelnde Natur, der liebliche Geſang der hier gleichſam einheimiſchen Vögel, das ſanfte Geflüſter in den Wipfeln des nahen Buchenwaldes, und der dieſer ganzen Gegend inwohnende Charakter heiterer Ruhe wiegen die Seele jedes Gefühlvollen in eine gewiſſe ſüße Schwermuth ein; leicht und dunkelklar, wie die Quelle, ſchweben die lieblichen Schattenbilder der Vorzeit, die Tage, worin fromme Fürſten ſich hier mit den Edlen ihres Landes der ſchönen Natur erfreuten, ſeinem geiſtigen Auge vorüber. Der Natur- und Kunſtſinn unſerer dankbaren Vorfahren hat ſich aber auch an dieſem ſtillen Aufenthalte auf eine rühmliche und bleibende Art thätig bewieſen, und ein Brunnengebäude über der erwähnten Quelle errichtet, das ſeinem edeln Urheber zur Ehre gereicht, und deſſen Inſchriften, wenn gleich ihre Sprache nicht durchaus ächtrömiſch iſt, doch eine ſeltene Feinheit der Empfindungen, einen edelfreien Geiſt und warmes Naturgefühl athmen, und welchen die in ihnen herrſchende Proſopopöie etwas Dichteriſches giebt. Der anmuthige Eliſabethbrunnen, „dem" wie ein verſtorbener achtungswerther Dichter ſagt „nur ein

Als Kämpfer, hätte ganz Athen
Im stolzen Oelzweig' ihn gesehn;
Und im Olympischen Gepränge
Vernähm' er hohe Lobgesänge;
Dann bót' er seine Rechte dir;
O schwöre, Mädchen! schwöre mir:
Wenn nicht die Grazien bey seiner Wiege
lachten;
Du willst den schönen Jüngling verachten.

Eudora:

Und wär' er jung und liebevoll,
Wie Ganymed an Göttertischen;
Und wär' er glänzend, wie Apoll
In seinen Cynthischen Gebüschen,
Wenn sie der Opfer-Weyhrauch füllt;
Er sähe vor sich her das Bild
Von überwundnen Städten tragen;
Dann bót' er mir den Siegeswagen,
Und Königstöchter dienten mir;
Bey deinen Augen schwór' ich dir:
Wenn nicht die Grazien sein reines Herz bewachten;
Ich will den Jüngling ewig verachten."

So die Mädchen. Beyde giengen stillschweigend aus dem Hayn, und Charmides von weitem ihnen nach. Sie kamen in eine Gegend, nahe bey dem Rosenhügel, welche von den Fackeln

Horaz fehlt, um Blandusien wieder herzustellen," ist einer ehrenvollen Erwähnung werth.

Nach einem von Marburg aus genommenen, sehr abwechselnden und zum Theil beschwerlichen, sich anfangs durch nackte, mit Moos und Haidekraut nur sparsam überzogene Klippen windenden, und dann durch einen reizenden, immer dunkler werdenden Wald gehenden Pfad, erblickt man am Ende eines abhängigen Hohlweges eine reizendschöne Gegend, welche hinter sich lauter Wald und Gebirge, und vor sich eine fruchtbare Ebene und die Aussicht nach entfernteren Bergen und Ortschaften, hat. Am Fuße des Waldgebirges rechter Hand überrascht das schöne, in der Vertiefung eines buschigen Halbzirkels stehende Brunnengebäude mit seiner zwischen Klippen hervorsprudelnden Quelle. Diese letztere war schon in den Zeiten des grauen Alterthums berühmt, und soll, nach einer alten Sage, manchen Helden erquickt haben; *) das Brunnengebäude aber erhielt sein Daseyn erst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

*) „Unde ferunt priscos Heroas saepe bibisse" singt ein Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, Herrmann Kirchner, in einem, am 23 Jun. 1595, bei einer fürstlichen Lustgasterei, am Brunnen aus dem Stegreife verfertigten Gedichte.

Landgraf Ludwig der Vierte, Philipp's des Großmüthigen Sohn, ließ nämlich, aus Achtung gegen seine Stammmutter, die heilige Elisabeth, im Jahre 1596 das, zwei Stockwerk hohe, und sich in dem Fronton eines flachen Daches endigende Brunnengebäude von schönem und festem röthlichem Sandsteine aufführen. Zu beiden Seiten des Eingangs in die Brunnenhalle sind zwischen zwei Pfeilern dorischer Ordnung Sitze mit Nischen angebracht, wo man die ganze romantische Gegend mit ihren Dörfern und Fluren, eine alte bei Wyttelsberg stehende Warte, die Stadt Schweinsberg mit dem malerisch hervorragenden Schloßgebäude, und die Bergstadt Amöneburg übersehen kann. Das Gebäude ist durchgehends aus Quadersteinen, und mit Geschmack aufgeführt. Der untere die Brunnenhalle in sich fassende Stock ruht auf vier dorischen Säulen, welche neben den erwähnten Nischen angebracht sind; und über dem gewölbten Eingange in die Halle ist eine kleine Inschriftstafel angebracht, von deren Inhalt weiter unten die Rede seyn wird. An dem obern Stockwerke fallen sechs Pfeiler jonischer Ordnung in drei Stellungen, und zwei große Inschriftstafeln in's Auge. Oben in dem Fronton erblickt man mitten das Hessische, zur rechten das Wirtembergische und zur linken das gräflich Mannsfeldische.

Wappen, zum Andenken des Erbauers, Landgr. Ludwigs und seiner beiden Gemalinnen. Darunter auf dem Frieße des Hauptgesimses stehen vierzehn adeliche und gräfliche Wappen, die aber jetzt nur noch schwer zu erkennen sind, und auf dem Frieße der untern Säulenordnung sind zwölf, jetzt gleichfalls nur noch schwer zu erkennende Wappen von fürstlichen Räthen, Kanzlern, Vicekanzlern, Assessoren, Aerzten u. s. w. angebracht.

Zu beklagen ist es, daß der schöne Eindruck des Brunnengebäudes, durch die vielen eingekratzten Namen, das hie und da schon angesetzte Moos und durch den Muthwillen und Frevel gefühlloser Müßiggänger, die bereits eine jonische Säule herabgestürzt, und auch auf andere Art an dem schönen Denkmal gesündigt haben, in der Nähe geschwächt wird! wann werden die Teutschen sich von dem gerechten Vorwürfe, daß sie öffentliche Denkmäler nicht schonen können, losmachen? Die auf der rechten Seite des Brunnengebäudes angebrachte steinerne Tafel hat folgende Inschrift:

Si, viator, quis sim, quidve portem, quaeris?
Fons sum divae *Elisabethae*,
Terram matrem grato rigans fluxu,

Qui fagi, quercus, arbusta, fruges,
Et omne genus herbaceum provenit:
His cervi et ferae refectae de meis bibunt
Aquis. His volucres recreatae sitim ex
Me leniunt. Sed quid inde sentio commodi?
Grata omnia!
Quid enim speciosо praedictorum aspectu pulchrius?
Quid hac umbra gratius? quid aëris
Illa temperie suavius? quid denique volucrum
Concentu iucundius?
Haec omnia praeclaro gratitudinis exemplo mihi cernis tribui.
Addo ego liquoris praestantiam,
Et blandos aquarum susurros.
Itaque unus ex praecipuis dicor Hassiae fontibus.
At quid amplius!
Me fruitur omnis Hassiacae terrae gens:
Non plebeia tantum, sed quaecunque
E regum, principum, comitum, nobilium
Et claritate excellentium prodit prosapia.

Um der, der römischen Sprache unkundigen Leser willen füge ich folgenden Uebersetzungsversuch bei, wobei es mir nicht bloß um Treue, sondern auch um

die den Lapidarstyl auszeichnende Simplicität und einen gewissen antiken Charakter zu thun war:

Forschest, Wanderer, du, wer ich sey, und was ich trage?
Ich bin der heiligen Elisabeth Quell,
Mit milder Fluth tränkend mein Mutterland,
Welchem Buchen, Eichen, Fruchtbäume, Getraid'
Und zahllose Kräutergeschlechter entsteigen.
Dadurch erquickt, trinken Hirsch' und Wild von meinem Wasser,
Dadurch gestärkt, löschen Vögel aus mit ihren Durst.
Doch, was genieß' ich dessen für Lohn?
Der Lieblichkeiten Fülle!
Denn was ist schöner wohl, als jenes Anblicks Herrlichkeit?
Was behaglicher, als diese Schattung?
Was wonniger, als diese Luftmilde?
Was endlich süßer, als der Vögel Wettgesang?
Dies Alles, sieh! bringt preiswürdigen Dankes Huldigung mit dar!
Diesem füg' ich bei des Wassers Köstlichkeit
Und schmeichelndes Wellengerieſel!
Darum preißt man mich eine der ersten von Hessens Quellen.
Allein was noch mehr!

Mich genießet jeder Bewohner Heſſenlandes,
Nicht niederes Volk allein, ſondern jeder Sproſſe
Aus königlichem, fürſtlichem, gräflichem, adlichem
Geſchlecht',
Und deren Nam' in hohem Ruhme ſtralt!

Auf der andern, zur linken Seite befindlichen
Tafel lieſet man folgende Fortſetzung der Inſchrift:

Ex hac olim diva *Elisabetha*, Ung. Regi
filia,
Landgravii *Ludovici* coniux, in pauperes mu
nifica,
In quosvis clemens, humilis et patiens,
Devotis ad Deum precibus ardens,
Ad me venit saepius,
Deoque, naturae et mihi grata,
Sacellum iuxta me posuit,
Meque primum simplici structurâ,
Ut aevi istius ferebant mores, exornavit,
Nomenque indidit
Elisabethicum!
Post inter plurimos illustres huius posteros
Illustr. et potentiss. Princeps *Ludovicus*,
Magni istius *Philippi*, Hessorum Macedonis,
filius,
Natalem cum suis proceribus
Hilari fronte subinde celebrans,

Meis fruitur amoenitatibus,
Et ostiolo, ob horum memoriam, avito
Exemplo urnam et solidum Saxum ordine
Dorico et Ionico elaboratum
Anno Christi CIↃ IↃ XCVI F. F.
Haveto itaque, lector, et vi meis et tu vis frui
Commodis, ad supposita leges te componito:

D. i.

Unter diesen kam weiland oftmals zu mir
Die heilige Elisabeth, Ungarns Königs-Tochter,
Landgraf Ludwig's Ehgemahl, mildthätig gegen die
Armen,
Gütig gegen alle, demüthig und duldend;
In heißem Gebet zu Gott gewandt,
Und dankend Gott, der Natur und mir,
Erbaute sie neben mich ein kleines Bethaus,
Schmückte mich zuerst, nach ihrer Zeiten Sitte,
Mit einfachem Bau, und nannte mich
Elisabethborn,
Unter vielen ihrer glorreichen Entstammten,
Hat nachmals der erlauchte und mächtige Fürst
Ludwig,
Jenes großen Philipp's Sohn, des Hessenmakedoniers,
Hier seinen Geburtstag mit seinen Edeln
Heiteren Antlitzes oft gefeiert,

Genießend meiner Anmuth
Und deſſen zum Gedächtniß, der Ahnmutter lobſamer
Weiſe treu,
An meine Mündung ein Steinbecken und feſtes
Gebäude,
Nach Doriſcher und Joniſcher Säulenart, errich-
ten laſſen,
Im Jahr Chriſti 1596.
Lebe wohl, Leſer, und willſt auch du meine Süße
ſchmecken,
So füge dich nachſtehenden Geſetzen:

Dieſe Geſetze ſind auf der kleinen, über dem Ein-
gange in die Brunnenhalle befindlichen Tafel zu le-
ſen, und lauten ſo:

Purus esto, nec me sermonibus obscoenis,
corpore
Aut opere *) polluito aut turbato, saxum,
aream **) structuramve

*) Der Ausdruck corpore *aut opere* iſt etwas dunkel. *corpore* iſt verſtändlich: ſollen ſich die Worte *corpore* und *opere* entſprechen, ſo könnte man ſie vielleicht durch ſchändliches Beginnen überſetzen. An Beſchädigungen des Brunnengebäudes iſt wohl nicht zu denken, weil davon weiter unten die Rede iſt. Soll vielleicht — wie ein ſcharfſinniger Freund von mir vermuthet — mit dem *opere* auf unzüchtiges Bemalen der Wände angeſpielt werden?

**) *Area* eigentlich der Platz in der Halle; hier die Halle

Meam ne laedito, aestum, si urget, hic
Vitato, sitim extinguito et lavato, mur-
mure et
Susurro, reliquisque amoenitatibus fruitor:
Deumque *) autorem meum celebrato!

selbst, mit structura verbunden, — Hallen-Bau, Hallen-Gebäude.

*) Winkelmann, in seiner Hessischen Chronik, S. 64, und Engelschall, in einem schönen Aufsatze über diesen Brunnen, im Journale von und für Teutschl. v. J. 1786 9 St. S. 103, lesen *denique*. Gegenwärtig liest man *Deumque*. So auch Perschke, im Jugendbeobachter 5 Bändchen. Engelschall glaubt, die Lesart *Deumque* rühre von einer spätern Erneuerung der halberloschenen Inschrift her. Allein sollte nicht doch die jetzige Lesart die richtigere und bessere seyn? Diese Lesart hat nicht nur den Kontext auf der obern Inschrift *Deoque* — grata, — und den Totalsinn für sich, der fromme Gefühle ausspricht, sondern es würde auch die aufzählende Partik. *-nique* in dieser offenbaren Gesetzessprache, wo nicht logisch gefolgert, sondern geboten wird, einen zu steifen Abfall gegen das kräftige Ganze machen. Einige andere Anmerkungen, eine Hinweisung auf frühere Nachrichten von diesem Brunnen, und eine Aufzählung der sämmtlichen Wappen, wodurch der Stammvater mancher jetzt noch blühenden Hessischen Familien geehrt wurde, wird der vierte und letzte Theil meiner Hessischen Denkwürdigkeiten enthalten.

Das heißt:

Sey rein, entweih' und ſtör' mich nicht
Durch Schandwort', Körper oder That,
Verletze nimmer mein Geſtein und meinen Hallenbau,
Drängt dich der Sonne Glut, ſo fleuch hierher,
Löſch' deinen Durſt und waſche dich,
Genieß' des murmelnden Geräuſches, und
Der Anmuth mannichfalt,
Und preiße meinen Schöpfer-Gott!

Das Gewölbe der Brunnenhalle iſt vier Schritte tief, und zwei Schritte breit. Hier wird das aus dem Felſen ſprudelnde Waſſer in einen ſteinernen Trog aufgefangen, und alsdann durch eine in den Fußboden gemachte Rinne abgeleitet. Innerhalb der kühlen Grotte ſind zu beiden Seiten ſteinerne Bänke angebracht. Die Quelle ſelbſt wird eine gute Strecke von ihrer Mündung durch die Rinne einer aufgemauerten Terraſſe in ſteinerne Tröge geleitet. Eine weite fruchtbare und anmuthige Ebene mit vielen nahen und entfernten Ortſchaften, und die Ausſicht nach entlegenen Gebirgen erquicken hier das Auge, und derjenige müßte viel Trübſinn und Mißmuth mitbringen, der ſeines Daſeyns in dieſem zauberiſchen Naturtempel nicht froh werden ſollte! Der dunkele, das Brunnen-

ckeln der auf dem Hügel noch singenden und tanzenden Jugend ein wenig erleuchtet wurde. Hier zog **Charmides** die Sclavin bey Seite. **Melde mich deiner Gebieterin.** „Ich darf keine Jünglinge melden:“ versetzte die Sclavin. **Nenn' ihr meinen Nahmen; ich heiße Charmides.** **Theone** kehrte nach dem Geflüster sich um; und schon war ihre Hand in den Händen ihres Geliebten. **Charmides und Theone weinten.**

Warum, o Theone, sah' ich dich nicht wieder? „Meine Mutter, antwortete sie, war, als wir das letzte mal uns sahen, voll Zorn darüber, daß ich, wegen einer entwandten Rose, den Tanz verließ. An dem nächstfolgenden Feste blieb ich zur Strafe zurück; und nachher wollt' ich sie nicht wieder begleiten. Ich hätte mich der Verwegenheit unsrer Jünglinge Preis geben müssen. Wie komt' ich es, **Charmides?** Ich liebte dich, und du hattest mich deinen Göttinnen zur Priesterin geweyht. Ist es nicht wahr, **Charmides**, du liebtest mich nicht, wenn ich mit unsren Jünglingen tanzte? Bey deinen Göttinnen aber, das verstand ich immer besser, helfen weder Opfer, noch Blumenkränze, wenn sie nicht ein schaamhaftes Mädchen bringt.“ **O daß die Grazien dich dafür belohnen!** sagte **Charmides.** **Und ich, sagt' er, konnte dich nicht aufsuchen, weil jedes Mittel, dich zu finden, nicht schön genug war.** „Nun ist meine Mutter gestorben, fuhr jene

fort;

gebäude zum Theil beſchattende Wald erfüllt die Seele mit heiligem Schauer, die Schönheit und Lieblichkeit der fruchtreichen Ebene erweckt ſanftere und wohlthuende Gefühle in dem Wanderer, und das ſchöne Ganze hebt den Geiſt zu einer wahrhaft andächtigen Stimmung empor. An einem lieblichen Sommertage giengen die Gefühle des Verfaſſers dieſer Blätter in folgende Zeilen über:

Der Eliſabethbrunnen.

Der du Jahrhunderte ſchon mit lieblichem Quellengerieſel
Freundliche Fluren getränkt, Wild und Wandrer erquickt:
Der du einſt (trüget die Sage mich nicht!) mit labender Kühle
Haſt die Heroen erfriſcht, ſprechend zu Thaten geſtärkt:
Freue dich ferner in Reinheit und Wohlklang' des ſegnenden Daſeyns,
Deine kryſtallene Fluth trübe nicht Sturm und nicht Zeit!
Während wir ſinnen, verſtrömen die Stunden dem fühlenden Waller,
Der, umſäuſelt vom Weſt', deines Gemurmels ſich freut;

Strömen ſie alle ſo rein ihm hin, wie Wellengerieſel;
Keiner Erinnerung Schmerz trüb' ihm die jüngſte dereinſt!
Liebliche Bilder entſteigen dem klaren Dunkel des Waſſers,
Und ein freundlicher Geiſt ſchützt die kryſtallene Fluth.
Mild entſteig', o ſchützender Geiſt, der ſprudelnden Höhle;
Walte mit ſegnender Hand, wecke den reineren Sinn! —

Marburg.

K. W. Juſti.

II.

Etwas über des Herrn Leibmedikus Marcard's Rüge einiger Neuerungen in der deutſchen Sprache, im Februarſtück dieſer Monatsſchrift.

Der Hr. Verf. des in der Ueberſchrift genannten Aufſatzes, obgleich er in demſelben wahrſcheinlich nur ſeine eigene Denkart über gewiſſe grammatiſche Re-

zereien darlegen wollen, kann zugleich als Repräsentant und Wortführer aller derer betrachtet werden, welche, am Herkömmlichen und Gewohnten klebend, jede Neuerung, welcher Art sie auch sey, schon darum verwerflich finden, weil sie diesem Herkömmlichen und Gewohnten, das ihrem Ohr und Auge nun einmal von Jugend auf so bequem geworden ist, widerstreitet. Es giebt auch unter Gelehrten und Schriftstellern solcher Gewohnheitsmänner mehr als man glauben sollte; und in diesem Betracht scheint manches in demselben eine nähere Prüfung zu verdienen. Vorher nur noch einige Worte im allgemeinen über Neuerungssucht und Anhänglichkeit am Alten.

Fest am Alten hangen, wenn der Fortgang der Kultur Neuerungen nothwendig herbeiführt, ist nicht minder thöricht, als einer unzeitigen Neuerungssucht Gehör geben. Doch ist diese bei weitem nicht so gefährlich und schädlich, als der Hang, am gewohnten Alten festzukleben. Neuerungen bringt gewöhnlich nur ein Einzelner, oder eine kleine Schaar verbündeter Neuerer auf die Bahn; am Alten hingegen hängt die ganze große Menschenmasse, über welche die Gewohnheit mehr vermag, als die Vernunft. Die Ungereimtheiten einer Neuerung, wenn sie deren hat, sind weit auffallender, als die

Ungereimtheiten des Alten) an die wir schon so gewöhnt sind, daß wir sie nicht mehr bemerken. In der That waren auch die Neuerungen, welche einige denkende und kundige Sprachforscher einzuführen versuchten, keinesweges zweckwidrig und ungereimt an sich selbst; sie waren bloß unzeitig, übereilt, und mißlangen nur darum, weil man zu viel auf einmal bessern, weil man laut revoluzioniren wollte, statt sich auf eine, leise und allmälig, aber stätig fortwirkende Reform einzuschränken. Der Sprachgebrauch und der Schreibegebrauch, in so fern beide nichts weiter als Gebrauch sind, der sich auf altes Herkommen gründet, sind zwei Tirannen, denen sich nicht leicht etwas mit Gewalt abtrotzen läßt. Nur langsam und unvermerkt kann man ihren Thron untergraben, bis er wankt und endlich zusammenstürzt. Alles was der Sprachlogik widerstreitet, was auf keinem vernünftigen Grunde ruhet, bestehet nur durch die blinde Macht des Gebrauchs, und soll endlich dem Vernünftigen, dem Bessern weichen. Wenn Neuerungen diesen Zweck haben, so sollten sie jedem willkommen seyn, dem die Reinheit und Vervollkommnung seiner Sprache am Herzen liegt. Was etwan Aug' und Ohr im Anfange wider das Fremde und Ungewöhnliche derselben einwenden mögen, darf nicht in Betracht kommen, so bald die Zweckmäßig-

keit der Neuerung und die Ungereimtheit des Alten anerkannt und entschieden sind. Da nun die eigene immer fortwirkende Bildkraft der Sprache sowohl, als ihr Verkehr mit andern todten und lebenden Sprachen, unaufhörlich Veränderungen in ihr hervorbringt, so ist es wohl nützlich, von Zeit zu Zeit Rückblicke auf die, in die Sprache eingeführten, oder eingeschlichenen, Neuerungen zu werfen; nur sollte man dieselben weder nach der grundlosen Willkühr des blinden Sprach- und Schreibegebrauchs, noch nach der uns beherrschenden Gewohnheit, sondern nach Gründen der Sprachlogik prüfen.

Die nach zehn Jahren hier wieder erneuerte Anklage der lateinischen Druckschrift dürfte jetzt wohl noch unwirksamer seyn, als damals; denn der Druck mit lateinischen Lettern hat seitdem, zur Ehre des guten Geschmacks, in Deutschland merkliche Fortschritte gemacht; und, was für die fernere Verbreitung derselben entscheidend sein muß, unsere vorzüglichsten Teutschen Pressen haben in jener Zwischenzeit Prachtwerke in lateinischem Drucke geliefert, die den besten der Ausländer an Schönheit und Eleganz nicht nachstehen, und schwerlich würde ein Buchdrukker jetzt einen Prachtdruck mit deutschen Lettern liefern wollen, oder, wenn er auch wollte, doch nicht

können, da sich mit deutschen Lettern nichts liefern läßt, was der Schönheit des lateinischen Drucks gleich käme. Auch wird wohl jeder Schriftsteller von einigem Geschmack und Sinn für äußere Eleganz seine Geistesprodukte lieber in der schönen runden lateinischen Schrift, als in der verkrüppelten Karikatur derselben, der gothischen Mönchsschrift, gedruckt sehen wollen. Warum sollen wir immer Gothen bleiben, oder auch nur zu bleiben scheinen? Unmöglich können fremde Nationen der unsrigen Geschmack in höheren Dingen zutrauen, so lange unsere Geisteswerke in ihrer äußern Fisiognomie noch diese geschmacklose Schrift zur Schau tragen, und damit als mit einer köstlichen Originalität prunken. Zur Ehre unserer einst so gesunden und kraftvollen deutschen Völkerstämme möchte ich nicht gerne glauben, daß die Augenkranken und Augenschwachen jetzt die Majorität im deutschlesenden Publikum ausmachen, obgleich sogar unsere unbärtigen Jünglinge schon ihre Nasen mit Brillen bewaffnen. Ist dem wirklich so, so sollte die augenkranke Minorität nicht fordern, daß die Gesunden sich nach den Bedürfnissen ihrer Gebrechen richten.

Aber die ganze Behauptung, daß die lateinische Schrift überhaupt die Augen mehr angreife und er-

müde, als die deutsche, dürfte am Ende wohl ohne Grund befunden werden, und bloß sich ergeben, daß Hr. Marcard Mißbrauch und zufällige Mängel für wesentliche Eigenschaften hält. Der Fehler, den er der lateinischen Schrift überhaupt aufbürden will, ist nur den zu scharfen Lettern eigen, womit Didot und Bodoni ihre Prachtwerke drucken; und über diese beklagt sich auch der Franzose und Italiener, daß sie die Augen angreifen, wenn man anhaltend darin fortliest; aber noch nie habe ich einen Gelehrten jener Nationen diese Beschwerde gegen die lateinischen Lettern überhaupt führen gehört. Daß also die zu scharfen, kupferstichartigen, den Augen schmerzlichen, Didotschen und Bodonischen Lettern wieder dem ältern, fetteren; mehr holzschnittartigen Druck der Holländer und Engländer weichen mögen, ist, auch für gesunde Augen, sehr zu wünschen, so wie es von dem, sich unter uns mehr verbreitenden Geschmack an tipografischer Nettigkeit und Schönheit zu erwarten ist, daß die mönchischen Lettern, troz ihren Lobrednern und Vertheidigern, endlich auch bei uns einmal außer Gebrauch kommen werden. Auch Hr. M's andere Behauptung, daß diese mönchische Schrift sich unserer Sprache nun einmal mehr angepaßt und angeschmiegt habe, finde ich ungegründet. Schon lange existirt in der lateinischen Kursivschrift das la-

teiniſche *ſs* ſtatt des deutſchen ß; und was hindert uns dieſen bequemen und gefälligen Schriftzug, der den harten Laut des *ſ* ausdrükt, auch in der runden lateiniſchen Schrift zu bilden? Außer dieſem einzigen iſt doch im deutſchen Alfabet kein anderer Buchſtab, und in unſerer Sprache ſelbſt kein Laut vorhanden, der nicht durch die lateiniſche Schrift eben ſo volkommen, als durch die deutſche ausgedrückt werden könnte.

Hrn. Marcards Ohr lehnt ſich gegen die Endung en auf, welche die Adjektive im Nominativ (und Akkuſativ) des Plural nach allen (rechtmäßig doch nur nach gewiſſen) Beſtimmungswörtern annehmen. Er führt Beiſpiele aller Art, richtige und unrichtige, durch einander an, und will, einige hinterdrein angeführte Ausnamen abgerechnet, die aber nicht vollſtändig ſind, überall nur die Endung e, nirgends die Endung en; und aus welchem Grunde? weil gegen dieſe leztere ſein Ohr ſich auflehnt! Wenigſtens hat er keinen andern Grund ſeiner Mißbilligung angegeben. Wenn nun eines andern Ehrenmannes Ohr ſich eben ſo gegen die Endung e auflehnte, wo fände ſich dann das dritte Ohr um den Streit jener

beiden zu schlichten und die Sache ins Reine zu bringen? Wäre es also nicht besser, die Ohren blieben hier ganz aus dem Spiele, und wir sähen uns nach andern Entscheidungsgründen um? Nur noch eine kleine Frage: wer oder welche sind die korrekten Schriftsteller, auf die H. M. sich beruft? Kann Lessing etwa für einen derselben gelten? Hier sind einige Stellen aus seinen Schriften: Lessing schrieb diese neuen Entwickelungen; diese unsere bessern Einsichten; aber er schrieb auch: diese kleinliche Veränderungen; diese lächerliche Unarten. Er schrieb: alle große und gute Handlungen; alle vorläufige Umstände; aber er schrieb auch: alle diese unordentlichen Empfindungen. Er schrieb: keine mühsame Auskramungen; keine künstliche Zeittheilchen; aber er schrieb auch: keine höhern Schönheiten. Diese Beispiele werden hinreichen, zu zeigen, daß wir mit bloßen Autoritäten über diesen Punkt wohl, schwerlich ins Reine kommen möchten, da selbst einer der korrektesten Schriftsteller nicht einstimmig mit sich selbst ist. Wir werden also vor allem den Genius der Sprache selbst befragen müssen, was er mit der zwiefachen Pluralendung der Adjektive e und en eigentlich beabsichtigt; und wenn wir darüber berichtet sind, wird es nöthig sein nachzusehen, wie sich jetzt der Sprach-

gebrauch zu den Forderungen desſelben verhält. Da ergiebt ſich denn bei genauerer Betrachtung, daß die Pluralendung en durch alle Fälle oder Kaſus dieſelbe iſt, alſo bloß den Plural überhaupt bezeichnen kann; daß hingegen die Endung e welche durch die verſchiedenen Fälle des Plural eben ſo ändert, wie der Plural des beſtimten Artikels; wodurch ſie fähig wird, eben ſo wie dieſer, die Fälle derſelben zu bezeichnen. Dieſer ihrer Fähigkeit bedient ſich denn auch die Sprache zur beſtimteren Bezeichnung der Fälle des Subſtantiv immer da, wo kein Artikel, oder kein anderes Beſtimmungswort vorhanden iſt, das dieſe Funkzion des Artikels vertreten könnte. Die Beſtimmungswörter, welche dieſes leiſten, ſind faſt alle der Art, daß ſie an ihrer Endung die Fälle der Deklinazion bezeichnen, aber ſelbſt den Artikel nie vor ſich nehmen können; oder nehmen ſie ihn vor ſich, ſo ſind ſie den übrigen Adjektiven gleich. Die unvollſtändige Deklinazion der deutſchen Subſtantive vermittelſt eigener Biegungen, macht die beſtimtere Bezeichnung ſeiner verſchiedenen Fälle durch andere Beſtimmungswörter nothwendig, aber es iſt auch hinreichend wenn dieſes nur einmal geſchieht. Da nun in der Verbindung mit dem Subſtantiv jene Beſtimmungswörter immer vor dem Adjektiv hergehen, ſo wird auch zunächſt an ihnen dieſe Bezeichnung ausgedrückt, und das Adjektiv

fort; und ich bin gekommen, dieſe meine Schweſter mit mir in das Wäldchen zu nehmen. Ich that es in der Dämmerung, weil in ihr die Götter am liebſten auf der Erde wandeln. Frage die Grazien, Charmides, ob ich zugleich kommen durfte, dich zu ſuchen?“ Die Gottheit der Grazien iſt in deiner Seele, verſetzte Charmides, ſie redet von deinen Lippen. Aber, Theone! kennſt du keinen Jüngling in Paphos, der dich glücklicher machen kan, als ich? „Keinen: bey dem Altar der Venus, welchen ich eben berührt habe!“ So darfſt du auch, bey dem Altar der Venus, welchen du eben berührt haſt, mir in ihrem und ihrer Geſpielinnen Angeſichte den erſten Kuß geben. Den lezten geben wir uns, wenn wir ſterben.

Theone gab dem Charmides den erſten Kuß; und den folgenden Tag kehrten die Mädchen mit ihrer Sclavin nach Paphos zurück.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

* * * * * * * * * * * * * * * *

III.

Ueber die Widerſprüche in der menſchlichen Natur.

Die Unterſucher der menſchlichen Natur haben ſich von je her mit groſſer Gefälligkeit über die Wider-

nimt in ſolchen Fällen bloß ſeine allgemeine Endung des Plural an. Iſt aber kein anderes Beſtimmungswort als das Adjektiv vorhanden, ſo muß dieſes die Funkzion derſelben verrichten, und es nimmt dann (im Singular ſowohl als im Plural) die beſtimte Endung an, welche der des beſtimten Artikels, und der artikelloſen Beſtimmungswörter in allen Fällen der Deklinazion gleich iſt.

Die artikelloſen Beſtimmungswörter, welche in der Verbindung mit dem Subſtantiv vor dem Adjektiv ſtehen und den Artikel vertreten, ſind in unſerer Sprache (ich führe ſie hier bloß in Beziehung auf den Plural an): die perſönlichen Pronomina wir, uns, ihr, euch, meine, deine, ſeine, unſere, eure, ihre; ferner die demonſtrativen: dieſe, jene; das relative welche; das qualitative ſolche, und endlich die unbeſtimmten Zahlwörter alle, manche, einige, etliche, keine. Viele und wenige ſind zwar gleichfalls unbeſtimte Zahlwörter, aber da ſie den Artikel vor ſich nehmen können, habe ich ſie nicht unter jene mit aufgeführt. Was die Sprachregel für den Gebrauch jener beiden Pluralendungen fodert, wüßten wir nun ungefähr, nämlich, daß die Adjektive, wenn ſie nach ſolchen, ſtatt des Artikels den Fall bezeichnenden, Beſtimmungswörtern vor dem Subſtantiv ſtehen,

blos die algemeine Endung des Plural en annehmen dürfen, und diese nur in solchen Fällen mit der Endung e vertauschen solten, wo sie selbst zur genaueren Bestimmung des Substantives dienen müssen. Aber wir wissen auch, daß der Sprachgebrauch höchst selten oder nie die Regeln der Sprachlogik durchgängig und konsequent befolgt, sondern sich durch mancherlei Gründe, durch Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenen Analogien, durch den Wohlklang, auch wohl durch den Unverstand oder die Achtlosigkeit der Sprechenden ꝛc. zu Abweichungen und Ausnahmen von derselben bestimmen läßt, die dann durch das Ansehen der Verjährung und durch Gewohnheit endlich selbst zu Regeln werden.

So folgt denn der Sprachgebrauch nach den Fürwörtern wir, uns, euch, sie, meine, deine, seine, unsere, eure, ihre, diese, jene, gewöhnlich richtig. Beispiele davon anzuführen, ist unnöthig, da jeder sie selbst machen kann. Auch nach alle hat das Adjektiv nicht die Pluralendung e sondern en. Man sagt: alle guten Geister, alle frommen Seelen, alle unnöthigen Gebräuche, alle künstlichen Verhältnisse ꝛc. nicht alle gute, alle fromme, alle unnöthige, alle künstliche. Wessen Ohr hier etwa

zweifelt, der wird gewiſſer werden, wenn er fortdekliniert, denn da ſagt er nicht aller guter Geiſter, aller frommer Seelen, aller unnöthiger Gebräuche ꝛc. wie er doch nothwendig ſagen müßte, wenn er im Nominativ alle gute, alle fromme, alle unnöthige geſagt hätte. Man ſagt nicht alle franzöſiſche Weine, alle engliſche Biere, weil man im Singular nicht ſagt: aller franzöſiſcher Wein, alles engliſches Bier; ſondern aller franzöſiſche Wein, alles engliſche Bier, folglich auch im Plur. alle franzöſiſchen Weine, alle engliſchen Biere. Wenn man dem Sprachgebrauche nachforſchen will, und ein Fall das Gehör nicht überzeugt, ſo darf man nur die ganze Deklination durchgehen, und man wird nicht leicht das Uebliche verfehlen. Wenn der Gebrauch im Singular aller franzöſiſcher, alles franzöſiſches foderte, ſo würde er auch im Plural alle franzöſiſche, aller franzöſiſcher fodern; er fodert aber in jenem: aller franzöſiſche, alles franzöſiſchen; alſo auch in dieſem: alle franzöſiſchen und aller franzöſiſchen; denn wollte man auch noch behaupten, daß der Gebrauch nicht mit ſich ſelbſt einig ſei, ſo würde man dadurch den Sprachgebrauch ſelbſt aufheben, und alles würde bloße Willkühr und Verwirrung ſein.

Welche und solche fodern, der vom Gebrauch gesetzten Sprachregel gemäß, die Endung e, nicht en im Plural des folgenden Adjektives. Man sagt: welche schöne Kinder, solche große Aepfel ꝛc. nicht aber: welche schönen Kinder, solche großen Aepfel. Daß welche und solche eine Ausname von der oben angegebenen Sprachregel machen, hat wahrscheinlich seinen Grund darin, daß welch und solch ursprünglich aus wie gleich, so gleich entstanden sind, und erst später die Biegungen angenommen haben; denn noch jezt sagt man gewönlich welch oder welch ein solch oder solch ein und so ein, statt welcher und solcher; und man sagt es lieber, des Wollauts wegen, um nicht das r oder s der Endungen so oft wiederholt zu hören, wie in welcher kalter Winter, solches tolles Geschwäz, statt welch ein kalter Winter, solch tolles Geschwäz ꝛc.; diese Abkürzung von welcher in welch kann jedoch nur da statt finden, wo welcher nicht relativ, sondern frage- oder ausrufungsweise steht.

II.

Einige, etliche, manche, keine fodern gleichfalls die Endung e nach sich; man sagt: einige kleine Veränderungen, nicht einige kleinen; etliche unreife Birnen, nicht unreifen; manche frohe, nicht frohen, Stunden; keine

häß-

häßliche Geſichter, keine alltägliche Vorfälle, nicht häßlichen, alltäglichen. Bei einige, etliche und manche wird wohl keinem Ohre (denn über das, was der Gebrauch erheiſcht, kann doch nur das an ihn gewöhnte Ohr entſcheiden) ein Zweifel übrig bleiben; vielleicht eher bei keine; weil hier zwei Analogien nach ein (im Plural einige), und nach meine, deine, ſeine, ſich zur Befolgung darbieten. Es folgt aber nicht der lezteren, ſondern der erſten Analogie von ein und einige. Schon in Luthers Bibelüberſetzung heißt es: „Du ſollt keine andere Götter neben mir haben.“ Wir ſagen: er kann mir keine beleidigende Reden vorwerfen; er kann mich keiner beleidigender Reden zeihen; nicht keiner beleidigenden Reden.

Viele und wenige folgen eben dieſer Regel, um ſo mehr, da ſie auch den Artikel vor ſich nehmen können, alſo, ohne denſelben, wie alle übrigen Adjektive ohne Artikel, im Zuſtande des unbeſtimmten Verhältniſſes anzuſehen ſind; denn man ſagt: viele, wenige, wie gute, böſe, und die vielen, die wenigen, wie die guten, die böſen; daß ſie ganz wie andere Adjektive angeſehen werden, erhellet auch aus ihrer Verbindung mit andern Beſtimmungswörtern; denn wir ſagen: dieſe vielen, dieſe

wenigen, wir können aber nicht sagen: dieſe unſeren, dieſe euren, jene deinen ꝛc. weil die Pronomina poſſeſſiva nie den Artikel haben, alſo auch nie die unbeſtimte Endung en annehmen können.

Der Sprachgebrauch folgt alſo wirklich der Regel in denen Wörtern, wo keine anderen Beweggründe ihn von derſelben abwendig machten, und macht nur da Ausnamen, wo andere Beſtimmungen ihm den Zweck der Regel verdunkelten oder verbargen. Vielleicht hat auch die in ſich ſelbſt unbeſtimte Bedeutung der Beſtimmungswörter einige, etliche, manche, keine, viele, wenige, den Sprachgebrauch zu dieſer Abweichung bewogen. Dem ſei wie ihm wolle, ich hoffe hier ſowohl die Regeln der Sprachlogik, als die Abweichungen des Gebrauchs im Weſentlichen richtig dargelegt zu haben, und wünſche, daß Hr. Marcard, bei etwanigen künftigen Rückblicken auf unſere Sprache, nicht blos ſein Ohr allein, ſondern auch den Genius unſerer Sprache zu Rathe ziehen möge.

Ob man Wirkung oder Würkung, wirken oder würken, wirklich oder würklich, wirkſam oder würkſam ꝛc. ſchreiben müſſe, kann allein die

richtige Aussprache entscheiden, die, soviel ich dieselbe kenne, in diesen Wörtern nicht ü, sondern i hören läßt. Hier ist, wie in allem, was Rechtschreibung betrift, das Ohr allein kompetenter Richter, oder sollte es doch sein. Aber das ist eben der Schiefheits- und Verwirrungsgeist der über unserer Sprache waltet, daß man dem Ohre die Entscheidung aufträgt, wo es nichts zu entscheiden hat; und im Gegentheil gerade da, wo es einzig und allein entscheiden sollte, ihm die Befugniß dazu abstreitet, um das Gesicht, das mit der Sprache doch eigentlich gar nichts zu schaffen hat, als etwa dem Schreiber und Leser zu leuchten, die Etimologie, und sogar das alte blinde und taube Herkommen, über Rechtschreibung und Unrechtschreibung richten zu lassen.

Aus demselben Grunde, weil man i nicht ü hört, schreibt man Gebirge, Wirtemberg, Spritze und nicht Sprütze, wie H. M. will; denn niemand, der gut deutsch spricht, sagt Sprütze. Spräche man Wirde, Gewirz, wirden, Frichte, giltig, Hilfe ꝛc. so würde man auch so schreiben müssen.

Sagen hören und ſagen gehört; fragen wollen und fragen gewollt; vorbeigehn ſehen, und vorbeigehn geſehen: — welche von beiden Formen iſt die rechte? Sagen hören iſt das Gebräuchlichere, oder vielmehr Mißbräuchlichere; ſagen gehört iſt das Vernünftigere, Edlere, Beſſere. Der Deutſche verſteht beides; aber Hn. Marcards Ohr iſt nur dem Alten, wäre es auch Impurismus, hold und kann ſich darum mit dem Purismus der Neuerer, welche das richtigere ſagen gehört, fragen gewolt, kommen geſehn ꝛc. annehmen, durchaus nicht vertragen. Möchte er doch auch bewieſen haben, daß, und worin, dieſer Purismus verfehlt iſt. Aber auf dieſen Beweis werden wir Verzicht thun müſſen, da auch hier blos Hr. M's Ohr geurtheilt hat. Dieſes aber ſcheint noch despotiſcher zu ſein, als der Sprachgebrauch ſelbſt, da es, nicht zufrieden, die neuere, edlere Partizipialform für unrichtig und verfehlt erklärt zu haben, ſie auch noch obendrein als holpericht, hart und ſchwer auszuſprechen verdammt. Hrn. Marcards Sprachorgan ſteht, wie man ſieht, mit ſeinem Ohre in völliger Uebereinſtimmung; aber da ich beider Autorität unter andern auch darum nicht anerkennen kann, weil jene Ausſprüche meinem Ohre und Sprachorgane widerſtreiten, ſo will ich die Entſcheidung über dieſe Differenz lieber

den gesunden Ohren und Zungen unserer deutschen Leser, ja sogar den zarten Organen der Leserinnen, anheim stellen. Durch Versetzung fällt die Ungereimtheit der Infinitivform noch besser auf; z. B. er hat mich lehren eine Arie singen; ich habe lernen polnisch tanzen; wer hat dir helfen den Sack heraufstragen? Das klingt beinahe, wie man in einigen Gegenden sagt: es macht anfangen warm werden, statt: es fängt an, oder macht den Anfang warm zu werden. Sagen hören, gehen sehen, fragen wollen fließt freilich so glatt wie Oel von der Zunge; aber ich frage unsere guten Dichter und Prosaisten, die sich auf Bewegung und Ritmus verstehn, ob sagen gehört, fragen gewollt, vorbeigehn gesehen ꝛc. nicht eben so gefällig tanzt? Diese fließen leider nur zu häufig in unserer Sprache, besonders in der neuesten Reimerei, die ein feuchter, erschlaffender Scirocco aus Süden über Deutschland hergeführt zu haben scheint, so daß wir, ohne Nachtheil, irgend einer Nachbarsprache, etwa der englischen, eine gute Quantität davon überlassen, und uns allenfalls einige ihrer Vorzüge, die uns fehlen, z. B. die Partizipialkonstrukzion, dafür eintauschen könnten. Thäten wir also nicht besser uns beider Redensarten zu bedienen? Warum sollen wir denn alles,

was wir zu ſagen haben, ſo dürftig auf eine einzige Redeform beſchränken? Iſt es nicht gut, mehrere Formen für einen Inhalt zu haben. Der gute Genius, der, neben dem böſen, über unſerer Sprache waltet, bewahre uns dafür, daß wir je, einiger verwöhnter Ohren wegen, die beſſeren vernünftigeren Formen, alten ſinnloſen aufopfern!

Die nämliche Bewandniß hat es mit den Redensarten: etliche dreißig und etliche und dreißig, einige funfzig und einige und funfzig. Jene iſt die ältere und gemeinere, dieſe die neuere, richtigere, edlere Form. Richtig iſt ſie, denn ſie iſt nach der Analogie von ein und dreißig, zwei und funfzig ꝛc. gebildet. Jene ältere Form hat gar keine Analogie, ſondern bloß den blinden Gebrauch für ſich. Wie man nicht ſagt ein dreißig, zwei funfzig ꝛc. würde man wohl ſchwerlich ſagen dürfen: etliche dreißig, einige funfzig, da es wirklich einen andern Sinn ausdrückt, wenn nicht der Gebrauch es einmal eingeführt hätte; warum ſagt man denn nicht auch: einige hundert, einige zweihundert, ſtatt hundert und einige, zweihundert und einige? doch wohl nur aus dem Grunde, weil der Gebrauch es nicht ein-

Widerſprüche ausgebreitet, die ſie darinn zu entdecken geglaubt haben. Der Menſch, haben ſie gefunden, hat Fähigkeit bis in die verborgenſten Wahrheiten zu dringen; und bey jedem Schritte, den er thut, iſt er in Gefahr in den Irrthum zu ſinken. Er empfindet die ganze Schönheit der Tugend; und iſt immer bereit ihr das Laſter vorzuziehen. In ſeinem Körper ſtimmen alle Theile zur Geſundheit überein; und unzählig ſind die Gebrechen und Krankheiten, denen er ausgeſezt iſt. Die Offenbarung hat ſie gelehrt, daß gleich bey der Entſtehung des Menſchen eine groſſe Veränderung in ſeiner Natur vorgegangen iſt. Sie haben hierinn die Auflöſung der ihnen ſo räzelhaft ſcheinenden Widerſprüche zu finden geglaubt. Sie haben ſich nicht mehr gewundert in dem Menſchen wenig Zuſammenhang zu entdecken, da ſie in ihm blos die Ruinen von einem ehedem herrlichen, nun aber zerſtörten Gebäude geſehen haben. Vergleichungen zwiſchen ihm und den Thieren, die ihren Gedanken nach ganz zu dem Vortheil der letztern ausgefallen ſind, haben ſie in ihrer Meynung beſtätigt.

Man hat oft Fakta mit Religionswahrheiten in ſo genauer Verbindung geglaubt, daß man ſich nicht getrauet hat die Gewißheit der einen in Zweiffel zu ziehen, aus Furcht den andern dadurch eine Stütze

geführt hat; und weil es einen ganz andern Sinn ausdrücken würde. Wenn hingegen jemand sagte: einige und hundert, einige und fünfhundert ꝛc. so würde dies doch jedermann verstehen, obgleich es auch nicht üblich ist, weil man den hunderten die kleinere Zahl nicht vor- sondern nachsetzt. Da man nun den thörigten Sprachgebrauch duldet, weil er einmal vorhanden ist, warum will man neben ihm nicht das Vernünftige dulden, wenn es schon eingeführt, und schon im Begriff ist, üblich zu werden?

Gegen funfzig Jahre lang hat das unschuldige Wörtchen harmlos bereits ungestört und traulich unter uns gewohnt, und nun will H. Marcard es plötzlich wieder über den Kanal verweisen? Die jetzt gewönlichere Bedeutung des Wortes Harm im Deutschen ist freilich Kummer, Gram; aber die ältere, eigentliche Bedeutung desselben ist Schaden, und das englische und deutsche Wort Harm sind ursprünglich eines und dasselbe. Wir können also auch füglich das Wort harmlos, so wie der Engländer sein harmless, in der Bedeutung von unschädlich, unschuldig, gutmüthig gebrauchen. Ja, wir haben kein anderes Wort im Deutschen, welches ganz

daſſelbe, mit ſeinen feineren Schattirungen ausdrückte; es iſt uns alſo ſogar unentbehrlich; und weiln dieß auch nicht einmal wäre, wir üben ja das Gaſtrecht an ſo vielen fremden Wörtern, deren ſich Hr. Marcard ſelbſt ohne Bedenken bedient. Warum will denn Hr. M. ſo ungalant ſein, und unſern ſentimentalen Schriftſtellerinnen und Leſerinnen dieſen Liebling rauben, den ſie ſchon ſeit ſo langer Zeit in ihren wohlverdienten Schuz genommen haben? Auch Leſſing und Klopſtock haben das Wort harmlos gebraucht. Waren vielleicht auch dieſe unwiſſende Neuerer, die ſich durch Affektazion und Geckerei an dem Genius der deutſchen Sprache verſündigten, und wider die Hr. M. die Kritiker unter die Waffen ruft? Ich fürchte Hr. M. iſt hier ein wenig zu raſch in der engliſchen Bedeutung des Wortes, verfahren.

Daraus, daß man noch jezt im Niederdeutſchen und Holländiſchen Augenbraune ſagt, folgt keinesweges, daß das Wort ſelbſt urſprünglich ſo gelautet haben müſſe. Hr. M. müßte den Beweis davon aus der älteren Sprache führen, aus welcher ſowohl die hochdeutſche, als die niederdeutſche und holländiſche Sprache ſtammen; oder er müßte beweiſen, daß die

Niederdeutſchen und Holländer früher Augenbranen hatten, als die Augenbrauen der Hochdeutſchen exiſtirten, daß dieſe alſo nöthig gehabt hätten, den Namen derſelben von jenen zu borgen. Beides möchte wohl ſeine Schwierigkeiten haben. Aber auch in Niederſachſen iſt Augenbrane nicht durchgängig üblich; ich kenne mehrere Gegenden, wo man Ogenbrunen oder Ogenbruen ſagt. Schneeweiße Augenbraunen ſcheinen mir nicht lächerlicher als alte Junggeſellen und alte Jungfern; und ich glaube, daß tauſende von ſchneeweißen Augenbraunen geſprochen haben, ohne daß ihnen dabei etwas lächerliches in den Sinn gekommen iſt; denn in dieſer Zuſammenſetzung hat das Wort braun längſt die Bedeutung der Farbe, die es ſonſt bezeichnet, verloren. Hat je ein Leſer des Wilhelm Meiſter in der Schilderung des Harfenſpielers den Zug lächerlich gefunden: „große blaue Augen blickten ſanft unter langen weißen Augenbraunen hervor?“ —

Hr. M. ſagt bei dieſer Gelegenheit ein ſehr wahres Wort gegen Adelungs falſches Sprachprincip; und ich bedaure mit ihm die Vernachläſſigung der Niederdeutſchen Sprache. Aber die Hochdeutſchen haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie den reichen Schatz

derſelben an Wörtern und Ausdrücken, weniger benutzen, als ſie könnten. Es wäre zu wünſchen, Hr. Adelung, ein geborner Niederdeutſcher, hätte für ſeine niederdeutſche Mutterſprache das gethan, was er für den meißner Dialekt thun wolte. Unrecht aber hat Hr. M., wenn er Adelungen da eines ſonderbaren Widerſpruchs mit ſich ſelbſt bezüchtigen will, wo dieſer, indem er die Pluralendung der Adjektive en als Regel aufſtelt, zugleich bemerkt, daß der Sprachgebrauch dieſer Regel nicht folgt. Es ſcheint Hr. M. habe da den Unterſchied überſehen, der zwiſchen der logiſchen Sprachregel und dem herrſchenden, oft unlogiſchen Sprachgebrauche ſo vielfältig obwaltet. Auch iſt der Ausdruck, daß der Sprachgebrauch eine Regel beſtätige, eben ſo unrichtig als die Vorſtellung, daß derſelbe je eine logiſche Sprachregel beſtätigen könne. Wohl kann die Regel den Sprachgebrauch beſtätigen, denn ſeine Uebereinſtimmung mit derſelben kann allein ſeine Vernunftmäßigkeit erweiſen; nie aber kann, umgekehrt, der Spachgebrauch eine logiſche Sprachregel beſtätigen; denn dieſe Richtigkeit beſteht auch ohne ihn und troz ihm. Er kann ſie nur anerkennen und befolgen; und die vernünftigſte Sprache iſt die, wo der Gebrauch der Regel am ſeltenſten widerſtreitet.

Schon an der Ortografie dieſes Aufſatzes wird Hr. M. bemerkt haben, daß wir über Schreibung überhaupt, ſo wie über das, was er Redebrechen fremder Wörter nennt, nicht gleicher Meinung ſind, weil wir auch hier nach verſchiedenen Grundſätzen urtheilen und verfahren. Er begeht in der Ueberſchrift dieſes Abſchnittes die Sünde der Neuerung ſelbſt, gegen die er eifert; mir wenigſtens iſt redebrechen völlig neu, ich kante bisher nur den Ausdruck eine Sprache radebrechen, ſtatt ſie mißhandeln; nie aber habe ich, weder bei einem älteren noch neueren Schriftſteller, redebrechen geleſen. Soviel über das Schild; jetzt über den Wein der drinnen geſchenkt wird.

Auch hier ſoll, nach Hn. M's Weiſe, der Sinn entſcheiden was recht iſt; aber nicht das Ohr, ſondern das Auge. Es iſt ihm widerlich, fremde Wörter ſo geſchrieben zu ſehen, wie ſie im Deutſchen ausgeſprochen werden. Er will in der Schrift nicht nur die Nazionalfiſiognomie des fremden Wortes treulich konterfeiet wiſſen, man ſoll ihm ſogar auch ſeine Herkunft und ſein Geſchlechtsregiſter anſehen; jeder in der Ausſprache ſchon germaniſirte Fremdling ſoll, wie ein turnirfähiger Ritter vor den Schranken, in der Schrift Wappenſchild und Stammbaum aufzei-

gen. Was wird aber dann aus dem Grundgeſetze der Ortografie: ſo zu ſchreiben, wie man ausſpricht? an deſſen genauer Befolgung nur ein tirranniſcher Schreibegebrauch, und Vorurtheile, die noch tirranniſcher als er ſind, uns verhindern. Die Schreibung ſoll, um Rechtſchreibung zu werden, dahin ſtreben, daß ſie ſo genau als möglich mit der guten Ausſprache übereinſtimme. Da aber die Ortografie ſich eben ſo wenig, wie die Sprache überhaupt, auf einmal revoluzioniren und der Feſſeln des vernunftwidrigen Gebrauchs entbinden läßt, ſo kann jener Zweck nur dadurch erricht werden, daß man ſich ihm allmählig zu nähern ſucht, indem man dem thörichten Schreibegebrauche unvermerkt und bei Kleinigkeiten abgewinnt, was man ihm nicht auf einmal entreißen kann. Dazu findet ſich, wie ich glaube, bei der Aufname fremder Wörter eine gute Gelegenheit, in dem man ihnen, ſobald ſie durch eine deutſche Endung für die Ausſprache germaniſirt ſind, auch in der Schrift die germaniſche Fiſiognomie andeutſcht, und dadurch öffentlich beurkundet, daß dieſe Fremdlinge nicht unnütze Ueberläufer und Landſtreicher, ſondern brauchbare und nützliche, in unſern Sold getretene, Ausländer ſind, die alſo auch unſere deutſche Uniform tragen müſſen. Es iſt ſogar nothwendig daß wir ſo verfahren, wenn wir doch einmal

der fremden Wörter nicht entbehren können, oder nicht entbehren wollen; denn sonst müssen wir zugleich mit denselben auch die fremden Alfabete, oder die von der unsrigen verschiedene Aussprache ihrer Buchstaben, in das unsrige mit aufnehmen. Die fremden Wörter würden dann gleichsam mit Sack und Pack bei uns einwandern und eine fremde Kolonie unter uns gründen; so würden wir z. B. das griechische Φ oder lateinische ph, wofür wir unser f, — das lateinische c und t, wofür wir unser z, — das französische ch und das englische sh, wofür wir unser dreieiniges sch, — desgleichen die französischen Doppellauter ai, au, eu, oeu, ou, ꝛc. wofür wir unsere einfachen ä, o, ö, und u, haben, und noch viel andere Buchstabenlaute mehr, in unser Alfabet aufnehmen müssen; denn, wenn dergleichen Wörter, worin jene fremden Laute vorkommen, troz allen Bemühungen unserer deutschen Sprachreiniger und Wörtermacher, einmal so bei uns eingedeutscht sind, daß man sie nicht wieder austilgen kann, so muß der, welcher richtig deutsch lesen lernen soll, durchaus entweder den verschiedenen Laut jener Buchstaben und Diftongen kennen, und auch dann wird er noch nicht wissen können, wie er sie in jedem vorkommenden Falle auszusprechen hat; oder er wird, wenn nicht alle die alten und neuen Sprachen, aus denen wir

Wörter in die unſrige aufgenommen haben, doch wenigſtens alle die fremden Wörter beſonders müſſen leſen und ſchreiben lernen. Eines ſowohl wie das andere iſt unbequem. Ich denke alſo, wir kämen in jedem Betracht leichter und beſſer zum Ziele, wenn wir in allen Fällen, wo es möglich iſt, die fremden Wörter, die in der Ausſprache bereits eine deutſche Endung erhalten haben, genau ſo ſchrieben, wie wir ſie ausſprechen, dem Laute der Buchſtaben unſeres Alfabets gemäß; ohne darauf zu achten, ob das Auge anfangs einigen Anſtoß an den ungewohnten Fiſiognomien nimmt. Das Auge gewöhnt ſich zu allem; aber eben deswegen kann es nie ein kompetenter Richter über die Ortografie ſein, welche nicht vom bloßen Herkommen, ſondern von der Ausſprache allein abhängen ſoll. Warum ſtößt ſich das Auge nicht mehr daran, wenn es Schaluppe, Maſchine, Manſchetten, Merkur, Maskerade, Bamboſchade, Faſchinen, marſchiren, Schokolade, Punſch (punch) Schwadron (squadrone) ꝛc. lieſ't, die nach Hn. M's Forderung eigentlich Chaluppe, Machine, Manchetten, Mercur, Masquerade, Bambochade, Faſcinen, marchiren, Chocolade ꝛc. ꝛc. geſchrieben werden müßten? doch wohl, weil es ſich an jene Schreibart ſchon gewöhnt hat, ſo daß es uns jetzt

ſchon fremde vorkomt, wenn wir jene Wörter auf die letzte Art geſchrieben finden. Nun denn! ſo gewöhne das Auge ſich auch Schampanjer, Dezenz, Prinzip, Akzent, Akziſe, Medizin, Farmazie, (nicht Pharmakie, wie H. M. will, denn ſo ſpricht niemand), Kontrakzion, Konjunkzion, Deſertör, Kommiſſär, Akzitendell, Konflikt, Konzert, Zentrum, Sozietät, Zivilgewalt ꝛc. zu leſen. Cäſar, Cicero und andere lateiniſche oder ſonſt fremde Eigennamen, die nicht bei uns durch eine deutſche Endung germaniſirt ſind, behalten billig ihre urſprüngliche Geſtalt; ſo z. B. Horatius und Horaz; Terentius und Terenz; Ignatius und Ignaz; Boccaccio und Bokkaz; Petrarca und Petrark ꝛc. In den Fällen, wo das fremde Wort nicht ſo geſchrieben werden kann, wie es ausgeſprochen wird, weil die zuſammengeſetzten Laute mancher Sprachen, die in dieſen mit einem Laute geſchrieben werden, in der unſrigen drei oder vier Buchſtaben erfordern würden, wie die italieniſchen cicerone und cicisbeo, welche tſchitſcherone und tſchitſchisbeo ausgeſprochen werden; oder wo wir überhaupt den Laut nicht in unſerer Ausſprache haben und in unſerer Schrift nicht bezeichnen können, wie den des franzöſiſchen j und des g vor e und i, und

des italieniſchen g und gg vor e und i, und den Naſenton des n und gn ꝛc.; da müſſen wir freilich die eigene Ortografie des fremden Wortes beibehalten; aber ſolche Wörter, die uns in Ausſprache und Schrift immer fremde bleiben müſſen, ſolten denn auch als originelle Fremdlinge, die ſich nie nach unſern Geſetzen modeln, alſo auch nie bei uns das Bürgerrecht erhalten können, und die man blos tolerirt, in der Schrift durch verſchiedenen Druck ausgezeichnet werden, wie die Mönche ſich durch ihre Ordenskleidung, oder die Juden in einigen Ländern durch ein farbiges Läpchen auf dem Hute von den übrigen Einwohnern auszeichnen müſſen, weil ſie nach eigenen Ordensregeln und Geſetzen leben. In unſerer mönchiſchen Druckſchrift nimt ſich freilich die Einſtreuung lateiniſch gedruckter Wörter, die beſonders in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Mode war, ſehr geſchmacklos aus, und Witzlinge haben ſo gedrukte Bücher mit geſpickten Haſen verglichen; in der lateiniſchen Druckſchrift hingegen, deren ſich faſt alle anderen Sprachen bedienen, aus denen wir Wörter in die unſrige aufgenommen haben und noch ferner aufnehmen werden, hat jene Auszeichnung gar keine Unbequemlichkeit. Auch dieß ſolte ein Mitbeweggrund ſein, der mönchiſchen Schrift den Abſchied zu geben, und die lateiniſche nach und nach durchgängig einzuführen.

zu rauben. Als wenn Fakta, deren Falſchheit zu erweiſen iſt, zu dem Grunde gehören könnten, worauf die Religion ruht. Es war eine Zeit, da man nicht behaupten durfte, ohne der Inquiſition in die Hände zu fallen, daß unſere Erde, wie die übrigen Planeten, ſich um die Sonne bewegt. (*) Dieſe Meynung iſt izt überall angenommen, und ſelbſt in Rom würde man nur einen geringen Begriff von ſeinen Einſichten geben, wenn man die entgegengeſezte äuſſerte. Man hielt ehedem die Verſteinerungen, die man in dem Innern der Erde antrift, für dauernde Monumente der Sündfluth. Durch genauere Beobachtungen iſt ausgemacht, daß ſie von der Sündfluth nicht herrühren können, ſondern andere groſſe Veränderungen, deren unſere Erde mehr als eine erfahren hat, zur Urſach haben müſſen. Es iſt indeſſen kein Chriſt, der deswegen von dem Wunder, wodurch GOtt ehedem ſeinem Volke den Sieg erhielt; oder von der allgemeinen Ueberſchwemmung, wodurch er ein Geſchlecht ſündiger Menſchen vertilgte, weniger überzeugt iſt. Eben ſo wird die Lehre vom Falle an ihrer Zuverläßigkeit nichts verlieren, vielleicht aber richtiger erklärt werden müſſen, wenn es ſich zeigt, daß in der Natur des Menſchen nichts

(*) Galilei kam dieſer Meynung wegen zu Rom in die Inquiſitions-Gefängniſſe, und mußte ſie abſchwören, um ſeine Freyheit wieder zu erlangen.

führen. Das Beſte unter allen Umſtänden wäre freilich, daß wir nicht mehr fremde Wörter einführten, als uns wirklich nothwendig und unentbehrlich ſind, und dafür unſere eigenen Sprachquellen mehr benuzten, die uns noch Wörter zu tauſenden liefern können; ſo würden wir nicht allein für die Zukunft wenig von fremden Sprachen zu borgen brauchen, ſondern auch wenigſtens neun Zehntheilen der aufgenommenen Wörter wieder den Abſchied geben können.

Unter allen neueren Sprachen iſt keine in ihrer Ortografie ſo richtig und konſequent zu Werke gegangen, keine hat ſich dem Ziele einer vollkommenen Rechtſchreibung: zu ſchreiben wie man ausſpricht, ſo ſehr genähert, als die italieniſche, ſo daß dieſelbe uns und allen andern Nazionen darin zum Muſter dienen kann. Dieß zu erreichen ward ihr nur dadurch möglich, daß ſie, durch einen glüklichen Inſtinkt geleitet, gradezu auf ihren Zwek losging, ohne ſich von dem thörichten Wahne, daß die Rechtſchreibung ſich nach der Etimologie richten müſſe, irren zu laſſen. Die Schrift repräſentirt den Klang und die Ausſprache des Wortes. Jeder hörbare Laut deſſelben wird in ihr durch das ihm entſprechende Schriftzeichen dargeſtellt. Was nicht gehört wird, ſoll auch

nicht geſchrieben werden. Die Schrift kann alſo auch von der Etimologie der Wörter nicht mehr offenbaren, als der Klang und die Ausſprache derſelben. Wer das Ungehörte geſchrieben ſehen will, ſagt Klopſtock, gleicht einem, der von dem Blumenmaler fodert, daß er auch die Gerüche der Blumen male. Es geht den Sprachen wie den Menſchen; manche werden ſpät, manche nie vernünftig; aber die almächtige Gewohnheit beherrſcht ſie alle. Einige entwinden ſich nie dem Despotismus des Gebrauchs, der ihnen ſchon frühe ſein Joch auflegte, und unter dem ſie oft für immer verkrüppeln; andere ſtreifen das Joch almälich ab, und bilden ſich endlich in allen ihren Theilen zu einem reinen, völlig zweckmäßigen Organ der Vernunft aus. Die franzöſiſche und engliſche Sprache werden ſich nie mehr, auch wenn ſie jezt einmal wolten, ihres widerſinnigen Schreibegebrauches entäußern können, eine Menge Zeichen zu ſchreiben, deren Laute nicht gehört werden, oder einen einfachen, oft ſogar tonloſen Laut durch drei und mehr Zeichen (wie oeul, avoient, through etc.) auszudrücken. Vielleicht wurden ehemals alle dieſe Zeichen wirklich ausgeſprochen, aber ihre Ortografie iſt nicht mit der Bildung jener Sprachen fortgerückt; ihre alten Klänge ſind zur Hälfte ausgeſtorben und ſie ſchlept nun noch die leeren Hülſen derſelben umher.

Die italieniſche Sprache hingegen, hat ſich ſchon frühe von der Herrſchaft des Gebrauchs, losgemacht, und um ſo leichter, da nie die Etimologie ihre Schrift beherrſcht hat. Wenn ſie fremde Wörter aufnimt, ſo müſſen ſich dieſe, wie billig iſt, nach der Sitte des Landes richten; ſie müſſen ſich dem Siſtem ihrer Ausſprache unterwerfen, und wie man ſie dieſem gemäß ausſpricht, ſo werden ſie geſchrieben. Wie weit iſt unſere Sprache noch von dieſem Ziele entfernt! wird ſie es je erreichen? wird unſere Schreibung je eine Rechtſchreibung werden? Aber, was noch ſonderbarer iſt, wir waren in einer ſehr frühen Periode unſerer Sprache, dem Ziele näher, als jezt; die Ortografie der Minneſänger iſt der Ausſprache angemeſſener als die unſrige, und auch Luther hatte in der ſeinigen keinen ſolchen Troß von unnüzen Doppelbuchſtaben, als wir. Wahrſcheinlich weil man damals nur zu ſchreiben ſtrebte wie man ausſprach, ohne etimologiſchen Grillenfang. Welche Menge von unnüzen h in Mitte der Silben, von ſtummen e nach dem i, von Doppelkonſonanten und Doppelvokalen, wo nur einfache gehört werden, von ß wo ſchon ſs genug iſt; welche Verwirrungen im Gebrauch des e und ä, des i und y, entſtellen noch unſere Schrift! und Buchſtaben, die nur Laute bezeichnen ſollen, mißbrauchen wir als Dehnungszeichen. Wir

ſolten gar nicht von Ortografie ſprechen, ſo lange wir ſolche Misbräuche noch für heilig achten, und uns durch altes Herkommen und eitle etimologiſche Rükſichten von der Befolgung ihres Geſezes abhalten laſſen.

Es würde aber thöricht ſein, das Ziel einer konſequenten Rechtſchreibung auf einmal erſtürmen zu wollen, weil es thöricht ſein würde, vorauszuſezen, daß alle geneigt ſeien, das Vernünftige anzunehmen, wenn es ihrer Gewohnheit widerſtreitet. Aber behend und leiſe ſolten die Verſtändigeren Hand anlegen, und mit anhaltendem Streben, unmerklich wie der Zeiger an der Uhr, zum Ziele vorrücken, ſo daß ſelbſt der kurzſichtige Schreibegebrauch und ſeine geblendeten Anhänger nichts davon merkten; hier ein unnöthiges h, dort ein überflüſſiges e, dort ein läſtiges n tilgen, da einen müßigen Doppelkonſonanten ausmerzen, hier dem á ſeinen tieferen, dort dem e ſeinen höheren Laut wiedergeben ꝛc., wie ſchon Voß in ſeinen klaſſiſchen Ueberſetzungen, vielleicht auch durch die Oekonomie der Raums genötigt, mit Glük den Anfang dazu gemacht hat; bis Aug und Hand ſich mechaniſch an die einfacheren, richtigeren Formen gewöhnten; und ſie gewöhnen ſich bald. So würden wir almälig dem Ziele immer näher kommen, es end-

lich wohl gar erreichen; aber vor allen Dingen müßten wir erſt auch mit der Grammatik unſerer Sprache mehr im Reinen ſein. Um recht ſchreiben zu können, müßten wir erſt alles recht zu ſprechen wiſſen.

Fernow.

III.

Käſtners Briefe.

Siebenter Brief.

Göttingen, im Mai 1797.

Hochwürdigſter Herr Abt!

Der Zuſtand Ihrer Füße, den ich übrigens bedaure, erinnert mich an den Anfang eines Gedichtes, das Woog, der mit mir zugleich Magiſter ward, von ſeinem Grosvater Mörlin bekam:

. . . . Vielgeliebter Enkel
Der Körper iſt zwar klein, ſehr ſchwach ſind auch die
Schenkel.

Es iſt doch gut, wenn man ſich der poetiſchen Stellen noch erinnert, die man in ſeiner Jugend geleſen hat. Uebrigens können Sie ſich mit dem Kaiſer

Severus tröſten, der wußte, daß der Kopf, nicht die Füße, regieren, und Ihnen wird wohl nicht die Gelegenheit vorkommen, die Füße wie Taubmann zu brauchen; dem brachte ein junger Poet ein Gedicht, mit Bitte, es zu überlaufen. Taubmann legte es auf die Erde und lief darüber: pedibus ibat in sententiam poetae!

Liebich würde ſich doch freuen, wenn er wüßte, daß ein Paar ſolche berühmte Schüler, wie wir beide, ſich ſeiner noch erinnern. Ich habe übrigens nie den Vorſatz gehabt, ihm viel Ehre zu machen.

Ich laſſe nicht auf die Mathematik kommen, daß ſie an unſers Freundes Verirrungen Schuld iſt, weil unzählige Menſchen eben ſo irre geworden ſind, die nichts vom Integriren wiſſen. Uebrigens nennen Sie mir einen andern Gegenſtand ſeiner Verirrung, als der mir ſonſt iſt genannt worden, und vor einigen Jahren, da er den Zufall hatte, wieder einen andern. Da ſollte man nun denken:

Secta bipartito cum mens discurrit utroque
Alterius vires subtrahit alter amor.

So ſingt Ovid in den köſtlichen Liebesrecepten.

Klotz erzählte mir einmal: in Jena hätte einer über Horatii Oden gelesen und von jeder eine methodische Dispoſition gemacht. Q. Hor. Flacci ars poëtica ad P. Rami Dialecticam et Rhetoricam reſoluto ſtudio Andr. Krazii, Ripenſis Dani iſt. Baſil. 1583 herausgek. So geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Mit der pro tempore berühmten Männern machen ſie es, wie ich es ſeit 20 und mehreren Jahren mit neuen Büchern, die ſehr geprieſen wurden, gemacht habe. Wenn ſie mir nicht ohngefähr in die Hände kamen, beſtrebte ich mich nicht darum ſie zu leſen. In einem Jahre waren die Bücher vergeſſen und ich brauchte ſie nicht zu vergeſſen.

Die Vornamen nicht zu ſchreiben, höchſtens die Anfangsbuchſtaben, da man nicht weiß, ob J. B. Johann Benedikt oder Jakob Benjamin heißen ſoll, iſt eine alte Mode. Ich machte vorlängſt bei einem Buche von Abten die Erinnerung: Ob ſich die Leute ſchämten getauft zu ſeyn. Abt hat verſichert, daß er ſich deſſen nicht ſchämte. Die Leute, die ſich ſo unvollkommen oder gar nicht nennen, denken: refugit, ſed ſe cupit ante videri. Oft aber iſt es nicht der Mühe werth, nach ihnen zu ſehen. — Der Mann mit Sack und Pack mag Eſel in Gedanken haben. Wie es auch mit der Julia geht, wir-

Ihnen wohl immer verstattet werden an Ihrem Orte zu bleiben.

Wenn ich was bei einer Universität zu rathschlagen hätte, wünschte ich die theologische Fakultät, wenigstens eine Zeitlang, zu suspendiren. Denn, was die Leute, die sich jezo Theologen nennen, schreiben, ist ja nichts weniger als Theologie, etwas Sprachkunde, Varianten, Konjekturen, Hypothesen, die immer an eine Stelle aus dem Prolog zu Barths neuen Testamente erinnern:

Hier hab' ich einen Einfall, ohngefähr
So sprách' ich, wenn ich Christus wär.

Denn meistens sind es nichts als Einfälle ohngefähr, da hat denn ein Anderer einen andern Einfall, und der Mann mit dem Einfalle hat selbst ein halb Jahr darauf einen andern, über eben den Gegenstand. Als im siebenjährigen Kriege die Schriften unserer Societät nicht gesammelt erscheinen konnten, drang Michaelis darauf, daß jedem frei stehen müsse, seine Abhandlungen besonders herauszugeben, denn Er müsse sich dadurch des Eigenthums seiner Erfindungen versichern, sonst ließen seine Zuhörer solche eher drukken und gäben sie für die ihrigen aus. Mir kam es

ziemlich ſonderbar vor, daß Erfindungen der Societät vorgelegt wurden, die Studenten im Kollegio aufſchnappen und dann als die ihrigen herausgeben könnten; bei meinen Erfindungen befürchtete ich dieſe Gefahr nicht. In der That aber waren manche von M. Erfindungen Einfälle, dazu nicht einmal viel gelehrte Unterſuchungen gehörten, und die ſich alſo ein aufmerkſamer Zuhörer leicht zueignen konnte. Er las einmal in der Societät eine Abhandlung über Joſephs Kornhandel, den er, aus leicht einzuſehenden Gründen, rechtfertigte. Da kam die Frage vor: „ob Joſeph ein Kornjude geweſen ſey?“ das wußte er nicht anders zu geben, als: iudaeus frumentarius. Ayrer, der zugehört hatte, ſagte zu mir, nicht ganz ernſthaft: die Leute heißen dardanarii.

Hier wurden voriges Jahr Kulenkamp's Bücher verauktionirt, da die meiſten wohlfeiler weggegangen ſind, als man erwartete. Beſonders war eine zahlreiche ſocinianiſche Bibliothek da, von der faſt Niemand ein Buch hat haben wollen. Ich habe mir davon die Erklärung gemacht, daß die jetzigen Theologen von den Socinianern nichts mehr zu lernen brauchen, weil ſie es viel ärger machen als die Socinianer. Jetzo heißt in der Theologie, mit der Zeit fortgehn: Immer weniger und weniger von dem annehmen,

was sonst ist gelehrt worden. In der Mathematik heißt, mit der Zeit fortgehn: Aus den bekannten Lehren neue herzuleiten, oder von ihnen neue Anwendungen zu machen.

Ich wünsche Ihnen noch viele und zufriedene Jahre und verharre voll Hochachtung!

Kästner.

Nachschrift.

Als mein Brief geschrieben war, kömmt mir Ew. Hochw. ihrer vom 11. Mai in die Hände, der freilich noch nicht beantwortet ist. Wenn ich über den Titel ihrer Schrift kritisiren dürfte, würde ich weder Antiqua noch orthodoxa setzen. Das erste, weil es unbestimmt ist, von welchem Jahrhunderte es seyn soll. Eigentlich könnte es wohl immer noch die Theologie aus der ersten Hälfte des jetzigen seyn, und da wäre doch Antiqua nicht sehr dem Sprachgebrauche gemäß. Darnach ist orthodox ein Name, dem sich jede Sekte beilegt, wo sie herrscht. Die Mahomedaner nennen sich auch so, und bei den Vandalen waren die Arianer die Orthodoxen. Eigentlich wäre das Verfahren gegen die Neuerer wohl dieses, die Schwäche und Unstatthaftigkeit dessen zu zeigen, was sie statt des

nichts widersprechendes ist, sondern alles darinn übereinstimmt ihn so glücklich zu machen, als es der Plaz, den er unter den Wesen einnimt, verstattet; und daß, wenn jeder einzelne Mensch unvollkommen ist, dieses von äussern Ursachen herrührt, die in den Gesetzen der Natur gegründet sind, und dauern müssen, so lange als diese Gesetze dieselben bleiben.

Wir bilden uns den Begriff von der allgemeinen menschlichen Natur: wann wir alles, was die einzeln Menschen mit einander gemein haben, sammeln und vereinigen; das aber zurücklassen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Wir erheben uns auf diese Art zu dem Ideale eines vollkommenen Menschen, der nicht im ganzen, aber stückweis in den Individuis des menschlichen Geschlechts existirt. Seine äussere Gestalt kündigt die Vortreflichkeit seiner Natur an, und erregt durch die richtigsten Verhältnisse der Theile die Empfindung der höchsten sichtbaren Schönheit. Sein innerer Bau stimmt zu der vollkommensten Gesundheit überein; alle Geschäfte des körperlichen Lebens werden ungestört verrichtet, und entweder von gar keinen oder von angenehmen Empfindungen begleitet. Durch sinnliche Werkzeuge, deren Einrichtung ihrer Bestimmung entspricht, strahlen die äussern Objekte bis in das Innerste seines Gehirns, und mahlen da

Alten ſetzen wollen, und das ſchien mir ſonſt bei vielen ſolchen Verbeſſerungen ziemlich leicht. Jetzo leſe ich ſehr wenig von ſolchen Dingen, weil ich glaube, die Zeit damit zu verderben. Ich habe in meinem Leben nur 2 Stunden theologiſche Kollegia gehört und aus jeder was behalten . . . das können Sie wohl nicht von jeder Stunde, die Sie gehört haben, ſagen — eine bei Klauſingen, von dem Streite über den Stand der Erniedrigung Chriſti, ob es Kenoſis ſey, oder Tapinoſis, welches, wie Kl. erinnerte, auch tapeinoſis ausgeſprochen wird: da dachte ich freilich, daß der ganze Streit ein unnützer Wortſtreit iſt, und am beſten wäre, Dinge nicht zu entſcheiden, von denen wir nicht beſtimmte Begriffe haben. Die andre bei Tellern; da erzählte er, daß die Socinianer in dem Gebete des Stephanus κυριε Ιησου das letzte Wort für den Genitiv nähmen, und da dachte ich bei mir: die Socinianer müſſen große Dummköpfe ſeyn, wenn ſie das im Ernſte ſagen, denn kein Menſch wird in dieſer Redensart, dem gemeinen Sprachgebrauche gemäß, an den Genitiv denken: Und doch las ich eben dieſe wichtige Bemerkung noch vor einigen Jahren in der Allgem. Teutſchen Bibliothek.

Straube ſchrieb mir einmal aus Breslau, er habe vier Sprachen zu lehren, und da titulirte ich

ihn Professor linguarum Europeae, Africanae, Asiaticae et Americanae. Das neue Evangelium von der Kindheit Jesus, im Archiv zur Kirchengeschichte, gefällt mir nicht übel, aber der Titel ist schlecht gewählt; der Gelehrte wird dadurch an die dummen Mährchen erinnert, die unter diesem Titel bekannt sind, und der gemeine Leser sollte in der Association der Idee der Heiligkeit beim Evangelium nicht gestört werden. Dichtungen bei der Evangelischen Geschichte zur Erbauung wäre angemessener; denn an sich ist es weiter nichts in Prosa, als die Hirten bei der Krippe Jesu, u. dgl. in Versen. Indessen müßte Prosa der Bibel so wenig widersprechen als Verse, und da ist ganz unrichtig von der biblischen Geschichte gesagt, was Johannes von den Wundern Jesu sagt. Wenn nun Umstände gedichtet werden, so müßte doch wenigstens das sicher seyn, was als Geschichte angenommen wird, und so viel ich weiß, ist noch streitig, ob φατνη eine Krippe bedeutet.

Ich hörte einmal hier die Hirten bei der Krippe aufführen. Das Vorspiel war eine ziemlich starkklingende Symphonie, und das Gedicht fängt sich damit an, daß die Hirten das Kind schlafend finden, da fiel mir ein: das Kind muß einen sehr guten Schlaf haben,

daß es von der vorigen Musik nicht ist aufgeweckt worden. So können Auszierungen der Geschichte manchmal Gedanken veranlassen, die der Absicht des Erfinders der Auszierungen nicht gemäß sind.

IV.

Bemerkungen.

Tugend und Laster sind zwei einander entgegen gesetzte Extreme: es sind zwei Pole, zu welchen der Mensch nie gelangt. Kein Mensch — den Begriff Tugend und Laster, als etwas in sich vollendetes gedacht — ist tugendhaft, keiner lasterhaft Wir nennen die Menschen nur so, je nachdem sie dem einen, oder dem andern Pol näher sind, die meisten unsers Geschlechts hausen in der moralischen Welt um den Aequator. — .

* * *

Welche Bücher halten die Menschen in der Regel immer für gut; oder auch für die besten? die, worin sie ihre eignen Ideen wieder finden. Daher kommt

es denn wohl, daß viele aus ihrer Lektüre so wenig Nutzen schöpfen, weil ihnen die Bücher immer nicht interessant genug sind, in denen sie nicht ihre eignen Gedanken, die oft nicht viel werth seyn mögen, wieder finden. Man sollte mit Büchern, die uns so ganz aus der Seele geschrieben sind, nicht viel Umstände machen, sondern sie gleich bei Seite legen. Man lernt nichts daraus. Das sind ohnstreitig die besten, wo der Autor beständig gegen uns zu Felde liegt. Wer bei dem Lesen sich blos passiv verhält, dem wird es nicht viel nutzen. Aber wer immerfort eine Disputation mit dem Schriftsteller hält — versteht sich, daß ihm die Wahrheit mehr werth ist, als sein Ideenplunder, — der lernt viel dabei. Entweder er wirft von dem Seinigen weg, und nimmt dafür etwas besseres auf; oder er behält, was er hat, weil er nun besser weiß, was daran ist. Meine Wenigkeit hat deshalb immer eine erstaunliche Ehrfurcht für die Skeptiker in jeder Art Wissenschaften gehabt. Sie haben mir freilich so manches an meiner Hütte eingerissen, worüber ich hätte ärgerlich werden können; aber was konnten die ehrlichen Leute dafür, daß ich etwan an einer Seite den Füllmund vergessen, oder den Rauchfang in die Wohnstube geleitet hatte? Ich habe nachher immer wieder — freilich nur nothdürftig — gebauet; aber doch ein wenig besser.

* * *

Es giebt Gelehrte die geiſtreicher ſcheinen wollen, als ſie eigentlich ſind, und zu dem Ende hört man ſie, wenn ſie ſich eben von der beſten Seite zeigen wollen, nie reden wie ſie denken, ſondern ihre hausbackenen Gedanken in beſſeres Teutſch überſetzen. Aber man hört es dem Jargon gleich an, daß die Ideen darin nicht gedacht worden ſind. Es iſt lauter Ueberſetzung in Florilegiumsteutſch. Solche Burſche machen entſetzlich Langeweile.

* * *

Auf das Verhältniß der Bürgerlichen zu den Adlichen, wenn es auf Erlangung der wichtigſten Aemter im Staate ankommt, paßt vortrefflich, was ein bekannter homo novus, da er noch Prätor in Rom war, ſagt: Non idem mihi licet quod iis, qui nobili genere nati ſunt, quibus omnia populi Romani beneficia dormientibus deferuntur. *Verr.* v. 70.

* * *

Es iſt nichts erbärmlicheres, als ein flacher oder alltäglicher Kopf, der das Originelle in beſſer organiſirten Köpfen, es ſey in Schriften, oder im Leben, nachzuahmen ſucht. Hier wird der Menſch ein Affe.

und nimmt ſich noch linkiſcher, als die turpiſſima beſtia homini ſimillima.

* * *

Bei manchen Chriſten, die Dogmatik ſtudirt haben, gilt ſchlechterdings nichts, als der Glaube, und die Werke ſind, verſteht ſich von ſelbſt, nichts werth. Der Glaube, und nur er allein, iſt die Quelle aller Tugenden! Es iſt doch ſonderbar, daß man in menſchlichen Angelegenheiten ſo inkonſequent iſt. Wenn man jemanden nachdrücklich empfiehlt, ſo gedenkt man ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeines guten Charakters, ſeiner reinen Sitten. Warum ſagt man denn nicht gleich: Er hat einen ſoliden Glauben, ſo verſtände ſich ja alles Uebrige von ſelbſt?

* * *

Eine Menge unſerer ſogenannten pragmatiſchen Geſchichten, Biographien u. ſ. w. mit denen wir ſeit zehn Jahren und mehreren, erfreuet worden ſind, kommen mir, des vielen darin befindlichen Räſonnements wegen, vor, wie Homilien über die Sonntagsevangelien, aus denen immer ein Perisma über das andere gezogen wird. Für ſo etwas lobe ich mir den Plutarch. Er räſonnirt wenig, und am Ende ſteht uns

uns die beſchriebene Perſon lebendig vor Augen, und der Leſer von Kopf hat viel darüber räſonnirt. So ſollte man lernen.

* * *

Es iſt elend zu hören, oder zu leſen, wenn der Gedanke nicht dasjenige Gewand des Ausdrucks erhält, welches ihm anpaßt. Dadurch wird alles verborben, am meiſten in Werken der redenden Künſte. Am häßlichſten iſt es, wenn flache, gemeine Gedanken elegant herausgeputzt erſcheinen. So ſind immer eine Menge Predigten beſchaffen. Sie zu hören? — da iſt mir, als ſähe ich Lahme und Krüppel in einer Gardeuniform, Betteljungen in ſeidenen Weſten, Kaſtorhüten und zerlumpten Röcken, alte Weiber am Stabe in Amazonenhabiten.

* * *

Die Menſchen welche immer geneigt ſind, die Erbſchaften anderer zu kritiſiren, erwecken nicht ſelten bei mir einigen Verdacht, am meiſten dann, wenn ſie die Sache von Wittwen und Weiſen, Kirchen und Schulen dabei zu vertheidigen die Miene annehmen. Es fällt mir immer der Menſch dabei ein, der einmal ſagte: „das hätte können theuer verkauft und den Armen gegeben werden".

* * *

Es ist etwas eigenes, daß manche Gelehrte von solchen Männern beinahe vergöttert werden, die sie in jeder Rücksicht weit übertreffen; etwas eigenes, daß viel gründlichere Gelehrte sich sogar tief unter sie sezen, nicht aus Heuchelei, sondern weil sie wirklich glauben, von jenen übertroffen zu werden. So erhebt unter andern Isaak Casaubonus den Joseph Scaliger in seinen Briefen beinahe als einen Gott, und es ist ihm Ernst mit dieser Deifikation. Doch wer ist heut zu Tage nicht überzeugt, daß ersterer sich ungleich mehr um die alte Literatur verdient gemacht hat, als der letztere? Aber so geht es! Eine Menge zufälliger Dinge verschaffen manchen Gelehrten einen ganz unglaublichen Ruf. Dies scheint der Fall mit Joseph Scaliger gewesen zu seyn. Es gilt übrigens auch hier, daß der bescheidene nie so viel Lerm in der Welt macht, als der anmaassende. Die liebenswürdigste Bescheidenheit fand sich bei Casaubonus. Scaliger war ein hochmüthiger, anmaaßender Mensch. Das Zeitalter kann geblendet werden. Die Nachwelt giebt jedem, was Recht ist.

* * *

Ich wünschte schon einmal einen Menschen, der nicht sinnlos wäre, ein paar Tage, wäre es auch nur einen

einzigen, laut denken zu hören! Ich hoffte hieraus mehr zu lernen, als aus einer Menge pſychologiſcher Schriften. Ich möchte nur einen Theil von dem wiſſen, was mancher groſſe Forſcher der menſchlichen Natur nie hat laut ſagen mögen.

Kindervater.

V.

Gedichte.

1.

Die Trennung.

Idylle.

An . . .

„Siehe der Tag iſt verblüht und von dem verlaſſenen Werfte
Eilt die ermüdete Schaar unter das friedliche Dach;
Komm, o Geliebte! hinaus in des Abends erfreuliche Kühle.
Ihre heimliche Luſt bringet die Dämmerung uns.“
Alſo ſprach ich; es folgte die Freundin; wir eilten zum Ufer.

Wo mit den Wogen des Meers miſchet die Welle der Strom;
Leiſe rauſchte die Flut, die ſanft ein Lüftchen bewegte,
Um uns hüllte die Nacht dichter und dichter ſich her.
„Dreimal ſelig der Mann, dem du mit blühenden Roſen
Heiter bekränzeſt den Schlaf, himmliſche Liebe, den Du
Aus dem Gewühle der Welt, aus ihren betäubenden Freuden
Führſt in den heiligen Kreis, wo ihm begegnet das Glück;
Dir am Buſen nur fand ich, o Holde, den köſtlichen Frieden,
Den ich ewig geſucht, der mir doch nimmer erſchien;
Schütze, o Göttin, den Bund, mag nimmer das Schickſal uns trennen;
In die Gebiete des Nichts ſtürz' uns derſelbe Moment!"
„„In die Gebiete des Nichts? in Eliſium's glücklichern Fluren,
Hoff ich, o zweifelnder Freund, blühet die Liebe uns noch.
In das Vaterland führt, von der Heiligen ſicher geleitet,
Laß mir den ſchmeichelnden Wahn, endlich der dornige Pfad. —

die Natur, nicht wie ſie iſt, ſondern wie es ihm bey den Verhältniſſen, worinn er mit den übrigen Weſen ſteht, zuträglich iſt, daß er ſie ſehe. (*) Es iſt ihm oft vergönnt die Täuſchung zu entdecken, und die Natur zu erblicken wie ſie iſt. Aber ſo bald die Objekte erſcheinen, ſo löſchen ihre lebhaften Bilder die ſchwachen Vorſtellungen der Spekulation, und in der Anwendung dient ihm der Schein beſſer als die Wahrheit. Seine Seele betrachtet die ſich immer folgenden Bilder, bald von den Objekten mit feurigen Farben gemahlt, bald durch verwandte Bilder oder innere Bewegungen mit ſchwächerm Lichte erneuert. Dieſe Bilder (**) ſind ihr eigentlicher Reichthum, die Materialien, aus denen ſie alle ihre Gebäude von Schlüſſen oder von Fantaſien errichtet. Sie kan keine neuen hervorbringen; über die aber, welche die Objekte einmal gemahlt haben, übt ſie eine unumſchränkte Gewalt aus. Sie erhält die, welche bereit ſind zu verſchwinden; ſie giebt denen, welche innere Urſachen ſchwach erneuern, den Glanz, den ſonſt nur die Objekte geben; ſie läßt das Bild verſchwinden, und erhält davon nur einen Theil.

Auf

(*) Die Idee der rothen Farbe hat nichts gemein mit einem weniger gebrochenen Strahle, der aus ſieben Theilen des ganzem Strahls abgeſondert wird.

(**) Unter Bildern werden hier alle ſinnliche Ideen verſtanden.

Horch welch ein trauriger Laut! vernimmſt du, Geliebter, die Klage?
Eine zärtliche Bruſt trennt von der Liebenden ſich!"

Dicht umſchlang mich die Braut, wir hielten uns ſeelig umwunden;
Freunde vernehmet das Leid, das die Entzückung getrübt!

Sie.

„Hartes Schickſal, kaum haſt du den Trauten mir wiedergegeben,
Da entführet mir ihn auch wieder dein ſtrenges Gebot;
Nein ich laſſe dich nicht, ich umſchling' dich mit mächtigen Armen,
Keine irdiſche Kraft reißt dich vom Buſen mir los.
Freundlich kehret der Lenz, und Allen gebieret er Freude,
Ach und mir nur, nur mir hat er ſie grauſam geraubt!"

Er.

„Wehre den ſtrömenden Zähren, ach ſie verbittern die Stunde,
Die zu ſcheiden mich zwingt: düſter erſcheint ſie auch mir!"

Sie.

„Warum willſt du dich doch den trügriſchen Fluten vertrauen,

Um die Erde soll dich tragen der schwankende Kiel!"

Er.

„Streben soll ja der Mann nach Besitz und nach mancherlei Gütern,
Um zu gewinnen das Glück, werde das Leben gewagt!"

Sie.

„Welche Gefahren bedrohn den Mann auf dem Brettergebäude,
Leicht zerbricht es ein Fels, leichter zerreißt es der Sturm."

Er.

„Vor Gefahren erbebt nicht das Herz des entschlossenen Mannes,
Wisse, ein helles Gestirn leitet den Kühnen hindurch!"

Sie.

„Plötzlich, vom Blitze entzündet, verzehrt die Lohe dein Fahrzeug,
In das unendliche Grab schluckt dich begierig die Flut.
Oder schon winkt dir das Land, es erquicken die Auen, die Wälder
Wieder mit labendem Grün dir den ermüdeten Blick:
Stillen willst du die Sehnsucht, doch die umdonnernde Brandung

Wehrt von dem heiligen Strand jeden entweihenden den Fuß.

Dennoch strebst du hindurch: du springst voll Muth in den Nachen,

Ach er zerbricht an dem Riff, und dich umarmet der Tod.

Tragen die Wogen dich auch voll Mitleid an's Blumengestade,

O dort bist du allein, ewig von allen getrennt;

Von der Küste entfernt, die dich geboren, vertrauerst

Du dein Leben, du sinkst endlich aus Sehnsucht dahin!"

Er.

„Traurig ist es zu sterben entfernt vom Kreise der Freunde,

Doch auch im Tode erstirbt, Beste, die Liebe mir nicht.

Laß die Klage und höre der Hoffnung mild tröstende Stimme,

Von der Nacht der Zeit zieht sie den Schleier hinweg."

Sie.

„Auch die Hoffnung betrügt. Doch gewähre die letzte der Bitten,

Laß mich am lustigen Bord deine Begleiterin sein:

An das deinige will ich mein Schickſal auf's innigſte knüpfen,
Alle Stürme mit dir, alle Gefahren beſtehn!"

Er.

„Für die Arbeit iſt nur die Kraft des Mannes geſchaffen,
Den Beſchwerden erliegt leicht das verzagende Weib.
Warte des Hauſes! Wer ſoll die zarten Sproſſen beſorgen,
Die, ein geheiligtes Pfand, du mir, Geliebte, gebarſt!
Soll uns das Wiederſehn freun, ſo muß uns der Abſchied betrüben;
Ihnen und dir ſey die Frucht, aber die Mühe ſey mein!"

Sie.

„Fühlſt du, wie's unter der Bruſt mir wallt, wie's ahnend ſich reget,
Mitleid heiſchet das Kind, gönne den Vater ihm doch:
Wenn es das Licht einſt begrüßt, dann wird es den Vater vermiſſen,
Ach im ſalzigen Schoos ruhſt du vielleicht ſchon dem Meer!"

Er.

„Schweig, du zerſprengſt mir das Herz; dich mögen die Götter behüten.

Thränen entſtellen den Mann; deiner vergeſſe
ich nie!“

Alſo ſprach er und drückte das ſchluchzende Weib an
den Buſen,

Wehe, ſchrie ſie, er ſprang ſchnell in den harrenden
Kahn.

Eilend fuhr er dahin; — es kamen die ſuchenden
Freunde,

Auf dem verlaſſenen Strand ſaß ſie und jammerte
laut.

Immer noch ſchwenkte der Mann zum Zeichen ein Tuch
in der Höhe,

Es entfernte ihn weiter und weiter die Flut;
Schon entſchwand er dem Blick der ſorgſam ſpähenden
Freunde,

Wie ihn keiner mehr ſah, ſah ihn die Liebſte doch noch;
„Ach nun iſt er dahin, er hat mich ſo grauſam ver-
laſſen,

Nehmt ihr Fluten auch mich, die ihr mir alles
geraubt!“

Kraftlos ſank ſie zurück, es umringten ſie tröſtende
Freunde,

Führten die Klagende heim, heim in das einſame
Haus.

„Schlinge dich an mich, Geliebte, wir bleiben auf
immer vereinigt.

Thörichte Menschen die selbst ewige Wonne verdrießt,
Die für ein künftiges Glück die freundliche Gegen-
wart opfern,
Die sich trennen allein, um sich einst wieder zu sehn;
Schützt, o ihr Götter, den Bund, es mag kein Schick-
sal ihn trennen,
Zu den Schatten hinab führ' uns derselbe Moment!

Greifswalde.

Rüh.

2.

Die Harmonika. *)

Die Wälder deckt ein wundersames Grauen;
Die Nachtigall schweigt in dem Rosenstrauch;
Was tönt so mild durch die bethauten Auen,
Und bebt entzückend durch den Abendhauch?
Horch! meine Laura, der Verklärung nah,
Weckt deinen Ton, Harmonika.

*) Der Verfasser tritt durch eine feine, gehaltreiche Sammlung Gedichte, die diese Ostermesse bei Unger in Berlin erschienen sind, in die ehrwürdige Reihe Schlesischer Dichter. B.

Was führt die Seele von der Wallfahrt Kämpfen
Und himmelan, zu unbedräuten Höhn?
Was mag die Trauer so allmächtig dämpfen,
Und ahnen der Geliebten Wiedersehn?
Eröffnen, was kein sterblich Auge sah?
Es ist dein Ton, Harmonika.

Was mag die Sehnsucht tiefgebeugter Herzen
Im Hoffnungslispel traulich überwehn?
Zur Flamme zünden die erlöschten Kerzen,
Mit ihr, der Braut, zum Hochaltare gehn?
Und das verkünden, was oft spät geschah?
Es ist dein Ton, Harmonika.

Was flößet Trost, daß erst auf lichtern Sterne,
Sich das Verdienst den Palmenzweig erwirbt,
Und deutet hell, aus trüber Dämmrung Ferne,
Daß nicht der Geist vernichtungsvoll erstirbt?
Es ist, auf Grabmaltrümmern rauscht's allda,
Es ist dein Ton, Harmonika.

Was öffnet leis dem herrlichen Gesange,
Und tiefempfindend die bewegte Brust?
Was träufelt Mitleid auf die blasse Wange,
Und beut dem Feind' Versöhnung, schuldbewußt?
Es ist dein Himmelskind, Cäcilia,
Es ist dein Ton, Harmonika!

Melancholie.

Wenn die Melancholie mein Haupt umdüſtert,
Führt die Natur, im trüben Augenblick,
Wo ſchon Verweſung jedes Laubdach flüſtert,
Das Bild der Hoffnung lächelnd mir zurück.

Du, ſagt ſie, zage nicht; er, der die Welten
Mit lichtem Grün und Feuerglanz umgab,
Wird jede Prüfung herrlich dir vergelten,
Und jede Täuſchung, deiner Freuden Grab.

Er, der die Lilie auf weitem Felde
Bekleidet, und das Haar der Häupter zählt,
Bei dem um Nahrung ſich die Schöpfung melde,
Hat dieſes Loos zum Beſten dir gewählt.

Verzage nicht! es fällt kein Baum des Waldes
Mit ſeinen Wohnern ungeſehn dahin;
Von ſeinem Ruhm, des Gütigen, erſchallt es
Auf tauſend Sternen, wo ich Fremdling bin.

Sieh doch hinauf; die Millionen Sonnen
Mit ihrer Bahn, beſtehen nur durch ihn;
Jahrtauſende, ſeit ſie den Lauf begonnen,
Hieß er, wie Augenblicke ſchnell entfliehn.

Und du, mit deinen einſtmals ſtolzen Plänen
Willſt, ungerührt von dieſer Allmacht Kraft,
Dich bang verlaſſen und vergeſſen wähnen,
Voll einer Furcht, die deinen Werth erſchlafft?

Blick unter dich; im tiefen Erdenſchooſe
Iſt er Regent, wie in bewölkter Luft;
In jeder Bruſt gedeiht durch ihn das Große,
Das Hochgefühl, das auf zu Thaten ruft.

So tönt es; und im ſteigenden Ermannen
Bricht eine Flut vom Augenpaar hervor;
Die Bilder fliehn, die Gram und Tod erſannen,
Die ſich Verzweiflung zum Genoß erkor.

Hinaus, wenn ſich der Abendhimmel röthet,
Der Morgenſtral am Aether roſig flammt,
Ein jubelnd Chor auf Buchenzweigen flötet,
Mit einem Blick, der von Ergebung ſtammt;

Will ich zur Flur, wo einſt auf ſchlichtem Steine
Der Wandrer forſchend jene Worte lieſt;
Hier ſchlummern ſanft des Zagenden Gebeine,
Dem die Natur den Wermuthkelch verſüßt!

Großenhohrau in Schleſien.

Carl v. Haugwitz.

3.

Rafaels zwei Sonette.

Wie das Geheimniß Paulus nicht durchblicket,
Da ihm der Herr vom Himmel war geſtiegen;
So ruht auf meiner Seele ſtill verſchwiegen
Der Liebe Schleier, die mein Herz beglücket.
Doch was ich weiß, und was mein Aug' entzücket
Mag ewig im verſchwiegnen Buſen liegen.
Mir mögen eh der Locken Reiz entfliegen
Eh dem Geheimniß ſich die Nacht entrücket.
Und wenn ihr Geiſt zu mir hernieder ſchwebet,
Nicht mir, nur meiner Lieb' iſt ſie erſchienen,
Die höher meine Bruſt als andrer hebet.
Nicht lange, wiſſe, wird mein Leben grünen,
Wenn ſüßer Troſt von dir es nicht belebet,
Zu rechter Zeit und Stunde mir erſchienen.

* * *

Mit zweier ſeelenvollen Augen Schöne
Hat Eros mich entflammt, und angezogen
Durch Roſenroth in weißem Schnee verzogen,
Durch Grazie und der Stimme holde Töne.

Auf dieſe Art erhält ſie von mehrern Bildern nur die Theile, die ſie mit einander gemein haben, und bildet daraus einen intellektuellen Begriff. Sie vergleicht Begriff mit Begriff. Sind zween Begriffe von einander zu weit entfernt, ſo vergleicht ſie jeden mit einem Mittelbegriffe, und urtheilt hernach von ihrer Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit unter einander. Von Vergleichung zu Vergleichung bringt ſie bis zu den entlegenſten Wahrheiten. So fand Newton, daß die Kraft, welche macht, daß eine Frucht vom Baume fällt, dieſelbe iſt, welche den Mond in ſeiner Bahn erhält.

Durch eine andere Operation erhält ſeine Seele von vielen Bildern einer Art nur die Theile, die mit einander vereinigt ein Harmoniſches Ganzes ausmachen können, und bildet die idealiſche Schönheit. So ſammelte der griechiſche Künſtler die einzelnen Schönheitszüge, die er unter mehrere Griechinnen vertheilt fand, und vereinigte ſie zu dem vollkommenſten Muſter der weiblichen Schönheit, der Mediceiſchen Venus.

Die Vorſtellungen ſeines Gehirns ſind ſeiner Seele nicht gleichgültig. Sie erregen in ihr Empfindungen entweder des Vergnügens oder des Schmerzes. Als ein empfindendes Weſen iſt es ihre Natur

Ich glühe so, daß nicht der Ströme Thräne
Die Flammen löschen, noch des Meeres Wogen,
Und lieblich hat der Zauber mich umflogen,
Daß glühend ich nach höhrer Glut mich sehne.
Wie lieblich war das Joch, wie süß die Banden
Die meinem Hals die weißen Arme schlingen!
Wie tief der Schmerz, wenn sie sich von mir wanden!
Mehr sing' ich nicht, weil in des Todes Schwingen
Zu seelige Genüsse oft verschwanden,
Und strebe meinen Geist dir abzuringen.

Y * *

Inhalt.

I. Die Erscheinung Elisabeths. Eine Erzählung. Von K. W. Justi. 3

Der Elisabeth-Brunnen unweit Marburg. Hierzu das Titelkupfer. Von K. W. Justi. 7

II. Etwas über des Hr. Leibmedikus Marcard's Rüge einiger Neuerungen in der deutschen Sprache, im Februarstück dieser Monatsschrift. Von Fernow. 20

III. Kästners Briefe. Siebenter Brief. 53

IV. Bemerkungen. Von Kindervater. 61

V. Gedichte.

1. Die Trennung. Idylle. Von Rühs. 167
2. Die Harmonika. Von E. v. Haugwitz. 174
3. Rafaels zwey Sonette. Von P... 178

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

5. Stück. Mai 1804.

1. Uebersicht des Fortganges und der Vollendung des allgemeinen Hand-Atlasses in einzelnen Charten im sogenannten Homannischen Formate. (Weimar. Im Verlage des geographischen Instituts).

Dieser Hand-Atlas gehört bekanntlich zu dem ganzen Cyklus der bisherigen geographischen Verlags-Unternehmungen des F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs allhier, welche wir, laut öffentlicher Bekanntmachung von demselben theils schon übernommen haben, theils noch zu Ende dieses Jahres übernehmen werden.

Das Publikum kennt schon 57 seit dem J. 1791 gelieferte Charten davon, und hat ihnen seinen Beifall geschenkt. Wir wendeten auf diesen Atlas (davon wir, mit der Erscheinung eines jeden Theils des Gasparischen Handbuchs der Erdbeschreibung, den Liebhabern, die es verlangen, auch die dazu gehörigen Charten liefern), die größte Sorgfalt, um ihn durch Richtigkeit der Zeichnung, Sauberkeit des Stichs und der Illumination, und dennoch Wohlfeilheit des Preises, (denn jede Charte kostet nur 8 Gr. Sächs. oder 36 Kr. Reichs-Courant), den Schulen, Zeitungslesern und minder reichen Charten-Sammlern, welche die enorm theuern Kabinetscharten nicht bezahlen können, brauchbar zu machen, und ihnen dadurch die nun größtentheils unbrauchbar gewor-

nen alten Handcharten zu ersetzen. Da unsere, theils erschienene, theils noch in Arbeit befindliche Charten von den besten jetzt lebenden geographischen Zeichnern entworfen, und grossentheils auf der Herzogl. Sternwarte Seeberg bei Gotha revidirt und berichtigt worden sind, so empfehlen sie sich den Liebhabern vorzüglich durch ihre Zuverlässigkeit und viele darunter könnten wohl mit mancher sehr theuern Kabinetscharte um den Rang streiten.

Die Erweiterung der Geographie durch Untersuchungen, durch Reisen und durch Bemühungen der Astronomen von der einen, und durch die vorzüglich in unseren Zeiten so beträchtlichen politischen Veränderungen von der andern Seite machen eine fortwährende Berichtigung der Landcharten durchaus nöthig. Um nun jederzeit auf unseren Charten dem Publikum die neuesten und bewährtesten Resultate beider Art versichern zu können, ist von uns die Einrichtung getroffen, daß, im Fall diese Berichtigungen zu weitgreifend sind, um solche durch eine kleine Korrektur der vorhandenen Platte einverleiben zu können, jederzeit eine ganz neue Zeichnung entworfen und nach derselben eine neue Charte geliefert wird, wie dieses schon mit mehreren unserer Charten (z. B. von dem Baierschen, Fränkischen und Oesterreichischen Kreise), der Fall gewesen ist. Wir glauben, hierdurch auch den strengsten Forderungen des Geographen Genüge zu leisten und unsere Bemühung für die Verbreitung jeder Berichtigung der Geographie zu belegen. Um die Besitzer der älteren Charten des Atlasses in den Stand zu setzen, die neueren Charten bequem den erstern beizuordnen, und um zu verhüten, daß die früheren Charten nicht für die neueren in unserm Verlage erschienenen gehalten werden, so wird bei jeder neuen Ausgabe einer Charte auf dem Titel derselben Jahr und Monat ihrer Berichtigung, so wie auch in den A. G. Ephemeriden stäts in dem Januar-Hefte bei der allgem. geograph. Uebersicht der Erde, auch der neueste Bestand des Hand-Atlasses angezeigt. Auf diese Art erhalten wir unsern Atlas immerwährend neu und brauchbar; dahingegen jeder andere Atlas nach einigen Jahren veraltet und unbrauchbar wird, und nur noch ein Monument der Vorzeit ist. Wie sehr diese Einrichtung außerdem der komparativen Geographie für den Besitzer beider vortheilhaft seyn müsse, erhellt aus der Leichtigkeit durch eine Vergleichung unserer früheren und

spätern Charten die Fortschritte der darstellenden Erdkunde zu übersehen.

Es wird dieser Atlas nach unserm Plane 60 Charten enthalten und damit die wichtigsten Länder der Erde alle umfassen. Wir haben für alle Charten einerlei Format und zwar das allgemein bekannte, sogenannte Homannische, gewählt, davon das Papier 22 Zoll Rheinl. Höhe und 26 Zoll Breite hat. Folgendes ist die Uebersicht davon. Die mit * bezeichneten Charten sind zwar noch nicht erschienen, werden aber gewiß noch bis zu Michaelis d. J. geliefert, und somit unser ganzer Hand-Atlas beendigt seyn.

Uebersicht des Hand-Atlasses.

1. Oestliche und westliche Hemisphäre. 2. Nördliche und südliche Hemisphäre. 3. Europa. 4. Teutschland. 5. Der Oesterreichische Kreis. Lit. A. B. 6. Der Baierische Kreis. Lit. A. B. 7. Der Schwäbische Kreis. 8. Der Ober- und Kurrheinische Kreis. *9. Der Westphälische Kreis. 10. Der Fränkische Kreis. Lit. A. B. 11. Der südliche Obersächsische Kreis. 12. Der nördliche Obersächsische Kreis. 13. Der Niedersächsische Kreis. 14. Böhmen. 15. Mähren und Schlesien. 16. Helvetien. 17. Generalcharte von Italien. 18. Ober- und Mittel-Italien. 19. Unter-Italien. 20. Sicilien und Malta. 21. Sardinien und Korsica. 22. Die Französische Republik. 23. Spanien. 24. Portugal. 25. Großbrittannien und Irland. 26. England. 27. Schottland. 28. Irland. *29. Die Batavische Republik. 30. Dännemark. 31. Schweden und Norwegen. 32. Island. 33 u. 34. Das Europäische und Asiatische Rußland. 35. Ost- West- Süd- und Neu-Ost-Preußen. 36. Ungarn und Siebenbürgen. 37. Ost- und West-Galizien. 38. Das Türkische Reich in Europa. *39. Asien. *40. Das Türkische Reich in Asien. 41. Persien. 42 u. 43. Ostindien diesseits und jenseits des Ganges mit seinen Inseln. 44. China. 45. Das schwarze Meer. 46. Die Kaukasische Landenge. 47. Das stille Meer zwischen Asien und Amerika. 48. Afrika. 49. Nord-Afrika. 50. Aegypten mit Habesch und Darfur. 51. Senegambien, Nigritien und Guinea. 52. Nieder-Guinea. 53. Zanguebar, Kafferküste und Madagascar. 54. Süd-Spitze von Afrika. 55. Amerika. 56. Nordamerika. 57. Nordamerikanischer Freistaat. 58. West-Indien. *59. Süd-Amerika. 60. Australien.

Dieses ist also unser Hand-Atlas, an dessen Vollendung, die zum Theil von den Resultaten des großen Entschädigungs-Geschäftes abhieng, wir bisher unablässig arbeiteten und die wir nun in wenigen Monaten gewiß versprechen können. Das Ganze wird, wenn es vollendet ist, dem Liebhaber und Lehrer der Erdbeschreibung — der dazu Alles, was er von Charten bedarf, hat, mehr nicht als 20 Rthlr. Sächs. oder 36 Fl. Rheinl. im successiven Ankaufe kosten, — eine gewiß sehr mäßige Ausgabe für den sorgfältig geprüften Kern aller neuen geographischen Entdeckungen und Berichtigungen. Daß man von obigen Charten auch jede einzeln für 8 Gr. Sächs. oder 36 Kr. Rheinl. im Ladenpreise von uns haben könne, versteht sich ohnedies.

Für Liebhaber und Sammler liefern wir auch von allen diesen Charten eine feinere Ausgabe auf Holländ.-Olifant-Papier mit Engl. verwaschener Gränz-Illumination à 12 Gr. Sächs. oder 54 Kr. Rheinl. das Blatt.

Allen Privatliebhabern, welche wenigstens 5 Charten zusammen gegen baare Zahlung von uns direkt nehmen, geben wir davon, so wie von allen unseren Verlags-Artikeln 20 pro Cent Rabatt.

Weimar, den 2. April 1804.

Geographisches Institut.

II. Uebersetzungs-Anzeige.

Von der im Haag, bei de Groot unter folgendem Titel erschienenen neuen Reisebeschreibung:

Haringman H. Beknopt Dag-Journal van een verblyf van agt weeken in het Keizerryk van Marokko, en Landreize naar Mequinez, gedaan in den J. 1788 by gelegenheid eener hollandsche Ambassade. —

werden wir in Kurzem eine zweckmäßig bearbeitete, und mit Anmerkungen, Zusätzen und Einleitung versehene Teutsche Uebersetzung herausgeben.

Weimar im April 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Von Bertuchs Bilderbuch für Kinder ist so eben das 71ste und 72ste Heft erschienen. Beide Hefte kosten mit vierfachem Text und ausgemalten Kupfern 1 Rthlr 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr. mit schwarzen Kupfern 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr. Der Funkische ausführliche Text dazu 8 gr. oder 36. Kr.

Sie enthalten folgende interessante Gegenstände:

Das 71ste Heft.

Tafel 51. merkwürdige Vögel. 1) Der schöne Plattschnabel. 2) Der großschnäblichte Plattschnabel. 3) Der gemeine Bienenfresser. 4) Der blauköpfige Bienenfresser. 5) Der Cayennische Bienenfresser. 6) Der grüne Bienenfresser.

Taf. 52. Fische, Makreelenarten. 1) Der Kaiserfisch. 2) Die Brustschuppe. 3) Der Bootsmann. 4) Die Plümierische Makreele.

Taf. 53. Arznei-Pflanzen. 1) Die Manna-Esche. 2) die Sessaparille.

Taf. 54. Alterthümer. Kronen der Alten. 1) u. 2) Die Stralenkrone. 3) u. 4) Die Lorbeerkrone. 5) Die Bürgerkrone. 6) Die Belagerungskrone. 7) Die Mauerkrone. 8) Die Lagerkrone. 9) Die Schiffskrone.

Taf. 55. Vermischte Gegenstände. Telegraphen. 1) Der Telegraph auf dem Louvre zu Paris. 2) Der Telegraph zu Roßel.

Das 72ste Heft.

Taf. 56. Sumpfvögel verschiedener Art. 1) Der Kastanienbraune-Spornflügel. 2) Der bunte Spornflügel. 3) Der Afrikanische Spornflugel. 4) Der Wachtelkönig. 5) Die braunköpfige Latte. 6) Der Scheidenvogel.

Taf. 57. Gift-Pflanzen. 1) Der Kirschlorbeer. 2) Der rothe Fingerhut.

Taf. 58. vermischte Gegenstände. Das Eismeer am Montavert.

Taf. 59. Alpengletscher. Das Thal von Chamouny.

Taf. 60. Schnee-Gebirge. Ansicht des Montblanc.

und sind in allen Buchhandlungen zu haben; so wie auch

C. v. Essen, Anleitung zur Kenntniß u. Benutzung mehrerer in Teutschland einheimischen Pflanzen, Bäume und Sträuche und zum veredelten Anbau einiger Gewächse und Obstarten. gr. 8. 18 gr. oder 1. Fl. 21. Kr.

Weimar im Febr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

1) Posselts Europ. Annalen 1804 2s Et.

Inhalt.

I. Ueber die Unionen kleinerer Reichsstände. Sendschreiben eines Ritterschaftlichen Konsulenten in Schwaben an seinen Kollegen in Franken.

II. Nemesis, oder Beiträge zur Geschichte der Schweizerrevolution im Spätjahre 1802.

III. Etwas über Bonoparte. Geschrieben im December 1803.

IV. Frankreichs Staats-Chronik vom Jahr 11 (1803), oder Darstellung der Lage der Republik, dem gesetzgebenden Körper in der Sitzung vom 25. Nivos J. 12. (18. Jan. 1804) durch den Staatsrath Begouen, als Sprecher der Regierung, überbracht.

2) *Archives littéraires de l' Europe ou mélanges de littérature d' Hiſtoire et de Philoſophie.* Table des matières IIde No.

De l'Esprit de Contradiction, par M. Morellet. — L'Isle d'Ischia, par M. Nicolovius, trad. par C. V. — Sur l'Etat actuel de la Philoſophie en Allemagne, par M. G. Schweighaeuſer. — Amour et Valeur, poëme italien inédit. — Héros espagnol du moyen âge, par M. B. — De Lichtenberg, des Vapeurs, et de la Connoissance de soi-même, par M. E. H. — Basile, fils de Boguslas, conte russe. — De l'état des sciences et des lettres en Portugal, à la fin du dix-huitième siècle. Seconde partie, par M. Corréa de Serra. — Notice sur une Inscription

Romaine trouvée dans les décombres d'une des portes de la ville de Turin, par M. Paroletti. — Gazette littéraire.

3) *Miroir de la France*, No. IV. Table des Articles:

Politique. Aperçu de la situation politique de l'Europe. — Corps Législatif. — Littérature. Institut national, séance publique du 6 nivôse. — Spectacles — Variétés. Température de Paris — Vol fait à la bibliotheque nationale — De l'éducation — Sur quelques mots de la langue françoise — Sur les noms de bapteme — Lettre à mad. de P. — Parallèle des Alchimistes et des Philosophes du 18 siècle — Cours de déclamation de Mr. Larive — Anecdotes — Réflexions — Vélocifères — Necrologie du 19 siècle — Le Secrétaire — Modes — Annonces.

4) *Miroir de la France. Recueil historique politique et littéraire.* Table des Articles. N. V.

Politique. Circulaire adressée par le ministre des Relations extérieures aux ministres étrangers résidant à Paris. Rapport présenté par le grand-juge au premier Consul, sur une conspiration tramée en France par Mr. Drake ministre de S. M. B. près la cour de Munic. Nouvelles diverses.

5) Vierteljährliche Unterhaltungen, von Huber 1804 16. St.

Inhalt.

I. Scenen aus einem ungedruckten Trauerspiele: Graf Isidor von Santillana. — II. Heinrich der Vierte. Eine Anekdote. — III. Gespräch. — IV. Blätter der Liebe. — V. Gedichte. — VI. Briefwechsel zwischen der Herzogin von *** und der Fürstin von ** — VII. Ein Fragment.

6) Französische Miscellen. Sechster Bd., 18 Stück. 1804.

Inhalt.

Naturwissenschaftliche Nachrichten von Hrn. D. Friedländer. Allgemeine Naturgeschichte. Zwei Dictionnaires d'Histoire naturelle bei Deterville und Levrault. Handbuch der Naturgeschichte für die Lyceen von Dumenil. Mineralogie. Handbuch der Mineralogie für die Lyceen von Brogniart. Neue Meinung über die Basalte von d'Aubuis-

ſen. Verſchiedenartige Elektricität der Metalle. Neue Klaſſifikation der vulkaniſchen Produkte von Faujas. Vom Himmel gefallene Steine. Neues Metall. Botanik. Handbücher der Botanik von Ventenat und von Mirbel. Arbeiten Juſſieu's, Thouin's, Paliſſot Beauvois's, Labillardière's noch nicht unterſuchte Pflanzen aus Neuholland. Lebensbeſchreibung Michaux's. Zoologie. Unterſuchungen über die Zoophyten von Peucher. Wiſſenſchaftlicher Wirkungskreis von Boſe, von Latreille und von Cuvier. Neuentdeckter Wurm. Inſekten aus Neuholland. Bemerkungen Latreille's über die Knorpelthiere. Neue Eintheilung der Weichwürmer, Mollusken und Reptilien von Neuholland. Bereicherung des Kabinets der Fiſchſkelette. Vögel, von Daudin, von Le Vaillant und von Vieillot. Cetaceen von Lacepede, Unterſuchungen Geoffroy's über ein bisher zu den Didelphen gezähltes Geſchlecht, das er Dasyurus nennt. Anatomiſche Unterſuchungen von Duvernoy. Ausgegrabene Thierſkelette, höchſt intereſſante Unterſuchungen Cuvier's, in der antidiluvianiſchen Schöpfung ſcheint jedes Land ſeine eigene Thierfamilie gehabt zu haben. Induſtrie und Oekonomie von Hrn. Sickler. Das neue Blau des B. Thenard als ein Stellvertreter des Ultramarins in der Malerei. Nachahmung der ſchwarzen Wedgewoodſchen Erde in der Fabrik von Sevres. Zwei neue Mittel zum Erſatz der Milchmalerei im Großen. Viehzucht und Ackerbau von ebendemſelben. Das Meerwaſſer, ein Mittel, das Schaafvieh geſund und in gutem Stande zu erhalten. Neue Verſuche über die Verſchiedenheit in der Quantität des Fruchttragens verſchiedener Waizenarten. Neue Anſtalt zur Bildung junger Obſtgärtner im Jardin des Plantes in Paris. Handel, Fabriken, Erfindungen u. ſ. w. Maasregel gegen die Bankerotte. Neuer Kanal in Belgien. Neu errichtete Kanten-Fabriken. Neue Geldwege. Neue ökonomiſche Oefen. Neues Mittel gegen das Fieber. Oeffentliche Anſtalten. Geheime Wohlthätigkeits-Anſtalt zu Paris, von M.... Pariſer Aſſekuranz-Anſtalt für Feuersgefahr, von A.... Aufhebung der Leihhäuſer und dem Mont de Piété ertheiltes Privilegium, von ebendemſelben. Ehescheidungsproceß zwiſchen dem Irländiſchen Grafen Macmahon und Mad. Delateur. (Andere) merkwürdige Juſtiz- und Polizei-Vorfälle. Anekdoten von Bonaparte. Vermiſchte Anekdoten und Bemerkungen. Nekrologie. Le Brigant, Delaſalle, Poinſinet de Sivry, Vilmorin-Andrieux. Einige Gedanken

das eine dem andern vorzuziehen. Hierdurch wird ihre bewegende Kraft, die ausserdem ein bloses Vermögen zu handeln seyn würde, zu besondern Handlungen bestimmt. Die ergözenden Objekte werden gesucht, die aber geflohen, welche Verdruß verursachen.

Vergnügen und Schmerz sind weit entfernt im Menschen mit einander zu streiten. Mit gleich wohlthätiger Kraft stößt ihn das eine zurück von dem was ihm schadet, und das andere zieht ihn hin zu dem was ihm nüzt; vereinigt treiben sie ihn in zusammengesetzter Bewegung durch die Bahn, welche die Fürsehung im System der empfindenden Wesen ihm vorgezeichnet hat, mit derselben Gewißheit, mit der im Sonnensystem die anziehenden und abstossenden Kräfte die Planeten durch ihre elliptischen Kurben treiben. Nicht blos sinnliche Vorstellungen bestimmen ihn zur Handlung. Allgemeine Begriffe würken oft mächtiger auf ihn als sie. Selbst der Schmerz wird als ein Gut gesucht, wenn er als Mittel in einen solchen Begriff hineintrit; so wie ein an sich mißhelliger Ton, wann er in einen vollen Ackord stimmt, wohlautend wird, und die Symphonie des Ganzen erhöht. Wie oft wiegt in der Wage des Willens der intellektuelle Begriff von Gesundheit den Schmerz einer chirurgischen Operation auf? Alle

seine

über die poetische Verschiedenheit der Kunstwerke und deren Eindruck bei Gelegenheit eines Spazierganges nach dem Luxembourg, von Hrn. D. Friedländer. Arbeiten und öffentliche Sitzungen des National-Instituts und andrer gelehrten Gesellschaften. Neue Bücher, Macloyie, Delille, Amours épiques, Archives littéraires, Monumens Antiques, von Schweighäuser. Fortsetzung der Theatergeschichte. Luxus, Moden, Bälle, Promenaden, Longchamp.

V. Ankündigung für Kunsthändler und Kunstliebhaber.

Die Chalcographische Gesellschaft zu Dessau, welche ihre Auflösung und Beendigung ihrer Geschäfte beschlossen hat, will zu dem Ende ihre Lagervorräthe von theils vorräthigen höhen Englischen theils gestochenen Kupferplatten, Kunstblättern ihres Verlags, Gemälden, Zeichnungen, sehr gut eingerichteten Kupferpressen mit metallenen sowohl als von Lignum Sanctum, aus Buchenholz, Walzen, Druckerei-Utensilien und übrigen Effekten verkaufen. Sie offerirt demnach allen Kunsthändlern und Kunstliebhabern, den darüber ausgefertigten gedruckten Katalog, der einem jeden, welcher sich deshalb in postfreien Briefen bei ihr meldet, überschickt werden soll, und von welchen auch außerdem noch Exemplare bei dem F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar, bei Hr. Kupferstecher Schröter in Leipzig, bei Hr. Gaspar Weis et Comp. und Hr. Joseph Lesser in Berlin, bei Hr. G. L. Peitzner in Hamburg und bei den Hr. Gebr. Meyer in Frankfurt a. M. zu finden sind. Den Kunsthändlern, die ganze Artikel nebst Platten ꝛc. an sich kaufen wollen, werden solche verhältnißmäßig zu sehr billigen Preisen, und den Kunstliebhabern die verlangten Blätter, besonders in ansehnlichen Partien mit beträchtlichem Rabatt, gegen contente Zahlung überlassen werden, wenn sie sich deshalb mit postfreien Briefen an die Chalcographische Kunsthandlung zu wenden belieben. Dessau den 10. März 1804.

VI. Ueberſetzungs-Anzeige.

In unterzeichneter Verlagshandlung wird, ſo früh es in Teutſchland nur immer möglich iſt, eine Ueberſetzung der in Paris herauskommenden

Geſchichte und Aktenſtücke des Verſchwörungs-Proceſſes von Moreau, Pichegru, u. d. a. mit hiſtoriſchen Anmerkungen, beſonders über Moreau's Feldzüge in Teutſchland, und deſſen Betragen in Baiern erſcheinen.

Da ſie die einzelnen Bogen der Originale gleich bei ihrer Erſcheinung, auf die ſchnellſte Art erhalten, und die Teutſche Ausgabe ohne Verzug beſorgen wird, ſo macht ſie dies einer Konkurrenz, die zu niemandes Vortheil gereichen würde, wegen bekannt.

Auch die Franzöſiſchen Exemplare werden, ſo wie ſie erſcheinen, zu haben ſeyn.

München den 16ten April 1804.

Schererſche Buchhandlung.

VII. Inhalt des III. u. IV. Stücks der A. G. Ephemeriden, herausgegeben von Bertuch und Reichard 1804.

III. Stück

Abhandlungen. 1. Ueber die Karawanen von Darfur von Lapanouſe. 2. Beitrag zur Kenntniß der Bevölkerung von Frankreich. 3. Ueber die Winde in Nordamerika und die Strömungen im Mexikaniſchen Meerbuſen. Von Volney. Bücher-Recenſionen. 1. Neu-Wirtemberg, oder Beſchreibung der Wirtemberg. Entſchädigungs-Länder. 2. Schedel's geographiſches Lexicon für Kaufleute und Geſchäftsmänner ꝛc. 1r u. 2r Band. 3. Winkopp's Neueſtes Zeitungs-Reiſe-Poſt- und Handels-Lexicon ꝛc. 1r. B. Charten-Recenſionen. 1. Nuova Carta dell' *Italia* di Gio. Ant. *Rizzi-Zannoni*. 2. Citta di Milano. 3. Tableau de la diviſion des 6 nouv. Dépts (du *Piémont* etc.

par *Chanlaire*. 4. Nouv. Carte des Iſles britanniques etc. 5. Carte des Royaumes d'Angleterre, d'Ecoſse et d'Irlande par *Beaurain* etc. 6. Carte générale des Marches, Poſitions, Combats, et Batailles de l'Armée de Réſerve, depuis le paſsage du grand St. *Bernard* jusqu'à la victoire de *Marengo* etc. 7. Charte von Oſt-Preußen ꝛc. Sect. I. Vermiſchte Nachrichten. 1. Ueber vier neue Staaten- und Ländertitel, die keine Gentilitäts-Namen abgeben. 2. Statiſtiſche Ueberſicht der ſechs Piemonteſiſchen Departemente. 3. Einige Nachrichten von dem Fürſtenth. Osnabrück. 4. Kirchenliſten vom Jahr 1803. 5. Nachricht von Hrn. von Lipszky's General-Charte von Ungarn 6. Tycho Brahe, einige biographiſche Notizen von ihm. 7. Statiſtiſche Notizen von der unmittelbaren Reichs-Ritterſchaft. 8. Auszuge aus mehreren Briefen aus Paris — Zeichnungen von J. B. Adanſon — D. Frank — Adanſon's Tod — Melling's maleriſche Reiſe. — Neue Schriften — 9. Allgemeine Ueberſicht des jährligen Ertrags der Bergwerke in Frankreich. 10. Auszug aus einem Briefe aus Waſhington. 11. Nekrolog. — Louis Ballois. 12. Journaliſtik. Beuchet Bibliothèque commerciale: XVIII. XIX. XX. Cah. Handel zwiſchen Portugal und Frankreich. 13. Ueber die Entſchädigung der Reichsſtadt Frankfurt. 14. Kurze Notizen. — Literar. Nachr. aus Portugal — Neue franz. Schriften. — Däniſche Kauffartheiſchiffe — Nachricht von La Peyrouſe. 15. Ueberſezungs-Anzeige. Zu dieſem Hefte gehören 1. Das Portrait von Tycho Brahe. 2. Volney's Charte von den Winden und Strömungen in Nordamerika.

Zu dem nächſten Hefte liefern wir eine Charte, welche die neueſte Eintheilung von Piémont darſtellt, von welcher wir in dieſem Hefte eine kurze Ueberſicht gegeben haben.

D. H.

Weimar im März 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IV. Stück.

Abhandlungen. 1. Die Aſiatiſche Geſellſchaft. 2. Ueber den Edriſi und deſſen Geographieen, von Hr. Dr. Rommel. 3. Bailys Nachrichten von Louiſiana und insbeſondere über Neu-Orleans. 4. Nachtrag einiger Notizen über den Miſſiſſippi

Bücher-Recensionen. 1. Almanach national de France, An XII. 2. Statistique générale et particulière de la France et de les colonies, par *Herbin* etc. etc. VII. Vol. 3. Gemälde von Stockholm. Aus den Schwed. übers von Gerken 1. B. Charten-Recensionen. 1. Carte de l'Europe. par *J. B. de Rouge.* 2. Charte von Schwaben, von *J. A. Ammann.* No. 8, 17 u 20. Vermischte Nachrichten. 1. Auszüge aus einigen Briefen aus Paris — Forts. der *Annales de St. Brique — Propylées* — Neue Reisebeschreibungen — 2. Nachricht vom Schicksale des Erdumseglers La Perouse. 3. Neue Organisation der Sieben-Inseln-Republik. 4. Schreiben aus Corfu. 5. Berichtigung — das Eichsfeld betreffend. 6. Der Flecken Macduff. 7. Bevölkerung von Großbrittannien. 8. Journalistik — Russische Miscellen. No. V. Briefe über Rußland — Nachturin's Beschreibung der Wasserverbindung — Severgin's Reise. 9. Französische Länderkunde. 10. Nachrichten von Hrn. A. von Humbold. 11. Nöthige Verbesserung. 12. Volkszahl von Berlin. 13. Avantcoureur neuerschien. geograph. und statist. Schriften. Ausländ. Literatur. 14. Avantcoureur neuer Charten. 15. Organisation der Kur-Bajerschen Länder in Schwaben 16. Antwort auf die in den Reichs-Anzeiger eingerückten Bemerkungen in Betreff der neuen Landcharten. 17. Vorläufige Nachrichten von neuerscheinenden Charten. 18. Kurze Notizen. Fürstenthum Krautheim — Klosteraufhebung im Preußischen — Urbarmachung in Baiern — Seebad zu Kiel — Tuttlingen — Persien — Rückkehr Span. Naturforscher — Kapit. Baudin — Brittische Marine — Laufenburg — Reise nach Griechenland — Russische Kirchenlisten — Kirchenlisten von Neu-Ostpreußen — Bevölkerung von Böhmen — Konsumtion von Wien — Ulm — Engelthal — Limburg — Louisiana — Berlin. 19. Erklärung. 20. Anzeige des Atlas minimus. 21. Warnungs-Anzeige im Betreff des Hökschen Nachdrucks von Fabri's Handbuch der Geographie. 22. Anzeige wegen des seel. Prof. M. C. Sprengels hinterlassenen Handschriften. Zu diesem Hefte gehören: 1. Das Portrait von V. L. Moreau de Maupertuis. (Die biographischen Notizen über diesen Gelehrten werden nachgeliefert). 2. Charte von Piémont nach der neuesten Eintheilung. (Die

Uebersicht dieser Eintheilung ist schon im vorhergehenden Hefte geliefert worden).

Weimar im April 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VIII. Inhalt des 3ten Stücks vom Journ. des Luxus und der Moden 1804.

I. Ueber die neuere Tanzkunst. von Grahmann. II. Musik. Abt Vogler. Sein Aufenthalt in Prag und Etwas zu seiner Charakteristik. III. Theater. 1. Ueber das Danziger Theater. 2. Ueber das Kasseler Theater. 3. Das Teutsche Theater in Dresden. IV. Modenberichte. 1. Gesammelter Englischer Witz über die in der Mode seyenden rosafarbnen Strümpfe. 2. Hyde-Park-Modenbericht. 3. Blicke auf das Französische Hannover. 4. Neuester Modenbericht. (Aus einem Briefe aus Hannover.) 5. Notizen. Cadeaus. 6. Die neue Glücks-Pandora. 7. Neuester Teutscher Modenbericht. V. Ameublement. Eine kleine Servante von Mahagoniholz. VI. Erklärung der Kupfer.

Inhalt des 4ten Stücks des Journals des Luxus und der Moden. 1804.

I. Die neuesten Pariser. II. Ueber die neuere Tanzkunst. (Beschluß). III. Sonderbare Darstellung in Gigliano, im Piemontesischen 1803. (Aus den Briefen eines Reisenden.) IV. Kunstnachrichten. Kunstnachrichten aus Leipzig. Ueber Gemäldequittionen und die Auktion des Winklerischen Kupferstichkabinets. V. Theater. 1. Leipziger Theater. 2. Kasseler Schauspiel. VI. Künste. 1. Herders Portrait. 2. Sal. Gesners Kunstnachlaß. VII. Maskenbälle. 1. Maskenball zu Berlin, zum Geburtstagsfeste der Königin, d. 10. März, 1804. 2. Karneval in Kassel im Jahre 1804. 3. Im Theaterhause in Kassel. VIII. Schilderungen und Modenberichte. 1. Blick auf die Anlagen,

Unterhaltungen und Lebensart in Braunschweig. 2. Englischer Modenbericht. 3. Modemiscellen. Einiges neue in der Mode. Frühjahrs-Modenbericht. 4. Teutscher Modenbericht. IX. Ameublement. Ein lakirter Theekessel. X. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Mai 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IX. Inhalt des 5ten Stücks von London und Paris 1803.

I. Sanders Panorama von Leith. Der Haven von Edinburg. Apologie der Panoramen. Topographie der auf diesen Panoramen vorgestellten Land- und Seegegenden. Gewimmel und Verschiedenheit der Schiffe. 2. Allerlei Bemerkungen und Ansichten. Das Seebad zu Margate. Lächerlicher Unfall dabei. Unglücksfall im Meer. Lustpartie auf der Themse. Ansicht der großen Stadt. Härte des Englischen Charakters und dadurch nöthige Strenge der Kriminaljustiz. Ursachen des Selbstmords. (Aus dem Tagebuche einer Teutschen Dame). 3. Miscellen. Ausstellungen für Geld. Operntheater, der theuerste Sammelplatz der schönen Welt. 4. Händels Messias im Theater von Coventgarden aufgeführet. (Aus einem Briefe). 5. Der Dichter Bloomfield. II. Paris. 1. Der Bauchredner Borel im Kaffeekeller. 2. Die Wunder des Tages. Ein Liedchen mit Noten. 3. Bevölkerungs- und Armenliste von Paris. Sitte des Selbststillens. 4. Haydn's Schöpfung als Messe zum Cäcilientag in der Kirche St. Roch aufgeführt. Proceß darüber. Geschichte des Pfarrers von St. Roch. 5. Gelehrte Hahnenkämpfe. 6. Literarische Nachrichten. Valerio ein trefflicher Roman. Konfiscirte Briefe Ludwigs XVI. von Miß Williams edirt. 7. Allerlei. Dépouilleurs- und Diebsgeschichten. III. Englische Karikaturen. Das tollgewordne Flügelschwert. (Hiezu die Karikatur No. XIII.) IV. Französische Karikaturen. 1. Die literarische Gesellschaft. (Hiezu gehört die Karikatur No. XIV.) 2. Ihr Kunstler, seht hier euren Richter! (Hiezu

gehört auf No. XV. die obere Hälfte) 3. Rückkehr des Französischen Tonkünstlers aus Rußland. (Hiezu die Karikatur No. XV. die untere Hälfte). Anhang. Beitrag zur Erklärung des Wortes Persiflage. (Als Beilage zum tollgewordenen Schwert.)

Weimar im März. 1804.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Inhalt des 6ten Stücks von London und Paris 1803.

I. London. 1. Paris und London, eine kleine Parallele. 2. Shakespeare's Gallerie. 3. Erweiterung der Stadt London. 4. Politische Ansichten in London. Unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit in London. Gegensatz der Pariser Blätter. Absichtliche Verfälschungen der Pariser Blätter. Peltier, Monloner. Wilson's Reise. II. Paris 1. Blicke auf die Pariser Theater und aufs Palais-Royal. (Aus den Briefen eines Teutschen). 2. Merkwürdiger Prozeß des Irländers Macmahon gegen die einseitige Ehescheidung seiner in Paris zurückgelassenen Frau. Auszüge aus der Konsultation der Sachwalter und aus dem Briefwechsel der Dame Macmahon. Aehnliche Fakta. 3. Supplement zum Atheisten-Lexikon. La Lande. Proben in den Artikeln Sokrates und Monges. 4. Berüchtigter Juwelen-Diebstahl. III. Englische Karikaturen. 1. John Bull und der Allarmist. (Hiezu die Karikatur Nro. XVI). 2. Untergang der Französischen Kanonierboote. (Hiezu die Karikatur Nro. XVII). IV. Die Velocifores oder neuen Französischen Geschwindfuhren. (Hiezu gehört der Kupfertitel Nro. XVIII).

Weimar im Mai 1803.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

X. Inhalt des 3ten Stücks von Sicklers Teutschem Obstgärtner 1804.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt, und der Obstpflanzen insbesondere. II. Naturgeschichte der

Erdbeere. Die Erdbeere aus Chili. II. Aepfel-Sorten. No. CIX. Der Grafensteiner Apfel. III. Pflaumen-Sorten. No. XXXIII. Die zweimal tragende Pflaume. IV. Kirschen-Sorten. No. XLVI. Die Bouquet-Kirsche. V. Birn-Sorten. No. CXIII. Die kleine runde Haferbirn.

Zweite Abtheilung.

I. Ueber die Obstzucht und den Obsthandel in und um Paris. II. Ueber Obstkultur in Böhmen. III. Nachricht über das pomologische Kabinet oder Nachbildung aller deutschen Obstsorten über die Natur selbst geformt und in Wachs gegossen.

Weimar im April 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Inhalt des 4ten Stücks von Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1804.

I. Ueber die Beseitigung der Schwierigkeiten, die sich der Annahme einer natürlichen Stufenfolge der organisirten Körper entgegenstellen. Vom Hrn. Doktor Osthoff zu Blotho. II. Beschreibung eines neuen Digestors. Vom Hern von Edelkrantz. (Mit einer Abbild. auf Taf VI. A. d. J. d. phys.) III. Ueber eine Verbesserung und sehr vortheilhafte Anwendung der hydraulischen Winde des Hrn. Hofr. Gervinus, beim Bergbau. Von Hrn. Bergamtsaktuar Engelbrecht zu Freiberg. Mit einer Abbild. auf Taf VII.) IV. Bewegungstheorie der Körper, die von einer großen Höhe herabfallen. Vom Hrn. Lapiace. V. Einige Gedanken des Hrn. Sequin über die Gährung. VI. Ueber einen in dem Cachou befindlichen Gerbestoff. VII. Ueber die Festigkeit der Fäden vom Neuseeländischen Flachs (Phormium tenax) im Vergleich mit denen aus Hanf, Alpe, inländischen Flachs und Seide. (A. e. Abhandl. des Hrn. Labillardiere.) VIII. Bemerkungen über die Art, wie die Rennthiere in Lappland von den Wölfen gejagt werden. IX. Ueber den Rückprall der dunklen Wärme. Vom Hrn. Pictet. X. Bemerkungen über einige Pflanzen, die das Caoutchouc liefern, und besonders über das neue Geschlecht Castilla. Vom Hrn. Cavanilles. XI. Entdeckung einer neuen Steinölquelle. XII. Nachricht von einem neuen fossilen Gerippe eines unbekannten Thieres,

von Hrn. Thouin. XIII. Ein Surrogat des Indischen Sago aus Kartoffeln. Vom Hrn. Zacharia in Göttingen. XIV. Vorläufiger Bericht über eine neue Ansicht der Chemie und Physik, nebst einigen Bemerkungen über den Gebrauch der Sinne in der Naturforschung. Vom Hrn. D. Bartels. XV. Bemerkungen über die sehr gelinde Witterung des letzt verflossenen Jenners. (Aus einem Schreiben des Hrn. Gerlach in Dresden an den Herausgeber) XVI. Naturhistorische Bemerkungen über Schlangen, besonders über Anguis lineata. Von ebendemselben. XVII. Ausführlichere und verbesserte Nachricht von dem im Claveezersee emporgekommenen Berge. Vom Hrn. Prof. Brebow. XVIII. Nachricht von einer neuen Zeitschrift für die systematische Naturgeschichte. Von den Herren Doktoren Fr. Weber und M. H. Mohr) XIX. Nachricht von der Schrift: Repertorium Commentationum a societatibus litterariis editarum, secundum disciplinarum ordinem digessit I. D. Reuss, Weimar im April 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Inhalt des 5ten Stücks von Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1804.

I. Nachricht von mehrern mit dem Galvanismus angestellten Versuchen in verschiedenen Krankheiten. Vom Hrn. D. Ortel. II. Betrachtungen über ein paar merkwürdige Naturereignisse, die sich vor kurzem zugetragen haben. Vom Hrn. Sartorius. III. Schreiben des Hrn. Ranzani, Prof der Naturgeschichte an der Universität zu Bologna, an den Hrn. Gen. Sup. D. Lichtenstein zu Helmstädt. IV. Einige Bemerkungen zu dem Schreiben des Hr. Prof. Camillo Ranzani zu Bologna, an den Hrn. Abt Lichtenstein zu Helmstädt, die Luftzoophyten betreffend. Vom Hrn. Prof. Wilh. Remer in Helmstädt. V. Reisenachrichten vom Hrn. Alex. von Humboldt. (A. d. Journ. de Paris). VI. Neue Erfindung, auf großen Schiffen Seewasser in Menge trinkbar zu machen. Vom Hrn. D. Brehmer, Arzt zu Lübeck, dem Herausgeber mitgetheilt. VII. Auszug eines Briefs des Hrn. D. Blumhof an den Herausgeber, über die todtliche

Wirkung einer unterirdischen Gasart. VIII. Ueber das Knochengerüste des Strauses. Vom Hrn. Prof. Froriep. Mit einer Abbildung auf Tafel VIII. IX. Tabelle der Unterordnungen, Geschlechter und Gattungen der Wallfische. Aus einem so eben erschienenen Werke von Lacepede, und vom Hrn. Prof. Froriep mitgetheilt. X. Nachtrag von den meteorischen Versuchen des Hr. Prof. Robertson bei seinen Hamburg. Luftfahrten. XI. Neueste Nachricht von dem Schicksale des unglücklichen Weltumseglers Lapeyrouse. (Aus dem Journ. de Paris). XII. Nachricht von einigen auf die landwirthschaftliche Physik Bezug habenden Vorschläge, besonders die Befeuchtung der Erde und die Vertilgung der den Pflanzen schädlichen Insekten betreffend. XIII. Nachricht von dem neuen Anemometer des Hrn. Kollegienraths von Poschmann in St. Petersburg. XIV. Ein neues Thermometer vom Hrn. Jerome Lalande im Jahr 1803 erfunden. Nebst einer Anmerkung des Herausgebers zu dieser Abhandlung für die Künstler zur Verfertigung der Skale. Reduktionstafel für das sothreilige Queckſilberthermometer und das neue Lalandische Thermometer.

Weimar im Mai 1804.

J. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. Das 3te Stück vom Handelsmagazin 1804 ist mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber den Kunstfleiß. II. Handels-Geschichte. 1. Der Levantehandel. (Mit einer Charte). 2. Zur Geschichte des Westindischen Handels und der Westindischen Kolonien. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Spanien. 2. Zur Handels-Statistik und Fabriken-Kenntniß der K. Preuß. Staaten. Fabrikentabelle von Soldin. — Aschersleben. — Stettin. — Potsdam. — Berlin. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Ueber die Wolle und Schafe von Kaschmire und Butan. 2. Das Kameel- oder Kämelhaar. (Mit einer Abbildung). 3. Der Neuseeländische Flachs. 4. Der Thunfisch. (Mit einer Abbildung). V. Gewerbskunde. 1. Zubereitung des rothen Baumwollengarns oder sogenannten Türkisch-Garn. 2. Neue Tuchscheer-Maschine. (Mit einer Abbildung). 3. Neue

ſeine Begriffe vereinigen ſich zuletzt in dem von einem Leben, wo alle Handlungen zur Vollkommenheit des moraliſchen Weſens, das ſie hervorbringt, übereinſtimmen. Seine Einbildungskraft erhöht dieſen Begriff bis zur idealiſchen Schönheit. Es wird ſeine herrſchende Leidenſchaft dieſe Schönheit zu beſitzen, und ſeine entzückenſte Wolluſt ſie in ſeinem eignem Leben zu erblicken. Dieſe Wolluſt ſucht der Patriot, wann er ſich der Marter und dem Tode ausſetzt; und die Charitât, wann ſie ihre Schätze den Armen austheilt.

Wir finden alſo in der menſchlichen Natur, ſo wie in allen andern Naturen, nichts widerſprechendes. In allen ſtimmen mehr oder weniger Theile überein zu einem gröſſern oder geringern Glücke der Weſen denen ſie zugehören. Die Naturen ſind alſo alle vollkommen. Jedes Individum weicht aber von der ſeinigen ab, und in dem Grade daß es abweicht, wird es mehr oder weniger unvollkommen. Dieſe Abweichungen beweiſen nicht Unordnung in der Natur, ſie ſind vielmehr ihren Geſetzen, vermöge welcher ein Weſen den Grund enthält von den Veränderungen, die in dem andern vorgehen, gemäß, und ſo lange dieſe Geſetze dieſelben bleiben, nothwendig. Wir dürfen nicht fragen, warum die Naturgeſetze es mit ſich bringen, daß ein Weſen die Urſach der Unvoll-

Französische Erfindungen — Neue Verfahrungsart gegen den Rost; — Verbesserung der Olivenpresse, Maschine Häute zu schälen. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Correspondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Auszüge aus den Briefen aus Konstantinopel. 2. Aus Nordamerika. 3. Neuer Kanal in Süd-Frankreich. 4. Aus Emden. 5. Aus Holland. 6. Nachricht, die Berliner Handlungsschule betreffend. 7. Augsburgisches Kommissions- und Addreß-Bureau. 8. Kurze Notizen.

Weimar im Mai 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIII. Inhalt des 3ten Stücks des Allg. Teutsch. Gartenmagazins. 1804.

Allgemeiner Gartenkalender. Mai, Junius. I. Landschafts-Gartenkunst. 1. Ueber symbolische Pflanzkunst. III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Behandlungsart der Warmhaus-Pflanzen während des Sommers im Freien. IV. Blumisterei. Bemerkungen über die Kultur der Aurikeln. V. Gemüse-Bau im Garten und auf dem Felde. Verbesserte Kultur des Blumenkohls. VI. Obst-Kultur. Charakteristik der Obstsorten (Mit Abbildung). XI. Garten-Miscellen. 1. Der Pariser Fruchtbrecher. (Mit Abbildung). 2. Ueber Aurikel-Pflanzenkunst. 3. Ehrenrettung des wohlthätigen Frostableiters. 4. Einzelne Gartenbemerkungen. 5. Beschreibung der eisernen Gartenwalze. (Mit Abbildung) 6. Der Hanf als allgemeines Abhaltungsmittel der Raupen. 7. Mittel wider die Raupen in der Blüthezeit der Obstbäume. 8. Vorschläge des Hrn. Tatin in Paris, Teutschen Gärtnern zur Prüfung empfohlen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

1. Ungarisch Blau. 2. Die Chelmerdines Sheshire-Stachelbeere. 3. Nield's weiße Stachelbeere. 4. Der Pariser Fruchtbrecher. 5. Die eiserne Gartenwalze.

Weimar im Mai 1804.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comtoir.

XIV. v. Essens Anleitung zur Kenntniß und Benutzung mehrerer in Teutschland einheimischer Pflanzen, Bäume und Sträucher; und zum veredelten Anbau einiger Gewächse und Obstarten, welche vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen.

Dies, so eben in unserm Verlage erschienene kleine Handbuch für Landwirthe und Gartenfreunde, ist durchaus auf eigene Erfahrungen des Hrn. Verfassers gegründet, und ein schätzbarer Beitrag zur landwirthschafts-Haushaltungs- und Gewerbskunde. Der Hr. von E. theilt seine Schrift in zwei Hauptabtheilungen, und behandelt nach alphabetischer Ordnung und in gedrängter Kürze in der 1. Abtheilung lauter in der nördlichen Hälfte von Teutschland in großer Menge wildwachsende Pflanzen, welche großentheils zur Klasse des sogenannten Unkrauts gehören, und zeigt ihre richtige und bessere Benutzung, davon der Anbau mehrerer, wichtige Vortheile verspricht. Die II. Haupt-Abtheilung enthält solche Pflanzen und Bäume, die bei uns nicht wild wachsen, sondern nur durch Arbeit und Fleiß erzielt werden, worunter besonders die für Teutschland passendsten und nützlichsten Abarten gehören. Man kann sagen, daß der Hr Verfasser dies kleine Werk eben dadurch, daß er es ganz auf seine eigene in Teutschland gemachten Erfahrungen und Sachkenntnisse gründete, und bloß für Teutsche Oekonomen, Technologen und Hauswirthe bestimmte, zum gemeinnützigsten und brauchbarsten Handbuche für diese Klasse, welche sonst überhaupt so wenig lesen, und sich über die Gegenstände ihrer Arbeit unterrichten kann, gemacht hat, dergleichen wir noch nicht haben.

Weimar im März 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1804.

I.

Blüthen aus dem Orient.

Nebſt einem Briefe aus Aleppo zur Einleitung. *)

Haleb, den 24. Febr. 1804.

Ich benutze die Gelegenheit eines abgehenden Kuriers, Ihnen, theuerſter Herr Legationsſekretair! die Verſicherung meiner fortdauernden Hochſchätzung

*) Die wichtige Reiſeunternehmung des Ruſſiſch-kaiſerlichen Kollegienaſſeſſors Seetzen iſt gewiß keinem Leſer des Merkurs unbekannt. Die monatliche Korreſpondenz des Hrn. Baron von Zach hat von Zeit zu Zeit darüber die unterhaltendſten Nachrichten mitgetheilt. Des jetzt regierenden Herrn Herzogs von Sachſen-Gotha Durchlaucht werden auch dieſe für Erd- und Völkerkunde fruchtbare Reiſe, wie bisher, thätigſt unterſtützen. Hr. Seetzen ſtand in Konſtantinopel mit dem Kaiſerl. Königl. Legationsſekretär daſelbſt, Hrn. von Hammer, in freundſchaftlicher Verbindung

und Dankbarkeit für die viele mir in Konſtantinopel erzeigten Gefälligkeiten mitzutheilen. Vom Herrn Baron v. Hübſch werden Sie vielleicht gehört haben, daß ich mit einer Kjerwane, auf deren Abgang ich ſehr lange warten mußte, von Smyrna abgereiſt ſey. Seit dem 23ſten Nov. vorigen Jahres befinde ich mich in Haleb. Mit meinem hieſigen Aufenthalte bin ich ſehr zufrieden, indem ich hier die beſte Gelegenheit gefunden habe, das Arabiſche zu erlernen, und überhaupt der Ort nicht unangenehm iſt. In der Perſon des Franz. Konſuls, Mr. Corancé und dem Sohne des Franz. Konſuls von Bagdad, Mr. Rouſſeau eines Vetters, des Jean Jacques, habe ich zwei kenntnißvolle Gelehrte angetroffen. Beide ſind große Liebhaber der Botanik und Numismatik. Die Kenntniſſe des Erſtern im botaniſchen Fache ſind vorzüglich und von ſeinem Eifer für dies reizende Fach läßt ſich mit der Zeit viel Gutes erwarten. Schon jetzt iſt ſeine Sammlung von Pflanzen der Haleppiniſchen Flora beträchtlich. Auch die Sammlung des jüngern Herrn Rouſſeau iſt ſehr ſehenswerth.

und erhielt von dieſem durch ſeltene Kenntniſſe und Herzensgüte gleich achtungswürdigen Manne viele Beweiſe von Freundſchaft. Hr. von Hammer hat die Güte gehabt, uns folgenden Brief an ihn, nebſt den ihn begleitenden Gedichten mitzutheilen und uns deren Bekanntmachung zu geſtatten. B.

Er machte ſie theils während ſeinem Aufenthalte in Bagdad, theils auf ſeiner Reiſe hieher. Eine Auswahl der ſchönſten Pflanzen hat er einem Pariſer Botaniſten mitgetheilt. Er iſt auch Dichter in Perſiſcher Sprache und arbeitet jetzt an einer Franzöſiſchen Ueberſetzung eines geſchätzten Perſiſchen Dichters. Die kleine Biographie Wuhâbi's, von ihm und ſeinem Vater aufgeſetzt, wird Ihnen vielleicht bekannt ſeyn. Man hat in Frankreich einen Auszug daraus drucken laſſen. Arabien iſt wohl, ſo weit unſere Geſchichte reicht, das fruchtbarſte Land an Religionsſtiftern; Abrahamiten, Ebräer, Chriſten, Mohammedaner, Wuhâbiten. Unſere Nachkommen werden wiſſen, ob Wuhâbi gleiches Glück haben werde, als Moſes, Jeſus, und Mohammed. Die Hadſchi-Kjerwane, die gleich nach dem Beiram von hier zog, war ſehr klein, und jenſeit Damask wurde ſie ſchon geplündert. Die Kjerwanenſtraße durch Syrien und Paleſtina iſt jetzt ſehr unſicher; ich traue meinem guten Glücke aber zu viel, als daß ich meinetwegen beſorgt ſeyn ſollte. Jedermann verſichert mir hier, es ſey nicht möglich, von Jeruſalem geraden Wegs nach Arabien zu reiſen; ich müſſe einen Umweg über Kairo machen. Mein Aufenthalt in Jeruſalem wird mich darüber am ſicherſten belehren. — Ein hieſiger Vikarius des Kloſters de terra ſanta, der ſich

etliche Jahre in Aegypten aufhielt, versicherte, ich würde dort etliche kathol. Geistliche antreffen, die bis Habesch in Afrika vorgedrungen seyen. Neulich hielt sich hier ein Habessinier aus Gondar auf; ich bedauere sehr, daß ich diese Nachricht erst nach seiner Abreise erhielt. Vielleicht hätte ich durch ihn etwas von Bruce erfahren können.

Der hiesige Büchervorrath ist bei weitem nicht so groß, als in Konstantinopel. Es sind hier höchstens 10 Mohammedanische Buchhändler, und nur ein paar christliche. Die meisten von den auf dem Berge Libanon im Marhanah-el schowair gedruckten Werken in Arabischer Sprache kann man hier leicht bekommen. Schöne Manuskripte sind sehr kostbar, z. B. Elmo-allakät wurde vor einiger Zeit an den Engländer Mr. Hamilton, wo mir recht ist, für 100 Piaster verkauft. Vielleicht werden Sie dies kleine Werkchen bei ihm sehen. Ich bedauere sehr, daß seine schätzbare Sammlung von orientalischen Manuskripten durch seinen Schiffbruch im Archipelagus größtentheils verdorben ist. Sollte dieser achtungswürdige Reisende noch in Pera seyn: so haben Sie die Güte, ihm meine beste Empfehlung zu machen.

Neuigkeiten giebt es hier genug, wenn man den

Levantinern nur trauen könnte. Dies darf man aber nicht, da die Berichtiger mündlicher Erzählungen, gedruckte Nachrichten, fehlen. Eine Neuigkeit wächst hier durch mündliche Mittheilungen, wie die Lguine der Schweiz, und aus 2 werden 200. So erzählte man neulich, in Alexandrien sey eine Europäische Flotte von 200 Schiffen angekommen. Und was war es bei genauer Untersuchung? Zwei Türkische Kjerwanenschiffe! Das ist wahrlich mehr als eine Null zu viel. —

Ich bin hier leider ganz ohne Europäische Briefe. Ist denn jetzt Teutschland, Ungarn ꝛc. eine terra clausa? Auch hoffe ich noch immer vergebens auf eine Antwort vom Hr. Baron von Hübsch, ob meine zwei Paquete, die ich ihm zur gütigen Beförderung nach Teutschland übersandte, richtig übergekommen sind, und ob er schon eine Antwort von Gotha erhalten hat. Ich ersuche Sie, ihm meine ergebenste Empfehlung zu machen. Sollten Sie in Briefwechsel mit Hr. Dokt. Meyer stehen, so haben Sie die Güte, mich dem Andenken dieses trefflichen Mannes, dem ich viele Verbindlichkeiten schuldig bin, bestens zu empfehlen.

Ich habe mich auf meiner Reise, wenn ich sonst

nichts beſſers zu thun wußte, beſchäftigt, etliche dichteriſche Verſuche zu machen. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen Theil davon zu Ihrer gütigen Beurtheilung zu überſenden. Sollten Sie glauben, daß ſie eine Aufnahme in einem Teutſchen Journale vtrdienten: ſo haben Sie die Gewogenheit, ſie dahin zu überſenden. Vielleicht iſt man etwas nachſichtig gegen ſie, weil ſie manche Beziehungen auf Gegenſtände des Orients enthalten, und weil ſie meine allererſten Verſuche ſind, indem ich vor meiner Ankunft in Konſtantinopel in meinem ganzen Leben auch nicht einen Vers gemacht habe, auch nie glaubte, dazu fähig zu ſeyn. Ich wußte überdem ſo wenig von Fußmaaßen, daß ich ſie faſt für mich erfinden mußte.

So eben kündigt der Kanonendonner und vieles Pelotonfeuer die Beſtätigung des Paſcha's Ibrahim in ſeinem Poſten auf neue drei Jahre an. Viele Geſichter ſind über dieſe Nachricht ſchwarz geworden. Es giebt eine Regierung, die von allen Laſten ihrer Unterthanen nur eine zu heben weiß, die Laſt des Geldes. —

Sie ſind wahrlich, beſter Hr. Legationsſekretair! bei dem Reichthum Ihrer literariſchen und politiſchen

Neuigkeiten in Pera sehr zu beneiden. So bald man seinen Fuß über den Bosphorus gesetzt hat, stößt man in dieser Hinsicht auf eine verwünschte unfruchtbare Saarah. Ich würde Ihnen unendlich viele Verbindlichkeit schuldig seyn, wenn Sie mir, falls es Ihre übrigen wichtigern Geschäfte erlauben, bisweilen einen kleinen Theil davon zufließen lassen wollten. Vom Hr. Obersten Baron von Zach in Gotha habe ich seit anderthalb Jahren keinen Brief erhalten. Einige Neuigkeiten von ihm in Betreff des großen Vermessungsgeschäftes ꝛc. würden mir vorzüglich schätzbar seyn. Dauert sein Journal auch auf dies Jahr fort? Und welche vorzüglich wichtige Aufsätze haben Sie darin angetroffen?

Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Hochwohlgeb.
ganz ergebenster Diener
U. J. Seetzen.

I.

Die Hora.

Konſtantinopel. Januar 1803.

Eilet zum Tanze der Hora!
Blumengeſchmeide der Flora
Schmücke der Mägdelein Schaar,
Zierlich und leicht angezogen.
Schwebend in luftigen Bogen
Walle das lockigte Haar!

Jünglinge haſchet die Mädchen;
Bildet das bundeſte Rädchen
Tanzender Muſe zur Ehr'!
Künſtliche Schritte gefallen;
Leichtigkeit ziemet euch allen.
Ehret Terpſichore's Lehr'!

Langſam und leiſe erſt wende
Lenkſam dich, Reih' ſonder Ende!
Eilenden Trittes dann ſchreit';
Naht ſich die Hora zum Schluſſe:
Flieg'le die Füß' zum Genuſſe
Schwelgenden Kelches der Freud'!

kommenheiten des andern wird. Wir würden die Grenzen überschreiten, die der menschlichen Nachforschung gesetzt sind. Wir übersehen die einzelnen Naturen, und empfinden die Harmonie ihrer Theile. Wir übersehen das allgemeine System der Wesen nicht, und können daher die Harmonie seiner Theile nicht empfinden. Wir sehen also voraus, daß scheinende Dissonanzen uns darinn vorkommen werden. Wann wir hernach bey unsern Untersuchungen würklich solche Dissonanzen antreffen, ist es vernünftig uns zu wundern das zu finden, was wir erwartet haben? Müssen wir nicht vielmehr, da alles, was wir übersehen, übereinstimmend ist, nach Analogie schliessen, daß das, was wir nicht übersehen, es auch ist?

Anstatt also zu untersuchen, warum der individuelle Mensch unvollkommen ist, wollen wir einen Blik in seine Geschichte werfen, und beobachten, wie er es wird. Es ist hierbey blos nöthig auf die Veränderungen acht zu geben, die mit seinem Körper vorgehen. Vermöge der genauen Verbindung der Seele mit dem Körper müssen Veränderungen in diesem, Veränderungen in jener, wenigstens bey der Anwendung ihrer Fähigkeiten, nach sich ziehen. Es ist gezeigt worden, (*) daß die Seele des größten Genies,

(*) Bonnet, Essay Analytique.

Jubel verbanne die Grillen!
Freude, beherrſche den Willen.
Leeret der Götter Pokal!
Hiehin und dorthin und ſohin
Schwebet im Fluge, und Frohſinn
Fülle mit Jauchzen den Saal.

Schüret das Feuer, ihr Söhne
Gottes der Lieder! Verhöhne,
Geiger! nicht einen Bojar.
Flöte des Hirtenvolks! töne
Hellere Laute; verſöhne
Uns mit der Zyther Geſchnarr!

Hohen Gefühles Entzücken
Lenke Beine und Nücken,
Horchend der Takte Gezahl.
Köpfe und Arme belebe
Sinnreiches Muskelſpiel. Bebe,
Tempel Terpſichore's, Saal!

Feuer erglühe die Hora!
Mädchen entfliegen der Flora
Blumen aus flatterndem Haar';
Hoher Kalpakken Gethürme
Dulden kaum kreiſende Stürme.
Taumel bezaubert die Schaar.

Anmerkungen für Teutschland.

Im Türkischen ist Hora der allgemeine Name des Tanzes. In der Wallachei versteht man aber unter Hora einen Kreistanz, den Liebling der Wlachen, Moldauer und anderer Osmanischen Völker. Diese Schilderung ist nach einem Tanze der Art gemacht, den ich während meinem Aufenthalte in Bukarest im Herbste 1802 mehrmals zu sehen Gelegenheit hatte. Die Musik bestand aus 2 Viol. d'amour, einem Tanbuhr (Zyther) und einer Panflöte (Moskál), welche mit vieler Fertigkeit geblasen wurde. Die Musikanten waren Wlachische Griechen.

Bojár oder gewöhnlicher nach der Aussprache der Einwohner von Bukarest Bojár ist ein Wlachischer oder Moldautscher Edelmann.

Kalpák heißt die hohe Zylindermütze der Wlachen, Türken ꝛc.

2.

Schwermuth.

Konstantinopel. Febr. 1803.

Wenn Sonnengluth entsteiget
Olympus weißen Höhn,
Und liebevoll sich neiget

Zu Edrenehens Schön':
Verfolgt mich des Kummers Gebilde;
Der Phantasie Zaubergefilde,
Das vormals mir so freundlich lacht',
Deckt tiefen Grames düstre Nacht.

Wenn Mittagssonn' erklommen
Den Gipfel blauer Bahn,
Da Mohammedens Frommen
Den Ruf vom Thurm' empfah'n;
Des Marmora-Meeres Gekräusel,
Erreget vom Lüftchen-Gesäusel,
Hell spiegelt gold'ner Sonne Bild:
Nichts meines Herzens Trauer stillt.

Ob von dem Himmelszelte
Der Glanz der Sterne strahlt,
Und Millionen Welte
Die Phantasie uns mal't;
Des Mondes hellglänzendes Silber
Erleuchtet die Nächte, und gilber
Der Venus Licht uns lieblich blinkt,
Dem Geist' doch keine Freude winkt.

Nicht Stambols stolze Hügel,
Des Havens schöne Bucht,

Des Vogels Zauberflügel,
Und zarten Schnees Flucht;
Der Menschen Gewühl und Gedränge,
Wie Ebbe und Fluth in der Enge
Gibraltars, ach! nichts, nichts entrückt
Der Schwermuth Last, die mich erdrückt.

Der Tänze Scherz' und Leben,
Gesäng' und Töne Reiz',
Wenn's Rohr schallt, Saiten beben;
Ob Ceres, Bacchus geiz';
Ob Santorin's goldenen Säfte
Das Glas füll', und Malvasiers Kräfte
Mir Aeskulaps Essenz verheiß':
Nichts hilft mir aus der Trauergleis'.

Der Sprachen tiefe Schachten,
Und weiter Länder Bild;
Der Menschen Sitt' und Trachten,
Wenn's Schmerz und Freude gilt;
Des großen Naturgebiets Schöne;
Die Kunde der ländlichen Söhne;
Wer herrsch' in Mekka oder Rom:
Sind für mich nichts, als leer' Phantom'.

Wann kehrst du, seel'ge Stunde!
Der Freude lieblich Kind!

Durchlaufe ſchnell die Runde
Des Zeitrings; kreiſ' geſchwind'.
O! eile! Beflügle die Schritte!
Laß hören, laß hören die Tritte
Des nahen Glückes; töne ſcharf
Des frohen Geiſtes Aeolsharf!

Anmerkungen.

Olympus der Myſier, welchen die Einwohner von Burſa Keſchibſchdahk nennen, iſt ein hohes Gebirge bei dem genannten Orte. In einigen Vertiefungen an deſſen Seiten bleibt der Schnee den ganzen Sommer hindurch liegen. Dieſe ſind die Hauptmagazine, welche Konſtantinopel mit Schneeeis verſehen. Der Keſchibſchdahk liegt von Konſtantinopel ſüdoſtwärts, alſo ungefähr da, wo im Winter die Sonne aufgeht. Weit in den Frühling hinein ſieht man in Konſtantinopel ſeinen weißen mit Schnee bedeckten Scheitel.

Edrenéh iſt der türkiſche Name von Adrianopel, welche Stadt von Konſtantinopel weſtwärts liegt.

Das Mittagsgebet, wozu die Mohammedaner durch die Murizzim vom Kranze der Minaret's aufgefordert werden, heißt im Arabiſchen: Szallám el dughr.

Gilder, gelblichter.

Stambol, Iſtambol, oder, wie auf den Osmaniſchen Münzen ſteht, Islambol iſt gleichbedeutend mit Konſtantinopel.

Bogas oder Kara bängihs bogaſi, iſt der Türkiſche Name des Kanals von Konſtantinopel, des Bosphorus.

Santorin, eine Inſel im griechiſchen Inſelmeere.

Malvaſier. Ein ſchon im Alterthume berühmter Wein, welcher in der Gegend von Menewiſche (Napoli di Malvaſia), einer Stadt in Morea wächſt. In der Nähe von Menewiſche findet man unter den Ruinen von Alt-Malvaſia einzelne Reſte von Aeſculaps berühmtem Tempel.

II.

Einige Anmerkungen über Marcard's „Rüge einiger Neuerungen in der deutſchen Sprache," im N. T. Merkur 1804. S. 106.

(Vom Prof. Ploucquet in Tübingen.)

Ueber den Vorzug Teutſcher Schriftzüge vor den Lateiniſchen werden die Stimmen noch eine Weile getheilt bleiben: das Argument vom Schonen der Augen bei jener beweiſt doch offenbar zu viel, wenn es auch nicht an und für ſich angefochten werden könnte:

Es würde gegen alle Lateiniſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen, Italiäniſchen Bücher u. ſ. w. ein Verdammungsurtheil enthalten, da alle dieſe mit ſolchen Lettern gedruckt werden.

Mehr fiel mir die gerechte Klage über das ſchlechte graue Druckpapier auf, das ſo häufig gebraucht wird. Um den einreißenden Mangel des Papierſtoffes zu erſetzen, war man vor Kurzem darauf bedacht, bedrucktes Makulaturpapier wiederum zu neuem Papier zu verarbeiten. — Bekanntlich gab man ſich Mühe die Druckerſchwärze auszuwaſchen; ein Theil davon, das Oel, ließe ſich zwar durch Laugenſalze bezwingen, aber nicht ſo der zweite Beſtandtheil: das Schwarz, ſey es nun Kienruß oder ein anderes. Dieſe Unbezwinglichkeit der Schwärze, die in der Folge grau auf grau, ſchwarz auf ſchwarz häufen möchte, brachte mich auf den Einfall, den Vorſchlag zu machen, die Sache umzukehren, das Zeuch vollends zu ſchwärzen, was ſo ſchwer nicht ſeyn dürfte und dann alſo auf ſchwarzes Papier mit weißen Lettern, oder auf dunkelgraues mit rothen oder grünen Lettern zu drucken: nicht daß ich dies allgemein eingeführt wünſchte, ſondern nur daß es als Supplement diente. Gewiſſe Romane und Trauerſpiele würden ſo recht dazu geeignet ſeyn. Der Ausführbarkeit des Vorſchlages liegt nichts we-

sentliches im Wege; bedient man sich doch in Auditorien schwarzer Tafeln und weißer Figuren, und schreiben nicht die Wirthe mit Kreide, oft mit doppelter?

Nro. 1. Neuerungen in der Endigung der Adjectiven.

Hierüber meinen herzlichen Dank — meine volle Zustimmung habe ich in der Schrift: der Arzt. 1797. Vorred. S. IV. gegeben, da ich sagte: „Noch muß „ich die Kleinigkeit beifügen, daß ich mich nie über„winden konnte, den Adjectiven, auch manchen „Substantiven im Nominativ, Accusativ, und Voca„tiv des Pluralis ein n am Ende anzuhängen. Mir „ist es Kakophonie, ich bitte aber anders gestimmte „Ohren um Nachsicht."

Nro. 3. Chymie oder Chemie?

Sicherlich ist Chymie besser und ächter, derivirt sich von χεω, und heißt eigentlich Schmelzkunst: doch ist das Schwankende hierinnen älter. Schon Bruno sagt in seinem Castellus renovatus — Nürnberg 1682. Chymia, alchymia, chemia, chimia; hae scribendi varietates à diversâ derivatione abortae sunt, et adhuc salva orthographia defendi possunt. Allein χημια, das man

man folglich Chemie schreiben müßte, hat keine erweisliche Quelle.

Nro. 7. Roggen ist doch besser als Rocken, welches an Spinnrocken erinnern muß, ersteres ist keiner Amphibolie unterworfen.

Nro. 9. Das Radebrechen fremder Worte.

Sehr wol erinnert! vor etwa dreißig Jahren gieng bei Einigen die Geckerei so weit, daß sie Zizzero mit zwei zz schrieben.

Nro. 13. Hier zu Lande spricht man doch etlich und dreißig — doch wird das und nicht ganz deutlich ausgesprochen, halb elidirt.

Nro. 15. Während dem — verdient Entschuldigung, soll eigentlich geschrieben werden: währendem — durante —

Nro. 16. Die harmlosen Spaziergänge waren mir immer zuwider.

Nro. 17. An die Augenbraunen ist man doch zu sehr gewöhnt — Von der Elision des f nach p bemerke ich, daß sie auch in der ganzen Rheinpfalz eingeführt ist. Höchst ärgerlich aber ist das ungebührliche f in dem Worte Phlegma: wie oft lieset man da nicht

Pflegma, pflegmatisch? Statt Room sprechen wir hier Koon. Ein allgemeines Concilium, das aber schwerlich zu Stande kommen wird, könnte allem diesen Unwesen abhelfen.

III.

Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur.

Magyarenland im Oktober 1803.

Bruchstücke aus einem Werke eines Ungars, das nächstens in Teutschland gedruckt erscheinen wird. *)

— — — — — —

— — — — — —

Ungarn mit seinem planlosen, sich selbst widersprechenden, unverständlichen Gesetzbuch, und seiner

*) Der Einsender theilt diese Bruchstücke den Lesern des Teutschen Merkurs mit, um im Voraus auf das wichtige Werk eines seiner Freunde aufmerksam zu machen. Es führt den Titel: Pragmatische Geschichte des zu Preßburg im Jahr 1802 gehaltenen Ungarischen Reichstages. Es ent-

nies, verſezt in ein übel organiſirtes oder ganz unkultivirtes Gehirn, ihre Fähigkeiten nicht würde nützen können.

Beynahe alle Naturkundiger kommen izt darinn überein, daß jeder organiſirte Körper aus einem Keime entſpringt, in dem er, ſchon in allen ſeinen Theilen im Kleinern gebildet, ſo lange verſchloſſen liegt, bis die Veränderungen der Zeit ihn in die Umſtände bringen, die ſeine Entwickelung begünſtigen. Durch eine neuere Erfahrung iſt bewieſen, (*) daß dieſe Entwickelung ſchon vor der Befruchtung ihren Anfang nimmt. Es würkt alſo ſchon vor der Befruchtung auf den menſchlichen Körper ein Theil der Urſachen, welche in der Folge ihn immer mehr von ſeiner Vollkommenheit entfernen.

Nach der Befruchtung iſt der menſchliche Fötus mit der Mutter verbunden, und zieht aus ihr ſeine Nahrung. Eine Kraft in ihm verwandelt dieſe Nahrung in ſeine Subſtanz, und giebt dadurch ſeinen Gliedern immer mehr Ausdehnung. Dieſe Kraft

(*) Haller, Pullus in ovo. Der Herr v. Haller hat entdeckt, daß, auch in einem unbefruchteten Eye, die Dotter ſchon weſentliche Theile des Huhns enthält, die aber, ihrer Durchſichtigkeit wegen, dem bloſen Auge nicht ſichtbar ſind. Die Dotter iſt vor der Befruchtung da, folglich auch das Huhn, wovon ſie ein Theil iſt.

Konſtitution, die im höhern publiziſtiſchen Sinne kaum ſo genannt werden kann, paßt nicht mehr in das Staatsſyſtem von Europa. Diejenigen, die dieſer Ordnung der Dinge entweder aus Eigennutz, oder aus Vorurtheil ergeben ſind, haben kein anderes gültiges Argument, als dieſes: „Jetzt haben wir Vortheile und Vorurtheile, warum ſollten wir ſie aufopfern? Wir würden dadurch weder dem Lande noch dem Volke dienen. Bei dem jetzigen Kolonialzuſtande würden Land und Volk eben ſo gedrückt bleiben, als ſie es jetzt ſind, und wir würden bei einer Aenderung ſo gedrückt werden als ſie; beſſer alſo, wir erhalten uns ganz ſo, wie wir ſind, bis auf beſſere Zeiten.“ In dieſer Rückſicht läßt ſich in Ungarn auch das Greellſte entſchuldigen, und jene Lobeserhebungen von der Dauer der Verfaſſung, von der hohen konſtitutionellen Glückſeligkeit, die ſonſt lächerlich vorkommen, enthalten eine ironiſche Wahrheit.

Ein unſeliges Schickſal ſcheint über Ungarn zu walten, ſo weit menſchliche Geſchichte reicht. Dies Land, von der Natur mit allem Segen, deſſen Euro-

hält außer der Geſchichte des Ungariſchen Reichstages manche wichtige Aufklärungen über Ungariſche Geſchichte und Staatsverfaſſung.

päiſche Länder fähig ſind, reichlich ausgeſtattet, zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Europa die Erzeugniſſe von beiden in ſich vereinigend, und zu ihrem beiderſeitigen entrepot von Natur beſtimmt, eine Nation hervorbringend, die ihrem Charakter nach, an Geiſt und Körper ſtark, muthig, talentvoll, tapfer, heroiſch iſt: dies Land mit dieſen ſeltenen natürlichen Anlagen und Vortheilen hat ſich in keiner Epoche zu dem ausgezeichneten Grad von Wohlſtand, Macht und Anſehn aufſchwingen können, den die Natur für daſſelbe beſtimmt hat. — — —

Dieſer ſeiner natürlichen Beſtimmung Ungarn entgegen zu führen, wäre das wohlthätigſte und zugleich das glänzendſte Unternehmen. Den die alles leitende Vorſicht dazu erkoren hat, wird für Ungarn das werden, was Zar Peter für Rußland, König Friedrich II. für Preußen war. Ein großes ſchweres Unternehmen! nach meiner Einſicht bloß durch eine militäriſche Regierung ausführbar. — Ungarn iſt zu ſehr politiſch zerriſſen, — zu heterogen in ſeinen Theilen, — die einzelnen partiellen Vortheile ſind einander zu entgegengeſetzt, als daß auf einem andern Wege das kräftige Zuſammenwirken auf einen Zweck erlangt werden könnte. — — — — — Eine

Möglichkeit kann ich mir nur denken, die aber sehr unwahrscheinlich ist; eine neue Generation müßte dazu gebildet werden, folglich eine halbhundertjährige Regierung die auf diesen Zweck durch Erziehung hinarbeiten, alle Hindernisse mit fester Hand wegräumen möchte. Dies ist aber theils so unwahrscheinlich, theils wegen Lokalumstände so vielen Hindernissen ausgesetzt, daß es in keinen politischen Kalkül gebracht werden kann. — Ungarn wird früher oder später eine militärische Reform erhalten.

Ich kann es mir durchaus nicht erklären, woher es kommen mag, daß nach dem Krieg, und der Französischen Revolution, deren Ereignisse gewiß weit mehr für Monarchien als für Demokratien sprechen — nach zehnjährigen Experimenten, an denen Könige und Völker sich hätten bespiegeln können und sollen — nach diesem neuesten, lebhaft eingreifenden Unterricht; — bei diesem Ungarischen Reichstag, der sich durch eine Sammlung von gewählten energischen Männern auszeichnete, die durch die Josephinische Generation aufgeklärtere Grundsätze erhielten, bei diesem dem König und dem Volke günstigen Zeitpunkte, wo der Aristokratism seine blinde Selbstsucht theils ablegte, theils durch ein dunkles Gefühl seiner Schwäche

nachgiebig war, — warum, sage ich, bei diesem Reichstag man den Grundsatz voranstellte, daß an Aenderung, Verbesserung, Modification der Verfassung gar nicht zu denken sey. — Dieser Grundsatz wurde schreiend angekündigt, und von jenen, denen er fromant, jauchzend angenommen. Und doch geschah sowohl von Seite des Hofs als der Aristokraten so vieles, das die Konstitution untergrub. Der Hof wollte den Kontribuenten keine neue Lasten auflegen; die Aristokraten wollten ihrem Immunitäts-Prärogativ nicht im geringsten zu nahe treten lassen. — Der Hof hat sich weder die Liebe des Volks, noch das Zutrauen der Aristokraten erworben. Die Aristokraten thaten nichts zur versprochenen Erleichterung des Volks. Der Hof selbst gab den Aristokraten die kräftigsten Mittel in die Hände seine Forderungen zu vereiteln, suchte sie aber durch Nebenwege durchzusetzen. Die Einkünfte des Königs sollten und mußten vermehrt, Soldaten gegeben werden. — Die Aristokraten schrien über drückende Armuth des Landes, welches durch den langen Krieg ganz erschöpft sey, und über ihr eigenes gänzliches Unvermögen, welches durch gehemmten Handel und Wandel, durch das angehäufte schlechte Geld und Bankozettel ganz niedergedrückt sey: und von der andern Seite entfalteten einige von ihnen einen

Pomp, eine Verschwendung, einen Asiatischen Prunk, der sie ganz in Widerspruch mit sich selbst brachte, und ein wahres Aergerniß gab. — Am Ende muß doch das Volk die Zeche bezahlen, und keins von dreien ist zufrieden.

Wenn die Moralität der Handlungen aus der Wahrscheinlichkeit der Motive beurtheilt werden soll: so muß man annehmen, daß auf diesem Reichstage der liberale, humane Sinn weder den Ministern, noch der Magnatentafel, noch der adelichen Tafel zugemuthet werden kann. Die Minister schienen von einer blödsichtigen, dem Zeitlicht unangemessenen Politik; die Magnatentafel von Schmeichelei gegen den König und Egoism, die adeliche Tafel von altväterischem Aristokratism geleitet. Ausnahmen hat es allerdings gegeben, und zwar schöne Ausnahmen; hier kann aber nicht von Individuen, auch nicht von einzelnen Handlungen und Aeußerungen die Rede seyn, sondern von dem Ueberblick aufs Ganze. Der Geist der Zeit schien sich nur darin zu äußern, daß man öffentlich frei sprach; die Jugend, aufmerksam und ernst, beobachtete die Landesväter ohne Bewunderung.

Noch gebe ich den Lesern des Teutschen Merkurs aus diesem interessanten Werke folgende Anekdote von dem letzten Ungarischen Reichstage zum besten, die im Auslande schwerlich wird bekannt geworden seyn.

So lange die Kaiserin in Preßburg auf dem Ungarischen Reichstage gegenwärtig war, zeigte sie sich sehr thätig auf die Reichstags-Deputirten zu wirken. In Gesellschaften, Bällen, Promenaden, ließ sie sich mit den vorzüglichern Deputirten gewöhnlich in Gespräche ein. Auf einem Ball kam sie maskirt, und hatte in einem Korbe viel Zuckerwerk mit allegorischen Aufschriften. Sie kam zum Grafen A**, der sich als eifriger Anhänger des Hofs gezeigt hatte — und gab ihm einen Lorbeerkranz mit der Aufschrift: dem Getreuen. Graf A** hielt es für galante Plaisanterie einer unbekannten Dame, und antwortete lachend: es wäre nicht der Mühe werth, jetzt treu zu seyn, auch sollte die Maske nur so lange darauf rechnen, als es ihrem Liebhaber Vergnügen machte. Die Maske entfernte sich — sein Nachbar erinnerte ihn, es wäre die Kaiserin — der Graf wollte zermalmt ihr nachstürzen — sie war fort. — Doch schadete dem Grafen sein Betragen auf dem Ball nicht, denn auch er ist unter denen, die nach dem Reichstage belohnt wurden. —

* * *

Eine kleine Gesellschaft Ungarischer Gelehrten hat sich vereinigt, in Teutschland ein Magazin für Ungarische Statistik, politische und Kirchen-Geschichte, und Diplomatik, nebst kurzen Staatsanzeigen von der ganzen Oesterreichischen Monarchie (in Schlözers Manier) herauszugeben, wenn sie einen verschwiegenen und billigen Verleger finden wird.

Der schätzbaren und stark gelesenen Zeitschrift von und für Ungarn des Herrn Professor von Schedius wird durch dieses Magazin, das zum Theil einen andern Zweck hat, nicht der geringste Eintrag geschehen, da Herr von Schedius selbst gesteht, daß neben seiner Zeitschrift bequem noch eine ähnliche in Ungarn existiren könnte. —

In Ungarn ist jetzt an einer Schule der Wunsch ausgeführt, dessen Realisirung man in Teutschland lange schon empfohlen hat, nämlich das Kommentiren über Teutsche Klassiker. Der unlängst von Göttingen zurückgekehrte Kandidat Carl Georg Rumi, dem man die Präfektenstelle am Käsmarker Erziehungsinstitute anvertraut hat und der zugleich am dasigen Lyceum als Adjunkt der übrigen Professoren einige Wissenschaften vorträgt, lehrt nämlich die

Theorie des Teutschen Styls verbunden mit Beurtheilung der gelieferten Ausarbeitungen seiner Zuhörer, und kommentirt zugleich über Teutsche Klassiker z. B. über Wieland, Göthe, Schiller. Seine Vorlesungen werden theils von den Zipser Teutschen, theils von Ungarn, Slaven und Neugriechen, die der Teutschen Sprache bereits mächtig sind, besucht. — Schon vor mehreren Jahren machte der geschmackvolle Professor der Eloquenz, Johann Genersich, am dasigen Lyceum mit Kommentiren Teutscher Klassiker einen glücklichen Anfang. —

Es scheint in der That unleugbar zu seyn, daß das Kommentiren über Klassiker der jetztlebenden Europäischen Nationen zur Bildung der Jugend von größerm Nutzen sey, als das Kommentiren über Griechische und Römische Klassiker, das aber dabei aus wichtigen Gründen gar nicht vernachlässigt werden darf. Der Geschmack und die sittliche Kultur, die in den Klassikern der neuern Nationen herrscht, ist ja unserm Zeitalter naher und angemessener. Doch dieser Punkt erlaubt hier keine weitere Erörterung. — Rumi trägt am Lyceum auch reine Mathematik vor, und wird in Zukunft auch über Griechische und Römische Klassiker kommentiren. — Ohnlängst erhielt er ein Diplom von der Lateinischen Gesellschaft in Jena. —

In den neuesten Heften der Schediusischen Zeitschrift steht ein interessanter Aufsatz über den Teutschen Zipserdialekt, von Professor Johann Genersich in Kitzmark. Er wird gewiß auch Teutsche Philologen und Historiker sehr interessiren.

Von den in Göttingen studirenden Ungarn blieben die meisten bei der Besetzung Hannovers durch die Franzosen zurück. In Jena ist die Anzahl der daselbst studierenden Ungarn, so wie überhaupt die Anzahl der Studenten auf der dasigen Universität geschmolzen.

Unlängst hielt ein Katholik in Ungarn bei Seiner K. K. Majestät um die Erlaubniß an, ein Protestant zu werden, und führte als Grund des Uebertritts an, daß er von der Wahrheit und Vernunftmäßigkeit des Römisch-katholischen Glaubens nicht überzeugt sey, sondern von der Wahrheit und Vernunftmäßigkeit des protestantischen Glaubens. Es wurde ihm hierauf vom Hof der Bescheid gegeben, „daß, weil er gegen die Römisch-katholische Religion einen Haß hege, er nothwendig Katholik bleiben müsse."

Noch will ich bei dieser Gelegenheit ein unerhörtes Beispiel von Frechheit und Raserei eines christlichen Bonzen in Ungarn anführen, das mit mehrern ähnlichen in einem Aufsatz: über die Religionsbeschwer-

den der Proteſtanten in Ungarn enthalten iſt, der in Konſiſtorialrath Stäudlins Magazin für Religions- Moral- und Kirchengeſchichte nächſtens gedruckt werden wird. Der katholiſche Pleban zu Szent Michály im Thuroczer Komitat, forderte dem Proteſtanten Diera, als er ſich bei ihm mit einer Katholikin trauen laſſen wollte, Reverſalen ab, in denen unter andern folgende Punkte vorkommen: „daß er ſelbſt zwar den alleinſeligmachenden Glauben nicht annehmen wolle, alle ſeine Kinder aber der katholiſchen Kirche verſchreibe; daß wenn er ein einziges Kind zu den evangeliſchen Irrthümern zu verleiten verſuchen würde, er ſich verpflichte 500 Rfl. dem Pleban zu bezahlen, oder wenn er dies nicht im Stande wäre, zu einjährigem Arreſte und hundert Stockſtreichen, ohne allen Prozeß und Appellation ſich verdamme; daß wenn er nicht jedes Kind im ſiebenten Jahre ſelbſt dem Pleban übergeben würde, er für jedes 150 Rfl., ſo wie für jede von ſeinem katholiſchen Weibe verſäumte Meſſe 12 Rfl. Strafgelder bezahlen würde; wenn er ſein Weib in die evangeliſche Kirche zu gehen, verführen, oder an Faſttagen Fleiſch zu eſſen ihr erlauben ſollte, würde er im erſten Falle 50 Rfl., im zweiten Falle 12 Rfl. für jedesmal bezahlen, außerdem aber ſich 24 Prügel abzählen laſſen.“ Der Pleban war unverſchämt genug, dieſe Reverſalen öffentlich zu produciren

ſtrebt ohne Zweifel, ſeinem innern und äuſern Baue die höchſte Vollkommenheit zu geben, die ſeine Natur verträgt; allein die nährende Materie, die nie zubereitet iſt wie ſie es ſeyn ſollte, widerſteht ihr durch ihre Trägheit, und vernichtet einen Theil ihrer Würkung. Sie läßt das einzelne Geſchöpf nicht alle die Vollkommenheit erreichen, welche die bildende Kraft ſich ihm zu geben bemüht. Der Streit dieſer entgegen geſetzten Kräfte fängt mit der Befruchtung, oder ſchon vorher an, und dauert ſo lange als das Leben. Zufällige Lagen, zufällige Bewegungen, die der Fötus in der Mutter erhält, vermehren ſeine Abweichungen.

Der Menſch verläßt den Zuſtand der Pflanze, und beginnt ſein thieriſches Leben. Wie verſchieden erſcheint er, ſchon in der Anlage, von jener idealiſchen Schönheit, die den Pygmalion bezauberte, und die in der Fabel, nie in der Natur, Leben erhielt; oder von jener höhern Schönheit, die der Schöpfer dachte, da er den Menſchen bildete, und deren Züge er unter alle Individua des menſchlichen Geſchlechts vertheilte? Seine äuſere Theile haben ihre richtigen Verhältniſſe gegen einander verlohren, und ſie werden ſie noch mehr verliehren, wenn die Geſchäfte eines gewiſſen Standes, angenommne Gewohnheiten, oft wiederholte Ausdrücke innerer Empfindungen und Leidenſchaf-

in einer Klage, die er gegen diesen Diera bey dem Komitat anhängig machte. —

Das patriotische Tageblatt für Ungarn von D. Lübeck in Pesth, dessen ich schon in meinem letzten Aufsatze erwähnte, ist bereits öffentlich angekündigt.

In Wien erscheint eine neue Zeitschrift „Austria" betitelt, bei Pichler. — Die Annalen der Oesterreichischen Literatur werden jetzt rasch herausgegeben.

Auf unsere holden Teutschen Dichterinnen in Ungarn, Nina und Theone (Fräulein von Artner in Oedenburg) verfertigten mehrere Dichter in Teutschland Gedichte, um unsern Landesmänninnen, auf die wir mit Recht stolz seyn können, ihren Beifall zu bezeigen. Ich hoffe, daß Sie, theuerster Freund, eines davon, das Theone trefflich beantwortet hat, durch Ihren Merkur in Teutschland bekannter machen werden.

An Nina und Theone.

Es sproßten, treugepflanzt von Euren Händen,
Der holden Blumen viel in Ungarns Fluren; *)

*) S. Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt von Nina und Theone. Erstes Bändchen. Jena 1801.

Im Strauß gesammelt, blühn die edlen Spuren
Verwandter Geister uns als werthe Spenden.

So glänzt, wenn wir empor die Blicke wenden,
Unsterblich das Gestirn der Dioskuren!
Ihm gleicht ihr! seltne Eintracht der Naturen
Kann Weiblichkeit zu höherm Preis vollenden!

Zum Lande der Karpaten, zu den Hügeln
Wo Tarzals Trauben reifen, süß und golden,
Süß, wie Gesang von Nina und Theone,
Dorthin eilt auf der Phantasien Flügeln
Mein Dank, mein Lied, weissagend euch, ihr Holden,
Statt Blumen, jeder eine Lorbeerkrone!

Theonens Antwort.

Mag sich ein Held, der nie des Sieges Gunst verlor,
Mag sich der Liebling der harmonischen Camoenen,
Den der Unsterblichkeit Apollens Wahl erkohr,
Mit Pindus heil'gem Laub die hohe Stirne krönen:
Wir sehn vermessen nicht nach solchem Preis empor,
Lauscht unseres Gesangs noch unvollkommnen Tönen
Nur unser Vaterland mit hoch begier'gem Ohr,
Und neiget mehr den Sinn zum Guten und zum Schönen.

Doch himmlisch ist der Lohn, wenn gleich des Echo's Klang
Und aus der Ferne her verwandter Dichter Sang
Mit süßem Schmeichellaut des Beifalls wiederhallet;
Wenn im Elisium der Dichter Chor einst wallet,
Erkennen wir den Freund am lieblichen Accord,
Und wandeln froh mit ihm an Lethes Lilienbord.

Von Nicolaus Révai, Professor der Ungarischen Sprache und Literatur an der königl. Ungarischen Universität zu Pesth, sind jetzt zwei wichtige Werke unter der Presse: Antiquitates literaturae hungaricae, und Systhema grammaticae hungaricae.

IV.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Künste in Augsburg. *)

Erster Brief.

Sie schreiben mir daß der Aufsatz in dem 53ten Blatte der Allgemeinen Zeitung von diesem

*) Der N. T. Merkur ist sehr erfreut, diesen gründlichen Aufsatz über die jetzige Augsburger Kunstwelt

Jahre, über den gegenwärtigen Zustand der Künste in Augsburg Ihnen kein hinlängliches Genüge geleistet habe, und ich selbst muß gestehen, daß er nur sehr flüchtig abgefaßt ist. Die Verhältnisse welche es bewerkstelligten, daß ich damals (ich wüßte nicht aus welchen Gründen ich es verbergen sollte, daß ich der Verfasser jenes Aufsatzes bin) die Feder ergriff, gestatteten es mir nicht anders, als nur einen Ueberblick über das Ganze zu geben; doch schon damals entstand die Idee in mir, mit der Folge der Zeit mich weiter über diesen Gegenstand, bei irgend einer Gelegenheit auszubreiten, und freue mich nun diese gefunden zu haben.

Die Mode ist unsere Tyrannin! wie oft wird dieses Sprüchwort nicht angewendet und wie wahr ist es nicht, auch auf die Kunst angewendet? Die Mode verlangt nun nichts als kleine Kupferchen in Musenalmanache von nettem Stiche, und etwas größere Kupferstiche zu Romanen und Schauspielen. Teutschland wird damit über-

aus der Feder eines warmen Vaterlandsfreundes und Kunstliebhabers mittheilen zu können. Es scheint über den edlen Stamm der von Stetten ein eigner Kunstsegen ausgesprochen zu seyn. Möge er noch manchen goldenen Sproß tragen et simili revirescent virga metallo. B.

ſchwemmt, und wo ſind unſere alten, guten Maler, unſere groſſen Kupferſtecher? wie viele Künſtler haben wir noch aus dieſen Fächern aufzuweiſen? Laſſen Sie mich, ehe ich Ihnen ausführlicher über die gegenwärtige Lage der Künſte in Augsburg ſchreibe, Ihnen zuvor einen kleinen Ueberblick über die Künſte in Schwaben, über den herrſchenden Geſchmack an denſelben geben, ich bin überzeugt daß dies für Sie als einen Nordländer nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn wird.

Große Maler, was mit Grund mit dieſer Benennung bezeichnet werden kann, haben wir Schwaben gegenwärtig keinen, wenigſtens iſt mir keiner bekannt und außer Müllern in Stuttgart beſitzen wir auch keinen groſſen Kupferſtecher, Sie müßten denn Klaubern, welcher ſich gegenwärtig in Petersburg aufhält, der aber durch ſeine Arbeiten den Verlag ſeiner Brüder in Augsburg bereichert und hebt, oder Thelot und einige andere geborne Schwaben, welche ſich aber gegenwärtig nicht in ihrem Vaterlande befinden, dazu rechnen. Auch von Bildhauern ſind mir keine andere vorzügliche bekannt als Tanecker in Stuttgart und Haff in Augsburg. Unter denen, welche in ſchwarzer Kunſt arbeiten, verdient noch immer Haid in Augsburg genannt zu werden, deſſen ich

weiter unten erwähnen werde. Der Krieg und die Mode sind die Ursachen, weshalb es gegenwärtig in unserm südlichen Teutschlande so leidig mit den Künsten beschaffen ist. Die Zeiten sind nicht mehr, werden auch nie mehr oder so bald nicht kommen, in welchen reiche Partikulair, wie die Fugger, die Künste beschützten, welche Tausende aufwendeten, um schöne Gemälde zu besitzen; die Zeiten sind nicht mehr und werden auch nicht mehr kommen, in welchen die Klöster dem Künstler so reichliches Auskommen verschafften; schon längst haben sie aufgehört das für die Künste zu seyn was sie waren, und in manchem derselben ist alles Gefühl so sehr für die Kunst erloschen, daß in einem derselben, um nur ein Beispiel anzuführen, vier der trefflichsten Gemälde von Martin schon an eine sogenannte Spanische oder bewegliche Tapetenwand befestiget wurden, wo sie wahrscheinlich, hätte sie nicht ein Kunstverständiger aus ihrem Verderben gerettet, ein schmähliches Ende genommen haben würden, und auf diese Weise ward gewiß schon manches schätzbare Gemälde ein Raub der Zeit und der Vernachlässigung. Aus diesem Beispiele allein können Sie sehen, wie wenig in den gegenwärtigen Zeiten die Künste geachtet werden, von denen geachtet werden welche sie ehedessen beförderten; aber noch mehr, noch unverzeihlicher werden sie von denen

welche wirklich die Kräfte besitzen, sie zu befördern, verabsäumt. Die Mode verlangt es daß an den Wänden der Zimmer keine Gemälde aufgehängt werden, sie will nur Kupferstiche und zwar Engländische Kupferstiche an denselben sehen; nach England geht daher ein beträchtlicher Theil der Summe, welche den Teutschen Künstler unterstützen sollte, und dann verfällt in den heutigen Tagen der Luxus auf andere Gegenstände, welche, um sich dieselben zuzueignen, große Summen erfordern, daß zu der Beförderung der Kunst nur wenig oder nichts übrig bleibt. Die Ausgaben für Möblirung und Dekoration des Hauses, Equipage und Dienerschaft, splendide Lebensweise, die Menge von Vergnügungen u. s. w. machen nur allzu sehr, daß in dem Schlusse der Jahresrechnung Null von Null aufgeht, wenn nicht schon die Ausgaben die Einnahmen überstiegen haben. In den älteren Zeiten rechnete es ein reicher Partikulair zu dem Glanze seines Hauses, wenn, wie ich heutzutage nur an dem Grafen Fries zu Wien nur ein einziges Beispiel kenne, Künstler und Kunstfreunde sich in demselben versammelten; heutzutage aber nehmen die Großen und Reichen in der Regel Künstler in ihr Haus, an ihre Tafel, um zu scheinen daß sie die Künste unterstützen, und mit ihnen zu glänzen, wie der Maler in dem Teutschen Hausvater sagt; ja selbst

mancher Hof scheint auf solch eine Weise die Künste zu unterstützen, indem er in dem wahren Sinne nichts für dieselben unternimmt.

Doch genug und schon zu viel über einen Gegenstand, über den schon so viel gesagt und geklagt wurde; die Sache wird dadurch, wie leider der Augenschein lehrt, nicht besser, denn die Mode befiehlt daß alles so seyn soll wie es ist, und wer wagt es sich gegen diese aufzulehnen?

Der heutige kleinlichte Geschmack an Kupferstichen, vorzüglich in Kalendern, hat sich auch in unsern Gegenden ausgebreitet, und hat den Geschmack an den größern Blättern vertrieben, in denen der Künstler in Rücksicht der Zeichnung und Wärme des Stichs ungleich mehr Kunst aufwenden kann, als in den armseligen Duodez- und Oktavblättchen. Demungeachtet wüßte ich doch in unsren Gegenden, wenigstens in denjenigen, welche mir zunächst liegen, außer dem Kupferstecher Paul Laminit in Augsburg keinen Künstler, welcher sich in solcher Arbeit mit einigem Verdienst auszeichnete, und außer Mettenleider zu München und Thomas Weber zu Augsburg sind mir keine Zeichner bekannt, welche sich mit Arbeiten der Art glücklich beschäftigen. Soll

ich Ihnen die Wahrheit gestehen, ich bin kein Freund der Kupferchen in den Kalendern, und seyen sie auch noch so nett gestochen, noch so fein gezeichnet, sie bleiben immer nur Spielerei, wenigstens gegenwärtig da Teutschland mit einem Heere derselben überschwemmt wird, ja selbst Mohn's Niederrheinisches Taschenbuch, Aschenberg's Taschenbuch, der Almanach pour les Dames, der für Kunst und Laune und wie sie weiter heißen, in denen die Gemälde großer Meister in Duodez-Format gestochen sind, sind und bleiben immer nur eine bis zur Ungebühr verkleinerte Kopie. Ich spreche hier der Stimme des Publikums entgegen, denn die immer mehr überhand nehmende Menge der Kalenderkupfer spricht zu laut für sie; doch das Publikum mag mir (und vielleicht manchem andern verzeihen) wenn ich sage, daß der herrschende Geschmack an den Taschenkalendern und deren Kupferstichen, den Geschmack an größern Kunstwerken verdirbt, daß das Geld welches für diese, die nach einem Jahre kaum mehr in die Hände genommen werden, hingegeben wird, den größeren Kunstwerken entzogen wird, daß der Künstler der das Talent besitzt größere Werke auszuführen, durch solche Kleinigkeiten sich vernachläßigt und auch bei größern Arbeiten immer in den kleinlichten Ton verfällt, von welchem er sich nur schwer loswinden kann.

Chodowiecky war der Künstler, welcher vorzüglich die Kupferstiche für die Kalender in Aufnahme brachte; er war einzig in seiner Art, und noch hat keiner sein Charakteristisches erreicht, ob ihn gleich Viele gleich zu kommen strebten; doch betrachtet man die Arbeiten seiner Nachahmer und vergleicht sie mit einer Sammlung von Chodowieckyschen Blättern, so wird man bald hier, bald dort eine Figur, eine Gruppe finden, welche aus diesen genommen sind, und sind Chodowiecky's Zeichnungen auch immer korrekt, konnte er sich in seinen großen Blättern, z. B. in seinem General Ziethen, immer von seiner kleinen Manier, frei machen?

Verzeihen Sie mir, mein Freund, diese Episode, ich konnte mich nicht enthalten meinen Unwillen gegen das Kalenderwesen einmal laut werden zu lassen. Diese Kalender und der beinahe ausschließende Geschmack an Engländischen Blättern sind mit Ursache, weshalb bei uns die Künste und vorzüglich die Kunst in Kupfer zu stechen weniger Gedeihen finden, obgleich auch noch so viele andere Ursachen mitwirken.

Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, daß in unsern Gegenden ein ganz reiner Geschmack in Rücksicht der schönen Künste und Wissenschaften herrscht —

ſchaften ſeinem Körper die Züge einer unterſcheidenden Phyſionomie werden eingeprägt haben. Seine innern Theile ſind in ihrem Baue eben ſo mangelhaft. Unvermögend die nährende Materie durchaus zu verwandeln, laſſen ſie ihr vieles von ihren fremden Eigenſchaften. Dieſe Materie, durch den Kreislauf in das innere Gewebe der Glieder geleitet, um darinn den unaufhörlichen Abgang zu erſetzen, theilt ihnen ihre Eigenſchaften mit, und entfernt ſie dadurch von ihrer Natur. Aus dieſen Abweichungen, die durch den Einfluß des Klima vermehrt werden, entſtehen alle die mannigfaltigen Schattirungen vom Temperament, deren jedes menſchliche Individuum ſeine eignen hat. Auf einen gewiſſen Grad getrieben, verurſachen ſie die Krankheiten, die das Leben verbittern, und zuletzt die, welche es endiget.

Die Objekte fangen unmittelbar nach der Geburt an ihre Bilder zu mahlen, aber auf ein Gehirn und mit Geiſtern, die an der allgemeinen Verderbniß Theil nehmen. Die Organiſation von jedem Gehirn entſcheidet die Lebhaftigkeit der Bilder, die es empfängt, und die Dauer der Eindrücke, die ſie zurück laſſen. Sie entſcheidet, ob mit mehrerer Leichtigkeit intellektuelle Begriffe aus ihnen gezogen, und durch ihre Vergleichung neue Wahrheiten geſucht; oder ob leichter übereinſtimmende Züge aus ihnen genommen,

und

und wo wird auch dieser überhaupt gefunden werden! — indeß ist er noch lange nicht so sehr verderben als es von ihm in dem nördlichen Teutschlande geglaubt wird, und zwar in einem solchen Grade geglaubt wird, daß wenn man etwas sehr geschmackloses bezeichnen will, gesagt wird, es wäre zu Nürnberg oder zu Augsburg verfertiget worden, ein Sprüchwort welches sich aus jenen Zeiten herschreibt, in welchen in beiden Städten so vieles verfertiget wurde was ganz dem guten Geschmacke entgegenläuft; in wie fern dies aber nicht mehr, wenigstens auf Augsburg anzuwenden ist, hoffe ich weiter unten unpartheiisch erörtern zu können: auch giebt es mehrere Städte in dem südlichen Teutschlande, in welchen wie Stuttgart, München u. a. der heutige Geschmack eine hohe Stufe erreicht hat; aber auch wieder andere, deren Namen ich nicht nennen will, auf welchen der Fluch liegt, daß nichts Neues und Gutes in ihnen gedeihen will, deren Aeußeres schon allzu deutlich sagt, wie weit die meisten ihrer Bewohner von allem ästhetischen Gefühle entfernt sind.

Aber lassen Sie mich nun zu dem eigentlichen Zwecke dieser Briefe, zu einer kurzen Schilderung der gegenwärtigen Beschaffenheit der Künste in Augsburg gelangen. Ich würde dasjenige was die Kunst

Gewerbs- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg, welche Herr Paul von Stetten der jüngere, dessen Sohn zu seyn ich das Glück habe, in den Jahren 1779 und 1787 heraus gab, ich würde dasjenige, sage ich, wiederholen müssen, wollte ich von dem Flor der Künste in Augsburg in den ältern Zeiten, Ihnen etwas erzählen, was schon hinlänglich durch diese Geschichte bekannt ist. In dieser Hinsicht verweise ich Sie auf jenes Werk, meine Absicht in diesem Briefe erstreckt sich nur dahin, Ihnen den gegenwärtigen Zustand der Künste zu schildern, wie ich bereits damit einen Versuch in der Oberteutschen allgemeinen Zeitung machte.

Zuerst gebührt hier der Ausburgischen Kunstakademie erwähnt zu werden, von welcher ich in der Allgemeinen Zeitung den Wunsch äußerte, daß sie den bescheidenen Namen Kunstschule annehmen möchte. Lange schon war es der Wunsch mancher Künstler und Freunde der Kunst, daß eine nähere Vereinigung zwischen ihnen selbst sich treffen möge, welche auch in dem Jahre 1788 durch die Bemühungen des berühmten Künstlers Ignaz Sebastian Klauber, der sich wie Sie wissen gegenwärtig zu Petersburg aufhält, zu Stande kam. Es wurden die angesehensten der Augsburgischen Künstler, welche

sich theils in Augsburg, theils auswärts ausgezeichnet hatten, nebst verschiedenen Fremden, welche sich darum bewarben, zu wirklichen Mitgliedern der Akademie aufgenommen. In dem folgenden Jahre wurden auch Ehrenmitglieder aufgenommen, welche von Zeit zu Zeit vermehrt wurden. Diese Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden, hatte und hat noch auf die Beförderung der Künste einen sehr bedeutenden Einfluß, obgleich noch immer der Wunsch übrig bleibt, daß die Künstler unter sich eines vertrautern Umganges pflegten, der sie auf die Vervollkommnung ihres Geschäftes hinführte, der sie von dem Neide entfernte der nicht unter Künstlern angetroffen werden sollte; und soll ich ganz aufrichtig meine Meinung äußern, so muß ich gestehen, daß jene Vereinigung der Künstler, so wohlmeinend auch ihr Zweck ist, nicht das leistet, was billig von ihr zu erwarten wäre.

Die mit der Akademie verbundene Zeichenschule, welche an den Sonn- und Feiertagen des Morgens und Nachmittags unter der Leitung der beiden sehr braven Lehrer Hauer und Tugandas gehalten wird, leistet, vorzüglich für die Handwerker, sehr viel und ihr gebührt vorzüglich die Ehre, daß durch sie der widrige Geschmack an den Schnörkeln und Zierrathen der

in Augsburg nur zu lange der herrschende war, verlor. Die Handwerker, vorzüglich die Zimmerleute, Tischler, Dreher, Töpfer, Schlösser, Stellmacher, Gold- und Silberarbeiter u. a. finden hier eine schickliche Gelegenheit, sich in dem Zeichnen nach guten Originalen und nach einer zweckmäßigen Anleitung zu üben, und auf diese Weise sich mit dem neuesten Geschmacke bekannt zu machen, in dem mehrere von den so vielen Ideenmagazinen, und andern Werken der Art, wie die Artistischen Blätter, in der Sammlung von Originalien der Akademie sich befinden. Ich will hiermit nicht sagen, daß jene Werke Muster eines guten Geschmacks sind, wer weiß was dieser ist und nur einigemal diese Wercke durchblätterte, wird gestehen müssen, daß sie nicht immer die Kritik desselben aushalten; aber sie zeigen uns doch, worin gegenwärtig der herrschende Geschmack besteht, diesen, er mag nun gut oder nicht gut seyn, muß der Handwerker kennen, denn sein Gewerbe geht nach Brod, und seine Erfindungen in neuen Formen mögen noch so sehr nach der Regel des reinen Geschmacks seyn, und sie sind nicht nach der Mode: so wird er mit aller seiner Kunst darben müssen.

Diese Zeichenschule ist, wenn ich es so nennen darf, die Pflanzschule unserer Handwerker: denn

wenn der Lehrjunge oder auch der Geselle von seinem Meister die erforderlichen Handgriffe erlernt hat, so sammelt er sich hier Ideen zu neuen Formen seiner Fabrikate und lernt dieselben zu Papier bringen. Beides ist für so manche Klassen von Handwerkern unentbehrlich, und ist einmal der Anfang gemacht, sind die ersten Regeln zweckmäßig ertheilt worden: so findet der Schüler, wenn er nur irgend ein fähiger Kopf ist, Vergnügen daran und er wird das bereits Angefangene nie mehr liegen lassen. — Außer den Handwerkern haben aber auch noch andere Personen hier Gelegenheit um einen sehr billigen Preis, der sich für den Monat auf 15 Kr. beläuft, das Zeichnen zu erlernen, auch befinden sich gewöhnlich hundert und mehrere Schüler in dieser Anstalt, unter welchen sich manches glückliche Talent auszeichnet, und manches ist aus derselben hervorgegangen, welches das Zweckmäßige dieser Anstalt beweist.

Jährlich in dem Frühjahre werden die besten Arbeiten der Schüler dieser Anstalt mit silbernen größern und kleinern Medaillen belohnt und die Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche, Modelle u. s. w. derselben zur Schau aufgestellt. Etwas weniger Liberalität mit der Austheilung der Medaillen möchte hier anzurathen seyn, denn ich sahe daß Arbeiten den Preis er-

hielten, welche denſelben nicht im geringſten verdienten, welche ihn nur deshalb erhielten, da ſie um einige Grade beſſer waren als einige noch ſchlechtere. Dies hat unſtreitig auf die Schüler einen ſehr bedeutenden Nachtheil, denn ſie ſehen daß auch nur mittelmäßige Arbeiten belohnt werden und in dieſer Ueberzeugung verwenden ſie weniger Fleiß auf ihre Arbeiten, welche in ihrer Art und nach den Kräften der Schüler die möglichſte Vollkommenheit erreichen ſollten: auch wähnt ſo bald der Schüler, daß, wird ſeine Arbeit gelobt und belohnt, er ſchon einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht habe, hinter welchem er doch noch weit zurücke ſteht. — Nebſt den Arbeiten der Schüler werden auch noch bei den jährlichen Ausſtellungen die Arbeiten der Künſtler und Dilettanten mit zur Schau aufgeſtellt; auch von dieſen erhalten, wenn es der Wunſch des Künſtlers oder Dilettanten iſt, die beſſern Arbeiten den Preis. Als dieſe öffentlichen Ausſtellungen errichtet wurden, da war es nicht ſelten der Fall, daß auch unſere ältern Künſtler ihre neuern oder auch frühern Arbeiten dort ausſtellten, in den neuern Zeiten hat aber dieſer löbliche Gebrauch aufgehört, wenigſtens zum Theil. Schon in der Allgemeinen Zeitung erwähnte ich des Umſtandes, daß nur allzu viele Kinderarbeiten und Zeichnungen, welche von ſehr ſchwachen Händen verfertigt wurden,

hier zur Parade aufgehängt werden, und dies ist mit eine Ursache, weshalb sich mancher Künstler scheut, seine Arbeiten an dem Orte aufzustellen, an welchem die Arbeiten der Unmündigen aufgestellt sind; denn es ist immer ein unangenehmes Gefühl, seine bessern Arbeiten in eine gleiche Kategorie mit Stümperarbeit gesezt zu wissen.

Eines andern Fehlers bei der eigentlichen Akademie erwähnte ich ebenfalls in der Allgemeinen Zeitung. Ich glaube damals über denselben, nämlich daß der Mann, welcher den Zeichnern als Modell dient, anfängt alt zu werden, und nun physisch unmöglich nicht mehr das leisten kann, was er vor zwanzig Jahren leistete, ich glaube daß ich dort schon so viel über diesen Gegenstand äußerte, daß ich ihn hier füglich mit Stillschweigen übergehen kann; doch kann ich mich nicht enthalten, hier einen Gedanken oder Wunsch, von welchem ich weiß, daß er nicht mein Wunsch allein ist, laut werden zu lassen. Die Akademie besizt nämlich mehrere glückliche Gypsabgüsse z. B. den Laocoon, den Fechter u. a. welche, würden sie zu dem Zeichnen aufgestellt, gewiß für den schon vollendeten Künstler als auch für den werdenden ein reichhaltiges Studium gewähren würden, welches ungleich nüzlicher wäre, als wenn junge Zeichner angehalten würden, nach ei-

nem Modell zu zeichnen, welches nur zu sehr das Gepräge des Alters an sich trägt.

Außer dieser Akademie befindet sich in Augsburg noch eine öffentliche Zeichenschule, welche mit dem Gymnasium zu St. Anna verbunden ist, von welcher zu wünschen wäre, um erstere noch gemeinnütziger zu machen, daß sie mit dieser vereiniget würde.

Zweiter Brief.

In meinem letzten Briefe machte ich Sie vorzüglich mit denjenigen öffentlichen Anstalten in Augsburg bekannt, welche dahin abzwecken die Künste zu befördern; in diesem Briefe will ich Sie mit unsern vorzüglichsten Künstlern und ihren neuesten Produkten selbst bekannt machen.

Es wäre Großsprecherei, wollten die Augsburger behaupten, daß sie gegenwärtig noch so viele und so bedeutende Künstler besitzen, als sie in den ältern Zeiten besaßen; daß dies nicht mehr der Fall seyn kann, habe ich Ihnen in dem Eingange zu meinem ersten Briefe bereits hinlänglich bewiesen; demungeachtet

aber besitzt Augsburg doch immer noch einige sehr brave Männer in den verschiedenen Fächern der Kunst, mit welchen ich Sie nun bekannt machen will.

Zu unsern ersten Malern verdient gewiß der Direktor der Akademie Joseph Huber vorzüglich genannt zu werden. *) Seine neuesten Arbeiten sind die Platfonds in der Kirche des Dorfes Oberhausen und in einer Wallfahrtskirche ungefähr eine Stunde von Augsburg entfernt auf dem sogenannten Kobel, welche beide sehr glücklich ausgeführte Frescogemälde sind. Ferner verdient die von Huber gemalte vordere Gardine in dem Augsburgischen Theater angeführt zu werden, auf welcher die drei Grazien nach dem Kupferstiche zu Wielands Gedicht sehr glücklich ausgeführt sind.

Zu den neuesten Arbeiten des Landschaftmalers Johann Michael Kray **) gehören außer gemalten schönen Landschaften und Aussichten z. B. des Baron von Schnurbeinischen Schlosses Meitingen, des Schlosses Strasberg bei Augsburg, des Schlosses

*) Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg. I. Bd. S. 356. II. Bd. S. 213.

**) Kunst- und Gewerbsgeschichte der Stadt Augsburg. I. Bd. 356. II. B. 211.

Hamal, das Bad zu Oberlingen in der Gegend von Ulm, das Städtchen Pappenheim u. a., die in Kupfer gestochene und lavirte Prospecte aus der Gegend von Salzburg, die größern und kleinern Prospecte von Augsburg und ähnliche von Nürnberg und Ulm. Unter allen Oelgemälden, welche Kray in den neuern Zeiten verfertigte, verdient vorzüglich eine von ihm inventirte Landschaft erwähnt zu werden, welche sich in der Gemäldesammlung des Herrn Stadtpflegers von Stetten befindet, und dann noch zweier Ansichten des Fürstlich Fuggerischen Schlosses Babenhausen, welches der Herr Fürst, der ein Freund der Künste und selbst kein unglücklicher Maler ist, und bei Kray die Oelmalerei erlernte, malen ließ. Alles was Kray ist, wurde er durch sich selbst; sein Vater, ein Mauermeister zu Biberach, hielt seinen Sohn zu seinem Gewerbe an, allein ein innerer Trieb bewog ihn, den Pinsel zu ergreifen, anfangs zwar nur um Thüren und Kutschen anzustreichen, allein bald trieb ihn sein Genie weiter und bald brachte er es durch ein fleißiges Studium der Natur dahin, daß er mit Recht einer der besten neuern Landschaftmaler wurde, welchem es zu wünschen wäre, daß er ein sorgenfreieres Leben führen und sich ganz der Kunst widmen könnte.

An

und daraus poetiſche Schilderungen entworfen werden. Sie entſcheidet den Grad des Vergnügens, den die Harmonie einer Kette von Schlüſſen, oder einer idealiſchen Schönheit in der Seele erregt, und den Grad des Nachdrucks, mit dem die eine oder die andere ihre bewegende Kraft zur Handlung beſtimmt. Die Umſtände, in welche jeder Menſch kömmt, entſcheiden die Art der Bilder, die ſein Gehirn anfüllen, die Art der Vergleichungen die er macht, der Ideale die er ſich bildet, der Handlungen die er begeht. Organiſation und Umſtände machen jeden Menſchen zu dem, was er iſt. Durch ſie iſt er Philoſoph, Poet, Held; oder durch ſie bleibt die Energie ſeiner Seele in einer ewigen Unthätigkeit. In dem Gehirne des Newton lag die Lehre von den Centralkräften entwickelt, da er eine Birn vom Baume fallen ſahe. Er verglich den Mond, der ſich der Erde nähert, zu derſelben Zeit daß er ſich in der Tangente ſeiner Bahn von ihr entfernt, mit der Birn, die ſich, wie er, der Erde nähert, wenn ſie nichts aufhält. Er urtheilte, daß ſo ähnliche Würkungen wohl einerley Urſach haben könnten, und die groſſe Entdeckung war gemacht, die eine der merkwürdigſten Epochen in der Geſchichte der menſchlichen Kenntniſſe iſt. Die Berechnung gab ihr hernach nur ihre völlige Gewißheit. Shakespear litte durch die Leidenſchaften anderer, und durch ſeine eigenen,

An Johann Jacob Mettenleiter*) welcher sich lange in Augsburg aufhielt und von welchem noch mehrere sehr gute Gemälde sich dort befinden, z. B. zwei Scenen aus Göz von Berlichingen, verlor Augsburg, als er nach Petersburg gieng, einen sehr guten Maler, dessen unermüdeter Fleiß und lebhaftes Kolorit in der Folge der Zeit noch sehr viel von ihm versprach.

So wie sich die Talente zu der Malerei des Landschaftmalers Kray entwickelten, auf dieselbe Weise entwickelten sich auch die Talente des Historien-Malers Michael Dänzel.**) Von ihm befinden sich zu Lindau drei mythologische Superports, unter welchen sich vorzüglich die Ankunft des Pluto mit der geraubten Proserpina in dem Tartarus auszeichnet, die sowohl in Rücksicht der Komposition als auch der Ausführung Beifall verdienen. Ferner verdienen von diesem Maler angeführt zu werden drei Scenen aus den Briefen eines Frauenzimmers aus dem XVten Jahrhunderte, und zwei aus Agnes Bernauer, in

*) Ebendf. I. Bd. 357. II. Bd. 214. und Kotzebue's merkwürdigstes Jahr seines Lebens. II. Theil. 214.

**) Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg II. Theil. 218.

der Stadtpfleger von Stettiſchen Sammlung und eine ſehr ſchön gedachte Skizze der Zuſammenkunft Kaiſer Joſeph II. und der Kaiſerin Catharina II. zu Cherſon. Traurig iſt es für dieſen Maler, daß die gegenwärtigen Zeiten ihm beinahe alle Gelegenheit benommen haben, ſein Talent zu zeigen und dafür würdige Belohnung zu erhalten.

Johannes Walch *) fährt immer noch fort, ſich vor andern Malern ſeines gleichen mit ſeinen Portraiten in Miniatur auszuzeichnen, und hatte in den kurz verfloſſenen für jeden, vorzüglich für die Künſtler, ſo traurigen Kriegszeiten ſehr viele Arbeit, vorzüglich in jener Periode, als während den Friedensunterhandlungen zu Raſtadt das Kaiſerliche Hauptquartier in dem nahe bei Augsburg gelegenen Bairiſchen Städtchen Friedberg ſich befand, wo er auch die Ehre hatte, den Erzherzog Carl nebſt vielen Kaiſerlichen Generalen mit großem Glück in Rückſicht der Aehnlichkeit und der Kunſt zu portraitiren und reichlich dafür belohnt zu werden, und noch unlängſt während ſeines Aufenthalts zu Wien hatte Walch das Glück, daß ſich der Erzherzog Carl zum Zweitenmale von ihm portraitiren ließ. — Die Manier in wel-

*) Ebendaſ. II. Th. 219.

cher Walch malt, kann nicht eigentlich punktirte Miniatur genannt werden, sondern seine Portraite sind Gemälde mit Wasserfarben, welche auf dieselbe Art wie mit Oelfarben behandelt sind, und soll ich mich eines Gleichnisses bedienen: so sind sie ungefähr das zwischen der großen und der Miniaturmalerei, was der Bariton in der Vokalmusik zwischen der Baß- und Tenorstimme ist.

In der eigentlichen Miniaturmalerei zeichnete sich in Augsburg der vor einiger Zeit verstorbene Maler Franz de Paulo de Raichel und Joseph Mair aus; jedoch verfällt die Manier des letztern allzu sehr in das Kleinlichte, und seinen Köpfen denen es zwar nicht an Aehnlichkeit fehlt, mangelt es an Leben.

Unter den Augsburgischen Zeichnern verdient daß ich Ihnen anführe: der Lehrer an der Akademie, Thomas Hauer; er ist ein an Erfindungen reicher Zeichner, nicht nur in Architektur sondern auch in historischen Vorstellungen und Figuren; eines seiner gelungensten Blätter ist ein Opfer in dem Tempel der Vesta.

Thomas Weber arbeitet vorzüglich in Chodowieckyscher Manier und hat in derselben mehrere artige

Blätter, vorzüglich zu dem Nellwagischen Taschenkalender geliefert, in welchen Natur und Wahrheit liegt. Auch in größern Gegenständen hat Weber für viele Verleger gearbeitet, Blätter welche Beifall verdienen, besonders da sie in einem bessern Geschmacke, als man ehedem in den Verlagsartikeln gewohnt war, verfertigt sind. Der gegenwärtige Stadtpfleger Paul von Stetten, der Verfasser der Geschichte der Stadt Augsburg in Briefen an ein Frauenzimmer, welche sich mit dem Jahre 1764 schließen, hat seine Geschichte, bis jetzt zwar nur zu seinem Vergnügen, ohne daß er gesonnen ist diese Arbeit dem Drucke zu übergeben, bis auf die heutigen Zeiten fortgesetzt, zu welchen Briefen Weber, (so wie schon zu den frühern der bereits schon vor mehreren Jahren verstorbene Eichler), die Zeichnungen und zwar sehr glücklich verfertiget; nur ist es zu bedauren, daß in Rücksicht des Formats dem Zeichner in der Ausführung seiner Ideen nicht freie Hand gelassen wurde.

Friedrich Weber aus dem Wirtembergischen, der Sohn eines Webers, erlernte in frühern Zeiten das Gewerbe seines Vaters, doch ein natürlicher Trieb zu der Kunst bewog ihn sein Gewerbe zu verlassen. Zuerst zeichnete er Dessin's für Zitzfabriken, bald aber gieng er zu größern Gegenständen über, vorzüglich

widmete er ſich der Landſchaftzeichnerei, und ſeine von ihm ſelbſt in Kupfer geſtochene Arbeiten druckt er mit Farben ab. Wenn Friedrich Weber mit der Zeit und durch Fleiß ſeinen Arbeiten eine etwas unnatürliche Härte nimmt, und an einzelnen Partien die Steifheit vermeidet; ſo können ſeine Blätter bald mit zu den beſten gezählt werden, welche in dieſer Manier in Teutſchland verfertiget werden.

Ein Enkel (nicht Urenkel, wie ich irrig in der Allgemeinen Zeitung ſagte) des alten berühmten Schlachtenmalers Rugendas, Georg Lorenz Rugendas, welcher als zweiter Lehrer bei der Akademie angeſtellt iſt, befleißigt ſich die Ehre ſeines Namens zu erhalten, deſſen auch ſein Vater und Onkel nicht ganz unwürdig waren. Indes zeichnet ſich doch dieſer noch junge Künſtler vortheilhafter als jene aus; er verfertigte, und nicht ganz unglücklich, zwei große Blätter, auf welchen die Schlachten an der Oſterach und bei Hohenlinden vorgeſtellt ſind, nebſt einer Suite kleinerer Blätter, welche einzelne Scharmützel aus dem letzten Kriege enthalten. Außer Bataillenſtücken zeichnete ſich Rugendas auch in zwei Konſervationsſtücken in ſchwarzer Kunſt mit bunten Farben gedruckt, ſehr vortheilhaft aus. Dieſe beiden Blätter befinden ſich in dem Verlage des für die Augsburgiſchen Künſtler ſich theilneh-

mend bezeigenden Santo Tassari, von welchen ich Ihnen weiter unten mehreres mittheilen werde.

Die Reihe, in diesem Briefe erwähnt zu werden, trifft nun die Kupferstecher, und hier gebührt vor allen dem sehr geschickten Kupferstecher Matthias Gottfried Eichler der erste Rang, dessen Herr Professor Meusel in seinem Museum für Künstler und Kunstliebhaber in dem 1. Stück Seite 60 mit Ehren gedenkt, so daß ich hier, um nicht allzu weitschweifig zu werden, mich außer der Erwähnung der neuesten Arbeiten von Eichler, aller weitern Bemerkungen über diesen Künstler enthalte; nur muß ich noch als Zusatz hinzufügen, daß Eichler durch die Unruhe in der Schweiz vertrieben, dieselbe verließ und sich in seiner Vaterstadt Augsburg seinen Wohnsitz wieder aufschlug. Unter seine neuesten Arbeiten gehört ein Russisches Bad, eine Ansicht einer Partie, wenn ich nicht irre von Moskau, eine äußerst schön gestochene Landschaft mit Wasser in welchem sich Nymphen baden, und zwei Ansichten von Augsburg.

Carl Schleich *) hat in der Kunst in Kupfer zu stechen sehr merkliche Fortschritte gemacht, dies be-

*) Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg II. Th. 235.

weiſen außer den Arbeiten, welche er in den Martin Engelbrechtiſchen Kunſtverlag verfertigte, die Portraite der beiden gegenwärtigen Stadtpfleger, Paul von Stetten und Joſeph Adrian von Imhoff, welche mit vielem Fleiße gearbeitet ſind.

Paul Jacob Laminit hat ſich beſonders in kleinern Arbeiten zu dem Rellwagiſchen Kalender nach Zeichnungen von Weber und Mettenleiber in München, ſo wie auch durch eigene Verlagsarbeiten und durch ſeinen feinen Stich bekannt gemacht.

Dies ſind ungefähr die beſten Künſtler, welche Augsburg in der Kunſt in Kupfer zu ſtechen beſitzt, doch außer dieſen kann ſich Augsburg rühmen, noch mehrere Künſtler in dieſem Fache aufzuweiſen, welche zwar gegenwärtig ſich nicht mehr dort aufhalten, welche aber einſt dort lebten, welche noch Bürger in Augsburg ſind, und ich würde Augsburg einen Theil ſeines ſchönſten Ruhmes entziehen — denn iſt nicht der Flor der Künſte eine der ſchönſten Zierden eines Staates! — würde ich dieſer Künſtler nicht hier gegen Sie erwähnen.

Ignaz Sebaſtian Klauber *), jener be-

*) Kunſt- Gewerb- und Handwerksgeſchichte der Stadt Augsburg I. Th. 408. II. Th. 234.

rühmte Künſtler und gewiß einer der erſten noch lebenden Kupferſtecher, wurde in dem Jahr 1796, als er ſich nach ſeiner Zurückkunft aus Paris einige Zeit in ſeiner Vaterſtadt aufgehalten hatte, als Direktor der Kupferſtecherakademie nach Petersburg berufen, wohin er auch mit ſeiner Familie, ob er gleich Hoffnung gab einſt wieder in ſeine Vaterſtadt zurück zu kommen, abreiſte. Während ſeines Aufenthalts zu Augsburg zeigte ſich Klauber als einen eifrigen Beförderer der dortigen Kunſtakademie, und er war es auch, welcher ſchon in frühern Zeiten die Vereinigung der Künſtler bewerkſtelligte. In der damaligen Periode erhielt auch Klauber den Charakter eines Königlich Däniſchen und eines Kurfürſtlich Trieriſchen Hof-Kupferſtechers. Unter die neueſten Arbeiten dieſes Künſtlers gehört das Portrait des Königlich Preußiſchen Miniſters Grafen von Hardenberg, des letzt verſtorbenen Ruſſiſchen Kaiſer Paul I. und mehrere Kupferſtiche zu der ſplendiden Ausgabe von Wielands Werken. Ferner das Portrait des unlängſt verſtorbenen Erbprinzen von Baden und ein Stammbaum der zehn Regenten des Ruſſiſchen Reiches in dem verfloſſenen Jahrhundert, für welches Blatt dem Künſtler von Kaiſer Alexander I. eine goldene Doſe zum Geſchenk gemacht wurde *).

*) Zeitung für die elegante Welt 1802. Nr. 17.

Die beiden berühmten Kupferstecher Egidius Verhelst *) und Ernst Christoph Thelott **) beide Augsburgische Bürger, leben noch in Ansehn und Ehren, der eine zu Mannheim, der andere zu Düsseldorf, und zeichnen sich immer noch durch ihre Arbeiten vor andern Künstlern in ihrem Fache aus; eben so lebt Bartholomäus Hübner ***) zu Basel; wie es aber dem Kupferstecher Joseph Huber ****) während der Revolution in Paris ergangen ist, ist nicht bekannt.

Unter die, wenigstens gegenwärtig abwesenden Augsburgischen Kupferstecher ist auch Friedr. Schröder aus Kassel, welcher das Augsburgische Bürgerrecht erhalten hat, zu zählen; die von Nahl in Kassel gezeichnete und von Schröder in Kupfer gestochene Ansichten des Weißensteins oder der Friedrichshöhe bei Kassel, welche auf Pränumeration in dem Martin Engelbrechtischen Verlage in Augsburg erscheinen, sind in einem großen Theile Teutsch-

*) Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg. I. Th. 414.

**) Ebend. I. Th. 414.

***) Ebend. I. Th. 413.

****) Ebend. II. Th. 239.

lands rühmlich bekannt. Bereits ſind von dieſen Anſichten der Friedrichshöhe vier große Blätter erſchienen, welchen noch eine Suite von kleinen folgen werden, und es gereicht der Verlagshandlung zur Ehre, daß ſie mitten in dem Kriege ein ſolches Unternehmen mit ſo vielem Glücke ausführte. Dieſelbe Kunſthandlung hat vor einiger Zeit zwei Blätter auf Subſkription, welche den Tod des Archimedes vorſtellen, angekündiget; die Zeichnungen, deren Stich Schröder übernahm, ſind ebenfalls von Nahl und verdienen, wenigſtens in meinen Augen, den Vorzug vor allen andern Arbeiten dieſer beiden Künſtler. Ob dieſe beiden Blätter wirklich ſchon erſchienen ſind, weiß ich nicht.

Laſſen Sie mich nicht eines würdigen Veteranen unter den Augsburgiſchen Künſtlern mit Stillſchweigen übergehn, von dem einige Arbeiten in ſchwarzer Kunſt gewiß in langer Zeit noch zu den beſten Blättern, welche in dieſem Fache in Teutſchland verfertiget wurden, gezählt werden, nämlich des Augsburgiſchen Stadtgerichts- und Ehegerichtsaſſeſſors auch Direktors der Kunſtakademie Johann Elias Haid *) deſſen

*) Kunſt- Gewerb- und Handwerksgeſchichte der Stadt Augsburg. I. Th. 428. II. Th. 242.

genen. Er lernte die Leidenſchaften in allen ihren Geſtalten und Würkungen kennen, und wurde fähig ſich Ideale von ihnen zu bilden. Die Umſtände machten ihn zum Schauſpieler, er ſtellte daher dieſe Ideale auf die Bühne. Carl der zwölfte brannte für Begierde ein Alexander zu werden. Der Monarch von einem gröſſern Reiche als das vom Darius griff ſeine Staaten an. Carl, um ſeinem Model zu gleichen, konnte nicht weniger thun als ihn detrôniſiren. Dieſelben Umſtände bey andern Organiſationen, oder dieſelben Organiſationen bey andern Umſtänden hätten nicht dieſelben Würkungen gehabt. Curtius hätte den Newton nicht zum Eroberer; Kepler Carl den zwölften nicht zum Geometer gemacht. Newton, ohne einen wohlthätigen Verwandten, der ihn in den Siz der Gelehrſamkeit verſetzte, hätte in immerwährender Dunkelheit ſeinen Acker gebauet; Carl der zwölfte, ohne den Curtius, wäre vielleicht ein guter König, mit dem Curtius und ohne Krone, ein Donquixot, ohne beyde, ein unbekannter Privatmann geweſen.

Der Menſch erreicht das Alter, da er anfängt über ſich ſelbſt zu denken. Er fühlt, daß er nicht glücklich iſt. Er ſucht den Grund von ſeinem mangelhaften Glück, und findet ihn in ſeinen eigenen Unvollkommenheiten. Er hat in ſich den Begriff von

einer

vier Stücke, die Geheimniſſe der H. Jungfrau Maria aus der Kurpfalzbairiſchen Gallerie zu Düſſeldorf, wenn ich nicht irre nach Adrian van der Werf, Ihnen gewiß bekannt ſind. Außerdem daß Haid ſeine Sammlung jetzt lebender Gelehrten von Zeit zu Zeit noch fortſetzt, liefert er dem Publikum noch andere Produkte ſeiner Kunſt, unter welchen ſich vorzüglich ein ſehr ſchönes Blatt, auf welchem zwei Eisbären von dem berühmten Thiermaler Rindinger nach dem Leben gezeichnet, vorgeſtellt ſind.

Auch von der Art ſchwarzer Kunſt, welche mit dem Schabeiſen hervorgebracht und in neuern Zeiten mit bunten Farben verfertiget wird, welche vermittelſt mehrerer Platten aufgedruckt werden, haben ſich in Augsburg mehrere Künſtler ausgezeichnet, und die Blätter welche die beiden Künſtler Hauer und Rugendas, für den Teſſariſchen Verlag in dieſer Manier verfertigten, verdienen Beifall und Aufmunterung. Auch die Proſpekte des ſchon unter den Zeichnern erwähnten Friedrich Weber's ſind in einer ähnlichen Manier gearbeitet.

Dritter Brief.

Ich hoffe, daß ich Ihnen bereits die vorzüglichsten Künstler in Rücksicht der Malerei, Zeichen- und Kupferstecherkunst aufgezählt habe; lassen Sie mich meinen Blick auf andere Gegenstände der Kunst wenden, und zwar zuerst auf die schöne, aber auch so schwere Bildhauerkunst. Auch in diesem Fache hat Augsburg in den neuesten Zeiten zwei Männer aufzuweisen welche ihm Ehre machen, nämlich den vor wenigen Jahren verstorbenen Ignaz Ingela *) und Johann Michael Hoff. Von jenem und dessen neuern Werken zuerst. Unter diese verdient das in der Augsburgischen evangelischen Kirche zu St. Anne aufgestellte Grabmal des in dem Jahr 1788 zu München gestorbenen Russischen Gesandten Pertersen, genannt zu werden, welches Grabmal von Carl Schleich für den Martin Engelbrechtschen Verlag in Kupfer gestochen wurde. — Ferner, das Grabmal des alten Christian von Münch auf Eichstetten und Bilseck, das Grabmal der Baron von Hysdorfischen Familie und des Banquiers Ignaz Carli, beide auf dem katholi-

*) Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg. I. Th. 458. II. Th. 281.

ſchen Todtenacker zu Augsburg, und ein Grabſtein der jung verſtorbenen einzigen Tochter eines wohlhabenden Augsburgiſchen Bürgers, welches eine ſehr glückliche Nachahmung des Langhanſiſchen Epitaphiums iſt. Das Basrelief über dem Haupteingang zu dem Seminarium zu St. Salvator in Augsburg, auf dem die bibliſche Stelle „Laſſet die Kindlein zu mir kommen" ausgeführt iſt, verdient aber gewiß unter allen Arbeiten, welche unter dem Meißel dieſes Künſtlers hervorgiengen, wenigſtens in meinen Augen, den Vorzug.

Michael Hoff iſt zuverläſſig unter den mehreren Schülern, welche der verſtorbene Ingela bildete, einer von denjenigen, welche ihrem Lehrer am nächſten kamen, wo nicht in mancher Hinſicht übertroffen haben. Nach Ingela's Tod vollendete Hoff das prächtige Grabmal des verſtorbenen Fürſten von Oettingen Oettingen *), deſſen ich ſchon in der Allgemeinen Zeitung erwähnte, welches, da Ingela in den letzten Jahren ſeines Lebens beinahe ununterbrochen krank war, Hoff beinahe allein ausführte. Zu bedauren iſt es, daß dieſes Grab-

*) Beilage zu dem 98ſten Stücke der Zeitung für die elegante Welt von dem Jahr 1801.

mal, welches ein Meisterstück der neuern Bildhauerkunst ist, in einem feuchten Gewölbe steht, in welches das Licht nicht sehr vortheilhaft einfallen soll. Zu Hoff's neuesten Arbeiten gehört das Denkmal, welches eine Gesellschaft dem Erzherzog Carl auf einer öffentlichen Promenade bei Augsburg errichten ließ, welches, wenn es auch nicht von Seiten einer richtigen Angabe zu rühmen ist, doch in Rücksicht der von dem Künstler dabei verwendeten Arbeit Beifall verdient.

Gewöhnlich wird die Kunst, Geräthe von verschiedener Form aus Silber oder Gold zu verfertigen, welche entweder zu den wirklichen oder eingebildeten Bequemlichkeiten des Lebens, oder zur Verzierung der Zimmer gebraucht werden, als ein Handwerk angesehn; auch war dies in Augsburg, wo diese Kunst schon so lange und mit Ruhm ausgeübt wird, wie in andern Städten der Fall. Doch kann hier mit Recht gesagt werden, der Name trägt nichts zu der Sache bei, und unter den Augsburgischen Gold- und Silberarbeitern befanden sich von jeher, so wie noch, Männer welche den Namen Künstler mit Recht verdienen. Heut zu Tage finden zwar in Gold oder Silber getriebene Arbeiten, welche mit Recht den Namen Kunstarbeiten verdienen, keinen Absatz mehr, und deshalb werden sie nicht mehr verfertiget, ob ich gleich nicht

daran zweifle, daß auch einige unserer gegenwärtigen Gold- und Silberarbeiter dergleichen verfertigen könnten. Arbeiten aber von der Art, welche heut zu Tage gesucht werden, worunter ich Waaren der Mode und des Luxus verstehe, werden in den gegenwärtigen Zeiten in Augsburg zuverlässig in demselben Grade schön als an andern Orten, und in dem Geschmak welchen die Mode gebietet, verfertiget. Die Zahl der Gold- und Silberarbeiter beläuft sich in Augsburg ziemlich hoch, und viele zeichnen sich in derselben vortheilhaft, aus, vorzüglich aber der geschickte Arbeiter Brunglocher, dessen Fabrikate gewiß an die Seite der schönsten Wiener, Strasburger und den Silber-Waaren anderer Städte an die Seite gesetzt werden können.

Es ist unbegreiflich aber wahr, daß es in den neuesten Zeiten, ja während der Dauer des lezten Krieges den geschicktern Gold- und Silberarbeitern nie an Arbeit und den Gold- und Silberhandlungen nie an Absatz fehlte, und in der Periode des Winters 1799 in der sich das Russische Hauptquartier zu Augsburg aufhielt, wurden von den Russischen Fürsten, Generalen u. s. sehr viele Silberwaaren gekauft, und oft solche welche in Rücksicht des veralteten Geschmacks in welchem sie gearbeitet waren, der Umschmelzung nahe sich

befanden. Auch wurde während dem Kriege noch in der Bauriſchen Silberhandlung für, wenn ich nicht irre, den Erbprinzen von Sardinien die Beſtellung eines Service's von Silber gemacht, welches aus mehr als hundert größern und kleinern Piecen beſtand, worunter einige von ſehr beträchtlicher Größe und ſehr künſtlicher Arbeit waren.

Unter die Kategorie der Gold- und Silberarbeiter gehören auch die, welche Diamanten und andere edle Steine faſſen, und auch hierin beſitzt Augsburg an Hafel einen Mann, deſſen geſchmackvolle, feine Arbeiten in dem ganzen ſüdlichen Teutſchland bekannt ſind und welche den Arbeiten der Engländer nahe kommen.

Nachdem der Kurfürſtlich Badenſche Münz- und Stempelſchneider Bückle Augsburg verlaſſen hatte, befand ſich dort lange Zeit kein Künſtler, welcher ſich in dem Fache deſſelben auszeichnete, bis endlich ein Schüler von Bückle, Joh. Jac. Neuß, in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, deſſen Arbeiten denen ſeines Lehrers nahe kommen. Bereits wurden von Neuß ſchon mehrere Schaumünzen geſchnitten, als z. B. auf die Wahl und Krönung Kaiſer Leopold II., auf das Regierungs- und Ehejubelfeſt des letzt verſtorbenen

Kur-

Kurfürſten von Pfalzbaiern Carl Theodor, eine ſehr ſchöne Medaille auf den Frieden von Lüneville mit einer paſſenden Aufſchrift u. a. m.

Dies wären diejenigen Künſtler, welche den Namen Künſtler verdienen, und welche Augsburg noch gegenwärtig beſitzt oder ſich wie es bei Klauber, Thelod u. a. der Fall iſt, wenigſtens rühmen kann, daß es ſeine Bürger ſind. Ich würde Sie ermüdet haben, hätte ich Ihnen auch die Namen und Produkte anderer mittelmäßiger Subjekte aufzählen wollen; ich weiß daß Sie ſich mit den Wenigern aber Beſſern begnügen. Ehe ich aber die zeichnenden und bildenden Künſte ganz verlaſſe, und Ihnen noch etwas Ausführlicheres über die Tonkunſt mittheile, kann ich mich nicht entwehren über die vor einiger Zeit ſo tief geſunkenen Verlagshandlungen von Kunſtprodukten, und über einen Wunſch, von welchem ich hoffte daß er kein frommer Wunſch bliebe, meine Gedanken mitzutheilen.

Vor noch weniger als zwölf Jahren waren die Augsburgiſchen Kunſthandlungen in dem Auslande in einem ſehr üblen Kredit, daß allgemein behauptet wurde daß dort nichts Gutes, oder nichts das das Gepräge des neuen Geſchmackes an ſich trüge, Gedei-

hen finden könnte; ja unter der Benennung Augsburger Waare wurde, und wird an mehreren Orten noch, immer nur das Geſchmackloſeſte verſtanden. Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, daß ſich die Augsburgiſchen Kunſthandlungen mit der eines Frauenholz's, eines Artaria, und noch mit vielen andern meſſen dürften, auch fehlt es vielen unſerer Verleger hiezu an ſpekulativem Geiſte; indeß hat Augsburg doch immer einige Handlungen der Art, welche gewiß nicht zu den ſchlechteſten in Teutſchland gezählt werden dürfen. Die Handlung Santo Teſſari et Comp. hat nicht nur einen ſehr ſchönen Verlag von auswärtigen, vorzüglich Engländiſchen und Franzöſiſchen Kupferſtichen, ſondern läßt auch ſelbſt ſehr viel arbeiten, und mancher Ausburgiſche Künſtler erhält durch ſie hinlänglichen Unterhalt So ſehr auch die Martin Engelbrechtiſche, ſo wie die Klauberiſche Kunſthandlung durch groteske Heiligenbilder ſich auszeichnen, welche in dem größten Theile des katholiſchen Europa einen reißenden Abſatz finden, ſo zeichnet ſich doch dieſe durch die Kunſtwerke des oben erwähnten Ignaz Sebaſtian Klauber zu Petersburg und jene durch die ebenfals ſchon erwähnten Anſichten der Friedrichs-Höhe bei Kaſſel von Schröder geſtochen aus. Dieſelbe Martin Engelbrechtiſche Handlung unternahm ſchon vor drei-

zehn Jahren eine Spekulation, welche ſie noch mit vielem Glücke fortſetzt und von welcher es zu wünſchen iſt, daß ſie noch lange fortgeſetzt werden möchte: nämlich die Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte für Kinder, zu welcher der Prediger Wilhelm den Text liefert, von welchem bereits ſchon dreizehn Bände erſchienen ſind und die auch in dem Auslande ungetheilten Beifall erhielten. Ein Beweis hievon iſt, daß der eben genannte Verfaſſer von der gelehrten Geſellſchaft zu Berlin als Mitglied aufgenommen wurde, und daß bereits ſchon ſeit mehreren Jahren dieſe Naturgeſchichte zu Strasburg in das Franzöſiſche überſetzt wird, zu welcher Ueberſetzung die Engelbrechtiſche Handlung die Kupferabdrücke liefert. Was dieſes Werk mit vorzüglich ſchätzbar macht, iſt daß der Preis deſſelben ſehr billig iſt und daß der, welcher es ſich anſchafft, da alle Wochen ein halber Bögen Text und ein Kupfer für 3 Kreuzer ausgetheilt wird, auf eine ſehr leichte Weiſe zu demſelben gelangt.

Der Elias Haidiſche Kunſtverlag, der ſich in früheren Zeiten berühmt machte, hat in neuern Zeiten außer den eignen Werken des Verlegers keinen ſtarken Zuwachs erhalten.

Nun noch ein paar Worte über meinen Wunsch. — Die Vermuthung, daß in Augsburg wo vor hundert, zweihundert und mehreren Jahren so viele reiche Kenner und warme Freunde der Künste waren, welche es als den Glanz ihres Hauses betrachteten prächtige und große Gemälde zu besitzen, die nach ihrem Tode unter die Erben oft vertheilt und von diesen oft aus Mangel an Geschmack und Kenntnissen, oft aus dem Grunde, weil die Mode befiehlt keine Gemälde in den Zimmern aufzustellen, vernachlässigt wurden, dieselben nun in verborgenen Ecken der Häuser liegen, von niemand geschätzt und so ihrem gänzlichen Untergange nahe sind — diese Vermuthung scheint nicht ganz ungegründet zu seyn, auch wollte ich sie, erforderlichen Falles, mit Beweisen belegen. Wäre es daher nicht zu wünschen, daß ein öffentlicher Ort oder Saal ausfindig gemacht würde, in welchem die Eigenthümer die von ihnen ungeschätzten oder unbenutzten Gemälde unter einer sichern Aufsicht aufstellen könnten? Es versteht sich, daß dies mit der Vorbehaltung des Eigenthumsrechts geschehen könnte, daß dem Eigenthümer das Recht bliebe, seine Gemälde aus der Sammlung zu seiner eigenen Benutzung oder zum Verkauf heraus zu nehmen; auch ist kein Zweifel, daß eine solche Ausstellung, wenn sie von Fremden oder Einheimischen angesehen würde, man-

einer hohen menschlichen Vollkommenheit, die ein ununterbrochenes Glück begleitet, er wendet seine Kräfte an sie zu erreichen; aber vergebens sind seine Bemühungen. Die Schönheit, die ihn entzückt, ist die Vollkommenheit der allgemeinen menschlichen Natur. Sie zu erreichen müßte er in den Keim zurückkehren, aus dem er entsprungen ist, um sich von neuen zu entwickeln; die nährende Materie müßte ihre Trägheit verlieren, um der bildenden Kraft in ihm keinen Widerstand thun zu können; die Gesetze der Natur müßten aufgehoben werden. Er erinnert sich, daß er individueller Mensch ist, mit gewissen Gebrechen des Körpers, gewissen Fehlern in der Organisation, gewissen Eindrücken, einer gewissen Art zu empfinden. Er bildet sich einen Plan von Leben, durch den er, nicht die Glückseligkeit deren der Mensch überhaupt fähig ist, aber die Summa von Glück, die sich mit seinen besondern Modifikationen verträgt, zu erlangen hofft. Er kultivirt das Talent, das in ihm liegt; er pflanzt in sein Temperament die Tugend, die es zu tragen vermag; er sucht sich in die Lage zu versetzen, die beyder Entwickelung begünstigt; er entzieht seinen Fehlern die Nahrung, und leitet sie zu seinen Tugenden. Er erreicht das Ideal, nicht von einem Gemählde der Imagination, aber von einem Portrait. Er ist selbst nicht vollkommen; er erwartet nicht, daß andere es seyn werden. Er

weiß

chen Liebhaber reizen würde, das eine oder das andere Stück ſich zuzueignen. Eine ſolche Ausſtellung könnte auch zu dem Unterrichte angehender junger Künſtler benutzt werden, und ich ſetze keinen Zweifel darein, daß in Augsburg eine zwar nicht ſo große und ſchäzzenswerthe Gemäldegallerie wie zu Dresden, München u. a. Orten, aber doch gewiß eine ſchöne Sammlung der Art zuſammen gebracht werden könnte; möchte doch dieſer wohlgemeinte Wunſch, kein frommer Wunſch bleiben!

Durch die Bemühungen des vor einigen Jahren ernannten neuen Direktors des evangeliſchen Muſikchors Ernſt Häusler, welcher auch Ihnen durch ſeine Kompoſitionen bekannt ſeyn wird, wurde die bei uns ſo tief geſunkene Tonkunſt wieder empor gehoben. — Von einer Reichsſtadt kann der Einfluß auf die Tonkunſt, welche keinen Einfluß auf Handlung und Gewerbe hat, durch welche Augsburg allein beſteht, nicht erwartet werden, welche ein glänzender Hof auf dieſelbe hat; ja es würde als unverzeihliche Thorheit einer Stadt wie Augsburg iſt, angerechnet werden müſſen, wenn ſie, gleich großen Höfen, Künſtler der Art in ihre Dienſte nehmen wollte. Liebhaber müſſen daher dort immer das Beſte leiſten, wenn auch nur etwas mittelmäßiges geleiſtet

werden soll; wie sehr aber deren Anzahl und Lust ein allgemeines Unternehmen zu beginnen, der Veränderung unterworfen ist, dies beweist die Geschichte der Tonkunst in Augsburg in den letzten dreißig Jahren. Die katholische Kirchenmusik, vorzüglich in der Kathedralkirche, erhielt sich immer in Augsburg in dem Grade der Vollkommenheit, welchen sie einmal erstiegen hatte: die beiden nach einander folgenden Direktoren derselben, Drechsel und Bihler, beide durch ihre Kompositionen bekannt, scheuten keine Mühe, den Ruf welchen sich dieses Chor erworben hatte, zu erhalten. — Die öffentlichen und Gesellschaftskonzerte hatten bei der Abnahme der Liebhaber beinahe ihr Ende erreicht, und nur selten traten noch durchreisende Virtuosen auf, welche sich mit dem schlechtesten Akkompagnement begnügen mußten. Frau von Schaden und Demoiselle Stani, zwei Klavierspielerinnen, auf welche Augsburg stolz seyn durfte, hatten diese Stadt verlassen, und es war nicht mehr Mode, daß Liebhaberinnen oder Liebhaber der Musik, welche es in derselben zu einiger Fertigkeit gebracht hatten, öffentlich ihre Talente zeigten. Zu dem Verfalle der Musik in Augsburg trugen auch die Opern das ihrige bei, ihnen strömte alles zu, obgleich die Aufführung derselben meist nur mittelmäßig war und noch ist. Parterre, Logen

und Gallerie sind indeß bei Opern immer gedrängt voll, die Konzerte der größten Virtuosen hingegen zählten oft nur sehr wenige Zuhörer. Indeß hat sich dies in den neuesten Zeiten verändert, die Liebhaberkonzerte in den letzten Wintern von Häusler dirigirt waren schön, und würden auch einer ungleich größern Stadt als Augsburg zur Zierde gedient haben, und viele von Häuslers Schülern und Schülerinnen, zeichneten sich hier auf eine äußerst vortheilhafte Weise aus. — Außer diesen Liebhaberkonzerten, hatte aber Augsburg auch noch andere, und vorzüglich gut wurden dort Haydens Oratorien, die Schöpfung, die sieben Worte und die Jahreszeiten gegeben. Zu bedauren ist, daß unter den Musikern in Augsburg nicht mehr Einheit herrscht, und daß unter ihnen zwei Partheien statt finden, welche nicht selten gegen einander kabaliren, unter welchem Streite das Publikum leidet.

Hier mein Freund, haben Sie das vorzüglichste was ich Ihnen über die gegenwärtige Beschaffenheit der Künste in Augsburg mittheilen kann. Ich bürge indeß nicht für die Vollständigkeit dieser Nachrichten, denn Sie wissen, daß beinahe ein Jahr vorüber ist, da ich Augsburg verlassen habe, und daß sich in diesem Zeitraum manches in dieser Hinsicht kann ereig-

net haben, von welchem ich keine Wissenschaft erhielt. Sollten aber auch diese Nachrichten nicht in dem Grade vollständig seyn, als Sie es wünschten, so hoffe ich doch, daß Sie dieselben eher befriedigen als mein nur oberflächlich hingeworfener Aufsatz in der allgemeinen Zeitung.

Ulm.

Max. von Stetten.

V.

Denksteine.

I.

Kant.

Habt ihr den Preußen wohl gekannt,
Des feiner schwacher Körperbau
Doch achtzig Wintern widerstand?
Sein freundlich Aug' war himmelblau,
Sein Witz wie Blumen auf der Au,
Sein Geist voll Kraft, sein Name Kant.

Was Philoſophen je zum letzten Zwecke nahmen,
Das ſucht' auch er auf ihrer Bahn,
Wich aber bald zurück, wenn ſtatt dem Ziel zu nahn,
Sie in das Land der Träume kamen.

Die Vaterſtadt verließ er nie;
Was lag ihm an der Außenwelt?
Im innern Menſchen fand er die
Durch Sinneneindruck vorgeſtellt;
Fand, daß derſelbe bloß nur denkt:
Sie ſey von Zeit und Raum beſchränkt.

So glaubt' er denn das Räthſel zu verſtehn:
Wie in der Form, die dem Gemüth beſchieden,
Der Sterbliche, durch ſein Geſchick hienieden,
Genöthigt iſt, Erſcheinungen zu ſehn.

Ob Wirklichkeit zum Grunde liegt?
Was an ſich ſelbſt die Dinge ſind?
Darüber hat er nichts verfügt;
Wir bleiben wie wir waren, blind.
Er läugnet aber nicht, daß im Gebiet des Seyn
Realitäten möglich wären:
Der Eindruck will veranlaßt ſeyn;
Wodurch? wagt er nicht zu erklären.
Nur einzig und allein in der Erfahrung Sphären,

Nach Fachwerk, das bei ihm Kategorien heißt,
Erkenne, lehrt er, unser Geist.
Das Wissen jenseits dieser Schranken,
Sey nichts, als Spielwerk der Gedanken,
Ein Vorhang häng' herab, den keine Hand zerreißt.

Den Ruf: du sollst was recht ist thun!
Thun, wie du willst, daß andre thun,
Dem Pflichtbegriff sey unterthan!
Traf Kant ins Herz geschrieben an.
Hieraus zieht er die Folge nun:
Wär die Erfüllung leerer Wahn,
So hätt' es nicht den Ruf empfahn.

Den schlimmen Zweifel laß' ich ruhn,
Der fragend einwirft: ob ich dann,
Vom Zwange der Natur ganz frei,
Ein Wesen ohne Körper sey? —
Genug ich soll, ich will, ich kann!
Spricht stolz der neuere Stoa Mann.

2.

Mehr als Kant.

Weil Kant ein weiſer Denker war,
So trug er Scheu, bis ganz hinaus zu denken —
Groß wird der, meint jetzt ein Denkerpaar,
Wir aber werden es fürwahr,
Wenn wir hinaus — und noch darüber —
denken.

Inhalt.

I. Blüthen aus dem Orient. S. 81
(Nebst einem Briefe aus Aleppo zur Einleitung.)
1. Die Hora. 83
2. Schwermuth. 90
II. Einige Anmerkungen über Marcard's „Rüge einiger Neuerungen in der deutschen Sprache," im N. T. Merkur 1804. S. 106. 94
(Vom Prof. Ploucquet in Tübingen.)
III. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur.
Bruchstücke aus einem Werke eines Ungars, das nächstens in Teutschland gedruckt erscheinen wird. 98
IV. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Künste in Augsburg.
Erster Brief. 111
Zweiter Brief. 126
Dritter Brief. 140
V. Denksteine.
1. Kant. 152
2. Mehr als Kant. 155

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

6. Stück. Junius 1804.

1. Warnungsanzeige.

Paris (eigentlich Wien bei Degen) chez les Marchands de nouveautés: Abrégé du Guide des Voyageurs en Europe, avec l'itinéraire les routes de poſte et la carte itinéraire de l'Europe 1803. 238 S. 12.

Der Herausgeber oder vielmehr Nachdrucker, hat für gut gefunden aus dem in unſerm Verlage ſtehenden Reichardſchen Guide des Voyageurs zweiter Auflage, einige Rubriken der Introduktion, als die Entfernungsmaaße, Gewichts- und Münzfuße und die Ueberſicht von Europa, die Tabelle von dem Preiſe der Lohnlakeien in einigen Hauptſtädten und aus den VII übrigen Heften, die Maaße, Gewichte, Münzen und Poſtkurſe der verſchiedenen Länder, mit allen, von dem Verfaſſer in einer neuen Auflage zu berichtigenden Irrungen abdrucken zu laſſen. Dies alles iſt ohne weitere Anſtrengung, als der von den Fingern des Setzers, und ſo gedankenlos geſchehen, daß man z. B. S. 162 in der Note, auf die Sektion VIII. und die Petersburger Reiſeroute verwieſen wird, weil NB. es ſo im Original ſtand, der Nachdrucker aber in dem Augenblick vergaß, daß in ſeinem Nachdrucke beides fehlte. So viel zur Würdigung dieſes Machwerkes: auf den

ſchönen Ausdruck des Titels Itinéraire des routes de poſte wollen wir die Leſer nicht einmal aufmerkſam machen.

Weimar im Mai 1804.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Ueberſetzungsanzeige.

Von folgenden drei neuen Werken erſcheinen nächſtens in unſerm Verlage zweckmäſſig bearbeitete und mit Anmerkungen begleitete Ueberſetzungen:

A Series of Letters written from South-America, by an English Gentleman detained a prisoner by the Spaniards, in Paraguay in the years 1797 — 98.

Tennant, W, Indian Recreations conſisting chiefly of strictures on the domestic and rural Economy of the Mahomedans and Hindoos.

An Account of the *Cape of good Hope*; principally of the situation and resources of that colony in different views: interspersed with observations on its Geography, natural History, Manners etc. by *R. Percival*. 4 London.

Weimar im April 1804.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Von den Allg. Geograph. Ephemeriden 1804 iſt das 5te St. mit folgendem Inhalte erſchienen.

Abhandlungen. 1. Beſchreibung der Kapſtadt auf dem Vorgeb. d. guten Hofnung, von Semple. 2. Ueber die Eintheilung von Arabien. Von Hrn. Dr. Rommel. 3. Geographiſche Bemerkungen und Fragen über einige Der-

weiß voraus, daß jede menschliche Gestalt innere Gebrechen verbirgt, woraus Fehler des Verstandes oder des Herzens entspringen müssen. Er wundert sich nicht, wann er solche Fehler antrift, und er entrüstet sich nicht, wann er durch sie leidet. Er sieht in einer ungerechten Handlung die nothwendige Folge irgend einer Monstrosität des Gehirns dessen der sie begeht (*). Er beklagt den Ungerechten, daß er monstros ist, er entdeckt ohngefehr wie er es hat werden können, er enthält sich zu untersuchen, warum er es ist. Alles was der menschlichen Natur wesentlich ist findet er gut; das mangelhafte einzelner Menschen findet er zufällig, und von äussern Ursachen bewürkt; er begreift, daß das Zufällige aufhören kan, und dann dem Menschen seine wesentliche Vollkommenheit allein übrig bleibt. Er findet, was er unter seinem Ich denkt, einfach; er sieht nicht, wie es zerstört werden kan, da alle Zerstörungen, die er kennt, Tren-

nung

(*) Dieser Satz (den der Verfasser des Essay de Psychologie bis zur demonstrativen Gewißheit zu bringen gesucht, und von dem er wenigstens erwiesen hat, daß er nicht so gefährlich ist als er scheint) hat wenigstens einer viel genaueren Bestimmung vonnöthen als die Absicht und Kürze dieser Abhandlung zuließ, wenn das, was unläugbar wahr daran ist, gegen Mißdeutungen gesichert werden soll. Der Herausgeber behält sich vor, seine Gedanken darüber künftig einmal zu sagen, und will sich inzwischen gegen alles Nachtheilige bestens verwahrt haben.

ter in Arabien. Von Ebendemſ. 4. Volksmenge der Freiſtaaten von Nordamerika im J. 1801. 5. Volksmenge von Neu-Wirtemberg. (Mit einer Tabelle.) 6. Uebersicht des neueſten Zuſtands der Finanzen der Franzöſiſchen Republik. Bücher-Recenſionen. 1. *Statiſtique générale et particulière de la France etc. par Herbin* (Beſchluß). 2. Allgemeine Geographie der Alten, von Dr. G. D. Köhler. Charten-Recenſionen. 1. Prüfung der Charte von Syrien, von Paultre. 2. *Carte politique de S. Domingue, par M. M. Leyriz, Levaſſor et Bourjolly.* Vermiſchte Nachrichten. 1. Avantcoureur neuer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. A. Ausländiſche Literatur. B. Teutſche Literatur. Leipz. Oſtermeſſe 1804. 1. Auszug eines Briefes aus Paris vom 31 März. 3. Berichtigung, in Betreff der Nachricht von La Peyrouſe. 4. Ueberſicht des Fortgangs und der Vollendung des allgemeinen Hand-Atlaſſes. 5. Neue Charten und geograph. Werke, welche im Verlage des geograph. Inſtituts zu Weimar Leipz. Oſterm. 1804 erſchienen ſind. 6. Ueberſetzungs-Anzeige.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Hrn Hofr. und Prof. Gaspari's Portrait. 2. Die Charte von St. Domingo. (Wegen des verſpäteten Stichs kann dieſe oben erwähnte Charte erſt mit dem nächſten Hefte nachgeliefert werden.)

Weimar im Juni 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IV. Inhalt des 4ten Stücks vom Handels-Magazin 1804.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Vermehrung der Staatskräfte durch den Handel. Tabellariſche Ueberſicht der allmähligen Zunahme der Staatseinkünfte und der Steuern von Frankreich und Großbrittannien, ſ. d. J. 1595. II. Handels-Ge-

ſchichte. 1. Zur Geſchichte des Handels und der Fabriken von Großbrittannien, und insbeſondere des Handelsvertrags von Frankreich mit England im J. 1786. 2. Der Weinhandel von Portugal. 3. Der Handel nach Aegypten. (Mit einer Charte.) III. Handels-Geographie und Handels-Statiſtik. 1. Spanien. Fortſetzung. 2. Fortſetzung der Beiträge zur Kenntniß des Handels und der Fabriken in den Königl. Preußiſchen Staaten. Halver in der Grafſch. Mark. Fabrikentabelle von Duisburg. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Galläpfel und Knoppern. Mit Abbild.) 1. Der Sago oder Sagu. (Mit Abbild.) V. Gewerbskunde. Erfindung der Vélocifères oder neuen Franzöſiſchen Geſchwindfuhren. (Mit Abbild.) VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korreſpondenz- und vermiſchte Nachrichten. Auszüge aus Briefen.

Zu dieſem Hefte gehören.

1) Die Charte von Nieder-Aegypten. 2) Taf. VII. Galläpfel und Gallweſpe. Taf. VIII. Die Sagopalme. Taf. IX. Die Vélocifères.

Weimar im Juni 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

V. Das 4te Stück vom Allgem. Teutſchen Garten Magazin 1804 iſt mit folg. Inhalte erſchienen.

Allgemeiner Gartenkalender, Juli, Auguſt. I. Landſchafts-Gartenkunſt. Der Blumenkorb für Engl. Anlagen. (Mit Abbildung auf Taf. 12). IV. Blumiſterei. 1. Blumenverzierungen der Gartenmauern. 2. Anleitung die Güte und den Werth der Nelken zu kennen. 3. Beſchreibung und Wartung des Indianiſchen Blumenrohrs (Canna indica). V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. 1. Endlich gelungener Verſuch, vorzüglich großen Blumenkohl zu ziehen; nebſt einer An-

weiſung, ihn vor dem Verwelken und Verfaulen zu bewahren. 2. Ueber den Melonenkürbiß. VI. Obſt-Kultur. 1. Die Pfirſchentraube oder Pfirſchenwein. (Mit Abbildung auf Taf. 10). 2. Die Spätblautraube. (Mit einer Abbildung auf Taf. 11). VIII. Garten-Botanik, Herrenhauſener Pflanzenverzeichniß. IX. Garten-Literatur. Anleitung zur Kenntniß und Benutzung mehrerer in Teutſchland einheimiſcher Pflanzen, Bäume und Sträuche, und zum veredelten Anbau einiger Gewächſe und Obſtarten, welche vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienen, von Carl v. Eſſen. XI. Garten-Miſcellen. 1. Ueber das Durchwintern zärtlicher, vorzüglich ausländiſcher Gewächſe. 2. Die Erdbohne oder Gutjang-Jannah, aus Batavia.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

1. Der Blumenkorb für Engliſche Anlagen. 2. Die Pfirſchentraube oder Pfirſchenwein. 3. Die Spätblautraube.

Weimar im Juni 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

VI. Inhalt des 5ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1804.

I. Appellationen. 1. Abſchied an meine Tabakspfeife. 2. Antwort auf die demüthige Bitte an die Schleppttragenden Damen in Nr. 6. der Zeitung für die elegante Welt, und einigen folgenden Nummern. II. Anekdoten zur Geſchichte des Luxus und der Moden. III. Kunſt. 1. Erinnerungen aus der Dresdner Kunſtausſtellung v. J. 1804. 2. Gßneriſches Gemäldekabinet in Zürch, bei der Frau Witwe Geßner. IV. Modenberichte und Schilderungen. 1. Ueber Tafeldekorationen. (Aus einem Briefe aus Braunſchweig.) 2. Muſik und Schauſpiel in Kaſſel. (Aus Briefen aus Kaſſel.) 3. Teutſcher Modenbericht. V. Ameublement. Tafel-

stühle von Berliner Façon. VI. Beschreibung der Kupfertafeln.

Weimar im Junius 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VII. Das 7te Stück von London und Paris 1803 ist mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Parallelen. Die Themse und Seine. 1. Die Themse. 2. Die Seine. II. London. 1. Fremde Künstler in London. 2. Warnung an junge unternehmende Künstler in London. 3. Sturm im Drurylaner Theater, als Pizarro dort zum ersten Male aufgeführt wurde. 4. Militairische Wache für London. 5. Fehlschlagungen bei der Eröffnung der Parliamentssitzung durch den König im Oberhause. (Aus dem Briefe einer Teutschen Dame in London). 6. Der Royal-Cirkus Bemerkungen über Englischen Körperbau und Hang zur Verzierung. 7. Das Foundling-Hospital, Findelhaus in London. 8. Zwei Theateranekdoten. III. Paris. 1. Nachtrag zum Macmahonschen Gleichheitsprozeß. 2. Annehmlichkeiten für die Hausfrau des Mittelstandes in Paris. Blick in die Küche und Gesindestube. 3. Ein Besuch in der Veterinairschule zu Alfort bei Charenton, eine kleine Stunde von Paris. 4. Die Resurrection-men in Paris. 5. Blick auf das Museum der monumens français. IV. Englische Karikaturen. 1. Die Teufelsküche oder Beelzebub beim Schmause. (Hiezu gehört die Doppel-Karikatur No. XIX.) 2. Die Einschiffung der Holländer, oder wann dich der Teufel beim Kragen faßt, so mußt du fort ohne Ruh' und Rast. (Hierzu gehört die Karikatur No. XX.)

Weimar im Juni 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VIII. Von den Abbildungen aller Obſtſorten aus dem T. Obſtgärtner

ſind zur Oſtermeſſe in unſerm Verlage folgende 2 Lieferungen erſchienen.

Birnen IX. Lieferung enthält

99. Die kleine Muskateller Rouſſelet. 100. Die Hirſchbirn. 101. Die grune Sommer-Bergamotte. 102. Die doppeltragende große Muskateller-Birn. 103. Die Liebchens-Birn. 104. Die Nusbirn. 105. Die Lorenzbirn. 106. Die Feigenbirn. 107. Die große Sommer-Zitronen-Birn. 108. Die Melonen-Birn. 109. Die Forellen-Birn. 110. Die Colmar-Birn.

Aepfel IX. Lieferung enthält.

97. Der braune Frauenapfel. 98. Das Taubenfüßchen. 99. Der rothe Eckapfel. 100. Der Lederapfel. 101. Der Sommer-Zucker-Süßapfel. 102. Der Wirtelhartig. 103. a. Der Eisapfel Nro. 1. 103. b. Der Eisapfel Nro. 2. 104. Die Berliner Reinette. 105. Der geſtreifte walzenförmige Schlattapfel. 106. Die Reinette von Orleans. 107. Der Würzapfel.

J. B. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IX. Ueberſetzungs-Anzeige.

Wir glauben, dem Teutſchen Leſepublikum eine Freude damit zu machen, wenn wir ihm hierdurch anzeigen, daß Herr Hüttner in London (Verf. der Engliſchen Miscellen) der ſelbſt mit der Macartneyſchen Geſandtſchaft in Sing war, gegenwärtig mit einer, von ihm mit Anmerkungen begleiteten Teutſchen Ueberſetzung von der ſo eben erſchienenen Reiſebeſchreibung:

Barrow's Travels in China

beſchäftigt iſt, und daß dieſelbe mit Kupfern und Charten für unſre Sprengel-Ehrmanniſche Bibliothek der neueſten

Reisebeschreibungen noch bis zur nächsten Michaelismesse in unserm Verlage herauskommen wird. Wir machen dies nur vorläufig zur Vermeidung unangenehmer Kollisionen bekannt, und werden eine ausführliche Anzeige dieses interessanten Werks in den Allgem. Geogr. Ephemeriden liefern.

Weimar den 1. Junius 1804.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

X. Wichtige Bücherauktion.

Zu Lückeburg wird den 1. August d. J. die von 4000 Nummern starke Bibliothek des verstorbenen Hrn. Dr. J. F. Froriep verauktionirt, welche eine Menge kostbarer und seltner Werke, zumal für Orientalisten und Theologen enthält, wovon wir nur einige zur Probe anführen.

In Folio. Nr. 3. Juliani Imp. Opp. ed. Spanhemii. 21 — 26. Ephraem. Syri Opp. Romae 732. 6 Frzsb. 31. Ludolphi Lex. aethiop. 43. Catal. biblioth. Lugduno-Batavae 716. 44. Nov. Testam. graec. e cod. ms. alexandrino descriptum a Woide. Lond. 786. 46. Castelli lexic. heptaglottou. 49. Golii lexic. arab. 52. 53. Wetstenii Nov. Test. Amst. 751. 67 — 72. Waltoni bibl. polyglotta. 76. Erpenii hist. Saracen. 82. Schultens vita et res gestae Sultani Saladini. Lugd. Batav. 755. 92. Herbelot bibliotheque orientale. Paris 697. 99. Abulfedae vita Mahomedis arab. et lat. ed. Gagnier. Oxon. 723. 101. Mosis Josua 574. 102. Hodius de bibliorum textibus et vers. Oxon 705. 103. 104. Frommii Concordantiae LXX interpr. 106 — 109. Assemanni biblioth. orient. 110 — 116. Conringii Opp. 730. 122. Ludolphi hist. aethiop. 134 — 135. Blanchini Evangeliarium quadruplex. 150. Maraccii Alcoranus. 156. Burnets history of the reform of England 3 Frzb. 173 — 175. Sabatier bibliorum latinae vers. antiquae 3 Frzb. 182. Barrows Works 2 Frzb. 185. Tillotson's Works 3 Frzb. 189. 190. Hesychius Alberti. 192. 193. Josephus Haver-

campi. 194. 195. Episcopii Opp. 203. Bayle dictionnaire Amst. 740. 4 Frzb. 210. Hoadly's Works 3 Frzb. 213. de Westphalen. Monumenta rer. Cimbr. et Megapol. 4 Frzb. 217. Calmet commentaire literal. 8 Hfrz.

In Quarto. Nr. 18. Adleri Museum Caesium Romae 782. 59. Hariri conselius sex c. n. Schultens 2 Hfrzb. 67. Golius ad Alfergani elementa astronom. arabice. 113. Ludolphi Psalterium aethiop. et lat. 121. Histor. Tamerlanis, arabice. 176. Gravii binae fabulae geographicae Nassir Edini et Ulug. Beigii. 199. Schultens proverb. Salom. 201. Eutychii annales ex interpr. Pocockii. 226. Knittel vers. gothica ep. ad Rom. 258. Epistolae et partic. Agrumiae arab. et latin. 267. Wesseling Romanor. itineraria. 294. Vrimoet. gramat. arab. 316. Woolitons religion of nature. 322. Erpenii gramat. arab. ed. Schultens. 349. Kircheri prodromus Coptus. 354. Hyde relig. Persar. 1700. 355. Zoheir carmen in Mohamed. 372. Anthologia pers. Viennae 778. 373. Schultens origg. hebr. 381. Erpenii Nov. Test. arab. 389. Ej. Grammia. 449. Hyde Syntagma dissertt. Oxon 762. 2 Frzb. 454. Fabricii biblioth. gr. 14 Vol. 500. Beaulobre hist. de Manichée 2 Hfrzb. 508. Abulpharagii hist. dynastiarum arabice. 603. John Locke's Works 4 Frzb. 764. Clement biblioth. curieuse historique et critique 3 Vol. 795. Spinozae Opp. posth. 805 — 807. R. Simon hist. crit. du N. T. 3 Hfrzb. 920. Hist. de l'edit de Nantes 5 Frzb.

Kommissionen nehmen an die Herren Advokaten Wellmann, Lindemann und Berger in Buckeburg. Auch ist Hr. Prof. Froriep zu Jena zur Weiterbeförderung bestimmter Kommissionen erbötig. Die Bezahlung geschieht in Pistolen zu 5 Rthlr. Katalogi sind zu haben in F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

XI. Archives litteraires de l'Europe No. 3.

Table de matières.

Critique des réflexions sur l'esprit de contradiction, insérées par feu M. de Brienne. — Réponse aux réflexions précédentes, par M. Morellet. — Cinq lettres inédites de Voltaire au roi de Prusse. — Notice historique sur les principeaux ouvrages du Philosophe inconnu, et sur leur auteur Louis Claude de Saint-Martin, par M. Tourlet. — Une conversation de Saint-Martin sur les spectacles, par M. Degerando. — Relation d'un voyage récent des Espagnols sur les côtes Nord-Ouest de l'Amérique septentrionale par M. B....s. — De quelques Voyageurs Allemands et de J. F. Reichhardt, par M. Ch. Vg. — Lettre d'une femme sur le roman de la duchesse de la Valliere. — Moïse et Jésus, ou sur le raport intellectuel et moral des Juifs et des Chrétiens, par G. S. — Emmanuel Kant par M. Ch. Villers. — Lettre à un ami à Berlin sur les dernières productions de la littérature françoise, par M.E. H. — *Gazette littéraire.*

No. 4.

Considerations historiques sur l'empire de la mer chez les anciens et les modernes, prémier extrait par M. M. — Herder par M. J. M. D. — Clémentiana, ou pensées ingénieuses de Saint Clément d'Alexandrie par M. A. M. — Relation d'un voyage récent des Espagnols sur les côtes Nord-Ouest de l'Amérique septentrionale, en 1792 second extrait, par M. B. — Sur l'Homère de M. Heyne, par M. G. S. — Tschourile Plenkowitz, conte russe. — Sur Klopstock et la Messiade, par M. C. — Traduction de l'episode de Diléan. — L'Amente future par C. J. — Des Sottises des gens d'esprit, par M. E. H. — Le serpent par M. Dup. de N. — Les Fêtes de la Grèce par M. Herman. — *Gazette littéraire.*

XII. Inhalt des 4ten Hefts der allgemeinen Teutschen Justiz- und Polizei Fama vom Landes-Direktions-Rathe Hartleben zu Würzburg für den Monat April 1804.

Polizei. Ueber Hagelschadens-Assekuranzgesellschaften. — Hunden und Katzen soll das Futter weder in Privat- noch in öffentlichen Gasthäusern auf Tisch- oder Küchengeschirren vorgelegt werden. — Eine Polizeigesellschaft wird in England zur Entlarvung muthwilliger Banquerottiers errichtet. — Man dulde nicht länger die Gräben um Teutsche Städte, welche keine Festungen sind. — Plan und Einrichtung einer Aussteurungs- und Versorgungsanstalt. — Bemerkungen über den Genius der gegenwärtig herrschenden Krankheiten. — Nachtheil der unbedingten Einrückung mannichfaltiger hochgepriesener Arcana in den öffentlichen Zeitungen. — Ueber die Anzahl, Beschaffenheit und Besoldung der Polizeidiener. — Maschine zum Auskehren der Schornsteine. — Eine neue Gesellschaft schändlicher Betrüger in dem Französischen Roer-Departement. — Armenanstalten in dem Fürstenthum Fulda. — Die Sicherheit des Lebens bedroht — durch Bratenwender! — Todten Beruhigung im Schweizerischen Kanton Aargau. — Oeffentliche Leihbibliotheken sollen unter der genauesten Aufsicht stehen. — Fortschritte der Landeskultur in Baiern. — Neue Artikel und Ordnung für die Gesellen des Schreiner Handwerks zu Frankfurt am Main, errichtet am Schlusse des vorigen Jahres. — Zweckmäßige Art, die Plattérnimpfung beim Volke einzuführen. — Vernachlässigung der Lehrjungen. — Vortheil der Räucherungen in Spitälern, Krankenhäusern und jenen Orten, in denen sich eine mehr als sonst gewöhnliche Anzahl von Menschen aufhält. — Ueber die Hochzeiten auf dem Lande und andere Belustigungen. — Portrait eines Bettlers nach einer ganz neuen Mode. — — Justizwesen. Verfügung des Magistrats zu Raab über Verpfändungen. — Ideen über die im kritischen Archiv der neuesten juridischen Litteratur und Rechtspflege in Teutschland IIten Bandes 2ten Hefts S. 276 aufgestellte peinliche Rechtsfrage, welche durch einen merkwürdigen Rechtsfall veranlaßt worden ist. — — Miszellen. — — Justiz- und Polizeianzeigen.

Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

XIII. Inhalt des 6ten Stücks von den Allgem. Geogr. Ephemeriden 1804.

Abhandlungen. 1. Beiträge zur genauern Kenntniß der Topographie und Specialstatistik der einzelnen Departemente von Frankreich. 1) Das Departement der Rhonemündungen. 2. Nachricht von der Insel Anjuan. Bücher-Recensionen 1. Reise til Propontiden etc. af *le Chevalier*. 2. Géographie mathém. phys. et polit. etc. p. *Mentelle* et *M. Brun.*, T. VIII. — XI. 3. Voyage à la *Martinique*, par I. R. 4. Naturschönheiten und Kunstanlagen von Baaden ꝛc. Charten-Recensionen. 1. Der Fränkische Kreis ꝛc. v. Hammer. 2. Charte vom Erfurtischen Gebiete, v. Güssefeld. 3. Charte von Ostpreußen Sect. XII. Vermischte Nachrichten. 1. Avantcoureur neuer geogr. und statistischer Schriften. Ausländ. Literatur. 2. Eintheilung und Bevölkerung der Italienischen Republik. 3. Staatsausgaben der Batavischen Republik für das laufende Jahr. 4. Tabellarische Uebersicht der Zunahme der Staatseinkünfte von Frankreich. 5. Ueber die Geographie des Scherif Edrisi. 6. Neue Beschreibung von Aegypten. 7. Neue Schrift über Charten- und Plan-Zeichnungen. 8. Forst-Organisation von Baiern. 9. Auszug eines Briefes aus Frankfurt a. M. 10. Stadtordnung von St. Petersburg. 11. Literarische Nachrichten aus Rußland. 12. Amtsbericht von dem Betrage der im Umlaufe seyenden Noten der Englischen Bank. 13. Kurze Notizen. Marine von Venedig — Stollberg — Gedern — Parma — Kanal von Aiguesmortes — Lagoabai — Italienische Republik. 14. *Simon de l'Isle de l'Hériſſel.* 15. Uebersetzungsanzeige. 16. Ankündigung eines Winkelmaaß-Instruments.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Das Portrait von *Simon de l'Isle de l'Hériſſel.* 2. Die Charte von Martinique. (Wir legen auch die noch zum vorigen Hefte gehörige Charte von St. Domingo bei). 3. Den Probeſtich der neuen Special-Charte von Neu-Ostpreußen in 15 Blättern.

Anm. Diesen Probeſtich haben wir zwar schon S. 110 des XIII. Bds unsrer A. G. E. dem Prospectus

nung der Theile in sich schliessen; er entdeckt keine Ursach, warum die Allmacht es vernichten sollte; er glaubt daher, daß es dauern wird. In allem, was er im Ganzen übersieht, findet er wohlthätige Absicht, er schließt daraus auf einen wohlthätigen Urheber; er findet dem Attribute der Wohlthätigkeit des Urhebers gemäß, daß jeder Mensch alle die Vollkommenheit erreiche, deren er fähig ist; er glaubt daher, es werde eine Zeit kommen, da jeder Mensch, nach Ablegung des Zufälligen, die wesentliche Vollkommenheit seiner Natur ohne Mischung besitzen, und der Glückseeligkeit, die sie begleitet, ununterbrochen genieſſen wird. (*)

In dem Grade, wie die Kräfte, welche das Individuum von seiner Vollkommenheit entfernen, sich verringern, oder, dadurch daß sie einander entgegengesezt sind, sich vernichten, erlangt die bildende Kraft in ihm mehr Stärke, und sie bringt es seiner Voll-

(*) Der Verfasser dieser kleinen Abhandlung — welche mir würdig geschienen hat dem Publico mitgetheilt zu werden, spricht in derselben durchaus blos als Philosoph; da wo er, anstatt zu raisonnieren, zu glauben anfängt, (wie in diesem Paragraphen) versteht sichs wohl von selbst, daß sein Philosophischer Glaube der Offenbarung untergeordnet, und durch selbige theils ergänzt, theils rectificiert werden muß. (Der Herausgeber.)

von dieser Charte beidrucken lassen; da sich das Blättchen aber auf dem Druckpapier im Texte nicht gut ausnimmt und die Schönheit des Stichs nicht nach einem solchen Abdrucke beurtheilt werden kann, so legen wir dasselbe jetzt hier besonders abgedruckt bei, und verweisen wegen des Uebrigen auf den am angeführten Orte mitgetheilten Prospectus von dieser wichtigen Charte.

D. H.

Weimar im Juni 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIV. Vom Handelsmagazin 1804 ist das 5te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber den Kredit. II. Handels-Geschichte. 1. Uebersicht der Geschichte des Handels nach Indien vor der Umschiffung von Afrika. 2. Handel in Helvetien. Berner Ostermesse 1804. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Spanien. Fortsetzung. 2. Die Insel Martinique. (Mit einer Charte.) IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Ueber die Wolle und Schafe von Kaschemire und Butan. (Beschluß.) 2. Die Perlen. (Mit Abbild.) 3. Schildplatt oder Schildkrötenschale. V. Gewerbskunde. 1. Ueber die Zubereitung des Türkischen Saffians. 2. Kurze Beschreibung des neuerfundenen Englischen Rettungsbootes. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. Ankündigung. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Handelsnachrichten aus Rußland. 2. Verbot des Handels mit geheimen medicinischen Waaren in Baiern. 3. Neuerrichtete Kantenfabriken. 4. Auszüge aus Briefen; aus Genua, Reval, Bern, Stockholm, Danzig, Bergen, Livorno, London, Stockholm b), Mailand, Königsberg, Danzig b), St. Petersburg, London b), Stockholm c), Helsingor, Hannover, Stockholm d), Münster, Wien.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Die Charte von der Insel Martinique. 2) Die Abbildung der Perlmuschel und der Karettschildkröte, Taf. X. 3) Das Rettungsboot, Taf. XI.

Weimar im Juni 1804.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XV. Von Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde ist das 6te St. des 7ten Bds 1804 mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Schreiben des Herrn Professors Autenrieth zu Tübingen an den Herausgeber; Beobachtungen über einen Bauchredner betreffend. II. Nachricht von den vorzüglichsten Steinen, erdigten Fossilien und einigen Versteinerungen welche in der Gegend von Koburg gefunden werden, Vom Hrn. Dr. Zinke. III. Ueber das Aye-Ayé; mit einer kolorirten Abbildung Taf. IX. Mitgetheilt vom Hrn. Prof. Froriep. IV. Flore d'Owure et de Benin, par *Palisot Beauvois*, mit Abbild. Taf. X. Anzeige dies. Schr. vom Hrn. D. Friedr. Voigt. V. Noch etwas über die prismatischen Farbenerscheinungen ohne Prisma. (Mit Abbild. auf Taf. XI. vom Hrn. Prof. Kries). VI. Ueber die Wärme als Mittel schneidenden Werkzeugen den höchsten Grad von Schärfe zu ertheilen. (Mit Abbild. auf Taf. XI. Vom Hrn. Aystield, Lehrer in Schnepfenthal). VII. Bemerkungen über die gebirgigten Gegenden in Beziehung auf die Gesundheit von Hrn. Ritter John Sinclair. VIII. Eine Schlange mit zwei Köpfen, beobachtet vom Hrn. Dr. Corradori zu Prato. IX. Eine merkwürdige Erscheinung im Thierreiche. (Vom Hrn. Forstass. Slevogt). X. Seltene Erscheinungen im Pflanzenreiche. (Von Ebendemselben). XI. Beobachtngen über die Oekonomie des Fuchses und des Hundes. (Von Ebendemf). XII. Erfahrungen aus dem Böhmerwalde, welche zu beweisen scheinen, daß die Potasche

kein Produkt der Vegetation, sondern ein Werk des Verbrennungsproceſſes vegetabiliſcher Körper ſey. (Von Ebendemſ. XIII. Nachricht von einer neuen Maſchine die Tiefe des Meeres damit zu meſſen. (A. d. J. de Paris.) XIV. Nachricht von einem merkwürdigen Feuermeteor. Regiſter über den ſiebenten Band.

Weimar im Juni 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XVI. Vom Teutſchen Obſtgärtner iſt das 4te Stück mit folgendem Inhalte erſchienen.

Erſte Abtheilung.

I. Beſondere Naturgeſchichte der Bäume überhaupt, und der Obſtpflanzen insbeſondere. II. Naturgeſchichte der Erdbeere. IX. Die Ananas-Erdbeere. II. Birn-Sorten. No. CXIV. Die Muſette. III. Pflaumen-Sorten. No. XXXIV. Die bunte Zwetſchge. IV. Nuß-Sorten. No. IX. Die gemeine gute Kaſtanie. V. Aepfel-Sorten. No. CX. Der Winter-Veilchenapfel.

Zweite Abtheilung.

I. Pomologiſche Briefe aus Paris. Nachricht von der vorhabenden Verpflanzung der geſammten National-Baumſchule im Jardin national des Plantes zu Paris, durch Edelreiſer in die Obſtbaumſchule des Herausg. des T. O. nach Klein-Fahnern. II. Ankündigung des Schluſſes des Teutſchen Obſtgärtners und Beantwortung der in Nr. 265 und 296 des Reichs-Anzeigers vom vorigen Jahre, an den Hrn. Pfarrer Sickler und uns ſelbſt gethanen Aufforderungen. III. Forſyth's Methode die Mauerbeete für Spalierbäume vorzubereiten. IV. Bekanntmachung und Anerbieten zum Fruchtbarmachen der Obſt- und Orangeriebäume vom Herrn Hofgärtner Schindler zu Gröbing in Schleſien. V. Auszug aus einem Briefe,

die Obſtkultur in Weſtphalen und eine Anfrage betreffend, vom Herrn Vikar Niermann in Osnabrück. VI. Auszug aus einem Briefe vom Herrn Paſtor Krüger in Groetz bei Wudiſſin, die dortige Obſtkultur betreffend. VII. Auszug eines Briefes, die Obſtkultur in der Grafſchaft Lippe betreffend, vom Herrn Pfarrer L. Jenin zu Stapelage bei Detmold.

Weimar im Juni 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1804.

I.

Fabeln.

1.

Der Maulwurf und die Brille.

Ein Maulwurf welcher ſeinem Loch
Und finſtrer Heimath einſt entkroch,
Um in der Näh' den Weg ſich auszuſpähen,
Im Fall der Noth Gefahren zu entgehen:
Denn ach! rief er: bin ich nicht ein unglücklich Thier
Da meine kleinen Quaſiaugen
Kaum was nur einen Schritt vor mir
Im Wege liegt, zu ſehen taugen,
Und hier der Gärtner mir den Tod
Bald mit dem Spaat, bald mit der Schlinge droht;

O! hätt' ich solch ein Ding, das Menschen Brillen
nennen,
Wodurch sie alles sehen können,
Wie Gärtner Klaus! — — — Indem er sprach und
seitwärts sah,
Rief er entzückt: — Was find' ich da!
Ha, Klausens Brille selbst, die er gewiß verloren,
Denn heute früh hieng sie ihm noch an Ohren
Als er mich dort belauscht' da ich mich kaum bewegt
Und jenen Hügel aufgeregt —

Indem sein Pfötchen sich bewegte sie zu fassen,
Um sie dem Näschen anzupassen,
Sah er erstaunt in hellen Sonnenschein
Des vollen Mittagsstrahls hinein.
Geblendet war sein Blick, er mochte drehen
Wie er nur wollte, nichts als Feuer konnt' er sehen:
Indeß versetzt ein Schlag, den Klaus ihm beigebracht
Ihn bald in eine tiefe Nacht.

* * *

Wie mancher Philosoph verschafft sich eine Brille,
Durch die er sich die Wahrheit ganz enthülle
Und sieht geblendet, von zu vielem Licht
Die simple, lautre Wahrheit nicht:

Der Weiſe, der nur tappt, umhüllt von Finſter-
niſſen,
Lernt wenigſtens ſo viel, daß wir hier gar nichts
wiſſen.

2.

Der Elephant.

Ein Elephant, dem man längſt nachgeſtellt,
Da er manch Reis- und Weizenfeld,
Wo er es nicht ganz aufgezehret
Durch ſeinen ſchweren Tritt verheeret,
Fiel einſt in einen tiefen Schacht
Den man zum Fang ſchlau angebracht,
Indem man ihn aufs künſtlichſte verſtecket
Und überall mit Strauch und Moos bedecket.
Hier wußt er nicht, wie ihm geſchah;
Denn, da er keinen Ausweg ſah
Und eingeſchloſſen aller Enden
Konnt er ſich vorwärts nicht, nicht rückwärts wenden.
Was war zu thun? Sein Ungemach
Beſeufzt er unter Weh und Ach!
Indeß fiel eine Maus denſelben Weg hinunter,
Doch faſſte ſie ſich auf und keck und munter

Lief ſie die nächſte Wand hinauf,
Und ſah voll Mitleid auf den Elephanten nieder,
Er rief ihr nach: o glücklich Thier!
Du hebſt dich leicht von deinem Falle wieder,
Wohl dir und wehe mir!
Denn ſtürzt ein großer unſer Einer:
Nie leicht erhebt er ſich ſo, wie du armer Kleiner.

* * *

Beneide nicht die Reich und Großen dieſer Welt
Der Strauch hebt ſich im Sturm, die Eiche liegt gefällt.

Weiße.

II.

Bedürfen auch die Franzoſen noch der Griechiſchen Sprache?

(Bruchſtück einer Apologie von Bonaparte.)

Es iſt traurig, daß ein groſſer Mann getadelt wird, bevor öffentliche Beurtheiler, die ſo etwas wagen, ſich die Mühe genommen haben, über ſeine, für die Zukunft berechneten Plane, reiflich nachzudenken. Dem unſterblichen Bonaparte geſchieht von allen Seiten unrecht, worüber ich eben nicht geſonnen bin, mich weitläuftig hier auszubreiten. Den einzigen Punkt, daß ſeine Schülmandate für die Griechiſche Literatur die nachtheiligſten Folgen haben ſollten, kann ich, als ein Freund der Wahrheit und Billigkeit nicht unberührt laſſen. Oeffentliche Blätter und Reiſebeſchreiber melden uns, daß der erſte Konſul in denen, jetzt ſo weislich organiſirten, Lyceen nur Lehrer der Mathematik und der Lateiniſchen Sprache anzuſtellen, geboten habe, Griechiſch hingegen gar nicht gelehrt wiſſen wolle. Das fällt den guten Leuten auf, und ich wundere mich wenigſtens nicht darüber. Ein Beurtheiler des bekannten Buchs: „Napoleon Bonaparte" in der Halliſchen Li-

teraturzeitung *) sagt hierüber folgendes: „Traurig ist die Aussicht für die Wissenschaften und die gesetzliche Beschränkung auf Latein und Mathematik. Aber woher soll jetzt der Staat die Kosten nehmen, mehr als das äußerst Nothwendige zu thun? Vieles sollte anders seyn. Der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist über alle Begriffe elend. Aber die Revolution hat daran noch mehr Schuld, als Bonaparte." Dies heißt sehr übereilt geurtheilt. Es ist nicht wahr, daß es der großen Nation an Gelde für einer, dem Recensenten besser dünkenden Organisirung der gelehrten Schulen mangle; denn wenn man andere kleine Ausgaben erwägt, die die respektable Nation zu machen kein Bedenken trägt, so überzeugt man sich bald, daß immer so viel Rest bleiben würde, um an den Gymnasien einen und den andern genügsamen Professor der Griechischen Sprache zu bezahlen. Zu Grammatiken, Wörterbüchern, Ausgaben der Griechischen Autoren, und was sonst alles zu dem Plunder gehört, würde gewiß Rath werden. Eben so falsch ist es, daß die Aussicht für die Wissenschaften deshalb traurig sey, weil man den Unterricht im

*) Nr. 96. S. 764.

Vollkommenheit näher. Die Kälte des Pols und die Hitze der Linie ändern die Farbe und unterdrücken die Fähigkeiten der Lappen und Neger, die unter ihrem Einflusse leben; die Länder unter dem mittlern Himmelsstriche hergegen bringen die Menschen von den schönsten Gestalten und den glücklichsten Organisationen hervor. Man hat bemerkt, daß der beste Lein, wenn er immer wieder in denselben Boden gesäet wird, auf dem er gewachsen ist, endlich seine Güte verliert; sie aber behält, wenn man ihm oft einen andern Boden giebt. Böden von entgegen gesetzten Eigenschaften vernichten einer des andern Einfluß, die bildende Kraft findet in ihnen keinen Widerstand mehr, und sie nähert ungehindert die Pflanze ihrer natürlichen Vollkommenheit. Sollte nicht hieraus folgen, daß die diätische Regel falsch ist, welche jedem Menschen die Nahrung als die zuträglichste für ihn vorschreibt, die sein Boden trägt? Die Früchte und Thiere, welche einerley Land mit ihm hervorbringt, weichen auf einerley Seite mit ihm von der Vollkommenheit ab. Durch die Nutrition in sein Innerstes aufgenommen, ziehen sie sein Temperament immer mehr zu der Extremität hin, zu der es sich ohnedem schon neigt. Die Produktionen hergegen, die unter einem entgegen gesetzten Himmelsstriche erzeugt sind, entfernen sich auf der andern Seite von ihrer Natur. Als Nahrung gebraucht,

Griechiſchen auf eine legale Weiſe aus den Schulen verbannt habe. Doch ehe ich den Beweis hiezu darlege, will ich zuvor einige Fragen aufwerfen, die wahrlich nicht ohne Gehalt ſind. „Der erſte Konſul ſcheint durch ſein Schulreglement der Griechiſchen Literatur den Reſt geben zu wollen.“ Gut. Was hat das zu bedeuten? Man lernt doch wohl nur darum Griechiſch, um die Ideen zu benutzen, die in den Werken der Griechen enthalten ſind? Steht die Nation noch auf der niedern Stufe der Kultur, daß ſie jene veraltete Geiſtesnahrung bedarf; nun wohl! ſo mag ſie Griechiſch lernen, ſo viel ſie will, um aus der Barbarei ſich heraus zu winden. Aber wenn ſie alles, was in jenen geprieſenen Werken ſteht, längſt ſchon ſelbſt hat, und beſſer hat: zu was die unnütze Mühe und der ungeheuere Zeitverderb? Was ſoll z. B. der gebildete Franzoſe mit dem Herodotus, der ihm auf jedem Blatte Lügen und Mirakel aufbürdet? Dergleichen Dinge, wenn ja die Einbildungskraft mit ſo etwas ihr Spiel treiben ſoll, findet er in ſeinem pragmatiſchen Pater Daniel zum Ueberfluſſe. Zu was den armſeligen Ariſtophanes leſen, und mit Mühe durch ſeinen Attiſchen Schmutz ſich durcharbeiten? Solche Farcen ſieht die groſſe Nation in der opera buffa alle Tage. Sophokles und Euripides ſind, wie bekannt, ſchon vor hun-

dert Jahren, von Französischen Genies übertroffen worden. Ich weiß wohl, daß es unter den Teutschen Gelehrten Sonderlinge in Gegenständen des Geschmacks giebt, die das durchaus nicht einräumen. Es wäre aber verlorne Mühe, mich mit Leuten hier einzulassen, bei denen ich in den ausgemachtesten Dingen keinen Glauben finde. Und zugegeben, es stünde in den vergötterten Griechen wirklich eins und das andere, wovon man noch heut zu Tage Notiz nehmen dürfte: sind sie nicht alle zu wiederholten Malen übersetzt? Es mag seyn, daß sich hier und da kleine Unrichtigkeiten in die Dolmetschungen eingeschlichen haben — daß z. B. eine und die andere Uebersetzung vom Homer dem Originale so ähnlich seyn soll, wie ein Bologneser Hündchen dem Cerberus, was gehört das hierher? — aber die Ideen sind doch wohl im Allgemeinen Französisch genug ausgedrückt? Das Mückenseigen und Kameeleverschlingen, hat wahrlich zum Nachtheile der ächten Völkerkultur viel zu lange sein Unwesen in der Welt getrieben, am meisten unter den Teutschen; denn die Franzosen denken, zu unsrer Beschämung, hierin solider. Freilich wird mancher Schulgelehrte mir einwenden, daß die Lateinischen Schriftsteller, deren Erklärung der Konsuz doch selbst verordnet habe, ohne Griechische Sprachkunde und Literatur nicht gründlich genug erklärt,

, werden könnten. Das ſagt nun ſo einer dem andern, aus alter Obſervanz, nach, ohne den Muth zu haben, von der herrſchenden Meinung, die ich dreuſt einen verjährten Irrthum nenne, abzuweichen. Iſt denn euer Auftiſchen Griechiſcher Gelehrſamkeit, bei Erklärung eines Römiſchen Klaſſikers, etwas mehr, als ein ſchwerfälliger Prunk? Soll ich, um ein Tityre tu patulae recubans ſub tegmine fagi zu verſtehen, erſt im La Cerda nachleſen, was alles für Faullenzer bei den Griechen unter den Bäumen gelegen haben? Ich weiß ſo gut als ihr, daß die Lateiniſche Sprache zum Theil aus der Griechiſchen gefloſſen iſt, zum Theil ihre Ausbildung von ihr erhalten hat. Aber was folgt daraus? So müßten ja die Engländer, um ihre Sprache gut zu verſtehen, erſt Platteutſch lernen, weil eine Menge ihrer Wörter aus dieſer Quelle entſprungen iſt.

Bis ſo weit, ſollte ich meinen, wäre der Konſul hinlänglich gerechtfertigt. Aber iſt es denn auch wirklich anders, daß er die Greculos aus dem Lande, wo man die Graca neſterweiſe ausnehmen könnte, exiſtirt wiſſen will? Das wäre erſt zu unterſuchen, bevor man ſo dreuſt darüber abſpricht. Könnte nicht der Konſul ſogar aus Eifer für die Griechiſche Literatur das ganze Unweſen aus dem öffentlichen Unterrichte

verwieſen haben, um deſto mehr Partengänger dafür zu machen? Die Anbeter der Helleniſchen Muſen werden hinfort in Frankreich einer ecclesia preſſa ähnlich ſeyn, und deſto ſchwärmeriſcher ihren Kultus fortſetzen. Es werden Märtyrer dafür aufſtehen, mehr als man jezt glaubt, mehr als bei einer andern Nation von träger Temperatur Studirende den Muth dazu haben würden; denn dem Franzoſen — der vom pianiſſimo, nicht creſcendo, ſondern immer durch den gewaltſamſten Sprung, zum fortiſſimo übergeht — iſt eine ſolche Aufopferung eine Kleinigkeit. — Als der Pabſt und die heiligen Väter des Konciliums zu Trident die alte Vulgata der Bibel ausbeſſerten und kanoniſirten; ſo erwieſen ſie der Hebräiſchen und Griechiſchen Literatur einen größern Dienſt, als ſie ſich eingebildet hatten. Von den Proteſtanten iſt es bekannt genug, daß ſie deſto eifriger jene Sprachen lernten. Aber auch unter den Katholiken fanden ſich Köpfe von einem gewiſſen Freiheitsſchwindel, die ſich mit der Vulgata nicht begnügen wollten. Wahrlich man ſollte, der guten Sache wegen — ich meines Orts, halte freilich das Griechiſche für unnüz, denn, unter uns geſagt: ich verſtehe keins; laſſe aber Andern ihre Meinung — man ſollte, dünkt mich, weit ſchärfere Maßregeln anwenden. Leute die Griechiſch wüßten, oder lernten, dürften z. B. nicht auf kanoniſirt

ten Gottesäckern begraben werden, müßten, wie die Juden, doppeltes Chauſſee- und Wegegeld zahlen, zu ihren Häuſern und Grundſtücken — ein Fall, der bei der gewöhnlichen curta ſupellex der Gelehrten eben nicht oft vorkommen würde — Lehenträger halten u. dgl. m.; und man würde wohl ſehen, wie die Graeculi ſich ausbreiten, wie ſie eben ſo hartnäckig an ihrem Plato und Homer halten würden, als die Juden an ihrem Talmud. Hier ſehe ich freilich einem ganzen Strome von Einwürfen entgegen. Sie ſchrecken mich zwar nicht; aber Luſt, ſie zu beantworten, empfinde ich noch weniger. Dixi.

K.

III.

Fortgeſetzte Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand von Ungarns Literatur und Kultur. *)

Ungarn im Februar 1804.

Von dem ſchätzbaren Katalog der gräflich Szécſényiſchen und nun zugleich Ungariſchen

*) Ich ſchreibe Ungarn und nicht-Ungern, obgleich die letzte Schreibart auch in meinem Vaterlande Mode

Reichsbibliothek in Peſth, iſt bereits ein Supplementband erſchienen, *) der ein kräftiger Beweis des muſterhaften Eifers iſt, womit der edle Stifter dieſes vortrefflichen Inſtitutes die Vervollkommnung deſſelben zu befördern ſucht. In dieſem Supplementbande ſind über 3000 neue Artikel enthalten. Die lange Vorrede hat den bekannten gelehrten Ungariſchen Geſchichtsforſcher Johann Chriſtian von Engel in Wien zum Verfaſſer. Bündig beweiſt er in derſelben die Pflicht der Vaterlandsliebe und zeigt durch mehrere Beiſpiele, daß die Ausübung derſelben auch in Ungarn nicht ſelten ſey. Als einen vorzügli-

wird. Dieſer Teutſche Name iſt ja offenbar aus dem Lateiniſchen Hungaria und Hungarus entſtanden. Denn bei den Griechiſchen, Byzantiniſchen und lateiniſchen Schriftſtellern kommt er viel früher vor als unter den Teutſchen. Auch giebt die Benennung, Ungern, von der Nation gebraucht zu einer kleinlichen Zweydeutigkeit und falſchen Ableitung Anlaß. Dies letztere bemerke ich hier vorzüglich deswegen, weil ich vernommen habe, daß der berühmte juriſtiſche Profeſſor Leiſt in Göttingen in ſeinem Vortrag der Teutſchen Reichsgeſchichte den Namen der Ungarn daher ableitet, weil die Teutſchen die erſten Ungarn die ihnen bekannt wurden, wegen ihrer Verwüſtungen unger ſahen.

*) Catalogus Bibliothecae Széchényiano - Regnicolaris ſupplementum I. Scriptores Hungaros et Rerum Hungaricarum typis editos complectens. A — Z. Poſonii (Preßburg) typis Belnayanis 1803. XXXII et 646 pag. 8.

chen Beweis davon, ſtellt er mit Recht die Errichtung der Ungariſchen Reichsbibliothek in Peſth auf, die wir dem reinen Patriotismus des Grafen Franz Szécſényi verdanken. — Dieſe Ungariſche Nationalbibliothek wird fortwährend durch Geſchenke von Ungariſchen Mäcenaten und Gelehrten an ſeltenen Büchern und Manuſcripten bereichert.

In der Zeitſchrift von und für Ungarn ſteht im zweiten Hefte des vierten Bandes S. 85 bis 102 eine treffliche Abhandlung über die Magyariſche oder Ungariſche Orthographie von Paul von Beregſzáſzi, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an dem reformirten Kollegium zu Sáros-Patak, und korreſpondirendem Mitgliede der Göttingiſchen Societät der Wiſſenſchaften. Er vertheidigt mit Grund die Etymologie als Grundregel der Ungariſchen Orthographie, und zeigt wie ſchwankend die von einigen als Grundregel vorgeſchlagene Ausſprache ſey. Beregſzáſzi hat bereits während ſeines Aufenthalts in Teutſchland zwei ſchätzbare Werke über die Ungariſche Sprache herausgegeben. *) S. 97 in dem

*) Ueber die Aehnlichkeit der Ungriſchen Sprache mit den morgenländiſchen, nebſt einer Entwickelung der Natur und mancher bisher unbekannten Eigenſchaften derſelben. Leipzig 1796 und

angeführten Aufſatz geſteht er in einer Anmerkung, er hätte noch manches andre über die Ungaiſche Sprachlehre, und für ein Ungariſches Wörterbuch geſammelt, habe aber nicht mehr Luſt, hundert und vierzig Dukaten, nebſt ſeiner ſauern Mühe wie bei den zwei erwähnten Werken zu verlieren. Ein ſolcher Verluſt muß freilich für Ungariſche Sprachforſcher, die ausführliche Werke herausgeben wollen, ſehr abſchreckend ſeyn; allein was hindert denn Hrn. Beregſzáſzi und andere gute Ungariſche Philologen, auch in Zukunft Abhandlungen über die Ungariſche Sprache in der allgemein geleſenen Zeitſchrift des Hrn. Prof. von Schedius, zwar unentgeldlich, aber auch ohne Verluſt mitzutheilen, und ſo ihren Patriotismus zu bewähren? — Im dritten Heft des vierten Bandes dieſer Zeitſchrift befindet ſich ein für Geſchichtsforſcher ſehr ſchätzbarer Aufſatz über den Geſchichtſchreiber Ludwig Tubero, vom Herausgeber Ludwig von Schedius (S. 166 bis 173). Im vierten Hefte ſteht (S. 225 bis 236) ein neuer trefflicher hiſtoriſcher Aufſatz von Joh. Chr. v. Engel über Sigmunds Königs von Ungarn Aufenthalt zu Raguſa im Jahre 1396. Der Aufſatz im ſechsten

Verſuch einer magyariſchen Sprachlehre, mit einiger Hinſicht auf die Türkiſche und andre morgenländiſche Sprachen. Erlangen 1797.

Hefte deſſelben Bandes, (S. 357 bis 367) von den Naturprodukten des Mineralreichs im Biharer Komitate, von Jakob Ferdinand von Miller, (Vorſteher der Ungariſchen Reichsbibliothek zu Peſth) wird Mineralogen und Geographen nicht unwillkommen ſeyn.

Der von den Muſen begünſtigte Magyariſche junge Dichter Michael Vitéz, ſonſt Csokonai genannt, von dem bereits im ſiebenten Stück des vorhergehenden Jahrgangs des Teutſchen Merkurs Proben mitgetheilt worden, arbeitet fleißig an der Ungariſchen Epopee Arpadias, die gewiß unſerer Nationalpoeſie einen neuen Schwung geben wird. Da ſich alle ſeine ſchönen klaſſiſch-korrekten Gedichte auch durch eine treffende Nationalindividualität auszeichnen, ſo wird gewiß dieſes epiſche Gedicht auch dazu beitragen, den hochherzigen, von vielen Ausländern bewunderten Nationalcharakter der Magyariſchen Nation kennen zu lernen. Mit wahrem Vergnügen habe ich einige ſeiner anakreontiſchen Gedichte, die nächſtens unter dem Titel Magyar Anakreon in Druck erſcheinen, im Manuſcript geleſen. Sie verdienen von glücklichen Dichtern Ungarns in Teutſcher Sprache (wohin ich z. B. von Gruber in Wien rechne), *) getreu

*) Von ſeinen Hymnen auf Pallas Athene iſt ſchon früher in dieſer Zeitſchrift die Rede geweſen. Jetzt be-

übersetzt zu werden, damit unserm liebenswürdigen Dichter, auch Ausländer die gehörige Aufmerksamkeit schenken und unsere Nationalpoesie (die sie aus gänzlicher Unkunde der Ungarischen Sprache noch gar nicht kennen) nicht länger verkennen und verachten. Die zu bedächtige und überall Nachtheil witternde Wiener Hofcensur, ertheilte diesen anakreontischen Gedichten nur unter Difficultäten das admittitur. Csokonay's treffliche travestirte Batrachomyomachie, die voll schöner Originalzüge und Magyarischer Nationalindividualität ist, kann leider zum Nachtheil unserer vaterländischen Literatur, die zu strenge Censur nicht passiren. Unlängst beschenkte er uns mit einer trefflichen Ungarischen Idylle Amarillis betitelt (Pesth bei Trattner 8), eine liebliche Blume aus einer Dichtungsgattung, die in Ungarn bisher noch fast gar keine Bearbeiter und Pfleger gefunden hat. Wenn gleich diese Idylle nur ein Gelegenheitsgedicht ist, so läßt sich doch darin des Dichters fruchtbare Phantasie, inniges Gefühl und Anmuth des Ausdruckes nicht verkennen. Uebrigens bedarf unser Dichter, der in nicht

schäftigt sich dieser als Patriotischer Dichter und Gelehrte gleich achtungswürdige Mann mit einem Hymnus an sein Vaterland, der den Titel Pannonien führen wird. B.

braucht, ziehen sie sein Temperament zu der Extremität hin, die der entgegen gesetzt ist, zu der es sich von selbst neigt, und nähern es folglich der Mitte, worinn die Vollkommenheit liegt. Ein würksames Mittel, fehlerhafte Temperamente zu bessern, wäre vielleicht, solche Nahrungsmittel für sie auszusuchen, die ihre Fehler durch entgegen gesetzte Fehler zu vernichten strebten. Man findet, daß Leute, die immer in einem sehr engen Zirkel lebeu, dadurch eine Individualität erlangen, die oft an die Karikatur grenzt; daß hergegen der Umgang mit Menschen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Denkungsarten den Sitten Eleganz und den Begriffen Ausdehnung giebt. Die Superiorität der Europäischen Nationen über alle andere Völker der Erde entsteht gewiß grossentheils aus der genauen Verbindung, in der sie ihres politischen Interesse wegen mit einander stehen, und aus dem unaufhörlichen Wechsel ihrer Produktionen und ihrer Begriffe, den Luxus und Wissensbegierde veranlassen, und den Schiffart und Druckerey so sehr bey ihnen erleichtern. Je mehr alle Völker der Erde durch Umgang und Handlung sich vermischen werden, je mehr werden ihre Abweichungen einander aufheben; mit gegeneinander würkenden Kräften wird jede die andere zu der Extremität hinziehen, zu der sie sich selbst neigt, und alle werden dadurch sich dem Mittelpunkte nähern,

in

nicht günſtigen Glücksumſtänden in Debrezin (in deſſen Muſenſitz ſich ſchon mehrere treffliche Dichter in Ungariſcher und Lateiniſcher Sprache bildeten) lebt, der Unterſtützung Ungariſcher Muſageten, die wir ihm von Herzen wünſchen.

Zu den im verfloſſenen Jahre erſchienenen guten Ungariſchen Ueberſetzungen gehören: A'ſánta Ördöy, der hinkende Teufel, (Peſth bei Joſeph Eggenberger 8.) aus dem Franzöſiſchen des witzigen Le Sage, le diable boiteux, ins Ungariſche von D. Paul Rath glücklich übertragen, und von Ludwig von Schedius mit einer Vorrede verſehn, in welcher bündig gezeigt wird, daß komiſche Schriftſteller einer Nation am meiſten zur Ausbildung ihrer Sprache und Belebung ihrer Literatur beitragen können. Ferner: Zaid vagy Négyedik Muhamed' ſzerentſétlen ſzerelme (Zaid, oder Muhameds des Vierten unglückliche Liebe) ein hiſtoriſcher Roman *) nach August von Kotzebue Ungariſch bearbeitet. (Peſth bei Stephan Kis). Emberi indúlatok' tüköre,

*) Hiſtoriſche Romane leiſten freilich den Forderungen der Aeſthetik in Anſehung des Romans nicht Genüge. Doch dies aus einander zu ſetzen iſt hier nicht der Ort.

réſz ſzerint igaz, réſz ſzerint Költött történetekben. Nagy réſzint Lafontaine után. (Spiegel menſchlicher Leidenſchaften, theils in wahren, theils in erdichteten Begebenheiten. Großentheils nach Lafontaine. Preßburg bei Simon Peter Weber. 8.) Von Johann Kis, dem wackern Herausgeber der Ungariſchen Taſchenbücher (zſebbe való Könyvek.) A'régi 's moſtani leg nevezetteſſebb időbéliek' hires tetteiknek és élettyeiknek hiteles rajzolattyok. Mellyet Siller és Meiſzner' történet iroknak Német munkájok ſzerént meg magyarázott G. György. (Glaubwürdige Schilderungen der berühmten Thaten und Lebensläufe merkwürdiger Menſchen, 'alter und gégenwärtiger Zeit. Nach Schillers und Meißners Teutſchen Werken ins Ungariſche überſetzt von Georg G.) Peſt bei Konrad Adolph Hartleben 8. Bonaparte Napoleon' a Franczia Köztárſaság 'elſő Konzullyának élete 's tulajdonſági. (Leben und Charakterzüge Napoleon Bonaparte's erſten Konſuls der Franzöſiſchen Republik). Zweite ganz verbeſſerte Auflage. Peſth bei Hartleben. 8. Elila' teſtamentoma a'maga Kedves Leányához. Forditotta Farkas András. (Eliſens Teſtament an ihre liebe Tochter. Ueberſetzt von Andreas Farkas) Preßburg und Peſth bei Michael Landerer von Füskut. 8. Endlich Atala, vagy

Két Indus Szerelme a' Luizianai puſztákon. Irta frantziául Satóbriand Ágoſton Ferencz, fordittotta B. I. (Bózóky Iſtván) d. i. Atala, oder die Liebe zweier Indianer in den Louiſianiſchen Wüſten. Geſchrieben in Franzöſiſcher Sprache von Franz Auguſt Chateaubriand, überſetzt von Stephan Bozóky. Preßburg bei Georg Aloys Belnay 12. Chateaubriands Atala, ou les amours de deux Sauvages dans le déſert, wurde in Ungarn von der eleganten Welt, für die Profeſſor G. A. Belnay in Preßburg einen Nachdruck in Franzöſiſcher Sprache (auf Druck- Schreib- und Velinpapier. 12.) nach der fünften Pariſer Ausgabe, und dieſe Ungriſche Ueberſetzung beſorgte, ſo wie in Frankreich und Teutſchland ſehr gut aufgenommen.

Der Ruſſiſch-kaiſerliche Hofrath, Johann von Orlay, ein Ungar, theilt in einem Briefe aus Petersburg an einen Freund in Ungarn, (aus welchem ein Fragment im zweiten Heft des vierten Bandes der Schediuſiſchen Zeitſchrift gedruckt iſt) intereſſante Nachrichten von ſeinen Bemühungen mit, die den Ungarn verwandten Nationen, und ihre ehemaligen alten Wohnſitze in Aſien kennen zu lernen und darüber neues Licht zu verbreiten. Er reiſte zu dieſem Ende in Lappland, Finnland, und in den Gegenden am

Kaukasus und an den Uralischen Gebirgen. Am Kaukasus besah er die Ruinen der alten Stadt Magyar, die noch jetzt diesen Namen führt. Das an den Uraler Gebirgen wohnende Volk wird von den Russen Uriesi d. i. Ungarn genannt, und spricht einen Ungarischen Dialekt u. s. w. Er verspricht dies alles zu einem andern Orte umständlicher zu erörtern.

Der Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1804, herausgegeben von Chr. Rösler, (nebst einem angehängten charakteristischen Verzeichnisse einiger vorzüglicher Teutscher Dichterwerke. Pesth, im Verlage bei K. A. Hartleben 190 S. 12. gedruckt mit Lateinischen Lettern in Wien bei J. P. Degen. Preis 1 Gulden 12 Kr.) zeichnet sich von seinen Vorgänger sowohl durch innern Gehalt, als äußere Eleganz aus. Man stößt nicht mehr auf bloße Lückenbüßer, wie ehedem. Die Beiträge zu diesem Jahrgange sind von Berhefft, Glaß, Halitzky, Lübeck, Mitsch, von Schedius, Karoline von Wieser, Zoch, einigen Ungenannten, und die meisten vom Herausgeber selbst. Es befinden sich unter denselben mehrere sehr gut gerathene Gedichte, besonders von Rösler, Glaß, Berhefft, Prof. v. Schedius, D. Lübeck, Karoline von Wieser. Der größte Theil dieser Gedichte ge-

hört zu der sanftern, lyrischen Gattung. Von Prof. Schodius sieht darin auch ein Fragment eines Oratoriums. Ich theilt den Lesern des Teutschen Merkurs am Ende meines Aufsatzes aus diesem Musenalmanache einige Proben mit. Als Anhang hat der Herausgeber kurze Charakteristiken der bedeutendern Teutschen Miscellandichter beigefügt. Diejenigen, welche ausschliessend nur für eine Dichtungsart arbeiteten, will er im folgenden Jahrgang nachholen. Diese Charakteristiken sind für Dilettanten und praktische Anfänger in der Dichtkunst bestimmt, und sollen zur Verbreitung und Leitung der Dichterliebe beitragen. Die Charakteristiken sind meist sehr treffend, wovon wir auch einige Beispiele geben werden. Wir wünschen von Herzen, daß diese Anstalt fortdauere, und daß noch mehr Teutsche Dichter und Dichterinnen z. B. unsere, unter dem Namen Nina und Theone auch in Teutschland als glückliche Dichterinnen rühmlich bekannten Landsmännininnen, dem Herausgeber Beiträge liefern möchten. Die auf Pränumeration angekündigten Teutschen Poesien von Nitsch (Prof. der Teutschen Sprache am reformirten Kollegium in Patak) sind unsers Wissens nicht erschienen. Unser verdienstvoller Landsmann Jakob Glatz hat sich in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahres durch mehrere gute Schriften um die Jugend und ihre Erzieher-

verdient gemacht. Sein naturhiſtoriſches Bilder- und Leſebuch (Jena bei Frömmann, verdient gewiß Empfehlung. Die 300 illuminirten Abbildungen ſind von Horny mit ausgezeichnetem Fleiße gearbeitet, und ungeachtet ihrer Kleinheit charakteriſtiſch und kenntlich genug. Der Verfaſſer hat die Beſchreibung der abgebildeten Gegenſtände in Erzählungen eingekleidet. Den Erzählungen geht eine Erklärung in Verſen von andern Verfaſſern voraus. *) Schade, daß dieſe Verſe mit zu wenig poetiſchem Geiſte gearbeitet ſind. — Auch ſein Vater Traumann, (Schnepfenthal in der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt) ein Gegenſtück zu Thieme's Gutmann, ſeine Idun'a, ein moraliſches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend, (Frankfurt a. M. bei Wilmanns), die Fortſetzung der merkwürdigen Reiſebeſchreibungen, das Taſchenbuch für die Teutſche Jugend aufs Jahr 1804, und ſeine kleine Geſchichten und Erzählungen für die Jugend (Nürnberg und Leipzig bei Frdr. Campe) ſind gute Erziehungsſchriften. — Glatz kommt nun nach dem Wunſche aller ſeiner patriotiſchen Landsleute in unſere Nähe. Er iſt zum Ober-

*) Man wird in einem dieſer erklärenden Gedichte die Hand eines der erſten Dichter der Nation nicht verkennen. B.

lehrer der protestantischen Schule in Wien, berufen worden, und hat diesen Ruf angenommen. Schon hat er im Januar das geliebte Schuepfenthal, wo er mehrere Jahre mit vielem Nutzen am Salzmannischen Erziehungsinstitute arbeitete, verlassen. Ehe er seine neue Stelle in Wien antritt, wird er seine Freunde in seinem Vaterlande besuchen.

Auch unser fleißiger Landsmann Andreas Skolka, (Rektor des neuerrichteten evangelischen Gymnasiums zu Mezö-Berény) gab im verflossenen Jahre in Teutschland eine gute Jugendschrift heraus: „Sonderbare Naturerscheinungen zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend, nebst einem naturhistorischen Räthselbuche. Gotha bei Perthes 1803. 1. Theil mit einem Kupfer (das in Neuholland entdeckte Schnabelthier oder ornithorhynchus paradoxus vorstellend). Dieser Theil enthält die interessantesten im Thierreiche vorkommenden Sonderbarkeiten in einer schönen Ordnung mit viel Fleiß zusammengestellt.

Der berühmte Professor der Chemie und Botanik an der Ungarischen Universität zu Pesth Jakob Joseph Winterl hat zu seinem Werke Prolusiones in Chemiam seculi decimi noni (Pesth 1800

gr. 8.) im verflossenen Jahre accessiones herausgegeben. Beide Werke sollen bald in einer Teutschen Uebersetzung unter seiner Leitung zu einem Ganzen verschmolzen in einem auswärtigen Verlage gedruckt erscheinen. Durch diese Uebersetzung wird ohne Zweifel sein neues System der Chemie in Teutschland bekannter werden. D. Joh. Chr. Oersted, in Regensburg, hat in der zur Prüfung des Winterlschen Systems herausgegebenen Zeitschrift: Materialien zu einer Chemie des neunzehnten Jahrhunderts, (Erstes Stück, Regensburg 1803. 8.) die Mängel des Lavoisierschen Systems sehr gut aus einander gesetzt, und dasselbe mit Winterl's System in eine richtige Parallele gestellt. Fortgesetzte unpartheiische Prüfungen werden gewiß viel Licht über die Chemie verbreiten.

Das zweite Bändchen von Brezetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungarn, dem das verdienten Prof. Schwartner Bildniß zur Titelvignette dienen wird, erscheint nächstens (Wien bei Kamesina). Es wird unter andern folgende interessante Aufsätze enthalten: Monographie des Neusiedler-Sees, Fragment einer Reise nach Steinamanger, nebst einer Einleitung über die Lage der Römer in diesem Theil des alten Pannoniens u. s. w. Auch

von den in Teutschland bekannten, jetzt in Wien lebenden Ungarischen Dichtern Gruber von Grubenfels und Karl Unger werden einige Aufsätze darin stehn. Von dem ersten Bändchen dürfte bald eine ausführliche Anzeige in des Freiherrn von Zach Monatlichen Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde erscheinen. In den Monatsheften März bis August 1803 dieser Zeitschrift des Freih. von Zach steht eine ausführliche Anzeige der topographischen Beschreibung von Ungarn in dem Waldstein-Kitaibelschen Lateinischen Werke, mit Anmerkungen. — Das Teutsche Zipser-Idiotikon des Prof. Johann Genersich ist in der Schedianischen Zeitschrift noch nicht erschienen. In Bredetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungarn soll von Karl Georg Rumi auch ein Zipser-Idiotikon erscheinen. In diesem Jahre erscheint der 4te Band von Prof. Grellmann's, (der bekanntlich von Göttingen, nach der Russischen Universität in Moskau abgeht) statistischen Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der Oesterreichischen Monarchie (Göttingen in der Vandenhoeck-Ruprechtschen Buchhandlung). Er wird, wie die vorhergehenden Bände auch größtentheils über Ungarn interessante freimüthige statistische Aufsätze liefern. An Grellmanns Geschichte und Statistik

von Oeſterreich wird bereits gedruckt. — Die im verfloſſenen Jahre erſchienenen Reiſen durch Oeſterreich, Ungarn, Steyermark, Venedig, Böhmen und Mähren in den Jahren 1801 und 1802 von Jul. Wilh. Fiſcher (Wien bei Anton Doll. 3 Theile in 8.) ſind eine bloße geiſtloſe Kompilation, ohne allem Intereſſe und Gewinn für die genauere Kenntniß der vorgeblich durchreiſten Länder. Dies erhellt vorzüglich aus dem, was er im zweiten Theile über unſer Vaterland ſagt. Die Urtheile ſind größtentheils ſchief und irrig, der Styl ſchlecht. Schon der Verleger, ein berüchtigter Nachdrucker, erweckt ein ungünſtiges Vorurtheil.

Der gelehrte Ungariſche Orientaliſt Fr. Domby hat unlängſt eine treffliche Perſiſche Grammatik und Chreſtomathie herausgegeben: Grammatica linguae perſicae. Accedunt Dialogi, Hiſtoriae, Sententiae et Narrationes perſicae. Wien bei Kamesina 1804 (1803) gr. 4. (1 Rthl. 20 Gr).

In Gutsmuths Bibliothek der pädagogiſchen Literatur iſt die Abhandlung über die jetzige Verfaſſung der proteſtantiſchen Schulen in Ungarn (im zweiten Bande der praktiſchen Bibliothek für Prediger und Schullehrer von Wächter und

in welchem die Vollkommenheit der allgemeinen menſchlichen Natur liegt.

A. B.

IV.

Beurtheilung der Poetiſchen Blumenleſe in dem Göttingiſchen Muſen-Almanach 1773.

Wolt' ich den gewöhnlichen Kunſtrichter-Ton annehmen, und mit einem entſcheidenden wir im Nahmen des Publicums, oder als ein Bevollmächtigter von ganz Deutſchland reden; ſo würd' ich bald mit der Beurtheilung dieſer Blumenleſe fertig ſeyn. Ich möcht' in einem noch ſo kleinen Städtgen, von jeder feineren Geſellſchaft abgeſondert, leben; Deutſchland möchte von mir, und ich von ihm noch ſo wenig wiſſen; immer fänd' ich der guten Seelen genug, die mir es auf mein Wort, und vielleicht ihrem eignen Gefühl zuwider, glaubten: dieſes ſey ſchön, dieſes mittelmäßig, und dieſes ſchlecht. Aber ich will, beſcheiden und offenherzig, bekennen, daß ich ein einzelner Mann bin, der nur Eine Stimme, und weder Zeit noch Gelegenheit hat, die übrigen Stimmen des Publicums zu ſammlen; noch weniger eine Vollmacht von ſeiner Station aufweiſen kan; den der Herausgeber des Merkurs indeſſen für würdig hält, mit ihm zu arbeiten. Was hülf' es mir, nach dieſem Bekenntniß, etwas in allgemeinen Ausdrücken zu loben oder zu tadeln? Wenn ich ſage:

Klaynmann, und auch einzeln bei Kamesina in Wien gedruckt) sehr vortheilhaft recensirt. Von dem Verf. dieser vortrefflichen Schrift erscheint im dritten Bande der Bibliothek für Prediger und Schullehrer ein ausführlicher Aufsatz über die jetzige Verfassung der evangelischen Schule zu Käsmark. Der in einem frühern Hefte des Teutschen Merkurs erschienene Aufsatz über das Käsmarker Lyceum und Debreziner Kollegium beschränkte sich auf die zwei obersten Klassen der Käsmarker Schule.

Der gelehrte Rektor des Käsmarker Lyceums Adam Pobkonitzky arbeitet schon seit mehrern Jahren an einem Ungarischen Staatsrecht, das er vielleicht schon nach Verlauf eines Jahres in Lateinischer Sprache herausgeben wird, und von dem man sich im Voraus viel versprechen kann. Laut einer versprochenen Fundation, wird das Käsmarker Lyceum in kurzer Zeit einen eigenen Professor der vaterländischen Rechte erhalten. Auch zwei andere Stiftungen, beide von 1000 Thalern hat die Käsmarker Schule zu erwarten.

Der im vergangenen Jahre in Wien gestorbene K. K. General-Major und Brigadier, Karl Anton von Brixen hat mehrere geographische Aufsätze über

Ungarn hinterlassen, die der Baron v. Lichtenstern in seinem Archiv der Statistik bekannt zu machen gesonnen ist. Der zu Skalitz verstorbene evangelische Prediger Martin Lanczek, der sich mit dem Studium der Ungarischen Kirchengeschichte viel beschäftigte, hat eine vollendete Geschichte der evangelischen Kirche in Manuscript hinterlassen, wie auch eine reiche Sammlung eigenhändig abgeschriebener Urkunden. Möchten sie doch im Druck bekannt gemacht werden!

Die Zeitschrift von und für Ungarn wird in diesem Jahre unter der Leitung des verdienten Professors Ludwig von Schedius mit gleichem rastlosem patriotischem Eifer fortgesetzt. Der neue Verleger, Buchhändler Hartleben in Pesth, wird für ein geschmackvolleres Aeußere sorgen. — Das patriotische Wochenblatt für Ungarn erscheint seit Anfang dieses Jahres. Die Aufsätze sind größtentheils ökonomischen Inhalts. Der Herausgeber ist Karl Lübeck, Doktor der Arzneikunde und ausübender Arzt in Pesth, bereits als Schriftsteller bekannt und geschätzt; der Verleger ist der Buchhändler Hartleben in Pesth. — Der Hauptredacteur des geschätzten literarischen Wochenblatts, das seit dem Anfange Septembers 1803 bei dem Buchhändler Johann Geistinger in Wien erscheint, ist dem Vernehs

men nach der als Teutſcher Dichter rühmlich bekannte Ungar Gruber v. Grubenfels aus Preßburg.

Der allgemein geliebte und aufgeklärte Erzherzog Karl hat als Kriegsminiſter eingewilligt, daß des Rittmeiſters von Lipszky Charten von Ungarn, wiewohl bei denſelben auch militäriſche Ausmeſſungen benuzt worden ſind, zum Beſten der Literatur geſtochen werden dürfen. *) Bisher wurde durch den ehemaligen ängſtlichen und furchtſamen Hofkriegsrath in Wien der Stich mancher guten Charte verhindert, und manche gute Zeichnung durch willkührliche Berg- und Flußverſetzungen (um dadurch den Feind hinter das Licht zu führen — !?) verdorben.

Das Leutſchauer proteſtantiſche Erziehungsinſtitut, *) welches der ſehr thätige und

*) Sie erſcheinen auf Pränumeration, die ungefähr zehen Dukaten betragen wird, unter dem Titel: Mappa generalis regni Hungariae partiumque eidem adnexarum nec non Magni Principatus Tranſilvaniae in IX Sectiones diſtributa. Von ihrer Einrichtung ſ. von Zachs monatliche Korreſpondenz 1803. Septemberſtück S. 234 bis 248 und Novemberſtück S. 418 bis 424.

*) Eine ausführliche Beſchreibung deſſelben ſteht im Intelligenzblatte des dritten Heftes des vierten Ban-

patriotisch gesinnte Rektor des dasigen Gymnassums Augsb. Konf. Martin Lindemann errichtet hat, dauert noch fort, obgleich die Anzahl der Zöglinge sehr klein ist, woran der etwas zu hohe Preis (240 Gulden) Schuld ist. Die Zöglinge wohnen nicht in einem Gebäude beisammen, sondern sind zwischen mehrere Professoren vertheilt, wodurch allerdings manche Nachtheile, die sonst durch das Beisammenwohnen vieler Zöglinge entstehn, vermieden werden. — In dem Käsmarker Erziehungsinstitute, befinden sich jetzt vierzig Zöglinge. Die Aufsicht über dieselben und den Privatunterricht besorgen außer den Präfekten sechs Informatoren. Für die Wohnung, Kost und den Privatunterricht werden für jeden Zögling nur 70 Gulden gezahlt. So wie für den Privatunterricht in den Wissenschaften, so wird auch für den Privatunterricht in der Teutschen und Ungarischen Sprache, im Zeichnen und in der Musik auf der Violine nicht besonders gezahlt. Die Besoldung des Präfekten, dem diesmal kein Vice-Präfekt adjungirt worden ist, beträgt 200 Gulden. Die Zahl der studierenden Jugend am Käsmarker Lyceum ist sehr ansehnlich.

An dem berühmten reformirten Kollegium zu

des der Schediusischen Zeitschrift, von und für Ungarn. S. 187 bis 200.

Sátos-Patak befinden ſich jetzt gegen dreitauſend Studirende, worunter 600 erwachſene Beneficiaten oder ſogenannte Togaten ſind. Dieſe große Anzahl iſt beſonders für die niedern Klaſſen ſehr nachtheilig, da in dieſen ein Lehrer über hundert Schüler hat. Am berühmten reformirten Kollegium in Debrezin iſt die Zahl der Schüler und Studenten auch nicht viel geringer.

An der berühmten Göttingiſchen Univerſität ſtudieren gegenwärtig vierzehn Ungarn und Siebenbürger, unter denen ſich zwei junge Grafen mit ihren Hofmeiſtern befinden, in Marburg ungefähr fünf, in Leipzig zwei. Die Anzahl der in Jena und Wittenberg gegenwärtig ſtudirenden Landsleute iſt mir nicht bekannt.

Der rühmlich bekannte Illyrier Athanaſius Stojkovics, korreſpodirendes Mitglied der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften und Herausgeber einer Phyſik in Illyriſcher Sprache, iſt an die Ruſſiſch-kaiſerliche Univerſität in Charkow als Profeſſor der Phyſik berufen worden. Der nach Petersburg als Profeſſor der Polizei- und Kameralwiſſenſchaften berufene Ungar Michael Palugyánzky iſt auch im verfloſſenen Jahre zum Mitglied der kaiſerl. ökonomiſchen Geſellſchaft zu Petersburg ernannt worden.

Das Ungarische Taubstummeninstitut in Waiyen, das den Beiträgen patriotisch gesinnter Ungarn seine Errichtung verdankt, *) blüht immer mehr auf, und belohnt schon mit den schönsten Früchten. Zum Unterrichte der Taubstummen sind drei Lehrer nebst einem Zeichenmeister angestellt. Auch hat das Institut einen eigenen Arzt aus dem Orden der barmherzigen Brüder, einen Rechnungsführer und Kassenverwalter. Außer dem wissenschaftlichen Unterricht in den Schulstunden erhalten die Zöglinge Anleitung zu angemessenen Handarbeiten. Die öffentlich angestellten Prüfungen zeigen hinlänglich von der Geschicklichkeit der Lehrer. **) Heil dem edlen Patrioten Andreas von Cházár (l. Tschásár), der die Ungarische Nation zur Errichtung dieser Anstalt zuerst aufmunterte und durch einen nahmhaften Beitrag ein schönes Beispiel zur Nachahmung aufstellte.

Der

*) Der Fond betrug schon zu Ende des Jahres 1802: 40,238 Gulden. Auch unser König gab einen Beitrag von 5000 Gulden.

**) Referent kennt zwar dieses menschenfreundliche Institut in seinem Vaterlande nicht aus eigener Ansicht, wohl aber das Wiener Taubstummeninstitut (in welchem er mit Entzücken einer Prüfung beiwohnte), dessen Einrichtung bei dem Ungarischen Taubstummen-Institut befolgt werden ist.

Der unlängſt verſtorbene evangeliſche Prediger A. C. an der Ungariſch-Slaviſchen Gemeine zu Preßburg Michael Inſtitoris von Moſſóczy hat ſich durch anſehnliche Stifturgen um das Pteßburger Gymnaſium A. C. verdient gemacht.

Bei der am 30. November 1803 an der Wiener Univerſität vor ſich gegangenen Wahl des zeitlichen Rektors der Univerſität (wozu Franz von Zeiller, K. K. wirklicher Hofrath, Doktor der Rechte ꝛc. ernannt wurde) und der vier Prokuratoren der Oeſtreichiſchen, Ungariſchen, Rheiniſchen und Sächſiſchen Nation wurde Joſeph Werſchhauſer, der freien Künſte und der Philoſophie Doktor zum Prokurator der Ungariſchen Landsmannſchaft ernannt.

Auf den großen Werth der Kunſtſchätze, die der Ungariſche Fürſt Eſzterházy auf ſeiner Reiſe in Paris und London erkauft hat, kann man ſchon aus dem Umſtande ſchließen, daß die Zolltaxen bei ihrer Einfuhr funfzehntauſend Gulden betrugen.

Der patriotiſche Freiherr Samuel Bruckenthal in Siebenbürgen, hat in ſeinem Teſtamente verordnet, daß ſeine anſehnliche Bücher- Münzen- Gemälde- und Waffenſammlung zum Gebrauch des

Publikums offen ſtehn ſolle, und ſeinen Univerſalerben als erſten Majoratsbeſitzer (er führte das Majorat ein, damit der Beſitzer immer fort für die Erhaltung und Vermehrung der erwähnten Sammlungen zu ſorgen im Stande ſey) verpflichtete er ſogleich ein Kapital von 36000 Gulden aus den Einkünften des Vermögens binnen einer beſtimmten Zeit zurück zu legen, deſſen Intereſſen zur Beſoldung eines tauglichen Bibliothekars und Aufſehers, wie auch zur gehörigen Einrichtung und Erhaltung dieſer Sammlungen auf immer gewidmet ſeyn ſollen. Auch hat er dem evangeliſchen Gymnaſium zu Hermannſtadt 8000 Gulden vermacht, von deren zweckmäßiger Verwendung ſich viel Gutes erwarten läßt.

Der junge Ungariſche Graf Ladislaus Festetits von Tolna hat zu Ende des verfloſſenen Jahres eine neue intereſſante Reiſe in Teutſchland gemacht, und zwar von dem verdienſtvollen Ungariſchen Statiſtiker, Martin Schwartner, und von ſeinem Hofmeiſter Kultſár begleitet. Die Reiſenden hielten ſich am längſten in Salzburg, München (wo ſie bei Hofe waren), Stuttgart, Göttingen, Wolfenbüttel, Berlin auf. In Wolfenbüttel läßt Kultſár eine wichtige Ungariſche Chronik aus dem vierzehnten Jahrhunderte, die auf der daſigen Bibliothek befindlich iſt, abſchreiben.

Unlängst ist von der Ungarischen Statthalterei an die protestantischen Superintendenten in Ungarn der Befehl ergangen, daß sie von den Wissenschaften, die auf den protestantischen Schulen vorgetragen werden, einen detaillirten Bericht einschicken sollten. Wir wollen hoffen, daß dabei keine für die Protestanten nachtheilige Absicht zu Grunde liege.

In Censurangelegenheiten sind neuerlich für die Bewohner der Oestreichischen Monarchie mehrere Verordnungen ergangen. Zu Ende des vorigen Jahres erschien folgende höchste, auch durch die Ungarischen Zeitungen bekannt gemachte Verordnung: „Da „von den K. K. Censursbehörden bemerkt worden ist, „daß ungeachtet der durch gedrucktes Cirkular vom „13. Oktober 1798 kund gemachten allerhöchsten Ent„schließung dennoch von K. K. Unterthanen nicht nur „ganze Werke in das Ausland zum Druck gegeben, „sondern auch größere und kleinere Aufsätze und „Briefe in auswärtige gelehrte Zeitungen und Jour„nale und andere periodische Schriften eingerücket „werden, ohne ein oder das andere vorher der in„ländischen Censur vorzulegen: so wird diese allerhöch„ste Vorschrift in Gemäßheit eines erhaltenen höchsten „Auftrags hiemit erneuert; und jedermann gewarnet, „nichts ohne vorläufig in den K. K. Erblanden erlang-

„ten Censurs-Bewilligung außer Landes, wie immer, „erscheinen zu machen.“ Sollte diese Verordnung nicht mit eine Ursache gewesen seyn, daß der erste Geschichtschreiber der Teutsch sprechenden Nationen Joannes Müller einen auswärtigen Ruf angenommen hat? Ferner ist durch ein Hofdekret der obersten Justizstelle zu Folge einer Note der K. K. Polizeihofstelle, der jetzt die Censur zur Leitung anvertraut ist, verordnet worden: daß bei jedem Todesfalle die Sperrkommissarien für die Verschleppung der Bücher durch die Erben verantwortlich seyn sollen. Bei größern Bibliotheken sollen die Sperrkommissarien dem K. K. Bücherrevisionsamte die Anzeige machen, damit ein Individuum des K. K. Revisionsamts sich in die Wohnung des Verstorbenen verfüge, und die verbotenen Bücher wegnehme. — Da, wie bereits bekannt ist, der Beschluß gefaßt worden ist, alle unter Kaiser Joseph II. erlaubten Werke einer neuen Censur und Superrevision zu unterwerfen, so wurde dem Regierungsrath und Professor Fölsch der Auftrag gegeben, diesen Beschluß ins Werk zu setzen. Die zu revidirenden Bücher sollen durch die Direktoren der verschiedenen Fakultäten der Universität unter die Professoren zur Censur vertheilt werden. Die Fakultätsdirektoren werden darauf die Meinungen der Professoren an den Regierungsrath Fölsch abgeben, der

dies ist schön, und dieses schlecht; so hör' ich den Verfasser des beurtheilten Gedichts und den Leser desselben zugleich mich fragen: Warum? und darauf bin ich schuldig zu antworten.

Ueberdem trag' ich lange schon den Gedanken mit mir herum, daß man eine gewisse Gattung der Critik immer mehr und mehr vernachläßigt; und zwar diejenige, welche dem jungen Dichter und dem ungeübten Leser am heilsamsten ist. Ich meyne die Critik der ersten Beförderer unsers Geschmacks. Jene setzten sich zu dem Dichter und Leser hin, zeigten ihnen die gegen das Wahre und Schöne begangenen Fehler nicht nur an; sondern zergliederten dieselben, und lehrten, wie solche zu verbessern wären. Allerdings sind jene dann und wann zu sehr ins kleine gegangen; und was noch mehr ist, unser Publicum verlangt andre und stärkere Nahrung, als das ihrige. Indessen gehen wir zu sehr ins Große. Unsre mehrsten Kunstrichter begnügen sich damit, den Werth einer Schrift überhaupt zu entscheiden, oder geben da, wo sie sich in genauere Untersuchungen einlassen, einen Wink, der gemeiniglich denen, welche desselben am mehrsten bedürfen, unverständlich ist. Lieber wollen sie gelehrt und neu scheinen, als unterrichten.

Ich versuch' es, indem ich gegenwärtige Sammlung beurtheile, diesen Gedanken auszuführen. Da ich weder eitel genug bin, den Meistern im Gesang einige Weyhrauchkörner hinstreuen zu wollen, noch schwarze Galle genug habe, mich an der Demüthigung eines Stümpers zu belustigen; so werd' ich bey dem, was ich für ausgemacht schön, und bey dem, was ich für entschieden mittelmäßig halte, gänzlich schweigen, und nur diejenigen Stücke herausheben, bey welchen ich etwas nützliches anzumerken finde.

gelischen Predigern an, wie sie sich unterstünden bei eintretenden katholischen Feiertagen von den Kanzeln zu verkündigen, daß den Evangelischen während derselben jede Feldarbeit und auch in der Stadt jede geräuschlose Arbeit erlaubt sey, da doch vermöge des beifolgenden königl. Befehls (es war ein alter Befehl aus den Zeiten der Königin Maria Theresia) den Protestanten an katholischen Feiertagen jede Arbeit verboten wäre. Die Prediger veranstalteten einen Konvent und antworteten hierauf, daß sie befugt wären, sich in Religionssachen nach den neuesten Religionsgesetzen zu richten.

Unsere Censur hat den Druck des für Statistiker, Historiker und Kosmopoliten gleich interessanten Werkes de indole et conditione rusticorum in Hungaria nicht erlaubt. Der edle Verfasser desselben, Gregor von Berzevicz hat nun sein Manuscript der Ungarischen Nationalbibliothek geschenkt.

L. v.

Beilage.

Proben aus dem Musenalmanache von und für Ungarn auf das Jahr 1804 herausgegeben von Chr. Rösler. Pesth, im Verlage bei Hartleben.

1. An die Hoffnung.

Himmelstochter! unsers Lebens
Freundlichste Begleiterin;
Holde Hoffnung! alles Strebens,
Alles Wirkens Königin,
Dir nur huldigen wir alle,
Denn dein süßer Zauber schenkt
Zucker uns zu jeder Galle
Womit uns Fortuna tränkt.

Von der Kindheit bis zum Grabe
Lägern wir an deinem Thron,
Unter deinem Zauberstabe
Sprechen wir den Sorgen Hohn;
Der Verzweiflung zu entrinnen
Fliehn in deine Tempel wir:
Ruhe, Muth und Kraft gewinnen
Göttliche, wir nur bei dir.

Mütterlich von dir geleitet
Blüht der junge Mann heran,
Weihet ſich dem Fleiß, und ſchreitet
Vorwärts auf der Bahn;
Muthig lenkt er ſeinen Nachen
Wohin ihn dein Kompaß wies,
Steuert hin troß allen Drachen
Nach der Liebe goldnem Vließ.

Auf der Freude Blumenwegen
Wandelt dir die Jungfrau nach,
Und durchglüht von Luſt und Segen
Führſt du ſie in's Brautgemach.
Du malſt tauſend Seligkeiten
Wonnetrunknen Eltern vor,
Ihrer Zukunft goldnen Zeiten
Oeffnen Säuglinge das Thor.

Zu unendlichen Geſchäften
Machſt du eifrig uns und klug;
Wenn du winkſt, mit neuen Kräften
Treibt der Glückliche den Pflug,
Schaffet Gärten, pflanzet Reben,
Bauet ſich und ſchmückt ſein Haus.
Immer thätig wie ſein Leben,
Mit unzähl'gen Gütern aus.

Jede Schwierigkeit verachten
Lernt der Menſch in deinem Bund:
Sammelt Gold in finſtern Schachten,
Perlen auf dem Meeresgrund;
Holt die Schätze ferner Zonen,
Trotzt dem weiten Ocean;
In des Aethers Regionen,
Segelt er auf neuer Bahn.

Jedes wilde Ungeheuer
Bändigt er zu ſeinem Knecht:
Kämpfet gegen Schwerdt und Feuer,
Für ſein Eigenthum und Recht;
Jagt den Seuchen ihre Beute,
Würgern ihre Geißeln ab,
Fodert Hydern aus zum Streite
Und ſtreckt Furien ins Grab.

Du bewahrſt im edlern Buſen,
Heil'ge, ſanfte Göttergluth:
Wo du fliehſt, da fliehn die Muſen,
Wo du ſiegſt, da ſiegt ihr Muth;
Du begeiſterſt die Homere,
Weckeſt die Praxiteles,
Durch dich wurden ihrer Sphäre
Zeuxis einſt und Sokrates.

Süßen Troſt in allen Plagen
Flößeſt du dem Dulder ein:
Läſſ'st in kummervollen Tagen
Den Verlaßnen nicht allein;
Machſt dem Sklaven ſeine Kette,
Seine Noth dem Bettler leicht;
Weicheſt nicht vom Jammerbette
Wenn der Freund und Arzt entweicht.

Der gekränkten Unſchuld Thränen
Trockneſt und vergüteſt du;
Tobt der Krieg in Schreckensſcenen
Lächelſt du uns Frieden zu:
Läſſ'ſt uns, wenn ergrimmte Fluthen
Uns umſtürmen, Rettung ſehn,
Heileſt Wunden, wo ſie bluten,
Und umarmſt den Sterbenden.

Verheft.

* * *

2. Tokayer-Lied.

für ſeine Landsleute.

(Nach Claudius Rheinweinlied.)

Bei uns! bei uns ihr glücklichen Pannonen!
Wächſt dieſer Götterſaft:

Kommt, trinket mit, ihr Völker aller Zonen,
Auf gute Brüderschaft!
Zwar habt auch ihr an Trauben edle Sorten
Und rühmt euch deß mit Recht:
Doch halb nur glaubt sichs euren schönen Worten,
Wenn man Tokayer zecht.
Zum Beispiel, Rheinwein glüht von kühnem Feuer,
Allein, im Alter nur:
Alt oder jung, stets trinkt ihr im Tokayer
Die ächte Goldtinktur.
Mallaga reizt die Zunge süß und lecker,
Doch ohne Kraft und Gluth;
Süß ist Tokayer auch, und macht doch kecker,
Und flammt durch Mark und Blut.
Auch den Champagner lobt man ohne Gründe,
Denn flüchtig ist sein Geist;
Ihm mangelt Energie, gleich einem Kinde;
Er sprudelt nur und gleißt.
Erhebenswerth auf einen höhern Posten
Sind Christi lacrymae;
Jedoch nur Tropfen sind's, und sparsam kosten
Darf man sie nur — o weh!
Drum weg mit Wälschen, Franken und Teutonen
Wo man vom Weine spricht:
Genug Getränke habt ihr Nationen,
Tokayer aber nicht.

Seht, wie er glänzt im räumigen Pokale!
Fühlt seinen Vollgenuß!
So glänzt nur Ungarns Gold im Kaisersaale,
Schmeckt nur Dianens Kuß.
Mit seiner Hülfe drängen Tausend Kranke
Den mächt'gen Tod zurück;
Drum haben täglich wir an diesem Tranke
Das beste Specifik.
Ihn, der die stärkste Weisheit überflügeln
Und rasch entwaffnen kann,
Ihn bauen wir auf rebenreichen Hügeln
Für ganz Europa an.
Und ganz Europa zollt mit seiner Kehle
Und Börse uns Tribut;
Und denkt so feurig sich des Pflanzers Seele
Und wahrlich — es denkt gut.
Wie viele würden nichts von Ungarn wissen,
Gebräch' es uns an Wein;
So laden wir mit diesem Leckerbissen
Die Wißbegierde ein.
Zwar mancher läßt sich wacker ihn behagen,
Und weiß nicht, wo er wächst?
Das kömmt daher, man macht in unsern Tagen
Gern Noten ohne Text.
Bei uns! bei uns reift dieser Saft der Reben,
Heil unserm Vaterland!

Es ſchlingt um ſeiner Söhne Glück und Leben,
So manches ſchöne Band.
Drum ehren wir es auch ſo hoch und theuer,
In alle Ewigkeit!
Kommt her ihr Gegner! lernet beim Tokayer
Die Pflicht der Dankbarkeit!

Rösler.

* * *

3. Mädchenerziehung.

Einfach bildet das Mädchen, vermeidet künſtliche Gänge,
Meidet das rauhere Wort, meidet die kalte Moral.
Wiſſet, es ſoll im ſchönen Reiche der Liebe einſt herrſchen,
Nur bei der Liebe gedeiht glücklich das holde Geſchöpf.

Glatz.

* * *

Einige Charakteriſtiken vorzüglicher Teutſcher Dichter aus dem Anhange des Muſenalmanachs.

Gleim. Stiller, heiterer Frohſinn; treuherzige Biederkeit; launige Naivetät; phantaſiereiche

Einfalt; vollherzige Stimmung für einfache Tugend, Seelengröße und Lebensfreuden; anspruchlose Versifikation.

Göthe. Schöpferischer Geist, originell, kühn, kraft- und ideenvoll; unerreichbar lebendige Empfänglichkeit für alles Schöne und Große; seine Diktion voll edler Einfalt, Feinheit und Harmonie.

Herder. Hohe, edle Einfalt; tief eingreifende Gedanken voll Stärke und Glanz; blühende anmuthreiche Phantasie; geschmackvolle Sprache; und alles das von einem leisen, zauberischen Hauch beseelt der sanft ergreift und die Seele festhält.

Klopstock. Durchaus Original; hohe Begeisterung voll Schwung der Gedanken und Rede; erhaben feierliche, fruchtbare Ideen; gefällig zarte Empfindsamkeit; hinreißende Lebhaftigkeit; eine ganz eigene vollstimmige Harmonie in der Sprache und Versifikation; große kühne Gemälde; und Ausdrücke voll Gehalt und Salbung.

Rosegarten. Energie und Gluth der Empfindung, aber roh und widerlich; reiche Einbildungskraft, aber zügellos umherschweifend; lebhafte

S. 1. Rhapſodie eines Patrioten, am erſten Jenner. 1772.

„Allgewaltger! u. ſ. w.
Zürne nicht, wenn, von des Aethers letztem Strande,
Von der Erdenſöhne dunklem Vaterlande,
Ein beglückter kleiner Hauſe dich mit tiefem Schauer denkt,
Und mit Thränen frommer Freude ſich zu deinen Tempeln drängt.“

Warum ſoll GOtt über die andächtige Freude glücklicher Menſchen zürnen? Dichter ſollten dergleichen falſche Gedanken von der Gottheit am wenigſten ausbreiten.

Von des Aethers letztem Strande,

iſt ein ſehr geſuchter Ausdruck. Uebrigens müßt' es heißen auf dem Strande, und in dem Vaterlande.

„Unſer Ball in ſeinem angewieſnen Gleiſe,
Fröhlich wiederholt er ſeine groſſe Reiſe,
Wie ein edler Streiter fröhlich, mit entſchloßnen, feſten Schritt,
Das verbrannte, ſchwarze Schlachtfeld, ſicher ſeines Ruhms, betritt.

Iſt das, was der nachgeahmte morgenländiſche Dichter von der Sonne ſagt, der Erde gleich angemeſſen? Und dann wie kurz und voll Einfalt das Bild des erſteren; und dieſes wie überladen und wortreich! der entſchloßne feſte Schritt hebt es nicht, ſondern ſchwächt es, und wozu das verbrannte ſchwarze Schlachtfeld?

Bilder, aber überspannt und zu grell; kräftige Sprache aber schwülstig; erhabene Gedanken aber ohne harmonische Ahordnung.

Lessing. Allumfassender, genialischer Geist; kraftvoller Gedankenreichthum; hohe Jovialität; flammender Witz; lichtvolle, treffende Gedrängtheit der Darstellung; meisterhafte Präcision, Einfalt und immerwährende Klassicität der Sprache.

Mathisson. Wie Hölty zarte, trauliche Empfindungen, aber reineren, glänzenderen Geschmack; gebildeter Ideenreichthum, feierlicher hinschwebender Ernst; edle, sehr korrekte sanftfließende Sprache voll Feinheit und Delikatesse; bezaubernd süßer, anspruchloser Wohllaut der gedrängten Versifikation; höchste lebendige Anmuth in Schilderungen besonders äußerer Gegenstände.

Schiller. Volle, lebendige Phantasie mit magischer Schönheit verschmolzen; Kraft und Stärke des Geistes, der Gedanken und Empfindungen mit Grazie vermählt; immer fruchtbar, neu, originell; beherrscht jeden Stoff, jede Form und Darstellung mit glänzender Würde; Sprache und Versifikation in höchster Vollendung.

Thümmel. Reichhaltiges, blühendes Einbildungsvermögen; ein nicht bloß aufgeweckter und äußerst reizbarer, sondern auch gebildeter Humor; genialisch satyrische Laune; begeisterungsvolle Anschauung in seinen Gemälden; tiefe Menschenkenntniß; durchaus origineller lieblicher Rhythmus und gefällige, korrekte Darstellung. Höchste Klassicität der feineren Sprache.

Voß. Feurige, fruchtbare Imagination; hinschmelzende Wärme des Herzens; Wahrheit und natürliche Hoheit der Gedanken; ein froher, weiser Lebenssinn; strahlender Witz; die liebenswürdigste Einfachheit im Plane und in der Ausführung seiner Gemälde, besonders der Idyllen; zwanglose, muntere Aufgeräumtheit in seinen Liedern; seine Sprache ungesucht, voll Leben und Heiterkeit; reine Harmonie und strenge Korrektheit im Versbau.

Wieland. Höchstgeschmeidige, reiche, lebendige Einbildungskraft; vielseitiges, allbeherrschendes Genie; überaus einnehmende, gefällige Darstellung; Weichheit, Leichtigkeit, Wohlklang der Sprache; tiefe Welt- und Menschenkenntniß; sich Jedermann empfehlende heitere Lebensweisheit; höchste Korrektheit des Ausdrucks und der Versifikation.

IV.

Wichtigkeit der kleineren Pflichten in der Moral.

Daß die Tugend ein Ganzes ausmache, folglich nicht aus einzelnen guten Gesinnungen oder Handlungen bestehen könne, ist eine ausgemachte Wahrheit, wovon aber ein beträchtlicher Theil Menschen durchaus keinen Begriff hat. Der moralische Sinn mag zwar viele, die noch nicht sehr verderbt sind, auf einen höhern Grad von Vollkommenheit hinweisen, als sie erreicht haben; das ist aber auch alles. Zum weitern Fortstreben fehlt es ihnen eben so sehr an gutem Willen, als an Muth und Kraft, sich Gewalt anzuthun. Indeß, da die Erinnerungen des sittlichen Gefühls in gewissen Stunden immer wieder kommen, aber ungern gehört werden; so wird der Verstand des Menschen gar häufig zu einer Art von Rabulisten, der die ganze Sache in ein falsches Licht stellt, Vorwände und Entschuldigungen aussinnt, die vor dem Richterstuhle der geläuterten Sittenlehre durchaus nicht Statt finden. Daher kommt es, daß wir Pflichten, welche wir selbst zu vollbringen gewohnt sind, vielleicht, bloß aus mechanischer Gewohnheit, oder weil eine Gefühlsneigung nicht unangenehm da-

bei beschäftigt wird, immer für wichtiger halten, als andere, an deren Ausübung wir kein Gefühlsinteresse haben. Immer will man sich durch Vollbringung einer Obliegenheit von einer andern wieder loskaufen. Der weichherzige Wollüstling, dem es, der Neigung zu Folge, nicht eben schwer fällt, gutthätig zu seyn, und Arme zu unterstützen, glaubt sich hierdurch gleichsam zu entsündigen, wenn er ein unschuldiges Mädchen verführt. Ein Nachlässiger in seinem Berufe beschwichtigt sein moralisches Gefühl dadurch, daß er seine freundschaftliche Dienstfertigkeit sich selbst hoch anrechnet. Doch es ist nicht nöthig, hierüber weiter etwas zu bemerken; man kann ja oft genug dergleichen beobachten! Jedoch eine andere Art Selbsttäuschung muß ich noch erwähnen. Wenn gewisse Menschen diese und jene einzelne Tugenden üben, die entweder viel Anstrengung und Mühe verursachen, besonders in die Augen fallen, auch wohl einen bedeutenden Einfluß auf das allgemeine Wohl, ihrer Natur nach, haben können, zum Theil wirklich haben, so meinen sie deshalb berechtigt, wenigstens hinlänglich entschuldigt, zu seyn, wenn sie eine Menge sogenannter kleiner Obliegenheiten vernachlässigen. Dieser Irrthum herrscht allgemeiner, als manche glauben, und hat für die moralische Veredlung der Menschen die nachtheiligsten Folgen.

Doch ich will die Aufgabe, die in der Ueberſchrift dieſes Verſuchs ausgedrückt iſt, nun näher beleuchten.

Daß ich einen Unterſchied zwiſchen gröſſern und kleinern Pflichten der Sittenlehre mache, dürfte vielleicht einige Leſer befremden, und ich muß mich zuvor hierüber erklären. An und für ſich ſind alle Pflichten einander gleich. Dieſer Satz iſt ſo alt, als die wiſſenſchaftliche Sittenlehre es ſelbſt iſt. Jeder Moralphiloſoph älterer und neuerer Zeit hat ihn gelten laſſen, ſobald nämlich das Materiale und das Formale der freien Handlungen gehörig unterſchieden wurde. Denn wenn der Menſch, als ein vernünftiges Weſen, ſich ſeine Maximen als allgemeine Geſetze des Handelns denken ſoll; ſo muß er zuvor das Materielle davon abſondern, ſo daß nur Jenes Beſtimmungsgründe für den Willen enthalten kann. Da nun alles dasjenige, was durch das Sittengeſetz praktiſch nothwendig wird, Pflicht heißt; ſo ergiebt ſich hieraus, daß eine Pflicht ſo wichtig iſt, als die andere, weil ſich, die Sache ohne Beziehung auf Perſonen, Umſtände, Verhältniſſe u. ſ. w. genommen, ein Mehr oder Weniger in jener Vernunftnöthigung nicht denken läßt. *) Pflichten in Theſi, um in der

*) *Morale neceſſarium vere tale eſt*, cujus oppoſitum vere moraliter impoſſibile. Wolfii Philoſ. Pract. To. I. p. 102. (4).

Schulsprache zu reden, können einander durchaus nicht untergeordnet werden. Die christliche Sittenlehre sagt dasselbe; denn die Worte Jacobus's: „Der Gott, der da gesagt hat: du sollst nicht tödten, der hat auch gesagt: du sollst nicht ehebrechen," leidet keine andere Auslegung. Man sieht ohne mein Erinnern, daß auch alle Pflichtverletzungen an und für sich selbst einander gleich sind. Dieß lehrten bei den Alten die Stoiker unbedingt, und man hielt jenes omnia peccata esse paria für ein Paradoxon, welches belachenswerth sey. *) Zwar, wer die Sache

*) Als Cicero z. B. bei der Vertheidigung des Murena das Ansehen des ehrwürdigen Cato, der Murenas Ankläger war, fürchtete; so stellte er dessen Grundsätze, die er aus der Stoischen Disciplin hatte, namentlich jenes omnia peccata esse paria, in ein so komisches Licht, daß auf dem ganzen Forum darüber gelacht wurde. Cato rufte ganz ernsthaft dabei aus: quam rediculum Consulem habemus! (pro Mur. 29). Jedoch in den Büchern vom Höchsten Gute hat Cicero diese rhetorische Unredlichkeit wieder gut gemacht, indem er den Cato gewissermaßen deshalb um Verzeihung bittet, und beinahe ganz seiner Meinung ist. Non ego tecum jam ita loquar, ut iisdem his de rebus, cum L. Murenam, te accusante, defenderem. Apud imperitos tum illa dicta sunt: aliquid etiam coronae datum: nunc agendum est subtilius. Peccata *paria*; quonam modo? quia nec honesto quicquam honestius, nec turpi turpius. (de Fin. IV. 27). So kann man eigentlich auch nicht sagen, daß es unter den Dingen, die recht sind,

nur aus dem materiellen Gesichtspunkte ansieht; (der allgemeine Menschenverstand hat freilich keine andere Ansicht,) der geräth beinahe in Versuchung, diese Entscheidung sehr sonderbar zu finden. Soll, wird er einwenden, die Pflicht, meinem Vater das Leben zu retten, oder anvertrautes Gut zurück zu geben, nicht wichtiger seyn, als die, einem Mißvergnügten eine angenehme Stunde zu machen? Freilich ist die zweite eine Rechtspflicht, und die letztere eine Liebespflicht; aber dennoch ist in Thesi, ohne Rücksicht auf einen gegebenen Fall, eine so wichtig als die andere. In hypothesi hingegen, d. h. so bald auf Lage, Verhältnisse, Stand, Beruf, auf äußere Hindernisse, die bei dieser und jener Handlung zu überwinden sind, auf die Folgen, welche die freien Handlungen sowohl für das wirkende Individuum, als für andre Menschen haben können, Rücksicht genommen, folglich das Materiale erwogen wird; so entsteht, was der Natur der Sache nach nicht anders seyn kann, Koordination und Subordination unter den Pflichten.

Ich werde mich in diesem Aufsatze der Freiheit bedienen, sogenannte äußere Rechtspflichten, wozu man im Unterlassungsfalle gezwungen werden kann,

Grade geben könne; so wenig in der Meßkunst eine gerade Linie es mehr seyn kann, als die andere.

und reine Tugendpflichten, wovon aller äußere Zwang entfernt bleiben muß, aus einem und demselben Gesichtspunkte, nämlich aus dem moralischen, zu betrachten. Jene Unterscheidung ist zwar für die Wissenschaft nothwendig, um die Gränzen der Rechts- und Tugendlehre richtig von einander zu unterscheiden; allein in der populären Sittenlehre ist dieses nicht nothwendig, zumal da es ausgemacht ist, daß die Ausübung einer Rechtsobliegenheit für den Handelnden völlig moralisch werden kann, so fern zur Erfüllung derselben die sittliche Maxime, nicht der äußere Zwang, der im Unterlassungsfalle zu fürchten seyn würde, oder sonst ein Beweggrund der Sinnlichkeit, oder der Selbstsucht, auf den Willen dabei wirkt. Doch wieder zum Vorigen.

Sind gleich alle Pflichten an sich selbst von einer und derselben Heiligkeit, so entsteht doch ein sehr großer Unterschied unter denselben, wenn auf Zeit, Personen, besondere Umstände u. d. gl. gesehen wird. Was da für den einen von der äußersten Wichtigkeit seyn muß, wird es für einen andern in geringerem Maaße. Was der eine in diesen oder jenen Lagen unbedingt thun soll, wird für einen andern nur bedingt. Was für den einen eine Rechtspflicht wird, kann bei einem andern nur eine Pflicht der Liebe ge-

nannt werden. Hier müssen Personen, Zeiten und Verhältnisse im menschlichen Leben den Ausschlag geben. Das Gesetz für die Socialpflichten: Jeden so zu behandeln, wie ein vernünftiges und freies Wesen von dem andern behandelt zu werden fordern darf, besteht durchaus in seiner ganzen Stärke und Heiligkeit mit allen den Folgerungen, die sich daraus ergeben. Einem Menschen in Lebensgefahr zu Hülfe zu eilen, und einen Verlegenen mit einem guten Rathe zu unterstützen, folgt beides aus jenem allgemeinen Gesetze. Aber so bald gewählt werden soll, und das Erstere durch keine äußere Umstände unmöglich gemacht wird, ist es, wie dem unbefangenen Menschenverstande sogleich einleuchtet, weit wichtiger. Dem Vaterlande zu helfen, vorausgesetzt, daß ich dessen fähig bin, und nicht physisch daran verhindert werde, ist Pflicht; und den Mißmuthigen zu erheitern, ist es ebenfalls. Was hier das Wichtigere sey, und zugleich einen größern Werth habe, bedarf wohl niemanden erst bewiesen zu werden. Gerecht zu seyn ist Pflicht; dienstfertig zu seyn ist es ebenfalls; allein das Erstere ist es unbedingter Weise, und geht folglich dem Letztern weit vor, weil die Gerechtigkeit die Grundlage aller Socialverhältnisse ausmacht, weshalb sie auch von den Alten schon die Königin aller Tugenden genannt wurde. Man sollte daher, um dies beiläufig zu be-

merken, gar nicht von sogenannten edlen Thaten eines Menschen sprechen, bevor es nicht entschieden ist, daß er auch durchaus gerecht handelt. Allein bei der Uebung der Gerechtigkeit, wobei Ehre, Eigenthum, Vergnügen, in so weit der andere gegründete Ansprüche auf dieses alles hat, bis auf den geringsten Punkt geachtet wird, finden Leidenschaft und Selbstsucht nicht so ihre Rechnung, als bei dem, was den Schein des Edeln oder der Großmuth vor sich hat. Man wird daher bemerken, daß Menschen sich oftmals Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, entweder um mehr Mittel zu haben, Großmuth und Milde zu erweisen, oder die auch das Letztere darum thun, um Ungerechtigkeiten, von welcher Art sie seyn mögen, dadurch wieder zu sühnen, wenn anders das, was man mit Vorsatz zu begehen fortfährt, durch irgend etwas wieder gut gemacht werden könnte.

Noch dieses will ich hinzusetzen, daß zu der allgemeinen Gerechtigkeit, die man auszuüben hat, eine treue Abwartung desjenigen Berufs gehört, den man entweder aus Neigung gewählt hat, oder in welchen andere Verhältnisse, die wir nicht beseitigen konnten, uns versetzten. Jeder Beruf, den wir betreiben, ist für eine Art von Vertrag anzusehen, den wir mit der menschlichen Gesellschaft abgeschlossen haben, und sie

„Uns, wenn wir nach unſerm wahren Heile
ſtreben,“

Die lauterſte Proſa!

„mit flügelſchnellem Lauf
Steigt die feſſelfreye Seele zu den Sternen-
fluren auf.“

Ein flügelſchneller Lauf, mit welchem man in die Höhe ſteigt, zwoo ſich widerſprechende Metaphern!

Der Uebergang zu den ruhmbekränzten Brennen iſt allzu Rhapſodiſch. Man ſtutzt, und weiß nicht, wie man auf einmal dahin kömmt. Doch dieſen Uebergang verzeiht man eher, als in den zwoo letzten Strophen: den innigen, vereinten Dank, welcher auf regen Lippen ein weitſchallender Geſang wird, und das fromme und von Laſtern reine Volk, wobey man beklagen muß, daß unter uns täglich der Worte mehr, und der Gedanken weniger werden.

Indem ich weiter blättere, begegnet mir S. 12. das vortrefliche Lied: Aus dem Gefängniß. Möchten unſre jungen Dichter ſich dergleichen zum Ideal auserſehen, beſtändig vor ſich haben, und ihre Lieder damit vergleichen! Das iſt Geſang, der aus der Seele kömmt, und die Worte nur als ein nothdürftiges Kleid gebraucht, um die nackten Gedanken und Empfindungen ſichtbar zu machen!

S. 35. Klagelied eines Bauren. Ein ganz eigner Ton herrſcht darinn. Alles trift mit der Empfindung, Einbildungskraft, und ſo gar mit dem Ausdruck eines Landmanns zuſammen; und doch iſt alles edel. Nichts, was ein Bauer nicht denken oder ſagen könnte, und doch für den feinſten Städter nichts ungefälliges. Der Schauſpieler Garrick ſagte zu einem franzöſiſchen Schauſpieler, mit welchem er um

die

beſitzt das Recht, diejenigen Pflichtleiſtungen von uns zu fordern, die in einem beſtimmten Berufe zu vollbringen ſind. Allein hierin findet man viel Untreue, viele Verletzungen der Pflicht. Auch meint wohl mancher, der entweder ſehr wenig über moraliſche Verbindlichkeit nachgedacht hat, oder lieber den Neigungen, auch wohl nur ſeinen behaglichen Launen folgt, ſeine Berufspflichten andern ſcheinbaren guten Handlungen aufopfern zu dürfen. Man iſt daher nicht ſelten ungerecht gegen die menſchliche Geſellſchaft, um menſchenliebend oder edel handeln zu können, was entweder gar keinen, oder nur einen geringen Werth hat, weil Rechtspflichten dabei verletzt werden. Ich ſetze den Fall, einem Rechtsgelehrten iſt die Gerichtspflege über mehrere Kommunen anvertraut, er beſitzt auch die erforderlichen Kenntniſſe dazu, denn hat man die nicht, ſo iſt es gewiſſenlos, irgend ein Amt anzunehmen — er vereinigte damit zugleich einen reichhaltigen Schatz mediciniſcher Einſichten und Erfahrungen, und ſeine Neigung ſtimmte mehr für Heilung der Krankheiten; darf er die Verwaltung der Rechtspflege nachläſſig betreiben, in der Meinung, daß Leben und Geſundheit ſeiner Nebenmenſchen doch wohl, mehr werth ſey, als etwan der Beſitz von einem Grundſtücke, oder die Beſtrafung eines Gartendiebes? Er wird, wenn er ſo handelt, die Pflichten, die ihm auf

seinem Posten wichtiger seyn sollen, den minder wichtigen nachsetzen. Er wird ungerecht handeln um sich wohlwollend beweisen zu wollen. Diesen Punkt, ich meine die Unterordnung der Pflichten, weiter auszuführen, gehört nicht in diese Untersuchung. Es war mir nur darum zu thun, einige Regeln für den unbefangenen Menschenverstand anzugeben, die ihm, bei Beurtheilung des Wichtigen und minder Wichtigen in Absicht der Pflichten, einigermaßen zu einem Leitfaden dienen können.

Ich komme nun auf den eigentlichen Gegenstand dieser Untersuchung, um das Wichtige sowohl als den Werth derjenigen Pflichten der Sittenlehre in das Licht zu setzen, die wir in der Sprache des gemeinen Lebens, oft sehr unrecht, kleine zu nennen pflegen. Was ich darunter verstehe, wird sich aus dem Verfolge dieser Untersuchung von selbst ergeben.

Die Vollbringung kleinerer Pflichten ist erstlich wichtig, weil die Reizbarkeit des moralischen Gefühls immer lebhaft dadurch erhalten wird. Große Tugenden zu üben, wozu eine ungemeine Kraft und Stärke erforderlich ist, die einen ausgebreiteten Einfluß auf das Wohl unserer Nebenmenschen haben, die, wie das der Natur der Sache nach nicht anders

seyn kann, oft der Gegenstand des allgemeinen Lobes und der Bewunderung werden; dazu sind die Aufforderungen verhältnißmäßig nur selten; zu den gewöhnlichen hingegen, folglich weit geringer scheinenden, haben wir sie immerfort im täglichen Leben. Und daran kann die Wirksamkeit des Gewissens am meisten und sichersten geübt werden. Man verwechselt zwar im gemeinen Leben sowohl, als in populären Schriften, Gewissen und moralisches Gefühl sehr häufig; allein der Unterschied ist an und für sich bestimmt genug. Das Gewissen besteht in der Richtung des Gemüths, verbunden mit dem Vermögen sich selbst nach dem Gesetze zu richten, welches die Vernunft, es sey nun in bestimmten Begriffen, je nachdem die Menschen mehr oder weniger gebildet sind, oder in leisen Andeutungen, vorschreibt. Der sittliche Mensch beurtheilt sich also nicht bloß nach dem Gesetze, sondern das gefällte Urtheil, es sey nun Lossprechung oder Verdammung, verknüpft sich in dem kürzesten Zeitmoment mit dem Gefühlsvermögen, welches durch Lust oder Schmerz augenblicklich sich ankündigt. Das Letztere, als nur ein Theil des Gewissens, ist das moralische Gefühl. *) Denn je-

*) Einige neuere Philosophen wollen den Namen Gewissen von gewiß (quod certum et ratum est) ableiten, weil Kant (in der Tugendlehre S. 38)

nes iſt aus mehreren Beſtandtheilen zuſammen geſetzt, ſo daß wir bei der Scheidung derſelben erſtlich eine geſetzgebende Vernunft, zweitens ein empiriſches Selbſtbewußtſeyn, drittens eine Richtung und Fähigkeit nach dem Geſetze ſich ſelbſt zu beurtheilen, und endlich das damit verbundene Gefühl von Luſt oder Schmerz entdecken. Jene Richtung zur Selbſtbeurtheilung muß, wie eben bemerkt worden iſt, geübt werden, theils durch öftere Vorſtellung ſeiner Pflichten, theils durch ein freies, den Pflichtgeboten entſprechendes, Handeln. Dazu trägt nun die Erfüllung der ſogenannten kleinern Obliegenheiten unſtreitig das Meiſte bei. Unſer Leben beſteht augenſcheinlich mehr im Handeln, als im einſamen Denken und Beobachten; und wir würden, bei der Menge desjenigen, was wir unternehmen und ausführen, begehren oder verabſcheuen, reden oder nicht reden, ſehr übel dran ſeyn; wir würden häufig in Verlegenheit gerathen, unſre Geſchäffte würden einmal über das andere mal ſtocken,

behauptet, daß das Gewiſſen im ſubjektiven Urtheile nie irren könne, worin er unſtreitig Recht hat. Allein deſſen ungeachtet iſt es falſch, daß das Gewiſſen von Gewiß abgeleitet ſey. Die erſten Erfinder der Sprache waren keine Philoſophen. Gewiſſen iſt urſprünglich ſo viel als Bewußtſeyn, wie das Griechiſche Wort συνείδησις. So überſetzt z. B. Luther Ebr. 10. 2. συνείδησις ἁμαρτιῶν durch „Gewiſſen der Sünde".

wenn wir bei dem kleinſten vorkommenden Umſtande erſt ein Sittengeſetz mit allen innern und äußern Folgen einer von ihm gebotenen Handlung durchdenken, wohl gar zu dem Unterrichte eines Buchs über die Moral zuvor unſere Zuflucht nehmen ſollten. Aber das Gewiſſen leitet uns, in den meiſten Fällen, eben ſo ſchnell als ſicher; und die Erfüllung der Menge kleinerer Obliegenheiten, die in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens beſtändig wiederkehren und unaufhörlich mit einander abwechſeln, iſt ein wirkſames Mittel, den Gewiſſenstrieb zu üben, und ſeine zarte Reizbarkeit lebhaft zu erhalten. Dies wird leicht einzuſehen ſeyn, wenn wir nur bemerken, wie beinahe keine Stunde des Lebens vergeht, wo wir nicht kleinere Pflichten zu vollbringen hätten. Bald haben wir Geſchäffte unſers Berufs zu betreiben, bald Kindern, eines Leichtſinns halber, eine Warnung zu geben, bald ein Almoſen zu ertheilen, bald jemanden auf der Stelle einen Beſcheid zu geben, bald eine freundſchaftliche Gefälligkeit zu erweiſen, bald jemanden einen Troſt zuzuſprechen, bald ſollen wir mit der Nachläſſigkeit eines Dienſtboten, der mitwirkenden Umſtände wegen, Nachſicht haben, bald unſere gereizte Empfindlichkeit unterdrücken, bald mit gemäßigter Freimüthigkeit reden, bald mit Behutſamkeit ſchweigen, bald, im Augenblicke der Veranlaſſung, jeman-

den mit strengem Ernste eine Weisung geben, bald einen an sich unschuldigen Scherz, in Hinsicht auf Zeit, Umstände oder Personen, zurückhalten, bald einer Verläumdung widersprechen, u. s. w. Lauter Pflichten, die im menschlichen Leben beständig mit einander abwechseln! So unbedeutend nun oft jede einzeln genommen zu seyn scheint, so wichtig wird es für den gesammten moralischen Zustand des Menschen, immerfort auf das theils leiser, theils stärker sich ankündigende Gewissen zu hören; und wer das thut, der schärft und erhöht diesen Trieb immer mehr, und macht sich dadurch fähiger zur Erfüllung der wichtigsten Obliegenheiten, welche ihm in dem Maaße immer leichter werden, in dem er sich zur Strenge in Beobachtung der unwichtig scheinenden gewöhnt hat. Uebung der sittlichen Kräfte bleibt jederzeit die Hauptsache, und die alten Philosophen, namentlich die Sokratiker, hatten sehr recht, daß sie bei der Tugend, auf die ἄσκησιν den höchsten Werth legten.

Es kann nicht anders kommen: durch das beständige strenge Aufmerken, selbst auf die kleinsten Obliegenheiten des Lebens wird zuweilen eine gewisse Aengstlichkeit des Gemüths hervorgebracht, zumal wenn eine große Reizbarkeit des Gefühls überhaupt vorhanden, auch wohl ein schwächlicher Gesundheits-

zuſtand damit verbunden iſt. Es kann ſo weit damit kommen, daß eine Art von moraliſcher Selbſtpeinigung daraus entſteht. Allein wahre Aufklärung in den Pflichten, wird immer ein wirkſames Mittel dagegen ſeyn. Indeß iſt nicht zu läugnen, eine vollkommene Selbſtzufriedenheit wird bei einem wahrhaft tugendhaften Manne, dem es um weitere Veredlung ſeiner ſelbſt zu thun iſt, nicht leicht Statt finden. Wahre Tugend, ſo weit ſie ein Antheil unſers Geſchlechts ſeyn kann, iſt daher, ihrer Natur nach, immer anſpruchslos und beſcheiden. Doch wieder zu dem, was ich über das Gewiſſen bemerkte.

Will man ſich noch mehr überzeugen, wie nothwendig es ſey, in Erfüllung kleiner Pflichten ſtrenge zu ſeyn, um den Gewiſſenstrieb rege zu erhalten; ſo darf man nur die Schritte bemerken, die der Menſch zu thun hat, ehe er zu einem völlig Laſterhaften ausartet. Es giebt z. B. Reiche, deren ausgebreiteter Wohlſtand auf nichts als Betrug, wohl gar auf falſche Eidſchwüre erbaut iſt. Es regte ſich anfangs in dieſem und jenem eine gewiſſe Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande; er ſtrebte ihn zu verbeſſern; die Gelegenheit, eine kleine Unredlichkeit in Geſchäfften ſich zu Schulden kommen zu laſſen, bot ſich dar; das Gewiſſen warnte ihn, und er hörte es nicht. Ein an-

dermal sah er sich veranlaßt, in irgend einem Geschäfftsverkehr sein gegebenes Wort zu brechen; das Gewissen warnte ihn leise, und er hörte es nicht. Kleine, durch Ungerechtigkeit erlangte Vortheile, waren dem Eigennutze behaglich, und erweckten die Begierde nach größern; die geraden Wege der Ehrlichkeit schienen nicht zum Ziele zu führen; es wurden die krummen Schleifwege betreten, noch hörte das Gewissen nicht auf, seine Warnungen zu geben, wiewohl in sehr unmerklichen Andeutungen, aber er vermied mit Vorsatz die entfernteste Unterhaltung mit dem innern Richter. Die wachsende Begierde nach immer größerem Reichthume verwandelte sich in entschiedenen Geiz und unverschämte Habsucht, der Mensch erlangte in der Ungerechtigkeit eine steigende Fertigkeit; das Gewissen, gleichsam müde seine Warnungen fruchtlos auszusprechen, hatte seinen Posten schon gänzlich aufgegeben; der Mensch wurde ein völlig Lasterhafter, wohl gar ein Verbrecher, der den bürgerlichen Ahndungen nicht mehr entfliehen konnte. Das sind, ohne Widerrede, die schlimmsten Menschen, die Schritt vor Schritt von kleinern Pflichtverletzungen zu immer größern fortgegangen sind. Bei solchen ist das Gewissen gänzlich abgestumpft worden, und die sittlichen Maximen, wenn anders welche da waren, sind ausgetilgt. Sie handeln böse, weil sie es sind.

Heraus

Hierauf muß bei Beurtheilung menſchlicher Handlungen genaue Rückſicht genommen werden. Es kann Jemand z. B. im Zuſtande der Leidenſchaft, oder hingeriſſen von Verführern, oder in äußerſt bedrängten Umſtänden, grobe Verbrechen begehen, und die Maximen ſind darum wohl nicht ſo verderbt, als bei jenen, deren ich oben gedachte. Mancher Beamte z. B. der täglich Menſchen aus der niedrigſten Volksklaſſe der Dieberei, Betrügerei, fleiſchlicher Verbrechen wegen u. ſ. w. Berufs halber beſtraft, iſt oft, ſeinen Maximen nach, weit verderbter, als eine Menge von denen, die er zur Baufſtrafe befördert. Von der Heiligkeit ſeines Amtes hat er vielleicht keinen einzigen richtig durchdachten Begriff. Er verwaltet es wie ein Taglöhner, nur mit dem Unterſchiede, daß er immerfort darauf raffinirt, wie er es am einträglichſten benutzen könne. Sein Amt iſt ihm eine Art von Rittergut, und die Unterthanen gelten ihm für nichts anders, als für Heerden, die er ökonomiſch behandelt. Bürgerliche Geſetze ſind in ſeiner Hand eine Art von Netzen, die er zur Jagdbeute gebraucht. Er läßt ſich beſtechen, verdreht die Geſetze, läßt den Verbrecher ſich loskaufen, zieht die Rechtshändel in die Länge, ſo lange die Partheien noch läutern d. h. zahlen können. Er beſtraft täglich Dinge, die er in einem höhern Grade ſelbſt begeht. Jedes Mädchen, welches

einen Fehltritt begangen hat, wird ohne Anſtand vorgefordert, und beſtraft; und der Beamte iſt unter den Ehebrechern einer der ſchamloſeſten. Freilich iſt er ſchlau genug, alle ſeine Unthaten mit einem gewiſſen guten Anſtande zu begehen, auch wohl zuweilen Grundſätze vorzuſpiegeln, über die er in geheim lacht, die aber doch zur ökonomiſchen Benutzung ſeines Amtes auch etwas beitragen dürften. Doch hiervon genug.

Daß ferner die Ausübung kleiner Pflichten von großer Wichtigkeit ſey, ergiebt ſich auch daraus, weil ſie bei einem ſchon ziemlich verdorbenen Menſchen den Weg zur Umänderung in moraliſcher Rückſicht bahnen kann. Ich habe ſchon oben auf den unläugbaren Grundſatz hingedeutet, daß zur Tugend des Menſchen eine beſtändige Uebung (ἄσκησις) erforderlich iſt, wenn eine Fertigkeit im Rechthandeln hervorgehen ſoll. Dieſe Fertigkeit kann nimmermehr erfolgen, wenn nicht alle die kleinern Pflichten, die unaufhörlich wiederkommen, mit Achtſamkeit und Strenge ausgeübt werden. Dieſe Fertigkeit, eine nothwendige Folge der Uebung, wird von einigen neuern Philoſophen, vielleicht aus Mißverſtand oder einſeitiger Anſicht der kritiſchen Philoſophie alten Styls, nicht genug geachtet. Man fordert allenthalben ein beſtimm-

die Wette einen Trunknen vorstellte: mit dem linken Beine sey er noch nicht völlig trunken. Minder zuversichtlich, als Garrick in seiner Kunst es seyn durfte, möcht' ich dem Bauer in diesem Liede sagen: in dem einzigen Verse: Als ich sie dankbar küßte, sey er nicht ganz Bauer.

S. 49. Petrarca's Wiedererinnerung in Vaucluse. Ein Paar von unsren jüngsten Dichtern haben dem Sänger der Laura etwas liebliches nachgesungen; nun wird nechstens ein ganzes Heer von Petrarchen aufstehen. Diejenigen, welchen die Waffen und Eichenkränze der Barden zu schwer sind, werden eine süßtönende Laute nehmen; an Silberquellen irren; und bald die Blumen der Quelle, bald Rosen aus dem Paradiese pflücken; und wehe dem, welcher sie hören muß! Die Afterbarden machen einen solchem Lärm durcheinander, daß man noch viele rauhe Töne dabey überhört; allein das Petrarchische Lautenspiel, in einsamen Schatten gerührt, ist ein zärtliches Ding. Eine Meisterhand darauf; oder lieber aus einem alten Thurm ein Eulengeschrey!

Das, was auch die besten unsrer petrarchischen Dichter nicht zu erkennen scheinen, ist die Einfalt des Italieners im Ausdrucke. So abgezogen dessen Begriffe; so geheimnißvoll seine Allegorien an einigen Stellen sind; so ist dennoch der Vortrag davon deutlich: hier und da eigensinnig; aber niemals unter einem Schwulste von Figuren und Beywörtern erstickt. Am füglichsten kan ich dieses zeigen, wenn ich aus dem vor mir liegenden deutschen Gedicht' ein dem Italiener nachgeahmtes Bild mit dem Urbilde zusammenhalte. Petrarch: „Süßes Angedenken! „von den schönen Aesten kam ein Regen von Blü„then auf ihren Schoos herab; und sie saß demü„thig in solcher Pracht, schon von dem verliebten „Regen bedeckt. Eine Blume fiel auf ihr Gewand;

tes Bewußtseyn von der moralischen Maxime, verlangt auch wohl, um eine Handlung gut zu nennen, einen Widerstreit der Neigung gegen die Maxime, und, wenn ich so sagen darf, ein Durchgreifen des Willens, einzig bewirkt von der Maxime, so daß jeder Antheil, den die Neigung, oder die Rücksicht auf die Folgen, an einer Handlung hat, ausgeschlossen wird. Bei einer Fertigkeit im Guthandeln, meint man, könne dies alles nicht so leicht Statt finden. Es seyl Nur darf man dasjenige, was als das Höchste der Moralität gedenkbar ist, und was in Begründung einer Wissenschaft darüber ausgemittelt werden muß, nicht zur unbedingten Norm für Wesen machen, bei deren freien Handlungen Neigung sowohl als Rücksicht auf die Folgen immerfort ihren Einfluß äußern. Und warum glaubt man denn die mehr genannte Fertigkeit im Guthandeln so tief herabsehen zu dürfen? Ich erkläre mich zum Ueberflusse durch ein Beispiel, ob ich gleich weiß, was man überhaupt gegen Beispiele einwendet. Es lernt Jemand eine Sprache; es sey die Lateinische. Wir wissen alle, daß sie Mühe macht. Der Lernende will sie sprechen oder schreiben: Es ist ihm an grammatischer Richtigkeit äußerst viel gelegen: bei jedem Worte, das er schreibt oder spricht, wird er sich deutlich an eine Regel des Syntax erinnern müssen, um nicht zu

fehlen. Nach und nach werden dieſe Schwierigkeiten überwunden. Er will dem Genius der Sprache gemäß ſchreiben oder ſprechen lernen; neue Schwierigkeiten! Er wird anfangs bei Jedem Ausdrucke häſitiren, um keine Barbariſmen zu begehen. Endlich gelingt es ihm. Er wird Herr über die Sprache: Mit einer gewiſſen Fertigkeit ſchreibt er nun richtig und gewählt. Hat er jetzt weniger Verdienſt, da er nicht mehr bei jedem Ausdrucke an die Regel zu denken nöthig hat? Seine Fertigkeit unterſcheidet ſich dadurch von einer bloß mechaniſchen, weil ſie eine Folge der zuvor ſorgfältig angewendeten Regeln iſt. Sollte es mit der Tugend eine andere Bewandniß haben?

Strenge Ausübung der kleinern Pflichten, ſagte ich zuvor, kann ein Mittel zur moraliſchen Umänderung werden. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß der Menſch eben ſo wenig auf einmal ausgezeichnet tugendhaft wird, als er auf einmal zu einer ganz niedern Stufe der Immoralität herabſinkt. Man könnte zwar die Frage aufwerfen: Ob es nicht einerlei ſey, daß, wenn Jemand alle wichtigere Pflichten der Sittenlehre verletzte, er auch die kleinern insgeſammt mit vernachläſſigte, weil in Abſicht ſeines ſittlichen Werthes vor dem Tribunal der geſetzgebenden Vernunft doch nicht viel ſchlimmer gemacht werden könnte?

Allein man irrt sich sehr. Der hat freilich wenig oder gar keinen sittlichen Werth, der nur manche legale Handlung vollbringt, wobei seinen Neigungen keine Gewalt angethan wird, und alles, was nur einige Selbstüberwindung kostet, unterläßt. Allein so viel bleibt wohl erweislich, daß derjenige leichter umzuändern seyn wird, der noch einige Achtung für die kleinern Pflichten empfindet, als ein Nichtswürdiger, der alles mit gleichem Leichtsinn übertritt. Noch ist z. B. bei dem Ungerechten, dem Betrüger, mehr Hoffnung zu einstiger Besserung, wenn er zu gewissen Zeiten nachgebend und dienstfertig ist, als wenn er auch dieser Regungen der Menschlichkeit sich entäußert hat. Noch ist bei dem thierischen Wohllüstlinge mehr Hoffnung zur Besserung übrig, wenn er die kleinern Obliegenheiten der Gerechtigkeit noch ausübt, als wenn er auch diese mit Füßen tritt. Wir wollen es zwar zugeben, es sind das nur noch schwache Funken des moralischen Lebens. Doch sie mögen fortglimmen, vielleicht daß sie mehrere ähnliche entzünden, und das moralische Princip nach und nach wieder in Thätigkeit setzen.

Wer mit einiger Aufmerksamket die menschliche Natur beobachtet hat, wird oft bemerkt haben, daß es eine genaue Verwandtschaft der menschlichen Laster

giebt, zufolge welcher eins das andere veranlaßt, begleitet, verstärkt, diejenigen ausgenommen, die durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit einander ausschließen. Aber auch Tugenden sind eben so genau unter einander verbunden. Um eine ganz zu üben, muß man sich mehrerer, die von der einen geweckt, unterstützt oder herbei geführt werden, nothwendig mit befleißigen. Man kann z. B. nicht gerecht seyn, und es ganz seyn, ohne mäßig, arbeitsam u. d. m. zu seyn, je nachdem die Verhältnisse beschaffen sind, in welcher wir leben, oder die Hindernisse, die von der Uebung der Gerechtigkeit uns entfernen könnten. —

Ich komme auf einen Punkt, der nicht minder bemerkenswerth ist. Die öftere Wiederkehr der kleinern Pflichten ersetzt dasjenige, was ihnen an und für sich an Wichtigkeit zu mangeln scheint. Zur Ausübung solcher Tugenden, wozu eine ungewöhnliche Kraftäußerung erforderlich ist; zu Aufopferungen, wozu man alle mögliche Selbstüberwindung nöthig hat; zu Thaten, wodurch man sich glänzende Verdienste um die Menschheit erwerben könnte, haben wir selten Gelegenheit; manchem bietet sich wohl in dem Laufe seines stillen, in der Dunkelheit dahin fließenden Lebens, keine einzige dazu dar. : Wer

kommt so leicht in den Fall, für die Gewissensfreiheit, wie ein Barneveld, sein Leben aufzuopfern? Wer hat so leicht die ehrenvolle, aber gefährliche, Aufforderung, die Rechte des Vaterlandes gegen Tyrannen zu vertheidigen? Wem bietet sich wohl oft eine Gelegenheit dar, einer von der bestochenen Gerechtigkeit beraubten Familie zu ihrem Eigenthume zu verhelfen, oder die Trümmern ihres zerstöhrten Wohlstandes, mit Gefahr seiner eigenen bürgerlichen Freiheit, noch zu retten? Allein eine Menge geringscheinender Pflichten giebt es jeden Tag auszuüben. Sind wir in unserm Hauswesen beschäfftigt; bald hat man eine vorübergehende Unannehmlichkeit mit Geduld zu ertragen; bald einer Verdrüßlichkeit so auszuweichen, daß Niemanden ein Unrecht, sey es so unbedeutend es wolle, dabei zugefügt wird; bald soll man mit der Unachtsamkeit oder der Einfalt eines Untergebenen Geduld haben; bald der übeln Laune des Ehegatten mit liebreicher Festigkeit begegnen, u. s. w. Ist man in Gesellschaft, da soll man einer Verläumdung widersprechen, auf der Stelle einen guten Rath geben, mit Klugheit zu einer Pflicht ermuntern. Hat man Widerwärtigkeiten oder häusliche Leiden; bald soll man seine Ungeduld bekämpfen; bald seine Ansprüche auf fremde Hülfe mäßigen; bald den Seinigen frohen Muth einflößen; bald in dieser bald in jener Rücksicht

seine gewöhnlichen Ausgaben beschränken; bald einem erlaubten Vergnügen entsagen. Es ist von ungemeiner Wichtigkeit, daß der Mensch es sich angelegen seyn läßt, keine von allen diesen und ähnlichen Pflichten für unbedeutend anzusehen, sondern überall aufmerksam, und strenge gegen sich zu seyn. Er veredelt sich durch eine solche Uebung immerfort, und erreicht eine ungleich höhere Stufe der sittlichen Vollkommenheit, als wenn er nur selten, wie das, der Natur der Dinge nach, nicht anders seyn kann, diese und jene gute That von ungemeiner Kraftäußerung und dem bedeutendsten Einflusse auf das allgemeine Beste vollbringt. Die ersprießlichen Folgen einer Handlung kommen bei der Würdigung unsers Werthes ohnedem nur in so fern auf unsere Rechnung, in so ferne wir sie aus Pflicht beabsichteten, und dazu unsre Kräfte anstrengten. Wir dürfen nur diesen Satz von der entgegen gesetzten Seite ansehen, und es wird einleuchten, wie viel auf das Strengeseyn in den kleinern Obliegenheiten, mit denen wir es, leider! nicht immer so genau nehmen, ankomme. Jede Unterlassung der uns unwichtiger scheinenden Pflichten, die täglich und stündlich vorkommen, ist, ihrer Natur nach, eine Sünde. Und da sie so oft wiederholt werden; was ist die Folge? Keine andere, als daß die Tugend überhaupt dadurch erkrankt, am Ende gar

vernichtet wird. Jene Unterlaſſungen oder Uebertretungen ſind ein ſchleichendes Gift, welches nur unmerklich wirkt, und am Ende die geiſtige Lebenskraft aufzehrt.

Ich habe bisher von der Wichtigkeit der ſogenannten kleinern Pflichten geſprochen, und darzuthun geſucht, wie viel, im Betreff der Moralität der handelnden Perſon, darauf ankomme. Ich könnte noch weit mehr hinzu ſetzen, könnte zeigen, welchen Einfluß Beiſpiele der Art auf die jüngern Mitglieder einer Familie haben; denn es iſt wohl ausgemacht, daß wir beſſere Menſchen bilden würden, wenn wir die Tugend mehr durch unſre Beiſpiele lehrten, als ſie den Unſrigen einſchwatzten. Jedoch ich übergehe dieſes, und will nur noch auf den Werth aufmerkſam machen, den die ſogenannten kleinern Pflichten vielmals an und für ſich ſelbſt haben.

Wir bewundern immer diejenigen Handlungen, deren Vollbringung viel Kraft und Unternehmungsgeiſt vorausſetzt, und die einen ausgebreiteten Einfluß auf die bürgerliche Geſellſchaft haben. Wir nennen ſie edle Thaten, weil die Benennung gute Handlungen uns nicht angemeſſen genug zu ſeyn ſcheint. Allein das ſogenannte Edle iſt in vielen Fällen nichts

weniger, als moraliſch gut, weil oft ſehr fehlerhafte Maximen und unſtatthafte Beweggründe dazu gewirkt haben. Könnte man die Quelle vieler ſogenannten edlen, allgemein bewunderten Thaten hinlänglich ausfindig machen — oft genug liegen ja die Beweggründe der Welt klar genug vor Augen! — was würden wir da alles entdecken? Der bewunderte Retter des Vaterlandes, der ſich kühn in Gefahren hinein ſtürzte, hatte, genau erwogen, keinen andern Zweck, als in den Jahrbüchern der Geſchichte zu glänzen. Eitle Sucht, mit ſeinen Reichthümern ſich einen Namen zu erwerben, trieb den Begüterten Mann an, eine milde Stiftung für Arme zu veranſtalten, und er heißt bei der Nachwelt ein Menſchenfreund der erſten Größe. Ein Mann voll Muth und Unternehmungsgeiſt, der für ſeine Mitbürger gegen Unterdrückung und Gewalt ungerechter Obern kämpft, iſt allerdings ein Wohlthäter der Menſchheit. Was war es aber am Ende, das ihn zu dieſem allen begeiſterte? Nichts weiter, als der Stolz, ſey es immerhin ein edler Stolz Muth durch Muth, Widerſtand durch Widerſtand zu bekämpfen. Die Humanität fordert zwar von uns, Handlungen dieſer Art, der Folgen wegen, zu ehren. Es iſt erfreulich, wenn Menſchen ſich auszeichnend um Viele verdient machen; aber wir wollen auch freimüthig behaupten, daß oft bei einem guten Rathe in einer ſtürmiſchen

Verlegenheit, bei einer ernſten Warnung vor einer wahrſcheinlichen Uebereilung, bei einer lindernden Pflege eines Kranken, weit mehr Achtung für die Pflicht zum Grunde liegt, als bei jenen Thaten, die die Welt mit Bewunderung erfüllen. Dieſes Reſultat kann jeden Menſchen, der nicht Gelegenheit hat, viel Großes und Ruhmvolles in ſeiner Lage zu vollbringen, mit ſeinem Zuſtande zufrieden machen. Er ſteht, wenn er bei ſeinen geringer ſcheinenden bürgerlichen und häuslichen Obliegenheiten nur moraliſch gut zu handeln ſich beeifert, auf der Stufenleiter der freien Weſen nicht tiefer, als ein Staatsminiſter, deſſen Verdienſten das dankbare Vaterland Ehrenſäulen errichtet; vielleicht viel höher, wenn nämlich bei jenem Ehrgeiz und Ausſicht auf Bewunderung die Haupttriebfeder war. Manches häusliche anſpruchloſe Weib, die, aus moraliſcher Güte und Milde, nur für ihren Gatten und ihre Kinder lebt, und von Niemanden bemerkt wird, ſteht vielleicht weit höher. Die Menſchen aus den geſitteten Ständen ſollten ſich daher nicht ſo ſehr nach einem ausgebreiteten Wirkungskreiſe hinzudrängen. Es verwaltet mancher ein Amt, dem er mit Mühe und Noth gewachſen iſt, und bei jeder Gelegenheit bewirbt er ſich um ein anderes, um, wie er ſpricht, einen gröſſern Wirkungskreis zu haben. Dieſe Floskel iſt in tau-

ſend Fällen nichts weiter, als ein höflicher Kanzleiſtyl der Eitelkeit oder des Eigennutzes. Man ſucht panem et Circenſes, mehr Einkünfte und Mittel zum façonnirten Leben, oder auch größern Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft! Wer ſeine Umſtände zu verbeſſern nöthig findet, der ſey doch offenherzig es zu geſtehen, wenn er um ein größeres Amt ſich bewirbt, voraus geſetzt, daß er ihm hinlänglich vorſtehen kann. Zu was denn einen ausgebreitetern Wirkungskreis vorſpiegeln, womit eine Menge ſolcher Prätendenten ohnedem wenig Glauben finden? Man fülle nur den kleinern ganz aus, in dem man ſich befindet, und man hat zu arbeiten genug!

Kindervater.

V.

Auszüge aus Briefen.

I.

Neuer Roman von Karoline Pichler.

Wien, im Mai 1804.

Mit inniger Freude gebe ich Ihnen die Nachricht, daß unſere Teutſche Literatur mit einem vortrefflichen anthropologiſchen Roman aus der Feder der verehr

„eine andre auf ihr blondes Haar, welches an dem „Tage mit Gold und Perlen geſchmückt war; eine „ließ ſich auf die Erde; eine andre auf das Waſſer „nieder; und noch eine drehte ſich in verliebter Irre „umher, und ſchien zu ſagen: Hier herrſcht die „Liebe (*). Der Deutſche:

„Von dem Mutterbuſch
Riß des Boreas Fittig
Jedes blühende Kind herab.
Zu der Schäferin Schoos ſenkte die Blüthe ſich,
Zu der Blume der Flur ſchwebete jede hin. —
Wie, im prächtigen Regen,
Sie mit inniger Demuth faß! —
Auf das leichte Gewand flatterte der Jasmin;
Ihres goldenen Haars ſeidenen Lockenſchmuck
Wählten duftende Blätter
Raum entknoſpeter Roſen ſich.
Andre deckten das Gras, andre des Bachs Kryſtall:
„Liebe herrſcht hier im Hayn!“ flüſterten einige
In den kreiſelnden Irren,
Bis der Wirbel des Bachs ſie nahm.

Welch ein Schwall von Worten! welche fremde Zierrathen! Bey dem Italiener ſitzt, in der ſchönſten Einfalt, ſeine Geliebte unter einem blühenden Baum'; hier wölbt ſich eine ganze Laube von Roſen und Jasmin. Dort fallen die Blüthen leicht herab; hier iſt der

(*) Rime di Meſſ. Fr. Petrarca, Canz. XXVII.

rungswürdigen Dichterin Karoline Pichler, gebornen von Greiner, bereichert worden ist. Leonore, so heißt der Roman, enthält eine getreue und lebhafte Darstellung der großen Welt. Die Heldin der Geschichte (ein mit aller Haltung meisterhaft durchgeführter Charakter) ist allen Gefahren der Verführung ausgesetzt, ohne je den Pfad der Tugend zu verlassen. Die mächtige Intrigue eines sonderbaren weiblichen Geschöpfes trennt das unerfahrne Mädchen von ihrem Geliebten, und macht sie auf eine lange Zeit namenlos unglücklich. Juliane, dieser feindliche Dämon läßt aus Rache, weil sie nicht wieder von Leonorens Geliebten geliebt wird, alle Federn der Maschine spielen und unterliegt denen ihrer Gegnerin gelegten Fallstricken selbst. Lesen Sie den Roman selbst; ich bin zu voll von dem Leben und der Krakt, die in demselben wirkt, als daß ich in ein näheres Detail gehen könnte. Wie viel Menschen- und Seelenkenntniß liegt in ihm! Welch ein Kolorit! Welch eine moralische aus der Sache selbst fließende Tendenz! Hier herrscht kein Kram von moralischen Weisheitsprüchen; eine leichte, gefällige, korrekte Sprache zeichnet den Roman vorzüglich aus, und glücklich ist jeder Charakter durchgeführt. Die Handlung schreitet fort, schürzet sich leicht und natürlich, führt ungezwungen zur Entwicklung; ich habe nichts müssiges und keine

Lücke gefunden. Mit Vergnügen wird dieser Roman hier gelesen, weil er auch nebst seiner philosophischen Tendenz eine amüsante Lektüre gewährt. Ich habe keine Worte der edlen Verfasserin für den geistigen Genuß zu danken, den mir ihre Leonore, welche den Stempel ihres Geistes und Herzens trägt, verschafft hat. *)

Carl Anton v. Gruber.

2.

Der Maler Wächter.

Stuttgart, im Mai 1804.

Unter alle den aufgezeichneten und berühmt gewordenen Künstlern, welche die Akademie zu Stuttgart hervorgebracht, ist Maler Wächter in Wien, von dem ich Ihnen noch nie etwas sagte, sicher der genievollste und erste. Für die Gallerien der Fürsten Lichtenstein, Esterhazi ꝛc. soll er Zeichnungen gemacht haben, die von den ersten Meistern bewundert wurden. Auch Frauenholz be-

*) Wir danken dem würdigen Verfasser, dessen patriotischem Hymnus Pannonia wir mit Vergnügen entgegensehn, für diese Anzeige. Der Roman, von welchem hier die Rede ist, verdiente wirklich diese Auszeichnung. B.

ſitzt ein Oelgemälde von ihm, „der begeiſterte Bachus mit den Muſen,“ das unter die Zierathen ſeiner Gallerie gehört. — Des Erwerbs wegen liefert dieſer Künſtler mitunter auch Zeichnungen für Cotta's Taſchenbücher, und eine Anzahl Blätter für einen Teutſchen Lucan, welcher nächſtens in Wien erſcheint. — Zu meiner Freude höre ich, der Kurfürſt werde ihn wieder nach Stuttgart ziehen. — Iſt es nicht bejammernswerth, daß ein imbeciller Landjunker Fürſt, durch Einen Federzug ein Inſtitut aufheben mußte, woraus ſo ausgezeichnete Männer in allen Fächern hervorgegangen ſind!

Auf dem Wege hieher ſtieß ich auf Poſſelt, und begleitete ihn mehrere Stationen — da ich ihn wegen der Baadenſchen Inquiſitionsgeſchichten ſehr beunruhiget fand. Er war wegen ſeines Revolutionskriegs, mit Moreau ſeit Jahren im Briefwechſel; und hält ſich jetzt eine Zeitlang in Erlangen auf, bis die erſten Inquiſitionsſchauer vorüber ſind!!! *)

*) Have candidissima anima. Cum fubdola Minos Fecerit arbitria, Non Pollelte, vales Lethaea abrumpere charo Vincula Morovio? Noluisti ambusto superstes esse. B.

Inhalt.

I. Fabeln von Weiße. Seite

1. Der Maulwurf und die Brille. 157
2. Der Elephant. 159

II. Bedürfen auch die Franzosen noch der griechischen Sprache? (Bruchstück einer Apologie von Bonaparte.) 161

III. Fortgesetzte Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Ungarns Literatur und Kultur. 167

Beilage. Proben aus dem Musenalmanache von und für Ungarn auf das Jahr 1804 herausgegeben von Chr. Rösler. Pesth, im Verlage bei Hartleben.

1. An die Hoffnung. Von Berhefst. 195
2. Tokayer-Lied; Von Rösler für seine Landsleute. (Nach Claudius Rheinweinlied.) 198
3. Mädchenerziehung. Von Glatz. 201

Einige Charakteristiken vorzüglicher Teutscher Dichter, aus dem Anhange des Musenalmanachs. ebd.

IV. Wichtigkeit der kleineren Pflichten in der Moral. B. Kindervater. 205

V. Auszüge aus Briefen.

1. Neuer Roman von Karoline Pichler. 232
2. Der Maler Wächter. 234

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

7. Stück. Julius 1804.

I. Synoptiſche Tabelle der Oſteologie des menſchlichen Körpers.

Zu unſerm Verlage iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Synoptiſche Tabelle der Oſteologie des menſchlichen Körpers.

Ein Blatt auf Landcharten-Papier und in Landcharten Format. Preis 6 gr. Sächſ. oder 27 Kr. Rheinl.

Synoptiſche Tabellen ſind vorzüglich dazu geeignet, das Studium der Anatomie zu erleichtern und dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen damit es das mühſam erlernte nicht wieder ſo leicht vergeſſe; indem ein Blick auf eine ſolche Tabelle hinreichend iſt, ſich vollig wieder zu orientiren. Es werden daher bei uns, über alle Theile der Anatomie, ſolche ſynoptiſche Tabellen erſcheinen, wovon dieſe der Oſteologie den Anfang macht. Alle Tabellen zuſammen genommen werden gleichſam einen anatomiſchen Atlas ausmachen, der, ſo wie die Tabellen einzeln, beſonders als Grundlage zu anatomiſchen Vorleſungen und zur Repetition zu empfehlen ſeyn möchten. — So wie von der zweiten Tabelle, welche die Myologie enthält, der ſehr ſchwierige Druck beendigt ſeyn wird, werden wir es ſogleich anzeigen und daſſelbe auch bei Erſcheinung der übrigen thun.

Weimar den 17. Juli 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Neue Verlagsbücher von Schwan und Götz in Mannheim

Leipziger Jubilate-Messe 1804.

Athenar ein Gedicht in 16 Gesängen. Neue verbesserte Auflage mit Anmerkungen.
Ohne Kupfer 2 Fl. 24 Kr. od. 1 Rthlr. 11 gr
Mit Kupfern geheftet 3 Fl. 48 Kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Fiedlers (C. W.), Anleitung zur Pflanzenkenntniß nach Linnée und Jacquin. Für Apotheker und Liebhaber der Botanik. Neue Auflage gr. 8. 24 Kr. od. 6 gr.

Flads (Phl. Wilh. Chrst.), Eröffnungsrede des feierlichen Dankfestes wegen der Civil-Besitznahme Sr. Kurfürstl. Durchlaucht von Baden, von der Stadt und dem Oberamte Radenburg, gehalten den 19. December 1802. 4. geheftet. 8 Kr. od. 2 gr.

Frank (Dr. J. P.) System einer vollständigen medizinischen Polizei ꝛc. 2r Bd. Neue Auflage gr. 8. 2 Fl. 45 Kr. od. 1 Rthlr. 20 Sgr.

— dasselbe Werk. 4 Bände. 12 Fl. 15 Kr. 8 Rthlr. 4 gr.

Gambsjaeger (F. W. Prof. p. o.-Heidelb.) Testamentum in genere, in specie inofficiosum una cum remediis juris. 40 Kr. 10 gr.

Lang (G. H. Kirchenrath und Hofprediger) Religionsvorträge bei besondern Veranlassungen im Kabinette der Erbprinzessin von Thurn und Taxis, und bei ihrer öffentlichen Gottesverehrung gehalten 8. 1 Fl. 12 Kr. od. 18 gr.

Loos, (Dr. J. L.) Regeln zur Verlängerung des Lebens aus dem 17ten Jahrhundert, mit Erläuterungen nach der Erregungstheorie 12. geheftet 30 Kr. od 8 gr.

Medicus (F. C.), kleine ökonomische Aufsätze. 12. geheftet 30 Kr. od. 8 gr.

Unterricht für Landhebammen, zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen (von Herrn Geh. Rath Maj, Verfasser des Stolpertus) 3te von neuem durchgesehene und vermehrte Auflage 8. 24 Kr. od. 6 gr.

Röchlings (J. G.), Historisches und physikalisches Lesebuch, den Anfängern der Lateinischen Sprache gewidmet. 8. 45 Kr. od. 12 gr.

Schutz (Dr. A. J.), Versuch über Schutzpockenanstalten zur Ausrottung der natürlichen Blattern. 8. 15 Kr. od. 4 gr.

Taschenbuch für Tanzlustige, geheftet 18 Kr. od. 4 gr.
Wolf's (Dr. Sigismund) Handbuch der introtechnischen Pharmakologie, naturphilosophisch bearbeitet, 8. geheftet 1 Fl. 3 Kr. od. 1 Rthlr.

* * *

Dann haben wir folgende klassische Werke des berühmten Reichshofraths, C. F. Freiherrn von Moser, von jetzt an bis zur Jubilate-Messe 1805 im Preise herabgesetzt, und alle Buchhandlungen verschaffen sie dafür.

— Patriotisches Archiv für Teutschland 14 Bände mit Realregister, Portraits und Vignetten, sonst 31 Fl. 48 Kr. od. 21 Rthlr. 4 gr. jetzt 21 Fl. 14 Rthlr.

— Geschichte der päbstlichen Nuntien in Teutschland 2 Bände mit Kupf. gr. 8., sonst 5 Fl. 30 Kr. od. 3 Rthlr. 16 gr. jetzt 3 Fl. 40 Kr. od. 2 Rthlr. 10 gr.

* * *

Michaelis-Messe 1804 kommt heraus:

1) Michelhausen (Dr. Engelbert), über die Natur und Heilart der schleimigen Lungensucht. 2 Thle. gr. 8.

2) Rastmann, (Professor der Mathematik in Heidelberg) die Theorie des Druckes der Erde auf Mauern, in so fern sie durch eine auf sie wirkende Kraft in Gefahr kommen, umgestoßen zu werden. Für Ingenieurs, Baumeister ꝛc. in 8.

3) Taschenbuch für 1805, Spanien nach Langle von L. J. Freiherrn von Wilderbeck. Mit 6 von Wissel vortrefflich radirten Ansichten merkwürdiger Spanischer Städte und Gegenden. Taschenformat auf Velin-Papier gedruckt und elegant gebunden.

Wir machen das teutsche Publikum auf diese sehr wichtigen Werke vorläufig aufmerksam. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

III. Grundriß von Berlin, von neuem aufgenommen und mit Genehmigung der K. Acad. d. Wiss. herausgegeben von J. C. Selter. Berlin 1804 gestochen von Mare.

Dieser Grundriß hat vor allen bisher bekannt gemachten den Vorzug, daß er die königl. Residenz Berlin in ihrer neuesten Gestalt mit den seit den lezten Jahren gemachten beträchtlichen Veränderungen und Erweiterungen darstellt. Nach einem Maaßstabe, der, ohne der Deutlichkeit zu schaden so klein als möglich genommen ist, findet man darin auf das genaueste das richtige Verhältniß der Breite, und die wahren Krimmungswinkel der Straßen, und in denselben jedes Hauß nach der verhältnißmäßigen Länge der Fronte, mit seiner Nummer und die öffentlichen so wie die vornehmsten Privatgebäude im richtigen Grundrisse, so wie die vorzüglichsten Gärten und Hinterabtheilungen verzeichnet. Der ausgezeichnete Beifall, welchen seine Majestät der König und alle Kenner in Berlin dem Herausgeber bezeugt haben, sichern den bleibenden Werth dieser grundlichen Arbeit. Der Plan besteht aus 4 Blättern Royal Folio und ist zusammengesetzt 37½ Zoll lang und 27½ Zoll breit. Preis 2 Rthlr. 8 gr. und zu Berlin bei dem Herausgeber Herrn Selter (Friedr. Str. Nro. 226.) in der Kunsthandlung der Herrn Schrepp und Comp. bei dem Buchhändler Herrn Franke auf dem Schloßplatze; zu Weimar aber in dem Geograph. Institute zu haben.

IV. Posselt europ. Annalen 1804. 4s.

I. Das Heilige Römische Reich. Ein politischer Traum. (Aus der originalen, und gehaltreichen Schrift: Deutschlands Wohlfahrt ꝛc. von Hrn General von H. II. Die Römer in Spanien. (Nach Watson.) III. Betrachtungen über die Helvetische Revolution. 1. Von dem Gange der Revolution überhaupt und von den Ursachen ihres Mißlingens. IV. Ueber Zeitungen. (An den Herausgeber des Star). [Uebersetzt eingesendet.] V. Friedrich I. in Italien. Belagerung von Tortona, und Einzug und Krönung des Kaisers in Rom.

V. Inhalt des 5ten Hefts der allgemeinen Teutschen Justiz- und Polizei Fama vom Landes-Directions-Rathe Hartleben zu Würzburg für den Monat Mai, 1804.

Polizei. Ueber das sogenannte Einhacken auf abgetriebenen Holzplätzen. — Gesetz wider die Baumfrevler und Gartendiebe zu Neuwied. Unehrliches Begräbniß derselben. — Wodurch entsteht der üble Geruch aus dem Munde, und wie ist er zu vertreiben? — Ist die jedem In- und Ausländer unter Beobachtung gewisser Polizei-Formalitäten zustehende Befugniß, sich in jeder Gemeinde eines Staates, wo allgemeine Gewerbsfreiheit herrscht, dort niederlassen, und dort ein beliebiges Gewerbe treiben zu können, der Industrie dieses Staates nachtheilig oder nicht? Auch etwas über Hagelschadens-Assekuranz-Gesellschaften. — Neue Fleischhacker-Ordnung zu Passau. — Einige Gedanken über die Auflösung der Gebundenheit eines lehenbaren Hofes, Gutes ꝛc., vorzüglich in dem ehemaligen Hochstifte Bamberg. — Ueber die Schädlichkeit der Blumen in Zimmern. — Es ist dringendes Bedürfniß, dem Wucher derjenigen zu steuern, welche auf Pfänder Geld leihen. — Vorschlag dagegen. — Das traurige Loos der unehelichen Kinder verdienet beherziget zu werden. — Ein Anstrich, Dachziegel dauerhaft zu machen. — Vergiftung durch Erdmandeln. — Entwurf einer systematischen Registratur-Einrichtung der neuorganisirten kurpfalzbairischen Landgerichte. — Die Berberisbeere als Stellvertreter der Citronen. — Ueber die Mißbräuche bei den sogenannten letzten Diensten, die man Sterbenden oder Gestorbenen leistet überhaupt, und über den des längeren Bewahrens der Leichen unter den Lebendigen insbesondere. — Bessere Aussichten für die Polizei in den vormahls geistlichen Staaten. — Die Brennessel als Sicherungsmittel vor Viehseuchen. — — Justiz-Wesen. Keiner der in Güter-Gemeinschaft lebenden Ehegatten darf in der Regel ohne Vorwissen des Andern von dem Gemeingute etwas veräußern, oder sich in Ansicht dessen in eine einseitige Verbindlichkeit gegen einen Dritten einlassen, noch sonst einseitig hierüber disponiren. — — Litteratur. — — Miszellen. — — Justiz- und Polizei-Anzeigen.

Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

VI. Geognostische Mineralien-Sammlungen.

Das Studium der leblosen unorganischen Natur hat insofern ohnstreitig vor jedem andern Zweige der Naturgeschichte eine ganz besondere ausgezeichnete, ja gewiß auch erhabene, Wichtigkeit, weil es unwillkührlich den Denker auf Forschungen leitet, die ihn aus den Urkunden, die die Natur selbst ihm giebt, die einzelnen Zweige der wichtigsten Epochen, welche die Geschichte unsers Weltkörpers durchlief, zu erspähen wagen läßt. Die Gebirgskunde als die Wissenschaft, welche uns über die mannichfaltigen gegenseitigen Verhältnisse der Bestandtheile des festen Erdkörpers, über die Beschaffenheit seiner gegenwärtigen Oberfläche, über seinen ganzen innern und äußern Bau, über die Lagerstätten mannichfaltiger Generationen von Felsmassen, die wir in seinem Innern antreffen, und ihre successive Entstehung unterrichtet, als die Wissenschaft, welche auf die Zusammenstellung von Beobachtungen, die theils das Innere des Erdkörpers, theils die jetzigen Einwirkungen des Wassers, des Feuers und anderer atmosphärischer und unterirdischer Körper, theils die ehemals wahrscheinlich gewesenen Wirkungen derselben, theils die Entdeckungen unserer bewährtesten Chemiker, betreffen, Theorien baut, die immer mehr und mehr uns die räthselhafte Geschichte unsers Erdkörpers zu enthüllen verheißen, gewährt in der Rücksicht ein Interesse, was keinem andern Zweige der Naturgeschichte und vielleicht kaum irgend einem andern Gegenstande menschlicher Forschungen beigelegt werden kann. Sie ist Zweck und Hauptbestandtheil der gesammten Mineralogie, und obgleich der oryktognostische Theil dieser Wissenschaft als Kenntniß der mannichfaltigen so bewunderungswürdigen Produkte der unterirdischen unorganischen Natur an sich schon reichlich Nutzen und Vergnügen gewährt, erhält er doch immer sein höchstes Interesse dadurch, daß er als eine der nothwendigsten Vorbereitungswissenschaften für die Geognosie angesehen werden muß. Diese ist gleichwichtig dem Philosophen, dem Physiker, dem Chemiker, dem Naturforscher und dem gebildeten Menschen überhaupt, der das Bedürfniß fühlt, wenigstens mit den wichtigsten Resultaten der Forschungen der Männer, welche jene Namen vorzüglich verdienen, bekannt zu werden. Eine Unternehmung, welche mit hoher Zweckmäßigkeit die möglichst vollständige anschauliche Kenntniß jener Resultate befördert, muß eben darum den sichern Beifall aller Kenner und bloßen Freunde der Naturgeschichte

der Fittig des Boreas dazu nöthig. Der Mutterbusch und das blühende Kind verderben das Gemählde; sie machen es weniger sinnlich. Tropen stehen vor mir da; nicht die Laube, nicht das Mädchen. Und dieses wird nicht auf einmal von den Blüthen, wie von einem Regen, bedeckt; in der Wahl der duftenden Blätter ist etwas mühsames.

Herr Schmidt (*) hat sich mehr seinem Original genähert; aber dennoch die Einfalt desselben nicht völlig erreicht.

„Demüthig aber und verlegen,
Daß sie sich so verherrlicht sah,
Saß unter dem verliebten Regen
Das königliche Mädchen da.

Da fiel ein Blümchen auf den Schleyer
Der unschuldvollen Charitin;
Ein andres bettete sich freyer
Auf die gelockten Haare hin;

Ein andres irrt', im süssen Kreise,
Rund um das Mädchen, zephyrlich;
„Hier herrscht die Liebe!" seufzt' es leise,
Sank und verlohr am Busen sich."

Die Verlegenheit in der ersten Strophe läuft auf eine Spitzfindigkeit hinaus. Im Original braucht das Mädchen nicht zu wissen, daß es durch den Blüthenregen verherrlicht wird. An dem zweeten Verse der zwooten Strophe ist weiter nichts zu tadeln, als daß er durch ein neues nicht in die Sinne fallendes Bild uns zerstreut.

(*) Phantasien nach Petrarka's Manier S. 40.

sich erwerben und für alle von einem entscheidenden Nutzen seyn. Unser Plan, bei dem wir daher auch auf sichern allgemeinen Beifall rechnen dürfen, ist es jetzt, möglichst vollständige Gebirgs-Arten-Sammlungen, ganz nach den Annahmen des vortrefflichen geognostischen Systems des Herrn Geheimen-Ober-Bergrath Karsten, geordnet und die anschaulichste Erläuterung dieses Systems darstellend, zu veranstalten. Durch eignes Beobachten und Sammeln sich eine anschauliche und vollständige Kenntniß des gegenwärtigen Standes der Geognosie, und insbesondere jenes merkwürdigen Systems derselben, zu erwerben, würde große und mühsame Untersuchungs-Reisen, und die ausgedehntesten Bekanntschaften in den verschiedensten nahen und fernen Ländern selbst für Gelehrte und außerdem noch für Ungelehrte eine schon vorauszusetzende genaue Einsicht in den Umfang der Wissenschaft selbst erfordern, und doch würde keiner ganz sicher seyn, von den Orten, die er selbst nicht besuchen kann, aus irgend einer andern Quelle, es sey denn, durch die Vorsorge eines wirklichen Kenners, seine Gebirgsarten ächt zu erhalten. Uns ist es dagegen jetzt, da wir die meisten zu liefernden Exemplare auf eignen Reisen selbst an ihren Geburtsörtern sammeln oder sie durch die Güte anderer für die Wissenschaft und unsern Zweck reisende sachkundige Freunde gesammelt erhalten, und auch in Ansehung der übrigen ganz auf die gefälligste Vorsorge wahrer Kenner rechnen können, möglich, alles nach und nach ächt und charakteristisch uns zu verschaffen. Wir finden uns überdies durch den Beistand mehrerer, als Schriftsteller und Gelehrte den Freunden der Naturgeschichte längst rühmlichst bekannter, Männer unterstützt, die uns theils selbst zu unserer jetzigen Unternehmung aufgefordert, theils unsere Bitte um Ihre gütige Beförderung derselben mit vollkommenem Wohlwollen und thätiger Beihülfe aufgenommen haben. Wir liefern darin alle bis jetzt bekannte und im Systeme des Herrn G. O. B. Karsten aufgeführte Gebirgsarten ohne Ausnahme und von jeder, die man in wichtigen Varietäten, sey es, daß diese durch Modifikationen ihrer wesentlichen oder durch Hinzukommen anderer unwesentlicher Gemengtheile bestimmt werden, findet, die merkwürdigsten derselben. Wir liefern sie nicht bloß aus einer oder der andern Gegend Teutschlands, sondern aus allen Ländern, deren Gebirgsverhältnisse zur Bestätigung der Annahmen des Karstenschen Systems dienen können. Wir weisen in einem hinzugefügten umständlichen und genauen Verzeichnisse jedem Exem-

plare, das wir geben, die Stelle an, welche es nach diesem System einnehmen muß, und es gründen sich unsere Bestimmungen in der Hinsicht theils auf die in den Karstenschen Tabellen selbst angeführten Angaben der Fundörter einzelner Gebirgsformationen, theils auf eigene, theils auf fremde, alles Zutrauen verdienende, vergleichende Beobachtungen; und wenn dennoch wir nicht überall gänzlich vor einzelnen unrichtigen Angaben sollten gesichert seyn, nehmen wir mit Dank jede uns zukommende Berichtigung auf und eilen sogleich, sie zur Kenntniß aller Interessenten unserer Unternehmung zu bringen. Schnell und auf einmal können wir wegen dem großen Umfang des Planes und den Anstrengungen, die seine Ausführung erfordert, ihn nicht zu Stande bringen, und darum haben wir die auch für viele Interessenten sehr bequeme Einrichtung getroffen, daß unsere geognostischen Kabinette nach und nach in einzelnen Lieferungen erscheinen. Alle 4 Monate wird eine Lieferung ausgegeben und in 6 oder 7 Lieferungen hoffen wir das ganze dargestellt zu haben. Jede Lieferung erhält ein gedrucktes Spezialverzeichniß ihres Inhalts und bei der letzten wird sodann ein allgemeines Verzeichniß des Ganzen gegeben; in welchem sich sämmtliche Angaben der vorhergegangenen einzelnen Verzeichnissen an den gehörigen Orten eingetragen finden. Der ersten Lieferung wird überdies ein Abdruck der Karstenschen geognostischen Tabellen zur schnellen Vergleichung dessen, was man erhält mit dem, was man noch erhalten wird, beigelegt. Jedes Exemplar erhält eine gedruckte Signatur, die sich auf das Verzeichniß bezieht, und immer so beschaffen ist, daß nachher, wenn die letzte Lieferung erschienen ist, die Signaturen selbst dazu dienen müssen, um jedes Stück an seine ihm nach dem System gebührende Stelle einzuordnen. Alle Lieferungen sind in der Stückezahl sich gleich und zu jeder werden 50 Stücke gegeben, wobei noch immer darauf gesehen wird, daß die Stücke einer jeden einzelnen Lieferung zu wenigstens 12 bis 16 Gebirgsformationen partielle Darstellungen liefern. Sämmtliche Stücke werden unversehrt und von frischem Bruch geliefert, und wenn gleich das Ganze erst mit der 6ten oder 7ten Lieferung geschlossen ist, werden wir doch darauf sehen, daß schon bis zur 3ten oder 5ten eine ziemlich vollständige Uebersicht des Systems gegeben worden ist. Gebirgsarten aus Italien, Ungarn und anderen ferneren Ländern sind nur mit Besorgung großer Schwierigkeiten herbeizuschaffen, aber dennoch sind unsere Anstalten so getrof-

sen, daß wir, zwar nicht in der 1sten und 2ten, wahrscheinlich aber schon in der 3ten und 4ten Lieferung deren mehrere geben zu können, erwarten dürfen. Der Sammlungen selbst werden zweierlei Arten veranstaltet, die jedoch beide ganz dieselben Gebirgsarten unversehrt und charakteristisch, aber durch Größe und äußere Schönheit der Exemplare verschieden, liefern. No. I. enthält Stücke von etwa 2½ bis 3 Zoll Länge in einer verhältnißmäßigen Breite und Höhe, und eine Lieferung von 50 Stücken kostet 5 Thaler Sächsisch oder 9 Fl. Rheinisch. No. II. enthält Stücke von 5 bis 6 Zoll Länge und einer verhältnißmäßigen Breite und Höhe, welche, obgleich die von No. I. auch charakteristisch und von frischem Bruch sind, doch noch in besonderer Schönheit ausgewählt werden, und eine Lieferung von 50 Stükken kostet 10 Rthlr. Sächsisch oder 18 Fl. Rheinisch. Um uns wegen dem beträchtlichen Kostenaufwand in etwas sicher zu stellen, schlagen wir den Weg der Pränumeration und Subskription ein. Der Termin für die erste Lieferung bleibt, von heute an, 4 Monate und folglich bis zum letzten Oktober dieses Jahres offen. Wer auf eine Lieferung pränumerirt oder subskribirt, ist nicht gehalten auch auf alle folgende Lieferungen es zu thun, sondern macht sich nur mit der ersten auch zur zweiten derselben verbindlich, und kann bei der dritten wieder abtreten. Die Pränumeranten bezahlen für jede Lieferung der Sammlung No. I. 4 Rthlr. Sächsisch oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein., für die von No. II. aber 8 Rthlr. Sächsisch oder 14 Fl. 24 Kr. Rhein.: die Subskribenten erhalten erstere für 4 Rthlr. 12 gr. Sächsisch oder 8 Fl. 6 Kr., letztere aber für 9 Rthlr. Sächsisch oder 16 Fl. 12 Kr. Rhein., und wer die Güte hat, jeden Pränumeranten oder Subskribenten zu sammeln, erhält für seine Bemühung die IIte Sammlung unentgeldlich. Pränumerationsgelder und Subskribentenlisten müssen für die erste Lieferung bis Ende des Oktobers dieses Jahrs an uns eingesendet werden, vom 1sten November an wird diese Lieferung versandt und von diesem Tag an gilt sie für alle folgende Bestellungen darauf den vollen Preis, zu welchem sie angesezt worden ist.

Zur vollkommneren Nutzbarkeit unserer Gebirgsarten-Sammlungen für alle Klassen von Interessenten wird durch unsere Veranstaltung einem offenbaren, von allen Freunden der Gebirgskunde gefühlten Mangel, möglichst abgeholfen werden, indem ein vorzüglich das Karstensche System erläuterndes Lehrbuch der Geognosie erscheinen wird,

auf welches wir vorläufig alle Freunde dieser Wissenschaft aufmerksam machen. Unter der Leitung eines rühmlichst bekannten vortrefflichen mineralogischen Schriftstellers wird ein kenntnißvoller junger Mann, der seinen Beruf zum geognostischen Schriftsteller durch die Arbeit selbst hinlänglich beurkunden wird, die Ausarbeitung übernehmen und wir dürfen hoffen, wo nicht etwas vollkommnes, doch äusserst brauchbares zu liefern. Im ganzen Werke wird vorzüglich auf die Exemplare der Gebirgsarten, die wir liefern, Rücksicht genommen und ihm dadurch ein noch besonderes Interesse für die Interessenten unserer Sammlungen gegeben werden. Das Werk wird zwar im Verlage einer bekannten Buchhandlung erscheinen, aber wir werden veranstalten, daß alle Pränumeranten und Subskribenten unserer Sammlungen es zu einem beträchtlichen Rabatt bei uns selbst bekommen können.

Folgende unserer Herren Kommissionaire werden sich gefälligst dazu verstehen, Pränumeration und Subskription auf die erste Lieferung unserer Sammlungen anzunehmen:

Zu Berlin, Herr Kandidat Backofen, auf der alten Leipziger Straße Nro. 17.
Eisenach, Herr Professor Görwitz.
Göttingen, Herr Joh. David Heidelbach.
Gumpelstadt bei Meiningen, Herr Pfarrer Heim.
Hamburg, Herr Johann Heinrich Lindenbauer, auf dem Moenkendam.
Heidelberg, Herr Emanuel Köster.
Jena, Herr Hof-Kommissair Riedler.
Kiel, Herr Timmann, auf der Faulstraße.
Leipzig, Herr Mineralienhändler L. Geißler, auf der Ritterstraße bei der Nicolaikirche, und Herr Schneereck auf der Esplanade vor dem Petersthore.
Nürnberg, Herr Wolf, Lehrer an der Knaben-Industrie-Schule im Katharinenkloster.
Paris, Herr Buchhändler Francard, quai des Augustins No. 18.
Rotterdam, Herr C. Stock, Kommissionnair in Material- und Farbenwaaren.
Strasburg, Herr Wegner am Paradenplatze.
Tübingen, die löbl. Cottaische Buchhandlung.
Weimar, das löbliche priv. Landes-Industrie-

Comptoir, und das löbl. Naturalien-Tausch-Bureau.

Zürich, Herr Breitinger, im Münsterhofe Nro. 113.

Geld und Briefe müssen Portofrei eingesendet werden: den Thaler nehmen wir zu 1 Fl. 48 Kr. Rhein. im 24 Fl. Fuß, oder die Karolin zu 6 Rthlr. 3 gr.

Hanau am 20sten Juni 1804.

Mineralien-Tausch- und Handlungs-Comptoir.

Auf die vom Mineralien-Tausch- und Handlungs-Comptoir zu Hanau veranstalteten, (im Reichs-Anzeiger bereits ausführlicher angezeigten) das Karstenische System erläuternde Sammlungen von Gebirgsarten, nehmen wir für die erste und folgenden Lieferungen Pränumeration und Subskription an. Briefe und Gelder erwarten wir postfrei.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

VII. Der Geist des Friedens. Ein fantastisches Gemälde von Franz Horn. 8. Leipzig, Zülli-chau und Freystadt bei Darnmann. 18 gr.

Je mehr sich das lesende Publikum vergrößert, je grö-ßer wird auch das Bedürfniß guter Romane, und obiges Werk darf zu letztern gezählt werden, daher es in dieser Rück-sicht gebildeten Lesern empfohlen wird.

Folgende neue Schriften können allen Freunden sittlich unterhaltender Lectüre so wie den Inhabern von Leih-bibliotheken mit Recht empfohlen werden. Die beiden Verfasser derselben gehören schon lange zu den Lieblings-schriftstellern des Publikums.

Natalia 3s letztes Bändchen mit Kupfern gezeichnet von Schubert, gestochen von Berger. 8. Leipzig, Zullichau und Freystadt bei Darnmann. 1 Rthlr. 20 gr.
(Preis aller 3 Thle. 5 Rthlr. 4 gr.)

Leben und Liebe Nyno's und seiner Schwester Minona, herausgegeben von Ossian 11 Bdl. 8. ebendaselbst 1 Rthlr.
Dramatische Gemälde vom Verfasser des Carlo, der Natalia ꝛc. K. ebendaselbst. 1 Rthlr.

Die darin enthaltenen Stücke auch einzeln, nämlich:

Die beiden Doktori. Lustspiel in 3 A., 7 gr.
Prinz Incognito oder die chinesischen Laternen. Fastnachtsspiel in 2. A. 7 gr.
Die Vergeltung. Lustspiel in 5 A. 10 gr.
Das Blumenmädchen Operette in 1 Aufzuge von Friedrich Kind. 8. ebendaselbst. 5 gr.
Es ist die rechte nicht. Lustspiel in 2 A. von ebendemselben. 8. ebendaselbst. 10 gr.
Jedem das Seine. Lustspiel in 1 A. von ebendemselben. 8. ebendaselbst 7 gr.
Liebhabereien, oder die neue Zauberflöthe. Lustspiel in 4 A. von ebendemselben, 8. ebendaselbst. 16 gr.
Revenche. Lustspiel in 2 A. nach dem Französischen von ebendemselben, 8. ebendaselbst 7 gr.

VIII. Wie ist die Bezahlung der Honorarien für die Vorlesungen auf Universitäten, auf eine so zweckmäßige Art einzurichten, daß sowohl Lehrende und Lernende, als auch der Staat und die Eltern der Lernenden dabei gewinnen? Eine kosmopolitische Frage beantwortet von einem Freunde der studirenden Jugend 8. Leipzig und Züllichau bei Darnmann. brochirt 5 gr.

Diese Schrift ist von dem durch mehrere Schriften rühmlichst bekannten würdigen Verfasser zunächst allen hohen Schulkollegien, Kirchenräthen und Konsistorien, welche für das Wohl der Universitäten, und durch diese auch für das allgemeine Wohl Sorge tragen, so wie den Universitäten selbst und deren Mitgliedern zur Prüfung und Beherzigung gewidmet. Da des Verfassers Vorschläge kein unreifes auf die Menschen, wie sie nun einmal sind, unanwendbares Projekt, sondern ein wohl überdachter, leicht ausführbarer Plan ist, wobei nicht gefordert wird, daß irgend jemand,

am wenigſten der Staat, einen neuen Fond zur Beſtreitung gewiſſer nothwendiger Ausgaben ſtifte, ſo wäre es wohl zu wünſchen, daß man ſich gegenſeitig die Hand böte, um ſich eine wechſelſeitige Laſt zu erleichtern.

M.

IX. Berliniſche Nächte zweiter Theil 8. Leipzig und Zullichau bei Darnmann 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt.

An dem erſten Abende der neuen Straßenbeleuchtung. — In dem Winter 1802. u. 1803. Redouten, Eisſchuhlaufen, Weihnachtsmarkt, Schlittenfahrt u. dergl. m. — Bei der Prüfung eines Kandidaten in der Kirche. — Bei den Berlinerinnen in den Kollegien der Profeſſoren. — An dem gewaltthätig erbrochenen Grabe eines Türken. — Bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes. — Bei einem Kahlkopfe, dem ſeine falſche Haarroue mit Gewalt abgenommen wird. — Auf einem Schauſpielballe im neuen Komödienhauſe. — In den Winterkonzerten. — Bei Einweihung der 2ten neuen Etage in dem Hauſe der freimuthigen Schweſtern in der Fr. Straße. — In den Kunſtgärten der Gebrüder Bouche in dem Strahlauer Viertel. — Bei einer verlaſſenen Wöchnerin. — Bei der Beerdigung eines Schooshündchens. — In der Domeſtikenwelt. — Bei einer Giftmiſcherin. — In einer großen Geſellſchaft von Schachſpielern. — Auf der Gallerie im teutſchen Theater. — Bei der Durchreiſe der neuen Koloniſten in Polen. — Bei einem blinden Feuerlärm. — In der katholiſchen Kirche am letzten Sonnabende vor Oſtern. — Beim Ausbruche des Grattenauerſchen Judenkrieges. — Auf einem adeliſchen Kinderballe. — Bei einer neuen Löſchungsanſtalt für Verliebte. — In dem Lager vor dem Halliſchen Thore zur Revüezeit. — Bei Kunſtbereutern und Seiltänzern. — Auf dem erſten Kinderballe im neuen Komödienhauſe und bei andern Tanzübungen. — Bei der Ankunft der Freifrau von H. ehemalige Gräfin von E. — In dem Konzerte der Malopeſſe. — In den Opernproben. Nach dem Einzuge der Prinzeſſin Braut von Heſſen-Homburg. — Bei einem Unterricht à la Peſtalozzi und Olivier in einer Winkelſchule. — In Charlottenburg im Sommer. — Auf

dem ersten ordentlichen Maskenballe in dem Konzertsaale des neuen Komödienhauses. — Bei der neuen Heloise vom Fuße der Alpen. — Bei der Rumfordschen Suppe. — Am Paradesarge des Prinzen Heinrich von Preußen. — Bei Herrn und Madame Garnerin. — Bei der Vermählung der Prinzessin Braut von Hessen-Homburg und des Prinzen Wilhelm von Preußen. — Nach dem Selbstmorde einer schönen Frau. — In dem neuen Badeschiffe. — In einem Wachsfiguren-Kabinette. — Bei der Krönung. — Vor dem Leichnam eines reichen Juden. — Bei einer Kindtaufe. — Plünderung eines verwesten Leichnams. — Bei der zweiten Flucht eines Emigranten. — Außerordentlicher Maskenball.

Nicht nur der Berliner, sondern ein jeder der Lektüre liebt, wird auch in diesem Theile eine angenehme Unterhaltung finden, und den Wunsch nicht unterdrücken können, daß der scharfsichtige nächtliche Beobachter fortfahren möchte, seine anziehenden und witzigen Bemerkungen zu sammeln, um sie durch den Druck mitzutheilen, wenn er auch nach dem Titel vielleicht ganz etwas anders im Buche selbst zu finden glaubte. Das Inhaltsverzeichniß wird viele Damen, die nicht gut von den Berlinischen Nächten denken, belehren, daß sie ohne Erröthen diese Schilderungen lesen können.

R.

X. Die allgemeine Menschenreligion. Versuch einer Entwickelung derselben, aus den ältesten christlichen Urkunden. Für unbefangene Leser aus allen Religionspartheien. gr. 8. Züllichau, bei Darnmann 1 Rthlr.

Man klagt jetzt so häufig über den Verfall der Religion. Sollte diese Klage wirklich so ganz gegründet seyn? Sollte nicht mancher, dem man es kaum zutraut, in seinem Innern noch viel Hochachtung für die wesentlichen Lehren einer ächten geläuterten Religion haben? Sollte nicht manches, für das schöne und gute empfängliche Herz, den stillen Wunsch hegen, einmal etwas über Christusreligion zu lesen, was ihm über manche Zweifel und Dunkelheiten Licht und Beruhigung gäbe, und worin ihm diese Religion von Menschensatzungen geläutert in ihre ursprüngliche Einfalt und

Würde, in ihrer rein-menſchlichen Geſtalt, dargeſtellt wäre? Dieſen Wunſch dürfte obige Schrift genügen, daher verdient ſie alſo auch von recht vielen geleſen zu werden.

R.

Ueber den zu frühen Religionsunterricht. Ein Beitrag für die Erziehung von F. D. E. Scherwinzky. 8. Leipzig, Züllichau und Freiſtadt bei Darnmann. 16 gr.

Der Verfaſſer des vorliegenden Werkchens iſt ſchon durch ſeine frühern Schriften vortheilhaft bekannt, und die jezzige verdient wegen des wichtigen Inhalts allgemein beherzigt zu werden; ſie beſteht aus zwei Abſchnitten: der erſte enthält ein theoretiſches Räſonnement über folgenden Gegenſtand: Iſt Religion ein Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes, ſo fragt es ſich, ob auch ſchon Kinder ein ſolches Bedürfniß empfinden. Der Verfaſſer macht darauf aufmerkſam, daß man bei dem erſten Religionsunterrichte ſo zu handeln pflegt, als ob jenes Bedürfniß wirklich vorhanden wäre und zeiget hernach, daß es einen zu frühen Religionsunterricht giebt, der nichts fruchtet aber wohl ſchadet. Der zweite Abſchnitt enthält eine praktiſche Anleitung, wie ein Kind nach und nach zu dem Bedürfniſſe der Religion am beſten und vortheilhafteſten angeleitet werden könne.

Sehr paſſend iſt das Ganze dem würdigen Chef des Preuß. geiſtlichen Departements Herrn Miniſter von Maſſow dedicirt.

X.

Krug W. T., der Widerſtreit der Vernunft mit ſich ſelbſt in der Verſöhnungslehre dargeſtellt und aufgelöſt. Nebſt einem Entwurfe zu einer philoſophiſchen Theorie des Glaubens. 8. Züllichau bei Darnmann, geheftet 12 gr.

Deſſen Fundamentalphiloſophie gr. 8. ebendaſelbſt 1 Rthlr. 12 gr.

Die erſte Schrift des Verfaſſers hat keine polemiſche, weder eine offenſive noch defenſive, ſondern eine ironiſche Tendenz. Mit unbefangenem friedfertigen Geiſte wurde ſie abgefaßt. Wer ſie nicht mit dieſem Geiſte lieſet, bei dem muß ſie freilich ihres Zweckes verfehlen. Aber die Schuld liegt dann nicht am Verfaſſer.

In der zweiten Schrift stellt der Verfasser ein neues System der Philosophie auf, d. h. er macht einen neuen Versuch der reinen Philosophie welche die ächte ist, sich möglichst anzunähern, um sie durch Worte darzustellen.

Wahrheit in der Sache und Deutlichkeit im Ausdrücke sind bei beiden Werken sein größtes Augenmerk gewesen.

XI. Vernet, oder über die nächsten Hindernisse der Nützlichkeit des Predigtamts in jetziger Zeit. Herausgegeben von Dr. Ph. L. Mnzel gr. 8. Züllichau in der Darmmannschen Buchhandlung, 20 gr.

Diese interessante Schrift kann jedem gebildeten Leser mit Recht anempfohlen werden, da das Urtheil über dieselbe in 8 verschiedenen kritischen Zeitschriften gleich günstig ausfiel.

Aber ich kehre zu dem Gedichte, welches ich beurtheilen will, zurück. Es hat durch und durch alle Fehler der oben daraus angeführten Stelle. Am mehrsten befremdet mich, daß ein Nachahmer des Melodiereichen Sängers, dessen Lied für uns eben so süß ist, als für ihm die Stimme seiner Laura war; daß ein Nachahmer des Petrarch nicht das mindeste Gehör für den Wohlklang sich zu erwerben sucht. Die Verse unsers Dichters, anstatt wie die Quelle zu fließen, deren Ufer ihn begeistert, arbeiten, gleich einem Strom, sich über schroffe Felsen weg, und betäuben.

„Und von Osten auf stieg, stiller im weiblichen"

* * *

„Da, von Laura geliebt! War er dir damals nicht"

* * *

„Wenn ein Nachtsturm nur braust, welket die Blume hin"

* * *

„Diese Rosen! Ja komm! Mögen sie doch o Sturm"

* * *

„Dieser Wald uns noch Tempe".

Wie können solche Verse Gesang der Liebe seyn, und harte Mädchenherzen erweichen? Die Laura unsers Dichters ist verlohren, so bald sie seinen Nachbar, den lieblichen Minnesänger hört. Welche schmelzende Töne! S. 55.

„Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufg.blühten Hayn?

Mein

Der Neue

Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1804.

I.

Stimme aus Italien über Herders Tod.

Ad Amaliam Auguſtam. *)

Eja animum compone aegrum, compesce querelas,
Ne Herderi rumpas otia sancta Tui!

*) Unſer verewigter Herder wurde während ſeines Aufenthaltes in Italien, durch die Vermittelung der erhabenen Fürſtin, an welche dieſe Elegie gerichtet iſt, mit dem Erzbiſchoffe von Tarent Monſignore *Giuſeppe* Capecce-Latro, einem durch die ſchäzbarſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens noch mehr als durch Geburt und Stand ausgezeichneten, aufgeklärten und verdienſtvollen Prälaten, bekannt, und erwarb ſich (wie von ſolchen Geiſtesverwandten zu erwarten war), in kurzem die beſondere Achtung

Herder aetherei gaudet novus incola regni
Et captat puri praemia digna animi.
Perpetuam humanos questus turbare quietem
Credimus: Elysium pax tenet usque nemus.
Illic tuta quies, tranquillae et gaudia vitae,
Quisque pius certis perfruiturque bonis.
Illic quisque sibi felices transigit horas,
Securo calcans gramina laeta pede.
Illic aeterni flores, aeterna vireta,
Mensque alitur veris candida deliciis.
An nescis quot vita malis obnoxia? quae sit
Humani infelix conditio generis?
Undique perpetuo jactamur turbine rerum,
Hinc fati, hinc casus vertimur arbitrio.
Adde quod est etiam mors contemnenda
beatis

und Zueignung dieses edlen Freundes unserer allgemein verehrten Fürstin. Ueber die warme Theilnahme, mit welcher der Erzbischof die ihm von J. D. mitgetheilte Nachricht von Herders schmerzlich beklagtem Tode empfing, und woraus dieses kleine Trostgedicht entsprang, durch dessen Mittheilung man den Freunden eines Mannes, dessen Name allen Edeln und Guten ewig theuer und ehrwürdig bleiben wird, etwas Angenehmes zu erweisen hofft. Die beigefügte Uebersetzung, in welcher man sich dem Originale so treu als möglich zu seyn bestrebt hat, war nicht ohne Schwierigkeiten, und bittet daher um Nachsicht. D. H.

Et sapiens miserum non putat esse mori.
Jure dedit Natura mori: Natura voluntas
Firma Deûm; Sapori quid nisi recta volunt?
Ejja animum compone, aegrum, compesce querelas
Ne Herderi rumpas gaudia sancta Tui!

G. Capecce-Latro, Arcivescovo di Taranto.

Uebersetzung.

An die Durchlauchtigste Fürstin Amalia.

Hemme, den Schmerz, verschließe' dem Trost das kranke Gemüth nicht,
Daß du die heilige Ruh' Herders, des Deinen, nicht stör'st!
Herder freuet sich nun, ein neuer Bewohner des Aethers,
Schmückt mit des reinen Gemüths würdigem Kranze die Stirn.
Daß durch irdische Klage die himmlische Ruhe gestört wird

Glauben wir: Friede bewohnt ſtets den Elyſi-
ſchen Hain.
Dort iſt ewige Ruh, in überſchwänglicher Wonne
Wird dem Redlichen dort ſicherer Güter Genuß.
Hoher Genuß ſeiner Selbſt erfüllt die ſeligen Stun-
den,
Seinen Tritten entſprießt nimmer verwelkendes
Grün.
Dort blüht ewiger Lenz, dort kühlen ewige Schat-
ten,
Und der entkörperte Geiſt nährt ſich mit göttli-
cher Luſt.
Kennſt du die Leiden nicht, die unſer Leben um-
ringen?
Nicht des Menſchengeſchlechts unwiederrufliches
Loos?
Ach! wir treiben umher im ewigen Wirbel der
Dinge
Bald wie das ſtrenge Geſchick, bald wie der Zu-
fall es will.
Auch der Glückliche ſoll die Schrecken des Grabes
verachten,
Wer weiſe und gut, dünkt ihm kein Uebel der
Tod.
Tod iſt gerechtes Geſetz der Natur, und was die
Natur will

Iſt der Götter Gebot; was ſie gebieten iſt gut.
Hemme den Schmerz, verſchließe dem Troſt das
kranke Gemüth nicht,
Daß du die heilige Ruh' Herders, des Deinen,
nicht ſtörſt!

II.

Auf Herders Grab; von Gräter.

Die Politik weint nicht an Deinem Grabe, theurer Schatten, aber die Muſen aller Zeiten und Zonen, und jede um ihren begünſtigten Liebling. Nicht die Muſen der dichtenden und redenden nur, auch der bildenden Kunſt, und die Muſe der Geſchichte, und die Muſe der Weisheit, die Du an den Altären des Orients und Occidents, der alten und neuen Hebräer, Griechen, Römer und Teutſchen, Skandinavier und Angeln, und an den Altären aller Söhne des alten Roms in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal ſuchteſt und fandeſt, und überall die edelſten Blumen brachſt, um ſie auf den Boden Deines Teutſchen Vaterlands zu verpflanzen! Auch den roheſten Naturmenſchen diesſeits und jenſeits des atlantiſchen

Meeres horchteſt Du Töne ab, die unſer Herz anſprachen. Aber Du ſelbſt hatteſt eins voll Wohlwollen und Sinn für Natur und Wahrheit und Güte, und mit dieſem empfiengſt Du, und gabſt Du wieder!

Du haſt es nicht verhehlt, zu weſſen Füßen Du einſt ſaßeſt; oft folgteſt Du mit ehrerbietiger Anhänglichkeit dem Schatten Deines Leſſings! Er war es werth, aber auch Du warſt es werth, bei Deiner Nachwelt nicht ein Schüler, ſondern ein Meiſter und wie Er ein Einziger zu heißen. Die Spuren des Schülers zernichtete der Genius; Leſſingen und Herdern ordnet man einander nicht unter; ſie ſind beide Sonnen, die ihr eigenes Planetenſyſtem erleuchten. So wie nur Einen Leſſing, hat Teutſchland auch nur Einen Herder gehabt!

Wie gerne opferte er dem Verdienſt, und zog es aus ſeiner unbekannten Welt hervor! Doch, es heißt alles hervor ziehen! Aber ſo wie Herder es that, haben nur wenige Edelmuth und Reſignation genug. Könnt ihr nichts Gutes von den Verſtorbenen ſagen, oder wollt ihr es nicht; ſo gönnt ihnen die Vergeſſenheit, in der ſie begraben liegen, und ſeyd ſo gerecht, wie ihre Mitwelt; denn hätten ſie größeres Böſe gethan, die Annalen ihrer Zeit würden ſie nie

vergeſſen haben! Liegt aber ein Verkannter irgendwo, dann edle Teutſche, ſcheut die Mühe nicht, und zieht ihn aus ſeiner Nacht hervor, aber wofern es ein Gott Euch verlieben hat, mit Herders Geiſt und Kraft und wunderbarer Gewandtheit! daß er dann für immer daſtehe, ein treues und ſchönes Bild der Natur, und keine Zeit und kein Geſchmack mehr vermögend ſey, ihn ohne Recht und Spruch zu verdammen, oder der Nachwelt aus den Augen zu rücken!

Von weſſen Geiſt und Herz der Vor- oder Jetztwelt Herder die treffende Zeichnung entwarf, der iſt auf immer für die Menſchheit ein bleibender Lehrer, Freund und Rathgeber geworden, und ſein Name wie Herders unſterblich; es ſey ein alter Iſraelite oder ein ſpäterer Araber und Perſer, ein Hoheprieſter oder ein Bramane, ein Mönch oder Skalde, ein Meiſterſänger der In- oder Auswelt! denn er hat alle Geſtalten angenommen, und alle Herzen durchgeſchaut, und aller Sinn und Gefühl wie einen klaren Bach vor uns vorbeigeführt! Teutſchland iſt durch Herdern um eine ganze Welt reicher geworden!

Baut ihm daher kein Denkmal! Er hat ſich Denkmale ſelbſt aufgerichtet, die der Zeit und dem

Neide trotzen. Aber nun auch von ihm die Todtenglocke mit ihrem trauernden Schalle ruft:

Er iſt todt! Er iſt nun todt!
So laßt uns aufs Haupt ihm pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth!

Ein Blümchen im Stillen! Eine Thräne Teutſchen Stolzes auf Dich, edler Vater! und eine Thräne der Sohnesliebe auf Dein Grab!

Gräter.

Nachſchrift.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, wo ein Teutſcher von wahrem Teutſchem Schrot und Korn dem unvergeßlichen Lehrer von Thuiskons Enkeln, Herdern, eine Blume des Dankes auf ſeinen Grabſtein legt, unſern Leſern die Nachricht mitzutheilen, daß Hr. Prof. Gräter in der letzten Meſſe unſere Literatur mit einem Werke bereicherte, wodurch er ſich die gegründetſten Anſprüche auf den Dank aller wahren Literaturfreunde erwarb. Wer hat nicht von des unſterblichen Suhm's älteſten Geſchichte von Dänemark gehört? Vierzig Jahre hatte der raſtloſe Forſcher die mühſam-

ſten Vorarbeiten gemacht und ſie in neun Quartbänden und einem Folioband aufgeſtellt, als er endlich in ſeinem 60. Jahre als wirklicher Geſchichtſchreiber des Nordens mit einem klaſſiſchen Werke hervortrat, wovon der 6te Quartband im Jahre 1793 zu Kopenhagen erſchien, und der 7te faſt ganz vollendet ſchon lange unter der Preſſe iſt, aber durch den 1798 erfolgten Tod des edeln Suhm unterbrochen wurde. Der rühmlich bekannte Profeſſor Engelſtoft in Kopenhagen hat von den Erben den Auftrag erhalten, den hiſtoriſchen Nachlaß deſſelben zu ordnen, und aus den ſehr unleſerlichen Handſchriften zuſammen zu leſen. Die Hauptſache, die kritiſche Sichtung und Ordnung der älteſten nordiſchen Sagengeſchichte, und der ſcandinaviſchen Archäologie, iſt in den erſten Theilen jener Hiſtorie of Danemark fra de äldſte Tider ganz abgethan, und Kenner wiſſen, welcher Schatz von Sagenforſchung und Alterthumskunde hier aufbewahrt liegt. Um ſo mehr war es zu beklagen, daß er in einem fremden Dialekte, den nur wenig Teutſche geläufig leſen, geſchrieben und ſo beinahe ganz unzugänglich war. Jetzt hat der rüſtige Diener von Bragur und Hermode, der um die alte Teutſche und Nordiſche Literatur ſo vielfach verdiente Gräter eine Ueberſetzung davon zu beſorgen angefangen, die noch entſchiedene Vorzüge vor dem Originale ſelbſt hat. Der

erſte Band des Däniſchen Originals iſt die letzte Meſſe in zwei Abtheilungen erſchienen, *) und ohne Bedenken zu den nützlichſten und gewinnreichſten Literaturfrüchten dieſer jüngſten Bücherärndte zu zählen. Ueberall hat der Ueberſetzer berichtigende und erweiternde Anmerkungen beigefügt (die Suhm ſelbſt, wenn er noch lebte, mit Bewunderung des Teutſchen Fleißes und mit Dank aufnehmen würde) und der zweiten Abtheilung einen Vorbericht von 42 Seiten vorgeſetzt, der eine treffende Würdigung der Verdienſte des großen Däniſchen Literators, und viele feine Winke über die Quellen der nordiſchen Geſchichte enthält. Möge es ihm weder an innerer noch äußerer Aufmunterung fehlen, das ſachvolle Werk in demſelben, der Würde der Geſchichte ganz angemeſſenen Tone fortzuſetzen, und möge er bald Zeit finden, auch eine andere Idee, die nordiſche Mythologie mit zweckmäßigen Abbildungen zu erläutern, gehörig auszuführen. Es war ein

*) v. Suhms Geſchichte der Dänen. Ins Teutſche übertragen von F. D. Gräter. Erſter Band. Erſte Abtheilung. 442 S. in gr. 8. Zweite Abtheilung. 472 und LIV Seiten. Nebſt vollſtändigen Regiſtern. Leipzig, Gräff 1804. Man kann dieſe zwei Bände auch als ein Ganzes für ſich anſehen, als die vollſtändigſte Clavis zur Edda und ſkandinaviſchen Alterthumskunde.

Mein Mädchen trillert hundertmal
So ſüß und ſilberrein;
Ihr Athem iſt wie Frühlingsluft,
Erfüllt mit Hyacinthenduft.“

So leicht und natürlich ſchön iſt das ganze Lied.

Nun aber eine der wunderbahrſten Comiſchen Erſcheinungen, die man ſeit langer Zeit geſehen hat! Nicht etwa ein Aetheriſcher Jüngling, der unter einer ſchwarzen Wolke ſteht, und auf ſich los donnern läßt; noch ein Harfenſchläger, dem es in ſeiner Teutoniſchen Rüſtung die Arme zu bewegen ſchwer wird; auch kein Petrarchiſcher Lautenſpieler; ſondern ein Chineſer in vollem Staat; und zwar einer, der halb deutſch, und halb Chineſiſch redet. Ich habe mir ſelber angelobt, in dieſen meinen Urtheilen allen einzelnen Spott zu vermeiden; allein bey dieſem Chineſer iſt es, in Wahrheit, ein ſchweres Gelübde. Wie kan man ernſthaft bleiben, wenn man alle Geberden unſrer jungen Muſenſöhne betrachtet; in wie mancherley Kleidung ſie ſich ſtecken, wie mancherley Zungen ſie ſprechen, wie ſie auf den Zehen ſich heben, lange Hälſe machen, und über die andern wegſchreyen, um doch etwas vorzuſtellen, und geſehen und gehört zu werden? In welchem Tone ſoll man ihnen antworten? Gar nicht antworten, wäre freylich das beſte, wenn ihrer nicht gleich eine große Zunft würde. Nächſtens bekämen wir Patagonen, Irokeſen, Eſkimaux, Kamtſchadalen, und wer kan prophezeihen, was für ausländiſche Geſichter? Ob ſie gleich deutſch könnten; brächte jeder ſeinen Dollmetſcher mit, und ſpräche dann und wann durch ihn. Doch, ich will ſo wenig lachen, als möglich. Alſo: S. 57. **Von-ti bey Tſin-nas Grabe. Eine Elegie im Chineſiſchen Geſchmack.**

Dieſer

Wunsch des verewigten Herder, dies durch Gräter ausgeführt zu sehen.

B.

III.

Briefe über Baierns neueste Kultur und literarische Aufklärung.

Erster Brief.

Keine Normalphilosophie! Feuerbach und Gräfer in Landshut. Paulus protestirt gegen die ihm aufgebürdeten Theses. Die Quelle, woraus sie geflossen.

München den 18. Mai 1804.

Sie wünschen, daß ich Ihnen von dem Fortschritte des Lichts in Baiern — trotz einer gewissen Wolke, die neuerlich über einem Theile desselben aufstieg — fernere Nachrichten gebe. Ja, diese Wolke soll und wird das Licht in seinem Fortgange nicht hemmen. Es ist z. B. Grundsatz, Maxime der Kuratoren unsrer Universitäten: „daß kein philosophisches System herrschen soll, daß ein freies Forschen statt finden müsse; daß man Jemanden nicht berufen habe, weil

er dieſes Syſtem habe, ſondern weil er ein guter Kopf ſey, und ſo werde man andere berufen, nicht weil ſie ein anderes Syſtem lehren, ſondern wenn und weil ſie auch gute Köpfe ſeyen" u. ſ. w. Wirklich ſind auch ſchon kräftige, officielle Weiſungen — gegen eine „Jeremiade" von einer befürchteten „Reaktion" — an den gehörigen Ort abgegangen. Vermißt der ſtille Beobachter bei dieſem vorzüglichen Hinſehen auf den „Kopf" noch etwas; ſo findet er auch den Entſchuldigungsgrund in dem bisherigen Gange unſerer allgemeinen, höhern Kultur. Und kann ein Kurator die Subjekte beſſer ſchaffen, als ſie ihm ſein Land oder ſein Zeitalter gewährt?

Vielleicht haben auch Sie, wie ſo manche Andre, ſich gewundert, daß nicht Fichte berufen ward, er (wie ein Kenner und ein Würdiger ihn nannte) „der Mann von eiſerner Rechtſchaffenheit und eiſerner Konſequenz!" O hätte er nur nicht ſo lange geſchwiegen: ſicherlich wäre er nun Profeſſor an einer Baieriſchen Univerſität! Denn ich zweifle nicht, daß er dem ehrenden Rufe gefolgt ſeyn würde. (Was ſollte man auch denken, bei einem ſo langen, öffentlichen Schweigen, und — nach ſolchen Angriffen? !)

Warum Bouterwek nicht folgte? fragen Sie vielleicht. Sie können ſich vorſtellen, was ihn zurück hielt. Aber ganz mögen Sie die Urſachen doch nicht errathen. Sollten Sie es glauben, daß ihn vorzüglich die Scheu vor einer gewiſſen — Dame abhielt? Freilich es mag ein beſonderes, abſchreckendes Ding um eine Dame ſeyn, die an dem Kampfe jener Syſteme Theil nimmt, die neckt, polemiſirt, oder gar Pasquille fabricirt.

Man berichtet, eine Dame dieſer Art habe ihrem Philoſophen gerathen, ein Journalblatt, worin ein Aufſatz gegen ihn vorkam, der ganzen mitleſenden Welt ſeiner Stadt vorzuenthalten. Andere ſagen: der Philoſoph (!) habe aus eignem Antriebe das Blatt — welches im Leſezirkel zuerſt an ihn gekommen war — unterdrückt. Allein, was vorher zu ſehen war, das Stratagem wurde bekannt, und die unparteiiſche Welt fand darin durchaus keinen Beweis von philoſophiſcher Stärke, von Wahrheitsliebe, Beſcheidenheit, und — ſelbſt von Klugheit. Denn der Erfolg, worauf bekanntlich die Dame, Weltklugheit genannt, ausgeht, war gerade der entgegen geſetzte. Die Sache wurde dadurch nur noch ſchlimmer.

Aber die neu-philoſophiſche Klugheit forderte,

daß man auch eine Lit. Zeit. die dem neuen Syſteme nicht huldigt, ja die es ſogar mit Spott und mit Gründen bekämpft, aus dem Leſezirkel hinaus votirte; ſo daß — nun manche Glieder des Zirkels hieſt Lit. Zeit. dennoch leſen! (Die Oberdeutſche).

Wollen Sie noch ein philoſophiſches Stratagem dieſes Geiſtes? Man breitet aus: nach dem Wiſſen der Regierung müſſe die ganze gelehrte Bildung des Landes von dem neuen Syſteme aus- und darauf zurück gehen. Nun läuft alles, was ſich der neuen Regierung empfehlen will.... Da ſizen die alten Herren um eine runde Tafel, hören und ſtaunen..... Indeß wird bekannt, es ſey das eben doch keine gebotene, keine Hofphiloſophie, und — die Tafelrunde wird leer!

Erinnert das nicht an das ſchönſte (?) Zeitalter Griechenlands?

In Landshut hat die Aufklärerei eines gewiſſen (einſeitigen) Kantianismus das Aufkommen eines logiſch- und phyſiſch-myſtiſchen Idealismus mächtig befördert; und nun liegen dieſe Helden mit einander im Kampfe. Doch giebt es hier noch immer auch Beſſeres.

Zwei Männer wurden da kürzlich angeſtellt, von denen die Freunde des Guten für die Univerſität und das Land viel Gutes erwarten: Feuerbach und Graſer; der erſte (der erſt kürzlich von Kiel ankam) gilt bereits, nicht nur für einen trefflichen Gelehrten, ſondern auch für einen guten und liebenswürdigen Menſchen (doch nur die oberflächliche Empirie trennt den guten Menſchen von dem brauchbaren und wahren Gelehrten!); der andere (Verf. des berühmten Buchs: „Prüfung des praktiſch-katholiſchen Religionsunterrichts") blieb zwar, wie aus ſeinem Archiv für Erziehung ꝛc. erhellt, nicht ganz unberühret von jenem myſtiſch-idealiſtiſchen Sauerteige; aber, wie man zugleich ſieht, kräftig ſtrebt er ſich zur Selbſtſtändigkeit und zur reinern Vollkommenheit empor zu heben. Beſonders iſt ſein Auge auf ächte, religiöſe und ſittlich geordnete, Bildung der ſtudierenden Jugend gerichtet. Es giebt indeß Zweifler, die erſt — erfahren wollen, ob ſeine Abſicht ſo rein als ſein Kopf erleuchtet oder klug iſt.

Wohl bedürfen wir ſolcher Männer; denn es iſt nicht zu läugnen (ja es iſt im ganzen Lande notoriſch), daß beſonders zwei Lehrer bei einem glänzenden Talent auf die Sitten der Akademiker fürchterlich ſchlimm einwirkten. Denn mächtig wirkt das Beiſpiel des

Lehrers, zumal bei dem Glanze des Vortrags, der Kenntniſſe; mächtig und ſchleichend wie ein Gift wirkt die ſkandalöſe Anekdote, die im Kreiſe der aufhorchenden und zur Nachäfferei geſtimmten Jugend umherläuft. So kann die Sprache des roheſten Wüſtlings (bei allem Schein der Verfeinerung) da und dort Ton werden. u. ſ. w. Viel könnte ich Ihnen hierbei noch ſagen, von der ſtillen und lauten Freude der Oppoſition, (Obſcuranten) und von der innigen Trauer aller Freunde des Lichts und der Regierung! —

Noch Eins: haben Sie auch von den Theſen gehört, die man dem würdigen Dr. Paulus zuſchrieb, und die in ganz Baiern einen gewaltigen Spuk trieben? Z. B. „Die chriſtliche Religion, iſt Religion der Wolluſt" u. ſ. w. (Da entſtand ein Jubel bei der beſagten Oppoſition!) Kaum Einer und der Andere kannten die myſtiſch-idealiſtiſche Quelle, woraus dieſe unſaubern Bächlein gefloſſen waren: Hofprediger Schmid und Prof. Salat deckten dieſe Quelle in der hieſigen Lit. Zeit. auf. (Es iſt dieſelbe, welche Tiek und Friedr. Schlegel unter dem Namen „Novalis Schriften" ihren Leſeluſtigen eröffnet hatten.) Kräftig wies Paulus den Trug ſelbſt, in mehreren öffentli-

öffentlichen Blättern, zurück, doch ohne die Quelle, woraus die sogenannten Theses wörtlich geflossen waren, zu nennen. (Warum? — So sehr fürchtet oder scheut man jene Schule! Oder war es aus einem schönen Triebe nach kollegialischem Frieden?)

Zweiter Brief.

Huber in Ulm. Zwei protestantische Prediger in der Nachbarschaft von München angestellt. Deklamations- und Musikübungen am Lyceum in München. Weiller. Salat.

Huber, der Herausgeber unserer Teutschen Nationalzeitung *) ist nun als Landesdirektionsrath in Ulm angestellt: doch, heißt es im Anstellungsdekrete, soll ihn dies Staatsamt nur so weit beschäftigen, daß es ihn der Literatur und den Wissenschaften nicht entziehe! Ist nicht auch dies wieder ein schöner Zug unsrer Regierung? — Huber arbeitet nun besonders im Fache des Schulwesens, mit dem

*) Sie wissen — und wer weiß es nicht? — unter welcher Konstellation die Allg. Zeit. nach Ulm unter den Schutz des Baierschen Löwen flüchtete! —
D. Eins.

würdigen (ehemaligen Domherrn zu Augsburg) von Mastiaux. — Eine artige Entdeckung wurde bei dieser Gelegenheit gemacht: Huber ward zum Beisitzer und Mitgliede des neu zu errichtenden protestantischen Konsistoriums vorgeschlagen *); denn Niemand zweifelte seit langer Zeit, daß der berühmte Mann Protestant sey: aber siehe da! nun erklärte Huber, daß er Katholik und zwar ein Baier sey, oder, daß er, der Sohn eines Baiers, der katholischen Kirche angehöre! (So gehörte also H. Baiern an, und so schön ward er uns wieder gegeben!) Sein Vater gieng nämlich aus — einem Baierischen Kloster nach Paris; da erblickte der nun berühmte Schriftsteller das Licht — und von Paris kam er nach Leipzig: als Professor der Französischen Sprache an der Universität lebte und wirkte er hier lange, und durch seine Schriften im Kunstfache rühmlich bekannt, starb er vor kurzem. **)

*) Der würdige Miller, und der vortreffliche Schmid, der Verfasser der Briefe an Jünglinge, welche Theologie studiren wollen, und des Schwäbischen Idiotikon, sind Konsistorialräthe geworden.

D. Eins.

**) Huber der Sohn war längst schon ein Liebling der Nation durch seine elegischen Dichtungen und unbestochene Kritik. Die an die Stelle der Flora getretenen vierteljährigen Unterhaltungen, die

Von Ulm sind zwei Kandidaten berufen, um die ersten protestantischen Landpfarrer in Baiern zu seyn; schon sind sie angekommen (zwei schon gesetztere Männer), der eine für die Kolonie bei Rosenheim, der andere für die neue Ansiedlung an der Donau gegen Ingolstadt hin bestimmt. Ein neues Ingrediens, ein Element wetteifernder Thätigkeit, brüderlicher Mittheilung, und hiermit, steigender Kultur! Denn gerade daran fehlte es Baiern; und wessen der Bigottismus oder die Hyperorthodoxie sich rühmte: gerade das war (sichtbar, in mehr als einer Hinsicht) der Fluch des Landes.

In zwei schönen Klöstern bei Freising, blühen nun zwei treffliche Schulen für die physische Landeskultur: eine Forstschule und eine Wirthschaftsschule.

Am Lyceum und Gymnasium zu München, sind seit diesem Schuljahre, öffentliche Deklamations-

er herausgiebt, haben sich ein höheres Ziel gesteckt, als unsere meisten periodischen Lesereien. Aber sein größtes Verdienst bleibt doch die Redaktion der Allgemeinen Zeitung, die allen über sie ausgebrochenen Stürmen zum Trotz noch immer den ersten Rang unter den politischen Zeitblättern Teutschlands behauptet. B.

und Muſikübungen eingeführt, die den theilnehmenden freiwilligen Zuſchauern (der Ort faßt nicht alle, die ſich zudrängen), ſchon manche ſchöne Freude, manche reinmenſchliche Unterhaltung gewährten. Eine Veranſtaltung der Rektoren Weiller und Lechner, nach einem beſondern Wunſche des Schuldirektionsraths Schubaur. Auch der Hr. Generaldirektor Baron von Fraunberg nahm Theil. Zuerſt werden Gedichte (zuweilen auch ein philoſophiſch-praktiſcher Aufſatz) deklamirt; dann iſt ein kurzes Konzert, oder es werden vierſtimmige Lieder geſungen, und dann wird von den Studirenden noch ein kleines Schau- oder Luſtſpiel aufgeführt, um ſie auch durch dieſe Schule zur umfaſſendern Ausbildung zu führen. Es verſteht ſich, daß dergleichen Uebungen nur von Zeit zu Zeit, und mit der ſtrengſten Umſicht angeſtellt werden.

Auch die Literatur ſchreitet fort. Weiller gab uns eben eine „Anleitung zur freien Anſicht der Philoſophie“:*) eine neue, ſyſtemati-

*) Sie iſt bei Lentner in München erſchienen und ſollte von allen mit prüfender Sorgfalt geleſen werden, die von den wahren Tendenzen des abſoluten Idealismus und Myſticismus unterrichtet ſeyn wollen. Wer Salats Schrift über den Geiſt der Philoſophie

Dieſer Geſchmack beſteht in Chineſiſchen Sprüchwörtern, Redensarten, Gottheiten, Fabeln, Bäumen, Vögeln, u. ſ. w.; nicht im eigenthümlichen Geiſte dieſer Nation. Man darf jene Verbrämungen nur wegnehmen; ſo haben wir einen ehrlichen Deutſchen vor uns, deſſen Gedanken und Empfindungen, bis auf den Ausdruck, mit den unſrigen einerley ſind. Und warum hat ſich der Verfaſſer dieſerwegen ſo viele Mühe gegeben? Und warum quält er ſeine Leſer mit einer Menge von Anmerkungen, und macht es ihnen ſo ſauer?

Se ſe in ſe ſeng

Warum iſt der Chineſer nicht ſo höflich, und ſagt uns dieſes Sprüchwort in unſrer Sprache, ſo, wie er das Motto S. 65. wörtlich überſetzt hat? Iſt das nicht vielmehr ſeltſam, als neu? Oder welche Neuheit, die jeder ſich erwerben kan, wenn er nur das Gedicht des Kayſers von China, mit deſſen Anhange, leſen will? Andre haben ſich dergleichen Mummereyen bedient, um etwas Satyriſches oder Launigtes vorzubringen; aber im ganzem Ernſt, als ein Chineſer empfinden zu wollen; und das viele Seiten durch! Guter Horaz! wie deine carmina non prius audita ſo übel verſtanden werden! Und nun genug von dem Buchſtaben Rang und dem Tone Xeon.

S. 72. Klägliche Mordgeſchichte, welche ſich nahe bey einem Kirchhofe zugetragen. Ein Gedicht, welches im Ausdruck und in der Verſification manches Verdienſt, aber nicht Einheit im Ton' hat. Die erſte Hälfte iſt Comiſch, die andre Elegiſch; ohne daß beyde verſchiedne Töne, Scherz und Empfindung, in Einen ſich auflöſen. Anſtatt einander zu unterbrechen, mußten ſie zuſammengeſchmolzen ſeyn. Die Beſchreibung des verwüſteten Taubenſchlags iſt zu rührend für den Eingang, oder dieſer zu ſcherzhaft für die Beſchreibung. Ramlers Nänie

über

ſche Darſtellung der Einen Philoſophie; wohl das Beſte von allem, was er bisher geſchrieben hat.

Zugleich werden Sie auch da an ihm den Selbſtdenker, und (im Ganzen) eine ſchöne, beſonders einfache und ruhig fortſchreitende Entwickelung (mit mancher treffenden Nebenbemerkung) finden.

Von Salats vielgeleſenem und mannichfaltig angefochtenem Buche: „Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren! Ein Verſuch zum Behufe der höhern Kultur," iſt eine zweite ſehr vermehrte Auflage erſchienen, die freilich nicht dazu beitragen wird, den Unwillen einer gewiſſen ſehr lauten und Tonangebenden Partei abzukühlen. *)

mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, wird in Weillers Anſichten viel ähnliches finden. Möchte uns Salat nur ſelbſt einmal eine vollſtändige ſyſtematiſche Darſtellung ſeines Begriffs der Philoſophie ſchenken.

M.

*) Es muß ſchon ein günſtiges Vorurtheil für ſie erwekken, daß ſie im dritten Jahre eine neue Auflage erfuhr, München, Lindauer 1804. 511 S. in groß 8. Sie erſcheint hier durchaus umgearbeitet und mit einem ſehr ſachreichen und zur Einſicht in die neueſte Reaktion der Philoſophie faſt unentbehrlichen Anhang. Es ſind ganz neue Betrachtungen eingeflochten. So iſt die herrliche Stelle über das Poſitive in

Dritter Brief.

Zwei neue Journale, Aurora und das blaue Blatt. Aergerliche Auftritte in Landshut. Der Rector Magnificus wird auf die Hauptwache geführt!

Zwei neue Journale sind mit dem Jahre 1804 in Baiern hervorgekommen: Aurora, eine Zeitschrift aus dem südlichen Teutschland (h. von den rühmlich bekannten Babo und Chr. v. Aretin), sichtlich ein Seitenstück zu dem Freimüthigen und der Zeitung für die elegante Welt; und das blaue Blatt (redigirt von einem Hofr. Kaspar, dessen Kopf sein Herz an Trefflichkeit wohl übertreffen soll). Manches Gute hat uns dies Blatt schon gebracht: aber weit mehr Schönes, Treffliches und Gehaltreiches die Aurora! Schön,

der Religion S. 206 ff. gewiß aus der Seele jedes Verehrers des wahren Christenthums, der die einseitige Denkerei flieht, geschrieben. So erhält die kraftvolle Stelle über die schrecklichen Folgen des Cölibats, die schon in der ersten Ausgabe so mächtig anschlug und erschütterte, hier im Anhange S. 413 ff. eine neue, wo möglich, noch stärker gesagte Ausführung. Sehr beherzigenswerth ist auch, was über die neue Reaktion in Frankreich gesagt wird. Freimüthige Beredsamkeit und Wärme mit Klarheit zeichnen dies Buch, das nicht umsonst das Motto führt: vitam impendere vero, sehr vortheilhaft aus. B.

mit reinem Druck, in ſolidem Gewande, obwohl nicht ganz ſo glänzend weiß als eine ihrer Vorgängerinnen, gieng dieſe hervor. Und hat ſie im Beginne ihres Daſeyns, noch nicht gleiche Mannichfaltigkeit; ſo wird ſolche durch ihren Gehalt wohl reichlich erſetzt. Auch der Verlag fiel glücklicher Weiſe in eine unterſtützende Hand: Dr. und Buchh. Scherer (der Geſchmack mit Gelehrſamkeit in einem, von ſeinen Verhältniſſen nicht zu erwartenden Grade vereinigt) hat uns treffliche Fragmente aus ſeiner Reiſe nach dem Orient gegeben. *) — Unter dem einzelnen Schönen, unter ſo manchem Guten, was uns bisher im Blauen Blatte geboten ward, kam auch da und dort etwas Schiefes, Unreifes oder gar Falſches, z. B. eine Apologie des Mönchthums, (in Baiern, von dieſer Seite!!) und darin die Behauptung: „unſre meiſten Teutſchen Klaſſiker" (es iſt von Teutſchland überhaupt die Rede!) haben ſich

*) Die Koruskationen dieſer lieblichen Aurora werden gewiß in warmen und beſtändigen Sonnenſchein übergehen. Sie berechtiget durch das, was ſie bis jetzt gab, zu den ſchönſten Hoffnungen, und verdient ſchon darum die Unterſtützung des nördlichen Teutſchlands, weil ſie die böſe Scheidewand zu zerreißen droht, die durch Zertheilung der Kraft und des guten Willens, dem Böſen ſo weiten Spielraum darbot.

B.

in Klöstern gebildet? Aber in der Aurora erschien bald darauf eine treffende Widerlegung, jedoch ohne einen polemischen Seitenblick auf die blaue Schwester, die übrigens in einem weißen, glänzenden Gewande (nur etwas zu schlank) aufzieht.

Auch an kleinen Flugschriften haben wir noch keinen Mangel, obwohl das große Heer vorübergezogen ist. Von Seiten der Opposition (es gehören mehr Weltliche, Ritter, selbst juridische Geschäftsmänner dazu, als man denken sollte) ist kürzlich eine erschienen, die einiges Aufsehen machte: „Sendschreiben" (wenn ich mich recht erinnere) „Dietrichs von Pleningen an den B. v. M." Darin wird aus Staatsgründen (!) das Mönchthum vertheidigt, und hiermit die Regierung bitter getadelt, daß sie die Klöster aufhob. Auch die Zeitung für die elegante Welt hat dazu Stoff geliefert; denn es wird aus dieser eleganten Zeitung die bekannte Schimpfrede gegen Socher, Weiller und mich angeführt (aber der starken und treffenden Erklärung, welche im Freimüthigen dagegen erschien, mit keiner Silbe erwähnt!). Diese Schimpfrede hat hier einigen Oppositionsmännern, von der weltlichen und geistlichen Bank, hohe Freude gemacht: der Obskurantismus jubelte, und mit freudiger Eile schickte man das Blatt

in seinen Kreisen umher! Der Vater dieses unsaubern Kindes ist, wie man versichert, ein gewisser Keyser in Regensburg, der unlängst aus der Fichteschen Schule zur Schellingischen übergieng. Eine neue Freude hat dieser idealistische Held kürzlich unsern Finsterlingen dadurch gemacht, daß er in seinen „Annalen der Baierischen Literatur" (die sonst auch mehreres Gute, und sogar Hervorstechendes enthielten) die bekannte Rede vom Rektor Weiller „Ueber den Unglauben, der in unsern Schulen gelehrt wird," auf eine wilde Art abfertigte. Ich kenne keinen Bessern, der, wenn er auch W. nicht ganz beistimmte, doch eine solche Recension nicht mit innigem Unwillen bemerkt hätte.

Es ist nicht zu läugnen, daß (wie wäre es in einem Menschenreiche leicht anders möglich?) zeither in Baiern da und dort etwas vorgieng, was dieser Opposition Nahrung, oder ein besonderes Vergnügen gewährte. Dahin gehören besonders einige Exzesse auf der Universität. Gewisse moralische Blößen eines und des andern Professors, die skandalösen Anekdoten, die man darauf baute, ein leichtsinniges, oder sophistisches Wort, das der Mensch dem (auch fremdartigen)

Vortrage des Professors einwebte — so entscheidend ist der Charakter, das Moralische! — Dies Alles, man muß es gestehen, hat auf die Sitten der Studierenden nicht glücklich gewirkt; und je größer das Talent, je glänzender der Vortrag des Professors ist: desto größer und verführerischer ist natürlicher Weise dieser Einfluß. Auch die bekannte Animosität des Akademikers vom ältern Schlage wurde dadurch genährt; und öfters bewies sie sich in kleinen Neckereien gegen das Militair. Lange stieg die Erbitterung, die nun dieser Tage, freilich auf eine von den Soldaten gesuchte und brutale Art, losbrach: Unschuldige wurden mißhandelt, einer und der andere sogar verstümmelt! — Sicherlich wird dies Militaire (selbst das negative Verhalten gewissen Obern) auf eine exemplarische Weise bestraft werden. Schön handelte ein Oberlieutenant — leider! fällt mir sein Name nicht bei: — er deckte mit seinem Körper einen Studenten, den die Brutalität einiger Gemeinen mißhandeln wollte. Selbst die Professoren, die, um Ruhe zu schaffen, herbei gelaufen waren, wurden vom Militaire (das nun gegen die Unruhigen, also zuörderst gegen die Soldaten selbst, kommandirt war, aber — nun in Ordnung auf die Akademiker losgieng!!) nicht respektirt, trotz der Amtskleidung, worin sie erschienen; und der Rek-

tor Magnifikus (gegenwärtig Sacher) sogar, nicht ohne einige Mißhandlung, auf die — Hauptwache geführt!!! Ein Faktum, das in den Annalen der Universitäten als einzig figuriren dürfte. Aber unsern rohern und feinern Obskuranten gewährte besonders dies eine innige Freude, so daß selbst die Politik das Entzücken nicht ganz bergen konnte. Das charakterisirt das Herz, den Werth dieser Menschen — Auch die Feinheit eines Akademikers charakterisirte sich bei diesem Auftritte. Da nämlich Hr. Socher zeither mit einer größern Strenge auf die Beobachtung der akademischen Gesetze gedrungen, und denen die sich gegen die Abführung auf die Hauptwache (wenn sie etwa zu lange im Wirthshause saßen oder einen Exceß begiengen) beklagten, erwiedert hatte: „das thue so viel nicht" ꝛc.; so näherte sich, als Hr. S. trotz der Berufung auf seinen amtlichen Charakter abgeführt wurde, ihm nun ein Akademiker (Student) und flüsterte ihm, klopfend auf die Achsel, ins Ohr: „Ew. Magnificenz, so thuts, wenn man auf die Hauptwache geführt wird!"

Das Regiment ist nun, zu seiner Strafe, bereits von Landshut abgerufen: aber einige, die man als Schuldige bereits kannte, sind im Arreste zu-

rück behalten. — Die Baierische Derbheit, die bei diesem kräftigen Teutschen Volksstamme hervortritt, wenn die, ihm vielleicht eben so natürliche Gutmüthigkeit durch Rohheit oder Erbitterung verscheucht wird, zeigte sich bei diesem Auftritt in ihrem vollen Lichte.

Vierter Brief.

Sochers Flugschrift über Vertheilung der Pfarreien. Das Für und Wider in diesem Streite. Ausbrüche des unreinen Parteigeistes. Bund der Münchner und Augsburger Finsterlinge.

Herr Socher gab letzthin eine Flugschrift heraus, die mehrere Gegenschriften veranlaßte: „Ueber Vertheilung der Pfarreien, und Besoldung der Geistlichkeit in Baiern." Sie ist gut geschrieben, und enthält (im Ganzen) manchen richtigen Blick. Nur liegt, was diese Vertheilung betrifft, eine Idee zum Grunde, die in ihrer Strenge nicht ausführbar ist, und wozu allerdings die gebietenden Umstände nur eine Annäherung gestatten, z. B. nach dem Tode eines Pfarrers, der eine zu große oder ungeschickt eingetheilte Pfarrei besaß. Denn nirgends hat wohl der Zufall bei dem Ent-

stehen der Pfarreien so blind oder so eigensinnig gewaltet, als in Baiern: da giebt es mächtig große Pfarreien, oder solche, wo der Besitzer im reichen Ueberflusse lebt, indeß wohl auch ein anderer sich kärglich durchbringt; und, was besonders empört, es giebt (nicht wenige) Filialorte, deren Bewohner durch den Bezirk fremder Pfarreien in ihre Mutterkirche wandern müssen, und die wohl 2 bis 3 Stunden davon entfernt sind! Oder es zieht ein Pfarrer von dem Orte den Zehnten, der einem andern als arbeitendem Pfarrer angehört (dessen Einkünfte dürftig, oder doch weit geringer sind). u. s. w. Im Ganzen sind die Baierischen Pfarren sehr ergiebig, ihre Einkünfte auf liegende Gründe gebaut, und es ist hier unstreitig noch ein reicher Fond für die Kirche, für den Stand der Religionslehrer. Herr Socher giebt diesem Fond dem Staate, und zahlt dem Pfarrer jährlich 500 Fl., und (für die Verdientern, die man zu befördern wünscht) 800 Fl.; und überdies giebt er dem Pfarrer noch eine Wiese, um sich daraus Milch zu bereiten. — Mit diesem Projekte, das von Mehrern für das Kind eines höhern Auftrags angesehen wurde *), waren

*) Wie die Regierung den Stand der eigentlich Geistlichen (der Arbeitenden für die höhere Geistescultur des Volkes) ehre, ist aus einer trefflichen kurfürstl.

ſelbſt die Freunde des Beſſern nicht zufrieden; man fand, daß dadurch der Geiſtliche in einen Stand der Dürftigkeit, in ein Verhältniß der Abhängigkeit geſetzt würde, wodurch die religiöſe Kultur und mittelbar die Kultur des Ganzen ſehr leiden müßte. Welcher beſſere Kopf möchte dann noch in den geiſtlichen Stand treten, da ſchon der kindliche Cölibat ſo manchen, der ſich mit Luſt und Freudigkeit nähert, wiederum zurück wirft? Und warum, fragte man weiter, rechnet Hr. Socher gar nicht auf den Zeitpunkt, da dies Ungeheuer verſchwinden wird, wenn auch jetzt die Beſchränktheit, der Leichtſinn, oder die Politik daſſelbe noch ſtützt? Freilich iſt die Pfarrökonomie für Manchen eine ſchwere, drückende Laſt: aber wie viel leichter trüge er dieſelbe an der Hand einer treuen Gefährtin des Lebens, wie vieler läſtigen Details würde ſie ihn überheben? u. ſ. w. (Die große Aufgabe iſt: wie kann die zu große Oekonomie aufgehoben oder verkleinert werden, ohne daß das Nationalvermögen der Kirche auf irgend eine Weiſe, gegenwärtig oder künftig, gefährdet

Proklamation bekannt. — Von den neuen proteſtantiſchen Pfarrern bekommt jeder 600 Fl., aber zugleich ſo viele Gründe, daß man ihren Gehalt wohl, zumal in der Folge, auf 1000 Fl. anſchlagen kann.

über den Tod einer Wachtel faßt alles, was ich sagen könnte, in sich. Ueberdem ist die Nachbarschaft des Kirchhofs in dieser Geschichte ganz müßig. Der Taubenschlag könnt' an jedem andern Orte stehen. Wenigstens hat der Dichter seinen Kirchhof nicht genutzt, sondern die daher zu nehmenden Gedanken in den Anfang der Geschichte mehr hingeworfen, als mit derselben verwebt.

Ich komme zu dem **Fragment über einen schlafenden Endymion.** S. 81.

Dem Verfasser desselben ist es so wenig um ein Lorbeerblättchen zu thun, daß, da ich in einem von ihm selbst herausgegebenen Werk' ihn nicht loben darf, es mir im Gegentheil zu bekennen erlaubt ist, daß ich einige Stellen seines Gedichts, um des grossen Haufens willen, und vielleicht um einiger willen, die nicht zum grossen Haufen gehören, etwas bestimmter wünschte. Vor kurzem bereits hat ein Ungenannter dasselbe gar nicht verstanden, und sich, in einer Poetischen Epistel, (*) Herrn Wieland zu widerlegen bemüht. Die Widerlegung ist seichte, schwankend, in sehr prosaischen Versen abgefaßt; und ich würde mit keinem Wort' ihrer gedenken; aber, sie steht in der **Braunschweigischen** Zeitung; (**)

unser

(*) Bald hoffe ich die Muße zu finden, das Räthsel aufzulösen, und dem Verfasser der besagten Epistel begreiflich zu machen, wie es kommen mag, daß ich, der Catons Tugend wenigstens so aufrichtig als Er verehrt, nicht nur meinen neuen Aristipp über sie scherzen ließ, sondern, was ihm noch ärgerlicher scheinen wird, in meiner eignen Person einen schon lang in meinem Kopfe fertig liegenden **Anti-Cato**, sobald als möglich, völlig ausarbeiten und publiciren werde. W.

(**) An Hrn Wieland, über dessen schlafenden Endymion, im Musen-Allmanach von 1773. Ein Fragment über ein Fragment.

Neue Braunschweigische Zeitung dieses Jahrs No. 22. und 23.

werdet. Liegende Gründe bleiben; ſie raubt kein Feind, kein Krieg, keine Finanzkunſt...)" Durch die Beſoldung, die Hr. S. den Geiſtlichen zum Ft. würde (behauptete man) der Cölibat in Baiern verewigt, wenn ihn auch der Papſt ſelbſt für die ganze katholiſche Welt aufhöbe; denn wer wollte mit 5 oder 600 Fl. Frau und Kinder ernähren? u. ſ. w. Einer von S'e. Gegnern hat bereits für die Pfarrer ſelbſt eine „Rumfordiſche Suppenanſtalt" errichtet (von dieſer Schrift iſt nach kurzer Zeit eine zweite Auflage erſchienen). Der Unbekannte ſchreibt nicht ſo gut als Socher; er hat nicht dieſelbe Gewandtheit und dieſen logiſchen Takt: aber er ſchreibt mit einer gewiſſen Leichtigkeit und nicht ohne Witz; er bemerkt im Detail manches Gründliche; ja er iſt hier offenbar Hrn. S. überlegen. Nur gewiſſe Seitenhiebe, die wiederholte Anſpielung auf den Illuminatiſmus (Socher war bekanntlich Illuminat), die bittere und im Tone eines unreinen Katholicismus ausgeſprochene Anſpielung auf eine Rotte, die ſich nun mächtig fühle, und die alles Heilige, alle Religion in Baiern vertilgen wolle u. ſ. w., und dabei manche ſophiſtiſche Wendung und Steigerung gegen Hrn. S'e. Behauptungen mußten dem unpartheiiſchen Zuſchauer ſehr widrig auffallen. Beſonders indignirte mich ein Motto

aus Voltaire, wo dieser Friedrich II. lobt, „daß er mit der Aufhebung der Mönche anfange; denn sodann werde der Irrthum, die christlichen Religion, von selbst fallen.“ Als ob dieselbe Tendenz in Baiern Statt fände, als ob das Christenthum mit dem Heidenthume zusammenhänge, und als ob Voltaire vom wahren Christenthume einen Begriff gehabt hätte!!! In Frankreich sah er freilich (damals) mit dem Mönchthume manches verknüpft, was er in seiner Lage als Christenthum begreifen oder ansehen mochte, und was allerdings nur mit demselben bestehen konnte; denn was kürzlich davon wieder auflebte, wird sich nicht halten. — Da Hr. Prof. S. selbst Pfarrer ist: so fanden einige in seinem Vorschlage den „Uneigennützigen, den reinen Patrioten,“ indeß andere den „Verräther seines Standes, den Niederträchtigen“ (der schon anders woher einer Entschädigung gewiß wäre) an ihm bemerkten. Sie sehen, wie hier die Leidenschaft eingreifen konnte! —

Der besagten Opposition gewährte auch diese Erscheinung neuen Stoff zur Lästerung (denn in einem Lande, das seit Jahrhunderten in jeder Hinsicht so — wie B. regiert worden ist, muß der Kampf zwischen Licht und Finsterniß noch lange fortdauern); —

und

und die Rumfordſche Suppenmaſſe ward natürlicher Weiſe von Vielen mit heißer Begierde verſchlungen, wiewohl der Verf., da er hin und wieder auch eine hellere Denkart verrieth, nicht Allen gefiel.

Die Obſkuranten von München und Augsburg haben ſich nun, wie vorher zu ſehen war, alliirt; ſie geben mit einander heraus: „Die Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts," ein Journal. Ihr Augenmerk iſt beſonders auf die Lehranſtalten, auf Profeſſoren, Prediger und beſonders auf die Oberteutſche Lit. Zeit. gerichtet. Der vorzüglichſte Verf. iſt derſelbe „Hypokrit in Baiern," der gegen Weillers Rede ꝛc. zu Felde zog, und deſſen Prozeß noch am Hofgerichte zu München anhängig iſt. Neulich glaubten dieſe Helden jene Lit. Zeit. über einer poſitiven, tödtalen Ketzerei, und zwar gegen das katholiſche Dogma von der Transſubſtantiation, ertappt zu haben; nun, jubelten ſie, „nun haben wir den Vogel, nun wollen wir ihn feſthalten!" Aber ſiehe! da erſchien in derſelben Lit. Zeit. ein gelehrter Theolog, und wies ſie ſo kräftig, ſo augenſcheinlich über die vermeinte Ketzerei zurecht, daß ſie ſeitdem kein Wörtchen mehr davon ſprachen. Daß ſie die dreiſte Anklage zurück nähmen, wer könnte das erwarten? — Schimpfreden oder gehäſſige Inſinua-

tionen, wie man ſie an den neuern Produkten des Jeſuitiſmus kennt, ſind hier an der Tagesordnung. Hin und wieder kommt, und zwar von derſelben Hand, ein Intermezzo über Kunſt, das in dieſem Fache eine beſſere Kenntniß verräth, oder es entwiſcht dem Manne, der vor 18 Jahren mit dem ſel. Brentano für die Aufklärung ſprach, von ſeiner hellern Denkart ein Zug, wodurch er ſeiner eignen Parthei im hohen Grade mißfällt. — Staatsmänner verachten die Broſchüre; aber es fragt ſich, ob die Staatsklugheit zu dieſer Nichtachtung berechtige? Denn es wird dieſelbe unter der Bürgerſchaft, und hier und da ſelbſt auf dem Lande, verbreitet und empfohlen von dem Obſkurantiſmus, ſehr ſtark und häufig geleſen.

Leider! muß ich Ihnen nochmals berichten, daß ein Mann, der ſonſt zu dieſer Parthei nicht gerechnet werden kann, ihr durch ſein ſonderbares Benehmen wiederum Stoff lieferte. Weſtenrieder, in ſeinem hiſtoriſchen Kalender für 1803 und 1804 erzählt, wie den Proteſtanten zu Prag eine katholiſche Kirche eingeräumt würde, und fügt einen Kupferſtich bei, der zeigt, wie man die Zeichen des katholiſchen Gottesdienſtes heraus nahm, mit der Unterſchrift: „Seltſame Aufklärung in Prag.“

Wie trefflich hat ihm einer ſeiner alten Freunde deshalb in der hieſigen Lit. Zeit. die Wahrheit geſagt. — Ohne Zweifel erinnern Sie ſich hierbei an W's. Erklärung wegen Mutſchelle's im 11. Stück 1803. Wie vieles, bemerkte Jemand, iſt wahr, was ſich nicht juridiſch erweiſen läßt! Hörten Sie das Urtheil von Männern, die Kenntniß von dieſer Sache haben können! Doch, wer legte auch Hrn. W. eine ſo böſe Abſicht bei? Er mochte immerhin, bei ſeinem neuen Eifer für das poſitive Chriſtenthum, dafür arbeiten: in dieſen Eifer konnte ſich doch etwas von ſeiner Abneigung gegen M. (die notoriſch war, die ſogar öffentlich ausbrach) einmiſchen. Möge jene vortreffliche Recenſion, jene eben ſo brüderliche als ſtarke Zurechtweiſung, ihre Wirkung thun!

* * *

Fünfter Brief.

Afteraufklärung. Die Jeſuiterkirche zum Magazin beſtimmt. Die Auguſtinerkirche eine Mauthalle. — Lürner, Fiſcher, Oberthür.

Noch immer regt ſich, auf der andern Seite, der Geiſt der Aufklärung. Sollten Sie es denken können, daß wir Aufklärlinge haben, die darauf hinarbeiteten, die ehemalige Jeſuitenkirche zu

ſchließen, oder ſie in irgend ein Magazin zu verwandeln, die ſchönſte unſrer Kirchen, von der Guſtav Adolf, als ihm der Jeſuitenrektor ſie zeigte, bewundernd ſprach: hoc templum magnificum eſt, Deo dignum. —— Auch ſein Urenkel, der jetzige König von Schweden, beſuchte letzthin an der Seite unſeres Kurfürſten, dieſe Kirche, unter welchen ganz andern Umſtänden! Treffend, ſchön und rührend ſpielte der würdige Hofpr. Schmid darauf an, als der König das erſtemal (den Tag nach ſeiner Ankunft in München) die Predigt in der proteſtantiſchen Hofkirche beſuchte. — Die ehemalige Jeſuitenkirche iſt nun, nach einem Plane des Herrn von Branca, zu einer Pfarrkirche Münchens beſtimmt.

Die ehemalige Auguſtinerkirche iſt bereits in eine ſchöne Mauthalle verwandelt. Dieſe Metamorphoſe konnte weniger auffallen, da die Kirche lange nicht ſo ſchön war, als jene, und da ſie dieſer ſehr nahe ſtand, ſo daß ſich nunmehr die Andacht noch immer nicht über Mangel an Gelegenheit beklagen kann. Indes wünſchten doch mehrere warme und denkende Freunde der Aufklärung, „die Kirche möchte lieber nieder geriſſen, und dafür eine Reihe von Häuſern (zumal an einer Hauptgaſſe) erbaut worden ſeyn, 1) um einen

Stein des Anſtoßes dem Volke aus dem Auge zu räumen, und ſo auch das Wahre in dem religiöſen Volksſinne zu ehren, und dann 2) um die Wiederherſtellung des Kloſters, wenn unglücklicher Weiſe (über kurz oder lang) eine Reaktion erfolgen ſollte, um ſo gewiſſer zu verhindern.

Im vorigen Jahre ſchrieb ich Ihnen von zwei Verfolgten, die ihrer Reſtitution nahe waren: Dechant Lürner und Schulinſpektor Fiſcher! Sie ſind reſtituirt oder entſchädigt (despotiſch, mit eiſerner Hand hatte der kirchliche und politiſche Obſkurantiſmus auf ſie gedrückt). Lürner erhielt eine der erſten, einträglichſten Pfarreien im Lande, Obernbergkirchen (nicht fern von Hohenlinden), und F. die neu errichtete Pfarrei in der Au bei München. Fiat juſtitia, dann lebet die Welt!

Noch etwas von unſern wiſſenſchaftlichen Ausſichten! Vor ein paar Tagen erhielt ich aus Würzburg: „Sextus oder über Schellings abſolute Erkenntniß. Ein Geſpräch von Profeſſor Berg.“ Ein treffliches Gegenſtück zu Schel's Bruno, trefflich dem Inhalte und der Form nach! Daß ſo etwas aus Würzburg, wo auch

Sch. lehrt, ſelbſt komme, liegt im Plane unſerer Regierung; denn ſie will, daß kein Syſtem herrſche. Und wenn einiges Neuere, was beſonders in W. eintrat, die Herrſchaft eines Syſtems zu begünſtigen, oder das Gegenteil von dem eben Geſagten zu beweiſen ſchien: ſo war das ein Schein, den gewiſſe äußere Umſtände herbei geführt hatten. Es iſt insbeſondere Princip des Hrn. v. Zehntner: daß an Univerſitäten eine freie Konkurrenz der Geiſter, eine wohlthätige literariſche Reibung Statt finden müſſe.

Nachſchrift. Eben erhalte ich aus Würzburg die, gewiß auch Ihnen beſonders angenehme, Nachricht: „Oberthür iſt wieder Profeſſor geworden, und fängt den 28. (Mai) ſeine Vorleſungen an.“ So ſchön, ſo offen vergütet unſre Regierung ein Unrecht, das dieſelben äußere Umſtände veranlaßt, oder (möchte ich lieber ſagen) verurſacht haben. *) Und ſicherlich erſcheinen dadurch auch die

*) Im ganzen proteſtantiſchen Teutſchland war der Unwille, den Oberthurs Sch Kal erregte, laut. Es geſchahen dem edeln Mann Antrage vom Auslande, die er mit reiner Vaterlandsliebe ablehnte. Die ſachreiche Vorrede, die er zu Friſe's Ueberſetzung des Joſephus (Altona, Hammerich) ſchrieb, und ſeine Baiern in

ausgezeichneten Verdienste des Hrn. Hofk. und Präſ. Graf von Thürheim (die kein biederer Franke verkennt) in neuem Lichte. Von guter Hand kann ich verſichern, daß Er bereits „die Unfruchtbarkeit jener vermeinten Philoſophie," und den „Mißbrauch, den die Parthei von ſeinem Anſehen gemacht," mit hohem Unwillen bemerkt hat. Auch Er will reine, offene Prüfung, und eine „Fruchtbarkeit," die ſich nicht in ſchwärmeriſchen, oder gar tollen Auswüchſen warmjugendlicher Köpfe, ſondern in gründlicher Kenntniß und lichter Darſtellung zeige.

Franken (Nürnberg, Riegel) zeigen den Gelehrten und Patrioten in gleich vortheilhaftem Lichte. Beides ſind Erſcheinungen der letzten Meſſe. B.

III.

Noch ein Brief aus München.

München d. 26. Mai 1804.

In Würzburg bereiten sich harte Kämpfe mit dem Obskurantismus vor. Ohnehin ist da alles so grell, so unbegreiflich, aus Elementen der Gährung und des Widerstreits zusammengesetzt, als ob es auf ein Chaos abgesehen wäre. Und noch mehr, als aus diesem Fehler im Eingeweide dürfte, über kurz, oder lang, von außen her, von oben herab, zu fürchten seyn. Auch dieser Staat und seine neue Ordnung der Dinge entgehen der Reaktionsperiode nicht, die sich hie und da bereits ankündigt. Ob sie diese Prüfung bestehen werden, ob der Geist der Regierung, der vor wenig Jahren, aus der Nacht hervortretend, sich so schön ankündigte, und einen Theil seines kühnen, fernhin strahlendem Laufes, unter so glänzenden Verheißungen für die Menschheit zurück legte — ob jener Genius, unter dessen Aegide allein dieses Land wackern Männern des Auslandes eine denkbare Existenz sichern kann — am Ende der siegende bleiben, oder ob er dem Druck und Drang politischer Verhältnisse, (die man die Höhern nennt)

unſer Publicum iſt einmal ſo geſtellt, daß es ſeine Meynungen von dem kleinſten Winde hin und her treiben läßt; und ich mache mir ein Gewiſſen daraus, dem guten Publicum falſche Dinge vorpredigen zu hören, und zu ſchweigen: deswegen bitt' ich meine Leſer, jenes Gedicht über den Wielandiſchen Endymion mit mir etwas genauer durchzugehen. Es fängt an:

„Sie iſt nicht rauh, nicht menſchenfeindlich ſtrenge,
Schön iſt die Tugend, reizend ſchön.

So etwas lehrt der Ungenannte den Verfaſſer der Muſarien, und denjenigen, welcher auch in gegenwärtigem Fragmente ſagt:

„Die Tugend — O die hat dein Cato ſelbſt nicht wärmer
Geliebt als ich! Sie ehrt ſogar der Böſewicht;
Und ohne Gleißnerey, aus Neigung, nicht aus Pflicht,
Iſt ſchöner Seelen Luſt ſie fröhlich auszuüben.“ S. 92.

Der Ungenannte fährt fort:

„Doch iſt ſie nicht gebildet, wie Cythere,
Wo ſich Gefahr, bey Schönheit zeigt,
Wenn ſie zuerſt aus mütterlichem Meere
In jugendlichem Glanze ſteigt.“

Ein unrichtiger Gedanke! warum die Schönheit, als Schönheit, verdächtig gemacht? Die Gefahr iſt bey ihr nicht nothwendig. Bey körperlicher und moraliſcher Schönheit kömmt es auf denjenigen an, welcher ſich ihr nähert. Für den Wollüſtling bey jener,

dann dem reißenden Strome (ich möchte sagen: dem Strudel) des traurigen, krebsgängigen Beispiels einer großen Nation (deren Gang bisher jedem — ächten und unächten — Aufstreben der Völker den Ton angab) — endlich einem innern Feinde, der an den Eingeweiden, an der Wurzel des jungen Staates nagt, (auch hier, wie dort, berühren sich die Extreme) erliegen werde — um die Beantwortung dieser dem Weltbürger so theueren Fragen sieht es an Ort und Stelle trüb, und immer trüber aus.

— Mit mir meines Orts ist es dahin gekommen, daß ich mir, so wie die Welt bestellt ist, kaum etwas klügeres und weiseres erdenken kann, als den leisen langsamen maschinenähnlichen, aber nie rückschreitenden Gang eines Landes, dem Sie nun angehören, und daß mir demselben gegenüber, das was ich vor Augen sehe, wie Kraft- und Geniestreiche gegen Systemgehalten erscheint.

Man ist in Absicht auf die Verwaltung der Universität Würzburg und des dabei zu befolgenden Systems, offenbar selbst noch nicht im Klaren bei der Regierung. Diese soll denn doch, wie ich von glaubhafter Hand erzählen höre, die den Seminaristen

Anfangs (im Streit mit dem Konsistorium) ertheilte Erlaubniß, beider Vorlesungen zu besuchen, — zurückgenommen haben! Gleichzeitig hiermit (ich will nicht glauben in anderm als chronologischem Zusammenhang stehend) ist die plumpe, aber doch ärgerliche und nicht unbedeutende Geschichte des Umtriebs Novalischen Unsinn's unter der Firma: P...scher Thesen, wovon Sie das Nähere aus einem der jüngsten Blätter der Oberteutschen Lit. Zeit., und früher aus den Nr. 39 und 43 derselben, kennen.

In Landshut wird der Physiker und Chemiker Ritter von Jena her, als Professor, erwartet, der in der Elektricität und dem Galvanism neue erstaunenswürdige Entdeckungen gemacht, und dem Nationalinstitut zu Paris vorgelegt haben soll, von wo zu erwarten steht, welcher konsularische Preis ihm zuerkannt werden wird?

In München wirft sich Freiherr (Christoph) v. Aretin, der Hofbibliothekar, als Wiedererfinder der Kunst des Simonides auf, findet aber noch viel Ungläubige — und, besonders im Museum, wo die Sache lebhaft debattirt wird, viele Widersacher. Was seine Mnemonik leisten soll, finden Sie in ei-

nem der neuern Stücke der Aurora (ich glaube vom 20. April). Die auf diese Ankündigung, durch Aretin's Zögling im Museum abgelegte Probe hat die Erwartung nicht erfüllt, vielmehr den Zweifel genährt. Der Gedächtnißmann hat in einem dem Auditorium unbekannten Zeitraume, die Kapitelsummarien der Bibel so auswendig gelernt, daß er beim Befragen über ihren Inhalt, das Buch und die Zahl des Kapitels zu citiren weiß. Dies ganze Pensum ist ein Objekt von 2½ Bogen, weitläuftig gedruckt, freilich aus Zahlen und unzusammenhängenden Sätzen bestehend. Sein zweites Probestück ist, eine Anzahl Briefe (in der Ankündigung hieß es 20 bis 40) binnen einer gegebenen Zeit (2 Tage) so zu memoriren, um sie in jeder beliebigen Ordnung, eben so vielen Personen, als Briefe sind, zu gleicher Zeit zeilen- oder satzweise aus dem Gedächtniß diktiren zu können. Vom Museum waren ihm zu diesem Behuf mehr nicht als 9 oder 10 Briefe von ganz mittelmäßiger Länge (das Stück etwa 1 bis 1½ Quartseiten geschrieben) in verschiedenen ihm bekannten Sprachen aufgegeben worden. Das vorbezeichnete Diktiren unterblieb, man begnügte sich, den Virtuosen bloß über die einzelnen numerirten Perioden der Briefe, ohne Ordnung, zu examiniren; worauf die Antworten langsam, schwerfällig, unsicher, und nicht wörtlich genau

erfolgten. Die Bibelprobe (ad modum Feuer- und Waſſerprobe) gieng vorher und nahm den größten Theil der Zeit weg; ſie gieng ſo ſchwerfällig als jene, ja einige mal fehlten die Antworten ganz, die frühern Gedächtnißeindrücke waren durch die ſpätern (des Briefememorirens) geſchwächt, zum Theil verdrängt. Es iſt aber eine anderweite Probe in einer nicht öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften, deren Vice-Präſident Freih. v. Aretin iſt, abgelegt worden; ſie hat bloß in der Bibelprobe beſtanden, und darauf hin iſt dem Künſtler ein Belohnungsatteſtat zugeſtellt worden, worin die Realität der Erfindung, die außerordentliche Nützlichkeit und Wichtigkeit derſelben für jeden Geſchäftsmann als erwieſen bezeugt wird.

Der unbefangene Zuſchauer kann aus den vorliegenden Daten noch zu keiner Ueberzeugung kommen; nur der Name des Freih. v. Aretin (der ja keiner Marktſchreierei bedarf, um für einen gelehrten Bibliothekar zu gelten,) und der Eifer, die Leidenſchaft, womit er ſeine Erfindung avouirt und verficht, hindern den Zweifler noch zur Zeit, die Sache für unbedeutend (für irgend ein, nicht außerordentliches, ſchon mehr oder weniger bekannt geweſenes Ge-

dächtniß = compendium oder adminiculum) oder gar für eine Charlatanerie zu halten. *)

IV.

Fortgeſetzte Korreſpondenz = Nachrichten über Ungarns neueſte Kultur und Literatur.

Ungarn den 1. Jun. 1804.

Unlängſt wurden durch folgenden Statthaltereibefehl alle Schulen der Griechiſchen Religionsverwandten in Ungarn katholiſchen Schulinſpektoren unterworfen: Viſum eſt ſuae Majeſtati Sacratiſſimae clementer praecipere: ut cunctae in regno

*) Gewiß nicht! Welche Verdienſte hat ſich der alles durchforſchende Mann um unſere ältere Teutſche Bibliographie und um die Literatur erworben. Wir erinnern hier nur an die von ihm herausgegebenen Beiträge zur Geſchichte und Literatur vorzüglich aus den Schätzen der Münchner Nationalbibliothek (München, Scherer 1803 6 Stücke) deren ununterbrochene Fortſetzung ſo lebhaft gewünſcht wird. Wie willkommen ſind jedem Philologen die gründlichen Nachrichten von den Griechiſchen Handſchriften in der Münchner Bibliothek, wie intereſſant des Hr. v. Aretins Briefe über ſeine Geſchäftsreiſen in den Baierſchen Abteien? Wie luſtig z. B. der abgegrabene Fuchsbau in Tegernſee? V.

exiſtentes graecae nationis ſcholae, conveni. nentibus ſcholarum nationalium inſpectoribus regiis, et diſtrictualibus ſuperiorum ſtudiorum directoribus interea etiam, donec e graeca natione pro quaeſtionatis *) ſcholis peculiares conſtituti fuerint directores, ea ratione ſubjiciantur: ut praefecti ſcholarum graecarum periodicas relationes de ſtatu et profectu harum ſcholarum juxta formular a regiis ſcholarum nationalium inſpectoribus communicandum, bis per annum, ſive menſibus Aprili et Octobri praementionatis **) diſtrictualibus inſpectoribus inomiſſe ſubmittere hisque in rebus officii promte parere noverint.

Meine letzthin in Anſehung Schwartner's geäußerte Hoffnung iſt nicht erfüllt worden. Er hat ſich um den erledigten Lehrſtuhl an der Peſther Univerſität vergeblich bemüht, weil er das Unglück hat, ein Proteſtant zu ſeyn, und Aufklärungen in der Statiſtik und Politik bei uns meiſt von Proteſtanten befürchtet werden. Um ihn jedoch für ſeine Verdienſte um die Peſther Univerſität einigermaßen

*) ? ! Ein Wort aus wahrem Kücherlatein.

**) ? „den vorerwähnten" gleichfalls aus dem Küchenlat.

zu entschädigen, gab man ihm eine Gehaltsvermehrung.

Bei der letzten Rektorswahl an der Pesther Universität, wurden die würdigen Professoren Schwartner und Schedius, die eigentlich die Reihe hätte treffen sollen, übergangen, weil sie der Augspurgischen Konfession zugethan sind, und statt ihrer wählte man den Weltpriester Aloys Frekar, Professor der Weltgeschichte.

Das Bisthum zu Erlau (Eger, Agria) ist vom Kaiser zum Erzbisthum erhoben worden, so daß wir nun in Ungarn drei Erzbisthümer haben, mehr als zu viel. Der Kaiser soll diesen Sommer eine Reise nach Ungarn, Gallizien und Böhmen machen, um diese Länder näher kennen zu lernen. Ein rühmlicher Vorsatz!

Das dritte Bändchen von Bredetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungarn, erschien bereits um Ostern in der Camesinaischen Buchhandlung in Wien. (252 S. 8.) Es ist mit Schwartners Bildniß (das freilich nicht getroffen ist) und vier guten Kupfern geziert. Papier und Druck sind auch gut. Die Aufsätze von Bredetzky, Carl An-

ton von Gruber und Carl Unger sind interessant. In Kurzem erscheint auch das vierte Bändchen, das mit Korabinsky's Bildniß geziert, und unter andern ein ausführliches kritisches Zipser-Idiotikon von Carl Georg Rumi enthalten wird. Dieses Idiotikon möchte in Verbindung mit dem trefflich geschriebenen Idiotikon des gelehrten Professor Johann Genersich, das in der Zeitschrift von und für Ungarn steht, nicht wenig zur Aufklärung des Dialekts, und selbst des Ursprungs der Zipser Teutschen in Ungarn beitragen. Das erste Bändchen von Bredetzky's topographischen Beiträgen oder sein topographisches Taschenbuch auf das Jahr 1802 erlebte bereits eine neue Auflage.

Man bemüht sich jetzt hier und da in Ungarn gute Lesebücher in den niedern Schulen einzuführen. In der Zipser Gespannschaft bedient man sich vorzüglich der beliebten Glatzischen Schriften. Auch das unlängst erschienene und in der Poprader Schule eingeführte „Lesebuch für die kleinere Schuljugend" (von Witchen, Lehrer in Poprad oder Deutschendorf) Leutschau, gedruckt mit Podhoranßkischen Schriften 1804 (141 S. 8.) zeichnet sich vor den gewöhnlichen Teutschen Lesebüchern aus.

Glatz

Glad lebt in den Kaiserstaaten zufrieden und vergnügt. Sein litterarischer Fleiß hat nicht nachgelassen. An dem Kasmarker Lyceum ist dieses Jahr der Vortrag der Mythologie eingeführt worden. Der Vortrag derselben wurde dem Präfekten des Erziehungsinstituts, Carl Georg Rumi, überlassen.

Der Freiherr Franz von Zach, der seit der Mitte des vorigen Jahres mit der astronomisch-trigonometrischen Vermessung des Thüringischen und einer Teutschen Gradmessung zur genauern Bestimmung der Gestalt der Erde unter der huldvollen Unterstützung des Königs von Preußen und der Herzoge zu Sachsen-Gotha und Weimar so rühmlich beschäftigt ist (S. Monatliche Correspondenz 1804 Januar und folg.), hat auf der Leipziger Ostermesse bei Becker in Gotha wieder ein Paar treffliche astronomische Werke herausgegeben: Tabulae motuum Solis novae et iterum correctae, ex theoria Clar. de la Place et ex observationibus recentissimis erectae. Auctore Francisco Bar. de Zach gr. 4. und Fixarum praecipuarum catalogus novus in ascensione recta gr. 4.

Nach einem Beschluß des Siebenbürgischen Oberconsistoriums müssen die von Universitäten zurückkehrenden Landleute über einen

ſelbſt gewählten Gegenſtand eine Diſſertation verfertigen, drucken laſſen und vertheidigen. Eine löbliche Einrichtung! Ein Verzeichniß der erſchienenen Diſſertationen, ſteht im Intelligenzblatt der Annalen der Oeſterreichiſchen Literatur und Kunſt. December 1803.

Seit dem erſten Jänner 1804 erſcheint in Wien eine neue Zeitung der Induſtrie und Spekulation. Unter den Mitarbeitern, die ſämmtlich k. k. Unterthanen ſind, befinden ſich auch mehrere Ungarn. Die Zeitſchrift iſt auch größtentheils für die Oeſterreichiſchen Erblande berechnet.

Der thätige Samuel Ambroſius, jetzt evangeliſcher Prediger in Schemnitz, errichtet zwei neue Erziehungsinſtitute in Schemnitz, eines für Knaben und das andere für Mädchen, und zwar für Proteſtanten und nicht unirte Griechen. Die Inſtitute werden mit dem Gymnaſium verbunden. Außer der Wiederholung und Vorbereitung auf die öffentlichen Lektionen, wird in den Inſtituten Unterricht in der Teutſchen, Ungariſchen, Slaviſchen, Lateiniſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen Sprache ertheilt, wie auch im Zeichnen, in der Muſik, im Tanz, und den Mädchen auch in weiblichen Arbeiten. Die Kin-

jener, und bey dieser für den Schwärmer, gleiche Gefahr! Darum sagt Wieland:

„Doch selbst die Tugend kan kein Schwärmer weislich lieben.
Sie ist den schönen Formen gleich,
Die jungen Künstlern zu Modelen
Ein Polykletus giebt: „Ihr Knaben, hütet euch,
Die Schönheitslinie nur ein Haarbreit zu verfehlen!“

Der Ungenannte:

„Doch müssen wir ja unvermeidlich fehlen,
Weil Fehlen unser Erbtheil ist:
So wollen wir die strenge Seite wählen,
Weil man hier nicht so leicht das rechte Maaß vergißt.“

Höchst gefährlich! Es ist eben so, als wenn ein Mahler, welcher das Unglück hätte, seine Figuren öfter zu verzeichnen, es für einen geringeren Fehler hielt, in der Kürze, als in der Länge, das Maaß zu überschreiten, und aus Furcht, den letzteren Fehler zu begehen, seine Hand vorsetzlich an den ersten gewöhnte. Wenn eine Linie verrückt ist, so gilt es gleich, ob die Verrückung nach der rechten oder linken Seite geht. Immer eine falsche Linie!

„Kan Socrates mit seinem Becher scherzen,
Worinn er Gift und Tod verschlang;
So war es, weil er längst mit männlich festem Herzen
Sich selbst, die Weichlichkeit, und Vorurtheil, bezwang.“

Socra-

der von der Helvetiſchen Konfeſſion und dem Griechiſchen Cultus werden ihre eigene Lehrer in der Religion haben. Dem Knabeninſtitut wird ein Kandidat, dem Mädcheninſtitut eine Gouvernante vorgeſetzt werden. Die Bezahlung für Koſt, Wohnung und Unterricht, beträgt für jeden Zögling nur 110 Rfl.

In Preßburg erſchien bei Weber eine Encyclopaedia Philologiae Graecorum et Romanorum in usum studiosae literarum juventutis (Poloniii 1803. 408 S. in 8.); die ich aber noch nicht kenne. Sie faßt in ſich Archäologie, klaſſiſche Literatur, Griechiſche und Römiſche Mythologie, Griechiſche und Römiſche Antiquitäten.

V.

Kunſtnachrichten.

Notizen, was im Jahre 1803 im Königl. Bildhauer-Attelier bis Ende des Monat März 1804 gefertigt worden iſt.

Am Ende des Jahres 1802 erhielt Ihro Majeſtät die Königin von Preußen eine liegende Najade in Marmor, 3 Fuß Proportion von Hagemann, der damals noch in Paris auf ſeiner Rückkunft von Italien war. Im Jahre 1803 ſelbſt wurden folgende Stücke nach und nach geliefert.

1) Ein Medaillon in Marmor, Sr. Excellenz der Hr. Groß-Kanzler von Goldbeck, das Modell dazu nach dem Leben boſſirt.

2) Die Büſte der verſtorbenen Juſtizräthin Oeding in Cakrariſchem Marmor, nach einem Gemälde. Sie ſteht in den Zimmern des Hrn. Wittwers auf einer Terme aus der Muſivfabrik der Hrn. Gebrüder Catell.

3) Zweimal die Büſte in Marmor des Herrn von Offenberg, Präſidenten, Ritter mehrerer Ruſſiſcher Orden. Sie ſind nach Kurland gegangen. Die eine dieſer Büſten kömmt auf einem ovalrunden Piedeſtal von Schleſiſchem Priborner Marmor mit einer Lateiniſchen Inſchrift, deren Inhalt außer dem Titel und Aemtern der iſt, daß der Sohn ſie dem Andenken ſeines Vaters weiht.

4) Für den Reichsgrafen von Lieven nach Kurland, ein 8 Fuß hohes Monument von Marmor, beſtehend aus einem Piedeſtal in Form eines antiken Altars, und einer Urne von weißem Marmor auf deren einer Seite der Genius des Todes, und auf der andern die ſchwebende Pſyche, das Emblem der entflohenen Seele, en haut relief gearbeitet ſind.

Auf dem Piedeſtal ſollten auf den vier dazu beſtimmten Tafeln in Teutſcher und Lettiſcher Sprache Inſchriften kommen. Sie werden aber nun an Ort und Stelle gemacht.

5) Nach Frankfurt an der Oder, eine 3 Fuß hohe Urne von weißem Italieniſchem Marmor, mit Spitalkanneluren gearbeitet, nebſt Piedeſtal von Sandſtein.

6) Nach Marienwerder eine Urne von blauem Schlesischem Marmor, nebst Piedestal von Sandstein mit 2 Inschriften auf schwarzen Marmortafeln.

7) Im Oktober, in dem Schlafzimmer des Prinzen Wilhelm K. H. zwei 6 Fuß hohe Canephoren, die durchsichtige Gefäße tragen. Sie dienen zur Erleuchtung. Bei ihrer Bearbeitung hat man sich die sogenannten Vestalinnen vom Kapitol zum Muster genommen. Sie haben Körbe auf den Köpfen und tragen vermittelst einer durchlaufenden hölzernen Säule das Gebälke zum Alkoven. So bilden sie den Eingang. Diese beiden Statuen von Stuck sind größtentheils die Arbeit des Hrn. Hagemann sogleich nach seiner Rückkunft von Frankreich und Italien.

8) Von dem im December versetzten Monumente vom Schauspieler Fleck, finden sich die Notizen in mehrern öffentlichen Blättern, als im Freimüthigen u. s. w.

9) Auch ist in diesem Jahre das Monument für den verstorbenen Minister Arnim fertig geworden. Es ist aber darum noch nicht versetzt, weil noch an der Kapelle gearbeitet wird, die in dem Garten von Boi-

genburg besonders dazu von dem Sohne desselben, dem Hrn. Grafen von Arnim, erbaut worden. Die Idee, die man auszuführen suchte, ist folgende: Auf einem länglichten Piedestal steht eine Marmorgruppe in Lebensgröße. Eine sitzende, nachsinnende Matrone umfaßt und lehnt sich auf den Aschenkrug ihres Gatten, zu ihren Füßen sitzt ein Hund, als das Emblem der Treue, und in der rechten Hand hält sie einen Myrtenkranz. Passende Inschriften stehen auf allen vier Seiten des Piedestals. Die Verfasserin ist die Wittwe selbst.

10) Im Saale der Pepinière der Feldchirurgen ist ein 15 Fuß langes und 3 Fuß hohes haut relief in der Wand placirt, welches Erwähnung verdient, indem es das Resultat großer Anstrengung und Fleißes ist. Die Hälfte desselben stellt eine Anzahl Krieger im Schlachtgewühl vor, und die andere Hälfte sterbende und verwundete Krieger, denen von Wundärzten Hülfe gereicht wird. Zwischen beiden verschiedenartigen Scenen steht Preußens Genius kämpfend, und zugleich mit dem Schilde die Verwundeten schützend.

Herr Rauſch aus Kaſſel hat nach meiner Esquisse dieses Sujet als ein Motif zum wahren

Kunststudium behandelt. Alle Figuren darin sind nach dem lebendigen Modell bis in die kleinsten Details vorgearbeitet. Der Künstler hat sich auf diese Weise einen vorzüglichen Grad von Geschicklichkeit, insbesondere in Behandlung des Basrelief erworben.

11) 24 tragische Masken in Stuck, wozu aber nur 6 Modelle gemacht werden, in kolossaler Größe, an dem Friese eines Monumentes zu placiren, welches Prinzessin Radziwill Palatine von Wilna, in Arkadien bei Warschau erbaut. Das Innere dieses Monuments, welches eine viereckte Kapelle mit antiker Sarkophagen Verdachung ist, wird eine Anzahl grosser Zeichnungen von Seidelmann enthalten, die fromme Vorstellungen nach Rafael und andern Meistern aus der Dresdner Gallerie sind, und auf diese Weise in Erinnerung verstorbener geliebter Kinder, eine andächtige Stimmung hervorbringen werden.

12) Im Februar dieses Jahres ist die Büste des Präsidenten von Beyer in Karrarischem Marmor in den Zimmern desselben ebenfalls auf einem Postamente von Alabaster Stuck placirt. Auf der Hinterseite der Büste selbst steht eingehauen: das Oberrevisionskollegium seinem würdigen Präsidenten dem

Herrn Johann August von Meyer, am 11. December 1802. Es ist ein schönes Denkmal der Achtung und Liebe seiner Hrn. Kollegen, die mit ihm am genannten Tage sein 50stes Dienstjahr feierten, und dieses Opfer einmüthig darbrachten.

An interessanten Büsten in diesem Jahre nach dem Leben modellirt, ohne auf der Natur sie at zuformen, wie gewisse Leute aus Christlicher Liebe gern glauben machen wollen, sind geliefert worden:

Iffland.

Mad. Fleck.

Hr. Cab. Rath Lombard;

außerdem theils nach Gemälden, wie z. B. die Gräfin Hochberg, theils nach todten Masken, wie die Fr. von Kotzebue. Nach der Büste Kants, welche Hagemann vor ein paar Jahren nach dem Leben bossirt hat, soll Hr. Abramson, seiner eigenen Anzeige gemäß, eine Denkmünze geformt haben. Wir finden, daß er die Absicht wohl mag gehabt haben, solches aber besagte Denkmünze nicht zu erkennen giebt.

Was gerade jetzt noch in Arbeit ist, davon ein andermal, wenn die Arbeit wird beendigt seyn.

Berlin, den 18. April 1804.

Schadow.

VI.

Gedichte.

1.

Herakles.

Ahndungstrunken, voll vom Vorgefühle
Kampferrungener Unsterblichkeit,
Ferne noch vom fernen Aetherziele
Seufzend in dem Joch der Endlichkeit,
Zog Alkmenens hoher Sohn zum Streite
In des jungen Weltalls öde Weite,
Einst des edlen Ringens Götterlohn
Zu erkämpfen an Kronions Thron.

Wie dem kühnen Segler seine Sterne
Schimmern auf dem pfadelosen Meer,
Also dämmert ihm aus dunkler Ferne
Die Vergött'rung durch der Schatten Heer.
Rasten nicht, noch ruhn will seine Seele
Bis zu des Olympos Strahlenhelle
Er der Tugend Adlerschwingen fand,
Um die Stirn das Diadem sich wand.

Und wie Luna ihren Drachenwagen
Niederſenkte in der Wellen Bad,
Und die dunkle Flur begann zu tagen,
Stand er zweifelnd an dem Scheidepfad.
Sinnend weilt er; in dem Buſen beben
Stille Ahndungen, die leiſ' ihn heben,
Und als ob die Gottheit nahe wär,
Liegt es auf dem Götterjüngling ſchwer.

Roſig glänzt des Frühroths Purpurſchimmer,
Golden malet ſich der Luft Azur,
Götterlicht verklärt der Berge Trümmer,
Glänzt in Thränen der beperlten Flur.
Leis erheben Sphärenharmonien,
Durch des Aethers Lichtgefilde ziehen
Zaubertöne, wie auf Latmos Höhn
Dich, Endymion, beſeligten.

Lauter ſchlägt ſein Herz, In heil'gem Schweigen
Theilet ſich des Himmels blaues Zelt,
Und von Glorie umhüllet neigen
Sich zwei Genien herab zur Welt.
So entſchwebt' in hehrer Unſchuld Schöne
Einſt den Fluthen Anadyomene,
Lachend lacht die finſtre Stirn der Nacht,
Huldigend der unbekannten Macht.

Eine der Geſtalten, in der Freude
Lenzgewob'nem Roſenkleide blüh'nd,
Glänzte in der Jugend Luſtgeſchmeide,
Himmliſch in der Liebe Zauber glüh'nd.
Wie des Frühlings Odem wehen Töne
Von den Purpurlippen, und die Schöne
Hauchte Harfentöne in ſein Herz
Und der ſtillen Sehnſucht ſüßen Schmerz:

Alle Erdengüter, Freude, Liebe,
Alles was den Sterblichen beglückt,
Dieſer Weltuhr mächtige Getriebe
Was ſelbſt den Olympier entzückt,
Dieſes Lebens Luſt ſollſt du genießen,
Zefyrleicht die Tage dir entfließen,
Meiner Gaben höchſte ſpend' ich dir,
Biſt du treu mir, weiheſt du dich mir.

Nicht zum Himmel ſoll dein Flug ſich heben,
Sanft in ſeliger Genügſamkeit
Beut dir ſchönre Wonnen dieſes Leben,
Edlere dir dar die Menſchlichkeit.
Laß die Stolzen nach dem Himmel ringen,
Nimmer können ſie ihr Loos bezwingen,
Denn freiwillig von des Himmels Höhn
Fällt das Glück herab den Glücklichen.

Socrates hatte auch die Grazien geſchnitzt; ein Umſtand, woran man gewiſſe Leute nicht oft genug erinnern kan.

„Es macht dein kühner Pinſelſtrich
Den Cato, dem ſein Rom beynahe Tempel weyhte,
Den groſſen Cato lächerlich,
Und ſtellet ihn an eines Narren Seite!“

Welch eine ſchwerfällige Antwort auf einen launichten Einfall!

„Freund, Seneka, der war ein Donkiſchott,
Bey dem man nichts als groſſe Worte findet;“

Wie ernſthaft der gute Seneca hier zum Don Quixot gemacht wird!

„Doch bey dem Cato iſts ein unverdienter Spott,
Bey dem man That und wahre Gröſſe findet.“

Eben die Thätigkeit des Cato findet Hr. Wieland donquixotiſch. Der irrende Ritter war deswegen lächerlich, weil man ihn in beſtändiger Bewegung ſah. Gemeiniglich ſprach er beſſer, als er handelte.

„Ein Curius, der ſeine Rüben ißt,
Nachdem er Gold und Pyrrhus Heer beſieget,
Iſt mehr als der, ſo ſich im Glück vergißt,
Und nur den Hang der Sinnlichkeit vergnüget.“

Ganz Recht! dieſes glaubt Hr. Wieland auch. Aber giebt es denn kein Mittel zwiſchen Rüben eſſen und ſchwelgen? Man kan bey der beſten Tafel eben ſo weiſe bleiben, als Curius bey ſeiner ärmlichen Koſt.

Und

Liebe wird dich an die Menſchheit binden,
Freude windet dir das ſchöne Band,
Und des Glückes Kranz wirſt du finden;
Endlichkeit nur iſt ihr Unterpfand.
Glück nur kann den Himmliſchen dich gleichen,
Und du darfſt dem Götterfürſt nicht weichen.
Deine Tage ſind nur Ein Genuß,
Bis die Fackel ſenkt der Genius.

Alſo ſprach ſie. Aus des Jünglings Blicken
Strömet heiße Liebe. Liebend will
Er um ſie mit feurigem Entzücken
Seine Arme ſchlingen. Aber ſtill
Naht die andre Lichtgeſtalt. Im Scheine
Hoher Götterunſchuld ſtrahlt die Reine.
Zitternd blicket ſie der Jüngling an:
Ihren Blick er nicht ertragen kann.

Erdengüter kann ich dir nicht ſpenden,
Spricht die Hohe. Eines Gottes Bruſt
Mag zum Irdiſchen ſich nimmer wenden.
Nicht der Sinne ſchnell entwichne Luſt
Wohnet auf der Stirn des Uraniden,
Nur der Seele ungetrübter Frieden.
Führt zu des Olympos Göttermahl,
Leuchtet zu der Himmel goldnem Saal.

Durch Gefahren leiten meine Wege,
Spät erſt führen ſie zum Licht hervor,
Und durch Dornenüberſtrickte Stege
Wallſt du zur Unſterblichkeit empor.
Kämpfe männlich, rette, dulde, trage,
Harre muthig dem verheißnen Tage,
Wo erhoben über Raum und Zeit
Zeus Kronion dir die Palme beut.

Nicht am Staube ſoll die Seele weilen.
Raſtlos ſchwinge ſie den Adlerflug,
Rauſchend zu der Sonn' empor zu eilen,
Angezogen von der Geiſter Zug.
Löſt ſich einſt die reife Frucht vom Stamme,
Läutert ſie des Grabes frohe Flamme,
Find' er dann die höchſte Menſchlichkeit
Einig mit dem Glanz der Göttlichkeit.

Dann erſt grünen deine Siegeskronen,
Dann erſt ziemt dem Dulder der Genuß,
Und im Kreiſe der Uranionen
Lohnt dir herrlich einer Göttin Kuß.
Noch verhüllt der Zukunft dichter Schleier
Magiſch der Apotheoſe Feier.
Ringe muthig, und der Vorhang fliegt,
Welcher noch auf deinem Schickſal liegt.

Und der edle Jüngling, höher glühend,
Voll veredelter Begeiſterung,
Seelenvoller, überirdiſch blühend,
Fühlet tief der Tugend Götterſchwung.
In der hehren Stunde ſeiner Weihung
Schwöret er der ganzen Welt Befreiung,
Rettung iſt von jeder Qual und Noth,
Unter Menſchen wallt er ſchon ein Gott.

Irrend wallet er durch viele Lande,
Wallt er über viele Meere hin.
Duldend träget er der Knechtſchaft Bande,
Muthig ſtreckt er Ungeheure hin.
Nur das Höchſte iſt ihm nicht gelungen,
Nur ſich ſelber hat er nicht bezwungen
Und es ſchmilzt den ungebeugten Muth
Ungebeugter Liebe Flammenglut.

Auf des Sieges Laufbahn tritt Jole
In den Weg dem glücklich Ringenden;
Und dem angebeteten Idole
Kann der Schreckliche nicht widerſtehn.
Seines Herzens ungetrübten Frieden
Scheuchen ihm hinweg die Eumeniden,
Und in Flammen kehret ihm das Glück
Erſt auf Oeta's Felſenſtirn zurück.

Von der Rache Siegenbein Gefieder
Rings umgarnt, streckt ihn Rhamnusia
Tief verwundet, schwer getroffen nieder
Schon dem letzten Schlummer nah'
Wehet ihm der Odem der Genesung
Und es keimet blühend aus Verwesung
Auferstehung. Aus des Grabes Nacht
Jugendlich ein schönrer Tag erwacht.

Kräfte, die im tiefen Busen schliefen,
Werden freudig wach, und flammend hebt
Sich der Gott aus seiner Seele Tiefen
Der hoch über Tod und Flammen schwebt.
Sehnend hebt zum Himmel sich sein Auge
Daß des Geistes Wiederhall es sauge,
Daß entfesselt von der Erden Band
In den Wolken der Gedanke schwand.

Und erbarmend blicket jetzt Kronides
Nieder auf den jammervollen Sohn,
Und er donnert dreimal, und Alcides
Steiget göttlich zu der Götter Thron;
Und voll Nektars reicht ihm die Fiale
Hebe dar im lichten Götterſaale,
Und zum goldgeschmückten Thalamus
Ladet ihn der holden Göttin Kuß.

2.

Gefühle in den Ruinen des Kloſters zu Memleben erzeugt. 1803.

Geklagt ſey's ihm, der deinen Kunſtſinn weckte,
Geliebtes Thal, in grauer Zeit,
Als Büſtrich noch die fromme Einfalt ſchreckte,
Durch trügeriſche Heiligkeit;
Geklagt ſey's ihm, daß hier, in dieſen Hallen,
Vom Geiſt der Vorwelt angeweht,
Nur noch, verödet und verfallen
Des heil'gen Kloſters Trümmer ſteht.

Hier gieng, ſeit Kilian es muthig wagte,
Der Stern des beſſern Glaubens auf,
Der Götze fiel, ein ſchön'rer Morgen tagte,
Und Wunfried fördert thätig ſeinen Lauf.
Ihm folgten, Licht und Wahrheit zu verbreiten,
Ein Burchard, Lullus, Wynibald,
Die manchen hier zu Chriſtus Fahne weihten
Zum beſſern Wohnſitz Flur und Wald.

Hier wecken ſie, in dieſen Zupanieen,
Einſt ungeſchlachtet, roh und wild,
Die Menſchlichkeit; die Kunſt beginnt zu blühen,
Die rauhen Sitten werden mild.

Hier ſtreuen ſie der Tugend heil'ge Lehren,
Für Erd' und Himmel, ſegnend aus;
Hier gründen ſie, der Wahrheit Reich zu mehren,
Ein, ihm dem Herrn erkohrnes Haus.

Hier bauen dann der Vorzeit Kunſtgeweihte,
Im Goth'ſchen Styl, mit reger Hand,
Dies Kloſter, an des wackern Meiſters Seite,
Der ſelbſt den Riß, voll hohen Sinns, empfand;
Hier ſchufen ſie den Bau, mit Pracht beladen,
Die Pfeiler und das Piedeſtal,
Den Kreuzgang und die Kolonaden,
Das Schiff, nebſt Bogen und Portal.

Dort wölbten ſie den Chor, ſchön anzuſchauen,
Hier thürmte ſich der Hochaltar;
Dann fieng man an die heil'ge Gruft zu bauen,
Die Ruhe einſt dem Heiland war.
Bald hob ſich auch, geſtützt auf feſte Mauern,
Das rothe Ziegeldach empor:
Der Thurm, Jahrtauſende zu dauern,
Die Kuppel, ragten hoch hervor.

Das Kreuz von Gold, hoch auf des Thurmes Spitze,
Beſpiegelt von der Sonne Glanz,
Hochblendend, wie des Donnergottes Blitze;
Die heil'ge Mutter, mit dem Stralenkra[illegible]

St. Benedikt, der Schutzpatron der frommen,
Geweihten Brüder — Alles zieht
Den Pilger an, in dieſes Thal zu kommen,
Wo Hochgenuß und Segen blüht.

Hier iſt ihm wohl; er tritt ſich zu erbauen,
Im Tempel, angefüllt mit Pracht,
Der dieſe ſchon geprieſ'nen goldnen Auen
Für ihn zu Edens Fluren macht.
Geweckt zur Andacht fällt er betend nieder,
Die Hora und die Meſſe zieht
Zu Gott das Herz; er hebt geſtärkt ſich wieder,
Für Tugendliebe hoch entglüht.

Die Orgel tönt; wie Geiſterſtimmen fallen
Die Klänge in ſein lauſchend Ohr.
Er faßt ſie auf, und blickt mit Wohlgefallen
Zum Meiſter, der ſie ſchafft, empor.
Ihr Donner ſpricht mit Macht an ſein Gewiſſen,
Wenn er vor Gott nicht ſchuldlos ſtand;
Ihr ſanfter Ton erhebt ihn zu Genüſſen
Aus einem beſſern Vaterland.

Hier kniete ſelbſt vor Benediktus Bilde,
Gar oft ein hohes Kaiſerpaar:
Der tapfre Heinrich, deſſen Weib, Mathilde,
Beſchützerin des frommen Klerus war.

Hier weilte gern der Erbe ſeiner Staaten,
Held Otto, groß als Kaiſerſohn;
Hier ſtarben ſie, bekränzt mit Edelthaten,
Groß ſchon als Menſch — und ohne Thron.

Hier pflanzten ſie, die damals zarte Pflanze
Der Kunſt, in jener rauhen Zeit,
Und ſchützten ſie, wohl ſelbſt mit Schwert und Lanze,
Wie es Gefühl und Pflicht gebeut.
Hoch über Katten, über Hermunduren
Und über Gothen, ſchwingen ſie
Sich ſchnell empor, verſchönern Hain und Fluren
Und ſchaffen Ordnung, Harmonie. —

Doch bald zerſtört die hoffnungsvolle Blüte
Der Kunſt und der Humanität,
Ein Dämon oft, mit tückiſchem Gemüthe,
Eh ſie hervor in reinern Formen geht.
Ein ew'ger Krieg in jenen düſtern Jahren,
Mit ihm ein Sinn voll Barbarei,
Verwüſtet ſelbſt mit ſeinen wilden Schaaren,
Burg, Tempel, Kloſter und Abtei.

Auch dich, o Bau, den würd'ge Kaiſer ehrten,
Einſt dieſer Fluren Herrlichkeit;
Auch dich, o Bau, und deine Pracht, verheerten
Barbaren und der Zahn der Zeit.

Doch flößest du, selbst groß noch als Ruine,
Dem Waller tiefe Ehrfurcht ein:
Er blickt auf dich, mit feierlicher Miene,
Wünscht deiner Schönheit sich zu freun.

Dann schleicht er traurig von der todten Stelle,
Die deine Ueberreste trägt.
Vergänglichkeit, hat seines Blickes Helle
In düstern Unmuth umgeprägt.
Und Nesseln, die ihm hier entgegen wanken,
Sammt wilden Büschen, Kraut und Moos,
Erzeugen schnell, den spottenden Gedanken:
Klein sind wir, unsre Väter groß.

Geklagt sey's ihm, der deinen Kunstsinn weckte,
Geliebtes, schönes Unstrutthal,
Als Büstrich noch die heil'ge Einfalt schreckte,
Durch schlaue Priester, sonder Zahl.
Geklagt sey's ihm, im Dunkel dieser Hallen,
Vom Geist der Vorwelt angeweht,
Daß nun verödet und in Schutt zerfallen
Die Zelle Benediktus steht.

Geklagt ihm, daß vom Lichte besser Zeiten
Bestralt, mit sichtbar stumpfem Geist
Kein Enkelsohn des Klosters Herrlichkeiten
Dem aufgehäuften Schutt entreißt.

Der Welſche geizt, mit ihm der Frank' und Britte
Nach Monumenten grauer Zeit;
Der Teutſche nur, ſonſt groß durch Biederſitte,
Zeigt lauen Sinn für Kunſt und Trefflichkeit.

VII.

Probe aus dem Kroſus, einem dramatiſchen Gedicht in fünf Handlungen.

Daß der König von Lydien, Kröſus, ein Gegenſtand ſey, der die dramatiſche Kunſt auf eine würdige Weiſe beſchäftige, darüber dürften die Stimmen wohl ſchwerlich getheilt ſeyn. Er iſt der Held des Gedichts, wovon ich dem Publikum einige Proben vorlegen werde. Ich weiß ſehr wohl, daß man nur dann im Stande iſt ein Schauſpiel gehörig zu würdigen, wenn man das Ganze vor ſich hat, und die Kunſt in der Anlage, Entwickelung, Charakterhaltung u. ſ. w. begleiten kann. Da indeſſen die einzelnen Scenen nicht bloß als konſtituirende Theile, deren Mannichfaltigkeit zur Einheit zuſammengeſponnen werden ſoll, ſondern auch als Ganzes für ſich (wenn man nämlich nicht auf das Relative darin ſieht) betrachtet werden können: ſo müſſen auch partikuläre Urtheile über die-

Endlich:

„Iſt Vaterland, iſt Freyheit, Recht, und Pflicht,
Nichts mehr als eine Dulcinee?
So iſt es aus! Das Band der Menſchheit bricht,
Es ſinkt der Grund, worauf ich ſtehe! (*)

Vaterland, Freyheit u. ſ. w. hält Hr. Wieland gewiß für keine Dulcinee; nur redet er von der Art, ſolche zu vertheidigen. Und hiermit wollen wir das Fragment über das Fragment vergeſſen.

S. 129. Die Geſichte. Eine Petrarchiſche Ode. Eine Nachahmung der 42ten des Italieniſchen Dichters, derjenigen, worinn Petrarch unter Allegoriſchen Erſcheinungen den Tod ſeiner Laura beſingt. Meinhard erinnert ſich nicht, in den Werken anderer Nationen, etwas derſelben ähnliches gefunden zu haben. Die Nachahmung des Quevedo iſt ihm entgangen. (**) Da ich die Gedichte alle drey vor mir habe, ſo glaub' ich einigen Leſern nicht ungefällig zu ſeyn, wenn ich den Italiener, den Spanier, und den Deutſchen mit einander vergleiche.

Ueberhaupt find' ich in den beyden erſtern mehr Einfalt, als in dem letzten. Ohne viele Nebenzieraten, erzählen ſie, was ſie ſahen, in einem natürlichen Ton. Unſer Deutſcher verliert ſich in einer Menge von Wiederholungen und Ausrufungen. Allzu-

(*) Ehrlicher Mann, wie wenn wir ein wenig Logik lernten? Vaterland, Freyheit, Recht und Pflicht, iſt keine Dulcinee, die Tugend iſt keine Dulcinee; aber Catons Tugend war eine Dulcinee! Dies iſt doch wohl zweyerley? Iſt die Religion etwan darum eine Schimäre, weil die Religion eines abergläubiſchen Pantans oder eines fanatiſchen Bonzen ſchimäriſch iſt? Doch, wie geſagt, wir wollen uns nächſtens umſtändlicher erklären. W.

(**) El Parnaſo Espanaol ex. Muſa III. p. 116. Edic. de Madrid, Anno de M. DC. LXVIII.

ſelben möglich ſeyn, und dieſe ſind es, die ich mir vor der Hand erbitte.

Die folgende Scene iſt eine der letzten des erſten Akts, und ſie ſcheint mir ohne weitere Einleitung verſtändlich zu ſeyn.

Krösos. Pantaleus.

Krösos (vor ſich).

Das iſt das ſtille Thal, in ſchwarzer Felſen
Zerrißne Kette maleriſch gedrängt,
Das Simalon mir zu beſuchen rieth.
Dort wälzet der Kayſtros ſeine Fluth
Im engen Bett, von Schwanenflug umſchwirrt!
Nach dem Verführer ſpäht umſonſt der Blick. —
Was rauſchte dort im Gras? — Es iſt ſein Tritt!
Am hohen Ufer geht er auf und nieder,
Beſchauend, ſtill, wie fromme Seher gehn,
Wenn in der Gotterfüllten Bruſt das Loos
Des Sterblichen der Zukunft Nacht entſchlüpft.
Im ſchlanken Wuchs, des Tmolus Tannen gleich,
Strebt hoch der Glieder ſchöner Bau empor!
Dem hellen Aug' entſtrahlt ſchamhafte Würde!
Es ſchmiegen dienſam um das blonde Haupt
Der Luſt Geflechte ſich! In ſtolzer Ruh,
Als wäre ſie des Zaubers ſich bewußt,
Entzücken weigernd und verheiſend, liegt

Die Silberlaut' im Arm des fremden Jünglings! —
Ich will ihm nahn!

Pantaleus
(langsam aus dem Hintergrunde hervortretend).

Allüberall weht mir
Der Liebe leiser Athem nun entgegen.
Voll Liebe schützt der Baum des Vogels Brut,
Voll Liebe säugt den Baum an dürrer Brust
Der harte Fels, in süßer Liebe Drang
Umarmt den Fels die mütterliche Erde.
Natur, dich küssest liebend Pantaleus,
Und sinket dann geliebt an's Herz Palmyrens.

Krösos (hinzutretend).

Du nanntest einen Namen —

Pantaleus.

Der als Sonne
Des Lebens dunkle Pfade mir erhellt.
Die Nacht gebar das All aus ihrem Schooß,
Doch wand das Kind sich nimmer aus dem Arm,
Vom Busen der verhüllten Mutter los.
Fest hält sie es, indeß der Götter Erster
Erbarmend an dem düstern Horizont
Für jeden eine Fackel leuchten läßt,
Die seinen Blick führt in des Geistes Tiefen,
Die träge Kraft zum raschern Spiele weckt,
Des Lebens dünne Fäden magisch zeigt,

Das Göttliche ſelbſt vor das Auge ſtellt,
Und auf die Gegenwart ein Roſenlicht,
Der Eos gleich, hellflammend niederwirft.
Ein ſolch Geſtirn geht allen freundlich auf,
Bald früh, bald ſpäter. Glücklich, wer den Aufgang
Zu rechter Zeit mit wachem Auge merkt,
Nicht erſt bei'm Niedergang den Flüchtling findet! —
Ich folge meinem Stern.

Krösos.

Palmyra iſt —

Pantaleus.

Der höchſte Reichthum dieſer reichen Fluren.

Krösos.

Des Königs Tochter.

Pantaleus.

Feindin des Gepränges.

Krösos.

Des Vaters Stolz.

Pantaleus.

Der treuſten Liebe Lohn.

Krösos.

Von Fürſten längſt geſucht.

Pantaleus.

Vom Gleichgefühl
Beglückt.

Krösos.

Sprich, kennſt der Jungfrau Vater Du?

Pantaleus.

Ich hielt die Perl, drum forscht' ich nach dem Leben,
Das sie erzeugt, neugierig nicht.

Krösos (vor sich).

Ein Wort —
Und Du, Verweguer sollst vernichtet stehn. (Laut).
Der über Lydien gewaltig herrscht,
Vor dem der Größte dieses Landes sich
Demüthiget, ist vor Dir.

Pantaleus.

Wie, Du bist
Palmyrens Vater?

Krösos.

Ehr' in mir den König!

Pantaleus.

Es leuchte herrlich deiner Krone Glanz
Im Rath der Mächtigen, im Kreis des Volks,
Das schweigend um den goldnen Stuhl sich drängt,
Wenn du der Themis Wage richtend hältst!
Erhellend, mild, umgeb' er dein Gesetz!
Von ihm erblinde deines Feindes Auge!
Doch mir erschein' im König nur der Vater,
Der Glückliche! Die Furcht wirft in den Staub,
Doch Liebe ziehet fesselnd Herz an Herz.

(Will ihn umarmen).

Krösos (der Umarmung ausweichend).

Wer bist du, Fremdling? Deinen Fuß — was führt
Ihn über's Meer in mein entferntes Reich?

Des Schickſals hundert Argusaugen iſt
Des Jünglings ſtilles Seyn bisher entſchlüpft.
Ein ſchlichter, bilderloſer Teppich liegt das
Vergangene noch vor mir. O möcht' es immer
So ſeyn, und weder Ueberfluß je, weder
Des Mangels Wüſtenei die Gränze werden,
Die mich vom Menſchen, mir verbrüdert, trennt,
Und ſcheu durch Umweg' ihm mich nahen läßt! —
Gebadet von der Mutter Thränen — ach!
Im heißen Kampf mit Herakliden hatte
Des Knaben Vater ſeinen Tod gefunden! —
Wand ich von ihrem Schooß vor zwanzig Lenzen
Zum Lichte mich; die ſtarke Hellas ſchloß
Den Neugebornen in den freien Arm,
Und ſäugt' an ihrer vollern Bruſt ihn groß.
Mein heitrer Sinn trieb aus der Städte Kerkern
In's Freie mich hinaus. Die Einſamkeit ward
Vertraute mir, mein Lehrer die Natur.
Ihr lauſcht' ich ſtets mit kindlichem Gemüth,
Ihr ſchloß ich meine ganze Seele auf;
Durch jeden Sinn ſtieg ſie in mich hinab,
Ergriff den Geiſt des Träumenden, und führt'
Ihn in der Oreaden und der Nymphen
Und der Satyren ſelge Götterchöre.
So ſchwebte des Alciden beßres Theil,
Von Flammen unverletzt, zum Thron

Des Donnerers an Hebe's Seit' empor.
Ach! ein unnennbar Sehnen ſchwellte mir
Die Bruſt. Mein Weſen ſchwang ſich himmelan,
Doch die verſtummte Lippe folgte nicht.
Da fand ich in des Vaters kleinem Nachlaß
Dies Saitenſpiel, das Orpheus rühmlich einſt
Im Reich der Schatten vor der Kora ſchlug.
Er gab's zum Preis gelungenen Geſangs
Rikandern, den Melpomene erzog.
Rikanders Sohn hat ſterbend meinem Vater,
Dem Freunde ſeiner Kindheit, es verehrt.
Nun weckten Silbertöne, todte Zunge,
In's Leben dich, und der Gefühle Chaos
Entwirrten lebend ſüße Harmonien.
Vom neuen, nie gedachten Glücke trunken
Vernahm ich Phöbus Stimm' im heilgen Wald:
„Der Endliche dringt in der Ewgen Reihe,
„Jedoch verſenkt in's Große, das er ſchaute,
„Steht ohne Regung er, wenn nicht die Laute
„Entzaubernd Red' und Leben giebt dem Stein.
„Der Töne Macht läßt in des Trugs Gewinden
„Dem Zwiegeſchöpf der Menſchheit Bahnen finden."

Kröſos.

Was trieb dich aus dem lieben Vaterland?

Pantaleus.

Zum Spartherheer, das gen Meſſene zog,

Begab ich mich, weil dort Tyrtäus war,
Der Sänger erster, dessen hohes Lied
In der geschlagnen Schaaren Brust des Muths
Verglimmend matte Funken auf zur Flamme
Blies, die Ithome's Burg in grause Trümmer
Gelegt. Du kennst den ruhmbedeckten Greis.
Vor seinem Ohr schlug furchtsam meine Hand
Die Silbersaiten, und ergriff sein Herz,
Das liebend, väterlich an meinem hüpfte.
Besorgt, in der Begeistrung heilgem Drang,
Sprach er zu mir: „im reichen Asien
„Seh', Jüngling, ich ein holdes Glück dir blühn
„In warmer Liebe Schooß. O säume nicht!
„Betritt den Pfad, den dir das Schicksal zeigt!
„Besteige muthig bald ein schnelles Schiff,
„Und sinke küssend hin auf Asiens Strand,
„Das dich, des Deliers Geliebten, heischt.
„Dort hat ein junger Hirt den Schäferstab
„Mit blut'gem Schwert vertauschet — Cyrus heißt er —
„Und von den Göttern ist ihm Sieg verliehn.
„Zu ihm begieb dich!"

Krösos.

Und du giengst gehorchend.
Betratst des Lydervolkes glücklich Land —

Pantaleon.

Und fand darin mein eigen Glück, Palmyren.

Krösos.

Du warbst ihr Retter. Deinem Muth gelang's
Ein theures Leben aus des Todes Arm,
Den er aus Fluthen streckte, zu befrein.

Pantaleus.

Was soll ich läugnen, daß von allen Tagen,
Die in des Abends Meer ich sinken sah,
Wie aus gemeinem Troß ein edler Fürst,
Mir dieser glänzt, von stärkerm Licht erhellt.
O nein, nicht Eitelkeit ist's, die dem Blick
Entfunkelt, meine Wange höher röthet.
Das göttliche Behagen an uns selbst,
Der Schwung mit dem die rege Seele stieg,
Das Rauschen nie in uns geträumter Kraft,
Die Ahnung eines menschlich schönern Seyns,
Das, nie erreicht, nie so erreichbar schien,
Der Selbstverläugnung spät ertheilter Lohn
Verherrlichen den Tag, wo stark und froh
Für andrer Liebstes, mit Gefahr im Kampf,
Wir eignes Liebstes wagten. — Hier, hier war's —
Ein frölicher, ein theurer Plätzchen hat
Für mich die weite Erde nicht — hier sah
Ich auf des Stromes spiegelglatter Fluth,
Bestreuet von der Abendröthe Rosen,
Den Nachen gleiten, der die Holde trug.

Krösos.

Zu leicht, zu lose hatte sie ihr Leben,

Ich hatte sie des Vaters höchstes Glück
Dem Flusse anvertraut, der niemands Freund ist.

Pantaleus.

Doch friedsam, schonend trug er ihren Kahn.
Ich aber wähnte Amphitriten, der
Tritonen Herrscherin, zu sehn, und sank
Anbetend auf des Ufers Blumen nieder.
Sie lächelte, und sprach: „O wär' ich, die
„Du denkst, noch heute, junger Schäfer, setzt'
„Ich dich zum Führer meiner Wasserheerden."
Die Würdumstrahlte Schifferin verfolgten
Besorglich meine Blicke durch die Fuzchen,
Die Schnellverschwindenden, die sich das Floß
Auf dunkler Fluthen Rücken eilend grub.
Ach! da ergriff der Strudel, der dort unten
Betrüglich still sich in die Tiefe kreist,
Das Fahrzeug, trieb im Wirbel es herum,
Entriß des Ruders Wehr dem schwachen Arm,
Und zog sie wankend, taumelnd, sinkend, selbst
Hoch über Bord in seinen offnen Schlund.
Entsetzen lähmte jedes meiner Glieder,
Doch nicht den freien Geist; umfaßt hielt der
Die matter Kämpfende, ihr nahe, schon,
Als mühsam noch der Leib durch Wellen drang.

Krösos.

Viel, wackerer Hellene, wagtest du,
Ich läugn' es nicht.

Pantäleus.

Poſeidon war mit mir.
Vernimm, was meine Hand in ſchimmernd Erz,
Das ich in ſeinem Tempel aufhieng, grub. (Singt:)
Durch Wogendunkel bin ich kühn gedrungen,
Hab' über's Element den Sieg errungen,
Drum ſey, des Dreizacks Herrſcher, deiner Macht
Im Heiligthum der frömmſte Dank gebracht. (ſanfter:)
Als zu des Ades Pforten ich gedrungen,
Als aus dem Arm des Tod's, von ſchwarzer Nacht
Umſtarret, ich die ſüße Beut' errungen,
Gewaltger Gott, haſt du für mich gewacht. (ſtärker:)
Da loderten — o Wunder! — aus den Fluthen
Empor des Wechſelliebens heilge Gluthen,
Und die Natur, der Gottheit unterthan, *)
Entwich auf fremde, nie betretne Bahn. (ſanfter:)
So zündet einſt der Wolluſt ſtille Fluthen
Zur Dankesflamme Hymens Fackel an.
Er ſteigt zu dir in lohen Opfergluthen
Von Heſtiens Altar, Gott, himmelan.

Krösos.

Dem Vater gabſt du, was ihm mehr, als Krone
Und Purpur gilt, Seyn und Beruf zurück,

*) O miracol d'amor, che le faville
Fragge del pianto, e i cor nell' acqua accende
Sempre sovra natura egli ha possanza.
Tasso, la Gerus. Lib II. 76.

Allzugewöhnlicher Fehler unter uns, wenn es auf den Ausdruck einer Empfindung ankömmt! Der Sänger sitzt gemeiniglich von Anfang bis zu Ende auf dem Dreyfuß', und dann und wann gleicht er einem Begeisterten minder, als einem Besessenen. Nicht so die lieben Alten!

Die Einleitung des Petrarch in seine Gesichte ist, wenigstens für uns, nicht edel genug. Er sagt: Ich stand einmal allein am Fenster, wo ich so grosse und so neue Dinge sah, daß mich das bloße Anschauen davon beynah' ermüdete. Quevedo fängt so gleich an: Ich sah, ohne von dem Orte seiner Erscheinungen Rechenschaft zu geben. Sein Trauerlied ist dem Tod' eines Ritters gewidmet. Der Deutsche geht in einen vom Monde beschienenen Hayn, und bittet die Liebe, zur Erleichterung seines Kummers, um Eine Thräne nur. Die Thräne floß, und dankte dem Frühling, welcher den Kummer zu lächeln zwang. Aber schnell fühlt' er den Busen wieder erkalten; Gesichte stiegen vor ihm auf; sein Auge starrt und sieht.

Die Allegorien des Petrarch sind: ein wildes Thier, mit einem schönen Menschengesichte, von zwey Windspielen, einem weißen und einem schwarzen, verfolgt und getödet; ein Schiff, aus Ebenholtz und Elfenbein zusammengesetzt, mit seidnem Tauwerk und goldnem Seegel, auf stillem Meer, unter ruhigem Himmel, welches Schiff aber von einem plötzlichen Ungewitter überfallen, an einer Klippe scheitert; ein junger Lorbeer, den ein Donnerstrahl aus der Erde reißt; eine verschlungene Quelle; ein Phönix, welcher sich selbst zernichtet; und ein schönes Frauenzimmer, das von einer Schlange gestochen, hinsinkt. Eben dieselben Allegorien, das wilde Thier und das Frauenzimmer ausgenommen, behält der Spanier bey; nur daß er den Phönix in einen Distelfinken verwandelt. Der Deutsche sieht zuerst eine Gottheit herabstei-

Der König streckt gerecht zum würdgen Lohne
Die Hand schon aus. Erkiese selbst dein Glück!
Des Vaters Herz hältst, Fremdling, du gefangen,
Der König löset es. Enthülle dein Verlangen!

Pantaleus.

Von Lohne sprachst du?

Krösos.

Den du verdient.

Pantaleus.

Bestimmen soll ich?

Krösos.

Des Dankes fröhlich Wirken.
Das eigne Herz ist blind, in fremdem Busen
Sucht es das Gräenauge, das es führt.

Pantaleus.

Es sey! wo gleicher Triebe Flammen lodern,
Wo Harmonie aus Doppelwillen tönt,
Wo Psyche, wann in Nacht die Glieder mebern,
Nach warmem Zephyrhauch der Liebe stöhnt,
Da darf das weitre Herz mit Kühnheit fodern,
Was dienſam seinen Wunsch, den ädlern, krönt.
Es knüpft an eigne Lust ein fremd Entzücken,
Es heischet Hohes sich, hoch zu beglücken.

Krösos.

Verlangst du Gold? — Des Lyderkönigs Schatz
Ist hochberühmt in jedem Land; sein Preis

Erſcholl von Sidon bis zum fernen Seren,
Der aus dem Ocean die Sonn' am Morgen,
Das Gold der Haare trocknend, ſteigen ſieht,
Und zehet Aſiens beglückte Fürſten
Nach Sardes hin, das alle Herrlichkeit
Der Welt in ſich vereint. Geblendet will
Ihr Auge meſſen ſeines Goldes Fülle,
Und kann es nicht, berechnen ſeiner Perlen,
Ihm von des Indus Ufern zugeſandt,
Der brennenden Rubine und Demanten,
Der Prachtgefäße ungeheure Zahl,
Die er im marmornen Pallaſt gehäuft,
Und kann es nicht. Die Pracht erſtarret ſie.
Die Erde kann ich kaufen, wenn ich will,
Das Meer, das mich von deiner Hellas trennt,
Wenn es beliebt, mit Land arkadiſcher
Natur erfüllen. Sprich, wie hoch ſchlägſt du
Des muthigen Vollbringens Werth mir an?
Für das Gelingen zahl' ich zwar mit Recht
Dem Schickſal nur, doch will ich ädle Kraft,
Die raſch zur That ſich ſchwang, nicht überſehn.
Das Seltne lohnt ein ſeltner Fürſt mit Seltnem.
Dein ſey der eigne, wie der fremde Lohn!
In ſeinem Liebling find' ich mit dem Glück
Mich ab. Drum fordre!

Pantaleus.

'Hab' ich recht gehört?

Gold beutst du mir? mir niedres Gold?
Du willst den Sinn, der hoch im Aether schwebt,
In deiner Minen giftge Dämpfe rauh
Versenken, daß die Pest ihn schnell erwürge?
Die Kraft die wunderbar die Herzen schmolz —
Sie soll sich am strengflüssigen Metall
Im eitlen Treiben eines Knechts verzehren? —
Mir Gold? — Unsterbliche, was hab' ich euch
Gethan? — Zu welcher Schmach kam ich hieher? —
Mit Golde lohnt ihr Asiaten nur?
Nur Todtes habt ihr für des Geistes Regen? —
Der Lohn ist sonderbar genug, und nur
Der Stab, womit ihr Hohes klügelnd meßt,
Ihm gleich. — Ich, reicher König, ich bedarf
Des angebotnen Goldes nicht!

Krösos.

Ganz recht!
Das ist die Sprache des Milesiers!
Ich kenne sie. Auch Thales hat das Gold
Verschmäht, das gleichwohl ihn an seine Rechte
In jeder Stunde mahnt, sich bitter rächt.
So träumt euch denn in eurem Bettlerstab
Ein Königszepter! Wähnt im Lumpenwust,
Daß euch ein Tyrisch Purpurkleid bedeckt!
Ha, weist den Hunger, der mit Henkerlust
Die hohlen Eingeweid' euch schmerzlich dehnt,

Mit eurer Worte ſchönem Klang zurück! —
Ich, Thoren, will mit euch nicht hadernd rechten! —
Ein andrer Lohn iſt ſchon für dich bereit.
Mein Reich iſt groß. Die Lyder, die Bithyner,
Die Kilicer, und manches andre Volk
Umreihn mit des Gehorſams Perlen mir
Das reiche Diadem. Frei, wie ein Gott,
Walt' ich im ungeheuten Kreis, den kniend
Die Tauſende um meine Hoheit ziehn.
Empor aus niedrem Staub, worin es kroch,
Heb' ich ſo manches Haupt, wenn mir's gefällt,
Sein ganz Verdienſt iſt oft mein bloßes Wollen,
Doch ehrt man es; man muß es, weil ich will. —
Du, Fremdling, ſollſt im Glanze meines Throns
Geſchäftgen Neides nie berührtes Ziel,
Sollſt meines Herzens ſteter Zeuge ſeyn!
Empor ſollſt ragen du in meinem Volk,
Begrüßt auf jedem Pfad von ſeinem Jubel.
Auf deine Scheitel leg' ich einen Theil
Von meiner Herrlichkeit mit Freuden nieder,
Damit erhöht du Hohes wirken kannſt.

Pantaleus.

Auch das iſt's nicht, was Pantaleus ſich wünſcht.
Nach Ehre dürſtet wohl des Jünglings Herz,
Nach ihrem Kranze ringet jede Kraft,
In ihre fernen Hallen ſchweift der Wunſch,

Begierig, trunken, und verſenkt den Geiſt
In des erhaſchten Traumes weichen Schoos.
Doch was du mir verheißeſt, iſt es nicht,
Was des beklommnen Buſens Sehnen ſtillt.
Die Ehre, König, iſt ein Grab, worauf
Ein freundliches Geſchick uns Blumen pflanzt.
Das große, wie das kleine Herze lagert
Sich in des Baumes Schatten, der es ſchirmt.
Doch labet an der Farben buntem Tand,
Am Summen ſchwirrender Inſektenheere
Sich dieſes nur, und ſtirbt, beſiegt von Luſt.
Für immer ſtirbt's, indeß in ſtillerem
Entzücken dieſes der Unſterblichkeit
Erhabne Schwelle küßt, und neu geſtärkt
Der Räder munteres Getriebe zum
Unendlichen in ſeinem Innern ſpannt.

Kröſos.

So nenne, Sonderling, die Ehre mir,
Nach welcher dich verlangt!

Pantalens.

Wenn vor mir ſchnell
Die Tauſende, die du vergeltend mir
Zu Füßen legen wollteſt, mir ſo fremd,
Als ihnen ich, wenn ohne Gruß und Blick
Vor mir vorbei ſie ziehn, nur hie und da,
Sich einer dach, die Bruſt voll Hochgefühls,

Das glühend in die Wangen überſtrömt,
Im hellen Aug' der Sehnſucht warmen Thau,
Vertraulich naht, die Hand mir herzlich drückt,
Und dankend ruft: „ich kenne längſt dich ſchon,
„Auf deines Liedes Höhn, wohin ſich leicht
„Mein inneres Weſen ſchwang, umarmt' ich dich,
„Und ungeſehen wareſt du mein Freund" —
Wenn von zehn Zungen nur im Lydervolk
Dem ſtillen Sänger ſolch ein Preis erſchallt,
Dann iſt er hoch geehrt, und kühnern Fittigs
Taucht ſeine Seel' in der Unſterblichkeit
Von Blüthenduft umwehten Ocean.

Krösos.

Beſcheiden iſt dein Wunſch. Wohlan, dir ſey,
Weil du kein größres willſt, dies kleine Glück
Gewährt!

Pantaleus.

Von dir? — O König, dieſes Glück
Wird nur vom eignen Werth ertheilt.

Krösos.

Vernimm,
Was es zu ſichern meine Hand dir beut!
Den ſtattlichſten, den reichſten Landſitz wähle
In meinem Reiche dir, vom ewgen Lenz
Der reizendſten Natur umblüht. Da lebe,
Vom fröhlichen Getümmel abgeſchieden,

An deiner Musen sanfter Mutterbrust,
Und singe meinen Glanz und meine Macht
Im hohen Lied, das durch die Nachwelt strömt!

Pantaleus.

Du giebst mir Fesseln, deren Last erdrückt.
Auf holder Freiheit Fittig schwebt zu Sternen
Im kühnen Flug die Muse nur empor.
Dies soll die feige Sklavenseele lernen,
Die sich im Sinnenlabyrinth verlor.
Ihr schwinden jene ungemeßnen Fernen,
Das Hohe birgt ein dichter Wolkenflor.
Die schnöde Lust reißt sie zur Erde nieder,
Mit Staub besudelt sie das Schwanzgefieder.

Krösos.

Verbirg dich länger nicht vor meinem Blick!
Durchschaut hab' ich dies heuchlerische Herz!
In seinen Tiefen wühlet reger Stolz,
Den kühnsten Wunsch verschließt die scheue Lippe.
Nie werd' er laut! — Ha, meine Tochter!

Pantaleus

(geht Palmyren entgegen faßt ihren Arm, und tritt mit ihr vor dem König).

Die,
Nur die, sonst nichts, sey meines Muthes Lohn!

Lübben.

F. Herrmann.

Inhalt.

Seite

I. Stimme aus Italien über Herders Tod. 137

II. Auf Herders Grab; von Graser 241

III. Briefe über Bayerns neueste Kultur und literarische Aufklärung.

1. Brief. Keine Normalphilosophie! Feuerbach und Graser in Landshut. Paulus protestirt gegen die ihm aufgeburdete Thesis. Die Quelle, woraus sie geflossen. 247

2. Brief. Huber in Ulm. Zwei protestantische Prediger in der Nachbarschaft von München angestellt. Deklamations- und Musikübungen am Lyceum in München. Weiller. Salat. 253

3. Brief. Zwei neue Journale, Aurora und das blaue Blatt. Aergerliche Auftritte in Landshut. Der Rector Magnificus wird auf die Hauptwache geführt. 258

4. Brief. Sochers Flugschrift über Verbesserung der Pfarreien. Das Für und Wider in diesem Streite. Ausbrüche des unreinen Parteigeistes. Bund der Münchner und Augsburger Finsterlinge. 264

5. Brief. Afteraufklärung. Die Jesuiterkirche zum Magazin bestimmt. Die Augustinerkirche eine Mauthalle. Lürner, Fischer, Oberthür.

III. Noch ein Brief aus München.

IV. Fortgesetzte Correspondenz-Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur.

V. Kunstnachrichten.

Notizen, was im Jahre 1803 im Königl. Bildhauer-Attelier bis Ende des Monat März 1804 gefertigt worden ist. 288

VI. Gedichte.

1. Herakles. 294

2. Gefuhle in den Ruinen des Klosters zu Memleben erzeugt 1803. 301

VII. Probe aus dem Krösus, einem dramatischen Gedicht in fünf Handlungen. 306

Verbesserung.

S. 240 zweite Zeile von unten lies: Ist er weise und gut, statt: Wer weise und gut.

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

8. Stück. Auguſt 1804.

I. Anzeige wegen des Schluſſes von Sicklers Teutſchem Obſtgärtner, und dem Allgemeinen Teutſchen Garten-Magazine.

Auf mehrere an uns ergangene Anfragen der Intereſſenten von Sicklers Teutſchem Obſtgärtner zeigen wir hierdurch nochmals ſummariſch an; 1) daß dies klaſſiſche Werk über den Teutſchen Obſtbau zu Ende dieſes Jahres mit ſeinem 22ſten Bande unfehlbar geſchloſſen wird; 2) daß das von heuer an in unſerm Verlage erſcheinende Allgemeine Teutſche Gärtenmagazin, mit colorirten und ſchwarzen Kupfern, die Fortſetzung davon iſt, weil der Hr. Pf. Sickler darinnen gleichfalls das Fach der Pomologie bearbeitet; 3) daß wir für jeden Liebhaber, der ſich dies wichtige Werk noch anſchaffen will, den herabgeſetzten Preis deſſelben von 60 Rthlr. auf 40 Rthlr. Sächſ. Cour. noch bis Ende dieſes Jahres beſtehen laſſen, und 4) denen bisherigen Intereſſenten des T. Obſtgärtners, welche für das A. T. Gartenmagazin als deſſen Fortſetzung eintreten möchten, die Anſchaffung deſſelben möglichſt erleichtern werden, wenn ſie ſich deshalb an uns wenden wollen.

Weimar den 4. Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Anzeige wegen Nichtfortsetzung des Allg. Repertorii der Literatur.

Mit Bedauern müssen wir hierdurch dem Publikum anzeigen, daß wir uns in der Hoffnung, durch eine hinreichende Subscribenten Zahl gedeckt, das Allg. Repertorium der Literatur, mit dem dritten Quinquennio fortsetzen zu können, vollkommen getäuscht, und folglich außer Stande sehen, dieses wichtige und Jedem der sich mit Literatur beschäftigt fast unentbehrliche Werk, fortsetzen zu können. Aller unserer häufigen Ankündigungen und unablässigen Bemühungen seit anderthalb Jahren ungeachtet haben wir nicht mehr als 225 Subscribenten zum 3ten Quinquennio zusammen bringen können, welches mehr als 5000 Rthlr. Verlagskosten und wenigstens 700 sichere Subscribenten zur Deckung dieser Verlagskosten erfordert. Man wird uns daher nicht verdenken, wenn wir diese Unternehmung hiermit völlig aufgeben, und dem Publikum wenigstens diese Wahrheit, als das traurige Resultat unsrer kostspieligen Bemühungen liefern, daß es auf diese Art nie hoffen dürfe ein Allgemeines Repertorium der gesammten Literatur zu bekommen.

Weimar am 1. Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Uebersetzungsanzeige von Le Goux de Flaix Werk über Hindostan.

Von dem interessanten Werke über Hindostan, welches der Französische Ingenieur *Le Goux de Flaix*, der selbst in Indien gewesen und Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Calcutta ist, gegenwärtig zu Paris heraus giebt, liefern wir sogleich bei Erscheinung des Originals eine zweckmäßig bearbeitete Teutsche Uebersetzung.

Weimar im Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

---

abſteigen, welche die Wüſte, worinn er ſich befindet, mit blühenden Roſen erfüllt; aber eine Wetterwolke nimmt die Roſen fort. Er ſieht ferner eine kommende, und wieder entfliehende Taube; dann einen Palmbaum, aus einem ſchwachen Reiſ' emporgewachſen, der auf einmal ſtürzt; und endlich einen Boten Gottes, ſeinen Genius, welcher ihn auch, nach einer kurzen Gegenwart, mitten in der Nacht zurückläßt.

Um die verſchiedne Art der Behandlung in dieſen drey Gedichten zu zeigen, will ich aus einem jeden eine Stelle herſetzen:

Petrarch: „Einen ſeltnen Phönix, beyde Flügel mit Purpur bekleidet, und den Kopf von Gold, ſah' ich ſtolz und einſam durch den Wald fliegen; und glaubte anfänglich, eine himmliſche, unſterbliche Geſtalt zu ſehen, bis er an den abgeriſſenen Lorbeer, und an die von der Erde verſchlungene Quelle kam. Jedes Ding eilt zum Ende. Als jener die auf dem Boden zerſtreuten Zweige, den zerbrochnen Stamm, und das lebendige Waſſer vertrocknet ſah, kehrt' er, wie voll Unmuth, den Schnabel gegen ſich ſelbſt, und verſchwand in einem Augenblick. Daher wurde mein Herz von Liebe und Mitleid entzündet".

Quevedo: „Ein bunter Diſtelfink, mehr einem Blumenſtrauß, als einem Vogel, gleich; mit ſeinem ſchmeichelnden Schnabel, ein eben ſo ſüſſer als geſchwätziger Sänger der den Tag weckenden Morgenröthe, war fröhlich, und prieß ſeine Freyheit und ſeinen Frieden. Auf einem grünen und ruhigen Zweige, begierig nach dem Schatten, welchen ein frender Lobgeſang ihm auf mannichfaltigen Teppich verhieß, ſah' er ſeine ſchönen Federn mit Leim befleckt, und die Geſchwindigkeit ſeiner Flügel in weiten Netzen und knotichten Schlingen, von feindlichen Armen gefangen. Da verkehrte ſein ſüſſer, ungelernter Geſang ſich in Jammerton und trauriges Klagen".

IV. Schriftproben der Buchdruckerei des Fürſtl. Sächſ. priv. Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar 1804. 12mo.

Unter dieſem Titel liefern wir den Liebhabern, die davon Gebrauch machen wollen, unſre Druckſchriftproben.

Da wir nämlich ſeit einiger Zeit unſere ältern Etabliſſements erweitert, und dazu noch eine eigene ganz neue Buchdruckerei angelegt haben, ſo ſetzt uns dieſe neue Einrichtung in Stand unſern Handelsfreunden in jeder Art von Druckereiaufträgen unſre Dienſte anbieten zu können; und wir wagen es daher, Ihnen einen leichten Ueberblick davon zu geben.

Wir haben dermalen nämlich:

1. eine eigene Buchdruckerei von 6 Preſſen, die wir durch ein Paar Hülfsdruckereien, ſogleich auf 12 bis 15 Preſſen verſtärken können; verbunden mit einer Glättmaſchine;
2. Eine Kupferdruckerei von 9 bis 12 Preſſen;
3. Eine Landchartenſtecherei;
4. Eine Kupferſtecherei für Figuren, wiſſenſchaftliche Gegenſtände und Dekorationsvignetten; welche auch Zeichnungen dazu beſorgt;
5. Eine große wohl eingerichtete Illuminiranſtalt;
6. Eine eigene Buchbinderei;
7. Eine, zwar nicht eigene, aber doch mit unſerm Inſtitute verbundene Schriftſchneiderei und Schriftgießerei, des geſchickten Schriftſchneiders und Gießers, Hrn. Wallbaums, den wir deshalb von Goßlar hierher gezogen und etablirt haben.

Dieſe unter ſich innigſt verbundenen Etabliſſements machen es uns leicht und möglich, jeden Druckauftrag, welcher in eins oder mehrere dieſer Fächer einſchlägt, zu übernehmen, und ſo gut und pünktlich als unſre eignen Geſchäfte in dieſer Art zu beſorgen.

Unſer Papierlager iſt außerdem ſchon an ſich von einem ſehr anſehnlichen Umfange, und hat immer beträchtliche Vorräthe.

1. Von mittelweißen und weißen Median- und ordinairen Format Druckpapieren;
2. dergleichen Schreibepapieren;

3. Schweizer-Velin, Holländischen und Französischen Papieren;
4. Großen Landchartenpapieren von verschiedenen Sorten;
5. Gefärbten Papieren zu Umschlägen von aller Art;

wodurch wir also im Stande sind zu allen Druckaufträgen die nöthigen Papiere selbst zu liefern. Ueberdies sind unsere Connexionen im Papiergeschäfte mit den Quellen selbst so ausgebreitet, daß wir, bei ganz ungewöhnlichen Aufträgen, das nöthige Bedürfniß von denselben leicht verschaffen können.

Unsere Druckerei hat lauter neue in großer Quantität gegossene, theils Prillwitzische, theils Wallbaumische Schriften, und wir schonen keine Kosten sie stets in diesem guten Zustande zu erhalten.

Auch unsere Korrekturanstalt ist so beschaffen, daß wir in jeder Sprache bei den Arbeiten unsrer Druckerei eine gute und exakte Korrektur versprechen und garantiren können.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir
in Weimar.

V. Uebersetzungsanzeige von Kinnon's Tour through the British Westindies.

Um unangenehme Kollissionen zu vermeiden, zeigen wir hiermit vorläufig an, daß für unsre Sprengel-Ehrmannsche Bibliothek der Reisebeschreibungen von folgendem Buche eine Uebersetzung bearbeitet wird, die mit Anmerkungen, Zusätzen und einer Charte vermehrt werden soll. Der Titel des Buchs ist:

A Tour through the British Westindies, in the years 1802 and 1803, giving a particular account of the Bahama-Islands. By Daniel *M. Kinnon* Esq. 8vo.

Diese Reisebeschreibung, welche Beiträge zur Kunde eines minder bekannten Theils von Westindien, nämlich der Bahama- oder Lukajen-Inseln enthält, hat erst kürzlich zu London die Presse verlassen.

Weimar, im Julius 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Ueberſetzungsanzeige von Ferri's Werk: Ueber London und die Engländer.

Von dem kürzlich zu Paris erſchienenen und von Kennern mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen ſehr intereſſanten Werke

Londres et les Anglais par *I. L. Ferri* de St. Constant. 4 Bände in gr. 8.

erſcheint nächſtens in unſerm Verlage eine abgekürzte und kritiſch bearbeitete Ueberſetzung in zwei Bänden; welches wir hier vorläufig den Geographiefreunden anzeigen wollten; ein Mehreres hierüber wird in dem nächſten Hefte der Allg. Geogr. Ephemeriden geſagt.

Weimar im Julius 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

VII. Memmerts und Erdingers Demonſtrir-Kabinet.

Die im Nro. 78. des Intelligenzbl. der Allg. Lit. Zeitung 1804 von dem Univ. Buchh. Palm in Erlangen angez. Demonſtrirkabinette, welche vom Hr. Rector Memmert und Kattunfabrik-Inſpektor Erdinger in Schwabach verfertigt werden, haben nicht nur in Anſpach und Berlin, ſondern auch in Wien und anderwärts viel Lob und Unterſtützung gefunden. Ihre Königliche Majeſtäten, der König und die Königin von Preußen, denen die technologiſchen zwei Lieferungen dedicirt wurden, haben in eigenhändig unterzeichneten Schreiben den Verfertigern ihren allerhöchſten Beifall und Dank bezeugt.

Von Seiten des Königl. Ober-Schul-Departements in Berlin iſt den Patronen und Curatoren der höhern Schulanſtalten in Preußen die Nützlichkeit dieſer Kabinette beſtens angerühmt und ſelbige ſind zur Anſchaffung derſelben, in ſoferne die Fonds der reſp. Anſtalten es erlauben, autoriſirt worden; worauf auch von Berlin und Stettin Beſtellungen einliefen.

Ganz neuerlich hat Hr. M. Memmert, der zuerſt dergleichen Lehr-Apparate verfertigte, folgendes ehrenvolle

Schreiben erhalten: „Auf höchsten Auftrag Sr. Königl. Hoheit (des Erzherzogs Carl) bemerke ich Ihnen, daß Höchstdieselben Ihr Schreiben vom 16ten April mit den beigeschlossenen Demonstrirkabinetten richtig erhalten haben und nicht nur Ihnen, nebst Ihrem Gesellschafter, Hrn. Erdinger für die Höchst Ihnen bewiesene Aufmerksamkeit verbunden sind, sondern auch nach näherer, bewährter Prüfung der praktischen Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieser Lehr-Apparate gerne zu ihrer größern Verbreitung beitragen werden. Sr. Königl. Hoheit lassen Ihnen und Ihrem Gesellschafter, zum Zeichen des höchsten Wohlgefallens das angeschlossene Geschenk durch mich übersenden.

Ich verbinde mit der Erfüllung des höchsten Auftrages persönlich die Versicherungen meiner besondern Achtung.

Wien d. 16. Juni, 1804.

Fasbender, St. u. Conferenzr ath.

VIII. Des 8ten Bds 1s Stück von Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde ist mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Bemerkungen über die meteorischen Steine betreffend und II. Beschreibung zweier Steine von denen, die in Frankreich im Departement de l'Orne bei l'Aigle, den 26. April 1803 (6. Flor. XII.) aus der Luft gefallen seyn sollen. (Vom Hrn. B. Kortum.) III. Beobachtungen über die Entstehung des Splintes in den Holzgewächsen. (Vom Hrn. Forstaff. Slevogt). IV. Ueber einige nöthige Berichtigungen bei den Arbeiten der Herren Laplace und Rohde, über den Einfluß der sphäroidischen Gestalt der Luftschichten auf barometrische Messungen; desgleichen über Hrn. Ritters Hypothese von den Feuerkugeln. (Aus einem Briefe des Hrn. Dr. Brandes an den Herausgeber.) V. Untersuchungen über die Frage: Ob man bei den Höhenmessungen vermittelst des Barometers, Rücksicht auf die sphäroidische Gestalt der gleich dichten Luftschichten nehmen müsse? (Vom Hrn. Dr. Brandes.) VI. Bemerkungen über Ebbe und Fluth in Rücksicht ihres Maximums. (Vom Hrn. Laplace.) VII. Nachricht von ein paar Afrikani-

ſchen Thieren: VIII. Nachricht von der eudiometriſchen Vorrichtung des Hrn. Dr. Hope, Prof. d. Chemie zu Edinburgh. IX. Verbeſſerung des Spiegelquadranten des Hr. Ezechiel Walker, wodurch der zur Rektifikation dienende Bulfsbogen entbehrlich wird. X. Beſchreibung eines Apparates, der ſowohl zum Trocknen chemiſcher Produkte, als auch zu Gefrierungsverſuchen brauchbar iſt. (Vom Hrn. Accum.) XI. Nachricht von einem ſogenannten Schwefelregen. XII. Bemerkungen über die Entwickelung des Luftröhrenkopfs bei den Verſchnittenen. (Vom Wundarzte Hrn. Dupuytrin.) XIII. Nachricht von zwei Höfen um die Sonne, nebſt einer Nebenſonne. (Vom Hrn. Engleſield.) XIV. Eine mineralogiſche Merkwürdigkeit aus der Gegend bei Weimar. (Vom Hr. Kriegsrez. Helbig.) XV. Ein neues Mittel zur Aufklärung der weißen Weine. XVI. Ein Leuchtthurm mit Argandiſchen Lampen. XVII. Nachträge von ſeltenen Menſchen. XVIII. Nachricht von einer neuen blauen Malerfarbe. XIX. Verſpürte Erdſtöße. XX. Ein verſteinerter Fiſch. XXI. Beobachtungen über die Wirkungen des gefrornen Waſſers bei dem Zerſpringen der Bomben. XXII. Bernſteinmaſſe von ungewöhnlicher Größe. XXIII. Lebende Nattern in einem lebenden menſchlichen Körper. XXIV. Neues Beiſpiel von angeblicher Selbſtverbrennung. XXV. Nachricht von einem Mondregenbogen. XXVI. Unterſuchungen über die Platina; nebſt Anzeige eines neuen darin enthaltenen Metalles. (V. den Herren Fourcroy und Vauquelin.)

Weimar im Juli 1804.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IX. Von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1804 iſt des 8ten Bandes 2tes Stück mit folgendem Inhalte erſchienen.

I. Ueber die Verbindungen des Schwefels mit Sauerſtoff. Vom Thom. Thomſon. II. Bemerkungen über den Honigthau. (Vom Hrn. Prof. Kries.) III. Zur Geſchichte der Meteorſteine. (Vom Hrn. D. Blumhof). IV. Beobachtungen über die chemiſche Natur der Flüſſigkeiten im Auge. (Vom Hrn. Richard

Chenevix.) V. Mittel, Vogelhäute vor dem Insektenfraße zu sichern. (Vom Hrn. D. Wolf in Nürnberg). VI. Versuche und Beobachtungen über die Zusammensetzung des Schwefels mit dem Phosphor, (vom Hrn. Accum.) VII. Besondere Eigenheit der Eingeweidewürmer. (Vom Hrn. Tommasi.) VIII. Erster Maulbeerbaum in Frankreich. (Vom Hrn Prof. Riaujas.) IX. Eine lebendige Klapperschlange in Frankreich. (Ebend.) X. Ein neues Kaffee-Surrogat. (Ebend.) XI. Nachricht von einem Kräftesammler (Condensateur de forces). (Vom Hrn. R. Pronh. (Mit Abbildung.) XII. Ueber die aus der Luft gefallenen Steine. (Vom Hrn. Oberküchenmeister Freiherrn zu Racknitz in Dresden). XIII. Ueber die neue, im National-Museum der Naturgeschichte zu Paris eingeführte Classification des Thierreiches. Fortsetzung (vom Hrn. Prof. Froriep.) XIV. Sonderbare Erscheinung der Sonne, (nebst einer Nachschrift des Herausgebers). XV. Noch ein neuer Planet. (Vom Hrn D. Olbers entdeckt und mit dem Namen Herkules belegt.)

Weimar im Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Vom Allgemeinen Teutschen Gartenmagazin 1804 ist das 5te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

Allgemeiner Gartenkalender Sept. Oct. I. Landschafts-Gartenkunst. Der Lütetsburger Garten. II. Garten-Baukunst. Charakteristik der Garten-Baukunst. III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber den Weinbau im nördlichen Teutschlande, und von einer Methode jährlich daselbst reife Trauben zu erhalten. (Mit Abbildung Taf. 15.) IV. Blumisterei. 1. Ueber die Wartung der Hyazinthen in freier Erde. 2. Praktische Erfahrung über die Kultur der schönen Pflanzengattung der Heide. 3. Einzelne Bemerkungen über die Nelken. V. Gemüsebau im Garten u. auf dem Felde. Noch Etwas über den Melonenkürbis. VI. Obst-Kultur.

A. Aepfel. Die Bourdeauxer Goldreinette (Mit colorirt. Abbildung Taf. 13.) B. Engl. Stachelbeersorten. 1. Joye's weiße große Stachelbeere. (Mit Abbild. Taf. 14. Fig. 1.) 2. Smith's gelbe Sporkels. (Mit Abbild. Taf. 14. Fig. 2.) VII. Garten-Miscellen. 1. Bemerkungen über den Lichthunger der Pflanzen. 2. Bemerkungen aus dem Briefe einer Gärtenfreundin.

Zu diesem Hefte gehören folg. Abbildungen:

Taf. 13. Die Bourdeauxer Goldreinette. Taf. 14. Englische Stachelbeere. Taf. 15. Treibkästen für Weintrauben.

Weimar im Juli 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Von London und Paris 1803 ist das 8te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. London. 1. Flugblätter und Gassenbauer, die wirksamsten Mittel, das Englische Volk zur allgemeinen Bewaffnung anzufeuern. Beispiele und Proben. What have we to fight for? Der Schleichhändler Johnson. Das Volkslied: Bonaparte und Talleyrand, ein Gespräch. The Bantamcock, eine Ballade auf den ersten Konsul. 2. Fortsetzung. Französische Preßfreiheit. Invasionsskizze, oder Bülletin über Bonaparte's Eroberung von London. Satirische Komödienzettel. Clark's Adresse. Parodie des Marseillerliedes. Subscription. Duldung der Ausländer. 3. Musikalische Unterhaltungen in London. Aufführung des Händelschen Messias in Coventgarden. Eröffnung der Oper. Luxus. Signora Grassini. Beurtheilung der ersten Aufführung. 4. Des Königs Krankheit. 5. Entführung der Mrs. Leigh, durch die Gebrüder Gordon. Besondere Umstände bei ihrer Verhaftung. Große Anstalten zu ihrem Verhör vor der Grand-Jury in Oxford. Rede des Richters Lawrence. Endurtheil. II. Paris. 1. Spaziergang nach Bicetre im März 1804. Beschreibung verschiedener Wahnsinnigen. Das Kaninchen. Der Dichter. 2. Die Petites-Affiches. Sonderbare Ankündigung. Bureaux d'indication. Des

Perückenmachers Ravel komisches Anerbieten. 3. Schulbücher für die neu organisirten Lyceen und Verzeichniß derselben nach allen sechs Klassen. 4. Merkwürdige Stelle aus Volney's Werk über die Nordamerikanischen Freistaaten, den Roman Atala betreffend. III. Englische Caricaturen. 1. Der König von Brobdingnag und Gulliver. — Zweite Scene. Der kleine Gulliver manövrirt mit seinem kleinen Boote in einem Wasserbehälter. (Hiezu die Caricatur XXII. XXIII.) 2. Die Bärenhaut verkaufen ehe man den Bären gefangen hat, oder: den Ochsen ausschlachten, ehe er todt ist. (Hiezu die Caricatur Nro. XXI.)

Weimar im Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. Vom Handelsmagazin 1804 ist das 5te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Betrachtungen über das Geld, den Geldumlauf und den Geldhandel. II. Handels-Geschichte. 1. Ueber den Levantehandel der Engländer. 2. Uebersicht der gegenwärtigen Lage des Handels von Rußland. 3. Ueber den Negerhandel. III. Handels-Geographie und Handelsstatistik. 1. Zur Teutschen Handelsstatistik. Ueber die Mäkler- und Wechselgeschäfte in Hamburg. 2. Zur Handelsstatistik und Fabrikenkenntniß der Königl. Preußischen Staaten. Metallfabrikation im Gericht Hagen. Eisenwerke an der Lanze. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Der Ingwer. 2. Der Orlean oder Ruku. V. Gewerbskunde. 1. Zur Geschichte der Lyoner Seidenfabriken. Philipp Delgsalle. 2. Neue Erfindungen. Beschreibung einer neuen Art Schnellwaage. Neue Geldwaage. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Zur Schilderung des Russischen Handels. Schreiben aus Orenburg. 2. Rheinschiffahrt, Contrebande und Flußpolizei. 3. Dänisches Wegegeld für die Transitowaaren. 4. Amtsbericht von dem Betrage der

im Umlaufe seyenden Noten der Englischen Bank. 5. Neuer Kanal in Belgien. 6. Auszüge aus Briefen. — Stockholm — Kopenhagen — Hamburg. —

Zu diesem Hefte gehören.

1) Die Charte von Ober-Guinea 2) Die Abbildung des Sklavenschiffs, Taf. XII. 3) Die Abbildung des Ingwers und des Orleans oder Rukn. Taf. XIII.

Weimar im Juli 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIII. Vom Handelsmagazin 1804 ist das 7te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Betrachtungen über das Geld ꝛc. (Fortsetzung). Ueber den Werth. II. Handels-Geschichte. 1. Bericht über den neuesten Zustand des Englischen Handels. 2. Beiträge zur Geschichte des Russischen Handels in den neuesten Zeiten. (1) K. Verordnung wegen des Transitohandels von Odessa. (2) Ueber den Orenburgschen Handel. (3) Zugabe zu vorstehendem Artikel. (4) Russischer Handel nach Sina. (5) Nachtrag zu vorstehendem Artikel. 3. Zur Geschichte des Französischen Weinhandels. III. Handels-Geographie und Handelsstatistik. 1. Die Französisch-Westindische Insel Guadeloupe. 2. Neue Einrichtung der Russischen Handelsstadt Odessa. 3. Französische Konsultations-Kammern für Fabriken ꝛc. IV. Produkten- und Waarenkunde 1. Die Kapern. 2. Das Vikugna oder Schafkameel. 3. Der Zibet. V. Gewerbskunde. 1. Etwas von den Dampfmaschinen. 2. Massieus neue Geschirr-Fabrik. 3. Neue Erfindungen. Vorschlag aus Aepfel Zucker zu machen. Chaptal's neue Fleckenkugeln. Zwei neue Mittel zum Ersatz der Milchmalerei. Anzeige wegen schöner Federschwärze. Neue Oekonomische Oefen. Mittel, das Wasser lange vor Fäulniß zu bewahren. Neue Art Bausteine. Mittel gegen die Kornwürmer. Dochte von Feuerschwamm. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1.

Gewerbspolizei von Helvetien. 2. Verbot der Heckenfahrten auf dem Rheine. 3. Auszüge aus Briefen. — Kronstadt — Kopenhagen — Antwerpen — Malmöe — Königsberg — Kopenhagen — München — Paris — Wien. —

Zu diesem Hefte gehören:

Die Charte von Guadeloupe. Kupfer. Taf. XIV. Der Kapernstrauch. Taf. XV. Das Vikugna und die Zibetkatze.

Weimar im August 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIV. D. K. A. Kortums Beschreibung der in Runenthal entdeckten alten german. Grabstätte; nebst den nöthigen Holzschnitten. 8. 10 ggr.

Dieser glückliche Fund ist in gute Hände gerathen, und die unter Direktion des Königl. Preuß. Oberbergamts zu Wetter angestellten ferneren Untersuchungen in diesem merkwürdigen Thale werden, wie schon der Fall ist, weit mehrere Entdeckungen herbeiführen.
Dortmund im Jul. 1804.

Gebrüder Mallinckrodt.

XV. Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, welche in der Leipziger Ostermesse 1804 erschienen und in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben sind.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder, mit Teutschen, Französ. Englischen und Italiänischen Erklärungen mit ausgemalten Kupfern No. 71. 72. 73. 74. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 45 Kr.

— dasselbe mit schwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Der Deutſche:

„Woher du holde Taube? Ha!
Hat meine Göttin dich, hat dich Urania
Zu mir geſandt? Hat ſie, aus ihrer Wolke,
Worinn ſie ſich verhüllt dem blöden Volke,
Geſchaffen dir dies blendende Gewand?
Hat ſie, hat ſie dich mir zum Glück geſandt? —
Wie tönt dein Flugſchlag? — Von des Sminthens Bogen
Durchſäuſelt ſüſſer nicht die Luft der Pfeil. —
Sie kömmt, ſie kömmt zu mir geflogen,
Kränzt mich mit Oellaub, ruht in meinem Schooß,
Iſt meiner Schmerzen, meines Glücks Genoß! —
O wie ſind alle Götter mir gewogen! —
O bleibe! bleib! — Willſt du, mit dieſer Eil',
Ach! ſchon mich fliehn? — O bleib! — Sie ſieht nach mir zurück,
Und flieht, und mit ihr flieht mein Glück.“

Iſt das, was ich von den vielen Ausruffungen, Wiederholungen, und der mindern Einfalt geſagt habe, nicht wahr?

Petrarch beſchließt mit folgenden Worten: „du kanſt ſagen, o Lied: dieſe ſechs Geſichter haben meinem Herrn ein ſüßes Verlangen zu ſterben erweckt“. Quevedo läßt, am Ende, das Schiff in den Hafen kommen, den Lorbeer in den Himmel verſetzt werden, die Quelle aus dieſer Wüſte ſich in die Quelle der Gnade gieſſen, und den Vogel, als Seraph, eine beſſere Zone betreten, wo nichts mehr ſein hohes Neſt ver-

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſ. Plane geſammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann XI Band, enthält 1) Schilderung von Louiſiana a. d. Franz. mit 1 Charte; 2) Rochon's Reiſe nach Marokko und Indien in d. J. 1767 bis 1773 a. d. Franz. m. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

— derſelben XIr Band enth. 1) R. Percivals Beſchreibung der Inſel Ceylon und ihrer Bewohner, m. 1 Charte. 2) Paultre's geographiſ. Nachrichten von Syrien, m. 1 Charte. 3) Elmore's vermiſch. Nachrichten von verſchied. Gegenden, Inſeln und Handelsplätzen in Aſien, gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

— derſelben XIIr Band enth. 1) Bory de St. Vincent Beſchreibung der Kanarien-Inſeln; 2) Devezin's Nachrichten von Aleppo und Cypern. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Bory de St. Vincent, Geſchichte und Beſchreibung der Kanarien-Inſeln a. d. Franz. mit Einleitung und Zuſätzen herausgegeben v. T. F. Ehrmann mit 2 Charten. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Devezin's, Mich., Nachrichten über Aleppo und Cypern. Aus der noch ungedruckten Engliſchen Original-Handſchrift überſetzt und herausgegeben von Dr. Harles. gr. 8. 9 Gr. oder 40 Kr.

Elmore's vermiſchte Nachrichten von verſchiedenen Gegenden, Inſeln und Handelsplätzen in Aſien und vorzüglich in Oſtindien. A. d. Engl. gr. 8. 9 gr. oder 40 Kr.

Ephemeriden, allgem. geographiſ. verfaßt von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von J. J. Bertuch und C. G. Reichard. 6r Jahrgang 1803. 11s 12s und 7r Jahrg. 1804 1s — 6s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Eſſai ſur les Hiéroglyphes, ou nouvelles lettres ſur ce ſujet, av. fig. 4o. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Eſſen, Carl von, Anleitung zur Kenntniß und Benutzung mehrerer in Teutſchland einheim. Pflanzen, Bäume und Sträucher und zum veredelten Anbau einiger Gewächſe und Obſtarten. gr. 8. Druckpr. 18 gr. od. 1 Fl. 21 Kr Schreibpr. 21 gr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Froriep, D. L. Fr., theoretiſch-praktiſches Handbuch

der Geburtshülfe zum Gebrauche bei akademiſ. Vorleſungen und für angehende Geburtshelfer. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage mit 1 Kupfer. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Funke, C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 71. 72. 73. 74. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Funke C. Ph. und C. H. Lippold, neues Natur- und Kunſtlexicon, enthaltend die wichtigſten Gegenſtände aus der Naturgeſchichte, Naturlehre, Chemie und Technologie 3r Theil. S bis 3. gr. 8. 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12. Kr.

Garten-Magazin, allgemeines Teutſches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des pract. Gartenweſens 1r Jahrgang 1804. 1s — 6s St. mit ausgemal. und ſchwarzen Kupfern gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Haüy's, R. J., Grundlehren der Phyſik, aus dem Franz. überſ. mit Anmerkungen von Dr. J. G. L. Blumhof und mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von J. H. Voigt. 1r u. 2r Band mit 24 Kpfert. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Introduction à l'etude de l'art de la guerre ouvrage enrichi de Planches et Cartes p. le Comte de la Rochcaymon Vol. IV. av. flg. gr. 8. 4 Rthlr. 18 gr. od. 8 Fl. 33 Kr.

Journal des Luxus und der Moden herausgegeben von Bertuch und Kraus 18r Jahrgang 1803 11s, 12s, und 19r Jahrg. 1804 1s bis 6s Stück mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Lexikon, allgemeines mythologiſches, aus Originalquellen bearbeitet von C. A. Böttiger und F. Majer, erſte Abtheil. welche die nicht altklaſſiſchen Mythologien, näml. die heil. Mythen und Fabeln der Sineſen, Javaner, der Indiſchen Völkerſchaften im weiteren Umfange, ſowohl nach den Lehren der Brahmaniſchen als Lamaiſchen Religion, der Nordaſiatiſchen Völker, der Parſen, der alten Araber, des Mahomedism, der Hebräer, der Afrikaniſchen Völker, der Slawen, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner ſämtl. urſprünglichen Völker Amerika's und endlich der Bewoh-

ner von Auſtralien enthält, bearbeitet von Dr. F. Majer 2r Band mit Kupfern gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

London und Paris VIr Jahrg. 1803. 76 und 86 Stück, mit ausgem. und ſchw. Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 Fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde herausgegeben von J. A. Hildt 12 Jahrgang 1803. Novembr. Decembr. mit ausgem. und ſchwarz. Kupfern und Charten. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

— daſſelbe herausgegeben von einer Geſellſchaft von Gelehrten und Geſchäftsmännern. Jahrg. 1804. Januar — Junius. Mit ausgem. und ſchwarzen Kupfern und Charten gr. 8. der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Murr, Ch. Th. de, Chirographa Perſonarum celebrium Miſſus I. duodecim Tabulas c. Fig. 4. maj. 1 Rthlr. 12 gr. 2 Fl. 42 Kr.

Obſtgärtner, der Teutſche, oder gemeinnütziges Magazin des Obſtbaues in Teutſchlands ſämtl. Kreiſen, verfaßt von einigen Freunden der Obſtkultur und herausgegeben v. J. H. Sickler. Xr Jahrgang 1803. 11s, 12s und XIr Jahrgang 1804. 1s — 6s Stück mit ausgem. und ſchwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Paultre's, K., geographiſche Nachrichten von Syrien, als Kommentar zu deſſen neuer Charte von Syrien a. d. Franz. mit 1 Charte. gr. 8. 9 gr. oder 40 Kr.

Percival's, R. Beſchreibung der Inſel Ceylon und ihrer Bewohner, nebſt einer Nachricht von einer Geſandtſchaftsreiſe an den Hof von Kandi a. d. Engl. mit Einleit. v. T. F. Ehrmann gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 Fl. 9 Kr.

Rochon's, A., Reiſe nach Marokko und Indien in den Jahren 1767 bis 1773 a. d. Franz. Auszugsweiſe überſ. mit einer Zugabe v. T. F. Ehrmann gr. 8. 18 gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Schilderung von Louiſiana, a. d. Franz. m. Anmerk. und Zuſätzen herausg. v. T. F. Ehrmann, nebſt einer Charte, gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 Fl. 9 Kr.

Siebold's D. E. von, Abhandlung über den neuen von ihm erfundenen Geburtsſtuhl mit 3 Kpft. gr. 4. 18 gr. od. 1 Fl. 21 Kr.

Voigt's, J. H. Magazin für den neueſten Zuſtand der

Naturkunde mit Rückſicht auf die dazu gehörigen Hülfswiſſenſchaften 1803. 11s und 12s und 1804 1s — 6s Stück mit Kupfern 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue Teutſche Merkur v. Jahre 1803. Novbr. Decembr. und 1804. Jan. — Junius. Mit Kupfern 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Commiſſions-Artikel.

Eloiſa to Abelard by A. Pope. Engliſch und Franzöſ. nebſt 2 Teutſchen Ueberſetz., mit 4 Kupfern kl. Fol. 9 Rthlr. 12 gr oder 16 Fl. 30 Kr. die 4 Kupfer beſonders 6 Rthlr. 8 gr. oder 11 Fl.

Hortus Reichertianus, oder ein vollſtänd. Katalog für Handelsgärtner und Liebhaber der Gärtnerei von J. B. Reichert gr. 8. Weimar. 8 gr.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués p. A. L. Millin T. I. 6e Livr. 4to Paris.

— le même T. II. Iere et ſeconde Livr. 4to Paris.

Monumens antiques du Muſée Napoléon gravés p. Th. Piròli av. un Explication p. J. G. Schweighaeuſer publ. p. F. et P. Piraneſi. Livr. 1. 2. 3. à Paris 4to. 6 Rthlr. od. 10 Fl. 48 Kr.

le même Papier Velin 12 Rthlr. od. 21 Fl. 36 Kr.

Antiquités d'Herculanum, gravées p. Th. Piroli et publ. p. F. et P. Piraneli. Livr. 1. 2. gr. 4to à Paris. 4 Rthlr. od. 7 Fl. 12 Kr.

Le même Papier Velin 8 Rthlr. od. 14 Fl. 24 Kr.

Kupferſtiche, Portraits und andere Kunſtſachen.

Abbildungen aller Obſtſorten aus dem Teutſchen Obſtgärtner. Aepfel, 9te Lieferung in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— derſelben, Birnen 9te Lief. in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

Portrait von G. Mercator gr. 8. 4 gr, oder 18 Kr.

— von J. D. Barbié du Bocage gr. 8. 4 gr, oder 18 Kr.

— von Fr. Andreoſſy gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von Nic. Copernicus gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— von Ph. Cluver gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— v. Ch. Reichard, Burgermſtr. zu Erfurt gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

Portrait von Tycho Brahe gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.
— von P. L. Moreau de Maupertuis. gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

In Commission.

Portrait von J. G. Herder, nach einer Handzeichnung von Burv, gestochen v. C. Müller. Royal Fol. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

XVI. Neue Charten und geographische Werke, welche im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar Leipziger Ostermesse 1804 erschienen und in allen guten Buch- und Chartenhandlungen zu haben sind.

A, größere Charten im gewöhnl. Landchartenformat, wovon die mit * bezeichneten zum Gaspariſchen Handatlas gehören.

* Charte von dem Fränkiſchen Kreiſe nach Murdochiſcher Projection entworfen, nach den bewährteſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, und nach den neueſten politiſchen Veränderungen berichtigt, bis zum Januar 1804, gezeichnet von J. G. Kreibich. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
— Dieſelbe auf holl. Oliſ. Papier mit Engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.
* Charte von den Ländern zwiſchen dem Rhein, der Werre, dem Neckar und der Dimel (Oberrhein. Kreis) neu entworfen und auf aſtronomiſ. Ortsbeſtimmungen gegründet von J. F. Güßefeld. Royal Fol. 8 gr. ob. 36 Kr.
— Dieſelbe auf holl. Oliſ. Papier mit Engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 Kr.
* Charte von Neu-Oſt-Preußen, nach den neueſten Ortsbeſtimmungen entworfen und gezeichnet von Sotzmann. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.
— Dieſelbe auf holl. Oliſ. Pap. ꝛc. 12 gr. ob. 54 Kr.
* Charte von England nach den neueſten Ortsbeſtimmungen und andern Hülfsmitteln, entworfen und gezeichnet von A. Stieler. Royal Fol. 8 gr. ob. 36 Kr.

— Dieſelbe auf holl. Olif. Pap. mit Engl. Gränz-Illumination 12 gr. oder 54 Kr.

• Charte von Irland, nach Beauford, Kitchin und Jeffery's und andern Hülfsmitteln entworfen. Royal Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— Dieſelbe auf holl. Olif. Pap. ꝛc. 12 gr. od. 54 Kr.

• Charte von Schottland, nach aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen und den beſten Hülfsmitteln neu entworfen und gezeichnet von A. Stieler. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieſelbe auf holl. Olif. Pap. 12 gr. oder 54 Kr.

• Charte von Perſien, nach aſtronom. Ortsbeſtimmungen und den beſten und neueſten Nachrichten entworfen und gezeichnet von C. G. Reichard 1804. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieſelbe auf holl. Olif. Pap. ꝛc. 12 gr. od. 54 Kr.

• Charte von Afrika, nach den neueſten Beobachtungen und Reiſen berichtiget und gezeichnet von C. M. Reinecke. 3te Ausgabe revidirt im Sptbr. 1803. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieſelbe a. holländiſ. Olif. Pap. 12 gr. oder 54 Kr.

• Charte von China, nach Murdochiſcher Projection entworfen, nach den neueſten und zuverläſſigſten Ortsbeſtimmungen berichtigt und gezeichnet von H. A. F. Stieler, neu verbeſſert im Januar 1804. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 Kr.

Charte, neue, von Syrien, entworfen von C. Paultre, gezeichnet von Lapie. Royal Fol. 8 gr. oder 36 Kr. (Nächſtens erſcheinen: 1) General-Charte von Aſien von Reichard. 2) Charte des Türkiſchen Reichs in Aſien. 3) Charte des Weſtphäliſchen Kreiſes, 4) Charte von Südamerika, womit ſodann der Handatlas vollendet wird.)

Plan von St. Petersburg, neu verbeſſert, Royal Fol. mit Franz. und Teutſcher Erklärung. 8 gr. od. 36 Kr.

— Derſelbe auf holl. olif. Papier. 12 gr. oder 54 Kr.

B. Charten in Atlaſſe gebunden.

Atlas minimus univerſalis. Atlas de Poche compoſé de 43 Cartes et d'autant de Tabies ſtatiſtiques et enrichi des découvertes les plus récentes à l'uſage des Voyageurs et en général de toutes les perſonnes

qui ne veulent se charger d'un grand Atlas 8votray. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

C. Kleinere Charten.

Charte der Reise-Route von Bafra in Asien, nach Hermannstadt in Siebenbürgen. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte von Bambuk nach Compagnon's Zeichnung 4. 3 gr. oder 15 Kr.

Special-Charte von Nieder-Aegypten, nach den astronom. Ortsbestimmungen des B. Nouet. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte vom Herzogthum Berg, der Grafschaft Mark und den benachbarten Gegenden. Fol 3 gr. oder 15 Kr.

— von den Häven der Ostsee und dem Sunde. kl. Fol. 3 gr. oder 15 Kr.

— von dem Laufe der Oder, ihrer Mündung und ihren Nebenflüssen. Fol 6 gr. od. 27 Kr.

— von Nordamerika zur Erläuterung des Systems der Winde und Strömungen. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

— von den Senegalländern nach den neuesten Bestimmungen, nebst Rubaults Reiseroute. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

— von dem Ourcq-Kanal zwischen Paris und Lisy. Fol. 3 gr. oder 15 Kr.

In Kommission.

Carte générale des Marches, Positions, Combats et Batailles de l'armée de Réserve depuis le passage du Grand St. Bernard le 24 Floréal an 8. jusqu'à la Victoire remportée à Marengo etc. p. le Général P. Dupont gr. Fol. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Carte, nouv. géographique, des Isles brittanniques ou Royaume uni de grande Bretagne et d'Irlande etc. Roy. Fol. à Paris 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

Carte physique et polit. de la Syrie pour servir à l'histoire des Conquêtes du Génér. Bonaparte p. Ch. Paultre. Royal Fol. av. des Notes géogr. in 8vo à Paris. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 Fl. 12 Kr.

Carte de la France divisée en Départemens etc. dess. p. Hérisson et gravée p. Chamouin. Royal Fol. à Paris. 1 Rthlr. 8 gr.

General-Charte von einem Theile des Russischen Reichs in Gouvernements und Kreise eingetheilt. A. d. Russischen übersetzt, berichtigt und mit Nachträgen herausg. im Jahr 1802 v. D. H. Reyman. 3 Bl. in Fol. 5 Rthlr.

XVII. Von den Allg. Geograph. Ephemeriden 1804. iſt das 7te Stück mit folgendem Inhalte erſchienen.

Abhandlungen. 1. Nachricht von der Franz. Weſtindiſchen Inſel St. Lucia. 2. Beiträge zur Topographie und Specialſtatiſtik von Frankreich. 2) Das Departement der Drome. 3. Kurze Nachricht von dem neueſten Zuſtande von Perſien. Bücher-Recenſionen. 1. Handbuch der Erdbeſchreibung von Europa, ꝛc. herausgegeben v. Prof. Franz. 2. Cours complet de Cosmographie, de Géographie, de Chronologie et d'Hiſtoire, etc. par *L. Menielle*. 3. Allgemeine Geographie in Briefen an ein Frauenzimmer, von J. B. Engelmann. 1 Thl. Charten-Recenſionen. 1. Navigation générale de la France, par *J. P. Brullé* etc. 2. Carte de la *France*, par *Hériſſon* etc. Vermiſchte Nachrichten. 1. Neue Eintheilung der Kurbaieriſchen Beſitzungen in Schwaben. 2. Beiträge zu Kenntniß der Bevölkerung von Frankreich. 3. Notizen über Hrn. A. Rochon. 4. Avanteoureur neuerſchienener geogr. und ſtatiſt. Schriften Ausländ. Literatur. 5. Ruſſiſcher Handel. 6. Kurze Nachricht von dem Franz. Guyana. 7. Anzeige Holländiſcher Charten und dazu gehöriger Schriften. 8. Neue Franzöſiſche Charten. 9. Franzöſiſche Conſultations-Cammern für Manufakturen, Fabriken, Künſte und Handwerker. 10. Kurze Notizen. — *Indian Recreations* etc. — Herrſchaft Edelſtetten — das Oſtpreußiſche Cammer-Departement — Magazin für Tuttlingen — Statiſtiſche Tafeln von Wirtemberg. 11. Journaliſtik. — Ruſſiſche Miſcellen VII. Heft. Charakter der Ruſſen — Golizynſches Hoſpital — Zeitſchriften — Handel. — Minerva, No. IV. Louiſiana und Kentuky. — *Partage de la Pologne* — Bevölkerung. 12. Ueberſetzungsanzeige. 13. Ankündigung der Charte von Weſtphalen, von Gen. v. le Coq. 14. Warnungsanzeige. 15. Anzeige der Ueberſetzung von Barrow's Reiſen.

Zu dieſem Hefte gehören:

1) Das Portrait von A. Rochon. 2) Die Charte von Guyana. 3) Das Probeblättchen der neuen Charte von Weſtphalen.

Weimar im Juli 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Für den A. T. Herkus. 3 Band 1801

verletzet; so, daß der, welcher den Don Ludwig (den gestorbnen Ritter) betrauert, nicht weiß, daß Vogel, Lorbeer, Quelle und Schiff, im Himmel, als Auserwählte desselben, ihre Blüthe, freyen Lauf, Hafen, und Nest erlangten.

So wie Quevedo, findet unser Dichter auch im Himmel alles wieder. Sein Ausdruck ist edel; aber zugleich ein wenig mystisch und undeutlich.

S. 153. Epistel an Madame Henselu, die zu Wien fünf und zwanzig Mädchen Unterricht im Filet giebt.

Der Verfasser dieses Gedichts hat sich durch dasselbe an dem Spotte seiner Gegner, welche ihn auf die ungerechteste Art behandelten, rühmlich gerächt. Sein Brief ist nicht allein schön versificiert; sondern voll Geist, Einbildungskraft, Laune, und leicht verwebter Moral. Möchten unsre jungen Dichter insgesammt, anstatt über ungerechte Critiken zu schreyen, auf eine ähnliche Antwort bedacht seyn!

S. 199. Der Winter. An Hr. P. Br.

Man darf bey jeder Gelegenheit es wieder und wieder predigen, daß Poetische Bilder und Ausdrücke noch lange keine Poesie ausmachen; daß es auf den darunter liegenden Gedanken ankömmt, ob dieser, von allem Schmuck' entblößt, gesagt zu werden verdiene, und daß er, wenn er in der größten Einfalt sich zeigt, am schönsten ist.

Horaz, in seiner Ode an den Thaliarch, hätte den Dichter, welcher uns gegenwärtiges Stück liefert, hieran erinnern sollen. In vier kleinen Versen zeigt Horaz seinem Freunde beschneyte Berge und Wälder, und gefrorne Flüsse. Nicht um blos zu sagen, daß es Winter ist; sondern um hinzusetzen zu können: Lege den Heerd voll Holz, und lange den besten Wein aus deinen Fässern Wieder vier

RELIGIO

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1804.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Weimar 1804.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1804.

I.

Religion und Geduld.

Zur Erklärung des Titelkupfers.

Wie oft wird die vertrocknete Phantaſie unſerer Kunſtgeſellen und ihrer wohlbeſtellten Ideenlieferanten auf die Folter geſpannt, um einen Entwurf zu einem angeordneten Grabmonument, gewöhnlich dem einzigen Gegenſtand für die Sculptur der Modernen, mühſam hervorzubringen! Das Ideenreiche Alterthum liegt ſo fern von uns! Und wie ſoll es mit dem Bedürfniſſe der Modernen zuſammengeſchmolzen werden? Welche Mißgriffe, Chimären und Mißgeburten erzeugte nicht in den Kunſtwerkſtätten unſerer Bildhauer die falſche Nachahmung der Antike? Wie weit klüger und rathſamer wäre es da, ſich gar

keine Gewalt anzuthun, und das Moderne mit allen seinen Ecken und Winkeln ganz unverfälscht darzustellen. Dann bliebe es doch wenigstens ein treues Dokument des zeitgemäßen Ungeschmacks für die Enkel und Urenkel.

Jedes gelungene und im Geiste der Antike wohlgedachte Werk unserer Bildhauerkunst verdient also schon darum allgemeiner bekannt zu werden, weil selbst der Wille zu diesem Gelingen unter uns nicht häufig anzutreffen, die Ausführung aber gar ein schwarzer Schwan unter den weißen Schwänen und — Gänsen ist.

Das als Titelkupfer zu diesem Bande des Merkurs gegebene Monument, dürfte sowohl seiner Idee als Ausführung nach unter die gelungensten zu rechnen seyn. Man denke sich diese Figuren, von 3 Fuß Höhe, aus kararischem Marmor gearbeitet, in einem dazu berechneten und der Absicht gemäß dekorirten Saale auf verhältnißmäßigen Fußgestellen stehen. Mitten zwischen beiden steht auf einer Terme von schwarzem Marmor die Büste einer umschleierten Matrone, in deren schönen Zügen tiefe Leiden leise Spuren hinterlassen haben, mit der Inschrift auf der Terme:

Dies der frommen Dulderin,
In ihrem Bilde glänzt der Seele
Schönheit noch.

Der Graf von Hochberg Fürstenstein hat dieses Denkmal in einem seiner Zimmer, auf seiner schönthronenden Burg Fürstenstein in Schlesien, dem Andenken seiner Schwester, einer Gräfin Rohnstock setzen lassen. Die Idee ist von dem Grafen, die Ausführung von dem Hofbildhauer und Direktor des königlichen Ateliers in Berlin, Hrn. Schadow, von dessen neuesten Werken im letzten Stücke dieser Zeitschrift ein nur zu trocknes Verzeichniß geliefert worden ist. Von den beiden Figuren hat der Künstler gute Formen genommen, und ein paar Ausgüsse davon sind zur bevorstehenden Ausstellung der Akademie in Berlin bestimmt. Aus beigehenden Kupferplatten, mit welchen Hr. Schadow selbst nicht ganz zufrieden ist, werden die Leser des Merkurs, auch ohne unsere Bemerkungen den Werth der Idee und Ausführung im Allgemeinen zu beurtheilen wissen. Wem sie nicht von selbst mit geheimen Zungen bis zur lebendigsten Rührung, die übrigens freilich allen Kunsttheorien zum Trotz hier wirklich bezweckt und erreicht wurde, sehr hörbar ansprechen, der wähle sich andere, übermenschliche Ideale. Wir beneiden

ihm seine Götterwelt nicht. Wie einfach und wie sprechend ist dieser Gegensatz der Himmelwärts gerichteten Religion, und der mit sanft gesenkten Wimpern auf ihr unwandelbares Symbol herabblickenden Geduld! Wie rein und aller Verschnörkelung entladen, sind diese himmlischen Formen, wie schicklich und reich ohne Uberfluß die Draperien, die in sich selbst einen neuen Gegensatz bilden, wie einfach und doch sich selbst vollkommen aussprechend ist diese begleitende Allegorie, fromme Dulderin. Man erinnere sich doch ein wenig an unsere gewöhnlichen Vorstellungen der Religion und Geduld in unsern Ikonologien und Leichensteinen. Gewiß die Idee war es würdig, von einem Schadow so ausgeführt zu werden! Ein gutes Denkmal muß keiner historischen Persönlichkeit bedürfen. Dies ist hier der Fall. Wiewohl wir nicht zu leugnen gedenken, daß wer die seltene, vollendete Frau gekannt hat, der ein edler Bruder dies Bildwerk weihete, sich mit innigster Empfindung auch den historischen Kommentar dazu denken könne.

B.

II.

Die Orphiſchen Argonautika.

V. 230 bis 302. *)

Dieſe nun waren am Schiff' und zu einem Heere [1]) verſammlet,
Rieſen von hier und dort zu ſich, [2]) verkündigend einer dem andern,

*) Schon der ehrwürdige Bodmer verſuchte, wie bekannt, eine herametriſche Ueberſetzung der Pſeudoorphiſchen Argonautika. Wie würde ſich der Alvater unſerer neuen Ueberſetzungskünſtler freuen, wenn er die Fortſchritte erblicken könnte, die auf ſeiner Bahn die Enkel gemacht haben. Mit Voß unſterblichen Ueberſetzungen fängt freilich eine neue glanzvollere Periode an. Aber Voß ſelbſt erkennt dankbar, was wir dem ehrlichen Bodmer in ſeinem Ankampf gegen die damalige Leipziger Waſſerpoeſie ſchuldig ſind. Der Verfaſſer dieſer Ueberſetzungsprobe, in der man den reinſten Willen zur möglichſten Annäherung an der Voſſiſchen Manier und Kunſt ſelbſt bei ſo manchen Unvollkommenheiten nicht verkennen wird, ſucht ſich, ſo viel es nur immer die ihm zu Gebot ſtehende Sprache erlaubte, in der Stellung der Worte, im Versbau und in der Bedeutung einzelner Ausdrücke, ja ſelbſt im Gebrauch müſſiger Partikeln dem Original anzuſchmiegen. Auf

Richteten Mahle dann zu für die vielfach wirthliche Tafel;
Und als darauf die Luſt der Speiſ' und Getränke geſtillt war,
Sehnte der Hingelagerten jeder nach rühmlicher That ſich.
Alle zugleich ſich erhebend vom tiefen Sande des Meeres,
Wallten ſie dorthin, wo ihrer am Strande harrte das Meerſchiff,
Welches ſie jetzt erblickten und ſtaunten. Aber darauf nun
Hub nach des Geiſtes Gebieten Argos an, es zu rücken,
Hebend auf Walzen von Bäumen, mit wohlgedreheten Tauen,

dieſem Wege gefällt man freilich den Dilettanten weniger. Aber der Verſuch verdient es wohl, mit dem Original zur Seite geprüft zu werden. Mag nach des neueſten trefflichen Bearbeiters dieſer Alexandriniſchen Spätgeburt, Schneiders, Reſultaten das Gedicht ſelbſt auch noch ſo gering in ſeinem hiſtoriſchen und poetiſchen Gehalte ſeyn, es enthält doch manchen ſonſt nirgends erklingenden Nachhall früherer Kunſt und Ueberlieferung und eine treue Uebertragung, ſo wie ſie hier zu erwarten ſteht, iſt Gewinn für unſere Literatur. Auch die Probe des Commentars berechtigt zu Erwartungen. B.

kleine Verse, denn auch dies ist kein Hauptgedanke; sondern er bereitet nur die folgenden, worinn der Dichter sein System von fröhlicher Weisheit vorträgt: Ueberlaß' alles andre den Göttern! Und nun geht die Ode ihren Gang fort.

Wie aber unser deutscher Sänger? In mehr als einem Dutzend langer Verse taumelt der Winter

„aus der benachteten
Höle Grönlands hervor, rufet, erbost umher
Schauend, Boreas weitstreifenden Brüdern,
und
Schirrt das wilde Gespann lärmend am Deichsel des
Schwarzen Wagens. Und bald wird er im
Donnersturm
Durch den Aether daher stürzen u. s. w."

Darauf sollen die Knaben, mit geschliffner Axt, in die Wälder eilen; wolkenberührende Bäume zerstücken, und sie auf lautknarrender Axe seinem Freunde zuführen. Noch nicht genug! Seinen Freund sollen die milden Laren, mit flammender Eiche, vor der Gewalt drohender Stürme schützen, die ums beschneyte Dach brüllen.

Der Schluß des Gedichts ist, dem Gedanken nach, schön, und ganz Horazisch, voll von dessen edler Einfalt; so gefunden, und so ausgeführt; aber der Ausdruck verdirbt ihn.

Der Freund des Verfassers liest einem Kreise, der um ihn herum sitzt, Gesänge von Gellert und Geßner vor. Unter den Zuhörern ist Dorine,

„die

Die er ans Steuerend' fand, und rief dann, zur Arbeit zu kommen
Alle, durch Lob entflammt. Sie folgten mit ſtürmiſchem Andrang,
Legten die Rüſtungen ab und wanden darauf um die Bruſt ſich
Strangichte Seil' und ein jeder von ihnen drückte mit Kraft an,
Raſch zur treibenden Fluth zu ziehn, die wohlrudernde Argo.
Sie aber, eingegraben im Sande laſtete drükkend,
Rückwärts von ausgedorretem Seegras zum Lande gezogen,
Unter den kräftigen Händen der Helden unfolgſam und ſtörrig.
Nun erſtarrte der Muth dem Jaſon. Er winkte darauf mir,
Nach mir blickend, damit ich ihm muthigen Sinn und Thatkraft
Durch mein Lied in den Arbeitkämpfenden immerhin regte.
Da begann' ich mit leiſer Hand die Laute zu ſpannen,
Und meiner Mutter anmuthenden Liederreiz zu ihren Tönen

Gießend, enthub ich die Bruſt von der lilienzarten Stimme:

„Trefflich Geblüt des Minyäiſchen Heldengeſchlechtes,

Auf nun wohlan, mit ſtemmiger Bruſt, einmüthigen Drang es

Drücket die Lan' und ſetzet den Fußtritt feſt: an den Boden

Haftend die Sohlen, und ſtraff die Spitze des Fußes geſpannet. *)

Daß ihr erfreut das Schiff zur ſchimmererfüllten *) Flut zieht.

Argo, von Fichten und Eichenſtämmen zuſammengefüget,

Horch' meiner Stimme, du haſt ja wohl ſchon vordem mich gehöret,

Als ich die Bäume bezauberte auf dem umwaldeten Hügel,

Sonnenanſteigende Fichten, *) biſt mit mir zum Pontus geſchritten,

Von dem Gebirge dich trennend. O folge den Pfaden von Helles

Meere *) nun wieder und eile dich zu verſetzen zum Phaſis.

*) Das Meer der Jungfrau, der Helleſpont.

Unſerer Laute folgend und götterähnlichen Stimme.
Da aber rollte hinzu *) die Tomariſche Buche und hörte,
Welche ſich Argos unter den Kiel des dunklen Schiffes
Setzt' auf Athenens Ermahnen. Richtete dann ſich windſchnell
Auf, das Gebälk leicht hebend und gleitete eilig zum Pontus,
Strebend nach ihm hin zerſtreut ſie die dichtgedrängeten Walzen,
Denen ſie ruhend auflag, nach einem Seilſchlag geregelt;
Trat hinein — und des Hafens bläuliche Wogen entwichen,
Rings die Ufer beſpülend. Erfreut von Herzen war Jaſon.
Argos ſprang in das Schiff, und nach ihm folgete Tiphys.
Dieſe machten's zum Segeln bereit, erhebend und ordnend
Maſt und die Segel; ſie banden das Steuerruder darauf an
Veſt am Ende gefügt und umwanden's mit feſſelnden Riemen.

Als sie auch endlich zu beiden Seiten die Ruder vertheilet,
Hießen sie einzusteigen der Minyer drängende Schaaren,
Denen der Aesonide zusprach die geflügelten Worte:
Höret mich an, ihr untadlichen Herrscher, mir, wahrlich, gefällt nicht,
Männern von höherem Sinn und verständigerm Geist zu gebieten
Ihr darum, welchen auch immer des Herzens Gelust sich begehret,
Setzet zum Führer des Zugs, der Sorge trage für alles,
Welchem es oblieg', jegliche Red' und Verrichtung, die Noth thut,
Anzudeuten den segelnden, oder gelandeten allen,
Wenn sie zu Kolchis Bewohnern und andern Fremdlingen kommen.
Denn zugleich mit mir, dem einzelnen *), viele und brave,
Die ihr euch auch unsterblicher Wurzel entsproßt zu seyn rühmet,
Habt ihr gemeinsames Werk ja gewagt, daß ihr Ruhm euch erringet.

Doch, daß der erſte an Muth und Kraft ein tapf-
rerer Held ſey,
Als Herakles der König, das glaub' ich kaum!
nicht, und ihr ſelbſt wißt's.
Alſo ſprach er und jene ſtimmten ihm alle zu-
gleich bei.
Rufend herbrauſet *) das Volk: der Minyäer
Beherrſcher
Sey Alkides, der hoch vor allen Verbündeten
ragte.
Aber nicht folgt der verſtändige Herrſcher ihm,
welcher wohl wußte,
Jaſon ſey Ehre beſtimmt durch Heres geheime
Berathung,
Daß ſie ihm herrlichen Ruhm bei künft'gen Ge-
ſchlechtern verleihe.
Darum verlangt' er ſelbſt auch, der Aeſonide
gebiete
Ueber die funfzig Rud'rer auf nährender Erd'
und Gewäſſer.
Alle d'rauf gaben ihm Beifall und machten Jaſon
zum Führer.

Gießen.

Welker.

Anmerkungen.

1) Vorher wurden die beſten der Minyer, die der Dichter verſammlet fand, genannt. V. 117—229. Ihre Schaar (λοχος) war funfzig. Sollte λοχος hier die Bedeutung haben, die man bei Euſtathius findet p. 487 ed R. „ein Haufen von funfzig Männern?“ Dieſelbe Zahl bezeichnet es in Xenophons αναβασ. I. 2. 25. Aber wie alle ähnliche militäriſche Ausdrücke, hat es nichts feſt beſtimmtes. In der Κυρου παιδ. VI, 3. 21. bedeutet es 24 — und in Λακεδαιμ. πολιτ. XI, 4 — 100 Mann. In Thukydid. B. V. nach dem Schol. 512.

2) και ρα οι αλλοθεν αλλος εκεκλετο ηδ' αγορευε. Schneider nimmt οι für σφισιν, weil εκεκλ. den Dativ fordre. Ich glaube, daß zu verbinden ſey, wie V. 234. ημενοι ποθεν εκαστος — ſo hier οι — αλλος αλλοθεν — εκεκλ. Sie riefen, einer von hier, der andre von da (ſich zu;) αλλοθεν auf die Stelle im Schwarm bezogen. Gesner überſetzte aliunde adveniens alius.

3) ποδος ακρον υπερβλητην ταναυσαντες. Apoll. Rhod. II, 91. τανυσσατο ποδεσσιν.

4) χαροπος, als Epitheton des Meeres hat Homer (ſ. Euſt. p 317, 42.) Apoll. Rhod. χαροπος ηως.

5) Für πετρας habe ich, was Schneider vermuthet, πευκας überſetzt. Aber εβαινον für εβαινες und dann auch αποπρολιπουσαι ſcheint mir das επισπεο δ' αυτε nicht zu geſtatten. Der Dichter verſteht unter der Argo, die ihm ſchon vom Berge herab zum Meere gefolgt ſey, Fichten und Eichen, woraus ſie gebaut wurde. Die Dichtung, daß Orpheus Bäume in Bewegung ſetzte, iſt voreilig dazu angewendet, um ſeinen groſſen Namen auch den Transport der Bäume vom Berge herab beſorgen zu laſſen. Rhunken bemerkt ſchon, daß Orpheus erſt ankam, als das Schiff ſchon fertig war. Der Dichter hatte das Vorhergehende vergeſſen, wie er V. 294. von Volk ſpricht, ohne daß man vorher wußte, daß Volk da ſey. Die Dichtung verliert unter ſeiner Hand die Seele, wie ein Kind mit der Münze ſpielt, die es nicht kennt, ſo ſpielt er mit dem gegebenen Stoff, ohne Genius, nur mechaniſch. Der Kritiker dürfte bei ihm wohl am wenigſten den Grundſatz haben, alle Mißſtände und Flecken auszutilgen. Ob

daher gleich in dieſer Stelle die Felſen nicht am rechten Ort ſind, ſo könnte doch der Verfaſſer auch die von andern ſchon abgeſungene Idee, Bäume und Felsſtücke folgen Orpheus, mit ungeſchickter Hand eingefügt haben. (Mitſherlich zu Hor. Od. I. 12, 9. hat Stellen ſpäterer Dichter angeführt, die auch die Felſen in Orpheus Gefolge bringen.) Das Beiwort ηλιβατος iſt in Homer beſonders, und andern Dichtern ſehr häufig von πετρα, nie, ſo viel ich weiß, von Bäumen gebraucht.

6) επιτρομεουσα, für επιβρομε. Das erſte wurde durch V. 1156 verdrängt.

7) ὀη μουνω, nach Gesners Vermuthung. „Wählet einen Anführer. Ich bin ja nicht der einzige, viele ſind die es verdienen zu ſeyn. — Heraklès aber am meiſten.“ μουνω, wenn es auch ſehr überflüſſig iſt, als dem πολλες entgegengeſetzt, gefällt mir doch beſſer als Schneiders δαιμονιοι.

8) „herbrauſet“ — vielleicht herbrandend. (επερροθεεν) ροθειν drückt zuerſt das Anprallen der Wellen ans Geſtade aus.

III.

III.

Hingeworfene Gedanken über Schulſtrafen, welche entehren.

Das größte Aergerniß, welches einige Aeſthetiker insbeſondere aber Neopädagogen am Fieldinglichen Tom Jones genommen haben, ſind unſtreitig die vielen Stockſchläge, welche der Held der Geſchichte in den erſten Theilen des Buchs, faſt auf allen Blättern, empfängt. Da iſt keine Leichtfertigkeit, kein Jugendſtreich, der nicht auf dieſe Art beſtraft würde. Bibel, Lebens- und Tiſchregeln, alles giebt dem treuen Lehrer Gelegenheit, die backſide des lieben Zöglings durchzuhobeln. Jedoch der Brittiſche Leſer findet an dem Ordil des armen Tom Jones auch jetzt noch weniger Anſtoß, als Leſer unſers Teutſchlands, in dem, wie bekannt, die Alma Paedagogia, nach langem Umherirren, Vaterland und Tempel, Opfer und Myſterien gefunden hat. Bis auf Baſedows Zeiten ertönten ja alle Schulbänke, beſonders in den Trivialſchulen, von dem Geſchrei der Geſchlagenen. Der Retter mußte kommen, der die arme Jugend von dem Strecken der Treiber zu befreien

ſuchte. Eine Menge Schulen, ſelbſt auf dem Lande, ſind in dieſer Rückſicht treflich revolutionirt worden. Die Pädagogik hat manchen glänzenden Triumph über die ehemalige Rohheit davon getragen; wiewohl einige Leichenredner der alten Zeiten dreiſt behaupten, daß die Jugend deshalb weder klüger noch ſittſamer geworden ſey.

Man pflegt jetzt ſehr an Schulſtrafen zu künſteln; und dies veranlaßt mich, über ſolche, welche entehren, oder auch nur zu entehren ſcheinen, einige Gedanken hinzuwerfen.

Nichts iſt ſeit den früheſten Zeiten der Welt für die Disciplin des Knaben bewährter erfunden worden, als die Ruthe und der Stock; ja nichts hat überhaupt zur Menſchenerziehung im Großen wohlthätiger gewirkt, als eben dieſes Hausmittel. Was man auch von dem Entehrenden und Verächtlichen der Ruthen- und Stockſtrafen behaupten mag; die Geſchichte aller Nationen ſcheint zu beweiſen, daß das Menſchengeſchlecht in gewiſſen Perioden, und der einzelne Menſch in gewiſſen Jahren, ohne Streiche, der Humanität ſich nicht nähern mag. Was in ältern und neuern Zeiten unter den Armeen dieſes draſtiſche Mittel gewirkt habe, iſt bekannt. Man möchte zwar glauben,

„die ſanftlächelnd die Augen bey
Chloens Körbchen verſchlägt, und bey dem blutenden
Abel zärtlichen Thau über die glühende
Wange tröpfelt; doch bald, nickend vom Schlummer, das
Lied der kämpfenden Hand tändelnd entdreht, und dann
Ihm mit ſchalkhaftem Hauch plötzlich die Lampe löſcht.“

Hätte der Anfang des Gedichts alle die Einfalt, die er haben ſollte; wäre der Uebergang zum Schluſſe vollkommen natürlich; ſo könnte das letzte Bild, ohne unedel zu werden, eben ſo wahr und leicht daſtehen, wie man es in den Schriften der Alten finden würde.

Indem ich in der poetiſchen Blumenleſe die übrigen von mir ausgezeichneten Stücke aufſchlagen will, fällt es mir ein, meine ſchon geſchriebnen Blätter nachzuſehen; und ich erſchrecke über die Menge derſelben. Länger darf ich den Leſer nicht ermüden.

Wenn dem Herausgeber der Sammlung an meinem Dank' etwas gelegen iſt; ſo füg' ich den meinigen zu dem Dank' aller Liebhaber des Schönen hinzu. Will er überdem einen freundſchaftlichen Wunſch von mir anhören, welcher auf die Vollkommenheit ſeiner Arbeit zielt; ſo wünſcht' ich, ſein gutes Herz möcht' ihn von der gehörigen Strenge, bey der Wahl der einzurückenden Gedichte, nicht ablenken. An ſeiner Stelle, würd' ich meine Sammlung um den vierten Theil verringern, und dieſelbe ſo einrichten,

nur in monarchiſchen Staaten ſey der Stock an den Heldenrücken der Gemeinen verflucht worden, in freien Republiken hingegen habe man ihn verabſcheut; allein man irrt ſich. Bei den Römern empfiengen die gemeinen Soldaten Schläge mit der Weinrebe*), und mit einem Weinrebenſtocke beehrt werden, hieß zum Centurio avanciren. Doch zu was eine lange Induktion? Es liegt ja in der Natur des Menſchen, durch Anwendung ſeiner phyſiſchen Kraft, wo es nöthig, und auch nicht nöthig iſt, Gehorſam zu erzwingen. Hieran ſcheint ſich denn unſer Geſchlecht ſeit dem Anfange der Dinge gewöhnt zu haben, und was entehrend darin ſcheinen könnte, iſt, in vielfacher Rückſicht, durch die lange Gewohnheit aufgehoben worden. Wo überhaupt auch wenig, oder gar kein Ehrgefühl wirkſam iſt, da können Schläge und Ohrfeigen nicht entehren. Dies iſt großentheils bei dem Knaben der Fall; und zur Empfehlung der Ruthen und Stöcke in Trivialſchulen kommt noch dieſes hinzu, daß ihr

*) Tacitus ſpricht hiervon, als von einer längſt bekannten Sache. Er gedenkt eines Centurios, Namens Lucillius, der immer einen Stock über den andern an den Soldaten entzwei hieb, und ſo bald einer zerſprungen war, gleich rufte: Cedo alteram. Das Cedo alteram kam ſo oft bei ihm vor, daß ihm die Soldaten den Spottnamen Cedo alteram! dafür gaben. (Tacit. Ann. I. 23.)

Wohlthätiges in disciplinarischer Rücksicht sattsam erwiesen ist. Was der Knabe ungebührliches begeht, ist meistentheils Wirkung einer Sinnlichkeit, die der Vernunft nicht gehorchen will, gehorchen kann. Die eine Wagschale sinkt auf die Seite der Sinnlichkeit; es müssen Gegengewichte derselben Art auf die andere gelegt werden. Ein Mittel ohne alle Künstelei, wird wenn der Sinnlichkeit Einhalt geschehen soll, immer das Beste seyn, und niemand wird behaupten, daß etwas Holz vom pädagogischen Birkenbaum ein zu raffinirtes Mittel sey. Man wird auch nicht einwenden, daß es den Knaben entehre; denn die Meinung der Menschen ist hierüber so bestimmt, daß niemand etwas ehrenrühriges darin findet, wenn z. B. der Schulmeister einen ungezogenen Buben mit der Haselstaude humanisirt. Freilich sind über körperliche Züchtigungen die Meinungen der Menschen so verschieden, daß es nicht möglich ist, sie aus der Natur der Sache, oder aus psychologischen Gründen herzuleiten. Der Soldat z. B. besonders unter Teutschen Heeren, der oft mehr oder zu genau mit dem Stocke bekannt wird, dürfte vielleicht in Wuth gerathen, wenn ihn der Unteroffizier oder Kapitän mit einer Ohrfeige bestrafen wollte. So hatte es im alten Rom wenig zu bedeuten, einem freien Menschen eine Ohrfeige zu geben. Der Empfänger erhielt nach den Ge-

ſehen der zwölf Tafeln eine Genugthuung an Geld, die unbedeutend war. Unter der Armee gehörte es zur Tagesordnung, daß der gemeine Soldat mit der Weinrebe gezüchtigt wurde. Aber die Lex porcia verbot auf das ſtrengſte, den Freigebornen mit Ruthen oder Riemen zu hauen. Als z. B. Cicero in der berühmten Rede wider die Blutſauger der Provinzen, Piſo und Gabinius, die Unthaten des letztern in der Provinz Syrien darſtellt, und immer ein Verbrechen über das andere an das Licht zieht, ſo ſchließt er endlich damit, daß er einen Römiſchen Bürger mit Ruthen habe ſtäupen laſſen, und das ganze Volk fieng bei den Worten „Virgis caedebatur civis Romanus“ laut an zu weinen. Woher dieſer tiefe mitleidige Unwille? Er lag nicht darin, daß der civis Romanus an ſeinem Körper hatte leiden müſſen, ſondern in der Meinung, daß ihm nichts entehrenderes habe wiederfahren können. Er war ja wie ein Sklave behandelt worden, von welchen man, als Geſchöpfen, die durchaus keine Menſchenrechte haben dürften, überzeugt war, daß ſchlechterdings keine Schande an ihnen hafte.

Dieſes nun angewendet auf die Knabendiſciplin in öffentlichen Schulen; ſo wird man, meines Erachtens, bei der Wahl der Strafen immer darauf ſehen

müſſen, daß ſie nichts entehrendes an ſich haben. Hierbei kommt weniger in Betrachtung, was in der Sache an ſich ſelbſt entehrendes liegen könne, als was die allgemeine Meinung dafür angenommen hat. Alle ältere Geſetzgeber von Solon bis auf Karl den Großen haben, bei Beſtimmung der Strafen, immer auf die Meinung, ſelbſt auf entſchiedene Vorurtheile, ihrer Völker Rückſicht genommen. So war z. B. im mittlern Zeitalter die Kynophorie das wegwerfendſte, was einem rebelliſchen Edelmann auferlegt werden konnte. Bei Beſtimmung der Strafen in öffentlichen Schulen, wird man genau Acht haben müſſen, aus welchem Geſichtspunkte ſie das Publikum eines Orts anſehen möchte. Was die Meinung, ja ſelbſt das Vorurtheil, für entehrend hält, muß durchaus vermieden werden. Der Stock iſt es nicht, weil jedermann einen leichtfertigen Buben, und Ruthen- oder Stockhiebe in gehöriger Syntheſis ſich zu denken gewöhnt iſt. Strafen, die *nur* entehren, und mit keinem Schmerze verbunden ſind, ſollten, dünkt mich, aus jeder öffentlichen Schule verbannt werden, (ob ich gleich nicht leugnen will, daß ſie bei der Privaterziehung zuweilen mit gutem Erfolge angewendet werden können); denn die meiſten Menſchen empören ſich mehr gegen die Schande, als gegen den Schmerz, weil dieſer einiges Mitleid erweckt, welches der Beſtrafte für

eine Art Erſatz anſieht. Schande allein erweckt Unwillen, vermehrt oft die Widerſpenſtigkeit im höchſten Grade. Schon in der unbedeutendſten Dorfſchule will faſt jeder Knabe, wenn er nicht, ſeiner ganzen Individualität nach, aus der ſchlechteſten Maſſe zuſammengeſetzt iſt, bei der kleinen Kommun, zu welcher er gehört, etwas gelten, und wodurch er in den Augen derſelben verächtlich wird, das macht ihn meiſtentheils auch ſittlich ſchlimmer. Ich kann daher nicht glauben, daß mit einem Orden der Ehre und Schande, womit ehedem in einem bekannten Inſtitute, einige Jahre über, gefaſelt wurde, etwas Gutes könne gewirkt worden ſeyn. Flecken dieſer Art kleben oft lange Zeit an, und der Spott der Mitſchüler bleibt nicht außen. Iſt die entehrende Strafe in einer Schule noch neu, und hat etwas geſuchtes; ſo können die Schüler nicht umhin, darüber zu vernünfteln, und finden am Ende mehr Schande darin, als ſie eigentlich ausdrückt. Bei der Simplicität der Ruthen- oder Stockſchläge giebt es gar nichts für das Räſonnement. Sie werden vergeſſen, oft noch früher, ehe der Märtyrer für die übrigen eminenten Theile des menſchlichen Körpers das Andenken davon verwunden hat. Der alte Syracide empfiehlt ganz naiv, dem Knaben den Rücken zu bläuen, weil er noch jung iſt. Bei den geiſtreichen Athenienſern herrſchte ſogar in den

Gymnaſien der ῥαβδοῦχος; *) und das ſtolze Britannien iſt bis auf den heutigen Tag von jener uralten Methode noch nicht abgegangen. Geborne Lords und Baronets, ſo lange ſie noch Schulknaben ſind, werden mit den Söhnen der Kohlenſchiffer in öffentlichen Schulen auf einem und demſelben Fuß behandelt. Die Lehrer meſſen ihnen ohne Anſtand, bei loſen Streichen, mit dem hergebrachten Maaße, mit welchem dem guten Tom Jones gemeſſen wurde. Und wo iſt bis jetzt eine Nation, die ſo viel kluge, ſelbſtſtändige, ſelbſtdenkende Männer, ſo viel einſichtsvolle und gelehrte Staatsleute, aufzuweiſen hätte, als England? Das Beſuchen der öffentlichen Schulen trägt überhaupt das Meiſte bei, Männer zu bilden. Es entwickeln ſich freilich darin eine Menge Leichtfertigkeiten und Untugenden, weit ſchneller und ausgebreiteter, als bei der Privaterziehung; aber auch das Gute wird feſter und konſiſtenter, als in den jungen Telemachen, die nach dem erhabnen Vorbilde ihres treuen Hausmentors ſich geſtalten. Was ſchadet es denn alſo den jungen Engländern, wenn ſie, als Schulbuben, nach jenem einfachen Geſetze behandelt werden, quam non di-

*) Ἐναιδὰν εἰς τοὺς ἐδήβους ἐγγραφῇ. τὸ Λυκεῖον. καὶ Ἀναθήμα καὶ γυμναστάρχια καὶ ῥάβδοι καὶ κακῶν ἀμετρίαι. Aeſch. Axioch. §. 3. ed. Filcher.

dicimus, accepimus, legimus, verum ex natura ipsa arripuimus?*) „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" wird es auch wohl hier heißen. Uebrigens bin ich der Meinung, daß man an Schulstrafen so wenig, als möglich künstle. Meistentheils findet man in jeder neu eingeführten mehr entehrendes, als eigentlich darin liegt. Nochmals: die mit Schande verbundene Strafe taugt für eine öffentliche Schule gerade am wenigsten, indem sie, statt zu bessern, nur Leidenschaften erregt.

In einer Sächsischen Provinzialstadt fanden unlängst die Prediger es zweckmäßiger, durch sinnliche Darstellung von Schande, als durch die Eindrücke der Ruthen und Haselstöcke in der Stadtschule auf die Knaben wirken zu lassen. Dem zu Folge wurden ein paar Schulbänke gebaut, eine mit dem Kopfe eines Esels, die andere mit dem eines Schafs, den Symbolen der Faulheit und Einfalt, verziert. Hier sollten die Schulknaben, die durch das Eine, oder das Andere, sich auszeichneten, ihre Sedes halten. Die Absicht der Prediger war gut: den Schulkollegen wurde aufgetragen nach dieser Norm zu verfahren. Allein die Knaben, welche auf diesen Ehrenbänken gesessen hat-

*) Cicero pro Milone.

ten, wurden von ihren Kommilitonen nachher auf der Gasse verspottet; die ehrsamen Bürger liefen auf das Rathaus, und erklärten vor dem Synedrio: daß ihren Buben, wenn sie Unfertigkeiten begiengen, Stockschillinge gehörten, so wie sie selbst und ihre Väter und Großväter welche empfangen hätten; — aber beschimpfen wollten sie die Jugend nicht lassen. Ohnung, das neue Strafgesez wurde wieder abgeschafft, und jeder Schulkollege voll neuem cum virgh, et baculo belehnt.

K.

IV.

Großkönig, ein surrogativer Kaisertitel.

Wie mag es wohl kommen, daß wir in der Europäischen Staatengesellschaft noch keinen Großkönig haben? oder vielmehr: warum hat man in der reichen Nomenklatur Europäischer Regentenwürden den Titel Großkönig noch nicht, dessen Erfindung übrigens schon so nahe liegt, da die Benennungen Großherzog und Großfürst gleich darauf hinleiten.

Man hat über dies hierin schon den deutlichsten Vorgang am Alterthume, wo es Großkönige (oder nach unsern Begriffen Kaiser) gegeben hatte, ehe noch der Familienname Cäsar (Kaiser) zur Bezeichnung der höchsten Regentenwürde gebraucht werden konnte. Die Griechen nannten nämlich den König in Persien μεγας βασιλευς (Großkönig) weil sich sein Reich von andern Königreichen selbiger Zeit, wo ihr Flächenraum oft kaum etliche Quadratmeilen betrug, allzu sehr an Ausdehnung und Macht unterschied. Denn damals nannte sich bekanntlich jeder unabhängige Fürst, der manchmal nur das Oberhaupt einer einzigen Stadt und eines kleinen Gebiets umher war, einen König.

Es hatte also das Alterthum eigentlich auch seine Kaiser, namentlich an den Großkönigen von Persien, und an Alexander von Macedonien. Letzterer heißt nicht etwa um seiner persönlichen Eigenschaften willen der Große; ja er heißt überhaupt gar nicht so, sondern Alexander der große König (Großkönig). So nannte er sich selbst nach dem Beispiel der Persischen Monarchen, oder vielmehr in der nämlichen Hinsicht, in welcher seine Landsleute, die Griechen, den übermächtigen Perserkönig einen Großkönig (nach unsern Begriffen einen Kaiser) genannt

haben. Seine Eitelkeit kannte zwar keine Gränzen, indem er ſich zuletzt gar für einen Gott ausgab, und dafür verehrt ſeyn wollte. In ſo fern könnte er wohl auch prahleriſch genug ſich ſelbſt den ruhmvollen Beinamen „der Große" beigelegt haben. Aber ſo nannte er ſich doch nie, und auch ſeine Landsleute bezeichnen ihn nur mit dem unter ihnen ſchon geläufigen hohen Regententitel: ὁ μεγας βασιλευς. Damals wenigſtens, wo er ſich vor den Diogenes hinſtellte, und von dieſem Philoſophen, der alle menſchliche Hoheit verachtete — oder auch nur zu verachten affektirte — eine aus dieſer Geſinnung hervorgehende Aeußerung erwarten mußte, war es nicht rathſam, mit einem Beinamen, den nur die Mit- und Nachwelt geben darf, öffentlich zu prahlen. Wenn er alſo zu Diogenes ſagte: „Ich bin Alexander, der große König;" ſo wollte er damit weiter nichts angeben, als ſeinen eigentlichen Namen, und den ihm gebührenden Regententitel „Großkönig."

Vielleicht hätte ein gewiſſes Miniſterium, das vor einigen Jahren damit umgieng, ſeinem Monarchen, einem der erſten Könige in Europa, den Kaiſertitel beizulegen, mit der Benennung **Großkönig** ſeine Abſicht, ihn vor andern Königen hoch auszuzeichnen, mit weniger Schwierigkeit erreichen können.

daß ein kleines Plätzchen darinn nicht viel weniger, als ein Lorbeerkranz, wäre.

V.

Vermiſchte Litterariſche Nachrichten aus Frankreich.

Die Franzöſiſche Akademie hat in dieſem Jahre drey neue Mitglieder erhalten. Herr de Belloy trat in die Stelle des verſtorbenen Grafen von Clermont; und den Herren Brequigny und Bauzee haben Duclos und Bignon Platz gemacht. Duclos war zugleich Secretaire perpetuel und Geſchichtſchreiber von Frankreich; die erſtere Stelle hat Dalembert, und die andre Marmontel erhalten.

An Duclos hat Frankreich einen ſehr guten Kopf verlohren. Seine vorzüglichſten Werke ſind, Conſidérations ſur les mœurs de ce ſiécle; mémoires pour ſervir de ſuite aux conſidérations ſur les mœurs; & l'hiſtoire de Louis XI. — Man ſchreibt ihm auſſer dem noch verſchiedene Romane zu, an denen er aber zum Theil nur ſehr wenig, zum Theil gar keinen Antheil hat. Ihre wahren Verfaſſer ſind die Herren von Maurepas, de Pont de Vele, der Marquis de Sügeres, der Graf Caylus, der Abt Voiſenon, und Mad. de Sügeres. Duclos gerieth in ſeiner Jugend in die Geſellſchaft dieſer witzigen Köpfe, welche aus freundſchaftlichen Abſichten, und weil ſie gerne verborgen bleiben wollten, ihn für den Verfaſſer gedachter Schriften ausgaben. Einige behaupten ſogar, die Geſchichte Ludwigs des XI. ſey aus dem Manuſcripte eines gewiſſen abbé le Grand, commis des affaires étrangeres, welches Duclos nach des abbé Tode von den Erben angekauft, genommen.

Der

Denn der Kaisertitel gebührt doch nur einzig dem höchsten Oberhaupt des auf das ehmalige Römische Cäsarreich gepfropften Teutschen Kaiserreichs; so fern dieses, ursprünglich wenigstens, sogar Rom selbst zu seinem Gebiete rechnen konnte, und das westlich-römische Kaiserthum eingegangen war. Auch würde dieser Titel einem Europäisch-fürstlichen Beherrscher von Konstantinopel, als Nachfolger der Oströmischen Kaiser, nicht streitig gemacht werden können, weil dies wieder ein erneuertes Cäsarthum (Kaiserthum) im eigentlichen Verstande wäre. Aber jeder andere noch so große Monarch, auch der von uns so genannte Kaiser von China, ist, was ein König von Persien, oder ein Alexander von Macedonien war, μεγας βασιλευς, Großkönig, ein Titel, der in der Natur seines Reichs gegründet ist; da hingegen der eines Kaisers bei jedem andern, der nicht auf einem der beiden Römisch-Cäsarischen Throne sitzt, ganz keinen andern Sinn haben kann, als den, der sich mit dem Titel Großkönig verbinden läßt. *)

*) Die alte Numismatik erhebt gegen die Behauptung, daß Alexander der Große bloß als Nachfolger des großen Königs von Persien diesen Zunamen erhalten habe, zwar noch einige bedeutende Zweifel: allein sie hat doch auf der andern Seite manches für sich. Mit Nutzen würde hier Jacob Gronovs diatribe de cognomine μεγας verglichen werden können. B.

V.

Nachricht von einer Handschrift des altteutschen Gedichts: von dem Schafzabel-spil. *)

Einleitung.

Der Verfasser des hier beschriebenen Teutschen Gedichts hieß Jacob de Cessolis, ein Name, dessen letzte Hälfte in den Handschriften außerordent-

*) Unsere Leser wissen schon aus dem Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeitung welch ein glücklicher Fund für die altteutsche Literatur in St. Petersburg gemacht worden ist. Die Flüchtlinge vor den Schrecknissen der Revolution konnten nirgends einen sichern Zufluchtsort finden. Hr. H. R. Adelung in Petersburg hat die Güte gehabt, uns für diese Zeitschrift einige Früchte dieses Fundes mitzutheilen, und noch mehrere zu versprechen. Der Teutsche Literaturfreund erinnert sich noch mit Dankbarkeit seiner Mittheilungen aus der damals noch ungeplünderten Vatikan-Bibliothek. Es ist eine Laune des Glücksspiels, das auch in der Literatur seine Rechte hat, daß Hr. Adelung in Petersburg fortsetzen konnte, was er in Rom angefangen hatte. Aber es ist sein Verdienst, daß er die dazu erforderlichen Kenntnisse besaß. Es ist sein Verdienst, daß der vielseitig gebildete Mann (seine metrische Uebersetzung des Lateinischen Eklogendichters Calpurnius, die so eben in Petersburg 255 S. in gr. 4. mit anständiger Pracht erschienen ist, beweist seinen geläuterten Geschmack in der

lich verunſtaltet worden, woraus denn mancherlei Irrthümer in Anſehung des Vaterlandes dieſes Schriftſtellers entſtanden ſind. Man findet ihn de Caeſolis, Caſalis, Caſallis, Caſtulis, Caſulis, Ceſolis, Ceſolus, Ceſſalis, Seſſelis, Teſſalis, Teſſellis, Theſſalis, Theſſalonia, Theſſalonica u. ſ. f. geſchrieben, und ſuchte dem zu Folge ſein Vaterland bald zu Caſale, bald zu Kaſſel, bald im Florentiniſchen, bald in Theſſalien, bald in Theſſalonich, bald anderwärts. Am unglücklichſten war Lambecius Comment. B. 2, Kap. 8. in ſeinen Muthmaßungen, indem er de Calalis für die wahre Schreibart, dieſes für eine Ueberſetzung des Teutſchen von Hütten hielt, und damit auf die bekannte Teutſche Familie von Hütten zu zielen ſcheinet. Quetif und Echard heben in Scriptor. Ord. Praedicat. Th. I.

klaſſiſchen Literatur, und iſt eine wahre Bereicherung unſerer Ueberſetzungs-Literatur) bei ſeinem wichtigen Berufskreis auch noch Zeit zu ſolchen Unterſuchungen findet, gewiß wird es aber auch unſern Leſern Vergnügen machen, in der vorgeſetzten Einleitung den ehrwürdigen Veteran unſerer Literatur ſeinen Schatz zu Gunſten ſeines Neffen und des Publikums eröffnet zu ſehn. Möge dem rüſtigen Neſtor Zeit und Kraft erhalten werden, um ſeine ſeit 30 Jahren verbreitete Geſchichte der Teutſchen Literatur, die längſt ihrer Vollendung entgegenreifte, ſelbſt noch herausgeben zu können! V.

S. 47 allen Zweifel, indem ſie aus dem Laurentius Pignon, einem Landsmanne des unſrigen, der ſogar in eben demſelben Dominikanerkloſter zu Rheims Lektor war, und nur hundert Jahre nach ihm, nämlich 1403 lebte, beweiſen, daß er von Ceſſoles, einem Dorfe in dem ehemaligen Bisthume Laon in der Picardie, an der Gränze von Champagne, gebürtig war, und davon ſeinen Zunamen hatte. Pignon nennet ihn zwar Johannem (ein Schreibfehler für Jacob) de Teriace, und ſcheint dadurch die Verwirrung zu vermehren; allein, da er gleich darauf hinzu ſetzt, de conventu Remenſi, ſo ſiehet man bald, daß er damit die Landſchaft Thierache in der Picardie gemeint, welche im Lateine dieſer Zeit Teoracia, Teriace und Tiraſcia genannt wird, und in welcher das Dorf Ceſſoles wirklich liegt.

Seine Lebenszeit iſt nicht genau bekannt. Quetif und Echard ſetzen ihn in das Ende des dreizehnten, oder in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, andere beſtimmter in 1290 oder 1295. Wenigſtens iſt dieſe Angabe richtiger, als wenn Hyde in Elencho Scriptor. de Shahiludis, n. 27 und daraus Leſſing in Kollektan. Th. 2, S. 333, ihn vor 1200, und Trithemius, Gesner und du Cange um 1400 leben laſſen, indem man bereits

reits Ueberſetzungen ſeiner Schrift aus der Mitte des vierzehenten Jahrhunderts hat. Er war ein Dominikaner zu Rheims und machte ſich durch ſeine Predigten berühmt. Einen groſsen Theil dieſes Ruhms hätte er denn wohl ſeinen moraliſchen Predigten über das unter dem Adel ſeiner Zeit ſo beliebte Schachſpiel zu danken, welches derſelbe auf den Kreuzzügen hatte kennen lernen. Daſs er dergleichen Predigten gehalten, ſagte er in ſeiner Vorrede ſelbſt, und da ſie vielen Beifall fanden, ſo ſetzte er ſie unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium ſchriftlich auf. Daſs dieſes der wahre Titel iſt, welchen er ſeiner Schrift gab, erhellet aus der eben gedachten Vorrede, daher man es den Abſchreibern beizumeſſen hat, wenn die Handſchriften andere Titel angeben. Denn da dieſe Art zu moraliſiren dem Geſchmacke ſeiner Zeit ſo angemeſſen war, ſo ward ſein Buch gleich vom Anfange an, überaus häufig abgeſchrieben, und man wird nicht leicht eine öffentliche Bibliothek finden, welche nicht Abſchriften davon aufzuweiſen hätte. Die hieſige kurfürſtliche Bibliothek hat deren zwei, der Ueberſetzungen nicht zu gedenken. Denn auch dieſe ſind überaus zahlreich.

Die älteſte Ueberſetzung iſt, ſo viel man jetzt weiſs, die hier beſchriebene Teutſche, welche Konrad

von Ammenhuſen, ein Mönch und Prieſter zu Stein am Rhein (nicht Stettin, wie Hyde, Leigh in Typogr. Lipſ. S. 128 und Panzer in den Annalen der Teutſchen Literatur, S. 97 wollen. Marchand, auf welchen ſich Panzer beruft, hat wirklich Stein.) im Jahre 1337 verfertigte, aber ſie zugleich ſo vermehrte, und durch Umſchreibung erweiterte, daß man ſie als eine eigene Arbeit anſehen kann. Panzer beſchreibt S. 97 und 137 zwei Ausgaben eines Buchs unter dem Titel: das Spil das da heyſſet Schachzabel, die eine von 1477 und die andere von 1483. Wenn ich ihn recht verſtehe, ſo iſt das die gegenwärtige Ueberſetzung, denn das Buch iſt gereimt. Er giebt zwar den Verfaſſer für ungenannt an, allein wahrſcheinlich hat er das Räthſel, in deſſen Anfangsbuchſtaben ſich der Ueberſetzer genannt hat, überſehen. Wenn er dieſes gedruckte Werk nicht wirklich ein Gedicht genannt hätte, ſo würde ich es um der von ihm angeführten proſaiſchen Vorrede willen, dagegen die in der Handſchrift gleichfals gereimt iſt, für einen Abdruck der proſaiſchen Ueberſetzung halten, welche ein Ungenannter bald nach der gereimten verfertigte, und welche der Herzog August von Braunſchweig faſt ganz in ſein bekanntes Werk von dem Schachſpiele übergetragen hat.

Um 1336 erſchienen zwei Franzöſiſche Ueberſetzungen, die eine von dem Dominikaner Jean Feron, und die andere von einem Jean de Vignay, von welchem ſich in hieſiger kurfürſtlichen Bibliothek vier Abſchriften befinden, und von welchen wenigſtens die eine gedruckt iſt; der Italieniſchen, Engliſchen und Holländiſchen Ueberſetzungen nicht zu gedenken.

Uebrigens iſt unſer Jacob de Ceſſolis nicht, der älteſte Schriftſteller von dem Schachſpiele, wie Hyde und aus ihm Leſſing in Kollektan. Th. 2, S. 333 wollen. Marchand im Dict. hiſtori Th. 1, S. 181 gedenkt eines Pyaſis, der um 1000 ſtarb, und ſetzt hinzu, daß auch Papſt Innocenz 3. um 1198 moraliſche Betrachtungen über das Schachſpiel angeſtellet habe.

Dresden.

Adelung.

Der Zufall führte mir hier in St. Petersburg, wo ich altteutſche literariſche Schätze am wenigſten vermuthen durfte, mehrere alte Manuſcripte in die Hände, von denen eine etwas umſtändlichere Nachricht den Liebhabern unſrer frühern Literatur vielleicht nicht unwillkommen ſeyn dürfte. Ich behalte mir das

her vor, dieſe Seltenheiten nach und nach näher zu beſchreiben, und mache den Anfang mit dem Gedichte über das Schachſpiel; von welchem ich ſchon vor mehreren Jahren nach einer Vatikaniſchen Handſchrift eine, jedoch weit unvollkommnere Nachricht gegeben habe.

Dieſe Handſchrift enthält 123 Blätter in Folio, und iſt auf ſehr ſchönem Pergamente mit außerordentlichem Fleiße und der größten Sauberkeit geſchrieben, und ungemein gut erhalten. Der gegenwärtige Beſitzer erſtand ſie zu Paris in der Auktion des Duc de la Valiere, in deſſen Katalogo man ſie Vol. I. p. 398. No. 1321. angeführt findet. Sie hat, außer einer ſehr großen Menge mit Gold und Farben verzierter Anfangsbuchſtaben, dreizehn ſehr gut gemachte Zeichnungen in äußerſt lebhaften Farben auf Goldgrund, welche die Geſtalt der Schachſteine in ihrer allegoriſchen Bedeutung vorſtellen. Jede Seite hat zwei Kolumnen, welche häufig durch gemalte große Buchſtaben und rothgeſchriebene Lateiniſche Sentenzen und Sprüche, ſo wie durch Teutſche Ueberſchriften unterbrochen werden.

Die Handſchrift iſt im Jahre 1337 folglich nur 28 Jahre früher, als die vom Jahre 1365 in der Va-

tikanischen Bibliothek befindliche verfertigt, scheint aber viel sorgfältiger und vollständiger zu seyn. Was ich ehemals bei der Beschreibung des Heidelbergischen Manuskripts (Altteutsche Gedichte in Rom, S. 148.) nicht zu bestimmen wagte, wird durch den vorliegenden Codex genau angegeben, daß nämlich Konrad von Ammenhusen wirklich der Teutsche Verfasser dieses aus dem Lateinischen übersetzten Gedichtes ist. Am Schlusse desselben sagt nämlich der Dichter

Do sprach ich daz ich wolte verdagen
Minen namen vnd in nit sagen
Dar vmb straffent die gesellen mich
War vmb ich es dete daz ich
Minen namen nit wissen lie
Durch der gesellen willen ich hie
Eine reterische geschrieben han
Wer die reht gemerken kan
So erkennet er minen namen wol
Die reterische ich sagen sol
Als ich gedaht han
Vnd wil es allut ane van
Das schribet der pyngusser
Vnd der gnepfer
Wan ich schribe nit gerne soliche gum-

pelmer.

Und nun folget ein Anhang mit der Ueberſchrift: *Dis iſt ein reterſche do vindet man inne wieder, hies dér dis buch tihtete.* Dies ſogenannte Räthſel enthält 104 Strophen, ſo ganz ohne Zuſammenhang, daß man ſie für zuſammengewürfelt halten ſollte, wenn es ſich nicht fände, daß aus den Anfangsbuchſtaben dieſes poetiſchen Miſchmaſches folgende Worte herauskommen: DIS BUCH TIHT ICH CUNRAT, VON AMMENHUSEN IN DER STAT ZE STEIN DA ICH MUNICH UNDE LUTPRIESTER WUAS ICH KUNDE ES NIHT BET TIHTEN BAS. Folglich iſt es Konrad von Ammenhuſen, Mönch und Leutprieſter zu Stein am Rhein, den Lambeck ſchon als Verfaſſer einer ſolchen Ueberſetzung angiebt. Das Jahr der Verfertigung dieſes Gedichts iſt am Schluſſe deſſelben folgendermaßen beſtimmt:

Dis buchelin wart vollebraht
Do man zalte von gottes geburte
Vür war Sübene vnd drißig
Vnd dritzehen hundert iar.

Auf dem erſten Blatte ſteht der Titel des Werks: *Dis Buch iſt von dem Schafzabel ſpil. Von lattine zu tütſche gediht.*

Der Gewährsmann dieſer Anekdote iſt der noch lebende Mr. le Drain, premier commis des affaires etrangeres, welcher Hrn. le Grand ſehr gut gekannt hat. Dem ſey wie ihm wolle, Duclos braucht nichts mehr, als die Conſidérations und die Memoires geſchrieben zu haben, um der Nachwelt verehrungswürdig zu bleiben. Noch weit verehrungswürdiger macht ſeinen Nahmen der allgemeine Ruf von Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit, der über ſeinem Grabe ſchwebt. Herr Duclos hatte etwas rauhes und unbiegſames im Charakter, aber ſein Geiſt war heiter, und ſein Herz voller Wärme für Wahrheit und Freundſchaft. Wann er ſahe, daß man jener einen Schleyer überwerfen wollte, ſo begnügte er ſich nicht, ihn aufzuheben, er zerriß ihn. Zu den Groſſen redete er mit einer Kühnheit, die ſie in Erſtaunen ſetzte, und ſie hatten nicht das Herz, ſich die Verachtung eines ſolchen Mannes aufzuladen. Für den unglücklichen Chalotais nahm er öffentlich Parthey. Er war ſelbſt aus Bretagne, liebte die Perſon des ſtandhaften Präſidenten, und vertheidigte ihn bey allen Gelegenheiten mit einer ſo unbedachtſamen Heftigkeit, daß der Herzog von Nivernois, der für die Freyheit des rechtſchaffenen Duclos beſorgt ward, ihn überredete, mit einem vornehmen Herrn eine Reiſe nach Italien zu thun. Dieſe Reiſe traf ſo vollkommen ihren Zweck, daß da Duclos, auf dem Rückwege, den Hrn. von Chalotais in ſeinem Exilio zu Xaintes beſucht hatte, ſich zu Paris das Gerücht verbreitete, der Canzler von Maupeou hätte ihm im Nahmen des Königs, doch nur mündlich und ohne weitere Vollmacht, eine Unterhandlung aufgetragen, die ohne Erfolg geblieben wäre. Künſte und Wiſſenſchaften liebte er aus innerer Neigung. Seine vertrauteſten Freunde waren Gelehrte, und er ſcheute ſich nicht, es die Groſſen merken zu laſſen, daß er die Geſellſchaft jener der ihrigen vorzog. Um

Von dem Verfaſſer des lateiniſchen Originals heißt es auf dem zweiten Blatte:

Der dis buchelin hat gedicht
In lattin als ich es vant,
Der waz *iacobus* genant
Von theſſolis ein brediger
In welchem huſe er wer
Daz vant ich an dem buche niht
Eines mir min mut vergiht
Daz es were ein guter man
Der kunſt kunde vnd noch kan
Ob er lebet daz weis ich
Niht ich will verſehen mich
Daz er kund fug vnd vnfug
Daz zövget ſin gedihte clug.

In der kaiſerlichen Bibliothek Ambraſ. Cod. CCLXIII. heißt dieſer Mönch Jakobus de Ceſſolis, ordinis fratrum predicatorum, und ſein Buch Liber moralis ſuper ludo ſcaccorum ad honorem nobiljum et eorum ſolatium. Sein Name aber wird vielleicht richtiger de caſulis (von Hütten) geſchrieben, wie Ambraſ. Cod. 246 und 136. S. Lambec. II. p. 848 und 877.

Dies Gedicht enthält eine moraliſche Erklärung

des Schachſpiels, mit 16 Figuren und 64 Feldern, ſo wie es noch jetzt geſpielt wird.*) Der Dichter führt, zum Beweiſe ſeiner Behauptungen ſehr häufig Beiſpiele aus der geiſtlichen und weltlichen Geſchichte und auch bisweilen die Geſetze, beſonders die Dekretalen, an. Nach einer vier Blätter langen Einleitung nähert er ſich endlich ſeinem Zwecke und ſagt: *wie vnd wan man von datz ſpil des erſten erkoht ward. Jakobus von Theſſalus ein bredigêr* ward von ſeinen Ordensbrüdern ſehr gebeten

Daz er in die lere
Mahte offenbere
Wie vnd wa von were
Von erſt ſchafzabel ſpil erdoht
Vnd wie es zu lattin wurde broht.

Er ließ ſich erbitten,

Vnd es beſchach
Das man in horte vnd ſach

*) Anſtatt die Leſer mit Hyde's und Freret's tiefer Gelehrſamkeit über die Erfindung und Geſchichte des Schach'ſpiels aufzuhalten, dürfte ich ſie nur auf Wieland's Abhandlung über die älteſten Zeitverkürzungsſpiele (ſämtl. Werke B. XXIV. S. 90 ff.) verweiſen, wenn ſie nicht gewiß jedem ſchon gleich bei der Nennung des Schachſpiels von ſelbſt eingefallen wäre.

Offenlichen bredigen von diesem spil
Vnd hatte vor im lute vil.

Seine Zuhörer wünschten nun, zu ihrer Besserung die, in seinen Vorträgen enthaltenen Lehren gesammelt zu sehen,

Alsus ving er daz buch do an
Vnd teilte es in viere do
Wan wer ein ding zerteilt so
Mag man deste bas verstan
Alsus hab ouch ich getan
Nach siner lere ich tumber gouch
Wan ich han es in viere ouch
Geteilet als ich beste kan.

Nun folget der Inhalt dieser vier Abhandlungen:

An dem *ersten teile* vindet man
Vnder welem kunige es funden wart
Von welem lant, vnd weler art
Der meister wat der es vant.
In dem *andern teile* dar na
So mag man vinden ouch ie fa
Die geschöppfede ieglicher steine
Vnd waz die geschöppfde meine

Vnd wie ir ſitte ſollent ſin
Des kuniges vnd der kunigin
Der ritter vnd der alten
Waz amptes die roch ſont walten.
Der dirte teil ſeit von den vendelin
Das es ſullent antwerg lüte ſin
Vnd wie iegelicher geſchaffen ſi
Wie das volg ſtande den edeln bi
Vnd die edeln bi der diet
Als ouch mirs das buch beſchiet.
An dem *vierden teil* man vint
Wo von die ſpangen erhoben ſint
In dem ſchafzabel bret
Vnd wie manig velt es het
Wie kunig vnd kunigin
Roch ritter alten ſullent ſin
Neben ein ander vnd hinder den ven-
den ſtan
Vnd darnach wie veren gan
Jegelicher mag von ſine ſtat
Die er zum erſt beſtellet hat
Vnd wie er dar nach aber ſol
Von der man noch vindet wol
Was ouch das betütung hat
So das ſchachzabel ſtat
Als man es des erſten zielten ſol

Als menig velt den iſt ſtein vol
Als menig velt iſt ouch lere u. ſ. w.

Das erſte teil dis buches

Vnder welem kunige dis ſpil vinden wart.

Ein kunig waz von hoher art
Bi des ziten der fund beſchach
Der hies Eylinmordach
Vnd waz Nobuchodonoſers kint. —
— So ſchribet ein meiſter Joſephus
Von Elnmordach alſus
Das er vil vbels dete
Die wile ſin vatter helte
Vihelîche ſinne vnd verſtoſſen waz
Von dem rich als ich es laſs.

Als der Vater ſeine Vernunft wieder erhält und das zügelloſe Leben des Sohnes ſieht

Do hies er balde gahen
Vnd den ſun vahen
Vnd leite in in einen ketkere
Ob ieman bi im were.

Hier muß er bis zu Nebukadnezars Tode ſchmach-

ten. Kaum iſt er in Freiheit, ſo läßt er, aus Furcht ſein Vater möchte aus dem Grabe wieder kommen, auf Anrathen ſines geſellen Joachim den Körper wieder ausgraben, ſchneidet ihn ſelbſt in 300 Stücke, und giebt dieſe 300 Geyern zu freſſen. Hier bricht der Dichter die Gräuelthaten Ermenrichs plötzlich ab, und lenkt wieder ein:

Von dem ſpil ich fürbaz
Sage ir iſt vil die wenent daz
Dis ſpil ouch wurde funden
Vnd erdoht an den ſtunden
Vor troye die do beſeſſen waz
Aber dirre meiſter der ſchribet daz
Es wurde in caldea erdaht
Vnd würde dannan in kriechen braht
Von eime meiſter der brahte es
Der hies dyomedes
Vnd do es gefahen
Die meiſter zu kriechen do jahen
Sie es wer ein cluger ſin
Vnd vbetentz vaſte vnder in
Dar nach bi Alexanders zit
Dez gewaltigen do wart es wyt
Vnd breit vber alles egypten lant
Dar nach wart es aber erkant

Das manz reht als ſinen hal
Gap in der welte vberal
Alſus iſt es ouch zu vns komen.

Wie der meiſter hiet der dâz ſpil erdoht.

Von orient der hies *perſes*
In caldeſchen zungen ſer vant es
Ouch hat er noch einen namen
In kriegeſcher zungen daz er ſich nit ſchamen
Dörfte wan er waz ſicherlich
Ime gemeſſe vnd lobelich
Do er von ime wol gezam
Phylometor waz derſelbe nam.

Meiſter Perſes. Phylometor wird nämlich von den geängſtigten Unterthanen des Wüterichs Einmordach gebeten, einen unſchuldigen Zeitvertreib für ihn zu erfinden

Do mit er den kunig brehte
Von vnart vnd vnſitten
Des begundept fü in lere bitten
Der bette gewerte er die lute do.
— Do gedohte er her vnd hin
Zu iungeſt kam im in den Sin

Das er dis ſelbe ſpil do vant.
Vnd lerte es in dem hofe zu hant.

Der König wird begierig, das neue Spiel kennen zu lernen: der kluge Meiſter erklärt ihm den Zuſammenhang deſſelben, und macht es ihm durch eingeſtreute Geſchichten ſo angenehm, daß der König bald keinen andern Zeitvertreib liebt, und alle ſeine üblen Gewohnheiten darüber vergißt.

Der meiſter braht den kunig dar an
Mit hofelicher beſcheidenheit
Das er vil vntugenden meit
Vnd was einem kunig miſſezam
Vnd daz er tugent an ſich nàm
Vnd beſcheidenliche ſitte
Daz braht er alles zu da mitte
Daz ér ein gemeine lere det
Vſ dem ſchafzabel bret.
Nv warent die ſteine
Gros vnd kleine
Von golde vnd von ſilber gemaht
Alleſſament in der aht
Nach menſchen bilden gar
Wie ſi gingen har vnd dar
Dez lert er alles den kunig do
Er wart der kurtzewile fro.

Nun folget die eigentliche Auseinandersetzung und moralische Erklärung des Schachspiels.

Hie hebet an der kunig. Vnd ouch der ander teil dis buches

Nv merckent wol har zu wan ich
Von jedem steine sunderlich
Wil sagen wie er geschaffen sy
Vnd waz man merken sol da by
Dis sage ich so ich beste kan
An dem kunige hebe ich an.

Nun folgt eine Beschreibung

I. Des Königes

und zugleich eine Vorschrift für den Maler, der die Gemälde zu dieser Handschrift machen sollte, in folgenden Worten: *Der kunig sol sitzen vf eime guldin sessel in eime guldin throne vf sime houbte ein guldin krone. In der rechten hant ein zepter. In der linchen hant ein guldin appfel. Sin gewant sol sin von purpur. Vnd ander gezierde sol er haben als eime kunige zugehort.*

Dies ist nun auf dem ersten Gemälde mit vieler

Kunſt und äuſſerſter Sauberkeit vorgeſtellt. Der König ſitzt vorgeſchriebenermaßen auf einem Throne, und zu beiden Seiten ſtehen zwei ſeiner Diener in demüthiger Stellung. Die Figuren ſind auf dieſem, wie auf allen übrigen, ziemlich gut gezeichnet, beſonders aber ſind die Köpfe ausdrucksvoll. Der Grund aller Zeichnungen iſt Gold, welches die Lebhaftigkeit der ſchönen Farben noch erhöhet.

Der Dichter beſchreibt nun den Anzug des Königs umſtändlich, und kömmt dann auf die ihm nöthigen Tugenden und Eigenſchaften, die durch Beiſpiele aus der heiligen und weltlichen Geſchichte beſtätiget werden, z. E. Wie ariſpus des hertzogen trünt ime von zorne vnder ſine ougen ſpuwete. — Wie kunig pirus von ſinen dienern hünder wert beſcholten wart. — Wie künig Dionyſius ſin rouben lis durch kunig Alexander u. ſ. w.

II. *Von der kunigin.*

Die kunigin ſol ſitzen vf eime guldin ſeſſel in eins kuniges guldin throne. Vnd ſol an tragen ein vech vel. Vnd darzu waz ein kunigin mag gezieren.

Auch

dem Verdienſte aufzuhelfen, um etwas Gutes zu Stande zu bringen, wagte er alles; in ſolchen Fällen wußte er ſeinen Charakter zu verläugnen, und nahm die feinen Künſte, deren Anwendung ihm ſonſt ſo eckelhaft war, mit Geſchicklichkeit zur Hand. Nach Dinant, ſeiner Vaterſtadt, ſchickte er jährlich anſehnliche Allmoſen. Er lag nur wenige Tage krank, und die Zeugen ſeines Todes berichten nichts merkwürdiges davon.

Kurz vorher war geſtorben Mr. **Bignon**, Conſeiller d' état, prevot des marchands, prévot des cérémonies de l' ordre du St. Eſprit, bibliothécaire du roi, membre de l'académie françoiſe & honoraire de celle des belles lettres. Auſſer dieſen Titeln, die er hauptſächlich der Vorſorge ſeines Oheims, des Abbé Bignon zu danken hatte, iſt eben nicht viel von ihm zu ſagen. Bey Gelegenheit, daß er zum königlichen Bibliothecarius ernannt ward, ſoll ihn der Graf d' Argenſon folgender Geſtalt complimentiert haben: „Ich wünſche ihnen Glück, mein Vetter, da haben ſie nun einmal die ſchönſte Gelegenheit leſen zu lernen".

Dieſe beyden Mitglieder zu erſetzen, wählte die Franzöſiſche Akademie den 7ten May die Hrn. Suard und De l'isle; aber den 9ten kam ein Brief vom Miniſter, der im Nahmen des Königes die Wahl für ungültig erklärte, und eine neue vorzunehmen befahl. Der Akademie gieng dieſe Kränkung ihrer Freyheit ſehr nahe. Der Direktor, Prinz von Beauveau that im Nahmen der Geſellſchaft dem Könige Vorſtellungen deswegen, aber vergeblich. Die übrigen Competenten zu dieſen Ehrenſtellen, welche ſich mit den Hrn. Suard und De l'isle zugleich dargeſtellt hatten, wollten von dem widrigen Zufalle, der zwey hochachtungswürdige Männer aus ihren

Mit-

Auch dieſes Gemälde iſt ganz in der vorgeſchriebenen Art ſehr gut ausgeführt. Die Königin ſitzt auf dem Throne in einem mit Hermelin gefütterten königlichen Mantel, und iſt von vier Frauen in bittender Stellung umgeben.

Die Rechte und Pflichten der Königin werden nun weitläuftig beſchrieben, und bei dieſer Gelegenheit mehrere Geſchichten erzählt, als z. B. Wie ein wip iren man betroug, daz er ime lies einen zan vsbrechen. — Daz Duellius die erſten ſchif vf dem mere vant. — Wie Anna kuſche bleip bitz an iren dot. — Wie Lucretia Colatinus wip ſich ſelber erſtach u. ſ. w.

III. *Von dem alten.*

Der alte ſol ſin geſchaffen als ein rihter. Vnd ſol ſitzen vf eime rihtſtul vnd ſol han vor im ligen ein vf getan buch. Vnd darzu waz einen erbern rihter an höret.

Der Alte, oder Richter, ſitzet auf dem nach dieſer Anweiſung verfertigten Gemälde in einem runden Stuhle ohne Lehne vor einem Katheder, auf welchem ein aufgeſchlagenes Buch liegt. Er hat ein braunes Unterkleid mit knapp anſchließenden, mit Gold be-

festen Aermeln er, und darüber einen weiten blauen, weit ausgeschnittenen Talar, auf dem Haupte eine braune Mütze mit einer goldenen Rose verziert, und an den Füßen rothe Strümpfe, ohne Schuhe. Zu seinen Füßen sitzt ein horchender Jüngling, mit einer Schriftrolle auf dem Knie, und einer Feder in der Hand. Vor ihm steht ein Alter in andächtig zuhörender Stellung, dessen Unterkleid blau, das Oberkleid aber halb weiß, halb grün ist.

Die Pflichten des Richters werden wieder durch Beispiele erläutert, z. E. Wie marcus ancius ein armer römer besaſs beneuent. — Wie krassus ein rihter mit golde ertrencket wart. — Wie myda ein kunig wupschete daz allez daz golt wurde daz er berürte. — u. s. w. Hier bekommen unter andern auch die armen Weiber ihren Theil.

Ich han mere denne zwir
Gehoren clagen etteliche man
Daz ir frowen nit vür gut wellent han
Die kleider die sü dunckte gnug
Sü wellent ouch haben kleinöter klug
S happel gebend vnd gurtelin
Stuchen vnd reide tuchelin

Vmgeblin vnd edél geſteine
Groſse berlin vnd kléine
Pater noſter ſeckel vnd fürſpan
Was eine ſiht die andre han
Sü geſtoffet irme würt iemer áne
E ſi ſemliches oder beſſeres habe. —
— Des iſt maniger worden blos
Alles dez im ſin vatter lie
So er denne da von gegie
So muſt er ſin ſchaden han
Sus iſt verdorben manig man
Der darnach denne vbel det,
Wan er niht zu bruchend het
Sus wären die frowen ſchuldig daran.

Bald darauf wird dem Dichter aber mit Recht bange, er ſetzt daher hinzu:

Ich bitte alle die dis leſen
Das ſü des jeman weſen
Das ſü es den frowen niht ſagen von mir
Wan ich vörhte daz ich ir
Hulde vmb dieſe rede verlur.

Nieman ſol zu gerihte ſitzen der vngebe vnd vnwitzig iſt. — Wie man zügen ſol hö-

ran einen one den andern. — Wie canbiſes' geſchunden wart daz er vnreht rihtete. Ein kräftiger Richterſpiegel! Dies ganze Kapitel von den Richtern würde überhaupt mit wenigen Veränderungen auch noch heut zu Tage hie und da mit Nutzen geleſen werden.

IV. *Von dem ritter.*

Der ritter ſol ſitzen vf eime roſz daz ſol ſin verdecket mit eime iſenin verdeckede. Er ſol an haben einen gantzen harnaſch. Vnd ſol ſin ein wol bereiter gewoffenter man ſo er iemer beſte kan. Mit huben pantzer bruſtblech armgewant kettin hantſchuhe vnd beingewant. Einen helm vnd einen ſchilt. In ſinre rehten hant ein ſper zu ſinre lincken ſiten ein ſwert. Ein platten mit kettenen. Vnd waz dar zu gehört. Vnd zwen guldin ſporn vnd ſol ouch ſin gezug mit golde wol vs bereit ſin.

Dieſer Vorſchrift iſt der Maler getreu nachgekommen, außer daß er dem Ritter noch zur Rechten einen Dolch, in die rechte Hand eine Lanze und auf der Wapendecke des Pferdes, ſo wie auf dem Schilde zwei in einander geſchlungene Hände zum Wappen gegeben hat.

In der poetiſchen Beſchreibung der Rüſtung des Ritters heißt es:

Ein ritter ſol an tragen
Einen gantzen harnaſch waz dar zu ſol
Gehöre daz im gezem wol
Das ſage ich ob irs went loſen
Halsberg vnd iſen hoſen
Buchblech beinbergen oder knieling genant. —
Koller becken huben vnd dar zu
Einen guten helm zwen iſen hentſchu
Sol er an ſime henden han
Er ſol den ſchilt nit hinder in lan
Ein ſper in ſiner rehten hant, u. ſ. w.

Die ritter ſont beſchirmen wittewen vnd weiſen. — Wie malthera mit wiſheit ſinem bruder an gewan ein lant. — Ein ritter ſol wiſe vnd kreftig ſin. — Die ritter ſont getruwe ſin. — Ein ritter ſol erberung ſin. — Die ritter ſont ſchirmen daz reht u. ſ. w.

V. *Von dem roch.*

Das roch ſol han alle ding als der ritter Vnd darzu me. Wan es einen lantvogt betü-

tet. So ſol er han ein vech vel. Vnd einen kulhut. Vnd ſin hut ſont ſin mit vehem gefutert. Vnd ſol han in ſiner rehten hant ein kolben do dez kuniges zeichan an ſi.

Als mich das ſchafzabel büchelin
Gewiſet das ſelbe roch ſol ſin
Geſchaffen als ein ritter wert
Der vnter im hab ein ſtoltzes pfert
Oder ein ros er ſol ouch an
Dem libe ein vech vel an han
Oder ein gehutze als denne ſi
Der ſitte er ſol ouch han da bi
Der ennweders das ſi gut
Einen kugel oder einen hut
Mit vehem wol gefuriert
Einen ritter das wol ziert
Alſus det mir das buch bekant
Er ſol in ſiner zeſewen hant
Einen ſtab oder einen kolben han
Da dez kuniges zeichen an
An daz man ſehe offenlich
Als dis buch bewiſet mich
Einen lantvogt dis roch betüten ſol. u. ſ. w.

Daz zwey roch ſullent ſin. — Ein lantuogt

fol wogen lip vnd gut vmbe gerehtikeit. — Wie kamilus den valſchen ſchulmeiſter wider heim ſante mit der burger kinden. —; Wie alle bosheit beginnet anheben in ſwoben laut. Hier hält der Dichter den armen Schwaben ſeiner Zeit eine tiefe Strafpredigt:

Eines ich mit vrlob wil
Beide kunden vnd ſagen
Des mag ich durch nit verdagen
Wand eht offen gift allbeine
So beginnet anders gemeine
Vntruwe vnd mort entſpringen
In Swoben *von mürdelingen*
Des gehlehte wahſſet fere
Ich wil ir nennen mere
Die ouch in ſwoben beginnent komen
Als ich die mere han vernomen
Von trugenêcke von valſchenberg
Von ſpottenouwe ſi ſint nit getwerg
Ir kunſte ſi ſint groſſe ryſen
Von vervatenberg hört ouch wol zu diſen
Von lugentz der iſt ein michel diet
Herbrig den eit ſich nie geſchiet
Von den die ich vor an hau genant

An disem buch ich dis nit vant
Vnd hab es doch hie geseit
Mir ist von gantzen hertzen leit
Das nieman getar heissen liegen mich
Vür die warheit sicherlich. u. s. w.

Der dirte Teil.

VI. *Von dem ersten venden*

Der erste vende sol sin ein human. Vnd ein rebeman. Vnd sol han in siner rehten hant ein howe. Vnd in der lincken ein gerte. Vnd ein rebemesser vnder sime gurtel.

An disem ersten wil ich ane van
Derselbe sol vor dem roche stan
Das stat zu des kuniges zesewen hant
Als ich es an dem buche vant
Dar ab ichs gelesen han
Der sol betüten einen human
Dem sol er glich gebildet sin
Suss lass ich an disem buchelin
Er sol haben in der zesewen hant
Ein howe da mit man daz lant
Buwe daz es fruhtber würt
Korn win vnd ander gerete birt

Des menglichem notdurftig iſt
Vnd vnſer herre ieſus chriſt
Vs der erden vns wahſſen lat
Das lüten vnd vihe git rat.
In der lincken hant er haben ſol
Eine gerte der gezient einen buman wol
Do mit er triben ſol ſin vihe
Zu arbeiten vnd zu weide ich gihe
Das er noch me haben ſol
Vnder ſime gurtel daz gezimt im wol
Ein krumbes meſſer damit er eben
Geſnide die bömme vnd die reben.

Der Bauer iſt mit einer weißen ſpitzen Kappe auf dem Kopfe, einem aufgeſchürzten, weißen Hemde, rothen langen Hoſen und kurzen Stiefeln abgebildet.

Bei Gelegenheit des Weinbaues ſpricht der Dichter von den Tugenden des Weins, und bezieht ſich darüber auf das Urtheil der Aerzte.

Ettelichen meiſter me da von ſeit
Wer wiſſen welle die warheit
Vnd das welle geruhen
Der ſuche an ſiren buchen
Ypocras vnd *gallienus*

Auicenna haly rufus
Raſis vnd *Auenſear*
Ich kan ir nit genemmen gar
Doch wil ich vergeſſen niht
Dyoſcorides an diſem gediht
Semon vnd *damaſcenus*
Conſtantinus platearius
Serapion vnd *clemenſue*
Vnd meniger guter meiſter me
Die von artzenie meiſter waren. u. ſ. w.

VII. *Von dem andern venden*

Der ander vende ſol ſin ein ſmid vnd ein zimberman. Vnd ein murer. In ſiner rehten hant ſol er ein hammer han. In der lincken eine barte als ein zimberman vnd vnder ſime gürtel ein kelle.

Als ich an den buchen funden han
Der ander vende der ſol ſtan
Vor dem ritter zu des kuniges zeſewen hant
Als mir det dis buch bekant
Vnd ſol als ein man gebildet weſen
Als ich es hie han geleſen
Vnd ſol betüten einen ſmit

Mitteln betroffen hatte, keinen Vortheil ziehen, und ſie lieſſen an den Secretär der Akademie die ſchriftliche Erklärung gelangen, daß ſie ſich aus der Reyhe der Candidaten zurückzögen. Unter dieſen wackern Männern nennt man die Hrn. Chabanon und Dorat. Dem zufolge wurden die Hrn. Brequigny und Bauzee, die ſich gar nicht dargeſtellt hatten, erwählt, und den 6ten Julii nahmen ſie in den erledigten Seſſeln Platz.

Auf dem Theater der franzöſiſchen Comödie ſind in dem verwichenen Jahre drey neue Trauerſpiele mit Beyfall aufgeführt werden: Die Druiden von Hrn. Le Blanc; Romeo und Juliette (welches Trauerſpiel aber mit dem Shakeſpeariſchen dieſes Nahmens wenig mehr als den Titul gemein hat) von Hrn. Ducis; und die Cheruſker von Hrn. Beauvin. Dieſes letztere iſt eine Nachahmung des Schlegelſchen Hermann. Im November ward ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, l'anglomane, von Hrn. Saurin, mit vorzüglichem Beyfalle geſpielt. Dieſem Stücke fehlt keine von den erforderlichen Eigenſchaften, um ſich auf dem Theater zu erhalten.

Eine neue Schauſpielerin, Mlle. Reaucaux, hat auf dieſer Bühne eine der glänzendeſten Triumphe erhalten. Sie iſt eine Schülerin des berühmten Schauſpielers Briſar, 17 Jahr alt, von ſchöner Bildung, einer edlen Geſtalt und hoher Miene. Mit dieſen Vorzügen verbindet ſie eine wohlklingende und wahrhaftig theatraliſche Stimme. Sie hat mit dem größten Beyfalle die ſchweren Rollen der Dido, Emilie, Hermione, Monime, Idame, und Pulcherie geſpielt; doch gründete ſich der Enthuſiaſmus des Publicums wohl nicht allein auf die izige Ausführung derſelben, ſondern zugleich mit auf die Ahndung desjenigen, was von dieſer jungen Anfängerin

ihre

Da bi ſol man vergeſſen niht
Vnd einen murer vnd ein zimberman
Derſelbe vende ouch betüten kan
Als ich es hab geleſen hie
Nu hörent lont ich ſage wie
Derſelbe vende ſol geſchaffen ſin
Als mir beſchiet dis buchelin
Er ſol ouch haben in der rehten hant
Einen ſmit hammer da bi ſol ſin erkant
Sin antwerg daz er triben ſol
Do von gezimet er dem ritter wol
Daz er dem ſi nahe bi
Was im notdurftig ſi
Das er im das alles mache
In meniger hande ſache. u. ſ. w.

VIII. *Von dem dirten venden*

Der dirte vende ſol han in ſiner rehten hant ein ſchere. In der lincken hant ein lang meſſer. An ſime gurtel ein ſchribe gezug. Ob ſinem rehten oren ein veder ſtecken.

Die Schere ſoll bedeuten

Einen iegelichen antwerg man
Der tuch weben verwen vnd ſcheren kan
Schroten vnd ouch machen gewant

Er betütet als vns tut bekant
Dis buch ein bart ſcherer
Dis meinet alles die ſcher.

Das Meſſer deutet auf

einen metziger
Vnd einen leder gerwer
Vnd einen der beltze machen kan
Von wilden vnd von zammen har an
Ouch von den huteren
Dis alle heiſſent lanifices.

Hier bekommen die Metzger, Barbierer, Tuchſcherer, Sattler, Hutmacher und Gerber eine gar ſcharfe Lektion, die durch eingeſtreute Geſchichten zu einer eigentlichen Moral in Beiſpielen wird.

Das Schreibezeug zeigt an

Das die ſchriber ſont gar fliſſig ſin
Zu ratend frid vnd früntſchaft

Und nun folgt bis ans Ende dieſes Abſchnittes eine lange Abhandlung über die Freundſchaft.

IX. *Von dem vierden venden.*

Der vierde vende ſol han ein woge in der

rehten hant. Vnd in der lincken ein elen mas.
Vnd an sime gurtel ein seckel vol pfenninge.

Derselbe vende betütet die·
Die eines kuniges schatz enpfahnt
Vnd mit dem wehsel vmbe gant
Die woge vns das betüten kan
Wan mit der woge vil dicke man
Silber vnd ouch golde enphat
Vnd gut ouch wider vs so hat
Der bütel ouch betütung wol
Das er die betüten sol
Die zu behaltend gut enpfahnt
In der truwe sich die lute lahnt.
Das elen mas daz sol er han
By dem mag man ouch verstan
Die wüllin vnd linie tuch
Verkouffent bi der elen daz buch
Vns bewiset daz die also son han
Truwe vnd gitigkeit son lan.

In diesem Kapitel wird sehr weitläuftig von der Treue der Frauen, der Ehrlichkeit der Kaufleute u. s. w. gehandelt.

X. *Von dem fünften venden.*

Der fünfte vende sol sin geschaffen als ein

artzot. Vnd ſol ſitzen vf einem ſeſſel vnd ſol han in der rehten hand ein buch. Vnd in der lincken hant eine buhſe mit lattewerie. Vnd an ſime gurtel ſol er han hangen meniger hande ſcheren, yſenlin etc.

Auf dem nach dieſer Vorſchrift gemachten Gemälde ſitzt der Arzt auf einer hölzernen Bank vor ſeinem Hauſe, in welchem man einige Gläſer und Büchſen ſtehen ſieht. Er hat um den Kopf ein rothes Tuch geſchlagen und iſt mit einem rothen Untergewande bekleidet, über welchem er eine Art von blauem Hemde an hat. An dem Gürtel hat er eine große, lederne Taſche, vermuthlich ein chirurgiſches Beſteck, hängen, und neben ihm liegen Meſſer, Spatel und Eiſen. Ihm zur Seite ſteht auf einer Bank ein hohes rundes Futteral mit einer Handhabe, ungefähr ſo geſtaltet, wie die Schriftbehälter, welche auf alten Denkmählern vorkommen.

In ſiner lincken hant ſol ſin
Mit lattewerien ein buhſſelin
An ſinem gurtel ſol er han
Meniger leye yſen da mit man
Wunden vnd gelwer erfaren ſol
Vnd ouch vinden als vil wol

Den wunden artzot iſt kunt
Das ſeit dis buch zu dirre ſtunt
Das er in ſiner hende ſol han
Ein buch das betütet das an
Einem artzot kunt ſol weſen,
Als ich ab dem buch han geleſen
Sŏ ſoltent haben menig vernunft
Gramatyck loyck rethorick die kunſt
Geometrick aritmetrick vnd muſica
Aſtronomia vnd theologia
Die ſoltent im alle kunt weſen
Als ich hab im hie geleſen
An dilem ſchaſzabel buchelin
Wolt er ein volk.menet artzot ſin. —
— Das er ſol ein bühſſe han
Des bedarf ein artzot wol
Wan der artzot wer ein kleiner man
Möhte er niht artzenien han. —
— Die iſen an dem gürtel ſin
Einen wund artzot es betüten ſol.

Der Dichter verlangt außer den angeführten Wiſſenſchaften noch von einem Arzte, daß er heilsig, *fittiger geberde*, *hofelicher rede*, *küſch*, *gutes troſtes*, *heimlich* und *luſtig* ſey. Dieſe letztere Eigenſchaft giebt ihm Veranlaſſung zu folgendem Lobe des Frohſinns:

Ich mercke es alſo zu welher ſtunt
Ein menſche der dinge würt gewert
Der es von gantzem hertzen gert.
Wand es im da bi luſtig iſt
So würt ſin craft zu der ſelbon friſt
In dem libe zerteilet vber'al
Da von die craft denne gewinnet val
Das ſie nit endete
Ob ſie einen andern hette
Der menſche ſin craft als er hatte o
No merckent von den froüden me
Menglicher gantzer froüden gert
Aber wa von froüde lange wert
Das enmügen w[illegible] willen niht
Dis ſelbe buch mir hie vergiht
Das ein wiſer niemer einig wirt
Froüden die ſelbe froüde im birt
Sin gewillen der tugend die er hat
Die ſelb froüd im nit zergat
Noch würt im niemer vndet varn
Das glücke mag in nit enbarn
Der dinge der es im niht hat geben.

Den Beſchluß dieſes Abſchnittes macht eine Vorſchrift für den Arzt, wie er die Kranken nach ihren verſchiedenen Temperamenten und Säften behandeln muß.

muſt, und eine Reihe von Beiſpielen, welche ſie beſtätigen ſollen.

XI. *Der ſehſte vende*

Der ſehſte vende ſol ſin geſchaffen als ein würt. Vnd ſol han in der lincken hant ein kennelin. Vnd ſol in ſollicher wiſe ſtan daz er mit der rehten hende lade die geſte.

Der Wirth hat auf dem zu dieſem Abſchnitte gehörigen Gemälde eine grüne ſpitze Mütze auf, eine blaue Jacke und grüne Strümpfe an; in der Hand eine gutgeformte zinnerne Kanne, unter dem Arme ein Brot, um die Hüften einen ledernen Gürtel, woran eine Taſche und ein Dolch befeſtiget ſind. Er winkt mit der rechten Hand zwei Bettlern. Das Wirthshaus wird durch einen Kranz an einer Stange bezeichnet; in demſelben ſiehet man einen gedeckten Tiſch, auf welchem zwei kleine Näpfe ſtehen und eine Zwiebel liegt. Auf der Erde liegt ein Faß.

Der vend ſol noch einem man gebildet ſin
In ſiner lincken hant ein kennelin
Mit win vnd brot ſol er dazu han
Er ſol in ſollicher wiſe ſtan

Als er mit der rehten hende sin
Welle laden frömde geste in
Sin hus als das buch vns seit
An dem gurtel den er vmb treit
Do sont flüssel hangen an
By disen drin dingen sol man
Mercken daz er betütet wol
Einen *taberner* da bi er sol
Betüten einen wirt der geste enpfahen kan.

Die Pflichten des Wirthes sind Höflichkeit, Reinlichkeit, Billigkeit und Treue gegen das anvertraute Gut seiner Gäste.

XII. *Der siebend vend.*

Der siebend vende sol han in der rehten hende einen grossen flüssel. Vnd in der linken hende ein elen vnd an sinem gurtel ein seckel der offen si.

Das er die flüssel hat da by
Sol man mercken einen torwarten der stat
Ein ieglicher stete gemeinde ouch hat
Amptlüte die des meisses pflegent.
Vnd ouch die die mit der wage wegent

Das kan das elen mas betüten wol
Ouch es die betüten ſol
Die die mit der ſtat gut vmbe gant
Vnd an der gemeinde ſtat enphant
Was gutes der gemeinde werden ſol
Es ſynd zinſe oder zol
Oder was namen es hat.

Von den Verwaltern der Stadtgüter, Zolleinnehmern und andern Perſonen, welche öffentliches Gut unter ihrer Aufſicht haben. Der Dichter bewahret dabei die Rechte ſeines Standes:

Das ich habe geſeit wie man
Mag verſchulden den ban
Wer von der pfafheit nehme die zol
Vil wol man es behalten ſol
Vnd die pfafheit ſolte welen
Gar fri als man wol mag leſen
An der Keiſer reht büchen.

XIII. *Der ahteſte vende.*

Dirre ähteſte vende ſol ſin ein weidenhaftes knehtelin mit kruſem hore vnd ſol han in der rehten hende ein wenig pfenninge. Vnd

in der lincken drie wurffel. Vnd an ſinem gurtel eine briefe bühſſe.

Das hiezu verfertigte Gemälde ſtellt einen großen Kerl mit rothem Haare und verwegener Miene vor, der einem vor ihm ſitzenden Mönch mit der linken Hand zwei Stücke Kupfergeld zeigt, und in der rechten drei Würfel hält. Der Mönch ſitzt an einem Tiſche, und benutzt ſchon die um die Zeit der Verfertigung dieſer Handſchrift (1337) noch ziemlich neue Erfindung der Brillen, um drei vor ihm liegende Würfel zu beobachten, mit denen er 15 Augen geworfen hat. Da dieſes Spielers in dem Gedichte gar nicht erwähnt wird, ſo iſt der Mönch wohl von der Erfindung des boshaften Malers.

Derſelbe vende ſol geſchaffen weſen
Als ein weydenhaftes knehtelin
Sin har krus in der rehten hende ſin,
Sol er ein wenig geltes han,
In der lincken hende ſunder wan
Drie gerade wurffel vnd an dem gurtel ſin
Sol hangen ein briefe buhſſelin
Da von ſol er vor dem roche ſtan,
Wan die lantvögte müſſent dicke han.
Solliche knaben die inen briefe tragent

ihre glücklichen Naturgaben und Anlagen für die Zukunft versprechen; sie wird unglaubliche Dinge damit auszurichten im Stande seyn, wann Zeit, Nachdenken, und Uebung ihren Verstand und ihre Empfindsamkeit entwickelt haben werden.

Die jüngere Mlle. Saintval, welche im vergangenen Sommer eben dieses Theater mit dem glänzendesten Erfolge betreten hatte, ist nach der Mlle. Beaucour auf demselben wieder erschienen, und dies hieß eine sehr gefährliche Probe untergehen. Sie ist an Stimme, Gestalt, und Ansehen weit unter ihrer Rivalin, aber sie hat ein rührendes Organ, und eine durchdringende Empfindsamkeit, welches sie zu verliebten Rollen sehr fähig macht.

Diesemnechst haben die Schauspieler ein hundertjähriges Gedächtnißfest zu Molierens Ehre gefeyert. Es wurden zwey kleine Lustspiele aufgeführt, das eine l'assemblée, und das andere la Centenaire betittelt. Dieses zweyte Stück, welches weit besser als das erste ist, hat durch einige glückliche Züge gefallen. Das andere ist in Betracht des Gegenstandes geduldet worden. Die Einnahme der ersten Vorstellung ist von den Schauspielern dazu bestimmt, Molieren eine Bildsäule dafür zu errichten, und man vermuthet, daß sie von der Nation Unterstützung erhalten werden.

Die Italienische Bühne scheint, seit ihrer Vereinigung mit der komischen Oper, die Franzosen weit lebhafter als ihr National-Theater zu interessieren.

Daß der Geschmack an den kleinen Singspielen zu Paris allmählich der herrschende geworden, kan nichts anderm, als dem vortreflichen Genie der Tonkünstler, die in diesem Felde gearbeitet haben und noch

Nv hörent lont vch fürbas ſagen
Ouch ſendent fü ſolliche vs durch ſpehn
Das inen ein ſemlicher beſehn
Wie es in ir gebiete ſte
Ir hant da vor wol gehöret e
Das ein roch ein lantvogt betüten ſol
Da von ſtot dirre vende wol
Vor dem lincken roche
Obe ſin iendert hebe kein boche
Oder ſin krieg das er do hobe ſin ſpehe
Vnd er das wende vnd verſehe
So er iemer allerbeſte kan
Das gehört einen lantvogt an.
Sit ich es alles ſagen ſol
So betütent die wurffel wol
Einen der durch güdigen mut
Alles das er hat vertut.

Der Dichter ſagt hier zum Lobe des Schachſpiels:

Wer reht tun wolte
Der ſolte ſemlich ſpil fliehen
Vnd lernen ſchafzabel ziehen.

Nun folget der vierte Theil des Gedichtes, in welchem der Dichter erklärt

Warum das ſchafzabel bret
Vier vnd ſechzig velt het

Der heilige Hieronymus ſage nämlich, daß dies Spiel in Babylon erfunden ſey: da nun diſe Stadt *eben vierſchrot*, und jede Seite ihres Vierecks 18000 Schritte lang war, und dies für den ganzen Umfang die Summe von 64 Italieniſchen Meilen giebt, ſo — hat das Schachbrett vier und ſechzig Felder.

Die hohen ſpangen (wahrſcheinlich die Einfaſſung) an dem Schachbrette bedeuten die hohen Mauern von Babylon.

Ueber den Stand der Bayern auf dem Schachbrette heißt es:

Soltent edel lüte geleben
Soltent in nit antwerk lüte geben
Ir notdurft an allen dingen
Ein lantvogt möhte nit betwingen
Sin lant des er pflegen ſol
Ane den buman der luget im wol
Den betütet der vende der vor dem roch

ſtat

Was fol ein ritter der nit hat
Harnaſch wollen vnd roſs yſen.

Daß auf dem Schachbrette mehr Felder leer als beſetzt ſind, iſt von den Burgen und Städten genommen, wo man nicht alles bebaut, ſondern auch freie Plätze für die Bewohner läßt.

Das Schachbrett ſoll zwar vorzugsweiſe die Stadt Babylon bedeuten

Jedoch dut vns dis buch bekant
Das es ein rich ouch betuten kan
Als man wol mag ſchowen an
Dem kunig wenne es des erlitat
Vnd die kunigin bi im hat
Sine ritter alten vnd die roch
Vnd venden.

Ferner meynt der Dichter, könne es auch die Welt betruten

Wanne die möhte nit erzügen daz golt
Da mit man möhte zwigelten
Daz die mit hirte erfülten
Joglich velt als ich veh betuten kan
Man ſolte vohen an eime an

Vnd ein hirs horn dar vf legen
Zu dem andern velt ſolt mãn wegen
Zwey hirs korn vnd vf daz dirte
Vier korn daz vierte ſol man mitte
Ahte hirſe korn beſetzen
Sus ſol man in allen ſteten
Jeglich velt zwigulten
Bis das ſũ gar ervulten
Vf dem ſchatzabel die vier vnd ſehtzig velt
Dis buch ſeit vnd were noch mere welt
Die möhten nit erzügen das. *)

Nun folget noch eine weitläuftige Erklärung des Ganges der Steine, in der es z. B. von dem Könige heißt: Er ſoll Gewalt haben über alle, die in dem Reiche ſind; er darf ſich nicht weit von ſeinem Reiche entfernen, um ſeine Unterthanen immer ſchützen zu

*) Bei Wieland (a. a. O.) S. 113. giebt der Brahmine dem Könige von Indien dieſes Beiſpiel als eine treffliche Lehre gegen Uebereilung. Dort iſt von Waizenkörnern die Rede und es heißt in der Anmerkung 7.): Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als 16,384 Städte, in deren jeder 1,024 Kornhäuſer, in jedem Kornhauſe 174,762 Maaß Waizen, und in jedem Maaß 32,768 Körner wären; welches mehr Waizen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens ſeit Erſchaffung der Welt enthalten haben mögen.

können, daher darf er nicht weiter, als bis auf das dritte Feld gehen. Auch darf kein Unterthan weiter springen, um immer des Schutzes sicher zu seyn. Spricht jemand Schach, so heißt das: *las mir recht widerfahren*.

So muſs er sinen kunig bewarn
So daſs er dannan fliehe
Oder einen davür ziehe
Mag er das nit getun vf der stat
So ist im nach dem *schach mat*
Daz ist als ein kunig den sig verlür.

Nach dieser Erklärung eilet der Dichter zum Schlusse seines Werkes, wo er sehr bescheiden von sich sagt:

Alle mine sinne sint blöde
Beide, witze vnd ouch kunst
Das ich wenig han vernunst
Ouch hatte ich einen gebresten hie
Sit ich des ersten ane vie
Das ich gar dicke gebresten vant
An dem buche das mirs bekant
Des ersten in latine det
Das der schriber dicke het
Geschriben also rehte valsch

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20657 / 426

Das es mir waz vil nohe welſch
An maniger ſtat vnd vnbekant
Wa aber ich iena geſellen vant
Der mirs getutſchen kunde
Den fragte ich alſo zu ſtunde
Vnd hab das beſte alſo getan
Des ich kunde mich yerſtan, u. ſ. w.

Das Gedicht ſchließt mit dem oben im Eingange dieſes Aufſatzes erwähnten Räthſel, welches den Namen des Dichters enthält.

St. Petersburg.

Friedrich Adelung.

VI.

Auszüge aus Briefen.

I.

Paris, d. 16. Auguſt, 1804.

Es iſt hier wahrlich keine große Empfehlung mehr in den Augen der großen Machthaber, ein Gelehrter zu ſeyn. „Es iſt unruhiges, eigenſinniges Geſindel,

dieſe Gelehrten. Ihre Dintenfäſſer ſind wahre Pandorenbüchſen. Man muß ſie wacker auf die Finger klopfen.“ Auch zielt alles darauf ab, ſie in der Folge möglichſt in Zaum zu halten, dieſe Widerſpenſtigen. Chaptal's Abgang vom Miniſterium des Innern, iſt ein unerſetzlicher Verluſt für die Wiſſenſchaften. E — ſchämt ſich doch wenigſtens ſeines Urſprunges noch nicht. Künftig wird das alles beſſer eingerichtet werden. Als die Deputation des Nationalinſtituts (was ſich freilich in einer geheimen Sitzung noch einige Stimmen gegen die neue Kaiſerwürde erhoben hatten) zu St. Cloud Glück wünſchen wollte, wurde ſie in höchſten Ungnaden abgewieſen. Nach dreiwöchentlichem ſehr ſubmiſſen Suppliciren gelang den Bureaus der vereinigten vier Klaſſen, vorgelaſſen zu werden. Gleich darauf erfolgte ein veranlaßter Brief vom Arzt Pelletan, Mitgliede der erſten Klaſſe, an alle ſeine Kollegen des Nationalinſtituts, worin er darauf anträgt, das Inſtitut national in ein Inſtitut Imperial zu verwandeln, und S. kaiſerliche Majeſtät, einſt einfaches Mitglied dieſes ehrwürdigen Körpers, zum höchſten Protector zu erwählen. Das verhaßte Wort National iſt ſchon als Präfixum vor Bibliothek, Muſeum, Garten und ſo weiter geächtet, und dadurch laut geſagt worden, daß es von nun an keine Nation mehr gebe. — —

2.

Erlangen, d. 21. August 1804.

— Der Versetzung der Universität Altdorf in die Mutterstatt stehen einige ganz unvorhergesehene Hindernisse entgegen. Die schöne Trewische Bibliothek würde, nach dem Willen des Testators, uns zufallen, wenn man sie zu einer Wanderung nach Nürnberg nöthigen wollte. Man wird also alles beim Alten lassen. Um Gablers schwer zu ersetzenden Verlust, so gut es sich thun lassen will, auszugleichen, sind zwei Professoren in Göttingen, und einer in Leipzig im Vorschlag. —

3.

London, d. 10. August 1804.

Die kürzlich im Parliament zur Verbesserung der Gehalten, der beim Brittischen Museum angestellten Aufwärter, und zur Erweiterung des Lokals selbst bewilligten 8000 Pf. haben nun ein neues Reglement zu Folge gehabt, nach welchem alle Montage, Mittwoche und Freitage in der Woche 4 Gesellschaften jede zu 15 Personen zu verschiedenen Stunden, so

wie ſie ſich in einem beſondern Buche vorher haben einſchreiben laſſen, ganz ohnentgeldlich, und ohne dem Schließer und herumführenden Aufwärtern irgend etwas zahlen zu dürfen, ſich herumführen laſſen können. Die Oberaufſeher können auch außerdem noch Geſellſchaften, die bloß durch ſie die Erlaubniß erhalten, herumführen. Man verdankt dieſe liberale Einrichtung, dem Beiſpiele der Franz. Muſeen, deren Jedermann offene Benutzung ſo viele Engländer bei ihrer Rückkehr von Paris ſo laut rühmten, und der uneigennützigen Denkart des jetzigen erſten Bibliothekars (principal Librarian) des würdigen Planta, eines nationaliſirten Schweizers. Dieſelbe Einrichtung wird hoffentlich bei mehreren öffentlichen Inſtituten der Art ſtatt finden. In den großen Hunterſchen Muſeum zu Glasgow, das nächſtens eröffnet werden ſoll, da die Gebäude dazu faſt ganz vollendet ſind, wird ſie, laut öffentlichen Nachrichten aus Schottland gewiß ſtatt finden. Dort, in Schottland, herrſcht im Ganzen noch mehr Theilnahme an literariſchen Gegenſtänden, als in England, wo man jetzt faſt nichts mehr als politiſche Pamphlets und Anweiſungen zum kleinen Dienſt und zur Taktik druckt. Bei der letzten Verſammlung der Hochlandsſocietät in Edinburg am 2. Juli, unter dem Vorſitz des Grafen von Moray, in Gegenwart des Lords Macdonald und vieler Großen,

noch arbeiten, zugeſchrieben werden. Zuerſt (Ao. 1754) machte **D'auvergne** aus einem Stücke des **Vadé** (les troqueurs) und hernach **Düni** (Ao. 1757) aus einem Stücke des **Anſeaume** le peintre amoureux de ſon modele etwas, woran die beyden Dichter gar nicht gedacht hatten. Bald darauf vereinigten ſich Dichter und Tonkünſtler zu Einem Zwecke, und nun war die neue Gattung von Schauſpiel erfunden. Gewiß werden die reizenden Singſpiele eines **Favart, Sedaine** und **Marmontel**, von **Düni, Monſigni, Philidor** und **Gretri** in Muſik geſetzt, überall gefallen, (*) und was brauchen ſie mehr zu ihrer Vertheidigung? Alle Gattungen ſind gut, ſagt **Voltaire**, die Gattung **des Langweiligen** ausgenommen.

Die eben genannten vier Tonkünſtler verdienen, daß wir uns einige Augenblicke bey ihnen aufhalten.

Herr **Düni** weiß nicht nur jene ſanfte (markichte) Muſik, welche ſich langſam und nach Graden einſchmeichelt, und dann ihre Würkung thut, hervorzubringen, ſondern er hat auch die ſtarken Griffe, die kräftigen Harmonien, woran ſo gar die trägſten Ohren erwachen müſſen, in ſeiner Gewalt. Unterdeſſen wirft man ihm vor, daß er die Melodie beſſer als die Harmonie verſtehe; daß er nicht mannigfaltig, nicht reich genug ſey, daß ſeinem Kopf die Fülle ſtarker und kühner Ideen mangle, daß er ſich keiner von jenen Ausſchweifungen überlaſſe, welche den Genie verrathen, und manchmal zum Erhabenen leiten.

Im

(*) Der Verfaſſer dieſes Artikels ſagt, entzücken. Dies iſt ein Gallicismus. Was uns Deutſchen gefällt, entzückt die empfindlichern Franzoſen.

(der Herausg.)

ſtattete Herrn Mackenzie, Direktor der zur Unterſuchung der Geſchichte und Aechtheit oſſianiſcher Lieder ernannten Komitté einen ausführlichen Bericht ab, aus welchem ſich ergab, daß die Verſpätung der hier zu betreibenden Ausarbeitungen hauptſächlich von dem Mangel an geſchickten Ueberſetzern aus der alten Erſiſchen Sprache, in welche die bei der Geſellſchaft befindliche Handſchriften verfaßt ſind, herrühre. Die Geſellſchaft beſchloß, daß dieſer Bericht nebſt ſeinen intereſſanten Beilagen unverzüglich gedruckt *) und vertheilt werden ſollte, bezeigte dem würdigen Mackenzie ihren Dank, und verlieh dem Doktor Donald Smith, als dem größten Kenner der celtiſchen Literatur, wegen ſeiner Verdienſte darum eine ſilberne Schüſſel. Auf den Antrag des General Vyſe, daß eine beſondere Komitté die Mittel unterſuchen möchte,

*) Bei der fortdauernden regen Theilnahme unſerer Teutſchen Literatoren an den Liedern Oſſians und den caledoniſchen Barden, (welches wir unter andern daraus ſchließen dürfen, daß dem N. Teutſchen Merkur in kurzer Zeit fünf verſchiedene Ueberſetzungsverſuche mitgetheilt wurden) wird es manchem unſerer Leſer angenehm ſeyn, zu vernehmen, daß dieſer Report of the Committee for the Inveſtigation and Tranſlation of Galic Manuſcripts printed for the Highland Society in Edinburgh with an Appendix ſo bald er ausgegeben iſt, in unſere Hände kommen und eine Ueberſetzung davon in dieſer Monatsſchrift erſcheinen wird. B.

die man bisher angewendet habe, um die von Macpherson hinterlaſſenen Erſiſchen Originalgedichte durch den Druck bekannt zu machen, wurde auch dieſe Unterſuchung der ſchon vorhandenen Komitté übertragen. — Nach den neueſten Nachrichten aus Neapel hat der Agent des Prinzen von Wallis zur Aufwickelung der Papyrusrollen, Hayton, ſchon an 80 aufzurollen angefangen. Sieben davon waren Lateiniſch, giengen aber durch einen unangenehmen Zufall in Staub aufgelöſt verloren. Fragmente von 4 Büchern des Epicur ſind zur Herausgabe fertig. Die Kupfertafeln zu einem Werke ſind gleichfalls ſchon vollendet. Eine Abhandlung vom Zorn, Phädrus de natura deorum und eine Griechiſche Logik ſind gleichfalls zur Herausgabe ganz fertig.

Inhalt.

I. Religion und Geduld. Von B. (Zur Erklärung des Titelkupfers..) Sei. 3

II. Die Orphiſchen Argonautika. V. 230 bis 302. Von Welker. 7

III. Hingeworfene Gedanken über Schulſtrafen, welche entehren. 17

IV. Stoßkönig, ein furrogativer Kaiſertitel. 26

V. Nachricht von einer Handſchrift des altteutſchen Gedichts: von dem Schafzabel-ſpil. 30

VI. Auszüge aus Briefen.

1. Aus Paris. 74

2. Aus Erlangen. 76

3. Aus London. ebd.

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

9. Stück. September 1804.

I. Neue Verlagswerke, Portraits, Kupfer und Kunſtſachen des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Michaelismeſſe 1804 erſcheinen und zum Theil ſchon fertig ſind.

Barrow (John), Beſchreibung vom Kap der guten Hoffnung oder Reiſen durch die innern Gegenden von Afrika. 2r Bd. mit 1 Charte des Kaplandes gr. 8.

Barrow (John), Reiſe nach China überſ. und mit Anmerk. von J. C. Hüttner in London. Mit Kupfern. gr. 8.

Batſch, Dr. A. J. G. C., Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber mit illum. Kupfern. 2e durchgeſehene Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder, mit Teutſchen, Franzöſ., Engliſchen und Italieniſchen Erklärungen mit ausgemalten Kupfern No. 75. 76. 77 und 78. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 45 Kr.

— daſſelbe mit ſchwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Beiträge zur Kunde der Tartarei mit 1 Charte gr. 8.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſ. Plane geſammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von A. F. Ehrmann XIIIr Band, enthält

Reise nach Aegypten von S. aus d. Franz. mit Anmerk. u. Zusätzen mit 1 Charte.

Bibl. derf. XIV. Bd. enth. 1) Volney's Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika m. 1 Charte. 2) Barrows Reise nach China 1r Th. m. Kupfern. gr. 8.

— derselben XV. Bd. enth. 1) Barrow's Reisen durch die inneren Gegenden des südl. Afrika, 2r Thl. mit 1 Charte des Kaplandes. 2) Wittmann's Reise in die Türkei, Syrien und Aegypten ꝛc. gr. 8.

— derselben XVI. Bd. enth. Percival's Beschreibung des Kap der guten Hoffnung gr. 8.

Bredow, G. G., Geographiae et Uranologiae Herodoteae Specimina, c. Tab. 4. Helmst. 1804. Charta impr. 10 gr. Charta Scriptoria 12 gr.

Ephemeriden, allgem. geographisch verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von F. J. Bertuch und G. G. Reichard. 7r Jahrgang 1804. 7s bis 10s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Funke, C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 75. 76. 77. 78. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Garten-Magazin, allgemeines Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des pract. Gartenwesens 11 Jahrgang 1804. 7s — 10s St. mit ausgemal. und schwarzen Kupfern gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 19r Jahrg. 1804 7s bis 10s St., mit ausgemalten und schwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäftsmännern. Jahrg. 1804. Juli bis October od. 7s bis 10s Stück mit ausgem. und schwarzen Kupfern und Charten. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Obstgärtner, der Teutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschlands sämmtl. Kreisen, verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur und herausgegeben v. J. W. Sickler 11r Jahrgang 1804. 7s bis 10s Stück mit ausgem. und schwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Perceval's, R., Beschreibung des Kaps der guten Hoffnung gr. 8.

Reise nach Aegypten von C. a. d. Franz. m. Anmerk. und Zusätz. m. 1 Charte gr. 8.

— nach Martinique. Aus dem Franz. mit Zusätz. und 1 Charte. gr. 8.

Rocheaymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst mit Kpfrn. und Plans. 4r Bd. gr. 8. 4 Rthlr. 18 gr. od. 8 Fl. 33 Kr.

Rosenmüller, Dr. J. C., Beschreibung der fossilen Knochen des Höhlen-Bären. m. Kupfern. Royal-Folio.

Tabelle, Synoptische der Osteologie des menschlichen Körpers. Royal-Folio. 6 gr. od. 27 Kr.

Voigt's, J. H. Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften 1804. 7s bis 10s Stück mit Kupfern 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Volney's Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika aus dem Franz. mit 1 Charte gr. 8.

Wieland, C. M., der neue Teutsche Merkur v. Jahre 1804. Juli — Octbr. Mit Kupfern 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Wittman's, Reise in die Türkei, Syrien und Aegypten 1801. 8.

Commissions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon gravés p. Th. Piroli av. the Explication p. J. G. *Schlotzhäuser* publiés p. Fi et P. Piranesi Livr. I — IV. 4. Paris. 8 Rthlr. od. 14 Fl. 24 Kr.

— Le même Papier Velin. 16 Rthlr. od. 28 Fl. 48 Kr.

Antiquités d'Herculanum, gravées p. Th. Piroli et publ. p. F. et P. Piranesi. Livr. 1. 2. 3 gr. 4to à Paris. 6 Rthlr. od. 10 Fl. 48 Kr.

— Le même Papier Velin 12 Rthlr. od. 21 Fl. 36 Kr.

Kupfer, Portraits und andere Kunstsachen.

Abbildungen aller Obstsorten aus dem Teutschen Obstgärtner. Aepfel, rote Lieferung in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— derselben, Birnen rote Lief. in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

Pomologisches Kabinet enthaltend alle im Teutschen Obst-

gärtner beschriebenen Obstfrüchte Teutschlands über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet und herausgegeben unter Aufsicht von J. W. Sickler, 14te und 15te Lief. in Kästchen. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 Fl.

Portrait von A. Ch. Gaspari gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— von Simon de l'Isle de l'Heriſſel gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— von E. Rochon gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von F. L. Norden gr. 8. 4 gr, oder 18 Kr.

II. Neue Charten und geographiſche Werke, welche im Verlage des geographiſchen Inſtituts zu Weimar in der Leipziger Michaelismeſſe 1804 erſcheinen und zum Theil ſchon fertig ſind.

A. Geographiſche Werke.

Gaſpari, A. C., Lehrbuch der Erdbeſchreibung zur Erläuterung des neuen methodiſchen Schulatlaſſes. Vierter Curſus, fünfte verbeſſerte Auflage gr. 8. 1 Rthlr. od 1 Fl. 48 Kr.

(Der dazu gehörige neue methodiſche Schulatlas entworfen von F. L. Güßefeld, in 34 Quart-Blättern neu verbeſſerte Auflage koſtet 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 Kr. ſo wie der kleine 4 zollige Erdglobus 2 Rthlr. oder 3 Fl. 30 Kr.)

B. Charten in Atlaſſe gebunden.

Allgemeiner Handatlas der ganzen Erde nach den beſten aſtronomiſchen Beſtimmungen, neueſten Entdeckungen und kritiſchen Unterſuchungen entworfen, und zu A. C. Gaſpari vollſtändigen Handbuche der neueſten Erdbeſchreibung beſtimmt, ganz complett aus 60 einzelnen Charten, im ſogenannten Homanniſchen Formate beſtehend, mit ſaubern Titel und Inhalte auf ord. Papier. 20 Rthlr. Sächſ. od. 36 Fl. Rhein.

2. derſelbe auf holländiſch Oliſänt-Papier 30 Rthlr. oder 54 Fl.

Funke, G. Ph., Atlas der alten Welt bestehend aus 12 Chärtchen mit erklärenden Tabellen entworfen, und gezeichnet von Vieth. Zweite verbesserte Auflage. Royal 4to. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

C. Größere Charten im gewöhnl. Landchartenformat, zum Gasparischen Handatlas gehörig.

Charte von Westphalen, nach den neuesten Berichtigungen entworfen und gezeichnet von Reymann. Royal Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— dieselbe auf Olifant-Papier mit Engl. Gränzillumination. 12 gr. od. 54 Kr.

Charte von Asien nach den besten Hülfsmitteln und neuesten Ortsbestimmungen neu entworfen und gezeichnet von C. G. Reichard Royal. Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— dieselbe auf Olif. Papier mit Engl. Gränzillumination. 12 gr. od. 54 Kr.

Charte des Ottomannischen Reichs in Asien, nach den besten und neuesten Hülfsmitteln entworfen von C. G. Reichard Royal Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— dieselbe auf Olifant-Papier mit Engl. Gränzillumination 12 gr. od. 54 Kr.

D. Kleinere Charten.

Charte von Piemont, nach der neuesten Eintheilung in Departemente und Bezirke entworfen nach der Special-Charte von Chanlaire kl. Fol. 3 gr. od. 13 Kr.

Charte von den wichtigsten Häven und Handelsplätzen der Levante. kl. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

Neue Charte von der Halbinsel des Vorgebirgs der guten Hoffnung, nebst der Tafelbai u. Falschenbai, nach Barrow. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte vom Kirgisen-Lande nach einer Handzeichnung entworfen. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte des Britischen Reichs am Ganges. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte von dem Holländischen und Französischen Guiana nach einer handschriftlichen Charte von dem Cpt. Simon Mentelle und nach der Charte von Buache gezeichnet von J. B. Poirson, Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Neue Charte von St. Domingo entworfen von Henrik Levasseur und Boutjolith. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte von der Westindischen Insel Martinique nach Französischen Zeichnungen und den neuesten Nachrichten entworfen, kl. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.
Charte von der Insel Guadeloupe 4to. 3 gr. od. 15 Kr.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.

III. Anzeige der neuen Ausgabe von Gaspari's Lehrbuch ꝛc. 2r Cursus.

So eben ist in unserm Verlage erschienen:

Gaspari's (A. G.) Lehrbuch der Erdbeschreibung. Zweiter Cursus. Fünfte, veränderte und berichtigte Auflage.

Diese neue Auflage ist ganz nach den neuesten geographisch-politischen Veränderungen bis auf den heutigen Tag umgeändert und nach den neuesten geographischen und statistischen Angaben berichtigt. Sie enthält 46 ½ Bogen, ist also um 1½ Bogen stärker als die frühern Ausgaben. Wir behalten aber dennoch den so äußerst billigen Preis zu 1 Rthlr. Sächs. oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein. bei, um den Ankauf für Schulen zu erleichtern, und hoffen, daß jeder Liebhaber diese unsere wohlfeile Originalausgabe allen Nachdrücken vorziehen werde.

Zugleich zeigen wir auch an, daß von folgender kürzlich erschienenen sehr interessanten Reisebeschreibung

A Voyage of Discovery to the North pacific Ocean etc. performed in the years 1795, 1796, 1797 and 1798 by Capt. *Robert Broughton*.

eine von einem in London lebenden Teutschen Gelehrten zweckmäßig bearbeitete Uebersetzung sogleich nach bevorstehender Michaelismesse in unserm Verlage für die Sprengel-Ebermannsche Bibliothek der neuesten und merkwürdigsten Reisebeschreibungen erscheinen wird.

Weimar im August 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Ueberſetzung von Oliviers und Bory de St. Vincent's Reiſe.

Da nun von Oliviers

Voyage dans l'Empire Othoman, l'Egypte, la Syrie, la Meſopotamie et la Perſe etc.

die zweite Abtheilung in Paris erſchienen iſt, ſo werden wir unverzüglich eine Teutſche Ueberſetzung derſelben für unſre Sprengel-Ehrmanniſche Bibliothek der neueſten und merkwürdigſten Reiſebeſchreibungen, welche bereits die erſte Abtheilung dieſer intereſſanten Reiſebeſchreibung enthält, von geſchickter Hand bearbeiten laſſen.

Auch liefern wir für daſſelbe Werk eine mit Anmerkungen begleitete Ueberſetzung von der ſo eben erſchienenen Reiſebeſchreibung:

Voyages dans les quatre principales Iles des mers d'Afrique, fait en 1801 et 1802 par *Bory de St. Vincent*.

Sie ſoll dem Originale ſogleich nachfolgen.

Weimar im Auguſt 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

V. Ueberſetzungsanzeige von Ellicote's und Grant's Reiſe.

Von folgenden zwei neuen Engliſchen Reiſebeſchreibungen

The Journal of *Andrew Ellicote* Commiſſioner for determining the Boundary between the United States and the Poſſeſſions of his Catholic Majeſty in America

und

The Narrative of a Voyage of discovery, performed in the years 1800, 1801 and 1802 to New-South-Wales by *Grant*, Lt. etc.

beſorgen wir zweckmäßig bearbeitete Auszüge, da beide zwar

Im Gegentheil tadelt man am Hrn. Philidor, daß er den Gesang dem Accompagnement aufopfere, daß er lieber Kunst zeigen, als angenehm seyn wolle, daß er aus lauter Fruchtbarkeit, und weil er seine Bilder zu sehr überlade, dunkel werde, endlich, daß er bey allen Gelegenheiten seine musikalischen Reichthümer ausbiete. Unter seinen verschiedenen komischen Opern, welche alle den Stempel des großen Meisters an sich tragen, hat sein Maréchal ferrant (Ao. 1761. die Worte sind von Hrn. Quelant) den ausserordentlichsten Zulauf gehabt. Er entwickelte darinn die von den Italienern so sehr gesuchte Kunst, wovon die so genannten Bouffons (Ao. 1753) den Geschmack nach Paris gebracht hatten, die stumme, leblose Natur zu schildern, die physischen Bewegungen des Menschen nachzuahmen, und alle die kleinen Details, welche der Mahler dem Auge darstellt, dem Ohre, so zu sagen, fühlbar zu machen.

Seitdem aber ist dieser Künstler an Größe und Ruhm noch merklich gewachsen. Im Tom Jones schwang er sich weit über seinen Dichter hinaus: dieser, trocken und unfruchtbar, brachte keine Würkung hervor; Philidor hingegen wußte das Erhabene und Rührende des Romans in den Seelen der Zuschauer herzustellen. Er gab diesem schönen Stoffe alle die Annehmlichkeiten, alles das Interesse wieder, welches unter den Händen des Dichters verlohren gegangen war.

Monsigni scheint seine Laufbahn mit dem Vorsatz angetreten zu haben, die entgegen gesetzten Vorzüge dieser zween grossen Männer in sich zu vereinigen, und der Erfolg hat gezeigt, daß dieses Unternehmen für sein Genie nicht zu groß war. In der beträchtlichsten Anzahl seiner Compositionen ist er zärtlich, sanft, einschmeichelnd wie Tüni; aber seine Musik ist weniger einförmig, sie hat mehr Colorit, mehr

sehr wichtige Nachrichten enthalten, durch welche die Geographie bereichert wird, aber nach dem Urtheile der Kenner, zu weitschweifig abgefaßt sind, als daß sie für Teutsche Geographiefreunde ganz übersetzt zu werden verdienten.

Weimar im August 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Neue Verlagsbücher von Carl Friedrich Enoch, Richter Buchhändler in Leipzig und durch alle solide Buchhandlungen zu bekommen.

Annalen, allgemeine der Gewerbskunde, oder allgemeines physikalisch-botanisch-mechanisch-chemisch-ökonomisch-technisches Magazin, der neuesten in- und ausländischen Erfahrungen, Erfindungen u. s. w. zum Gebrauch für alle Stände. Herausg. von J. L. Hoffmann, Jäger, Buschendorf und Klett. 1r 2r Band oder Jahrg. 1803, 3r Bd. od. Jahrgang 1804. Mit vielen Kupfern und Holzschnitten. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.

Bechsteins, J. M. ornithologisches Taschenbuch von und für Teutschland, oder kurze Beschreibung aller Vögel Teutschlands für Liebhaber dieses Theils der Naturgeschichte. Mit 39 color. Abbildungen seltener Vögel, 36 Bogen S. P. kl. 8. geheftet 4 Rthlr. 16 gr. od. 8 Fl. 24 Kr.

Bemerkungen, mancherlei neue, über Branntweinblasen nebst einem Vorschlage die Kühlgeräthschaften in den Branntweinbrennereien auf eine ganz neue Weise vortheilhaft zu benutzen rc. 4to. M. K. 10 gr. od. 35 Kr.

Bibliothek neue, der Romane, 16 bis 76 Bdchen. (Jedes Bändchen mit 1 Titelkupfer und brosch.) kl. 8. 5 Rthlr. 4 gr. oder 9 Fl. 18 Kr.

Gabet de Baux, über die neue erfundene Milchmalerei nebst einem Anhange über die Anwendung des Blutwassers zur Malerei. Für Hausbesitzer und Maler. 2te verb. Auflage 8. brosch. 5 gr.

Darstellung, historische summarische der vorzüglichsten Staatsveränderungen, welche sich in den verschiedenen Volksbeherrschungen, so weit die Geschichte reicht, ereignet haben. Nach dem Englischen des Dr. Priestley nebst

deſſen hiſtoriſchen Weltkarten auf Leinewand illum. Fortgeſetzt von C. Pk. Funke gr. 4. 3 Rthlr. 20 gr. od. 6 Fl. 54 Kr.

Erzählungen, launige und Märchen von Guſtav. 8. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Geographie, neue, von Frankreich, für Freunde des geograph. Studiums, ſo wie allen Handelsleuten, welche mit Frankreich in Verbindung ſtehen, gewidmet. Nach Mentelle und andern neuern Erdbeſchreibern, m. Kupf. und einer ſchönen Charte von Frankreich nach ſeiner neueſten Eintheilung. Fol. 1 Rthlr. 16 gr. od. 3 Fl.

Grohmanns, hiſtoriſch-technologiſcher Schauplatz aller merkwürdigen Erfindungen und deren mannichfaltigen Benutzung. Zur Unterhaltung und Belehrung dargeſtellt. Erſter Band mit 27 colorirten Abbildungen von Geißler 4to. 5 Rthlr. 12 gr. oder 9 Fl. 54 Kr.

Gruber, Prof. J. G., Vater Berthold und ſeine Kinder oder A B C der Sittlichkeit und Weisheit. Ein Taſchenbuch für die Jugend. Neue Ausgabe. Mit 9 Kpfert. kl. 8. in Marok. Bd. gebunden. illum. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 Kr. ſchwarz 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

Hoffmann, J. C. Beſchreibung und Abbild. zweier neuen Dampfmaſchinen. Mit 2 Kpfert. 4. 10 gr. od. 45 Kr.

— deſſen Beſchreibung und Abbildung eines neuen Apparats das Waſſer mit Luftarten zu füllen. Mit 1 Kpfr. 4to. 6 gr. oder 27 Kr.

Kinderfreund, neuer in Fabeln und Erzählungen. Nachdem Franz. des Abbé Reyre metriſch bearbeitet. Franzöſ. und Teutſcher Text, mit 66 Abbildungen, gezeichnet und illum. von Geißler und einem in Kupfer geſtochenen und illum. Einband gr. 8. 3 Rthlr. 16 gr. od. 6 Fl. 36 Kr. Daſſelbe Buch ohne Teutſchen Text 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.

Livre, le, du second âge, ou Instructions amusantes sur l'hiſtoire naturelle des Animaux. Ouvrage orné de plus de soixante deux Fig. représentant: Quadrupèdes oiseaux et Insectes. Troisième Edition, enrichie d'un Vocabulaire. Français allemand etc. Prix 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

Schreibebuch, neu erfundenes, um in weniger denn der Hälfte der gewöhnlichen Lehrzeit eine ſchöne und deutliche Hand ſchreiben zu lernen. Für Schulen, Kinder und Erwachſene zum Privat- und Selbſtunterricht. 4. Teutſcher

Cursus in 2 Heften. Neue Auflage 12 gr. oder 54 Kr.
Engl Cursus in 2 Heften 12 gr. oder 54 Kr.

Skrimshire's F., erster Unterricht in den Anfangsgründen der Chemie und in einigen davon abhängenden Künsten. Zur nützlichen Belehrung und angenehmen Unterhaltung. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. C. G. Senkeisen und mit einer Vorrede von Prof. J. L. Hoffmann 8. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 Fl. 6 Kr.

Thieme, M. K. V. sämmtliche hinterlassene Schriften 1r Theil enthält Grundlinien zur historischen Kenntniß aller positiven Religionen gr. 8. 1 Rthlr 12 gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

Thieme M. K. V., die Gutmannsche Schule 8. Mit 1 Kupfer. (30 Bogen) 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

auch unter dem Titel:

Gutmann oder der Sächs. Kinderfreund. 3r 4r und letzter Theil 8. mit 1 Kpfr.

Vignola, der neue, oder Anfangsgründe der Baukunst dem Fassungsvermögen der ungeübten Lehrlinge angemessen. Aufs neue bearbeitet von J. R. Champion. Erster Theil welcher die fünf Säulen-Ordnungen enthält, mit 42 Kupferplatten theils in Aqua tinta gestochen; nebst einer Anleitung zum Tuschen. Franz. und Teutsch Text Fol. 7 Rthlr. 12 gr. od. 13 Fl. 24 Kr. Subscriptionspreis 6 Rthlr. 16 gr. od. 11 Fl. 48 Kr.

VII. Kunst-Nachricht aus Augsburg.

Die von K. priv. Intellig. und Addreß-Comptoir Lit. D. No. 193. in Augsburg angekündigten Landschaften, wovon alle Monate 24 Stück pr. Subscriptionspreis à 1 Fl. 12 Kr. herauskommen, ist bereits das erste Heft von 24 Stück sehr artiger radierter älterer und neuerer Landschaften erschienen, und mit allgemeinem Beifall und Zufriedenheit aufgenommen worden. — Da also der Wunsch noch mehrerer Freunde ist, in die Subscriptionsliste aufgenommen zu werden, so hat sich der Herausgeber entschlossen, zur Zeit noch Subscribenten auch ohne Preiserhöhung, näml. für das ganze monatl. Heft von 24½ Bogen Blatt sehr gut radierter meistentheils Original-Landschaften à 1 Fl. 12 Kr. anzunehmen. Ohngeachtet des so äußerst niedrigen Preises und wenig abwerfenden Interesses wird der Herausgeber sich im-

mer mehr und mehr bemühen, dem Wunsche und der Erwartung aller Abnehmer zu entsprechen, und zu übertreffen. Nur muß ich ersuchen, daß die neuern Liebhaber und Abnehmer so bald wie möglich bloß ihre gefällige Unterschriften einsenden, um sich in der neu veranstalteten Auflage darnach richten zu können. Mit künftigem Oktober laufenden Jahres erscheinen im obigen Comptoir ebenfalls jeden Monat subscriptionsweise, besonders schöne und seltene historisch gestochene oder radierte Original-Blätter in groß oder klein Folio, je nachdem sie als Meisterwerke berühmt und bekannt sind. Es wird hauptsächlich und ganz bestimmt darauf gesehen, Produkte älterer und neuerer Zeit, von Teutschen und andern Meistern zu liefern, welche in der Kunstgeschichte rühmlichst angemerkt und gesucht werden. In ein weitläuftigeres Detail zu gehen, finde ich für überflüssig, indem sich jede Unternehmung nur durch ihre Folgen selbst empfehlen muß. Die Subscriptionszeit ist bis Ende Septembers laufenden Jahres offen, und der Preis der Subskription nur 1 Fl. 36 Kr. für die monatliche Lieferung oder 2 solcher oben bemerkter schöner Original-Blätter. Diejenigen Hrn. Abnehmer und Subscribenten, welche sich zuerst melden, erhalten auch die ersten und vorzüglichsten Abdrücke. Uebrigens werden alle Abdrücke auf das beste Basler Papier veranstaltet und für die schönsten und reinsten Abdrucke ohne Ausnahme Sorge getragen. Damit keine Ungleichheit in der Größe statt findet und diese sämmtlichen Originalblätter ein ganzes Werk ausmachen können, so werden sowohl die großen wie die kleineren Blätter auf gleichem Format abgedruckt. Kein Subscribent zahlt vor Empfang einer jeden monatl. Lieferung — und ist ebenfalls uneingeschränkt nach seinem Belieben abzutreten. Da diese ganze Unternehmung mit aller möglichen und der strengsten Billigkeit geleitet wird, so ist allerdings zu vermuthen, daß sie ganz die Unterstützung findet, welche sie sich zu verdienen, allerdings keine Mühe und Aufwand scheuen wird. Briefe und Gelder werden Franco erwartet.

Augsburg im August 1804.

Folgende Herrn Commissionairs nehmen auf obige beide Werke zur Bequemlichkeit der entfernteren Liebhaber Subscriptionen an, als: Hr. Lenk, Herzogl. S. Postsekretair in Gotha, Hr. Wittenberg, Königl. Postsekretär zu Erfurt, Hr. Wittich Hof- und Kanzlei-Buchdrucker zu Darmstadt, Hr. Bartsch, junior, Spediteur und Weinhändler

zu Isenburg bei Frankfurt, Konitas und Comp. zu Würzburg, die Höchfurstl. Furstenbergische Hofbuchdruckerei zu Donaueschingen, Beats seel. Wittwe zu Nördlingen, Hr. Heinr. Haag von Basel, das Korrespondenz- und Commissions-Comptoir zu Stuttgardt, die Expedit. des Sachenblatts zu Halle in Schwaben, die Rittersche Buchdruckerei zu Schwarzschmünd, Hr. Donnheimer in Kempten, Hr. Andree, K. K. Post-Controleur zu Brixen, Hr. Winterschmidt sen. zu Nürnberg, die löbliche Felseckersche Buchhandlung zu Nürnberg, das Intelligenz-Comptoir in Erlangen, Hr. Kanzlei-Buchdrucker Ritter zu Ellwangen, Hr. Andreas Obrista zu Kaufbaiern, Hr. Dietz, Gemälde-Händler zu München, Hr. Holzhauer zu Pforzheim, die pr. Haagen'sche Buchhandlung zu Landshut, Hr. Nübling, Kunsthandlung zu Ulm, das K. K. pr. Frag- und Anzeige-Comptoir zu Frankfurt a. M., Hr. Parzefeld, Maler zu Tübingen, Hr. Ch. Straßer, Maler zu Limbach bei Koburg, Hr. Ott, Wochenblatts-Herausgeber zu Lindau, Hr. Joh. v. Herrmann, K. K. Ober-Postamts Controleur zu Ofen in Ungarn, Hr. Gr. Al. v. Belnay, Prof. der pragmatik. Geschichte an der Königl. Akademie zu Preßburg in Ungarn, das Anzeige-Comptoir zu Fürth, Hr. Joh. L. Günther, Maler zu Bruchsal, Hr. H. Herf, Kunst- und Buchhandlung zu Hanau, Hr. J. Conr. Luh, Handelsm. zu Mergentheim, Hr. G. Straßer, Buchbinder zu Heilbron, die löbl. Hurtersche Buchhandlung zu Schaffhausen, die Joh. Greiffsche Buchhandl. zu Memmingen, u. d. J. B. Fleischersche Buchhandlung zu Leipzig, das Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

Wer 10 Exemplare sammelt und abnimmt, erhält das 11te gratis.

VIII. Von den Allg. Geogr. Ephemeriden 1804 ist das 8te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

Abhandlungen. 1. Beiträge zur Länder- und Staatenkunde der Tartarei. Nachrichten über Taschkent — über Chiwa. Bücher-Recensionen. 1. Historisch-statistisches Gemälde des Russischen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Heinrich Storch. 1. Theil.

2. An Account of the Cape of Good Hope, by Capt. *Rob. Percivhl.* 3. An Account of Travels into the Interior of southern Africh, by *John Barrow.* Charten-Recenſionen. 1. 1) Carte particulière de la *Côte orientale d' Angleterre*: 2) Carte partic. de la *Côte orientale d' Ecoſſe*; 3) Carte des *Iles Orcades* et de la *Côte nord d' Ecoſſe*; 4) Carte partic. de la *Côte occidentale d' Ecoſſe*; 5) Carte partic. de la *Côte occidentale d' Ecoſſe*; 6) Carte de l'Ile de *Wight* et de la *Côte adjacente de Hampſhire*; 7) Plan de l'or-Bay, *Babacon-Bay* et de l'entrée de *Darmouth*. 2. 1) Carte particulière de la *Côte Sud-Oueſt d' Irlande*; 2) Carte des *Côtes occidentales d' Irlande*; 3) Carte partic. de la *Côte Nord d' Irlande*; 4) Carte partic. de la *Côte Oueſt-d' Irlande*. 3. Carte d' Irlande, diviſée en Provinces et Comtés. Vermiſchte Nachrichten. 1. Avantcoureur mehrerer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. Ausländiſche Literatur. 2. Norden, der berühmte Reiſebeſchreiber. 3. Unverbürgte Nachrichten von zwei berühmten Reiſenden, La Peyrouſe und A. Humboldt. 4. Ueber die angekündigte Rückkehr des Erdumſegler La Peyrouſe, und Nachricht von der Reiſe des Capt. Flinders. (Aus einem Schreiben aus Dunkirchen.) 5. Auszüge aus einem Schreiben aus Paris vom 18. Julius 1804. 6. Kurze Notizen. 7. Jagenbuch im Meer-Departement in Frankreich. Ein Beitrag zur Ergänzung der Erdbeſchreibungen.

Zu dieſem Hefte gehören:

1) Das Porträit von Norden. 2) Die Charte von Guadeloupe.

Weimar im Auguſt 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

IX. Das 7te Stück vom Journal des Luxus und der Moden 1804 iſt mit folgendem Inhalte erſchienen.

I. Modenanſichten aus London. II. Kunſtnachrichten. III. Archäologiſche Werke. a. Tiſchbeins Homer, 5ter Heft. b. Die Familie des Lykomedes. c. Die

Herkulanischen Gemälde von Piroli. 2. Die sieben Planeten nach Raphael. 3. Kostüms des Königl. Nationaltheaters in Berlin. 4. Leipziger Messscenen. III. Miscellen und Modenberichte. 1. Ueber die Sitte Brust und Arme zu entblößen. 2. Mode in Petersburg. 3. Leipziger Theater von 1804. 4. Bruchstücke aus Voltaire's Leben. 5. Teutscher Modenbericht. 6. Pariser Modenber. IV. Ameublement. Waschbecken à l'antique. V. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

X. Von Sicklers Teutschem Obstgärtner 1804 ist das 6te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt, und der Obstpflanzen insbesondere. II. Naturgeschichte der Erdbeere. IX. Die Band-Erdbeere. X. Die Scharlach-Erdbeere. II. Birn-Sorten. No. CXV. Die runde gute Honigbirn. III. Aepfel-Sorten. No. CXI. Der rothgestreifte Schlotterapfel. IV. Pflaumen-Sorten. No. XXXV. Die rothe Spätpflaume. V. Vermischte Obstarten. No. I. Die Aris- oder Elsebeere.

Zweite Abtheilung.

I. Pomologische Briefe aus Paris. Ueber die Obstkultur in der Gegend um Paris. II. Etwas über eine feine Methode, den Einwohnern eines Dorfes die Obstkultur beliebt zu machen und bei ihnen einzuführen. III. Durch das Pfropfreben wird die Obstkultur verbessert, nicht verschlimmert. IV. Ueber die Erleichterung des Aufkeimens der Kerne. V. Bemerkungen über ein den Aepfelbäumen schädliches Insekt. Aus dem Hannövr. Magazin 1803.

Weimar im Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Vom Allgem. Teutschen Gartenmagazin

ist so eben das 6te Stück 11 Jahrgang 1804 mit folgendem Inhalte erschienen.

Allgemeiner Garten-Kalender, Nov. Dec. I. Landschafts-Gartenkunst. 1. Bemerkungen über den Rasen in Englischen Gärten. 2. Der Pappel-Saal. III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Anweisung zum Anbau der Champignons. IV. Blumisterei. Einige Bemerkungen über Nelken, um ihre Behandlung und Kenntniß zu berichtigen. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. A. Pfirschen-Sorten. Die Blutpfirsche B. Birnsorten. Die Glockenbirn 2. Die Erdbeere von Chili tragbar zu machen. 3. Mittel, das Moos von Aepfelbäumen wegzuschaffen. IX. Saamen- und Pflanzenhandel. Ueber den Saamenhandel X. Garten-Literatur. Neuerschienene Gartenschriften seit letzter Leipziger Ostermesse. XI. Garten-Miscellen. 1. Beschreibung eines Instruments, das Schilf und andere Wasserpflanzen in den Teichen und Kanälen der Englischen Gärten zu vertilgen. 2. Ueber einen neuen Stellvertreter des Kaffees. 3. Warnung vor einem Betruge. 4. Große Baumschule der Gebrüder Baumann zu Bolweiler. 5. Ueber die Aegyptischen Zwiebeln. 6. Bemerkung über den Erdfloh. 7. Der Thüringische Fruchtbrecher.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 16. Die Blutpfirsche. Taf. 17. Die Glokkenbirn. Taf. 18. Der Pappel-Saal. Taf. 19. Neue Garten-Instrumente.

Weimar im August 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. Anzeige wegen Barrows Travels in China.

Von Barrows Travels in China (mit Kupfern) erscheint der erste Band, der von uns angekündigten Teutschen Uebersetzung von Hrn. Hüttner zu London (Lord Macartneys und Stauntons ehemaligen Reisegefährten nach China) unfehlbar zur Michaelismesse und der 2te kurz darauf; um

so sicherer da das Mscpt. davon schon größtentheils in unsern Händen und in der Druckerei ist.

Weimar d. 4. Aug. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIII. Vom Journal des Luxus und der Moden 1804 ist das 6te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Blicke auf die Vorzeit. 1. Teutsche Modetrachten des vierzehnten Jahrhunderts. 2. Von dem wunderlichen Prachte, so auf Herzog Caroli von Burgund Beilager gehalten worden ist. II. Abentheuer einer kleinen Reise nach Doberan. III. Künste. 1. Originalzeichnungen Italienischer Meister von J. P. Langer. 2. Musée Napoléon. IV. Etwas über die Leipziger Messe. V. Modenberichte und Miszellen. 1. Einige Bemerkungen über die Mode und ihren Einfluß auf die Gesundheit. 2. Mädotage über die Weiber. 3. Wie gefällt die Vernunft? 4. Kürfete auf Wilhelmshöhe bei Kassel. 5. Wasserfahrt auf der Saone. 6. Londner Modenbericht. 7. Modenbericht aus Paris. 8. Teutscher Modenbericht. VI. Ameublement. Theemaschine von neuer schöner Form. VII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im August 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1804.

I.

Badefrüchte. *)

Brunk Poet. Gnom. Graec.

P. 91. Phocylides.

Wünſchest du Reichthum? Bebau mit Fleiß den ergiebigen Acker,
Denn ihn nennt man mit Recht das Füllhorn Amaltheens.

*) Wir haben von dem gelehrten Denis zwei Bände Leſefrüchte, die, gelehrter und geiſtreicher als die meiſten ana der Franzoſen, jedem Leſer etwas nützliches zu ſagen wiſſen. Warum ſollte es alſo nicht auch Badefrüchte geben? So viel dürfen wir auf Treue und Glauben verſichern, daß dieſe aus dem mildern Griechiſchen Himmel verpflanzten und von kundiger Meiſterhand gepflegten Blumen wirklich in dieſem Som-

mehr Charakter; in vielen andern Compoſitionen zeigt er ſich beredt, warm, göttlich wie Philidor, doch nicht ganz ſo reich, ſo ſtark, ſo tiefſinnig. On ne s'aviſe jamais de tout, und Rofe & Colas werden ihm unter den angenehmſten Compoſiteurs eine Stelle erhalten; le roi & ſon fermier und le déſerteur ſetzen ihn auf die erhabenſte Stuffe.

Indeſſen iſt ein Mann erſchienen, der durch ſeine bewundernswürdige Kunſt viel mit wenigem zu thun, durch die ſimpelſten Mittel die gröſten Würkungen zu erhalten, dieſen ſeinen Vorgängern den Weg abgewinnt. Gretri iſt dieſer Mann. Die Natur ſcheint ihm die verborgenſten Geheimniſſe ſeiner Kunſt unentgeltlich dargeboten zu haben. Mit ſeinem erſten Schritte ſtand er am Ziel. Wir beſitzen ſchon ſieben Singſpiele von ihm, die alle Meiſterſtücke ſind. Noch iſt er in der Blüthe des Lebens; wenn nur nicht ſein brennender Durſt nach Ehre, und die Verfolgungen des Neides ſeine Tage abkürzen. Er arbeitet mit ſolchem Enthuſiaſmus, daß er allemal während der Compoſition von einem heftigen Fieber überfallen wird: alsdann kömmt der Gott der Harmonie über ihn, ſeine Imagination ſchwingt ſich über ihre Schranken hinaus, und er erneuert die fabelhaften Auftritte der delphiſchen Pythoniſſe. Was Wunder, daß während dieſer erhabenen Raſerey ſo viel Kraft und Zauber in ſeine Werke übergehen; daß er diejenigen, die ihn hören, entzückt, überwältigt, dahin reißt!

Man hat von Gretri auſſer den Singſpielen noch verſchiedene andere vortrefliche Compoſitionen, unter andern, Sonaten, auf die ſich das bon mot eines gewiſſen ſchönen Geiſtes: Sonate, que veux tu? (Sonate, was willſt du von mir?) gewiß nicht anwenden läßt.

Zur

P. 128. Linus.

Hoffe du Alles, denn nichts iſt außer den Gränzen der Hoffnung;
Da Gott alles vermag, nichts ſeine Kraft überſteigt.

P. 135. Poſidippus.

Welches die beſte Lebensart iſt? Auf dem Marktplatze giebt es
Streit, und gefährliches Thun; Sorgen herrſchen zu Haus;
Arbeit genug auf dem Land, und Stürme, gehſt du zu Schiffe;
In der Fremde, wenn du nicht ohne Habe biſt, Angſt;
Biſt du dürftig, nur Noth; im Eheſtand fehlt es an Kummer
Nie; und freieſt du nicht, lebeſt du traurig allein.
Kinder ſind Jammer; Verluſt iſt ein kinderlos Leben; die Jugend
Thorheitsvoll; ungewiß, ob du das Alter erreichſt,
Eins von beiden iſt alſo nur wünſchenswerth; gar nicht zu leben,

mer in einem der beſuchteſten Böhmiſchen Bäder aufblüheten. Gewiß es giebt Männer, wie Seneka ſagt, deren erzwungener Müſſiggang beſchäftigter iſt, als die freie Geſchäftigkeit der Menge. B.

Oder zu ſterben, ſo bald man nur das Leben empfängt.

Gegenſatz vom Metrodorus.

Jede Bahn des Lebens iſt gut; auf dem Marktplatze giebt es
Ruhm und erwünſchten Erfolg, Ruhe erquickt dich zu Haus.
Auf dem Lande der Reiz der Natur, und Gewinn auf dem Meere;
In der Fremde, biſt du reich, ſo erwartet dich Lob;
Biſt du dürftig, ſo weißt du's allein; im Eheſtand iſt dir
Glückliche Zuflucht dein Haus; unvermählt lebeſt du leicht.
Kinder ſind Wonne; und frei von Sorgen ein kinderlos Leben,
Jugend iſt Fülle von Kraft; Alter hingegen geehrt.
Gut iſt alſo nicht Eins von Beiden, gar nicht zu leben,
Oder ein baldiger Tod; alles im Leben iſt gut.

P. 183. Alexis.

Sehr ähnlich iſt dem Weine die Natur
Des Menſchen; wie der junge Wein

Muß auch der Menſch vor allen Dingen,
Aufbrauſen und abgähren, muß beim Schäumen
Erſt herbe werden; iſt nun alles ausgeworfen,
Wovon ich ſpreche; iſt die Thorheit,
Die oben aufſchwamm, abgeſchöpft:
So wird er trinkbar, ſetzt ſich ruhig,
Und bleibt nun allen angenehm.

P. 184. Anaxandrides.

Wer ausſchwatzt, was man ihm vertraut,
Iſt, wo nicht ungerecht, doch ſeiner wenig mächtig.
Wer aus Gewinnſucht ſchwatzt, iſt ungerecht;
Wers ohne Vortheil thut, nicht ſeiner mächtig;
Gleich ſchlecht ſind aber Beide.

P. 185. Antiphanes.

Verbergen, Phidias,
Kann Jemand alles, nur zwei Dinge nicht;
Ob er getrunken hat, und ob er liebt.
Denn Beides äußert ſich durch Blick' und Worte;
Und wers verläugnen will, verräth
Dadurch gerade ſich am meiſten.

P. 186. Eben derſelbe.

Der Reichthum iſt ein Prüfſtein für die Sitten.

Wer ſchlechte Streiche ſelbſt im Ueberfluſſe treibt,
Was meinſt du, würde der erſt in der Noth verüben?

P. 186. Eben derſelbe.

Sehr ähnlich iſt dem Wein das Leben;
Iſt nur noch wenig davon übrig, wird es Eſſig.

P. 186. Eben derſelbe.

Der Uebel Altar iſt das hohe Alter,
Man ſieht ſie alle zu ihm fliehen.

P. 191. Menander.

Der Friede nährt den Landmann ſelbſt auf Felſen
Gut; der Krieg nicht auf dem beſten Acker.

P. 192. Eben derſelbe.

Der Strengſte bei der Zucht des Sohnes
Iſt nur in Worten herb, und Vater mit der That.

P. 192. Eben derſelbe.

Wer ſchnell Verläumdung glaubt,
Iſt, wo nicht ſelbſt von ſchlechten Sitten,
Doch an Verſtand ein Kind.

P. 194. Philemon.

Gerecht iſt, nicht, wer nicht beleidigt;

Der iſt's, der, wenn ers kann, nicht will.
Nicht der iſt's, der nur kleiner Dinge ſich enthält;
Wer Großes ſelbſt nicht an ſich reißt,
Wenn ungeſtraft er's könnte, iſt gerecht.
Doch wer dies alles hält, iſt's noch nicht ganz.
Mit reinem Herzen, ſonder Trug
Muß er es ſeyn, nicht ſcheinen wollen.

P. 196. Eben derſelbe.

A. Wer iſt denn das? B. Ein Arzt. A. Wie ſchlecht befindet ſich
Doch jeder Arzt, ſo bald ſich Niemand ſchlecht befindet!

P. 197. Eben derſelbe.

Spricht Jemand gar nichts Paſſendes:
Find ihn langweilig, wenn er nur zwei Sylben ſagt.
Spricht Jemand gut, ſo ſind ihn nie langweilig,
Er ſage noch ſo viel, und rede noch ſo lang.
Beweis hiervon ſey dir Homer;
Zu tauſenden ſchreibt er uns Verſe,
Langweilig aber nennt ihn auch nicht Einer.

P. 197. Eben derſelbe.

Wenn Thränen unſre Uebel heilten,
So hörte der, der ſie vergöſſe auf, zu leiden;
Wir kauften uns die Thränen dann für Geld.

Allein die Dinge achten, ſehen nicht
Auf ſie, Herr, ſondern gehen ihren Gang.
Du weineſt, oder weineſt nicht.
Was nützen ſie dir alſo? Nichts! Die Traurigkeit
Trägt immer Thränen, wie die Bäume Früchte.

P. 199. Krates.

Den Magen halte ſtets im Zaum;
Denn er allein weiß nie für etwas Dank,
Und fordert immer mehr, als er bedarf.
Wer ſeinen Magen nicht zu zähmen weiß,
Der hat die meiſten Uebel an dem Hals.

P. 199. Nikoſtratus.

Wär immer, viel und ſchnell zu ſchwatzen,
Der Weisheit Merkmal: o die Schwalben wären
Viel weiſer dann, als wir.

P. 200. Philippides.

Ein häßliches, doch reiches Weib haſt du genommen:
So wirſt du denn ſchlecht ſchlafen, herrlich ſpeiſen.

P. 202. Klearchus.

Empfänden Säufer allezeit
Den Kopfſchmerz vor dem Trinken
Des ungewiſſen Weins; wir tränken alle nicht.

So fühlen wir die Wonne vor den Schmerzen,
Und kommen bald um unſre Luſt.

Im Garten zu Schönhofen.

Wo freundlich ein guter Genius waltet,
Geſtaltet ſich alles zu lieblichen Formen;
Selbſt ſeinen Umgebungen drückt er
Mit ſchaffender Hand ſein heiliges Bild auf.

II.

Ideen über die poetiſche Anſicht der Natur.

So bald der Menſch ſich nur einigermaaßen von dem blinden thieriſchen Triebe losgemacht und zu einer gewiſſen moraliſchen Freiheit erhoben hat, ſo iſt der erſte Preis, den er aus dem ſiegreichen Kampfe der Vernunft mit dem Inſtinkte davon trägt, eine deutliche Unterſcheidung der ihn umgebenden Natur des Beharrlichen in ihr ſowohl, als des Vorübergehenden und einer freiern Anſicht derſelben. Was erſt gleichſam ſo mit ihm verbunden war, daß es eine Fortſet-

zung seiner Natur und seines Seyns schien, das tritt ihm jetzt klar als Objekt vor die Sinne und giebt ihm den reichhaltigsten Stoff zur Ideenentwickelung. So der einzelne Mensch in seiner Bildung vom Kind zum reifen Alter, so ganze Völker von ihrer ursprünglichen Rohheit bis zur Kultur. Indessen ist die Art der Ideenentwickelung in der Natur bedeutend verschieden. Derjenige, der den Regenbogen z. B. als Bild des Friedens oder auch als Bild und Vorboten großer Unglücksfälle; bei der uralten Vorstellung (s. Voß Anmerk. zu s. Oden und Liedern I. 24) als Symbole der Ruhe in der Wehmuth ansieht, befindet sich in einem ganz andern Ideenkreise, als der, der sein Farbenspiel bewundert, und mit Wohlgefallen dem Schwunge seiner Krümmung folgt, oder als derjenige, der über die Ursachen seiner Entstehung reflektirt, und sein Verhältniß zu den Dünsten und der Sonne beachtet. Der eine schweift von der Erscheinung ab, und verliert sich in ein Spiel der Phantasie; der andere verweilt bei ihr und entwickelt in sich mit Freiheit, ohne durch die Richtung der Reflexion auf irgend einen Zweck gebunden zu seyn, ohne sinnliches Interesse die Idee von Schönheit; der dritte knüpft an die Erscheinung eine Reihe nothwendig aus einander hervorgehender Begriffe, und macht sie selbst in der Kette dieser Begriffe zu einem Mittelgliede. Der erste ist

der Dichter, der zweite der Künſtler und der dritte der Philoſoph; und wenn es, wie ich glaube, erlaubt iſt, dem einzelnen Beiſpiele Allgemeinheit zu geben, ſo läßt ſich überhaupt eine poetiſche, eine künſtleriſche und eine philoſophiſche Anſicht der Natur unterſcheiden.

Ich will jetzt vorzüglich bei der poetiſchen verweilen. Wenn ſie auch nicht rein und vollkommen getrennt von den übrigen vorkömmt, was bei dieſen eben ſo wenig der Fall iſt, ſo kann ſie doch in der Theorie zum Behuf der genauern Unterſuchung unterſchieden werden. Ich verſtehe alſo unter poetiſcher Anſicht der Natur das freie Spiel der Ideen und Empfindungen, welches bei dem Anblicke der Natur vermittelſt der Phantaſie hervorgebracht wird. Die Anmuth und Lebendigkeit dieſes Spiels hängt theils von der Empfänglichkeit, Lebendigkeit und Stimmung der Phantaſie, theils aber auch von der Beſchaffenheit des Objekts ab. Das erſte iſt für ſich klar;*) in Hinſicht des Objekts läßt ſich vorausſehen, daß je kunſtreicher es in ſeinem Bau, je man-

*) Das iſt nur zu bedenken: die Natur kann nie einen Menſchen phantaſiereich machen, der es nicht iſt; wohl aber kann ſie mit dem phantaſiereichen in Wechſelwirkung treten.

nichfaltiger in seinen Aeußerungen und Wirkungen ist, je leichter es begriffen und in Gedanken reproducirt werden kann, je mehr es den Schein von Freiheit und eines innern thätigen Princips hat: es einen um so vielfältigeren Anlaß zu ästhetischen Ideen giebt. Daher die Ideen- und Empfindungsleere Kälte im Steinreiche, die sich höchstens in großen Felsmassen durch den Schein trotziger Ungebundenheit zum Erhabenen erwärmt; daher aber auch die für die Phantasie so ergiebige vielhaltige Anschauung des Menschen, den ich jedoch als Gegensatz der Natur von meiner gegenwärtigen Betrachtung ausschließe.

Wenn das Uebrige gleich ist, wird das Beharrliche gegen das Vorübergehende verlieren, weil die hinzukommende Bewegung dem Gegenstand einen vielseitigern Charakter ertheilt, indem sie auf ihn den leichten Schein von Freiheit und Unendlichkeit wirft.

Nach den verschiedenen Richtungen, welche die Phantasie beim Anschauen der Natur nimmt, und schon genommen hat, lässet sich für die poetische Ansicht einzelne Gesichtspunkte festsetzen, deren genauere Betrachtung für die Kenntniß des Menschen, der Sitten, der Denkungsart, des Alterthums nicht ohne Belang ist. Zuvörderst also

Zur Vorstellung der komischen Opern haben wir eigentlich nur drey Schauspieler, und drey Schauspielerinnen. Unter diesen glänzt Caillot am meisten hervor; er besitzt alle die Eigenschaften beysammen, die den Sänger und den Schauspieler vortreflich machen. Seine Stimme ist zum Ausdruck ganz entgegen gesetzter Dinge geschickt; er geht mit gleicher Leichtigkeit in alle Töne über: Kurz, er hat eine Kehle, die für ein ganzes Concert gelten kan. Die Herren Clairval und la Ruette; die Demoiselles la Ruette, Beaupre und Trial, verdienen mit einander grosses Lob; allein was ihnen gebührt und nicht gebührt, hier aus einander zu setzen, würde zu weitläufig fallen, und sich nicht wohl der Mühe lohnen.

Wir sehen uns genöthiget, diesen Artikel hier abzubrechen. Im 2ten Theile des Merkurs werden wir unsre Leser von dem grossen lyrischen Theater zu Paris, und andern Merkwürdigkeiten, die Französische Nation betreffend, unterhalten.

(Dieser Artikel ist uns aus Paris von sehr guter Hand eingeschickt worden.)

Religiöſer Geſichtspunkt.

In der Natur die Spuren und Andeutungen eines höhern Weſens, eine göttliche leitende Macht finden, heißt ſie religiös anſehen. Die Phantaſie war ſchon frühzeitig thätig, die Erſcheinungen der phyſiſchen Welt durch ein mächtiges Weſen außer ihr begreiflich zu machen. Vorzüglich ſcheint das furchtbare Phänomen des Donners die Menſchen am früheſten aus dem Schlafe thieriſcher Sinnlichkeit geweckt, und ihn aus dem Staube zum Himmel emporgerichtet zu haben. Es läßt ſich dieß ſchon a priori vermuthen, und ſo viel als in einer ſo dunklen Gegend möglich iſt, beſtätigen es auch die älteſten Urkunden und Darſtellungen. Die Stimme des Jehovah im alten Teſtamente iſt der Donner 1. B. M. 3, 8. vergl. mit Hiob 40, 4. „Haſt du einen Arm wie Gott, und kannſt du mit der Stimme donnern wie Gott thut.“*). Bei Griechen und Römern trägt der oberſte Gott d. i. derjenige, in dem die Idee des Göttlichen am vollſtändigſten ausgedrückt war, den Blitz in der Rechten. Bei den Braſilianern heißt Toupan der Donner und auch der oberſte Gott (ſ. Robertſons Geſch. v. Am. I. Th. S. 570 der d. Ueberſ.) und die Chine-

*) S. Ruperti über Theophanien in den Commentat. phill. Vol. IV. p. 216.

ser verehren unter dem Namen Lui-Dschin einen Donnergott, dessen abscheuliches Konterfei mit Habichtskrallen, Rad, Kesselpauke und Schlägel man bei Georg Staunton in s. Reise zur Th. nachsehen kann; daß Petron's alter oft wiederholter Ausspruch wahr seine Richtigkeit haben mag:

Primos in orbe deos fecit timor.

In den Kreis der religiösen Ansicht der Natur gehört aber alles, was von den Menschen mit Andacht und Frömmigkeit betrachtet worden ist. Also findet der Fetischismus, Intuismus u. s. w. hier seinen Platz. Mehreren Naturdingen legte man in so fern etwas Göttliches bei, als man von ihnen eine Vorandeutung der Zukunft erwartete.

„Die ältesten Griechen, sagt Voß Anm. z. B. I, 469. weil sie alles aus Luft, Erde und Wasser entstehen sahen, glaubten von den Gottheiten dieser drei Grundwesen denen sie zum gemeinsamen Ausleger den wahrsagenden Apollo gaben, die Zukunft zuerst der Natur dann auch des Schicksals zu erfahren; nämlich vom Himmel (Uranos, Zeus) durch hochfliegender Vögel (Adler, Raben, Krähen) Stimme, Donner und Feuer, später durch Gestirne (Astrologie) und

Winde; von der Erde (Gäa, Themis) durch Dünste, Erdthiere und scharfwitternde, durch Eingeweidefressende, durch Räume und Loose, durch Todte und Träume; vom Wasser, (Poseidon, Nereus, Proteus, Gleukos, Nymphen, Musen) durch begeisterte Quellen und Wasserthiere." Die Römer nahmen dies alles von den Griechen an, und vermehrten es auf Veranlassung der Etrurier noch extensiv, indem sie die Zahl der Auspicien, Prodigien u. dergl. vermehrten, und intensiv, indem sie ihnen eine größere Heiligkeit beilegten, und einen größeren Einfluß in die öffentlichen und Privatangelegenheiten verstatteten.

Daß diese religiöse oder in ihren Verirrungen abergläubige Ansicht der Natur recht in der menschlichen Seele gegründet seyn müsse, läßt sich daraus abnehmen, daß wir sie bei allen Völkern finden, die nur einigermaaßen aus dem unbeholfnen Stande brutaler Wildheit hervorgetreten sind. Ich will nur ein Beispiel anführen, die heilige Verehrung der Gewässer. Tacitus erzählt de Germ. c. 40 von einem See der Herthe auf einer Insel des Ozeans (wahrscheinlich Rügen (in dem sich die Göttin zu baden pflege, und den die Einwohner mit geheimen Schauder und mit frommen Staunen betrachteten. Und von den Kamtschadalen erzählt Steller in seinen Reisen,

daß sie Ehrfurcht hätten vor den heißen Quellen ihres Landes, weil sie von ihnen glaubten, daß ihre Camuli oder Geister Wallfische darin kochen. Auf der Insel Falalu sagt Forster in s. Bemerkungen S. 528. ist ein Teich mit frischem Wasser, dem die Einwohner nicht nahe kommen dürfen, weil sie glauben, daß sich die Götter darin baden. Etwas ähnliches erzählt Carvea von dem Wasserfall St. Anton in Nordamerika. Vortrefflich faßt Seneka in einem seiner Briefe (41) mehrere Naturscenen zusammen, die vorzugsweise der religiösen Verehrung gewidmet worden sind. „Wenn du auf einen Hain stößest von alten und überhohen Bäumen, die den Anblick des Himmels durch ihre dicht in einander geflochtene Zweige versperren, so giebt dir die Höhe des Waldes, das Geheime des Orts und die Bewunderung eines im Freien so dichten und langen Schattens die Ueberzeugung von einer nahen Gottheit. Und wenn eine Grotte mit tief ausgewitterten Felsen, nicht durch Hände gemacht, sondern durch natürliche Ursachen zu einer solchen Weite ausgehöhlt einen Berg unterwölbt, so wird sie deinen Geist mit jber Ahnung des Heiligen bewegen. Wir verehren die Ursprünge großer Flüsse; ein plötzlicher und aus Verborgenem stark aufsprudelnder Bach wird mit Altären geweiht; man feiert warme Gewässer, Quel-

len, auch einige Teiche hat theils dunkle Beschattung theils unermeßliche Tiefe geheiliget."

Mythischer Gesichtspunkt.

Unter Mythen denkt man sich wie bekannt, die älteste Geschichte eines Volks oder seiner fabelhaften Sagen von der Welt Ursprung, den Göttern und Helden der uralten Zeit und ihre Begebenheiten. Die Natur also aus dem mythischen Gesichtspunkte betrachten, heißt sich bei ihrer Betrachtung der mythischen Vorzeit erinnern. In so fern mehrere mythische Personen Gegenstände der Verehrung sind, fällt freilich der mythische Gesichtspunkt mit dem religiösen und in sofern sie wirklich existirt haben, mit dem historischen zusammen: allein dies kann uns doch nicht hindern, eine eigene Rubrik für ihn zu machen, da sein Gebiet noch immer weit genug ist. Das Interessante dieses Gesichtspunktes beruht auf dem Interesse der Mythen und es ist daher kein Zweifel, daß uns die Natur vorzüglich aus dem Gesichtspunkte Griechischer Mythen betrachtet, anziehen müsse. Freilich für uns entfernte Nordländer wie lose muß da die Ideenverknüpfung seyn! oft hängt sie bloß durch den leichten Faden des Namens zusammen. Wie ganz anders mußte es dem Hellenen seyn, wenn er im Lande seiner Götter und Heroen wandelte, und aus Hainen

nen und Gewässern von Bergen herab und aus Höhlen heraus die Stimme der ehrwürdigen Vorzeit vernahm. Wir bemühen uns auf vielfältige Weise in Städten und Gärten Griechische Mythologie zu verpflanzen, aber es ist ein fremdes Reis auf einem ihm nicht angemessenen Stamme gepfropft, es fehlt uns Griechische Empfänglichkeit und Zartheit der Phantasie, ihr patriotisches Interesse, und der Jonische Himmel.

Es kann hier nicht meine Absicht seyn, alle verschiedene Gattungen von Mythen durchzugehen und ihr Verhältniß zur Naturbetrachtung anzugeben; nur als Beispiel will ich einige berühren, die auch für unsre Naturansicht nicht ohne Interesse sind. Hierher rechne ich vorzüglich die Verwandlungen. Man weiß, wie viel Schönes, liebliches, tiefempfundenes oder auch treffendes, komischbelustigendes die Alten in diese sonderbaren Dichtungen zu legen gewußt haben. Durch diese Mythen traten mehrere Naturdinge in eine höhere Ordnung, sie selbst in ihrer antiken Reinheit aufgefaßt ohne die Verputzung der Neuern, die den spielenden Witz des Ovidius noch überboten, gewähren das anmuthigste Spiel von Ideen und Phantasien. In diesen Lorbeern starrt das fliehende Mädchen, aus jenem Rohr weht das Gelispel der keuschen

Syrinx, aus dem Echo ruft die geſchwätzige Nymphe. Noch blüht der ſchöne Narciſſus in der goldgelben Coralle unſrer Ammone, und in der plauderhaften Elſter hören wir noch das fade Geſchwätz der vorlauten Pieriden. Arachne verbreitet in Spinnengeſtalt ihr kunſtreiches Gewebe: das mißtönende Gequack der Fröſche erinnert uns an die unvergeßliche Härte Lyciſcher Bauern. Das Delphinium und die purpurblaue Iris bewahrt noch das Andenken des unglücklichen Hyacinthus, und in der Safranſtaude und Winde lebt noch des Krokus und der Smilax treue Liebe.

Der Eisvogel, deſſen Schönheit keiner poetiſchen Ausſchmückung bedarf,*) hat bei den Griechen eine rührende Geſchichte. Ceyx reiſet übers Meer und kömmt im Schiffbruch um. Seine Gemalin ſtürzt

*) Buffon beſchreibt ihn ſo: C'est le plus bel oiseau de nos climats. Ses couleurs sont les nuances de l'arc en ciel; le brillant de l'email, le lustre de la soie; tout le milieu du des avec le dessus de la queue est d'un beau-clair et brillant, qui aux rayons du soleil a le jeu du saphir et l'oeil de la turquoise. Le verd se mêle sur les ailes au bleu et la plûpart des plumes y sont terminées et pointuées par une teinte d'aigue-marine; la tête et le dessus du cou sont pointillées de même de taches plus claires sur un fond d'azur.

ſich als ſie ſeinen Leichnam anſchwimmen ſieht, verzweifelnd ins Meer. Die mitleidigen Götter verwandeln ſie beide in Eisvögel, wo ſie in ungeſtörter Eintracht an den Küſten leben, und ihr Neſt nach den Vorſtellungen ins Meer bauen. Sieben Tage in der Zeit des Winterſolſtitii brütet die Mutter (Arist. de hist. An. l. V. c. 8. IX. c. 14. Rhodog. lect. antt. XIV. c. 9.) dann iſt Stille des Meeres, die ihr ihr Vater Aeolus gewährt; das ſind die halcyoniſchen Tage. In dem Geſange des Eisvogels glaubten die Alten noch etwas Wehmüthiges zu vernehmen, und brauchten ihn daher als das Bild unſrer klagenden Liebe (Iphig. Taur. v. 1089. coll. Arist. Ranae v. 1345 ed. Burman. ibique schol.) Sonſt war er der Lieblingsvogel der Nymphen, eine Idee die mehr wie es ſcheint, die Dichter als die Künſtler gehabt haben, Vergl. Virgil. Georg. I. 399. Hedyle apud Athen. VII. 22. (auch Sappho hat über ihn gedichtet, nach Demetrius Phalereus περὶ ἑρμηνείας n. 167. p. 101. ed. Gal.) Voß Myth. Briefe II. B. S. 212. Bekannt iſt die vielbeſungene und viel gefeierte Mythe vom Adonis dem Liebling der Venus. Eine bei uns nicht ſeltene Pflanze Adonis vernalis iſt gleichſam noch ein lieber verwehter Ton aus jenen feſtlichen Hymnen und Epicedien, die ihm zu Ehren in Griechenland und Aegypten geſungen wur-

den. Ein gefühlvoller Pflanzenkenner ſagt von dieſer Blume:

Kennſt du dort die Blumen, die glühend am Hügel hinaufblühn,
Wiſſe der Schönheit erſten, der unter den Sterblichen wallte,
Ihn den Göttingeliebten den Jüngling von Nymphen erzogen,
Den die Himmliſchen ſelbſt, den Paphos Königin wählte —
Seine ſterblichen Tage mit Götterwonne zu krönen —
Treffen die Streiche des Todes; er fiel ein blutiges Opfer
Seines Muthes von wüthenden Ebern zerriſſen; Adonis
Hallten zurück die Thäler und Wälder, todt iſt Adonis!
Klagte die Klage der Weiber; da weinte der Himmliſchen Auge,
Weinte die Göttin der Liebe, daß blühend in roſigen Tagen
Seines Lebens der Schöne gefallen; da tränkte der Erde.

Schoos ſein heiliges Blut*), da ſproßte die Blume
mit goldenem Glanze,
Die wie das goldene Haar, das lockig dem Jüngling
hinabhieng,
Glänzt noch lange der Flur, den geliebten Namen zu
nennen.

Schraders Flora, S. 36.

Ueberhaupt erhalten uns die Pflanzen noch in manchen Namen und zufälligen Aehnlichkeiten, Andeutungen und Erinnerungen ſchöne Mythen des Alterthums. Selbſt der große Linné erheiterte ſich in Lapplands öden Fluren ſein mühſames Studium durch ſolche dichteriſche Beziehung. Man höre ſeine begeiſterte Beſchreibung der Andromeda polifolia. (Flora Lapponica 1737. p. 126.)

Andromeda virgo haec lectissima pulcherrimaque collo ſuperbit alto et vividiſſimo (pedunculus), cujus facies roſeis ſuis labellis (corolla) vel optimum Veneris fucum longe ſuperat; junceâ haec in genua projecta, pedibus alligata (caulis inferior incumbens) aqua (ver-

*) Aus ſeinem Blute entſtand die Ammone. Vergl. Böhmer Plant. mythol. spec. II. p. 9.

Der

Deutſche Merkur.

Des erſten Bandes
Drittes Stück.

März 1773.

Weimar
Im Verlag der Geſellſchaft.

nali) cincta, rupi (monticulo) adfixa, horridis draconibus (amphibiis) expoſita terram, verſus inclinat moeſtam faciem (florem) innocentiſſimaque brachia (ramos) coelum verſus erigit, meliore ſede fatoque digniſſima, donec gratiſſimus Perſeus (aeſtus) monſtris devictis eam ex aqua eduxit e virgine factam foecundam matrem, quae tum faciem (fructum) extollit. Si Ovidio fabulam de Andromeda conſcribenti haec ante oculos poſita fuiſſet planta, vix melius quadraverit attributa, qui more poetico ex humili tumulo produxiſſet Olympum.

Sonſt hat ſich die Griechiſche Götter- und Heroenwelt, nachdem auf der Erde ihre Tempel und Altäre zerſtöhrt worden ſind, doch mit dem Geleite eines Phöniciſchen und Arabiſchen Troſſes ganz eigentlich zwar nicht in den Himmel, doch an den Himmel geflüchtet, und leuchtet noch oben zur Freude für Schiffer, Dichter, Aſtronomen und Liebende herab. Selbſt die neuern Sternkundigen haben lieber die Zahl der deorum majorum gentium complettiren, als der indiſchen Gelehrten und Potentaten Glanz verherrlichen wollen. Vorzüglich hat ſich Ceres in unſern Tagen glücklich zu preiſen.

Denn in der Nacht des Norden erstand ihr Nahm'
in den Homnus ...
Und von Sicilliens Au' flog er zum Himmel empor.

Mehrere Thiere und Pflanzen haben dadurch eine mythische Bedeutung erhalten, daß sie Attribute der Götter und Helden geworden sind. Das Alterthum war überaus reich an dergleichen Beziehungen; es ist zu bedauern, daß in neueren Zeiten Dichter und Künstler durch das vernachläßigte Studium der Quellen und der Antike, besonders der Gemmen und Münzen, indem sie bloß dürftigen Lexikographen und Ikonologen folgten, sich diesen Kreis selbst verengten. Ich muß erinnern, daß in den älteren Zeiten die Attribute in sich Sinn und Bedeutung hatten. Sie dienten dazu, die Idee, die durch Namen und Bild nur mangelhaft ausgedrückt werden konnte, vollständig darzustellen, daher sie auch zum Theil, wie bei den Satyrn, in die Gestalt des Bildes selbst übergiengen. Später hatten sie bloß einen hermeneutischen Werth, d. h. sie dienten dazu, die Person, deren Idee und Charakter schon der Phantasie eingeprägt war, nur kenntlich zu machen und außer allen Zweifel zu setzen. Höchstens wenn die Form des Attributs für dichtende oder plastische Kunst tauglich war, diente sie zu einem schicklichen und verständigen Ornament. So

ſteht die Sache noch jetzt bei uns. Bei weniger bekannten Attributen haben wir den Vortheil, daß wir ſie uns noch in einer urſprünglichen Bedeutung denken, und dadurch eine poetiſche Anſicht derſelben gewinnen. *)

Es darf uns nicht befremden, wie die Alten mit kindlich lebhafter Phantaſie ſo die Natur und die Mythe kombinirten, da letztere gewiß ſehr oft aus der Betrachtung der erſteren entſtand. Will man ſich recht von dem Einfluß überzeugen, den die Natur ſelbſt auf die Erfindung und Geſtaltung der Mythen gehabt hat, ſo darf man nur die Mythen verſchiede-

*) Nur einige Beiſpiele: der Hund ein Attribut des Merkur (Winkelm. Descript. des pierr. grav. p. 89.) auch der Katze (Heyne opusc. T. II. p. 362.) Letztern iſt auch der Rosmarin λιβανωτις, λιβανος und die Myrthe geweiht. Der Venus außer den bekannten Tauben, Sperlingen, Myrthen, Roſen noch Schwäne, Schwalben, Muſcheln, Schnekken. Lindenbaſt, Mohn. (S. Manſo's Myth. Abhandl.) Weißpappel dem Herkules, den ſie bei ſeiner Reiſe in die Unterwelt kühlte (Virgil Ecl. VII. 61. Aen. VIII. 275.) und dann jedem ausdauernden Helden (Teucer bei Horat. I, 7.), dem Ringen bei Theocrit II, 121. Reben, Epheu und Smilax in Grotten oder Lauben des Bacchus (ſiehe Böttiger Archäol. Muſ. I. 96.) Roſe den Muſen heilig (vergl. im Fragment der Sappho, und Plutarch sympos..)

ner Klima's mit einander vergleichen. In den Aegyptiſchen reducirt ſich faſt alles auf den Nil und ſeine Ueberſchwemmung. Die Lage Jonien's mit der Ausſicht auf die fernen Thraciſchen Gebirge mag, wie Wood in dem Buche über das Originalgenie Homers ſehr wahrſcheinlich zu machen weiß, Veranlaſſung zu der vielgenannten Fabel von den himmelſtürmenden Giganten geweſen ſeyn. In Jonien oder Perſien hätte die Mythe von der Vermählung des Zephyrus und der Flora nie erfunden werden können. Homer (Il. β, v. 147.) und den Barden Haphrz (S. Iones de poesi Asiatica p. 97.) ſchildern den Zephyrus als einen reiſſenden gewaltſamen Wind. (Er hat ein ähnliches Schickſal wie die Madonna, die in Biskaja anders als in Granada gemalt wird, weil die Menſchen dort weiß und hier braun ausſehen).

Wie blühend üppig und lachend iſt alles in der Indiſchen Mythologie, wie öde, ermſelig und froſtig möchte ich ſagen in der nordiſchen! In der Griechiſchen Mythe geht die Eos den Helios voran, wie Aurora dem Sol oder Phöbus in der Römiſchen, in der Indiſchen ſitzt Arun, der Wagenführer der Sonne, auf demſelben Wagen, auf dem Surya der Sonnengott fährt. Man ſehe Georg Forſter in den Anmerkungen zum Sakontala, der bemerkt, daß dieſe

Abweichung daher komme, weil die Dauer der Morgenröthe in diesem Lande sehr kurz sey. Besonders auffallend ist in dieser Hinsicht die Grönländische Mythologie, von der uns Cranz unter andern folgendes berichtet: Sie halten das Nordlicht für einen Tanz der seligen Geister, die Sternschnuppen für zum Besuch reisende Seelen, den großen Bär für ein Rennthier, das Siebengestirn für Hunde, die den Bären hetzen; Mond und Sonne sind zwei leibliche Geschwister; Malina die Schwester wurde von ihrem Bruder im Finstern verfolgt, sie wollte sich mit der Flucht retten, fuhr in die Höhe und ward zur Sonne. Auringa fuhr ihr nach und ward zum Monde; noch immer läuft der Mond um die Sonne her und will sie haschen aber vergebens. Müde und abgezehrt fährt er auf den Seehundfang, bleibt einige Tage aus und kommt fett wieder. Er freut sich, wenn Weiber sterben, so wie die Sonne Lust hat, an der Männer Tode. (Beinahe wie Apollo und Diana, nur daß deren Lust sich nicht mit ihrem Geschlechte kreuzt.)

Historischer Gesichtspunkt.

Man könnte auf den ersten Anblick glauben, dieser Gesichtspunkt sey nur eine Varietät des mythischen, oder falle wenigstens mit ihm in einem dritten Begriffe vollkommen zusammen; allein nie scheinen diese

beiden Geſichtspunkte weſentlich und zwar durch den ungleich größeren Antheil, den die Phantaſie bei dem mythiſchen hat, unterſchieden zu ſeyn. Der Anblick der Natur bekommt nämlich oft ein beſonderes Intereſſe durch die mit ihm verknüpfte Erinnerung an frühere Begebenheiten; ſo weit iſt der Fall ähnlich, aber bei der geſchichtlichen Erinnerung ſteht die Phantaſie gänzlich unter den ihr fremden Geſetzen der Zeit, des Orts, der Glaubwürdigkeit, der Aufeinanderfolge; die Natur bietet nun Veranlaſſung zu Reminiſcenzen, keinesweges Aehnlichkeiten oder bild- und ſinnreiche Geſtalten, wie bei den Mythen dar. Die Freiheit der Phantaſie iſt alſo hier in einem unverhältnißmäßigen Grade beſchränkt.

Die Sache zu erklären bedarf es keiner Beiſpiele, nur um ſie zu erläutern will ich einige anführen. Zuvörderſt bietet die Geſchichte der Erde ſelbſt die Geognoſie, einen überaus reichen Stoff zu Betrachtungen und Phantaſien dem denkenden Naturbeobachter dar. Die Spuren des Meeres auf hohen unzugänglichen Eisgebirgen, in weiten, jetzt blühenden und angebauten Ländern; regelmäßig gebildete Erdſchichten, die die Zeichen ſpäteren Urſprungs an ſich tragen; Ueberreſte ausgebrannter Vulkane, Verſteinerungen, Pflanzenabdrücke oder Thierknochen von unbekannten

Gattungen oder fremden Zonen: das sind die vorzüglichsten Data, die wir in der Natur selbst zu ihrer Geschichte finden. Verbunden mit historischen Nachrichten eröffnen sie ein weites Feld zu den fruchtbarsten Kombinationen und zu Naturansichten, die wegen den ihnen beiwohnenden Begriffe des Unendlichen und Unermeßlichen das Gepräge der Erhabenheit an sich tragen, auf deren Flügeln möchte ich sagen der Mensch aus der kurzen Spanne seines Daseyns durch die Zeit zurückeilt in die alte Nacht chaotischer Verwirrung, und ein zweiter Schöpfer die Natur von Neuem im Einzelnen und Ganzen sich ordnen und gestalten läßt.

Solche Rückblicke in die Vergangenheit der Natur lassen sich jedoch nur durch Hülfe tiefer Kenntnisse und vielfältiger eigner Beobachtung thun, wenn sie nicht leeres Spiel seyn sollen. Wir andern müssen uns daher mit Erinnerungen begnügen, die uns die Geschichte unsers Geschlechtes gewährt. Und wer kennt nicht den Reiz und das Interesse, welches diese über manche Gegenden, Oerter und selbst einzeln an sich unbedeutende Naturgegenstände verbreiten. Wer würde die einförmige breite Fläche bei Lützen oder den rauhen Paß bei Thermopylä nur mit dem geringsten Interesse betrachten, wenn diese Gegenden nicht die

Namen der größten Helden verherrlichten? Unbefangene Reisende versichern: daß das Thal und die Quelle von Vaucluse eine kahle unerfreuliche Parthie sey, aber die Meisten sehen dort von Petrarka und Laura trunken mit doppelten Augen.

Man braucht in dieser Rücksicht nur den ersten Brief von Dupaty zu lesen. Derselbe Schriftsteller entwirft (im 45ten Br.) ein lebendiges und treffendes Gemälde der Empfindungen, die er bei seiner ersten Ankunft in Rom hatte. Es sey mir erlaubt, einige Züge davon auszuheben.

„Ich bin angekommen, gestern Abend sehr spät. Ich konnte die Nacht kein Auge schließen, die ganze Nacht drängt sich diese Idee in meine Seele: Du bist in Rom, die Jahrhunderte, die Kaiser, die Nationen, alles, was der ungeheure Name Rom Großes, Imponirendes, Interessantes, Fruchtbares enthält, stellte sich mir nach und nach, oder mit einem Male vor, und umgab meine Seele. Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wo mir die ersten Sonnenstrahlen die alte Hauptstadt der Welt zeigen sollten. Endlich sehe ich Rom. Ich sehe diesen Schauplatz, wo die menschliche Natur alles war, was sie seyn konnte, alles that, was sie thun

konnte, alle Tugenden, alle Laster entwickelte, die größten Heroen, und die verabscheuungswürdigsten Ungeheuer erzeugte, sich bis zum Brutus erhob, und hinabstieg bis zum Nero, und sich wieder zu Marc Aurel emporschwang. Diese Luft, die ich athme, ist dieselbe, die Cicero mit der Kraft seiner Beredsamkeit, die Cäsar mit so vielen mächtigen und schrecklichen, die Päbste mit so vielen donnernden Worten erschütterten. Auf dieser Erde flossen Ströme von Blut. Virgil und Horaz sangen hier ihre anmuthvollen Gesänge. Es ist hier kein Stein, der nicht eine schätzbare Nachricht enthielte, der nicht dazu dienen könnte, die Geschichte Roms und der Künste zu erheben; versteht nur die Kunst sie zu fragen, sie werden euch antworten.

Da bei der historischen Ansicht der Natur sie selbst als Substrat oder Material wenig in Anschlag kommt, so sieht man wie selbst ganz unbedeutende Naturgegenstände dennoch ein hohes Interesse erhalten können. Ich will einen solchen Fall, der eben nicht unbekannt ist, mit den Worten des Pausanias*) (l. I. c. 33. p. 81. ed. kuhn) erzählen.

*) Der denn auch die ganze Erzählung verantwortet mag. Böttiger (Prolusio de Herodoti historia

„Von Marathon iſt Rhamnus 60 Stadien nach dem Meere zu entfernt. An dem Ufer des Meeres ſind Wohnungen der Menſchen, nicht weit vom Meere herauf nach dem Lande iſt ein Tempel der Nemeſis. Dieſe Göttin iſt vorzüglich ſtreng gegen die Uebermüthigen, und von dieſer Göttin ſoll die Strafe gegen die Barbaren, die nach Marathon zogen, verhängt worden ſeyn. Denn in dem ſtolzen Wahne, als ob es ein Kleines ſey, Athen zu erobern, hatten ſie aus Paros Marmor mitgebracht, um ihn zur Errichtung eines Siegesdenkmahls zu gebrauchen. Aus dieſem Marmor machte Phidias die Bildſäule der Nemeſis.“

So ſtand für den Griechen dieſe Statue in ſchöner Form als Bild der beſonnenen Kraft triumphirend über barbariſchen Uebermuth zur langen Erinnerung da, *)

ad carminis epici indolem propius accedente p. II. in den Commentatt. phill. von Ruperti und Schlichthorst. Vol. II. p. 73.) findet ſich durch das Stillſchweigen Herodots und durch die mancherlei Abweichungen der Erzählung bei ſpäteren Autoren bewogen, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln.

*) Für den Römer war der Ruminaliſchen Feigenbaum (S. Tac. Ann. XIII, 58.) ein Gegenſtand einer ähnlichen heiligen Erinnerung.

Bis zu welchem Grad von Leidenschaftlichkeit diese Ansicht, wenn sich die Neigung, und besonders wenn die Religiosität sich zu ihr gesellt, gedeihen kann, lehrt vorzüglich die Geschichte der Kreuzzüge. Mit Strömen von Blut erkaufte man den Anblick der heiligen Erde, und frommer Aberglaube trug sie selbst aus Palästina davon. In der Mitte des Klosters Campo santo in Pisa (dasselbe wo Algarotti begraben liegt) ist ein Garten, dessen Erde die Pisaner zur Zeit der Kreuzzüge hier her brachten, um in sie ihre Todten zu bestatten.

Symbolischer Gesichtspunkt.

Die Schlange am Arm der Kleopatra hat bloß ein historisches Interesse, in die Hand des Aeskulaps oder der Hygea ist sie ein Attribut; aber die Klugheit oder in sich gewunden die Ewigkeit andeutend, ist sie ein Symbol. Symbole ganz allgemein genommen sind sinnliche Gegenstände, denen durch Auffassung gewisser Aehnlichkeiten eine übersinnliche Bedeutung gegeben wird. Die Natur aus einem symbolischen Gesichtspunkte anschauen heißt demnach, in der Natur den Ausdruck gewisser geistigen Verhältnisse vermittelst Analogien auffinden, sie gleichsam zu einem Spiegel unsrer intellektuellen und moralischen Natur machen. Da die Zahl der sinnlichen

chen Gegenſtände zwar endlich, aber ihre Zuſammenſetzung unendlich, die Ideen ſelbſt aber, ſo wie die Kraft der Phantaſie die Aehnlichkeiten einer höhern Ordnung aufzufaſſen, von unbeſchränktem Umfange ſind, ſo iſt die Zahl der möglichen Symbole auch nicht zu berechnen. Unter mehreren Eintheilungsgründen der Symbole ſcheint mir der der fruchtbarſte zu ſeyn, der von dem prädominirenden Antheil der Phantaſie, des äſthetiſchen Talentes, oder des Verſtandes, des philoſophiſchen Talentes hergenommen wird. Symbole bei denen die Phantaſie verwaltend thätig iſt, würde ich Symbole in engerer Bedeutung oder auch Sinnbilder, ſolche hingegen bei denen der Verſtand bloß thätig iſt, Embleme nennen. Die Aehre z. B als Bild des Landlebens (Winkelmann Deſcr. des pierr. grav. p. 434) iſt ein Emblem, als Bild der Hoffnung (ibid. p. 30) Sinnbild. Die Maske iſt ein Emblem, der Epheu als Attribut des Bachus ein Sinnbild des Schauſpiels. Die zuſammengebundenen Stäbe ſind ein Sinnbild der Eintracht; der Pelikan, der ſeine Bruſt aufreißt um ſeine Jungen zu füttern, ein Emblem der Aelternliebe. Ich geſtehe es, daß es mir ſchwer wird, die hier mir vorſchwebende Grenzlinie ſcharf zu ziehen, allein ich halte doch die Unterſcheidung in ſo fern für gegründet, als

bei dem Emblem gewöhnlich nur die Metonymie oder eine unmittelbare Aehnlichkeit Statt findet, dagegen bei dem Sinnbilde die Aehnlichkeit oder Beziehung noch durch eine Idee oder Bild vermittelt wird.

Man weiß wie glücklich die Alten und namentlich die Griechen in Erfindung schöner Symbole gewesen sind, die neuere bildende Kunst hat fast nichts von Bedeutung hinzugefügt, was nämlich populär und allgemein gültig geworden wäre; die modernen Dichter dagegen haben desto fleißiger dies Feld angebaut; ich glaube in Jean Pauls Schriften sind der sinnbildlichen Darstellungen mehr als in allen alten Poeten und poetischen Autoren zusammengenommen.

Die Symbole der Alten haben um deswillen einen besondern Werth, weil sie in ihrer Faßlichkeit und Deutsamkeit von dem ganzen gebildeten Publikum begriffen und so ein Hülfsmittel für die Kunst zu den schönsten und geistreichsten Produktionen wurden. Dies lehrt die öftere Wiederkehr gewisser symbolischer Gegenstände bei demselben oder einem ähnlichen Falle. Wem fällt nicht die zarte allegorische Darstellung der Seele durch den Schmetterling ein, die freilich

noch in Griechenland durch die Uebereinſtimmung des Namens begünſtiget wurde. *)

Manche Sinnbilder ſind uns unverſtändlich, entweder weil ſie an ſich ſchlecht erſonnen in orphiſche oder neuplatoniſche Träumereien eingehüllt ſind, oder auch weil es noch an hinlänglichen Kombinationen von Kunſtwerken und ſchriftlichen Zeugniſſen fehlt. Böttiger hat in ſeinem zweiten Programm über die Medea p. XIII. eine ſehr ſcharfſinnige und gelehrte Deutung des Granatapfels gegeben, der in ſo vielen Mythen und Kunſtwerken figurirt, welche ein überraſchendes Licht auf viele bis jetzt für ſeltſam oder dunkel gehaltene Erfindungen und Kompoſitionen wirft. Leicht geräth man bei der Erklärung auf allerlei Abwege. Man verwechſelt ſpätere philoſophiſche Auslegungen und myſtiſche Deu-

*) Mohnköpfe deuteten auf die Hoffnung (Winkelm. l. c. p. 301.); Lotus auf Vollkommenheit (p. 19.); Papagey auf Lotus (p. 300.); der Seekrebs auf Weisheit (Spanhem. de us. et praest. num. I. 167. Beger. Thes. I. 70). Durch den Elephanten bezeichnete man die Ewigkeit (Spanh. I. 169.); durch den Adler die Vergötterung (Beg. I. 148.); durch die Biene eine Kolonie (Beg. I. p. 504.); durch die Schlange einen Genius. (Schwarz Miscell. polit. human. p. 82. Spanh. I. p. 218.)

teleien mit dem urſprünglichen einfach ſchönen Sinne, man führt die Vergleichung zu keck über den Punkt der Aehnlichkeit hinaus, übergeht wichtige Momente, oder grübelt ängſtlich an jedem einzelnen Umſtande, will Bild und Gegenbild einander im kleinſten Zuge ähnlich machen, oder findet auch wohl Bedeutung, wo ganz und gar keine iſt. So ſind gewiß viele angebliche Darſtellungen des Amor weiter nichts als fröhliche Spiele des Kinderalters. Im Grübeln über ſymboliſche Vorſtellungen hat wohl noch niemand den Kanzler Baco übertroffen. In ſeinem Traktat de ſapientia veterum verwandelt er die ganze Mythologie zu einer Methaphyſik, Ethik und Phyſik durch den Zauberſtab der Allegorie. Bei dieſer Gelegenheit kommen denn ſeltſame Dinge an den Tag, z. B. Pan iſt ihm die Natur. Daß nun ſeine Hörner ſpitzig ſind ideo conſtat, quod omnis rerum natura inſtar Pyramidis acuta ſit. Individua enim infinita ſunt: ea colliguntur in ſpecies et ipſas multiplices: ſpecies rurſus inſurgunt in genera, atque haec quoque alcendendo in magis generalia contrahuntur, ut tandem natura tanquam in unum coire videatur. Er geht noch weiter. Unter Jupiter denkt er ſich die geſunde Vernunft und eine großmüthige edle Geſinnung, unter dem Bachus hingegen den blinden Affekt. Nun haben die Mythogra-

phen die Thaten des Jupiter und Bachus mit einander konfundirt. Nicht ohne Urſache, meint er, indem nicht ſelten berühmte Thaten, deren Grund bloß in verborgenen Leidenſchaften zu ſuchen iſt, zu Verdienſten angerechnet werden. So findet er ſelbſt in der Nachläſſigkeit Beſonnenheit, und in der Verwirrung Abſicht. Das nenne ich glücklich und von der Hand weg erklärt, oder — ein wenig zu ernſthaft geſcherzt.

Doch ich kehre von dieſer Abſchweifung zurück. Noch ein Wort von den Emblemen. Zu ihnen müſſen offenbar auch die bildlichen Bezeichnungen gerechnet werden, wodurch man Länder, Städte, Gewerbe, Lebensarten kenntlich zu machen ſuchte. Obgleich die Noth mehr als das Spiel der Phantaſie ihre Erfindung veranlaßt, ſo muß doch der Verſtand bei ihrer Wahl, und die Kunſt bei ihren Verſchönerungen wirkſam ſeyn. Die Alten ſind auch hierin nicht zurückgeblieben, und beſonders ihre Münzen enthalten einen Reichthum gut erfundener Embleme. *) Die Künſtler hatten

*) So war z. B. der Strauß oder auch ein Elephant mit einem Drachen das Zeichen von Afrika, zwei Aehren oder drei an einander geheftete Füße von Sicilien, das Silphium von Cyrene, Pallas und die Eule von Athen, der Pegaſus von Korinth, der Minotaurus von Neapel, die Roſe von Rhodus, ein

durch ſie den Vortheil, daß ſie immer in einem hohen Grade verſtändlich werden konnten, ohne die Geſetze der Schönheit zu verletzen oder die Gränzen der Kunſt zu überſchreiten. Wir haben freilich auch Wappen und Wahrzeichen, es iſt nur zu bedauern, daß ſie ſo ſelten für die Kunſt geeignet und gewöhnlich nur mit Hülfe der Heraldik deutbar ſind.

Wird das Sinnbild dichteriſch ausgeſchmückt und durch dieſe Ausſchmückung die Aehnlichkeit des Bildes und Gegenbildes noch mehr hervorgehoben, ſo entſteht die Allegorie. Das Emblem kann zur Parabel werden, wenn man nur der Natur oder dem Zufalle eine gewiſſe Freiheit und Abſichtlichkeit beilegt; und zur äſopiſchen Fabel, wenn man die ſymboliſchen Gegenſtände in Handlung verſetzt. Die Alten bemerken, daß der wilde Feigenbaum oft Felſen zerſprenge (Plin. XVII. c. 6. Mart. X. ep. 11.) Dieß könnte ein Emblem ſeyn für den Gedanken: aus

ſaugendes Kalb von Apollonia und Dyrrachium, ein zurückſehender Ochſe von Sybaris, Mohn, umwunden mit einer Schlange, von der Arzneikunde. (Winkelmann descr. des pierr. p. 275.) Letzteres möchte man von Neuem für die neueſte Medicin und Poeſie vorſchlagen.

kleinen Urſachen entſtehen groſſe Wirkungen. Juvenal (X. 144) wendet dieſes Bild ſo, daß er dadurch anſchaulich macht, wie trüglich und hinfällig der gröſſte Ruhm ſey, da zur Zerſtöhrung der prächtigſten Denkmähler ſchon dieſer geringfügige Baum hinlänglich ſey. So iſt das Emblem in eine Parabel verwandelt. Zur äſopiſchen Fabel wird nothwendig Handlung erfordert. Die Fledermaus an ſich betrachtet, kann nur ſinnbildlich gebraucht werden. Laſſe ich ſie aber ſich unter die Vögel dann wieder unter die Mäuſe miſchen, und es ſo bei beiden verderben, ſo iſt die Fabel fertig.

Da in neuern Zeiten die Kenntniß der Antike ſo groſſe Fortſchritte gemacht, der Geſchmack für Natur und Kunſt ſich ſo verfeinert hat, die Betrachtung der Natur auch in vieler Rückſicht beziehungsreicher geworden iſt, ſo wäre ein neuer Verſuch einer Ikonologie oder eines Magazins von Attributen, Sinnbildern und Emblemen für Künſtler und Kunſtfreunde gewiß eine wünſchenswerthe Sache. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhundertes hat man viele dergleichen gemacht (man ſehe den literariſchen Artikel im Sulzer unter Sinnbild); allein ſie ſind durchaus mißrathen, weil ſie entweder von Gelehrten, die nicht Künſtler, oder von

Künstlern die nicht Gelehrte, oder auch von solchen, die keines von beiden waren, herrühren. *)

*) Möchte doch der gelehrte Verfasser dieses Aufsatzes, jetzt dritter Lehrer an der Kursächsischen Fürsten- und Landesschule Pforte, es selbst übernehmen, uns ein Exempelbuch der Symbolik nach den Dichtern und Kunstwerken des klassischen Alterthums zu geben. Bei der entschiedenen Tendenz unseres Literatur- und Kunstdilettantismus zur Antike muß das Bedürfniß eines solchen Werkes täglich dringender gefühlt werden. Wie viel unbenutzte Quellen fließen hier noch dem Kenner. Man erinnere sich z. B. nur an Artemidors Oneirokritik? Und daß Hr. Lange der rechte Mann zu diesem freilich nicht leicht und auf der Oberfläche abzuschöpfenden Werke sey beweist selbst oben stehender Aufsatz durch seine vielseitig gefaßte Ansicht.

III.

Blicke auf Sicilien.

(Aus dem Briefe eines Teutſchen.)

Palermo, d. 26. Februar 1824.

Denn 22. Januar faßten wir plötzlich den Entſchluß, eine Reiſe nach Sicilien vorzunehmen, und ſchon den 24. Abends ſegelten wir aus der Bai von Neapel, auf einem Oeſtreich. Schiffe, nach Meſſina ab, wo wir den 28. ankamen. Unſer Aufenthalt in Meſſina war nur kurz. Außer dem herrlichen Haven der zu den geräumigſten und ſchönſten des mittelländiſchen Meeres gehört, bietet Meſſina wenig Merkwürdiges dar. Die ſchöne Palazzata liegt in Ruinen, und mit jedem Schritt wird man auch im Innern der Stadt, noch immer an das ſchreckliche Erdbeben von 1783 erinnert, deſſen Spuren man bisher nur langſam wegzuräumen im Stande war. *)

*) Es fehlt den heutigen Sicilianern an Sklaven zu ſolchen Säuberungen. Man hat wirklich bisher bei den ſo ſchneidend angelegten Kontraſten der Jetzt und Werdem in jenen einſt ſo blühenden Ländern den höchſtwichtigen Umſtand viel zu wenig in Anſchlag gebracht, daß in der Vorwelt alles nur durch Sklaven möglich wurde. Die dem wärmeren Himmel eigene Faineantize faß, nur mit glücklichern Modifi-

Der
Deutſche Merkur.

März 1773.

I.
Schreiben
an Herrn Hofrath Wieland. (*)

Mein Herr

Sie haben meinen Gedanken von der allgemeinen Naturlehre einen Platz in Ihrem Merkur zugedacht. Stolz hierauf, und eifrig zu Ihrem Vorhaben etwas beyzutragen, habe ich mich ſeit einigen Wochen mit der letzten Auspolirung dieſes

(*) Deutſchland hat nichts edlers als den Nahmen, und nichts vortreflichers als die perſönlichen Eigenſchaften des Verfaſſers dieſes Sendſchreibens; der, indem Er ſeine Erholungsſtunden von höhern Sorgen und Geſchäften mit der Philoſophie und den Muſen zubringt, ſogar

Da es unſere Hauptabſicht war, die Reſte des Alterthums zu beſehen, und deshalb die Küſten Siciliens von Meſſina über Catania bis Palermo zu bereiſen, ſo ſchloſſen wir vor unſerm Banquier einen förmlichen Kontrakt durch einen Notar, mit allen erforderlichen Formalitäten, mit einem Cambiere, der uns mit den nöthigen Pferden zu dieſer Reiſe verſehen ſollte; denn über Siciliens Straßen rollt kein Rad, ſie ſind nur dem Reuter und Fußgänger zu begehen möglich. — Den 1. Februar verließen wir Meſſina, eine Karawane von Reutern, meine Reiſegefährten und ich, mein Bedienter und unſer Lohnbedienter aus Neapel, der des Landes und der Sicilischen Sprache kundig, von uns zum Dollmetſcher angenommen worden war, (denn der Sicilische Dialekt weicht ſo ſehr von dem Italieniſchen ab, daß er dem Fremden ganz unverſtändlich iſt) unſer Cambiere, der zum Wegweiſer diente, voraus, und 2 Packpferde die unſer Gepäck und unſre Matratzen trugen, zum Beſchluß, ſo zogen wir mit 8 Pferden und 2 nebenherlaufenden Knechten zu Fuß, aus Meſſina aus. Dieſen und die folgenden Tage unſerer Reiſe hatten wir heitern Himmel, und ſchönes Frühlingswetter.

lationen, den alten Meſſeniern oder Syrakuſanern ſo tief zwiſchen Haut und Fleiſch, als den heutigen.

B.

Die Wieſen ſtanden im friſchen Grün, und Schmetterlinge umflogen uns. Die Gegend von Meſſina bis Catania iſt ſchön, und ziemlich angebaut. Wir fanden kleine mit Mauern umhegte Wälder von Orangen- und Zitronenbäumen, einzelne Mandelbäumen in Blüte. Hic ver aſſiduum et alienis menſibus aeſtas. Wir folgten immer der Küſte des Meers, von der wir uns nur ſelten entfernten, das jenſeitige Ufer Calabriens blieb uns zur Rechten, und ſo erreichten wir um 4 Uhr Nachmittags Taormini das alte Taurominium. Die Stadt liegt auf einem ziemlich hohen Berge, der einen Iſthmus bildet, und von 2 Seiten vom Meere beſpült wird. Wir eilten ſogleich das alte Theater zu beſehen, das von allen noch erhaltenen daß ſchönſte iſt. — Es ſcheint beinahe unbegreiflich, daß erſt das verſchüttete unterirdiſche Theater von Herkulanum uns wegen ſtreitiger Punkte mit der Form der alten Theater bekannt machte. — Sicilien war aber vor 80 Jahren ein ſo unbekanntes Land, daß keiner unſerer Gelehrten etwas von der Exiſtenz dieſes Theaters in Taormini etwas wußte. Es erregt dem Reiſenden ſeltſame Gefühle, auf der Reihe amphitheatraliſch angelegter Sitze umher zu wandeln, von denen ein gebildetes Publikum einſt die ſchönſten Stücke des Sophokles aufführen ſah. Das ganze

hat sich so gut erhalten, daß man jeden Theil noch jetzt sehr genau unterscheiden kann, und wenn man von Seiten der Regierung nur eine mäßige Summe anwendete, um nur den Schutt aufzuräumen und den größern Verfall zu verhindern, so könnte dieses Theater noch manchem Jahrhunderte Trotz bieten. Unser Cicerone trat auf das Theater selbst, indessen wir uns auf einen der obersten Sitze gegenüber begaben; er hielt als Improvisatore eine zierliche Rede in Versen, worin er mich mit der Minerva und meinen Reisegefährten mit andern Gottheiten verglich. Wir konnten der weiten Entfernung ungeachtet jedes Wort verstehen, und hörten selbst das Rauschen eines Blattes Papier, das er zerriß. Ein Beweis der akustisch richtigen Bauart dieses Theaters, welches um desto merkwürdiger ist, da ein großer Theil der hintern Mauer 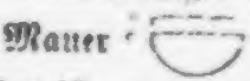 a. b. die hinter der Bühne aufgeführt ist, nunmehr eingefallen ist, und der Schall sich auf diese Weise nicht mehr so fortpflanzen kann, wie ehedem, wo diese Mauer den Schall zurückwarf. Die Seite A - B hinter welcher das Theater C - D. liegt, ist die Hauptfacade des Gebäudes, und hier ist das Hauptthor; zu beiden Seiten waren die Tempel Apolls und Dianens, und unter ihnen die gewölbten Hallen zum Aufenthalt der Schau-

ſpieler. Man kann an dieſem Theater, was auch ſchon in Herkulanum bemerkt worden iſt, ſehr deutlich ſehen, daß der Haupteingang nur für die Perſonen, die auf der Bühne erſchienen, beſtimmt war. Für die Zuſchauer waren andre, dem Proſcenium gegen über angebrachte Eingänge beſtimmt. Eine andre Eigenheit dieſes Theaters iſt auch dieſe, daß man von den Sitzen aus über die Mauer der Hauptfacade weg, einen großen Theil der Küſte Siciliens, das Meer und den rauchenden Aetna bemerken kann. Sollte nicht die Flamme dieſes Vulkans zuweilen die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer unterbrochen haben? Wir brachten die Nacht ai Giadini in einem ſeynſollenden Wirthshauſe zu, und kamen des andern Tages über Jaci in Catania an. Die ſtete Abwechſelung von Berg und Thal, giebt den Ausſichten eine angenehme Mannichfaltigkeit: überall ſieht man Wälder von der Opuntia oder Indiſchen Feigen, die leicht ſelbſt an Felſenabhängen wächſt, und hier in großer Menge angepflanzt worden iſt. In den Thälern erinnert die lange Schäferflöte, die bei den Sicilieniſchen Heerden ertönt, an die arundo und δοναξ bei Virgil und Theokrit. Bis Catania iſt wie in ganz Sicilien, die Straße nicht fahrbar; der Fußſteig geht jäh bergauf, und ſteigt eben ſo abſchüſſig wieder nieder, daß jeder

Reuter das sichrer gehende Maulthier dem Pferde vorzuziehen Ursache hat. Um desto sonderbarer ist es, in der schönen und großen Stadt Catania eine Menge Equipagen anzutreffen, die nur zum Gebrauch in der Stadt dienen können, denn eine Viertelstunde Wegs außer dem Bezirk der Stadt, hört alle Möglichkeit zu fahren auf. *) Catania, am Fuße des Aetna, ist eine sehr schöne Stadt, die dem letzten Ausbruch des Aetna zu Ende des vorigen Jahrhundertes, der sie verwüstete, ihre jetzige regulaire Straßen und schöne Paläste zu verdanken hat. Denn die Catanieser erbauten ihre Stadt aufs neue an derselben Stelle, und boten den künftigen neuen Ausflüssen des Aetna trotz. Dieser Berg, aus welchem immer eine Rauchsäule emporsteigt, lag jetzt mit Schnee bedeckt, und dies machte es uns unmöglich ihn zu besteigen, da besonders die obere Region desselben ganz unzugänglich in dieser Jahreszeit ist. — Catania ist nach Palermo die Stadt Siciliens, wo sich der reichste Adel aufhält, der sehr vielen Aufwand macht. Die Prinzen Gisira, Bis-

*) In einer nahmhaften und nahrhaften Fabrikstadt Schlesiens gab es noch vor 10 Jahren mehr als ein Dutzend Equipagen, die bloß alle Sonntage früh zur Kirchenparade, da die evangelische Gnadenkirche etwas fern in der Vorstadt liegt, gebraucht wurden. B.

caris, Garadordone ꝛc. die wir beſuchten, wohnen in ſchönen Palläſten, und ſind mit einer großen Menge von Bedienten umgeben. — Der Vater des jetzigen Principe di Biscaris hat bekanntlich ein Muſeum errichtet, das zu den vorzüglicheren Italiens gehört, und unter den hieländiſchen Privatſammlungen nur wenige ſeines gleichen finden wird. Das erſte Stück dieſes Muſeums iſt der vortreffliche Torſo, wahrſcheinlich von einer ſitzenden Statue Jupiters. Der größere Theil der vorhandnen Antiken (von denen Bartels in ſeinen Reiſen ein ſehr richtiges Verzeichniß liefert), iſt aus den Ruinen der alten Stadt Catania vom Pr. Biscaris geſammlet worden. — Das Muſeum ſelbſt enthält außer den Antiken noch Sammlungen von naturhiſtoriſchen und andern Seltenheiten. Im Hof des Gebäudes ſteht die ſchönſte Statue des alten Pr. Biscaris, der einer der erſten Antiquare und gelehrteſten Männer Siciliens war. — Wenn dieſes Muſeum dem Kunſtkenner wichtig iſt, ſo ſind es nicht minder die Ruinen der alten Stadt Catania, die nun größtentheils unter der Lava vergraben iſt. Außer dem Amphitheater und den Bädern die Biscaris auffand, iſt das Theater beſonders merkwürdig. Nur ein Theil deſſelben iſt aufgedeckt, und dieſer iſt gerade die Mitte des Ganzen; der übrige Theil konnte nicht

aufgedeckt werden, weil mehrere Gebäude über der Oberfläche erbaut worden sind. Hier hat Prinz Biscaris die schätzbarsten Statuen seines Museums gefunden, die ehemals das Theater zierten. Desto wichtiger würde es seyn, hier weitere Nachforschungen anzustellen, wenn die Regierung in diesem Fache nur etwas mehr leistete. Der neue Großmeister des Malteserordens hat seine provisorische Residenz in Catania aufgeschlagen, um hier das Schicksal seines Ordens abzuwarten. Es wird ein Generalkapitel des Ordens hier gehalten werden, zu welchem sich viele Ritter versammeln: überall sieht man Ordenskreuze. Der Zufall brachte uns hierher, gerade zu dem Feste der heil. Agatha; dies ist die Schutzpatronin der Stadt, und ihr Fest ist in Catania, wie das der heil. Rosalia in Palermo, das feierlichste im ganzen Jahr. Schon den Abend vor dem Feste, war der Corso mit Wagen bedeckt, der Governatore fuhr in Gala in die Gefängnisse, um zu Ehren der Heiligen, einige der da eingeschlossenen Verbrecher zu befreien, und des Abends gieng eine Procession in den Straßen umher. — Den folgenden Tag war alles in Bewegung und die Straßen mit Menschen bedeckt. Der Bischoff, der Gouverneur und die Senatoren fuhren in großem Pomp der Heiligen entgegen, die aus der Hauptkirche

kirche ihren Ausgang morgens unter Glockenläuten und vielen Kanonensalven hielt, durch die ganze Stadt in alle Kirchen zog, und erst Abends wieder zurückkehrte. Ihr Bild stand unter einem Tempel auf einem ungeheuren Triumphwagen, der beinahe bis an dem 2ten Stock der Häuser der Stadt reichte, und von mehr als 200 Menschen gezogen ward. Alle Zünfte, von denen jede eine Maschine mit vier mannshohen Wachslichtern vor sich hertragen ließ, folgten dem Zuge; Priester und Leviten führten ihn an. Ueberall wurden Feuerwerke angezündet, um der Heiligen, die weniger furchtsam seyn muß, wie andre Damen, damit im Vorbeigehen ein kleines Vergnügen zu machen. — Der Adel zeigte sich in allem Pomp, über 200 Wagen fuhren auf und nieder, und die Straßen waren mit Menschen bedeckt. In Sicilien zeigt sich kein weiblich Geschöpf ohne Schleier auf den Straßen, und die Vornehmern gehen nie anders als schwarz gekleidet, nur der ärste Adel ahmt die Französischen Moden nach. Mehrere Damen von Adel, die keine Equipagen hatten, giengen zu Fuß von ihren Begleitern geführt; um aber die Schande des zu Fuß Gehens doch etwas zu vermindern, trugen sie zwar den Busen entblößt, aber den Schleier zugeheftet, so daß man das Gesicht durchaus nicht er-

kennen konnte: die bürgerlichen Frauenzimmer lieſſen den Schleier frei wehen. Dies iſt alſo hier der Unterſchied des Standes!

Wir verließen Catania den 4. und kamen nach Lentini, dem alten Leontium, von deſſen ehmaliger Exiſtenz wenige Spuren mehr übrig ſind. Wir ſahen hier 2 vor zwei Jahren ausgegrabene Campaniſche, oder ſogenannte hetruſciſche Vaſen von ſeltner Schönheit. Die eine zeichnet ſich vor allen andern, die ich bisher geſehen habe, durch den Gegenſtand aus, der auf ihr abgemalt iſt. Dies ſtellt eine alte Schaubühne vor, auf welcher mehrere Masken in der Vorſtellung eines theatraliſchen Stückes begriffen ſind. Es ſoll wahrſcheinlich eine Scene aus einem damals allgemein bekannten Luſtſpiel vorſtellen. *) Die Vaſe ſelbſt iſt wohl erhalten, und wirklich einzig in ihrer Art. — Von Catania aus ſchickten wir 2 Pferde zurück, und nahmen dafür eine Letica. Dies iſt eine Sänfte, zu 2 Perſonen, die

*) Ich kenne gegen 12 andere Vaſen in verſchiedenen Sammlungen, die ohnſtreitig Scenen aus griechiſchen Trauerſpielen und Farcen enthalten, und wünſche ſie einmal in einem einzelnen Heft herausgeben zu können. Wie ſehr würde ich jedem Kunſtfreund für weitere Nachweiſungen verbunden ſeyn.

B.

von zwei Maulthieren getragen wird, der eine Lettighiere reutet neben dem vordern Maulthiere her, um dies zu führen, der andre geht neben der Sänfte mit einem langen Stabe, an dem ein Stachel steckt, um unsern Trägern das Laster der Trägheit abzugewöhnen. Die Maulthiere giengen einen so starken Schritt, daß die übrigen Pferde öfters traben mußten, um ihnen gleich zu kommen. Der nebenher laufende Lettighiere schrie ihnen immer ihre Namen zu, um sie dadurch anzufeuern, und die Namen unsrer Maulthiere Monica und Bajo, die ich den ganzen Tag über jeden Augenblick rufen hörte, werden mir lange im Gedächtniß summen. Den 5ten kamen wir nach Syrakus. Unterwegs hielt unsre Karawane an der Küste still, und wir fuhren über die Bay, in einem Boote nach Agosta, eine Festung, die indessen keine weitere Merkwürdigkeiten enthält.

Syrakusa, einst die erste Stadt Siciliens, die Residenz der Dionyse, das Vaterland Timoleons ist nur ein sehr mittelmäßiger Ort, der einigen Handel treibt und befestigt ist, das heutige Siragosa, nimmt bei weitem nicht den 5ten Theil der alten Stadt ein. Nur Ortygia, der Theil von Syrakus, welcher auf einer Halbinsel liegt, die den größern Haven bildet,

Werks beschäftiget. Aber der Gegenstand ist groß, und Sie wissen, mein Freund, wie wenige Nebenstunden ich demselben widmen kan! Nun höre ich, Ihr Merkur ist unter der Presse; mein Aufsatz ist nicht fertig; und einmal will ich den mir vergönnten Platz behaupten! — Ich fange an, eine ehmalige einzelne Beobachtung aufzusetzen. Vorgestern faßte ich diesen Entschluß, und hier ist sie!

* * *

Der Mensch nährt sich von Wesen, welche in das Pflanzen- und in das Thierreich gehören. Sie sind alle der Fäulung unterworfen, und werden dadurch gar bald unbrauchbar; gleichwohl hängt die menschliche Subsistenz öfters von derselben Aufbewahrung ab. Alle Mittel sind also wichtig, welche dieser Fäulung widerstehen.

Das Salz ist ein solches Mittel. Allein es verändert in den Wesen den Geschmack und ihre Verhältnisse mit der menschlichen Gesundheit.

Wer die Kunst erfinden würde, Fleisch, Obst und Pflanzen unverändert zu erhalten, würde das göttliche Vergnügen empfinden, mit unter die

sogar seine müßigen Augenblicke der Welt nützlich macht, — und von dem ich — weil es mir nicht erlaubt ist Ihn zu nennen — nichts weiter sagen darf. Männer seiner Art sind so selten, daß ich mit jedem Zuge seines Charakters ihn zu verrathen besorgen müßte. W.

iſt die heutige Stadt, die in ihrem Umfange weniges Merkwürdige enthält. Der große Tempel Minervas in Ortygia, iſt vom Dienſt der Tochter zu dem des Vaters zurückgekehrt, und macht nun die Kathedrale des Orts aus. Noch ſind die Säulen des Tempels in der Mauer zu erkennen, und der innere Säulengang ſteht beinahe noch ganz. — Wenn man über die Zugbrücke, die Ortygia vom feſten Lande trennt, heraustritt und die Gegend umher beſieht, ſo ſtaunt man mit Recht über die Größe der alten Stadt, alles iſt zerſtört, die Zeit hat nur wenige Spuren vom Glanz der alten Stadt hinterlaſſen, und ſelbſt, was die Natur allein bildete, und die Dichtung der Vorzeit, noch jetzt der Erinnerung heilig macht, iſt entweiht. — Die liebliche Quelle Arethuſa iſt der Sammelplatz zerlumpter Sicilianiſcher Wäſcherinnen. — Den 6ten beſahen wir die Theile von Syrakuſa, die ehemals Neapolis und Akradina hießen. Zwiſchen Neapolis und Ortygia finden ſich einzelne wieder ausgegrabene Säulen des alten Forums. Wir giengen zuerſt in die einzeln ſtehende Eremitenkirche S. Giovanni, durch welche der Eingang in die Katakomben führt. Dieſe Kirche oder Kapelle beſitzt einige Wandgemälde von Konſtantinopolitaniſchen Meiſtern aus dem 6ten Jahrhundert, die mir weit vorzüglicher zu ſeyn

ſchienen, wie einige aus derſelben Zeit, die ich in Venedig geſehen habe. Die Katakomben von Syrakus ſcheinen mir an innerem Umfange denen von Neapel nachzuſtehen, doch iſt es ſchwer dies zu beſtimmen, da man nur einen kleinen Theil dieſer Grüfte durchwandert, und ſelten Jemand Luſt haben wird, tiefer in dieſe Irrgänge einzudringen. — Die hieſigen ſind ſehr merkwürdig. Es ſcheint nicht daß dieſe Grüfte zu den Zeiten des Dionys ſchon beſtanden haben; man ſieht in mehreren einzelnen Kapellen oder Begräbnißgrüften Löcher, die zuweilen, mehrere neben einander durch den Felſen nach der Oberfläche zu, ausgehauen ſind. Dieſes ſind nicht Spiracula um das Licht von oben herab zu empfangen, denn ſonſt hätte eines, da wo mehrere ſind, zugereicht; es waren vielmehr Brunnenmündungen der obenſtehenden Häuſer. Wären damals ſchon Begräbniſſe hier geweſen, ſo würde man, den religiöſen Meinungen der Alten zufolge, gewiß keine Brunnen hier angelegt, und die geheiligten Wohnungen der Todten ſo entweiht haben. Daß hier Brunnen waren, beweiſen auch die Waſſerquellen unter den Katakomben ſelbſt. Späterhin, zu den Zeiten der Römer, wurden wahrſcheinlich die obern Häuſer verlaſſen, und die Brunnen und Ziſternen wurden zu Todtengrüften erweitert; mehrere ſind

mit den Aschen- und Tränenkrügen versehen, und ganz nach Art der alten Römischen Gräber eingerichtet; viele andre sind an manchen Nebenumständen für christliche Graber aus den ersten Zeiten der Kirche zu erkennen.

Ich gehe zu den ächt Griechischen Ruinen zurück. — Die schönste ist das Theater, wo Dionys auch als Dichter den Charakter des Tirannen nicht verläugnete. Diese Ruine, oder vielmehr das Terrain derselben gehört einem Sicilianischen Cavaliere, der den klugen Einfall hatte, auf eine eigene Weise, diesen Rest des Alterthums zu verwüsten. Das sehr große Theater liegt auf dem Abhange des Berges mit der Aussicht auf Ortygia und das Meer hin; über den obersten Sitzreihen ist eine Platteforme, die eine Ruine schließt, welche ehemals das Frontispiz einer Wasserleitung war, die hierher geführt ward, um den zu schaffen: das Unentbehrlichste aller Bedürfnisse frisches Wasser zu verschaffen. Diese Wasserleitung existirt noch, der Besitzer hat die abhängige Lage des Theaters benutzt, um das obere Wasser durch das Theater durchzuleiten, und in der Mitte desselben eine Mühle anzulegen. — Eine solche Barbarei herrscht hier an manchen Orten. — Das Amphitheater das

aus den späteren Zeiten der Römer herrührt, ist ganz verschüttet, so daß man kaum die Spuren des äußeren Umfangs sieht: es ist jetzt ein groſser Baumgarten. Hier ließen sich gewiß manche Entdeckungen vermuthen, die die Kosten des Aufgrabens vergüten würden. — Unfern von dem Theater ist die Gräberstraße, wo die Gräber zu beiden Seiten, wie zu Athen, von der Stadt nach dem Haven, errichtet waren. —

Vor allen merkwürdig ist in Akradina das Ohr des Dionysius. Dies ist in einer der vielen Latomien oder Steinbrüchen, aus denen man die Steinmassen zu dem Bau der Stadt hernahm, angelegt. — Man sieht von außen eine Höhle in den Felsen, deren Mündung einem spitzzulaufenden Ohre gleicht. Diese Höhle die sehr hoch ist, behält auch von innen dieselbe zugespitzte Form nach oben zu, und geht in Form eines S in den Felsen herein. Die Wirkung des Schalls ist auch bei dem leisesten Worte ganz überraschend. Oben zur Seite des Eingangs ist ein Zimmer in den Felsen eingehauen, wo nahe an der Decke diese Wirkung noch weit auffallender seyn soll, wie dies verschiedene Fremden, die sich mit Stricken in diese Felsenkammer von oben herab herunterliessen, bestätigten. Eine in den Felsen gehauene ver-

borgene Treppe führte in diese Felsenkammer; durch ein Erdbeben ward das ganze Felsenstück, in dem die Treppe eingehauen war, zu Boden gestürzt, und hier kann man noch deutlich die Spuren der ehemaligen Treppe sehen. In der Höhle selbst finden sich mehrere eiserne Klammern an den Wänden, die sehr wahrscheinlich den ehemaligen Gebrauch der Höhle selbst zu einem Gefängniß vermuthen lassen. In die eine Seitenwand ist eine kleine Nebenhöhle eingehauen, deren Bestimmung unbekannt ist. Da man jedes in der Höhle noch so leise hineingeflüsterte Wort oben in der Kammer hört, so hat dies zu der Sage Veranlassung gegeben, daß Dionys sie so angelegt habe, um die Geheimnisse der hier eingekerkerten Staatsgefangenen zu erfahren. — Ohne dies gerade für gewiß auszugeben, so ist diese Höhle gewiß absichtlich in der Form, die sie hat, angelegt worden, weil diese der Zufall allein nicht bewirken konnte. Sonderbar ist es, daß an einem andern Orte in der Latomie der Kapuziner, sich eine auf dieselbe Art in den Felsen eingehauene Höhle befindet, die aber nicht vollendet ist. — Diese Latomie der Kapuziner ist ein von oben herab in den Felsen eingehauener Steinbruch: in der dadurch entstandenen sehr tiefen Aushöhlung, die von allen Seiten mit Felsen umgeben, und unzugänglich ist,

haben die Kapuziner, die an dieſer Latomie ihr Kloſter anbauten, einen Garten angelegt, der der Lage nach einzig in ſeiner Art iſt, und zu dem man auf einer Treppe, die der einzige Zugang iſt, hinabſteigen muß. Da dieſer Garten vor allen Winden geſichert iſt, und keine kühle Luft hineindringen kann, ſo gedeihen hier viele Produkte Afrikas. Wir fanden hier zeitige Orangen, die an Süße alle andern, die ich noch in Italien angetroffen habe, übertrafen. Den 8ten giengen wir über Akradina nach dem höher liegenden Tyche, beſahen Labdalum, die Zitadelle von Syrakus, von der noch viele Mauern ſtehen. Noch ſieht man die Ausgänge, aus denen man Ausfälle gegen die Belagerer machte, oder Sukkurs in die Feſtung brachte. Links wird Tyche von der Mauer begränzt, die Dionys in 20 Tagen errichtet haben ſoll. Ihre Länge und Feſtigkeit ſcheint dies unmöglich zu machen. Noch ſieht man in ihr Spuren des Stadtthores Hexapylon. Vor der Mauer lagerte ſich das Römiſche Heer unter Marcellus, bei der berühmten Belagerung von Syrakus. Zuletzt ſtiegen wir bis zu dem höchſten Theil der Stadt, Epipolis, hinauf. Ungeheuer iſt die Menge der überall umher zerſtreuten Ruinen. Da Syrakus auf einem von Ortygia bis Epipolis ſich erhebenden Felſen gebaut ward, ſo kann man von den

Häuſern und Gebäuden nur noch die in den Felſen gehauenen Keller und Souterrains ſehen, dieſe aber ſind deutlich zu erkennen; man ſieht überall noch die alten Straßen, und in dieſen die Gleiſe der Wagenräder, die Waſſerleitungen, die Stadtmauern, kurz alle einzelne Theile dieſer Stadt, die einſt an Menge ihrer Bewohner wenige ihres Gleichen hatte. —

Wenn Syrakus jetzt auch keine Archimede und Timoleone unter ſeinen Bewohnern zählt, ſo hat es doch einen ſehr gelehrten und ſchätzbaren Mann aufzuweiſen, dies iſt der Cavaliere Landolini Intendente d'Antichità über das Val di Noto, der bei der mäßigen Unterſtützung von Seiten der Regierung, alles was er konnte zum Vortheil der Wiſſenſchaften, und zu Auffindung und Erklärung der Sicilischen Alterthümer gethan hat. Er hatte das Glück etwa 14 Tage vor unſrer Ankunft eine Entdeckung zu machen, die an Wichtigkeit alle ſeit vielen Jahren geſchehene, übertrifft. Ein Bauer fand beim Nachgraben in dem alten Neapolis, unweit den Katakomben, eine ſehr ſchöne marmorne Statue Aeskulaps nicht völlig in halber Lebensgröße. Landolini ließ an dieſer Stelle nachgraben, und fand mehrere Säulen, und unter dieſen — eine Statue der

Venus von Pariſchem Marmor. Dieſes Meiſterſtück der Kunſt, das in Landolinis Hauſe nun aufgeſtellt iſt, iſt in jeder Rückſicht den berühmteſten Kunſtwerken des Alterthums, die die Franzoſen als Beute nach Paris brachten, völlig gleichzuſetzen. Sie iſt aus den beſten Zeiten der Griechiſchen Kunſt, und in mehr als gewöhnlicher Frauengröſe, wie das Ideal einer Göttin dies erfordert. Venus ſteht nakkend in einer Seemuſchel, an welche ſie ſich von hinten anlegt, ſo daß die Muſchel den untern Theil des Körpers von hinten bis etwas über die Kniekehle verbirgt. Ihr zur Seite ſteht ein Delphin. Von vorn iſt die Göttin in ihrer völligen Schönheit zu ſehen, mit der linken Hand hält ſie ein Gewand vor, eben als wollte ſie der Muſchel entſteigen und das Gewand überwerfen; doch ſteht das Gewand ſelbſt ſo weit von dem Körper ab, daß man dieſen ganz ſehen kann. Die rechte Hand hält ſie vor die Bräſte, die ſie mit den Fingern berührt. Der Körper iſt ganz unverſehrt und trefflich erhalten, das Fleiſch iſt ſo ſchön ausgearbeitet, daß man den Knochen unter dem Fleiſche fühlen zu können glaubt, und daß die bloße Berührung einem 60 jährigen Mann die Hälfte ſeiner Jahre für den Augenblick zu nehmen im Stande ſeyn muß. Die Arme und einige Stücke der Muſchel ſind abgebro-

chen neben der Statue gefunden worden, können aber leicht wieder angesetzt werden, weil kein wesentliches Stück fehlt. — Schade ist es dagegen, daß Kopf und Hals dieser Statue fehlt; in dem Rumpfe steckt ein Stück Eisen, welches beweist, daß Kopf und Hals ehemals nicht von einem Stück mit dem übrigen Körper waren, da dieses Eisen den aufgesetzten Theil fest halten mußte. — Diese fehlenden Theile hat man bisher durch Nachgraben an dem Orte wo die Statue lag, vergebens gesucht, und noch waren unter Landolinis Aufsicht, mehrere gefangene Algierische Pirater (die vergangnes Jahr in Sicilien landeten, und von dem bewaffneten Landvolk gefangen genommen wurden) mit Aufgraben beschäftigt.

(Den Beschluß im Novemberstück.)

IV.

Korrespondenznachrichten.

(Auszug eines Briefes aus München.)

München, den 2. Sept. 1803.

Erst in München wurde mir es klärlich, wie der Kurfürst bei diesem erzkatholischen Volke es wagen durfte, die Klöster aufzuheben, aus ein paar Klöstern sogar Schauspielhäuser zu erbauen, und die Kapellen an der Landstraße so zu zerstören, daß mein Italienischer Diener, der katholisch ist, mich fragte ob die Franzosen bis da vorgedrungen wären, und die heiligen Gebäude verwüstet hätten, um die Religion zu untergraben. Da ich in München war, hörte ich, daß als ohnweit der Stadt ein Kapuzinerkloster eingerissen wurde, welches über eine Stunde von da lag, man daselbst unter ein paar Beichtstühlen Fallthüren fand, durch welche die Beichtenden im Stillen aus der Welt geschafft werden konnten. Auch fanden sich in geheimen Gemächern Kadaver und allerlei Marterinstrumente: Im Gebeinhause fand man einen vertrockneten enthaupteten Leichnam, dessen Kopf nicht aufzufinden war, wohl aber lag die Schärpe eines vor 4 Jahren verschwundenen Offiziers, von dem seine Ver-

die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu gehören. Er würde den Scharbock von Schiffen und die Ruhr von Armeen verbannen. Ueber dieses (woran zwar so sehr viel nicht gelegen ist) würden die Herren Wollüstlinge, und vielleicht der Herr Erfinder selbsten, mit Ergözung im Winter junge Rebhüner und in Europa frische Colibri speisen.

Ich verfiel vor einigen Jahren darauf, ob nicht die möglichst starke Zusammenpressung der Luft ein solches Erhaltungs-Mittel seye.

Ich eröfnete meine Begriffe einem Freund, der ein Mann von Geist ist. Wir erfanden folgenden Versuch. Wir liessen ein rundes Gefäß von Erz giessen, welches einen Fuß im Durchschnitt hatte. Unten blieb eine Oefnung von 3 Zollen im Durchschnitt, und eine meßingene Schraube paßte sehr genau in dieselbe. An dem obersten Theil des Gefässes war eine druckende 4 Schuhlange Luftpumpe befestiget, so wie man sie zu Ladung der Windbüchsen gebraucht. Durch die untere Oefnung legten wir ein Stück Kalbslunge in das Gefäß und schraubten es hierauf vollkommen zu. Alsdann druckten wir so viel Luft hinein, als 2 Männer mit möglichst angestrengten Kräften hinein bringen konnten und versetzten es in einen temperirten Ort.

Das Gefäß war von Erz als von der zäheſten Materie, welche der Schnellkraft der zusam-

wandte keine Spur finden konnten, neben dem Leichname. Dieser Offizier gehörte auch zu den verfolgten Illuminaten. Sein vormaliger Schneider legte das noch aufgehobene Maas des verschwundenen Offiziers auf die Schärpe, und es paßte durchaus auf einander. Noch fand sich in eben diesem Kloster eine unterirdische Höhle, in welcher der Polizei-Direktor Baumgarten, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, sich mit einer Fackel hinein wagte, vor die Höhle stellte er ein paar Polizei-Bediente, und so gieng er kühn den dunkeln Gang hindurch, und nach einer langen Stunde befand er sich in der Stadt am Opernhause. — Vermöge dieses unterirdischen Ganges konnten die Priester also, wenn auch die Thore geschlossen waren, wen sie wollten, hinein und hinaus in die Residenz schaffen. Diese Entdeckungen machten das Volk gegen die Absicht der Priester um so mißtrauischer, je milder, wohlwollender und populärer der Kurfürst war, und je liebenswürdiger und edler ihre vortreffliche protestantische Kurfürstin sich gegen das Volk betrug und beträgt. Diese schöne junge Fürstin ist eine wahre Mutter der Armen, und die eifrigsten Katholiken, die sonst glaubten, daß Protestanten Höllenbrande sind, verlassen jetzt diesen Wahn; zu dem kommt noch, daß seit 3 Jahren eine pro-

teſtantiſche Kirche in München erbaut und ein würdiger proteſtantiſcher Prediger daſelbſt angeſtellt iſt, der ein vortrefflicher Kanzelredner ſeyn ſoll, und der bei den Katholiken mehr Beifall als ihre Mönche findet. Zuerſt giengen dieſe zu der kürzlich geſtifteten proteſtantiſchen Kirche bloß aus Neugier, um zu hören, was für gottloſes Zeug da gelehrt werde; aber wie ſtaunten ſie, als ſie ſich in dieſer Ketzerkirche mehr erbauet, als in der ihrigen fanden.

2.

Ueber Peſtalozzi's Inſtitut.

Heilbronn am Neckar, den 25. Aug. 1804.

Da ihr Name immer unter den erſten war, die mir Peſtalozzi mit freudiger Dankbarkeit nannte, wenn er von ſeinen an Gemüth und Geiſt mit ihm verwandten Fürſprechern, von den Teutſchen Männern ſprach, deren Urtheil über ihn, ſeine Geſinnung und Abſicht, ſeine Ideen und ſeine Wirkſamkeit er als gültig und treffend anerkannte; ſo iſt es ein Bedürfniß meines Herzens, Ihnen die neueſten Nachrichten von den Fortſchritten der Un-

ternehmung des edlen Schweizers mitzutheilen, die mir vor einigen Tagen durch einen Brief eines seiner würdigsten Mitarbeiter zugekommen sind.

Als ich in Burgdorf bei Pestalozzi war, mußte ich mir bei mancher Beobachtung eingestehen, daß die äußere Organisation der Anstalt dem Werthe der Lehrart noch nicht entspreche. Ich redete hierüber offen mit den braven Männern von Burgdorf und überzeugte mich bald, daß sie jeden Mangel der Anstalt besser als ich erkannten, daß sie aber, von Umständen beschränkt, nicht immer konnten, was sie wollten. Als treuer Darsteller der Pestalozzischen Sache, hatte ich die Pflicht auf mir, auch die bemerkten Mängel der Organisation dem Publikum in meinen Briefen aus Burgdorf*) anzudeuten; nun da die e kaum erschienen sind, werde ich mit der Nachricht überrascht, daß es mit der Einrichtung der Anstalt seit kurzem viel besser ge-

*) Der vollständige Titel dieser Schrift, die ohnstreitig unter allem, was Augenzeugen bisher berichteten, das reinste und unbefangenste Urtheil giebt, und daher von allen gelesen zu werden verdient, denen die gute Sache der werdenden Menschheit wichtig ist, heißt: Briefe aus Burgdorf über Pestalozzi, seine Methode und Anstalt. Hamburg, Perthes. 360 S. in 8. B.

worden iſt. Dazu gab die Ortsveränderung des Inſtituts Gelegenheit, die glücklich von Peſtalozzi und ſeinen Gefährten benutzt wurde.

„Im Junius" — ſo heißt es in jenem Briefe. — „wurde das Inſtitut von Burgdorf hieher, (nach „Münchenbuchſee) verlegt. Das Lokale iſt angenehm. „Wir bewohnen ein geräumiges Schloß, das die „Bern'ſche Regierung, nachdem es während der „Revolution gelitten hatte, in bewohnbaren Stand „ſtellen ließ und Peſtallozzi'n für ein Jahr ein„räumt. Er und ſeine Gehülfen benutzten dieſe „Veränderung, eine neue Organiſation des Inſti„tuts zu entwerfen, und es ſo viel möglich zu ei„ner eigentlichen Erziehungsanſtalt zu machen, da „es bisher nur eine Experimentalſchule geweſen war. „Ein in ſeiner Art einzig glücklicher Umſtand kam „ihnen dabei vorzüglich zu Statten.

„Herr Fellenberg — Sie kennen ihn durch „uns ſchon wenigſtens dem Namen nach — deſſen „Ideal der Volkserziehung Lienhard und Gertrud iſt, „und der von Jugend auf eine unſägliche Anſtren„gung beſaß, der Vater des Volks zu werden, „der in den günſtigſten Verhältniſſen und durch ei„nen außerordentlichen Lebensgang dazu gebildet

„wurde, und nun eine der größten ökonomischen Un-
„ternehmungen begonnen hat, in der er den Blick
„auf das geringste Detail mit den auffallendsten
„und erhabensten Ideen verbindet; dieser Herr Fel-
„lenberg, den Gott selbst dazu ausgezeichnet zu
„haben scheint, in praktischer Hinsicht Pestalozzi's
„Gang zu vollenden, hat nun die Oekonomie
„der Anstalt übernommen. Die häusliche
„Ordnung, die jetzt bei uns herrscht, ist ein vol-
„lendetes Muster. Ein Lehrer des Gesangs, der
„Naturgeschichte und der Mathematik wird ange-
„stellt, nebst einem beständigen Sekretär. Der
„Geist der Methode lebt fort in Tobler, Muralt,
„Stemann, Schmid, *) die die Leitung der Zöglinge
„übernommen haben, deren an der Zahl etwa 65 bis
„70 sind. — Vom Ganzen erscheint näch-
„stens ein Prospekt, an welchem ich jetzt ar-
„beite und der eine kurze Darstellung des
„Standpunktes, auf dem die Methode
„jetzt ist, enthalten wird. So bald er erscheint,
„schicken wir ihn Ihnen zu. Ich hoffe, er werde
„Ihnen über die Einrichtung des Instituts volle Be-

*) Stemann und Schmid sind ausschließend Zöglinge der Pestalozzischen Lehrart und Anstalt; ich habe von ihnen in meinen Briefen nur ohne Nennung ihrer Namen gesprochen.

„friedigung geben und alles enthalten, womit Sie „der Theilnahme unserer Teutschen Freunde und „Fürsprecher ein Genüge leisten können.

„Herr von Teub ist nun seit 6 Wochen hier. „Herr D. Ewald aus Bremen, der sechs Tage hier „war, verließ uns vorigen Samstag. Er schien „sehr befriedigt. Ueberhaupt dauern die Besuche von „Fremden fort, wie immer. Mehrere Russen und „Preußen waren wieder hier und mit Hr. von T... „kam ein gewisser Herr Schmidt aus Pommern, „den ein Güterbesitzer hierher schickte, um ihn zum „Lehrer bilden zu lassen.

„Sie werden fragen, wo bleibt Buß, Krüsi, „Barraud, Ladomus? Der Letzte bleibt fürs erste „als Lehrer der Mathematik h i e r. In Iferten „wird ein eignes Institut angelegt, dem Buß und „Barraud vorstehen werden.

„Krüsi wird vielleicht ein kleines Institut für „die erste mütterliche und häusliche Bildung für „die ganz kleinen Zöglinge anlegen, und mit Va„ter Pestalozzi und mit ferner an der Ausfertigung „der Schriften für die Methode arbeiten. Außer „dem Journal — wovon die Idee schon bei Ihrem

„Aufenthalt bei uns erlistete — denken wir mit Ernst „an eine veränderte Ausgabe der Gertrud zunächst. „Sonst mögen wohl noch zwanzig Bände von aller „Art seyn, wozu Pestalozzi die Ideen in sich trägt. „Gott gebe Glück, daß nur einige zur Tage geför„dert werden.

„Nächst meinen gewöhnlichen Arbeiten, die „Sie kennen, gehe ich noch damit um, Fakta für „Pestalozzi's Lebensgeschichte zu sammeln. Leben„Sie wohl, Vater Pestalozzi wird Ihnen den ge„wünschten Mitarbeiter für Ihre Lehr- oder Erzie„hungsanstalt abtreten, wenn er auch schwer zu miss„en seyn sollte."

M.

Irre ich mich nicht, so haben diese Nachrichten, so abgerissen sie auch sind, doch einiges Interesse für Sie der die große Sache so würdiget. Ich theilte sie Ihnen in der Freude meines Herzens mit, über die wohlthätige Veränderung, über das glückliche Fortschreiten der Realisirung von Pestalozzi's Ideen, seit weniger als einem Jahre.

Mich versetzten sie wieder so ganz in die Mitte dieser eben so tiefen als anspruchlosen

Menſchen; in jene Umgebungen der Menſchheit und der Natur, die in meiner Stimmung wieder Töne der Hoffnung und des Glaubens anſprechen machten: daß das Gute gelingen muß, weil es gut iſt. Diesen Glauben begünſtigen Peſtalozzi's edukatoriſche Ideen und durch ihre Verbreitung und Ausführung — des bin ich innig überzeugt — vielleicht nur durch ſie, wird er allgemeiner werden.

Anton Gruner,
Inhaber der Lehranſtalt zu Heilbronn am Neckar.

3.

Aus Wien.

Anfangs September 1814.

Seitdem bei unſerer Univerſität der Studienconſeſſus aufgehoben wurde, erhielten die Direktoren der Fakultäten die ausgedehnteſte Gewalt in Anſehung der Schulbücher, der Profeſſorwahlen u. ſ. w. Die Piariſten haben die unteren Studien faſt ganz in ihren Händen, und werden jetzt trotz aller Machinationen der Exjeſuiten das k. k. Thereſianum mit ihren Leuten, die ſie aus der Böhmiſchen Pro-

vinz zu ziehen haben, beſetzen. Dieſer Orden der viel humanere Geſinnungen nährt und den Sqlipſismus nicht kennt, verdient dieſes Zutrauen, und alle Patrioten freuen ſich deſſen. Dannemayrs Kirchengeſchichte bleibt als Lehrbuch, es wird bloß in einer neuen Auflage das Beißende und Anſtößige gegen die Römiſche Kirche, ohne eben der Wahrheit zu ſchaden, vermieden werden. Die Superrevision der Cenſur iſt beendigt. Die Lateiniſche Sprache fängt ſchon wieder an in der Philoſophie, der Theologie und im Kirchenrechte gebraucht zu werden. Arg war es dennoch, daß ſich nach dem Tode des Profeſſors Petzelt kein Juriſt fand, der das Kirchenrecht Lateiniſch vorzutragen im Stande geweſen wäre, und auch von dieſer Seite war eine Reform dringend nothwendig. Die Prieſter machten gern Bewegungen, daß dieſe Kanzel mit einem Prieſter beſetzt würde, allein es ſteht ihnen gerad ein ehrlicher Prieſter im Wege, der dieſe wichtige Kanzel nie in die Hände eines bloßen Theologen gerathen laſſen wird, denn die Rechte des Landesfürſten würden über kurz oder lang nach dem Maaßſtabe des Juris canonici zugeſchnitten, was wohl unſerem ſelbſtſtändigen Hofe nicht behagen würde. Glatz, Brechtzky, Carl Unger und Guilleaume, ein braver Niederländer, vereinigten ſich zu einer Zeitſchrift die den

Titel: Monatliche Unterhaltungen für die Jugend führt. Wenn uns nicht Umstände oder sonst ein Mißgeschick diesen Bund trennt, so darf man sich segenvolle Früchte von dieser Arbeit versprechen. Das erste Heft ist bereits im Julius erschienen. Herr v. Gruber wurde vom berühmten Grafen Szechenyi zum Stuhlbeisitzer des Simeghet Komitats in Ungarn ernannt. Die Veranlassung dazu war seine Hymne an Pannonia.

4.

Auszug eines Briefes des Kollegienraths Köhler aus Sympheropol vom 19. Jul.

Unsre beständigen Beschäftigungen, Reisen und Zerstreuungen haben mir wirklich fast nie Zeit gelassen, Ihnen zu schreiben. Auch heute kann ich mich nur in Ihr Gedächtniß zurückrufen und Ihnen vorläufig melden, daß ich jetzt schon mehrere treffliche, unbekannte, alte Inschriften vom Tempel des Apollo zu Olbia, ohne welche mehrere alte Münzen, dieser Stadt gar nicht zugeschrieben werden könnten, und über 200 Stück alte seltene Münzen dieses Landstrichs entdeckt, und die erstern, nämlich die Original-Mar-

mengedruckten Luft am meisten Widerstand thun konnte. Rund war es, damit Druck und Widerstand auf allen Seiten gleich würden. Mit Eingeweide stellten wir deswegen den Versuch an, weil wenige Wesen der Fäulung so sehr unterworfen sind. Eine gemäßigte Temperatur zogen wir vor, damit man nicht der Kälte die Erhaltung der Lunge zuschreiben könnte, und damit nicht auf der andern Seite durch eine grössere Hitze die Verstung des Gefäßes entstehen möchte.

Wir hatten gute Hofnung und zwar aus folgenden Gründen:

Erstlich. Das Thier- und Pflanzen-Reich bestehen aus schwammichten Körpern, deren jeder aus sehr manchfaltigen Theilgen zusammengesetzt ist. Schwammichte Körper werden durch Zusammendrückung dicht; und Körper so aus manchfaltigen Theilchen bestehen, sind der Fäulung in eben dem Maaße weniger unterworfen, als sie dichter sind; und dies alles bewürket die Zusammenpressung der Luft.

Zweytens. Die Luft hat weder Geschmack noch Farbe, es kan also hierinn keine Veränderung vorgehen. Ein Körper kan keine Eigenschaften mittheilen, die er nicht selbst besitzt.

Drittens. Wenn hier die Ursache aufhöret, so höret auch die Würkung auf. Sobald das Gefäß geöfnet wird, so nimmt die Luft wieder ihren Lauf, und ihr vorheriger von allen Seiten

morschriften schon nach Petersburg abgesendet habe. Ferner habe ich eine treffliche Goldmünze von Olbia gefunden, die älteste aller bekannten von dieser ganzen Gegend; eine herrliche Figur einer Syrene und ein außerordentlich schön gearbeitetes Ohrgehänge, beide aus Gold und von Olbia, welche sich nun wahrscheinlich schon in den Händen Sr. Maj. des Kaisers befinden. Ich habe bis jetzt fast nichts mehr als den Anfang von meiner Reise gemacht und hoffe noch weit mehr zu entdecken.

V.

Literarische Anzeigen.

1.

Unter dem Titel: encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients aus sieben arabischen, türkischen und persischen Werken übersetzt, Leipzig, Breitkopf und Härtel 1804. Zwei Theile in gr. 8. Zusammen 700 S. ist ein in vieler Rücksicht unterhaltendes und belehrendes Werk erschienen, das freilich eben so gut ein Bedlam des menschlichen Aberwitzes, als

ein

ein Magazin scharfsinniger Zersplitterungen und Abtheilungen des menschlichen Wissens genannt werden kann. Der Herausgeber und Uebersetzer, der sich einen der orientalischen Literatur Beflissenen, in Konstantinopel unterschreibt, hat das berühmte encyclopädische Werk des Hadschi Chalfa dabei zum Grunde gelegt, der in der Vorrede mit Recht der Diderot, Baco und Meusel der Orientaler genannt wird, und dessen Werk, von Herbelot bei weitem nicht erschöpft, sich nur in den Bibliotheken von Paris, Wien, Berlin und Upsala befindet. Man hat dazu noch 6 andere orientalische Encyclopädien verglichen und so dem Werke eine hohe Vollständigkeit gegeben. Das Wiederfinden mehrerer Wissenschaften, die uns bis auf die Titel, von den Orientalern zugekommen sind, die Cabala, Veterinarkunst, die Talismanenkunde; die Beiträge zur Schreibegeschichte des Orients; die in so viele Zweige, die der Occident nicht kennt, ausspressende Grammatik der Araber; die unter dem Artikel Philosophie aufgezählten Arabischen Uebersetzer aus dem Griechischen und Syrischen; die seltsamen Zauber- und Beschwörungsformeln, Amulette und Talismane; die sonderbaren Unterabtheilungen der Medizin; die Divinationen des Orients, die mannichfaltigen und bis ins lächerliche vervielfältigten Zweige der theologi-

schen Wissenschaften und die fast zahllosen wohlgestalteten und misgestalteten Ausgeburten des orientalischen Transcendentalismus versetzten uns hier in eine ganz neue Welt und bieten dem Forscher und Kenner zu tausend unerwarteten Kombinationen und Witzspielen eine unerschöpfliche Fundgrube. Wohl möglich, daß der Uebersetzer, der dies Werk vor länger als 10 Jahren in ganz andern Verhältnissen, als in welchen er jetzt lebt, als eine jugendliche Vorübung bearbeitete, jetzt manches anders ausdrücken und sich vor diesem und jenem Fehlgriff, der bei der Titulatur von mehr als 300 Wissenschaften wohl leicht zu verschulden war, wahren würde: allein auch so ist dies merkwürdige Werk jedem Literator unentbehrlich; und wir stimmen aus voller Ueberzeugung in den Wunsch ein, der den Vorbericht beschließt: Möge die Frucht dieses mühsam aus fremdem in heimischen Boden verpflanzten und durch zehnjährigen Fleiß groß gezogenen Baums der Wissenschaft die Vorübergehenden zum Genuß anlokken, und jedem, der sie bricht, süß wie Tube, die Frucht des Paradieses, schmecken!

2.

Eine Galerie von 365 merkwürdigen Männern des achtzehnten Jahrhunderts, die Priester und

Fackelträger der Europäischen Kultur waren, und uns weiter brachten, nach ihren Sterbe- und Geburtstagen geordnet und in gedrängten Biographien angenehm dargestellt, kommt gewiß auch jetzt nach so vielen ähnlichen Versuchen in Frankreich und Teutschland nicht zu spät, wenn der lehrreiche und belustigende Bildersaal neu von der Hand eines Kenners angeordnet und ausgeschückt wurde. Ein solches Werk hat unser Publikum vor kurzem unter folgender Aufschrift erhalten: Gallerie historischer Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhunderte. Ein Handbuch für jeden Tag des Jahrs von S. Baur, Prediger in Göttingen bei Ulm (4 Bände in 8. Hof, bei Grau.) Es wäre in der That zu beklagen, wenn dies nützliche und bei öffentlicher und Privaterziehung vielfach brauchbare Werk unter der wild dahintreibenden Bücherflut nicht hinlänglich beachtet werden sollte. Auswahl und Ausführung zeigen einen Mann, der diesem Geschäfte gewachsen war. Möge beim Anblick dieser Worthies des achtzehnten Jahrhunderts oft auf die Nachgebornen des neunzehnten, das alte Horazische: fortes creantur fortibus et bonis angewandt werden können!

Inhalt.

Seite

I. Wahrheit. 81

II. Ideen über die poetische Ansicht der Natur. 88

III. Blicke auf Sicilien. 121

(Aus dem Briefe eines Teutschen.

IV. Korrespondenznachrichten.

1. Auszug eines Briefes aus München. . . 141

2. Ueber Pestalozzis Institut. 143

3. Aus Wien. 150

4. Auszug eines Briefes des Kollegienraths Köhler aus Sympheropol vom 19. Jul. 152

V. Literarische Anzeigen. 153

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

10. Stück. October 1804.

1. Neue Verlagswerke, Porträts, Kupfer und Kunstsachen des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Michaelis-Messe 1804 erscheinen und zum Theil schon fertig sind.

Barrow (John), Reise durch China 1r Thl. übers. und mit Anmerk. von J. C. Hüttner in London. Mit Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Batsch, Dr. A. J. G. C., Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber mit illum. Kupfern. 3e durchgesehene Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder, mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen mit ausgemalten Kupfern No. 75. 76. 77. und 78. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 Fl. 45 Kr.

— dasselbe mit schwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Beiträge zur nähern Kenntniß der Tartarei, besonders von Taschkent, China und dem Kirgisenlande mit 1 Charte gr. 8. 18 gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematis. Plane gesammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel, fortgesetzt von F. A. Ehrmann XIIIr Band, ent-

hält: Reise nach Aegypten von G. aus d. Franz. m. Anmerk. u. Zusätzen mit 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

— derselben XIV. Bd. enth. 1) Barrow's Reise durch China von Peking nach Canton. a. d. Engl. m. Anmerk. von J. C. Hüttner, m. Kupf. 2) Beiträge zur nähern Kenntniß der Tartarei ꝛc. mit 1 Charte gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr. od. 6 Fl. 45 Kr.

Bredow, G. G., Geographiae et Uranologiae Herodoteae Specimina, c. Tab. 4. Helmst. 1804. Charta impr. 10 gr. Charta Scriptoria 12 gr.

Ephemeriden, allgem. geographis. verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 7r Jahrgang 1804. 7s bis 10s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Funke, C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 75. 76. 77. 78. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Garten-Magazin, allgemeines Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des pract. Gartenwesens 11 Jahrgang 1804. 7s — 10s St. mit ausgemal. und schwarzen Kupfern gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 19r Jahrg. 1804. 7s bis 10s St. mit ausgemalten und schwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäftsmännern. Jahrg. 1804. Juli bis October od. 7s bis 10s Stück mit ausgem. und schwarzen Kupfern und Charten. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Obstgärtner, der Teutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Teutschlands sämmtl. Kreisen, verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur und herausgegeben v. J. B. Sickler. XIr Jahrgang 1804. 7s bis 10s Stück mit ausgem. und schwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Reise nach Aegypten von G. a. d. Franz. m. Anmerk. und Zusätz. m. 1 Charte gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 Kr.

Rosenmüller, Dr. J. C., Beschreibung der fossilen Knochen des Höhlen-Bären, oder Description des os fossiles de l'ours de cavernes. m. Kupf. u. franz. u. teutsch. Text. Royal-Folio. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Tabelle, Synoptische der Osteologie des menschlichen Körpers. Royal-Folio. 6 gr. od. 27 Kr.

Voigt's, J. H. Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften 1804. 7s bis 10s Stück mit Kupfern 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue Teutsche Merkur v. Jahre 1804. Julj. — Octbr. Mit Kupfern 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

* * *

Commissions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon gravés p. Th. Piroli avec une Explication p. J. G. *Schweighäuser* publiés p. F. et P. Piranesi Livr. I — VI. 4. Paris. 12 Rthlr. oder 21 Fl. 36 Kr.

— Le même Papier Velin. 24 Rthlr. od. 43 Fl. 12 Kr.

Antiquités d'Herculanum, gravées p. Th. Piroli et publ. p. F. et P. Piranesi. T. I. Livr. 1. 2. 3. 4. et T. II. Livr. 1. gr. 4to à Paris. 10 Rthlr. oder 18 Fl.

— Le même Papier Velin 20 Rthlr. od. 36 Fl.

* * *

Kupfer, Portraits und andere Kunstsachen.

Pomologisches Kabinet enthaltend alle im Teutschen Obstgartner beschriebenen Obstfrüchte Teutschlands über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet und herausgegeben unter Aufsicht von J. V. Sickler, 14te und 15te Lief. in Kästchen. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 Fl.

Portrait von A. Ch. Gaspari gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— von Simon de l'Isle de l'Heriſſel gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

— von A. Rochon gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von F. L. Norden gr. 8. 4 gr. oder 18 Kr.

— von A. F. Büsching gr. 8. 4 gr. od. 18 Kr.

II. Neue Charten und geographiſche Werke, welche im Verlage des geographiſchen Inſtituts zu Weimar in der Michaelis-Meſſe 1804 erſcheinen und zum Theil ſchon fertig ſind.

A. Geographiſche Werke.

Gaſpari, A. C., Lehrbuch der Erdbeſchreibung zur Erläuterung des neuen methodiſchen Schulatlaſſes. Zweiter Curſus, fünfte verbeſſerte Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr. (Der dazu gehörige neue methodiſche Schulatlas entworfen von F. L. Güßefeld, in 35 Quart-Blättern neu verbeſſerte Auflage koſtet 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 Kr. ſo wie der kleine 4 zollige Erdglobus 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.)

B. Charten in Atlaſſe gebunden.

Allgemeiner Handatlas der ganzen Erde nach den beſten aſtronomiſchen Beſtimmungen, neueſten Entdeckungen und kritiſchen Unterſuchungen entworfen, und zu A. C. Gaſpari vollſtändigem Handbuche der neueſten Erdbeſchreibung beſtimmt, ganz complett aus 60 einzelnen Charten, im ſogenannten Homanniſchen Formate beſtehend, mit ſauberm Titel und Inhalte auf ord. Papier, roh 20 Rthlr. od. 36 Fl. Rhein. gebunden 21 Rthlr. od. 37 Fl. 48 Kr.

— derſelbe auf holländiſch Oliſant-Papier und mit Engl. Gränz-Illumination, roh 30 Rthlr. oder 54 Fl., gebunden 31 Rthlr. od. 55 Fl. 48 Kr.

C. Größere Charten im gewöhnl. Landchartenformat, zum Gaſpariſchen Handatlas gehörig.

Charte von Weſtphalen, nach den neueſten Berichtigungen entworfen und gezeichnet, von Reymann. Royal Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— dieſelbe auf Oliſant-Papier mit Engl. Gränzillumination. 12 gr. od. 54 Kr.

Charte des Osmanniſchen Reichs in Aſien, nach den beſten und neueſten Hülfsmitteln entworfen von C. C. Reichard. Royal Fol. 8 gr. od. 36 Kr.

— dieſelbe auf Oliſant-Papier mit Engl. Gränzillumination 12 gr. od. 54 Kr.

D. Kleinere Charten.

Charte von Piemont, nach der neueſten Eintheilung in Departemente und Bezirke entworfen nach der Special-Charte, von Chanlaire. kl. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

Charte von den wichtigſten Häven und Handelsplätzen der Levante. kl. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

Neue Charte von der Halbinſel des Vorgebirgs der guten Hoffnung, nebſt der Tafelbai u. Falſchenbai, nach Barrow. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte vom Kirgiſen-Lande nach einer Handzeichnung entworfen. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte des Brittiſchen Reichs am Ganges, Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte von dem Holländiſchen und Franzöſiſchen Gujana nach einer handſchriftlichen Charte von dem Cpt. Simon Mentelle und nach der Charte von Buache gezeichnet von J. B. Poirſon, Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Neue Charte von St. Domingo entworfen von Leyriß Levaſſor und Bourjolly. Fol. 6 gr. od. 27 Kr.

Charte von der Weſtindiſchen Inſel Martinique nach Franzöſiſchen Zeichnungen und den neueſten Nachrichten entworfen, kl. Fol. 3 gr. od. 15 Kr.

Charte von der Inſel Guadeloupe 4to. 3 gr. od. 15 Kr.

III. Bertuchs Bilderbuch für Kinder. 77ſter und 78ſter Heft.

Von Bertuchs Bilderbuch für Kinder iſt ſo eben das 77ſte und 78ſte Heft erſchienen, beide Hefte koſten mit vierfachem Text und ausgemalten Kupfern 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr. mit ſchwarzen Kupfern 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr. Der Funkiſche ausführl. Text dazu 8 Gr. od. 36 Kr.

Sie enthalten folgende intereſſante Gegenſtände.

Das 77ſte Heft.

Merkwürdige Vögel. 1) Der Chineſiſche Eisvogel. 2) Der Erdpapagey. 3) Die Manbarin-Ente. — Merkwürdige Inſekten. 1) Der gröſte Nachtpfauſalter ꝛc. — Affen-Arten. 1) Der Moloch. 2) Der Entelle. 3) Der Indri. — Wallfiſche und Del-

ten gleicher und heftiger Druck macht den schwammichten Körper nicht mehr zum dichten Körper.

Viertens. Die Fäulung wird meistens den Oscillationen der Luft zugeschrieben! Jeder Hauch bewegt die Luft im freyen! im vorliegenden Fall aber sind vereinigte Menschen-Kräfte hierzu nicht hinlänglich.

Fünftens. Würde diese Erfindung gemeinnützig seyn. Die Luft ist noch zur Zeit wohlfeil; kein Publicist hat ein Regale daraus gemacht, noch hat ein Cameralist einigen Accis darauf gelegt.

Nach zween Monaten eröfneten wir die Schraube mit vieler Mühe, und fanden die Lunge frisch! Man stelle sich die Freude vor! Ich durchstach dieselbe mit einem zugespitzten Holz, und nun — waren wir in dem Fall des Herzog Michels! weg war der schöne Vogel! Das Holz, welches ich wieder herauszog, war mit einer dunkelgrauen und etwas dicken Feuchte überdeckt; und augenblicklich verbreitete sich ein nie empfundner so unausstehlicher Gestank von Fäulniß, daß wir Lunge, Gefäß, Schraube, Luftpumpe und Hofnung im Stiche liessen.

Indessen gieng es uns, wie den Goldmachern, welche das grosse Werk nicht erfinden, aber Gelegenheit zu nützlichen Beobachtungen geben.

phine. 1) Der Fechter. 2) Der Narwal. 3) Der Zweizahn. — Tang-Arten. 1) Der geflügelte Tang. 2) Der Salatblättrige Tang.

Das 78ste Heft.

Ausländische Vögel. 1) Der magellanische Geier oder Condor. 2) Der Geier an Angola. 3) Der Hubara oder Kragentrappe. — Affen-Arten. 1) Der Aiaane. 2) Der Aiys. 3) Der Yarque. 4) Der braune Tamarin. 5) Der schwarze Tamarin. — Seehunds-Arten. 1) Der große Seehund. 2) Der gelbe Seehund. 3) Der rauhe Seehund. 4) Der kleine Robbe. — Eingeweide-Würmer 1) Der langgegliederte Bandwurm. 2) Der Menschen-Vielkopf. — Tang-Arten. 1) Der fadenförmige Tang. 2) Der gefingerte Tang.

Weimar im Oktbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

IV. Bertuchs Bilderbuch für Kinder 79ster und 80ster Heft.

So eben ist von Bertuchs Bilderbuch für Kinder mit dem Register zum 4ten Bande das 79ste und 80ste Heft erschienen; beide Hefte kosten mit vierfachem Text und ausgemalten Kupfern 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 Fl. 24 Kr. mit schwarzen Kupfern 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. Der Französische ausführliche Text dazu 8 Gr. od. 36 Kr.

Sie enthalten folgende interessante Gegenstände.

Das 79ste Heft.

Verschiedene Maki's-Arten. 1) Der Zwerg-Maki. 2) Der Daubentons Tarsier. 3) Der Galago. 4) Fischers Tarsier. — Zwei merkwürdige Wallfischarten. 1) Der cylindrische Pottfisch. 2) Der Trumpo. — Seehunde und Wallrosse. 1) Das rundschwänzige Wallroß 2) Der weißbäuchige Seehund. 3) Der weißbäuchige Seehund mit weißem Halse. 4) Der dickhälsige Seehund. — Schöngezeichnete Nattern. 1) Die Argus-Natter. 2) Die Karmoisin-Natter. 3) Die

Porphyr-Natter. 4) Die gebänderte Natter. — Rosen-Arten. 1) Die Feuerrose. 2) Die Jungfernrose.

Das 8te Heft.

Merkwürdige vierfüßige Thiere. 1) Das säugende Elephantenweibchen. 2) Der Sukotyro. — Delphine. 1) Der dickbäuchige Delphin. 2) Der milchweiße Delphin. 3) Der zahnlose Delphin. — Eidechsen. 1) Die Stachelschwänzige Eidechse. 2) Die Quetz-Paleo-Eidechse. 3) Die Kröten-Eidechse. 4) Die rothkehlige Eidechse. 5) Die Kropf-Eidechse. — Blindschleichen. 1) Die gemeine Blindschleiche oder Bruchschlange. 2) Die kurzbäuchige Blindschleiche. 3) Die plattschwänzige Blindschleiche. 4) Die bunte Blindschleiche. — Rosen-Arten. 1) Die fleischfarbene Perlrose. 2) Die große Moosrose.

Weimar im Oktbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

V. Von Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1804 ist das 9te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Beschreibung eines fossilen Gerippes vom Paläotherium. Vom Hrn. Cuvier. Mit einer Abbild. auf Taf. IV. II. Ueber die neue, im National-Museum der Naturgeschichte zu Paris eingeführte Klassifikation des Thierreichs. Zweite Fortsetz. (Nebst einer Tabelle über die Vögel). Vom Hrn. Prof. Froriep. III. Beschreibung des Tupinambis ornatus. Vom Hrn. Daudin. IV. Beobachtungen über die Elektricität der metallischen Substanzen. Vom Hrn. Hany. V. Ueber die Gegenwart eines neuen erdigten phosphorischen Salzes in den Knochen der Thiere. Von Hrn. Fourcroy u. Vauquelin. VI. Ueber die Wärme. (Aus einer Abhandl. des Hrn. Grafen Rumford.) VII. Auszug aus dem Programme der Batavischen Societät der Wissenschaften zu Haarlem für das Jahr 1804. VIII. Nachricht von einer physisch-mathematischen Theorie des fließenden Wassers; vom Hrn. R. Prony. IX. Auszug

eines Briefs des Hrn. Landkammerraths Wertuch an den Herausgeber. Paris den 20. Mai 1804. (Naturhistorische Bemerkungen des Hrn. von Lasteyrie, über Spanische Kultur, in ökonomisch-technischer Hinsicht, betreffend.) X. Repertorium commentationum a societatibus literariis editarum. Sec. disciplinar. ord. digessit J. D. Reuss. XI. Urtheil über die hydraulische Winde des Hrn. Hofr. Gervinus. Vom Hrn. Commissionsrath Busse zu Freiberg.

Weimar im Sept. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Vom Journal des Luxus und der Moden 1804 ist so eben das 8te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Reise von Triest bis Pola im Mai 1803. II. Warnung vor den Männern. III. Was nie bloß Mode seyn sollte. IV. Theater. 1. Ueber das Leipziger Theater im Sommer 1804. 2. Istland in Leipzig. 3. Ueber das Magdeburger Theater. 4. Ueber das Dessauer Theater. 5. Theater im Amalienbad bei Helmstädt im Mai 1804. V. Badechronik. Schilderung der Sächsischen und Böhmischen Bäder Radeberg, Schandau, Gießhübel und Töplitz im Sommer 1804. VI. Modenberichte und Miscellen. 1. Musikalische Kantate von Weinlich zum Andenken der Prinzessin Max, gebornen Prinzessin von Parma. 2. Bemerkungen über Dresden und Pillnitz. a) Opera seria und buffa. b) Tafel in Pillnitz. c) Der botanische Garten in Pillnitz und Dresden. d) Katholische Kirche in Dresden. 3. Modenbericht aus Paris. VII. Ameublement. Spiegellampe auf Treppen und Vorsäle zu stellen. VIII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Septbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VII. Von Sicklers Teutſchem Obſtgärtner 1804 iſt das 7te Stück mit folgendem Inhalte erſchienen.

Erſte Abtheilung.

I. Beſondere Naturgeſchichte der Bäume überhaupt und der Obſtpflanzen insbeſondere. 12. Des Kaſtanienbaums. II. Aepfel-Sorten. No. CXIII. Der gelbe Zuckerapfel. No. CXIV. Der ſchöne Plattharſig. III. Birn-Sorten. No. CXVIII. Die Holländiſche Butterbirn. IV. Kirſchen-Sorten. No. XLVII. Die rothe Glanz-Herzkirſche.

Zweite Abtheilung.

I. Das Miltitzer Kaſtanienwäldchen. II. Des Engl. Gärtners Forſyth's Methode, die Pfirſichbäume zu behandeln, zu pflanzen und zu beſchneiden.

Weimar im Sept. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

VIII. Von der Zeitſchrift London und Paris 1804 iſt ſo eben das erſte Stück mit folgendem Inhalte erſchienen.

I. London. 1. Lord Camelford, ein merkwürdiger Engliſcher Sonderling. (Mit deſſen Portrait.) 2. Muſikliebhaberei und Privat-Konzerts in London. II. Paris. 1. Ueber die Bettler in Paris. III. Engliſche Karikaturen. 1. Die himmelſtürmenden Giganten oder: die konföderirte Koalition. (Hierzu gehört die Doppel-Karikatur No. I.) 2. Britannien zwiſchen den Aerzten und den Tod in der Klemme. (Hierzu gehört die Karikatur No. II.)

Halle im Septbr. 1804.

Neue Societäts-, Buch- und Kunſthandlung.

IX. Von den Allg. Geograph. Ephemeriden 1804 *ist das 9te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.*

Abhandlungen. 1. Topogr. statistische Nachrichten von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von Barrow. 2. Ueber die Resultate der neuesten Französischen Entdeckungsreise, vom Hrn. Landkammerrath G. Vertuch. Bücher-Recensionen. 1. Sterch's Gemälde des Russischen Reichs. (Fortsetzung.) 2. Travels in Turkey, Asia-minor, Syria and across the desert into Egypt, etc. by *W. Wittmann*. Charten-Recensionen. 1. Kindermann's Atlas der Oestreichischen Monarchie ꝛc. 2. Carte élémentaire et statistique de l'Allemagne par *Brion* et *Maire*. Vermischte Nachrichten. 1. Organisation des Kurfürstenthums Salzburg. 2. Etwas über die geograph. Charten von Rußland ꝛc. 3. Avanteoureur neuer geograph. und statist. Schriften. 4. Auszug aus dem Schreiben des Hrn. D. Langsdorf an Hrn. v. Schwerzkopf. 5. Nachrichten aus dem Französischen Guiana. 6. Russische Kaiserl. Verordnung wegen der Kalmucken. 7. Zur Statistik des Fürstl. Hauses Lichtenstein. 8. Literarische Nachrichten aus England. 9. Avanteoureur neuerschienener Charten. 10. Kurze Notizen. — Otaheiti — Kirgis-Kaisalen. — Parkinson's Reise — Fürst von Wittgenstein — Hrn. A. v. Humboldts und Fr. Hornemann's Rückkunft — Bergmann — Bruce's Reisen — Ellicott's Reise — Rühs, Briefe über Schweden — Englische Armentore — Erbkaiser von Oesterreich — Stadt Rochefur-Yon — Stewart's Reise. — 11. Etat der Russisch-Kaiserl. Armee. 12. Uebersetzungsanzeige. 13. Anzeige der neuen Ausgabe von Gaspari's Lehrbuch, II. Cursus.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Die Charte von der Halbinsel des Vorgebirgs der guten Hoffnung. 2) Das Portrait von Büsching.

Weimar im Septbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

X. Vom Handelsmagazin 1804 ist das 8te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Fortsetzung der Betrachtungen über das Geld. Ueber den Kredit des Papiergeldes. II. Handels-Geschichte. 1. Ueber den Handel der Französischen Kolonien in Südamerika, hauptsächlich aber in dem Französischen Gujana. 2. Handel von St. Petersburg im Laufe des Jahres 1802 III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Die Stadt Astrachan. 2. Riga's Handel. 3. Handels-Statistik und Fabrikenkenntniß der Königl. Preußischen Staaten. 4. Imgenbruch im Roer-Departement in Frankreich. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Das Spanische Rohr. 2. Die Jalappe. 3. Nordisches Pelzwerk. 1) Grauwerk. 2) Das Hermelin. 3) Der Zobel. V. Gewerbskunde. 1. Ueber die Verfertigung der feinen farbigen Töpfergeschirre. 2. Eine neue Methode, auf leichte und wohlfeile Art die Wäsche zu reinigen. 3. Kunstberichte aus Frankreich. Bericht über die Uhrmacher-Instrumente aus der Fabrik Montecheroux im Departement du Doubs. Ein neues Instrument, um Schraubenkämme zu schneiden; von Borel in Lyon. Ein neuer Mechanismus zur Verbesserung der Weberstühle, auf welchen seidene façonirte Stoffe gearbeitet werden; von dem Bürger Brün in Lyon. Neuer Mechanismus, Kähne oder andere kleine Fahrzeuge Strohm aufwärts zu treiben. 4. Recept zu einer schwarzen Dinte. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. 1. Subscriptions-Anzeige für Maler, Färber, Farbenhändler und Fabrikanten. 2. Bücher-Anzeigen. Nachrichten an Technologen und Strumpfwirker. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Nachtrag zur Geschichte der letzten Leipziger Messe. 2. Die Packträger oder Ladeknechte. 3. Auszüge aus Briefen. — St. Barthelemy. — Basel. 4. Kurze Notizen.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Die Charte von Gujana. 2) Die Abbildung des Spanischen Rohrs und der Jalappe. Taf. XVI. 3) Die Abbildung des Hermelins und des Zobels. Taf. XVII.

Weimar im Septbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XI. Von dem Allg. Teutschen Gartenmagazin 1804 ist das 7te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Landschafts-Gartenkunst. 1. Die Gartenkunst bei den Chinesen. 2. Versuche mit der Syringa oder dem Spanischen Hollunder für Englische Pflanzungen. 3. Die Bienenkolonie, als Partie eines Englischen Gartens. 4. Geschmackvolle Pariser Verzäunungen. III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Anweisung zum Treiben verschiedener Blumenzwiebeln im Winter. IV. Blumisterei. Anfrage: Ist es besser, die in Töpfen stehenden Blumen von unten oder von oben zu begießen? Antwort auf obige Frage: Ueber das Begießen der Topfgewächse. VI. Obst-Kultur. 1. Characteristik der Obstarten. Die Rosenpfirsche mit halbgefüllter Blüte. 2. Mittel gegen das Harz der Bäume.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 20. Die Rosenpfirsche. Taf. 21. Eine Farben-Mustercharte. Taf. 22. Pariser Verzäunungen. Taf. 23. Die Bienenkolonie.

Weimar im Septbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. Uebersetzungsanzeige von Michaux Voyage à l'Ouest des Monts Alleghanis.

Von der so eben zu Paris erschienenen sehr interessanten und wichtigen Reisebeschreibung

Voyage à l'Ouest des Monts Alleghanis, dans les Etats de l'Ohio, du Kentuki et du Tennessée, et retour à Charleston par les Hautes-Carolines etc. etc. par *F. A. Michaux* M. D. mit 1 Charte,

haben wir bereits eine Uebersetzung für die Sprengel-Ehrmannsche Bibliothek von Reisebeschreibungen veranstaltet, welche mit Anmerkungen begleitet, und zweckmäßig bearbeitet, in kurzem die Presse verlassen wird. Dies zei-

gen wir, um Kollisionen zu vermeiden, vorläufig hierdurch an.

Weimar d. 1. Oktbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIII. Kunstnachricht der Chalcographischen Gesellschaft in Dessau.

Die Chalcographische Gesellschaft zu Dessau, welche in der Auflösung und Beendigung ihrer Geschäfte begriffen ist, beschäftigt sich anjetzt damit, Ihren Lagervorrath, sowohl an gestochenen Kupferplatten und Kunstblättern, als auch Zeichnungen, einer sehr gut eingerichteten Kupferdruckerpresse mit Messingwalze, Pappendeckel die Kupferstiche zu trocknen, von besonderer Güte und Schönheit, Reibesteine und andern Druckerei-Utensilien zu verkaufen; sie offerirt daher jeder Kunsthandlung und jedem Kunstliebhaber Ihre darüber verfertigten Verzeichnisse, welche bei Ihr selbst, als auch an folgenden Orten zu haben sind, als: bei dem F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar, bei Hrn. Kupferstecher Schröter in Leipzig, bei Hrn. Casp. Weis u. Comp. in Berlin, bei Hrn. G. L. Peitzner in Hamburg, bei Hrn. Gebr. Meyer in Frankfurt a. M.

Allen Kunsthandlungen, die ganze Artikel an sich kaufen wollen, werden solche verhältnißmäßig zu sehr billigen Preisen und den Kunstliebhabern die verlangten Blätter in ansehnlichen Parthien mit beträchtlichem Rabbat gegen kontente Zahlung überlassen werden, wenn sie sich deshalb in postfreien Briefen an die Chalcographische Gesellschaft zu wenden belieben.

Dessau, den 17. Sept. 1804.

XIV. Wisselinck's M. Seelenlehre für Kinder einer guten Erziehung, nach den einfachsten und faßlichsten Grundsätzen entwickelt, mit steter

Hinsicht auf die Thierwelt. Eine Einleitung zum Unterricht in der Religion für die häusliche Erziehung. Erster Theil. Königsberg bei Friedrich Nicolovius 1804. 18 Gr.

Ueber die Wichtigkeit eines psychologischen Unterrichts für jeden nach Bildung und Aufklärung strebenden Menschen war man wohl von jeher einig. Es bedurfte nur, wie bei mehrern Wissenschaften, die Beantwortung der Frage: wann und wie ein solcher Unterricht bei der heranwachsenden Jugend anzufangen sey? Herr Campe löset beides durch die Erscheinung seiner kleinen Seelenlehre, eines anerkannt trefflichen Werkchens. Jedem Erzieher, dem sein Amt lieb war, mußte dieses Werkchen besonders werth seyn, denn es füllte nicht nur eine bedeutende Lücke aus, sondern gab was der Verfasser auch wünschte, Veranlassung über die Beantwortung und den Vortrag eines solchen Stoffes nachzudenken. Schade nur, konnte ein jeder denken, daß die Schrift, welche mehrere Auflagen erlebte, nicht etwas ausführlicher und für den Verstand des fortschreitenden Alters noch inhaltsreicher ausfiel. Es blieb immer noch ein großer Sprung von diesem Werkchen, bis zu den Lehrbüchern ähnlichen Inhalts für die Jugend, namentlich, eines Hoffbeuers, Kirstens, Olshausens. Diesem Mangel glaubte der Verfasser durch gegenwärtige Seelenlehre abzuhelfen, und seine angelegentlichste Sorge war, ihr ein so interessantes Gewand zu geben, als der Stoff es nur erlaubte. Der Verfasser hat sich deshalb bemüht, das Nothwendigste aus dieser Wissenschaft herauszuheben, durch mannichfaltig erläuternde Fragen die neuen Begriffe zu befestigen und der Seele zu entlocken, durch die Vergleichung mit der Thierwelt den Unterschied der menschlichen und thierischen Geistesfähigkeiten klar zu machen, so wie durch untermischte kleine Erzählungen das Ganze genußreicher zu erheben.

Dieses Werk ist auch als Fortsetzung der früheren Schrift des Verfassers, welche unter dem Titel: „Morgenstunden eines Vaters mit seinen Kindern" erschienen ist, anzusehen, es hat daher auch den Titel des dritten Theils derselben erhalten.

XV. Winkelmanns alte Denkmäler der Kunst

ote mit einem Kupfer vermehrte Auflage mit 209 auf ſtärkes Schweizer Papier abgedruckte nebſt 18 eingedruckten Kupfern 2 Bände gr: Fol. ſo kürzlich die Preſſe verlaſſen hat, iſt bei Schöne in Berlin und in allen guten Buchhandlungen zu 29 Rthlr. 12 Gr. zu haben. Den Liebhabern der alten Kunſt die Anſchaffung dieſes prächtigen als nützlichen Werks zu erleichtern, können diejenigen ſo ſich an mich unmittelbar verwenden, noch ſolches zum Subſcriptionspreis von 18 Rthlr. in Golde erhalten. Briefe und Gelder werden Poſtfrei erbeten.

XVI. Der Signatſtern oder die enthüllten ſämmtlichen ſieben Grade der myſtiſchen Freimaurerei nebſt dem Orden der Ritter des Lichts. 3 Thle. 8. Berlin bei Schöne. 1 Rthlr. 12 gr.

Dieſer Theil des Signatſterns zeichnet ſich von den vorigen dadurch aus, daß er das Syſtem der höhern Zinnendorfiſchen oder Schwediſchen Grade enthält, welcher auf ein geheimes Chriſtenthum und ein himmliſches Jeruſalem auf dieſer Erde hinauslaufen. Ferner finden wir in demſelben Nachrichten von Stark über das Clericat der Tempelherren, welche bisher ganz unbekannte Aufſchlüſſe gewähren. Kurz keine einzige Loge vermag über Maurerei ſo bündig zu belehren, als dieſer dritte Theil des Signatſterns. Er zündet ein Licht an, das den höhern Graden wohl für immer ein Ende machen und zur ächt Engliſchen und einzigen Maurerei wieder zurückführen dürfte.

XVII. Europäiſche Annalen 1804 7s St.

Inhalt.

I. Ueberſicht der vornehmſten Weltbegebenheiten. II. Neueſte Franzöſiſche Erklärung gegen Schweden. III. Aktenſtücke der vom Großrichter: Juſtizminiſter denunzirten

Betrachtungen, Folgerungen und Zweifel.

Aus obigem ziehe ich folgende Schlüsse:

1mo Die Fäulung entstehet nicht nur durch Oscillation der äußeren Luft, sondern auch in den inneren Theilen.

2do Im vorliegenden Fall ist die Luft nicht in denjenigen Raum eingedrungen, der zwischen den Fibern der Lunge befindlich ist, sonst hätte sie in den inneren Theilen die Fäulung verhindert, so wie sie in den äuseren sie bewürkt hat.

3tio Wasser- und andere flüßige Körper sind fähig diesen Raum zu durchdringen! Dieses siehet man täglich bey Einsalzung des Fleisches, wo die geringsten Fäserchen einen Salz-Geschmack erhalten. Indessen ist doch die Luft von allen flüßigen Körpern, wenn ich den Aether ausnehme, der dünnste. Woher dieser Widerspruch?

Wenn die Luft aus länglichten aber dünnen, das Wasser hingegen aus dichtern aber kleineren und runden Theilchen besteht; so ist begreiflich, daß das Wasser in einen engeren Raum eindringen könne als die Luft. Und viele Naturlehrer haben ohnehin diesen Begriff von ihren Bestandtheilen. Sollte dies etwa die Haupturſache des Phänomens der Haarröhrchen seyn, in welchen die

Korrespondenz des Großbrittännischen Ministers in München, Herrn Drake. (Beschluß.) 3. Notenwechsel in München, am 3t. März 1804. 4. Zweiter Bericht des Großrichters, in Betreff der Komplotte des ꝛc. Drake, Englischen Ministers zu München, und des ꝛc. Spencer Smith, Englischen Ministers zu Stuttgart, gegen Frankreich und die Person des ersten Konsuls. (Nebst Beilagen.) 5. Verhandlungen im Brittischen Unterhause in Betreff der Drakeschen Korrespondenz, am 16. April 1804. IV. Ueber Frankreichs Militär-Gränzen gegen Italien und Teutschland. (Fortsetzung und Beschluß.) V. Verhandlungen des Brittischen Parlements. (Fortsetzung.) VI. Zusätze zu den Briefen über die Ereignisse in der Schweiz, in den Monaten Julius und August 1802. (Fortsetzung.)

XVIII. Annonce pour les Dames.

Le recueil des Dessins à tricoter et à broder au Canevas 7e Cahier en 9 Flls. Prix 6 Thlr. vient d'être publié par Simon Schropp et Comp. de Berlin; il contient 1° Hébé offrant à Jupiter, 2° un Vase à fleurs, 3° paysage, le petit paysan, le chien et le coq, 4° deux guirlandes, 5° deux bordures en arabesque, 6° un très-beau paysage, 7° un bouquet de fruits, 8° deux Guirlandes de Chèvre-feuille, 9° une muse. — L'oeuvre complet du dit ouvrage se vend actuellement 36 Thlr.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück, November 1804.

I.

Gedichte.

1.

Die Vermählung.

Welch ein Jubel an der Newa Strande!
Freuden-Hymnen tönen durch die Luft,
Von Altären ſteigt der Opferduft,
Und herab in prangendem Gewande
Schwebt Entzücken zu der ſchönen Erde,
Daß es Mitgenoß des hohen Feſtes werde.

Zwar nicht ungewohnt ſind dieſe Töne,
Denn wo Alexanders Wort gebeut,

Der wie ein Heros goldner Zeit
In ſich einet Weisheit, Stärke, Schöne,
Wandelnd auf dem Pfad des großen Ahnen,
Reihet Feſt an Feſt der Dank der Unterthanen.

Doch der Ton der hochzeitlichen Ikten
Und der Hymenäen Jubelſchall
Und die Roſenkränze überall
Und zwei Wangen, die ſich himmliſch röthen
Unter ſanfter Unſchuld zartem Schleier,
Sie verkünden eines andern Feſtes Feier.

In dem Norden blüht der Liebe Blume,
Majeſtätſchen Stammes, zart und mild,
Aller Tugenden erhabnes Bild,
Und umſtrahlt von eines Bruders Ruhme,
Deſſen Seele jeder Weisheit offen,
Der ein Titus iſt, des Vaterlandes Hoffen.

Und es fliegt Ihr zu aus Teutſchen Reichen
Eines edlen Fürſtens edler Sohn,
Den die Seele adelt, nicht der Thron,
Werth dem Ahnen Bernhardt zu vergleichen
An der Männlichkeit, dem Biederſinne,
Klugem Rathe und der Achtung für die Minne.

Pflanzen will er Rußlands ſchönſte Roſe
In des Teutſchen Vaterlands Gebiet,
Zu der Raute die ſein Haus umblüht,
Und entzückt von dieſem ſchönen Loſe,
Eilt er aus der Sachſen altem Lande
Zu der fernen Newa ſchiffereichem Strande.

Da beginnt der Tag der hohen Wonne,
Und durch Gottes Segen ihm vertraut
Nennt nun ſein der Teutſche Fürſt die Braut,
Daß ſie werde ſeines Landes Sonne,
Aufgeh' in den Strahlen ſanfter Milde
Leuchtend über Sachſens blühende Gefilde.

Und am Newaſtrome hallt Entzücken
Und es ruft der laute Jubelton:
„Heil ſey ihm, dem Teutſchen Fürſtenſohn,
„Denn Maria wird ihn hoch beglücken,
„Wird ihm ſeyn, was dem Auguſt im Norden
„Unſre Kaiſerin aus Teutſchem Stamme worden.“

Und im Vaterlande tönen Lieder;
Carl Auguſts Hauſe innig zugethan,
Ruft der Sachſen Jubel himmelan:
„Segen ſtröm' auf Carl Friedrich nieder,

„Und Marien, ſeine Wonne, ſchließe
„In den ſchönſten Bund Amalia, Luiſe!“
v. Richter.

2.

Erinnerung und Vergeſſenheit.

Ein Fragment.

I.

Die du Blumen längſt in Staub zerfallen
mit dem ſchönſten Farbenſpiel belebſt,
Gräber öffneſt, über Todtenhallen
wie der Auferſtehung Bote ſchwebſt,
uns auf Trümmern aus dem Schiffbruch retteſt,
Freuden rufſt aus der Vergangenheit,
und an Herzen Herzen wieder ketteſt,
deren Aſche längſt der Sturm verſtreut;
es umſchwebe hehr und feierlich,
o Erinnerung, dein Zauber mich!

2.

Die du tröſtend gern den milden Schleier
auf des Lebens trübſten Rückblick ſenkſt;

uns gleich Schnittern bei der Abendfeier
Ruhe nach des Tages Mühen schenkst;
Nattern, die am Herzen nagen, tödtest,
Schmerz der Freundschaft, Gram der Liebe heilst,
über uns den Himmel wieder röthest,
um uns her das Graun der Nacht zertheilst,
reiche mit wehmüth'ger Freundlichkeit
mir den Becher, o Vergessenheit!

3.

Wenn mich oft in Stunden heil'ger Weihe
Geister der Vergangenheit umwehn,
o dann laß Erinn'rung! eine Reihe
schöner Bilder mir vorübergehn;
doch wenn eine jener Trauerscenen,
wie ein Geist der Hölle, mir erscheint,
dann Vergessenheit, dann gieb mir Thränen,
wie das Unglück seinem Retter weint;
Und so sey euch gleicher Dank geweiht,
dir Erinn'rung, dir Vergessenheit!

von Richter.

II.

Beantwortung der Rüge einiger Neuerungen in der teutschen Sprache. *)

(Im Februarstück des T. Merkurs von diesem Jahre.)

Allerdings wird jeder Teutsche, dem die Erhaltung und Vervollkommnung seiner Sprache am Herzen liegt, aufrichtig in den Wunsch des Herrn Leibmedicus Marcard einstimmen, daß eine Gesellschaft echter Teutschen sich verbände, und durch scharfe Kritik diejenigen strafte, welche — gleichviel aus welchem Grunde — sich an dem Genius der teutschen Sprache versündigten. Allein, abgesehen davon, daß dieß so lange frommer Wunsch bleiben wird, als die gründlichsten Sprachforscher selbst unter sich uneinig, und nicht zwei unter ihnen aufzufinden sind, welche völlig mit einander einverstanden wären; so wird je-

*) Erst als ich diesen Aufsatz vollendet hatte, kam mir die Beantwortung des Hrn. Fernow zu Gesicht. Wenn die meinige an innerm Werth sich auch weit hinter diese zurückstellen muß; so hatte ich sie darum doch nicht für überflüssig, weil ich selten der Meinung des Hrn. F. völlig beitrete, und es dem Leser angenehm seyn muß, die Sache aus mehrern Gesichtspunkten betrachten zu können. d. V.

der Teutſche mit mir auch darin wenigſtens übereinſtimmen, daß jene Geſellſchaft, wenn ſie den Zweck ihrer Verbindung erreichen ſoll, aus Männern beſtehen müſſe, die das Sprachſtudium überhaupt, und das teutſche insbeſondere, zum ernſten, ununterbrochenen Geſchäft ihres größten Lebenstheils gemacht haben, und deren Sätze deshalb als Reſultate eines tiefen, gründlichen Forſchens zu betrachten ſind.

Wenn aber Männer, die ſich ſelbſt nur für Dilettanten in der teutſchen Sprachwiſſenſchaft ausgeben, und deren andre Berufsgeſchäfte bekannt genug ſind, um dieſe Aeußerung nicht als bloße Beſcheidenheit auszulegen; wenn ſolche Männer, deren anderweitiges Verdienſt übrigens ſo anerkannt als möglich ſey, an unſrer Sprache beſſern wollen, und zu Gründen ihrer vermeynten Verbeſſerungen die Auctorität ihres weiland hochverdienten Sprach- und Schreibmeiſters und die Empörung ihres Gehörs, das Auflehnen ihres Ohres ſtempeln; ſo heißt dieß doch offenbar die Anzahl der leider ohnedieß ſchon ſo zahlreichen Secten auf eine nicht nur unnöthige, ſondern ſelbſt der guten Sache nachtheilige Weiſe vermehren! Jetzt, da der Geiſt des Sprachſtudiums längſt geweckt, und die Gährung der Gründe aller Partenen ihrem höchſten Grade nahe ſcheint, iſt es mehr als je

nöthig, daß man die Häupter dieſer Parteyen, die Stellvertreter aller Secten, ungeneckt kämpfen, und aus dem Aufbrauſen ihrer Principien und Folgerungen endlich ein reines Sprachſyſtem ſich abklären laſſe.

Der Hr. Leibmedicus Marcard ſcheint bey der Bekanntmachung eines Aufſatzes im teutſchen Merkur 1804 1. B. S. 106 ff. „Rüge einiger Neuerungen in der deutſchen Sprache;“ überſchrieben, obige Wahrheiten nicht beherzigt zu haben. Eben deshalb ſollte billig jener Aufſatz, um ihn unſchädlich zu erhalten, unbeantwortet bleiben. Eine ihm untergeſetzte Anmerkung indes, welche wahrſcheinlich den verdienſtvollen Herrn Hofrath Böttiger zum Urheber hat, könnte in den Augen Ununterrichteter, wie untergelegter Magnet einem Lothe Eiſen, ihm leicht ein weit größeres Gewicht verſchaffen, als ſein eigner Inhalt ihm je zu geben im Stande wäre. Alſo blos um dieſer Anmerkung willen, und weil ich weiß, daß ihrer ungeachtet unſern Sprachforſchern dennoch zu Widerlegungen von Dilettanten die Zeit zu edel iſt, ſey es mir vergönnt, einiges auf die Behauptungen des Hrn. M. eben ſo aphoriſtiſch zu erwiedern, als ſie vorgebracht ſind. Sollte ich vielleicht nicht immer den dem Hrn. M. wünſchenswertheſten Ton treffen;

ſo bitte ich ihn doch im Voraus überzeugt zu ſeyn, daß ich Wörter, wodurch Affectation, Caprice, Neuerungsſucht, Geckerey ꝛc. ſich ungeſucht parodieren lieſſen, als verdächtige und wenig anſtändige Waffen, ſtreng vermeiden werde.

* * *

Es kann nicht fehlen, daß unter den verſchiedenen Rügen, welche Hr. M. gegen unſre Schriftſteller einreicht, nicht einige völlig, wie Nr. 6. 11. 12. 14. 15, andre zum Theil, wie Nr. 3. 5. 7. 9. 10. gegründet ſeyn ſollten. Allein dieſe ſind entweder von Andern ſchon mit ſo viel beſſern Gründen vorgebracht worden, oder ſo ſpeciell gegen einzelne, nichts weniger als claſſiſche Auctoren gerichtet, daß damit für das Feld der teutſchen Sprachkunde nichts gewonnen iſt. Den übrigen bei weitem gröſſern Theil ſeiner Rüge werde ich nach der Reihe der Nummern, unter welche ſie vertheilt iſt, kürzlich beantworten.

I.

Endigung der Adjectiven.

Unſre Adjectiven haben eine doppelte Declination; ihre eigenthümliche, und die des Artikels. Die erſtere lautet:

die flüßige Körper in eben dem Maaße höher steigen, als sie enger sind? Das Gleichgewicht der flüßigen Körper hängt vom Druck der Luft ab; und wie soll die Luft in den Haarröhrchen drücken, wenn sie nicht hinein kömmt?

Aber das Quekſilber steigt in den Haarröhrchen nicht, und ist doch ein flüßiger Körper; und hier bemerke ich, daß das Quekſilber nur in gläsernen Haarröhrchen nicht steige. Sind nicht die Poren des Menschen vollkommene und noch engere Haarröhrchen, als es die gläsernen sind? Man gebe jemanden mercurialische Frictionen an den Füssen, und sehe, ob er nicht saliviren wird?

Man wird ferner mit Grund einwenden, daß in Haarröhrchen, welche mit Fett bestrichen worden, die flüßigen Körper nicht über das Gleichgewicht steigen; und dies sowohl als das Experiment mit dem Merkur scheinen zu beweisen, daß das Phenomen der Haarröhrchen den Eigenschaften des Glaßes beyzumessen sey.

Aber warum drängt sich die Luft nicht in die Fibern des Fleisches ein, warum wurde die Kalbslunge faul? — Welche Widersprüche!

Nun wo finden wir einen Aufschluß? Die Aufgabe ist wichtig! — Die Keimung der Pflanzen, der Umlauf ihrer Säfte und der Säfte der Thiere hängen davon ab, daß die flüßigen Körper in Haarröhrchen aufsteigen! — Liesse sich hier nicht

Singular.				Plural.			
e	en	en	en	en	en	en	en
—	—	—	e	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—

die letztere:

r	s	m	n	e	r	n	e
e	r	r	e	—	—	—	—
s	s	m	s	—	—	—	—

Beide können nicht willkührlich verwechselt werden. Nach dem Bau unserer Sprache ist die Endung des Artikels das, was den Casus eines Substantivs erst genauer bestimmt. Wo also durch ein vorhergehendes Wort, es sey nun der Artikel selbst, oder ein Pronomen, oder gleichfalls ein Adjectiv, der Beugfall des Sachworts bereits genauer bezeichnet ist, da findet bey dem später folgenden Adjectiv die eigenthümliche Declination jedesmal statt, weil der Grund wegfällt, warum es die Artikels-Endung annehmen sollte. Man sagt daher: der gründliche Bestreiter jener unreifen Idee; mit vielem leeren Declamieren werden keine triftigen Gründe aufgewogen; deiner dreisten Behauptungen Ungrund u. s. w.

Daß nach dem Artikel diese Declination des

Adjectivs eintrete, läugnet Hr. M. selbst nicht. Auch wird er unter allen oben angeführten Beispielen lediglich an den trifftigen Gründen ein Aergernis nehmen. „Wollen wir aber schlechterdings „richtig schreiben, so müssen wir consequent seyn," wie er selbst bey einer andern Gelegenheit S. 119 sagt. Ich halte ihn beym Wort, und fordre ihn nun auf, künftig auch in den übrigen Beugungsfällen dieselbe Regel zu beobachten, die er sich für den Nominativ und Accusativ des Pluralis vestgesetzt hat. Er wird also künftig sagen müssen: Ich widersetze mich jeder neuer Heilart vieler junger Aerzte aus keiner andrer Ursache, als weil ich alles angewandtes Fleißes ungeachtet in keinem altem Compendium einiges helles Licht darüber erhalten habe. Will er dieß nicht, und schreibt dennoch: viele aufrichtige Menschen, keine nähere Regeln, welche schöne Gemälde, alle örtliche Krankheiten; so spricht er selbst das Urtheil der Inconsequenz über sich aus.

Sobald aber in keinem vorhergehenden Worte die Endung des Artikels sichtbar ist, so leidet natürlich die angegebene Regel auch keine Anwendung. Daher unterwirft sich das Adjectiv der zweiten Declination

1) wenn es unter allen, auf das Substantiv

sich beziehenden Wörtern zuerst steht; z. B. guter Wein, obgedachter mein Anwald, alle die vergeblichen Sorgen; also selbst dann, wenn ein Artikel vorhanden, jedoch nachgesetzt ist.

2) Wenn das vorhergehende Wort seiner Form nach die Endung des Artikels nicht ausdrückt; z. B. ein theures Buch, mein voriger Satz, kein feiner Scherz, allerley geckische Einfälle, lauter allgemeine Krankheiten, solch fades Zeug, welch hoher Geist, viel aufrichtige Menschen. Die eigenthümliche Declination tritt aber sogleich wieder in ihre Rechte, wenn die Ursache cessirt, die sie verdrängte. So haben die Pronomina possessiva mein, dein, sein, unser, euer, ihr, *) ferner ein und kein in den übrigen Beugungsfällen wieder die Artikels-Endung, welche dann sofort bey dem darauf folgenden Adjectiv verschwindet; z. B. eines theuren Buchs, meiner vorigen Meynung, keine feinen Anspielungen, unsre guten Vorfahren. Sobald man zu solch, welch, manch, wenig, viel ꝛc.

*) Daß in unser, euer, ihr das r nicht die Artikelsendung sey, sondern dem Worte wesentlich angehöre, was sich sogleich beim Weiterdeclinieren ergiebt, erinnere ich blos, um vorsätzlichen Verdrehungen auszuweichen. d. V.

die elidirte Endung zusetzt, kann sie bey dem folgenden Adjectiv nicht bleiben: solches fade Zeug, welcher hohe Geist, viele aufrichtigen Menschen.

3) Wenn das vorhergehende, mit der Artikels-Endung versehene Wort ein Adjectiv ist, das sich nicht zugleich mit auf das zu declinierende Adjectiv, sondern allein auf das Substantiv bezieht, so daß zwischen beyden ein Komma oder ein Verbindungswort steht oder doch stehen könnte. Natürlich wird alsdann jedes Adjectiv, wären ihrer auch noch so viele, für sich betrachtet, und angenommen, als stünde es allein; folglich muß ihm in diesem Falle auch die Artikels-Endung gegeben werden. Z. B. schönes, freundliches, fruchtbares Wetter; gute nützliche Erfindungen.

Dieß sind kürzlich die Regeln über die Endungen des teutschen Adjectivs. Einseitiger Sprachgebrauch kann sie so wenig entkräften, als einzelner Schriftsteller Versündigung dagegen. Lessings Auctorität darf hier um so weniger entscheiden, da dieser sonst classische Schriftsteller gerade in diesem Falle sich gar nicht gleich bleibt, ja selbst hinter dem Artikel zuweilen noch das Adjectiv auf die zweite Art declinirt. In Minna von Barnhelm, 4. Aufzug; 6. Auftritt.

(S. 391 der Voßischen Berliner Ausgabe von 1767) läßt er z. B. Tellheim sagen: diesen Wechsel wollte ich unter die zu ratihabirende Schulden eintragen lassen; und gleichwohl klagt Minna drey Seiten später „über die wilden, unbiegsamen Männer."

Allein Hr. M. scheint sich freylich von jeher mehr an fremde Auctoritäten gehalten und der Sache wenig selbst nachgedacht zu haben, sonst würde er sich nicht S. 116 erst noch nach einer allgemeinen Regel umgesehen," und S. 111 und 117 über denselben Sprachfehler im Singular beklagt haben, den er im Plural selbst begeht und uns als das Richtige aufdringen will.

2.

Eigennamen.

Hr. M. spricht zwar nur von Namen der Länder, Städte und andrer Dinge; allein es ist kein Grund vorhanden, warum das Gesagte nicht auch auf Menschennamen auszudehnen wäre.

Er ist der strengen Beybehaltung ausländischer Namen, wenn sie bisher unter uns nicht schon eingeführt war, besonders deshalb entgegen, weil daraus Unverständlichkeit, Dunkelheit und Misverstand,

jetzt des Neuen und künftig des Alten zu beſorgen ſey. Abgeſehen davon, daß dieſer Grund zu viel beweiſt und ſich jeder noch ſo zweckmäßigen Sprachveränderung in den Weg wirft; ſo iſt erſt noch die Frage, ob aus der eigenthümlichen Schreibung jedes Namens wirklich mehr Dunkelheit und Misverſtand entſtehe, als aus der Verdrehung deſſelben. Wen hat es nicht ſchon verdroſſen, wenn er für einen und denſelben Ort oft fünf und mehr Namen lernen mußte, weil jede Nation ihn anders nennt? Wäre es nicht vielmehr zu wünſchen, und würde es nicht die Lectüre fremder Schriften ungemein erleichtern, wenn die Eigennamen in jeder Sprache dieſelben blieben, weil oft nicht einmal Wörterbücher, deren Gegenſtand ſie auch in der That nicht ſind, uns über ſie Auskunft geben? Jede Veränderung führt im Augenblicke ihrer Entſtehung Unbequemlichkeiten mit ſich. Aber ſo wenig bey einer Einführung allgemeines Maßes und Gewichtes jener Einwurf in Betrachtung kommen würde, wenn ſie nur ſonſt größerer Hinderniſſe halber zu bewirken wäre; eben ſo wenig kann auch hier etwas auf ihn ankommen, wo die Sache ausführbarer iſt. Wie würden die Franzoſen gelacht haben, wenn man ſie mit dieſem Argument von den neuen Benennungen ihrer Departements, von den veränderten Namen ſo vieler Städte, Plätze, Thore, Straßen

u. ſ. w. abgemahnt hätte! Der Gewinn oder Verluſt am Wohlklange und an der Leichtigkeit der Ausſprache (Ausrede nennt es Hr. M. auch oft!) iſt zufällig und wird ſich wohl die Wage halten. Was wir bey Kahira und Moſkwa verlieren, gewinnen wir bey Napoli und Milano wieder.

Wir lachen, wenn wir hören, wie die Franzoſen unſern Leſſing in le Singe, unſern Klopſtock in Cloveſtoque umtaufen, und wollen uns doch einer ähnlichen Sottiſe in den Augen fremder Nationen ſchuldig machen? Oder wäre es Hrn. M. gleichgültig, wenn Ausländer ſeinen Namen mishandelten, und die Franzoſen ihn z. B. Margajat zu nennen beliebten?

3.

Chymie oder Chemie? Alkali oder Kali?

Es iſt ungegründet, daß man bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nur Chymie geſchrieben habe. Reimann, der im 17. Jahrhundert lebte, gedenkt in ſeiner Hiſtoria literaria antediluuiana bereits der doppelten Schreibart dieſes Worts, und giebt ſogar dem Chemie den Vorzug, indem er es aus der hebräiſchen Sprache, in welcher er die meiſten Wurzeln der neuern Sprachen zu finden

glaubt,

glaube, Chymie allein aber aus der griechischen ableitet. Hr. M. gesteht selbst, daß der Ursprung dieses Worts ungewiß sey; woher kann er also so zuversichtlich behaupten, daß Chymie die richtige Schreibart sey? Wenn der Grund, es so gelernt zu haben; von Gewicht ist, so werden ihn bald die meisten Chemisten auch für sich anführen können.

Ueberhaupt muß einem bey diesem Streite sowohl, als bey dem über Spießglas und Spießglanz, Gellerts Irrwisch und Irrlicht einfallen. Beydes hat das teutsche Bürgerrecht erhalten, und jeder bediene sich dessen, was ihm vorzüglicher scheint. Spießglanz gewinnt besonders durch Grens Auctorität.

Ein ähnlicher Fall ist es mit Käli und Alkali. Wer sich für überzeugt hält, daß es arabischen Ursprungs ist, handelt sehr richtig und consequent, wenn er Kali schreibt. Dabey würde ich, wenn ich mit Hrn. M. das Wort Almanach für ein arabisches Wort hielte, kein Bedenken tragen, Manach zu schreiben. Allein zum Unglück ist diese Herleitung noch nicht so gewiß richtig, als Hr. M. glaubt. Die teutsche Ableitung, nach welcher es ursprünglich

All-Mon-Acht geheißen hat, war ihm vermuthlich unbekannt. *)

Bey solchen nun einmal gleich häufig gebrauchten doppelten Schreibarten gewisser Wörter ist es sehr lobenswerth, wenn man diesen Ueberfluß zur Bezeichnung des Unterschiedes, im Fall einer doppelten Bedeutung derselben, anwendet und einzuführen sucht. So unterscheiden Fourcroy, und mit ihm unsre ersten Chemiker jetzt sehr streng zwischen Kali und Alkali, indem sie mit dem einen das mineralische, mit dem andern das Pflanzenalkali bezeichnen. So hat ahnen und ahnden jetzt eine sehr verschiedene Bedeutung, ob es gleich ursprünglich ein Wort war. So unterscheidet Campe und viele mit ihm wohl und wol. So hat Hr. M. selbst daß und das zu distinguieren gelernt, so gleichförmig es auch vor Zeiten geschrieben wurde.

4.

Würkung oder Wirkung?

Daß würken eine gute alte teutsche Stammsylbe sey, leidet so wenig Zweifel, als daß wirken eine sey.

*) Wie sie denn auch unerwiesen ist, und wohl schwerlich zu erweisen seyn möchte. T.

Allein sie kann nur entstehen, wenn sie wur zur Wurzel hat. Eine Wurzelsylbe wur oder wurk möchte Hr. M. schwerlich auftreiben können. *) Desto bekannter ist das Wurzelwort Werk, aus welchem wohl wirken, Wirkung, wirklich, aber nie würken, Würkung, würklich entspringen kann. Allein die Etymologie scheint Hrn. M's. letzter Kummer zu seyn, wie seine hierbey angehäuften, ganz unanalogischen Beyspiele beweisen. Nicht einmal auf den Sprachgebrauch vor seiner Zeit, wenn er nicht mit dem seiner Lehrjahre übereinstimmt, achtet er; wie aus seiner hiebey gemachten Note erhellet. Sein einziger Sprachlehrer in der einen Schale schnellt alle Gründe in der andern in die Lüfte. Und doch, wenn dieser Ehrenmann heute wieder aufstünde, er würde anders docieren.

Uebrigens ist ü allerdings weniger wohlklingend als i. Es läßt sich als Grundsatz annehmen, daß Laute, die in allen Sprachen gefunden werden, wohl-

*) Warum sollte es keine Wurzelsilbe wur in unserer Sprache geben? was ist wur in Wurz, Wurzel anders, als eine solche? Der Verf. hat wohl eigentlich nur sagen wollen, daß die Wörter wirken, wirklich, Wirkung nicht von dieser Wurzel stammen. T.

eine ſcheinbare Hypotheſe wagen? Könnte man nicht annehmen, die vereinigten Urſachen des verminderten Druckes der Luft, und der Attraction würkten hier zuſammen? Könnte man nicht dem Aether, dem Flogiſton, und ſo vielen andern ſchönen Dingen dabey trefliche Rollen geben? Schade nur, daß man in unſern Zeiten nicht mehr mit Anſtande des Morgens als ein Lehrgebäude erzählen darf, was man Nachts von der Naturlehre geträumt hat!

Meine Beyträge zur allgemeinen Naturlehre werden meine Meynung enthalten. Für dieſe Kleinigkeit bitte ich um Nachſicht. Vielleicht giebt ſie Anlaß zu denken, und dies iſt ſchon etwas. Obigen Verſuch habe ich nicht mit behörigem Fleiſſe beobachtet und auch nicht wiederholt. Zwey weſentliche Erforderniſſe, wenn man untrügliche Schlüſſe darauf bauen will!

Wenn ein Phyſiker Muth genug haben ſollte, dieſen zu erneuern, und ſich einem, dem meinen ähnlichen Schickſal auszuſetzen, ſo rathe ich ihm, ſich mit wohlriechendem Waſſer zu verſehen. Ueberhaupt glaube ich, daß man von den drückenden Luftpumpen einen nützlichern Gebrauch in der Experimental-Phyſik machen könnte als bisher geſchehen iſt.

klingender sind, als solche, die in gewissen Sprachen fehlen. Das ü fehlt aber in mehreren, z. B. der lateinischen, italiänischen, polnischen u. a. m. Die Polen können es sogar nur mit Mühe aussprechen. Das i fehlt in keiner Sprache.

5.

Der Pacht und die Pacht.

Auch bey diesem Worte beobachtet man einen Unterschied, indem man Pacht, wenn es die jährlich vom Pächter zu entrichtende Summe bezeichnet, als männlich, wenn es das gepachtete Grundstück oder das Verhältnis zwischen Pächter und Verpächter andeutet, als weiblich gebraucht.

7.

Das ä oder das e.

Nicht jede Ableitung von einer Sylbe, welche a zum Vocale hat, bewirkt ein ä. Wo aber aus einem Zeitwort durch Verwandlung der Endsylbe en in er ein Substantiv geschaffen wird, welches den Vollbringer der Handlung anzeigt, da muß, so oft der Vocal der Hauptsylbe sich verändert, aus a ein ä werden. Becker wäre das einzige Beyspiel einer Ausnahme von der Regel, welche Tänzer, Pächter, Kläger, Wärter, Träger, Händler, Schläger,

Bläſer und alle übrigen beobachten. Dieſe Regel iſt bey den folgenden von Hrn. M. angeführten Wörtern nicht anwendbar, daher kann man ihm, unbeſchadet derſelben, bey den meiſten völlig Recht geben. Allein er hat auch hier alle ſeine gewählten Beyſpiele ſo durch einander geworfen, daß man beynahe jedes einzeln ausheben und ihm dabey den beſondern Grund entwickeln müßte, warum es mit ä oder mit e zu ſchreiben ſey.

Wie aber die Ratten (welche Hrn. M. meines Wiſſens noch Niemand aufgezwungen hat) ſammt Haber und Roggen, für deren Nähe ſie Hrn. M. danken mögen, unter die gegenwärtige Kategorie gerathen ſind, das läßt ſich nur aus dem Naturell der Ratten erklären, welche ſich überall einſchleichen, wo ſie nicht hingehören.

Ratten wird auch in vielen Gegenden Oberteutſchlands geſprochen. — Roggen iſt nicht zu tadeln, weil es zum Unterſchied vom Spinnrocken eingeführt iſt, und das gg in mehrern teutſchen Wörtern, wie in Egge, Flagge, vorkommt.

8.

Abmagern und fiebern (welches letztre mir

vermuthlich aus Mangel an Connexion mit Feldscheerer-Purschen, noch nicht vorgekommen ist) sind richtig nach der Analogie gemacht, deren Rücksicht bey neu zu schaffenden Wörtern unerläßlich ist. Abmagern steht für mager werden, wie man faulen für faul werden, alten (Voß), und ältern für alt und älter werden, trocknen für trocken werden u. s. w. sagt.

Fiebern hingegen, in so fern es vermuthlich anstatt das Fieber haben steht, ist nach hungern und dursten geformt; doch ist es wahrscheinlich weniger in Rücksicht dieser Analogie, denn als Nachbildung des barbarisch lateinischen febricare und des italiänischen febbricitare entstanden.

9.

Das Radebrechen fremder Wörter.

Ueber das Unstatthafte der von Manchen versuchten Schreibart teutscher Wörter, die fremden Ursprungs sind, Komplikazion ꝛc. bin ich mit Hrn. M. völlig einverstanden. Nur wäre zu wünschen, daß man, nach dem musterhaften Beyspiele des classischen Kirchenhistorikers Henke, bey dem Gebrauch des k oder c mehr Rücksicht auf den griechischen oder römischen Ursprung des Wortes nähme, in so fern es

ſich mit unſrer Ausſprache verträgt. Aus dieſem Geſichtspuncte ſollte man nie anders, als Sokrates, praktiſch, Ariſtokratie, und nicht, wie Hr. M. Alcaiſch und éritiſch ſchreiben.

Höherauch, er werde nun ſo oder Heerrauch geſchrieben, iſt ein neues Wort für eine in neuern Zeiten erſt einer genauern Unterſuchung gewürdigte Erſcheinung. Die erſtere Zuſammenſetzung giebt einen paſſenden Sinn, die letztere nicht. Darum hat unſre Generation bey dieſem Worte, das ſie ſelbſt geſchaffen hat, noch mehr, als bey jedem ältern, das Recht, es auf die Art zu ſchreiben, wie ſie es dem Sinne am angemeſſenſten findet. Auch die Dichtkunſt bittet, unſre Sprache mit neuen Trochäen zu verſchonen, deren ſie ſchon in zuſammengeſetzten Wörtern nur allzu viele beſitzt.

10.

Ohne der Reconvaleſcenz das Wort zu reden, bemerke ich blos, daß es aus dem italiäniſchen riconvalescenza entſtanden iſt. Uebrigens bedeutet re, ſo wie das teutſche wieder, nicht immer zum zweyten male, ſondern öfter eine Wiederſetzung in den vorigen Stand. Z. B. reſtinguere, reponere, reducere, wieder zurück

ſchicken, wieder ausſtreichen, wieder befreyen. Convaleſcent kann man auch den nennen, der von einer mit zur Welt gebrachten Krankheit geneſen iſt; aber nicht, Reconvaleſcent. Es iſt daher immer ein Unterſchied zwiſchen beyden.

13.

Wenn man zu allen Zeiten einen Ausdruck gebraucht hat, der etwas ganz andres ſagt, als er ſagen ſoll; ſo iſt man auch zu allen Zeiten berechtiget, ihn zu verbeſſern. Darum iſt etliche und dreiſſig unſtreitig dem etliche dreiſſig vorzuziehen. Der Grund: man verſteht mich ja doch! iſt nur für ſolche ein ſanftes Ruhekiſſen, die gern ſprechen und ſchreiben, wie es zuerſt in Mund und Feder kommt.

16.

Nur eine ſo eingewurzelte Abneigung, wie die des Hrn. M. gegen alles was neuer iſt als ſeine Studien, iſt vermögend die zweyte Bedeutung von raſch zu misbilligen. Der erſte Anblick zeigt ſchon, wie ungezwungen die Bedeutung übereilt aus der Idee der Schnelle fließt. Es iſt daher ein wahrer Gewinn für unſre Sprache, wenn ſie eine verwandte Bedeutung nicht länger ignorirt, die ihre Schweſter längſt mit demſelben Worte verband.

Ein ähnlicher Fall findet bey harmlos statt: Wer in sich selbst ruhig und zufrieden ist, wird auch nicht leicht die Ruhe und Zufriedenheit eines Andern stören. Bey dem entgegengesetzten Worte grämisch ist die zweyte Bedeutung längst mit aufgenommen.

Gegen unsern größten Sprachforscher Adelung hätte sich Hr. M. schon deshalb aller Ausfälle enthalten sollen, weil sie erst seit einigen Jahren zur Mode geworden sind. Wenn ich dergleichen beliebte Angriffe auf Adelung finde, so erkenne ich schon daraus ex ungue leonem (vulpem könnte man mit mehr Anspielung sagen), und weiß daß ein Niedersachse dahinter ist.

17.

Da Hr. M. selbst gesteht, daß Augenbraune im Hochteutschen hergebracht sey, so verliert sich Augenbrane von selbst in das Niederteutsche, welches, nach seinem eignen Anführen, nicht die Sprache der Teutschen geworden ist. Wollte er seinen Schützling wieder einführen, so müßte er ihn nicht als Zwitter präsentieren, sondern Ogenbrane schreiben.

Der Vorwurf, daß das Hochteutsche härter und schwerer auszusprechen sey, als das Niederteutsche,

verdient eine ausführlichere Prüfung, als die gesteckten Gränzen dieses Aufsatzes verstatten. Indes ist, um nur eins zu berühren, die Verwandlung einfacher Vocale in Diphthongen bey beyden wechselseitig, und wenn der Hochteutsche nur eine Braut hat, wo der Niederteutsche mit seiner Brut tändelt, so hat er dagegen Buchdrucker, wo dieser sich mit Bauchdruckern behilft. *)

Daß die Niederteutsche Mundart Worte und Ausdrücke besitzt, die dem Hochteutschen, d. i. der allgemeinen teutschen Büchersprache fehlen, ist ein Vorzug, den sie mit jeder Mundart gemein hat. Freylich muß aber der obersächsische Dialekt jetzt weit weniger dergleichen aufzuweisen haben, als der niedersächsische, weil sich die hochteutsche Sprache bekanntlich gröstentheils aus ihm gebildet, folglich das

*) Buch heißt im Niederteutschen Book oder Bohk, und Bauch heißt Buhk, man sagt daher auch nicht wie der Verf. hier angiebt, Bauchdrucker, sondern Bookdrucker, so wie man nicht Gesangbauch, sondern Gesangbook sagt, und es möchte ihm wohl schwer werden zu erweisen, daß in beiden Dialekten die Verwandlung einfacher Vokale in Diftongen wechselseitig sey, wenn wechselseitig hier soviel, als ungefähr einander aufwiegend, bedeuten soll.

Anm. eines Niederteutschen.

meiſte von ihm ſchon aufgenommen hat. Der Fall würde umgekehrt ſeyn, wenn das Hochteutſche die entgegengeſetzte Richtung genommen, und dem niederſächſiſchen Dialekte ſeine Ausbildung in demſelben Maße, wie jetzt dem oberſächſiſchen, zu verdanken hätte.

Kaliſch.

Uffo v. Wildingen.

III.

Begriffe und Urſprung des Idealismus und Materialismus. *)

Idealismus und Materialismus ſind die beiden Klippen, an welcher der Denker ſo leicht ſcheitert, wenn er ſich mit ſeiner eignen Natur beſchäftigt, nur

*) Ein Fragment aus einem herauszugebenden neuen Verſuch über das Erkenntnißvermögen, deſſen Hauptzweck dahin gerichtet iſt, die eben ſo unfruchtbaren als unerweislichen Theorien von Anſchauungs- und Denkformen, hauptſächlich aber das die Menſchheit in ihrem jetzigen Zeitalter entehrende Hauptreſultat des Kritizismus von der angeblichen Unerweislichkeit des Daſeyns Gottes, vollends aus der Mode

mit dem Unterſchiede, daß der Idealiſt nie Wort haben will, daß er es iſt. In der That iſt Idealismus, wie allgemein zugeſtanden werden muß, die ungereimteſte Hypotheſe; denn, nicht zu gedenken, daß er dem unmittelbaren Bewußtſeyn widerſpricht; die Möglichkeit alles Philoſophirens, die Möglichkeit, ſich ſelbſt oder andre zu verſtehen, aufhebt, wie aus den gleich zu Anfang dieſer Abhandlung (No. I.) gemachten Bemerkungen einleuchtet; ſo werden durch die bloß durch falſches Raiſonnement erkünſtelte Schwierigkeit, das Daſeyn einer Außenwelt zu beweiſen, die Unbegreiflichkeiten ins Unendliche vermehrt, weil man für jedes einzelne denkende und empfindende Weſen ein beſondres Univerſum ſchaffen, und dabei eine ganz unerklärbare, oder wenn man will, wunderartige Uebereinſtimmung und wechſelſeitige Einwirkung dieſer zahlloſen Welten annehmen muß.

bringen zu helfen. Der Verfaſſer ſchätzt und bewundert die ausgezeichnete Denkkraft des bereits vom Schauplatz abgetretenen Urhebers der kritiſchen Philoſophie, hält es aber für Pflicht, ſich gegen die von demſelben in Umlauf gebrachten Lehrſätze und Darſtellungen zu erklären. Ob er gehört zu werden verdiene, oder nicht, mag man aus folgendem Fragment beurtheilen. Es betrifft die große Frage, die von jeher alle ſpekulativen Denker getheilt hat. D.

Gleichwohl iſt der Schritt zu dieſen Ungereimtheiten faſt unvermeidlich, wenn man auf die Entſtehung und den Unterſchied von Wahrnehmung und Vorſtellung *) nicht gehörig Rückſicht nimmt, wenn man Wahrnehmung, Vorſtellung, Urtheile und Begriffe nicht als bloße Akte und Aeußerungen, ſondern als Weſenheiten, ja als eigentliche Beſtandtheile des metaphyſiſchen Subjekts betrachtet. Faſt alle ſtrenge Spiritualiſten waren daher, wenn ſie konſequent ſeyn wollten, zugleich Idealiſten.

Unter Idealismus begreife ich alle diejenigen Theorien, die dahin abzwecken, den Inhalt, die Gränzen und den möglichen Umfang unſrer Erkenntniß aus dem erkennenden Subjekt abzuleiten.

Wo ich nicht irre, haben die Forſchungen der Philoſophen über das Weſen der Seele, ungefähr folgenden Gang genommen, oder wenigſtens der Natur der Sache nach, nehmen können. Daß Denken, Schließen, Vorſtellung des Vergangenen, Abweſenden und Zukünftigen nicht Wirkungen des Körpers

*) Die Auseinanderſetzung dieſes wichtigen Unterſchieds macht gewiſſermaßen das Fundament dieſes neuen Verſuchs aus. D.

II.

Charmides und Theone,

oder

die Sittliche Grazie.

Zweytes Buch.

1.

Callias, der Vater des Charmides, überließ, weil er alt wurde, seinem Sohne die berühmte Werkstadt der Venus-Bilder; und theilte mit ihm die Hälfte seines Vermögens. Charmides freute sich, die Werkstadt der beſſeren Venus weyhen zu können, und arbeitete Liebesgöttinnen und Grazien nach dem groſſen Urbilde von Schönheit, das er beſtändig mit sich herum trug. Was aber sollten dergleichen Werke für Augen, welche niemals einen Blick in den Himmel gewagt hatten? Die aus dem Himmel genommenen Reize kannten sie nicht. Die ruhigen, sich einander umschlingenden Grazien waren für sie ohne Leben; die stille Hoheit der Liebesgöttin war kalt; und die Schaam in ihrem Gesicht' ein Todesschlaf. Niemand verlangte die Bildsäulen des Charmides; man gieng hin zu andren Künstlern, welche den Meisel des Callias nachahmten. Charmides hingegen hätte lieber in Armuth gelebt, als einen einzigen Zug von dem, was er für schön hielt, in seinen Werken

unter-

seyen, mochte dem Selbstbeobachter zuerst einleuchten. Die Körperwelt führte ihn bald auf den Begriff von Substanzen; fast alle uns umgebende Gegenstände stellen sich uns, als einzelne, für sich bestehende Wesen dar. Die Erfahrung aber zeigt, daß dieselben größtentheils, bald schneller, bald langsamer mancherlei Veränderungen und endlich der Zerstöhrung und Auflösung unterworfen sind. Nur der Geist des Menschen ist es, der das Veränderliche in seinem Flusse fixirt, das Abwesende mit dem Gegenwärtigen, die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet. Man fieng nun an, die Seele als Substanz zu betrachten, und indem man ihr alle körperlichen Eigenschaften absprach, sie für einfach und immateriell erklärte, glaubte man die Unzerstörbarkeit und Unsterblichkeit erwiesen zu haben. *)

So erfreulich dieses Resultat seyn mußte, so groß

*) Es ist hier nicht von dem historischen Ursprung des Glaubens an die künftige Fortdauer die Rede, sondern von der Entwickelung der Vernunftgründe für denselben. Jener verliert sich in der Dunkelheit des Alterthums, und im erinnerungslosen Kindesalter der Menschheit; dieser entstand im Jünglingsalter derselben, und ist vielleicht jetzt noch nicht ganz vollendet. Jedermann sieht: aber die Theorie des Sehens, die Optik, war eine sehr schwierige Entdeckung. D.

war auf der andern Seite die Verlegenheit des Denkers, theils wenn er die große Abhängigkeit aller Seelenverrichtungen von dem jedesmaligen Zustande des Körpers sich nicht verhehlen konnte, theils wenn er es versuchte, sich von dem Grund und Ursprung seiner Empfindungen, Wahrnehmungen und Gedanken Rechenschaft zu geben. Denn dadurch, daß man die Seele für eine Substanz und für immateriell erklärte, wurde zwischen ihr und der Körperwelt eine unübersteigliche Kluft befestigt, welche bald eine eben so große Trennung der Philosophen verursachte, nämlich in Materialisten und Spiritualisten. Jene, die nur einerlei Art von Substanzen, nämlich materielle annahmen, neigten sich insgemein, wenn sie konsequent seyn wollten, zum Atheismus, diese hingegen zum Idealismus.

Die Erklärung der Gemeinschaft zwischen Seele und Körper war von jeher die große Aufgabe der Spiritualisten, und sie haben zu Auflösung derselben mancherlei Hypothesen versucht, die jedoch sämmtlich bei genauerer Prüfung unzureichend befunden werden.

Die älteste ist vielleicht die, daß man alles Erkennen und Wissen als bloße Erinnerung vorstellte. Wahrscheinlich entsprang sie aus der Lehre von der

Seelenwanderung. Allein zu geſchweigen, daß hier bei die organiſchen, ſympathetiſchen und andern Gefühle, die Individualität der Wahrnehmungen, Kenntniſſe und Einſichten, welche durch Ort, Zeit und Umſtände ſo mannichfaltig modifizirt werden, ganz unerklärt bleiben, ſo wird die Schwierigkeit nur der Zeit nach weiter zurückgeſtellt, nicht gehoben, und die Frage bleibt immer unbeantwortet: wie die Seele in irgend einer frühern Exiſtenz zu den Begriffen von der Körperwelt gekommen ſey?

Eine andere, mit jener nahe verwandte Hypotheſe iſt die von gewiſſen angebornen Begriffen. Man findet ſie ſchon im hohen Alterthum, aber ohne beſtimmte Angabe, welches dieſe Begriffe ſeyn ſollen. Sie hat ſich unter mancherlei Modifikationen bis auf die neuſten Zeiten fortgepflanzt, und die Kantiſchen Denk- und Anſchauungsformen und Ideen ſind im Grunde nur eine beſtimmtere Darſtellung derſelben, ſo wenig man auch den Ausdruck angeboren dabei ſtatt finden laſſen will. In der That hat dieſe Hypotheſe einen großen Schein der Wahrheit für ſich. Es gehören hieher zunächſt die Beobachtungen an den Thieren. Wie kommt z. B. der Vogel zur richtigen Wahl der Zeit und des Orts, wann und wo er ſein Neſt bauen ſoll, wie zur richtigen Wahl der Materialien

und

und der Form desſelben; da er hierüber keinen Unterricht empfangen hat? Wir haben zu Beantwortung dieſer Frage bloß das Wort Inſtinkt, welches die Sache, die wir zu wiſſen begehren, zwar andeutet, aber nicht erklärt. Ferner kann hieher gerechnet werden die bewundernswürdige Aehnlichkeit, die ſich zuweilen in dem Benehmen, in der Denk- und Handlungsweiſe zwiſchen Kindern und Eltern offenbart, wenn jene auch ganz entfernt von dieſen aufwachſen und erzogen werden, endlich die Konformität des menſchlichen Charakters überhaupt, unter Völkern und Nationen, die in gar keinem Verkehr und Zuſammenhange mit einander ſtanden. Wen hat nicht oft bei Leſung der alten Klaſſiker das treffende in den Schilderungen der Sitten, Denkart, Charaktere und Handlungsweiſe ganzer Völkerſchaften, wie einzelner Menſchen, ergriffen, weil wir die Originale dazu mit wenigen, unweſentlichen Abweichungen in der neuern Geſchichte, ja ſelbſt unter unſere Zeitgenoſſen wiederfinden. Wir haben zur Erklärung dieſer Konformität wieder nur den Ausdruck Anlage, der uns über die Sache ſelbſt eben ſo wenig Aufſchluß gewährt, wie das Wort Inſtinkt. Wie dem aber auch ſey, ſo läßt ſich die Entſtehung der die Außenwelt betreffenden Begriffe, Urtheile, und Einſichten ſehr wohl aus dem einfachen Grundvermögen der Seele ableiten, ohne

beſondre Formen von Begriffen, Urtheilen ꝛc. als angeboren, oder bloß ſubjektiv, oder, wie die Neuern ſich ausdrücken, als a priori im Gemüth vorhanden anzunehmen.

Was die Hypotheſe von angebornen Erkenntniß-formen in ſpätern Zeiten vorzüglich begünſtigte, war ein Gleichniß, eine Analogie. Man verglich Seele und Körper, als ganz heterogene Subſtanzen. So wie nun die mancherlei Veränderungen und Bewegungen in der Körperwelt nach gleichförmigen Geſetzen und Regeln erfolgen, ſo wähnte man, daß dies auch mit allen und jeden Veränderungen der Seele der Fall ſey. Jetzt ſchuf man den Ausdruck Denkgeſetze, der in der That eines ganz richtigen Sinnes fähig iſt, welcher nachher entwickelt werden ſoll. Weil man aber denſelben nicht auf bloße Gedanken und Vorſtellungen beſchränkte, ſondern ihn auf alle und jede Modifikationen des Bewußtſeyns, alſo auch auf organiſche Empfindungen und Wahrnehmungen ausdehnte, ſo gerieth man in ein Labirinth von Verirrungen, aus dem es unmöglich iſt, einen Ausweg zu finden. Dieſer mißgedeutete Ausdruck begünſtigt auch noch bis jetzt das fruchtloſe Beſtreben, irgend etwas aufzuſuchen, das im Subjekt des Bewußtſeyns a priori vorhanden ſey, oder präexiſtire, wodurch ſelbſt die

Wahrnehmungen und organiſchen Gefühle modifizirt werden.

Was die Vor-Kantiſchen Hypotheſen zu Erklärung der wechſelſeitigen Gemeinſchaft zwiſchen Seele und Körper betrifft, nämlich die ſogenannten Gelegenheitsurſachen und die vorherbeſtimmte Harmonie, ſo iſt man jetzt faſt allgemein einverſtanden, daß ſie auf reinen Idealismus hinaus laufen. Nach beiden iſt das körperliche Univerſum nicht nur unerweislich, ſondern auch überflüſſig, weil daſſelbe, nach beiden, allein aus dem empfindenden, wahrnehmenden und denkenden Subjekt, ohne alle reelle Mitwirkung der Körperwelt, konſtruirt wird.

Man kann aber der Erklärung des wechſelſeitigen Einfluſſes zwiſchen Seele und Körper ganz überhoben ſeyn, wenn man ſich die erſtere blos als Kraft denkt, die auf dem ſimultanen Zuſammenfaſſen oder Kombiniren des Mannichfaltigen im Bewußtſeyn beruht. Das, was zuſammengefaßt wird, ſind theils Veränderungen oder Modifikationen der Sinnenwerkzeuge, theils dadurch verurſachte X^n oder Modifikationen der Denkorgane. *) Durch Vergleichung und Zergliede-

*) Dieſes X^n iſt eine mir ſelbſt mißfällige Bezeichnung: aber ich konnte keine beſſere finden. Es muß eine ſei-

rung beider entstehen Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Abstraktionen. Nun sind wir freilich gewohnt, bei jeder Kraft uns ein Substrat vorzustellen, dem dieselbe inhärirt. Fragt man nach dem Substrat der Seele, so heißt es, daß dasselbe immateriell sey. Da aber dies eine bloße Negation ist, so könnte man, um von demselben doch etwas zu bejahen, leicht verleitet werden, Vorstellungen, Begriffe und Gedanken als wirkliche Bestandtheile der Seele zu betrachten, und dadurch, daß diese nun auch für ganz immateriell erklärt werden mußten, war der Idealismus entschieden. Aber stoßen wir nicht schon in der Sinnenwelt auf Kräfte, von denen wir kein Substrat nachweisen können? Wer hat je von Kälte, Licht, Wärme, von dem, was die Schwerkraft (so fern sie sich als wirkliche Actio in distans äußert) oder von dem, was die verschiednen Erscheinungen beim Magneten verur-

nere organische Materie angenommen werden, welche aus der gröbern Körpermasse abgesetzt wird, und in welcher die Spuren von den mit Bewußtseyn verbundenen Sinneneindrücken aufbewahrt werden. Eine solche Spur nenne ich X. Ist sie so beschaffen, daß sie einer deutlichen Sinnenwahrnehmung entspricht, so nenne ich sie X^n. Zu jeder deutlichen Wahrnehmung wird ein solches X^n erfordert. Ich kann das Object, das sich jetzt meinen Sinnen darbietet, nicht für eine Rose erkennen, wenn sich in mir nicht schon ein der Rose entsprechendes X^n gebildet hat. D.

ſacht, ein Subſtrat angegeben, wenn es nicht geradezu fingirt war, wie weiland der Aether?

Wenn der Idealismus eine höchſt ungereimte Hypotheſe iſt, ſo iſt auf der andern Seite der Materialismus, oder die Behauptung, daß Wahrnehmen, Empfinden, Denken und Urtheilen Wirkungen der Materie ſeyen, nicht minder zurückſtoßend und widerſinnig. Es iſt wahr, wir kennen kein einfaches, allgemeines Merkmal der Materie, außer dem bloß negativen, daß die Veränderungen, die mit derſelben vorgehen, nicht unmittelbare Wirkungen des Bewußtſeyns ſind, und keine Willkühr verrathen. Es iſt ferner ſehr wahrſcheinlich, daß wir nicht alle Eigenſchaften der Materie kennen, theils weil unſre Sinnenwerkzeuge dazu nicht hinreichen (wir würden z. B. von dem Daſeyn der Ausdünſtungen, welche bloß unſre Geruchsnerven afficiren, gar nichts wiſſen, wenn dieſer Sinn uns fehlte), theils weil die Erfahrung uns lehrt, daß wir mit dem Fortgang der Zeit, meiſtentheils durch zufällige Kombinationen und Verrichtungen, Eigenſchaften der Materie entdeckten, die man vorher nicht kannte, wie in neuern Zeiten Elektricität und Galvanismus. Endlich — und was iſt

der Hauptgrund, auf den die Materialiſten ſich ſtüzzen — hat es, nach allen Beobachtungen an uns ſelbſt und an Andern, allerdings ſeine Richtigkeit, daß zu jedem Akt des Bewußtſeyns irgend eine Regung, eine Thätigkeit der organiſchen Maſchine erfordert werde, und daß das metaphyſiſche Subjekt nur im wachenden und geſunden Zuſtande dieſer Maſchine *) ſich in ſeiner ganzen Vollkraft, d. i. durch Beſonnenheit, Geiſtesgegenwart und Durchſchauungskraft äußere.

*) Ich laſſe den widerſinnigen Ausdruck wachender Zuſtand der Maſchine ſtehen, weil nach den allgemeinen Beobachtungen über die Natur der Dinge, alle wirkliche Weſen, ihre Eigenſchaften und Zuſtände durch unmerkliche Abſtufungen in einander verſchmolzen ſind, und wir daher auch ſchwerlich beſtimmen werden, wo das Bewußtſeyn (bei welchem an ſich ſo verſchiedene Grade ſtatt finden) anhebt oder aufhört. Das, was zunächſt an daſſelbe gränzt, iſt die ſogenannte Reizbarkeit: aber ſollten die, viele Stunden lang anhaltenden, heftigen, und bei hinzukommenden äußern Reizen noch ſtärker werdenden Bewegungen mancher Inſekten, nachdem ihnen der Kopf abgelöſt und ſie mehrmals mit Nadeln durchſtochen worden, ſollten die Zuckungen, welche an friſchen Leichen durch Galvaniſirung hervorgebracht werden, bloß mechaniſch, nicht auch mit Empfindung verknüpft ſeyn? Vegetiren, leben, ſchlafen, handeln, ſind offenbar verſchiedene Zuſtände: aber wer mag ſie einzeln genau definiren, oder ihre wechſelſeitige Gränzen beſtimmt angeben? Ohne Zweifel iſt bei dem Erwachen, bei der Ermunterung aus tiefem Schlafe die organiſche Maſchine nicht minder thätig als die Seele. D.

Von der andern Seite aber sind Materie und Bewußtseyn offenbar ganz heterogene Dinge. Wir mögen eine Eigenschaft der Materie nehmen, welche wir wollen, als Undurchdringlichkeit, Schwere, Sichtbarkeit, Kohäsion, Kälte, Wärme u. s. w., so finden wir, daß sie zwar insgesammt den Gegenstand, Stoff und Inhalt des Bewußtseyns ausmachen, aber keineswegs das Bewußtseyn selbst konstituiren können. Wenn nun selbst dem vorsichtigen Locke, um den angebornen Begriffen, dem Idealismus, auszuweichen, die Aeußerung entschlüpft ist, daß der Schöpfer seine materielle Masse mit Denkkraft begabt, d. i. denken gemacht haben könne; so hat er etwas sich widersprechendes gesagt, und ist an der dem Idealismus entgegengesetzten Klippe gescheitert. Er forschte, wie es scheint, nach einem Substrat der Seele; als immateriell vermochte er sich dasselbe nicht zu denken — und wer vermag es, da Immaterialität eine bloße Negation ist? Und so neigte er sich bloß durch einen übelgewählten Ausdruck, auf die Seite des Materialismus, dem er im Grunde doch nicht zugethan war.

In der That haben mehrere, alte und neue Philosophen ein materielles Substrat, ein sogenanntes Vehikulum angenommen, um Seele und Körper mit

unterdrückt. Er wollte nichts Unwürdiges der Anbetung eines ganzen Volks ausstellen.

Aber die guten Götter hatten für den Jüngling gesorgt; denn sein väterliches Vermögen war alles, was er und seine **Theone** brauchten, um ohne Kummer unter Einem Dache zu wohnen. Ihn und seine **Theone** führte nun die Liebe zusammen, die keusche Liebe, welche vorlängst auf dem Hügel mit zwoo Rosenknospen das ewige Bündniß gestiftet hatte.

2.

Wir wissen, daß **Charmides** in dem Hayn, wo **Theone** die Göttinnen bekränzte, zu ihr sagte: **Vergiß nicht, was du gethan hast.** Ein solches Wort, zur rechten Zeit mit einer Mädchen-Seele geredet, ist eben so viel, und zuweilen noch mehr, als ein ganzes Buch voll Weisheit für die Seele des Knaben. Darum war es unsrer **Theone** keinen Augenblick aus dem Gedächtnisse gekommen. Wachend und im Traume hatte sie den einfältigen Rasen mit goldnen Altären, die Gottheit des hölzernem Bildes mit prächtigen Bildsäulen, und den **Charmides** mit andren Jünglingen verglichen. Den Ausdruck im Gesichte des Geliebten, seine Stimme, seine Rede, was sie vor und nach derselben empfunden, hatte sie auf mancherley Art zusammen und wieder zusammen gesetzt, bis endlich ein Ganzes daraus entstanden, und sie selbst zur schönen Seele geworden war.

Kaum

einander in Gemeinschaft zu bringen. Das, was in dieser Abhandlung durch die Denkorgane oder X^h bezeichnet worden, ist ein solches Vehikulum, und die Existenz desselben meines Erachtens unläugbar: aber man muß sich wohl hüten, dieses Vehikulum mit dem Wesen der Seele, dem Bewußtseyn, für homogen zu halten. Nur der Stoff des Bewußtseyns (der Wahrnehmungen, Empfindungen und Gedanken) ist materiell, nämlich theils die Veränderungen der Sinnenwerkzeuge, theils die X^n. Daß nun aber weder jene noch diese das Wahrnehmen und Denken selbst konstituiren, erhellet

1) daraus, daß bei weitem nicht alle Veränderungen der Sinnenwerkzeuge, auch in wachendem Zustande, Wahrnehmungen verursachen. So wird z. B. immer nur ein Theil des Bildes, welches die erleuchteten Gegenstände auf die Netzhaut reflektiren, wirklich percipirt. Noch mehr ist dies der Fall mit den unzählbaren und beiwohnenden X^n, wovon in jedem Moment nur eine sehr kleine Anzahl das Bewußtseyn wirklich afficirt.

2) Eben diese X^h, welche die deutliche Wahrnehmung und Vorstellung, wie das Erkennen überhaupt möglich machen, existiren blos als Erzeug-

niſſe des metaphyſiſchen Subjekts, nämlich als zurückgebliebene Spuren der mit Bewußtſeyn verbunden geweſenen Sinneneindrücke.

3) Das Erkenntnißvermögen, die Grundkraft alles Erkennens, exiſtirt bloß als identiſches Subjekt. Nur in ſofern dieſes Vermögen ſich als ein ſolches Subjekt äußert, iſt ſimultane Zuſammenfaſſung, Fixirung und Vergleichung des Mehrfachen, wodurch deutliche Wahrnehmungen, Begriffe und Urtheile erzeugt werden, möglich. Nur unter Vorausſetzung eines ſolchen Subjekts kann das Auffaſſen des einfachſten Satzes, wie des Inhalts einer ganzen Abhandlung, das Zählen der Finger an der Hand, wie die Gewißheit, daß vor vierzig Jahren mir dies oder jenes begegnete, ſtatt finden. Hier liegt auch der Unterſchied zwiſchen träumen und wachen, Delirium und Beſonnenheit. Im ganz gemeinen Sprachgebrauch ſagt man daher von dem Fieberkranken, von dem Wahnſinnigen: er iſt nicht bei ſich. Und ſo verſtehe und deute ich meiner Seits die Lehre der alten und neuen Metaphyſiker von dem Satze des Widerſpruchs. Er bezeichnet bloß die Natur der Erkenntnißfähigkeit in ihrer einfachſten Aeußerung. Der Satz: A iſt A, nicht B, erklärt bloß

die subjektive Möglichkeit alles Erkennens und Urtheilens, giebt aber durchaus keinen Beweis von der objektiven Richtigkeit desselben.

Wollte man die Identität des metaphysischen Subjekts durch die assimilirende Restauration und Fortdauer der Denkorgane oder X^n erklären, so ist diese Restauration und Fortdauer zwar allerdings nothwendig, allein es ist zu erwägen, daß diese X^n das Denken selbst nicht konstituiren, wie so eben bemerkt worden. Den Sempronius, den ich seit Jahren nicht gesehen, noch an ihn gedacht habe, erkenne ich jetzt, da er mir zu Gesicht kommt, wieder, wenn etwas von dem ihm entsprechenden X^n sich erhalten hat. Aber dieses Wiederkennen, die Verknüpfung dieses X^n mit der Gestalt, dem Benehmen des jetzt in meine Sinne fallenden Sempronius ist nur in einem identischen Subjekt möglich. Alle materielle Gedächtnißimpressionen dienen zu gar nichts, wenn nicht ein Subjekt angenommen wird, das sie für das erkennt, was sie darstellen, wenn dieses Subjekt, das sie jetzt wieder denkt, nicht vollkommen identisch ist mit dem, was sie ursprünglich empfieng oder selbst zu Stande brachte.

4) Nun äußert sich zwar dieses identische Sub-

jekt nur im gesunden und wachenden Zustande — darf ich sagen, der bloßen Organe, oder muß ich nicht vielmehr sagen, des ganzen Menschen? der also kein bloßes Kompositum von Organen seyn kann. Von der andern Seite aber zeugt eben diese Abhängigkeit des metaphysischen Subjekts von der physischen Maschine am lautesten von der Heterogenität, und von der wirklichen, obgleich immer beschränkten Unabhängigkeit des erstern. Denn dasselbe wirkt zurück auf die organische Maschine, nämlich 1) auf die Denkorgane, daher Besinnung, Nachdenken, und Ueberlegung, 2) auf den Körper überhaupt, und zwar theils unwillkührlich, durch Affekten und Gemüthsbewegungen, d. i. durch bloße Vorstellungen, welche im Blutumlauf und in andern organischen Verrichtungen große Veränderungen, wohlthätige und zerstörende verursachen, theils durch willkührliche Bewegungen und Anstrengungen der Sinnenwerkzeuge, Denkorganen und Gliedmaaßen nach Maaßgabe der Vorsätze und Entschließungen, so wie der Gewohnheiten und Fertigkeiten. *)

*) Nicht ganz mit Unrecht erklären daher einige neuere Denker das Leben der Menschen und Thiere für einen gewaltsamen Zustand, weil Affekten, Vorsätze und Entschließungen die Organe und Gliedmaßen anstrengen, ermüden und die Körperkraft erschöpfen. Von

Reſultat.

Wir ſind demnach genöthigt, im Menſchen, ſo wie in den beſeelten Weſen überhaupt, ein zwiefaches Subjekt, ein phyſiſches und ein metaphyſiſches anzunehmen, oder ihm eine doppelte Natur beizulegen, nämlich Vegetation und Bewußtſeynsfähigkeit. Von dieſer Unterſcheidung iſt die ganze Abhandlung ausgegangen; ſie mußte davon ausgehn und darauf zurückkommen. Wir halten alle Weſen für beſeelt, an welcher wir Veränderungen wahrnehmen, die von Bewußtſeyn zeugen; hingegen alle diejenigen für bloß materiell, deren Veränderungen kein Bewußtſeyn verrathen. Die Beantwortung der Frage: wie die Seele oder das metaphyſiſche Subjekt nach Zerſtörung und Auflöſung der organiſchen Maſchiene fortdauern könne und werde? liegt ganz außer den Gränzen unſrer hiſtoriſchen Erkenntniß der Dinge, findet ſich aber zu unſrer völligen Beruhigung in der Vernunftlehre. *)

der andern Seite werden aber auch die Organe und Körperkräfte durch den Geiſt, nämlich durch Uebung und gemäßigte Anſtrengung, bewahrt, erhalten und geſtärkt. D.

*) Unter Vernunftlehre verſteht der Verfaſſer nicht die Logik oder Denklehre, ſondern die Lehre von den Zwekken. Vernunft wird denjenigen Weſen zugeſchrieben,

Es offenbart ſich übrigens hier zuerſt die Richtigkeit der oben (Abſchn. XIV.) gemachten Bemerkung daß wir bei Erforſchung der Natur der Dinge und der Prinzipien ihrer Veränderungen genöthigt ſind, einander grade entgegengeſetzte Reſultate als wahr anzunehmen. So einleuchtend es nämlich iſt, daß erkennen, unterſcheiden, vergleichen und urtheilen keine Akte oder Wirkungen der Materie ſind, ſo iſt es doch auf der andern Seite nicht minder gewiß, daß eben dieſe Akte nur unter gewiſſen Zuſtänden der Organiſation ſtatt finden, und durch Zerrüttungen dieſer Organiſation der Verſtand und alle Seelenfähigkeiten gehemmt, zerrüttet, ja, wie es ſcheint, vernichtet werden. Ohne Zweifel wird der Menſch nie dahin gelangen, dieſe Antinomie zu erklären oder

welche Denk- und Wirkungskraft beſitzen, oder Vermögen, Veränderungen vorher zu ſehn, und zu Stande zu bringen. Die Vernunftlehre zerfällt in zwei Haupttheile: die Lehre vom Zweck und von der Beſtimmung des Menſchen, und die vom Zweck der Welt (Theologie). Der Beweis, den der Verfaſſer vom Daſeyn Gottes liefert, beruht darauf, daß die ganze Einrichtung und Beſchaffenheit des Weltalls von Vernunft zeugt, d. i. Plan- und Abſichtsvoll iſt. Das Daſeyn jener alles umfaſſenden Vernunft läßt ſich ſchon darum nicht bezweifeln, weil das Menſchengeſchlecht Vernunft beſitzt, welche in den Weltplan eingreift, alſo in demſelben in Rechnung gebracht worden ſeyn muß. D.

einzuſehen, wie das empfindende, wahrnehmende und denkende Subjekt von den empfundenen, wahrgenommenen und gedachten Objekten als abgeſondert exiſtire. Es bedarf aber auch dieſer Einſicht nicht. Nicht etwa Nachdenken, Vernunft und Ueberlegung, ſondern der Inſtinkt oder die unmittelbare Naturanlage treibt alle lebendige Weſen an, ſich ſo lange als nur möglich als ſelbſtthätig zu benehmen. Der Wurm, das Thier ſträubt ſich, ſo lange es nur kann, gegen die Zerſtörung ſeiner Organe, und eben ſo der Philoſoph, der trotz aller Ueberzeugung von der Abhängigkeit ſeiner metaphyſiſchen Kräfte von den phyſiſchen oder organiſchen, doch ſo lange er athmet, nicht aufhört, als ſelbſtſtändiges Weſen zu handeln, und ſo bald ſein Geiſt ſich bis zur Anbetung des Urgeiſtes, des Weltſchöpfers, erhoben hat, auch aufhört zu fürchten, daß der phyſiſche Tod ihn aus dem unermeßlichen Reiche des Urgeiſts vertilgen werde.

Leipzig.

C. S. Duvrier.

IV.

Blicke auf Sizilien.

Aus den Briefen eines Teutſchen.

(Beſchluß.)

Palermo, im März 1804.

Wir beſuchten mit Landolini den Ort ſelbſt, wo er außer der Venus noch mehrere Statuen gefunden hat. Landolini hält es für ein ehemaliges Bad. Doch läßt ſich, ehe alles ganz aufgedeckt iſt, dies ſchwer entſcheiden. — L. glaubt, daß dieſe Statue der Venus dieſelbe ſey, die ehmals unter dem Namen der Venus Callipyge bekannt war, wenigſtens ſind die Theile, die dieſen Namen veranlaßten, ganz vorzüglich ſchön. L. hat bekanntlich die alte Papyrusſtanze Aegyptens in der Nähe von Syrakus wiedergefunden; Umſtände verhinderten uns, ſelbſt nach dem Fluſſe Anapus zu fahren. In dem Bette dieſes Fluſſes ſteht ein ganzer Wald von dieſer ſchilfartigen Pflanze. L. hat aus dieſer Pflanze eine Art Papier, dem der Alten ähnlich verfertigt, von dem er mir ein Stückchen gab, welches ich Ihnen beilege, und es zum Andenken meiner Sizilischen Reiſe aufzubewahren bitten darf. — Es läßt ſich nur rollen nicht biegen, ſteht alſo dem neuern Pa-

hier bei weitem nach. L. ist sehr froh über die Entdeckung der Statue der Venus, und ich glaube, daß diese in Teutschland wohl noch nicht bekannte artistische Neuigkeit, es wohl verdiente, in öffentlichen Blättern bekannt gemacht zu werden. L. sagte mir, man habe neuerlich einige sehr interessante Reste des Alterthums, und unter diesen eine noch sehr wohlerhaltene Palästra, im Innern Siziliens entdeckt. Von diesen Gegenständen sprach er sehr zurückhaltend, weil er, wie ich erfuhr, einen Traktat darüber zu schreiben willens ist, und frühere Bekanntmachung vermeiden will. — Wir trafen in dem Haven 2 Amerikanische Fregatten an, die jener Escader gehören, die gegen Tripolis kreuzt. In Syrakus hat ein Engländer, Mr. Leck sich niedergelassen, der ohnweit den Ruinen der alten Stadt ein Landhaus und eine Meierei anlegte, und etwas unternommen hat, was in diesem Lande ganz außerordentlich ist. — Er ließ nämlich innerhalb 6 Wochen, einen Fahrweg von der Stadt aus eine halbe Stunde weit nach seiner Cottage oder Farm-house anlegen, so daß er die Erzeugnisse derselben zu Wagen in die Stadt bringen kann, was hier bei Menschengedenken niemand gesehen hat. Denn nur einzelne Lastthiere können die Wege Siziliens begehen, so leicht auch durch das

ganze Land sich Straßen anlegen ließen. Doch hier im Garten Europas, deckt alles — Cimmerische Nacht der Barbarei.

Den 9ten verließen wir Sirakusa, und kamen bis Noto, der Hauptstadt des Valle di Noto, die wie alle Städte Siziliens einen Ueberfluß an Kirchen und Klöstern hat. Den 10ten kamen wir frühzeitig nach Porto Palo, einem nur im Sommer bewohnten Orte an dem Kap Passaro, der südlichsten Spitze Siziliens. In Ermangelung eines Wirthshauses brachten wir einige Stunden in dem Casino eines Conte zu, dessen Verwalter in Abwesenheit des Herrn uns darin Quartier verschaffte. Wir akkordirten sogleich mit dem Kapitain einer Malteſiſchen Speronara, uns nach Malta hinüber zu fahren. Nachts um 9 Uhr ließen wir unser Gepäck in die Speronara ab, und stießen vom Lande. Es ist im ganzen eben nicht die angenehmste Sache für einen Fremden, in einem Boote, das lange nicht so groß ist, wie die Kohlenschiffe die auf dem Main liegen, sich in die offne See zu wagen. Indessen sind dies die gewöhnlichen Fahrzeuge an der Sizilischen Küste. Am Hintertheile ist ein bedeckter Raum in welchen sich etwa 4 Personen hereinlegen können, hinter diesem der Sitz des Steuer-

Kaum hatte ſie ſich gefühlt, ſo war ſie die Reyhen der Mädchen in **Paphos** durchgegangen, um eine Seele zu ſuchen, welcher ſie ſich verſtändlich machen', und zu der ſie einſt wieder ſagen könnte: **Vergiß nicht, was du gethan haſt.**

Nach vielen mißlungenen Verſuchen, worunter einige mit bittern Thränen ſich geendigt hatten, war ihr zuletzt nichts übrig geblieben, als die ſanfteſten von ihren Geſpielinnen zu wählen, und dieſe ſo weit zu bilden, als ſie ſich bilden lieſſen. Aus keiner war eine **Theone** geworden; jedoch hatten ſie alle von **Theonen** ſich etwas eigen gemacht, das ihren Müttern gefallen mußte. Nicht den überirdiſchen Reiz der kleinen Lehrerin; aber häußliche Gefälligkeit, Eintracht unter einander, und ein lenkſames Herz. Nach und nach hatten die Mütter angefangen, **Theonen** als einen freundlichen Genius anzuſehen, welcher ihre Töchter am ſicherſten zu allem Guten und Schönen leitete.

Nun aber ſollte die Gattin des **Charmides** ihre Schülerinnen verlaſſen. Die Mädchen waren untröſtlich, und die Mütter glaubten, man nähm' ihnen ihre liebſten Haußgötter, diejenigen, welche bisher über das Glück ihrer Kinder gewacht hätten. Mit der unbeſorgten Offenherzigkeit, mit der man wohlthätigen Leuten ſich naht, giengen einige von den letztern zu **Charmides** und **Theonen**, und baten ſie, ihre Töchter neben ſich an dem Roſenhügel wohnen, und in ihrem Angeſicht' aufwachſen zu laſſen.

manns, vorn iſt Platz für 6 bis 8 Ruderer. Wir legten uns in den bedeckten Raum, die Speronara war mit einem auf Stangen aufgeſteckten Tuche bedeckt, und in der Mitte brannte eine Laterne. Um Mitternacht riefen unſre Schiffleute in ihrer Malteſiſchen Sprache (die ein Dialekt der Arabiſchen iſt) einander zu, die Barke ward abgedeckt, und alle ergriffen die Ruder. Der Wind ſchien günſtig, und wir hofften in 10 Stunden die 60 Miglien nach Malta zurückgelegt zu haben. — So hohe Wellen auch die See ſchlug, die immer mit dem Bord der Speronara in gleicher Linie war, ſo ſchliefen wir doch zuletzt ein. Wir erwachten mit der Morgenröthe und ſahen Land von weitem. Aber dies war leider nicht Malta, ſondern die Küſte Siziliens, wir hatten in der Nacht 25 Miglien ſeewärts zurückgelegt, als der Wind ſich plötzlich wandte, und die ungeſtüme See die Schiffer zwang nach Kap Paſſaro zurückzurudern. Wir brachten den 11ten alſo in demſelben Caſino zu, das uns den Tag zuvor beherbergt hatte, und hofften die Sonnenfinſterniß, die dieſen Tag ſich ereignete, und in Palermo ſehr deutlich zu ſehen war, bemerken zu können, der Himmel aber war ganz umwölkt. Dieſe Gegend iſt eine der ödeſten die ich geſehen habe, nichts wie nackte Felſen überall. Wir mußten ei-

nen Boten mehrere Miglien weit ausschicken, um nur einige wenige Lebensmittel einzukaufen. Da an dieser Küste, die Afrika am nächsten liegt, öfters Boote Barbarischer Raubschiffe anlanden, um Wasser zu holen, und jeden dem sie begegnen, wegnehmen, so gehen alle Leute hier bewaffnet, und alles ist voll Mißtrauen. Einer der Maltesischen Schiffer trat in die Hausthür einer leerstehenden Wohnung, als sogleich ein Mann aus einem andern Hause, seine Flinte (doch ohne ihn zu treffen) auf ihn losschoß, weil einige andere Malteser kurz zuvor einige Kleinigkeiten hier gestohlen hatten. Denselben Abend schifften wir uns zum 2tenmale ein, der Wind war aber so ungünstig, daß wir nur einige Büchsenschüsse weit fortrudern konnten, und die Nacht an der Küste vor Anker bleiben mußten. Da der Wind, nach der Versicherung der Schiffer selbst, noch mehrere Tage sich nicht ändern würde, und wir in dieser unwirthlichen, öden Gegend nicht länger bleiben konnten, so mußten wir endlich dem Projekt, Malta zu sehen, zu unserm großen Bedauern entsagen.

Wir ließen unsre Lettica und Pferde, die in Kap Passaro auf uns gewartet hatten, kommen, und setzten die Reise nach Girgenti weiter fort. —

Dieſe war bisher beſchwerlich geweſen, nun ward ſie es noch in weit höherem Grade. Von Kap Paſſaro bis eine halbe Tagereiſe vor Palermo hört aller Weg ganz und gar auf, und es bedurfte beinahe des Kompaſſes, um hier fortzukommen. Der Führer weiß die Gegend wo wir hinwollen, nun muß der bequemſte Weg geſucht werden über Felſen und Steinmaſſen, durch das Bett mehrerer Flüſſe, über Feld und Thal, wie die kürzeſte und geradeſte Richtung ſich eben finden ließ, kaum alle 3 bis 4 Teutſche Stunden ein Dorf, und öfters ſahen wir von einem Orte zum andern keinen Menſchen, auch machten wir öfters aus Irrthum Umwege. Bald gieng unſer Weg an der Seeküſte ſo nahe am Meere weg, daß die Wellen unſre Pferde beſpülten, bald gieng es wieder landeinwärts. Hier ſind die Ufer des Meers von kahlen Felſen beſetzt, auf denen ſich hier und da Wachthürme erheben, mit denen Sizziliens Küſte von einer Diſtanz zur andern rings umher beſetzt iſt, um bei Annäherung der Korſaren Signale zu geben. — (Auf der Neapolitaniſchen Küſte iſt dieſelbe Einrichtung). — Bald ſieht man weite Sandebenen. — Seehandel giebt es auf dieſer Seite Sizziliens gar keinen, und eben ſo wenig innern Handel im Lande. Denn von Fleiß und Induſtrie ſind auch hier nicht, die min-

deſſen Spuren zu finden. — Wenn wir Mittags oder Abends in einem Dorfe oder Städtchen ankamen, ſo umringten alle männlichen Bewohner und alle Kinder unſre Pferde, ſo daß wir öfters einen Kreis von mehr als 200 Zuſchauern hatten; alle Weiber und Mädchen hüllten ſich in ihre Schleier, und ſchloſſen ſich, wenn ſie die Fremden nur von weitem ſahen, in ihre Häuſer ein. Den 10ten Abends, kamen wir in Sicli, einem Orte von 9000 Einwohnern, an, wo ſich indeſſen, wie hier in den meiſten Städten, kein Wirthshaus befindet. Für die Pferde iſt an jedem Ort ein großer Stall, in dem auch die Knechte ſchlafen. Hier ſtiegen wir ab und ſuchten dann eine Schlafſtätte im Ort. In Sicli wollte man uns eine Art Zimmer über dem öffentlichen Gefängniß anweiſen, endlich fand ſich einer der Honoratioren des Orts, der Notar und Engliſcher Konſul war, dieſer führte uns in ein auf einer Höhe liegendes Dominikanerkloſter, wo uns der Prior ein gutes Nachtquartier verſchaffte. Unſer Begleiter ſchickte uns ſogleich alles was wir nur wünſchen konnten, an Tafelgeräthe ꝛc. aus ſeinem Hauſe, holte uns des andern Morgens ab, um uns die nicht ſehr bedeutenden Merkwürdigkeiten des Orts zu zeigen, die in einigen Kirchen beſtanden. Es begleiteten uns hier und an

andern Orten immer 60 bis 100 Menschen, die alle vor Verwunderung aufschrien, so oft wir nur die mindeste Bewegung machten. Diese Neugierde, die uns sehr oft beschwerlich fiel, beweist, wie wenige Reisende diese Gegenden besuchen. Seit der Besetzung von Malta bereisen indessen oft Engländer diese Küsten, darum heißt bei den Siziliern jeder Fremde ein Inglese; und da die Engländer in diesem Lande sehr geachtet sind, so widersprachen wir dieser Meinung nicht, und ließen uns immerhin Inglese nennen. Unser gastfreundschaftliche Notar nöthigte uns sodann, ein Frühstück mit ihm einzunehmen, und begleitete uns sodann bis an den Stall wo wir aufsaßen, zurück. Bei dieser und manchen andern Gelegenheiten haben wir die Sizilier als sehr gute Leute kennen lernen, ein Gegenstand auf den ich in der Folge wieder zurückkommen werde.

Den 13ten kamen wir Abends nach Vittorio, wo wir in einem Franziskaner-Kloster übernachteten, denn die Klöster der Bettelorden besonders sind gewöhnt, Fremde zu beherbergen, dafür reicht man dem Prior beim Weggehen eine Eleemolyna für das Konvent, bei den andern Klöstern, wo dies nicht angeht, ist auch die Aufnahme viel kälter.

Die guten Pfaffen fielen uns durch ihre Neugierde nicht wenig zur Laſt, denn das halbe Konvent war immer in der uns angewieſenen Zelle zugegen, um die Signori Cavalieri foreſtieri zu ſehen und zu beobachten, wie ſie ſich bei dem Eſſen benähmen, mit welcher Hand ſie zuerſt das Meſſer ergriffen und andere Memorabilia mehr. Den 14ten kamen wir bis Terra nuova, wo wir eine ſchreckliche Nacht in einer Locanda zubrachten. Da wo ſich Wirthshäuſer befinden, bekommt man ein Zimmer, d. h. ein Loch, in welchem ſich außer 2 bis 3 baufälligen Stühlen und Bänken, einige Bettgeſtelle finden, die Betten, d. h. unſre Matratzen darauf zu legen, denn eigne Betten haben die Wirthe nicht. Nun iſt die Rede vom Eſſen, der Wirth begleitete unſern Neapolitaniſchen Bedienten, um Lebensmittel einzukaufen, denn Salz und Kohlen, und 2 bis 3 alte Kochtöpfe iſt alles, was ſich in der Wirthsküche vorfindet. — Unſer Bedienter Rinaldo kochte denn unſer Souper oder Diner, denn beides war gewöhnlich beiſammen, und nun lief der Wirth in 10 bis 12 Häuſern herum, um für einen Grano, d. i. 2 Heller per Stück hier eine Gabel, dort eine Schüſſel ꝛc. zu leihen. Wenn wir uns auf unſre Matratzen legten und eben eingeſchlafen waren, ſo fiel ein ſolches Heer von Flöhen und Wan-

zen auf uns, daß es unmöglich war bei aller Müdigkeit auch nur die Augen zuzuthun. Dies ist das treueste Gemälde der meisten Sizilischen Locanden.

Den 15ten kamen wir über Alicata (wo ein Bedienter eines der Procerum des Orts, uns sehr demüthig um unsre Namen bat, weil sein Herr zu seiner und anderer Ergötzung, die Namen der durchreisenden Cavalieri in ein Buch einzuschreiben pflege) nach Palma. Eine der großen Unbequemlichkeiten einer Sizilischen Reise ist auch die langsame Art zu reisen. Bis alles aufgepackt war, gieng immer Morgens viele Zeit verloren, und bei den schrecklichen Wegen konnten wir mit denselben Pferden nicht über 8 bis 10 Teutsche Stunden des Tags zurücklegen. Sizilien ist ein durchaus bergigtes Land. Wir trafen auf der ganzen Reise keine Ebene von einer ½ Stunde Wegs an. Immer mußten wir auf und ab, über Felsenstücke oder durch hohes Haidekraut unsern Weg suchen. Um Palma her fängt die Gegend an schöner zu werden. Hier wächst die Aloe in großer Menge, wir haben ganze Alleen davon gesehen, es ist von hier bis Palermo die gewöhnliche Einfassung der Felder, und dient statt der Hecken bei uns. Bei Palma sahen wir

einzelne Stauden von 6 bis 7 Fuß Höhe, die geringeren hatten die gewöhnliche Höhe eines erwachsenen Menschen. Hier blüht der Aloe alle 5 Jahre. Ich weiß nicht, welche Tradition bei uns bestimmt, daß diese Pflanze alle 25 oder 50 Jahre nur blühe, wahrscheinlich kommt diese Meinung davon her, weil sie nur selten bei uns zur Blüte gelangt. Wenn die Aloe blüht, treibt sie einen großen Blütenstängel hervor, der bei vielen abgeblühten, die vom vorigen Jahre her noch standen, der Höhe eines gewöhnlichen Fruchtbaumes gleich kam. Da diese Blütenstaude mit weißen Blumen bedeckt ist, so muß dies einen herrlichen Anblick gewähren. Wenn die Pflanze in Saamen aufgeschossen ist, so stirbt sie ab. — Hier braucht man die Aloe zu verschiedenem ökonomischem Gebrauch, und aus dem Innern der einzelnen Blätter, wird eine Art von Garn gesponnen, die der Seide nahe kommt. — Eine andere Art von Gewächsen die dieser und andern Gegenden Siziliens eigen ist, ist das Zuckerrohr; es giebt einige wenige Zuckerplantagen in Sizilien, und dieses Gewächs wird da deshalb weniger gezogen, weil der Ertrag den Kosten nicht gleich kommt, und der hiesige Zucker theurer zu stehen kommen würde als der Amerikanische. — Die hiesige Landschaften verschönert ein Baum, den

man in groſser Menge antrifft, dies iſt der Carrubo oder Johannisbrodbaum, von deſſen Frucht, und der der Indianiſchen Feige der gemeine Mann ſich den Sommer über ernährt.

Den 16ten kamen wir Mittags von Palma nach Girgenti. Schon von weitem ſieht man die herrlichen Ruinen des alten Agrigents.

Arduus inde Agragas oſtentat maxima longe
Moenia. *Virgil.*

Die Stadt Girgenti ſelbſt liegt amphitheatraliſch auf einem hohen Berge, und nimmt die Stellen ein, auf welcher die Akropole von Agrigent lag. Von weitem zeigt ſich Girgenti, wie die meiſten Städte Siziliens auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe, und gewährt einen ſchönen Anblick, in der Nähe findet man aber überall, Palermo, Meſſina, Catania und die geiſtlichen Gebäude jedes Orts ausgenommen, nichts als Armuth und Elend. — Die Kathedralkirche hat zum Taufſtein einen ſchönen antiken Sarkophag der die Geſchichte Hippolyts vorſtellt. In mehreren Kirchen Italiens iſt dies derſelbe Fall, man hat auf dieſe Weiſe einige vorzügliche Antiken erhalten, und ſonderbar genug den Eintritt ins Leben dem Marmor

geheiligt, der einst dem Tode gewidmet war. Einzig in seiner Art ist das sonderbare Echo dieser Kirche. In einem runden oder ovalen Gebäude ist es zuweilen der Fall, daß der Eine am einen Ende des Durchmessers, das ganz deutlich hört, was am andern Ende ein Andrer noch so leise spricht; dies ist aber hier von dem einen Ende des langen Schiffs der Kirche zum andern der Fall; und scheint den gewöhnlichen Gesetzen der Fortpflanzung des Schalls zu widersprechen.

Den 17ten besahen wir die Ruinen von Agrigent in Gesellschaft des Hrn. Lo Presti, eines sehr schätzbaren Gelehrten und grosen Kenners der Alterthümer seiner Vaterstadt, dessen Begleitung uns von grossem Nutzen war. Ich übergehe hier die Beschreibung der Tempel Agrigents, die Ihnen aus der Voyage pittoresque de la Sicile bekannt ist. Einzig und malerisch schön ist der Anblick der 4 Tempel der Venus oder Juno Lucina, (denn dies ist noch streitig: Lo Presti ist der ersteren Meinung) der Konkordia, des Herkules und des Olympischen Zevs. Der Tempel der Konkordia ist vortrefflich erhalten, und die innere Einrichtung ist noch sehr gut zu sehen; sonderbar ist es, daß wie man sehr deutlich bemerkt, dieser Tempel wahrscheinlich in den ersten christlichen Jahrhunderten einige Zeit zu einer Kirche gebraucht ward. Unter

Charmides und Theone ſollten das Chor ſchöner Seelen nicht vergröſſern wollen? Beyde willigten darein, und nahmen die Mädchen, nebſt der kleinen Eudora, mit ſich; erweiterten ihre Wohnung am Roſenhügel, und ſtifteten eine Schule der Grazien.

3.

Der Ruf dieſer Schule breitete ſich aus, und in ganz Paphos redete man von der Liebenswürdigkeit der Mädchen, welche bey dem Charmides wohnten. Anfänglich zwar fehlt' es an ſolchen nicht, die das Anſehen von Heiligkeit oder ſtiller Unſchuld, welches der Lehrer ſeinen Schülerinnen gab, verſpotteten, und ſagten: Er forme die Mädchen nach ſeinen Bildſäulen; nach und nach aber öfneten ſich die Augen; man gewann zuerſt die Mädchen, und darauf die Bildſäulen des Charmides lieb.

Schon fanden ſich wenige Mütter, die es nicht für ein Glück hielten, wenn ihre Töchter in jener Geſellſchaft aufgenommen wurden. Die aufgenommenen waren in groſſer Anzahl und von verſchiedenem Alter.

Charmides und Theone theilten die Mädchen in drey Ordnungen. In der erſten Ordnung waren die Jüngſten, welche den heiligen Hayn noch nicht zu ſehen bekamen. Diejenigen, welche zur zwooten übergehen ſollten, wurden in der Abend-Dämmerung, an den Raſen-Altar ge-

der jetzigen Regierung ist er auf königliche Kosten durch den Prinzen von Torremuzza an einigen Stellen, wo die Kolonnade einzufallen drohte, ausgebessert worden, und kann nun einige Jahrhunderte länger der zerstörenden Zeit widerstehen. Diese Begebenheit erzählt dem Fremden eine sonderbar genug an dem Architrav mit groſsen Buchstaben angebrachte Inschrift, denn es ist in diesem Lande gewöhnlich, daſs alles sich da findet, wo es nicht hingehört. So fand ich als Gegenstück zu dieser Entweihung eines Grichischen Tempels in einer Kirche in Palermo eine Inschrift auf dem Grabe des auf der Flucht des Königs von Neapel nach Palermo, unterwegs auf dem Schiff gestorbenen dreijährigen königlichen Prinzen, in welcher es heiſst, daſs die Nereiden seinen Tod beweint hätten, eine poetische Floskel die in einer katholischen Kirche den Leser nicht wenig ergötzt. — Die 4 oben erwähnten Tempel von Agrigent liegen auf dem Rücken eines Berges, nicht sehr weit von einander, längs der ehemaligen Stadtmauer, (in welcher viele wahrscheinlich in spätteren Zeiten, nach der Eroberung der Römer, angebrachte Gräber zu sehen sind,) in einer sehr schönen fruchtbaren Gegend, mit der Aussicht auf das etwa 3 Miglien entfernte Meer. Die Seite der Tempel die nach dem Meer hinsieht, giebt zu einer merkwürdigen Beobachtung Anlaſs. Die Säulen sind auf

dieſer Seite ſo zerfreſſen, daß ſie ganz porös ausſehen, was auf der Landſeite nicht der Fall iſt. Die Urſache hiervon iſt die mit Salztheilen geſchwängerte Seeluft, die der Scirokko landwärts treibt. Der ganz in Ruinen liegende Tempel Jupiters, deſſen umgefallne Säulen die über einander liegen, einen Berg von Ruinen bilden, iſt ſeit anderthalb Jahren aufzugraben angefangen worden, und man hat einen Theil des alten Bodens des Tempels entdeckt. Es war der größte Tempel Siziliens, der aber vor den Karthaginienſiſchen Kriegen noch unvollendet ward, und nach dieſer Epoche, in welcher die Unabhängigkeit Agrigents verloren gieng, nie beendigt ward. Seine Säulen ſind von ſo ungeheurer Dimenſion, daß ihn das Landvolk den Tempio de Giganti nennt. Ich habe nirgends koloſſaliſchere von Menſchenhänden bearbeitete Felſenſtücke geſehen, wie die umherliegenden Stücke dieſer Säulen, in deren Korniſchen ein Mann ſich füglich hineinſtellen kann, wie wir dies ſelbſt verſuchten. Es muß jedem der dieſe Steinmaſſen ſieht, ganz unbegreiflich ſeyn, wie dieſe ſo über einander ſtürzen konnten, da man in Agrigent und dem heutigen Girgenti nie Spuren des in dem übrigen Sizilien ſo häufigen Erdbebens ſpürte. — Schön iſt es, daß grade der Tempel der guten Göttin Konkordia der am beſten erhaltene iſt. Wir wünſchten alle, daß Friede und Ein-

tracht, die jetzt die Erde verlassen zu haben scheinen, wieder ihre Wohnung unter den Menschen einnehmen mögen, und hätten gerne, wenn dieser Zweck zu erreichen stünde, der wohlthätigen Gottheit ein Opfer gebracht. Die übrigen Reste des Altkerthums, das noch halb erhaltene Monument, das dem Andenken des Tyrannen Thero gesetzt worden seyn soll, der Tempel Aeskulaps ꝛc. ꝛc. sind minder interessant, und von den noch übrigen Tempeln sieht man nur wenige Spuren. Wir hatten von diesem Tage an, bis auf den letzten Tag unsrer Reise zu allen übrigen Beschwerlichkeiten der Reisen nun noch die, eines fortwährenden Regens.

Den 18ten verließen wir Girgenti. Von der Stadt bis an den 3 Miglien entfernten Haven, ist eine Fahrstraße angelegt, welche aber an dem Haven selbst aufhört. Von der Kornausfuhre und dem Getraidehandel, nährt sich Girgenti und die Gegend. Wir kamen denselben Tag an einen übergetretnen Fluß, ein Bauer der eine Fuhrt in dem Flusse kannte, wandete durch, und führte seinen Maulesel hinüber, auf dessen Rücken wir uns legten, und so einer nach dem andern hinüber kamen, worauf auch unsre Pferde hinüber gebracht wurden. Wir brachten die Nacht in Kevela einem schlechten Dorfe zu, wo wir bei einem Krämer ein sehr elendes Nachtlager fanden.

Den 19ten kamen wir Mittags nach Racca, einer Stadt an der Seeküſte, wo Noth und Elend mit eiſernem Zepter zu regieren ſcheint, und wir nichts, ſelbſt keine Fiſche, haben konnten. In dem heftigſten Regen erreichten wir Abends Memſi, ein großes Dorf, wo aber kein Kloſter ſich fand, von Wirthshäuſern iſt ohnedies nie die Rede. Endlich nahm uns ein reicher Gutsbeſitzer D. Giuſeppe Cacioppo in ſeinem Hauſe auf, und räumte uns einige Zimmer ein, die noch leer ſtanden, und nicht völlig ausgebaut waren. Wir erhielten hier zum erſtenmal ſeit dem Dominikanerkloſter in Sicli gute Betten, von denen wir ermüdet wie wir waren, gerne baldigen Gebrauch gemacht hätten. Nun aber kamen alle Verwandte des Hausherrn, und endlich alle Honoratioren des Orts, um die angekommnen Fremden zu — beſehen. Ein Arzt der zugleich Prieſter war, (was oft der Fall in Sizilien iſt, weil die Aerzte auf dieſe Weiſe des Zutrauens der Weiber gewiſſer ſind, und den Eintritt in die Nonnenklöſter erhalten) führte das Wort, und erkundigte ſich nach dem politiſchen Zuſtande Europa's; indeſſen wünſchte er vor allem zu wiſſen, ob denn der heilige Vater noch immer mit Frankreich im Kriege begriffen ſey. Endlich erſchien ſelbſt die Hausfrau, die indeſſen tief in ihren Schleier eingehüllt war, und kein Wort ſprach. Ein blinder Guitarreſpieler ward

herbeigeholt, und die Männer tanzten unter ſich. Wir waren froh, zuletzt zur Ruhe zu kommen. Den 20. kamen wir bis Kaſtel Veterano, bei dem heftigſten Regenwetter. Auf dem Wege kamen wir durch einen Wald, der aus niedrigem Gebüſche beſtand, und der einzige iſt, den wir in Sizilien angetroffen; das heftigſte Regenwetter machte es uns unmöglich, die Ruinen des alten Selinunts, die auf dieſer Küſte abwärts von der Straße liegen, zu beſehen. In Kaſtel Veterano, übernachteten wir in einem Dominikanerkloſter, wo man uns nur nach vieler Ueberredung aufnehmen wollte, und wir uns nicht zum beſten befanden.

Den 21ſten kamen wir, nachdem wir uns verirrt, und einen großen Umweg gemacht hatten, über Fels und Thal, und durch unwegſame Bergſchlünde nach Calatafimi, denn das übele Wetter machte es uns unmöglich unſern Weg über Marſela und Trapani weiter längs der Küſte fortzuſetzen, und wir eilten nun durch das Innere des Landes nach Palermo. Auf dieſem Wege ſahen wir die ſchönſten Thäler, rings von Bergen umſchloſſen, in denen ganze Wälder von Zitronen und Orangebäumen mit der goldnen Frucht der Heſperiden bedeckt, ſich uns zeigten, ſie waren mit Hekken von Aloe und Indianiſchen Feigen umgeben.

Von

Von Calatafimi aus ritten wir nach dem berühmten Tempel, der ſich allein von der alten Stadt Segeſtum erhalten hat, und auf einer Anhöhe ſich ſchon von weitem in einer maleriſch ſchönen Gegend zeigt. Es iſt der größte vollendete Tempel Siziliens, von dem ſich indeſſen nur die äußere Säulenreihe erhalten hat; man hat auch an dieſer einige Stellen die einzufallen drohten, ausgebeſſert, und dies durch eine Inſchrift bekannt gemacht. Die Aufmerkſamkeit der Regierung ſcheint mir auf die Tempel gerichtet zu ſeyn, indeß die beiden Theater in Taormini und Syrakus die man ſehr leicht erhalten könnte, täglich mehr zerfallen. Von der innern Eintheilung des Tempels von Segeſt, hat ſich gar keine Spur erhalten, dieſe ſcheint in den Zeiten der Barbarei abſichtlich zerſtört, und der innere Platz geebnet worden zu ſeyn, die äußere Kolonnade blieb wahrſcheinlich ſtehen, weil man den eingeſchloßnen Platz zu irgend einem Zwecke, vielleicht zu Gerichtsſitzungen, Spielen ꝛc. gebrauchte. In dieſer Rückſicht ſind die Tempel von Agrigent, der innern noch erhaltenen Eintheilung wegen merkwürdiger. *)

*) Ich hole hier nach, was ich bei Agrigent zu ſagen vergeſſen hatte. Bei der Aufräumung des Tempels des Jupiters hat man mehrere Stücke von koloſſaliſchen Basreliefs gefunden, die dem Ort nach,

In Calatafimi brachten wir die Nacht in einem Kapuzinerkloſter zu, das auf einer Anhöhe über dem Orte liegt. Der Prior ein ehrwürdiger Greis empfieng uns ſehr gaſtfreundſchaftlich, und wenn das Kloſter auch nicht ſehr begütert zu ſeyn ſchien, ſo ward es dagegen von gutherzigen Menſchen bewohnt. — Ueberhaupt habe ich in den Klöſtern der Bettelorden beinahe immer theilnehmende, gefällige und beſcheidne Menſchen gefunden, die ſehr wenig von dem Pfaffenſtolz und der kloſterlichen Eigenheit der übrigen Mönchsorden angenommen haben. Vielleicht kommt dies daher, weil ſie durch das Terminirengehen, öfters mit den übrigen Menſchen zuſammen kommen, und da alle Häuſer ihnen offen ſtehen, mehr ſich unter alle Stände zu miſchen pflegen. In großen Städten arten ſie zuweilen in Frechheit aus, weniger auf dem Lande. Wir ſpeiſten mit dem ganzen Konvent im Refektorium zu Nacht, von der Wölbung des Saals hieng eine brennende Ampel herab, und die Neuheit der Scene machte uns dies ſehr intereſſant.

wo ſie lagen, wahrſcheinlich die vordere Faſade des Tempels zierten. Hr. La Preſti glaubte, daß dieſe Basreliefs die Giganten vorſtellen ſollten; es iſt aber ſchwer, nach den wenigen einzelnen Reſten dies zu beſtimmen.

Den 22sten verließen wir Catatafimi, und kamen Abends in Palermo an. Etwa 20 Miglien von dieser Hauptstadt fängt der Weg an, strada carozzabile zu werden, und wir sahen nach langer Zeit die ersten Räder wieder. Diese Straße, die Berg ab nach Palermo fährt, bietet sehr malerische Aussichten dar, und da sie mit vieler Kunst geführt werden mußte, so beweist dies, daß es wenigstens nicht an Ingenieurs in Sizilien fehlt, wenn diese nur in Arbeit gesetzt würden. — Wenn man sich Monreale nähet, so sieht man eine der schönsten Aussichten Italiens vor sich. Der Blick gleitet über diese tiefer liegende Stadt weg, entdeckt die ganze immer Berg ab laufende Straße bis Palermo, diese Hauptstadt mit ihren vielen umher zerstreuten Landhäusern, und zuletzt das Meer. Die Hauptkirche in Monreale ist wegen der sehr alten Mosaik, mit der sie inwendig in dem Geschmack der Markuskirche in Venedig bekleidet ist, merkwürdig. Der Weg von Monreale bis Palermo ist mit Landhäusern und schönen Fontainen geziert, die mit verschiedener architektonischer Pracht durch ihre Abwechslung gefallen, und alle so reichlich Wasser geben, daß bei der brennenden Sonnenhitze diese Straße immer eine erfrischende Kühlung gewähren muß. — Wir kamen sehr ermüdet in Palermo an, und ich mußte einer Wunde am Fuß wegen, 3 Tage das Bette hüten. —

Nach der gemachten Erfahrung kann ich nun mit Gewißheit behaupten, daß eine Reise durch Sizilien, zu den beschwerlichsten in Europa gehört, selbst eine Reise durch Spanien ist, wie ich von mehreren Reisenden die dieses Land besuchten, gehört habe, leichter und bequemer, weil alle Hauptstraßen in Spanien fahrbar sind. — Wer die tiefste Herabwürdigung des Menschengeschlechtes, und die elendeste aller Regierungen sehen will, der reise nach Sizilien. Unbegreiflich ist es, daß Neapel und Sizilien, zwei Länder die von einem Monarchen beherrscht werden, und die nur eine Meerenge trennt, nur mit vieler Beschwerlichkeit gegenseitig ihre Bedürfnisse umtauschen können, und daß öfters mehrere Wochen lang Palermo und Neapel keine direkte Kommunikation zusammen haben. Die Ueberfahrt zur See nach Neapel ist in dem größten Theil des Jahres, durch die Korsaren der Afrikanischen Staaten so unsicher, daß alles darunter leidet. Diese Seeräuber, die zur Schande der größeren Seemächte, die ihren Vortheil dabei finden, sie nicht zu zerstören, täglich kühner werden, und mit Fregatten sogar auf Raub auslaufen, sind in beständigem Krieg mit Neapel, und nehmen jährlich viele Neapolitanische Schiffe weg; sie sind ganz Herren der Sizilischen Küste, in deren Felsenkrümmungen sie sich öfters verbergen, um auf ihre

Beute zu lauern. Sie landen öfters bald hier, bald dort, und nehmen Menschen und Vieh weg. — Der König von Neapel verlor bekanntlich kurz vor dem Einrücken der Franzosen in Neapel, den größten Theil seiner Marine, die daselbst in dem Haven lag. Die Engländer die mit einer Eskadre auf der Rheede von Neapel lagen, verbrannten die Neapolitanischen Kriegsschiffe, um sie nicht den Franzosen in die Hände fallen zu lassen. Man behauptet, daß es sehr möglich gewesen sey, diese Schiffe in einen Sizilischen Haven zu retten, es ist aber der Politik Englands ganz angemessen, jede Gelegenheit zu benutzen, um die Seemacht einer andern Nation, ohne Unterschied zu vernichten. — Der König von Neapel hat nun nur 1 Linienschiff, 4 Fregatten, und einige kleinere Kriegsschiffe, und selbst diese zu bemannen und auszurüsten, scheint den augenblicklich dringenden Geldausgaben nachstehen zu müssen. An Schutz der Regierung gegen die Barbaresken ist also nicht zu denken. Selbst die Küsten Siziliens sind ganz den Räubern Preis gegeben, was 20 bis 25 bewaffnete Kanonierschaluppen, wenn sie nur an der Küste stets kreuzten, gewiß verhindern könnten. Das Packetboot das sonst von Palermo nach Neapel gieng, hat aufgehört, weil es immer von einer Fregatte begleitet werden mußte, und dies der Regierung zu viel kostete. Alle Reisende die

geführt. Zwoo Sängerinnen begleiteten sie, und sangen ihnen das Gespräch der zärtlichen Theone und ihrer Schwester Eudora. Dann hießen sie Geweyhte der Grazien. Zuletzt wurden sie Priesterinnen der himmlischen Venus; durften das Bild derselben anrühren, und mit Blumen behängen; und opferten der Göttin Milch und Honig in hölzernen Gefässen.

4.

Gern möcht' ich unsre Mütter das Geheimniß lehren, ein kleines Mädchen so zu bilden, wie die jüngsten von diesen Schülerinnen gebildet wurden, ehe sie den alten Hayn zu sehen bekamen. Aber es ist ein Geheimniß, welches Seelen fordert, wie die Seele des Charmides und der Theone. Und fänd ich auch solche Seelen; dennoch würden sie mein Geheimniß nicht lernen. Sie müßten selber an den Rosenhügel gehen, und den Charmides und seine Geliebte fragen können. Sie müßten deren ganzes Leben beobachten, jeden ihrer Schritte, jeden Ton ihrer Stimme; jedes Winken der Augen, jedes Lächeln, jede Thräne, womit sie, bey jeder Gelegenheit, zu ihren Schülerinnen sagten: Das ist schön! das ist nicht schön! Der Lehrer und die Lehrerin predigten nicht so wohl den Reiz der Tugend, als daß sie aus ihrer eignen Seele diesen Reiz in die kleinen Seelen ihrer Gespielen übergehen liessen. Alles um die Mädchen herum war gefällig und schön; sie gewöhnten sich daran;

ihrem

zur See von P. nach N. hin und her reisen wollen, selbst die königlichen Beamten und Offiziere, wagen es nicht diese Ueberfahrt auf einem Neapolitanischen Schiffe zu machen, und ihre Freiheit auf das Spiel zu setzen; alle versuchen diese Ueberfahrt nur auf einem neutralen Schiff, das unter Bandiera franca fährt. Mit allen Waaren, die von einem Ort zum andern mit Sicherheit gebracht werden sollen, ist es derselbe Fall. — Wie sehr der Handel darunter leidet, und wie die ausländischen Schiffer, zum Nachtheil der einländischen Seeleute deren Erwerb sich täglich vermindert, dieses benutzen, bedarf keiner Erläuterung. Bei allen diesen Verhältnissen, würde es weit vortheilhafter für die Monarchie seyn, eine Kommunikation zu Lande über Messina zu eröffnen, denn der Faro von Messina ist so schmal, daß man in einer Stunde von Messina nach Reggio in Kalabrien überfahren kann, und daß einige Postböte diese Straße täglich mehrere Male machen können. Von Reggio durch die Gebirge Kalabriens führt aber keine fahrbare Straße nach Neapel, nur die reutende Briefpost nach Sizilien nimmt diesen Weg, und der König hat bisher an dieses Bedürfniß seiner Staaten, welches das dringendste von allen zu seyn scheint, seit seiner langen Regierung nie lebhaft gedacht.

Es herrscht eine große Abneigung zwischen den

Neapolitanern und Sizilern, die aus den politischen Verhältnissen beider Staaten entspringt; so viel ich beide Völker kenne, wäre ich sehr geneigt, in jeder Hinsicht den Sizilier dem Neapolitaner bei weitem vorzuziehen. Wir haben überall weniger Betrug und eine gewisse Bonhommie bei den geringern Ständen, Gastfreundschaft und Gefälligkeit bei den höheren gefunden. Bei allem Mangel an Erziehung und Unterricht, ist die vorzügliche Anlage dieses Volkes doch nicht zu verkennen.

Eigentliche Straßen sind nirgends in Sizilien, selbst nicht von Messina nach Palermo. Die vielen reissenden Ströme dieses Landes, die nach einigen Tagen Regenwetter sich ergießen, und alles überschwemmen, haben keine Brücken, und hemmen öfters die Kommunikation, daher fehlt es ganz an innerem Handel. Fabriken und Manufakturen sind, die Ambra- und Korallenbearbeitung in Catania und Trapani ausgenommen, hier beinahe ganz unbekannt, daher die nachtheilige Handelsbilanz, und die immer größere Abnahme des Wohlstandes, da jährlich überdies eine große Summe Geldes nach Neapel fließt. Drückende Feudalrechte und Mangel an Grundeigenthum des Bauern, da nur Adel und Geistlichkeit im Besitz der Güter ist, sind die Ursache der auffallend geringen Bevölkerung dieses von

der Natur so reichlich ausgestatteten Landes. Alle Städte und Dörfer Siziliens, die wir sehen, sind meistens an Anhöhen amphitheatralisch gebaut, und bilden einen schönen Anblick. So bald man aber in einen Sizilischen Ort hereinkömmt, so zeigt sich das größte Elend. Diese unglückliche Menschen haben kaum einige Lumpen um ihre Blöße zu bedecken, und wir haben Scenen von Elend gesehen, die man in Teutschland für unglaublich halten würde. Der Mangel an allem, was zur Erhaltung des Lebens gehört, würde die Unsicherheit der Straßen, als erste Folge nach sich ziehen, doch ist dies bei weitem in Sizilien nicht so sehr der Fall wie im Genuesischen und dem Kirchenstaate. Uns ist nichts begegnet, und wir haben auch nichts von Räubereien gehört, so daß ich die Berichte einiger Reisebeschreiber über diesen Punkt für sehr übertrieben halte: diese passen mehr auf Kalabrien als auf Sizilien.

Palermos Lage ist schön am Ufer des Meers, aber doch bei weitem nicht mit der Lage Neapels zu vergleichen. Die Straßen Toledo und Maqueda die beide nach der Schnur gezogen sind, und sich rechtwinklich durchschneiden, theilen die Stadt in 4 Theile, und bilden, da wo sie zusammestoßen, einen schönen Prospekt. Wir haben die schöne Kirche der heil. Rosalia besehen und sehr bedauert, das be-

rühmte Fest dieser Heiligen, das im Juli gefeiert wird, nicht hier zubringen zu können. Doch haben wir aus Andacht für die schöne Schutzpatronin Palermos ihre Kapelle al Pellegrino besucht. Diese liegt auf einem hohen Berge bei der Stadt, über dem Haven, in einer Felsengrotte ist ihr Bild von Marmor, wie ein schlafendes, junges und schönes Mädchen. Auf der Höhe des Berges selbst ist ein Thurm, von wo aus hier den ankommenden Schiffen Signale gegeben werden. Von dieser sehr beträchtlichen Höhe, die wir mit Mühe erstiegen, sieht man im Meere die Liguriſchen Inseln, und landwärts den Aetna, der mit Schnee bedeckt, weit über alle andre Berge Siziliens hervorragt.

Auf beiden Seiten der Stadt liegen die Landhäuser des hiesigen Adels, ai Colli und la Bagueria. In der Bagueria ist die Villa Valguernera an Pracht und Größe die erste. Der wegen seiner Sonderbarkeit so bekannte Palazzo des Prinzen Palagonia verdient kaum gesehen zu werden. Der jetzige Besitzer hat nach dem Tode des Schöpfers der hier versammelten Ungeheuer, die meisten dieser bizarren Figuren wegräumen lassen, und die ganze Villa scheint ihrem Verfalle nahe zu seyn. — Unter den Klöstern zeichnet sich die reiche Benediktinerabtei, S. Martino, die einige Miglien von der Stadt

in einem einsamen Thale liegt, aus. Sie hat 70,000 Skudi Einkünfte, und alle Mönche der Abtei sind Edelleute, denn in Neapel und Sizilien ist der Eintritt in diesen Orden, der die reichsten Stiftungen hat, ein ausschließliches Vorrecht des Adels. Wir wurden in dieser Abtei, die wir mit einer Gesellschaft von Palermo aus besuchten, fürstlich bewirthet, mehrere sehr modern ausgezierte Zimmer sind zum Empfang der Fremden bestimmt. Das Mittagessen würde selbst nach dem Ausspruch eines Apicius und Fingerlinst wegen der ausgesuchten Speisen und köstlichen Weine, Beifall erhalten haben. — Ich habe nie ein Kloster gesehen, dessen Bewohner den Freuden der Welt weniger abgeneigt zu seyn scheinen. Die Kirche ist mittelmäßig, ihre Wohnungen hingegen Pallastmäßig. Jeder Geistliche hat 2 sehr große Zimmer, die wir alle sehr modern und schön ausgeziert fanden. Zu der Wohnung des Abts führt eine Marmortreppe mit alabasternem Geländer; sie haben eine schöne Bibliothek, ihren vom Kloster besoldeten Bibliothekar und Kapellmeister, — sehr gute Kost und wenig geistliche Beschäftigungen, einen schönen Pferdestall, — und da alles was um das Kloster herliegt, zu demselben gehört, mehrere Wirthschaftsgebäude, die der Klausur nicht unterworfen sind, und in denen wir

verschiedene Personen weiblichen Geschlechts fanden, Einige Herren unsrer Gesellschaft fühlten plötzliche Triebe in diesen frommen Orden einzutreten. Wir fanden da einen alten 76jährigen Engländer, Mr. Smith, den Legationssekretair des ehmaligen Englischen Gesandten Ritter Hamilton, der von Neapel mit dem Könige bei dem Einfall der Franzosen nach Palermo kam, wo Smith der mit Hamilton nicht nach England zurückgehen wollte, sich als ein Katholik in diese Abtei begab, um den Rest seines Lebens hier in Ruhe zuzubringen. —

Vor dem Thor das nach Monreale führt, ist ein großes Kapuzinerkloster, das wegen seiner Todtengruft sehr berühmt ist. Sehr viele Palermitaner lassen sich hier begraben. Ihre Körper werden gleich nach dem Tode in einem besondern Keller ausgetrocknet, und dann nach 6 Monaten in die Gruft gebracht: dies ist ein unterirdischer Kreuzgang, mit mehreren Nebenkapellen. Hier stehen die Todten alle neben einander an der Mauer befestigt in Kapuzinerkutten, jeder hat in der Hand einen Zettel mit seinem Namen befestigt. Dies sind keine Todtengerippe sondern ausgetrocknete Körper, wo die Züge der Physionomie sich noch erhalten haben, doch ist jedes Gesicht durch den Krampf des letzten Augenblicks ganz verzerrt. So stehn die Todten in

langen Reihen, und darzwischen Altäre vor denen Lampen blennen, und worauf täglich Messe gelesen wird. Das ganze macht den schauderhaftesten Anblick. In einer Nebenkapelle sind mehrere Kasten, in denen die ausgetrockneten Körper mehrerer Personen des hiesigen Adels liegen. Oefters kommt der Sohn in dieses Kloster um die Mumie seines verstorbenen Vaters sich aufdecken zu lassen, und bei ihr seine Andacht zu verrichten. Ein Gebräuch der einst in Aegypten herrschte, und sich nun in diesem Kloster wieder findet. So wandelt alles durch Reihen von Jahrhunderten, um irgendwo aufs neue wieder zu erscheinen. — Unter so manchen Gebäuden, die von der entfernten Vorwelt sich bis auf unsre Zeiten in Sizilien erhalten haben, ist ein zwar nicht so altes, aber seiner Seltenheit wegen, einziges Gebäude, das ehmals von einem der Sarazenischen Sultane, die in Palermo herrschten, zur Sommerwohnung für seine Tochter Ziza erbauet ward, und ganz im Arabischen Styl aufgeführt ist. Dieser sehr massive Pallast hat sich völlig wohl erhalten und gehört jetzt einem Sizilischen Großen. Sehr interessant ist der große, durch 2 Stockwerke gehende Saal, dessen Wände mit Arabischen Inschriften geziert sind; in dem Boden ist ein Springbrunnen. In neuern Zeiten sind einige Inschriften

in Spanischer Sprache zum Lobe der Ziza, in Stein gebauen, in diesem Saal angebracht worden; das Ganze erinnert an die Zeiten der Sarazenen und erfüllt den Geist mit Bildern Morgenländischer Pracht. Eine Platteforme deckt das Gebäude, und eine Spanische Inschrift sagt dem Fremden, Sizilien sey der Garten Europas, Palermo liege in der schönsten Gegend der Insel, und die Aussicht von der Platteforme dieses Schlosses sey die schönste von Palermo. Ein Flügel verbindet dieses Schloß mit einer ehemaligen Moschee, die nun in eine Kirche verwandelt ist. —

Palermo ist auf Kosten aller übrigen Städte Siziliens verschönert worden, denn aus dem ganzen Lande verzehrt der reichste Adel hier seine Einkünfte, und lebt auf einen sehr luxuriösen Fuß. Die schöne Marina ist des Abends mit Reihen von Equipagen bedeckt, die an Schönheit der Pferde und Wagen mit einander wetteifern. Die prächtigsten Feste, der größte Aufwand an Bedienten u. s. w. macht, daß Palermos Bürger mit ihrer Lage zufrieden zu seyn Ursache haben. Dagegen herrscht Jammer und Elend in der ganzen Insel, und alle Bewohner erliegen unter dem harten Feudalzwang. — Die Marina, ein Spaziergang am Ufer des Meeres längs der Stadtmauer ist gewiß einer der schönsten

Italiens, an der Marina ist ein öffentlicher Garten, der zu allen Zeiten offen ist. Schöne Bereaux von Zitronenbäumen machen daß er mit Recht den Namen Flora führt. An diesen stößt der botanische Garten, und das schöne botanische Gebäude. In diesem Garten gedeihen die fremden Gewächse der südlichern Länder unter freiem Himmel.

Den 16. März. Das Sprüchwort des Italieners Una Isola, una prigione ist sehr wahr, und wir haben dieses zu unserm Schaden erfahren. Unsre Absicht war, höchstens bis den 8. März Palermo zu verlassen; wir haben auf dem einzigen Schiffe, das unter freier Flagge von hier nach Neapel abgeht, Plätze in der Kajüte genommen, die wir sehr theuer bezahlen müssen, und schon über 10 Tage werden wir theils durch Wind und Wetter, theils durch das Zögern des Kapitains, eines Genueſers, der unter Russischer Flagge fährt, hier zurückgehalten. Wir eilen nach Rom, um zu der Settimana Santa da einzutreffen; und jeder Tag den wir hier in einem eben so schlechten als theuren Wirthshause zubringen, ist für uns verloren. Endlich ist die Abreise auf Morgen Abend bestimmt. Von den Corsaren haben wir nichts zu befürchten, und der heilige Name des Schiffs la Madonna del Rosario muß alle Stürme von uns abwenden.

Doch traue ich mehr auf die Erfahrenheit des Kapitains, der ein guter Schiffsmann seyn soll, als auf dem Schutz der Madonna. *)

Neapel den 20. März. Gestern Abends sind wir nach einer sehr glücklichen Fahrt hier angekommen. Den 17ten Abends schifften wir uns mit mehr wie 50 Passagiers in Palermo ein. 5 Theatiner und Benediktinermönche, die erste Sängerin, und die erste Tänzerin des Palermitanischen Theaters machten nebst vielen andern unsre Reisegesellschaft aus. Il peccato e la Confessione sagten einige unsrer Reisegefährten. Ein so heftiger Scirokko blies uns in den Rücken, daß wir in einer Stunde gegen 10 Miglien zurücklegten. Heute Morgen erhielten wir erst die Pratika und konnten das Schiff verlassen.

*) Wir danken unserm lieben Landsmann für diese Blicke auf ein Land, das höchst wahrscheinlich einer baldigen Wiedergeburt sich erfreuen darf. Denn wenn anders der jetzige Krieg der mächtigsten See- und Landnation kein bellum internecinum seyn soll, so muß das alte Mittelmeer nebst allen seinen Küsten und Inseln bald überall den Einwirkungen eines Genius offen stehen, der sich schon zweimal auf demselben unsichtbar zu machen und seinen Feinden zu entschlupfen wußte. Der Ozean gehört den Britten. Das Mittelmeer den Franzosen! Unterdessen ersuchen wir unsere Leser, Seume's Hymnus an die verödete Ceres in seinem (neuaufgelegten und verbesserten) Spaziergang nach Syrakus nachzulesen. T.

ihrem Herzen war so wohl dabey, daß sie traurig wurden, sobald etwas nicht gefällig und nicht schön war. Die schlechteste Feldblume, das kleinste Morgen- oder Abendwölkchen bekam für sie etwas, das ihnen gefiel: deswegen hatten sie tausendfache Freude. Sie wollten aber wieder gefallen, und wieder Freude machen. Keine Blume hätten sie muthwillig zerrissen; kein Würmchen, das an der Sonne lag, in seiner Ruhe gestört. Ein lachender Blick, ein freundliches Wort von andern Mädchen, und der Kuß einer Vertrauten war ihnen mehr, als das liebste Spiel. Sie wollten nicht, daß durch ihre Schuld jener Blick trübe, jenes Wort unfreundlich würde. Sie wollten immer mit gutem Gewissen den Kuß ihrer Vertrauten annehmen können. Wenn sie etwas dachten, das nicht schön war, so schämten sie sich, als ob ihre Gespielen es sähen oder hörten, denn sie waren offenherzig.

So bildeten sich die jüngsten Schülerinnen unter den Händen des **Charmides** und der **Thyone**. Zugleich empfingen sie Unterricht im Tanzen, Singen und Flötenspielen, wodurch von Tage zu Tage der Körper geschmeidiger, das Herz biegsamer, die Seele heiterer und der Geist mehr zu den Eindrücken des Schönen gestimmt wurde.

Den Morgen zuvor, ehe man sie feyerlich den Grazien weyhte, versammelten sich die Mädchen der zwooten und dritten Ordnung. In ihre

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Die Vermählung. 157

2. Erinnerung und Vergessenheit. . . . 160

II. Beantwortung der Rüge einiger Neuerungen in der Teutschen Sprache. 162

III. Begriffe und Ursprung des Idealismus und Materialismus. 183

IV. Blicke auf Sizilien. 203

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

11. Stück. November 1804.

1. Weihnachtsgeschenke.

Da sich zeither mehrere Liebhaber, wegen der zu Weihnachtsgeschenken bestimmten Artikel unsers Verlags, zu spät und so kurz vor dem Eintritt des Weihnachtsfestes an uns wendeten, daß es unmöglich war, ihre Wünsche zu rechter Zeit zu befriedigen, so müssen wir bitten die Bestellungen früher bei uns, oder den zunächst liegenden Buchhandlungen zu machen.

Folgendes könnten wir zu dieser Absicht für Kinder und Erwachsene empfehlen.

1) Batsch, Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber welche keine Gelehrte sind. Mit ausgemalten Kupfern 3te Auflage gr. 8. 1804. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

2) Dessen geöffneter Blumengarten, theils nach dem Engl. von Curtis botan. Magazin, theils mit neuen Originalen bereichert. Zur Erläuterung der Frauenzimmer-Botanik. Mit 100 ausgem. Kupfern, und Franz. und Teutschen Text. 2te Aufl. 1802. gr. 8. gebunden 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 Fl.

3) Bertuchs Bilderbuch für Kinder, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten und aller andern unterrichtenden Gegenstände aus dem Reiche

der Natur, der Künste und Wissenschaften, alle nach den besten Originalen gemalt und gestochen, und mit einer kurzen wissenschaftlichen Erklärung begleitet, Franz und Teutsch, von Nro. 61 an und sofort ist der Text vierfach, nämlich Teutsch, Französisch, Englisch und Italienisch, 80 Hefte mit ausgemalten Kpfrn. 53 Rthlr. 8 gr. oder 96 Fl. — Dasselbe mit schwarzen Kupfern 26 Rthlr. 16 gr. od. 48 Fl.

4 Funke's ausführlicher Text dazu, ein Kommentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werks zum Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen, zu allen 80 Heften complett 15 Rthlr. 8 gr. od. 27 Fl. 36 Kr.

(Liebhabern, welche sich nicht das ganze auf einmal anschaffen wollen, lassen wir auch einzelne Hefte und Bände ab. 20 Hefte des Bilderbuchs machen einen Band aus, wozu jedesmal 2 Bände des Funkschen Textes gehören.)

5) Bertuchs Mikroscopisches Kabinet, enthaltend Gegenstände aus allen 3 Naturreichen, zum genauen Studium der Natur und ihrer Wunder, für Liebhaber der Naturgeschichte. 1te Lieferung. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 Kr.

6) Die blaue Bibliothek für Kinder herausgegeben von einem Freunde derselben 1 — 48 Bändchen 12. auf Schrbpr. und geheftet 2 Rthlr. 3 gr. od. 3 Fl. 50 Kr. auf Druckpapier 19 gr. od. 1 Fl. 36 Kr.

7) Kraus A B C des Zeichners mit 10 Kpfrt. 4te Aufl. gr. 8. 1803. 8 Gr. od. 36 Kr.

8) Oessen Uebungen für Zeichenschüler, als Fortsetzung des A B C des Zeichners. 1r u. 2r Heft. 4to 1799. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

9) Rockstroh's Anweisung zum Modelliren aus Papier oder aus demselben allerlei Gegenstände im Kleinen nachzumachen. Ein nützlicher Zeitvertreib für Kinder, mit einer Vorrede v. Hrn. Leg. Rath Bertuch, mit 21 Kpfr. gr. 8. 1802. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

10) Sowerby's botanisches Zeichenbuch oder leichter Unterricht Blumen richtig nach der Natur zu zeichnen, mit 2 illum. Kpfrt. gr. 4. 1797. 9 Gr. od. 40 Kr.

11) Gaspari's Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses 1ter und 2ter Cursus. Neueste Aufl. 1804. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. od. 3 Fl.

12) Neuer methodischer Schulatlas dazu, entworfen von J. C. Güßefeld. 11 und 21 Cartes. 4to. 3 Rthlr. 16 gr.

13) Ein kleiner dazu gehöriger 4 zolliger Erdglobus in einem Kästchen. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 Kr.

14) Ein dergl. Himmelsglobus. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.

15) Atlas minimus universalis. Atlas de Poche, composé de 43 Cartes et d'autant des Tables statist. et enrichi des decouvertes les plus récentes. A l'usage des Voyageurs et en général de toutes les personnes qui ne veulent se charger d'un grand Atlas. 8vo trav. retié. 5 Rthlr. od. 9 Fl.

Weimar im Novbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Uebersetzung von Winterbottom.

Von folgendem sehr interessanten Werke:

An Account of the Native Africans in the Neighbourhood of *Sierra Leone*; to which is added: an Account of the present State of Medicine amongthem. *By Th. M. Winterbottom*, M. D. Physician to the Colonie of Sierra Leone 2 Vols 8vo.

wird ein zweckmäßig bearbeiteter Auszug mit Einleitung und Anmerkungen in einem der nächsten Bände der Sprengelschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen in unserm Verlage erscheinen.

Weimar im Novbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Neue Verlagswerke bei F. Nicolovius in Königsberg.

Bey Friedrich Nicolovius, Buchhändler zu Königsberg in Preußen, ist so eben erschienen:

Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren, ein Beitrag zur Kenntniß seines Charakters und seines häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgange mit ihm, von E. A. Ch. Wasianski. 18 gr.

Ueber den Schädel Kant's. Ein Beitrag zu Gall's Hirn- und Schädellehre, von Dr. W. G. Kelch. 8. 6 gr.

Beweis, unumstößlicher, daß ohne die schleunige Niedermetzlung aller Juden, und den Verkauf aller Jüdinnen zur Sklaverei, die Welt, die Menschheit, das Christenthum und alle Staaten nothwendig untergehen müssen, von Dominicus Hamann Epiphanes, dem Judenfeinde. Ein Sendschreiben an Herrn Justiz-Commissarius Grattenauer. 8. 7 gr.

Wißelink's (W.) Seelenlehre für Kinder einer guten Erziehung nach den einfachsten und faßlichsten Grundsätzen entwickelt, mit steter Hinsicht auf die Thierwelt. Eine Einleitung zum Unterricht in der Religion für die häusliche Erziehung. 1 Bd. (auch unter den Titel.)

— Morgenstunden eines Vaters mit seinen Kindern. 3. Bd. 8. 18 gr.

Fourcroy's (A. F.) System der chemischen Kenntnisse im Auszuge von Fr. Wolff. 4 Theile. gr. 8. Königsberg, bey Friedrich Nicolovius. 10 Rthlr.

Fourcroy's Werk ist der vollständigste Lehrbegriff der Chemie, der bisher erschienen ist. Man findet nicht allein alle richtige Thatsachen in diesem Werke vereinigt, sondern auch auf eine zweckmäßige Art zusammengestellt, und auf eine angenehme Art vorgetragen. Was dem Verfasser vorgeruckt werden könnte, ist ein etwas zu wortreicher Vortrag, und Wiederholungen, auf welche man an mehreren Stellen des Originals trifft. Es war daher sehr zweckmäßig, einen Auszug aus diesem Werke zu liefern, in dem, mit Beibehaltung alles Wesentlichen und Aufführung aller Thatsachen, die Beschränkungen nur den Ausdruck betreffen. Dadurch, daß manche zu wortreiche Periode mehr ins Enge gezogen, eine Sache nur einmal gesagt wurde, ließen sich die zehn Bände des Originals auf vier zurückbringen. Nur muß man bemerken, daß die Bände des Auszuges an Bogen-

zahl die des Originals bei weitem übertreffen, und daß der Auszug ungefähr nur um ein Drittheil kürzer ist, als das Original.

Wir dürften nur die Inhalts-Anzeige herſetzen, um jeden Liebhaber der Chemie zu überzeugen, daß dieſes Lehrbuch zu den unentbehrlichſten Hülfsmitteln gehört, um ihn in ſeiner Wiſſenſchaft weiter zu bringen, allein der Raum dieſer Blätter erlaubt es nicht. Wir wollen uns daher begnügen, den Käufer zu verſichern, daß dieſe Teutſche Bearbeitung das Original vollkommen erſetzen kann, da der Ueberſetzer bei ſeiner Arbeit keine Mühe und Sorgfalt geſpart hat, und ihr durch die größere Präciſion des Vortrags, durch manche Berichtigungen und Zuſätze noch Vorzüge vor jenem ertheilt hat. Das Publikum hat auch bereits entſchieden, daß durch dieſen vollſtändigen Auszug eine wörtliche unabgekürzte Ueberſetzung nicht nur entbehrlich, ſondern auch ganz überflüſſig gemacht iſt, daher auch dieſe gar nicht weiter zu erwarten iſt.

Schmalz (Theodor) Encyclopädie des gemeinen Rechts zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1 Rthlr.

— natürliches Staatsrecht. Zweite vermehrte Auflage. (auch unter dem Titel)

— das Recht der Natur. 2. Bd. 8 gr.

Schulz (Johann) Anfangsgründe der Mechanik. Mit Kupfern. gr. 8. 12 gr.

— Entwickelung, ſehr leichte und kurze, einiger der wichtigſten mathematiſchen Theorien. 4. 1 Rthlr. 20 gr.

Baczko's (Ludwig von) Lehrbuch der Welt- und Menſchengeſchichte, zum Gebrauch der Schulen. 2 Theile, mit Tabellen. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

— Lehrbuch der Preußiſchen Geſchichte, zum Gebrauch für Schulen. 8. 8 gr.

Elsner (Ch. Fr.) oratio de novae peſtis Americanae ortu. 8. 2 gr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Gedanken und Meinungen über Manches im Dienſte,

und über andere Gegenstände. Zweite vermehrte Auflage. 1 Rthlr. 6 gr.

Anhang dazu, für die Besitzer der ersten Auflage besonders abgedruckt. 8 gr.

IV. Miroir de la France, Recueil historique, politique et littéraire. No. IX. 1. Juin.

Rapport fait par le sénateur Lacépède, au nom de la commission spéciale du sénat, le 28 floréal an XII. Senatus-consulte organique du 28 floréal, an XII. Notes,

No. X. et XI.

Procès de Georges, Pichegru, Moreau et autres. Recueil des interrogatoires subis par le Général Moreau, des interrogatoires de quelques-uns de ses co-accusés, des procès-verbaux de confrontation, et autres pièces produites au soutien de l'accusation dirigée contre ce Général.

V. Archives littéraires de l'Europe.

Table des matières.

No. 5.

Considérations historiques sur l'empire de la mer chez les anciens et modernes, second extrait, par M. M. — Le maréchal de Munnich, premier extrait, par M. Ch. Vg. — Recherches et observations sur les lois somptuaires des Romains, pendant la république, par M. Pastoret. — Lettre du professeur Prévost de Genève, sur J. J. Rousseau aux Rédacteurs des Archives littéraires de l'Europe. — Idées sur la corruption morale de la langue françoise. — Notice sur la vie de M. Schoepflin, par M. J. G. S. — Sur l'agriculture des Ara-

bes en Espagne; premier article, par M. Corrêa de Serra. — Idées sur ce qu'on peut appeler Commun et Bas dans les Beaux-Arts, et sur l'usage qu'on en peut faire, par M. Ch. Vg. — De la philosophie de Pétrarque, par M. J. Ll. D. — Sur l'éducation des filles, et sur les femmes de lettres. Lettre d'une mère à sa fille, par M. E. H. — La mère auprès du tombeau de son fils, traduit de l'allemand de M. Claudius, par M. Ch. Vg. — *Gazette littéraire.*

VI. Taschenbuch für Damen auf 1805. Mit Kupfern. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Schiller und andern.

Inhalt.

Erklärung der Kupfer. Der Jüngling am Bach von Schiller. Abendwehmuth von Matthisson. An Haug und seine Louise von Ebendemf. Der Centauer von Pfeffel. Die Zauberin von Ebendemf. Die gelbe Rose von Ebendemf. Das Steckenpferd von Ebendemf. Der Wolf und das Lamm von Ebendemf. Vergeltung, eine Erzählung von L. F. Huber. Bergliedl von Schiller. An den Frieden von Matthisson. Frage von Haug. Der Dogge und der Bettler von Pfeffel. Die Bescheidenheit von Ebend. Der Schmerz von Ebend. Die Ameise und die Grille von Ebend. Der Cherub von Ebend. Die Schwalbe von Ebend. Die Erbschaft von Lafontaine. An die Nachwelt von Pfeffel.

Cotta'sche Buchhandlung.

VII. Archives littéraires de l'Europe. No. 7.

Table des Matières.

Notice sur M. Canova, sur sa réputation, ses ouvrages et sa statue du Pugilateur, par M. Quatremère des Quincy. Observations sur la Langue

grecque. Lettres sur l'état des sciences des lettres, des beaux arts et des moeurs en Danemark au commencement du 19me siécle, première lettre. Des moyens dont il ne faut pas se servir pour avoir du succès dans le monde. Observation sur le froid de Russie. Sur la traduction de l'Enéide par M. Delille, seconde article, par M. Ch. Vg. Ebauche d'une histoire de la Sibérie. Traduction d'une Ode allemande du Comte Fr. L. de Stolberg par C. Vg. *Gazette littéraire.*

Gotta.

VIII. Anzeige der Subscription zur Herausgabe der sämmtlichen Werke von Johann Gottfried von Herder.

Die bereits angekündigte Herausgabe der sämmtlichen Werke Herders sollte das Denkmahl seyn, das dem Verewigten von der hinterlassenen Familie, von seinen Freunden und von allen, die Herders Geist und Gemüth ehrten, errichtet werden sollte.

Allen diesen wird daher die Nachricht willkommen seyn, daß die Anordnung hiezu bereits so weit gediehen ist, daß zu Ostern 1805 die erste Lieferung davon erscheinen wird.

Um diese Ausgabe zu einem Denkmahl zu erhöhen, wählte man den Weg der Subscription, damit die Namen der Verehrer Herders, als bleibend der Nachwelt aufgezeichnet würden. Die Anordnung der Herausgabe der Schriften selbst geschieht von der Familie mit Unterstützung von Männern, deren literarischer Ruhm entschieden ist, die dieselben revidiren, die ungedruckten Papiere des Nachlasses dabei benutzen, und mit erläuternden Vorreden und Anmerkungen begleiten werden; wir rühmen uns der Theilnahme und Beihülfe eines Wieland bei dem ästhetischen, eines Heyne bei dem archäologischen, eines Johannes von Müller bei dem historischen, eines Thorild bei dem philosophischen, und eines Johann Georg Müller bei dem theologischen Theile.

Nach dem Willen des Seligen werden verlebte gelehrte Streitigkeiten, in so fern sie nicht wichtigen Einfluß auf den Fortgang der Literatur hatten, übergangen; nur der

reine Sinn des Verfassers, sein letztes prägnantes Urtheil wird unverändert in den ihm eigenen Worten und Ausdrükken übergeben werden.

Die ganze Sammlung der Schriften wird nach ihren Fächern geordnet, und mit neuen bereits zum Druck fertig liegenden Werken vermehrt. Wir fügen die Uebersicht derselben bei, ohne jedoch die Ordnung, in welcher die Schriften erscheinen werden, bestimmen zu wollen.

I. Abtheilung. Schriften zur Religion und Theologie.

1) Heilige Reden, (ungedruckt).
2) Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts.
3) Ueber die Offenbahrung Johannis
(mit einer ungedruckten metrischen Uebersetzung).
4) Vom Geiste der Ebräischen Poesie.
5) Briefe, das Studium der Theologie betreffend
(durch ungedrucktes Manuscript bereichert).
6) Christliche Schriften.

II. Abtheilung. Schriften zur Philosophie und Geschichte.

1) Persepolis, nebst ungedruckten persepolitanischen Briefen.
2) Sophron, zur Bildung jugendlicher Seelen gesammelte Reden (ungedruckt).
3) Preisschriften, historisch-philosophischen Inhalts.
4) Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit.
5) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.
6) Kleine philosophisch-historische Aufsätze aus den Briefen zur Beförderung der Humanität, den zerstreuten Blättern, Adrastea, Journalen und ungedruckten.
7) Andenken an verdiente Männer
(aus zerstreuten Schriften gesammelt).
8) Gott.
9) Metacritik und Calligone. (Ihr Geist in einem friedlichen Auszuge.)
10) Herders Biographie.
Hiezu sein Briefwechsel mit Hamann (und vielleicht Auszüge aus interessanten Briefen über Italien und andere.

III. Abtheilung. Schriften zur schönen Literatur und Kunst.

Mitte ſtellte man diejenige, welche zur Einweyhung beſtimmt war, denn ihr mußten die übrigen insgeſammt ein Zeugniß geben, daß ſie den Raſen-Altar zu ſehen verdiene. Darauf kamen die Lehrmeiſterinnen im Tanzen und Flötenſpielen. In beyden Künſten wurde von der Schülerin eine Probe verlangt; und dabey folgendes Lied geſungen, deſſen Auslegung Theone mit einer mütterlichen Umarmung verſiegelte.

„Flötenſpielerin!
Lieblich iſt die Flöte,
Wenn du ſie an deine Lippen legſt,
Wenn, mit jungfräulicher Röthe,
Du die Augen niederſchlägſt.
Wie den halb erweichten Schnee
Laue Zephyretten ſchmelzen;
Wie ſich in dem erſten Klee
Kaum gebohrne Götter wälzen;
So ſpielen die Töne der Flöte dahin.
Du ſollſt die Mädchen unterweiſen,
Flötenſpielerin!
Damit ſie alle die Grazien preiſen.

Holde Tänzerin!
Lieblich ſind die Reyhen,
Wenn du ſie mit leichter Anmuth führſt;
Lieblich, wenn mit Schmeicheleyen
Du das Nymphen-Chor regierſt.

1) Der Cid, (eine Epopee nach Spanischen Romanzen, ungedruckt).
2) Fragmente zur teutschen Literatur.
3) Critische Wälder.
4) Stimmen der Völker (neue nach dem vorgearbeiteten Plan des Verf. verbesserte und vermehrte Ausgabe der Volkslieder).
5) Preisschriften (im Fach der schönen Literatur).
6) Poesien und Aufsätze, die Griechisch-Römische, morgenländische und vaterländische Literatur betreffend.
7) Terpsichore. Andenken an Teutsche Dichter.
8) Eigene Gedichte (mit ungedruckten).
9) Critik für schöne Literatur und Kunst.
(Aus zerstreuten und ungedruckten Schriften gesammelt.)
10) Dramatische Poesien, worunter ungedruckte Stücke.

Sämmtliche Werke erscheinen in Lieferungen von 6 zu 6 Bänden, von denen die ersten zur Ostermesse 1805, oder doch bald nach derselben, die folgenden von Messe zu Messe kommen werden. — Jede Lieferung wird von der dreifachen Abtheilung des Inhalts 2 Bände enthalten, und wo möglich jedesmal mit neuen ungedruckten Stücken versehen werden.

Der Preis von einem Band ist für die Subscribenten und Pränumeranten das Alphabet 1 Rthlr. 12 Gr. Sächs. oder 2 Fl. 42 Kr. der Ladenpreis aber 2 Rthlr. Sächs. oder 3 Fl. 36 Kr.

Da die Namen der Subscribenten dem Werke vorgedruckt werden, so bittet man angelegenst dieselben baldigst an den Verleger, und spätestens bis Febr. einzusenden. Hr. Post-Sekretär Jänisch in Gotha und alle solide Buchhandlungen werden gern Bestellungen übernehmen, so wie denen, die durch Sammlung von Subscribenten die Sache befördern werden, 10 pro Ct. Rabbat zugesichert wird.

Exemplare auf Velinpapier müssen binnen hier und Martini bei dem Verleger bestellt werden, da alsdann der Druck anfängt.

Wir haben zu dem gebildeten vaterländischen Publikum das gerechte Vertrauen, daß es diese Ausgabe der Herderischen Schriften, als ein der Nation angehörendes Gut, welches auch bei fremden Völkern der Teutschen Art und Kunst Ehre bringen wird, mit Güte aufnehmen und befördern werde.

Der reinste Zweck moralischer Fortbildung, der den unsterblichen Verfasser bei der Abfassung seiner Schriften leitete, ermuntere und leite auch dieses Unternehmen, dieses Denkmal, für den verewigten Herder.

Den Verlag der in dieser Anzeige angekündigten sämmtlichen Werke Herders hat unterzeichnete Buchhandlung übernommen, und wird für gefälligen, schönen und korrekten Druck, so wie für die möglichste Beschleunigung der Herausgabe besorgt seyn.

Tübingen, 15. Septbr. 1804.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

IX. Neue Verlagswerke von Cotta.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind von Ostern 1803 bis 1804 erschienen:

Allgemeine Zeitung 1804. 4. Der Jahrgang 10 Rthlr. 18 fl.

Das Publikum kennt und schätzt dieses seit 1798 bestehende Institut als die vollständigste Sammlung aller zur Zeitgeschichte erforderlichen Materialien.

Vollständige Exemplarien von 1798 bis zum laufenden Jahre, sind in der Verlagshandlung für 5 Carolins zu haben.

Almanach des Dames pour l'an 1804 avec gravures. relié. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Da dieser Almanach in Hinsicht auf Inhalt und Kupfer sich nicht auf Gegenstände von augenblicklichem Interesse einschränkt, sondern durch die Bemühungen der Französischen Gelehrten und Künstler, welche ihn in Paris herausgeben, einen bleibenden Werth erhält, so verdient er in jeder Damenbibliothek aufgestellt zu werden.

Es sind noch einige vollständige Exemplarien von denen nun erschienenen drei Jahrgängen zu haben.

Archiv, juridisches, von Gönner, Gmelin, und Zasinger, IV B. in 4 Heft. gr. 8. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Mit strenger Unpartheilichkeit werden in diesem Ar-

chin alle neuen Produkte der juridischen Literatur angezeigt, und manche wichtige Gegenstände durch eigene Abhandlungen erläutert.

Archives littéraires de l'Europe ou Mélanges de Littérature, d'Histoire et de Philosophie, par MM. Suard, Segur l'aîné, Pastoret etc. Suivis d'une gazette littéraire universelle, gr. 8. 1804. 12 cahiers. 7 Rthlr. 4 gr. 12 fl. 24 kr.

Seit dem Anfange dieses Jahres erscheint diese Monatschrift. Sie ist in Frankreich und Deutschland mit allgemeinem Beifall aufgenommen und in mehrern kritischen Blättern als die vorzüglichste Zeitschrift anerkannt worden. Wenn ihr die ersten 6 Hefte, die nun ausgegeben sind, ein so ausgezeichnetes Lob bewirkten, so wird die Folge dieses noch mehr rechtfertigen.

Burdin vom Menschen, aus dem Französischen von D. Neuß, in Heften 2r B. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Damenkalender, herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Schiller und andern, 1804. mit Kpfr. geb. 16. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

So wie dieser Jahrgang seiner Vorgänger würdig ist, so wird der künftige auf 1805 gleichen Beifall erhalten.

Ehlers, W., Gesänge für die Chitarra, qu. Fol. br. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Es war ein glücklicher Gedanke Hrn. Ehlers, einige der vorzüglichsten Gedichte für die beliebte Chitarra so in Musik zu setzen, daß dadurch den Liebhabern die Erlernung dieses Instruments sehr erleichtert wird.

Emilien, die beiden, Drama in 4 Aufzügen nach dem Englischen, fl. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Wir verdanken diese Uebersetzung einer geistvollen Dame, und daß diese sich einer solchen Arbeit unterzog, spricht für die Güte des Originals.

Fernow, Prof. in Jena, italienische Sprachlehre, 2 Thle. gr. 8. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

So groß auch die Anzahl der seit einigen Jahren erschienenen italienischen Grammatiken ist, so sehr zeichnet sich diese vor allen aus. Der lange Aufenthalt des Verfassers in Italien, sein tiefes Studium der italienischen Sprache, verbunden mit seinen philosophischen und ästhe-

tischen Kenntnissen, setzten ihn in Stand, ein Werk zu liefern, dergleichen wir noch keines haben, das keiner entbehren kann, der diese Sprache gründlich erlernen will, und das dabei die Erlernung aufs äußerste erleichtert.

Flatt (D. J. F.) Magazin für christl. Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion, fortges. von D. Süskind. 11s Stück. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der bisherige würdige Herausgeber hat die Redaktion an einen der Mitarbeiter, Hrn. D. Süskind, abgegeben, den das Publikum schon längst von einer rühmlichen Seite kennt, und von dem es erwarten darf, daß er dieses allgemein geschätzte Magazin in gleichem Werth erhalten werde.

Göthe, von, die natürliche Tochter. Trauerspiel, 12. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Es war nur Eine Stimme bei Erscheinung dieses Trauerspiels, die der größten Bewunderung — und nur Ein Wunsch, der nämlich, daß der berühmte Verfasser die Folge davon baldigst möchte erscheinen lassen.

Häberlins Staatsarchiv 39s bis 44s Heft, gr. 8. br. jedes Heft 10 gr. 45 kr.

Der Werth dieser für die Verfassung und Geschichte Teutschlands gleich wichtigen Zeitschrift bleibt der nämliche: sie sollte in keiner publicistischen und vaterländischen Bibliothek fehlen.

Hartleben, allgemeine teutsche Justiz- und Polizei-Fama, 1804. 4. br. 12 Hefte. 3 Rthlr. 4 gr. 5 fl. 30 kr.

Der dritte Jahrgang dieser Polizei-Zeitung, so wie die täglich sich mehrende Anzahl von Abnehmern, ist ein Beweis der ununterbrochenen Bemühungen des thätigen Verfassers, welchem wir ein Institut verdanken, wie keines noch vorhanden ist, und wodurch einem der dringendsten Bedürfnisse abgeholfen wird. Da vermittelst dieses Instituts alle in dieses Fach gehörigen Gegenstände einer genauern Prüfung unterworfen werden, und der Theoretiker, so wie der Praktiker, gleich interessante Aufschlüsse und Anleitungen dadurch erhält, da es außer diesem das zweckmäßigste Mittel zur Verfolgung und Ergreifung jeder Art von Verbrecher ist, so verdient es den

Beifall und die Unterstützung, die mehrere Regierungen ihm angedeihen lassen, und es ist zu hoffen, daß nachgerade alle zu einem gleichen Zwecke sich vereinigen, und dadurch nicht nur diesem Institut einen noch ausgebreitetern Nutzen bewirken, sondern auch dem Laster und Leichtsinn die Mittel des Verbrechens entziehen, und dies folglich vermindern werden.

Hoyer, Capitain, Taschenbuch für Soldaten auf 1804. geb. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Dieser zweite Jahrgang zeichnet sich durch gleich nützliche und angenehme Aufsätze wie der erste aus, und empfiehlt sich noch besonders durch eine interessante Darstellung der wichtigen Verbesserungen, welche das östreichische Militär seinem erhabenen Vorsteher; dem Erzherzog Carl, verdankt.

Hoyer, Capitain, allgemeines Wörterbuch der Artillerie, 1r B. mit Kpfr. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Der als militärischer Schriftsteller berühmte Verfasser gedenkt in 2 bis 3 Bänden alle zur Geschützkunde gehörigen Gegenstände in alphabetischer Ordnung wissenschaftlich zu erläutern, und dadurch dem angehenden Artilleristen, wie dem geübteren, einen gleich nützlichen Dienst zu leisten. Jenem, weil es ihn in Stand setzt, sich sogleich über Dinge zu belehren, die ihm ihrer Natur und der Zeit seiner Studien nach noch nicht bekannt seyn können; diesem, weil ihm das schnelle Auffinden jedes — seinem Gedächtniß vielleicht entfallenen — Gegenstandes erleichtert wird, und es ihm den jüngsten Zustand der Wissenschaft darstellt.

Huber, vierteljährliche Unterhaltungen, als Fortsetzung der Flora 1804. 8. br. 4 Hefte. 2 Rthlr. 20 gr. 5 fl.

In welcher Handbibliothek gebildeter Frauen unsers Vaterlandes sollte nicht die liebliche Flora von Pfeffel und andern ihm gleichgestimmten Schriftstellern und Dichtern des südlichen und nördlichen Teutschlands ihre Stelle erhalten haben? Sie ist jetzt mit dem zehnten Jahrgang geschlossen worden. An ihre Stelle treten die oben genannten Unterhaltungen, die Hr. Landes-Directionsrath Huber herausgiebt, und die zu den ausgesuchtesten und besten Schriften gehören, die unsere Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Wer sich beim

Verleger unterzeichnet, bezahlt für den ganzen Jahrgang, also für 48 Bogen nur 4 Gulden.

Miroir de la France, Recueil historique, politique et littéraire, 1er et 2e Trimestre.

3 Rthlr. 8 gr. 6 fl.

In dieser periodischen Schrift, wovon alle Monate zwei Hefte erscheinen, soll alles dasjenige mitgetheilt werden, was zur genauen Kennthiß Frankreichs in geschichtlicher und litterarischer Hinsicht gehört. Die bereits erschienenen 14 Hefte beweisen die Reichhaltigkeit des Stoffes, und das Interessante dieser Monatschrift.

Miscellen, englische, 12r bis 14r Bd. gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

— französische, 3r. bis 6r. Bd. gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Diese beiden Monatschriften sind hinlänglich bekannt, und beliebt — die erstere besorgt noch immer der nämliche Verfasser; die zweite hingegen hat vom 5n Band an in Hrn. Schweighäuser einen Redacteur gefunden, dessen Arbeit hinlänglich beweiset, welches Interesse ein viel umfassender Kopf in die Darstellung solcher Gegenstände zu legen weiß.

Mozin, Uebersetzung der neuen Sammlung franz. und teutscher Uebungsstücke, gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Eine neue Arbeit des zur leichtern und gründlichern Erlernung der französischen Sprache unermüdeten Verfassers, die gleiches Verdienst mit seinen andern Schriften hat, und jedem Anfänger aufs nachdrücklichste zu empfehlen ist.

Pfeffel poetische Versuche, 7r Thl. 8. Velinp. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. Postp. 16 gr. 1 fl. 12 kr. Druckp. 12 gr. 54 kr.

Auf Ostern 1805 erscheint der achte Theil dieser Original-Ausgabe eines der beliebtesten Dichter, dessen ähnliches Portrait beigefügt werden wird. Möchte dieser würdige Veteran der teutschen Dichtkunst noch lange der heitern Muße genießen, der das Publikum eine so anziehende und nützliche Lektüre verdankt!

Plank (D. G. J.) Ueber Trennung und Vereinigung der getrennten christlichen Hauptpartheien, mit einer kurzen historischen Darstellung der Umstände, welche

die Trennung der lutherischen und reformirten Partheien veranlaßten, und der Versuche, die zu ihrer Wiedervereinigung gemacht worden. 3.

1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Noch nie, seit der Trennung der christlichen Partheien, ist wohl dieser so oft zur Sprache gebrachte Gegenstand mit dem vielumfassenden Blick, mit der leidenschaftlosen, und doch der Wahrheit nichts vergebenden Mäßigung, mit der feinen Welt- und Menschenkenntniß, und zugleich mit der historischen Gelehrsamkeit behandelt worden, wie in dieser Schrift. Der Gegenstand derselben hat, unerachtet sich der Gesichtspunkt, aus dem man ihn sonst anzusehen gewohnt war, bei dem veränderten Geist der Zeit gar sehr verändert hat, immer noch für jeden denkenden Menschen ein vielfaches Interesse, und hat es durch einige neuere Zeiterscheinungen und Vorfälle aufs neue bekommen.

Plouequet (D. W. G.) initia bibliothecae medico-practicae et chirurgicae realis, Tom. XII. sive supplement. T. IVs.

5 Rthlr. 8 gr. 9 fl. 36 kr.

Mit diesem 12n Bd. erhält nun die medicinische Literatur das vollständigste Realrepertorium über alles, was bis auf den heutigen Tag in dieser weitumfassenden Wissenschaft geleistet wurde, und das mithin auf jeder öffentlichen Bibliothek, so wie in der Privatbibliothek jedes mit seiner Wissenschaft fortschreitenden Arztes sich finden sollte.

Posselt (D. E. L.) europäische Annalen, gr. 8. 1804.

4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Der berühmte Verfasser dieses nun zehenjährigen Instituts hat nur noch die Erscheinung des dritten Heftes erlebt; an seine Stelle werden nun andere Gelehrte treten, die dem Publikum zeigen sollen, daß sie würdig sind, in solche Fußstapfen zu treten und die Erwartungen zu erfüllen, welche man von Anfang an zu dieser Monatschrift hegte.

Posselt (C. F.) Beiträge zur Anatomie der Insecten, 1s Heft, mit Kpfr. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Je mühsamer die Untersuchungen sind, welche die Anatomie der Insecten erfordert, desto mehr wird man den Verfasser bewundern, der mit seltner Beharrlichkeit und Talenten diesen Gegenstand bearbeitete.

Reise über den Sund, 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.
Für die nähere Kenntniß von Dänemark und Schweden eine vorzügliche Schrift.

Richter, Jean Paul Friedrich, Flegeljahre, 3 Bändchen, 8. 3 Rthlr. 16 gr. 6 fl. 36 kr.
Das Genialische von Jean Paul erscheint in diesem Produkt der heitern Laune auf eine so ausgezeichnete Art, daß es alle seine Freunde mit gleichem Genuß lesen werden.

Schelling (F. W. J.) Philosophie und Religion, gr. 8. 12 gr. 54 kr.
Was auch die Gegner dieses vorzüglichen Kopfes gegen seine Lehren sagen mögen, so können sie nie in Abrede seyn, daß jedem seiner Produkte das Gepräge des Genies aufgedrückt ist, und daß er mit seltner Gabe die tiefsten Bemerkungen vorzutragen und zu entwickeln weiß.

Schiller, Fr. von, die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder. Trauerspiel mit Chören, gr. 8. Postp. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. Druckp. 20 gr. 1 fl. 30 kr.
So vielen Stoff zu Bemerkungen die Einführung der Chöre darbot, so muß doch jeder, der dieses Trauerspiel genau prüfte, und besonders derjenige, der es aufführen sah, bekennen, daß eben diese Chöre den Effekt des Ganzen, — das sich, wie alle Produkte des Verfassers durch die Erhabenheit der Gesinnungen, das ächt Poetische der Diktion, die richtige Haltung der Charaktere ꝛc. ꝛc., auszeichnet — außerordentlich erhöhten.

Stäudlin (D. Ph.) kirchliche Geographie und Statistik, oder Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der christl. Religion, 1r Theil, gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.
Dieses Werk, das eine wichtige Lücke unserer Literatur ausfüllt, ist mit so vieler Kenntniß und Sorgfalt verfaßt, daß es jeder Mann von Bildung mit Vergnügen und Nutzen lesen wird.

Taschenbuch auf 1804, herausgegeben von Wieland und Göthe, 16. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.
Wieland lieferte hier Erzählungen, wie sie von ihm zu erwarten sind, angenehm, lehrreich, klar und mit Fülle vorgetragen: Göthe, kleine, der Geselligkeit

gewidmete Lieder, Kinder einer heitern Laune und ganz dazu geeignet, diese in jedem fröhlichen Cirkel zu vermehren. Die meisten findet man in Ehlers Gesängen auf die Chitarra gesetzt.

Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde 1804, mit Kpfr. 16. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Diese nützliche Sammlung von interessanten theoretischen und praktischen Gegenständen der Gartenkunst verdient eine Stelle in jeder Gartenbibliothek, da die Redaktion vorzüglich darauf Bedacht nimmt, solche Aufsätze aufzunehmen, die durch die Erfahrung bewährt sind.

Tenneker (S. v.) Roßarzt, IIr. Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

— Zeitung für die Pferdezucht, Pferdehandel, Roßarznei- und Reitkunst, 2r u. 3r Bd. jeder Bd. von 4 Stücken, gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Beide Schriften können mit Grund allen denjenigen empfohlen werden, die sich den auf dem Titel angezeigten Gegenständen widmen: besonders werden beide dem Liebhaber der Reitkunst durch die praktischen Angaben von großem Nutzen seyn.

Werner (G. A.) Anleitung zum Uebersetzen aus dem Teutschen ins Griechische, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Den Beifall, den die Bemühungen des Verfassers für die Erlernung der lateinischen Sprache erhielten, verdient auch dieser Versuch zum Behuf des Griechischen.

Wieland (C. M.) Menander und Glycerion als Taschenbuch auf 1804. 16. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Menander und Glycerion ist unstreitig eines der lieblichsten und vollendetsten Produkte unsrer Literatur: das Gegenstück, „Krates und Hipparchia" wird, wo möglich, noch mehr gefallen.

Wurm (J. F.) Anleitung zur Parallelaxen-Rechnung mit Kpfr. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Ein wichtiger Beitrag zur praktischen Mathematik.

Zschokke, (H.) die Alpenwälder, gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Ein Werk, das, so reich auch unsre Literatur an Lehrbüchern der Forstwissenschaft ist, dennoch zu den neuen in seiner Art gehört, indem der Verfasser

nicht das schon tausendmal Gesagte hier wiederholt, sondern auf unbekannten Wegen meistens noch unbekannte Erfahrungen sammelte, und ihnen dabei durch Gefälligkeit des Vortrags ein allgemeines Interesse zu verschaffen suchte.

* * *

Karte von Schwaben, von Ammann, und Bohnenberger, 3te Lieferung, 115 bis 145 Blatt. Jede Lieferung von 5 Blatt Pränumerationspreis 3 Rthlr. 5 fl.

* * *

Bis zur Michaelis-Messe erschienen nebst andern noch folgende Werke:

Almanach des Dames pour l'an 1805. avec gravures, 12. Paris.

Damenkalender auf 1805. von Huber, Lafontaine, Schiller und andern, mit Kpfr.

Hoyer, militärischer Almanach auf 1805.

Karten-Almanach auf 1805.

Pesselt, (D. C. L.) Geschichte der Staats-Veränderung von Europa seit dem Frieden von Amiens. Mit 6 Portraits, 3 Charten u. 2 statistischen Tafeln, als Taschenbuch auf 1805.

Reichard, (Capellmeister) Liederspiele mit Musik.

Schiller, Fr. von, Wilhelm Tell. Trauerspiel.

Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde auf 1805. mit Kupfern.

Wieland, (C. M.) Krates und Hipparchia, als Taschenbuch auf 1805.

X. Krates und Hipparchia von Wieland.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen ist erschienen:

Krates und Hipparchia von C. M. Wieland als Taschenbuch auf 1805 geb. m. Kpfrn. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

Wie vom Hügel still herab
Ungetrübte Bäche fallen,
Wie die Blätter um den Stab
Eilender Mänaden wallen;
So wallen verschönerte Reize dahin.
Du sollst die Mädchen unterweisen,
Holde Tänzerin!
Damit sie alle die Grazien preisen.

Kleine Schülerin!
Lieblich sind die Freuden,
Wenn man sich mit Huldgöttinnen küßt;
Und die Seele dann, bescheiden,
Lauter süsser Wohlklang ist.
Wie die schöne Harmonie
Dich zum Reyhentanze leitet,
Wie der Flöte Melodie
Zwischen Silbertönen gleitet;
So gleitet ein heiliges Leben dahin.
O rufe die Gespielen alle,
Kleine Schülerin!
Damit ihr Leben den Göttern gefalle."

§.

Die Geweyhten der Grazien wurden auf etwas höheres gewiesen; obgleich unvermerkt, in leichten Gesprächen, von den einfältigsten Dingen veranlaßt, und gemeiniglich von solchen, die den Mädchen Vergnügen machten. Erst dann, wann

Wir dürfen dem Publikum nur anzeigen, daß dieses neue Produkt des berühmten Verfassers ein würdiges Seitenstück zu „Menander und Glycerion" seye, um alles, was zu seiner Empfehlung dient, zu erschöpfen.

XI. Staatsgeschichte Europas vom Traktat von Amiens bis zum Wiederausbruche des Kriegs zwischen Frankreich und England von Dr. C. L. Posselt als Taschenbuch für 1805. Mit 6 Charten und 6 Kupfern. broch. 2 Rthlr. od., 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt.

Staatsgeschichte Europa's vom Traktat von Amiens bis zum Wiederausbruche des Krieges zwischen Frankreich und England. Erster Abschnitt. Kurze Uebersicht der politischen Verhandlungen seit Bonaparte's Zurückkunft aus Aegypten bis zum allgemeinen Frieden. Zweiter Abschnitt. Bonaparte, der im Innern Frankreichs einige der schwersten Wunden der Revolution zu heilen bemühet ist, und lebenslängliche Gewalt erhält. Beilagen. Frankreich, wie es war, wie es ist, und wie es allmählig das wurde, was es ist. (Mit zwei Charten.) Italien, nach seinem neuesten Zustande, mit Rücksicht auf den vorherigen. (Mit einer Charte, auf welcher zugleich die Feldzüge von 1796 bis 1800 abgebildet sind). Teutschland, nach dem Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation vom 25 Febr. 1803. (Mit einer Charte. Statistische Bilanz über Verlust und Gewinn jedes einzelnen Reichsstandes, in Folge vorstehenden Deputationsrezesses. Europa in den Jahren 1789 und 1804. (Mit zwei statistischen Charten). Lebensbeschreibungen: (Mit 6 Portraits.) Alexander. Bonaparte. Carl, Erzherzog. Moreau. Nelson. Pitt.

Zur Empfehlung dieses Almanachs genügt die Anzeige, daß es die letzte Arbeit Posselts ist, und daß dasjenige, was noch beigefügt werden mußte, von einem würdigen Nachfolger desselben verfaßt ist.

Für das Aeußerliche ist das möglichste geschehen. Die 6 Portraits stellen die Originalien sprechend dar, und die 6

Charten sind eben so nützliche als gut ausgeführte Belege zur neuesten Zeitgeschichte. Die großen Kosten, welche dieses Taschenbuch erforderte, kann nur ein beträchtlicher Absatz ersetzen, und diesen darf man sich gewiß von einem Werk versprechen, bei dem sich alles vereinigt, was es dem gebildeten Publikum angenehm machen kann.

XII. Der Europäische Aufseher.

Mit Anfange des Jahres 1803 erscheint:

Der Europäische Aufseher. Eine Zeitung für Jedermann. Nebst einem Europäischen Universal-Anzeiger, als Beilage.

Unsere Zeitung, soll von allem, was für den Menschen ein wichtiges Interesse hat, was seine Einsichten erweitert und verbessert, seine Freuden und seine Glückseligkeit vermehrt, und seine Vortheile befördert, Bericht erstatten. Wir treten mit derselben keiner bisher erscheinenden Zeitung in den Weg, aber wir werden alle beobachten; wir werden keiner etwas zu Leide thun, so lange sie innerhalb der Schranken der Wahrheit und der Gerechtigkeit bleibt, aber wir werden die Thorheiten und die Ungezogenheiten der Einen rügen, und die Irrthümer der Andern berichtigen. In der literarischen Welt soll es keinen Krieg geben, aber es soll auch keine Ruhe herrschen. In derselben muß allein die Vernunft regieren, aber nicht eine blinde, noch eine auf den Kopf gestürzte, sondern eine Vernunft, die sich selbst kennt, die weiß, was sie ist, was sie vermag und was sie thut, die keiner Partei huldigt, sondern die die Wahrheit, die sich auf die Naturgesetze des menschlichen Geistes und auf die Kenntniß der Dinge gründet, und die Gerechtigkeit allein zu Führern wählt. Dieser Vernunft werden wir folgen. Wir werden jederzeit den Menschen vom Schriftsteller unterscheiden: jener ist eine Privat-, dieser eine öffentliche Person. Jener liegt als solcher gänzlich außer dem Kreise der öffentlichen Beurtheilung, diesen aber werden wir nach Verdienst würdigen. Wir werden niemand berühmt schelten, außer wer es zu seyn verdient: wir sind mit dem großen Kant der Meinung, daß um die gewöhnlich sogenannten berühmten Männer gemeiniglich viel

Mind ist. Mannichfaltigkeit und Kürze der Aufsätze soll ein Hauptbestreben unseres Blattes seyn, und wir werden nichts übergehen, was belehrt und vergnügt. Merkwürdige psychologische Erscheinungen werden nicht selten mit den Wundern der Natur abwechseln. Eigentliche Kritik der Bücher ist ausgeschlossen; allein nicht alle politische Ketzereien. (Andere nennen sie Despotenstreiche.) Freimüthigkeit im Urtheilen, Unpartheilichkeit im Abwägen der Gründe, Heiligachtung der Wahrheit und der Gerechtigkeit sollen die Maximen unsers Verfahrens seyn. Aufsätze, die dieses Gepräge tragen und dem Zwecke unserer Zeitung entsprechen, werden uns willkommen seyn, und nach Verlangen honorirt werden. Der Jahrgang kostet 1 Friedrichsd'or.

Eine ausführlichere Anzeige findet man in allen soliden Buchhandlungen, auf den resp. Ober- und Post-Aemtern, Zeitungs-Expeditionen, Adreß- und Intelligenz-Comptoiren, in der Kurfürstl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig und im Joachimschen literarischen Magazin daselbst, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Die Expedition des Europäischen Aufsehers in Leipzig.

XIII. Erstes Toilettengeschenk. Ein Jahrbuch für Damen, 1805. Mit 17 Kupfern und 8 Musikblättern, kl 4. Preis 3 Rthlr. 8 Gr.

ist nunmehr fertig geworden, und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten.

Wenn sich je der unterzeichnete Verleger auf eine Unternehmung der Art etwas zu gute weiß, so ist es bei dieser. Die Ausstattung seines reichhaltigen, durchaus werthvollen Inhalts, bei seinem schönen Aeußern, und dem dafür so billig bestimmten Preise, wird gewiß die beste Veranlassung werden, das lebhafteste Interesse des geschätzten weiblichen Publikums dafür zu gewinnen und bei näherer Prüfung des Buches selbst des vollen ganz allgemeinen Beifalls versichert zu seyn.

Unter der Ersten Ueberschrift: Bildung zur Kunst und zum schöneren weiblichen Leben,

findet man folgende Aufsätze, als 1. die Weihe. 2. Woher die Intoleranz der Damen gegen weibliche Genialität? 3. Ueber das weibliche Talent, sich zu kleiden. 4. Woher der ungraziöse Gang? 5. Die Modekrankheit. 6. Weibliche Coterien. Die Zweite Ueberschrift: Zeichenkunst und Mahlerei, enthält: Ueber das Mahlerische in der Natur und Kunst, eine Reihe schöner lehrreicher Briefe. Die Dritte Ueberschrift: Tanzkunst, enthält 1. über die Bildung des Körpers zum Tanze. 2. Unser jetziger Tanz. 3. Etwas über Maskenbälle für Kinder. 4. Zwei neue Tänze; le Triolet und la Quadrille arretée; mit Touren. 5. Leibchen für junge Damen, um die schönere Haltung des Körpers zu befördern. 6. Der Walzer. 7. Die Tanzpartie. 8. Tanzmusiken. Die Vierte Ueberschrift: Musik, enthält 1. Musiktreiben. 2. Chitarren-Spiel. 3. Gründliches Erlernen des Klavierspiels. 4. Uebung in eigener Begleitung beim Gesange. 5. Anleitung zum Singen, und Winke für Sängerinnen. 6. Einige Gesangstücke. Die Fünfte Ueberschrift: Weibliche Kunstarbeiten, enthält I. das kunstmäßige Stricken nach einer ganz neuen systematischen Bezeichnung der Muster. Das Tambourin-Stikken. Mit böhmischen Granaten. Sammetähnliches. Durchbrochenes. II. Künstliche Stickerei. Carré-Sticken. Knötchenstickerei. Das neue Rul-Sticken. III. Künstliche Näharbeiten. Einundzwanzigerlei Arten Hohlnadelstiche. Das Tambourin-Hohlsteppen. Vom Durchbrechen und Ausnähen nach Art des Englischen Marly. Das Pettihet-Ausnähen zu Brabanter Kanten, mit Batist-Grund. IV. Künstliche Arbeiten mit dem Schiffchen zu knüpfen, als Franzen, Allongen, Crepinchen und Agremens zu verfertigen. Die Sechste Ueberschrift endlich: häusliche Oekonomie, enthält: Zimmerverzierungen, Draperien, Verschleifungen und Falbelirungen zu Fenster-Gardinen, Bett- und Toilettenbehänge ohne Beihülfe eines Tapezierers selbst zu besorgen. Häusliche Farbenlehre, Leinwand, Mousselin, Taffet, Bänder, Seide, Stick-, Strick- und Nähgarn zu färben. Appreturen und Reinigungsmittel für Kleidungsstücke, feine Wäsche, Spitzen, Pettinets, Flöre, gestickte Sachen und seidene Strümpfe. Wirthschaftliche Belehrung über Porzellan, Fayence, Glas, Silber, Gold und plattirte Sachen. Englische Delikatessen. Einmachen allerhand Früchte, Essig- und Senfbereitung ꝛc.

Einige chemische Bedürfnisse; aromatische Räucherpulver und Wasser, Waschwasser, Mittel wider Sommersflecken, Seifenpulver, Schminke, Pomaden, Zahnpulver ꝛc. Ausser den Musikblättern und dem schönen Titelkupfer von Schnorr, sind Eine Doppelkupferplatte zu Tanztouren und Leibchen, Zwei zu Strickmustern, Sechs zu Stickmustern, Zwei zu Näharbeiten, Zwei zum Schiffchenknüpfen und Zwei zu Zimmerverzierungen bestimmt. Das Ganze umschließt ein hübscher Umschlag.

Georg Voß in Leipzig.

XIV. Neue Verlagsbücher der Kriegerschen Buchhandlung in Marburg.

Abhandlung süße Brunnen zu graben, 2te Aufl. 8. 804. 4 Gr. od. 15 Kr.

Abhandlung von einem brandsparenden Ofen, 2te Aufl. mit 2 K. 8. 802. 8 Gr od. 30 Kr.

Achenbach, H. A., Materialien zu Aufsätzen aus dem Teutschen ins Lateinische. 8. 1802. 10 Gr. od. 40 Kr.

Anweisung, für gemeine Feldmesser, mit Kpfrn. 3te Aufl. 801. 6 Gr. od. 24 Kr.

von Arnoldi I. Aufklärung in der Geschichte des Teutschen Reichsgrafenstandes, gr. 8. 1801. 22 Gr. od. 1 Fl. 24 Kr.

Bauer, (Dr. W.) über den Einfluß der äußern Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper, eine Preisschrift. 8. 804.

Bergen, H. E., Taschenbuch für Landschullehrer welche ihr Amt gewissenhaft verwalten und Nutzen stiften wollen, 8. 801. 2 Gr. od. 8 Kr.

Beyer, Fr. theoret. prakt. Baukenntnisse mit Kupf. 8. 1801. 10 Gr. od. 40 Kr.

Beiträge zur neuesten Pädagogik, 8. 1801. 6 Gr. od. 24 Kr.

Busch, J. D. Beschreibung zweier merkwürdiger menschlicher Mißgeburten, mit Kupf. gr. 4. 1803. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 30 Kr.

Busch, J. D., Unterricht für Wehmütter, mit Kupf. gr. 8. 802. 8 gr. od. 36 Kr.

Cancrin, (F. L. von) Abhandlung vom Torf, mit Kupf. 2te Auflage. 801. 8 Gr. od. 30 Kr.

Eisrhenanien bis auf Bonaparte. 2 Thle 1802. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Commentar über Hezels Elementarwerk der Franz. Sprache, gr. 8. 1801. 20 Gr. od. 1 Fl. 15 Kr.

Conradi, (J. W. E.) Beitrag zur Erregungstheorie, 8. 1802. 9 Gr. od. 36 Kr.

Creuzer, G. F., Herodes und Thucydides, 8. 803. 6 Gr. oder 24 Kr.

Danz, D. F. G. Geschichte des Keichhusten, 2te Aufl. 8. 1802. 10 Gr. od. 40 Kr.

Denkwürdigkeiten, Hessische, herausgegeben von Justi und Hattmann, 3 Thle. 8. 1802. 3 Rthlr. 8 Gr. od. 5 Fl.

Döring, F. J. L. kritisches Repertorium der auf in- u. ausl. höhern Lehranstalten vom Jahr 787 — 800. herausgekommenen Probe- und Einladungsschriften aus dem Gebiete der Arzneigelahrheit und Naturkunde, gr. 4. 1803 2 Rthlr. 12 Gr. od. 3 Fl. 54 Kr.

Eberhard, Wilhelmine, 45 Jahre aus meinem Leben, 8. 1802. 1 Rthlr. 4 Gr. od. 1 Fl. 45 Kr.

Emigranten- und Ehestandsscenen, mit Kupf. 8. 1802. 16 Gr. od. 1 Fl.

Erzählungen und Mährchen aus dem Morgenlande, 2 8. 1801. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 30 Kr.

Eßler, H. T. Abhandlung über die Bergwerke in Teutschland, 8. 1803. 4 Gr. od. 15 Kr.

Fleisch, D. F. Anleitung Arzneien zu verordnen, gr. 8. 1801. 12 Gr. od. 45 Kr.

Fürstenau, C. G. Idealismus, 8. 1803. 8 Gr. od. 30 Kr.

Guerriniere Reitkunst, mit Kupf. gr. 8. 1803. 2 Rthlr. 12 Gr. od. 3 Fl. 45 Kr.

Günther, (Dr. J. J.) die Resultate aus der pneumatischen Chemie. 8. 801. 9 Gr. od. 36 Kr.

Höpfner, Naturrecht, 6te Aufl. 8. 801. 20 Gr. od. 1 Fl. 15 Kr.

Huffon, H. M., Untersuchungen über Kuhpocken, übers. von Döring, gr. 8. 801. 9 Gr. od. 36 Kr.

Jansen, Kunst gutes Gesinde zu halten, 8. 801. 6 Gr. od. 24 Kr.

Journal für Prediger und Prediger-Geschäfte, 4 Hefte 8. 803. 2 Rthlr. 6 Gr. od. 3 Fl. 36 Kr.

Magazin für Kirchen- und Schulwesen, von Münscher, 11 Bd. gr. 8. 803. 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

Müller, J. D., Lehrsätze der christlichen Religion, 4te Aufl. 8. 801. 4 gr. od. 15 Kr.

Müller, J. B., Gallanteriekrankheiten, 2te Aufl. gr. 8. 801. 1 Rthlr. 4 Gr. od. 1 Fl. 45 Kr.

— — Einfluß der Seelenkräfte, gr. 8. 803. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 30 Kr.

Nationalgesänge der Hebräer, von Justi, 8. 803. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Pfeiffer, A. W. Aufsätze über Gegenstände des Teutschen und Römischen Privatrechts, gr. 8. 803. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Ripaults, Denkmäler Oberägyptens, gr. 8. 801. 6 Gr. oder 24 Kr.

Sammlung über Kuhpocken, von Hebert und Pilger, gr. 8. 801. 12 Gr. od. 45 Kr.

Scherer, J. L. W., Religionsgeschichte, 2 Thle. 3te Aufl. 8. 803. 12 Gr. od. 45 Kr.

Soldan, E. G. C., der Lehrer in Bürger- und Landschulen, 8. 801. 12 Gr. od. 45 Kr.

Tafeln, cubischen Inhalts, von Adam; 8. 801. 6 Gr. od. 24 Kr.

Wachler, Dr. F., Aphorismen über Universitäten, gr. 8. 802. 12 Gr. od. 45 Kr.

Cramer, D. Chr. fyst. plantarum etc. 8. maj. 1803. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 30 Kr.

XV. Neue Verlagsartikel der Hohenschul-Buchhandlung in Herborn.

Annalecten, aus dem Nassauischen und Solmsischen Rechte und deren Geschichte, herausgegeben von Dr. Böttger, gr. 8. 1804. 20 Gr.

Döring, G. J. L. Critisch-medicinisches Repertorium. gr. 4. 2 Rthlr. 12 Sgr.

Aufsätze, (Vermischte), über medicinische Gegenstände, besonders über Fieber 8. 10 Sgr.

Hartig, G. L. Beiträge zur Forstwissenschaft, gr. 8. 10 Sgr.

Janchen, ländliche Familien-Geschichte, 8. 1804. 8 Sgr.

v. Knoblauch, kleine Schriften, 8. 8 Sgr.

Leo, J. Beschreibung von Afrika, mit Anmerkungen von W. G. Forsbach, gr. 8. 1804. 11 Thl. 2 Rthlr.

Willers, J. Anleitung zur Rechenkunst. 8. 1804. 16 Sgr.

Poffelt, Geschichte Carl des XII. 8. 1804. 1 Rthlr. 2
Briefe, des Grafen Spauer, über Naturhistorische Gegenstände, auf meiner Reise nach dem südlichen Teutschland. 8. 1804. 1 Rthlr. 8 Ggr.
Stolz, J. G. Erweckungen zu ermunterten Nachdenken, über den in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht 2 Thle gr. 8. 1803 — 1804. 2 Rthlr. 8 Ggr.
Ueber die Zulässigkeit der Ehe zwischen Vater und Tochter 8. 5 Ggr.
Wanderungen, des jungen Rotkankers, während dem Französischen Kriege, 8. 1804. 10 Ggr.
Weisheitslehren, des Stifters des Christenthums, in Sinnenerzählungen, und Sinnensprüchen, aus dem Griechischen metrisch übersetzt und erläutert von J. Christ. Scriba. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.
Zustand des linken Rheinufers in ökonomisch- und politischer Rücksicht. 8. 1 Rthlr.
Wisthum der Gesetze, Ordnungen, Vorschriften in den Nassauisch. Ländern. 3 Thle. 4. 6 Rthlr. 16 Ggr.

XVI. Soeben ist das 8te Stück von Sicklers Teutschem Obstgärtner 1804 mit folgendem Inhalte erschienen.

Erste Abtheilung.

I. Besondere Naturgeschichte der Bäume überhaupt, und der Obstpflanzen insbesondere. II. Des Kastanienbaums. II. Aepfelsorten. No. CXV. Der grüne Audacker. No. CXVI. Der Breitfußapfel. III. Kirschensorten. No. XLVIII. Die doppelte Glaskirsche. IV. Birnsorten. No. CXIX. Die kurzstielige Zuckerbirn.

Zweyte Abtheilung.

I. Forsyth's Manier die Pyrikosenbäume zu behandeln, nebst Anführung verschiedener in England gezogener Sorten. II. Pomologische Miscellaneen. 1. Beiträge zur Berichtigung der Nomenklatur in der Pomologie. 2. Anfrage an das pomologische Publikum. III. Kultur des Mandelbaums auch in rauheren Gegenden. IV. Pomologische Miscellen.

1. Wie die Tartaren in der Krimm ihre Bäume pfropfen. Aus dem neuen Hannöv. Magazin. 2. Methode, alle Bäume das ganze Jahr hindurch zu verſetzen, ohne daß ſie an ihrem Wachsthum leiden.

Weimar im Octbr. 1804.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XVII. Das 9te Stück von Sicklers teutſchem Obſtgärtner 1804 iſt mit folgendem Inhalte erſchienen.

Erſte Abtheilung.

Charakteriſtik der Obſtſorten. I. Aepfelſorten. No. CXVII. Der Pleißner Apfel. No. CXVIII. Der Himbeerapfel. II. Birnſorten. No. CXX. Die große Petersbirn. Zweite Abtheilung. I. Forſyth's Methode die Pflaumenbäume zu behandeln. II. Ueber den Nachtheil, der aus dem Pfropfen der Bäume entſtehen ſoll. III. Oekonomiſche Benutzung des Obſtes. 1. Birnkompot zu machen. 2. Aepfelkompot von Reinetten und Borſtorfer. 3. Quittenkompote. 4. Kompote von Pfirſchen zu machen. 5. Kirſchenkompote zu machen. 16. Kompote von Mirabellen. 7. Aprikoſenkompote zu machen. 8. Ueber Johannisbeer- und Stachelbeerwein.

Weimar im Novbr. 1804.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XVIII. Vom Handelsmagazin für 1804 iſt ſo eben das 9te Stück erſchienen und hat folgenden Inhalt.

1. Handels und Gewerbskunde im Allgemeinen. Betrachtungen über das Geld, den Geldumlauf und den Geldhandel. (Beſchluß.) II. Handelsgeſchichte. 1. Ueber den Handel am Vorgebirge der gu-

ten Hoffnung, während dasselbe im Besitz der Engländer war. Ausfuhrhandel des Vorgebirgs der guten Hoffnung. 2. Neuester Bericht über den Finanzzustand der Englisch-Ostindischen Handelsgesellschaft. 3. Ueber die Handelsverbindungen der Engländer mit Europa. 4. Handel von St. Petersburg. 5. Verzeichniß der durch den Tauschhandel bei dem Zollamte in Kjachta, während des Julius-monats des laufenden Jahres umgesetzten Chinesischen Waaren. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Gewerb, Handlung und Kunstfleiß in Esslingen. 2. Offenbanya in Siebenbürgen. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Putzfedern. (1) Der Reiher oder Reiger. (2) Der Strauß. 2. Das Kork- oder Pantoffelholz. V. Gewerbskunde. 1. Verfertigung des Beinschwarz oder Elfenbeinschwarz. 2. Welcher Tafelbaumast ist feiner als der Englische. 3. Nachahmung des Acajou- oder Mahagonyholzes. 4. Neues Verfahren, den Hanf zu rösten. 5. Neue Erfindungen. Liebers Kleemaschine. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Fragmente aus dem Leben Johann Karl May's, Verfassers einer Sammlung von Handlungsbriefen u. s. w. 2. Stiftung einer Schiffbauschule zu St. Petersburg. Reglement für die Schule der Schiffbaukunst. Etat der Schiffbauschule 3. Schuja. 4. Auszug aus einem Briefe aus Drontheim vom 2ten Julius 1804. 5. Auszüge aus Briefen. — Konstantinopel — Paris — Wien — Emmerich — Emden — Wien — Stuttgart — London — Philadelphia — Stockholm — Kopenhagen. 6. Bericht von neuen Erfindungen aus England.

Zu diesem Hefte gehören:

Die Charte vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Kupfer. Taf. XVIII. Fig. 1. Der Reiher. Fig. 2. Der Strauß. Taf. XIX. Der Korkbaum.

Weimar im Octbr. 1804.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

wann sie unter die Priesterinnen aufgenommen wurden, erklärte **Charmides** ihnen seinen bisherigen Unterricht; gab ihnen von allem Rechenschaft; und lehrte sie die Gedanken und Empfindungen des Guten und Schönen richtig ordnen; damit sie dieselben desto gewisser in ihrer Seele bewahren möchten.

Das Meisterstück des **Charmides** war eine Bildsäule der **Grazien**, in einem kleinen Marmornen Tempel aufgestellt. Diesen Tempel mit der Bildsäule hielt er vor denen, welche noch nicht geopfert hatten, verborgen. Es war ein heiliges Geheimniß, das die Priesterinnen ihren jüngeren Gespielen nicht verrathen durften. An dem Tage, da ein geweyhtes Mädchen zum ersten mal die **himmlische Venus** mit Blumen behängen sollte, führte sie **Charmides** an den verschwiegnen Ort. Unter Lobgesängen und Saitenspiel öfnete sich der Tempel; und vor dem Mädchen standen die drey Göttinnen, so lieblich gebildet, wie die Schönheit, welche dem Künstler einst im Traum erschien. Die älteste der **Grazien** lehnte sich auf einen Altar, und ruhte. Die zwoote faßte diese bey der Hand, als bäte sie dieselbe, mit ihr zu gehen. Die dritte hielt, in einer tanzenden Stellung, den linken Arm der letztern mit ihrem rechten umschlungen, und forderte die beyden Schwestern auf.

Wenn das Mädchen von den Reizen der Bildsäule gerührt war, und die Gegenwart der Göttinnen fühlte, dann sagte **Charmides**:

XIX. Das 10te Stück vom Handelsmagazin 1804 ist so eben erschienen und hat folgenden Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. In welchem Verhältniß steht das kaufmännische Speditionswesen gegen den Staat? II. Handelsgeschichte. 1. Schiffahrt auf dem Neckar. 2. Geschichte der Russisch-Amerikanischen Handelsgesellschaft. III. Handelsgeographie und Handelsstatistik. 1. Der Süßholzbau in Mähren. 2. Zur Handels-Statistik und Fabrikenkenntniß der Königl. Preußischen Staaten. Fabrikengewerbe von Spandau — Friedeberg — Czernikow — Greifenberg — Anklam — Ibbenbühren — IV. Produkten- und Waarenkunde: 1. Entdeckung einer blauen Farbe, welche in der Malerei das Ultramarin ersetzt. 2. Stockfische. 3. Der Terpentin. V. Gewerbskunde. 1. Bemerkungen über die Dunstwäsche. 2. Die Kunst, Tücher zu drucken. 3. Von der Bereitung des Kaviar. 4. Die Kunst, Nußbaumholz zu beizen, daß es dem Mahagonyholze ganz gleich kommt. 5. Neue Erfindungen. Neuer Schwimmgürtel. Arak aus Runkelrüben. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Anzeige aller Salzwerke des Russischen Reichs, ihres Ertrages, und der Provinzen, welche von denselben versorgt werden. 2. Kurze Notizen. Petersburg. Nachschrift.

Zu diesem Hefte gehören:

Die Charte vom Brittischen Reiche am Ganges. Kupfer. Taf. XX. Abbildungen der Stockfische. Taf. XXI. Der Terpentinbaum.

Weimar im Novbr. 1804.

F. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XX. Von den Allgem. Geograph. Ephemeriden 1804 ist das 11te Stück mit folgendem Inhalte erschienen.

Abhandlungen. 1. Ueber die Seereisen des Py-

theas von Marseille, von Azuni. 2. Nachricht von der Entdeckungsreise zweier Spanischer Schiffe nach der Nordwestküste von Amerika im Jahre 1792. Bücher-Recensionen. 1. *Voyage* à l'Ouest des Monts *Alléghanys* dans les Etats de *l'Ohio*, du Kentucky et du *Tennessée*, et retour à *Charleston* par les *Hautes-Carolines*; etc. par F. A. Michaux. 2. *Londres* et les *Anglais*. Par *J. L. Ferri de St. Constant*. 3. Notice descriptive sur *l'Angleterre*, *l'Ecosse* et *l'Irlande*. Extraits pris et traduits de divers Auteurs. 4. Travels in *China* etc. from *Pekin to Canton* by *John Barrow* Esq. Charten-Recensionen. 1. Ueber die Charte des Osmanischen Reichs in Asien ꝛc. Fortsetzung. 2. Grundriß von Berlin von neuem aufgenommen und mit Genehmigung der Königl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von J. C. Selter im Jahre 1804. Vermischte Nachrichten. 1. Neue geographische Veränderungen in Ostindien. (1) Friedenstractat der Ostind. Comp. mit Bhounsla. (2) Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen den Maharajah und der Ostindischen Compagnie auf der andern. 2. Geographische Gesellschaft in Portugal. 3. Kurze Notiz von dem Franz. Astronom P. L. Bernier. 4. Missionsberichte. Aus China — Tahiti — dem Hottentottenlande. 5. Auszüge aus Briefen — aus Paris. 6. Kurze Notizen. 7. Berichtigungen von dem K. K. Karten-Depot zu St. Petersburg eingesandt.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Das Portrait des ersten Erdumseglers Magellan (Magalhaens). 2) Die Charte von dem Brittischen Reiche am Ganges nach den neuesten Friedensschlüssen.

Weimar im Novbr. 1804.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XXI. Vom Journal des Luxus und der Moden 1804 ist das 9te Stück erschienen und hat folgenden Inhalt.

1. Bemerkungen über den Bildhauer Ca-

novu in Rom. II. Bemerkungen über Portugal. III. Badechronik. 1. Karlsbad im August 1804. 2. Das Bad zu Liebenstein. IV. Künste. 1. Ossian, gemalt von Gerard, gestochen von Godefroy. 2 Ansichten des Rheins von R. Vogt. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Das Vogelschießen zu Rudolstadt. 2. Großer Staatsaufzug des Französischen Gesandten in Prag. 3. Die neue Lavakirche. 4. Modenbericht aus Paris. 5. Teutscher Modenbericht. VI. Ameublement. Bett in Aegyptischer Form. VII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Septbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XXII. Inhalt des 10ten Stücks vom Journal des Luxus und der Moden 1804.

I. Sittengemälde von Batavia auf der Insel Java. II. Flüchtige Gedanken und Bemerkungen bei einer Reise durch das südliche Spanien. III. Badechronik. 1. Liebenstein und die Todtenfeier Herzogs Georg von Meinungen im Sommer 1804. 2. Erinnerungen an Karlsbad, Eger und Töplitz. IV. Künste. Ausstellung der Herzoglichen Zeichen-Akademie in Weimar im Sept. 1804. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Beschreibung der Pariser Häuser. 2. Das Abendessen. 3. Bemerkungen über den Monat April in Frankreich. 4. Sehet euch vor! 5. Ueber Eisenach, die Wartburg und die umliegende Gegend. 6. Pariser Kunstausstellung im Louvre. 7. Modebericht von der Kasseler Messe. 8. Modebericht aus London. 9. Teutschlands Christmarkt für das Jahr 1804. 10. Neue elegante Etreines. 11. Französischer Modenbericht. VI. Ameublement. Ofenschirm der zugleich als Schreibepult dient. VII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Octbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1804.

I.

Gedichte.

Blumen auf Herders Grab und einem Pſalm von Mendelſohn.

(Einleitender Brief.*)

Florenz d. 25. October 1804.

Nach einer langen Verzögerung empfangen Sie endlich, nicht was Sie wünſchten, ſondern nur was ich für jetzt geben konnte, ein ganz unbedeutendes An-

*) Unſere Leſer erhalten gewiß auch durch die Mittheilung dieſes Briefes eine ihnen erfreuliche Nachricht von dem edeln Sänger der Urania. Man zitterte

denken an unſern unvergeßlichen Herder. Ich wollte Ihnen etwas Beſſeres liefern, welches freilich mehr mich, als Herdern geehrt haben würde; denn ſein Name iſt ſein höchſtes Lob; allein ich lebte zu zerſtreut und mein Geiſt war mit hundert Dingen beſchäftigt. Und ſo möge mein unbedeutendes Wort nur den Namen des großen Mannes nennen, dem die ſüßeſten Laute einer himmliſchen Muſe nachtönen. Um zu erſetzen, was ich nicht leiſten konnte, lege ich Ihnen für den Merkur einen Nachlaß des unvergeßlichen Mendelſohnes bei, der nach meinem Gefühle wohl verdient, der Vergeſſenheit entzogen und eine Zierde einer vielgeleſenen Zeitſchrift zu werden. Es waltet darin ein feierlich trauernder Geiſt, und die leiſen Uebergänge des klagenden Gemüths durch alle Grade ſeines Gefühls bis an die Gränze der Verzweiflung ſind mit einer ſolchen Wahrheit der Natur bezeichnet, daß ſie unwiderſtehlich die Leſer in die Stimmung des Dichters verſetzen. Die Uebertragung dieſes hebräi-

einige Zeit nicht ohne Urſache, wenn man Freunde in Italien hatte. Auch das Original dieſes Briefes war durch Meineſſig gezogen. Möge den Sänger und die edle Frau, in deren Begleitung er die Hesperidengärten beſucht, ſtets Hygiea begleiten, und möge er ſelbſt jetzt im December dort wahr finden, was Horaz ſingt: Gratia cum Nymphis geminisque sororibus audet Ducere lucta chorus. B.

ſchen Produkts in unſere Sprache iſt dem Ueberſetzer meiſterhaft gelungen. Daran zweifle ich nicht, daß es die Leſer mit Vergnügen in ihrem Merkur ſehen werden. Auch iſt es löblich, daß an die edlen Hingeſchiedenen, die der Literatur ſo wichtige Dienſte, wie Mendelsſohn, geleiſtet haben, von Zeit zu Zeit erinnert werde. Das deutſche Volk iſt eine vergeßliche Nation.

Die Italiener, deren Literatur und Kunſt im Sinken iſt, ehren mit unwandelbarer Liebe ihre großen Hingeſchiedenen. In einem ſehr mittelmäßigen Wirthshauſe auf dem Lande fand ich Dante und Goldoni, und das Intereſſe des Leſers hatte manche ſchöne Stelle bezeichnet. Unſere herrliche Eliſa wird Ihnen ihre Bemerkungen über Italien mittheilen. Leben Sie wohl und denken Sie zuweilen an Ihren

Tiedge

Andenken an Herder in Eger.

An Eliſa.

Vernimm, Eliſa! von der Abendlaube
Weht leiſes zärtliches Beten empor,

Wie das Geflüſter einer Frühlingstaube,
Die dort ihr Brautgemach erkor.

Da ſaß er noch in ſeiner Erdenhülle,
Der Mann, der leuchtend durch das Leben gieng;
Da ſaß Dein Freund in ſeiner Denkerſtille,
Die heilig wie ein Sabbath ihn umfieng.

Ein Denkmal traure hier bei jeder Stelle,
Wo Herder wandelte, der Seher, der ſo tief
Das Göttliche durchdrang. Zu Egra's Lebensquelle
Führt ihn Hygea: doch die hohe Stunde rief.

Rief ihn hinauf ins lichte Reich des Schönen. —
Sein Name ſey das Lied, das den Geweihten preißt!
O laß uns feiern ihn mit ſeinen eignen Tönen!
Kraft war ſein Wort und Harmonie ſein Geiſt.

Hier nenn ihn feiernd deine ſanfte Trauer
Sanft wie der Weſt, der hin durch eine Harfe fuhr;
Und dunkler tret' in dieſe Lindenſchauer
Das ſtille Leben der Natur!

Elegie aus dem Hebräiſchen.

An Zion.

Vergiſſeſt Du, Zion, der Deinen,
Die ſklaviſch in Feſſeln jetzt ſchmachten?
Des Ueberreſts jener unſchuldigen Heerde,
Die vormals in deinen Thälern ruhig geweidet?
Nimmſt Du den Frieden nicht an,
Mit welchem ſie Dich von allen Seiten begrüßen,
Wohin der Treiber ſie zerſtreut?
O, horch auf den Gruß eines in Feſſeln noch hoffenden Sklaven,
Dem wimmernd die Zähren, wie Tropfen
Des nächtlichen Thaues auf Hermon, nieder rollen
Zufrieden könnte ſeinen Thränenſtrom
Nur Deine verlaſſenen Hügel benetzen.
(O! ſeine Hoffnung ſinkt noch nicht.
Jetzt Dein Elend beweinend,
Gleich' ich der nächtlichen Eule.
Einſt, der Harfe gleich, wenn im Morgenröthe-ſchimmer
Mein froh Gemüth, Deine Herſtellung träumt.)
Beth-El! *) O dieſe Erinnerung bricht mein Herz!

*) Beth-El, Gotteshaus, Name einer Stadt.

Dein Heiligthum! Deine unentweihten Hallen!
Wo Gottes Majestät sichtbarlich sich zeigte;
Wo des Himmels azurne Thore nie sich verschlossen;
Wo der verherrlichten Gottheit Glanz leuchtete;
Und Sonne und Mond und jedes Gestirn verdunkelte.
O, könnte ich mein banges Herz da ausgießen,
Wo Gottesgeist auf Israels Jünglinge einst sich ergoß!
Seliger Ort! der irdischen Thronen zu heilig, dem Throne
Der Herrlichkeit Gottes nur geweihet war! —
Ach, jetzt haben verwegne Knechte Dein Heiligthum entweiht.
O, könnte mein Seele in trauriger Stille da einsam
Herum wandeln, wo Gott sich Deinen Sehern offenbart!
O, wär' ich nur mit schnellen Fittigen versehn!
Wie weit wollt' ich in der Irre herumschweifen,
Und mein von Jammer zerknirschtes Herz
Dort zwischen den Trümmern Deiner Paläste herumtragen.
Dort würd' ich, mit dem Angesicht auf Deine Erde hingesunken,
Mich fest an Deine Steine anschließen,
Und Deinen Staub noch brünstig segnen.
Könnt' ich dann mich auf den Gräbern
Meiner verwes'ten Eltern aufrichten,

Hier Hebron, das herrlichſte der Gräber, verzweiflungs-
voll anſtaunen,
Dort jene Gebirg' erblicken,
Welche die größten Lichter der Erde, Deine Lehrer be-
decken:
O, ſo zög' ich die Luft Deines Lands
Dem Aether vor, den die Geiſter athmen,
Dein Staub wär' mir herrlicher, als alle Gewürze,
Und Deine Flüſſe ſüßer, als Ströme von Honig.
Mit welcher Wolluſt würd' ich nackend und entſtellt
Den öden Grund beſuchen, wo Deine Paläſte prangten,
Wo die Erde ſich aufthat, die Lade des Bundes,
Und Dein Allerheiligſtes,
In ihrem dunklen Schooße aufzunehmen,
Damit keine ruchloſe Hand ſie entheilige.
Dort wollt' ich meines Hauptes Schmuck auf Deine
Gräber ſtreuen;
Und jede Verwünſchung, die ich auf den Tag Deiner
Entweihung ausgöſſe,
Wäre mir, Verzweifeltem, ein wildes Vergnügen —
Ja nur wildes Vergnügen kann ich Unglücklicher fühlen,
Sonſt iſt jede Luſt mir ſchnöde.
Ich fliehe das Tageslicht,
Wo ich Fürſten von Sklaven, Löwen von Hunden
Zerfleiſchen ſehe. — Ich ſcheue des Mondes Schimmer,
Der mir gräßliche Bilder zeigt. Ich erblicke Raben —

„Holdſeeliges Mädchen! ich habe dich treulich wiedergelehrt, wie mich die Götter es gelehrt haben, was ſchön und nicht ſchön ſey. Laß es nimmer aus deinen Gedanken und aus deinem Herzen kommen; und nun höre meine Rede noch in dieſem Tempel der ſchönſten Götter.

Schönheit kömmt von dem hohen Zevs; aber daß die Schönheit gefalle, das iſt ein Werk der Grazien. Von dem Lieblichen, das die Grazien geben, haben die Sänger aller Zeiten geſungen, und die Weiſen gerühmt; was aber dieſes Liebliche ſey, das kan die Zunge des Menſchen nicht ausſprechen. Indeſſen betrachte das Bild, welches vor dir ſteht. Ich hab' es nicht erfunden; ſondern die Unſterblichen haben es mir geoffenbart.

Ich ſeh' es, holdſeeliges Mädchen! eine jede von dieſen Göttinnen gefällt dir. Mit gleicher Zufriedenheit verweilſt du bey der Ruhe der Einen, bey der ſtillen Bewegung der andern, und bey dem Tanze der letzten. Würden ſie dir eben ſo gefallen, wenn die Tanzende, gleich einer Bacchantin, ſchwärmte; die zwoote mit Gewalt ihre Schweſter nach ſich zöge, und die, welche ſich auf den Altar gelehnt hat, wie eine Müßiggängerin da läge? Oder würdeſt du deine Zufriedenheit behalten, wenn du befürchten müßteſt, daß ſie auf einmal ihre izige Stellung verlieſſen; die erſte zur Gefährtin des Bacchus, die mittlere zur ungeſtümen Freundin, die dritte zum

trägen

Entſetzliche Erſcheinung! Die Leichname Deiner Heiligen —
In den Lüften herumzerren — —
Der Du den Kelch des Leidens miſcheſt, halt ein!
Ich bin berauſcht von dem bittern Trank.
Erholung! Erholung!
Laß mich meinen Jammer noch einmal ganz fühlen;
Laß an Ohla *), laß an Ohliba **) noch mich denken! —
Und nun ſchütt' auch den Reſt über mich aus!

Ermuntre Dich, Krone der Schönheit, erwache Zion!
Gedenke der Liebe, gedenke der Huld,
Die Deiner Geſpielinnen Herz
Mit mächt'gem Reize gelockt.
Sie ſind es, die Dein Wohl entzückt;
Sie hat Deine Verwüſtung ſo tief erſchüttert,
Und ſie zerfließen jetzt in Thränen über Dein Elend.
Noch aus der Gefangenſchaft finſtrer Kluft
Sehnt ſich ihr Herz zu Dir hin;
Und wenn ſie vor Gott die Knie andächtig beugen,
So neigt ſich ihr Haupt nach Deinen Thoren zu. ***)

**) Städte Namen.

***) Bezieht ſich auf die Sitte, während des Gebets, das Geſicht nach Sonnenaufgang zu wenden.

Sie Deine zahlreichen Heerden,
Von Deinen Anhöhen auf Hügel geſcheucht,
Oder in tiefe Thäler zerſtreut,
Ach! ſie haben Deine Hü den noch nicht vergeſſen;
Streben, unermüdeten Fußes, Deine Gränzen zu betreten,
Schmachten noch unaufhörlich
Nach dem Schatten Deiner ehrwürdigen Palmen.
O, dreimal ſelige Burg! Kann Schinear,
Kann Pasroth in ſtolzer Gröſſe Dir beikommen?
Soll ich jener entweihete Orakel
Mit Deinen Urim und Thuminn vergleichen?
Können ſie Göttgeſalbte Könige, Propheten, Leviten,
Können ſie heilige Sänger aufweiſen? —
O, die Reiche der Abgötterei ſind wandelbar
Und werden im Rauch vergehen;
Nur Deine Herrlichkeit währt für und für —
Heil dem Manne, der einſt in Deinen Mauern raſten wird.
Heil dem, der jetzt harrt, und dann
Dein Licht im Aufgange jauchzend erblickt!
Dann bricht Dein Morgen auch über ihn aus;
Dann ſieht er das Wohl, die Freude der heitern Jünglinge,
Und die Deine zugleich, daß Du Dich wieder verjüngſt.

II.

Ueber Hrn. Adelungs Schutzrede gegen Hrn. Voßens Beurtheilung seines Wörterbuches.

Bei dem Mangel eines allgemein-deutschen Wörterbuchs war bekanntlich das Meißner Hrn. Adelungs beinahe einziger Rathgeber aller Deutschen. Schriftenbeurtheiler berichtigten danach die Schriftsteller, diese änderten nach dieser und jenes Aussprüchen ihre Werke, wählten und würdigten zum Theil nach ihm die Sprachformen; seit 1780 fertigte man ausländisch-deutsche Wörterbücher aller Art nach demselben, selbst neue Deutsche kündeten, auf jenes bauen wollend, sich an. Dieses Werk, welches seine Aussprüche und Gesetze nicht selten so machtherrischer vorträgt, je weniger begründet sie sind, hatte nahe ein Jahrdreißig vielleicht mehr Einfluß auf die Sprache, als gleichen Zeitraums irgend ein anderes Werk auf seine Wissenschaft. Und doch waren seine Aussprüche nicht immer allseitlich untersucht, das Werk nicht umfänglich beurtheilet. Sie, welche Sprache mehr bedürfen und gebrauchen, als auf dürren Lehrvortrag begränzte Forscher,

die erſten Schriftſteller unſerer Völkerſchaft hatten mehr über die Sprache als jenes Werk geſtimmet. Doch, ſo lange nicht unſere Reichthümer gekannter, unſere Sprachforſcher nicht immer auch darſtellende Schriftſteller ſind, ſo lange man in Beſtimmung des Wörterwerthes, mehr dunkeln Gefühlen, als hellen Grundſätzen folget: wer urtheilet da über Mangel, Ueberfluß, Formenwürdigung unſerer Sprache und ein völkerſchaftliches Wörterbuch berechtigter, als die Stellverweſer der Nation? Klopſtock's tiefes Urtheil über das Adelungſche Werk, niedergelegt in den grammatiſchen Geſprächen, hatten ſowohl die, welche bei wiſſenſchaftlichen Werken mehr auf Form als Gehalt achten, als auch Sprachkenner und ſelbſt Hr. Adelung überſehen oder verſchmähet. Daß es unter dieſen Umſtänden unwichtig war, eine völkerſchaftliche Angelegenheit neu zu erwägen, kann daher wohl nur derjenige behaupten, wer die Sache nicht kennet oder Urſachen hat, die Wahrheit zu fürchten.

Hr. Hofrath Adelung verſuchte die Voſſiſche Beurtheilung in zwei oder mehr Zeitſchriften zugleich zu beantworten und zu widerlegen. Wer dieſes unternimmt, muß die Hauptpunkte beantworten, ſie nicht entſtellt oder halblich vortragen, dem Urtheiler nichts anfälſchen, nicht Ungehörigkeiten einſpie-

ten, um von den Hauptpunkten abzuführen. Ob Hr. Adelung dieſen billigen Forderungen genügte, zeigen einige Hauptpunkte der bekannten Beurtheilung von eigenen Erläuterungen begleitet und Hrn. Adelungs Antworten daneben.

1) Ein Wörterbuch der deutſchen Völkerſchaft enthalte (Jenaer Litter. Zeitung: No. 14. S. 192.) den ganzen Umfang der gemeinſamen Schriftſprache, worin der gute Schriftſteller vom leichteſten Tone bis zu dem kühnſten der Poeſie — — den Gebildeten aller Landſchaften verſtändlich iſt.

2) Es ſey ein Aushub, nicht der Umgangsſprache nur, auch eine möglich vollſtändige Ausleſe aus den Werken der Vor- und Neuzeit (Jen. Litt. Zeit. 39. S. 310.) Hr. Adelung wählte dagegen nach ſeinen Erklärungen und den Beweiſen ſeines Wörterbuchs nächſt den Meißner Zirkeln meiſtens nur Schriftſteller, die zwiſchen 1740 und 1760 blüheten; von den ſpätern (Liter. Zeit. 40. S. 315.) von Uz, der Karſchin, Weiße, Wieland, Klopſtock, Leſſing u. a. nahm er Einiges. Gleichwohl läßt Hr. Adelung ſeinen Beurtheiler behaupten: aus den unendlichen Sprachbereicherungen eines Klopſtock, Leſſing, Ramler u. ſ. w. finde ſich in ſeinem Wörterbuche nichts. Doch ſeit

wann ſind denn Einiges und Nichts gleichbedeutend?: Der altdeutſchen Werke las Hr. Adelung „nur wenige*), rechnet man viel, ein Zwanzigtheil. Dennoch aber behauptet er Magaz. I. 2. 118: „ich habe vor Ausarbeitung des Wörterbuchs alle unſere älteſten Schriftſteller und eine groſſe Menge der mittlern und neuern Zeiten (!) in chronologiſcher Ordnung mehrmals geleſen und für das Wörterbuch ausgezogen.“

3) Die gedichtliche Sprache, unterſchieden von der alltäglichen, bedarf oft anderer dem Alltagsgebrauche entrückter Wörter**); ihr gehören: alle alte noch lebende Wörter oder Wörter aus dem nähern Alterthume.

*) Hr. Hofrath Voß verſichert (Nro. 39. S. 310) das Adel. Wörterbuch habe auſſer der Bibelüberſetzung keine einzige der zahlreichen Schriften Luthers benützt. Dieſes möchte man dahin berichtigen: Die Bibelwörter ſind nur unvollſtändig, dagegen aber aus der einzigen Schrift an den chriſtlichen Adel teutſcher Nation M. Luther 1520. Das einzige Wort ſpiegelfechten ausgezogen.

**) Schon Blankenburg behauptete ähnliches Mag. II. 2, 45 fg.; allein Hr. Ad. überſchlüpfte ſchon damals gerade dieſes und lehrte in einer langen hie beigefügten Note; Homer ſey ein ganz gemeiner Dichter.

Hr. Adelung unterſcheid aber nie bei ſeinen Beſtimmungen und Wörterwahlen alt und veraltet; daher giebt er des Alten nur wenig oder nur manches zur Warnung. Ein Ausdruck veraltet ihm nur wegen ſeiner Fehler, daher wird alles Alte als Veraltetes verworfen. Mag. I. 1, 29. lehret er: „ſo wenig ein Stäubchen Materie ſich aus dem Bezirke der Welt verlieren kann, ſo wenig wird ſich auch ein nothwendiges und nützliches Wort aus einer Mundart verlieren können.“ Dieſelbe Behauptung wird ſogar noch in ſeinem neueſten Werke über den Styl 1, 89. wiederholet. Da ſie theils auf noch ungeſchiedenen Begriffen, theils Nichtbeachtung der ältern Sprache beruhet (und unter jedem Drei Adelung'ſcher Ausſprüche darüber iſt faſt immer Einer ungeſchichtlich) und Verf. dieſes denſelben Gegenſtand anderswo weitläuftiger darlegen wird, ſo genüge indeß die Verſicherung: aus den Denkmälern der Vorzeit laſſen ſich wenigſtens ein ganzes Tauſend guter, d. i., ſchriftwürdiger Ausdrücke nachweiſen, welche in Hrn. Adelungs Wörterwerken völlig fehlen.

4) Jeder Ausdruck werde gewürdiget nach ſeinem Gehalte und dem Verdienſte der Redenden. *) Hrn.

*) Dieſer Punkt wird neben dem vorigen anderswo ausführlicher dargeſtellt.

Adelungs Maaßstab dagegen ist: seine Gewöhnlichkeit in Obersachsen (also nicht Bleibendes, sondern Zufälliges!) oder seine Fähigkeit in Sachsens Umgangssprache Umlauf zu erhalten. Hiernach wird auch die gedichtliche Sprache gemessen. Er sagt Mag. I. 3. 51 folg. „auch die Dichtersprache muß der erhöheten gesellschaftlichen treu bleiben. Man erwärme „die Einbildungskraft und Leidenschaft eines Mannes „von Erziehung und Geschmack, so wird seine Sprache „dichterisch werden, und der dichterische Schriftsteller hat „vor ihm nichts mehr voraus, als größere Auswahl und „den Gebrauch der Feile." — „Der Schriftsteller „wie der Redner darf also weder neue Wörter noch „neue Wörterbedeutungen machen, außer solche, welche jeder seiner Zuhörer und Leser auch „machen kann. Noch nie ist auch nur Ein (!!!) „veraltetes, provinzielles oder undeutsches, d. i., „nichtmeißnisches Wort durch Schriftsteller in der „Sprache allgemein gemacht, d. h. (nach Magaz. II. „2, 7.) so, daß es in der Obersächsischen Gesellschaftssprache Umlauf erhalten hätte." Kein Satz, dessen Ursprung aus dämmernden Vorstellungen und unbeachteter Geschichte unserer Sprache nicht sehbar wäre. Hrn. Adelungs Gebildete, Hofmänner, werden ihre wenige Empfindung und Einbildungskraft nie so zu erhöhen vermögen, als wahre Dichter; gegensatzs wäre

jeder Hofſtaat ein Dichterſtaat und auch Hr. Adelung in dieſem einer der Erſten. Gute Dichter und Schriftſteller haben ferner mehr Kenntniß des Wörterſtoffes und deſſen vielfacher Formungsarten, weil ſie Sprache wiſſenſchaftlich erlernen und ſich darin durch öffentliche Darſtellungen vervollkommnen. Das Sprachkapital der Umgangs-Menſchen iſt dagegen weit kleiner, weil dieſe die Sprache ſelten weiter als in Kinderzimmern und im Umgange erlernen und üben. Jene können daher in der Regel glücklicher und mehr als dieſe bilden; nur müſſen ſie ſo bilden, das einzige Wahre des Adelung'ſchen Maaßſtabes, daß dieſe, wofern ſie denken, die Gebilde leicht für das erkennen, was ſie ſind, ſie verſtehen. Aber eine Sprache nur verſtehen und ſie ſo weit verſtehen, daß man ſie gebraucht und neu darin ſchaffet, iſt ſo verſchieden, als: hunderttauſend Münzſtücke kennen und zählen können, und: hunderttauſend beſitzen und damit wuchern! Die Menſchen ſind demnach in Anſehung ihres Sprachvermögens ebenwohl Bettler, Arme, Begüterte und Reiche, als im bürgerlichen Leben und in ihren übrigen Kenntniſſen. Doch Hr. Adelung ſucht gegen ſeine ſonſtigen Grundſätze eine Gütergleichheit einzuführen, er verlangt daher: Schriftſteller ſollen ihren größern Wörtervorrath nicht mehr benützen, als Meißner Umgangs-Menſchen ihren kleinen. —

Wörter

Wörter der feierlichen Sprache, der höheren Dichtung, können und dürfen überdies in der Alltagssprache nie gängig werden; denn wer wird den Huf eines Lastpauls mit Golde belegen? Obersachsen endlich zählet ein Heer unrichtiger und unvollkommener, aber von Hrn. Adelung als vollgültig bestempelter Ausdrücke. Könnten diese Allregel seyn, müßte man richtige alte, neue oder landschaftliche Ausdrücke beim Schriftgebrauche erst nach jenen verunrichtigen! Beweise genug von Ungeltung des Adelung'schen Maaßstabes.

5) Diesem Maaßstabe und andern öffentlichen Aeußerungen zu Folge wählte Hr. Adelung die meisten Wörter aus Schriftstellern der Jahre 1740 bis 603 aus frühern und spätern größtentheils nur was Obersachsens Sprachgebrauche gemäß war, oder das Alltagsleben nicht weit überflog. Daß sein Wörterbuch daher (auch die beliebte Gleichheit zwischen Schriftstellern und Meißnern zu erzwecken) ein Heer früher und noch heute außermeißnischer Gebilde enthält, ist begreiflich*); eben so, daß Hr. Adelung Tausende werthhaltiger und bedeutsamer Ausdrücke der Vor-

*) In einem nächstens erscheinenden Aufsatze Verhältniß der Obersächsischen Mundart zur Schriftsprache, wird man Beweise liefern.

trägen Mädchen übergienge; und daß jeder Augenblick alles, was du gefälliges an ihnen wahrnimmst, auslöschen könnte? Gewiß! der mindeste Zug in einem von diesen Gesichtern, ein zu sehr geschlossenes, oder zu weit geöfnetes Auge, die unmerklichste Drehung einer von diesen Händen oder Füssen, welche dir eine solche Verwandelung ankündigte, würde dein ganzes Wohlgefallen zernichten; weil die Göttinnen dasjenige nicht wären, wofür du sie hieltest, und wofür es dir sie zu halten so angenehm ist.

Warum aber gefallen sie dir in ihrer izigen Stellung? Sie gefallen, weil du dem Marmor eine Seele giebst. In deiner Einbildungskraft haben die Bildsäulen das Vermögen zu denken und zu fühlen, wie du. Die älteste der Grazien stützt sich auf den Altar, wie eine Gespielin der übrigen Götter, und ruht mit dem Bewußtseyn, daß die Thaten, wovon sie ermüdet ist, gut waren. Die zwoote naht sich ihrer Schwester mit einer zärtlichen Besorgniß, die Ruhe derselben zu unterbrechen; jedoch mit einem gleich zärtlichen Verlangen, in ihrer Gesellschaft zu seyn, und vielleicht das Vergnügen eines Festes mit ihr zu theilen. Die jüngste tanzt voran; aber Auge, Stirn, und das Lächeln ihres Mundes verrathen, so wie jede Wendung von ihr, eine gemäßigte Freude. So freut sich die Unschuld, welche nichts zu besorgen hat. Die Grazie sieht nach den beyden andern sich um, und ist mit ihrem eignen Tanze weniger, als mit der Hofnung

und Mitwelt verſchmähte, ſogar in Werken, die er doch las, z. B. den ſchwäbiſchen Dichtern, Opiz, Günther u. a. (Verf. dieſes behauptet es nach eignen Vergleichungen) oder eines Leſſing, Wieland, Klopſtock u. ſ. Was daher im Kreiſe der Dresdner Hofleute an edeln Ausdrücken nicht ſo gewöhnlich war oder werden konnte, als des Schriftſtellers, der Nichtmeißner oder auch des der Natur befreundeten Landmannes: nachten, gelben, braunen, graß, grell, winterlich, ſommerlich u. m. unſern Schriftſtellern allgewöhnlich und edel, wird von ihm in die niedrige Sprechart *) oder als Undeutſchheit verworfen. — Wohl ſelten beſitzt eine einzige Landſchaft urſprünglich an Dingen, was eine ganze Länderſchaft bedarf, daher ſelten auch alle Bezeichnungen. Oberſachſen z. B. hat kein Meer; faſt alle Seeausdrücke: Flotte, Boot, Bogſpriet u. a. ſind deshalb aus Niederſachſen entlehnt, welche auch Hrn. Adelung als ächt-hochdeutſche gelten. Die Elbe in Meißen hat aber nicht Ebbe noch Fluth, noch Wogen; man hört da wohl von dieſen Dingen, aber man ſieht ihr Wirken nicht, daher fehlen bei Adelung

*) Unter: niedrige Sprechart oder gemeine Mundart verſteht Hr. Ad: die außermeiſniſchen, alſo alle ober und niederteutſchen, wie ſie auch heißen mögen.

die überall schriftgewöhnlichen Wirkungswörter: wogen, aufwogen, das alte erwogen, und erhöhen und fluthen erhalten bei ihm nicht unter den altmeißnischen oder eingemeißelten Wörtern, sondern im Kehrwinkel den Ehrenplatz. Doch was kümmern den Deutschen diese Mängel der Meißner?

Eine Anzahl landschaftlicher Ausdrücke (auch hier unterschied Hr. Adelung die Begriffe nicht: von der Schrift abweichende und ihr gemäße oder angemäßigte Landschaftlichkeiten) und neue Erbildungen unserer Schriftsteller erklärt Hr. Adelung, um sie aus der Meißnerschaft zu fernen, falsch und für falsch. Man vergleiche die Wörter ganz richtig zusammengebildet mit all, allbethörend, allherrschend u. m., das ehrwürdige Wort Allvater und Hrn. Adelungs falschgründige und gernwitzige Verwerfung desselben; bewahrheiten, wähterisch, Weltall, vervollkommnen u. m. Besonders einige noch schwierige Wörterarten, die er bald schweigend übergehet, bald obenhin oder unrichtig oder gar mit wegscheuchenden Machtsprüchen behandelt. Die Bildungen der Sprüchwörter sind als Ueberbleibe älterer Sprache oft zu kühn: was Einem lieb ist leidet dem Andern, das Böse muß man überbösen u. a.; damit sie nicht etwa zu neuem

verreizen, werden sie (sein eigener Ausdruck) in den Schmuz des großen Haufens geworfen. Die mit Sachwörtern richtig vereinten Mittelwörter meerumwogt, das sturmempörte Meer, die, unserer Sprache völlig gemäß und gewöhnlich, wie im gemeinen Leben, so in der Vorzeit, Beispiele haben, verurtheilet Hr. Adelung als unrichtig, besonders weil man bei ihnen erst denken müsse. Nun ist doch zu fragen: besitzen und besaßen etwa ungebildete Menschen des niedern Lebens und der Vorzeit mehr Denkkraft, kühne und bedeutsame Gebilde zu schaffen und zu verstehen, als die Meißner, wie Hr. Adelung sie erdichtet und manchen derselben wohl gar glauben macht? Konnte man im aftergoldenen Zeitalter 1740 einige tausend Denkbilder mit eigenen Wörtern bezeichnen, warum sollen wir andere oft höhere Ideen, damals zum Theil ungeahnet, nicht eben so kurz bezeichnen, so bald wir es deutlich und sprachgesetzlich vermögen? Ist endlich jeder Stillstand ein Rückbleiben, warum soll die Sprache den Vorschritten in andern Wissenschaften nie gleichgehen? oder ist ihr wohl möglich nachzubleiben? Doch Hr. Adelung wollte nach Magaz. I. 4. 104 folg. die gesellschaftliche Sprache seiner Goldzeit gern für „eine auf immer fixirte todte Mundart erklärt haben, um die Schrift vor Veränderungen zu bewahren", und mit der Fix-

heit der Sprache wären dann auch Werke, die diese darstellten, verdient oder unverdient, bleibend geworden. — Diesemnach sind in seinem Wörterbuche nicht nur tausend guter und behutsamer Ausdrücke, oft nur weil sie bedeutsam waren, übergangen, sondern auch ein Heer anderer ganz unrichtig geschätzt. Wie sehr diese Schätzerei unserer Sprache geschadet habe, ist kaum zu berechnen, da so Schriftsteller und deren Beurtheiler, als auch nicht selten Sprachkenner hierdurch irre geleitet wurden. Es ist daher nahe zu bezweifeln, ob das nächstfolgende Geschlecht der Wörterbücher alle jene Schiefheiten auszugleichen vermöge.

6) Das Wörterbuch enthalte neben den Wörterformen auch beweisende Beispiele ihrer Stellung nach der Leidenschaft, der über den Alltagszirkel hinausgerückten Verbindungsarten und Wendungen, der raschen Figuren. Wenig dessen giebt das Adelung'sche Werk; dieses ist nach allen nun:

7) Ein Wörterbuch der Meißner Mundart mit Rücksichten auf die Schrift, auf die übrigen Mundarten und Vorzeit (N. 26. S. 205), ein Wörterbuch des täglichen Umganges (S. 207). Herr Adelung äußert selbst in der Nachrede zum vierten Bande des Wörterbuches: Dieses Werk ist nur dem

bleibenden Reichthum der Sprache gewidmet. Dieser besteht aber vornehmlich a) in den nothwendigen allgemeinen Wörtern: sehen, hören, denken, b) den festen Benahmungen sinnlicher Dinge, welche zugleich auch dem Gemeinleben eigen sind: Stahl, Holz u. w. diese befassen auch die größte Anzahl seines Wörterwerkes *); man vergleiche: Berg mit 281 Zusammensetzungen, Acker, Baum, Stein, Meer, Wasser, Feuer, Gold, Silber, Haus, Hund, Erde, Wald, Bier, Wein u. a. m. mit dem Heere ihrer Abkömmlinge und man findet unter diesen und andern gewiß nicht ein Drittheil ihrer nur schriftgewöhnlichen Zusammenbildungen bemerket. Kann aber eine rohe Sprache moralische Begriffe, feine Begriffabschattungen, Dinge des verschönerten Lebens, unangenehme Gegenstände milder und verschleiert nur selten darbilden; so wäre unsere Sprache nach Herrn Adelungs Wörterbuche gewürdigt, nicht wenig zurück. Doch sie ist in jeder Hinsicht gebildeter, als unsre Wortverzeichner sie darstellen. Denn bald sammeln diese überhaupt zu wenig, bald

*) Nach seiner Schrift über den Styl I. 95. nimmt er auch besonders nur solche Landschaftlichkeiten auf, die unter obige gehören.

geben ſie zu viel, nach eigenem Bedarfe und Geſchmacke. Allein, da die Sprache nicht allein dem Ackerbauer und Gewerbsmanne, nicht allein dem Alltags- und Hofmenſchen, ſondern auch den Gebildeten der ganzen Völkerſchaft gehöret, alſo noch minder dem einzelnen Wörterſammler eigen iſt: ſo ſollte auch dieſer in einem Wörterwerke mehr dem allgemeinen Bedarfe und Geſchmack, als dem einiger Klaſſen oder ſeinem eigenen folgen; er ſollte dargeben was die veredelte Geſammtſprache hat, nicht was er aus Gnaden geben will. Er, Untergebener der Nation und Gotteswortnachharker *) der Schriftſteller, darf nicht gnädig ſeyn. Doch Herr Adelung giebt nicht einmal immer die mäßig veredelte Sprache des Umganges, ſondern des niedern Lebens mit all ihren Unedelheiten, ohne das dafür gewöhnliche Beſſere nur anzudeuten. *) Man ſehe Hure, bei ihm ein fruchtbarer Artikel mit etlichen dreißig Abſtämmlingen, Maulhure, Schandhure ꝛc., Arſchpauker ein Schullehrer der a poſteriori erzieht, Schleppſack eine verächtliche Weibs-

*) Im Holſteiniſchen, der Küſter.

*) Man vergleiche was man will, man findet dieſes beſtätiget. So giebt er z. B. grob, häßlich, Zacklinie u. m., hingegen unfein, unſchön, Wellenlinie behält er zurück.

perſon, mit welcher ſich jemand (richtiger jedermann) ſchleppt. Neidhammel, Miſſink, Miſthammel, Redlöffel, Blackſcheißer **) u. m. Dieſe und andere Niedrigkeiten werden unter Gebildeten auch Oberſachſens nie gehöret, (Herr Adelung entnahm ſie daher nur dem niedern Leben und den teutſch-ausländiſchen Wörterbüchern, geſchrieben Anfangs des vorigen Jahrhunderts, die ihm zur Grundlage dienten), in guten Schriften werden ſie nie geleſen. Teutſch erlernende Ausländer ſuchen Umgang Gebildeter) nicht des Pöbels, leſen Schriften die edle Sprache zu erlernen: warum führte doch Herr Adelung nicht auch die Menge ſchriftgebräuchlicher aber

**) Herr Ad. behauptet Magaz. I. 1. 23. fg. „Die „(Meißner) Schriftſprache iſt ein Werk des Ge„ſchmackes, da dieſer in ſeinen Werken ein über„einſtimmiges Ganzes ausmacht, ſo können die „Eigenheiten anderer Mundarten, und (ſ. 29.) ver„altete Wörter nicht zu jenem Ganzen paſſen; beide „ſind allemal (??) um etliche Grade niedriger als „der Geſchmack.“ — Ohne hier manche noch ungeſchiedene Begriffe zu bezeichnen, bemerkt man nur: wie könnte je durch die ſchlechteſten Landſchafteleien die Schönheit eines Ganzen geſtöret werden, von welchem obige Wörter Theile ſind? könnten nicht Luthers von Leſſing wiedergebrauchtes muthigen, die neuern ermuthigen, entmuthigen, und die landſchaftlichen ſich fähigen (ſämmtlich von Ad. übergangen), nicht eher ſich bedenken, in die Geſellſchaft obiger Meißnereien einzutreten?

unanſtößiger Spottbenamungen auf: Finſterling, Bocksbeutler, Magenfeger, Staatsquackſalber, Kleingeiſt, Krautjunker u. m. Würdigten Ausländer nach jenen und andern Mißgriffen dieſes Sprachlehrers den Geſchmack der Teutſchen, oder nur der gebildeten Meißner, ſie urtheilten ſehr ungerade und ungerecht. Herr Adelung geht in ſeiner Vorliebe für das niedrig Meißniſche ſo weit, daß er dieſes oft gänzlich mit allen mundartiſchen *) nicht überall angenommenen Formen als ächtes Hochteutſch wiedergiebt. Der gemeine Meißner ſchränzt z. B. vielen Wörtern ein überflüßiges ke an: Pappelke, Ellerke u. ſ. für Pappel, Erle; Herr Adelung ſtellet nun als Regel dar: Beißker, Bartbeißker, Schlammbeißker, Zweiſchke

*) Klopſtock bildete von Mundart ganz richtig, obwol hart mundartiſch, und eben ſo ſchrieb Hr. Hofr. Voß. Hr. Ad. drehet dieſes in mündartiſch und ſagt mit einem witzigen Seitenblicke darauf, Voß habe es gebildet. Worin indeß die Wichtigkeit dieſer Umdrehung liege, ſcheinet ſchwer auszufinden. Leichter hingegen, änderte jemand Hrn. Ad. Lieblingsſatz: „die ungelehrten höhern Stände vorzüglich die Höfe bilden die Sprache," in: die ungelehrten höhern Stände vorzüglich die Höfe, bilden die Sprache. Dann hätte der Satz mehr Wahrheit, auch ſagt in Oberſachſen der größte Theil wirklich die Hofe für Höfe.

für die Oberteutſch richtigern: Beißer — Zwetſche. Er giebt Reinigkeit ſtatt der ſchriftgewöhnlichern Reinheit und lehrt nahe überall, auch noch im gröſsern Wörterbuche: letzte Form hat zwar nichts wider ſich, aber doch den Mangel des Gebrauchs; das iſt aber nur des Meißner Gebrauchs *); Geſtröhde f. Geſtröh, Hofnätherin u. Nätherin für die Ober- und Niederteutſch beſſern Hofnäherin u. Näherin (jene für dieſe ſind eben ſo als Geſpinſterin für Spinnerin); Mähder u. Vormähder für Mäher u. Vormäher; Taubenhacht f. Taubenhabicht; liedern f. ledern, ihlen f. öhlen, in der Volksſprache Ihl f. Oehl; verblaten von Blat (jene Formen die er auch im Lehrgebäude vertheidigt, dreimal!) für verblatten von Blatt. Herr Adelung giebt endlich nicht immer die Sprache

*) Viele Stellen des Wörterbuches lehren: dieſes Wortgebild iſt wider den Sprachgebrauch; nicht immer iſt aber dieſes vom allgemeinen-teutſchen, ſondern mehr dem Meißner zu verſtehen. Eben ſo muß man oft die nicht ſeltenen Verſicherungen nehmen: dieſes Wort iſt gänzlich veraltet, hat wenig Beifall gefunden, iſt weidlich belacht worden; denn oft ſind es gerade gängige Wörter der edelſten und richtigſten Bedeutung und Form, auch hat gewöhnlich außer zwei oder drei unbelehrten Meißnern kein Menſch gelacht.

der Oberſächſiſchen Schriftſteller, welche mehr den allgemeinen Sprachgeſetzen ſich anmäßiget und nach deren ganzem Zuſchnitte bildet, ſondern die alltägliche Umgangsſprache mit ihren zahlloſen dem Wendenthume entfloſſenen Unrichtigkeiten und Verwirrungen der höheſten Sprachgeſetze, welche, dem Geiſte einer gebildeten völkerſchaftlichen Sprache zuwider, als Allregel aufgemuſtert werden. Damit nun niemanden einfalle, die Wendiſchen Sprachverhunzungen, die beſonders ſeit Gottſcheb und Adelung in die Schrift drangen und täglich mehr eindringen, auszumärzen und uns Oberſachſen zur Beſſerung zu verleiten, lehret Herr Adelung: Regelmäßigkeit iſt nicht das Loos ausgebildeter Sprachen Mag. II. 4, 94; Meißen darf folglich die Sprache, um ſie zu bilden, entregeln ſo gut es kann; nur außermeißniſche Landſchaften dürfen es nicht, dieſe müſſen vielmehr heute und künftig alle Meißniſchen Entregelungen dankend annehmen, wofern ſie nicht ihren Geſchmack in einem nachtheiligen Lichte zeigen wollen. Magaz. I, 1, 27. „Es giebt keine allgemeine Teutſche Sprache, Lehrgeb. I. LVII.; ein allgemeiner Sprachgebrauch iſt ein Unding, folglich darf man den Meißner Sprachgebrauch nur nach ſich ſelber, dem unrichtigſten aller Sprachgebrauche, beur-

beſchäftigt, daß ihre Schweſtern ihr folgen werden. An allen dreyen ſind Haarlocken, Gewand und Gürtel anmuthig, wie ſie ſelbſt, voll Einfalt ohne Vernachläßigung; ein Schmuck der Natur. So kleiden ſich diejenigen, die, gleich dieſen Grazien, tanzen, ruhen und zum Feſte laden.

Glaube mir, gutes Mädchen, keine Schönheit des Körpers gefällt, wenn die Seele nicht ſchön iſt. Die Augen mögen noch ſo freundlich, die Wangen noch ſo lächelnd, jedes Glied noch ſo geübt ſeyn, mit eignem Reize ſich zu bewegen; überall fehlt es an Wahrheit, wenn nicht eine freundliche, lächelnde, reizende Seele die Augen, die Wangen, und die Glieder belebt. Umſonſt würde man den Körper in die Lage der ruhenden Huldgöttin zwingen, oder dem Geſichte den ſanften Ausdruck, oder den Füſſen die Leichtigkeit von jener bittenden und jener tanzenden Schweſter geben; zur Huldgöttin gehört mehr, als dieſes. Man muß denken und fühlen, wie ſie. Und dann, gutes Mädchen, wenn der Mund in dieſem Augenblicke wohlthätig, die Stirne friedlich, der Tanz ein ſtilles Entzücken der Olympier wäre; den folgenden Augenblick, wenn nicht im Innerſten Friede, Wohlthätigkeit und ſtilles Entzücken herrſcht, kan die Stirne ſich runzeln, der Mund zürnen, und die Tanzende wird eine Schwärmerin.“

So ſprach Charmides zu ſeinen geweyhten Mädchen an dem Tage, da ſie zum erſten mal

die

tigen. Magaz. I. 1, 30. Hätte Herr Adelung unterschieden: angenommene Abweichungen der Unterformungsarten der Mundart, und, allgemeine Analogien der Hauptformungsarten, so behauptete er diesen und manchen mit ihm zusammenhangenden völlig nichtigen Satz nie. Die wenigen Verfeinungen, eingeführt durch Luther und seine Lehrgenossen, werden von Herrn Adelung sorglich gepriesen aber nicht ihrem Urheber, sondern den ungelehrten Obersachsen anverdienstet. *) Die Klangverhunzungen unserer Sprache durch Obersachsen verschweigt er oder belegt sie mit tönenden Namen, Wohlklingendmachung! Die unseligen Verwirrungen unserer Formungsarten durch unwissende Wenden, übergeht er ebenfalls oder nennt sie Sprachbildung! Was nun nach Herrn Adelung der Sprachgebrauch in

*) Verf. dieses nahm sich die Mühe mit der Geschichte des Hochteutsch einen großen Theil der bisherigen Streitschriften darüber zu vergleichen. Es ergab sich daraus, wie man nächstens öffentlich beweisen wird, daß Hr. Ad. zu Behauptung seiner Sätze a) oft unrichtige Zeugnisse anführte, b) Luthers und Anderer Aeußerungen ungerade auslegte c) Scheingründeleien sich erlaubt. d) Wahrheiten, die ihm völlig widersprachen, geradezu hinweg bewies. e) Gegen alle Landschaften, besonders die Oberteutschen nicht wenig Ungerechtigkeiten, auch wohl Nichtwahrheiten sich verstattete.

Meißen in dergleichen Dingen entschied oder noch entscheidet, bleibt ewig unwiderruflich! auch wenn es die Gränzen unserer Gesammtsprache verenget, den Wohlklang ertödtet oder vernunftwidrig ist? Mehr darüber anderswo. Es verdiente Tadel aus jener gehaltreichen Beurtheilung mehr auszuheben oder ihr mehr beizufügen, da Herr Adelungs Schutzrede nicht den geringsten der Hauptsätze widerlegte und diese, so lange Wahrheit als Wahrheit gilt, nie zu widerlegen vermag. Die Beantwortung des obigen zweiten Satzes war offenbar Verdrehung; eben so den Satz: (Jen. Lit. Nro. 26. S. 206.) „die beweisenden Beispiele für die Idiotismen, wenn sie nicht zufällig bei einem Meißner von gefälligem Tone sich darboten, ließ Herr Adelung weg, oder wählte sie aus der modischen Sprache der Artigkeit," verunstaltet Herr Adelung in „mein Wörterbuch sey nur ein Meißnisches; die Beispiele seyen bloß aus der modischen Sprache der Artigkeit gerafft."

Schlüßlich behauptet Herr Voß: das Adelung'sche Wörterbuch ist als Schriftwörterbuch betrachtet, unvollständig *), die Bedeutungen der Wörter sind

*) Rechnet man ab die Wörter des gemeinen Lebens und der Nothwendigkeit, so enthält das Adelung'-

unlogisch geordnet, nicht immer ist älterer Sprachgebrauch, sondern später Meißner zum Grunde gelegt, oft sind nöthige Sprossen in der Stufenleiter der Bedeutungen übergegangen. Dieses hebt nun Herr Adelung besonders aus, sagend: nach Voß lege er gewöhnlich die späteste Meißner Bedeutung zum Grunde; schon ein Kind könne aber sehen, daß es zu Aufstellung der ersten sinnlichen Bedeutung alle verwandte Sprachen verglichen, unsere ältesten Schriftsteller gelesen und nochmals gelesen u. s. w. Da Herr

sche Werk nicht über ein Drittheil des Reichthums unserer Schrift. Der Beleg zu dieser Behauptung lässet sich darthun. Verf. dieses wollte nicht etwa ein Wörterbuch herausgeben, sondern untersuchen: ob der Altteutsche seinen Wörterstoff besser benützte als der Neuteutsche, was jener diesem etwa abgelernen, wie weit dieser in Sprachbereicherung noch gehen könne. Da alte und neue Wörterschriften darüber schwiegen, waren eigene Lesungen erforderlich. Während dieser fanden sich in der Sprache über zwanzig Tausend gehaltvoller Wörter und Bedeutungen, welche in Hrn. Ads. größerm Wörterwerke noch fehlen. Doch ist Verf. dieses sehr entfernet zu glauben, diese Anzahl fülle die Lücken des Adelung'schen Werkes nur halb, da ihn tägliche Lesungen des Gegentheils belehren. — Sonderbar genug ersuchten indeß vor wenig Jahren einige Obersachsen ihre Werke nur in Adelung'schen Formen zu schreiben; wie sind wol diese Versuche ausgefallen?

Hofr. Voß (Litz. 39. S. 310) ausdrücklich der nothwendigen Beziehungen auf die älteſten Sprachtrümmer und das Schwabenteutſch erwähnet, da bekannt genug iſt, daß Herr Adelung in Darſtellung früherer Bedeutung achtenswerthe Vorgänger hatte an Wachter, Friſch, Ihre, Fulda u. a, die auch Herr Voß zum Theile anführt: ſo iſt die Verallgemeinerung obiger Behauptung nicht wenig willkührlich. Jeder läßt Herrn Adelung die Gerechtigkeit widerfahren, daß er in Darſtellung der Wörterſtämme und ihrer Verwandheiten vieles leiſtet, aber, muß man beifügen: vielleicht eben ſo viel iſt noch zu leiſten. Allerdings las Herr Adelung einige älteſte Denkmäler, die paar Blätter des Kero, einzelne Stellen aus Ottfried, Notker u. a.; das meiſte nahm er indeß nicht aus erſten Quellen den Schriftſtellern, ſondern aus zweiten den Wörterſammlern Schilter, Friſch u. a. welchen er daher nicht ſelten auf Glauben in die unrichtigſten Erklärungen folgt. *)

*) So verſichert Hr. Ad. Ottfried nenne die Apoſtel Aftergötter. Wahrſcheinlich nahm er die Stelle aus Ottfr. IV, 9. 53.

Joh thie mit imo in note warun wallonte
Sint ſie untar mennisgen *After gote* furiſton.
Und die mit ihm in Noth wallend waren
Dieſe ſind unter Menſchen Nächſt Gott Fürſten.

Schilter überſetzte: ſunt inter mortales dii ſecundarii primores. Daher die Aftergötter.

Die meiſten fremden Sprachen verglich er auch nur nach zweiten Quellen und, wenigſtens die Griechiſche, Ruſſiſche, Lettiſche und Schwediſche nicht immer ſichern und vollſtändigen. Der Altteutſchen Werke mittlerer Jahrhunderte benutzte Herr Adelung nur wenige und dieſe wenigen oft nur theilweiſe; die heutigen Mundarten, ſelbſt Oberſachſens verglich er nicht genug. Daß daher bei einem Wörterheere erſte und zweite Bedeutungen fehlen und verfehlen müſſen, iſt begreiflich; weniger aber, daß er ganze Wörter- und Fügungsarten, oft Hunderte von Formen unterbegreifend, mit Vernachläßigung ihrer Urbedeutung unrichtig, halblich und verundeutlichet vortrug. Dieſe Unrichtigkeiten und Vernachläßigungen früherer Bedeutung, bei einzelnen Wörtern und ganzen Wörterarten erbietet ſich Verfaſſer dieſes hiermit öffentlich, jedem der es verlangt, durch Hunderte von Beiſpielen zu beweiſen. Hier nur einige Andeutungen. Die Ableitungsſilbe icht in thöricht, leitet Herr Adelung dem Friſch folgend, geſchichtwidrig, folglich unrichtig ab von einem alten achtig, dafür zu achten; verkannt hat er deren Urbedeutung und ſeine zahlreichen Berichtigungen Luthers und ſeiner Zeitgenoſſen in Wörtern der Art, ſind Mißberichtigungen. Mehr darüber anderswo. Herr Adelung lehret: das Adverb iſt früher als das Adjektiv;

tiv zu heftig eifernd daß unſre Sprachlehrer gewöhnlich dieſes jenem voranſetzen, dringt er auf Umordnung: und dennoch hat er ſelbſt im Wörterbuche durchaus das Adjektiv früher als das Adverb geordnet, erklärt und verbeiſpielet. Nur einige Belege: „Ausführlich adject. et adverb., mit allen nothwendigen Theilen verſehen. Ein ausführlicher Beweis, eine ausführliche Erzählung, etwas ausführlich erzählen.“

„Anfänglich adj. u. adv. das Erſte der Zeit und Entſtehung nach: die anfängliche Einrichtung eines Werkes. Häufiger als Adverbium, für im Anfange: anfänglich verſprach er es ꝛc.“ Dieſem nach enthält in dieſen Wörterarten ſein großes Sprachwerk entweder ſchon an tauſend Fehler, oder ſeine Lehre iſt unrichtig. Doch wie, wären oft beide unrichtig? Dieſes andermals.

Ohne genaue Unterſuchung der Altteutſchen Genitivfügungen iſt man vor Artekerklärungen der heutigen nie ſicher. Wie ſie Herr Adelung anſtellte, zeigt ſeine Erklärung: „der Genitiv dient allen in einem Satze vorkommenden Verhältniß egriffen; er iſt der ſchwerſte und weitläuftigſte Fall ꝛc.“ Ein Fall für alle Verhältniſſe, kennzeichnete wohl gar keines. Die

alten Fügungen dieſes Falles ähnlichten den Griechiſchen; als aber Bürger dem Homer einige unbedeutende nachbildete, ſo verunteutſchte er nach Herrn Adelung die Teutſche Sprache. — Die Partikel es in vielen Redensarten ein alter Genitiv, verkannte Herr Adelung gewöhnlich in dieſem Falle für einen Akkuſativ und änderte richtig ſchreibende Schriftſteller. S. Leipz. Litz. Intelligenzbl. 1803. N. 3. S. 36 fg. Seine Verunrichtigungen des uralten: einem Beichte hören, in, einem Beichte hören, ſein „ſich der urbanitati*) befleißigen in der Lehre über den Styl I. S. 52.; ſeine gründeloſe Erklärung in: wir ſchmeicheln uns eines glücklichen Erfolges, rühre der Genitiv vom ausgelaſſenen Hoffnung her, und ein Heer anderer Dinge geben genügende Beweiſe. Aus allem erhellet nun: die letzten Punkte ſind von Herrn Adelung ſo wenig als die erſten genügend beantwortet.

Noch ſind einige Bemerkungen der Adelung'ſchen Schutzrede übrig, die, an ſich zur Sache nicht gehörend, nur deshalb noch Beachtung verdienen, weil ſie von einem Adelung herfloſſen. Zuerſt wird von ihm die gelehrte Zeitſchrift, welche die Beurtheilung

*) In derſelben Schrift S. 93. declinirt Hr. Ad. ſogar: „was nicht zur urbanitate gehört.“

seines Wörterbuchs aufnahm, verdächtig gemacht, auch der Beurtheiler in Verdacht gesetzt, (ein Mittel, welches Herr Adelung schon ehehin anwandte seine Gegner zu schweigen, S. Magaz. I. 4. 81 u. 97. u. 119. I, 4. 141) auch der Geschmack der Schriftsteller, welche (ob mit Recht oder Unrecht, ist einerlei) von der Bisherigkeit abweichen, wird verdächtiget Mag. I, 3. 51. II. 2. 28. u. 31. Lehrgeb. II, 731 u. andere Stellen). Der Zeitschrift fehlt es an Stoff (nach bekannt gewordenen Vergleichungen schwerlich so sehr als Herrn Adelung an Widerlegungsstoffe) und das gab schlimme Aussichten, (aber Herrn Adelungs zahllose Mißgriffe in gewissen Fächern?) der Beurtheiler habe die Sprache nicht im ganzen Umfange studirt, er urtheile bloß *) nach willkührlichen selbst gemachten Grundsätzen. Herr Hofrath Voß wollte selbst ein Wörterbuch schreiben und diesem nur durch Herabschätzung Anderer Werke Bahn machen. Die Sicherheit, mit der Herr Adelung ein solches Werk uns ankündiget, verdient Bewunderung, da noch gar nicht ausgemacht

*) Hebt ein Tadel durch Allgemeinheit sich selbst auf, so ist es dieser. Ueberdieß, eine Vergleichung zwischen den Grundsätzen unserer Schriftsteller mit den Adelung'schen zeigte gerade das Selbstgemachte und Sprachverderbliche in den letzten am häufigsten.

ist, ob Herr Voß eines je herausgiebt oder veranlaßet; gewiß dagegen: geschähe dieses, so können doch und werden vorher noch andere Wörterwerke erscheinen. Aus begreiflichen Ursachen hasset unser Publikum nichts mehr als neue Aenderungen in unsrer Altgothischen Rechtschreibung; eben deshalb vertrauet uns Hr. Adelung: eben dieser, der sein Wörterbuch so herunter geschätzt, sei auch Einer von denen, welche vor alten Zeiten Klopstocks Rechtschreibung empfohlen! *) Dieser Mitneuerer habe ihm nun sogar Schmähungen angethan, und ihn Bocksbeutler, (Buchbeutler, Freund des Herkommens) benamet. Doch in der bezielten Schmähstelle (Litz. Nr.

*) Verf. dieses glaubt im Leipz. Intell. Blatt. 1804. No. 22. S. 351. bewiesen zu haben, Klopstock's Rechtschreibung gehe der gewöhnlichen an Vernünftigkeit nicht wenig vor. Daß sie indeß Herr Adelung früherhin Lehrgeb. II, 717. fg. geradezu wider den gemeinsten und ungelehrtesten Menschenverstand, für thöricht, für Raserei auspries, daß er sie verdammte ohne Klopstock's Sätze nur einigermaßen durchdacht und begriffen zu haben, könnte weniger befremden, da man ehemals wol nie Einen Vorschlag zu Verbesserung unserer Sprache that, dem sich Hr. Ad. nicht widersetzt und gleiche Prädikate ertheilt hätte; allein nach zwei und zwanzig Jahren Klopstock nochmals verdammen, ohne dessen Lehrsätze erwogen und gefaßt zu haben!

24. S. 189) wird ja nur der perſoniſicirte Schreibgebrauch mit Klopſtocks Wörten ſo benamet! Drehet nun Herr Adelung dieſes auf ſich oder benannte ein anderer ihn ſo, wozu dann einem Voß dies aufgebürdet? Die Urſachen ſind greiflich. „Voß habe ſogar Gottſcheden verſpottet und jeder fühle ſich berufen dieſen Mann zu ſchmähen.“ In einer Geſchichte des Hochteutſch mußten doch wohl Gottſcheds Behauptungen darüber gewürdiget werden? Doch Herrn Adelung war es hier mehr um derer Meinung zu thun, welche Gottſcheds wahre Verdienſte noch ſchätzen, als dieſen Mann ſelbſt zu vertheidigen. Denn nie verſpottete irgend ein Teutſcher Gottſcheden ſo oft als Herr Adelung *) Jeden halbreifen, nicht allſeitlich durchdachten oder gar lächerlichen Einfall jenes Mannes hat Herr Adelung, nicht nur da, als jene Nichtigkeiten noch Widerlegung verdienten, ſondern auch noch etliche dreißig Jahre nach jenes Tode in der neueſten Ausgabe des Wörterbuches, ſämmtlich aufgeführt, um den durch Trockenheit der Gegenſtände ermüdeten Leſer dadurch zu erheitern. Dann gab es aber doch Andere, die zu Luſtigmachern ſich fähigten; denn ſchwerlich verdiente Gottſched durch

*) Der verſtorbene Käſtner hat ſich über dieſe Härte Hrn. Ads. gegen Gottſched, oft bitter beſchwert.

die himmliſche Venus mit Blumen behängen ſollten.

6.

Zu derjenigen, welche ſchon Prieſterin geworden war, ſagte Charmides: „Du biſt ein heiliges Mädchen: Kein Unheiliger berühre deine Hand oder deinen Schleyer! Auf deinen Reizen hafte kein verwegner Blick; aber gedenke, wer du biſt, indem du dich wegwendeſt. Auch dann gehe kein niedriger Spott aus deinem Munde. Behalte die Hoheit einer fliehenden Grazie".

Darauf erzählt' er den Prieſterinnen eine Geſchichte aus dem ehrwürdigen Alterthum, wovon edle Liebe der Innhalt war. Zum Beyſpiel will ich die Geſchichte des Orpheus und der Eurydice anführen, die er mit folgenden Worten erzählte:

„Orpheus, ihr Mädchen, war einer von den erſten, welche die Leyer ſpielten, und Lieder, wie die ſeinigen, hatte man noch nicht gehört. Ob es wahr ſey, daß er Wälder und Berge nach ſich gezogen, oder daß Flüſſe, bey ſeinem Geſang, ihren Lauf verändert haben; was liegt daran, und was hätt' es dem Sänger geholfen? In der Gegend, wo er ſpielte, lagen die Wälder ſo, wie ſie liegen mußten, um die Gegend zu verſchönern; jeder Berg ſtand am rechten Orte; jedem Fluſſe waren die beſten Ufer angewieſen; man konnte nicht das Mindeſte verrücken, ohne dem Ganzen zu ſchaden. Wie hätte das Or-

Vertreibung des Harlekins von der Bühne, gerade in den Werken ſeines Nachfolgers als Harlekin umgehen zu müſſen! Wie iſt aber Herr Adelung nun berechtigt zu tadeln, was ein Anderer Einmal that und thun mußte und ſich immer zu verzeihen, was er ſtets begehet und nie thun muß? Doch man weiß von Herrn Adelung, ſo bald etwa einer ſeiner Gegner Gottſcheden angriff, ſo machte gerade er ihm faſt immer Verbrechen daraus, S. Mag. I. 4, 93 u. 98. u. 105.

„Voß wolle auch: die Schrift ſey ein Werk der Schriftſteller, welche ſie aus allen Mundarten zuſammengeleſen." (In dieſer Ausdehnung oder mehr Ausrenkung, behauptete wohl noch niemand den Satz; ſchon mehrmals, obwohl vergeblich erklärte man ſich gegen dieſe Willkührlichkeit Hrn. Adelungs.) *) „Es laſſe ſich theoretiſch und hiſtoriſch beweiſen, daß Schriftſteller nach ſelbſtg machten, der veredelten Umgangsſprache fremden Analogien, eine Sprache weder bilden noch ausbilden konnten." Dieſer nicht hieher gehörende Satz lautete früher anders: man darf die Schriftſprache nach außermeißniſchen Analogien nicht bilden! Ueberdies führt man nun beinahe dreißig

*) S. Beiträge zur Ausbildung der deut. Sprache 1. B. S. 149.

Jahre Krieg, bald um einen Nothdurft, bald über Mutwille. Die Bockwollenstreiter haben sich nie hell gemacht, über den Unterschied zwischen Unterformungsarten des eigentlich Mundartischen, ob man z. B. Pferd oder Ferd, ich nimm oder ich nehme sage, und allgemeine Hauptformungsarten der Wörterbildung, z. B. starkmuth, willkühren, eigens für eigends. Nach jenen können und wollen in der Regel unsere Schriftsteller die Sprache nicht leicht bilden; *) nach diesen hingegen bildeten und können sie bilden. Fremde, d. i., ungebräuchliche Analogien dieser Art unterscheiden sich ferner durch solche, welche den gebildeten Teutschen der meisten oder vieler Gegenden nicht mehr gekannt sind: Skimo Schein, Teurida Theuerheit, Werth, Bekrida Bekehrung u. a. werden nie oder nur durch ein Wunder rückgerufen; solche dagegen, welche den gebilde-

*) Hr. Ad. wachte indeß manchen stillen Versuch hierin, der aber in dem weitläufigen Wörterbuche übersehen wurde. So setzt er z. B. heucheln und doch abhäucheln, schnäufeln und beschnäufeln f. schnüffeln und beschnüffeln, der Pfips eine Hühnerkrankheit, (Pfipfs wäre noch hochdeutscher!) ungeachtet jedermann der Pips oder Pip schreibt. Ob nun diese und ähnliche Veränderungen unsern bisweiligen: der Aufen für Ofen, die Tropfe für Troppe gleichen oder nicht, entscheidet man leicht.

ten Teutſchen zwar ungewöhnlich, aber doch hell oder erhellbar ſind, ſind und werden ſeit 1760 von unſern Schriftſtellern eingeführt. Sollten die künftigen Geſchichtſchreiber unſerer Sprache Gründe haben, zu verſchweigen: wie viel des Außermeißniſchen ſeit dem vorigen Jahrhundert in die Schrift gefloſſen, wie viel durch Schriftſteller nach Analogien, die im flittergoldenen Zeitalter entweder ungewöhnlich oder nur im Werden waren, gebildet wurde: ſo wird es doch teutſche Männer geben, welche jene Dinge bekannt machen. Mehr über dieſen ganzen Punkt nächſtens.

Noch zeigt Hr. Adelung die wichtige Entdeckung: Hr. Voß habe Zeſen einen Meißner genannt, da doch dieſer aus Anhalt gebürtig ſey. *) Eine Entdeckung, worüber man ſo laut jubelt, daß es in mehrern Zeitungsblättern wiederhallet. Doch zum Unglück iſt ja in Hrn Adelungs ſämmtlichen Schriften, dem Wörterbuche, ſ. Liter. Zeit. N. 26. S. 206., dem Magaz.

*) Wieder nichts mehr als ein Künſtchen den Gegner in andern Hinſichten zu verdächtigen; auch Luthern nannte ja Hr. Voß (Lit. 26. S. 207.) ausdrücklich einen Meißner. Allein, brachte Hr. Ad. bei dieſem eine Bemerkung wie obige an, ſo wurde der Nebel zu bald durchdringet.

II. 1, 28. I. 1, 24. / dem Lehrgebäude 1, 64. und in hundert andern Stellen Meißnisch und Obersächsisch früherhin gleichbedeutend. Ohne dieser Willkührlichkeit zu spotten, nahm der Beurtheiler seines Werkes diesen Redegebrauch einstweilen an, und so konnte er doch wohl Jesen einen Meißner nennen? Oder wie ist dieselbe Handlung, von Hrn. Adelung gethan löblich, von einem Andern aber tadelich? Doch man höre. Hr. Adelung versichert bekanntlich: das südliche Obersachsen sey der Geburtsort des Hochteutschen, vorzüglich dessen Athen Magaz. I. 1, 94. und andere Stellen; jede Gegner Hrn. Adelungs, selbst auch Blankenburg Magaz. II. 2, 39. wähnte Leipzig als dieses Athen;*) fast alle Zeugnisse von Hrn. Adelung, für Sachsens Hochteutschheit beigebracht, stimmen auch, so bald ein Ort ausdrücklich genannt wird, für Leipzig, Magaz. II. 1, 17 folg.; sogar er vertheidigt Magaz. I. 4, 119. die Athenheit eines Sächsischen Ortes, allein nie bezeichnet er ihn namentlich als Athen**), denn noch in Leipzig nahm

*) War es daher Wunder, daß Herr Hofr. Voß glaubte, Herr Ad. habe die Leipziger Mundart als Norm gewählt?

**) Nur zwei Stellen und unter diesen besonders Mag. II, 2. 42 lassen sich auf Leipzig deuten; indeß spricht die That mehr als das Wort, wo Hrn. Ads. Athen zu suchen.

Hr. Adelung nicht die eigentlich Leipziger, sondern die Oberlauſitz-Dresdner Mundart als Norm für Teutſchland an, nach welcher er auch die Schriftſteller, vorzüglich aber Gellert, der oft ein wenig leipzigert, richtet und verändert. Dieſe vorgewählte Mundart weicht aber, Einzelnes ungerechnet, in drei oder vier Hauptpunkten von der Leipziger ab*), beſonders in Ausſprache des e. Fol-

*) In der Regel zieht Herr Ad. daher alle Dresdner Abweichungen vor, falls nicht Meißner Schriftſteller, wie er ſie wünſchte, mehr nach der allgemeinen Sprache ſich richteten, und beweiſende Beiſpiele geben konnten. Da indeß dieſe drei Sprachgebräuche der allgemein Teutſche, der Leipziger und Dresdner oft gar nicht Eins ſind, ſo bleibt einem die Bisherigkeit liebenden Sprachlehrer Gelegenheit vollauf den neuernden Schriftſteller nach Luſt herumzubeſſern; verſtieße aber die Neuerung wider keinen, ſo iſt doch ihr Urtheil durch ihren Namen Neuerung ſchon geſprochen. Um unſere Schriftſteller in Unmündigkeit und in den Schranken der Meißnerei zu erhalten, lehret man überdieß Mag. II, 2, 31. „alle Neuerungen unſerer modiſchen Schriftſteler enthalten einen verworrenen, oder doch ſehr mangelhaften Gedanken ꝛc.“ (nicht auch dieſe Neuerung?) Gilt es nun, dieſes durch neue Wörter zu beweiſen, ſo wählet man nicht ſolche, die unſere Schriftſteller wohl und glücklich bildeten, ſondern die irgend einmal ein wirrer Kopf mondkalbte. „Wie dieſe Ungeheuer,“ lehrt man nun fort, ſind ener Gebilde alle!“ und hiemit glaubt man, alles, was

gende Wörter ſpricht man in Leipzig, einem Theile der Lauſitz und Meißens, Wittenberg, der größten Hälfte des Erzgebirges, in Thüringen, Braunſchweig, Heſſen, der Schweiz u. ſ. w. nahe ſämmtlich mit dem hohen e (in meus, kéri): beben, Beere, beſcheren (ſchenken), dehnen, drehen, edel, Elend, erſt, Erz, Eſel, Flegel, gegen, Gegend, Hebel, heben, Hederich, Heſen, hegen, hehlen, Kegel, Knebel, ledig, legen, Meer, predigen, Rede, Schemen, (Schatten), Schlegel (richtiger Schlägel), ſchwer, Segel, Sehne, ſehnen, verſehren, weder, wehren, wehen, zehren. In der Oberlauſitz und Dresden ſpricht man in dieſen Wörtern e wie äh, räden, bäben. Hr. Adelung ſtellet, wie in der Sprachlehre S. 73., als dem Wörterbuche, in allen jenen Formen heben, Erz ꝛc. nebſt ihren tauſend Zuſammenſetzungen äh und bäh als Regel auf, und fordert, daß auch ganz Teutſchland äh und bäh mitſagen ſoll. Kann aber die Dresdnerei hier allein entſcheiden, oder müſſen Wohllaut, Abſtammung und nöthige Wortunterſcheidung in Mitbeacht kommen? *) Und, Teutſche! ein ern-

unſere Schriftſteller ſeit 1760 erſchufen, geſchätzt zu haben!

*) Lautet das hohe e an ſich beſſer, als das quäck-

ſtes Wort: wenn wir obigen Falles die beiden Haupt-Sprachgebrauche des neuen Hochteutſchlandes einander geradezu gegnern, welcher gilt dann vor? oder, iſt der Sitz der Hochteutſchheit immer nur da, wo Kurſachſens erſter Sprachlehrer ſich niederläßt? und, darf ohne Wiſſen und Willen der Betheilten (denn noch heute weiß Leipzig kein Wort davon) dieſem ihr Sitz wohl nachwandern? Wäre dies, ſo fielen Hrn. Adelung auch nun Weiße, Luther, Gellert u. a. hinweg, und wer von bedeutenden Schriftſtellern bliebe ſeinem Hochteutſchlande noch übrig? Doch weiter. Hr. Adelung macht einmal die Bemerkung: eigentlich könne man nur Kurſächſiſch und Meißniſch als gleichbedeutend gebrauchen; er ſelbſt beobachtet nun auch dieſen Unterſchied, doch in ſeiner Schrift: Ueber den teutſchen Styl 1800, welche er dem verewigten Könige von Preußen widmete, ſagt er I. S. 42. ausdrücklich wieder: „die hochteutſche Mundart iſt die Oberſächſiſche oder Meißniſche.“ — —

Noch nie erlaubte ſich irgend ein teutſcher Sprach-

riſche äh, ſo wäre in dieſem Falle die Leipziger Mundart der Dresdner vorzuwählen; nur in einigen Wörtern, etwa im Meer und Lehre dürfte äh mehr für ſich haben als e.

lehrer so gränzenloser Willkühren, als Hr. Adelung; die deutsche Sprache nahm er den Teutschen und schenkte sie uns Obersachsen*), dann den allerteutschesten Teutschen, den Meißnern, und endlich formt' er einen Popanz-Sprachgebrauch nach dessen oft erdichteten Orakelsprüchen eine ganze Welt blindlingsreden, und, so bald es Hrn. Adelung beliebt, auch nicht reden soll. Andere Gründe konnten bisher wenig gegen diese Eigenmächtigkeiten verfangen; Hr. Hofr. Voß gab daher noch eigene und wichtige, zum Theil mit Spott versetzt und Hr. Adelung sagt uns nun: „die ganze (!!) Recension besteht aus Höhnereien." Er selbst aber darf diese sich wohl verstatten **): „wenn meine (nichtigen) Gründe nicht helfen, daß ihr glaubt, Obersachsens Sprecherei ist die Schriftsprache, so muß Spott helfen",

*) Man denkt hiebei leicht an jenen Papst, welcher einem Könige Frankreichs die ganze Türkei schenkte.

**) Schon ehehin erklärten sich mehrere denkende Sprachforscher feierlich gegen Hrn. Abs. Einseitigkeiten; doch Hrn. Ad. gefiel es von ihren Gründen keine Kunde zu nehmen, sondern ohne Rücksicht auf alle ihm erwiesene Achtung und Schonung, ihnen in der Nachrede des vierten Bandes des Wörterbuches durch einen gelehrten Helfer solche Dinge sagen zu lassen, und in der Schutzrede selbst zu sagen, denen das Prädikat unanständige Höhnereien vielleicht mit vollem Rechte zukäme.

ſagte er Magaz. II. 1, 7. und heute, da ſeine Gründe noch keinen Denkenden überzeugten, da ſoll niemand ſpotten! Kann man aber noch behaupten und beweiſen: die teutſche Sprache gehörte und gehöret nie einem einzelnen Forſcher (folglich kann er ſie nicht verſchenken), nie Einer Landſchaft, ſondern der Völkerſchaft; iſt ferner erweisbar: Hr. Adelung hat durch ſein Wörterbuch unſerer Sprache nicht wenig genützt, dagegen aber auch durch ſeine Eigenmächtigkeiten und Schiefheiten nicht ſelten geſchadet: ſo darf doch die Nation hierüber auch noch ein Wörtchen mitſprechen, und es bleibet Pflicht ihrer erſten Männer eines Klopſtock und Voß und anderer, dieſen Sprachbeſchädigungen Maaß und Ziel zu ſetzen. Beurtheiler, welche Hrn. Adelungs Verdienſte nur erwähnen, ſeine Unverdienſte aber verſchweigen, handeln ungerecht gegen ihn und treulos gegen die Nation.

J. G. Radlof.

III.

Fragmente.

Unter der Ueberſchrift: Belehrungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur *) erhielten wir vor 2 Jahren eine Reihe von Bemerkungen und Reflexionen über Weltlauf und Menſchenleben, Literatur und Kunſt, die mit Recht allgemeine Aufmerkſamkeit erregten und bei jedem, der für ſolchen Saamen noch einen guten Boden in ſeinem Herzen bewahrte, Frucht trugen im Hoffen und Glauben. Der Orientale würde einen ſolchen Schatz von Lebensweisheit eine Perlenſchnur aus dem Schmuckkäſtchen Ruſtaes nennen. Wir nennen ſie lieber Teutſche Worte eines Teutſchen Mannes, dem auch in der Ferne jeder Fortſchritt ſeines Vaterlands einen Genuß, jeder Irrwahn, jede Verblendung deſſelben herben Schmerz bereitet, und der ihn von einer erhabenen Warte, wohin ihn zur Freude aller Kinder des Lichts die Vorſehung und der Titus unſerer Tage ſtellte.

*) Unter der Firma Peter Hammer in Köln 1803. 2 Theile.

pheus thun ſollen? Er war ein Freund und Liebling der einfältigen Natur. Allerdings wäre die Belebung todter Eichen und Felſen ein herrliches Zeugniß von der Wunderkraft des Künſtlers geweſen; aber der unſrige wünſchte ſich eine viel edlere Belohnung. Seine Leyer that ſüſſere Wunder. Ueberall, wo ſie gehört wurde, folgten Herzen ihr nach; und mit ihr kam Glückſeligkeit zu denen, die auf den Gebirgen, in den Waldungen und an den Gewäſſern wohnten. Die Mädchen lernten ſeine Lieder, und opferten den Göttern mit gröſſerer Andacht, als vorhin; ſie wurden frommer gegen ihre Eltern; bewirtheten freundlicher den Pilgrimm; begnügten ſich mit der ſchlechteſten Kleidung; blieben ſittſam bey ihren Spielen; und freuten ſich doppelt, wenn der Frühling kam. Sagt, Ihr Mädchen, hättet ihr den Sänger nicht geliebt?

Ihn liebte die ſchönſte ſeiner Zeitgenoſſen; **Eurydice**; denn ſie fühlte mehr, als ihre Geſpielen, die Gewalt ſeiner Leyer. Mit jedem Tone derſelben entwickelte ſich in ihren Herzen ein Gedanke des Himmels. Aber ach! das Glück des **Orpheus** dauerte nicht lange.

Mit ihren jungen Freundinnen gieng ſie an einem ſchwülen Sommertag' und ſuchte den Geliebten. Er ſchlief unter Oehlbäumen; das Saytenſpiel lag zu ſeiner Rechten. Wollen wir die Leyer ihm wegnehmen, ſagte das jüngſte Mädchen, und dann uns verſtecken, und wenn er aufwacht

einmal übers andre zuruft: Sapere aude! Zur Ostermesse erscheint das dritte Bändchen voll Weisheit und Wahrheit. Es ist uns vergönnet worden, einige Fragmente daraus unsern Lesern zur Probe mitzutheilen. Der altkonsularische Wein bedarf keines Epheukranzes. Aber wir bedürfen der Stärkung, der Belehrung und Aufmunkrung zum Bruderbunde der Nation, zur Vereinigung, zum Festhalten!

V.

709.

Ich habe — (wer sein Ich nicht zu übertünchen sucht, darf von sich in der ersten Person reden) — ich habe alles, was Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen und Teutsche, gutes, wahres, schönes, kühnes, sonderbares, schwärmerisches und erhabenes, gedacht, gefaselt und gedichtet haben, gelesen; habe wohl mehr dabei gethan. Ich habe alle große und kleine, thörigte und vernünftige Weltbegebenheiten bemerkt, die Menschheit und ihren Geist durch seine Höhe und Tiefe, so weit ich vermöchte, so weit mein Blick reichen konnte, und mich Lage und Zufall begünstigten, beobachtet und verfolgt. Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht,

meinen

meinen Charakter und mein Inneres, nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieſes ſo ernſtlich als ehrlich that, ſo kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von ſelbſt. Mich ſelbſt hab' ich ſchärfer und ſchonungsloſer beobachtet und behandelt, als andre. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niedern und mittlern Stände, ihre Noth, ihre Verhältniſſe, ihr Glück — durch meine Lage die höhern und die höchſten Stände, ihre Täuſchungen, ihre Schuld und ihre Unſchuld kennen. Ich habe nie eine Rolle geſpielt, nie die Neigung dazu in mir empfunden und immer den erworbenen und feſtgehaltenen Charakter ohne Furcht dargeſtellt, und ſo, daß ich die Möglichkeit gar nicht mehr einſehe, anders ſeyn oder handeln zu können. Vor der Verſuchung andrer iſt man dann nur ganz ſicher, wenn man ſich ſelbſt zu verſuchen nicht mehr wagen darf. Ich habe in einem ſehr großen Reiche von der Zeit an gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegen trat; viele Geſchäfte ſind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr ſetzten —; aber nach ihrer täglichen Beendigung, verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefſten Einſamkeit, der möglichſten Beſchränktheit. Ich war Zeitgenoſſe Friedrichs des Zweiten, — die Franzöſiſche Revolution iſt vor meinem Geiſt vorübergegangen (wäre ſie nur an dem Geiſt

allein vorübergegangen!) — ich lebe unter Alexander dem Ersten — dem Edelsten der Menschen — höheres weiß ich nichts zu sagen, und das zu der Zeit, da meine Tage sich gegen den Abend des Lebens neigen — und diesem — dem glücklichsten Zeitpunkte meines Lebens, im moralischen Sinne, verdanke ich den mildern Anstrich, der das düstere Gemälde vorliger Erfahrung an der Welt und ihren Bewohnern aufhritert.

Wer es nun der Mühe werth hält, das eben Gesagte, und das ich nur aus diesem Grunde sage, mit dieser Schrift und meinen übrigen Schriften zu vergleichen, der wird hierin den Schlüssel zu Vielem oder Allem finden, es betrübe oder erfreue ihn. Ein Schriftsteller, der sich selber malt, ist eine solche Mittheilung dem Leser schuldig —

711.

Buchstabenmenschen nennt man die Gelehrten und Schriftsteller; sie betiteln sich wohl auch selbst so, wie unter andern Moses Mendelssohn, der es in seinem Jerusalem (obgleich dreifacher Buchstabenmann) als Wolfischer Metaphysiker, beredt that. Man glaubt wahrscheinlich damit viel gesagt, ihnen ihre Unbedeutsamkeit, Unwirksamkeit, Unthätigkeit

recht auffallend gezeigt zu haben. Aber ſind denn dieſe ſogenannten Buchſtabenmenſchen wirklich ſo unbedeutend, unwirkſam und unthätig in der Geſellſchaft? Es giebt Männer im Staate, die dieſes ſehnlich wünſchen, aber ihr Benehmen beweiſt, wie wenig ſie daran glauben. Bürgerlich — als Stand, nach Vortheil, Gewinn und Anſehn betrachtet, mögen ſie es in der That ſeyn, und man ſieht hier nur die gewöhnliche Dankbarkeit der Menſchen, wie für Alles, deſſen Vortheil und Nutzen nicht mit Händen zu greifen iſt. Und vergißt nicht jeder gern, daß er Schüler geweſen iſt, daß er es noch iſt? Wer aber ihre Wirkſamkeit bezweifelt, der muß nicht denken, nicht gedacht, nicht beobachtet haben. Sie iſt raſtlos allburchgreifend, und überall, wo Menſchen wirklich regiert werden, erkennt man den Einfluß ihrer Herrſchaft. Wem verdankt der Staatsmann, der Feldherr — beide mit ihrem ganzen Gefolge — und der Regent ſelbſt, wenn er ſich zum Lernen herabläßt — das, was ſie alle praktiſch anzuwenden ſuchen — die Ausbildung ihres Geiſtes, die ihrem Stande nöthigen Kenntniſſe — als eben dieſen Buchſtabenmännern, deren Geiſt durch den todten Buchſtaben zu ihnen lebendig übergeht? Ihr Einfluß iſt durch alle hohe und niedere Stände ſicht- und fühlbar, und der Kleinſte, der Aermſte theilt ihn mit dem Größten,

dem Mächtigsten. Sind der Prediger, der den geplagten Bauer zur Geduld vermahnt, der Poet, welcher die Kirchenlieder für ihn reimte, woran sich die gute Einfalt erquickt, in dem sie ihren Troſt findet, und ſo die meiſten verſchuldeten Leiden, wenigſtens auf Augenblicke vergißt, und nun mit neuer Hoffnung geſtärkt, das harte Joch umwunden fühlt, nicht Buchſtabenmänner? Und beſteht die Schaar der Dichter, die ſelbſt die Aufgeklärteſten der drückenden Wirklichkeit, der eiſernen Nothwendigkeit durch den Zauber der Täuſchung entführen, ſo lange ſie auf ihren Geſang horchen, nicht auch aus Buchſtabenmännern? Und doch iſt ihre Wirkung ſo mächtig, ſo bedeutend daß ſie der Staat zu gewiſſen Zeiten erkaufen ſollte, um die empörten, gedrückten Geiſter zu beruhigen, zu beſänftigen, wenn Begeiſterung ſich erkaufen und politiſch modeln ließe. Soll ich von den ernſten Wiſſenſchaften im Ernſte reden, von deren Einwirken alles abhängt, alles geleitet wird, was die Räder des Staats in richtige, zweckmäßige Bewegung ſetzt? Leſet die Geſchichte der Erfindungen und Entdeckungen, denkt nach, was die Geſellſchaft und der auf ſie gebaute Staat war, als Unwiſſenheit herrſchte? Und ſind die Staatsleute nicht ſelbſt Buchſtabenmänner? von Buchſtabenmännern gebildet? Wie oft möchte man ihnen wünſchen, daß ſie die Leh-

den und thätig ſind, da bedarf es des Geiſtes, ſie zu leiten.

Setze man indeſſen den Fall, daß alle dieſe Buchſtabenmenſchen auf einmal verſtummten, alles unterginge, was ſie je geſchrieben haben. Es giebt Regenten oder Diener derſelben, die gern einen Zauberer zu dieſem Entzweck hängen! Verachtet und haſſet immer dieſe Buchſtabenmenſchen! Sie ſind doch die Propheten des Volks, deren Ruf, deren Weiſſagung die Großen allein noch fürchten und achten, und es dann am ſtärkſten beweiſen, wenn ſie mit Haß und Verachtung von ihnen ſprechen. Nur ſie ſind die Wächter der bedrohten Menſchheit; wer daran zweifelt, der ſchlage die Geſchichte auf; er wird ſehen und entdecken, was ohne dieſe Männer, ohne dieſe kühnen Waghälſe, ja ſelbſt ohne die Schwärmer und Thoren unter ihnen, aus der Welt geworden wäre, wie viele derſelben Glück und Leben für die Menſchheit aufgeopfert haben. Thoren waren ſie, das iſt gewiß, aber dann nur, wenn ſie auf den Dank derer rechneten, für die ſie ſich in Begeiſterung aufopferten; und wahrſcheinlich gehören auch einige Grad von Thorheit dazu, um ſo etwas zu unternehmen. Denn ich vermuthe beinahe, die ſogar klugen Männer würden Chriſtus ſelbſt nicht viel feiner betitelt

haben, wenn ſie ihn an das Kreuz hätten ſchlagen ſehen: Wahrſcheinlich würden ſie bedauernd ausgerufen haben: was haben ihm nun ſeine Predigten, ſein Vermahnen und Reden genutzt, geht nicht ſein ganzes vermeintes Wirken mit ſeinem ſchmählichen Tode zu Ende? Die armen Schüler des für ſeine Lehren ſich Opfernden, die ſich in dieſem Augenblicke verbargen, hätten ſie ſchwerlich ihrer Aufmerkſamkeit werth gehalten. War etwa Chriſtus in ihrem Sinne nicht ein Buchſtabenmann? Zeigte er ſeine Thätigkeit anders, als durch den Geiſt und die Worte des Geiſtes? Wenigſtens iſt in ſeiner Geſchichte weder von Handarbeit, noch ſonſtigem Geſchäfte, wobei man gewinnt, die Rede. —

928.

Teutſchland ſey auf deiner Hut! jenſeits deines Hauptfluſſes, an den du jetzt nur noch gränzeſt, und der die Väter einſt begeiſterte, lebt ein Mann, der dein Licht, deine freien Geſinnungen, deren lauten Ausdruck du deiner Konſtitution, ſo ſonderbar ſie auch iſt, und deinem großen Luther verdankeſt, neben ſich nun nicht dulden kann. Karl V. und die Ferdinande ſcheinen in ihm für dich wieder auferſtanden zu ſeyn.

936.

Einem Regenten des gemißhandelten Europa iſt es vorbehalten, der Beſchützer der Menſchheit, des Rechts und Lichts gegen die Lehren politiſcher Verdunkler und Uebertreter zu werden, die uns jenſeits bedrohen — und er wird es ſeyn! Sein Geiſt und Herz umfaſſen die ganze Menſchheit. Er fühlt, daß ſie nur durch Licht und Recht dieſer ſchönen Benennung werth iſt und werden kann. In der Geſchichte ſucht ihr ſeines Gleichen vergebens; aber wir ſind ſeine Zeitgenoſſen. Teutſchland blick' auf ihn!

IV.

Ueber München.

(Aus einem Reiſetagebuche, Anfangs Septemb. 1804.)

Mein kurzer Aufenthalt in München hat durch die Menge wohl eingerichteter Anſtalten, die ich daſelbſt fand, angenehme Erinnerungen in mir zurück gelaſſen. Ihm verdanke ich auch die Berichtigung meiner Vorſtellung vom letzt verſtorbenen Kurfürſten Karl Theodor, deſſen Name Menſchenfreunde in der Ferne mit ſchmerzhaft ſeufzendem Wehgefühle

heiten. Unbefangene Personen, welche diesem Fürsten nahe genug ſtanden, überzeugten mich, daß er in seinem Herzen den redlichen Wunsch genährt habe, seine Unterthanen glücklich zu machen; allein, mancherlei Umstände und Verhältnisse brangen seinem, sonst offnen, Sinn gewisse Ansichten auf, mit welchen er die zweckmäßigen Mittel zur Erreichung seiner Absicht verfehlen mußte: und so ergaben sich dann freilich Auftritte, von denen Menschenfreunde gern das Auge wegwenden. Ein Staat, der ein gutes Gewissen hat, wird das Licht der Vernunft nie scheuen. Friedrich der Einzige liebte und schützte die Denkfreiheit. Unter der Leitung seines hellen Geistes entwickelten sich Kräfte, welche den Preuß. Staat zu einer Höhe von eingreifender Bedeutung erhoben. Ackerbau und Fabrikwesen schritt durch ihn begünstigt mächtig hervor, und gelangten unter seiner offenen Regierung zu einer Thätigkeit, welche ein vorleuchtendes Beispiel wurde. Joseph der zweite ahmte kühn Friedrich nach, und wer die Kultur der Oestreichischen Staaten vor 20 Jahren beobachten konnte, der findet, welch ein Wohlthäter seines Reiches Joseph auch dadurch wurde, daß er dem Müßiggange durch Aufhebung der Wallfahrten steuerte, die oft Sitten verderben, nie das Herz veredeln und dem Landbaue immer den Fleiß mehrerer Täge rauben.

und die Leyer ſucht, ihn bald aus dem einen, bald aus dem andern Gebüſche ſie hören laſſen, bis er endlich uns erhaſcht, und dich, **Eurydice**, mitten unter uns findet? Nein, bey der Juno! das wollen wir nicht, ſo ſprach **Eurydice**, die Leyer iſt heilig; keinen Muthwillen, meine Liebe! Wenn auch **Apoll** uns Mädchen nicht beſtrafte; ſo wär' es dennoch Sünde. Weißt du noch, wie er neulich, während unſrer **Orgien**, von fern' uns ſeine Lieder ſpielte! Weißt du noch, wie wir damals mit den Göttern zu ſprechen glaubten! Die Leyer iſt heilig; nein, meine Liebe, das wollen wir nicht! **Wir wollen es nicht**; ſagten die Mädchen alle.

Vor dreyen Tagen, fuhr **Eurydice** fort, giengen wir mit einander, Orpheus und ich; da fanden wir die Trümmer eines Tempels, in welchem unſre Vorfahren, wie man erzählt, die **Treue** verehrt haben. Ein ſchöner Gottesdienſt! ſagte mein Geliebter; Schade, daß von dem Tempel nur die Trümmer noch da ſind! **Heilige Treue!** ſagt' ich; und drückte ſeine Hand. Wir ſetzten uns auf die umgefallenen Säulen; und er drückte die meinige. „Gutes Mädchen! beſpanne du mir ſelber die Leyer, denn in dieſem Augenblick' iſt hier die Gottheit, welche du nannteſt, gegenwärtig; oder ſie hat niemals unter dieſen Säulen gewohnt. Ich will ihr einen Lobgeſang anſtimmen". So gab er mir die Leyer. Ich zitterte, glaubt es ihr Mädchen, als ich die Leyer anrührte. Kaum vermocht' ich, die Sayten zu ſpannen;

Baiern ſteht jetzt noch in der Kultur des Landes eben daher weit zurück, weil finſterer Aberglaube es ſo lange beherrſchte, und Geiſtesdruck den Fortgang alles Guten hemmte. Daß Karl Theodor das Glück ſeiner Unterthanen, die er drückte, dennoch wünſchte, davon zeugen noch einige Anſtalten, welche er zum Beſten ſeiner Landeskinder gründete. Ich lege Ihnen hier ein Verzeichniß bei, von den öffentlichen Einrichtungen überhaupt, die München hat: und ſie werden ſehen, daß in Baiern ſchon ſeit mehrern Jahrhunderten ein Geiſt des Wohlwollens wirkte, der freilich von Privatverbindungen aufgieng, und die Pflicht des Staates, Menſchenelend zu vermindern, über ſich nahm.

Rumfords Name wird aus neuern Zeiten jedem ehrwürdig ſeyn, welcher auch nur 24 Stunden in München verweilte. Mit gerechtem Enthuſiasmus ſprechen die Baiern von ihrer Rumfordſchen Armenanſtalt, und mit ſichtlichem Vergnügen laden ſie die Fremden dazu ein, die ſchönen Engliſchen Partien um die Stadt her zu beſuchen, welche durch Rumford angelegt ſind. Karl Theodor wußte den Werth dieſes Mannes zu würdigen; ſchon dies beweiſt, welch ein Fürſt er geweſen wäre, wenn die Geiſtlichkeit ſeinen Geſichtskreis nicht verrückt hätte.

Die Armenanſtalt iſt wirklich nachahmungswerth. 600 Arme werden daſelbſt täglich unentgeltlich geſpeiſt. Für die verſchwiegene Armuth iſt an dieſem Hauſe ein geheimer Gang angebracht, durch welchen dieſe Dürftigen ungeſehn in eine der Abtheilungen gelangen; wo ſie, wann ſie einen hölzernen Schieber öffnen, und einen Kreuzer auf das vor dem Schieber ſtehende Bret legen, alsdann eine Portion wohlſchmekkender nahrhafter Suppe, nebſt einem guten Stück Brod erhalten. So manche arme Bürger der Stadt nähren ſich auf dieſe Art.

Mit wenigem Holze wird durch Spaaröfen in dieſem Hauſe gekocht, und mit eben ſolcher Oekonomie werden die Zimmer daſelbſt erwärmt. Die Reinigung der Luft, durch welche die Zimmer von üblen Gerüchen befreiet werden, verdienen Nachahmung. Um der Holzvertheuerung zu wehren, ſo kauft eben dieſe Anſtalt Holz ein, und verkauft es den Armen in kleinen Stücken für einen mäßigen Preiß. Ein öffentliches Leihhaus ſchützt die Armuth gegen den Wucher: und die Ordnung, die da herrſcht, ſieht man mit Vergnügen. Das Krankenhaus, welchem die Barmherzigen Brüder vorſtehen, wird vortrefflich verwaltet. Ueber 40 Kranke lagen in einem groſſen Saale, jeder hatte ſeine geräumige Niſche, in welcher

ſein Bett, ſein Tiſch und ſein Stuhl ſtand. Neben dem Bette befindet ſich ein gemauerter Leibſtuhl, der, ſo wie man ihn öffnet, vermöge einer Maſchiene das marmorne Becken mit Waſſer, welches ſogleich abfließt, ausſpült, ſo daß keine Spur eines üblen Geruchs vorhanden iſt. *) Auch in dieſer Anſtalt findet man die vortreffliche Luftverbeſſerung, dieſe und jene Reinigungsmaſchiene, ſind von Herr Medicinalrath Hübert eingeführt. Man nimmt jeden Kranken in dieſe Verpflegung auf; er bekömmt bei ſeinem Eintritte Wäſche, Kleider und alle Bedürfniſſe frei. Die Kleider des Kranken werden aufbewahrt, und ihm, wenn er geneſet, gegen die gebrauchten zurückgegeben. Die Eliſabethinerinnen haben für Weiber eine ähnliche Verpflegungsanſtalt. Dieſe nützlichen Klöſter nimmt der Kurfürſt in ſeinen beſondern Schuz. Es wäre zu wünſchen, daß wir Proteſtanten ähnliche Klöſter hätten, wo verlaſſne weibliche Perſonen eine ſo nüzliche Anſtellung finden. Auch würde unter der zahlreichen Menge unſrer Teutſchen Schriftſteller ſo mancher mehr den Himmel verdienen, und ſeinen Zeit-

*) Wie kömmt es, daß dieſe in England faſt in allen Häuſern auch nur von mittlerer Wohlhabenheit eingerichteten Water-closets bei uns in Teutſchland noch ſo ſelten ſind? Liegt es an dem Baumeiſter oder an den Bauherrn? B.

genossen nützen, wenn er als barmherziger Bruder die Kranken verpflegte, statt daß er durch schaale Romane und Zeitschriften den Geist der Zeit verdirbt, die Menschen mit ihrer Lage unzufrieden macht, und die Köpfe mit Hirngespinnsten füllt, die den Menschen vom edlen Zwecke seiner Existenz immer weiter entfernen.

Kein Tollhaus habe ich besser verwaltet gesehen, als das zu München, aber auch hier zeigten auffallende Erscheinungen den verwüstenden Einfluß des Mönchwesens, und der erzwungenen Ehelosigkeit auf das Wohl der Menschheit. Der Aufseher der Wahnsinnigen ist ganz dazu gemacht, über diese verunglückten Menschen zu wachen. Liebevoll und ernst geht er mit ihnen um. Er ist ein guter Kopf und psychologischer Beobachter. Da er Wundarzt ist, und medizinische Kenntnisse hat, so sind seine Beobachtungen über die Wahnsinnigen äußerst interessant; er hält über jeden ein Tagebuch, forscht nach dem Grunde seines Wahnsinnes, macht dann eine kurze Biographie des Patienten und setzt über ihn seine Bemerkungen auf. Wer oft Tollhäuser mit prüfendem Beobachtungsgeiste besucht hat, wird finden, daß mehrentheils Stolz bei den Männern, Liebe bei den Weibern, und irrige Begriffe von Religion, bei beiden

Geſchlechtern, die erſten Quellen des Wahnſinnes ſind.

Die Feiertagsſchule iſt eine vortreffliche Anſtalt, und ſcheint mir ſehr zweckmäßig eingerichtet. Arme Kinder bekommen daſelbſt an Feiertagen freien Unterricht. Und dies weckt den Sinn, daß nützliche Beſchäftigung die beſte Feier eines heiligen Tages iſt. Sehr gute mechaniſche Inſtrumente ſah ich in dieſer Einrichtung von den Schülern verfertiget. Mich zog das Modell einer Dreſchmaſchine an, weil mir es ſchien, daß ſie in jedem Menſchenarmen Lande mit Nutzen einzuführen wäre.

Die Feueranſtalt ſah ich nirgends in ſolcher Vollkommenheit und ſolcher vollendeter Bereitſchaft.

Jede wohlthätige Einrichtung, die ich beſuchte, war mit ſorgfältiger Aufmerkſamkeit ſo gut verwaltet, daß ich für die Vorſteher Hochachtung bekam, und meine Achtung für den Fürſten ſtieg, der ſo zweckmäßig jede Stelle zu beſetzen, und das ganze in ſolcher Ordnung zu erhalten wußte. Man bemerkt in Baiern durchgehends, daß dies Land jetzt von einem Fürſten beherrſcht wird, der Welt und Menſchen kennt, und der das Glück ſeiner Unterthanen nicht nur zu be-

gründen wünscht; sondern auch die Mittel zu wählen weiß, durch welche er seine Absicht erreicht.

Die Erziehung der armen Bettelkinder, die der Kurfürst überall in der Stadt und auf den Landstraßen aufnehmen läßt, und sie dem Elende entreißt, ist sehr gut organisirt. Das aufgegriffene Bettelkind wird auf dem Lande bei den Bauern auf kurfürstliche Kosten erzogen. Von jedem wird eine Zeichnung gemacht; Name, Geburtsort und Alter wird, wenn es zu erforschen ist, auf die Zeichnung geschrieben. Alle diese Zeichnungen werden in der Rumfordschen Armenanstalt aufbewahrt. In dem Jahre, wann der Zögling, zu seinem weitern Fortkommen, als Handwerker oder zu irgend einem andern nützlichen Gewerbe angeführt werden soll, wird ihm seine vormalige Gestalt vorgezeigt, und da schildert man ihm das Elend, welches, ohne den Zutritt der Landesväterlichen Hülfe sein Loos gewesen seyn würde. Ihnen werden die Folgen einer nützlichen Thätigkeit einleuchtend gemacht: und so werden dem Lande viel, sehr viel wackre Bürger gerettet. Jährlich sieht der Kurfürst an seinem Namenstage alle diese Kinder, er unterhält sich mit ihnen, prüft ihre Fähigkeiten, ihre Fortschritte, und schließt aus dem, wie sie an Leib und Seele gedeihen, auf ihre, im Jahre genoßne Pflege,

und belohnt das Gute. Noch sah ich in der Rumfordschen Armenanstalt, welcher der Polizei-Direktor Baumgarten versteht, eine von dem letztern erfundene sehr einfache Maschine, in welcher eine Uhr ruht, die er die Polizeiuhr nennt. Vermöge dieser kann er seine Untergeordneten noch nach einem Monate kontroliren, wenn einer nachlässig gewesen ist, oder ihm einen falschen Bericht abgestattet hat. Zeit und Menschen werden durch diese Uhr in Dienstgeschäft erspart. Es scheint mir, auch größere Städte, als München, könnten diese so eingerichtete Uhr bei Polizeiverfassungen mit Nutzen gebrauchen. Noch verdient die Erfindung der Steindruckerei bekannter gemacht zu werden. Die Gebrüder Sennefelder besitzen das Geheimniß, schnell jede Handschrift, jeden gedruckten Bogen, jeden Kupferstich auf einen gewissen Stein abzudrucken, und vermittelst des Steines den Abdruck auf Papier zu wiederholen. Diese Erfindung ist ein Kind harter Leiden, und die Geschichte des Erfinders höchst belehrend. Der Vater des Erfinders war Schauspieler, er starb und ließ seine Familie in Noth und Elend zurück. Vergebens bot der älteste Sohn alle seine Kräfte auf: nirgends öffnete sich ihm eine rettende Aussicht. Er gieng zu der einsamsten Stelle des Flusses, in welchem er sein Leben zu enden beschlossen hatte. Als er eben im Kampfe dieses verzweifelten

Ent-

Entschlusses da stand, so überraschte ihn ein Freund, dem er seinen Vorsatz und seine Lage entdeckte. Dieser ermunterte ihn zum Leben, traurig gieng der gebeugte Mann am Ufer des Stromes, der Steine ausgeworfen hatte, in welchen Grashalmen und Moose abgedruckt waren: er hob die Steine auf, der Gedanke fiel ihm bei: — „Solltest du durch die Bemerkung auf eine neue Entdeckung kommen, die Nahrungszweig für dich werden könnte!“ — er machte Versuche und kam durch diese so weit, daß seine Kunst ihn ernährt. Geist der Welt, wie leitest du deine Menschen!

Beilage.

Oeffentliche Wohlthätigkeits-Anstalten in München und andere Merkwürdigkeiten.

1) Die Advokaten-Wittwen-Kasse, seit 20 Jahren, Privatunternehmung. 2) Beschäftigungshaus im Kloster Anger, seit Max Joseph IV. jetzigen Kurfürsten, ist ein Zweig des Armeninstituts, und von diesem in Vorschlag gebracht. 3) Armeninstitut in München, unter dem Schutze Karl Theodors, des letztverstorbenen Kurfürsten, vom Grafen von

Rumford im Jahre 1790 errichtet, und durch eine eigene Armeninstituts-Deputation, welche gleichsam ein Ausschuß des Publikums ist, fortgeführt. — Der Kapitalienstock kann 100,000 Fl. betragen; das Hofzahlamt reicht jährlich aus den verschiedenen Gefällen, die für Wohlthätigkeitsanstalten im Lande fließen, 16,000 Fl. an dies Institut. Die höchsten Herrschaften geben aus ihren Kabinetsgeldern jährlich an die 4000 Fl. dahin. Das Uebrige, um die Summe von 50 — 60,000 Fl. voll zu machen, reicht das Publikum durch freiwillige Beiträge. 4) Arbeitshaus in der Au, vormals das große militärische Arbeitshaus, welches gegenwärtig in dieser Eigenschaft nicht mehr existirt, jedoch befinden sich noch daselbst mehrere Spinnstuben, die vom Armeninstitut abhängen. 5) Das Krankenhaus der barmherzigen Brüder, bestimmt für die Aufnahme der kranken Männer von allen Nationen, worin Medizinalrath Häberl die vortreffliche Luftverbesserungs- und Leibstuhl-Reinigungsanstalt errichtet hat — existirt durch eigenen Fond, durch die Sammlung der barmherzigen Brüder auf dem Lande, und durch verschiedene Beiträge einzelner Familien und Innungen der Handwerker. 6) Das Krankenhaus der Elisabethinerinnen, bestimmt für kranke Weibspersonen. Existirt aus eigenem Fond. Beide sind vor 60 Jahren entstanden. 7) Das Bruderhaus,

von der Stadt gestiftet vor 300 Jahren durch verschiedene Bürger von hier, bestimmt solche Individuen vom Bürgerstande männlichen und weiblichen Geschlechts aufzunehmen, die sich äußerlich verletzt haben. 8) Die Brandassekuranz, errichtet unter dem jetzigen Kurfürsten, nämlich durch freiwilligen Beitritt mehrerer Hausbesitzer im ganzen Lande. Der jährliche Brandschaden wird in den Kapitalsstock dividirt, wo sich denn zeigt, wie viel Kr. jedes 100 Fl des Kapitals beitragen muß. Mit Ende des Jahres 1803 betrug der Beitrag von 100 Kapitälern nicht mehr als 3 Kr. 9) Das Haus der städtlichen Feuerlöschanstalten, vor 25 Jahren durch den Stadt-Baudirektor Schebel in den möglichst vollkommnen Zustand hergestellt. 10) Rettungsanstalt für Ertrunkene in Kistchen, bei mehrern Wundärzten in der Stadt vertheilt. Gestiftet von dem ehemaligen Musique-Intendanten Grafen von Seeau vor 30 Jahren. 11) Feiertagsschule, vor 8 Jahren durch einen Privatlehrer Käfer auf seiner Stube für Handwerksgesellen und Jungen angefangen, dermalen durch Unterstützung des jetzigen Kurfürsten und der Bürgerschaft in ein eigenes Haus versetzt. 12) Das Findelhaus, vor 30 Jahren durch bürgerliche Wohlthäter errichtet, hat zum Zwecke, Findlinge oder andre verlaßne Kinder, oder Kinder gegen Erlag mäßiger Geldsummen einzunehmen, sie

denn es däuchte mich, alle Götter des Olympus sähen mich an.

Das jüngste Mädchen, das die Leyer verstecken wollte, schlug die Augen zur Erde, und ließ den Schleyer herab. Eurydice küßte sie.

Laßt uns, sagte Eurydice, die besten Oelblätter abpflücken. Dann setzen wir uns im Kreis' um meinen Orpheus herum; wir singen ihm ein Lied; und erwacht er, so flecht' ich einen Kranz, seine Stirne zu kühlen. Die Mädchen pflückten die besten Oelblätter ab, lagerten sich, und sangen; und Orpheus erwachte.

Ein solches Chor von jungen unschuldigen Mädchen, deren Gesang aus der Seele kam, unter blauem Himmel, im Grünen, halb von den Zweigen der Bäume bedeckt, war lieblich zu sehen und zu hören. Orpheus, indem er sich aufrichtete, sah gegen sich über seine Geliebte. Die Mädchen singen den Lobgesang ihrer Schönheit: so dacht' er. Unterdessen sagten die Augen der Geliebten: Orpheus! und die seinigen: Eurydice! aber mit einem Blicke, der noch süsser als ein Kuß war. Alles schwieg. Eurydice liebte den Jüngling so sehr, als an irgend einem Tag' ihres Lebens. Gerne hätte sie, bis zur untergehenden Sonne, die Augen nicht von ihm gewandt; und auch dann nicht.

Allein, ihr Mädchen, es giebt eine reinere Fackel der Liebe, welche nicht nur erwärmt; sondern auch erleuchtet. Ihr Licht ist ruhig; es fällt

in

bis zu gewissen Jahren zu erziehen, und dann entweder auf dem Lande oder bei einem Handwerker unterzubringen. In diesem Hause ist gegenwärtig auch die Schule für die Geburtshülfelehre, und eine Anstalt, ledige Mädchen in der Stille und unentgeldlich ihre Wochen halten zu lassen. 13) Das Spital auf dem Gasteige für Heilung der Venerie und des Ausschlages, vor ungefähr 300 Jahren für bürgerliche Individuen von Bürgern gestiftet. 14) Hautlissen-Fabrique, von Hrn. Chedeville, unter Max Joseph III. errichtet. 15) Das Heiligengeist-Spital, von Bürgern gestiftet vor 400 Jahren für Männer und Weiber bürgerlicher Abkunft, die im Alter sich nicht selbst mehr fortzuhelfen wissen. 16) Das Irrenhaus, beim heiligen Geiste, für Irren bürgerlicher Abkunft, wie oben beim heiligen Geiste. 17) Das neue Irrenhaus zu Giesing, auf Befehl des jetzigen Kurfürsten erbauet, und zwar nach dem Luftreinigungssystem des Medizinalrath Häbert. Der Hausmedicus heißt Rachs, und der Pfleger, der das schöne Journal führt, heißt Auer. 18) Das Josephinspital, von den Bairischen Herzogen gestiftet, um Männer und Weiber darin aufzunehmen, die unter die Hofbedienten gehören, und sich im Alter nicht selbst unterstützen können. 19) Das Militär-Lazareth, worin die kranken Soldaten zur Heilung aufgenommen werden, unter Max

Joseph III. gebaut. 20) Die mildthätige Gesellschaft, eine Gesellschaft von Privaten, die monatlich gewisse Beiträge zusammenschießen, um Armen mit Hauszinnsbeiträgen zu unterstützen, und arme Jungen Metiers lernen zu lassen: unter Karl Theodor errichtet. 21) Rumfordische Suppenanstalt, auf der Polizei, wo die Portion gute genießbare Suppe um 1 Kr. zu kaufen ist. Vom Polizeidirektor Baumgartner, auf Befehl und Unterstützung des jetzigen Kurfürsten errichtet. 22) Steinschreiberei, von Sennefelder erfunden, wo man mit einer gewissen Tinte oder Kohle auf Steine schreiben und zeichnen, und ohne weitere Formalität abdrucken lassen kann. Auch kann man durch eine besondere Verrichtung Geschriebenes so oft kopiren, als es gefällig ist. 23) Lazareth zu Schwabing, vor 400 Jahren von Bürgern gestiftet, um solche Personen darin für ihr Leben aufzunehmen, die durch Venerie oder Lepra für ihr Leben unheilbar sind. 24) Die Schullehrerschule wird im nämlichen Hause gehalten, wo die Feiertagsschule ist, und ist von dem jetzigen Kurfürsten gestiftet. 25) Das Stadtkrankenhaus vor 200 Jahren von Bürgern für bürgerliche Individuen gestiftet, um die hitzigen Krankheiten darin aufzunehmen. 26) Versorgungshaus für diejenigen vor 10 Jahren unter der Direktion des Armeninstituts, von Hrn. Baumgartner errichtet, um

ganz hinfällige Arme darin aufzunehmen, die weder in ein Stadt- noch Hoſſpital geeignet ſind. 27) Groſſes Verſatzhaus, vor 50 Jahren zum Vortheile der Findlinge errichtet, um von 2 Fl. angefangen bis hinauf für annehmliche Pfänder Geld daſelbſt zu entlehnen. 28) Kleines Verſatzhaus, vor 2 Jahren auf Befehl des jetzigen Kurfürſten vom Polizeidirektor Baumgartner errichtet, um den Bedürftigen von 12 Kr. bis 1 Fl. 48 Kr. auf unbedeutende Pfänder gegen wöchentlich 1 Hlr. Intereſſe vom Fl., Geld vorzulehnen. 29) Anſtalt, ganz verlaſſene, von der Polizei aufgefundene Kinder zum Ackerbau bis in ihr kompletes 12tes Jahr zu erziehen, von dem jetztregierenden Kurfürſten auf Kabinetskoſten in Dachau errichtet. 30) Waiſenhaus des Hofes, ſchickt ſeine Kinder auf obige Art auf das Land. 31) Das nämliche thut das militäriſche Waiſenhaus. 32) Das Stadtwaiſenhaus erzieht ſeine Waiſen von bürgerlicher Herkunft im Hauſe, bis die Knaben zum Handwerker und die Mädchen zum Dienen taugen. 33) Die Polizeiuhr, zur Ordnung der Polizeipatroll und Sicherheit der Stadt, von Polizeidirektor Baumgartner im Jahre 1801 errichtet. 34) Der Engliſche Garten unter Kurfürſt Karl Theodor, vom Grafen von Rumford durch weiſe Benutzung des vormaligen Kirſchangers und deſſen Verbindung mit

dem Hofgarten, geſchützt durch den gleichfalls errichteten Waardamm, zum Vergnügen des Publikums errichtet.

München, den 22. Auguſt, 1804.

V.

Auszüge aus Briefen.

1.

Ueber Hrn. Millins Kunſtreiſe durchs ſüdliche Frankreich.

Bordeaux Ende Septemb. 1804.

Sie wiſſen die Veranlaſſung meiner Reiſe, die ich den 14. April von Paris antrat. Meine geſchwächte Geſundheit forderte ſie. Ich hatte einen bedenklichen Blutauswurf. Gewiß wir ſind zum Wandern auf dieſer Erde beſtimmt. Seit ich wandre, fühle ich trotz aller angreifenden Ermüdungen, und beim Mangel vieler Bequemlichkeit nichts mehr von meinem Uebel.

Ich habe einen Theil von Bourgogne, Lyon und

die Côte de Rhone besucht, die Provence in verschiedenen Richtungen. Von Marseille gieng ich nach Mentou, theils zu Lande, theils zur See, und kam über das Gebirge zu Pferde nach Marseille zurück. Von da machte ich die Reise in die Grafschaft Arles, von da in die Dauphiné, von da zurück nach Avigua, und so fort nach Nismes, Montpellier, Toulouse. Von hier wurde auch noch ein Abstecher in die Pyreneen gemacht, von woher wir endlich hier über die Landes in Bordeaux angelangt sind. Von hier gedenke ich über Saintes, Rochefort, la Rochelle, Tours und Orleans nach Paris zurückzukehren, wo ich den 20. Oktober einzutreffen gedenke. Die Resultate meiner Reise hoffe ich dem Publikum vorlegen zu können. Der Reichthum des Stoffes dazu ist so groß, daß ich meine Reisebeschreibung voluminöser machen könnte, als die von Mabillon ist. Ich habe mir an 200 Zeichnungen von unedirten Alterthümern verschafft, und mehr als 1000 Römische Inschriften zum Theil von höchstem Interesse. Besonders wichtig ist die von mir erworbene Korrespondenz des großen Priese auch für die damalige Alterthumskunde.

Ich fand zu Marseille einen trefflichen Künstler, der dort wenig Aussichten hatte. Herr Clener ist zu Arles geboren, und hat sich lange in Italien auf-

gehalten, wo ihn W. Tiſchbein braucht; um einen großen Theil der Vaſenzeichnungen zu verfertigen, die Tiſchbein dann in dem bekannten Werke herausgegeben hat. Er zeichnet jetzt für mich die Alterthümer von Arles, und wird dann zu mir nach Paris kommen, nachdem er vorher noch auf der Reiſe hieher die Monumente gezeichnet hat, die ich ihm bezeichnete.

Sie ſehen, daß ich bei meiner Reiſe nicht unthätig geweſen, und wenn ich gleich nicht ſagen kann, wie jener Eroberer, ich ſey zurückgekehrt Spoliis onuſtus opimis: ſo ſind doch auch meine Errungenſchaften weder mit dem Blute, noch mit den Thränen geplündeter Völker benezt.

Millin.

2.

Stuttgard d. 1. Nov. 1804.

Ich fand hier mehrere ſchöne Kunſtwerke ihrer Vollendung entgegen gereift, als da ſind: 1) Abſchied des Regulus, vom Direktor Hetſch; 2) Ariadne auf dem Panther, vom Prof. Dannecker; 3) Klopſtocks Grabmal, für die Wittwe des Verewigten, vom Prof. Scheffauer;

4) einen mit unnachahmlicher Kunst und Feinheit gearbeiteten Focone (Italien. Zimmerwärmer)' vom Hofbildhauer Isopi; 5) ein zweites großes historisches Tableau, Josephs Traumdeutung, vom Direktor Seele; und endlich 6) über das alles, unsers Schillers eben fertig gewordenen Wilhelm Tell, der ein erkorner Liebling von mir geworden ist. — Ich hoffe die Zeitschrift Aurora, von Bado und Aretin herausgegeben (welche vermuthlich nächstens der rüstige Cotta mit übernehmen wird) werde auch zu Ihnen gelangen; und da sollen Sie noch in dem laufenden Jahre manchen, wenigstens dem Inhalte nach, nicht uninteressanten Aufsatz finden. *)

*) Diese Zeitschrift verdient auch im nördlichen Teutschlande eine weit größere Zahl von Theilnehmern und Lesern zu finden, als ihr bisher zu Theil wurde. Ihre Communicationen erzeugten sich in wohlthätiger Lebensluft und so mancher Aufsatz, wie z. B. der über den unvergeßlichen Pfeffel, sollte keinem Teutschen unbekannt bleiben. Es ist vorauszusehen, daß schon mit dem zweiten Jahrgange eine Menge Schwierigkeiten und allzueinförmig tönende Anklänge aufhören und die würdigen Herausgeber keine Ursache mehr haben werden, die Nord-Teutsche Gleichgültigkeit oder Vornehmthuerei gegen ihre kraftvollen Mitbrüder in Süd-Teutschland vorzuwerfen. B.

Huber hat in Erbschaftsangelegenheiten, eine Reise, nach Leipzig, Berlin, Göttingen gemacht. Ueberall fand der als Mensch und Dichter gleich frei und rein fühlende Mann offne Arme und köstliche Aufnahme. Seit dem 1. Okt. kommt in Nürnberg ein Fränkischer Kreis-Korrespondent heraus, welchen der Hessensche Gesandte, Graf Taube, und der Hohenlohische, Herr von Schade, Männer von Geist, Lektüre, Welt- und Geschäftskenntniß, unternommen, und mich unter vortheilhaften Bedingungen dazu eingeladen haben. So sehr mich aber auch die Unternehmung freute, und so sehr Nürnberg, als der Mittelpunkt Deutschlands, der Plan dazu ist; so wenig kann ich mich doch über die außerordentliche Zersplitterung und Zerspaltung unserer Tag- und Zeitlektüre freuen. Es muß, wo so viel Postkutschen täglich abfahren, endlich an wirklichen Passagieren fehlen. Man liest denn auf der Landstraße alles Lumpengesindel auf, und unsre Literatur bekommt etwas Zigeunerartiges.

Matthissen war den ganzen Sommer mit seiner vortrefflichen Fürstin in der Schweiz, und bekletterte die Gebirge. Seine Blumenlese ist bis auf Bürgern, Voß ꝛc. vorgerückt, und scheint den erwünschtesten Fortgang zu haben; wenn ich gleich mit

seinen Verbesserungen und Modernisirungen nicht überall zufrieden seyn kann. Auch der edle Voß ist es nicht — der sich vorigen Monat einige Wochen in hiesiger Gegend aufhielt, und unser paradiesisches Land bewundern und lieben lernte.

Haug giebt jetzt bei Unger in Berlin seine Gedichte in 2 Bänden heraus, und wird darin tausend Epigrammen aufmarschiren lassen. Ich freue mich auf diese Sammlung; denn ich liebe Haug, und seine Sinngedichte haben mir schon manche genußreiche Stunde gemacht.

Das hiesige Theater hat durch die Entfernung Gleys und seiner Frau, der beiden Bulla's und dem Tode Vohs, einen beträchtlichen Stoß erlitten. Durch Hrn. Leipnitz und dessen Frau ward zwar eine Lücke wieder ausgestopft; an einem Ersten Schauspieler, einer Ersten Sängerin, einem Kompeniſten und Theaterdirekteur fehlt es jedoch, bei allem Aufwande des großmüthigen Kurfürsten, noch immer, und wir dürfen uns, bei so bewandten Umständen, nicht schmeicheln, einen Tell, einen Wallenstein, einen Nathan, Regulus, oder sonst ein gröſseres Jambenstück hier zu sehen. Ich finde einen gewissen

Schlendrian auf dem hiesigen Theater, der sich durchaus nicht mit der eigentlichen Kunst verträgt.

3.

Altdorf d. 10. Oct. 1804.

Zu der Nachricht, welche im letzten Stücke des N. T. M. über die Versetzung der Altdorfischen Universität nach Nürnberg eingerückt worden, stehe hier ein kleiner Nachtrag.

Was daselbst von der Trew'schen Bibliothek u. a. behauptet wird, lasse ich auf seinem Werth und Unwerth beruhen, glaube aber, der Hr. Einsender, wohne er in Nürnberg oder in Erlangen, habe sich geirret. Wenn die Erlanger Akademie bei D. Trew's Tode nichts als die ihr legirten Dubletten seiner Bibliothek erhalten konnte; würde sie wohl unter gegenwärtigen Umständen mehr erlangen können? Auf den Fall der Einziehung der Altdorfischen Universität ist im Trew'schen Schenkungsbriefe gar keine Rücksicht genommen.

Mit der Verlegung der Akademie nach Nürnberg

in die geheimſten Winkel der Seele. Man ſieht in dieſem Lichte, was ſchön und nicht ſchön iſt, ſo bald man ſich gewöhnt hat, für den Liebhaber, eben ſo wie den Körper, die Seele zu ſchmücken.

Eurydice wandte demnoch die Augen weg, und lachte, nach der Reyhe, die Geſpielen an. Ein zweeter Blick von ihr bat den Jüngling: **Betrübe dieſe Mädchen nicht, die gekommen ſind, um mit mir ſich zu freuen.** Orpheus wußte ſeine Begierden, wie die Töne ſeiner Leyer, zu mäßigen. Auch er lachte, nach der Reyhe, die holdſeeligen Mädchen an.

Fordert ein Lied von mir: ſo ſprach er; und ſie forderten einſtimmig das Lied, das er auf dem zerfallenen Tempel **der Treue** geſungen hatte. Da wies ihm **Eurydice** die Oelblätter, und fieng an, einen Kranz zu winden; und er fieng an, zu ſingen.

Heilige Treue! Dies waren die erſten Worte des Geſangs. Ein jedes Mädchen faßte die Hand ſeiner Nachbarin. Aus jedem Auge fuhr ein offener Blick durch die ganze Verſammlung. **Eurydice** ſah gen Himmel.

Könnt' ich, ihr guten Kinder! das Lied des **Orpheus** Euch vorſagen; ihr verletztet die Treue nicht, ſo lang' ihr lebtet. Aber es iſt verlohren; denn **Orpheus** hat es nicht wieder geſungen.

In dem Schluſſe deſſelben prieß er die Treue der Liebe. **Seeliger Jüngling!** waren die letzten

ſcheint es wirklich Ernſt zu werden. Unſere Profeſſoren erhielten am 6. Okt. die offizielle Nachricht vom Curatorium, daß bis Oſtern 1805 die Veränderung geſchehen werde, und das corpus academicum ſich hiernach befaſſen möge. Einſichtsvolle Patrioten in Nürnberg hielten dieſes Unternehmen, ſeit dem es, nach des ſeel. Schubart's Ausdruck, gewälzt wurde, und halten es noch für abentheuerlich, und beklagen es, daß man von keiner Seite Muth genug hat, laut zu reden; und am rechten Orte — denn das Räſonniren in Kaffee- und Weinhäuſern führt zu nichts — ſich einer Individualität entgegen zu ſtemmen: denn es ſind doch nur einzelne Männer, die, theils um gewiſſen Perſonen oder Gegenſtänden näher zu ſeyn, theils um ihr Privatintereſſe zu begründen, die Erhaltung der Akademie wünſchen, und daher eine Veränderung betreiben, die ſo koſtſpielig, ſo gewagt iſt.

Zu einer Zeit, wo auf allen Teutſchen Univerſitäten die Anzahl der Studirenden in jedem Semeſter abnimmt und immer mehr abnehmen wird — zu einer Zeit, wo die reichskundige Lage des nürnbergiſchen Aerars bei einer Schuldenlaſt von eilf Millionen die bedenklichſte iſt, die Beſoldungen und Zinnszahlungen ſtocken, alſo auch die Stipendien ſo

spärlich fließen. — Zu einer Zeit, wo für die benachbarten Universitäten zu Erlangen und Würzburg mit königlichem und fürstlichem Aufwande gesorgt werden kann und wirklich gesorgt wird, sollte wohl eine beinahe zusammengeschrumpfte Akademie lieber eingezogen, allenfalls in ein Lyceum umgeschaffen, und dabei die Professoren angestellet werden. Den größten Zuwachs schafften unserm Altdorf die Schwäbischen und Fränkischen Reichsstädte. Diese aber sind das nicht mehr. Woher denn also neue Ankömmlinge auf der neuen Universität zu Nürnberg? — Aus den Hansestädten werden sie in vollen Haufen dahin eilen!!!

Kein Vernünftiger würde die Einziehung der Universität der bedauernswürdigen Stadt zur Schande anrechnen, die jetzt so viel von ihrem alten Glanze verloren, und seit 7 Jahren nicht viel weniger als eine Million von ihren Staatsgütern verkauft, und alle Ursache hat, jeden Groschen zu sparen. —

Wie die mit der Translokation verbundenen vielen Schwierigkeiten zu beseitigen seyn werden, das vermögen die Einsichtsvollesten nicht einzusehen — ihre Neugierde ist die gespannteste.

Ueber diese Schwierigkeiten vielleicht bald ein mehreres, wenn nicht indessen ein sachkundiger Patriot

in Nürnberg mit einer gegründeten Darstellung öffentlich auftritt.

D. L.

4.

Paris, den 1. Oct. 1864.

Auch Flora huldigt dem neuen Kaiserthume, das ja die Biene nicht ohne guten Grund zu seinem Emblem gewählt hat. Der scharfsinnige Botaniker Ventenat hat in seinem Werke über den Garten der Kaiserin zu Malmaison eine schöne Neuseeländische Pflanze Josephinia getauft. Unser edler Alexander von Humboldt hat eine Pflanzensammlung von 6000 Stück, die schuldloseste Beute aus der anderen Hemisphäre, mitgebracht, darunter mehrere Hundert neue Arten und Gattungen. Man hat ihm den Vorschlag gethan, eine ganze Europäische Regententafel daraus zu verfertigen. Allein seiner Ueberzeugung nach können die Fürsten nur dann auf diese Blumenapotheose Anspruch machen, wenn sie wirklich Eingeweihte und Priester in den Floralien sind. Daß dies bei der Kaiserin von Frankreich wirklich der Fall ist, weiß jedermann. Aus ihrem botanischen Garten zu Malmaison sind neuerlich über das ganze südliche Frankreich Setzlinge verbreitet worden.

Inhalt.

Inhalt

des

ganzen Jahrganges 1804.

Januar.

Seite

I. Soliloquien zum neuen Jahre. 1

1. An meine Freundin N. G. 3

2. Europa von v. Hinzberg. 5

II. Zwei bisher noch ungedruckte Sonette von Rafael von Fernow. 8

III. Calpurnius zweite Ekloge. Crocale vom Superintendent D. Claudius in Hildesheim 11

IV. Käſtner's Brief an den Abt Carpzov in Helmſtädt. 19

V. Ueber ſtatuariſche Gruppenordnung und Aufſtellung bei den Alten. Von Terezow in Berlin. 29

Seite

VI. Kunſtnachrichten.
1. Aus Stuttgart. 59

VII. Briefe über die neueſte Schwediſche Literatur. (Dritter Brief.) 69

VIII. Literaturgeſchichte aus Ungarn. 74

Februar.

I. Herder iſt todt (d. 18. December. 1803.) 81

II. Gedichte vom Hrn. v. Mellisch.
1. Das Teſtament des Eudamidas nach einem Gemälde von le Pouſſin. 87
2. Die drei Lehren. 89

III. Ueber die Statuen in Gruppen. (Beſchluß.)
Hiſtoriſch-dramatiſche Gruppen auf abgeſonderten Baſen. 91

IV. Käſtner's Briefe an den Abt Carpzov. (Zweiter Brief). 99

V. Rüge einiger Neuerungen in der deutſchen Sprache; vom Hrn. Leibmedicus Marcard. 106

VI. Kunſtnachrichten.
1. Archäologiſche Werke. 146

Seite

2. Chriſtian Kuhl und Gottlieb Kobold zu Kaſſel. 150

VII. Korreſpondenznachricht aus Paris. 155

März.

I. Gedichte.

1. Herder's Stern. (In der Neujahrs-Mitternacht 1804). Von Buri. 161

2. Sehnſucht nach der Inſel Helena. Von Häfeli. 163

3. Amors Philoſophie, nach Leopal. Von Rühs. 165

II. Chor aus Sophocles Antigone von V. 582 bis 625 metriſch überſetzt. 167

III. Papirius. Eine ſcherzhafte Ballade. V. Weiße. 177

IV. Käſtner's Briefe.

Dritter Brief. 177

Vierter Brief. 179

V. Uebergang vom Knabenalter zum Jünglingsalter. (Eine Vorleſung von Ewald). 182

VI. Bruchſtück aus einem Reiſe-Tagebuche von L. 1797. von Tobler. 196

VII. Fortgeſetzte Korreſpondenznachrichten über Ungarns neueſte Kultur und Literatur. 213

VIII. Kunstnachrichten. Seite

1. Ueber den großen Diebstahl in der Nationalbibliothek in Paris.
2. Kasseler Kunstunternehmungen. 224

IX. Korrespondenz. Aus Edinburg. 230

X. Literarische Notizen. 233

1. Anzeige der Herausgabe der Schriften Johann Gottfried von Herders.
2. Vierteljährliche Unterhaltungen v. L. F. Huber. 234
3. Emporbringung der teutschen Oper. 237
238

April.

I. Gedichte.

1. Nachruf an Herder. Von Emilie Hermes, geb. von Oppel.
2. Herders Tod an v. K. Von Gerning. 241
3. Der Gedanke. Von J. S. Rosenheyn. 244
4. Die Einsamkeit. 246
5. Die Geselligkeit. Von Carl Unger. 248
249

II. Probe einer Uebersetzung der Lusiadas von Camoens. Von Kuhn. 250

III. Kästner's Briefe. Fünfter Brief. 264

V. Bruchstück aus einem Reisetagebuche über Wien. (Fortsetzung). 271

Seite

V. Ueber die Klagen, daß die Verdienste großer Männer in den Wissenschaften zu wenig belohnt werden. Von Kindervater. 294

VI. Korrespondenznachrichten.

Ueber Prags neueste literarische Bemühungen. 320

VII. Berichtigung. 325

Mai.

I. Die Erscheinung Elisabeths. Eine Erzählung. Von K. W. Justi. 3

Der Elisabeth-Brunnen unweit Marburg. Hierzu das Titelkupfer. Von K. W. Justi. 7

II. Etwas über des Hrn. Leibmedikus Marcard's Rüge einiger Neuerungen in der deutschen Sprache, im Februarstücke dieser Monatsschrift. Von Fernow. 20

III. Kästner's Briefe. Siebenter Brief 53

IV. Bemerkungen. Von Kindervater. 61

V. Gedichte.

1. Die Trennung. Idylle. Von Rühs. 67

2. Die Harmonika. Von C. v. Haugwitz. 74

3. Rafaels zwei Sonette. Von P... 78

Seite

Junius.

I. Blüthen aus dem Orient. 81
(Nebſt einem Briefe aus Aleppo zur Einleitung).

1. Die Hora. 88
2. Die Schwermuth. 90

II. Einige Anmerkungen über Marcard's „Rüge einiger Neuerungen in der deutſchen Sprache," im N. T. Merkur 1804. S. 106. 94
(Vom Prof. Ploucquet in Tübingen.)

III. Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.

Bruchſtücke aus einem Werke eines Ungars, das nächſtens in Teutſchland gedruckt erſcheinen wird. 98

IV. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Künſte in Augsburg.

Erſter Brief. 111
Zweiter Brief. 126
Dritter Brief. 140

V. Denkſteine.

1. Kant. 153
2. Mehr als Kant. 155

Seite

Julius.

I. Fabeln von Weiße.
1. Der Maulwurf und die Grille. 157
2. Der Elephant. 159

II. Bedürfen auch die Franzosen noch der griechischen Sprache? (Bruchstück einer Apologie von Bonaparte). 161

III. Fortgesetzte Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Ungarns Literatur und Kultur. 167
Beilage. Proben aus dem Musenalmanache von und für Ungarn auf das Jahr 1804 herausgegeben von Chr. Rösler. Pesth, im Verlage bei Hartleben.
1. An die Hoffnung. Von Verhefk. 195
2. Tokayer-Lied. Von Rösler für seine Landsleute. (Nach Claudius Rheinweinlied.) 198
3. Mädchenerziehung. Von Glatz. 201
Einige Charakteristiken vorzüglicher Teutscher Dichter, aus dem Anhange des Musenalmanachs. ebd.

IV. Wichtigkeit der kleineren Pflichten in der Moral. Von Kindervater. 205

V. Auszüge aus Briefen.
1. Neuer Roman von Karoline Pichler. 234
2. Der Maler Wächter. 224

ten Worte. Mit dieſen flocht' Eurydice das letzte Blatt in ihren Kranz.

Auf einmal ergriff eine tiefe Wehmuth den Sänger. Die Sayten der Leyer tönten fort; aber es waren traurige Töne. Kein Mädchen wagt' es, nach dem andern hinzuſehen. Immer banger und banger wurde das Saytenſpiel; die Hände des Orpheus zitterten. Aller Augen waren mit Thränen benetzt. Eurydice blieb ruhig. Sie warf einen tröſtenden Blick auf den Orpheus, und küßte den Kranz.

Orpheus konnte ſeinen Ahndungen nicht länger widerſtehen; und da ſang er das geheimnißvolle Lied, weswegen man von ihm erzählt, daß er zu ſeiner Geliebten hinab in die Hölle geſtiegen ſey. Die Weiſe des Liedes war langſam; die Worte deſſelben wurden oft wiederholt; es drückte ſich in alle Seelen; und die Geſpielinnen der Eurydice haben es nachher, ſo gut ihnen möglich war, aus dem Gedächtniſſe zuſammen geſetzt. Unter vielen Thränen haben ſie es zuſammen geſetzt. Es lautete ſo:

„Jüngling, ach! das blühende Geſicht
Deines Mädchens wird zu Aſche werden;
Und von nun an ſcheint auf Erden,
Jüngling! dir die Sonne nicht.

Es ſchwebt auf deinen Lippen
Ihr letzter Kuß:

Seite

August.

I. Stimme aus Italien über Herders Tod. 137

II. Auf Herders Grab; von Gräter. 241

III. Briefe über Bayerns neueste Kultur und literarische Aufklärung. 1

1. Brief. Keine Normalphilosophie! Feuerbach und Graser in Landshut. Paulus protestirt gegen die ihm aufgebürdete Absicht. Die Quelle, woraus sie geflossen. 247

2. Brief. Huber in Ulm. Zwei protestantische Prediger in der Nachbarschaft von München angestellt. Deklamations- und Musikübungen am Lyceum in München. Weiller. Salat. 253

3. Brief. Zwei neue Journale, Aurora und das blaue Blatt. Aergerliche Auftritte in Landshut. Der Rector Magnificus wird auf die Hauptwache geführt. 258

4. Brief. Sochers Flugschrift über Vertheilung der Pfarreien. Das Für und Wider in diesem Streite. Ausbrüche des unreinen Parteigeistes. Bund der Münchner und Augsburger Finsterlinge. 264

5. Brief. Afteraufklärung. Die Jesuiterkirche zum Magazin bestimmt. Die Augustinerkirche eine Mauthalle. Lürner, Fischer; Oberthür.

Seite

III. b) Noch ein Brief aus München.

IV. Fortgesetzte Korrespondenz-Nachrichten über Ungarns neueste Kultur und Literatur.

V. Kunstnachrichten.

Notizen, was im Jahre 1803 im Königl. Bildhauer-Attelier bis Ende des Monats März 1804 gefertigt worden ist. 288

VI. Gedichte.

1. Herakles. 294

2. Gefühle in den Ruinen des Klosters zu Memleben erzeugt 1803. 301

VII. Probe aus dem Krösus, einem dramatischen Gedicht in fünf Handlungen. 305

September.

I. Religion und Geduld. Von B. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) 3

II. Die Orphischen Argonautika. V. 230 bis 302. Von Welker. 7

III. Hingeworfene Gedanken über Schulstrafen, welche entehren. 17

Seite

IV. Großkönig, ein surrogativer Kaisertitel . . . 25
V. Nachricht von einer Handschrift des altteutschen Gedichts: von dem Schafzabel, spil. . . . 30
VI. Auszüge aus Briefen.
1. Aus Paris. . . . 74
2. Aus Erlangen. . . . 76
3. Aus London. . . . ebd.

Oktober.

I. Wahrheit. . . . 81
II. Ideen über die poetische Ansicht der Natur. . . . 88
III. Blicke auf Sicilien. . . . 121
(Aus dem Briefe eines Teutschen.)
IV. Korrespondenznachrichten.
1. Auszug eines Briefes aus München. . . . 141
2. Ueber Pestalozzi's Institut. . . . 143
3. Aus Wien. . . . 149
4. Auszug eines Briefes des Kollegienraths Köhler aus Sympheropol vom 10. Jul. . . . 151
V. Literarische Anzeigen. . . . 152

Seite

November.

I. Gedichte.

1. Die Vermählung. 157
2. Erinnerung und Vergessenheit. 160

II. Beantwortung der Rüge einiger Neuerungen in der Teutschen Sprache. 162

III. Begriffe und Ursprung des Idealismus und Materialismus. 183

IV. Blicke auf Sicilien. 203

December.

I. Gedichte.

1. Blumen auf Herders Grab. 237
2. Psalm von Mendelsohn. 241

II. Ueber Hrn. Adelungs Schutzrede gegen Hrn. Voßens Beurtheilung seines Wörterbuchs. 246

III. Fragmente. 284

IV. Ueber München. 292

Beilage. Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten in München und andere Merkwürdigkeiten. 301

Seite

V. Auszüge aus Briefen.

1. Ueber Hrn. Millin's Kunstreise durch das südliche Frankreich. 307
2. Aus Stuttgard. 309
3. Aus Altdorf. 313
4. Aus Paris. 316

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

12. Stück. December 1804.

I. Anzeige wegen der Fortſetzung der Sprengel-Ehrmannſchen Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen.

Von dieſer nach dem Urtheil kompetenter Kunſtrichter, immer intereſſanter werdenden Sammlung auserleſener Reiſebeſchreibungen, die nun auch raſcher fortſchreitet, ſind zur letzten Michaelismeſſe erſchienen:

Der XIIIte Band — enthaltend:
Reiſe nach Aegypten (von Gallard) aus dem Frz. mit einer Charte.

Der XIVte Band —
1) Barrow's Reiſe durch China, 1r Theil a. d. Engl. von Hüttner mit 6 Kupfern.
2) Beiträge zur Kenntniß der Tartarei, aus Ruſſiſchen Originalberichten. Mit einer Charte.

Der XVte Band (der ſogleich nach der letzten Meſſe erſchien) enthält:
1) Volney's Schilderung von Nordamerika a. d. Franz. mit einer Charte.
2) Malouet's Reiſe nach den Franz. Guiana und nach Surinam, a. d. Franz. mit einer Charte.

Der XVIte Band (der noch vor Weihnachten die Preſſe verlaſſen wird) enthält:

1) Barrow's Reise durch China 2r Theil mit Kupfern.
2) Wittmann's Reise nach der Türkei, Klein-Asien, Syrien und Aegypten a. d. Engl.

Der XVIIte Band (welcher alsbald nachfolgen wird) liefert:
1) Percival's Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, a. d. Engl. mit Einleitung, Anmerkungen und Zusätzen.
2) Semple's Schilderung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und Wanderungen durch die umliegende Gegend, a. d. Engl.

Ferner sind folgende für diese Bibliothek bestimmte Länder- und Reisebeschreibungen schon unter der Presse:

1) Michaux's Reise in das Innere der Nordamerikanischen Freistaaten a. d. Franz.
2) Broughton's Entdeckungsreise in das nördliche stille Meer, aus dem Engl.
3) Barrow's Reise in das Innere von Süd-Afrika, 2r Theil a. d. Engl.
4) Olivier's Reise durch das Türkische Reich, Aegypten und Persien, 2r Theil a. d. Franz.
5) Reise nach Martinique (von d. Franz. General J. R. . .) a. d. Franz.
6) Ferri's de St. Constant Schilderung von England a. d. Franz.

Endlich sind bereits in den Händen der Herren Uebersetzer, und werden auch noch zur künftigen Ostermesse geliefert:

7) Haringmann's Reise nach Marocko, a. d. Holländ.
8) Bory's de St. Vincent Reise nach den Maskarenischen Inseln, a. d. Franz.
9) Mac Kinnen's Reise nach Westindien, aus dem Engl.
10) Dalla's Beschreibung von Jamaika und Geschichte der Maronen, a. d. Engl.

Die übrigen zur Uebersetzung von uns angezeigten ausländischen Land- und Reisebeschreibungen werden dann auch in Zeiten nachgeliefert. Zweck und Plan dieser Bi-

bliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen — ſind dem Publikum ſchon bekannt, welches hierin eine fortlaufende, kritiſch-bearbeitete Reihe von Gemälden aus der Länder-, Völker- und Staatenkunde, ſo wie die Darſtellung der wichtigſten Fortſchritte der Erdforſchung findet, und bei ſorgfältiger Auswahl, ſtrenger Sichtung der Berichte, und den jedem Geographiefreunde ſo willkommenen Erläuterungen und Ergänzungen in Anmerkungen, Einleitungen und Zuſätzen, auch richtige Ueberſetzung und reinen Styl nicht vermiſſen ſoll. Auf dieſe Art hoffen wir, dieſes Werk, verbunden mit unſern Allgemeinen geographiſchen Ephemeriden zu einem möglichſt vollſtändigen Archive der Geographie und ihrer Geſchichte zu machen.

Weimar, im November 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

N. S. Bekanntlich werden alle in dieſer Sammlung erſcheinenden Land- und Reiſebeſchreibungen, jede unter ihrem beſondern Titel, auch einzeln verkauft.

II. Ueberſetzungsanzeige von Woodard's Reiſe.

Von der kürzlich erſchienenen intereſſanten Reiſebeſchreibung:

The Narrative of Captain *David Woodard* and four Seamen; containing an Account of their Sufferings, and of their escape from the *Malays* after a captivity of two years and a half. Alſo, an Account of the island of *Celebes*, of the manners and customs of the country, its harbours and coast, with an Appendix, 8. London.

liefern wir eheſtens eine zweckmäßig bearbeitete Ueberſetzung.

Weimar im Novbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Gaspari's Lehrbuch der Erdbeschreibung. 1. Cursus 7te Aufl.

So eben ist in unserm Verlage erschienen:

Gaspari's, A. C., Lehrbuch der Erdbeschreibung. Erster Cursus. Siebente veränderte und berichtigte Auflage.

Diese neue Auflage ist durchaus nach den neuesten geographisch-politischen Veränderungen bis auf den heutigen Tag berichtigt. Der Preis zu 10 gl. Sächs. oder 1 Fl. 12 Kr. Rheinl. bleibt unverändert.

Beide Cursus kosten zusammen 1 Rthlr. 16 gl. Sächs. oder 3 Fl. Rheinl., der ebenfalls berichtigte Schulatlas zum 1sten Cursus 2 Rthlr. 12 gl. wie zuvor.

Weimar im Decbr. 1804.

Geographisches Institut.

IV. Pränumerationsanzeige.

Ich habe im Jahr 1801 eine Predigtsammlung unter dem Titel herausgegeben:

Kurze Predigten über vorzüglich schöne Stellen der heil. Schrift auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs. Zur Familien-Erbauung und zum Vorlesen in Filialkirchen. 60 Bogen in 4.

Diese Predigtsammlung war eigentlich nur für die Hessischen Lande bestimmt; sie wurde aber ohne mein Zuthun auch in entfernteren Gegenden bekannt, und fand so viele Käufer, daß die beträchtliche Auflage schon in dem ersten Jahre vergriffen wurde, und nicht einmal in den Buchhandel kam.

Seit dieser Zeit haben sich noch sehr viele Liebhaber gefunden, welche sie ebenfalls zu besitzen wünschen, und selbst im Reichsanzeiger No. 46. von diesem Jahre S. 617. ist Nachfrage darnach geschehen. Um diese Wünsche des Publikums zu befriedigen, habe ich bereits in No. 131. des Reichsanzeigers S. 1747. bekannt ge-

mache, daß ich diese kurze Predigten aufs neue drucken lassen wollte, wenn sich noch eine eben so große Anzahl Pränumeranten dazu fände, damit sie um den nämlichen äußerst geringen Preis, wie die erste Auflage, den Freunden guter Erbauungsbücher überliefert werden könnten.

Dies Versprechen wiederhole ich hier. Das Werk soll noch einmal auf Pränumeration gedruckt werden, in dem nämlichen Quartformat, wie die erste Ausgabe, beide Theile von 60 Bogen für 16 gGr. sächs. Wenn bis zu Anfang des Jahres 1805 so viele Freunde dazu sich finden, daß es ohne Schaden neu aufgelegt werden kann, so soll es unfehlbar in der Ostermesse des Jahres 1805 erscheinen.

Die Gelder können an mich oder die Kriegersche Buchhandlung allhier gesandt werden. Das 7te Exemplar bekommt der Kollekteur frei.

J. P. Müller,
Landgräflich Hessischer Superintendent und Kirchenrath in Gießen.

V. Sendschreiben über Posselts Leben und Charakter, von Schubart. 8. brosch. 8 gGr. oder 36 Kr. Rhein.

Wen Posselt, der Mensch und der Schriftsteller interessirte, dem wird diese kleine Schrift nicht unwillkommen seyn, die in einer kurzen, angenehmen Darstellung viele Aufschlüsse über diesen seltnen Mann enthält.

Schererſche Buchhandl. in München.

VI. Neuigkeiten der Schererschen Buchhandlung in München. Ostermesse 1804.

Aretin, J. Chr. Freiherrn von, Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Schriften

Du wandelst über nächtliche Klippen,
Am Höllenfluß.

In Sternenleeren Gründen,
Wo keine Bahn der Lebende brach,
Da wandelst du, von ihr die letzte Spur zu finden;
Und rufst dem holden Schatten nach.

Und das Mädchen wird,
Unter jenen Friede-Chören,
Wenn des Lieblings Fuß im Dunkeln irrt,
Seine Stimme hören;
Und die Stimme wird,
Unter jenen Seeligkeiten,
Ueberall das Mädchen begleiten,
Wenn des Lieblings Fuß im Dunkeln irrt.

Hinunter in die Nacht!
Wohl dem Jüngling, dem, von ihr umgeben,
Der Geliebten reines Leben
Aus Elysium entgegen lacht!

Hinunter in die Nacht!
Weil die Stimme des Getreuen
Ihren Schatten seliger macht;
Und die Hofnung schon zu neuen
Ewigen Küssen erwacht."

der Münchner National- und Hofbibliothek ꝛc. 12 Hefte 6 Rthlr.

Aurora, eine Zeitschrift aus dem südlichen Teutschland; mit Kupfern, Musik, und farbigem monatlichen Umschlag. gr. 4. 8 Rthlr. oder 12 Fl.

Hagens, C. von, philosophische und politische Untersuchungen, über die Rechtmäßigkeiten der Zünfte, und Polizeitaxen; und ihre Wirkungen auf die bürgerliche Gesellschaft, mit besonderer Hinsicht auf Fichte's geschlossenen Handelsstaat. 8. 14 gl.

Wannlich, J. C. von, Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber aus Raphaels besten Werken gezogen. 18 28 Heft. ar. Kollo. 4 Rthlr. 16 gl.

Reubels, J., Entwurf eines Systems der Pflanzen- und Thier-Physiologie. 8. 1 Rthlr. 8 gl.

— — Ideen über Kunst und Religion, ein Beitrag zur Philosophie der Kunst. 8. 10 gl.

Steigentesch, A. Freiherrn v., Gelehrsamkeit der Liebe; mit einer Titelvignette. 8. 10 gl.

Wagner, Dr. J., über die Trennung der legislativen und executiven Staatsgewalt. 8. 10 gl.

Walther, Dr., neue Darstellungen aus der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre, als Erläuterungen zu der vorgedruckten Vertheidigungsschrift des Dr. Gall. Mit einer Abhandlung über den Wahnsinn, die Pädagogik und die Physiologie des Gehirns nach der Gall'schen Theorie. 8. 18 gl.

VII. Neue Verlagswerke des L. Industrie-Comptoirs in Weimar.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Bertuchs Bilderbuch für Kinder, mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen. No. 79. und 80. mit ausgemalten Kupfern. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gl. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupfern 16 gl. oder 1 Fl. 12 Kr.

Funke ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für

Kinder. Ein Kommentar für Eltern und Leser, welche sich jenes Werks, beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 79. u. 80. gr. 8. 8 gl. oder 36 Kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane gesammelt, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von A. C. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrmann, XVr Band mit 2 Charten gr. 8. 2 Rthlr. 6 gl. od. 4 Fl. 3 Kr.

Dieser Band enthält, und sind auch unter besonderm Titel zu haben:

1) C. F. Volney's Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika ꝛc. a. d. Fr. Auszugsweise übersetzt von Th. F. Ehrmann mit 1 Charte gr. 8. 1 Rthlr. 6 gl. od. 2 Fl. 15 Kr.

2) B. P. Malouets Reise nach dem Französischen Guiana und nach Surinam. Auszugsweise a. d. Fr. übersetzt mit 1 Charte, gr. 8., 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Weimar, im November 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VIII. Italienische Miscellen. 1r Bd. 1s Heft.

Tübingen, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Italienische Miscellen, 1r Band 1 Heft, gr. 8. der Band von 3 Heften 1 Fl. 48 Kr.

Inhalt:

Reise nach dem Krater des Vesuvs, in der Nacht vom 25sten auf den 26sten August 1804. Gemälde von Neapel. Erstes Gemälde. Il molo grande. Vermischte Nachrichten. Kunst-Novellen. Ueber das Italienische Theater.

Das Publikum kann bereits aus der Zeitschrift: Italien beurtheilen, welchen interessanten Stoff dieser alte klassische Boden zur Bearbeitung darbietet.

wenn er an Ort und Stelle von sachkundigen und geschmackvollen Gelehrten benutzt wird.

Da die monatliche Erscheinung einer Zeitschrift zur schnellen Mittheilung des Neuen und also zur Erhebung des Interesses beiträgt, so haben die Verfasser das Muster der Englischen Miscellen befolgt, und der Inhalt des ersten Hefts wird beweisen, daß auch Italien eine solche Einrichtung erlaubt. Die folgenden Hefte werden ungesäumt folgen, und von Zeit zu Zeit Kupfer und Musikbeilagen beigefügt werden.

IX. London und Paris 2tes Heft 1804.

Von der Zeitschrift London und Paris 1804. ist so eben das 2te Heft erschienen und hat folgenden Inhalt.

I. London. 1. Die diesjährige Gemäldeausstellung in London. 2. Winter's Oper: Il trionpho del amor fraterno als Benefiz-Vorstellung der Miß. Billington. — Ueber den musikalischen Sinn der Engländer. — Mrs. Billington und der Sanger Braham. — Achille et Deidamia, ein historisches Ballet von d'Egville und Winter. II. Paris. 1. Einführung süßer und warmer Getränke in Paris. 2. Grâcomanie in Paris Gelegenheitsstücke auf den Haupttheatern in Paris wegen der Fehde mit England. 3. l'Hôpital de maternité. 4. Feierliche Einweihung eines protestantischen Geistlichen in der protestantischen Hauptkirche S. Thomas du Louvre. 5. Anstalten zur Krönungsfeierlichkeit. Belisaire. Romanze. Das Trauerspiel Peter der Große von Carion Nisas. 6. Errichtung sogenannter Dispensaires in Paris. 7. Gedächtnißfeier des 14ten Julius im J. 1804. 8. Die Blumenbrücke. (Hierzu die Abbildung Nro. 4.) III. Englische Karikaturen: Die Nationalassemblee oder die große Kraftvereinigung zu St. Annas Hill. (Hierzu gehört die Doppel-Karikatur No. III.)

Halle im Novbr. 1804.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

X.

X. Von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1804 iſt das 10te Stück mit folgendem Inhalte erſchienen.

I. Organiſationsplan der Naturphiloſophie. Vom Hrn. Prof. Wildt. II. Vergleichbare anatomiſche Unterſuchungen über die Zähne. Von Cuvier. III. Bemerkungen über Feuerkugeln und Nordlichter; ſo wie über den Magnetiſmus, und den geheimen Organiſmus unſerer Atmoſphäre überhaupt. Vom Hrn. Major von Hardenberg. IV. Ueber ein neues Geſchlecht von Beutelthieren, Péramèles. Vom Hrn. E. Geoffroy. Mit Abbild auf Taf. V. V. Nachricht von den Arbeiten der Galvaniſchen Societät im Laufe des Jahres 11. VI. Einige Bemerkungen über die ſchnelle Tödtlichkeit des Giftes vom Biſſe der Klapperſchlange. VII. Anmerkung zu dem ſogenannten Schwefelregen im 8ten Bande dieſes Mag. 1 St. 1804. Vom Hrn. Dr. Wolf in Nürnberg. VIII. Ueber die Vertilgung der Heuſchrecken. IX. Naturhiſtoriſche Bemerkungen über das Früchtetragen der jungen Buchenſtangen, und über das Gebähren der Molche in der Gefangenſchaft. Von Sartorius. X. Nachricht von den lebenden Thieren die am Bord des Geographen angekommen ſind. (A. dem 20. Hefte der Ann. du Muſ. nat. d'hiſt. nat.) XI. Ueber den Gebrauch des Räucherns mit origenirter Salzſäure, um die Luft in den Zimmern, wo Seidenwürmer gehalten werden, zu verbeſſern. Von Paroletti.

Weimar im Oktbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

XI. Vom Allg. Teutſch. Gartenmagazin 1804 iſt ſo eben das 8te Stück erſchienen und hat folgenden Inhalt.

I. Landſchafts-Gartenkunſt. 1. Observations on the Theory and Practice of Landscape Gardening, by *H. Repton*. 2. Geſchmakvolle Pariſer Verzäunungen. (Mit Abbildungen auf Taf. 25.) II. Garten-Baukunſt. Das Badehaus, als eine Garten-

partie. Nebst Abbildung auf Taf. 26.) IV. Blumisterei. 1. Ueber die Behandlung der Dahlien und deren Anwendung als Zierpflanzen in den Gärten. (Mit Abbildung auf Taf. 24.) 2. Der Blumenbügel. 3. Einzelne Bemerkungen über Auricula. VI. Obst-Kultur. 1. Beschreibung eines neuen Baumwachses. 2. Ueber den Geschmack in der Obstkultur. X. Garten-Literatur. Neuerschienene Gartenschriften seit letzter Ostermesse 1804. XI. Garten-Miscellen. 1 Beiträge zur Beantwortung der im 5ten Hefte des A. T. Gart. Magaz S. 229 bis 231 aufgestellten Fragen. 2. Das Kugelspiel für Gartenfreunde.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 24. Die Dahlia. Taf. 25. Pariser Gartenverzäunungen. Taf. 26. Das Badehaus.

Weimar im Decbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XII. So eben ist das 11te Stück vom Journal des Luxus und der Moden 1804 mit folgendem Inhalte erschienen.

I. Klagen und Vorschläge eines Kurzsichtigen in Beziehung auf gesellige Höflichkeit. II. Leipziger Michaelismesse 1804. III. Theater. 1. Friederike Unzelmann in Leipzig. 2. Dramatische Unterhaltungen in Kassel. 3. Theater in Leipzig. IV. Künste. 1. Mellings malerische Ansichten von Konstantinopel. 2. Rubl's Darstellung Ossianischer Scenen. V. Ankunft und feierlicher Einzug des Herrn Erbprinzen von Sachsen-Weimar Durchlaucht. VI. Skizzen aus meinem Tagebuche bei einer Herbstreise an den Rhein. Von Julius. 1. An meinen geliebten H**** 2. Phantasien, Anachronismen. 3. Napoleon am Rheine. VII. Modenberichte. 1. Die neuesten Ballmoden. 2. Deutscher Modenbericht. 3. Französischer Modenbericht. VIII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Oktbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

XIII. So eben iſt das 11te Stück von Voigts Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde mit folgendem Inhalte erſchienen.

I. Beobachtungen über die Tubularien des ſüßen Waſſers. Vom Hrn. Vaucher. (Mit Abbild. auf Taf. VI.) II. Einige Bemerkungen über die Generation der Schlangen; (vom Hrn. Prof Frorieр.) III. Nachricht von einer Luftfahrt, welche die Herren Gay-Luſſac und Biot unternommen haben. IV. Biologie oder Philoſophie der lebenden Natur für Naturforſcher und Aerzte, von Gottfr. Reinhold Treviranus. Zweiter Band. Göttingen 1803. V. Eſſai de *Statique Chimique*, par *C. L. Berthollet*, membre du Senat Conservateur etc. 2 Theile gr. 8. Paris 1803. VI. *Plantes des îles de l'Afrique auſtrale*, formant des genres nouveaux ou perfectionnant les anciens, accompagnés des diſſertations ſur différens points de botanique; par *Aubert* du *Petit-Thouars*. Première livraiſon; chez Levrault et Schoell. VII. Beobachtungen über die Speichelbrüſen, welche bei den vier Claſſen der mit Wirbelbeinen verſehenen Thiere angeſtellt worden ſind. Vom Hrn. G. L. Duverney. VIII. Ein Mittel gegen das Ausſchwitzen des Gummi an den Bäumen. IX. Nachricht von einer merkwürdigen feurigen Lufterſcheinung. Vom Hrn. Landfeldmeſſers Weiſe. X. Auszug eines Briefs des Hrn. v. Dankelmann an den Hrn. Landkammerrath Bertuch in Weimar, Kapſtadt den 18. Jan. 1804. — eine mineralogiſche Unterſuchungsreiſe in der Kap-Colonie betreffend. XI. Ueber die Perlenfiſcherei. XII. Noch ein neuer Wandelſtern, vom Hrn. Inſpector Harding entdeckt. XIII. Etwas über den vermeintlichen Nervenwurm; vom Hrn. Larrey. XIV. Ueber die ſchöne grüne Farbe welche das Chromium für die Malerei liefern kann. Vom Hrn. Godon-Saint-Memin. XV. Neue Beobachtung über die Bienen: vom Hrn. Huber. XVI. Zerlegung eines aus der Luft gefallenen Steines. Vom Hrn. Laugier. XVII. Nachricht von einigen in England an dem Leichnam eines Gehenkten, angeſtellten Galvaniſchen Verſuchen. XVIII. Schreiben des Hrn. Advocats Steinhäuſer in Plauen an Hrn. J. W. Ritter zu Jena, die wahre Urſache der magnetiſchen Variation betreffend. Weimar im Oktbr. 1804.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir

XIV. Von Sicklers Teutſchem Obſtgärtner 1804. iſt das 10te Stück mit folgendem Inhalte erſchienen.

Erſte Abtheilung.

Charakteriſtik der Obſtſorten. I. Aepfelſorten. No. CXIX. Die unvergleichliche Renette. II. Kirſchenſorten. No. L. Die ſüße Maiherzkirſche. No. LI. Die große ſüße Maiherzkirſche. III. Pfirſchenſorten. No. XIV. Die Pfirſche von Angoumois.

Zweite Abtheilung.

I. Hiſtoriſche Nachricht über die National-Baumſchule des Charthauſes in Paris. II. Methode, wie man in Frankreich, vorzüglich aber in Paris, Mutterbäume zu Ablegern für Zwergbäume erzieht. III. Methode, wie man die in harte Schalen eingeſchloſſenen Saamenkerne bald zum Keimen bringen kann. IV. Nachricht von einer neuen Manier alte Bäume zu verjüngen. Weimar im Decbr. 1804.

A. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Fig. 1

Fig. 2

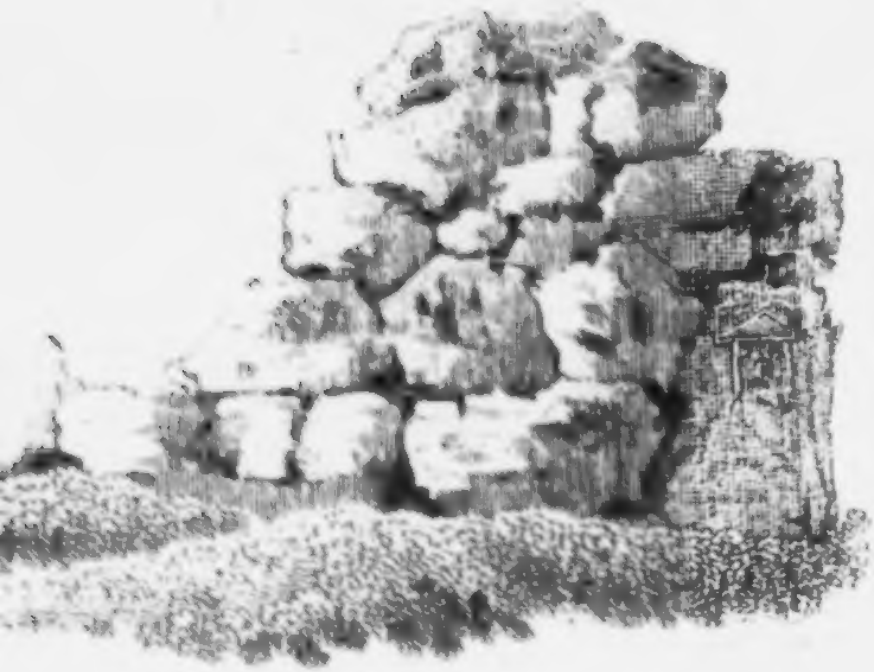

So lautete das Lied. Es war geendigt; und plötzlich ſchrieen die Geſpielen der Eurydice; denn da, wo ſich Eurydice gelagert hatte, kam aus dem kleinen Geſträuch' eine Schlange hervor geſchoſſen, eine von den giftigſten der Gegend. Orpheus ſprang auf; die Mädchen liefen zu; Eurydice war verwundet. Orpheus warf ſich neben ſie. Kaum hatt' er ſich ein wenig ermannt; ſo wollt' er hin auf die nächſten Gebirge, um heilende Kräuter zu holen. Es iſt umſonſt, mein Geliebter! ſagte das arme Mädchen; und ſtreckte die Hand nach ihm aus. In ihrem Angeſichte war milder Glanz, wie der Glanz einer Göttin, auf welche die goldne Wolke bereits wartet, die ſie zum Olympus zurück tragen ſoll. Dennoch eilte der Jüngling fort. Ihr lieben Mädchen! legt dieſen Kranz auf die Leyer des Orpheus: ſo ſprach Eurydice, und ſtarb.

Eine Stunde darauf kam der Jüngling" . . . . . Erzähle nicht weiter, ſagten die Schülerinnen des Charmides, und weinten. Einige von ihnen umarmten ſich. Morgen will ich euch ein Feſt in dem Schatten unſrer Oelbäume geben, ſagte Charmides.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahr 1805.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

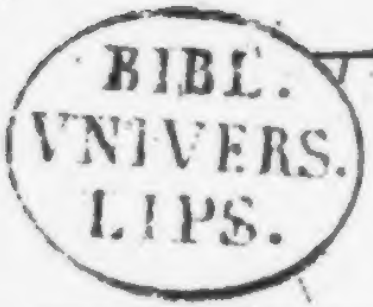

Erſter Band.

Weimar 1805.

Im Verlage des L. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1805.

I.

Das Löwenthor zu Mycená, eine Reliquie der Vorzeit.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Brief an den Herausgeber.

Ich habe die Ehre Ihnen einliegend die Skizze zu überſchicken, die Herr Gropius von den Ruinen eines Thores zu Mycená entworfen hat. Hierbei nur ein Paar Worte zum beſſeren Verſtändniſſe dieſes Monuments; unmöglich wäre es auf der Reiſe und ohne Bücher und Hülfsquellen zum Nachſchlagen, etwas Ausführlicheres zu geben. Ich wähle alſo den einzigen mir übrigen Weg, Ihnen einige Blätter meines Tagebuches mit Ergänzungen aus dem Gedächtniſſe abzuſchreiben. Zum Glücke hatte ich mir

die nöthigsten Stellen aus dem Pausanias am Rande notirt.

Nachdem wir die Reste des Tempels von Nemea bestmöglichst untersucht hatten, setzten wir unsern Weg nach dem Dorfe Karvato fort, in dessen Nähe die Ruinen von Mycenä sich befinden. Wir hatten, trotz aller Vorstellungen unseres Janitscharen, trotz eines heftigen Wortwechsels, den ich unter Vorzeigung meines Firmans mit dem Bey von Korinth hatte, dort keine Tartarenpferde erhalten können, die alle zum Dienste des Pascha's von Morea in Anspruch genommen waren. Diese aus Furcht vor einem unverhofften Einfalle der Franzosen unternommene Inspektionsreise des Pascha, setzte jedermann in Bewegung, und in den Maasregeln der Pforte zeigte sich ihre ganze Ohnmacht. . . Wenn wir das Kräutlein Latace besessen hätten, das die Persischen Könige ihren Gesandten mitzugeben pflegten, und wodurch ihnen auf ihrer Fahrt alle Bedürfnisse reichlich zuflossen, so würde uns der saure Ritt auf dem Rosse eines Agojati, die der Bey uns noch aus besonderer Gunst auftreiben ließ, erspart worden seyn. Der Agojati (so heißt der Besitzer oder Führer dieser Leih- und Packpferde,) geht sehr starke Tagreisen und in sehr starken Schritten neben seinem

Thiere her. Von der äuſerſten Ermüdung und Erſchöpfung (Agonia) die er ſich oft dabei zuzieht, hat er auch ſeinen Namen erhalten. Sie machen gewöhnlich 4 Teutſche Meilen in einer Stunde. . . Unſre Agojati wollten nicht leiden, daß wir ihren Pferden Sättel auflegten, von denen ſie durchaus behaupteten, ſie würden ſie drücken, und da ſie feſt auf ihre Sommara's (eine Art ſehr unbequemer Packſättel) beſtanden, ſo konnte ich weiter nichts thun, als mein Kopfkiſſen und einige Tapeten darauf binden, meinem Sitze wenigſtens die unerträgliche Härte zu benehmen; und ſomit thronte ich ohngefähr ſo hoch und bequem, als weiland Rahel auf den geſtohlenen Hausgöttern ihres Vaters Laban. Statt alles Zügels, hatte mein Zelter einen Strick nicht im Maule, ſondern ums Maul, und als hernach beim Eintritte in die Ebene von Argos, ein von Inſekten geplagter Eſel bei uns vorbeiſprengte, zog unſer Führer einige zu dem Ende mitgebrachte Päkchen hervor und hieng ſie ſeinen Pferden über die Naſe, damit die Fliegen nicht hineinkröchen und ſie beunruhigten. Meine Reiterei war nicht im geringſten ſo bequem, als die auf den berühmten Eſeln von Tivoli, die als wahre Kenner der ſchönen Natur, noch obendrein von ſelbſt, bei den bekannten Veduten und Echappés de vue ihre beſtimmte Zeit ſtehen bleiben, man mag ſie auch betrachten wollen oder nicht.

Die Reiſe ſelbſt wurde den 9. Oktober 1803 unternommen.

Der Weg von Nemea, nach Mycenä mag ohngefähr 1½ — 1¾ Teutſche Meilen betragen; denn wir brauchten über 1⅝ Stunden dazu, ihn zurückzulegen. Er führt neben einem hellen, auch im Sommer nicht verſiegenden Fluſſe mit ſtarkem Gefälle immer bergab, und iſt wohl derſelbe über den Tritus, von dem Pauſanias ſagt: „er ſeye zwar enge wegen „der Berge zu beiden Seiten, aber doch zum Fahren „bequemer.“ Jetzt würde man ihn auf keine Weiſe mehr befahren können. Ich kann hier auch ferner noch die Worte des alten Geographen wiederhohlen: „In dieſen Bergen wird noch die Höhle gezeigt, wo „ſich der Nemeiſche Löwe aufgehalten, und der „Ort Nemea iſt davon etwa 15 Stadien (¾ Teut„ſche Meilen) entfernt.“ Wirklich bemerkt man links, am Wege eine geräumige zwar nicht ſehr tiefe Höhle in einem Felſen, die ich keinen Anſtand nehme, wenn auch nicht gerade für die des Löwen, doch für die als ſolche dem Pauſanias gezeigte zu halten. Die Berge umher, die damals als ſehr waldig und von hohen Stämmen bewachſen beſchrieben werden, ſind jetzt ſparſam mit dünnem Geſtrüppe beſetzt. Es ſcheint die Beſchaffenheit des Bodens habe ſich geändert, und ſey

zum Gedeihen der Wälder nicht mehr vortheilhaft; denn in diesem schon sehr lange entvölkerten Theile des Peloponnes hätten sie volle Zeit gehabt, sich wieder zu erheben. . . . Wir kamen vor zwei Derbends vorbei; die Griechen, die sie besetzten, bringen den Reisenden Wasser und Feuer, für Durst und Pfeife, um ein Trinkgeld zu gewinnen, entgegen. Diese Derbends (es ist eigentlich ein Persisches Wort und heißt, verschlossene Thüre, Paß) sind als Wachthäuser an engen Wegen, theils zur Sicherheit der Wanderer, theils Zoll und Gebühren einzufordern, manchmal aber auch aus Beutelschneiderei angelegt.

Eine halbe Stunde vor Karvato öffnet sich die Ebene der rossenährenden Argos, deren hohes Schloß sich in der Ferne vor uns zeigte, während seitwärts Neapel von Romanien mit der romantischen Burg-Palamidi, die Rhede, in der sich grade das Geschwader des Capitain Pacha befand, und das unbefleckliche blaue Meer das Auge anzogen und bezauberten.

Ich ließ noch eine weite Strecke von den Ruinen von Mycenä dem Bedienten mein Pferd, und gelangte, nachdem ich mehrere Hügel überstiegen hatte, zuerst an eine Mauer von unregelmäßigen polygonis

schen Steinen, ohne Kütt und Mörtel übereinander gelegt und gefügt, jedoch, wie auch die Mauern von Tirynt, an den erhaltenen Stellen sehr gut im Perpendikel. Diese südwestlich liegende Mauer, zieht sich um den ganzen beträchtlich hohen Berg, auf dem Mycenä liegt, gegen das Löwenthor hin. Nur ist sie freilich an mehreren Stellen zerstört und bloß durch die hinuntergerollten Steine sichtbar. . . Man hat dabei immer die Zackungen und natürlichen Erhöhungen des Felsens benutzt, besonders bei dem Löwenthore und in dessen Höhe, wo die Mauren viel sorgsamer verbunden, die Werkstücke größer, gewählter und besser behauen sind.

Pausanias sagt im 2ten Buche (oder in den Corinthiacis): wo er von der Zerstörung Mycenä's spricht, ganz kurz: „Man sieht unter anderen Stücken „der Ringmauer noch ein Thor, auf welchem Löwen „stehen. Man sagt die Cyclopen, welche dem „Prötus die Mauer zu Tirynt aufgeführt, hätten auch diese gebauet." Man macht die Cyclopen selbst zu Erfindern der Thürme, den Kindern Tubal-Kains zum Trotze. Plinius aber citirt den Theophrast, der diese Ehre den Tirynthiern zuschreibt.

Wie dem auch seyn mag, diese Kolossalen,

thürmenden Mauern, wie Homer sie nennt, scheinen mehr das Werk des Kinder des Himmels und der Erde, als schwacher Menschensöhne zu seyn, und ihre gewaltigen Baumeister verdienten den Altar und die Opfer sehr wohl, die nach der Aussage des Pousanias die Korinthier ihnen errichteten.

Ob die Bildhauerei am Mycenischen Thore Fig. 1. ihr Werk ist, läßt sich schwer entscheiden, daß sie sich aber auch damit zuweilen vergnügten, beweiset ein Medusenkopf von ihrer Hand, den man bei dem Tempel des Cephissus (wohl besser Erasinos) bei Argos zeigte. Ferner ist es gewiß, daß jene Löwen ein Denkmal des ältesten Stiles der Kunst in Stein zu hauen, in Griechenland sind; da, wo der Geschmack noch so zu sagen, mit dem Aegyptischen zusammenläuft. Das ganze zwischen 7—8 Fuß hohe pyramidalische Basrelief sieht einem gothischen Wappenschilde gar nicht unähnlich. Die Thiere, die man Wappenhalter (Rampans) nennen könnte, und denen die Köpfe fehlen, müssen sich über die Säule weg angestarrt oder auf Leibern en profil das Haupt en face getragen haben. Von Mähnen findet sich keine Spur; sie tragen aber Ringe an ihren einmal gespaltenen Klauen. Die Säule zwischen ihnen, bloß Ornament, neigt sich zur Dorischen Ordnung; Vase oder Postement aber

III.

Briefe

über das neue Singſpiel, Alceſte.

Fünfter Brief.

Aergern Sie ſich nicht, mein Freund, den Merkur aus einem Boten der Götter in den Briefträger eines Poeten verwandelt zu ſehen. Dieſe Verwandlung derogiert nicht halb ſo ſehr als ſich diejenigen vielleicht einbilden mögen, die von der Würde der poetiſchen Natur nicht unterrichtet ſind. Es iſt wahr, meines Wiſſens iſt der ehmals ſehr berühmte Sicilianiſche Philoſoph und Verſemacher, Empedokles, der einzige, der ſich geradezu für einen Gott ausgegeben hat. Der Dichter Aratus begnügt ſich mit weniger; wir ſind den Göttern verwandt, ſagt er von ſich und ſeinen Brüdern; und auch dies iſt immer noch ſehr viel geſagt. Indeſſen rechtfertigte ihn der gemeine Glaube der alten Griechen. Denn waren nicht Orpheus, Amphion, und Linus Götterſöhne ſo gut als Herkules und Pollux? Aber wenn auch alles dies nicht wäre, ſo haben wir ja die Zeugniſſe eines Weiſen — den der römiſche Demoſthenes den Gott der Philoſophen nennt — eines Platons, der an ſo vielen Stellen ſeiner bewunderswürdigen Dialogen verſichert, daß ein Dichter etwas ganz anders als ein gewöhnlicher Menſch ſey, daß er von einem Gott beſeſſen, von einem Gott begeiſtert — oder wo nicht,

daß

und Aufsatz sind sonderbar. Das Thor selbst ist bis hoch hinauf verschüttet, und verjüngt sich, dem Stile der Zeit angemessen, ziemlich stark nach oben. Der Stein, auf dem das Bäsrelief ruht, ist 14 Fuß breit; unterhalb bemerkt man die Löcher, in denen die Angeln der eingesetzten Thüren sich drehten. An beiden Seiten über denselben und den Löwen zur Seite, sind in der Mauer kleine Fenster angebracht, durch welche vielleicht die Wächter erspähten, was draußen vorgieng, wenn es verschlossen war. Es ist Korinth zugewendet und muß einer der Haupteingänge von Mycenä gewesen seyn, durch welche auch Wägen bequem passiren konnten. Dies ist bei einem zweiten, trefflich erhaltenen Thore, auf das man stößt wenn man die Mauer rechts weiter verfolgt, und das den Bergen zugekehrt ist, nicht der Fall. Es war nur für Fußgänger bestimmt. Pfosten und Decken von ungeheuren Werkstücken. Die Löcher, worin die Angeln sich drehten, sind sowohl oben als unten in der Schwelle sichtbar. *)

Ich habe oben schon bemerkt, die Mauern von Mycenä wären von polygonischen Steinen erbauet;

*) Man vergleiche den nach der Zeichnung an Ort und Stelle verkleinerten Kupferstich auf dem Titelkupfer Fig. 2.

würklich sind die Steinlagen nicht einmal horizontal, doch aber lange nicht so auffallend, als bei einem ebenfalls von außerordentlich großen Steinmassen zusammengesetzten Mauerstücke bei Argos, worauf man auch einige Votivtafeln mit Inschriften findet, die ich aber wegen des ungünstigen und sinkenden Sonnenlichtes nicht lesen konnte. Ich lege Ihnen eine Skizze davon bei. *) Auf dem Wege von den Thermopylen nach Delphi, unfern eines Chanes oder Wirthshauses, wo wir ausruhten, in einer Lage, die auf der Karte zum Anacharsis, mit der des alten Paedies ohngefähr korrespondirt, finden sich die Trümmern eines alten Schlosses und Mauern, wie die eben von Argos angeführten errichtet; aber hier sind die angebrachten Steine nicht einmal gradlinigt, sondern nach krummen Kontouren behauen und gefügt. Dies mag wohl die älteste Manier zu bauen gewesen seyn. Dann folgt die, wo die horizontalen Steinlagen schon strenger nach der Schnur gerichtet, die einzelnen Werkstücke aber weder gleich noch rechtwinklicht sind, wie sich das so häufig findet, daß man die Beispiele gar nicht anzuführen braucht, und wie, wenn ich nicht irre, auch einige Hetruriſche und die älteren Römiſchen Monumente sind. Die vollkommenſte Kunſt in die-

*) Siehe Fig. 3. der Kupfertafel.

ſem Fache iſt wohl an der unter Epaminondas erhobenen Mauern von Meſſene zu ſchauen, denen Pauſanias nur gerechtes Lob zollt, wenn er davon ſagt: „aber das weiß ich, daß die Meſſeniſche „Mauer ſtärker iſt, als die Mauer der Städte Am„phryſus in Phocis, Byzanz und Rhodus, „welche doch für die mit Mauern am ſtärkſten verwahr„ten Feſtungen gehalten werden.“

Dieſe Ringmauern ſind zwar bei weitem nicht ſo dick, als die von Tirynt, deren Tiefe ich an einigen erhaltenen Stellen auf 24 Engl. Fuß gemeſſen habe. Auch ſind Mycenä und Tirynt von den feindſeligen und neidiſchen Argivern nur durch Hunger überwältigt worden. Aber man muß nicht glauben, dieſe ganze Dicke beſtehe aus ſolchen Steinmaſſen, wie die äußeren Flächen; nein, zwiſchen dieſen iſt an vielen Stellen ein Gefüllſel von kleineren Steinen und Gebröckel geſchüttet, wie ſelbſt bei den höchſt regelmäßigen und 4—5 Fuß tiefen Mauern von Meſſene.

Gewiß konnten und mußten zu jenen Zeiten, wo das Gebiet von Völkern und Königen nur aus einzelnen Städten beſtand, mehr Fleiß und Sorgfalt zu ihrer Befeſtigung aufgewendet werden, da mit

einem Streiche die ganze Herrschaft verloren gieng, und so wie man in den Gruben von Paros, und auf dem Pentelischen Marmorbruche sogleich die Säulen aus dem Marmorfelsen arbeitete, da man, wie wir, nicht den Vortheil hatte, sehr schwere Blöcke leicht mit Pulver abzusprengen: so mögen auch jene Städte unmittelbar sich ihre Mauren in den nahen Steinbrüchen entworfen, und alsbald bis auf wenige Lücken herausgemeisselt haben. Was Pausanias von den in Tiryns und Mycenä angewandten Steinen sagt: „ein jeder sey so groß, daß auch der kleinste darunter nicht von ein paar Mauleseln aus der Stelle „gebracht werden könnte" ist meist wahr. Euripides spricht in den Phönikerinen von einem wagenfüllenden Steine, den Periklymenos aus der Mauer von Theben gerissen, um dem Sohne der Atalanta den Kopf zu zerschellen. „Bei einigen Steinbrüchen in der Nähe Athens, wo sonst keine Straße weiter gieng, fand ich auch das Geleise, wo die Wagen die Steine abzuholen fuhren.

Da ich mich so lange bei dem Löwenthore und den Mauern aufgehalten habe, so erlauben Sie mir nur noch, mit leichter Hand die übrigen Reste von Mycenä und Tiryns (das ich freilich erst meh-

rere Tage ſpäter ſah); zu berühren. Vom letzteren exiſtiren bloß die ſchon erwähnten Mauern und ein gewölbter Gang, wie Kaſematten mit Seitenausgängen, nach der von Argos abgewendeten Seite zu. Die kleinen Schlangen, die, nach Plinius, daſelbſt aus der Erde wachſen, den Eingebornen unſchädlich, den Neuangekommenen aber tödtlich ſind, haben mich glücklicherweiſe verſchont.

In Mycenä hingegen findet man noch alles, was Pauſanias ſahe und beſchreibt. Die Ruinen dieſer Stadt gehören zu den wichtigſten und reichſten des Peloponnes, und doppelt wird das klaſſiſche Gefühl überraſcht, die Trümmern einer Stadt wenig verändert zu ſehen, die nach den Perſiſchen Kriegen ſchon zerſtört und nie mehr bewohnt wurde. Aber wahrer tragiſcher Schauder überfällt den Reiſenden, der ſich, wie ich, auch nicht zur Schwärmerei neigt, wenn er vor das Monument tritt, welches man gewöhnlich das Grab Agamemnons nennt.

Die ganze Heroengeſchichte Mycenäs liegt offen, wenn man ein Stückchen der Szene erblickt, auf der ſie geſpielt wurde, und wohl mochten Iphigenia hinter den unwirthlichen Symplegaden, und Elektra in der friedlichen Hütte des ihr zur Schmach

vermählten Landmannes, nach den hehren Hallen ihrer Väter seufzten. Viele halten das Gebäude für einen Tempel, aber wohl nur wegen seiner Ehrwürdigkeit und des tiefen Eindrucks, den es hinterläßt. Der Eingang des runden, wie eine nicht flache Kuppel gestalteten, ganz von ungehauten Steinen aufgeführten, halb unterirdischen Gewölbes, verjüngt sich stark nach oben. Der Stein über dem Thürpfosten den sie verbindet, ist 30 Fuß lang, 15 Fuß breit und 5 Fuß tief. Sie sehen, er kann sich mit dem am Grabmale Theodrich's bei Ravenna messen, über welchen eigne Abhandlungen gedruckt sind. Das Gewölbe mochte ohngefähr 50 Fuß im unteren Diameter und 60 Fuß Höhe haben. Vor der Thür standen zwei Dorische, um gegen die Pfeilen zu passen, durchgeschnittene Säulen von lauchgrünlicher Farbe. Sie waren ganz mit Bildarbeit verziert. Ein Kapitäl und Trunk davon lagen noch auf der Erde. Rechts im Innern des Gewölbes führt eine andere Thüre zu einer in den Felsen gehauenen Kammer, von etwa 6—8 Schritten Breite. Zwei Pilaster, ebenfalls in den Fels getrieben, zieren den Eingang. Diese Kammer ist mehr als zur Hälfte mit Erde gefüllt und völlig dunkel; da ich nicht darauf vorbereitet war, so hatte ich kein Licht mitgenommen, und mußte mich einzig und allein aufs Gefühl im

Tappen verlassen. Der Berg, in dem das Gebäude gebildet und gemauert ist, ragt noch an 20—30 Fuß über dasselbe hervor. In den Steinen der Seitenwände, wie der Kuppel, finden sich in gleichen Entfernungen Nägel von herrlicher Bronze, so fest eingearbeitet, daß man ohne Werkzeug keine herauszuziehen vermag.

Die alten Autoren sprachen so häufig von einem Grabhügel Agamemnons, ohne ihn doch dem ehemaligen Gebäude ähnlich zu charakterisiren, daß ich gar nicht begreife, wie man demselben den Namen „Grab des Agamemnon," habe beilegen können. Da hingegen es sich völlig zur Aufbewahrung von Schätzen eignet, und Pausanias sagt: „Auf dem Gebirge „hausen von Mycenä ist ein Springbrunnen, Nah„men Perseia, und unterirdische Kammern, in welchen Atreus und seine Söhne ihre Schätze verwahrten." Selbst die Bronzenägel mögen gedient haben, Schilde und Waffen oder Teppiche und reiche Gewande aufzuhängen, denn mit Metallplatten war es schwerlich belegt; dergleichen hätte Pausanias nicht aus der Acht gelassen.

Einen mehr als hinreichenden Beweis giebt aber die vollkommenste Analogie, mit dem Schatze des Minyas

zu

zu Orchomenos. Auch Pauſanias liebt ſehr, die Bauart dieſer Städte und Werke zu vergleichen; was mehr noch meine Meinung ſtützt. Im 9ten Buche, oder in den Boeoticis ſagt er: „Die „Griechen ſind geneigt ausländiſche Dinge mehr als „einheimiſche zu bewundern. Berühmte Schriftver„faſſer haben die Aegyptiſchen Pyramiden aufs ge„naueſte beſchrieben, der Schatzkammer des Minyas „aber und der Mauern zu Tirynt, die doch nicht „weniger Bewunderung verdienen, wird nicht im ge„ringſten gedacht.“ Und weiter unten, wo er zum drittenmale dieſe vom Trophonius und Agamedes erbaueten Kammern erwähnt: „Sie iſt aus „Steinen rund gebaut: die Kuppel geht oben nicht „gar ſpitzig in die Höhe; der oberſte Stein ſoll der „Schlußſtein des ganzen Gewölbes ſeyn;“ welches alles wörtlich auf das Gewölbe von Mycenä mitpaßt. . . . Flüſſe, Quellen und Brunnen muß der Reiſende in Griechenland immer vorzüglich beobachten. Sehr oft erkennt man, wie bei Athen, die Lage alter Vorgaden oder Demi aus den erhaltenen Brunnen und Brunneneinfaſſungen. So quillt auch Perſea eben ſo friſch und rein auf einer Höhe von Mycenä hervor als damals, wo Perſeus ſie entdeckte, indem ſie unter einem Schwamm, den er ausriß (Myces) hervorſprang, welches Ereigniß der Stadt

den Namen gegeben haben soll. Jetzt ist sie gerade über den Schlußstein der Schatzkammer weg nach Karvato hinuntergeleitet worden.

Viele Grabhügel bemerkt man innerhalb des Bezirkes der Mauern, doch wage ich nicht, sie ihren respektiven Besitzern anzuweisen. Auch außerhalb unterscheidet man einige. Dort lag Klytemnästra und Aegisth, unwürdig denselben Boden mit Agamemnon und Cassandra zu theilen.

Leben Sie wohl ꝛc.

Dresden, Ende Okt. 1804.

Gl. Bartholdy.

* * *

Nachschrift.

Wir werden Herrn Bartholdy, den unsere Leser obige Mittheilung gewiß nicht ungern verdanken, vielleicht bald über seine Levantische Reise noch manches Interessante erzählen hören. Es verdient mehr Achtung, wenn ein Mann, die Lockungen des Erwerbs und Genusses verachtend, seinen Ueberfluß zu solchen Zwecken anwendet, als der Verfasser dieses Aufsatzes sich bei seiner Reise auf den klassischen Bo-

den des Alterthums jenseit des Jonischen Meeres vorsetzte. Möchte es ihm doch gefallen, uns besonders seine Ansichten über die neue Jonische Inselrepublik mitzutheilen, wo er bei einem verlängerten Aufenthalte mannigfaltige Veranlassung fand, seinen regen Beobachtungsgeist zu üben und zu befriedigen!

Der hier abgedruckte Aufsatz selbst ist ein nicht unwillkommener Beitrag zu einer antiquarischen Untersuchung, die neulich großes Aufsehen gemacht und die erste literarische Gesellschaft unsers Welttheils, das Französische Nationalinstitut, zu wiederholten malen in Bewegung gesetzt hat. Ein Französischer Arzt, Louis Petit Radel, nicht zufrieden mit dem Epheukranze, den eine Menge lateinischer Gedichte schon um seine Schläfe gewunden hatte, ringt nun auch nach dem Mauerkranze des Antiquars und Archäologen. Als der jüngere Schweighäuser wegen seiner leidenden Gesundheit, (die nun aber, den Musen sei Dank, gänzlich wieder hergestellt ist,) die Erklärung der Kupfer zum Museum Napoleon (eine glückliche, aber eben nicht sehr sorgfältige Unternehmung der spekulativen Piranesi in Paris) aufgeben mußte, trat Herr Petit Radel als Erklärer an seine Stelle. Da man nicht weiß, wie viel in diesen Erklärungen dem kundigen Visconti zugehört, so

daß er dann kein Dichter, ſondern nichts mehr ſey, als was von jeher der Chor der quäkenden Geſchöpfe war, die am Fuſe des Parnaſi ihr ermüdendes Brekekekek Koax Koax angeſtimmt haben, und anſtimmen werden, ſo lange ſich die Welt um ihre Axe dreht. Immerhin mag alſo der deutſche Merkur, ohne ſeinem Ertzamt im Olymp Nachtheil zu bringen, die Briefe deutſcher Dichter (und warum nicht auch unſrer Ariſtarchen, oder eines jeden andern, der etwas hörenswürdiges zu ſagen hat?) an das Publicum beſtellen! Aber, was werden gewiſſe Leute, deren unendliche Beſcheidenheit nicht ertragen kan, daß Apelles ſich für einen Mahler oder Virgil für einen Dichter gebe, was werden ſie zu gedruckten Briefen ſagen, worinn ein Dichter ſich ſelbſt zu ſeinem Helden, oder (was nach ihnen auf das nehmliche hinaus läuft) ſein eignes Werk zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen macht? — Gleichwohl ſcheint nichts natürlichers zu ſeyn, als daß ein Künſtler von ſeiner Kunſt rede; und wenn Apelles, nachdem er zwanzig Jahre gemahlt hatte, ſich zutrauen konnte, ſeine Gemählde beſſer zu kennen als alle die vermeynten Kunſtrichter, welche ſich einbildeten, daß es weiter nichts brauche als die Augen aufzuthun, um über den Werth oder Unwerth eines Meiſterſtücks zu urtheilen: warum ſollte ein Dichter, der ſich ſeit mehr als zwanzig Jahren zur Idee des Schönen emporgearbeitet hat, nicht berechtiget ſeyn mit den Liebhabern der Kunſt über ſein eigenes Werk zu philoſophieren, und jungen Artiſten

an

läßt ſich auch über die Einſichten und zum Theil wirklich feineren Blicke des Erklärers nicht mit Sicherheit aburtheilen. Aber hierauf begründet auch Hr. Radel ſeine Anſprüche auf den Ruhm eines Alterthumsforſchers weit weniger, als auf die ſchon ſeit vielen Jahren vorbereitete Entdeckung des Cyclopiſchen Mauerwerks in den älteſten Städtetrümmern Italiens und Griechenlands, wodurch der ſcharfſinnige Mann einen ſicher leitenden Faden angeknüpft zu haben glaubte, und ſich aus den Wanderungen und Kolonienführungen der Stammbewohner jener Gegenden, die man ſo gern in dem gemeinſchaftlichen Namen Pelasger zuſammenſchachtelt, ſich herauszuwickeln.

Nachdem Herr Radel ſchon in dem Jahre IX. und X. der neuen Franzöſiſchen Zeitrechnung der Klaſſe der Literatur und ſchönen Künſte des Nationalinſtituts ausführliche Memoiren über Vulkaniſche Mauerwerke und architektoniſche Denkmäler der Pelasger in Italien, Sizilien und Griechenland vorgeleſen hatte, von welchen zu ſeiner Zeit auch in den Literaturzeitungen aus den Franzöſiſchen Journalen die Rede geweſen iſt; und nachdem eigene Kommiſſionen, die von der benannten Klaſſe des N. J. zur Unterſuchung der Radelſchen Behauptungen niedergeſetzt wurden, günſtige Berichte deswegen abgeſtattet worden waren:

trat nun Nabel zu Anfang des vorigen Sommers mit einem vielumfaſſenden und noch weit ausführlicheren Werke hervor, welches er unter der wichtigen Aufſchrift: Urdenkmäler der Griechiſchen Geſchichte (Monumens primitifs de l'histoire Grecque) der Prüfung des Nationalinſtituts vorlegte, und das wir wenigſtens (ohnſtreitig zur erbaulichen Belehrung auf unſere gelehrten Teutſchen Architekte und Alterthumskenner, eines Hitt, Genelli, Genz, Rode, Stieglitz, Weinbrenner u. ſ. w.) gedruckt erhalten werden. Die Hauptſätze, welche der Verfaſſer hieſelbſt durch Modelle und andere Verſinnlichungsmittel zu erweiſen ſucht, ſind folgende:

1) Auf den Apenninenſpitzen zwiſchen der Tiber und Liris gerade da, wo Dionyſius von Halicarnaß Griechiſche Anpflänzer feſte Burgen erbauen läßt, ſind noch Mauerwerk und Trümmern vorhanden, die zu dieſer frühen Epoche gehören.

2) Derſelbe Charakter, der dieſe Burgtrümmern (monumens militaires) von den ſchon ſonſt bekannten Etruriſchen und Doriſchen Mauerwerken unterſcheidet, iſt auch in den uralten Gemäuern in Griechenland bemerkbar. Dort nannte man ihn ſchon längſt Cyklopiſches Gemäuer. Er iſt alſo auch

in Italien, da, wo er ſich findet, eine Urkunde Griechiſcher Abſtammung.

3) Da ſich dieß Cyklopiſche Mauerwerk nie in Aegyptiſchen Konſtruktionen findet, ſo läßt ſich hieraus folgern, daß alle jene Griechiſchen Mauerwerke in ein Zeitalter fallen, wo noch keine Aegyptiſchen Kolonien nach Griechenland gekommen waren.

4) Die ältern Griechen haben ihr Mauerwerk da, wo es in regelmäßigen horizontalen Lagen aufgeführt wurde, von den Aegyptern entlehnt. Aber das Cyklopiſche Mauerwerk gehört ihrer eignen Erfindung zu und iſt die einzige urſprünglich Griechiſche Art zu mauern.

5) Finden ſich außer Italien und Griechenland auch noch anderswo dergleichen Cyklopiſche Mauertrümmern: ſo läßt dieß auf einen unmittelbaren Zuſammenhang mit den Pelasgern ſchließen, die dieſe Art zu mauern zuerſt regelmäßig in Ausübung gebracht haben. Es laſſen ſich alſo hieraus über den Zuſammenhang in den Abſtammungen der älteſten Völkerſtämme die fruchtbarſten Folgerungen ziehn.

Das ſind die Reſultate einer Forſchung, in welcher Nabel durch mehrere gelehrte Italiener, als den

Herzog von Simonetti, den Don Francesco Gaetan, den Prinzen von Caſerta und beſonders den ſeit 30 Jahren in Rom einheimiſchen Dagincourt, ingleichen den jetzigen Franzöſiſchen Conſul zu Athen, Fauvel (deſſen Dienſtfertigkeit auch Hr. Bartholdy ſehr rühmt) und der Herzog von Choiſeul Gouffier mit Nachſuchungen und Vergleichungen unterſtützt worden iſt. Die Klaſſe der ſchönen Künſte im Nationalinſtitut fand ſie ſo wichtig, daß ſie durch drei ſehr namhafte Mitglieder derſelben, die Hrn. Visconti, Heurtier und Dufourni folgende 3 Fragen an die Italieniſchen Alterthumskenner ergehen ließ, die zur weiteren Aufklärung dieſer Sache führen ſollen. 1) In welchen Gegenden Italiens findet man noch Mauerneinfaſſungen in regelmäßigen Parallelogrammen, in horizontalen Lagen ohne Kütt? 2) Wo findet man noch polygoniſche ohne Kütt bloß in einander gefügte große Steine in Mauerwerken, oder mit andern Worten, wo giebt es noch Cyklopiſche Konſtruktionen? 3) Finden ſich irgendwo die erſte und zweite Art vereinigt, welche von beiden dient zur Unterlage oder trägt unverkennbare Spuren an ſich, neuer hinzugekommen zu ſeyn?

Es werden hierauf 13 Plätze im Römiſchen und Florentiniſchen Gebiete namhaft gemacht und mit beſondern Details bezeichnet, wo man den Blick der

Forſcher auf gewiſſe merkwürdige Umſtände beſonders gerichtet wiſſen möchte. Außerdem iſt noch ein Regiſter von mehr als 80 Italieniſch-Sicilischen und 33 Griechiſchen Plätzen beigefügt, wo man überall Cyklopiſche Mauerwerke entdeckt haben will, und unter den Griechiſchen befinden ſich denn auch nach Fauvels Anzeige Mycenä und Tiryns, *) die beiden Plätze deren polygeniſche Mauertrümmern nach Gropius Zeichnung unſere Leſer hier durch H. Bartholdy mitgetheilt erhalten.

Der Schreiber dieſer Nachſchrift beſcheidet ſich gern, daß es ihm an architektoniſchen Vorkenntniſſen ſo wohl als an Autopſie fehlt, um ſich hier ein Urtheil anmaaßen zu wollen. Auch faßt eine kleine Nachſchrift am wenigſten ſo ungeheure Cyklopiſche Gegenſtände. Allein er wollte auch nur die ganze Unterſuchung, die der Kaiſer Napoleon ſelbſt neuerlich ſeiner Aufmerk-

*) Dieſe ganzen Fabelſchen Unterſuchungen ſowohl, als die Verhandlungen und Fragen des Nationalinſtituts lernt man am beſten aus Millins Magazin Encyclopedique Année IX. Tom. V. n. 20. p. 446 — 470 kennen, wobei auch zwei Muſtertafeln in Kupfer geſtochen ſich befinden. Die Vergleichung unſers Titelkupfers mit der dort auf der zweiten Kupfertafel abgebildeten Construction Cyclopeenne wird jedem Liebhaber lächerlich ſeyn.

ſamkeit würdigte, bei ſeinen Kunſt- und Alterthumliebenden Landsleuten durch das hier Mitgetheilte mehr in Anregung bringen, und erlaubt ſich daher zum Schluſſe nur noch einige Fragen.

1) Laſſen ſich keine Spuren auffinden, woher eigentlich die uralten Mauerrieſen, oder Cyklopiſchen Mäurer im früheſten Griechenland gekommen ſind? Herr Rabel will im Cyklopiſchen Mauerwerke altgriechiſche Originalität finden. Wie nun aber, wenn die noch vorhandenen Ueberlieferungen dieſe Mauercyklopen dennoch auf erſte a n w e n d e n ließen? Voran muß wohl eine Richtung des Gemeinbegriffs Cyklops, Rundauge, im Allgemeinen gehn, woraus ſich denn wahrſcheinlich das Reſultat ergeben würde, daß der Begriff Arbeiter in Stein und Eiſen (faber) mit Rieſenkraft, an ein äußeres Abzeichen im Geſichte geknüpft, **) der urſprünglich iſt und freilich ſehr

**) Das Griechiſche Kuklops, woraus in der italiſch-äoliſchen Mundart Coclos geworden iſt (S. Valkenaer zu Ammonius II. 1. p. 86) kann eben ſo gut einen dreiäugigen, als einäugigen Unhold bedeuten, wenn er nur e i n rundes Auge auf der Stirn hat. Daß dies wahrſcheinlich eintattowirtes oder mit Ruße angemahltes geweſen ſey, iſt in einer kleinen Abhandlung im Jahrgang 1793 dieſer Monatſchrift von mir gemuthmaßt worden. Der treffliche Alterthums-

verſchiedenen Stämmen und Familien an ganz verſchiedenen Küſten und Gebirgen der alten Welt nach und nach zu Theil werden mußte. Nach einem Fragmente des Pherecydes in den Scholien des Apollonius von Rhodus (ſ. Fragmenta Pherecydis ed. Sturzii p 82.) brachte dieſe alten Mauercyklopen Perſeus zuerſt nach Argos. Nach den Scholien zu Euripidis Oreſt (963) kamen die Cyklopen nach allerlei Irren auch nach Kuretenland. Das heißt am Ende wohl nicht viel anders, als ſie vereinigten ſich mit den Kureten d. h. Kretenſern. Endlich ließ nach einer dritten Sage beim Strabo (VIII. p. 572, B.) Prötus der Erbauer von Tirynſ ſie aus Lycien kommen. Dieß alles läßt ſich vielleicht auf eine einzige Hauptquelle zurückführen. Aus Kreta kam über Lycien und Thrazien die älteſte Kunde des Mauerns und Schmiedens nach Griechenland. Die Sache wäre alſo wohl gar am Ende Phöniziſchen Urſprungs. *) Nun

forſcher Landolini in Sicilien hat mir darüber damals ſchriftlich ſeinen Beifall bezeugt.

*) Wenn andere die ſang- und ſonnenreichen Hyperboreer, wie billig, in großen Ehren halten, ſo muß es auch erlaubt ſeyn, den Phöniciern ihre Gebühr zu ertheilen. Für die älteſte Mythic und Culturgeſchichte der Hellenen dürfte leicht bei den Letztern noch mehr Aufklärung zu hoffen ſeyn, als bei den erſtern. Die ganzen kretenſiſchen Götterdienſte

würde auch die Gesellenschaft dieser Cyklopen beim Obermeister Hephästos oder Vulkan, seys in Lemnos, oder auf den Liparischen Inseln, oder unter dem Aetna, leichter zu erklären seyn. Ueberall waren es die alten Kuretisch-Phönizischen Stein- und Eisenarbeiter. Nur den Neptunischen Cyklopen in der

oder die sogenannten Olympier in Kreta und Thessalien würden ohne die phönizischen Bergleute und Metallurgen in Kreta, und ohne die dadurch allein möglich gewordene Bewaffnung in Erz schwerlich die herrschende Religion der Hellenen geworden seyn. Was nun unsere Kyklopen anlangt, so dürften sie mit den Dactylis Etaeis (S. die Hauptstellen beim Strabo X, p. 725 und Diodor V. 64. mit Casaubons und Wesselings Anm.) in sehr nahe Verwandschaft zu bringen seyn. So wie jene Finger hießen, so nannte man diese Hand-Bäuche (ἐγχειρογαστορες, γαστεροχειρες) S. Strabo VIII. p. 571. und Hesychius. Daß Lybien von Kreta aus erobert und mit kretensischen Götterglauben erfüllt worden sey, bedarf bei dem Kenner dieser Abstammungen wohl nicht erst eines Beweises. Von Lybien aus aber brachte Prötus (oder Perseus) die Mauerriesen oder Kyklopen zuerst an die argivische Küste. Auch der Weg über Thrazien würde uns nicht befremden dürfen. Denn wurde nicht auch Thrazien durch phönizischen Handel und Bergbau zuerst angebauet und bewehrt? — Wahrscheinlich ist auch der Begriff des Riesenhaften, den man später mit den Kyklopen verband, bloß von diesen ungeheuren Mauerbauen zuerst ausgegangen. Wer so mauerte, mußte ja wohl ein Riese gewesen seyn.

Odyſſee, Polyphemes mit ſeiner Sippſchaft dürfte nicht mit dieſer Hypotheſe beizukommen ſeyn, man müßte denn ſeinen Weg bloß über den Vulkaniſchen Aetna nehmen wollen. Indeß ſcheint gerade dieſer Felſenſtieg hier etwas halsbrechend und wenigſtens nicht auf der Homeriſchen Reiſeroute zu liegen.

II.) Iſt auch die Benennung Cyklopiſches Mauerwerk in der Allgemeinheit, in welcher ſie einige Franzöſiſche Alterthumsforſcher jetzt brauchen, auf die Ueberlieferung des Alterthums begründet? Nur Mycenä und Tiryns heißen bei den alten Schriftſtellern die Cyklopiſchen Mauern. Pauſanias, der die Trümmern dieſer Rieſenmauern genau beobachtete, bemerkt in ſeiner Periegeſe Griechenlands eine Menge merkwürdiger Mauerwerke; aber nur bei dieſen Ruinen, die unſer Hr. Bartholdy auch jetzt noch wieder fand, ſagt er ausdrücklich: ſie ſind ein Werk der Cyklopen. *) Nur in ſo fern aber Haupt-Rieſenkräfte zu ſolchen Mauerwerken erforderlich zu

*) Außer Pauſanias erwähnt Euripides in zehn Stellen der noch vorhandenen Tragödien dieſer Cyklopenmauern, die ſchon Barnes zur Iphigenia in Aulis 152 zum Theil geſammelt hat. Das Τιρυνθιον πλινθευμα, welches Heſychius aus einem alten Tragiker anführt, ſcheint dem Sophocles anzugehören.

ſeyn ſchienen und man ſich angewöhnte, ſpäterhin unter Cyklopen ſich nur Rieſen zu denken, mag dieſer Ausdruck ſich allenfalls entſchuldigen laſſen. Alsdann könnte man auch wohl noch allgemein ſie Rieſen- oder Gigantenmauern nennen? Nicht bloß Irland hat ſeinen Rieſendamm (Giant's Causeway) und Malta ſeinen Rieſenthurm, **) ſondern faſt in allen früher bewohnten öſtlich und ſüdlich Europäiſchen Ländern finden ſich noch Trümmern kühnaufgethürmter Felſenmaſſen (mehrere davon nannte man auch wohl Druidiſche Monumente), die man ſogar durch Rieſen der Urwelt zuſammenſchichten ließ.

III.) Wo liegt eigentlich der Unterſchied zwiſchen dem, was Vitruv im Mauerwerwerke überhaupt genus incertum nennt, und dieſen uralten und doch ſchon kunſtmäßig aufgeſchichteten Felſenblöcken? Die bloße Größe der Steine kann hier den Unterſchied nicht machen. Das künſtliche Ineinanderfügen des Vielecks, ſo daß die Ecken immer in einander paßten,

**) Man findet ihn in dem neuen Prachtwerke Ancient and modern Malta by R. de Boisgelin (London, Robinſon 3 Bände in 4.) im erſten Theile Plate VIII. genau abgebildet. Hr. v. Boisgelin iſt entſchloſſen über dieſen Rieſenthurm und ähnliche alte Werke dieſer Art eine eigne Abhandlung zu ſchreiben.

an einem Modell, mit dem er ſelbſt am beſten bekannt iſt, die Anwendung der Regeln zu zeigen, ohne welche der Genie irre geht, und der mittelmäßige Kopf unerträglich wird? Und wenn iſt wohl dieſe Lehrart jemals weniger unnöthig geweſen, als zu einer Zeit, da die Verachtung oder Unwiſſenheit der Kunſtgeſetze täglich zunimmt, täglich neue Mißgeburten ausheckt, und bey den Leſern ſowohl als bey den Schriftſtellern und Dichtern ſo ſehr zur Gewohnheit wird, daß dieſe, weil ſie keine Strafe zu befürchten haben, alles wagen, und jene, weil ſie ſich aus ihrer übertriebnen Nachſicht ein Verdienſt machen, ſichtbarlich dem für den Geſchmack ſo traurigen Zeitpunct ſich nähern, wo uns (das Schöne und Erhabne allein ausgenommen) alles gefällt und alles ungefehr gleich wohl gefällt.

So gegründet indeſſen auch dieſe Urſachen ſeyn mögen, ſo wird es doch nicht an Leuten fehlen, an denen alle Gründe verlohren ſind, und für die es keine andre Antwort giebt, als die Erklärung des Ungenannten in einer bekannten Inſchrift. (*) Wer wollte aber auch Leute, welche reden **was ſie wollen**, nicht reden **laſſen**?

Erlauben Sie mir alſo, mein lieber J***, daß ich zu dem, was ich Ihnen in meinem vierten

(*) Sie reden was ſie wollen: mögen ſie doch reden! was kümmerts mich?

ſcheint eigentlich die Hauptſache geweſen zu ſeyn. Bei den Mauern von Tiryns bemerkt ſchon Pauſanias eine ſpätere Nachhülfe kleiner ausfüllender und bindender Steine. *) Von dieſen ſchweigt unſer neuer Reiſender. Bei einer geraden Prüfung darf aber dieſe Nachricht, die allerdings zu anderen Reſultaten führen kann, als ſie H. Petit-Radel fand, nicht überſehen werden. Jene Füllſteinchen machen den natürlichen Uebergang zur Verkittung und Verbindung durch Mörtel. Ueberhaupt aber dürfte hier der Punkt auch ſehr genau zu unterſuchen ſeyn, ob nicht auch bei jenen großen Felſenmaſſen in den zertrümmerten Cyklopen- oder Rieſenmauern ſchon Bearbeitung und Behauung der Steine durch metallene Werkzeuge ſtatt gefunden habe. Dieß ſcheint bei dem Muſter der Cyklopiſchen Mauer, das im Magazin Encyclopedique in Kupfer geſtochen worden iſt, beſtimmt der Fall zu ſeyn. Dann

*) Pauſanias II, 25. p. 273 Fac. nennt ſie λίθια, die ſeit langen Zeiten beſtimmt wären die Verbindung der großen Steine zu machen, ἁρμονίαν εἶναι τοῖς μεγάλοις λίθοις. Denn wenn man die zweite Stelle von der Schatzkammer des Minyas IX, 38. p. 120 vergleicht, wo derſelbe Ausdruck vorkommt, ſo findet ſich, daß die von Hrn. Facius vorgeſchlagene Verbeſſerung ganz unnöthig iſt. Uebrigens hat ſchon der fleißige Goguet (Origine des Loix T. II. p. 205 et in 4.) den Anachronismus des Pauſanias in dieſen Erzählungen gerügt.

wäre der Uebergang zu den Mauern, wie sie Houel zu Kortona, Santi in seiner Reise nach Montamiata fand, leicht zu erklären. Ja selbst die alte Stadtmauer von Fiesola, die uns Hr. Prof. Meyer selbst durch eine Abbildung erläutert hat (Propyläen I. 1) sind, wie alle sogenannte Etruriſche Mauerwerke in den Apenninen, neu geregelte Abartungen jener unſprünglichen Manier.

Ein ſachkundiger Mann, der auch zu dieſem Zwecke Architektur mit Archäologie zu verbinden wüßte, würde ſich durch weitere Aufklärungen gewiß viele Liebhaber verbinden. Ich wage es, den geſchmackvollen Forſcher architektoniſcher Alterthümer, Hrn. Hofrath Hirt in Berlin, namentlich aufzufordern, ſeine Meinung hierüber den Leſern dieſer Monatsſchrift mitzutheilen.

B.

II.

Gedichte.

1.

An den Frieden.

Zur Oeſterreichiſchen Kaiſerkrönung.

O Friede, du der Gottheit ſchönſte Gabe!
Heil ſey dem Herrſcher, der dich ehrt!
Entſproſſen aus der Helden frühem Grabe,
Biſt du des theuren Urſprungs werth.
Durch dich bedeckt der Saaten Gold die Erde,
Des Herbſtes Reichthum füllt das Land;
Auf grünen Angern graſt die fette Heerde,
Gepflegt von deiner milden Hand;
Und wo der Sumpf, mit Seuchen einſt beladen,
Der Kröte gift'ge Wohnung war,
Dort beut der Baum von blühenden Geſtaden
Dem Schiffer ſeine Früchte dar.
Du deckſt den Tiſch dem Fleiße, der die Wangen
Zahlreicher froher Kinder ſchmückt,
In deren Mitte Gatt' und Gattin prangen,
Durch thät'gen Tugend Lohn beglückt.

Du

Du führst herab zum sorgenlosen Herde,
Vom Himmel her der Musen Kunst;
Und herrlich steht vor jedem Volk der Erde
Ein Land, erhöht durch ihre Gunst.
Doch bist du's nicht, es ist der Schlaf des Kranken,
Der in des Todes Arm ihn bringt.
Wenn Völker wehrlos nur dem Schicksal danken,
Daß kein Erobrer sie verschlingt.
Schnell flieht das Glück, das ihre Thorheit findet,
In trügerischer Ruhe Schoos;
Ihr Name stirbt, der Väter Ruhm verschwindet,
Und Schmach, und Knechtschaft ist ihr Loos.
Nur wo vertraut mit dem Gewühl der Schlachten,
Und mit der Ehre Machtgebot,
Der Mann und Jüngling kühn den Tod verachten,
Wenn Krieg dem Vaterlande droht,
Dort schützen sie, um ihren guten Fürsten
Vereint, des goldnen Friedens Glück;
Mag ein Tirann nach Blut und Ländern dürsten,
Ihn schreckt ihr Waffenglanz zurück.
Heil sey dem Krieger! Heil der neuen Krone,
Die uns der Geist des Friedens bringt!
Heil ihr, die fester am geliebten Throne
Das Band vereinter Völker schlingt!

Hinsberg.

2.

Die Insel der Glückseligkeit.

Ich lag im Hain, vom Frühlingshauch umflossen,
Und sah durchs Grün empor zum Wolkenlauf,
Nachsinnend, bis sich meine Blicke schlossen;
Und sieh, es that mein innrer Sinn sich auf.
Das Meer lag vor mir: Schiff und Kähne wallten,
Sich drängend, auf ein blühend Eiland hin,
Wohin der Wirk ehrwürdiger Gestalten
Von ferne her sie einzuladen schien.
Doch Wenige nur kamen zum Gestade,
So nah', und leicht es zu erreichen war;
Die Meisten wichen ab auf Nebenpfade,
Und stürzten blind in mancherlei Gefahr.
Die See verbarg nicht nur auf jeder Seite,
Mit stillem Trug der Klippen scharfen Zahn;
Auch mancher Fels, beschäumt von Brandung, dräute
Dem stolzen Schiffe, wie dem schwachen Kahn.
Als ich voll Mitleids die bethörten Wichte
So zwecklos ins Verderben eilen sah,
Stund plötzlich hehr vor meinem Angesichte
Ein Genius, den Blick mir öffnend da.
„Dort jenes Eiland, sprach er, ist der wahren

„Glückſeligkeit geweihter Aufenthalt;
„Doch Wenigen aus jenen dumpfen Schaaren
„Erſcheint es in ſo reizender Geſtalt.
„Es flimmern nicht Paläſte, noch Trophäen
„Von ſeinen ruhigen Geſtaden her;
„Nur ländlich, halb verhüllt von Bäumen, ſehen
„Beſcheidne Wohnungen ins weite Meer.
„Dort ſeitwärts, wo mit friſchen Blumenkränzen
„Geſchmückt, halb nackt, die Mädchengruppe winkt,
„Und müde nur von Scherz, und üpp'gen Tänzen,
„Aufs weiche Grün der dichten Laube ſinkt,
„Dort iſt der Wolluſt Reich, die größte Menge
„Sieht dort das höchſte Glück des Lebens blühn,
„Und eilet blind, in jauchzendem Gedränge,
„Wetteifernd auf die Zauberinſel hin.
„Die Thoren ſehn die Armuth und die Seuchen,
„Die Reu' und Schmach, die ihrer harren, nicht;
„Sie ſehn den Jammer nicht, der aus den bleichen
„Geſtalten ſchon betrogner Brüder ſpricht.
„Die Fliege bleibt im Spinnengarne hangen;
„So hält den Sterblichen der Wolluſt Band;
„Nur Wenige, die ihr entfliehn, gelangen
„Bis hin an der beglückten Inſel Strand.
„Noch Andre wühlen dort in dunklen Schachten
„Im öden Land, mit bleichem Angeſicht,
„Nach todtem Gold; bei vollen Kiſten ſchmachten

„Sie freudenlos, entfernt vom Sonnenlicht.
„Dem armen Sklavenvolk des Mammons fließen
„Die Tage ſchwarz zur Unterwelt hinab;
„Gequält von Furcht des Lebens zu genießen,
„Erreichen ſie ein unbeweintes Grab.
„Sieh' jene Wütenden! mit Blut und Leichen
„Bezeichnen ſie die unglückſel'ge Bahn;
„Das Luftbild dort von Ehre zu erreichen,
„Treibt ſie ein ſchrecklicher, verruchter Wahn.
„Erwürgt ſind Alle, die ihm widerſtunden,
„Dem furchtbar'n Mann mit ſeinem finſtern Blick;
„Er hat den Weg zum Herrſcherthron gefunden,
„Ihm lenkt ſein Steuerruder ſelbſt das Glück.
„Er landet jetzt; er iſt emporgeklommen
„Zum Felſenpitz der höchſten Erdenmacht;
„Doch ſeine Bruſt — ſie athmet ſo beklommen!
„Sein ſtarres Aug' umhüllt des Unmuths Nacht!
„Statt des Entzückens, das er hoffte, ſchweben
„Nun gräßliche Geſpenſter um ihn her;
„Er ſieht den Tod ſein drohend Haupt erheben;
„Ihm glänzt das Bild des eiteln Ruhms nicht mehr.
„Nur wer Vernunft und Tugend in der Seele,
„Die Sinne zu beherrſchen, rein bewahrt,
„Dem ſtärken ſie, daß er kein Trugbild wähle,
„Den ſchwachen Blick, und lenken ſeine Fahrt.

„Sie führen ihn zum Eiland, wo der Friede
„Auf grünen Fluren, und im Haine wohnt;
„Wo die Natur, des Wohlthuns nimmer müde,
„Die Arbeit, und den mäß'gen Sinn belohnt."
Schon öffnet' ich den Mund zu mancher Frage,
Mit Sehnsucht blickend auf den nahen Strand;
Da weckte mich mit ihrer sanften Klage,
Die Nachtigall; des Traums Gebild verschwand.

Hinsberg.

3.

Prolog zu Guſtav Waſa von Kotzebue. *)

Dem Herzen ſüß und wonnig iſt die Stunde
Wenn zu der Kinder Kreiß und eignen Heerd
Ins Vaterland, mit Lieb' und Glück im Bunde,
Ein lang entfernter Vater wiederkehrt;
Er ſteht entzückt im treuen Rund der Seinen,
Die, ihn umarmend, Freudenthränen weinen.

*) Bei der Zurückkunft Sr. Majeſtät des Königs von Schweden, geſprochen von Madam Krikeberg in Stralſund im Sept. 1804.

Doch ſchöner noch, erhabner glänzt die Scene,
Die unſern Blick, die unſre Bruſt entzückt,
Faſt wagt es nicht die ſchüchterne Camoene
Zu ſagen, was ihr frohes Herz beglückt:
Denn was ſie fühlt, das ſpricht aus tauſend Stimmen,
Aus Augen, die in Freudenthränen ſchwimmten.

Beglückter Tag! und werth der ſchönſten Lieder!
O ſelig, wer den Langerſehnten ſah!
Ja, Heil uns, Heil! es kehrte Guſtav wieder!
„Sey uns gegrüßt!“ ſo jauchzt es fern und nah:
Auch ihr der holden Königin, der Schönen,
Läßt jedes Herz „Willkommen!“ froh ertönen.

Ein treues Volk ſtrömt Guſtav Dir entgegen,
Dir Heimgekehrten aus entfernter Flur;
Es folgte Dir im Geiſt auf Deinen Wegen,
Auf Deiner Ahnen ruhmbeglänzter Spur!
Es ſtand mit Dir an Guſtav Adolph's Steine,
Und ſchwur auf ihn: bis in den Tod das Deine!

Es zog mit Dir zum ſchönen Teutſchen Rheine,
Wo Guſtav Adolphs Säule ſich erhebt;
Doch wo jetzt trübe, von dem Siegesſteine
Nach Gallien des Teutſchen Auge ſchwebt.

Mit Guſtav ſind einſt Väter uns gefallen,
Erkenne Du die Enkel in uns allen!

Wir, eingedenk was Waſa's Stamm vollbrachte,
Wie oft die Welt von ſeinem Ruhm' erklang,
Wie Schwedens Ehre glorreich er bewachte,
Wie des Verderbens Hydern er bezwang,
Wir ſind die Deinen! Waſas edlem Stamme
Erglüht aus unſ'rer Bruſt des Dankes Flamme!

Und kömmt ein Tag, wo in das Schlachtgefilde,
Dein Wort, das Vaterland, die Ehre winkt;
So weckt auch uns ein Strahl der von dem Bilde,
Ruhmwürd'ger Väter leuchtend niederſinkt,
Er lodert auf, und würdig Deiner Ahnen
Bekränzt der Sieg auch unſers Guſtavs Fahnen.

Doch wohl! uns wohl! es grünt des Friedens Palme
Erhabner König, noch in Deiner Hand,
Wir ſammeln froh des Ackers reiche Halme,
Die ungeſtört des Landes Schnitter band;
Und unterm Klange friedlicher Schalmeien
Kann ſich der Pflüger ſeinen Gärten freuen.

ten Briefe über den Charakter des Euripidiſchen Admets ſagte, noch eine Betrachtung hinzu fügte, in welcher die Gründe liegen, warum ich dieſe Hauptperſon von dem, was ſie in der Athenienſiſchen Alceſte iſt, ſo ſehr verſchieden gebildet habe.

Der erſte Dichter, der ſich hinſetzte um den Plan einer Alceſte zu entwerfen, mußte, däucht mich, ungefehr ſo etwas wie dies zu ſich ſelbſt ſagen: Wenn ich Alceſten nicht äuſerſt liebenswürdig mache, ſo wird uns ihr Tod wenig intereſſiren; und wozu ſollt' ich dann eine Alceſte gemacht haben? Mache ich ſie aber ſo intereſſant als ſie ſeyn muß, was wird aus meinem Admet werden? Wie kan ich verhindern, daß uns das Geſichte des Mannes, deſſen Daſeyn uns eine Alceſte koſtet, nicht zuwider ſey? Womit beſchäftige ich ihn, in einem Zwiſchenraum von zween Acten, bis zu dem alle unſre Hofnung überſteigenden Augenblick, da uns die erblaſte Heldin wieder lebendig dargeſtellt wird? Und wie fülle ich dieſe Acte aus, ohne das Intereſſe erkalten zu laſſen? — Durch epiſodiſche Perſonen und Begebenheiten? Das verhüte Apollo und jede Muſe! Weg mit der Verſuchung zum Dichten, wenn ich zu ſolchen Mitteln greifen müßte! Weg mit ihr, wenn mich der Gedanke erſchreckt, aus der Wahl des Herkules, aus Deukalion und Pyrrha, aus Pygmalion und ſeiner Bildſäule, aus Amor und Pſyche, aus irgend einem einfachen aber reichhaltigen Süjet, ohne Einmiſchung fremder Figuren, etwas machen zu können! Es wäre eine

Ver-

Noch brüllten nicht des Krieges Feuerschlünde,
Noch trugen sie nicht Tod auf Thal und Höhn;
Sie kündigten bis in entfernte Gründe
Nur unser Glück von Gustavs Wiedersehn.
Von unsern Wällen schalten Freudenlieder
„Der Vielgeliebte Gustav kehrte wieder!"

Bei Deines Namens schützender Aegide
Durchpflügt der Seegler sorgenlos die Flut;
Vom Heimatsufer folget ihm der Friede,
An fremden Küsten fließt der Fremden Blut;
Er kehret heim von ferner Meere Strande
Und glücklich preist er seines Gustavs Lande.

Da blüht der Fleiß, da regt sich in den Häusern
Geschäftger Bürger arbeitsvolle Hand,
Und in des Oehlbaums segensvollen Reisern
Flammt der Gesetze festgewohnes Band.
Ja selbst die Muse mag es nicht versagen
Aus unsrer Flur im Kranz' ein Blatt zu tragen.

In unsres Jubels lusterfüllte Reihe
Mischt selbst Thalia jetzt ihr ernstes Spiel;
Vergönn' es ihr, daß ihres Zaubers Weihe
Auf Gustav Wasa's edlen Schatten fiel.
Wer Großes in dem Herzen fühlt und Milde
Verweilt ja gern bei dem geliebtem Bilde!

Ja, lichter Punkt im dunkeln Erdenleben,
Wenn kühnlich ſich ein edler Geiſt erhebt
Und zürnend dem, drob Schwacher Seelen beben
Ein ſtarker Held, voll Kraft entgenſtrebt
Wenn furchtlos er aus ſeiner Donnerwolke
Die Rettung reicht dem unterdrückten Volke!

Vermöchten wir's, begeiſtert von dem hellen
Erhabnen Bild', auf enger Bühne Kreis
Ein würdig Bild vor Deinen Blick zu ſtellen
Des ſchönen Zieles hochgeſetzten Preis!
Des Mimen Kunſt magſt Du durch Beifall heben
Wenn er es wagt dem Urbild nachzuſchweben.

Nimm gütig auf, was freudig die Camoene
Durch meinen Mund in Aller Namen ſprach;
Die Liebe Deines Volks klang in die Töne
Ein jedes Herz ſpricht meine Worte nach;
Und wonnig ſtimmt in Aller Wunſch die Bühne:
„Der König leb', es lebe Wilhelmine!"

IK.

III.

Ueberſetzungsproben.

Kalpurnius erſte Idylle.

(Nach der Beckſchen Ausgabe.)

Ornitus und Korydon.

Or. Noch nicht zähmet der Sonnen Roſſe ſich neigend der Sömmer,
Liegen die Keltern ſchon auf trieſenden Reben geſtemmet,
Und der gährende Moſt aufſchäumt mit heißerem Brauſen.

Kor. Siehſt du, Ornitus, wie die Küh, vom Vater vertrauet,
Unter dem ſtruppigen Genſt die weichen Seiten entfalten?
Wollen wir uns nicht auch unter nahe Schatten begeben?
Was beſchirmen wir doch das verbrannte Geſicht mit dem Hut nur?

Or. Laß uns den Hain dort, Bruder Korydon, lieber beſuchen,
Jene Grotten des Vater Faunus, wo ſchmächtige Zweige

Dichtet der Pinienwald, entgegen der brennenden Sonne
Hebend die Wipfel, wo brudelnde Bäch' unter eigener Wurzel
Decket die Buch', und Schatten windet mit irrenden Aeſten.
Kor. Bruder, wohin du auch rüfſt, ich folge dir; denn meine Leuce,
Während ſie mir Umarmung verſagt und nächtliche Freuden,
Bahnet den Weg zum Heiligthum des gehörneten Faunus.
Or. Nimm deine Halm' hervor, und wenn du Verborg'nes bewahreſt; —
Nimmer würde dir fehlen die neue Flöte, mir neulich
Aus' dreifetem Rohr gefügt vom künſtlichen Lydon. —
Und ſchon ſind wir zuſammen gelangt zum erſehnten Schatten.
— Doch welch' Feld iſt da in heiliger Bahn gezeichnet,
Eben, ich weiß nicht, von wem, mit eilender Hippe geſchnitten? —
Kor. Sieheſt du, wie noch jetzt die grünen Ritze der Buchſtab

Zeiget, und noch ſich nicht zu trocknender Oeffnung erweitert?

Ornitus, bringe die Augen nur näher, du kannſt in der hohen

Rinde geſchwinder durchlaufen die eingeſchnittenen Zeilen;

Längere Schenkel hat dir der reichlich ſpendende Vater,

Schlankeren Körper verliehn die nicht ungütige Mutter.

Or. Das ſang nimmer ein Hirt noch ein Wandrer noch täglicher Weiſe,

Sondern ſelber der Gott, nichts tönet Heerdliches wieder,

Und kein Jubel der Berg' unterbricht die heiligen Zeilen.

Kor. Wunder erzählſt du; doch zögere nicht, mit folgendem Auge

Lies mir ſo eilig, als möglich, den ganzen göttlichen Spruch vor.

Or. „Ich, der Wälder beſchirmt und Gebirge, Ratherzeugter

Faunus verkünde ſolches den Völkern, in heiligem Baume

Wollt' ich fröhlige Sprüch' einſchneiden, das Schickſal eröffnend.

Ihr o vor allen erfreuet euch, der Triften Bewohner!
Freuet euch hoch, mein Volk, schweift allenthalben die Heerde,
Liegt gleich forglos der Hüter, der Hirt die nächtlichen Hürden
Nicht gedenket mit eschengewundener Flechte zu schließen,
Wird doch immer ein Räuber mit Hinterlist irgend die Hürden
Angehn, oder gelöseten Zügel's die Rinder entführen.
Goldenes Alter mit harmlosem Frieden wird wiedergebohren;
Endlich kehret der Erde, von Schmutz und Staube befreiet,
Themis, die Nährerin, wieder; dem Jüngling folgen beglückte
Säkeln, welcher im Arm der Mutter Processe gespielet.
Da Gott selber die Völker beherrscht, wird rücklings gefesselt
Geben die arge Bellona die Händ', und, beraubt der Geschosse,
Drehn zum eigenen Eingeweide die rasenden Visse;

Bürgerkriege, womit ſie noch jüngſt überzogen den Erdkreis,
Gegen ſich ſelber führen; und Roma wird keine Philippi
Wieder beweinen, und keine Triumphe gefeſſelt begehen.
Jeglicher Krieg wird nun, in tartariſche Kerker verſchloſſen,
Tauchen das Haupt in die Finſterniß, und fürchten des Tag's Licht.
Redlicher Friede wird walten, und nicht bloß redlich von Antlitz,
Wie er öfters geweſen, der, frei von Mavors Verkündung,
Der, nach Beſiegung des fernen Feind's, doch mit ſchleichenden Waffen
Aufruhr unter den Bürgern verbreitet mit heimlichem Eiſen.
Nun hat Klementia jeglichen Gräu'l des geheuchelten Friedens
Fern zu entweichen, geboten, und raſende Schwerdter verborgen.
Nimmer wird nun ein Leichengepräng des geſchloß'nen Senates
Müden der Henker Geſchäft, noch wird, bei vollem Gefängniß,

Unglückſelig ſo wenig der Väter die Kurie zählen,
Hohe Ruhe wird ſeyn, unkundig gezücketen Eiſens,
Wieder nach Latium rufen ein anderes Reich des Saturnus,
Wieder des Numa Reich, des Erſten, welcher die Heere,
Ueber Mord triumphirend, von Romulus Lagern noch brennend,
Lehrte des Friedens Geſchäft, und der Tuba, bei ſchweigenden Waffen,
Während der Opfer, und nicht im Krieg, gebot zu ertönen.
Nun wird nimmer erkaufen den Schatten der ſcheinbaren Ehre.
Noch die leeren Gebund', und die eiteln Bühne, der Konſul
Schweigend empfahen; hinfort wird Recht mit allen Geſezen
Wieder walten, dem Forum wird alte Sitten und Anſehn
Geben ein beſſerer Gott, und das traurige Alter entfernen.
Frohlock't all' ihr Völker, ihr möget die Tiefen des Notus.

Oder des Boreas Höhen bewohnen, liegen am Aufgang,
Oder am Untergang, oder glühen im Mittel des Aether's.
Schaut ihr, wie schon die zwanzigste Nacht am heiteren Himmel
Blitzt? und wie sie den sanften Kometen mit strahlendem Lichte
Zeigt? wie das klare Gestirn dort schimmert, nimmer verwundet?
Färbt wohl beide Pole mit blutigem Feuer, wie ehmals,
Funkelt sie wohl mit brennendem Blute — die himmlische Leuchte?
Doch ehmals war nimmer sie so, da nach Cäsar's Entreißung,
Sie unseligen Bürgern die tödtlichen Waffen verkündet.
Kündlich sey's: Gott selbst wird die Last der Römischen Größe
So unerschüttert empfangen mit mächtigen Schultern, daß weder
Donner und Krachen ertönt bei Uebergabe des Erdballs's,
Noch auch Roma vollendete ehe noch Verdienst den Penaten

Zuzählt, als gefolget dem Untergange der Aufgang.“

Kor. Denitus, längſt, als wie von der Gottheit ſelber erfüllet,
Schüttelt es mich, und mit Freude gemiſchter Schreck überläuft mich;
Laß uns ehren des kündenden Faunus gütige Gottheit.

Dr. Dieſe Sprüche, die ſelbſt der Gott uns zu ſingen verliehen,
Laß uns ſingen, den Ton mit ſchlankem Halme begleitend;
Meliböus vielleicht überbringt es erhabenen Ohren.

Wiß.

IV.

An den Barden Rhingulph.

Edler, Verehrungswürdiger Mann!

Erlauben Sie, daß ein junger Teutſcher, der Sie nicht kennt, vielleicht auch nie kennen lernen wird, der aber Sie und ihren Geſang mit En-

Verſuchung von meinem böſen Genius! — Aber nun, da uns alle Hülfsquellen, (*) womit Dichter ohne Talent ſich aus der Noth zu ziehen pflegen, verſtopft ſind, was bleibt uns übrig? Laſſen Sie uns ſehen, wie **Euripides** ſich dieſe Aufgabe aufgelöſt hat.

Alceſte iſt im zweyten Act geſtorben. Der junge Eumelus, ihr Sohn, erhebt darüber eine Wehklage, in welcher wir die Einfalt ſeines jugendlichen Alters, und die rührende Stimme der Natur erkennen. — Z. E. „Höre, o höre mich, „Mutter, ich flehe dir, ich bin es, ich den du „liebteſt, o theure Mutter, ich bin es der dir „ruft, der ſeinen Mund an deine kalten Lippen „drückt.“ Du rufſt vergebens, antwortet ihm ſein Vater; ſie hört, ſie ſieht nicht mehr! Wie elend ſind wir alle! — Eumelus fährt fort, ſein und ſeiner kleinen Schweſter Schickſal zu beklagen. Admet, der inzwiſchen ſchweigt, redet vermuthlich deſto ſtärker durch ſeine Gebehrden. Der Chor ſpricht ihm Troſt zu; und was für einen Troſt! „Admet, man muß dergleichen Un„glücksfälle tragen lernen! Du biſt nicht der erſte, „der eine gute Frau verlohren hat, und wirſt „nicht der letzte ſeyn! Und ſterben — du weißt „es — müſſen wir alle!“ — Admet ergiebt ſich der Evidenz dieſer Vorſtellungen; er ſcheint

(*) Ich wage dies Wort, um ein gleichbedeutendes für das unentbehrliche franzöſiſche Wort reſſource zu haben, deſſen Mangel mir oft beſchwerlich geweſen iſt.

thuſiasmus liebt, ſich mit einer Bitte an Sie drängt, die er freilich nur in ſeinem Namen thut, in die aber gewiß sehr viele ſeiner Vaterlandsgenoſſen mit einſtimmen würden. Sie betrifft die Vollendung Ihres hohen Liedes auf Friedrich den Großen, und ich thue dieſelbe als Freund geiſtvoller Dichtung und als Teutſcher.

Die erſten Proben dieſes Nationalgeſangs wären auch die erſte Frucht, die ich von Ihrer Muſe kennen lernte. Zwar war ich damals ſchon auf einer hohen Schule; allein das oft undankbare Vaterland vergißt zu leicht die Männer, die es nicht durch jeden Meßkatalog an ihre Exiſtenz erinnern: und ſo war es möglich, daß ich, obgleich ſchon reifender Jüngling, und nicht unbekannt mit Teutſcher Literatur, doch noch nicht wußte, daß unter den trefflichen Männern, um derentwillen das Bewußtſeyn als Teutſcher mich mit Stolz erfüllt, auch ein Barde Ryinguiph ſey. —

Um ſo inniger freute mich die Bekanntſchaft, die ich nun mit Ihnen machte, um ſo feſter hieng ich an Ihnen. Wie forſchte ich nach jedem neuen Geſange, und wie frohlockte ich, wenn mein Forſchen belohnt wurde. Allein ſeit beinahe 4 Jahren habe ich alle

Spur verloren. Auf dem Schlachtfelde bei Lowositz blieb ich ſtehen, und ſahe mich nun vergebens nach meinem Barden um, der mich mit der Fackel des Genies in der Hand, durch das Labyrinth hindurch begleitete, bis an Friedrichs Grab.

Es iſt möglich, daß bloß meine Entfernung von den großen Stapelplätzen unſerer Literatur mich gehindert hat, Ihrem fernern Fluge zu folgen; allein ich zweifle doch daran, und fürchte vielmehr, daß ſie Ihre Harfe niedergelegt haben.

Aber warum dieß, mein verehrter Barde? haben etwa nach dem Tode des trauten Sined auch Sie den Blick nur auf das höhere Land gerichtet? Oder fanden Sie in der Bruſt Ihrer Teutſchen zu wenig Zunder für Ihren feurigen Geſang? —

O glauben Sie nur, noch giebt es in Teutſchland Herrmannsſöhne ächter Art, die nicht mit kindiſchem Wohlgefallen bloß bei den leuchtenden Erſcheiſcheinungen der neueſten Literatur verweilen, ſondern die jede Frucht mit Geiſt und Herz umfaſſen, die in Teutſcher Luft emporreifte, und durch Stamm, Blüthen und Krone ihren edeln Urſprung beurkündet.

Darum hören Sie meine Bitte, edler Mann, und vollenden Sie ein Werk, das Ihrer und des Vaterlandes ſo würdig iſt. O Sie glauben nicht, wie ich brenne, Sie mit einem friſchgewundnen Eichenkranze um das graue Bardenhaupt, am Ziele der Vollendung zu erblicken.

Ich bin ein Teutſcher; bin auf dem Boden geboren, in dem die ſchönſten von Friedrichs Lorbeern reiften; unter der Erzählung von ſeinen Thaten entfaltete ſich mein jugendlicher Geiſt; und ich ſelbſt ſah ihn noch einigemal, bei der Muſterung ſeiner Krieger. Urtheilen Sie daher, wie ich mich freue, dieſen ſeltnen Geiſt in dem magiſchen Spiegel Ihrer Dichtung wieder zu erblicken; wie ich vor Verlangen glühe, ihn bei Prag, bei Rosbach, bei Leuthen, bei Zorndorf, bei Liegnitz und Torgau als Ueberwinder, und bei Kollin, bei Hochkirch und Kunnersdorf als Ueberwundenen zu ſehn; ihn zu ſehn wie er dann ſtill-erhaben, gleich dem Meergott nach gedämpften Stürmen, in ſeine Wohnung zurückkehrt, funfzehn Jahre über ſein Volk im Frieden regiert, dann als Greis noch einmal ſeinem alten Gegner die Stirn bietet, und zuletzt, im Angeſichte des erwartungsvollen Europa, ruhig, feſt und groß ſein Diadem und Zepter niederlegt, um die Geiſterkrone zu empfahen.

Dieſe rohen Züge in ein Gemälde verwandelt zu ſehen, zu dem Ihr Geiſt die Zeichnung, die Teutſche Sprache das Kolorit, und Ihre Phantaſie die Beleuchtung giebt, — iſt die wiederholte Bitte und der feurigſt Wunſch eines Ihrer

Verehrer in Schleſien.

G . . . .

V.

Kunſtnachrichten.

I.

Briefe über die Berliner Kunſtausſtellung im Oktober 1804.

Erſter Brief.

Allgemeine Ueberſicht. Porzellanfabrik.

Berlin d. 4. Nov. 1804.

Die Ausſtellung iſt noch nie ſo ſtark als in dieſem Jahre beſucht worden, und das Intereſſe daran ſteigt ſichtbar. Der Anblick davon iſt wirklich prachtvoll. Die ausgeſtellten Sachen füllen 6 große Säle und ſind in dem gedrucktem Verzeichniſſe bei weitem nicht alle aufgeführt. Denn auch hier wird bald wie

in Paris, Einschärfung eines eigenen Ausstellungsreglements sehr nöthig seyn. Die Malereien haben mehrentheils vergoldete Rahmen. Ein kleiner Saal enthält die Sculpturen, wenigstens 50 neue Büsten-Bilder in einem großen Halbzirkel, die Statue der Urania, unsere allverehrte Königin, steht im Mittelpunkte dieses Halbzirkels, rechts dieser Statue steht der gepanzerte Albert Achilles, links der Camillus oder Opferknabe von Shadow. Dann kommen wieder zwei hohe Tische mit grünen Decken, worauf kleine Statuen, Basreliefe und Büsten stehen. Im letzten Saale hängen die Zeichnungen von Architektur, Mechanik, Landcharten, Wasserbau, die Restauration des Tempels von Ephesus, worüber Hirt die interessante Vorlesung in der Akademie gehalten hat, durch Hommel gezeichnet, und auf einem langen Tische in Mappen die Probezeichnungen sämmtlicher Provinzialschulen. Im ersten runden Saale, wo sonst die himmlischen Chöre der bekannten Singakademie unter Zelters Anführung Montag und Dienstag Abends die Ohren der Gläubigen und Verständigen entzückten, stehen die Fabrikate. Darunter sind einige vom feinsten Geschmack und fürstlicher Pracht, z. B. ein höchst elegantes Schreibebureau, das 800 Th. geschätzt wird, mehrere Menuisierien in den schönsten einheimischen Holzarten, wogegen die gewöhnlichen Mahagonyarbei-

ten in der That ſich kaum zeigen dürfen, Inſtrumente, Tapeten, Uhren, Bronzen, geſchnittenes Glas u. ſ. w. Doch laſſen Sie uns, mit dem Verzeichniſſe in der Hand, die Säle der Ausſtellung ſelbſt durchwandern und hier und da einige Bemerkungen machen, die ohne alle Parteilichkeit durch meine Liebe zur Kunſt aufgefaßt und ausgeſprochen werden.

Das erſte Gemach rechtfertigt im Ganzen vollkommen die hohen Erwartungen, die man ſeit einiger Zeit von den Produkten unſerer Porzellanfabrik zu unterhalten angefangen hat. Unter der Leitung eines Roſenſtiels laſſen ſich aber auch ungemeine Anſtrengungen mit dem glücklichſten Erfolg erwarten. Er machte im Jahre 1803 ſelbſt eine künſtleriſche Reiſe, beſah in Wien und Meiſſen, was zu ſehen und nicht zu ſehen war, und kam mit fruchtbaren Beobachtungen bereichert nach Hauſe. Er belebt, bethätigt, durchdringt alles mit ſeinem vielſeitig gebildeten Geiſte und glaubt nie am Ziele zu ſeyn. Fehlt es auch in einigen Branchen; ſo iſt das ſeine Schuld nicht. Wenn nur die Modellmuſter und Aufſätze auch ſo aus Porzellanthon geformt und fertig gebrannt werden könnten, als ihre Produkte. Dann würden die Biscuite unſerer Fabrik, die ſowohl in der Maſſe als im Geſchmack und in der Ausführung noch weit zurück ſind, gewiß

mit dem Porzellan ſelbſt und den trefflichen Malereien Schritt halten. Unter den Biscuitporzellanen ſind (N. 431. 32 im Katalog) die zwei Büſten des Königs in Lebensgröße; einmal in der Generalsuniform, das zweitemal im antiken Gewande wenig dazu geeignet, den alten Streit zwiſchen antiken und modernen Koſtum zu entſcheiden! denn ſie waren beide eine herzlich ſchlechte Arbeit und zum Glücke, nicht einmal ähnlich. Dagegen iſt N. 433 die Büſte des verſt Miniſters Heinitz (neben welcher man, um das Schwere des Thons im Feuer zu zeigen, die Gypsbüſte geſtellt hatte) nicht nur weit ähnlicher, ſondern auch ſchon erträglicher, weil es ein alter Mannskopf iſt, an dem Härten weit weniger auffallen. Der Modellmeiſter Rieſe mag ſeine unbeſtrittenen Verdienſte haben, allein hier fehlt es ihm durchaus an etwas, wovan es ihm doch hier gerade am wenigſten fehlen ſollte. Am deutlichſten erhellet die Schwäche dieſes Rieſen aus den Gypsbüſten unter den übrigen Gypsbüſten ſtehend, und ſich nur dadurch auszeichnend, daß ſie entſchieden die ſchlechteſten ſind. Die unter ſeiner Leitung ausgeführte, von Greinert modellirte Gruppe von ſieben Korbtragenden Kindern iſt in dieſem Genre nicht übel, nur zu voll. Gewiß es fehlt der trefflichen Fabrik jemand, der mit Geſchmack disponirt. Der Modellmeiſter ſelbſt macht es nicht beſſer. Die hier-

auf folgenden 4 Blumenſtücke ſind Bouquets zu Tafelaufſätzen, ohngefähr 6 Zoll groß, in Rähmen und Glas, recht artig gearbeitet. Man findet dergleichen bei allen Porzellanfabriken und ziemlich von gleichem Werthe. Die eigentliche Farbenmalerei auf Platten, Vaſen und Tellern ſind in der dießmaligen Ausſtellung weit beſſer ausgefallen, als in der vorigen, und beweiſt, wie viel Einfluß ein guter Künſtler auf die neben und unter ihm arbeitenden Kunſtgenoſſen hat. Hr. Taubert hat Geſchmack und eine angenehme Touche in ſeinen Arbeiten. Erwirbt er ſich auch noch genugſame Strenge und Präciſion in ſeinen Umriſſen; ſo wird er in der Folge etwas ganz Vorzügliches liefern. Was hier bei Hr. Taubert bemerkt worden iſt, erhellet noch deutlicher durch Hrn. Schulze, den Directeur der Blumenmalerei, der vortreffliche Schüler gebildet hat. Darum kann auch im Fache der Blumenmalerei keine Fabrik leicht mehr, kaum ſo viel leiſten, als die hieſige. Aber deſto mittelmäßiger ſcheint mir bis jetzt das Fach der Landſchaftsmalerei in der hieſigen Fabrik beſetzt. Der Sohn von Forſt, Baehrt, Seege u. ſ. w. erheben ſich kaum zum Mittelmäßigen. Vielleicht ſind ſpäter noch einige beſſere Sachen ausgeſtellt worden. Hier hat die Meißner Fabrik, der es in Feinheit der feuerbeſtändigen Maſſe und im reinen Biscuit noch keine jüngere Schweſter

zuvorthun konnte, auch noch entſchiedene Vorzüge. Die Wiener glänzt nur mehr.

Neben den Porzellanen rangiren billig zunächſt die zierlichen Eiſengußwaaren von dem Königl Eiſenhüttenwerke zu Gleiwitz in Schleſien. (Im Katalog von 476 — 495.) Bewundernswürdig und unvergleichlich iſt ihre Schärfe Die Ausführung und Idee iſt freilich ſehr verſchieden, je nachdem die Originale, wonach die Abdrücke genommen werden, gut oder ſchlecht ſind. Ob man nicht alles dieß in Bronze machen könnte? Denn da es nur kleine Sachen ſind, ſo würde das Materiel ſehr wenig betragen. Oder ſoll gerade die überwundene Schwierigkeit in Eiſen hier den beſonderen Werth ertheilen? So hatten die Alten ſchwerlich geurtheilt.

Unter den anderen artiſtiſchen Produkten ſcheint mir Helbe in Lindenholz geſchnittenes Bouquet ſehr ſauber ausgearbeitet und fein gruppirt zu ſeyn. Bemerkenswerth iſt die von dem Seidenwirker Trille hier in Berlin erfundene Wirkerei ſeiner Decken und Stuhlüberzüge, wovon dießmal einige ſehr gefällige Muſter vorgelegt wurden. Ich hatte mir nie vorgeſtellt, daß dergleichen hier könnte ausgeführt werden. Den Lyonern müßte bange werden, wenn ſolche Arbei-

zen hier viel gemacht würden, oder auch nur wegen des Materiels gemacht werden könnten! Vorzüglich verdient wohl auch das unter N. 518 aufgeführte Plateau nebst den 3 Vasen von Louis Catel (Tafel und Vase im sogenannten Etrurischen Geschmacke) beachtet zu werden. Das Ganze sieht sehr prachtvoll. Es sind Nachahmungen alter Vasengemälde und Zierrathen in Musivstück, alles unvergleichlich geschmackvoll disponirt. Von diesen Catelschen Musiven ist in der That nicht genug zu sagen. Möchten sie nur recht ins Große fabrikmäßig durch Vereinzelung der Geschäfte dabei betrieben werden können! Noch darf N. 528 der Bureau von dunkelm Maser in Birkenholz nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist ein fürstliches Meuble, der Verfertiger ist immer selbst anwesend und zeigt mit großer Gefälligkeit den inneren Mechanismus, der allerliebst ist. Das Holz selbst ist zum Entzücken schön und egalisirt. Die Bronzeverzierung, die 9 Musen vorstellend, ist so schön, wie die Französische, vergoldet und auch recht fein modellirt.

Gern verweilte ich auch bei den Probezeichnungen (von No. 408 — 36) der im Lande arbeitenden Schulen. Sie zeugen von löblichen Fortschritten und beweisen zugleich, daß die jetzige Regierung jeden Zweig

die Gleichgültigkeit, worinn wir ihn in diesem Augenblicke sehen, damit entschuldigen zu wollen, er habe Zeit gehabt, sich auf einen schon so lange vorgesehenen Fall gefaßt zu machen; und nun publiciert er eine Verordnung, wie er es mit dem Leichenbegängniß und der Trauer gehalten wissen wolle, — eine Verordnung, welche in der That sein Hofmarschall nicht besser hätte machen können. Der Leichnam wird hierauf mit grossem Gepränge weggetragen, der Chor singt einen schönen Leichengesang, und nun beginnt der dritte Act mit der Ankunft des Herkules. Ich habe den Inhalt desselben schon in meinem zweyten Briefe (S. 46. 47.) berührt. Admet verbeißt seinen Schmerz, um eine herrliche Probe seiner Hospitalität abzulegen. Herkules läßt sich endlich überreden, daß die Gestorbene, um welche Admet und die ganze Stadt trauert, nur eine Sclavin gewesen sey, und geht hinein um sich bewirthen zu lassen. Der Chor hat nun (wie Sie leicht erachten können) einen reichen Stoff, die Gastfreyheit des Admets zu besingen; und während er sich und den Zuschauern die Zeit solchergestalt vertreibt, werden im Pallast die Anstalten zum Leichenbegängniß gemacht. Admet erscheint an der Spitze des Leichenconducts; der alte Pheres und seine Hausbedienten stossen von einer andern Seite zu ihnen, und nun erhebt sich zwischen Vater und Sohn der komische und unanständige Zank, welchen der ehrliche Pater Brümoy so gerne entschuldigen möchte, und so schlecht entschuldiget, weil er nicht sah oder nicht

sehen

des menschlichen Wissens bestens fördert und Geschmack bis an die äußersten Gränzen des Reichs zu verbreiten sucht.

So viel von dieser Anschauung in den Propyläen. Nähern wir uns nur zuerst dem Heiligthume der Kunst, der Plastik, und sehen was die dießmaligen Bildhauerarbeiten Gutes oder Böses verheißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Entdeckung des Diebstahls der Antiken in der Nationalbibliothek zu Paris.

Die Diebe, welche in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar dieses Jahres den Einbruch in das Antikenkabinet der Nat. Bibliothek verübten, von welchem zu seiner Zeit in den öffentlichen Blättern Nachricht ertheilt worden ist, sind nun sämmtlich von der immer thätigen Polizei eingefangen. Fleißige Zeitungsleser erinnern sich vielleicht noch, daß im Laufe des verflossenen Sommers in den Zeitungen die Nachricht stand: man sagt mehrere von den im Antikenkabinet gestohlne Gegenstände seyen wiedergefunden und die Diebe verhaftet worden. Bei dieser unbestimmten Nachricht blieb es nun auch, — und wahrscheinlich

hielten es die meiſten Leſer für eine unverbürgte Sage. Die Wahrheit iſt, daß die Polizei für klug hielt, die Sache insgeheim zu betreiben, ſich der Diebe zu bemächtigen und durch ſie einige der geſtohlnen Sachen, und daß ſie daher alle Bekanntmachung weiterer Nachrichten unterſagte. Jetzt, da alle Diebe in ſicherer Haft ſind, kann ohne Nachtheil die Sache bekannt gemacht werden.

Der Hauptdieb, Namens Charlier, hatte ſchon ſeit langer Zeit das Projekt entworfen dieſen Diebſtahl zu begehen, und war daher Monate lang faſt an jedem Tage, an welchem das Kabinet dem Publikum offen ſteht, hingekommen um alles recht auszukundſchaften. Er hatte zuerſt den Entſchluß gefaßt, eine Pulvererpleſion in dem Kabinet zu veranſtalten, und den Diebſtahl während der dadurch verurſachten Unordnung zu begehen. Da er aber das Mißliche eines ſolchen Unternehmens einſah, ſo gab er dieſes Projekt auf, und nahm ſich vor durch nächtlichen Einbruch der Koſtbarkeiten habhaft zu werden, nach denen ihm lüſtete. Er ſah wohl daß er allein nicht würde dieſen Bubenſtreich ausführen können. Er ließ ſich alſo unter die Garde soldée de Paris aufnehmen, um hier einen Geſellen zu finden; dieß geſchah auch würklich. Er zog nun noch einen Fiakerauffeher mit

in sein Komplot, und dieser transportirte ihnen den hohen Mast, den er unter seiner Kutsche befestigt hatte, an den Ort, wo Charlier das Kabinet erkletten und den Diebstahl verüben wollte. Als Charlier schon alle Anstalten gemacht hatte hinaufzusteigen, kam eine Patrouille; sein Spießgeselle gab ihm das verabredete Zeichen, und beide stellten sich gegen die Wand, als ob sie pißten; die Patrouille gieng vorbei, wittrte nichts, und nun kletterte Charlier wirklich an seinem Mast hinauf. Während er die Scheiben eindrückte, machte der Fiacre einige Bewegungen mit seiner Kutsche, um das Klingen der Glasstücken, welche etwa hätten zu Boden fallen können, zu verhelen. Der Diebstahl wurde nun vollzogen, allein, wie es scheint, nicht ganz so vollständig als Charlier gewünscht hatte, denn ihm lüstete auch nach goldenen Münzen, die ihn aber der nahe Morgen zu entwenden hinderte. Die Diebe entkamen nun, und da unglücklicher Weise die Polizei damals ganz mit Georges Affaire beschäftigt war, so blieben auch Charlier und seine Konsorten ganz verborgen. Dieser Charlier hatte sogar die Unverschämtheit, nach dem Diebstahle noch zwei Monate lang fast täglich auf das Antikenkabinet zu kommen, und sich auf Kosten der daselbst angestellten Personen an den Vermuthungen derselben, über die wahren Urheber des Diebstahls, zu belustigen. Während die-

ſer Zeit erhielt er und ſeine Spießgeſellen ſeinen Abſchied bei dem Corps der Pariſer Garde; und nun nahmen ſie ihren Weg nach Holland; alle goldenen Einfaſſungen und Edelſteine, Perlen u. ſ. w., welche in dem Diebſtahle begriffen waren, hatten die Diebe abgenommen, das Gold geſchmolzen, die Perlen und Edelſteine zum Theil verkauft. Drei wichtige Stücke, den Kelch des Abbée Suger, eine kahnförmige etwa 6 Zoll lange Vaſe aus ſchönem Sardonyx und ein ähnliches Gefäß aus Pras, verkauften ſie nach England, wie man behauptet, an Hrn. Townley, und um einen ſehr geringen Preis. In Amſterdam ſcheint Charlier ſich nicht mit eben der Klugheit benommen zu haben, die er unglücklicher Weiſe zu Paris zu beobachten wußte; wahrſcheinlich rühmte er ſich, Kenntniß von dieſem Diebſtahle zu haben, und zu wiſſen, wo die geſtohlnen Sachen hingebracht worden. Hr. Gobier, der in der Epoche des 18. Brumaire Mitglied des Franz. Direktoriums war, und jetzt das Amt eines Commissaire général des relations commerciales, der Franz Regierung zu Amſterdam bekleidet, erhielt Nachricht davon und nahm ſeine Maaßregeln ſo gut, daß die Diebe jeder beſonders verhaftet wurden, ohne daß einer von des andern Gefangennehmung etwas wußte. Anfangs verlangte Charlier, um anzuzeigen, wo der große Camée, welcher Auguſte

Apotheose vorstellt, und in Frankreich unter dem Namen l'Agathe de la Sainte Chapelle bekannt ist, hing kommen, die Summe von zwanzig tausend Liv. und eine Begnadigung; da er sah, daß man ihm diese Summe nicht bewilligen wollte, so gieng er auf 8000 L. und seine Begnadigung herab, aber auch dieß hatte die Polizei nicht Lust anzuwenden, um die Wahrheit zu erfahren. Man sperrte also, was man in der Kunstsprache der Polizei un mouton nennt mit Charlier in dasselbe Gefängniß, so heißt man nähmlich einen feinen Kerl, der sich anstellt, als ob er Interesse an dem Schicksale des Mitgefangenen nähme, der aber es dahin zu bringen weiß, alles, was dieser Geheimes hat, von ihm auszuforschen, und ihn zu dem Geständnisse zu bringen, wohin ihn die Polizei gebracht wissen will. Derjenige, den die Polizei im vorliegenden Falle zu dieser Operation brauchte, ist ein abgefeimter Schurke, der das Handwerk aus dem Grunde kennt, und seiner Heldenthaten wegen auch schon längst zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt ist; allein wegen dem großen Nutzen, den er der Polizei dadurch, daß er sich als mouton brauchen läßt, schon in vielen Fällen gebracht hat, behält ihn diese in ihren Privatgefängnissen, wo er heimlich gut gehalten wird. Dieser benutzte eines Tags, wo Charlier viel Geräusch in dem Gefängnisse hörte, und sich

nach der Urſache deſſelben erkundigte, die Gelegenheit ihm Furcht vor der Todesſtrafe einzujagen, indem er ihm verſicherte, da der Diebſtahl in einem der Regierung zu ſtehenden Gebäude geſchehen, daß dieſe Strafe darauf geſetzt ſey; er nannte ihm übrigens einige Namen von den Leuten, die man eben ins Gefängniß einbringe, und dieſe Namen waren gerade die der Mitſchuldigen von Charlier; als er merkte, daß dieß auf dieſen letztern (der bisher die Hauptſchuld immer auf ſeine Diebsgenoſſen geſchoben hatte) einen ſehr ernſthaften Eindruck machte, ſo benutzte er die Gelegenheit, ihm den Rath zu geben, die reine Wahrheit zu geſtehen, weil er gehört habe, man würde auf denjenigen, der die erſten Geſtändniſſe machen würde, Rückſicht nehmen und ſeine Strafe mildern. Auf dies hin geſtand er nun, daß die ſchöne, ſchon von Triſtan, und ſeitdem in mehreren anderen Werken, bekannt gemachte Cantharus aus Sardonyx, mit Reliefs auf der ganzen Außenſeite umgeben, in dem Walde von S. Quentin unter einem gewiſſen Baume begraben ſeyn. Die Polizei ließ ſich aber durch dieſen Theil des Geſtändniſſes nicht täuſchen; ſie merkte wohl was der Zweck deſſelben ſey, nämlich daß Charlier (und ſo war es in der That) hoffe, man werde ihn an Ort und Stelle mitnehmen, um den Baum anzuzeigen, an deſſen Fuße das Gefäß vergraben ſeyn ſollte; um daß ihm dies Gelegenheit geben würde zu entwiſchen. Man

ſagte ihm alſo, daß man wohl ſeine Abſicht kenne, daß er aber ſeinen Zweck nicht erreichen würde; man ließ ihm nochmals Angſt machen, er werde militäriſch verurtheilt werden, da er dieſen Diebſtahl begangen, während er unter der Garde von Paris geweſen, und da ſeine bisherigen Geſtändniſſe hinlänglich gegen ihn zeugten, ſo werde man, wenn er nicht die Wahrheit geſtände, ohnverzüglich ihn zum Tode verurtheilen und das Urtheil ſogleich vollziehen. Dies würkte; er geſtand nun, daß er das gedachte Gefäß in dem Garten ſeiner Mutter in der Gegend von Rocroi verſcharrt habe. Er entwarf auf einem Papiere den Plan des Gartens, und bezeichnete den Ort, wo man den koſtbaren Gegenſtand finden würde.

Das Verſcharren dieſes Gefäßes hatte einen beſonderen Grund, der hier angeführt zu werden verdient, da er auf die Verhältniſſe dieſer Art von Geſchöpfen einiges Licht wirft. Thiébault, der Spießgeſelle von Charlier, wußte nicht genau, was dieſer letztere, der allein den eigentlichen Diebſtahl begangen hatte, zu entwenden Gelegenheit gefunden; er benutzte alſo die erſte beſte Gelegenheit, um einige von den Perlen und Edelſteinen zu entwenden, welche die Einfaſſung bereicherten. Charlier, der dies merkte, und vielleicht zum Theil erwartete, ſchaffte auf ſeine Rechnung dieſes Sardonyxgefäß bei Seite, und als beide nach Holland giengen, kehrte er bei ſeiner alten Mutter ein,

welcher seine bisherige schlechte Aufführung schon vieles Herzeleid verursacht hatte, und als am Pfingstfeste jedermann in der Messe war, verscharrte er das Gefäß in dem Garten. Vielleicht hatte er auch einige Ahndung, es seye möglich, sein Diebstahl werde entdeckt, und er auf die Galeere geschickt; um nach seiner Befreiung sogleich etwas von großem Werthe zu haben, so entschloß er sich wahrscheinlich dieses Gefäß zu verscharren.

Auf das Geständniß von Chartier hin schickte die Polizei einen ihrer vertrautesten Agenten an Ort und Stelle, und Hr. Mionnet, der erste von den Unteraufsehern des Antikenkabinets, begleitete ihn, um bei dem Ausgraben darüber zu wachen, daß alles mit der gehörigen Behutsamkeit vor sich gehe. Diese Expedition gieng ganz glücklich von Statten. Diese sogenannte Vase des Ptolemées ist nun wieder in dem Antikenkabinet; allein man mußte bei 5 Viertelstunden graben, ehe man an den Ort kam, wo Chartier aus Vorsicht hölzerne Stäbe queer über gelegt hatte, um den darunter befindlichen Schatz desto sicherer zu erhalten. Der große Camée, welcher Auguste Apotheose vorstellt, ist in guter Verwahrung zu Amsterdam; schon hat der Polizeipräfekt die nöthigen Befehle ertheilt, um diesen Gegenstand nach Paris zu bringen; die goldene Einfassung dieses Camée, (der in der Sainte-Chapelle ein Reliquienkasten war, und dessen Vorstellung ehedem als Joseph vor dem Pharao

angesehen wurde.) und des Fußes von dem sogenannten Vase der Ptolemäer, so wie von dem Kelche des Abts von S. Denys, Sugèr, ist von den Dieben eingeschmolzen worden. Eben dieses Schicksal erfuhr der goldene Theil der Corona ferrea, mit welcher die Lombardischen Könige gekrönt wurden. Der Kelch selbst, nebst zwei anderen Pretiosis ist, wie schon oben gesagt, an Hrn. Townley verkauft worden. Das eingeschmolzene Gold existirt noch bei einem Goldschmidt zu Amsterdam, und wird ebenfalls hieher gebracht werden, als pièce du procès.

Der Dolch Franz des Ersten, dessen Scheide und Griff mit Camées de coquilles besetzt waren, ist auf der Reise nach Holland von den Dieben verloren worden. Sie brachten nur die Scheide noch nach Amsterdam; indessen ist dies ein minder wichtiger Gegenstand, und wenn das Antikenkabinet so glücklich ist, die Apotheose von August, nebst den um eine Kleinigkeit an Hrn. Townley verkauften Gegenständen zurückzuerhalten, so sind wenigstens die Kunstschätze, also der für das Antikenkabinet wichtigste Theil gerettet.

3.

Kunstnachricht aus Berlin.

Berlin im Jan. 1803.

Prof. Levezow, der anerkannte Verfasser der Iphigenia in Aulis, die vorigen Sommer auf unserm

Nationaltheater, mit verdientem Beifalle der Kenner mehrmals aufgeführt wurde. *) Hält jetzt in der Kunstakademie Vorlesungen über die Archäologie, ohngefähr wie Millin in Paris. Wir haben eine interessante Abhandlung über die, aus dem Alterthum übrig gebliebene Vorstellungen des Antineus von ihm zu erwarten. Hofrath Hirt arbeitet an einem Bilderbuche für Mythologie, Archäologie und Künste, wovon jährlich ein Heft von 12 Kupfern und etwa 24 Vignetten erscheinen soll. Unser talentvoller und in Italien gebildeter Künstler Hummel radirt die Umrisse und wird den Selbstverlag des Werks übernehmen. Aus dieser Vereinigung eines erfahrnen Archäologen und Künstlers läßt sich etwas sehr Gutes erwarten. Außerdem beschäftigt sich Hirt jetzt mit Untersuchungen über die Stiftshütte und den Salomonischen Tempel zum Behuf seiner architektonischen Forschungen. Er ist hier auf eine interessante Entdeckung gestoßen, und findet unter

*) Von diesem merkwürdigen Stücke, das bis jetzt noch nicht gedruckt worden ist, soll eine Probe im nächsten Stücke dieser Monatsschrift gegeben werden. W.

**) Es muß hierbei eine lächerliche Namensverwechslung mit einem Hr. Hirt, der in Breslau wohnt, und in voriger Ostermesse ein Buch über die Baukunst herausgab, angezeigt werden. Man hat in der Allg. Zeitung und in den Göttinger Gel. Anz. dieses Buch dem Hrn. Hofrath Hirt in Berlin zuschreiben wollen, der aber aus guten Gründen gar höflich dagegen protestiren dürfte. B.

ſehen wollte, daß des weiſen Euripides eigenthümliche Schwachheit iſt, keiner Gelegenheit, wo er ſeine Perſonen ſchöne Reden halten laſſen kan, widerſtehen zu können. Man muß indeſſen geſtehen, wenn die Abſicht des Dichters war, durch das Betragen des Admets gegen ſeinen alten Vater den Gedanken in uns zu erwecken, daß ihn der Schmerz über Alceſtens Verluſt raſend gemacht habe, ſo hat er ſeine Abſicht vollkommen erreicht. Denn nichts als dieſe Vorausſetzung kan ihn gegen den Abſcheu retten, den er ſonſt verdiente. Man muß eines von beyden, ein unnatürlicher Böſewicht oder ein Wüthender ſeyn, um ſich gegen einen Vater in dieſem Grade vergeſſen zu können. Aber man muß auch geſtehen, daß der Poet beſſer gethan hätte, uns die Verzweiflung ſeines Admets durch weniger anſtößige Würkungen zu ſchildern. Doch, dem ſey für izt wie ihm wolle, Admet zieht endlich mit ſeinem ganzen Gefolge ab, und während daß ſie die Leiche verbrennen, unterhält uns ein Bedienter mit einer tragikomiſchen Erzählung, wie luſtig ſich der fremde Gaſt mache, von dem er aus ſeiner ganzen Aufführung vermuthet, daß er irgend ein Erzſpitzbube und Landſtreicher ſeyn müſſe. (Denn dies iſt doch wohl in unſrer Sprache das Aequivalent für παντοιον κλωπα und ληστην τινα?) Der hierauf folgende Dialog zwiſchen Herkules und dem Bedienten iſt abermal durch eine lange moraliſche Lection merkwürdig, die der erſte dem andern hält, um ihm begreiflich zu machen, wie albern und unanſtändig es ſey, dem Gaſte ſeines

ahderen auch des Ritters Michaelis Bemerkungen über die Gewitterableiter an dem Tempel in mehrern Angaben begründet. So wohl von der Stiftshütte als vom Salomonischen Tempel hat er lehrreiche Skizzen entworfen, die ihm sein Freund Hommel ausführte. Dieser hatte auch die Restaurationen des Tempels der Diana zu Ephesus gezeichnet, worüber Hirt eine interessante Vorlesung in der Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Die Zeichnungen waren unter Humm's Namen in der letzten großen Aufstellung zu sehen und sind im gedruckten Verzeichnisse S. 97—99. ausführlich nach Hirts Angabe charakterisirt. Sie erregten große Aufmerksamkeit.

Prof. Shadow bereitet sich ohnfern dem Brandenburger Thore eine schöne Wohnung und eine trefflich berechnete Kunstwerkstatt. Beides ist Geschenk von der Gnade unsers guten Königs. Es wird alles mit großem Geschmack eingerichtet, und wenn es fertig seyn wird, zu den geschmackvollsten Sehenswürdigkeiten Berlins gehören. Die erste Arbeit im neuen Atelier wird Wielands Büste aus Karrarischem Marmor seyn, die ein Engländer Lionell Colmon Esq. nach der bekannten höchstähnlichen Büste, die Shadow vor einigen Jahren in Weimar machte, bei ihm bestellt hat.

Auf eine der merkwürdigsten Feierlichkeiten, auf den zweihundertjährigen Stiftungstag des Preussischen

geheimen Staatsraths am 5ten Januar 1805 hat der Hofmedailleur Loos eine Jubeldenkmünze verfertigt, auf deren Vorderseite der Churfürst Joachim Friedrich, der Stifter des Staatsrathes, an einem altarförmigen Tisch steht, auf dem die Symbole der Politik, Staatsökonomie und Gerechtigkeitspflege, Spiegel, Merkuriusstab und Wage neben der Stiftungsurkunde liegen. Er reicht dieß der ihm gegenüber stehenden Brandenburgia dar, die auf ihrem Schilde das damalige Brandenburgische Wappen führt. Auf der Rückseite steht der jetzige König Friedrich Wilhelm der Dritte der Borussie gegenüber. Da ist alles herrlicher und größer. Der Spiegel ist aufgerichtet, die Wage liegt auf dem Preussischen Landrechte. Man kann über alles dieses freilich eine strenge Kritik machen und manches einfacher gedacht und besser motivirt wünschen. Allein man wird auch die Schwierigkeiten nicht verkennen, die ein Gegenstand dieser Art der Kunstallegorie darbot. *)

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser Münze finden die Liebhaber am Ende der Vorrede eines Werkes, das bei dieser Veranlassung erschienen und auch außer der preuß. Monarchie gewiß jedem historischen Forscher willkommen ist: der Königl. Preußische Staatsrath an seinem zweihundertjährigen Stiftungstage, vom Geh. Kriegsrath und Kabinetsarchivar Klaproth. Berlin, Maydorf 1805. 574 S. in gr. 8. Der dritte biographische Theil ist vorzüglich merkwürdig. B.

VI.

Dr. Reinhards Landtagspredigt.

Die alle ſechs Jahre wiederkehrende Verſammlung der Stände des Churfürſtenthums Sachſen wird einer ſchönen, alten Satzung gemäß mit einer Predigt angefangen und gleichſam geheiligt, die der erſte Chriſtliche des Landes, der evangeliſche Oberhofprediger jedesmal vor den verſammelten Abgeordneten und einer ſehr großen Zahl anderer Zuhörer zu halten hat. Sogleich aus der Kirche gehen alle, denen dieß gebührt, in die Verſammlungsſäle des Churfürſtl. Schloſſes, und der Regent eröffnet nun die Verhandlungen ſelbſt, indem er ſich, umringt von allen Kollegien und allen Civil- und Militärbehörden, auf den Thron ſetzt. Auch diesmal fand, wie gewöhnlich, am 6ten Januar die Eröffnung des Landtags auf eben dieſe Weiſe ſtatt. Die Predigt wird verfaſſungsmäßig gedruckt und an die Stände vertheilt. Mehrere tauſend Exemplare verbreiten ſich zu gleicher Zeit im ganzen Lande. Man muß ſie alſo als ein wichtiges Werk der Zeit in und mit der Zeit geſprochen anſehen. Es fehlt in unſern Tagen, wo es an nichts fehlt, auch nicht an ganzen Sammlungen ſogenannter Vaterlandspredigten. Beſonders iſt der Anfang des Jahrhunderts nur zu fruchtbar davon geweſen. Aber den Predigten ſelbſt fehlt es nur allzuoft an geſetzlicher Veranlaſſung. Nur wenn

dieſe eintritt, verträgt ſich die Politik mit der Würde und Beſtimmung des Kanzelvortrags. Aber dann dringt auch jedes Wort mit doppelter Gewalt in die Herzen der Zuhörer. Die Predigt, welche der Churſächſiſche Oberhofprediger D. Reinhard, dieſsmal gehalten hat, *) verdient nicht bloß in den Händen aller treuen Sachſen, ſondern aller wackern Teutſchen zu ſeyn, die noch einen Sinn mit dieſem Worte zu verbinden wiſſen; ſie iſt im urſprünglichen Griechiſchen Sinne des Wortes ein Λογος παν ηγυρικός. Sie wird vom Vaterlande zum Vaterlande geſprochen. Sie geht von der Macht und Gewalt der Zeit aus, und beſtimmt in immer enger und enger gezogenen Kreiſen, in welchen jeder Hörer und Leſer ſeinen Platz findet, die Rückſichten, welche chriſtliche Freunde des Vaterlandes dem Einfluſſe der Zeit ſchuldig ſind. Es iſt ſchwer aus einer ſo gegründeten und in bewundernswürdiger Schlußfolge zuſammengefügten Rede nur einige Stellen auszuheben. Um aber doch auch entfernte Leſer der Zeitſchrift auf dies chriſtlich politiſche Gemälde unſerer Zeit voll ergreifender Wahrheit und tiefer Einſicht deſſen, was Noth thut, nur einigermaaßen aufmerkſam zu machen, ſey es erlaubt, folgende Stelle hier anzuführen:

*) Predigt bei Eröffnung des allgemeinen Landtags den 6ten Januar 1805. gehalten von Dr. Franz Volkmar Reinhard. Dresden, Walthers. 1805. 55 S. in 8.

„Wir müſſen unerſchütterliche Feſtigkeit beim Widerſtande gegen die Verderbniſſe der Zeit beweiſen; denn dieſe Verderbniſſe ſind wichtig, und nehmen mächtig überhand. Schon den Vortheilen unſerer Zeit iſt ſo manches Bedenkliche und Schädliche beigemiſcht, dies habe ich ſo eben bemerkt. Aber dieſe Zeit hat noch überdies ganz unzweideutige Verderbniſſe; ſie hat Uebel, die durch gar nichts Gutes gemildert werden, und mit unglaublicher Schnelligkeit um ſich greifen. Ich erinnere euch nur an das, was euch die Erfahrung täglich lehrt, wenn ich behaupte, eine Sucht, alles zu bezweifeln, was ſonſt für entſchieden, für ehrwürdig und heilig gehalten wurde, eine Verwegenheit, auch ohne die erforderlichen Kenntniſſe, und ohne gründliche Unterſuchung, über die wichtigſten Dinge zu entſcheiden und abzuſprechen; ein Unglaube, der alles, was über die Sinne hinausgeht, für Wahn und Betrug hält, und ſich überall ſelbſt in den Hütten der großen Menge zu äußern anfängt; eine Sinnlichkeit, die ſich in den Wiſſenſchaften und im gemeinen Leben auf nichts weiter einlaſſen will, als was geſehen und betaſtet, als was durch Zahl und Maaß und Gewicht beſtimmt, als was einträglich gemacht und genoſſen werden kann; eine Selbſtſucht, die keine andere Regel ihres Verhaltens, und kein anderes Ziel ihrer Beſtrebungen kennt, als ihren Vor-

theil, als die Vergrößerung ihrer Macht und ihres Vergnügens; eine Unverschämtheit, die diesen Eigennutz gar nicht mehr verschleiert, die ihn ungescheut selbst in öffentlichen Verhandlungen zeigt, und seine Anmaassungen mit Gewalt durchsetzt: eine Wuth sich zu zerstreuen und zu ergötzen endlich, die alle Anstrengung und Arbeit flieht, die alle Erfindungen der Prachtliebe um sich versammelt, und nicht müde wird, in Genüssen aller Art zu schwelgen: bloß das Zeugniß der täglichen Erfahrung spreche ich aus, wenn ich behaupte, dies seyen die Verderbnisse der Zeit, die alles anzustecken drohen. Hier ist Muth, hier ist Entschlossenheit, hier ist unerschütterliche Standhaftigkeit nöthig, M. Bt. wenn wir dem Vaterlande rathen und helfen, wenn wir seine alte Rechtlichkeit, Biederkeit und Gottesfurcht retten, wenn wir die Ordnung und den Wohlstand desselben sichern wollen. Mit vereinigten Kräften lasset uns also über jene edle Bescheidenheit halten, die unserm Volke stets eigen gewesen ist, bei der es frei urtheilte, ohne anmaassend zu seyn, selbstständig handelte, ohne nach Ungebundenheit zu streben. Mit allem uns möglichem Eifer lasset uns darauf dringen, daß in den Lehr- und Bildungsanstalten des Vaterlandes ein gründlicher Unterricht gegeben, daß die Jugend zu ernstem Fleiße angehalten, und vor seichtem Viel- und Halbwissen verwahrt, daß

unſerem Volke der Ruhm einer wahren Gelehrſamkeit, den es ſo lange behauptet hat, auch künftig erhalten werde. Vornehmlich aber laſſet uns alles, was in unſerer Macht iſt, aufbieten, dem überhandnehmenden Unglauben zu ſteuern, und die Anhänglichkeit an das Evangelium Jeſu zu befördern. Vergeſſet es nicht, geliebte Mitbürger, was eure Vorältern für dieſes Evangelium gethan haben, und was ihr ihm ſchuldig ſeyd. Gearbeitet, gekämpft, geblutet haben eure Väter für die Wahrheit, die in eurem Vaterlande mit neuem Glanze hervorbrach; und ihr ſeyd bei dem Bekenntniſſe dieſer Wahrheit, und unter dem Einfluſſe derſelben, ein weiſes, thätiges, glückliches Volk geworden. Wollet ihr euch dieſe Vortheile ſichern, ſo laſſet euch durch die mißlungenen ſchrecklichen Verſuche, bürgerliches Wohl ohne Religion und Chriſtenthum gründen zu wollen, warnen; ſo ſuchet durch das Beiſpiel wahrer Frömmigkeit, welches ihr aufſtellet, durch die Erziehung, die ihr ehren Kindern gebet, durch den Eifer, mit welchem ihr über die öffentliche Verehrung Gottes haltet, durch thätige Unterſtützung alles deſſen, was zur Ehre des Evangelii gereichen, und die Wirkſamkeit deſſelben befördern kann, religiöſen Sinn und wahre chriſtliche Tugend zu verbreiten, und dann fürchtet nichts. Und wenn anderwärts die wildeſte Selbſtſucht tobte; ihr werdet euch brüderlich einander

lieben, und edelmüthig für einander wirken. Und wenn alles um euch her in thierische Sinnlichkeit versänke, und sich allen Ausschweifungen überließe, ihr werdet mit Mäßigung genießen, und desto froher seyn; ihr werdet euch eurer Würde, eures Zusammenhanges mit dem Unsichtbaren, eures Verhältnisses mit Gott, und mit dem, den er gesandt hat, eurer großen über alles Irdische hinausgehenden Hoffnungen bewußt bleiben, und eure Seelen retten. Es ist ein hoher Preis, M. Br., um den wir ringen, wenn wir uns dem Verderbnisse der Zeit widersetzen; er ist es werth, daß wir muthig und treu, daß wir mit unerschütterlicher Standhaftigkeit kämpfen! —"

Die Art, mit welcher am Ende vom Churfürsten selbst gesprochen wird, entfernt sich durch die ungesuchte Natürlichkeit des Uebergangs und durch die Wahrheit, da jeder Sachse aus voller Brust Ja und Amen dazu sagt, von der gewöhnlichen Manier die Fürsten auch auf heiliger Stätte mit feilen Lobsprüchen zu beräuchern so sehr, daß auch wohl hier noch eine Stelle daraus stehen mag, die im Auslande wohl beherzigt zu werden verdient. Zu seyn, nicht zu scheinen ist Charakter des thätigen und bescheidenen Sachsen, und das größte Muster dazu findet er in seinem allgeliebten Fürsten. Bei gewissen Veranlassungen muß es vergönnt seyn, über ihn laut auszusprechen, wovon jeder aufs innigste überzeugt ist:

„Nehmen Sie die unerschütterliche Rechtschaffenheit, welche Friedrich August allen Verderbnissen der Zeit entgegensetzt, und die menschenfreundliche Großmuth, womit er den Druck der Zeit mildert, bey Ihren Verhandlungen zum Muster. Es ist ein seltner herzerhebender Anblick, in Zeiten, wo alles schwankt, wo die heiligen Bande des Rechts und der Billigkeit immer schlaffer werden, wo alles den schmeichelhaften Rathschlägen einer selbstsüchtigen Klugheit folgt, und es für Thorheit hält, aus dem Unvermögen und der Hülflosigkeit Anderer keinen Vortheil zu ziehen, wo die Religion auf die öffentlichen Angelegenheiten der Völker fast gar keinen Einfluß weiter hat, ein seltner herzerhebender Anblick ist es, in solchen Zeiten einen Fürsten zu sehen, über den alle Lockungen und Gefahren der Zeit nichts vermögen, der seinen Grundsätzen mit männlicher Würde unverbrüchlich treu bleibt, dem die Rechte aller Menschen unverletzlich und heilig sind, der seine Macht nie anders als zum Wohlthun gebraucht hat, der die größten Vortheile verschmäht, wenn sein Gewissen sie verwirft, der nicht so wohl weit, als gut, und zum Segen seines Volkes herrschen will, der es endlich gar nicht verhelt, die Religion, der Einfluß des Evangelii mache ihn so gerecht, und so menschlich, so unerschütterlich und edel. O die Geschichte wird Ihn, wenn sie einst die Ungerechtigkeiten und die Gräuel unserer Tage be-

ſchreiben muß, für einen Fürſten aus einer glücklicheren Zeit, für eine Erſcheinung aus einem goldenen Weltalter erklären. Vor dem Throne dieſes Fürſten werden ſie ſich jetzt verſammeln, ehrwürdige Männer. Was wären Sie, wenn ſein Anblick Sie nicht begeiſterte; wenn Sie ſich in ſeiner Nähe nicht geſtärkt fühlten, allen Uebeln der Zeit mit unbeweglichem Ernſte entgegen zu treten; wenn ſein Vaterblick, wenn die Huld, mit der Er ſein geliebtes Volk umfaßt, Sie nicht mit patriotiſcher Großmuth erfüllte! denn wie freundlich er auch den Druck der Zeit mildert, und jeder Noth ein Ende macht, die ihm bekannt wird: das wiſſen Sie ſelbſt, das weiß das ganze Vaterland, das würde ganz Teutſchland eben ſo gut wiſſen, wenn Er es nicht verſchmähte, was Er aus Pflichtgefühl, und mit ſtillem Geiſte gethan hat, öffentlich rühmen zu laſſen. Auch ich ſchweige alſo ehrerbietig ſtill; und wende mich nur noch an euch Alle, die ihr mich heute gehört habt. Erhebet eure Herzen zu Gott, und vereinigt euch mit mir zum Gebete für Ihn und für das ganze Vaterland. — " Erlaubte es doch der Raum und der Zweck dieſer Monatsſchrift auch das Gebet noch herzuſetzen, das mit der reinſten Einfachheit wahre Ergebenheit verbindet.

B.

Herrn um einer verſtorbenen Sclavin willen ein finſtres Geſicht zu zeigen. „Hier, komm her, „(ſagt ihm der Halbgott) ich will dich Weis„heit lehren; denn es ſcheint doch, dies ſey was „du am nöthigſten haſt. Weißt du, was es „mit dem menſchlichen Leben für eine Bewandt„niß hat? Ich denke, nein; woher ſollteſt du's „auch wiſſen? Höre mir alſo zu! Alle Menſchen „müſſen ſterben, und von allen Sterblichen weiß „keiner ob er morgen noch leben wird. Der Lauf „des Zufalls iſt ungewiß; es giebt keine Regel, „keine Kunſt, wodurch er vorgeſehen oder geleitet „werden könnte. Dieſem zufolge was du izt „von mir gelernt haſt, (*) mache dich luſtig, „trink, halte nichts für dein als den gegenwär„tigen Tag, alles übrige für des Zufalls. Aber „am allermeiſten diene Cytheräen, der freund„lichſten und wohlthätigſten unter allen Göttern. „Alles übrige laß gehen wie es geht.“ u. ſ. w. Im Vorbeygehen, wie gefällt Ihnen der Ton und die Moral dieſes Euripidiſchen Herkules? Wenigſtens ſehen Sie, daß ich den Meinigen nicht nach ihm gezeichnet habe. Der Herkules, den ich ſchilderte, iſt der Herkules des Prodikus, (**) der ſich durch die Gröſſe ſeiner Geſinnungen und Thaten den Weg zum Olympus bahnt. Des Euripides ſeiner iſt der Herkules der

(*) Im Griechiſchen iſt dies noch zierlicher gegeben: Was du gehört und von mir gelernt haſt.

(**) Beym Xenophon im 1. Buche der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten.

Inhalt

Seite

I. Das Löwenthor zu Mycenä, eine Reliquie der Vorzeit. 3

II. Gedichte.

1. An den Frieden. Zur Oesterreichischen Kaiserkrönung. 30

2. Die Insel der Glückseligkeit. 34

3. Prolog zu Gustav Wasa von Kotzebue. 37

III. Uebersetzungsproben.

Kalpurnius erste Idylle. (Nach der Beckschen Ausgabe. 42

IV. An den Barden Rhingulph. 49

V. Kunstnachrichten.

1. Briefe über die Berliner Kunstausstellung im Oktober 1804.

Erster Brief. Allgemeine Uebersicht. Porzellanfabrik. 53

2. Entdeckung des Diebstahls der Antiken in der Nationalbibliothek zu Paris. 60

3. Kunstnachricht aus Berlin. 68

VI. Dr. Reinhards Landtagspredigt. 72

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

1. Stück. Januar 1805.

I. Neue Verlagswerke bei Friedrich Nicolovius in Königsberg.

Bei Friedrich Nicolovius, Buchhändler zu Königsberg in Preußen iſt erſchienen:

Ueber Immanuel Kant 3 Theile. 2 Rthlr. 12 gr.

Erſter Band. Darſtellung des Lebens und Charakter Kants von Ludwig Ernſt Borowski. Von Kant ſelbſt genau revidirt und berichtigt.

Zweiter Band. Immanuel Kant geſchildert in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhard Jachmann.

Dritter Band. Immanuel Kant in ſeinem letzten Lebensjahre. Ein Beitrag zur Kenntniß ſeines Charakters und ſeines häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgang mit ihm von C. A. Ch. Waſianski.

Da der dritte Theil ſchon früher einzeln erſchienen iſt, ſo werden die beiden erſten Theile den Beſitzern deſſelben für 1 Thlr. 18 Gr. überlaſſen.

Philoſophiſche Prinzipien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Saw. 18 gr.

Wilſelinks, W., Seelenlehre für Kinder einer guten Erziehung. 2. Bd. 18 gr.

Beide Theile 1 Rthl. 12 gr.

II. Neuigkeiten zum Nutzen und Vergnügen.

Bei Unterzeichneten, in allen soliden Buchhandlungen und durch die mehresten resp. Ober- und Post-Aemter, Zeitungs-Expeditionen, Adreß- und Intelligenz-Comptoire ist unentgeltlich zu bekommen:

Neuigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. Erste Lieferung.

Joachims litterarisches Magazin, in Leipzig.

III. Merkur.

Unter dieser Benennung erscheint mit dem Anfange des Jahres 1805 zu Münster eine neue Zeitschrift, worin aufgenommen werden:

I. Politische Neuigkeiten.
Ihre möglichst schnelle Verbreitung sichert die Nähe der gegenwärtigen Hauptschauplätze politischer Ereignisse; die außerordentlich starke Konkurrenz der Posten; (ihrer kommen wöchentlich 32 an, und eben so viele gehen ab) und ein Briefwechsel mit allen Hauptstädten Europens.

II. Miscellen, nämlich:
1) Ausführliche Nachrichten von neuen Entdeckungen, Erfindungen, und Verbesserungen, vorzüglich von solchen, die auf Oekonomie, Ackerbau, Fabriken und Gewerbe eine Anwendung leiden.
2) Preisaufgaben und Nachrichten von Ertheilung der Preise, jedoch nur allgemein interessante Gegenstände betreffend.
3) Nachrichten vom Steigen und Fallen der Waaren.
4) Merkwürdigkeiten aus dem Leben berühmter Männer.
5) Gedanken.
Ein offenes Feld zur Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse.
6) Fragen und Antworten.

III. Litterarische Neuigkeiten.
Auszüge aus lesenswerthen Schriften; kurze Recen-

sionen; Veränderungen in der gelehrten Welt; Beförderungen, Todesfälle, u. s. w.

IV. Oeffentliche Anzeigen, Regierungsbefehle, Ediktalladungen, Sterbefälle, Verheirathungen, und so weiter.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich 3 Bogen ohne die Beilagen. Der Preis ist auf dem hochlöblichen Oberpostamte in Münster, für das halbe Jahr 2 Preuß. Thaler, und an Insertionsgebühren wird für jede Zeile 1 Gar. bezahlt. Die Bestellungen geschehen bei den nächstgelegenen Postämtern. In Münster aber bei der Expedition des Merkurs.

IV. Französische Miscellen 8r Bd. 3s St.

Inhalt.

Bruchstücke aus Marmontels Lebensbeschreibung von Cfc. Fortsetzung der Reise des Hrn. von Humboldt von Quito nach Bordeaux. Nachschrift über die jetzigen Arbeiten dieses berühmten Reisenden. Errichtung der besondern Akademien für den Unterricht der juristischen Wissenschaften. Oeffentliche Sitzung der medizinischen Schule in Paris, nebst der Nachricht der Sendung mehrerer Professoren nach Spanien um das gelbe Fieber zu untersuchen. Das Athenée de Paris, nebst etwas über den Vortrag der berühmten Professoren in demselben. Frascati von neuem eröffnet einige Tage vor der Krönung. Theatergeschichte des Monat November. Anekdoten. Dames de 4 pouces; Päbstliche Nachgebung; Gazelli; Ecole Polytechnique in Sorbonne; die Chineser. Moden.

V. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist von Ostern bis Michaelismesse 1804 erschienen:

Allgemeine Zeitung 1804. April bis Dec.
Almanac des Dames pour l'an 1805. av. des grav. 3 fl.
Europäische Annalen 1804. 4. bis 11. St.
Archiv, juridisches, herausgegeben von Gmelin, Tasinger und Gönner. IV. Bd. 2. bis 3. St.
Archives littéraires de l'Europe, ou mélanges de litté-

rature, d'hiſtoire et de philoſophie, par M. M. Suard, Degérando, Schweighäuſer etc. No. 4 bis 11.

Damenkalender, herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern, 1805. mit K. geb. 2 fl. 24 kr.

Flatt, D. J. F., Magazin für chriſtliche Dogmatik und Moral, deren Geſchichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Fortgeſetzt von Herrn Dr. Süskind. 11. St. gr. 8. 1 fl. 20 kr.

Häberlin, Staatsarchiv, 45. bis 48. Heft, gr. 8.

Hartleben, allgem. Deutſche Juſtiz- und Polizei-Fama, 1804. 4. bis 11. Heft

Hoyer, Taſchenbuch für Soldaten, 1805.

Hubers vierteljährliche Unterhaltungen, als Fortſetzung der Flora. 1804. 2. u. 3. Quart.

Karten-Almanach 1805. 5 fl. 24 kr.

Miroir de la France. No. 6 bis 18.

Miscellen, Engliſche, XVI. bis XVIII. Bd. 1. Heft.

— Franzöſiſche, VI. bis VIII. Bd. 3. Heft.

— Italieniſche, I. Bd. 1. und 2. Heft. 3 Hefte 1 fl. 48 kr.

Mozin, Sammlung Franzöſiſcher und Teutſcher Uebungsſtücke, zum Ueberſetzen in beide Sprachen, zweite verb. Auflage. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

— — Sammlung Franz. und Teutſcher Handlungsbriefe zum Ueberſetzen in beide Sprachen, gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Poſſelt, D. E. L., Staatsgeſchichte Europens vom Traktat von Amiens bis zum Wiederausbruch des Krieges, als Taſchenbuch auf 1805. mit Kupfern und Karten, 16. brochirt. 3 fl. 36 kr.

Schillers Wilhelm Tell. Poſtpapier 2 fl. 24 kr. Druckpapier 1 fl. 48 kr.

Stäudlin, Dr. H., kirchliche Geographie und Statiſtik, oder Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der chriſtlichen Religion, zweiter u. letzter Bd. 5 fl. 24 kr.

Taſchenbuch für Natur- und Gartenfreunde 1805 mit Kupf 16. geb. 2 fl. 24 kr.

Tennecker, von, Zeitung für die Pferdezucht, den Pferdehandel, der Roßarznei- und Reitkunſt, 4. Bd. 1. bis 4. St.

Wieland, C. M., Krates und Hipparchia, als Taſchenbuch auf 1805 2 fl. 24 kr.

Monatsbericht

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1805.

I.

Die goldenen Sprüche des Pythagoras.

(Aus dem Griechiſchen.)

Ehre vor Allem, getreu dem Geſetz, die unſterblichen Götter!
Heilig ſey dir der Eid! Auch für die verklärten Heroen
Dampfe dein Opfer, und für die unterirdiſchen Dämonen.
Ehre die Aeltern, und wen die Geburt dir nahe verbindet.
Sonſt gewinne zum Freund, wer Andern an Tugend vorangeht.

Weiche dem freundlichen Wort; ſey dankbar dem nützlichen Werke.

Haſſe nimmer den Freund, beſchwert ihn ein kleines Vergehen,

Wenn du vermagſt; denn es wohnt ja der Zwang an der Gränze des Könnens.

So zu handeln bedacht, gewöhne dich' auch, zu beherrſchen

Deinen Gaumen zuerſt, den Schlaf, und die lockende Wolluſt,

Und den Zorn. Was ſchändlich iſt, wirſt du nicht üben mit Andern,

Nicht allein; vor dir ſollſt du am meiſten dich ſcheuen.

Immer ſtrebe gerecht in Werken und Worten zu bleiben.

Handle nie ohne den Rath der Vernunft im Großen und Kleinen.

Nie vergiß, daß Allen ein Tag zu ſterben beſtimmt iſt.

Auch der Reichthum kömmt und vergeht nach der Laune des Zufalls.

Duld' ohn' Eifer und Zorn dein Maaß des Leidens; denn jedem

Sterblichen wurde ſein Theil durchs Loos der Götter beſchieden.

Lindre das Herbe, ſo viel du vermagſt, zum Troſte bedenkend,

Daß im Kummer ſogar das Schickſal dem Redlichen
mild iſt.
Manche Reden entfliehn dem Munde der Menſchen,
an Inhalt
Gut und ſchlimm; es ſchrecke dich nie der Worte
Bedeutung,
Hindre nie, was du beginnſt: mit Nachſicht dulde
die Lüge,
Die du vernimmſt, ſtets eingedenk der Lehre der
Klugheit,
Nie durch Worte dich, nie durch Werke bethören zu
laſſen,
Daß du begehreſt, was dir nicht anſteht, oder nur
ſprecheſt.
Handle nicht, ohne vorher zu denken; ſo meide die
Thorheit;
Fürchte die That und das Wort, die des Unverſtan-
des dich zeihen;
Und beginne nur, was dich in der Folge nicht kränket.
Unternimm nichts, was du nicht ſelbſt verſteheſt,
und lerne
Nützliche Dinge; ſo wird dein Leben dir freudig ver-
fließen.
Sey bedacht zu pflegen des Leib's und ſeiner Ge-
ſundheit:

Mäßig genieße des Tranks, der Speiſ' und der ſtärkenden Uebung,
Mäßig ſag' ich, und nicht bis Schmerz und Beſchwerde dich quälen.
Reinlich, von üppiger Pracht ſey ferne dein häusliches Leben.
Hüte dich etwas zu thun, was Neid bei Andern erreget.
Frei von ſchmutzigem Geiz, und von unnützer Verſchwendung.
Wandle den Mittelweg, den Weg des Guten und Schönen.
Thue, was nimmer dich reut, vorm Handeln die Folgen bedenkend.
Dreimal, ehe der Schlaf die müden Augen dir zuſchließt,
Weile mit prüfendem Sinn bei jedem Werke des Tages:
Wohin gieng ich? was that ich, und was, das zu thun war, verſäumt' ich?
Vom Erwachen' beginn', und ſchreite weiter, und zürne,
Haſt du was Böſes gethan; erfreue dich über das Gute.
Dies verrichte mit Ernſt, und mit ſorgfältiger Liebe.

Bei dem Weſen, das mit der vierfachen Quelle der ew'gen
Dauer den menſchlichen Geiſt begabt hat, alſo gelangſt du
Auf die göttliche Spur der Tugend! Bitte die Götter,
Wenn du ein Werk beginnſt, es zu vollbringen; ſo würſt du
Bald erkennen, wie durch der ſterblichen Menſchen Verbündung
Mit dem Unſterblichen Alles gedeiht, und Alles beſiegt wird;
Siehſt, wie überall ſich der Natur Verhältniſſe gleich ſind,
Hoffeſt dann nichts Unerreichbares mehr, nichts ſtaunſt du als fremd an;
Finden wirſt du, wie ſich die unglückſeligen Menſchen
Selbſt verſchaffen ihr Leid; wie blind und taub für das nahe
Gute, ſie ſelten ſogar die Befreiung vom Uebel erkennen.
Alſo bethört das Schickſal den Sinn der Sterblichen. Schwankend,
Gleich beweglichen Rollen, erdulden ſie gränzloſes Elend,
Heimlich begleitet ſie, von der Geburt an, die traurige Zwietracht.

der schönen Omphale, der immer bereit ist den Ruhm seines Heldenlebens an das Vergnügen eines Augenblicks zu setzen. Er ist nicht mehr als ein alltäglicher Mensch, da jener sich der Grösse der Götter nähert. — Der Bediente kan sich endlich nicht länger halten, dem fremden Bacchus-Bruder zu entdecken, wie unzeitig seine Frölichkeit sey. Herkules beklagt seinen Irrthum, sagt uns (nach einer Gewohnheit welche Euripides in allen seinen Stücken heilig beobachtet) von Wort zu Wort vorher, wie er es machen will, um Alcesten wieder zu bringen, und geht ab. Admet kömmt nun von der Bestattung seiner Gemahlin zurück. Man muß gestehen, es ist viel Natur, viel Rührendes in den Klagen, die er anstimmt. — Weh mir! Trauriger Gang! Trauriger Anblick meiner verwitzibten Wohnungen! Weh mir! Wohin soll ich gehen? Wo werd' ich Ruhe finden? (Was soll ich sagen? was nicht? (*)) O warum muß ich noch leben? Warum mußt' ich geboren werden? Die Todten, die Todten allein sind glücklich! Alles was ich liebe ist bey ihnen! Bey ihnen wünsch' ich mir zu wohnen; denn für mich ist der Anblick dieses Tageliehtes keine Freude mehr, u. s. w. Der Chor vergißt, wie leicht zu erachten, seine Schuldigkeit bey einem so schönen Anlaß nicht; er tröstet, er nimmt Antheil, und da nichts verfangen will, wirft er sich in Gemeinplätze, — „wer kan

(*) Dies ist nun wohl platt genug; ich hab es deswegen in Klammern eingeschlossen.

Unglück ſtiftend; o laßt ſie verborgen, und weichet ihr fliehend!
Vater Zevs! befreie vom Loos des Kummers die Menſchheit,
Oder lehre den Geiſt ſie kennen, der über ihr waltet!
Seyd getroſt! die Sterblichen ſind von göttlicher Abkunft;
Selbſt die heil'ge Natur legt ihnen Alles vor Augen.
Wenn ein Uebel dich quält, ſo übe, was ich dir rathe,
Dann iſt der Sieg dir leicht, und deiner Seele Befreiung.
Meide die Speiſen, die ich dir verbiete, die Reinigungsmittel.
Was die Seele befreit, und alles Andre mit Sorgfalt
Wählend, und nie der Vernunft die lenkenden Zügel entreißend.
Einſt, wenn du, ledig des Leibs, in den freien Aether empor ſchwebſt,
Wirſt du kein Sterblicher mehr, wirſt unvergänglich, ein Gott ſeyn.

Hinsberg.

II.

Gedichte.

1.

Graf von Marſtetten, der Möhringer genannt.

Romanze.

„Wem tönet der Harfe ſilberner Laut?
Wem klingen die goldnen Pokale?“
Sie tönen und klingen der züchtigen Braut,
Im Kerzenerleuchteten Saale!
Der Bräutigam, hoch von Liebe beglückt,
Die Minnige feſter nun an ſich drückt.

Zerriſſen war längſt das zarteſte Band: —
Der Möhringer, Sünden zu büßen,
Gezogen gen Oſten in's heilige Land,
Des Heiligſten Grab zu begrüßen,
Es ſeufzte nach ihm die Gattin ſo ſehr,
Dem Töchterchen pochte ſein Herzchen ſchwer.

Verfloſſen war nun der ſiebente Mai;
Doch, ohne noch Kunde zu haben,

Ob kämpfend gefallen der Möhringer ſey?
Ob tief in den Fluthen begraben?
Die Boten durchritten forſchend das Land,
Doch Keiner, der Spuren des Lebens fand!

Längſt brannte dem Grafen Berthold ſein Herz,
Die wonnige Frau zu umfangen,
Die Einſame rührte des Bittenden Schmerz,
Doch ſprach ſie, mit zögerndem Bangen:
„Noch iſt ja des Todes Kunde nicht da,
Drum zögert die Lippe des Herzens Ja!“

Von neuem legt' itzt mit ſorglichem Sinn
Graf Berthold ſich ſelber auf Kunde;
Es irrten die Boten daher und dahin,
Und ſpähten ſo weit in die Runde.
Doch nirgends ein Laut! Da that ihm ihr Mund,
Zur ſeligſten Stunde, das Jawort kund.

Drum tönet der Harfe ſilberner Laut,
Drum klingen die goldnen Pokale,
Es füllet der Ritter der züchtigen Braut
Hochzeitlich die goldene Schaale.
Es jubelt die Luft zum Himmel empor;
Doch ſchweiget auf einmal der Zecher Chor.

„Was trübet der Braut den heitern Blick?
Was wecket dies Staunen dem Ritter?
Ha! ſtöret den Jubel ein drohend Geſchick?
Ein Ungemach-ſchwangres Gewitter?“
Ein Pilger, mit ernſtem, forſchendem Blick
Erwecket bald Schrecken, bald Frohgeſchick.

Beim nahen, geſchäftigen Müller im Thal'
Gewahrt er das frohe Gewühle,
Sah ſchimmernd am Abend die Kerzen im Saal,
Und hörte hochzeitliche Spiele.
Da trieb's ihn den Bühl hinauf, und hinein
Zum Saale; da warf er den Ring in den Wein.

„Was ſeh' ich? rief Bertha, entwand ſich dem Arm'
Des Ritters, der feſt ſie umwunden;
„Wo dieſer iſt, ſprach ſie, da athmet noch warm
Mein Gatte, mit dem ich verbunden!“
„Wie? ſagte der Pilger, kennſt du mich nicht?“
Sie ſchaut' ihm, voll Staunens, ins Angeſicht.

Dann ſank ſie dem Pilger weinend an's Herz.
„Willkommen, mein Trauter! willkommen!
Nach mancherlei Kämpfen und bitterem Schmerz,
Hab' ich erſt den Ritter genommen!“ — —

Es waltete Stille rings in dem Saal,
Den Bräutigam folterte Todesqual.

Jetzt wandte der Graf zu Berthold ſich hin:
„Ermanne dich, fröhlichen Muthes!
Die Hoffnung erleuchte den finſteren Sinn,
Sey Erbe des köſtlichen Gutes! —
Du liebteſt die Mutter: — die Tochter ſey dein,
Bald wird ſie die köſtlichſte Jungfrau ſeyn!“

„Die Tochter ſey mein! — mein köſtlichſtes Gut!
Mein iſt ſie nach wenigen Jahren!
Verbündet dem tapferſten Vater durchs Blut,
Verlachen wir alle Gefahren!“ — —
Nun klangen dem zwiefach ſeligen Paar
Die Becher der ſelig-entzückten Schaar!

* * *

Der Stoff dieſer Romanze iſt aus der alt-ſchwäbiſchen Geſchichte entlehnt. Die Erkennungsſzene fiel vor auf dem Schloſſe zu Burch. Als die Gräfin eben trinken wollte, und den Ring in ihrem Becher gewahr wurde, rief ſie aus: „Halt! was ſind' ich hier? Gott und alle Heiligen! wo der Ring iſt, muß auch Er ſeyn! ſehet den Ring, den der Graf mit ins

gelobte Land genommen hat!" „Kennſt du mich nicht mehr? ſprach jetzt, mit leiſer Stimme, der von den Mühſeligkeiten der Reiſe erſchöpfte Graf, hinter dem Stuhle der Gräfin. Sie wandte ſich um, und ſank ihm in die Arme. Sprachlos war der lange Getrennten Entzücken; ſtumm des betreffenen Bräutigams Schmerz. „Du ſollſt nicht getäuſcht ſeyn, Bertholo von Ruffen! ſprach der Möhringer zu dem Betrübten. Konnteſt du die Mutter lieben, ſo wirſt du auch die Tochter nicht verſchmähen. In wenigen Jahren iſt ſie mannbar; dann nimmſt du ſie zum Weibe, und empfängſt mit ihr, nach meinem Tode, alles Gut, was ihr von dem Meinigen zufallen wird!" — Im Jahre 1154 ließ der Möhringer ſeine Tochter Bertholden wirklich antrauen, und trat ihm ſogleich Marſtetten und Weißenhorn ab, unter der Bedingung, ſein Stamm-Wappen zu führen.

Die Nachkommen dieſes Ehepaars ſtarben im Jahre 1349 aus, wo denn die erwähnten Güter an Baiern fielen. Nach dem Tode Georgs des Reichen kamen ſie an das Haus Oeſtreich, und von dieſem an die Grafen von Fugger, die ſie noch heut zu Tage pfandweiſe von Oeſtreich beſitzen. — Das Uebrige erhellt aus der Romanze

ſelbſt, die keinen, der Geſchichte fremden Umſtand eingeſchaltet hat.

K. W. Juſti.

2.

Deutung.

Wer deutet die Formen der Sinnenwelt?
Den beſtändigen Wechſel der Dinge?
Der Schöpfungen Zwecke von Welt zu Welt
In des Daſeyns mächtigem Ringe?
Warum die Natur durch ihre Kraft
Das Alte zerbricht und Neues ſchafft?

Sieh, wie ſich des Oceans Fluth bewegt!
Sie beginnt mit der Fäulniß zu kämpfen.
Nur wenn ſich des Sturmwinds Geißel regt,
Kann ſie die Verwüſterin dämpfen.
Das Blut im ruhenden Puls erſtarrt,
Wenn in ſeiner Verengung das Herz beharrt.

Auch fordert den Wechſel der Form der Geiſt
In ſeiner wechſelnden Hülle;
Denn weſſen Daſeyn ein redliches heißt,

Verlangt nach unendlicher Fülle.
Wo aber fänd' er Unendlichkeit,
Beharrte die Form in Raum und Zeit?

Kühn steuert der Geist, und hoch erfreut,
Durch unermeßliche Fernen,
Um, wo sich des Endlichen Form erneut,
Unendliches hoffen zu lernen:
Denn aus dem Kelche der Endlichkeit
Schäumt Hoffnung höh'rer Vollkommenheit.

Der Hoffnung sonniger Strahlensaum
Zeigt ihm die zu wandelnden Pfade
Durch des irdischen Daseyns Morgentraum
Nach der Endlichkeit Schöpfergestade.
Dort legt er die endliche Hüll' ins Grab,
Und erfaßt der Unendlichkeit Wanderstab.

Zwei treue Gefährten wandeln mit,
Die des Grabes Riegeln entrinnen,
Sie leiten ihn brüderlich Schritt vor Schritt
Nach seinem Ziele von hinnen:
Die Schönheit leuchtet ihm strahlend vor,
Und die Tugend hebt seinen Flug empor.

Adamsheyde, bei Insterburg in Pr.

J. S. Rosenheyn.

III.

Proben.

1.

Gedichte von Haug. *)

Pygmalion.

Ein Schwank.

Vor Zeiten regierte Pygmalion
In Cypern durch seine Minister.
Gern diente der blinde Heide (was nun
Oft christliche Könige heidnisch thun)
Cytheren als Oberpriester.

*) Der witzige Dichter, dem überall frische Blumen blühen, und dem auch die Leser dieser Monatsschrift so manchen frühern Genuß verdanken, hat sich endlich entschlossen, das Erwählteste von dem, was in so vielen Zeitschriften und Musenalmanachen zerstreut war, zu sammeln. Haugs Epigrammen und vermischte Gedichte erscheinen zur Ostermesse bei Unger in Berlin in 2 Bänden. Gewiß allen Philogeloten eine angenehme Kundschaft! P.

Zugleich war Pygmalions Majeſtät
Der ſchönen Künſte befliſſen;
(Was vieler Könige Drang nicht iſt)
Doch hat den Monarchen bloß der Artiſt
Dem Vergeſſenheitsſtrudel entriſſen.

Er dacht' ein idealiſches Weib
Zu ſeiner Damen Beſchämung
Im Courſaal' aufzuſtellen, und ſieh!
In ſeiner Antikengallerie
Gelang ihm die Unternehmung.

Die Höflinge lernten zum erſtenmal
An wahres Lob ſich gewöhnen;
Selbſt Fräulein benamten ohne Schmerz
(Denn Blöcke, wähnten ſie, rauben kein Herz)
Sein Kunſtwerk die Schönſte der Schönen.

Des Bildners äſthetiſches Luſtgefühl
Gieng plötzlich in Schwermuth über.
O weh! — Sein weiblicher ſteinerner Gaſt,
So wenig er's pſychologiſch faßt,
Ward ihm je länger je lieber.

Vier Kammerherr'n mußten ſein Zauberbild
Vom Courſaal ins Schlafgemach hohlen.

„wider das Schickſal? Du biſt nicht der erſte, „nicht der einzige“ und was dergleichen feine Sprüchlein mehr ſind. Dieſe Converſation zwiſchen Admet und dem Chor, worinn jener (wenn die Reyhe wieder an ihn kömmt) mit vieler Wohlredenheit jammert, und dieſer ſehr plattes Zeug ſagt, dauert nun ziemlich lange fort, und, die Wahrheit zu ſagen, ich begreife nicht, wie es die Athenienſer machten, um dieſe ſogenannten Antiſtrophica ſchön zu finden. Urtheilen Sie ſelbſt davon, mein Freund; hier iſt eine kleine Probe:

Chor 1. Komm herbey, herbey! Verbirg dich ins Innre des Pallaſts!

Admet. Aeh, äh!

Chor 2. Dein Unglück verdient wohl, daß du ächzeſt.

Admet. He! He!

Chor 3. Der Schmerz überwältigt dich, wie ich ſehe.

Admet. Pheu! pheu!

Chor 4. Aber deiner Verſtorbenen kanſt du nicht helfen.

Admet. O! Weh mir! Weh mir!

Chor 5. Das wonnevolle Anſchauen einer geliebten Gattin auf immer verlohren zu haben, iſt freylich traurig!

Nun peroriert Admet eilf Verſe lang. Er wünſcht — daß er nie keine Frau genommen hätte —

Er ſchloß mit der marmornen Hexe ſich ein,
Und ſeufzte küſſend: „Verruchter Stein!
„Du haſt mein Herz mir geſtohlen!

„Hier kniet dein Beſitzer, beſeſſen von dir!
„Dein Herr iſt dein Sklave geworden!
„Ich brenn', ich liebe mit Werthers Manie.
„Erbarmen!" — Er ſprachs und begnadigte ſie
Mit dem paphiſchen Schwanenorden.

Er legte die Reichskleinodien all
Der Prima Donna zu Füßen,
Gelobt ihr die Ehe zur linken Hand,
Doch Erhebung zuvor in den Adelſtand,
Und bot ihr die leckerſten Biſſen.

Vergebens! — Weder Konfekt noch Schmuck,
Noch Ehegelübde beſeelen
Die ſelbſt gemeißelte kalte Braut.
Nun flucht und jammert Pygmalion laut;
Er kann die Marotte nicht hehlen.

Dem ſonſt devoteren Hofe ſcheint
Der König im Kopfe nicht richtig;
Denn Marmor iſt Marmor, nicht Fleiſch und Gebein;
Und cypriſche Fichtianer ſchrei'n:
„Wer liebt auch ein ſteinernes Nicht — Ich?"

Ha! ruft verzweifelnd Pygmalion
Im Oberprieſtertalare,
Aſchfarbig die Wangen, die Augen roth,
„Gieb Leben ihr, oder mir den Tod!“
An ſeiner Patronin Altare.

Auf loht ſein Herz wie das Feuer loht
Wohl auf dem Thurme zu Pharos,
Er opfert zwölf Tauben, und ſchwört dabei,
Hold ihren Vulkan, ſo ſchwürig es ſey,
Zu hauen aus Marmor von Paros.

Er lallt andächtig ein Triolet,
Er betet in Aſſonanzen —
Umſonſt! — Er verteutſcht nun manchen Satz,
Afroditen zu Preiſ', aus ſeinem Horaz
In arioſtiſche Stanzen.

Da fiel ein goldener Liebespfeil
Ihm wunderbar auf die Naſe.
„Dank!“ ſtammelt er, „heilige Venus, Dank!“
Sang ein Te Deam laudamus, und ſprang
Nach ſeinem Pallaſt' in Extaſe.

Er tippte mit ſeinem Liebespfeil'
Als Praktikus hin und wieder.

Da ſchoß ihr (was hohes Alter verheißt)
Der Hufelandiſche Lebensgeiſt
Queckſilbern in alle Glieder.

Sie geſtikulirte vor'm nächſten Trümeau,
Entdeckte Pygmalions Nähe,
Flog zephyrlich à la Vigano hin,
Und drückte ſich feſter und feſter an ihn,
Damit er ſie nackend nicht ſähe.

Er trug die weiland ſo ſchwere Braut,
Erſtaunt, wie leicht er ſie hübe,
Auf elaſtiſche Polſter im Spiegelſaal,
Holt, ihr zum Schemel, das Piedeſtal,
Und lehrte ſie liſpeln: „Ich liebe.“

Er taufte ſie zärtlich Venuſia,
Und kopulirte ſich ſtille.
Heil, wunderſeliger Bräutigam! —
Doch kein lucindiſches Epithalam
Singt deiner Entzückungen Fülle.

* * *

Epigrammen.

1. An Piger.

In ſtetem Kreiſe fährſt und reiteſt du
Von langer Weile fort — der langen Weile zu!

2) Poveras Geſchmeid'e.

Sinds ächte Brillanten, wie Jüngferchen ſpricht,
So glaub' ich die Aechtheit des Jüngferchens nicht.

3) An Leopold.

Arztgebühr und Ehrenſold
Ziehſt du, reicher Leopold!
Nie von deinen Kranken — nein!
Immer von den Erben ein.

4) Grabſchrift.

Hier liegt ein Wunder: Ariſtocrat,
Der als Notarius, Advokat,
Finanzdirektor, Geheimerrath
Und Fürſtenliebling nichts Böſes that.

5) Aufſchluß.

Er ſpricht nach ſeiner Art
Von dir kein böſes Wort
In deiner Gegenwart,
Kein gutes, biſt du fort.

6) Pravs Schilderung.

Er iſt ein Satrap der Uebergewalt,
Iſt gegen den Staat ein feindlicher Meuter,
Ein wahrer Teufel in Menſchengeſtalt —
Aus gutem Herzen ſag' ich nicht weiter.

7) An Matthiſſon.

Freund! Uns trenne Tod allein!
Unſer Herz, das Treue hält,
Soll der ſpäten Enkelwelt
Vorbild oder Vorwurf ſeyn.

8) An Bibulus.

Du liebſt wie Damon, allein
Dein Pythias iſt der Wein.
Du giebſt ja freudig für ihn
Dein Gut und dein Leben hin;
Doch unterlaſſ' ich die Bitte:
„In eurem Bunde der Dritte.“

9) An Bella.

Ich ahnt' in Dir mein Lebensglück,
Und fand die Quelle meiner Schmerzen.
Der Frühling iſt in deinem Blick;
Der Winter iſt in deinem Herzen.

10) Alexanders Bildsäule.

Wie königlich ſtolz! Wie furchtbar entſchieden!
Er ſcheint des Fatum Liebling zu ſeyn,
Und auszurufen: „die Erd' iſt mein!
Sei, Zevs, mit deinem Himmel zufrieden!

11) Dem Mahler H.

Für deine Danaë gewinneſt du gewiß
Mehr Gold, als Jupiter einſt regnen ließ.

12) Gloſſe.

Ein Nichts kann uns vernichten. Hoch und ſchön
Bleibt wohl Aeonen lang die Pyramide ſtehn.
Ach! Gottes Ebenbild und Augenmerk
Fällt ſchleuniger dahin, als Menſchenwerk.

* * *

Minnelied.

Nach Roſt Kilchherr zu Sarne.

II, 90.

O du roſenrother Mund!
Komm, erfriſche mich!
Mir iſt keine Freude kund
Ohne dich.

Beſſer wäre mir ein Sterben,
Als lebendig ſo verderben.
Keiner auf dem Erdenrund
Liebekrankt wie ich.
O du roſenrother Mund!
Komm, erfriſche mich!

Leiden will ich unverzagt.
Endlich wirſt du mein,
Ob es nachtet oder tagt,
Denk' ich dein.
Ich vertraue deiner Güte,
Die vor Unheil mich behüte!
Sorgen und Gewölk verjagt
Güt' und Sonnenſchein.
Leiden will ich unverzagt;
Endlich wirſt du mein!

2.

Proben aus einem Epiſch-Romantiſchen Gedicht, Cyane, in zehn Geſängen.

Die Kühnheit, jetzt, wo der Sinn für Poeſie faſt überall erloſchen zu ſeyn ſcheint, und wo das un-

erträgliche Geschrei der tausend angeblichen Kunstjünger, anstatt ihn wieder zu erwecken, jedes feiner fühlende Herz von dem lieblichen Haine der Musen zurückschreckt, mit einem Episch-romantischen Gedicht aufzutreten, ohne einen berühmten Namen zu haben, läßt sich bloß damit entschuldigen, daß immer noch ein kleines Häuflein gebildeter und für alles Schöne innig glühender Herzen, dem Dichter, der den wahren Musen opfert, süßen Lohn durch ihre freundliche Theilnahme verspricht, und daß selbst, wenn keine gleichgestimmte Seele seinen Tönen lauschen sollte, es ihm eignes Bedürfniß war, sein Lied zu singen. Und so lege ich denn dem lesenden Publiko hier Proben aus einem Gedicht vor, das beinahe fünf Jahre hindurch die schönsten Stunden meiner Muße ausfüllte, und das künftig selbst bekunden mag, ob es sein Entstehen ächtem Dichtergeist verdankt oder nicht.

Liebe (so oft sie auch schon glücklich oder unglücklich besungen worden ist) jene reine ewige Liebe, die in dem erwachenden Herzen längst schon mit Tönen der Sehnsucht anspricht, ehe noch die verwandten Seelen sich berühren, die, durch alle Prüfungen des Schicksals und des eignen Herzens bewährt, ihren hohen göttlichen Ursprung bekündet, ist der Gegen-

ſtand des Gedichts, deſſen Maſchinerie ſich nur leicht auf diejenigen Lehren des Katholicismus ſtützt, die dem Herzen und jeder veredelten Phantaſie freundlich zuſprechen.

Romuald, ein edler Genueſer Jüngling aus vornehmen Stamme, der ſich im Türkenkriege unter Eugen einen Namen erworben und viel zur Eroberung von Belgrad beigetragen hat, wird vom Senat von Genua an die Spitze eines Heeres geſtellt, das die rebelliſchen Corſen, die unter der Anführung eines wackern Feldherrn, Graf Ottolis, ſich faſt gänzlich der Genueſiſchen Herrſchaft zu entziehen drohen, beſiegen ſoll. In einer faſt ſchon gewonnenen Schlacht gegen Ottoli wird Romuald gefährlich verwundet, gefangen und in ein ſeitwärts gelegnes Schloß des Grafen Ottoli gebracht, wo er ſehr freundlich aufgenommen, und von Ottolis liebenswürdiger Tochter, Cyane, aufs zärtlichſte verpflegt wird. Während ſeiner Geneſung entſteht bei ihnen beiden die feurigſte Liebe, welche jedoch keins dem andern zu verrathen wagt, und über welche Romuald, der alle mögliche Freiheit als Gefangener genießt, in ſtille Melancholie verſinkt.

Die Entdeckung ihrer gegenſeitigen Leidenſchaft

enthält die Scene, welche hier als Probe mitgetheilt wird: Romuald, der in einer schönen Sommernacht einsam und schwermüthig den weiten Park des Schlosses durchwandelt, fühlt sich durch die Töne einer Guitarre mit magischer Kraft angezogen, die aus einem Gehölz ihm entgegenbeben, wo Cyane sich im Schooß der Einsamkeit ganz ihrer Liebe und ihrem Gefühl ergiebt.

So viel zur Einleitung in die jetzt folgenden Stanzen des Gedichts.

* * *

Cyane.

III. Gesang.

St. 90.

Ein schönes Plätzchen, wo sich am Forellenweiher
Von trauernder Cypressen Grün umbebt,
Die Laube von Jasmin erhebt,
Empfängt des schönsten Herzens stille Feyer.
Hier, wo sich nur allein mit ihrer Brust Gefühl
Das holde Mädchen wähnt, ergießet in die Stille
Die Sorgenlose der Empfindung Fülle
Zu der Guitarre sanftem Spiel.

hätte — daß er keine Kinder hätte! „Weib, „Kinder zu verliehren iſt unleidlich, ſagt er, und „wird noch unerträglicher durch den Gedanken, „daß es ja nur bey uns ſtund, keine Kinder zu „zeugen, keine Frau zu nehmen.“ — Sie ſehen, dieſer Admet bleibt ſich immer gleich; immer iſt es ihm nur um ſich ſelbſt zu thun. Einem zärtlichen Herzen würde ſelbſt in der höchſten Wuth der Schmerzen, der Wunſch, den er thut, unmöglich ſeyn. Freylich iſt alles, was er ſagt, Natur; aber platte, rohe oſtadiſche Natur! Und laſſen Sie uns die Schuld davon nicht auf die Griechen, nicht auf die Einfalt ſeines Zeitalters ſchieben, wie Brümoy gethan hat. Aeſchylus und Sophokles waren auch Griechen! Und iſt nicht Euripides ſelbſt, wenn er will, ein beynahe eben ſo groſſer Schöpfer idealiſcher Formen, als jene?

So wie Admet fertig iſt, fängt der Chor ſeine Antiſtrophe an, und Admet antiphoniert jeder Zeile des Chors wieder ſein voriges Aeh, äh! He, he! Pheu, pheu! und o Weh mir, Weh mir! — Nehmen Sie izt noch an, daß die Muſik der Griechen nichts beſſers geweſen ſey, als was Meibomius daraus macht, und ſtellen Sie ſich dann vor, was dieſe Strophe und Antiſtrophe für eine Würkung gethan haben mag!

Ich hätte in dem Reſt dieſes Acts noch Stoff genug zu Anmerkungen, aber ich beſorge, Sie und Ihre Mitleſer zu ermüden. Genug, Sie

91.

Durch Sträuche, die ihn freundlich ihr verſtecken,
Naht Romuald mit leiſen Tritten ſchon
Zu des Geſanges Silberton,
Beſorgt, die Theure nicht aus ſüßem Traum zu wecken.
Des Mundes Flötenlaute ſind verhallt,
Doch zärtlich lockt die liebliche Geſtalt
Noch Zaubertöne aus den ſchwachen Saiten,
In denen Lieb' und Wehmuth wechſelnd ſtreiten.

92.

Wie er dem Klange lauſcht, der lieblich ihn umſchallt!
Kaum wagt er es zu athmen, kaum entfliehn
Den Lippen Seufzer, die mit zärtlicher Gewalt
Die Töne der erweichten Bruſt entziehen.
Bald fließt der Strom der Harmonieen,
Wie Glockenklang an einer offnen Gruft,
Bald feurig, wie durchs blaue Meer der Luft
Des Frühlings Haingeſang zu der Natur Entblühen.

93.

Und horch! indem in banges Wehgefühl
Die ſtreitenden Akkorde ſich ergießen,
Und um die Seele noch mit leiſer Trauer fließen,
Verſtummt das ſanfte Saitenſpiel.

Und als ſich bald darauf mit mädchenhaftem Beben
Noch einmal ſeine zarten Töne heben,
Durchflötet leis die ſtille Nacht
Des Liedes hohe Zaubermacht.

„Deine Wange bleich und hager,
„Ausgelöſcht durch Thränenfluthen
„Deines Auges Feuergluthen,
„Bricht die Liebe dieſes Herz?
„Lächelt, ſanfter Lautenſchlager
„Deinen thränenſchweren Blicken
„Nie ihr ſeeliges Entzücken
„Nur ihr bleicher Todesſchmerz?“

„Still', o ſtille, lieber Frager!
„Soll dies tiefverhaltne Sehnen
„Düſter in das Leben tönen?
„Laß, o laß mir meinen Schmerz!
„Dieſe Wange bleich und hager,
„Dieſes Auge matt und trübe,
„Ach! es welkt dem Hauch der Liebe,
„Ihrem Hauche welkt dies Herz.“

„Fremdling von der fernen Küſte,
„Mit dem engelreinen Herzen,
„Mit der Sprache ſüßer Schmerzen.

„Fremdling, ach! wie biſt du ſchön!
„Biſt du durch die Waſſerwüſte,
„Durch des Meeres wilde Wogen
„Triumphirend nur geflogen,
„Brechend dieſes Herz zu ſehn?

„Fremdling, deine Thränen ſprechen,
„Deiner Sprache leiſes Beben.
„Bang und düſter zieht das Leben
„Ueber deinen Himmel ſich.
„Soll dies Herz, ach! ſoll es brechen,
„Möcht' es noch an deinem ſchlagen!
„Möcht' es ſterbend noch dir ſagen:
„Romuald, wie lieb' — — —

94.

Und eh der ſüße Laut den Lippen ganz enteilt,
Liegt, vom Entzückungstaumel hingeriſſen,
Der heiße Jüngling zu Cyanens Füſſen,
Die tödlich halb erſchreckt, halb freudig kaum verweilt.
Da ſchwingt die Lieb' ihr göttliches Gefieder
Um die entzückten Zwey; ſich ſelber kaum bewußt,
Beugt ſich Cyane auf den Jüngling nieder,
Und drückt ihn an die Lieb' entglühte Bruſt.

95.

Der Glückliche, er küßt von ihrem Munde
Der Sprache ſchönſten Edelſtein;
Da weiht der Liebe Hand zum ew'gen Himmelsbunde
Die ſeelgen reinen Herzen ein.
O Muſe, fliehe du am engelſchönen Bilde,
Das Pinſel nicht, und Sprache nicht erreicht,
Wie Zephyrs ſanftes Säuſeln leicht
Vorbei, und nimm den Flug in irrdiſche Gefilde!

96.

Kaum hat Cyanens Mund der Liebe Göttergeiſt
Das ſeelige Geſtändniß abgerungen,
Als ſie, von holder Mägdlichkeit durchdrungen,
Sich aus dem Arm des ſeelgen Jünglings reißt.
Ihr zärtlich Herz, es hat ſich ihm entfaltet,
Es ſchwelgt im hohen Glück, von ihm geliebt zu ſeyn,
Doch, voll von Seeligkeit, entſchwindet ſie im Hain,
Wo nächtlich Einſamkeit und Stille waltet.

97.

Ein ſeel'ger Engel, der im beſſern Leben,
Wohin des Todes ſanfte Hand ihn trägt,
Zum erſtenmal den Aetherſittig regt,
Steht Romuald; wie Geiſterſtimmen ſchweben

Die ſüßen Laute immer noch um ihn,
Entführt' ein Gott ihn ſchon der Erde Raume?
Iſt's auch gewiß, daß nicht im ſchönen Traume
Ihm Schatten nur vorüberziehn?

98.

So winkt dem Schiffer, der auf Schiffbruchtrümmern
Sich aus dem Schooß der blauen Wogen wandt,
Sanft, wie der Abendſtern mit bleichem Schimmern
Auf Gräbern weilt, bei Nacht ein fremder Strand.
Doch ach! wird hier ein Herz für ihn ſich liebend regen,
Auf fremder Küſte, die er nie gekannt?
Da ſieh! es tritt auf ſüßem Heimathland
Die Gattin, die geliebte, ihm entgegen.

F. W.

IV.

Nachträge zu der Adelungſchen Nachricht von einem altteutſchen Gedicht über das Schachſpiel.

Im erſten Stücke ſeiner Beiträge zur Kritiſchen Bearbeitung unbenutzter alter Handſchriften und Urkunden (Braunſchweig, 1802, gr. 8.) gab der Herr Hofrath Bruns Nachricht und Auszug von der im J. 1483 zu Augsburg gedruckten proſaiſchen Ueberſetzung des Buchs vom Schachzabel-Spiel *), deſſen lateiniſche Urſchrift den Jakob de Ceſſolis zum Verfaſſer hat. Im zweiten Stücke jener Beiträge (S. 169.) theilte ich darüber noch einige Bemerkungen mit, die ſich vornehmlich auf die Vergleichung mit einer mir eignen Handſchrift dieſer Ueberſetzung bezogen. Zugleich verſprach ich eine umſtändlichere literariſche Abhandlung über dies, in ſeiner Art, und beſonders ſeiner ehedem ſo großen Gang-

*) Für manchen Leſer möchte die Erklärung nicht überflüſſig ſeyn, daß Schachzabel, oft auch Schafzabel und Schachzagel geſchrieben, ſo viel als Schachtafel oder Schachbrett bedeute.

barkeit wegen, merkwürdige Buch, die vornehmlich die gereimte deutsche Uebersetzung, oder vielmehr Umschreibung, desselben betreffen sollte, von welcher mir eine Handschrift aus der Herzogl. Wolfenbüttelschen Bibliothek zur Hand war.

Diese Abhandlung habe ich seitdem wirklich vollendet; jetzt aber, da ich im diesjährigen neunten Stücke des Neuen Teutschen Merkurs fast Alles erschöpft und zum Theil noch genauer erörtert finde, was ich in dieser Absicht gesammlet und beschrieben hatte, leg' ich meine Arbeit gern zurück, und begnüge mich, den Lesern jener Zeitschrift theils einige literarische Erinnerungen über die vorausgeschickte Einleitung des Hrn. Hofraths Adelung, theils eine kurze Nachricht von einem zweiten alten Gedichte dieses Inhalts vorzulegen.

Die von Panzer in den Annalen der ältern teutschen Literatur S. 96 f. beschriebene Ausgabe einer teutschen Uebersetzung v. J. 1477 ist gewiß eine prosaische. Bei einer genauern Ansicht des Artikels wird Hr. A. finden: daß das, was P. von einer gereimten Uebersetzung und von einem Gedichte sagt, sich theils auf Leigh's Irrthum in der Angabe des Verfassers, theils auf das von Suhl nachgewie-

gewieſene niederſächſiſche Gedicht, nicht aber auf die beſchriebne Ausgabe beziehe. Das gilt auch von der Ausgabe von 1483, über welche Hr. Bruns bemerkt, daß der Text mit jener ältern wörtlich zuſammenſtimme, wie ſich das auch aus den Auszügen der letztern ergiebt, die Hr. Nachtigal im Junius der Teutſchen Monatsſchrift v. J. 1797 mitgetheilt hat.

Schwerlich möchte die gereimte Ueberſetzung älter ſeyn, als die in Proſe; und die Handſchriften von dieſer geben zum Theil an Alter denen von dieſer nicht nach; ob wir gleich von ihr das Jahr der Verfertigung beſtimmter wiſſen. Denn die Jahrzahl 1337 iſt wohl gewiß hievon, nicht von der Abſchrift zu verſtehen; und es läßt ſich alſo daraus nicht die von dem jüngern Hrn. Adelung gezogne Folgerung machen, daß die von ihm zuletzt beſchriebene Handſchrift um 28 Jahr älter ſey, als die ehedem gleichfalls von ihm rezenſirte Vatikaniſche, in welcher die Jahrzahl 1365 offenbar die Zeit der Abſchrift angiebt. Von der, auch von Leſſing in den Kollektaneen erwähnten Wolfenbüttelſchen Handſchrift bemerke ich nur, daß ſie in kleinerm Folio auf ſtarkem Papier mit ziemlich kleinen und deutlichen Zügen in zwei Kolumnen geſchrieben iſt, und aus 133 Blättern beſteht. Sie ſchließt aber

mit den Verſen, die dem Rättersche oder Räthſel unmittelbar vorangehen, woraus der jüngere Hr. A. den Namen des Reimers entziffert und beſtätigt hat. Uebrigens beſaß auch v. Uffenbach eine Handſchrift dieſes alten Gedichts, wovon man in ſeinem größern Katalog (IV. S. 249.) Proben und Inhaltsanzeige findet.

Von der lateiniſchen Urſchrift iſt, ſo viel man bis jetzt weiß, die Mailändiſche Ausgabe von 1479 die älteſte; und ſo hat der erſte Abdruck der, vermuthlich aus einer Handſchrift genommenen, proſaiſchen teutſchen Ueberſetzung ein um zwei Jahre höheres Alter. Aber früher noch, nämlich ſchon im J. 1472, erſchien ein in mancher Hinſicht merkwürdiges Buch, Das guldin ſpil,*) worin ein gewiſſer Meiſter Ingold, der gleichfalls Dominikaner war, ſieben Spiele auf die ſieben Hauptſünden moraliſch anwendet. Was im erſten Abſchnitte dieſes Buchs über das Schachſpiel geſagt wird, iſt größtentheils nichts weiter, als ein Auszug aus der Schrift des Jakob von Ceſſoles; und dies geſteht auch der Verfaſſer ſelbſt.

*) S. Panzer's Annalen, S. 65; und Zapf's Augsburgs Buchdruckergeſchichte, S. 18.

Von den Italieniſchen Ueberſetzungen iſt vielleicht die von Fontanini nachgewieſene, Florenz, 1493, 4. der älteſte Druck. Eine ſpätere, die ich vor mir habe, erſchien zu Venedig, 1534, 8. — Von der Franzöſiſchen Ueberſ. des Duvignay, oder, wie er ſich ſelbſt ſchreibt, Frère Jehan de Vignay, findet ſich auch zu Wolfenbüttel eine Handſchrift auf Pergament, in Quart, von 105 Blättern. Von ihm hat man auch Ueberſetzungen der bekannten goldnen Legende, und des hiſtoriſchen Spiegels von Vincent de Beauvais. Er ſowohl, als der zweite Dolmetſcher, Jean Feron oder Ferron, lebten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Bei der von Marchand nachgewieſenen Ausg. von 1504, die aber vielleicht nicht die erſte war, iſt der Ueberſetzer nicht genannt. — Ohne zu wiſſen, daß eine Franzöſiſche Handſchrift oder Ausgabe dieſes Buchs nicht die Urſchrift ſey, verfertigte daraus der erſte Buchdrucker in England, William Caxton, eine Engliſche Ueberſetzung, und druckte ſie im J. 1474. Fol. Auch hatte Thomas Occleve ſchon früher den lateiniſchen Text in einem nie gedruckten altengliſchen Gedichte benutzt und umſchrieben. *) — Eine Holländiſche Ueberſetzung erſchien zu Delft, 1483, 4.

*) S. *Warton's* Hiſtory of Engliſh Poetry, Vol. II, p. 39.

haben gesehen, wie Euripides seinen dritten und vierten Act ausgefüllt hat. Erlauben Sie mir nun auch, daß ich Ihnen mit zwey Worten sage, wie ich mir das Problem aufgelöst habe.

Admet kan, nachdem Alceste nicht mehr ist, dem Zuschauer durch nichts erträglich werden, als durch die **Wahrheit** und **Heftigkeit** seines Schmerzens. Und warum nur erträglich? Um uns zu **rühren**, muß er sogar **liebenswürdig** werden. Und sollte dies nicht zu bewerkstelligen seyn?

Alles kömmt hier auf die Beobachtung der natürlichen Abstufung des Affects an. Der erste Schlag betäubt ihn — Was könnte er in dem Augenblick, da Alceste stirbt, erträgliches sagen? Zu Boden muß er sinken. **Parthenia** kan rasen, kan mit den Göttern rechten; ihr steht ein ungeduldiger Schmerz an — aber der höchste Grad mußte für Admeten aufbehalten werden. Endlich erwacht er aus seiner Betäubung, und nun ist der erste Ausbruch seiner Schmerzen **Verzweiflung**.

Dies ist keine Leidenschaft, die man uns unmittelbar vor die Augen stellen darf — das Gesetz des **Schönen** ist für alle schönen Künste ein Grundgesetz, das keine Ausnahme leidet; und wie könnte man wüthende Verzweiflung schön mahlen? — Aber Parthenia muß dem unverhoft angekommnen Herkules den erbarmenswerthen Zustand seines Freundes vormahlen! Und o!

mein

Das Zeitalter des von Hrn. Adelung beſchriebenen Teutſchen Gedichts und ſeines Verfaſſers wird auch dadurch beſtätigt, daß dieſer in dem Kapitel von dem fünften venden eines Arztes, Bernardus von Gardonio dankbar erwähnt, der ihn zu Montpellier von einer gefährlichen Krankheit geheilt habe, nun aber leider todt ſey. Dieſer Arzt lebte im dreizehnten Jahrhunderte, und ſoll um 1305 geſtorben ſeyn. *)

Es giebt noch ein zweites altteutſches Gedicht über das Schachſpiel, in niederſächſiſcher Mundart, wovon die Schrift Jakob's de Ceſſolis gleichfalls die Grundlage war; wahrſcheinlich nicht ſo alt, aber nicht minder merkwürdig, als das von Hrn. Adelung beſchriebene oberteutſche. Der Abdruck deſſelben mag ſehr ſelten ſeyn; wenigſtens iſt mir davon nur die einzige kurze Nachweiſung bekannt, welche der Hr. Aſſeſſor Suhl in dem von Geßner angefangenen Verzeichniſſe der vor 1500 gedruckten auf der öffentlichen Bibliothek zu Lübeck befindlichen

*) S. *Fabricii* Biblioth. Lat. Med. et Inf. Act. T. II, p. 629.

Schriften davon gegeben hat. *) Eine kurze Nachricht von dem Aeußern des ohne Jahrzahl und Angabe des Orts in kl. 4. gedruckten Buchs will ich hier vorangehen laſſen, und dann von dem Gedichte ſelbſt eine nähere Beſchreibung mittheilen, wobei ich das nämliche Exemplar der Lübecker Büchersammlung vor mir habe.

Den größten Theil der erſten Titelſeite füllt ein Holzſchnitt, auf welchem zwei Löwen ein Schachbrett halten. Ueber und unter demſelben ſteht:

Van dogheden vnde van guden zeden ſecht dyt boek
Wol dat vaken ouerleſt de wert ok des ſchaek-ſpeles Klok.

Auf der Rückſeite dieſes Titels findet man wieder einen Holzſchnitt, der einen auf dem Throne ſitzenden König mit Scepter und Reichsapfel abbildet, und darunter:

*) Lübeck, 1782, 4. S. 17. — Auf eben dieſe Anzeige beruft ſich Breitkopf in ſeinem Verſuch über die Erfindung der Spielkarten, S. 115; Panzer, in den Annalen, S. 97; und Kinderling in ſeiner Geſch. der Niederſächſ. Sprache, S. 361.

In deſſemen Boeke vynt man beſchreeven wo man
ſchall theen dat ſchaektafelen ſpel mit velen exempelen

Sodann folgt auf vier Blättern ein Verzeichniß der Bücher und Kapitel; das Uebrige beträgt 115 Blätter, mit mehrern Holzſchnitten zu Anfange der Abſchnitte verſehen, die im vierten Buche, der Rekapitulation der vorigen, wiederholt ſind. Es beginnt mit folgender Ueberſchrift:

Dyt is dat ſchakſpil to dude
Dar hebbet na vraget vele lude
De dat wil leren ſpelen vnde then
De ſchal dyt Boek auerſeen.

Auf der letzten Rückſeite ſteht noch ein Holzſchnitt, eine männliche Figur mit einer aufgeſperrten Scheere in der rechten, und einem mit der linken Hand an der linken Hüfte gehaltenen Beile, wobei die Unterſchrift:

Deſſe Figure horet to deme ſpele nicht.

An innerm Gehalte gebührt dieſem niederſächſiſchen Gedichte kein geringer Vorzug vor dem ober-

deutſchen. Es hält ſich zwar genauer an die lateiniſche Urſchrift, iſt aber bei weitem nicht ſo gedankenleer und weitſchweifig, auch in den eingewebten Lehren und Erzählungen weit kürzer und weniger ermüdend. Der Zweck und Inhalt des Ganzen wird, bald nach der Anrufung göttlicher Hülfe, ſo angekündigt:

Schaktafelen is dat ſpyl ghenant
Ridderen vrouwen wol bekant
Papen leyen vnde menghen heren
De dat mit eren moghen hanteren
Vnde nach des ſpeles manere
Setten ere lant to rechter kere.
Dat boek ſchal weſen en boek der ſede
Vnde ok der guden werke mede
Den eddelen luden dat wol mach temen
Dat ſpyl vnde dar by merke nemen
Wo dat ſe ſchicken vnde raden laten
Mit wyſheit ere vnderſaten
To dem erſten male louet des my
So wil ik berichten dy
Vnder welken koninghe ſy ghevunden
Dat ſulue ſpil ten erſten ſtunden
Dar na ſo wil ik vore bas
Schriuen wer de vinder was
Dar na bedudet mit der vart
Worumme dyt ſpil ghevunden wart.

Der erſte Abſchnitt, Van dem anbeginne deſſes bokes überſchrieben, fängt mit einer Zueignung an:

Dit is des bokes anbegnin
God gheve my al ſulken ſyn
Dat ik my ſuluen alſo dwinghe
Dat ik dyt boek vullen bringhe
Beyde to louen vnde to eren
Mime leuen werden heren
Van darpte dem vorſten her Johanne
Enem biſchoppe vnde enem manne
Van wyſheyt vnde van dogheten rike
Alſo dat betueghet al ghelike
Sin name de iohannes iſt
Godes gnade al ſunder liſt
Van vyffhuſen al dar by
Dat he vullenkomen ſy.

Wahrſcheinlich alſo hieß dieſer Mäcen unſers Reimers Johann von Fünfhauſen, und war Biſchof zu Dorpt oder Dorpat in Liefland, wo vom dreizehnten bis nach der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts der Sitz eines Biſchofs war. Durch eine weitere Nachſuchung hierüber ließe ſich vielleicht das Alter unſers Gedichts noch genauer beſtimmen. Von alten nie-

derdeutſchen Gedichten, in Liefland verfertigt, beſitze ich ſelbſt einige in Handſchriften.

Von der Erzählungsart mag folgende Probe einen Begriff geben:

En exempel dat en heere leeth ſin hus dale breken van othmödigheyt. *)

To rome was en de het publius
De leet van ſtene maken en hues
Dat was grot vnde lanck
Vnde wyt was ſin vmme ganck
Do dat hues ghemaket was
Blanck vorgleyſuret allo eyn glas
He ſach de anderen huſe vordrucket
Vnde ſin hues hoghe vppe rucket
Vnde ſach ſinner druppen valle
Komen vppe de anderen alle
He ſprack id were vil grot vnere
Dat myn caſtel hoeger were

*) D. i. ein Beiſpiel von einem Herrn, der ſein Haus aus Leutſeligkeit niederbrechen ließ. Othmödig iſt ein in der Niederſächſiſchen und Holländiſchen Umgangsſprache noch gebräuchliches Wort für ſanftmüthig, leutſelig, herablaſſend; auch als Adverbium, allmälig, ſanft.

Den ik de anderen huſe ſee
Tys recht dat ik des ſulnen ghee
To hant leet he ſinen homoet gliden
Vnde leet ſines huſes tynnen aff ſniden
Aldus blauen al ghelike
Beyde ârm vnde rike
In eren woningen beſeten
Dit biſpel ſcheltu nicht vorgheten
Jo du othmodiger biſt
Jo dyn ere groter iſt.

Der Schluß des Gedichts lautet ſo:

Hir gheyt vth gkemaket to dude
Dat ſchakſpil der edelen lude
Des Bokes dichter het ſtephan
God helpe ene vppe des hemmels plan
Da gheſche vns allen ſamen
In godes namen Amen.

God hebbe löf dyt Boek van dem ſchakſpele heft enen ende dat dore ghetogen is' mit wennighen guden korten exempeln dar ſik eyn miniche ane beteren mach.

Leſſing erwähnt an zwei Orten *) einer Wol-

*) Kollektaneen zur Literatur, II. 333. Leben, III. 99.

fenbüttelſchen Handſchrift von dem Buche Jakob's von Ceſſoles in teutſcher Proſe, die er für eine Arbeit Stephan's Flach von Dünkelſpühel hielt. Am Schluß dieſer vor mir liegenden Handſchrift ſtehn nämlich die Worte: Vnd hat geſchriben Stephanus Flach von Dinkelſpühel ein armer williger diener zu allen Zeiten. Es kann ſeyn, daß dieſer Name nur den Abſchreiber andeutet; möglich aber, daß er auch der Urheber jener proſaiſchen Ueberſetzung war, die, bis auf einige geringe Abweichungen mit dem älteſten Drucke von 1477 übereinſtimmt; und daß auch er in den angeführten Schlußverſen des niederteutſchen Gedichts unter dem Stephan gemeint ſey, deſſen Proſe unſer Reimer vor ſich hatte. In dieſem Falle würde dann Dichter nur ſo viel als Verfaſſer bedeuten. Uebrigens wird das Jahr 1413 als die Entſtehungszeit jener Handſchrift angegeben.

Eſchenburg.

V.

Etwas über das hohe Lebensalter der Patriarchen.

Ein Bruchstück.

Hufeland*) glaubt, meines Erachtens mit Recht, daß das hohe Lebensalter der Patriarchen der künstlichen Berechnungen von Mondsjahren und dergleichen nicht bedürfe, und nimmt an: es seyen ordentliche Sonnenjahre gewesen. Diese Vermuthung scheint mir um so wahrscheinlicher zu seyn — denn wer wird hier mehr suchen? — wenn man bedenkt, daß jene Geschichtschreiber, doch nur entweder der Tradition — aufbehalten in Volksliedern und Sagen über die Vorzeit — oder wenigen Denkmälern des grausten Alterthums folgen konnten. Die Untrüglichkeit dieser Geschichtschreiber also vorausgesetzt, erwäge man zur Bestätigung obiger Meinung folgende Punkte.

Die uralte, dürftige Menschengeschichte übergeht oder überspringt das Gewöhnliche, bindet sich nicht

*) In seinem vielgelesenen Buche über die Verlängerung des menschlichen Lebens.

an den allmähligen Fluß der Zeit, bemerkt nicht, weder das ſtuffenweiſe Hinaufſteigen, noch das ſtuffenweiſe Herabſinken in der menſchlichen Kultur; fixirt nur wenige ihr außerordentlich ſcheinende Ereigniſſe, meiſtens ohne alle Zeitbeſtimmung, die auch nicht wohl möglich iſt — und hält ſich bloß und allein an auffallend merkwürdige Dinge — Dinge, die gewöhnlich ſeyn würden, wenn ſie der Geſchichtſchreiber mit dem Gegenwärtigen nicht in einem ſo großen Kontraſt erblickte. Dieſe laſſen uns öfters einen Blick der Wahrſcheinlichkeit auf die übrige Beſchaffenheit des damaligen Menſchen werfen, oder gewähren uns doch lehrreiche Folgerungen, die ganz anders ausfallen, als ſie der ausmalende Sinn der Mythe uns darſtellen wollte. So bemerkt unter andern die Moſaiſche Urgeſchichte in der Kindheit des Menſchen ſein außerordentlich hohes Alter, das mir nach folgender Betrachtung nicht übertrieben zu ſeyn ſcheint, zumal da Hufeland noch jetzt in der Anlage des menſchlichen Körpers dieſes ferne Ziel für erreichbar hält.

So lange die erſten Menſchen in ihrer kindiſchen Einfalt und Einfachheit lebend, ihrem vollkommnen reinen, thieriſchen Inſtinkt gehorchen mußten — in ihrer damaligen Kultur vielleicht die einzige Gränze der Luſt — ſo lange nur aßen ſie, die ihrer phyſiſchen

mein Freund, welch ein Gemählde hat unser Schweizer aus dieser so simpeln, aber so schrecklichen Arie gemacht!

Er flucht dem Tageslicht
In seinem Schmerz;
Sein bloßer Anblick bricht
Ein fühlend Herz!
Ihm Trost zu geben sönd
Ein Gott zu schwehr.
Er hört mit tauben Ohr
Der Freundschaft Stimmen
Starrt zum Olymp empor
In stillem Grimme,
Kennt sinnlos weder Furcht
Noch Hofnung mehr!

So muß dem Manne zu Muthe seyn, der nur eben eine Alceste verlohren hat! Das Gemählde ist entsetzlich; aber der Zuschauer ist durch die Dazwischenkunft eines Halbgottes vorbereitet, es zu ertragen. Admet verzweifelt; aber wir fangen wieder an zu hoffen — Eine geheime Ahndung, daß der Held, dessen hohe Empfindungen unsre Seele über sich selbst erhuben, nicht vergebens gekommen sey, mischt sich in [illegible] setzen, womit uns Parthenias Gemählde erfüllt. Die herzerhöhenden Töne:

O Tugend, für die ich alles thu', für die ich
alles wage,

wieder.

Beſchaffenheit allein angemeſſene — wenige und einfache *) Lebensmittel, und konnten mithin eigentlich niemals krank werden, weil ihr reiner Inſtinkt alles Schädliche und Ueberflüſſige durchaus verſchmähte. Mit einem ſolchen ihnen genügenden Leiter mußte der allgütige Schöpfer den noch ganz unverſtändigen Menſchen begaben, ſollte er anders nicht in wenigen Augenblicken nach dem ſchöpferiſchen Werde — wieder in den Staub zurückſinken. So ausgerüſtet lebten die erſten Menſchen mitten unter den Thieren, denen ſie vermuthlich an Gelenkſamkeit und körperlicher Stärke weit überlegen waren, lange Zeit, ohne daß ſie nur etwas, der noch in tiefem Schlummer liegenden göttlichen Vernunft, Gehör geben konnten.

Allein plötzlich verändert ſich alles! Eine große Waſſerfluth (oder eine andere Revolution des Erdbodens) vertreibt ſie aus ihren Hütten, aus einer reizenden Gegend — in ungewohnte, öde Gefilde; ſie ſuchen ihre Rettung auf den nächſten Bergen. Von den gewöhnlichen Lebensmitteln völlig entblößt, fühlen ſie hier in dieſer Lage das erſtemal die Qualen des Hungers — und — Noth bricht Eiſen — verſu-

*) Man denke hier an die Berichte der Reiſebeſchreiber über die ſo einfache Lebensart der Wilden.

chen wider ihren Instinkt zum erstenmal andere Lebensmittel als bisher. Revolutionen und Leiden sollten nach der Bestimmung des Schöpfers den Menschen gleich Anfangs zum Menschen machen. Einmal war die bisherige Unverletzbarkeit des Instinkts in der Noth übertretten, das andere und das drittemal kostete es ihnen schon nicht mehr soviel Ueberwindung; dadurch nun fieng das Licht des Geistes — ihr Verstand allmählig an zu dämmern; sie fiengen an die Reinheit ihres Instinktes zu bezweiffeln, verließen nach und nach seine Spur — wagten — und wagten — und fielen oft, und büßten es nur zu bald durch ein allmähliges Erschlaffen ihrer Stärke. Bis sie sich endlich und endlich nach langen Zeiten durch noch härtere Erfahrungen bildeten — und den Anfang — die erste Stuffe des menschlichen Daseyns erstiegen.

Diese widrigen Schicksale mußten nothwendig einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Dauer ihres Lebens äußern, und allerlei Krankheiten und Gebrechen herbeiführen, die um so plötzlicher *) lebens-

*) Dadurch scheint mir die schnelle Abnahme des menschlichen Alters weit nicht so unbegreiflich zu seyn, und der Gründe nicht zu bedürfen, welche diese Abnahme erklären sollten.

verkürzend für ſie ſeyn und werden mußten, als ſie für jetzt noch aller Gegenmittel beraubt waren. Allein es konnte nicht wohl anders gehen, nach der urſprünglichen Beſtimmung des Menſchen, der Leib mußte gleichſam erſterben, damit der Geiſt ſein wahres Leben erhielte; und wie im Anfang, ſo auch im Fortgang — Leiden wurden die erſte Schule aller Erfindungen. Was aber durch das Erſterben des Körpers der Geiſt einſt gewann — das giebt ihm nun der Geiſt wieder zweifach zurück, und wird es ihm gewiß immer mehrfach zurückgeben, je höher die Geiſteskultur ſteigt, die allein den menſchlichen Körper vor der Entartung bewahren kann, die in unſern Zeiten ſo lebensverkürzend geworden iſt. Welch eine ſchöne Hoffnung geht nicht aus dieſer kurzen Betrachtung für die mögliche Verlängerung des menſchlichen Lebens hervor! **)

Broggingen.

W. J. Albrecht.

*) Man denke dabei unter andern nur an die Entdeckung der Kuhpocken.

VI.

Maleriſche Anſichten und Proſpekte. *)

Noch ſind nur wenige Stunden vorüber, daß ich von einer Wanderung in eines der reizendſten Thäler unſers Teutſchen Vaterlandes zurückkehrte, und nun befinde ich mich in einer engen, unfreundlichen Stadt eingeengt. Kaum können Sie es ahnden, welch ſchmerzliche Gefühle ſich meiner bemächtigen, wenn ich nach dem Genuſſe eines ſchönen Abends, den ich in einer ſchönen Gegend hinbrachte, mich, der ich von erſter Jugend an gewöhnt war, die ſchöne Jahrszeit in Gottes freier Luft durchzuleben, zwiſchen Häuſern, ſeyen ſie auch die

*) Der Verfaſſer, dem das jetzt ſo fröhlich aufblühende Ulm ſo manches ſchuldig iſt, für welches doch erſt die Enkel danken werden, weiß bei ſeinem geſchäftsvollen Amtskreiſe noch immer einige Muße für Kunſt und Künſtlerleben zu erobern, wozu die Liebe ihm gleichſam angeſtammt iſt. Der oben ſtehende Aufſatz iſt die Frucht eines Spazierganges in das nahe bei Ulm gelegene Blau-Thal, das unſere Leſer ſchon aus einem ausführlichen Aufſatze über Ulm und deſſen Umgebungen von eben dieſem Verfaſſer in der Zeitung für die elegante Welt kennen. B.

ſchönſten, eingepreßt ſinde, ich werde wehmüthig, und nur mit Gewalt bekämpfe ich oft den in mir aufwallenden Mißmuth.

In einer Stimmung der Art befand ich mich noch vor einigen Stunden, als ich etwas ermüdet von meiner Wanderung den Stab aus den Händen legte, jetzt aber hat ſie ein wohlthätiger Schlaf gemildert, und ich empfinde lebhaft in mir das Bedürfniß mich über das, was ich erſt geſtern ſah und empfand, einem Freunde mitzutheilen — und dieſer Freund ſollen Sie ſeyn, wenn anders mein Geplauder Ihnen keine Langeweile macht.

Wie erwähnt, reizender ſah ich nicht bald ein Thal, als das, welches ich geſtern durchwanderte, voll von maleriſchen, lachenden, wilden, grotesken Partien. Immer fort läuft die Straße in dem ſchmalen Thale hin, das von beiden Seiten mit hohen Bergen, die mit alten Eichen und Buchen und maleriſchen Birken bewachſen ſind, eingeengt iſt, zwiſchen den Bäumen, mit einem jugendlichen Grün bekleidet, abſtechend das Grau der morſchen Felſen hindurch ſah oder aus ihnen hervorragte, die bald einzeln, bald in ganzen Gruppen, bald in größern, bald in kleinern Maſſen, dem Auge ſich in hundert

Formen darstellten. — Sanft, daß kaum sein Lauf bemerkbar wird, durchfließt in unzählbaren Krümmungen ein kleiner Fluß das Thal, mit niedern Ufern, so daß das Wasser die Blumen der nahen Wiesen bewässert, die in hundert Farben aus dem sanften Grün des Frühjahrs hervorragen. Ein Teppich von grünem Sammt mit bunter, prunkloser Stickerei; mit einem weißen, in das blaue übergehenden Bande schlangenförmig durchzogen. Die, nahen Felsen reflektirten sich in dem Spiegel des Flusses, und — wie es in Kleist's Frühling heißt:

Worin mit Wolken umwälzt, ein zweiter Himmel mich aufnimmt,
Wenn jener sich über mir ausspannt — —

Je tiefer das Thal wird, je mehr gewinnt es an romantischen, malerischen Partien, bis es endlich in einem Kessel endigt, in welchem neben der Quelle, aus der der Fluß, welcher das Thal durchfließt, entsteht, ein kleines Städtchen gebaut ist. Malerischer kann nicht bald eine Gegend gedacht werden, als diese: es würde mir nicht wenige Mühe kosten, wollte ich Ihnen von derselben eine Schilderung liefern, und doch würden Sie immer von allen den Gegenständen welche sie enthält, einen

ſehr unvollkommnen Begriff erhalten; wollen Sie ſich aber einige Zeit mit dem Verſprechen begnügen: ſo werde ich Ihnen eine möglichſt genaue Zeichnung von dieſer Gegend mittheilen, von welcher ich hoffe, daß Sie Ihren Erwartungen entſprechen wird.

Gegenden wie dieſe, ſind es, welche ich vorzüglich ſchätze; man kann ſie hundertmal beſuchen und doch bemerkt man immer neue Schönheiten in ihnen, ja ich glaube, daß man ihrer nie überdrüßig werden kann, gewiß wenigſtens bei weitem weniger als einer großen, weitumfaſſenden Ausſicht. Nur allzu bald ermüdet hier das Auge, der erſte Anblick iſt überraſchend aber bald ſättigend, denn nie haftet das Auge auf einen Gegenſtand, der nächſte reißt es weiter und wieder weiter, und wenn es wähnt, alles bemerkt zu haben und noch einmal das Ganze durchläuft, ſo wird doch immer nur eine höchſt oberflächliche Idee von ſolch einer Ausſicht in unſerm Gedächtniß zurück bleiben. Ich mag ſie nicht die Buen von welchen aus man hundert und mehrere Ortſchaften, eine Menge von Wäldern, Bergen, Flüſſen u. ſ. w. ſehen kann, ſie befriedigen mich nicht, ſie ſättigen mich nur, wie eine reich beladene Tafel allein bei ihrem Anblicke mir den Genuß der Speiſen ver-

virbt, da eine frugale Mahlzeit mir Genugthuung gewährt. Ich besteige jenen Berg, jene Anhöhe von welcher ich mir eine weitumfassende Aussicht verspreche, besteige jenen Kirchthurm von welchem aus ich, gleich einem Panorama die ganze Gegend um mich her liegen sehe, besteige ihn so oft bis ich mir eine geographische Kenntniß von dem ganzen Lande erworben habe, aber dann gehe ich nicht mehr hin, denn nimmer kann ich mich bereden, daß diese Aussichten einen malerischen Genuß gewähren.

Aber Gegenden, wie die sind welche ich gestern besuchte, die besuche ich oft, denn sie gewähren bei jeder neuen Beschauung neuen Genuß und immer finde ich neue Schönheiten in ihnen; immer ist bei weiten Aussichten die Gegend sich gleich: der belaubte oder der von dem Laub entblößte Baum hat wenig Einfluß auf sie, das Große und Weite gestattet nicht, auf solche kleine Gegenstände wie ein Baum, Rücksicht zu nehmen. Anders ist es hier, wo die Aussicht beschränkt ist, jeder Monat bietet neue Veränderungen dar, auch der Winter ist schön und ist auch das Ganze in den ersten Monaten des Frühjahres minder schön, so gewährt doch die Hoffnung wie schön dies alles werden wird, Genuß, und eine nur etwas lebhafte Phantasie belaubt die Bäume und

macht die Wiesen grün. Beide grünen endlich und letztere sind mit Millionen buntfarbigten Blumen bewachsen, und nur die kleine Wiese gewährt reichern Genuß, als dort die weitumfassende Aussicht. Der Schatten der Bäume gewährt mir in der Hitze des Sommers Kühlung und von dem Flusse herüber weht mir der Wind Erfrischung zu, der Herbst bemalt die Blätter der Bäume mit bunten Farben und giebt der Gegend ein neues pikantes Ansehen. — Jeder Schritt den ich hier zurücklege, schafft mir einen neuen Anblick, ein jeder beinahe stellt mir eine neue Landschaft dar; aber Tage lang mag ich auf jenem Berge, auf einem Kirchthurme stehen und die Aussicht bleibt ein und eben dieselbe. — Ich gehe vorwärts, ein Felsen der aus den Bäumen hervorragt, steht vor mir, ich gehe weiter, und mit einemmale ist seine Gestalt verändert. Hier erblicke ich zwischen Gebüschen an dem Abhange eines Hügels ein Haus, ich gehe weiter, der Hügel zieht sich zurück, und ein malerisch gelegenes Dorf dehnt sich allmählich vor mir aus. Kaum bemerke ich auf jenem hohen Berge die Heerde weiden, wo Kühe unter mir nur aus kleinen Pünktchen zu bestehen scheinen; kaum sehe ich daß der arbeitende Landmann die Gegend belebt: hier aber sehe ich zwischen niedern Gebüschen an dem Abhange

der Berge, oder auf ihren Höhen, auf fetten Wiesen, nahe vor, über und unter mir die weidende Heerde und höre das melodiſche Geläute ihrer Glocken; nahe bei mir beſtellt der Landmann ſein Feld oder ärndet die Früchte ſeiner Felder und Wieſen. Schön blüht mir hier in der Nähe der Baum, deſſen Blüte von dem Berge herab, zwiſchen dem Grün ſeiner Blätter ſich verliert, ſchön lacht mir hier ſeine goldene Frucht entgegen, die dort aus der Ferne meinem Auge verſchwindet. Endlich wo kann dort der Maler eine Stelle finden, von der aus er die Gegend wahrhaft maleriſch abbilden kann, kann er etwas anders von ihr, als einen ſteifen Proſpekt liefern? Soll ich einen Vergleich wagen — und werden Sie nicht über denſelben lächeln? Wird hier nicht der Landſchaftmaler zu einem Portraitmahler, muß er nicht von jener Höhe herab, ganz die Gegend ſo darſtellen, wie ſie ihm die Wirklichkeit darbietet, muß er nicht alles, auch die geringſte Kleinigkeit, in ſeinem Gemälde aufnehmen, die ſich ihm darbietet, um ganz die Gegend zu charakteriſiren, dieſes Dorf, jenen Wald, jene Kirche, jenen Bach, wenn auch gleich ſichtbar iſt, welch eine ängſtliche Sorgfalt er aufbieten mußte um dies alles in ſein Gemälde aufzunehmen: wird dann das Ganze mehr als ein ſteifer, ängſtlicher Proſpekt? Wie ganz an-

wiederhallen noch in unsrer Seele, und würken im Verborgnen. Unmittelbar nach dem erschütternden Schlusse des zweyten Acts würde uns die Vorstellung der Verzweiflung Admets zu stark angegriffen haben — und der Dichter muß uns nur täuschenden, nicht würklichen physischen Schmerz verursachen. Aber, so behandelt, werden Gegenstände des Entsetzens selbst zu Quellen des Vergnügens.

In einer äußerst gefühlvollen Seele — und eine solche mußten wir dem Admet geben, wenn er interessant werden sollte — sinkt die Verzweiflung von ihrer höchsten Stufe nach und nach zu stillem hoffnungslosen Gram herab. Die Seele, im Begriff in den furchtbarn Abgrund hinabzustürzen, ergreift ängstlich die einzige Idee, die für sie noch etwas wesentliches ist, die Idee des geliebten wiewohl verlohrnen Gegenstandes; an sie klammert sie sich an, wie einer, der von einem hohen Vorgebirg' ins Meer hinnabstürzt, seine von Todesangst mit übermenschlicher Stärke angeschwellte Hände in eine hervorragende Felsenspitze einschraubt. Dies ist der Zustand worinn Herkules seinen Freund antrift. Der wildeste Sturm der Verzweiflung ist vorüber. Eine Art von Stille ist auf ihn gefolgt; aber eine schreckliche Stille. Admet liebt nichts, kan nichts mehr lieben, als den Aschenkrug, der nun bald den Rest seiner Geliebten verschlingen soll! Er sieht in seinem Freunde nur den Sohn eines Gottes, der ihn elend gemacht hat. Er verschmäht den

blossen

ders iſt aber nicht dies bei beſchränkten Ausſichten, wie reich an maleriſchen Situationen ſind nicht die Thäler der Art, von welchen ich erſt vor wenigen Stunden eines verlaſſen habe!

Gerne laſſe ich einem jeden ſeine Meinung, ſeinen Geſchmack: dieſer liebt weitumfaſſende Ausſichten, jener beſchränkte; aber beiſtimmen werden ſie mir, daß in dieſen größerer reinerer Genuß zu finden iſt, daß ſie eine unverſiegbare Quelle für den Freund der Natur und Kunſt ſind.

v. Stetten.

VII.

Fortgeſetzte Korreſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.

Ungarn im Auguſt 1804.

Chr. Möller, der ſeit Anfang des Jahrs 1804 Redakteur der ſich ſehr empfehlenden vereinigten Ofner und Peſther Teutſchen Zeitung iſt, giebt ſeit Anfang

Juli d. J. einen kritiſchen Anzeiger der auswärtigen und einheimiſchen Literatur, verbunden mit einem Intelligenzblatte heraus. Wöchentlich erſcheint ein halber Bogen. — Das literariſche Wochenblatt, das bei Geiſtinger in Wien herauskommt, und deſſen Redakteur der Ungar Karl Anton von Gruber iſt, findet Beifall und Abnehmer. In Wien allein werden gegen 200 Exemplare abgeſetzt. — Die Annalen der Literatur und Kunſt in den Oeſterreichiſchen Staaten (Wien bei Degen), werden raſch fortgeſetzt, ob ſie gleich keinen großen Abgang finden. Es iſt nicht zu leugnen, daß mehrere Rezenſionen inſtruktiv genug ſind, aber eben ſo wahr iſt es, daß viele kleinlich tadelnd und gegen die Schriftſteller unbillig ſind. Das Intelligenzblatt iſt vorzüglich in Hinſicht der Kunſt intereſſant. — Der in Teutſchland und Ungarn mit Recht geſchätzte pädagogiſche Schriftſteller Glatz giebt in Verbindung mit Wredetzky, Karl Unger und Villeaume eine Monatsſchrift für die Jugend heraus. Sie erſcheint ſeit dem Monat Juli unter dem Titel: Monatliche Unterhaltungen bei Rehms Wittwe in Wien, und findet Beifall. — Die ſehr ſchätzbare Praktiſche Bibliothek für Prediger und Schullehrer, herausgegeben von Wächter und Cleynmann in Wien (bei Carmeſina, 2 Bände.), findet

zu wenig Abnehmer. Es wäre sehr Schade, wenn sie in Stocken geriethe. *)

In Preßburg wurde zu Ende des verflossenen Jahres ein Lehrstuhl der Slavischen Sprache und Literatur errichtet. (Vergl. N. L. M. März 1804.) Zur Besetzung desselben wurde von der immer mehr Festigkeit erlangenden Böhmisch-Slavischen literarischen Gesellschaft in Ungarn, Georg Palkowitsch berufen. Dieser trägt nun seit dem 12. Nov. v. J. die Böhmisch-Slavische Grammatik und die Geschichte der Böhmisch-Slavischen Literatur an dem evangelischen Gymnasium zu Preßburg, mit vielem Nutzen und Beifall öffentlich vor, und übt auch seine Zuhörer im Böhmisch-Slavischen Style. Er gab auch bereits in diesem Jahre folgende interessante Schrift in Böh-

*) Dies könnte nur aus Mangel des Verkehrs des Oesterreichischen Buchhandels mit dem Leipziger und Nordteutschen Handel zu erklären seyn, worüber in der Allg. Zeitung Nro. 267 beherzigungswerthe Winke vorgekommen sind. Diese Bibliothek ist wahrhaft praktisch und verdient durchaus in den Händen aller Gottesgelehrten und Prediger zu seyn, die noch nicht auf ihren Lorbeern ruhn. Wie musterhaft ist z. B. im zweiten Bande die Zergliederung einer Reichardischen Predigt von dem trefflichen Wächter. Dies ist die einzige wahre Homiletik. Möchte Hr. Konsistorialrath Wächter mehrere Muster der Art so durchgehn! B.

miſch-Slaviſcher Sprache heraus: Známoſt wlaſti. Neywic pro ſkoly Slowenſké w Vhrjch u. ſ. w. Das iſt: Vaterlandskunde, vorzüglich für die Slaviſchen Schulen in Ungarn, verfaßt von Georg Palkowitſch. Erſte Abtheilung. Geographie. Preßburg bei Weber 1804. 8.

Seit Ende des vorigen Jahres hat ſelbſt die das Oeſterreichiſche Zenſurweſen leitende oberſte Polizeihofſtelle in Wien das Recht verloren, über die Geſuche um Verabfolgung verbotener Bücher zu entſcheiden. Die Erlaubniß ein verbotenes Buch zu eigenem Gebrauch zu verabfolgen, ertheilt jetzt der Kaiſer ſelbſt nach monatlichen ihm vorgelegten Liſten. Nur geſandtſchaftliche und reichshofräthliche Perſonen erhalten die verlangten verbotenen Bücher ohne vorläufige Einholung der höchſten Erlaubniß. Die Kataloge der von der Zenſur verbotenen Bücher werden nicht gedruckt und ſo allen Oeſterreichiſchen Unterthanen bekannt gemacht, ſondern den Buchhändlern bloß ſchriftlich mitgetheilt. Den Buchbindern ſoll auch der Befehl ertheilt worden ſeyn, die verbotenen Bücher, die zum Einbinden gebracht werden, anzuzeigen. — Die intereſſante Schrift: „Von dem Zuſtande der Proteſtanten in Ungarn, unter der Regierung des Kaiſers und Königs Franz II, herausgegeben: von Karl

Friedrich Stäudlin, Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht 1804." soll viel Sensation gemacht haben.

Das neu errichtete theologische Generalseminarium der Katholiken an der k. Universität zu Pesth, steht unter der obersten Aufsicht des Erzbischoffs von Gran. Der Fond besteht aus 58,500 Gulden, wovon das jährliche Interesse 2925 Gulden beträgt. Auch ist dem Generalseminarium die Alt-Ofner Probstei verliehen, die jährlich 14,784 Gulden an Einkünften abwirft. Der Rektor des Seminariums wird zugleich Direktor der theologischen Fakultät seyn. Die Professoren der Theologie am Seminarium werden ihre Besoldungen aus dem Universitätsfond erhalten. — Zufolge allerhöchster Entschließung ist das große Erlauer Bisthum in drei Theile abgetheilt, und es wurden aus demselben ein Erzbisthum zu Erlau, und zwei neue Bisthümer zu Szathmár und zu Kaschau errichtet.

Die Direktion der Universitätsbibliothek zu Wien, wird in Zukunft der jedesmalige Direktor der theologischen Studien an der Universität führen. — Karl Anton von Gruber gab ein neues Gedicht: „Pannonien" betitelt heraus. — Der

rühmlich bekannte Ungriſche Dichter und Ueberſetzer Römiſcher Klaſſiker, Virag gab in dieſem Jahre heraus: „Magyar Poéták, Kik Romai Mértékre irtak etc.“ (Ungriſche Dichter, die nach dem Römiſchen Silbenmaße ſchrieben.) Peſth bei Moſſóczy 1804. 72 S. gr. 8. Er beweiſt darin durch mehrere Beiſpiele aus Ungriſchen Dichtern, daß die Ungriſche Sprache, ſo wie die Griechiſche und Römiſche zur Poeſie vorzüglich geſchickt ſey.

Eine unglückliche Nachahmung von den trefflichen Gedichten: Himfy' ſzerelmei (Himfys Liebesgeſänge. S. N. L. M. 1803. März) iſt das Gedicht von Alexander Nagy: *A' ſzerelem gyötrelmei* (die Qualen der Liebe) Peſth bei Johann Kiß 1803. 239 S. 12.

Das neueſte von einem Ungar erſchienene philologiſche Werk iſt: „Der akademiſche Sprachforſcher, oder Verſuch einer gegründeten Anleitung zur allgemeinen Sprachkunde, Sprachenbildung und Methodologie. Nebſt einer äſthetiſch-kritiſchen Darſtellung der Teutſchen, Ungriſchen und Franzöſiſchen Sprache, entworfen von A. G. Nagy, Privatlehrer in Wien. Wien 1804. 8.“ — Ein mediziniſches mit Paracelſiſchem Wuſte vollgefülltes in Ungarn erſchienenes

Werkchen, vor dem man Jedermann warnen muß, iſt: „Neue, durch Erfahrung bewährte (?) Theorie der Heilkunde nach kosmologiſch-phyſiologiſch-chemiſchen Grundſätzen, vom Grafen Ludwig Török. Kaſchau, 1803. 52 S. 8. Dieſer Pfuſcher in der Heilkunde poſaunt auch in Zeitungen ſeine Univerſalmittel aus, und lockt viele Leichtgläubige zum Gebrauch derſelben. Seine Theorie gründet ſich auf die längſt verworfenen von dem Charlatan Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus a Hohenheim aufgeſtellten Elemente, Salz, Schwefel, Merkur ꝛc.

Eine intereſſante Nachricht von der am Ende des Jahres 1802. zu Máros-Vásárhely oder Neumarkt in Siebenbürgen eröffneten Bibliothek des Reichsgrafen Samuel Teleky von Szék, ſteht im Intelligenzblatt der Oeſterreichiſchen Annalen, Mai. N. 17.

Auf der Michaelismeſſe 1804. erſcheint der vierte Band von Grellmanns ſtatiſtiſchen Aufklärungen über Oeſterreich. Er wird unter andern Aufſätzen, die in einem frühern Stücke des Merkurs angeführte kritiſche Geſchichte des letzten Ungriſchen Reichstages enthalten.

Das ſtark verbreitete Gerücht von groben Studentenexzeſſen am Pataker reformirten Kollegium kann Referent für grundfalſch erklären.

Nachschrift.

Zu den neueſten Wiener Kunſtwerken gehört: des Profeſſors Fiſcher anatomiſche Statue im weichem Metalle ausgegoſſen, des Prof. Mauter Verlobung der heil. Katharina und Füger's heil. Johannes. Ausführliche Beſchreibungen dieſer Kunſtwerke, ſtehn im Intelligenzblatte der Oeſterreichiſchen Annalen 1804. Mai. N: 20. — Nächſtens wird bei Tranquillo Mollo in Wien eine Voyage pittoresque durch Salzburg, in aqua tinta kolorirt gearbeitet erſcheinen. Die Gemälde verdankt Wien dem geſchickten Künſtler Schotterbeck, der ſie an Ort und Stelle im Salzburgiſchen aufnahm.

VIII.

Kunſtnachrichten.

I.

Ueber die letzte Berliner Kunſtausſtellung.

Zweiter Brief.

Bildhauerarbeiten.

Deutlicher, als in irgend einer der vorhergehenden Ausſtellungen, beurkundete ſich in der gegenwär-

tigen der Geiſt einer eigenen, auf wahres Studium nachahmungswürdiger Muſter in der Antike und akademiſcher Zeichnung wohlbegründeten Bildhauerſchule. Der wackre Schadow iſt es werth, der Vater und Stifter dieſer Schule genannt zu werden. Auch die Arbeiten, die von und unter ihm gearbeitet, die diesmalige Ausſtellung ſchmückten, waren von der Beſchaffenheit, daß ſie überall den Meiſter zeigten. Eben darum durfte er ſich auch durch die wohlgelungenen Beſtrebungen einiger anderer Bildhauer, wenn ſie auch nicht alle aus ſeiner Schule ausgegangen wären, weder beeinträchtigt noch beunruhigt fühlen.

Unter den von Schadow gefertigten Marmorbüſten zeichnete ſich die des verſtorbenen Miniſters Grafen von Herzberg auch durch ihre äußere Behandlung und Koſtumirung ſehr aus. Es hat ſie der König für den Verſammlungsſaal der Akademie der Wiſſenſchaften machen laſſen, wo ſie das Geſellſchaftsſtück zu Voltär's Büſte machen wird, die ſchon ſeit vielen Jahren dort ſteht. Sie iſt im bloßen Halſe mit einem Mantel à l'antique. Aber der ſchwarze Adlerordenſtern iſt darauf gearbeitet. Die Büſte, ſowohl Fleiſch als Draperie, ſind in Glanzpolit geſetzt, welches in neuern Zeiten ſelten vorkömmt. Unter den übrigen Arbeiten Schadow's gefielen dem Publikum noch folgende zwei Stücke vorzüglich: Bacchus,

der die Ariadne tröstet, ein vertieftes Marmor-Oval in Relief. Schon die Idee, die wir auch auf mehrern geschnittenen Steinen der ersten Vortrefflichkeit, aber in andern Kompositionen und Gruppirungen, dargestellt sehn, hat etwas sehr gefälliges und graziöses. Hiezu kam hier noch die delikate Ausführung. Die Weichheit des Fleisches war wirklich ganz außerordentlich, und man könnte wohl sagen, Schadows Meißel erweiche den Marmor. Etwas auffallendes hatte die Attitüde des linken Beines beim Bacchus. Man glaubt, der König werde dies Relief kaufen. *) Eine zweite Arbeit, die Aufsehn machte, und der mehrere in Italien gebildete Kenner den Vorzug vor allen übrigen zuerkannten, war zwar nur noch in Gyps ausgeführt, empfahl sich aber ungemein durch Idee und Ausführung. Ein zum Jüngling heranblühender Knabe, im Kostum eines Römischen Camillus, oder Opferknaben, tritt er, Weihrauch streuend, an den Altar der Eintracht. Nach einer alten Gemme ist auf dem Basrelief des Altars die Einweihung der Psyche abgebildet. Psyche ist verschleiert. Zwei Genien stimmen ihre Instrumente. Die Figur des Opferknaben ist in Lebensgröße, ohngefähr 5 Fuß hoch. Man sagt, es sey der jüngste

*) Dies ist neuerlich wirklich geschehen. B.

bloſen Gedanken der Hofnung. Er würde an Alceſten zu ſündigen glauben, wenn er noch hoffen könnte. Die Weisheit ſeines Freundes ſcheint ihm Unſinn — gleichwohl erſchüttert ihn endlich die ſtille Gröſſe des Helden der mit ihm ſpricht, und die Erinnerung an die Götter, deren Verehrer er einſt war, erweckt ſeine betäubte Seele zu dem ſanfteren Gefühl, welches Sie in den Worten nicht überſehen haben werden.

O Freund, ſie haben mich verlaſſen;
Sie hörten nicht mein Flehn!

Auch in der Art, wie Herkules ſich auf den Weg begiebt, ſein groſſes Unternehmen auszuführen, mache ich auf Ihren Beyfall Anſpruch. Der kurze Monolog, wozu ihm die Entfernung der Parthenia in der zweoten Scene Gelegenheit giebt, hat uns ſeine Entſchlieſung entdeckt. Sich ſelbſt durfte er ſie geſtehen; aber einem andern zu ſagen was er thun wollte, wäre Prahlerey geweſen. Das Gefühl ſeiner Stärke kan einen Sohn Jupiters wohl zuverſichtlich genug machen, zu ſagen

Freund, zweifle nicht,
Was Herkules verſpricht,
Das wird er halten.

Aber dies iſt auch alles, was er ſagen darf. Denn er iſt gleichwohl ſelbſt nicht gewiß, daß er fähig ſeyn werde ſein Unternehmen auszuführen.

Dafür

Sohn eines unſerer Staatsminiſter und wahre Portraitfigur. Der bekannte Archäolog und Kunſtkenner H. R. Hirt hat die Idee angegeben, welcher Schadow mit gewiſſenhafteſter Genauigkeit folgte. Nur das findet Tadel, daß die Stellung des Knaben ſo kalt iſt. Er blickt nicht nach der Hand, die den Weihrauch ſtreuet. Allein ſoll und kann auch der Knabe ſchon den Ernſt und die Andacht des Mannes zeigen? Bei den Alten haben dieſe Knaben nur immer den Ausdruck kindlicher Unbefangenheit. Doch werden ſie dort freilich nicht zur Hauptfigur erhoben. Beide Arme ſind etwas zu lang und ſchwer. Aber Füße und Kopf ſind ſehr ſchön. Das Gewand iſt genau im Styl der Antike.

Schadow hatte auch noch die zwei allegoriſchen Figuren, Geduld und Religion, zu einem Monumente für den Grafen von Hochberg in Schleſien (wovon im T. Merkur neuerlich eine Nachricht nebſt Abbildung gegeben worden iſt) hier ausgeſtellt. An der Religion fand man faſt allgemein den Kopf etwas zu klein, und vermißt ein Kennzeichen, wodurch ſie zur chriſtlichen würde. Auch die Hüften ſchienen Einigen etwas zu ſchmal. Aber das ganze Denkmal (die Figuren ſchließen die Marmorbüſte eines Verſtorbenen ein) fand verdienten Beifall.

Unter den Gypsbüsten befanden sich auch noch Iffland und Mad. Fleck. Die erstere fand man nicht nur ähnlich, sondern auch würdevoll. Mad. Fleck ist in den Fleischpartien sehr brav, aber die Haare sind schlecht und den Augen fehlt Leben, obwohl der Augenstern darin marquirt ist.

Neben Schadows Arbeiten verdienen des Akademicier Hagemanns Sculpturen die ehrenvollste Auszeichnung. Vor allen seine Bacchantin, die auch der König sogleich für sich besprochen hat. Schon die Stellung hat etwas gewagtes und doch graziöses. Die Bacchantin liegt ganz glatt auf dem Bauch (würde dies ein Alter gewagt haben?), stützt sich auf den linken Arm und richtet den Oberleib in die Höhe. In der rechten Hand hält sie eine Schaale, Der linke Arm ist hoch gehoben, um eine kleine von Bronze gearbeitete Gießkanne zu halten, aus welcher sie den Wein in die Schaale gießt. Der Kopf ist in die Höhe gerichtet, weil sie auf die Gießkanne blickt. Die mit Weinlaub durchflochtenen Haare sind übrigens ganz lose und flattern theilweise auf dem Rücken. Den linken Fuß hält sie ein wenig in die Höhe. Die Stellung macht, daß der Rücken sehr eingebogen ist. In Deutschland giebt es wohl schwerlich einen Künstler, der weibliche Figuren zarter,

weiblicher und anmuthvoller zu bilden vermag, als unſer Hagemann. Einige tadelten und, wie es ſchien, nicht ganz mit Unrecht, die im Vergleich mit den Armen etwas zu fleiſchig gerathenen Waden. Auch fand man die Geſichtszüge, obwohl ſchwärmeriſch, doch zu edel und beinahe zu jugendlich-unſchuldig für eine Bacchantin. Auf jedem Fall iſt es nur eine eingekleidete Lavinia und keine Amata. — Außer dieſer lieblichen Bacchantin hatte Hagemann auch noch zwei Gypsmodelle, zwei Basreliefs zur Verzierung eines Kunſttempels aufgeſtellt. Hirt hat die Ideen angegeben; und zu den jetzt fertig gewordenen zwei Reliefs gehören noch zwei andere, um den Cyclus zu vollenden. Das ganze wird 4 Kunſtepochen vorſtellen, zwei republikaniſche und zwei monarchiſche. Die zwei aus der alten Zeit ſind vollendet und waren jetzt ausgeſtellt. Die erſte unter dem Pericles. Vor ihm ſitzt Polygnot, die Schlacht von Marathon malend. Phidias zeigt das Modell der koloſſalen Minerva auf der Acropolis, und Ictinus den Riß zum Parthenon. Die zweite unter Alexander. Vor ihm Lyſippus mit Alexanders Bild zu Pferde. Apelles zeichnet ihn auf die Tafel, der Baumeiſter Dinokrates, als Herkules gekleidet, bringt ſeinen Plan, den Athos der Stadt Alexandrien in die Hand zu geben. Dies waren die fertigen Modelle.

Die Figuren ſind 2 Fuß Proportion, ſehr hoch hervorgearbeitet und gedrängt komponirt, welches wohl etwas mißlich iſt. Pericles ſteht, Alexander ſitzt. Derſelbe Gegenſatz wird auch bei den zwei folgenden Reliefs aus der neuern Zeit angebracht werden. Die dritte Epoche wird die Wiederbelebung der Kunſt unter Cosmo von Medici vorſtellen. Hier wird der Grund die Thüre des Lorenzo Ghiberti ausmachen, er davorſtehend und ſie ſchließend. Neben ihm Maſſaccio auf einer Tafel Adam und Eva tragend, die Raphael nachmals in den Logen kopirte, und neben Maſſaccio der Brunelleschi ſein Modell von der Wunderkuppel Santa Maria del Fiori haltend. Auf dem 4ten Relief wird Leo X. ſitzend vorgeſtellt werden. Vor ihm kniet Michel Angelo mit dem Modell zum Moſes. Hinter ihm Bramonte mit dem Riß zu St. Peter und hinter dieſem Raphael mit einem Portait von ihm kopirt. — Es iſt überhaupt dem Kunſtfreunde angenehm, zu bemerken, daß man ſich auch hier durch Betrieb wackerer Männer mehr angelegen ſeyn läßt, geſchloſſene Kunſtkreiſe zu entwerfen und auszuführen. Beſonders bedarf die ſo ſehr geſunkene und herabgewürdigte Bildhauerkunſt dieſes hiſtoriſchen Hebels in unſern proſaiſchen Zeiten. Auch ſahe man diesmal von Hrn. Hildebrand, einem Eleven der Akademie, einzelne Arbeiten, als Theile zu größern

Reliefs, die gleichfalls einen besondern Kunstkreis umschließen werden. Das Ganze soll folgende 4 Epochen der Skulptur vorstellen: 1) die bloße Nachahmung der Natur oder des Portraits. Hierzu gehörte die jetzt ausgestellte Tochter des Dibutades, deren Schattenriß der Vater erhaben zu arbeiten bemüht ist; 2) das Ideal oder die Darstellung der Götterbilder; 3) der Ausdruck der menschlichen Leidenschaften; 4) die Grazie. Die zweite Vorstellung war durch den Phidias gegeben, wie er dem Volke seinen olympischen Jupiter enthüllt. In der dritten bilden die drei berühmten Künstler die Gruppe des Laokoon. Die vierte stellt den Praxiteles dar, wie er durch die List der Phryne, die einen falschen Feuerlärm erregte, entdeckt, ob ihm der Faun oder der Amor theurer sey. Diese 4 Basreliefs sind zu Superporten des neuen Hauses des Bildhauers Schadow bestimmt und von Hirt angegeben.

(Den Beschluß dieses Briefs im nächsten Stücke.)

2.

Salomo Geßners Gouachen von Kolbe gestochen.

Die Geßnerische Familie in Zürch befindet sich im Besitz eines kleinen Gemäldekabinets von dem

Pinsel des unvergeßlichen Idyllendichters und Malers. Alle, denen der Genuß zu Theil wurde, diese herrliche Schöpfung des Geßnerischen Geistes zu sehn, sprechen mit Entzücken davon. Ein feinempfindender Kunstfreund hat eine Beschreibung von den 20 Gouachegemälden gemacht, die zu dem vorzüglichsten Schmuck dieses unschätzbaren Kabinets gerechnet werden. *) Die Familie glaubte den von vielen Seiten an sie ergangenen Aufforderungen, diese 20 Gemälde in Verbindung mit einigen, die sich in den Privatsammlungen zweier sehr ehrwürdiger und kunstliebender Fürstinnen befinden, durch den Stich bekannt zu machen, nicht länger widerstehen zu dürfen, und hat nun alles dazu vorbereitet, daß schon in der Ostermesse 1805 der erste Heft in den Händen aller Freunde der Geßnerischen Idyllenwelt seyn kann. Der Kupferstecher, den die Familie zu dieser Absicht mit sich vereinigt hat, gehört zu den kräftigsten und geübtesten unsers Vaterlands. Kolbe in Dessau sticht sie, und wird von Ostern an, so lange bis diese Unternehmung geendigt ist, selbst in Zürch leben. Das erste Probeblatt (der Fischer No. V. nach dem Verzeichniß), was vom März dieses Jahres an in allen soliden Teutschen Kunsthandlungen zur Ansicht vorgelegt werden soll, berech-

*) Abgedruckt im Journal des Luxus und der Moden 1804 Mai. S. 241 ff.

tigt zu ungemeinen Erwartungen. Jeder Heft von 4 Blättern in gr. Folio, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt abgedruckt, in einem geschmackvollen Umschlage, wird den Subscribenten für 1 alten Louisd'or oder 5 Thalern in Gold geliefert werden. Artaria in Manheim, das Kunst- und Industriekomptoir in Wien, Frauenholz in Nürnberg, Rost in Leipzig, Rittner in Dresden, Perthes in Hamburg, das Landes-Industrie-Comptoir in Weimar, werden mit Vergnügen Subscription annehmen. Es ist hier von den lieblichsten zartesten Schöpfungen des Dichters die Rede, von welchem der edle Hottinger in seinem klassischen Leben Salomo Geßners (Zürch, bei Hr. Geßner 1795) eben so schön als wahr sagt: „Als eines Tages die Muse des Gesanges und der Malerei um seine Gunst wetteiferten, gebot Apoll, um dem Streite ein Ende zu machen, daß seine Gedichte Gemälde und seine Gemälde Gedichte wären."

B.

3.

Ariadne auf dem Panther.

(Vom Hofbildhauer Dannecker.)

Stuttgard d. 19. Jan. 1805.

Wir sind diesem Meisterwerke um so mehr eine Beschreibung schuldig, da jetzt so manche Modezei-

tung mit panegyriſchen Schilderungen mittelmäßiger Kunſtprodukte angefüllt iſt, und da alle Kenner übereinſtimmen, daß der rühmlich bekannte Künſtler durch dieſe Ariadne alle ſeine früheren Werke übertroffen habe. Es iſt ein alter Charakterzug des Schwaben, daß er viel thut und wenig ſpricht, — während manche ſeiner Teutſchen Landsleute ſich in dem umgekehrten Falle befinden. Mit Vergnügen erfüllen wir daher die angenehme Pflicht, dem auswärtigen Publikum von dieſem Werke Nachricht zu geben.

Die über ſechs Fuß hohe ganz nackte Figur ſitzt auf der linken Lende, den linken Fuß zurückgebogen, auf des Panthers Rücken, daß hinten der niedliche Vorfuß bis zum Knöchel hervor ſchaut; der rechte, voll und nachläſſig herabhangend faſt bis zum Boden. Der etwas angeſtrengte rechte Arm iſt eingeſtemmt unter dem linken rundlichten, durch die Biegung etwas geblähten Knie; der linke Arm auf des Panthers Kopf geſtützt; die Hand nachläſſig herabgeſenkt, und mit Daumen und Mittelfingern das Gewand haltend. Der ganze auf den Arm geſtützte Körper vorwärts ſtrebend, als wollte ſie das Thier antreiben zu ihrem Bacchus. Das edle Haupt emporgerichtet, das Auge hingeheftet auf den nahen harrenden Geliebten. Das üppige Haar iſt hinten in einen Knoten

gebunden, und mit Rebenlaub durchſchlungen; ein Haarband hängt auf die Schulter herab, und macht die Bindungslinie zwiſchen Haupt und Arm. — Vorn, das linke Knie, und hinten der linke Ellenbogen, machen das Gleichgewicht der halb ſchwebenden Geſtalt.

Der Panther ſtreckt den Kopf rechts hinaus: der grimmige Rachen iſt halb geöffnet, der Hals mit einem Halfter umſchlungen — zum Zeichen der Bändigung. Die beiden linken Füße des Thiers gehen nach Katzenart vorwärts, die rechten tragen; den energiſchen Schweif ſchleppt es auf dem Boden nach. Es ſchlägt zahm die Ohren zurück, als witterte es die Schönheit, die es trägt, und die Bruderthiere des Weingottes; auch verräth die Oeffnung des Rachen mehr Wolluſt als Wildheit. Das Gewand hängt von der haltenden Hand rechts an dem Panther herab, und zieht ſich in täuſchenden Falten bis auf den Boden; oben ſchlingt es ſich über den Rücken des Thiers, worauf Ariadne ſitzt, und fällt auf der andern Seite wieder los auf die Erde. Es iſt mit vieler Sorgfalt und Leichtigkeit gearbeitet, verbindet die Figur mit dem Thiere, und trägt ungemein viel zur Haltung und zum angenehmen Eindruck des Ganzen bei. Die-

ganze Gruppe iſt fünf Fuß drei Zoll lang, fünf Fuß ſechs Zoll hoch.

Die Idee des Künſtlers, die ſich prima vista ausſpricht, war: Bezähmung der Wildheit durch die Schönheit. Ariadne iſt in der Fülle des Lebens, als Jungfrau von vier- bis fünf und zwanzig Jahren dargeſtellt — nicht Nymphe, nicht Muſe, nicht Mänade, ſondern die Geliebte des Fülle liebenden Bacchus: das Geſicht idealiſch ſchön, und doch ſehr charakteriſtiſch; groß, und doch zur Liebe einladend; der Hals weich, voll elaſtiſchen Lebens; von Geſundheit und Jugendgeiſt ſtrotzend der üppige Buſen. — Das reizende Muskelnſpiel unter dem Buſen, und an beiden Hüften hinab; der ſchöne Bau, und das muthwillig ſpielende Leben des ſo ſchwer zu behandelnden Unterleibs; die tadellos und zierlich vollendete Form des hangenden Fußes, der an die Homeriſche Thetis erinnert; die zarte Ausführung und weiche Behandlung der Hände und Vorfüße, wo der Meißel des Bildners durch jede Muskel, jedes Gelenkchen der reizendſten Natur folgte; die Harmonie und der Einklang aller Glieder — die nicht bloß, wie man es bei den meiſten weiblichen Figuren ſieht, nervenloſe Walzen ſind, ſondern wo man bei wiederholtem Anſchauen ſtets neue Nüancen, neue Wellen-

Daher verſprach er auch nicht mehr als was er halten konnte —

Helfen will ich dir, —

Ja, dir helfen, oder im Verſuch mein Leben laſſen.

Doch, ich überlaſſe es Ihnen ſelbſt, mein liebſter J*** dieſe Scene meines dritten Acts ſo genau als Sie immer wollen, zu zergliedern. Sie werden dieſen dritten Act kurz gefunden haben; der vierte iſt es noch mehr. Und ſo muſten ſie ſeyn, um die gehörige Würkung zu thun. Finden Sie, mein Freund, daß irgend eine Scene darinn ohne Nachtheil des Ganzen noch kürzer ſeyn könnte, ſo gebe ich Ihnen Vollmacht: Streichen Sie aus! Die meiſten meiner Brüder in Melpomene glauben alles gewonnen zu haben, wenn ſie wie Euripides **ſchön reden** können. Ich, glaube, daß, zumal in einem lyriſchen Schauſpiel, die Kunſt **wenig Worte zu machen**, ungleich gröſſer iſt. Wie mündlich iſt die Sprache der Empfindung von der Sprache der Rednerſchulen verſchieden! Was für unausſprechliche Dinge kan ſie mit **Einem Blick**, **Einer Gebehrde**, **Einem Tone** ſagen!

Der vierte Act iſt vielleicht das was im ganzen Stück das ſchwerſte war. Gerne würd' ich anfangs, da ich dem Stücke nur drey Acte geben wollte, dieſer Schwierigkeit ganz ausgewichen ſeyn. Aber da ich ſah, daß ich, ohne einen unſchicklichen Mangel an Proportion, nicht vermeiden

linien und Uebergänge gewahr wird — dies alles kommt zusammen, das Auge des Schauers zu fesseln, und diesem Kunstwerke ein nicht leicht zu erschöpfendes Interesse zu geben.

Mit nicht minderer Liebe und verweilendem Fleiß ist die ganze Rückseite der Figur vollendet. Das durch die Drehung des Körpers sichtbar werdende, leicht konturirte Schulterblatt; die schöne Falte des fleischigen gewandten Halses; die fließende Linie in der Mitte des schwellenden Rückgrades; unten die sanfte Vertiefung durch das Aufsitzen bewirkt; das feste elastischgewölbte Fleisch; die Schönheit und Richtigkeit des wellenförmigen Kontures der Hüften, wodurch die Gestalt Schlankheit gewinnt; endlich, die vielen kleinern Nüançen und Brechungen, die man erst beim Umdrehen der Figur, besonders bei Fackelbeleuchtung gewahr wird, — geben auch der Kehrseite derselben Leben, Wahrheit, Anmuth und Interesse: Nichts fällt gleich beim ersten Anblick so neu auf, als der kecke nahgebrachte Kontrast zwischen Ariadnens reizendem Busen, und dem wilden Kopfe des knirrschenden Thiers: es ist wie lieblicher Sonnenschein hart neben der Wetterwolke.

Man hat, wie gewöhnlich, verſchiedene Einwendungen gegen dieſes Kunſtwerk gemacht, die wir, damit man uns nicht für einen bloßen Panegyriſten halte, hier nicht übergehen wollen. Zum Beiſpiel: daß die Figur, beim zweiten Schritte des Panthers, falle; daß das Thier nicht Natur ſey; daß die Geſtalt da und dort zu fleiſchig, und im Ganzen mehr junge Matrone, als Mädchen ſey; daß die Gruppe eben durch dieſe partielle Ueberladung etwas von dem Charakter der Leichtigkeit verloren habe, die in der Skize ſo ſehr gefiel, — und was man ſonſt noch über eine richtigere Vertheilung des Fleiſches, und über das Ebenmaaß kleinlet Detailpartien raiſonnirte und deraiſonnirte.

Die meiſten dieſer Einwendungen ſind ſchon durch das obengeſagte beantwortet. — Ariadne kann nicht fallen, da ſie halb ſchwebt und halb ſitzt, und durch Knie, Ellenbogen und den eingeſtemmten Fuß gleich ſehr im Gleichgewichte erhalten wird. Wer die Figur von hinten und vom Kopfe des Thiers aus betrachtet, der ſieht ſogleich, daß ſie im berechneteſten Gleichgewicht ſitzt, und daß ein tieferes Hineinſetzen auf den Rücken des Panthers offenbar den allestragenden Schwerpunkt verfehlt haben würde. — Das Thier iſt nach Antiken und einer Zeichnung in

Büffons Naturgeſchichte entworfen, und der Kopf voll Tigerkraft und lebendigen Ausdrucks. — Ueber die Fülle der Geſtalt haben wir uns ſchon erklärt: ſie iſt ein integrirendes Ganzes nach dem Antikkopfe der Ariadne, und wäre noch ungleich derber und koloſſaliſcher ausgefallen, wenn ſich der Künſtler genau nach der Antike hätte richten wollen. Eine feingliederige, Nymphenhafte Ariadne wäre, auch noch ſo brav ausgeführt, ein Fehler gegen das von den Alten gegebene Charakteriſtikon, und gegen das Künſtlerideal des Bacchus ſelbſt geweſen. — Der Charakter der ſchwebenden Leichtigkeit endlich, der gleich die erſte Erfindung ſo ſehr bezeichnete, iſt ſeit der Vollendung des Ganzen, beſonders mittelſt Gewand und Piedeſtal, völlig wieder hergeſtellt. Ariadne wiegt ſich wieder auf dem Thiere; ihre Attitüde iſt nachläſſig, muthwillig, ſchäkerhaft, üppig, zur Wolluſt einladend — doch nicht geſucht; der Eindruck des Ganzen — überraſchend durch Schönheit und Vollendung; berauſchend durch weibliche Reize; hinreißend durch eine alle Zauber der Weiblichkeit verrathende Stellung, doch — wie jedes Ideal wirken ſoll — mehr im Anſchauen abſolvirt, als die Sinnlichkeit des Kunſtvertrauten herausfordernd. Man kann ſie wieder und wieder ſehen, und entdeckt ſtets neue Reize, neue Nüangen und Feinheiten,

neue Meiſtergriffe in die Geheimniſſe der Schönheit. Reiſende Kunſtkenner bewunderten das Werk, wenn gleich mit den artiſtiſchen Schätzen in Rom und Paris vertraut; und geſtanden, daß es ſelbſt an jenen Plätzen — den Sammelpunkten der Kunſt — eine Ehrenſtelle einnehmen würde.

Sch.

Inhalt.

Seite

I. Die goldenen Sprüche des Pythagoras: Von Hinsberg. 81

II. Gedichte.

1. Graf von Marstetten, der Möhringer genannt. Von K. M. Justi. 87

2. Deutung von Rosenheyn. 93

III. Proben.

1. Gedichte von Haug. 94

Epigrammen. 99

Minnelied. Nach Rost Kilchherr zu Sarne. 101

2. Proben aus einem Episch-Romantischen Gedicht, Cygne, in zehn Gesängen. 102

IV. Nachträge zu der Adelungschen Nachricht von einem altteutschen Gedicht über das Schachspiel. Von Eschenburg. 111

V. Etwas über das hohe Lebensalter der Patriarchen. Ein Bruchstück. Von J. W. Albrecht. 124

VI. Materische Ansichten und Prospekte. Von v. Stetten. 129

VII. Fortgesetzte Korrespondenz-Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. 137

VIII. Kunstnachrichten.

1. Ueber die letzte Berliner Kunstausstellung. Zweiter Brief. 143

2. Salomon Geßners Gouachen von Kolbe gestochen. 150

3. Ariadne auf dem Panther. Vom Hofbildhauer Dannecker. 152

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

2. Stück. Februar 1805.

I. Engliſche Miſcellen 18n Bds. 1s St.

Inhalt.

Engliſcher Kunſtfleiß: Boswells Tafelampe. Neue Taſchenmikroſkope von Bancks. Neue Wintertracht der Damen — Kamiſöler aus Jerſey. Neue Senfbüchſen. Röthliche Wallradlichter. — Flor der Porzellanfabriken und neue Porzellanwaaren. Großer Gebrauch des Stahls bei den Schwerdtfegern. — Metallglanz, eine neue Malerei des Porzellans. Blecherne Gewürzbüchſen mit Muskatenreiben. — Frauenſchuhe und Halbſtiefel aus Damhirſchleder wider das Erfrieren der Füße — polirte Eiſengeländer fur Treppen. Große Baumwollenſpinnerei in Carliſle, welche durch Dampf geheizt wird. — Der Sachwalter Garrow. Die Herzogin von Devonſhire. Mißliche Lage derer, die kürzlich nach Nordamerika ausgewandert ſind. Anekdoten: Man muß den Mann nicht immer nach dem Kleide beurtheilen. Ueberrumpelung der Batterie in Dunbar. Eine Bohne keimt in der Naſe eines Kindes. — Gefangennehmung eines Banknotenverfälſchers. Unerwartete Exploſion einer alten Kanone, — tödliche Folgen des prahleriſchen Trinkens über die Gebühr — ein liebenswürdiger, harmloſer Sonderling. Literariſche Nachrichten. Geſchichte der Stadt Doncaſter. — Herkulaniſche Handſchriften. — Fothergills Geſchichte der Grafſchaft York. — Potters nachgelaſſene Biographien der Norfolker Gelehrten. — Wartley

über feinwollige Schaafe. -- Twiß Register über Shakespeare. -- Besorgniß wegen Lord Valentia. -- Zwei neue Reviews. -- zwei Sammlungen von Wilkes's Briefen. Batty, das theatralische Wunderkind. Tod der HH. Bryant und Maclean. -- neuer Roman von Lewes. -- Lushington Abbey, ein sehr unterhaltender Roman -- ein neuer Band der Transact. of the Linnaean Soc. -- Bibliothek. Edel König. -- Memoiren des Schachspielers Macklin. Uebersetzungen Teutscher Werke von Kuttner, Seume, Fernow, Arndt, Lafontaine -- neuentdeckte Ursache, warum das Gold aus der Cirkulation verschwindet -- über die politische Freiheit der Britischen Katholiken. -- Palmyra, eine neuentdeckte Insel. Neue Erfindungen: Der Seemanns-Freund. -- Leim aus Stoffen vom Wallfische. -- Ryans Erdbohrer. -- Edwards Kaminroste. -- Gregsons Reinigung der Federn, Haare, Wolle, &c. von animalischem Oele. Neue Kupferstiche: Porträts. Das Seetreffen der Chinafahrer mit Admiral Linois. -- Porträt des Kapitän Dance. Neue Bücher im November.

II. Kartenalmanach.

Unter diesem Titel ist erschienen ein mit einem kurzen Kommentar begleitetes vollständiges

Kartenspiel,

Preis 5 fl. 24 kr. dessen jede einzelne Karte ein kleines Tableau auf die sinnreichste Art ausgeführt enthält, so wie die Figuren zwölf der Hauptpersonen aus Schillers Mädchen von Orleans in verschiedenen Beziehungen darstellen.

Das Spiel selbst ist so eingerichtet, daß man füglich damit spielen, oder es auch zu Visitenbillets gebrauchen kann.

Die Ausführung wird gewiß jeder Erwartung entsprechen.

III. Hassels statistischer Umriß der sämmtlichen Europäischen Staaten.

Bei Friedrich Vieweg zu Braunschweig ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands zu haben:

Statistischer Umriß der sämmtlichen Europäischen Staaten in Hinsicht ihrer Größe, Bevölkerung, Kulturverhältnisse, Handlungs-, Finanz- und Militärverfassung von G. Hassel. Ersten Hefts erste Abtheilung. Die statistische Ansicht der Oestreichischen und Preußischen Monarchie enthaltend. Braunschweig 1805. kl. Fol. Velin und Schreibpap.

Von diesem Werke ist zugleich in der Verlagshandlung eine Französische Uebersetzung durch den Abbé Grandemottes bearbeitet erschienen.

IV. Von der Zeitschrift London und Paris VII. Jahrg. ist so eben das 3te Heft erschienen und hat folgenden Inhalt.

I. London. 1. Einige Bemerkungen über Englische Erziehung. 2. Beredsamkeit und Mittel der Londner Kaufleute, um sich Kunden zu verschaffen. Eidouranion, oder Transparent Orrery von Mr. Rowley. Walkers Vorlesung darüber. 3. Schilderung des Monats Mai in London. Versammlung der eleganten Welt in Kensington-Gärden. Umzug der Kaminfegersknaben. Einrichtung der Subscriptions-Konzerte. The Ladies Concert. Harrissons Konzert. Die Harmonic Society.

II. Paris. 1. Ueber Herrn Hauy's Blindenanstalt. 2. Ueber die Preßfreiheit. Lustige Werbung von zweimal hunderttausend Mädchen. Die Tapezierer. Eleganz verstümmelter Krieger. 3. Ausstellung der zur Auszierung des Sitzungssaals des Erhaltungssenats bestimmten Statuen. 4. Gemäldeausstellung im Louvre. 5. Ansicht von Paris, vom Montmartre aus genommen. (Hierzu gehört die Abbildung No. VI.)

III. Englische Karikaturen. Die Parlaments-

wahl von Middleser, oder ein langer, ein starker, ein allgemeiner Zug. (Hierzu gehört die Doppel-Karikatur No. V.)

Halle im Jan. 1805.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

V. Herabgesetzte Bücherpreise.

Nachstehende Werke will die akademische Buchhandlung in Marburg bis zur nächsten Ostermesse 1805 für die beigesetzten geringen Preise erlassen, und Franco Leipzig oder Frankfurt senden. Man wendet sich direkt an sie oder jede Ortsbuchhandlung. Die Gelder werden entweder frei eingesandt oder durch sichere Anweisung.

Andr. Böhms Magazin für Ingenieurs und Artilleristen. 12 Bände mit Kupfern 8. statt 12 Rthlr. 8 gl. für 6 Rthlr.

Predigten über die christliche Moral aus den Werken der besten Redner. 6 Bände. gr. 8. statt 6 Rthlr. für 3 Rthlr.

Tiedemann's Geist der spekulativen Philosophie. 6 Bde. sammt Register gr. 8. sonst 10 Rthlr. 16 gl. jetzt 5 Rthlr.

Engelhard's Erdbeschreibung der Hessen-Kasselischen Lande. m. Anmerkungen. 3 Thle. gr. 8. jetzt 2 Rthlr.

Monatsbericht

No. II.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Februar. 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Anzeige wegen einer neugebauten großen Elektriſirmaſchine nach Herrn van Marum's Erfindung.

Wir haben unter der Direction des Hrn. Hofr. und Profeſſors der Phyſik Voigt von dem geſchickten Hof-Mechanikus Hrn. Otteny zu Jena, eine neue große Elektriſir-Maſchine, nach Hrn. van Marum's Erfindung, mit freiſtehenden Scheiben und [illegible] verfertigen

meiden kennte, wenigſtens vier zu haben, ſo ſah ich auf einmal, daß zwiſchen dem dritten und dem letzten Act etwas war, das mir Stoff zu einer ſehr intereſſanten Scene geben würde, und nun war mein vierter Act gefunden.

Es iſt wahr, zween ziemlich lange Monologen unmittelbar auf einander ſind nicht in der Regel. Aber bedenken Sie — daß ich nur zwey Perſonen hatte, — daß dieſe Perſonen beyde in einem Gemüthszuſtande ſind, wo es natürlich iſt laut zu denken, — daß ihre Monologen den Zuhörer intereſſiren — und daß meine Alceſte ein Singſpiel iſt — Ich weiß, dieſe Monologen haben meinem J*** im leſen gefallen, aber hören, hören muß er ſie! Die zweyte Scene dieſes vierten Acts iſt der Triumph meines Freundes S. Was würde aus den gefühlvollen Athenienſern geworden ſeyn, wenn ſie eine ſolche Scene hätten hören können! Admet iſt uns in den vorhergehenden Acten lieb genug geworden, daß es uns nicht gleichgültig iſt, wenn uns Parthenia ſagt:

Nicht mehr verſunken in betäubende
Verzweiflung hat ſich an der Hand
Der Freundſchaft ſeine Seele wieder aufgerichtet.
Er fühlt ſich wieder ſelbſt, kan weinen, findet Troſt
In mitgeweinten ſchweſterlichen Zähren.

Dieſe Skizze iſt es, mein Freund, welche in beyden folgenden Scenen ausgemahlt wird. Die

laſſen, und keine Mühe und Koſten geſpart dies koſtbare Inſtrument zu ſeiner höchſten Vollkommenheit zu bringen. Es iſt auch nach dem einſtimmigen Zeugniſſe aller der Sachkenner und kompetenten Richter, die bei der zweiſtündigen Hauptprobe deſſelben zugegen waren, ſowohl an Vollendung der Arbeit und äußeren Schönheit, als auch an Stärke der Wirkung ſo vortrefflich ausgefallen, daß es wohl ſchwerlich ſeines Gleichen in Teutſchland haben möchte, und dem größten phyſikal. Inſtrumenten-Kabinette zur Zierde gereichen würde.

Die Scheibe hält 31 Pariſ. Zoll im Durchmeſſer und iſt in der Churfürſtl. Sächſ. Spiegelfabrik zu Dresden verfertigt. Die ganze Fußplatte, Säule der Scheibe, Sockeln der iſolirenden Glas-Cylinder, Arme der Sauger, und Reibzeuge, ſind von Mahagony, und äußerſt ſchön gearbeitet. Phyſiker kennen bereits aus Hrn. van Marums 1795 zu Haarlem in 4to erſchienenen Werke, dieſe von ihm neuvervollkommte Maſchine, wo ſie auch zu S. 298 abgebildet iſt.

Als die Maſchine ganz vollendet und fertig war, veranſtaltete Hr. Hofr. Voigt eine Hauptprobe derſelben, in Gegenwart mehrerer Naturforſcher und Kenner, welche dazu eingeladen wurden. Dieſe Hauptprobe wurde d. 12. Jan. d. J. von 11 bis 1 Uhr, in einem 15° Reaum. geheizten nicht ſehr geräumigen Zimmer, unter ziemlich ungünſtigen Umſtänden (denn es war eben dieſen Tag eine totale Witterungs-Veränderung eingetreten, die Luft feucht, und 13 Perſonen in dem Zimmer gegenwärtig, von welchen ſich häufige Dunſte an den Fenſtern niederſchlugen) gehalten; und dabei folgende Herren gegenwärtig: 1. Hr. Hofr. Voigt; 2. Hr. Prof. Göttling; 3. Hr. Geh. Hofr. Ackermann; 4. Hr. Dr. Ritter; 5. Hr. Dr. Kaſtner; 6. Hr. Ober-Bergrath v. Einſiedel; 7. Hr. Dr. Eichwedel; 8. Hr. Legat. Rath Bertuch; 9. Hr. Paſt. Putſche; 10. Hr. Regel.

Die Kräfte der Maſchine wurden zwei Stunden lang anhaltend durch mehrere wichtige Verſuche geprüft, und bei allen that ſie eine erſtaunliche Wirkung. Hr. Dr. Ritter machte unter andern mehrere elektriſche Verſuche vorzüglich im Vergleiche mit chemiſch-galvaniſchen Wirkungen, welche derſelbe auch in Hrn. Hofr. Voigts Magazine f. d. Naturkunde (IX. Bds. 2te St. Febr. 1805.) ausführlich beſchrieben, und wobei Hr. Hofr. Voigt ſelbſt folgende Notiz (S. 158) beigefügt hat.

„Dieſe Maſchine iſt nach einer, in meinem phyſikaliſchen Apparate befindlichen, von unſerm Herrn Hofmechanikus Otteny, für das F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar gebauet worden. Die Erfindung iſt vom Hrn. Dr. van Marum, wie er ſolche zuerſt in einem Briefe an Ingenhouß (der ſich im Journ. de Phyſ. Juin 1791, und als Anhang zu Tweede Vervolg van Proefneemingen gedaan met Teylers Electrizeer Machine; auch im Mag. für das

neueſte aus der Phyſik VII. B. 4. St. befindet), beſchrieben und abgebildet hat. Sie unterſcheidet ſich bekanntlich von den ſonſtigen Scheibenmaſchinen dadurch, daß die Ständer zwiſchen welchen die Scheibe geht, hier ganz weggelaſſen, und die Reibzeuge auf eignen Iſolirſäulen in horizontaler Stellung angebracht ſind. Nimmt man dieſe hinweg, ſo iſt die Scheibe ganz frei an einer iſolirenden Axe befeſtiget. An beiden Flächen der Scheibe ſind Bögen mit Saugern angebracht, die ſich nach Gefallen in eine vertikale und horizontale Lage drehen laſſen. Auf ſolche Art kann man an einerlei Hauptleiter, die poſitive und negative Elektricität in gleicher Stärke, gleich hinter einander haben. Bei der mit gegenwärtiger Maſchine angeſtellten Probe, wo die Umſtände aber nicht die günſtigſten waren, gab der Hauptleiter, bei einem Abſtande des Ausladers von vier Pariſer Zollen, einen ununterbrochenen Strom, und einzelne Funken ließen ſich in einer Entfernung von ſechs Zollen ausziehen. Bei einer zwölfmaligen Umdrehung der Scheibe wurde eine kleine Batterie von 14 Quadratfuß Belegung ſo ſtark geladen, daß freiliegendes Schießpulver bei einer unvollkommenen Leitung entzündet wurde. Ein Stahldrath von Nro. 11. ſechs Pariſ. Zoll lang wurde bei 40 Umdrehungen zu Perlen geſchmolzen, bei einer Länge von acht Zollen lief er blau an. Ein Stanniolſtreifchen von fünf Zoll Länge und ½ Lin. Breite, wurde bei 80 Umdrehungen in Dampf aufgelöſt.“

Voigt.

Dies wird für Kenner hinreichend ſeyn die Vortrefflichkeit und hohe Vollkommenheit dieſes ſo außerordentlich glücklich gerathenen Inſtruments zu beglaubigen.

Gleich nach Beendigung dieſer Hauptprobe wurde die Maſchine von Hrn. Otteny auseinander genommen, und aufs ſorgfältigſte in eine große Kiſte eingepackt, von uns verwahrt; und wir wünſchen nun einen Liebhaber dazu zu finden, der dies koſtbare Inſtrument ganz zu ſchätzen weiß, und käuflich an ſich zu bringen Luſt hätte. Den gewiß billigen Preiß davon werden wir beſtimmen, wenn man ſich deßhalb direct an uns wenden will.

Weimar, den 6. Februar 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Noch einmal über das Allgemeine Repertorium der Literatur 1796 bis 1800.

Seit der Aufkündigung der Fortſetzung des Allg. Repert. d. Lit. ergiengen an mich nicht wenig mündliche und ſchriftliche Auf-

forderungen zu einem nochmaligen Versuche, den Druck dieses Werkes möglich zu machen; ein Gelehrter zu Leipzig bot sogar für sein Exemplar allein hundert Reichsthaler; ein Liebhaber der Literatur in Kurland zehn Dukaten. Indessen kamen alle Aufforderungen dieser Art zu spät, wenn von einer Fortsetzung dieses Werkes nach seinem bisherigen Umfange die Rede ist. Abgerechnet die Unwahrscheinlichkeit, jetzt noch die dazu nöthige Unterstützung zu bewirken, erlaubt es auch meine gegenwärtige Lage nicht, die von mir übernommene Bearbeitung der ausländischen Literatur — die seit geraumer Zeit in dem Grade sich minderte, in welchem die Hoffnung, sie gedruckt zu sehen, abnahm — früh genug zu vollenden um das Publikum nicht über die Gebühr hinzuhalten. Will man sich aber mit einem Repertorium der Literatur von 1796 bis 1800 begnügen, das alle in Teutschen gelehrten Zeitungen und Journalen angezeigte Teutsche und ausländische Schriften — folglich, da wichtige ausländische Schriften in Teutschland selten unangezeigt oder unübersetzt bleiben — außer den Teutschen auch die bedeutendsten literarischen Erzeugnisse des Auslands jener Jahre, nach dem Plane der vorhergehenden Repertorien systematisch geordnet aufstellt, das Aufsuchen der Autoren und Materien in den verschiedenen Fächern aber durch ein kurzes Namen- und Sachregister erleichtert, so kann dies Verlangen schnell und um einen niedrigen Preis befriedigt werden. Die dazu nöthigen Vorarbeiten sind von einem Freunde, Hrn. Dr. Pappe zu Hamburg, der sie größtentheils auch für das zweite Repertorium mit der ihm eigenen Genauigkeit lieferte, so gut wie vollendet. Indessen kann auch dies eingeschränktere Repertorium nur unter der Bedingung zu Stande kommen, daß nicht nur alle Subscribenten die sich auf das bisherige meldeten, bleiben, sondern auch mehrere neue dazu treten, alle aber sich bis zur Ostermesse und während derselben entweder bei der Verlagshandlung, dem Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar oder auch bei jeder andern Buchhandlung über Bestellungen gemacht haben. Kommt die zur Bestreitung der Kosten nöthige Subscription zu Stande: so werde ich zu gehöriger Zeit den Anfang des Drucks unter meiner Aufsicht ankündigen.

Halle, den 3. Jan. 1805.

J. S. Erſch,
ordentl. Prof. d. Geogr. u. Statiſtik.

* * *

Wir wollen gern unser Möglichstes thun, um das Allg. Repert. d. L. zu erhalten, und offeriren daher dem Publikum, nach abgedachtem etwas eingeschränkterm Plane, das Quinquennium von 1796 bis 1800 zu fünf Rthlr. Sächs. oder 9 Fl. Reichsgeld, als Subscriptionspreis, bis zur näch-

sten Leipziger Ostermesse; hernach tritt, wenn es, nach diesem Versuche noch zu Stande kommt, der Ladenpreis von sechs Rthlr. ein; ein beträchtlicher Unterschied zwischen diesem und dem zweiten Quinquennio welches zehn Rthlr. kostete. Kommt dies dritte Quinquennium zu Stande, so soll dies unentbehrliche Werk alle 5 Jahre richtig fortgesetzt werden. Wir können nicht umhin das ehrvolle Zeugniß, welches bei Gelegenheit dieser Anzeige in der Hamburger Neuen Zeitung, der würdige Hr. Prof. Dr. Ebeling zu Hamburg, freiwillig unserm Allg. Repertorio gab, und was er dabei dem gelehrten Publike zur Beherzigung empfahl, hier anzuführen; weil es ein Wort zu seiner Zeit gesagt zu seyn scheint. Folgendes ist es:

„Das Allgemeine Repertorium der Literatur, welches in sechs Quartbänden die Uebersicht des größten Theils der Europäischen Literatur vom J. 1785 bis 1795 enthält, schien ein Unternehmen zu seyn, dem es an Aufmunterung und an Unterstützung gar nicht fehlen konnte, und dessen lange Fortsetzung man allgemein wünschen würde. Wer dies Werk und die Literatur kennt, weiß, daß es ein unentbehrliches Nachschlagebuch ist; daß es nicht etwa bloß den Bibliothekaren und den Literärhistorikern die wichtigsten Dienste leistet, die kein andres Buch zu leisten vermag, sondern auch jedem Gelehrten, selbst dem, der sich bloß auf sein Fach einschränkt, eine Uebersicht desselben gewährt, welche die jetzigen schnellen Veränderungen in allen Wissenschaften und die endlose Bücherschreiberei doppelt nothwendig machen. Desto unerwarteter war es, daß Hr. Prof. Erfch, dessen Einsicht und Fleiße man dies Repertorium vornehmlich verdankt, schon bei der Herausgabe des letzten Theils im J. 1800 zweifelhaft war, ob er nur eine Fortsetzung bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts versprechen dürfe. Dies von einem Werke gesagt, das meinem Bedünken nach in der Bibliothek jedes Gelehrten seyn muß, dessen Lage ihm erlaubt, Geld an Bücher zu wenden, schien anzuzeigen, daß man entweder den Werth und Nutzen desselben nicht genau kannte, oder daß die Lage der Gelehrten in Teutschland sich sehr verschlimmert haben müsse. Die Verlagshandlung machte in der Folge einen Unterzeichnungsvorschlag für die Fortsetzung bis 1800 bekannt, erklärte aber nach einiger Zeit, daß sich zu wenig Subscribenten gefunden hätten, um ein so kostbares Unternehmen ohne großen Verlust zu wagen. Wenn ich von mir und meinem kleinen Kreise schließen dürfte, worin mehrere die Unterzeichnung versäumten und doch das Buch gewiß gekauft hätten, so mußte die Verlagshandlung an einem schadloshaltenden Absatze noch nicht verzweifeln. Sie scheint auch neue Ermunterung erhalten zu haben, ein so nützliches Unternehmen nicht aufzugeben, und ich freue mich, daß ich jetzt die Ankündigung des Hrn. Dr. Erfch von der wieder vorgenommenen Fortsetzung anzeigen kann.

„Möge sich doch nun keiner von uns, die wir den Wissenschaften ernstlich obliegen, bedenken, ungesäumt, als guter Gelehrter und als patriotischer Teutscher seinen Namen zu der Unterzeichnung einzusenden!

„Dies bleibt zwar immer ein sehr großer und für viele Teutsche Gelehrte hinlänglicher Umfang von unleugbarer Brauchbarkeit, aber es wäre doch zu wünschen, daß das Unternehmen nach seinem ersten uneingeschränkten Plane fortgienge, oder wenn dies zu viele Schwierigkeiten fände, daß alsdann doch bald ein Repertorium der ausländischen kritischen Zeitschriften von Herrn Prof. Ersch und seinen Mitarbeitern nachgeliefert würde. Die ausländische Literatur wird durch Teutsche Zeitschriften und Uebersetzungen dennoch nicht vollständig bekannt, so viel allgemeine Literatur-Zeitungen wir auch haben. Manches wichtige Buch des Auslandes entgeht unsern Recensenten, so wie der spürendsten Uebersetzungsjagd; und doch interessirt es den ächten Gelehrten nicht wenig, immer zu wissen, was insonderheit Brittannien, Frankreich, Italien, Spanien und die nordischen Länder zu den Wissenschaften beitrugen. Die Fälle sind sogar nicht selten, wo er sich gedrungen fühlt, nähere Nachrichten darüber einzuziehen. Der Literaturen sind jetzt aber zu viele und ihr Umfang ist zu groß, auch sind die Zeiten vorbei, wo der Gelehrte durch Briefwechsel mit seines Gleichen oder durch ein Paar fremde Journale sich die nöthige Kenntniß von der ausländischen Gelehrsamkeit verschaffen konnte. Fehlen doch diese selbst den meisten öffentlichen Bibliotheken noch! Und wie eingeschränkt und erschwert ist jetzt nicht der Teutschen Buchhandel mit dem Auslande noch immer!

„Ohne den Beistand der Göttingischen Bibliothek dürfte sich freilich in diesem ausländischen Fache wohl kaum etwas Vollständiges liefern lassen. Allein wer kennt nicht die edle Gefälligkeit ihrer Vorsteher, und da Herr Prof. Ersch diese bei den vorigen Theilen schon erfahren hat, warum sollte ihm jetzt bei der Fortsetzung deren Unterstützung fehlen können? Auch finden sich wohl Gelehrte in Göttingen, welche diese Arbeit übernähmen. Nur die Auszüge aus den Schriften gelehrter Gesellschaften könnten künftig ganz wegbleiben, da man darüber das unvergleichliche Repertorium des Herrn Hofr. Reuß hoffentlich bald vollständig besitzen wird.

„Ich wünschte durch diese Anzeige etwas beitragen zu können, daß das Repertorium nach dem alten Plan fortgesetzt würde, und fordre deswegen die Gelehrten Teutschlands auf, dazu bald aufs thätigste mitzuwirken. Uns allen ist bekannt, daß Bücherkenntniß noch keine Gelehrsamkeit ausmacht, aber wir sollten doch alle wi[illegible] daß ohne sie die Gelehrsamkeit weder gründlich noch ausgebreitet seyn könne, und daher die Verfertigung ihrer brauchbarsten Hülfsmittel zu befördern suchen. Unterdessen gestehe ich doch gern, daß auch das Reper-

torium, auch nach dem eingeschränkten Plan, ein sehr willkommnes Unternehmen ist. Wer mit mir darüber gleich denkt, der zögere ja nicht, sich bei der Verlagshandlung in postfreien Briefen deswegen zu melden.“

G. D. Ebeling,
Prof. am Gymnasium und Bibliothekar zu Hamburg.

Weimar, den 10. Jan. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Anzeige der Fortsetzung von Rumfords kleinen Schriften.

Von den sämmtlichen Werken des Hrn. Grafen v. Rumford haben wir bereits in einer Teutschen Bearbeitung drei Bände unter dem Titel: Rumfords kleine Schriften politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts, geliefert. Wir kündigen daher dem Publikum die Fortsetzung dieses gemeinnützigen Werkes, oder des IVten Bandes 1ste Abtheilung an, die zur Oster-Messe 1805 erscheinen wird. Diese enthält eine sorgfältige Bearbeitung der neuesten Forschungen Rumfords über die Wärme, die in Paris unter dem Titel: Memoires sur la chaleur, par le Cte. *de Rumford*. Paris, chez F. Didot. 1804. — so eben erschienen ist.

Weimar, den 4. Febr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Uebersetzungsanzeigen.

Von der kürzlich zu Paris mit Kupfern und Charten erschienenen wichtigen Reisebeschreibung:

Voyage en Morée, à Constantinople, en Albanie et dans plusieurs autres parties de l'Empire Ottoman, pendant les années 1798, 1799, 1800 et 1801, par *F. C. H. L. Pouqueville*, Docteur en Méd. Membre de la Commiss. des sciences et arts d'Egypte etc.

Drei Oktavbände —

besorgen wir durch einen Sachkundigen Gelehrten eine zweckmäßig bearbeitete Uebersetzung für die Sprengel-Ehrmannsche Bibliothek von Reisebeschreibungen, welche dem Originale bald nachfolgen soll.

Weimar im Februar 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

* * *

Vor Kurzem ist zu London eine sehr interessante Reisebeschreibung von dem Schiffslieutenant Tuckey, vom Schiffe Calcutta, erschienen, welche die Geschichte der Anlegung seiner neuen Brittischen Kolonie auf der Südostspitze von Neuholland, an der Portsstrasse, und mehrere merkwürdige Nachrichten aus diesem Erdtheile enthält; sie ist betitelt:

Account of a Voyage to establish a Colony at Port-Philip in Basse-Strait on the South-Coast of New-South-Wales. By *J. H. Tuckey*, Esq.

Von derselben lassen wir gegenwärtig eine mit Anmerkungen begleitete Teutsche Uebersetzung für unsre Sprengel-Ehrmannsche Bibliothek von Reisebeschreibungen bearbeiten; welches wir, um Collisionen zu vermeiden, hierdurch anzeigen wollten.

Weimar, Ende Februars 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Literarische Anzeige.

Verschiedene Gelehrte haben gewünscht, die Gatterersche Charte zur Geschichte der Völkerwanderung kennen zu lernen, um sie mit meinen historischen Atlas zu vergleichen. Ich zeige deshalb an, daß auf meine Veranlassung im April-Hefte der Allgem. Geograph. Ephemeriden d. J. eine vollkommen getreue Probe dieser Arbeit nebst der dazu nöthigen Erläuterung erscheinen wird.

Leipzig, den 28. Jan. 1805.

C. Krufe
Herzogl. Holstein-Oldenburgischer Konsistorialrath.

6.

Neues Planetarium und Tellurium.

Auf die in No. 1. des Reichs-Anzeigers von dies. Jahre geschehene Anfrage des Hrn. v. Z. in W*, zeigen wir hierdurch an, daß wir dermalen wirklich mit Verfertigung sowohl eines Planetarii als Tellurii zur Erläuterung der Lehren der physikal. mathematischen Geographie für Schulen beschäftigt sind, und beide sehr einfache Maschinen um den möglichst billigen Preiß zur k. Oster-Messe liefern werden. Die specielere Ankündigung davon behalten wir uns bis dahin vor.

Weimar, den 10. Jan. 1805.

Geographisches Institut.

II. Erschienene Neuigkeiten.

1.

Das XIte und XIIte Stück vom Allg. Teutschen Gartenmagazine 1804 sind so eben erschienen und enthalten.

XI. Stück Novbr. 1804.

I. Landschafts-Gartenkunst. Repton's Bemerkungen über die Theorie sowohl als Praxis der Landschafts-Gartenkunst. II. Garten-Baukunst Thier-Baraken für Engl. Gärten. (Mit Abbildungen auf Tab. 34.) IV. Blumisterei. 1. Praktische Bemerkungen über die Schädlichkeit der Blumen in den Zimmern. 2. Tintenflecke auf Reseda. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. Leichte Methode, recht frühe junge Erbsen im freyen Lande zu ziehen. VI. Obstkultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Englische Stachelbeere. A. Trop's schöne Betty. B. Johnsons weiße Kugel. 2. Ueber die Bearbeitung der Weinberge durch den Pflug. 3. Woher kömmt es, daß man unsere edlern Obstarten nicht aus dem Saamen ziehen kann. 4. Ueber die Obstsorten zu Pflanzungen in rauhen gebirgigten Gegenden. VIII. Garten-Botanik. Verzeichniß der auf den v. Friedländischen Güthern zu Gunnersdorf, kultivirten Gewächse.

IX. Garten-Miscellen. 1. Kurze Geschichte des Akazienbaumes. 2. Versuch mit Fichtoran zu düngen. 3. Ueber der Erde gewachsene Kartoffeln. 4. Erhöhte Aussicht des Pflanzenreichs. 5. Auszug eines Schreibens eines Ungenannten Correspondenten aus Münster in Westphalen d. 31. Oktbr. 1804. 6. Ist das Verletzen den Pflanzen vortheilhaft, oder nachtheilig. 7. Nachricht wegen Schroters Aesthetik der Blumen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 33. Zwei Englische Stachelbeer-Sorten. Taf. 34. Thier-Baraken zu Paris. Taf. 35. Pflüge zu Bearbeitung der Weinberge.

* * *

XII. Stück. December.

I. Landschafts-Gartenkunst. 1. Reptons Bemerkungen über Theorie und Praxis der Landschafts-Gartenkunst. Forts. 2. Die Ceder von Libanon. IV. Blumisterei. 1. Beschreibung einiger Amaryllis-Arten und deren Behandlung. 2. Michauxia Campanuloides, eine neue Zierpflanze. 3. Beschreibung und Behandlung des Cyrthantus. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Die Langbirn. 2. Ueber das Welken oder Dörren des Obstes. IX. Saamenbau, Sämerei- und Pflanzenhandel. Ueber Saamenbau und Saamenhandel. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber die verschiedenen Düngungsmittel ausländischer Völker, und deren mögliche Anwendung auf unsere inländischen Gärten und Gemüs-Felder. 2. Antwort auf Hrn. Prof. Kurt Sprengels ganz unrichtige Berichtigung meiner Bemerkungen über den Rasen in Engl. Gärten, im VI. Hefte des Allg. Teutsch. Gartenmagazins. Von Hrn. H. G. Schoch in Wörlitz.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 36. Die Ceder von Libanon im Jardin des plantes. Taf. 37. Die Langbirn. Taf. 38. Eine große Obstdörre.

Weimar im Febr. 1804.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Von den Allg. Geograph. Ephemeriden iſt ſo eben das 2te Stück J. 1805 erſchienen und hat folg. Inhalt.

Abhandlungen. 1. Volksmenge der landgräfl. Heſſen-Darmſtädtiſchen Länder in den Jahren 1791 und 1803. 2. Ueber Finlands Bevölkerung.

Bücher-Recenſionen. 1. Abriß der neueſten Statiſtik des Preußiſchen Staats von Leopold Krug ꝛc. 2. Rohrers Verſuch über die Teutſchen Bewohner der Oeſterreichiſchen Monarchie ꝛc. 3. Barrow's Travels in China etc. (Beſchluß). 4. A Tour through the British West-Indies, in the years 1802 and 1803 etc. by Daniel *Mc. Kinnen*. 5. Några korta Underrättelſer om *Eayal* och de öfrige *Açorerne*. Af John Guſtaf *Hebbe*.

Charten-Recenſionen. 1. Carte de la Mer Noire, d'Azof et de Marmora, etc. 2. Charte von Südpreußen ꝛc. von Gilly ꝛc. 3. Oeſterreichiſcher Poſt- und Reiſe-Atlas, worin alle Ober- und Abſatz-Poſtämter, Haupt- und Unterlegs-Poſtſtationen ꝛc. angezeigt ſind ꝛc. 4. Beſchreibung und Gebrauch einer geographiſchen Uhrtafel nebſt dem dazu gehörigen Inſtrumente; von A. G. Meißner.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Bericht von den Arbeiten des K. Spaniſchen See-Charten-Depot oder Expedition (Direccion de trabajos hidrograficos) zu Madrid. 2. Bevölkerung der Kur-Wirtemberg. Lande in den Jahren 1802 und 1803. 3. Beſtimmung der geographiſchen Lage von verſchiedenen Oertern in Schweden. 4. Auszug aus einem Briefe aus Paris. 5. Kurze Notizen.

Zu dieſem Hefte gehören:

1) Das Portrait von Peter Knich. 2) Die neue Ruſſiſche Charte vom ſchwarzen Meere.

Weimar im Febr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Vom Journal des Luxus und der Moden 1805 iſt ſo eben das 2te Stück erſchienen und hat folgenden Inhalt.

I. Briefe an eine junge Dame über Poeſie und Theorie der Dichtungsarten. Erſter, Zweiter, Dritter Brief. II. Kunſt. 1. Herausgabe von Salomon Geßners

heftigste Wuth des Schmerzens ist bey Admet nun vorüber; seine Seele hat wieder eine Art von Thätigkeit erlangt; aber noch immer ist Alceste der einzige Gegenstand derselben. Der Admet des Euripides wünscht, daß er Alcesten nie gekannt hätte; der meinige findet nirgends Ruhe, nirgends Trost als in dem Gedanken, daß der Tod selbst seine Liebe nicht vernichten kan. Da ihr Bild nun alles ist was er noch von ihr besitzt, so ist sein einziges Vergnügen, sich mit diesem Bilde zu unterhalten. Sie empfängt dadurch eine Art von Existenz für ihn. Das zärtliche Verständnis ihrer Seelen dauert fort; sie lebt in seinem Herzen, er in dem ihrigen. Er glaubt sie zu sehen, er spricht mit ihr, er nimmt Antheil an ihren geringsten Handlungen und Begegnissen — kurz die Phantasie ist izt die würksamste Kreft seiner Seele, und er überläßt sich ihr desto williger, da ihre süssen Täuschungen ihm zuweilen Augenblicke von Wonne geben, die ihm in seinem izigen Zustand unendlich kostbar seyn müssen. Dies, dünkt mich, ist wahre Liebe! Auch gesteh' ich es Ihnen ohne Bedenken, mein Freund, kein fremder Beyfall giebt mir nur die Hälfte der Selbstzufriedenheit, die ich darüber empfinde, das Urbild zu der folgenden Stelle in meinem Herzen gefunden zu haben:

„O! nach wem, Geliebte
„Unglückliche, siehst du so zärtlich
„Dich um? — Ich folge dir! Ich komme! —

Weh

Gouache-Gemälden. 2. Ueber Professor Grassis Aufenthalt in Gotha. 3. Ansichten aus der Sächsischen Schweiz, herausgegeben von Jentsch und Schumann. III. Theater. Ballet in Kassel. IV. Schöne Punkte von Dresden. V. Bemerkungen über die Sitten und den Charakter der Pariser. VI. Miscellen und Modenberichte. 1. Zustand des Theaters, der Kunst und Musik in Würzburg. 2. Bemerkungen durch die Lectüre der Oeuvres de Lady Montague veranlaßt. 3. Maffei's berühmte Conversationen in Verona. 4. Alt-Englische Moden. 5. Der berühmte Modehändler Le Roi in Paris. 6. Kleidung des Französischen Kaisers und der Kaiserin an ihrem Krönungstage. VII. Ameublement. Filtrir-Kaffeekanne. VIII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Septbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Inhalt des 1sten und 2ten Stücks v. J. 1805 von Voigts, Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde.

Erstes Stück.

I. Ueber das neue Molluskengeschlecht Pyrosoma, vom Hrn. Péron. (Aus einer kleinen Schrift des Verfassers gezogen und mit einem Nachtrage begleitet, vom Dr. Fried. Voigt. Mit ill. Abb. auf Taf. I.) II. Nachricht von einem neuen Spanischen chemisch-technischen Werke. (Aus einem Briefe des Hrn. Landkammerraths Bertuch an den Herausgeber, Weimar d. 14. Dec. 1804. III. Ueber das Chamäleon. (Aus dem European Magazine mitgetheilt vom Hrn. Prof: Froriep.) IV. Nachrichten von dem Nordlichte am 22. Oktbr. 1804. (Von den Herren: Lamarck in Paris; Bory de St. Vincent in Brugge; und Ausfeld in Schnepfenthal.) V. Schreiben des Hrn. Dr. Oersted in Kopenhagen, an Hrn. J. W. Ritter in Jena, Chladni's Klangfiguren in elektrischer Hinsicht betreffend. Kopenhagen d. 5. Oktbr. 1804.) Anmerkungen zum vorstehenden Schreiben des Hrn. Dr. Oersted vom Hrn. Ritter. VI. Bemerkungen über die Versuche welche mit Zenithwärts gerichteten Kanonen angestellt worden sind, nebst Nachrichten über die eben erschienene Schrift des Hrn. Dr. Benzenberg: „Versuche über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde. (Aus einem Briefe des Hrn. Dr. Benzenberg an den Herausgeber.) VII. Ueber die Abweichung nach Westen, welche die Axendrehung der Erde bei steilrecht geschossenen Kugeln verursacht. (Vom Hrn. Dr. Bran-

des; mit Zeichnungen auf Taf. 2.) VIII. *Annuaire météorologique* pour l'an XIII. de la Republique Française, à l'usage des agriculteurs, des médecins, des marins etc. Présentant 1° la division des mois pour l'an XIII. relative aux deux déclinaisons alternatives de la lune et à leurs influences calculées avec celles du Système synodique, du Système anomalistique et du Système de la lumière solaire, dont les points agissent simultanément; 2° de nouvelles observations sur différens faits météorologiques observés, et sur les moyens de parvenir à apprécier les influences des points lunaires; par *J. B. Lamarck.* A Paris, chez *l'Auteur* etc. IX. Versuch einer Anleitung zum Studium der Mineralogie für Anfänger, von C. C. Andre, gr. 8. 28 B. nebst einem Kupfer und einer großen Tabelle. Wien bei Camesina. 2 Fl. 30 Kr. X. Ein Zucker-Surrogat aus Weinbeeren, (vom Hrn. Pully, Chemiker in Mayland.) XI. J. F. Ackermann de combustionis lentae phaenomenis, quae vitam constituunt Jenae 1804. (Ausgezogen von Dr. Fr. Voigt.) XII. Elektricitätsgesetz vom Hrn. Libes.

Weimar im Febr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

* * *

Zweites Stück.

I. Ueber die Strahlen, die aus einem Lichte auszufahren scheinen, das mit halb geschlossenen Augen betrachtet wird. (Vom Hrn. Professor Kries.) II. Beschreibung eines leuchtenden Meteors, welches zu London und an andern Orten, am 13. November 1803, gegen halb 9 Uhr des Abends gesehen worden. Mit einer Abbildung. III. Nachricht von einer feurigen Lufterscheinung. Vom Hrn. Forstass. Slevogt. IV. Winterl's Ansichten der Chemie und Physik, von J. F. C. Wuttig. V. Ueber die Schneegruben im Schlesischen Riesengebirge. Vom Hrn. Dr. Conteßa in Weimar. VI. Nachricht von einigen elektrischen Versuchen, vorzüglich im Vergleich mit chemisch-galvanischen Wirkungen, an einer neu gebaueten großen Maschine nach van Marum's Art, mit freistehender Scheibe und isolirender Axe, angestellt von J. W. Ritter. VII. Merkwürdige Beobachtung an Johanniswürmchen. Vom Hrn. Kriegsregistrator Helbig zu Weimar. VIII. Considérations sur les Etres organisés, par J. C. Delamétherie 2 Vol. IX. Fortgesetzte Beobachtungen über die Entstehung des Splintes in den Holzgewächsen. (Vom Hrn. Forstass. Slevogt.

X. Ueber die angeblich unterirdiſchen Secretionen der Gewächſe. (Von Ebendemſelben.)

Weimar im Febr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Von Wielands neuen Teutſchen Merkur 1805 iſt das 1ſte Stück erſchienen und hat folgenden Inhalt.

I. Das Löwenthor zu Mycenä, eine Reliquie der Vorzeit. II Gedichte. 1. An den Frieden. Zur Oeſterreichiſchen Kaiſerkrönung. 2. Die Inſel der Glückſeligkeit. 3. Prolog zu Guſtav Waſa von Kotzebue. III. Ueberſetzungsproben. Kalpurnius erſte Idylle. (Nach der Beckſchen Ausgabe.) IV. An den Barden Rhingulph. V. Kunſtnachrichten. 1. Briefe über die Berliner Kunſtausſtellung im Oktober 1804. Erſter Brief. Allgemeine Ueberſicht. Porzellanfabrik. 2. Entdeckung des Diebſtahls der Antiken in der Nationalbibliothek zu Paris. 3. Kunſtnachricht aus Berlin. VI. Dr. Reinhards Landtagspredigt zu Dresden.

Weimar im Febr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Vom Magazine der Handels- und Gewerbs-Kunde, 1805 iſt das 1te Stück erſchienen und hat folgenden Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Betrachtungen über die Beherrſchung der Meere, der älteſten und neueren Völker. II. Handels-Geſchichte. 1. Skizzirte Ueberſicht des Handels von Hamburg und des Handels von Europa überhaupt gegen das Ende des Jahres 1804. 2. Zerſtreute Bemerkungen über den jetzigen Zuſtand einiger Theile des Brittiſchen Außenhandels. III. Handels-Geographie und Handels-Statiſtik. 1. Kurze Beſchreibung von Jamaika. 2. Nachrichten von dem Handel und Manufakturen in dem Franzöſiſchen, Departement der beiden

Rethen. 3. Seidenbau in den südlichen Provinzen von Rußland. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Muskatnüsse. 2. Kardamomen. 3. Asbest. V. Gewerbskunde. 1. Beschreibung des sogenannten Gyps-Cements. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. Neue Handelszeitung. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Handelsnachrichten aus England. 2. Handelsnachrichten aus der Schweiz. 3. Korrespondenz-Nachrichten. Stockholm. St. Barthelemy. Odessa. Wien. Berlin. Triest. Dänemark.

Zu diesem Hefte gehören:

Die Charte von Jamaika. Kupfer. Taf. 1. Abbildung des Muskatnußbaums. Taf. 2. Abbildung der Kardamomen.

Weimar im Febr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Allg. Bibliothek der neuesten Reisen XVII. Band.

Es hat so eben bei uns die Presse verlassen: und wird nächstens in allen guten Buchhandlungen zu haben seyn.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane gesammelt und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel fortgesetzt von J. F. Ehrmann, XVII. Band mit 2 Charten. gr. 8. 3. Rthlr. 6 gr. oder 5 Fl. 51 Kr.

Dieser Band enthält, und sind auch unter ihren eignen Titeln besonders zu haben.

a) J. Barrows Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika in den Jahren 1797 und 98 aus dem Englischen 2r Thl. mit 1 Charte. gr. 8. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

(Der 1ste Theil erschien 1801, kostet 1 Thlr. 18 gr. oder 3 Fl. 9 Kr, und ist im V. Bande der Bibliothek der Reisen geliefert worden.)

a) F. A. Michaux's Reise in das Innere der Nordamerikanischen Freistaaten, westwärts der Alleganny-Gebirge aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von

T. F. Ehrmann, mit einer Charte gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Weimar im Februar 1805.

F. S. pr. Landes Industrie Comptoir.

Bitte

an das Publikum wegen des Journals für Kinder, Eltern und Erzieher.

Die beiden ersten Doppelhefte des Journals für Kinder Eltern und Erzieher von F. J. Bertuch und F. C. Ph. Funke, welche zu Ende Februars erscheinen sollten, können wegen des Aufenthalts den die gute und saubere Fertigung der Kupfer, bei den kurzen und trüben Wintertagen nothwendig verursacht, nicht eher als im Laufe des März erscheinen. Wir bitten deshalb das verehrte Publikum um eine kurze gütige Nachsicht; und glauben gewiß daß die Abonnenten lieber ein wenig länger auf die erste Lieferung warten, als übereilte und verfudelte Kupfer haben wollen. Die folgenden Lieferungen werden hernach immer zu Anfange jeden Monats richtig erscheinen.

Weimar den 24sten Febr. 1805.

F. S. priv. Landes Industrie Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1805.

I.

Probe eines dramatiſchen Gedichts. *)

Die Kreuzfahrer.

Wulf der Frauenberger. Hans Froburg.

Froburg. Da ſind ich dich? by Gott! du träumſt wohl wieder?

Wulf. Ich träume, ja. Willſt du den Traum mir rauben,
Der wieder mich den Meinen zugeführt?

*) Ex ungue leonem. Wir wünſchen das Ganze mit großem Verlangen kennen zu lernen, und bitten den Hrn. Verfaſſer, ſich uns näher zu erkennen zu geben.
B.

Frob. Geh, träume nicht. 's iſt Wachen
doch, by Gott!
Als Träumen beſſer.

Wulf. Guter Iröburg, nimm
Uns Sterblichen das Glück zu träumen, und
Du nimmſt uns viel, faſt möcht' ich ſagen: Alles.
Wann iſt die Welt ein Himmel uns auf Erden?
Wann Alles gut und Alle gut und herrlich?
Wann flimmert uns der ſchönſte Stern des Lebens?
So lang wir Kinder ſind, als Kinder träumen
Und glänzend Alles anlacht uns; da ſehen
Wir, was als Männer uns ſo oft mit Abſcheu
Und innrer Wuth erfüllet, nicht, wir blicken,
Nur Schönes allenthalben ſehend, mit
Dem Kinderaug ins weite Menſchenleben
Und eine ewig neue Reihe bunter Bilder
Lacht uns mit jedem neuen Tage an.
Dem Jüngling ſchwindet, zwar allmählig, doch
Mit Rieſenſchritt, die goldne Zeit, er wacht
Von ſeinen ſüßen Träumen manchmal auf,
Und fühlt ſich in der kalten Wirklichkeit,
Die ihn, wie Marmorbilder den, der Wärme
Und Hochgefühl der Form entlocken will,
Angähnen, er verwirft und wählt, da er
Als Kind vom Vater Alles als Geſchenk nahm.
Der Mann — da iſts nun aus mit allen Träumen —

Da tritt die Ueberlegung ein; da wird
So oft geprüft, von allen Seiten ab-
Gewogen, trotzig herrscht der Kopf, das Herz
Muß schweigen und ob lauter prüfen, wägen
Verlieren wir das Beste, das der Himmel
Uns zuwarf, schnell dem Ruf' des Herzens, der
Der Gottheit Ruf ist, folgend, zu ergreifen.
O Kinderzeit — wer treu im Busen dich
Bewahrt; als Jüngling, Mann und Greis
Dem Vater oben kindlich sich vertrauet,
In dem wohnt hier der Himmel.

Frob. Ha, by Gott!
Ja er hat Recht.

Wulf. Drum, Froburg, ja ich träume
Vom Vaterland und der Geliebten.

Frob. Nu —
So geht es. Wer sein Liebchen hat, der ist,
Auch Meilenweit und Länderweit von ihr
Entfernt, beim Liebchen doch. O ich hab' dir's
Wohl abgemerket, wie der Hartenstein
Zurück jüngst zog ins teutsche Vaterland,
Wie der sich seiner Dirne freute, ha,
By Gott! ich sah dir's in den Augen an,
Wie du ihn — nu — beneidet will ich just
Nicht sagen — aber wie du dich an seine Stelle
Gewünscht hast. Läugne, wenn du kannst!

Wulf. Warum
Sollt' ich des menſchlichſten Gefühls mich ſchämen?
Ich habe, denk ich, daß ich Mann und Krieger,
Bewieſen.

Frob. Ja, by Gott! das haſt du, mein' ich.
Dein Name — einen nur — der Khevenhüller
Führt oft im Mund ihn, Hugo von Saint Paul,
Ein junger Mann, wie du; ein Mann voll Muth,
Wie du! — dein Name iſt den Heiden, mein' ich,
Bekannt. Die Schlacht bei Ptolemais, die du
Allein gewannſt.

Wulf. O davon ſchweig!

Frob. by Gott!
Erſt bringt er einen mit Gewalt darauf,
Dann will er wieder, daß man ſchweigen ſoll.
Du irrſt in dich verloren h'rum, man ſollte,
Sieht man dich mit der Laute unterm Arm
Da zwiſchen den Cypreſſen wandeln, wahrlich
'N Troubadour und keinen Helden ſuchen.

Wulf. Der Troubadour — ein neidenswerther Mann!
Was er belebt, das lebt der Ewigkeit.
Des Sängers Lied — des Himmels ſchönſte Gabe,
Der Gottheit Abglanz in der Sterblichkeit,
Den Himmel des Vergeſſens uns zu öffnen.
Dem Irdiſchen entreiſſet uns das Lied,

Hebt aus der Wirklichkeit, die finſter wie
Der enge Raum des ewig kalten Grabes
Den Geiſt, der ſich dem Höchſten nahen möchte,
Das er in ſich lebendig trägt, umzäunet
Und hebet ihn auf ihrem Roſenfittig
Hin in der Phantaſien Jugendland.
Dem Kleinen ſelbſt, dem Oftgeſeh'nen, leiht
Der Sang der Harfe neu erhöhten Werth,
Und hebet es zum Herrlichſten empor
Das überall uns anlacht aus den Werken
Des ew'gen Schöpfervaters alles Schönen.
Es giebt das Lied dem Niedern Zweck, vermählt es
Dem Höheren. Was uns ſchon oft erſchienen,
Wir ſehen wieder es, verſchönt, im Liede,
In neuem Reiz, wie wir die bunte Flur
Der neugeſchmückten Wieſe wieder ſchauen.
Was unbemerkt dem Glück entgleitet, den
Das Irdiſche ſo feſt hält, daß er nicht
Im Irdiſchen das Himmliſche erblicken
Und ihm ſich nahen kann, das findet wieder
Der Hörer in des Sängers Lied, es ſpricht
Als alter, längſtbekannter Gaſtfreund an,
Den man aus dem Geſicht verlor — man weiß nicht,
Wo man ihn ſah und wann, wodurch er uns
So werth geworden, daß wir ihn als wie
Aus unſerm Seyn herausgetreten anſeh'n,

Weh mir! Schon hat das Ufer gegenüber
Sie aufgenommen! Liebreich drängen ſich
Die Schatten um ſie her! Sie bieten ihr
Aus Lethens Fluth gefüllte Schalen an.
„O hüte dich, Geliebte! Koſte nicht
„Von ihrem Zaubertranke! Ziehe nicht mit ihm
„Ein ſchreckliches Vergeſſen unſrer Liebe ein.
O flieh, geliebter Schatten, fliehe, u. ſ. w.

Aber — Cynthius zupft mich beym Ohre, und erinnert mich, daß es Zeit iſt aufzuhören. Erlauben Sie mir nur noch zwoo Anmerkungen — und ich bin fertig.

Euripides läßt im dritten Act Alceſtens Leichnam verbrennen; und im fünften bringt Herkules ſie mit Leib und Seele wieder zurück. Ihre Seele hat er dem Orkus abgejagt; dies geben wir zu; aber wie dieſe Seele ihren vorigen Leib, nachdem er in Aſche verwandelt worden war, wieder bekommen konnte, iſt und bleibt unbegreiflich. In meiner Alceſte geht die Wiedervereinigung der aus dem Elyſium zurückgebrachten Seele vor, eh ihr Leib noch zerſtört worden iſt. Immer bleibt zwar etwas wunderbares in der Sache, wovon man uns das **Wie** nicht zeigt: Aber die Imagination findet doch ungleich weniger Schwierigkeit in dieſem Falle als in jenem. Es iſt wahr, das Wunderbare ſteigt durch die Höllenfarth des Herkules. Wir begreiffen weder wie er den Weg

Der uns gehöret. — Das iſt Gottes Ruf
Des Höhern Ahnung — die Vereinigung
Sich engverwandter Geiſter, die getrennt,
Doch immer nahe ſich die Kette bilden,
Die ewig endlos an das Höchſte knüpft.
Das Tägliche erfaßt's, entfaltet's nicht,
Es iſt ein Gott, der aus dem Liede ſpricht.

Frob. Da möcht' ich doch, by Gott! den Leyrer hören,
Der ſo wie du ſein Amt zu ehren weiß!

Wulf. Der Sänger ſoll allein zu ſchätzen wiſſen
Des Liedes Werth? O guter Froburg, arm
Wär' dann die Welt. In jedes Menſchen Bruſt
Liegt tief der Gottheit Funken. Ihn entzündet
Wird dieſer Funken treu bewahrt, gepfleget,
Und vor dem Sturm von auſſen nur geſchützt
Das Göttliche. — Wer das Erhabne fühlen
Und in ſich faſſen und erhalten kann,
Der kann es auch entfalten, wiedergeben
Und was ihm Ruf des Himmels ward, mittheilen,
Ein Licht, das ſeinen Brüdern leuchtet, nur
Die Trägheit und die eitle Furcht, ſie haben
Zurückgeſcheucht ſo manches gut gemeinte
Und eben darum auch gelungne Werk
Der Götterflamme. Menſchen ſelber löſchen.

Vergeſſend ihres höhern Zweckes, ſie
Und die Bedenklichkeit, die Selbſtſucht und
Der tödtende Verſtand, der alles nach
Dem kleinen Maaßſtab niedern Nutzens wägt,
Vernichtet uns die hohe Götterkraft
Und Eis vertritt der ſanften Wärme Stelle,
Die nicht verzehrend brennt, ſo lange ſie
Verwandten Seelen ſich eröffnen kann.
Zurückgedrängt in ſich wird ſie zur Flamme,
Die ſtürmet und verzehrend tilget den,
Der nicht die Kraft dem Ziele abgemeſſen.
Doch wird er auch ein Opfer ſeines Strebens,
Und brennt er auch in ſelbſtgeſchaffner Flamme —
Ha aus dem Feuer ſteigt ein Stern empor,
Der kommende Geſchlechter noch entzündet
Und Wort und That im Ebenmaaß verbindet.

Frob. Ja ſo ein luſtig Lied — das lob ich mir.
Zwar dir wird mehr das traurige behagen.

Wulf. Du kennſt mich nicht. O Heil dem Manne, der
Den Frohſinn in dem Menſchen wecken kann;
Der's ihn vergeſſen macht, daß jedem Tag
Sein redlich Theil von Plage ſey beſchieden:
Der Groß und Klein im frohen Bunde einet
Und jede Kluft, die zwiſchen ihnen, füllt.
Wer frohe Menſchen macht, der beſſert ſie.

Der Reiche öffnet seine Kasten gern
Dem Armen, wenn die Freude ihn vergessen
Macht seines angewohnten Geitzes.
Der Große denkt des Abstands nicht, der ihn
Vom Niedern trennt, wenn er den Taumelkelch
Der Freude trinkt. Der Todtfeind — er vergiebt
Berauscht vom Trank der Freude seinem Feinde.
O nähmen wir, wo wir sie finden, gern
Die schöne Gabe an, ohn erst zu mäckeln
Und erst sie unserm Leisten anzupassen!
Sie bahnet nur den Weg zum Göttlichen.
Wenn wir ob ihr den Jammer all vergessen,
Der uns umgiebt, sind wir dem Höchsten näher.
O noch einmal: Heil sey! Heil sey dem Mann',
Der Freude fühlen und verbreiten kann.

Frob. Du bist ein guter Kerl. Nur — das ist wahr
Du sprichst manchmal so kauderwälsch, daß es
Kein Mensch versteht, und dennoch — hört man dich —
So glaubt man, daß man dich versteht. Warm
Spricht's an die Seel', by Gott! doch höre Bruder,
Du stiehlst dich von uns weg. Komm, trink mit uns,
Lang trinkst du so mit uns nicht mehr. By Gott!
'S geht einer nach dem andern weg.

Wulf. Das iſt
Das Loos der Sterblichen hienieden immer.
Geboren werden, leben, um zu ſterben.
Sich ſeh'n, ſich lieben und ſich wieder trennen.
Genuß der einen Freude kaufſt du nur
Durch einer andern Tod. Doch liegt der Keim
Der neuen Freude auch in jeder, die
Uns ſchwindet. Selbſt das Leben, das uns hier
Dem Grabe täglich näher führt, dem Tode,
Es trägt des Lebens ſchönſten Keim in ſich,
Der aus dem Grabe erſt die Blume treibet,
Die einſt die Frucht wird, die der Mühe lohnet
Des fromm verwahrten Keimes in der Seele.
Das Leben, das dem Grab uns näher führet,
Bringt uns dem Leben näher, wo der Vorhang
Uns aufrollt, der den Eingang uns eröffnet
Ins ew'ge Leben ohne Tod und Trennung.

Frob. Schon wieder dieſe düſtre Melodey?
So ſey doch einmal guter Dinge! Bald
Sind wir getrennt. Die Teutſchen nehmen ab,
Und unter Wälſchen und Franzoſen leben,
Iſt nichts für einen Teutſchen. — Nu ich denke —
Hör, Bruder! ich begleite dich.

Wulf. Jetzt da
Du erſt beginnſt die Laufbahn, die dir öffnet
Des Ruhmes Thor? Jetzt willſt du wieder fort?

Was du begannſt, das willſt du nicht vollenden?
Ha, lieber gar nicht angefangen, als
Steh'n bleiben auf dem Weg. Der Kaiſer kömmt,
Mit ihm ein groſſer Zug von teutſchen Rittern,
Die was — ach dürft' ich's doch nicht ſagen! was
Durch unſre Schuld, durch unſern ew'gen Hader,
Durch unſern Eigennutz — — Ha trübe Quelle,
Die ſelbſt den reinen Strom des Edeln trübt —
Durch unſern Eigennutz entehren wir
Die Sache Gottes, die wir zu verfechten
Hier ſind! — die, was wir hier verdarben, wieder
Gut machen ſollen. Teutſche, Teutſche kommen!
Wie; wird es dich nicht freuen, guter Froburg,
Vom Vaterlande wieder was zu hören?

Frob. Doch beſſer, ich geh' ſelber heim und ſehe,
Wie's dort in meinen Bergen ausſieht. Ha,
By Gott! es will mir nimmer hier gefallen.
Bei uns, da iſt man ehrlich; ſpricht gerad' zu.
Hier gehen s'um den Berg herum und kneipen
Von hinten. Alles taugt hier nichts. Und die
Verfluchten Griechen treiben ſchändlich Spiel
Mit uns. Gieb Acht! du wirſt es hören, wenn
Zu Haus du biſt — die Griechen ſind weit mehr
Gefährlich uns, als ſelbſt die Heiden; kriechen
Von uns zu jenen, klatſchen da und dort.

Und ruhen nicht, bis ſie uns aufgerieben.

Wulf. Das glaube nicht. Die Argliſt wird nicht ſiegen.
Es wird der oben, der ſo oft uns ſchon
Errettet hat, dies nicht geſchehen laſſen.
Verdunkelt war der Aufgang einmal ſchon,
Und in den Wüſten von Thebais glimmte
Von Wenigen gekannt das Himmelslicht,
Das jetzt die Welt erleuchtet; wieder wird,
Wär Alles auch verloren, ſich der Gott,
Der uns geführt, ein Vater uns erweiſen.

Frob. Gott geb's! doch komm, die andern —

Wulf. Wer?

Frob. Es ſind
Dir lauter teutſche Männer. Ha, da kommen,
By Gott! ſie alle ſchon.

II.

Gedichte.

I.

Die Tageszeiten.

Wenn aus fernen dunkeln Meeren
Sich die junge Sonne hebt,
Und im goldnen Reich der Sphären
Majeſtätiſch ſtrahlend ſchwebt:
Da entſteigt dem Nebelſchleyer
Hold und bräutlich die Natur,
Und der Weſen Jubelfeier
Tönt aus Hain und Quell und Flur.

Lieblich auf der Mutter Schooße
Lacht und hüpft das zarte Kind,
Unbekümmert um die Looſe,
Die ihm einſt beſchieden ſind.
Und der Knabe, im Gefühle
Regen Lebens, träumt ſich Mann —
Freuet ſich der Jugendſpiele,
Schaut die Welt als Oper an.

Höher lenkt der Gott die Roſſe,
Schneller wird des Wagens Flug,
Und des Führers Strahlgeſchoſſe
Zeichnen ſeinen Flammenzug.
Wehe, was den heißen Blicken
Schattenlos iſt ausgeſetzt;
Denn ſie können nicht erquicken,
Und des Feuers Glut verletzt!

In des Jünglings Adern kochet
Schäumend das erhitzte Blut,
Und im ſchwell'nden Herzen pochet
Kraftbewußt der raſche Muth;
Nicht der innern Stimme hörend
Rennt er fort in wildem Lauf:
Hält das Schickſal ihn nicht wehrend
Noch am nahen Abgrund auf!

Schaut! am hohen Himmelsbogen
Lagern Wetterwolken ſich,
Und aus ihren ſchwarzen Wogen
Zucken Blitze fürchterlich!
Brüllend rollen durch die Räume
Donnerſtimmen mächtig her;
Vom Orkane ſtürzen Bäume,
Und es tobt gepeitſcht das Meer.

So bedräut von Ungewittern
Kämpft der Mann durch's Leben hin;
Doch es ſoll und darf erzittern
Nimmer ſein geprüfter Sinn!
Kühn und kühner ſoll er ringen,
Bis er endlich jauchzend ſiegt!
Er ſoll das Geſchick bezwingen —
Schande! wenn er unterliegt.

Wohl! der Elemente Toben
Legt ſich, und des Streites Wut;
Die Geſtirne wandeln oben,
Und die Erde unten ruht.
Nur des Weſtes lindes Säuſeln
Bebt durch den Cypreſſenhain,
Und der Bäche Spiegel kräuſeln
Sich, beglänzt von Silberſchein.

O beglückt! wer ſeines Lebens
Kühlen Abend ſtill begrüßt,
Und zum Lohne ſeines Strebens
Nun verdiente Ruh genießt!
Furchtlos bringt in's Land der Sterne
Lächelnd ſein verklärter Blick:
Denn er läſſet nah und ferne
Edler Thaten Spur zurück!

2.

Herbſtgemählde.

Wie es hallt
In dem Wald:
Unter wiederholten Schlägen
Stürzt der Baum der Glut entgegen.

Windes Raub
Fliegt das Laub,
Gelb und röthlich, und ſein Rauſchen
Täuſcht das ſcheue Reh beim Lauſchen.

Muthig blickt,
Schön geſchmückt,
Stolz der Hirſch: doch aus der Weite
Blitzt's — er fällt des Jägers Beute.

Nebelduft
Füllt die Luft;
Grau Gewölke deckt der Himmel,
Und der Schwalben Zuggetümmel.

Früher weicht
Und erbleicht
Matt die Sonn' in trüber Ferne;
Dunſt umflort Orions Sterne.

in den Tartarus gefunden noch wie er ein so groſes Abentheuer in so kurzer Zeit vollenden konnte. Aber gleichwohl mangelt es uns nicht an Vorſtellungen, womit wir unſre Einbildung, wo nicht befriedigen doch zum Schweigen bringen. Herkules iſt ein Halbgott; man iſt gewohnt, auſſerordentliche, übermenſchliche Thaten von ihm zu ſehen; es iſt nichts ſo ſchwehr das man ihm nicht zutraute. Dies iſt etwas; aber der Dichter — dem die Natur einige Blicke in das menſchliche Herz gegönnt hat — ſah, daß er noch mehr thun konnte: Er läßt Admeten eine Frage an den Herkules machen, die er gleichſam im Nahmen aller Zuſchauer thut: und Herkules beantwortet ſie auf eine Art, welche keiner Widerrede Raum läßt.

— — Sage,
Den Göttern gleicher Freund, wie konnteſt du
Lebendig in den unzugangbarn Sitz
Der Schatten dringen? O, erkläre mir
Ein Wunder, das mir, noch in dieſem Augenblicke,
Da ichs mit Augen ſeh, mit Händen fühle,
Unglaublich iſt.

Dieſer Unglaube, dieſer Vorwitz des Admet thut die glücklichſte Würkung; er kommt den Einwendungen der Zuſchauer zuvor, und erſtickt ſie gleichſam auf ihrer Zunge. Aber die Antwort des Herkules verſchließt beyden den Mund auf immer:

Regen fällt
Dicht und ſchwellt
Hoch der Ströme wilde Fluten —
Wütender denn Feuers-Gluten.

Sturmwind heult,
Und ereilt
Schiffe, die in weiten Bogen
Schwanken auf erzürnten Wogen.

Kämpfend ſchwebt
Dort und ſtrebt
Eine Barke nach der Landung,
Und verſinkt im Schäum der Brandung.

J. C. Häfeli.

III.

Letzte Rede in der Akademie der Wissenschaften zu Abd***.

Gehalten im Jahre 1804.

Meine nach Stand und Würden hochzuverehrende Herren!

Möcht' es mir doch heute endlich gelingen, mich Ihrer Gesellschaft würdig zu machen! Oder soll ich ewig den Stein des Sisyphus wälzen, und in das Faß der Danaiden schöpfen? wird das tantalische Wasser Ihres Lobes abermals vor meinen begehrenden Lippen fliehen? und der Baum des Ruhmes seine Zweige immer so weit emporheben, daß ich auch mit meinem besten Sprunge keinen Lorbeer erhaschen kann?

Es sind nun fünf Wochen, daß ich Sie von einem, mit Kindern, Enke'n und Urenkeln schwangergehenden Kugel-Thiere; *) vier, daß ich Sie von

*) Leeuwenhoek arcana naturae. III. 2. p. 149 sq.

der Musik der Sphären *) unterhielt; drei, daß ich von dem zarten Dufte der Empfindung einiger alten Lieder, und zwei Wochen endlich, daß ich von den Vorzügen und Schönheiten eines der berühmtesten Heldengedichte unsers Vaterlandes sprach. Jede Woche war ich so glücklich, es schlechter zu treffen, und Sie — so gütig, mir nicht zu verhehlen, daß ich mich mit den unnützesten Sachen von der Welt beschäftige, und was eine gemeinverständliche Gesellschaft, wie die Ihrige, von Kugelthieren, Sphärenmusik, Liederduft und den Schönheiten eines phantastischen Romanes wollte; da man doch die ersten nicht sehen, die zweite nicht hören, den dritten nicht riechen, und die vierten, die vollends bloß in der kranken Einbildung eines so verdrehten Kopfes, wie der meinige, läge, weder schmecken noch empfinden könnte.

Alle fünf Sinne auf Einmal einem gelehrten Manne abzusprechen, das ist hart, meine nach Stand und Würden hochzuverehrende Herren. Doch ich will Ihnen keinen Vorwurf machen. Ich empfinde vielmehr, wie sehr ich den Ihrigen verdiene. Aber ich werde ihn nicht länger verdienen.

*) Plin. hist. nat. T. I. L. 2. §. 20.

Schenken Sie mir nur, meine hochzuverehrenden Herren! noch einmal Ihre Aufmerkſamkeit, oder ſchenken Sie mir vielmehr eine um ſo viel größere Aufmerkſamkeit, als der Gegenſtand meiner heutigen Rede, wenn gleich gemeinverſtändlicher, doch auch wunderbarer, neuer und unerhörter ſeyn wird, als alle Gegenſtände meiner vorigen Reden zuſammen genommen.

Vielleicht war eben der Mangel an Aufmerkſamkeit von Ihrer Seite auch mit an meinem bisherigen Unglück, Ihnen zu mißfallen, Schuld. Wenigſtens gieng es mir oft, wie weiland dem Philoſophen Kleanthes, *) welcher einen ſeiner Zuhörer, der ihm eben nicht aufmerkſam ſchien, mitten unter der Rede fragte: ob er ihn auch verſtehe? und da dieſer die Frage bejahte, mit erzürntem Gemüthe auffuhr: „warum ſeh' ich dirs aber nicht an, daß „du mich verſtehſt?“

An was er ihm dies anſehen wollte? ob an einem über den Schwerpunct hervorgeſtreckten Kopfe? oder an ein paar, gleich den Haſen, Eichhörnern

*) S. Diog. Laert. L. VII. Segm. 172.

und Caninchen, aufgeſpitzten Ohren? an den nachdenklichen Furchen einer gepflügten Stirne? an ein paar ſtieren Augen, farrenäugiger als die Augen der Juno? *). Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß bei Anhörung meiner heutigen Rede ich es Ihnen nicht anzuſehen brauche, daß Sie mich verſtehen; Sie verſtehen mich doch. Denn ich werde nicht nur einen Gegenſtand zu meiner heutigen Rede wählen, den man ſehen, hören, ſchmecken, fühlen und riechen kann, oder auch nicht kann, je nachdem man's nimmt, ſondern auch über denſelben mit einer Beredtſamkeit ſprechen, daß Sie ſchon alles werden begriffen haben, bevor noch der erſte Laut meiner Rede „dem Zaun der Zähne entflohen iſt" *) Mehr läßt ſich von der Kunſt eines ſterblichen Redners nicht verlangen!

Und gar eines Teutſchen! Ich meine, im Angeſicht und eigentlich zum Schabernak der, von uns armen bewundernden Leutchen, ſelbſt in ihren größten Verirrungen gefeierten Franzoſen und angebeteten Engländer. (oder umgekehrt!) Denn wirklich

*) Τον δ' ημαι ϛον' ἐνεπεν βοωπις πομπις Ἡρη. Il. ά.

*) Τιπτον, τι σα ἑνος φυγον ἑρκος ὀδοντων; Od. ά.

iſt es ein Franzoſe *) und ein Engländer, **) die bereits marſchfertig ſind, mir den Rang abzulaufen. Aber das ſollen ſie bei allen Göttern nicht! Oder ſind die Teutſchen denn ewig dazu verdammt, immer nur hintennach zu hinken? Nein. Wenn es auf mich ankäme, ſo müßte der Ruhm aller Nationen der Erde vor dem unſrigen verſchwinden. Ich bin — kein Kosmopolit, und alſo auch kein guter Franzoſe, kein guter Engländer, aber wohl ein guter Teutſcher! Oder was ſoll uns die geprieſene Allgemeinheit der Liebe? dieſes humane Modeſteckenpferd unſrer Tage? Liebe deinen Nächſten! Das iſt das vornehmſte und größte Gebot. Oder ſollen wir die Einwohner der Diebsinſeln mit Brod verſorgen, und unſere ehrlichen Landsleute verhungern laſſen? Es iſt doch bei'm Henker! vortrefflich, wenn man weiß, wie die Aſiaten, Afrikaner, Amerikaner und Polyneſier leben und weben, aber nicht weiß, wie die Menſchen um und neben uns ſterben und verderben!

Aber damit ich nun auf mein Thema komme!

Dicam inſigne, recens, adhuc
Indictum ore alio!

*) Jean Paſſerat.

**) Lord Rochester.

Und was meinen Sie wohl, daß dies für ein erhabenes, nagelneues und unerhörtes Thema sey?

Etwa von der Geschichte der Wissenschaften vor Erschaffung der Welt? Oder von dem Spaziergange der Götter auf der Milchstraße? Oder von der geheimen Lebens-, Liebens-, Regenten- und Sterbensgeschichte des Königs im Monde? Oder von dem unterirdischen Planeten Nazar, auf welchen weiland Nikolaus Klimm, Küster an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen, in dem merkwürdigen Jahre 1665 durch die Mündung des Berges Flöjen, mit dem abgerissenen Stricke um den Leib hinabgefallen war?

Nein, das bei Gott nicht! Sie würden glauben, ich scherze, und ich glühe vor Ernst. Ich will von etwas reden, das weder in der Erde, noch auf der Erde, noch über der Erde, und dennoch keine so leere Einbildung ist, wie die Literatur der Präadamiten, oder die Götter auf der Milchstraße, oder der König im Monde, und der Küster auf dem Planeten Nazar; sondern worüber die größten Philosophen aller Zeiten, von den sieben Weisen in Griechenland an, bis auf den Einzigen oder Einen in Königsberg sich das Wort gegeben zu haben scheinen,

daß es von der größten Importanz für den Gott im Menschen sey, *) und daß man ohne dasselbe nicht einmal im Stande seyn würde, im Mutterleibe zu denken, geschweige außer demselben; oder um mich deutlicher zu erklären, von Etwas, das zugleich ein Ding und ein Unding, ein Begriff und eine Anschauung, ein Gegenstand von einem Begriffe, und ein Gegenstand ohne Begriff, **) ja sogar eine von den erlauchten Kategorien ist, durch deren Erfindung der Kant der Griechen und der Aristoteles der Teutschen 1 Schuh und 6 Zoll über alles Volk der Philosophen hinausragen.

Ja, was sage ich? Der Gegenstand meiner Rede ist dasjenige, woraus der große Weltenschöpfer, wofern Sie anders, meine Herren, eine christliche Vernunft, und nur einen Glauben wie ein Senfkorn an die Wahrheiten der Schriften des alten und neuen Bundes, des Lutherischen und Hannöverischen Katechismus haben, Himmel und Erde, Luft und Wasser, Feuer, Sonne, Mond und alle Pla-

*) Aristot. L. I. natur. auscultat. c. 5. — L. I. de generat. et corruptione c. 3. Cicero de fato c. 18.

**) Kants Kritik der reinen Vernunft. 1781 S. 292.

neten, Kometen und Fixsterne, Gras und Kraut, Laub und Bäume, das Vieh und auch den Menschen gemacht hat; und Sie werden also, da es für die ganze lebendige und leblose Welt auf Gottes weiter Erde kein wichtigeres Thema geben kann, als das Meinige, von selbst geruhen, mir ein geneigtes Gehör zu schenken, wenn ich nun endlich, meine Höchst- und Hochzuverehrenden Herren! mir die Erlaubniß nehme, von N i ch t s zu reden!!

Gräter.

IV.

E r z i e h u n g.

Allen denen, die die Erziehung zu Herzen nehmen, die im Erziehungssache arbeiten, die die Theorie derselben gründlich studieren, und die sich die Ausübung angelegen seyn lassen, danke ich und wünschte, daß sie sich Dank von Jedermann erwürben. —

Es sey aber jedem Halbdenker und Denket und so auch mir verziehen, wenn einem oft ein Schwindel

anwandelt, im Ueberblicke derer, die erziehen wollen, die erziehen müssen, und vornehmlich im An- und Ueberblicke der Kleinern und Größern, die erzogen werden, und besser erzogen werden sollen.

Da ich alle segne, die es desfalls gut meinen, und die es machen so gut sie es verstehen und können, so sage ich auch etwas öffentlich darüber, das freilich Niemanden neues Licht giebt, Niemanden eigentlich hilft, aber doch mit der großen Sache der Erziehung in menschlicher, unschuldiger Verbindung steht.

Ich blicke in Schulen hinein — ich gehe über den Markt, in der Kirche überfällt mich der Gedanke: diese alle genießen entweder einen zur Erziehung gehörenden Unterricht und eine gewisse häusliche auf Bildung zielende Zucht, oder sie sind schon erzogen. Aber wie?

Diese Marktleute, dieses junge Landvolk, und dieses Stadtvolk, die zusammen das jetzige Menschengeschlecht ausmachen, haben eine erzschlechte, eine dürftige, fehlervolle Erziehung gehabt — sie haben eine gute gehabt oder eine vortreffliche Erziehung, woran doch auch das eine und andere auszusetzen war: und aus ihnen besteht die jetzige Jugend und die

Begehr es nicht zu wiſſen!
Ein heil'ger Schleyer, den die Götter ſelbſt
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimniſſen des Geiſterreiches.
Der Eumeniden Hand ſchließt meinen Mund.
Genug für dich, daß dir Alceſte wieder
Gegeben iſt. Geneuß der wundervollen Wohlthat
Der Götter, Freund, und feßle deinen Vorwitz!

Sie wiſſen, mein Freund, daß dies völlig nach den Begriffen der Alten geſprochen iſt; und dieſe Begriffe ſind gewiſſen weſentlichen Empfindniſſen der Menſchheit ſo angemeſſen, daß die Antwort des Herkules ſelbſt für uns etwas täuſchendes hat, welches uns das Unglaubliche in der Sache verbirgt, — und dies iſt doch alles, was man bey einer Fabel wie dieſe von dem Dichter fodern kan.

* *

IV.

A Diſcourſe delivered to the ſtudents of the Royal Academy, on the Diſtribution of Prizes. Dec. 10. 1771. By the Preſident. 4to 1772.

Dieſe Abhandlung des Präſidenten der Engliſchen Mahler-Akademie, Hrn. Reynolds, iſt allerdings merkwürdig genug, daß ſie auch

Jetztwelt. So iſt ſie geworden, durch die Erziehung von ſo wunderſam gemiſchten, ſo ungleich fähigen und ungleich willigen Menſchen, und durch die Erziehung der Vorſehung, jene des Menſchengeſchlechtes, worüber Leſſing jenes Büchelchen ſchrieb.

Laßt uns ſogleich die Erziehungsbücher und Akten ſchließen. —

Alſo geſchah des Ewigen Wille.

Und factum infectum fieri nequit. Ich falle auf mein Angeſicht, ich begreife etwas von der Unbegreiflichkeit des Willens des Ewigen, und ergebe mich, wie ſchon tauſendmal, von ganzem Herzen und von ganzer Seele, (oft ergab ich mich nicht ſo ganz;) auch muthe ich desfalls Niemanden die gleiche Ergebung zu, weiß endlich auch nicht klar, wie es meinem Gemüthe darüber in Zukunft gehen wird. — Aber es iſt andem: die Geſchichte der Menſchheit iſt nun einmal wie ſie ward und iſt, und wenn noch ſo Viele den ſatyriſchen Einfall, den ich mehrmals las und hörte, mehrmals wiederholen würden, die Geſchichte der Menſchen ſähe aus wie eine Satyre auf die Menſchen, — ſo iſt ſie nun einmal nicht anders. —

Wir können, wir dürfen, wir müſſen mit ihr

zufrieden ſeyn; es liegt eine Art Gerechtigkeit und Weisheit ſogar darinne, wenn wir ſie für gut genug halten. Wenn wir nur vor der Ausartung oder Verfälſchung dieſer Zufriedenheit uns treulich, redlich, ernſtlich hüten, die darin beſtehen würde, uns weiterhin Nachläſſigkeiten liederlicher Weiſe zu erlauben, wo wir in allen bevorſtehenden Stunden und Tagen doch verhüten könnten, daß dies und jenes ſich nicht verſchlimmere, vielmehr beitragen, ſey es wenig oder viel, daß, da Gott Lob und Dank! das Gute doch ſo weit gediehen iſt, es nur weiter befördert und Vieles verbeſſert werde! Wer iſt, der ſagen dürfte: namentlich der Erziehung halber kann ich mit aller liebreichen Sorgfalt nichts zum Guten beitragen? Nichts mit Rath? — Nichts mit That? Mit Verſuch? Mit Worten? Mit Beiſpiel nichts? ich für mich allein gar nichts? — Nichts in Verbindung mit Anderen? Mit Unterſtützung und Dankbarkeit gegen Erzieher? Nichts in meinem Hauſe?? Nichts bei vorkommenden guten oder unguten Kinderſachen und Kinderſitten?

— — Ich kann nicht anders, als noch, ehe ich weiter ſchreibe, nochmals wiederholen: Wir haben eine bisherige Erziehung unſrer und unſerer Mitmenſchen, die, ſo mangelhaft, auch wohl traurig ſie uns

dünken mag, gleichwohl einige — hunderttauſend ſchöne Stellen der Geſchichte hervorbrachte: Unbekannte nämlich nehme ich auch in einigem Ebenmaaße mit den Bekannten an, die uns mit den Widrigen ausſöhnen können, wenn wir anders in einem ſolchen Punkte, der ſeines gleichen nicht hat, verſöhnlich ſeyn wollen. Wer ſind wir auch, die wir uns hier zu ſchwierig verhalten wollten? Die ewige moraliſche Weltordnung Gottes iſt dabei erhalten worden, und glänzt die beſſeren Menſchen für die Zukunft kräftig an. Wie wären wir alle überfragt wenn es hieße: was für Menſchen und Geſchlechtsfolgen hätten erſcheinen ſollen, die Euch ſchwierige Seelen zufrieden geſtellt haben würden? Waren die Beſſeren nicht doch in dem Betrachte vortrefflich, daß ſie neben ſo vielen Schlechten noch ſo ſehr die Beſſern waren? Und wenn der liebe Gott mit einer nur ſo beſchaffenen Menſchenwelt Geduld hatte und ſie liebte, wollen wir uns mit unſerer Strenge gegen die Sünder ein Anſehen geben? Und wie weit hat ſich dieſe Geſchichte, dieſe Menſchheit entwickelt? Wenn es da Grade hat, können wir wiſſen, ob ſie hundert oder tauſend Grade durchlaufen hat, und zu welchen Millionen ſie im Begriffe ſteht, weiter heran zu wachſen, wenn nur, nebſt Andern auch wir wollen fein milde ſeyn und uns ſelbſt mit ausbilden, damit unſerthalb die beſſere Erziehung

nicht ausbleibet; (mit Abbitte aller dieser Fragen!) Erziehung, die gute und die beſſere, werde doch nicht aufgegeben, ſie fange an. — Fangt an, Erzieher! und ſetzt Euer ſo nöthiges Werk mit edler Munterkeit, mit Muthe, mit anhaltendem Streben nach dem ſchönen Ziele fort! Regeln für ſich thun ſo viel wie Nichts. Sogar Grundſätze der guten Erziehung, ſogar Syſteme — und die unüberſehbare Menge der Erziehungsſchriften, leiſten, ſo will es mich manchmal dünken, wenig, wenn ich dagegen rechne, was die guten Schulmänner, die guten Hofmeiſter, von guten Vätern oder guten Müttern, oder: o Heil und Segen! von dieſen beiden unterſtützt, zu leiſten, ſicher ſeyn können! Jenen Schriften ſey doch von ihrem wahren Werthe, von ihrem verdienten Lobe nichts abgebrochen: alles muß da einander helfen. Aber ich fürchte mich im Geiſte vornehmlich vor dem Erſchlaffen und Muthloswerden derer, die am dunkeln Orte ziemlich ſchlecht berathen und verſorgt, doch das faſt Einzige fortſetzen, was an der Jugend ihres Ortes, Dorfes, Stadtquartieres im Schulſtaube zu verrichten anvertraut, und oft faſt ohne Zeugen überlaſſen iſt. — Gott der Allmächtige bewahre Euch, daß Ihr nicht erlieget, er gebe, daß, wie es bei den Beſten aus Euch der Fall iſt, Euch

kein Sinn daran komme, zur Unzeit müde zu seyn und nachzulassen.

(— so ins weite Blaue hinein blicke, rede, schreibe ich, wo ich so fast keinen Nutzen davon absehen kann, aber doch bei dieser schwachen Kerze gerade jetzt kaum was Besseres mit meinem alten Kopfe und Herzen anzufangen weiß.)

Ach überall dringt, schreit es gleichsam, wie jener Macedonische Mann in Pauli Traume: Komm, hilf uns, oder hilf mit.

Ich bin vor acht Tagen wieder in zwo Anfangs- oder Kinderschulen gegangen, eine hatte dreißig, die andere fünfzig Knäbchen und Mädchen. Fast alle sahen mich verwundert an. Allen ward durch mich, dem Schullehrer und der Schullehrerin in ihrem Lehrbemühen, eine Unterbrechung verursacht. Den, ob Gott will, nicht großen Schaden derselben wüßte sich nicht zu schätzen. Ich schweige von Allem, was während dieses, nicht eben als Pflicht erstatteten Besuches geredet, gefragt, abgewehrt, wahrgenommen ward. Aber ich richtete eine so einfache und herzliche Anrede an die Kinder, die mich, da ich ziemlich laut redete, schweigend und wohl zur guten Hälfte verstehend, —

mit feſt gehefteten hellen Augen anſahen — ich will und darf es herausſagen: ich habe Gründe zu hoffen, dieſe und die Menge vorhergegangener kleiner Anreden in meinem Leben in Land- und Stadtſchulen und Waiſenhausſchulen — haben manchen guten Eindruck zurückgelaſſen, wie mir auch bisweilen ſo was geſagt ward. — Aber! ich gieng weg. Die Lehrer und Lehrerinnen blieben, und mußten nach vollendeter Zeit und Arbeiten wieder kommen und bleiben — inzwiſchen die lieben Kinder ihren Heimweg über die Gaſſen auch nahmen und dann wieder kamen. — Nun welchen, wie ungleichen Aeltern gehören ſie an! Was ſahen, was hörten ſie zu Hauſe! Zu welchen Geſpielen kamen ſie! — Und welche mußten zu Hauſe bleiben! Ihre für die Erziehung beſorgten Erzieher laſſen ſie nicht zu anderen Kindern gehen, damit ſie nicht unartige Worte und Manieren und Sitten ihnen ablernen. Was thun dieſe Sorgfältigen denn zum Vergnügen und Nutzen derſelben? Oder wem werden ſie für die Abendſtunden, während die Aeltern in Abendviſite ſind, überlaſſen? — O! da füllte ich ein ganz Blatt mit dem an, was nur bloß ein Blick hier hinein ſeyn ſollte. Solcher Blicke anders wohin hätte ich Heut und Morgen ſo viel andere zu thun: es war doch ein Blick in ein Theilchen dieſer Erziehungslagen, Umſtände — und iſt zum Theil — Räthſel!

Ja wohl — Räthsel! — doch nur zum Theil. Der andere Theil ist nicht Räthsel, sondern offenbar; wir sollen an den Kindern thun, was unsere Ueberzeugung uns anmuthet, unsere Lage gestattet, unsern Kräften gemäß ist. —

Alles ist mehr und weniger zur Erziehung im Gange, gleichsam gespannt, — wie an einem großen Seidenspinnrade; es sind alle Spuhlen aufgesteckt, sie laufen, wo der Faden bricht, werde er doch je geschwinder je lieber wieder geknüpft. —

Knüpfe wer kann und so gut er knüpfen kann. Der erste Erziehungsgrundsatz ist mir heute und gestern, vermuthlich auch morgen:

All unser redliches Thun bei unsern Kindern ist Beitrag zur Lehre, zur Zucht, zur Gewinnung ihres guten Sinnes. Thue das Deine, es hilft im Kleinen, ins Große hilft Gott! Ja, ja, du schaffst nicht eben viel damit. Doch auch Großes liegt darin, daß der Oberlehrer und Bildner droben mit dir zufrieden seyn will, wenn du ein Wenig mithilfst, wobei es dir doch frei steht, das für viel zu halten, was du oft mit Anstrengung, in Jahr und Tagen wirkst und erzielst.

Erziehung und reinige Bildung der Kinder (seyen diese zwei Sachen etwas feiner oder etwas weniger verschieden), war und ist doch immer nothwendig. Man kann es fast in unendlichen Verschiedenheiten doch erkennen: und zur Seltenheit wenigstens mag es gut seyn, dies Allbedürfniß an wenigen einzelnen Beispielen, wie sie ohne Auswahl irgend woher erscheinen, anzuschauen.

Eine Mutter berichtete, da ihr Mann desfalls ein wenig schwach sey, und sie doch bei Vermögen sey, so habe sie ihren einzigen Sohn zu Anverwandten nach Straßburg verkostgeldet, und lasse ihn da das Nöthige lernen; ach! ihr einziges Herzenskind müsse sie so weit in der Ferne haben um seines Besten willen, sie vernehme fleißig, wie es bei den freilich mittelmäßigen Gaben desselben von statten gehe — hernach — ach! ward ihr des Einzigen, des Lieblings Tod berichtet. — Ist nicht dies Wenige Text zu Gedanken?

Ein Vater auf einem Edelsitze schickte seinen etwa zehn- bis zwölfjährigen Sohn auf ein ihm angepriesenes Philantropin. Er besuchte ihn daselbst: und vermißte bei der körperlichen Behandlung der Zöglinge daselbst die Reinlichkeit — sandte ihn hernach in eine

Schweizerische Französische Stadt — verschaffte ihm eine Offizierstelle in Frankreich, wo er dann im Dienste sich beliebt machte, und — in einem Duell erstochen wurde. Wäre er beim Leben geblieben, so hätte mit der Zeit der Besitz des Edelsitzes auf ihn gewartet.

Eine Wittwe auf dem Lande fand sich außer Stande, dem einzigen neunjährigen Sohne, eine, was sie hieß, gute Erziehung zu geben; reiste plötzlich ziemlich viele Meilen weit zu dem einzigen lebenden Bruder ihres verstorbenen Ehemannes und sagte ihm, zwar bittlich aber kurzweg: „den Knaben bei mir und den Töchtern auf unserm Dorfe beinahe verwildern zu lassen, bringe ich nicht länger über mein Herz. Nehmen Sie ihn als Ihres Bruders Sohn und künftigen Bürger Ihrer Vaterstadt mir ab. Kann ich aus meinem sehr mäßigen Vermögen an seinem Unterhalte und zu seinem Fortkommen etwas beitragen, so bin ich bereit. — Der Oheim fand sich genöthigt, ihr zu entsprechen, war schon bei Jahren, und der Knabe für alles Schulwesen dieser Stadt ungebildet fremd. Er ließ einen Sohn, der auf dem Lande Pfarrer war, zu sich kommen und beredete diesen, daß er ihn auf ein Paar Jahre zu sich nähme, und ihm Elementarunterricht und Aufsicht angedeihen ließe,

wie solches nöthig seyn dürfte, ihn künftig von den Stadt-Schulanstalten profitiren zu lassen — in die er dann zurückkam, und einen artigen Studienkurs nach der Kanzel hin machte. Zufälle aber, und starke Neigung für das Landwirthschäftliche brachten es dahin, daß er jetzt ein geübter, einsichtsvoller, trefflicher Landwirth ist.

Dies wären nun drei Beispiele vom Erziehungsbedürfnisse, wie sie mir zunächst beifallen; ich könnte dreißig oder dreihundert hinzusetzen, und einige denkende Leser wüßten leicht dreitausend hinzu zu fügen: aber so wenig Seltenes oder was man eigentlich Charakteristisches nennt, die drei haben, und da nur bei Einem etwas Originelles oder Genialisch heißendes sich findet, so weiß ich doch, jede Zeile giebt dem verständigen Menschenfreunde recht viel Stoff zu Gedanken über Mannichfaltigkeit und Schwierigkeit dem Erziehungsbedürfnisse gut zu entsprechen. Wer sieht nicht gleich bei dem ersten schwächsten der Dreie, wie gut es war, daß so viel nach Privatüberzeugung gethan ward, damit die trauernde Mutter einen recht guten Trostgrund, nachdem sie ihn verloren hatte, im Lebensreste bei sich tragen und behalten könnte.

Auch an diesen Beispielen sieht man, wie köstlich

auſſer dem Auditorio einer Zeichenſchule bekannt zu werden verdient, zumal da ſie ſchon der Nahme des berühmten Verfaſſers, (dem es als einem groſſen Künſtler am beſten anſteht, von der Kunſt zu raiſonniren) zum voraus empfiehlt. Sie iſt voll der treffendſten Bemerkungen über **Meiſter** und **Schulen**; die Grundſätze aber, denen der Verfaſſer im Ganzen zugethan ſcheint, bleiben für uns immer ein wenig zu ausſchlieſſend. Das **Erhabene**, das **Schöne** iſt ihm blos der würdige Gegenſtand der Kunſt. Wir ſcheinen beynahe izo in ganz Deutſchland voll edlen Eifers, eben dieſem moraliſchen Künſtler-Principio zugethan zu ſeyn; und vielleicht thut es der Kunſt eben den Schaden, wie den Sitten die ekle ſentimentale Tugendkrämerey — das iſt, **es verdrängt alles wahre Leben.** Aus allzu groſſer Liebe zur **antiken Ruhe** geht **moderne Wahrheit** verlohren, und es iſt zu befürchten, daß unſer Herkules zu früh im Olymp auf ſeine Keule mit Selbſtgenugſamkeit herab ſieht, ehe er auf Erden eines ſeiner Tagewerke geendigt hat.

„Der Werth und der Rang einer jeden Kunſt (ſagt Hr. **Reynolds**) beſtimmt ſich nach dem Maas der **Seelen-Arbeit**, die darauf verwendet worden, und nach dem Maas des Seelen-Vergnügens, das ſie erweckt. Nachdem dieſes Principium entweder beybehalten oder vernachläßigt wird, ſo wird ſie entweder Kunſt oder bloſſes Handwerk. Sie nimmt den höchſten Flug des Genies, wenn ſie bey einem Künſtler für die höheren

öffentliche und ins Große gehende Erziehungsanſtalten ſind; wo man ſie gut haben kann, und welchen Werth die Privattreue und Befliſſenheit, Muth und Eifer hat. Ziehe man nur aus dem verſchiedenen vorhandenen Grundgute der jungen Herzen und Köpfe, was ſich mit ſo wenigem Zwange als möglich herauszieht läßt. O ihr Tauſende, die ihr dazu Luſt, Beruf und liebe Gegenſtände vor Augen habt, verzaget nicht, als verſtändet ihr die allerdings ſchwere Kunſt noch viel zu wenig. Ihr verſtehet immer mehr davon als ich; und doch habe auch ich, Gott walte gnädig, eigne Kinder gezogen, und an Andern etwas mitgearbeitet, daß es mich auch manchmal erfreut, und der morgende Tag wird, wie ſeine Sonne wiederkömmt, ſchon auch wieder gute Gedanken bringen und guten Rath finden laſſen.

Im Geiſte ſchau ich Gertruden zu, wie ſie ihre Kinder lehrt. Da aber heilige Schriften im Eheleben den Männern etwas vorausgeben oder laſſen, ſo ſeh ich auch gerne, wie der Vater das Seine thut. Er thut ſo oft wohl daran, daß er ſo dabei ſteht und zuſieht, wie die Mutter das Kind wäſcht und kämmt, und verhehlt es der Mutter nicht, was ihm dabei das Herz rührt, und ſonſt wohlmeinlich einfällt. Der friſche Junge, das Mädchen, das er auch ſo herzlich gern

ſieht, lehrt auch von ihm. Die Aeltern brauchen ihre Obliegenheiten nicht eben genau oder eigentlich zu theilen: Schweigend, redend, fragend, auch ſtillblickend helfen ſie einander die Kinder oder das Einzige, (vielleicht in Hoffnung mehrerer) erziehen: und das wohl bedachte Mithelfen hat, wie im ganzen menſchlichen Leben, ſo hierinne, ſo eine beträchtliche Kraft. Der Mann thut doch erſtaunlich wohl, wenn er nicht etwa darum, weil er jetzt bald in die Werkſtätte oder Schreibſtube, oder auf die Güter, oder in Gericht und Rath ſich hinbegeben muß, gleich halb ſtumm davon eilt, ſondern noch ein klein Weilchen die treue Mutter ermuntert; die ein wenig ſchwache ſtärkt, der auch ſo manchmal beſchäftigten wenigſtens ein Wörtchen der Liebe und des Raths hinterläßt. Worüber ihr das Mehrere und Beſſere ſelbſt denket.

— Und nun, ſo gehe ſie fort und vetwahrte die gute, die liebe Erziehung, durch alle Jahre des kindlichen und jugendlichen Alters: ſo wenig wie möglich unterbrochen, nur etwa auch nach wechſelnder Art und Weiſe. Mir wollte es auch, ſeit ich alt bin, ſcheinen, es werde für die Anfänger hie und da mehr gethan, verſucht und vorgeſchlagen, als für die gleichartige Fortſetzung. Man zeigt etwan, daß Kinder von ſechs und ſieben Jahren, ja auch wohl von drei

Jahren das Erstaunen der Schauer und Hörer erregen, daß sie leisten, was von diesem Alter gar nicht zu fordern war. — Ach! ich hätte etwan von zwölf- und fünfzehnjährigen auch Merkmale des behaltenen Kindersinnes vernommen, und hätte gerne bewundert, wie man dieses auf recht liberale Art und mit wohl durchdachter Behandlung und Vorkehrungen ausgemittelt und gewonnen hätte, wie dafür, meine ich, die Aeltern und ihre Erziehungsgehülfen, nach den so verschiedenen Anstalten bestens zu helfen das Glück haben, und die innere und äußere Ehre,

Aber, da ich mich hier an keine (genaue) Ordnung binde, so führte ich gerne einen Vater oder die Mutter, oder den Haus- und den öffentlichen Lehrer der Religion und Tugend ein: wie er am guten Orte zu angemessener Stunde mit Herzenssprache etwas kurz oder länger das Wort der Ueberzeugung spricht und damit eindringt. — — Ich lasse es aber doch, ich lasse den Leser denken, ich hätte es doch wohl hergesetzt, wenn ich mir getraut hätte, es recht gut zu machen, — er thut mir eben kein Unrecht an.

So will ich, statt dessen gedenken, welch unendlichen Werth es hat, wenn ohne eigentliche Ermahnung und Erweis derselben der junge Mensch als wie

von ohngefähr bei dieſem, jenem Anlaſſe vernimmt, wie heiter und rein, wie ganz unzweifelhaft die, die ihn erziehen (helfen), ein Grauen haben vor Unrecht, vor Härte; wie würdig ihr Ernſt ſey, womit ſie gleichſam unabſichtlich die Gerechtigkeit und die Billigkeit zu behaupten, zu ſtützen wiſſen, und wie das ſittlich Schöne ihre eigene Luſt iſt, wie das, was liebreich und gütig gemeint, gethan, geſprochen iſt, aus ihrem treuen Herzen quillt, ohne daß ſie es dem Zöglinge empfehlen. Dieſer ſoll nur den Eindruck empfangen, ſie, ſeine Erzieher, haben Gewiſſen, Liebe, Tugend, Hoffnung in ſich, ſo viel als ihre zweite Natur werden laſſen.

Zürich.

Tobler.

V.

Geiſt der Schul- und Studienanſtalten in den Oeſtreichiſchen Erbländern, beſonders in Böhmen.

(Geſchrieben im Jahre 1803.

Die öffentlichen Lehr- und Studienanſtalten in Böhmen, ſo wie in allen Oeſtreichiſchen Erbländern, werden in Normalſchulen (welche auch Volks- oder Bürgerſchulen oder Teutſche Schulen genannt werden), in Gymnaſien (lateiniſche Schulen oder Mittelſchulen zwiſchen den Normalſchulen und der Univerſität) „und in die Univerſität abgetheilt.

Alle dieſe Körper bilden nicht, weder jeder einzeln, noch alle zuſammengenommen, einen in ſich geſchloſſenen Organismus; alle ſind durchaus, ſelbſt das Innerſte der Lehrmethode und der Lehrmittel, von der Landesſtelle (Gubernium), von der Hofſtelle (der Böhmiſch-Oeſtreichiſchen Hofkanzlei in Wien), von dem Staatsrathe und von dem Kabinette des Monarchen, im ſtrengſten Sinne, abhängig. Alle Zungen, alle Hände ſind gefeſſelt. Es darf kein Wort geſprochen, keine Bewegung ge-

wägt werden, die nicht nach den Allerhöchsten Vorschriften erlaubt ist.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Mechanismus der verständigen Natur des Menschen widerspricht, und daß er folglich nicht so beobachtet wird, als ihn die Gesetze, die, zum Beweise ihrer Unnatürlichkeit, häufig sich selbst widersprechen, aufgestellt haben. Es versteht sich aber auch von selbst, daß jeder vernünftige Lehrer, wenn er seine Abweichung von diesem Mechanismus laut werden oder auch nicht laut werden läßt, jedesmal in Gefahr ist, der Chikane und Intrigue seiner Feinde, oder auch ihrer offenbaren Anklage ausgesetzt zu seyn. Indeß ist es ein wahres Glück für Böhmen, daß die Direktoren der verschiedenen Lehrkörper viel zu edel denken, als daß die zum Besten der Schüler und Zuhörer, so wie zur Erweiterung und besseren Begründung der Wissenschaften gemachten Abweichungen, ein Gegenstand der Beschwerde seyn könnten; obgleich sie freilich selbst unter der Landesstelle, diese unter der Hofstelle und diese unter dem Staatsrathe und dem Kabinette stehen, wo sie alle für die genaueste Befolgung der Vorschriften wieder verantwortlich sind.

Daher fast überall Mechanismus, nirgends oder doch selten eine freie Wirksamkeit des Geistes.

Dabei darf man jedoch keineswegs glauben oder denken, daß dies der Zweck der Monarchen und der Regierung selbst seye. Maria Theresia, diese wahre Mutter ihrer Unterthanen, bemerkte ganz richtig, daß sie die so große Uebermacht der physischen Kräfte ihrer Staaten vorzüglich dadurch gegen ihren gefährlichen Nachbar von Norden (Friedrich II.) geltend machen könne, wenn sie die Talente ihrer Unterthanen entwickelte und durch dieses einfache Mittel, für die verschiedenen Militair- und Civilfächer, kenntnißvolle und sachkundige Männer erhielte. Sie machte daher, nach der Aufhebung der Jesuiten, alle Schul- und Studienanstalten unmittelbar von der Regierung abhängig; wozu sie nicht etwa bloß der angezeigte politische Grund, sondern, vorzüglich und wahrhaft, die mütterlichen Gefühle für ihre Unterthanen und die Ueberzeugung von dem Werthe der Nationalbildung bestimmte. — Joseph II., dieser für das Wohl und den Ruhm seiner Staaten glühende Monarch, — welcher, wenn auch die Ausführung seiner großen Pläne viel zu rasch geschah, doch immer in den Annalen der Oestreichischen Staaten unter den Größten Monarchen aufgeführt werden wird, — beförderte die Bildung seiner Völker in einem solchen Grade, daß seitdem die Armee durchaus mit Unteroffizieren versehen ist, welche nicht nur

leſen, rechnen und ſchreiben können, ſondern auch häufig mit anderen zu ihrem Dienſte gehörigen Kenntniſſen verſehen ſind. — Leopolds II. muſterhafter Studienplan beweiſt, was dieſer, in Toſkana ſo glücklich regierende Monarch für die Wiſſenſchaften und Künſte gethan haben würde, wenn ihn nicht ein zu früher Tod ſeinen Unterthanen entriſſen hätte. — Der gegenwärtige Regent (Franz II.), deſſen gütiges und liebevolles Herz nichts anderes, als das allgemeine Beſte wünſcht, will mit Ernſt Künſte und Wiſſenſchaften, und durch ſie die Bildung ſeiner Unterthanen befördern; dies beweiſt unter andern die Hof-Studienreviſion, welche durch ohngefähr 9 Jahre einen Schul- und Studienplan entwarf, den nun, wie es heißt, ein würdiger Staatsrath überarbeitet, um ihn, von allen Seiten verbeſſert, in wirkliche Ausführung bringen zu können; durch den zugleich allen bisherigen Mängeln, den Abſichten der Staatsverfaſſung gemäß, abgeholfen werden ſoll. Wie könnte man alſo glauben, daß die Unterdrückung der Künſte und Wiſſenſchaften die Abſicht eines ſo wohlwollenden Monarchens ſeyn könnte? —

So wie der Gutsbeſitzer aus jedem Punkte ſeines Erdreichs alle nur mögliche Kräfte hervorzulocken und zu entwickeln ſucht, um dadurch ſein Gut der höch-

ſten Verbeſſerung und Vervollkommnung ſo nahe, als möglich zu bringen: ſo ſind auch in unſeren Tagen die Fürſten dieſer Erde überzeugt, daß man ſeinen Unterthanen in den verſchiedenen Ständen und Verhältniſſen Gelegenheit verſchaffen müſſe, ihre phyſiſchen und geiſtigen Kräfte, ſo weit es nur immer möglich iſt, zu entfalten und auszubilden, um die mannichfaltigen Talente, welche ſich ſodann zeigen, zu dem hohen Zwecke des bürgerlichen Vereins, und eben dadurch zur Vervollkommnung und Veredlung des Ganzen zu gebrauchen.

Die eigentliche Urſache dieſes Mechanismus im Schul- und Studienfache liegt in der Verfaſſung der Hof- und Länderſtellen. Der jedesmalige Studienreferent, geſetzt auch, daß er ein wirklicher Gelehrter iſt und ein Schulmann geweſen war (welches jedoch ſelten der Fall iſt), hat nur in ſofern eine gültige Stimme, als die majora der übrigen Räthe (welche, ſo vortrefflich ſie in ihren Fächern ſeyn mögen, doch größtentheils für profane, und mithin inkompetente Richter im gelehrten Fache angeſehen werden können und vielleicht müſſen) mit ihr übereinſtimmen. Dadurch geſchiehet es denn, daß Wiſſenſchaften und Künſte in eine Kanzleiſache verwandelt werden, daß Lehrmittel und Lehrmethoden,

welche vor 30 Jahren (1773, nach Aufhebung der Jesuiten) recht gut gewesen seyn können, bei dem gegenwärtigen Zustande der Literatur noch immer, selbst mit Zwang, aufrecht gehalten werden, daß die Fortschritte des menschlichen Geistes mit einem eisernen Drucke gehemmt werden, ja daß endlich auch die aufstrebende Schnellkraft großer Geister in eine Lethargie verfällt und am Ende auf dem Sprüchworte der Kapuziner*), als auf einem bequemen Polster, die noch übrige Thätigkeit verfliegen läßt.

Im Kriegswesen, wo es so gehalten wurde, wie jetzt bei den Hof- und Länderstellen, ist bereits eine neue Organisation, mit dem glücklichsten Erfolge, vorgenommen worden. Es ist nicht zu zweifeln, daß der so wohlwollende und gütige Regent die Civilfächer durch ein ähnliches Responsabilitätssystem (wie es im Preußischen schon längst eingeführt ist) neu organisiren und eben dadurch auch das Schul- und Studienwesen zweckmäßiger einrichten werde.

Man entwerfe den vortrefflichsten Plan, einen Plan, den die Weisheit selbst nicht besser und zweck-

*) Fac tua taliter, qualiter; bene loquere de Patre Quardiano; et sine mundum vadere, elcuti vadit.

heren Seelenkräfte arbeitet; und sie verliert sich in der Hand eines Andern in bloſſe Verzierung, wenn er auf nichts als anſtändige und muntere Ausmeublirung unſrer Zimmer bedacht geweſen iſt.“ So weit ſind wir vollkommen ſeiner Meynung. Aber nun kömmt eine Anwendung, die wir nicht unterſchreiben mögen. „Dieſe wahre Aeuſerung der Seele, welche doch nur der einzige Vorzug iſt, der unſere Kunſt würklich veredelt, macht den groſſen Unterſchied zwiſchen der **römiſchen** und **venetianiſchen Schule**, und giebt dem Hiſtorienmahler den Rang über alle andere Künſtler. Kein Theil ſeines Werkes kan ohne wahre Anſtrengung ſeiner Seele hervor gebracht werden; nur ein vollkommnes Modell iſt der Gegenſtand, der ihn beſchäftigt. Er mag nichts kleinlich nachahmen, und mit allen ſeinen Schönheiten und Mängeln in ſeinen groſſen Plan übertragen. Der Mahler, der vortreflich werden will, muß ſich vor particularen Ideen hüten. Um eine vollkommne Form zu erzeugen, muß er ſich durch Imagination helfen; er muß **die Natur verſchönern.**“

Allerdings bleiben Raphael und Michel Angelo unter den wenigen ſeltnen Menſchen die edelſten, deren Seele ſich nur mit erhabnen Ideen und Bildern nährte. Allein man finde nur nich immer ihren Werth auf Unkoſten andrer, denen die Natur durch ein andres Medium erſchienen iſt! **Rembrand** und **Paul Veroneſe** ſind vielleicht eben ſo groſſe Dichter in ihrer Art, als jene

mäßiger entwerfen könnte; — er wird doch, ſo lange es bei den Hof- und Länderſtellen beim Alten bleibt, (ſo wie der Leopoldiniſche Plan) in eine Kanzleiſache übergehen und dadurch in einen unvernünftigen Mechanismus ausarten.

VI.

Die Art, wie die Lehrkanzeln an Univerſitäten und Gymnaſien in den Oeſtreichiſchen Erbländern, beſonders in Böhmen, beſetzt werden.

(Geſchrieben im Jahre 1803.)

Wenn in Gymnaſien oder auf der Univerſität eine Lehrerſtelle beſetzt werden ſoll: ſo wird ein Konkurs durch das öffentlich authoriſirte Intelligenzblatt ausgeſchrieben. Dieſe Ausſchreibung beſteht in einer Anzeige, daß diejenigen, welche die zur jedesmaligen Lehrerſtelle erforderlichen Fähigkeiten und Kenntniſſe zu haben glauben, ſich zu einer beſtimmten Zeit, an einem beſtimmten Orte einzufinden haben. Die Kandidaten haben ein Bittgeſuch mitzubringen, in dem ſie ihre Gründe, oder ihre anderweitigen Verdienſte,

oder ihre sonstigen Ansprüche, mit authentischen Beilagen versehen, aufführen können.

Der wirkliche Konkurs besteht darin: den versammelten Kandidaten werden vom Direktor drei oder mehrere, aus der betreffenden Wissenschaft oder deren Methodik herausgehobene Fragen oder Thema zur schriftlichen Beantwortung oder Ausarbeitung vorgelegt, welche auch auf der Stelle beantwortet oder ausgearbeitet werden müssen; wobei die einzelnen Lehrer des jedesmaligen Lehrkörpers, zu welchem die erledigte Lehrkanzel gehört, wechselsweise durch bestimmte Stunden, als Wachhabende, zugegen sehn müssen. Den Kandidaten sind alle Hülfsmittel schlechterdings untersagt; sie dürfen sich aus dem Hörsale, wo der Konkurs vorgenommen wird, außer um ihre Nothdurft zu verrichten, nicht entfernen; Speise und Trank können sie sich durch die Pedelle holen lassen.

Gewöhnlich den Tag darauf ist der mündliche Konkurs. Die Kandidaten müssen nämlich über ein ihnen vorgelegtes Thema aus der betreffenden Wissenschaft, nachdem man ihnen einige Minuten zur Ueberlegung gegeben hat, aus dem Stegreife eine Vorlesung oder einen mündlichen Vortrag halten; wo je-

doch nur immer ein Kandidat zugegen ist, und die übrigen weder wissen, was vorkommen wird, noch hören, wie es der erstere gemacht hat.

Nun berathschlagt der Director mit seinem Lehrkörper, wer, nach dem mündlichen Vortrage, primo, secundo, tertio u. s. w. loco vorgeschlagen werden könne. Die schriftlichen Ausarbeitungen werden vom Direktor, welcher gewöhnlich die Stimmen seiner Lehrer mit zu Rathe zieht, beurtheilt und die Kandidaten gleichfalls in dem darüber aufgenommenen Vorschlag, nach Maaßgabe ihrer in den Ausarbeitungen erprobten Talente oder ihrer sonstigen allgemein anerkannten Verdienste primo, secundo, u. s. w. loco angesetzt.

Dieser mit den gehörigen Belegen und Gründen motivirte Vorschlag geht nun hinauf zur Landesstelle. Der Gubernialrath, welcher Studienreferent ist, trägt entweder den nämlichen Vorschlag, oder einen nach eigener Einsicht gemachten Vorschlag in der Versammlung der Gubernialräthe vor; wo sodann die majora darüber entscheiden, und folglich manchmal etwas hervorkommt, was ganz gegen die Meinung des Referenten und des Direktors ist.

Das Resultat dieser Berathschlagung geht nun nach Wien zur Hofstelle, wo der in Studien referirende Hofrath auf dieselbe Art den Vortrag macht und die majora der Hofräthe auf dieselbe Weise entscheiden.

Das Conclusum der Hofstelle geht nun im Staatsrath, wo der in Studien referirende Staatsrath auf eben die Weise, als der Gubernial- und Hofrath, den Vortrag macht und die majora, wenn Se. Majestät selbst präsidiren, definitiv entscheiden. Da aber Se. Majestät im Kabinet das Meiste abthun: so geht das Resultat des Staatsraths in das Kabinet, wo die Allerhöchste Unterschrift entweder das Resultat der höchsten Stelle bestätiget, oder einen anderen von den Kandidaten ernennt, oder auch einen ganz fremden die Lehrkanzel ertheilt. *)

Wem fällt hier nicht das: tantae molis erat etc. im Blumauerischen Sinne bei?

Man will in der Besetzung der Lehrstellen ja recht sicher zu Werke gehen, und um ja recht sicher

*) Von der Zeit des Konkurses bis zur definitiven Entscheidung verstreichen gewöhnlich drei Viertel-Jahre.

zu seyn, hat man allen möglichen Kabalen und Intriguen ein allmächtiges Thor offen gelassen. So geht es; aus lauter Vorsicht sieht man, wie Wieland sagt, den Wald vor lauter Bäumen nicht.

VII.

Kunstnachrichten.

I.

Briefe über die letzte Kunstausstellung in Berlin.

Dritter Brief.

— Der Professor Bettkober hatte den Churfürsten Albert Achilles in völliger Rüstung, als Held und Sieger durch die bei Nürnberg eroberte Fahne in der Linke und durch das Schwerdt, worauf er sich mit der Rechten stützt, bezeichnet. Wie gern möchte ich Ihnen auch von dieser Arbeit eben so viel Rühmliches sagen können, als von den vorhergehenden. Allein *magis amica veritas.* Erstlich ist die Figur kleiner als Lebensgröße, welches anerkannt die schlechteste Proportion ist, die man wählen kann, so bald man

nicht im Himmel der alten Götterideale und Götterknaben wandelt. Der Oberleib liegt dem Ritter gewaltsam hintüber, um das Schwerdt zu halten, macht die rechte Hand eine krampfhafte tour de force und der linke Arm zieht sich eben so gewaltsam zurück, um die erbeutete Fahne etwas hinter sich zu bekommen. Der Helm macht mit seinem Lorbeerkranze und Federn einen tüchtigen Klumpen. Die ängstlich angespannte Stellung, die mit langen Spitzen hervorstachelnde Scheibe der Rüstung (man denkt dabei an eine bekannte Monstrosität, den Porcupine-man), das unter dem Panzer hervorstarrende Kettenhemde, der linke zerbrochene ganze Oberarm und die über das Ganze harmonisch ausgegossene Geschmacklosigkeit, macht dieses Stück zu einem der auffallendsten der ganzen Ausstellung; denn gäbe es auch noch schlechtere, so entschlüpften sie doch eher durch ihre Kleinheit.

Der königlich pensionirte Bildhauer Karl Wichmann hatte eine lebensgroße Statue in Gyps, eine Gewandfigur, die Venus Urania, eine Allegorie auf unsere holde, schöne Königin ausgestellt. Der Porträtkopf der Königin zeigt sogleich, worauf es der Künstler anlegte. Aber welche barocke Idee! Auf dem Kopfe eine scharf ausgezackte Krone, auf jeder Spitze hat sich ein Stern gespießt; Sterne sind denn auch

auf dem flachen Felde der Krone angenagelt. In der linken Hand hält sie eine große Weltkugel mit Linien und Sternbildern. Der linke Fuß stützt sich auf eine Schildkröte. *) Zu den Füßen liegt eine

*) Schon die Idee ist sehr mißlich, diese moderne Venus Urania auf eine Schildkröte treten zu lassen. Pausanias ist da, wo er von der Phidiassischen Venus zu Elis spricht, behutsam genug, das Räthsel, warum Phidias diese Venus den Fuß auf eine Schildkröte setzen ließ, den Leser selbst errathen zu lassen. VI., 25. p. 225. Die bekannte Auslegung beim Plutarch in praeceptt. coning. T. I. p. 561. Wyttenb. daß dadurch die Häuslichkeit und Enthaltsamkeit von allem Geschwätz angedeutet werde, mag als ascetische Nutzanwendung gelten, kam aber schwerlich dem Phidias im Sinn. Winkelmann in seinem Versuch über die Allegorie (nach der Französischen Uebersetzung bei Jansen) T. I. p. 192. und Andere haben es dem Plutarch nachgesprochen. Allein der Sinn des Phidias war gewiß tiefer. Auch den Merkur (S. Zoëga zu Winkelmann's Storia delle arti T. III. p. 349.) und Aeskulap (Description du Cabinet de Stosch p. 224.) und andere Figuren (S. Winkelmann's Monumenti antichi inediti p. 53.) haben die Schildkröte zu ihren Füßen. Da muß es doch wohl ganz andere Beziehung haben. Wie wenn am Ende alles nur eine Lokaldeutung auf den Peloponnes hätte, der bekanntlich auf den ältesten Münzen durch die testudo graeca *Linn.* bezeichnet wird. (S. Eckehl Doctrin. Num. II., 228.) Wie lächerlich wäre in diesem Falle eine Venus Urania mit der Schildkröte in Berlin?

W.

brennende Fackel, auf die der rechte Arm ſteif herunter gehalten mit dem Zeigefinger deutet (!). Der Kopf iſt auf einen dicken Hals ſchlecht aufgeſetzt. Die Biegung des Leibes ſehnt ſich nach einer Stütze, die nicht da iſt. Himmliſche Urania, wo ſind deine Grazien geblieben! Doch ſind einige gute Falten im Mantel, der über die Stola gelegt iſt. Nichts iſt ſchlüpfriger als die Bahn der Allegorie! So viel iſt gewiß, dieſe Urania iſt nicht unſere angebetete Königin. Auch läßt ſie Hr. von Ramdohr gewiß nicht vor die neuere Ausgabe der ſeinigen ſtechen! Bei alle dem beweiſt dieſe Statue doch, daß Hr. Wichmann Kunſtanlagen hat, die aber freilich durch ſtrenge Kritik ausgebildet werden müſſen. Die männlichen Büſten deſſelben Künſtlers waren recht brav.

Die Büſten des Modellmeiſters Rieſe ſind ein lebloſes, trockenes, hartes, ſteifes, geſchmackloſes Machwerk und vielleicht, um das Unglück komplett zu machen, ganz ähnlich, was zuweilen der Fall iſt. Der Mann iſt dem Modelliren der Figuren in der königlichen Porzellanfabrik vorgeſetzt. Ein Hr. Simon hatte es verſucht, noch einen Flaxmanniſchen Umriß zum Aeſchylus, den Prometheus, wo er angeſchmiedet wird, in Relief auszuführen. So unvollkommen und ſchülerhaft auch der ganze Verſuch aus-

fallen mußte, ſo hatte die ganze Kompoſition doch auch in dieſer Nachbildung etwas Imponierendes. Einige weibliche Büſten deſſelben Künſtlers verriethen in den Geſichtstheilen manches Gute. Schade nur, daß die ſchlecht gearbeiteten Haare und Gewande nicht damit übereinſtimmten. Die Büſte der Königin, die Hr. Roub aufgeſtellt hatte, war ähnlich, nur freilich ohne alle weibliche Anmuth. Das Relief, den ruhende Comus von derſelben Hand, hatte etwas ſehr Liebliches. Nur iſt es mit dieſer Comusfigur nach der Antike ſehr mißlich, da ſie vielmehr überall, wo ſie vorkömmt, ein Todtengenius zu ſeyn ſcheint. In der Lampenträgerin, die der jüngere Schadow beigetragen hatte, war die kapitoliniſche Veſtalin recht gut nachgeahmt, nur die Falten hatten noch viel Schülerhaftes: die nach dem Leben modellirten Büſten deſſelben jungen Künſtlers waren rechte artige Geſichterchen, nur von beſſeren Händen ſtark nachgeholfen. Ueber das Relief, die Szene aus einer Waſſerfluth vorſtellend, welches für Göthe's Ausſtellung in Weimar gefertigt worden war, haben die Weimariſchen Kunſtfreunde nun ſchon ſelbſt in ihrem lehrreichen Programm ein motivirtes Urtheil geſprochen. Uebrigens war zu viel Wiſſenſchaft im Nackenden ausgedrückt, als daß es von dem im Katalog angegebenen Verfaſſer allein gearbeitet ſeyn konnte.

Sehr vortheilhaft zeichnete sich in der Schau der übrigen Büsten und Arbeiten die des Eleven der Akademie Ludwich Wichmann aus. Außer einem nach einer Skizze von Shadow sauber gearbeiteten Relief hatte er auch ein niedliches, schalkhaftes Teutsches Mädchen in einer Büste aufgestellt, die Kenner geradezu für die diesmalige beste Büste auf der ganzen Ausstellung erklärten. Ihr freundlich-jugendlicher Charakter, reich gearbeitet voll Leben und in jeder Rücksicht gelungen, mußte gefallen. Wohl möglich indeß, daß eine geübtere Hand auch hier sehr nachgeholfen hätte! Endlich wär auch noch ein Antinous von Hildebrand da, sauber gearbeitet und richtig gestellt, aber nur in den Verhältnissen der Arme und Beine etwas zu plump und verbildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Hermaphroditen.

Während die neuesten Aerzte und Zergliederer noch immer über gewisse lebendige Exemplare der Androgynen ihre Verwunderung äußern, und die verschiedenen Stufen und Abartungen dieser Monstro-

in der ihrigen; und warum sollte Arioſt kein Poet seyn, weil er keinen Engel Klopſtocks und keine Sünde Miltons zeichnen mochte? Für Schüler und Studenten scheint uns diese Künſtlermoral sehr verderblich zu werden. Was wird gewonnen, wenn man sie gleich anfangs auf Antike, Raphael u. ſ. w. verweiſt, da sie noch keine Sinnen dazu haben, und vielleicht die Schönheiten des Künſtlers nicht begreiffen können, der zwanzig Staffeln unter diesen steht? Für einen Anfänger ſind vielleicht die härteſten Abſtuffungen der Haltung in glatter franzöſiſcher Manufaktur-Manier mehr nütze als Waterlo — Denn dort ſieht er doch etwas, und hier gar nichts. Winkelmann hat uns in Deutſchland gewiß, ohne es zu wollen, unendlichen Schaden gethan. Die Wärme ſeines Enthuſiaſmus hat ſich kalten Herzen mitgetheilt, die zu ſeinem Rauſche die Conſtitution nicht hatten, und deren Geſchwätze deſto elender iſt, weil ſie ſich für trunken ausgeben, und es niemals werden können. Dafür ſehen ſie aber nicht was ſie umgiebt, und fallen nüchterner Weiſe über das Schöne weg, das ihnen die Natur vor die Naſe geſtellt hat. Wir fangen an, über das Niedrige der niederländiſchen Manier, ihre ängſtliche Nachahmung von Kleinigkeiten, u. ſ. w. zu ſchimpfen, und bedenken nicht, daß ſogar unſre Wohnhäuſer und Tagelichter uns niemals erlauben ſo zu ſehen, wie die Niederländer. Es iſt wahr, die Figuren des Paul Veroneſe und Baſſano ſind Gondolierer, Fiſcherweiber und öffentliche Dirnen; allein es

iſt

ſtät bei weitem noch nicht erſchöpfend genug beobachtet zu ſeyn ſcheinen: *) bleibt auch dem Archäologen und Alterthumsforſcher in dieſer ſonderbaren Zwitternatur, die in den Schriften und Denkmälern der Alten ſo häufig vorkommt, noch immer ein weites Feld für Forſchung und Muthmaaßung offen. Alle hier entſtehende Fragen laſſen ſich füglich in die einzige Alternative zuſammenfaſſen: iſt die in der alten Kunſtwelt ſo beliebte und wollüſtig-idealiſirte Hermaphroditenfigur ein bloßes Geſchöpf der üppigſten Kunſtphantaſie, oder liegt ihr ein älterer Mythos, auf frühe Religionsbegriffe geſtützt, zum Grunde? Die erſtere Meinung war bis jetzt die beliebteſte, und ihr ſtimmten mit größerer oder geringerer Einſchränkung Winkelmann, Caylus, Heyne, Millin bei. Die zweite hat ſo eben Hr. Profeſſor Heinrich in Kiel in ſeinem Antritts-Program

*) Die neueſte, ungemein merkwürdige Erſcheinung der Art, beſchreibt Hufelands Journal der prakt. Heilkunde XII., 3. p. 178. und Koder in einer noch ungedruckten Vorleſung in der Göttinger Societät der Wiſſ. S. Göttinger Anzeige 1802. S. 465. Bei den höchſtzahlreichen Unterſuchungen über Androgynen (die Plouequet in ſeiner Bibliothek T. IV. p. 158 f. und in den Supplementen ſehr fleißig protokollirt hat) ſoll die merkwürdige Stelle beim Paulus aus Aegina VI., 69 zum Grunde gelegt werden.

mit so viel Scharfsinn, Unpartheilichkeit und Beleſenheit behauptet, daß dieſe Schrift zu den belehrendſten archäologiſchen Monographien gerechnet werden muß, die wir über Gegenſtände der Art beſitzen. *) Er macht es hier ſo wahrſcheinlich, als ſich überhaupt in ſo verwickelten und oft nur auf leiſern Anklängen alter Sagen zu begründenden Forſchungen etwas zur Wahrſcheinlichkeit erheben läßt, daß ein uraltes Aſſyriſch-Phöniziſches Götterſymbol die befruchtende und befruchtete, erzeugende und empfangende Naturkraft zugleich in einem Mannweib abgebildet habe, welche Figur Aphroditos (die männliche und bärtige Venus) oder auch Hermaphroditos genannt wurde. Der älteſte Venusdienſt, den die Griechen genauer kennen lernten, war zu Paphos und Amathus in Cypern. Und gerade dort findet ſich auch eine vielfache Andeutung dieſes Naturſymbols in den älteſten Bildwerken und geheimen Tempelgebräuchen... Als ſpäter die Griechiſch idealiſirte Göttin der Liebe aus

*) C. Fr. Heinrichii Commentatio Academica, qua Hermaphroditorum, artis antiquae operibus illustrium, origines et causae explicantur. Hamburg, Perthes 1805. 44 S. in 4. Wir wünſchen der Univerſität Kiel zum Beſitz eines Philologen Glück, den beides lapere et fari gegeben iſt, und von dem ſich Archäologie und Literatur noch manche ſchöne und reife Früchte zu verſprechen hat.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20658 / 427

der mystischen Muschel hervorstieg und jene uralte Asiatische Hieroglyphe verdrängte, blieb doch das Andenken jener früheren symbolischen Vorstellung, die Zwitternatur hier und da in den alten Tempelbildern übrig, die man Hermaphroditen nannte, und nach und nach zu jenem weichlich wollüstigen Gebilde verschönerte, das wir noch heut an den Borgheſischen oder Florentinischen Hermaphroditen bewundern.

Die ganze Untersuchung erhält dadurch ein neues Interesse, daß sie zugleich die Aussprüche eines unserer gewaltigsten Mythologen in jene Schranken zurückführt, aus welchen man im Eifer des Widerspruchs nur allzuleicht heraustritt. Die bekannte und erprobte Wahrheitsliebe jenes Mannes, dessen übrige Verdienste Hr. Heinrich gewiß mit Liebe und Achtung anerkannte, läßt uns erwarten, daß er selbst, trotz seines erklärten Abscheues gegen die häßliche, bärtige Venus, den wir alle mit ihm theilen; doch die Sache noch einmal einer strengen Prüfung unterwerfen und seine Resultate uns aufs neue mittheilen werde.

Fast ein Drittel der Griechischen Mythologie ist aller Wahrscheinlichkeit nach Asiatischen und besonders Phönizischen Ursprungs, wohin sich fast alle Orgien

und alle mit einer Art von disciplina arcani fortgepflanzten Göttersagen zurückführen lassen. Sonne und Mond, zuweilen auch Sonne und Erde, die erzeugende und die empfangende Naturkraft, Aktivum und Passivum, machen in diesem ganz unermeßlichen Fabel-Labyrinth den einzigen leitenden Faden aus. Der uralte Oberasiatische Lingamdienst mußte natürlich, als älteste Symbolik der thätigen, alles befruchtenden Naturkraft, hierbei vom Anfang eine sehr wichtige Rolle spielen. Er ist als Phallus die Wiege des in Indien gebornen Bacchusdienstes und selbst der älteren Eleusinien. Derselbe Lingam an eine viereckigte Säule geheftet, machte den ältesten Hermes- oder Merkuriusdienst. Allein, auch die leidende, gebährende weibliche Natur, (Mond oder Erde, Syrische oder Ephesische Göttin, Mylitta oder Isis) hatten ihr Symbol, worunter die mystisch gestaltete Dionäa oder Venusmuschel den Phöniziern besonders eigen war. Sie ist also auch mit der Phönizischen Astarte oder Mylitta zuerst nach Cypern gekommen. Aus ihr stieg Anadyomene hervor. *) Nicht selten verknüpfte der fromme Aberglaube Lingam und Muschel, das männliche und weibliche Prinzipium, in

*) S. Lichtensteins Tentemen palaeographiae Assyrio-Persicae p. 130 sqq. nebst der Abbildung no. VII.

eine Hieroglyphe, die auch noch in den Indischen Pagoden und Tempeln gefunden wird. *) Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß jenes höchstmerkwürdige, uralte Venusidol zu Paphos, das einige nabelförmig, andere kegelförmig **) beschreiben, zum Zwittersymbol beider Naturen bestimmt gewesen sey. Wie leicht waren beide Abzeichen auch an einer Herme anzubringen, die schon ihrer Phönizischen Abstammung nach in den früheren Zeiten nie ohne den Phallus gebildet werden konnte! ***) Die uralte Vorstellung der Venus Urania in den Gärten zu Athen, in der Pausanias (I, 19) nur eine gewöhnliche Her-

*) Eine für unsern Zweck sehr merkwürdige Abbildung giebt Knight on the Worship of Priapus tab. VI.

**) Ich habe in meiner Abhandlung über den Aeskulapiusdienst schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der phönizisch-samothracische Cabirendienst zwischen die zwei großen Götter, die Varro sehr richtig durch Sonne und Erde erklärt, der Tebesphorus mitten inne stand. Man vergleiche damit die drei Kegel vor dem Tempel zu Paphos auf cyprischen Münzen (Eckhel Doctr. Num. III., 86) und es wird nicht an überraschenden Combinationen fehlen.

***) Man vergleiche indessen Zoega de origine et usu Obeliscorum p. 218. not. 32. Die Hauptstelle beim Herodot II., 51 beweist, wohl erklärt, nichts gegen die Phönizier.

me ſah, war höchſt wahrſcheinlich gleichfalls zur Vereinigung beider Naturen beſtimmt, aber durch die Länge der Zeit jener genetiſchen Charaktere beraubt. Wie ſchön ſtimmt dies alles zu den Reſultaten, die Hr. Heinrich durch ſeine Forſchungen gefunden hat! Obige Sätze bedürfen freilich in der Nakkheit und Allgemeinheit, in welchen ſie hier nur hingeworfen werden können, eines ausführlichen und mühſamen hiſtoriſchen Beweiſes, damit man ſie nicht auch für eine Hullmanniſche Hypotheſe halte oder gar einen grimmigen Hyperboreiſchen Greif über ſie ſchicke. Allein ſie können und ſollen, ſoviel in der Kunde ſo entfernter und von den fabelnden Griechen verunſtalteten Sagen überhaupt bewieſen werden kann, zu ihrer Zeit gewiß beweiſen werden.

B.

VIII.

Korreſpondenznachrichten.

I.

Seminarium in Kiel.

Kiel d. 24. Jan. 1805.

Es beſteht hier, wie Sie wiſſen, ein geachtetes Schulmeiſterſeminarium für ganz Holſtein, eine

Stiftung des unvergeßlichen Kanzler Cramer, die nicht organisch mit der Universität verbunden ist, aber doch den Kurator derselben auch zu ihrem Kurator, und die Professoren Geyser und Rieman zu Mitgliedern ihrer Direktion hat, die übrigens wenig dabei in Thätigkeit sind und seyn mögen. Desto wirksamer und das Organ der Anstalt war von der Errichtung an, also seit 22 Jahren bis hieher, der Professor Theologiä extraord. Müller, ein auserwählter des sel. Cramer, ein Mann kräftig an Wort und That, überall, wo man ihn zu schätzen weiß, geschätzt: aber er verbreitete zu viel Licht unter seinen Seminaristen. Darin schienen schon längst auch die Professoren der Theologie es zu versehen; es wurde Kleuker aus Osnabrück als Supernumerarius in die Fakultät berufen, der 1000 Rthlr. Gehalt nicht von der Universität, sondern anders woher empfängt, und dafür seit 3 Halbjahren kein Kollegium zu Stande brachte. Für Geyser, den gelehrten, ohne Geräusch, rastlos wirkenden Mann, war schon dies eine unverdiente Zurechtweisung. Vor 3 Wochen brach der Himmel, worin die Mächtigen thronen, über jenen Müller zusammen: es wurde ihm seine Entfernung vom Seminar angekündigt, und die Versetzung in die philosophische Fakultät, wo er lehren könnte, was die Seelen nicht in Verdammniß brächte.

Die Erschütterung darüber warf ihn aufs Krankenlager, wo er dem Tode nahe war und heute noch kaum außer Gefahr ist. Schon dieser Schritt machte das allgemeinste Aufsehn.

Nun erhielt man von Kopenhagen aus Nachricht, es solle an Müller's Stelle ein Subjekt gesetzt werden, dessen Name hinreichend sey, alles aufzuklären. Das Subjekt selbst konnte Niemand errathen; endlich ist das Räthsel gelöst: Hermes aus Berlin ist als Direktor des Schulmeisterseminariums hieher berufen, und zwar mit einem Gehalt von 5300 Rthlr. und freier Wohnung!

Hier haben Sie einen Text, worüber sich Bücher schreiben ließen. Welche furchtbare Anstalten unter den Augen einer erleuchteten Regierung gegen die öffentliche Meinung! Bald wird das Beten und Singen das Einzige seyn, wodurch sich unter uns zu Gunst und Gnaden gelangen läßt. Dort der Pabst und die Jesuiten, hier — — bald wird dir geholfen seyn, verirrtes Menschengeschlecht! — Aber wer sind die, die solche Anstalten machen, werden Sie fragen. Ein Geist mystischer Frömmigkeit, (es giebt Leute, die von Heuchelei sprechen wollen), ist es, der die Welt zum blinden Glauben zurückführen will:

ein Geist, der sich vor dem edlen Kronprinzen, vor der weisen Regierung zu verbergen weiß, und gelernt hat, was er will, zu erreichen: ein Geist, der in einigen mächtigen Familien des Landes spukt, und in Herzenseinigung mit einem De Luc (der vorigen Sommer hier hauf'te) in jenem Trismegistus „den erst.n Menschen" gefunden zu haben träumt. Sie haben von dem höchstwohlthätigen Einflusse unseres ehrwürdigen Veteranen Hensler gehört; in diesem Falle ist nicht daran zu denken: er theilt gleiches Erstaunen und gleiche Indignation mit allen. Er sollte das Detail des Plans aus dem eigenen Munde des Choragen hören, hat aber, sein schwaches Alter damit zu verschonen. Unerschöpflich sind die politischen Sterndeuter an Muthmaaßungen über diese neue Konstellation. Den unersetzlichen Feuerbach, der mit 800 Rthlr. diente, ließ man gehen; noch hat seine wichtige Stelle nicht besetzt werden können. So viel Gutes und Nützliches wäre noch zu thun übrig, wofür sich schwerlich Eingang finden lassen wird bei schwindelnden Köpfen und theosophischen Adepten. Der erste Eindruck, als die Nachricht anlangte, war sonderbar; Viele sahen darin nichts als eine bittere Satyre; die darauf erfolgende Gewißheit der Sache verbreitet nun eine höchst unangenehme Stimmung in allen Gemüthern. Es läßt sich, wie Viele glauben,

ein

iſt doch Natur, mit Leben ausgedrückte Natur. Man ſtreiche nur die Ueberſchrift der bibliſchen Geſchichte weg, die es vorſtellen ſoll, ſo iſt alles an ſeinem Plaz. Hätten unſre jungen Zeichner nur erſt den Blick für dieſes raſche Leben, könnten ſie es auf der Leinwand nachſchaffen, ſo würde ihnen auch nachher der Sinn für das Edle, Ruhige, und hohe Schöne der Antike zu Theil werden. Wir übergehen die allgemeinen Grundſäze der **mahleriſchen Compoſition** bey Herrn Reynolds, die er mit einer Kälte und Abſtraktion vorträgt, worüber man ſich billig bey einem Künſtler wundern muß. Einige lichte Ideen über die Perſpectiv hätten hier mehr genüzt, als das allgemeine Zeug von Gruppierung u. ſ. w. Eine einzige Anmerkung müſſen wir nicht übergehen. „Ein gemeiner Künſtler, ſagt er, iſt immer beſorgt, es möchte ein Theil ſeiner ſorgfältigen Anordnung für den Zuſchauer verlohren gehen. Er nimmt ſich daher eben ſo viel Mühe, alle Zeichen ſeines Fleiſſes zu **entdecken**, als der wahre Künſtler ſich gegeben hat, ſie zu **verſtecken**. Alles ſcheint in dieſen niedrigen Compoſitionen überladen und ſtudiert; es iſt alles Prätenſion und auskramende Kunſt. Der Unwiſſende verläßt dieſe Gemählde, voll Bewunderung im Munde, und voll Gleichgültigkeit im Herzen".

„Bey dem Colorit, ſagt er, müſſen alle kleinen Lichter und die Aufmerkſamkeit auf mancherley Tinten ſorgfältig vermieden werden; Ruhe

ein sicheres Prognostikon stellen, daß die Sache am Ende übel ablaufen werde.“ Man versichert, daß die Misbilligung in Kopenhagen so entschieden seyn werde, als sie hier nur immer seyn könne, und es sind bereits Privatnachrichten eingegangen, daß das Regierungskollegium der Teutschen Kanzlei nicht den mindesten Antheil daran genommen hat. —

2.

Wird die Altdorfische Universität in Nürnberg glücklicher aufblühn?

(Eine blos literarische Frage, von einem Nürnbergischen Patrioten beantwortet.)

Jede menschliche Anstalt, selbst von der mächtigsten Monarchengunst beschützt, hat die Zeit ihres fröhlichen Werdens, ihrer glänzendsten Blüthe, ihres weniger begünstigten Alters. Stürzen und Sinken ist das Loos grosser und kleiner, politischer und literarischer Institute. Berechnet man den Flor einer Universität nicht bloß nach dem Besitze würdiger Lehrer, sondern auch nach der Zahl ihrer Zöglinge, deren kleine Summe freilich wieder einigen Einfluß auf das heitere Wirken und längere Ausdauren jener

hat: so mußte Altdorf in den neuesten Zeiten nothwendig eine schnelle Abnahme empfinden, die es schuldlos traf, und die es mit den berühmtesten Universitäten, nur bei kleinerem Umfange auf eine schmerzlichere Weise, theilte. Die Pflege des Wohls der Universität, so weit die Kräfte eines beschränkten, kleineren Staats reichen, ist nicht vernachlässigt worden — kein Mangel an gelehrten Männern war fühlbar. Altdorf gab vor einigen Jahren an Jena einen Döderlein, und kürzlich einen Gabler, giebt jetzt einen Mannert an Würzburg, und und freut sich noch einiger Männer, die berühmte Akademien zieren würden. Allein, zwei Erscheinungen der neueren Zeit mußten die Zahl ihrer Zöglinge vermindern.

Einmal, die steigenden Bedürfnisse des Lebens machen den geringen Ertrag der Aemterstellen so drückend fühlbar, daß selbst der Jüngling einsieht, der Entschluß, sich dem Staatsdienste zu weihen, erfordere den Muth, sich zum Hungerleiden zu verurtheilen; diesen Muth haben nur Wenige: und so nimmt die Zahl der Studierenden überhaupt für jede Universität ab.

Einst war zweitens ein fröhlicher Austausch

der Kenntniſſe, zwiſchen den geſammten Teutſchen Ländern, Franken, Schwaben, Baiern, ſelbſt Ungarn, ſendete ſeine Jünglinge nach Altdorf. Nun iſts anders. Zum geſchloſſenen Handelsſtaat kommt auch noch die literariſche Sperre. Der heilige Zweck jener höheren Bildung durch wiſſenſchaftliches Studium, die jeden Zwang verſchmäht, wird kameraliſtiſchen Zwecken untergeordnet — die Gelehrſamkeit muß den Finanzen dienen. Ein ſtrenger Cordon für literariſche Ausreißer iſt gezogen; und jede Univerſität iſt ein gelehrter Werkplatz geworden, wo ſich die Rekruten des Landes ſtellen müſſen. So mußten die geſammten Ausländer ihr ſtilles Altdorf verlaſſen; und offen liegt es da, warum dieſe Univerſität, die bei ihrem beſchränkten Gebiete nun gleichfalls von ihren Söhnen allein ſich rekrutiren ſoll, verwaiſt ſtehen muß.

Neue Veranſtaltungen ſind nun allerdings wünſchenswerth, dieſem alten ehrwürdigen Inſtitute neues Leben einzuhauchen. Schwer mögen die Berathungen darüber geworden ſeyn. Nur ein Mittel ſchien ſich endlich als durchgreifend darzubieten: die Univerſität ſoll ſcheiden von ihrem ländlichen, glücklichen Wohnſitze; ſie ſoll die 200 Jahre *) hindurch liebge-

*) Sie ward im Jahre 1623. errichtet.

wonnene Heimath verlaſſen, um in dem größeren zerſtreuenden Nürnberg fröhlig wieder aufzuleben.

Hier dringt ſich nun die Frage auf: Wird die Univerſität in Nürnberg glücklicher ſeyn, als ſie es zuletzt in Altdorf war? Wird ſie die, in Nürnberg weit größer erforderte Anzahl auswärtiger Zöglinge erhalten, welche zu ihrer Erhaltung ſchlechterdings nöthig iſt? Wird ſie dort den Verordnungen des Zeitgeiſtes ſich entgegen ſtemmen können? Und welchen Einfluß wird dieſe Veränderung auf die literariſche Bildung derer haben, die ſich künftig für den Nürnbergiſchen Staatsdienſt bilden wollen?

Die Schwierigkeiten, welche mit der Verſetzung einer Univerſität verbunden ſind, ſcheinen zwar ſo groß zu ſeyn, daß ſelbſt königliche Finanzräthe nicht unbedeutende Einwendungen gegen die Beziehung der dazu erforderlichen Summen machen würden. Wenn es freilich, wie etwa mancher Unkundige meinen könnte, nur auf die Ueberſetzung der Bibliotheken und des Univerſitätsperſonale abzuſehen wäre, ſo möchte es vor dieſer kleinen Reiſe nicht bangen. Allein Männer, die eine Univerſität translociren wol-

len, wissen allzuwohl, daß auch Lehrsäle, Bibliotheksgebäude, Sternwarten, botanische Gärten, anatomisches Theater, Klinische Institute, Entbindungsanstalten ꝛc. ꝛc. geschaffen werden müssen, wenn eine Gränzlinie zwischen Gymnasium und Akademien sichtbar seyn soll.

Doch, was durch Geld geschaffen werden kann, ist besiegbar. Mit 50.000 dazu verwendeten Gulden, und einer gleichen Summe jährlicher Ausgaben zur anständigen, sorgenfreien Besoldung trefflicher, zum Theil andern Universitäten entlockter Männer, zur Ergänzung der Bibliotheken, zur Unterhaltung der speciellen literarischen Institute, zur Anschaffung der nöthigen Instrumente ꝛc. ꝛc. kann man einer Universität schon einigen Glanz ertheilen. Aber — aber!!!

Man nimmt es als den einzigen denkbaren Zweck der Uebersetzung der Universität an, daß „eine größere Anzahl Studierender herbeigeschafft, und so ihr Wiederaufblühen bereitet werde.“ Wer das annimmt, der muß auch an die Mittel zur Erreichung dieses Plans glauben. Und stark, stark muß dieser Glaube seyn.

Nürnberg kann nicht, wie große monarchi-

ſche Staaten, ſeiner Univerſität eine größere Frequenz verſchaffen. Die Summe derer, die bisher ſtudierten, war für die Bedürfniſſe des Staats übergroß; Landeskinder müſſen über dies auf der heimiſchen Univerſität ſtudieren, ſie mag in einer Reſidenz, oder in einem Landſtädtchen liegen, gut oder übel beſetzt ſeyn. Auf Herbeilockung reicher Fremdlinge iſt alſo zu ſehen. Geld ſoll durch ſie in die Stadt gebracht, durch ihre Honorare der Wohlſtand akademiſcher Lehrer begründet werden. Des Beſitzes eines dürftigen genievollſten Jünglings wird eine kluge Univerſität ſich nie rühmen; aber wohl ihr, wenn ſie reiche Lords und Grafen und Fürſten zu immatrikuliren gewürdigt wird. Sind nun gleich die Wiſſenſchaften dem reichen Jünglinge oft ſehr gleichgültig; ſo erfordert es doch ſein Stand, ſeine Honorare nur an weltberühmte Männer zu bezahlen.

Um ſolche Fremdlinge herbeizuziehen, und doch auch jenen zu entſprechen, die reines, wiſſenſchaftliches Verlangen bei ihrer Wahl der Univerſität beſtimmt, muß viel, ſehr viel geſchehen. Nürnberg, entblößt von Zwang, darf nicht bloß einen Wettkampf mit den übrigen Teutſchen Univerſitäten angehen — es muß ſich höher ſtellen, als ſie. Es

muß ſelbſt dem königlich begünſtigten Göttingen und Erlangen trotzen können. Die erſten Gelehrten Teutſchlands, die trefflichſten Bildungsanſtalten, die muſterhafteſte Polizei ꝛc., müſſen Fremdlinge herbeiziehen. Sie muß, als neu organiſirte, ſich gleichſam erſt bildende Univerſität, ihr ganz eigenthümliche Vortheile gewähren, um das Vorurtheil des Alters zu überflügeln, und jede Anhänglichkeit an ererbten Ruhm zu beſiegen. Das alles muß ſie: aber wird, kann ſie das je? —

Der Patriot äußert hier einige wehmüthige Zweifel, die der Frage näher führen: Wird die Univerſität in Nürnberg glücklich, wird ſie beglückend ſeyn?

Treffliche Männer, durch lockende Bedingungen herbeirufen, zu einer Zeit, wo es zwei berühmte Lehrer der Univerſität, Gabler und Mannert, wegziehen läßt, und das Bleiben eines anderen ausgezeichneten Mannes nur der Anhänglichkeit deſſelben an das Vaterland dankt? Wenn Nürnberg zwei Männer zu erhalten nicht im Stande war, zu einer Zeit, wo der Plan der Neubelebung der Univerſität beinahe ſchon beſchloſſen geweſen: welcher Gefahr bleibt es denn ausgeſetzt, die

noch übrigen trefflichen Lehrer der Akademie zu verlieren, wenn diese in dem üppigen Nürnberg das besessene Glück des ehemaligen wohlfeilen und zwanglosen Lebens nicht finden, und daher durch die Unmöglichkeit, bei mäßigen Einkünften an dem theuern Orte des Luxus zu leben, nach Stellen auf besser besoldende Universitäten sich sehnen müssen?

Wenn inzwischen auch Nürnberg so glücklich wäre, den an jenen beiden Lehrern erlittenen wichtigen Verlust sogleich vollständig zu ersetzen, *) und die guten Lehrer der Universität alle blieben: wird das Seyn der Akademie in Nürnberg auf ihre Namen einen neuen, Zöglinge herbeilockenden Glanz werfen? Oder werden sie an ihrem neuen Aufenthaltsorte einen neuen Schwung erhalten, um durch noch höheres Wirken auch einen noch höheren Ruhm zu erringen? Ihre Namen sind großen Theils in der gelehrten Welt zu rühmlich bekannt, als daß sie von äußeren Umgebungen einigen Schimmer borgen müßten. Was sie in Altdorf waren, werden sie in Nürnberg seyn. Aber am letzteren Orte wird ihre literarische Thätig-

*) An Gablers Stelle hat Herr M. Meyer in Göttingen den Ruf erhalten und angenommen: aber, wer wird Mannerts Platz ausfüllen?

keit nicht erleichtert, sondern erschwert werden. Sie treten aus dem stillen Kreise eines ländlichen Lebens in den geräuschvollen des städtischen, und sehen sich hier durch die Forderungen der Etiquette — die nie der Muse des Weisen günstig war — und mannichfaltige Zudringlichkeiten von den schmerzlichsten Zeitberaubungen umrungen. Unfähig, diese Männer für den weit größeren Aufwand an einem theuern Orte hinreichend zu entschädigen, mögte der Staat sie vielleicht anweisen, das Deficit ihrer Einnahme durch die sogenannte Praxis ihrer Fächer zu decken; und alle Nachtheile des Nothzwangs, die heitersten Lebensstunden, welche dem Anbau der Wissenschaften geheiligt seyn sollen, dem sorgenvollen Broderwerbe zu wiedmen, werden auch hier eintreten. So wie die kleine Universität sich in der großen Stadt verlieren wird; so wird das äußere Verhältniß den akademischen Lehrstuhl in den Hintergrund stellen. —

Doch, wie könnte man den einzig denkbaren Zweck der Verlegung der Universität, größere Frequenz, so aus dem Auge verlieren, um solchen Zweifeln Raum zu geben? — Die Universität soll, sagt man von einer gewissen Seite, sie soll und muß zahlreich werden — und dann sind die Leh-

rer im Stande, des nothgedrungenen größeren Aufwands ohngeachtet, sorgenfreier als bisher zu leben. Nur Schade, daß sich auch hier einige Zweifel erheben.

Werde Nürnberg auch die Krone von Teutschlands Universitäten; sie wird dennoch immer nur ein sehr kleines Häuflein gelehrter Zöglinge in ihren Schooß sammeln. Die Wissenschaften sind dem Zunftrechte unterworfen worden. Teutschlands Jünglinge müssen — nur mit kleinen Ausnahmen — überall nur heimathliche Weisheit hören. Kein Landeskind darf, eh' es seine gewissen Jahre in der einheimischen Lehre erstanden hat, ins Ausland gehen; und nach Vollendung derselben — kann es nicht leicht mehr. Für die Bevölkerung der Universität Nürnberg bleiben also nur folgende Subsidien:

a) Die Landeskinder — Wehe ihnen, wenn bei unserer städtischen Bevölkerung, und der vielleicht noch mit einer Verminderung bedrohten Anzahl geistlicher und weltlicher Bedienungen, ihre Summe über 20 steigt! — Doch es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Anzahl sich, bei der Leichtigkeit zu studieren, noch übersteigen werde. Aber, welcher empfindliche Schade dann für den

und Simplicität muß durch das ganze Werk herrschen. Die grosse Würkung wird durch zween Wege hervorgebracht, die einander gänzlich entgegengesetzt zu seyn scheinen. Der erste ist, wenn man die Farben sanft in einander nüancieren läßt, so daß am Ende nur Helldunkel oder das übrig bleibt, was die Italiener Chiaro oscuro nennen, wie die Manier der bolognesischen Schule; oder wenn man die Farben sehr abstechend hält, wie die römische und florentinische Schule. Simplicität ist indessen das Hauptprincipium von beyden. Gewiß nichts kan einfacher seyn, als Monotonie der Farben; und die abstechende blaue, rothe und gelbe Farben in der Draperie der Römer und Florentiner, ob sie gleich diese Art der Harmonie nicht haben, die durch eine Menge gebrochener und lasirter Farben hervorgebracht wird, thun doch die Würkung die man sich vorgesetzt hatte. Vielleicht rühren diese Farben die Seele weit stärker, weil keine grosse Vereinigung unter ihnen ist; wie kriegrische Musik zu Erregung höherer Leidenschaften eben durch die schnelle Uebergänge würkt; und die Musik, die sanfteren Neigungen einflössen soll, die Töne unvermerkt in einander schmilzt".

Eine vortrefliche Anmerkung gegen die Herren **Dilettanti**, die so geschwinde die Fehler bemerken: „In einer Conferenz der französischen Akademie, wo **Le Brün, Bourdon** und alle damaligen grosse Künstler gegenwärtig waren, verlangte man ihre Meynung über die Ursachen, warum

Paolo

Stadt, ohne einigen Vortheil für die Universität?

b) Die übrigen fünf Reichsstädte. Wollten diese auch aus Liebe zu der verschwisterten Reichsstadt die Universität derselben begünstigen — die Vergangenheit bürgt aber eben nicht dafür — so können sie doch ihre freien Bürger nicht zwingen, dahin zu ziehen. Und freiwillig werden die Jünglinge dieser Städte ihrem gewohnten Flug nach Jena, Göttingen, Halle und Leipzig, wo Lebensweise, Sprache, Sitten, Geldkours ꝛc. ihnen einheimisch sind, nicht ändern. Auch lieben die Väter nur allzu sehr den Ort ihrer vormaligen Bildung, um ihre Söhne nicht auch dahin zu senden. Frankfurts Söhne zogen stets nach Niedersachsen, und werden ferner dahin ziehen — und Augsburg gab uns schon seit einigen Jahren keine Zöglinge mehr.

c) Die wenigen noch freien Reichsgrafen und Reichsritter. Welches kleine Kontingent möchte sich aus ihren beschränkten Ländern erwarten lassen! Wie manche Grafschaft hat manches Jahr nicht einen Studenten!

— Und was sollte diese Wenigen, vielleicht meist Söhne unbemittelter Geistlichen, bewegen, nach der theuern Universität Nürnberg zu ziehen?

d) Die jungen Reichsgrafen und Reichsritter selbst. *) Freilich wieder eine kleine Zahl, und für die theologische und medizinische Fakultät dabei keine Aussicht. Uebrigens werden diese jungen Männer nicht in Nürnberg, sondern auf den Universitäten solcher Höfe studiren, an denen sie einst Bedienungen wünschen und deren Privatrecht sie hören müssen.

e) Noch könnte man sich einige Zwischensubjekte denken, welche, ohne eigentlich zu studieren, sich einige wissenschaftliche Fragmentenkenntniß zu erwerben wünschen, oder verpflichtet werden

*) Es ist unbegreiflich, wie manche Universität es als Glück oder Vorzug bemerken mag, junge Grafen oder Fürsten unter ihre Zöglinge zu zählen. Für die Bürger eines solchen Orts mag es vortheilhaft seyn: aber, was hat eine Universität, als höheres Bildungsinstitut, mit solchen merkantilischen Berechnungen zu schaffen? Oder sollen berühmte Männer von dem Range ihrer jungen Zöglinge einigen Glanz borgen?

könnten, z. B. die Gesellen der Chirurgen und Apotheker, diejenigen, welche einst einige allgemeine Rechtskenntnisse nöthig haben, und junge Arbeiter, die bei einem, erst neu zu errichtenden Lehrstuhle, Technologie hören möchten. Allein, auch hier werden die theologischen und philosophischen Lehrsäle leer bleiben, und bei den einschlagenden Fakultäten werden es stets nur Einige, das Praktische berührende Lehrstunden seyn, die von solchen Wißbegierigen besucht werden. Wie viele Bitten um Freikollegien hierbei einlaufen möchten, läßt sich leicht begreifen.

Was endlich die sehr wenigen Fremdlinge, welche noch eine freie Wahl der Universität haben, scheinbar anlocken könnte, Nürnberg zu wählen, nämlich, das Leben in einer großen Stadt, im Getriebe des Luxus und jenem zerstreuenden Zirkel, wo der unerfahrne Jüngling die Welt kennen, den Ernst der Charakterfestigkeit durch liebenswürdige Leichtigkeit mildern lernen soll — dieser scheinbar dargestellte Vortheil möchte leicht eine abschreckende Gestalt annehmen. Zwei Hinsichten drohen jener Hoffnung. Nürnberg mit seiner jetzigen luxuriösen Lebensweise, mit seinen Veranlassungen, Verführun-

gen und bisweilen Nöthigungen zum Aufwand, wird eine der theuersten Universitäten werden; und Nürnberg in dieser Gestalt mit seinen Lockungen zur kostspieligen Freude und zu den geheimen Sünden aller grössern Städte, wird ein, den Studienfleiß und die Moralität des unerfahrnen Jünglings bedrohender Aufenthalt werden.

Und wenn denn nun unter so ungünstigen Umständen der Hauptzweck von der Universitätsverpflanzung, die grössere Frequenz der Studierenden, auf die man so stark kalkulirt, vereitelt würde; wenn auch in Nürnberg ihre Anzahl nie mehr als ein halbes hundert überstiege, was würde dann bei solchen Täuschungen, in einer weit verschlimmerten Lage, dein Loos seyn, du alte, ehrwürdige, gesegnete Anstalt! Wegsehnen würden sich deine Lehrer — und jeder Abzug eines trefflichen Mannes würde dir eine unheilbare Wunde schlagen — du, so ehrend du für den gelehrten Patriotismus einst begannst, würdest in langsamer Entkräftung hinwelken, unrühmlich enden! —

Die Versetzung der Universität Altdorfs nach Nürnberg veranlaßt noch eine patriotische Frage: „Welchen Einfluß wird die Leichtigkeit, innerhalb der

städtischen Mauern zu studieren, auf die gelehrte Bildung und auf die Brauchbarkeit der künftigen Subjekte zu Bedienungen haben?" Die Erfahrung läßt hier Einiges ahnden. Schon die bisherige Nähe der Universität in Verbindung mit der ehemaligen Unterstützung an reichen Stipendien, verschaffte einige Leichtigkeit zu studieren. Und was war die Folge? Für einen genievollen Jüngling, der nun seinem glücklichen Hange leichter folgen konnte, und der mit Enthusiasmus für die Wissenschaft auch ohne die Nähe der Universität sich doch gebildet haben würde, giengen mehrere seichte Köpfe dahin, weil Studieren leichter und wohlfeiler als die Erlernung eines Handwerks schiene, und älterliche Eitelkeit den Hang nach Höherstreben befriedigen konnte. Es ist notorisch, daß mancher Vater seinen Sohn den Studien weihte, weil er ihn — für das Handwerk zu kraftlos fand. So erhielt Nürnberg nicht wenige kenntnißlose, unfähige Subjekte für geistliche und weltliche Stellen, zu denen ihnen endlich immer doch die Menschlichkeit des Erbarmens oder sonst etwas, das man nicht gerne nennt, verhalf. Auch um die kläglichste Stelle drängten, und drängen sich noch, neidende Kompetenten. Die in anderer Hinsicht allerdings zu bedauernde Beschränkung der Stipendienvertheilung in Verbindung mit anderen, das Studieren benumen-

den Ereignissen, versprach glückliche Abhülfe. Es schien der Zeitpunkt zu kommen, wo der Mangel an Studierenden solche Vorkehrungen herbeiführen würde, die den talentvollen Jüngling wieder reizen würden, sich freudig und kraftvoll dem Dienste des Staats zum wahren Wohl desselben zu weihen.

Das so sehr betriebene Daseyn der Universität in Nürnberg schlägt diese patriotische Hoffnung auf immer nieder, und öffnet der Unwissenheit und Eitelkeit den ungezähmtesten Andrang zu den Bedienungen des Staats. Mit dem unbedeutendsten Aufwande, zumahl bei erbettelten Freikollegien, kann jeder Idiot nun Student seyn — von der Werkstätte weg kann er in die Kollegien eilen. Wer sich aus Unfähigkeit oder Trägheit mit Handarbeit einst nicht ernähren kann, oder mag, wird in die Arme der Wissenschaften fliehen, und doch die Verfertigung einer Predigt zu erlernen, an sich nicht verzweifeln. Die wissenschaftliche Bildung, entweiht durch unwürdige Jünger, wird an Achtung verlieren; alle traurigen Nachtheile einer überhäuften Konkurrenz bei Aemtervergebungen werden eintreten; der talentvollen Jünglinge werden immer wenigere sich den Studien weihen; die Universität wird dem Staate, der ihr theure Opfer brachte, schmerzende Wunden schlagen. — Und ihr,

edle

edle Lehrer, würdet ihr dann, auch bei vollen Lehrsälen, euch glücklich fühlen, wenn euer Auge unter euern Zöglingen vergeblich die geistvollen Würdigen suchte, die euch zu fassen vermögten, in denen ihr einst noch segnend für die Menschheit und das Staatswohl zu wirken, getrost hoffen könntet? — Würdest du glücklich seyn, ehrwürdige Anstalt, aus deren Schooße so treffliche Männer giengen, wenn deine neuen Zöglinge deiner nicht würdig wären? — So fragt die dankvolle sorgende Liebe. Man verzeihe ihre trüben Ahndungen! Sie sind ein Opfer des Dankes für den Segen, den die schöne, stillwirkende Bildungsanstalt in Altdorf bald 200 Jahre hindurch stiftete.

3.

Andiatur et altera pars!

Nürnberg d. 20. Jan. 1805.

Ja, ja! mit Verlegung der Universität von Altdorf nach Nürnberg wird es wirklich Ernst, so abentheuerlich der Verfasser des Schreibens aus

Altdorf (im Dezemberſtücke des T. M.) dieſe Operation auch finden mag.

Allerdings wäre es höchſt auffallend, wenn Nürnberg in ſeiner gegenwärtigen Lage, wo ſeine Finanzen nicht in Ordnung ſind, und ein ſehr großer Theil ſeines Gebiets von benachbarten Mächten occupirt iſt, an die Errichtung einer neuen Akademie denken wollte, aber unverantwortlich wäre es auch, wenn dieſer Staat die ſchon beſtehende hohe Schule ohne Noth aufheben — wenn er nicht ein — vor der Hand liegendes Mittel anwenden wollte, dieſelbe zu höherem Flor empor zu heben.

Die Einwendungen, welche der Verfaſſer jenes Briefes gegen die Verlegung macht, und welche, wie er ſagt, auch in Kaffee- und Weinhäuſern gemacht werden, ſind nicht neu, am wenigſten ſind ſie denen unbekannt, die ſich von Amtswegen mit dem Verlegungsplane beſchäftigen, und die, wie man doch wohl erwarten wird, die Sache auf allen Seiten betrachtet haben.

Wenn das Kurhaus Pfalzbaiern auf die Würzburger Univerſität — wenn der königl. Preußiſche

Hof neuerdings auf Erlangen so große Summen verwendet; so läßt sich doch wohl nicht glauben, daß dabei auf eine Frequenz von Ausländern gar nicht gerechnet werde? Zumal da Preußen für seine Landeskinder ohnehin mehrere inländische Universitäten hat, und für Kurbaiern eine hohe Schule hinreichen dürfte.

War es denn die Größe des Gebiets seiner erhabenen Nutritoren, welche mein liebes Jena so besucht machte?

Nürnberg legt in seine Waagschale alle Vortheile einer großen Stadt, die angenehme Lage, seine Handlungsverhältnisse, seine Werkstätten, selbst seine republikanische Verfassung. Es hat dem kleinen Altdorf nie an berühmten Lehrern gefehlt, die Translokation wird diesen Vortheil eher befördern als hindern, und natürlich hat sie auch eine Erweiterung der theoretischen und praktischen Lehranstalten zur Folge. Der Grund ist überall schon vorhanden; man darf nur auf ihn fortbauen. Königlicher und fürstlicher Aufwand kann freilich von Nürnberg nicht erwartet werden; aber schlecht ist darum nicht gerade, was nicht prächtig ist, und

selbst aus dem kleinen Altdorf sind große berühmte Männer hervorgegangen. Auch will ja die Nürnberger Universität andere Lehranstalten nicht verdunkeln; aber ein bescheidenes Plätzchen wird man ihr doch wohl neben ihnen einräumen.

Man vergesse doch bei der Beurtheilung jenes Vorhabens nicht, daß Nürnberg keine neue Akademie errichtet, sondern nur die schon bestehende in einen besseren Zustand bringen will, und daß es in der Verlegung derselben ein Mittel zur Erhöhung der intellektuellen Bildung seiner Bürger anwendet, welches von der besten Wirkung seyn kann.

Aber die Kosten, die Kosten! entgegnet man. Freilich wohl, wenn man die Kaffeehauspolitik hört, so sind diese für Nürnbergs Finanzzustand viel zu hoch, ja ganz unerschwinglich; aber die Herren verrechnen sich zuweilen. Ich kann Sie versichern, daß, Dank sey es den edeln Nürnbergern, welche so reiche Wohlthaten hinterlassen haben, der durch die Transplantation verursachte Mehraufwand nicht das Aerar drückt, keine neue Auflage, keine Erhöhung der alten veranlaßt, und der Armuth nichts entzieht.

Paolo Veroneſe in der Geſchichte des Perſeus und der Andromeda aller Regel zuwider die Hauptfigur in Schatten geſtellt hätte. Niemand gab eine erklärende Antwort. Mich dünkt, ſagt Reynolds, wenn man ihn in die Claſſe der Künſtler geſetzt hätte, wohin er gehört, ſo wäre die Antwort bald gefunden geweſen. Es iſt unvernünftig etwas zu ſuchen, das der Künſtler niemals bewürken wollte. Seine Abſicht war blos eine Würkung von Licht und Schatten hervorzubringen; alles wurde dieſer Abſicht aufgeopfert, und die eigenſinnige Compoſition ſtimmte ſehr gut mit dem Styl überein, den er einmal führen wollte. „Dieſe Bemerkung iſt gewiß auch auf alle hiſtoriſche Stücke Rembrands und vieler andern Niederländer anzuwenden. Der Verfaſſer ſcheint uns beynahe überall zu ſtrenge zu ſeyn, wenn er von den Venetianern oder Niederländern ſpricht. Wir übergehen deswegen ſeine Urtheile; denn, da er nirgends Poeſie in Vorſtellung blos natürlicher Gegenſtände, wie Blumen und Fruchtſtücke ſind, anerkennen will, ſo iſt hier der Ort nicht ihn zu widerlegen. Was er von **Correggio** ſagt, iſt vortreflich:“ Der erſte von den Künſtlern, die ſich in dem **zuſammengeſetzten Styl** hervorgethan haben, iſt **Correggio**. Er gründet ſich auf moderne Grazie und Eleganz, zu dem die Simplicität der groſſen Manier kömmt. Groſſe breite Maſſen von Licht und Schatten, die Hauptideen der Draperie, und ein ununterbrochener leichtflieſſender Contour ſtimmen zuſammen, dieſe Würkung hervorzu-

Und man sollte nun noch die Verlegung tadeln? o ja! die Kameralisten, welche die Staatswirthschaft nach dem kleinen Maaßstabe der Privatökonomie abmessen, und bei Staatsoperationen den Vortheil so sicher und nah vor Augen sehen wollen, wie der Rentier den Empfang seiner Zinsen am kommenden Termine, und die nicht bedenken, daß der Staat dem Kaufmanne gleicht, dessen Spekulationen erst nach einiger Zeit wuchern, und der einen augenblicklichen Aufwand nicht achten darf, um einen künftigen — wiewohl noch unsicheren — Gewinn zu erlangen.

Am Schlusse kann ich Sie noch versichern, daß die Individuen, welche sich mit dem Verlegungsplane beschäftigen, nicht den mindesten Nutzen, wohl aber sehr viele Mühe davon haben, und nur aus reinem Patriotismus handeln; dagegen man bei denen, die dies Vorhaben tadeln, die Ursachen ihres Widerwillens gar leicht aufzählen könnte.

Diese Gegner wissen zwar die vorseyenden Verhältnisse sehr genau, aber sie wollen sie nicht wissen, so wie sie am hellen Mittage bei offenen Augen

nicht sehen wollen, daß der Erlös aus verkauften entbehrlichen — aber zu weit entlegenen Staatsgütern bei weitem noch nicht den dritten Theil einer Million beträgt.

D. Sp.

Druckfehler

im Januar-Stück des Merkurs.

S. 18 ließ statt mehr Achtung wahre. S. 20 ließ nachdem von eigenen Commissionen. S. 21 statt: Belehrung auf unsere, ließ auch unserer Architecten. S. 25 ließ: dennoch zuerst auch einwandern ließen. Ebendaselbst statt Richtung ließ Bestimmung. In der Note ließ Cocles. S. 26 in der letzten Zeile in der Note ließ: Götterdynastie. S. 27 in der Note ließ Dactylis Idaeis, ferner statt Lybien zweimal Lycien. S. 31 ließ Fiesele. S. 72 ließ statt Christliche Geistliche. Ebendaselbst statt Werk der Zeit Wort der Zeit. S. 73 ließ πανηγυρικός. S. 79 letzte Zeile ließ statt Ergebenheit Erhabenheit.

Inhalt.

Seite

I. Probe eines dramatischen Gedichts.
Die Kreuzfahrer. 160

II. Gedichte.
1. Die Tageszeiten. 173
2. Herbstgemählde. 175

III. Letzte Rede in der Akademie der Wissenschaften zu Abd***. Von Gräter. 177

IV. Erziehung. Von Tobler. 184

V. Geist der Schul- und Studienanstalten in den Oestreichischen Erbländern, besonders in Böhmen. 200

VI. Die Art, wie die Lehrkanzeln an Universitäten und Gymnasien in den Oestreichischen Erbländern, besonders in Böhmen, besetzt werden. 206

VII. Kunstnachrichten.
1. Briefe über die letzte Kunstausstellung in Berlin. Dritter Brief. 210
2. Hermaphroditen. 215

VIII. Korrespondenznachrichten.
1. Seminarium in Kiel. 221
2. Wird die Altdorfische Universität in Nürnberg glücklicher aufblühn? 224
3. Audiatur et altera pars! 241

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

3. Stück. März 1805.

I. Italieniſche Miscellen. Zweiter Band Erſtes Stück.

Das Feſt der heiligen Roſalia in Palermo. Italieniſche Blumenleſe. Vergleichung zwiſchen Rom und Florenz. Ein Brief. Charakterzüge aus Italien. Gemälde aus Neapel. Vermiſchte Nachrichten. Italieniſche Volksmährchen. Brief über die neueſten Grabungen in Pompeji.

Cottaſche Buchhandlung.

II. Engliſche Miscellen 18r Bd. 2s St.

Inhalt.

Engliſcher Kunſtfleiß: Herrſchende Mode der Aegyptiſchen Formen in Geräthen. Aegyptiſcher Anziehſpiegel. Aegyptiſche Fenſterſeſſel — Aegyptiſche Sofa's. Aegyptiſche Fußſchemel — neue Art von Pelzzeuch. Neue Steinſchnallen. Aufkebende Mode der Degen. Neue Art von Halbſtiefeln — neue Rockmode. Modiſche Farben für Tücher. Eine Menge Waaren mit dem Beinamen des jungen Roscius — Shawls aus Robbenhaaren. Braune Strohhüte mit Sammtband durchflochten — hölzerne Jagdhörner — neue Armhüte. Neue Blumengeſtelle. Doppelte Lederhandſchuhe. Gemaltes Metallglanzporzellan

— braunmetallne Theekannen — Camera obscura von der Größe eines Taschenbuches — große Wasserleitung in Wales. Johann Wilkes, Anekdoten: Schneller Todesfall. Einsturz zweier Häuser ohne Tödtung der Bewohner. Sir Richart Arkwright wird ein steinreicher Mann aus einem armen Bartputzer. Gute Bezahlung einer Wunderdoktorin. Kröten stellen den Bienen nach. Litterarische Nachrichten: Holcrofts Theaterjournal. Großes Intelligenzinstitut in London — 3 Prachtausgaben des Pope. Sharpe's wohlfeile und prächtige Kabinetausgabe der Englischen Dichter — Somervilles Jagd von Topham edirt — Murphy's graphische Erläuterung des Evangeliums — Barbauld's Auszug aus dem Spektator, Tatler und Guardian — Malthus Versuch über die Bevölk. 2te Ausg. — ditto von Milne's botan. Wörterb. — Thorntons neue Neuweise für die Kuhpocken — Lawrence Werk über das Hornvieh. Scrimshire Versuche — Andrews Werk über das Geschlecht Erica — Smiths verbess. Uebers. des Thucydides — Parkins Reise in Amerika — Miß Edgworth's Griselda — Fitzosborne's Briefe — Ribbels malerische Ansichten der vorzügl. Berge der Welt — Jamisons Werk über alle mechanische Entdeckungen — Neue Erfindungen; neue Spinnmaschienen — verbesserte Bretnägel — leichtere Entbaarung der Felle. Neue Korrespondenzmethode — neue Gebisse — Mehl ohne Korn — Federcharniere für Schnallen — Composition statt der Seife — Berichtigung der Chronometer — Licht und Erwärmung durch Gas ins Große getrieben von einer Aktienkompagnie — Kabeltaue und Tafelwerk aus metallnen Ketten. Neue Kupferstiche: Smiths großes Prachtwerk v. Geräthen im Geschmack der Antiken — Kupfer in Büchern — Landschaften — Neue Bücher im December.

III. Bedingungen des von dem Professor Shall in Weimar errichteten Erziehungsinstituts.

In diesem Institute werden Jünglinge von 10 bis 15 Jahren angenommen.

Die Lehrgegenstände sind folgende:

1. Die Lateinische Sprache.

II. Die neueren Sprachen, als die Französische, Englische und Italiänische.
III. Geschichte.
IV. Geographie und Kenntniß der Landcharten.
V. Naturgeschichte und Naturlehre.
VI. Stylübungen in den verschiedenen neueren Sprachen.
VII. Rechnen mit den Anfangsgründen der Geometrie, wobei zugleich den fur den Kaufmannsstand bestimmten Eleven eine Anleitung zum merkantilischen Buchhalten gegeben wird.
VIII. Religion.
IX. Zeichnen und Tanzen.

Außerdem werden die jungen Leute angehalten richtig und bestimmt zu sprechen, mit Zusammenhang zu erzählen und vorzutragen, und überhaupt in allem was zur feineren Ausbildung und Tone der guten Gesellschaft gehört, unterrichtet.

Ueberdies wird über reine Moralität und gute Sitten sorgfältig gewacht werden.

Für den obigen Unterricht sowohl als für Kost, Bett und die nothwendige Bedienung bezahlt jeder Zögling jährlich die mäßige Summe von vierzig Carolins oder 260 Rthlr. Preuß. Courant, vierteljährig praenumerando entrichtet.

Der Unternehmer dieses Instituts wird sich stets zur heiligsten Pflicht machen, dasselbe nach seiner vieljährigen Erfahrung so zu führen, daß jeder Jüngling mit den nöthigen Vorkenntnissen zu höheren Wissenschaften ausgerüstet, und sowohl für die Gesellschaft als auch zum häuslichen Leben gebildet, dasselbe verlasse.

Mit Vergnügen wird er auf alle an ihn ergehende Anfragen die nöthige Antwort und Erläuterungen geben.

Weimar d. 20. Januar 1805.

Professor Shäll.

IV. In der Cottaschen Buchhandlung ist erschienen: Europäische Annalen 1805 13 St.

Inhalt.

I. Bonaparte. (Auszug aus einem Schreiben.)

II. Chronologische Uebersicht der wichtigern Ereignisse des gegenwärtigen Krieges zwischen Frankreich, Holland und Spanien einer- und Großbrittannien andrerseits.

III. Ueber die Geschichte Friedrichs des Zweiten. Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf den 24ten Jänner 1805. Durch Johann von Müller, K. Preußischen Geheimden. Kriegsrath und Historiographen.

IV. Schilderung einiger der vornehmsten Minister Frankreichs, welche die Revolution herbeiführten und beschleunigten. (Aus Marmontels Denkschrift.)

V. Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1789 bis 1798.

1. Eidgenössische Tagsatzung vom Jahr 1791.
2. Denkschrift, welche die Instruktion für den Herrn Barthelemi, der als königlicher Botschafter bei der Helvetischen Eidgenossenschaft nach der Schweiz geht, enthält. (Aus der Französischen Handschrift übersetzt.)

VI. Ueber die Französische Republik. Von D. C. L. Posselt 1794.

V. St. Petersburgische Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben vom Bibliothekar Fr. Enoch Schröder. Monat Jan. 1805.

Inhalt.

1. Was thaten die Reacnten Rußlands für die Kultur und Aufklärung ihrer Nation, bis auf Peter den Gr.? vom Herausgeber.
2. Ueber das Daseyn von Davis-Land von Hrn. Kapitän v. Krusenstern geschr. im April 1804. Am Bord der Nadeshda im südl. Ocean.
3. Willhelm Tell, von Schiller, im Auszuge von D. S—r.
4. Auszug aus der Unterlegung der neuen Gesetz-Kommission an Sr. Kais. Maj. über den Plan und Fortgang ihrer Arbeiten.

5. Miscellen. Theater-Nachrichten. Beförderungen bei der Akad. d. Wissenschaften — Neue Schulen. Neue Russische Lehrbücher — Majers Dampfmaschiene. Chemnitzens Konchylien-Sammlung.

Es erscheint von diesem Journal monatl. ein Heft von 5 Bogen brosch. Der Preis des Jahrgangs ist hier 10 Rubel. Alles was Rußland in histor. statist. geogr. artistisch-liter. Hinsicht angeht, ist der Hauptzweck des Herausgebers, und seine Lage und Verbindungen setzen ihn in den Stand, das redlich zu leisten, was er versprochen, der großen Konkurrenz anderer in Rußl. erscheinender Journale ohngeachtet.

* * *

Da wir von dieser neuen Monatsschrift für Teutschland die Hauptkommission übernommen haben, so können sich die Buchhandlungen deshalb mit Ihren Bestellungen an uns wenden.

Weimar d. 2. März 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

VI. Kunstnachricht.

Das Kaiserl. privil. Intelligenz- und Addreßcomptoir zu Augsburg wird mit Anfang Juli laufenden Jahres jeden Monat 4 Portraite berühmter Teutscher, Italienischer, Französischer, Niederländischer und Englischer Gelehrten, Künstler ꝛc. sammt einer biographischen Skizze herausgeben. Man wird suchen auf die möglichste Weise in diesem Fache eine angenehme und wirklich interessante Auswahl zu treffen — und nur solche Originale wählen, welche in ihrem Zeitalter und in der Geschichte sich thätig bekannt gemacht haben, und deren Aechtheit ganz verbürgt werden kann. Diese Portraite werden in 4. Format sammt dem dazu nöthigen Texte das monatliche Heft zu 4 Portraits und 4 ganzen Bogen Text auf dem feinsten Papiere und mit Lateinischen Lettern gedruckt pr. 1 Fl. geliefert werden. Für die Nettigkeit der Bearbeitung der Portraits selbsten, als des Drucks und Papiers wird gewiß hinreichend, und allerdings entsprechend gesorgt

werden. Die Subskriptionszeit ist bis Ende Juni laufenden Jahres offen. Die ganze Unternehmung hängt von einer zahlreichen Subskribenten-Anzahl ab. Der Text wird von einem bekannten und geschätzten Gelehrten besorgt werden. Kein Subskribent zahlt vor Empfang einer jeden monatlichen Lieferung, und macht sich bloß vereintlich vor Jahres Frist von der Subskription nicht abzutreten. Obige Behörde ersucht die Unterschriften bald und Franco einzusenden.

(Kunstnachricht.) Von denen im Kaiserl. privil. Intelligenz- und Addreßcomptoir zu Augsburg Lit. D. No. 193. angekündigten Landschaften, wovon alle Monat ganz bestimmt 20 Stück in halben Bogen Format zu 1 Fl. 12 Kr. herauskommen, ist bereits das 4te Heft erschienen. Die künftigen 5 monatlichen Lieferungen enthalten die vorzüglichsten Gegenden der Donau, und werden in einer gefälligen Manier von einem geschickten Künstler in Kupfer gebracht. Der Subskriptionstermin bleibt noch auf unbestimmte Zeit offen, und kann jeder neue Hr. Subskribent ohne gebunden zu seyn, die vorherigen Hefte zu nehmen, sogleich mit den Donaugegenden eintreten. Ueberhaupt werden in der Zukunft hauptsächlich nur nach der Natur gezeichnete schöne und merkwürdige Gegenden geliefert. Der Subskriptionspreis für eine monatliche Lieferung von 20 Stück solcher Landschaften ist nur 1 Fl. 12 Kr. in klingender Münze. Jeder Subskribent macht sich bloß zu einer sechs monatlichen Abnahme verbindlich, nach selbiger Zeit ist er uneingeschränkt nach seinem Belieben abzugehen. Sollten Liebhaber Zeichnungen von ihren Gegenden einsenden wollen, so werden solche auch gelegenheitlich in diese Collection mit Vergnügen aufgenommen, nur erwartet man eine richtige Auswahl hierinnen. — Obiges Comptoir ersucht bloß die geneigten Unterschriften zur Subskription wo möglich bald einzusenden, um sich in der Auflage darnach richten zu können.

In obigem Comptoir erscheinen ebenfalls jeden Monat Subscriptionsweise, besonders schöne und seltene große historische gestochene oder radierte Originalblätter der berühmtesten Meister älterer und neuerer Zeiten in groß Regal Folio-Format abgedruckt. Es wird ganz bestimmt darauf gesehen, nur anerkannte Meisterwerke zu liefern. Jeden Monat erscheinen 2 solche Blätter zu dem

bringen. Nach ihm hat Parmegiano das Niedliche der modernen Weichlichkeit erhöht, indem er es mit der Simplicität der Alten, und dem ſtrengen hohen Styl des Michel Angelo verbunden hat. Man muß zwar geſtehen, daß dieſe zween groſſe Männer, indem ſie den höchſten Grad der Grazie erreichen wollen, öfters die Gränzen überſchritten haben, und in die Affectation, den häßlichſten von allen Fehlern verfallen ſind".

V.

Franzöſiſche Litteratur.

Eloge de Racine avec des notes par M. de la Harpe. A Amſterdam & ſe trouve à Paris, chez La Combe, Libraire, rue Chriſtine. 1773.

Dieſe wichtige Schrift des Herrn de la Harpe beſchäftigt in dieſem Augenblicke die Aufmerkſamkeit aller hieſigen Kenner, und giebt den hauptſächlichſten Stoff zur Unterhaltung in denjenigen Geſellſchaften, welche wir unter dem allgemeinen Nahmen der guten Geſellſchaft zuſammen faſſen,

quibus eſt equus & pater & res.

Der Herr von La Harpe unterſucht die verſchiedenen Meynungen der ſchönen Geiſter und Kunſtrichter über Racinens Verdienſte, und er ſcheint den langen Streit: wer von Corneille oder Racine der gröſßte Mann geweſen ſey, endlich zum Vortheile des letzte-

besonders niedrigen Subskriptionspreis von 1 Fl. 40 Kr. sammt Emballage. Bereits sind folgende 3 monatliche Lieferungen zur Versendung und Einsicht in loco fertig. Nämlich: das Gebet, ein herrlich bearbeitetes Blatt von dem berühmten Sinzenich gestochen; 2 Bäuernstücke, Trinkgelage vorstellend, von dem bekannten Prestel in Tuschmanier vortrefflich gearbeitet, das Meisterstück von Gottfr. Seuter in Florenz gestochen, die Mutter Gottes nach Solimena, die Flucht in Aegypten, ebenfalls ein vortreffliches Blatt nach Albani von G. Seuter in Florenz gestochen, und die Kreuzigung Christi voll und reich an Figuren und Ausführung nach Tintoreto von G. Seuter zu Florenz gestochen. Alle Abdrücke sind schön und ohne Tadel auf sehr hübschem Papier abgedruckt — und können, da sie alle auf ganz gleichem Format abgedruckt werden, mit der Zeit eine sehr angenehme und interessante Collection bilden. Der Subskriptionstermin mit 1 Fl. 40 Kr. für eine solche monatliche Lieferung von 2 vorzüglichen Originalblättern bleibt noch offen. Jeder neue Subskribent erhält die obigen gerade fertig gewordenen 3 Lieferungen für den Subskriptionsbetrag von 5 Fl. klingender Münze, und bezahlt diesen Betrag erst nach Empfang der Waare. Man ersucht bloß die Namensunterschriften zur Sicherheit wo möglich bald einzusenden. Einzelne Blätter werden nur um den doppelten Preis abgegeben.

Ferner ist nun zu haben:

Le Clerks Original-Zeichnungsbuch vom Auge an, bis auf die ganze ausgebildete Figur, nämlich von obigem Meister selbsten nach dem berühmten Maler Le Brun in Kupfer gebracht. Das ganze Werkchen enthält in 2 Theile abgetheilt 70 Blatt, welche in klein Folio-Format und auf schönes Papier abgedruckt werden. Der erste Theil ist von dem Auge und allen übrigen Theilen des Körpers bis auf die ganze und vollkommene Figur, in 50 Stück.

Der 2te Theil bestehet in den verschiedenen leidenschaftlichen Ausdrücken menschlicher Charaktere, und ist ebenfalls von Le Clerc selbsten nach dem berühmten Maler Le Brun, in Kupfer gebracht. Das ganze Werkchen ist in den schönsten und ausdruckvollsten Umrissen gearbeitet — und also ohne den mindesten Anstand — das

leichteste, und in seiner Art vollkommenste Mittel die Zöglinge der Zeichenkunst für eine höhere Stufe in diesem Fache schon gehörig anzuleiten. Der Subskriptionspreis für das ganze schöne Werkchen in 2 Theilen bestehend, auf dem besten Papier und ganz sauber und rein abgedruckt ist nur 2 Fl: 48 Kr. Handlungsfreunde sind ergebenst ersucht — unter den gewöhnlichen Vortheilen in ihren Gegenden die Commissionen auf obige Sachen anzunehmen. Wer 6 Exemplare abnimmt erhält das 7te gratis.

Wer Original-Kupferplatten ältester oder neuerer Meister von jeder Größe, allein die noch gut konditionirt sind, zu verkaufen hätte, wird ersucht Abdrücke davon und den Werth der Kupferplatten selbsten obigem Comptoir anzuzeigen.

No. III.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

März 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Ankündigung von Tatham's antiken Bau-Ornamenten als klaſſiſchen Werks über die Verzierungskunſt.

Unſer Zeitalter hat unſtreitig, durch das einmüthige und allgemein herrſchende Beſtreben, den reinen und edlen Geſchmack der Alten in unſer Bauweſen und Ameublement einzuführen, eine totale Reform unſerer Verzierungskunſt bewirkt.

Man vergleiche nur die abgeschmackten und sinnlosen Dekorations-Schnörkel der vorigen Französischen und Teutschen Bildhauerei und Bildschnitzerei, mit den jetzigen einfachen, edlen und zweckmäßigen Formen, um den Kontrast recht auffallend zu fühlen. Die Engländer waren unstreitig die Ersten, welche den besseren Geschmack in Italien an den Werken der Alten studierten, und bei sich einführten. Raphael durch seine Logen, Piranesi, Vasari, Hamilton, Tischbein und Albertolli durch ihre kostbaren Sammlungen, lieferten ihnen reiche Quellen dafür; unter allen diesen Wiederherstellern des guten Geschmacks aus der Antike hat sich aber Keiner die eigentliche Ornamental-Architectur so zu seinem besonderen Studium gemacht, als der Englische Architect Tatham, der uns in seinem neuen kostbaren Werke darüber, eine höchst vortreffliche Sammlung der schönsten antiken Bauornamenten lieferte; welche jeder Künstler und Kunstliebhaber, der seinen Geschmack bilden will, nothwendig kennen muß. Es erschien vor fünf Jahren zu London in einem Royal-Foliobande von 100, von ihm selbst gezeichneten und meisterhaft geätzten Kupferblättern, unter dem Titel:

> Etchings, representing the best Examples of ancient ornamental Architecture; drawn from the Originals in Rome and other parts of Italy, during the years 1794, 95 and 96, by *Charles Heathcote Tatham*, architect. London by Gardinier 1799. Roj. fol.

kostet aber, leider, 36 Rthlr., ein zu hoher Preis für unsere Teutschen, nicht so reichen Künstler und Kunstliebhaber, als jene in der stolzen Insel. Wir glauben uns daher ein wahres Verdienst um unsere Teutsche Künstlerwelt und die Verbreitung des guten Kunstgeschmacks dadurch gemacht zu haben, daß wir dies interessante und kostbare Werk, in so äußerst getreuen Kopien, daß man sie nicht von den Originalen unterscheiden kann, und zwar um die Hälfte wohlfeiler als das Englische Werk, unter folgendem Titel liefern:

> Auserlesene Muster antiker Bauornamente, gezeichnet nach den besten Originalen in Rom und anderen Theilen von Italien, in den Jahren 1794, 1795, 1796 von Carl Heathcote Tatham, Architecten und Mitgliede der Akademie von St. Luca und des Instituts von Bologna. Royal-Folio.

Da sämmtliche Platten schon gestochen sind, und das ganze Werk bei uns fertig liegt, so könnten wir es sogleich ganz, und ungetheilt um den Ladenpreis zu 18 Rthlr. Sächs. oder 33 Fl. Reichs-Courant, liefern. Da dies aber wohl für junge Architecten und weniger reiche Kunstliebhaber eine zu starke Ausgabe auf einmal seyn möchte, so wollen wir diesen den Ankauf dieses Werks dadurch erleichtern, daß wir das Ganze in drei Lieferungen, jede zu 6 Rthlr. Sächs. oder 11 Fl. Reichs-Courant abtheilen, und die erste in nächster Leipz. Jubil. Messe, die

zweite zu Johannik, und die dritte zu Michaelis dieses Jahres ausgeben. Wäre aber einem reicheren Liebhaber daran gelegen, das ganze Werk gleich zusammen zu haben, so können wir demselben auch, auf besondere Bestellung, alle 3 Abtheilungen in nächster Ostermesse zusammen liefern.

Da diese Blätter vorzüglich auch wegen ihrer schönen geistreichen Manier — denn sie sind wie mit der Rohrfeder gezeichnet — zu Vorschriften in Bau- und anderen öffentlichen Zeichenschulen geeignet sind, so können wir sie diesen besonders empfehlen.

Privatliebhaber, welche 5 Exemplare zusammen gegen baare Zahlung nehmen, erhalten das fünfte Exempl. frei oder 20 pr. Ct. Rabbat vom Geldbetrage, und wir erwarten deshalb ihre Bestellungen franko. Außerdem aber ist dieses Werk auch von der Ostermesse an, in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Weimar den 12. März 1805.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Neue Verlagswerke, Kupferstiche und Kunstsachen des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar welche zur Leipziger Jubilate-Messe 1805 erscheinen und zum Theil schon fertig sind.

Barrow's J. Esq. Reise durch China von Peking nach Kanton im Gefolge der Großbritt. Gesandtschaft in den Jahren 1793 und 1794, a. d. Engl. und mit Anmerr. v. J. Ch. Hüttner, 2r Th. m. Kupfern gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.
(aus der Bibliothek d. Reisen 16r Bd.)

— dessen Reisen durch die innern Gegenden des südl. Afrika in den J. 1797 u. 1798. A. d. Engl. 2r Th. mit 1 Charte. gr 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Bartell Ed., über die malerische Anlage und Verbesserung kleiner geschmackvoller Landhäuserchen oder sogenannter Englischer Cottages, nach dem Engl. mit Kupfern gr. 4.

Batsch A. J. G. C., Einleitung zum Studium der allgem. Naturgeschichte 1e Abth. Mineralreich; nebst Zusätzen und berichtigenden Bemerkungen mit Hinsicht auf die Hauysche Crystallisationslehre und einer kritischen Beurtheilung der Letztern von Dr. C. C. Haberle. Mit Kpfrn. gr. 8.

— Derselben 2te Abtheilung; Pflanzenreich; nebst Zusätzen und Bemerk. von Dr. C. C. Haberle. M. Kpf gr. 8.

— Derselben 3te Abtheilung; Thierreich; nebst Zusätzen und berichtigenden Bemerkungen von Dr. L. Fr. Froriep. Mit Kupfern. gr. 8.

Bertuch's F. J., Bilderbuch für Kinder mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen mit ausgemalten Kupfern. No. 79. 80. 81. und 82, gr. 4. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

— Daſſelbe mit ſchwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtemat. Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten geſammelt und herausg. von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von J. F. Ehrmann. XV. Bd. enth. 1) C. F. Volney's Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika mit 1 Charte. 2) V. P. Malouet's Reiſe nach Guiana mit 1 Ch. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

— Derſelben XVI. Band enth. 1) J. Barrow's Reiſe durch China von Peking nach Kanton. A. d. Engl. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 Fl 24 Kr. 2) W. Wittmanns Reiſen nach der Türkei, Kleinaſien, Syrien und Aegypten, a. d. Engl. gr. 8. 3 Rthlr. od 5 Fl. 24 Kr,

— Derſelben XVII. Band enth. 1) J. Barrow's Reiſe durch die innern Gegenden des ſüdlichen Afrika in d. J. 1797 und 1798. A. d. E. 2r Bd. mit 1 Charte. 2) J. A. Michaux Reiſe in das Innere der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten ꝛc. mit 1 Ch. gr. 8. 3 Rthlr. 6 Gr. oder 5 Fl. 51 Kr.

— Derſelben XVIII. Band enth 1) Kapt. Rob. Percival's Beſchreibung d. Vorgebirgs der guten Hoffnung. Aus dem Engl. 2) Semple's Wanderungen und Schilderungen von dem Vorgebirge. gr. 8.

— Derſelben XIX. Band enth. 1) Kapt. W. R. Broughton's Entdeckungsreiſe in das nördl. ſtille Meer ꝛc. 2) Papons Reiſe in das Departement der Seealpen, 3) Reiſe nach der Inſel Martinique. gr. 8.

— Derſelben XXr Band enth. G. A. Olivier's Reiſe durch das Türkiſche Reich, Aegypten und Perſien ꝛc. 2r Th. gr. 8.

Broughton's Kapt. W. R., Entdeckungsreiſe in das nördliche ſtille Meer in d. Jahren 1795 bis 1798, Aus den Engl. mit Charten und Kupfern. gr. 8.
(aus der Bibliothek der Reiſebeſchreibungen 19r Bd.)

Dallas R. C. Esq., Geſchichte der Maronen-Negern auf Jamaika, nebſt hiſtoriſchen, geoaraphiſchen und ſtatiſtiſchen Nachrichten von dieſer Inſel. A. d. Engl. m. 1 Charte. gr. 8.

Ephemeriden Allgem. Geoaraph., verfaßt von einer Geſellſchaft von Gelehrten, und herausgegeben v. F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 7r Jahrg. 1804. 11s 12s und 8r Jahrg. 1805 1s—6s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Funke C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 79. 80. 81. u. 82. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 K.

— Dessen und G. H. C. Lippold's neues Natur- und Kunstlexicon, enthaltend die wichtigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. 4r oder Supplement-Band. gr. 8.

Garten-Magazin, allgemein. Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des präkt. Gartenwesens. 1r Jahrg. 1804. 11s 12s. 2r Jahrg. 1s—6s St. mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Journal für Kinder, Aeltern und Erzieher, herausgegeben von F. J. Bertuch und C. Ph. Funke in zwei Abtheilungen, der Jugendfreund und Rathgeber, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 1r Jahrg. in 12 Doppelheften broschirt. gr. 8. 6 Rthlr. 8 Gr. oder 11 Fl.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus. 19r Jahrg. 1804. 11s 12s und 20r Jahrg. 1805 1s—6s Stück, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäftsmännern. Jahrg. 1804. 11s 12s und 1805. 1s—6s Stück, mit ausgem. und schwarzen Kupf. und Charten. Der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Malouet's P. V., Reise nach den Französischen Guiana und nach Surinam, a. d. Franz. übers. mit einer neuen Charte von Guiana. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XVr Bd. besonders abgedruckt.)

Michaux's F. A., Reise in das Innere der Nordamerikanischen Freistaaten, westwärts der Alleghany-Gebirge. A. d. Franz. mit Anmerk. u. Zus. von T. F. Ehrmann. Mit 1 Charte gr. 8. 1 Rthlr 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XVIIr Band.)

Morveau (Guyton), Abhandlung über die Mittel die Luft zu reinigen. A. d. Franz. m. Anmerkungen v. Dr. H. F. Wartens; nebst einem Anhange über die oxigenirte Salzsäure und deren Anwendung zu Zerstörung der ansteckenden Miasmen und besonders des gelben Fiebers, von G. Fr. Buchholz. gr. 8.

Olivier's G. A., Reise durch das Türkische Reich, Aegypten und Persien während der ersten 6 Jahre der Französischen Republik. A. d. Franz. IIr Th. m. 1 Charte. gr. 8.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XXr Band.)

Payon's S., Reise in das Departement der See-Alpen. Aus d. Franz. m. Anmerk. u. Zus. gr. 8.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XIXr Band.)

Percival's Kapt. Rob., Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung. Aus d. Engl. mit einer Einleitung und Anm. herausgegeben von T. F. Ehrmann. gr. 8.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XVIIIr Bd.)

Reiſe nach der Inſel Martinique von J. N. A. d. Franz. mit Zuſätzen und 1 Charte. gr. 8.
(a. d. Bibliothek d. Reiſen XIX r Bd.)

Rochea ymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunſt mit Kupfern und Planen, IV. und letzter Band. gr. 8. 4 Rthlr. 18 Gr. oder 8 Fl. 33 Kr.

Rumford's, B. Grafen von, kleine Schriften, politiſchen ökonomiſchen und philoſophiſchen Inhalts m. Kupfern IV. Bd. 1ſte Abth. gr. 8.

Tatham's C. H., auserleſene Muſter antiker Bau-Ornamenten; gezeichnet nach den beſten Originalen in Rom und anderen Gegenden Italiens gezeichnet, in den Jahren 1794. 95. u. 96. 1ſte Lief. Mit Kupf. Royal Fol. 6 Rthlr.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde, mit Rückſicht auf die dazu gehörigen Hülfswiſſenſchaften 1804. 11s 12s und 1805 1s—6s Stück mit Kupfern. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Volney's, C. F., Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika, vorzüglich in Hinſicht ihrer Lage, Naturbeſchaffenheit und ihrer Ureinwohner. A. d. Franz. herausgegeb. von T. F. Ehrmann m. 1 Charte. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.
(a. d. Bibliothek d. Reiſen XVr Band.)

Wieland's C. M., Neuer Teutſcher Merkur v. Jahre 1804. Nov. Decem. und 1805. Jan. — Jun. Mit Kupf. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Wittmann's W., Reiſen nach der Türkei, Kleinaſien, Syrien und Aegypten in den Jahren 1799. 1800. und 1801. A. dem Engl. Auszugsweiſe überſ. gr. 8. 1 Rthr. oder 1 Fl. 48 K.
(a. d. Bibliothek d. Reiſen 16r Bd.)

* * *

Kupferſtiche, Portraits und Kunſtſachen.

Abbildungen der Obſtſorten aus dem Teutſchen Obſtgärtner. Aepfel 10te Lief. gr. 8. in Porteſeuille. 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

— Derſelben Birnen 10te Lief. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Derſelben Kirſchen 5te Lief. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Derſelben Pflaumen 4te Lief. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— Derſelben vermiſchte Obſtſorten 3te Lief. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— Derſelben Pfirſchen und Aprikoſen 3te Lief. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

(Hiermit iſt dieſe Sammlung zugleich mit dem T. Obſtgärtner geſchloſſen.)

Portrait des Hrn. G. R. C. L. von Oesfeld, gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.
— Hernando Magelhaens, ersten Weltumseglers gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.
— Domingo Badia y Leblich gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.
— J. B. K. D. d'Après de Manevilette gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.
— Peter Anich gr. 8. 4. Gr. oder 18 Kr.
— Kapitän Joh. Hunter gr. 8. 4. Gr. oder 18 Kr.
— Jos. Acerbi gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.
— Thunberg gr. 8. 4. Gr. oder 18 Kr.
Pomologisches Kabinet, enthaltend alle im Teutschen Obstgärtner beschriebenen Obstfrüchte Teutschlands, über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet und herausgegeben unter der Aufsicht von J. B. Sickler XVIe Lief. in einem Kästchen 3 Thl. 4 Gr. od. 5 Fl. 30 Kr. (Wird fortgesetzt.)

* * *

Commissions-Artikel.

Vollständige Characteristik der Gartennelke oder Grasblume, Dyanthus caryophillus hortensis, herausgegeben v. Rekt. Hübner 1r. H. mit illum. Kupf. 8. Reichenbach 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.
— Dasselbe auf Velinpapier 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.
Monumens antiques du Musée Napoleon gravés p. Th. *Piroli* avec une Explication p. L. P. *Radel* publiés p. F. et P. *Piranesi* Liv. VII—XII. 4. Paris.
Antiquités d'Herculanum gravées p. Th. *Piroli* et publ. p. F. et P. *Piranesi* Liv. VI—XI. 4. Paris.
Kraus, G. M., Uebungen für den Zeichenschüler, als Fortsetzung des A. B. C. des Zeichners 3r 4r Heft, queer 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.
— Dessen Nationaltrachten verschiedener Völker 5r 6r Heft. Jeder Heft enthält 4 kolorirte Blätter in 4. beide zusammen 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr
— Dessen Ansicht des Herzogl. Schlosses in Weimar von der Morgenseite, radirt und in Aquarelle kolorirt, 23 Zoll lang 15 Zoll hoch, 3 Laubth. oder 8 Fl. 15 Kr. (Ein schönes Blatt.)
Ossian's Dichtungen. Ein großes reich komponirtes Blatt gemalt von F. Gerard, gestochen von J. Godefroy in Paris. Kojalfol. Probedruck 30 Rthlr. oder 54 Fl. mit der Schrift 15 Thlr. oder 27 Fl.

3.

Ein Wort an das Pomologische Publikum zum Schlusse des Teutschen Obstgärtners.

Wir schließen jetzt mit dem XXII. Bande den Teutschen Obstgärtner, der von 1794 an volle 11 Jahre dauerte, und 22 Bände ausmacht, welche 454 größtentheils ausgemalte Kupfer enthalten, und in diesen die sorgfältigst nach der Natur gezeichneten Abbildungen von 119 Aepfel- 122 Birn- 55 Kirschen- 35 Pflaumen- und Zwetschen- 15 Pfirschen- 7 Aprikosen- 10 Wein- 10 Nuß- und Mandeln- und 11 verschiedenen Beeren- und vermischten Obstsorten liefern.

Wir glauben in diesem klassischen Werke, welches auf reine und bestimmte Charakteristik und treue Abbildung der Obstsorten gegründet ist, der Teutschen Pomologie und Obstpflege einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, und würden es auch gern in dieser Form noch fortgesetzt, und Alles, was die gesammte Pomologie umfaßt, darin geliefert haben, wenn es wegen der durch Absterben verringerten Abonnentenzahl möglich gewesen wäre; denn allen an uns gethanen öffentlichen Aufforderungen mussen wir nochmals hiermit antworten, und bestimmt versichern, daß das Abonnement auf den T. Obstgärtner in den 2 letzten Jahren nicht mehr die Verlagskosten ertrug, und wir dies Werk in diesen beiden Jahren noch mit Schaden und Kostenaufopferung fortsetzten, um es doch auf einen gewissen Punkt der Vollendung zu bringen. Dies ist auch, zu unserm Vergnügen und Danke, von dem Publikum anerkannt, und die Fortsetzung des Teutschen Obstgärtners, welche nun, von demselben Redacteur und vortrefflichen Pomologen Hrn. Pfarrer Sickler in Kl. Fahnern bearbeitet, als der pomologische Abschnitt in unserm neuen Allg. Teutschen Garten-Magazine erscheint, mit Beifalle aufgenommen worden.

Die bisherigen Leser des T. Obstgärtners, welche seine Fortsetzung verlangten, finden sie im Allg. T. Garten-Magazine, welches sie sich um denselben Preis als den T. Obstgärtner, nämlich zu 6 Rthlr. jährlich, halten können. Da aber auch mehrere neue Interessenten des T. Garten-Magazins uns angezeigt, daß sie, um etwas Ganzes über die Obstkultur zu haben, sich auch den T. Obstgärtner noch anzuschaffen wünschten, und bei uns deshalb angefragt haben, so zeigen wir hierdurch an, daß wir die kleine Anzahl von kompleten Exemplarien, die wir davon noch auf dem Lager haben, ihnen noch um den herabgesetzten Preis, nämlich zu 40 Rthlr. Sächs. sämmtliche 22 Bände (welche sonst 60 Rthlr. kosteten) gegen baare Zahlung ablassen wollen; und man sich deshalb an alle solide Buchhandlungen wenden kann. Weimar, den 28. Dec. 1804.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

letzteren entschieden zu haben. Nothwendig mußte der Partheygeist bey dieser Gelegenheit in Gährung gerathen; aber auch die eifrigsten Vertheidiger des Corneille bewundern nichts destoweniger in dem Gegner ihrer Meynung einen Mann von vorzüglichen Talenten, und ertheilen seiner Schrift die verdienten Lobsprüche. In der Lobrede auf Fenelon, von eben diesem Verfaßer, welche vor zwey Jahren den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis der Beredsamkeit erhielt, bot der Stoff ein rührenderes Interesse dar; im Gegentheil wurden hier mehr litterarische Kenntnisse, mehr Geschmack und ein grösserer Reichthum an Gedanken erfordert. Am Ende der Rede befinden sich Anmerkungen, worinn die Sätze, welche der Herr von La Harpe behauptet, entwickelt und unterstützt werden. Diese Anmerkungen sind an sich selbst reich an merkwürdigen und interessanten Dingen, voll neuer Beobachtungen, einleuchtender Grundsätze, und einer feinen und kühnen Critik. Es werden darinn mit eben so viel Offenherzigkeit als Muth die eigensinnigen Vorurtheile bestritten, welche sich dem Wachsthum des Lichts entgegen setzen, und verursachen, daß grossen Männern oft zu spät Gerechtigkeit wiederfährt. Alle Geheimniße des Neides und der Eifersucht werden aufgedeckt. Jener verborgene Haß, den alle schlechte Schriftsteller gegen die Vollkommenheit, die sie demüthiget, empfinden, wird aus seinen finstersten Winkeln hervorgezogen, und an die Sonne gestellt.

Damit mein Lob nicht ganz von Beweis entblößt sey, so will ich es mit einer Stelle aus der Rede des Herrn von La Harpe beschließen.

„Wie kan ich der Berenice gedenken, und nicht „aufs neue jene rührende, unerschöpfliche Bered„samkeit, jene biegsame, melodische Sprache, die „über Herz und Sinne so viel Gewalt hat, bewun„dern? Wie sehr mußte nicht am Hofe Ludwigs des

XIV,

4.

Anzeige wegen kostenfreier Einrückung der Garten-Intelligenzen in das Intelligenz-Blatt des Teutschen Garten-Magazins.

Auf die wiederholte Anfrage einiger Gartenfreunde, warum das monatliche Intelligenzblatt unsers Garten-Magazins so wenige eigentliche Garten-Intelligenzen enthalte, können wir bloß dies antworten, daß wir zwar alle uns dafür eingeschickte Avertissements sogleich und pünktlich im nächsten Hefte des Garten-Magazins abdrucken lassen, daß aber Handels- und andere Kunstgärtner, von denen dergleichen Intelligenzen besonders zu erwarten wären, überhaupt wohl wenig lesen, oder die Art, ihre Geschäfte dem Publiko gehörig bekannt zu machen, nicht recht verstehen, und meistens den Spaten geschickter als die Feder zu führen wissen. Der Vorschlag, den uns der Eine unsrer verehrten Korrespondenten Hr. R—n dabei that, nämlich alle uns eingeschickte Garten-Intelligenzen frei und unzahlbar abzudrucken, würde unbedingt, bei allem unsern guten Willen, unser Allg. T. Garten-Magazin auch zum Allgemeinen Repertorio der Handelsgärtnerei zu machen, und den Liebhabern die Beiträge dazu zu erleichtern, viel zu weit führen, und uns mancher indiscreten Anforderung, ganze Sämerei- und Pflanzenkatalogen gratis abdrucken zu lassen, aussetzen. Wir wollen aber, zum Beweise unsrer Uneigennützigkeit und Gefälligkeit in diesem Stücke dennoch thun, was uns möglich ist, und uns erbieten

von heuer an, alle Intelligenzen und Inserate, welche wirkliche Gartenbau- und Handelsgeschäfte betreffen, nicht über ¼ einer SpaltenColumne, oder 18 Zeilen des Drucks unsers Intelligenzblatts, lang sind, und uns ganz franco eingeschickt werden, frei im nächsten Stücke des G. M. aufzunehmen und abdrucken zu lassen. Was über 18 Zeilen Druck beträgt, wird dem Einsender mit 8 Pf. oder 3 Kr. für die Zeile Inseratgebühren berechnet. — Wir wünschen, daß diese freigebige Offerte, die wir nach Aufforderung obgedachten Hrn. Korrespondenten dem Gartenpubliko machen, die gehoffte Wirkung thun möge. Weimar, den 24. Jan. 1805.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Uebersetzungsanzeige.

Von der kürzlich erschienenen sehr interessanten Reisebeschreibung

Lindley's, Thomas, Narrative of a Voyage to Brazil, terminating with the imprisonment of the Author. London 1805.

wird eine zweckmäßig bearbeitete Ueberſetzung für die Sprengel-Ehrmannſche Bibliothek der neueſten und merkwürdigſten Reiſebeſchreibungen geliefert, welches wir hierdurch vorläufig anzeigen wollen. Weimar, im März 1805.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

St. Petersburgiſche Monatsſchrift zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben vom Bibliothekar Fr. Enoch Schröder. Monat Jan. 1805.

Inhalt.

1. Was thaten die Regenten Rußlands für die Kultur und Aufklärung ihrer Nation, bis auf Peter den Gr.? vom Herausgeber.
2. Ueber das Daſeyn von Davis-Land von Hrn. Kapitän v. Kruſenſtern geſchr. im April 1804. Am Bord der Nadeshda im ſüdl. Ocean.
3. Willhelm Tell, von Schiller, im Auszuge v. D. S—r.
4. Auszug aus der Unterlegung der neuen Geſetz-Kommiſſion an Sr. Kaiſ. Maj. über den Plan und Fortgang ihrer Arbeiten.
5. Miscellen. Theater-Nachrichten. Beförderungen bei der Akad. d. Wiſſenſchaften — Neue Schulen. Neue Ruſſ. Lehrbücher — Majers Dampfmaſchiene. Chemnitzens Konchilien-Sammlung.

Es erſcheint von dieſem Journal monatl. ein Heft von 5 Bogen broch. Der Preis des Jahrgangs iſt hier 10 Rubel. Alles was Rußland in hiſtor. ſtatiſt. geogr. artiſtiſch-liter. Hinſicht angeht, iſt der Hauptzweck des Herausgebers, und ſeine Lage und Verbindungen ſetzen ihn in den Stand, das redlich zu leiſten, was er verſprochen, der großen Concurrenz anderer in Rußl. erſcheinender Journale ohngeachtet.

* * *

Da wir von dieſer neuen Monatsſchrift für Teutſchland die Haupt-Commiſſion übernommen haben, ſo können ſich die Buchhandlungen deshalb mit Ihren Beſtellungen an uns wenden.

Weimar den 2. März 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Voigt's Kabinet der Gebirgskunde, neue Ausgabe.

Da von dem erklärenden Verzeichnisse zu meinen käuflichen Kabinets von Gebirgsarten abermals eine neue Auflage veranstaltet wird: so verschafft mir dies Gelegenheit, Einiges an der Einrichtung derselben zu verbessern, und sie gleichsam zu modernisiren. Auch werde ich mehr Fossilien dazu thun, und sie vollständiger wie bisher liefern.

Ich zeige dieses den Freunden der Gebirgskunde hierdurch geziemend an, und bemerke dabei, daß diese Kabinets für 1 Louisd'or, oder 5 Th. 8 Gr. Sächs., oder 3½ Laubth. inclus. Emballage beständig bei mir zu haben seyn werden. Wer lieber durch Buchhändler seine Bestellung machen will, kann solche für eben den Preis auch von dem F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar erhalten, als welches die Generalkomission hat, und gewöhnlich Exemplare davon mit nach Leipzig zur Messe bringt.

Voigt,
Bergrath zu Ilmenau, in Thüringen.

8.

Kunstanzeige des Herrn Rath und Direct. Kraus in Weimar.

1) Als Suite meiner schon bekannten Ansichten des Herzogl. Parks in Weimar ist so eben von mir erschienen: Ansicht des Herzogl. Schlosses in Weimar von der Morgenseite, radirt und in Aquarell kolorirt, 23 Zoll lang und 15 Zoll hoh, Preis 3 Laubth. oder 8 Fl. 15 Kr.

2) Da übrigens meine zwei ersten Hefte der Uebungen für Zeichenschüler so sehr günstige Aufnahme fanden, so liefere ich zur nächsten Leipziger Ostermesse zu diesen beiden den 3. und 4. Heft, wo in letztem ich besonders Rücksicht auf junge Zeichnerinnen genommen, da ich in Diesem einzelne Blumen, Blumenbouquets, Dessins zu Stammbuchern, Stickmuster zu Ofenschirmen und anderen Stickarbeiten anwendbar, liefere. Der Preis bleibt wie bei vorherigen, der Heft à 16 Gr. Sächs. oder 1 Fl. 12 Kr. Reichsgeld.

3) Auch liefere ich zur nächsten Ostermesse auf oft wiederholtes Verlangen den 5. und 6. Heft Nationaltrachten verschiedener Volker, wo in jedem Hefte, wie bei den ersten, vier kolorirte Blätter sind, sowohl einzeine als auch

Gruppen von mehrern Figuren aus der Gegend von Genua, Neapel ꝛc. die ich nach der Natur gezeichnet, und aus Portefeuilles reisender Kunstliebhaber gesammelt habe. Der Preis ist wie bei den 4 ersten Heften à 1 Th. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Kr. pr. Heft. — Sowohl dieß neue, so wie meine sämtlich gelieferten, genugsam bekannten Werke, sind bei mir selbst und in Commission bei hiesigem Landes-Industrie-Comptoir zu haben. Weimar, im März 1805.

G. M. Kraus.

II. Erschienene Neuigkeiten im März

UND DEREN INHALT.

I.

Allgm. Teutsches Garten-Magazin 1805. I. Stück.

Inhalt.

I. Englische Garten- oder Landschafts-Gartenkunst. 1. Idyllen-Tafeln für Engl. Parks. 2. Reptons Bemerkungen über Theorie und Praxis der Landschafts-Gartenkunst. Fortsetzung. IV. Blumisterei. 1. Beschreibung der Kalomeria amaranthoides, einer neuen Zierpflanze. 2. Einige neuere Zierpflanzen. 3. Ueber die so schädliche sogenannte Herzmade in den Nelken. 4. Nachtrag zu den Bemerkungen über die Kultur der Aurikeln im III. Hefte des Garten-Magazins vom Jahr 1804. VI. Obst-Kultur A. Aepfelsorten. 1. Die Delicatesse von Monbijour. 2. Der Orange-Pipping. B. Birnsorten. 1. Die Stümplerbirn. 2. Die Kriegebirn. VIII. Garten-Botanik. Ueber die Vegetation in Portugal. XI. Garten-Miscellen. 1. Mein Scherflein für das Allg. T. Garten-Magazin. 2. Auszug eines Schreibens vom 24. Jan. 1805. 3. Anzeige des Hrn. v. d. Busche.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. I. Idyllen-Tafeln. Taf. II. Die Delikatesse von Monbijour und der Orange-Pipping. Taf. III. Die Stümplerbirn und Kriegebirn.

2.

Sicklers Teutſcher Obſtgärtner 1804 12tes und letztes Stück, womit dies Werk geſchloſſen iſt.

Erſte Abtheilung.

I. Pfirſchen-Sorten. No. XV. Die Rieſenpfirſche von Pompoune. No. XVI. Die Kirſchenpfirſche. II. Kirſchen-Sorten. No. LIV. Die Stockacher Kirſche. No. LV. Die rothe Wolkenkirſche.

Zweyte Abtheilung.

I. Ueberſicht der Witterung des 18ten Jahres und deren Einfluß auf die Obſtkultur. II. Nachricht von den Abbildungen aller Obſtſorten in dem T. Obſtgärtner. III. Nachricht, das Pomologiſche Kabinet betreffend. IV. Als ich neulich einige junge Obſt- und andere Bäume abgeknickt fand. (Zur Beherzigung für ältere und jüngere Baumverderber.) V. Ein Wort an das Pomologiſche Publikum zum Schluſſe des Teutſchen Obſtgärtners. Ein dreifaches Wort- und Sachregiſter über alle 22 Bände dieſes Werks.

3.

Allgemeine Geograph. Ephemeriden 1805. III. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen.

Ueber die Whaabis.

Bücher-Recenſionen.

1. Ueber den Zuſammenhang der Höhen von Fr. Schulz ꝛc. 2. G. G. Bredow geographiae et Uranologiae Herodoteae ſpecimina etc. 3. Voyage en *Chine* et en *Tartarie*, à la ſuite de l'Ambaſſade de *Lord Macartney*, etc. 4. Journal der Reize van Mr. Sebaſt. Corn. Nederburgh ꝛc. 5. Beſkrifning öfwer norra delen af Stockholms Laen af *Fredric Wilhem Radloff*, etc. 6. Europa — Ein geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde von C. Ritter, ꝛc. 7. Mémoire explicatif de la Géographie perfectionnée par de nouvelles méthodes de Nivellemens, d'après du *Carla*, etc. 8. 1) Notice d'un Voyage aux tropiques exécuté par *M. M. Humboldt* et *Bonpland* en 1799, 1800, 1801, 1802, 1803 et 1804 par *J. C. Delamétherie* etc. 2) Reiſe der Herren Alex. v. Humboldt und Bonpland nach den Aequinoctialkreiſen in den Jahren 1799—1804 ꝛc. von J. C. Delame-

therie. Aus d. Franzöſ. ꝛc. 3) Alexander von Humboldts Reiſen um die Welt und durch das Innere von Südamerika, als Leſebuch für die Jugend bearbeitet. 9. Voyage dans le Département des Alpes maritimes etc. par *L. Papon* etc.

Charten-Recenſionen.

1. Kindermann's Atlas der Oeſterreichiſchen Monarchie. 2. Südweſtl. Deutſchland nach der neueſten Entſchädigung ꝛc. von J. C. F. Herbegen. 3. Das Fürſtenthum Würzburg ꝛc. von C. J. Freiherrn v. Fackenhofen.

Vermiſchte Nachrichten.

1. Vorläufige Notiz von dem kürzlich zu Paris erſchienenen wichtigen Werke, betitelt: Voyage en Morée etc. par *H. L. Pouqueville.* 2. Auszug aus einem Briefe des Kapitänlieutenants v. Kruſenſtern. 3. Die Maskareniſchen Inſeln, Frankreich und Bourbon. 4. Auszüge aus Kirchenliſten verſchiedener Städte und Länder v. J. 1804. 5. Avertiſſement neuer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften Ausländ. Literatur. 6. Auszug aus den Briefen eines neuern Miſſionärs am Surinamfluſſe. 7. Nekrolog. 8. Brief aus St. Thomas in Weſtindien. 9. Finanzberichte. 10. Kurze Notizen. 11. Anzeigen. 12. Freundliche Zurechtweiſung eines Recenſions-Fabrikanten.

Kupfer zu dieſem Hefte.

Portrait von John Hunter, Engl. Schiffskapitän. Die Charten von Isle de France und der Inſel Bourbon oder Réunion, nach Bory's de St. Vincent Zeichnung.

4.

Journal des Luxus und der Moden 1805 III. u. IV. Stück.

Inhalt des III. Stücks.

I. Briefe an eine junge Dame über Poeſie und Theorie der Dichtungsarten. (Fortſetzung.) Vierter Brief. Fünfter Brief. Sechſter Brief. II. Winterunterhaltungen in Frankfurt a. M. III. Ueber Verzierung der Zimmer mit allegoriſchen Arabeſken. Erſter Verſuch. Das Schlafzimmer. IV. Kunſt. 1. Artaria's Kunſthandlung in Manheim. 2. Verkauf der Kreuchauiſchen Kupferſtichſammlung in Leipzig. V. Theater. 1. Theater in Leipzig. 2. Coſtumes der Kurfürſtl. Sächſ. Hofſchauſpieler-Geſellſchaft. 3. Lycée dramatique des Herrn de Billiers. VI. Miſcellen und Modenberichte. 1. Der neue Fran-

zösisch-Kaiserliche Hof. 2. Ursprung des Wortes Calembourg. 3. Neue Moden und Modefarben. 4. Französischer Modenbericht. 5. Teutscher Modenbericht. VII. Ameublement. Thee-Service von feinem Pariser Silber. VIII. Erklärung der Kupfer.

* * *

Inhalt des IV. Stücks.

I. Das gelbe Fieber. Eine Modescene. II. Ein Kranz um eine Urne. III. Kunst. 1. Portrait der Fr. Erbprinz. v. Sachs. Weimar K. H. 2. Kuhls Umrisse nach Ossians Gedichten. 3. Ansicht des Residenzschlosses in Weimar. 4. Ueber Tatham's antike Bauornamente. IV. Theater. 1. Uebersicht der Theater in Petersburg. 2. Iffland in Dresden. V. Musik. 1. Musik in Königsberg. 2. Wintercon-zerte in Leipzig. VI. Miscellen und Modenberichte. 1. Das Fest der Wasserweihe. 2. Sinnreiches Kinderfest in Gotha. 3. Sonderbare Heurath. 4. Der Wintermarkt in St. Petersburg. 5. Der diesjährige Carneval in Mailand. 6. Pariser Miscellen. 7. Pariser Modenbericht v. März. 8. Teutscher Modenbericht. VII. Ameublement. Mahagony-Kommode mit neuem Englischen Beschläge. VIII. Erklärung der Kupfer.

5.

Magazin der Handels- und der Gewerbskunde, 1805. IV. Stück.

Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Betrachtungen über die Beherrschung der Meere. (Beschluß.) II. Handelsgeschichte. 1. Zur Geschichte des Handels von Odessa. 2. Neueste Nachrichten von dem Handel in der Schweiz. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Kurze Beschreibung von Jamaika. (Beschluß.) 2. Die neu aufblühende Handelsstadt Theodosia in der Krimm. IV. Producten- und Waarenkunde. 1. Vanille. (Mit Abbildung.) 2. Coloquinten. (Mit Abbildung.) V. Gewerbskunde. 1. Neue Erfindungen. 2. Neue Englische Erfindungen. 3. Ueber den sogenannten Römischen Cement und dessen Zubereitung. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. 1. Neue Landcharte. 2. Neue Bücher. VII. Correspondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Einfache Methode, die Helligkeit eines Lichtes zu vergrößern, und des Lichtputzens ent-

übrigt zu seyn. 2. Ueber den berühmten Englischen Steingutfabrikanten, Wedgwood. 3. Handel von Hamburg. 4. Handel von Elbing. 5. Brief aus St. Thomas in Westindien. 6. Bemerkungen über den Handel von Carolina in Nordamerika. 7. Ueber die Aufbewahrung der Kartoffeln. 8. Kurze Notizen. — Hamburg. — Gent. — Petersburg. — Hamburg. — Manheim. — Straßburg. — Rußland. — Kopenhagen. — Frankreich. — Madrid. —

Kupfer zu diesem Hefte.

1. Die Charte von der Insel Bourbon (die dazu gehörige Beschreibung folgt im nächsten Hefte.) 2. Kupfer. 1) Abbildung der Vanille. Taf. 3. 2) Abbildung der Coloquinte. Taf. 4.

6.

Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde. 1805. III. u. IV. Stück.

Inhalt des III. Stücks.

I. Ueber den angeblichen Schwefelregen am 25. Mai 1804. (Aus einem Briefe des Hrn. Hofr. Blumenbach an den Herausgeber. Göttingen den 18. Jan. 1805.) Mit einer Nachschrift des Herausgebers. II. Naturhistorische Miscellen. (Aus Briefen an J. F. Blumenbach.) 1. Reisenachrichten vom Hrn. Dr. Seetzen aus Smirna, den 6. Sept. 1803. 2. Reisenachrichten vom Hrn. Dr. Langsdorf, von Santa Cruz auf Teneriffa den 25. Oktbr. 1803. 3. Prüfung der Luft in Pensylvanien, während das gelbe Fieber daselbst wüthete, — nebst mineralogischen Notizen daher. (Aus einem Briefe des Hrn. Dr. Seybert aus Philadelphia den 24. Decbr. 1803.) 4. Ueber den Gerbestoff aus Hindustan und den vorgeblichen unterirdischen Wald, der (den Zeitungsnachrichten zu Folge) mit Menschen- und Pferdegerippen auf der Isle of Dogs aufgegraben seyn sollte. (Aus verschiedenen Briefen des Hrn. Baronet Banks.) 5. Höchstsonderbare Erscheinung an dem, dem Pferdegeschlecht eignen sogenannten Luftbeutel der Eustachischen Röhre. (Aus einem Briefe des Hrn. Direktors Havemann zu Hannover, vom 19. Sept. 1804.) 6. Fernere Reisenachrichten vom Hrn. D. Langsdorf von der Insel St. Katharina an der Küste von Brasilien, d. 15. Jan. 1804. III. Fernere Beobachtungen über die Schleimdrüsen der Spechtköpfe und die damit verwandten Theile. (Vom Hrn. Dr. Wolf. Mit Abbild. auf Taf. IV.) IV. Der Todtenkopfschwärmer (Sphinx Atropos L. vom Hrn. Dr. Wolf.) V. Merkwürdige Begattung. (Vom Hrn. Dr. Wolf.) VI. Zähes Leben eines Insekts. (Von Cbd.) VII. Bemerkungen über die Spa-

Spanischen Schafe. (Aus einer Nachricht des Hrn. Pictet in der Bibl. britanique.) VIII. Uebersicht der Gebirgsformationen, und besonders der Uebergangsformationen in Mähren; nebst einigen neueren Nachrichten von den Mährischen Kalkhöhlen. (Aus d. Brünner patriotischen Tageblatte des Hn. Educationsraths Andre, von demselben mitgetheilt.) IX. Ueber die beste Art grosse Quadrupeden fur Naturhistorische Sammlungen aufzusetzen. (Vom Hrn. Landkammerrath Bertuch, mit einer Abbild. auf Taf. IV. Fig. 1.) X. Nachricht von einer mit Sternchen umgebenen grossen Feuerkugel, die in Jena beobachtet worden. (Vom Herausgeber.) XI. Ueber die horizontale Direction der Aerostaten. Ein Nachtrag zum vorigen Artikel.

* * *

Inhalt des IV. Stücks.

I. Beiträge zur Geschichte der Entstehung unserer Geschöpfe, mit einem Kupfer auf Taf. VI. (Vom Hrn. D. Fr. Voigt.) II. Ueber die Vegetation auf den Gebirgen, vom Hrn. Ramond. III. Was darf die Naturgeschichte von der neuesten Französischen Entdeckungsreise erwarten? (Vom Hrn. Landkammerrath Bertuch mitgetheilt). IV. Auszug aus dem Berichte über einen im Bauche eines vierzehnjährigen Knaben gefundenen Fötus. V. Beschreibung einer bisher noch unbekannt gebliebenen Abart der gemeinen Buche; mit einer coloritten Abbildung eines Zweiges derselben auf Taf. V. (Vom Hrn. Landfeldmesser Weise in Weimar). VI. Bemerkungen zur Physik und Chemie. (Vom Hrn. D. Kastner in Jena) VII. Tragbare Luftreinigungsflaschen, vom Hrn. Boullay. VIII. Ein Beispiel von der Cultur und Gelehrigkeit der Affen. IX. Nachricht von einer in Neupreußen entdeckten neuen grünen Erdfarbe; vom Hrn. D. M. H. Klaproth. X. Bemerkungen über die Kameelziege oder das Llama (Camelus Llacma, Guanaca).

7.

Wielands neuer Teutscher Merkur 1805.

Inhalt des II. Stücks.

I. Die goldenen Sprüche des Pythagoras. Von Hinsberg. II. Gedichte. 1. Graf von Marsletten, der Möhrin-

ger genannt. Von K. M. Justi. 2. Deutung von Rosenheyn. III. Proben. 1. Gedichte von Haug. Epigrammen. Minnelied. Nach Rost Kilchherr zu Sarne. 2. Proben aus einem Episch-Romantischen Gedicht, Cyane, in zehn Gesängen. IV. Nachträge zu der Adelungschen Nachricht von einem altteutschen Gedicht über das Schachspiel. Von Eschenburg. V. Etwas über das hohe Lebensalter der Patriarchen. Ein Bruchstück. Von J. W. Albrecht. VI. Malerische Ansichten und Prospekte. Von v. Stetten. VII. Fortgesetzte Korrespondenz-Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. VIII. Kunstnachrichten. 1. Ueber die letzte Berliner Kunstausstellung. Zweiter Brief. 2. Salomon Geßners Gouachen von Kolbe gestochen. 3. Ariadne auf dem Panther. Vom Hofbildhauer Dannecker.

* * *

Inhalt des III. Stücks.

I. Probe eines dramatischen Gedichts. Die Kreuzfahrer. II. Gedichte. 1. Die Tageszeiten. 2. Herbstgemälde. III. Letzte Rede in der Akademie der Wissenschaften zu Abd***. Von Gräter. IV. Erziehung. Von Zöbler. V. Geist der Schul- und Studienanstalten in den Oestreichischen Erbländern, besonders in Böhmen. VI. Die Art, wie die Lehrkanzeln an Universitäten und Gymnasien in der Oestreichischen Erbländern, besonders in Böhmen, besetzt werden. VII. Kunstnachrichten. 1. Briefe über die letzte Kunstausstellung in Berlin. Dritter Brief. 2. Hermaphroditen. VIII. Korrespondenznachrichten. 1. Seminarium in Kiel. 2. Wird die Altdorfische Universität in Nürnberg glücklicher aufblühn? 3. Audiatur et altera pars!

8.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde III. Heft.

Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handelswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren Theilen. In Briefen an einen jungen Kaufmann. Erster Brief. II. Handels-Geschichte. Ueber das progressive Zu- und Abnehmen des Englischen und Französischen Handels- und Manufakturwesens. III. Handels-Geogra-

„XIV, an diesem feinen, glänzenden, wollüstigen „Hofe, eine so bezaubernde, noch nie gehörte Spra„che gefallen! Ihr unvergeßlichen Schönen, deren „Nahmen in unserm Gedächtniße neben den Helden „jenes berühmten Jahrhunderts stehen, wie sehr „mußtet ihr Racinen lieben? Wie sehr mußte ein „Dichter euch einnehmen, der seine Kunst in euren „Herzen studiert zu haben schien, den ihr im ge„heimsten Verständnisse mit euren Schwachheiten er„blicktet, der euch von euren Neigungen, von euren „Schmerzen, von euren Freuden unterhielt, in Ver„sen, sanft wie die Stimme der Schönheit, wenn „sie das Geständniß der Liebe tönt. Ihr zärtlichen, „und fast immer unglücklichen Seelen, deren Herz „jeder Bewegung, jeder Rührung entgegen eilt, Ra„cine ist euer Dichter, und er wird es bleiben: er „erneuert in euch alle die Eindrücke, womit ihr euch „zu nähren liebt; seine Einbildungskraft stimmt mit „der eurigen beständig überein, sie kan die Bewe„gungen und die Würksamkeit derselben begleiten, „ihre unersättliche Begierlichkeit erfüllen: mit ihm „werdet ihr am liebsten weinen; und ihr seyd es, „deren Verwahrung er seinen Ruhm anvertraute; „ohne Zweifel werdet ihr ihn schützen; zum Lohn „für die Thränen, die er euch vergiessen macht.“

W. D. S. A.

Les trois siécles de notre littérature, ou le tableau de l'esprit de nos écrivains depuis François I. jusqu'en 1772., par ordre alphabétique. A Amsterdam. 1773.

Dieses Werk ist allein wegen des Abscheues und der Verachtung, die es bey allen Rechtschaffenen erweckt hat, merkwürdig; man könnte es die Zusam-

phie und Handels-Statistik. 1. Statistische Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Schwedischen Bergwerke. Erste Abtheilung. 2. Die Maskarenischen Inseln. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Die Hausenblase. 2. Korallen. V. Gewerbskunde. 1. Nachricht von der Korallenfischerei und Korallenmanufaktur zu Marseille. 2. Ueber den Cement. (Beschluß.) 3. Beschreibung einer neuen Briefkopier-Presse. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. Anzeige. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. Auszüge aus Briefen. London. — Petersburg. — Stockholm. — Wien. — Arnheim. — Berlin. — Neuyork. — Kopenhagen. Zugabe. Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. Die Nassauischen Länder.

Kupfer zu diesem Hefte.

1. Die Charte von der Insel Isle de France. 2. Kupfer. 1) Abbildung des Hausen. Taf. 3. 2) Abbildung der neuen Briefkopier-Presse. Taf. 5. B.

9.

Neuerschienene Charten in unserm Verlage.

A. In großem Formate.

1. Charte von Asien, nach den neuesten Entdeckungsreisen und astron. Ortsbestimmungen berichtigt von C. G. Reichard 1805. 8 gl. ord. Pap. 12 gl. Olif. Pap. (NB. Zum Gaspar. Handatlasse gehörig womit dieser geschlossen ist.)

2. Charte der vereinigten Staaten von Nordamerika, mit dem neu acquirirten Luisiana, von C. L. Güßefeld 1805. 8 gl. ord. Pap. 12 gl. Olif. Pap. (Als Berichtigung zum G. Handatlas gehörig.)

3. Neue Charte der Nordostküste von Asien und den Japanischen Inseln, nach W. Rob. Broughton's Entdeckungsreise entworfen von J. G. Bashon 1805. 8 gr. ord. Pap. 12 gr. Olif. Pap.

4. Neueste Specialcharte des Fürstenth. Hildesheim, nach den besten Quellen und Astronom. Ortsbestimmungen entworfen von D. F. G. 1805. 8 gr. ord. Pap. 12 gr. Olif. Pap.

5. Charte von Syrien, Mesopotamien und einem Theile von Persien, neu entworfen von G. A. Olivier nach seinen eignen, Beauchamp's und Niebuhr's Beobachtungen. 1805. ord. Pap. 8 gr. Olif. Pap. 12 gr.

B. In kleinerem Formate.

6. Allgemeine Weltcharte, nach Mercator's Projection 1805. 6 gr.

7. Neue Charte von dem mittleren westlichen und südlichen Ländern der Nordamerikanischen Freistaaten, zu Michaux Beschreibung derselben entworfen von Dupis Sohn, 1805. 6 gr.

8. Charte des Schwarzen, Azowschen und Marmara-Meeres entworfen bei dem Russ. Kaiserl. Charten-Depôt zu St. Petersburg, und reducirt von C. G. Reichard. 1805. 6 gr.

9. Charte von Isle de France, oder der Insel Frankreich, nach der Zeichnung von Bory de St. Vincent. 1805. 4 gr.

10. Charte von der Insel Bourbon oder Réunion, nach der Zeichnung von Bory de St. Vincent. 1805. 4 gr.

11. Charte von Jamaika, in Kirchspiele getheilt, und mit den Poststraßen; von Dallas. 1805. 4 gr.

12. General-Charte von Westindien, nach einer neuen Englischen Zeichnung. 1805. 4 gr.

13. Charte von der Sierra-Leona-Küste und den angränzenden inneren Ländern von Afrika; nach einer neuen Zeichnung des Dr. Thom. Winterbottom 1805.

Geographisches Institut.

Der Neue Teütſche Merkur.

4. Stück. April 1805.

I.

Gedichte.

1.

Andenken an Teutſche Dichter. *)

Klopſtock.

Unſterbliches war dir im Erdenleben,
Anbetung, tiefe, die im Innern wohnet,
Und Uebeird'ſches, das im Liede thronet,
O Klopſtock! frommer Sänger! eingegeben.

*) Dieſe Gedichte wurden bei einem Declamatorium, das die Dichterin in Dresden hielt, mit tiefer Empfindſamkeit geſprochen und erhielten freilich dadurch einen doppelten Reiz, indem auch zwiſchen jedem die

Mit Seraphsschwingen aufwärts sich erheben,
Wo ew'ge Güte liebend prüft und lohnt
Und väterlich den gläub'gen Sünder schonet,
Zu dem Messias will die Seele schweben;

Schon hält er sie in seinen Liebes-Armen,
Dem Sänger wird der Palmenkranz gewunden,
Rings um ihn stehn der Vorzeit Gläub'gen viele;
An seines Heilands Brust darf er erwarmen,
Unsterbliches hat ewig er gefunden,
Erreicht ist ihm das höchste seiner Ziele!

Gleim.

Wer ist der hehre Greis mit Silberlocken
Der zwischen Fahnen muthig schreitet,
Dem jeder Held die Arme breitet?
Bei seinem Anblick tönen Siegesglocken!

Es ist der hehre Greis mit Silberlocken,
Der Sänger Teutschen Muths, geleitet
Von seiner Harfe Goldbesaitet,
Durch ihn ertönen jene Siegesglocken!

Instrumentalmusik einstel. Aber auch so sind sie als Erinnerungen an heilige Dichternamen schätzenswerth, und machen dem patriotischen Gefühle der Dichterin Ehre. B.

Er hat in Teutſcher Männer Bruſt entzündet
Lebend'gen Muth für hoch belobte Thaten,
Durch Feuer-Sang erweckt des Sieges Keim;
Er, mit Voruſſia's Helden treu verbündet,
Sah fruchtend reifen ſeines Geiſtes Saaten,
Den Lorbeer doppelt Dir — Du tapfrer Gleim!

Bürger.

Lieblich und hold haſt Du, o Bürger! im Liede
Die Höhen all', und tiefe Rührung erſungen
Und wie Du griffſt in die Saiten, ſie klungen
Und lispelten, und nimmer wird man es müde!
Deiner Töne Leidenſchaft und Luſt und Friede
Sind tief ins Inn're des Herzens gedrungen,
Faßlich für Alle, nichts iſt da erzwungen,
Alles, es wehet, wie Feuergeiſt im Gemüthe!

Und der Liebe Thaten und Thränen ſind Freuden,
Minnig haſt Du ſie belobt und beſchrieben,
Sinnig und koſend Märchen erdacht und erzählt;
Nambar biſt Du, der Volksſänger, geblieben,
Unvergeſſen lebſt Du im Buche der Zeiten,
Freundlich iſt er, der Nachruhm, den Du dir erwählt!

Eliſe Bürger.

2.

Die drei Grafen-Töchter.

Eine Legende.

Einſt prangt' ein ſtattlich Zinnen-Schloß
Auf ſchroffer Felſen ſteilem Gipfel;
Die Fenſter flammten, Monden gleich,
Durch hoher Lindenbäume Nacht.
Graf Robert hauſ'te hier, umlagert
Von Gäſten ſtets — in Saus und Braus.
Der Forſt erklang von Hörnerſchall,
Die Burg von Jubelſang und Zymbeln,
Und der Bankete wildem Schwarm.
Drei Töchter, wie die Engel ſchön,
Nur nicht an Geiſt und Herzen gleich,
Erhöhten jede Feſtlichkeit.
Sie waren ihres Vaters Stolz,
Der nichts nach Zucht und Sitten frug.
Wenn oft Sankt Anton warnend ſprach:
„Herr Graf, bedenkt der Seelen Heil!“
So hieß es: „bete Du für uns!
Wir freuen uns des kurzen Lebens,
Und kaufen Ablaß und Gebet!“

Die erſte Tochter, Meta, fröhnte
Dem Sinnendienſt, der Eitelkeit,

Und jedem neuen Feſt des Tages.
Der Glocken ernſter Feierklang
Rief nimmer ſie vom Spiegel weg.
Sie ſchmückt' ihr Haupt, und ziert' ihr Haar,
Und prunkte ſtets im Feſtgewand,
Sann Liebesſchlingen aus, und gab
Sich ſchmeichelnden Genüſſen hin.

Die zweite Tochter, Frebegunde,
Kannt' ihres Stolzes Gränze nicht.
Der frommen Chriſten Sonntags-Feier
Hielt' unter ihrer Würde ſie;
Des Lehrers ernſtes Warnungswort,
Der Beter demuthsvoller Sinn,
Der Liebe Geiſt in Wort und That
War Pöbelwerk in ihren Augen.

Allwine nur, die dritte Tochter —
Von Antlitz hold, wie Maienblüte,
An Herz und Sinn den Engeln gleich —
Blieb Gott und der Natur getreu,
Hielt heilig jede Menſchenpflicht,
Erduldete der Schweſtern Hohn,
Und blieb der armen Kranken Pflegt.
Wenn früh des Sonntags erſter Strel
Beſchien das Domes goldnes Kreuz,

Dann miſchte ſie ſich andachtsvoll
In frommer Chriſten frohe Menge.

Einſt ſtimmten, ob des Grafen Burg
Drei Sterne, dunkelklar und feurig;
Dann rauſcht' es durch den Saal, wie Sturm,
Und endigte, wie Flötenton.
Dem Grafen ſagt' ein banges Ahnen,
Daß Trauer in die Burg ſich dränge.
So war's; — denn Méta ſtarb am Abend,
Um Mitternacht ſchied Frédegúnde;
Und als der Graf noch rang die Hände,
Daß ſie ein ſchneller Tod ereilt,
Bevor geläutert wär' ihr Geiſt —
Als für der Schweſtern Heil Alkwine
Noch betet', ſchied auch ſie am Morgen.
Der Vater heult' in Folterqual,
Und zagend wünſcht auch er zu ſterben.

Bei Glockenklang und Grabgeſang
Trug man an Einem Tag die Leichen
In ihrer Ahnen ſtille Gruft.
Die Seelen ſchwebten gleiches Fluges
Durch Todesnacht und Dämmerfülle,
Bis vor des Himmels goldne Pforte.
„Sankt Petrus, ſchau, wer klopft an die Pforte?

Es harren hier drei arme Seelen!“
Sankt Petrus that die Pforte auf.
„Allwine! sprach er, geh' herein;
Ihr beiden andern kehret um!
Wer gut und fromm auf Erden lebt',
Dem blüht hier oben reines Glück;
Wer bös und voller Sünden war,
Bedarf erst langer Läuterung!“
Der guten Schwester Seele sprach:

„Laß Gnade doch für Recht ergehn!“
Doch eh' dies Wort der Lipp' entquoll,
Führt eines Engels Hand sie schon
In's Paradies, zum Lebensquell,
Und in die amaranthnen Lauben,
Wo, unter Wonne-Melodien,
Die Unschuld ihren Kranz empfängt.

Noch starrten Meta, Frehegunde
Hin auf Allwinens Ehren-Scene,
Und sannen auf Entschuldigung,
Wie nimmer eine Lasterthat
Vor Menschen ihren Ruf befleckt — — —
Doch plötzlich hüllte Rabennacht
Die Scene ein; es wankt' der Grund,
Und wie von dunkler Riesenhand,

Sahn beide ſich hinabgeſchleudert,
Bei Sturmwind und Gewitterſauſen.
Ein grünlich-gelber Wetterſchein
Umzog ein düſtres, ödes Thal,
Das Thal der Prüfungen genannt.
„Hier duldet (ſprach's mit Donnerſtimme)
Bis abgebüßt der Sünden-Dienſt,
Der euch das höchſte Gut verſagt,
Bis eure Seelen, ſchlackenrein,
Beſcheiden ihre Schuld erkennen,
Und dann der Richter ſich erbarmt!“

Das Winſeln, das die Luft durchdrang,
Von keinem Sternenſchein erhellt,
Das Aechzen, das der Bruſt entquoll,
Ließ ahnen des Gewiſſens Angſt,
Und ernſter Büßung harte Pein;
Doch gab des Urtheils letztes Wort
Den Armen fernen Hoffnungs-Schein. — —
Was dieſen Seelen widerfuhr,
Ließ Gott am trüben Sterbetag'
Im Traum den frommen Anton ſehn.
Es rieſelt kalt ihm durch die Glieder;
Doch als noch Angſt und Hoffnung kämpften,
War Nacht und Traumgeſicht verſchwunden.

ſammenverſchwörung der Mittelmäſſigkeit und des Neides nennen. Es ſcheint, der Abſchaum der Litteratur hat ſich, mit gemeinſchaftlicher Wuth in dieſen dreyen Bänden zur Rache vereinigen wollen. Die Quelle dieſer ſonderbaren Erſcheinung liegt in dem gegenwärtigen Zuſtande der Litteratur zu Paris verborgen.

Seitdem die Cultur der Wiſſenſchaften, welche nur das Geſchäfte ſolcher Männer, denen die Natur Geiſt und Geſchicklichkeit dazu verliehen hat, ſeyn ſollte, ein offener Papierhandel für jedermann geworden iſt, haben ſich die vorzüglichen Schriftſteller, die eigentlichen guten Köpfe, welche mit Anſtand die edelſte und verehrungswürdigſte aller Künſte ausüben, ſchlechterdings genöthigt geſehen, ſich von denjenigen abzuſondern, die ein geringſchätziges und verächtliches Gewerbe daraus machten. Es geht der Republik der Gelehrten, wie allen übrigen Geſellſchaften; ſie hat Leute von Anſehen, und ſie hat einen Pöbel. Die vorzüglichen Schriftſteller fühlten ſich um ſo mehr gedrungen, dieſen Unterſchied ſichtbar zu machen, da es ungerechte Leute gab, welche aus gehäſſigen Abſichten, ſie wegen der Thorheiten und der übeln Aufführung jener Scribler, deren Sitten gemeiniglich noch verworfener, als ihre Schriften ſind, mit in Anſpruch nahmen. Die Scribler, die ſich überall mit Verachtung abgewieſen ſahen; aus den Akademien und den gelehrten Geſellſchaften ausgeſchloſſen; voll Eiferſucht über die Ehrenbezeugungen, welche das Verdienſt belohnen, und über das Anſehen, worinn die guten Köpfe bey den Edelſten der Nation ſtanden, machten unter ſich einen Bund der Vereinigung und der Rache. Sie geſellten ſich zu verrufenen Journaliſten, die ihr Brod mit ihrer Schande bezahlen, und alle Monate drey bis vier mal dem Genie, dem Verdienſte, und der Tugend Hohn ſprechen. Aber hiemit waren ſie noch nicht befriedigt. Dieſe unglücklichen Blätter vereinigten ſich unter einander, ohne

daß

Der Graf vernahm des Sehers Traum,
Ward ernſter, gieng in ſich, und that
Von nun an manches Liebeswerk.
In ſeinen Hallen herrſchte Trauer;
Der Jagd Gelüſt ward ihm zuwider,
Der Hörner Schall ein Mißgetön;
Wo ſonſt ein ſchöner Garten blühte,
Da ſtarrt ihn nun Verwüſtung an.
Oft bete' er, und tief durchdrungen
Von Reu' und Demuth war ſein Herz.
Stets miſchte ſeiner Töchter Bild
Ihm Wermuth in den Lebenskelch,
Bis ſeiner Stunden letzte ſchlug.

Marburg.

K. W. Juſti.

II.

Ossians letztes Lied
Berrathon.

Probe einer metrischen Uebersetzung.

Neig' o Strom die blaue Wege tiefer
Hier um Lutha's enges Felsenthal! —
Hochherab umschattet es die Kiefer,
Es erglänzt im hellen Mittagsstrahl.
Disteln wanken an den dunkeln Schlünden;
Ihre Locken sind ein Spiel den Winden,
Und der Blumen Krone neiget sich
Sanft beim Hauche, der die Flur durchstrich.

„Lüftchen, scheint die Blühende zu sagen,
„Ach! warum störst du mir süßen Schlaf?
„Siehst du nicht, wie mein Blätter tragen
„Himmelsthau, der sie am Morgen traf!
„Bald ach! welk' ich, bin ein Raub den Winden,'
„Wandrer nahn die Duftende zu finden,
„Ihre Blicke suchen mich umher,
„Aber ach! sie finden mich nicht mehr."

So vergebens werden ſie auch fragen:
„Tönt im Felde Cona's Ruf nicht mehr?“
Jäger nahen, wenn's beginnt zu tagen,
Doch dann iſt die Harfe liederleer.
„Sagt, ſo ſprechen ſie, in welchen Gründen
„Iſt des Herrſcher Fingals Sohn zu finden?“
In der Wehmuth reichlichen Erguß
Strömet dann der Freunde Thränenfluß.

Dann komm du, Malvina, mit Geſange,
Leg' in Lutha's Thal den Oſſian.
Thürme hier ſein Grab am Felſenhange,
Wo die Berge ſich der Ebne nahn.
Eile, daß ich jetzt dein Kommen höre,
Und, Malvina, deiner Harfe Chöre.
Alpins Sproſſe, magſt du dann mit gehn
Nach der Tochter Toscar's auszuſehn!

„Bei Lutha's moosbedecktem Walle
„Zog vorüber ich, o Fingals Sohn!
„Rauch ſtieg nicht empor aus weiter Halle,
„Blattgeſchwärzt lag die Schwelle ſchon.
„Das Geſchlecht der Jagd war heimgezogen,
„Mädchen ſah ich nicht und Wagen.
„Nach Malvina's [illegible]
„Doch die Antwort [illegible]

„Von mir abwärts kehrten sie die Blicke;
„Trübe ward ihr holdes Angesicht.
„Daß die Trauer ihre Seelen drücke
„Schimmerte durch ihrer Schönheit Licht.
„Sternen glichen sie, die durch die feuchten
„Nachtgewölke, dünnumzogen, leuchten,
„Deren Schimmer milder sich erhebt,
„Wenn durch Nebel er am Hügel schwebt."

Sanft sey, holder Strahl, dein Niedersinken!
Unsre Hügel flehst du nur zu bald,
Stattlich war dein letztes Abschied-Blinken,
Gleich dem Mond von blauer Flut umwallt.
Uns hat, Lutha's Schönste, dein Erblassen
Ohne Schein in dunkler Nacht gelassen;
An den Felsen sitzen wir umher;
Doch uns tönt nicht deine Stimme mehr.

Uns, Malvina, fehlt das Licht; die Flamme
Eines Blitzes leuchtet jetzt uns nur.
Tochter von des edeln Toscar's Stamme,
Nur zu bald entschwand'st du unsrer Flur.
Doch du hebst dich, gleich dem Morgenstrahle
Zu der Geister freundevollem Saale,
Wo der Sturm in Wolkenhallen wohnt,
Wo des Donners Schreckensstimme thront.

Eine Wolke hängt auf Cona nieder,
Hoch ſtreckt ſie die blauen Wirbel aus.
Unter ihr, da rauſcht des Sturms Gefieder,
In ihr glänzt des Fingals Nebelhaus.
Dort umwallt von dunkler Wolken Tanze
Sitzt der Held, und hebt die luft'ge Lanze.
Gleich dem Monde der ins Meer verſinkt,
Strahlt ſein Schild, das halb durch Nebel blinkt.

Auf den Wolken um den König ſchweben
Seine Freunde, hörend Ullins Sang.
Zu der Saiten duftigen Geweben
Eint er ſeiner leiſen Stimme Klang.
Durch die hohen dunſtbedeckten Hallen
Sieht man tauſend Meteore wallen,
Umgetragen von der Heldenſchaar,
Die an Ruhm nicht gleich den Andern war.

In die Mitte tritt Malvina: Bange
Neigt ſie weg in Zähren ihr Geſicht.
Ein Erröthen ſchmückt die ſchöne Wange;
Denn ſie kennt noch ihre Väter nicht.
Fingal ſprach: „o Toscar's Tochter, ſage,
„Wie ſo bald kömmſt du zu uns! die Klage
„Dringt zu Lutha's Felſen nun hinan:
„Tiefbetrübt weilt dort mein Oſſian.

„Conas Lüftchen hör' ich säuſelnd gehen —
„Einſt in deinen Locken ſpielten ſie —
„Wenn ſie künftig in die Hallen wehen,
„Ach! dann finden ſie dich, Mädchen, nie,
„Unter deiner Väter Schlachtgewehren
„Wird man ihre Stimme traurig hören.
„Senket, Lüftchen, euren Flug hinab,
„Geht, und ſeufzet um Malvinens Grab!

„Dort erhebt ſich's, wo die Felſen hangen
„Ueber Lutha's blauen Wellenſchein.
„Heimwärts ſind die Mädchen ſchon gegangen,
„Und du, Lüftchen, trauerſt dort allein.
„Doch wer ſchwebt von Weſten dort in Eile?
„Hingeſtreckt auf eine Wolken-Säule;
„Seine Locken treibt der Wind umher,
„Vorwärts neigt er ſich am Nebelſpeer.

„Dein Erzeuger iſt's, Malvina." „Holde
„Leuchte Lutha's, ſpricht er, wie ſo bald
„Dämmeſt du mit deiner Strahlen Golde
„Unſre Wolken! Doch, o Lichtgeſtalt!
„Du beklagteſt Freunde, die gefallen.
„Schwacher Söhne wohnen in den Hallen;
„Von den Helden ſchmückt nur Lutha's Plan
„Noch der ſpeererfahrne Oſſian."

Herrſcher Toscars, Conlochs Heldenſproſſe
Denkſt du noch an deinen Oſſian?
Oft vereinten wir einſt Schlachtgeſchoſſe,
Und betraten oft des Ruhmes Bahn.
Felſen glichen wir, die mit Gedröne
Bergabſtürzend ſcheuchten Fremder Söhne.
„Seht ihr, ſchrie'n ſie, Cona's Krieger ziehn,
„Ihnen kann kein Fliehender entfliehn!"

Alpins Sproſſe nahe dich dem Greiſe
Leih noch einmal ſeinem Lied dein Ohr.
Daß ich andrer Zeiten Thaten preiſe,
Schwillt die Seele leuchtend mir empor;
Ferne Tage, wo noch Toscar lebte,
Wo die Wogen ich mit ihm durchſchwebte.
Alpins Sohn, o! ſchreite näher mir,
Cona's letzte Lieder ſing ich dir.

Reyer.

III.

Odins Reden an die Götter.

(Aus Odin und Gunlöda, einer nordiſchen Göttergeſchichte in 12 Geſängen. Erſter Geſang. V. 162 bis 257.)

„Nach Stand und Würden, ihr Herren und Damen!
Lang habt Ihr diesmal geharrt; vergebt, und höret mich!
Wie gern begänn' ich (wie ſonſt) quod felix faustumque ſit!
Und ſpräche: Seyd guten Muths und aller Sorgen quitt!
Allein ich täuſche nicht gern; — Es thut mir weh! —
Die Furcht iſt allzu gerecht, die ich
Auf Euren Stirnen geſchrieben ſeh'!
Wenn wir nicht bald den Uebermuth beſchränken,
Der unwillkührlich mir den hellen Seufzer entriß,
Als mich der bezauberte Thron ihn vorhin erblikken ließ;
So werdet Ihr einſt zu ſpät an meine Warnung gedenken.

Zwar

„Zwar kann ich nicht umhin, den Göttern insgesammt
Ob ihrem weisen Plan bei einem so schweren Amt,
Jahr aus Jahr ein über Erd' und Himmel zu wachen
Bei dieser Gelegenheit ein Kompliment zu machen.

„Die Ordnung der Dinge ist schön! Ich wüßte wahrlich nicht,
Wie eine Menschenwelt, wo jeder in seiner Sphäre
Ein Gott sich deucht, nur nach Genuß und Ehre,
Nach Geld und Gütern strebt, und im Genuß die Pflicht
Der Mäßigkeit vergißt, sonst zu regieren wäre.
So aber bleibt Gut und Bös im schönsten Gleichgewicht!

„Exempli gratia — (wie viel müßt' ich erzählen,
Um alles zu sagen, was ich sah!
Allein die Zeit ist zu kurz, und auch die Noth zu nah,
Um mehr als Eins von allen auszuwählen!)
Wie weise wechselt nicht des Himmels Segen ab!
Und wäre nicht sonst die Welt ein allgemeines Grab?

„Es zeugen auf Euren Wink die Reben goldne Trauben,

Den Keller füllt der Fürst, sein Faß der Unterthan;
Ein reicherer Herbst folgt nach, und auch die Bettler glauben,
Das Wasser steh' dem Magen nicht wohl an!
Die ganze Welt fängt an sich zu berauschen,
In allen Gläsern blinkt der Wein,
Das Paßglas will der Bau'r mit seinem Pflug vertauschen,
Und Rückenschmerz und Gicht, und rothe Nasen reißen ein.

„Fürwahr, das Menschengeschlecht gieng durch sich selbst verloren,
Wärt Ihr zu ihrem Glück, durchlauchtige Herrn, nicht geboren,
Die Ernst und Güte zu mischen verstehn,
Und nicht bloß auf Genuß, auch auf Erhaltung sehn.
Ihr lernt sie Maaß und Ziel durch die Nothwendigkeit,
Und gebt nach Ueberfluß auch eine theure Zeit.
Zwölf lange Jahre scheint der Weinberg ganz verflucht,
Bald ists ein Frost im Mai, bald Regen ohne Zahl,
Bald ewiger Sonnenschein, daß man nun überall
Nichts oder Essig find't, wo man den Nektar sucht.
So kehrt der Mensch zuletzt zur Mäßigkeit zurück,
Preißt seinen Gerstensaft, und Euer Wasser wieder,
Und gleicht uns an Vernunft — auf einen Augenblick!

daß eine Spur davon zurück blieb, da hingegen der verächtliche oder spöttiſche Blick, von einem groſſen Manne, im Vorbeygehen, auf ſeine dummen Feinde geworfen, ſie auf immer brandmarkte. Dieſergeſtalt ſank die niedrige Litteratur immer tiefer zur Schande hinab, und diejenigen, welche ſie vergeblich anſchwärzte, ſtiegen täglich ſo wohl im Vaterlande als bey den Ausländern zu höhern Ruhm und Anſehen. Endlich hat ſie einmal alle ihre Kräfte zuſammen genommen, um in einem Werke von Claßiſcher Form ihre Helden und ihre Feinde aufzuſtellen. Jene werden darinn im albernſten Tone gelobt, und dieſe auf die gröbſte Weiſe mißhandelt. Voltaire iſt ein mittelmäßiger ſchöner Geiſt, deſſen beſte Stücke unter den ſchlechteſten des Corneille ſind. D'alembert iſt ein Meßkünſtler ohne Genie und Erfindung. Hingegen iſt der Verfaſſer der Année littéraire einer der beſten Franzöſiſchen Schriftſteller, und der Abbé Aubert ein vortreflicher Dichter. Die Schreibart der drey Weltalter iſt ihren Urtheilen angemeſſen. Die Verfaſſer hatten ſich vorläufig ihr Recht angethan, indem ſie in die Vorrede ſetzten: man wird von uns ſagen, daß wir wie Laquayen ſchreiben: welch' ein wachſames Gewiſſen dieſe Herrn beſitzen müſſen! — Man wird fragen, wer die Männer ſind, die auf dieſe Art drey Jahrhunderte richten? Der vornehmſte iſt Mr. l' Abbé Sabatier de Caſtries. Aber man glaubt, daß er in ſeiner Arbeit von dem Hrn. Clement und einigen anderen Autoren von eben der Stärke und eben der Parthey unterſtützet worden iſt. Dieſe Leute ſind es, die zu allen Schriftſtellern ſagen: la connoiſſance que nous avons des qualités indiſpenſables *à un* bon ouvrage nous déterminent à cenſurer les vôtres. Man hat mit Grunde bemerkt, daß es ziemlich kurzweilig ſey, einen Sprachfehler in eben der Phraſis zu begehen, worinn man ſeine kunſtrichterlichen Ausſprüche über alles zu critiſiren ankündigt; *indiſpenſable à* iſt im Franzöſiſchen ein Barbariſmus.

„Kurz, Eure Politik, Ihr mächtigen Herren und Gebieter,
Iſt ohne Widerred' ein wahres Meiſterſtück;
Ihr gebt mit der Einen Hand, und nehmt mit der Andern wieder,
Vollkommen iſt keines Lands, und keines Menſchen Glück.

„So trefflich im Ganzen geht's auf Eurer Erde zu,
Und ma foi! durchlauchtige Götter,
Und Göttinnen, Herrn, Frauen, Baſen und Vetter,
Gienge immer ſo; ſo lebt in guter Ruh!

„Allein — (hier hielt der Götterkönig inn',
Und ſeufzte tief —) „So wahr ich Odin bin,
So fürcht' ich ſehr, es ändre ſich auf Erden,
Und eh' wir's uns verſehn, ſey Asgard in Gefahr!
Ihr wißt, es kann vor Abend anders werden,
Als es am frühen Morgen war.
Laßt Ihr Euch gar zu ſehr vom Anſchein der Ruhe bethören,
Und ſeyd Ihr nicht ſorgfältiger auf der Huth;
So bin ich Euch, beim Hammer Thors! nicht gut,
Es werden die Rieſen Euch noch den ſüßen Traum zerſtören.
Denn als ich eben hinab ins Land gen Oſten ſah,

Welch' eine bange Ahndung, ihr Götter,
Und welch' ein Schauer ergriff mich da!
Ihr kennet ſie, die alten Feinde und Spötter
Der himmliſchen Macht, und einſt die Geißel der Götter!
Ihr wißt, was für ein Geſchick die Wole uns prophezeiht,
Was wir vorlängſt deshalb für weiſe Beſchlüſſe genommen,
Und daß wir aus Furcht vor jener letzten Zeit,
Wenn ſie zum Himmel heran gezogen kommen,
Am Ende des Firmaments uns eine Burg erbaut,
Und unſerm wachſamſten Gott dazu die Schlüſſel vertraut,
Damit er bei Tag und Nacht nach allen Seiten ſpüre,
Ob etwa der Schwarze nicht ſein ſchreckliches Feuerheer
Schon über die Brücke der Götter führe?
Allein mich dünkt, durchlauchtige Herrn, es wär'
Alsdann ein wenig zu ſpät, in das Allarmhorn zu blaſen,
Und wenn ich die dunkeln poetiſchen Phraſen
Der Wole beim Lichte beſeh, ſo iſt in ihrem Geſang
Uns und den Unſrigen durch die Rieſen
Ein unvermeidlicher Untergang
Nur in ſoferne von weitem gewieſen
Als wir in ſtolzer, göttlicher Ruh'

Um nichts mehr uns kümmern, mit nichts uns befaſſen;
Die Zeit nur mit Würfeln und blinder Kuh',
Od'r andern Spielen der Art verpraſſen,
Hingegen dem Spiele der Welt in Geduld
Zuſehn; die Rieſen den Zeitpunkt erpaſſen,
Und ſo am Ende durch eigene Schuld
Sie über den Kopf uns wachſen laſſen!

„Und dieſer gefährliche Fall, durchlauchtige Herrn,
iſt da!
In Wahrheit, wie konnten wir u. ſ. w.
— — — — —

V. 460 — 528.

„Auch deinem Eifer macht, was du verſicherſt,
Ehre!
(Erwiedert Odin drauf): „nur wäre
„So eine derbe Manier, dem Rieſen ſein Werk zu
verhehen,
„Nicht würdig genug für uns, noch Göttern zu ver-
zeihen.
„Doch über das quomodo? iſt ja die Frage noch
nicht;
„Ich bitte vorerſt die quaeſtio an?
„Ob man dem Rieſen ſeinen böſen.

„Uns allen verderblichen Heirathsplan
„Nicht ſchleunigſt zernichten ſoll, gehörig zu erlöſen.
„Denn, wie ich bemerke, ſo iſt nicht zuſt der ganze Senat
„Der nämlichen raſchen, ausführenden Meinung!
„So eine gewaltſame Störung von ſcheinbarer Herzensvereinung
„Hält mancher vielleicht gar für ein Attentat."

Bei dieſen Worten frirt der ſchlaue Götterkönig
Die ſämmtlichen Damen der Liebe ein wenig,
Wirft auch gelegenheitlich auf den Gott, den das Geſchick
Zum Schutzgott der Freier gemacht, noch einen forſchenden Blick,
Und redet weiter: „Noch Einmal, ihr Götter!
„Ich ſeh ſchon im Geiſte das furchtbare Wetter,
„Das gegen uns zieht, und kurz, mich dünkt,
„Wofern es dem König der Rieſen (d. h. am Körper) gelingt,
„Auch noch die Rieſen an Geiſt in ſein Intreſſe zu ziehen, —
„Die Rieſen an Geiſt, die ſo vor Ungeduld glühen,
„Nicht unſer Anſehn bloß, auch unſer Daſeyn ſogar
„Durch die vermeſſenſten Sophismen in Zweifel zu ziehen;

„So iſt es, bei allen Nornen! Kar,
„Wir werden uns ewig vergebens bemühen,
„Mit Burgen und Wächtern, mit Schanzen und Wällen
„Uns gegen ſo übervernünft'ge Geſellen,
„Und ihre Ichheit ſicher zu ſtellen!
„Zumal bei einem ſo mächtigen Band, wie dies!
Denn was knüpft heiliger und feſter
Den Menſchen an, als noch ein Paradieß
Der Jugend im Alter! — Wenn ſo ein Mädchen: „Mein beſter,
„Geliebter, ſchöner Mann!“ zu einem Graubart, ſpricht:
Wie das die Eigenlieb' und jede Nerve beſticht,
Wie allgewaltig es feſſelt! Ihr Herren, das freilich fühlen
Wir ewig jungen Götter nicht.

„Allein es iſt nichts deſto minder wahr!
Verachtet immer auf Eure Gefahr
Die Warnung, die ich aus beſtem Herzen gebe!
Zu ſpät wirds Euch, ſo wahr ich lebe,
Was Ihr unterlaſſen, gereu'n;
Zu ſpät dann Vorſicht und Rathſchlag ſeyn,
Wenn Weisheit und Macht vereint ſich bemühen,
Uns mit Gewalt und Liſt vom Himmel herunter zu ziehen!

Und wie gesagt, es ist die höchste Zeit!
Denn wahrlich, ich sah bereits im bräutlichen Schmuck und Kleid
Die Tochter des Königs, und habt Ihr nicht Ohren,
So ist bis Morgen vielleicht schon Erd' und Himmel verloren!"

Verloren? Himmel und Erd'? und das bis Morgen schon?
So rufen erschrocken — doch nein! In solcher Perplexion
Als nun die Götter es sind, stirbt jeder Gedank' und Ton
Auf Seel' und Lippe! — Wie, wenn vom Wolkenthron
Aus seinen fünfhundert gewölbten Hallen
Der Donnerer einen Strom von Feuer heruntergießt;
Ein Wandrer, ergriffen davon, so wie die Blitze fallen,
Auf einem moosigten Fels der schrecklichen Aussicht genießt;
Und just, indem er starr den Blick gen Himmel richtet,
Ein kalter Streich herunterschießt,
Und mitten im Starren ihn versteinert, nicht vernichtet:

Gerade so versteinert sitzt
Die ganze Versammlung der Götter itzt.
Die Augen starr, und auf den Redner gerichtet.
Die Lippen noch halb geöffnet und stumm,
Die Wangen todt, indem sie erbleichen,
Und vor Entsetzen ein tiefes Schweigen
Geht in der ganzen Versammlung um.

Doch endlich löset sich das zauberhafte Schrecken
Die Damen beginnen zuerst ꝛc.

IV.

Erinnerung an Spalding.

Anmerkung.

Beifolgendes Fragment aus dem Tagebuche eines Reisenden, der im Jahre 1797 Berlin, und da auch den ehrwürdigen Greis Spalding in seinem lieben Charlottenburg einigemal mit tiefer Rührung und Achtung gegen einen Mann besuchte, der ein halbes Jahrhundert in Wort und That die reine Humanität, welche das Christenthum ist, dargestellt hatte — wird

zwar keinem Leser des Merkurs etwas Neues sagen, aber vielleicht doch manches Alte wieder in Anregung bringen, und überhaupt dazu dienen können, einem der Worthies, wovon seit zwei Jahren so viele aus unserer Mitte gegangen sind, uns auch in seinem häuslichen Kreise näher zu bringen. Uebrigens ist durch die von G. L. Spalding herausgegebenen Fragmente einer Selbstbiographie, die der ehrwürdige Greis bis an seinen Tod fortsetzte, so willkommen auch dies Geschenk gerade unter diesen Umständen und von dieser Hand seyn mußte, und so sehr das Buch selbst als Erbauungsbuch für die ersten Stände gelten und wirken kann, bei weitem noch nicht erschöpft, was über seine theologische Wirksamkeit und den Einfluß, den Spalding auf sein Zeitalter überhaupt hatte, von einem wahren Biographen beigebracht werden muß.

B.

* * *

(Geschrieben den 12. 15. 18. August 1797.)

Als ich vor acht Jahren den ehrwürdigen Bischoff der Brüdergemeinde zu Herrnhuth gesprochen, und von seiner unwiderstehlichen, von Stolz und Menschenfurcht gleich fernen Herzlichkeit ergriffen, die

Hand gedrückt hatte, die auf beiden Halbkugeln unserer Erde so viele Tausende zu segnen ausgestreckt gewesen war; da glaubte ich gewiß, ich könne nie einen schönern und interessantern Greis erblicken, als den 80jährigen Bischoff Spangenberg. Allein seit ich den 83jährigen Spalding gesehn und zu wiederholtenmalen immer munterer, treffender in seinen Bemerkungen, frischer in seiner Lektüre und Theilnahme an allem Menschenwürdigen gefunden habe, bin ich anderes Sinnes geworden. Beide sind mir im Bilde der untergehenden Sonnen erschienen. Dort zog ein lichtes purpurnes Wölkchen vor der mildschimmernden Sonnenscheibe. Hier sah ich die Klarheit einer am Rande des Meeres ganz unverschleiert sich untertauchenden Feuerkugel.

Seit 1788 hat Spalding alle Pastoral- und Konsistorialverrichtungen abgegeben, ist aber im unverkürzten Genuß aller seiner fixen Einnahme geblieben. Der damals immer dunkler sich zutrübende Horizont des Preußischen Kirchenhimmels machte ihm ein friedliches Obdach, und eine Zurückgezogenheit wünschenswerth, die er auch ohne diese äußern Veranlassungen freiwillig gewählt haben würde. Sein treuer Mitstreiter und Kollege der Probst Teller, ließ

ſich nicht ſchrecken, und dauert noch jetzt heldenmüthig aus. Aber er würde ſich wahrſcheinlich ſelbſt die Lobeserhebungen verbitten, die ich ihm verſchiedenemal auf Spaldings Unkoſten ertheilen hörte. Spalding verräth die gute Sache keineswegs aus Kleinmuth und Zaghaftigkeit. Er berechnete nur ſeine Kräfte, und fand ſie einem Kampfe nicht mehr gewachſen, dem Tellers jugendlicheres Feuer leicht trotzen konnte. — Schon ſeit 22 Jahr bewohnte Spalding den Sommer über eine kleine, aber bequem eingerichtete Wohnung auf der Hauptſtraße des ländlichen, mit Grasplätzen und ſchattigen Linden vor den Häuſern zur Ruhe einladenden Charlottenburgs. Hier hab' ich ihn während meines Aufenthalts in Berlin dreimal beſucht, und zähle die Stunden, die er mir ſchenkte, unter die genußreichſten meiner Reiſe.

Als ich das erſtemal früh gegen 9 Uhr hinkam, fand ich ihn im Kreiſe ſeiner Familie recht patriarchaliſch unter einem Schirmdache ſitzen, das vor dem Eintritte des Hauſes die herumgeſetzten Bänke beſchattet, und wohin man erſt einige Stufen hinaufſteigt. Auf einer dieſer Bänke iſt rechter Hand ein Sitz gepolſtert, der ihm als Familienvater zukommt. Ihm gegenüber ſaß ſeine Frau. Sie iſt ganz dazu geſchaffen, die Pflegerin eines Greiſes zu ſeyn, deſſen leiſeſte

riſmus. Es iſt kaum zu entſcheiden, ob Unwillen oder Verachtung die Oberhand behalten ſollen, wenn Leute, deren Nahmen nicht einmal bekannt ſind, ſich zu Richtern über Männer aufwerfen, deren Schüler zu werden ſie nicht einmal die hinlänglichen Fähigkeiten beſitzen.

D. L. H.

Eloges des Académiciens de l'académie Royale des ſciences morts depuis 1666. jusqu'en 1699. par le Marquis de Condorcet de la même Académie & de la ſociété Royale de Turin.

Ein ſehr ſchätzbares Werk. Fontenelle welcher ſeine Mitbrüder von der Akademie der Wiſſenſchaften mit ſo viel Geiſt und Scharfſinn gelobt hat, fieng ſeine Arbeit erſt in dem Jahre 1699 an, als die Akademie unter der Aufſicht des Abbe Bignon eine neue Geſtalt und ein neues Leben erhielt. Der Herr von Condorcet hat ſein Augenmerk auf diejenigen Mitglieder dieſer Geſellſchaft gerichtet, welche ſich ſeit der Errichtung der Akademie bis zu dem Zeitpunkte, wo Fontenelle ſein Amt als Sekretär und Lobredner derſelben antrat, hervorgethan haben. Die Nahmen dieſer Gelehrten ſind La Chambre, Roberval, Frenicle, Picard, Mariotte, Duclos, Blondel, Perrault, Huyghens, Charas und Roemer. Die Arbeiten dieſer Männer werden in dem Werke des Hrn. Condorcet mit der Billigkeit eines einſichtvollen Richters, und mit dem Geiſte eines wahren Philoſophen geſchätzt. Er zeigt ſich als einen Mann, deſſen Genie ſeinem Gegenſtande mehr als gewachſen iſt. Seine Schreibart iſt geiſtreich, ohne Zwang; verſtändig ohne Trockenheit, und von der Liebe zu den

Wünſche ſie zu errathen ſcheint, ehe ſie noch ausgeſprochen werden. Bei einem etwas verwachſenen Körper hat ſie die gewöhnliche Liebenswürdigkeit und reiche Geiſtesbildung ſolcher Perſonen, welchen der Spiegel ein beſtändiges memento lapere iſt. Außer der Frau Pröbſtin befanden ſich noch die zwei Söhne Spaldings hier und ſeine Schwiegertochter. Der ältere Sohn iſt der Profeſſor Spalding, ein trefflicher Mann von Kopf und Herz, bei dem Gelehrſamkeit und Humanität im ſchönſten Bund ſtehn. Nebſt Prof. Spalding und ſeiner ſtillen, liebenswürdigen Frau war auch der jüngere Bruder, der bei einem Kollegium angeſtellt iſt, und viele hiſtoriſche Kenntniſſe beſitzen ſoll, gegenwärtig. Nach der erſten herzlichen Bewillkommung, wobei der Vater Spalding meinem Gefährten und mir traulich die Hand drückte, wurden natürlich erſt Grüße gebracht und beſprochen. Ich grüßte ihn von Herder und Griesbach. Da ich von erſterm erzählte, daß er mit der Ausfertigung eines neuen Landeskatechismus beſchäftigt ſey, ſo fragte er mich, ob er in Frage und Antwort, oder in bloßen aphoriſtiſchen Sätzen abgefaßt ſeyn werde, und auf meine Bemerkung, daß H. nach langem Zweifeln ſich endlich doch für die gewöhnliche Fragmanier um der Unmündigen willen entſchieden habe, erwiederte er: daß er die Form ohne Fragen in bloßen

Aphorismen darum stets vorgezogen habe, weil sie dem gedankenlosen Auswendiglernen den haltbarsten Damm entgegensetze, und selbst den bequemsten Lehrer zu einigem Nachdenken zwinge. Ueber des würdigen Griesbachs feste Standhaftigkeit mit Milde und Güte verbunden, bezeugte er große Freude, und verglich sie mit des vor kurzem verstorbenen ORR. Dietrichs ähnlicher Geistesstimmung. Als er von Dietrich sprach, wurde seine Sprache heller und lebhafter, und in seinem Auge erglänzte der Ausdruck der Freude, womit wir das Bild eines uns theuren Verstorbenen anblicken. Als von dem verstorbenen Sekretär der Akademie Formey gesprochen wurde, erzählte ich, was ich gestern in einer von Feßler gestifteten gelehrten Gesellschaft über ihn gehört hatte, und Spalding gab meines Gefährten H...., strengem Urtheil über ihn vollen Beifall. „Er opferte, sagte Spald., wie fast alle seine Landsleute, der Begierde zu glänzen und witzig zu scheinen, jede andere Rücksicht auf. Einst hatte mich Weguelin als Zuhörer, denn mehr durften wir Teutsche damals nie seyn, zu einer Sitzung mitgenommen, wo Formey unaussprechlich witzig gewesen war. Beim Nachhausegehn sagte Weguelin, selbst Mitglied der Akademie: „man muß hier, wie jener Römer vom Cicero, sagen: quam ridiculum consulem habemus."

So gieng die Unterredung noch lange fort. Spald. knüpfte nie einen neuen Faden an, und hörte mit festgehaltner Aufmerksamkeit, was andere sprachen. Dann war ihm aber immer bei jeder Erzählung ein anderes Beispiel oder eine treffende Bemerkung auf der Zunge. Sein Gedächtniß ist ihm nicht bloß für die Jugendeindrücke, sondern auch für jede spätere Lebensperiode zur Bewunderung getreu. Diesmal wurde der Besuch abgekürzt, weil wir das Schloß in Charlottenburg besuchen wollten.

Das zweitemal besuchte ich ihn mit einem wackern Freunde aus Schottland, der schon vorher nehmals bei ihm gewesen war, und eine treffende Aehnlichkeit zwischen ihm und dem gleichfalls 80jährigen D. Blair in Edinburg gefunden hatte. Es war die Rede von dem in Paris öffentlich bekannten Deismus durch die Theophilantropen, von welchen er eine kleine Schrift le culte des theophilantropes eben in der Hand hatte, als wir zu ihm eintraten. „Ich habe nichts dagegen, sagte der ehrwürdige Greis, wenn jemand die Offenbarung und das Positive in der Religion entbehren kann, und nur dabei das Gesetz in seinem eigenen Herzen erfüllt. Ich kann ihm alsdann sogar meine Hochachtung nicht versagen. Aber wie wird das Volk, die Menge das Positive in der Religion

entbehren können. Es hat beim Pflüge, in der Werkstatt, am Schreibetisch nicht Zeit zu prüfen. Es muß also um seiner Seligkeit willen glauben. Aber dieser Glaube kann freilich sehr geläutert und von allem Aberglauben getrennt seyn. Uns fließt die Geschichte Jesu in sehr dürftigen Quellen. Die sie schrieben, glaubten, daß sie nach 1000 Jahren Fundament einer Weltreligion seyn würde. Mir fällt immer ein, was Rousseau in einem seiner Briefe sehr schön sagt: Hätten doch Xenophon und Plato die Memorabilien Jesu geschrieben! Wir können die Geschichte Jesu selbst als Tugendmotife nicht entbehren. Ich weiß wohl, was die kritische Philosophie befiehlt. Aber das Herz bleibt ewig leer und kalt bei diesem neuen Stoizismus. Auch ich glaube, daß wir die Tugend, das honestum, um sein selbst willen lieben müssen. Auch haben dies alle wahrhaft guten Menschen in allen Zeitaltern gewußt und geübt. Aber den Genuß der Freude über erfüllte Pflichten und thätige Aeußerungen der Bruderliebe halte ich doch auch für sehr erlaubt, und habe mir ihn nie versagen können noch mögen." Wir kamen auf Shaftsbury zu reden, durch dessen Uebersetzung Spald. seine schriftstellerische Laufbahn angetreten hat. Ich habe mich, sagte er, an ihm und durch ihn versündigt. Meine Uebersetzung ist steif und kaum mehr lesbar. Dadurch habe ich mich an

ihm

ihm verſündigt, wiewohl ich hierbei zu meiner Entſchuldigung anführen muß, daß damals Teutſchſchreiben eine große Kunſt und Seltenheit war, und ich mich ſehr wohl erinnere, daß ich eben darum lieber einen Lateiniſchen, als Teutſchen Brief ſchrieb. Aber ich wußte auch nicht, welch ein gefährlicher Sophiſt Shaftsbury ſey, und wie viel meine Ueberſezzung bei Unvorbereiteten Schaden anrichten könne. Dies habe ich erſt weit ſpäter einſehen lernen. So habe ich mich auch durch ihn an meinen Landsleuten verſündigt. Es kam hierauf die Rede auf die neueſten Zeitvorfälle, und die ſich verbreitende neue Kriſe in Frankreich. Spalb. ſprach mit der lebhafteſten Theilnahme und genauer, mit jedem Zeitungstage fortſchreitender Kenntniß von Allem. Er hoffte zuverſichtlich fruchtbare, heilſame Reſultate aus der Revolution, der er im Ganzen noch immer gewogen bleibt. Ich wünſchte ihm das Ende des großen Schauſpiels zu erleben. Er ſchüttelte mit dem Kopfe, konnte aber doch den Wunſch, daß ihm dies ſehr lieb ſeyn würde, nicht unterdrücken.

Als ich zum drittenmal kam, um Abſchied zu nehmen, wurde viel von der lezтverſtorbenen verwittweten Königin geſprochen, die ihn beſonders lieb hatte. Er ſchilderte ihren lebhaften, in der erſten Heftigkeit

oft gegen die, die ihr zunächst waren, in kleinen Härten ausbrechenden Charakter, und erzählte einige Züge aus ihrem Leben, wo sie die Kammerfrau — ordentlich um Verzeihung gebeten hatte. Sie hatte ihm noch den Glückwunsch zu ihrem lezten Geburtstage eigenhändig beantwortet. Er erwähnte dies mit sichtbarem Wohlgefallen, ohne jedoch die Worte selbst zu erzählen, und mit einer Wendung, die den feinen Weltmann verrieth. Er küßte uns beim Abschiede mit sichtbarer, starker Rührung. Mir wurde dabei sehr weich und bang um die Brust. Denn ihn werde ich nie wiedersehn. Er kann in wenig Wochen ins Grab gesunken seyn. *)

Er muß ein schöner Mann gewesen seyn, und einen trefflichen Anstand als Kanzelredner gehabt haben. Von schlanker und langer Gestalt, trägt er sich jezt noch ganz aufrecht, hat noch den völligen Gebrauch aller seiner Sinne (nur auf dem einem Ohre hört er etwas weniger) und seiner Kräfte. Er geht oft länger als eine Stunde spazieren, ohne zu ermüden, liest die kleinste Schrift ohne Brille, und hat

*) Wirklich wurde er kurz darauf gefährlich krank. Aber seine äußerst gesparte Konstitution konnte selbst einer hartnäckigen, in diesem Herbste so mörderischen Dyssenterie noch einmal widerstehen.

noch alle Vorderzähne, und daher eine sehr deutliche Aussprache. Im königl. Garten wurde mir die Bank gezeigt, wo er nach seinem täglichen Spaziergang am liebsten zu ruhen pflegt. Man überblickt von da einen mit Pappeln schön umuferten Wasserspiegel, und dahinter eine weite Fläche von Wiesenmatten. Eine sehr passende Aussicht für einen solchen Greis, oder fürs Alter überhaupt, das einen stillen, engbeschränkten Vordergrund für die Aussichten jenseits fordert, und nicht mehr von hohen Bergen herabsehn mag.

Wenig Wochen vorher hatte er noch eine neue Auflage seiner vertrauten Briefe die Religion betreffend mit vielen Verbesserungen und Anmerkungen in die Vossische Buchhandlung geschickt, und so arbeitet er auch noch als Schriftsteller fort. Sehr ungehalten war er über das Sendschreiben gewesen, das ihm der Prediger Jenisch kurz vorher, ohne alle vorherige Rücksprache öffentlich zugeschrieben hatte. Jenisch spielt in dieser nur dem Scheine nach orthodoxen Schrift eine sehr zweideutige Rolle. Am Ende stehen wie ganz verloren, noch die Worte aus dem Virgil: si Pergama dextra Defendi potuissent — die gewiß eben so anmaaßend als hinterlistig sind. Als Spalding daher gefragt wurde, was er zu

dieſem Sendſchreiben ſagte, erwiederte er nichts, als er habe in ſeiner Ausgabe die Worte dazu geſchrieben:

> Non tali auxilio, nec defenſoribus iſtis
> Tempus eget.

Der Konſiſtorialrath und Hofprediger Sack hat Spaldings einzige Tochter zur Frau, und einen Kreis von liebenswürdigen Kindern, beſonders einige edele Töchter. Bei ihm wird gewöhnlich der Geburtstag des alten Spaldings gefeiert. Die letzte Feier war beſonders ſehr rührend. Man führte eine Art von kleinem Familiendrama auf. Der alte Spalding fuhr ſich auf ſeinem Stuhle überall herum, um alles recht zu hören. Außer dem Familienkreiſe war nur Teller noch dabei, der, wie gewöhnlich, die ganze Geſellſchaft durch ſeine Munterkeit und Geſchichten belebte. Man ſang das Lied, das Zelter komponirt hat: Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang u. ſ. w. Teller ſagte, er könne es nicht mitſingen, denn es ſey ketzeriſch. Aber es iſt ja Luthers eigenes Wort, ſagt Spalding. Ich glaube es nicht, erwiedert Teller. Spalding läßt Luthers Werke holen, und ſchlägt die Stelle auf. Teller ſtellt ſich ganz verwundert und ruft: nun ſo verlaſſe ſich noch jemand auf die Hamburger. Die haben noch vor kurzem einen

Kandidaten nicht befördern wollen, weil er dies Lied zu singen sich erfrecht hatte.

Schade nur, daß Teller nach Dresden verreist war, und ich ihn also selbst nicht über so manche interessante Punkte, worüber nur er Auskunft geben kann, sprechen hören konnte. Einigermaaßen ersetzte mir Vater Gleim diesen Verlust, der mir während eines Spaziergangs im Wörlitzer Park viel von Spalding erzählte, aber freilich mit der ihm zur Natur gewordenen Heftigkeit seines Jugendfreundes nicht schonte. Denn beide sind seit vielen Jahren gänzlich zerfallen. Was ich hiervon erfuhr, war Folgendes:

Gleim kam als Privatsekretär von dem Prinzen Wilhelm, als dieser bei Prag durch eine Kanonenkugel aus der Stadt gleich neben dem König erschossen wurde, zu dem alten Dessauer; als dieser aber einen unschuldigen Juden, bloß weil er die Kanonen besehen hatte, auf der Stelle hängen ließ, mochte Gleim nicht länger in dem Dienste eines solchen Unmenschen bleiben, und gieng daher nach Berlin, wo er auf eine Civilversorgung vom Könige hoffte, und besonders auf die Postdirektorstelle in Berlin selbst sein Auge gerichtet hatte. Während er hier auf seine Erlösung wartete, kam er mit Spalding, der damals Legationssekretär

beim Schwedischen Gesandten Rudenschiöld war, in die freundschaftlichsten Verbindungen. Sie wurden bald unzertrennlich, und Gleimen schadete dieser Umgang bei dem argwöhnischen Könige sehr viel, da in dessen Augen der Umgang mit einem fremden Gesandten von jeher ein großes Verbrechen war. Unter andern Entwürfen, die Gleim und Spalding hier zusammen machten, war, daß sie das Privilegium suchen wollten, alle Schulbücher für die Preußischen Lande zu drucken. Nicolai's Vater war durch den Verlag der einzigen sogenannten Märkischen Grammatik ein reicher Mann geworden. So ein Beispiel mußte natürlich den jungen Projektenmachern sehr lockend seyn. Jeder sollte zum Fond des Kapitals 6000 Rthlr. zusammenschiessen. Gleim hatte diese auch in Bereitschaft. Von dem Ertrag sollte unter andern auch eine Reihe schön und korrekt gedruckter Teutscher Klassiker herausgegeben werden. Opitz (von welchem Gleim mit vielen Gründen behauptete, er solle in allen unsern Schulen, so gut wie ein Römischer Dichter, gelesen und interpretirt werden) sollte den Anfang machen. Allein von allem diesen wurde nichts ausgeführt. Spalding erhielt einen Ruf nach Lasan in Pommern als Prediger. Gleim kam ins Domstift nach Halberstadt, und arbeitete nun aus allen Kräften, seinen Busenfreund in die Nachbarschaft zu bekommen. Er wollte ihm die

den Wissenschaften, den Künsten und der Wahrheit durchaus beseelt. Dieses Buch ist zu Ergänzung des Fontenelliſchen Werkes unentbehrlich.

D. L. H.

Voyage à l'isle de France, à l'isle de Bourbon, au cap de bonne espérance & par un officier du Roi.

Diese Schrift macht dem Herzen ihres Verfassers Ehre; denn sie verräth überall Liebe zum Menschen, die Begierde etwas zu seiner Glückseligkeit beyzutragen, und den herzlichen Wunsch das Elend jener unglücklichen Nation vermindert zu sehen, welche die Europäer von dem menschlichen Geschlecht abgesondert, und zu den Lastthieren herunter gesetzt haben. Auch dem Geiste des Verfassers macht diese Schrift Ehre; sie ist unterhaltend und mit vieler Lebhaftigkeit geschrieben: zuweilen trift man auch starke Züge an. Eine einzige Stelle aus dem Eingange zu den Betrachtungen über die Sclaverey der Schwarzen mag zum Beweise dienen. „Ich weiß „nicht, ob Coffee und Zucker zu Europens Glückse„ligkeit unentbehrlich sind; aber so viel weiß ich, daß „diese Früchte das Unglück zweener Welttheile aus„machen. Man hat Amerika entvölkert, um einen „Acker dafür zu gewinnen. Man entvölkert Afrika, „um eine Nation zu haben, die diesen Acker baut.“ Manchmal ist die Schreibart des Verfassers gesucht. Sein Journal enthält auch viele geringfügige Bemerkungen, und viele Irrthümer über die Entstehung der Pflanzen.

D. L. Harpe.

Le

fette Pfarrpfründe zu Striebkau verſchaffen, wo das Schachſpiel geſpielt wird, dann wollte er ihm die Dompredigerſtelle in Halberſtadt ſelbſt zuführen. Aber Spalding entſchuldigte ſich ſehr beſcheiden, er getraue ſich nicht vor einem ſo groſſen Publikum aufzutreten, er ſey an ſeine jetzige Gemeinde gefeſſelt u ſ. w. Unterdeſſen begieng Klopſtocks Bruder, der ſich damals in Wien aufhielt, die Unvorſichtigkeit, einige Briefe Spaldings an Gleim drucken zu laſſen. Dieſe Briefe waren übrigens ſo harmlos als möglich. Nur eine Stelle konnte Spalding unangenehm ſeyn, wo er ſagte, er habe eine ſchöne Zöglingin, die er im Chriſtenthum unterrichte. Spalding gerieth über die Bekanntmachung dieſer Briefe in den heftigſten Zorn *) und ließ in dem Hamburger Korreſpondenten eine Erklärung abdrucken, worin er Gleim perſönlich angriff, und die Handlung, die er als entehrend ſchilderte, ganz auf Gleims Rechnung ſchrieb. Dies, ſagte Gleim, indem er mit ſeinem langen, Spaniſchen Rohr auf den Boden ſtampfte, trennte uns auf ewig. Ich kann ihm nicht eher die Hand bieten, als bis er eben ſo öffentlich widerrufen hat, als er öffentlich angriff. Dazu wollte er ſich nie verſtehn.

*) Und zwar von Rechts wegen. Wohlunterrichtete behaupteten, daß Gleim allerdings um die Herausgabe gewuſt habe.

Alſo konnte auch nie eine Wiedervereinigung Statt finden, die Spalding auf leichtere Bedingung oft geſucht hat. Ueberhaupt ſchien Gleim, der ſonſt Alles zum beſten kehrt, in ſeinem Urtheile über Spald. ſehr ſtrenge, und noch manches zu unterdrücken, wodurch er die Härte ſeines Ausſpruchs beſtätigen könnte. Tantaene animis coeleſtibus irae?

V.

Ueber Prof. Levezow's Iphigenie.

Dieſe Iphigenie iſt vorigen Sommer in Berlin auf dem königl. Nationaltheater mit allem Beifall gegeben worden, den die Wahl des Gegenſtandes und die kunſtfertige Darſtellung durch die Schauſpieler und durch die dazu nöthigen Dekorationen ſich verſprechen konnten. Allein dem Stücke iſt im weitern Kreiſe des Publikums weit weniger Gerechtigkeit wiederfahren, als es verdient hatte, und es ſey daher ein Verſuch gewagt, durch einige Bemerkungen darüber und eine Probeſcene auch das größere Publikum auf ſeine Erſcheinung aufmerkſam zu machen. Das Stück ſelbſt wird in kurzem erſcheinen, und dann der Beurtheilung des Publikums ſelbſt vorgelegt werden.

Der Erfolg, den Vorstellungen solcher gräcisirenden Schauspiele bei unserm großen und gemischten Publikum gehabt haben, war immer, selbst bei dem größten Meisterwerke in dieser Gattung, Göthe's Iphigenie, bei allem Kunstaufwande unsrer besten Schauspieler so gering, daß man wohl begreifen mußte, welch große Kluft zwischen diesen Dichtungen und dem Publikum befestigt ist, die durch gewöhnliche Mittel unmöglich überbrückt werden konnte. Das Teutschgeborne und gewiegte Publikum blieb nun einmal beim Anblick dieser Griechen kalt, und konnte sich in ihre Art zu sprechen und zu handeln nicht finden: denn von ein paar Alterthumskennern kann die Rede nicht seyn, wenn man bei uns vom Publikum spricht, und dies zur Ansicht eines Schauspiels einladet. Diese Bemerkung, die freilich nicht sehr tröstlich ist, sich aber bis jetzt an allen Orten und selbst in Weimar hinlänglich bestätigt hat, veranlaßte den Herrn Levezow zu dem Versuch, ob sich nicht bei einer größern Annäherung des Dichters zum Publikum auch bei einem antiken Stoff etwas eingreifenderes auf der Bühne sollte bewirken lassen, vielleicht etwas dem ähnliches, was die Franzosen unter Ludwig XIV. und auch jetzt noch in ihren Tragödien antiken Namens bewirkten, ohne jedoch die Tragödie gar zu sehr von ihrem wahren Charakter

herabzustimmen, und alles antike Kolorit in Sprach- und Handlungsweise ganz zu vertilgen.

Um in Hinsicht auf das Resultat bei Lösung dieses Problems sicher zu gehen, erschwerte der Dichter sich mit Fleiß die Wahl des Gegenstandes, indem er Iphigenien in Aulis, einen der antikesten und selbst schon von Neuern bearbeiteten Stoff, zum Probierstein wählte. Er kannte die Arbeiten seiner Vorgänger des Euripides und Racine's; er fühlte ihre Vorzüge, aber auch ihre Mängel. Er mußte dem Gegenstande eine neue Seite abzugewinnen suchen, und zwar eine solche, wofür sich das Publikum interessiren mußte, und er glaubte sie in einigen Umständen gefunden zu haben, von denen seine Vorgänger keinen Gebrauch oder nur sehr schwachen gemacht hatten. Diese sind erstlich, und vor allen Dingen, das stärkere Hervorziehen der Hauptperson, Iphigeniens selbst, ihre Charakteristik, von mehr als einer Seite, und zwar wo möglich durch sie selbst, dann die Versetzung derselben in einen größern Heroismus, als worin sie bei Euripides und Racine erscheint; zweitens die Annahme höherer, stärkerer Motive; drittens weniger antike Individualität der Charaktere, und dafür mehr Beimischung von Repräsentationsfähigkeit ihrer Gattung; endlich durch die Dar-

ſtellung einer Perſon, die hier, da das Ganze ſich um die Idee des Schickſals und ſeine Einwirkung drehen mußte, gleichfalls als Repräſentant des Schickſals erſcheinen, und vielleicht die Stelle des Chors in wichtigen Momenten erſetzen konnte, durch eine neue Charakteriſtik des Kalchos. Dadurch entſtanden vornehmlich zwei neue Partien im Stücke, wozu die Anlagen im erſten und zweiten Akte enthalten ſind, indem der Dichter im erſten Akte das Orakel ſelbſt durch Kalchos dem Agamemnon und den übrigen Helden mittheilen läßt, und indem er im zweiten Akte es wagte, Iphigenien in ihrem väterlichen Hauſe, noch im Zuſtande ihrer höchſten jungfräulichen Unbefangenheit, nur mit dem idyllenartigen Genuß der Natur, ihrer unbegränzten Liebe zu Vater und Mutter, im höchſten Zutrauen zur Huld der Götter, ganz im Kontraſt mit dem ungeheuren Schickſal darzuſtellen, das ſich gröſtentheils durch den ſo heiß geliebten Vater über ihr ſchuldloſes, ahnungsloſes Haupt zuſammenzieht, in einem Kontraſt, der ihm den höchſten tragiſchen Gehalt noch dadurch erreichen zu können ſchien, indem er ſich durch die Ankunft Ulyſſens und Diomedes in Argos verſtärkt, die ſie nebſt der ahnungsvollen, vorſichtigen Mutter, unter dem argliſtigen Vorwande der in Aulis feierlichſt zu begehenden Hochzeitfeier mit dem Iphigenien verlobten Achill, aus ihrem väterlichen Hauſe,

und nach einem der Mutter und Tochter unbekannt gebliebenen, vereitelten Versuch Achills zu ihrer Warnung, unter den frohesten Empfindungen und Aussichten, entreißen.

Der laute, ungetheilte Beifall, womit das Publikum dieses Wagestück jedesmal beehrt hat, sagte dem Dichter, Trotz aller Einwendungen der Kunstrichter, daß er hier sein Ziel nicht verfehlt, und wirklich Theilnahme erregt habe, denn die Stimme des Publikums ist doch nicht ganz zu verachten. — Daß nun der Dichter, um den Deus ex machina zu vermeiden, und sich aller objektiven, mythologischen Erscheinungen zu enthalten, die höchstens heut zu Tage die Musik der Oper glaublich machen kann, daß er ferner um den Heroismus Iphigeniens nicht ganz wieder zu Wasser zerrinnen zu lassen, nach alter Autorität, sie wirklich sterben ließ, also eine wahre Tragödie wahrhaft tragisch endete, das wird man ihm doch nicht so übel nehmen können, so viel auch die Kunstrichter über unerhörte Grausamkeiten, Barbareien und Verführungen der Götter schreien mochten.

Das Berliner Publikum hat den Versuch mit einem größern Beifall und lebhafteren Antheile aufgenommen, als noch je einem Stück antiken Inhalts hier

wiederfahren iſt. Welchen Genuß könnten uns daher von gröſsern Dichtern, von unſern Meiſtern, nach ähnlichen Grundſätzen bearbeitet die Gegenſtände aus dem Alterthume gewähren! Bei ſo etwas ſollte man ſich doch immer erinnern, daß man nicht für Griechen ſchreibt, ſondern zunächſt für Teutſche, für ſeine Zeitgenoſſen.

Madame Fleck als Iphigenie entſprach den Forderungen, am meiſten in der letzten Vorſtellung, welche die beſte von allen war, vollkommen, ſo, daß ihr vortreffliches Spiel ſelbſt die hartnäckigen Zweifler über das Gewagte der Rolle, der Charakterſchilderung befriedigt zu haben ſchien. Auch Madame Schick als Klytämneſtra (die Rolle war urſprünglich für Mad. Meyer beſtimmt, deren Abgang aber leider in die Periode der Vorſtellung der Iphigenie fiel) that durch Aktion und Deklamation ihrer Rolle gröſtentheils Genüge, obgleich ſonſt die groſsen Heroiſchen Rollen in der Oper ihr Fach ſind.

Beſchort, als Agamemnon näherte ſich bei jeder neuen Vorſtellung durch Aktion und Sprache und Haltung des Ausdrucks dem wahren Charakter dieſer Rolle, worin er gleich bei der erſten Vorſtellung ſich den Beifall des Publikums in dem Grade erwarb,

daß man ihn heraustrief. Einige Scenen wurden von ihm vorzüglich meisterhaft gegeben, insbesondere die vorletzte des dritten Akts, wo er mit Iphigenien allein ist und mit sich kämpft, der ahnungslosen, unbefangenen, ihn mit ihren süßen Liebkosungen allmählig entwaffnenden Tochter, das ihr drohende Schicksal zu entdecken, bis endlich Achilles auf die Bühne stürzt, und Mutter und Tochter aus der Ungewißheit reißt. Eben so die zweite Scene des vierten Akts, wo er den Versuch der Klytämnestra ihn zu bewegen, daß er vom Opfer abstehe, zurückschlägt. — Kalchos müßte kräftiger, wärmevoller in Sprache und Handlung, als das Organ der Götter und des Schicksals, dargestellt werden. Jene bedeutende Worte, womit er das Orakel ankündigt, welche das Thema sind, wodurch er zum Voraus Agamemnons Verbrechen charakterisirt:

„Der Götter Aug' sieht Alles; Alles hört
Ihr Ohr. Gefährdet wird ihr ewig Recht,
Ihr Ruhm, durch Menschenstolz und Uebermuth,
Wenn er der Sterbliche nicht einmal selbst
Die hohen Götter gegenwärtig wähnt!" —

werden viel zu matt, bedeutungslos gesprochen, da sie vielmehr im feierlichsten tiefsten Ton, mit großer, fast pedantischer Langsamkeit gesprochen werden müß-

ten. — Eben so geht die Bedeutung der letzten Worte des dritten Akts, mit denen Kalchos plötzlich eintretend Iphigenien von ihren Eltern, Geliebten — von allen ihren menschlichen Verhältnissen scheidend, als sichtbare Hand des Schicksals sie, das Opfer, in Empfang nimmt, zunächst zu Achill gesprochen:

„Hinweg! — Sie ist das Eigenthum der Götter!
Auf Erden fesselt nichts mehr ihren Geist.
Gelöst hat der Olymp die Erdenbande.
Sie geht ein Retter ihrem Vaterlande!“ —

durch zu kraftlosen, leisen Ausdruck fast ganz verloren. — Wie schön würde Iffland diese Rolle spielen, wenn er sie übernehmen wollte. Allein er hatte eben den Tell einzustudiren. Bethmann als Achilles hat die Idee, die der Dichter durch diesen Charakter ausdrücken wollte, sehr gut gefaßt und ihn vortrefflich gegeben, bis auf einige Uebertreibungen. Dem Dichter konnte der Homereus Achilles nichts frommen. Der Seinige ist zehn Jahre jünger, nicht längst erst aus dem Gynäceo des Lykomedes unter den übrigen Helden angelangt; er hat die Trojaner noch nicht gesehen, der Held ist noch nicht fertig, sanftere Gefühle beleben noch das Herz; doch erblickt man in ihm die Anlagen zu dem impiger, iracundus, inexorabilis, acer, bis auf den Augenblick, wo ihn

Iphigenie durch ihren Heroismus, durch ihre höchste Vaterlandsliebe beſiegt, ihn ihre höhere Würde anzuerkennen nöthigt, und er ſie mit Rachebeſchlüſſen gegen Troja auf immer verläßt. Hier nun noch die Probe, zu deren Einleitung nur noch zu bemerken iſt, daß die Scene auf eine Unterredung mit Kalchos folgt, in welcher ſich der Seher bemüht, die von der Laſt des Schickſals Tiefgebeugte auf einen höhern Geſichtspunkt zu ſtellen, daß ſie ſich freiwillig zum Opfer weihe.

Vierter Akt.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie,

(eine Weile in ſtille Betrachtung verſunken, dann mit erhobenem feurigem Blick)

Wie wird mir? — Wohin ſeh' ich mich geführt
Durch dieſer Göttersſtimme Zauberklang,
Und welch ein Feuer zündet ſich auf einmal an
In meiner Bruſt? Das ſchon erſtorbne Herz
Beginnet wieder ſeinen Schlag; das Auge
Des Geiſtes öffnet ſich; es ſinkt das Band;
Der Schleier fällt von meinen trüben Sinnen.
Werd' ich entrückt durch Götterkraft von hinnen? —
Dich, Land, ſeh' ich mit der Begeiſtrung Blicken,

Le Phasma ou l'apparition, hiſtoire grecque, contenant les avantures de Néoclet, fils de Themiſtocle, tirée & traduite d'un manuſcrit trouvé à Smyrne.

Der Ueberſetzer dieſer Schrift, Mr. Poinſenet de Sivry, berichtet uns in der Vorrede folgendes von ſeinem Original: „Der Phaſma iſt ein Titel, „welchen der groſſe Beyfall, den verſchiedene Schau„ſpiele dieſes Nahmens bey den Griechen erhielten, „in Würde und Anſehen brachten. Er bedeutet die „Erſcheinung oder das Geſpenſt. Man weiß nicht, „ob unter den Griechen Menander dieſes Sujet zu„erſt bearbeitet hat, oder ob es zu ſeiner Zeit ſchon „zu den abgenutzten gehörte. So viel iſt gewiß, daß „bey den Römern unter andern Plautus und Lav„nius nach dem Ruhm geſtrebt haben, den Phaſma „der Griechiſchen Bühne zu entwenden. Folgender „Haupt-Inhalt liegt in verſchiedenen Bearbeitungen „dieſes Stofs zum Grunde.“

„Eine liebenswürdige Wittwe, die zu einer zwey„ten Heyrath aufgefodert wird, ſucht ihrem neuen „Liebhaber zu verheelen, daß ſie eine Tochter aus „der erſten Ehe hat; und nachher fehlt es ihr an „Muth, ihm ſeinen Irrthum zu benehmen. Sie läßt „dieſerwegen in dem Innern ihrer Wohnung eine be„ſondere Capelle anlegen, dem Dienſte einer vorzüg„lichen Schutzgottheit, welche ſie mit ausnehmender „Andacht zu verehren vorgiebt, geweyht. In die„ſem Orte erzieht ſie ihre Tochter ganz im Verbor„genen. Ein junger Menſch aus der Nachbarſchaft, „da er täglich den Eingang dieſes kleinen Heilig„thums mit Blumenketten und Kränzen geſchmückt „ſieht, wird auf den Anblick des Inwendigen begie„rig. Er überläßt ſich dieſer Bewegung, verſucht „die Thüre zu öfnen, und es gelingt ihm. Kaum

Wo mir zuerſt der Sonne Strahl erſchien;
Wo ich zuerſt mit himmliſchem Entzücken
Gefühlt in mir des Lebens Funken glühn;
Wo ich den göttlichen Gedanken dachte,
Der Liebe Zartgefühl dies Herz umfieng,
Mir die Natur mit Mutterblicken lachte,
Und mich umſchlang der Menſchheit heil'ger Ring;
Die Gottheit mir erſchien am feſtlichen Altare,
Sich hell mir wechſelten der Jugend frohe Jahre.
Dies Land, das ſeines reichen Segens Fülle
Auf mich, die es erzeugt in ſeinem Schoos,
Die es bedeckt mit mütterlicher Hülle,
Auf mich, mit liebevoller Hand ergoß, —
Dies Land ſeh' ich bedrängt vom Zorn der Götter,
Belaſtet mit des Schickſals ſchwerem Fluch; —
Und mich verlangt zu meines Volkes Retter
Des göttlichen Orakels ernſter Spruch,
Ich ſoll des Fluches Laſt von meinem Volke wenden,
Und vom Olymp zurück die Huld der Götter ſenden. —
Zwar ſteh' ich an des Lebens Blüthenpfaden,
Mir grünt noch überall der Jugendluſt,
Wozu Natur und Menſchheit mich geladen,
Und keines Frevels bin ich mir bewuſt,
Ich tanze noch der frohen Unſchuld Reigen,
Zum Himmel heb' ich reine Händ' empor,

Zu mir herab die goldnen Freuden ſteigen,
Das Glück ſich mich zur Günſtlingin erkor,
Auf ſicherm Nachen ſchien es mich zu tragen,
Mit keinen Glanz des Lebens zu verſagen. —
Da ſchwärzt ſich plötzlich dieſer Freudenhimmel,
Die dunkle Nacht des Schickſals bricht herein;
Geriſſen werd' ich in des Kriegs Getümmel,
Mein Blut ſoll meines Volkes Sühne ſeyn,
Vertilgen ſoll ich des Erzeugers Schande,
In Sieg verwandeln meiner Brüder Noth,
Und Heil erflehn dem theuren Vaterlande,
Und ſterben für das Vaterland den Tod —
Ich kann ihm nun die große Schuld bezahlen —
Was fürcht' ich länger noch des Todes Qualen? —
(In der höchſten Begeiſterung bis ans Ende)
Wohlan! Nicht muthlos ſäum' ich mehr zu ſterben!
Dem Tode ſey dies reine Haupt geweiht! —
Auf mich, Erzürnte, ſtürzet das Verderben!
Es ſey mein Volk, mein Vaterland befreit!
Ihm geb' ich wieder die entrißne Ehre;
Schon droht dem Sitz des Räubers Untergang;
Es winkt der neue Sieg dem Griechenheere,
Es tönt von neuem ſeines Ruhmes Klang!
Triumph! Triumph! Für euch entſtrömt mein Blut!
Zur Rache flamm' es euren Heldenmuth! —
Hervor, ihr Prieſter!

Laßt die heilgen Hymnen ſchallen!
Bekränzt das Opfer!
Führt es zu des Tempels Hallen!
Auf! rüſtet den Altar!
Es lodre
Die heil'ge Flamme, denn
Ich fodre
Den Sühnungstod von euren reinen Händen;
Dies freie Leben will ich ſegnend enden!

VI.

Kunſtanſichten aus Italien.

Rom d. 10. Januar 1805.

Den 19ten Oktober verließen wir Trient in der Nacht, um mit aufgehender Sonne von den Gebirgen in die ſchöne Gefilde Italiens hinabzuſteigen. Welche Gefühle der Freude durchzitterten mein Herz bei dem Gedanken, daß mein Fuß nun bald jenes Land durchwandern würde, welches mich von meiner Kindheit an gleich einem goldnen Heſperien aus heiterer Ferne anlächelte. Doch meine Erwartung von dem Anblick der ſchönen Gegend wurde betrogen. Erſt allmählich und unmerklich ſteigt man von den Gebirgen Tirols herab in eine eintönige Ebene, welche durch die in geraden Linien gepflanzte Maulbeerbäume

einen ermüdenden Anblick gewährt. — Verona iſt in Hinſicht der Kunſt nicht ſehr merkwürdig, ich nehme die Arena aus, welche, obſchon nicht aus der blühenden Epoche der Römiſchen Baukunſt, doch durch ihre Größe und Simplicität imponirt. — Die Porta ſtupa oder del pallio wird als eins der ſchönſten Werke des San Michele ſehr geſchätzt. Die in der Frieſe angebrachte Verzierung von Ochſenköpfen und Opfergeräthen ſind wohl nicht eigentlich an ihrer Stelle; es ſcheint mir, daß wir Neueren oft eine Verzierung ſchön nennen, weil ſie durch das Alterthum geheiligt iſt; denn dieſes abgerechnet, kann ich im Ganzen an einem Ochſenſchädel, Gryph und ähnlichen Verzierungen dieſer Art wenig Angenehmes noch Schönes finden. In dem Muſeum befindet ſich ſehr weniges, welches künſtleriſchen Werth hat, indem das beſte von den Kunſtwerken aus Verona nach Paris geführt wurde. In Mantua muß man eigentlich den Giulio Romano beurtheilen, denn ſo lange er unter der weiſen Leitung ſeines großen Führers arbeitete, wurde ſein Geiſt in den Schranken der Mäßigung gehalten, aber nach deſſen Tode riß ſein heftiger und feuriger Geiſt ihn zur Nachahmung des Michelangelos hin. Doch ohne deſſen großen Styl in den Formen zu erreichen, verfiel er in eine manierirte Art zu malen. Die Proportion ſeiner Figuren iſt

im Ganzen zu kurz und plump, durch welches Mittel er ſeinen Geſtalten Kraft und Charakter zu geben hoffte, aber das Großartige der Formen des Buonarotti dadurch einbüßte. Die Muskeln ſind zu gleichförmig und mitunter unrichtig angedeutet, weil er ſeine durch vieles Arbeiten erworbene Fertigkeit mehr als die Natur und Wahrheit zu Rathe zog. Sein Ausdruck iſt zu eintönig und übertrieben; alles iſt nur obenhin angedeutet, ohne auf Alter, Charakter und Individualität Rückſicht zu nehmen, wodurch natürlich ein Mangel an ſchöner Abwechſelung entſtehen muß. Verzeihen Sie die Kühnheit, mit welcher ich meine Gedanken über dieſen Künſtler vor ihrem prüfenden Blicke zu entfalten wage, meine Verehrung der göttlichen Kunſt und des großen Raphaels heißt mich ſo urtheilen, und ſo hoffe ich, nicht mißverſtanden zu werden. Durch den Grafen Caſtiglione wurde Giulio nach Mantua berufen, um dieſe Stadt durch Werke ſeiner Kunſt zu verſchönern, unter denen der herzogliche Pallaſt und der vor dem Thore gelegene Palazzo del Te die bewunderungswürdigſten ſind. Leider ſind die ſchönen Fresken in dem erſtern ſchon im Jahr 1630 durch die kaiſerliche Armee ungemein beſchädigt worden, und in dem letztern für Italien ſo ſchrecklichen Kriege wurden ſie ſchier gänzlich zu Grunde gerichtet. Der mit Gegenſtänden aus dem Troja-

nischen Kriege geschmückte Saal ist glücklicherweise noch am besten erhalten. Die kühnen Ideen, das Feuer und der große männliche Styl verdient in diesen Werken alle Achtung. Der Palazzo del Te ist besser erhalten. Ich halte mich bei der Nomenklatur der in demselben dargestellten Gegenstände nicht auf, weil sie Ihnen bekannt sind. Der Gigantensturz in dem dritten Saale ist eins der größten Werke dieses Künstlers; obschon das Kolorit ziegelfarbigt ist, und es dem Ganzen an Haltung mangelt, so zeichnet sich doch das Bild durch originelle Seltsamkeit der Komposition und durch die Kühnheit in den Stellungen der nackten Körper aus. Die 6 Säle und die offne Halle sind noch wohl erhalten, dahingegen ist der am Ende des Gartens befindliche Saal niedergerissen worden. Giulio schmückte Mantua mit vielen schönen Werken der Baukunst, unter denen sich der Dom auszeichnet. In dieser Kirche befindet sich ein treffliches Bild nach dem Carton des Giulio Romano von einem seiner Schüler dem Giovanni Bortano verfertigt. Christus, den Petrus und Andreas zum Apostelamte berufend, ist der Gegenstand dieses Bildes. Obschon Vasari den Carton als das meisterhafteste Werk von Giulio lobt, so kann ich doch die eilig hinwegschreitende Figur des Christus nicht edel finden; übrigens, hat das ganze viel Leben und Bewe-

gung. In der Kirche des heiligen Mauritius fand ich 5 ſchöne Bilder von Lodovico und 2 von Anniballe Caracci. Die Akademie iſt in einem elenden Zuſtande; der Direktor, deſſen Namen ich aufzuzeichnen vergeſſen habe, zeigte mir eine mit der Feder gezeichnete Sammlung von Köpfen, welche er zum Unterricht der Schüler verfertigt hatte, und die ſehr mittelmäßig waren. Zwei Säle voll ſchöner Gypsabgüſſe, ſo ſchlecht wie möglich beleuchtet, einige Kupfer nach Raphael und Pouſſin, und das Zeichnen nach dem Nackten bei der Lampe machen den Studienvorrath für junge Künſtler aus, deren aber ſehr wenige dort ſind. — Vicenza iſt für den Liebhaber der Architektur wegen der ſchönen Gebäude des Palladio und Scamozza ſehr merkwürdig. In dem Speiſeſaal der Serviten bei Madonna del monte wurde ich durch ein vortreffliches Bild des glänzenden Paolo Veroneſe überraſcht. Der Künſtler hat die durch den heiligen Gregorius den Armen gegebene Mahlzeit dargeſtellt, ein für ſeinen Styl paſſender Gegenſtand. —

Padua, den 2. Nov. Ich lebe hier köſtliche Tage; dieſen Morgen wanderte ich nach der Kirche Annunziata, nell'Arena benannt, weil ſie auf den Trümmern eines alten Amphitheaters erbauet iſt; ein kleiner Umweg führte mich auf den Wall, wo man der Ausſicht in die reizende, vom fernen Schneegebirge begränzte

Gegend genießt. Rings umher lachte die grüne Erde und prächtig stieg die goldne Sonne aus ihrem Lager empor. Wie wohl war mir's, mein Herz an dem Anblick der nimmer alternden heiligen Natur zu laben; nun trat ich in den Tempel, um dort im stillen Genusse der Kunst zu verweilen. Im Jahr 1306 zierte Giotto das Innere der Kirche mit Fresken von seiner Hand.

Dieser verdienstvolle Künstler ist nicht genug geschätzt. In seinen Bildern ist ungemein viel Poesie, und man muß ihn bewundern, wenn man das Zeitalter in Erwägung zieht, in welchem er lebte.

Credette limabue nella pittura
Lenor lo campo, ed ora ha giotto il grido
Si che la fama di colui a fuira. — So singt der große Dante von ihm.

Er vergrößerte den Geschmack in der Kunst, seine Gewänder sind nicht so steif, und in Hinsicht der Anordnung und des Ausdrucks machte er sich sehr um die Kunst verdient. Zwar ist alles nur angedeutet, die Hand war nicht im Stande, dem gefühlvollen und kühnen Fluge seiner Einbildungskraft zu folgen. Den Geist dieses Künstlers muß man mehr als seine Werke selbst bewundern; hätte Giotto die richtigere Zeichnung und praktische Kenntnisse der nachfolgenden Jahrhunderte besessen, wie göttlich würden dann seine Werke

seyn. Die in dieser Kirche befindlichen Fresken sind gut erhalten. Das Gewölbe ist ein azurner Himmel mit Sternen geschmückt. Aus glänzenden Sonnenstrahlen die Bildnisse des Erlösers und der heiligen Jungfrau am schönen Firmamente. Drei Bogen tragen das Gewölbe; auf diesen sind die ehrwürdigen Häupter der Propheten und Apostel, die Stützen des Glaubensgebäudes, abgebildet. An den Wänden hat der Künstler in einfachen Figuren die Thaten des Erlösers geschildert, von der Geburt bis zur glorreichen Himmelfahrt. Das Bild von der Auferweckung des Lazarus ergreift durch die einfache natürliche Darstellung. Auf einer kleinen Erhöhung des Bodens steht der Gottmensch, die Rechte, auf deren gebietenden Wink sich die Augen des Todten öffneten, ist noch erhoben, aus seinem Antlitz leuchtet Hoheit und Würde hervor. Hinter ihm erblickt man die ehrwürdige Schaar seiner Jünger. Vor Wehmuth und Freude und inniger Anbetung sind die Schwestern des vom Tode Erweckten, niedergesunken. Ihr Mund vermag nicht das Gefühl des wärmsten Dankes auszusprechen, die Knie des göttlichen Mannes zu umfassen, ist alles, was ihr zerknirschtes Herz vermag. Rührend ist der Anblick des Lazarus; hinter seinen Schwestern steht er gleich einer Mumie in Leinen eingewickelt, ohne Handlung

doch ergreifend iſt der Ausdruck des feurigſten Dankes in ſeinem Geſichte. Aus der ihn umſtehenden Schaar von Männern und Weibern unterſtützen ihn einige mit Theilnahme, andre ſtaunen mit weit geöffneten Augen den Heiland und den Erweckten an. Von dieſem Wunder ergriffen, wenden ſich einige anbetend zu Jeſum den Herrn; andre, denen der giftige Wurm am Herzen naget, ſchleichen ſich ſtille hinweg, dieſes neue Wunder den Phariſäern zu hinterbringen, und ſo den Tod des Göttlichen zu beſchleunigen. Mit inniger Andacht betrachtet der ſtille Beſchauer die einfachen aber ſinnreichen Darſtellungen, er wendet ſich den heiligen Kreis zu verlaſſen, aber es ſtellt ſich ſeinen Augen das höchſte, das fürchterlichſte, die Scene des letzten Weltgerichtes dar. Im hellen Lichtglanze bildet eine Schaar weißgekleideter Engel einen ſchimmernden Kreis, in deſſen Mitte der Sohn Gottes, der Erlöſer, auf einer goldnen Wolke thronend als Richter des Menſchengeſchlechtes erſcheint; zu ſeiner Rechten und Linken die Verkündiger ſeiner Lehre auf goldnen Stühlen. Hier ſteigen die Seligen von Engeln geführt zum Himmel empor, dort ſtürzen zur Linken die Verdammten von Geiſtern der Hölle ergriffen, in den Abgrund hinab. Die von dem Gedichte des Dante erhitzte Imagination des Künſtlers hat hier die ſeltſamſten, kühnſten

„aber hat er ſie geöfnet, ſo ſetzt ihn die unvermuthete „Erſcheinung der jungen Bewohnerin vor Entzücken „auſſer ſich. Vom Anblick ihrer blendenden Schön„heit übertäubt, glaubt er, voll Beſtürzung die Gott„heit des Tempels zu ſehen. Auf den Schrey der „Verwunderung, der ihm entfährt, läuft man her„bey, und dem Gemahl wird der Irrthum, worinn „ſeine Gattin ihn unterhalten hatte, bey dieſer Ge„legenheit offenbar. Gerührt von den unſchuldigen „Reizungen des ſchönen Mädchens, vergiebt er der „Mutter; nimmt die Tochter an Kindesſtatt an, und „vermählt ſie mit dem Jünglinge, welcher gleich „beym erſten Anblicke die heftigſte Liebe für ſie em„pfunden hatte.“

Herr Poinſenet meynt, die Verwickelung dieſes alten Sujets, ſchicke ſich, wegen der pathetiſchen Auftritte, die ſie darbietet, beſſer zum Roman, als für die ächte Komiſche Bühne, und er berichtet uns, daß ein Grieche aus den ſpätern Zeiten den Phaſma würklich hiſtoriſch, im heroiſchen Geſchmacke behandelt habe. Das Griechiſche Manuſcript iſt abhanden, aber Hr. Poinſenet beſitzt davon eine wörtliche, lateiniſche Ueberſetzung, die ſich von einem franzöſiſchen Conſul zu Smyrna herſchreibt.

Der neue Grieche hat die glückliche Entwickelung des Phaſma beybehalten, aber den übrigen Umſtänden des Plans, ſeinen Abſichten gemäs, eine neue Wendung gegeben. Er hat verſchiedene würkliche Helden des Alterthums mit ſeinen erdichteten in Verbindung gebracht, und merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte eingeflochten. Hiedurch hat er ſeinen Stoff, der ſich durch das bezaubernde Intereſſe, welches die Alten darinn fanden, ſchon hinlänglich empfiehlt, zu einer noch gröſſern Würde erhoben. In der That iſt dieſer Roman ſehr unterhaltend, und die Schreibart darinn untadelhaft.

L. H.

und abentheuerlichſten Ideen dargeſtellt. Dies ohngefähr die poetiſche Erfindung des Ganzen. In einigen Figuren iſt der Ausdruck vortrefflich, die Zeichnung, obſchon etwas trocken, meiſt immer richtig, und in einem größern Style als ſeiner Zeitgenoſſen. Giotto hat auch das Verdienſt, daß er zuerſt die Verkürzungen machte und richtiger zeichnete. Der ganze Faltenwurf iſt einfach und groß, nur ſind die einzelnen Falten zu abgebrochen und etwas ſteif. — Der Audienzſaal des Rathhauſes iſt ungeheuer groß und ganz von Giotto ausgemalt. Die Malereien haben ſehr gelitten, und ſind in neuern Zeiten übermalt worden. Neben der Kathedralkirche liegt eine abgeſonderte Kapelle Johannes dem Täufer gewidmet, deren Wände und Kuppel von der Hand deſſelben Künſtlers geziert waren, nun aber für die Kunſt leider verloren ſind, weil ein Sudler ſich beſchäftigte, die Bilder ganz aufzufriſchen und zu übermalen; kaum ſollte man glauben, daß dies in unſerm Jahrhundert möglich ſey. Für das Studium der ältern Kunſt iſt die Kirche des heiligen Antonius, Il Santo genannt, ſehr merkwürdig. Giacopo d'Avanzi, der um das Jahr 1370 blühte, zeichnet ſich durch eine größere und richtigere Zeichnung, und durch eine angenehme wahre Farbenmiſchung vor allen aus. Er hatte ſich in der Schule des Franco zu Bologna gebildet. In einer

Kapelle dieſer Kirche hat er die Kreuzigung Chriſti in einem großen Wandgemälde dargeſtellt. Die Gruppe der trauernden Weiber iſt ungemein ſchön und voller Ausdruck. Ueber die daſelbſt befindlichen Werke des Donatello, wie auch über die Statue des Gattamelata zu Pferde, welche er in Bronze gegoſſen, ſage ich Ihnen nichts, weil ich in Florenz dieſen Künſtler erſt näher kennen lernen möchte. Padua hat noch einige merkwürdige Sachen, die ich aber wegen Mangel an Zeit Ihnen nicht mittheilen kann. So ſieht man zum Beiſpiel in der Kirche St. Filippo ed Jiacomo ſchöne Fresken von Mantegna und in der Scuola del Santo einige Bilder von Tizian. — Von Padua fuhren wir auf dem Kanal der Brenta nach Venedig; beide Ufer ſind mit Gärten und ſchönen Palläſten von Palladio und Scamozzo bezeichnet, welches die Reiſe äußerſt angenehm macht. Die Ausſicht, die man bei Fuſina genießt, iſt unausſprechlich ſchön. Vor mir lag die unabſehbare Fläche der Lagunen, aus deren Gewäſſer Venedig ſein Haupt ſtolz empor hebt. Dieſe mit ihren Kirchen, Thürmen, Kapellen und ſchönen Palläſten auf dem Waſſer ſchwimmende Stadt gewährt unter dem ſchönſten blauen Himmel einen prächtigen entzückenden Anblick. Der ausgebreitete Handel, den dieſe Stadt beſaß, und die Einnahme eini-

ger Theile Griechenlands brachte frühe eine Neigung für die Künste hervor. Giovanni Bellini könnte man als den Vater der Venetianiſchen Schule anſehen. Er entfernte ſich von dem Gothiſchen Geſchmack, ſeine Zeichnung ward graziöſer, und man bemerkt bei genauer Unterſuchung in ſeinen Bildern den Keim aller Vortrefflichkeiten des Tizians, in Hinſicht der Wahrheit und Harmonie der Farbengebung. Um ſich von der Wahrheit dieſer Behauptung zu überzeugen, ſehe man nur das ganz Tizianiſch gezeichnete Chriſtuskind auf dem in der Sakriſtei der Fruri befindlichen Bilde. Wie auch die Vermählung der heiligen Katharina ebendaſelbſt. Der Kopf der Maria iſt bloß durch die Kunſt der Halbſchatten gerundet, und von vortrefflicher Farbe. Leider hat Venedig das ſchönſte Bild dieſes Meiſters durch den letzten für Italien ſo ſchrecklichen Krieg verloren, und eine Kopie von Palma Vechio iſt in der Kirche St. Zaccaria an der Stelle aufgerichtet worden. Von den Verdienſten des Giorgione kann ich Ihnen keine Nachrichten mittheilen, weil man nichts oder nur äußerſt unbedeutende und beſchädigte Werke von ihm ſieht. Auch über den großen Tizian kann man in Venedig kein gründliches Urtheil fällen, weil ſeine beſten Werke hinweggeführt und verkauft ſind. Die ſchöne Gemäldeſammlung

des Palazzo Graſſi iſt verkauft und die ſchönen Bilder Tizians im Palazzo Barbarigo ſind in dem elendeſten Zuſtande.

In der Scuola di St. Rocco muß man die Giacomo Robuſti, Tintoretto genannt, kennen lernen; dies das Reſultat über die künſtleriſchen Verdienſte dieſes Malers. Der junge Tintoret vom Künſtlerneide des Tizians verfolgt, ſchlug ſich ſelbſt überlaſſen einen eigenen Weg ein, indem er die große Manier in der Zeichnung, die der Florentiniſchen Schule eigen war, zuerſt in Venedig einführte. Dann ſuchte er in ſeinen Bildern eine frappante Wirkung von Schatten und Licht hervor zu bringen, und er bildete ſich in dieſem Theile der Kunſt eine große Manier, doch gefielen ſeinem ungeſtümen Gemüthe die Effekte immer am beſten, die durch eine gewiſſe Neuheit und viel Geräuſch überraſchen. Seine Zeichnung weicht in den beſten ſeiner Werke ganz von dem Style der Venetianiſchen Schule ab, denn ſeine Formen haben einen gewiſſen Anſtrich von Größe, in den meiſten ſeiner Arbeiten iſt ſie aber übertrieben und ſehr inkorrekt. Seine Erfindungen ſind nie erhaben, ſondern meiſt gemein und niedrig, z. B. in dem Bilde der Verſuchung iſt der Gedanke, den Erlöſer auf einen Baum zu ſetzen, gewiß lächerlich. Die Jünger ſind bei dem letzten Abendmahle gleich einer

Gesellschaft Bauren um den Tisch gelägert; Christus wird dadurch, daß er im Hintergrunde an einer Ecke des Tisches sitzt, ganz Nebenfigur; ein Fehler in den er oft verfiel. Die malerische Anordnung ist schön, aber doch oft etwas verworren, wozu aber auch das Nachschwärzen der Bilder viel beitragen mag. Der Ausdruck war, im Ganzen genommen nicht seine Stärke. In der Behandlung hatte er sich eine ungeheure Fertigkeit erworben. Sein Feuer riß ihn zur größten Schnelligkeit in der Arbeit hin, wodurch er außer Stand gesetzt wurde, seinen Werken die Schönheit und Richtigkeit der Zeichnung und Vollendung aller Theile, die zu einem guten Kunstwerke erfordert werden, zu geben. Diese Art zu malen, stürzte gänzlich das schöne Gebäude der Venetianischen Schule; anstatt treue Nachahmung des Wirklichen und Wahrheit der Farbenmischung als das Ziel anzusehen, fieng man an eine handwerksmäßige Fertigkeit des Pinsels als die Haupttugend des Malers zu schätzen. Palma der jüngere, beschleunigte den Verfall der Kunst noch mehr. Das Studium nach der Natur wurde als ein gar zu langsamer Weg angesehen, alle Gründlichkeit und Mannichfaltigkeit verschwand, an deren Stelle eine affektirte Nachlässigkeit, und gänzlich manierirte Art zu malen sich festsetzte: alles beruhte auf Willkühr und einer verwerflichen me-

chaniſchen Praktik den Pinſel kühn und frei zu füh-
ren. Man ſieht eine groſſe Menge Bilder von ihm zu
Venedig. Doch ich kehre zur Scuola di St. Rocco
zurück. Man ſieht daſelbſt, die Deckengemälde mitge-
gerechnet, 57 Bilder des Tintoretto. In dem Saal,
Albergo genannt, befindet ſich das durch den Grabſti-
chel des Aug. Caracci verewigte Bild der Kreuzigung
Chriſti. Man kann dieſes als das ſchönſte Werk des
Robuſti anſehen, in welchem er ſich ſelbſt übertroffen.
In den Palläſten und Kirchen findet man eine groſſe
Anzahl Werke von ihm, unter denen die in den
Kirchen St. Rocco, Maria dell' Orto und St. Gia-
como die vorzüglichſten ſind. In dem palazzo Pi-
ſani die Familie des Darius zu den Füſſen Alexan-
ders, eins der ſchönſten Werke von Paolo Veroneſe.
Mir iſt es unbegreiflich, wie Herr von Rambohr die
poëtiſche Erfindung und die Abwechſelung in dem
Ausdruck der Affekten ſo ſehr loben kann. (Ram-
bohr über Rom Band 3. S. 132.) Mit wenigen
Worten will ich Ihnen ſchildern, wie Veroneſe dieſen
reichhaltigen Stoff behandelt hat. Vor ſeinem Pa-
laſte in dem mit einer prächtigen Gallerie umgebenen
Hofe empfängt ein junger Prinz aus den Zeiten des
Paolo einige Damen, die vor ihm auf den Knieen
ſitzen, welches eine bloſſe Höflichkeitsbezeigung zu ſeyn
ſcheint, indem weder die Stellungen der Figuren noch

die

die Köpfe eine ſtarke Bewegung der Seele andeuten. Sie ſind ſehr reich nach dem Gebrauch der damaligen Zeit gekleidet, die Köpfe ſcheinen Bildniſſe. Raphael brachte zwar auch Bildniſſe in ſeinen hiſtoriſchen Gemälden an, aber er wußte ihnen den für den dargeſtellten Gegenſtand paſſenden Ausdruck zu geben, da ſie hingegen beim Paolo als bloße Bildniſſe erſcheinen. Der junge Fürſt hat ein zahlreiches Gefolge, unter denen einige alte vortreffliche Köpfe; doch für die üppige Einbildungskraft des Veroneſe war dies viel zu einfach: ein reich gekleideter Zwerg und ein prächtig gezäumtes Pferd müſſen das Auge des Beſchauers noch mehr blenden helfen. Dies iſt die Geſchichte, welche Paolo auf die Leinewand gemalt hat. Eine ſchöne Gruppierung, treffliche Behandlung, meiſterhafte Haltung und ſchöne Farbengebung erheben dieſes große Bild zu einem der ſchönſten von der Hand dieſes Meiſters. In den Köpfen iſt viel Wahrheit und Abwechſelung, die Farbengebung iſt ſchön und lieblich durch die perlgrauen Tinten, die er trefflich anzubringen wußte. Veroneſe beſaß eine eigene Kunſt ſeinen Gemälden eine große Wirkung zu geben, ohne ſtarken Schatten in denſelben anzubringen. So brachte er oft einen ganz erleuchteten Kopf auf einem hellen Grunde an, und doch wußte er denſelben durch die Schönheit der Farbe von dem Grunde zu heben. Alle Farben

sind frisch und glänzend, ohne daß die Harmonie und die angenehme sanfte Wirkung des Ganzen dadurch aufgehoben wird. Die freie, kecke und verständige Führung des Pinsels ist einzig in ihrer Art, alles ist gleichsam nur hingeschrieben, wenn man das Bild in der Nähe betrachtet. Die Gewänder sind reich und die Stoffe derselben schön nachgeahmt, doch zum Unglück wählte er solche, die keinen großen simpeln Faltenwurf zulassen; auf der andern Seite muß man gestehen, daß die mit kleinen Falten etwas überhäufte, und aus reichen prächtigen Stoffen bestehende Gewänder besser mit seiner üppigen Kunst übereinstimmen. Man sieht in dem Bilde alle Schönheiten und Fehler dieses Meisters vereinigt; so sind die Fehler gegen das Kostüm widersinnig und unverzeihlich, wie auch die übele Gewohnheit die Kompositionen mit Episoden und einem erdrückenden unnöthigen Pompe zu überladen. Venedig hat zwar viele treffliche Werke dieses großen Malers verloren, aber dennoch verdienen folgende Bilder unter die Zahl der auserlesenen gesetzt zu werden. In der Decke des sala del gran consiglio nel palazzo di St. Marco ein ovales Bild, den Glanz Venedigs allegorisch darstellend. Im Saal del Collegio ebendaselbst der General Sebast. Veniero vor Christum knieend, ein schönes großes Bild. Auf der Bibliothek 4 ungemein

ſchöne Deckengemälde und ein Altarbild in der Kirche der St. Katharina. — Die zwei bei dem Arſenal aufgeſtellten groſſen Löwen fand ich weit unter ihrem Rufe; zwar haben ſie erſtaunlich viel gelitten, aber bei allem dem kann ich doch dieſe Werke in Hinſicht der Kunſt nicht ſehr ſchätzen. Auf der Bibliothek befinden ſich auch noch einige Antiken, unter andern zeichnen ſich eine Leda, ein Bachus und Minerva vortheilhaft aus. Ein ſehr ſchönes Werk iſt die nackte koloſſaliſche Statue des Markus Agrippa in dem Pallaſt Grimani, welche ehemals die Vorhalle des Pantheon ſchmückte. Dieſer Pallaſt iſt ungemein ſchön mit Verzierungen des Jiovanni di Udino, einem vortrefflichen Bilde des Franzesco Salviati, eine Pſyche vorſtellend, und mit vielen antiken Statuen, Büſten und Basreliefs geſchmückt. Ein ſchöner runder Saal mit einer Kuppel von gefälliger Architektur iſt ein Werk des Sanſovino. — In Ferrara hatte ich Gelegenheit über die Werke eines Doſſo Doſſi, Benvenuto da Garofalo und Sebaſtiano Filippi intereſſante Bemerkungen anzuſtellen, doch davon und von allem dem Schönen, was ich in Bologna ſahe, und über die dortige Akademie und Künſtler werde ich Ihnen in meinem nächſten Briefe Nachrichten mittheilen.

Wie ſoll ich Ihnen meine Freude und den Genuß

ſchildern, den mir Rom gewährt — doch verzeihen Sie, ich vermag nichts über dieſen unbeſchreiblich köſtlichen Aufenthalt zu ſagen. Wie glücklich iſt der Künſtler, der hier in Frieden von göttlichen Kunſtwerken umgeben nur ſeiner Kunſt lebt! Von allen dieſen Herrlichkeiten werden Sie, bin ich nur erſt etwas zu mir ſelbſt gekommen, mehr hören.

Rom d. 13. Januar 1805.

Vorgeſtern ſpeiſten wir auf dem Kapitol bei dem Prinzen Rezzonico. Die Geſellſchaft war auserleſen, ich nenne Ihnen nur Canova, mit dem ich ſchon in näherer Verbindung ſtehe, Suvé, der Direktor der Franzöſiſchen Akademie, und ein Baron de Vi[illegible]; letztern hatte ich auf ſeiner Durchreiſe in Düſſeldorf kennen gelernt, und ſo führte er mich den andern Tag auf die Vatikaniſche Bibliothek. Er iſt ein gefälliger Mann und beſitzt ſchätzbare Kenntniſſe. In der Camera de Papiri fiel er unbarmherzig über unſern Mengs her, und drohte dieſem verdienſtvollen Manne all ſeinen Ruhm zu rauben; indem er nach ſeiner Ausſage im Stande ſey zu beweiſen, daß Mengs weder ein großer Maler ſey, noch eine Zeile zu ſchreiben vermocht habe; die Werke ſeyen untergeſchoben und ganz von der Erfindung des Ritter Azara. Einen Aufſatz über dieſen Gegenſtand wünſcht er in

Les malheurs de l'inconſtance, ou les lettres de la Marquiſe de Syrcé, & du Comte de Mirbelle, par M. Dorat.

Dieſer Roman iſt von modernerem Geſchmack, als der vorhergehende. Das anziehendſte darinn ſind die Briefe eines jungen Duc, (*) der einen franzöſiſchen Lovelace vorſtellt; tückiſch, treulos nach einem ausgeſonnenem Plane, und abſcheulich mit fröhlichem Muthe. Seine Briefe ſind voll Witz und Annehmlichkeit (und deſto ſchlimmer! ſagt der deutſche Merkur.)

D. L. H.

Le Jugement de Paris, poeme en quatre chants, par Mr. Imbert; I. volume in 8vo. A Paris, chez Piſſot, libraire, 1772.

Dieſes Gedicht ſcheint unter allen denen, die im vergangenen Jahre zu Paris erſchienen ſind, den allgemeinſten Beyfall erhalten zu haben. Wir können uns auf keine ausführliche Beurtheilung deſſelben einlaſſen, und verweiſen die Liebhaber auf das Werk ſelbſt.

Hiſtoire philoſophique & politique des établiſſemens & du Commerce des Européens dans les deux Indes. VI. volumes in 8vo.

Da einer unſerer Mitarbeiter eine ausführliche Beurtheilung dieſes Werks in den folgenden Band

(*) Ein franzöſiſcher Düc kan im Deutſchen eben ſo wenig Herzog heiſſen, als ein Marquis Marggrave; er iſt und bleibt ein Düc, ſo gut als dieſer ein Marquis.

den Teutſchen Merkur einzurücken. — Sey es immerhin wahr, daß Azara das Ganze in ein beſſeres Gewand gehüllt habe, ſo bleiben dem Mengs doch die Ideen als Eigenthum, er iſt der Schöpfer der Seele, jener nur der Hülle. Daß dieſe Schriften unendlich viel Lehrreiches, Wahres und Vortreffliches enthalten, wiſſen Sie beſſer, als ich es Ihnen ſagen kann. Ich muß geſtehen, es ſcheint in meinen Augen eine liebloſe und undankbare Handlung, einem Manne, dem die neuere Kunſt ſo unendlich viel zu verdanken hat, ſeinen Ruf und Ruhm rauben zu wollen. Dies Beiſpiel würde jeden Großen abſchrecken, ſich um die undankbare Menge ein Verdienſt zu erwerben. Aber leider leben wir in einem Zeitalter, wo man auf Unkoſten ſelbſt des Heiligſten nur durch auffallende Neuheit die Aufmerkſamkeit des gemeinen Haufens auf ſich zu ziehen ſucht.

Was die Gemälde in der Camera de papiri betrifft, will ich offenherzig bekennen, daß ich ſie im Ganzen unter, und im Einzelnen über meine Erwartung gefunden habe. Ueber die Erfindung des mittlern Bildes ſtimme ich mit dem Urtheil des Herrn von Ramdohr überein, aber vielleicht aus andern, als den von ihm angeführten Gründen. Die Wirkung des Ganzen iſt matt, weil die Farben nicht glücklich gewählt ſind, und die Farbenmiſchung erſtaun-

lich kalt iſt, welches mich um ſo mehr in Erſtaunen ſetzt, da ich das herrliche kräftige Bild in der Dresdner Kirche kenne, wo es dieſe Dinge in einem hohen Grad der Vollkommenheit beſitzt. Die Figuren des Petrus und Moſes ſind in Hinſicht des Charakters und der Formen von geringer Bedeutung. Die zur Seite ſtehenden Genien löſen ſich nicht vom Grunde, weil er die unglückliche Idee hatte, ſie auf einem goldnen Grunde zu malen, wodurch nothwendig ſelbſt ein Correggio in den Fehler verfallen wäre, die Konturen hart und abgeſchnitten zu malen da man die Farbe nicht in den Goldgrund verwiſchen kann, welches alle Rundung und das Zurückweichen der entfernteren Theile unmöglich macht. Die Köpfe der Kinder und Genien ſind ein wenig geziert. Der Rücken eines dieſer Säuglinge iſt das ſchönſte von dem ganzen Werke. Glücklicherweiſe dient ein Gewand ſtatt dem Golde der Figur zum Grunde, wodurch die Schwierigkeit gehoben wurde. Dieſe Figur iſt vielleicht die vollkommenſte Erzeugung der neuern Kunſt; welche idealiſche Schönheit der Formen, welche täuſchende Rundung, welchen Zauber der Farbenmiſchung!

Ueberhaupt muß man, um über die Verdienſte eines Kunſtlers ein richtiges Urtheil zu fällen, die Zeit, in welcher er lebte, genau in Erwägung ziehen. Man kann annehmen, daß die Kunſt nach dem Tode

der Carracci, des Dominichino, Guides ꝛc. ꝛc. bis auf Mengs Zeiten immer bald mehr bald minder im Sinken blieb. Bedenken wir nun, in welchem Zustande er die Kunst fand, und welches die herrschenden Grundsätze waren, so wird man einsehen, daß gewiß ein nicht gewöhnlicher Muth dazu gehörte, sich dem Geiste des Zeitalters und einer in verderblichen Grundsätzen erzogenen Rotte von Künstlern zu wiedersetzen. Wem haben wir den im Ganzen herrschenden bessern Styl, wem einen Winkelmann zu verdanken? Es ist undankbar mit ihm hadern zu wollen, weil er sich noch nicht völlig von dem verdorbenen Geschmack seines Zeitalters loszureißen vermochte. — Was übrigens Herrn de Vivere betrifft, so ist er allerdings ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, doch es ist ihm bis dahin noch nicht gelungen aus den Propyleen in das Innere des Kunsttempels einzudringen. Das was ich eigentlich die Seele eines Kunstwerks nennen möchte, der Theil desselben, welcher ihm den selbstständigen Werth mittheilt, dies kennt er nicht. —

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Andenken an Teutsche Dichter. Von Elise Bürger. 249

2. Die drei Grafen-Töchter. Von K. W. Juſti. 252.

II. Oſſians letztes Lied Berrathon. Von Reyer. 258

III. Odins Reden an die Götter. . . . 264

IV. Erinnerung an Spalding. 273

V. Ueber Prof. Levezow's Iphigenie. . . 288

VI. Kunſtanſichten aus Italien. . . . 299

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

4. Stück, April 1805.

I. Von der Zeitschrift London und Paris ist das 4te Heft des VII. Jahrgangs erschienen und enthält:

I. London. 1. Schilderung eines Morgens in London. — Ueber physische Erziehung der Kinder und ihre Kleidung. — Die Stunde des Frühstücks. — Dr. Willis Bemerkungen über den Thee. — Beschäftigungen der schönen Welt vor dem Mittagessen. Wanderungen nach der Truchsessian Gallery, in Thomas Hope's Palast, und zu den Gemälden der Frau van Tott. 2. Vertheidigung der City von London. Fahrt nach den Westindian Docks. Das Hospital von Greenwich. Der Park und das Observatorium zu Greenwich. II. Paris. 1. Schilderung der Feierlichkeiten bei der Kaiserkrönung in Paris. — Volksbelustigungen am 4. December. — Fahnenweihe auf dem Marsfelde. — Fest des Senats. — Fest der Stadt Paris, der Generale und Reichsmarschälle, und des Gesetzgebenden Korps. — Vorstellung der Offiziere der militärischen Deputationen. 2. Der Thron des Kaisers und des Papstes bei der Krönung in der Notre-Dame zu Paris. (Nebst Abbildung No. VIII.) III. Englische Karikaturen. Der Morgenritt. (Hierzu die Doppelkarikatur No. VII.)

Halle im März 1805.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

II. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Archives littéraires de l'Europe. No. 13 ou 1805 No. I.

Table de matières.

Quelques observations sur la critique de l'Enéide francoise insérée dans les Archives littéraires de l'Europe, par M. H. — Notice sur la situation des habitans du Cap de Bonne-Esperance, extraite des Voyages de Barrow. — Portrait apologétique de Charles XII, Roi de Suède. — Des capitulaires de Charlemagne, par M. Bernardi. — La première silhouette. — Sur la franc-maçonnerie. — De l'isle de Corfou, de la fontaine de Crissidas, et des jardins du roi Alcinoüs, par M. Paroletti. — Des mémoires de Marmontel, et des critiques qu'on en a faites, par M. E. H. — Sur les Bohémiens, par M. G. S. — *Gazette littéraire.*

III. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen: Europäische Annalen 1805 2s St.

Inhalt.

I. Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz, in den Jahren 1789 bis 1798. (Fortsetzung.)

III. Verhandlungen der Eidgenössischen Räthe im Jahr 1790, den Schweizerklubb in Paris und die Französischen Flugschriften betreffend.

IV. Verhandlungen der eidgenössischen Räthe über die Anerkennung der Französischen Gesandtschaft im Jahr 1791.

V. Außerordentliche Eidgenössische Tagsatzung zu Frauenfeld, im Mai 1792.

II. Rede des B. Jan William van Hasselt, Gesetzgebers, gehalten vor dem gesetzgebenden Körper bei Gelegenheit der Decretirung der neuen Auflage in der Batavischen Republik.

III. Von der alten Schweizer Denkungsart und Kenntnissen in der Mitte des fünfzehenden Jahrhunderts von J. von Müller.

IV. Neue Verlagswerke bei den Gebrüdern Hahn in Hannover.

Zu Hannover bei den Gebrüdern Hahn ist so eben erschienen:

1) Ueber die biblische Gnosis. Pragmatische Darstellung der Religionsphilosophie des Orients zur Erklärung der heiligen Schrift. Von D. M. Johann Horn, ordentlichem Professor der Theologie. 1805. 8.

Hier sind die Quellen der jüdischen Religion, wie sie zur Zeit Jesu aussah, und die Quellen des Christenthums selbst aufgeschlossen. Wer dieses Buch besitzt, kann sich das A. T. wie das N. T., dem religiösen Inhalte nach, selbst erklären. Studirende können sich durch dieses Buch das Anhören exegetischer Vorlesungen abkürzen; ältere Prediger können sich durch dasselbe von vielen Vorurtheilen heilen; akademische Gelehrte können darüber Vorlesungen halten, oder sich auf dasselbe in ihren dogmatischen, exegetischen und Kirchenhistorischen Vorlesungen berufen.

2) Göttingisches Museum der Theologie und Literatur. Herausgegeben von D. M. Johann Horn. Zweites Stück 1805. 8.

Inhalt: 1) Ueber die sogenannte Himmelfahrt Jesu. Von G. K. Horst. 2) Historisch-statistische Nachrichten von den, zur Griechischen Kirche sich bekennenden Gemeinen im Schwedischen Finnland. Von D. Friedrich Rühs, Bibliothekar in Greifswalde. 3) Die Stelle Matth. 9, 2. nach einer neuen Ansicht erklärt. Von D. C. Gottl. Anton. 4) Königl. Schwedische Verordnung betreffend das Hauslehrerwesen. Aus dem Schwedischen. 5) Kurzgefaßte Recensionen und Miscellen. 6) Ehrenrettung der Prediger-Accidenzien gegen die Angriffe neuerer Schriftsteller. Von Busse, Prediger zu Bledeln. — Ange-

hängt ist das Intelligenzblatt, in welchem verschiedene Verlagshandlungen ihre Verlagsartikel angezeigt haben. Dieses Museum wird auch in Zukunft fortgesetzt werden, und der Herausgeber, welcher gegenwärtig in Dorpat als ordentlicher Professor der Theologie angestellt ist, wird ihm durch sichere Nachrichten über den Religionszustand in den verschiedenen Ländern Rußlands ein höheres Interesse geben. In Zukunft senden die bisherigen Mitarbeiter und andere Gelehrte, die den Verlegern näher wohnen, ihre Beiträge an diese, und erhalten auch, nach erfolgtem Abdruck, von diesen selbst das Honorar. Gelehrte, die dem Herausgeber näher wohnen, wenden sich in Sachen des Museums an diesen.

V. Französische Miscellen 9r Bd. 3s St.

Inhalt.

Der 28ste Februar oder vergleichende Bemerkungen über den Monat und die Carnevale. Die Humboldtsche und Baupinsche Expedition, oder Nachricht von den Werken, die man von beiden zu erwarten hat. Die hinterlassenen Manuskripte des Hrn. Necker, herausgegeben von Frau von Stael. Tarare der Vielfraß, von D. Friedländer. Ueber Frauen mit vielen Brüsten, von Ebendemselben. Condorcet und seine Werke, von Hrn. Cramer. Angers Lobschrift des Boileau. Die Nasenschneuzkunst. Beschreibung der hydrostatischen Lampe des Hrn. Girard. (Mit 1 Kupfer.) Theatergeschichte des Monats Februar. Das Konzert des Saals du Théâtre Olympique. Das Orchestrino. Der Catechisme Poissarde. Der fette Ochse. Nachrichten und Anekdoten. Ein Wort zum ewigen Frieden. — Hr. Gautier, der Kinderfreund. — Ein neues Gas. — Statistik der Freudenmädchen. — Die Bibliotheque germanique. — Der Kanzelredner. — Neue Besserungshäuser. Noch einige Anekdoten. — Gnadenbezeugung des Kaisers. — Aerztliches Urtheil über den Apollo. — Toast. — Der Kaiser und der Justizminister. — Sitzung der Société philantropique. Moden. Literatur vom Januar und Februar.

Monatsbericht

No. IV.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

April. 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Die Zeiten, oder Archiv für die neueste Staatengeschichte und Politik. Herausgegeben von G. D. Voß, Professor zu Halle.

(Plan und Ankündigung.)

Beobachter und Freunde der Geschichte, Staatenkunde und Politik, ingleichen Lehrer und Schriftsteller in diesen Fächern haben ohnstreitig schon längst mit mir den Man-

gel eines Werks empfunden, in welchem alles, in jener Hinsicht, Merkwürdige sorgfältig verzeichnet, unter lichtvolle Uebersichten planmäßig zusammengestellt, und, nach der sorgfältigsten Erforschung, der Wahrheit möglichst gemäß, für die Zeitgenossen und Nachwelt aufbewahrt würde.

Indem dies Gefühl immer lebhafter bei mir wurde, veranlaßte es mich, nach jahrelanger Beschäftigung mit dieser Idee, zu dem Entschlusse, die Ausführung eines solchen Werkes zu versuchen. Ich kündige sie jetzt an, da mir der Zeitpunkt, aus mehr als einem Grunde, nicht ungünstig zu seyn scheint, und eine Verlagshandlung mir dazu die Hand geboten hat, deren Solidität und bewährter Eifer in der Beförderung wahrhaft nutzbarer Unternehmungen mich jede Unterstützung erwarten und dem Publikum zusagen läßt.

Der Plan zu diesem Werke ist von mir mehreren der kompetentesten Richter in diesen Fächern zur Prüfung vorgelegt worden, und wird hier dem Publikum so übergeben, wie er nach ihren Erinnerungen revidirt und verbessert ist, und nun von ihnen Billigung und Zusage der Unterstützung erhalten hat.

Schon aus der summarischen Anzeige des Zwecks ergeben sich im Allgemeinen die Gegenstände, welche dies Werk — das seiner Natur nach die Form einer Zeitschrift erhalten muß — umfassen wird. Alles, was zur Kenntniß des innern Zustandes und der Schicksale der Staaten gehört und auf dieselben Einfluß und Beziehung hat, oder was — im weiteren Sinne — in der Staatengeschichte begriffen ist, gehört in sein Gebiet. Wenn die Staatengeschichte, nach Schlözers Ausdrucke, eine fortlaufende Statistik seyn soll; so wird aus unserm ihr gewidmeten Archive auch nichts ausgeschlossen werden dürfen, was zu einer vollständigen Staatenkunde gehört. Auch werden die Gegenstände in demselben auf ähnliche Art, wie es in dieser Wissenschaft gewöhnlich ist, geordnet werden. Folgende Rubriken scheinen mir daher, zur Gewährung einer lichtvollen Uebersicht, zweckmäßig und nothwendig zu seyn.

I. Regenten und Höfe.

Diese Rubrik wird Alles umfassen, was die Personen, Familie, das öffentliche und Privatleben der Regenten betrifft; — versteht sich, in so fern es für die Publicität geeignet ist, und für die Geschichte Interesse hat. Dahin rechne ich die Verzeichnung der Geburten, Heirathen, Sterbefälle, Schilderungen der täglichen Lebensweise, Beschäftigungen, Lieblingsvergnügungen, Nachrichten von Aufenthaltsveränderungen, Reisen, Zusammenkünften, Besuchen, besonders merkwürdigen Hoffesten, Audienzen u. s. w. Ferner Ankaufe von Bibliotheken, Kunstwerken u. s. w., Ankaufe oder Baue von Schlössern ꝛc. Reformen, Einrichtungen und bedeutende Veränderungen in

des Merkurs zu liefern gedenkt, ſo enthalte ich mich hier alles Urtheilens darüber. Dieſes Buch hat zu Paris groſſes Aufſehen verurſachet. Man ſchreibt den hiſtoriſchen Theil dem Abbé Raynal, und die eingewebten philoſophiſchen Betrachtungen den berühmteſten Schriftſtellern der Nation zu.

De la félicité publique, ou conſidérations ſur le ſort des hommes dans les différentes époques de l'hiſtoire. II. vol. in 8vo. A Amſterdam, chez Rey, 1772.

In dieſem Werke, welches den Chevalier de Chatelus zum Verfaſſer hat, wird der deutſchen Nation an verſchiedenen Stellen auf eine ſehr verächtliche Weiſe begegnet, z. B. T. II. p. 5. 36. 131. 139. — Der IIte Theil des Merkurs wird eine ausführliche Beurtheilung davon liefern.

Art militaire des Chinois, ou Recueil d'anciens traités ſur la guerre, compoſés avant l'Ere Chretienne par différens généraux Chinois, ouvrage ſur lequel les aſpirans aux grades militaires ſont obligés de ſubir des examens; traduit en francois, par *le P. Amiot, Miſſionnaire de Péking*, revû & publié par *M. de Guignes. A Paris, chez Didot l'ainé. 1772.* 1. vol. in 4to.

Dieſes Werk, welches eben den Ueberſetzer und eben den Herausgeber hat, wie das Gedicht auf die Stadt

den Hofstaaten, Promotionen an den Höfen, in den Ritterorden u. s. w. Daß, so wie überall durch das ganze Werk, nur das wahrhaft historisch Merkwürdige und vollkommen Authentische gesammelt und mitgetheilt, und jede Anekdotenjägerei und Klätscherei, als tief unter der Würde der Geschichte und eines jeden ehrliebenden Schriftstellers, auf das sorgfältigste vermieden werden wird, darf wohl kaum hier einmal für allemal angemerkt und versichert werden.

II. Ministerien und Kabinette.

Wenn Staatsminister, geheime und Kabinetsräthe u. dgl. als unmittelbar an der Seite der Regenten stehend, als seine persönlichen Gehülfen, Rathgeber, Stellvertreter, Werkzeuge u. s. w. in der Staatsverwaltung betrachtet werden müssen, so müssen auch die sie betreffenden historischen Merkwürdigkeiten ebenfalls in diesem Archive aufbewahrt bleiben. Hier wird auf Angabe des Personals, in den Ministerien und Kabinetten sich ereignenden Veränderungen, Bestimmung des Geschäfts- und Wirkungskreises der Individuen, Aufenthaltsorte, Reisen, besondere Aufträge, vorzüglich glücklich und rühmlich ausgeführte wichtige Geschäfte, Unternehmungen, Würdigung grosser und bewährter Verdienste — etwanige Gewaltsmißbräuche, darüber angestellte Untersuchungen und Bestrafungen u. s. w. Rücksicht zu nehmen seyn.

III. Staatsverfassung und Verwaltung im Allgemeinen.

In diese Abtheilung gehören, meiner Einsicht nach, alle Maaßregeln, Verfügungen und Einrichtungen zur Sicherung und Verbesserung der bestehenden Staatsverfassungen und Administrationen; Darstellungen und Prüfungen der Staatsverfassungen und Verwaltungen, dem Ganzen oder einzelnen Theilen derselben nach; Andeutung entschiedener und wesentlicher Vorzüge oder Mängel, historische Notizen von Discussionen darüber u. s. w.

Um nun die übrigen Gegenstände der Staatsverwaltung unter eine möglichst leichte und klare Uebersicht zu bringen, scheint es rathsam, die Innere von der Aeußern zu sondern und danach zwei Hauptabtheilungen zu bilden. Unter den

IV. Innern Angelegenheiten und Ereignissen

wird alles wahrhaft Merkwürdige und Interessante

1) der Gesetzgebung

mitgetheilt werden. Dahin rechne ich: Kabinetsordren, die auf irgend einen Zweig der Staatsverwaltung Beziehung haben, oder die Grundlagen zu Gesetzen enthalten; Ereignisse, die gesetzgebenden Corporationen betreffend; Verord-

nungen in ihrer Organisation u. s. w. Verhandlungen und Beschlüsse derselben (also z. B. die Parlamentsdebatten, Bills, Deputationen, Reden, Vorträge, Beschlüsse in den Französischen gesetzgebenden Corporationen u. s. w.), neue vollständige Gesetzgebungen, Charakterisirung, Executirung derselben ꝛc. Dies veranlaßt zu einem Blicke auf

2) die Gerechtigkeitspflege.

Nachrichten von den Reformen, neuen Einrichtungen in der Organisation der Gerichtshöfe und dem Rechtsgange; besonders merkwürdige Rechtsfälle, wichtige und charakteristische Entscheidungen; Uebersichten der Arbeiten der Gerichtshöfe, nach Zahl und Verhältniß der zur Entscheidung beförderten und noch zurückgebliebenen Prozesse u. s. w. sollen unter dieser Rubrik mitgetheilt werden. In dieser Hinsicht werde ich freilich, besonders in unserm Teutschen Vaterlande, meinen Zweck, meinem Wunsche und Plane nach, nur dann erreichen, wenn ich von patriotischen Vorstehern und Mitgliedern der Gerichtshöfe selbst Unterstützung erhalte. Ich darf aber auch wohl um so mehr Rechnung darauf machen, da ihnen selbst daran liegen muß, nur völlig authentische Thatsachen in das Archiv der Geschichte niedergelegt zu wissen. Mit demselben Streben, nach möglichster Wahrhaftigkeit, wird man auch

3) das Polizeiwesen

darzustellen suchen. Als allgemeine Schutz- und Sicherheitsanstalt macht

4) das Militärwesen

in Friedenszeiten bekanntlich einen der bedeutendsten Theile der Staatsverwaltung aus. Man wird daher der nähern Kenntniß derselben in dem historischen Archive so gut als den übrigen einen Platz einräumen. Vor allen Dingen aber wird

5) das Cameral- und Finanzwesen

als Quelle der Lebenskräfte des ganzen Staatskörpers, die Aufmerksamkeit und Beobachtung des denkenden Geschichtsfreundes auf sich ziehn, und daher auch in dieser Zeitschrift ganz vorzüglich mit Sorgfalt behandelt werden. Wichtige Veranstaltungen und Anwendungen zur Beförderung der Landwirthschaft, des Manufakturwesens und des Handels werden genau verzeichnet, mitunter auch bescheiden gewürdigt und auf die Wirkungen der Grundsätze, welche die Staatsverwaltungen in dieser Hinsicht besitzen, hingedeutet; es werden möglichst wahrhafte Schilderungen des Zustandes der Kultur und Industrie geliefert, und Vergleichungen unter den merkwürdigsten Staaten Europens, so wie ihrer Besitzungen in andern Welttheilen angestellt werden. Die Staatskräfte wird man in ihrem Zunehmen und Abnehmen beobachten, und nach den authentischsten statistischen Angaben und Thatsachen, unter vergleichende Uebersichten zusammenstellen.

Ein gleiches Verfahren wird man, in Betreff des eigentlichen Finanzwesens, der Einkünfte und Bedürfnisse, des Schatzes oder der Schulden u. s. w. — der Staaten beobachten und nichts außer Acht lassen, was dazu dienen kann, diese, in den meisten Staaten noch dunkel oder verworren erscheinende Gegenstände in ein helles Licht zu setzen, und zu einer leichten und richtigen Beurtheilung zu befördern.

6) Der öffentliche Unterricht und die Erziehung

sind in unsern Tagen allgemein als wichtige Gegenstände der Staatssürsorge anerkannt. Sie dürfen daher eben so wenig als

7) die Wissenschaften und Künste

und

8) die Religion und das Kirchenwesen,

die mit jenen zu gleichem Zwecke hinwirken oder doch hinwirken können und sollten, aus unserm Plane ausgeschlossen bleiben.

Das historische Archiv wird auch in Betreff dieser Gegenstände, Urkunden und Thatsachen, zur Kenntniß und richtigen Beurtheilung des relativen Zustandes der Staaten, ihres Fortschreitens und Zurückbleibens u. s. w. sammeln und für die Beobachtung der Zeitgenossen und die Kunde der Nachwelt aufbewahren. Dabei versteht sich von selbst, daß hier keine Geschichte des Erziehungswesens, der Wissenschaften, der Künste, Religion, Kirche ꝛc. wohl aber eine Geschichte der Staaten, auch mit Rücksicht auf Erziehungswesen u. s. w. erwartet werden dürfe. In eben dieser Beschränkung wird endlich auch auf

9) die Sitten und Sittlichkeit

ein beobachtender Blick geworfen, so viel es thunlich ist und der Raum gestattet, Beiträge zur Geschichte der Sitten und Sittlichkeit — in vorzüglich charakteristischen Zügen und Thatsachen — geliefert werden.

Wenn alle diese Gegenstände ein großes und vielfaches Interesse erregen; so ist dies in Hinsicht auf

V. Die äußern Angelegenheiten und Ereignisse,

besonders gerade in unsern Tagen, gewiß nicht weniger der Fall. Man darf wohl nur, um dies zu bewähren, an das Emporkommen zweier neuer Kaiserthümer, die Verwandlung einer Republik in ein Königthum und den Ausbruch eines der wichtigsten und sonderbarsten Kriege und die dadurch veranlaßten ungewöhnlichen Verhältnisse und Erscheinungen erinnern und auf die Erwartung der Dinge hindeuten, die da noch kommen sollen, und die höchst wahrscheinlich nicht

welche wir in den letztern Jahren in dem Europäischen Staatenverhältnisse erhalten haben.

Um auch in dieser Hinsicht dem denkenden Beobachter der Zeitgeschichte möglichst Genüge zu leisten, wird man nicht nur mit der erforderlichen Sorgfalt und Genauigkeit alle merkwürdigen Unterhandlungen, Verträge u. s. w. in dem beigefügten sogenannten Urkundenbuche sammeln, sondern man wird auch den Geist und die Tendenz derselben aufzufassen und die verschiedenen politischen Systeme und Verhältnisse der Staaten in ein helles und richtiges Licht zu setzen suchen.

Dabei wird man nicht außer Acht lassen, von dem gesammten Europäischen *Corps diplomatique*, nach eben den Beziehungen, wie oben bei den Staatsministerien näher angemerkt worden ist, möglichst genaue Uebersichten und Notizen zu geben; auch so viel möglich authentische Nachrichten, über die Gründe der darin vorkommenden Veränderungen und die Verhältnisse und Einflüsse einzelner Gesandschaften an den Höfen, bei denen sie accreditirt sind, beizubringen suchen.

In dem unglücklichen Falle des Kriegs werden die merkwürdigsten Ereignisse desselben wohl am schicklichsten unter einer eigenen

VI. Uebersicht der Kriegsbegebenheiten

zusammengestellt werden.

Was nun die Ausführung dieses Werks anbetrifft, so halte ich für nöthig, aber auch hinreichend hier darüber noch folgende Mittheilungen zu machen.

1) Nach dem Gutachten sehr kompetenter Richter, schließt sich diese Zeitschrift an meinen im vorigen Jahre erschienenen Blick auf die Lage Europens ꝛc. dergestalt an, daß sie, in den ersten 3 Heften, eine der dort gegebenen ähnlichen Uebersicht der Hauptbegebenheiten und Veränderungen in den Europäischen Staaten und Staatenverhältnissen — von dem Zeitpunkte an, wo jener endet — liefern und mit einer Schilderung der Lage Europens, beim Anfange des Jahrs 1805. den Uebergang zu der fortlaufenden Darstellung der Zeitgeschichte machen wird.

2) In dieser werden dann stets zwei Hefte die Ausführungen nach dem oben gegebenen Grundrisse, der dritte aber einen Ueberblick und eine Recapitulation enthalten, um das Ganze stets gleich hell und vollständig übersehn zu können.

3) In der Ausführung wie in den Uebersichten und Recapitulationen wird man sich zwar stets möglichst genau an obigen Grundriß halten, sich aber dabei eines freien Vortrags bedienen und auf jene Absonderungen der Gegenstände nur in der Inhaltsanzeige und am Rande des Textes hinweisen.

4) Bei den zu liefernden Thatsachen sind möglichste Wahrheit und Vollständigkeit diejenigen Zielpunkte, die man sich hauptsächlich vorgesetzt hat und nach deren Erreichung man unablässig streben wird. Bei dem Räsonnement macht man sich Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, zugleich aber auch Behutsamkeit und Bescheidenheit zu den ersten Pflichten. Alle Kannegieserei wird, als gänzlich unter der Würde der Geschichte, streng vermieden und überhaupt mehr durch Thatsachen als durch Gemeinplätze geurtheilt werden. Bei merkwürdigen Discussionen über politische Gegenstände wird man treu referiren, sich aber meistens auch hierauf beschränken, um dem denkenden Leser nicht vorzuschreiben und jede Veranlassung zu vermeiden, wodurch ein Werk, was seiner Bestimmung nach ein Archiv für Geschichte und Staatenkunde seyn soll, nicht in einen Schauplatz politischer Hahnengefechte ausarte, oder auch nur nebenher dazu gemißbraucht werden könne.

5) Mit strenger Gewissenhaftigkeit wird man darüber wachen, daß in die historischen und statistischen Ausführungen und Uebersichten nichts einfließe, was nicht als völlig bewährt, — so weit dies zu der Zeit möglich ist — angenommen werden könne. Um jedoch auch dem Gange der Sagen und Gerüchte, der Vermuthungen oder politischen Weissagungen — als welche, in gewissem Betrachte, ebenfalls mit zu der Zeitgeschichte gehören — zu folgen und dem Leser die Unterhaltung zu verschaffen, welche aus der Vergleichung dieser, mit dem wirklichen Erfolge der Thatsachen hervorgeht, wird man jene, versteht sich mit Auswahl, so viel es der Raum erlaubt, ebenfalls mittheilen und zur Bezeichnung, ihnen die Ueberschrift: Correspondenznachrichten geben. Auch werden wir, unter dieser Rubrik, diejenigen Ereignisse vorläufig mittheilen, von denen man noch keine vollkommen authentische Nachrichten hat; oder von denen die Nachrichten verschieden lauten.

6) Alle Belege, zu der historischen Uebersicht, werden in einem beigefügten Urkundenbuche gesammelt; und hier entweder im Originale oder, nach möglichst treuen Uebersezzungen, in extenso, mitgetheilt; wobei man im Voraus die Versicherung giebt, daß man nur wirklich historisch merkwürdige Urkunden sammeln, aber auch von diesen keine außer Acht lassen und keine Mühe sparen werde, sie herbeizuschaffen und mit wahrhaft diplomatischer Genauigkeit mitzutheilen. Dies sogenannte Urkundenbuch wird zwar jedem Hefte der Zeiten beigedruckt, da es aber besonders paginirt wird, so kann es von den Heften getrennt, und beim Binden jedem Bande angehängt werden.

7) Biographische und nekrologische Notizen dürfen in einem Archive für die Zeitgeschichte nicht fehlen; wenn sich die zu gebenden Nachrichten dieser Art, auch nur — wenigstens bei den meisten — auf kurze Notizen, beschränk-

sollten. Für eine ausführliche Biographie eines ganz besonders merkwürdigen Regenten, Staatsmannes, Feldherrn, Gelehrten u. s. w. wird sich doch auch immer hie und da ein Platz finden.

8) Da der Jahrgang dieser Zeitschrift aus zwölf Monatsheften von acht bis neun Bogen besteht, davon drei einen Quartalband machen; so soll jeder Band mit dem schön gestochenen möglichst treuen Portraite einer wo möglich in diese Periode fallenden historisch wichtigen Person, einer nach dem Bedürfnisse neu entworfenen historischen Charte, und der Abbildung historisch merkwürdiger Münzen, als Quellen der Geschichte, geziert werden; welches sicher unser Archiv den Liebhabern der Zeitgeschichte um desto angenehmer machen, und seinen Werth für die Zukunft beträchtlich erhöhen wird.

Das Journal beginnt mit Anfange dieses Jahres, und die drei ersten Hefte, sollen unverzüglich geliefert werden.

Halle, den 20. März 1805.

C. D. Voß.

* * *

Da diese interessante Zeitschrift, zu deren Herausgabe sich mehrere Teutsche Geschichtsforscher mit dem Hrn. Prof. Voß vereinigt haben, in unserm Verlage erscheint, so werden wir unsrer Seits auch Alles was uns obliegt, dafür thun. Wir haben anjetzt, wegen der merkantilischen Einrichtung derselben nur noch Folgendes zu bemerken.

1. Der Jahrgang welcher mit heuer beginnt, besteht aus zwölf Heften, von acht bis neun Bogen, (davon monatlich einer erscheint) und kostet 8 Rthlr. Sächs. oder 14 Fl. 24 Kr. Reichscourant.

2. Drei Hefte machen einen Quartalband mit Titel, Register und Urkundenbuch; und jeder Band bekommt ein sauber gestochenes Portrait einer historisch merkwürdigen Person, Kupfer von merkwürdigen Münzen, und eine interessante historische Charte.

3. Man kann sich bei allen soliden Buchhandlungen, Postämtern, und Intelligenz-Comptoiren in und ausser Teutschland darauf abonniren; und mit jedem Quartale antreten und abgehen, nur muß die Abbestellung einen Monat zuvor bei uns geschehen.

4. Privatliebhabern welche sich zu wenigstens fünf Exemplaren Mitinteressenten sammeln wollen, und uns die Pränumeration darauf baar einsenden, accordiren wir wie bei allen unsern übrigen Journalen entweder das fünfte Exemplar frei, oder 20 pro Cent von der Zahlung als Rabbat.

3. Mit Versendung einzelner Exemplare können wir uns nicht befassen, sondern bitten jeden Liebhaber sich bei seinem nächsten Postamte oder Buchhandlung zu abonniren.

Weimar, den 23. März 1805.

F. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Neues Natur- und Kunstlexicon, enthaltend die wichtigsten und gemeinnützigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie, zum bequemen Gebrauche insonderheit auch für Ungelehrte und für gebildete Frauenzimmer, ausgearbeitet von G. H. C. Lippold, und herausgegeben von C. Ph. Funke. Vierter, oder Supplement-Band.

Das Publikum kennt und schätzt bereits seit 3 Jahren dies vortreffliche und höchstgemeinnützige Werk, als einen Handleiter, den schwerlich ein Liebhaber der obengenannten Naturwissenschaften wird entbehren können. Der alphabetischen Ordnung nach, war es zwar mit dem III. Bande, der sich mit Z endigte, geschlossen; aber um es wirklich zu vollenden, d. h. ihm die möglichste Vollständigkeit in Rücksicht aller neuen Entdeckungen, und die gemeinnützigste Brauchbarkeit zu geben, mußten nicht allein die ganze lateinische Nomenklatur, und das Synonimen-Register über alle Naturkörper nachgeliefert, sondern auch alle neue Entdeckungen und Berichtigungen in der Naturgeschichte, welche das während des Drucks unsers Lexicons, zu Paris bei Deterville in XXIV Bänden erschienene große Nouveau Dictionnaire d'Histoire naturelle, appliquée aux Arts etc. enthält, aus demselben sorgfältig gesammelt, und in das unsrige in alphabetischer Ordnung nachgetragen werden. Dies haben nun die Herren Verfasser im gegenwärtigen Supplementbande, der nicht über 1 Alphabet stark ist, und höchstens 1 Rthlr. 20 Gl. kosten wird, mit größter Sorgfalt gethan, und dadurch diesem Werke die schönste Vollständigkeit und Vollendung gegeben; so daß es außer seinen eignen Original-Artikeln, nun auch alles Neue des großen Französ. Dict. d'Hist. nat. enthält, und ein völlig brauchbares Handbuch aller Naturwissenschaften geworden ist.

Der Preis des Ganzen ist nun folgender:

I. Band	75¼ Bogen	. . . . .	4 Rthlr.
II. —	56 Bogen	. . . . .	3 Rthlr.
III. —	74¼ Bogen	. . . . .	4 Rthlr.
IV. —	24 Bogen p. ptr.	. . . .	1 Rthlr. 18 Gr.
			12 Rthlr. 18 Gr.

Liebhaber welche 5 Exemplare zuſammen, gegen baare Zahlung von uns verſchreiben, erhalten, ſo wie von allen unſern Verlagswerken das fünfte Exemplar frei, oder 20 pr. Cent. Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar d. 10. April 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Ueberſetzungs-Anzeige.

Von folgendem ſo eben zu Paris erſchienenen für den Geographen und Statiſtiker eben ſo als für den Negozianten 2 neuen Werken liefern wir in Kurzem eine zweckmäßig bearbeitete Ueberſetzung für die Sprengel-Ehrmann'ſche Bibliothek der N. Reiſen.

1) *Essai historique sur le Commerce et la Navigation de la Mer-Noire*, où Voyages et entreprises pour etablir des rapports commerciaux et maritimes entre les ports de la Mer-Noire et ceux de la Méditerranée; ouvrage enrichi d'une carte où se trouvent tracés, 1° la navigation intérieure d'une grande partie de la Russie européenne et celle de l'ancienne Pologne; 2° le tableau de l'Europe servant à indiquer les routes que suit le commerce de Russie par la Mer-Baltique et la Mer-Noire pour les ports de la Méditerranée; 3° le plan des cataractes du Niéper. — A Paris 1805.

2) *Voyage à Cayenne*, dans les deux Ameriques et chez les Antropophages, ouvrage orné de gravures, contenant le Tableau général des Deportés, la Vie et les Causes de l'Exil de l'Auteur, des Notions particulières sur *Collot* et *Billaud*, sur les Isles Seschelles et les Déportés du Nivose; sur la Religion, le Commerce, et les Moeurs des Sauvages, des Noirs, des Créoles et des Quakers; par *Louis Ange Pitou*, déporté à Cayenne, pendant trois ans, par jugement du Tribunal criminel du Departement de la Seine, et rendu à la liberté par les lettres de grace de S. M. l'Empereur. 2 Vol. in 8vo. Paris chez l'Auteur.

Weimar im April 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Neue Verlagswerke, Kupferstiche und Kunstsachen des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Jubilate-Messe 1805 erscheinen und zum Theil schon fertig sind.

Barrow's J. Esq. Reise durch China von Peking nach Kanton im Gefolge der Großbritt. Gesandtschaft in den Jahren 1793 und 1794, a. d. Engl. und mit Anmerk. v. J. Ch. Hüttner, 2r Th. m. Kupfern gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.
(aus der Bibliothek d. Reisen 16r Bd.)

— dessen Reisen durch die innern Gegenden des südl. Afrika in den J. 1797 u. 1798. A. d. Engl. 2r Th. mit 1 Charte, gr 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr. (A. d. Biblioth. d. Reisen 17r Bd.)

Bartell Ed., über die malerische Anlage und Verbesserung kleiner geschmackvoller Landhäuserchen oder sogenannter Englischer Cottages, nach dem Engl. m. K. gr. 4. 18 gr. od. 1 Fl. 21 Kr.

Batsch A. J. G. C., Einleitung zum Studium der allgem. Naturgeschichte 1e Abth. Mineralreich; nebst Zusätzen und berichtigenden Bemerkungen mit Hinsicht auf die Hauysche Krystallisationslehre und einer kritischen Beurtheilung der letztern von Dr. C. C. Haberle. Mit Kpfrn. gr. 8.

— Derselben 2te Abtheilung; Pflanzenreich; nebst Zusätzen und Bemerk. von D. C. C. Haberle. M. Kpf. gr. 8.

— Derselben 3te Abtheilung; Thierreich; nebst Zusätzen und berichtigenden Bemerkungen von Dr. L. Fr. Froriep. Mit Kupfern. gr. 8.

Bertuch's F. J., Bilderbuch für Kinder mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen mit ausgemalten Kupfern. No. 79. 80. 81. und 82, gr. 4. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systemat. Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausg. von M. C. Sprengel, fortgesetzt von J. F. Ehrmann. XV. Bd. enth. 1) C. F. Volney's Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika mit 1 Charte. 2) B. P. Malouet's Reise nach Guiana mit 1 Ch. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

— Derselben XVI. Band enth. 1) J. Barrow's Reise durch China von Peking nach Kanton. A. d. Engl. 2r Th. 2) W. Wittmann's Reisen nach der Türkei, Kleinasien Syrien und Aegypten, a. d. Engl. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.

— Derselben XVII. Band enth. 1) J. Barrow's Reise durch die innern Gegenden des südlichen Afrika in d. J. 1797 und 1798. A. d. E. 2r Bd. mit 1 Charte. 2) J. A. M.

Seur Reise in das Innere der Nordamerikanischen Freistaaten ꝛc. mit 1 Ch. gr. 8. 3 Rthlr. 6 Gr. oder 5 Fl. 51 Kr.

— Derselben XVIII. Band enth. 1) Kapt. Rob. Percival's Beschreibung d. Vorgebirgs der guten Hoffnung. Aus dem Engl. 2) Semple's Wanderungen und Schilderungen von dem Vorgebirge. gr. 8. 2 Rthlr. 18 Gr. od. 4 Fl. 57 Kr.

— Derselben XIX. Band enth. 1) Kapt. W. R. Broughton's Entdeckungsreise in das nördl. stille Meer ꝛc. 2) Payons Reise in das Dept. der Seealpen, 3) Reise nach der Insel Martinique. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 Fl. 57 Kr.

— Derselben XX. Band enth. Ferri, London und die Engländer 1r Bd. mit 1 Plan. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 Fl. 57 Kr.

Broughton's Kapt. W. R., Entdeckungsreise in das nördliche stille Meer in d. Jahren 1795 bis 1798. Aus dem Engl. mit Charten und Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 21 Gr. oder 3 Fl. 24 Kr. (aus der Bibliothek der Reisebeschreibungen 19r Bd.)

Ephemeriden Allgem. Geograph., verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben v. F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 7r Jahrg. 1804. 11s 12s und 8r Jahrg. 1805 1s—6s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Ferri, d. Const., London und die Engländer, ein geograph. statist. moral. Gemälde 1r Bd. mit dem Plane von London. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 Fl. 57 Kr.

Funke C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 79. 80. 81. u. 82. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 K.

— Dessen und G. H. C. Lippold's neues Natur- und Kunstlexicon, enthaltend die wichtigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie 4r oder Supplement-Band, nebst doppeltem Register über das ganze Werk. gr. 8.

Garten-Magazin, allgemein. Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des prakt. Gartenwesens 1r Jahrg. 1804. 11s 12s. 2r Jahrg. 1s—6s St. mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Journal für Kinder, Aeltern und Erzieher, herausgegeben von F. J. Bertuch und C. Ph. Funke in zwei Abtheilungen, der Jugendfreund und Rathgeber, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern 1r Jahrg. in 12 Doppelheften broschirt. gr. 8. 6 Rthlr. 8 Gr. oder 11 Fl.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 19r Jahrg. 1804. 11s 12s und 20r Jahrg. 1805 1s—6s Stück, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäftsmännern. Jahrg. 1804. 11s 12s und 1805. 1s—6s Stück, mit

Stadt Muckden, beſteht aus fünf verſchiedenen Tractaten. Die drey erſten Sun-tſe, Ou-tſe und Se-ma-fa gehören zu denen ſechs claſſiſchen Schriften King genannt, in denen ein jedweder Chineſer, der ſich dem Kriege widmet, bewandert ſeyn muß. Der vierte Lon-tao, welches aus 60 Artickeln oder Geſprächen beſteht, wovon Amiot nur drey überſetzt hat, ſoll einen Nahmens Tai-kong, der 1122 Jahre vor C. G. lebte, zum Verfaſſer haben. Der fünfte iſt eine Beſchreibung der heutigen Tactik der Chineſer, von dem P. Amiot ſelbſt. Dieſen 5 Tractaten iſt eine Schrift vorgeſetzt, welche die Soldaten zu den Pflichten, die ihnen als Bürger obliegen, ermahnet. Sie beſtehet aus 10 verſchiedenen Vorſchriften, und iſt auf Befehl und unter den Augen des Kayſers Yong-tcheng, Sohn des Kanghi, und Vater des izt regierenden Kayſers Kien-long, verfertiget worden.

Dieſes ganze Werk iſt von mehr als einer Seite intereſſant. Es enthält vortrefliche und ſehr gut aus einander gelegte Grundſätze über die Kriegskunſt, und verbreitet unter andern durch die eingewebten Anekdoten aus dem Leben der Generals Sun-tſe und Ou-tſe (wovon der eine 500, und der andere 425 Jahre vor C. G. lebte) ein neues Licht über den Charakter und die Geſchichte der Chineſiſchen Nation.

Das Werk des Sun-tſe ſchätzen die Chineſer am höchſten. Es ſoll vormals aus 82 Capiteln beſtanden haben, wovon nur noch 13 übrig ſind. Die Waffendoktores der Chineſer müſſen, um zu dieſer Würde zu gelangen, das Buch Sun-tſe erklären und commentiren können, und vor der Promotion Proben hievon ablegen.

Die groſſe Kriegswiſſenſchaft dieſer Nation hat die Franzoſen in ſolches Erſtaunen geſetzt, daß ſie zu glauben ſcheinen, eine ſo wohl unterrichtete Chi-

ausgem. und schwarzen Kupf. und Charten. Der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Malouet's V. P., Reise nach dem Französischen Guiana und nach Surinam, a. d. Franz. übers. mit einer neuen Charte von Guiana. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XVr Bd. besonders abgedruckt.)

Michaux's F. A., Reise in das Innere der Nordamerikanischen Freistaaten, westwärts der Alleghany-Gebirge. A. d. Franz. mit Anmerk. u. Zus. von T. F. Ehrmann. Mit 1 Charte gr. 8. 1 Rthlr 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XVIIr Band.)

Morveau (Guyton), Abhandlung über die Mittel die Luft zu reinigen. A. d. Franz. m. Anmerkungen v. Dr. H. F. Martens; nebst einem Anhange über die oxigenirte Salzsäure und deren Anwendung zu Zerstörung der ansteckenden Miasmen und besonders des gelben Fiebers, von C. Fr. Bucholz. gr. 8. 12 Gr. oder 54 Kr.

Papon's S., Reise in das Departement der See-Alpen. Aus d. Franz. m. Anmerk. u. Zus. gr. 8. 12 gr. od. 54 Kr.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XIXr Band.)

Percival's Kapt. Rob., Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung. Aus d. Engl. mit einer Einleitung und Anm. herausgegeben von T. F. Ehrmann. gr. 8. 2 Rthlr 6 Gr. oder 4 Fl. 35 Kr.
(a. d. Bibliothek d. Reisen XVIIIr Bd.)

Reise nach der Insel Martinique von J. R. A. d. Franz. mit Zusätzen und 1 Charte. gr. 8. 9 gr. od. 40 Kr
(a. d. Bibliothek d. Reisen XIXr Bd.)

Rocheaymon, Grafen de la, Einleitung in die Kriegskunst mit Kupfern und Planen, IVr und letzter Band. gr. 8. 4 Rthlr. 18 Gr. oder 8 Fl. 33 Kr.

Rumford's, B. Grafen von, kleine Schriften, politischen ökonomischen und philosophischen Inhalts m. Kupfern IVr Bd. 1ste Abth. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr od. 2 Fl 15 Kr.

Semple's, Rob., Wanderungen und Schilderungen von dem Vorgebirge der guten Hoffn. A. d. Engl. gr. 8. 12 Gr. oder 54 Kr.

Latham's C. H., auserlesene Muster antiker Bau-Ornamenten; gezeichnet nach den besten Originalen in Rom und anderen Gegenden Italiens, in den Jahren 1794. 95. u. 96. 1ste Lief. Mit Kupf. Royal Fol. auf Landchartenpapier. gebunden 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

— Dasselbe auf Schweizer Royalpap. gebunden 7 Rthlr. oder 12 Fl. 36 Kr.

Voigt's J. C. W., erklärendes Verzeichniß seines Cabinets von Gebirgsarten, 4te verbesserte Auflage. gr. 8. 3 Gr. oder 15 Kr.

Voigt's J. H. Magazin, für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaf-

ten 1804. 11s 12s und 1805 1s—6s Stück mit Kupfern. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Volney's C. F., Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika, vorzüglich in Hinsicht ihrer Lage, Naturbeschaffenheit und ihrer Ureinwohner. A. d. Franz. herausgegeb. von T. F. Ehrmann m. 1 Charte. gr. 8. 1 Rthlr 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

(a. d. Bibliothek d. Reisen XVr Band.)

Wieland's C. M., Neuer Teutscher Merkur v. Jahre 1804. Nov. Decemb. und 1805. Jan. — Jun. Mit Kupf. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Wittmann's W., Reisen nach der Türkei, Kleinasien, Syrien und Aegypten in den Jahren 1799. 1800. und 1801. A. dem Engl. Auszugsweise übers. gr. 8. 1 Rthr. oder 1 Fl. 48 K.

(a. d. Bibliothek d. Reisen XVIr Bd.)

Zeiten, die, oder Archiv für die neueste Staatengeschichte und Politik, herausgegeben von C. D. Voß, mit Kupfern und Charten. 1r Jahrgang 1805,, 1. Stück. gr. 8. der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

* * *

Kupferstiche, Portraits und Kunstsachen.

Abbildungen der Obstsorten aus dem Teutschen Obstgärtner. Aepfel 10te Lief. gr. 8. in Porteseuille. 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

— Derselben Birnen 10te Lief. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Derselben Kirschen 5te Lief. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Derselben Pflaumen 4te Lief. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— Derselben vermischte Obstsorten 3te Lief. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— Derselben Pfirschen und Aprikosen 3te Lief. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

(Hiermit ist diese Sammlung zugleich mit dem X. Obstgärtner geschlossen.)

Portrait des Hrn. G. R. C. L. von Oesfeld, gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— Hernando Magelhaens, ersten Weltumseglers gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— Domingo Badia y Leblich gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— J. B. K. D. d'Après de Manevilette gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— Peter Anich gr. 8. 4. Gr. oder 18 Kr.

— Kapitän Joh. Hunter gr. 8. 4. Gr. oder 18 Kr.

— Jos. Acerbi gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— Thunberg gr. 8. 4. Gr. oder 18 Kr.

— Ch. F. Weise der Kinderfreund gr. 8. 4 Gr. od. 18 Kr.

Portrait des Hrn. C. H. Gebhard, pomologiſcher Zeichner des Teutſchen Obſtgärtners gr. 8. 4 Gr. od. 18 Kr.

— Etienne Calvel v. Toulouſe. gr. 8. 4 Gr. od. 18 Kr.

Kabinet von 106 Kryſtall-Modellen, zur anſchaulichen Erläuterung der Grundgeſtalten, Hauptkerngeſtalten und Hauptkryſtallgeſtalten der Mineralien, in einem Käſtchen. Mit kurzer Erklärung für Anfänger im Studium der Mineralogie von D. C. C. Haberle. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

* * *

Commiſſions-Artikel.

Vollſtändige Characteriſtik der Gartennelke oder Grasblume, Dyanthus caryophillus hortensis, herausgegeben v. Rekt. Hübner 11r H. mit illum. Kupf. 8. Reichenbach 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

— Daſſelbe auf Velinpapier 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Monumens antiques du Musée Napoleon gravés p. Th. *Piroli* avec une Explication p. L. P. *Radel* publiés p. *F.* et *P. Piranesi* Liv. VII—XIII. 4. Paris.

Antiquités d'Herculanum gravées p. Th. *Piroli* et publ. p. F. et P. *Piranesi* Liv. VI—XII. 4. Paris.

Kraus, G. M., Uebungen für den Zeichenſchüler, als Fortſetzung des A. B. C. des Zeichners 3r 4r Heft, quer 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Deſſen Nationaltrachten verſchiedener Völker 5r 6r Heft. Jeder Heft enthält 4 kolorirte Blätter in 4. beide zuſammen 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

— Deſſen Anſicht des Herzogl. Schloſſes in Weimar von der Morgenſeite, radirt und in Aquarelle kolorirt, 23 Zoll lang 15 Zoll hoch, 3 Laubth. oder 8 Fl. 15 Kr. (Ein ſchönes Blatt.)

Oſſian's Dichtungen. Ein groſses reich komponirtes Blatt gemalt von F. Gerard, geſtochen von J. Godefroy in Paris. Rojalfol. 15 Thlr. oder 27 Fl.

Der Tod des Socrates gemalt von L. David, geſtochen von J. Maſſard in Paris. Ein groſses vortreffliches Blatt. Rojal Fol. 15 Thlr. od. 27 Fl.

Kabinet der Gebirgskunde vom Hrn. Bergrath Voigt in Ilmenau, neue Ausgabe in einem Käſtchen mit dazu gehöriger Erklärung 3½ Lbthlr. od 10 Fl. 36 Kr.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im April

UND DEREN INHALT.

I.

Ueberſicht des vollendeten Gaſpariſchen allgemeinen Hand-Atlaſſes in einzelnen Charten im ſogenannten Homanniſchen Formate. (Weimar, Im Verlage des Geographiſchen Inſti'uts.)

Dieſer nunmehr völlig beendigte Hand-Atlas gehört bekanntlich zu dem ganzen Cyklus der bisherigen geographiſchen Verlags-Unternehmungen des F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs allhier, welche wir, laut öffentlicher Bekanntmachung von demſelben übernommen haben.

Das Publikum kannte ſchon 57 ſeit dem J. 1794 gelieferte Charten davon, und hatte ihnen ſeinen Beifall geſchenkt. Die letzten 3 Charten Aſien, Weſtphalen und die Aſiatiſche Türkei ſind nun auch vollendet und geliefert. Wir wendeten auf dieſen Atlas (davon wir, mit der Erſcheinung eines jeden Theils des Gaſpariſchen Handbuchs der Erdbeſchreibung, den Liebhabern die es verlangen, auch die dazu gehörigen Charten liefern), die größte Sorgfalt, um ihn durch Richtigkeit der Zeichnung, Sauberkeit des Stichs und der Illumination, und dennoch Wohlfeilheit des Preiſes, (denn jede Charte koſtet nur 8 Gr. Sächſ. oder 36 Kr. Reichs-Courant), den Schulen, Zeitungsleſern und minder reichen Chartenſammlern, welche die enorm theuren Kabinetscharten nicht bezahlen können, brauchbar zu machen, und ihnen dadurch die nun größtentheils unbrauchbar gewordenen alten Handcharten zu erſetzen. Da unſere Charten von den beſten jetzt lebenden geographiſchen Zeichnern entworfen, und großentheils auf der Herzogl. Sternwarte Seeberg bei Gotha revidirt und berichtigt worden ſind, ſo empfehlen ſie ſich den Liebhabern vorzüglich durch ihre Zuverläſſigkeit, und viele darunter könnten wohl mit mancher ſehr theuern Kabinetscharte um den Rang ſtreiten.

Die Erweiterung der Geographie durch Unterſuchungen, durch Reiſen und durch Bemühungen der Aſtronomen von der ei-

nen, und durch die vorzüglich in unseren Zeiten so beträchtlichen politischen Veränderungen von der andern Seite, machen eine fortwährende Berichtigung der Landcharten durchaus nöthig. Um nun jederzeit auf unseren Charten dem Publikum die neuesten und bewährtesten Resultate über Art versichern zu können, ist von uns die Einrichtung getroffen, daß, im Fall diese Berichtigungen zu weitgreifend sind, um solche durch eine kleine Correctur der vorhandenen Platte einverleiben zu können, jederzeit eine ganz neue Zeichnung entworfen und nach derselben eine neue Charte geliefert wird, wie dieses schon mit mehreren unserer Charten (z. B. von dem Bayerschen, Fränkischen und Oesterreichischen Kreise), der Fall gewesen ist. Wir glauben, hierdurch auch den strengsten Forderungen des Geographen Genüge zu leisten und unsere Bemühung für die Verbreitung jeder Berichtigung der Geographie zu belegen. Um die Besitzer der älteren Charten des Atlasses in den Stand zu setzen, die neueren Charten bequem den ersteren beizuordnen, und um zu verhüten, daß die früheren Charten nicht für die neueren in unserm Verlage erschienenen gehalten werden, so wird bei jeder neuen Ausgabe einer Charte auf dem Titel derselben Jahr und Monat ihrer Berichtigung, so wie auch in den A. G. Ephemeriden jährs in dem Januar-Hefte bei der allgem. geograph. Uebersicht der Erde, auch der neueste Bestand des Hand-Atlasses angezeigt. Auf diese Art erhalten wir unsern Atlas immerwährend neu und brauchbar; dahingegen jeder andere Atlas nach einigen Jahren veraltet und unbrauchbar wird, und nur noch ein Monument der Vorzeit ist. Wie sehr diese Einrichtung außerdem der comparativen Geographie für den Besitzer beider vortheilhaft seyn müsse, erhellt aus der Leichtigkeit durch eine Vergleichung unserer früheren und späteren Charten die Fortschritte der darstellenden Erdkunde zu übersehen.

Es enthält also dieser Atlas nach unserm Plane 60 Charten und umfasset die wichtigsten Länder der Erde. Wir haben für alle Charten einerlei Format und zwar das allgemein bekannte, sogenannte Homannische, gewählt, dessen das Papier 22 Zoll Rheinl. Höhe und 26 Zoll Breite hat. Folgendes ist die Uebersicht davon.

Uebersicht des Hand-Atlasses.

1. Oestliche und westliche Hemisphäre.
2. Nördliche und Südliche Hemisphäre.
3. Europa.
4. Teutschland.
5. Der Oesterreichische Kreis. Lit. A. B.
6. Der Bayerische Kreis Lit. A. B.
7. Der Schwäbische Kreis.
8. Der Ober- und Kurrheinische Kreis.
9. Der Westphälische Kreis.
10. Der Fränkische Kreis. Lit. A. B.

11. Der Südliche Oberſächſiſche Kreis.
12. Der nördliche Oberſächſiſche Kreis.
13. Der Niederſächſiſche Kreis.
14. Böhmen.
15. Mähren und Schleſien.
16. Helvetien.
17. General-Charte von Italien.
18. Ober- und Mittel-Italien.
19. Unter-Italien.
20. Sicilien und Malta.
21. Sardinien und Corſica.
22. Die Franzöſiſche Republik.
23. Spanien.
24. Portugal.
25. Großbritanien und Irland.
26. England.
27. Schottland.
28. Irland.
29. Die Bataviſche Republik.
30. Dänemark.
31. Schweden und Norwegen.
32. Island.
33 u. 34. Das Europäiſche und Aſiatiſche Rußland.
35. Oſt- Weſt- Süd- und Neu-Oſt-Preußen.
36 Ungarn und Siebenbürgen.
37. Oſt- und Weſt-Galizien.
38. Das Türkiſche Reich in Europa.
39. Aſien.
40. Das Türkiſche Reich in Aſien.
41. Perſien.
42 und 43. Oſtindien dieſſeits und jenſeits des Ganges mit ſeinen Inſeln.
44. China.
45. Das ſchwarze Meer.
46. Die Kaukaſiſche Landenge.
47. Das ſtille Meer zwiſchen Aſien und America.
48. Afrika.
49. Nord-Afrika.
50. Aegypten mit Habeſch und Darfur.
51. Senegambien, Nigritien und Guinea.
52. Nieder-Guinea.
53. Zanguebar, Kafferküſte und Madagascar.
54. Süd-Spitze von Afrika.
55. Amerika.
56. Nordamerika.
57. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.
58. Weſt-Indien.
59. Süd-Amerika.
60. Auſtralien.

Dieſes iſt alſo unſer Hand-Atlas, an deſſen nunmehriger Vollendung, die zum Theil von den Reſultaten des großen Ent-

ſchädigungs-Geſchäftes abhieng, wir bisher unabläſſig arbeiteten. Das Ganze koſtet, dem Liebhaber und Lehrer der Erdbeſchreibung — der daran Alles, was er von Charten bedarf, hat, mehr nicht als 20 Rthlr Sächſ. oder 36 Fl. Rheinl. im ſucceſſiven Ankaufe; eine gewiß ſehr mäßige Ausgabe für den ſorgfältig geprüften Kern aller neuen geographiſchen Entdeckungen und Berichtigungen. Daß man von obigen Charten auch jede einzeln für 8 Gr. Sächſ. oder 36 Kr. Rheinl. im Ladenpreiſe von uns haben könne, verſteht ſich ohnedies.

Für Liebhaber und Sammler liefern wir auch von allen dieſen Charten eine feinere Ausgabe auf Holländ. Oliſant-Papier mit Engl. verwaſchener Gränz-Illumination à 12 Gr. Sächſ. oder 54 Kr. Rheinl. das Blatt.

Allen Privatliebhabern, welche wenigſtens 5 Exempl. des Atlaſſes zuſammen gegen baare Zahlung von uns direct nehmen, geben wir davon, ſo wie von allen unſeren Verlags-Artikeln 20 pro Cent Rabatt.

Weimar, den 2. April 1805.

Geographiſches Inſtitut.

2.

Vom Allg. Teutſchen Gartenmagazin für 1805 iſt das 2te Stück erſchienen und hat folgenden Inhalt.

I. Landſchafts-Gartenkunſt. 1. Reptons Bemerkungen über Theorie und Praxis der Landſchafts-Gartenkunſt. Beſchluß. 2. Practiſche Methode, Engl. oder Landſchaftsgärten anzulegen. Vom Hrn. H. G. Schoch. IV. Blumiſterei. 1. Die Virginiſche Götterblume. 2. Die Kapiſche Septas. 3. Die Cobäa als Schling- und Zierpflanze. 4. Der Aegyptiſche Stechapfel. 5. Die Pancratien, als ſchöne Blumenzwiebeln. 6. Ein bewegliches Blumengeſtell. VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. Der Melonenapfel. 2. Pomologiſche Geſellſchaft in der Neumark. XI. Garten-Miſcellen. 1. Hrn. Pf. Sicklers Beantwortung der im Januar des T. Garten-Magazins von neuer befindlichen Anzeige des Hrn. Obriſtlieutenants von dem Buſche zu Waldeck gegen ihn. 2. Ueber die Verbeſſerung der Methode die edle Gärtnerei zu ſtudieren..

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen.

Taf. 4. Die Virginiſche Götterblume. Taf. 5. Der Melonenapfel. Taf. 6. Ein bewegliches Blumengeſtelle.

3.

Von der Zeitschrift London und Paris 1804 ist so eben das 5te Heft mit folgendem Inhalte erschienen.

I. London. 1. Englische Karikaturen. 2. Monatliches Verzeichniß der vornehmsten Vergnügungen in London. 3. Die Gegend um London. 4. Land-Aufenthalt der Engländer. — Excursionen in die Badeplätze. — Fulham bei London. — Bischoff Sherlocks Grab. — Wasserfahrt auf der Themse. — The water sensibles. — Hammerschmidt, Landsitz der Markgräfin von Anspach. — The ghost of Hammersmidt. — Das neue Schloß zu Kew. — Richmond, der Park daselbst. — Twikenham, wo Pope wohnte. II. Paris. 1. Nachricht von der Pestalozzischen Lehranstalt in Paris. 2. Dankfest für Bonaparte's Erhebung zum Kaiserthron in der Haupt-Synagoge zu Paris gefeiert. 3. Panorama von London in Paris. Abbé Sicard mit seinen weiblichen Taubstummen-Zöglingen besucht es. 4. Neueste Arbeiten der Tapetenmanufaktur der Gobelins. 5. Das Nationalinstitut verläßt das Louvre. — Oeffentliche Sitzung der Klasse der Franz. Literatur des Nationalinstituts. 6. Denkmunzen bei Gelegenheit des Festes, das die Stadt Paris dem Kaiser gab, geschlagen. 7. Ueber die neueste Französisch Literatur — Mercier — Urtheile über ihn in Paris. III. Englische Karikaturen. Die Aussöhnung. (Hierzu gehört die Karikatur No. IX.) IV. Französische Karikaturen. Erziehung eines jungen Pariſers im neunzehnten Jahrhundert.

Halle im April 1805.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

FRIEDRICH VON SCHILLER

geboren Marbach d. 10 Nov. 1759, gestorben Weimar d. 9 May 1805.

Du wandst so früh.
Es wogen grübrisch' Ein ganzer Völkerzug hatte
In Lagunen weites Raum Das alles
Sei unser Leben! — *Dein Tod.*

neſiſche Armee könne beynahe eben ſo wenig, als eine Franzöſiſche, in die Flucht geſchlagen werden.

Die Chineſiſche Gravität und dogmatiſche Suffiſance hat dem Recenſenten öfters zu lachen gemacht. — „Die vorgeſchriebenen Regeln ſind ſo einleuchtend, „und ſo nützlich in der Ausübung, daß man, durch „ihre Befolgung, ohne Mühe Sieger über alle „ſeine Feinde wird.“ — Muß einem hiebey nicht nothwendig folgende Stelle aus Molierens bourgeois gentilhomme einfallen:

„Le maitre d'armes.

„Je vous l'ai déja dit, tout le ſecret des armes ne „conſiſte qu'en deux choſes, *à donner, & à ne point „recevoir;* &, comme je vous fis voir l'autre jour „par raiſon démonſtrative, il eſt impoſſible que vous „receviez, ſi vous ſçavez détourner l'epée de votre „ennemi de la ligne de votre córps; ce qui ne dé„pend ſeulement que d'un petit mouvement du „poignet, ou en dedans, ou en dehors.

„M. Jourdain.

„De cette façon donc un homme, ſans avoir du „coeur, eſt ſûr de tuer ſon homme, & de n'être „point tué.

„Le maitre d'armes.

„Sans doute. N'en vites-vous pas la démon„ſtration.“

Uebrigens bedarf ein ſo intereſſantes Werk keiner weitern Empfehlung, wohl aber einer Warnung an die Liebhaber wegen des hohen Preißes: denn dieſer Quartband von 422 Seiten, und mit 20 illuminirten Kupfern verſehen, kommt in Deutſchland über 3 Piſtolen zu ſtehen. Ein jeder Patriot wird mit mir wünſchen, daß ein Exemplar in Hrn. N°s Hände gera-

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1805.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Weimar 1805.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai 1805.

I.

Gedichte.

1.

Der Schafbock und ſein Pelz. *)

Ein Schafbock, den ein dichtes Kleid
Von Wolle bis an Kopf bedeckte,
So daß ihn bei der ſtrengſten Winterszeit

*) Nur wenige Monate vor ſeiner Wanderung in die Thäler des Friedens übergab der verewigte Dichtergeiſt uns dieſe Spatblume zur Aufbewahrung im Merkur. Hoffentlich wird eine verſtändig geordnete Auswahl ſeiner Gedichte nach ihren verſchiedenen Klaſſen, als das würdigſte Denkmal, das ihm ge-

Nicht Frost, noch Schnee noch Regen schreckte.
Durch seinen Pelz griff selbst kein Zahn,
Und wollt' ihn auch der Schäferhund Packan,
Bei seinem Ungehorsam fassen,
Sehr leicht verbiß er sich und mußt ihn fahren lassen.
Dies nährt in ihm Stolz und Hartherzigkeit
Und von der Krippe drängt er jedes weg voll Neid.
Wenn eine von den nackten Ziegen
An seinen Pelz sich wärmend, wollte schmiegen,
So stieß er sie mit grämschem Blick
Und seinen Hörnern weit zurück.
So gieng der Winter ihm, je länger desto lieber,
Beschützt von diesem Trutz des Winters schnell vorüber.
Doch nach fünf Mondenfrist begann
Die Sonn', im Lauf auf ihrer Zirkelbahn,
Dem Hammel durch die Wolle scharf zu brennen,

setzt werden kann, von einer Kennerhand veranstaltet werden. Sollte bloß zur Geschichte seines Geistes sein letztes Gedicht dort mit abgedruckt werden, so wurde obenstehende Fabel sich wahrscheinlich dazu eignen. Sein schönster Kranz bleibt die Bürgerkrone wegen seiner Erziehungsschriften. Dorum wünschen wir seinen Manen — tenuem et sine pondere terram Spirantesque crocos et in urna perpetuum ver. B.

Und ganze Fetzen von der Haut zu trennen:
Wo er ein Dorngesträuch durchkroch
Riß er in seinen Pelz ein Loch;
Die Vögel holten selbst aus diesem Spinnerocken
Für ihre Nester manchen Flocken.
Kurz, da er nahe der Gefahr,
Sein schon zerschlißt Gewand ganz zu verlieren, war,
So ließ der Eigner dem Verlust zu wehren,
Ihn ganz bis auf die Haut bescheeren,
Und alle Thier' um ihn so glatt, als kraus,
Wie lachten sie den stolzen Hammel aus!

* * *

So sah ich einen Handelsmann,
Den seine Wolle stolz, grob, unbarmherzig machte
Doch — was nicht Zeit und Glück oft jählings ändern kann —,
So manche fehlgeschlagne Rechnung brachte
Ihn oft um ein erwartet Gut!
Der Gläubiger im Mißtraun auf sein Glück
Nahm Darlehn und Kredit zurück:
Und Jedes rupft an ihm — und so macht er Bankrut.

Weiße.

2.

Die Erſcheinung.

(Nach dem Kupfer von Kininger vor Mozarts Requiem, Partitur bei Breitkopf.)

Wo bin ich? ha! wie ſchauerlich rauſchen hier
Zypreſſen um mich! — düſtere Ahndung füllt
die Seele mir — der Puls des Lebens
ſtocket — es faßt mich das Graun des
Todes. —

Geſunkne Gräber? marmorne Säulen hier? —
Ihr auch verſunken über der Gräber Staub! —
Und wie? ich leſe Menſchenthaten? —
Thaten verſinken, wie eure Trümmer! —

Ihr waret einſt; nun ſchauert des Grabes Nacht
um euch, ihr Todten! mir auch entfließt die Thrän'
um meine Lieben! eure Thräne
fließet nicht mehr, und es ſchweigt die Freude. —

Ha nicht mehr ſeyn! wie zittert' die Seele mir
in banger Sehnſucht nach dem Unendlichen! —
Fleuch, meine Seele, von den Gräbern,
fleuch, wo das Leben der Menſchen Staub
iſt. —

Ich weile länger — hier wo die Mitternacht,
die heil'ge letzte Stunde des Lebens ſchweigt:
Und ſtille Andacht, Schauer Gottes
wehen um mich — und es ſteigt die Wehmuth.

Du Blume, die du blüheſt in Grabes Staub —
hier wo aus Tod dein ſchöneres Leben blüht —
wer rief dich? red', o rede Blume!
lehre mich — daß ich nicht unterliege!

Auch ich bin Blume: aber der Ewige
gab Kraft zum längern, ſchönern Blühen mir!
wird er auch meines Lebens Blume
rufen zum ſchönern Auferſtehen? — —

Die ihr dort wogt und glänzet im Strahlenmeer,
ihr Sterne, die ihr wandelt die ew'ge Bahn,
die ihr rings über Gräbern leuchtet,
über den Gräbern den Schöpfer preiſet!

O ſendet ihr mir Eine der Seligen
hernieder, daß anbetend im Staube ich
vernehme, daß ich ſehe — höre —
Worte von Gott mir zum Troſt geſendet! —

Ha wie geſchieht mir? — lindere Schauer wehn
um meinen Buſen! — ſüßerer Ahndung voll
erhebt ſich Blick und Seel', ich ſchaue
himmliſche Strahlen! — ich ſink' und bete.

Ich faſſe nicht die Schauer der Seligkeit: —
vom Staub' empor erheb' ich mein Angeſicht,
umſtrahlt von deinem Götterglanze,
ſey mir geſegnet, du Botin Gottes!

Du, ſchlank und hehr, und göttlicher Bildung voll,
du ſenkſt in deiner Linken das heil'ge Kreuz —
und deine Rechte hebt die Palme
auf zu den Sternen, den Sternen Gottes.

Ich ahnde! biſt du? biſt du die Himmliſche,
von Gott geſandt, zu hellen den dunkeln Pfad,
wo traurigſinnend unter Thränen
weilet, die Wimper geſenkt, die Wehmuth? —

Nun traure nicht mehr, himmliſche Seele, du!
und ſtreue Blumen über die Gräber hin:
die Auferſtehung deutend, werden
ſchöner ſie blühen, ein Eden Gottes. — —

Sey mir geſegnet, heilige Ruheſtatt
der Todten Gottes! Saaten des Ewigen,

dem Tag der Aerndte ausgesäet, —
sey mir gesegnet, du Wohnstatt Gottes! —

Der du des Lebens mühsamen Pfad erklimmt,
im Menschenleben sahest der Menschen Wahn, —
auf Gräber streue Frühlingsblumen;
Blumen mit dir auch die holde Jungfrau! —

Wohl hörst du fernher rauschen des Meeres Strand;
wo bald verschäumt der brandende Wogensturm:
nicht so verschäumen Menschenthaten
dort wo ein Richter die Thaten wäget;

Am Throne wägt! o Seele, hinauf, hinauf!
Hoch über Gräbern wandle dein ernster Blick,
dort wo der Ocean des Lebens
strömet, hinauf zu dem Allbeleber! —

Ich höre dich, o Gottes Gesendete:
„Mit festem Muth aufstreben zur Sternenbahn —
„das sey dein hoher Grabgedanke!
„auf und erringe! dir winkt die Palme!“

D. Jakob Ludwig Römer
in Braunschweig.

II.

Bruchstücke aus einem Reise-Tagebuche, vom Septbr. und Oktbr. des Jahres 1804.

An einem schönen Septembertage fuhr ich — umweht von erfrischender Morgenluft — mit meinem alten Freunde * * und dessen Familie von * * ab, um einen meiner Lieblingswünsche — die romantischen Gegenden des Rheins und Neckars zu bereisen — auszuführen. Frühnebel dämmerten über den Gefilden meiner Heimath. Kopf und Herz waren gesund und ungetrübt, und nur bisweilen stieg ein Wölkchen, bei dem Gedanken, in mir auf: eine zärtlich geliebte Gattin und zwei holde Kinder, woran meine ganze Seele hängt, auf mehrere Wochen verlassen zu müssen. Doch verließen mich eigentlich diese Lieben nicht, sondern umschwebten mich auf allen meinen Wegen. — —

Einen heiteren Abend brachten wir in dem Hause des wackern Pastors L. zu Großenlinden zu, wo wir übernachteten. Manche Erinnerung wachte in mir auf, da ich mich diesem, seit 11 Jahren nicht

gerathen möge, damit er die merkwürdigſten Stellen daraus, zum Beſten der Deutſchen in Chineſiſche Verſe überſetzen möge.

§ 3.

Eſſai général de Tactique, précédé d'un diſcours ſur l'état actuel de la politique & de la ſcience militaire en Europe, avec le plan d'un ouvrage intitulé: La France politique & militaire. A Londres, chez les libraires aſſociés. 1772.

Dieſes vortrefliche Werk iſt hauptſächlich der Vorrede wegen merkwürdig. Sie zeigt uns in dem Verfaſſer einen Mann, auf den der Geiſt des groſſen Montesquieu herabgeſtiegen iſt. Er nennt ſich Guibert, und iſt Colonel en ſecond de la legion de Corſe. Einen Auszug aus dieſer Abhandlung von dem gegenwärtigen Zuſtande der Staats- und Kriegs-Kunſt in Europa können wir hier um ſo weniger mittheilen, da ſie ſelbſt in der gedrungenſten Kürze abgefaßt iſt. Man hat uns verſichert, es werde nächſtens davon eine gute Ueberſetzung in deutſcher Sprache erſcheinen und in dieſem Falle wollen wir ſie, beſonders unſern Leſern vom Militärſtande, zum voraus beſtens empfohlen haben.

Das ganze Werk beſteht aus zwoo Abhandlungen (die erſte handelt von der kleinen, und die andre von der groſſen Tactik) in einem Bande in 4to, mit 27 Kupfertafeln. Es iſt rar und koſtbar.

gesehenen Orte näherte, von den großen Linden so benannt, die ihn vordem beschatteten. Die ehemalige Burg und Mauern dieses Marktfleckens wurden schon im Jahre 1248 zerstört. — —

Zu Frankfurt am Main kehrten wir im Römischen Kaiser ein, wo wir eine gute Bewirthung, aber nur ein kleines Stübchen fanden, weil die vielen Fremden, die nach Mainz reisen wollten, um den neuen Kaiser der Franzosen zu sehen, das ganze große Haus besetzt hatten. Der gefällige Wirth versprach uns bei unserer Rückkehr eine bequemere Wohnung, und hielt treulich sein Wort. Am ersten Morgen nach unserer Ankunft, besuchten wir unsern biedern Freund Mosche, einen eben so gelehrten Philologen, als trefflichen Schulmann, der sich um das Gymnasium seiner Vaterstadt ungemein verdient gemacht hat. Bei ihm traf ich einen alten Universitätsfreund in dem Prorektor Eichhof von Weilburg an, den das Publikum aus einigen glücklichen Uebersetzungen kennt. Das frohe Wiedersehen dieser beiden Edlen, nach vieljähriger Trennung, kann nur gefühlt, aber nicht beschrieben werden. Sodann ging es zu meinem Freunde Gerning, dessen dichterisches Talent und Alterthumskunde ich lange schätzte, und mit dem ich seit meh-

reren Jahren Briefe gewechselt hatte, den ich aber jetzt erst persönlich kennen lernte. Ich fand in ihm ganz den biedern und gebildeten Mann, den mich seine Briefe erwarten ließen. Wir sahen bei ihm die von seinem verst. Vater angelegte Schmetterling- und Insektensammlung, woran derselbe 45 Jahre lang gesammelt, und die ihn über 50,000 Gulden gekostet haben soll. Diese Sammlung ist einzig in ihrer Art. Es sind darin Schmetterlinge aus allen fünf Erdtheilen, aus China, Amerika, den Südseeinseln, u. s. w. enthalten, geschmückt mit wunderschönen Farben, seiner Taranteln, Skorpionen, die seltensten Käferarten, Spinnen, u. s. w. und es gewährte mir hohes Vergnügen, hier die unverkennbare Stufenfolge der Bildnerin Natur in ihren mannichfaltigen Produktionen wahrzunehmen. Unter den Schmetterlingen unseres Erdtheils zeichnet sich der seltene und kostbare Sphinx Nerii beiderlei Geschlechts und von verschiedener Größe, unter den ausländischen aber der mit seinem herrlichen grünen Glanze prangende Papilio Priamus aus Akadonia, von der untern und obern Seite, vorzüglich aus. Besonders reich ist diese, in hundert und etlichen sechzig Glasrahmen aufbewahrte Sammlung an einzelnen Spielarten. Uebrigens sind Schmetterlinge und Insekten

nach den Grundsätzen der Wiener Entomologen geordnet. Wir sahen ferner eine kleine, aber ausgewählte Sammlung von Gemälden von Raphael, H. W. Tischbein, Schütz und einigen Niederländern bei Hrn. G. R. Gerning. Besonders anziehend war mir Raphaels eigenes, höchst ausdrucksvolles Porträt, sodann eine wahrhaft ausgesuchte Sammlung von Antiken, Münzen u. s. w. worunter sich zwei marmorne Basreliefs, den Aristoteles und Plato vorstellend, auszeichneten.

Unter den mancherlei ausländischen Thieren, welche gerade in Frankfurt zu sehen waren, war mir eine Hyäne vorzüglich merkwürdig, deren Physiognomie ein furchtbares Gemische von Bosheit, Unbändigkeit und Wuth darstellte. Löwen, Tieger und Leoparden hatte ich schon mehrmals gesehen.

Wir weilten mit Vergnügen einige Stunden in dem sehr gut eingerichteten Leseinstitut, welchem ein patriotisches Mitglied die drei schönen Büsten von Wieland, Göthe und Herder verehrt hat; — und nach einigen ärgerlichen Plackereien mit dem Visiren unserer Pässe durch den Sekretär des Französischen Residenten, — wofür jeder aus der großen Menge 24 Xr. bezahlen mußte, — gien-

gen wir in die Komödie, wo die Nymphe der Donau gegeben wurde. Dekoration und Musik waren vortrefflich; die Darstellerin der Nymphe und ein Paar andere Akteurs zeichneten sich vortheilhaft aus; das Stück selbst aber — ohne Plan und Charakter, voller Mummereien und indezenter Situationen — war ärmlich. Das Frankfurter Schauspielhaus ist unstreitig eins der schönsten und geräumigsten in Teutschland; das Theaterpublikum aber zeigte sich, wenigstens an diesem Tage, grossentheils höchst ungesittet, und störte durch beständiges Klatschen, und Schreien das Vergnügen des vernünftigern Zuschauers. Auch fand ich es immer sehr indiskret, wenn ein Paar Individuen, denen diese oder jene Stelle vorzüglich gefallen hat, um Wiederholung derselben schreien.

Von neuem freut' ich mich der anmuthigen Lage Frankfurts, am Mainstrom und der Thätigkeit seiner Bewohner; denn das Leben in einer Stadt bürgerlicher Betriebsamkeit hat immer etwas Angenehmes für mich. Möge Frankfurt, das die Geschäftigkeit seiner 50,000 Einwohner, (worunter sich etwa 10,000 Juden befinden,) seine nicht zu verachtenden Fabriken, Manufakturen und ansehnliche Handelsgeschäfte unter die bedeutendsten Städte

Teutschlands sehen, sich noch lange — ungestört durch fremde Gewalt — seiner, im Ganzen gewiß guten Verfassung freuen! — Meinen edlen Freund Hufnägel konnte ich erst bei meiner Rückkehr sprechen. Bis dahin mußte ich auch die Ansicht einiger Kunstsachen Frankfurts versparen.

An einem etwas trüben Morgen, dem jedoch ein heiterer Tag folgte, traten wir unsere Wasserreise nach Mainz an. Wir fuhren auf einem Marktschiffe, in großer und sehr gemischter Gesellschaft den Main hinunter, hielten Mittag zu Höchst, einem angenehmen, am Main gelegenen Städtchen, sahen Flörheim, Kostheim und andere Orte in malerischer Beleuchtung neben uns liegen, und labten uns an dem schönen Anblicke der fruchtbaren Maingestade. Hie und da wurden wir noch Spuren der Zerstörung — Ausgeburten des letzten verderblichen Krieges — gewahr. Ueberraschend war uns der Anblick des Zusammenflusses des Mains und Rheins. Das Schiff sinkt tiefer hinab in das leichtere Wasser des Rheins, und noch eine ziemliche Strecke hin kann man das verschiedenartige Wasser beider Ströme unterscheiden. Imposant ist der Anblick von Mainz von dieser Seite her, und bezaubernd schön die Aussicht, die man über den Rhein hin hat. Manche Er-

innerungen an die Tage der Vorzeit erwachten beim Anblick dieſer ehemaligen Metropolis ſuperioris Germaniae. Druſus erbaute hier zuerſt, außer vielen andern Kaſtellen am Rhein, woraus in der Folge Städte wurden, das Caſtrum Moguntiacum; damals mag auch zuerſt die Römiſche Waſſerleitung angelegt worden ſeyn, von der jetzt nur noch einzelne Pfeiler übrig ſind. Gegen Abend kamen wir in die Stadt, nachdem wir uns das läſtige Viſitiren der Douaniers, deren Frankreich jetzt an 80,000 unterhält, hatten gefallen laſſen. Wir fanden in dem Gaſthauſe, wo wir einkehren wollten, wegen der Anweſenheit des Franzöſiſchen Kaiſers, alles beſetzt; indeſſen verhalf uns die gefällige Tochter des Hauſes noch zu einer guten Wohnung in der Nachbarſchaft.

Am andern Morgen ſahen wir uns in der weitläuftigen, aber verhältnißmäßig menſchenleeren und ſtillen Stadt um. Der Anblick der vielen, von der Belagerung herrührenden Ruinen, auf welche man überall ſtößt, muß jeden fühlenden Reiſenden verſtimmen. Paläſte, Kirchen und Klöſter laſſen nur noch ahnen, was ſie einſt waren. Die ſchönen Ufer des Rheins werden nicht mehr, wie vordem, von hohen Bäumen beſchattet. Unter den Kirchen zog uns die ehrwürdige, hochgewölbte, im 12ten Jahrhun-

hunderte zu bauen angefangene, und im 13. Jahrhunderte vollendete Domkirche an, die aber auch durch die zerstörende Hand der Franzosen sehr gelitten hat. Man war gerade mit der Ausbesserung des Inneren beschäftigt, und hatte bereits dem neuen Kaiser Napoleon und seiner Gemahlin zwei Throne errichtet. Beide wohnten jedoch, während ihres Aufenthaltes in Mainz, keiner kirchlichen Feierlichkeit im Dome bei. Man zeigte uns den Weihwasserstein, woraus die Schweden im dreißigjährigen Kriege ihre Pferde getränkt haben sollen. Was mich aber mehr als diese Dinge anzog, das waren die zum Theil trefflichen Bildnisse der früheren Erzbischöffe von Mainz, welche rühmliche Beweise von der Marmorarbeit des dreizehnten und der folgenden Jahrhunderte geben. Schade, daß mehrere der schönen Denkmäler der hier beigesetzten Erzbischöffe und Kurfürsten, unter andern auch einige marmorne Basreliefs, im letzten Kriege, — wo man bisweilen um einzelner eiserner Stangen willen, ganze Stücke zerschlug, — so sehr gelitten haben! Auffallend war mir und meinem Gefährten ein marmornes Epitaphium, wo ein Engel den Deckel des Sarges aufhebt, damit der Erwachende sich erheben könne. Nur störte das Kostüm mit Perücke, Harnisch, Wappen und andern Insignien den guten Eindruck wieder, den das Ganze sonst

nicht verfehlt haben würde. Sollte vielleicht dieſes Grabmahl dem groſſen Heſſiſchen Bildhauer Joh. Aug. Nahl die erſte Idee zu ſeinem berühmten Grabmahl in Hindelbank gegeben haben? Mehr, als Möglichkeit, will ich nicht behaupten; da ich nichts ärmlicheres kenne, als den einen Künſtler, Dichter oder Schriftſteller, der zufällig mit einem andern guten Kopfe auf einem Wege zuſammentrifft, nun ſogleich zum Nachahmer oder Ausſchreiber des andern zu machen. — Merkwürdig war mir auch eine alte Inſchrift an einem, der Gemahlin Karls des Groſſen gewidmeten Steine. Das Aeuſſere der ehrwürdigen Domkirche würde einen weit kräftigern Eindruck machen, wenn ſie nicht zu nahe von andern Stadtgebäuden umgeben wäre.

Das in Mainz anweſende Franzöſiſche Militär — eine Abtheilung der kaiſerlichen Leibwache, Grenadier zu Pferd, Jäger, Gensdarmen u. ſ. w. — war elegant gekleidet, und beſtand gröſtentheils aus ſchönen Leuten. Wir ſahen vor dem am Rhein, nahe bei der Brücke gelegenen Teutſchen Hauſe die kaiſerlichen Wachen zu Pferde, die Ehrenwache und mehrere in Goldbeſetzten Livreyen prunkende Bedienten des Kaiſers Napoleon. Ihn ſelbſt hätten wir auch aus der Ferne ſehen können, wenn wir uns hät-

ten dem Schwarme der Neugierigen zugesellen, einige Stunden vor seiner Wohnung stehen, und seine Ankunft am Fenster abwarten wollen; denn noch war er nicht ausgeritten, und unsere Zeit erlaubte es uns nicht, so lange in Mainz zu bleiben, bis er sich dem neugierigen Volke in der Nähe zeigen würde. Auch war der Tag seiner öffentlichen Erscheinung noch ungewiß. In der Stadt sprach man überall von dem damals anwesenden Kurerzkanzler mit Liebe, und die Mainzer nannten ihn noch oft „ihren Kurfürsten." Uebrigens war ihnen, bei dem sehr merklich gesunkenen Nahrungszustande, und dem daher ziemlich allgemein verbreiteten Mißmuthe, der Zusammenfluß der vielen Fremden sehr zu gönnen. Bei einem Spaziergange vor die Stadt, sahen wir die schöne, dem Fürsten von Nassau-Weilburg von dem Kurfürsten von Trier verehrte Jacht, die der erstere der Kaiserin Josephine zu ihrer Wasserfahrt überlassen hatte. Eben diese Jacht hatte sonst mehr als einmal den Kurfürsten von Trier zur Kaiserwahl nach Frankfurt geführt. —

An einem freundlichen Nachmittage, wanderten wir nach dem 4 Stunden von Mainz entlegenen Flekken Werstatt, (nicht Wörstadt, wie es bisweilen geschrieben wird), gegenwärtig zum Kanton des Don-

nersberges gehörig. Ein sehr gesprächiger und weit gewanderter Zimmermann aus Mainz, der vor der Stadt zu uns stieß, wurde unser Begleiter.* Abends zwischen 9 — 10 Uhr kamen wir an, und wurden von unserem Freunde Lindenmeyer, dem gefälligen Dichter und biederen Manne, und dessen würdiger Gattin aufs herzlichste empfangen. Wir lebten hier in ländlicher Stille einige unserer heitersten Tage, freuten uns der schönen Umgebungen Werstatts, und machten von hier aus, mit unserem edlen Freunde, manche gemeinschaftliche Reise.

Unvergeßlich wird mir unsre trauliche Wanderung nach Koblenz, Neuwied, Kreuznach, und den ehrwürdigen Ruinen des Rheingrafensteins seyn! Zauberisch-schöne Gegenden, die Bekanntschaft mit interessanten Menschen, die aus Anschauung und freundschaftlicher Mittheilung erworbene genauere Kenntniß der neuen Verfassung des verlornen Teutschen Paradieses, und drei harmonisch-gestimmte, für das Schöne und Gute empfängliche Gefährten — wie selten sind diese Dinge, so wie hier, beisammen! Nicht alles von dem, was wir sahen, hörten und empfanden, ist für das größere Publikum geeignet, und ich werde mich hüten, der immer mehr wachsenden Zahl der indiskreten Reisenden beigezählt zu werden! — — —

VI.

Theatraliſche Nachrichten.

Weimar.

Die dramatiſche Dichtkunſt und die Schauſpielkunſt, welche in dem alten Griechenlande ein **Politiſches Inſtitut** waren, ſind in unſern neuern Zeiten, durch die wetteyfernden Bemühungen der beſten Köpfe in dem aufgeklärtern Theile von Europa, ein **moraliſches** Inſtitut geworden, welches auf die Sinnesart und die Sitten eines Volkes heilſame Würkungen verbreitet, und in den Händen einer weiſen Regierung eines der würkſamſten Mittel wird, den Verſtand und das Herz ihrer **Untergebenen** zu bilden.

In England iſt man von dieſer Wahrheit ſo ſehr überzeugt, daß nicht nur Männer vom erſten Rang im Civilſtande, wie z. Ex. **Addiſon** war, ſondern ehrwürdige Geiſtliche ſelbſt ſich ein Verdienſt dadurch zu machen geglaubt haben, wenn ſie entweder ſelbſt für die Schaubühne arbeiteten, oder die Werke andrer berühmter Dichter vollkommner und brauchbarer zu machen ſuchten. Es iſt genug von jener Art nur den vortreflichen D. Eduard **Joung**, und von dieſer den D. **Warburton**, Biſchoff von Gloceſter, zu nennen, um gewiſſen Perſonen zu zeigen, wie man bey der weiſeſten Nation von Europa über dieſen Artikel denkt. In England ſchreibt ein

Staats-

Um den ganzen Zauber der Gegend zu genieſſen, wanderte ich mit meinen Freunden L. und ** zu Fuß nach der kleinen, aber anmuthig am Fuße des abgeſonderten Rochusberges gelegenen, muntern und nahrhaften Stadt Bingen, und von da fuhren wir auf einem Schiffe den majeſtätiſchen Rhein hinunter bis nach Koblenz. Die Lage von Bingen welches, wie Mainz und Koblenz aus einem Römiſchen Kaſtell entſtanden iſt, und ehemals dem Mainzer Domkapitel gehörte, nun aber auch dem Franzöſiſchen Kaiſerthume einverleibt iſt, hat viel Romantiſches. Die Nahe, mit ihren kühnen Brücken, gleitet an den Mauern der fröhlichen Stadt hinab, und ſtürzt ſich alsdann in die mächtigern Fluten des Rheins, der ſich hier zwiſchen engen Thälern einen Weg gebahnt hat. Die umliegenden Hügel ſind von keiner bedeutenden Höhe; allein überall erblickt man Steingebäude, auch auf den nackteſten Felſen, und die hier und dort hervorragenden Gemäuer verfallener Ritterburgen erhöhen die Pracht dieſer Scene. Die Berge des Niederwalds thun eine vorzügliche Wirkung, und der kleine viereckte, ſchon bis auf die Hälfte herunter gefallene Hatto's-Thurm ragt maleriſch mitten auf einem Felſen im Rhein hervor. Was die Volksſage von einem Erzbiſchoffe Hatto II. erzählt, wornach dieſer Thurm benannt

worden seyn soll, ist eben so schrecklich, als — histo-risch unerwiesen. „Hatto, heißt es nämlich, war so grausam, daß er einst in einer großen Theurung eine beträchtliche Anzahl armer Leute, die ihn um Brod anflehten, in eine Scheune sperren, und jäm-merlich verbrennen ließ. Dabei soll er noch gespottet und gesagt haben: ‚hört, hört! wie meine Korn-mäuse pfeifen!" Hierauf, fährt die schauerliche Sage fort, verfolgten ihn die Mäuse überall; und um ih-ren Nachstellungen zu entgehen, ließ sich der böse Bischoff im J. 967 in diesen Felsenthurm im Rheine bringen; aber auch hier fand er keine Ruhe, und nach drei Jahren wurde er elender Weise von Mäu-sen aufgefressen." — Ob dieser Thurm zu einem al-ten Schlesse, vormals die Hattenburg oder Huttenburg genannt, gehört habe? oder ob er eine Rheinwarte, zur Sicherheit der Schiffahrt und des Zolles angelegt gewesen sey? — in welchem Falle die Benennung Mäusethurm aus Mauth-thurm entstanden wäre — diese Fragen dürften sich schwerlich je mit völliger Gewißheit beantworten las-sen. Uebrigens ist es nichts Ungewöhnliches, daß Volkssagen auf bloße Namen gebauet wurden. Das sogenannte Binger-Loch, unweit Bingen, — nicht durch einen Schlund, sondern durch zwei kleine, aber scharfe Felsen verursacht, die bei hohem Wasser

gar nicht merklich ſind, bei niedrigem Waſſer aber etwas aus demſelben hervorragen, — wurde ehemals von den Schiffern nur mit großer Gefahr und nicht, ohne ein Stoßgebet verrichtet zu haben, befahren, iſt aber jetzt, da nach und nach mehrere Felsſtücke geſprengt worden, minder gefährlich. An beiden Ufetſeiten des Rheins fielen uns Rebenhügel, Ruinen von Bergſchlöſſern und mancherlei Ortſchaften, in maleriſcher Beleuchtung, ins Auge. Wir fuhren

„Zwiſchen Hügeln, die flohen,
und Felſen, die hinſanken um den ſchäumenden Fußtritt

des Herbringers des brauſenden Pflanzenlebens“ freudig hindurch; auf der rechten Seite hatten wir Kaup, St. Goarshauſen, Welmich, Kamp u. ſ. w., und auf der linken Bacharach, — in deſſen Nähe die ehrwürdigen Gothiſchen Ruinen der Wernerskirche liegen, — Oberweſel, St. Goar und die geſchleifte Feſtung Rheinfels im Auge. Unſer Nachtlager nahmen wir in Boppart, wo wir zwar ein leibliches Logis, aber auch unſere Kaſſen durch lange Hände, die ſich Nachts, wo wir im tiefſten Schlafe lagen, wahrſcheinlich eines Hausſchlüſſels bedienten, bei der am folgenden Abend vorgenommenen Ueberzählung unſeres Geldvorraths,

um vieles erleichtert fanden. Auch in anderer Hinsicht schien die strenge Sittlichkeit in diesem Wirthshause ihren Sitz nicht aufgeschlagen zu haben.

Wir waren froh, als wir am folgenden Tage in der Morgendämmerung unsere weitere Reise antreten konnten. Wir stiegen in unsere Jacht, worin noch ein ärmliches Lichtchen brannte, und harrten in der schaurigen Kühle dem kommenden Tage entgegen. Bei Boppart ist der Rhein ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossen, und bildet hier einen ordentlichen See. Die schöngebildeten Berggipfel sind mit reichlicher Wäldung bedeckt, und beide Uferseiten gewähren den reizendsten Anblick. Rechts sahen wir Braubach und Lahnstein liegen, links Reeß und die Kapelle. Bei Lahnstein ergießt sich die Lahn, die einen nicht unbedeutenden Theil des durch seine patriotischen Bewohner achtungswerthen Hessenlandes durchströmt, in den Rhein. Von der alten Bergfeste erblickt man nur noch Ruinen. Gegen neun Uhr lag Koblenz in der herrlichsten Beleuchtung mit seinen Gebäuden, Baumgruppen und nahen Gebirgen vor uns. Am Ufer prangten die Mauern des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses, und die zerstörte Festung Ehrenbreitstein erhob sich majestätisch auf dem jenseitigen Berge. Eine

Koblenzerin, welche mit uns auf einem Schiffe gefahren war, wies uns eine sehr gute Wohnung an. Bald nach unserer Ankunft wollten wir Hrn. von Lassaulx, einen warmen Freund meines Bruders, besuchen, trafen ihn aber nicht zu Hause an, und ließen unsere Namen zurück. Während wir aber noch die schöne Lage der Stadt besahen, und die darin befindliche Allee durchwandelten, war dieser, durch Geist und Biedersinn ausgezeichnete, junge Mann schon in unserm Logis gewesen. Wir suchten ihn also wieder auf; freundlich lud er uns auf den Abend zu sich ein, und begleitete uns sogleich nach der eine Viertelstunde von Koblenz entfernten, hoch und herrlich auf einer hervorstehenden Bergspitze gelegenen Karthause, einem ehemaligen Karthäuserkloster zu St. Beatus, wo wir eine Aussicht nach der romantisch gelegenen Stadt und ihren schönen Umgebungen hatten. Mehr als dreißig kleinere und größere Ortschaften ragen hier, wie weiße Punkte, aus der Fläche hervor. Eine Landschaft, wie sie kein Salvator Rosa malen konnte! —

Mancherlei Bilder der Vorzeit giengen, beim Anblicke von Koblenz, meinem Geiste vorüber. Schon zu den Zeiten der Römer prangte hier ein Schloß. Die ersten Fränkischen Könige hielten sich

oftmals in dieſer zauberiſchen Gegend — am Zuſammenfluſſe des Rhein- und Moſelſtroms — auf. Kaiſer Heinrich II. ſchenkte dem Erzſtifte Trier im J. 1018 den ehemaligen Fränkiſchen Königshof. Erzbiſchoff Arnold II. ließ die Stadt im J. 1249 mit Mauern umgeben, und Koblenz wurde immer mehr eine wohlbefeſtigte Stadt. Im J. 1632 wurde ſie von den Schweden belagert, und von den Franzoſen von Ehrenbreitſtein aus ſtark beſchoſſen; worauf ſie ſich ergab. Im J. 1688 wurde ſie zwar vergeblich von den Franzoſen belagert, jedoch durch die vielen Bomben und Karthaunen in einen Stein- und Aſchenhaufen verwandelt. In neuern Zeiten hat ſie, durch Schleifung der Feſtungswerke, ein friedlicheres Anſehen erhalten. Bei der ehemaligen kurfürſtl. Burg geht eine ſteinerne Brücke von 14 Bogen über die Moſel, welche eine ſehr intereſſante Anſicht dieſes Stroms gewährt.

Während dem Mittagseſſen ließ ſich ein Harfenſpieler hören, deſſen Lieder und muntere Romanzen mir beſſer gefielen, als ſein Aeußeres und ſeine Geſchichte, die ich nachher erfuhr. Dieſer Menſch, der ein Vermögen von 30,000 Gulden zu ſeinen Bedürfniſſen angewendet haben ſoll, war einer der erſten Verbreiter der neuen Ordnung der Dinge, und, wie

uns Eingeborne erzählten, der erste Pflanzer eines Freiheitsbaums in Koblenz! — — — Nachmittags giengen wir mit Hrn. v. L. über die Schiffbrücke ins That Ehrenbreitſtein, und erſtiegen die geſchleifte Feſtung dieſes Namens.

Ehrenbreitſtein (Latein. *Eriberti Caſtellum*, auch *Erenberti Petra*) heißt auf Landcharten bisweilen Herrmannſtein, gehörte, nebſt Hohentwiel in Schwaben und Königſtein in Meißen, zu den erſten Berafeſtungen in Teutſchland, und war gleichſam der Schlüſſel zur Moſel und zum Rheine. Erzbiſchoff Herrmann Hittin von Trier, ſuchte hier das aus den Zeiten der Römer herſtammende Kaſtell im J. 1153 wieder aufzubauen, 1160 ließ er das neu hergeſtellte Schloß noch ſtärker befeſtigen, mit vielen Gebäuden verſehen und eine Ziſterne in den Felſen, worauf die Feſtung ruhte, hauen. Anfangs nannte er's ſeiner Höhe wegen, Ehrenbreitſtein, nachher aber nach ſeinem Vornamen: Herrmannſtein. Im J. 1481 ließ Kurfürſt Johannes II., ein geborner Markgraf von Baden, daſſelbe ausbeſſern; noch mehr befeſtigen und mit einem tiefen Brunnen verſehen. Im J. 1688 wurde dieſe wichtige, auf natürlichen Felſen ruhende, und mit Wällen, Mauern und ſtar-

ken Thürmen verwahete Feſtung ſtark, aber vergeblich, beſchoſſen: der letzte, für Teutſchland ſo nachtheilige Krieg ſpielte ſie ihnen jedoch, wie faſt Alles was ſie verlangten, in die Hände, und nun liegen dieſe bewundernswürdigen Feſtungswerke in Trümmern. Ehrenbreitſtein beſtand eigentlich aus der untern und obern Feſtung: die letztere lag auf der Anhöhe, die erſtere unten am Rheine, am Fuße des Felſens, und war nur durch ihre Werke vom Thale getrennt. Ein geſprächiger Artilleriſt, der die letzte lange Belagerung dieſer Feſtung mit ausgehalten hatte, und unſern Cicerone machte, wußte uns Vieles von dem Vogel Greif, (eine ungeheure Kanone, die eine Kugel von 160 Pfunden bis nach Andernach geſchoſſen haben ſoll), von den vielen Mörſern, Haubitzen, Feldſchlangen, zwölf- und vier und zwanzig Pfündern, Röhren, Kartätſchenbüchſen und wie die künſtlichen Todeswerkzeuge alle hießen, die das hieſige Zeughaus und die Wälle einſt enthielten, zu erzählen, und vergaß nicht, ſein eigenes Ich, während der Belagerung, in das gehörige Licht zu ſetzen. Eben derſelbe zeigte uns noch die Stätte, wo einſt das ungenähte Kleid „unſers Herrgottes“ (womit er Jeſum meinte) aufbewahrt wurde. Uebrigens konnten uns die ſchrecklichen Gefühle nicht mehr ergreifen, die einſt Georg Forſter'n (Anſichten des

Niederrheins, Th. 1. S. 21.) beim Anblicke der Gefängniſſe, und der in Ketten raſſelnden Gefangenen überwältigten, da auch dieſe Gefängniſſe in Schutt und Trümmern lagen. Alles iſt vorüber, außer dem was die Natur producirt hat, — der ungeheure Fels, worauf die Feſtung ruhte, und die weite, ringsumher blühende Natur. Nach manchen ernſten Betrachtungen bewunderten wir, von dem höchſten Gipfel des Berges, die weite romantiſche Ausſicht nach Koblenz hin, das maleriſch ſchön mit dem Rhein und der Moſel da lag, deren bläuliche Fluten ſich mit groſſer Schnelligkeit in den röthlichern Rhein ergoſſen, und noch eine längere Strecke hin ihre eigene Farbe behielten. Oberhalb der Stadt liegt auf einer kleinen Inſel im Rheine das, ſo viel ich weiß, nun aufgehobene adeliche Benediktiner Nonnenkloſter Ober-Wörd oder Werth. Bei unſerem Rückgange über die Schiffbrücke, wurden wir die vielen Umgehungen des Geſetzes, das alle Engliſche Waaren, Tücher, Hüte, Kaffee, Zucker u. ſ. w. einzuführen verbietet, gewahr. Weiber, Mädchen und Knaben zogen Schuhe und Strümpfe aus, füllten die letztern mit Kaffeebohnen an, und ſteckten dann ihre ſchmutzigen Füße hinein. Weibsperſonen, die ſich eben nicht durch Reinlichkeit auszeichneten, ſteckten den Zucker unter die Arme, die Brüſte u. ſ. w. Knaben verbargen kleine Zucker-

stücke im Munde, hatten neue Kastorhüte auf dem Kopfe und Lumpen am Leibe, und schlüpften eiligst und durch Sprünge über das Geländer an den visitirenden Douaniers vorbei, welchen man übrigens Aufmerksamkeit und geschärften Blick auf verdächtige Personen gewiß nicht absprechen kann. Welche schreckliche Aussichten für die Zukunft verspricht eine solche Generation von Menschen, welche die, wenn gleich lästigen, Gesetze verspotten, und eine Ehre in betrügerischen Umgehungen derselben setzen! und welche Aeltern, die ihren Kindern zu solchen Betrügereien noch Anleitung geben! *parentes, — mox daturi progeniem vitiosiorem!* — — Durch die Franzosen verbreitete sich Sittenverderben unter Koblenzens Bewohner, und die Stadt verlor mit dem Hofe ihren Glanz, und einen großen Theil ihres Erwerbs. In wenigen Teutschen Städten findet wohl übrigens eine so große Absonderung zwischen Teutschen und Franzosen Statt, als in Koblenz. — — Einen sehr vergnügten Abend brachten wir bei unserm edlen Freunde L. zu, der sich seit Kurzem mit einer braven und anspruchlosen Würzburgerin, die ganz für ihn zu leben schien, verheurathet hatte. —

An einem neblichten Herbstmorgen, der uns einen schönen Tag verkündigte, trat ich mit meinen

Staatsminiſter Schauſpiele, (*) ein Biſchoff giebt den Shakeſpear mit kritiſchen Anmerkungen heraus, und groſſe Schauſpieler erhalten ſo gut als Dichter, Philoſophen und Helden, prächtige Ehrenmäler in der Weſtminſter-Abbtey, wo Englands Könige begraben liegen.

Wir wiſſen wohl, daß Philoſophen noch ſtrenger, wiewohl mit mehr Vernunft, gegen den Mißbrauch des Theaters geſchrieben haben, als gewiſſe Zeloten gegen jeden Gebrauch deſſelben declamieren: Auch begehren wir nicht zu läugnen, daß es, als ein Moraliſches Inſtitut betrachtet, noch immer groſſer Verbeſſerungen fähig iſt. Aber wir behaupten, daß es Unſinn ſey, eine an ſich ſelbſt gute Sache deswegen zu verwerfen oder zu ſchmähen, weil ſie noch mit Mängeln behaftet und nicht völlig ſo nützlich iſt als ſie ſeyn könnte. Wem würde es, wenn eine ſolche Art zu verfahren gültig wäre, ſchlimmer ergehen, als eben denen, welche mit ſo wenig Ueberlegung öffentlich gegen die Schauſpiele eyfern?

Wenn **Plato** die Tragödie und Komödie ſeiner Zeit aus ſeiner idealiſchen Republik ausſchloß, ſo hatte er dazu Urſachen, welche weder auf unſre heutigen Staaten noch auf den izigen Zuſtand der Schaubühne paſſen. Aber noch viel

(*) **Addiſon**, der ſeinen Zeitgenoſſen Modelle von gutem Geſchmack in allen dreyen Hauptarten des Schauſpiels vorlegen wollte, ſchrieb ein Trauerſpiel, ein Luſtſpiel und eine Oper.

beiden Reiſegefährten, den Weg nach der drei Stunden von Koblenz entlegenen Stadt Neuwied an. Unterwegs fiel uns auf dem Peterberge Marçeau's Grabmal ins Auge. Freund ** ſtieg dieſe Anhöhe, von den Franzoſen das Fort Marçeau genannt, hinan, und berichtete uns die einfachen Inſchriften des Grabmals. Im J. 1796 wurde der General in daſ Fort begraben, bald aber deſſen Sarg wieder ausgegraben, verbrannt, und die Aſche in eine Urne auf der nämlichen Anhöhe, außerhalb des Forts, beigeſetzt, wo nun das Monument errichtet iſt. Bei Weißenthurm, einem vormals Trieriſchen, jetzt Franzöſiſchem Orte, ließen wir uns über den Rhein ſetzen; ein Mädchen und ein Knabe regierten unſern Nachen mit vieler Geſchicklichkeit. Neuwied iſt eine freundliche und wohlgebaute Stadt, und es thut dem Reiſenden wohl, wenn er hier an ein Ufer tritt, wo ihn läſtige Douaniers nicht anhalten. Nach dem Mittageſſen beſuchten wir ſogleich den Geheimenrath Gärtner, der ehemals in Kurheſſiſchen Dienſten ſtand — einen Mann, den Kenntniſſe eben ſo ſehr, als Dienſteifer und Rechtſchaffenheit auszeichnen. Er nahm uns mit ungeheuchelter Freundſchaft auf, und widmete uns den ganzen übrigen Theil des Tages. Auch machte er uns mit der edlen Fürſtin Louiſe von Neuwied bekannt,

die ſeit Kurzem die Landesregierung an ihren Sohn abgetreten hat. Lange ſchon war mir dieſe vortreffliche Fürſtin als Mutter, Gattin, Regentin und gefühlvolle Dichterin achtungswürdig; ihre perſönliche Erſcheinung ſtimmte vollkommen mit dem ſchönen Bilde überein, welches meine Phantaſie ſich von ihr geſchaffen hatte. Sie empfieng uns mit liebenswürdiger Unbefangenheit und Freundlichkeit, und unvergeßlich wird mir ihre geiſt- und herzvolle Unterhaltung bleiben! Mehrere Früchte ihres edlen, ſanften Gefühls und ihres ſehr gebildeten Geſchmacks legte ſie in Almanachen, Taſchenbüchern und Monatsſchriften nieder; unter andern hat auch Herr Hofr. Eſchenburg einige ihrer Geiſtesblüten dem Publikum, unter der Aufſchrift: Dichteriſche Verſuche von einer Teutſchen Fürſtin, mitgetheilt.*)

Wir beſahen den fürſtlichen Garten, den der zum Regieren für unfähig erklärte Fürſt mit Kies beſäet, und ganz verunſtaltet hatte. Man fängt jetzt an, ihn wieder zu einem ſchönen Engliſchen Garten umzuformen. Die kleinen Teiche darin, die in die

*) Vergl. Teutſche Monatsſchrift v. J. 1795. 8. St. S. 293 bis 308.

die Nähe des majestätischen Rheins nicht passen, werden wegbleiben. Seine Lage ist trefflich. Das fürstliche Schloß ist neu und gut gebaut. An wenigen Fürstensitzen herrscht ein so reiner Geist der Duldung, wie in Neuwied. Lutheraner, Reformirte und Katholiken, Mennoniten und evangelische Brüder haben hier ihre Kirchen, und die Juden eine Synagoge. Unweit der Stadt fließt die Wied in den Rhein. Interessant war mir die nähere Ansicht der Einrichtungen der Brüdergemeinde, welche hier eine große Straße bewohnt. Herr Justizrath Röntchen, ein Sohn des zur Brüdergemeinde gehörigen trefflichen Künstlers Röntchen, machte uns mit vieler Gefälligkeit mit der Einrichtung der Brüder- und Schwestern-Häuser, den mancherlei Werkstätten der geschickten und fleißigen Brüder, ihren Lehranstalten u. s. w. bekannt, führte uns in ihre geräumigen Schlafstuben, ihr einfach-schönes Bethaus, ihren Garten, u. dgl. m. Die Familienväter wohnen in der Stadt bei ihren Familien, die unverheiratheten Brüder hingegen wohnen in der Brüderwohnung, die unverheiratheten Schwestern gleichfalls in ihrer Wohnung, und beide Theile leben in der strengsten Absonderung von einander. Diese beinahe klösterliche Trennung beider Geschlechte scheint mir jedoch kein wirksames Mittel höherer Sittlichkeit, höchstens ein Mittel gröf-

serer äußerlicher Ehrbarkeit, zu seyn. Die große Thätigkeit dieser Leute muß sie freilich vor mancher Seelenausschweifung und äußeren Verirrung bewahren. Indessen bleiben auch hier sehr viele Personen unverheurathet, wodurch die Bevölkerung offenbar leidet. Dem äußern Anscheine nach, hat diese Einrichtung viel Aehnlichkeit mit den katholischen geistlichen Orden; nur, daß diese Brüder- und Schwestern-Häuser bloß ein Interims-Aufenthaltsort sind, und daß die Brüdergemeinden nicht allein aus unverheuratheten Personen beiderlei Geschlechts, sondern auch aus ganzen Familien bestehen. Das Heurathen wird durch das dabei angewendete Loos erschwert. Bei einer zu schließenden Heurath bedient man sich nämlich dreier Looſe, das eine ist für die Heurath, das andere gegen sie, und das dritte will diese Angelegenheit noch aufgeschoben wissen, bis zu einer andern Zeit. Sind die Heurathlustigen mit dem ihnen gefallenen Looſe nicht zufrieden, so können sie aus der Gesellschaft heraus treten, und sich anderwärts verheurathen. Sogenannte fleischliche Vergehen werden am härtesten bestraft. Bei Leichenbegleitungen weiß man nichts von der schwarzen Trauerfarbe. Schön ist die Einrichtung, daß, wenn ein Kind begraben wird, Kinder die Leiche begleiten, wenn ein Jüngling begraben wird, Jünglinge; ein

Mädchen, Mädchen; und wenn ein Mann begraben wird, Männer der Leiche folgen. Unsere Rührung ist am größten und am fruchtbarsten, wenn wir einen aus unserer Mitte zu seiner Ruhstätte begleiten. In dem Prediger der Brüdergemeinde, Herrn Reichel, lernte ich einen feinen, geistvollen Mann kennen, der mit der neuesten theologischen Literatur nicht unbekannt zu seyn schien. Daß Jung-Stilling sehr vieles bei den evangelischen Brüdern gilt, und daß ein großer Theil derselben seine Erbauungsschriften und mystischen Romane mit großer Begierde lieset, ist eben so bekannt, als die große Achtung, mit der er selbst von dem reineren Christenthume dieser Menschen redet. Und in der That muß die äußere Andacht und Pünktlichkeit, die in ihren Religionsübungen herrscht, ihre Ehrbarkeit im Wandel, die Strenge ihres Regiments, ohne Gewaltthätigkeit, der unbedingte Gehorsam gegen die Oberen der Gesellschaft, der Fleiß und die Betriebsamkeit aller Glieder, und das mystische Dunkel, das ihre religiösen Gefühle umgiebt, — alle diese Dinge müssen etwas Anziehendes für lebhafte und empfängliche Gemüther haben. Die Gottesverehrungen der Brüder sind einfach, Gesang und Orgelspiel rührend und herzerhebend.

Man findet in Neuwied mehrere Manufakturen und Fabriken. Unter andern waren wir in der Fabrik des sogenannten Sanitäts-Geschirrs, das zu hohen Preisen verkauft wird, und dessen Hämmern eine wahre Tortur für die Ohren ist. Durch den letztern Krieg hat auch das so schön empor gewachsene Neuwied vieles verloren. Wir machten noch einen Spaziergang vor die Stadt, freuten uns der lachenden Gegend, blickten nach Andernach und seinen reizenden Umgebungen hin, und kehrten in das G—sche Haus zurück, wo wir ein fröhliches Mahl, in Gesellschaft der biedern Familie unseres Freundes und eines braven Landsmannes, feierten, und dann noch den spätern Abend im F—aischen Hause zubrachten. Bei einer Bowle Punsch rief ich die glücklichen, in den Jahren 1796 und 1797 mit dieser trefflichen Familie, in **, gemeinschaftlich verlebten Stunden zurück. Dieser Abend gehört unter die frohesten, die ich auf einer Reise verlebte.

Am folgenden Morgen zeigte uns Herr Ingenieur-Hauptmann Hoffmann, mit vieler Gefälligkeit, die unter seiner Aufsicht befindlichen, und im Schlosse aufbewahrten, Römischen Alterthümer, die man zu verschiedenen Zeiten in der Gegend von Neuwied aufgegraben hat. Die vollständig-

ſten Nachrichten von dieſen merkwürdigen Ueberreſten aus dem Alterthume und von der Entdeckung einer Römiſchen Stadt und Feſtung hat Herr Hauptmann Hoffmann vor einigen Jahren in einer Beilage zu den wöchentlichen Neuwiediſchen Nachrichten mitgetheilt. Da jedoch dieſes Blatt nicht ſo allgemein bekannt geworden iſt, als es ſein Inhalt verdiente, und da überdies jetzt alle Exemplare deſſelben vergriffen ſind, ſo wird man es nicht ungern ſehen, wenn ich dieſe intereſſanten Nachrichten hier mittheile.

„Auf einer erhabenen Fläche bei Biber liegen die Ruinen einer Römiſchen Stadt und Feſtung (Caſtrum) unter der Oberfläche jetzt bebauter Felder vergraben. Das Kaſtell hat die Form eines Rektangels mit abgerundeten Ecken, vor welchen ein Thurm vorſpringt. Es iſt 631 Rh. Fuß breit, 840 Fuß tief, mit einer 5 Fuß dicken, ſehr feſten Vertheidigungsmauer, welche vorſpringende Thürme hat, umgeben. Nicht bloß der von dieſer Mauer eingeſchloſſene Raum, ſondern auch die Felder außerhalb derſelben, ſind mit den Ruinen anſehnlicher Gebäude angefüllt. Außer einigen Privathäuſern, welche im Sommer 1791 unterſucht worden ſind, wurde auch ein großes Prachtgebäude ausgegraben, und ſowohl in jenen,

als besonders in diesem fand man eine Menge Römischer Alterthümer, von welchen ein Kabinet im Schlosse zu Neuwied angelegt ist. Im Sommer 1801 wurde wieder ein kleines öffentliches Gebäude entdeckt, welches ein kleiner Tempel gewesen, und zu jenen den Göttern geheiligten Plätzen gehört zu haben scheint, die Sacella hießen.

Nahe bei Heddesdorf (Heydendorf) liegen die Ruinen einer zweiten Stadt, die wahrscheinlich Teutschen Ursprungs ist, in welcher aber auch nachher Römische Kolonisten wohnten.

Bei dem Baue der Menonistenkirche in Neuwied fand man in einer Tiefe von 10 Fuß ein dreifach über einander liegendes festes Steinpflaster, welches zu einer Römischen Straße (via romana) gehört hat, und offenbar beweiset, daß der Rhein vor 1800 Jahren nicht so hoch und breit war, als er jetzt ist. Diese Römerstraße geht auch unter den Hintergebäuden der beiden nebenliegenden Häuser fort, und ist nur 30 bis 40 Schritte vom jetzigen Rheinufer entfernt. In einem den Husaren-Kasernen gegenüber liegenden Garten ist dies Pflaster in einer Tiefe von 4 Fuß entdeckt und ausgebrochen. Es scheint daher, daß diese Römerstraße schief auf

den Rhein gerichtet ist, unter dem Schloßhofe nach dem eben erwähnten Garten streicht, und von da nach Heddesdorf fortläuft, wo ein Stück derselben in dem Ungerischen Garten im Jahr 1793 ausgegraben wurde.

Ein anderes Steinpflaster dieser Art findet sich unter den Feldern in der Schlöt, unweit der Sandgrube, welches gleichfalls eine Römerstraße scheint gewesen zu seyn. Vor Heddesdorf ist unter den Feldern ein Weg bekannt, der aber nur eine Gasse in der ruinirten Stadt gewesen seyn mag. Hingegen ist zwischen Heddesdorf und Gladbach ein anderer unter der Erde liegender alter Weg im Korne auf eine lange Strecke sichtbar, und ein zweiter streicht von der Abtei Rommersdorf nach Biber hin. Beide waren Römische Militär-Straßen, von welchen die erste nach der Alteck (alten Ecke) führte, die andere aber zu einer Kommunikation mit dem Kastelle bei Biber diente.

Auf dem Gebirge hinter der Abtei Rommersdorf (Römerdorf) liegt noch eine runde Schanze von 500 Schritten im Umfange, (dort die alte Burg genannt) welche als ein vorliegender fester militärischer Posten der Römer gegen die Teutschen anzusehen ist.

Von dieſer Schanze kann man einen tiefen Graben (dort der Heidengraben genannt) über den höchſten Bergrücken bis zu der Straße über die Alteck ununterbrochen verfolgen. Er ſetzt auch jenſeits derſelben zwiſchen Oberbiber und Braunsberg fort. Dies iſt ein Stück der berühmten militäriſchen Linie, welche der Römiſche Feldherr Drusus gegen die Anfälle der Teutſchen ziehen ließ, und welche die erſte Römiſche Gränze in Teutſchland ausmachte. Man ſieht längs dem ganzen Rheinſtrome noch hie und da in den Wäldern und auf den Bergrücken Theile derſelben. Wahrſcheinlich läuft ſie in unſerer Nähe über Sain nach dem Rothenhahn hinauf, über Montrepos aber, wo viele Römiſche Urnen ausgegraben worden ſind, und den nächſten Bergrücken hinter Leudesdorf, Hammerſtein, u. ſ. w. den Rhein hinunter.

Von der Alteck geht wieder eine Vertiefung in die Ebene herab, welche, dem Anſehen nach, die alte Auffahrt zu der Römerzeit geweſen iſt, und noch jetzt der Heidenweg heißt. In den Feldmarken der Dörfer Irlich, Heddesdorf, Biber, Gladbach und Heimbach liegen viele Gruben von anſehnlicher Tiefe und großem Umfange. Wahrſcheinlich nahmen die Römer aus ihnen Materialien

weniger können ſich die beſagten Zeloten auf die Strafreden eines Hieronymus oder Chryſoſtomus berufen. Die Schauſpiele, über welche dieſe heiligen Väter eyfern, waren von denen, welche heutiges Tages in Deutſchland aufgeführt werden, ſo weit unterſchieden als eine öffentliche Metze von einer ehrbaren Frau, oder als die tugendhaften Thränen, die der Hausvater, der Galeerenſclave, der dankbare Sohn, und ſo viele andre Stücke dieſer Art in unſre Augen bringen, von den Würkungen der ärgerlichen Pantomimen verſchieden ſind, welche zu Juvenals Zeiten das Lieblingsſchauſpiel der äuſerſt verderbten Römer waren. (*) Doch es iſt wohl unnöthig, uns über dieſe Materie, welche von ſo vielen gelehrten Männern ſchon genugſam erörtert worden iſt, weiter auszubreiten. Und wo ſollte es weniger vonnöthen ſeyn, das Theater gegen ungerechte Verurtheilungen zu vertheidigen als an dem Orte, wo ich dieſes ſchreibe? Der Schuz, den eine durch Geiſt und Herz erhabene Fürſtin dem deutſchen Theater in ihrer Reſidenzſtadt angedeyhen läſt; die Talente und Sitten der hauptſächlichen Perſonen, aus welchen die hieſige Schauſpieler-Geſellſchaft beſteht; die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufſicht des Hofes ſelbſt getroffen wird; der Eyfer, der den Unternehmer und die Glieder ſeiner Geſellſchaft beſeelt, das ganze Inſtitut der Vollkommenheit (welche in einer Kunſt, die alle übrigen ſchönen Künſte in

ſich

(*) Juvenal. Satyr.

zum Bau der oben erwähnten Straßen und der beiden Städte bei Biber und Heddesdorf.

Oberhalb Engers befindet sich noch eine große und sehr feste gemauerte Widerlage einer Römerbrücke, welche tief in den Rhein setzt. Den oberen Theil derselben sieht man in einem auf dem hohen Ufer liegenden Weinberge noch über Tage; der untere im Strome ist nur bei dem niedrigsten Wasserstande sichtbar. — —

In ganz Teutschland hat man nicht so viel große Ueberreste aus jenem Zeitalter auf einer kleinen Fläche, die etwa nur eine Stunde Weges in die Länge und Breite enthält, aufzuweisen."

Der Verfasser äußert nun sinnreiche Muthmaassungen über die ältesten Vorfälle in dem Kastell von Neuwied und über die Ruinen bei Biber und Heddesdorf, wovon ich Folgendes mittheile:

„Das jetzige Neuwiedische und die angränzenden Länder diesseits des Rheins wurden vor Christi Geburt von einem Volke bewohnt, welches sich von den übrigen rohen Teutschen hervorstechend auszeichnete. Die Ubier waren schon einigermaaßen kultivirt.

lebten in Städten bei einander, und trieben Handel mit den Galliern. Bei Heddesdorf lag vielleicht eine ihrer Städte, Namens Gesonia. Jenseits der Sieg, welche hier ihre Gränze machte, wohnten die Sigambern; an der Oberlahn gränzten sie an die Katten. Mit diesen mächtigen Teutschen Völkern lebten sie in immerwährender Uneinigkeit."

Im 52. Jahre vor Christi Geburt führte Julius Cäsar das Römische Heer an den Rhein. Die Ubier suchten sogleich bei ihm Schutz gegen ihre Nachbarn, von welchen sie damals wieder viel leiden mußten. Es wurde oberhalb Neuwied, an der nämlichen Stelle, wo die Rheinpassagen in dem verflossenen Kriege 1795, 1796 und 1797 gewesen sind, nämlich von Weißenthurm über die jetzige Insel, die aber damals eine bloße Sandbank war, eine hölzerne stehende Brücke gebaut, über welche das Römische Heer den Rhein passirte, und dann gegen die Sieg vorrückte; die Sigambern wurden überfallen, und ein Theil ihres Landes ward verheert.

Zwei Jahre nachher erschien Julius Cäsar wieder zwischen Koblenz und Andernach. Er bauete eine zweite Pfahlbrücke; etwa bei dem jetzigen, eine halbe Stunde oberhalb Neuwied gelegenen

Dorfe Ormüh, passirte hier den Strom, und rückte gegen die Katten nach der Oberlahn vor. Da diese sich in den Wäldern und Gebirgen an der Gränze ihres Landes zusammen gezogen hatten, und bei den Römern Mangel an Lebensmitteln eintrat, so marschirten sie bald wieder zurück, und repassirten den Rhein. Um aber eine Kommunikation mit Teutschland zu behalten, brach man nur einen Theil der Brücke von 200 Fuß Länge am rechten Ufer ab; das linke wurde stark besetzt, und in den Verschanzungen ein Thurm von 4 Stockwerken aufgeführt. Diese uns von Jul. Cäsar selbst hinterlassene Nachricht hat vielleicht die Veranlassung zu der Sage gegeben, daß der Weißenthurm dieses Gebäude sey. Allein weder Mörtel, Wahl der Steine, noch die Bauart selbst sind römisch; sein Bau fällt in spätere Zeiten, etwa ins eilfte Jahrhundert.

Das zwischen den Römern und Ubiern, ihren ersten und ihnen beständig treu gebliebenen Teutschen Bundsgenossen geknüpfte freundschaftliche Band, welches beiden Theilen von ausnehmenden Vortheilen war, wurde nun von Jahr zu Jahr fester. Sie fanden gegenseitig Geschmack an einander, und vielleicht blieben schon jetzt einzelne Römer zurück, welche sich bei Heddesdorf anbaueten. Wenige

Jahre nachher gieng ein anderer Römiſcher Feldherr, Agrippa, über den Rhein, vielleicht wieder bei Ormüz über Cäſars noch ſtehende Brücke. Bei ſeinem Rückzuge verſetzte Agrippa einen Theil der Ubier auf ihre Bitte an das linke Rheinufer, und ſchenkte ihnen in der Gegend von Bonn, Kölln und weiter hinab, neue Wohnplätze. Dieſe älteſten Bewohner unſeres, und der angränzenden Lande erbauten die Stadt Köln.

Kurz vorher war in dem Römiſchen Reiche ſeine große Veränderung vorgegangen. Die Republik war in eine Monarchie umgeſchaffen worden, und Oktävianus Auguſtus beherrſchte, als erſter Kaiſer, das ungeheure Reich. Wie ſehr dieſer Monarch die Ubier liebte, und wie weit ſein Zutrauen zu ihnen gieng, erhellet ſchon daraus, daß er ſeine Leibwache aus ihnen wählte. Im 22ſten Jahre vor Chriſti Geburt kam er ſelbſt an den Rhein, wo 10 Jahre hindurch eine ununterbrochene Ruhe geherrſcht hatte, und legte daſelbſt Römiſche Kolonien an. Da der Keſſel von Neuwied, als der Mittelpunkt gegen die Sigambern und Katten, den Römern äußerſt wichtig ſeyn mußte, und bei Auguſts Vorliebe für die Ubier, iſt wohl nicht daran zu zweifeln, daß ihre bei Heddesdorf gemuthmaaßte Stadt

Gesonia gleichfalls eine Kolonie enthielt, die vorzüglich begünstigt wurde, und von deren Nachkommen wir noch jetzt die Ruinen von Wohnungen in der Feldmark des Dorfes sehen.

Im zehnten Jahre vor Christus kam sein Sohn Drusus als Römischer Feldherr an den Unterrhein, passirte den Strom unterhalb Wesel, und fiel von dort aus in Teutschland ein. Im folgenden Jahre ließ er das Römische Heer über drei Brücken, nämlich unterhalb Wesel, bei Bonn und bei Gesonia über den Rhein gehen. Die prächtige Wasserlage bei Engers gehörte wahrscheinlich zu dieser dritten Brücke, über welche ein Korps nach der Sieg hin marschirte, um die Gebirge und Wälder von Feinden rein zu halten, und mit der bei Bonn übergegangenen Kolonne der Hauptarmee, welche durch Münster und Paderborn bis an die Weser vordrang, die rechte Flanke und den Rücken zu decken. Nach Beendigung dieses Feldzuges, mußten die Soldaten der Kolonne des rechten Flügels, welche ihren Rückzug wieder über Engers nach Gallien nahm, das Kastell bei Niederbiber erbauen, welches also jetzt etwa 1810 Jahre alt ist.

In dem Feldzuge des nächsten Jahres marschirte

Druſus gegen die Katten, und beendigte dieſen Feldzug bald. Er bereiſte nun noch den ganzen Rheinſtrom, und ließ, nicht nur an ſeinen beiden Ufern 50 Kaſtelle anlegen, aus welchen nachher anſehnliche Städte entſtanden ſind, wie z. B. Mainz, Bingen, Koblenz u. a. m., ſondern auch um das neueroberte rechte Rheinufer vollkommen zu decken, längs demſelben eine zuſammenhängende Verſchanzung mit einem vorliegenden Graben über den nächſten Bergrücken aufwerfen, welcher die neue Gränze der Römer (limes romanus) in Teutſchland ausmachte. Zu dieſer Verſchanzung gehört der ſogenannte Heidengraben auf dem Bergrücken hinter der Abtei Rommersdorf.

Bald nachher, als das Kaſtell bei Biber angelegt war, wurde der 1791 ausgegrabene Palaſt erbauet. Warme Bäder, zu welchen dieſes Prachtgebäude gehört, waren für die Römer ein Hauptbedürfniß, welches ſie ſich, ſo bald es nur möglich war, zu verſchaffen ſuchten. Bekanntlich durften ihre Soldaten nie müßig gehen. Wenn ſie nicht im Felde ſtanden, ſo mußten ſie öffentliche Arbeiten verrichten. Im vierzehnten Jahre vor Chriſti Geburt eroberten Kaiſer Auguſts Söhne, Tiberius und Druſus, Vindelizien, oder alle die Länder, welche

zwiſchen dem Inn, Lech und der Donau liegen, und machten ſie zu einer Römiſchen Provinz. Alle junge Leute, welche Waffen tragen konnten, wurden ausgehoben, in Kompagnien (Kohorten) getheilt, und nach dem Rheine abgeführt, wo man ſie zu Beſatzungen und zu öffentlichen Arbeiten benutzte. In unſer Kaſtell kam die vierte Kohorte derſelben zu liegen, und mußte unter andern jenen Palaſt erbauen. Man hat in demſelben viele hundert Ziegel mit dem Stempel dieſer Kohorte der Vindelizier (Coh. IV. Vindel.) gefunden, daher dies keinem weitern Zweifel unterworfen iſt. Als die im Jahre 1791 entdeckten achtzehnhundertjährigen Mauern entblößt wurden, waren ſie noch ſo ſchön, als ob ſie ebenerbauet wären, und der Ueberzug, welcher dem Marmor glich, hatte nicht das mindeſte in dieſem langen Zeitraume, wo er im Schoos der Erde verborgen lag, gelitten.

Nicht nur die angenehme fruchtbare Gegend um Neuwied, ſondern noch mehr die Vergünſtigungen, welche die Römiſchen Koloniſten erhielten, waren für viele anlockend, ſich daſelbſt anzubauen. Bald fehlte es innerhalb dem Kaſtelle an Raum, ſo, daß man ſich auch außerhalb demſelben verbreiten mußte, woraus denn nach und nach die Stadt entſtand.

Stadt und Kaſtell blüheten noch in der Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, denn man fand in dem Kanale, welcher das Waſſer aus dem Bade leitete, unter vielen andern Alterthümern, auch eine bronzene Statue, welche den Schutzgeiſt (Genius) der Stadt vorſtellt. Die Inſchrift am Fußgeſtelle ſagt, daß dieſe Statue am 23. September im Jahre 246, da Präſens und Albinus Konſuls waren, unter der Regierung des Kaiſers Philippus errichtet worden ſey. Wenige Jahre nachher fanden beide Städte bei Biber und Heddesdorf in einem fürchterlichen Kriege ihren Untergang.

Unter der Regierung des Kaiſers Gallienus befand ſich das Römiſche Reich in der größten Verwirrung. Faſt in jeder Provinz warfen ſich die Statthalter zu Kaiſern auf. Poſthumus war damals Statthalter in Gallien, und Gouverneur der Römiſchen Beſitzungen am Rheine. Auch dieſer falſche Diener nahm am Rheine die Kaiſerwürde an, ließ den Sohn Gallien's in Köln umbringen, und rief einige Teutſche Völker, die Franken und Allemannen, zu ſeiner Unterſtützung herbei, welche das Kaſtell bei Niederbiber eroberten. Es wurde, nachdem die Vertheidiger und Bewohner deſſelben nie-

niedergemetzelt waren, in Brand gesteckt, und seine Mauern geschleift. So zeigen es die dortigen Ruinen; und die vielen Menschenknochen, welche an jedem Orte, wo man auf den Feldern hinter dem Dorfe gräbt, gefunden werden, beweisen, daß das Blutbad schrecklich war. Das nämliche Schicksal hatte auch die bei Heddesdorf gelegene Stadt. Diese Gräuelscenen fielen vor etwa 260 Jahre nach Christi Gebürt.

Einen Beweis, daß die Zerstörung der Städte bei Biber und Heddesdorf in diese Zeit fällt, giebt die zahlreiche Sammlung von dort gefundenen Römischen Münzen. Die neuesten sind vom Gallienus, und man hat deren sehr viele erhalten. Wenn die Städte länger existirt hätten, so würde man sicher auch Münzen vom Posthumus und spätern Kaisern entdeckt haben. In jener Kriegsnoth suchten die Einwohner ihre besten Sachen in Eile an verborgene Orte zu retten. So benutzte man auch den Kanal, welcher das Wasser aus dem Bade führte, worin im Jahre 1791, nebst vielen dahin geflüchteten Alterthümern, auch die bronzene Statue des Genius gefunden wurde.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß bei Niederbiber und Heddesdorf, wenn ein-

mal ernstlich und anhaltend nachgesucht werden könnte, noch merkwürdige Alterthümer und wichtige Dokumente zu einiger Aufklärung der so dunkeln Geschichte der ersten Jahrhunderte würden entdeckt werden, da der kleine Versuch von 1791 schon so vieles aufgeklärt hat. Und wer sollte es nicht wünschen, daß diese ehrwürdigen Monumente des Alterthums dem Schooße der vaterländischen Erde entrissen werden möchten?" — —

So weit der Verfasser! — Wir sahen vielerlei supellex antiquaria; niedliche töpferne Hausgeräthe, woran die Namen der Töpfer angebracht waren, die sie verfertigt hatten, einige wohlerhaltene Schädel, den beinahe vollständigen Schmuck zweier Römerinnen im Grabe, Ringe, Halsgehänge mit Perlen, Agraffen, in der Form Römischer Adler, Nadel und Spindel, als Symbole der Häuslichkeit, einen steinernen Sarkophag, (den ein Prediger eine Zeitlang als Wassertrog benutzt hatte), und den nach des Verfassers Ideen entworfenen sinnreichen Riß von der muthmaßlichen Lage und dem Zusammenhange der sämmtlichen ehemaligen Römergebäude.

Gegen 11 Uhr setzten wir, bei der Insel, in der

ſich vereiniget, nicht auf Einmal erreicht werden kan) immer näher zubringen: — alles dies macht den bloſen Gedanken unmöglich, daß jemand unter uns ſich einfallen laſſen ſollte, Blitze von Coloſonium und Bärenlapren auf eine ſo beſchaffene Schaubühne loßzuſchleudern. Und ſollten wider Vermuthen ſich noch hier und da Menſchen von dieſem Schlage finden, ſo müßte man ſie als unglücklich organiſierte oder der natürlichen Geſundheit des Kopfes und Herzens beraubte Geſchöpfe mit Mitleiden anſehen, und ihnen billig die Nachſicht angedeyhen laſſen, die allen Leuten, in deren Kopf es nicht recht richtig iſt, zugeſtanden wird; nehmlich, ſo lange frey herumzugehen, als ſie Niemanden würklich beſchädigen; — und durch Blitze aus einem Becken iſt doch, unſers Wiſſens, noch niemand zu Schaden gekommen.

Ueberzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beytrage, die Begriffe, die Geſinnungen, den Geſchmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbeſſern und zu verſchönern, begnügten Sich unſre Preißwürdigſte Herzogin-Regentin nicht, Ihrem Hofe durch daſſelbe die anſtändigſte Unterhaltung, den Perſonen von Geſchäften die edelſte Erholung von ihren Amtsarbeiten, und der müßigern Claſſe von Einwohnern den unſchädlichſten Zeitvertreib zu verſchaffen: Sie wollten, daß auch die untern Claſſen von einer öffentlichen Gemüthsergötzung, die zugleich für ſelbige eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen iſt, nicht ausgeſchloſ-

Gegend vom Weißenthurm, in einem Nachen über den Rhein hinüber. Schöner sah ich die Sonne nie sich spiegeln, als an diesem heitern Tage in den stillen Fluthen des majestätischen Rheins, und es war uns allen wohl unter dem offenen Himmel Gottes. — Wie die Sonne jetzt wogte in den Fluthen des Rheins, so wogte unser Geist in den Melodien freudigern Lebens. — Wir erstiegen den Gipfel bei Weißenthurm, um des republikanischen Generals Hoche Denkmal zu sehen, das die vereinigten Sambre- und Maas-, Rhein- und Moselarmeen, deren tapferer Anführer er war, ihm errichteten. Noch steht der schöne marmorne Obelisk, — in dessen Postament sich ein Eingang befindet, der wahrscheinlich Hoche's Asche aufbewahren sollte, — unvollendet da, und dürfte, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, nun wohl schwerlich je vollendet werden! — — —

* *

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Die Jesuiten in Polen. *)

Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts fiengen die Jesuiten an in Polen festen Fuß zu fassen. Eifrige Prälaten, wie Kardinal Hosius, Bischoff von Aermeland, und Protasowier, Bischoff von Wilna, glaubten in ihnen unüberwindliche Verfechter der sich in Polen immer weiter verbreitenden Reformation zu finden; und die zwei Männer waren es, die ihre Aufnahme in Polen beförderten. Die Bestimmung des Jesuiten-Ordens war, die Jugend zu unterrichten. Bei ihrer Ankunft fanden sie die Akademie von Krakau, für jene Zeit, in ziemlich blühendem Zustande; die Lehrer theils Weltpriester, theils Laien aus allen Ländern unterrichteten daselbst in der Theologie, Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz, Medizin und allen Nebenwissenschaften. Die Früchte ihrer Bemühungen zeigten sich schon in weniger als

*) Von der Hand eines patriotischen Polen, der gerade unter den jetzigen Adspecten diese Erinnerungen für nützlich hielt.

hundert Jahren sehr vortheilhaft, denn die Nation, die bis in das 15. Jahrhundert, außer den Priestern, wenige Männer, die schreiben konnten, aufzuweisen vermochte, rühmte sich schon zu Anfange des 16ten Jahrhunderts vieler Gelehrten selbst aus dem niedrigen Bauernstande, als einem Gamrat, Hosius, Kromer, Kopernik u. a. mehr, die sich in historischen, geographischen, politischen, poetischen, philosophischen Wissenschaften, theils in Lateinischer, theils in rein-Polnischer Sprache schreibend, ausgezeichnet hatten. Ein Beweis davon, daß die Wissenschaften in Polen im 16ten, und zu Anfange des 17ten Jahrhunderts im blühenden Zustande gewesen, läßt sich daraus führen, daß man sich nach Abschaffung der Jesuiten und bei nachherigem Aufleben der Wissenschaften, jener frühesten Werke in Polnischer Sprache, als der Klassischen zum Muster des guten Geschmacks, bediente.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts besaßen die Jesuiten in Polen schon alle Provinzialstädte, alle ansehnlichen Flecken des Reichs, hielten in allen Winkeln ihre Posten, und bemächtigten sich auf diese Art der allgemeinen Erziehung. Daß sie eine zu den Wissenschaften schon zubereitete, und lehrbegierige Nation in Polen vorgefunden haben, erfiehet

man aus den erstaunlich raschen, obgleich sehr kostspieligen Stiftungen für die Jesuiten, und es waren meistens nur Privatleute, die sie auf eigene Kosten stifteten. Ihre Kirchen, ihre Klostergebäude waren ungemein groß und prächtig, und die Stiftsgüter überall mehr als hinreichend. Die äußerliche Bescheidenheit, die hohe Meinung von ihrem Verstande, die Schlauigkeit, der honnete Ton, das Schmeichelnde im Umgange ließ die Jesuiten bald von den übrigen schmuzigen und bettelnden Mönchen unterscheiden; sie gewannen in kurzer Zeit das ganze bedeutende Publikum, dem das geringere bald nachfolgte. Ueberdem bedienten sie sich noch einer Politik, die ihnen den größten Nutzen verschaffte; drei Gattungen Menschen erwarben sie zu ihrem Orden: reiche, wohlgestaltete, talentreiche. Dieser bedienten sie sich als Mittel, um ihr Ziel in jedem Falle zu behaupten.

Höchst intolerant gegen jede Erziehung, die nicht die ihrige war, suchten die Jesuiten alles hervor, um sie zu vernichten, zu verdrängen, oder wenigstens sich neben ihr zu setzen. Schmähungen, Verachtung, Zänkereien, Kredit und selbst Geld wurde von ihnen angewandt, um die akademischen Schulen in Polen zu stürzen. Wo sie neben den akademischen Schulen kei-

nen Stifter für ihr Kollegium finden konnten, da ſtifteten ſie ſich ſelbſt, oder wenigſtens in der Nähe, wenn es an dem nämlichen Orte unmöglich war.

Die Hierarchie der Jeſuiten gründete ſich auf eine gegenſeitige Liebe, auf die gröſte Abſonderung von allem Weltlichen, ſelbſt von eigener Familie, auf die tiefſte Verſchwiegenheit, auf einen blinden und unbegränzten Gehorſam gegen ihre Obern. Dieſe ganze ſyſtematiſche Maſchine wurde von einem beim General in Rom reſidirenden höchſten Rathe gelenket. Der Rektor von jedem Kollegium ſtand unter unbegränzten Befehlen des Provinzials, und dieſer unter den des Römiſchen Generals. Der erſte mußte monatlich, vierteljährig u. ſ. w. dem zweiten Rechenſchaft ablegen, nicht nur von den Einkünften, Ausgaben und allen ökonomiſchen Angelegenheiten, ſondern auch von der Aufführung, Geſchicklichkeit, Meinung, Neigung, Schwäche ꝛc. eines jeden Gliedes. Dies Summarium überſandte alsdann der Provinzial nach Rom an den General. Man hat Beweiſe, daß ſich die Jeſuiten bei Ausforſchung der Gedanken und Neigungen ihrer Mitglieder oft der Beichte ſelbſt bedient haben. In einer alſo eingerichteten Hierarchie mußte natürlich die gröſte Einheit und Thätigkeit herrſchen, und neben dem Reichthume, allgemeinem Zutrauen,

höhern Politik, mußte jedes Hinderniß, das ihrem Zwecke im Wege lag, bald weichen. Die Akademie von Krakau, die einzige Gegnerin der Jesuiten, ohne genauere Verknüpfung, oder Einheit, ohne so viel Eifer, so viel Thätigkeit, so viel Reichthum und Zutrauen, sah sich schon gegen die Hälfte des 17ten Jahrhunderts ohne alle Stütze, und sank auf allen Seiten. Die Polnischen Provinzialschulen, über 40 an der Zahl, wo im 16ten Jahrhundert selbst die Philosophischen Wissenschaften gelehrt wurden, giengen theils ganz ein, oder sahen sich zum Elementarunterrichte im Schreiben und Lesen der armen Bürgerklasse herabgesetzt. Kaum hat die Akademie so viel auswirken können, daß man den, mit Gewalt in Krakau selbst eine Schule errichtenden Jesuiten, allen Unterricht daselbst verboten hatte; aber dafür wurde den letzten die Akademie von Wilna längst eingeräumt, und nun mit der Krakauschen auf einen Fuß durch Privilegien gesetzet.

Der Plan der Jesuitischen Erziehung war ganz darauf berechnet, den Verstand zu fesseln, ihm eine einseitige Richtung zu geben, und so zu beschäftigen, daß er weder Gelegenheit, noch Geschicklichkeit und Lust haben möchte, die angewiesenen Gränzen zu durchbrechen. Der Vortrag aller Wissenschaften

besonders aber der Moral war vollkommen zu diesem Zwecke eingerichtet. Die scholastischen Wissenschaften wurden mit den ausgesuchtesten Schwierigkeiten verbunden, und die Moral bloß auf Glauben und mystische Grundsätze begründet, mit Wundern und abgeschmackten Mährchen verwebt, und in kasuistische Spinnengewebe verwickelt.

Die lateinische Sprache, mit Ausschließung aller andern, selbst der Muttersprache, war die einzige, die die Jesuiten duldeten und lehrten: um die Erlernung derselben aber zu erschweren, führten sie mit Fleiß die Grammatik von Alvares in Polen ein, und ließen sie ohne Abkürzung, ohne Uebersetzung, ohne allen Vergleich mit der Muttersprache, ganz rein-lateinisch mit allen den unverständlichen Phrasen, dem Kopf der Jugend einprägen, die noch keine Idee von der Sprache hatte. Dieses Geschäft also kostete ausschließlich alleine die Schüler sieben bis acht Jahr Zeit, und oft viel mehr, denn man ließ sie nicht weiter vorrücken, wenn sie diese Sprache nicht vollkommen besaßen. Es fanden sich dann aber auch Schüler, welche die ganze Grammatik vom Anfange bis zum Ende auswendig mit einer wunderbaren Fertigkeit hersagen konnten. Doch gab es auch mehrere Beispiele, daß die Jugend bei dem schweren Lernen

wahnsinnig wurde. Nach der Grammatik folgte die Poesie, Rethorik und Dialektik, alles bloß in Lateinischer Sprache, dabei eine abgekürzte Griechische und Römische Geschichte; dies Studium nahm wieder 5 bis 6 Jahr ein. Dann folgte die sogenannte Philosophie mit allen unanwendbaren, subtilen, verwickelten, syllogistischen Spekulationen der traurigen und ermüdenden Scholastik; selten giengen sie aber bis zur höchst elenden, und auf uralten Grundsätzen gebaueten Physik. Dies dauerte nun wieder einige Jahre, und wenn man die Theologie, die zum vollständigen Studium auch gehörte, mitrechnet, konnte es 5 bis 6 Jahre ausmachen. Kein Wunder also, daß man in Polen die Beendigung aller Schulen mit 30 Jahr seines Alters als eine Seltenheit angesehen hat; oft dauerten sie viel länger. Bei allem dem blieb die Mathematik und Geometrie ganz weg, und eine schwache Kenntniß der beiden Wissenschaften, war nur als eine Seltenheit bei einzelnen Jesuiten anzutreffen. Die Welt-, Vaterland-, Naturgeschichte, die Geographie, die vaterländischen Rechte, alle schöne Wissenschaften, Künste, und selbst die eigene Muttersprache wurde ganz versäumt: noch mehr, die letzte ward durch die ganze Studienzeit am schärfsten verboten.

Die auf solche Art unterrichtete Jugend war nun

die Einsicht, die bei der Republikanisch-Aristokratischen Verfassung, alle Aemter bekleiden, das Wohl des Vaterlandes befördern und ihm mit Rath beistehen sollte. Aber diese Jugend wurde dem Vaterlande bei weitem nicht ganz zurückgegeben: die besten Köpfe, die geschicktesten Schüler wurden durch allerlei List und schlaue Mittel in den Jesuiten-Orden angeworben; die Prälaten haschten auch nach guten Subjekten, und ein großer Theil der übrigen verlor sich noch bei den zahlreichen Mönchen. Diejenigen, so den Schlingen mehr aus Instinkt, als aus Ueberzeugung entgiengen, kehrten dann entweder zu ihrem wirthschaftlichen Leben zurück, oder wenn sie gesonnen waren, nach Aemtern zu streben, so begaben sie sich an die Höfe ansehnlicher Herrn, die dergleichen Klienten dutzendweise im Müssiggange und zur Parade unterhielten.

Da alle Wissenschaften in den Schulen der Jugend in einem, so zu sagen, positiven Tone vorgetragen wurden, bei jeder eine festgesetzte Gränze und hinter derselben ein Abgrund gewiesen wurde, so war alles Räsonnement aus denselben ganz ausgeschlossen, und bloße Gedächtnißsache. Der so viele Jahre gedängelte Verstand ermannte sich nie, und die lange Dauer der Schulen unterhielt und gewöhnte ihn zu

einer gänzlichen Unterwürfigkeit. Die, welche ganz ausſtudiren wollten, waren gegen 20 Jahr in den ſtrengſten Feſſeln gehalten, in ihrem 30ſten Jahre hatten ſie ſchon die beſte Zeit, die Zeit der Leidenſchaften, des Muths verſäumt, und deswegen blieben ſie ewig fremden Meinungen unterthan.

Bei dergleichen Erziehung konnte Polen natürlicher Weiſe keine Genies, keine denkende Köpfe und gute Patrioten aufweiſen: es verſchwanden mit der Feſtſetzung der Jeſuiten und ihrer Lehrart die Modnewski, Ocieski, Onechowski, Zamoyski, Oſſolinski, Piuſecki, Klonowski, Ziemorowiez u. ſ. w. die ihrem Vaterlande im 16ten bis gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts durch Wiſſenſchaften und wohlverſtandene Politik Ruhm erwarben. Die ſchöne, wortreiche und zarte Mutterſprache eines Kochanowski, Skarga, einer Frau Bardſinska u. ſ. w. verwandelte ſich nun ganz in einen harten unverſtändigen Jargon von Polniſchen und Lateiniſchen Wörtern zuſammen gewebt; ſelbſt die Frauenzimmer wußten ſich nicht anders auszudrücken. Wer ſollte nun bei ſolcher Lage der Dinge und bei dieſer Erziehung auf die Herſtellung der verfallenen Wiſſenſchaften und des guten Geſchmacks ſinnen? Die Prieſter ſtanden unter einem drücken-

ſchloſſen ſeyn ſollte. Und ſo genießt Weimar eines Vorzugs, den es mit Dank zu erkennen Urſache hat, und deſſen keine andre Stadt in Deutſchland ſich rühmen kan, ein deutſches Schauſpiel zu haben, welches jedermann dreymal in der Woche unentgeltlich beſuchen darf.

Allein nicht nur die Einwohner von Weimar und die Fremden, für welche auch das Schauſpiel ein Reiz mehr iſt der ſie dahin zieht, genieſen die Vortheile eines fortdaurenden und von dem Hofe ſelbſt unterhaltnen Theaters: die ganze Nation nimmt in gewiſſer Maaſe Antheil daran. Die Talente der Schauſpieler vervollkommnen ſich bey einem ſolchen Inſtitut eben ſo unvermerkt als der Geſchmack der Zuſchauer; nach und nach wird die Geſellſchaft um ſo auserleſener, je mehr jeder vorzügliche Schauſpieler ſich das Glück wünſchen muß derſelben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortrefliche Aufführung ihrer Meiſterſtücke Bürge iſt; der Gedanke begeiſtert ſie, zum Vergnügen einer Fürſtin zu arbeiten, deren Beyfall ihnen mehr iſt, als der Epheukranz, der den Sieger in den griechiſchen Dichter-Spielen krönte; ſie wetteyfern unter einander und übertreffen ſich ſelbſt; die deutſche Litteratur, der Geſchmack und der Ruhm der Nation gewinnt dabey auf allen Seiten: und Amaliens Nahme wird in den Jahrbüchern der Muſen, — der Göttinnen, deren Amt es iſt das Andenken verdienſtvoller Fürſten nie erlöſchen zu laſſen

den Joche, welches sie dennoch verehrten, auch ihm alles aufopferten; die Großen fanden vielleicht in der Folgsamkeit der Niedrigern ihre Rechnung, und der gemeine Edelmann, nachdem er seine Schulen verlassen hatte, war entweder schon in den absichtlich eingeprägten Grundsätzen stark befestigt, oder zu schwach und unbemittelt um eine Erschütterung, die auf alle Fälle gewaltsam seyn mußte, zu bewirken. Dabei fand er sich nach allen den mühsamen und abstrakten Studien auf einmal in einer neuen und unbekannten Welt; alles war ihm fremd, er hätte sich eine neue Bahn brechen müssen, um sich empor zu arbeiten. Die Muttersprache wenig bekannt oder zur Hälfte verlatinisirt, schickte sich gar nicht zur Poesie, die mit so großer Mühe erworbenen Wissenschaften waren im häuslichen und praktischen Leben gar nicht anwendbar. Man warf also alles, als unbrauchbaren Plunder von sich.

Die neuherauskommenden Bücher unter der strengsten Censur der Mönche, und bei der wachsamsten Aufmerksamkeit der Jesuiten, handelten bloß von ascetischer Moral, abergläubischen Mährchen oder lächerlichen Träumereien. Die alten Werke blieben ganz unbekannt, giengen verloren, oder wurden mit Fleiß unterdrückt. Kurz, alle Impulsionen wirkten

dahin, den Verstand zu blenden und ihn auf einer gegebenen Achse umzudrehen. Es hätte sich auch niemand gewagt, die angewiesenen Schranken zu überschreiten, nachdem man, auf Anhetzen der Wilnaer Jesuiten, einen etwas freier denkenden Edelmann Leszczynski, als einen Atheisten (was er gewiß nicht war) öffentlich verbrannt hatte.

Obgleich die später in Polen eingeführten Piaristen sich etwas vermehrt hatten, so konnten sie demohngeachtet den Jesuiten das Gleichgewicht nie halten; sie blieben bloß bei dem geringeren Unterrichte der unbedeutenden Klasse der Bürger. Doch kurz vor Abschaffung der letztern wagten es die Piaristen theils aus Eifersucht, theils auch wohl aus patriotischen Absichten, der Jesuitischen Erziehungsverfassung kleinere Stöße zu geben. Bei dem Schritte verfuhren sie jedoch mit der größten Behutsamkeit und Furcht: sie wußten sehr wohl, daß sie außer den allmächtigen Jesuiten, auch noch alle ihre zahlreichen Zöglinge und Freunde zu bekämpfen hatten. Ihr Provinzial Konarski, ein aufgeklärter, durch Verwandtschaft mit ansehnlichen Familien verbundener Mann, hielt es für rathsam den Jesuiten selbst einen Verbesserungsplan der Schulen abzufordern. In der Absicht wandte

er sich gerade an ihren Provinzial, eröffnete ihm seine Meinungen, und bat um Hülfe und Unterstützung. Aber wie mußte der gute Mann erstaunen, als ihm der Jesuite, anstatt einer Billigung, die unerwartete Frage machte: ob er ein Priester wäre? und ob er als solcher diesen ihrem Stande höchst nachtheiligen Plan vorschlagen könnte? Diese Erinnerung hätte vielleicht jeden Anderen abgeschreckt, aber der ehrwürdige Konarski trotzte ihr muthig, sann auf Mittel seine Absichten durchzusetzen, erwarb sich Freunde, und versicherte sich der Unterstützung des Königs Stanislaus. Doch bei allem dem war er der bitterſten Rache, und selbst der Gefahr des Lebens ausgesetzt; in kurzer Zeit hatten ihm die Jesuiten unter ihren Freunden gefährliche Feinde aufgewiegelt, er durfte als Provinzial, ohne die größte Behutsamkeit, seine gewöhnliche Kollegienvisiten auf dem Lande nicht verrichten. Wäre bald darauf der bestimmte Sturz der Jesuiten nicht gefolgt, so hätten sie diesmal auch noch triumphiert. Dieser Umstand allein begünstigte, (doch mit großen Schwierigkeiten) die Durchsetzung des Plans von Konarski: um aber den geleisteten Dienst dieses würdigen Mannes zu verewigen, und um der ganzen Welt zu beweisen, was er für einen wichtigen Sieg über die eingewurzelten Vorurtheile errungen hatte, beschenkte ihn der König mit einer

Medaille mit der charakteriſtiſchen Aufſchrift: Sapere auso.

Die ganze Moral der Jeſuiten beſtand in einem Katechismus mit dogmatiſchen und myſtiſchen Religionsſätzen angefüllt; ihre Nothwendigkeit, ihr Nutzen wurde nicht mit Vorſchriften des Gewiſſens, der Vernunft oder der Gemeinnützigkeit des zeitlichen Lebens, ſondern mit der Hölle und dem Himmel motivirt. Im Ganzen war es alſo gar nicht darauf abgeſehen, das Herz zur Tugend zu reizen, ſondern vielmehr den Kopf in die Geheimniſſe der Religion einzuweihen und ihn in denſelben zu ſtärken. Auch beſtand der praktiſche Theil bloß in Faſten, Beten, Beichten, Brüderſchaften, oder den ſogenannten Sodaliſmem: dies alles war nun ſo vorgeſtellt, als hebe es ganz allein die Sünden, und vertrate meiſtens jede Genugthuung. Die Ueberzeugung von den Zwecken der Tugend für dieſes Leben blieb ganz aus, und um jedes Verbrechen auszulöſchen, war ihr ein ſicheres Mittel angewieſen. Alles war nun Wunder, der Verſtand konnte ſich jede Mühe erſparen über etwas nachzudenken, und mochte in ſeiner Kammer ſo unthätig und ſorglos ſitzen, wie ein Aſiatiſcher Fürſt in ſeinem Serail Alles, was ſich nicht ſo leicht begreifen und beurtheilen ließ, was den Menſchen von

weitem

weitem her drückte, was dem Verſtande widrig ſchien, wurde mit einem Wunder, mit Gottes Züchtigung, mit böſen Geiſtern, mit der menſchlichen Schwachheit bald aufgelöſt. Solche phantaſtiſche Köpfe mußten auch natürlich ihre Strafe tragen: ja es gab in Polen keine Kirche, keine Stadt, kein Schloß, und ſogar keine Hütte, wo man nicht von Geſpenſtern und Geiſtern auf das ſchrecklichſte geplagt wäre. Die Einbildung marterte die Leute unbeſchreiblich, hier ſahen ſie ihre Verſtorbenen, da Teufel, Hexen u. dergl.

Die monatlichen und ſehr oft wöchentlichen Berichte der Jeſuitiſchen Schüler mußten bei einigen eine Gleichgültigkeit für das ſonſt ſehr nützliche Religionsmittel erregen, bei dem größten Theile aber wurde die heilige Pflicht zu einer Gewohnheit, und wies dem genagten Gewiſſen den kürzeſten Weg zu einer gefährlichen Ruhe. Wie nachtheilig dies in einer Verfaſſung, wie die Polniſche war, ausfallen mochte, iſt leicht einzuſehen: die Vollziehungsmacht war daſelbſt ohnmächtig, jeder Edelmann war ein unbegränzter Deſpot über ſeine Unterthanen. Da nun die wahre Aufklärung verſäumt und für das Verbrechen ein leichtes Vertilgungsmittel angewieſen wurde, ſo mußten natürlicher Weiſe traurige Beiſpiele von Unfug, Gewaltthätigkeiten, tyranniſchen Behandlun

gen der Unterthanen die Nation beflecken. Auch ſah man immer die größten Verbrecher, die Tyrannen des Volks mit Prieſtern umgeben, in der äußeren Ausübung der Religionsgebräuche ſehr pünktlich, für die Kirchen und Mönche höchſt liberal; hier ſuchten ſie ihr verwundetes Gewiſſen zu heilen, und zum Unglücke fanden ſie nur zu oft hier geiſtliche Opiate. Wo ſonſt auch keine oder nur ſchwache geſellſchaftliche Geſetze dem Menſchen Gränzen vorſchreiben, da ſoll und kann oft die Religion noch ihre wirkſame Macht erproben. Aber die heilige Norm ward durch die Jeſuitiſche Erziehung gemißbrauchet, und der Nation in falſchem Licht vorgeſpiegelt. Die Jeſuitiſchen Schüler, die von ihrem zarteſten Alter in dieſer Ascetik viele Jahre hindurch leben mußten, wurden dabei noch durch tyranniſche Strafen herabgewürdigt und zu einer barbariſchen Unbarmherzigkeit angewöhnt: der geringſte Fehler gegen die vorgeſchriebenen Regeln, natürliches Unvermögen, oder die geringſte Nachläſſigkeit in dem ſonſt ſo mühſamen Studium wurde oft mit 50 Hautſchneidenden Vatogen beſtraft. Solche Scenen waren und mußten bei der großen Anzahl der Studierenden, und bei dem unausbleibenden Signo Sermonis Polonici, *) alle

*) Die Signa Sermonis waren gewiſſe Zeichen, die in jeder Schulklaſſe unter den Studenten zirkulir-

Tage regelmäßig wiederholt werden Außer den Strafen bedrohete die Jugend alle Augenblicke eine noch schrecklichere. Sie ſtand unter einer willkührlichen Aufſicht vieler Cenſoren, die aus ihrer Mitte gewählt, unter der ſtrengſten Verantwortlichkeit, alle, auch die geringſten Fehler der Studenten aufſchreiben mußten; dies Summarium wurde dann alle Sonnabende abgeleſen, und die Strafe fiel gemeiniglich faſt auf jeden aus. Die niedrigern Studenten bis zur Poeſie wurden dutzendweiſe beſondern unverantwortlichen Direktoren aus höheren Klaſſen, auch Studenten, anvertrauet, die immer bei ihnen gegenwärtig waren, mit ihnen repetirten und ſie beobachteten; dieſe Unmenſchen, ſelbſt tyranniſch erzogen, waren wahre Henker der Jugend, ſie handelten noch willkührlicher als die Jeſuiten ſelbſt.

Die Brüderſchaften oder Sodaliſmen recht angeordnet und verſtanden, mochten in der Aſcetik nicht übel ſeyn, aber die Jeſuiten bedienten ſich dieſes Mit-

ten, und waren denjenigen gegeben, ſo ſich auch nur eines einzigen Polniſchen Worts in der Schule, beim Spielen oder auch zu Hauſe, wo ſie ſich immer einander ſpionirten, bedient hatte. Der Unglückliche der bes Signums vor 12 Uhr nicht los werden konnte, ward nach Mittage mit 3 Batogbieben ſicher beſtraft, der aber, der es die Nacht über behalten mußte, kriegte den andern Tag 5 Batogen. Dies Zeichen zirkulirte das ganze Jahr.

teln, um die Jugend auf Zeit Lebens an ihren Orden zu fesseln: alle die da aufgenommen wurden, mußten sich durch einen strengen Eid verbindlich machen, bis zu ihrem Tod unter der Anleitung der Jesuiten die Ehre, Andacht und Liebe der heiligen Maria, Schutzmutter des Ordens, zu befördern und in der Noth selbst das Blut für sie zu vergießen. Die aufgenommenen Brüder wurden zu einem blinden Gehorsam gegen die Mitglieder und Vorsteher der Sodalität, nämlich die Jesuiten, von Jugend an gewöhnt, und mußten sich, selbst in dem spätesten Alter, wo möglich, zu gewissen Tagen im Jahre bei den Jesuiten stellen, um daselbst die Andacht und Beichte zu verrichten. Die Jesuiten wußten nun der sodalischen Brüderschaft so viel Reiz, so viel Gewicht und Ansehen zu verschaffen, daß die Jugend Jahrelang mühsame Proben gerne ausstand, die zur Aufnahme nöthige Frömmigkeit, den blinden Gehorsam u. s. w. unermüdet übte, mit Thränen um die Aufnahme in dieselbe flehete, und sich dann mit Stolz rühmete, daß sie das Glück hätte, sich in der Anzahl der Ausgewählten der jesuitischen Societät zu sehen. Selbst die Aeltern sahen es als eine Schande und Unvollkommenheit in der Erziehung an, wenn ihre Söhne nicht in das heilige Bündniß eingeweihet wurden. Es ist leicht zu errathen, daß die ansehnlichen, be-

deutendsten Schüler mit weit geringeren Schwierigkeiten aufgenommen wurden, als die ärmen und unbedeutenden. Was eine solche Verbindung den Jesuiten in Polen für Mittel in die Hand gab, ist leicht einzusehen: alles das, was sie nicht verpriestern konnten, was durch den verkehrten Unterricht nicht ganz verrückt war, was in den fehlerhaften Moral-Prinzipien sich nicht befestiget fand, fesselte ein heiliges Band, und hielt es bereit auf jeden geheimen Wink der Jesuiten. Das Land war von ihren Freunden und Bundesgenossen überschwemmt. Wenn ein Sodalisse auf Gott schwur, konnte man seinem Worte noch nicht ganz trauen, schwur er aber mit dem Ausdrucke: uti fum Sodalis Marianus! so konnte man sicher auf seine Treue rechnen.

Alle Jahre um eine bestimmte Zeit mußten die Jesuitischen Schüler insgesammt die so genannten Rekollektionen, welche bis in den vierten Tag fortdauerten, überstehen. Dies war noch ein schreckliches Mittel, um die zarten Gemüther zu erschüttern, den Kopf zu verwirren, und ihn dem beabsichtigten Plane näher zu bringen. Ein Pythagoras hätte sich der ausgestandenen Initiationsproben bei den Aegyptischen Priestern so sehr nicht rühmen können, als sich ein Jesuitischer Schüler groß wußte, wenn er sich allen

ihren Schlingen und Proben nicht ergeben hatte. Den zu dieser Absicht bestimmten Tag wurde die Jugend nach verschiedenen Klassen in besondere Haufen eingetheilt, und einem jedem ward ein Jesuit bestimmt, der von früh bis in die Nacht beständig mit den Schülern die so genannten exercitia spiritualia verrichtete. Der Saal oder die große Schulstube wurde ganz verfinstert, vor die Fenster wurden schwarze Tücher gehängt, ein schwaches Licht brannte auf der Kanzel, oder hohem Professorstuhl, und der Jesuit las und predigte wechselweise mit einer tauben und traurigen Stimme, der Jugend vor. Alles was sie umgab, schien athemlos und todt; das Husten, Speien, die geringste Bewegung oder Geräusch blieb scharf verboten; ein einziges Wort während der Zeit, selbst mit Hauswirthen zu Hause, ausgesprochen ward bestraft, alles mußte durch Pantomimen kurz abgethan werden. Die sämmtlichen Tage wurden mit Beten, Fasten, Meditationen, Beichten, Lesen ascetischer und mit vielen erschreckenden Beispielen angefüllter Bücher, mit pathetischen Predigten zugebracht. Der Pater Spiritualis eines jeden Haufens wußte immer wen er vor sich hatte und wie er da sprechen sollte. Die Jugend wurde durch die düstere Einsamkeit so melancholisch, durchs Fasten, Knien, Schreckbilder aus den vorgelesenen Büchern, durch

die Predigten so exaltirt, so erschüttert, daß man oft 12 jährige Knaben gesehen hat, die einen von Drath starrenden stachelichten Gürtel auf dem bloßen Leibe trugen, der da meistens tiefe Wunden zurück ließ; andere liefen voll Verzweiflung in die Klöster, flehten auf den Knien mit Thränen, um daselbst unter die Mönche aufgenommen zu werden. Der letzte Tag der Rekollektionen war dazu bestimmt, daß ein jeder Knabe seine Neigung zu einer Lebensart auf einem Zettel mit Unterschrift seines Namens in eine geheime Büchse abliefern mußte. Den Jesuiten allein war das Recht vorbehalten, die Zettel durchzusehen. Nach einer solchen Vorbereitung kann man sich leicht einbilden, daß die meisten Vokationen für den Priesterstand ausfielen. Wehe dem, der aus Einfalt oder zum Trotz in seinen Zettel schrieb: volo nubere, der wurde dann immer sehr derb bestraft. Die Ehe und die Weiber waren der Jugend immer so vorgespiegelt, als eine mit Mühe tolerirte Sünde und als Teufelswerk.

Aller Umgang mit Leuten, die nicht Schüler waren, alle Lustbarkeiten, Tänze, Hochzeitfeier selbst der nahen Verwandten, Bälle u. s. w. wurden unter der strengsten Aufsicht und schlauer Spionirung selbst den 30 jährigen Studenten verboten. Hätte man

aber die geringste Spur von unschuldiger Liebe, oder vertrauterem Umgange eines Schülers mit einem Frauenzimmer entdeckt, wäre er auch über 30 Jahre alt, so war sein Urtheil in einem Augenblicke ausgesprochen: er wurde gleich den andern Tag mit 50 oder 100 Batogen bestraft und von den Schulen auf immer exkludirt.

Konnte man bei so erzogenen Bürgern auf gesellschaftliche Tugenden und Patriotismus rechnen. Die physisch und moralisch in Knechtschaft, mit barbarischer Behandlung, in phantastischer Andacht, in naturwidriger Abneigung von Weibern, in lächerlicher Scheu vor Lustbarkeiten viele Jahre durch und sehr oft bis ins männliche Alter erzogene Jugend, sollte doch den wirkenden Theil der Nation ausmachen, sich selbst Gesetze schreiben, eine unmäßige Freiheit vernünftig benutzen, das Wohl des Vaterlandes befördern, eine unbegränzte Macht über die Unterthanen ausüben, zärtliche Gatten und Väter werden! Mußte nicht jeder Jesuitische Zögling in Polen sich ganz einzeln und für sich selbst bestimmt betrachten? Er bekümmerte sich bloß um sein eigenes Wohl und das Heil seiner Seele so gut er es verstand und es gelernt hatte, er wußte nicht was er seinem Vaterlande, seinen Mitbürgern schuldig war;

er

er ſah ſich ſo iſolirt, wie den Mittelpunkt im Zirkel: das liberum Veto verſtärkte dieſe Meinung. Deswegen vielleicht kleben die Polen ſo mechaniſch halsſtarrig bei ihren alten Mißbräuchen und Gewohnheiten, daher auch wohl die Neigung zu ruinirenden Prozeſſen und Zänkereien, daher die Gleichgültigkeit durch mehrere Regierungen hindurch für das allgemeine Wohl der Mitbürger und des Vaterlands, daher die plötzlich abgebrochenen Landtage durch die Schuld einzelner Mitglieder, die das Land über 100 Jahre bei ſchreienden Mißbräuchen, ohne nützliche Verbeſſerungen vegetiren ließen. Die ganze Nation weinte über die Unordnungen, aber ſie wußte nicht, daß die Mittel dagegen in ihrer Macht lagen, ſie war nicht gewohnt über die Regierungsverfaſſung nachzudenken, man hatte ſie nie auf die Mittel gegen die Mißbräuche aufmerkſam gemacht, ſie ließ die Hände ſinken, und betrachtete das Uebel als vom Himmel abſtammend.

Die Jeſuiten ſuchten bei jeder Gelegenheit ihren Nutzen davon zu ziehen. Die Gerichtsſtellen, die Tribunäle, die Reichstage ſelbſt wußten ſie durch ihre Zöglinge, Brüdergenoſſen, durch Beſtechungen und Kabale auf ihre Seite zu bringen. Sie waren überall die unſichtbare Seele im Staatskörper, und durch ihre Werkzeuge hätte der Lama von Tibet leicht das

Polnische Reich nach seiner Fantasie lenken können. Sie schlichen sich in alle reiche Häuser, lockten auf verschiedene Weise den Andächtlern Geld, Geschenke, Stiftungen, Vermächtnisse ab, und beschenkten sie dafür mit einigen spiritualen Privilegien, mit Auszeichnung bei der Kirchenandacht u. s. w. Es entgieng ihnen eine jüngere oder ältere Wittwe, welche über ihr Gut disponiren konnte; sie gewannen solche durch allerlei List, durch Ausstudierung ihrer Schwachheiten und Neigungen, und beschenkten sie dann mit einem passenden Kapellan aus ihrer Mitte.

So wurden die Polen durch die Jesuiten in Zeit von ohngefähr 150 Jahren herabgewürdigt, so wurden ihre herrlichen Anlagen durch mehrere Generationen gemißbrauchet, so nagte die vortreffliche Nation in stumpfer Blödsinnigkeit langsam ihr eigenes Herz en tournant avec resignation la meule des Jesuites. Daß sie mit einem scharfen Blicke und trefflichen Gemüthsfähigkeiten hinlänglich von der Natur ausgestattet ist, zeigt genügsam ihr, freilich schon zu spätes Aufwachen, zeigt das 16. Jahrhundert. Viele Nationen, die heute die Polen in Wissenschaften, an Gemüthskraft übertreffen, standen damals gewiß weit hinter ihnen. Damals fand selbst die Abschaffung der eingeschlichenen Mißbräuche der Reli-

gion faſt allgemeinen Beifall, vom Thron und Senate bis zum gemeinſten Manne: alles ſchickte ſich zu einer vortheilhaften Revolution, und bewies ein allgemeineres Nachdenken und Wohlwollen für das Vaterland. Unglücklicher Weiſe aber wurde die Nation bald darauf durch die Erziehung eingeſchläfert, und ſank endlich in einen thieriſchen Zuſtand; ſie verkannte bald einen Modnewski, Opalinski, Rabriwitt, Kochanowski u. ſ. w. und ließ den verehrungswürdigen Männern erſt nach dem Sturze der Jeſuiten einige Gerechtigkeit wiederfahren. Sie begnügte ſich während der Jeſuitiſchen Herrſchaft mit abgeſchmackter, ſcheußlicher, unverdaulicher Seelennahrung eines Chmieleski, Wolnski, Woyske, Zrekrutowane, Adamus Naramowski ꝛc.

Dies alles glaube ich berechtiget zu ſeyn, den Jeſuiten in Polen zur Laſt zu legen, denn es ſind Thatſachen, die kein vernünftiger Pole, der mit dem Schickſale ſeines Vaterlands nicht ganz unbekannt iſt, beſtreiten wird.

Philopolonus.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Der Schafbock, und sein Pelz. . . 3

2. Die Erscheinung. 6

II. Bruchstücke aus einem Reise-Tagebuche vom September und Oktober des Jahres 1804. . 10

III. Die Jesuiten in Polen. 18

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutschen Merkurs.

5. Stück. Mai 1805.

I. Bedingungen des von dem Professor Stall in Weimar errichteten Erziehungsinstituts.

In diesem Institute werden Jünglinge von 10 bis 15 Jahren angenommen.

Die Lehrgegenstände sind folgende:

I. Die Lateinische Sprache.
II. Die neueren Sprachen, als die Französische, Englische und Italienische.
III. Geschichte.
IV. Geographie und Kenntniß der Landcharten.
V. Naturgeschichte und Naturlehre.
VI. Stylübungen in den verschiedenen neuern Sprachen.
VII. Rechnen mit den Anfangsgründen der Geometrie, wobei zugleich den für den Kaufmannsstand bestimmten Eleven eine Anleitung zum merkantilischen Buchhalten gegeben wird.
VIII. Religion.
IX. Zeichnen und Tanzen.

Außerdem werden die jungen Leute angehalten richtig und bestimmt zu sprechen, mit Zusammenhang zu erzählen und vorzutragen, und überhaupt in allem was zur feineren Ausbildung und Tone der guten Gesellschaft gehört, unterrichtet.

Ueberdieß wird über reine Moralität und gute Sitten sorgfältig gewacht werden.

Für den obigen Unterricht sowohl als für Kost, Bett und die nothwendige Bedienung bezahlt jeder Zögling jährlich die mäßige Summe von Vierzig Karolins oder 260 Reichst. Preuß. Courant, vierteljährig pränumerando entrichtet. Der Unternehmer dieses Instituts wird sich stets zur heiligsten Pflicht machen, dasselbe nach seiner vieljährigen Erfahrung so zu führen, daß jeder Jüngling mit den nöthigen Vorkenntnissen zu höheren Wissenschaften ausgerüstet, und sowohl für die Gesellschaft als auch zum häuslichen Leben gebildet, dasselbe verlasse.

Mit Vergnügen wird er auf alle an ihn ergehende Anfragen die nöthige Antwort und Erläuterungen geben.

Weimar d. 20. Januar 1805.

Professor Shall.

II. Kösters Schriften.

Anzeige.

An dem, vor beinahe zwei Jahren zu Eppingen bei Heilbronn verstorbenem, Prediger Wilhelm Köster hat Teutschland einen seiner verdienstvollsten Schriftsteller im Fache der Liturgik; sein Vaterland einen, für die Wirksamkeit des Predigtamtes warm und rein beseelten Lehrer; und seine hinterlassene Gattin mit ihren sechs unerzogenen Kindern einen Versorger verloren, der in dem Entbehren einer, seinen Talenten und Verdiensten angemessenen, Besoldung das ökonomische Desizit an dem literärischen Brod- und Nothtische so lange deckte, bis er schon im 37sten Jahre seines Lebens ein Opfer seiner rastlosen Thätigkeit wurde.

(S. die Marb. Theol. Nachr. 1803. S. 262 und 345. und Jahrg. 1804. S. 375.)

Daß ein so origineller Kopf, wie Köster war, auch keine gemeine Anlagen zum Dichten hatte, beurkunden einzelne Poesien, die er in mehreren Almanachen und periodischen Schriften von Zeit zu Zeit einrücken ließ.

Da sich nun unter dem literärischen Nachlasse des trefflichen Mannes eine, von ihm eigenhändig zusammen geschriebene, und für den Druck bestimmte:

„Sammlung von Liedern, vermischten Poesien und besonders Epigrammen und Einfällen"

gefunden hat, welche von dem Herrn Kirchenrath Lang und Herrn Legationsrath Dambmann in Regensburg auf Subscription herausgegeben werden soll, um durch einen bedeutenden Absatz einen, für die zweckmäßige Erziehung der Kösterschen vaterlosen Waisen, bestimmten Fond zu erhalten; so fühlen sich auch die Unterzeichneten verpflichtet, für die Herausgabe des poetischen Nachlasses von ihrem verewigten Freunde, bis zu Ende des Mai's 1805 Subscribenten zu sammeln, und dann ihre Namen an die Herausgeber einzuschicken.

Sie laden daher alle Freunde des Guten und des Schönen ein, bei ihnen, oder bei Denjenigen, durch deren Hände ihnen diese Anzeige zukommen wird, auf ein Kunstprodukt zu unterzeichnen, dessen Ausgabe durch die Unterstützung des Musen- und Menschenfreundes in jeder Hinsicht befördert zu werden, verdient.

Das Ganze wird ungefähr 12 — 16 Bogen mit schönen Lettern, und auf gutes Papier gedruckt, betragen, und längstens bis zur Ostermesse 1806 erscheinen.

Der Subscriptionspreis ist 1 Fl. 21 Kr.

Friedberg in der Wetterau im März 1805.

Rektor Roth, Pfarrer Koch.

III. Görres Glauben und Wissen.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

J. Görres Glauben und Wissen.

Dieses Werk bedarf keiner weitern Empfehlung, da der Name des Verfassers dabei steht.

Scherersche Buchhandlung.

IV. Europäische Annalen 1805 3tes Stück.

Inhalt.

I. Ueber den staatswirthschaftlichen Werth des Papiergeldes in Teutschen Reichsländern, von D. J. L. Klüber. II. Französische Finanzen. 1. Rede zu Unterstützung des über die Finanzen des Jahrs XIII. überbrachten Gesetzesentwurfs, gehalten in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers in Frankreich am 11ten Februar 1805, durch den Staatsrath Reanauld (de St. Jean d'Angeli). III. Denkschrift Monod's, die Helvetische Revolution, sein Benehmen bei derselben, und die Verhältnisse des Waadtlandes betreffend. (Im Auszuge) Erster Abschnitt. Rückblick auf die Lage des Waadtlandes unter der Bernischen Herrschaft und Ereignisse, die der Revolution vorhergiengen.

V. Europäische Annalen 1805 4tes Stück.

Inhalt.

I. Bemerkungen über das Verfahren mehrerer Reichsfürsten gegen die Reichsritterschaft. II. Lage von Egypten zu Ende des Septembermonats 1804, mit einer kurzen Darstellung aller, seit der Entfernung der Französischen Armee sich in diesem Lande zugetragenen Begebenheiten. (Aus dem Französischen Amtsblatte vom 28sten März 1805, welches diese Darstellung wiederum aus einer unter obigem Titel zu Paris erschienenen Flugschrift entlehnte.) III. Europa's Verhältnisse mit der Barbarei, besonders mit Algier. IV. Ueber Rom und das ehemalige Latium. (Campagna di Roma.) 1. Entvölkerung. 2. Ungesunde Luft. 3. Armuth des Römischen Volkes. 4. Lebensweise. 5. Ackerbau. 6. Viehzucht. 7. Weinbau. 8. Handel. 9. Römische Gärten. 10. Nationalgeist. 11. Römische Beredtsamkeit. 12. Volkssprache. 13. Sitten. 14. Ästin. 15. Polizei. 16. Regierung. 17. Römischer Staat V. Ueber Englands wahre Absichten bei dem gegenwärtigen Kriege. VI. Ueber den nahen Frieden zwischen England und Frank-

besitzen wir angenehme und mit vielen Talenten begabte Actricen. Mad. Koch und Mademoiselle Heisin versprechen unserm lyrischen Schauspiel durch die Schönheit ihrer Stimmen, und den rühmlichen Fleiß, den jede auf die Ausbildung des ihr eigenthümlichen Talents verwendet, eine sich auszeichnende Vorzüglichkeit. Herr Böck ist unstreitig einer von Deutschlands besten Schauspielern; in keiner ihm anständigen Rolle schlecht, in vielen gut, in einigen vortreflich. Was besonders an ihm gelobt zu werden verdient, ist eine bescheidene Meynung von sich selbst, welche von seinen Einsichten in die Kunst zeugt, und ihn geneigt macht, die Kritik der Kenner lieber zu hören, als den nicht allezeit schmeichelhaften Beyfall der Menge. Die Herren Hensel, Brandes und Mayer, verdienen, jeder in seiner Art, vornehmlich in dem rührenden Drama und in dem eigentlichen Lustspiel, so wie die Herren Günther und Hellmuth in der komischen Operette, den Beyfall und die Aufmunterung des Publikums. Jeder von diesen Schauspielern hat seine Rollen, worinn er vorzüglich gefällt; und wenn wir bedenken, daß selbst die weltberühmten Schaubühnen von Paris und London unter vielen mittelmäßigen nur eine kleine Anzahl sehr hervorstechender Künstler haben, so müßten wir unbillig seyn, wenn wir der hiesigen, welche neben einer Seilerin und einem Eckhof, so manche geschickte und mit unterscheidenden Talenten begabte Subjecte aufzuweisen hat, einen Vorwurf daraus machen wollten, daß nicht alle Glieder derselben gleich vorzüglich

sind,

reich; ein Anhang zu dem Aufsatz: Ueber Englands wahre Absicht bei dem gegenwärtigen Kriege.

VI. Französische Miscellen 10r Bd. 18 St.

Inhalt.

Die vorgebliche Marquise von Douhault, ein äußerst merkwürdiger Kriminalproceß. — Condorcet's sämmtliche Werke, von C. (Beschluß.) Die Veterinairschule zu Alfort, von M. F. R. — Zwei außerordentliche Knaben. — Arbeiten der Gesellschaft zur Aufmunterung der Nationalindustrie vom Messidor des Jahres 1804. bis zum Frimaire des Jahres 1805, und besonders über die Feuerrettungsmaschiene des Hrn. Trechard. — Fortsetzung der Briefe über das orientalische Studium in Paris, besonders über Hagers Arbeiten, die chinesischen Münzen betreffend u. s. w. — Romane: les Cages touchés; Elmonde; Jerome; le Comte de Cork. — Kurze Geschichte und Statistik der Pariser Theater, nebst genauer Nachricht über ihre Reglements und die Stücke, die sie spielen. — Kunst- und andere Nachrichten. Davids Thermopylen und dessen Portrait des Pabstes. Robert Lefebure. Gerard, und dessen Ossian. Der Maler Lecomte. Ankauf Bouchardonscher Zeichnungen. Bevorstehende Ausstellung. Kaiserliche Sorgfalt für öffentliches Wohl. Armenanstalten.

VII. Vierteljährliche Unterhaltungen 1805. 18 Qu.

Inhalt.

I. Eduard und Wilhelmine. II. Kindesliebe und Edelmuth. III. Sunilda. IV. Burkart Zink. V. Gedichte.

VIII. Allgemeine Einleitung in die Garten-Kultur als Wissenschaft betrachtet von Joh. Sam. Schröter. 8. Berlin 1805. bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 18 gr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Der Hr. Superintendent Schröter in Buttstädt hat ein bedeutendes Publikum für seine Gartenschriften, und diesem braucht nur der Titel dieses neuen Werkchens angezeigt zu werden. Für andere Leser bemerken wir, daß es keinen gereuen wird, wenn sie diese Schrift sogleich recht aufmerksam lesen, und die wichtigen praktischen und zum Theil neuen Regeln und Erfahrungen des Hrn. Verf. befolgen. Eine reichere Gartenärndte würde wohl die Belohnung dafür seyn.

IX. Fragebuch für angehende Artilleristen zum Selbstunterricht; nebst angehängten Französischen Benennungen und Erklärung der mehresten bei der Artillerie vorkommenden Kunstwörter. 8. Berlin 1805. bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 6 gr. oder 27 Kr.

So gut für den Unterricht des Artillerie-Offiziers durch die besten Schriften gesorgt ist, so wenig hat der angehende Artillerist. Er wird an das Kanon- und an andere Arbeiten gestellt, und mit einemmale sieht sich der Neuling in einem fremden Lande, dessen Sprache selbst er erst erlernen muß. Diesen zur Belehrung ist nun dies Fragebuch gedruckt worden, und wer sich dasselbe durchschießen läßt, und das seinem Dienste Eigene hinzuschreibt, kann sich so ein durchaus praktisches Taschenbüchelchen verschaffen.

X. Anweisung die Rechnungen kleiner Haushaltungen auf eine neue, leichte und sichere Art zu führen. Nach dem Beckmannischen Werke und den Grundsätzen der neu erfundenen Teutschen Buchhalterei bearbeitet von S. G. Meisner. 8. Berlin 1805. bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 10 gr. oder 45 Kr.

Bei den Haushaltungsrechnungen läuft alles dahinaus, zu wissen, woher die Einnahme entstanden, und wie solche ist verwendet worden. Indessen wäre eine allzu große Akkuratesse dieser Art mehr schädlich als nützlich. Es muß also hier, wie bei jeder Sache, die goldene Mittelstraße nicht verfehlt werden, und diese findet man in diesem Büchelchen genau vorgezeichnet. Wer also in diesem Punkte Ordnung liebt, oder einführen will, und jeder Hausvater sollte dies doch wohl, dem wird dies Werkchen wahrscheinlich sehr willkommen seyn.

XI. Kurzer Abriß des geistigen Menschen für Schullehrer und Erzieher. 8 Berlin 1805 bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 12 gr. oder 54 Kr.

Nicht bloß Schullehrern und Erziehern, sondern auch allen jungen Studirenden, welche über sich selbst denken, und ihre eigenen Geisteskräfte kennen lernen wollen, ist dieses Werkchen sehr zu empfehlen.

XII. Vollständiges Lexikon der Gärtnerei und Botanik oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und aus-

ländischen, ökonomischen, offizinellen und zur Zierde dienenden Gewächse, von F. G. Dietrich. Fünfter Band gr. 8. Berlin 1805 bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Dieser Band geht bis zum Buchstaben M, und man kann daraus ersehen, daß dies Werk mit starken Schritten vorwärts rückt. Wie bedeutend dasselbe ist, hat Hr. Prof. Kurt Sprengel in der zum ersten Bande gelieferten Vorrede bekannt gemacht, indem dieser competente Richter bezeugt, daß er selbst schon vieles daraus gelernt habe. — Wer auf den 6ten Band in irgend einer Buchhandlung 2 Thlr 6 Gr. pränumerirt, erhält auch noch jeden der ersteren Bände für diesen billigen Preis.

No. V.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoi

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Institut erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Mai 1805.

I. Ankündigungen und ander Notizen.

Einleitung in die gesammte Kriegskun zur Bildung junger Offiziere; vom Grafen De Rocheaymon. Königl. Preuß. Major, und chemo Adjutanten S. Königl. Hoh. des Prinzen Heinri von Preußen Bruder des Königs Friedrich II.; In 4 Theilen. mit einem Atlas von 61 Planen un Kupfern. in gr. Fol.

Dies wichtige Werk, welches jedem jungen Offiziere, d sich für seine Bestimmung ausbilden will, den Ueberblick de

ganzen Fondes seines Wissens, so klar und gedrängt als möglich liefert, und ihm die ganze Kriegskunst in ihrer neuesten Gestalt und Lage darstellt; welches wir bekanntlich vor 3 Jahren unternahmen, ist nunmehr (sowohl Teutsch als Französisch) ganz vollendet; und wir machen es uns zur angenehmen Pflicht, dem Publikum hier eine vollständige Uebersicht, sowohl seines Geistes, Zwecks und seiner Bestimmung, als auch seiner Ausführung zu liefern.

Ueber Zweck und Bestimmung des Werks, erklärte sich der Hr. Verfasser selbst in seiner Ankündigung unterm 20 Jan. 1802. hinreichend folgendermaaßen.

„Die Wissenschaft des Kriegers ist an sich eine Verkettung mannichfaltiger anderer Wissenschaften. Ihre Vielseitigkeit und ihr Gewicht für Ehre und Völkerglück machen sie zu einem der interessantesten Zweige des menschlichen Wissens. Um junge Männer, die sich für sie bestimmen, ihrem Zwecke näher, als auf dem gewöhnlichen Wege, zu führen, unterzog sich der Verfasser seit sieben Jahren anhaltend der Arbeit, die er gegenwärtig dem Publikum vorlegt.

„Bei den vielen, die Kriegswissenschaften betreffenden, Werken scheint freilich die Ankündigung eines neuen, dem ersten Anlehn nach, sehr überflüssig. Wären die Fortschritte, die junge Krieger in ihrem Fache zu thun haben, mit der Zahl der Schriften, die es betreffen, im Verhältnisse, so dürfte vielleicht kein Zeitpunkt erstere mehr befördert haben, als der gegenwärtige. Aber wozu dient für junge Leute, für Anfänger, dieser ganze Wust gelehrter Abhandlungen, in deren keiner die Grundsätze deutlich genug aufgestellt sind, die das Ganze der Kriegskunst umfassen, die die Art des Unterrichts in ihr erleichtern — die endlich eine Theorie derselben, auf feste und einfache Grundsätze gestützt, hergäben, welche jungen Offizieren zum Führer, von dem Exerciren an bis zu dem großen Wirkungskreise des Generals en Chef, dienen könnten.

„Man kann mir einwenden: daß wir schon viele vollständige Anleitungen zu den Kriegswissenschaften besitzen. Sie enthalten gewiß wichtige Grundsätze und manche neue Ansichten. Allein ohne Vorkenntnisse, ohne lichtvolle Anleitung wird der junge Anfänger in der Kriegskunst selten die ergiebigen Wahrheiten aus ihnen hervorsuchen können, da sie größtentheils nur geübteren Kriegern verständlich und nutzbar sind, und da fast durchaus in allen solchen Schriften wenig oder gar keine Rücksicht auf Anfänger genommen ist. Wie können letztere, ohne die Kenntniß der ersten Grundsätze ihrer Wissenschaft, deren sie so gut, als jede andere Wissenschaft bedarf, Anspruch auf die Ergiebigkeit jener Abhandlungen machen?

„Man könnte ferner einwenden: wenn man in dieser Hinsicht die Mängel der meisten Anleitungen zu der Kriegswissen-

schaft zugesteht, so fehlt es doch nicht an brauchbaren Werken über einzelne Theile derselben. Gewiß haben wir mehrere sehr vorzügliche über Kavallerie, Artillerie, Infanterie; — aber jedes ist für sich gleichsam isolirt. Der Schriftsteller, der einen Theil der Kriegswissenschaften behandelt, sucht ihn gewöhnlich vor den übrigen auszuzeichnen. Um die Grundsätze jeder Abtheilung derselben zu erlernen, muß man jedes Werk, ohne auf die Zahl der Bände oder den Zeitverlust zu sehn, lesen, mit andern vergleichen und wieder vergleichen, da selbst die reichste Bücherssammlung bis jetzt in dieser Rücksicht nichts als übelverbundene Glieder einer großen Kette darbietet. Außerdem deuten die meisten Schriftsteller die ersten Grundsätze des Theils der Kriegskunst, den sie abhandeln, entweder nur flüchtig an, oder entstellen sie gar, um sie ihren Systemen und Hypothesen anzupassen. Auch ist es oft der Fall, daß solche Werke sich lediglich auf die Kriegsverfassung dieses oder jenes Staats beziehn und, daß die Verfasser die Wahrheit nicht zu beherzigen scheinen: daß die Kriegskunst in ihrem kleinsten Detail und in ihren größten Operationen sich einzig auf eine Reihe mathematischer Lehren gründet, die vollkommen unabhängig von der verschiedenen Art sind, wie man sie hier oder dort in Ausübung bringt. — Woher nähme man ferner die Zeit alle diese Schriften zu lesen? Wie können in kleinen Garnisonen, die oft weit von größern Bibliotheken entlegen sind, sich junge Offiziere für ihr Fach bilden? —

„Und gesetzt auch die Nähe eines größern Orts erleichterte dem angehenden Krieger die Anschaffung der Schriften für sein Fach, so ist der hohe Preis der meisten von denselben ein neues und gewöhnlich unübersteigliches Hinderniß. Man beschränkt sich dann gewöhnlich auf den Ankauf eines einzigen Werks, das sich auf den Dienst bezieht, in dem man angestellt ist, und vernachlässigt, sich die Kenntniß der übrigen Theile der Kriegswissenschaften zu erwerben, da doch ohne Verbindung aller derselben nie jemand auf den Namen eines brauchbaren Offiziers, geschweige denn eines guten Generals Anspruch machen kann.

„Diese flüchtige Uebersicht zeigt hinlänglich, wie nützlich ein Werk, wie ich dem Publikum darbiete, seyn würde, wenn sich vielleicht ein Mann von größeren Talenten und reiferer Erfahrung der Bearbeitung derselben unterzöge. Ich wünsche unter obigem Titel, in wenigen Bänden für den möglichst billigen Preis dem angehenden Taktiker, der den Werth seines Berufs fühlt, eine Einleitung zu der Kriegs-Wissenschaft in allen ihren Theilen von ihren ersten Grundsätzen an bis zu ihrer weitesten Ausführung zu liefern, die ihn in den Stand setzen wird, sich selbst zu unterrichten, genau die Vortheile, das Verhältniß, die Stärke, die Schwäche, die Brauchbarkeit seines Dienstes zu übersehen, kurz — sich zu einem Offizier, der

für jedes Fach paßt, zu bilden.“ Folgendes ist der Gang und Inhalt des Werks, und vielleicht trägt seine Darlegung mehr, als alle übrige Erörterungen bei, dem Leser die Absicht des Verfassers übersehen zu lassen.

* * *

Inhalt aller vier Bände.

Erster Theil.

Vorrede. Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Schriftsteller über die Kriegskunst überhaupt, und ihre verschiedenen Theile. Einleitung in die Kriegskunst. I. Geographie. II. Topographie. III. Praktische Topographie, oder Topegraphie der Anwendung. IV. Vom Scharfblick. (Coup d'oeil.) V. Gegenstände, die man auf einem Terrain in militärischer Hinsicht zu betrachten hat. VI. Zeichnung.

Zweiter Theil.

Von der Artillerie.

I. Kanonen. II. Mörser. III. Haubitze. IV. Petarde.

Artillerie-Arbeiten.

I. Nöthige Materialien zum Batterie-Bau und anderen Arbeiten. 1. Würste. 2. Faschinen. 3. Pfähle. 4. Schanzkörbe. 5. Deckwerk. 6. Blendungen. (Chandeliers.) 7. Sand-, Erd- und Wollsäcke.

II. Batterie-Bau. 1. Vom Abstecken und Bau der Batterien. 2. Haubitz-Batterien. 3. Mörser- und Steinmörser-Batterien. 4. Küsten-Batterien. 5. Von Sappen.

III. Brücken. 1. Brückenbau von Schiffen. 2. Von der Viertelsschwenkung. 3. Brücke von Pontons. 4. Abschnitt der Brücke. 5. Viertelsschwenkung der Brücke. 6. Eine Penton-Brücke abzubrechen oder wegzunehmen. 7. Von der bei diesen Brücken benöthigten Vorsicht und Sorgfalt. 8. Wagen-Brücken. 9. Rüst-Bock-Brücken. 10. Bau der Brücken mit Rüst-Böcken. 11. Fernere Bemerkungen über die Bock-Brücken. 12. Brücken von Seilwerk. 13. Von Brücken bei abgebrochenen Jochen. 14. Brücken von eingerammeten Grundpfählen. 15. Floß-Brücken. 16. Kasten-Brücken. 17. Rahm-Brücken. 18. Tonnen-Brücken. 19. Fliegende Brücken. 20. Schicklicher Platz für Brücken. 21. Brücken-Geräthe.

IV. Dienst der Artillerie während dem Lauf der

Operationen eines Feldzugs. 1. Ausrüstungen. 2. Ausrüstungen für einen Feldzug. 3. Ausrüstungen für eine Belagerung. 4. Von den Parks. 5. Vom kleinen Park in Belagerungen und Lägern. 6. Vom großen Park in den Lägern. 7. Vom großen Park bei Belagerungen. 8. Vorläufige Bemerkungen über die Bewegungen oder Märsche der Artillerie in einem Feldzuge. 9. Park-Stucke.

V. Anwendung der Grundsätze auf verschiedene Kriegsvorfälle im Felde. 1. Schlachtordnungen. 2. Angriff und Vertheidigung der Verschanzungen. 3. Angriff. 4. Vorstengefechte. 5 Ein in Gegenwart des Feindes mit Gewalt erzwungener Uebergang uber einen Fluß. 6. Krieg in gebirgigen Landen. 7. Angriff auf Festungen. 8. 9. Von Batterien. — Positien der ersten Stück-Batterien. 10. Wie man diese Verlängerungen zu nehmen hat. 11. Distanz der Batterien. 12. Platz derselben. 13. Batterie-Bau. 14. Bemerkungen. 15. Bresche-Batterien und andere nach der Einnahme des bedeckten Wegs. 16. 17. Bau der 2ten Stück-Batterien oder Bresche-Batterien. 18. Vertheidigung der festen Plätze. 19. Festungs-Batterien. 20. Bau. 21. 22. Vom Gebrauch der Artillerie nach der Verennung, bis zur Wegnahme des bedeckten Wegs. 23. Gebrauch der Artillerie nach der Wegnahme des bedeckten Wegs, und während des Sturmlaufens auf den Hauptwall der Festung. Anmerkungen.

A. Von der Infanterie.

1. Vom Schießen oder Abfeuern des Gewehrs. 2. Vom Marsch. 3. Evolutionen. 4. Alignement. (Richtung.) 5. Von den Evolutionen, die ein in Schlachtordnung gestelltes Bataillon auf der Stelle machen muß. 6. Auf der Flanke Front zu machen, oder Bewegungen der Schwenkungen. 7. Marsch-Evolutionen. 8. Von der Colonne. 9. Colonne zum Angriff. 10. Eine Colonne, die in der Nähe des Feindes manövrirt. 11. Marsch-Colonne. 12. Formirungs-Evolutionen. 13. Reformirung der Linie durch eine Viertels-Schwenkung. 14. Deployirung. 15. Formiren in Schlachtordnung durchs Deployiren. 16. Große Evolutionen. 17. Marschlinie oder Schlachtordnung. 18. Positions- oder Fronten-Veränderung. 19. Ployiren und Deployiren. 20. Linien-Angriffe. 21. Rückzug. 22. Manövres in zwei Treffen. 23. Schwenkungen, Positions-Veränderungen. 24. Leichte Infanterie. 25. Jäger.

B. Von der Kavallerie.

1. Eskadronschule. 2. Marsch rückwärts. 3. Evolutionen. 4. Rückzug durch Defileen. 5. Formirung zur Schlachtordnung. 6. Angriff oder Choc. 7. Fronten-Veränderungen. 8. Vom Umwenden der Stellung. 9. Rückzug. 10. Fortsetzung des Elementar-Unterrichts. 11. Große Evolutionen. 12. Große Manövres.

C. Vom kleinen Kriege oder von der Detaschirungskunst.

1. Von den Detaschements. 2. Allgemeine Regeln für die Parteien, die in Kriegsverrichtungen ausgeschickt werden. 3. Eigenschaften und Kenntnisse, die der Anführer eines Detaschements besitzen muß. 4. Spione. Geheime Einverständnisse. 5. Gefangene. Deserteurs. Reisende. 6. Rapporte. 7. Führer oder Wegweiser.

I. Buch.

Kavallerie-Detaschements.

1. Patrouillen. 2. Recognoscirungen. 3. Die Position einer feindlichen Armee zu recognosciern. 4. 5. Recognoscirung des Marsches der feindlichen Armee — feindlicher Detaschements. 6. Recognoscirung eines Postens. 7. Recognoscirung eines Plazzes oder einer Festung. 8. 9. Scharmützel und Gefechte. 10. Hinterhalte, Ueberfälle der Posten. 11. Von Aufhebung der feindlichen Posten. 12. Kavallerie in ihren Quartieren aufzuheben. 13. Aufhebung der Fourragierer. 14. Aufhebung oder Wegnahme einer Kriegskasse, oder eines dem Feinde zugehörigen Geldtransports. 14. b. Aufhebung der Eilboten und Generale. 15. Unternehmung auf Brücken. 16. Unternehmungen gegen Magazine.

II. Buch.

Infanterie-Parteien.

Angriff und Vertheidigung der Vorposten.

III. Buch.

Von der Ausführung oder Leitung großer, oder aus verschiedenen Truppen zusammengesetzter Detaschements.

1. Marsch eines Infanterie- oder Dragoner-Detaschements in einer ebenen, von Bächen durchschnittenen Gegend. 2. Angriff eines aus Infanterie und Kavallerie bestehenden Detaschements in einem flachen Lande, das von Flüssen durchschnitten ist. 3. Rückzug eines Detaschements, das aus Infanterie und Kavallerie besteht, in einer flachen von Flüssen durchschnittenen Gegend. 4. Marsch eines Infanterie- und Kavallerie-Detaschements in waldigen und gebirgigen Gegenden. 5. Angriff eines Infanterie- und Kavallerie-Detaschements in einer gebirgigen Gegend. 6. 7. Rückzug eines vermischten Detaschements, in einer waldigen und gebirgigen Gegend. 8. Marsch eines Detaschements, das aus Kavallerie und Husaren besteht, in einer flachen und ebenen Gegend. 9. Angriff eines Kavallerie-Detaschements

ſind, und nicht jeder immer das iſt, was er ſeyn ſollte, vielleicht auch ſeyn könnte. Die Güte einer Schauſpieler-Geſellſchaft beſteht nicht darinn, daß jede Actrice eine Clairon und jeder Acteur ein Garrick ſey; ſondern darinn, daß alle Mitglieder derſelben jedes eine ihm eigene Gabe oder Geſchicklichkeit beſitze, durch deren Zuſammenſetzung ein harmoniſches Ganzes heraus komme; ſo wie oft Züge, welche einzeln genommen fehlerhaft ſind, zuſammen das angenehmſte Geſicht ausmachen. Und nach dieſer Vorausſetzung getraue ich mir zu ſagen, daß ſchwerlich eine deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft zu nennen ſey, welche der unſrigen den Vorzug ſtreitig machen könnte.

Wir werden künftig Gelegenheit bekommen, von allen benannten Gliedern derſelben umſtändlicher zu ſprechen. Wir werden dem, was Natur, Kunſt und Routine an jedem gethan hat, unpartheyiſche Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und über die Art und Weiſe, wie einige ſich noch merklich verbeſſern könnten, unſre Gedanken mit einer Freymüthigkeit ſagen, zu welchen der Philoſoph und der Dichter einiges Recht zu haben glauben kan.

Die Achtung, womit hier den Gliedern der Theatraliſchen Geſellſchaft begegnet und der Beyfall, der ihren Beſtrebungen häuffig zugeklatſcht wird, läßt ihnen von dieſer Seite nichts zu wünſchen übrig. Unſtreitig iſt dies diejenige Art von Belohnung, die für den wahren Künſtler den

auf einem ebenen Terrain. 10. Rückzug eines Kavallerie-Detaschements in einer ebenen Gegend.

IV. Buch.

Von den defensiven Detaschements.

1. Posten. 2. Von einem Detaschement, das auf ebenen Terrain postirt ist. 3. 4. Detaschement bei einem Defilee. §. 6. Detaschement bei einer Brücke — in oder vor einem Walde. 7. Detaschement, das vom Lager abgeschnitten ist, wo sein Corps steht. 8. Von großen Posten.

Dritter Theil.

Erste Abtheilung.

Von der Befestigungskunst.

I. Buch.

Erstes Kapitel. Terminologie. Von den Profilen. Von den Linien und Winkeln, woraus die Theile eines befestigten Platzes bestehen.

Zweites Kapitel. Prüfende Beschreibung der verschiedenen Theile der Befestigung. Von den Bollwerken oder Bastionen. Vom Graben. Vom bedeckten Wege.

Drittes Kapitel. Fortsetzung der prüfenden Beschreibung der Festungswerke. Scheerenwerk. (Tenaille.) Halbe Monde. Von den Bollwerkswehren. Couvrefaces oder Contregardes.)

II. Buch.

Fortsetzung des analytischen Verzeichnisses derjenigen Vertheidigungsmittel, wodurch die Stärke eines befestigten Platzes vermehrt wird.

Erstes Kapitel. Von den äußern Vertheidigungsmitteln.

Zweites Kapitel. Von den Außenwerken die vor den Graben und dem bedeckten Wege angelegt werden. Vorgraben. Aeußerer bedeckter Weg. Von den größern Außenwerken. Abgesonderte Werke. (Pièces detachées.)

Drittes Kapitel. Von den innern Verschanzungen.

Viertes Kapitel. Von den Hülfsmitteln, welche die Inundationen und Minen zur Vertheidigung befestigter Plätze darbieten.

Fünftes Kapitel. Von den Minen. Terminologie. Bau der Minen. Art und Weise die Minen zu laden. Art und Weise die Minen anzuzünden. Wirkung der Minen. System der Minen.

Zweiter Abschnitt.

Gebrauch der Minen bei der Vertheidigung und bei dem Angriffe befestigter Plätze, oder Gang des Minenkriegs. Galerie der Contreminen. Vertheidigung derselben. Mittel, den Gang der Belagerer kennen zu lernen. Vertheidigung des Belagerers. Angriff des feindlichen Minirers. Mittel, die Arbeiten des Feindes zu hemmen und zu vernichten. Anwendung der Druckkugeln. Contreminen, deren man sich zur Vertheidigung der Breschen bedient. Minen ohne Galerien und Zweige. Anwendung der Minen in der Feldbefestigungskunst.

III. Buch.

Von den Systemen.

1. Pagan's System. 2. Vauban's erstes System. 3. Bemerkungen darüber. 4. Vauban's zweites System. 5. Dessen drittes System. 6. Bemerkungen über Vauban's zwei neuere Systeme. 7. Verbesserungen des dritten Vaubanschen Systems durch Cormontaigne 8 Coehorn's System. 9. Bauart des Royal-Sechseck des Baron von Coehorn. 10. Einrichtung des halben Mondes. 11. Einrichtung der Contregarde oder Couvreface. 12. Beschreibung des bedeckten Weges und seiner Waffenplätze. 13. Besondere Beschreibung der Ravelins, oder der halben Monde des Hrn v. Coehorn. 14. Ausführliche Beschreibung des Hauptbollwerks des Erfinders. 15. Beschreibung des Orillons, oder steinernen Thurms des Herrn von Coehorn. 16. Bemerkungen über die Systeme des Herrn von Coehorn.

IV. Buch.

Anwendung der Befestigung auf die Terrains.

Erstes Kapitel. Summarische Wiederholung der Grundsätze der Befestigungskunst. Trassirung. — Relief. Defilement.

Erster Grundsatz.

Man mache die Werke unzugänglich für jede Art des Angriffs. Nöthige Vorkehrungen das Breschelegen zu verhindern. Hindernisse, den Uebergang über den Graben zu erschweren. Sicherheitsmittel gegen die Wirkung der Waffen. Widerstand gegen den unterirdischen Angriff.

Zweiter Grundsatz.

Man muß die Anwendung und Richtung der Offensivwaffen erleichtern. Man muß sehen, ohne sich zu zeigen, und man muß den Feind treffen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, getroffen zu werden.

Dritter Grundsatz.

Man vervielfältige die Hindernisse, um den Vertheidigungs-

mitteln einen Zuwachs zu verschaffen. 1ste Unterabtheilung. Jedes Werk vertheidigt sich selbst. 2te Unterabth. Gegenseitige Vertheidigung der Werke. 3te Unterabth. Successive Vertheidigung der Werke. 4te Unterabth. Ausdehnung der Fronte, oder Superiorität des Feuers. 5te Unterabth. Man muß den Feind der Mittel berauben, Logements anzulegen und sich darin zu decken.

Vierter Grundsatz.

Man erleichtere die Operation der mobilen Vertheidigungsmittel. 1ste Unterabtheilung. Sichere und dauerhafte Communicationen für die Truppen und für die Artillerie. 2te Unterabth. Man muß die Ausfälle für jede Art der Truppen erleichtern. 3te Unterabth. Man sichere nach vollbrachten Ausfallen, den Rückmarsch der Truppen. 4te Unterabth. Man erleichtere die offensiven Gegen-Anfälle im Innern der Werke.

Zweites Kapitel. Von der unregelmäßigen Befestigung. Vom Trassiren der unregelmäßigen Befestigung, wenn die Einfassung des Platzes nicht bestimmt ist. Bemerkungen.

Drittes Kapitel. Erster Abschnitt. Von dem Emplacement der Festungen.

Zweiter Abschnitt. Verschiedene Arten der Festungswerke. Von Festungen die auf einer Ebene liegen. Von Festungen, die in Morästen liegen. Lage auf Anhöhen. Von der zusammengesetzten Lage. — Lagen, die aus Ebenen und Morästen, oder aus tief liegenden sumpfigen Terrains bestehen. Lage auf einem theils ebenen theils hohen Terrain. Lage, die aus Morästen und Anhöhen bestehet. Lage die aus Morästen, Anhöhen und Ebenen zusammengesetzt ist. Von den Seehäfen.

Dritter Abschnitt. Anwendung der Befestigung zur Vertheidigung einer Gegend nach ihrer natürlichen Beschaffenheit. 1. Anwendung der Befestigung zur Vertheidigung flacher Gegenden. 2. Anwendung der Befestigung zur Vertheidigung der Gegenden, wo hohe Gebirge sind. 3. Anwendung der Befestigungen zur Vertheidigung waldigter und von Gewässern durchschnittener Gegenden; auch solcher, deren Lagen von verschiedener Beschaffenheit sind. 4. Anwendung der Befestigungen zur Vertheidigung der Gränzen, die an der See liegen.

Vierter Abschnitt. Vom Viereck. Vom Fünfeck; vom Sechseck. Vom Siebeneck, Achteck ꝛc. Vom Zwölfeck und anderen noch größeren Polygonen. Von den Approvisionnirungen der Plätze. Von den Kanonieren, die man in einem befestigten Platze nöthig hat, und von den Handlangern bei der Artillerie. Anwendung obiger Grundsätze auf die Approvisionnirung befestigter Plätze.

Dritter Theil.

Zweite Abtheilung.

V. Buch.

Vom Belagerungskriege.

Angriff und Vertheidigung der Plätze. System des Marschalls von Vauban. Coehorns Systeme.

VI. Buch.

Von der Feldbefestigungskunst.

Ihre Regeln, ihre Trassirungen, ihre Construction, ihre Anwendung auf das Terrain. Von den Verschanzungen. Von den kleineren Verschanzungen. Von den Verschanzungen mit offener Kehle. Von den Verschanzungen mit geschlossener Kehle. Von den nöthigen Materialien zu Erbauung der Schanzen. Art und Weise, die erforderliche Anzahl von Materialien jeder Art zu bestimmen. Von der Trassirung der Werke. Vom Bau der Werke Von den bedeckten Redouten. Von den grösern Verschanzungen. Von den Brückenschanzen. Von den Linien. Von den Linien, die aus zusammenhängenden Werken bestehen. Linien mit an einander hängenden Tenaillen. Linien mit sägeförmigen Einschnitten. Linien und Lünetten. Von den Linien mit Bollwerken. Von den Mitteln, die Linien zu verstärken. Zwei Trassirungen. Von den Linien oder Verschanzungen, welche aus detaschirten Werken bestehen. Anwendung der Befestigung auf das Terrain. Von den kleinern Verschanzungen. Linien, wodurch man eine Gegend vertheidigt und deckt. Von den Linien, welche darauf abzwecken, eine Armee zu decken, welche sich entweder gar nicht schlagen, oder ein angebotenes Treffen nur unter vortheilhaften Umständen annehmen will. Bemerkungen. Von den verschiedenen Arten der Verschanzungen, welche die verschiedene Beschaffenheit der Terrains erheischt. Anhöhen, Hügel und Berge. Chausseen und Dämme. Defilcen, Gebirgspässe, Schluchten. Von verschanzten Posten. Wie man einen Kirchhof, einen Garten verschanzt. Wie man Kirchen, Schlösser und Häuser befestigt. Wie man Dörfer verschanzt. Art und Weise, einen Flecken zu verschanzen. Art und Weise, kleine Städte zu befestigen.

VII. Buch.

Angriff und Vertheidigung der Feldbefestigungen.

Vertheidigung der Linien, um ein Land zu decken. Vertheidigung der Linien, oder verschanzten Lager, die aus zusammenhängenden Werken bestehen. Vertheidigung der Linien die aus detaschirten Werken bestehen. Vertheidigung der kleinen Ver-

schanzungen und verschanzten Posten. Vertheidigung der Redouten und anderer kleinen Verschanzungen. Vertheidigung verschanzter Posten. Vertheidigung einer Kirche. Vertheidigung kleiner Städte. Vertheidigung der Dörfer und Flecken. Beispiele. Angriff der Verschanzungen und verschanzten Posten. Angriff der Circumvallationslinien. Angriff verschanzter Lager. Angriff kleiner Verschanzungen. Angriff verschanzter Posten, geschlossener Städte u. s. w. Summarische Uebersicht der allgemeinen Regeln, welche man bei dem Angriff der Verschanzungen zu beobachten hat.

VIII. Buch.

Verbindung der Ingenieurkunst mit der Taktik, oder Anwendung der Befestigungskunst auf die größeren Kriegsoperationen.

Erster Abschnitt. 1ster Grundsatz. 2ter Grundsatz. 3ter Grundsatz. 4ter Grundsatz. 5ter und 6ter Grundsatz.
Zweiter Abschnitt. Anwendung der Befestigungskunst auf die Taktik.

Vierter Theil.

Einleitung.

I. Buch.

Castrametation. Oder von der Kunst ein Lager nach Beschaffenheit des Terrains und der Umstände zu nehmen.

Von den Eigenschaften, welche ein Lager in einem Vertheidigungskriege haben muß. Von der Beschaffenheit eines Lagers im Angriffskriege. Von der Absteckung eines Lagers. Von der Art, die Flanken anzulehnen. Von der Art, wie die Front eines Lagers gedeckt wird. Von den Kantonnirungen. Von der Vertheilung der Truppen in Kantonnirungsquartiere. Ueber Kantonnirungen in bergigten Ländern. Von jedem Kantonnement insbesondere. Von den Märschen. Ueber die Eröffnung der Märsche. Hauptregeln der Armeemärsche. Von der Anordnung der Märsche. Von der Eintheilung der Artillerie bei den Marschordnungen. Von der Anordnung der gesammten Bagage auf den Märschen. Frontemarsch in einem ebenen Lande. Von dem Marsche in einer waldigten Gegend. Von dem Frontemarsch in einem gebirgigten Lande. Von den Parallel- oder Flankenmärschen. Bewegungen zweier gegen einander stehender Armeen. Von den Schlachtordnungen. Von der geraden oder parallelen Ordnung. Von den geraden Offensivstellungen. Von der Defensiv-Parallelordnungen. Von der schiefen Ordnung. Von der nach Grundsätzen schrägen Ordnung. Von den Angriffen mit dem Centrum. Von der durch Umstände hervorgebrachten schiefen Schlachtordnung. Von dem Angriffe mit beiden Flügeln

Von den Winterquartieren. Allgemeine Regeln für die Winterquartiere. Von den Vorsichtsmaaßregeln, welche jeder Kommandant in seinem Quartiere nehmen muß. Memoires über die Winterquartiere von 1759. Anordnungen, welche der Marschall von Broglio zur Einrichtung der Winterquartiere 1761 — 1762 ꝛc. gemacht hat. I. Von der Vertheidigung Hessens während des Winters. II. Von dem Unterhalte. Betrachtungen über die verschiedenen Gegenstände, von denen gehandelt worden ist.

II. Buch.

Von Kriegsmanövren.

Erstes Kapitel. Von den Manövren mit der ganzen Armee. Von den Schlachten. Gründe, wodurch man zur Lieferung einer Schlacht bewogen werden kann. Eine Schlacht muß vermieden werden. Von den Mitteln, wodurch man den Feind nöthigt, sich in ein Treffen einzulassen. Vorbereitende Anordnungen. Regeln welche bei der Disposition zu beobachten sind. Allgemeine Grundregeln für die Anordnungen oder Dispositionen. Grundregeln der Offensivdispositionen. Von den Defensivpositionen. Von der Schlacht. Beispiele. Von dem allgemeinen Angriffe der Winterquartiere einer Armee. Von den Ueberfällen. Von dem Ueberfalle detaschirter Corps. Vom Ueberfalle der feindlichen Quartiere. Von dem Uebergange über Flüsse. Vom Uebergange über Flüsse auf Brücken. Von der Ueberfahrt über einen Fluß mit Kähnen oder Flößen. Vom Uebergange über Flüsse beim Rückzuge. Wenn eine Armee genöthigt wird, sich in eine Schlacht einzulassen, wenn sie einen Fluß im Rücken hat. Beispiele einer Parallelordnung für eine Armee, welche zur Schlacht genöthigt wird, und einen Fluß im Rücken hat. Beispiele schräger Ordnungen nach Grundsätzen für eine Armee, welche genöthigt wird eine Schlacht anzunehmen, und einen Fluß im Rücken hat. Von der Vertheidigung eines Flusses. Von den Rückzügen. Ueber die innern Bewegungen einer sich zurückziehenden Armee.

III. Buch.

Von den großen Detaschements.

Von den Avant- und Arriergarden. Von den Detaschements, welche bestimmt werden, den Feind zu harceliren, zu recognosciren und seine Magazine zu verbrennen. Von den Fourragirungen. Von der trockenen Fourragirung. Von dem Angriffe auf die Fourragirungen. Von den Zufuhren oder Transports. Von dem Angriffe auf die Transports oder Zufuhren. Von der Aufhebung der Convois oder Trains, welche zu Wasser fortgeschafft werden. Von den Unternehmun-

gen gegen Festungen! Von den Vorsichtsmaaßregeln gegen die Ueberfälle der Festungen. Von der Berennung und Blokirung einer Festung. Von den Detaschements, welche ein Land gegen Kontributionen schützen sollen. Von Erhebung der Kontributionen.

IV. Buch.

Von der Strategie oder von der Wissenschaft. Pläne für den Feldzug zu entwerfen.

Von dem Materiellen eines Feldzuges. Brief des Marschalls von Sachsen an den Marquis von Armentières Generallieut. und Kommandant zu Ath. Instruction des Marschall von Sachsen für den Marschall von Löwendal. Vom Angriffskriege. Plan eines Angriffskrieges, wobei vorausgesetzt wird, daß man dem Feinde zuvorkömmt. Entwurf zu einem Feldzuge, wo man den Feind bereit findet, sich zu vertheidigen. Von den Ländern, welche durch eine einzige Position gedeckt werden. Von den Ländern und Gränzen, die nur zum Theil gedeckt sind. Von den Ländern, die der Feind nur durch Manöuvres vertheidigen kann. Zweites Mittel, die feindliche Defensionslinie zu forciren, und zwar durch Detaschements. Drittes Mittel, die feindlichen Parallelen zu durchbrechen, durch Manöuvres, Märsche und Gegenmärsche. Von den Diversionen. Von den Schlachten. Von dem Vertheidigungskriege. Von dem reinen Vertheidigungskriege. Vom Feldzuge, wo man von der Defensive zur Offensive übergeht. Beschluß.

* * *

Man wird auf den ersten Ueberblick dieses reichen Inhalts sogleich finden, daß dieß gemeinnützige Werk alle Zweige der Kriegskunst, bis auf ihr kleinstes Detail umfaßt, und in einem lichtvollen Systeme darstellt. Es ist ein Zusammentrag aus den besten Werken über alle Theile der Kriegswissenschaft, welches dem jungen Offizier zum Handleiter seines Privat-Studiums, und Statt einer größeren militärischen Bibliothek dient, die er sich ohnehin nicht anschaffen kann, und in kleinen Garnison-Städten auch nie findet.

Dieß nun so eben in unserm Verlage sowohl Französisch als Teutsch erschienene und vollendete Werk von 181 Bogen in vier Theilen, sauber auf Schreibepapier gedruckt, mit einem Atlas von 61 Planen und Kupfern in groß Folio, kostet im Laden 15 Rthlr. 12 Gr. ein so billiger Preiß als man gewiß nur irgend erwarten kann. Da indessen sowohl der Hr. Verfasser als auch mehrere wurdige Herren Offiziere und für die Ausbildung und Kultur der jungeren Krieger sorgende Regiments-Chefs und Commandeurs uns geschrieben und den Wunsch geäußert haben, daß wir zu eben diesem Behufe für jungere Of-

sfiziere, Regiments und Garnison-Militär-Bibliotheken eine Subscription eröffnen, und einen wohlfeilen Partie-Preiß von diesem gemeinnützigen Werke machen möchten, so wollen wir uns, um diesen guten Zweck zu befördern, gern ihrer Aufforderung und Wünsche fügen, und unsrer Seits das Aeußerste was wir können, dafür thun.

Wir zeigen also hierdurch an, daß wir den Ladenpreiß von 15 Rthlr. 12 Gr. von Dato an auf den Subscriptions- und Partie-Preiß von 10 Rthlr. Sächs. oder 18 Gulden Reichs Curt. herabgesetzt haben, jedoch mit der Bedingung, daß jeder Hr. Collecteur, der darauf Subscribenten sammeln will, eine Partie von wenigstens zehn Exemplaren zusammen, direct von uns verschreibe, und uns dafür baare Zahlung übermache.

Um den Subscribenten diese Zahlung noch mehr zu erleichtern, kann die Subscription, Bestellung und Zahlung in drei Lieferungen getheilt, und 1) der I. und II. Theil zu 3 Rthlr. 8 Gr. Sächs. od. 6 Fl. Reichsgeld, 2) der III. Theil zu 3 Rthlr. 8 Gr. od. 6 Fl. und 3) der IV. Theil zu 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 Fl. von uns verschrieben werden. nur müssen alle 10 oder mehrere Exemplare jeder Lieferung von gleicher Art seyn, d. h. einerlei Theile des Werks enthalten, weil das Gegentheil sonst Verwirrung machen würde. Bei diesen einzelnen Lieferungen kommt der Atlas erst bei der dritten Lieferung mit, weil er zusammengeheftet ist, und nicht zerrissen werden kann. Jede Lieferung kann auch successiv, etwa von 3 Monat zu 3 Monat auf einander folgen, so wie es dem Hrn. Besteller selbst zu bestimmen gefällig ist.

Wir liefern und spediren alle diese Bestellungen Franco Leipzig, Frankfurth a. M., Halle an der Saale, und Nürnberg; von da aus aber trägt der Hr. Besteller die Fracht des Packets.

Auf diese Art hoffen wir alles Mögliche gethan zu haben, um die gute Absicht dieß gemeinnutzige Handbuch bei den Teutschen Kriegsheeren einzuführen, und es auch jedem jungen Offizier zugänglich zu machen, zu unterstützen; und erwarten nun bescheiden den Erfolg unseres Anerbietens.

Weimar d. 1. Juny 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten im Mai

UND DEREN INHALT.

I.

Allg. Geogr. Ephemeriden 1805 5tes Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Ueber die Kunde von Japan vom Hrn. Collegien-Aſſeſſor Dr. Schneegaß in St. Petersburg.

Bücher-Recenſionen. 1. Reflections on the Commerce of the Mediterranean etc. By *John Jackſon* Eſq. 2. Voyage en Morée, à Conſtantinople, en Albanie et dans pluſieurs autres parties de l'Empire Othoman; pendant les années 1798, 1799, 1800, 1801, par *F. C. G. L. Pouqueville*. 3. Almanach Impérial pour l'An XIII, préſenté à Sa Majeſté l'Empereur, par *Teſtu*.

Charten-Recenſionen. 1. Charte von Schleſien. 2. Specialcharte vom Herzogthum Meklenburg-Strelitz. Von D. F. Sotzmann.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Kurze Biographiſche Nachricht von dem berühmten Reiſebeſchreiber Thunberg. 2. Avantcoureur neuer ausländiſcher geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften 3. Avantcoureur neuerſchienener Charten. 4. Nachrichten aus Paris. 5. Brittiſche See- und Landmacht zu Anfange des Jahres 1805. (1) Seemacht. (2) Landmacht und ihre Vertheilung in und außerhalb England. 6. Journaliſtik für das Jahr 1805. 7. Nachrichten aus St. Petersburg. 8. Anzeige von der Herausgabe der Schriften der Herren Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland. 9. Kurze Notizen. — London — Madrid. 10. Charten-Anzeigen. 11. Ueberſetzungs-Anzeige.

Zu dieſem Hefte gehören: 1) Das Portrait von Thunberg. 2) Brougthon's Charte von ſeiner Fahrt längs den Japaniſchen Küſten.

2.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1805 IV. und V. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

I. Gedichte. 1. Andenken an Teutſche Dichter. Von Eliſe Puraer. 2. Die drei Grafen-Töchter. Von K. W. Juſti. II. Oſſians letztes Lied Berrathon. Von Reyer. III. Odins Reden an die Götter. IV. Erinnerung an Spalding. V. Ueber Prof. Levezow's Iphigenie. VI. Kunſtanſichten aus Italien.

* * *

Inhalt des V. Stücks.

I. Gedichte. 1. Der Schafbock und ſein Pelz. 2. Die Erſcheinung. II. Bruchſtücke aus einem Reiſe-Tagebuche vom September und Oktober des Jahres 1804. III. Die Jeſuiten in Polen.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1805 5tes Stück.

Inhalt.

I. Briefe über Poeſie und Theorie der Dichtungsarten. (Fortſetzung.) II. Kunſt. 1. Landſchaftsmaler Schönberger in Wien. 2. Ueber den Erfinder der Phelloplaſtik. 3. Etwas über die diesjährige Dresdner Kunſtausſtellung. III. Journal für Teutſche Frauen. IV. Ueber die Memoires posthumes v. n. Marmontel. V. Miſcellen und Modenberichte. 1. Petrarca und Laura. 2. Declamatorien in Dresden. 3. Ueber Bonaparte und ſeine Jugendjahre. 4. Große Wintergeſellſchaften in London. 5. Aegyptiſcher Geſchmack in London. 6. Le dernier Soupir. 7. Kurze Pariſer Notizen und Neuigkeiten. 8. Moden des Entre-Acts zwiſchen Winter und Frühjahr. 9. Neue Modenartikel für den Sommer. 10. Teutſcher Modenbericht. 11. Franzöſiſcher Modenbericht. VI. Ameublement. Fenſter Draperie. VII. Erklärung der Kupfer.

ſtärkſten Reiz hat. Es iſt eine wunderliche Inconſequenz, die Kunſt hochſchätzen, aber den verachten, der ſie treibt. Zu einem vortreflichen Schauſpieler gehört ein ſo ſeltner Zuſammenfluß von Naturgaben, gehören ſo anhaltende und auſſerordentliche Anſtrengungen, daß nichts billiger iſt, als das groſſe Talent mit unterſcheidender Achtung, und ſchon die bloſſe Beſtrebung mit Aufmunterungen zu belohnen. Aber möchten die Schauſpieler nie vergeſſen, daß ihre Pflichten deſto ſtrenger ſind, je mehr Vorrechte ihnen gegönnt werden; und daß ein oft mehr gütiger als verdienter Beyfall die Abſicht nie haben kan, ihnen eine allzu frühzeitige Selbſtzufriedenheit einzuflöſſen!

Ich habe Schauſpieler gekannt, die das Lob nicht ertragen konnten. Man gab ihnen, aus Noth oder aus irgend einer andern zufälligen Urſache, eine hohe Rolle zu ſpielen, die eigentlich nicht für ſie gemacht war. Sie wandten Fleiß an, thaten ihr möglichſtes, wurden gelobt und über Verdienſt gelobt, weil man ihnen Nachſicht ſchuldig zu ſeyn glaubte, und weil ſie würklich mehr leiſteten als man ihnen zugetraut hatte. Ein ſolches Lob ſollte demüthigen; aber ſie machte es üppig und aufgeblaſen. Sie glaubten es zu verdienen, und ſchmeichelten ſich deſtomehr mit einer eingebildeten Vortreflichkeit, je weniger feines Gefühl, ſichern Geſchmack und wahres Talent ſie beſaſſen. Endlich kam es ſo weit mit ihnen, daß ſie die ſchönſten und wichtigſten Rollen ſchlecht

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1805.

1.

Gedichte.

I.

Der Oeſterreichiſche Monarch als Erbkaiſer.

Ein Volkslied,

geſungen am Tage der Huldigungsfeier.

Wer zog da im Prunke zum heiligen Dom?
Der Kaiſer von Oeſtreich gut, edel und fromm.
Ihn ſchütze der Vorſicht allmächtige Hand,
Ihm huldigt mit Wonne ein jeglicher Stand.

Des grauesten Adels berühmteste Schaar,
Begleitet im Glanze den mächtigen Aar,
Er knüpfet durch Eintracht ein jegliches Land,
An unserer Krone demantenes Band.

Vom Throne verbreitet sich Segen und Glück,
Zum Throne fließt Ehrfurcht und Liebe zurück,
So will es der gütige Lenker der Welt,
Dem Menschenglück, Eintracht und Ordnung gefällt.

Seht da, wie der Sonne alleiniges Licht,
Durch schwarzes Gewölk und Finsterniß bricht.
So reichet des Fürsten allherrschende Macht
Bis tief in des Lasters verschleierte Nacht.

Der Sicherheit einzig beglückendes Pfand,
Das ruhet beschirmet von fürstlicher Hand
Im Schooße der Weisheit — ihr mächtiger Arm
Zerstreuet der Störer verwüstenden Schwarm.

Aeonen verehren schon Habsburg Geschlecht
Als Väter der Völker, treu, bieder, gerecht;
Auf Liebe und Sanftmuth erbauten sie schon
Seit Rudolph dem ersten den ewigen Thron.

Und dieſen beſtieg nun mit Würde und Glanz,
Die Wonne der Menſchen, der gütige Franz
Als Kaiſer von Oeſtreich; deß freut ſich die Welt,
Weil ſie ſich im beſten der Fürſten gefällt.

Und weil ſich ganz Oeſtreich im Kaiſer gefällt,
So bitten wir alle dich Vater der Welt;
Noch lange umſtrahle den gütigſten Franz!
Des erblichen Thrones verherrlichter Glanz.

J. C. Unger.

2.

Dem Erſchaffer.

Herr der Welten! Namenloſer!
Schöpfer! Gott! Allmächtiger!
Deiner Allmacht
Wun derwerke
Walten durchs Unendliche!
Deinen Ruhm verkünden ſie,
Herr der Welt!

Millionen Sonnen bauteſt
In des Aethers Ocean,
Dieſen folgen
Durch Aeonen
Heere von Planeten nach.
Ordnung leitet ihren Lauf
Durch die Welt.

In der Wölbung dunkler Ferne
Treten ſtolz bei ſtiller Nacht
Neue Wunder
Neue Welten
Aus des Morgens Tiefen auf.
Herr! wer zählt das Sternenheer
Deiner Welt.

Um des Himmels heitre Stirne
Fließt ein glänzend Sonnenband,
Diademe
Von Geſtirnen
In den Lichtſtrahl eingewebt
Schlingen dieſes heil'ge Band
Um die Welt.

Sieben Lichter funkeln freundlich,
Jedem Schiffer wohlbekannt,

Immer ſichtbar
In der Kreisbahn
Stützen ſie den feſten Pol.
Deinem Winke, Herr der Welt
Folgt die Welt.

Staunend meſſen meine Blicke
Deine Lichter Orion;
Doch viel ſchöner
Glänzt der König
Aller Sterne, Sirius;
Ach wie herrlich leuchtet er
Seiner Welt.

Wundervoller noch als Welten,
Schufeſt Herr! den Erdenſohn.
Seine Seele,
Deine Gabe
Faßt der Welten Wunderbau,
Und erkennt dich ihren Gott,
Herr der Welt!

11.

Ueber den Rolands-Gesang. *)

Es liegt in der Natur roher ungebildeter Menschen, daß sie sich nie anders als durch Leidenschaft, oder wenigstens starken sinnlichen Reiz zur Anstrengung ihrer körperlichen Kräfte bewegen lassen. Nicht bloß der ganz rohe Wilde, sondern auch der schon mehr gebildete, aber sich nur noch auf den untern Stufen der Kultur befindliche Mensch scheuet nichts so sehr, als Mühe und Arbeit. Beschwerden und Gefahr nach Vernunftgründen und mit kaltem Blute über-

*) Mit der Empfindung, womit man einen alten, biedern Freund seiner Jugend nach langer Entfernung wider die Hand reicht, werden gewiß alle ältere und durch Jahre und Erfahrung mild und reif gewordene Leser des Merkurs auch diesen gründlichen Aufsatz eines unserer ehrwürdigsten Veteranen für Teutsche Literatur und Sprache lesen. Wer noch solche Aufsätze so munter und aufheiternd selbst über trockene Materien schreiben kann, wäre auch wohl noch im Stande die Allatrationen, die sich ohne Wissen des Redakteurs neuerlich auch in diese Zeitschrift eingeschlichen haben, gebührend zurückzuweisen, si tanti foret. B.

nehmen, iſt erſt die Wirkung der höhern Kultur. Auf den niedrigern Stufen derſelben kann ſie nur durch ſinnlichen Reiz bewirket werden. Fehlt dieſer, ſo iſt auch an keine Thätigkeit zu denken; dann liegt der Wilde, wie das geſättigte Raubthier in ſeiner Höhle und ſchläft. Daher der Widerſpruch, welchen ſich Tacitus bei den Teutſchen Völkern nicht zu erklären wußte *), welchen er aber bei allen wilden Völkern hätte finden können, wenn er deren hätte kennen lernen. Wenn daher bei ſolchen Völkern etwas mit gemeinſchaftlichen Kräften unternommen werden ſoll, was Beſchwerde und Gefahr erfordert: ſo iſt es das erſte und vornehmſte Geſchäft der Anführer, vorher die Leidenſchaften zu entzünden, weil ohne dieſen Gemüthsſtand nicht einmal der Beſchluß einer ſolchen Unternehmung zu erwarten iſt.

Bei ganz ungebildeten Völkern giebt es vornehmlich, und beinahe möchte ich ſagen, nur allein

*) Quoties bella non ineunt, non multum venatibus plus per ocium transigunt, dediti somno, ciboque — Ipsi habent miram diversitatem naturae. *Tacit. Germ.* Cap. 15. Die höchſte Anſtrengung im Kriege, und die höchſte Trägheit außer demſelben wußte er ſich nicht zu erklären.

zwei Unternehmungen, welche eine vorzügliche Anstrengung erfordern, die Jagd und der Krieg. Zur Jagd ist schon der Hunger der stärkste Reiz, daher es hier auch keiner weitern Nachhülfe bedarf, außer wenn eine gemeinschaftliche Jaad in entfernte Gegenden unternommen werden soll. Allein der Krieg ist mit so vielen Beschwerden und Gefahren verbunden, daß nur der höchste sinnliche Reiz im Stande ist, die natürliche Trägheit des rohen Barbaren zu überwinden. Das gewöhnlichste und wirksamste Mittel dazu ist der Kriegs- und Schlachtgesang. Kann die Beleidigung, welche ein Volk von dem andern erfährt, auf der Stelle gerochen werden, so ist die gereizte Rache allein schon hinlänglich, es in Thätigkeit zu versetzen. Allein hat die Entfernung der Zeit oder des Raumes die Gemüther abgekühlt, dann müssen sie erst wieder in die gehörige Stimmung versetzt werden, ehe die Beschließung eines Rachkrieges zu erwarten ist. Der Anführer ruft das Volk zusammen, stellt demselben die empfangene Beleidigung in so starken Bildern vor, als seine rohe Einbildungskraft ihm nur darreicht; sagt, ihre Brüder und Verwandte seyen von einem verächtlichen Feinde ermordet und gefressen worden, ihre Gebeine lägen noch unbegraben, noch schreie ihr Blut um Rache u. s. f. Sind dadurch die Gemüther hinlänglich vor-

bereitet, dann erſt vollendet der Kriegsgeſang die verlangte Wirkung, erhöhet die Leidenſchaft bis zur Wuth, und nun erſt wird der Krieg beſchloſſen, und die Zeit zum Aufbruche, ſo nahe als möglich, feſtgeſetzt. Auf dem Wege wird der Kriegsgeſang, ſo lange man noch in der gehörigen Entfernung iſt, mehrmals wiederholt, um die Hitze, wenn ſie erkalten will, von neuem anzufachen. Hat man den Feind im Geſichte, ſo wird der Schlachtgeſang angeſtimmt, die Wuth auf das höchſte zu treiben, und wenn ſie dieſen Grad erreicht hat, ſo erfolgt endlich der Angriff mit einem fürchterlichen Geſchrei.

Man muß hier eigentlich dreierlei unterſcheiden: den Kriegsgeſang, die Entſchließung zum Kriege zu bewirken, den Schlachtgeſang, vor dem Angriffe, und das Schlachtgeſchrei bei dem Angriffe. Von dem letztern, werde ich am Ende noch ein Paar Worte ſagen, hier bleibe ich nur bei den beiden erſten ſtehen.

Manche Völker haben in dieſem Falle nur eine einzige Art des Geſanges, welche ſowohl bei der Berathſchlagung als vor dem Angriffe geſungen wird. Haben ſie deren zwei, ſo ſind ſie bloß in den Graden der Wuth unterſchieden, welche ſie bewirken ſollen

In beiden Fällen aber ist ihr Stoff die lebhafte Schilderung der empfangenen Beleidigung, die Feigheit und Verächtlichkeit ihres Feindes, welcher immer auf das tiefste herab gewürdiget wird, die Erhebung ihrer eigenen Tapferkeit, das Lob eines oder des andern ihrer berühmten Helden, die Zahl der Feinde, die sie erlegt, die Gefangenen, welche sie gegessen haben u. s. f.

Cook und seine Gefährten sahen auf den Inseln der Südsee mehrmals solche Haufen ihren Schlachtgesang anstimmen, welcher sich gemeiniglich gemäßigt anfängt, aber mit der Hitze steigt, wobei sie den Körper nach dem Takte von einem Beine auf das andere erheben, als tanzten sie, und sich auf diese Art dem Feinde nach und nach nähern, bis sie sich in den gehörigen Grad der Wuth hinein gesungen und getanzet haben, da denn der Angriff mit dem fürchterlichsten Geschrei erfolgt. So lustig ein solcher Anblick für den kaltblütigen Europäischen Zuschauer ist, so fürchterlich ist er doch auf der andern Seite, weil sie sein Schreckliches durch alle Mittel zu vergrößern suchen, welche ihnen ihre rohe Einbildungskraft nur an die Hand giebt, durch fürchterliches Bemalen ihrer Körper, durch Zusammenschlagen der Schilde, durch Schlagen der Lanzen oder Streitkolben an die

ſpielten, die beſten Stücke dadurch ſchändeten, und gleichwohl, unter der Aegide der Nachſicht oder eines günſtigen Vorurtheils, ſich mit einer dem wahren Kenner eckelhaften Einbildung von Unverbeſſerlichkeit ſchmeichelten. Wir wünſchen, daß dies niemals der Fall irgend eines Mitgliedes des hieſigen Theaters werden möge; und, um es unmöglich zu machen, möchte vielleicht das ſicherſte Mittel ſeyn, wenn das Publikum die Forderungen, die es an die Kunſt der Schauſpieler macht, um ein merkliches höher triebe, als es bey uns Deutſchen gemeiniglich zu geſchehen pflegt. Es iſt billig, daß man Nachſicht gegen einen Acteur oder eine Actrice trage, welche, aus Noth, eine Rolle ſpielen müſſen, die über ihre Kräfte geht, oder ſich ſonſt nicht für ſie ſchickt. Aber es iſt nicht billig, daß man z. E. einer Schauſpielerin, um einer angenehmen Figur, oder einer ſchönen Stimme, oder um des Vergnügens willen, welches ſie uns in gewiſſen Rollen macht, Fehler zu gut halte, die ſie vermeiden könnte, die ſie aus bloſſem Eigendünkel macht, und wodurch ſie zuweilen eine Rolle gänzlich verderbt, welche ſie mit etwas mehr Gelehrigkeit ungleich beſſer hätte ſpielen können. Kurz, ſobald ein Schauſpieler von eingeſchränkten Fähigkeiten ſich ſchmeichelt, in allen Rollen vortreflich zu ſeyn, weil er es in einigen iſt, und dieſe hohe Meynung von ſich ſelbſt beſonders dadurch äuſert, daß er auch den ſanfteſten Tadel übel nimmt, oder wenigſtens durch ſeine Unverbeſſerlichkeit fruchtlos macht: dann erfordert das Intereſſe ſowohl der

Schilde, durch das gräßliche Geheul der Weiber hinter dem Treffen u. ſ. f.

So machten es nicht bloß Cook's Südländer; ſo machten es Carver's Wilde in Kanada, und ſo machten es ſchon des Tacitus Germanen, und man kann wohl hinzu ſetzen, ſo machten es alle rohe Völker von gleichen Graden der Unkultur in der alten ſowohl als neuen Welt.

Tacitus Stelle von ſeinen Germanen iſt merkwürdig; *) aber ſie iſt nicht immer gehörig verſtan-

*) Fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in praelia canunt. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem Baritum vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur, terrent enim, trepidantve, prout sonuit acies: nec tam voces illae, quam virtutis concentus videntur. Affectatur praecipue asperitas soni, et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat. *Tacit. Germ.* Cap. 3. Iſt es doch, als wenn man Cooks Südländer hier vor ſich ſähe. Daß er den Teutſchen den Herkules, und in der Folge den Ulyß unterſchiebt, muß man dem Römer zu Gute halten, welcher jedem fremden Volke ſo gern ſeine Mythologie leihet, und bei jedem übermüthigen Raufbold an ſeinen Herkules und bei jedem irrenden Ritter zur See an ſeinen Ulyß denkt.

den worden. Den eigentlichen Anſtoß machte das Wort Baritus. Man glaubte, Tacitus wolle ſagen, die Teutſchen nenneten den Schlachtgeſang Baritus. Da man nun wußte, daß die Celten und Gallier ihre Dichter Barden genannt hatten, ſo ſuchte man den Gleichklang zu nutzen und die Celtiſchen Barden mit dem Baritus des Tacitus zu verbinden, und da fanden ſich denn bald überkluge Herausgeber, welche ihm ihr Barditus unterſchoben, und andere zu dem Vorgeben verleiteten, die Teutſchen hätten ihre Schlachtgeſänge Bardit genannt. Allein: 1) Die Barden waren eine Celtiſche Anſtalt, und gehen die Teutſchen nichts an, welche zwar ihre Sänger und Dichter, aber nicht dieſem Namen nach hatten, ja denſelben vermuthlich nicht einmal kannten. Späterhin nannten ſie ſelbige Schalter, daher das nordiſche Skalder. 2) Barditus iſt eine irrige willkührliche Leſeart; die älteſten und beſten Handſchriften leſen Baritus. 3) Tacitus ſagt nicht, daß die Teutſchen den Schlachtgeſang Baritus genannt hätten, ſondern nur den Relätum deſſelben, den lauten fürchterlichen Ton, womit derſelbe vorgetragen wurde. 4) Das Vocant braucht nicht nothwendig auf die Teutſchen zu gehen, ſondern kann auch unperſönlich bedeuten, deſſen Vortrag man Baritus nennt. Aus dem folgenden wird erhellen, daß er

eigentlich sagen wollen, oder doch hätte sagen sollen: dessen Vortrag wir Römer Barituni nennen. 5) Hätte er sein Vocant auf die Teutschen ziehen wollen, so würde er ihnen hier eben so sehr ein fremdes Wort beilegen, als er ihnen vorher den Herkules und Ulyß beigelegt hatte. Denn 6) Baritus ist, so wie es da stehet, nicht Teutsch, sondern ächt Römisch. Bar, Baren bedeutet zwar im Teutschen, wie in manchen andern alten Sprachen Geschrei, und Schreien, und in so fern ist die erste Hälfte des Wortes von einem fremden Volke entlehnt; aber die End- oder Ableitungssylbe itus ist nicht Teutsch, sondern ächt Römisch, wie in hinnitus, mugitus, tinnitus, und mit verändertem Vokale latratus, ululatus, blateratus u. s. f. Daher Apulejus auch das Geschrei der Elephanten Baritus nennt. 7) Darin irrte aber Tacitus, daß er den Schlachtgesang mit dem Schlachtgeschrei verwechselte. Am Ende dieses Aufsatzes wird erhellen, daß die Römer das Schlachtgeschrei, welches sie sowohl als die Barbaren bei dem Angriffe erhuben, Baritus nannten; welches aber von dem Schlachtgesange, wovon er hier eigentlich sprechen wollte, sehr verschieden war.

Daß die Teutschen, so lange sie noch als ein halbwildes ungebildetes Volk in ihren Sümpfen und

Wäldern hauseten, sich erst durch die Tyrtäische Muse Herz und Muth ersingen mußten, kann daher nicht befremden, weil es die Sitte aller Völker von einem gleichen Grade der Kultur ist. Ob sie dabei, einen von dem Schlachtgesange noch verschiedenen Kriegesgesang gehabt, ist unbekannt, wenigstens sagt Tacitus nichts davon.

Aber auch wenn ein Volk in der Kultur fortschreitet, wenn es in allem, was es thut, nicht mehr von der Laune und dem ersten Eindrucke der Sinne abhängt, wenn es anfängt, sich nach Gründen der kalten Vernunft zu bestimmen, so ist ihm doch in manchen Fällen noch ein besonderes Mittel nöthig, das Vorgefühl der Beschwerden und Gefahr durch einen entgegengesetzten stärkern Eindruck zu betäuben. Zur Beschließung eines Krieges bedarf es zwar alsdann der Kriegeslieder nicht mehr, weil bei geänderter Staats- und Kriegesverfassung nach andern Gründen gehandelt wird, sollte auch nur die Begierde nach Raub und Beute einer derselben seyn, wie er es denn in den mittleren Zeiten, wenigstens bei dem gemeinen Krieger, nur zu oft wirklich war. Aber der Anblick einer bevorstehenden Schlacht hat denn doch so vieles abschreckende, daß so lange der Ausgang derselben von der persönlichen Tapferkeit eines jeden

Kriegers abhängt, eine Erhöhung des gewöhnlichen Muthes unentbehrlich wird. Daher blieb denn auch der Schlachtgesang bei den meisten Völkern bis zu ihrer höhern Kultur üblich. Die Griechen hatten ihre Tyrtäischen Lieder. Ob die Römer in den ersten Jahrhunderten ihres Staates etwas ähnliches gehabt, ist mir unbekannt. In den spätern Zeiten, nachdem ihre Kriegeskunst auf kaltblütige Tapferkeit gegründet war, hatten sie den Schlachtgesang nicht mehr, wohl aber das Schlachtgeschrei.

Als die Teutschen unter dem Namen der Franken Gallien eroberten, und anfiengen, sich hier nach den Ueberresten Römischer Kultur zu bilden, paßten ihre alten Lieder auf ihre veränderte Lage nicht mehr; sie dichteten daher neue. Ohne Zweifel waren auch diese von den Thaten ihrer Helden und Könige hergenommen, um sich zu gleicher Tapferkeit anzufeuern. Nur Schade, daß alle diese Lieder verloren gegangen sind, obgleich Karl der Große sie sammeln und niederschreiben ließ. Seine Sorgfalt, sie zu erhalten, hatte desto wenigern Erfolg, je mehr durch seine eigene und seiner Helden Thaten die Kriege seiner schwachen Vorfahren in den tiefsten Schatten gestellet wurden. Man weiß, zu wie vielen Heldengedichten seine glänzenden Kriegeszüge Gelegenheit gegeben.

nachdem ein unbekannter Dichter unter Turpins Nämen den Weg dazu gebahnet hatte. Kein Wunder, daß die Thaten der Merowinger sehr bald darüber vergessen wurden. An Stoff zu neuen Schlachtgesängen fehlte es daher nicht, und sie mußten desto wirksamer seyn, da das Andenken davon noch in jedermanns Andenken lebte. Ob und was für Schlachtgesänge zu seiner Zeit gesungen wurden, hat uns die Geschichte nicht gemeldet; aber ein Paar Jahrhunderte nach ihm lernen wir den Rolands-Gesang, aber auch nur dem Namen nach kennen; denn leider hat die Zeit vor allem, was diesen merkwürdigen Gesang betrifft, den Schleier der Vergessenheit gezogen. Daß ein berühmter Roland und dessen Thaten der Stoff dieses Gedichtes gewesen, giebt schon dessen Name. Es kommt nur darauf an, wer dieser Roland gewesen, wenn er gelebt, und durch was für Handlungen er sich dieses Nachruhms würdig gemacht.

Hätten die Verfasser der Hist. litter. de la France, (Th. 7. Avertiss. S. 73.) Recht, so müßte dieser Roland bereits 550 und also noch unter der ersten Linie gelebt haben, und das Gedicht von ihm müßte bereits sehr frühe üblich gewesen seyn. Allein es findet sich keine Spur eines so frühen Daseyns

dessel-

desselben, so wie auch diese Herren selbst keinen Beweis davon anführen. Es bleibt daher zur Zeit noch historisch gewiß, daß das Gedicht spätern Ursprungs ist, und daß der Gegenstand desselben unter der an merkwürdigen Thaten so reichen Regierung Karls des Großen gelebt hat. Wir kennen auch einen solchen Helden, wenigstens dem Namen nach, welcher allen Anspruch auf eine solche Berühmtheit hat. Es ist dieses Rutland oder Roland, Graf der Bretagnischen Seeküste, welcher nebst andern tapfern Männern 778 in der berühmten Schlacht bei Roncevall auf den Pyrenäischen Gebirgen blieb, als Karls Heer auf seiner Rückkehr aus Spanien hier von den Aquitaniern überfallen wurde. Das ist aber auch alles, was man von ihm weiß; denn daß seine Mutter Bertha geheißen, daß sie Karls Schwester gewesen, gehöret nebst andern Umständen in die spätere Dichtung. Die Geschichte weiß davon nichts; sie kennet nicht einmal eine Schwester Karls, welche Bertha geheißen habe. Ohne Zweifel waren vor seiner und seiner braven Gefährten Niederlage vorzügliche Anstrengungen der Tapferkeit vorher gegangen, so daß sie noch nach Jahrhunderten zur Aufmunterung zu einem gleichen Verhalten dienen konnten, obgleich die Geschichte nichts davon aufbehalten hat. Daß diese Vermuthung nicht ungegründet ist, erhellet aus

den Ritter-Romanen, welche in den mittleren Zeiten über diesen Vorgang gedichtet wurden, und zu ihrer Zeit vorzüglich beliebt waren. Galland beschreibt in den Mem. de l'Acad. des Inscript. Th. 2, S. 736. zwei Romane de la Bataille de Roncevaux, von deren einem ein gewisser Jean Bodiaux Verfasser war.

Wir wüßten also den berühmten Held, dessen Thaten der Rolandsgesang verewigte, welcher in Frankreich bis tief unter die dritte Linie vor dem Anfange jeder Schlacht gesungen wurde. Einer oder mehrere tapfere Ritter von starker Stimme (denn auch diese gehörte nach der Sitte dieser Zeit, so gut wie zu Homers Zeit, mit zu den nothwendigen Eigenschaften eines Helden), sang ihn vor, und das ganze Heer sang ihm nach. Wüßten wir, wenn und von wem dieser Gesang verfertiget, und zu welcher Zeit, dessen Gebrauch bei den Kriegesheeren eingeführet worden, so würde sich auch die Frage beantworten lassen, in welcher Sprache derselbe gedichtet worden. Daß es ein Teutsches Gedicht dieses Namens gegeben, läßt sich mit nichts beweisen. Es wird desselben nur allein in Frankreich gedacht, und zwar zum ersten Male zu einer Zeit, da der Französische Hof bereits lange aufgehöret hatte, Teutsch zu seyn. Da

auch alle Romane von Karln dem Groſsen und seinen Helden, den dem Turpin beigelegten ausgenommen, in der damaligen Nord-Französischen Sprache geschrieben sind, und erst aus dieser auf Teutschen Boden verpflanzt, oder höchstens im Teutschen nachgeahmt wurden: so ist sehr wahrscheinlich, daſs auch der Gesang, welcher allem Ansehen nach zu diesen Romanen Anlaſs gegeben, ursprünglich in eben derselben Sprache gedichtet worden. Die ärmliche Geschichte dieser Zeit, welche nur die Hauptbegebenheiten ohne alle nähere Umstände mit wenig Worten anzudeuten pflegt, gedenkt dieses Gesanges nur einige Mal, aber doch so, daſs man siehet, daſs er sehr berühmt gewesen, und in Frankreich wenigstens von dem 11ten Jahrhundert an, bis tief in das 14te, vor dem Anfange eines jeden Treffens gesungen worden.

Die erste mir bekannte Meldung desselben ist von 1066, da Herzog Wilhelm mit seinen Normannen, welche sich längst an die Französische Sprache und Sitten gewöhnt hatten, nach England übergieng und nach der entscheidenden Schlacht bei Hastings diese Insel eroberte. In dieser berühmten Schlacht sang nun ein Ritter Namens Taillefer den Rolandsgesang vor. Maitre Wace, ein bekannter Romanendichter dieser Zeit sagt davon:

Taillefer, qui mouit bien chantoit,
Sus un cheval qui tost alloit,
Devant eus alloit chantant,
De l'Allemaigne et de Rollant,
Et d'Olivier, et de Vaſſaux,
Qui moururent à Roncevaux.

Eben das erzählen Wilhelm von Malmesbury, und Matthäus von Paris profaiſch. Einer derſelben ſetzt noch hinzu, Wilhelm der Eroberer habe den Rolandsgeſang jederzeit drei Mal ſingen laſſen, ehe er angriff. Ich übergehe ein paar beiläufige Erwähnungen deſſelben, weil ſie uns nichts lehren, und bemerke nur, daß er noch 1364 unter dem Könige Johann gangbar war. Denn als man zu deſſen Zeit den Rolandsgeſang auf dem Marſche ſang, und der König die Bemerkung machte, es habe unter den Franzoſen ſchon lange keinen Roland mehr gegeben, verſetzte ein alter Ritter: wir würden wohl noch Rolande haben, wenn wir nur einen Karl den Großen zum Anführer hätten. Das erzählet Hector Boethius in Hiſt. Scotor. b. 15.

Das iſt zugleich die letzte Meldung deſſelben. Denn nunmehr bekam die Religion, welche ſich vor

Kunſt als unſers eignen Vergnügens, daß man ihn nach dem ſtrengen kritiſchen Rechte behandle. Wir wiſſen, daß es einen edlen Künſtlerſtolz giebt, und verdenken den ſich ſelbſt fühlenden Artiſten nicht, wenn er mit der ganzen Claſticität des Genie gegen denjenigen, der ihn drücken will, zurück drückt. Aber man muß eben ſo wenig vergeſſen, daß Beſcheidenheit (wahre, nicht grimaſſierende, lobbettelnde Beſcheidenheit) eine weſentliche Eigenſchaft des wahren Talents und Verdienſtes iſt. Eben das, was den groſſen Künſtler zum groſſen Künſtler macht, macht ihn auch beſcheiden. Und was iſt dies? Das in ſeiner Seele wie das Bild einer Gottheit aufgeſtellte Ideal des Schönen iſt es; immer ſtrebt er es zu erreichen; und dies macht ihn zum Virtuoſen; ſelten oder vielleicht niemals erreicht er es völlig; dies demüthigt ihn. Der mittelmäßige, dem dies Urbild des Schönen eine unbekannte Gottheit iſt, glaubt den Gipfel der Kunſt erreicht zu haben, wenn er ſein Beſtes thut; er ſieht nichts über ſich, und nichts übertrift daher ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt.

Nicht jeder Dichter kan ein Virgil, nicht jeder Mahler ein Raphael, nicht jeder Komödiant ein Roſcius, und nicht jede Sängerin eine Gabrieli ſeyn: Aber es ſteht in eines jeden Gewalt, ſich durch das Maas von Talenten, das ihm die Natur verliehen hat, brauchbar zu machen. Man kan ſich ſelbſt keine Fähigkeiten geben: aber man kan diejenige, die man hat, durch eyſriges Stu-

dium

der schon einzeln in diesen Gegenstand gemischt hatte, auch in Frankreich die Oberhand, und es scheint daß auch hier, so wie anderwärts die Litanei an die Stelle der weltlichen Schlachtgesänge trat.

Aus dem bisherigen erhellet, daß der Rolandsgesang vorzüglich, und vielleicht nur allein in Frankreich üblich war. Daß man in Teutschland eigene Gedichte zu ähnlichem Gebrauche von ihm gehabt, läßt sich nicht beweisen; so beliebt und berühmt sein Andenken auch hier immer seyn mochte. Man weiß, daß die seit Karls des 4ten Zeit an den Gerichtsstätten vieler Orte zur Bezeichnung des Blut- oder Königsbannes gesetzten Bildsäulen eines Cäsars mit dem bloßen Schwerdte, überall Rolandssäulen genannt werden, weil man sie für Denksäulen eines berühmten Helden hielt, und keinen größern Helden kannte, als Roland.

Gewiß ist schon bei Manchen der Wunsch aufgestiegen, von einem so berühmten Gesange etwas mehr als den bloßen Namen zu wissen, und man sollte glauben, ein Gedicht, welches einer ganzen großen Nation mehrere Jahrhunderte hindurch Muth und Tapferkeit einflößen können, und folglich in dem Munde aller, selbst solcher, welche nicht unmittel-

bar zu dem Kriegesstande gehörten, leben mußte, werde sich sehr leicht erhalten haben. Und doch ist das nicht der Fall, sondern es ist längst bis auf dem leisesten Laut verhallet. Die Ursache davon ist ohne Zweifel dessen allgemeine Bekanntheit selbst. So lange er noch in dem Munde aller lebte, nahm sich niemand die unnöthige Mühe, ihn aufzuschreiben, und dadurch vor der Vergessenheit zu bewahren. Die Folge davon war, daß er, so bald er nicht mehr öffentlich gesungen ward, auf immer verloren gieng. Es ist das zugleich ein merkwürdiges Beispiel, wie wenig man in der Geschichte auf die mündliche Ueberlieferung bauen kann, worauf man doch immer noch so vieles bauet. Wenn ihr nicht die Schrift zu Hülfe kommt, so wird jede Begebenheit, sey sie auch noch so wichtig und allgemein bekannt, in wenig Menschenaltern unwiederbringlich vergessen.

Kein Wunder also, daß alle Bemühungen derer, welche diesen berühmten Gesang wieder aufzufinden suchten, vergebens waren, und so lange vergebens seyn werden, bis sich einmal irgendwo eine Abschrift davon entdecken läßt. Von der mündlichen Ueberlieferung ist wenigstens nichts zu erwarten. Ein gewisser Marquis du Viviers Lansac, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, und

seine vornehmsten Güter in den Pyrenäen hatte, glaubte bei den dasigen Bergbauern einige Ueberbleibsel davon entdeckt zu haben. Man könnte fragen, warum er sie gerade hier suchte und nicht vielmehr bei den Nachkommen aller ritterlichen Familien in Frankreich. Doch man darf das, was er davon übersetzt liefert, nur ansehen, um überzeugt zu werden, daß es nichts von dem Geiste des 10ten und 11ten Jahrhunderts athmet. Hier ist eine Strophe davon:

O Roland, honneur de la France,
Que par toi mon bras soit vainqueur!
Dirige le fer de ma lance,
A percer le front ou le coeur
Du fier ennemi qui s'avance!
Que son sang coulant à grands flots
De ses flancs, ou de sa visiere,
Bouillonne encore sur la poussière,
En baignant les pieds des Chevaux!
O Roland, etc.

Eben so wenig Aechtes verrathen die Ueberreste, aus welchen der Marquis de Pauliney seinen vorgegebenen Rolandsgesang zusammen setzte. *)

*) Man sehe Essai sur la Musique, Th. 2, S. 143. Corps d'Extraits de Romans de Chevale-

Kein beſſeres Schickſal haben andere ähnliche Geſänge gehabt, von welchen uns noch hin und wieder die Namen aufbehalten worden. Dahin gehöret das Biarkamal der Skandinavier, welches ein berühmter Held Bodvar Siarka gedichtet haben ſoll, und wovon Snorro Th. 2. S. 347 den Anfang aufbehalten hat. Berühmter war das Georgslied, zumal da es ein doppeltes Intereſſe hatte, indem der heilige Georg, welcher unter dem Diokletian ſoll hingerichtet worden ſeyn, die Würde eines Heiligen mit dem Rufe eines tapfern Ritters verband. Ob die Teutſchen ſeine Thaten zu einem Schlachtgeſange verarbeitet, weiß ich nicht; aber bei den Schweden, wo er S. Örjan hieß, war er gewiß der Held und Heilige der Schlachten. Eine Schwediſche Reimchronik verſichert ausdrücklich, daß man vor einer Schlacht das S. Örjanslied geſungen habe. Wir haben auch im Teutſchen ein Gedicht von dem heil. Georg, welches der Sprache nach von 850 ſeyn kann, und ſich in Suhms Symbolis

rie par le Comte de *Treſſan*, Th. 1. S. 355. Es verhält ſich mit dieſen Fragmenten nicht anders, als mit den Ueberreſten einer Ode Pindars auf die Weinleſe, welche der ältere Graf von Treſſan, des eben gedachten Vater, unter den Winzern bei Marſeille entdeckt haben wollte.

befindet, so wie es der gelehrte Däne Rostgaard aus einer vatikanischen Handschrift des Ottfried abgeschrieben hatte. Aber dies hat nichts ähnliches mit einem Schlachtgesange. Es ist eine langweilige Legende von dem gewöhnlichen Schlage, so wie sie in der Historia Lombardica und in dem Lübekschen Passionale in Prosa stehet. Auch ist es viel zu lang, ob es gleich nur ein Fragment ist. Morhof theilet in seinem Unterrichte von der Teutschen Sprache und Poesie, S. 313. einen sogenannten Schlachtgesang mit, so wie er unter dem Könige Heinrich vor dem Treffen mit den Hunnen gesungen seyn könnte. Aber es ist, wie er selbst hinzu setzt, das Machwerk eines armseligen Meistersängers aus dem 16. Jahrhundert. Ich würde daher dessen hier nicht erwähnen, wenn nicht Herder die letzte Strophe daraus mit in seine Volkslieder S. 177 aufgenommen hätte, ohne seine Quelle zu nennen, daher man das Ganze leicht für wichtiger halten könnte, als es ist.

Die Ursache, warum alle diese ehedem so berühmten Gedichte aus der Uebung gekommen sind, war, weil die Kirche, welche sich überall so gern eindrängte, sich auch hier in das Spiel mischte, und die ärgerlichen weltlichen Schlachtgesänge, wie sie sagte, durch

geiſtliche und heilige zu erſetzen ſuchte; und da traf das Loos denn gemeiniglich die Litanei, ſo unſchicklich ſie auch zu dieſer Abſicht ſeyn mochte. Ob die Tapferkeit dabei gewonnen, mag ich nicht unterſuchen. Genug, es geſchahe ſolches bei manchen Kriegesheeren ſchon ſehr früh. Kaiſer Mauritius († 602) verordnet in ſeinem Strateget S. 73. ausdrücklich, vor der Schlacht die Litanei zu ſingen, bei dem Angriffe ſelbſt aber ſtille zu ſeyn. Nach dem Rhytmus in Ludovicum regem in Schilters Theſauro, ſang man vor dem Angriffe der Normanen das heilige oder allgemeine Lied, d. i. die Litanei. Der König ſelbſt ſang vor und das Heer ſchrie das Kyrie eleiſon.

Ther Kunig reit kuono
Sang Lioth frouo,
Joh alle ſaman ſungan
Kyrie eleiſon.

Das Lied S. Adalberts, erſten Biſchoffs zu Prag, hernach Erzbiſchoffs zu Gneſen, welcher 997 als Märtyrer in Preußen blieb, welches die Böhmen in ſolchen Fällen ſangen, iſt auch eine Art Litanei. Sie ſangen es 1260 in der Schlacht, in welcher Ottokar den Bela ſchlug, und machten dadurch wenig-

ſtens die Pferde der Ungarn ſcheu. Das Boga-Rodrica der Polen, welches Sarbievius in das Lateiniſche überſetzte, iſt eben daſſelbe Lied.

Von dieſem Schlachtgeſange war nun das Schlachtgeſchrei gänzlich verſchieden. Es war urſprünglich ein wildes unartikuliertes Geſchrei, mit welchem man nach geendigtem Schlachtgeſange den Angriff that, Furcht und Schrecken ſchon von weitem vor ſich her zu verbreiten. Manche, beſonders leichte Truppen der neuern Zeit pflegten ihren Angriff noch mit einem ſolchen wilden Geſchrei zu begleiten. Die Römer, welche mit eben dieſem Geſchrei angriffen, nannten es mit einem zwar von den Barbaren entlehnten, aber auf ihre Art ausgebildeten Worte Baritus. Vegetius beſiehlt B. 3, Kap. 18 ausdrücklich, daſſelbe nicht eher zu erheben, als bis man dem Feinde nahe gekommen ſey, quam acies utraque ſe junxerit. Nach Einführung des Chriſtenthums mußte auch dieſes Geſchrei verchriſtlichet werden, und da ſchrie man bald Alleluja, bald Kyrie eleiſon, bald gar Gloria in excelſis. Die Franzoſen hatten ihr Montjoye, welchem jede einzelne Nation noch ihren Schutzheiligen beifügte. Die Burgunder ſchrien Montjoye S. André, die Engländer nach Wilhelms des Eroberers Zeit Montjoye

notre Dame S. Georg, und die eigentlichen Franzosen, Montjoye S. Denis.

Munsgoy ward mit Schalle
Gregorirt von den Christen alle,

heißt es bei dem Reimer Strycker in Schilters Thes. S. 105.

III.

Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur.

Ungarn im December 1804.

Die interessante Zeitschrift von und für Ungarn wird nur bis Ende dieses Jahres vom Professor Ludwig von Schedius, der der beschwerlichen Redaktion nicht länger vorstehen kann, herausgegeben. Dem Vernehmen nach soll sie in Zukunft Bredetzky in Wien herausgeben. Aus den drei ersten Heften des sechsten Bandes dieser Zeitschrift (1804. Juli bis September) verdienen fol-

gende Aufsätze ausgezeichnet zu werden: Statistische Beiträge zur Kenntniß des Zustandes von Kroatien; von Adalbert von Varits, ehemaligen ordentlichen Professor der Statistik an der Universität zu Pesth; Anzeige und Erläuterung einiger seltenen Münzen aus dem Antiquitätenkabinette der königl. Universität zu Pesth, von Aloys Emanuel von Stipsics, Prof. der Archäologie und Vorsteher der Antikensammlung zu Pesth; Ueber das rühmliche Vorhaben des Hrn. von Kovachich scriptores rerum Hungariae in einer größern Sammlung herauszugeben; von Johann Christian von Engel in Wien; Beiträge zur Geographie und Physiographie des Békescher Komitats von Andreas Skolta, Rektor der evangelischen Schule zu Mezö-Berény.

Die Annalen der Literatur und Kunst in den Oestreichischen Staaten halten sich gut und werden künftiges Jahr stark vermehrt erscheinen. Sie tragen nicht wenig zur genauern Kenntniß des Zustandes der Wissenschaften und Künste in der Oestreichischen Monarchie bei. Die Mitarbeiter erhalten nur 7 Gulden für den gedruckten Bogen vom Verleger Degen in Wien, Honorar. D. Lübeck's patriotisches Wochenblatt für Un-

garn wird mit Beifall fortgesetzt. Mösters kritischer Anzeiger ist in Stocken gerathen. Der literärische Anzeiger, der bei Geistinger in Wien erscheint, wird nicht von Gruber redigirt, wie es Anfangs hieß.

Das vierte Bändchen von Bredetzky's Beiträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn erscheint nächstens bei Camesina in Wien und enthält folgende Aufsätze: physisch-topographische Uebersicht des Oedenburger Komitats vom Herausgeber; topographische Beiträge zur Kenntniß des Zipser Komitats von Christian Genersich, Prediger zu Käsmark; Notizen über die Tolnaer Gespannschaft von Karl Unger in Wien; Fragment einer Reise über die Bergstädte, besonders über Neusohl und Herrngrund von N. N.; Beschreibung der Insekten in der Igloer Gegend, dem Hofrath Blumenbach in Göttingen gewidmet, von Karl Georg Rumi, Professor der Philologie am Lyceum zu Käsmark, (der Aufsatz ist noch nicht beendigt); Teutsches Zipser Idiotikon von Karl Georg Rumi; Uebersicht der topographischen Literatur von Ungarn in den letzten drei Jahren, vom Herausgeber (Fortsetzung); Miscellen.

dium der Kunſt und hartnäckigen Fleiß ausbilden, verbeſſern, verſchönern. Ein an ſich mittelmäſſiges Talent kan auf dieſe Weiſe in einem gewiſſen Fache vortreflich werden. Von manchen fodert man nicht einmal ſo viel: man iſt zufrieden, wenn ſie nur ohne grobe Fehler ſind. Aber Fehler, die man nicht auf Rechnung der Natur ſetzen kan, haben keinen Anſpruch an Nachſicht; und warum ſollten Unarten, die einen Menſchen in guter Geſellſchaft unerträglich machen würden, auf dem Theater einen Freybrief haben?

Wir denken nicht, daß dieſe Anmerkungen unſre Geſellſchaft näher angehen, als irgend eine andre: aber doch glauben wir, daß es nicht ſchaden könnte, wenn eine oder die andere von denen, welche dabey betroffen ſeyn möchten, in aller Stille eben ſo gutwillig aufgehaſcht würde, als ſie uns, ohne beſondere Abſicht, und gewiß ohne einigen böſen Willen, entfallen iſt.

Raum und Zeit haben dieſes mal noch nicht verſtattet, ins Beſondere zu gehen, und von den merkwürdigſten neuen Stücken, welche in gegenwärtigem Jahr auf die hieſige Schaubühne gebracht worden, vornehmlich in Abſicht auf die Art der Ausführung, Nachricht zu geben. 'Emilia Galotti — cælatum novem Musis opus — iſt unter dieſen, was ſie unter allen deutſchen Schauſpielen überhaupt iſt; und wir müſſen es unſrer Geſellſchaft zum Ruhme nachſagen, ſie wurde, beſonders beym zweyten male, vortreflich geſpielt.

Die interessanten Briefe des Grafen Vincenz von Batthyany, eines gelehrten und geschmackvollen Ungarn, *) über das Ungrische Küstenland erschienen auf der Leipziger Michaelismesse 1804. bei Hartleben in Pesth, splendid gedruckt und mit dem Portrait des Verfassers (228 S. 8. Preis 2 Fl.). Dieses Werk werden Geographen, Statistiker und Dilettanten mit gleichem Interesse lesen. Der Styl des Verfassers ist klassisch. Zu Anfang des künftigen Jahres erscheint bei Hartleben in Pesth eine Teutsche Uebersetzung der Ungrisch herausgegebenen Reisen durch Ungarn des zu früh verstorbenen jungen Grafen Dominik Teleky, welche besonders Ausländern sehr willkommen seyn wird. Auch Towson's Reisen in Ungarn (Travels in Hungary. London 1797.) erscheinen in einer freien Teutschen Uebersetzung bei Hartleben, so wie eine Ungrische Grammatik von Verseghi von der man sich viel versprechen kann.

Von Professor Johann Genersich's Beschreibung der protestantischen Schulen in Ungarn erscheint nächstens der zweite und dritte Theil in Wien

*) K. K. Kämmerer und Ungarischer Statthaltereirath.

Der bekannte Ungrische Topograph, Korabinsky in Wien giebt ein neues topographisches Lexikon von Ungarn zum Behuf seines Handatlasses von Ungarn heraus. Bredetzky wird die Vorrede dazu schreiben. Es erscheint bei Geistinger in Wien, der dem Verfasser 27 Gulden Honorar für den Bogen zahlt. Für einen Oestreichischen Schriftsteller ein sehr ansehnliches und seltenes Honorar.

In einer Teutschen Zeitschrift erscheint nächstens ein Aufsatz über die letzte Kirchenvisitation des Zipser Bischoffes in den Jahren 1803 und 1804. Auch in D. Horn's theologischem Magazin (Hannovr bei Hahn) werden aus Ungarn eingeschickte Beiträge zur Kirchengeschichte von Ungarn erscheinen.

Im Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung 1804. n. 96. steht ein stattliches Verzeichniß der gegenwärtig in Wien lebenden Ungrischen Gelehrten. Das lange Verzeichniß ist noch keinesweges vollständig. Bredetzky verläßt nächstens Wien und geht als Prediger nach Krakau. Glatz wird in Wien geliebt und geschätzt. Nächstens heurathet er eine brave Zipserin aus Ungarn. Sein Taschenbuch für die Teutsche Jugend auf das Jahr 1805 (Führt, Bureau für Literatur 268 S. 12.) enthält mehrere

mehrere gute Aufsätze von ihm selbst z. B. die kleine Lustreise von Schnepfenthal nach Rudolstadt und Jena im Sommer 1803., und ein paar artige Gedichte von einem andern Ungar, Professor Generſich zu Käsmark. Die Fortsetzung dieses Taschenbuches erscheint in Wien. An seinen monatlichen Unterhaltungen für die Jugend (Wien bei der Wittwe Rehm) arbeiten außer ihm noch die Ungarn, Bredetzky, Karl Unger, und Professor Rumi. Glatz und Bredetzky haben Erzählungen geliefert, Unger Gedichte, Rumi Rückerinnerungen an eine Reise von Göttingen nach Hannover, Braunschweig und Wolfenbüttel im Jahr 1802. Der Mitarbeiter Villeaume, Forstmeister zu Wien liefert gute Aufsätze. In Wien hat Glatz außerdem bis jetzt zwei Hefte von einem neuen ABC Buche drucken lassen, und „Theodors und Emiliens unterhaltendes Lesebuch" bei Camesina.

Von dem Prachtwerke: „Francisci Comitis a Waldstein et Pauli Kitaibel plantae fariores Hungáriae indigenae descriptae et iconibus illustratae" sind bereits 17 Decades bei Schaumburg und Kompagnie in Wien (gedr. bei Schmidt k. k. Hofbuchdrucker) erschienen. (gr. Fol. Preis 170 Rthlr.). Professor Martin von

Schwartner in Pesth arbeitet an einer zweiten Ausgabe seiner schätzbaren Statistik von Ungarn, Professor Ludwig von Schedius an einer Geographie von Ungarn und an einem Lexicon scriptorum Hungariae. Von der großen Generalcharte des Königreichs Ungarn, die der Rittmeister Johann von Lipszky herausgiebt, ist bereits das erste Blatt erschienen und hat die Erwartung übertroffen. Es stellt den südlichen Theil von Ungarn bis zum 46° 3′ nördl. Breite und vom 36° bis zum 40° 9′ geographischer Länge von Ferro dar. Der Fleiß des Verfs. in der Richtigkeit der Orientirung des Ganzen, der Situationen einzelner Orte, in der vollständigen Anführung und Darstellung aller nur möglichen geographischen Gegenstände ist beispiellos. Der Stich der beiden Ungrischen Kupferstecher, Prirner und Karats *) in Pesth ist auch vortrefflich.

Des unlängst verstorbenen Professors Daniel Kriebel zu Eperies hinterlassene Teutsche Gedichte wird Matthias Liptay, Professor der Eloquenz zu Eperies in drei Bändchen herausgeben. Einige

*) Seiner ist bereits mehrmals im N. T. M. mit Lob erwähnt worden, z. B. 1802 Juli, 1803 Oktober S. 444.

einzelne bereits in Druck erschienene Gedichte des Verfassers sind sehr gut.

Karl Anton von Gruber's Hymnus an Pannonia (Wien bei Pichler 1804. 48 S. 8.) hat nebst manchen mittelmäßigen und schlechten Stellen auch viele sehr gute.

Der als ein guter Topograph bereits rühmlich bekannte evangelische Prediger zu Ochtina in der Gömörer Gespannschaft, Ladislaus Wartholomäides giebt auf Pränumeration folgendes interessante Werk heraus: Notitia historico-statistico-geographica inclyti Comitatus Gömöriensis. Sehr interessant und für die Nationalcharakteristik des Ungars wichtig ist das Werk: Hungaria in paroemiis sive commentarii in adagia et dicteria Hungarorum, per *Antonium Szirmai de Szirma*. Ofen in der Ungrischen Universitätsbuchdruckerei 1804.

Ein Wort zu seiner Zeit enthält die kleine Schrift: „Ueber das Verhältniß der evangelischen Religionslehrer zu ihren Gemeinen, von Johann Georg Schmith, Prediger zu Großlomnitz. Leutschau bei Mayer 1804. 64 S. 8."

Hingegen eine hyperorthodoxe theologische Broschüre ist: „Christus mysterium sanae rationi non adversans, notis compendiariis *Josephi Fornet.* Leutschau bei Podhoranßky 1804. 16 S. 8."

Zu den neuen mathematischen in Ungarn erschienenen Schriften gehört: „De quadratura circuli od. *Joan. Nepom. Sztrakovics* Kesmarkini." Leutschau bei Mayer 1804. 16 S. 8. mit einer Figur. Der Verf. hält seine Methode für leichter und genauer, als die bisher bekannten, z. B. die Ceulensche. Von Kövy's, Prof. des vaterländischen Rechts am reformirten Kollegium zu Sáros-Patak, „Institutiones iuris civilis Hungarici" ist die zweite Ausgabe zu Kaschau bei Landerer 1804. gr. 8. (3 Fl.) erschienen. Dieses Werk ist das beste in seiner Art. Von Márton's großem Teutsch-Ungrischen und Ungrisch-Teutschen Wörterbuche sind bereits beide Theile erschienen. Wien 1804. gr. 8. (8 Fl.)

Zu den neuen guten Ungrischen Uebersetzungen klassischer Dichter der alten Griechen und Römer gehören folgende zwei Werke: „Vas Vármegyei Közügi *Fábchich Jozsef* — — — Magyarra

forditatott Pindarus, Alcäus, Zaffo, Stezikorus, Ibikus, Anakreon, Bakkilides, Szimonides, Alkman, Arkilokus, d. i. des aus Güns im Eisenburger Komitat gebürtigen Joseph Fabchich's — — — ins Ungrische übersetzter Pindar, Alcaeus, Sappho, Stesichorus, Ibicus, Anacreon, Bacchilides, Simonides, Alkman, Archilochus. (Raab, gedr. bei Joseph Streibig 1804. 368 S. gr. 8. mit einem Kupfer); und Magyar Eneis, avagy P. Virgilius Márónak Ehéás viselt dolgairól irtt munkája. Mellyet Magyar verlekbe foglalvái kiadott *Kovátz Jósef*, Nagy Körösi Prédikátor (d. i. die Ungrische Aeneis, oder P. Virgilius Maro's Gedicht von den Thaten des Aeneas. In Ungrische Verse gebracht von Joseph Kovács, Prediger zu Groß-Körös), zweiter Band (fünftes bis achtes Buch der Aeneis). *) Komore, bei Weinmüllers Wittwe 1804. 251 S. gr. 8."

Fabchich hat in seiner gut gerathenen metri-

*) Der erste Band, der die ersten vier Bücher umfaßt, erschien bereits 1790 zu Komore 238 S. gr. 8. Der Verfasser beschäftigt sich nach seiner Versicherung schon von Jugend auf mit der Ungarischen Uebersetzung der Aeneis.

ſchen Ueberſetzung die Griechiſchen Lyriſchen Sylbenmaaße beobachtet; Kovács wählte ein fünfzehnſolbiges gereimtes Versmaaß, ohne die Quantität der Sylben zu beobachten. Dieſe Wahl iſt weder dem Geiſte des Originals, noch dem Genius der Ungariſchen Sprache angemeſſen, die unter allen lebenden Europäiſchen Sprachen wegen ihrer genau beſtimmten Quantität der Sylben für die Römiſche und Griechiſche Metrik die paſſendſte iſt. Die Ueberſezzung hat übrigens einen deutlichen leichten Styl, der die Gewandtheit des Ueberſetzers in der vaterländiſchen Poeſie beweiſt. — Zu den neu erſchienenen Ungriſchen Romanen gehören: Zrini Miklós és az ő jó baráti (Nikolaus Zrini und ſeine guten Freunde) Peſth 1804. 8. (mit Kupfern 1 Fl. 48 Kr.) und Hertzeg Piripionak tünder törtenete, Wjeland után irta Magyar földijeinek mulattatáſára *Fellegvary* Ágoſton, (d. i. Abentheuer des Herzogs Piripio, nach Wieland geſchrieben zur Unterhaltung für ſeine Ungriſchen Landsleute von Auguſt Fellegvary). Preßburg bei Belnay 1804. 8. (36 Kr.) Beide Werke kenne ich noch nicht. Schikaneders berüchtigtes Singſpiel die Zauberflöte iſt neu auch ſchon ins Ungriſche übertragen worden unter dem Titel: A' Tündér-Sip von Ladislaus Sebeſtény, Waitzen 1804. Campe's

Theophron kam in dieſem Jahr unter folgendem Titel in Ungriſcher Sprache heraus: Theophron vagya' tapaſztalt tanácsadó a' tapaſztalatlan ifjúság haſznára *Dapſy Jo'ſef* által (Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend, von Joſeph Dapſy). Preßburg bei Belnay 554 S. 8. Salzmann's moraliſches Elementarbuch wurde unter folgendem Titel in die Ungriſche Sprache übertragen: Salzmann Chriſtian erkölcsi kezdő Könyve, mellyet a' gyermekek kedvekért magyarra forditott *Ber'ſi Michály* (Chriſtian Salzmann's moraliſches Elementarbuch, welches zum Beſten der Kinder ins Ungriſche überſetzte Michael Ber'ſi). Preßburg bei Weber XXIV. und 322 S. kl. 8.

Der Verfaſſer der in dieſem Jahre zu Preßburg bei Weber erſchienenen Encyclopaedia philologiae *) iſt Daniel Staniſlaides, Profeſſor am evangeliſchen Gymnaſium zu Preßburg. Sie iſt nach Eſchenburgs Handbuch der klaſſiſchen Literatur gearbeitet, und für die Ungariſchen Gymnaſien ein brauchbares Kompendium. Der Verfaſſer hat ſich vorbehalten, die alte Geographie und Geſchichte der

*) S. N. L. M. 1804 Auguſt.

Griechen und Römer zu einem zweiten Bande herauszugeben. Der Lateiniſche Styl des Verfaſſers iſt gut.

Ein gutes Werk eines Ungariſchen Arztes iſt: Unterſuchungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffekten, als Unterſuchungen und Heilmittel der Krankheiten, von Michael Lenhoſſek, Dr. M. und Phyſikus des Graner Komitats, Prep. b. Eggenberger 1804, gr. 8. (2 Fl.)

Die Siebenbürgiſche Quartalſchrift ſoll unter dem Titel Siebenbürgiſche Provinzialblätter in erweitertem Umfange fortgeſetzt werden. (Hermanſtadt bei Hochmeiſter.) Von Stephan Katona's (ehemaligen Profeſſors der Geſchichte an der Peſther Univerſität) weitläufigen *Hiſtoria Hungariae* werden jetzt der 33. bis 40. Band in der Univerſitätsbuchdruckerei zu Ofen gedruckt. Der 41ſte Band, der die Ungariſche Geſchichte unter Franz II. umfaßt, erſchien bereits während des Ungariſchen Reichstags im Jahr 1802.

Michael Tertina, Predirector und Profeſſor am königlichen Hauptgymnaſium zu Großwardein hatte bereits im Jahre 1803 auf die von Canova verfertigte Statue Bonaparte's (jetzigen Fran-

Wir versparen aber den Detail davon auf unsern nächsten Theatralischen Artikel; und dies um so lieber, weil wir, wenn dieses herrliche Meisterstück des Genies und der Kunst inzwischen wieder gegeben werden wird, in den Stand gesetzt zu werden hoffen, von allen, die zur Ausführung desselben mitwürken, aus vollem Herzen Gutes sagen zu können. — Und so viel für diesmal!

W.

VII.

Politische Nachrichten.

Der deutsche Merkur hat sich anheischig gemacht am Ende eines jeden Theils die neuesten politischen Nachrichten mitzutheilen. Der wenige Raum welcher dem Verfasser dieser Nachrichten dazu übrig bleibt, wird einen jeden zuvor vermuthen lassen, daß blos die wichtigsten, der Menschheit am meisten interessirenden Neuigkeiten angemerket werden können. Beyspiele von Großmuth, von Gerechtigkeit, von Wohlthätigkeit, von Menschenliebe der Grosen dieser Erden, ihrer Rathgeber, aber auch eines jeden tugendhaften Weltbürgers wird der Verfasser am liebsten bemerken. Und möchte er doch mit jedem Schluß des Jahres seine Leser überzeugen können, daß die einzige wahre Grundfeste der Glückseligkeit der Staaten, die Moralität der Menschen um ein merkliches sich verbessert habe! —

zösischen Kaisers Napoleon) ein Lateinisches Gedicht herausgegeben. Er schickte davon sowohl dem Französischen Geschäftsträger zu Wien, Staatsrath Champagny, als auch dem päpstlichen Gesandten zu Paris, Kardinal Caprara Exemplare. Von beiden erhielt er sehr verbindliche Dankſagungsschreiben. In seinem Gedicht *) kommt in der Beschreibung von Napoleons Verdiensten um die katholische Religion folgende Stelle vor:

„Ne quando quisquam Voltaerus, Mirabo,
Ruſſo,
Explodat fidei dogmata ſalvificae;
Rideat aut ſacros ritus Myſtasque libellis
Famoſis, poena praecavet ipſe gravi.
Excelſi regina poli, ceu priſca patrona (!)
Ut porro a Gallis rite colatur, agit.“

*) Es führt den Titel: Carmen de Napoleonis Bonaparte marmorea statua, und auch: Gloriosissimus Pacis et Religionis triumphus, in Gallicanae Reipublicae primi Consulis, Napoleonis Bonaparte pacifico simulacro, quod adnutu et decreto Pii VII Pontificis Maximi, Beatissimi, celeberrimus nevi nostri statuarius Canova ex Pario marmore celat, poëtice adumbratus in Hungaria MDCCCIII. Cecinit .... *Michael Terténi.* Preßburg bei Beinev 20 S. 4.

Ich bemerke hierbei, daß Napoleon, so wie er ehedem während des Krieges mit dem Hause Oesterreich, von den Katholiken in Ungarn verdammt wurde, nun seit dem Frieden und der Wiederherstellung des katholischen Kultus in Frankreich, von ihnen vergöttert wird.

Von der durch den Griechischen nicht unirten Erzbischoff und Metropolitan von Karlovitz, Stephan von Stratimirovits veranstalteten Illirischen und Wallachischen Uebersetzung des von dem Protomedikus Neustädter z: Hermannstadt herausgegebenen kurzen Volksunterrichts über die Kuhpockenimpfung, sind auf Kosten der Regierung 2500 Exemplare unter die Illyrier und Wallachen in den Griechischen Gränzbisthümern ausgetheilt worden. Ein schöner Zug unserer Regierung!

In den Schriften der Jenaischen Gesellschaft für die gesammte Mineralogie (Jena 1804) steht ein interessanter Aufsatz vom Professor Bodo zu Eperies.

Der rühmlich bekannte Ungarische Geschichtforscher Martin Georg Kovachich erbietet sich in seinem „Nuncium ad excellos regni Hunga-

riae proceres et universos patriae cives de collectionibus et lucubrationibus literariis, quibus sinceram rerum hungaricarum notitiam e suo instituto diplomatico, iuridico-historico in lucem promere conatur." (Ofen, in der Universitätsbuchdruckerei, 1804. 112 S. gr. 8) wenn sich tausend Pränumeranten auf seine Sammlungen finden würden, jeden Monat einen Band scriptorum rerum hungaricarum von 30 Bogen, und nebenbei einen Band von eigenen historischen Arbeiten zu liefern. Möchte doch dies schöne Unternehmen seinen Endzweck nicht verfehlen. — Stephan Rosemann, Ungarischer Hofagent in Wien, giebt mit Anfang des Jahrs 1805 eine neue politisch-statistisch-ökonomisch-literärische Zeitung unter dem Titel Europa, in Lateinischer Sprache in Wien heraus. Die Lateinische Zeitung, die Professor Belnay in Preßburg, seit April 1804 herausgiebt, hat viele Mängel. Die politischen Nachrichten liefert sie zu spät. Die beigefügten, oft erscheinenden theologischen Dissertationen sind elend, die meisten Gedichte sind auch schlecht. Recensionen oder Anzeigen von Büchern erscheinen zu selten. Er hat sein Versprechen nicht erfüllt. Auf den Tod des Ungarischen Helden, Barons von Kray hat der Graf Vincenz Batthyany eine treffliche Rede drucken lassen (1804.

15 S. 8.), die aber nicht in den Buchhandel gekommen iſt.

Am Geotaikon zu Keſthely ſtudieren jetzt mehrere Offiziere und andere Militärbeamte, die der Kriegsminiſter, der vielgeliebte Erzherzog Karl dahin geſchickt hat, die Oekonomie. Sie werden zur Regulierung der Landwirthſchaft in den Diſtrikten der Gränzregimenter angeſtellt werden. Weil nicht alle den Lateiniſchen Vortrag gut genug verſtehen, ſo hat der Profeſſor Johann von Asboth die Mühe auf ſich genommen, mit ihnen die ökonomiſchen Vorleſungen Teutſch zu repetiren. An dem evangeliſchen Lyceum zu Käsmark iſt in dieſem Jahre eine eigene Profeſſur der Philologie errichtet, und dieſe Stelle dem bisherigen Präfekten des Käsmarker Erziehungsinſtituts, Karl Georg Rumi anvertraut worden. Er kommentirt über Lateiniſche und Griechiſche Klaſſiker (gegenwärtig über Horaz, Lucian und Pindar) und das alte Teſtament, und trägt überdies den Lateiniſchen und Teutſchen Styl, Archäologie, Mythologie, alte Geſchichte, Aeſthetik, die Hebräiſche Sprache und Teutſche Literatur vor. Seine Beſoldung beträgt nur hundert Gulden. — Die Neugriechen in Ungarn legen ſich an einigen Orten daſelbſt mit vielem Fleiß und gutem Erfolg auf die Alt-

griechiſche Literatur, z. B. am Lyceum zu Kömark. An der Neugriechiſchen Schule zu Peſth iſt ein guter Kenner der Literatur der Hellenen, Chariton Raphael Popovits angeſtellt. — Der würdige evangeliſche Superintendent Hamolitz hat in dem großen Marktflecken Szarvas Sonntagsſchulen eingeführt. Zu Mezö-Berény im Békeſcher Komitat iſt bereits dieſelbe löbliche Einrichtung getroffen worden.

In Ungarn hat ſich eine große Nordiſche Handlungsgeſellſchaft gebildet, die vom Kaiſer beſtätigt worden iſt. An ihrer Spitze ſtehen mehrere Ungriſche Magnaten. — Im Jahre 1803 ſoll ein neuer Ungriſcher Reichstag gehalten werden. Kaiſer Franz II. hat verordnet, daß in Zukunft auf ſeine Tafel keine ausländiſche, ſondern Ungariſche Weine gegeben werden ſollen. Kenner wiſſen, daß der Tokaierwein allen ausländiſchen Weinen vorzuziehen ſey.

Beim Wiener Hofe ſoll entſchieden ſeyn, die Jeſuiten zur Próbe in die Erbenetianiſchen Staaten wieder einzuführen. Im April und Mai dieſes Jahres war die Rede davon, ſie auch in die berühmte Thereſianiſche Ritterakademie zu ſetzen, allein die Piariſten behielten doch einſtweilen die Oberhand,

und erhielten die Leitung des Thereſianums durch ein Handbillet Seiner Majeſtät. "Auf dem Cenſuramte in Wien ziehg dieſes Jahr alles ſehr langſam." Seit Juli ſind faſt keine eingereichte Billette um weggenommene Bücher, von der Hofſtelle zurück gekommen; weil der Hof erſt den 14ten November von ſeiner Reiſe zurückkehrte und der Kaiſer ſelbſt jene Bücherverſe durchgeht, ehe ſie zurückgegeben werden. — Bei allen katholiſchen Gymnaſien der Ungriſchen und Teutſchen Erblande ſind bereits Katecheten und Exhortatorin angeſtellt worden. Das Lehrbuch iſt einſtweilen der noch im Jahre 1772 vorgeſchriebene große Katechismus, in welchem der Religionsunterricht auf bloße Autorität und Glauben gebaut iſt. *)

Einem Hofbefehle zu Folge werden in Zukunft an der Wiener Univerſität die philoſophiſchen, politiſchen, juriſtiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften Lateiniſch vorgetragen werden.

Der geſchickte Ungriſche Okuliſt, Dr. Georg Koritáry iſt zum Profeſſor der Pathologie und

*) Die vom Hof erlaſſene Inſtruktion für die Katecheten ſteht gedruckt in den Oeſterreichiſchen Annalen 1803. Auguſt. Intell. Blatt Nro. 20.

Therapie an der Universität zu Charkow in Kleinrußland berufen worden.

Professor Maurer in Wien hat das für den Ungrischen Erzbischoff zu Colorsa, Grafen Kolonics verfertigte Gemälde, daß die Beurlaubung der Heiligen Peter und Paul vor ihrem Martertode darstellt, trefflich ausgeführt. Es ist 10 Schuh Wiener Maaß hoch und verhältnißmäßig breit. Eine ausführliche Nachricht darüber steht in den Oesterreichischen Annalen, Jahrgang 1804, Intelligenzblatt, Nr. 31.

Die berühmte Göttingische Universität, an der in dem Sommer-Halbenjahre 1804 über 600 Ausländer studierten, wird von Ungarn fortwährend fleißig besucht.

N. S.

In Wien erscheint mit Anfang des Jahrs 1805 eine neue Französische Zeitschrift: L'hebdomadaire ou Journal littéraire de Vienne bei Joseph Eder. Jährlich werden 52 Nummern von einem Bogen heraus kommen. Der Jahrgang kostet sieben Gulden.

IV.

Briefe aus München über Voß contra Süßemayer.

München am 21. April 1805.

Sie erwarten von mir eine Nachricht über den Eindruck, den die Voßische Kritik des Baierischen Lehrplans hier machte, und meine eigenen Ideen über die Sache.

Allerdings war der Moment der Explosion jener Kritik (gegen Wismayr und den Schulplan) erschütternd; und schon manche meinten dessen Schicksal entschieden, weil von entscheidender Autorität, in Folge der Kritik, einzelne Aeußerungen zum Nachtheil des Plans fielen. Ich meines Theils prophezeihe nicht die Zurücknahme des Ganzen, aber Modifikationen im Einzelnen, mehr oder weniger unabhängig von Voß's Grundsätzen, An- und Absichten. Iliacos intra muros peccatur et extra!

Nicht weniger, als die partiellen Mängel die der Schulplan haben mag — und wer leistet wohl den

Par-

Parteien der Zeit in dieſer Art etwas Vollkommenes, etwas Unangefochtenes? — nicht weniger werden hier — und auch von namhafter Autorität — die gewaltigen Blößen gerügt, die die Voßiſche Kritik, bei wiederholter Anſicht, nach vorüber gegangenem erſten Zauber der ſchönen Diction des Kritikers, dem unbefangenen, unparteiiſchen und Unparteilichkeit fordernden Leſer und Prüfer aufdringt, wohl nicht ohne beſonderes Leidweſen für den in Baiern an der Quelle beobachtenden Freund des Proteſtantismus, dem es um eine kluge Beförderung der proteſtantiſchen Sache zu thun iſt.

Am auffallendſten und am unbegreiflichſten ſind die Staatsfehler in der Form, welche die Voßiſche Kritik entſtellen, entehren und allein ſchon ſeiner Sache das Spiel verderben müßten. Zuerſt die unwürdige, inhumane Perſönlichkeit und Leidenſchaft, das kleine „Ich und Wismayr" was in der Kritik durchaus, am ſchneidendſten zu Anfange und am Ende derſelben herrſcht, und ſo die Richtung des Ganzen beſtimmend, dem Kritiker die Präſumtion der Unparteilichkeit und reinen Abſicht, dem Leſer die Ueberzeugungsfähigkeit gewaltſam benimmt. *) Aber

*) Gewiß nicht zum Kredit für eine L. Z. die dieſe Partie der Voß. Kritik, der nur im Hintergrunde

unpolitischer noch, als diese kleinliche Subjektivirung des Objekts, in höhern Rücksichten unpolitisch und unzeitig ist das laute, das erklärte, das zelotische Lanzenbrechen gegen den Katholicism und Pochen auf verjährtes protestantisches Besitzthum der allein selig machenden Weisheit und insbesondere der Erziehungsweisheit. Aus diesem Tone — so ist die Empfindung und das Urtheil eines ansehnlichen Theiles des ehrenwerthen katholischen Publikums, zu dem Voß redet! — aus diesem Tone seiner Kritik spricht — ein einseitiger, pedantischer Protestantism hervor. O daß die leidigen Trennungssignale: Katholicism und Protestantism, nur leise, sine ira et studio, gehört worden wären! Der gegenseitigen Annäherung zum Indifferenzpunkt ist hier so schön die Bahn gebrochen. Dem Protestantism selbst in Lehr und Leitung schien das katholische Baiern hingegeben, allein man muß es nicht mit der Leitschnur ins Gesicht schlagen; sonst erwacht das beleidigte Gefühl der eigenen Kraft, der Selbstständigkeit, um so zürnender und widerstrebender, als dieses Land in dem großen Punkte der (öffentlichen,

eines Intelligenzblatts ein Platz gebührt, in ihr — der objectiven Kritik angehörendes — Hauptblatt aufnimmt.

be! — Ihr Fürſten des Erdbodens! verſchaffet Euch, verſchaffet der Welt dieſe göttlichſte der Freuden!

Zum Anfang dieſes Artikuls ſey dieſe Ausſchweifung dem Verfaſſer erlaubt. Es ſey ihm auch erlaubt, noch einen kurzen allgemeinen Blick auf die ganze gegenwärtige Staats-Verfaſſung von Europa zu werfen. Es iſt dieſes der Stand-Ort wovon wir ausgehen.

Ein Krieg, ein verheerender Krieg, zwiſchen zween, nach der Gröſſe ihrer Beſitzungen, der mächtigſten Beherrſcher in Europa — in der ganzen Welt — dauert noch. Eine der gröſsten Frauen die je geweſen ſind, **Catharina die IIte** bekrieget, beſieget die Ottomannen jenſeits den Ufern der Donau, und im Archipelagus. Noch vor zwanzig Jahren hätte vielleicht der weitausſehendſte Staats-Mann eine Rußiſche Flotte vor den Dardanellen für ein Hirngeſpinſte gehalten. Die mißlungenen Friedens-Unterhandlungen zwiſchen dieſen beyden Mächten zu Fockſiano; die zu Bucharest welche nicht einen günſtigern Ausgang zu nehmen ſcheinen, laſſen uns noch nicht voraus ſehen, welche Grenzen dieſe glückliche Monarchin dem Ottomanniſchen Reich ſetzen wird, und der Ausgang dieſes Krieges wird doch in dem Gleichgewichte von Norden und von Europa ſehr bedeutend ſeyn. Die genaueſte Verbindung der **Höfe von Wien, Petersburg** und **Berlin**, die Grenzen die ſie für die Zukunft dem Königreich Pohlen beſtimmen, vergröſſern ihre Macht, und ſetzen Europa

formellen) Toleranz ſich ſchon über ſeinen Meiſter fühlte!

Dies über die Form — nun einige Bemerkungen über die Materie der Voßiſchen Kritik.

Ihr Hauptcharakter iſt negativ; Voß tadelt, rügt, verwirft mit Stumpf und Stiel — häufiger mit höhnender Autorität als aus dargelegten Gründen — die Einzelnheiten des Schulplans; er ſagt, er predigt, er eifert wie der Plan nicht ſeyn ſoll. Eine rühmlichere und ſchwerere Arbeit (die ihm die Aufklärung wollende Regierung ohne Zweifel Dank gewußt hätte), wäre eine genügende Aufſtellung poſitiver Materialien zu einem beſſern, möglichſt vollkommenen Ganzen geweſen. Statt deſſen reducirt ſich das Poſitive, was aus ſeiner Kritik, ſo wie ſie liegt, als ſein Syſtem hervorgeht, darauf:

1) dem Lehrer, nach ungefähr angewieſenen Lehrgegenſtänden, die Ausführung des Wie? und Wann? möglichſt unbeſchränkt zu überlaſſen (m. ſ. den Schluß von Nro. 77. der J. A. L. Z.) d. h. ſo viel möglich kein Syſtem zu haben.

2) auf den (unmittelbar zur Akademie führenden) gelehrten Schulen, als alleinigen Humanitätsbedarf und beste erschöpfende Propädeutik für das praktische Leben, nur Latein und Griechisch (also nichts von dem was Voß hie und da verachtend Realia nennt!) zu treiben; (m. s. Abschn. I. und II. der Recension. *)

In diesem Geiste wird denn überall

3) das protestantische Schulwesen Melanchthonischer Einsetzung und Observanz als vollkommenes Muster, als Ideal, für alle gelehrten Schulanstalten aufgestellt.

Durch den ersten dieser Grundsätze ist freilich die Sache sehr vereinfacht, und einer Landesschuldirection am schnellsten geholfen, die dadurch der Arbeit eines umständlichen Schulplans überhoben wäre.

*) Bei diesem Grundsatz befremdet jene Stelle der Voß. Recension, wo dem Schulplan über das Zugrundelegen von „Weillers freien Ansichten ꝛc. und über das Gebot des nur historischen nicht dogmatischen Vortrags der Philosophie in den Mittelschulen" mit gar bedenklichem Kopfschütteln der Krieg gemacht wird, während in dem Voß. Lehrsystem überall von Philosophie nicht die Rede ist.

Allein die planmäßige Regierung, wollte einmal auch für das Schulwesen einen Plan, — und einen solchen Plan, der, — lokale, individuelle ꝛc. Ausnahmen, Modifikationen ꝛc. unbenommen, — für das Ganze so viel möglich ins Detail gienge, weil die vollkommenen, die keiner Vorschrift bedürfenden Schulmänner — wohl nicht die Regel sondern die seltene Ausnahme ausmachen.

Der zweite Voßische Grundsatz mag jenen wenigen frommen und genügen, denen das Loos ward, in glücklicher, beschaulicher Muße dem klassischen Alterthum, der Welt der Wissenschaften zu leben, abgeschieden und frei von dem unklassischen Treiben und Drängen des wirkenden Menschenlebens. Allein wer außer jener idealen Sphäre, welcher praktische Kenner der Welt und des Geistes der Zeit wird jenen, bloß auf Lateinische und Griechische Gelehrsamkeit gegründeten und beschränkten Schulunterricht genügend, den Zeit- und Staatsbedürfnissen entsprechend, dem Standpunkt der Civilisation und des Menschenverkehrs angemessen finden? Und welcher vorurtheilsfreie, unparteiische seiner Zeit gleichzeitige Beurtheiler des ältern und neuern protestantischen Schulwesens, endlich kann, wohl im Ernst Melanchthonische Schulen und Gymna-

ſien noch jetzt für das non plus ultra — für das Eine was der (zu erziehenden) Menſchheit Noth thut — halten? Wäre dies nicht dem Geiſte Melanchthons ſelbſt und des Proteſtantismus überhaupt, eben ſo ſehr, als das Inſtallibiliſiren des Lehrbegriffs, entgegen? Wenn Melanchthon, wenn Luther jetzt wieder aufträten, wie würden ſie von neuem, jener reformiren, dieſer ausfegen? —

Gewiß nicht der Typus, ſelbſt nicht die Lehrmethode der ältern proteſtantiſchen Schulen; *) (denn notoriſch waren die, aus den Melanchthoniſchen Zeiten herſtammenden proteſtantiſchen Kloſter- und Fürſtenſchulen, pennaliſtiſchen Andenkens, in ihrer ganzen Einrichtung nur zu mönchiſch!) — ſondern der liberalere Geiſt des Proteſtantismus an ſich, die Freiheit der Geiſter und des geiſtigen Verkehrs, die zum Weſen des Proteſtantismus gehört, — iſt, dünkt mich, das Prinzip, was die ſchönere, blühendere, fruchtbarere Literatur der Proteſtanten ins Leben rief — doch erſt nach langem, endlich ſiegreichem Kampfe mit jenem von der Reformation her beſtehenden Schulmönchsthum. Zwei Jahrhun-

*) Wie Voß im II. oder III. Abſchn. ſeiner Recenſion behauptet.

dette und drüber vergiengen, seit Melanchthon und der Reformation, ehe jene schönere Literatur, im Bunde und gleichzeitig mit einem sinnigen, ästhetischen Studium des klassischen Alterthums aufblühte und reifte. Und wirkte nicht ganz vorzüglich erst Geßner und seine Schule (deren Voß nirgends mit einer Sylbe erwähnt!!) auf diese große literarische Revolution hin, welcher die Protestanten das bessere, und fruchtbarere Studium der Klassiker verdanken, — Geßner und seine Schule (die Mutter der Heine'schen!) die dieses Studium so innig mit vielumfassenden Realkenntnissen in Verbindung setzte?

* * *

München d. 8. Mai 1805.

Hier noch eine kleine Zugabe zu meinen neulichen antikritischen Bemerkungen über die Voßische Kritik des Bairischen Schulplans.

Ein Lieblings- und Grundprinzip von Voß, — eine Basis des Lehrstoffmonopols, daß er die Sprachen der alten Klassiker in den gelehrten Schulen vindicirt, — ist die Idee, alle großen menschheitlichen Geistesfortschritte neuerer Zeit — angefangen von

den größten und folgenreichſten derſelben, der Reformation, — aus den alten Griechen und Römern, als Folgen des wiederhergeſtellten Studiums derſelben, als bedingt durch dieſes, — abzuleiten. Keine Klaſſiker, kein Licht, keine Reformation — kein Heil! Denn (m. ſ. Abſchn. V.) „zuvor mußten die zerſtreuten Funken der Griechiſchen Aufklärung, durch Türken verjagt, einen „verſammelnden Heerd (o Wunder der Vorſehung!) „in Italien ſelbſt am Throne der Hierarchie finden, „ehe von der heiligen Glut unſterblicher Wahrheiten „entflammt, die Erasme, die Luther, die Melanchthone mit ſanftem Zureden, mit feinem Spott, mit „unwiderſtehlichen Donnerworten aufſtanden.“

Schön geſagt! aber, in der Hauptſache, dünkt mich, fehlgeſchloſſen, nach der Weiſe: Poſt hoc ergo propter hoc! Mehr in chronologiſchem als in pragmatiſch-hiſtoriſchem (kauſalen) Zuſammenhange ſteht der Urſprung der Reformation mit der vorausgegangenen Zerſtreuung der neugriechiſchen Gelehrten in das ſüdliche Abendland, wohin ſie doch nur einen Materialienbeitrag zu einer ſpät erſt hervorgegangenen ſinnigen und gemeinnützigen klaſſiſchen Gelehrſamkeit mitbrachten. Und es waren ja nicht die gelehrten und feinen Melanchthone und

Erasme die die Reformation ſtifteten; nein! des, eben hierin beiden entgegengeſetzten Luthers, des nur mit barbariſcher Mönchs- und Kirchenvätergelehrſamkeit genährten und ausgerüſteten Luthers freier ſtarker Geiſt, aus eigner ſelbſtſtändiger Kraft, war der ſchaffende Genius der großen Weltbegebenheit. *)

Denn wie die erſte Minerve tritt mit der Aegide gerüſtet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Schiller.

Und gerade vom fernſten, finſterſten Winkel der Barbarei und der Geiſterſklaverei aus, begann, erſtarkte, ſiegte die neue Weltordnung (ſo wollte es die moraliſche!) und eben das Maximum der Verfinſterung, das Uebermaaß des Geiſterdrucks, ward ihr Werkzeug, ward zum mächtigſten Reactionsprinzip. — Ein treues Nachbild der erſten Stiftung und des urſprünglichen Ganges der Chriſtusreligion!

(Correlat iſt alles dieſes dem im Vorhergegan-

*) Alſo: Die Reformation war ein Geniestreich? Nicht anders!

genen aufgeſtellten Sache: daß das beſſere Studium der Alten, die ächt klaſſiſche Gelehrſamkeit erſt auf dem Proteſtantismus hervorgegangen iſt, der das frühere, (ein unabhängiges, ſelbſtſtändiges) Agens war.)

Natürlich war es, daß ſich der von den Feſſeln des Mönchthums (wenn gleich, im Schulweſen ſpät) befreiete Geiſt der Proteſtanten mit vorzüglicher Liebe an die freien Geiſteswerke des Alterthums anſchmiegte; nur ſie konnten ihm literariſche Nahrung, Genuß, Stütze, — in jenem Zeitalter gewähren, wo das heilige Feuer einer liberalen und ſchönen Literatur noch verſchloſſen nur in den Schriften der Alten glimmte, wo die (Europäiſche) Menſchheit von dem heutigen (ohne Zweifel höhern, weltbürgerlichern) Standpunkte der Verfeinerung und Kultur, des Geiſter- und Civiliſationsverkehrs, noch, mehr oder weniger weit, entfernt war.

Nun auch ein Wort über den Jeſuitism, deſſen der Schulplan von Voß bezüchtiget wird. Daß die Männer, denen die Beſchuldigung gilt, mit Wiſſen und Willen keine Jeſuiten, — und daß überhaupt alle handelnden Perſonen der Regierung es nicht ſind, weiß jeder zur Genüge der die Indi-

vidualitäten kennt. Daß aber jene Männer wider Wiſſen und Willen, dem leibhaftigen Loyola in die Hände arbeiten, davon wird kein Unparteiiſcher den Beweis in Voß's Kritik angeführt finden, obgleich dieſe gehäſſigſte der Beſchuldigungen ihn am ſtärkſten forderte. Nirgends hat Voß einen ſolchen Beweis zuſammengeſtellt, der Leſer ſelbſt ſoll ihn, auf des Kritikers Wort und Autorität, für empfangen annehmen; ſo heiſcht der ab- und herabſprechende Schluß der Kritik. — Nur beiläufig (Abſchn. V.) zeigt ſich in Einer Stelle, daß Voß den Schuljeſuitism in ein „wortklaubendes und ſcholaſtiſchſpitzfindelndes" Sprachſtudium ſetzt. Ein ſolches Sprachſtudium (oder vielmehr Sprachtreiben) aber, wobei die Sprachen nicht zum Mittel ſondern zum Zweck gemacht werden, war, unter dem wohlbekannten Namen der Schulfuchſerei — in den proteſtantiſchen Schulen, (wo man Erasmus (colloquia), Schurzfleiſch, Cellarius, Grotius (Paſſionsgedichte) und Konſ. mit den Klaſſikern vermiſchte, und den Parnaß der alten Dichtkunſt mit dem gradus ad Parnassum erklimmte, und zum Theil noch dieſes Weſen treibt,) — von Alters her zu Hauſe; und dann wären alſo die proteſtantiſchen Schulen auch in der Wurzel Jeſuitenſchulen, und ihre Jugend immerhin

ein Raub des Jesuitismus!! — Auf der andern Seite ist es wohl augenscheinlich, daß ein Lehrplan, bei welchem anstatt die Sprachen zum Zweck zu machen, der Unterricht auf Realien, auf praktische Lebenskenntnisse, auf den Grundsatz non scholae sed vitae, mit solcher Zurücksetzung der alten Sprachen gegründet ist, daß diese, (nach Voß) nicht allein nicht zweckmäßig getrieben werden, sondern ihnen vor lauter Sachunterricht gar nicht die gebührende Zeit gewidmet wird, — daß ein solcher Lehrplan, was immer für Mängel er hätte, wenigstens nicht das Mittel, nicht das Werkzeug sey, irgend einem „wortklaubenden, scholastisch-„spitzfindelnden" Sprachstudium (dem Voßischen Jesuitism) die Oberhand zu verschaffen, es zur Seele der Erziehung zu machen. Hier „liegt" der Widerspruch wohl „am Tage." Ueberhaupt muß man wohl, auch bei der Pfaffen- und Jesuitenjagd, wie bei und vor allen Dingen, Schale von der Sache, Kleid vom Mann, — Dunst vom Gespenst unterscheiden!

Ein Protestant in München.

in Erſtaunen. Möchte das Glück des ſonſt ſo unglücklichen Landes dadurch gegründet, möchte das Wohl der Menſchheit dadurch befördert werden! Die Groſen in Pohlen ſcheinen freylich die Wohlthätigkeit dieſer neuen Einrichtungen noch nicht einzuſehen, und man iſt um ſo mehr erwartungsvoll über den Ausgang des nun auf den 19ten April angeſetzten Reichstags. Wahrſcheinlich werden ſich die drey groſſen Mächte nicht blos damit begnügen dem Pohlniſchen Reich engere Grenzen zu geben. Seine Staats-Verfaſſung, ſeine innere Einrichtung wird beſtimmt werden, und dadurch kan in der Zukunft auch dieſes Reich in der Schale des Gleichgewichts für Etwas mit gerechnet werden.

Schweden, in der traurigſten Anarchie, übergiebt die Sorge für ſein Wohl einem milden, einem liebenswürdigen Guſtav und dieſe nothwendige Revolution wird, zur Freude der Menſchheit; ohne Vergieſſung eines Bluttropfens bewerkſtelliget. Gönnen ſeine mächtigen Nachbarn dieſem Reiche ſeine veränderte beſſere Regierungs-Form, ſo iſt zu erwarten, daß das Commerz darinnen wieder empor kommen und ſeine Kriegs-Macht eine beſſere Verfaſſung erhalten dürfte; und dann wird auch Schweden wieder für das Gleichgewicht von Europa dem Staatsmann wichtig werden.

Dännemark leidet ſeit einigen Jahren durch innerliche Unruhen ſeines Hofes. Doch beſchäftiget es ſich ernſtlich mit Vermehrung ſeiner Seemacht;

V.

Korrespondenznachrichten.

I.

An den Redakteur des Merkurs.

Wien d. 28. April 1805.

Ich habe Ihre Sabina gelesen, und finde, daß sie das Schicksal nicht verdiente, das sie in unserer Residenz traf. Der unverschämteste Nachdrucker, den es je unter der Sonne gab, verstümmelte es, vom Titelblatte angefangen durch alle Seiten so häßlich, daß sie endlich unter seinen räuberischen Händen nicht einmal für jene 45 Kr. Werth behielt, um die er das Publikum prellt, und für welche er Ihre Ehre antastete. Doll der jüngere verkauft diese geplünderte Sabina. *)

*) Wer mag sich diese Fetzen und Lappen, von Diebeshänden so zusammengeflickt, als ein ganzes Gewand aufheften lassen. Selbst der abgehärteste Lumpensammler würde sich die Nase dabei zuhalten. Denn abscheulicher stank noch nichts nach der Cocushöhle. Es ist für ein Günzburger Sechskreuzerstück noch viel zu theuer! B.

Unſere Annaliſten fahren immer fort, unter dem Schleier der Anonimität die Gränzen der Beſcheidenheit und Würde zu überſchreiten, die den Richterſtuhl der Künſte und Wiſſenſchaften eben ſo ſehr als jeden andern kleiden ſoll. Belege dazu liefern, unter vielen ſchätzbaren Beurtheilungen alle Seiten dieſer Zeitſchrift. Auf dieſem Wege erwarben ſie ſich unter unſeren Gelehrten ein ſo zweideutiges Anſehen, daß man ſie bereits zum Stichblatte des Spottes wählte. Erſt neulich als Degen ihren Verlag für dieſes Jahr ablehnte und die Herren nach mancherlei Schickſalen ihre Zuflucht zur alten Mama Herrn Doll dem jüngern nehmen mußten, erhielt ich ein Epigramm, das allem Anſcheine nach ſehr verbreitet wurde, und hier ſeines witzigen Inhaltes wegen angeführt zu werden verdient:

Es wandern die groben Annalen
Von Degen zu Doll,
Dort fechten die Narren,
Hier werden ſie toll.

Daß der Epigrammatiſt nicht unrecht habe, werden Sie ſich trotz ihren menſchenfreundlichen Geſinnungen überzeugen, wenn Sie im Februarhefte auf der zweiten Seite leſen werden, wie tief Guſtav Adolph

unter Ferdinand den zweiten zu ſtellen ſey, und daß jene Schriftſteller, die dem Schwedenkönige in Oeſterreich Gerechtigkeit widerfahren ließen, bloß Rezenſentenknechte Norddeutſcher Journaliſten geweſen wären. Meiner Vaterlandsliebe und meiner Anhänglichkeit an Oeſterreichs unſterblichem Herrſchergeſchlecht unbeſchadet, darf ich doch bekennen, daß jene Seite von einem häßlichen Geiſte ausgehaucht, mich in jenes Zeitalter zurückwarf, in dem man aus niedrigſten Abſichten der Wahrheit Hohn ſprach, und die Menſchheit mit Aſtertugend ſchändlich äffte. Auch Sie wurden im Decemberhefte vorigen Jahrs ſehr unſanft angegriffen, weil ſie eine ſehr wahre Nachricht, die Sie von einem Ihrer Korreſpondenten erhielten, in den Merkur einrückten. Ich erkundigte mich deswegen bei einem der ehrwürdigſten Vorſteher unſerer Univerſität, der mich wiederholt verſicherte, daß es ſchwer hielt in der Eile einen Supplenten zu finden, der das Kirchenrecht Lateiniſch vorzutragen im Stande geweſen wäre. Daß es Doktoren gab, die um eine ſo fette Kanzel warben, und daß die ältern auch im Lateine feſt ſind, daran darf niemand zweifeln. Auch unter den jüngern giebt es noch welche, die der Geiſt des Zeitalters, in dem man die Lateiniſche Sprache unter die entbehrlicheren Kenntniſſe warf, nicht anſteckte. Und jene, die ihre Jurisprudenz ganz Teutſch

ſich zu erwerben befliſſen hatten, können noch immer ſo brave Geſchäftsleute ſeyn, daß das Anſehen der Wiener Fakultät nicht im mindeſten darunter leidet, wenn ſie auch nicht auf der Stelle einen Mann finden konnte, der es ſich um der bloßen Ehre willen gefallen laſſen hätte, eine Zeit lang die Kanzel zu beſteigen, um das Kirchenrecht Lateiniſch vorzutragen. Die Art jener Berichtigung iſt ganz im Geiſte der Annalen unbeſcheiden und voller Drohungen, die höchſtens Federwunden ſchlagen können, vor denen ſich Ihr Korreſpondent wahrſcheinlich nicht fürchtet. Mehr fürchtet er, daß ſich der Glaube bei allen auswärtigen Gelehrten verbreite, daß die Oeſterreichiſche Journaliſtik ſich noch immer in den ſogenannten Bengeljahren befinde, und das Hand- und ehrenveſte Klopffechten mit der Kritik verbinde. Nebſt dieſen Sünden laſſen ſich auch die Annaliſten den Solipſismus zu ſchulden kommen, eine Seuche, die zu allen Ungerechtigkeiten aufgelegt macht. Unter dem Vorwande, nur bloß allein ſolide Wiſſenſchaften begünſtigen zu wollen, verläſtern ſie jedes aufkeimende Talent, das ſich in den ſchönen Wiſſenſchaften hervorthut. Vorzüglich ſtark empfand das Herr Streckfuß ein neuer Dichter, dem man gewiß große Anlagen nicht abſprechen kann, und der uns dieſer Tage zu eben der Zeit, als Karoline Pichler ihre Ruth

ankün-

ankündigte, mit einem Werkchen unter demselben Titel beschenkte; so ergeht es auch allen Reisebeschreibern, die auf ihren Reisen nicht bloß Pflanzen und Steine — sondern Menschen suchen. Vor wenig Tagen verbreitete sich allgemein die Rede, daß unsere Censur alle Romane ohne Ausnahme habe verbieten müssen. Zum Glücke für die Buchhändler soll das Verbot doch einige Einschränkungen leiden. Neulich versicherte mich ein Mann von großem Einflusse, daß man beim Verbote der Bücher hauptsächlich auf den inneren Werth des Buches Rücksicht zu nehmen befehliget sey, und daß also das Anathema nur jene Bücher treffen würde, ohne welche die Literatur bestehen kann; auf diese Art dürfte man es sich zur größten Ehre anrechnen, bei der Wiener Censur ein admittitur erhalten zu haben.

Die hiesigen lateinischen Schulen benutzen gegenwärtig Bröders, Schellers, Galettis und anderer verdienstvoller Männer Arbeiten. In Ansehung der Weltgeschichte, die in der Philosophie ausführlich vorgetragen wird, traf man die Anstalt, daß die merkwürdigsten historischen Facta bei Gelegenheit des Unterrichtes in der alten Geographie der Jugend beigebracht werden. Latein und Griechisch wird stark getrieben.

Collins Balboa ein hochtragiſches Werk, wurde ſchon zweimal gegeben; die Abſchiede im Kerker, die durch drei Aufzüge durchgeführt werden, ſchienen das Publikum ermüdet zu haben. Nächſtens will ich Ihnen eine Skizze dieſes Stückes ſenden. Bredetzky gieng vor Oſtern nach Krakau als Prediger und Senior der evangeliſchen Gemeinde ab, und Glatz ſetzt ſich jetzt als dritter oder vielleicht als zweiter Prediger an der hieſigen Gemeinde, wenn nämlich Herr Superintendent Kaltenſtein den Ruf nach Stuttgart annimmt, aus der Zips ein Weibchen nach Wien bringen, wo er zur Freude aller Kinderfreunde fortarbeiten wird. In der Cameſinaiſchen Handlung iſt jetzt eine Sammlung der Portraite bekannter Ungriſcher Gelehrten im Werke. Die allgemein verehrten Männer, Fegel, Korabinsky, Glatz, Schwardtner und Bredetzky werden hier auftreten. Ein Regierungsdekret hat alle Privaterzieher der öffentlichen Aufſicht und Beſtätigung unterworfen. Die Privatſtudierenden werden monatlich in den Gymnaſien geprüft.

2.

(Von einer andern Hand.)

Wien, den 22. Mai 1805.

Ich lese so eben im Februarstücke des T. Merkur d. J. S. 137 die Nachricht, daß Herr Gruber der Redakteur des bei Geistinger in Wien erschienenen literarischen Wochenblattes sey. Diese Nachricht, von wem sie auch kommen mag, ist irrig. Herr Gruber war, ehe dies Blatt begann, wohl der Verfasser, nicht aber der Redakteur eines ähnlichen Wochenblattes bei Geistinger, das aber, weil Herr Gruber nicht alle wissenschaftliche Fächer zu umfassen und dem Ganzen das gehörige kritische Interesse zu geben vermochte, bald nach wenigen erschienenen Blättern wieder zu Grabe gieng. Nachher suchte Herr Geistinger, vom Herrn Dr. Fechner unterstützt, taugliche Mitarbeiter aus fast allen wissenschaftlichen Fächern anzuwerben, und das Blatt erhielt durch diese neue Bearbeitung wirklich so viel Interesse, daß die Zahl seiner Abonnenten bis auf 200 anwuchs. Allerdings hätte es sich zu einem für die Oesterreichischen Staaten sehr nützlichen kritischen Blatte erheben können, wenn Herr Geistinger, der

ſich als deſſen Herausgeber auf den Titel ſetzte, nicht überall bloß die Oekonomie des Buchhändlers dabei zum Maaßſtabe genommen hätte. Die kritiſchen Anzeigen mußten je kürzer je lieber abgefaßt ſeyn, weil der Raum eines Blattes mehrere Arten wiſſenſchaftlicher Fächer umfaſſen ſollte. Einen eigenen Redakteur oder Korrektor hierüber zu halten und zu honoriren, war ihm eben ſo koſtſpielig, als das Blatt mehr, als auf einen halben Bogen wöchentlich auszudehnen. Als Herausgeber ſammelte er nur die kritiſchen Anzeigen ein, und beſorgte bald ſelbſt, bald durch andre, die Korrektur, dadurch geſchah es auch, daß der Druckfehler ſich nicht wenige darin vorfinden. Das Wochenblatt dauerte das ganze vorige Jahr noch durch, worauf denn die Mitarbeiter aus einander giengen. Gern möchte ich Ihnen mit dem ganzen Jahreslauf dieſes kritiſchen Blattes ein Präſent machen, wenn ich nicht verſichert wäre, daß ſie des kritiſchen Papiers ohnehin ſchon genug haben, und dann auch eine portefreie Gelegenheit, es ihnen zu überſenden, ausmitteln könnte. Ich und mein Freund Ratſchky bearbeiteten dabei die Recenſionen im Fache der ſchönen Literatur. Ein anderes hier beſtehendes kritiſches Journal, das monatlich erſcheint, ſind die Annalen der Oeſtreichiſchen Literatur.

Es hat nun ſeinen ehemaligen Verlagsort bei Herrn Degen mit dem des Herrn Doll verwechſelt, erſcheint aber gegenwärtig nicht mit jedem Monate ſo pünktlich als ſonſt. Allgemein tadelt man an dieſer kritiſchen Monatsſchrift, daß ihre Verfaſſer als Recenſenten mehr die böſen als guten Stellen bei mancher Schrift ins Geſicht faßten, und überhaupt lieber ſchwarz als weiß ſehen wollen. Unſtreitig gewährt dem Leſer an dieſem Journale das meiſte Intereſſe der hinten angehängte literariſche Anzeiger.

VI.

Ueber Mecklenburg Strelitz, besonders über die Herzogliche Sammlung Slavischer Alterthümer zu Prillwitz.

Erster Brief.

So eben hab' ich eine kleine Reise durch Mecklenburg Strelitz vollendet, die eine nähere Untersuchung der Slavischen Alterthümer, die in diesen Gegenden gefunden und gegenwärtig durch die Wissenschaftsliebe des edlen Herzogs Karl, vor der Zerstreuung und dem Untergang gesichert sind, zur Hauptabsicht hatte. Das Kabinet des Herzogs besteht aus drei Hauptgegenständen: 1) einer großen Anzahl von Götterbildern, Opfergeräthschaften und andern zum Kultus gehörigen Dingen; 2) einer Menge von Urnen von verschiedener Form und verschiedenem Stoff und endlich 3) aus mancherlei Waffen und Geräthschaften, die aus der Erde hervorgeholt sind. Die erste Klasse ist natürlich die merkwürdigste. Die meisten Stücke [illegible] vor mehr als 100 Jahren in der Gegend von Prillwitz, einem Dorfe, das jetzt ein

macht; auch soll die Landmacht auf einen bessern Fuß gesetzet werden. Indessen ist wohl zu vermuthen, daß wenn der zu Ende 1767. mit der Rußischen Kayserin wegen dem Holsteinischen getroffenen Vertrag nach nunmehriger erlangter Volljährigkeit des Groß-Fürsten ratihabiret wird, und dadurch die von der Herzogl. Gottorfischen Linie an die Königliche gemachte Ansprüche beygelegt werden, daß alsdann dieses Reich sich noch einen langen Frieden versprechen könne.

Der im Jahr 1762. zu **Versailles** geschlossene Frieden hat **England** die wichtigsten Vortheile in America verschaffet. Seit diesem Frieden scheint es seine Sorge hauptsächlich darauf zu richten, diese Eroberungen zu benutzen, und durch einen dauerhaften Frieden die allzugrosse Schuldenlast der Nation zu verringern. Freylich sind dessen Besitzungen in America unermeßlich groß, und nach denen in Europa ausser Proportion. Die gröste Klugheit wird immer thätig seyn müssen um diese Colonien in ihrer Abhängigkeit zu erhalten. Sollte dieser Haupt-Gegenstand einmal vernachläßiget werden können, so würde die davon zu befürchtende Revolution für Europa selbst wichtige Folgen haben. — Die mißliche Lage der Ostindischen Compagnie beschäftiget dermalen das Parlement, und es gewinnet das Ansehen, daß der Hof und das Parlement, indem gedachter Compagnie aufgeholfen wird, einen grosen Einfluß über dieselbe sich verschaffen wollen.

Eigenthum des Herzogs ist, entdeckt worden, einen andern geringern Theil hat man späterhin in der Gegend von Neubrandenburg ausgegraben. Die Besitzer haben diese Sachen, aus Furcht sie ausliefern zu müssen, lange verheimlicht; die ganze Sammlung gehörte einem Goldarbeiter in Neubrandenburg, Herrn Sponholz; durch einen Zufall erhielt der Herr Superintendent Masch einen kleinen Theil derselben, den er im J. 1771 in s. gottesdienstlichen Alterthümern der Obotriten beschrieben, und nachher an den Dom zu Ratzeburg verkauft hat. Bei weitem die meisten Stücke blieben aber unbekannt; nur als sich mit der Ueberzeugung des Eigenthümers, daß sie keine edle Metalle enthielten die Furcht, zu ihrer Abtretung gezwungen zu werden, verloren hatte, hörte er auf, aus seinen Schätzen ein Geheimniß zu machen. Der Graf Johann Potocki lieferte in s. voyage dans quelques parties de la baſſe Saxe, Hamb. 1795. ein Verzeichniß und Abbildungen der meisten Stücke: seine Zeichnungen sind jedoch sehr flüchtig, es hat ihm an Zeit gefehlt, die Runen, womit sie versehen sind, zu entziffern, und oft hilft er sich mit dem Ausdruck characteres magiques, aus der Noth. Die Ratzeburgsche Sammlung hatte der Herzog schon früher an sich gebracht.

Die erste Frage, die wir uns aufwerfen müssen,

ist natürlich: sind diese Alterthümer auch ächt? Eh' ich sie selbst gesehen, geprüft, und alle darauf Bezug habende Umstände genau erforscht hatte, war ich wirklich geneigt, irgend eine Art von Täuschung zu vermuthen; es ist wahr, der Kritiker kann eine Menge von Zweifeln und Gründen gegen die Aechtheticität anführen; mehr als ein Umstand rechtfertigt einen Verdacht wider die Entdeckung; aber auf der andern Seite lassen sich an den Denkmählern selbst gar keine Spuren eines Betruges entdecken; um ihn zu einem so hohen Grade zu treiben, wären seltne und ungemeine Kenntnisse erforderlich gewesen, und endlich läßt sich durchaus keine vernünftige Absicht dabei denken Es ist indessen auffallend, daß die Schriftsteller, von denen diese Sammlung bisher erwähnt ist, an der Aechtheit derselben gar nicht gezweifelt haben: da aber dieser Punkt von der äußersten Wichtigkeit ist, werde ich in meinen Untersuchungen über die Wohnplätze, die Geschichte, Sitten und Religion der Slavischen Völker im nördlichen Teutschlande, zur Erläuterung der Herzoglich-Mecklenburgischen Sammlung Slavischer Alterthümer, ohne Parteilichkeit und irgend eine andre Rücksicht alles, was sich dafür und dawider sagen läßt, neben einander stellen.

Wenn die Authentizität dieſer Denkmäler nicht mehr beſtritten werden kann, ſind ſie unſtreitig die intereſſanteſten Ueberbleibſel aus der Nordiſchen Vorzeit. Man findet unter ihnen nicht bloß Slaviſche, ſondern auch Preußiſche und Scandinaviſche Götzenbilder. Die genauere Beſtimmung und die Schlüſſe, wozu der Forſcher dadurch veranlaßt wird, verſpare ich bis auf die ausführliche Schrift: doch kann ich nicht umhin, Sie auf ein Paar äußerſt. ſonderbare Stücke im Voraus aufmerkſam zu machen. Dazu gehören mehrere Darſtellungen Odins. Eine Figur ſtellt einen Mann vor, der ein Menſchenhaupt in der Hand trägt; (wem fällt hiebei nicht Mimers Kopf ein, den Odin beſtändig um ſich hatte? Daënmelagor 60, 61, 62, Edda Reſenii). Die Inſchrift heißt deutlich Uthin (ᚢᚦᛁᚾ), der Graf Potocki, der ihn auf der erſten Tafel Figur I. abbildet, hat unrichtig Ulhin geleſen. Ein andrer Götze, der die Aufſchrift Wodha führt, hat einen Rabenkopf; auch in der dieſer Gottheit beſtimmten Schale ſieht man den Kopf dieſes Thiers; (bei Potocki, Tab. 14, Fig. 32, u. T. 13, F. 31. Ein andrer Wodha iſt Tab. 3 und 4. bei Maſch abgebildet). Nach den Nordiſchen Mythen war der Rabe Odins heiliger Vogel; auch findet man Idole von Baldur und Hela. Außer den Statuen verdienen die vielen

metallenen Platten, die theils mit einzelnen Figuren, theils mit ganzen, freilich sehr roh dargestellten Geschichten versehen sind, einer besondern Erwähnung; sie sind an einem andern Ort gefunden worden; es scheinen Votivtafeln oder auch die formas imaginarias gewesen zu seyn, die Helmold B. 1, K. 83 erwähnt und die von den Tempeln der Slaven herabhiengen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Platz, wo sie gelegen haben, besonders bezeichnet gewesen ist; die Steine, von denen sie bedeckt waren, zeigten Buchstaben und unförmliche Figuren; leider hat man die Ordnung verrückt, viele sind weggeworfen; doch befinden sich einige derselben im Herzoglichen Kabinett. —

Ueber die ehemalige Bestimmung dieser Götzenbilder, hat man bis jetzt drei Meinungen, von Hrn. Masch. Hrn. Anton und dem Hrn. Prediger Schmidt zu Prillwitz, dem dermaligen Aufseher des Kabinetts, der mit der freundschaftlichsten Zuvorkommenheit mir bei meinen Untersuchungen behülflich gewesen ist; aber alle diese Erklärungen, genügen mir nicht, ich wage daher eine neue Ansicht aufzustellen, und wünsche, daß es Ihnen und andern kundigen Männern gefallen möge, dieselbe einer nähern Prüfung zu unterwerfen. — Die bürgerliche

Verfaſſung der Slaven war genau mit ihrer Religion verbunden. Ihre Prieſter hatten die meiſte Macht über ſie. Einen großen Theil ihres Erwerbes weihten ſie in frommer Dankbarkeit den Göttern und ihren Tempeln. Die heiligen Stellen, die Haine und Tempel waren zugleich die Oerter, wo die Fahnen und Feldzeichen aufbewahrt wurden, unter denen ſie zum Kampf und Sieg auszogen. Die Religion war das gemeinſchaftliche Band, das die verſchiedenen Stämme vereinigte, und ſie aus den entfernſten Gegenden nach den verehrten Oertern, Rethra und Arcon, mit gleicher Andacht lockte. Nur ſo lange der alte Gottesdienſt blühte, waren die Teutſchen Slaven ein freies, ſelbſtſtändiges Volk; ohne ihn zerfielen ſie in ihre einzelnen Stämme, die nicht im Stande waren, den von allen Seiten über ſie herſtürmenden Feinden, Widerſtand zu leiſten. Da aber die Macht der Chriſten, der Dänen und Teutſchen, immer gröſſer ward, da die Zerſtörung ihre ſchwarzen Schwingen über die heiligſten Stätten ausbreitete, und Rethra, Carenz, Arcon u. ſ. w. ſchon gefallen waren, da ſuchten die Häupter der Nation, die Prieſter und Fürſten, das Andenken der alten Heiligthümer zu erhalten. Sie ließen von Allem, was ihre Tempel enthielten, allen Statuen, allem Geräthe, allen Feldzeichen u. ſ. w. Modelle verfertigen, die

sie mit Anschriften versahen und an gewissen Plätzen vergruben, um in glücklichern Zeiten zu Vorbildern zu dienen, nach denen der Kultus der Väter wieder hergestellt werden konnte. Doch diese Tage kehrten nicht zurück, diejenigen, die das Geheimniß wußten, starben, und einem Zufall haben wir es zu danken, daß diese unschätzbaren Reliquien ans Licht befördert sind. Es ist nicht meine Absicht hier alle Gründe, die die aufgestellte Meinung bestätigen, anzuführen; ich begnüge mich, die vorzüglichsten auszuheben: 1) alle Stücke bestehen aus einerlei Art Metall, einer weißen Komposition, die Geräthschaften sind viel zu klein und sie sind daher gewiß nicht wirklich gebraucht worden; besonders sichtbar ist dies bei den Opfermessern, die von einem viel zu weichen Metall sind, das nicht geschärft werden konnte; auch die Feldzeichen (Zirnitra) sind zu klein, und es läßt sich gar nicht denken, daß die Wenden solchen unansehnlichen Panieren gefolgt seyn sollten. 2) Die meisten Stücke sind sehr flüchtig gearbeitet, man hat sich nicht einmal die Zeit gelassen, sie zu poliren, oder die beim Ausbrechen aus der Form übriggebliebenen Auswüchse wegzuschaffen. (Einige Stücke sind offenbar aus einer andern Zeit und tragen einen ganz andern Charakter; aber es ist ungewiß, ob alle Stücke an einem und demselben Ort gefunden sind, und es ist ga

nicht unwahrscheinlich, daß die ersten Besitzer aus Urkunden nicht zusammen gehörige Stücke neben einander gestellt haben.) 3) Die Inschriften scheinen diese Behauptung zur Gewißheit zu machen. Sie enthalten den Namen und die Charakteristik des Gottes, den Ort, wo er hauptsächlich verehrt ward, ja sogar ganze Gebetsformeln; eben solche Notizen finden sich auch auf den Messern und Opferschaalen. Die Inschriften sind nicht oben oder unten, sondern allenthalben, wo nur Platz war, hinten auf dem Rücken, unter den Füßen u. s. w. angebracht. Man hat dazu Runen und zwar von neuerer Art genommen. Ein äußerst merkwürdiger Umstand, der mir die meiste Veranlassung gab, an der Aechtheit der Prillwitzischen Alterthümer zu zweifeln. Runen sind ein sehr dürftiges Alphabeth und Ihre behauptete daher, daß sie nicht im Norden entstanden seyn könnten, weil sie nicht allen Tönen der Nordischen (Skandischen) Dialekte entsprächen. Mit was für größerm Recht läßt sich diese Bemerkung nicht auf die Slavischen Sprachen anwenden. Kyrill, der die Mähren das Griechische Alphabet lehrte, mußte 6 eigene Zeichen erfinden, um ihre Sprache zu schreiben; auch die Neurussische Schrift braucht 32 (das ältere gar 45) Buchstaben. Hieraus läßt sich mit gutem Fug der Schluß ziehen, daß die Runen von den Slavischen

Völkern nur aus Noth, und eines äußerſt wichtigen Zweckes wegen, angenommen ſind. Die Kunſt lernten ſie entweder von den Marcomannen im Holſteiniſchen (ſ. Rabanus Maurus de invent. lingg. ap. Goldaſt alem. rerum ſcript. II, S. 69.) oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, von den Nordiſchen Koloniſten an der Pommerſchen Küſte. 4) Man findet in der Sammlung auch die Abbildung eines Prieſters, mit der Umſchrift Kriwe; auf andern Figuren lieſt man Waidelott; einige neuere Gelehrte ſprechen den Wenden dieſe Namen gänzlich ab, aber ſie haben keine Gründe für ihre Behauptung. Wozu ließ man einen Prieſter modelliren, wenn man ihn nicht ſeiner Tracht oder Stellung wegen, zum Vorbilde zu haben wünſchte? — Mehrere andre Gründe zur Beſtätigung dieſer Anſicht, werden ſich aus der Widerlegung der bisherigen Meinungen, über den Zweck dieſer Alterthümer ergeben; ich hoffe alsdann auch genügende Aufſchlüſſe über die fremden Gottheiten, die ſich in der Sammlung befinden, geben zu können. Herr Prediger Schmidt zu Ptillwitz, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einer Beſchreibung dieſer Alterthümer, der Herzog, der ſelbſt die Wiſſenſchaften liebt, wird ſie vielleicht abzeichnen und in Kupfer ſtechen laſſen; das Publikum wird auf dieſe Art ſelbſt in den Stand geſetzt, die Reliquien

zu prüfen. Die Vermehrung des Kabinetts wird übrigens nicht vernachläſſigt, auf Herzogliche Koſten werden an mehrern Stellen Grabhügel geöffnet und unterſucht; auch Privatperſonen, denen zufällig einzelne Stücke in die Hände gerathen, ſenden ſie an die Herzogliche Sammlung ein.

* * *

Zweiter Brief.

Auch außer dieſen Schätzen des Alterthums verdient Prillwitz wegen ſeiner eigenthümlichen ſchönen Lage, von allen Reiſenden beſucht zu werden. Das in neuem Styl aufgeführte herrſchaftliche Haus iſt jetzt unbewohnt; aus den Zimmern deſſelben tritt man in den Garten, der zwar nur klein iſt, aber ſehr reizend liegt, er gränzt dicht an die Liepitz, eine beſonders angenehme Partie bildet der ſogenannte Schloßberg, zu dem einige Terraſſen hinaufführen: von dieſem Standpunkte hat man einen ziemlich weiten Blick in die Gegend, und auf die romantiſchen Ufer der Liepitz und Tollenſe. Prillwitz liegt nur eine kleine Viertelmeile von Hohenzieritz, dem Sommeraufenthalt der Herzoglichen Familie. Die Anlagen, die gegenwärtig ſchon einen ziemlich hohen Grad der Vollendung erreicht haben, ſind ganz ein Werk des jetzt regierenden Herzogs; ſie ſind nach einem einfa-

chen Plan durchgeführt, und ich freute mich hier nichts von den Armseligkeiten zu entdecken, die man so oft in Englischen Gärten findet; die Natur hat übrigens für diesen Ort nicht viel gethan; zum Glück ist seine Lage so hoch, daß die schönen Aussichten von Prillwitz benutzt werden konnten. In einer Niederung zwischen grünen Büschen und Bäumen versteckt, erblickt man ein Monument, daß der Herzog seinen beiden Gemahlinnen und seinen verstorbenen Kindern errichtet hat. Es ist aus Pirnaschem Sandstein und irre ich nicht, von einem einheimischen Künstler, Herrn Wolf verfertigt. Die Idee des Denkmals ist einfach. Die Religion beut dem trauernden Vaterlande tröstend die Hand und zeigt nach oben. Die Mängel in der Ausführung müssen auch ungeübten Blicken auffallen; einen besonders widerlichen Eindruck macht es hier im Freien, daß der Künstler auch die Wolken in Stein hat darstellen wollen; erst durch lange Reflexion begreift man die Bedeutung der unförmlichen, schlauchähnlichen Massen, worauf die Religion ruht. Am Fußgestelle liest man außer den Namen folgende Zeilen:

Voran gingt ihr, Geliebte, eurem Freund,
Bald flieht, wie Schaum,
Des Lebens Traum
Und ewig sind wir dort vereint!

Hohen-

Die vereinigten Niederlande sehen unter einer friedfertigen Regierung durch Handel und Gewerbe den Reichthum ihrer Einwohner vermehren.

Noch während dem letztern Krieg entstand die Verbindung der Bourbonischen Häuser. Frankreich und Spanien sind dadurch in die genaueste Vereinigung getreten. Das erste dieser Reiche hat nun während diesem zehenjährigen Frieden eine grosse Veränderung in seiner innerlichen Constitution durch die Abschaffung der alten Parlementer, und Einführung neuer, weniger Ansehen habender Gerichtshöfe vorgenommen, wodurch die königliche Autorität sehr vermehrt worden ist. Die Prinzen von Geblüt sowohl als beynahe die ganze Nation haben sich heftig dagegen beweget, und würde diese Veränderung zu einer Zeit, wo übermäßiger Luxus sich noch nicht in einem so hohen Grad der Nation bemächtiget gehabt hätte, versucht worden seyn, so hätten vielleicht die größten Staatsmänner Frankreichs solche nicht ausführen können. Doch dermahlen haben sich alle Prinzen von Geblüt unterworfen. Die Landmacht dieses Reichs wird auf den besten Fuß erhalten; ob aber nicht das Seewesen und die Colonien in America, mehrere Aufmerksamkeit des Ministerii verdienten, darüber getrauet sich der Verfasser dieses Artikuls nicht zu urtheilen. Die Ostindische Compagnie ist noch ganz aufgehoben und man scheint unschlüßig, ob man besser thue sie nicht zu haben, oder derselben ihre Existenz wieder

Hohenzieritz steht übrigens allen Fremden offen; um den Aufenthalt daselbst zu erleichtern, hat der Herzog auf eigene Kosten ein neues, großes Wirthshaus errichten lassen. Nirgends erblickt man Wächter, an keinem Ort erschreckt ein Strafmandat durch seinen drohenden Ton: nur hin und wieder ist eine Tafel angeschlagen, worauf der Herzog die Spaziergänger bittet, nicht über die Rasenplätze zu gehen. Das Schloß ist in modernem Geschmack und nicht besonders groß; in einem Saal des zweiten Stocks befindet sich ein kleines artiges Theater, das leicht weggenommen werden kann. Die zweite Hälfte dieses Saals war gegenwärtig zum Gottesdienst eingeräumt, die neue Kirche ist noch nicht vollendet. — Mein Aufenthalt in Neustrelitz war zu kurz, um alle Merkwürdigkeiten dieses Orts näher kennen zu lernen. Die Herzogliche Bibliothek ist ebenfalls erst unter der jetzigen Regierung angelegt; sie enthält schon über 18,000 Bände, größtentheils neue seltene und kostbare Werke, besonders reich ist sie an Französischen, Englischen und Dänischen Büchern. Die Aufsicht über die Sammlung führt der Kammerherr Graf von der Schulenburg, der einen sehr genauen und sorgfältigen Katalog darüber verfertigt hat. Die Bücher sind nach alphabetischer Ordnung aufgestellt, und da diese Rangierung konsequent

durchgeführt ist, wird es selbst einem Ungelehrten nicht, das verlangte Werk zu finden. In dem Hotel des Herzogs Ernst, der gegenwärtig in Strelitz seiner Liebe zu den Künsten und Wissenschaften lebt, findet man eine Gemäldesammlung, worunter sich köstliche Sachen, besonders von Engländischen und Holländischen Meistern befinden. Unter den Einrichtungen dieses glücklichen Ländchens verdienen besonders die Armenanstalten und das Erziehungswesen einer rühmlichen Erwähnung. Zu Altstrelitz ist ein großes Arbeitshaus errichtet, wohin alle Vagabunden, die man ertappt, abgeliefert werden; zwölf Husaren bereuten das ganze Land, um die fremden Bettler aufzugreifen; die einheimischen Armen aber werden vom Lande unterhalten; zur unentgeldlichen Besorgung nothleidender Kranken wurden die Kreisärzte durch ein besonderes Appointement verpflichtet. Das Erziehungswesen scheint eine Lieblingsneigung des Herzogs zu seyn. Er unterstützt alles, was zur Beförderung desselben beitragen kann. Das Schulmeisterseminarium des Predigers Reinhold zu Weldegk ist Ihnen durch die darüber herausgekommenen Schriften bekannt. In Neustrelitz arbeitete man an einem neuen Schulhause, das bald vollendet seyn wird. Aus einer sichern Quelle weiß ich, daß der Herzog allein zur Verbesserung des

Schulweſens in der Reſidenz (die noch nicht 4000 Einwohner zählt) aus ſeiner Chatoulle jährlich 1500 Reichsthaler verwendet. Der Kanzleirath Herr v. Türk hat bekanntlich eine Reiſe nach der Schweiz in pädagogiſcher Hinſicht gemacht; die Peſtalozziſche Methode iſt ſeit Kurzem in die hieſige Schule eingeführt, und die Proben, die man ſchon jetzt von ihrer Vorzüglichkeit ſah, erregten allgemeines Erſtaunen. — Die neueſten genaueſten ſtatiſtiſchen Nachrichten über Mecklenburg-Strelitz finden Sie in dem muſterhaften Staatskalender, den der Herr Graf v. Schulenburg redigirt; dem jetzigen Jahrgange iſt eine von Sotzmann verjüngte Charte des Herzogthums beigelegt, die — bis auf ein Paar unbedeutende Unrichtigkeiten — ſehr genau und brauchbar iſt. Leben Sie wohl.

Fr. Rühs.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Der Oeſterreichiſche Monarch als Erbkaiſer. Ein Volkslied. 77

2. Dem Erſchaffer. 79

II. Ueber den Rolands-Geſang. 82

III. Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur. 104

IV. Briefe aus München über Voß contra Süßmayer. 124

V. Korreſpondenznachrichten.

1. Aus Wien. — An den Redakteur des Merkurs. 137

2. Ebendaher. — Von einer andern Hand. . 143

VI. Ueber Mecklenburg Strelitz, beſonders über die Herzogliche Sammlung Slaviſcher Alterthümer zu Prillwitz. 146

No. VI.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Junius 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Ankündigung des nun wirklich erscheinenden Allgemeinen Repertoriums der Literatur v. J. 1796 bis 1800 incl.

Mit Vergnügen zeigen wir hierdurch dem verehrten Publikum an, daß die von uns noch zuletzt in No. II. unsers heurigen Monatsberichts, jedoch nur bedingt, angekündigte Fortsetzung des Allgemeinen Repertoriums der Literatur, drittes Quinquennium von den Jahren 1796 bis 1800 incl

nunmehr, da wir überzeugt worden, daß das Publikum dieselbe wünsche und verlange, wirklich erscheint. Zu Michaelis dieses Jahres beginnt der Druck, und bis dahin wollen wir noch den Subscriptions-Termin zu 5. Rthlr. Sächs. oder 9 Fl. Reichs Crrt: auf beide Quart-Bände (davon bei Erscheinung des ersten nur die Hälfte, 2½ Rthlr. oder 4 Fl. 30 Kr. gezahlt wird) zum Vortheile der Liebhaber gern verlängern. Mit Michael. dieses Jahres tritt sodann der Ladenpreis von 6 Rthlr. Sächs. oder 11 Fl. Reichs Crrt. ein.

Vom zweiten Quinquennio sind noch Exemplare zu 7 Rthlr. Netto Preis bei uns zu haben; vom Ersten ist aber alles vergriffen.

Weimar den 1. Juni 1805.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Anzeige wegen des Allgemeinen Geographischen Lexicons.

Das von uns längst angekündigte und dem Publikum versprochene Allgemeine Geographische Lexicon, nach einem neuen Plane sorgfältig bearbeitet, ist seiner Vollendung nahe und wird nun bald erscheinen. Es wird Ein Band in Groß Octav von ohngefähr 3 Alphabeten, und enthält eine planmäßig kurze Beschreibung aller Haupttheile, Meere, Länder, Staaten, Landschaften, Völker, Städte, besonders merkwürdiger Ortschaften, Seehäven, Festungen, Seen, Flüsse, Gebirge u. s. w. der ganzen Erde nach ihren Hauptbeschaffenheiten, und besonders mit mathematisch genauer Angabe ihrer Lage, (wo astronomische Ortsbestimmungen vorhanden sind) und Anzeige ihrer Merkwürdigkeiten, in gedrängter körniger Kürze; ganz aus den besten und neuesten Quellen geschöpft. Den möglichst billigen Preis davon werden wir bestimmen, so wie der Druck desselben vollendet ist. So viel einstweilen zur Beantwortung mehrerer Anfragen deshalb an uns, und um Collisionen zu vermeiden.

Weimar den 20. Mai 1805.

Geographisches Institut.

3.

Ueberſetzungs-Anzeige von Rumford's kleinen Schriften IV. Bds., 1. und 2. Abtheilung.

Von des Hrn. Grafen von Rumfords kleinen geſammelten Schriften iſt dieſe Oſtermeſſe bei uns des IV. Bds. 1ſte Abtheilung erſchienen. Dieſe Abtheilung giebt vorzüglich die neueſten Forſchungen des berühmten Verfaſſers über die Wärme, und enthält folgende vier Abhandlungen mit erläuternden in den Text eingedruckten Holzſchnittfiguren.

1. Hiſtoriſche Unterſuchung verſchiedener Experimente, die von dem Verfaſſer zu verſchiedenen Zeiten in Betreff der Wärme veranſtaltet wurden.

2. Verſuche über die Beſchaffenheit der Wärme, und die Art wie dieſelbe ſich mittheilt. Vorgeleſen in der Königl. Societät zu London, im December 1803.

3. Abhandlung über die Wärme. Vorgeleſen in der öffentlichen Sitzung des Nationalinſtituts zu Paris am 25 Juni 1804.

4. Bemerkungen über die Gruben im Eiſe bei Chamouny.

Dieſe 1ſte Abtheil. des IV. Bandes koſtet 1 Rthlr. 6. gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Zugleich kündigen wir hiermit des IV. Bandes 2. Abtheilung an, die noch im Verlaufe dieſes Sommers erſcheinen wird. Dieſe Abtheilung enthält den Erſten Band der vom Grafen von Rumford unter dem Titel: Philosophical Papers being a Collection of Memoirs Dissertations and experimental Investigations, relating to various branches of natural Philosophy and Mechanics by *Benjamin Count of Rumford*. London Cadell (mit XIII. erläut. Kupfertafeln.) herausgegebenen Sammlung ſeiner kleinen intereſſanten phyſikaliſchen Abhandlungen, die wir bei Erſcheinung des Werkes ſelbſt einzeln anzeigen werden.

Weimar den 30 Mai. 1805.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Ueberſetzungs-Anzeige.

In London wird nächſtens erſcheinen:

Turnbull's Reiſen und Aufenthalt in dem Südmeere beſonders auf den Inſeln Owaihi und Otaheiti in den J. 1803 und 1804.

welche das Publikum mit großer Sehnsucht erwartet. Wir haben Anstalten getroffen, sogleich nach der Erscheinung des Originals eine gute und zweckmäßig bearbeitete Teutsche Ueberſetzung davon zu liefern, welches wir um Colliſionen zu vermeiden, hiedurch anzeigen wollten.

Desgleichen werden wir nächstens von dem ſo eben in London erſchienen Werke über die Orkney Inſeln,

The History of the Orkney-Islands by the Rev. *George Barry*. London 4to 1805.

in unſrer Bibliothek d. n. Reiſen eine gut bearbeitete Ueberſetzung liefern.

Weimar den 12ten Juni 1805.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten im Junius

UND DEREN INHALT.

I.

Guide des Voyageurs en Europe, par Mr. REICHARD. Nouvelle Edition, revue, refondue, et considérablement augmentée.

Le Guide des Voyageurs en Europe, par Monsieur REICHARD, Conseiller de guerre de S. A. S. le Duc de Saxe-Gotha, dont la *troisième Edition* revue et refondue, vient d'être mise en vente, est déjà assez connu du Public, et principalement des Voyageurs, pour ne pas avoir besoin d'être prôné. Le débit rapide de la seconde édition a suffisamment prouvé le prix que le Public mettait à cette *Encyclopédie des Voyageurs* dont l'utilité est si justement reconnue des connaisseurs.

C'est un ouvrage qui réunit les renseignemens les plus exacts et les plus récens sur l'état politique, statistique et physique de tous les Etats de l'Europe, sur les Villes et endroits les plus remarquables, les postes, les routes, la manière de voyager, sur les curiosités naturelles, historiques, littéraires et mercantiles des pays et contrées à visiter etc. avec des Observations utiles aux Voyageurs. La description ainsi détaillée des pays et villes commence par le *Portugal* et se termine avec l'Article de *Constantinople*.

Le Public connaisseur, ayant déjà apprécié le mérite de cet ouvrage, il n'y a rien à ajouter sinon que l'accueil favorable fait à la seconde édition, a encouragé Mr. *Reichard* à faire tous les efforts possibles, pour élever cette troisième édition, qui vient de paraître, à un plus haut degré de perfection, que la précédente, qu'il a non seulement soigneusement revue, retouchée, corrigée et augmentée, mais dans plusieurs articles entièrement refondue; en sorte que cette nouvelle édition, quoique imprimée en petit caractère, est de *vingt quatre feuilles* d'impression plus forte que la précédente, et ne se vend pas pour cela plus chere.

Cette nouvelle édition n'est plus divisée en Cahiers, mais en *Trois Volumes portatifs* chacun pourvû d'une *Carte itinéraire*, d'une *Table des matières* et d'une *Table alphabétique*. Le contenu de ces volumes est disposé de façon, que les pays qu. la Nature ou des liens politiques rapprochent l'un de l'autre, sont traités de suite, et dans un même volume. Mais ce qui ajoute encore plus à l'utilité prépondérante de cette edition, c'est qu'au lieu de Plans de quelques villes on donne ici les *Panoramas des curiosités* des principales villes, idée aussi nouvelle qu'heureuse, pour tracer au Voyageur sur une petite feuille le coup d'oeil général de toutes les Curiosités remarquables d'une ville, sans l'embarrasser par un amas confus de rues et de numéros, ce qui le rend aussi à même d'économiser son tems. — Pour la partie typographique, qui est très-soignée, il ne restera rien à désirer.

A Weimar, ce 24. Juin 1805.

Bureau d'Industrie

2.

Allgm. Teutſches Garten-Magazin 1805. III. Stück.

Inhalt.

I. Engl. Garten- oder Landſchafts-Gartenkunſt. Praktiſche Methode, Engl. oder Landſchaftsgärten anzulegen. IV. Blumiſterei. 1. Beſchreibung und Wartung der bunten Alſtroemerie. (Mit Abbildung auf Taf. 7.) 2. Ueber den Anbau exotiſcher Ziersträuche und Pflanzen in unſern Gärten, zugleich als Beantwortung der Anfrage im 11. Stücke der Gartenzeitung 1804. 3. Ueber die Modeblumenſucht und beſonders über die ehemalige Holländiſche Tulipomanie. VI. Obſtkultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. Der Holländiſche Calleville. (Mit Abbildung auf Taf. 8.) 2. Beantwortung der im Gart. Mag. 1804 No. IX. gethanen Frage: Iſt es beſſer, die Mooſe und Flechten von den Obſtbäumen fortzuſchaffen oder ſie zu laſſen. VIII. Garten-Botanik. Charakteriſtiſche Kennzeichen und Kultur der Diosma oder Bucco-Sträuche als Zierpflanzen. X. Garten-Literatur. 1. Jardin de la Malmaison avec Figures colorées, par *E. P. Ventenat*, etc. 2. Collection de fleurs et de fruits peints d'après nature, etc. 3. Hrn. Gartenmeiſter Wendland's neues Pflanzenwerk.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 7. Die bunte Alſtroemerie. Taf. 8. Die Holländiſche Calleville.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1805 VI. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen.

1. Hrn. v. *Schlözer's* Theorie der Statiſtik. 2. Nachricht von *Sarytſchew's* Reiſe in das Nordmeer zwiſchen Aſien und America. 3. Ueber die früheren Reiſen der Ruſſen nach Japan und ihre zu hoffenden Handelsverbindungen mit dieſem Reiche.

Bücher-Recenſionen.

wieder zu gönnen. — Eine beſſere Einrichtung des Finanz-Weſens ſollte wohl für dieſes Reich das wichtigſte ſeyn.

Alle Nachrichten beſtätigen die Einrichtungen die zur Verbeſſerung **Spaniens** in Anſehung des innerlichen Oekonomiſchen Zuſtandes, Errichtung von Manufacturen, ſeiner vermehrten Seemacht, ſeiner beſſeren Diſciplin der Kriegs-Völker, ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Colonien, u. d. m. vorgenommen worden. Hauptſächlich beſchäftiget ſich das Miniſterium den Aberglauben zu vermindern, und den Clöſtern und Ordens-Geiſtlichen Grenzen zu ſetzen, wodurch die innerliche Macht vieles gewinnen muß.

Portugal beſtrebet ſich nach und nach aus der Abhängigkeit des Commerciums von England ſich zu winden, ohne doch deswegen ſich mehr in die Arme der Bourboniſchen Häuſer werfen zu wollen.

Die **Italieniſchen Staaten** genieſen ſeit dem Achner Frieden der Ruhe, und die dermaligen Verbindungen geben ihnen noch zu dem ferneren Genuß derſelben die gegründetſte Hofnung.

Der wohlthätige, liebenswürdige mit Weisheit vermiſchte Character des Erzherzogs **Groß-Herzogs von Toſcana** ſcheinet ſich mit dem Wohlſtand und dem Glück ſeiner Unterthanen zu beſchäftigen.

bourhood of Sierra Leone etc. By *Thomas Winterbottom.* 2. Abriſs der weſtlichen Provinzen des Oeſtreichiſchen Staates von *Joſeph Rohrer.* Statiſtiſche Tabelle über die weſtlichen Provinzen des Oeſtreichiſchen Staates. Zu Seite 184. 3. Grundriſs der Staatskunde des Teutſchen Reichs in ihrem ganzen Umfange mit Inbegriff der ſämmtlichen Preuſsiſchen und Oeſterreichiſchen Staaten von *Friedr. Leopold Brunn.* 4. Archives ſtatiſtiques de la France; par Alexandre *Deſerriere.* 5. Geographiſch - ſtatiſtiſch topographiſches Lexikon vom Kur- und Oberrheiniſchen Kreiſe: von *M. I. K. Bundſchuh.*) 6. Lehrbuch der Statiſtik, ausgearbeitet von *Johann Georg Meuſel.* 7. Narrative of a Voyage to Braſil. By *Thomas Lindley.* 8. An Account of a Voyage to establish a colony at Port-Philip in Basl's Strait, on the South Coaſt of New-South-Wales, in his Majeſty's Ship Calcutta, in the years 1802-3-4. By *I. H. Tuckey.*

Charten-Recenſionen.

1. Ueber die neue hier beigefügte Specialcharte vom Fürſtenthum Hildesheim. 2. Atlas de l'Empire Francais pour ſervir à lintelligence de la Statiſtique de la France; Par *Croiſey.* 3. Atlas de la Géographie mathématique, phyſique et politique de toutes les parties du monde par Edme *Mentelle* et *Malte Brun.*

Vermiſchte Nachrichten.

1. Auszug eines Schreibens des Hrn. Geh. Legations-Raths *von Schwarzkopf* an d. Herausgeber d. d. Berlin d. 29. März 1805. 2. Schreiben des Ruſſiſch-Kaiſerl. Staatsraths und Ritters Hrn. *Schubert* a. d. Herausgeber der A. G. E. 3. Vorläufige Nachricht von einem neuerſchienenen intereſſanten Franzöſiſchen Werke. 4. Journaliſtik. 5. Avantcoureur neuer Charten. 6. Kurze Notizen. 7. Ueberſetzungsanzeige. 8. Nachricht von einer Sammlung von mehr als 1460 Stück Landcharten, welche in der Montag- und Weiſsiſchen Buchhandlung zu Regensburg im Ganzen zu verkaufen ſind.

Zu dieſem Hefte gehören:

Portrait des SchiffsCapt. *Etienne Marchand.* *Charte.* Die Specialcharte von Hildesheim.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde. 1805. V. VI. u. VII. Stück.

Inhalt des V. Stücks.

I. Ideen zur Naturphiloſophie. (Vom Hrn. Prof. Wildt in Göttingen.) II. Ueber das Zurückgehen papierner Schüſſelchen die mit einem Bleiſtift in der Hand gedreht werden. III. Ein Brief des Hrn. Prof. Wildt in Göttingen an den Herausgeber; Mittheilung Naturphiloſophiſcher Gegenſtände und Nachrichten über Bethollen oder Welttrümmer betreffend. Göttingen d. 2. März 1805. IV. Nachricht von einer merkwürdigen Verſteinerung (v. Hrn. Dr. Dyckhoff in Osnabrück, mit Abbildung auf Taf. VII. Fig. 5 u. 6. V. Ueber die Lichtſtrahlen beim Blinzen. (Vom Hrn. Prof. Bieth in Deſſau.) VI. Ueber die Vertheilung der Blutgefäße und die wahrſcheinlich davon abhängenden Eigenthumlichkeiten der Muſkelthätigkeit. (Aus dem Monthly-Magazine Oct. 1804 S. 237. Vom Hrn. Prof. Froriep mitgetheilt, nebſt einer Nachſchrift von demſelben.) VII. Fernere Bemerkungen über Sternſchnuppen und Feuerkugeln. (Aus einem Briefe des Hrn. Dr. u. Prof. Benzenberg an den Herausgeber. Duſſeldorf d. 15. Jan. 1805.) VIII. Verſuche über das Zerbrechen freiliegender Hölzer, ſo wie über Maaß- und Gewichtsbeſtimmungen derſelben bei verſchiedenen Graden ihrer Treckenheit und Feuchtigkeit. (Aus einem Briefe des Hrn. Wegbaukommiſſarius Sartorius an den Herausgeber. Wilhelmsthal im Jan. 1805. IX. Ein Brief des Hrn. Landkammerraths Bertuch an den Herausgeber. Hrn. von Dankelmann's Reiſe in Afrika betreffend; nebſt Auszug eines Briefes des Hrn. v. Dankelmann an Hrn. k. K. R. Bertuch. X. Auszug eines Briefes des Hrn. Hofr. Tileſius an Hrn. Prof. Roſenmüller in Leipzig. Inſel St. Katharina in Braſilien, d. 18. Jan. 1804. XI. Auszug eines andern Briefes vom Hrn. Hofr. Tileſius an Hrn. Prof. Martens in Jena. Peter-Paulshaven in Kamtſchatka d. 29. Aug. 1804. XII. Nachrichten von verſchiedenen Naturhiſtoriſchen Gegenſtänden, aus einigen dem Nationalinſtitut vorgelegten Abhandlungen vom Hrn. Peron. Naturforſcher und Arzt bei der Entdeckungsexpedition. (Aus der Revue philosophique etc.) XIII. Beobachtungen über den Witterungszuſtand in Grönland und Labrador innerhalb den Jahren 1790 bis 1801. Ein Auszug aus dem geſchriebenen Tagebuche der Mähriſchen Brüder daſelbſt.

Inhalt des VI. Stücks.

I. Auszug aus dem Berichte an die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, die Luftreise des Hrn. Robertson mit Hrn. Sacharoff betreffend. II. Auszug aus einigen Versuchen über die Wirkung der galvanischen Elektrizität auf die Keimung verschiedener Pflanzensamen. (Vom Hrn. D. Klotz in Tübingen.) III. Beschreibung eines Instruments, um den Druck und Ausfluß unelastischer Flüssigkeiten gleichförmig zu machen, vom Hrn. Steevens. IV. Entwurf zu einer doppelten Luftpumpe; vom Hrn. Hofrath Gervinus. (Mit Abbildung.) V. Einige Bemerkungen über Bewegungen der Magnetnadel unter Glas, in einer Boussole, welche durch elektrische Einflüsse verursacht zu seyn schienen. (Aus einem Briefe des Hrn. Sartorius, an den Herausgeber. VI. Neuere Nachrichten von der am 1. Febr. d. J. beobachteten Feuerkugel. (Aus einem Briefe des Hrn. Obersten und Gouvernements-Adjutanten von Trautschen, an den Herausgeber. Nebst einer Nachschrift des Herausgebers. VII. Einige Naturmerkwürdigkeiten bei Merkt-Helling unweit Salzburg. (Vom Hrn. Prof. Stephan in Bamberg. VIII. Nachricht von einem Sonn- und Mond-Nebelbogen. (Von Ebendemselben.) IX. Nachricht von einer Idiosynkrasie meines Gehörorgans. (Von Ebendemselben.) X. Ueber die Verfertigung des Wachses von den Bienen. (Von Ebendemselben.) XI. Nachricht von einem Stück Sonnen Krone welches Hr. Lamarck zu Paris beobachtet hat. (Nebst einer Nachschrift des Herausgebers. XII. Nachricht von einer Vorrichtung wodurch die Zeit des wahren Mittags sehr genau angezeigt werden kann, vom Hrn. Regnier. XIII. Nachricht von einer Mißgeburt.

* * *

Inhalt des VII. Stücks.

I. Nachricht von einer großen Masse gediegenen Eisens, welche im Jahr 1793 aus dem Innern von Afrika nach der Kapstadt gebracht worden; nebst oryktognostischer Beschreibung derselben, vom Hrn. Adolph Freiherrn von Dankelmann. II. Beschreibung einer Maschine, wodurch man Abweichungscharten für jede gegebene Stellung der Magnetare der Erde verzeichnen kann, und über Veränderung der magnetischen Abweichung — Bestimmung der Periode der Abweichung. (Vom Hrn. Advokat Steinhäuser in Plauen. Nebst Abbild. auf Taf. I.) III. Kleine naturhistorische Bemerkungen aus dem Thierreiche.

vom Hrn. Prof. Autenrieth in Tübingen, an den Herausgeber.) IV. Ein Brief des Hrn. Advocats Steinhäuser in Plauen, an den Herausgeber; seine Ansicht physischer, besonders magnetischer Gegenstände: auch die neueren Einrichtungen seiner Meßwerkzeuge, und einen Wunsch an erhabene Beförderer der Naturwissenschaften, betreffend. V Ueber die Umdrehung einer Magnetkugel um ihre Axe; vom Hrn. Advocat Steinhäuser. VI. Nachricht von zwei neuen Metallen, welche Hr. Tennant in der rohen Platina entdeckt hat. VII. Nachricht von noch einem anderen Metall in der rohen Platina. (A. einem Briefe des Hrn. D. Wollaston an Hrn. D. Marcet. Auch Nachrichten von einem neuen vom Hrn. D. Richter entdeckten Metalle. VIII. Bestätigung der giftwidrigen Kraft des Saftes der Ayapana; vom Hrn. Sieber. IX. Ueber die wahre Höhe des Ortelers in Tyrol.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, 1805. IV. und V. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handlungswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren Theilen. Zweiter Brief. II. Handelsgeschichte. Ueber den Negerhandel zu Kairo, und über die Krankheiten, denen die Negersklaven bei ihrer Ankunft zu Kairo ausgesetzt sind. Von Dr. Ludwig Frank. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Nachrichten von dem Zustande der Fabriken, Manufakturen und Handlung in dem Vardepartement in Frankreich. 2. Statistische Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Schwedischen Bergwerke. Zweite Abtheilung. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Manna. 2. Kurkuma oder Kurkume. V. Gewerbskunde. 1. Ueber das Poliren des Spiegelglases und die Belegung mit Blattzinn oder Folie. 2. Neue Erfindungen. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. 1. Neues Buch. 2. Kaffee-Recepte. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Die neue Bergstraße von Karlstadt bis zum Adriatischen Meere. 2. Handelsnachrichten aus London vom Anfang Februars 1805. 3. Auszüge aus Briefen. Neu-York — Konstantinopel — Genua — Stockholm — Malmöe — Bern — Berlin — Kopenhagen — Paris. 4. Anzeige Weidlich.

Zu diesem Hefte gehören: 1) Charte der Mündungen des Mis-

sisipi. (Zu der Abhandl. über den Handel von Neu-Orleans, welche im nächsten Hefte folgt. 2) Kupfer. 1. Abbildung der Manna-Esche. Taf. 6. 2. Abbildung der Kurkume. Taf. 7.

Inhalt des V. Stücks.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die handelswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren Theilen. Dritter Brief. II. Handelsgeschichte. 1. Gesammte Punkte der Rheinschiffahrts-Oktroi, worüber noch Abänderungen vorgeschlagen worden sind. 2. Vereinigung der Donau mit dem Rheine. 3. Ueber den Handel von Breslau. 4. Uebersicht des Brittischen Handels und Betriebes zu Anfange des Jahres 1805. III. Handelsgeographie und Handelsstatistik. Neu-Orleans und der Mississippi. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Der Sumach und der Kopal. 2. Das Drachenblut. V. Gewerbskunde. 1. Strohmanufaktur zu Kreischa, im Meißnischen Kreise in Kursachsen. 2. Zur Geschichte des Tabaksbaues im Königreich Preussen. 3. Ueber die Spitzenmanufaktur des Französischen Departements der Lys oder Leys. 4. Verbrauch der Hunerein zu Bourdeaux um den Wein aufzuklären. 5. Neue Methode der Baumwolle das Amarantroth zu geben. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. Anzeige für Liqueurfabrikanten. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Ueber die Handelsverhältnisse zwischen England und den Preußischen Staaten. 2. Merkwürdige Anzeige. 3 Nachrichten aus Rußland. 4. Englische Methode, die Butter zu salzen. 5. Kurze Notizen.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Abbildung der Fossa Carolina oder des Karlsgraben
2) Abbildung des Drachenblutbaums. Taf. 8. b.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Journal des Luxus und der Moden 1805 VI. St. Junius

Inhalt.

I. Briefe über Poesie und Theorie der Dichtungsarten (Fortsetzung.) II. Misalimatick, oder die Kunst nicht zu klat

ſchen. III. Kunſt. 1. Etwas über die diesjährige Dresdner Kunſtausſtellung. (Fortſetzung.) 2. Neue Teutſche Kupferſtiche. 3. Neue mythologiſche Dactyliotheken. IV. Friedrich von Schiller. V. Miſcellen und Modenberichte. .. Frankfurter Oſtermeſſe 1805. a) Pfarrer Walthers Bericht von ſeiner Reiſe zur Meſſe. b) Ueberſicht der Frankfurter Oſtermeſſe (von einem zweiten Correſpondenten.) 2. Leipziger Oſtermeſſe 1805. 3. Engliſcher Modenbericht. 4. Teutſcher Modenbericht. VI. Ameublement. Neue Stuhlformen. VII. Erklärung der Kupfer.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Voſs. Die *Zeiten*, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik 1805 I. II. III. Stück. Mit *Kupfern* und *hiſtoriſchen Charten.*

Von dieſer in *No. IV.* unſers *Monatsberichts* ausführlich angekündigten intereſſanten Zeitſchrift ſind nunmehr die erſten *drei Stücke* erſchienen, welche die Ueberſicht und Einleitung des Ganzen, in einem groſsen hiſtoriſchen Tableau enthalten. Die neueſte Zeitgeſchichte beginnt mit dem *Vierten.* Die Hefte werden nun ſo ſchnell auf einander folgen, daſs wir verſprechen können, mit dem Auguſt die nächſten *vier* Stücke nachgeholt zu haben, und dann zu *Anfange* eines *jeden Monats* daſſelbe Monatsſtück zu liefern.

Inhalt des I. Stücks.

Plan und Ankündigung. Einleitung. I. Bonaparte, Präſident der Italieniſchen Republik. II. Bonaparte, erſter Conſul der Franzöſiſchen Republik auf Zeitlebens, Vollender der Conſtitution, Stifter der Ehrenlegion. III. Bonaparte, Friedensſtifter und Vermittler in der Schweiz. A. Innere Verhältniſſe in dieſem Staate. B. Einführung der letzten Centralconſtitution. C. Abberufung der Franz. Truppen. IV. Notiz, die Staaten- und Regententafel von Europa betreffend. V. Notiz, das Urkundenbuch betreffend

Zu dieſem Stücke gehört das Portrait des Franzöſ. Kaiſers Napoleon I.

* * *

Inhalt des II. Stücks.

Bonaparte, Friedensſtifter und Vermittler in der Schweiz. (Fortſetzung.) D. Aufſtand in den kleinen Cantonen. E. Krieg der Regierung mit den drei Urcantonen und Zürich. F. Krieg mit den kleinen Cantonen und Zürich. G. Allgemeiner Aufſtand und Krieg gegen die Regierung. H. General Rapps Sendung in die Schweiz und Erfolg. I. Zeitpunct der Stille nach dem Sturme. K. Schweizeriſche Conſulta zu Paris. L. Mediationsacte. M. Abdankung der Central- und Antritt der neuen Föderal-Regierung. *Notiz*, die Indemniſationscharte von Teutſchland betreffend.

Zu dieſem Stücke gehört:

Die *Charte* von *Teutſchland* nach dem definitiven Indemniſationsplane vom 8. Octbr. 1802.

* * *

Inhalt des III. Stücks.

I. *Neue Mishelligkeiten und Rüſtungen Frankreichs und Groſsbrittanniens.* 1. Gegenſeitige Lage beider Staaten nach dem Frieden zu Amiens. 2. Erſte gegenſeitige Reizungen. Journaliſten-Fehde. 3. Vermehrung des Misvergnügens und der Beſorgniſſe Englands und des Anſcheins zu einem neuen Bruche mit Frankreich. 4. Vorſchritte der Engliſchen Regierung und Fortſetzung des Mund- und Federkriegs. 5. Benehmen der Franzöſiſchen Regierung. 6. Peltiers Prozeſs. 7. Gegenſeitige Rüſtungen. 8. Offenbar verweigerte Zurückgabe des Vorgebirgs der guten Hoffnung und der Inſel Malta. 9. Annäherung zum Bruche. II. *Ueberblick der Unterhandlungen zwiſchen England und Frankreich bis zu dem Wiederausbruche des Krieges.* III. *Gegenſeitige Anklagen und Rechtfertigungen Frankreichs und Englands vor dem Publikum.* IV. *Ueber die Urſachen und den Zweck des wiederausgebrochenen Krieges.*

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Gomptoir.

8.

London und Paris VII. Jahrgang VI. u. VII. Stück.

Inhalt des VI. Stücks.

I. London. 1. Das Pandämonium von Boulogne gemalt von Serres. 2. Betrachtung über London und seinen Handel. Die Naßdocken bei Wapping. 3. Der kühne Kaper Blackmann. — Krankheit der Mrs. Billington und Sideons. Der junge Roscius. II. Paris. 1. Beitrag zur Geschichte der Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. (Hierzu die Abbild. No. XIII.) 2. Anbau der Tuilerien. (Hierzu die Abbild. No. XII.) III. Englische Karikaturen. Die theatralische Seifenblase. (Hierzu die Karrikatur No. XI.)

* * *

Inhalt des VII. Stücks.

I. London. 1. Bemerkungen über die Theater in London. Betty Roscius, seine frühreste Bildung bis zur Erscheinung in London. Sein Aufenthalt in London. (Hiezu die Abb. No. XVI.) 2. Fahrt des Lord Major nach dem Christhospitale. Schilderung der Schüler des Christhospitals. 3. Ostern, die glänzendste Zeit für London. — Reinagle und Barkers Panoràma des Sir Sidney Smith Seetreffen zwischen Vliessingen und Ostende. 4. Fliegende Bilder. Die Centaurin Mrs. Smith. Die Messen um London. Croydon Fair. Brighton. Maria von Schottland's Andenken. Ihr Aufenthalt im Schlosse zu Carlisle. Freudenfeuer zum Andenken der entdeckten Pulververschwörung. Die Wasserpartien auf den Theatern. Der Hund Carlo. II. Paris. 1. Der Carneval von 1805 in Paris. Verschiedenheit der Masken. Le Catechisme Poissard. Komische Schlägerei einer Dorfkindtaufe mit ihren Gegnern. Le boeuf gras, ein großes Mezgerfest während des Carnevals. 2. Wanderung nach der Halle oder dem Marché des Innocents Wohlfeile Art sich vor zu kleiden. Bemerkungen über den Obst- und Gemüseverkauf daselbst. Kleiderhandel der Juden. Beschreibung der Kaffeehäuser in der Nähe der Halle. Niedrige Volksscenen. La fouricière. III. Englische Karikaturen. (Zu No. 2 und 3. gehört die Abb. No. XV.) 1. Der Pudding in Gefahr, oder Staats-Epikuren, die ihr kleines Abendmahl zu sich nehmen. (Hierzu die Abb. No. XIV.) 2. Die Ehre der Sitzung. Ein Kabinetsstück. 3. Der Vergleich, oder ein Wink über die bevorstehende Gleichheitsakte.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung in Halle.

9.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen von Sprengel und Ehrmann XXI. und XXII. Band.

Neu erſchienen ſind.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann. Mit Kupfern und Charten. XXI. und XXII. Band.

* * *

Inhalt des XXI. Bandes.

G. A. Olivier's Reiſe durch das Türkiſche Reich, Aegypten und Perſien, während der erſten ſechs Jahre der Franzöſiſchen Republik oder von 1792 bis 1798. Aus dem Franz. Herausg. von T. F. Ehrmann. Zweiter Theil, welcher die 3te und 4te Abtheil. oder die Reiſe nach Aegypten und Syrien begreift. Mit einer Charte.

(Der erſte Theil dieſer ſehr intereſſanten Reiſebeſchreibung macht den VI. Bd. dieſer Bibliothek aus; der dritte Theil, welcher die längſt erwartete Reiſe nach Perſien in ſich ſchließt, wird nächſtens erſcheinen.)

* * *

Inhalt des XXII. Bandes.

a) M. C. Dallas Esq. Geſchichte der Maronen-Negern auf Jamaika, nebſt einer Schilderung des vormaligen und jetzigen Zuſtandes dieſer Inſel aus dem Engl. Herausg. v. T. F. Ehrmann. Mit einer Charte

b) D. Mac-Kinnens Esq. Reiſe nach dem Brittiſchen Weſtindien und beſonders nach den Bahama-Inſeln. In den Jahren 1802 und 1803. Aus dem Engl. Mit einer Zugabe herausg. von T. F. Ehrmann. Mit einer Charte.

10.

Neuer Teutſcher Merkur 1805. VI. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Der Öſterreichiſche Monarch als Erbkaiſer. Ein Volkslied. 2. Dem Erſchaffer. II. Ueber den Rolands-Geſang. III. Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur. IV. Briefe aus München über Voß contra Süßmayer.. V. Korreſpondenznachrichten. 1. An den Redakteur des Merkurs. 2. Von einer andern Hand. VI. Ueber Mecklenburg Strelitz, beſonders über die Herzogliche Sammlung Slaviſcher Alterthümer zu Prillwitz.

K. G. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Der Herzog Infant von Parma hat bey Gelegenheit der Bulle in Cœna Domini mit Unterstützung der Bourbonischen Höfe, der Abhängigkeit seiner Staaten von dem Römischen Hofe entsaget, dem Jesuiter-Orden den ersten Stoß gegeben, und sich durch dieses in der Geschichte merkwürdig gemacht. Der Tod hat eben da dieses geschrieben wird, in der Person des Königs, Carl Amadeus von Sardinien, Europa einen der weisesten Fürsten geraubt; aber sein Nachfolger, welcher so lange ein Schüler seines Vaters in der Staats-Kunst gewesen ist, hat sich die Liebe seiner Unterthanen schon vor seiner Gelangung auf dem Throne zugeeignet.

Durch ihre glückliche Lage, innere Verfassung und Sitten bestehet die Schweitz für sich selbsten.

Die deutschen Reichs-Fürsten können durch eine kluge Staats- und häußliche Wirthschaft, und durch eine patriotische Zusammenstimmung für das Wohl des gesamten Reichs, sich Ruhm und Ehre erwerben. Von dieser patriotischen Zusammenstimmung geben dieselben bey der so nothwendigen bessern Einrichtung der Justiz-Verwaltung, und dem dermaligen Cammer-Gericht Visitations-Wesen das rühmlichste Beyspiel. Viele dieser Reichs-Fürsten beyder Religionen beeyfern sich durch Einrichtungen, welche auf die Verbesserung der Moralität abzwecken, das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern. Der Aberglaube wird vermindert, an vielen Orten vertilgt, das öffentliche Erziehungswesen verbessert, und auf

mehr-

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1805.

I.

Greiſenlieder.

1.

Was ich geſehen habe.

(Von einem 75jährigen halbblinden Freunde Bodmers.)

Ich gleite ſanft und gelaſſen des Lebens Abhang hinunter.
Der Weg ſchleicht unbemerkt unter mir hin;
Das Weſen, das ungefragt zur Empfindung, zum Daſeyn gerufen,
Das unerklärbare Schickſal beſtimmt,
Setzt Freuden und Leiden ein Ziel, bezähmet unzählbare Uebel,

Iſt im Vernichten, — Beiden gleich groß; —
Ich ſahe Friedrichen ſchon den letzten Athem verhauchen,
Sah Joſephs raſches Feuer gedämpft; —
Der Franken Freiheitsgeſchrei die Veſte der Thronen erſchüttern,
Und Klügeln und Wildheit ſeltſam gemiſcht;
Bald dieſe Miſchung verſcheucht, durch übertriebenes Schmeicheln
Den Ruhm des Fremdlings in Weihrauch verhüllt;
Die alten Kaſten vertilgt, um Stoff zu neuen zu finden
Die Welt zu beherrſchen, Cäſars erwählt. —
Sah Sektengetrennte Staaten, zu einem größern vereinet,
Wenn Geiſtes Eintracht ihn lenkte, beglückt
Beglücket, leider! nicht lange, da auseinander gerissen,
Das Vaterland Opfer des Kriegs Dämons ward.
Ich ſah Patrioten Entwürf' in ihrer Reife zerſtört.
Die Tugend für eine Chimäre erklärt.
Undankbare ſteinern und frech die weichen Gefühle verſpotten
Und Plutus zu Jupiters Throne gelangt. —
Ich ſah Kant Gott und die Welt, — ihr Daſeyn in Räthſel verwandeln.

Die Wirklichkeit in Erscheinung gebannt; —
Mit Fichten selbst in das Ich, — mit Schelling
differenziret,
Des Leo Nichts zur Allheit erhöht. —
Chimärisches Dunkel bewundert, und Geisterseher
verehret,
Und doch Aufklärung das Loosungswort seyn; —
Die Luft mit Bällen beschifft, die Elemente zer-
legt; —
Den Himmel mit neuen Sternen besä't; —
Der Küsten des friedlichen Meers. — für neue Kriege
entdecket
Bepflanzt mit Dieben, — zum Besten der Welt;
Ich sah der Völker Kraft, nach Körpern und Beuteln
berechnet,
Die Kraft der Geister nach Knochen bestimmt; —
Das Gute mit Bösem gepaart, das Licht durch Schat-
ten verdüstert,
Die Schwachheit nie von der Stärke getrennt;
Ich ahnde weniges Heil, und kenne bessere Zukunft.
Das Aug ist trüb, mir zittert das Haupt;
Der Wille zum Guten zu wirken, erheb' es noch we-
nig Minuten;
Dies g'nüg ihm, — fehlt gleich dem Willen die
Kraft;

Die Kraft ſich mit Roſen zu krönen, fehl' nie dem
muntern Alter,
Bis lachend in Lethens Bädern er taucht.

2.

Sommers-Empfindung im Alter.

(Von einem 73jährigen Freunde der Menſchheit. *)

Der Du ernſt und mit Kraft eilig dem Frühling
folgſt,
Laß Dich ſegnen wie er. Sommer, ich grüße
Dich,
Schönſte Jahrszeit des Greiſen,
Dich geliebteſtes Sonnekind!

Noch zu Roſen wie bald bringſt Du die Nelken her!
Und im Garten und Feld öffneſt Du Lilien.
Oeffneſt ſpätere Blüthen,
Aber zeigſt auch ſchon Zeitigung.

*) So darf ich den ehrwürdigen Canonicus **Tobler** in Zürch gewiß vor allen ſeinen nähern Mitbürgern, die ſeinen milden Sinn und ſeine ächtchriſtliche Abſicht das Geſpaltene zu vereinen würdigen, und vor dem ganzen Teutſchen Publikum nennen.

B.

Rothe Beeren, wie süß! Kirschen wie frisch ihr seyd!
Erst dem Auge so schön, dann auch dem Blute kühl!
Reuter, hascht sie vom Pferde,
Mäder, hängend vom Zweige her!

O! Dein Morgen, Dein Thau, Deine Verblümungen,
Dein hochduftendes Gras; Kräuter und Wurzelsaft.
Heu im schattigen Waldbach,
Saat, jetzt blühend, jetzt Körnerschwer.

Hygiea! Nun fliegt sorgsamer Eltern Schaar
Und die kosende Schaar lustigen jungen Volks
Hin, die Brunnen zu schöpfen,
Wo sich Leben zu trinken giebt.

Sommer! Itzo gefällt zwar Dein Gewitter nicht!
Schwazens — Philosophie bleibt doch dem Sterben gram;
Doch Dein Schwühl hat ja Abends
Regenbogen und frische Luft.

Fühlt ich da nicht so oft, Vater im Donnergang
Deine Nähe! vielleicht holst Du im Blitze mich
Aus dem Alter hinweg, in
Ewig junge Unsterblichkeit.

Lockſt Du Sommer mich tief hin in Dein Heiligthum,
In die Stille des Walds, Denkern Erleichtrungsvoll,
O wie ſind ich da, Gott! Dich,
Und der Zukunft Entdeckungen!

Ha, ich höre Geſang; Waldvögel! ſtört ihn nicht.
Heiliges Dunkel! welch Licht, welches Konzert iſt da!
Aus dem grünen Gewölbe
Jener Wipfel, wie tönts herab!

Sommer Grüne! Hier ſpannt rund um Dein Tempel ſich!
Hier verliert ſich kein Ton! Töne, geſungenſtes
Lied der Lieder, dem Schöpfer Ewigkeit!
Tönet Lieder des Edelſinns!

Wie die Schaale der Kraft weit zu Empfang ſich dehnt,
Und zum Rande ſich füllt, komme der reinere
Hohrer, traulich und lauter
Fühl er mit mir die Sommerluſt.

Ich ſehe Schnee! nur Schnee? Nein auch im Geiſt voraus
Umgrünt und blühend die kommende Roſenzeit.
Seys immer nur in Einbildungen,
Sie kam doch immer; der Schnee zerſchmolz doch.

Und kam nach Herbſt der Schnee und die lange Nacht
Von neuem, dennoch war die Erwartungskraft
Geſchäftig ſtets und ſtets lebendig;
Und ich? ich ſahe beim Tod das Grab nur!

O nein! er kömmt, der Tag, der die Einbildungen
Des niedern Lebens wandelt in Seligkeit.
So wie ich himmliſch mir ſie denke,
Und nie in Schnee ſie des Zweifels ſchmelze.

Die ſchöne Zukunft! blumigt, voll Sonnenſchein,
Gefilde, Gärten, heilige Haine drinn,
So ſchwelgt mir alles vor den Augen
Und kann nicht fehlen: O ſüße Wahrheit!

Da kömmt mir dann im duftenden Lorbeerkranz
Homer und David. Die heilige Jungfrau geht
Mit jeder Freundin reiner Tugend
Und bringt mir Zweige der Lebensbäume.

I.

Gedichte aus dem Orient im Orient gedichtet.*)

1.

Die Verwandlung.

Haleb im Febr. 1805.

Tief in dem Erdenschooß' schuf dich zum Spiele
Die ewig bildende Natur;
Doch Menschen, Habsucht nur zu ihrem Ziele,
Erschürften dich auf dunkler Spur.

Dein war das Loos, einst Väter zu ermorden,
Geliebte Brüder, Gatten, Söhne! —
Der Mensch haucht Blutdurst, gleich den Tigerhorden,
Mißkennt des Friedens Wunderschön'! —

*) Vom Collegienassessor Seetzen, der unterm 4ten März uns eine ganze Sammlung seiner Gedichte aus Haleb zuschickte und dabei meldete, daß er den 18. März nach Damask und von dort nach Basra (5 Tagereisen von Haleb) reisen, übrigens aber zum ersten das Land Hadhramaut in Arabien zum Ziel seiner Reise machen werde. B.

Doch mit den Weſen ſpielt, wie mit Akkorden
Der Saiten ſpielt des Künſtlers Hand,
Der Zufall, leitend mich von Teutſchlands Norden
In's rauhe Karamanenland.

Hier thronet Dummheit, barbt der Lehrerorden;
Verachtet ſchleicht umher die Kunſt;
Nur Derwiſch' zeugt das Land, wie heil'ge Borden
Der Tyber, voll von Himmelsdunſt.

Myſterien beut Mollas ſchöner Jünger
In Konja. Leicht, wie Welten dreh'n,
Durchwalzt den Tanzſaal er, wenn rege Finger
Die Glut durch Harmonien erhöh'n.

Hyänen gleich durchſchwärmen Räuberbanden
Gebirge, Felder, Höh' und Schlucht;
Nomaden ziehn, wo blühnde Dörfer ſchwanden,
Zur Ernt' der ungeſäten Frucht.

Hier forſchte ich. Doch ſchnell mit liſtgem Finger
Entwandt' ein häm'ſcher Augenblick
Den ſchönen Stift, der muthig Weltbezwinger
Entlarvt' und Hypokriten Tück'.

Den Stift, den niedlich formt' im Brittenlande
Von oft verräthriſchem Graphit

Aus Dumphrey's Min' die Kunſt zum Unterpfande
Der Wahrheit, wann Erinn'rung flieht.

Wie duftete ſo ſüß, im Cedernholze
Gefaßt, der dintenloſe Kiel,
Von manchem Turkoman, trotz ſeinem Stolze,
Bewundert als ein Zauberſpiel.

Wohl emſig ſucht' ich in Baſare-Reihen
Ein Seitenſtück; doch nichts half Geld;
Es fehlten Röthelſtift' und Dreierreien,
Die Nürnberg feilſcht der ganzen Welt.

Da fand ich dich, du rundes Stückchen Bleies!
Geſchmeidig nahmſt Du Griffelform;
Und aus dem Mörder wandelte ein treues,
Humanes Werkzeug ohne Harm.

Dich taucht' ich nicht in Fanatismus Gifte.
Von Haß und Spöttereien fern
Malt' ich der Menſchen Sitt', des Landes Trifte,
Naturreitz' und Gebirge Kern.

Sey o Verwandlung! du das frohe Zeichen,
Daß Friede einſt auf Erden blüht

mehrfaltige Art dafür geſorgt, die niedern Claſſen zu Menſchen- Bürgern und Chriſten zu bilden. Ueberhaupt ſcheint es, daß für Deutſchland das achtzehnde Jahrhundert mit Recht das aufgeklärte zu nennen ſey.

Die kurze Zeit hat unmöglich gemacht, auch ſchon bey dieſem erſten Stück die politiſchen Nachrichten zu liefern, ſie ſollen aber in Zukunft ununterbrochen dem Publico mitgetheilet werden.

An die Leſer des Merkurs.

Während daß dieſer erſte Band des deutſchen Merkurs abgedruckt wurde, ſind dem Herausgeber von Einſichtsvollen Freunden einige Veränderungen in der Einrichtung dieſes Periodiſchen Werkes vorgeſchlagen worden, durch welche daſſelbe der Vollkommenheit, die man ihm geben zu können wünſchte, merklich näher gebracht werden dürfte. Der Merkur würde, dieſen Vorſchlägen zufolge, in den Stand geſetzt werden, ſeinen Leſern von Quartal zu Quartal das Neueſte und Merkwürdigſte in der Deutſchen ſowohl als Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen Litteratur vorzulegen, ohne daß gleichwohl dieſe Artikel den Original-Aufſätzen, nach welchen das Publikum am begierigſten zu ſeyn ſcheint, zuviel Raum wegnehmen ſollten. Man zweifelt nicht daß eine ſolche Einrichtung den Leſern angenehm

ſeyn

Ist überall; daß Mordlust, Raubsucht weichen,
Nur Menschenlieb' im Busen glüht!

Ob Zoroaster gab den Zend-Avesta
Zur Richtschnur dir; ob sein Gesetz
Der Tschines Kum-Fu-Zu, Sommona, Brama;
Sey Fetisch dir dein höchster Götz';

Lies du im Thora nur der Gottheit Willen,
Und im Korane Allah's Sinn;
Es mag des Nazareners Lehre füllen
Dein Herz mit schwärmerischer Minn';

Sey er dir Gott, Prophet, Betrüger, Weiser;
Genieß' in dem Gedächtnißmahl'
Sein wahres Fleisch und Blut; ob laut, ob leiser
Du Einheit glaubst in Dreier Zahl;

Ob säugte euch die Mutter in der Nähe
Vereister Pole; ob in Glut'
Von Brava's Sonn'; seyd Neger, Peschoräh,
Und labt euch an der Heuschreck' Brut';

Schlürft Walfischthran, wie Schwelger Cyperweine,
Und mal't den Teufel weiß, und schwarz

Die Gottheit; lernet im Berlin'ſchen Hayne
Die Weisheit, und in Mecka Farz';

Ob jenſeit wohnſt dem Ermel, feſter Britte!
Ob dieſſeits weht dein Wetterhahn
In Frankreich; ob in Polyneſ'ens Mitte
Owaihy folgt Karaiben Bahn;

Und leck' in deinem bärnen ſchwarzen Hauſe,
Nomade! ſuche Bettelbrot;
Erwird das Himmelreich in enger Klauſe;
Der Welt geb' Skander! dein Gebot;

Kopernikus lehr' uns der Sphären Tänze;
Erleuchte, Buffon! die Natur;
Erringe, Kant! des tiefſten Denkers Kränze;
Folg', Sänger! Miltons Götterſpur;

Und ob du dämiſch lebſt im Alpenthale
Ein Halbmenſch, armer Kackerlack!
Ob Wahnſinn führte dich zum Kerkerſaale,
Die Kett' umſchlinget deine Hack';

„Doch ſeyd ihr Alle, Alle Menſchen, Brüder;"
„Euch All gebar der Erde Schoos;"

„All' nährt ſie; nimmt einſt liebevoll euch wieder"
„Zur neuen Form, wann fällt das Loos."

O Friede! Friede! wo iſt deine Stätte
Der Ruhe? Wo, wo thronest du?
Wo blüht das Paradies, wo Blumen ſä'te
Dein Tritt? O, ſchweb' zum Heil' uns zu!

Wann einſt durch Menſchenſtreben deine Fahne
Weht ſiegreich auf dem Erdenrund,
Altäre lodern dir, und, frei vom Wahne,
Die Welt ſchwört ew'ger Sühne Bund;

Und Landesväter nur im eignen Reiche
Erobern Steppen durch Kultur;
Den Künſten hold, dem Unrecht ſetzen Deiche,
Und ebnen gern der Weisheit Spur:

Dann wandle ſich das Schwerd zum Sichelmonde,
Zur Pflugſchaar für des Landes Sohn;
Nur Diadem von Blumen, Aehren lohne,
Und ſchmück' der weiſen Fürſten Kron'!

Es ſchmelz' das Mörder-Erz im Künſtler Tiegel,
Verewige der Edeln Bild,

Und ehrne Tafeln künden mit dem Siegel
Der Wahrheit ihre Himmelsmild'!

2.

Seltne Höflichkeit im Orient.

Eine Legende.

Haleb, 1804.

Auf seinem Sopha rückte hin und her
Schech Omar in Bagdad; ihm dünkt so schwer
Sein Blut, der weiche Polster hart, wie Stein.'
Er schlug, um seinen Mißmuth zu zerstreun,
Das Buch der Weisen auf, um aus dem Bild'
Der Constellationen das Gefild'
Der Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit,
Wie eine Welt im Planiglob', in Zeit
Von einem Augenblick' zu überschaun.
Denn, wie einst Eissa-Schech, war Omar, traun!
Ein Stück von Allah's Sippschaft, und bekannt
Als Wunderthäter überall durchs Land.
Den brennte glühend Eisen nicht — ein Molch! —
Den er durch seinen Hauch gestählt, der Dolch
Vergaß zu morden ihn, das scharfe Schwerdt

Ward, angehaucht, zu ſchneiden ihn verwehrt.
Er heilte Lahme, wirre Phantaſey,
Wies ſchnell die Thür' Dämonen-Raſerey,
Und Tauben, Blinden gab das große Gut,
Was ihnen fehlte, er; ja! Lebensglut
Ließ er in Leichen ſtrömen. Doch dies iſt
Ein Kinderſpiel für Scheche, wie ihr wißt,
Nicht blos in Meck'-Elkods, Haleb und Maſſer,
Im Land' der Franken auch für Pater Gaßner,
Für Caglioſtro und der Frommen Zahl,
Die im Legendenbuch' ein heil'ger Strahl
Umglänzt. Was brauchts da Wiſſenſchaft und Kunſt,
Und Staarſtich, Voltaſäule, Lebensdunſt,
Erfahrungs-Seelenkunde, Reichs Sekret,
Und was noch ſonſt in Meiſterwerken ſteht
Der Aerzte und der Philoſophen: heilt
Der Scheche Hand doch Sieche unverweilt.

So ganz um nichts und wieder nichts den Gang
Der ewigen Natur zu hemmen, Dank
Der ſchön aufblühenden Philoſophie!
Wird täglich ſeltner, wie Maçonnerie.
Auch weiß ich wahrlich nicht, wie's möglich ſey?
Doch wüßt' es Jedermann: bei meiner Treu!
Man wälzt' in einer Generation
Die Welt aus ihrer Axe, miſcht' die Zen',

Bis, weil der Waſſerkrug doch endlich bricht,
Zum Chaos ſtürb das wunderſchöne Licht.

Doch ſtill! Denn, während dem ich dies erzählt,
Fand Omar längſtens ſchon das, was ihn quält.
Er faltete die Stirn' und „armer Freund!
Sprach er mit Trauermien', hat ſich vereint
Nun Alles dann, um dich zu trüben! Nein!
Bei Allah; dieſe Buberei darf ſeyn
Nicht länger einen Augenblick.“ Und ſchnell
Rief: „Achmed“ er, und Achmed kam zur Stell';
Denn Achmed war des alten Schechs Geſell',
Wie auch Apoſtel, dem der Weisheit Quell
Durch ſeinen Lehrer übertreichlich floß,
So oft den Mund das Denken nicht verſchloß.
„Hör' Freund! ſo ſprach der Greis, wie Eiſen roſt't
Durch's Alter, und vom rauhen Winterfroſt
Erſtarret ſinkt der Bäume Laub ins Grab:
So ſchwingt die Bosheit jetzt den Herrſcherſtab
All' überall, vergiftet immer mehr
Der Menſchen Herzensgüt' und Väterlehr'
Selbſt Diener Gottes bleiben nicht verſchont
Von dem Geſchmeiß in welchem Satan wohnt.
Kennſt du Schech Phähris? Siehe! ſanft erhebt,
Nah' Syriens Halep, im Thal', belebt
Durch tauſend Gärten, die der Beik tränkt,

Ein

Ein Hügel lieblich sich, und reichlich schenkt
Baballa dort im Frühling Blumenduft,
Die Reize der Natur und Aetherluft,
Im Herbst der schönsten Früchte reiche Schaar
An seinem Fuß'. Dort wohnt seit manchem Jahr'
Der große Mann, dem Allah gnädig sey!
Voll Weisheit, Thatkraft, fern von Heuchelei,
Mein treuer Freund und Bruder in dem Herrn,
Für Nachbarn zwar ein blinder Nebelstern,
— Weil heimsche Weisheit Niemand leicht begehrt,
Wie Gold in tiefer Min' ist ohne Werth —
Nur Fernen strahlet er, wie Sonnenglanz,
Und leuchtet ihnen, um im Lebenstanz'
Das Straucheln zu verhüten und den Fall.
Doch Schmerzen quälen jetzt in seiner Hall'
Auf Krankenlager ihn, der Scheche Kron';
Denn endlich stockt dem armen Erdensohn'
Des Lebens Kunstmaschiene, wie dem Baum'
Der spend'te lange, köstlich für den Gaum,
Die edeln Früchte, und bei dessen Schirm
Der Wandrer scheut' nicht Sonnenglut und Sturm',
Und, weil der Bosheit List im Trüben fischt
Das Bißchen oft, was Glück uns aufgetischt
So hat auch jetzt Baballa's Gärtnervolk,
Das ärndtet gerne, wie in dicker Wolk'
Die böse Heuschreck', wo es nicht gesä't,

Dem Greis' der Aerndte Freuden faſt verweht.
An Mäßigkeit durch ernſter Lehren Zwang
Gewöhnet, noch vielmehr durch eignen Hang,
Nährt ihn ein Gartenfeld, ein Kind der Hand
Des ewig regen Fleißes, unbekannt
Mit reicher Weichling' ſtolzer Tafelpracht.
Die ſchönſten Bäume, deren Blum' uns lacht,
Die Früchte, voll von ſüßem Saft und Duft,
An ihren Zweigen wiegen in der Luft,
Findſt du daſelbſt, und lieblich anzuſehn
In Reih'n die friſchen Gartenpflanzen ſtehn.
Nur dunſtig iſt des Gartens reicher Grund,
Und lange dort des Himmelshornes Mund
Verſchloſſen. Drum ergänzt der Wäſſ'rung Kunſt,
Die nützliche, was fehlt an Wolkendunſt.
Doch kärglich floß in dieſem Jahr der Quell,
Der, wie das Blut durchſtrömet jede Zell'
Des Körperlabirinths und Nahrungsſaft
Vertheilt, wo mangelt es an Lebenskraft,
Vabalia's Gärten tränkt mit Fruchtbarkeit,
Die, unerreicht, erregt der Andern Neid.
Drum kaum vernahm das böſe Nachbarvolk,
Daß Phäris Heiterkeit jetzt trübt die Wolk'
Des Unfalls, feſſelnd ihn ans Krankenbett:
So ſtahl es augenblicklich um die Wett'
Den Waſſerſchatz, verſtopfend das Gerinn'

Des Scheches, ihren Gärten zum Gewinn.
Es kränkeln Bäume, Blumen, Pflanzen jetzt
In seinem Garten; wenn nicht wird ersetzt
Im Augenblick' des Wässerleins Gerinn':
So sterben die Bewohner schnell dahin.
Wer reicht dann Phâris seinen Ibisch, Kohl,
Der Melanzan' Gewürz? Wer sein Idel,
Die kühlende Pasteck', und die Melon',
Die goldne? Wer die Zwiebel und die Bohn',
Die bittre Kreß', erfrischenden Salat?
"Er kaufe sie!" — Dazu wär' leichtlich Rath
Wenn's Para's regnete im Syrer Land';
Doch Jedem ist's nur gar zu wohl bekannt,
Wie unergiebig ist für uns der Schacht
Der Frömmigkeit. Ganz anders, wahrlich! lacht
Den fränkschen Derwischen die goldne Min';
Dort wohnen sie, gehäufet, wie die Bien'
In ihrem Stock', in prächt'gen Schlössern, gleich
Den Fürsten, und wie Fürsten überreich.
An Schätzen, sklav'schen Unterthanen, Land,
Wie auch, wär's anders möglich? an Verstand. —
Drum, Achmed! Schnell ergreif' den Wanderstab,
Fleug hin zu Phâris Höh' im Geistertrab',
Verkünd' dem Völklein meinen grimmen Zorn,
Wenn schnelle nicht verschließen sie den Born
Der Bosheit. Dann begieb zum Alten dich,

Verweld' ihm meinen Gruß, und endelich
Reich' zum Beweiſ der Achtung von mir dar
Ihm dies, gewebt aus Tunis-Schaafe Haar!" —
Von ſeinem Haupte nahm die rothe Müz'
Der gute Schech, ſich von dem Polſterſiz'
Erhebend, gab dem Achmed ſie, und ſprach:
"Schau weſt-nord-weſtlich! — Fahr' mit Gott!" —
und ſach
Verſezt' dem Boten einen Rückenſtoß
Der Schech; daß dieſer träge Erdenkloos,
Wie leicht auf luft'ger Schwing' der Adler ſchwebt,
Sich blizſchnell über Bäum' und Thürm' erhebt.
"So ſchnell, wie Blize?" — Nein! Hyperbelſinn'
Haleps Bewohner! Wie von ſchroffer Zinn',
Der hehen Schweizeralp' das Flöckchen Schnee
Enteilt' auf ſteiler Bahn, und in der Näh'
Des Fußes ſchon ſich zur Lawine ballt:
Vergrößert er des Sandkörnleins Gehalt
Zum Felſenblock. Ein Teutſcher liebt dies nicht.
Doch zu geſtehen iſt der Wahrheit Pflicht,
Daß ſchneller, als der träge Schneckenzug
Der Bagdad-Karawane, ſchwebt im Flug'
Der Bote; denn auf langem dürrem Weg
Vom Tigerufer bis zu unſerm Schech'
Verweilt ſie oft zwei Monden, wenn vor Nacht
Des erſten Tags die Rückkehr Omar macht

seyn werde; und wird sobald nur immer möglich, sie ins Werk zu setzen suchen.

Der Artikel Revision soll, wie wir hören, manchen ein Aergerniß seyn und in vieler Augen ein gefährliches Luftzeichen, welches Krieg und Unheil unter den deutschen Scriblern vorbedeute. Man irrt sich, wenn man sich die Sache so gefährlich vorstellt. Vielleicht findet sich in einem ganzen Jahrgang nicht dreymal die Gelegenheit zu einer Revision in forma. Es giebt zuweilen Gelegenheit einen Kopf im Vorbeygehen zu rechte zu setzen; aber wer wollte sich einfallen lassen alle die Makulaturschreiber, welche heutigstags sich zu Richtern in der Republik der Wissenschaften und der Künste aufwerfen, denken, fühlen, urtheilen und schreiben zu lehren? Warum sollten wir Deutschen nicht auch unsre Oldmixons, Gildons, Theobalds, Freerons, Clements, Palissots, u. s. w. haben dürfen so gut als andre Nationen? Ich höre, die Verfasser der Litteratur-Artikel in einem gewissen Lemgoer Journal sollen sich grosse Hofnung machen, daß der Merkur ihnen die Ehre erweisen werde, sich mit ihnen abzugeben. Alles was ich ihnen darauf sagen kan, ist; daß sie sich sehr irren.

Pope hatte sehr Unrecht alle die Dümmlinge, welche in Journalen und kritischen Abhandlungen, viele

Jahre

Dem Knecht zum unerläßlichen Geſetz.
Wie er die Schwerkraft überwand, dran wez'
Den Scharfſinn bis zur feinſten Spitz'; umſonſt!
Verſtummt doch hier der Deuter hohe Kunſt.
Denn von Montgolfieren, Lana's Schiff,
Noch Schwingen, wie einſt Ikarus ergrif,
Und andern Mitteln, um zum Vögelein
Den Erdenſohn ſchnell umzuformen, nein!
Von allem dem ſpricht unſre Sage nicht.
Doch Hypotheſe borget oft das Licht,
Was fehlt dem ſchwachen menſchlichen Verſtand'
Ihr Reich iſt unbegränzter, als das Land
Der Weber Steppen und der Araber;
Nichts iſt für ſie zu groß, und nichts zu ſchwer,
Kein Meer zu weit, kein Dſchimboraß zu hoch,
Ja! ſelbſt im Himmelsraume überflog
Im ſchnellſten Flug' ſie oft die fernſte Sonn',
Drang in der Erde Centrum, weiß, wann ſponn
Der Urgeiſt dieſes Univerſums Wock'
Und wann ihm ſchlägt am Ziel' die Todesglock'.
Drum unter ihrer ſchützenden Aegid'
Behaupte ich, gefaßt, ob Krieg, ob Frieb'
Mit anders Denkenden erfolg', zur Wehr:
Daß in dem Augenblick' als fühlte ſchwer
Den kräft'gen Druck der Vote, aus der Hand
Des Schreibers in deſſelben Hinterwand

Ein hohes Maaß von Centrifugalkraft
Hinüberſtrömte, die grad' dann erſchlafft,
Als er Schech Phähris heilge Hoh' erblickt
Und ihn Batalla's Blumenduft entzückt.
Zwar iſt uns allen nur zu wohl bekannt,
Daß zieht gewöhnlich an die Prieſterhand
Mit Heftigkeit, wie zieht das Eiſen an
Der geizige Magnet, und Gold der Chan
Im Orient'. Doch nach der Weiſen Rath
Beſteht der Grundſatz auch: "Auf gradem Pfad'
Der Regel macht die Ausnahm' Seitenſprüng'
Im Zickzack. — O! daß einſtens doch gelüng'
Die ſchöne Kunſt dem grübelnden Verſtand',
Zu fliegen über Meer und rauhes Land
Der levantin'ſchen Berge, wo der Zahn,
Der Felſenpfade ſelbſt im Tacktruahn
Mir armen Kranken nagte mein Gebein,
Beneidet gar — ſo trügt der leere Schein —
Von dem Kjerwanenvolk' vielleicht zur Wett',
Als ruht' ich auf Sir Grahams Himmelbett'.

Im Zauberflug' erreichte der Geſell,
Wie ſchon geſagt, des ſchönen Gartens Schwell'.
Kein liſt'ger Jäger hatte ausgeſpäht
Den ſeltnen Vogel; ſelbſt kein Adler näht
Zum Kampf' ſich ihm in eigner Region.

Mit Feuereifer kündigt er den Lohn
Der Bosheit nun den argen Gärtnern an,
Wenn nicht versöhnen sie den Gottesmann
Durch ernste Buße, Restitution
In integrum; und folgsam war der Sohn

Bahalla's

Jetzt zum Scheth, der geistesvoll
Schon witterte der fernen Freundschaft Zoll.
Wie wenn des Zephirs Mund in Indien
Vom Nelkenbaum' dem aromatischen,
Die Düfte küßt und deren Wohlgeruch
Den Nachbarn haucht auf seinem fernern Flug',
Und von der Hennablüth', dem Meer-Jasmin
An schwarzer Schläfenlock' der Schön' entfliehn
Bezaubernde Gerüch': so deucht dem Greis
Dring' durch verschloßner Thüre enge Gleis'
In sein Gemach das lieblichste Parfüm,
Als Achmed nun mit edelm Ungestüm'
Laut keichend klopfte an, und aufzuthun
Den Diener Phähris bat, um auszuruhn.

Mit Ehrfurcht küßte er des Schechs Gewand,
Und: "Fried' mit dir!" sprach er, in seiner Hand
Die rothe Mütz' "auf meines Meisters Wink
Sieh'st du mich hier, um dieses klein' Geschenk
Zu überreichen dir." — Und achtungsvoll

Empfing Schech Phähris es, indem entquoll
Aus trübem Aug' ein warmer Thränenguß.
Er fühlt' aufs Neu' des Lebens Hochgenuß
Und von dem Bett' hob er gestärkt sich auf:
"Sag' ihm, dem Edeln, wie im klarem Lauf'
Der Quellen von Heilahn die Binni schwärmt,
Indem für Sonnenglut die Frohe schirmt
Des Nauphar's Blatt, der kühle Thau erquickt
Die Blume, die des Tageshitze drückt',
Und wie der Meckabalsam unverweilt
Durch linde Macht die Schmerzen-Wunde heilt,
Der Bezoar mit wundervoller Kraft
Erstärkt, des Menschen Herz, wenn es erschlafft;
Erwärmt, erhöht der Freundschaft Zauberstab
Das irdische Leben und des Glückes Gab'
Streu Saamen aus in Hidschas heißen Sand
Des Windes Spiel stirbt er vom Sonnenbrand';
Auf dürre Berge pflanz' die Lotus-Blum';
Impf' in das feile Herz die Lieb' zum Ruhm';
Befestige der Zitterespe Blatt,
Und mach' den Geizigen durch Gaben satt:
So zwecklos ziehest du die zarte Blüt'
Der Lebensfreuden, wenn dir nicht erglüht
Der Freundschaft Sonne, und bei ihrem Schein'
Die Seel' eröffnet sich zum Seelverein':
Sieh'! schon erhebet sich am graden Stab'

Die Phaſeol'; doch ſinkt ſie ſchnell ins Grab,
Wann ihrer ſchwachen Reb' die Stütz' gebricht;
Sie fault auf feuchter Erd und nützet nicht."
Den Armen macht die Freundſchaft überreich,
Und Bettler dünken ſich den Fürſten gleich."

So ſprach der Schech. — Ein mäß'ges Mahl ward ſchnell
Für Achmed aufgetiſcht, und aus der Quell'
Das reinſte Waſſer ihm zum Trunk gereicht.
"Lang' iſt dein Rückweg, fuhr er fort; ſchon neigt
Das Weltlicht ſich an blauer Himmelsbahn';
Drum, Achmed! nahe dich, um zu empfah'n
Des Greiſen Segen und ein klein Geſchenk
Für deinen Meiſter, daß er mein gedenk'".
Von ſeinen Füßen zog ein altes Paar
Pantoffeln nun der Schech, und reicht' ſie dar
Dem Boten, den ein ſanfter Rückendruck
Verweht' auf luft'gen Wellen Huckepuck.
Ohn' Meilenzeiger, Kompas, Ciceron'
Eilt er auf Vögel Bohn nach Bagdads Zon'.

Noch einmal ſchenkte liebevoll die Sonn'
Der Oberwelt der goldnen Strahlen Wonn',
Als Achmed in den Saal des Meiſters trat.
Verſammelt war um ihn der Jünger Rath,

Und offen horcht ihr Ohr der weisen Lehr'
Des Schechs, ihnen leicht, doch Fremden schwer.
"Glück euch an diesem Abend! Himmelsfreud'!
Sprach Achmed. Dir, o Meister! dir entbeut
Schech Phähris Gruß und Kuß. Aus seiner Hand
Empfing für dich ich dieses Unterpfand
Der Achtung, warmen Freundschaft, Dankbarkeit,
Die nie verwelken, wie des grünen Epheu's Kleid!"

Es heiterte sich auf die ernste Mien'
Des Sehers, wie vor Sonnenglanz entfliehn
Die dunkeln Wolken, und durch Kuß und Druck
An seine Stirn' verrieth er ohne Schmuck
Das innere Gefühl, der Gabe Werth,
Doch seine Jünger standen, unbelehrt,
Erstaunt um ihn. Dem Lächeln wehrte nur
Die Ehrfurcht." Wo, wo siehst du eine Spur
Von Achtung hier? Wenn dieses alte Paar
Pantoffeln ehret dich: so krankt am Staar
Mein Aug'! Verachtung und Beleidigung
Bezweckt' der Geber! "So sprach Alt und Jung
Zu Omar. Doch mit einem ernsten Blick'
Bestrafte schnell er sie und wies zurück
In enge Schranken Unbescheidenheit
Noch immer, sprach er, flieht das Licht, geweiht
Zu leuchten euch auf dunkelm Lebenspfad'.

Zu oft noch ſtreue ich der Weisheit Saat
Auf Felſenboden. Bilder ſchmücken ſchön
Ihr ernſtes Aeußre, und Simbol' erhöh'n
Der trocknen Lehren Reiz: doch Geiſteskoſt
Verlangt des Denkens Würz'. Aus fadem Moſt
Klärt ſich der edle Wein. Der Zauberton,
Nicht das Gewand, verräth der Vögel Kron',
Die Nachtigal, und in Golkonda's Min'
Siehſt du des Demants Feuer heimlich glühn
In rauher Kruſt'. Ein Abba birget oft
Das glänzendſte Genie, und unverhofft
Siehſt du die Geiſtesgluth beim Schüren ſprühn.
Belauſch den Gaukler hinter der Gardin'
Haſch' nicht nach leeren Schatten, ſondern kühn
Ergreif' den Körper ſelbſt; vergebnes Mühn
Lohnt anders dich. Die harte Kokosnuß
Mißziert ihr rauhes Kleid; doch zum Genuß'
Lock' dich die ſüße Milch, der edle Kern.
Mit geiſtigen Armen zu umfaſſen lern'
Der Menſchen Handlungen und Worte Sinn;
Im Staube ſucht der Wäſcher Goldgewinn
Am Gangesufer, und nach edelm Erz'
Durchbohrt der Bergmann kühn der Berge Quarz;
Mit Männermuth in ſeltenem Verbund'
Stürzt ſich der Taucher in des Meeres Schlund
In Ormus Bucht, um Perlen zu erſpähn.

Wer Roſen ſucht, darf Dornen nicht verſchmäh'n! —
Doch jetzt zur Gabendeutung. Das Geſchenk
Der Mütze und Pantoffeln weiſet, ohne Ränk',
Auf tiefe Demuth, hohe Achtung hin.
Symboliſch ſprach ich zu Schech Phähris Sinn:
„Wie über mir erhebet ſich die Deck'
Des Hauptes, ſo biſt du, Mann ohne Fleck'!
Erhaben über mir!" — "Nein, ſprach der Greis,
Wie die Sandal'; gleich Sklaven hoher Beys,
Sich unter meine Füße ſchmiegt, ſo weit
Weicht meine Würde deiner Würdigkeit!"

3.

An Herrn Eduard Barker in Haleb.

Haleb im December 1804.

Künftig verſtummen, ihr Götter der Himmel und Erde!
Meine Gebete. Denn fruchtlos verſchwend' ich nicht Mühe.
Freundſchaft verlieh mir den Erdkreis, das Sternengewölbe,
Blieb' euch noch übrig zu ſchenken dem Wonnebeglückten?

Anmerkung. Hr. Edmund Barker, Bruder des hiesigen Englischen Konsuls, ein sehr liebenswürdiger junger Mann, theilte mir einen in England verfertigten Erd- und Himmelsglob mit, welche zusammen die Größe einer Apfelsine hatten. Dies veranlaßte die vorstehenden Strophen.

Anmerkungen zu dem ersten Gedicht: die Verwandlung.

Auf meiner Reise von Smirna durch Kleinasien nach Haleb mit einer Kjerwane, verlor ich beim Eintritt ins Land der Karamanen meinen Bleistift, dessen ich mich bediente, um, so lange unser täglicher Zug dauerte, meine Bemerkungen aufzuzeichnen, weil man zu Pferde sitzend sich der Tinte und Feder nicht wohl bedienen kann. Ich hoffte, in dem ersten besten Städtchen, das wir antreffen würden, wieder einen kaufen zu können; allein ich irrte mich. Denn zu meinem Mißvergnügen fand ich so wenig zu Sackläh, (Ishaklu) und Akschähr, als auch nachher in Konja und Karaman einen Bleistift, auch nicht einmal ein Stückgen Röthel. Man bedient

ſich in Kleinaſien zum Schreiben bloß der Rohrfeder und der tuſchartigen Tinte; Bleiſtift kennt man, mit Ausſchluß der Seeſtädte, wo es Franken giebt, nicht, und mehrmahls kamen Anatolier neugierig herzu, um mich mit der Bleifeder ſchreiben zu ſehen. Um meinem Bedürfniſſe doch einigermaaßen abzuhelfen, ſchlug ich in der Stadt Akſchähr eine Flintenkugel zur Form eines Griffels und bediente mich dieſes unvollkommenen Inſtruments auf meiner fernern Reiſe. Dieſe Erfahrung möge andern Reiſenden in dieſen Ländern zur Warnung dienen, daß ſie ſich in den Seeſtädten mit einem hinlänglichen Vorrathe guter engliſcher Bleiſtifte verſehen. Mir gab dieſer Vorfall Veranlaſſung zu verſtehendem Gedichte.

Nur Därwiſch' u. ſ. w.
Miſterien kent. u. ſ. w.
} Konja, eine an-

ſehnliche Stadt, iſt der Sitz des Paſcha's von Karamanien und des Generals der Derwiſche vom Mewlewi-Orden. Mewlana Dſchelâl eddin Rumy, mit dem Beinamen Molla Hünkear, war der Stifter dieſes im osmaniſchen Reiche ſehr geachteten Ordens. Er lebte zur Zeit Ertogrul's, des Vaters von Osman dem Erſten zu Konja im Rufe der Heiligkeit, und noch jetzt ſieht man daſelbſt in dem anſehnlichen Kloſter ſein prächtiges Mauſoleum. Der jedesmalige

Jahre lang im Schweiß ihres Angeſichts beweiſen, daß ſeine unvergleichlichen Werke elendes Geſchmier ſeyen, durch Verſetzung in ſeine Dunkelde zu verewigen. Das war es eben was die langöhrichten Geſchöpfe wollten!

Der Merkur macht ſich keineswegs anheiſchig alle Unbilden in der Gelehrten Welt zu rächen, alle böſen Buben zu züchtigen, und mit eingelegtem Speer auf ofner Heerſtraſſe gegen Alle und jede zu behaupten, daß jedes ſchöne und nützliche Werk ein ſchönes und nützliches Werk ſey. Seine Meynung iſt nie geweſen, über alle gute, mittelmäßige und ſchlechte Schriften, welche von Jenner 1773. an in Proſe oder Verſen innerhalb der Grenzen Germaniens zum Vorſchein kommen werden, Gericht zu halten. Alles wozu er ſich verbindlich macht, iſt, wenn er urtheilen wird, ſo vernünftig, unpartheyiſch und beſcheiden zu urtheilen, als man es ſich zum Herausgeber und deſſen Freunden verſehen kan.

Uebrigens kan der Herausgeber des deutſchen Merkur nicht umhin, den Gönnern und Freunden, welche ſo geneigt geweſen, ſich mit ſeiner Commiſſion wegen Beförderung des Merkurs und Aufnahme der Abonnenten zu beladen, beym Schluſſe dieſes dritten Stücks den verbindlichſten Dank zu erſtatten; und Ihnen die fernere Beförderung dieſer Unternehmung, wenn Sie dieſelbe

Ordensgeneral hat sehr ansehnliche Einkünfte, theils von liegenden Gründen, theils von den Klöstern seines Ordens, die im ganzen osmanischen Reiche befindlich sind, und deren Zahl sich auf mehr als 300 belaufen soll. In Konja ist die Zahl der Mewlewi-Derwische sehr beträchtlich, und sowohl dort, als in Konstantinopel, Bursa, Halep u. s. w. habe ich bemerkt, daß es in der Regel schöne wohlgewachsene Leute sind, welches ich bei den vielen übrigen Mahomedanischen Derwischorden nicht in dem Grade gefunden habe. Ihrem religiösen Tanze, einer Art Walzer, sahe ich mehrmahls mit Vergnügen und Bewunderung zu, auch ist die ihn begleitende Musik, die Persischen Ursprungs zu seyn scheint, wirklich sehr angenehm. Ich weiß nicht, ob meine Vermuthung, daß dieser Tanz den Kreislauf der Sonne und Planeten abbilde, sich aus der Geschichte dieses Ordens erweisen läßt. Vielleicht ist Hr. Legationssecretair von Hammer im Stande, hierüber eine nähere Auskunft zu geben.

Hyänengleich. u. s. w. Die Belege dazu wird man in meiner Reisebeschreibung finden.

Graphit u. s. w. Der beßte Graphit oder Reißblei wird in den Minen von Dumphrey in Schottland und Barrodal in Kumberland gegraben.

Dreiereien u. ſ. w. Uneigentliche Benennung der ſchlechten Bleiſtifte aus Reisblei und Schwefel gemiſcht in Formen gegoſſen, wovon das Stück in Nürnberg vielleicht kaum einen Dreier koſtet.

Sommona oder Sommona-Codom, Foe, Budda, Stifter der weit in Aſien verbreiteten Religion, wovon der Dalai-Lama und der Kutuchta die Oberhäupter ſind.

Fetiſch. Der Fetiſchendienſt iſt beſonders unter den Negern in Afrika in Gebrauch.

Thora; die Bibel.

Brava. Eine Stadt am öſtlichen Rande Afrika's unter der Linie.

Peſcherähe, bekannt durch Kook's Entdekkungsreiſen.

Und malt den Teufel u. ſ. w. wie in Habeſch.

Ermel; La Manche; die Franzöſiſche Benennung des Kanals zwiſchen England und Frankreich.

Owaihy, Inſel in Polyneſien, bekannt durch Kook's tragiſches Ende.

Häärnem Hauſe. Die Araber nennen ihre Zelte nicht El cheime, ſondern El beit es ſchahr.

Skender,

'Skender, Alexander, König von Macedonien.

Kakkerlak; die bekannten Dämmlinge in der Schweiz, Savoyen, den Pyrenäen u. s. w.

Anmerkungen zum zweiten Gedichte.

Seltene Höflichkeit im Orient; eine Syrische Legende.

Den Stoff zu diesem Gedichte lieferte ein kleines Geschichtgen, welches der hiesige Holländische Konsul, Hr. Masenk, bei einem ländlichen Aufenthalte beim Englischen Konsul, Hrn. Barker, in einem Garten Baballah's, eines eine Stunde von Halep entfernten Gärtnerdorfes, mit seiner gewöhnlichen Laune der Gesellschaft erzählte.

Eessa Schech. Dies ist der arabische Name eines Mannes, den die meisten meiner Leser ohne Zweifel kennen werden.

Molch; lacerta Salamandra L. — Etliche Mahomedanische Mönchsorden rühmen sich grosser Wunderkräfte, besonders die Derwische vom Rufaiorden u. s. w. In meiner Reisebeschreibung wird

man über dieſen Gegenſtand mehrere Nachrichten antreffen.

El Kods, Jeruſalem.

Maſſr. Kahira in Egypten, welches in Arabiſchen Werken Maſſr el Kahira genannt wird.

Reich; der bekannte teutſche Arzt von Erlangen.

Weitheimſche Weisheit u. ſ. w. Ein Arabiſches Sprichwort.

Doch kärglich floß u. ſ. w. Der kleine Kanal, der aus den Quellen des verfallenen Dörfchens Heilan, drei Stunden von hier, die Stadt Halep mit Trinkwaſſer verſieht, fließt durch Baballa und wird daſelbſt zur Bewäſſerung der Gärten benutzt. Die vormalige Wohnung und das Grab des hier für heilig gehaltenen Schechs Phäris liegt auf einem Hügel an der Südſeite Baballah's; es wohnen dort etwa 30 Familien, und man genießt von der Anhöhe einer angenehmen Ausſicht über das kleine Thal, worin der Goick fließt, nach Halep u. ſ. w.

Ibiſch. Hibiscus esculentus L.

Melanzan. Solanum melongena L.

Pastecke. Wassermelone, Cucumis citrullus L.

Melin Hyperbelsinn. Dieser Vorwurf möchte indeß wohl auf die meisten Einwohner der übrigen Levantinischen Städte anzuwenden seyn.

Selbst im Tachtruan. Der Tachtruan ist eine Art großer Sänften, welche von zwei Maulthieren getragen werden, aber auf den holprigten felsigten Wegen und weil die Tragstöcke wenig elastisch sind, ziemlich unbequem sind. Nur vornehme und reiche Personen vom schönen Geschlechte bedienen sich gewöhnlich derselben. Wegen einer mich auf der Reise von Smirna nach Halep befallenen Krankheit war ich genöthiget mich von Antakia nach Halep in einer solchen Sänfte transportiren zu lassen.

Sir Grahams Himmelbett. Dr. Graham, ein Londonscher bekannter Charlatan, machte in unsern Tagen ein großes Aufsehen mit seinen Wunderkuren, und besonders mit seinem Luftbette, welches er das Himmelsbett nannte. Ein reisender Engländer versicherte mir, sein Haus sey ein Bordell gewesen.

Meer-Jasmin. El Jasmin el bahhry nennen die Araber die Tuberose.

Die Binni; ein hiesiger wohlschmeckender Fisch der süßen Wasser.

Nauphar. Nymphaea alba et lutea. L.

Lotosblum'. Nymphaea lotus L.

Ein Abba. El Abbaje heißt das gewöhnliche mantelartige Gewand von einem gestreiften groben Zeuche, dessen sich die gemeinen Araber und Syrer zur Oberkleidung bedienen.

III.

Bruchstücke aus einem Reisetagebuche.

Fortsetzung.

— Wir kehrten zu Fuß nach Koblenz zurück, wandelten Nachmittags noch einmal in der schönen Stadt und Gegend umher, kosteten manche herrliche Traube, und brachten einen unvergeßlichen Abend bei Laffault zu. Meiner F kaufe' ich in Finks Fabrik, ein schönes Kaffeegeschirr von lakirtem Blech, um das heitere Andenken an Koblenz mit ihr zu theilen. Diese geschmackvollen Arbeiten werden nun um so größern Beifall unter den Franzosen finden, da der Bruder ihres neuen Kaisers sie seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und mehrere Proben davon hat lassen nach Paris kommen.

Am letzten Septembermorgen reiseten wir früh um 5 Uhr, von Koblenz ab. Wir fuhren auf der herrlichen Chaussee, die Kaiser Napoleon von Koblenz bis Mainz geschaffen hat, die aber noch nicht ganz vollendet ist, über die Kapelle, Reeß, Boppart, St. Goar, Oberwesel, Bacha-

rach, u. ſ. w. bis nach Bingen. Beim Bau dieſer Kunſtſtraße ſtieß man mehrmals auf Reſte Römiſcher Chauſſeen. Zu St. Goar frühſtückten wir, und beſahen dann die ehemals Heſſiſche, nun Franzöſiſche, geſchleifte Feſtung Rheinfels, deren Lage etwas Romantiſches hat. Den Namen hat ihr die Natur ſelbſt gegeben. Schon in uralten Zeiten ſoll hier eine Burg der Mattiaken, und nachher ein Kloſter Mattenburg, geſtanden haben, woraus Graf Diether I. oder Reiche, von Katzenelnbogen, ein Freund Kaiſer Friedrich II, im J. 1245 eine treffliche Bergfeſtung ſchuf. Eben derſelbe legte hier zuerſt einen neuen Rheinzoll an. Landgraf Philipp der jüngere von Heſſen ließ Rheinfels im J. 1568 mit neuen Gebäuden und Zwingern erweitern und verſchönern. Die Heſſenkaſſelſchen Landgrafen hatten das, ihnen von dem Heſſenrheinfelſiſchen Hauſe auch zugeſtandene Beſatzungsrecht auf dieſer Feſtung, und der gegenüber liegenden Feſte Katz. Im dreißigjährigen Kriege ſtand Rheinfels bald unter H. Kaſſelſcher, bald unter H. Darmſtädtſcher Oberherrſchaft. Im J. 1692 wurde es von dem Franzöſiſchen Feldmarſchall von Tallard faſt einen ganzen Monat hindurch mit 17 bis 18000 Mann vergeblich berennt und beſtürmt; denn der muthige Landgraf Karl von Heſſenkaſſel

der dem imposanten Karlsberge bei Kassel den Namen gegeben hat, war selbst in der Nähe und lenkte die tapfere Vertheidigung der Festung. Endlich, da Tallard noch die letzten Anstalten zu einem Generalsturme machte, erfuhr er zu seinem Leidwesen, daß L. Karl sich mit den Pfälzischen und Brandenburgischen Truppen vereinigen wolle, und seine Reuterei über den Rhein gehen lasse; er zog daher am 1sten Januar 1693 unverrichteter Sache wieder ab. Diese Belagerung kostete den Franzosen an 4000 Mann, die Hessen hatten dagegen vom 8ten Dec. 1692 bis zum 2ten Jan. 1693 nicht über 300 Mann verloren. Sie hatten das stärkste Feuer so standhaft ausgehalten, daß die Belagerer von ihnen sagten: "Die Hessen können in Feuer und Flammen, wie die Vögel in den Lüften, schweben!" Der Landgraf verewigte den glücklichen Entsatz dieser Festung durch vier Denkmünzen, und ließ zum Andenken dieses Entsatzes die Festung mit der umliegenden Gegend in Florentinischem Mosaique abbilden; eine Kunstarbeit, die man in dem reichen Kasselischen Museum sieht. Im letzten Französischen Kriege gieng Rheinfels an die Franzosen über. Wir bestiegen die zerstörte Feste und bewunderten ihre treffliche Lage; mehrere Mauren standen noch da in ihrer alten Kraft; über den Thoren fielen uns einige Inschriften ins

Auge, z. B. Nemo sit alterius, qui suus esse potest. Ubi Deus non custodit urbem, vana est custodia u. s. w.

Rheinfels gegenüber liegt auf einem sehr hohen Felsen das im J. 1343 vom Grafen Joh. von Katzenelnbogen erbaute Schloß Neukatzenelnbogen, gewöhnlich nur die Kaz genannt, das einen malerisch-schönen Anblick gewährt.

In der Nähe von Kaub betrachteten wir nochmals den sogenannten Pfalzthurm mitten im Rhein. Dies kleine Schlößchen, ehemals auch Pfalzgrafenstein genannt, ein zwar unregelmäßiges, aber doch festes Gebäude, wurde vielleicht darum errichtet, damit keine Schiffe ohne Zoll vorbei fahren möchten. Auch sollen, nach einer alten Tradition, die Pfalzgräfinnen, sobald sie schwanger waren, ehemals dahin gekommen, und in dieser kleinen Feste ihr Wochenbette gehalten haben. Merkwürdig ist darin ein in die Felsen gehauener Brunnen, der ein gutes Wasser giebt, das einen ganz andern Geschmack, als das Rheinwasser haben soll. Relata refero. Ueber dem Eingange in dies Gebäude hängt ein Fallgatter, zu welchem man mittelst einer hölzernen Treppe steigen muß. Ehemals hatte diese

dessen würdig finden, zu empfehlen. Und da er bey dieser Gelegenheit von einer sehr grossen Anzahl auswärtiger Gelehrten und andrer angesehener Personen, von zum Theil weit entlegenen Orten mit freundschaftlichen Zuschriften beehrt worden ist, die er wegen eines durch die Umstände veranlaßten gänzlichen Mangels an Muße zum Theil gar nicht, zum Theil nicht nach dem Maas des Verdiensts derjenigen von welchen sie herrührten und seiner Hochachtung gegen sie, beantworten konnte: so bittet er dieselben samt und sonders deshalben um Nachsicht und Vergebung, und hoffet bey künftiger mehrerer Muße sich im Stande zu sehen, das Versäumte einbringen zu können.

kleine Feste ihren Kommandanten, und ihre Artillerie; auch wurden dorthin Pfälzische Staatsgefangene in sichere Verwahrung gebracht.

Bei Bingen weilten wir einige Augenblicke bei den malerischen Ruinen des Niederwalds, den Ruinen des St. Rupertusklosters, u. s. w. und wanderten dann von hier aus zu Fuß durch die schöne Gegend nach Werstatt zu, wo wir uns nah am Ziele unserer Wanderung, noch vom rechten Wege verirrten, aber durch den gefälligen Maire eines benachbarten Dorfes wieder zurecht gewiesen wurden, so, daß wir Abends nach 10 Uhr, und zwar ziemlich ermüdet, in unserer Heimath anlangten. In den nächsten Tagen ruhten wir theils in Werstatt aus, theils machten wir einige angenehme Streifzüge in die benachbarten Orte, Jugenheim, Pattenheim, u. s. w. lernten manchen interessanten Menschen kennen, erhielten noch manchen interessanten Aufschluß über die fatale Revolutionszeit, und hörten auch mitunter manche komische Anekdote. Unter andern hielten bekanntlich die Maires an den Dekadenfesten Volksreden von den Kanzeln herab, und erst dann, wenn diese mit ihren, oft lächerlichen Tiraden fertig waren, durfte der Prediger des Orts die Kanzel besteigen. Einst sah die Gattin eines Predigers eine alte Bauers-

frau unwillig, mit ihrem Gesangbuche unter dem Arme, aus der Kirche eilig zurück nach Hause gehen, ob sie gleich den Augenblick vorher erst hinein gegangen war, und fragte sie: "wie? schon wieder nach Hause?" die alte Frau erwiederte mürrisch: "ich glaubte der Herr Pfarrer predigte, da steht aber wieder der Narr (sie meinte den jetzigen Maire, einen Chirurgus) auf der Kanzel!" Eben dieser Maire hielt einst eine Volksrede, der auch mehrere gebildete Personen, Prediger, Beamten, beiwohnen mußten, und fieng seine Rede mit den Worten an: Bürger! 's macht mir 'n rechtes Plaisir — — —" Ein anderer hielt eine donnernde Rede über einen abgehauenen Freiheitsbaum, und sagte unter andern: "ihr habt diesen Baum, das einzige Zeichen unserer Freiheit, zerstört!" — — — Es ist nur zu beklagen, daß bei diesen Possen so manches Individuum und so manche Familie unglücklich wurde! In Jugenheim brachten wir einen vergnügten Nachmittag in einem Weinberge zu, und labten uns an den köstlichen Gaben des Herbstes. Uebrigens wurden wir nur zu sehr überzeugt, wie hart und anhaltend die schöne Pfalz am Rhein die Uebel des allen Seegen der Natur zerstörenden Krieges empfunden habe.

Mittwochs, den dritten Oktober, giengen wir,

an einem der heiterſten Herbſtmorgen, nach Kreuznach, der Vaterſtadt des berühmten Preuß. Großkanzlers Joh. Hein. v. Carmer, und des wackern Malers und Dichters Müller. Wir wurden durch den freundlichen Anblick dieſer muntern Stadt, welche der Nahſtrom in die Alt- und Neuſtadt abtheilt, und durch deren romantiſch-ſchöne Umgebungen nicht wenig überraſcht. Die blühenden Thäler an der Nahe mit den majeſtätiſch-hervorragenden Klippen und ehrwürdigen Trümmern der ritterlichen Vorzeit, gehören zu dem Schönſten, was ich auf meiner Reiſe ſah. In dem Hauſe des biedern und gaſtfreien Handelsmannes Kaufmann — dem Verf. des erſten Aufſatzes in dem (Kreuznach, b. Kehr 1805.) erſchienenen vaterländiſchen Taſchenbuche für Freunde des Guten und Schönen — machten wir die angenehme Bekanntſchaft mit deſſen Schwager, dem gelehrten und braven Konr. Kayſer zu Heidelberg und mit Hrn. Weinmann, Prof. an der Kreuznacher Sekondärſchule. Nachmittags begleiteten uns dieſe Männer, — wozu ſich ſpäter noch der berühmte Prof. und Franzöſiſche Oberarzt Wedekind von Mainz, dem die Gabe des Witzes in nicht geringem Grade verliehen iſt, und einige andere intereſſante Männer geſellten, — nach der Gegend von Münſter am Steine, den beiden Sa-

linen, Theodors- und Karlshalle, und den majestätischen Ruinen des Rheingrafensteins.

In den erwähnten Salinen, wovon die erste im J. 1743. die zweite aber schon im J. 1729 angelegt worden ist, wird das Salz für die dortige Gegend bereitet, und nach Abzug aller Kosten, pflegen dieselben jährlich 30,000 Gulden einzutragen. Wir wanderten durch ein mit furchtbaren Felsen umgebenes Thal, kamen sodann an den Salinen vorbei, ließen uns auf einem Nachen über die Nahe setzen, und erstiegen den hohen Rheingrafenstein. Zur einen Seite lag in malerischer Beleuchtung die schöne Landschaft, stufenweise in mannichfaltigen Partien gruppirt, die dunkle Waldung des Hardtberges, von den kahlen Felsmassen durch ein üppiges Thal getrennet; von einer andern Seite fallen über Weinlaub, Gärten und wildem Gesträuche die alternden Reste der, nach dem Ryßwickischen Friedensschluß gänzlich geschleiften Ebernburg ins Auge, wo einst der mannhafte Ritter Franz von Sickingen hauste, der die zu ihm geflüchteten Männer Luther, Oekolampad, Reuchlin, und Ulrich von Hutten schützte. *) Hier erblickt man das friedliche

*) Luther rief bei seinem Tode aus: „der Herr ist gerecht, aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht durchs Schwert helfen!“

Dörfchen Münster, weiter südwärts fallen hohe Felsmassen ins Auge, und das Ganze macht den Eindruck des Großen und Erhabenen, im Wechsel mit dem Sanften und Schönen, wobei unser Gemüth sich so wohl befindet.

Der ehrwürdige Rheingrafenstein, am Ufer des Nahlstroms gelegen, war das alte Stammhaus der Rheingräflichen Linie zu Stein, und liegt etwa ½ Stunde von Kreuznach entfernt. Die Franzosen, die in ältern und neuern Zeiten in Teutschland überall Spuren ihrer zerstörenden Hand hinterlassen haben, waren auch die Zerstörer dieses einst festen und furchtbaren Bergschlosses. Türenne zersprengte im J. 1688 diese unüberwindlich scheinende Feste durch Minen, nachdem er anfangs den damaligen Inhaber derselben, den Rheingrafen vergeblich aufgefordert hatte, die ihm theure Burg seiner Väter zu verlassen. Die angelegten Minen trieben ihn endlich mit seiner Familie heraus. Noch führen den sinnenden Wanderer einige bedeutendere Reste des alten Schlosses — die ehemalige Wohnung des Harfners, die Kapelle, die Frauenzimmerwohnung u. s. w. — in die Zeiten der ritterlichen Vorwelt zurück. Man fühlt sich von den Worten aus Ossians Karthon durchdrungen:

„Warum bauſt du die Halle,
Sohn der geflügelten Tage?
Du blickſt von deinen Thürmen heute;
Wenig Jahre, dann brauſen
Heran die Stürme der Wüſte,
Die leeren Höfe durchheulend,
Umſauſend den alternden Schild! — —"

Die Bilder der Vergangenheit entfalteten ſich vor unſerm Geiſte, wir durchblickten die verſchiedenen Zeitalter, welche dieſe und andere zerſtörte Burgen durchlebt haben, und horchten ernſt dem Sturmwinde des Rieſenganges der Zeit. Nur traurige Reſte ihres ehemaligen Daſeyns ſind noch vorhanden. Hin ſind die Belagerer und die Belagerten. Die Burgen ſind ſchaurige Steinhaufen, und die Hand des Zerſtörers iſt längſt vermodert! Die wie von Rieſenhänden auf die ungeheuren Felsmaſſen gegründete Burg, mit ihren Umgebungen, das romantiſche Nahthal, Kreuznachs ſchöne Gefilde — ſind Zeugen mannichfaltiger Genüſſe und Leiden der Vorzeit. — —

Gegen Abend erhob ſich ein Gewitter, rothe und düſtergraue Wolken flogen am Himmel hin; indeſſen zog das Gewitter bald vorüber, und löſete ſich in einen milden Regen auf. Durchnäßt am ganzen

Leide, kamen wir in Kreuznach an. Dieſe ehemalige Hauptſtadt der Grafſchaft Sponheim, ſonſt auch der Sitz eines kurpfälziſchen Oberamts, gehört jetzt gleichfalls zur kaiſerlichen Republik Frankreich, und iſt eine von den wenigen Neufranzöſiſchen Stücken auf Teutſchem Boden, die ſich heben, während beinahe alle übrigen zurück kommen. Durch die Vermählung des Pfalzgrafen Rupert mit Eliſabeth, einer gebornen Gräfin von Sponheim, im J. 1392, kam einſt Kreuznach an die Pfalz, und im J. 1689 wurde dieſe Stadt durch die Barbarei der Franzoſen faſt gänzlich verheert. Kreuznachs Bewohner, die ein munteres Völkchen zu ſeyn ſcheinen, waren gerade zur Zeit unſerer Anweſenheit beſchäftiget, den Kaiſer Napoleon in ihren Mauern zu empfangen. So wohlgelaunt iſt er vielleicht in wenigen Teutſchen Städten empfangen worden, als hier. Dennoch hielt er nachher ſein Nachtlager nicht wie man erwartet hatte, in Kreuznach, ſondern in dem kleinen Nestchen Simmern, wo er indeſſen recht zufrieden geweſen ſeyn ſoll. Da die läſtigen Viſitationen der Douaniers in Kreuznach nicht ſo, wie an den Gränzorten, ſtatt finden, ſo kann ſich auch der Handel dieſes heiteren Städtchens heben. Unter ſeinen ausgezeichneten Männern glänzt Michel Mort hervor, der im J. 1279 bei Sprend-

tingen den Heldentod gegen den Bischoff Werner von Mainz erkämpfte. Mit patriotischem Feuer beschreibt diese Heldenthat der Maler Müller, in seiner Schreibtafel, 6ste Lieferung. (Mannh. 1778)

An dem ungewöhnlich heitern 4ten Oktobermorgen besahen wir den ehemals Dessauischen, jetzt dem Reumuschen verschönerten Park, worin die Kreuznacher Schönen beschäftigt waren, sich Herbstblumen und Eichenlaub zu ihrem Schmuck beim Empfange K. Napoleons, den man an diesem Tage erwartete, zu holen. Den durch anmuthige Partieen ausgezeichneten Schmerzischen Garten sahen wir nur aus der Ferne, wie Moses das gelobte Land, weil es uns an Zeit gebrach. Einen frohen Mittag und Nachmittag brachten wir bei Demoiselle S., einem sehr gebildeten Frauenzimmer, zu, und traten dann unsern Rückweg nach Badenheim an, um den ländlichen Dichter Isaak Mauß noch kennen zu lernen. Wir trafen den wackern Landmann auf seinem Hofe an, beschäftigt mit seinem Wagen. Er war schon auf unsere Ankunft vorbereitet, und reichte uns zutraulich die Hand. Er führte uns in seine geräumige Wohnstube, und unterhielt uns, bei einer Flasche guten Badenheimer Weins, den er selbst gezogen hatte, mit vieler Freundlichkeit. Mauß ist ein wohlgewachsener

und

und gutgebildeter Mann von 54 Jahren. Seine Gesichtszüge sind regelmäßig, und sein helles, blaues Auge voll Feuers. Er ist ein kluger Oekonom, braver Hausvater, angenehmer Gesellschafter und geschätzter Dichter. Die ungezwungene Ruhe und Heiterkeit seines Wesens, und der mit seinem Loose zufriedene Sinn, der sich in seinem ganzen Betragen ausspricht, sind anziehend. Zur Zeit der schrecklichen Kriegsverwüstungen fand er Erholung von den Leiden der Gegenwart in den höhern Regionen der Wahrheit und Dichtkunst. Indessen soll er, seitdem ihm in kurzer Zeit seine drei schön aufgeblühten ältesten Töchter dahin starben, an Munterkeit vieles verloren, und merklich gealtert haben. Der noch lebende Kaufmann Schmerz zu Kreuznach hat ihn zuerst dem braven Dichter Nikol. Götz zu Winterburg empfohlen, der vieles zu seiner Bildung beitrug, und wovon uns Maus einige interessante Anekdoten erzählte. Mehrere Freunde hatten dem jungen Landmanne gerathen, zu studieren, auch Götz schien dieser Meinung zu seyn; da ihm indessen M. seine Gegengründe angab, und seine Neigung äußerte, ein Landmann bleiben zu wollen, so ehrte Götz seine Gründe, und bestärkte ihn in seinem Vorsatze. Die Zeit, die dieser ländliche Dichter eigentlich den Musen widmet, sind die Sonntage und Winterabende.

Mit Göckingk wurde er durch den Buchhändler Herrmann zu Frankfurt a. M. bekannt, bei dem er Göckingks Gedichte kaufen wollte, die ihm dieser sobald er seinen Namen erfuhr, schenkte, und wofür er nachher einen poetischen Brief an Göckingk schreiben mußte, den ihm dieser bekanntlich so herz- und sinnvoll beantwortete. Seit mehreren Jahren hatte Maus nichts mehr von Göckingk vernommen.

Es war schon dunkel geworden, da wir von unserm Freunde schieden. Weil wir des Weges nicht ganz kundig waren, so begleitete uns derselbe wohl noch eine viertel Stunde lang, bis wir auf dem Pfade waren, wo wir nicht mehr irren konnten. Spät in der Nacht kamen wir in Werstatt an. Am folgenden Tage machten wir, in angenehmer Gesellschaft, eine Reise nach Pattenheim, und freuten uns zum letzten Male der schönen Gegend.

Am 6ten Oktober verließen wir Werstatt, wo wir so manche heitere Stunde, im Schooße der Freundschaft, verlebt hatten, und fuhren mit der Gattin und dem Sohne unsers edeln Freundes L. nach Worms. Wir übergaben den jungen L. seinem künftigen Pflegevater, Hrn. Prf. Graf, und empfahlen ihn seinen Lehrern, den an der dortigen

Nachricht.

So eben verläßt das dritte Stück der Beschreibung, so Hr. M. Oberlin zu Straßburg von Hrn. Professor Schöpflins Antiquitäten-Sammlung vor drey Jahren herauszugeben angefangen, die Presse. Solches erklärt Gefäße und Geräthschaften. Es ist nun dadurch der erste Band des Werks ergänzt, welcher etwas über ein Alphabet auf groß Schreibpapier in 4° nebst 17 Kupfertafeln und zwey Anfangsleisten enthält, deren eine eine Sterb-Münze auf Hrn. Professor Schöpflin vorstellt.

Dieser Band kostet bey dem Verfasser selbst 6 Livres; welchen sehr mäßigen Preiß man dem Beytrag eines Gönners zu den Kosten des Valarii zu verdanken hat.

Diejenigen Personen, welche das erste Stück, oder Lapidarium, schon besitzen, zahlen noch 4tt 10 Sols; die auch das Marmorarium haben, zahlen für das Valarium 3tt 10 Sols, und erhalten dabey den Haupt-Titel für diesen ersten Band.

Der zweyte Band, oder die andere Helfte dieser Beschreibung wird die Laren oder Hausgötter der Alten,

Sekondärschule stehenden Professoren, Schneidler und Prf. Valbier. Graf und Valbier zeigten uns mit vieler Gefälligkeit einige Merkwürdigkeiten der alten Stadt Worms, — berühmt durch die vielen hier gehaltenen fürstlichen Versammlungen, königlichen und kaiserlichen Vermählungen, feierlichen Zusammenkünfte, Reichstäge u. s. w. Wir sahen den großen Dom, die merkwürdige St. Johanniskirche, die einige, wegen ihrer sonderbaren, länglich runden Form für einen ursprünglich Heidnischen Tempel halten wollen, bei deren Anblick mir jedoch kein Zweifel übrig blieb, daß sie gleich ursprünglich eine christliche Kirche war. Die Stadt liegt nahe am Rhein, in einer schönen Gegend, und in ihrer Nähe wächst der liebliche Rheinwein, unserer lieben Frauen Milch genannt. Mehr als einmal ist Worms das Opfer zerstörender Barbaren geworden; im Jahr 407 wurde es von den Vandalen, im J: 451 und 938 von den Hunnen, 891 von den Normännern, und 1689 von den Franzosen verwüstet. Auch diese, jetzt zum Französischen Kaiserthume gehörige Stadt, war einst eine freie Teutsche Reichsstadt. So wird sie in Urkunden K. Karls IV. von 1355 und 56. und in dem Städtebund von 1385 genannt; dafür wurde sie 1379 auf dem Reichstage zu Nürnberg, und vom Kaiser Maximi-

lian I. durch feierliche Urkunden von 1507 und 1508 erkannt. Hier wurde im J. 1521 der berühmte Reichstag gehalten, auf welchem Luther persönlich erscheinen mußte. Noch zeigte man uns die Altane, über die er in seine Wohnung gegangen seyn, den Ort, von welchem herab er geprediget haben soll, u. s. w. Auf dem Platze, wo einst der Versammlungssaal der Teutschen Fürsten war, steht jetzt die den ev. Lutherischen gehörige Kirche, wozu der Grundstein 1709 gelegt wurde. Bei der im J. 1689 geschehenen Verwüstung durch die Franzosen wurde die Stadt beinahe in einen Aschenhaufen verwandelt. Wir sahen indessen noch manche merkwürdige steinerne Denkmäler, welche der Hand der Zerstörung damals entgangen waren, z. B. einige sehr alte Inschriften, einen steinernen Sarkofag, u. s. w. Ob das seltsame alte Gemälde, das ehemals beim Eingange der St. Martinskirche über einem Altar hieng, und die Transsubstantiation vorstellte, noch vorhanden sey, weiß ich nicht, da mir's die Zeit nicht erlaubte, diese Kirche zu besehen. Maria hält auf diesem Gemälde das Christuskind bei seinen Füssen, und wirft es mit umgekehrtem Leibe in den Trichter einer Mühle; die 12 Apostel drehen das Mühlrad mit aller Gewalt herum, der Papst liegt auf den Knieen, und empfängt die Hostien, welche,

so gemahlen; in einen goldenen Kelch fallen; und übergiebt sie einem Bischoffe, dieser einem Priester, und der Priester theilt sie dem andächtigen Volke mit.

An einem heitern Nachmittage fuhren wir, über Frankenthal, nach dem 4 Stunden von Worms entlegenen Mannheim. Ein kleiner, munterer Knabe, dem wir anfangs die Geschicklichkeit des Wagenlenkens nicht zutrauten, fuhr uns mit vieler Fertigkeit bis an die Rheinschanze, und wir giengen sodann auf einer Schiffbrücke — beladen mit Menschen, Thieren, Kutschen, und Frachtwagen, — vollends nach Mannheim hinüber. Von der ehemals gerühmten Beleuchtung dieser Stadt sahen wir nichts. Nachdem wir ein frugales Nachtmahl und eine Bouteille guten Weins mit heiterem Sinne zu uns genommen, und manche Reiseſcene rekapitulirt hatten, wanderten wir noch einigemale durch die schöne Stadtallee, worin eine große Menge Menschen von mancherlei Stand, Gehalt und Bedürfnissen lustwandelte, während überall Nachtmusiken, Drehorgeln und Gesänge hinein tönten, die erst in später Mitternacht verstummten.

Am andern Morgen sahen wir uns in der schönen Stadt Mannheim um, und machten einen

Spaziergang um die Stadt herum, um den Anblick ihrer anmuthigen Umgebungen zu genießen. Unser erster Ausgang war zum Justizrathe Jung, (einem Sohne des in Heidelberg privatisirenden Hofraths Jung-Stilling,) der uns, nebst seiner braven Gattin, mit großer Liebe empfieng. An seiner Seite sahen wir die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Mannheims. Eine äußerst liebliche und rührende Musik tönte uns aus der Kapuzinerkirche entgegen, so, daß wir hinein giengen, und uns einige Augenblicke an diesen sanften harmonischen Tönen erquickten. Dann giengen wir auf die herrliche Sternwarte, nach dem Plan und Modell, und unter der Aufsicht des berühmten Astronomen, Prof. Christian Mayers im J. 1772 erbaut; reich an den trefflichsten astronomischen Instrumenten, und so frei und glücklich gelegen, wie vielleicht wenige andere Observatorien in Teutschland. Der jetzige Aufseher dieser Sternwarte ist der Abbé Barry, der nunmehr auch, als Heidelberger Professor, wöchentlich einigemal nach Heidelberg fahren muß, um dort den der Mathematik Beflissenen, astronomische Vorlesungen zu halten. Die Resultate seiner bisher angestellten Beobachtungen sind mir nicht bekannt geworden. Wir sahen den schön eingerichteten und imponirenden Konzertsaal. Das Theater konnten wir nicht sehen,

weil gerade Probe war, und hierzu kein Fremder eingelassen wurde. Die ehemals in Mannheim befindliche Gemäldegallerie und Antikensammlung sind zwar nach München gebracht worden; indessen hat man bereits einen neuen Anfang zu einer nicht unbedeutenden Sammlung von Gemälden gemacht, und die schönsten Gypsabgüsse von Antiken aus Paris erhalten. Diese neuen Anlagen konnten wir durch die Gefälligkeit des jetzigen Inspektors, mit der größten Muße betrachten. Wie sehr unterschied sich dieser kenntnißreiche und höfliche Mann von so manchem andern Aufseher von Museen, Antikensammlungen u. s. w. zu seinem Vortheile! Manchem Aufseher sieht man die Verdrüßlikeit an, wenn er, auch ohne ein Wort zu sprechen, die Fremden in größter Eile durch die verschiedenen Zimmer führet; und doch ist bisweilen dies Aufseheramt das einzige Geschäfte eines solchen Mannes!

Wir sahen in den schönen Gypsabgüssen, die fast noch reinere Genüsse, als die Originale, gewähren, die edelsten Denkmäler der Griechischen und Römischen Bildhauerkunst. Wahrhaft erhebend ist das Bild des vatikanischen Apoll; die reizendste Jünglingsfigur, die sich jetzt in den Mann verliert; — der wonnevollste Jugendherbst, des unsterb-

lichen Pindar. Eine wunderbare Mischung von Ernst und Freundlichkeit, Hoheit und Milde bezeichnet den Blick dieses Unsterblichen, der in dem Augenblicke dargestellt ist, wo er erzürnt einen Pfeil auf den Drachen Python abgeschossen hatte. Eben so hinreissend war für mich die herrliche Gruppe des Laokoon. Unter den übrigen Gestalten und Büsten traten vorzüglich hervor: Kastor und Pollux, die mediziesche Venus, der Hermaphrodit, die Büste der Niobe, des Nero, Kaligula, der schönen Faustina u. a. m. Noch aber waren nicht alle Figuren gehörig aufgestellt. — Die Gemäldesammlung enthielt schon viele treffliche Niederländische Stücke von van Dick, Tenniers Rembrandt, Rubens, mehrere schätzbare Französische Stücke, einige wenige Italienische, zwei Stücke von Lukas Cranach, einige Stücke von Joh. Heinr. Tischbein, u. s. w. Neun große Zimmer sind zu dieser Gallerie bestimmt. Freilich wird noch Zeit und Geld erforderlich seyn, bis diese Bildergallerie das seyn wird, was sie unter Karl Theodors Regierung war. Doch läßt sich von dem edeln Kurfürsten von Baden in jeder Hinsicht das Beste erwarten.

Die schön und prächtig gebauete Jesuiter-

Kirche — durchaus von Marmor — ist unstreitig eine der kostbarsten Kirchen in Europa. Die herrliche Kuppel, die schönen Freskogemälde, die alabasternen Statuen und prächtigen Säulen auf dem Hochaltar machen einen imposanten Eindruck. Nur sind die Verzierungen etwas zu sehr überladen. Mit Vergnügen weilte ich bei den ausdrucksvollen 6 Altargemälden, die unter andern den Tod des heil. Borromäus, die edle Landgräfin Elisabeth die heilige, milde Gaben ausspendend, den heil. Aloysius u. s. w. vorstellen. Am öftersten kehrt' ich indessen zu dem Tode des im J. 1548 gestorbenen, und 1610 kanonisirten, wahrhaft edeln Erzbischofs Borromäus zurück. — Durch die letzte Belagerung Mannheims haben nur einige marmorne Statüen dieser Kirche etwas gelitten.

Mannheim ist eine der schönsten und regelmäßigsten Teutschen Städte; vom Kurfürsten Friedrich IV. im J. 1606 aus einem alten Dorfe gleiches Namens (in alten Urkunden Männenheim genannt) in eine Stadt umgeschaffen. Seine Lage in einer Ebene, am Einflusse des Neckars in den Rhein, ist anmuthig, und durch die Schleifung der Festungswerke hat es ein freundliches Ansehen erhal-

ten. Das kurfürstliche Schloß, welches beinahe eine ganze Straße einnimmt, ist in einem schönen Stile, doch nicht ganz regelmäßig, erbaut, hat aber auch im letzten Französischen Kriege gelitten. Die ganze Stadt ist in lauter regelmäßigen Vierecken gebaut; alle Straßen durchschneiden sich einander in rechten Winkeln, so daß man an jeder Ecke vier Straßen sehen kann Der Vierecke sind 107. Die größtentheils schönen Häuser sind jedoch gegen die Straßen zu niedrig. Schon in frühern Zeiten hatte Mannheim eine treffliche Festung, die aber im J. 1688 von den Franzosen demolirt wurde. Die nachherigen Kurfürsten stellten sie mit vielen Kosten wieder her; — schwerlich dürfte dies nun so bald wieder geschehen. Merkwürdig ist hier ein in einem edlen Stile erbauter, und mit vielen Statüen geschmackvoll verzierter Brunnen, an dem nur zu tadeln ist, daß — er kein Wasser hat. An die glückliche Herbeischaffung des Wassers dachte man zu spät. Noch zeichnet sich Mannheim durch seine Fabriken, und sein großes Meß- oder Kauf- und Lagerhaus sehr vortheilhaft aus. Unter dem weiblichen Geschlechte stießen uns mehrere schöne und vortheilhaft gebildete Figuren auf. An einem heiteren Nachmittage fuhren wir von Mannheim ab, Freund Jung begleitete uns mit vieler Güte noch eine Strecke Weges, und ge-

gen Abend kamen wir in dem romantiſch gelegenen Heidelberg an. — —

* *

IV.

Korreſpondenznachrichten.

I.

München, den 11. Mai 1805.

Haben Sie des wackern Salat's Geiſt der Verbeſſerung im Gegenſatze mit dem Geiſt der Zerſtörung geſehen? Sollte dies gehalt- und erfahrungsreiche Buch, als vielfach geſchärfter Blick über die guten und ſchlimmen Tendenzen des Zeitgeiſtes wohl nicht auch im nördlichen Teutſchland zur Berichtigung mancher, dort im Schwange gehenden einſeitigen Urtheile ſehr zu empfehlen ſeyn? *)

*) Allerdings! Gern unterzieht ſich die Redaktion des Merkurs dieſer Pflicht und verſichert mit innigſter Ueberzeugung, daß ihr lange kein Buch über die zwei gleich gefährlichen Extreme der Finſterlinge und

Ueber Landshut nur ein Wort. Feuerbach und Berger in jeder Rückſicht treffliche Acquiſitionen! ſie, die erſten Proteſtanten wirken herrlich auf dem ſchönen Pfade, den jedem ſein Fach vorzeichnet. Socher geht auf ſeine Pfarrei, durch die Idealiſtiker vertrieben; (ihrer über dreißig.) Thanner kommt wirklich an ſeine Stelle. Zimmer, der Profeſſer der Dogmatik, wirkt als erhitzter Idealiſtiker gewaltig, aber er kommt gewiß zu kalter Prüfung zurück. Feuerbach und Berger ſind viel bei Seiler. Die Moralität der Studierten ſteigt. —

Noch immer iſt des Kampfes viel in Baiern. Arimon bewegt (nicht den Himmel, aber) die

Aufklärlinge im katholiſchen Teutſchland zu Geſicht gekommen iſt, daß das alte: ex fumo dare lucem ſo zweckmäßig und durchaus erfüllte. Welche herzigenswerthe Blicke über Reaction der Publizität, über moraliſae Schwärmerei und die neueſte Staatsdogmatik, über Katheder-ſophiſtik und Mißgriffe in öffentlichen Lehrer- und Lehranſtalten und (vielleicht unter allen am fruchtbarſten) über Polizei, in Bezug auf Sittlichkeit beſonders in Abſicht auf Luſtdirnen, Ehe, Cölibat u. ſ. w. Gewiß, die wahrhaft liberale und aufgeklärte Baierſche Regierung wird den reinen Quell dieſer Freimüthigkeit ſchützen und zu ſchützen wiſſen!

B.

Alten, die Münzen und Gemmen erklären, und auf etlich und zwanzig Kupfertafeln vorstellen. Er wird auf einmal und sobald erscheinen, als der erste wird vergriffen seyn. Solches wird um so eher geschehen können, da die Auflage sehr klein gemacht worden.

Von den Miscellis litterariis, maximam partem Argentoratensibus, sind annoch Exemplare zu haben zu 30 Sols das Stück.

Mit den Hrn. Buchführern erbietet sich der Verfasser zu tauschen.

Gegeben Straßburg den 1sten März 1773.

Hölle. Doch das Gute, die Wahrheit, wird ſiegen, Sie iſt ja Gottes Sache!

2.

Stuttgard, den 28. Jun. 1805.

Geſtern ſahen wir hier Collins Coriolan mit vielem Pomp auf dem großen Operntheater aufführen. Corialans Mutter und Sulpitius wurden ſehr brav gegeben. Aber an einem Coriolan fehlt es, ſeit Vohß ſtarb. Coſtüm, Dekorationen, Schauplatz, Proſpekte, kurz das ganze Aeußere der Vorſtellung (bloß die etwas kärgliche Beleuchtung ausgenommen) war edel, kunſtgemäß, und des Gegenſtandes würdig. Der fleißige Schauſpieler, welcher den Helden darſtellte, that zwar ſein Beſtes, verfehlte aber dennoch das Weſen des treuen Charakters: Würde, Größe, Selbſtbeherrſchung — mitten im Feuer des Affektes. — Einzelne Reden und Scenen, beſonders die Abſchiedsſcene, wirkten ſtark — das Ganze erwärmte, ergriff aber nicht wie Regulus; und ich meſſe dies vornämlich dem Mangel an Handlung bei, welcher dieſer Tragödie gleich anfangs vorgeworfen wurde. Nach Art der Franzöſiſchen

Tragiker, die ſich der Dichter zu ſehr zum Muſter genommen, beſchreibt und declamirt er zu viel, anſtatt wie Shackeſpeare und Schiller, die Leidenſchaft ſelbſt handelnd darzuſtellen. — Nach dem, was dieſer talentvolle Dichter bisher geleiſtet, hat man noch Größeres von ihm zu erwarten.

Ueber Kotzebu'es Belagerung von Marienburg, und Collin's Balboa, ſchreibe ich Ihnen das nächſtemal.

Hieſige Kunſtnachrichten finden Sie von Zeit zu Zeit von mir in der Aurora. Lavaters Büſte in Carariſchem Marmor, von Danneker, befindet ſich, wie Sie aus den öffentlichen Blättern wiſſen, bereits in Zürch, und iſt daſelbſt mit Enthuſiasmus aufgenommen worden. Sie einigt ſprechende Aehnlichkeit mit einer gewiſſen Idealität, die an einen Propheten oder Mann Gottes erinnert. Bekanntlich hat die Gipsbüſte ſchon das Acceſſit in Paris erhalten; durch die Ausführung in Marmor aber, gewann ſie ſo viel, daß man ſich kaum mehr bei jener aufhalten mag. Beſonders hat der Künſtler den Augen — durch die ſorgfältigſte Ausrundung und Vertiefung der Aepfel und Lieder, und durch die ganze Richtung des Blickes, ſoviel Natürlichkeit ge-

geben, daß ſie das Bild zu beleben, und nicht wie die meiſten Büſten, zu verſteinern ſcheinen. — Derſelbe Künſtler führt jetzt ſein Grabmal auf den verſtorbenen Grafen Zeppelin gleichfalls in Cararischem Marmor aus, und iſt entſchloſſen, ſobald er ſich freie Hände gemacht, ſein Meiſterwerk, Ariadne auf dem Panther, das Sie aus der Beſchreibung kennen, mit Aufbietung aller Kräfte, in Marmor auszuführen.

3.

Paris, den 9. Mai 1805.

Durch Villoiſon's zu frühen Tod hat unſer guter Hase einen großen Verluſt erlitten. Schon ſeit einigen Monaten kränkelte Villoiſon. Es ſchien anfangs, als ſey es bloß eine Gelbſucht; allein es zeigten ſich bald Verſtopfungen in der Leber als die Haupturſache der Krankheit. Er, der ehedem ſo ſtark und beleibt war, fiel zuſehends zuſammen, wurde gelb, äußerſt mager, und zuletzt ſo ſchwach, daß er nicht mehr ausgehen konnte. Bettlägrig war er indeſſen nie, ſondern noch zwei Tage vor ſeinem Tode las er. Herr Laſſus, der ſein Arzt war,

hatte gleich Anfangs nicht viel Hoffnung zum Aufkommen. Herr Villoiſon ſelbſt ſchien Böſes zu ahnden, ohne doch ſich die Idee des Sterbens klar werden zu laſſen, denn wenn er an die Möglichkeit geglaubt hätte, ſo würde er gewiß Diſpoſitionen wegen ſeinen Papieren getroffen haben. Allein hierüber hat er gar nichts verfügt. Vielleicht hätte er eher daran gedacht, wenn er würklich bettlägrig geworden wäre; allein er wurde dies erſt, als ihn Hr. Silveſter de Sacy wahrſcheinlich aus religiöſen Gründen, damit er noch alle Sacramente empfange, beichte u. dgl. den nahen Tod ankündigte. Er verlor gleich darauf alle Beſinnung, und kam nicht wieder zu ſich. Ich hoffte er würde unſerm wackern Landsmann, dem um alte Litteratur redlich verdienten Haſe, einige ſeiner Manuſcripte, und da er keine eigentlichen Erben hat, einen Theil ſeiner Bibliothek vermachen. Villoiſon hatte ſehr viele Materialien zu einer neuen Ausgabe von Montfaucons Palaeographia Graeca geſammelt. Dieſe hatte ich gewünſcht und erwartet, er würde ſie Haſen laſſen. Er ſagte auch immer in ſeinem Secretair befindt ſich ein während ſeiner Krankheit verfertigtes Supplement zu ſeinem vor einigen Jahren gemachten Teſtamente; bis jetzt hat man noch nichts gefunden. Das kapuzinerliſche Journal des Débats hat die Ab-

ſur-

furditât gedruckt, daß er in den letzten Tagen nichts als die Imitation de Jésu Christ gelesen. Dies ist eine Kapuzinade, die des Hrn. Condet und Geoffroy würdig ist, von der aber keine Silbe wahr ist.

Sein Leichenbegängniß war sehr zahlreich, viele Mitglieder des Instituts, und eine größere Anzahl anderer, theils in Aemtern stehender, theils privatisirender inn- und ausländischer (z. B. Hr. Vast) Litteratoren wohnten demselben bei.

An sonstigen Neuigkeiten sind wir arm. Die Stimmen um Villoison im Institut zu ersezzen, sind getheilt. Die devote Parthei vereiniget sich für einen Mönch Dom Briet, für den sie anführen, daß er an der Ausgabe de l'histoire de France gearbeitet habe. Die sogenannte philosophische Parthei will nichts von einem Mönch hören, theilt sich aber unglücklicher Weise so, daß wenn die Ersten zusammenhalten, sie doch den Sieg davon tragen könnten. Der Senator Lanjuinais (der nebst vielen anderen Kenntnissen auch ein ziemlich guter Orientalist und ein großer Arbeiter ist) und Herr Clavier (dessen Pausanias noch nicht sobald erscheinen wird) sind die 2 andern Hauptconcurrenten.

Gail, Gin und noch andere dergleichen finden sich natürlich auch ein. *)

IV.

Anzeigen.

I.

Neue Abdrücke von antiken geschnittenen Steinen.

(Charthyl-Gemmen.)

Ueberzeugt von den vielen Vortheilen, welche die Ansicht antiker Gemmen, in guten und scharfen Abdrücken, besonders zur Bildung des Geschmacks und feineren Kunstsinns gewähren kann, hat man schon mehrmals versucht, diese Vortheile leichter und allgemeiner erreichbar zu machen. So viel ich indeß dieser Versuche kenne, scheint mir keiner so zweckmäßig und glücklich ausgefallen zu seyn, als der, welcher Herrn Tiemann mit seinen sogenannten Charthyl-Gemmen gelungen ist.

Was man bisher in dieser Art lieferte, empfahl sich weit weniger, entweder wegen der leichten Zer-

*) Bekanntlich hat der Mönch Brial den Sieg davon getragen. Dies ist nichts mehr, als consequent.

B.

brechlichkeit der Masse; oder aus Mangel an Schärfe des Abdrucks; oder es stand die Höhe des Preises einer allgemeinen Benutzung dieses Hülfsmittels im Wege. Recht sehr wünsch' ich daher, daß dieser glückliche Versuch, der Dauer, Schärfe und Wohlfeilheit vereint, Beifall und Ermunterung genug finden möge, um Herrn T. zu veranlassen, uns eine noch zahlreichere, geordnete, und durch zweckmäßige Erläuterung desto brauchbarere Dactyliothek dieser Art zu liefern.

Gern erlaub' ich es Ihm, von diesem meinem Urtheile und Wunsche, öffentlichen Gebrauch zu machen, ob ich gleich gewiß bin, daß die Ansicht dieser Arbeit sie mehr, als das geringe Gewicht meines Zeugnisses, empfehlen werde. *)

J. J. Eschenburg
Hofrath und Prof. in Braunschweig.

*) Die zur Probe eingeschickten Gemmenabdrücke auf gepreßten Carton leisten allerdings das Möglichste, was aus diesem Stoff gegeben werden kann, und Hr. Inspektor Tiemann in Carlshütte im Braunschweigischen verdient schon darum, quod non desperavit de charta peritura und daß er sich vom Spotte über das papierne Zeitalter nicht abhalten ließ, unseren aufrichtigen Dank. Eine andere Frage bleibt immer, wie weit die Wissenschaft dadurch gefördert werde. B.

2.

Ankündigung eines neuen literarischen Lexikons.*)

Es ist Bedürfniß des Theiles des teutschen Publikums, welchen die Litteratur nur einiger Maaßen interessirt, ein Hülfsmittel zu haben, zu welchem er bei der Lectüre von politischen Zeitungen, — denn auch diese nehmen in unsern Tagen Notiz von Ereignissen in der gelehrten Welt, — bei der Lectüre von Journalen, von literarischen Ephemeriden und andern Produkten, seine Zuflucht nehmen kann, um darinnen Aufklärung über manche Dunkelheiten zu finden, die der Schriftsteller nicht vermied, nicht vermeiden konnte oder wollte; das teutsche Publikum, — zu welchem ich hier Geschäftsmänner von allen Fakultäten, Männer, die zwar keine Universität besucht haben, aber Ansprüche auf Bildung machen, zum Theil auf Professionsgelehrte, die in der Eile eine historische oder chronologische Notiz —

*) Aus der beigefügten Probe, die der Raum hier mitzutheilen verbietet, erhellet hinlänglich, daß der Verfasser dieser Ankündigung nach so viel früheren Werken der Art auch immer keine Zitate nach dem Homer schreiben werde, sobald er die Kunst der Kürze und möglichsten Raumersparniß mit Vollständigkeit zu vereinigen, und jedem Artikel ein zuverlässiges und genau gegebenes Citatum beizufügen weiß, wo der nach weiterer Belehrung begierige, das weitere sicher findet. Nur auf diesem Wege kann er sich vor den Verdacht einer bloßen Fingerarbeit sichern. B.

denn die Chronologie wird sehr genau berücksichtigt — brauchen, zähle, die nicht Muße haben, ein voluminöses Werk nachzuschlagen, das das nicht concentrirt enthält, was sie suchen, oder nicht das Vermögen besitzen, um sich solche pretiöse Werke anzuschaffen — hat ein Lexikon nöthig, welches das Leben und die Meinungen der merkwürdigsten Gelehrten und die merkwürdigsten literarischen Ereignisse in einem sehr mäßigen Volumen, um einen annehmlichen Preis, koncentrirt darstellt. Wenn ich den Plan von diesem Lexikon vorgelegt haben werde, so wird, wie ich hoffe, der Literator sazen: ein solches Lexikon giebt es noch nicht. und der Geschäftsmann, den, versteht es sich, Literatur nur einiger Maaßen interessirt — dies Bedürfniß habe ich öfters gefühlt.

Dieses Lexikon soll also, erstlich, die merkwürdigsten Gelehrten, den Theil ihrer Lebensumstände, der Einfluß auf ihre literarische Bildung hatte, ihre Meinungen oder dasjenige concentrirt enthalten, wodurch sie eine Scienz erweiterten, es soll das Hauptwerk, literarisch genau, bemerkt werden, in welchem diese Meinungen u. s. w. ausgeführt worden sind; es soll aber nicht nur das Leben u. s. w. der Gelehrten erzählt, sondern auch andere literairische Merkwürdigkeiten (z. B. die Artikel; Herculanum, Pompeji, Mar-

mora Arundeliana u. ſ. w.) beigebracht und zuſammengeſtellt werden, über welche man oft nur in theuren ſeltnen Werken oder zerſtreuet Aufſchluß finden kann. Daß hierbei auf die Forſchungen der neueſten Archäologen, Geſchichtsforſcher u. ſ. w. Rückſicht genommen und daß das Reſultat dieſer mühſamen Unterſuchungen bündig vorgetragen werden muß, verſtehet ſich von ſelbſt.

Dieſes Lexikon muß, zweitens, um gemeinnützig zu werden, kein großes Volumen ausmachen, darf nicht zu theuer ſeyn, und muß ſogleich vollſtändet erſcheinen. Für dieſe drei Punkte werden Verfaſſer und Verleger Sorge tragen. Auf der Oſtermeſſe 1806 wird das Ganze, welches in zwei Abtheilungen Einen Octavband ausmacht, gut und korrekt (denn dies iſt ein Haupterforderniß bei einem Lexikon) gedruckt, um einen ſehr mäßigen Preis (denn der Vf. wünſcht es in die Hände recht vieler Freunde einer nützlichen Lektüre) in der Simmerſchen Buchhandlung (Coburg und Leipzig) zu haben ſeyn.

Trotz dem geringen Volumen macht dieſes Lexikon doch, drittens, Anſprüche auf Vollſtändigkeit. Ich verſtehe unter Vollſtändigkeit (die ſo relativ iſt, denn das voluminöſeſte Lexikon iſt nicht abſolut vollſtändig) hier nichts anderes, als das, daß in dieſem gemeinnützigen Lexikon, kein

Der

Teutſche Merkur.

Des zweeten Bandes

Erſtes Stück.

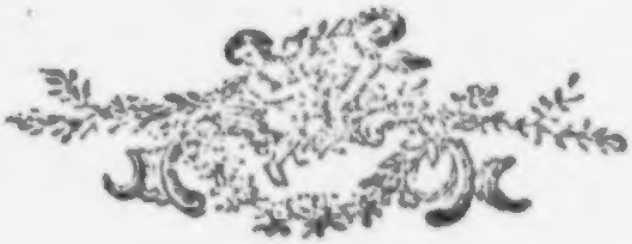

April 1773.

Weimar

Im Verlag der Geſellſchaft.

Gelehrter, durch welchen irgend eine Scienz erweitert worden iſt, kein Mann, der die Reſultate der ſcientifiſchen Unterſuchungen aufs Praktiſche anwendete und ſich durch gemeinnützige Erfindungen verdient machte, kein merkwürdiges literariſches Ereigniß, fehle. Nur ſolche Künſtler werden einen Platz in dieſem Lexikon finden, die durch ihre Genialität (wie Raphael Sanzio u. n. a.) durch ihre wichtigen Entdeckungen eminirten; damit der Auskunft ſuchende Leſer, der die Lektüre als ein Hauptmittel zu ſeiner Vervollkommnung anſieht, auch im Artiſtiſchen nicht ohne Aufſchluß bleibe.

Da, wie ich ſchon bemerkt habe, genaue chronologiſche Angaben vorzüglich von einem Lexikon gefordert werden müſſen, und der Vf. hierbei ſehr ſtrenge verfahren wird, ſo wird dieſem literariſchen Lexikon eine ſynchroniſtiſche Tabelle zur leichten Ueberſicht beigefügt, wo man alles das nach der Zeitfolge angedeutet findet, was vorher nach dem Alphabeth ausgeführt war. Der Verfaſſer wird alles Mögliche thun, um den gerechten Erwartungen des Publikums zu entſprechen und einem gefühlten Bedürfniß abzuhelfen.

Coburg, den 8ten April 1805.

Dr. Heinrich Pertſch.

Inhalt.

Seite

I. Greiſenlieder.

1. Was ich geſehen habe. 161
2. Sommers Empfindung im Alter. . . 164

II. Gedichte aus dem Orient im Orient gedichtet.

1. Die Verwandlung. 168
2. Seltene Höflichkeit im Orient. . . . 174
2. An Hrn. Eduard Barker in Haleb. 188

III. Bruchſtücke aus einem Reiſetagebuche. (Fortſetzung.) 197

IV. Korreſpondenznachrichten.

1. Aus München. 219
2. Aus Stuttgard. 221
3. Aus Paris. 223

V. Anzeigen.

1. Tiemann's Chartyl-Gemmen. . . . 226
2. Neues literariſches Lexicon. . . . 228

No. VII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

sowie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Julius 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Anzeige wegen einer neugebaueten außerordentlich schönen und guten Luftpumpe.

Wir haben außer der in No: II. unsers heurigen Monatsberichts angezeigten großen van Marumschen Electrisir-Maschine (welche bereits verkauft und nach Kiel gekommen ist) gleichfalls unter der Direction des Hrn. Hofr. und Prof. der Physik Voigt,

von dem geschickten Hof-Mechanikus Hrn. Ottenn zu Jena eine neue sehr schöne Luftpumpe bauen lassen. Dieses vortreffliche Instrument ist bereits vollendet, und folgende ausführliche Beschreibung, welche der Hr. Hofr. Voigt im August-Hefte seines Magazins f. d. Naturkunde d. J. S. 147. bei Gelegenheit der Nachricht von dem physikal. mechanischen Institute zu Jena, davon giebt, wird ihm hoffentlich bei allen Kennern zur besten Empfehlung dienen.

„Ein anderes wichtiges Stück — sagt Hr. Hofr. Voigt — welches Hr. Ottenn in Arbeit nahm, war eine Luftpumpe von der Erfindung und Ausarbeitung des Hrn. Secretärs Schröder in Gotha, die sich ebenso, wie jene Electrisirmaschine in meinem physikalischen Kabinette befindet. Es hatte diese Luftpumpe, der seit mehreren Jahren sich hier aufhaltende, Hr. Professor Dunca aus Griechenland bestellt, und die Maschine ist bereits in sein Vaterland abgegangen. Das Landes Industrie Comptoir zu Weimar ließ seitdem noch eine andere mit einiger Abänderung, unter meiner Aufsicht verfertigen, die als eine abermalige öffentliche Probe des Instituts angesehen werden kann, jetzt vollendet, und ganz vortrefflich gerathen ist. Sie soll ebenfalls an Liebhaber verlassen werden. Es ist dieselbe auch von außen mit der höchsten Eleganz von Mahagony gearbeitet, und die Abänderung besteht darin, daß unter dem Tischblatte ein Schrank mit Doppelthüren angebracht ist, in welchem die Recipienten und andere Geräthschaften aufgehoben werden können. Das krumme Rohr, welches die Verbindung zwischen dem Teller und Stiefel bewirkt, ist deshalb hier nicht gerade unter dem Teller hinabgelassen, sondern ganz nahe an der nach Innen gekehrten Seite des Stiefels hinauf nach dem Teller geführt, so daß der Raum im Schranke beinahe ganz frei ist. Alles Uebrige ist unverändert geblieben.

„Der Haupttheil der Maschine ist nämlich ein vertikaler Stiefel von 2 Zoll Durchmesser im Lichten und 13 Paris. Zoll Höhe, in welchem der Kolben mittelst einer gezähnten eisernen Stange, in welche ein Stirnrad greift, an dessen Axe eine Kurbel befestigt ist, auf und nieder gewunden wird. Im Boden des Stiefels liegt ein großer Wechselhahn, dessen auf doppelte Art durchbohrte Feder so nahe an den Boden des Kolbens gränzt, daß nicht der geringste schädliche Raum mehr übrig bleibt. Die Wendung dieses Hahns wird mittelst eines eisernen Quadranten unter dem Tischblatte, an welchem der Bogen gezahnt ist, geöffnet und geschlossen. Es dient hierzu eine kleinere eiserne Stange, die bloß oben und unten mit so viel Zähnen versehen ist, als sich Einschnitte unten an dem Bogenstücke des Hahns, und oben über dem Tischblatte, an der Vorrichtung befinden, welche der Experimentator mit seiner linken Hand regiert. Diese Vorrichtung besteht in einem doppelarmigen Hebel, der um einen Bolzen beweglich ist, und an dem einen Arm einen gezähnten Bogen von etwa 60 Graden, am andern aber ei-

nen hölzernen Handgriff hat. Drückt man auf diesen Handgriff so, daß er auf das Tischblatt zu liegen kommt, so wird dadurch der Hahn im Boden des Stiefels so gestellt, daß die Luft aus dem Recipienten der auf dem Teller steht, in den Stiefel treten kann, sobald der Kolben aufgezogen wird. Hat dieser seine größte Höhe erreicht, so hebt man den Handgriff wieder so weit in die Höhe, als er folgen will, und dadurch wird die Verbindung zwischen Recipienten und Stiefel abgeschnitten, dafür aber eine andere, zwischen der freien Luft, und der in den Stiefel getretenen dünneren bewirkt. Es fährt demnach ein Theil der äußern Luft in den Stiefel, bis sie inwendig so dicht als auswendig geworden ist. Dieses Hineintreten geschieht mit einem Zischen welches desto stärker ist, je weiter man die Luftverdünnung getrieben hat, und man kann daran merken, in wie weit man seine Absicht mit dem Auspumpen erreicht habe; auch giebt der Mangel alles Zischens zu erkennen, daß die Maschine nicht in der gehörigen Ordnung sey, z. B. die Hähne der Teller nicht richtig stehen, oder die Recipienten nicht luftdicht anschließen. So wie man nun nachher die Kolbenstange wieder herunter winket, tritt auch die von außen eingedrungene nebst der aus dem Recipienten gepumpten Luft wieder ins Freie.

„Oberhalb des Tischblatts sind zwei Teller, ein größerer und ein kleinerer, unter deren jedem sich ein Wechselhahn befindet, angebracht, und mit einem wagrechten Luftkanale verbunden. Der kleinere Teller dient zu einer Barometerprobe, oder auch zu einem besondern Recipienten, wenn man eine plötzliche Luftverdünnung im Recipienten des größern Tellers bewirken will. Es lassen sich nämlich diese Teller durch ihre Wechselhähne nach Belieben bald einzeln, bald auch gemeinschaftlich mit dem Stiefel in Verbindung setzen. Pumpt man also, indem der größere Teller abgeschnitten ist, den Recipienten auf dem kleinern aus, und stellt sodann mittelst des Hahns am großen Teller die Verbindung her, so tritt auf einmal so viel Luft aus dem Recipienten dieses großen Tellers in den auf dem kleinen stehenden, als dieser aufnehmen kann, ohne daß die Luft in ihm eine größere Elasticität erhält, als die in jenem Recipienten noch zurückgebliebene besitzt. Diese Einrichtung ist sehr zweckmäßig, wenn man den Versuch anstellen will, wo das Quecksilber durch Holz gedrückt wird. Ich habe den zu diesem Versuch erforderlichen Apparat so einrichten lassen, daß im cylindrischen Recipienten, auf welchem die Quecksilberkappe sitzt, noch ein anderer kleinerer, ebenfalls von Glas, aber mit einem Boden versehener, so hängt, daß zwischen seinem und dem Rande des größern noch ein Luftdurchgang statt finden kann, daß aber der Theil der Kappe, wo sich das Quecksilber befindet, ganz in den kleinern Cylinder hinein hängt. Hierdurch verhütet man, daß nicht das kleinste Kügelchen Quecksilber, oder Wassertröpfchen, wenn man dieses durchpressen wollte, auf den Teller, und von diesem in den Stiefel gelangen kann, welches hingegen nie zu vermeiden ist, wenn man den kleinen Cylinder

wegläßt, und dafür ein Gefäß in den großen setzt. Es ist indessen auch in solchen Fällen, wo Flüssigkeiten in das Verbindungsrohr unter dem Teller laufen sollten, dafür gesorgt, daß sie nicht in den Stiefel gelangen können; es befindet sich nämlich an der untersten Stelle dieses Rohres, wo es sich wieder nach dem Hahne des Stiefels aufwärts biegt, eine Buchse angeschraubt, welche solche Flussigkeiten aufnimmt. Die Teller sind so fein abgeschliffen, daß die Recipienten durch ihre breiten, gleichfalls abgeschliffenen Ränder bloß durch etwas Schweinefett, ohne alles nasse Leder, luftdicht angepaßt werden können.

„Um diesen Teller, so wie die Tischplatte selbst und den hervorstehenden Kopf für das Stirnrad, gegen alle Beschädigungen zu schützen, ist die Maschine noch mit einer besondern Staubhaube gleichfalls von Mahagony, versehen worden, die man leicht aufsetzen und abnehmen kann. Alles ist sehr lauter, geschmackvoll und solid gearbeitet, so daß die Maschine, welche wie ein schönes Burcau aussieht, in jedem Zimmer eine Stelle unter den elegantesten Meubeln behaupten kann, wo man von Allem äusserlich nichts, als den Stiefel und das Rohr gewahr wird.

„Außer den schon erwähnten Apparaten befinden sich bei dieser Maschine auch zwei Magdeburger Halbkugeln von 4½ Zoll im Durchmesser, die aus Kupfer gearbeitet, mit messingenen auf einander geschliffenen Reifen und einem besondern Wechselhahne versehen sind. Ferner ist auch noch zum Falle der Körper im Luftleeren Raume, eine Vorrichtung mit drei federnden Zwingen dabei; in welche man eine Pflaumfeder nebst einer goldnen Münze einzwängen, und nach beendigter Luftverdünnung, mittelst eines Durchsteckers in einer Leverbüchse, loslassen kann. Endlich sind auch ein Paar abgekürzte Heberbarometer nach van Marums Art, die sich als Verdünnungsproben an die Teller schrauben lassen, dabei befindlich.

„Mehrere Apparate können auf Verlangen noch nachgeliefert werden, z. B. zu Fontainen im luftverdünnten Raume, zum Guerickischen Manometer, zur Birnprobe, zum Pistolenfeuerzeug, zum Beobachten der Schallverminderung, oder zur Verstärkung desselben bei der Luftverdichtung, wozu diese Maschine besonders bequem ist, da man für Luftverdichtung nichts weiter nöthig hat, als den Handgriff, der den Hahn des Stiefels regiert, über dem Tischblatte schweben zu lassen, indem man den Kolben herauf windet, und dann erst ihn nieder zu drücken, wenn der Kolben wieder hinunter gewunden wird. Es gehören aber hiezu starke Recipienten, welche zur Sicherheit noch mit Drahtnetzen versehen werden können, und durch eigne Vorrichtungen an den Teller befestigt werden müssen, wel-

ches man am besten bei der van Marumschen Beschreibung seiner Luftpumpe sehen kann.“

Jena im Junius 1805.

Joh. Heinr. Voigt
Hofr. und Professor.

* * *

Dies vortreffliche Instrument hielt den 13. Junius, in Gegenwart des Hrn. Hofr. Voigts und mehrerer Kenner, seine Hauptprobe aus, und leistete vollkommen Alles, was man nur von einer vollkommen guten und nach den neuesten Verbesserungen gearbeiteten Luftpumpe erwarten kann; wurde sodann gleich von dem Verfertiger selbst, aufs sorgfältigste in eine Kiste zur Versendung fertig, verpackt, so daß ein Käufer dieses schönen Stücks sicher seyn kann, dasselbe so vollkommen als es aus den Händen des Künstlers kommt, zu erhalten. Liebhabern, die sich deshalb direct an uns wenden wollen, werden wir eine in Kupfer gestochene Abbildung davon schicken, und den gewiß billigen Preis davon näher bestimmen.

Weimar den 20. Julius 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von folgenden zwei neuen vor Kurzem zu London erschienenen interessanten geographischen Werken, liefern wir nächstens in unsrer Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek d. n. Reisen, Uebersetzungen:

1. *Description of the Island of St. Helena*, containing Observations on its singular structure and formation, and an Account of its climate, natural history and inhabitants.

Da wir noch keine vollständige und befriedigende Beschreibung der in manchem Betrachte so merkwürdigen Insel St. Helena haben, so wird die hier angezeigte gewiß allen Geographie-Freunden sehr willkommen seyn.

2. The present State of Peru by *Jos. Skinner*.

Ein eben so wichtiges Werk über das bisher uns noch so wenig bekante Peru.

Weimar im Julius. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Leben und Kunst in Paris seit Napoleon I. von Frau v. Hastfer.

Zur Michelis-Messe erscheint im Verlage des Industrie-Comptoirs zu Weimar:

Leben und Kunst in Paris, seit Napoleon dem Ersten, von H. L. von Klenke (Fr. v. Hastfer.)

Durch vierjährigen Aufenthalt in Paris, durch den Eintritt in die besten Häuser, und freundschaftlichen Umgang mit den ersten Gelehrten und Künstlern konnte die Verfasserin diesem Werke eine angenehme Mannichfaltigkeit, und viel Vollständigkeit verleihen. Keinen andern Gegegenstand behandelnd als das erneute glänzende Leben und die Sitten der großen Welt, und die herrliche Vereinigung von Schätzen der Wissenschaft und der Künste, tritt dies Werk aus der gewöhnlichen Classe der Werke über Paris, in die der Bücher, die man zur Lokalkenntniß eines so reichen Schauplazes benutzen kann, und in Ansehung der Künste zu Berichtigungen und zum Nachschlagen aufbewahrt. Da hiezu die eignen Kenntnisse der Verfasserin nicht hinreichten, so erkennt sie dankbar an, daß ihr der gütige Beistand hiesiger Gelehrten und Künstler hiebei so willkommen als unentbehrlich war. Was den Styl und die Behandlung betrifft, so hat sie gesucht denselben diejenige Anmuth und Klarheit zu verleihen, die einem unterhaltenden und gemeinnützigen Werke unentbehrlich ist. Sie hoffte, da sie bis jetzt sich der Nachsicht und Ermunterung des Publikums zu freuen hat, auch diesmal bei größeren Bemühungen und reiferen Kräften eine nicht weniger günstige Aufnahme zu finden.

H. L. v. Hastfer, geb. v. Klenke.

* * *

Dieser kurze Wink welchen die Fr. v. Hastfer dem Teutschen Publicum giebt, wird hinreichen dasselbe auf dies neue interessante Werk äußerst aufmerksam zu machen, und wir dürfen im Voraus versichern, daß seine Erwartung sicher nicht getäuscht werden wird.

Weimar im Julius 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Ankündigung eines Miscellan-Atlasses für Chartenſammler und Freunde der Erdkunde.

Das Verzeichniſs unſers *Geographiſchen Verlags* zeigt, daſs wir auſser den zu ſyſtematiſchen Chartenſammlungen oder ſogenannten *Atlanten* gehörenden Charten, noch mehrere, ſowohl in Rückſicht auf Zweck, als Format, verſchiedene zeither lieferten und vorräthig haben, die theils *für ſich* beſtehen, theils aber auch zu der Erläuterung der Reiſebeſchreibungen in der *Sprengel - Ehrmanniſchen Bibliothek* und verſchiedener Abhandlungen und Aufſätze in den *Allgemeinen Geographiſchen Ephemeriden* und dem *Handelsmagazine*, welches in dem Verlage des Fürſtl. Sächſ. privileg. Landes-Induſtrie-Comptoirs erſcheint, dienen. Sehr viele dieſer gröſsern und kleinern Chärtchen zeichnen ſich, wir dürfen uns hier auf das Urtheil competenter Richter und auf den Beifall des Publicums dreiſt berufen, durch innern Werth hinreichend aus, um in jeder Chartenſammlung ihre Stelle zu verdienen, und andere, welche nur *Reductionen* oder *Copien* ſind, erhalten theils durch die Schwierigkeit oder Koſtbarkeit ihrer Originale, theils, daſs dieſelben nur als Zugaben zu oft theuren Büchern zu haben ſind, theils auch durch die *Aufſätze*, zu denen ſie gehören, gleichfalls hinreichende Wichtigkeit.

Wir ſind daher ſehr häufig von Liebhabern und Kennern nicht nur um einzelne ſolche Chärtchen erſucht worden, ſondern man hat uns auch den Wunſch nach einer *fortgehenden Sammlung* derſelben vielfältig geäuſſert.

Da es nun unſer fortdauerndes ernſtliches Beſtreben iſt, dem Zwecke unſers Inſtituts gemäſs, Alles, was zur *Erweiterung der Erdkunde* und zu der *Erleichterung des Studiums derſelben* beitragen kann, willig zu unternehmen, ſo haben wir eine ſolche *Sammlung* unter dem Titel eines *Miscellan-Atlaſſes* veranſtaltet, von der wir die *erſte* und *zweite Lieferung* dem Publicum zur nächſten Michael. Meſſe vorlegen werden.

Es bilden jederzeit 12 *Blätter eine Lieferung*, deren Format *Royal Quer-Folio* iſt, und auf denen ſich, ſo wie es daſſelbe erlaubt, *eine*, oder häufiger noch, *zwei Charten* befinden, welche mit durch alle Lieferungen fortgehenden Nummern bezeichnet ſind. Jede Lieferung iſt in einen *Umſchlag* geheftet, auf dem der *Inhalt* derſelben verzeichnet iſt, und zugleich bei jeder Charte

nachgewiesen wird, wo der *zu derselben gehörende Aufsatz* oder die *Reise* zu finden ist. Die Charten sind in jeder Lieferung nach folgenden *Hauptrubriken* geordnet:

Allgemeine Weltcharten,
Charten von Europa,
— — Asien,
— — Afrika,
— — Amerika,
— — Australien,
— — Meeren,
Reisecharten und Plane.

Die beiden ersten Lieferungen enthalten so 36 Charten auf 24 Blättern.

Jede Lieferung kostet nicht mehr als 2 *Rthlr. Conv. Geld* oder 3 *Fl.* 36 *Kr. Rhein.* Gewiss ein äusserst geringer Preis für 12 bis 18 Charten. Papier, Druck u. Illumination wird der uns gewöhnlichen Sorgfalt entsprechen.

Durch diese bequeme Einrichtung kann sich der Chartensammler und der Freund der Erdkunde ohne beträchtlichen Aufwand successiv eine Sammlung von Charten anschaffen und in der Folge leicht zu einem Ganzen ordnen, welche gewiss nicht ohne Interesse und oft schon wegen ihrer Entstehung merkwürdig sind; und ausserdem gar nicht zu haben seyn würden.

Weimar, den 18ten August 1805.

Das Geographische Institut.

II. Erschienene Neuigkeiten

im Junius

und deren Inhalt.

1.

Allgm. Teutsches Garten-Magazin 1805. IV. u. V. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. 1. Verfahren bei der Ananas-Treiberei. 2. Bemerkungen über die

Behandlung der Orangerie. IV. Blumiſterei. 1. Etwas über Levkojen. 2. Gorteria rigens (die rauhblättrige Gorterie). (Mit Abbildung auf Taf. 9.) V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. 1. Behandlung des Brocoli. 2. Ueber die Champignons und deren Anbau. 3. Die Schwediſche Rübe, als Gemüſe und Viehfutter. 4. Mittel, im Winter Cichorien-Sallat zu erhalten. VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. A. Die Hummel-Muskatellerbirn. (Mit Abbild. auf Taf. 10. Fig. 1.) B. Die Bilebirn. (Mit Abbild. auf Taf. 10. Fig. 2.) 2. Bemerkungen aus praktiſchen Erfahrungen über den Brand der Obſtbäume. X. Garten-Literatur. 1. Jardin de la Malmaison avec figures colorées, par *L. P. Ventenat* etc. 2. Allgemeine Einleitung in die Gartenkultur als Wiſſenſchaft, betrachtet, von Johann Samuel Schröter. 3. Die Pflaumenſorten von Güntherode und Borkhauſen. 4. Taſchenbuch für Natur- und Gartenfreunde im Jahr 1805. XI. Garten-Miſcellen. 1. Einige nöthige Regeln, die beim Umgraben des Küchengartenlandes ſorgfältig zu beobachten ſind. 2. Ueber Polizei und ihren Einfluß auf eine vortheilhafte Benutzung der Gärten, vorzüglich auf dem Lande. 3. Einladung zu einer Johannisbeeren-Geſellſchaft.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen. Taf. 9. Die Gorteria rigens. 10. Fig. 1. Die Hummel-Muskatellerbirn. 2. Die Bilebirn.

* * *

Inhalt des V. Stücks.

II. Garten-Baukunſt. Ueber des Franzöſ. Architekten Rouſſeau auf Spekulation gebaute ſechs Sommerhäuſerchen bei Choiſy. (Mit Abbild. Taf. XIII.) IV. Blumiſterei. 1. Erica grandiflora und Erica cerinthoides, zwei prächtige Heidearten. (Mit Abbild. auf Taf. XI. Fig. 1. und 2. 2. Fortgeſetzte Bemerkungen über die Nelken. V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. Etwas über die Behandlung und ökonomiſche Benutzung der Paſtinaken. VI. Obſtkultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. A. Die Königspfirſche. (Mit Abbild. auf Taf. XII. Fig. 1. B. Die Aprikoſe von Nancy. (Mit Abbild. auf Taf. XII. Fig. 2.) C. Ueber die Rieſen-Erdbeere aus Chili. 2. Ueber die Kultur der Weinſtöcke an Planken in Gärten. 3. Durch mehrjährige Erfahrungen bewährte Anweiſung zur Verfertigung eines vortrefflichen Eſſigs aus Obſt. 4. Ueber einige der vorzüglichſten Urſachen, warum ſo mancher erſt kürzlich gepflanzte Obſtbaum kränkelt und bald nachher abſtirbt. X. Garten-Literatur. Neue Gartenſchriften, welche in der Leipz. Oſtermeſſe 1805 erſchienen ſind. XI. Garten-Miſcellen. Ueber die Sommerfröſte in Schweden mit Anwendung auf unſer gemäßigteres Klima, vorzüglich in Rückſicht auf den Gartenbau. 2. Anfrage

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen: Taf. XI. Fig. 1. Erica grandiflora. 2. Erica cerinthoides. XII. 1. Die Königspfirſche. 2. Die Aprikoſe von Nancy. XIII. Rouſſeau's Franzöſ. Sommerhäuſerſchen bei Paris.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1805 VII. u. VIII. Stück.

Inhalt des VII. Stücks.

Abhandlungen. 1. Einige Nachrichten, die politiſche Geographie des Schwediſchen Reichs betreffend. 2. Ueber die Bekanntſchaft der alten Griechen mit China und über den Zug einer Griechiſchen Karawane in das Land der Seren. Von Hr. Dr. *Hager.*

Bücher-Recenſionen. 1. Opizanie Kolui i Astrachani. Is sotschi nenci Akademika Nikolajä Ozerezkowskago. W. Sankt Netepburge pri Imperatopskoi Anademi Nayk, 1804. goder. 2. Reiſe durch einen Theil von Teutſchland, Helvetien und Oberitalien, im Sommer 1803, in Briefen an einen Freund I. u. II. Bd. 3. The Narrative of Capit. David *Woodard* and four Seamen, who loſt their Ship while in a boat at sea and surrendered themselves unto the Malays in the Island of Celebes etc. 4. Travels in Europe, Asia minor and Arabia by I. *Griffiths*, M. D. London, Cadell. 1805. 5. Bemerkungen auf einer Reiſe von der Türkiſchen Gränze über die Bukowina. Schleſien und *Mähren* nach Wien, von Joſ. *Rohrer.* Wien 1804.

Charten-Recenſionen. 1. Charte von Oſt- und Weſtpreuſsen. Sect. XI. XXIV. 2. Kindermann's Atlas der Oeſterreichiſchen Monarchie etc. 3. Karte vom Kurfürſtenthume Hanover und angränzenden Landen. 4. Karten vom Lande unter der Ens.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Neues Wappen des Königreichs Italien. 2. Avantcoureur neuer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 3. Neue Entdeckungen. 4. Journaliſtik. 5. Geographiſche Wette über ein Erzſtift oder ein Kurfürſtenthum. 6. Lord *Georg Anſon*, Baron von *Soberton*, erſter Lord der Admiralität und Vice-Admiral von England. 7. Kurze Notizen. 8. Anzeige wegen des Geograph. Lexicons.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Portrait des Lord *Georg Anſon*. 2. Neue Charte von Schweden. 3. Abbildung des Reichsſiegels vom Königreiche Italien.

* * *

Inhalt des VIII. Stücks.

Abhandlungen. 1. Ueber das Daſeyn von *Davis-Land*, vom Ritter v. *Kruſenſtern*. 2. Beſchreibung von *Epirus*. Eine Skizze von *Barbié du Bocage*. (Mit einer Charte). 3. Nachricht von *Saritſchew's* Reiſe in das Nordmeer zwiſchen Aſien und Amerika. (Beſchluſs)

Bücher-Recenſionen. 1. *Rußland* unter Alexander dem Erſten. Eine hiſtoriſche Zeitſchrift, herausgegeben von *H. Storch* I — XII Lieferung. 2. A Supplement to the Account of the *Pelew-Islands* by *Hockin*. 3. Reiſe in die *Levante*, von Sir James *Dallaway*, mit Kupfern. 4. Berättelſe om *Elfdals Porphyrwerk* i Oſterdalarna, utgifven efter Hoglofl. Porphyrwerks Directionens Befallning. 5. Statiſtiſche Aufſchlüſſe über die durch den Reichsdeputationsſchluſs vom 25. Febr. 1803, an das Kurhaus *Baiern* gekommenen, im Baieriſchen Kreiſe liegenden Entſchädigungsländer. 1r Heft.

Charten-Recenſionen. 1. Topographiſche Charte von *Weſtphalen* u. ſ. w. in XXII. Blättern von *Le Coq*. 2. Plan de la Ville et des Environs de *Zurich*. 3. Das *Deutſche Reich* nach ſeinen einzelnen Staaten etc. von *D. F. Sotzmann*.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Carl Marie *de la Condamine*. 2. *Avantcoureur* neuer ausländiſcher geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 3. *Avantcoureur* neuer Charten, Plane und Proſpekte. 4. Kurze Notizen.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Portrait von C. M. *de la Condamine*. 2. Der Plan von *Tripolizza* und der umliegenden Gegend.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1805 VII. Stück.

Inhalt.

I. Warum keine Fortſetzung der Briefe über Poeſie? II. Ankunft und feierlicher Empfang des Durchl. Erbprinzen von

Sachs. Weimar und deſſen Gemahlin K. H. in Eiſenach und Wilhelmsthal. III. Muſik. 1. Muſikaliſche Unterhaltungen in Wien. Der dreizehnjährige Mozart. — Joſ. Haydn's Jugendgeſchichte. 2. Mozarts Requiem in Kaſſel. IV. Theater. 1. Schiller's Todtenfeier auf dem Theater in Frankfurt am Main. 2. Theater in Leipzig. a) Joſeph Secondа's Geſellſchaft — Weiße's Todtenfeier. b) Franz Secondа's Geſellſchaft. 3. Hoftheater in Deſſau. V. Kunſt. 1. Profeſſor Böttners in Kaſſel neueſtes Gemälde. 2. Letzte Probe der neuen Moden-Typen von J. F. Unger. 3. Der große Maskenball in Berlin. VI. Miſcellen und Modenberichte. 1. Kaſſel und Wilhelmshöhe zur Pfingſtzeit 1805. 2. Miſcellen aus London 3. Was ein Engel von den Moden und Kleidertrachten des zwölften Jahrhunderts ſagte. 4. Bereitung der Türkiſchen Roſen-Eſſenz. 5. Franzöſiſche Moden. a) Erſter Bericht. b) Zweiter Bericht. 6. Engliſcher Modenbericht. 7. Teutſcher Modenbericht. VII. Ameublement. Geſchmackvolles Kanapee und Stuhl für ein Geſellſchafts-Zimmer. VIII. Erklärung der Kupfer.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1805. VII. Stück.

Inhalt.

I. Greiſenlieder. 1. Was ich geſehen habe. 2. Sommers Empfindung im Alter. II. Gedichte aus dem Orient im Orient gedichtet. 1. Die Verwandlung. 2. Seltene Höflichkeit im Orient. 3. An Hrn. Eduard Barker in Haleb. III. Bruchſtücke aus einem Reiſetagebuche. (Fortſetzung.) IV. Korreſpondenznachrichten. 1. Aus München. 2. Aus Stuttgard. 3. Aus Paris. V. Anzeigen. 1. Tiemann's Chartyl-Gemmen. 2. Neues literariſch-s Lexicon.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, 1805. VI. und VII. Stück.

Inhalt des VI. Stücks.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen.

Ueber die Handlungswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren Theilen. Vierter Brief. II. Handels-Geschichte. 4. Beytrag zur neuesten Geschichte des Russischen Handels. 1) Handel mit Eisen. 2) Handel mit Hanf. 3) Die Salzwerke zu Staraja-Russa. 4) Handel von Odessa. 5) Handel von Theodosia. 5. Schlesischer Handel. 3. Zur Geschichte des Wallfischfanges und Thranhandels am Vorgebirge der guten Hoffnung. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Handel und Fabriken von Lexington in Nordamerika. 2. Liverpool. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Der Ahornzucker. 2. Das Mahagoniholz. 3. Das Ammoniaksalz oder der Salmiak. V. Gewerbskunde. 1. Von der Perlenfischerei in Kursachsen. 2. Von der Heringsfischerei der Holländer und den Vortheilen, die sie davon ziehen. 3. Neue Englische Erfindungen. 4. Französische Nädel- und Kartätschenfabriken. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Brittische Herrschaft in Hindostan. 2. Handelsnachrichten aus Frankreich. 3. Auszüge aus Briefen.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Plan von Liverpool. 2) Abbildung vom Mahagonibaum.

Inhalt des VII. Stücks.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber Bankerotte. II. Handels-Geschichte. 1. Neue Holländische Handelsverordnung. 2. Ueber das progressive Zu- und Abnehmen des Englischen und Französischen Handels und der Manufakturen. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Manchester. 2. Das Messingwerk bei Rothewisch in Kursachsen. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Der Seehund. 2. Die Makreele. 3. Der Schwertfisch. V. Gewerbskunde. 1. Von der Heringsfischerei der Holländer. (Fortsetzung.) 2. Beschreibung einer neuen Buchdruckerpresse. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. Benecke's allgemeines System des Assekuranz- und Bodmereiwesens. 1r Bd. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Auszug aus einem Briefe. 2. Einige Notizen vom Seehandel.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Plan von Manchester. 2) Abbildung des Seehunds. 3) Abbildung der Makreele. 4) Abbildung einer neuen Buchdruckerpresse.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde, für 1805. VIII. Stück.

Inhalt.

I. *Alexandri de Humboldt* et *Amati Bonpland* Plantae aequinoctiales per regnum Mexici, in provinciis Caracarum. A Novae Andalusiae, in Peruvianorum, Quitensium, Novae Granatae Andibus, ad Orinoci fluvii Nigri (Rio Negro), fluminis Amazonum ripas nascentes. In ordinem digessit *Amatus Bonpland*. Vol. I. Lutet. Paris. apud Levrault, Schoell et Soc. XIII. 1805 11 Heft, Rojalfol. Mit Abbild. auf Taf. II. II. Verſuch eines Entwurfs zu einer reinen Naturlehre. (Vom Hrn. Advokat Stelnhäuſer in Plauen.) III. Fluida, imprimis aquam, ubi temperiei vicissitudini subjiciantur, non formae solum, sed chemicae etiam relationis, mutationem subire, demonstratur. Dissertatio physica, quam d. 15. Mart. 1805, pro venia legendi, publice def. Car. Guil. Gottl. *Kaſtner* Phil. Dr. 1805. 4. IV. Weitere Bemerkungen über das Dreben der Magnetnadel in einer Bouſſole wegen elektriſcher Einflüſſe, auch über eine Speckſtein-Kryſtalliſation in Baſalt; desgleichen über das Leben der Kröten in umſchloſſenen Räumen. (Aus einem Briefe des Hrn. Wegebauinſp. Sartorius an den Herausgeber. Wilhelmsthal d. 28. Apr. 1805.) V. Nachricht von natürlichem Salpeter. (Aus einem Briefe des Hrn. Prof. Döllinger in Würzburg an die Hrn. Görwitz und Sartorius, und von denſelben dem Herausg. mit getheilt.) VI. Nachricht von dem vor einigen Jahren in Jena geſtifteten praktiſchen phyſiſch-mechaniſchen Inſtitut; wobei zugleich einige Notiz von einer Luftpumpe gegeben wird, welche dieſes Inſtitut als eine öffentliche Probe ſeiner Thätigkeit dem Publikum vorlegt. (Vom Herausgeber.) Mit Abbild. auf Taf. III. VII. Nachricht von einer ſonderbaren Erderſchütterung. (Aus der Schwäbiſchen Chronik vom Hrn. Metzler.) VIII. Fortgeſetzte Beobachtungen über den Kropf bei mehreren Raubvögeln. (Aus einem Briefe des Hrn. D. Wolf in Nurnberg, an den Herausgeber, vom 5. Jun. 1805. IX. Ueber die Hüner und die Aufbewahrung ihrer Eier; vom Hrn. Parmentier. (Aus d. Schr. des Nationalinſt. X. Ueber die Veränderungen des Erdmagnetiſmus in verſchiedenen Zeiten; von den Hrn. von Humboldt und Biot. (Ebend.) XI. Ueber das mathematiſche Geſetz von der Fortpflanzung der Wärme; vom Hrn. Biot. (Ebend.) XII. Allgemeine Betrachtungen über die Oxydationen der Metalle, und beſonders über die Oxydation des Eiſens. Vom Hrn. Thenard. (A. d. Schr. der Soc. Philom.) XIII. Ueber die Thiere, welchen die ſogenannten Pfennig- oder Linſenſteine zugehören; ſo wie über die, wo-

von die Ammonshörner herrühren; vom Hrn. Cuvier. (Ebd.) XIV. Bemerkungen über den Sphen; vom Hrn. Hauy. (Ebend.) XV. Untersuchung einer Flüssigkeit, womit man die Zeuche undurchdringlich für das Wasser machen kann; vom Hrn. Vauquelin. (Ebend.)

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Erschienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunsthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieser Handlung seit ihrem Etablissement in genauer Verbindung stehen, so nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erscheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unsern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

London und Paris VII. Jahrgang für 1804 VIII. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Die Gemäldeausstellung von 1805 in London. 2. Ansicht von London an einem Sonntage. Wanderung in die Theegärten. 3. Die Kunst zu verbessern, ein Nationalzug der Brittischen Nation. Societäten für jedes Fach. Smithfield Society. Der Maler Moreland. Die Ackerbau-Societät zu Bath. Besuch des Indianers Teyoninhoke. Seine Rede an den Präsidenten. II. Paris. 1. Warum hört man kein Kindergeschrei in Paris? Schilderung der Pariserinnen als Gattinnen und Mütter. Bureau für Ammen an der Porte de St. Denis. Hundspensionen. 2. Mad. Campan's Institut in St. Germain bei Paris. 3. Die Kriegsgefangenen Engländer in Verdun. Sie unterstützen sich einander auf das edelmüthigste. Der reiche Spanische Marquis F—s und die Tänzerin Clotilde in Paris. III. Englische Karikaturen. 1. Aufstöpseln des alten Xeresseet. (Hierzu die Doppel-Kari-

katur No. XVII.) 2. Dem Neptun wird zur Ader gelassen, eine Schottische Heilart. (Hierzu die Karikatur Nro. XVIII.)

Anzeige wegen des künftigen Erscheinens dieser Zeitschrift.

Es war sowohl den Lesern dieser Zeitschrift als uns sehr unangenehm, daß bisher die Jahrgänge derselben nicht mit dem laufenden Jahre, sondern von Johannistag eines Jahres bis dahin ins andere giengen, und daher der jetzige VII. Jahrgang für 1804 sich erst jetzt mitten im Jahre 1805 schließt. Da dies nun zu vielen Irrungen, Mißverständnissen und Unannehmlichkeiten Anlaß gab, so haben sich die Herren Herausgeber, nach unserm und des Publikums Wunsche mit uns dahin vereinigt, die acht Stücke, welche den VIII. oder heurigen Jahrgang ausmachen, von jetzt an so schnell nach einander zu liefern, daß er mit diesem Jahre 1805 durchaus beendigt seyn, und der neue für 1806 zugleich mit dem laufenden Jahre 1806 anfangen und so fortgehen soll. Dies wird hoffentlich den geehrtesten Lesern dieser Zeitschrift eine angenehme Nachricht seyn.

Halle d. 2. Julius 1805.

Neue Societäts- Buch- und Kunsthandlung in Halle.

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1805.

I.

Gedichte im Orient gedichtet

von

U. J. Seetzen.

I.

Das Glück des Vaterlandes.

Konſtantinopel. Mai. 1805.

Entfernet von der Heimath Schoos
Lauſch' ich mit Sehnſucht jedem Schritt,
Den Weisheit that, des Glückes Loos
Zu ſichern ihr, ſo oft vertritt
Der blinden Vorurtheil' Idol
Die offne Thür' zum Landeswohl.

Wie einen Baum der Gärtner zieht,
Daß spend' einſt ſüße goldne Frucht
Der edle, iſt ſie ſtets bemüht,
Zu nähren junger Bürger Sucht,
Dem Vaterlande ſich zu weihn'
Mit Thatkraft, fern von leerem Schein.

Sie huldiget der Lehrer Mühn,
Wenn, wie der Bildner formt Apoll,
Sie für die Geiſtesbildung glüh'n
Der weichen Jugend. O der Zoll
Der Achtung, den ſie heut am Ziel',
Erhebt der Edeln Selbſtgefühl.

Der Meinung dunkles Labyrinth,
Wo jeder tappt den eignen Pfad
Zur Quelle, wo dem Gläub'gen rinnt
Einſt ew'ges Heil für gute Saat,
Bleibt heilig ihr. Ob nütz' dem Staat'
Er, wiegt nicht Meinung ſie, nur That.

Sie ſpornt des Menſchen Thätigkeit,
Um, wie die Biene ſchafft ihr Werk,
Das wundervolle, jederzeit
Des allgemeinen Wohles Stärk'
Zu fördern. Nur vergeßner Pflicht
Des Fleißes fröhnt ſie zwecklos nicht.

Der Herausgeber
an das Teutſche Publicum.

Wer von einer unangenehmen Sache zu ſprechen hat, kan ſich nicht kurz genug faſſen. Ich würde meine Freunde beym Anfang dieſes zweeten Theils des teutſchen Merkur nicht ſchon wieder

Doch warf den Armen nagend Gicht
Der Krankheit auf des Lagers Streu;
Gelähmt sey er; es fehl' das Licht
Dem Aug'; wär', ach! die Phantasei
Im ew'gen Sturm: dann pflegt die Hand
Des Engels ihn an Grabes Rand.

Sie schmückt das Land, der Fluren Schmelz
Smaragd'nen Grünes zaubernd hin,
Wo vormals haust des schwarzen Quells
Von gift'gen Dünsten Herrscherin;
Und Frucht und Wald entsproßt der Heid',
Wo Pflanzer sich an Pflanzer reiht.

Dem Weisern winkt' sie Beifall zu,
Entsagt er jener alten Sitt'
Der Leichen Asch' zur ew'gen Ruh'
Zu häufen um die Tempel; stritt
Vernunft und Witz und Zartgefühl
Doch längst schon wider dieses Ziel.

Forthin verschön're jeden Hayn,
Wo Pan im Arm Pomonens thront,
Der Freunde Urn', die hoch umreihn
Der Pappel Hauf. Wem Liebe wohnt
Im Busen weih' der trauten Gruft
Vergiß mein nicht und Veilchenduft.

Fern von des Nordmeers reichem Saum
Tön' öfters noch die frohe Mähr'
Durch weiter Länder wüsten Raum
Nach Stambol, Smyrn', der heil'gen Sphär'
Von Libans Mönchen meinem Ohr':
Daß Weisheit ihn zum Sitz erkohr.

Anmerkung.

Die Russische Herrschaft Jever am nördlichen Rande Westphalens genießt seit mehreren Jahren das Glück, in ihrer Statthalterin, der verwittweten Fürstin von Anhalt-Zerbst, Sophia Augusta, eine weise, edle Landesmutter zu besitzen. Das, was sie zur Beglückung dieses Landes that, ist der Gegenstand dieses Gedichts.

Heide. Wildniß oder unkultivirte Gegend, welche vorzüglich mit Heidekraut, Erica vulgaris und Er. tetralix L. bewachsen ist.

2.

Geſchenk für meine Freunde.

Smyrna im Auguſt 1803.

Hoch über Burſa's Wolkenhimmel,
Erhaben über Land und Meer
Vergaß ich nichtiges Gewimmel
Der Sterblichen, und Väter Lehr'.
Im ſilberreinen Aetherſchein
Olympus wähnt' ich Gott zu ſeyn.

Im Hochgefühl der Allmacht ſchwebte
Ich lichtſchnell hin zu Freunde Herd'.
Zum reichſten Glückskranz ſchön verwebte
Verſchwendend ich die Gaben, werth
Der Theuren, Reichthum, Ehr', ein Weib,
Orionsglanz an Seel' und Leib.

Doch Ueberfluß des Guten zeuget
Der Uebersättigung Gefahr.
Wen nie Entbehrung, wechſelnd' beuget
Verkennt die Würze, die gebar
Des Glückesgrades Zauberdreh'n
Zum Hochgenuß des Lebensleh'n.

Drum wählt' ich aus der Gaben Fülle
Nur jene, die des Wunsches Ruf
Verlangte in der trauten Stille
Der Sehnsuchtsstunde, wann erschuf
Elysium in seiner Brust
Der Freund zur göttergleichen Lust.

Doch zahllos sind des Stammbaums Aeste
Der Wünsche; wuchernd seine Frucht;
Kaum sättigend am Jubelfeste
Der Ganzerfüllung; schwarzer Schlucht
Des Unglücks oft entsprossen; reicht
In schöner Schaale Gift vielleicht.

Zufriedenheit — dies ist der Gaben
Die köstlichste; ein Demantstrahl;
Der Stein der Weisen; Götter laben
Die Lieblinge mit diesem Mahl'.
Sey weise, roh, sey Bettler, Held:
Nur sie lehrt dir die beste Welt.

Aus goldner Schaale bot ich, Freunde
Beglückend, dar den Engeltrank.
Das Meer der Leidenschaften einte,
Sich glättend, Wogen; es entklang
Mit holdem Ton' der Ruhe Hayn'
Des Schicksals Spruch: „was ist, muß eyn"!

Nur, ach! der Freude höchſte Leiter,
Beſtiegen durch die Phantaſie,
Entſchwand dem Fuße! Immer weiter
Und weiter ſank mit Schrecken ſie.
Und Wirklichkeit rief barſch mir zu:
„Ein armer, armer Menſch biſt du!“

Doch Freundſchaft haſſet Handelswaage
Zu prüfen ihrer Gaben Werth:
Des Herzens Stempel ſie nur trage,
Das edler Männer Tugend ehrt.
Drum reich' ich euch die Gabe hin
Mit frohem Herzen, ſchlichtem Sinn.

Ein Blümchen, zart, entkeimt der Höhe
Olympus, glanzlos, ein Symbol
Der Lieb' und Freundſchaft. In der Nähe
Des Blümchens grünt des Herzens Wohl
Des fernen Freund's, der ſinnend flicht
Zum trauten Kranz — Vergißmeinnicht.

Anmerkung.

Ich beſuchte den myſiſchen Olymp oder Keſchihſchdahk mit meinem vormaligen Reiſegefährten Jacobſen, von Burſa aus am 22. und 23. Juni 1803. Alle umherliegenden Berge und

Thäler waren mit einem Wolkenmeere bedeckt. Allein die höchste Spitze des Olymps, worauf wir ſtanden, ragte hoch über demſelben empor, und wir ſahen über uns das reinſte Blau des Himmels. Es fiel mir auf, hier auf dem nackten Scheitel dieſes berühmten Gebirges das Vergißmeinnicht, Myosotis ſcorpioides arvenſis L. in Menge blühend anzutreffen. Ich pflückte einen kleinen Vorrath davon, und ſchickte denſelben, begleitet von dieſem Gedichte, an meine Freunde in Jever.

3.

Schahkûl

oder

die Macht der Muſik.

Halep im Februar 1804.

Auf! auf! zum Waffenſpiel. In's Feld! In's Feld!
Vor Bagdads Thoren ſtrahl' der Helden Zelt!
Zu lange höhnen ſchon des Padiſchahes

Der Perſer Hauf, und jene ſtolze Stadt
Am Tieger-Ufer. Schnelle dreh' der Spahis
Und Jänitſchären Heer das Glückesrad!
Wer wandelte nicht gern auf Siegerbahne?
Drum auf in's Feld! Froh folgt des Herrſchers
Fahne!

So ſprach Murád. Gekränkt ſein hoher Sinn
Durch langen Widerſtand der Königin
Der Städte, zog er ſchnell von allen Enden
Des gränzenloſen Reiches Kriegerhauf
Zum Lager hin, um, wähnend, zu vollenden
Des Helden Bild, in ſeinem Lebenslauf'.
Wer widerſteht dem Heere, das, den Wogen
Des Meeres gleich, zum Tiger kommt gezogen?

Doch, zweien Freunden gleich, vom nahen
Tod,
Durch Schickſals Tück' und Allgewalt bedroht,
Ein Jeder ſtürzt ſich in Gefahr des Lebens,
Um ſeinen Freund zu retten aus der Noth:
So ſtanden, wie ein Fels, muthvollen Strebens,
Belagerte, verachtend Wunden, Tod;
Und von der thürmevollen Mauer Zinnen
Sieht man ſtets edeln Widerſtand beginnen.

An Sieg gewöhnet ſchwoll des Kaiſers Bruſt
Vor Unmuth bei dem ſtetigen Verluſt
Der tapfern Krieger. „Sollt' zum ew'gen Hohne
Die einz'ge Stadt mein unzählbares Heer
Verachten dürfen?“ rief Murád; „zum Lohne
Verweg'nen Widerſtrebens fühle ſchwer,
Beim Namen Mähmuds und Alláh's! die Stolze
Der Rache Schwerdt, des Schickſals ſchärfſte Bolze.“

Und, wie wenn Nordens wilden Meeres Fluth
Im Frieſenland', verſchlingend Hab' und Gut
Den mächt'gen Damm durchbricht und Menſchenhaufen
Durch Wogen reißt zum nimmerſatt'n Schlund:
So raſend auf den Wink des Sultans laufen
Osmanen, Rach' und Mordluſt im Verbund',
Unwiderſtehlich Sturm; durch weite Pforten
Der Trümmer ſtrömen Stambols Blut-Kohorten.

O! hebt nicht auf den Vorhang vor dem Bild'
Des Schreckens. Wie Meduſens Schlangenſchild
Vergiftet es beim Anſchau'n zarte Seelen. —
Doch aus der dunkeln Nacht erglänzt ein Stern;
Mit ſeinem Strahlenſchein' laßt ſich vermählen
Der Menſchheit Bild; im Hintergrunde fern'
Bedeckt vom Trauerflore droht zu rauben
Die Schreckenszen' an ſie ſonſt allen Glauben.

Mit hoher Würde in Geberd' und Gang,
Im Auge Gluth, durch ſichtbarlichen Hang
Zur ſanften Schwärmerei und Gram gemildert,
Ein Kinn geſchmückt mit langem Bart, umwallt
Vom weißen Feſtgewand' (ſo ſchildert
Die Phantaſie bald Ordensſtifter, bald
Propheten) bringt ein Heros durch die Mitten
Der Sieger, Mörder, die um Beut' ſich ſtritten.

Mit Staunen wird der Tiger wilde Schaar
Den ſeltnen Mann in dem Gedräng' gewahr.
„Führt mich zum Padiſchah!" Die Sklavenſeelen
Gehorchen ſchnell, und offen iſt die Bahn
Durch dieſen Kriegerwald. Erſchrocken ſtehlen
Aus Mörderhöl' ſich manche ſchon im Wahn',
Beim Kaiſerzelt' viel Neues zu erlauſchen,
Indem ſie Mordluſt ſchnell mit Neugier tauſchen.

Auf einem Sopha goldnen Stoffes ſaß
In Gluth geheimen Weins, und volles Maas
Der ſüßen Rache leerend, rund umgeben
Von Räthen und der Edelknaben Zahl,
Der ſtolze Herrſcher. Von den Prachtgeweben
Des Zeltes blitzt der Edelſteine Strahl.
Kann ſolcher Anblick frohe Hoffnung geben?

Doch dreimal knieend ſieht man ohne Beben
Den Mann mit Würde Haupt und Stimm' erheben.

Ich bin ein Därwiſch, hoher Padiſchah!
Mein Name iſt Schakûl, der fern' und nah'
Im Perſerland' in Liedern wiederhallet.
Als Knabe liebt ich ſchon der Saiten Klang,
Erglüht', als Jüngling, wenn zur Luſt erſchallet
Der Mädchen Reiz' und Helden Lobgeſang.
Gereift durch jugendliches Streben ſchlangen
Der Tonkunſt Reiz' ſich um des Manns Verlangen.

Doch ferne ſey von mir der ſtolze Wahn,
Als hätt' durchlaufen ich die lange Bahn,
Die einſt zu ihrem Throne führt, ob weih'te
Mein Leben ganz ich ihrem Hochaltar.
Wie glücklich, wenn, o Sultan! mir verleih'te
Dein Wink ein Schild für Todes Nahgefahr,
Um, zeigt den Herbſt des Lebens kurze Skale,
Zu nähern mich dem ſchönen Ideale."

Erſtaunet ſtand der Höfling' bunte Schaar,
Wie, wenn des Künſtlers Hand des Blinden Staar
Geheilet, nun die Binde wird genommen
Dem unerfahrnen Aug', der Kranke ſieht
Die erſten Formen in den Sehſinn kommen,

mit einem Vorberichte heimſuchen, wenn ich keinen andern Stoff dazu hätte als die günſtigen oder ungünſtigen, richtigen oder ſchiefen Urtheile, welche über den erſten Theil und einige darinn enthaltne Stücke gefällt worden ſind. Nicht alle ungünſtigen Urtheile ſind ſchief, nicht alle günſtigen richtig; und zuweilen kan ſogar ein Schuſter einem Apelles einen Fehler zeigen. Der Herausgeber und ſeine Gehülfen werden ſich bemühen, von allen Urtheilen, die ihnen bekannt werden, den beſten Gebrauch zu machen, der davon zu machen iſt; und belehrender Tadel wird ihnen allezeit lieber ſeyn als unbedeutendes Lob. Indeſſen ſieht ſich gleichwohl der Herausgeber genöthiget, die Leſer an die Bitte zu erinnern, die er zu Ende des erſten Vorberichts an Sie gethan hat; eine Bitte, deren Gewährung er von Ihrer Billigkeit ſollte erwarten können. Es iſt unmöglich, daß jedes Stück ſeiner Sammlung allen gefalle, für alle unterhaltend ſey; und es iſt

doch

Dem Geiſte noch des Räthſels Schlüſſel flieht.
Doch blitzſchnell lenken kaiſerliche Worte
Das Aug' und Ohr der höfiſchen Kohorte.

„Des Sultans Wille gleicht dem Tigerſtrom'.
Wer hemmet ſeinen Lauf? Willſt zum Phantom
Des Eides Wirkung du umformen? Tragen
Nicht deine Schultern gleiche Frevellaſt
Des Hochverraths? Doch lauſch' ich mit Behagen
Dem Tonſchatz', den die Stimm' der Scheſchdar faſſt'.
Zu mildern dein Geſchick, gefällt die Probe,
Iſt Alles, was ich dir voraus gelobe."

Mit Feuereifer für die hohe Kunſt,
Beſeelt durch Hoffnung, ſich des Sultans Gunſt
Zum Wohl der Stadt durch Töne Reiz' zu werben,
Ergriff der Derwiſch, ahnungsvoll die Bruſt,
Das ſeltne Inſtrument. Im Nu erſterben
Geſchwätz' der Höfling'. Unbekannte Luſt
Durchſtrömt die Seel', als mit Geſanges Schöne
Vermählt der Zaubrer Aeols Harfentöne.

* * *

Am schnellen Tigers goldnem Saum
Wuchs einst, der Früchte spendend
Die schönsten, hoch ein stolzer Baum
Der Erde Kraft verschwendend.
Und weit umher erfüllt die Luft
Der zarten Blüthen Bisamduft.

Der schlanken Zweige Schattendach,
Geschmückt mit grünem Laube,
Erfrischte, wie ein kühler Bach
Den Wandrer, wenn vom Staube
In Hidschah's Wüst' umwallet oft,
Des Lebens müd', er nichts mehr hofft.

Und sorgsam pflegt und wartet sein
Der Gärtner unverdrossen;
Begießt beim glüh'nden Sonnenschein
Den Stamm; und, wilde Sprossen
Klug trennend, zog zur Ueberwucht
Des starken Baums er goldne Frucht.

All überall von nah' und fern'
Wallt' hin zum schönen Baume
Der Fremden Meng', und weilte gern'
In Iraks Zauberraume,
Als blüh'te dort ein Paradies,
Das ewig Heil und Glück verhieß.

Doch lange währt kein Erdenglück;
Der schöne Traum verschwindet
Zum leeren Nichts, wie Sonnenblick
Und Sternenglanz verblindet,
Wenn Wolkenheer die Strahlenpracht
Bedeckt mit schwarzer Schleier-Nacht.

Aus weiter Fern', auf das Gerücht'
Vom Wunderbaume, eilet
Zu erndten seine goldnen Früchte,
Ein Fremdling unverweilet,
Sey Gärtner ich, spricht's Ungethüm,
Des schönen Baums. Ich pflege ihn!

Warum, o Fremdling! störest du
In Iracks grüner Aue
Der frohen Kinder linde Ruh'?
Der alte Gärtner, schaue!
That unverdrossen seine Pflicht.
Drum lassen wir den Braven nicht.

Dann opfr' ich euch der Rache Zorn;
Rief mit empörter Rechten
Der Fremdling; schnell versieg' der Born
Der Freude! Feilen Knechten
Des Henkers beuget alle heut'
Den Nacken dar, dem Schwerdt geweiht!

Und horch! es hallt des Beiles Schlag
Dumpf längs dem Strome wieder.
Des Wunderbaumes Schattendach
Stürzt krachend laut darnieder,;
Und wo das frohe Völkchen wohnt'
Kein'n Säugling der Barbar verschont.

Noch schlummert tief der Keimung Kraft
In jenem öden Raume,
Versieget schnell der Lebenssaft
In Blume, Strauch' und Baume.
Noch scheint die Erd' mit Blut bekränzt
Und jammernd kreis't das Nachtgespenst.

Kennst du dies Bild, o Fürstensohn!
Kennst du den Sinn der Sage?
Erwartet mich der Wahrheit Lohn,
Wenn ich die Antwort wage?
Des Baumes Name ist Bagdád;
Du bist der Fremdling, du Murád!

In ferne Reiche tönte weit
Der Ruf vom Heldenbilde
Des Sultans und Gerechtigkeit,
Gepaart mit seltner Milde.
Wilst du verderben diese Saat
Zum Nachruhm durch die schwarze That?

O! gnädig blick' auf uns herab!
Beglücke brave Bürger
Durch deine Gunst! Verschließ das Grab,
Gemacht durch Stambols Würger!
O! üb' Barmherzigkeit, sey mild!
Dann gleichest du der Gottheit Bild.

Auf! goldner Saiten Zauberton!
Auf! schür' des Geistes Feuer.
Verbann' des Kummers tödlich Mohn.
Verherrliche die Feier
Der Sühnung, gattend deinen Klang
Harmonisch mit des Sängers Sang!

Doch Klagetöne hör' im Dom
Der Seel' ich nur erschallen!
Gefallen ist am Tigerstrom'
Der Städte Stolz! Die Hallen,
Wo wog'te froher Menschen Meer,
Vorhin, sind jetzund öd' und leer.

Wo ist der Mauern stolze Pracht?
Die Majestät der Thürme?
Der Handel, Bürger reicher Schacht
Des Wohlstands? Wo die Schirme
Des heil'gen Harem? Höhnt doch nur
Die Rotte Gott und die Natur!

Ach! blutig iſt des Stromes Lauf!
Wild raſ't der Raubſucht Hyder.
Sieh'! wehrlos ſtößt der Mörderhauf
Den braven Bürger nieder.
Und holder Weiber Jammerton
Mehrt der unzücht'gen Krieger Hohn!

In meinen Armen ward der Freund,
Die Harmonie des Lebens,
Ermordet! Hätte uns vereint
Ein Dolchſtich! Ach! vergebens
Such' ich der Saiten ſüßen Lohn.
Mir lautet nur der wilde Ton.

Oft ſang ich auf dem ſamtnen Fließ'
Smaragdnen Ufers Lieder
Der Freude; träumt': ein Paradies-
Sänk in mein Herz hernieder.
Warum verſchwandſt du, Wonnequell'?
Ein Fels verſtopft' die Silberwell'!

* * *

Aus Mund-Gebeerd' und Saitenſprach' erſcheint
Der innern Seele Bild, wie ſich vereint
Zum Sonnenſtrahl die Pracht von ſieben Farben.
Wie Haydn's Phantaſie durch Noten malt,

So rauſchten Blätter, blühten Blumen, ſtarben;
Der Tiger ſtrömt, und Weiberklag' erſchallt;
Der Wunderbaum, die ſtolzen Mauern fallen:
Man hört den Widerhall der leeren Hallen.

Nie war die Seel' des Herrſchers ſo beſtürmt.
Ob Rachedurſt ſie noch ſo feſt umthürmt:
Der Menſchheit Genius drang durch die ehrne Mauer.
Vom innern Kampfe bebt beklemmt die Bruſt.
Doch endlich wandelte in tiefe Trauer
Dem Saitenton' entſtrömte neue Luſt.
Es trübt die Miene ſich; die Lippen beben;
Man ſieht dem Aug' ein'n Thränenguß entſtreben.

Hör' auf! Schahkül! du Sänger! Höre auf!
O! wehre, wehre der Gefühle Lauf!
Willſt du des Lebens Faden mir entzweien? — —
Auf! Diener! eilet, helft! Gezückt ihr Schwerdt
Sieht man die Krieger noch die Stadt bedräuen,
Noch fließen Ströme Bluts an Bürger Heerd!
Wer unter euch ſich läſſig zeigt im Retten,
Der büße ſeine Schuld in Kerkerketten.

Geſunken bin ich tief durch Leidenſchaft! —
Wird Allah mir verzeih'n? O! gäb' er Kraft'
Erſchlagene zum Leben zu erwecken! —

Verfolgen wird ihr Schatten mich! — Könnt' einſt
Durch Wohlthun ich die tiefe Schmach bedecken!
Wenn Du, o! Allah! zum Gericht erſcheinſt,
Durch guter Thaten Zahl der künftgen Tage
Aufwiegen meine Schuld auf Richters Waage! — —

Und du, o! Freund! wie dank' ich, Edler! dir? —
Doch dich belohnt kein Herrſcher, nicht die Zier
Von einer Welt. Ein Kreis von Genien webet
Um deine Phantaſie und ſchmücket ſie
Mit duft'ger Blumen Schmuck; erhebet
Im Jubelchor dein Loblied ſpät und früh:
„Von Tauſenden warſt einſt in Iracks Zone"
„Der zweite Schöpfer du, der Männer Krone!"

Komm' an des Sultans Hof! In Stambol winkt
Der Freuden Fülle dir, wenn Sonne ſteigt und ſinkt.
Verbannet ſey des tiefen Grames Hyder!
Und ſtört einſt Leidenſchaft in meiner Bruſt
Das ruh'ge Meer, und werfen auf und nieder
Der Wogen Meng' den Gleichmuthskahn zur Luſt:
Dann ſtille dein Geſang, wie Oel die Wellen
Vom Oceane, des Verderbens Quellen!

Anmerkung.

Der Stoff zu dieſem Gedichte iſt aus des

Fürſten Kantemir und de la Croix Geſchichte des Osmanniſchen Reichs genommen.

II.

Gedichte.

I.

Jukunde, eine Romanze.

Traurig ſinnend ſaß Jukunde
Auf dem hohen Felſenſchloß,
Lehrend ihre beiden Söhne,
Als es ſüß, wie Lauten Töne
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne deine ſtille Wohnung,
Holde Herzens-Königin!
Einen Ritter ſiehſt du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn!

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! ſchon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze
Bebt mein Herz ſo heiß und voll!“

Zürnend ſprach die treue Gattin:
„Nahe dieſer Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längſt mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schickſal nicht!

Dem zuerſt mein Herz geſchlagen,
Schlägt es bis zur ſtillen Gruft,
Treue hab ich ihm geſchworen,
Deine Seufzer ſind verloren,
Und verwehn im Abendduft!“

„„Treue haſt du ihm gelobet; —
Doch der Tod bricht jeden Schwur;
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebſt du für die Todten nur?““

„Nein! ich lebe neuem Leben —
Meinem holden Knabenpaar!

doch billig, daß jede Claſſe von Liebhabern etwas finde das für ſie da iſt. Hat dies im erſten Theile noch nicht bewerkſtelliget werden können, ſo kömmt es bloß daher, weil man nicht alles auf einmal auftiſchen kan.

Ueberdies kennt auch der Herausgeber den Geſchmack ſeiner meiſten Leſer noch nicht genug, und hat ihren Beyfall vielleicht hier und da bloß dadurch verfehlt, daß er zu gut von den Meiſten dachte. Wie hätte er ſonſt ſich einfallen laſſen können, ein Stück wie **Charmides und Theone** in den Merkur einzurücken? Er iſt (ungeachtet er verſichert worden iſt, daß man in vielen Orten und Gegenden Teutſchlands gar nicht gewußt habe, was man aus dem Dinge machen ſollte) noch immer überzeugt, daß **Jacobi** nie etwas ſchöners und lehrreichers gedichtet hat als dieſen Charmides; und

Seh' ich einſt ſie herrlich blühen,
Dann mag dieſe Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!"

Ernſt und ſinnend ſchwieg Jukunde:
Als der Ritter dieſes ſprach:
„Edle Frau vom heilgen Grabe
Komm' auch ich, und ſüße Gabe
Folget meinem Flehen nach!

„Rudolph bin ich, der die Freundſchaft
Deines Gatten hatt' erſtrebt;
Das Gerücht hat dich betrogen,
Prüfend hab' ich dir gelogen;
Wilhelm, der Beweinte, lebt!"

„Komm herein, ſprach die Entzückte.
Feurig nannte Wilhelm dich
Oft den Freund der zarten Jugend,
Und das Urbild heil'ger Tugend;
Neues Leben ſtrömt durch mich!"

Bald erſtieg der wackre Ritter
Der Getreuen Felſenſchloß.
Aber weich ein Wonnebeben!

Wilhelm war's, der voller Leben
Selbſt in ſeinen Arm ſie ſchloß! —

K. W. Juſti.

2.

An Pomerania.

Wie wird mir ſeyn, o Pomerania!
Wenn ich in deinen ſtillen Gründen
Mich ſeelig werde wiederfinden?
Wie wird in himmliſchem Gefühl
Der höchſten Wonne Thräne fließen,
Wie wird mein goldnes Saitenſpiel
Die väterlichen Fluren jauchzend grüſſen!

Schon ſeh' ich mich in fernen Hallen ruhn;
Ich walle an der blauen Hylde
Durch reiche, liebliche Gefilde;
Ich liege ſchon im Abendſtral'
Mit meiner Minna dort im Grünen,
Und pflücke mir in Jasmunds Thal
Vergißmeinnicht von grauen Burgruinen!

Da wird mich lieber, edler Freunde Arm
Mit Sehnſucht, Liebe und Verlangen

Mit holder Zärtlichkeit umfangen!
In lang entbehrter süßer Lust
Werd' ich in göttlichem Vergnügen,
An meiner Lina treuen Brust
Mit nassem, wonnetrunknem Blicke liegen!

Mich treibt mein Herz nach Rügens Eiland hin;
Ich eile auf der Ostsee Spiegel,
Nach meines Vaters Aschenhügel,
Und pflanze Rosen auf sein Grab. — —
Da will ich Veilchen, Hyacinthen,
Und was der Lenz mir schönes gab,
Mit feuchtem Aug' um seine Urne winden!

Ich werde in der Abendröthe Gluth
Von nie besiegter Veste Höhen
Die bunten Flaggen wallen sehen!
Erweitert wird mein Blick; es schlägt
Mein Herz mit jedem Pulse höher;
Des offnen Meeres Anblick trägt
Mich hoch empor, bringt mich der Gottheit näher!

O Heil mir denn, seh' ich mein Vaterland
Nach so viel Trauerjahren wieder!
Dann sink' ich, tief anbetend nieder,
Und weihe dem mein Erstgefühl,

Der mich erhielt in Labyrinthen,
Um einſt an meiner Tage Ziel'
Dort Ruhe und ein ſtilles Grab zu finden!

Eliſe Sommer, geb. Brandenburg.

3.

Elegie.

Wo ſeyd ihr hin? entflohne Jahre,
Da ich im goldgelockten Haare
Mir fröhlich Lenzes Blüthen brach?
Mir ſchienen Weſte liebzukoſen,
Wenn ich bekränzt mit jungen Roſen
Der Freude froh am Buſen lag!

In meines Lebens Blütetagen
Schien alles fröhlich mir zu ſagen:
„Ein glückliches Geſchöpf wirſt du!"
Ich ſah die Welt im Roſenglanze,
Und hüpfte wie im Jubeltanze
Der fernen Zukunft lachend zu.

Ich fand in tauſend Menſchen Engel,
Die nur verſtanden, ihre Mängel
Zu hüllen in ein Truggewand.
Blind hätt' ich meine Ruh, mein Leben
Dem Manne ſorglos hingegeben,
Der viel beſchwor, und nichts empfand.

Doch mit der Kindheit goldnen Zeiten
Entflohn auch meines Lebens Freuden,
Denn die Erfahrung rief mir zu:
„Sey weiſe! prüf' zuvor die Herzen;
Dein Glaube ſchuf dir tauſend Schmerzen,
Er brachte dich um Glück und Ruh!"

Jetzt fühl' ich ſchmerzvoll ernſte Kühle,
Wo einſt im ſeeligſten Gefühle
Mein Herz vor Wonne höher ſchlug!
Jetzt flieh' ich in mich ſelbſt zurücke
Mit ſcheuem, wehmuthsvollem Blicke,
Und ohne Falſchheit, Liſt und Trug!

Auf immer ſind dahin geſchwunden
Die Geiſter jener goldnen Stunden;
Ich kenne weder Ruh, noch Glück!
Auf faſſe dich! der Abend ſinket.

Wo Staub die letzte Thräne trinket! —
Schon naht der frohe Augenblick! — *)

Elise Sommer, geb. Brandenburg.

*) Die Verfasserin dieser Proben, die bisher manches gefühlvolle Lied in Provinzialblätter einrückte, wird nächstens eine kleine Sammlung ihrer Gedichte auf Subskription herausgeben, worauf wir die Freunde einer anspruchlosen Muse aufmerksam machen wollen.

A. d. E.

III.

Drei Briefe von Linné an Joh. Reinh. Forſter. *)

I.

Viro Incomparabili

DD. JOAN. REIN. FORSTERO

Amico ſuo candidiſſimo

S. pl. d.

Car. a Linné.

Ante duos dies habui et litteras Tuas d XVIII. Junii et dona Tua plus quam aurea.

Accepi e novellis, confirmatus propriis

*) Dieſe drei Briefe ſind mir durch die Güte des Hrn. Prof. Kurt Sprengel in Halle mitgetheilt worden, und durch den Schreiber und Empfänger gleich wichtig. Man kann freilich viel correkter und eleganter ſchreiben, als der groſſe Naturforſcher zu Upſala. Aber Linné war einer von den privilegirten Geiſtern, denen es erlaubt iſt, in jeder Sprache ſich ſelbſt über die Regel zu erheben, weil die Natur früher iſt, als alle Regeln. B.

Tuis, literis Te a Rege Anglorum selectum esse ad iter instituendum ad polum antarcticum terrasque incognitas australes, nec potuit umquam seligere praestantiorem. Quod vero Tu ipse maturae aetatis Vir; relicta uxore et familia cum filio clarissimo ausus sis amore scientiae motus suscipere tam periculosum iter, demonstrat heroicum animum quod certat cum summis belli heroibus; Ego cum omnibus qui amant Divina opera et qui vere Deum colunt, quotidie fundamus preces ad omnipotentem pro Tua salute et ut ducat et reducat Te salvum sospitemque qui ubique regnat et imperat. Unicum quod mihi exoptem esset, quod viverem eo die, quo Te redduat D. T. o. Angliae, ut et delectar Tuis gaudiis et spoliis.

Nunquam iancte testor novi Virum Te magis ingenuum et liberalem magis scientiis natum, candidioremve, qui ad me mittis non tantum collectionem Tuam, Insectorum rarissimorum americanorumve sed et proprias Tuas descriptiones ineditas! obstupui profecto! nunquam audivi similem liberalitatem. Si abutar Tua amicitiâ hanc

epiſtolam mihi objicias ut ſim per ſecula ingratiſſimus. —

Accepi etiam cum Tuis *Conchylia D. Tunſtal*, quae Tuae apud eum interceſſioni debeo. Quae vero D. Banks et Solander ipſi obtulere conchylia uti lecta verſus polum antarcticum mere ſunt conchylia lecta in mari mediteraneb et proximis locis; Iſti invidi certe ſeduxerunt Virum, ut alio tempore, dum ſalvus redieris ipſe teſtari poteris. Inter ea vero erat unicus novus Trochus; reliqua Conchylia erant nota.

Miror Solandrum quem ipſe educavi, docui uti filium, commendavi apud amicos Anglos, procuravi (ſi aſſumere alias voluiſſet) Profeſſionem Petropolitanam etc. etc. non literis, non precibus meis motus, potuiſſe eo adigi ut daret mihi unicam ſiccam plantam ex orbe antarctico.

Anima Tua candidiſſima mihi plura promittit quam umquam ſperarem aut exoptarem a fratre aut patre; Te itaque cogitem, Te ſomniam die nocteque ſi vixero usque

dum redieris. In Te vertam omnium Botanicorum oculos et mentes. Exſpectarunt D. Solandri reditum fruſtra; Te debent exſpectare omnes qui ſcientiam naturae colunt et in pretio habent.

Si unquam poteris e peregrino orbe litteras mittere ad Dominam conjugam Tuam, oro quaeſoque ab ea impetres quod me de Tua ſalute certiorem facit qui proximus ab ea in ſinu de incolumitate gaviſus ero.

In cap. b. ſpei forte reperias diſcipulum meum nuper med. Doctorem creatum D. Thunberg; eſt egregius collector Inſectorum et Plantarum.

daß in keiner Sprache jemals etwas ſchöners geſchrieben worden iſt, als die Epiſode von Orpheus und Eurydice in dieſem Charmides. Unter Tauſend ſind ungefehr funfzig, die dies auch ſo finden; aber was ſind funfzig gegen Tauſende? Charmides wird durch die Mehrheit der Stimmen verdammt, und von der Mehrheit der Stimmen hängt das Schickſal des teutſchen Merkurs ab. — Dies iſt freylich nur allzuwahr, und was ſich daraus für Folgen ziehen laſſen, fällt in die Augen. Aber wer ſagt uns denn, daß unter den Tauſend nicht unvermerkt, und wenn ſie zu einer glücklichern Stunde, in einer beſſern Laune, bey einer minder ſchweren Luft als damals war wie ſie dieſen armen Charmides laſen, u. ſ. w. ihn wieder leſen ſollten, vielleicht ein paar hundert ſich nach und nach zu den Funfzig hinüber ſchleichen werden. Es giebt Gemählde und Statuen, die beym erſten Anblick nicht gefallen;

2.

Viro Nobiliſſimo
DD. FORSTERO

Amico ſuo candidiſſimo amiciſſimoque

S. pl. d.

Car. Linné.

Spero has literas Te aſſecuturos in feliciſſimo Cap. b. ſpei; ego vero Te quotidie cogito et mente die nocteque ſequor.

Somniabam me Tecum obambulaſſe Montes Tabularum, Diaboli et Leonis ibiq legiſſe Proteas, Leucadendra, Arctopos, Gorteriasq ciliares, Aſpalathos Ericas etc.

Vellem haberes Diſſertationem praeterito anno editam de Ericis capenſibus, in qua tentavi numeroſiſſimas has ſpecies differentiis determinare.

O utinam felicia fata Te ducerent in novam Terram auſtralem ut ex aroma Tua candidiſſima viderem aliquot plantas iſtius re-

gionis quarum ne unicam conceſſit D. Solander, ſed invidus coactus Tibi relinquere orbi exhibendos. Diu et ſuas gazas ex hac terra reportatas tegit Commerçon gallus, ut dubitem an umquam prodeat.

Solander miſit III. plantas pictas ad D. Murray Profeſſ. Goettingenſem aeri incidendas, ſed quales non novi, cum eas non videre contigit.

Miror magnopere qualia inſecta Terra auſtralis contineat? an ulla noſtris ſimilia.

Amicus miſit plura conchylia, quae ſe a Solandro accepiſſe refert, delata et terra auſtrali, ſed omnia, uno excepto, reperiuntur in Mari Mediterraneo.

Felicia fata Te ducant et reducant quod animitus opto. Ter vale

Uplalia d. 2. Aprilis 1773.

3.

Florae antarcticae Legato plenipotentiario
DD. JOAN. REINH. FORSTERO

S. pl. D.
Carol. a Linné.

Deo ter optimo maximo grates, quas mens humana reddere poteſt maximas, ago, qui me ſervavit inter vivos in redditum Tuum ex itinere longiſſimo periculoſiſſimo, quod ſemper efflagitavi et tandem obtinui nec ſperaveram jam valde ſenex.

Literas Tuas, Vir omnium amiciſſime, candidiſſime die IIII. calend. Auguſti, Londino adeoque poſt fauſtum reditum Tuum in patriam, hodie habui, nec umquam rariores. Gratulor charae Conjugi natis et mihi ipſi. Deus ipſe Te duxit uti ſuum per tot diſcrimina vitae.

Lego et relego Tua itinera ex literis Tuis et miror quomodo potuiſti tot adire regiones tot obſervare varia, tot haurire et ſuperare

difficultates. Tamdiu perferre maris varietates infuetas alias, durasq viciſſitudines. —

Sed et ſimul gratulor ſcientiae pulcherrimae auctam tam multis novis inventis tamque raris et remotis quae latuere a condito orbe, quibus parafti tibi immortale nomen, ſempiternam gloriam. . . . . .

Poſtquam deſcripſiſti Tuas plantas, oro flexis genubus, ſerves pro me; ex deſcriptis aliquod ſpecimen pro meo herbario, e novis Hebridibus, ut poſſim videre vel unicam plantam ex auſtrali orbe, qui nullam unquam vidi.

Salutem plurimam impertiaris amicos meos Anglos, quorum habeo plurimos. Vive diu ſalvus et Felix.

Upſal, 1775. 1. Sept.

IV.

Bruchstücke aus einem Reise-Tagebuche vom September und October des Jahres 1804.

(Beschluß.)

Heidelbergs Lage hat auf der Seite, wo wir einfuhren, nicht das Imposante, das sie auf einigen andern Seiten hat. Dennoch machte der Anblick dieser malerisch-gelegenen Stadt einen ungemein erfreulichen Eindruck auf mich. Unsern trefflichen Freund G. Fr. Creuzer, in dem die Marburger Universität so Vieles verlohr, trafen wir nicht zu Hause an; erst gegen Abend kam er von einer Lustfahrt auf dem Neckar zurück, und selten war wohl das Wiedertreffen von Freunden so innig, als dieses! Was meine heitere Stimmung noch vermehrte, war ein liebevoller Brief meiner Gattin, der meiner hier harrte. — — —

Sogleich am andern Morgen lernten wir Heidelbergs schönste Umgebungen kennen. Diese Stadt hat eine eben so angenehme als gesunde Lage;

an beiden Seiten des Gebirges einen nicht unbedeutenden Weinwachs, gegen Abend und Mittag fruchtbares Ackerfeld und treffliches Gehölz. Die ganze Gegend, die der Wißbegierde des Botanikers reiche Nahrung zu geben scheint, muß im Frühling unaussprechliche Reize haben; sie ist eben so romantisch, wie die um Marburg herum, hat aber noch mehr Fülle und Milde. Vor unserer Wanderung besuchten wir Hrn. Fries, einen wohlhabenden und gebildeten Kaufmann, dessen Lieblingsneigung die Malerei ist, und der seit einiger Zeit einen nicht ganz unbedeutenden Handel mit Gemälden mit seinem Hauptgeschäfte verbunden hat. Bei ihm fanden wir, außer einigen schätzbaren neuen Kupferstichen, Gemälde aus verschiedenen Schulen, die er uns sehr gefällig in seinem Gartensaale zeigte. Unter andern besitzt er einige Stücke von Rubens, und eine Madonna, die von einem Schüler Raphaels angelegt, und von dem Meister selbst überarbeitet seyn soll. Dies schöne Madonnenbild athmet wenigstens Raphael'schen Geist.

In der Gesellschaft von Creuzer, Fries und unserm biedern Freunde Schwarz, dem denkenden und humanen Pädagogen, der von Münster im Hessen-Darmstädtischen, wo er als Prediger stand,

als Professor der Theol. nach Heidelberg berufen worden, und erst vor 2 Tagen mit seiner Familie dort angekommen war, — wanderten wir am Ufer des Neckars, dann durch Gebirge und verschlungene Thäler nach dem Wolfsbrunnen und Heidelberger Schlosse hin. Was ich auf dieser unvergeßlichen Wanderung sah und fühlte, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken. Der etwa eine Stunde von Heidelberg entlegene, sogenannte Wolfsbrunnen, an welchem der Dichter Opitz sich öfter seinen poetischen Fantasieen überlassen, den er selbst besungen, und den auch Lafontaine in seiner Klara dû Plessis so hinreißend beschrieben hat, überraschte uns, nachdem wir eine unmerkliche Höhe und einige Terrassen erstiegen hatten, aufs angenehmste. Die klare Quelle sprudelt lieblich aus einem Felsen hervor, ist mit Quadersteinen eingefaßt, und hat einen kleinen Weiher und mehrere Bassins, worin viele hundert Forellen spielten. Einst war dieser Brunnen auch von ehrwürdigen Linden überschattet, die den sinnenden Wandrer in ihr heiliges Dunkel aufnahmen, und ihn in süße Schwermuth wiegten. Besonders soll eine uralte Linde ihre beschattenden Aeste über den stillen Weiher verbreitet, und jedem Sonnenstral den Zugang versagt haben. Seit einigen Jahren haben es jedoch die städtischen

Vorsteher rathsamer gefunden, diese ehrwürdigen Linden nieder zu hauen, damit — — — die Forellen besser gedeihen möchten. Nahe bei diesem Brunnen liegt ein Wirthshaus, das seinen Namen von der Jetta, einer berühmten heidnischen Wahrsagerin, herleitet, die, auf dem Jetten-Bühl, wo jetzt die Trümmer des kurfürstl Schlosses stehen, gewohnt haben soll. „Einst, erzählt die Sage, lustwandelte hier diese Wahrsagerin, und wurde von einer in dieser Gegend des Brunnens gelagerten Wölfin, die eben ihre Jungen pflegte, zerrissen. Daher der Name Wolfsbrunnen.“ — —

Auf einem sehr abwechselnden Wege führten uns unsere Begleiter unvermerkt nach dem, auch in seinen Trümmern noch Ehrfurcht gebietenden, Schlosse. Von mancherlei Gebüsch umgränzt, lag es da im Zauber des Sonnenlichts. Einige ungeheure Thürme, besonders eine halb herabgeschmetterte Ecke, trotzen der Zerstörung. Einheit der Bauart darf man bei diesem Schlosse nicht suchen; das Ganze ist weder im gothischen, noch antiken, noch modernen Stile aufgeführt, sondern ein Gemisch von dem allen. Der spätere Baumeister scheint sich um die Ideen des frühern nicht bekümmert zu haben. Die innere Ein-

richtung dieses imposanten Gebäudes ist nicht viel regelmäßiger als die äußere. Dennoch sprechen die einzelnen Theile desselben eine Kraft und ein Gefühl unsrer Vorfahren aus, wobei man mit einiger Achtung weilet. Das immer mehr herabsinkende Mauerwerk, die halbverschütteten Grotten und ehrwürdigen Trümmer erinnern wehmüthig an Geschlechter, die längst nicht mehr waren, indessen das aus den Mauerritzen hervorwachsende grüne Gebüsch, und die ringsumher lachende Natur wieder Leben in diese schauerliche Szene bringt. Auf dem geräumigen Schloßhofe fand ich eine Art von Bassin, worin auf der höchsten schaalenförmigen Erhöhung noch die schönsten Herbstblumen blühten. An einem alten Vorgebäude, nicht weit von diesem Bassin, befinden sich noch drei Säulen aus dem uralten Palaste Karls des Großen zu Ingelheim, dem Geburtsorte dieses Kaisers. Die übrigen Säulen dieses Vorgebäudes sind später hinzugefügt worden. Die vielen Statüen von heidnischen Gottheiten, Heroen, allegorischen Personen, ältern Pfalzgrafen und Kurfürsten, mit mancherlei Wappen und Inschriften, welche zwischen den leeren Fenstereinfassungen des noch dastehenden Schloßgebäudes angebracht sind, und worunter man unter andern die vom Sturm zerschmetterte Statüe des unglücklichen Friedrichs erblickt, machen — trotz

ihrer bunten Mischung — einen ganz eigenen, interessanten Eindruck. — —

Dieses vormals prächtige Schloß liegt auf einem Theile des kleinen Geißberges, und zwar auf dem sogenannten Jetten-Bühel oder Jetten-Hügel, und etwas niedriger, als der sogenannte Königs-Stuhl. Im zwölften Jahrhunderte bewohnte hier Konrad, Herzog in Schwaben und Pfalzgraf am Rhein, eine Burg, und wahrscheinlich hat er Heidelberg zuerst mit einer Mauer umgeben, und zu einer Stadt gemacht. Mehrmals, wie in den Jahren 1278 und 1288, brannte sie gänzlich ab. Das aus neueren Zeiten stammende Schloßgebäude rührt hingegen vom Kurfürsten Ludwig VI oder Friedfertigen her. Salomon de Caus, einer der geschicktesten Baumeister seiner Zeit, hat es vollendet; spätere Kurfürsten suchten es zu verbessern und zu vergrößern. Der eine ungeheuerdicke Thurm soll eine 16 Schuhe dicke Mauer gehabt haben, und inwendig 32 Schritte weit gewesen seyn. Jetzt noch hinein zu steigen, wäre ein Wagestück! Ein bedeutender Theil dieses Schlosses liegt in Schutt, und zeugt noch von der Raserei der im Jahr 1689 das Schloß zertrümmernden Franzosen, und der noch größeren Wuth, womit sie im J. 1693 dasselbe in

len; und die man vortreflich findet, ſobald man ſie aufmerkſam und mit einem gelehrten Auge betrachtet. Vielleicht geht es dem Autor des Charmides, wie dieſem mit ſeinen Bildſäulen der Venus und der Grazien.

Auch wegen der **Briefe über die Alceſte** iſt der Herausgeber von einigen getadelt worden. Man hat ihn, — den Verehrer, den Schüler des **Euripides** — beſchuldiget, daß er ſich ſelbſt auf Unkoſten dieſes Alten einen Altar aufgebauet habe. Man hat ihm als einen Mangel von Beſcheidenheit angerechnet, daß er von ſeinem eignen Werke Gutes geſagt, und man hat nicht daran gedacht, daß es ein anders iſt, wenn ein bekannter Verfaſſer von einem ſeiner Werke als **Kunſtverſtändiger** urtheilt, und Liebhabern oder Anfängern die Gründe ſagt, warum er dies ſo und jenes ſo gemacht hat;

einen Steinhaufen zu verwandeln ſuchten. Ueberhaupt hat der böſe Genius des Krieges ſein ſchreckliches Spiel mehr als einmal mit dem Schloß und der Stadt getrieben. Im Jahr 1622 wurde Heidelberg von Tilly mit Sturm eingenommen, bei welcher Gelegenheit die kaiſerlichen Soldaten ſich den frevelhafteſten Muthwillen, Raub und jede Abſcheulichkeit erlaubten. Im folgenden Jahre wurde die weltberühmte, im Chore der, durch den Pfalzgrafen und nachherigen Kaiſer Rupert erbauten, heil. Geiſts-Kirche aufbewahrte Bibliothek, vom baierſchen Kurfürſten Maximilian dem Papſte Gregor XV geſchenkt, und durch den Leo Alletius in den vatikaniſchen Palaſt nach Rom gebracht.*) Auch in den Jahren 1633, 1634 und 1635, litt die Stadt noch mehrmals durch Belagerung. Da die Franzoſen, die ſich überhaupt ſo manches Denkmal durch Zerſtörung geſtiftet haben, im J. 1689 von Heidelberg wegzogen, hinterließen ſie erſt noch gräßliche Spuren ihrer Barbarei, ſprengten den dicken Thurm und das Schloß, und brannten nieder, was ſie konnten. Von der alten herrlichen Neckarbrücke blieben nur noch einige Pfeiler ſtehen. Sodann wü-

*) Doch ſagt man, daß der Kurfürſt ſich erſt die ſeltenſten Stücke ausgeſucht habe.

teten die Kaiserlichen wieder eine Zeitlang im Schloß und in der Stadt, und im J. 1693 kehrten die Franzosen wieder zurück, und erhielten, durch die schändliche Verrätherei des Kommendanten Georg Eberhards von Heydersdorf, das Schloß und die Stadt, fast ohne alle Gegenwehr. Die Art, wie Heidelbergs Bewohner von diesen Unmenschen behandelt wurden, übertrifft alle Beschreibung! Die Stadt wurde ausgeplündert, in Brand gesteckt, und in einen Steinhaufen verwandelt, und sobald das Schloß und die Schanzen eingenommen waren, wurden Minen gegraben, und alles, was im J. 1689 der Zerstörung entgangen war, in Trümmer verwandelt. Selbst an manchen Statüen ließen diese rohen Menschen ihre Wuth, durch Verstümmelung aller Glieder, aus. Ein schreckliches Geschick scheint über diesem Schloßgebäude gewaltet zu haben, denn was die Gallischen Zerstörer noch verschont hatten, wurde vom Blitz zerschmettert. Wen sollten diese Bilder der Vergangenheit, auch mitten im Zauber der rings umher blühenden Natur, nicht eine Zeitlang zur Wehmuth stimmen? —

Der schön gelegene Schloßgarten wurde von den Kurfürsten Johann Wilhelm und Karl Philipp, wieder hergestellt und verschönert, ist aber

jetzt etwas verwildert, und soll zu einem Forstbotanischen Garten eingerichtet werden. Bei dem bedeutenden Umfange desselben, werden hier Pflanzungen im Großen vorgenommen werden können. Noch findet man hier Spuren eines altfürstlichen Ruheplatzes am romantischen Abhange zum Ufer des Neckars. Die Aussicht, die man von hier aus nach dem nahgelegenen Schlosse, der Stadt Heidelberg, dem durch ein prächtiges Thal rauschenden Neckarstrom und nach dem entfernten Speier hin hat, ist bezaubernd schön! Bekannt ist es, daß die Ruinen des Heidelberger Schlosses, unsern Matthisson zu einer seiner lieblichsten Elegieen begeisterten. — — —.

Kaum ist es einer Erwähnung werth, daß in diesem Schlosse auch das berüchtigte Heidelberger Faß aufbewahrt wird, welches 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel Wein in sich hält, 22 Schuh hoch und 31 lang ist, daß man zu diesem Fasse eine Treppe von 50 Stufen hinan steige, und daß oben darüber eine 20 Fuß lange Altane ist. Ich selbst begnügte mich damit, nach den Behälter dieses Fasses hingeblickt zu haben. Freund Creuzer hingegen erzählte mir, daß er oft an einem herrlichen Sommermorgen reisende Handwerksburschc begierig habe nach diesem Fasse eilen sehen, und daß diese sodann

mit befriedigter Miene zurückgekehrt seyen, ohne dem Schlosse und seinen zauberischen Umgebungen auch nur einen Blick zu schenken. — — Ist dies nicht ein Bild des gemeinen Menschenlebens? — — —

Wir wendeten den regnigten Nachmittag dazu an, einige unserer alten Bekannten und Freunde zu besuchen, und einige neue Bekanntschaften zu machen. Hrn. Hofr. Jung fanden wir gesund und vergnügt. Wir besuchten, in Begleitung unserer Freunde Schwarz und Creuzer, mehrere Professoren und Geistliche der Stadt, wovon ich hier nur den als gründlichen Geschichtsforscher bekannten Kirchenrath Wundt *), den als Orientalisten und geschmackvollen Exegeten berühmten, so wie durch seine Schicksale merkwürdigen Prof. Dereser (ehemals in Bonn, und als Karmeliter Thaddäus genannt) Prof. Fauth u. s. w. nenne. Große Freude machte mir's, meinen trefflichen Freund, Prof. v. Savigny, wieder zu sehen, und ihn froh an der Seite seiner gebildeten Gattin zu wissen. Wir besuchten das wohl eingerichtete Leseinstitut, wo wir die Bekanntschaft mit mehrern interessanten Gelehrten machten. Dieses Institut giebt zu mancher geistigen

*) Er ist seitdem im Jahre 1805 gestorben.

Unterhaltung Stoff. Man verſammelt ſich da, nach Belieben, täglich in verſchiedenen Zimmern, und findet Nahrung durch Geſpräch oder Lektüre der meiſten neuern Zeitſchriften, politiſchen und gelehrten Zeitungen. Auch werden hier viele Bücher angeſchafft, und damit es nicht an Kunſtgenuß fehle, ſo iſt ein dortiger Kupferſtecher ſo patriotiſch, jeden Monat einen guten Kupferſtich aus ſeiner Sammlung in eins der Zimmer aufzuhängen. Eben dieſer Künſtler wird in einer Folge von Blättern, das Heidelberger Schloß in ſeinem Innern und Aeußern darſtellen. Faſt zu gleicher Zeit wird, wie man uns ſagte, eine Geſchichte und Beſchreibung von Heidelberg, und eine Regentengeſchichte der dortigen Kurfürſten erſcheinen, woran bereits gedruckt wird. Der Verf. derſelben, Hr. F. P. Wundt, Pfarrer zu Wieblingen, einem benachbarten Dorfe, und zugleich Prof. extraord. zu Heidelberg, iſt bekanntlich ein gründlicher Kenner der pfälziſchen Geſchichte und ein Mann von ſeltner Forſchergeduld. Es war mir leid, daß mich das trübe Wetter verhinderte, ihn in Wieblingen zu beſuchen und perſönlich kennen zu lernen. Eben ſo ſehr beklagte ich's, daß ich mit einem der achtungswürdigſten Männer Heidelbergs, Hrn. Kirchenrath Mieg, ehemaligen Holländiſchen Geſandſchaftsprediger zu Wien, — weil er die Herbſt-

ferien auf einem entfernten Landgute zubrachte, — keine persönliche Bekanntschaft machen konnte, zumal alles, was mir meine Freunde C. und D. von ihm erzählten, so sehr für ihn sprach. Bei einer unserer Stadtwanderungen wurde uns auch das ehemalige Wohnhaus des berühmten Götz von Berlichingen gezeigt, das bei dem bekannten großen Brande der Stadt unversehrt stehen blieb. Ein recht heiteres Abendstündchen brachten wir noch bei Hrn. Klemens Brentano und dessen liebenswürdiger Gattin zu. Beide lebten eine Zeitlang in Marburg, wo ihnen der Tod ihr erstgebornes Söhnchen raubte, und haben nun das romantisch gelegene Heidelberg zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt. Wer Hrn. Brentano näher kennt, wird ihm poetischen und originellen Geist nicht absprechen. Ueberdies spielt er die Guitarre mit hohem Ausdrucke. Ich hörte ihn mehrmals von ihm selbst gedichtete Romanzen dazu singen, die das Publikum noch nicht kennt, die aber, meinem Gefühle nach, zu dem Vorzüglichsten gehören, was er dichtete. Außer seiner nicht gemeinen Kenntniß mehrerer neuern Sprachen, hat er die Schätze unserer ältesten teutschen Dichtkunst studiert, wie wenige, und der patriotische Theil des Publikums würde gewiß die Früchte seiner Studien mit Dank aufnehmen. Seine geistvolle Gattin So-

phie

phie (ſonſt Mereau), die durch ihren tiefen Sinn für die Schönheiten und Harmonie der Natur, ihre ſchwermüthig-ſüßen Fantaſieen, ihre lebendigen Landſchaftsmalereien und ihre ſteten Beziehungen auf das Geiſtige und Unvergängliche ſich längſt eine der ehrenvollſten Stellen unter Teutſchlands Sängerinnen erworben hat, zeichnete ſich ſeit einiger Zeit eben ſo glücklich im romantiſchen Fache durch eigene Poeſieen, als durch geiſtvolle Verpflanzungen ausländiſcher Dichtungen auf heimiſchen Boden aus. Und bei allen dieſen großen Vorzügen iſt ihr die ſchöne Tugend der Beſcheidenheit in nicht geringem Grade verliehen. — — Den ſchönen Abend dieſes wahrhaft genoſſenen Tages, würzten uns die geiſt- und herzvollen Geſpräche unſerer vortrefflichen Freunde Daub und Creuzer.

Am andern Morgen, (den 9. Okt) beſuchten wir die als Dichterin und Erzieherin achtungswürdige Demoiſelle Karoline Rudolphi, die uns mit ſehr vieler Güte empfieng, und uns angenehm unterhielt. Sie hat ein großes Erziehungsinſtitut für Mädchen, dem ſie mit vielem Verſtande und rühmlicher Treue vorſteht. Ihre geſchmackvolle Wohnung hat eine ungemein ſchöne Ausſicht. Freund Schwarz freute ſich auch als Erzieher ihrer perſönlichen Bekanntſchaft.

Uebrigens ſcheinen die beiden Dichterinnen Heidelbergs, Sophie Brentano und Karoline Rudolphi in keiner näheren Verbindung mit einander zu ſtehen.

Wir beſahen ſodann die Univerſitäts-Bibliothek, die zwar nicht zu den zahlreichſten gehört, die aber doch manche treffliche Werke, beſonders im Fache der Patriſtik, enthält. Durch die Vereinigung der Bibliothek der Kameral-Hohenſchule mit der Univerſitätsbibliothek und den neulichen Ankauf einiger bedeutenden Sammlungen, wird dieſelbe gar bald große Vorzüge erhalten. Dem gefälligen Bibliothekar, Hrn. Hofr. Wolfter fehlt es nicht an gutem Willen, das Seinige zu einer zweckmäßigern Einrichtung derſelben beizutragen. — Der Grund zu der gegenwärtigen Bibliothek wurde im J. 1705 durch den Ankauf der Büchersammlung des berühmten Humaniſten Joh. Georg Grav gelegt, welche der Kurfürſt Johann Wilhelm der Univerſität ſchenkte. Seitdem lag dieſe Bibliothek beinahe ein Jahrhundert hindurch begraben, und wurde erſt beim Jubiläum 1786 aus ihrer Dunkelheit gehoben, und in zwei geräumigen Zimmern aufgeſtellt. Späterhin würde ſie noch anſehnlich vermehrt; aber noch harrt ſie auf mehr Raum, größere Ordnung, ein bequemeres Lokale und zweckmäßige Katalogen.

Eben so fehlt es der sich so merklich hebenden Universität an einigen nothwendigen praktischen Anstalten; wiewohl auch hierin schon manche Schritte geschehen sind; — und was läßt sich nicht ferner von dem schützenden Genius dieser neu aufblühenden Lehranstalt, von dem ehrwürdigen Kurfürsten Karl Friedrich erwärten? Die Lage der Stadt, die von der schönen Natur so ungemein begünstigt wird, die geschickte Auswahl der Lehrer in den verschiedenen Fächern der Wissenschaften, das ruhig-ernste, von der kleinlichen Pedanterei mancher andern Universitäten entfernte Zusammenwirken der meisten unter ihnen zu einer liberalen Geistesbildung und der edle Sinn des Kurfürsten für die Wissenschaften dürfte Heidelberg bald zu einer der bedeutendsten Teutschen Akademien erheben. *) — Das gesellschaftliche Le-

*) Nach neueren öffentlichen Nachrichten, hat der Kurfürst der Universität noch ein außerordentliches Geschenk von 11000 Fl. gemacht, zum Ankauf der nothwendigen Gebäude für die medizinischen Anstalten. Zu gleicher Zeit hat die Akademie von ihm eine sehr vorzügliche Sammlung von physikalischen Instrumenten und Büchern erhalten, welche dem Rath Wild zu Mühlheim für 5500 Fl. abgekauft worden sind. Diese Sammlung soll mit den schon vorhandenen Apparaten vereinigt, und in dem Bibliothek-Gebäude aufgestellt werden. Der Zuwachs, den die Universität seit Kurzem, durch

den ſcheint überdies in Heidelberg viel Annehmlichkeit zu haben. Es herrſcht hier ein Ton, dem Fremden mit einer gewiſſen Zutraulichkeit, die nichts von konventioneller Aengſtlichkeit hat, entgegen zu kommen. — —

Einen frohen Mittag brachten wir bei unſerm ſcharfſinnigen und biederen Freunde Prof. Daub, einem gebornen Kaſſelaner, zu, und fuhren dann mit dieſem, Schwarz und Creuzer nach Schwezzingen, einem Marktflecken an der Leimbach, um das dortige Luſtſchloß und den daran liegenden anmuthigen Garten des Kurfürſten zu beſehen. Von Heidelberg bis nach Schwetzingen führt eine zwei Stunden lange Allee. Die ehemaligen Kurfürſten pflegten hier ihren fürſtlichen Gäſten oft Reigerbeizen zum beſten zu geben. Einſt diente Schwetzingen der Raugräfin von Degenfeld, welche ſich Kurfürſt Karl Ludwig an die linke Hand trauen ließ, zum Aufenthalte. Der große Schwetzin-

einige bedeutende Gelehrte, wie Ackermann, Bauer, Thibaut, Fries u. a. m. erhalten hat, iſt gleichfalls aus öffentlichen Blättern bekannt. Eine neue Frucht der Geiſtesvereinigung guter Köpfe iſt der erſte Band der von Daub, Creuzer, Schwarz, Heiſe und Loos beſorgten Studien. Frankfurt und Heidelberg 1805.

und ein anders, wenn ein junger Schriftsteller, oder einer, den niemand lobt, sich selbst lobt, um —; sich selbst zu loben. Hat der Dichter, der bloß als Kunstverständiger von seinem eignen Werke urtheilt, falsch geurtheilt, so verdient er Tadel; hat er an seinem Werke für Schönheit gehalten, was offenbar Fehler ist, so lache man ihn aus; aber hat er richtig geurtheilt, so verschone man ihn mit dem Vorwurfe der Eitelkeit, und gestatte ihm was man einem **Corneille**, einem **Boileau**, und manchen andern vor ihm, gestattet hat. Doch dies alles war es ja nicht, was ich meinen Lesern vortragen wollte. Eine Frage wollte ich an Sie thun, von deren Beantwortung das Schicksal des teutschen Merkur, sein Leben oder Tod (denn unsterblich ist er leider nicht) abhangen wird.

ger Garten machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Man findet hier in der fröhlichſten Abwechſelung Alleen, Teiche, Tempel, Statuen, ein prächtiges Bad, eine Türkiſche Moſchee, eine kleine Waſſerleitung u. ſ. w. Das Bad, welches aus mehrern Abtheilungen beſteht, iſt aufs mannichfaltigſte verziert, und ſchmeichelt überall der feinern Sinnlichkeit. Schön ſind die dem Apoll, der Minerva und dem Merkur geweihten Tempel, und herrlich iſt die Ausſicht, die man von deren Höhe hat. Einfach und anziehend iſt der Tempel der Natur, und beifallswerth die Idee, daß man darin einem Plinius, Büffon, Linné u. a. durch die Aufſtellung der Bildniſſe dieſer Männer, Denkmäler errichtet hat. Die zwei an dem Eingange in dieſem Tempel angebrachten Sphinxe ſind ſchön gearbeitet. Impoſant iſt die Türkiſche Moſchee mit ihren beiden ſchmalen, aber 127 Treppen hohen Seitenthürmen. Das Innere derſelben iſt mit Sprüchen aus dem Koran, Arabiſch und Teutſch, — goldene Buchſtaben auf blauem Felde — verziert, und der Eindruck, den das hohe innere Gewölbe, woran man rund herum den mit Arabiſchen Buchſtaben geſchriebenen Namen Allah lieſet, auf den Eintretenden macht, iſt Ehrfurcht gebietend; ſo, daß ſelbſt einige Türken, wenn ſie dieſe, mit heiligem Schauer

erfüllende, Stätte betraten, gebetet haben ſollen. Wir erſtiegen die vorhin erwähnten hohen Seitenthürme, die eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht nach allen Seiten hin gewährten, und uns die ſchönen Gartenanlagen in der zauberiſchſten Beleuchtung der untergehenden Sonne darſtellten. Wir überſahen die ganze reiche Gegend bis zum überrheiniſchen Donnersberge und dem fernen Taunusgebirge. — Die in dieſem Garten angebrachte Waſſerleitung und kleinen Ruinen ſind freilich nur unbedeutende Spielereien. An dem großen, 1100 Fuß langen und 230 Fuß breiten Teiche hingegen ſind einige koloſſale Statuen von feſtem Sandſteine — die Hauptflüſſe in den Pfälziſchbairiſchen Landen vorſtellend — in ruhender, aber bedeutſamer Stellung angebracht. Unter andern iſt der Donaugott dadurch kenntlich, daß er ſeine Hand vor die Augen hält, weil er gegen Oſten blickt; — eine ſchöne Hindeutung auf den beſondern Lauf dieſes mächtigen Stromes! Noch zogen mich einige hie und da angebrachte und geſchmackvoll gearbeitete Genien von Karrariſchem Marmor an. Die jetzige, von Karl Theodor, dem Freunde und Beförderer der Künſte, herrührende Gartenanlage iſt zwar nicht mit dem Charakter des Großen und Erhabenen, wohl aber mit dem Charakter des Anmuthigen und Schönen bezeichnet, und muß in den lieblichen Sommermo-

naten wohlthätige Eindrücke auf ein fühlendes Gemüth machen. — Ein sehr abstraktes metaphysisches Gespräch, das ein zufällig hingeworfener Gedanke hervorbrachte, und das wenig harmonisch war mit den Schwetzinger Gartenanlagen, beschäftigte uns so sehr auf unserer Rückfahrt, daß wir uns vor Heidelberg befanden, ehe wir's ahneten. Den Abend brachten wir sehr angenehm beim Herrn Hofr. Jung und dessen ganzer Familie zu.

Am andern Morgen (10. Oktbr.) wanderten wir noch einmal nach dem Heidelberger Schlosse, und blickten von dem Altan desselben hinab in die Tiefe auf die lebendige Stadt, auf den majestätischen Nekkar, dessen Fluth noch ein grauer Nebel verhüllte, auf die liebliche Kette von Weinbergen und Hügeln, und fuhren dann, begleitet von Freund Creuzer und einem feingesitteten jungen Manne aus Darmstadt, durch die schöne, sechs Meilen lange, mit Nuß- und Kastanienbäumen besetzte, und an lieblichen Rebenhügeln vorbei gehende Bergstraße, nach Darmstadt. In Auerbach, einem Dorfe in einem Thale an der Bergstraße, weilten wir einige Stunden, um von da aus, das auf einer Anhöhe liegende Schloß des Landgrafen von Darmstadt und die dasigen schönen Anlagen zu sehen,

und genossen von einem schönen Plätzchen aus — wo von einem humanen Fürstenpaar der Freundschaft ein Altar gewidmet ist — eine bezaubernde Aussicht nach Worms, Speier, Mannheim und andern nah und fern gelegenen Orten hin, betrachteten noch einige uns zur Seite liegende ansehnliche Gebirge, und fuhren dann, unter erheiternden Gesprächen, nach Darmstadt.

Bei unserm ersten Ausgange am andern Tage, schauten wir in der Stadt umher, und lernten einige dortige Gelehrte kennen. Darmstadt liegt in einer schönen und fruchtbaren Ebene am Ende der Bergstraße, am Odenwalde, an einem eben so genannten Flüßchen, und wurde ehemals von den Grafen zu Katzenelnbogen, und nachher zuerst vom Landgraf Georg I., wegen seiner angenehmen Lage, zur fürstlichen Residenz gewählt. Wir sahen das vom Landgr. Ernst Ludwig im J. 1715 angefangene, aber nicht vollendete Schloßgebäude, das eine sehr geschmackvolle Façade hat, und, völlig ausgebaut, einen guten Eindruck machen würde; — das große, im Sommer 1771 erbaute Exerzierhaus, das für 6000 Mann Raum hat, und hörten, das durch die öftere Wiederkehr doch etwas ermüdende, vom Landgr. Ludwig IV. angelegte Glockenspiel.

Wir machten die perſönliche Bekanntſchaft mit dem gelehrten, vielſeitig gebildeten und intereſſanten, durch ſeine ehemalige Fehde mit Herrn Nikolai und Fr. von der Recke auch dem ungelehrten Publikum bekannt gewordenen Oberhofprediger Starck, dem wackern Lehrer des dortigen Gymnaſiums, dem Rektor und Profeſſor Zimmermann, Prorektor Sartorius u. a. Herr Garniſonprediger Wagner, deſſen angenehme Bekanntſchaft wir machten, führte uns mit vieler Gefälligkeit auf die in einigen Fächern bedeutende Hofbibliothek, die ungefähr 30,000 Bände ſtark iſt, und etwa 200 Handſchriften enthält. Das ſtärkſte Fach der gedruckten Werke iſt das hiſtoriſche; wir fanden hier die ſchätzbarſten geſchichtlichen Sammlungen, ein elegantes Exemplar von Theuerdank mit Kupfern, auf Pergament gedruckt, eine ungedruckte Chronik von Piſa, die noch benutzt zu werden verdiente, einige ſeltne Bibeln u. ſ. w. In der ganzen Anlage und Anordnung erkennt man noch den vorigen gelehrten und im hiſtoriſchen Fache berühmten Aufſeher, den G. K. R. Wenk. Nachmittags lernten wir den würdigen und eben ſo treffend als beſcheiden urtheilenden Kirchenrath Petersen, Superint. Zimmermann, Pred. Lichthammer u. a. kennen, und beſuchten einen alten Bekannten, Herrn Kammerrath Borkhauſen.

berühmt als Naturforscher, bei welchem wir auch Herrn Forstrath Lichtbammer antrafen. Einen sehr heiteren und durch manches interessante Gespräch gewürzten Abend brachten wir bei dem sehr freundschaftlichen Herrn Garnisonprediger Wagner zu.

Am andern Morgen (12. Okt.) fuhren wir nach Frankfurt ab, wo wir gegen Mittag ankamen. Gleich nach Tische besahen wir die Kunst- und Alterthümersammlungen des Herrn Rath Hüsgen, bekannt durch sein räsonnirendes Verzeichniß von den Kupferstichen Albr. Dürers und seine Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen. In einem Schranke waren Griechische, Römische, Altteutsche, Chinesische u. a. Denkmäler, Kostbarkeiten und Spielereien in bunter Mischung aufbewahrt. Vorzüglich interessant waren mir folgende Stücke; ein bronzener Kopf von Nero, als Kind, eine kleine Pyramide von Aegyptischem Granit, ein überaus schöner antiker weiblicher Kopf von Griechischem Marmor, (woran nur der Hals spätterer Zusatz war) ein schöner Genius, Sandrarts Porträt, in Oelfarben von ihm selbst gemalt, ein Gemälde von Holbein, einige schöne Gemälde von Italienischen Meistern, eine herrlich ausgeführte Hinführung Christi zur Kreuzigung, in Oel, aus dem 15ten

Jahrhunderte. Höchst anziehend aber war für mich die ansehnliche und ganz einzige Sammlung von Kupferstichen, Eisenstichen, Holzschnitten, einigen Schnitzarbeiten und dem schönen Brustbilde des trefflichen Albr. Dürer, nebst den mancherlei Kopien von den Dürerschen Arbeiten, die, wie die Originale, Dürers Monogramm an sich tragen, und zum Theil eine täuschende Aehnlichkeit mit den Originalen haben, wodurch man immer mehr Skeptiker in Absicht auf die Originalität der Gemälde und Kupferstiche werden muß. Merkwürdig war mir unter anderen ein Dürerscher Kupferstich, die Parabel vom verlornen Sohne vorstellend; worauf der verlorne Sohn Albrecht Dürer's Kopf hat. Welche Demuth des Teutschen Künstlers, wenn dagegen der Italiänische Meister, Raphael, sich selbst auf den Höhen des Parnasses abgebildet hat!

In einer eigends dazu verfertigten kleinen Urne bewahrt auch Herr Hüsgen Dürers erhabenes Brustbild, aus Holz von ihm selbst geschnitten, mit der Umschrift: Imago Alb. Dureri aetatis suae LVI. und einige Haare von diesem großen Künstler auf. Hr. H. scheint ein braver und sehr gefälliger Mann zu seyn, der mancherlei Kunstkenntnisse und ein treffendes Urtheil über die Aechtheit oder Nichtächtheit künstlerischer Werke hat, und ein Mann,

dessen ächtteutscher Sinn von jedem ächten Teutschen geachtet zu werden verdient.

Wir besuchten den würdigen Hufnagel, von dem wir bald eine neue metrische Uebersetzung des Hiob zu erwarten haben, die sich unstreitig an die vortrefflichsten Teutschen Bibelübersetzungen anschließen wird. Einige Proben, die ich vor kurzem sah, lassen mich dies mit Gewißheit erwarten. Einen herrlichen Abend brachten wir bei Gerning, im Kreise auserwählter Freunde, zu, wovon ich nur die von Seiten des Kopfs und Herzens gleich achtungswerthen gelehrten Philologen Mosche und Matthiä nenne, die so vieles zum Aufblühen des Frankfurter Gymnasiums beitragen. Hier sah ich auch die kostbaren Hamiltonschen Abbildungen von Italiänischen Gegenden und Denkmälern (Preis 50 Karolins) welche der Ritter Hamilton meinem Freunde Gerning verehrt hatte.

Am andern Tage mußten wir uns von unserm lieben und unvergeßlichen Freunde Creuzer trennen, der wieder nach seinem freundlichen Heidelberg zurückkehrte. Ich aber setzte mit meinem trauten Reisegefährten **, unter mancherlei Gedankenwechsel, die Heimathsreise über Friedberg und

Großlinden fort; — mich freuend des frohen Wiederſehens meiner Lieben, und muthig den kommenden Wintertagen entgegen harrend, die mir wie ich hoffte, ein heiterer Rückblick auf die Hesperidiſchen Gärten verſchönern würde, die ich an Freundes Hand durchwandelt hatte. — —

* *

V.

Nachrichten aus dem Grubenhagenſchen.

---

den 26. April 1805.

Theuerſter Freund!

— — — — Du haſt Recht, mein Beſter! wenn du uns Unglückliche beklagſt, die wir unter der züchtigenden Ruthe von Frankreich ſeufzen und ſtöhnen, ohne daß Jemand den Klageton zu Herzen nimmt, und die Unſchuld rettet. Der Himmel weiß es, wie lange wir noch dulden ſollen, oder ob wir gar endlich den harten Schlägen erliegen, von denen einer ſofort auf den andern folgt. Bald iſts mit uns dahin gekommen, daß wir mit dem Dichter ausrufen müſſen:

Una Salus victis, nullam sperare salutem!

Wir leiden alle mannichfaltig, im Ganzen wie im Einzelnen, in politischer, wie in moralischer Hinsicht, und unsre Wunden sind schon jetzt zu tief, als daß sie, selbst nach einigen Generationen, möchten wieder geheilt werden können. Zwar fährt der Kriegsgott nicht im Sturm mit Feuer und Flamme daher; die Saaten der Felder werden nicht durch die Hufe der Rosse zertreten, und Ströme von Blut färben nicht unsre Furchen: aber ein Wurm nagt heimlich und untergräbt zum Einsturz das von geworfenem Feuer nicht angegriffene Gebäude! jene Saaten dürfen wir nicht die Hoffnung des Landmanns nennen, und wir sterben eines natürlichen Todes, an einer Art von Schwindsucht dahin, gegen welche kein Isländisches Moos auf dem Brocken wächst.

Ich will nicht wiederholen, was größtentheils aus den öffentlichen Zeitungen bekannt ist, daß der Feind durch die Auflösung unsrer Armee so viele Tausende, Väter, Mütter, Kinder, ins Elend stürzte, oder ein freiwilliges Exil zu wählen sie zwang, um dem Hungertode im mütterlichen und allernährenden Schoose des Landes zu entgehen; — daß die Schätze

Bekanntermaſſen iſt der Merkur, in letzter Leipziger Meſſe **nachgedruckt** worden, und dieſer Nachdruck, der dem Original ſehr ähnlich iſt, wird in den meiſten teutſchen Buchläden um einen halben Thaler, oder um einen leichten Gulden wohlfeiler verkauft als ihn die Abonnenten haben. Der Herausgeber konnte dieſen Nachdruck (er überläßt es allen Ehrliebenden Leuten, der Sache den rechten Nahmen zu geben) nicht verhindern; die Urſachen, warum er es nicht konnte, herzuzählen, würde zu nichts nützen, und er könnt' es auch nicht thun, ohne in ein **Weſpenneſt** zu ſtechen, welches er herzlich gern unangetaſtet laſſen möchte — ſo lang als es möglich ſeyn wird. Genug, der Nachdruck iſt einmal da, und vom Publico allein hängt nun es ab, ihn zu hemmen. Ich will zu keinen Privilegien, zu keinen Zwangsmitteln meine Zuflucht nehmen: der Merkur ſoll durch ſeine gerechte Sache und den

und Kaſſen des Staats geleert *) die Zeughäuſer ihrer trefflichen Waffenvorräthe beraubt, die prächtigen Roſſe dem Lande entzogen, unſre Wälder vom ſchönſten Wild entblößt ſind; und daß zwanzigtauſend franzöſiſche Krieger, ohne Weiber und Kinder zu rechnen, nun ſeit zwei Jahren, von einem Lande, das wenigere Hülfsquellen öffnen kann, als manches andre; in welchem wenige Bemittelte, wenigere Reiche, aber am meiſten dürftige Einwohner ſich finden, gekleidet, genährt, und in allem unterhalten werden müſſen. Ich führe dich nur noch einmal durch dieſe Reihe von Facten hindurch, weil ich die herben Empfindungen nicht unterdrücken kann, die ſich meiner bei dem Gedanken ermächtigen, daß dies alles einem teutſchen Fürſten widerfuhr, der von Frankreich, in einem Kriege mit England, aber im Frieden mit Teutſchland, als ein Privatmann, als Freund angeſehen werden mußte; daß dies einem Lande widerfuhr, das nichts weniger wollte, als Krieg; an nichts weniger dachte, als an Krieg, und

*) Sogleich ſeit dem erſten Zeitpunkte wurden die Franz. Soldaten in unſerem Kaſſengelde beſoldet. Selten ſahe man, und jetzt iſt es faſt gar nicht der Fall, einen Franzöſiſchen Thaler, oder eine andre Franz. Münze. Sie bezahlen alles, was ſie bezahlen, mit chevaux, wie ſie unſer Geld nennen.

das, im Schooße des Friedens, um so fürchterlicher aufgeschreckt wurde!

Gehen wir etwas mehr ins Einzelne! So wie der Fürst selbst, so leiden auch alle Stände und Communen, so leidet, und nach Verhältniß noch mehr, jedes einzelne Mitglied des Staats. Der Harz, als eine reiche Silberquelle, aus welcher die Franzosen so gern schöpfen, wird zwar glimpflich behandelt; allein dies rührt theils von der Güte des Herrn Commissär, des edeln Héron Villefosse, (den die rohen Bergleute in ihrer genialischen Mundart nur Här! wüll är wos, nennen), her; theils wohl daher, daß, eine solche Fundgrube, die durch ihre artige Ausbeute Freund und Feind erfreuet, zu erhalten, dem Interesse entspricht. Doch sind von den Kriegssteuern und Abgaben nur die niedern Bergleute befreiet, deren Hände ja mehr liefern, als ihre Beutel zu reichen im Stande seyn würden.

In Ansehung der Universität Göttingen, so hat sich die Zusicherung, welche ihr im Anfange der Besitznehmung unsres Landes gegeben wurde, da man ihr eine völlige Immunität zugestand, nachher nicht viel weiter erstreckt, als auf die Fortdauer ihres literarischen Existenz. Doch aber ist sowohl diese

Uni-

Universität, als auch der Harz von persönlicher Einquartirung bis hierhin frei geblieben.

Alle andere Distrikte, Städte, Dörfer u. s. w. sind mit Einquartirung belegt, und haben, mit den drückenden Kriegssteuern, nicht eine doppelte, sondern eine zehnfache Last zu tragen. Und davon ist kein Stand ausgenommen. Der Adel ist nach seinem Vermögen mit Abgaben und mit Einquartierung belastet, und erfreuet sich jezt in dieser Hinsicht keiner besondern Vorrechte. Die Amtleute und Pächter sind noch etwas schlimmer daran, indem sie, wie Dir vielleicht schon bekannt ist, ihre Pachtgelder lange vorausbezahlen müssen, oder ihrer Pachtungen verlustig seyn sollen. Der Gelehrte, sey er Theolog, Lehrer, Richter, Arzt, da ist keiner, den seine Würde, sein Amt, seine Geschäfte schützten, der Einquartierung entbürdeten, keiner, den sein noch so geringes Salarium bei Contributionen zur Ausnahme berechtigte, oder der deswegen übersehen würde. Hart, sehr hart, für die gering salarirten Schullehrer, deren es hier im Lande so viele giebt, indem ihr Salarium durch die Abgaben in eben dem Maaße vermindert wird, als der Preis der Bedürfnisse steigt. Der großen Beschwerlichkeit und Unannehmlichkeit nicht einmal zu gedenken, die ihm sein Einquartirter viel-

leicht, und das ist nicht selten der Fall gewesen, in seiner Abwesenheit, welche die Führung seines Amtes erforderte, verursachte, indem derselbe, unzufrieden bald mit dem Essen, bald mit dem Trinken, bald mit diesem bald mit jenem, unter der Zeit die Frau oder Tochter durch Grobheiten ängstigte, oder, in einem andern Falle nur zu sehr liebkoste. — Nicht zu gedenken, daß es dem gebildeten Manne fast unerträglich fällt, einen Menschen mit dem Hute auf dem Kopfe und der Muskete im Arm, in seine Stube treten zu sehen, der gleich durch seine Anrede in der Bäurischen, platt Französischen, Gascognischen oder Flandrischen Sprache, in welcher er à manger fordert, die hohe Bildung seines Geistes verräth, sich dann ohne zu warten, mit bedecktem Haupte an den Tisch setzt, und selbst nach Belieben zulangt.*)

*) Und doch ist es immer gerathener, den Einquartierten mit am eignen Tische essen zu lassen, als ihm eine besondere Mahlzeit zu bereiten. Der eigenliebige, ehrsüchtige, argwöhnische Franzose fühlt sich im letztern Falle beleidiget, an seiner Ehre gekränkt, und argwohnt, daß der Wirth besser esse und trinke, als er es erhalte; und da läßt er denn seinen Verdruß bei jeder Gelegenheit sichtbar, ja wol den Personen des Hauses fühlbar werden. Unten werden einige Beispiele von solchen Insulten vorkommen. Freilich sind nicht alle so unhöfliche und ungeschliffene Menschen; es giebt auch unter

Am allergedrücktesten aber findet sich der Bürger und der Bauer, und von diesen wiederum am meisten der erste. Letzterer muß zwar auch Einquartierung halten, Steuern zahlen, Lieferungen machen; aber die Früchte des Feldes, und so vieles andere, was seine Oekonomie ihm gewähret, gilt noch sein Geld. Dahingegen, welche Noth drückt den — bemittelten oder unbemittelten Bürger. Dieser, der durch seiner Hände Werk, vordem schon kaum so viel erwarb, als hinreichte, seine Familie vor nagendem Hunger zu sichern, mußte beim Einmarsche des Feindes, zwei — drei — ja manchmal vier Mann, aufnehmen, und in aller Hinsicht aufs reichlichste ernähren und versorgen. Nun da er verarmt ist, und die Truppen mehr vertheilt sind, ist er freilich nur mit einem oder zwei Mann belegt, aber dessen Speisung und Unterhaltung ihm nun noch eben so zur Last fällt, als vorhin die Unterhaltung mehrerer. Zwar bekommt

den Gemeinen, — vornehmlich habe ich bemerkt unter den Unteroffizieren, — unter den Offizieren, sehr gute, artige und feine Leute, ob sie wol seltener sind! Vornehmlich aber wie sichs erwarten läßt, sind die hohen Off. und Chefs mehrentheils Männer, die als Feinde selbst unsere hohe Achtung verdienen. Wer mögte nicht den Verdiensten eines Bernadotte, dem wackern und menschenfreundlichen Werlé, einem edeln Villefosse, und mehrern andern mit aufrichtigem Herzen huldigen?

der Soldat auf öffentliche Kosten *) Brod und Fleisch; aber das reicht bei weitem zu seiner Ernährung nicht hin; es muß Gemüße zu dem Fleische, es muß gut bereitet seyn! und wehe manchem Wirthe, wenn er seinem hungrigen und leckern Franzosen nicht giebt, was er wünscht! Anfänglich war das noch schlimmer, und der Insulten waren weit mehrere. Wie oft, wenn den Einquartierten das Essen nicht anstand, warfen sie es ohne Umstände, zusammt der Schüssel, zum Fenster hinaus, oder dem Wirthe vor die Füße, oder schütteten es unter den Tisch. Ich selbst habe einmal einen drüber zwischen dem Wirthe und Soldaten entstandenen Streit schlichten müssen. Der Soldat gieng weg. Die hungrige Familie setzte sich nun an den Tisch, um das Uebriggebliebene zu verzehren. Man bat mich noch da zu bleiben, wenn etwa der Soldat wieder käme. Ich that es. Nachdem gegessen war, betete ein kleiner Knabe ganz treuherzig,

*) D. h. auf Kosten des ganzen Landes. Außerdem müssen noch Städte und Aemter auf ihre eigene Kosten, die man im engern Sinne auch öffentliche nennen kann, manche große Ausgaben machen. Einer gewissen Stadt, von ungefähr 500 Häusern, in welcher nur eine Krankenstube, nicht Hospital, angelegt war, worin sich im Durchschnitt täglich ungefähr 7 Menschen befanden, kostete diese Krankenstube in 13 bis 14 Monaten, an 8000, schreibe, achttausend Thaler.

und kindlich: Danket dem Herrn, ꝛc. Der Herr hat nicht Luſt an der Stärke des Roſſes, noch Gefallen an Jemandes Beinen! ꝛc. — Ich wußte nicht ob ich weinen oder lachen ſollte! — War das Frühſtück oder der Brantewein nicht nach Geſchmack; ſo wurden die Gläſer und Bouteillen entzwei geworfen. — Die bemitteltern Bürger waren nicht beſſer dran! Sie hatten mehrentheils Offiziere im Quartier, und dieſe ließen ſich köſtlich auftiſchen, forderten und tranken täglich drei, vier, und mehrere Bouteillen Wein, baten Gäſte, ſchmaußten herrlich, und der Wirth hatte nicht einmal Dank. Wenn zum Abendeſſen dem Herrn ein angeſchnittener kalter Schinken, nebſt gebratener Leber mit Salat hinaufgeſchickt wurde, wobei allemal eine Bouteille Wein ſeyn mußte; ſo hieß das dem Offizier Ueberbleibſel vom vorigen Tage und Schweinefutter (pour les cochons). Er war im Stande das ganze Eſſen in kleine Stücke zu zerſchneiden, unter einander zu miſchen, daß es kein anderer genießen konnte, ließ nun alles ſo liegen, und gieng aus. Bei einem ſolchen Falle war nun für den Wirth das Beſte, keine Notiz davon zu nehmen. — Ich gieng Abends 8 Uhr einmal vor eines reichen Kaufmanns Hauſe vorbei. Er hatte zur Einquartierung vier Mann, dazu eine Frau und einige Kinder. Da er noch ein anderes Haus in der Stadt

beſaß, — welches ſo eben nicht bewohnt war; ſo hatte er ſeine Franzoſen dorthin einquartiert. Er ſchickte ihnen dahin Eſſen und Trinken, und was nöthig war. Dieſen Abend — bemerke wohl, es waren gemeine Soldaten! — hatte er der Frau und dem Manne Eierkuchen, Salat und Butterbrod geſchickt; da war in dem Augenblicke, als ich vorbeigieng, die Frau des Franzoſen gekommen, die Schüſſel mit dem Eſſen in der Hand, hatte die Thür des Wohnzimmers des Kaufmanns raſch aufgeriſſen, und das Ganze in die Stube, dem Wirthe vor die Füße geworfen, und einen Lärmen gemacht, daß alle Nachbarn zuſammengekommen waren. Er hatte nun zwar die Frau, freilich nicht ganz ſanft, zu ſeinem Hauſe hinausgeführt; aber was war damit gethan? Er zeigte mir noch die ganze Geſchichte, als ich eintrat. — Wie theuer alſo einem bemittelten Bürger ſeine Einquartierung zu ſtehen kam, wirſt Du aus dem allen erſehen. Mancher Kapitän koſtete ſeinem Wirthe monatlich an 60 — 70 Rthlr.; wie viel nun ein Oberſter, ein Commendant, ein General erforderte, iſt leicht zu ermeſſen. — Jetzt iſt das alles freilich eingeſchränkt. Der Offizier muß ſich ſelbſt beköſtigen. Aber dafür müſſen wir auch eine drückende Kriegsſteuer bezahlen, wovon niemand ausgenommen iſt. Sie iſt auf 6 Monat ausgeſchrieben. Vom Erwerb,

von Intereſſen, Eigenthum u. ſ. w. werden ſechs; vom Salarium und Accidenzien, drei von hundert bezahlt. Kaufmannsdiener und dergl. Perſonen müſſen monätlich acht; Dienſtboten, zwei, und vier gute Groſchen bezahlen. — Bei dieſer ſo großen und drückenden Steuer ſuchte der Bürger, welcher Gemeine oder Unteroffiziere im Quartier hatte, eine Erleichterung darin zu finden, daß er, in Folge einer Ordre des Deputations-Collegiums in Hannover berechtigt zu ſeyn glaubte, ſeinen Einquartierten nun nichts mehr von Speiſe und Trank reichen zu dürfen, ſondern nur Wohnung, Licht und Feuer geben zu müſſen. Allein, entweder daß das Deputations-Collegium zu vorſchnell jene Ordre gegeben; oder ſie und der General en chef ſich unrecht verſtanden hatten, man ſahe ſich nur zu bald getäuſcht. Der Bürger muß nach wie vor ſeine Einquartierten erhalten! In dieſer Kriſe aber, bis die Täuſchung ſchwand, ereigneten ſich hin und wieder unangenehme Auftritte, zwiſchen Bürger und Soldaten. Einige Bürger wagten es nicht ſogleich, oder thaten es auch aus Gutmüthigkeit nicht, ihrem Franzoſen etwas zu entziehen. Andre hingegen folgten ſofort dem Ausſchreiben. Da entſtand nun mancher Lärm! Der Soldat ſuchte, nach entzogener Beköſtigung, Urſach zum Zank; der Wirth wurde heftig, es kam zu Worten, von Wor-

ten zu Schlägen, und am Ende zog doch der Bürger den Kürzern. Ein andrer Soldat nimmt sein Fleisch, fordert Gemüse, kocht in zwei großen Kesseln, und macht ein solches Feuer unter, als ob ein Ochse zur Kaiserkrönung gebraten werden sollte. Wieder ein Andrer, fordert Feuerung, kocht einen großen Kessel voll Wasser, bringt ihn in die Stube, und wäscht ein Hemde. Morgen thut er das nämliche, und wäscht eine Halsbinde. Ein dritter kocht in einem großen Topfe von früh an, bis Nachmittag; und was? — Einen mächtig-großen Kieselstein! — u. dergl. m. Du kannst leicht denken, daß bei solchen Dingen der Wirth gern wieder giebt, was er sonst gegeben hatte!

So ists! So sind zwei Drittheile unsrer Mitbrüder verarmt! so fällt die Last nun doppelt und dreifach auf den Bemittelten, zehnfach auf den Reichen, und beide kommen über lang oder kurz gleichfalls an den Bettelstab. So blicken wir in eine grauenvolle Zukunft, und können unser künftiges Unglück nicht absehen.

Hierzu kommt noch, theurer Freund! was nicht minder zu beklagen ist, der Schade, welchen uns die Franzosen in moralischer Hinsicht zufügen. Nicht

guten Willen der Leſer fortdauren — oder er ſoll fallen! Aber dies iſt gewiß, ſoll er fortdauren, ſo muß der Nachdruck aufhören; für beyde iſt die teutſche leſende Welt nicht groß genug. Alles kommt alſo darauf an, ob die Liebhaber, welche den Merkur fortgeſetzt wünſchen, es dadurch beweiſen wollen, daß ſie ſich bey dem Herausgeber oder ſeinen erbetnen und überall ſchon bekannten Collecteurs abonnieren. Ob ſie dies wollen, ſteht bey ihnen. Damit aber auch der Herausgeber beweiſe, daß er bereit iſt alles mögliche zu thun, ſo macht er von ſeiner Seite hiemit folgende Erklärung bekannt.

Für dieſen erſten Jahrgang muß es, verſchiedener Urſachen wegen um ſo mehr ſein Verbleiben bey der bisherigen Einrichtung haben, da der Nachdruck dem Herausgeber und ſeiner Geſellſchaft bereits einen zu empfindlichen Scha-

den

zu gedencken, daß du keine äußere Religion, keinen Feldprediger, keinen äußern Gottesdienst bei dieser Armee antriffst; so mußt du alle Tage sehen und hören, wie das Recht unter die Füsse getreten, die Sittsamkeit beleidiget, die Keuschheit geschändet wird. Was vornehmlich diesen letzten Punkt angehet, so schleicht das süße Gift durch alle Adern hin. Freilich verwahren sich manche edle Familien, mit den Grundsätzen der Tugend gewappnet, vor den schmeichelhaften Zudringlichkeiten der galanten Gallischen Krieger, aber nicht jedes Frauenzimmer widersteht den Regungen der Sinnlichkeit, und den studierten und doch natürlich scheinenden Schmeicheleien der gewandten Franzosen. Die Venus vulgivaga ist an der Tagesordnung. In allen Ständen findest Du jetzt traurige Beispiele von Verführungen. Gattinnen und Mädchen geben sich hin; und wie viele, sonst so glückliche, jetzt unglückliche und zerrüttete Ehen und Familien; aufgelößte Bande der Liebe zwischen Eltern und Kindern; entehrte Mädchen aus hohem und niedrigen, weltlichen und geistlichem Stande, könnte ich hier aufführen, wenn nicht Wehmuth und Schonung den Lauf meiner Feder hemmte!

So traurig sieht es bei uns aus! so ists im

Allgemeinen! Freilich aber leidet auch zufällig zuweilen ein Ort mehr als der andere. Keine Stadt hat jedoch wohl mehr dulden müssen als die Stadt Oſterode, am Fuße des Harzes, die nach einem Vorfalle, den das Verhängniß herbeiführte, allerdings hart mitgenommen wurde. Da mir der ganze Hergang des Vorfalls theils intereſſant genug zu ſeyn ſcheint, theils die Erzählung davon zur Rechtfertigung der unſchuldigen Stadt dienen kann; ſo will ich Dir hierüber noch einiges mittheilen, ſo wie es mir von einem der Sache kundigen und Wahrheitsliebendem Freunde vorgetragen wurde.

Anfänglich, ſo erzählte mir mein Freund, waren die Fürſtenthümer Göttingen und Grubenhagen nicht vom Feinde beſetzt, und viele Leute überredeten ſich, daß, vornehmlich aus dem Grunde, weil dieſelben beinahe rund umher vom Preuß. und Braunſchw. Gebiete umgeben ſind, welche der Feind zu betreten nicht wagen würde, — daß eine Okkupation derſelben auch nicht ſtatt haben werde. Unterdeſſen wurden vom Landeskollegium zu Hannover, ſowohl eine Kriegs-Hülfebeiſteuer, hierauf noch eine ordinäre Kriegesſteuer gefordert, und die ehemalige Defenſionsſteuer war auch noch, um ſo zu ſagen, in viridi obſervantia. Da nun von allen dieſen Laſten

die Franzoſen doch die erſte Urſach waren; ſo ſtieg der Widerwille gegen dieſelben in eben dem Grade, als Liebe zur Selbſterhaltung, und Vaterlandsliebe immer mehr und mehr erwachten, und die Nothwendigkeit, ſich in den Willen des Feindes zu fügen, von manchem Einwohner; und vorzüglich, wie man leicht denken kann, von einem groſſen Theile des entlaſſenen und jetzt brodloſen Hannöv. Militärs verkannt wurde. — Drei Monat waren nun ſeit der Beſitznehmung der Hannöv. übrigen Lande verfloſſen, und die Bewohner unſers Fürſtenthums hatten noch keinen andern, als etwa einen in bürgerlicher Kleidung reiſenden Franzoſen, und zwei von Hannover ab, nach dem Harz geſchickte Franzöſiſche Kommiſſäre geſehen. — Auf einmal (es war den 8ten September 1803.) kam ganz unvermuthet, ein Franz. Hauptmann nebſt zwei Unterofficieren mit Extrapoſt in Oſterode an, und legitimirte ſich beim Magiſtrat der Stadt, daß er Ordre habe, für die ſogenannte Hanöverſche Legion im Orte und in der Gegend umher zu werben, und verlangte daher für ſich und ſeine Leute Quartier. Da jedoch ſeine Inſtruktion nur auf das Fürſtenthum Göttingen lautete, ſo wurden ihm höfliche Vorſtellungen gethan, die er annahm, und wieder abreiſte. Es verfloſſen jedoch nur vier Tage, als der nämliche Hauptmann ſich wieder zeigte, mit einer von dem

General Berthier unterschriebenen Ordre, nach welcher die Obrigkeiten unsers Fürstenthums angewiesen wurden, diesem zur Werbung abgeschickten Hauptmanne, und dessen Leuten Quartier zu geben, und ihm in allen Stücken willfährig zu seyn. Es geschah! Der Hauptm. und seine Leute erhielten Quartier, der erstere in einem Wirthshause vor, die andern in einer kleinen Auberge in der Stadt. Der Hauptmann, Herrmann war sein Name, von Geburt ein Elsasser, war einnehmend, artig, sanft; aber sein Bedienter, der vor der Entlassung der Hannövrischen Armee noch unter dem zwölften Regimente derselben gedient hatte, und sogleich von seinen ehemaligen hier anwesenden Kameraden erkannt, und als ein Aufrünniger und schlechter Mensch angesehen wurde, zog bald den Haß mehrerer seiner vormaligen Kommilitonen auf sich, welcher Haß noch durch dessen Großsprechereien und bittere Anmerkungen erhöhet und verstärkt wurde. Des Abends desselben Tages finden sich mehrere Hannöv. Soldaten in dem Wirthshause ein, wo der Bediente und die Unteroffiziere einquartiert sind. Da letztere Hannövrische Seitengewehre tragen, so wird das gekränkte Gefühl der erstern rege, es fallen Sticheleien, und die beiden Franz. Unteroffiziere eilen zu ihrem Hauptmann, um sich über die Beleidigung zu beklagen, und äußern

wegen ihrer Sicherheit Beſorgniß. Es iſt Abends um 8 Uhr. Der Hauptmann begiebt ſich ſofort zum Bürgermeiſter, um Beſchwerde zu führen und Schutz zu ſuchen. Er bemerkt auf dem Wege dahin, daß ihm einige Menſchen folgen. Es wird hinter ihm hergerufen, und auf die Werber ſollen Steine geflogen ſeyn. Der Hauptmann flüchtet in das nächſte Haus. Man verfolgt ihn dahinein; er wehrt ſich gegen die andringende Menge. Man windet ihm den Degen aus der Hand, und ſetzt ihm denſelben auf die Bruſt; aber, indem er nun glaubt, das Leben zu verlieren, ſo wird auf einmal alles Licht ausgelöſcht, und die Hausthür geöffnet. Er flieht und eilt in dieſem Zuſtande der Wohnung des Bürgermeiſters zu, wohin ihn noch einige Menſchen verfolgen. Auch ſein Bedienter und die beiden Unteroffiziere werden nun aufgeſucht und hierher gebracht!

Iliacos intra muros peccatur et extra!

ſagte hier mein Freund, und ſetzte hinzu: Es ergab ſich bei nachheriger Unterſuchung, daß nur einige aufgeregte Hannöv. Soldaten, aber kein Bürger der Stadt, die Unruhigen geweſen waren die man aber nur zum Theil greifen konnte; und auch dieſe wenigen entſprangen wieder der Wache, und retteten ſich

in das Braunschweigische. — Indessen hatte dieser Vorfall für die gute Stadt unselige Folgen. Es kostete dem Bürgermeister und anderen Magistratspersonen viele Mühe, den Hauptmann zu besänftigen, da er vom Abbrennen der Stadt, von verwirkter Lebensstrafe der Thäter, und von mehreren Dingen sprach, welche uns keine gute Zukunft hoffen ließen. Der Bürgermeister, der ihn diesen Abend bewirthete, und mehrere Magistratsglieder begleiteten denselben noch in dieser Nacht nach Nordheim zurück, wo er denn besänftigter, wie es schien, und freundschaftlich von seinen Begleitern sich trennte und seinen Weg von da weiter nach Hannover fortsetzte. Nach einiger Zeit mußte der Magistrat der Stadt, die von dem Hauptmann eingesandte Schadenberechnung mit beinahe 100 Rthlr. ausgleichen, und nach einigen Wochen rückten 1360 Mann, mit scharf geladenen Gewehren und mehreren Patronen versehen, — nebst 186 Stück Pferden, hier ein. Ich schweige davon, wie viel Mühe man hatte, und wie mancherlei Mittel man anwenden mußte, den Feind zu besänftigen; denn auch Schweigen hat seine Reize! — So weit mein Freund! —

Du aber, mein Theuerster! Lebe wohl! und pflücke Dir immer liebliche Blumen in dem Garten der holden Irene!

VI.

Dr. Gall's Vorlesungen.

Wir würden den Vorwurf verdienen Nachteulen nach Athen zu tragen, wenn wir auch hier ausführlich von den Vorlesungen sprechen wollten, die der Wahrheit- und Naturliebende Gall, vor so vielen Gläubigen und Zweiflern in unsern Gegenden gehalten hat. Bis unbefangene Anatomen und Physiologen die Materie von allen Seiten beleuchtet haben werden, (und die Fackeln dazu sind schon an vielen Orten angezündet), mag es dem größern Publikum immer angenehm seyn, Gall's eigene Vorlesungen in möglichst getreuer Darstellung gedruckt zu erhalten. Was unter den zahlreichen Versuchen der Art bis jetzt wirklich Aufmerksamkeit verdiente, ist, außer der mit Hufelands Ansichten bereicherten Schrift des Dr. Bischoffs in Berlin, und der Darstellung, die Dr. Knoblauch in mehrern Beilagen zur Zeitung für die elegante Welt gab, eine in Magdeburg bei Keil erschienene ausführliche Darstellung des Gall'schen Systems der Schädellehre,

nach den neuesten Vorlesungen des Dr. Gall bearbeitet. Man hat hier das ganze Collegium Gall's, mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Vollständigkeit nachgeschrieben. Da sich aber Gall selbst bei seinen Vorträgen nie an eine strenge Ordnung bildet, und immer das zunächst ergreift, was ihm gerade jetzt das Angemessenste und Treffendste scheint: so kann diese Art von Mittheilung allerdings zu manchen Mißverständnissen Anlaß geben. Denn ihr fehlen gerade die zwei wichtigsten Hülfsmittel, Gall's lebendige ungeschminkte, ergreifende Declamation, die den todten Buchstaben beleben müßte, um so auf die Ueberzeugung zu wirken, wie es beim mündlichen Vortrag der Fall ist, und die Belegung jedes Erfahrungssatzes durch die köstlichsten Wachspräparate, oder durch die ausgesuchteste Schädelsammlung, die ihm bei seinen Vorträgen auf den Wink zu Gebote stehen.

Immer bleibt doch die andere Methode, die Gall'sche Lehre unter gewisse Hauptgesichtspunkte zu ordnen, und so die schnelle und deutliche Uebersicht dem bloßen Leser zu erleichtern, die vorzüglichere, sobald dabei Gallen nur nichts Fremdartiges untergeschoben und die gewissenhafteste Treue und Ausführlichkeit im Wiedergeben des Empfangnen beobachtet wird.

wird. In dieſer Rückſicht verdient folgende Schrift, die ſo eben die Preſſe verlaſſen hat, die ehrenvolleſte Auszeichnung: Dr. Gall's Lehre über die Verrichtungen des Gehirns, nach ſeinen in Dresden gehaltenen Vorleſungen, dargeſtellt von einem unbefangenen Zuhörer, Dresden 1805. Arnold, 152 S. Der ſcharfſinnige Verfaſſer hat, ohne Arzt zu ſeyn, ſelbſt die anatomiſchen und phyſiologiſchen Beobachtungen, die ſich auf die Zergliederung zweier Gehirne von Selbſtmördern, welche Gall in Dresden in 8 beſondern Stunden vordemonſtrirte, ſo getreu wiedergegeben, daß nach dem Ausſpruch einſichtsvoller Aerzte, welche mit geſpannter Aufmerkſamkeit dieſer Demonſtration folgten, nichts fehlt. Er hat dieſen Theil der Gall'ſchen Lehre, der als Baſis des Ganzen angeſehen werden muß, als anatomiſche Einleitung im erſten Abſchnitte abgehandelt. Der zweite faßt alles in ſich, was Gall in den allgemeinen Vorleſungen über die Verrichtung des Gehirns und die dadurch beſtimmten Organe geſagt hat, lichtvoll geordnet und in der höchſten Vollſtändigkeit. Beſonders iſt dabei auch darauf geſehen worden, daß nicht ein einziges erläuterndes Beiſpiel fehle, in deren Menge und Zweckmäßigkeit hier der eigentliche nervus probandi liegt. Der dritte Abſchnitt enthält die pſychologiſchen und philo-

sophischen Folgerungen, welche Gall selbst aus seiner Lehre ableitet. Hier ist alles, was Gall oft nur im Vorbeigehen, oft gleichsam ohne es zu ahnen, wohin das führen müsse, mit voller Hand ausstreut, verständig zusammengefaßt. Sehr auffallend sind die in den Anmerkungen beigebrachten Parallelen aus Bonnet. In einer besondern Nachschrift wird auf Hufelands Bemerkungen und Einwendungen manches, was wohl Beherzigung verdient, mit Bescheidenheit erinnert. Sehr zweckmäßig ist der beigefügte Kupferstich, der eine dreifache Abbildung eines von Gall'n in Dresden selbst bezeichneten Schädels enthält. Der wackere Verfasser, den übrigens der Schreiber dieser Anzeige nicht einmal dem Namen nach kennt, verdient den Dank aller, die überhaupt Theil an dieser für die Menschheit wichtigen Erscheinung nehmen. Der Kupferstich ist auch als Beilage zu der seit Anfang dieses Jahres in Dresden regelmäßig zweimal in der Woche erscheinenden Abendzeitung, mit ausgegeben worden. Auch diese Zeitung verdient bei ihrem anmaaßungslosen, fröhlichen und auf gesellige Unterhaltung wohl berechneten Ton weit mehr bekannt zu seyn, als dies bis jetzt der Fall war. B.

den gethan hat, als daß man, in der Ungewißheit, worinn man izt schwebt, eine die Unkosten sehr beträchtlich vermehrende Aenderung vornehmen könnte. Werden aber, wie man hoft, die gehörige Anzahl Abonnenten sich für den künftigen Jahrgang finden, so verspricht der Herausgeber

1) „Von besagtem Jahre an, alle Zween Monate ein Bändchen von Sechzehn Bogen, mithin jährlich Sechs solche Bändchen, oder anstatt drey Alphabeten, viere, gegen Vorausbezahlung einer halben Pistole dergestalt zu liefern, daß alle abonnierten Exemplare, broschiret und franco von acht Wochen zu acht Wochen an die Collecteure eingesandt werden sollen.

2) Diese

VII.

Bemerkungen über einen Aufsatz im Auguststück der Berliner Monatsschrift.

Ein Hr. K. v. M. hat in einem Aufsatz im Aprilstück des Merkurs, wo aus den Papieren eines Reisenden Erinnerungen von Spalding abgedruckt worden sind, und bei Gelegenheit der Verkältung, die zwischen Spalding und Gleim entstanden war, etwas aus Gleims früher Lebensgeschichte erzählt wird, starkes Aergerniß daran genommen, daß das Verfahren des Prinzen Leopold von Dessau, der einen Juden blos, weil er die Kanonen besehen hatte, auf der Stelle hängen ließ, sehr mißbilligend angeführt, und wo der so verfahrende General sogar ein Unmensch genannt wurde. Man findet im Auguststück der Berliner Monatschrift, S. 116. ff. eine ausführliche Vertheidigung des Prinzen Leopold von Dessau, nicht ohne einige verwandente Seitenblicke auf den Referenten vorgetragen. Die Gesinnungen, aus welchen dieser ganze Aufsatz floß, sind gewiß rein und untadelhaft. Jeder Beklagte sollte seinen Vertheidiger finden, zumal wenn er selbst seine Sache nicht

mehr führen kann. Nun sey es erlaubt hier zu bemerken, daß bei der Erzählung dieses Vorfalls nicht nur die Worte Gleims treulich beibehalten, sondern auch noch sehr gemildert worden sind, und daß der wahrheitliebende und bei jedem Unrechte auch noch im spätesten Alter heftig empörte Greis ausdrücklich äußerte, er habe dies damals allen seinen Freunden mündlich und schriftlich erzählt, und es sey eine sehr bekannte und allgemein gemißbilligte Sache, obgleich aus einem Stücke mit vielen ähnlichen Ausbrüchen unglaublicher Rohheit gewesen. Von bloßem dienstfertigen Nachschreiben einer Sache, die der Mann beim Druck wohl selbst gemildert haben würde, kann also hier nicht die Rede seyn. Uebrigens verstand der wackere Gleim, in dessen Brust der alte preußische Grenadier schon damals schlummerte, und dessen Jugend gleichsam im Lager erzogen wurde, wohl so gut, als der Anwald des Prinzen von Dessau, was Kriegssitte und was das eiserne Gebot der Nothwendigkeit in Zeiten, wo das Martialgesetz allein hörbar ist, fordern muß. Er zeigt sogar beim Lustwandeln im Wörlitzer Park den Ort, wo vordem derselbe Prinz sich einige Zeit aufgehalten haben soll, und lobt bei dieser Gelegenheit, was an ihm zu loben gewesen, redlich und ohne Zurückhalt. Es war also nicht Animosität, sondern reines Gefühl des Unrechts,

das hier ohne Noth verübt wurde, was ihn damals zu seinem schnellen Abschied und 50 Jahr später noch zu so lebhaften Aeußerungen bewog. Ehre war dies Gefühl. Gleim konnte zürnen, aber eben darum auch lieben. — Aber vielleicht leben auch noch andere, die diesen Vorfall gleichfalls aus Gleims Munde hörten. Möchte ein solcher laut wiederholen, was ihm davon bekannt wurde! M.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte im Orient gedichtet von U. J. Seethen.

1. Das Glück des Vaterlandes. . . . 233
2. Geschenk für meine Freunde. . . 237
3. Schahkal oder die Macht der Musik. . 240

II. Gedichte.

1. Jukunde, eine Romanze. 253
2. An Pomerania. 256
3. Elegie. 258

III. Drei Briefe von Linné an Joh. Reinh. Forster.

1. Viro Incomparabili *DD. Joan. Rein. Forstero.* 261
2. Viro Nobilissimo *DD. Forstero.* . . 265
3. Floras antarcticae Legato plenipotentiario *DD. Joan. Reinh. Forstero.* . . 267

IV. Bruchstücke aus einem Reise-Tagebuche vom Septbr. und Octbr. des Jahres 1804. (Beschluß.) 269

V. Nachrichten aus dem Grubenhagenschen. . 293

VI. Dr. Gall's Vorlesungen. 311

VII. Bemerkungen über einen Aufsatz im Auguststück der Berliner Monatsschrift. . . 315

No. VIII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

August 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Neue Verlagswerke, Kupferſtiche und Kunſtſachen des F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Michaelis-Meſſe 1805 erſcheinen und zum Theil ſchon fertig ſind.

Auswahl antiker Gemälde aus dem größern vom Grafen Caylus nur in wenigen Exemplaren ausgeg. Werke, mit Erläu-

terungen begleitet v. A. v. Rode. 1r Heft, die Pyramide des Cajus Cestius. 2r H., antike Gemälde aus den Bädern des Constantin. 3r H., antike Gemälde aus den Bädern des Titus zu Rom, enth. gr. Imperialfolio colorirt.
(Jeder Heft iſt auch einzeln mit beſonderm Titel zu haben.)

Bertuch's F. J., Bilderbuch für Kinder, mit Teutſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern. No. 83. und 84. gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Daſſelbe mit ſchwarzen Kupfern gr. 4. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtemat. Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausg. von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann. XXI. Bd. enth. G. A. Olivier's Reiſe durch das Türkiſche Reich, Aegypten und Perſien. II. Thl. gr. 8. 3 Rthlr. 6 gr. oder 5 Fl. 51 Kr.

— derſelben XXII. Band enthält 1) R. C. Dallas, Esq. Geſchichte der Marounen-Negern auf Jamaika, a. d. Engl. m. 1 Kp. 2) D. Mac-Kinnen's, Esq. Reiſe nach dem Brittiſchen Weſtindien ꝛc. m. 1 Kp. gr. 8. 2 Rthlr. 15 gr. od. 4 fl. 44 kr.

— derſelben XXIII. Band enthält 1) Winterbottoms Nachrichten von der Sierra-Leona-Küſte ꝛc. ꝛc. m. 1 Kp. 2) J. P. Hockin's Bericht von den neueſten Reiſen nach den Pelew-Inſeln ꝛc. ꝛc. m. K. gr. 8. 2 Rthlr. 21 gr. od. 5 fl. 12 kr.

— derſelben XXIV. Band enthält 1) Woodard's Geſchichte ſeiner Schickſale und Aufenthalts auf der Inſel Celebes, a. d. Engl. mit 1 Kp. 2) Tukey's Bericht von einer Reiſe nach Neu-Süd-Wallis, a. d. Engl. 3) Regiſter über alle 24 Bände.

— derſelben XXV. Band enthält: Bory de St. Vincent Reiſe nach den Maſkareniſchen oder Franzöſ. Afrikaniſchen Inſeln ꝛc. gr. 8.

— derſelben XXVI. Band enthält: 1) Bory de St. Vincent Beiträge zur Naturgeſchichte der Maſkareniſchen Inſeln. 2) Skjöldebrand's Beſchreibung der Waſſerfälle und des Kanals von Trollhätta, und Reiſe nach dem Nordkap, a. d. Franz. m. 2 Kp. 3) Haringmann's Tagebuch einer Reiſe nach Marokko. A. d. Holl. ꝛc. gr. 8.

Bory de St. Vincent's Reiſe nach den Maſkareniſchen oder Franzöſ. Afrikaniſchen Inſeln ꝛc. gr. 8.

— deſſen Beiträge zur Naturgeſchichte der Maſkareniſchen Inſeln. gr. 8.

Choix de Peintures antiques empruntées de l'ouvrage du Comte de Caylus tirés à peu d'exemplaires et accompagnées d'explications p. M. A. de *Rode*. Cah. 1. 2. 3. gr. fol. impérial colorié.

Dallas, R. C. Esq. Geschichte der Maroonen-Negern auf Jamaika, nebst einer Schilderung des jetzigen und vormal. Zustandes dieser Insel, a. d. Engl. herausg. v. T. F. Ehrmann, m. 1 Charte, gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Ephemeriden Allgem. Geograph., verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben v. F. J. Bertuch und C. G. Reichard. VIII. Jahrg. 1805. 7tes Stück und folgende Stücke mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Erdmannsdorf, Freih. von, Architektonische Studien, gezeichnet in Rom, in 24 Tafeln, nebst Text als Einleitung, gr. Fol.

Funke C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 83. u. 84. gr. 8. 8 gr. oder 36 Kr.

Garten-Magazin, allgemein. Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des prakt. Gartenwesens 2r Jahrg. 1805. 7s u. folg. Stücke mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Guide des Voyageurs en Europe p. Mr. Reichard, IIIeme Edition originale considérablement augmentée, avec 3 Cartes itineraires et les Panorames de XIII Villes princip. III. Volumes, gr. 8. en feuilles 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr. relié en carton 10 Rthlr. od. 18 fl.

Haringmann's Tagebuch einer Reise nach Marokko, a. d. Holl. gr. 8.

Hastfer, H. B. v., geborne von Klenk, Leben und Kunst in Paris, seit Napoleon dem Ersten, 1. Thl. gr. 8.

Hockin's, J. P., Bericht von den neuesten Reisen nach den Pelew-Inseln ꝛc. m. K. gr. 8. 21 gr. od. 1 fl. 36 kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 20r Jahrg. 1805. 7s und folgende Stücke, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Mac-Kinnen's Esq. Reise nach dem Britischen Westindien, und besonders nach den Bahama-Inseln in den J. 1802 u. 1803, a. d. Engl. m. einer Zugabe, herausg. von T. F. Ehrmann, m. 1 Ch. gr. 8. 21 gr. od. 1 fl. 36 kr.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäftsmännern. Jahrg. 1805. 7s und folgende Stücke, mit ausgem. und schwarzen Kupf. und Charten. Der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Olivier's, G. A., Reise durch das Türkische Reich, Aegypten und Persien, während der ersten 6 Jahre der Franz. Republik, od. v. 1792 bis 98, a. d. Franz., herausgeg. v. T. F. Ehrmann. 2r Th. m. 1 Ch. gr. 8. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr.

Rosenmüller, D. J. C., Chirurgisch anatomische Abbildungen für Aerzte und Wundärzte. 1ste Liefer. Royalfol.

Rumford's, B. Grafen von, kleine Schriften, politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts m. Kupfern IVr Bd. 2te Abth. gr. 8.

Skjöldebrand's Beschreibung der Wasserfälle und des Kanals von Trollhätta, und Reise nach dem Nordkap, a. d. Franz. m. 2 Charten. gr. 8.

Tatham's, C. H., auserlesene Muster antiker Bauornamente; gezeichnet nach den besten Originalen in Rom und andern Gegenden Italiens, in den Jahren 1794, 95 und 96. IIte u. IIIte Lief. Mit Kupf. Royalfol. auf Landchartenpap. gebunden. 12 Rthlr. od. 21 fl. 30 kr.

— dasselbe auf Schweizer Royalpap. gebunden. 14 Rthlr. od. 25 fl. 12 kr.

Tuckey's Bericht von einer Reise nach Neu-Süd-Wallis. A. d. Engl. gr. 8.

Voigt's J. H. Magazin, für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften. 1805. 7s und folgende Stucke mit Kupfern. 8. Der Jahrg von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland's C. M., Neuer Teutscher Merkur v. Jahre 1805. Julius und folgende. Mit Kupf. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Winterbottom's, Th., Nachrichten von der Sierraleona-Küste und ihren Bewohnern rc. a. d. Engl. mit einer Einleitung und Zusätzen, v. A. F. Ehrmann, m. 1 Ch. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Woodard's Geschichte seiner Schicksale und seines Aufenthalts auf der Insel Celebes, a. d. Engl. m. 1 Ch. gr. 8.

Zeiten, die, oder Archiv für die neueste Staatengeschichte und Politik, herausgegeben von C. D. Voß, mit Kupfern und Charten. 1r Jahrgang 1805. 2s und folgende Stücke gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stucken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

* * *

Kupferstiche, Portraits und Kunstsachen.

Portrait des regierenden Herrn Herzogs von S. Weimar Carl August, nach einem Gemälde von Jagemann, gestochen von C. Müller, gr. Fol. bunt gedruckt 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— dasselbe schwarz. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Portrait von Etienne Marchand, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Georg Anson, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Charles Marie de la Condamine, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Bacler Dalbe, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Napoleon I. Franz. Kaiser, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Alexander I. Russ. Kaiser, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Pomologisches Kabinet, enthaltend alle im Teutschen Obstgärtner beschriebene Obstfrüchte Teutschlands über die Natur

ſelbſt geformt, in Wachs mit möglichſter Treue nachgebildet, und herausg. unter Aufſicht von J. B. Sickler. 16te Lieferung. in einem Käſtchen. 2 Rthlr.

* * *

Commiſſions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon gravés p. Th. *Piroli* avec une Explication p. L. P. *Radel* publiés p. F. et P. *Piranesi* Liv. XIV—XVI. 4. Paris.

Antiquités d'Herculanum gravées p. Th *Piroli* et publ. p. F. et P. *Piranesi* Liv. XIII—XV. 4. Paris.

2.

Neue Charten und geographiſche Werke, welche im Verlage des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar, Leipziger Michaelismeſſe 1805 erſcheinen.

A. Geographiſche Werke.

Planetarium, oder Verſuch einer ſinnlichen Darſtellung und faßlichen Beſchreibung des Copernicaniſchen Weltgebäudes, von G. G. Putſche; mit einem Modelle in einem Kiſtchen.

Tellurium, oder Verſuch einer ſinnlichen Darſtellung und faßlichen Beſchreibung des Laufes der Erde und ihres Mondes um die Sonne, von G. G. Putſche. Mit einem Modelle in einem Kiſtchen.

Gaſpari's, A. C., vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. Iſten Bandes 2te Abtheil. enth. Teutſchland überhaupt, Oeſtreich, Baiern und Schwaben. Neue Auflage gr. 8.

— deſſen vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. IV. Bandes 1ſte Abtheil. enth. Portugal, Spanien, Frankreich, bearbeitet von Profeſſ. T. F. Ehrmann. gr. 8.

B. Charten in Atlaſſe gebunden.

Atlas minimus universalis; Atlas de Poche composé de 43 Cartes et d'autant des Tables statistiques et enrichi des découvertes les plus recentes; a l'usage des Voyageurs et en général de toutes les personnes qui ne veulent ou ne peuvent se charger d'un grand Atlas. Seconde Edition entièrement révue et corrigée. 5 Rthlr. od. 9 fl.

Miſcellan-Atlas für Chartenſammler und Freunde der Erdkunde. Erſte und zweite Lieferung, jede in 12 Blät-

C. Charten in groſsen Formate.

Charte von Teutſchland nach den Beſitzungen der Kur- und Fürſtl. Häuſer, und der Reichsſtädte, nebſt den Entſchädigungen nach dem definitiven Reichsdeputationsſchluſſe vom 20. Nov. 1802 nach aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, entworfen von F. K. Güſefeld, 2te Ausgabe. Rojalfol. erd. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf holländiſch Olif Papier 12 gr. od. 54 kr.

Neue Charte vom Fränkiſchen Kreiſe, nach Kurbochiſcher Projektion entworfen, nach den neueſten aſtronom. Ortsbeſtimmungen und nach den neueſten polit. Veränderungen berichtiget bis zum Jannar 1805, gezeichnet von F. H. Kreybich. Rojalfol. ord. Papier. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Olif. Papier 12 gr. oder 54 kr.

Neue Charte von Frankreich nach der neueſten Eintheil. in Militärdivisionen-Departem. und Gemeinde-Bezirke mit Zuziehung der beſten und neueſten Hülfsmittel entworfen. Rojalfol. ord. Papier 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Königreiche Preuſsen nach den neueſten Ortsbeſtimmungen entworfen und gezeichnet von D. F. Sotzmann Zweite Ausgabe, Rojalfol. 1805. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf holländ. Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Syrien, Meſopotamien, und einem Theile von Perſien, neu entworfen von G. A. Olivier nach ſeinen eigenen Beauchamp's und Niebuhr's Beobachtungen. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

D. Kleinere Charten.

Charte von Teutſchland, nach dem definitiven Indemnisations-Plane vom 8. Oct. 1802 neu berichtigt, 1805. 6 gr. oder 27 kr.

— von Schweden nach ſeiner Eintheilung in Hof- und Land-Gerichte ꝛc. entwerf. v. F. G. 1805. 3 gr. od. 15 kr.

Die Fälle bei Trollhätta, 1805. 3 gr. od. 15 kr.

Die Göthа-Elf, nach Fr. Akrels Plane reduzirt, 1805. 3 gr. od. 15 kr.

Charte von der Sierra-Leona-Küſte und den angränzenden innern Ländern von Afrika; nach einer neuen Zeichnung des Dr. Thom. Winterbottom, 1805. 6 gr. oder 27 kr.

Die Environs von London, 1805. 3 gr. od. 15 kr.

Die Environs von Paris, 1805. 3 gr. od. 15 kr.

Plan der Ebene von Tripolitza in Morea, von Barbié du Bocage, 1805. 6 gr. 27 kr.

Panaroma des Curiosités d'Amsterdam. 3 gr. od. 15 kr.

— — — de Berlin. 3 gr. od. 15 Kr.

— — — de Copenhagen. 3 gr. od. 15 Kr.

— — — [illegible] od. 15 Kr.

2) Dieſe Vermehrung der Bogen ſoll dem innern Werthe dieſer periodiſchen Sammlung nichts benehmen. Der Herausgeber ſieht ſich vielmehr durch die Anzahl und den Eyfer ſeiner Mitarbeiter im Stande, den Merkur immer unterhaltender zu machen, und dem Zweck der Gemeinnützlichkeit immer näher zu bringen. Auch iſt er

3) entſchloſſen, alles was er künftig ſchreiben und des Drucks nicht unwürdig halten wird, in den Merkur einzurücken.“

Findet dieſe vorgeſchlagne Einrichtung den Beyfall des Publici, ſo hofft der Herausgeber, diejenigen, welche ſich den Merkur anzuſchaffen gedenken, werden ſich lieber unter ſo billigen Bedingungen bey ihm oder ſeinen Commiſſionairs

Panaroma des Curiosités de Lisbonne. 3. gr. od. 15. Kr.
— — — de Londres. 3. gr. od. 15 Kr.
— — — de Madrid. 3 gr. od. 15 Kr.
— — — de Naples. 3. gr. od. 15 Kr.
— — — de Paris. 3. gr. od. 15 Kr.
— — — de St. Petersbourg. 3 gr. od. 15 Kr.
— — — de Rome. 3. gr. od. 15. Kr.
— — — de Stockholme. 3. gr. od. 15. Kr.
— — — de Vienne. 3. gr. od. 15 Kr.
Plan der Stadt Liverpool, 1805. 3 gr. od. 15 kr.
Plan von Manchester und Saalford in England, 1805. 6 gr. od. 27 kr.

In Commission.

Topographische Charte in 22 Blätter, den größten Theil von Westphalen enthaltend, so wie auch das Herzogthum Westphalen, und einen Theil der Hannövrischen, Braunschweigschen und Hessischen Länder, nach astronomischen und trigonometrischen Ortsbestimmungen, auf Befehl Sr. Majest. Friedrich W. III. Königs von Preußen, herausgegeben von Generalmajor v. Le Coq im Jahr 1805. 1ste und 2te Lieferung.

General-Charte des Königreichs Ungarn, sammt Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen, nebst der Militär-Gränze von Joh. v. Lipszky. Sect. VIII.

II. Erschienene Neuigkeiten
im Julius
UND DEREN INHALT.

I.

Tathams Muster antiker Bau-Ornamente nach den besten Originalen in Rom gezeichnet. ꝛc. II. Lieferung. Royal-Folio ord. Charten-Papier 6 Rthlr. auf Schweizer Royal Pap. 7 Rthlr.

Wir beziehen uns auf die ausführliche Anzeige dieses vortrefflichen Werkes in No. III. unsers Monats-Berichts und zeigen nur an, daß die zweite Lieferung davon in unserm Verlage erschienen ist, und 6 Rthlr. Sächs. Crt. oder

11½ Fl. Rhein. auf ord. Papier, auf Schweizer Royal aber 7 Rthlr. od. 12 Fl. 48 Kr. kostet. Die dritte und letzte Lieferung wird zur Michaelis Messe ausgegeben.

2.

Neues Natur- und Kunstlexicon, enthaltend die wichtigsten und gemeinnützigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie, zum bequemen Gebrauche insonderheit auch für Ungelehrte und für gebildete Frauenzimmer, ausgearbeitet von G. H. C. Lippold, und herausgegeben von C. Ph. Funke. Vierter, oder

Supplementband zum neuen Natur- und Kunstlexicon; enthaltend Berichtigungen und Nachträge; einen Linneischen Nomenclator, und ein Teutsches Synonimen-Register.

Das Publikum kennt und schätzt bereits seit 3 Jahren dies vortreffliche und höchst gemeinnützige Werk, als einen Handleiter, den schwerlich ein Liebhaber der obengenannten Naturwissenschaften wird entbehren können. Der alphabetischen Ordnung nach, war es zwar mit dem III. Bande, der sich mit J endigte, geschlossen; aber um es wirklich zu vollenden, d. h. ihm die möglichste Vollständigkeit in Rücksicht aller neuen Entdeckungen, und die gemeinnützigste Brauchbarkeit zu geben, mußten nicht allein die ganze lateinische Nomenclatur, und das Synonimen-Register über alle Naturkörper nachgeliefert, sondern auch alle neue Entdeckungen und Berichtigungen in der Naturgeschichte, welche das während des Drucks unsers Lexicons, zu Paris bei Peterville in XXIV. Bänden erschienene große Nouveau Dictionnaire d' Histoire naturelle, appliquée aux Arts etc. enthält, aus demselben ferofältig gesammelt, und in das unsrige in alphabetischer Ordnung nachgetragen werden. Dies haben nun die Herren Verfasser im angekündigten Supplementbande, der nur 14 Bogen stark ist, und 1 Rthlr. kostet, mit größter Sorgfalt gethan, und dadurch diesem Werke die schönste Vollständigkeit und Vollendung gegeben; so daß es außer seinen eigenen Original-Artikeln, nun auch alles Neue des großen Französ. Dict. d'Hist. nat. enthält, und ein völlig brauchbares Handbuch aller Naturwissenschaften geworden ist.

Der Preis des Ganzen ist nun folgender:

I. Band	75 ½ Bogen.	4. Rthlr.
II. —	55 Bogen.	3. Rthlr.
III. —	74 ½ Bogen	4. Rthlr.
IV. —	14 Bogen	1. Rthlr.
		12 Rthlr.

Liebhaber welche 5. Exemplare zusammen, gegen baare Zahlung von uns verschreiben, erhalten, so wie von allen unsern Verlagswerken das fünfte Exemplar frei, oder 20 pC. Cent. Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar d. 20. April 1805.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Bertuchs Bilderbuch für Kinder LXXXIII. u. LXXXIV. Heft.

Von Bertuch's Bilderbuch für Kinder ist so eben der 83ste und 84ste Heft mit vierfachem Texte bei uns erschienen, und hat folgenden Inhalt:

83. Heft.

No. 11. Beutelthiere. Das Virginische Beutelthier. — Das graue Beutelthier. — Das gefleckte Beutelthier. — Das langschwänzige Beutelthier. — Das rattenähnliche Känguruh. —

No. 12. Aegyptische Kleidertrachten. Ein Aegyptischer Bey mit seinen Sklaven. — Eine Dame von Kahira mit ihren Sklavinnen. — Ein Mameluck. — Aegyptische Fellahs. — Eine Beduinenfamilie. —

No. 13. Aegyptische Merkwürdigkeiten. — Ansicht des Gipfels der großen Pyramide von Ghizé. — Durchgang aus der zweiten in die dritte Stage der großen Pyramide.

No. 14. Merkwürdige Schwämme. Der Feuerschwamm. — Der Lerchenschwamm.

No. 15. Rosenarten. Die rothe Milchrose. — Die Hangerose.

84. Heft.

No. 16. Reißende Thiere. Der schwarze Tieger. — Die gefleckte Hyäne. — Der Kapsche Schakal. — Die Kaplage. — Der Manezya.

No. 17. Verschiedene Arten von Eidechsen. — Der gemeine Gecko. — Der plattschwänzige Gecko. —

Der Seps. — Der Chalcide. — Der Waſſerſalamander.

No. 18. Teutſche Giftpflanzen. Der gefleckte Aron. — Die Zeitloſe.

No. 19. Merkwürdige Verſteinerungen. Zeolythen und Phytolithen.

No. 20. Schädliche Schmetterlinge. Der Baumweißling. — Der groſe Kohlweißling. — Der kleine Kohlweißling.

Weimar im Auguſt. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Allgm. Teutſches Garten-Magazin 1805. VI. Stück.

Inhalt.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Etwas über die Meinung: daß alte Melonenkerne zur Erziehung guter Früchte beſſer als die einjährigen ſeyn ſollen. IV. Blumiſterei. 1 Amarillis vittata (Mit Abbildung auf Tafel 14.) 2. Die Napoleonaea Imperialis, eine neue Zierpflanze. (Mit Abbildung auf Taf. 15.) 3. Behandlung der verſchiedenen Arten des Cyclamen oder der Erdſcheibe. 4. Die Ranunkeln und deren Erziehung. VII. Oekonomiſche Gärtnerei. Ueber Baumpflanzungen auf dem Lande und Schul-Seminarien-Gärten. XI. Garten-Miſcellen. 1. Die Gärtnerei. Ein Verſuch. 2. Ueber die vortheilhafte Beſchaffenheit eines wirthſchaftlichen Gartens auf dem Lande. 3. Anerbieten in Bezug auf die Einladung zu einer Johannisbeeren-Geſellſchaft. 4. Mittel die Sperlinge von den Kirſchbäumen abzuhalten. 5. Auszug eines Briefes.

Zu dieſem Hefte gehören folg. Abbildungen.

Taf. 14. Die Amarillis vittata. 15. Die Napoleonaea Imperialis.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1805 IX. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Ueber den Lauf des *Ganges* durch *Bengalen.*

Bücher-Recenſionen. 1. *Gawrila Sarytſchew's* achtjährige Reiſe im nordöſtlichen Sibirien, auf dem Eismeere und dem nordöſtlichen Ocean. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von *Joh. Heinrich Buſe.* 1. Thl. 2. Zeitſchrift von und für *Ungarn;* herausgegeben von *Ludwig von Schedius.* Jahrgang 1804. 3. Reiſen durch *Ungarn* und einige angränzende Länder, beſchrieben vom Reichsgrafen Dominik *Teleki von Szek.* Aus dem Ungariſchen überſetzt durch *Ladislaus v. Nemeth.* 1805. 4. Ueber das *Ungariſche Küſtenland.* In Briefen vom Hrn. Grafen *Vincenz Batthyany.* 1805. 5. Einige Bemerkungen über *Portugal*, von *C. I. Ruders.* Aus dem Schwed. überſetzt mit Anmerk von *D. H. F. Link* 1805.

Charten-Recenſionen. 1. Neue Charte von *Europa*, welche die merkwürdigſten *Producte*, vornehmſten Städte und wichtigſten Handelsplätze enthält etc. von *Dr. Aug. Fried. Wilh. Crome* 1804. 2. Neuvermehrte Poſtcharte der *Chur-Braunſchweigiſchen* und *angränzenden Lande* von *Fried. Wilh. Ohſen.*

Vermiſchte Nachrichten. 1. Tabellariſche Ueberſicht der Kirchlichen Eintheilung von *England* und *Wales* etc. 2. Ueber die Militair-Academie zu *Mailand.* 3. Neue Einrichtung des Königreichs *Italien.* 4. Neuer Ritterorden des *Italieniſchen Königreichs.* 5. Neue geographiſche Veränderungen in dem *Italieniſchen* Theile des *Franzöſiſchen* Reichs. 6. Einige Notizen von dem *Spaniſchen Südamerika.* 7. Notizen von dem Staate von *Lucca* und ſeiner neueſten Umwandlung. 8. Journaliſtik. 9. *Avantcoureur* neuer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. *Ausländiſche Literatur.* 10. Albert *Louis Bacler Dalbe.* 11. Bericht von den Arbeiten des National-Inſtituts zu Paris etc. 12. Kurze Notizen 13. Reiſen des Franz. Generals *Victor Collot.* 14. Höfliche Antwort auf einen wohlgemeinten Rath.

Zu dieſem Hefte gehören:

1) Das Portrait von *Albert Louis Bacler Dalbe.* 2) Die Charte vom Laufe des *Ganges.*

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Journal des Luxus und der Moden 1805 VIII. Stück.

Inhalt.

I. Briefauszüge über Italien vom Jahre 1804. II. Miſcellen aus St. Petersburg. 1. Die Oſterfeier in St.

Petersburg. 2. Konzert und Oratorium während der großen Fasten. 3. Theater. 4. Verschönerung von St. Petersburg. 5. Nachtrag zu den Winternachrichten. 6. (Robertsons Luftschiffahrt. 7. Historisches Panorama im Maltheser Hause. III. Kunst. 1. Julie Recamier gemalt von Gerard. 2. Mannheimer Kunstvertrieb. IV. Theater. 1. Theater in Königsberg. 2. Theater in Magdeburg. V. Badechronik. 1. Liebenstein und Brückenau. 2. Amalienbad bei Helmstädt. VI. Glycine von Fr. Rochlitz. VII. Miscellen und Nebenberichte. 1. Volksfest in Wilhelmsthal bei Eisenach. 2. Bemerkungen über Hanau, Frankfurt und Offenbach. 3. Französischer Nebenbericht. 4. Englischer Nebenbericht. VIII. Ameublement. Oefen von geschmackvoller Form. X. Erklärung der Kupfer.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Die Zeiten oder Archiv für die neueste Staatenkunde u. Politik. IV. Stück.

Inhalt.

I. Blick, auf die politische Lage Europens, bei dem Wiederausbruche des Kriegs, zwischen Frankreich und England. II. Grossbrittannien 1) Lage und Character des Ministeriums. 2) Empörung in Irland. 3) Krankheit des Königs. 4) Character und Verhältnisse des Prinzen von Wales. III. Frankreich 1) Innere Lage der Französischen Republik, beim Anfange des Jahrs 1804. 2) *Georges* und *Pichegru's* Verschwörung. 3) Verhaftungen auf dem rechten Rheinufer, Hinrichtung des Herzogs von *Enghien*. 4) Mehée-Drakesche Intrigue. IV. Das Teutsche Reich. 1) Vorgänge am Reichstage. 2) Das Schicksal des Kurfürstenthums Hannover. V. Uebersicht der Hauptmomente der Geschichte des Tages. VI. Korrespondenz-Nachrichten und Miscellen. VII. Notiz, die Staaten- und Regententafel betreffend.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Das Bildniss des Kaisers Alexander des ersten von Rußland. 2) Eine Staaten- und Regententafel.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, 1805. VIII. und IX. Stück.

Inhalt des VIII. Stücks.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handlungswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren Theilen. Fünfter Brief. II. Handels-Geschichte. Zur Geschichte des Handels auf dem Schwarzen Meere. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Mousselinmanufaktur im Vogtländischen Kreise in Kursachsen. 2. Liskowo und die berühmte Messe in Makarjew. 3. Die Oestreichische Handels- und Fabrikstadt Fiume. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Der Kampescheholzbaum. 2. Guayak. 3. Bernstein. V. Gewerbskunde. 1. Von der Heringsfischerei der Holländer (Beschluß.) 2. Erfindungen eines Webersstuhles. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz und vermischte Nachrichten. 1. Frankreichs Fortschritte in der Maschinenspinnerei und Wollenproduktion. 2. Von den Inseln St. Christoph, Nevis und Montserrat in Westindien. 3. Ueber die Einfuhr weißer und bedruckter Baumwollentücher in Frankreich. 4. Der Trollhätta-Kanal. 5. Vergrößerung der Hühnereier. 6. Nachrichten aus Rußland. 7. Großbritanniens Leinwandproduktion. 8. Einige Ansichten von London. 9. Handlungsnachrichten aus England. 10. Fragment eines Briefes aus Neuyork. 11. Doktor Wolschoj unter den Kirgisen. 12. Schreiben aus St. Petersburg. 13. Schreiben aus London. 14. Eisenerzeugung im Erzberge in Steiermark. 15. Kurze Notizen.

Zu diesem Hefte gehören:

1) Abbildung des Kampescheholzbaums. Taf. 12.
2) Abbildung des Guayakbaums. Taf. 13.

* * *

Inhalt des IX. Stücks.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handelswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren einzelnen Theilen. Sechster Brief. II. Handels-Geschichte. Zur Geschichte des Handels auf dem Schwarzen Meere. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Ueber die Fabriken in den Gegenden zwischen dem Rhein, der Lippe und der Lahn. 2. Uebersicht der Glasfabriken in und um die Gegend von Heyde und Reichstadt, im

Bunzlauer und Leitmeritzer Kreise in Böhmen. 3. Eisenwerke in der Steiermark. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Paradieskörner. (Mit Abbild. auf Taf. 14.) 2. Die Sardelle. V. Gewerbskunde. 1. Ueber die Eigenschaften und den Gebrauch der Cochenille in der Färberei, nebst der Beschreibung eines neuen Verfahrens in der Scharlachfärberei. 2. Etwas über die Flüssigkeit, die man dazu anwendet, um die Tücher wasserdicht zu machen. 3. Erfindung einer ganz unschadhaften unauslöschbaren Dinte. 4. Neue Methode, das Holz vor der Fäulniß zu sichern 5. Neue Maschine von Parmentier, um Rinden und Wurzeln in Pulverstaub zu verwandeln; eine nützliche Erfindung für Apotheker. 6. Bestandtheile der Chinesischen Tusche. 7. Sparlampe. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Betriebsamkeit auf dem Francisci-Schiffahrtskanal im Bacser Komitat in Ungarn. 2. Betriebsamkeit auf dem Wiener Kanale. 3. Schreiben aus Nizza. 4. Schreiben aus Cagliari. 5. Oeffentlich feilgebotene Weinverfälschungskünste. 6. Gegenwärtiger Zustand der Fischerei auf dem Kaspischen Meere.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Eversmann's Charte von den Westphälischen Fabriken. 2. Abbildung der Paradieskörner, Taf. 14.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

9.

Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde. für 1805. IX. Stück.

Inhalt.

I. Fernere Reisenachrichten vom Hrn. D. Langsdorff an J. F. Blumenbach. Aus dem Petropawlowschen Haven auf Kamtschatka. Den 23. Aug. 1804. II. Ueber die Bestandtheile der Salzsäure. III. Ein Brief des Hrn. D. Med. Mohr zu Kiel an den Herausgeber, ein bis jetzt bei uns noch nicht bekanntes Gewächs zu Santafé de Bogota, Namens Arracacha betreffend; Auch Nachricht von einem eben daselbst wachsenden Strauche Namens Ubillo. Kiel den 12. Jun. 1805. IV. Ein leichtes Mittel Eis oder Schnee im Sommer aufzubewahren, vom Architekt Bellanger. V. Beitrag zur Geschichte der meteorischen Steine in Böhmen; vom Hrn. D. Mayer. (Aus einer kleinen Schrift desselben. Dresden 1805.). VI. Vorschlag zur Verbesserung der Mark-

nobleſchen Waſſerpumpe mit zwei Stempeln; (vom Hrn. Hofr. Gervinus mit Abb. a. Taf. IV.) VII. Nachricht von den Arbeiten der phyſiſch-mathematiſchen Claſſe des Nationalinſtituts vom 1 Meſſid. 12 bis dahin 13. (Vom Hrn. Cuvier beſtänd. Secr.) VIII. Beſchreibung eines compendiöſen mineralogiſchen Hammers für Reiſende. Vom Hrn. k. C. Rath Bertuch dem Herausgeber mitgetheilt. (Mit Abbild. auf Taf. V.) IX. Naturhiſtoriſche Bemerkungen über das Perlhuhn (Numida Meleagris; la Pintade. Vom Hrn. Parmentier, aus der Bibl. économique.) X. Beitrag zur Entdeckungsgeſchichte des neuen Hardingſchen Planeten Juno. XI. Beobachtungen über die natürliche Schürze der Hottentottenweiber, von dem Hrn. Peron und Leſueur, Naturforſcher bei der Entdeckungsexpedition in den Südländern. (Aus einer Abhandlung derſelben in den Schriften des Nationalinſtituts. XII. Ueber die Wirkungen der durch den Druck modificirten Wärme auf verſchiedene Körper; von Sir James Hall. (A. d. Bibl. britan.) XIII. Ueber Waſſerbildung durch bloßen Druck, nebſt Bemerkungen über die Natur des elektriſchen Funkens. (Im Nationalinſt. vorgeleſen vom Hrn. Biot.) XIV. Ueber die Zerſtörung der Vitrification des Glaſes. (Vom Hrn. Dartigues; aus den Schr. des Nat. Inſt. XV. Ueber die Wirkung der Salpeterſäure auf den Indig und die Muskelfaſer. (Aus einer Abhandl. der Herren Fourcroy und Vauquelin in den Schr. des Nat. Inſt. XVI. Verſuche über die eudiometriſchen Mittel. Von den Herren von Humboldt und Gay-Luſſac. (A. d. Schr. des Nat. Inſt.)

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

10.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1805. VIII. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte im Orient gedichtet von U. J. Seetzen. 1. Das Glück des Vaterlandes. 2. Geſchenk für meine Freunde. 3. Schahkal oder die Macht der Muſik. II. Gedichte. 1. Zukunde, eine Romanze. 2 An Pomerania. 3 Elegie. III. Drei Briefe von Linné an Joh. Reinh. Forſter. 1. Viro Incomparabili *DD. Joan. Rein. Forſtero* 2. Viro Nobiliſſimo *DD. Forſtero.* 3. Florae antarcticae Legato plenipotentiario *DD. Joan. Reinh. Forſtero.* IV. Bruchſtücke aus einem Reiſe-Tagebuche vom Septbr. und Octbr. des Jahres 1804. (Beſchluß.) V. Nachrichten aus dem Grubenhagenſchen. VI. Dr. Gall's Vorleſungen. VII Bemerkungen über einen Aufſatz im Auguſtſtücke der Berliner Monatsſchrift.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Erschienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunsthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieser Handlung seit ihrem Etablissement in genauer Verbindung stehen, so nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erscheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unsern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

1.

London und Paris VIII. Jahrgang für 1805 1. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Porters Panorama des Treffens bei Agincourt. 2. Studium der Teutschen Sprache und Literatur in London. 3. Gegenwärtiger Zustand des Armenwesens in England. 4. Alylum for Outcasts oder Anstalt für hülf- und brodlose Menschen. — Gemeingeist des Gallischen Volks um große wichtige Zwecke auszuführen. — Neueste Beispiele davon. — The Choral fund. — The literary fund. — Society for School-masters. — Society for Engravers. 5. Fest der königlichen Familie in Windsor. II. Paris. 1. Der neue republikanische Kalender existirt noch. — Der Reliquienhändler auf dem Mont-Martre. — Volksbelustigungen in la Vilette. — Das Vogelschießen mit Bogen und Pfeil. — Das Zielwerfen um einen Trutkahn. 2. Ueber die Guillotine und ihre Entstehung in Frankreich. — Roberts Unterricht in der Kunst gut und mit Anstand zu lachen. — Der König und die Königin der Fischweiber. — Anekdoten. 3. Merkwürdige Produkte der neueren Französischen Literatur und Kunst. 4. Neueste Münzen. (Hierzu die Abbild. No. II.) III. Englische Karikaturen. Der Schutzengel. (Hierzu die Doppel-Karikatur No. I.)

2.

Drei Vorlesungen des Hrn. Prof. *Steffens* zu Halle, über Hrn. Dr. *Galls* Organenlehre. 8vo. 6 gr.

Neue Societäts Buch- und Kunsthandlung zu Halle.

naire abonnieren, als den Nachdruck begünstigen und dadurch eine zum Ruhm und Vergnügen der Nation abzielende Unternehmung, ehe sie noch recht angefangen, schon wieder zernichten wollen.

Uebrigens stattet der Herausgeber einer grossen Anzahl Gelehrter und angesehener Männer, welche ihn aus Gelegenheit des Merkurs mit ihrer Zuschrift beehrt haben, nochmals seinen Dank ab, und bittet Sie um Entschuldigung, wenn er vielen die Antwort gar schuldig geblieben, und vielen nicht eigenhändig, oder so wie es ihre Zuschriften verdienten, antworten konnte. Eine physische Unmöglichkeit dient ihm zur Apologie. Seine Tage haben nur vier und zwanzig Stunden, und von diesen sind die wichtigsten einem Lehramte bey den Durchlauchtigsten Prin-

zen

HERZOG ERNST II.

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1805.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1805.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1805.

I.

Gedächtnißtafel auf Herzog Ernſt II.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Dignum laude virum Muſa vetat mori. Den um Wiſſenſchaft und Aufklärung Hochverdienten, verewigten Herzog von Sachſen-Gotha und Altenburg, Ernſt II., wird die Muſe der Geſchichte ſtets mit dankbarer Ehrerbietung nennen. Er vollendete in einem größern, ſeiner Mitwelt angemeſſenen Sinn, was ein anderer Ernſt von Gotha ſeinem Zeitalter gemäß angefangen hatte. Und ſo bedarf er wohl keines Denkmals in Marmor oder Erz. Seine Stiftungen, vor allen die herrliche Sternwarte auf dem Seeberge, ſind nie verſtummende Denkmäler, unvergänglich durch den belebenden Einfluß fortſchreitender Wiſſenſchaft.

Aber den Nachgelaſſenen iſt es eine ſüße Pflicht, ihren Schmerz über den Unvergeßlichen, Unerſetzlichen auch durch Denkſteine und Inſchriften, ſeiner und ihrer würdig, laut auszuſprechen. Ein Mann, dem das Glück zu Theil geworden war, drei Jahrzehnde hindurch dem edlen Fürſten in allen Verhältniſſen des Lebens nahe zu ſeyn, der auch als patriotiſcher Schriftſteller von allen Deutſchen hochgeachtete Kriegsrath Reichard in Gotha, fühlte den Verluſt um ſo ſchmerzlicher, je genauer er ihn in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen verſtand. Auf einem der ſchönſten Hochgebirge Helvetiens, auf dem vielbeſuchten Rigi, ließ er durch den berühmten Maler Fueßly folgende Inſchrift auf einer großen Marmortafel an einem mit Tannen und Eſpen überſchatteten Felſenſtück nicht ganz am Wege, aber von da aus ſichtbar, befeſtigen: Dem frommen Andenken weyland *Ernſt des Zweiten zu Sachſen Gotha* hehr durch Ahnen und Kenntniſſe, gröſser durch Edelſinn und Biederkeit widmet dieſes im Angeſicht der Alpen und des freien Volkes, das Er liebte und hoch ehrte R. 1804. Es war ein charakteriſtiſcher Zug des verewigten Herzogs, daß er „die Eidgenoſſen des großen alten ewigen Bundes hochteutſcher Lande" (wie Johannes Müller in ſeiner ewig denkwürdigen Vorrede zum vierten

Theile seiner eidgenössischen Geschichten sie anredet) sein ganzes Leben durch achtete und liebte, und es war also ganz in seinem Geiste, ihm an einem der ewigen Grundgebirge dieses Landes einen prunklosen Denkstein zu setzen. Alles vereint sich dort, die Sezzung des Monuments selbst zu erleichtern; denn wer sollte hier nicht gern die Hand bieten? Der Transport der beiden Stücke geschah trotz der übelen Witterung durch 9 Männer und geübte Bergsteiger, theils auf dem Rücken, theils auf einer Tragbaare (da sie über 4 Ctnr. wogen) und ohne den mindesten Unfall. Alles ist nun befestigt; und die Theilnahme sämmtlicher Bergbewohner, die alle mehr oder weniger dabei beschäftigt waren, bürgt für die Erhaltung des Monuments, auch haben die Kapuziner des Hospizes sich vorzüglich dafür interessirt. —

Das Titelkupfer giebt eine Ansicht dieses Denkmals und seiner romantischen Umgebungen. Seegen von Mitwelt und Nachwelt dem Andenken des Fürsten, dem ohne eine feile Lüge ein freiwilliges Denkmal in jenem freien, Gott gebe noch lange freibleibenden Lande gestiftet werden konnte! Achtung dem Biedermanne, der es gerade so, wie es ist, dachte und ausführte!

B.

II.

Gedichte.

I.

Fragment aus dem Trauerspiele Otto III.

Unter der Aufschrift: Otto III, erster Theil. Der gutgeartete Jüngling, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, gedichtet von Gustav Freiherrn von Seckendorf. Torgau 1805 hat der Verfasser mehr als Handschrift für seine Freunde, als für das größere Publikum einen dramatischen Versuch drucken lassen, der gewiß Aufmerksamkeit verdient, und zu welchem der zweite Theil auch schon vollendet ist. Das Ganze wird zur bevorstehenden Michaelismesse durch eine weitere Bekanntmachung auch dem größern Publikum zugänglich werden, und dann wird sich erst ein gerechtes und motivirtes Urtheil fällen lassen. Der erste Theil ist, einige ganz lyrische Stellen ausgenommen, ganz in Jamben gedichtet, der zweite wird in Prosa geschrieben seyn. Der mit allen Mausengaben der Tonkunst und Phantasie trefflich ausgesta-

tete Verfaſſer hat auf die wahre Jugendgeſchichte Kaiſer Ottos den Zweig der romantiſchen Dichtung mit kundiger Hand gepfropft, und ſchon in dieſem erſten Verſuch ein entſchiedenes Talent beurkundet, das in der Folge wahrer Beruf werden kann.

W.

* * *

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Das Orcheſter endiget mit einem ſanften Adagio und nachdem der Vorhang in die Höhe gegangen iſt, ſchlieſſen zwei Flöten in einem leiſen Triller die Muſik. Ein Berg und ein Theil der Abtei zu Quedlinburg darauf. Vor der offenen Thüre der Abtei ſitzen Otto und Marie umarmt und ſehen der über einer Ferne gehenden Sonne entgegen. Auf der andern Seite das hohe Harzgebirge. Näher ein enges Thal, wo die Dämmrung und der Thau über einem Weiher ruhn. Am Weiher ein Heiligen-Bild. Noch näher ein tiefgelegenes Dörfchen.)

Marie

Siehſt du den goldbekränzten Saum
der Wolken, die nach Oſten fliegen
und ſich im ungemeſſ'nen Raum
wie Blütenſtaub im Zephyr wiegen?

Schon höher, heller wird die Glut!
der Morgen drängt den Nebelſchleier
ins enge Thal, das ſchlummernd ruht
und zu dem waldumſchloſſ'nen Weiher.

Der Berge Gipfel jetzt umſtrahlt
und jetzt die Wipfel hoher Eichen.
Zur fernen Eb'ne, bunt gemalt,
eilt froh der Tag herabzuſteigen.

Nun tritt die Sonne groß hervor! —
Mir drückt ihr Glanz das Auge nieder.
Doch eilend ſtrebt mein Geiſt empor,
umweht von himmliſchem Gefieder.

Ein leiſer, heil'ger Schauer dringt
in meine Bruſt. — O hohe Wonne!
Wie ſchön, wie feierlich umringt! —
(indem ſie ſich zu Otto wendet)
wie ſeelig macht der Liebe Wonne!

Otto

Uns trägt der ſanften Liebe Macht.
Sie iſt's, die in den Sphären waltet.
Sie hat die Strahlen angefacht
und dieſe Sonne groß geſtaltet.

zen von Weimar gewidmet. Ein guter Theil von Zeit ſchlüpft ihm in den Umſtänden, worinn er lebt, unter einer Menge unfreywilliger Zerſtreuungen gleichſam zwiſchen den Fingern weg, und was er zu ſeinen Privatſtudien und Geſchäften erübrigen kan, iſt gewöhnlich der kleinſte Theil. Sollte er auch noch dieſen, wie ſeit etlichen Monaten geſchah, mit Briefe leſen und Briefe ſchreiben hinbringen müſſen, ſo würde ihm zum ſecum habitare, zum leſen, zum denken und etwas zu ſchreiben, das würdig ſeyn könnte von einem vernünftigen Geſchöpfe geleſen zu werden, gar nichts übrig bleiben. Viele Leute bilden ſich einen Schriftſteller als ein Weſen ein, das immer die Feder in der Hand hat und haben ſoll. Da er für ſie weiter nichts als ein Autor iſt, ſo erwägen ſie nicht, daß er auch überdies ein Menſch und ein Bürger iſt; daß er als ein

Es iſt auf ſanfter Liebe Ruf
der Welten Schaar hervorgegangen
und Liebe, Liebe nur erſchuf
des Buſens zärtliches Verlangen.

Des Jünglings und des Mädchens Hand
vereint ihr geiſtiges Getriebe;
und ihre ſchönſten Blüten wand
die Hoffnung in den Kranz der Liebe.

Sie ruht und lebt in deinem Blick
entſchwebt ſüßlächelnd deinem Munde;
und ſanft, wie Roſen, blüht das Glück
von ihrem Hauch in unſerm Bunde.

(Marie verbirgt ſich an Otto's Bruſt.)

(Pauſe.)

2.

Ahnung von Eliſa's Tod.

Iſt's wahr? umweht in dieſem Augenblicke
des Todes Schauer deine Stirn,
und ſtrebt die freie, reine, ſchöne Seele
hinauf zum hohen, höchſten Ziel?

Dort, dort! von Paradies zu Paradiese!
Du bist's! dich führt des Seraphs Hand.
Ich kenne dich an zarter Demuth wieder
du beugst dich kindlich hin vor Gott.

Und jetzt! Jetzt wendet sich dein sanftes Auge
von deiner Höh' zu mir herab.
Ich sehe Thränen, ach! der Liebe Thränen,
du weinst der frühen Trennung sie.

Hinauf! hinaufwärts wende deine Blicke
ins volle, göttlich klare Licht.
O, deinen holden, seel'gen Frieden störe
ein trauerndes Erinnern nicht.

Ich will zu deinem Leichnam weinend treten;
Zum Herzen, das mich treu geliebt.
Die starre Hand will ich ergreifen, führen
zum Herzen, das dich ewig liebt.

Zur blassen Wange will ich mich auch neigen,
Zum Mund, der sanft im Leben sprach.
Dann wird dein Kuß auch meinen Kuß erkalten;
zwei Todte werden liebend ruhn.

Ein Freund bestattet dann die bleichen Körper
Ein Hügel nur umschließet sie.

Doch wird mein Geiſt in ungehemmtem Fluge
hinauf durch Himmels-Räume ziehn.

Und wenn du dann in Andacht nun verloren
Dich Gottes neuen Tages freuſt,
dann werd ich dir zur Seite niederknieen
mit dir vereint unſterblich ſeyn.

Guſtav von Seckendorf.

III.

Probe einer neuen Ueberſetzung der Aeneide.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Bei dem Meiſterwerke der Ueberſetzung Virgils, das wir an der Voſſiſchen beſitzen (die man, wie alle übrigen Ueberſetzungen dieſes Dichters, einen Triumph der teutſchen Sprache nennen kann,) würde ich mich nicht an die Ueberſetzung der Aeneide gewagt haben, wenn mich nicht dennoch dazu zwei Rückſichten beſtimmten.

1) Der Ruhm der Bildbarkeit und Geſchmeidigkeit der Teutſchen Sprache kann nicht anders als gewinnen, wenn durch die That bewieſen wird, daß es nicht nur eine (was ſchon ſehr viel war und noch von keiner andern neuern Sprache erreicht worden iſt,) ſondern mehrere höchſt genaue und dem Dichter Vers vor Vers folgende Teutſche metriſche Ueberſetzungen der berühmteſten alten Dichter geben könne. Hier wird es ein Ruhm der Sprache. Vorher war es wenigſtens ungewiß, ob es nicht Ruhm ausſchließlich des Mannes (des Ueberſetzers) ſey. Kann neben der Voſſiſchen eine andere metriſche Ueberſetzung beſtehen, warum ſoll ſie es nicht? Frankreich hat von Delillen mehrere variirende Ueberſetzungen einer Aeneide. Beſäße Teutſchland Daſſelbe, aber von mehreren Schriftſtellern, ſo iſt dies für die Ehre ihrer Sprache deſto reiner.

2) Große Männer (wie Voß) ſchaden durch ihre kleinen Fehler, die nach und nach Autorität bekommen, der Nation ſehr. Man ahmt ihre Fehler nach, oft (weil ſie am leichteſten nachzuahmen ſind) einzig nach. Der Voſſiſche Hexameter, ſo bis zur Bewunderung blendend und unübertrefflich er auch iſt, ſcheint mir gleichwohl überboten im Ausdrucke zu ſeyn, zu viele Sprache zu haben. Um dies mit

Kurzem zu belegen, ſo bleibe ich nur bei der erſten Seite der Voſſiſchen Ueberſetzung der Aeneide ſtehen. Hier heißt es gleich Anfangs: „Waffen ertönt mein Geſang.“ Virgil, der doch auch glänzend zu ſchreiben verſtand, hat *cano*, nicht z. B. *ſonat*. „Wogenden Strand.“ Allein Virgil ſpricht nur von *litora* (und entzieht dadurch nicht der Hauptidee die Aufmerkſamkeit des Leſers.) Ueberhaupt ſcheint die Voſſiſche Ueberſetzung keine **Ufer** zu kennen, ſo oft Virgil auch die empiriſchen *ripae* ganz gut kennt und oft genug vorbringt; und legt ſelbſt den kleinſten Flüßchen (z. B. dem Eurotas) immer unwahre, mithin vergeblich erhabene, **Geſtade** bei, u. ſ. w. Selbſt die glänzendſten Schriftſteller (z. B. Shakespeare und Herder, deſſen Genius mein Geiſt tief verehrt), waren ſie ächte Genieen, ſie überboten ſich im Ausdrucke nie, und ſchrieben keine Phraſe bloß einer leeren Majeſtät wegen. Iſt es anders, ſo muß ich mich ſehr irren. — Sollte meine Ueberſetzung der Aeneide auch bloß nur dazu dienen, Hrn. Voß auf dieſe Uebervirgilianiſirungen aufmerkſam zu machen, und ihn zu veranlaſſen, ſie dereinſt zu tilgen, und dadurch eine **wahrhaftvollendete** und **unübertreffbare** Ueberſetzung Virgils zu liefern, ſo iſt meine Arbeit hinreichend belohnt. Nach meiner Ueberzeugung thut jetzt nichts ſo ſehr Noth, als aus

der Bekanntschaft mit den Klassikern uns besonders ihre Einfachheit zuzueignen, um der ewigen Bombastizirungen in Prosa und in Versen etwas los zu werden und zur Geistigkeit, zur Wahrheit und zum ächten Gefühle zurückzukehren. — Freuen würde es den Uebersezer sehr, wenn das sachkundige Publikum gegenwärtige Bogen nicht als ein verächtliches Scherflein des Beitrags zu diesem großen Zwecke ansehen dürfte. *)

Krieg sing' ich und den Mann, der zuerst von Trojas Gestaden
Kam, vom Schicksal verbannt, nach Italien und zu Lavinums

*) Der Kampf mit einem Voß über die Uebersezzerpaime ist so mißlich und — verwegen, daß allerdings schon Muth dazu gehört, auch nur den Gedanken dazu zu fassen, und so auszuführen, wie er hier ausgeführt wurde. Wir enthalten uns billig alles vorgreifenden Urtheils. Das zurückweisende non tu deseche plura, puer, wäre auf diesen Fall zu voreilig und so lange ungerecht, als die Lehre, die in dem alten κατὰ δεύτερον πλοῦν liegt, noch nicht zu spät kommt. Es muß dem edeln Voß selbst angenehm seyn, daß über seine Meisterwerke es oft im Publikum zur Sprache kommt. Wir bedauern übrigens, daß der beschränkte Raum dieser Zeitschrift es nicht gestattet, das ganze erste Buch in der Uebersetzung zu liefern, die

Strand. Viel trieb ihn zu Land und zu Meer der Götter Gewalt um,
Wegen der andenkvollen Erbittrung der grausamen Juno;
Viel auch erlitt er im Krieg, bis die Stadt er erbaut und geführet
Götter nach Latium; daher der Stamm der alten Latiner,
Und die Albaniſchen Väter, und Roms erhabene Mauern!

Muſe verkünd mir die Gründe, durch welche Gottheit beleidigt,
Wodurch gekränkt die Herrſcherin der Götter, den Frömmſten der Männer
Zwang, mit ſo mannigfaltem Geſchick ſich zu mühen, ſo viele
Leiden zu dulden. Ach! grollen ſo heftig die himmliſchen Weſen?

Einſt war eine Stadt, bewohnt von Tyriſchen Pflanzern,
Weit Italien und der Mündung der Tiber genüber,

uns mitgetheilt wurde, da gerade im Verfolg noch mehrere gewiß gelungene Stellen ſich bemerkbar machen.

B.

Güterreich und raub durch Kriegespflegung. Karthago.
Welches, so spricht man, Juno vor allen Landen gehoget,
Mehr noch als Samos; hier ihr die Waffen und hier ihr der Wagen!
Dies zum Haupte der Völker zu machen, wenn Schicksal erlaube,
War ihr schon damal Zweck und Bestrebung, der mächtigen Göttin
Doch sie hatte vernommen, daß Sprossen vom Troischen Stamme
Einst die Tyrischen Burge zerstören würden; von hier aus
Sollte kommen ein Volk, weit herrschend und stolz in Bekriegung,
Welches Libyas Grund zerreisse, nach Plane der Parcen.
Dieses besorgend, Juno, und denkend des vorigen Krieges,
Den sie jüngst für die theuren Argiver bei Troja gekämpfet.
(Noch nicht waren die Gründe des Zorns und die bitteren Schmerzen
Ihrem Gemüth entfallen; im tiefen Geiste vergraben

Lauert der Spruch des Paris, der Groll ob beleidigter Schönheit,
Und das verhaßte Geſchlecht, und der Ehrendienſt Ganymedens)
Hierdurch entflammt trieb ſie auf dem ganzen Meere die Troer,
Reſte, den Danaern und dem unmilden Achilles entronnen,
Und hielt weit ſie entfernt von Latium. Sie von dem Schickſal
Viel gejagt, durchirrten der Jahre Manche die Meile.
Solche Mühe war es, das Römiſche Volk zu begründen!

Kaum entſegelten ſie dem Blick der Sicilischen Fluten
Hin zur Höh', und durchfurchten mit Kupfer fröhlich den Meerſchaum,
Als mit der ewigen Wund' im Buſen Juno zu ſich ſprach:
„Ich — — vom Vorſatz laſſen beſiegt, und ſchmählich nicht können
„Ihn von Italien weg entfernen, den König der Teukrer!

„Freilich.... das Schickſal!!.. Doch konnte der Grazer Flotte nicht brennen
„Pallas, und ſie begraben zur Tiefe des Meers um des Frevels
„Und der Wut des kleinen ajiſchen Ajaxes willen?
„Jupiters reißenden Blitz warf ſie ja heraus zu den Wolken,
„Und zerſtreute die Schiff' und verkehrte das Meer mit den Winden,
„Und griff ihn, wie er Flammen entſprüht' aus durchbohrtem Buſen,
„Jach im Wirbel und ſpieß' ihn, o ſieh!, auf den ſpitzigen Felſen!
„Aber ich, als der Götter Beherrſcherin wandelnd und Schweſter
„Jupiters und Gemahlin, ich führe nun Krieg ſchon ſo viele
„Jahre mit einem Volk! Und wird in der Folge denn Jemand
„Beten zur Gottheit Juno, und flehend Verehrung ihr opfern?“

Dies in entbrannter Bruſt umwälzend eilte die Göttin

ſolcher in einer Menge von Verhältniſſen ſtehen kan, die ihm beſondere Pflichten auferlegen; daß er auch Bedürfniſſe hat wie andre Erdenſöhne; daß er eſſen, trinken, Bewegung machen, ausruhen und ſchlafen muß; daß man zuweilen einen oder mehr Tage der Geſellſchaft aufopfern muß mit der man lebt; daß man nicht immer wohl, oder doch nicht immer aufgelegt iſt zu philoſophieren oder zu dichten. Aber alles dies kommt bey den meiſten Leſern in gar keine Betrachtung. Sie ſind gewohnt, ſich einen Autor, der die Ehre hat ſie zu amüſiren, als einen Sclaven vorzuſtellen, der nur zu ihrem Dienſt erſchaffen iſt; und ſie ſind eben ſo wenig geneigt, ihm irgend eine Entſchuldigung, ſo rechtmäßig ſie auch ſeyn mag, gelten zu laſſen, als der Groß-Sultan ſeinem Beſtangi-Paſha.

Hin zu der Winde Reich, Aeolien, Oerter, mit ſähen
Süden ſchwanger. Hier, in der räumigen Höhle bezügelt
König Aeolus, herrſchend, die ringenden Wind' und Gew'tter
Voll Getöſes, und hemmt ſie mit Banden und feſtem Gefängniß.
Tief ergrimmt bebrummen ſie rings die Verſchließung des Berges
Laut in wildem Geheul; doch Aeolus thront auf der Felshöh',
Zepter haltend, und mildert den Muth und mäſſigt den Grimmſinn.
Thät' er's nicht, ſo riſſen ſie Erd' und Meer und des Himmels
Tiefe mit ſich dahin und ſchleiften es wild durch die Lüfte.
Allmachtsvater jedoch ſchloß ſie aus Furcht vor dem Unfall
Ein in ſchwarze Höhlen, und ſetzte Laſten und hohe
Berge darauf, und ernannte den König, der laut der beſtimmten
Regel und auf Befehl die Banden wie engre ſo weitre.

Jetzt sprach Juno zu ihm mit diesen flehenden Worten:

„Aeolus; Dir doch gab der Götter Vater, der Menschen
„König, die Macht, durch den Wind die Wellen zu heben und ebnen.
„Jenes mir feindliche Volk befährt das Tyrrhener Gewässer,
„Führt nach Italien ein die besiegten Penaten und Troja.
„Leih den Winden Kraft und versenk' und verschütte die Schiffe,
„Oder zerstreu sie, und schleudre die Körper über das Weltmeer.
„Zweimal sieben Nymphen von trefflichem Wuchse besitz' ich;
„Unter diesen die schönst-gestaltete Deiopea
„Will ich knüpfen mit Dir durch die Eh' und zu eigen Dir geben,
„Daß sie mit Dir für Deine so großen Verdienste die Jahre
„Hinbring', und Dich zum Vater von schönen Kindern erhebe."

Hierauf Aeolus: „Dein Geschäft, o Königin, ist blos,

„Deinen Wunsch zu befragen; ich kann nur Befehle vernehmen.
„Du bewirktest, wie klein es auch sey, mir mein Reich, Du das Zepter,
„Du mir Jupiters Huld, und Du das Mahl mit den Göttern;
„Dir verdank' ich über die Wind' und Stürme die Herrschaft!"

Dieses gesagt, so stieß er mit umgekehreter Spitze
Ein die Seiten des hohlen Bergs, und die Winde, geschaaret,
Stürzen zum offnen Thor heraus und durchwirbeln die Länder.
Wälzen sich hin auf das Meer und peitschen es auf von den tiefsten
Sitzen, zugleich der Ost-, und der Süd- und der stürmische Westwind,
Rollend rings vor sich her ungeheure Wellen ans Ufer.
Folgt das Geschrei der Männer, der Taue Geknirsch, und auf einmal
Nehmen den Augen der Teukrer die Wolken den Tag sammt dem Himmel,

Brütet grimm auf dem Meere die ſchwarze Nacht, und die Pole
Knarren, es zuckt vom häuf'gen Geblitze der Wolken der Aether.
Alles droht mit augenblicklichem Tode den Männern.
Alsbald ſind dem Aeneas gelößt von Kälte die Glieder.
Seufzend ſtreckt er die Hände gedoppelt aus zu den Sternen,
Betet alſo: „O Ihr dreimal und viermal Beglückte,
„Denen das Glück gelächelt, vor Trojas erhabenen Mauern
„Angeſichts der Aeltern zu ſterben! O tapferſter Grieche,
„Tydeus Sohn, ich nicht können erliegen in iliſchen Feldern,
„Und durch Deinen Todesarm hinſchütten mein Leben?
„Wo der furchtbare Hektor vom äacidiſchen Schwerdt liegt,
„Wo der mächt'ge Sarpedon, und wo des Simois Fluten
„Schilder der Männer und Helm' und tapfere Leichen dahin wälzt.!"

Als er dieſes ruft; trifft ziſchend der Nord ihm das Segel
Vorn und hebt zu den Sternen die Wellen; es brechen die Ruder,
Und das Schiff lehnt vorn ſich ſeits, und weiſet der Flutung
Seine Länge, dem Hügel folgt geſchnitten ein Seeberg.
Dieſe ſchweben auf Gipfel der Flut und Jenen eröffnet
Zwiſchen den Wellen Erde die Waſſerſpalt, in dem Schlamm brauſt
Jäher Kampf. Drei drebt der Süd auf verborgene Klippen
(Klippen mitten im Meer benennt man Italiſch Altäre
Oben im Meer' ein Rücken des Grauns!). Der Oſt von der Höhe
Drängt drei hin auf Seichten und Syrten (erbärmlich zu ſehen!),
Und wirft ſie hinein auf die Bänk' und umgiebt ſie mit Sanddamm.
Eines wird vom Scheitel herab nach hinten von einem
Gräßlichen Meerberg überſtürzt, ihm vor Augen, es führte

Neben den Lyciern ſeinen getreuen Orontes; der Steurer
Fällt heraus vor ſich hin mit dem Kopf, und das Schiff von der Flutung
Wird dort dreimal gedreht, und vom reißenden Wirbel verſchlungen.
Schwimmer erſcheinen hier und dort in unendlicher Meerflut,
Waffen der Männer, und Breter und Troiſche Schätze auf den Wellen.
Sieh des Ilioneus Schiff, das dauerhafte, iſt beſieget
Schon vom Sturm, ſchon des tapferen Achates, und welches den Abas
Trug, und welches Aletes den Greis; zur Seiten die Fugen
Schlaffen und nehmen das Feindes äſſer, zergehend in Riſſe.

Doch jetzt fühlt Neptun des empörten Meeres Getöſe,
Und Auslaſſung des Sturms und innigſte Gährung des Meerpfuhls.
Und wird heftig gerühret, und ſchaute hervor aus der Tiefe,

Tragend hervor das Friedenshaupt aus der
öberſten Welle;
Sieht Aeneans Flotte zerjagt ringsum auf dem
Meere;
Und die Troer zermalmt von der Flut und des
Himmels Verwüſtung.
Auch kannt' er gar wohl die Liſt der Schweſter
und Zornſinn.
Oft und Weſt berief er zu ſich und redete dieſes:
„Solche wählige Keckheit auf Euros Geſchlecht! —
daß Ihr Winde
„Ohne meinen Willen den Himmel, die Erde
zu miſchen,
„Und ſo entſetzliche Wirrung zu ſtiften Euch
küſten es koſtet!
„Euch will ich! ... Doch's bringt, zu beſänft'-
gen die brauſenden Wellen.
„Aber forthin ſollt Ihr mir mit andrer Straf'
es entgelten.
„Eilet hinweg und bringet die Weiſung Euc-
rem Könige:
„„Nicht ihm ſey die Verwaltung des Meers
und der grauſende Dreizack,
„„Sondern mir durchs Loos geworden. Er
hat ja die wilden

„„Klippen, Deine Wohnung, o Oft, in dieſer Umthronung
„„Brüſte ſich Aeolus, und beherrſche der Winde Gefängniß.““

Sprachs und beſänftigt eben ſo ſchnell die aufgeſchwollenen Wellen,
Scheucht die Verſammlung der Wolken und bringt wieder die Sonne.
Auch Kymothee und mit ihr Triton, geſtemmet entheben
Ab von den Zacken die Schiff', er ſelbſt auch hüpft mit dem Dreizack,
Oeffnet die mächtigen Syrten und mäßigt die Brandung. Und ſchlüpfet
Herauf dem Spiegel des Waſſers in leicht entſchwebenden Wagen.
Wie wenn (was häufig geſchieht) in großer Menge der Aufruhr
Tobt und der niedrige Pöbel zur Wut im Geiſte verwildert
Fackeln und Steine ſchon wirft und vom Grimme die Waffen erborget;
Sehen ſie dann grad' einen verdienten und würdigen Mann, ſo

Schweigen ſie, ſtehen gelähmt mit hoch gerichteten Ohren;
Er regiert durch Rede die Geiſter und mildert die Herzen:
So ſtiel aller Lerm des Meers, als der Vater die Fluthe
Rings umher beſah und im heitern Himmel einher fuhr,
Und umlenkt, und fliegend die Zügel entläſſet im Roll-Lauf.

Müde ſtrebt die Schaar des Aeneas, im Laufe den nächſten
Strand zu gewinnen, und kehret ſich hin zu der Lyciſchen Küſte.
Tief im Abend iſt ein Platz, die Inſel mit ihren
Seiten macht ihn zum Haven, an ihnen bricht ſich das Waſſer
Wild vom Meer, ſich ſchneidend in rückgezogene Wellen.
Hier und dort drohn grauſes Gefilz und doppelte Spitzen
Auf zum Himmel; das ſichre Gewäſſer ſchweiget umher weit

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20659 / 428

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20587 / 356

Unter ihrer Hut; dann prangt die Bühne von Blinkwald,
Drüben herab und mit Schatten des Grauens drohet ein Schwarzhain.
Grade gen über liegt im Felſenvorhange die Grotte,
Drin Quellwaſſer und Sitz' im lebendigen Steine, der Nymphen
Wohnung. Nicht Bande halten die müden Schiffe, noch feſſelt
Hier mit gekrümmtem Biß ſie ein Anker zum ſicheren Stande.
Hierher kam Aeneas mit ſieben Schiffen, geſammelt
Rings aus der ſämmtlichen Zahl; und voll nach dem Lande von Sehnſucht
Steigen die Troer aus und ermächt'gen ſich froh des erſehnten
Bodens und lagern die Glieder, gefreſſen vom Salz, an das Ufer.
Und zuerſt entſchlug dem Kieſel Funken Achates,
Und fieng auf das Feuer mit Blättern und legte trockne
Nahrung umher, und entraubt' in den Zunder die Flamme. Darauf nun

Heben ſie aus das Korn, von Waſſer verderbt, und zur Mahlung
All' das Geräth, die Müden; und ſchicken ſich an, die genommnen
Körner zu röſten und dann mit Steinen zu Mehle zu reiben.

Unterdeß beſtieg Aeneas den Fels und beſchaute
Weit das umgebende Meer, um etwa zu ſeh'n den vom Sturme
Fortgeſchleuderten Artheus, die Phrygiſchen Schiff', und den Kapys,
Oder Kaikens Wimpel am hohen Verdecke des Schiffes.
Keines der Schiff' im Blick! Auf dem Ufer ſieht er drei Hirſche
Drei umirren, im Rücken befolgt vom ſämmtlichen Rudel,
Welches, lang gereiht, durchgraſet die Thäler. Er ſtand ſtill
Jetzt, und ergriff mit der Hand wie den Bogen, ſo raſch die geſchwinden
Pfeile; Waffen, die ihm ſein getreuer Achates zur Hand trug.

Erſt erlegt er ſofort die Führer, die Köpfe mit hohen
Aſtgeweihen trugen, darauf das Volk und verjagte
All' den Schwarm in dem dicken Gebüſch mit ſeinen Geſchoſſen;
Hört auch eher nicht auf, als er ſieben mächtige Stücke
Siegend niedergelegt, und die Zahl mit den Schiffen geglichen.
Jetzt geht er zum Haven und theilt ſie unter die Freunde.
Auch den Wein, den Aceſtes ſo reichlich in Krüge gegoſſen
Und auf Trinakriſchem Strand bei der Trennung gegeben, vertheilet
Er, der Held, und beſänftigt die trauernden Herzen mit Worten:
„O Gefährten (wir kennen noch gut die vorigen Leiden)
„O, die Ihr Herbres erlitten, auch dies wird enden die Gottheit.
„Habt nicht die Wut der Scyll' und die innentönenden Felſen
„Ihr geſchmeckt, nicht Ihr die kyklopiſchen Klippen erfahren?

„Auf! und erneuet den Muth, und laſſet die furchtſame Sorge
„Schwinden! Vielleicht erquickt's Euch einſt, an Dieſes zu denken.
„Durch vielfaches Geſchick, durch ſo manche Kriſe der Leiden,
„Streben nach Latium wir, wo das Schickſal uns ruhige Sitze
„Winkt; dort (will das Geheiß) wird Troja wieder erblühen.
„Dauert aus und erhaltet den künftigen glücklichern Zeit Euch."

Solches ſpricht ſein Mund, und krank von gewaltigen Sorgen
Lügt er Hoffnung im Blick, rückhemmend den Schmerz in dem Geiſt tief.
Sie beſchicken die Beut' und das künftige Mahl und entreißen
Ab von den Rippen die Felle, die Eingeweide entblößend.
Einige ſchneiden Stück', und heften ſie zappelnd auf Spieße,
Andre ſtellen die Keſſel am Meer und bedienen das Feuer.

Jetzt erneun ſie die Kräfte durch Koſt, und gelagert im Graſe
Füllen mit altem Wein ſie ſich an und mit fettigem Wildfleiſch.
Als man getilgt den Hunger durchs Mahl und entfernet die Tiſche,
Forſchen ſie aus die verlornen Gefährten in langem Beſprechen,
Zwiſchen Hoffnung und Furcht geklemmt, ob ſie lebend zu achten
Seyen, oder ſchon Raub des Todes und taub gen das Rufen.
Vollends Aeneas, der Fromme, beſeufzt des raſchen Orontes
Jetzt, und des Amytus Tod darauf, und das grauſame Schickſal
Seines Lycus und Gyas, den tapfern, Klearthus, den tapfern.

Dieſes vorbei, als Zeus, mit dem Blick' aus der Höhe des Aethers
Hin aufs beſegelte Meer und die ruhenden Länder und Küſten
Und die verbreiteten Völker im Scheitel des Himmels, ſo ſtill ſtand

Und

Und den Strahl der Augen zum Libyſchen Reichen herab ſchlug.
Ihn mit ſolchen Sorgen in ſeinem Herzen befangen,
Redet weit noch kummervoller mit glänzenden Thränen
Venus an: „Der Du die Sachen der Götter und Menſchen
„Lenkeſt nach ew'gen Geſetzen und ſchreckſt mit dem Blitze die Welten,
„Was für ein großes Verbrechen gen Dich begieng mein Aeneas,
„Was für eines die Troer? Nach vieler Leichen Erduldung
„Wird noch ihnen verſchloſſen die Welt um Italiens willen.
„Du verſprachſt als gewiß, daß von hier einſt Römer entſpringen
„Würden, von hier nach Jahre Verlauf aus erneuetem Blute
„Teukers Herrſcher, die Meer' und Länder befehligen würden.
„Welch' ein neuer Entſchluß, o Vater, hat Dich gekehret?
„Hiermit tröſtet' ich mich beim Fall und traurigem Sturze

„Trojas, Schickſal gleichend mit gegenſeitigem Schickſal,
„Jetzt verfolgt noch ſtets daſſelbe Geſchick die von harten
„Stößen zermalmten Männer. Wann enden die Leiden, o Herrſcher?
„Wars nicht Antenorn vergönnt, entronnen den Griechen, gefahrlos
„Tief in Illyriſchen Buchten und ein zu Liburniſchen Reichen
„Vorzudringen, und endlich die Quelle Timavs zu umſchiffen,
„Wo er mit grauſem Krachen des Bergs neun Wänden entfließet,
„Drohend zum Bruch ins Meer, u. die Saaten mit brauſender Flut drückt?
„Gleichwohl erbaut er den Troern in Padua bleibende Sitze,
„Und gab Namen dem Volk und hieng die Troiſche Wehr auf,
„Jetzt ruht er im Schooße des ſanften Friedens gemächlich.
„Wir, Dein Geſchlecht, dem Du die Burg zuwinkeſt des Himmels,
„Büßen ein (abſcheulich!) die Schiff' und zergehen dem Zorne

„Einer, und werden weit von Italiens Küſten gebannet.
„Dies die Ehre der Frömmheit? ſo ſetz'ſt Du uns rück in die Reiche!"

Ganz mit der Miene, mit welcher er Himmel und Wetter erhellet,
Lächelte ſanft der Erzeuger der Götter und Menſchen der Tochter
Zu, und küßte ſie zart, und begann darauf ihr die Antwort:
„Spare die Furcht, Cytherea, das Schickſal der Deinen iſt feſt Dir;
„Einſt die verſprochene Stadt und die Mauern Laviniums wirſt Du
„Sehen und heben den großgeſinnten Aeneas zun Himmels
„Sternen hoch hinauf; dies bleibt mein ewiger Vorſatz.
„Er (ich will es Dir ſagen, da dieſe Sorge Dich naget,
„Und des Schickſals Geheimniß aus tieferm Grunde hervorziehn,)
„Wird ſchwer einen Krieg in Italien führen, und wilde

„Völker zertrümmern und Sitten und Mauern legen den Männern,
„Bis ihn der dritte Sommer in Latium herrschend geſehen,
„Und drei Winter vorüber gerollt nach der Rutuler Hinſturz.
„Aber der Knab' Ascan, fortan zubenamet Julus,
„Ilus hieß er, ſo lang noch ſtand die Iliſche Feſte,
„Wird in der Monate Wälzung der Jahreskreiſungen dreißig
„Herrſchend verleben und dann das Reich von Laviniums Sitze
„Weg verlegen und ſtark befeſtigen Alba, die lange.
„Hier dreihundert Jahre ſchon wird der Sitz der Regierung
„Seyn für die Hektoriden, bis dann die Königin Prieſtrin
„Ilia ſchwanger vom Mars der Welt wird Zwillinge geben.
„Drauf wird Romulus froh in gelber Bedekkung der Ammen-
„Wölfin regieren das Volk und Martiſche Mauern erbauen,

„Und ſie Römer benennen nach ſeinem Namen. Ich ſetze
„Ihnen weder Maaß der Macht noch der Zeiten; ein ew'ges
„Reich iſt ihnen bewilligt. Ja ſelbſt unerbittliche Juno,
„Welche noch Meer' und Erd' und Himmel mit Schrecken erſchöpfet,
„Wird zum Beſſeren ihr Gemüth umkehren und gleich mir
„Pflegen der Römer, der Herren der Welt, des Volks mit der Toga.
„Dies iſt der Schluß. Wird kommen nach Luſtren-Verlaufe das Alter,
„Da des Aſſaracus Stamm mit Knechtſchaft belaſtet die Phthia
„Und das berühmte Myken' und herrſcht im bezwungenen Argos.
„Dann aus erleſnem Stamm wird kommen ein Cäſar, der Troer,
„Welcher das Reich durch das Meer u. den Ruhm durch die Sterne begränze,
„Julius, ein dem großen Julus entſteigender Name.
„Ihn wirſt einſt Du beladen mit Beut' aus der öſtlichen Ferne

Bey dieser Bewandniß der Sachen weiß sich der Herausgeber des Merkurs nicht anders zu helfen, als durch die sehr angelegene Bitte an alle seine Freunde und Correspondenten, welche ihm in Sachen den Merkur betreffend schreiben wollen, oder zu schreiben haben: daß sie von nun an die Güte haben möchten, ihre Briefe, nicht an ihn unmittelbar, sondern An die Expedition des teutschen Merkurs zu Weimar zu addreßieren; dagegen aber versichert zu seyn, daß sie von dieser jederzeit die erforderliche Antworten erhalten, und eben so schleunig als sorgfältig bedient werden sollen. Weimar, den 30. Jun. 1773.

Der

„Sicher zum Himmel empfahn, auch ihm wird man feiern Gelübde.
„Dann kommt linde Zeit nach Endung der ſchrecklichen Kriege.
„Graue Treu' und Veſta, Quirinus und Remus, ſein Bruder,
„Geben Rechte; des Kriegs urſchreckliche Pforten verſchließt man
Künſtlich mit eiſernen Schlöſſern. Die ruhige Wut, die darinnen
„Mordgeil thront auf den Waffen, mit hundert ehernen Knoten
„Feſt auf dem Rücken gewunden, wird knirſchen mit ſcheußlichem Blutmaul."

Sagts und ſchicket herunter der Maja Sohn von dem Himmel,
Daß die Länder und daß die neuen Schlöſſer Karthagos
Wirthbar ſeyen den Teukrern, und nicht unkundig des Schickſals,
Dido von Gränze ſie wehr'. Er fliegt mit den Rudern der Flügel
Hin durch die weite Luft, ſteht ſchnell auf den Libyſchen Fluren,

Richtet ſchon aus das Gebot; die Pöner legen den Wildſinn,
Kraft des göttlichen Willens; vorzüglich friedlichen Geiſtes
Wird gen die Teukrer und voll von günſtigem Sinne die Herrſcherin.

IV.

Blick auf Italien.

(Aus der Schreibetafel einer Reiſenden.)

Neapel d. 9. Jun. 1825.

Wer mit einem kränkelnden Körper und dem Wunſche, Italien mit Nutzen zu ſehen, dieſe intereſſante Reiſe macht, kann nur ſelten den Vorſatz ausführen, ſeinen Freunden von Zeit zu Zeit eine Ueberſicht deſſen mitzutheilen, was die Aufmerkſamkeit beſchäftigte, den Geiſt anzog, das Gemüth aber oft ſchmerzhaft erſchütterte. Denn in dieſem Lande der Kontraſte, wird die Seele mit Bildern überfüllt, der Körper ermüdet, wenn man nur einigermaaßen die Gegenſtände überſchauen will, durch welche eine Reiſe in Italien intereſſant wird.

Eleganz und Bettelhaftigkeit, iſt der Hauptcharakter aller Italiäniſchen Städte, die ich ſah. — Prächtige Palläſte und Fenſteröffnungen ohne Fenſter fand ich oft. Bettler ſchreien den Reiſenden an, Florenz ausgenommen, wo Wohlſtand herrſcht; überhaupt ſcheint Italien jetzt mit Bettlern, wie ehemals mit Göttern und Halbgöttern bevölkert zu ſeyn. Wohlgekleidete Männer und Frauen ſtrecken den Vorübergehenden flehende Hände entgegen, und eckelhafte, oft ſcheußliche Bettler tragen ihre offenen Schaden und Wunden zur Schau, und treiben mit dieſen einen empörenden Broderwerb, der bei ſchwangern Frauen nicht ſelten Aborte bewirkt. Dies moraliſche Uebel, und die häufigen Mordthaten erfüllen den Fremden, beim Eintritt in dies übrigens herrliche Land, mit Entſetzen; und doch, je länger man in Italien lebt, um deſto mehr überzeugt man ſich, daß die Nation herrliche Anlagen hat, und daß verkehrtes Religionsweſen, Staatsverfaſſung, und beſonders die Staatsverwaltung, dieſe Uebel veranlaſſen, oder verſchulden. Der Grund der Volksarmuth, und der daraus entſtehenden Bettelei, ſcheint darin zu liegen, daß Klöſter und reiche Familien alles verſchlingen. Das Volk hat nicht, wie im Norden, Landeigenthum, welches dem Beſitzer, wenn er fleißig iſt, ein ruhiges Alter zuſichert. Tagelohn ernähret

den, der Körperkraft hat; wenn diese weicht, dann nimmt er zur Bettelei seine Zuflucht. Das milde Klima, und die Religion vermehren diesen traurigen Uebelstand. Die Reichen finden sich mit ihrem Gewissen ab, wenn sie von ihrem Ueberflusse der schreienden Noth etwas zuwerfen, und Bettelmönche ernähren; aber der immer zunehmenden Noth zu steuern, daran denken diejenigen nicht, die am Ruder sind. Die reiche Handelsstadt Venedig allein zählt über 40,000 Bettler. In Neapel scheint das ganze Volk zu dieser Klasse zu gehören. Und doch prangt der fruchtergiebige, wohlbearbeitete Boden zu gleicher Zeit mit fünffachen Früchten. Ueber das reiche Kornfeld erheben sich Feigenbäume, Olivenstämme und Maulbeeren, die üppig behangen mit Weinrebenguirlanden, wie zu einem Feste geschmückt, das Lob der Natur verkünden. Diese ladet unter Italiänischem Himmel alle ihre Kinder zum fröhlichen Lebensgenusse ein, und vorzüglich in Neapel scheint sie mit umfangender Huld zu verweilen: als wollte sie die Verwüstungen vergüten, welche das Gesetz der Nothwendigkeit ihr hie und da abdringt. — Herkulanum, Pompeja, Torre del Greco, und die mit Lava überdeckten Felder, die Solfatara, und alle ausgebrannte Krater, erschüttern tief, wenn man diese großen Zerstörungen sieht, die von Erdbeben,

und frühern oder spätern vulkanischen Ausbrüchen veranlaßt wurden; aber so schmerzhaft wird das Gemüth bei diesen Gegenständen nicht bewegt, als wenn man die durch Menschen entstandenen Zerrüttungen erblickt. — Ach! welche Spuren von Gräuel dieser Art, sind auf dem ganzen Wege durch Italien sichtbar! Wir sahen noch keine Italiänische Stadt, welche nicht an den tiefen Wunden fortblutet, die der letzte Krieg ihr schlug. Mit diesen zufälligen Uebeln vereinigen sich noch die tiefer liegenden und fortgesetzteren Gebrechen der Verfassung, der Staatsverwaltung, und der Volkserziehung, die in den schauderhaftesten Auftritten ihre Folgen offenbart. Wie leicht der feurige Italiäner, dessen wilde Leidenschaft in der Religion selbst seine Zuflucht findet, zum Morden hingerissen wird, habe auch ich hier nach einer Spazierfahrt erfahren. Kaum war ich in Neapel aus meinem Wagen gestiegen, und die Treppe hinauf gegangen, so gerieth mein Kutscher mit einem andern in Streit, und ward tödtlich verwundet. — Der nämliche Fall geschah zu Rom; die Kutscher zweier Kardinäle hielten vor dem Hause, wo ihre Herren in Gesellschaft waren, und geriethen mit einander in Wortwechsel, wodurch bald ein Dolchstreit entstand, in welchem der eine tödtlich verwundet liegen blieb, der andere aber auf den Spanischen

Platz, in dies Asyl der Verbrecher flüchtete. *) Dem Psychologen ist die moralische Erscheinung merkwürdig, daß bei Volksfesten keine Mordthaten geschehen; fruchtbar an solchen Freveln ist dagegen die Zeit der Buße, und vorzüglich die heilige Woche des Osterfestes. Der schnelle Uebergang von der Fröhlichkeit des Karnevals zur Todtenstille der äußeren Buße, und zu manchen düstern Kirchenzeremonien, bringt den ungebildeten leicht gereizten Italiäner, oft aus langer Weile in üble Laune; er wird empfindlicher; beschäftiget ist er nicht; er zankt, und ein Dolchstich erfolgt. Im Schooße der Kirche findet der Verbrecher Beruhigung für sein Gewissen, wann er der weltlichen Strafe zu entkommen die Geschicklichkeit hatte; denn kein Geistlicher darf einen gebeichteten Mord anzeigen. Wird ein Diebstahl gebeichtet, so muß der Entwender das Geraubte erstatten, wenn er nach der Beichte Absolution erhalten will. Daher wagt der Italiäner leichter einen Mord als einen Diebstahl. Selbst die Art, mit welcher zu Rom die Verbrecher hingerichtet werden, befördert meiner Ansicht nach das Verbrechen des Mordes. Es giebt zu

*) Man vergleiche die interessanten Briefe eines Reisenden in der neuen Berliner Monatsschrift. August 1805. S. 138.

Rom eine Brüderschaft, welche die Verbrecher, von der Stunde an, wo sie ihr Todesurtheil erhalten, zu trösten, und ihren letzten Lebenstag zu versüßen sucht. Zwölfe dieser Brüder wechseln die letzten 24 Stunden bei dem zum Tode Verurtheilten; sie trösten ihn, sie bereiten ihn zum Tode, sie lassen dem Delinquenten alle Nahrung und alle Erfrischungen reichen, die er fodert. Zwei dieser Ordensbrüder besteigen sogar mit dem Verurtheilten in ihrer verkappten Gestalt, den schwarzbehangenen Armensünderwagen, und verlassen ihn nicht bei seinem Hingange zum Galgen; sogar des entseelten Leichnams nehmen sie sich an, und bestatten ihn zur Erde. In allen Straßen, wo die Verurtheilten durchgeführt werden, sind verkappte Gestalten so mancher Brüderschaft, die theils zu Seelenmessen für die Verbrecher, theils für ihre zurückgebliebenen Verwandten, eine milde Gabe vom gerührten Publikum einsammeln. Eine solche Execution hat in ihrem ganzen Aufzuge etwas schauderhaft Feierliches, und beschäftiget für den Augenblick das Volk eben so sehr, als jedes andere Schauspiel. Innige Theilnahme für den Hinrichtenden ist auf jedem Gesichte zu lesen, vorzüglich interessirt das Volk sich dafür, daß der Delinquent ihrer Meinung nach als ein bekehrter Sünder sterbe. Ströme von Thränen rinnen

über die Wangen der erwartungsvollen Zuschauer; wenn sich das Gerücht verbreitet, der Delinquent sey ein verstockter Sünder, der die Bekehrung verweigere; und dies geschieht nicht selten; weil die Regierung selbst die Hinrichtung nicht leicht eher geschehen läßt, als bis die sogenannte Bekehrung einberichtet wird. Allerdings muß ein solches Verfahren mehr die Folge haben, Verbrechen zu befördern, als zu verhindern. Der fleißige, friedliche Arbeitsmann, der im Schweiße seines Angesichts seine Familie ernährt, kömmt, wenn seine Kräfte weichen, oder Unfälle ihn zurückbringen, unverschuldet in den Fall, mit den Seinigen zu darben, bis ans Ende seines Lebens mit Elend zu kämpfen, und auf einem trostlosen Sterbelager zu verschmachten; seine Angehörigen bleiben im Elende zurücke; dagegen der mörderische Straßenräuber, mit weniger Mühe ein sinnlich frohes Leben sich verschafft, und der Gefahr trotzt; denn welche Gefahr hat er zu fürchten? — ein unbezweifelt seliger Tod, ohne die Quaalen eines harten Krankenlagers, endet sein Daseyn, auf dem Punkte, wo ihm ein Unternehmen mißlingt. Selbst seine letzten Augenblicke werden möglichst versüßt, und alle Erquickungen des sinnlichen Lebens fließen den Stunden zu, die dem letzten Momente vorangehen. Sogar für seine Familie ist besser durch sein

verbrecherisches Leben gesorgt, als wenn er seinen und der seinigen Unterhalt erarbeitet hätte. Sterben muß nun einmal der Mensch, ob früh oder spät, das steht in der Hand des Schicksals. Der Verbrecher wählt das leichteste Leben, und den leichtesten Tod! kann man ihm dies verdenken? — O Regierung und Gesetzgebung! — Welche Verantwortungen laden sie auf sich, wenn sie dem Verbrechen solchen Vorschub leisten.

E....

V.

Geschichte der Lehrjahre eines Zeichners.

Merkwürdig muß es für einen jeden Menschen eyn zu wissen, wie er dies oder jenes, gleichviel was, ob Gelehrter, Künstler, Handwerker oder sonst irgend etwas geworden ist. Der Lebenslauf eines jeden enthält nicht nur für das Individuum Interesse, sondern es wird nur wenige Ausnahmen geben, wo er nicht auch das eine oder andere Lehrreiche für einen Dritten enthält.

Dies war von jeher der Gesichtspunkt, aus welchem ich meine Jugendjahre betrachtete und ich für mich (ob auch andere? diese Frage will ich den Leser entscheiden lassen) finde so manches Interessante in meinen Lehrjahren als Zeichner, daß die Erinnerung an sie in mir nicht selten merkwürdig wird. Ich bin kein Künstler, ich würde mich der größten Eitelkeit beschuldigen müssen, wollte ich mich für einen solchen ausgeben, indeß brachte ich es doch — wenn ich anders dem Zeugnisse mehrerer Kunstverständigen trauen darf — zu einem höhern Grade von Vollkommenheit, als ihn Dilettanten gewöhnlich zu erreichen pflegen. Die Erinnerung an meine Jugendjahre in welchen ich das Zeichnen erlernte, schwebt noch lebhaft vor meinem Gedächtnisse und sie enthalten so manches, das Lehrern und Schülern, die das Zeichnen lehren oder erlernen, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, nicht ohne Nutzen seyn kann. Vorzüglich werde ich bei dieser Erzählung mein Augenmerk darauf richten, daß ich durch eigene Erfahrung zu beweisen suche, wie sehr die Lehrer der Zeichenkunst in dem Unterrichte oft ihren Schülern schaden.

Noch sehr bestimmt erinnere ich es mir aus meinen Kinderjahren, daß ich in den vielen müßi-

Der

Deutſche Merkur.

April 1773.

I.

Fortſetzung
des Zweyten Buches
von
Charmides und Theone.

7.

Unter die anmuthigſten Mädchen am Roſenhügel zählte man die Prieſterin Charitoklea. Ihre Stimme war lieblich, und vor allen andern hatte ſie ein zartes Ohr für die Geſänge der Muſen. Das Mädchen gefiel

gen Stunden einzelne Blättchen Papier mit Bleiſtift oder Rothſtein beſchmierte, Zerrgeſichter mahlte oder Landſchaften zeichnete, welche dann mein Bruder mit Schatten und Licht ausfüllte; auch kann ich mich deſſen noch ſehr lebhaft entſinnen, daß alle meine Häuſer dem Einſturz ſehr nahe waren, und daß Bäume und Berge hingegen mit dem Lineal gezogen zu ſeyn ſchienen. Der Berg, auf welchem das Sächſiſche Städtchen Saalfeld mit den Ruinen des Schloſſes ſteht, war der Lieblingsgegenſtand meiner Muſe; ihn kannte ich von meiner Reiſe nach Sachſen, welche ich in meinem achten Jahre machte und keine von allen Gegenden, welche ich damals durchreiſte, ſtand und ſteht noch, ſo lebhaft vor meinem Gedächtniſſe. Ohne indeß ein ausgezeichnetes Talent für die Zeichenkunſt zu verrathen, bemahlte ich noch bis in mein zehntes und eilftes Jahr alle Blättchen Papier, welche unter meine Hände kamen, denn welches Kind bemahlt nicht aus Langerweile Papier und Wände, obgleich oft die Aeltern aus dieſem Zufall ein unverkennbares Talent für die Künſte entdecken wollen, ſo wie manches Kind, das aufmerkſam den Liedern einer Wärterin zuhört, oder in ſeinem ſechſten Jahre einen Tanz auf dem Klaviere klimpern kann, oft ein unverkennbarer einfiger Virtuoſe iſt. Indeß wähnten meine Aeltern

tern aber doch in mir wenigſtens Neigung zu dem Zeichnen zu bemerken; daß ſie aber in mir einen künftigen Raphael ſahn, dazu dachten ſie zu klug, würden ſich auch in der Folge ſehr in ihrem Glauben getäuſcht gefunden haben. In dieſer Abſicht wurde ich in eine Anſtalt gebracht, in welcher einige junge Leute von ungefähr gleichem Alter mit mir unter der Leitung eines braven Lehrers das Zeichnen erlernten.

Gleich einem jeden Anfänger mußte auch ich den Anfang in der Zeichenkunſt mit den einzelnen Theilen des menſchlichen Körpers, vorzüglich mit denen des Kopfes, machen. Obgleich einige neuere Lehrer der Zeichenkunſt dieſe Methode verwerfen, ſo kann ich ihnen doch nach meiner gegenwärtigen Ueberzeugung nicht ganz beiſtimmen, aus Gründen, mit welchen, ohne ſie erſt hier weitläuftig auseinander zu ſetzen, gewiß jeder Kunſtverſtändige mit mir einverſtanden ſeyn wird. So ſehr ich auch gegenwärtig für dieſe Methode geſtimmt bin, ſo wenig war ich es ehedeſſen, denn bald verurſachte ſie bei mir, das was ihr zum Vorwurf — und zwar nicht ganz ohne Grund — gemacht wird, Langeweile; ich bekam Ueberdruß und würde gewiß das Zeichnen ganz bei Seite gelegt haben, wäre ich nicht mit Ernſt dazu angehalten worden. Zu

nachsichtig war mein erster Lehrer gegen mich, und oft zeichnete er mir dies oder jenes, wenn er bemerkte, daß mir der Gegenstand zu schwer fiel auszuführen. Als ich die Willfährigkeit meines Lehrers sah, bediente ich mich nicht selten der List mich zu stellen, daß ich unvermögend wäre, irgend einen mir vorgelegten Gegenstand auszuführen und nicht selten gelang sie mir. Noch zu sehr war ich damals Kind, um das Nachtheilige für mich einzusehen und hatte eine herzliche Freude, wenn eine Zeichnung nach der andern, ohne große Anstrengung von meiner Seite vollendet war und ich mit denselben Beifall einärndtete, hütete mich aber sorgfältig zu äußern, daß nicht alles meiner Hände Werk wäre.

Die Folgen hiervon waren bald sichtbar, ich zeichnete viel, ohne nur etwas für die Zukunft zu versprechen, ich begann diese und jene Arbeit mit dem größten Feuer; doch bald sank mein Muth, indem ich meine Schwäche fühlte. Mein nur zu nachsichtiger Lehrer bemerkte dies, erbarmte sich meiner und vollendete die Arbeit unter meinem Namen. In keinem Fache der Zeichenkunst machte ich indeß geringere Fortschritte als in dem des menschlichen Körpers, und mein eifrigstes Bestreben war, diese Last von mir zu wälzen; ich sann auf eine List, wie ich dies bewerk-

ſtelligen könnte, und um dieſe auszuführen, zeichnete ich alle Gegenſtände dieſes Faches ſo ſchlecht als möglich, ſelbſt ſchlechter als ich ſie in dem erſten Anfange ausführte. Kein Verweis fruchtete. — Die Landſchaftzeichnerei war nun der Gegenſtand, auf welchen ich verfiel und nichts als Landſchaften, auch nicht ganz unglücklich, wurden von mir gezeichnet. Mein Lehrer hielt dies für einen unfehlbaren Wink der Vorſehung, welche damit ſagen wolle, daß ich mich allein dieſem Fache widmen ſolle und von nun an wurde ich auch von ihm blos zu dieſem angehalten. Wer war zufriedener als ich! und wirklich machte ich keine ganz unglücklichen Fortſchritte in der Landſchaftszeichnerei; was aber dieſe noch mehr begünſtigte, war, daß mein Lehrer nur wenige Kenntniß und Fertigkeit hierin beſaß, er konnte mir blos mit gutem Rathe beiſtehen und weniger meinen Arbeiten nachhelfen. Dies iſt unſtreitig die vorzüglichſte Urſache, welche bewirkte, daß ich in der Landſchaftzeichnerei nach Verhältniß, die bedeutendſten Fortſchritte machte, und ich ſehe mich genöthigt, meinem ſonſt ſo braven Lehrer noch nach ſeinem Tode vorzuwerfen, daß, wäre er bei anderen Gegenſtänden mit ſeiner Nachhülfe weniger willfährig geweſen, hätte er mich mehr allein arbeiten, zu Zeiten, ein wenig mich über der Arbeit verzweifeln laſſen, ich hätte mich vielleicht auch in andern Fä-

chern zu demſelben Grade, zu welchem ich es in der Landſchaftzeichnerei brachte, empor ſchwingen können. Doch mag der gute Mann immer ruhig unter der Erde ruhen, denn der Nachtheil, welcher durch dies alles für mich entſtand, hatte auf mich keinen weſentlichen Einfluß, denn ich bin, wie erwähnt, kein Künſtler, den derſelbe an ſeinem Fortkommen ſtöhren könnte.

Zu der Zeichenkunſt mit Zirkel und Linial, wie überhaupt zu der Mathematik, äußerte ich ſchon ſehr frühe Neigung und verſprach in meiner Jugend ein größerer Mathematiker, vorzüglich Geometer zu werden, als ich wirklich bin. Auch in dieſem Fache erhielt ich einen Lehrer, bei dem ich für mein damaliges Alter ganz artige Arbeiten verfertigte, und gewöhnte mein Auge, beſonders dadurch, daß ich ſehr oft die Säulenordnung zeichnete, daß ich ſie am Ende aus dem Kopfe zu Papier bringen konnte (eine Methode, welche ich jedem Zeichner, er mag in einem Fache arbeiten in welchem er will, empfehle) an ein richtiges Maaß.

Meine ſchon jetzt verfertigten Arbeiten — ich war damals zwölf oder dreizehn Jahr alt — wurden nach Verwerfung der weniger guten, bei einer jährlichen

Ausstellung der neuverfertigten Kunstarbeiten in meiner Vaterstadt, mit unter diesen zur Schau ausgestellt. Manches läßt sich dafür sagen, manches aber auch dagegen, unstreitig aber wurde dadurch meiner Eitelkeit gefröhnt und meine Arbeiten, da sie durch die Nachhülfe meines Lehrers, und für mein Alter über alle Erwartung waren, wurden belobt. Noch war ich zu jung, als daß ich hätte über dieses unverdiente Lob erröthen sollen, ich ärndtete es also mit Freuden ein, glaubte es verdient zu haben und war in meinem Sinn ein vollendeter Künstler. — Mit Ueberzeugung kann ich es nicht billigen, daß die Arbeiten der Kinder aus dem Kunstfache, seyen sie auch nach Verhältniß noch so gut ausgeführt, zur öffentlichen Schau ausgestellt werden; sind sie wirklich gut, so werden sie gelobt. Das Kind das nur zu gut weiß, was Lob ist, findet sich dadurch geschmeichelt, wähnt sich in seinem kindischen Sinne mehr zu seyn, als es ist und nicht selten bleibt es in seinen gemachten Fortschritten in der Meinung, daß es schon den Gipfel der Vollkommenheit erreicht habe, stehen. Ist hingegen die ausgestellte Arbeit des Kindes schlecht gerathen oder nach Verhältniß nur mittelmäßig, das Kind welches sie verfertigte, verspricht aber demungeachtet Fortschritte zu machen; — denn wie verschieden ist nicht die Entwickelung des Genies! — so

wird dieſes durch den Tadel, wenn es nur einiges Ehrgefühl beſitzt, abgeſchreckt und nicht ſelten wird der noch verſteckte Trieb in dem Keim erſtickt. Nicht zu gedenken, daß Kinderarbeiten immer eine Sammlung von Kunſtwerken beſchimpfen. — Als ich älter wurde, einen andern Lehrer in der Zeichenkunſt erhielt, da erkannte ich ſelbſt meine Schwäche; ich ſtellte meine Arbeiten nicht mehr zur Schau aus und ich glaube, daß dieſe Selbſterkenntniß nicht wenig zu meiner folgenden Vervollkommnung in der Zeichenkunſt beigetragen hat.

Mit meinem funfzehnten Jahre ungefähr erkannte ich es ſelbſt, daß ich auf dem Wege, welchen ich bis jetzt eingeſchlagen hatte, es nie zu einiger Vollkommenheit bringen würde. Ich both alle meine Kräfte auf, das Verſäumte nachzuholen; doch vergebens, wenigſtens bei meinen damaligen Lehrern vergebens; dies kränkte mich und allmählich fieng bei mir die Freude an der Kunſt zu ſinken an. Mein Vater, der es ungerne ſah, daß das Talent, welches mir die Natur geſchenkt hatte, brach ſollte liegen bleiben, gab mir einen anderen Lehrer, der es weniger gut, oder vielmehr beſſer mit mir meinte, als mein erſterer. Nicht ohne Dank und Vergnügen kann ich an den Mann zurückdenken, der nun mein Lehrer wurde; er iſt ein

Künſtler in dem wahren Sinne, deſſen Arbeiten, vorzüglich deſſen Landſchaften in Oel zu den beſten der neuern Kunſtwerke in dieſem Fache gezählt zu werden verdienen. — Wäre ich damals, als ich bei meinem neuen Lehrer den erſten Unterricht erhielt, einer reifern Ueberlegung fähig geweſen, ich würde erſchrocken ſeyn über meine nur ſchwachen Kenntniſſe in der Zeichenkunſt; ich war beinahe ganz unwiſſend und mußte in Rückſicht der Landſchaftzeichnerei, welcher mich nun ganz zu widmen, ich entſchloſſen war, beinahe mit den Elementen den Anfang machen; allein eine vernünftige Leitung brachte mich nun vorwärts und bald war manches Hinderniß gehoben. Meine Luſt zu dem Zeichnen erwachte nun in einem doppelten Grade und mit Begierde freute ich mich auf die Tage, an welchen ich Unterricht in demſelben erhielt. Auch mein Privatfleiß, welcher bei der Erlernung einer jeden Wiſſenſchaft von ſo bedeutendem Erfolge iſt, war (zu meinem Lobe muß ich es geſtehn) eifrig und nicht ſelten verſäumte ich über demſelben andere Arbeiten. Die Sonn- und Feſttage wurden ganz dem Zeichnen gewidmet und in den Lehrſtunden erhielt ich von meinem Lehrer Zurechtweiſungen und erlernte von ihm die Vortheile, welche bei der Ausübung der Zeichenkunſt unentbehrlich ſind. Bald brachte ich es dahin, daß ich Landſchaften nach

Weirotter, Wouvermann, Waterloo, Ruisdaahl und andern Meistern copirte und legte dadurch Züge in meinen Pinsel, welche in der Folge keinen ganz unglücklichen Landschaftszeichner versprachen. Nicht ganz unglücklich war ich in dem Baumschlag und in dem Perspektiv; zwar waren meine Arbeiten noch roh und unausgearbeitet, doch konnte man an ihnen bemerken, daß sie nach guten Originalen und unter einer guten Anleitung verfertiget waren. Noch besitze ich einige Arbeiten, welche ich unter meinem ersten Lehrer verfertigte, und solche, welche ich in spätern Zeiten vollendete und deutlich zeigen sich die Fortschritte, welche ich allmählich machte.

So bedeutende Fortschritte ich indes in der Landschaftzeichnerei machte; so konnte ich es doch nie in der Figurenzeichnerei zu irgend einiger Mittelmäßigkeit bringen, und ganz unterblieb in der Folge bei meinem zweiten Lehrer nach einigen vergeblichen Versuchen dieselbe; denn dieser ist nach seinem eigenen Geständnisse und der Augenschein beweist es in seinen Arbeiten deutlich, wie die meisten Landschaftsmahler, kein großer Meister in der Figurenzeichnung, daher er mir auch nie eine vollkommne Anleitung in derselben geben konnte. Von Anfang an in diesem Fache vernachlässiget und dann in der Folge keine

Anleitung in demſelben erhalten zu haben, iſt es kein Wunder, daß ich es in dieſem Fache, ungeachtet alles Fleißes und Anſtrengung, nie zu einiger Vollkommenheit bringen konnte. Alle die von mir verfertigten Landſchaften ſind daher entweder ganz ohne Figuren, oder wenn welche ſich in denſelben befinden, ſo ſind ſie von andern Zeichnern denſelben beigefügt worden, denn ich wagte es nicht eine vielleicht gut gerathene Arbeit, durch ſchlechte Figuren zu beſchimpfen. — Welch ein bedeutendes Vergnügen entzog mir daher nicht mein erſter Lehrer durch ſeine unglückliche Nachſicht!

Mehrere glückliche Umſtände trafen zuſammen, welche meine Neigung zu den ſchönen Künſten nährten und emporhalfen, vorzüglich aber trug der Umſtand dazu bei, daß ich Gelegenheit hatte mehrere Werke über die Kunſt zu leſen, deshalb waren mir Winkelmann's, Geßner's, Rahmdor's und die Werke anderer nicht fremd; ich hatte ferner Gelegenheit Sammlungen von gut gewählten Kupferſtichen und von Gemälden der beſten Meiſter öft und mit Muſe zu betrachten, und auf dieſem Wege bildete ſich in mir allmählich ein Kunſtgefühl, welches durch die Auswahl guter teutſcher und lateiniſcher Dichter noch mehr angefacht und geläutert wurde. Was aber mei-

dem Jüngling, welcher damals die Leyer spielte, als seine Brüder, in Gegenwart des Charmides, ihren Wechselgesang über Theonen und die Mirte anstimmten. Auch liebte Charitoklea den Jüngling wieder; ob sie gleich das Geheimniß ihres Herzens vor ihm sorgfältig verborgen hielt. Nun aber hatte sie die Geschichte des Orpheus und der Eurydice gehört; und nun fühlte sie die volle Macht der Liebe. Melon, so hieß ihr Geliebter, war, mit seiner Leyer, Tag und Nacht in ihren Augen und vor ihren Ohren. Er war Orpheus, und sie wollte gern Eurydice seyn.

Als der Jüngling an einem Frühlingstag', an welchem der Himmel mit einem Gewebe von silbernen Wolken bedeckt war, unter den Oelbäumen sein schönstes Lied spielte, da flocht' ihm das Mädchen einen Kranz von Oelblättern, und sagte zu ihm: Ich liebe dich. Theone wußt' es, und lobte die Priesterin, weil Melon zu den Günstlingen der himmlischen Venus gehörte.

Um die Zeit der Weinlese wurde Charitoklea von ihren Eltern auf einige Tage nach Paphos geholt. Das Andenken an den alten Hayn, an die erste Abenddämmerung, worinn sie zum Rasen-Altar gieng, an die Bildsäulen der Grazien im Marmornen Tempel, an die Reden des Charmides und an ihren Geliebten, begleitete sie. Die Jünglinge zu Paphos mit ihren Scherzen und Liebkosungen waren ihr verhaßt. Nur gezwun-

nen Sinn für die Landſchaftszeichnerei noch mehr beſtimmte, war eine Reiſe, welche ich in meinem ſechzehenten Jahre durch das Salzburgiſche, Tyrol und einen Theil der Schweiz zu machen Gelegenheit hatte, und hier wahrſcheinlich beſtimmte ſich mein Pinſel für felſigte, wild-romantiſche Gegenden.

So ausgerüſtet, verließ ich mit dem achtzehenten Jahre meine Vaterſtadt, nicht um mich in dem Auslande zu einem Künſtler zu bilden, denn nie war meine Beſtimmung dahin gerichtet, ſondern um die Univerſitäten Leipzig und Göttingen zu beſuchen. Ich übergehe hier, wie bisher alles andere, und nehme allein auf meine Laufbahn als Zeichner Rückſicht.

Während der erſten Zeit meines Aufenthalts zu Leipzig empfieng mein Künſtlerſtolz eine nicht geringe Demüthigung, welche mir indes ſehr heilſam war. Mit den vortheilhafteſten Ideen von meinen Kunſttalenten betrat ich dieſe Stadt, gab mir das Anſehen eines vollendeten Künſtlers, beſuchte die damals dort lebenden und noch lebenden Künſtler, beſuchte oft die dort befindlichen Gemälde-Sammlungen, und urtheilte über die Werke der Kunſt kühn und unbeſcheiden, wie ein junger Menſch von achtzehn Jahren, erregte aber doch von meinen Kunſttalenten eine nicht

ungünſtige Meinung. Ich wurde aufgefordert Zeichnungen von meiner Hand vorzulegen, und als ich ſelbſt keine vollendeten beſaß, wurde ich erſucht, welche zu verfertigen. Stolz ergeiff ich den Pinſel und ſah den Triumph vor mir, welchen ich nun einerndten würde; — aber wie ſank mein Muth, als ich mich mit einemmale allein ſah, und niemanden zur Seite hatte, der mit gutem Rathe mir beiſtände! Indeß ſiegte doch mein Stolz und ich vollendete — eine höchſt mittelmäßige Landſchaft. Meine Freunde ſtaunten, als ich ihnen meine Arbeit zur Beurtheilung vorlegte, und in ihren Mienen konnte ich es leſen, daß ſie mehr von mir erwarteten; einer aber von ihnen hatte die Freundſchaft für mich, mir zu geſtehen, daß er aus meinen Worten geſchloſſen hätte, daß ich mehr als die Arbeit welche vor ihm läge, leiſten könnte. So demüthigend auch dieſe Lektion war; ſo war ſie doch in der Folge für mich ſehr wohlthätig, ob ſie gleich für den Augenblick alle fernere Luſt das Zeichnen fortzuſetzen, in mir unterdrückte, und ſo lange ich mich noch in Leipzig aufhielt, bis auf die letzten Monate ergriff ich meinen Pinſel nicht mehr. Aber endlich erwachte der Trieb in mir wieder, ich fieng abermals an zu zeichnen, doch nur wenig; fleißiger als je aber beſuchte ich nun die in Leipzig befindlichen Gemäldeſammlungen.

Nie würde ich es mir verzeihen können, hätte ich damals die Nachbarſchaft Dresdens nicht benutzt; eine Reiſe dahin, einiger Aufenthalt dort gab meiner Phantaſie einen neuen Schwung. Hier fühlte ich das Erſtemal innig, daß ich mich in Hinſicht der Kunſt kaum aus der Erbärmlichkeit erhoben hatte; aber ich fühlte auch Kräfte in mir mich höher zu ſchwingen. Die Gemäldegallerie, die Sammlung von Antiken, gab mir ein unerſchöpfliches Studium und die maleriſche Gegend Dresdens, welche ich nach allen ihren Richtungen durchwanderte, fachte in mir ein neues Feuer an, und von dieſer Periode an begnügte ich mich nicht mehr mit eigenen Compoſitionen, Copien von Gemälden, noch weniger mit denen nach Kupferſtichen, die Natur wurde nun mein Original das ich ſtudierte. Mit gründlichen Kenntniſſen des Perſpektives gelang es mir bald, daß meine Skizzen der Natur getreu wurden, auch erlernte ich bald die Kunſt, dasjenige nur in meine Zeichnung aufzunehmen, was dieſe heben würde und alles ängſtliche Nachahmen zu vermeiden. Mein Baumſchlag vervollkommnete ſich immer mehr und meinen Zeichnungen fehlte es nicht an Leben und Wärme.

Noch mehr als in Leipzig ſuchte ich mich in Göttingen in dem Wiſſenſchaftlichen der Kunſt auszubilden,

ich hörte Collegien über die Archäologie und über die zeichnenden Künſte, und in der ſchätzbaren Bibliothek fand ich alle Werke, welche zu der Erweiterung meiner Kenntniſſe erforderlich waren. Und ob ich es gleich nie ſo weit brachte Figuren zu zeichnen; ſo hörte ich doch, um die Arbeiten anderer richtig beurtheilen zu können, Collegien über die Anatomie, Pathologie und Phyſiologie. Kurz ich widmete alle diejenigen freien Stunden, welche mir das Studium derjenigen Wiſſenſchaft, deren Erlernung der eigentliche Zweck des Beſuches der Univerſitäten war, freiließen, der Kunſt, und da ich dieſes Fach mit auszeichnender Vorliebe aufgriff, ſo machte ich bald keine ganz unbedeutenden Fortſchritte darin, und läuterte meinen Geſchmack immer mehr.

Meine academiſche Laufbahn war nun geendet und ich trat eine Reiſe durch Teutſchland an. Auch hier widmete ich den Werken der Kunſt mein vorzüglichſtes Augenmerk; ich beſuchte die Gemäldeſammlungen zu Caſſel, Braunſchweig, Schwerin, Berlin, beſuchte Leipzig und Dresden zum zweitenmal, ſah die Privatſammlungen von Gemälden in Prag und gieng dann nach Wien, wo mir die kaiſerliche Gallerie, die Gemäldeſammlungen der Fürſten Lichtenſtein, Eſterhazy, Lamberg und die des Grafen Fries, reichhaltigen Stoff zu meinem Studium darbothen.

Immer noch war bis jetzt die Landſchaftszeichnerei mein Lieblingsfach, in der Folge aber verfiel ich auch auf die Blumen- und Thierzeichnerei; auch in dieſen beiden Fächern brachte ich es zu einiger Vollkommenheit, und auch ſie gewährten mir in der Folge, als ernſthafte Beſchäftigungen einen beträchtlichen Theil meiner Zeit ausfüllten, in den Stunden meiner Muſe eine angenehme Unterhaltung.

Und nun — was iſt die Tendenz dieſer Erzählung? — Ich würde den Lehrer, den Schüler bedauern, der ſie nicht ohne meine Erklärung aus derſelben herausfinden würde.

von Stetten.

VI.

Nachrichten über Ungarn.

1.

Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur.*)

Ungarn im März 1805.

Dr. Joh. Karl Lübeck setzt sein patriotisches Wochenblatt für Ungarn nicht mehr fort, sondern giebt dafür eine neue periodische Zeitschrift unter dem Titel Ungrische Miscellen heraus. Der Inhalt umfaßt folgende Rubriken: Kultur- und Sittengeschichte; Topographie; Oekonomie; Naturgeschichte; Nachahmungswerthe Industrie-Anstalten im Auslande, neue Entdeckungen, Erfindungen; Literatur, bloß Ungrische, theils referirend, theils recensirend, Probestücke aus künftig zu erschrinenden Werken, Gedichte, Anekdoten. Diese Ungarische Zeitschrift erscheint bei Hartleben in Pesth, in Heften von 6 bis 8

*) Der durch einen Zufall verspätete Aufsatz behauptet gewiß auch jetzt noch sein vielseitiges Interesse.

Bogen, wovon drei einen Band ausmachen, deren jeder von einem Kupfer begleitet wird. Im Verlaufe des Jahres erscheinen sechs Hefte, worauf man mit fünf Gulden pränumerirt. Referent wünscht dieser interessanten Zeitschrift von Herzen einen glücklichen Fortgang.

Rösler's kritischer Anzeiger wird nicht mehr fortgesetzt. Auch hat Rösler die Redaktion der vereinigten Ofner und Pesther Teutschen Zeitung aufgegeben. Er sollte in Ungarn eine Zeitschrift nach dem Plane von Kotzebue's und Merkel's Freimüthigen in Gang bringen; das Unternehmen kam aber nicht zu Stande. Von Wächter's und Cleynmann's praktischer Bibliothek für Prediger und Schullehrer ist keine Fortsetzung mehr zu erwarten. Glatzens monatliche Unterhaltungen für die Jugend haben mit Ende des verflossenen Jahres aufgehört, weil seine anderweitigen Arbeiten ihm nicht erlauben, ferner die Redaktion zu besorgen. Im Novemberhefte stehen „Rückerinnerungen an eine Reise von Göttingen nach Hannover, Braunschweig und Wolfenbüttel im Jahr 1802 von Karl Georg Rumi, Professor der Philologie, am Lyceum zu Käsmark."

Das

Das vierte Bändchen von Bredetzky's Beiträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn ist bereits gedruckt (Wien bei Camesina). Der erste Aufsatz, gezogen aus dem Nachlasse des ehemaligen berühmten Professors zu Pesth, Cornides und mit einer Einleitung von Joh. Christian von Engel begleitet, enthält schätzbare Nachrichten über das Aufkommen und die Verbreitung der Künste und Handwerke in Ungarn, und wird für gelehrte Technologen, wie Hofrath Beckmann in Göttingen, nicht wenig Interesse haben. Ferner enthält es eine dem Hofrath Blumenbach in Göttingen gewidmete *Fauna entomologica* der Gegend um Iglo in der Zipser Gespannschaft vom Professor Karl Georg Rumi zu Käsmark, u. s. w.

Das erste Bändchen dieser schätzbaren topographischen Beiträge erscheint auf Ostern in einer neuen Auflage, vermehrt mit einem Zipser-Idiotikon von Karl Georg Rumi, das auch Teutschen Philologen willkommen seyn wird. Bredetzky verläßt Wien und geht als Prediger nach Krakau.

Im Novemberhefte der Zeitschrift von und für Ungarn, steht ein Idiotikon der besondern alten Teutschen Kolonisten im Zipser Comitat, die den

Namen Gründner führen, vom Professor K. G. Rumi. — Von Johann Genersich's (Prof. der Eloquenz am Lyceum zu Käsmark) interessanter Schrift von dem Zustande der protestantischen Schulen in Ungarn erscheint nach Ostern der zweite Theil bei Camesina in Wien.

Das theoretisch-praktische ökonomische Institut Georgikon zu Keszthely in Ungarn zählt jetzt 42 Zuhörer, unter welchen acht Teutsche (aus Österreich, Böhmen, Schlesien, Schwaben, Pfalz, Frankfurt am Main) sind. Die Fürstinn Oettingen-Wallerstein hält einen Stipendiaten an diesem berühmten in seiner Art einzigen Institute. Weil einige dieser ausländischen Zuhörer den Lateinischen Vortrag nicht vollkommen verstehen, so korrepetirt mit ihnen Professor Johann von Asbóth privatim. Da Keszthely von Magyaren oder Nationalungarn bewohnt wird, so haben diese Ausländer eine treffliche Gelegenheit, die schöne Ungarische Sprache zu erlernen, und nachher in Teutschland bekannter zu machen.

Der Professor der Naturgeschichte, physikalischen Geographie, Oekonomie und Technologie an der Ungarischen Universität zu Pesth, Ludwig von Mitterpacher (ein um die genannten Wissen-

ſchaften ſehr verdienter Gelehrter) wird in Zukunft einen Adjunkten haben.

Den Redakteurs der unter dem Titel *Magyar Kurir* erſcheinenden Ungriſchen Zeitung in Wien, Dr. Décſy und Pántzél iſt durch ein Hofdekret aufgetragen worden, von auswärtigen Begebenheiten nur dasjenige in ihre Zeitung aufzunehmen, was hiervon bereits in der Wiener Hofzeitung enthalten iſt. Dieſe Beſchränkung hat bei den andern in der Oeſtreichiſchen Monarchie erſcheinenden Zeitungen nicht Statt.

Die Herausgabe der Landcharten und naturhiſtoriſchen Kupfer von einigen Dilettanten in der Kupferſtecherkunſt am reformirten Kollegium zu Debretzin (S. N. L. M. 1802, 4 Stück) hat den ſchönſten Fortgang. Kürzlich erſchien ein mit allem Fleiß geſtochener Schulatlas von XII. Tafeln. Er führt den Titel: „*Oskolai Magyar Atlas*, ki dolgozta és a' mennyire lehetett a' Nemzet nyelvéhez alkalmaztatta Prof. *Budai Eſaias*. Ki mettzették *Erös Gabor*„ *Pap Jo'sef és Petas David* Debreceni Deákok. (d. i. Ungariſcher Schulatlas entworfen und nach Möglichkeit der Nationalſprache angepaßt vom Profeſſor Eſaias Bu-

gezwungen feyerte ſie die herbſtlichen Feſte mit ihnen auf den benachbarten Weinbergen.

Einer von jenen Jünglingen, mit Nahmen **Ligdamon**, der ſchönſte von allen, rühmte ſich, das Mädchen, mit ſeiner ganzen Heiligkeit, beſiegen zu wollen. Anfänglich that er nichts, als die Prieſterin beobachten, und den Ton, worauf ihre Seele geſtimmt war, auswendig lernen. Darnach ſann er auf ein Lied, ſuchte die jüngſten Reben, flocht' ein wenig Mirte dazwiſchen, legte ſie beſcheiden um ſein nachläßig gekräuſeltes Haar, und ſetzte ſich in die Weinlaube, worinn **Charitoklea** vor dem Haufen ihrer Geſpielinnen ſich zu verbergen, und an ihren Geliebten zu denken pflegte. So bald er das Mädchen kommen ſah, fieng er ſein Lied an. **Charitoklea**, die Liederfreundin, hörte gleich ihre **Grazien** nennen, und blieb ſtehen. Und **Ligdamon** ſang:

„Herab in unſre Lauben,
Ihr Grazien, herab!
Für euch ſind dieſe Trauben,
Und dieſer Eupheuſtab.

Ihr ſelber giengt vor Zeiten,
Mit ſchweſterlicher Hand
Den Bacchus zu begleiten,
Als er den Wein erfand.

Es wollten Charitinnen,
Erfreut von ſeinem Wein,

dai, gestochen von Gabriel Erös, Joseph Pap und David Petés, Debreziner Studenten.) 1804 kl. Fol. (Pesth bei Kiß 5 Fl.)

Die vierte von Petés gestochene Charte enthält Ungarn und Siebenbürgen, und ist zugleich als Postcharte eingerichtet. Erös hat auch die 19 naturhistorischen Kupfer zu dem von Joseph Szent-Györgyi (Stadtphysikus der königl. Freistadt Debretzin) in Ungarischer Sprache herausgegebenen sehr zweckmäßigen Schulbuch der Naturgeschichte (A'leg nevezetesebb természeti dolgok'esméreti d. i. Kenntniß der merkwürdigsten natürlichen Dinge. 1 Theil. XXXII. n°. 330 S. 8.) geliefert. Eine natürliche Anlage der Magyaren zu mathematischen Studien und zu Künsten ist schon oft wahrgenommen worden. Auch der berühmte Kupferstecher zu Pesth, Karacs (ehemals auch ein Debreziner Student), der unlängst eine treffliche Charte des Zempliner Comitats herausgegeben hat, legte sich ohne alle Anleitung aufs Kupferstechen, und brachte es darin bald zu einer großen Vollkommenheit. Und wem sind wohl die großen Mathematiker aus der Ungarischen Nation Segner, Hell, Vogdanich, die Freiherren Franz und Anton von Zach, Pasgnich, unbekannt?

Der Fürſt Nikolaus Eſzterházy in Ungarn iſt Willens, eine Akademie der bildenden Künſte in Peſth zum Beſten der Ungariſchen Nation zu ſtiften. Wahrſcheinlich wird die von dem Fürſten für 45,000 Fl. gekaufte treffliche gräflich Kollowratiſche Kupferſtichſammlung von mehr als 12,000 Stücken zu ihrer Grundlegung dienen.

Bei dem Buchdrucker und Buchhändler Michael Landerer von Füskut zu Preßburg erſcheint in Ungariſcher Sprache eine Sammlung von Reiſebeſchreibungen und Romanen unter dem Titel: *Téli és nyari Könyotár* (Winter- und Sommerbibliothek;) das erſte Stück enthält: Báró de Mánx' Lengyel-orſzági conſederatus Generálisnak a' tengeren és ſzárazon tett utazaſai, ésthudalkozásra méltó történetei (d. iſt des Barons *de Mánx*, Polniſchen conföderirten Generals Reiſen zu Waſſer und zu Lande, und bewunderswürdige Begebenheiten;) das zweite Stück: *Zoridda* vagy a' nagy Mogol' leánya tſudás történetei. (Zoriada oder wunderbare Begebenheiten der Tochter des Großmoguls.

Hrn. Bertuchs naturhiſtoriſches Bilderbuch erſcheint in Wien bei Peruſcheq mit einer Ungariſchen

und Lateiniſchen Ueberſetzung begleitet, unter dem Titel: Természet hiſtoriai képeskönyo az ifjúság hasznára és gyönyörködtetéſére (Naturhiſtoriſches Bilderbuch zum Nutzen und Vergnügen der Jugend) und *Novus orbis pictus* juventuti inſtituendae et oblectandae, auctore F. J. Bertuch.

Vom Profeſſor *Sárvári* zu Debrezin erſchien in Ungariſcher Sprache eine Moralphiloſophie unter dem Titel: „Sárvári Pul Filozofica Ethicaja. Nagy Váradon (Großwardein) 1804 8. (2 Fl.)

Die treffliche Ungariſche Dichterin Barbara Molnar gab letzthin heraus: „Szerentſéflen indulat, vágy Sárlotta és Sándor, mellyet verſekbe ſzédett Molnár Borbála. Kolosvárt.“ (Die unglückliche Leidenſchaft, oder Charlotte und Alexander, in Verſe gebracht von Barbara Molnar. Klauſenburg) 1804 8. (1 Fl.) Auch verdient angeführt zu werden: *Zrini Miklós*, avagy Sziget váranak veſzedelme. (Nikolaus Zrini oder die Gefahr der Stadt Sziget.) Hofrath Auguſt Ludwig von Schlözer pflegt in ſeinen hiſtoriſchen Vorleſungen dieſen Zrini den Ungriſchen Leonidas zu nennen, und mit Recht.

Von dem Ungariſchen Dichter Karl Anton von Gruber erſchien im verfloſſenen Jahr, „Das Ideal.“ Penig. 8. Die im verfloſſenen Jahr in Preßburg bei Belnay erſchienenen Teutſchen Gedichte von Karl Nitſch (2 Bändchen) ſind größtentheils mittelmäßig und zum Theil ſehr ſchlecht.

Der thätige reformirte Prediger Joſeph Kis giebt bei Weber in Preßburg eine Mythologie in Ungariſcher Sprache nach Moritzens Götterlehre bearbeitet, heraus. Ein verdienſtvolles Unternehmen! Unter den neuen naturhiſtoriſchen Werken verdient ausgezeichnet zu werden: „Schönbauers (Prof. zu Peſth) neue analytiſche Methode die Mineralien und ihre Beſtandtheile richtig zu beſtimmen. Erſter Theil. Preßburg bei Landerer 1805.

Die vorzüglichſten von Ungarn im verfloſſenen Jahr in Teutſchland herausgegebenen Werke ſind: „Geſchichte der Moldau und Walachey nebſt der hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Literatur beider Länder, von Johann Chriſtian von Engel. 2 Theile, Halle bei Gebauer (382 und 362 S. 4.)“ und: „Jak. Joſeph Winterl's Darſtellung der vier Beſtandtheile der anorganiſchen Natur. Aus des Verfaſſers Lateiniſcher Handſchrift, überſetzt von

Dr. Schuſter. Mit einer Vorrede von Ritter. Jena bei Frommann 1804. (XLVI und 528 S. gr. 8.)"

Ein wichtiges Werk in Rückſicht der ſlawiſchen Literatur iſt: „Recenſion der älteſten Urkunde der ſlawiſchen Kirchengeſchichte, Literatur und Sprache eines pergamentenen Codex aus dem achten Jahrhunderte." Erſter Band. Ofen 1804.

Nach Oſtern erſcheint der zweite Theil von Chriſtian Generſich's Merkwürdigkeiten der königl. Freiſtadt Käsmark (Leutſchau bei Mayer.) Ein Anhang enthält eine ausführliche Beſchreibung des benachbarten Karpatiſchen Gebirges, die auch Ausländern ſehr willkommen ſeyn wird.

Da der Hofrath und Profeſſor Grellmann in Moskwa geſtorben iſt, ſo werden ſeine ſtatiſtiſchen Aufklärungen über Oeſtreich nicht mehr fortgeſetzt werden. Durch ſeinen Tod wird das literariſche Publikum auch anderer intereſſanter Werke beraubt, die er herausgeben wollte. So kann Referent, der mit ihm in literäriſchen Verbindungen ſtand, verſichern, daß er, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte, eine Geſchichte und Statiſtik der Preußiſchen Mo-

narchie, woran er bereits ſeit vielen Jahren arbeitete, eine Geſchichte Peters des Großen und wahrſcheinlich auch eine Statiſtik von Rußland herausgegeben hätte.

Man trug in Wien aus bewegenden Urſachen Bedenken, Schiller's Wilhelm Tell zu erlauben. Allein Kaiſer Franz that dies, und beſtätigte dadurch die Ueberzeugung, daß er mit liberaler Geſinnung gegen alles, was nicht wirklich anſtößig iſt, erfüllt ſey.

2.

Korreſpondenznachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.

Ungarn im Juli 1805.

Der treffliche Ungariſche Dichter, Michael Vitéz von Csokona, *) deſſen der Teutſche Merkur oft rühmlich erwähnt hat, iſt nicht mehr. Er ſtarb am 28. Januar 1805 in der Blüte ſeines Lebens, bedauert von allen, die ihn und ſeine Geiſteswerke kannten. In der lyriſchen Poeſie, in der

*) Anmerkung für teutſche Leſer. Die Ungarn ſprechen v wie das teutſche w aus, z nicht wie das teutſche ʒ, ſondern wie das italiäniſche oder franzöſiſche z, cs oder ts wie tſch.

Epopöe und in den Idyllen war er Meiſter. Noch hat Referent folgende treſliche komiſche Epopöe von ihm anzuzeigen: *Dorottya, vagy is a' Dámdk. diadalma a' farſángon;* furtſa vitéziverſek IV. Könyvben *Csokonai Vitéz Mihaly* által. d. i. Dorothea, oder der Triumpf der Damen im Faſching: ein komiſches Heldengedicht in vier Büchern von Michael Vitéz Csokonai. Großwardein und Waitzen bei Anton Gottlieb 1804. XXIV und 126 S. 8. In der Vorrede hat der Verfaſſer die Hauptpunkte des komiſchen Heldengedichts mit den meiſten dahin gehörigen techniſchen Ausdrücken in Ungariſcher Sprache dargeſtellt.

Eine in ſehr launichtem Tone geſchriebene Satyre über die in Peſth herrſchenden Thorheiten und Lächerlichkeiten enthält das Werk: „*Nagy nevezetü és nagy tekintetu Kolompoſi Szarvas Gergely Urnak vig élete és nevetſéges vélekedéſei.*“, d. i. des hochberühmten und hochanſehnlichen Herrn Gregor Szarvas von Kolompos luſtiger Lebenswandel und lächerliche Meinungen. Erſtes Heft. Peſth, bey Hartleben. 1804. 8. Zweites Heft. Peſth, bey Eggenberger. 1805. 112 S. 8. Von demſelben Verfaſſer erſchien folgende ſehr witzig geſchriebene komiſche Epopöe: *Rikóti Mátyás,*

egy nyájas Költemény, mellyel e' hires Magyar vers-ſzerzonek pompás Koſzoruzdſa négy ſoru ritmuſokban eloadatik. d. i. Matthias Rikóti, ein ſcherzhaftes Gedicht, worin die feierliche Krönung dieſes berühmten Ungariſchen Dichters in vierzeiligen Reimen dargeſtellt wird. Peſth, b. Stephan Kis. 1804. 198 S. 8.

Die ſchon ins vierzehnte Jahr glücklich beſtehende magyariſche Geſellſchaft zu Oedenburg gab heraus: *A' Sopronyi Magyar Társaſág Próba Munkainak 'Sengéje. Elſo Darab.*, d. i. die Erſtlinge der Verſuche der Oedenburger Ungariſchen Geſellſchaft. Erſtes Stück. Oedenburg, gedruckt bei Sieß. 1804. 155 S. 8. Dieſes erſte Stück enthält lauter Gedichte.

Kotzebue's Schauſpiel: „Eduard in Schottland, oder die Nacht eines Flüchtlings" iſt in einer Ungariſchen Ueberſetzung herausgegeben worden. Peſth, b. Eggenberger. 1805. 94 S. 8.

Das vierte Bändchen von Bredetzky's Beiträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn (Wien, bei Camesina. 1805. 296 S. 8. mit dem Bildniſſe des Konſiſtorialraths von Engel und zwei

Kupfern. Preis 2 Fl. 30 Kr.) enthält folgende Aufsätze: Daniel Kornides Bruchstücke zur Geschichte der städtischen Kultur und des Gewerbfleißes in Ungarn, nebst einer kurzen Vorrede von Joh. Christian von Engel; Physisch-topographische Uebersicht des Oedenburger Komitates vom Herausgeber; Physisch-topographische Uebersicht des Zipser Comitates vom Prediger Genersich zu Käsmark (nicht vollständig); Etwas über Tolnau, von Karl Unger; Beschreibung eines halbversteinerten Ochsenkopfs, vom Prediger Andreas Fabritzy in Poprad; Versuch einer Igloer entomographischen Fauna, dem Hofrath Blumenbach zu Göttingen gewidmet, von Karl Georg Rumi, Professor der Philologie am Lyceum zu Käsmark (wird fortgesetzt); Fortsetzung der Uebersicht der topographischen Literatur vom Königreiche Ungarn in den Jahren 1801 bis 1804, vom Herausgeber; Nachtrag der durch den Ungarischen Reichstag von 1802 veranlaßten topographischen Veränderungen in Ungarn. — Das erste Bändchen ist vermehrt in einer neuen Auflage in diesem Jahre bei Camesina in Wien erschienen. (XII und 186 S. 8. mit Korabinßky's Bildniß.)

Seit Februar 1805 giebt Dr. Lübeck eine neue Zeitschrift: Ungarische Miscellen, bei Hart-

leben in Peſth heraus. Sie enthalten Aufſätze aus der Ungariſchen Erdbeſchreibung, aus der Naturgeſchichte, Oekonomie; ferner Gedichte, Anzeigen Ungariſcher Werke u. ſ. w.

Zu den in Ungarn neuerlich erſchienenen vorzüglicheren Werken gehören: Joſeph Anton Schönbauer's, M. D. königl. ordentl. öffentl. Profeſſors der ſpeciellen Naturgeſchichte und Therapie an der hohen Schule zu Peſth u. ſ. w. neue analytiſche Methode, die Mineralien und ihre Beſtandtheile richtig zu beſtimmen. Erſter Theil. Ofen, gedruckt mit königl. Univerſitätsſchriften. 1805. drei Bogen Vorrede und 331 S. gr. 8. Das Werk enthält das Reſultat vieljähriger Verſuche, und zeugt von dem Scharfſinne des gelehrten Verfaſſers, der ſich vorhin ſchon um die ſpecielle Naturgeſchichte Ungarns verdient gemacht hat. — Beiträge zur totalen Darſtellung des menſchlichen Organismus im Abſoluten, von Dr. Melchior Gaitner. Erſten Bandes erſtes Stück. Leutſchau, gedr. bei Mayer. 1804. 119 S. 8. Zweites Stück. 1805. 131 S. 8. Dieſe Beiträge ſind nach Schellingiſchen Grundſätzen geſchrieben. — Reiſen durch Ungarn und einige angränzende Länder

Die ersten Winzerinnen
Auf seinem Hügel seyn.

Dann habt ihr ihn, umschlungen,
Vom Hügel weggeführt,
Und Länder ihm bezwungen,
Und Herzen ihm gerührt;

Und Löwen ihm und Tieger
Mit Schmeicheln zahm gemacht;
Und euren stolzen Sieger
Holdselig angelacht.

Und Bacchus gab den Becher
In euren Schutz, und war
Der Huldgöttinnen Rächer,
Am wankenden Altar.

Wer euch, ihr Schwestern, höhnet,
Dem Frevler Ach! und Weh!
Denn eurer Gottheit tönet
Dies: Evan Evoe!“ (*)

Das Mädchen hätte merken sollen, daß die Grazien des Liedes nicht die ihrigen wären; allein der Jüngling war schön, und schön sein Gesang: Charitoklea merkt' es nicht. Sie erinnerte sich nicht, daß alle Jünglinge zu Paphos und alle Mädchen die Grazien beständig im Munde führten. Lizda-

(*) Gewöhnliches Geschrey derer, welche das Bacchusfest feyerten.

Beſchrieben vom Reichsgrafen Dominik Teleky von Szék. Aus dem Ungariſchen überſetzt durch Ladislaus von Németh, Prof am evangel. Gymnaſium zu Raab. Peſth, b. Hartleben. 1805. 288 S. gr. 8. (Mit des Verfaſſers Bildniß 2 Fl. 15 Kr.) Der Ueberſetzer hat Zuſätze beigefügt. — Merkwürdigkeiten der königlichen Freiſtadt Käsmark in Oberungarn, von Chriſtian Generſich. Zweiter Theil. Leutſchau, gedr. bei Mayer. 1805. 470 S. 8. Die vom Verfaſſer verſprochene Beſchreibung des Carpatiſchen Gebirges wird anderswo gedruckt werden. — *Kronika a' Mohátſi veſzedelemtol a' Bétſi békülésig Magyar Orſzagban, Erdélyben, Havas Alföldön és Moldovában történt dolgokról.*, d. i. Chronik von den Ereigniſſen in Ungarn, Siebenbürgen, in der Wallachei und Moldau, von der Niederlage bei Mohatſch an, bis zum Wiener Frieden. Herausgegeben von Stephan von Kultſár. Peſth, gedr. b. Trattner. 1805. 135 S., gr. 8. Auch wird derſelbe Verfaſſer die Teutſch geſchriebene Ungariſche Chronik eines gewiſſen Heinrich Mugken aus dem XIV. Jahrhundert, von der er ſich eine Abſchrift aus der Wolfenbüttler Bibliothek verſchaffte, mit dem nöthigen kritiſchen und hiſtoriſchen Apparate zum Druck befördern. — Von Profeſſor

Paul Sárvári's Filoſofuſi Ethika (philoſophiſche Ethik) iſt zu Ende des vorigen Jahres der zweite Theil erſchienen. Großwardein, bei Gottlieb. 1804. XVI und 462 S. gr. 8.

Unger in Wien giebt in einem periodiſchen Werke heraus: Sitten und Gebräuche der Römer. Der erſte Band erſchien ſchon im Jahre 1804 in mehreren Heften. Wien in 8. Gregor Kozma, Unitariſcher Prediger zu Szent-Geritze in Siebenbürgen hat eine Ungariſche Ueberſetzung von dem bekannten Reimaruſiſchen Werk über das Daſeyn Gottes aus der Betrachtung der Natur angekündiget.

Der in Teutſchland lebende Ungar Feßler giebt bei Korn in Breslau heraus: Bilder aus Ungarns früherem Zeitalter in vier Theilen. — Johann Kis, evang. Prediger zu Nemes-Dömölk im Eiſenburger Komitat, ein fruchtbarer und beliebter Ungariſcher Nationalſchriftſteller wird in kurzer Zeit folgende, im Manuſcript ſchon fertige, Werke herausgeben: *Görög és Romai Mythologia*, d. i. Griechiſche und Römiſche Mythologie (nach Moritzens Götterlehre); *Flora*, d. i. kleine Gedichte, Romane u. ſ. w. in drei Bändchen;

Gyermek és Ifják' Bibliothekaja, d. i. Bibliothek für Kinder und Jünglinge (ein Auszug aus der Campe'schen Kinderbibliothek); Muzarion Wieland szerent, d. i. Muſarion nach Wieland; Fortſetzung der Weltgeſchichte von Gvadányi in Ungariſcher Sprache.

Seine Durchlaucht, der regierende Fürſt Nicolaus Eſterházy von Galantha hat mit vielen Koſten eine treſliche Dampfmaſchine aus England nach Ungarn bringen laſſen, die bereits in Eiſenſtadt aufgeſtellt, und mit dem beſten Erfolg in Wirkſamkeit geſetzt worden iſt.

Der bekannte pädagogiſche Schriftſteller, Jakob Glatz aus Ungarn hat die dritte Predigerſtelle bei der evang. Gemeine Augsb. Konf. in Wien erhalten.

An dem Käsmarker Lyceum iſt eine ordentliche Profeſſur des Ungariſchen Civil- und Kriminalrechtes errichtet worden.

Eſaias Budai, Profeſſor der Geſchichte, wie auch der Römiſchen und Griechiſchen Literatur am reformirten Kollegium zu Debretzin, giebt eine

Ge-

Geſchichte des Königreichs Ungarn in Ungariſcher Sprache heraus (A' Magyar Orſzág hiſtoriaja), wie auch ein hiſtoriſches Lexikon von Ungarn (Magyar Orſzág' hiſtoriai Lexicon). Georg von Heabovſky, evang. Prediger zu Kis-Somlyo im Eiſenburger Komitat, giebt nächſtens in Ungariſcher Sprache heraus, Nachrichten von den Lebensumſtänden und Schriften evangeliſch-ungariſcher Prediger Augsb. Konfeſſion diſſeits der Donau. Der im Jahre 1804 geſtorbene Abt und Kanonicus Johann Molnár im Zipſer Komitat, hat zur Herausgabe der noch rückſtändigen vier Bände ſeines periodiſchen Werkes *Magyar Könyvház* (Ungariſche Bibliothek) ſein hinterlaſſenes Vermögen beſtimmt.

In den letzten drei Heften der Zeitſchrift von und für Ungarn, die etwas ſpät erſchienen ſind, zeichnen ſich folgende Aufſätze durch Intereſſe aus:

Wanderungen durch Ungariſche Gegenden von Joh. Karl Unger; Beitrag zu einem Idiotikon der ſogenannten Gründneriſchen Teutſchen Zipſer Sprache, von Karl Georg Rumi; Nachtrag zu der Anzeige der jetzt lebenden Schriftſteller, die aus

dem Zipſer Komitate gebürtig oder darin wohnhaft ſind, von Johann Generſich; Topographiſche Beſchreibung des warmen Eiſenbades Lutſchka, nebſt einigen Bemerkungen über Arva und Lipto, von Daniel Nitſch; Nachtrag zu dem Verſuche eines Idiotikons der Zipſer Sprache, von Johann Generſich, Prof. am Lyceum zu Käsmark.

VII.

Korrespondenznachrichten.

I.

Sippola den 28. Jul. 1805.

Ich wette hier mein beſtes Stück Lachs aus der Wora und einen ganzen Korb voll Mamurámi, Sie wiſſen nicht, in welchem Winkel der Erde Sippola liegt, und weder Büſching, noch Schlözer, noch Gaſpari können Ihnen helfen. Hören Sie alſo, Sippola iſt ein gar feines Dörfchen in dem nordiſchen Paradieſe, Ruſſiſch Finnland, etwas aus dem Wege nordwärts zwiſchen Wilmansſtrand und Friedrichsham. Die Länge und die Breite habe ich nicht gemeſſen, und ich kann davon nur ſagen, daß herrliche Erdbeeren da wachſen, daß das Korn noch hohe Wellen ſchlägt, und daß man ſich ein noch ziemlich idylliſches Haberrohr ſchneiden kann; welches mehr iſt, als Sie vielleicht in der Nachbarſchaft der Lappen vermuthen. Sie werden wohl ſchon erfahren haben, daß ich von Petersburg aus einen kleinen Abſtecher zur groſſen Glocke an der Moſkwa gemacht habe. Un-

ſere Landsleute befinden ſich daſelbſt am Kreml alle im beſten Wohlſeyn, ſind voll von dem Lobe Alexanders des Menſchenretters, und hoffen mit ihm und durch ihn viel ſchöne goldene Tage für Ruthenien. Der Himmel erfülle ſeine und ihre Wünſche! Jetzt kehre ich durch Guſtav Adolphs Vaterland zurück zu meiner Klauſe.

Wenn ich noch acht Wochen Zeit hätte gewinnen können, wäre ich hinauf zu den Rennthierleuten gegangen, und hätte mir das Vergnügen gemacht, die Sonne am Ende des Juny um Mitternacht in Torneo am Horizonte zu ſehen. Aber wer wird ſo geizig ſeyn? Von Petersburg und Moſkwa ſage ich Ihnen lieber nichts, da ich vor Ueberfluß nicht wüßte, wo ich anfangen ſollte, und da beide nun ſchon ſo bekannt ſind, als lägen ſie an der Bergſtraße. Mir iſt es wohl gegangen, ſehr wohl; und wenn ich etwas mehr Eitelkeit gewiſſer Art hätte, könnte ich ſogar mit einiger Miene davon ſprechen. In Wiburg war ich ſieben Tage wie zu Hauſe. Von dort aus machte ich eine kleine Ausflucht, den Waſſerfall bei Imatra zu ſehen, wo ſich die Wora eine halbe Werſte lang hier und da ſehr ſteil durch ein enges Granitbett reißt. Die Erſcheinung iſt einzig in ihrer Art, und macht ein betäubendes Geräuſch, ob-

gleich das Waſſer jetzt ſehr niedrig ſtand. - Die Saima, aus welcher die Wora und die Abtheilungen des Kymmen kommen, iſt ein Mittelding zwiſchen See und Fluß, mit vielen Gruppen maleriſcher Inſeln beſäet, die beſonders bei Wilmansſtrand eine Ausſicht machen, die einer Schweizergegend gar nichts nachgiebt. Ihr Urſprung iſt, glaube ich, noch nicht bekannt. Oben wohnen Lappen an ihrem Ufer und ſie ſoll weit aus dem nördlichſten Theile von Norwegen herunter kommen. Ihr Waſſer iſt ſchön und klar, aber weich wie das Newawaſſer. Alle Städte in Finnland ſind Feſtungen, und das Land hat überall ein gewaltig kriegeriſches Anſehen, mehr als gut iſt. Die Finnen ſind, verhältnißmäßig zu ihren Brüdern den Eſthen, jenſeits des Meerbuſens, eine offene, wackre, feine Nation, deren Charakter denn freilich nicht Energie iſt. Das Land hat durchaus ſeit der Ruſſiſchen Beſitznehmung eher verloren, als gewonnen, ein Phänomen, das ſich leicht erklären läßt. Deſſen ungeachtet herrſcht noch ein Grad von Kultur und perſönlicher äußerer Wohlſtand, den man unter den Letten und Eſthen umſonſt ſuchen würde. Der Landmann wird dort durch alle wohlthätig ſcheinende Verordnungen der Regierung wenig gewinnen, ſo wie er hier in Gefahr iſt immer mehr zu verlieren. So wenig vermag ein Fürſt, der ein

Genius des Wohlwollens iſt. Aber dieſer Gegenſtand iſt für einen Brief zu groß. Er wälzt Felſen auf Herzen, die ſelbſt keine Felſen ſind.

Hier in Sippola ſtehe ich auf einer Felſenſpitze und überſchaue unter mir im Thale vier kleine Seen, deren Ufer mit Dörfern und Wieſen und wogenden Fruchtfeldern umzogen ſind. Finnland iſt eine ungeheuere Granitſchicht, zwiſchen welcher ſich hier und da ſchöne fruchtbare bebaute Niederungen hinziehen. Das ſoll ſo fortgehen bis an den botniſchen Meerbuſen; nur ſind die Schweden aus politiſch pſychologiſchen Gründen fleißiger und ordentlicher. Das Land hier herum iſt das Land der Beeren, deren es eine Menge bekannte und unbekanntere hat. Unter die letzten gehören die oben erwähnten Mamurámi, eine Art kleiner röthlicher Beeren, die wegen ihrer aromatiſchen Natur berühmt ſind, für die nordiſche Ananas gelten, und von den Schmeckern der Reſidenz häufig in Anſpruch genommen werden. Sie wachſen nur wieder in Sibirien, und die Ruſſen nennen ſie Knäſchniky, Fürſtenbeeren. Sie begreifen alſo, daß ſie etwas mehr als gewöhnliche Brombeeren ſind, zu deren Geſchlecht ſie übrigens gehören. Mein Wirth, der Hofrath Dähn und Schulinſpektor des Friedrichshamer Kreiſes, ein freundlicher, ſehr unter-

richteter Mann, thut alles mögliche, ſeinen Gaſt zufrieden zu ſtellen, und ob ich es bin, das mag Ihnen meine Genüglichkeit ſagen. Morgen pilgere ich nach dem neuen Kymmengorad hinüber, und ſo weiter über Abersfars nach Abo und Upſal, um doch wenigſtens den Saal zu ſehen, wo Linné lehrte. Meine Siebenſachen drücken mich in der Hitze des Weges ziemlich, da jetzt noch die Sonne um drei Uhr auf-, und um neun Uhr untergeht. Ich bringe auch unſerm Werner in Freiberg ein Stück grünen Quarz mit, der hier für eine Seltenheit gilt. Ob er es anderwärts auch iſt, mögen Kenner beſtimmen. Der Generalgouverneur Meyendorf, deſſen Gemahlin man in unſerm Vaterlande nach Verdienſt zu ſchätzen nicht unterlaſſen hat, ſchickt dieſes Zeichen der Achtung und Erkenntlichkeit, und iſt geſonnen, der hieſigen Seltenheiten mehr zu ſenden. Alſo habe ich Ihnen meine Exiſtenz unter den Hyperboräern dokumentirt. Jetzt ſtudiere ich zur Durchreiſe Schwediſch wie ein Schwede. Zu Ende des Oktobers höchſtens bin ich wieder im guten Vaterlande, das bei allem, was man wohl auch anders wünſcht, doch ein ſehr freundliches Stückchen Erde iſt. Gruß und Kuß und treue Freundſchaft!

Der Ihrige

Seume.

Ligdamon schien diesen Augenblick erst seine Priesterin wahrzunehmen, und stand plötzlich auf. Sie nahm die Flucht, und der Sänger blieb zurück. Eine solche Bescheidenheit mußte der Schülerin des **Charmides** gefallen.

Wenige Tage darauf trat der Jüngling, mit einem goldnen Becher und mit einem zierlichen Stabe, dessen goldne Spitze halb aus einem Gewinde von Weinranken und Mirten hervorsah, zu ihr, und sagte: „Du bist ein reizendes Mädchen; aber uns übrige solltest du nicht verachten. Glaubst du nicht, daß wir den **Grazien** opfern, wie du, ob wir gleich etwas lebhafter umhersehen, lauter reden, und rascher in unsren Tänzen sind? Die **Grazien** wollen, daß man sich freue. Oder glaubst du, gutes Mädchen, der Dienst unsrer Göttinnen bestehe darinn, daß man so, und nicht anders, die Locken flechte, und den Gürtel trage? Siehe diesen Becher; auf ihm halten **die Grazien** ihr Fest. Auf diesem Stabe sitzt **Amor**, und spielt die Leyer. Nimm dies Geschenk von einem Jüngling, welcher in dir die Huldgöttinnen verehrt, und sie zu verehren würdig ist. Bey der **Venus**, deren neue Bildsäulen **Charmides** in unsre Tempel gebracht hat! verachte mich nicht. Die Gefährtinnen der Liebe sind freundlich. Was that ich dir? Warum solltest du mich hassen?“

Charitoklea nahm das Geschenk, denn es war schön, wie der Jüngling und wie sein Lied. Die Unglückliche! Sie sah nicht, daß auch diese

2.

Würzburg am 15. Auguſt 1805.

Sollte der wackre Gall zu uns kommen, ſo wird er immer ein ſchönes Auditorium hier finden, doch verſpreche ich ihm nicht mehr, als Einen Curs; wie er ſich aber mit unſern Anatomen, die etwas ganz anders darin ſehen, ſetzen wird, dafür laß ich ihn ſorgen. Er hat ja ſchon ſo manchen Gegner belehrt.

Wozu der Ausfall gegen die Voſſiſche Recenſion von Wismayr's Schulplan in Ihrer beliebten Zeitſchrift? *)

Ich kann nicht läugnen, daß ſie mir Vergnügen gemacht hat; es liegt immerhin dabei eine ſchöne Idee zum Grunde, die, wenn und wo ſie es noch nicht iſt, doch überall realiſirt zu werden verdient.

In

*) Das audiatur et altera pars iſt Geſetz der Billigkeit. Aus der Aufnahme eines Aufſatzes in eine Zeitſchrift, die nie Parteiſchrift ſeyn wollte, folgt noch gar nicht, daß der Redacteur alle darin ausgeſprochene Geſinnungen theile; wie dies bei jenem Aufſatze wirklich der Fall geweſen iſt.

B.

In keiner Sache ſind die Baiern noch ſo ſehr zurück, als in den Volks- und gelehrten Schulen; ſo was zu organiſiren lernt man nicht aus Büchern, dazu gehören erfahrene Schulmänner, die ſie nicht haben. Unter dem vorletzten Fürſten Franz Ludwig machte man hier in Würzburg einige Fortſchritte in dieſem Stücke: dermalen aber iſt durch die B. Schulreform alles wieder in das alte Chaos verſunken. Kömmt nicht bald ein guter Genius, und läßt Licht darin werden; ſo fürchte ich, in zehn Jahren kann unſer Landmann weder leſen noch ſchreiben, und unſere Gymnaſiums-Schüler wiſſen weder Teutſch noch Latein. Man hat die unglückliche Idee gefaßt, nicht mehr jede Provinz und ihre Adminiſtration für das Schulweſen ſorgen zu laſſen; ſondern alles, bis aufs kleinſte Detail von München aus unmittelbar zu leiten. Das glaube ich, iſt ſchon genug geſagt.

An Gelegenheits-Schriften bei unſerer Univerſität war dies ein unfruchtbares Jahr. Ich lege die wenigen, die herausgekommen ſind, nebſt den Statuten der Univerſität bei. Der neue Vorleſungskatalog iſt noch nicht fertig. Sehr empfindlich war es dem Univerſitäts-Senate, daß ihm die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit abgenommen, und an die gewöhnliche Juſtizbehörde gewieſen worden iſt. Er

machte Vorſtellungen; allein es blieb dabei. Unſere mediziniſche Sektion iſt voller Thätigkeit, wir haben eine Lucina, und mit derſelben auch ein neues Gebährhaus überkommen. Im Spital iſt ein neues Operationszimmer gebaut worden, und der jüngere Siebold giebt einen Chiron,*) und noch beſonders eine Sammlung von Beobachtungen heraus. Der Medicinalrath Kilian kündigt eine Georgia von Leipzig aus an. Die Theol. Sektion ſchwieg bis jetzt bis auf den Johannes von Paulus. Bei der juridiſchen haben wir eine kritiſche Arbeit über den hieſigen bis ins 6te Jahrhundert gehenden Codex Theod. von Hufeland zu gewarten. Für die Philoſophie iſt eine Epikritik von dem Prof. Theologiä F. Berg erſchienen, die ich ſelbſt noch nicht kenne. — Zu München aber ſoll man unzufrieden ſeyn, daß weder eine Zeitung zu Stande kam, noch auch ſonſt mit der Univerſität es laut ward.

*) Wird nur die Hälfte deſſen erfüllt, was im Plane dieſer Zeitſchrift, die auf alle Einflüſſe Rückſicht nehmen ſoll, wodurch dem Staatsbürger Geſundheit und körperliche Schönheit geſichert wird, angekündigt worden iſt; ſo wird dies eine der gemeinnützlichſten und anziehendſten Leſereien, die jetzt in Umlauf geſetzt werden.

B.

So eben heißt es, unſer Kurfürſt komme demnächſt, vermuthlich als Emigrirender; die Kaiſerlichen ſollen an der Gränze von Baiern ſtehen. Ein harter Schlag für die Profeſſoren, welche freies Quartier genoſſen. Sie müſſen dies ſogleich räumen. Die Landesdirektion wird dahin verlegt. —

Inhalt.

Seite

I. Gedächtnißtafel auf Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) 3

II. Gedichte.

1. Fragment aus dem Trauerspiel Otto. 6

2. Ahnung von Elisa's Tod. 9

III. Probe einer neuen Uebersetzung der Xeneide. 11

IV. Blick auf Italien. 39

V. Geschichte der Lehrjahre eines Zeichners. 46

VI. Nachrichten über Ungarn.

1. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. 63

2. Korrespondenznachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. 73

VII. Korrespondenznachrichten.

1. Sippola d. 28. Juli 1805. 83

2. Würzburg am 15. August 1805. 88

(Zu diesem Stücke gehört das Titelkupfer des dritten Bandes: Gedächtnißtafel auf Herzog Ernst II.)

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

9. Stück. September 1805.

In der J. G. Cottaſchen Buchhandlung iſt erſchienen:

I. Franzöſiſche Miscellen 11r Bd. 3s St.

Inhalt.

Neue Beſchreibung der Quelle von Vaucluſe, nebſt Petrarchs Leben, von C. Fr. C. Zwei Sonnette des Petrarchs, von Fr. v. Haſſer überſ.. Gerardins, des Beſitzers von Ermenonville, Franzöſiſche Gartenkunſt. Ueberſicht der Geſchichte des Franzöſiſchen Theaters bis auf die Zeiten Corneille's. Neue Erſcheinung der unächten Marquiſe Deuhault. Ueber die in einigen Privathäuſern zu Paris zerſtreueten Kunſtwerke. (Erſtes Fragment.) Promenade der Barriere d'Enfer nach Sceaux, Arcueil und Bicetre. Eine Fahrt nach Jouy. Oeffentliche Sitzung des Nationalinſtituts, Preisaufgabe und Mechains Biographie. Die weiblichen Tollen in der Salpetriere, ein Bericht von Pinel. Wiſſenſchaftliche Nachrichten. Monge. Burkard. Laplace. Haſſenfraz. Thenard. Sauſſure. Buache. Le Jardinier. Desfontaines. Petit-Thouars. Labillardiere. Beauvais. Ventenat. Lapeyrouſe. Decandolle. Duhamel. Mirbel. Humboldt und Bonpland. Die Prophezeihung der Pflanze. Der Reichthum und die Liberalität der Pflanzengärten. Jaumes St. Hilaire. Ein Wort über Anekdotenſammlungen Anas, und etwas aus dem Buchſtaben M des Improviſateurs., Nachricht von Cramers metriſcher Ueberſetzung der Tempelherrn. Noch einige

Medaillen aus den erſten Zeiten der Revolution. Athalie in St. Cloud. Gemäldewanderungen. Denon in Genua. Meunier. Prinzeſſin Borgheſe. Kolbe, Preiß. Neue Karikaturen. Große Oper. Reduction der Journale. Gemälde des Vincent. Moden.

II. Archives littéraires No. 16. 17. 18.

Archives littéraires de l'Europe. 1805. No. 16.

Table des matières.

Extrait d'un mémoire sur l'origine du Bosphore de Thrace, par M. Choiseul-Gouffier. — De la philosophie d'Euripide, par M. P. Prévost. — Troisième et dernier fragment sur les Kalmaks, par M. B. — Sur la connaissance que les anciens avoient du verre. — Des différens régimes qu'a suivi le genre humain, selon qu'il s'est trouvé dans l'abondance ou dans la disette, et de leur influence sur sa moralité, par M. D. P. d. N. — Sur la restitution du temple de Jupiter Olympien à Agrigente, par M. Quatremère de Quincy. — De l'état des sciences dans le moyen âge, par M. Bernardi. — Hann et Gulpenhé, ou qui prouve trop ne prouve rien. — Sur la traduction du Paradis perdu de Milton par M. Delille, par M. E. H. Gazette littéraire.

No. 17.

De l'expression en musique, par M. Morellet. — Lavater, par M. Meister. — Histoire abrégée du théâtre hollandois. — De la philosophie d'Euripide, par M. Prévost. — Hesir et Jedida. — Sur l'examen critique des historiens d'Alexandre, par M. de Sainte-Croix, par M. Ch. Vg. — Nouvelles recherches sur la découverte de l'Amerique, par M. B. — La première satyre d'Horace, avec l'introduction et les notes de Wieland. — Gazette littéraire.

No. 18.

De la renaissance du droit romain, et de son influence en Europe, et surtout en France, par M. Bernardi. — Description du Basar de Constantinople, par M. B. — Annigail et Ayat, nouvelle groenlandaise. — Suite des nouvelles recherches sur la découverte de l'Alexandre, par M. de Ste-C. par M. Ch. Vg. — Sur l'idéal dans arts du dessin, par M. Quatremère de Quincy. — De la manière dont les hommes jugent les femmes, et des satyres qu'on a faites contre elles, par M. E. H. — Necrologie de Schiller. — Gazette littéraire.

III. Vierteljährliche Unterhaltungen 1805 2s Viertelj.

Inhalt.

I. Franz Heinrich Friedrich u. ſ. w. von Lauenſtein, von F. H. Bothe. II. Männer-Beſcheidenheit und Weiber-Größe, von Ebendemſ. III. Djjerbicka, nach dem Franz. IV. Bemerkungen von Fr. Horn. V. Gedichte von L. Brachmann, Bührer, Büſchenthal, Haug, Kuhn und Vogel.

IV. Italiäniſche Miscellen 3r Bd. 1s St.

Inhalt.

Gemälde aus Neapel. La Vicaria. Pallaſt der Königin Johanna. Vermiſchte Nachrichten aus Rom, Neapel, Mailand und Florenz. Literariſche Nachrichten. Fünfter Brief über den Veſuv. Die Ankunft Pius VII. in Rom. Gemälde aus Neapel. Hörner. Charakterzüge aus Italien. Tivoli. Der Anio über dem Ponte Lupo. Die Sirenengrotte. Die Neptunsgrotte. Villa des Mäzenas. Villa d'Eſte. Die Cascatellen. Die Quelle der Blanduſia. Gedichte aus Sicilien.

V. Justiz und Polizei Fama. Juni. 1805.

Inhalt der allgemeinen Teutschen Justiz- und Polizei-Fama vom Landes-Direktions-Rath Hartleben für den Monat Juni 1805.

Polizei. Auch ein Entstehungsgrund der herrschenden Viehseuche. — Ueber den Krankheitszustand der neuen Armenanstalt der Reichsstadt Augsburg, die Mittel, sie aus dem Grunde zu heilen, und ihr eine dauerhafte Gesundheit zu verschaffen. (Beschluß) — Oeffentliche Instruktionen über Kuhpockenimpfung in Ungarn. — Ausgebreitete Praxis und neues System eines wahnsinnigen Arztes im Fürstenthum Bamberg. — Kennzeichen einer guten oder schlechten Verzinnung der Gefäße. — Fernere Maaßregeln der Kurpfalzbairischen Landesdirektion der Provinz Schwaben in Betreff der Kuhpockenimpfung. — Warum herrscht in Salzburg eine so ungewöhnliche Theurung? — Vorschlag zur zweckmäßigen Einrichtung der Kundschaften für Handwerkspursche nach Frankreichs neuestem Beispiele. — Berichtigung der Nachricht, über den Mißbrauch der Päße aus Gewinnsucht. — Verführer Teutscher Unterthanen zur Auswanderung. — Buchstäblicher Abdruck einer Bittschrift um Anstellung als Arzt in einem reichsritterschaftlichen Gebiete. — Darstellung verschiedener häuslicher Verhältnisse, welche die Bildung der Jugend erschweren. — Geistlicher Gesundbrunnen zu Konstantinopel. — Auch etwas über die Kuhpockenimpfung und den vom Freiherrn von Leoprechting in Nro. 54. der Polizeifama d. J. deshalb gemachten Vorschlag insonderheit. — Studierende in niedern Schulen erlauben sich verderbliche Freiheiten. Vorschläge diesen zu steuern. — Bostanschi-Baschi, oder der Polizeidirektor des Türkischen Serails. — Neues merkwürdiges Beispiel freier Quacksalberei in dem Gebiete freier Reichsritter. — Justizwesen. Auch etwas zur Beantwortung der Frage: wer ist dem Andern untergeordnet, der Civil- dem Militair- oder der Militär- dem Civilstande? — Ueber die Bedeutung des Gemeinspruches: „Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium.“ — Kritische Bemerkungen über die neue Fürstlich Fuldasche Verordnung: das Militairgericht und die Gränzscheide zwischen diesem und den

übrigen Gerichten betreffend. — Neue Literatur. Miszellen. — Justiz- und Polizeianzeigen.

Inhalt des oberteutschen Justiz- und Polizeianzeigers als ordentlichen Beilage zur allgemeinen Teutschen Justiz- und Polizeifama.

Fleißige Anpflanzung der Obstbäume in Gärten, auf Feldern und Wegen in den Französischen Rheindepartementen. — Ein bewährtes Mittel gegen die Heimchen. — Sinclair's Mittel zur schnellen Verwandlung bemoosten Moorgrundes in fruchtbares Ackerland. — Warnung vor dem Buchsbaume. — Mittel, die Keller gegen das Eindringen der Kälte zu schützen. — Der Maikäfer. — Ermunterungsgesellschaft in Lyon. — Läuterung und Verbesserung der Brennöle. — Der Erdäpfelbau in Schweden. — Richtige Operation zur Aufmunterung der Industrie. — Ueber den Nutzen derjelben Rüben auf dem Felde. — Zucker und Aepfelsaft. — Ueber das sogenannte Ausfaulen der Dach- und Mauerziegel. Mittel, wodurch man in England die Eier frisch erhält. — Ein Ueberzug, wodurch hölzerne Dächer lange erhalten werden können. — Mittel, das gefährliche Entfliegen des Specks auf den Feuerkessen beim Ausbraten desselben zu verhüten. — Einige Bemerkungen über oftmahliges Kränkeln und häufiges Absterben neugepflanzter Obstbäume. — Miszellen. — Justiz- und Polizeianzeigen.

Cotta'sche Buchhandlung
in Tübingen.

VI. Der freimüthige Heilkünstler, ein Buch für Regenten und Aerzte, von D. E. Löbel. Erster Theil 8. Berlin 1805, verlegt bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede über sein

Grazien auf dem Becher und dieser Amor auf dem Stabe nicht die ihrigen waren. Kaum hatte sie beydes in ihren Händen, so war die Seele des geweyhten Mädchens entheiligt.

Nach und nach verschwand ihr die himmlische Venus, und der Hayn, und Charmides, und Theone, und Melon, ihr Geliebter. Endlich blieb von allem nichts übrig, als ein schlechtes, hölzernes Bild, ein finstres Wäldchen, ein unlustiger Weiser, eine traurige Aufseherin, und ein langweiliger Jüngling. Es war, als hätte sie die Wuth des Bacchus ergriffen. Charitoklea liebte den Ligdamon.

Die Priesterin mußt' in ihre Wohnung am Rosenhügel zurück kehren. Sie nahm den goldnen Becher und den Epheustab mit, und versteckte sie tief im Gebüsche des heiligen Hayns. O ihr Grazien!

Charitoklea war traurig. Liebst du uns nicht mehr? sagten ihre Gespielinnen und Theone. Sie weinte. Dies aber waren keine Thränen, wie man sie am Rosenhügel weinte. Melon bat die Götter, sie möchten ihn sterben lassen.

Gegen das Ende der Weinlese kamen einige Mädchen aus Paphos, und baten die Unglückliche, mit ihnen zu gehen. Charitoklea that es. Die zween Brüder des Melon giengen ihr nach.

Diese

Werkchen Folgendes: „Ich habe kühn und unerschrek„ken über das Schadenbringende und hemmende der „medizinischen Wissenschaft gesprochen; ich habe frei „und ohne Rückhalt über Mißbräuche und schlechte Po„lizei in der Medizin geeifert, so wie ich es thun „mußte, wenn ich verstanden seyn wollte. Vielleicht „öffne ich durch diese Aufsätze so manchem die Augen, „und mache durch meine sehr deutlichen Darstellungen „manchen Blinden sehend, u. s. w.“ Es ist sehr zu wünschen, daß durch diese Schrift das Gute gestiftet werden möge, so der Verf. bezweckt.

VII. **Anekdoten von guten Juden. Mit einem Anhange von jüdischen Weisheits-Lehren. 8. Berlin 1805, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 12 Gr. oder 54 Kr.**

Diese Sammlung von Anekdoten und kurzen Erzählungen soll dazu dienen, den so sehr schwankenden Glauben an der Existenz guter Juden zu befestigen, und kann auch als ein unterhaltendes und zum Guten wirkendes Lesebuch für diese Nation betrachtet werden. Außer dem Anhange findet man hier 66 edle Züge von Juden, und bei jedem wird jeder unparteiische Christ wünschen, daß er eben so gehandelt haben möchte.

Bei Joseph Lindauer ist erschienen:

VIII. **Beschreibung und Theorie des Englischen Cylindergebläses, nebst einigen Vorschlägen zur Verbesserung dieser Maschine. Von D. Joseph Baader, Kurpfalzbeier. Landesdirektionsrathe. gr. 4. mit 7 Kupfert in Fol. 115 Seiten, nebst 2 Bogen Vorrede. 5 Thlr. od. 9 Fl.**

Da von dem Cylindergebläse, welches seit vielen

Jahren auf allen Englischen Schmelzwerken statt der gewöhnlichen Blasbälge eingeführt ist, bis jetzt noch keine Beschreibung in Teutschland erschienen, auch die Theorie der Blasemaschinen überhaupt noch von keinem Mathematiker bearbeitet worden ist, so muß dieses ganz originelle Werk jedem Hüttenmanne, jedem Mathematiker, und jedem Liebhaber der Technologie äußerst willkommen seyn. Der Verfasser, welcher selbst 8 Jahre in England gelebt hat, beschreibt hier nach seinen eigenen Handzeichnungen, welche unter seiner Aufsicht sehr rein gestochen sind, alle die vorzüglichsten Anordnungen dieser Maschine, und theilt noch überdieß Ideen zur Verbesserung derselben von seiner eigenen Erfindung mit. Wir glauben daher zur allgemeinen Empfehlung dieses Werkes, außer dem Namen des Herrn Verfassers, nur den Inhalt anzeigen zu dürfen.

Erster Theil.

Beschreibung des Englischen Cylindergebläses, und Vorschläge zu dessen Verbesserung.

1) Allgemeiner Begriff vom Cylindergebläse. Mängel der gewöhnlichen Blasbälge und Vortheile des Cylindergebläses.

2) Allgemeine Eintheilung der verschiedenen Vorrichtungen des Cylindergebläses. — Beschreibung eines Gebläses, welches durch eine Dampfmaschine in Gang gesetzt wird, mit einem Luftbehälter oder Regulator mit schwebenden Kolben.

3) Vorschlag zur Verbesserung des Regulators mit schwebenden Kolben.

4) Beschreibung des Engl. Wasserregulators. — Windbehälter von unveränderlichem Inhalte.

5) Beschreibung eines durch Wasserkraft betriebenen Cylindergebläses mit cycloidischen Wellfußen. Abänderung desselben Mechanismus.

6) Vorschlag zur Anwendung halbgezahnter Stirnräder auf die Bewegung eines durch Wasserkraft zu treibenden Cylindergebläses.

7) Anordnung eines durch Wasserkraft betriebenen Cylindergebläses, mit Kurbeln und Krummzapfen.

8) Beschreibung eines doppeltwirkenden Gebläsecylinders. Vorschlag zu einer verbesserten Anordnung eines

durch krumme Zapfen zu betreibenden Cylindergebläſes.
10) Vorſchlag zur Anordnung eines Gebläſes mit 4 Cylindern und mit Kurbelbewegung, wobei die Maſchine in den möglichſt kleinſten Raum gebracht wird.
11) Beſchreibung eines neuerfundenen Cylindergebläſes mit doppelten gegen einander wirkenden Kolben.
12) Anordnung eines Gebläſes mit zwei über einander geſtellten Cylindern, in welchen die Kolben gegen einander ſpielen.
13) Anordnung eines Cylindergebläſes mit zwei über einander ſpielenden Kolben und cycloidiſchen Wellfüßen.
14) Anordnung eines Gebläſes mit zwei in einem Cylinder gegen einander ſpielenden Kolben, welche durch Krummzapfen bewegt werden.

Zweiter Theil.

Theorie des Engliſchen Cylindergebläſes.

Anhang.

Praktiſche Anleitung zur Verzeichnung einer vollkommen richtigen Krümmungslinie für die Wellfüße an den Gebläſemaſchinen.

No. IX.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

September 1805.

I. Erschienene Neuigkeiten im September

UND DEREN INHALT.

1.

Portrait des Regier. Herzogs von Sachsen Weimar Hochfürstl. Durchl., gemalt von F. Jagemann, gestochen von C. Müller.

Dieß in Bartolozzischer Zeichnungsmanier punktirte Portrait ist nach einer vollkommen ähnlichen Profil-Zeichnung des Hrn. Prof. [illegible]

Pariſ. Zoll hoch, und 14 Pariſ. Zoll breit. Colorirte Abdrücke auf fleiſchrothes Papier koſten 1 Rthlr. Sächſ. Cour, ſchwarze Abdrücke 16 Gr.

Weimar d. 30. Aug. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar. Leipziger Michaelis-Meſſe 1805.

Auswahl antiker Gemälde aus dem größern vom Grafen Caylus nur in wenigen Exemplaren ausgeg. Werke, mit Erläuterungen begleitet v. A. v. Rode. 1r Heft, die Pyramide des Cajus Ceſtius. 2r H., antike Gemälde aus den Bädern des Conſtantin. 3r H., antike Gemälde aus den Bädern des Titus zu Rom, enth. gr. Imperialfolio colorirt. 30 Rthlr. oder 54 Fl.

(Jeder Heft iſt auch einzeln mit beſonderm Titel à 10 Rthlr. zu haben.)

Bertuch's F. J., Bilderbuch für Kinder, mit Teutſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern. No. 83. 84. 85. und 86. gr. 4. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

— Daſſelbe mit ſchwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtemat. Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausg. von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von J. F. Ehrmann. XXI. Bd. enth. G. A. Olivier's Reiſe durch das Türkiſche Reich, Aegypten und Perſien. IIr. Thl. gr. 8. 3 Rthlr. 6 gr. oder 5 Fl. 51 Kr.

— derſelben XXII. Band enthält 1) R. C. Dallas, Eſq. Geſchichte der Maroonen-Negern auf Jamaika, a. d. Engl. m. 1 Kpf. 2) D. Mac-Kinnen's, Eſq. Reiſe nach dem Brittiſchen Weſtindien ꝛc. m. 1 Kpf. gr. 8. 2 Rthlr. 15 gr. od. 4 fl. 44 kr.

— derſelben XXIII. Band enthält 1) Winterbottom's Nachrichten von der Sierra-Leona-Küſte ꝛc. ꝛc. m. 1 Kpf. 2) J. P. Hockin's Bericht von den neueſten Reiſen nach den Pelew-Inſeln ꝛc. ꝛc. m. K. gr. 8. 2 Rthlr. 21 gr. od. 5 fl. 12 kr.

— derſelben XXIV. Band enthält 1) Woodard's Geſchichte ſeiner Schickſale und Aufenthalts auf der Inſel Celebes, a. d. Engl. mit 1 Chy. 2) Tukey's Bericht von einer Reiſe nach Neu-Süd-Wallis, a. d. Engl. 3) Regiſter über alle 24 Bände. (Dieſer Band erſcheint wegen des Regiſters, erſt nach der Meße und wird nachgeſandt.)

— derſelben XXV. Band enthält: Bory de St. Vincent Reiſe nach den Maſkareniſchen oder Franzöſ. Afrikaniſchen Inſeln ꝛc. mit 2 Charten. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.

— derſelben XXVI. Band enthält: 1) Bory de St. Vincent Beiträge zur Naturgeſchichte der Maſkareniſchen Inſeln. 2) Skjöldebrand's Beſchreibung der Waſſerfälle und des Kanals von Trollhätta, und Reiſe nach dem Nordkap, a. d. Franz. m. 3 Chy. 3) Haringmann's Tagebuch einer Reiſe nach Marokko. A. d. Holl. ꝛc. gr. 8. 3 Rthlr. 9 Gr. od. 6 Fl. 4 Kr.

Bory de St. Vincent's Reiſe nach den Maſkareniſchen oder Franzöſ. Afrikaniſchen Inſeln ꝛc. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 Kr.

— deſſen Beiträge zur Naturgeſchichte der Maſkareniſchen Inſeln. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Choix de Peintures antiques empruntées de l'ouvrage du Comte de Caylus tirés à peu d'exemplaires et accompagnées d'explications p. M. A. de *Rode*. Cah. 1. 2. 3. gr. fol. impérial colorié. (Erſcheint nach der Meße.)

Dallas, R. C. Eſq. Geſchichte der Marounen-Negern auf Jamaika, nebſt einer Schilderung des jetzigen und vormal. Zuſtandes dieſer Inſel, a. d. Engl. herausg. v. L. F. Ehrmann, m. 1 Charte, gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Ephemeriden (Allgem. Geograph.), verfaßt von einer Geſellſchaft von Gelehrten, und herausgegeben v. F. J. Bertuch und C. G. Reichard. VIII. Jahrg. 1805. 7tes und folgende Stücke mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Erdmannsdorf, Freih. von, Architektoniſche Studien, gezeichnet in Rom, in 24 Tafeln, nebſt Text als Einleitung, qu. Fol. 6 Rthlr. od. 10 Fl. 48 Kr.

Funke, C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuche für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 83. 84. 85. u. 86. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Garten-Magazin, allgemein. Teutſches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des prakt. Gartenweſens 2r Jahrg. 1805. 7te u. folg. Stücke mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Guide des Voyageurs en Europe p. Mr. *Reichard*, IIIme Edition originale, considérablement augmentée, avec 3 Cartes itineraires et les Panorames de XIII Villes princip. III. Volumes, gr. 8. en feuilles 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr. relié en carton 10 Rthlr. od. 18 fl.

Haringmann's Tagebuch einer Reiſe nach Marokko, a. d. Holl. gr. 8. 21 Gr. od. 1 Fl. 36 Kr.

Haſtfer, H. B. v., geborne von Klenk, Leben und Kunſt in Paris, ſeit Napoleon dem Erſten, 1. Thl. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

Hockin's, J. P., Bericht von den neueſten Reiſen nach den Pelew-Inſeln ꝛc. m. K. gr. 8. 21 gr. od. 1 fl. 36 kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 20r Jahrg. 1805. 7s und folgende Stücke, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Mac-Kinnen's Eſq. Reiſe nach dem Brittiſchen Weſtindien, und beſonders nach den Bahama-Inſeln in den J. 1802 u. 1803, a. d. Engl. m. einer Zugabe, herausg. von T. F. Ehrmann, m. 1 Cy. gr. 8. 21 gr. od. 1 fl. 36 kr.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von einer Geſellſchaft von Gelehrten und Geſchäftsmännern. Jahrg. 1805. 7s und folgende Stücke, mit ausgem. und ſchwarzen Kupf. und Charten. Der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Olivier's, G. A., Reiſe durch das Türkiſche Reich, Aegypten und Perſien, während der erſten 6 Jahre der Franz. Republik, od. v. 1792 bis 98, a. d. Franz., herausgeg. v. T. F. Ehrmann. 2r Th. m. 1 Cy. gr. 8. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr.

Roſenmüller, D. J. C., Chirurgiſch anatomiſche Abbildungen für Aerzte und Wundärzte. 1ſte Lieferung. Royalfol. 4 Rthlr. od. 7 Fl. 12 Kr.

Rumford's, B. Grafen von, kleine Schriften, politiſchen, ökonomiſchen und philoſophiſchen Inhalts m. Kupfern IVr Bd. 2te Abth. gr. 8. 3 Rthlr, 6 Gr. od. 5 Fl. 51 Kr,

Auch unter dem Titel: »Phyſikaliſche Abhandlungen enthaltend eine Sammlung von Denkſchriften, Diſſertationen und experimentirenden Unterſuchungen, in verſchiedenen Zweigen der Phyſik und Mechanik. gr. 8. 3 Rthlr. 6 Gr. oder 5 Fl. 51 Kr.

Skjöldebrand's Beſchreibung der Waſſerfälle und des Kanals von Trollhätta, und Reiſe nach dem Nordkap, a. d. Franz. m. 3 Charten. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Latham's, C. H.) auserlesene Muster antiker Bauornamente; gezeichnet nach den besten Originalen in Rom und andern Gegenden Italiens, in den Jahren 1794, 95 und 96. IIte u. IIIte Lief. Mit Kupf. Royalfol. auf Landchartenpap. gebunden. 12 Rthlr. od. 21 fl. 36 kr.

— dasselbe auf Schweizer Royalpap. gebunden. 14 Rthlr. od. 25 fl. 12 kr.

Luckey's Bericht von einer Reise nach Neu-Süd-Wallis. A. d. Engl. gr. 8. (Erscheint nach der Meße.)

Voigt's J. H. Magazin, für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften. 1805. 7s und folgende Stücke mit Kupfern. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland's C. M., Neuer Teutscher Merkur v. Jahre 1805. Julius und folgende. Mit Kupf. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Winterbottom's, Th., Nachrichten von der Sierraleona-Küste und ihren Bewohnern ꝛc. a. d. Engl. mit einer Einleitung und Zusätzen, v. A. F. Ehrmann, m. 1 Kp. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Woodard's Geschichte seiner Schicksale und seines Aufenthalts auf der Insel Celebes, a. d. Engl. m. 1 Kp. gr. 8. (Erscheint nach der Meße.)

Zeiten, die, oder Archiv für die neueste Staatengeschichte und Politik, herausgegeben von C. D. Voß, mit Kupfern und Charten. 11 Jahrgang 1805. 2s und folgende Stücke gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

* * *

Kupferstiche, Portraits und Kunstsachen.

Portrait des regierenden Herrn Herzogs von S. Weimar Carl August, nach einem Gemälde von Jagemann, gestochen von C. Müller, gr. Fol. bunt gedruckt 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— dasselbe schwarz. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— von Etienne Marchand, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Georg Anson, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Charles Marie de la Condamine, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Bacler Dalbe, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Napoleon I. Franz. Kaiser, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Alexander I. Russ. Kaiser, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Fr. v. Schiller, gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Pomologiſches Kabinet, enthaltend alle im Teutſchen Obſtgärtner beſchriebene Obſtfrüchte Teutſchlands über die Natur ſelbſt geformt, in Wachs mit möglichſter Treue nachgebildet, und herausg. unter Aufſicht von J. B. Sickler. XVIte Liefer. in einem Käſtchen. 2 Rthlr.

* * *

Commiſſions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon gravés p. Th. *Piroli* avec une Explication p. L. P. *Radel* publiés p. *F.* et *P. Piranesi* Liv. XIV—XVII. 4. Paris.

Antiquités d'Herculanum gravées p. Th. *Piroli* et publ. p. F. et P. *Piranesi* Liv. XIII—XVI. 4. Paris.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués p. A. L. Millin. T. II. L. 3. 4.

Zwölf Anſichten des Heidelberger Schloſſes, geäzt und herausgegeben von G. Primaveſi. gr. Fol. Mannheim. 2 Carol. od. 22 Fl.

Histoire des Suisses ou Helvetiens depuis les tems les plus reculés jusques a nos jours p. P. H. Mallet. 4 T. av. une Carte. gr. 8. 5 Rthlr. od. 9 Fl.

De la ligue Hanseatique, de son origine, ses Progrés, sa puissance et sa constitution politique jusqu'à son declin au seizième siècle p. P. H. Mallet. gr. 8. à Geneve. 1 Rthlr. 12 Gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

3.

Neue Charten und geographiſche Werke, welche im Verlage des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar, Leipziger Michaelismeſſe 1805 erſchienen ſind.

A. Geographiſche Werke.

Planetarium, oder Verſuch einer ſinnlichen Darſtellung und faßlichen Beſchreibung des Copernicaniſchen Weltgebäudes, von G. G. Putſche; mit einem Modelle in einem Kiſtchen. 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Tellurium, oder Verſuch einer ſinnlichen Darſtellung und faßlichen Beſchreibung des Laufes der Erde und ihres Mondes um die Sonne, von G. G. Putſche. Mit einem Modelle in einem Kiſtchen. 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

Gaſpari's, A. C., vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. 1ſten Bandes 2te Abtheil. enth. Teutſch-

land überhaupt, Oeſtreich, Baiern und Schwaben. Neue Auflage gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

— deſſen vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. IV. Bandes 1ſte Abtheil. enth. Portugal, Spanien, Frankreich, bearbeitet von Profeſſ. T. F. Ehrmann. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Verlagsverzeichniß von Landcharten und Geographiſchen Werken des Geograph. Inſtituts zu Weimar. Dritte Auflage.

B. Charten in Atlaſſe gebunden.

Atlas minimus universalis; Atlas de Poche composé de 43 Cartes et d'autant des Tables statistiques et enrichi des découvertes les plus recentes; a l'usage des Voyageurs et en général de toutes les personnes qui ne veulent ou ne peuvent se charger d'un grand Atlas. *Seconde Edition*, entièrement révue et corrigée. 5 Rthlr. od. 9 fl.

Miſcellan-Atlas für Chartenſammler und Freunde der Erdkunde. Erſte und zweite Lieferung, jede in 12 Blättern. 1805. Querfol. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

C. Charten in großen Formate.

Charte von Teutſchland nach den Beſitzungen der Kur- und Fürſtl. Häuſer, und der Reichsſtädte, nebſt den Entſchädigungen nach dem definitiven Reichsdeputationsſchluſſe vom 20. Nov. 1802 nach aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, entworfen von F. L. Güßefeld, 2te Ausgabe. 1805. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Holländiſch Olif Papier 12 gr. od. 54 kr.

Neue Charte vom Fränkiſchen Kreiſe, nach Murdochiſcher Projektion entworfen, nach den neueſten aſtronom. Ortsbeſtimmungen und nach den neueſten polit. Veränderungen berichtiget bis zum Januar 1805, gezeichnet von F. H. Kreybich. Rojalfol. ord. Papier. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Olif. Papier 12 gr. oder 54 kr.

Neue Charte von Frankreich nach der neueſten Eintheil. in Militärdiviſionen, Departem. und Gemeinde-Bezirke mit Zuziehung der beſten und neueſten Hülfsmittel entworfen. Rojalfol. ord. Papier 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Königreiche Preußen nach den neueſten Ortsbeſtimmungen entworfen und gezeichnet von D. A. Sotzmann Zweite Ausgabe, Rojalfol. 1805. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Holländ. Olif Papier 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Syrien, Meſopotamien, und einem Theile von Perſien, neu entworfen von G. A. Olivier nach ſeinen eigenen, Beauchamp's und Niebuhr's Beobachtungen. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelbe auf Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

Diese fanden die Priesterin der **himmlischen Venus** auf einem der nächsten Weinberge, mit dem Stab' und Becher in der Hand, ihr fliegendes Haar mit Weinblättern geschmückt, ohne Schleyer, mitten unter den wilden Tänzen der Mädchen und Jünglinge. Die Schülerin des **Charmides** rief **Evan Evoe!** und küßte den neuen Geliebten.

8.

Charitoklea durfte nicht mehr die Nachbarin heiliger Jungfrauen seyn. Man sandte sie zu ihren Eltern nach **Paphos**.

Bald darauf versammelten **Charmides** und **Theone** die übrigen Priesterinnen, sahen mit Thränen sie an, und verordneten, wegen ihrer gefallenen Freundin, ein Reinigungs-Opfer auf dem Rasen-Altar. Die Mädchen füllten ihre Opferkörbe mit Honig und Milch, und bedeckten sie mit Blumen. Stillschweigend giengen sie den Weg nach dem alten Hayn ihrer Göttin. Als sie nahe dabey waren, standen sie still, und sangen folgenden Gesang, welchen die Brüder des **Melon** gedichtet hatten.

„Alle:

Himmlische Venus! weyhe das Chor
Deiner Priesterinnen;
Und ihr Huldgöttinnen!
Zürnet nicht, daß Eine sich verlohr.

D. Kleinere Charten.

Charte von Teutſchland, nach dem definitiven Indemnisations-Plane vom 8. Oct. 1802. Neu berichtigt, 1805. 6 gr. oder 27 kr.
— von Schweden nach ſeiner Eintheilung in Hof- und Land-Gerichte ꝛc. entworf v. F. G. 1805. 3 gr. od. 15 kr.
Die Fälle bei Trollhätta, 1805. 3 gr. od. 15 kr.
Die Gotha-Elf, nach Fr. Atlas Plane reduzirt, 1805. 3 gr. od. 15 kr.
Charte von der Sierra-Leona-Küſte und den angränzenden innern Ländern von Afrika; nach einer neuen Zeichnung des Dr. Thom. Winterbottom, 1805. 6 gr. oder 27 kr.
Die Environs von London, 1805. 3 gr. od. 15 kr.
Die Environs von Paris, 1805. 3 gr. od. 15 kr.
Plan der Ebene von Tripolitza in Morea, von Barbié du Bocage, 1805. 6 gr. 27 kr.
Panaroma des Curiosités d'Amsterdam. 3 gr. od. 15 kr.
— — — de Berlin. 3 gr. od. 15 Kr.
— — — de Copenhagen. 3 gr. od. 15 Kr.
— — — de Dresde. 3 gr. od. 15 Kr.
— — — des Curiosités de Lisbonne. 3. gr. od. 15. Kr.
— — — de Londres. 3. gr. od. 15 Kr.
— — — de Madrid. 3 gr. od. 15 Kr.
— — — de Naples. 3. gr. od. 15 Kr.
— — — de Paris. 3. gr. od. 15 Kr.
— — — de St. Petersbourg. 3 gr. od. 15 Kr.
— — — de Rome. 3. gr. od. 15. Kr.
— — — de Stockholme. 3. gr. od. 15. Kr.
— — — de Vienne. 3. gr. od. 15 Kr.
Plan der Stadt Liverpool, 1805. 3 gr. od. 15 kr.
Plan von Manchester und Saalford in England, 1805. 6 gr. od. 27 kr.

In Commiſſion.

Topographiſche Charte in 22 Blättern, den größten Theil von Weſtphalen enthaltend, ſo wie auch das Herzogthum Weſtphalen, und einen Theil der Hannövriſchen, Braunſchweigſchen und Heſſiſchen Länder, nach aſtronomiſchen und trigonometriſchen Ortsbeſtimmungen, auf Befehl Sr. Majeſt. Friedrich W. III. Königs von Preußen, herausgegeben von Generalmajor v. Le Coq im Jahr 1805. 1ſte und 2te Lieferung.
General-Charte des Königreichs Ungarn, ſammt Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen, nebſt der Militär-Gränze von Joh. v. Lipszky. Sect. VIII.

4.

Häffer (H von), geb. v. Klenck. Leben und Kunſt in Paris, ſeit Napoleon I. Erſter Theil. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 Kr.

Folgender intereſſante Inhalt dieſer Schrift wird ſicher die Aufmerkſamkeit aller Leſer reizen.

Inhalt.

Zueignung an *Vivant Denon*. Einleitung. I. Kaiſerliche Schlöſſer. 1. Malmaiſon, Luſtſchloß der Kaiſerin. 2. Villiers, Luſtſchloß des Prinzen Murat. 3. Klein Trianon bei Verſailles 4. Saint Cloud. II. Der Kaiſer in Boulogne. III. Der Kaiſer in Cöln. 1803. IV. Der Mamluck Ruſtan. V. Schilderung der Franzöſinnen Madame J. Recamier und N. Beauharnois. VI. Sommerabende auf dem Lande. 1. An Rouſſeau. 2. Die Hütte. 3. Die Abtey St. Denis. 4. Junius Morgen. 5. Der Geliebte. 6. Reiz des Lebens. 7. Klage. 8. Der ländliche Ball. 9. Die Feſte der Heiligen. 10. Der Ball auf dem Schloſſe. 11. Ländliche Beluſtigungen der ſchönen Welt. 12. Das Bad im Fluſſe. 13. Lebensglück. VII. Die Kunſtausſtellung. VIII. Klagen der Maria Stuart um ihren Gemahl Franz. IX. Lied des Gerhard von Nevers von ſeiner Eurianthe. X. Klaglied der Fürſtin Eglantina um Gerhart. XI. Sonnet Juſtinens von dem ſchlafenden Ritter im Walde. XII. Die Imperial-Bibliothek. XIII. Die Manuſkripten-Bibliothek. A. Orientaliſche Manuſkripte. 1. Chineſiſche und Tartariſche Manuſkripte. 2. Indiſche Manuſkripte. 3. Arabiſche Manuſkripte. 4. Perſiſche Manuſkripte. B. Galliſche Manuſkripte. XIV. Etwas über die Mythologie der Indianer. XV. Das Kupferſtich-Kabinett bei der Imperialbibliothek. XVI. Pius der Siebente in Paris. XVII. Kunſtkabinette in Privathäuſern. 1. Kabinett von Lucian Bonaparte. 2. Kabinett des Barons von Hoorn. 3. Kabinett des Hrn. Collot. 4. Luſtſchloß und Kunſtſachen des H. Sommariva in Epinay. XVIII. Gemäldegallerie im Pallaſt des Luxembourg. XIX. Das Muſeum Napoleon. XX. Die Antiken-Gallerie.

Der zweite Theil erſcheint zu Weihnachten.

Weimar d. 24. Sept. 1805.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Die Zeiten, oder Archiv für dio neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1805, V. und VI. Heft.

Inhalt des V. Hefts.

I. Russland. 1) Verhältniſs zu Frankreich ſeit dem Wiederausbruche des Kriegs. 2) Ueberſicht des Schriften-Wechſels, zwiſchen Rufsland und Frankreich. 3) Gänzliche Entfernung der beiden Mächte von einander. II. Schweden. Verhältniſs zu Frankreich. III. Russland und Schweden. Gränzſtreitigkeit. IV. Frankreich. Verwandlung der Republik in ein Kaiſerthum. V. Oestreich. Neues erbliches Oeſtreichiſches Kaiſerthum. VI. Uebersicht der Haupt-Momente der Geſchichte des Tages. Rufsland. Schweden. Dänemark. Das Teutſche Reich. Das Türkiſche Reich. VII. Correspondenz-Nachrichten und Miscellen. VIII. Berichtigung.

Zu dieſem Stücke gehört die Abbildung des neuen Franzöſiſchen Reichswappens, der Krönungsmünzen und des Sterns der Ehrenlegion.

* * *

Inhalt des VI. Hefts.

I. Frankreich. 1) Cisrhenaniſche Conföderation. 2) Georges und Pichegrü's Verſchwörungs-Proceſs, nebſt Bemerkungen. 3) Krönungsfeier. II. Grossbritannien. 1) Finanzzuſtand am Ende des Jahres 1804. 2) Anmerkungen des Herausgebers. 3) Neue Vergröſserungen in Oſtindien. III. Ueber die gegenwärtige politische Crisis in Europa. IV. Uebersicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages. England. Frankreich. Oeſtreich. Rufsland. Schweden. Preuſsen. V. Der Herausgeber an das Publikum.

Zu dieſem Stücke gehört die Charte von dem Britiſchen Reiche am Ganges und dem Maratten-Staate in Indien, nach den Stipulationen des letzten Friedensſchluſſes von 1803.

Weimar d. 8ten Sept. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1805 X. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Dr. *James Howiſon's* Beſchreibung der Prinz-von-Wales Inſel. 2. Die Juden in Livorno. 3. Geſchichte der Schiffbarmachung der *Götha-Elf* und vorzüglich der Fälle bei *Trollhätta* bis 1802 nach *Granberg* und *Skjöldebrand.*

Bücher-Recenſionen. 1. Trolhätte Canalfartens Hiſtoria, (af *Granberg*.) 2. Deſcription des Cataractes et du Canal de Trollhätta — par *A. F. Skjöldebrand.* 3. Voyage pittoresque au Cap Nord par *A. F. Skjöldebrand.* 4. Aſiatick Reſearches. Vol. VI. 5. Ruſſland beſchouwd etc. 6. Streifzüge durch das Rügenland.

Charten-Recenſionen. 1. Der Revalſche, Baltiſch-portſche und Weiſſenſteinſche Kreis von *L. A.* Graf *Mellin.* 3 Bl. 2. Darſtellung der Niederrheiniſch-Weſtphäliſchen Gegenden, zwiſchen der Lahn, — der Lippe und dem Rheine, von *A. F. A. Eversmann.* 4 Bl. 3. Carte des Isles Britanniques — ſervant a l'intelligence de l'Hiſtoire des deſcentes — par *P. G. Chanlaire.* 4. Poſtcharte ſämmtlicher Oeſterreichiſcher Staaten. Wien bei *Artaria* und *Comp.* 5. Plan der Haupt- und Reſidenz-Stadt *Insbruck.* Wien, im Induſtrie-Comptoir.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Berichtigungen zu Idem geogr. ſtatiſt. topogr. Lexikon von Schwaben. 2. Beiträge zur Statiſtik und Topographie der Kur-Salzburgiſchen Länder. 3. Auch eine Beantwortung der in den A. G. E. (Jnl. d. J. S. 381) enthaltenen Anfrage unter der Aufſchrift: Geographiſche Wette über ein Erzſtift und ein Kurfürſtenthum. 4. Auszug aus einem Briefe aus Paris. 5. Avantcoureur neuer ausländiſcher geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 6. Rang der Hauptſtädte in der Oeſterreichiſchen Monarchie nach der Volksmenge derſelben. 7. Kurze Notizen. 8. Anzeigen.

Zu dieſem Stücke gehören:

1) Das Portrait von *Hermelin.* 2) Charte von der *Götha-Elf.* 3) Plan der Fälle bei *Trollhätta.*

Weimar d. 20. Sept. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Journal des Luxus und der Moden 1805 XI. und X. Stück.

Inhalt des IX. Stücks.

I. Briefauszüge über Italien im Jahre 1804. (Fortsetzung.) 2. Piemont. Mailand. II. Das Fest der Schweizerischen Alpenhirten zu Interlaken. III. Miscellen aus St. Petersburg vom Jahre 1805. 1. Der erste Mai. 2. Die Pfingstpromenade im Sommergarten. 3. Die Frühjahrbörse an der Newa. 4. Der Sommer in St. Petersburg. 5. Grundlegung zur neuen Börse. 6. Verschönerung Petersburgs unter Alexander I. IV. Theater. 1. Schiller's Denkfeier auf dem Weimarischen Hoftheater in Lauchstädt. (Nebst einer Nachschrift.) 2. Madame Fleck von Berlin in Manheim. 3. Aufführung des Don Carlos in Frankfurt a. M. V. Kunst. 1. Dr. Gall, gemalt von Friedr. Jagemann. 2. Hirt's Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst. 3. Francesco Gerard's neueste Gemälde in Paris. 4. Portrait des reg. Hrn. Herzogs v. Sachs. Weimar, gemalt von Jageman, gestochen von C. Müller. VI. Miscellen und Modenberichte. 1. Der blinde Flötenspieler Dulon in Weimar. 2. Teutscher Modenbericht. 3. Franz. Modenbericht. VII. Ameublement. Stuhl und Kanapee à l'antique. VIII. Erklärung der Kupfer.

* * *

Inhalt des X. Stücks.

I. Tenzonen. (Vorschlag zu einem Gesellschaftsspiel.) II. Die Tempelherrn. III. Ueber die Insel Corfu, die Crissibaquelle, und des Königs Alkinoos Gärten. IV. Kunst. 1. Ansichten des Heidelberger Schlosses von Primavesi. 2. Nationaltrachten verschiedener Völker von G. M. Kraus. 5r und 6r Heft. 3. J. G. Prestels Kunstwerke und Kupferstiche. 4. Ausstellung der Herzogl. Zeichen-Akademie in Weimar, im Sept. 1805. V. Badechronik. Das Augustusbad bei Radeberg. VI. Miscellen und Modenberichte. 1. Ansichten von Wien. Der Prater. — Stuvers neueste Feuerwerke. — Crescentini. — Die neuesten Opern und Pantomimen. — Canova und Denon in Wien. 2. Lied zum Wecken. 3. Die Gräfin Dubarry. 4. Nationalmeinungen, charakteristisch geäußert. 5. Die Haare. 6. Teutscher Modenbericht. 7. Pariser Sitten- und Modenbericht. VII. Ameublement. Schlitten von geschmackvoller Form. VIII. Erklärung der Kupfer.

F. S. pt. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1805. XI. Stück.

Inhalt.

I. Gedächtnißtafel auf Herzog Ernſt II. von Sachſen-Gotha. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) II. Gedichte. 1. Fragment aus dem Trauerſpiel Otto. 2. Ahnung von Eliſa's Tod. III. Probe einer neuen Ueberſetzung der Aeneide. IV. Blick auf Italien. V. Geſchichte der Lehrjahre eines Zeichners. VI. Nachrichten über Ungarn. 1. Fortgeſetzte Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur. 2. Korreſpondenznachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur. VII. Korreſpondenznachrichten. 1. Sippola den 28. Juli 1805. 2. Würzburg am 15. Auguſt 1805.

(Zu dieſem Stücke gehört das Titelkupfer des dritten Bandes: Gedächtnißtafel auf Herzog Ernſt II.)

Weimar den 3. Sept. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

9.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, 1805. X. Stück.

Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handlungswiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren einzelnen Theilen. Siebenter Brief. II. Handels-Geſchichte. Ueber den ehemaligen inländiſchen Handel von Wismar und einiger anderer Mekkenburgiſcher Städte, und der zu deſſen Beförderung verſuchten Kanäle. III. Handels-Geographie und Handels-Statiſtik. 1. Ueber den Handel von Smyrna ſo wie er im Jahre 1787 war. 2. Der Kanal von Trolhätta in Schweden (Mit einer Charte.) IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Mumie. 2. Ahorn. (Mit einer Abbildung.) V. Gewerbskunde. 1. Ueber die Schädlichkeit der Anlage gewiſſer Fabriken in der Stadt. Ein Gutachten des ehemaligen Miniſters Chaptal. 2. Ueber die Fabriken in Ungarn. 3. Ueber das Verfertigen der Schiffstaue. 4. Ein neu erfundenes Spinnrad. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. VII. Korreſpondenz- und vermiſchte Nachrichten. 1. Parallele zwiſchen Frankreichs und Englands Reichthum. 2. Ueber Englands Handel. 3. Mandat die neutralen Schiffe betreffend. 4. Ueberſicht aller Ruſſiſchen Fabriken und Manufakturen. 6. Errichtung öffentlicher Arbeitsſchulen in Frankreich. 6. Aſchebmenskoy's Maſchinen-Fabrik in Sadky. 7. Korreſpondenz-Nachrichten.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Charte des Kanals von Trollhätta. 2. Abbildung des Zucker-Ahornbaums. Taf. 15.

Weimar im Septbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allgm. Teutsches Garten-Magazin 1805. VII. und VIII. Stück.

Inhalt des VII. Stücks.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber künstliche Befruchtung der Melonen. IV. Blumisterei. 1. Die Pfauen-Iris. (Mit Abbild. Taf. 16.) 2. Einige Bemerkungen zu Hrn. von Essens Beschreibung der Hydrangea hortensis. 3. Die Rosenöler und Roseneſſenz. V. Gemüsebau. 1. Ueber die Behandlung des Broccoli. 2. Methode sehr großen Spargel zu ziehen. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Die Weinsorte: Italianisch Schwarz. (Mit Abbild. auf Taf. 17.) 2. Neues Beförderungsmittel der Obstbaumkultur; oder Methode in 10 Jahren Obstbäume zu erziehen, die an Umfang und Größe 30jährigen Bäumen gleich sind. (Mit Abbild. auf Taf. 18.) 3. Ueber das Pfropfen der Obstbäume und eine sonderbare Meinung deshalb. 4. Versuch, Birnreiser auf Vogelbeere zu pfropfen. XI. Garten-Miscellen. 1. Etwas über einige giftige Pflanzen und Stauden, die gewöhnlich in den gedruckten Blumensaamen- und Pflanzenverzeichnissen der Handelsgärtner mit aufgeführt stehen. 2. Die sicherste Maulwurfsfalle. (Mit Abbild. auf Taf. 19.)

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 16. Die Pfauen-Iris. Taf. 17. Die Weinsorte, Italiänisch Schwarz. Taf. 18. Die gekoppelten Bäume. Taf. 19. Die Maulwurfsfalle.

* * *

Inhalt des VIII. Stücks.

IV. Blumisterei. 1. Das Blumenhaus. (Mit Grundriß Taf. 22. Fig. 4.) 2. Beitrag zur Geschichte grauer Nelken mit rother Zeichnung. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. A. Die Mirabolane. (Mit Abbildung Taf. 21.) B. Die Aprikose mit dem weißgeschäckten Blatte. (Mit Abbild. Taf. 21.) 2. Anweisung den schwarzen Maulbeerbaum in Töpfen zu ziehen. 3. Hrn. William Fairmains in England, Methode, alte unfruchtbare Obstbäume durch Umpfropfung mit einer andern Obstsorte zu verjungen und wieder fruchtbar zu machen. (Mit Abbild. Taf. 22. Fig. 1. 2. 3.) VIII. Gar-

sen-Botanik. Die Kalomeria. (Mit Abbild. auf Taf. 20.) X. Garten-Literatur. Jardin de la Malmaison, avec figures colorées par *E. P. Ventenat* etc. 15t u. 16. Hft. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber die Vermehrung blühender Sträuche durch Ableger. 2. Ueber Wetterzeichen und Wetterkalender zum Behufe der Gartenkultur. 3. Unvertilgbare Tinte zu Etiquettes, oder Bezeichnung der Nummern und Namen im Blumen- oder Obstgarten.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 20. Die Kalomeria. Taf. 21. Die Mirabolane und die Aprikose mit dem weißgeschäckten Blatte. Taf. 22. Vermischte Gegenstände.

Weimar im Septbr. 1805

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunsthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieser Handlung seit ihrem Etablissement in genauer Verbindung stehen, so nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erscheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unsern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

London und Paris 1805 II. und III. Stück.

Inhalt des II. Stücks.

I. London. 1. Vertheidigung der Royal-Institution. The London Institution eine Nachahmung derselben. 2. Die Jennersche Societät zur Vertilgung der Kuhpocken. — Besorgnisse über das gelbe Fieber in London. — Mr. Winsor's Thermolampen-Ofen in London. II. Paris. 1. Aufenthalt des Papstes Pius VII. in Paris. 2. Capuzinaden des Mercure de France, des Journal des Debats und des Bulletin de l'Europe. — Friedenstraktat zwischen der Religion und der Philosophie. 3. Die Schweizerin aus dem Haslithale in Malmaison. III. Englische Karikaturen. 1. Schlußact der Irländischen Farce der katholischen Emancipation. (Hierzu die

Doppelkarikatur No. III.) 2. John Bull's Schlagbaum. (Hierzu die Karikatur No. IV.)

* * *

Inhalt des III. Stücks.

I. London. 1. Etiquette am Englischen Hofe. — Mittagstafel des Königs. — Ueber eheliche und häusliche Verhältnisse der Britten. — Ueber Einrichtung des Tisches und der Küche in England. 2. Warum hält es so schwer, Sachen aus England zu bekommen? 3. Neueste Feten im Bourhall. II. Paris. 1. Das Nationalmuseum der Naturgeschichte in Paris. (Hierzu gehört die Abbildung Nro. V.) 2. Bellarget l'aveugle ein bonheur als Verbrecher guillotinirt. Ein Krüppel begeht einen Mord. (Hierzu die Abbildung Nro. VI.) 3. Das Concordatmäßige Frohnleichnamsfest. Dr. Hager geht nach China. Preisvertheilung für die Steinschneidekunst. — Ein kleiner Decrotteur als Künstlergenie. Neue Einrichtung wegen der Zeitungen in Paris. 4. Memoiren des Baron von Besenval.

Das jetzige schnelle Fortrücken dieser Zeitschrift, wovon schon das IV. und V. Stück unter der Presse ist, beweißt das wir unser dem Publico gegebenes Wort gewiß erfüllen, und alle acht Stücke des Jahrgangs 1805 noch im Laufe dieses Jahres liefern werden. Halle d. 12. Septbr. 1805.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

2.

Neue Verlagswerke zur Michaelismesse 1805.

1) Drei Vorlesungen des Hrn. Prof. Steffens zu Halle über Hrn. Dr. Galls Organenlehre. 8. brosch. 6 gr.

3) Himly's Erörterungen des Gallischen Versuchs einer fortgesetzten psychologischen Gehirnlehre. 8.

Zur Ostermesse war neu.

1) London und Paris 1805. 1 — 8 St. od. 8. Jahrgang. 6 Rthlr. 8 gr.

2) Jäger, der, ein Lehrgedicht in 3 Gesäng. gr 8. netto. 15 gr.

3) Roberts, Ludw. Wanderungen von J. F. Ruppprecht. 8. 20 gr.

4) Schmalz, kleine Schriften über Recht und Staat. 1r Thl. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

An älteren Verlage.

5) Voß, Blick auf die Lage Europa's. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

9) Lodstein, J. F. über die Ernährung des Fötus. gr. 8. m. Kupf. 1 Rthlr. 8 gr.

Künftige Ostermesse 1806 erscheint.

1) Schmalz, Staatsrecht von Großbrittannien.

2) — Preußisches Landrecht.

3) — kleine Schriften über Recht und Staat. 2r Thl. gr. 8.

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1805.

I.

Gedichte.

1.

Schillers Tod.

Den Fittig ſenkſt du ſchon, die Liederſtimme ſchweigt,
Noch ſchuldig viel erhabener Geſänge
Dem Vaterland', o Schwan der Ilme! Leis' entſteigt
Dein Sterbeton des Lebens dumpfer Enge.
Mit Wehmuth ſey von uns, wer ſich ein Teutſcher rühmt,
Entlaſſen, vielbeweint! Die zarte Saite,

Himmlische Venus! weyhe das Chor.
Deine Rache zu wenden,
Kommen wir mit reinen Händen,
Schauen wir mit keuschen Blicken empor.

Himmlische Venus! weyhe das Chor
Deiner Priesterinnen;
Und ihr Huldgöttinnen!
Zürnet nicht, daß Eine sich verlohr.

Zwoo Stimmen.

Erste Stimme:

Ein Fingerzeig
Der Unschuld, nannte sie den Göttern alles Schönen:
Da wollten sie die Götter krönen;
Sie brachen einen Zweig
Im Wäldchen ab,
Das Amor einst der kleinen Psyche gab,
Als ihn das Wäldchen kühlte,
Zum ersten mal in ihm die kleine Psyche schwur,
Und beyder Liebe die ganze Natur
In allen Adern fühlte.

Zwoote Stimme:

Nun hat des Mädchens Haar
Mit kühn geschlungnen Reben

Eine

Die ſtarke klinge dir der Herzen, friſchbeblümt
Sey jährlich dir das Grab vom Chor der Bräute!
Wo teutſcher Jungfraun Bruſt ſich tiefempfindend hob,
Da tönte ſie zurück was du geſungen:
Der Zauber, den dein Spiel um unſre Sinne wob,
Hat weit umher die Edelſten umſchlungen.
Durchbebt vom alten Gram der Menſchheit, ahnungsvoll,
Umdunkelte dein Lied mit Ernſt die Freude,
Weil mehr denn Sterbliches auf goldner Harfe ſchwoll,
Den Taumel warnend vor der Götter Neide.
Die Muſe, die dein Haupt mit Lorbeer früh gekühlt,
Nicht unvertraut den ſtummen Schickſalsmächten,
Indeß der Wahnſinn kühn auf deinen Saiten wühlt,
Weiß Palmen durch den heitern Schmuck zu flechten.
Ein Seher ſtehſt du, tief hinab in Menſchenbruſt
Zum Aether dann des Auges Blitze ſendend,
Und ſtrömſt Orakel aus, des Gottes wohlbewußt
Im Buſen, frei der Hörer Innres wendend.
Viel haſt du Schöpfungen in's Leben ausgeſandt

Und reich mit Huld umkleidet die Geſtalten.
Sie werden unverblüht, ein Stolz dem Vaterland,
Im ewig friſchen Hain der Dichtung walten.
Geliebt, bewundert ſpät vom Enkel wird die Macht
Der Weſen, die dein glühend Herz geſchaffen,
Die Geiſter löſen aus der Rohheit ſtrengen Acht,
Die Greuel tilgen mit Apollon's Waffen.
Dankbarer, treuer ſtets dem Schönen eingeweiht,
Wird dich dein Volk den Meiſtern zugeſellen,
Die dem Bezirk entflohn gemeiner Wirklichkeit,
Die Herzen hoch mit Götterahnung ſchwellen.
Doch ungetröſtet nährt Germania den Harm,
Getäuſcht zu ſeyn um deiner Gaben Fülle,
Blickt traurend nach dem Strand der Ilm und betet warm,
Daß ihre Sonne dort ſich nicht verhülle.

Rom, 1. Juni 1805.

G. L. Spalding.

2.

Geſang bei der Beerdigung der Frau Kriegs-Räthin Reichard, den 24. Julius 1805. *)

Es iſt genug!
Es reiche ſeine Hand
Der Friedensengel mir; —
Nimm meinen Geiſt, entfeſſelt von dem Band,
Das ihn umſchlingt, zu Dir! —
Vergänglich ſind der Erde Freuden:
Ich trank ihn aus, den Kelch der Leiden.
Es iſt genug!

*) Gern, obwohl mit widerſtrebendem Gemüth (ἀέκων ἀέκοντι γε θυμῷ) trägt auch der Teutſche Merkur das Seinige dazu bei, daß das Andenken dieſer Edeln unter uns erhalten werde. Sie gehörte zu den Seltenen, wo Geiſt und Gemüth im reinſten Einklang ſich den Körper, der dieſer innern Wohlgeſtalt entſpricht, nur zugebildet zu haben ſcheinen. Auf ſie paßt vollkommen, was dort der jüngere Plinius von der ehrwürdigen Fannia rühmt: Eadem quam iucunda, quam comis, quam denique, quod paucis datum est, *non minus amabilis, quam veneranda.* Ihrem Wunſche gemäß wurde ſie zu Siebeleben, ohnweit Gotha, auf einem Dorfkirchhofe beerdigt. Die oben ſtehende Cantate wurde bei'm Einſenken des Sarges, den eben die aufgehende Sonne vergoldete, abgeſungen. B.

Im Grab iſt Ruh!
Der Hügel der mich deckt,
Geſegnet ſey er mir!
Ich ſchlummre ſanft, von keinem Sturm geweckt,
Schön unter Blumen hier:
Und wenn ich ausgeſchlummert habe,
Dann rufſt Du mich aus meinem Grabe.
Im Grab iſt Ruh!

Licht iſt dein Thron!
Zu Dir ſtreb ich hinan!
Und wandle freudig dort
Des Aethers blaue Bahn
Mit leichtem Fuß, von Stern zu Sternen fort;
Schau dann hinab, in dieſes Weltalls Leere,
Und ſing in der Verklärten Chöre:
Licht iſt dein Thron!

3.

Cypreſſenzweig, Amaliens Denkmal geweiht.

Die Sonnen kommen und die Sonnen weichen,
doch die Erinnrung dauert fort und fort!
Sie ſchweift von dieſer Erde Wellenreichen
zu der Vollendung ſtillem Landungsort:

kehrt zu der Leine Ufer ihre bleichen
bethränten Wangen — denn es ſchlummert dort
des Freundes Gattin, gute Kinder, eure
geliebte Mutter — unſre Ewigtheure!

Ach eine Blume, die in Edens Garten
ein Engel pflegte, ſorgſam auferzog,
und die ſich willig an die engen, harten
Gelände dieſer kalten Erde bog,
ſo war Sie! — In des Wiederſehns Erwarten
ſah ſie mein Herz, das ihr entgegen flog —
doch wie ein Blitz aus blauem Himmel ſchmettert
es mich zu Boden: Ach ſie iſt entblättert!

Noch zittert mir die Hand. Zu ihrem Bilde
vermag ſie nicht die Farben wahr und kühn
zu wählen, wie, in voller Güt und Milde,
feinfühlſam, in dem feuervollen Glühn
für alles Schöne, — wie im Erdgefilde
Amalia ein höheres Weſen ſchien,
beſtimmt, nicht lang auf Eden zu verzichten —
der Freundſchaft treu — noch treuer ihren Pflichten!

Empor darf ich zu dir die Blicke heben
die Augen ach! in Trauer bang vereint!
Im linden Wehn wirſt du ſie oft umſchweben
ſie, die in Lieb und Freundſchaft du vereint!

Dort wo dein Grab im ſtillen Siebeleben,
des Dörfchens Friedhof ſchmückt, der es umzäunt,
dort iſt für ſie, die Dein Gedächtniß lieben,
ein Mahlſtein der Erinnerung geblieben!

Wenn dort ſie weinend Trauerkränze winden,
dann glänze über jenes Todtenthal
wie damals, bei dem traurigen Verſchwinden
des Sarge, der Hoffnung lichter Sonnenſtrahl!
Denn Lieben, Wiederſehn und Wiederfinden
dies iſt die Innſchrift am Kriſtallenſaal,
dem dieſer Glanz entflammt! Wo er entglommen,
winkt uns Amalia und ruft: Willkommen!

A. N.

4.

Κυλληνιον. *)

Die Sfinxe hör' ich rauſchen in den Leyern:
Alethoſonens hohen Propyläen
Seh ich geheimnißvollen Glanz entwehen,
Und ihre Wunderbilder ſich entſchleiern:

Der Weltgeſang tönt von kryſtallnen Höhen,
Anbetend muß mit ihm die Seele feiern,
Und, angeſtrahlt von unbekannten Feuern,
In weichen Gluten, dämmernd, untergehen.

Doch dürfen wir das Göttliche nur ahnen,
Das uns, in goldnem Zauberſtrom, umwindet,
Auf dem, gleich Schwänen, Träume, ſingend,
ſtießen:

Der Dichter nur ſchwebt, ſehend, in den Bahnen,
In denen er die Sterne hat entzündet,
Die, dankbar, nun mit Glorien ihn umſchließen.

Franz Naſſow.

*) Oder: ein Jahr in Arkadien (Gotha Ettinger 1805) verdient gewiß als ein wahres ἀνακ λεγομενον in unſerer Literatur, das es doch immer auch bleiben möchte, aufmerkſamer Beachtung.
B.

5.

Das irdiſch Größte.

In Formen ſuchſt du das Größte zu denken,
in hoher nimmer gemeſſner Geſtalt.
Du ſtaunſt der Welten, die furchtbar ſich ſchwenken
des Sturm's, der Sonnen und Erden umwallt.

Das Größte glaubſt du von Bergen zu ſpähen,
vom Fels am tobenden, grundloſen Meer;
willſt's tief in ſchaudernden Klüften ergehen,
bei Aetnas Dämpfen vergiftend und ſchwer.

Das Größte alles Erſchaffnen zu finden,
ſchließ feſt dein forſchendes Auge Dir zu,
Begierden wirſt du im Buſen ergründen
und Willen, ſiegend mit himmliſcher Ruh.

Guſtav von Seckendorf.

6.

Die goldene Zeit.

Wir alle träumen von goldner Zeit,
die einſt auf Erden gewaltet.
Sie dünkt uns kindlich geſtaltet,
das Füllhorn ſtürzend aus roſigem Kleid
und freundlich niederwärts ſchwebend,
durch Seegen alles belebend.

Da habe Unſchuld und Friede regiert
und ſanfte, theilende Liebe.
Die wilden, feindlichen Triebe,
durch die das Herz ſeine Gottheit verliert,
ſie hielt die Hölle verborgen
an jenem himmliſchen Morgen.

Und ſorglos habe der Menſch ſich genährt,
um Reichthum nimmer geſtritten.
Bei harmlos freundlichen Sitten
hab ihm Erfindung nur Spiele gewährt.
So pflegt an das, was vergangen,
der Menſch Idole zu hangen.

Es gab eine Zeit, eine erſte dereinſt,
das irdiſche All hat begonnen.
Was Armer du ſchmachtend und ringend beweinſt,
mit minderer Müh ward's gewonnen.
Was jetzt nur die Klugheit, die Liſt ſich erraſft,
gab damals die friedlicher wirkende Kraft;
denn Wenige lebten auf weitem Raum;
hier ſiehſt du enträthſelt den goldnen Traum.

v. Ebendemſelben.

II.

Bruchſtück aus Lukans Pharſalien Buch VII. P. 45 bis 138.

Vorerinnerung.

Engländer und Franzoſen haben längſt ſchon allgemein anerkannte (et quas Palatinus recepit Apollo,) Ueberſetzungen der Pharſalie, eines Gedichts, das bei allen ſeinen Radicalübeln, als Fehler des Zeitalters und der Unvollendung, doch in ſeiner

Eine Bacchanten-Schaar
Im Rauſch' umgeben.

1 Armes Mädchen! wenn im Lenze
Pſychens Hayn ſich wieder ſchmückt;

2 Wenn der Himmel auf die Tänze
Guter Schäferinnen blickt;

1 Wenn die ſchweigenden Geſpielen,
Deren Scherze dir gefielen,
Weg von deiner Seite gehn;

2 Wenn die Götter, die dich kannten,
Dich im Schwarme der Bacchanten,
Armes, armes Mädchen! ſehn.

Beyde:

Ach! der Liebe letztes Flehn
Wird auf jedem Bäumchen ſtehn.

1 Mädchen, o! bey jedem Schritte,
Welket dir das friſche Grün;

2 Mädchen! unter deinem Tritte
Wird die Aue dir verblühn;

Beyde:

Und der Unſchuld letzte Bitte
Rachevoll vorüber ziehn.

1 Auf das Gold der reifen Garben,
2 Auf des Regenbogens Farben

Beyde:

Gattung das originellſte der Römer genannt werden muß. Wir ermangelten bis jetzt einer gelungenen Ueberſetzung. Davon, daß unſere Sprache den Rhetoricaton des Römers nicht trage, kann nicht mehr die Rede ſeyn, ſeit Voß gezeigt hat, daß ſie in den Händen des wahren Meiſters ihre ſprödeſte Widerſpenſtigkeit ablegt, und aus hartem Kieſelgeſchiebe zum gehorſamſten Wachs werde. Mit Vergnügen nimmt alſo der T. M. dies Bruchſtück einer ganz vollendeten Ueberſetzung des Lukaniſchen Epos auf. Sie dienet als Probe einer vollſtändigen metriſchen Ueberſetzung dieſes hiſtoriſchen Gedichtes, welche ſamt dem, von dem berühmten Philologen Chevalier *Angelo d'Elci* von Florenz, (der unter dem Namen Angelus Illycinus bekannt iſt) nach den beſten Ausgaben und mehreren Handſchriften der k. und k. k. Hofbibliothek in Wien berichtigten Grundtexte, bei dem Herrn Buchdrucker und Buchhändler J. P. Degen in Wien, in einer Prachtausgabe erſcheinen wird, wozu die Herren Prof. Leupold, Kohl, Schramm, Nahl, Frey u. ſ. w. nach Zeichnungen des Herrn Wächter, eines Malers aus Rom, die Kupfer liefern. Wir enthalten uns billig, dem Ausſpruch urtheilsfähiger Leſer durch ein Vorurtheil vorzugreifen, und bemerken nur, daß der Ueberſetzer dies Wagſtück nicht mit

jugendlicher Voreiligkeit, sondern nach einer langen Reihe von Vorbereitungen unternimmt. Schon längst bewieß er seine Kunstfertigkeit in beiden Sprachen, in Scherz und Ernst, durch mancherlei Originalgedichte und Uebersetzungen vor einem großen, ihm vollen Beifall zollenden, Publikum. Auch in der neuesten Sammlung seiner Gedichte, die unter dem Titel: Neuere Gedichte von Joh. Franz *Ratschky*, bei Degen in Wien 1805, 245 S. in 8. erschienen sind, und sich besonders als Stimme eines teutschen Mannes, bei den Drangsalen der Zeit auch durch ihre patriotische Tendenz auszeichnen, macht eine wohlgerathene Uebersetzung des ersten poetischen Feldzugs des Dichters Claudian gegen den verruchten Eutropius, wozu es in unsern Tagen nicht an Seitenstücken fehlt, eine treffliche Zugabe. Uebrigens würde es ein zufälliges, aber doch auch dankenswerthes Verdienst dieser Uebersetzung seyn, die mit einem nach Handschriften zu berichtigenden Grundtexte zur Seite erscheinen soll, wenn sie für einen unserer sach- und wortkundigsten Philologen ein Stachel würde, die schon so lange in einer eignen Epistola critica angekündigte kritische Ausgabe des Dichters, wozu, wie wir wissen, ihm einer der reichsten Apparate zu Gebote steht, endlich erscheinen zu lassen.

Strahlen verdrängten die Sterne der Nacht, als das Heer mit verworrnem
Lärm im Lager, gedrängt vom Weltverhängniß, des Treffens
Losung zu fodern begann. Der größte, das Ende des Tages
Nicht mehr erlebende Theil des gemeinen Volkes umdrängte
Murrend das Zelt des Feldherrn, und hieß des harrenden Todes
Eilige Stunden, entflammt vom lauten Getümmel, sich nähern.
Furchtbar herrschte die Wuth: das Loos des Staats und sein eignes
Wünschte man endlich entschieden zu sehn. Unthätig und furchtsam,
Sagte man, sey Pompejus; zu viel erduld' er vom Schwäher;
Herr der Erde zu seyn, mit Nationen nach seiner
Willkühr zu schalten, gefall' ihm, und drum vermeid' er den Frieden.
Laut beklagten sich auch die östlichen Herrscher und Völker,
Man verlängre den Krieg, und halte sie fern von der Heimat.

Dieß iſt, o Götter, ſo oft ihr die Welt zu erſchüttern beſchließet.
Eure Fügung, daß wir zur Schuld noch Verblendung geſellen:
Uns in's Verderben zu ſtürzen, verlangen wir ſchädliche Waffen,
Und Pharſalien wird der Wunſch des pompejiſchen Lagers.

Tullius, Gründer und Haupt der römiſchen Redekunſt, deſſen
Konſulkleidung und Macht vor friedlichen Beilen den dreiſten
Katilina zu zittern einſt zwang, der, nur dem Gerichtsplatz,
Nur dem Rednerſtuhl hold, und des langen Schweigens im Felde
Müde, den Waffendienſt haßte, war Herold des Willens der Menge:
Gründen von ſchwachem Gewicht gab ſeine Beredtſamkeit Nachdruck.
„Nichts, „begann er," verlangt das Glück, o Pompejus, für alles,
„Was es je für dich that, als gebraucht zu werden, und brünſtig
„Flehn wir Häupter des Heers und die Könige, die dir hier dienen,

„Samt der fußfälligen Welt, uns den Schwächer besiegen zu lassen.
„Soll denn Cäsar so lang der Menschheit zum Stoffe des Krieges
„Dienen? Billig empört Pompejus als langsamer Sieger
„Völkerschaften, die er im eiligen Durchzug einst zähmte.
„Wo ist dein kriegrischer Muth? wo die Zuversicht auf das Verhängniß?
„Scheust du die Götter, und hast, Undankbarer, ihnen des Rathes
„Wohl zu vertraun nicht das Herz? Selbst fassend seine Paniere,
„Wird das vordringende Heer, o der Schande! zum Siege dich zwingen.
„Wardst du Feldherr durch uns, verfechten wir unsere Sache,
„Dann gebührt uns das Recht, das Schlachtfeld wo immer zu wählen.
„Sprich, was kann Cäsarn dem Rachschwert der Welt zu entziehn dich bewegen?
„Laß dem Geschosse den Lauf! man erwartet das zaudernde Zeichen
„Kaum noch: eile, damit dich dein Kriegshorn nicht hinter sich lasse!

„Ob

„Ob der Senat, der dir folgt, dein Gefährte
sey, oder dein Kriegsmann,
„Fragt er dich.“ Seufzend erſah der Feldherr,
daß ihm der Himmel
Ungetreu, daß das Geſchick nicht günſtig ge-
ſinnt ſey, und ſagte:
„Wünſcht ihr es alle, genügt euch Pompejus
als Krieger, bedürft ihr
„Ihn als Führer nicht mehr, ſo hemm' ich nicht
länger das Schickſal:
„Ein gemeinſamer Sturz ſey das Loos der Welt,
und für große
Schaaren des Menſchengeſchlechts ſey dieſer der
letzte der Tage.
„Aber, o Rom, ſey Zeuge, daß mir den Tag
des Verderbens
„Uebermacht aufdrang: des Kriegs Mühſeligkeit
durfte dich keine
„Wunden koſten, und hätt' unblutig deinen
bezwungnen
„Und gefangenen Feind dem verletzten Frieden
geliefert.
„Welch ein ſtrafbarer Wahn! Verblendete, die
ihr euch fürchtet,
„Ohne vergoſſenes Blut in Bürgerkriegen zu
ſiegen!

„Rings zu Waſſer und Land verdrängten wir unſere Gegner,
„Zwangen ihr hungerndes Heer, noch nicht zur Reiſe gelangte
„Saaten zu rauben, und drangen beim Feind den verzweifelten Wunſch ab,
„Daß er vielmehr durch das Schwert zu fallen, und ſeine mit unſern
„Todten zu miengen, ſich ſehnt. Schon viel iſt im Kriege geleiſtet,
„Wenn man bewirkt, daß Neulinge nicht vor der Schlacht ſich entſetzen,
„Falls der Tapferkeit Drang und Kampfbegier anders des Treffens
„Loosung zu fodern euch treibt. Die Furcht vor künftigen Uebeln
„Stürzte ſchon viel' in die gröſte Gefahr: der Muthigſte dünkt mich,
„Wer, was ihm droht, zu dulden gefaßt, wenn ein Unfall bevorſteht,
„Sich zu mäßigen weiß. Wie? ihr gäbt in der günſtigſten Lage
„Euch dem Ungefähr Preis? überließet dem Schwerte des Erdballs
„Schickſal, und ſähet den Feldherrn viel lieber fechten, als ſiegen?

„Glück! du vertrauteſt mir einſt die Leitung des Römiſchen Staates:

„Nimm ihn vergrößert zurück, und ſchütz' im blinden Gefecht ihn!

„Weder Schande, noch Ruhm gewähre der Krieg dem Pompejus.

„Cäſar, dein ſträflicher Wunſch überwiegt, bei den Mächten des Himmels!

„Meinen: wir kämpfen, und ach! was für Frevel, was für ein Unheil

„Harret der Völker noch heut! wie manches Reich wird zerfallen!

„Wie wird, getrübt von Römiſchem Blut, der Enipeus ſich wälzen!

„Träfe doch nur, wenn mein Fall nicht von Folgen, nicht etwa der Umſturz

„Unſrer Partei iſt, mein Haupt der erſte in dieſer betrübten

„Schlacht geſchwungene Speer! dies hielte Pompejus für ſeinen

„Freudigſten Sieg. Entweder verhaßt den Völkern der Erde,

„Oder beklagenswerth wird nach dem heutigen Blutbad mein Name:

„Alles Unglück, das bald das entſcheidende Schickſal herbeiführt,

„Trift den Beſiegten, den Sieger die Schuld.“
So ſprach er, und ließ nun
Willig die Waffen dem Heer und dem tobenden
Grimme die Zügel.
So wie das Steuer ein Schiffer, der Wuth
nordweſtlicher Stürme
Weichend, dem Wind überläßt, und des von
der Kunſt jetzt verlaßnen
Fahrzeugs Laſt unthätig ſich ſchleppt. Bang
tönte verworrner
Lärm in dem Lager, und ungewiß ſchlug der
Puls in den rohen
Herzen gegen die Bruſt: die Bläſſe des nahen-
den Todes,
Ihres Verhängniſſes Bild, überzog das Ange-
ſicht Vieler;
Jedermann wußte, der Tag ſey vorhanden, der
bis in die fernſten
Zeiten durch Waffen das Loos der Menſchheit
beſtimmt, und das Schickſal
Roms entſcheidet. Betäubt von größern Be-
ſorgniſſen, kannte
Keiner die eigne Gefahr: wer wäre noch, wenn
er die Meerfluth
Ufer verſchlingen, die See auf den Gipfeln der
Berge, die Sonne

Samt den Geſtirnen zur Erde geſtürzt, und alles zu Grund gehn
Sieht, für ſich ſelber beſorgt? Sein eigenes Unglück zu fürchten,
Fehlt' es an Zeit: der Bangigkeit Grund war nur Rom und Pompejus.

J. F. Ratſchky.

III.

Die Nymphe und der Wanderer. *)

Der Wanderer.

Wie? Hier an dieſer dürren Stelle,
— Najaden unbekannt, — wo nie zuvor

*) Mit Ehrfurcht ſpricht nicht nur der Oeſtreicher, ſondern auch der Sachſe, und warum nicht jeder, dem Teutſche Fürſtengröſſe und Bürgerſinn noch nicht in Milton's Paradise of Fools zu gehören ſcheint, den Namen des erhabenen Menſchenfreundes und Beförderers alles deſſen, was ſchön und darum auch gut iſt, des Herzogs von Sachſen-Teſchen aus. Auf Befehl Sr. Königl.

Beyde:

Sinkt ein mattes Trauerlicht:
Denn wo Tugenden erſtarben,
Da verweilt die Freude nicht.

Zwoo andre Stimmen.

Erſte Stimme:

Im Liebevollen Chor,
Lieſſen die Götter alles Schönen
Ihr ins Ohr
Keuſche Flötenlieder tönen:
O die Götter alles Schönen
Koſteten ihr den Nectar vor.

Zwoote Stimme:

Aber, ach! es tönte lauter
Ihr der Cymbeln Klang;
Und das Mädchen ward vertrauter
Mit des Satyrs Waldgeſang;
Und der Waldgott trug
Zu der unbewachten Dirne
Seinen oft entweyhten Krug.
Von der jungfräulichen Stirne
Wich die Schaam; ihr Buſen ſchlug
Nun von wilderem Ergötzen;
Denn der volle Krug
Mußte die Roſenlippe benetzen.

Das Murmeln eines Bach's des Müden Ohr
Ergötzte, hier die reinste Silberquelle? —
Sprich Nymphe, stieß Poseidon hier
Mit starkem Arm den mächt'gen Dreizack nieder?
Wie? oder ward der schöne Auftrag dir
Von einem Gott, — zum Seegen meiner Brüder,
Die längst des kühlen Quells vermissen,
Hier deine Urne auszugießen? —

Die Nymphe.

Kein Gott, doch unter Sterblichen ein Gott,
Erhaben schon durch Reichthum, Macht und Würde,
Mehr noch durch Tugend, Er — der Menschheit Zierde,

Hoheit wurden jüngst die wasserbedürftigen Vorstädte Wiens durch einen Quell, der mit großen Kosten dahin geleitet würde, erquickt und erfrischt, und der edle Wohlthäter zeigt dadurch, daß er eine klassische Denkart habe und wisse, was munus im schönsten Sinne der Römischen Liberalität bezeichne. Obenstehendes Gedicht wurde bei dieser Veranlassung von Hrn. Michael Lenker, Hauptmann des Ingenieur-Corps und Lehrer der reinen Mathematik beim K. K. Ingenieur-Corps, verfertigt, und verdient eben sowohl durch die feine Einkleidung des Gedankens, als durch seinen Gegenstand hier eine Stelle. B.

Fürſt Albert winkt', — auf ſein Gebot
Entſprang die Quelle hier, die ich beſchütze.
Entrückt ward Ihm die hohe Gattin, Ach!
Mit Ihr — dem Dulder Troſt, dem Dürft'gen Stütze.
Noch fließt der Wehmuth Thrän' ins Grab Ihr nach,
Die Glück und Tugend mit Ihm theilte. —
Er durfte winken, und — von nah und fernher eilte
Der Künſtler Schaar, ein Denkmahl — prächtiger,
Als Artemiſia dem Mauſolus erbaut,
Und kühner noch, und unvergänglicher,
Als, die noch jetzt erſtaunt der Wandrer ſchaut,
Von jenem Volk am Nil zum Heiligthume
Der Aſche ſeiner Herrſcher aufgethürmt, —
Ihr zu errichten. Doch — ein großes Herz beſtürmt
Nicht ſchnöder Geitz nach unfruchtbarem Ruhme.
Erhab'ner Seelen werth, dem ſchönen Triebe
Der edlen unbegränzten Menſchenliebe
Geweiht und heilig ſollt' ihr Denkmahl ſeyn;
Wenn lang Sie dort der Tugend Lohn genießen,
Wenn längſt auf Beider Grab des Dankes Thränen fließen,

Dann Menſchen ſollt ihr noch euch Ihrer Wohlthat freu'n.
Nicht ſinnlos ſtaunen ſollt ihr ob des Werkes Pracht,
Nein, ſeinen ſchönen Zweck mit regem Dank genießen,
So wollt' auch Sie's, Der eure Thränen fließen,
Die noch im Tode für euch lebt, und wacht.
Den Mangel, der euch drückt' — Bewohner dieſer Gegend, —
Sie ſahen Beide ihn. — „Er ſey hinfort nicht mehr"
So dachten Sie! — Und Ihr zum Denkmahl führte Er,
— Kein Hinderniß, kein Gold, nur eure Noth erwägend —
Durch Hügel, Feld und Wald, vom fernen Berge her
Die ſchönſte reinſte Silberquelle
Hieher an dieſe dürre Stelle.

Der Wanderer.

Ein Sterblicher, ſagſt du, gebot' ihr hier zu fließen?
In unſern Herzen lebt der Güt'ge ewig fort!

Von unſern Enkeln wird's die ſpäte Nachwelt
wiſſen,
Daß Alberts Wink, Sein menſchlich mächtig Wort
Hier dieſe Quelle ſchuf. — Gott, höte unſer
Lieb'n!
Lang mög Er noch der Armuth Seegen hören,
Die er getränkt! Lang möge Er noch ſeh'n
Der Menſchen Glück, die ſich an dieſer Quelle
nähren,
Die durch den gift'gen Hauch der ſtauberfüllten
Luft,
Durch ſchädlichen Genuß des beigeführten, trägen
Erſtorb'nen Waſſers früh der düſtren Gruft
Entgegenreiften. Lang mög' Er den lauten
Seegen
Derjen'gen fühlen, die, voll tiefen Danks, entzükt,
Ihr All gerettet ſehn, wenn nun durch Seine
Gnade
Der Flamme wilde Wuth — im Werden ſchon
erſtickt —
Nicht weiter greift, nur ein geringer Schade
Den Unvorſicht'gen ſtraft. — Wenn Er dann
einſt hinwallet
Ins Land der Ruh, in jene Region,
Wo Sein die Gattin längſt, und der erhabne Lohn

Der Tugend harrt, Ihm nach dann unser Se-
gen hallet;
Dann rausche dieser Quell Euch stete Himmels-
freud.n;
Ein jeder Tropfe werd' ein Meer der Seligkeit
Für Dich und Sie, die Sich dies schöne Denkmahl
weihten;
Ein jeder Labetrunk, deß einer hier sich freut,
Erweck Euch das Gefühl — zu der Erhabenheit,
Erhöht, in welcher Ihr dann lebet, —
Das beim Genuß den Dürstenden durchbebet! —

IV.

Etwas über die Kultur der Russischen Nation. *)

Fragment eines Briefes vom Jahre 1800.

Die gegenwärtige Kultur der Russischen Nation, unterscheidet sich von der des übrigen Euro-

*) Aus der Feder eines Teutschen, der unmittelbar unter der großen Katharina zu manchem edeln Zweck die Feder führte, und jetzt in sein Vaterland zurückgekehrt ist. B.

pa's, besonders dadurch, daß sie auf einem ganz verschiedenen Wege bewirkt worden ist.

Unter allen übrigen Europäischen Völkern fieng die Kultur in der Mitte an, vorzüglich unter der Geistlichkeit; von wo sie sich, so wie es unter diesen Umständen seyn konnte, sowohl nach unten herab, als nach oben herauf ausbreitete. In Rußland fieng sie von oben an, und stieg mit schnellem Schritte aus der höhern Region immer weiter nach unten herab.

Peter der Große war zu seiner Zeit der aufgeklärteste und kenntnißreichste Mann seines Volks; wie er denn überhaupt einer der größten und seltensten Menschen war. Von ihm, und durch ihn, verbreitete sich das Licht zuerst, und beinahe nur allein, in dem obern Stande; welches um so mehr Statt haben mußte, da nach dem Geiste und Buchstaben seiner weisen Verordnungen, jeder Mann aus den niedern Ständen, der sich durch ausgezeichnete Talente und Verdienste bis zu einer gewissen Rangstufe empor geschwungen hatte, dadurch von selbst und ohne weiteres, in den Stand des Russischen Adels trat. Der ist ein Edelmann, sagt ein Ukas jener Zeit.

.... Dieſer verſchiedene Gang der Kultur, mußte natürlich verſchiedene Reſultate geben, die auch wirklich für jeden denkenden Mann, der Rußland und die Ruſſiſche Nation in der Nähe beobachtet hat, nicht zu verkennen ſind. Dagegen hat die Unkunde oder Nichterwägung dieſer Thatſache, zu manchen falſchen Berechnungen, und zu ſo manchen ſchiefen Urtheilen über Rußland und die Ruſſen Anlaß gegeben.

Der Gang der Kultur von oben her, ſcheint in verſchiedenem Betracht, der Ruhe, Wohlfahrt und Ehre eines Staats, am angemeſſenſten zu ſeyn. Er wäre ohne alle Widerrede der wünſchenswürdigſte und beſte, wenn es möglich zu machen wäre, daß die moraliſche Kultur der Menſchen und Völker mit ihrer wiſſenſchaftlichen Kultur immer gleichen Schritt hielte. Wie dem auch ſey; ſo iſt wenigſtens ſo viel gewiß, daß Rußland in einem einzigen Jahrhunderte unmöglich bis zu dem Grade der Aufklärung gelangt wäre, auf dem es wirklich ſteht, wenn dieſe, wie in andern Ländern, von der Geiſtlichkeit ausgegangen wäre, und die Farbe dieſes, übrigens ehrwürdigen Standes, trüge.

Nach Peter dem Erſten bis auf Katharina die

Zweite, giengen die Sachen, zwar nicht in demſelben kraftvollen Laufe, aber doch auf demſelben Wege fort, den jener groſse und edle Monarch eröffnet und vorgezeichnet hatte. Alle bedeutende Staatsbeamte, alle Männer von ausgebildetem Geiſte, alle Gelehrte und Schriftſteller Ruſſiſcher Nation, gehörten entweder durch ihre Geburt zum Adel des Reiches, oder traten vermittelſt ihres durch Kenntniſſe und Dienſte erlangten Ranges, für ſich und ihre Nachkommen, in den Stand des Adels ein; eine Erſcheinung, die in keinem andern Europäiſchen Lande Statt gehabt hat. Alle wiſſenſchaftlichen Bildungsinſtitute waren beinahe ausſchlieſslich für den Adel beſtimmt. Denn die wenigen Zöglinge aus den niedern Ständen, die in dieſe Lehranſtalten aufgenommen wurden, kamen gegen die ganze Maſſe des Volks in gar keinen Betracht; ſo wenig, wie die Zöglinge in den geiſtlichen Seminarien, die auch eigentlich nicht für den Staat, ſondern für die Kirche gebildet wurden. Die Ruſſiſche Nation hatte noch keine öffentlichen Schulen zum Unterricht für Jederman. —

Katharina die Groſse, lieſs es ſich ſeit dem Anfange ihrer Regierung angelegen ſeyn, das Licht, welches Peter der Groſse um ſeinen Thron angezündet hatte, verhältnisſmäſsig unter dem ganzen Volke

zu verbreiten. Kein Monarch, den die Geſchichte kennt, hatte jemals mehr zur Beförderung der Aufklärung und liberalen Denkungsart eines großen Volks gethan. Sie ſtiftete gegen das Ende ihrer Regierung die Volksſchulen; ein viel zu wenig gekanntes Unternehmen, das einen ſo großen Umfang als ſchnellen Fortgang hatte, und von allen humanen Anſtalten dieſer großen Frau für das Innere des Reichs, die wichtigſte und folgenreichſte zu ſeyn verſprach. — Wer, der es ſah, hat es nicht mit innigſtem Vergnügen geſehen, mit welchen dankbaren Gefühlen der gemeine Mann in der Reſidenz dieſe Wohlthat einer geliebten Landesmutter erkannte und ſich zueignete. — Die Ruſſen ſind ein braves, gutmüthiges, mit vorzüglichen Anlagen begabtes, jeder Kultur fähiges Volk; ſie zeigten ſich der mütterlichen Geſinnungen ihrer großen Monarchin würdig.

Die in dem Plane der Volksſchulen liegende ſchnelle Vermehrung und Vervollkommnung derſelben, ließ für die Ruſſiſche Nation, in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume, eine beſſere ſtaats- und weltbürgerliche Erziehung hoffen, als die mehreſten Europäiſchen Nationen im Laufe verſchiedener Jahrhunderte erhalten hatten. — Es wäre indeſſen wohl zu wünſchen, daß der obere Stand des Volks den

Vorſprung, den er nun einmal in wiſſenſchaftlicher Bildung und Aufklärung vor den andern Ständen voraus hat, durch fortgeſetzte Anſtrengung auch ferner behaupten möchte; während daß der Zutritt zu dieſem Ehrenſtande jedem ausgezeichneten Talente und Verdienſte offen ſteht. Denn, der Ruſſiſche Adel iſt nicht, gleich dem Adel mancher anderer Länder, bloß ein Stand der Vorrechte, Begünſtigungen und Anmaaßungen; er iſt ein Stand, deſſen Glieder, nach den Geſetzen des Reichs, zum Dienſte des Vaterlandes geweiht, und moraliſch gezwungen ſind; weil man ohne einen im Dienſte erworbenen Rang, auf keine adeliche Ehre noch Achtung Anſpruch machen kann. —

Dieſe geſetzlichen Verhältniſſe, zwangen den Ruſſiſchen Adel, ſich mit Eifer um Kenntniſſe zu bewerben, und haben in Rußland allen nützlichen und ſchönen Künſten eine Achtung und Ehre erworben, die ſie unter dem Adel anderer Europäiſchen Länder nie hatten; ein Verhältniß, welches den Gang der Kultur in andern Ländern gehemmt, in Rußland aber beſchleuniget hat.

Es gab Staaten, wo es in der Mitte immer heller und heller ward, während daß es in den oberen

1 Wenn nun dem Hirtenvolke
Der junge Maytag ſingt;
2 Wenn ſich zur goldnen Wolke
Die frühe Lerche ſchwingt;

Beyde:
Und in den heiligſten Gebüſchen
Ein leiſes Götterlied dazwiſchen
Der Unſchuld in die Seele dringt;

1 Wenn lieblich am Geländer
Die rothe Traube glänzt;
2 Die Winzerin behender
Den Morgenputz ergänzt;

Beyde:
Und unſichtbar, im Götter-Saale,
Der ſchönſte Gott die beſte Schaale
Für Mädchen-Tugenden bekränzt;

1 O Mädchen! wehe dir,
Daß frohe Lerchen hier
Sich lauter Liebe ſagen!

2 O Mädchen! wehe dir,
Daß Winzerinnen hier
Um deine Tugend klagen!

Beyde:
Wohin ſich deine Blicke wagen,
O Mädchen, wehe, wehe dir!

Regionen kaum dämmerte. Die Geſchichte der mittleren und neueren Zeiten, liefert Beweiſe genug, wie viele und groſſe Uebel aus dieſem Zuſtande der Dinge entſtanden ſind.

Der Adel mehrerer Europäiſchen Länder, machte ſich lange eine Ehre daraus, unaufgeklärt, und in allen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen unwiſſend zu ſeyn. — Er widmete ſich bloß körperlichen Uebungen; ehrte, auſſer völliger Unthätigkeit, bloß Kriegs- und Hofdienſte; und liebte den Schmuck und die Einkünfte vornehmer geiſtlichen Stellen, deren Dienſtverrichtungen er, zu mehrerer Bequemlichkeit, durch Stellvertreter aus dem bürgerlichen Stande, vertreten ließ. — Dieſe und dergleichen Mißbräuche und Vorurtheile, haben in Rußland nie Statt gefunden; wo in der geſetzlichen Regel, nur Kenntniſſe, Verdienſte, und Dienſte, von Seiten des Staats, Ehre und Belohnung erwarten können. —

V.

Ueber den Charakter des Cicero. *)

(Vom Professor Rommel zu Marburg.)

Die Würde und Hoheit der menschlichen Natur wird nicht leichter verletzt, als durch Gemüthsurtheile über Menschen und Menschencharaktere. Statt jeden Menschen, der nicht im Widerspruch mit sich ist, der, als ein harmonisches Naturgebilde, in seiner Art vollendet, in sich und für sich bestehet, als einen Gegenstand des Verstandes anzusehen, den man unverfälscht und im Zusammenhange auffassen und verstehen müßte, um ihn konstruiren und objectiv darstellen zu können, meistert man ihn oft, nach dem

*) Ein wahres Wort zu seiner Zeit! Der disertissimus Romuli nepotum heißt unsern überklugen und übersättigten Geschmacksgängern ein breitausfließender Wassermann, und was ist nicht über Ciceros Charakterschwäche seit jenem Pasquill des Hallischen Ciceromastix: Cicero der größte Windbeutel bis in die neuesten Zeiten herab, wo selbst die bewaffnete Neutralität Mühe hat, sich zu behaupten, vernunftelt und gespöttelt worden! B.

Einzelnen urtheilend, und, nachdem man das Leben und den Geiſt deſſelben verwiſcht hat, ſpricht man mit erregtem Gemüthe, und verwirft oder erhebt, beſtaunt oder verachtet ihn nach individuellen und ſubjectiven Gefühlen, die man für die Regel und den Maaßſtab der Wahrheit anmaaßlich ausgiebt. Als ob nicht eines Menſchen Charakter das Reſultat ſeiner Geburt, ſeiner Erziehung, ſeiner Organiſation, ſeiner Bildung, des Bodens, des Klima's, der Umſtände und Verhältniſſe wäre! Als ob nicht ein jedes in ſeiner Art vollendetes Naturgebilde die Regel und den Maaßſtab ſeiner Beurtheilung in ſich ſelbſt trüge! Als ob man harmoniſch ausgebildete, in ſich und für ſich beſtehende Menſchencharaktere der jetzigen oder vergangenen Welt, nach vergänglichen, ſchwankenden, von Zeit und Ort, von Umſtänden und Verhältniſſen erzeugten Gefühlen der Sitte und des Handelns modeln und richten könnte!

Weg alſo mit den Gemüthsurtheilen, und ſubjectiven Kritiken, weg mit der anmaaßenden Gerichtsbarkeit über vollendete Menſchencharaktere der jetzigen oder vergangenen Welt, ſo lange wir nicht einen objectiven, über alle Menſchenindividuen ſchwebenden Maaßſtab beſitzen, der von ewigen und unvergänglichen Charaktermuſtern abſtrahirt, gleichſam

der Gottheit entriſſen, das Recht des Urtheils über Menſchen und Menſchencharaktere bezeichnete! Weg auch mit der Parallele zwiſchen Männern der jetzigen und vergangenen Welt, die die Größe des Einen herabſetzt, um den Andern zu erhöhen, Jenem zuſetzt, was ſie Dieſem entreißt, Beide aber aus Einem Geſichtspunkte beurtheilt und nach Einem Maaßſtabe richtet. Cicero war Cicero, Cäſar war Cäſar, Napoleon iſt Napoleon!

So wie man nun im gemeinen Leben jeden achtungswerthen Menſchen — und welcher Menſch iſt nicht achtungswerth — der harmoniſch ausgebildet und in ſeiner Art vollendet iſt, nicht nach vorgefaßten Gefühlen beurtheilen, ſondern gleich wie einen Autor, das heißt, aus ihm ſelbſt erklären und interpretiren ſollte, ſo kann auch ein Autor, er mag Grieche oder Römer ſeyn, deſſen Charakter als das Reſultat einer andern Welt, eines andern Staates, einer andern Kultur, einer andern Lebensart anzuſehen iſt, nicht nach den Begriffen unſerer Städte und Dörfer, und nach der Weisheit unſerer Kanzeln und Kanzleiſtuben gerichtet werden. Und iſt das Leben dieſes Mannes in die Geſchichte ſeines Volkes verflochten, bezeichnet es eine merkwürdige Epoche eines univerſalhiſtoriſchen Staates, dann

entwickele uns deſſen Charakter der Hiſtoriker aus den Acten, die ihm zu Gebot ſtehen, und male ihn der Hiſtoriograph, ſeiner Individualität vergeſſend, in objectiver plaſtiſcher Darſtellung.

Cicero der Republikaner und Staatsredner, deſſen früheſte Lebensperiode in die Zeiten des Sulla und Marius fällt, deſſen Greiſenalter an das Triumphirat des Octavianus, Antonius und Lepidus reicht, durchlebte in ununterbrochener bürgerlicher Thätigkeit, in unausgeſetzter Beſchäftigung mit den edelſten Wiſſenſchaften, als Rathgeber jedes Römiſchen Bürgers, der ſeine Hülfe erheiſchte, als Freund und Vertrauter aller großen Staatsmänner und Feldherrn zu Rom, die merkwürdigſte Epoche des großen Republikaniſchen Römerſtaates. Schon in früher Jugend durch ein außerordentliches Genie ausgezeichnet, erhub er ſich nicht durch den Glanz ſeiner Vorfahren, ſondern durch eine in Republikaniſchen Staaten allmächtige Beredtſamkeit zu den höchſten Ehrenſtellen, und bekleidete die Aemter eines Quäſtors, eines Prätors, eines Augurs, und eines Konſuls mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß er ſich den Ruhm eines großen Staatsmannes, und einen ſiegreichen Einfluß in den Römiſchen Senat, dem weiſeſten Staatskollegium der alten Welt, erwarb. Un-

ter dem Wechsel der Personen, die er vertheidigte und erhub, wenn sie Freunde der Republik waren, die er verfolgte und zur Rechenschaft zog, wenn sie Feinde des Vaterlandes wurden, war sein Leben das Leben des Staates, und sein Interesse das Interesse der Republik. So regierte er eine Zeit lang die wichtigsten und verwickeltesten Geschäfte des Römischen Staates, und sein konsularisches Ansehn, einige Jahre durch die Domination des Julius Cäsar unterbrochen, dauerte bis zu dem Triumphirat der Oligarchen, durch deren Proscription er als ein Opfer des Hasses und der Treulosigkeit einen heldenmüthigen Tod starb.

Wenn der Charakter eines Menschen das eigenthümliche Gepräge der in Wechselwirkung stehenden Kräfte des Verstandes und Eigenschaften des Gemüthes ist, so sieht man bald, daß die charakteristische Individualität des Cicero sich am deutlichsten in seinen Reden an den Senat und an das Volk, und in seinen Briefen an seine vertrauten Freunde ausspricht. Denn als Philosoph und dogmatischer Schriftsteller, kannte und verehrte er wohl die hohen Ideale der Sittlichkeit, die die Stoische und Akademische Schule dem Menschen vorhält, aber als Römer und als Staatsmann handelte er mehr nach

einer in das Leben eingreifenden, und für die bürgerlichen Verhältniſſe in denen er ſtand, geeigneten Moral, und befolgte hauptſächlich den Grundſatz: Eſto vt videare, Erwirb dir reelle Eigenſchaften, um ſie geltend zu machen, wohl wiſſend, daß es der einzige Weg zum wahren Ruhm ſey, wenn man ſich bemühete, das wirklich zu ſeyn, was man ſcheinen wollte. „Ein blos angenommener Schein, ſagt daher Cicero ſelbſt in ſeinem Werk über die Pflichten, welches weniger die Grundſätze einer für das Privatleben der niedern Stände geeigneten Moral, als Regeln der Weltweisheit und Klugheit für römiſche Staatsmänner enthält, ein blos angenommener Schein, Prahlerei mit Verdienſten und Tugenden, die wir nicht beſitzen, gewiſſe erkünſtelte Reden, oder wohl gar Mienen können uns kein dauerhaftes Anſehen verſchaffen. Nein, wenn die Ehre, die auf Wahrheit gegründet iſt, tief wurzelt, und ihre Aeſte weit ausbreitet, ſo fällt hingegen die falſche erdichtete, in kurzer Zeit ab, wie eine Blüthe." Cicero ſtrebte alſo nach dem, was ihm wahre Ehre und wahren Ruhm bringen konnte. „Durch Liebe, ſagt er an einem andern Orte, in ſeinem Werke über die Pflichten, erwirbt man ſich Ruhm (gloria), wenn man in dem Kreiſe der uns umgebenden Mitbürger wohlthätig, gerecht, leutſelig iſt, und alles

moraliſch Gute, und wahrhaft Anſtändige ausübt, durch Zutrauen, wenn man Rechtſchaffenheit und Einſichten hat, durch Bewunderung, wenn man Gleichgültigkeit gegen Vergnügen und Schmerz, ſtandhafte Gerechtigkeitsliebe, Unbeſtechlichkeit und andere ſeltene und hervorſtechende Eigenſchaften beſitzt. Denn Ruhm im vollkommenſten Verſtande des Wortes, faßt dieſe drei Dinge in ſich, Liebe, Zutrauen und Bewunderung einer groſſen Anzahl von Menſchen." Man ſieht, welche würdige Begriffe die Römer mit dem Worte Ruhm verbanden. Und dennoch ſagt Cicero, in einem Briefe an den Cato, daß er den Ruhm, um des Ruhmes willen, nicht liebe.

Aber er ſagt es in ſeiner Rede für den Archias, daß Ruhm und Ehre die Belohnungen ſeyen, die der Edle für ſeine Tugenden verlange. So ſcheint es alſo, daß Cicero auch die Tugend nicht um der Tugend willen liebte? So ſcheint es.

Aber man vergeſſe nicht, daß Cicero, groß genug um den Ruhm der Gegenwart zu verachten, nur im Gefühl der ſich ſelbſt belohnenden Tugend, den verewigenden Ruhm der Nachwelt ſich zuſichern konnte.

Und geſetzt nun auch, daß Cicero den Ruhm zu heftig liebte, war nicht ſeine Ruhmliebe von einer ſehr edlen Art? Und war es nicht das Römiſche Volk, welches ihm dieſe Richtung gab, waren es nicht ſeine Zeitgenoſſen, welche ihn ſo bildeten? Ihn hatte das Römiſche Volk aus dem Staube erhoben, ihm hatte es alle ſeine großen Ehrenämter übertragen, um ſeinetwillen legten viele tauſend Ritter und Senatoren Trauerkleider an, als er verwieſen werden ſollte, ihn empfieng ganz Italien jauchzend, als er zurückkehrte, ihn nannte es öffentlich den Vater des Vaterlandes, um ſeinetwillen rührte ein Schauſpieler das ganze Volk bis zu Thränen, an ihn ſchloſſen ſich alle Republikaner. War es ein Wunder, daß Cicero Cicero ward?

Cicero geſteht es ſelbſt mit edler Offenherzigkeit, daß er den Ruhm zu heftig liebe. Wenn man es ihm aber zum Vorwurf macht, daß er in ſeinen Reden, wie in der Rede für den Archias, die edlen Sentenzen, welche er dort über die großen Triebfedern des Menſchen, Ruhmliebe und Ehrgeiz, ausſpricht, mit ſeinem Beiſpiel erläutert, ſo vergißt man, daß es der Staatsredner war, der, um das Langweilige einer moraliſchen Epiſode zu vermeiden, ſeine Zuhörer auf einen ſinnlichen Punkt fixiren mußte, der hier in

der allgemein intereſſanten Perſon des Redners ſag. Wenn man es eitel findet, daß Cicero im Anfang jener Rede, wo er den Archias zwar als ſeinen ehemaligen Lehrer, aber doch als ſeinen Schützling ankündigt, ſein Ich hervorſpringen läßt, ſo vergißt man, daß es zum Weſen der Beredtſamkeit gehöre, in dem Eingang der Rede mit ungemeſſenem Selbſtgefühl ſich dem Publikum entgegen zu ſtellen, und durch eine Erklärung von ſich und dem Zweck ſeiner Rede, das Zutrauen, die Achtung und die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu gewinnen; daß es Cicero, der große Conſular und der von allen Römern angebetete, Redner war, welcher zu einer Zeit, wo er durch ſeinen Einfluß im Senat die verwickelteſten Geſchäfte des Römiſchen Staates regierte, einen im Auge der Bürger und der Republik unbedeutenden Mann vertheidigte, daß dieſe Herablaſſung nicht Stolz, und der beſcheidene Eingang ſeiner Rede, worin er ſich dem Archias ſo ſehr verbunden erklärt, nicht Hochmuth ſeyn konnte.

Cicero, den Redner, tadle man nicht. Er war der größte Redner der Römer. Und wenn es gleich uns, die wir keine Republikaner ſind, deren individuelles Selbſtgefühl nicht durch bürgerlichen Gemeingeiſt, und durch active Theilnahme an der Staats-

Zwoo andre Stimmen.

Erste Stimme:

Ach! der Jünglinge beſter,
Den die ſchöne Natur an ihren Buſen nahm,
Den die holde Schaam,
Der Weisheit Schweſter,
Für die Grazien zu bilden kam;
Ach! der Jünglinge beſter
Liebte das Mädchen. Immer feſter
Hieng ſein Herz an ihrem Herzen.
Unter Scherzen,
Unter Saitenſpiel,
Keimte ſeeliges Gefühl.
Unter Seufzern, unter Zähren,
Unter Schwüren an Altären,
Unter wonnevollen Blicken,
Stieg die Liebe zum Entzücken;
Und den Götterfreund,
Und das Mädchen zu beglücken,
Hatte ſie die Liebe ſelbſt vereint.

Zwoote Stimme:

O! der Venus liebliche Töchter
Warfen um den Jüngling ihren Glanz;
Aber Faunen-Gelächter
Und Mänaden-Tanz
Füllten nun die Mädchenſeele ganz;

Und

verwaltung erhöhet ist, so scheinen muß, daß Cicero die hervorspringende Autorität seiner Person und das hohe republikanische Gefühl, welches ihn über einen großen Theil der damaligen Sterblichen emporhub, zu oft geltend macht; kennen wir denn andere Redner der Römer aus der republikanischen Periode, aus denen wir ihn der hervorstechenden Eitelkeit zeihen könnten, und ist es nicht Cicero allein, den wir als Muster der öffentlichen Beredtsamkeit der Römer anerkennen müssen?

Man hat es dem Cicero auch zum Vorwurfe gemacht, daß er muthlos im Unglück und zaghaft während seines Exils gewesen sey. Aber wie ungerecht gegen einen Mann, dessen Herz von allen großen Empfindungen des Patriotismus durchdrungen war, der mit Heldenmuth alle Gefahren des Todes um der Republik willen verachtete, der im Kriege sich den Titel eines Imperators erwarb, der dem Catilina und einer Rotte von Rebellen muthig entgegen trat, der seinen Mördern furchtlos das Haupt entgegen hielt?

Cicero, der von Natur ein feines empfindliches Gefühl hatte, dessen Herz die sanften Empfindungen eines Gatten, eines Vaters, eines Bruders

und eines Freundes nie verläugnete, deſſen Odem an Rom, an den Senat, an das Volk, an die Republik, an das Vaterland gebunden war, konnte er anders als muthlos erſcheinen, als er entkleidet ſeines bürgerlichen Charakters, herausgeriſſen von dem Theater ſeiner Größe, aufgeopfert dem Neid und der Treuloſigkeit ſeiner Feinde, entehrt durch die Zerſtörung ſeines Hauſes, entfernt von dem Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Vertrauten, verlaſſen von allem was ihm theuer und werth war, das härteſte Unglück erfuhr, das einen Römer treffen konnte? Und als das Unglück des Pompejiſchen Krieges ſpäterhin alle ſeine patrioticiſchen Entwürfe zernichtete, ſein konſulariſches Anſehn der Domination des Cäſar weichen mußte, der größte Theil ſeiner Freunde todt oder zerſtreut, die ächten Republikaner entfernt, ſein Bruder ihm entfremdet, ſeine geliebteſte Tochter geſtorben, und ſein Vermögen zu Grunde gerichtet war, konnte er auch da anders, als klagend erſcheinen?

Man hat den Cicero noch für einen unbeſtändigen und ſchwankenden Kopf ausgegeben, der ſich immer durch die Umſtände habe beſtimmen laſſen.

Aber man bedenke, daß Cicero keine andere

Sache als die Sache der Republik hatte, und daß er um dieser willen sich in verschiedene Formen schmiegte, daß er der beständige Vertheidiger der wahren bürgerlichen Freiheit war, und daß er um dieser willen es mit vielen und fast mit allen Römern hielt, und dahin strebte, selbst das getheilte Interesse der verschiedenen Personen zu vereinigen, und auf einen Punkt zu koncentriren. Was man Cicero's Unbeständigkeit im Reden nennt, war mehr eine gewisse Gewandheit und Vielseitigkeit, eine Folge seines großen Verstandes, der ihn die verschiedensten Seiten der Dinge erkennen ließ, eine Folge seiner tiefen Einsicht in die verwickeltesten Verhältnisse der Republik, über deren eigentliches Interesse er nie unbeständig sprach, eine Folge der ihm eigenen Staatsklugheit, die so groß war, daß er in den Briefen an seine Freunde, selbst nach der Versicherung des Cornelius Nepos, die Begebenheiten der Republik, die Entwürfe der Demagogen, die Plane der Oligarchen, ja sogar was nach ihm sich ereignete, mit einer bewundernswürdigen Divinationsgabe voraussagte.

Erklärt man sich nun den Charakter des Cicero aus den Kräften seines Geistes oder Verstandes, und den Eigenschaften seines Gemüthes im Zusammen-

hang, ſo ergeben ſich folgende Elemente deſſelben. Cicero's Geiſt, der ſich beſonders in ſeinen Reden ausſpricht, zeigt ſich in einem durchdringenden, energiſchen, umſehenden, umfaſſenden Verſtande, in folgerechter Entwickelung der Ideen, Ueberlegenheit des Kopfes über den Stoff, in unglaublicher Leichtigkeit und Gewandheit, Stärke und Kraft, Sanftheit und Urbanität des Ausdrucks.

Cicero's Gemüth, welches ſich beſonders in ſeinen Briefen ausſpricht, war groß und edel, gerade und offen, ſtark und empfindlich, energiſch und ſanft. Ein ſtandhafter Freund ſeiner Freunde vertheidigte er ſie ſelbſt bei den uſurpirenden Machthabern nach dem Verluſt ſeines konſulariſchen vielgeltenden Anſehens, nach der Aufhebung der Republik, in der er ohne Streit durch Verdienſte, durch Eifer, durch Patriotismus, durch Einfluß und Ruhm der erſte Bürger geweſen war. Indem er ihnen Wohlthaten auf eine Art erzeigte, die zu erkennen gab, daß er ſich eher für den Empfangenden, als für den Gebenden hielt, betrieb er alles, was mit ſeiner Würde nicht unvereinbar war, nicht zu ſeiner, ſondern zu ihrer Wohlfahrt. Durch bürgerliche Größe über alle uſurpirenden Machthaber erhaben, und ſich ſelbſt genug, war er es auch, deſſen durch Witz und Laune gewürzten Umgang ſelbſt die

Freunde und Vertrauten des Diktator's Julius Cäsar suchten, den Brutus und Cassius als ihren Rathgeber ansahen, und an den sich selbst der aufblühende Oktavian schmiegte. —

Cicero's Styl ist und bleibt die klassische Sprache aller Zeiten und Nationen. Durch Feinheit und Urbanität, durch Energie und Lebhaftigkeit, durch fruchtbare Kürze der Gedanken, durch angemessene Wahl der Worte, durch Wohlklang der Perioden ausgezeichnet, scheint er frei von der speciellen Individualität der Schriftsteller, deren Sprache als Nüance oder Abart des guten Styls überhaupt zwar interessant und original, aber nicht musterhaft und für jeden Verstand und jeden Geschmack geeignet ist. Aber die Schriften des Cicero, voll Gesinnungen des erhabensten Patriotismus, voll tiefer Einsicht in den Gang der Welt und der Menschheit, und in die verborgenen Räder der feinsten und kompliziertesten Maschine, die den damaligen Erdkreis regierte, sprechen nur denjenigen an, der sein Herz erweitert, und seinen Kopf über die beschränkte Sphäre der Jugendeinsicht und über die Alltagsklugheit unserer Städte und Dörfer erhoben hat. Unwürdig scheint es daher, wenn man die unsterblichen Charaktere der Staatsschriften des Cicero gleich Stylübungen eines obscuren

Grammatikers zum Gegenstand eines ſylbenſtecheriſchen Unterrichts vor Kindern und Jünglingen macht, die nichts von Staatsbürgern und bürgerlicher Verfaſſung, nichts von der großen Denkungsart eines Republikaners, nichts von der Römiſchen Welt, und der Gallerie der koloſſaliſchen Charaktere des Alterthums ahnen. Unwürdig, wenn man ihnen die Reden des Cicero erklärt, Reden die er, angethan mit den höchſten Staatswürden der damaligen Welt, emporgehoben durch das Gefühl eines Römers und eines Konſuls, begeiſtert durch ein großes, die ganze Menſchheit umfaſſendes Herz, im Angeſicht des Senats und des Römiſchen Volkes ausſprach, Reden, die nur ein Mann erfinden konnte, der in dem Licht der Welt wandelnd, ſich die Charaktere aller großen Männer zu eigen gemacht hatte, Reden, die gleich Orakeln der Staatsweisheit, gleich lichten Feuerfunken, gleich Zauberſtäben, der Kugel des Römiſchen Staates eine plötzliche und neue Richtung gaben, und den Redner mit ſeinen Zuhörern in eine Sphäre verſetzten, wohin nicht leicht eine Schule und ein Schüler hindringen mag!

Vielleicht auch, daß der in Ciceros Schriften wehende Geiſt der bürgerlichen Freiheit, der dem Horaz und Virgil, dem Ovid und Juvenal und al-

ten nach Cicero's Tode unter dem Einflusse der despotischen Laut stehenden Schriftstellern fremd ist, von jugendlichen Gemüthern misverstanden werden könnte, wenn nicht Erfahrung und Weisheit unserer Alten hinzutritt.

Doch was sag' ich! Sind es unsere Alten, die die Klassiker lesen? Wahrhaftig, man könnte mit Recht fragen: Woher kommt es, daß unsere Alten die Klassiker nicht lesen, und unsere Jünglinge sie nicht verstehen?

Und die Antwort würde seyn: Unsere Alten lesen sie nicht, weil sie die Jünglinge lesen, und unsere Jünglinge verstehen sie nicht, weil sie die Alten nicht lesen! —

Möchten doch künftig unsere Alten die Alten lesen, und unsere Jünglinge, erzogen in Sprache und Literatur ihrer Nation, durch bürgerliche Weisheit genährt werden, bis sie, eingeweiht in das Fach der Wissenschaft, welche sie ausüben und in's praktische Leben übertragen wollen, unter Anleitung ihrer Väter im Stande sind, Blicke in die höhere Kultur der Griechen und Römer zu thun, die sie veredlen und auf eine Stufe der Humanität führen mag, auf der

sie

ſie, erhaben über lokale und temporelle Verhältniſſe, die Regel und den Maaßſtab aller Wahrheit und Weisheit in ihrem eigenen Gefühl finden und beſitzen!

VI.

Ueber die Organiſation einer Akademie der Wiſſenſchaften in München. *)

München d. 26. Aug. 1805.

Es iſt Ihnen ohne Zweifel nicht mehr unbekannt, daß unſere Regierung nunmehr auch die hier beſtandene Akademie auf eine Art umzubilden gedenkt, welche für eine eigentliche neue Gründung derſelben angeſehen werden kann. So urtheilt man wenigſtens aus den bisher geſchehenen Schritten: denn von der innern Organiſation und überhaupt vom ganzen Plane ſelbſt, iſt zur Zeit noch nichts im Publikum erſchienen.

*) Von einem Staatsmanne, der unſers Wiſſens noch nie einen Beitrag zu dieſer Monatsſchrift lieferte. B.

Bereits ſind indeß mehrere als Akademiker berufene Gelehrte hier, und unter dieſen auch Graf Rumford, dem die Präſidentenſtelle zugedacht iſt.

Sie haben bisher an unſern Angelegenheiten, an allen Umbildungen und neuen Erſcheinungen, welche der rege Geiſt unſerer Regierung veranlaßt hat, allen den Antheil genommen, den ſie verdienen. Darf ich daher nicht Ihre volle Zufriedenheit vorausſetzen, wenn ich meinen heutigen Brief einigen Bemerkungen widme, welche mir in Bezug auf die zu erwartende Herſtellung unſrer Akademie in den Sinn kommen?

Akademieen — „ſagte jüngſt ein ſehr verſtändiger Mann" — gehören unter jene Anſtalten, die entweder glänzen, oder gar nicht exiſtiren ſollen." Und ich denke, vorausgeſetzt, daß man unter Akademie nicht jede gelehrte Geſellſchaft überhaupt, und unter dem Ausdrucke „glänzen" nicht bloß trügliches und unhaltbaren Schein gedacht haben will, wird dieſem Ausſpruche jedermann gerne beipflichten.

Akademieen ſollen die Hauptpulſe im Organism der gelehrten Welt bilden: und was iſt unerträglicher, als wenn ein mittelmäßiges Ding den Namen

und die Stelle einer hohen Bestimmung in Anspruch nimmt?

Die nächste Folge ist, daß eine Akademie nicht nur nicht karg, sondern reich ausgestattet seyn muß. Wenn man überhaupt annimmt, daß die Regierung im Stande sey, einer solchen Anstalt alle die Hilfsmittel, zur fortwährenden Bestreitung des grossen Aufwandes, der ihrem nothwendigen Umfange entspricht, anzuweisen, so scheint doch immer noch die Frage aller Beachtung werth, ob eine so große Anstrengung den inneren Kräften dieses Staates überhaupt hinlänglich angemessen sey, wenn man bedenkt, daß in demselben außer der Akademie, noch zwei Universitäten existiren, welche als ähnliche Anstalten auch einen ähnlichen Aufwand erfordern, wenn sie einen ehrenvollen Rang behaupten sollen.

Unsere Regierung, sagt man, ist geneigt, für den Flor dieser literarischen Anstalten, auch, wenn es nothwendig ist, etwas außerordentliches zu thun. Allein sobald man gesteht, daß die Blüte solcher Anstalten nur durch außerordentliche Mittel erhalten werden kann, so hat man selbst ihrem Bestande schon das Urtheil gesprochen. Denn der Sinn für außerordentliche Begünstigung der Wissenschaft, sagt

Und des Lieblings milden Glanz
Höhnte mit ihr der Grazien Verächter.

1 Klage, Jüngling!
2 Mädchen! weine
1 Längst den Bächen,
2 In dem Hayne,

1 Wo sie Lilien an deiner Seite brach;
2 Wo der Jüngling einst von Himmelswonne sprach;

1 Auf dem Hügel, in der Höle,
Wo sie unter Liedern gieng,
2 In dem Thal, wo seine Seele
Fest an deiner Seele hieng,

1 Bey dem schönen Morgenroth
2 In des Mondes lindem Scheine

1 Klage, Jüngling!
2 Mädchen! weine,

1 Fleuch die Bäche,
2 Fleuch die Hayne,

1 Denn du siehst im Sonnenscheine,
2 Denn du siehst im Abendroth

Beyde:
Ueberall der Liebe Tod.

die Erfahrung, findet sich nicht in unabänderlicher Folge im Geiste einer jeden Regierungsperiode.

Man kann, wird man mir ferner einwenden, die Subsistenz aller dieser Anstalten durch Anweisung eines eigenthümlichen, selbst zu verwaltenden Fonds decken, und dadurch vom Schwanken des öffentlichen Finanzzustandes sowohl, als von der Veränderlichkeit der Gesinnungen einer andern Regierung unabhängig machen. Das kann man, aber bleiben solche Grundeinkünfte den Eingriffen einer künftigen Regierung überhaupt unzugänglich? Und sind diese Fonds nicht auch aus dem Staatsvermögen genommen? und wenn die Größe dieses ausgeschiedenen Theils nicht genau mit den übrigen Bedürfnissen des Staats, schon ursprünglich in Verhältniß gesetzt ist, kann nicht eine andere Regierung sich eben so leicht veranlaßt finden, einen Theil desselben wieder zur Staatskasse zu ziehen, wenn sie sich auf irgend einer andern Seite beengt fühlt?

Es muß sich überhaupt für jeden Staat Ein wahres, natürliches Verhältniß des Aufwandes für Wissenschaft und Bildung mit dem Staatsvermögen sowohl, als mit dem Nationalvermögen ausmitteln lassen, und nur in der genauen Beachtung dieses Ver-

hältniſſes, läßt ſich die Erwartung eines ſichern Beſtandes aller dahin gehörigen Anſtalten begründen. Außer demſelben iſt kein geſundes, dauerhaftes Leben, in dieſem Theile des öffentlichen Zuſtandes zu hoffen. Ich bin mit den innerſten Verhältniſſen des Baierſchen Staates nicht bekannt genug, um jenes Maximum für denſelben zu beſtimmen; aber das ſcheint mir gewiß, daß man alle Urſache hat, auf Konzentration der Kräfte zu denken, wo ſie möglich iſt, um mit einem verhältnißmäßig geringeren Aufwande größere und vielfachere Wirkungen zu erzielen.

Zwei hohe Schulen und eine Akademie, fodern immer fortwährend eine dreifache Herſtellung und Ergänzung der nämlichen wiſſenſchaftlichen Apparate, welche gegenwärtig von ſo ungemeiner Ausdehnung ſeyn müſſen, wenn die Anſtalt auf Vollkommenheit Anſpruch machen will.

Man denke an die großen Koſten der Anſchaffung und fortwährenden Erhaltung der Bibliotheken, der Naturalienkabinette, botaniſchen Gärten, phyſikaliſchen Vorrichtungen aller Art, und der Kunſtkabinette, die doch nach meiner Ueberzeugung an einer vollſtändigen Bildungsanſtalt der höchſten Stufe nicht fehlen ſollen.

Kann ein Staat, wie Baiern, das alles ohne Beſchwerde beſtreiten? Und wenn er es nicht kann, wäre dann, da jede Ueberdehnung dem Beſtande Gefahr bringt, nicht wenigſtens zu wünſchen, daß eine Univerſität mit der Akademie an einem Platze ſich befände, damit beide Anſtalten die nämlichen Apparate benutzen könnten? Außerdem würde der ſtudierende Jüngling dadurch auch in Stand geſetzt, eine größere Menge von Gelehrten für ſeine Bildung zu benutzen. Denn daß man von einem gelehrten Manne, auch ohne ein förmliches Kollegium von ihm zu hören, lernen kann, ſollte, denke ich, keinem Zweifel unterliegen, und hätte längſt beſſer beachtet zu werden verdient, als es geſchehen iſt.

Oder wäre, wenn die obige Vereinigung nicht ſtatt haben kann, nicht vielleicht auch *eine* hohe Schule für die baieriſchen Staaten zureichend? Das Ausland kann hiebei keine ſtärkere Rückſicht verdienen, als das Maaß der inneren Staatskräfte: und Glanz nicht mehr als geſicherte Solidität. Auch hat man gegenwärtig um ſo weniger Urſache auf ſtarken Beſuch von Ausländern Bedacht zu nehmen, da jetzt jeder Staat und jeder größere Stand des Reichs, ſeinen Unterthanen den Beſuch ſeiner eignen Univerſitäten zum Geſetze gemacht hat. —

Und für die allgemeine literariſche Welt würde dann der Baieriſche Staat immer noch durch eine verdienſtvolle Akademie ſo viel leiſten können, als von ihm zu fodern ſeyn möchte. Denn Akademieen gehören ihrer Natur nach, eben ſo gut dem allgemeinen Reiche der Wiſſenſchaft an, als dem beſondern Staate, in dem ſie ſich befinden.

Uebrigens kann natürlich von keiner abſoluten Unmöglichkeit die Rede ſeyn, drei akademiſche Anſtalten in den Baieriſchen Staaten zu erhalten.

Aber ob durch dieſe Vervielfachung nicht die innere Vollkommenheit aller Inſtitute nothwendig und frühe empfindlichen Nachtheil leiden wird, und ob es darum nicht beſſer wäre, dieſer Vollkommenheit und ihrer Dauer durch Koncentrirung und Zuſammenziehung eine ſtärkere Sicherheit zu verſchaffen, ſcheint mir doch einer ernſten Ueberlegung werth. Denn nichts iſt der Würde einer ruhmvollen Regierung weniger angemeſſen, als wenn ihre großen Veranſtaltungen, die ihrer Natur nach für eine lange Zeit beſtimmt werden müſſen, wegen krankhafter Grundverhältniſſe und aus Mangel an innerer Konſiſtenz, nur eine ephemere Blüte treiben, und wie Erſcheinungen des Tages zu vergehen an-

ſaugen, ehe ſie zur vollendeten Reife gediehen. Freuen wird es mich aber in der That, ſo gut als jemand, wenn eine genauere Kunde der innern Kräfte des Staats und ſeiner wahren Bedürfniſſe, im Fache der Wiſſenſchaft und öffentlichen Bildung, eine vollgültige Widerlegung meiner Bedenken enthält, und demnach die Erfahrung ihre Grundloſigkeit erweiſen wird.

Aber auch abgeſehen von der ökonomiſchen Rückſicht, kömmt noch bei der Beurtheilung allſeitiger Angemeſſenheit der wiſſenſchaftlichen Inſtitute im Verhältniß zur In- und Extenſion des Staates, eine zweite Seite in Betracht, die perſonelle. Die Sicherheit einer gleichmäßigen Fortdauer der Vorzüge dieſer Anſtalten, hängt nämlich auch weſentlich von dem ſtätigen Daſeyn der erforderlichen Zahl vorzüglicher Gelehrten ab. Jede entſtehende Lücke ſollte deßhalb mit Leichtigkeit ſich natürlich, und wie von ſelbſt ausfüllen. Dieß läßt ſich aber ſchon wieder viel weniger erwarten, wenn die Zahl, welche zur hinreichenden Beſetzung aller in einem Staate vorhandenen höchſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute erfordert wird, größer iſt, als daß ſie unmittelbar aus dem Inlande ſich fortwährend erſetzen könnten. Dieß wird ohne Zweifel der Fall ſeyn in Baiern.

Man wird immer vonnöthen haben, Ausländer zu berufen: was ſchon wieder eine vorzügliche Begünſtigung der Wiſſenſchaft und Bildung, von Seiten der Regierung vorausſetzt. Dieſer Sinn iſt aber in den Regierungen, wie ich ſchon bemerkte, nichts weniger als ſtätig: und ſobald nun ein künftiger Regent nicht Luſt hat, um ausländiſche Gelehrte zu werben, droht auch den Inſtituten ſelbſt wieder ſchneller Verfall, wenn ihre unverhältnißmäßige Ausdehnung im Inlande nicht Nahrung genug findet. Wer erkennt hierin nicht einen neuen Grund von Gebrechlichkeit?

Unabhängigkeit und innere Selbſterhaltungskraft ſind aber, nach meiner Anſicht, die Hauptpunkte, deren Erreichung die Vorzüglichkeit der Gründung und Anlage der höhern wiſſenſchaftlichen Anſtalten bedingt. Ein richtiges Verhältniß ihrer Zahl und Ausdehnung zu dem ökonomiſchen, und wenn ich ſo ſagen darf, perſonellen Fond von Kräften, welche der Staat zu ihrer Erhaltung darbieten kann, iſt, wie ich ſagte, der erſte Schritt zur Begründung jener Unabhängigkeit.

Außer der Richtigkeit dieſes Verhältniſſes, hängt aber das Mehr oder Minder dieſer Selbſtſtändigkeit

auf ökonomiſcher Seite, noch ſehr davon ab, welche Quellen und welche Bezugsart zum Unterhalte ſolcher Inſtitute angewieſen werden.

Für die Baieriſche Akademie ſoll, wie man vermuthet, die Hauptſumme jährlich aus der allgemeinen Hauptſtaatskaſſe abgegeben werden, ohne daß ein beſonders ausgeſchiedener, von der Akademie ſelbſt zu verwaltender, Fond ausgeworfen würde.

Jedermann wird nun aber wohl, den edlen Abſichten und Geſinnungen der gegenwärtigen Pfalzbaieriſchen Regierung ganz unbeſchadet, geſtehen müſſen, daß durch dieſen Umſtand allein, wenn auch alle andere Bedingungen der nöthigen Unabhängigkeit erfüllt ſeyn ſollten, die Akademie in eine Art von prekärem Zuſtande geworfen wird, wenn man auch, ohne Rückſicht auf die verführeriſche Leichtigkeit, mit der in dieſem Falle jede Veränderung in den Geſinnungen der Regierung, der Akademie fühlbar gemacht werden kann, bloß das, auch bei guten Verwaltungsgrundſätzen, durch den Gang der Ereigniſſe aller Erfahrung nach immer unvermeidliche Schwanken des öffentlichen Kaſſenſtandes in Betracht zieht, von dem doch die Akademie, weil ihre Bedürfniſſe beträchtlich ſind, immer mehr oder weniger nachtheiligen Einfluß empfinden zu müſſen bedroht iſt.

Es wäre darum wohl vor allem zu wünschen, daß ein eigner Fond für die Akademie ausgeschieden werden könnte, um sie wenigstens in ihrem ökonomischen Bestande auf sicheren Grund zu stellen. Aber wo ist dieser jetzt noch auszufinden? — wird man sagen. Wahr ists, daß er so leicht nicht auszuweisen seyn wird, da, wie es scheint, die Güter der aufgehobenen Klöster bereits ihre Bestimmungen erhalten haben.

Aber einer übrigte doch noch — die ehemaligen Jesuitischen, jetzt dem Maltheserorden zugehörigen, Güter. Wird die Regierung den schon einmal aufgegriffenen Plan, die Aufhebung dieser Ordenszunge, nicht wieder aufnehmen, da der Druck, welcher bei dem ersten Schritte Rückgang gebot, nun nicht mehr zu befürchten ist? — Ohnehin hat im Stillen bereits die eine Partei sich geängstiget, und die andere getröstet mit dem Gedanken, daß vielleicht aus dieser Masse disponibler Güter, bei veränderten Zeiten und Gesinnungen wohl gar wieder einmal — Klöster hervorgehen könnten.

Viel ist auch, seitdem die neue Organisation der hiesigen Akademie zur Sprache gekommen, darüber gesagt worden, ob sie eine philosophische Klasse

erhalten wird, erhalten ſoll, wobei einige noch insbeſondere die Aufnahme der geſammten Staatswiſſenſchaft vertheidigten, welche andere ſchon in der philoſophiſchen Klaſſe mitgedacht zu haben ſcheinen.

Ich denke mir eine Akademie immer in doppeltem Bezuge. Sie gehört erſtens der eignen freien Welt der Wiſſenſchaft an — und ſollte, wie ich ſchon ſagte, für dieſe Welt einen Hauptpuls in ihrem Organism bilden. Sie gehört zweitens dem beſondern Staate an, in welchem ſie exiſtirt, und für dieſen ſoll ſie das noch immer mangelnde Medium einer ſtätigen Verbindung der idealen und der wirklichen, der theoretiſchen und der praktiſchen, der ſpekulirenden und der handelnden Welt, der Wiſſenſchaft und ihrer Anwendung in den Verhältniſſen und Bedürfniſſen des Lebens bilden. Ich begreife nicht, wie in beiden Geſichtspunkten die Nothwendigkeit der Aufnahme einer philoſophiſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Abtheilung in den Umfang einer Akademie, auch nur bezweifelt werden könnte, wenn ſie ihrer Idee und ihrer Beſtimmung mit Vollſtändigkeit entſprechen ſoll.

Uebrigens bin ich in beſonderer Hinſicht auf die, ihr ſo eben im Bezuge auf den beſonderen Staat, in

dem sie existirt, angewiesene Bestimmung zwar überzeugt, daß jene stätige einwirkende Verbindung der wissenschaftlichen und der wirklichen Welt durch eine eigens dahin berechnete Organisation hergestellt werden könne: aber, ich kann selbst den Glauben nicht ganz verläugnen, daß Geist und Charakter des öffentlichen Zustandes in der neuern Zeit überhaupt mir zur innigen Aufnahme jener Verbindung nicht ganz geeignet scheint, und daß daher ein für diesen Zweck organisirtes Institut sich gleichsam abgesondert und ohne inneren Zusammenhang mit den übrigen bestehenden Verhältnissen, und dem in ihnen vorherrschenden Geiste, entweder gar nicht erhalten, oder bald von ihrer Bestimmung abkommen würde.

Doch fällt in diesen Gesichtspunkt eine öffentliche Einrichtung, welche zwar die angegebene Idee nicht vollkommen ausfüllt, aber eben darum an Ausführbarkeit gewinnt, eine Einrichtung, welche ich seit dem Bestande der gegenwärtigen Pfalzbaierischen Regierung am meisten, am wesentlichsten vermißt habe — eine aus den reifsten, durch reine Wissenschaft und Erfahrung in seltnem Vereine sich auszeichnenden Männern, zusammengesetzte Stelle, welche ausschließend alle Theile der Gesetzgebung planmäßig, umfassend und gründlich zu bearbeiten hätte, ohne

Eine Stimme:

Mädchen! glücklicher wäreſt du,
Glücklicher, wir brächten
Mit der ſchweſterlichen Rechten
Deinen Aſchenkrug hinab in ſtille Ruh.
Seeliger walleſt du
Mitten in des Orkus Nächten,
Winkte da, mit ihrer holden Rechten,
Eine Grazie dir zu.

Zwoo Stimmen.

Beyde:

O! die Liebe wird ſie finden,
Wenn mit Prieſterlichen Binden
Sich ein falſches Mädchen ſchmückt.
1 O! es muß, in Opferkörben,
Ihr die Roſe ſich entfärben;
2 Milch und Honig, in den Körben,
Wie des Mädchens Herz verderben;

Beyde:

Und die Ungetreue ſterben,
Ehe ſie den Hayn erblickt!

Alle:

Himmliſche Venus! weyhe das Chor
Deiner Prieſterinnen;
Und ihr Hulgöttinnen!
Zürnet nicht, daß Eine ſich verlohr.

Himm-

ſich zugleich mit dem Detail der Adminiſtration be-
faſſen zu müſſen.

Was auch die nie befriedigte Krittelei ſagen mag: der Geiſt, welcher im Allgemeinen die Baieriſche Regierung beſeelt, und von da ſich bereits dem geſamten Staate mitgetheilt hat, iſt gut, und ganz dazu geeignet, ſeltne Erwartungen in jedem Freunde der geſellſchaftlichen Ordnung zu veranlaſſen. Aber eben darum muß man nun um ſo dringender wünſchen, im geſamten Syſteme der Organiſation alle Anordnungen zu finden, welche der ſonſt leicht zu loſen, in ſich ſelbſt ſich durchkreuzenden Thätigkeit dieſes wohlthätigen Geiſtes, in allen ſeinen verſchiedenen Einwirkungen auf die wirklichen Verhältniſſe, die Haltung einer tief gegründeten Planmäßigkeit anzueignen im Stande ſind. Dem adminiſtrirenden Geſchäftsmanne ſtößt im Laufe der Arbeit wohl hie und da eine treffliche neue Idee auf: aber er hat kaum Zeit, ſie in ſeinem eignen Kopfe bis zur Reife zu pflegen; die Departementsbeſchränkung giebt ſeinen Ideen nur zu oft den Charakter von Einſeitigkeit: die Berührung mit denjenigen, welche andere Abtheilungen bearbeiten, iſt zu loſe, unbeſtimmt und regellos, als daß ihn einzelne Produktionen von ſelbſt zu einem reinen Verhältniß von Ebenmaas und Ue-

Übereinstimmung, ordnen könnten. Nur durch einen Rath von Männern, welcher jedem Fache der Administration nahe genug, um jene nöthige Detail- und Lokalitätskunde sich eigen zu machen, und doch durch keine fremdartige Unterbrechung gestört, ausschließend alle größern Gegenstände der Gesetzgebung behandelt, alle dahin-gehörige Ideen aufnimmt und verarbeitet, läßt sich der ächte Geist eines festen, in sich übereinstimmenden und geschlossenen Systems in die erste Hauptfunktion der Staatsgewalt bringen: indem in einem solchen Rathe, als Einer organischen Einheit, Ein Geist sich fixirt, und sodann in alle seine Produktionen übergeht; indem in ihm, als dem Sammelpunkte und der Quelle der Intelligenz, alle Theile der Gesetzgebung in ihrer Totalität, und ihren wechselseitigen Verhältnissen umfaßt, in ihren innern Tiefen erforscht, und jede Einzelheit in der stätigen Konkurrenz zur Einheit des Ganzen modifizirt wird. Ueberdies sind die Objekte der Gesetzgebung ihrer Natur nach von so großem untrennbarem Umfange, daß sie nur bei der Möglichkeit einer langen ununterbrochenen Verwendung mit Glück, und gründlicher Reife bearbeitet werden können. Jene ungestörte Verwendung wird aber dem administrirenden Staatsmanne nie zu Theil. Eben darum haben wir denn auch zur Zeit in Baiern, weder in der

Civil- noch in der Kriminal- noch in der Polizeigesetzgebung bei einer Menge einzelner und vereinzelter Reformationen doch noch keine durchgreifende umfassende Verbesserung erfahren.

So lange demnach im Systeme der Organisation jener allgemeine Vereinigungspunkt, der Schwerpunkt des Ganzen fehlt, welcher alles Besondere in einer stätigen festen Einwirkung zum Ganzen bildet und zusammenfaßt, wird man sich nur zu leicht in seinen eignen Schritten verwirren, unter beständigen Reformationen am Ende doch immer das Fundament einer festen guten Ordnung vermissen, und vielleicht am Ende nur die traurige Ueberzeugung bekräftigen, daß ein zahlloses Aggregat von Bruchstücken doch nie ein ebenmäßiges Ganze giebt, und — daß man sich in der Liebe des Scheines vielfältig um Wahrheit betrog.

* * *

Noch muß ich in Bezug auf Organisation der Akademie einen Punkt berühren, welcher mir in vielfacher Hinsicht sehr wichtig scheint: ich meine die Besetzung der Präsidentenstelle. Nach meinem Urtheile wäre es das Zweckmäßigste, wenn man die

Wahl

Wahl des Präsidenten der Akademie selbst überließe, und zwar mit der Bestimmung, daß die Wahl nach einer bestimmten Zeit immer wieder erneuert werden müßte.

Ein Präsident kann offenbar, wenn er der geeignete Mann ist, einen sehr wesentlichen vortheilhaften Einfluß auf die Bethätigung der Anstalt äußern. Allein ein kräftiger Charakter wird fast immer einen beherrschenden Druck empfinden lassen, welchen nichts weniger erträgt, als ein wissenschaftliches Institut. Ein schwacher aber wird an seiner Stelle nur eine Lücke erkennen lassen, wodurch das Ganze eine empfindliche Lähmung erleiden müßte. Ferner ist nichts seltner als der freie, ganz encyklopedische Geist, welcher erhaben über jede Einseitigkeit, alle Theile des menschlichen Wissens immer nach ihrem wahren Werthe ohne Vorurtheil und Vorliebe würdigt: und doch wäre dies eine der unerläßlichsten Eigenschaften eines guten Präsidenten. Endlich bringt der gesicherte lebenslängliche Besitz einer Stelle fast unwillkührlich eine allmählige Ermattung in ihrer Besorgung hervor.

Alle diese Uebel verschwinden oder verringern sich so viel es möglich ist, durch den Wechsel der Perso-

nen auf dem Wege einer freien Wahl. Keine Untugend eines temporären Präsidenten wird ewig drücken. Jeder Vorzug wird wenigstens successiv an die Reihe kommen. Die Einseitigkeit schwindet durch stäte Aenderung. Die Thätigkeit wird lebhaft und rege erhalten. Was will man mehr?

VII.

Auszüge aus Briefen.

I.

Ueber Baiern.

München d. 30. Aug. 1805.

Wie es dermalen um unsere Aufklärung stehe? das wird — sich zeigen. Denn wir stehen gegenwärtig auf einem Punkte, wo sich viel entwickeln kann.

„Die Fortschritte des Lichts in Baiern" (Ulm 1805) sind, wie es scheint, zu einem besonderen Zeichen der Zeit bestimmt. Kenner versichern, daß auch in dem Persönlichen, was dort vorkommt, Wahr-

heit und sogar schonende Wahrheit sey. Aber eine Note, in Bezug auf den Hrn. Landesdirektionsrath von Schwaiger, scheint nicht ganz deutlich oder glücklich zu seyn; denn seine — oder auch des angeblichen Verfassers — Feinde konnten sie gegen ihn deuten; indeß freilich andere Leser dieselbe, „wenn man alles zusammen nähme, ganz ordentlich" fanden, ja eine Rechtfertigung gegen die berührten Vorwürfe seiner Gegner und Feinde (wer hat keine?) darin erblickten. — Reiset man von München nach Augsburg, so begegnen dem Auge neue Fortschritte in der Landeskultur, und zuerst wieder ein neues, glänzendes Verdienst des Hrn. von Schwaiger, nächst seinem schönen Gute Oberwiesenfeld bei München: wie dies neue Ackerland blüte! — vorher fast nur Sand und Stein — und welchen Reichthum es trug! Hr. v. Schwaiger wählte auch, meines Wissens der Erste, für Gärten u. s. w. eine Art von Einzäunung, die dem Auge recht wohl thut: statt der „Planken", die neidisch jeden Blick verwehren, nach etwa 10 Jahren eine abwechselnde Oeffnung von Gitterwerk. Die Abwechselung erhöht nun den Werth des freien Blicks, und begegnet dem Auge noch freundlicher, als eine ganz durchsichtige Einzäunung. Schon hat diese Art in den Stadtgärten selbst, wo bisher der

neidiſchen Planken ſo viele waren, mehrere Nachahmer gefunden.

Woher der Sturm, fragen Sie, der über jene „Fortſchritte" erbrauſte? Was darin über den berühmten Lehrplan und deſſen Verfaſſer und Gönner geſagt iſt, hat den Sturm eigentlich erregt — oder veranlaßt. In der Polizeiſitzung gab Hr. Wißmayr das Vorſpiel. Noch ſtürmt es! — Wäre es nicht auffallend, wäre es nicht denkwürdig, wenn eben der Mann, der ſeit ſechs Jahren ſo zuvorkommend-froh und ſo dankbar-ergeben für Baiern ſchrieb, darunter leiden ſollte?? Er ſchrieb offenbar im Gefühle, aber zugleich nach Ueberzeugung — für die Wahrheit, für die Menſchheit. Laut jubelt der Obſkurant über ſolchen „Lohn", den ihm nämlich die Rachſucht oder Aufklärerei beſtimmt hat. Möge ihn der beſſere Genius Baierns mächtig ſchützen!

2.

Ueber Göttingens neueſte Schickſale.

Göttingen d. 13. Sept. 1805.

Laſſen Sie ſich durch die rumuſculos finiſtros über die neueſten Bedrängniſſe unſerer Georgia

Auguſta nicht irre machen. Seit 8 Tagen ſammelte ſich an den Heſſiſchen Grenzen ein Korps zum Marſch gegen Frankfurt und Mainz. Natürlich ſind hier Durchmärſche und alſo auch Einquartierungen. In den Häuſern der Profeſſoren, als den beſſern, kamen gewöhnlich Offiziere zu liegen. Manche Bürger hatten 6 bis 8 gemeine Soldaten. Aber überall herrſcht die höchſte Decenz und Schonung. Meiners als Prorektor iſt unermüdet. Am 7. und 8. war der Marſchall Bernadotte ſelbſt hier. Er erneuerte der ihn begrüßenden Deputation die heilige Verſicherung, daß Göttingen nie eine Garniſon erhalten werde. In einigen Tagen, ſagte er, werde alles vorüber ſeyn. Das Patent, das Meiners anſchlagen ließ, lege ich Ihnen hier bei. Es gründet ſich auf genaue Rückſprache mit dem Franzöſiſchen Obergeneral. Alle unſere Fonds ſind unangetaſtet, und wenn wir gleich die Laſten, die unſern ganzen Staat drücken, auch wohl fühlen, ſo hat dies doch auf die Univerſität nicht den geringſten Einfluß. —

Hier iſt das Patent:

Da über die Annäherung Franzöſiſcher Truppen, und deren Beſtimmung allerlei, der Univerſität nachtheilige, Gerüchte verbreitet werden, ſo ſehen wir uns veranlaſſet, unſern Mitbürgern die beruhigende Ver-

ſicherung mitzutheilen, daß, wenn auch ein Theil der Truppen den Bezirk der Stadt Göttingen betreten ſollte, der Aufenthalt derſelben in der Stadt nur von kurzer Dauer ſeyn wird, und der Herr Reichsmarſchall ſelbſt den Truppen die Univerſität und Stadt auf das beſtimmteſte empfohlen hat. Es können daher die Studirenden, von welcher Nation ſie auch ſeyen, ihren Aufenthalt hieſelbſt um ſo mehr mit Zuverſicht ungeſtöret fortſetzen.

Zugleich fordern wir aber auch unſere Mitbürger, und inſonderheit die hieſigen Studirenden auf das allerdringendſte auf, alles ſorgfältigſt zu vermeiden, was zu unangenehmen Colliſionen mit Franzöſiſchen Offizieren oder Soldaten Anlaß geben könnte, und vielmehr durch ein ruhiges und männliches Betragen den guten Ruf zu unterſtützen, in welchem bisher unſere Univerſität im Auslande geſtanden hat, und deſſen Verluſt allein uns in Gefahr ſetzen könnte, die Vorzüge zu verlieren, deren ſie bisher genoſſen hat, unter welchen die Befreiung von einer fremden Garniſon eine der vorzüglichſten iſt.

Göttingen am 4. September 1805.

C. Meiners,
d. Z. Prorektor.

Berichtigung.

Man bittet folgende Druckfehler zu berichtigen.

N. T. Merkur 1805. Fünftes Stück.

S. 21. Z. 9. v. u. l. Weingelände ſt. Steingebäude.
S. 27. Z. 12. l. Hillin ſt. Hittin.
S. 28. Z. 2. vor beſchoſſen ſind die Worte einzurücken: von den Franzoſen.

N. T. Merkur 1805. Siebentes Stück.

S. 198. Z. 11. l. Friedrichs ſt. Friedrich.
S. 201. Z. 16. l. Partenheim ſt. Pattenheim.
S. 207. Z. 6. l. Städten ſt. Stücken.
S. 210. Z. 9. v. u. l. Partenheim ſt. Pattenheim.
S. 216. Z. 2. l. Ernſt ſt. Froſt.
Ebend. Z. 14. l. van Dyck ſt. van Dick.

Himmliſche Venus! weyhe das Chor.
Deine Rache zu wenden,
Kommen wir mit reinen Händen,
Schauen wir mit keuſchen Blicken empor.
Himmliſche Venus! weyhe das Chor.“

Die Mädchen opferten auf dem Raſen-Altar; und verlieſſen traurig, aber voll Zutrauen gegen einander, den alten Hayn ihrer Göttin.

9.

Zuletzt will ich noch erzählen, was **Charmides** that, um ſeinen Schülerinnen auch den Tod zu erleichtern.

Eudora, die Schweſter der zärtlichen Theone, wurde krank, und lag ohne Hofnung. Als ſie fühlte, daß ſie ſterben würde, ließ **Charmides** um ſie herum die Wände mit Roſen- und Myrten-Kränzen behängen. Die Prieſterinnen kamen in ihrem beſten Schmuck; eine davon ſetzte ſich neben das Lager der guten **Eudora**; und die übrigen ſtanden, Arm in Arm geſchlungen, wie die Bildſäulen der **Grazien**. Erſt umarmten ſie ſich, bey dem entfernten Klang einiger leiſen Flöten; darauf ſtimmte die, welche neben dem Lager ſaß, ein Lied an, und die übrigen antworteten.

„Eine Stimme:

Holde Mädchen! Eure Lieder
Bringt kein Roſenfeſt mir wieder;

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Schillers Tod. 93

2. Gesang bei der Beerdigung der Frau Kriegsräthin Reichard. 96

3. Cypressenzweig, Amaliens Denkmal geweiht. 97

4. Καλλιγενεσ. 100

5. Das irdisch Größte. 101

6. Die goldene Zeit. 102

II. Bruchstück aus Lukans Pharsalien. 103

III. Die Nymphe und der Wanderer. . . 113

IV. Etwas über die Kultur der Russischen Nation. 118

V. Ueber den Charakter des Cicero. . . 125

VI. Ueber die Organisation einer Akademie der Wissenschaften in München. 141

VII. Auszüge aus Briefen.

1. Ueber Baiern. 158

2. Ueber Göttingens neueste Schicksale. 160

Leviathan, der neue.
Mozin Franz. ABC Buch.
—— Handlungsbriefe 2te Aufl.
Schelling und Marcus Jahrbücher der Medizin 1s Heft.
Schillers v. Theater. 1r Bd.
—— Jungfrau v. Orleans verb. Aufl.
—— Huldigung der Künste 2te Aufl. 8.
Schoders Gedichte.
Schriften d. schwäbischen Gesellschaft. 1r Bd.
Wieland Krates und Hipparchia. Dkpr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

II. Französische Miscellen 12r Bd. 2s.

Inhalt.

Priestley, eine historische Lobrede von G. Cuvier. Individualitäten aus C. F. Cramers Tagebuche. Eine Unterredung mit Reynouard; eine Probe seiner Uebersetzung der Tempelherren; und ein Wörtchen über die Art, wie die Pariser Herrn Kotzebue beurtheilen. Errichtung öffentlicher Arbeitsschulen. Notiz über jetztlebende Schriftsteller der Philosophie in Paris. Anquetils Geschichte von Frankreich und Jeux Floraux. Madame Gacon Dufour. Neuer Musenalmanach, unter dem Titel: Les quatre saisons du Parnasse. Vermischte Nachrichten. Lustschloß des Prinzen Murat. Cellots Gemäldekabinet. Das Kabinet des Sommariva; des Baron von Horn. Der Louvre. Prinz Louis im Pallast des Tribunats. Artistenwohnung. Preisaufgabe der Akademie der Künste. Hennequin. Das Numeriren der Häuser. Berwik. Tassaert. Das Stiergefechte in Paris. Anekdoten aus dem Improvisateur. Etwas über die ehemaligen und jetzigen Costums der Pariser Bühne. Theatergeschichte vom 20sten Juni bis 20sten Juli. Moden. Literatur.

III. Mythologiſche Erzählungen, mit Erläuterungen aus der älteren Griechiſchen Geſchichte. Ein Lateiniſch-Teutſches Leſebuch für junge Leute. 8. Berlin, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 8 Gr. oder 36 Kr.

Um junge Leute, die ſich den Wiſſenſchaften gewidmet haben, angenehm zu unterhalten, kann man beinahe nichts beſſeres thun, als daß man ihnen, mit verſtändiger Auswahl, die mythologiſchen Dichtungen und Erzählungen der Alten zu leſen giebt. Das Romantiſche, Abentheuerliche und Wunderbare derſelben, feſſelt das jugendliche Gemüth, und geht der Jüngling zu der alten Geſchichte und zu der Lektüre der Römiſchen und Griechiſchen Claſſiker über, welche ſich an jene Dichtungen anknüpfen, ſo wird er in allen dieſen ſchon einheimiſch zu ſeyn glauben, indem er die ihm ſchon bekannten Bilder, Gleichniſſe, Namen u. ſ. w. wieder antrifft. — Dieſer Geſichtspunkt hat zu dieſem neuen Leſebuche Anlaß gegeben, und der beigefügte lateiniſche Text von 70 Erzählungen, ſoll zu Uebungsexempeln benutzt werden. Lehranſtalten, welche bei den Verlegern ſelbſt 5 oder mehrere Exemplare kaufen, oder Franco verſchreiben, erhalten dieſe um den 5ten Theil wohlfeiler.

IV. D. Völkers Handbuch der ökonomiſch-techniſchen Mineralogie für Jeden, der ſich über die ökonomiſche Benutzung der Mineralien zu unterrichten wünſcht. 2ter Band. 8. Berlin 1805, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen zu haben für 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Die Staatswirthe, Kameraliſten, Fabrikanten, Künſtler, Metallurgen, Land- und Forſtwirthe, ken-

nen dieß bedeutende Werk bereits aus dem ersten Theile. Dieser zweite Theil enthält wieder mehrere und ausführliche Belehrungen, wie man die Mineralien aufsuchen, erkennen und ökonomisch-technisch benutzen kann, und es ist also allen zu empfehlen, welche den möglichst größten Nutzen aus diesen rohen Naturkörpern ziehen wollen. Der erste Theil kostet 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

V. Bücher zu verkaufen.

Ein Exemplar von Wielands Teutschem Merkur vom Anfange an, nämlich von 1773 bis 1709 als 27 Jahrgänge in Englischen Pappbänden mit Titel ganz neu und ungebraucht stehet für 26 Rthlr. Sächs. zu verkaufen.

Ein dergl. broschirt für 18 Rthlr. Sächs.

Beides ist zu haben beim Leihbibliothekar

Gottlieb Reichel,
in Weimar.

VI. Reise in Persien. Nach Chardin, Forster, Franklin, Gmelin und anderen Reisebeschreibern, ausgearbeitet und herausgegeben von J. A. Bergk, mit 6 Kupfern.

Der Krieg zwischen Persien und Rußland hat jetzt die Aufmerksamkeit von Europa auf sich gezogen, und ist in jeder Hinsicht schon ein sehr merkwürdiges Land, — seine Regierung, seine Sitten und Religion unterscheiden sich so sehr von fast allen Nationen, daß es Jedermanns Aufmerksamkeit allerdings verdient, eine

richtige Belehrung über alle diese Gegenstände zu finden. Dies alles findet man in dieser Reisebeschreibung in einem kurzen und gedrängten, doch sehr deutlichen Styl beisammen, und wir dürfen uns schmeicheln, daß dies Buch mit Zufriedenheit gelesen werden wird. Der Preiß von 1 Thlr. ist gewiß sehr billig, und ist dafür in allen Buchhandlungen zu haben.

Baumgärtnerische Buchhandl. in Leipzig.

Monatsbericht

No. X.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoi

sowie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Institu erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nach richt von ihren Unternehmungen.

October 1805.

I. Erschienene Neuigkeiten

im October

und deren Inhalt.

1.

Hrn. Prof. Rosenmüller's chirurgisch-anatom Abbildungen für Aerzte und Wundärzte.

Vor nunmehre 12 Jahren kündigten wir dem medicin publicum in den Loderschen anatomischen Tafel Werk an, was einem lange gefühlten Bedurfnisse abh über alle Systeme des menschlichen Körpers gute Abbildu

richtige Belehrung über alle diese Gegenstände zu finden. Dies alles findet man in dieser Reisebeschreibung in einem kurzen und gedrängten, doch sehr deutlichen Styl beisammen, und wir dürfen uns schmeicheln, daß dies Buch mit Zufriedenheit gelesen werden wird. Der Preiß von 1 Thlr. ist gewiß sehr billig, und ist dafür in allen Buchhandlungen zu haben.

Baumgärtnerische Buchhandl. in Leipzig.

Monatsbericht

No. X.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Compt

sowie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instit
erschienenen literarischen Neuigkeiten und Na
richt von ihren Unternehmungen.

October 1805.

I. Erschienene Neuigkeiten

im October

UND DEREN INHALT.

1.

Hrn. Prof. Rosenmüller's chirurgisch-anato
Abbildungen für Aerzte und Wundärzte.

Vor nunmehre 12 Jahren kündigten wir dem medici
publicum in den Loderschen anatomischen Tafel
Werk an, was einem lange gefühlten Bedurfnisse ab
über alle Systeme des menschlichen Körpers gute Abbild

efern, und das Studium der Anatomie erleichtern sollte. o viele Hindernisse sich auch der Ausführung jenes Werkes ntgegensetzten, so wurden sie doch überwunden, und das Publicum besitzt wirklich seit einigen Jahren ein vollendetes Werk er alle Theile der Anatomie, dem es seinen Beifall nicht rsagen konnte. Obgleich nun diese anatomischen Tafeln zum ehuf des anatomischen Studiums gewiß vortreflich id, und vorzüglich für denjenigen, der die Theile des menschen Körpers in ihre einzelnen Systeme zertrennt und gesondert kennen lernen, oder sich bekannt erhalten will, um etwas zu wünschen übrig lassen, so kömmt doch der actische Arzt und Wundarzt oft in einige Verlegenheit, nn er genöthigt ist auf vielen Tafeln die Gefäße, Nerven, uskeln, Knochen ꝛc.) eines Theiles zusammen zu suchen, um h daraus erst in der Einbildung das Gebilde zusammen zu gen, wenn er sich die Form, Lage und die Verbindung r einzelnen Theile eigentlich vergegenwärtigen will. ieser Verlegenheit will nun Hr. Prof. Rosenmüller durch ne chirurchisch-anatomischen Abbildungen für rzte und Wundärzte abhelfen. In diesem Werke, wo- n wir dem Publicum jetzt den ersten Heft, welcher, wie er der folgenden, als ein für sich bestehendes Ganzes gesehen werden kann, liefern, bemühte sich der Verf. die rsteckt liegenden Theile, durch ganz einfache Schnitte sichtr zu machen, und sie ihrer Lage, Verbindung und rm nach, getreu abzubilden. Hat daher der Arzt eine örte Krankheit zu behandeln, oder der Chirurg eine Operan zu machen, und will vorher das Wesentliche des Baues ses Theils sich vergegenwärtigen und vorzüglich die Lage d Verbindung der einzelnen Gefäße, Nerven ꝛc. sich ins dächtniß zurückrufen, so wird er in diesem Werke des Hrn. of. Rosenmüller gewiß seinen Zweck erreichen können.

In dem ersten Hefte sind auf zehn Kupfertafeln, diejenigen Theile in ihrer Verbindung dargestellt, welche i Krankheiten der Nasenhöhlen, der Mundhöhle, Schlundes und des Kehlkopfes in Betracht kommen; Erläuterung dienen 18 Folioseiten Text in lateinischer teutscher Sprache. Der Preis dieses Heftes ist, um auch niger bemittelten den Ankauf zu erleichtern, auf 4 Rthlr. zt. Die Erscheinung und der Inhalt des zweiten Heftes ben wir zu seiner Zeit anzeigen.

Weimar, den 2ten Octbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

bliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erd-

kunde nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeite und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrte geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann. XXVII. B mit 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 1 Fl. 57 K

auch unter dem Titel:

Ferri de St. Conſtant, London und die Engländer. Ein ſtatiſt. moral. Gemälde a. d. Franz. 2r Ban mit 1 Charte der Environs von London. gr. 8. 2 Rth 18 gr. oder 4 Fl. 57 Kr.

Weimar im Novbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Die Zeiten, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1805, VI Heft.

Inhalt.

I. *Bataviſche Republik.* 1. Lage beim Wiederausbruche des Krieges. 2. Nothgedrungene Theilnahme an dem Kriege. II. *Spanien.* 1. Neutralität. 2. Ueber den Neutralitätsvertrag entſtandene Discuſſionen und Differenzien zwiſchen Spanien und Groſsbrittannien. 3. Nähere Veranlaſſung zum Ausbruche des Krieges zwiſchen Spanien und Groſsbrittannien, nebſt beiderſeitigen Rechtfertigungsgründen. 4. Einige Bemerkungen über das Verfahren der beiden kriegenden Mächte gegen Spanien. III. *Frankreich.* Aufenthalt des Pabſtes. IV. *Groſsbrittannien.* Finanzzuſtand am Ende des Jahres 1804. (Beſchluſs des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes. V. *Teutſches Reich.* 1. Fortſchritte der Landeskultur in Baiern. 2. Nachſchrift des Herausgebers. VI. *Ueber die gegenwärtige politiſche Criſis in Europa.* (Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.) VII. *Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages.*

Zu dieſem Stücke gehören: 1. das Bildniſs des Königs von Preuſsen *Friedrich Wilhelm III.* als Titelkupfer des III. Bandes; und 2. die Abbildung der (S. 66 erwähnten) *Denkmünze* auf den Aufenthalt des *Pabſtes in Paris.*

Singt mir den Geſang der Ruh.
Mählich wird dies Auge trübe:
Dann geſellt ein Wink der Liebe
Mich den guten Göttern zu.

Chor:

Ein Maytag war dein Leben:
Du pflückteſt Roſen ab,
Sie den Geſpielen hinzugeben;
Und küſſende Roſen umblühen dein Grab.

Eine Stimme:

Ihr, der Unſchuld Führerinnen!
Ihr getreuen Huldgöttinnen!
Laßt in eurem Myrtenhayn
Mich den kurzen Lauf vollenden;
Laßt mich hier, mit kalten Händen,
Sterbend euch den Gürtel weyhn.

Chor:

Sie haben dich geſehen;
Sie ſchmücken deinen Lauf
Mit Blumen, welche nie vergehen;
Und nehmen die Kränze des Todes auf.

Eine Stimme:

Ruhig ſey die letzte Zähre,
Lieblichlächelnde Cythere!
Wie der Hirtin Seufzer iſt,

Wer den Plan dieſer Zeitſchrift ruhig und unbefangen geprüft hat, wird erkannt haben, daſs die Tendenz derſelben im Allgemeinen dahin gerichtet iſt, eine *möglichſt vollſtändige und gründliche Ueberſicht und Beurtheilung der Hauptbegebenheiten und Gegenſtände der neueſten Staatengeſchichte und Politik zu gewähren.* Es liegt in der Natur der Sache, daſs nicht Alles auf Einmal geleiſtet, nicht alle Staaten und Gegenſtände auf gleiche Weiſe berückſichtigt werden können, und iſt den Zeitumſtänden gemäſs, daſs die äuſsere Geſchichte und politiſchen Verhältniſſe der Staaten gleich anfangs vor Anderen die Gegenſtände der Aufmerkſamkeit und Bearbeitung werden muſsten. Um eine *möglichſt vollſtändige* Ueberſicht zu geben, war es nöthig, den Anfangspunct etwas weiter hinaus zu rücken, und mit dem Wiederausbruche des Kriegs zwiſchen *Frankreich* und *England* zu beginnen. Es war erforderlich, planmäſsig zu verfahren, die einzelnen Ueberſichten unter einander möglichſt in Verbindung zu ſetzen, und auf die näheren oder entfernteren Beziehungen, welche ſie auf die Hauptereigniſſe der Geſchichte des Tages haben, ſtete Rückſicht zu nehmen. Man begann, wie es ſchien, zweckmäſsig die Kette der Darſtellungen einleitungsweiſe in dem *erſten Bande*, mit der Erhebung *Bonaparte's* zum Präſidenten der Italiäniſchen Republik, der Einführung des lebenslänglichen Conſulats in Frankreich, der Vermittelung der neuen Schweizeriſchen Einigung und Verfaſſung, mit der Ueberſicht der neuen Miſshelligkeiten und Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und England, bis zum Wiederausbruche des Kriegs. Man warf dann (im *zweiten Bande*) zuförderſt einen Blick auf die politiſche Lage *Europen's* bei dem Wiederausbruche des Krieges; und indem man nun in ſpeciellere Darſtellungen einging, ſchilderte man zunächſt in *Groſsbrittannien* die Lage und den Charakter des damaligen Miniſteriums, die Empörung von Irland, die Krankheit des Königs und den Charakter und die Verhältniſſe des Prinzen von *Wales*, den Finanzzuſtand dieſes Reichs in Europa, und ſeine neuen Eroberungen in Indien. In Frankreich lieferte man, nach einem Ueberblicke der inneren Lage der Republik, im Jahre 1804, vollſtändige Ueberſichten der Verſchwörung und den Proceſs *Georges*, *Pichegru's* und *Moreau's*, die Verhaftungen auf dem rechten Rheinufer, die *Mehée-Drakeſche* Intrigue, die eisrheniſche Conföderation; die Erhebung *Bonaparte's* zum *Erb-Kaiſer* der Franzoſen, und die Krönungsfeier. Im Teutſchen Reiche erzählte man einige mit jenen Ereigniſſen in Beziehung ſtehende Vorgänge am Reichstage, und ſuchte das Schickſal des Churfürſtenthums *Hannover* ins richtige Licht zu ſetzen. Endlich gab man eine Darſtellung der veränderten Verhältniſſe *Ruſsland's* und *Schweden's* gegen *Frankreich* in jenem Zeitpuncte, und der bei-

nahe eingetretenen Mishelligkeiten beider, durch ein
Gränz-Streit.

In dem *dritten Bande* wird zunächst die Lage der
tavischen Republik beim Wiederausbruche des Krieg
und ihre nothgedrungene Theilnahme daran geschild
sodann *Spaniens* ähnliche Lage, und die Behandlu
welche dieses Reich sowohl von *Frankreich* als *Engl*
erfuhr, in das gehörige Licht zu setzen gesucht.
wurde der Aufenthalt des Papstes in *Frankreich* besch
ben; die Darstellung des Englischen Finanzzustandes f
gesetzt, und im Teutschen Reiche ein Ueberblick über
Fortschritte der Landescultur in *Baiern* gegeben.

Indem man auf diese Weise in gröfseren und vollst
digeren Uebersichten plannäfsig fortfuhr, die Hau
momente der Geschichte der Zeit darzustellen, liefe
man auch schon vom zweiten Bande an, zugleich e
fortlaufende *Uebersicht der Haupt-Momente der Geschi
des Tages*, als *vorläufige Andeutung* dessen, was in
Folge näher auszuführen seyn wird, und um den Le
in den Stand zu setzen, beide Zeitpuncte mit einander
vergleichen. Neben dieser beginnt in dem VII. Stücke
ne historisch-politische Entwickelung der *gegenwärti
furchtbaren Crisis* in Europa, die in dem nun zu liefe
den VIIIten Stücke fortgesetzt und vollendet werden wi

Mehrere Hefte enthalten unter der Rubrik *Corresp
denz-Nachrichten und Miscellen* kurze, ebenfalls vorl
fige, Notizen und Andeutungen merkwürdiger Staatshi
rischer Gegenstände mit Thatsachen; und es wird dan
in der Folge womöglich regelmäfsig und unausgesetzt f
gefahren werden. Ueberall ist man bemüht, für die
gebenheiten und Verhältnisse die *richtigen Gesichtspun
anzudeuten, und indem man sich zur strengsten Pfli
gemacht hat, jede *politische Kannegiesserei* zu verm
den; hat man doch sein Urtheil noch nicht ganz verlä
nen zu müssen geglaubt, und dabei mit Vorsichtigkeit u
Unparteilichkeit *Freimüthigkeit* zu verbinden gesucht.

Aus dieser Uebersicht erhellet wenigstens, dafs
Ausführung des Plans dieser Zeitschrift auch plannäf
wirklich begonnen sey, — und mehr kann und wird
billigen und verständigen Lesern und Urtheilern de
wohl nicht verlangt werden. — Es geht ferner dara
hervor, dafs diese Zeitschrift, in diesem Betrachte
leisten bemüht war, und auch wirklich leistete, was ke
andere ähnliche, bis jetzt bestehende oder begonnene l
stet, oder zu leisten versprochen und versucht hat: vi
leicht sonach auch, dafs sie die Unterstützung des Pub
cums verdient.

Mit dem *dritten Bande* oder dem VIIten Stücke nim

nun auch das verſprochene *Urkundenbuch* mit dem Schriftwechſel der Kabinette zu *Wien*, *St. Petersburg* und *Paris*, die dem Reichstage mitgetheilt worden, und ſo ins Publicum gekommen ſind, ſeinen Anfang. In einem der nächſten Hefte wird die *Geſchichte des Kriegs* beginnen, deſſen Ereigniſſe man ebenfalls von dem erſten Ausbruche deſſelben an unter eine vollſtändige zuſammenhängende *Ueberſicht* ſtellen wird. Und je nachdem der jetzige, Europa aufs neue verheerende Sturm vorübergehen, und für Gegenſtände des Friedens und der Humanität mehr Raum und Intereſſe ſich ergeben wird — wird man auch auf die verſchiedenen Zweige der innern Staatengeſchichte mehr Rückſicht nehmen, und ſo viel es billiger Weiſe gefordert werden kann, und die dazu mehr als zu anderen Theilen der Geſchichte nöthige und wünſchenswerthe Unterſtützung geſtattet, auch in dieſer Hinſicht den Zweck des Inſtituts zu erreichen, und die Forderungen des Leſers zu befriedigen ſuchen.

Wir dürfen uns übrigens auf das Urtheil, das ein ſehr competenter Richter in dieſem Fache, deſſen Meiſterhand immer unverkennbar iſt, in No. 284 und 285 der *Halliſchen Allg. Literat.-Zeitung* von dieſer Zeitſchrift fällte, ſicher berufen, um das gebildete Publicum auf ihre Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit für jetzt, und in der Folge als gleichzeitige Geſchichtsquelle, aufmerkſam zu machen.

Weimar d. 28. Oct. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1805 XI. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Ueber die Entſtehung des Thraziſchen Bosphorus — aus einer Abhandlung des Grafen *von Choiſeul-Gouffier*. 2. Hydra und die Hydriotten.

Bücher-Recenſionen. 1. Connaiſſance de Tems pour l'an XIV. 2. D. *Ant. Fr. Büſching's* Erdbeſchreibung V. Thl. 3te Abtheil. — von *Sam. Günther Wahl*. 3. Hauptſchluſs der auſserordentlichen Reichsdeputation — von *J. C. Cämmerer*. 4. Rufsland unter Alexander I. von *H. Storch*. V. Bd. 13., 14. und 15 Liefr.

Charten-Recenſionen. 1. Charte von der Europäiſchen Türkey von *Conr. Mannert.* 1804. 2. Charte von dem Fürſtenthum Würzburg von *C. F. Hammer.* 1805 3. Topogr. Charte von Weſtphalen — von *v. LeCoq* Sect. I, III und XI.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Ein paar Worte über eine gewaltig wichtige Recenſion im Septemberhefte 1805 der Monatl. Correſpondenz des Freih. *F. von Zach* (S. 250 — 256), ein im Novemberhefte 1804 der A. G. Ephemeriden beigelegtes Chärtchen des Brittiſchen Reichs am Ganges betreffend. 2. Ueber die Maaſse der alten Aegypter. 3. *Edw. Wright's* Ideen über ein allgemein gültiges Grundmaaſs. 4. Avantcoureur neuer geogr. u. ſtatiſt. Schriften. A. Teutſche Literatur. B. Ausländiſche Literatur. 5. Journaliſtik. (Polit. Journal. 1805. Julius u. Aug. — Ruſſ. Merkur. 1805. 3s u. 4s St. — Preuſſ. Brandenb. Miscellen. May u. Jun. 1805. — Berliner Monatsſchrift May und Auguſt 1805. — Schleſ. Provinzialblätter Juli und Auguſt. 1805. — Iſis. Juli u. Aug. 1805.) 6. Kurze Notizen. (Oſtfriesland. — Herzberg. — Königr. Italien. — Genua. — Schweiz. 7. Anzeige.

Zu dieſem Stücke gehören:

1) Das Portrait des Ruſſ. Kaiſerl. Hof- und Oberbergraths *Herrmann.* 2) Charte von *Kleinaſien* von *C. G. Reichard.*

5.

Journal des Luxus und der Moden 1805 XI. Stück.

Inhalt.

I. Theorie der Mimik nach Gall. Schreiben an den Hrn. Grafen Julius von Soden, von Dr. Gruber. II. Kunſt 1. Büſten von Schiller und Wieland; von Klauer. 2. Der Tod des Sokrates, gemalt von David, geſtochen von Maſſard. III. Miſcellen und Modenberichte. 1. Taſchenbuch für Leckermäuler und Tafelfreunde. 2. Oeffentliche Vergnügungsörter in und bei Petersburg. 3. Canova's Monument der Erzherzogin Chriſtine. 4. Modenbericht aus Paris. IV. Erklärung der Kupfer.

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

10. Stück. October 1805.

I. Verlagswerke der Cottaiſchen Buchhandlung zu Tübingen.

In der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung ſind von Oſtern 1804 bis 1805 erſchienen:

Allgemeine Zeitung 1805. 4. Der Jahrgang 8 Rthlr. 20 gr. 16 fl.

Der achte Jahrgang dieſes, für die Zeitgeſchichte ſo wichtigen Tagblattes hat ſich, bei der veränderten Redaktion, in dem gleichen Werthe der Vollſtändigkeit, Unparteilichkeit, und zweckmäßigen Darſtellung der neueſten Begebenheiten erhalten. Als Repertorium alles deſſen, was die jetzige und künftige Generationen intereſſiren kann, verdient dieſes Inſtitut die Unterſtützung, die ihm die zunehmende Anzahl ſeiner Abnehmer gewährt, und die ſo weit gieng, daß die erſten Monate eine neue Auflage erforderten.

Einige wenige vollſtändige Exemplare von 1798 an, ſind in der Verlagshandlung für 6 Carolins zu haben.

Almanach des Dames pour l'an 1805. avec gravures. relié. 16. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Der Inhalt und Kupfer dieſes nun ſeit 4 Jahren in Paris erſcheinenden Almanachs ſind ſo gewählt, daß er einen ſteten, nicht bloß vorübergehenden Genuß gewährt, und eine Stelle in jeder Damenbibliothek verdient.

Archiv, juridiſches, von Bönner, Gmelin und

Tafinger, V. Bd. in 4 Heften. gr. 8. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Den Werth dieſes, die ganze juridiſche Literatur umfaſſenden Archivs, verbürgen die berühmten Herausgeber und der ungetheilte Beifall, mit welchem die ſtrenge Unparteilichkeit und die gründliche Beurtheilung der darin angezeigten Werke vom Publikum aufgenommen wird.

Archives littéraires de l'Europe ou Mélanges de Littérature, d'Hiſtoire et de Philoſophie, par MM. Suard, Segur l'aîné, Paſtoret etc. Suivis d'une gazette littéraire univerſelle, gr. 8. 1805. 12 cahiers. 7 Rthlr. 4 gr. 12 fl. 24 kr.

Der zweite Jahrgang einer, in Paris redigirten, Monatsſchrift, die von den vorzüglichſten kritiſchen Blättern Frankreichs und Teutſchlands, ihrer Art und Zweck nach, als die beſte anerkannt iſt: und die durch die fortdauernde Bemühung der bisherigen Mitarbeiter, und durch die Anſchließung einiger berühmten Teutſchen Gelehrten ſich immer mehr vervollkommnen, und als allgemeiner Sammelplatz der Europäiſchen Literatur eine Stelle in jeder öffentlichen Bibliothek und Leſeanſtalt verdienen wird.

Crome, D., Europens Produkte mit einer neuen Produkten-Karte von Europa. Erſte Abtheilung, welche Portugall, Spanien, Frankreich, Helvetien und Wallis enthält, mit 4 großen Tabellen. Vierte, ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. Schreibpapier 2 Rthlr. 8 gr. 4 fl. 12 kr. Druckp. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Die Karte illuminirt 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Dieſe neue Auflage eines längſt als vorzüglich anerkannten Werkes, wurde durch mancherlei Umſtände verzögert: es hat dafür deſto mehr an Vollſtändigkeit gewonnen, und wird, ſo wie die Karte ſelbſt, eine wichtige Lücke unſerer Literatur ausfüllen.

Damenkalender, herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Schiller und andern, 1805. mit Kpfr. geb. 16. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Auch dieſer Jahrgang verdiente den erhaltenen Beifall durch die vorzüglichen Beiträge der Herausgeber und durch die niedlichen äußeren Verzierungen.

Elementarbuch, Teutſches, 4. 12 gr. 54 kr.

Ein nicht unwichtiger Beitrag eines Veteranen zur Vervollkommnung unſerer Teutſchen Sprache und Schreibart.

Flatt, (D. J. F.) Magazin für chriſtl. Dogmatik und Moral, deren Geſchichte und Anwendung im Vortrage der Religion, fortgeſ. von D. Süßkind. 12 St. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Dieſe jedem Theologen wichtige Sammlung von intereſſanten Abhandlungen, hat unter der veränderten Redaktion ihren gleichen anerkannten Werth erhalten.

Göthe, von, Winkelmann und ſein Jahrhundert, in Briefen und Aufſätzen. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr. 4 fl.

Winkelmanns Briefe an Berendis gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann, und die Herausgabe derſelben iſt eine wichtige Bereicherung der Literatur. Der beigefügte: „Entwurf einer Kunſtgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, und die „Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns" erheben dies Werk zu einem der vorzüglichſten der diesjährigen Bücherernde.

Häberlins Staatsarchiv 456 — 508 Heft, gr. 8. br. jedes Heft 10 gr. 45 kr.

Dieſe Niederlage ſo mancher, für die Verfaſſung und Zeitgeſchichte Teutſchlands wichtigen, Abhandlungen bleibt in ihrer Fortſetzung dem Publiciſten und Geſchichtsfreunde gleich unentbehrlich.

Hartleben, allgemeine Teutſche Juſtiz- und Polizeifama, 1805. 4. br. 12 Hefte. 3 Rthlr. 4 gr. 5 fl. 30 kr.

— — Juſtiz- und Polizeianzeiger 1805. Eine Beilage der Polizeifama. Der Jahrg. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 30 kr.

In dieſem vierten Jahrgange fährt der berühmte Hr. Verf. fort, alles was auf die Polizei Bezug hat, mit gleichem Eifer dem Publikum vorzulegen, das bei dem unverkennbaren Nutzen eines ſolchen Inſtituts manche Uebereilung des Augenblicks mit Nachſicht aufnehmen wird.

Hoyer, Capitän, Taſchenbuch für Soldaten auf 1805. geb. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der dritte Jahrgang dieſes nützlichen Taſchenbuchs

zeichnet ſich beſonders durch die detaillirte Beſchreibung der neuen vortrefflichen Conſcriptions-Einrichtung in den Oeſtreichiſchen Erblanden aus.

Huber, vierteljährige Unterhaltungen, als Fortſ. der Flora 1805. 8. br. 4 Hefte. 2 Rthlr. 20 gr. 5 fl.

Nach des Verf Tode fand ſich noch ſo viel Manuſcript, daß die Fortſetzung dieſer von ihm begonnenen Quartalſchrift in ſeinem Geiſte herausgegeben werden konnte.

Kartenalmanach auf 1805.

Das Publikum kennt die frühern Verſuche, einzelnen Karten ſinnreiche Darſtellungen unterzulegen, aber noch nie wurde dies auf ein ganzes Spiel angewandt, und ſchwerlich wird es je wieder ſo geiſtvoll ausgeführt werden, als wir in dieſem Almanach der gefühlvollen und talentreichen Erfinderin verdanken und in einer künftigen Fortſetzung verdanken werden.

Miscellen, Engliſche, 15r — 18r Band gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

— — Franzöſiſche, 7r — 10r Band gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

— — Italieniſche, 1r — 3r Bd. gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Die mit ſo vielem Beifall aufgenommenen Engl. und Franz. Miscellen haben ein ähnliches Inſtitut für Italien erweckt, und die bisher erſchienenen Bände bezeugen hinlänglich, daß der Redakteur alles in ſich vereinigt, was zur belehrenden und unterhaltenden Lektüre einer ſolchen Monatſchrift erfordert wird.

Morin, (Abbé) Neue Sammlung Franzöſiſcher und Teutſcher Uebungsſtücke, zum Ueberſetzen in beide Sprachen. Zweite ſehr vermehrte Ausgabe, gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

— — Ueberſetzung der neuen Sammlung Franzöſiſch und Teutſcher Handlungsbriefe, gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

— — Franzöſiſche Sprachlehre, 3te, um vieles vermehrte Ausgabe. gr. 8. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Es wäre überflüſſig über die Arbeit dieſes, für die Erleichterung der Franz. Sprachkunde und für die gründ-

liche Erlernung dieſer Sprache, ſo unermüdet thätigen, Vf. etwas zu ſagen, da der allgemeine Beifall, womit ſeine Grammatik und übrigen Lehrbücher beinahe überall eingeführt wurden, hinlänglich für die Vorzüglichkeit derſelben ſpricht. Zur Erleichterung des Ankaufs dient auch der wohlfeile Preis, wornach 34 eng und ſchön gedruckte Bogen nebſt 1 Tabelle, für 1 fl. 12 kr. erlaſſen werden. Bei großen direkten Beſtellungen wird der Ankäufer noch mehrere Vortheile erhalten

Perſoon, (Dr. C. H.) Synopſis plantarum ſeu enchiridium botanicum, complectens enumerationem ſyſtematicam ſpecierum hucusque cognitarum. Pars I. 16 br. Vel. Pap. 9 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr. 8 gr. Schreibp. 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Dieſes, die ganze bisherige Pflanzenkunde in der möglichſt geringen Bogenzahl umfaſſende Werk, darf als das unentbehrlichſte Handbuch jedes Botanikers angeſehen werden. Denn nur an einem Orte wie Paris, wo man in dieſem Fache die zahlreichſte Sammlung von Beſchreibungen und Abbildungen findet, und mit dem roſtloſen Eifer des Verf. war es möglich, den Plan auszuführen, alles, was bisher in dieſem weiten Felde der Naturgeſchichte bekannt iſt, zu ſammeln: und nur in Paris mochte es möglich ſeyn, dieſe Sammlung in einem ſo gedrängten und niedlichen Drucke zu liefern, als die höchſte Handbarkeit, Bequemlichkeit und Eleganz erforderte. Dabei wird man den Preis ſehr mäßig finden, wenn man bedenkt, daß dieſer erſte Theil beinahe die Hälfte des ganzen Pflanzenſyſtems enthält, um ein Drittel umfaſſender als die bisherigen Syſteme, und doch im Verhältniß zu dieſen um ein Beträchtliches wohlfeiler iſt.

Plutarchi Chaeronenſis quae ſuperſunt omnia. Cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis diverſitate, opera J. G. Hutten T. XIV. et ultimus. 8. maj. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Mit dieſem 14ten Theile wären nun die ſämmtlichen Werke Plutarchs geliefert, und durch die Bemühungen des gelehrten Herausgebers den Liebhabern der Griechiſchen Literatur eine Handausgabe verſchaft, die nicht nur alles umfaßt, was bisher nur zerſtreut über dieſen Schriftſteller bekannt wurde, ſondern die ſelbſt auch die Wyttenbachiſchen Verbeſſerungen in ſich ſchließt. Das ganze Werk koſtete im Subſcriptionspreis nur 22 fl. 48 kr.

Wenn die Abendwolken dämmern,
Und von überzählten Lämmern
Sie das kleinſte Lamm vermißt.

Chor:

Der Himmel ſieht die Thräne;
Wird ſtille Melodie;
Und Venus Anadyomene
Verwandelt in liebliches Lächeln ſie.

Eine Stimme:

Dort, an jenen ſchwarzen Flüſſen,
Folg' ich, in den Finſterniſſen,
Unſchuld meines Lebens! dir.
Jene ſchreckenden Geſichter,
Und die Stimme jener Richter
Sagen nichts, als Wonne, mir.

Chor:

Es hat den Todesbecher
Die Tugend angelacht:
Und da verſtummten ihre Rächer;
Da ſandte ſie Strahlen in tiefe Nacht.

Eine Stimme:

Hört! vom dunklen Ufer hallten
Schon die Chöre. Seht! Geſtalten,
Schöner als die Sterblichkeit!
O mit eurem ganzen Seegen,

Posselt, (D. E. L.) Staatsgeschichte Europa's vom Traktat von Amiens bis zum Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England. Mit Karten und Kupfern. 12. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Der berühmte Verf. hat die Herausgabe dieses Taschenbuchs nicht mehr erlebt: selbst die Vollendung desselben mußte einer fremden Feder anvertraut werden, die diese aber so gut auszuführen wußte, daß das Ganze mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen wurde. Der nämliche Schriftsteller wird die Fortsetzung besorgen.

Posselt, (D. E. L.) Europäische Annalen. gr. 8. 1805. 4 Rthl. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Mit dem Tode des verewigten Herausgebers ist die Redaktion dieser Annalen mit der der Allgemeinen Zeitung vereiniget, und die regelmäßige Erscheinung der monatl. Hefte, so wie die gelieferten sachreichen Aufsätze beweisen, daß das Publikum nichts dadurch verloren hat.

Reichards, (J. F.) Liederspiele. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Es war ein glücklicher Gedanke des berühmten Hrn. Kapellmeisters Reichard, mehrere der angenehmsten Lieder unserer vorzüglichsten Dichter in eine theatralische Vorstellung zu verbinden, und sie mit Melodieen von seiner Komposition zu begleiten.

Die Musik aus der vortrefflichen Notendruckerei der Herren Reichard und Comp. in Strasburg, übertrifft jede Erwartung.

Richter, (Jean Paul) Freiheitsbüchlein, oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog von Sachsen Gotha, dessen Briefwechsel mit Ihm; — und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 12 gr. 54 kr.

Die Veranlassung zu diesem genialischen Produkte, so wie der Inhalt desselben, verdient die allgemeine Verbreitung, die es gefunden hat.

Roman: Oktavio von Burgos, von Franz Horn. Erster Theil. 8. 19 gr. 1 fl. 12 kr.

Das Publikum kennt aus frühern Produkten die schöne Darstellung des Hrn. Verf., die diesen Roman zu einem der anziehendsten erhebt.

Schillers (v.) Wilhelm Tell. 12. gebunden.
mit 3 Kupfern 2 Rthlr. 8 gr. 4 fl. 12 kr.
mit 1 Kupfer 1 Rthlr. 14 gr. 2 fl. 45 kr.
ohne Kupfer 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.
ungebunden 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.
kl. 8. Schreibp. 12 gr. 54 kr.
Druckp. 8 gr. 36 kr.

— — Huldigung der Künste 4. Bel.

Die erste dieser beiden Arbeiten des unsterblichen Verf. ist allgemein bekannt, die letzte ist bis jetzt nur in wenige Hände gekommen, da bloß einige hundert Abdrücke davon gemacht wurden: sie erscheint aber in dem ersten Theile des Theaters von Schiller, das nächstens die Presse verlassen wird.

Stäudlin, (D. Ph.) kirchliche Geographie und Statistik, oder Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der christl. Religion. 2r Th. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Mit diesem zweiten Bande wäre dieses gehaltreiche, seinem Titel ganz entsprechende, Werk vollendet, das jeder Freund der Geschichte, jeder Religionslehrer, so wie jeder Beobachter der Menschheit als ein wichtiges, eine große Lücke unserer Literatur ausfüllendes, Werk erkennen wird.

Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde 1805. mit Kpfr. 16. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Theoretische und praktische Gegenstände, mit sorgfältiger Auswahl geprüft, verdienten diesem nun seit 1795 bestehenden Almanach, eine Stelle in der Bibliothek jedes Gartenfreundes.

Tennecker (S. v.) Zeitung für die Pferdezucht, Pferdehandel, Roßarznei- und Reitkunst. 4ter Band. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Diese nützliche Sammlung so vieler bemerkens- und beobachtungswerthen Aufsätze für einen so wichtigen Zweig der Thierökonomie, ist mit diesem vierten Bande geschlossen, und wird in einem auf alle Hausthiere ausgedehnten Plane fortgesetzt.

Wieland (C. M.) Krates und Hipparchia, als Taschenbuch auf 1805. mit Kpfr. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Dieses Seitenstück zu Menander und Glycerion ist allen Freunden der schönen Literatur hinläng-

lich bekannt; wir bemerken daher nur, daß auch Exemplarien ohne Kupfer von diesen beiden geistvollen Produkten, jedes für 12 gr. oder 54 kr. zu haben sind.

Bis zur Michaelis-Messe 1805 erscheinen folgende Werke:

Almanache:

Almanach des dames pour l'an 1806.
Damenkalender v. Huber, Lafontaine, Pfeffel, Schiller ꝛc. ꝛc. mit Kpfr. 1806.
Falk Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre auf 1806.
Karten-Almanach auf 1806.
Pfeffel Staatsgeschichte Europa's. Fortsetzung auf 1806. mit Karten und Kupfern.
Schillers Uebersetzung der Phädra v. Racine.
Taschenbuch für Gartenfreunde mit Kupfern. 1806.

Fortsetzungen:

Archiv juridisches V. Bd. 3t.
Archives littéraires de l'Europe Nro. 20.
Hoyer allgem. Wörterb. d. Artillerie. 2r Bd.
Miscellen (englische) XX. 36.
—— (französische) XII. 18.
—— (italienische) III. 36.
Pfeffel poet. Versuche 2r. Th. mit des Verfassers Portrait.
Polizeifama 1805. August.
—— Anzeiger 1805. August.
Pfeffel europ. Annalen 1805. 9s, 10s.
Richter Jean Paul Flegeljahre 4r Th.
Staatsarchiv 14r Bd. oder 53s bis 56s Heft.
Unterhaltungen 1805. 3s Qu.
Allg. Zeitung 1805. Sept.
Karte v. Schwaben 15 bis 17s Blatt.

Neuigkeiten:

Falk Leben des Johannes von der Ostsee 1r Th.
Gemälde der Toskanischen Landwirthschaft von Simonde.
Geschichte der Königin Elisabeth. 8.
Gros Naturrecht. 2te Aufl.
v. Herders sämmtliche Werke. 1r bis 6r Theil.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 23. Die bunte Traube. Taf. 24. a. Die Traubenkirſche von Virginien. Taf. 24. b. Die Kirſche mit dem Alaternenblatte. Taf. 25. Fig. 1. 2. Gekoppelte Bäume. Taf. 35 Fig. 3. Nepenthes oder die Wunderpflanze.

Weimar im Octbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

8.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, 1805. XI. Stück.

Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handlungswiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren einzelnen Theilen. Achter Brief. II. Handels-Geſchichte. Ueber den Handel von Neapel. III. Handels-Geographie und Handels-Statiſtik. Die Inſel Celebes. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Das Arabiſche Schaf. 2. Ambra. V. Gewerbskunde. 1. Ueber die Eigenſchaften und den Gebrauch der Koſchenille bei der Färberei. (Beſchluß.) 2. Von dem Berlinerblau, deſſen Gebrauch bei der Färberei, und von einer neuen, aus dieſer Subſtanz gewonnenen Farbe. 3. Die Wollen- und Baumwollen-Kartätſche in Hindoſtan, von Le Gour de Flaix. 4. Neue Erfindungen. Neue Art den Hanf zu röten. Erfindung eines neuen Triebwerks, Panemone. Mittel, der Wolle ohne Schwefeln durchs Waſchen die beſte Weiße zu geben. Das waſſerdichte Leder des Herrn Potot. Batley's Zuckerraffinerie mit Milch. VI. Litteratur der Handels- und Gewerbskunde. G. C. Wehn's wohlerfahrner Kaufmann ꝛc. Zweiter Theil. VII. Korreſpondenz- und vermiſchte Nachrichten. 1. Auszüge aus Briefen. Schreiben aus Paris. Schreiben aus Lima. Schreiben aus Taganrok. Schreiben aus Hannover.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Charte von der Inſel Celebes. 2. Abbildung des Sumachs, wovon die Beſchreibung im Maiſtücke dieſes Jahrgangs ſteht.

Weimar im Oct. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

---

lich bekannt; wir bemerken daher nur, daß auch Exemplarien ohne Kupfer von diesen beiden geistvollen Produkten, jedes für 12 gr. oder 54 kr. zu haben sind.

Bis zur Michaelis-Messe 1805 erscheinen folgende Werke:

Almanache:

Almanach des dames pour l'an 1806.
Damenkalender v. Huber, Lafontaine, Pfeffel, Schiller u. a. mit Kpfr. 1806.
Falk Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre auf 1806.
Karten-Almanach auf 1806.
Posselt Staatsgeschichte Europa's. Fortsetzung auf 1806. mit Karten und Kupfern.
Schillers Uebersetzung der Phädra v. Racine.
Taschenbuch für Gartenfreunde mit Kupfern. 1806.

Fortsetzungen:

Archiv juridisches V. Bd. 3s.
Archives littéraires de l'Europe Nro. 20.
Hoyer allgem. Wörterb. d. Artillerie. 2r Bd.
Miscellen (englische) XX. 3s.
—— (französische) XII. 1s.
—— (italienische) III. 3s.
Pfeffel poet. Versuche 2r. Th. mit des Verfassers Portrait.
Polizeifama 1805. August.
—— Anzeiger 1805. August.
Posselt europ. Annalen 1805. 9s, 10s.
Richter Jean Paul Flegeljahre 4r Th.
Staatsarchiv 14r Bd. oder 53s bis 56s Heft.
Unterhaltungen 1805. 3s Qu.
Allg. Zeitung 1805. Sept.
Karte v. Schwaben 15 bis 17s Blatt.

Neuigkeiten:

Falk Leben des Johannes von der Ostsee 1r Th.
Gemälde der Toskanischen Landwirthschaft von Simonde.
Geschichte der Königin Elisabeth. 8.
Gros Naturrecht. 2te Aufl.
v. Herders sämmtliche Werke. 1r bis 6r Theil.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 23. Die bunte Traube. Taf. 24. a. Die Traubenkirsche von Virginien. Taf. 24. b. Die Kirsche mit dem Alaternenblatte. Taf. 25. Fig. 1. 2. Gekoppelte Bäume. Taf. 35 Fig. 3. Nepenthes oder die Wunderpflanze.

Weimar im Octbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, 1805. XI. Stück.

Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handlungswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren einzelnen Theilen. Achter Brief. II. Handels-Geschichte. Ueber den Handel von Neapel. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. Die Insel Celebes. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Das Arabische Schaf. 2. Ambra. V. Gewerbskunde. 1. Ueber die Eigenschaften und den Gebrauch der Kochenille bei der Färberei. (Beschluß.) 2. Von dem Berlinerblau, dessen Gebrauch bei der Färberei, und von einer neuen, aus dieser Substanz gewonnenen Farbe. 3. Die Wollen- und Baumwollen-Kartätsche in Hindostan, von le Gouz de Flair. 4. Neue Erfindungen. Neue Art den Hanf zu rösten. Erfindung eines neuen Triebwerks, Panemone. Mittel, der Wolle ohne Schwefeln durchs Waschen die beste Weiße zu geben. Das wasserdichte Leder des Herrn Petot. Batley's Zuckerraffinerie mit Milch. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. G. C. Wohn's wohlerfahrner Kaufmann ꝛc. Zweiter Theil. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Auszüge aus Briefen. Schreiben aus Paris. Schreiben aus Lima. Schreiben aus Taganrok. Schreiben aus Hanover.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Charte von der Insel Celebes. 2. Abbildung des Sumachs, wovon die Beschreibung im Maistücke dieses Jahrgangs steht.

Weimar im Oct. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

9.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1805. XI. St.

Inhalt.

I. Verſuch, die Grundſätze einer reinen Naturlehre auch auf die intellectuelle Welt anzuwenden; nebſt Bemerkungen über den Magnetismus der Erde und elektriſche Erſcheinungen an der Magnetnadel; in einem Schreiben des Hrn. Advokat Steinhauſer zu Plauen, an den Herausgeber, vom 18. Aug. 1803. II. Grundſätze einer reinen, auch auf die intellectuelle Welt anwendbaren Naturlehre (vom Hrn. Adv. Steinhäuſer in Plauen.) III. Ueber das Megatherium; vom Hrn. Cuvier. (Aus den Ann. du Muſ. d'hiſt. nat. Nro. 29. Mit Abbild. auf Taf. VII.) IV. *Annuaire météorologique* pour l'an XIV. par *J. P. Lamarck.* Paris 1805. V. Neuere Beobachtungen über die Schlverſchen Figuren auf beſtaubten Glasplatten; desgleichen auch über die Zähmung ſchwarzer Störche. (Aus einem Briefe des Hrn. Weinbauinſpektors Sartorius an den Herausgeber. Wilhelmsthal den 21. Sept. 1805.) VI. Ueber das Athmen der Schildkröten. (Vom Hrn. Duvernoy, aus dem Schr. der Soc. Philom.) VII. Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände, vom Hrn. Hofr. Blumenbach. VIII. Ein vermeintlicher Erbſenregen. IX. Nachricht von dem neulichen großen Erdbeben in Neapel und den benachbarten Gegenden. X. Program der Batayiſchen Societät der Wiſſenſchaften zu Harlem, für das Jahr 1805, (im Auszuge.) XI. Merkwürdige Eigenſchaft des warmen Waſſers.

Zu dieſem Stücke gehört:
Die Abbildung des Megatheriums auf Taf. VII.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

10.

Anzeige wegen des Journals für Kinder, Eltern und Erzieher.

Das von uns angekündigte Journal für Kinder, Eltern und Erzieher, in 2 Abtheilungen, welches wichtiger Hinderniſſe wegen heuer nicht erſcheinen konnte, erſcheint nunmehr gewiß mit Anfange des künftigen Jahres, welches wir den Herren Abonnenten hierdurch vorläufig anzeigen. Weimar, den 12. Oct. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

1.

London und Paris 1805 IV. und V. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

I. London. 1. Windſors Einweihung. 2. Engliſcher Nekrolog. 3. Papirus Manuſcripte. 4. The brother's steps in London. 5. Anbau des Mahagony-Baumes. 6. Geſellſchaft der Alterthümer. — Graf Eſſex Ring. — Zuſammenkunft Heinrich VIII. mit Franz I. 7. London und ſeine Umgebungen. (Hierzu die Charte No. IX.) II. Paris. 1. Ueber die Veränderung in den Sitten, im Tone der Geſellſchaften und in der öffentlichen Meinung ſeit der republikaniſchen Verfaſſung und bei den letzten Regierungen des Conſulats und des Kaiſerthums. 2. Ueber den 2ten Jahrgang des Almanach des Gourmands nebſt einigen Bemerkungen von einem Teutſchen Gourmand. — Der Almanach des pauvres diables, als Gegenſtück zum vorigen. III. Engliſche Karikaturen. Karikaturen auf Lord Melvill's Veruntreuung. 1. Zollbeamte, die einen Schleichhändler kitzeln. (Hierzu gehört die Karikatur No. VII. A.) 6. Der Schottiſche Heinrich, der auf ſeinem ſchnellen Trottier-Gaul der nördlichen Heimath zueilt. (Hierzu die Karikatur No. VII. B.) IV. Franzöſiſche Karikaturen. Der Gaſtronome nach gehaltenem Mittagsmale. (Hierzu die Abbildung No. VIII.)

* * *

Inhalt des V. Stücks.

I. London. 1. Schirmer's Teutſches Kindertheater in London. 2. Die Bai von Neapel, Panorama von Nei-

nagle. 3. Parker's Panorama von Gibraltar. 4. Bemerkungen über das so häufige Wandern der Teutschen nach London. 5. Spekulationen der Teutschen in London mit Gemälden, Kupferstichen und Büchern. II. Paris. 1. Ueber die Industrie der niederen Volksklassen in Paris. 2. Die Lotterie-Musikanten in Paris. 3. Freimaurerlogen in Paris. III. Englische Karikaturen. 1. Postfuhren in Schottland und Irland. A Postfuhre in Schottland. (Hiezu die Karikatur I. No. X.) B. Postfuhre in Irland. (Hiezu die Karikatur II. No. X.) 2. Politische Offenherzigkeit, d. h. Coalitionsentschlüsse am 14. Junius 1805. Fürs gemeine Beste! (Hierzu die Karikatur No. XI.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

2.

Ludwig Roberts Wanderungen als Handwerksbursch im nördlichen Teutschlande. Zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für den Teutschen Handwerksstand in den Stunden der Erholung. Mit mancherlei Vorschlägen, Entwürfen, Vorbereitungen und Winken zu verschiedenen nöthigen Reformen im Handwerks- und Zunftwesen. Von Joh. Fr. Rupprecht.

Dieß kleine sehr gemeinnützige Buch erschien in letzter Ostermesse in unserm Verlage. Der Verfasser — ein Weißgärber von Profession, bestimmt im Vorberichte seinen Zweck folgendermaaßen, selbst.

„Schon längst machte ich die Bemerkung: daß unter der unübersehbaren Büchermenge, die unser Teutsches Vaterland besitzt, nur wenige zu finden wären, die besonders zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung des Teutschen Handwerksmannes und seiner Söhne in den Stunden der Erholung vorzüglich bestimmt und brauchbar seyen. — Nur für den Handwerksstand scheinen sich demnach unsre eigentlichen Schriftsteller von Profession nicht recht entschließen zu können, Etwas dem Bedürfniß und Geschmack desselben vorzüglich Angemessenes zu liefern. —

„Ich habe deßwegen bei gegenwärtiger Darstellung der Wanderungsgeschichte eines Teutschen Handwerksjünglings vornehmlich zur Absicht: Etwas in die große Lücke, die unsre Teutsche Literatur in Hinsicht auf das Bedürfniß des Teutschen Handwerksstandes so auffallend zeigt, zu stellen, und dabei besonders den wirklichen Nutzen des Wandern der Gesellen, im Gegensatz der minder erheblichen Nachtheile desselben, so anschaulich als möglich zu machen."

Der Verfasser hat diesen Gegenstand so gut und so angenehm bearbeitet, daß sein Robert nicht blos aufgeklärten Handwerkern, sondern auch Personen von höhern Classen eine unterhaltende nützliche Lectüre gewähren wird.

Der Neue
Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1805.

I.

Gedichte nach den Minneſingern.

(S. N. T. M. Februar 1799. S. 130 bis 136.)

8.

Frauentroſt.

Nach Heinr. Markgr. von Meißen.

Ich wollt' aller Freud' entgehen,
Seht, da ſprach ein rother Mund:
Hoch in Freuden ſollt du ſtehen;
Denn ich mache dich geſund.
Tröſtet er mich Wonnetoſen
Unter minniglichem Koſen
Mit ſo freudenreicher That:
Hey, wie folg' ich ſeinem Rath!

Schwestern! bringt es mir entgegen,
Jenes lichte Frühlingskleid.

Chor:

Da sterben ihre Wangen:
Nun ist ihr holder Geist
In Blumenfelder hingegangen,
Wo sie den unsterblichen Frühling preißt.“

Die Mädchen umarmten sich noch einmal; und ihre gelassenen Thränen, in diesem Augenblicke, zeugten von ihrem Lehrer **Charmides**.

II.

Die Nachtfeyer der Venus

Eine Kantate

Nach dem Lateinischen des jüngern Katullus.

Cras amet, qui nunquam amavit, quique
amavit, cras amet!

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon empfand!

Unter hellen Melodien
Ist der junge May erwacht.

Seht,

Freuen ſoll mich meine Minne,
So ſie meiner Ehren pflegt,
Wenn ein Weib mit treuem Sinne
Meines Kummers mich entſchlägt.
Seit von ihrem ſüßen Munde
Dieſes Wort zur guten Stunde
Mit ſo holder Milde floß:
Bin ich aller Sorgen los.

Reicher Gott! wie thut's ſo ſüße,
Wie ſo ſanft an Seel' und Leib,
Tröſtet uns durch ihre Grüße
Alſo wohl ein lieblich Weib:
Froh erhebt ſich dann die Seele
Ihrer bangen Trauerhöhle,
Wie der Adler ſich erhebt,
Der hoch in die Sonne ſchwebt.

9.

Frauenhuld.

Nach Heß von Reinach.

Werther reiner Frauen Minne
Machet freudenreichen Muth!

Deſſen ward ich herzlich inne:
Keine Wonne war ſo gut,
Seit ich mich entſinnen kann:
Aechte Freud' entbehrt der Mann,
Der zu minnen nie begann.

Meiner Augen liebſte Weide
Iſt ein holdes Weib allein;
Mich vermag von meinem Leide
Ihre Huld nur zu befrein:
So ſie ſpräch': Ich bin dir hold!
Wär' es mir ein reichrer Sold,
Denn des Kaiſers all ſein Gold.

10.

Mailied.

Nach Ulrich von Lichtenſtein.

Lieblich ſieht man ſchon ſich neuen
Kraut und Blume, Laub und Blatt,
Und ſich ſchon in Freuden zweien *)
Alles, was ſein Liebes hat.

*) Zweien, altdeutſch für Paaren.

Das iſt recht; denn ſo gebeut
Es die ſüße Maienzeit.

Wenn die Lieben Liebe zweiet,
Giebt die Liebe hohen Muth,
In dem Herzen Beider maiet *)
Es in ſteter Minnegluth:
Unmuth, Gram und Sorge flieht,
Wenn in Lieben Liebe glüht.

Wenn zwei Lieb' einander meinen,
Ohne Wank, aus Herzensgrund,
Und auf Noth und Tod ſich einen
In der Minne Freudenbund:
Dann hat Gott der Herr gezweit
Sie auf ſtete Maienzeit.

*) Maien, das veraltete Zeitwort für Sommer, oder Frühling ſeyn.

11.

Frühlingsverlangen.

Nach Wachsmuth von Künsingen.

Mai! nichts hat an mir verfangen *)
Deine Zier und Lieblichkeit,
Ohne Freud' iſt mir vergangen
Deine bunte Blumenzeit:
Soll ich nie von ihrer Huld
Meines Dienſtes Preis erlangen;
So verkümmr' ich in Geduld.

Ach! mir fuhr mit tauſend Pfeilen
Ihrer Augen Strahl in's Herz,
Wird ihr Troſt mir länger weilen,
Seht, ſo mehrt ſich ſtets mein Schmerz.
Weh! dann bin ich todeswund,
Pfaff **) und Arzt kann mich nicht heilen,
Denn allein ihr rother Mund.

*) „Verfangen„ in veralteter Bedeutung für helfen, nützen, frommen.

**) Pfaff war bei unſeren Vorältern keineswegs in dem heutigen ſchimpflichen Sinne, ſondern vielmehr als ganz ſynonim mit Geiſtlicher, Prieſter ꝛc. im Gebrauche.

12.

Frühlingsgabe.

Nach Walther von der Vogelweide.

Nehmet dieſen Schmuck des Lenzen,
Sagt' ich einer holden Magd:
Blumen ſind die Zier bei Tänzen,
So ihr ſie in Züchten tragt.
Aller Hoheit Glanz und Ehre,
Silber, Gold und Edelſtein
Sollte, wenn ich Kaiſer wäre,
Eures Hauptes Zierde ſeyn.

Hoher Würde nur zum Lohne,
Hat euch Gott ſo wohl geziert,
Daß euch eine Kaiſerkrone
Baß denn dieſer Kranz gebührt:
Doch ich bin an Macht und Habe
Nur ein armer Edelknecht,
Fräulein! drum ſey dieſe Gabe
Meiner Huld euch nicht zu ſchlecht.

Wie die Unſchuld unbefangen,
Nahm ſie an, was ich ihr bot,
Ach, und ihre zarten Wangen
Ueberfloß ein ſüßes Roth;

Nieder schlug mit holdem Schweigen
Sie ihr Auge züchtigscheu,
Und ihr minniglicher Neigen
Sagte: daß sie hold mir sey.

Wien. Gottlieb Leon.

II.

Juvenals erste Satyre. *)

Allgemeines Sittenverderbniß.

Inhalt.

Voll Unwillen, noch länger die geschmacklosen Produkte der Dichterlinge seiner Zeit, die in dem Hause wie teichen und vornehmen Fronto ihre lärmenden Deklamationen hielten, anzuhören, entschließt sich Juvenal selber als Schriftsteller aufzutreten, und glaubt sich hierzu aus dem Grunde berechtiget, weil er eben so gut als die erwähnten Herren seine Studien vollendet, und schon damals Rednerübungen gemacht hatte, und weil es überdieß bei der großen Menge von Dichtern lächerlich

*) Der Uebersetzer ist Kaiserl. Rath und Landschafts-Protomedikus von Niederösterreich. Schon vor 23 Jahren erschien von ihm ein Bändchen lyrische Gedichte.

B.

wäre, des Papiers schonen zu wollen. — Indessen sind es nicht die alten abgedroschenen Mythen, die ihm schon so oft vordeclamirt wurden, daß er sie beinahe besser kennt, als Mancher sein eigenes Haus, welche ihn begeistern können. Er wählt sich das Feld der Satyre, wozu ihn das allgemeine Sittenverderbniß auffordert. Zum Beweise dessen, stellt er uns eine Gallerie thörichter, sittenloser und lasterhafter Menschen auf. — Castraten, welche Weiber nehmen, Weiber als Klopffechter, Emporkömmlinge von aller Art, Delatoren, Kuppler, Erbschleicher, Pupillenplünderer, Gelderpresser, Testamentsverfälscher, Giftmischerinnen, Blutschänder, unbärtige Ehebrecher, Spieler, Verschwender, Schlemmer kommen hier, der Reihe nach, schnell auf einander folgend, aber durchaus nach der Natur, mit lebhaften Farben geschildert, zum Vorscheine — dann wird die armselige Sporteinbettelei, die damals sogar unter Leuten von Ansehen und Würde Statt fand, nach Verdienst gerügt, und uns zugleich eine kleine Probe von der Tagesordnung der Clienten, und der ungeheuren Gefräßigkeit ihrer Patronen mitgetheilt. — Bei Gelegenheit der Sporteinbettelei wird uns die alte bekannte Wahrheit eingeprägt, daß die Majestät des Reichthums die Allerheiligste von Allen ist. — Der Dichter, über diesen gänzlichen Sittenverfall bis zur Wut empört, will alle seine Kräfte aufbieten, um die Lasterhaften ohne Ausnahme in ihrer Blöße darzustellen, und zu züchtigen, wovor ihn aber sein Freund nachdrücklich warnt, und ihm das Gefährliche dieser Unternehmung zeigt. Er läßt sich des Besseren belehren, und will nun, da man von den Lebenden die Wahrheit nicht sagen darf, einen Versuch an den Todten wagen.

Soll ich nur immer hören, wie schwieberm? —
Ich, den der heiß'te Cadrus schon so oft
Mit seiner schalen Theseide quälte? —
Soll ungestraft bald der mir seine Dramen,
Bald dieser Elegieen recitiren? —
Soll ungestraft mir einen ganzen Tag
Der lange Telephus verderben? — oder
Wohl gar Orestes, der an Rand und Rücken
Beschrieben und noch nicht vollendet ist? —

Ja Niemand kennt sein eignes Haus so gut,
Als ich den Hain des Mavors und die Höhle
Vulkans, nicht fern von Aeols Felsenklüften.
Was alle Winde treiben; welche Schatten
Vom strengen Aeakus zur Qual verdammt sind;
Woher das goldne Fellchen Einer raubte; t)
Wie ungeheure Eschih Monyches geschwätzet, u)
Das tönen Fronto's lustige Plätzchen, v)
Und seine Marmorhallen ewig wiederhallen,
Die so vom endlosen Declamiren
Erschüttert sind, daß ihre Säulen berstent
Das ist der Alltagsstoff für Dichterling und Dichter.

Auch ich stand unter des Magisters Ruthe,
Auch ich gab meinen Rath dem Sylla, frei q)
Von Staatsgeschäften, ruhig einzuschlafen.

Und thöricht wär's, da man von allen Seiten
Auf einen ganzen Schwarm Poeten ſtößt,
Aus leerem Mitleid des Papiers zu ſchonen,
Das ohne mich doch auch verdorben wird.

Warum ich aber mir die Laufbahn wähle,
Auf welcher einſt Aurunka's großer Zögling 5)
Die Renner lenkte, will ich, wenn ihr Muſe habt
Und gute Gründe gelten laßt, euch ſagen.
Wenn ein entmannter Zärtling ſich ein Weib nimmt,
Wenn Mävia, mit nackter Bruſt, den Jagdſpieß
Ergreift, und den erboßten Keiler anrennt;
Wenn Einer ſämmtlichen Patriziern
Mit ſeinem Gelde trotzen kann, der mir
Den läſt'gen Jünglingsbart vom Kinne ſchor. 6)
Ein Andrer aus dem Bettelvolk' am Nil,
Criſpin, ein Sklavenjunge von Canopus, 7)
Den Purpurmantel von den Schultern wirft,
Und ſeiner leichten Sommerringe Gold 8)
Von den beſchweißten Fingern zieht und lüftet
[Der Gemmenringe Laſt ertrüg' er nicht]
Dann fällt es ſchwer, Satyren nicht zu ſchreiben.

Wer kann die Sittenloſigkeit der Stadt
So ruhig dulden? — Wer, ſo eiſern ſeyn,
Um es gelaſſen anzuſehn, wenn Matho,

Der Aktenschmied, nun gar in einer Sänfte, 9)
Die er mit seinem Wanste füllt, erscheint;
Und hinter ihm der niedrige Delator
Des edlen Gönners, der in kurzer Zeit so
Das kleine Restchen von des Adels Gütern,
Die er schon aufgezehrt, verschlingen wird;
Ein Mann, den Massa scheut, den durch Geschenke
Sich Cärus günstig macht und Thymele,
Die ihm der zitternde Latinus zuschickt.

Wer könnte schweigen, wenn er sieht, daß Jene
Dich um ein billiges Vermächtniß bringen,
Die einen Platz im Testamente sich
Durch nächtliche Bemühungen verdienen,
Die eines alten Weibes theure Gunst
In Himmel hebt; denn dies ist heut zu Tage
Der beste Weg zu Glück und Ehrenstellen.
Ein kleines Zwölftel fällt auf Proculejus,
Der ganze Rest auf Gilo: Jedem wird
Sein Erbtheil nach dem Maaße seiner Mannskraft.
Nun wohl, so mögen sie für solchen Lohn
Ihr Blut und Mark verdingen, und dabei
Noch blasser werden, als der unversehens
Mit nackter Ferse auf eine Natter tritt;
Und als der Rhetor, der zum ersten Male
Die Rednerbühne zu Lyon besteigt. 10)

Seht, wie seine Schläfe glühen,
Wie ihm Wang' und Auge lacht!
Ueber kräutervollen Rasen,
Ueber Haynen schwebet er.
Kleine laue Weste blasen
Wohlgerüche vor ihm her.
Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Geben Nahrung und Gedeyhen
Jedem Kinde der Natur.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit;
Und sein Süssestes versparet
Jedes Thier auf diese Zeit.
Wenn das Laub ihr Nest beschattet,
Paaren alle Vögel sich:
Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthe sich.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Schauet! freudiger und röther
Bricht des Tages Morgen an,
Als im Anbeginn, da Aether
Mutter Tellus liebgewann,

Wie mal' ich euch die Wut, die mir im Innern
Entbrennt, wenn dieſer Räuber ſeines Mündels,
Den er der Schande Preis gegeben hat,
Mit einem ganzen Schwarme von Begleitern
Durch's Volk ſich drängt; wenn dieſer Marius
Zum Scheine nur verdammt wird: denn was hilft es,
Daß er nun ehrlos heißt, ſein Reichthum bleibt ihm
ſicher;
Er zecht und ſchmauſt, des Landes zwar verwieſen,
Vormittags ſchon, 11) und lacht des Zorns der Götter,
Indeſſen du, Provinz! bei deinem Siege weinſt:
Verdient das nicht, daß ich bei Flaccus Lampe
Die Nächte wach', und ſeine Geißel ſchwinge?
Sang' ich wohl lieber die berufnen Thaten
Von Herkules und Diomedes? oder
Des Labyrinths Gebrüll, den Sturz des Knaben
Ins Meer, und den gewagten Flug des Künſtlers? 12)
Wenn dieſer Kuppler dort des Buhlen Nachlaß,
Den ſeinem Weibe das Geſetz verweigert,
Dadurch erhält, daß er zu rechter Zeit
Des Zimmers Decke zu betrachten lernte, 13)
Und wachend vor der Flaſche ſchnarchen kann,
Wenn Einer wähnt, er könne nun mit Recht
Auf das Kommando der Kohorten hoffen,
Weil er der Ahnen Gut mit Pferdehalten
Verſplitterte, und oft in ſchnellem Fluge

Die Straße des Flaminius befuhr;
Denn, ein Automedon, 14) lenkt er den Wagen,
In welchem Er, der Herrscher, 15) seine Huldin
In der Lacerne liebevoll umfieng. 16)

Wer fände wohl auf allen Straßenecken
Nicht Stoff genug zu einem dicken Bande,
Wenn dieser sich durch ein halb Dutzend Sklaven,
Wie ein Mäcen nachlässig hingegossen,
In einer offnen Sänfte tragen läßt,
Den jüngst ein unterschlagnes Testament
Ein kleines Blatt, ein feuchter Siegelring 17)
Zu solcher Herrlichkeit und Größe halfen.
Wenn hier die vielvermögende Matrone,
Die Krötengift in den Calener mischt,
Um ihn dem dürstenden Gemahl zu reichen,
Hierin erfahrner noch, als es Locusta war, 18)
Die ungeübten Freundinnen belehrt,
Wie man, dem Volk und dem Gerüchte trotzend,
Die Männer, schwarz von Gift, auf ihren Holzstoß
fördert.

Wag' einen Streich, der Kerker und Verbannung
Verdient, wenn du was Großes werben willst,
Man lobt die Redlichkeit, und läßt sie darben.
Das Laster giebt uns Gärten und Paläste,

Antike Silbervaſen, Taſeln und Pokale,
An denen ſich geſchnitzt ein Ziegenbock erhebt. 19)

Wer kann noch ruhig ſchlafen, wenn der Schwäher
Mit Golde ſeine geitz'ge Schnur gewinnt,
Verlöbniſſe zur Schande der Natur
Geſchloſſen werden, 20) und kaum reife Knaben
Schon Ehebrecher ſind; 21) wenn kein Talent
Hier dichten hilft, ſo macht der Aerger Verſe,
Gut oder ſchlecht, wie ich und Cluvien ſie machen. 22)

Was ſeit der Zeit, als ſich Deukalion, 23)
Da Regenſtröme die Gewäſſer ſchwellten,
Mit ſeinem Nachen auf den Berg erhob,
Und des Orakels Ausſpruch ſich erbat,
Worauf allmählich Leben und Gefühl
In weich gewordne Steine kam, und Pyrrha
Den Männern unverhüllte Mädchen wieß;
Was ſeit der Zeit bis jetzt die Menſchen treibt und
ſpornt,
Wunſch, Furcht und Wolluſt, Zorn und Zwiſt und
Freude,
Iſt meines Schriftchens bunter Gegenſtand.

Wann war das Laſter je ſo allgemein,
So unerſättlich je der Durſt nach Golde,

Wann hat die Spielſucht jemals ſo gewütet?
Denn nicht genug, daß man mit vollen Beuteln
Zum blinden Ungefähr der Würfel eilt;
Nein, ganze Kaſſen ſetzt man auf das Spiel!
Und welche Kämpfe ſieht man dort entſtehen,
Wo der Kaſſier der Waffenträger iſt! 24)
Iſt das nicht mehr als Raſerei zu nennen:
Zu Tauſenden verſpielen, und dem Sklaven
Ein Kleid verſagen, der vor Kälte bebt? —

Wer von den Ahnen hat ſo viele Villen
Je aufgeführt, und je von ſieben Trachten
Für ſich allein geſpeiſt? Drum ſteht auch nun
Der kleine Sportelnkorb am äußern Thore 25)
Zur Beute für den Haufen in der Toga. 26)
Und da wird ängſtlich dein Geſicht beſchaut,
Ob du vielleicht kein Unterſchobner biſt,
Und die Gebühr auf falſchen Nahmen forderſt;
Denn, nur erkannt, bekömmſt du deinen Theil.
Da läßt durch einen Präko der Gebieter
Sogar die Sprößlinge von Troja rufen; 27)
Denn die auch drängen ſich mit uns heran.
„Dem Prätor gieb zuerſt, dann dem Tribun!“ —
Der Freigelaßne war ſchon früher da —
„Ja wohl, ſchreit dieſer, und weswegen ſollt' ich
Mich ſcheuen und nicht meinen Platz behaupten?

Mag's immer wahr seyn, daß ich am Euphrates
Geboren bin, wie mein durchlöchert Ohr,
Wenn ich's auch läugnen wollte, zeugen würde,
So bringen mir die fünf Tabernen doch
Vierhundert Pfund Sesterzen ein; 28) Was kann
Ein Purpur wohl noch Wünschenswerthers haben, 29)
Wenn ein Corvinus auf Laurentens Feldern
Die fremden Schafe hütet. 30) Ich bin reicher,
Als Pallas und als die Liciner sind,
Und folglich müssen die Tribunen warten." 31)
Triumph dem Reichthum! — Keiner Würde weiche,
So heilig sie auch sey, 32) der, welcher jüngst
In diese Stadt mit weißen Füßen kam, 33)
Weil unter uns die Majestät des Reichthums
Die Allerheiligste von Allen ist.
Obgleich bis jetzt noch Niemand dir Altäre
Und Tempel baute, du verruchtes Geld!
Wie wir dem Frieden und dem Sieg' erbauten,
Der Treu, der Tugend, der Koncordi...
Der, wenn sein Nest der fromme Storch im Frühling
Begrüßt, von seinen Klappern wiedertönt. 34)

Wenn aber die vom ersten Range selbst
Am Jahresschlusse den Gewinnst berechnen,
Der ihren Renten durch die Sporteln zuwächst,
Wer darf es dann den ärmeren Klienten

Verar-

Verargen, die davon ſich kleiden, nähren, wärmen? —
Welch ein Gewühl von Sänften um die hundert
Quadranten bettelt! 35) Die Gemahlin ſelbſt
Folgt dem Gemahl; unpäßlich oder ſchwanger,
Gleich viel, läßt ſie ſich doch von Haus zu Hauſe tragen,
Und mancher Schlaukopf, der den Kniff verſteht,
Verlangt für ſeine Gattin die Gebühr,
Und zeigt ſtatt ihrer die verſchloßne Sänfte. —
„Hier iſt mein Weibchen, Galla! laß ſie nicht
So lange warten; warum zauderſt du?“ —
Sie zeige ſich! — „Ach ſtör ſie nicht, ſie ſchlummert!“

Nun hebt die ſchöne Tagesordnung an:
Erſt treibt man ſeine Sporteln ein, ſodann
Begiebt man ſich auf's Forum zum Apoll,
Dem Rechtsgelehrten, 36) zu den Statuen
Der Triumphirer, unter denen auch,
Ich weiß nicht, irgend Einer aus Aegypten,
Ein Hordenführer aus Arabien
Sein Bildniß aufzuſtellen ſich erfrechte, 37)
An das man übrigens noch mehr als piſſen darf.
Des Wartens in dem Vorſaal' endlich müde,
Entfernen ſich die älteren Klienten, 38)
Und thun Verzicht auf das ſo lang gewünſchte Mahl;
O Menſchenhoffnungen! nun müſſen ſich
Die Armen Kohl und Holz zur Feurung kaufen;

Indeß ihr König zwiſchen leeren Polſtern
Für ſich allein das Köſtlichſte verſchlingt,
Was Meer und Land erzeugen; denn auf einem
Der vielen prächtigen antiken großen Tiſche 39)
Wird oft mit Einer Tracht ein Erbgut aufgezehrt.
So wird man freilich der Schmarotzer los.
Doch ſagt, iſt dieſe ſchmutz'ge Art zu ſchlemmen
Nicht unausſtehlich, die Gefräßigkeit
Nicht unermeßlich, einen ganzen Keiler,
Ein Thier, zu Gaſtereien nur geboren,
Allein ſich aufzutiſchen? Doch die Strafe folgt
Auch unverzüglich nach, wenn du, den Magen
Zum Berſten voll, die Kleider von dir wirfſt
Und mit dem unverdauten Pfaue badeſt; 40)
Daher der jähe Tod, der manchen Alten
Hinwegrafft, eh ſein Teſtament gemacht iſt,
Wovon die neue Mähr durch alle Tafeln läuft.
Kein Menſch bedauert ihn, die Freunde zürnen, 41)
Und klatſchen, wenn der Leichenzug beginnt.

Nein, unſre Enkel können nimmermehr
Die Sittenloſigkeit noch höher treiben,
Sie können nur uns nachzuahmen ſtreben;
Denn auf dem Gipfel ſteht das Laſter ſchon.
Drum hurtig, alle Segel aufgeſpannt!
„Gemach, ruft dieſer, iſt dem Gegenſtande

Auch dein Genie gewachsen; wohnt auch diese
Freimüthigkeit in dir, mit der die Alten das,
Was ihren Geist entflammte, niederschrieben?" — 42)
Wo ist der Mann, deß Namen ich zu nennen
Nicht wagen sollte? — Kümmert's mich, ob mir
Ein Mutius verzeiht, was ich ihm sage? —
„Ganz wohl! doch wag' es nur, und nenne Tigellinen, 43)
Wenn du als Fackel leuchten willst, wo Jene,
Die Gurgel durchgespießt, im Qualme stehn und brennen 44)
Und ziehst doch fruchtlos in dem Sande Furchen." — 45)
So soll denn, der mit giftigem Aconit 46)
Drei seiner Ohmen aus der Welt geschafft,
Auf weichen Kissen hergetragen, stolz
Auf uns herunterblicken? — „Allerdings!
Und wenn er dir begegnet, lege hübsch
Den Finger auf den Mund; wenn Einem nur
Das Wort entschlüpfte: Dieser ist's! so tritt er
Sogleich als Kläger auf. Drum, willst du sicher seyn,
So laß den Rutuler mit dem Aeneas kämpfen;
Laß den Achill verwundet seyn, den Hylas, 47)
Vergebens aufgesucht, dem Wasserkruge folgen,
Das Alles wird dir Niemand übel deuten.
Wenn aber ein Lucil, wie mit gezücktem Schwerte,

Vor Zorn und Eifer glüht, dann röthet ſich
Die Wange des kaltblütigſten Verbrechers,
Und ſein Gewiſſen preßt den Schweiß ihm aus;
Daher der Groll, daher der Rache Thränen.
Darum erwäge das vorher genau,
Eh die Trompete noch zum Angriff bläſt;
Stehſt du einmal gewaffnet da, ſo dürfte
Zu ſpät der Kampf dich reuen." — Nun, ſo will
Ich denn verſuchen, ob ich gegen Jene
Zu Felde ziehen darf, die am Flaminer-
Und am Latinerweg die Urne deckt. 48)

Anmerkungen.

1. **Woher das goldne Fellchen Einer raubte.** Dieſer Eine iſt Jaſon, der das berühmte goldne Vließ zu Kolchis erbeutete, welches hier Juvenal, freilich mit ſehr wenig Achtung für die Mythe, nur ſchlechtweg ein Fellchen (pellicula) nennt.

2. **Wie ungeheure Eſchen Monychos geſchleudert.** Monychos, der Tapferſte unter den Centauren, der, als dieſe in dem Kampfe gegen die Lapithen zu weichen anfingen, einen entwurzelten Baum ergriff, und auf die Feinde ſchleuderte, wodurch ſeine Kampfgefährten, zu gleicher Tapferkeit aufgemuntert, den Lapithen Lenens, der ihnen den größten Widerſtand lei-

ſtete, unter der Laſt der von ihnen geſchleuderten Bäume erſtickten, S. Ovids Metam. B. 12.

3. Fronto's luftige Platanen und ſeine Marmorhallen u. ſ. w. Bei Erwähnung der Marmorſäle in Fronto's Hauſe gedenkt Juvenal auch der Platanusbäume, (platanus orientalis) die, ihrer Koſtbarkeit wegen, mit zu dem Luxus eines reichen und vornehmen Römers gehörten. Sie wurden, nach Plinius Zeugniſſe, aus einem fremden Welttheile (Aſien) einzig ihres Schattens wegen nach Rom gebracht. — Sed quis non jure miretur, arborem, umbrae gratia tantum, ex alieno petitam orbe? — Platanus haec est. Histor. nat. L. XII. C. 3. Ihre breiten und dichten Blätter, deren lebhaftes Grün ſich bis in den Winter erhält, der balſamiſche Geruch, den ſie aushauchen, und ihr hoher majeſtätiſcher Wuchs machten ſie zu Gärten und Luſtwäldern vorzüglich geſchickt. Daher ſie auch auf den Landſitzen der reichen Römer ſchon in dem Zeitalter des Auguſtus, mehr denn 100 Jahre vor Juvenal, ſo häufig gepflanzt wurden, daß ſie die fruchtbaren, und als Stütze der Weinreben weit nützlicheren Ulmenbäume verdrängten, worüber Horaz in der 15. Ode des 2. Buches klagt: platanusque caelebs evincet ulmos.

4. Auch ich gab meinen Rath dem Sylla. Dieſer gute Rath, den Juvenal dem Dictator Sylla gab, ſich der Dictatur zu begeben, und als Privatmann recht feſt zu ſchlafen, (privatus ut altum dormiret) ſcheint weiter nichts, als eine Redneruebung geweſen zu ſeyn, welche ihm ſein Lehrer zu machen auftrug, und die er hier ſcherzweiſe als einen gültigen Mitgrund für ſeine Autorſchaft anführt.

5. Kurunka's großer Zögling u. ſ. w. Lucilius, der älteſte Satyrenſchreiber unter den Römern,

Und ihr Schoos von ihrem Gatten
Floren und den Lenz empfieng,
Und des ersten Haynes Schatten
Um die Neugebohrnen hieng.
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Als der erste Frühling blühte,
Wand aus stiller Wasserflut,
Wand sich Venus Aphrodite, (*)
Cälus allerreinstes Blut,
Langsam aus des silbergrauen
Oceans geheimen Schoos,
Angestaunet von den blauen
Wasserungeheuern, los.
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Morgen ist Dionens Feyer:
Stimmet an den Weyhgesang!
Töne drein, gewölbte Leyer!
Hall' am Felsen, Wiederklang!
Morgen bringen ihre Tauben
Sie herab in unsern Hayn.
Morgen unter Mirtenlauben
Ladet sie zum Tanz uns ein.

Morgen

(*) Venus Aphrodite, oder die aus dem Schaum des Meers gebohrne Venus, wird in diesem Gesange auch Dione, Cytherea, Venus Amathusia, Cypris, und Erycina genannt.

deſſen Schriften Cicero, Quintilian, Horaz, Perſius u. a. m. mit der größten Achtung erwähnen, war zu Aurunka, einer Stadt des alten Latiums, gebohren. — Die Laufbahn, auf welcher er die Renner lenkte, iſt das Feld der Satyre. Die Metapher iſt von dem Wagenrennen im Circus entlehnt.

6. **Den läſt'gen Jünglingsbart vom Kinne ſchor.** Den Zug der Emporkömmlinge, welche hier die Muſterung paſſiren müſſen, läßt Juvenal, was wohl Niemand vermuthet hätte, durch ſeinen ehemaligen Barbier eröffnen. In der That mußte es auf einen Mann von Juvenals biederm und ernſtem Charakter einen tiefen, höchſt widrigen Eindruck machen, daß der, unter deſſen Scheere ſein Bart erklang, (quo tondente barba sonabat) nun mit einem Male, man weiß nicht wie, reicher geworden iſt, als es die vornehmſten Familien in Rom waren.

7. **Ein Anderer aus dem Bettelvolk am Nil, Criſpin, ein Sklavenjunge von Kanopus u. ſ. w.** Kanopus, eine Stadt in Niederägypten. Von dieſem Aegyptiſchen Geſindel, das, nach Rom gebracht, binnen kurzer Zeit zu großem Anſehen und Würden gelangte, werden uns in dieſer Satyre noch mehrere Individuen aufgeſtellt.

8. **Seiner leichten Sommerringe Gold u. ſ. w.** Eine lächerliche und übertriebene Zärtlichkeit der üppigen Römer beſtand darin, daß ſie ſich für den Sommer leichtere Ringe von Gold (aurum aestivum) machen ließen, und die Gemmenringe (Ringe mit koſtbaren Steinen) ihres größeren Gewichtes wegen, nur in dem Winter trugen.

9. **Wenn Matho, der Aktenſchmied, nun**

gar in einer Sänfte u. ſ. w. erſcheint, und hinter ihm der niedrige Delator des edlen Gönners u. ſ. w. Da der Gebrauch der Sänften eigentlich nur Perſonen von vorzüglichem Range, beſonders vom weiblichen Geſchlechte, gebührte; ſo kann es Juvenal nicht gelaſſen anſehen, daß nun dieſer dickbeleibte Aktenſchmied ſo zärtlich vornehm thut, und ſich in einer Sänfte tragen läßt. — Doch ſein größter Unwille trifft den gleich darauf folgenden Delator, einen Mann, der ſich durch ſein heilloſes Gewerbe, rechtliche Leute, ſogar Freunde und Gönner, durch falſche Anklagen um Glück, Ehre und Vermögen zu bringen, bereits ſo fürchterlich gemacht hat, daß ihn, dieſen Erzdelator, die andern Delatoren ſelbſt, namentlich Maſſa und Cacus, fürchten müſſen, und ihm Latinus, der Prime, obgleich ein Günſtling des Kaiſers, aus ängſtlicher Beſorgniß einer falſchen Anklage die ſchöne Thymele, ſeine Geliebte, oder Gemahlin, zuſchickt, damit ihn dieſe durch ihre Ueberredungsgabe zu ſanfteren Empfindungen ſtimme.

10. Die Rednerbühne zu Lyon beſteigt. Hierüber giebt uns Sueton folgende Erklärung: Caligula führte unter andern auch zu Lyon in Gallien einen Wettſtreit in der Griechiſchen und Römiſchen Beredtſamkeit auf, in welchem, wie man erzählt, die Ueberwundenen die Sieger mit eigenen Händen krönten, und derſelben Lob beſangen; die aber, welche ſich gar zu ſchlecht gehalten hatten, ihre Aufſätze entweder mit dem Schwamme oder mit der Zunge auslöſchen mußten, wofern ſie nicht die Ruthe bekommen, oder in den nächſten Fluß eingetaucht werden wollten. S. Caligula Kap. 20 in der Ueberſ. von Oſtertag.

11. Er zecht und ſchmauß u. ſ. w. Vormittags ſchon. Juvenal ſagt: ab octava Marius bibit. — Da man nach der damaligen Stundeneintheilung der

Römer erſt um die neunte Stunde zur Tafel gieng; ſo hielt man es für unanſtändig und ſchwelgeriſch, früher zu ſpeiſen. — Imperat extructos frangere nona toros. Mart. Lib. IV. Ep. 8.

12. Des Labyrinths Gebrüll, den Sturz des Knaben ins Meer, und den gewagten Flug des Künſtlers. Die Geſchichte des Minotaurus im Labyrinthe, der Sturz des Ikarus ins Meer, und ſeines Vaters Dädalus glücklicher Flug, ſind allbekannte Gegenſtände der Griechiſch-Römiſchen Mythe.

13. Des Zimmers Decke zu betrachten lernte. Nach einem Geſetze von Domitian ward ausſchweifenden Frauenzimmern das Recht zu Vermächtniſſen und Erbſchaften genommen. S. Sueton Domit. Kap. 8. Ein gefälliger Ehemann weiß indeſſen ſolchen Geſetzen eine Naſe zu drehen. — Durch die einfache und leichte Kunſt zu Allem dem, was mit ſeiner Gemahlin in ſeiner Gegenwart ſelbſt vorgeht, beſtändig taub und blind zu ſeyn; bald das herrliche geſchnitzte Tafelwerk an der Decke des Zimmers aufmerkſam zu betrachten, bald wieder mit wachender Naſe zu ſchnarchen, verſchafft er ſich die Gewogenheit des Liebhabers, und hiermit wohl endlich auch ſeine Erbſchaft, die auf dieſe Weiſe, trotz dem Geſetze, doch immer dieſen einträchtigen Eheleuten zu Theil wird.

14. Denn ein Automedon u. ſ. w. Automedon, Achills Wagenlenker ſteht hier ſtatt eines Wagenlenkers überhaupt.

15. Er, der Herrſcher u. ſ. w. Ipse, ſagt Juvenal, war Nero, bei welchem der junge Verſchwender, der mit Pferderennen ſein Vermögen durchgejagt hatte, Automedon's Stelle vertrat.

16. In der Lacerne liebevoll umfing. Die Lacerne war eine Art von Mantel, den die Römer über der Toga, und ſpäterhin auch ſtatt der Toga trugen. Sie diente vorzüglich dazu, ſich gegen Kälte und Regen zu ſchützen; daher man ſie auch häufig bei Schauſpielen gebrauchte, die unter freiem Himmel gegeben wurden. — Wer aber die Huldin in der Lacerne (amica lacernata) war, mit welcher Nero ſo zärtlich that, läßt ſich mit keinem Grade von Gewißheit beſtimmen. Die meiſten Erklärer wollen darunter den Sporus verſtanden haben, einen Jüngling, welchen Nero ſo heftig liebte, daß er ihn, nach dem Zeugniſſe des Sueton, nicht allein entmannen, ſondern, ſo viel möglich, ganz in ein Weib verwandeln, und ihn ſodann unter den, bei Hochzeiten gewöhnlichen, Feierlichkeiten verhüllt zu ſich führen ließ, und mit ihm als ſeiner Gemahlin lebte. S. Sueton, Nero Cap. 28. Wie wenig aber dieſe Vermuthung gegründet iſt, zeigt die gleich darauf folgende Stelle: dieſer Sporus, heißt es, begleitete ihn (den Nero) im Anzuge einer Kaiſerin in ſeiner Sänfte auf alle Gerichtsplätze. Hätte hier Juvenal, um den Sporus zu bezeichnen, nicht viel richtiger amicus stolatus oder pallatus, von der Stola, dem Ehrenkleide Römiſcher Damen, und palla, dem Mantel, den man über die Stola warf, ſagen müſſen?

17. Ein kleines Blatt, ein feuchter Siegelring u. ſ. w. Da die Römiſchen Teſtamente nur in einigen Worten beſtanden, z. B. Cajus mihi haeres esto, ſo brauchte man zu einem falſchen Teſtamente freilich nur ein kleines Blatt (exiguae tabulae) und ein nachgemachtes oder geſtohlnes Siegel, welches man, ehe es aufgedrückt wurde, befeuchtete (gemmanda).

18. Wenn hier die vielvermögende Ma-

trone u. ſ. w. hierin erfahrner noch, als es Locuſta war u. ſ. w. Locuſta, eine berühmte Giftmiſcherin unter Nero, die auf ſeinem Befehl den edlen Brittanicus mit Gift aus der Welt ſchaffte, für welchen Dienſt er ihr nicht allein die Strafloſigkeit, ſondern auch anſehnliche Landgüter mit dem Auftrage gab, mehrere Perſonen in dieſer ihrer Kunſt zu unterrichten. S. Sueton, Nero. Kap. 23. — Und dieſer Locuſta thut es unſere vornehme Dame (matrona potens) noch zuvor, die dem Manne Gift in den Falerner (eine edle Weinart in Campanien) miſcht, und damit ſeinen Durſt ſtillt.

19. An denen ſich geſchnitzt ein Ziegenbock erhebt. Stantem extra pocula caprum, ſagt Juvenal. Ein Ziegenbock in halberhobener Arbeit ſcheint ein gewöhnlicher Zierrath auf Trinkgefäßen geweſen zu ſeyn; vermuthlich, weil dieſes Thier, als ein Verderber des Weinſtocks, dem Bacchus geopfert wurde.

20. Verlöbniſſe zur Schande der Natur geſchloſſen werden u. ſ. w. Wie ſie Nero mit dem Sporus S. Note 16 und Gracchus mit einem Muſikanten S. 2 Satyre V. 17 ſchloß. Juvenal ſagt: sponsae turpes.

21. Kaum reife Knaben ſchon Ehebrecher ſind. Praetextatus adulter, ſagt Juvenal. Die Knaben trugen bis in ihr 17tes Jahr eine Toga mit einem Purpurſaume (toga praetexta) und hießen daher praetextati. Im Mannsalter war eine ſolche Toga nur die Ehrenkleidung der vornehmſten Magiſtratsperſonen.

22. Verſe u. ſ. w. wie ich und Cluvien ſie machen. Um dieſem ſchlechten Verſemacher, welchen wir

nicht kennen lernen, die Wahrheit deſto unverhohlner ſagen zu können, ſetzt ſich Juvenal mit einer ſeltenen Beſcheidenheit mit ihm in die nämliche Klaſſe.

23. **Was ſeit der Zeit, als ſich Deukalion u. ſ. w.** Seit der zweiten Entſtehung des Menſchengeſchlechtes durch Deukalion und Pyrrha, die nach der allgemeinen Fluth mit ihrem Nachen ſich auf dem Berge Parnaſſus niederließen, und dort auf des Orakels Geheiß mit verhülltem Geſichte Steine hinter ihren Rücken warfen, woraus das neue Menſchengeſchlecht entſtand. Die vom Deukalion geworfenen Steine wurden in Männer, und jene, welche Pyrrha warf, in Mädchen verwandelt. S. Ovids Metam. B. 1.

24. **Und welche Kämpfe ſieht man dort entſtehen, wo der Kaſſier ein Waffenträger iſt!** Praelia quanta illic dispensatore videbis armigero, ſagt Juvenal. Die meiſten Ausleger und Erklärer ſprechen hier von den Spielgeräthen, Würfeln und Würfelbechern, welche der Sklave, ſo nennen ſie den dispensator, den Spielenden gleichſam als Waffen in die Hände giebt. — Indeſſen war der dispensator bei den Römern keineswegs derjenige, welcher die Spielgeräthſchaften zu beſorgen und darzureichen hatte. Der dispensator hatte die Geldeinnahme und Ausgabe in einem großen Hauſe unter ſich. Er war mit einem Worte der Kaſſier, und Juvenals Sinn iſt klar und deutlich folgender: — Welchen Lärm und Streit ſieht man nicht dort entſtehen, wo man ſolche Geldſummen (ganze Kaſſen) auf das Spiel ſetzt, daß der Kaſſier die Stelle eines Waffenträgers vertreten muß, das heißt, in dem Falle, daß ſein Gegner die eine Summe verliert, ihn alſogleich mit einer andern verſieht, ſo wie der Waffenträger dem Kämpfenden immer neue Pfeile oder Wurfſpieße darreichen muß.

25. Wer von den Ahnen hat so viele Villen so aufgeführt, und je von sieben Trachten für sich allein gespeist? Drum steht auch nun der kleine Sportelnkorb am äußern Thore. Gegen die ungeheure Verschwendung der Römer auf ihren Landhäusern, welche an Pracht und Größe königlichen Pallästen glichen, und daher, ihres Umfangs wegen, zum Nachtheile der Ackergründe gebaut wurden, eifert schon Horaz in der 15ten Ode des 2. B. Jam pauca aratro jugera regiae moles relinquunt. Hiezu kam nun noch der Aufwand auf kostbare Tafeln. Während in den früheren Zeiten der Republik der vornehme Römer sich mit einem mäßigen Mahle von zwei Gerichten begnügte, zu denen er auch seine Clienten lud, sehen wir hier einen geizigen Prasser, welcher für sich allein von sieben Trachten speist, und dafür den armen Clienten nur einen kleinen Sportelnkorb mit etwas kalter Küche, oder mit einer Geldsumme von 100 Quadranten, ungefähr einen halben Gulden unseres Geldes, vor die Thüre stellen läßt.

26. Zur Beute für den Haufen in der Toga. Die Toga, dieses Nationalkleid der alten Römer, die daher schon beim Virgil gens togata hießen, kam in den späteren Zeiten immer mehr und mehr aus dem Gebrauche, und wurde endlich nur von der ärmeren Klasse getragen. Daher nennt Juvenal die Schaar der Clienten, die ihre Sporteln wie einen Raub abzuholen kommen, die turba togata. Nunc sportula primo limine parva sedet turbae *rapienda* togatae.

27. Sogar die Sprößlinge von Troja rufen u. s. w. Seit Virgil in seiner Aeneide den Römischen Staat durch den Aeneas von Troja und seine Trojanischen Gefährten entstehen ließ, wollten nothwendiger Weise alle alten und vornehmen Römischen Fami-

lien unmittelbar von den Trojandrn abstammen; und diese ächten und rechten Abkömmlinge von Troja (Trojugenae) wie sie sich dünkten, müssen sichs gefallen lassen, von dem Sporteinvertheiler angegafft, und von dem Ausrufer unter der übrigen gemeinen Clientenschaar, laut beim Namen gerufen zu werden, damit ja nicht etwa ein Sportelbrbchen in die Hände eines Unrechten falle!!

28 So bringen mir die fünf Tabernen doch vierhundert Pfund Sesterzen ein. Quinque tabernae, so nannte man einige Buden oder bedeckte Gänge, die auf dem großen Forum in Rom standen, in denen man sich versammelte, um Geldgeschäfte von aller Art abzuschließen; daher sie auch tabernae argentariae genannt wurden. Juvenal scheint uns dadurch einen Fingerzeig zu geben, daß dieser Freigelassene, der aus Syrien oder Arabien nach Rom als Sklave kam, (wie seine durchbohrten Ohrläppchen, das Zeichen eines Sklaven, beweisen) seine 400 Sesterzen jährlicher Einkünfte, ungefähr 20,000 Gulden unseres Geldes, durch Wuchergeschäfte erwarb.

29. Was kann ein Purpur wohl noch Wünschenswerthers haben? Senatoren, Tribunen und Ritter hatten zum Zeichen ihrer Würde einen Purpurstreif auf dem Unterkleide (tunica) genäht. Bei den Ersteren war dieser Purpurstreif breiter (latus clavus) bei den Letzteren war er schmäler (angustus clavus). Darauf deutet der Purpur, von welchem der Freigelassene spricht.

30. Wenn ein Corvinus auf Laurentens Feldern die fremden Schafe hütet. Corvinus, irgend ein Vornehmer oder Adelicher, der nun, durch Armuth gezwungen, Schafe hüten muß, und zwar fremde Schafe, der folglich gar kein Eigenthum hat.

31. Ich bin reicher, als Pallas und als die Liciner sind, und folglich müssen die Tribunen warten. Die bündigste Schlußfolge, die es geben kann, ein Argument, wie es sich von einem reich gewordenen Quondam-Sklaven erwarten läßt. Der Reichste geht voran; ich bin noch reicher als Pallas und als die reiche Familie der Liciner! folglich geh' ich voran, und die Tribunen müssen warten (expectent *ergo* tribuni). — Dieser Satz wird noch immer mehr erhärtet.

32. Triumph dem Reichthum! — Keiner Würde weiche, so heilig sie auch sey u. s. w. Die Würde der Senatoren und der Tribunen wurde für heilig geachtet. — Den Senat nennt Cicero sanctissimum consilium. Cat. 1. 4., und Horaz sanctum patrum consilium Lib. IV. Ode 6. Quintilian nennt die Senateren Sanctissimus ordo. Declamat. 39. Von den Tribunen sagt Cicero: Tribuni plebis sancti sunto. Leg. III. 5. Indessen bekümmert sich unser Freigelassener bei seinen 20,000 Gulden Einkünften um die Heiligkeit dieser Würde eben so wenig, als er sich vorher um den Purpurstreif, das Zeichen derselben, zu bekümmern schien, und zwar aus dem ganz natürlichen Grunde: weil doch einmal unter uns Allen Nichts für so heilig gilt, als die Majestät des Reichthums, (quandoquidem inter nos sanctissima divitiarum majestas) und diese allerheiligste Majestät keiner andern, auch noch für so heilig geachteten Würde den Vorzug gestattet.

33. In diese Stadt mit weißen Füßen kam. (Pedibus albis). Den Sklaven, die über das Meer nach Rom gebracht wurden, pflegte man, nach Plinius Zeugnisse, die Füße mit Kreide zu bezeichnen. Est et vilissima (creta) quâ Circum praeducere ad victo-

rine notam, pedesque venalium trans mare advectorum denotare instituerunt majores. Plin. Hist. nat. L. 35. c. 58.

34. Der, wenn ſein Neſt der fromme Storch im Frühling begrüßt, von ſeinem Klappern wiedertönt. Quaeque salutato crepitat Concordia nido. Dieſer Vers ſcheint vielen Erklärern und Ueberſetzern des Juvenals unverſtändlich. Tarteron hat ihn ganz unüberſetzt gelaſſen, und Dusaulx *), der unter allen mir bekannten Ueberſetzern dieſes Dichters den vorzüglichſten Platz behauptet, nennt dieſen Vers ein Räthſel, wovon noch Niemand den rechten Sinn errathen hat: J'ai long tems tourné autour de ce Vers ou plutot de cette énigme, dont personne encore n'a trouvé le vrai mot. Er ſcheint daher auf ſeine eigene Ueberſetzung dieſes Verſes, ſo wie mit der Erklärung des Juvencius **) und des Prateus ***) gänzlich übereinſtimmt, und welcher ich ebenfalls gefolgt bin, wenig Werth zu legen. Indeſſen glaube ich doch, daß eben dieſe Ueberſetzung den Sinn des Dichters vollkommen darſtellt, und erkläre mir die Sache auf folgende Art. Juvenal hatte bei Erwähnung der Konkordia den Tempel vor Augen, den ſie wirklich in Rom hatte; auf dieſem Tempel war nun, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Storchenneſt vorhanden; daher die Ideenverkettung des Tempels der Concordia mit dem Storche, der darauf mit Klappern ſein Neſt begrüßt. Unter dieſer Anſicht wird der dunkel ſcheinende

*) Satyres de Juvenal traduites par M. Dusaulx 2. Ed. Paris 1782.

**) Juvenalis et Persii Satyrae. Illustravit Jos. Juvencius. Parisiis 1771.

***) Juvenalis et Persii Satyrae in usum Delphini interpretatione Ludovici Pratei. Parisiis 1683.

Morgen von erhabnem Throne
Winket uns ihr Richterſtab,
Und ſie ſpricht ſamt ihrem Sohne
Unverletzlich Recht herab.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Eilt, den Thron ihr zu erheben,
Thut der Königin Gebot!
Flora ſoll ihn überweben
Golden, blau und purpurroth.
Spend', o Flora, jede Blume,
Die im bunten Enna (*) lacht,
Flora, zu Dionens Ruhme
Spende deine ganze Pracht!

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Mit ſiegprangendem Geleite
Werden wir ihr huldigen.
Sitzen werden ihr zur Seite
Amor und die Grazien.
Alle Nymphen ſind geladen,
Von den Wieſen, aus dem Hayn;
Waſſermädchen, Oreaden,
Werden hier beyſammen ſeyn.

(*) Das Thal Enna in Sicilien trug zu allen Jahrszeiten Blumen. Proſerpine pflückte hier Blumen, als ſie vom Pluto entführt ward.

nende Vers folgendermaßen deutlich: Concordia (cujus templum) crepitat (crepitando resonat) dum nidus salutatur a ciconia. Daß man hier cujus templum verstehen müsse, bezeugen die vorhergehenden Verse, welche von einer Verehrung in Tempeln sprechen; und der Ausdruck crepitare, statt crepitando resonare, ist mit jenem in dem 12ten Verse dieser Satyre vollkommen gleichbedeutend, wo es heißt: *Frontonis platani convulsaque marmora clamant*, anstatt clamando resonant (das tönen Fronto's luftige Platanen, und seine Marmorhallen ewig wieder).

Was die Wahrscheinlichkeit betrifft, daß sich auf dem Tempel der Concordia ein Storchennest befand, so begründet sich diese in der religiösen Ehrfurcht, die man für diesen Vogel überhaupt hatte. Man rühmte seine eheliche Treue, da er immer in das nämliche Nest zurückkehrt; vorzüglich aber bewunderte und verehrte man die zärtliche Sorgfalt, mit welcher die jungen Störche ihrer Alten pflegen. Ciconiae nidos eosdem repetunt, genitricum senectam invicem educant, sagt Plinius Histor. nat. LX. c. 32. und in dieser Hinsicht hieß der Storch schon bei den Griechen der Fromme (εὐσεβὴς) und Petronius nennt ihn pietati cultrix. Er war das Symbol der Frömmigkeit. Man sah es gern, wenn er irgendwo sein Nest baute, und leistete ihm zu diesem Zwecke wohl noch Vorschub, wie es höchst wahrscheinlich auch hier der Fall war; und in der That, wo hätte man diesem Muster der Familieneintracht einen schicklicheren Ort zum Neste wählen können, als auf dem Tempel der Concordia? —. Daß aber überhaupt, sey es durch Zufall oder nicht, zu Juvenals Zeiten ein Storchennest auf dem Tempel der Concordia war, wird noch durch die Meinung eines gelehrten Kommentators des Petronius bestätiget, der

bei

bei Erklärung der Stelle: 'Ciconia etiam grata, hospita, pietati cultrix etc. des erwähnten Juvenalischen Verses gedenkt. S. Petronii Satyricon Editio Burmanni C. 65.

35. Welch ein Gewühl von Sänften um die hundert Quadranten bettelt u. s. w. Hier haben wir also die eben gedachten Trojugenae, lauter vornehme Welt, die in Sänften kömmt, um die armselige Sportel zu erhaschen; sogar die Damen erscheinen hier, trotz Migraine und Schwangerschaft. Der Schwank mit der verschlossenen Sänfte, die hier ein junger Ehemann dem aufmerksamen Sportelvertheiler statt seiner Gemahlin, vorstellt, giebt uns ein Pröbchen von Römischer Possenreißerei, die sich in den heutigen Pasquinen noch immerfort erhält.

36. Zum Apoll, dem Rechtsgelehrten u. s. w. So wie es zu Rom unter Octavius Augustus Zeiten eine Statue des Apoll gab, welche Apoll der Peiniger hieß (Apollo Tortor); vermuthlich, weil auf dem Platze, wo sie stand, die Werkzeuge zur Folter verkauft wurden. S. Sueton Cäsar Augustus c. 69, eben so nennt Juvenal die Statue desselben, die auf dem Forum stand, wo sich die Rechtsgelehrten versammelten, scherzweise den rechtsgelehrten Apoll (jurisperitus Apollo).

37. Irgend Einer aus Aegypten, ein Herdenführer aus Arabien sein Bildniß aufzustellen sich erfrechte. Ich folge der Meinung derjenigen, welche das Wort Arabarches für keinen eigenen Namen, sondern für eine Griechische Zusammenziehung aus αρχως und αραψ, ein Anführer der Araber, halten. Die Geringschätzung, oder vielmehr die Verachtung, die man der Statue dieser frechen Barbaren

allgemein bewies, giebt Juvenal sehr umständlich zu erkennen.

38. **Entfernen sich die älteren Clienten u. s. w.** Die unterthänigen Clienten, welche ihren gnädigen Patron, oder auch König, wie sie ihn zu nennen pflegten, auf das Forum und von da wieder nach Hause begleitet hatten, warten nun voll Ungeduld in dem Vorsale auf eine Einladung zum Mittagsmahle. Die Aelteren unter ihnen, durch eine längere Uebung schon belehrt, wie lange man ungefähr mit einigem Scheine von Hoffnung auf diese Einladung zu warten habe, entfernen sich endlich, und gehen nun traurig auf den Markt, um sich, vermuthlich um ihre 100 Quadranten, ein kärgliches Mittagsmahl zu besorgen.

39. **Denn auf einem der vielen prächtigen antiken großen Tische u. s. w.** Nam de tot pulchris, et latis orbibus, et tam antiquis etc. Zu dem kostbaren Hausgeräthe der reichen Römer gehörten vorzüglich Tische, auf deren Pracht und Menge sie ungeheure Summen verschwendeten. Seneka soll, nach dem Zeugnisse des Xiphilin, S. Xiphilini Epitome, Nero, fünfhundert Tische gehabt haben; alle von einer uns unbekannten Holzart, welche man lignum cedrinum nannte, verfertiget, wovon der Werth, wie uns Martial versichert, jenen des Goldes überstieg. S. Martial Epigr. L. 14. Epigr. 89. Sie wurden oft aus einem einzigen Stücke, nach dem Umfange des Baumes, geschnitten, und waren folglich je breiter desto kostbarer. — Rundgeformt hießen sie orbes, und nach der Zahl ihrer Füße, monopodiae, bipedes, tripedes etc. Gewöhnlich wurde bei Gastmahlen jede Tracht, oder jeder Gang von Speisen, auf einem andern Tische vorgesetzt; daher der Ausdruck: mensa prima, secunda etc.

40. Und mit dem unverdauten Pfaue badeſt u. ſ. w. Die Pfauen gehörten bei den Römern zu den vorzüglichſten und koſtbarſten Gerichten, die man bei groſſen Tafeln aufzutiſchen pflegte.

41. Die Freunde zürnen, und klatſchen, wenn der Leichenzug beginnt. Der alte Schlemmer, der ohne Teſtament an den Folgen ſeiner Unmäſſigkeit ſtarb, hat die Freunde in ihren ſüſſen Hoffnungen einer Erbſchaft getäuſcht, das können ſie dem Todten nicht vergeben, ſie zürnen, und äuſſern lebhaft ihre Schadenfreude bei dem Leichenzuge.

42. Wohnt auch dieſe Freimüthigkeit in dir, mit der die Alten das, was ihren Geiſt entflammte, niederſchrieben? — Simplicitas, ſagt Juvenal, welches Freimuthigkeit, Offenherzigkeit, Geradſinn heiſt. Simplex iſt derjenige, welcher ſo ſpricht und handelt, wie er denkt; im Gegenſatze mit Duplex, verſchmitzt, ſchlau, liſtig. Nec cursus *duplicis* per mare *Ulyssei*, Horaz 1. B. 6. Ode, und der ſchlaue Ulyß, der durch die Meere flog. — Dieſe Freimüthigkeit der alten Satyriker, mit welcher ſie ohne Rückſicht und Schonung das Laſter gehelten, ſchildert uns Horaz Satyra IV. Lib. I.

43. Doch wag es nur, und nenne Tigellinen. Tigellinus, einer der verabſcheuungswürdigſten Menſchen, und Nero's Günſtling.

44. Wenn du als Fackel leuchten willſt, wo Jene, die Gurgel durchgeſpieſt, im Qualme ſtehen und brennen. Dieſer grauſamen Todesart, die auf Nero's Geheiß mehrere Unglückliche zu erdulden hatten, gedenkt Tacitus in den Annalen. Buch 15. Kap. 44.

45. Und ziehst doch fruchtlos in dem Sande Furchen. Ich wähle die Lesart: Et latum medio sulcum deducis arena, da die übrigen durchaus keinen gehörigen Sinn geben, und halte den Ausdruck: sulcum deducere in arena, oder: deducere arena (Furchen in dem Sande ziehen) für gleichbedeutend mit dem bekannten: littus arare (vergebliche Arbeit thun).

46. So soll denn der mit gift'gem Aconit drei seiner Ohmen aus der Welt geschafft u. s. w. Das Aconit, eine Giftpflanze, der man sich häufig zu Vergiftungen bediente.

Lurida terribiles miscent aconita novercae.

Ovid. Metam. L. I. v. 174.

47. Laß den Achill verwundet seyn, den Hylas vergebens aufgesucht u. s. w. Auf dem Argonautenzuge ward Hylas an das Land gesetzt, um Trinkwasser zu holen, an dem es gebrach. Man wartete lange auf ihn, und rief seinen Namen so laut, daß die Gestade davon ertönten (ut littus Hyla! Hyla! omne sonarent. Virg. Eclog. VI. v. 44.). Herkules stieg selber ans Land, um ihn aufzusuchen; aber vergebens. Hylas war sammt seinem Kruge verschwunden. Die Mythe sagt: die Nymphen haben ihn, seiner Schönheit wegen, beim Wasserschöpfen in ihren Strom gezogen. — Daß übrigens Hylas ein häufiger Gegenstand der dichterischen Begeisterung gewesen seyn mußte, sehen wir schon aus Virgil: Cui non dictus Hylas puer? Georg III. v. 6.

48. Die am Flaminer- und am Latinerweg die Urne deckt. Die Begräbnißplätze bei den Römern waren gewöhnlich an den Heerstraßen; daher der gewöhnliche Anfang der Grabschriften: Siste Viator etc.

Karl Werner.

III.

Die Kunst zu reden.

(Vom Hrn. Prof. Rommel zu Marburg.)

Wie kommt es, daß bei uns, nicht nur die Beredtsamkeit, — jene öffentliche, jene Staatsberedtsamkeit der Griechen und Römer, die nur in freien Verfassungen vollkommen gedeihen kann, — sondern auch die Kunst zu reden, ich meyne, die Kunst etwas Zusammenhängendes in lautem Vortrag mit den schicklichsten Worten so auszudrücken, daß Gedanken und Empfindungen durch eine richtige, angemessene, und jeden Verstand ansprechende Deklamation bezeichnet werden, ich will nicht sagen, erstorben, aber doch so selten anzutreffen ist?

Sprechen können unter uns Viele; aber die meisten selbst von denen, welchen es die Pflicht auflegt, oft zu reden, reden so, daß man annehmen kann, ein großer Theil von allen Begriffen, welche in hohen und niedern Schulen in lauter Sprache vorgetragen werden, gehe für den Verstand der Zuhörer verloren, weil das, was nicht mit angemessenem Ton

und mit richtiger Deklamation vorgetragen wird, nicht eindringt, sondern gleich leeren Tönen verhallt.

Eine Nation, wie die Griechische, die nicht etwa eine kleine Anzahl äſthetiſch-gebildeter Schriftſteller, ſondern durchaus Geſchmack beſaß, bei der alle Wiſſenſchaft nicht in's Druckpapier, ſondern in's praktiſche Leben eingieng, bei der der jugendliche Unterricht nicht in Sylbenſtecherei, ſondern in lauten Verhandlungen aus eigener Sprache und Literatur beſtand, die Barden der Griechen, die keine Schrift kannten, die feinfühlenden Athenienſer, die Philoſophen und Sophiſten, die Bürger und Staatsmänner von Griechenland beſaßen unſtreitig die Kunſt zu reden in hoher Vollkommenheit. Auch die Römer, durch Griechiſche Kultur genährt, durch öffentliche Beredtſamkeit in beſtändiger Ausbildung ihrer Sprache geübt, beſaßen die Kunſt zu reden.

Unter den neuern Nationen weckte die Rednerperiode der Engländer und Franzoſen die Kunſt zu reden. Aber ihre allgemeinere Verbreitung verhinderte beſonders in Teutſchland die Maſſe der Druckſchriften, der Unterricht in alten Sprachen bei Vernachläſſigung der nationellen Sprache und Literatur, und die verkehrte einförmige Schuldeklamation.

Die Masse der Druckschriften, der Gegensatz der lauten Rede, führt die Wissenschaft nach und nach aus dem praktischen Leben in die Sphäre der Schule, füllt das Gedächtniß mit einer Menge von Begriffen, die nicht zur lebendigen Erkenntniß werden, begünstigt das Einschlafen der Stimme, hemmt den Lauf der Rede, und entreißt Zeit und Gelegenheit für die Deklamation, oder für den vollkommenen Ausdruck der Empfindungen und Gedanken in lautem Vortrag.

Der Unterricht in alten und überhaupt in fremden Sprachen, bei Vernachlässigung der nationellen Sprache und Literatur zwängt die Masse unserer Begriffe in andere fremde Formen, verhindert die Leichtigkeit und Beweglichkeit in der Form der Muttersprache, verwischt den Genius derselben aus unserem Geist durch zu frühes Einpfropfen fremder Denkarten, und verhindert unsere Ausbildung durch nationelle Kultur, die allein die Kunst zu reden zu einer eigenthümlichen und nationellen Beredtsamkeit erheben kann.

Die verkehrte und einförmige Schuldeklamation, von welcher der Schlendrian der Kanzeldeklamation als eine Modifikation angesehen werden kann, ist

der Gegenſatz der natürlichen und richtigen Modulation der Stimme, ein dem Körper, an welchen es ſich ſchmiegen ſollte, entfremdetes Kleid, eine von den jedesmaligen Gedanken und Empfindungen, die ſie ankündigen und lebendig bezeichnen ſollte, unabhängige todte Form.

Um alſo dahin zu gelangen, daß der größere Theil unſerer Nation nach und nach mehr Aufmerkſamkeit auf Deklamation, das heißt, auf den vollkommenen Ausdruck der Gedanken und Empfindungen in lautem Vortrag und auf die Kunſt zu reden überhaupt richten möchte, gäbe es etwa folgende Mittel:

Nichts leſe die Jugend in den Schulen und außer den Schulen in lautem Vortrag, nichts werde ihr vorgeleſen, was nicht für den Verſtand derſelben geeignet ſey; alles aber werde ſie angehalten ſo zu leſen, daß man es an dem Tone und der Modulation der Stimme und an der ganzen Elokution unverkennbar höre, ſie verſtehe, was ſie leſe. Mancher Knabe und Jüngling, der in der Konverſation des gemeinen Lebens richtig modulirt, ertönt von einer monotonen, einförmigen, nichts von den jedesmaligen Gedanken und Empfindungen bezeichnenden Deklama-

tion, ſobald er aus einem Buche den Geiſt eines Andern ausdrücken ſoll; mancher Erwachſene lieſet die verſchiedenartigſten poetiſchen oder proſaiſchen Aufſätze, bei denen jedesmal ein beſonderer Ton zum Grunde gelegt werden ſollte, nach einer und derſelben Melodie; viele der Verſtändigen und Gebildeten endlich, wenn ſie ein und daſſelbe Gedicht, ein und daſſelbe Stück eines Proſaikers deklamiren, zeigen eine ſolche Verſchiedenartigkeit der Tonſetzung und der Modulation der Stimme, daß man bald gewahr wird, wie wenig ſie den wahren Gedanken- und Empfindungsausdruck für das, was ſie leſen, getroffen haben. Aber auch ſelbſt in der Konverſation des gemeinen Lebens ſieht man nur zu oft die edle Sprache der Teutſchen durch rauhe und holprige Töne, durch verſchluckte Sylben, durch eine ſarmatiſche Pronunziation, die nichts von den Gedanken und Empfindungen des Redenden klar und deutlich ankündigt, entweiht und verunſtaltet. Und liegt nicht eine Urſache von dem allen in der Nachläſſigkeit, womit man bei'm Jugendunterricht, ſtatt nach vorhergegangener richtiger Erklärung der Gedanken und Empfindungen, auf richtige Deklamation zu dringen, einer leidermäßigen Deklamation nachſieht, die von dem Unverſtande erzeugt, und von dem Schlendrian genährt wird?

Ein anderes Mittel, um der Kunſt zu reden

Alle ſind herbey gerufen
Vor Dionens Angeſicht,
Mitzuſitzen, um die Stufen
Ihres Thrones, zu Gericht.
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Schon durchwallt die frohen Haine
Cythereens Nymphenſchaar.
Amor flattert mit; doch keine
Naht ſich ihm und der Gefahr.
Nymphen, die ſein Köcher ſchreckte,
Wißt ihr nicht, was ihm geſchehn?
Daß er heut die Waffen ſtreckte,
Daß er heut muß wehrlos gehn?
Unverbrüchliche Geſetze
Wollen, daß ſein Bogen heut
Keiner Nymphe Bruſt verletze.
Aber, Nymphen, ſcheut, o! ſcheut
Ihn auch nackt! er überliſtet,
Er verletzt euch Mädchen doch:
Denn den Waffenloſen rüſtet
Seine ganze Schönheit noch.
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Nymphen, rein, wie du, an Sitte,
Sendet, keuſche Delia, (*)

Sendet

(*) Diana.

unter den Teutſchen aufzuhelfen, wäre — lebendiger Unterricht und redneriſche Uebung in Sprache und Literatur der Nation. Soll die Teutſche Mutterſprache nicht bloß von den wenigen Gebildeten, ſondern von dem größeren Theil der Nation ſo geredet werden, wie die Griechen ihr Griechiſch-geſprochen haben mögen; ſollen die Dichter und klaſſiſchen Proſaiſten der Teutſchen in lautem Vortrag ſo geleſen werden, daß ſie durch vollkommenen Ausdruck der Gedanken und Empfindungen den Verſtand und das Gefühl Anderer anſprechen, ſoll die klaſſiſche Literatur der Teutſchen die Kunſt zu reden zu der höheren Stufe der Beredtſamkeit führen, ſo müſſen die Jahre der Jugend nicht dem bloßen Schlendrian des grammatiſchen Gedächtnißfachwerks der Griechiſchen und Römiſchen Sprache, deren Genius auf ſolche Art nicht ergriffen wird, ſondern dem lauten lebendigen Unterricht in Sprache und Literatur der Nation unter Anleitung von Lehrern gewidmet werden, welche Teutſch zu reden, und in Teutſcher Rede dem Jünglinge die Kenntniſſe beizubringen verſtehen, die die Grundlage der gelehrten Bildung ſeyn ſollen; ſo muß die Jugend ſich in der Rednerkunſt und in rhetoriſchen Verhandlungen aus der klaſſiſchen Literatur der Nation üben, die ihr ſo lange Sinn und Geſchmack für alles Schöne einflößen mag, bis ſie im

Stande iſt, Blicke in die höhere Kultur der Griechen und Römer zu thun, deren Verſtändniß ein erweitertes Herz, und einen über die beſchränkte Jugendeinſicht erhabenen Kopf verlanget. Dann aber, wenn ſie mit den Bezeichnungen anderer Nationen auch ihre Begriffe zu verſtehen im Stande iſt, gewährt das Studium der Griechiſchen und Römiſchen Sprache eine Gewandheit im Denken, die zu einer vielſeitigen Kultur führt, und an die Stelle der Indifferenz und des Eckels, welche eine halbe Kenntniß im Gefolge hat, tritt ein volles lebendiges Intereſſe, welches unter Anleitung eines nicht nur grammatiſch gelehrten, ſondern auch mit Sachkenntniſſen ausgerüſteten Lehrers Quelle der eigentlichen philologiſchen Bildung und der Zeit gemäßen Gelehrſamkeit werden kann, die übereinſtimmend mit unſerer bürgerlichen Verfaſſung und literariſchen Kultur, nur ſolche Pflanzen aus fremden Gegenden entlehnt, die auf unſerem Grund und Boden gedeihen können; und die Prinzipien der Jurisprudenz, Theologie oder Medizin aus den Fundamentalſchriften der Alten zu erklären verſteht, ohne die Geſtalt zu verkennen, die eine neuere Kultur dieſen und andern Wiſſenſchaften gegeben hat, ohne die Grundregel der bürgerlichen Weisheit zu vergeſſen, welche aus dem praktiſchen Leben alles verbannt wiſſen will,

was entbehrlich, was beſchwerlich iſt, was das reine Verſtändniß der Nation, was die innige Gemeinſchaft der Ideen hindert, und was den lokalen und temporellen Verhältniſſen zuwider iſt.

Ein drittes Mittel zur Beförderung der Kunſt zu reden, würde ſich ergeben, wenn ſtatt der Schriftſteller und Gelehrten, die in ſtillen Zimmern leſen und ſchreiben, und die Wiſſenſchaft aus dem Lichte des Lebens in den dunkeln Raum der Schule führen, immer mehr Redner aufträten, gerichtliche und geiſtliche Sprecher, Lehrer der höhern und niedern Schulen, die der Nationellen Sprache mächtig, vielſeitig gebildet, mit Eindringlichkeit und Anmuth den Zuhörern Begriffe einprägten, welche nie verlöſchen, und zum Zweck der innigſten Ideengemeinſchaft frei und ungezwungen ihre Gedanken und Empfindungen mit einem Intereſſe ausdrückten, welches auch auf den Zuhörer übergeht, und das Gefühl und den Verſtand eines Jeden in Anſpruch nimmt, welcher hört und begreift.

IV.

Ueber Pestalozzi und sein Institut in Yverdun.

Aus einem Briefe eines der Pestalozz. Lehrer; im August 1805.

Wenn je, so hat sich die innere Festigkeit und kraftvolle Selbstständigkeit Pestallozzis und seiner Sache bei der Vereinigung der Anstalt von Münchenbuchsee *) mit der hiesigen bewiesen. Pestalozzis persönliche Gegner, die so sehr alles hervorsuchen, wodurch sie ihn zu verkleinern glauben, und sich so viel darauf zu gute thun, ihm Menschenkenntniß, Weltumgang, gesellige Bildung, Benutzung der Umstände, kurz Alles was zur sogenannten Weltklugheit gehört, abzusprechen, die sich denn natürlich in Vergleichung mit ihm um so mehr geschmeichelt finden, es in doppeltem und dreifachem Maaße an sich selbst wahrzunehmen, mögen daraus lernen, daß es noch etwas Höheres giebt, als sie selbst kennen, um Kräfte und Wirkungen dieser Art hervorzubringen, und daß in einem Manne, der Schwierigkeiten aller Art überwindet und sein Werk fortführt, wenn auch alle die Umstände und Hülfsmit-

tel für ihn wegfallen, denen sie so gerne den Erfolg seines Thuns zuschreiben, noch etwas seyn müsse, das ihre Berechnungen und Erwartungen übersteigt, indem er sie zu Nichte macht.

Sie können leicht denken, daß der Abzug von Münchenbuchsee Pestallozzi und seinen Mitarbeitern von keiner Seite erleichtert ward. Indeß war eine Wiedervereinigung beider Anstalten, um innerer und äußerer Verhältnisse willen, schlechterdings nothwendig. Pestalozzis Liebe zu seinen Gehülfen, und die Treue und Anhänglichkeit derselben an ihn, überwanden alle Schwierigkeiten. Das Gedeihen, die Fortbildung der Sache selbst, trieb sie alle äußern und zufälligen Verhältnisse aufzuopfern, und im Bewußtseyn ihrer Absichten und ihres Zweckes, es auch hier darauf ankommen zu lassen, was der äußere Erfolg seyn möchte. Es war um den vollen unbedingten Einfluß Pestalozzis *), es war um den

*) Als Pestalozzi das Schloß in Burgdorf räumen mußte, und ihm die Regierung von Bern ein Local in Münchenbuchsee einräumte, übernahm Hr. von Fellenberg, der in der Nähe dieser ehemaligen Amthäuser große Güterbesitzungen hatte, die Oekonomie der von Burgdorf translocirten Anstalt, und Pestalozzi blieb mit derselben in Verbindung. Indeß wurden hier von Ifferten aus, ein schönes Locale

freien Spielraum seines Geistes und Herzens, es war um die Methode zu thun, die als sein Werk, als die Frucht seiner Liebe, seiner Anstrengungen und Erfahrungen, nur durch ihn und unter seiner unmittelbaren Bildung, die Festigkeit, Reinheit und den Umfang erhalten konnte, zu dessen Darstellung sich seine Lehrer mit ihm vereinigt hatten, und für die sie nichts vernachlässigen durften, was zu seiner Beförderung beitrug.

Sie haben ganz recht, wenn sie sich Ysserten als ein neues, nur etwas entwickelteres Burgdorf, in Rücksicht auf Vater Pestallozzi und seine Sache denken. Das wunderbar mächtige Leben, das sich daselbst in ihm regte, scheint ganz wieder zurückgekehrt zu seyn. Es hat sich vielleicht nie reiner und kräftiger ausgesprochen, als jetzt im Kreise seiner Gehülfen. Hört man ihn sprechen und seine Ansichten der

und vortheilhafte Bedingungen zu Gründung eines Institutes gethan Pestalozzi zog sich hierauf mit einigen seiner treflichen Gehülfen dahin und fand bald Zöglinge und Beifall. Nach Verfluß eines Probejahres in Buchsee, vereinigten sich die dort gebliebenen Gehülfen Pestalozzis und die Zöglinge, überzeugt von der Nothwendigkeit, unter den vollen und unbedingten Einfluß Pestalozzis, — in Ysserten.

Volksbildung enthüllen, blickt man zugleich dabei auf die Hülfsmittel, die er durch seine Methode, wie durch seine uneigennützigen und aufopfernden Bemühungen, besonders auch in der schönen Anzahl von Zöglingen, die er sich zu Unterlehrern bildete, und die nun schon in gewisser Rücksicht, die besten Lehrer der Methode ausmachen, geschaffen hat, so überzeugt man sich bald, daß dasjenige, was er bis jetzt ausführen konnte, und was als das Werk seines Lebens dazustehen scheint, nur einzelne Funken aus seinem Innern, nur Tropfen aus dem Oceane seines umfassenden Geistes und Gemüthes sind. Auch wird der gewaltige, alles um ihn her an sich fesselnde Zug seines Sinnes und Herzens, von allen die ihn umgeben, empfunden und anerkannt. Alle sind unauflöslich an ihn geknüpft. Er hält das Aufbrausen ihrer jugendlichen Kräfte im Gleichgewicht, und weiß durch eine wahrhaft himmlische Geduld, Reinheit, Hingebung und Liebe, gleichsam ohne es selbst zu wissen, die ihm nahe stehen, aufzumuntern, zu bessern, zu beschämen, je nachdem sie dieses Alles bedürfen. Seine väterlichen Ergießungen, besonders, wenn er Einzeln zu Einzelnen redet und ihnen sein Inneres eröffnet, wenn er zumal den Gang seines Lebens, die Bedürfnisse des Menschen, oder die Begünstigung seiner Unternehmung, durch so viele

uner-

unerwartete Umstände, religiös ins Auge faßt, sind vielleicht der höchste Moment seiner Aeußerungen. Schade, daß dies Alles so wenig sich wiedergeben läßt, daß es nur im Heiligthum des Herzens aufbewahrt werden will, und wie das Köstlichste, den rohen Ansichten der Welt Preis gegeben, verunreinigt wird und verdirbt. Doppelt schade, daß ihn als Mensch in den geselligen Verhältnissen des Lebens, so Wenige, und unter diesen Wenigen noch Mancher so unrichtig und einseitig kennen. Man kann, wenn man näher mit ihm bekannt ist, sein Vaterland nicht lieben, ohne es aufrichtig zu bedauern, daß er demselben im Ganzen so entfernt steht, und daß so viele Schwierigkeiten eintreten mußten, die ihn von demselben entfernt halten, und ihm einen Einfluß entziehen, dessen es nie mehr bedurfte, und der ihm nie willkommner seyn würde, als gerade jetzt, wenn Pestalozzi's Kraft und der Gehalt seiner Bemühungen, ihrem Wesen und Umfange nach, anschaulich gemacht werden könnte. Denn gewiß sind es nur Formen, nur äußere und scheinbare Verschiedenheiten in der Art des Benehmens und der Darstellung, mehr als in der Natur der Sache selbst, wenn nicht die Edlen seiner Zeitgenossen, welcher Meinung und Parthey sie auch seyen, in ihm den Ihrigen erkennen. Bei jedem derselben darf man es auf die schärfste

Unterſuchung ankommen laſſen, wenn ſie ſich nur erſt überwinden wollen und können, der Sache auf den Grund ſehen zu wollen, die freilich den Kern, wie eine Mandel unter rauher Oberfläche verbirgt. Denn nie, man kann es mit Zuverſicht behaupten, hat es einen Mann und eine Sache gegeben, die freier und ihrem innerſten Weſen nach, unabhängiger von Zeitbegriffen und Partheien geweſen wären, ſo ſehr der äußere Schein, das Abſprechen ohne Unterſuchung und die Begebenheiten des Tages ſie dazu ſtempelten, das Gegentheil davon zu glauben.

Sie nehmen es mir, verehrteſter Freund — nicht übel, daß ich ſo mit Ihnen über einen Mann ſchwatze, den Sie längſt und beſſer als ich kannten. Die Veranlaſſung dazu liegt in den Umſtänden und in Meynungen, die man noch immer unfreundlich, und man ſollte faſt glauben, gefliſſentlich verbreitet. Indeſſen hat Peſtalozzi und ſeine Mitarbeiter tagtäglich eine Menge von Augenzeugen, die immer mit einer beſſern Meinung hinweggehen, als ſie gekommen ſind, beſonders da es nun nicht mehr die Neugierde, ſondern die Wißbegierde iſt, welche ſie leitet. Das Wallfahrten zu Peſtalozzi von Einheimiſchen und Fremden, iſt nicht ſelten ſo häufig, wie in den Zeiten von Burgdorf. Dieß raubt ihm freilich nun

manche Stunde ſchriftſtelleriſcher Muße. Der Gang des Unterrichts jedoch wird nicht im Geringſten dadurch unterbrochen, da eine beſtimmte unveränderliche Klaſſenordnung nun wirklich da iſt, in der in jeder Stunde ein Unterrichtsgegenſtand durch alle Klaſſen hindurch, von ſeinen Anfangspunkten aus getrieben, und wodurch beſonders der Vortheil erreicht wird, daß jeder Zögling, nach dem Grad ſeiner Fortſchritte beſchäftiget werden kann. Ueberdieß da bei nicht ſehr Vielen, welche die über die Methode geſchriebenen Bücher laſen, noch viel wenigere das Wahre und Weſentliche davon verſtehen, ſo ſind dieſe Beſuche allerdings ein wohlthätiges Mittel manchen Wahn zu heilen, und manchen edeln Mann für eine Sache zu begeiſtern, der er ſonſt, ohne ihre Reſultate zu ahnen, als einer bloßen Zeitverſchleuderung, nur eine oberflächliche Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte.

Der Hauptgewinn der Vereinigung iſt unſtreitig der, daß Peſtalozzi durch die freiere und ſelbſtſtändigere Lage, in die er ſich verſetzt ſieht, ungehemmt wirken, und ohne den immerwährenden Störungen, durch ökonomiſchen und andern Detail ausgeſetzt zu ſeyn, ſich mit der Ausführung ſeiner Ideen beſchäftigen kann. Er hat Gehülfen, die gebildet genug ſind, dasjenige was er verordnet und bezwecken will,

Sendet dir mit dieſer Bitte
Venus Amathuſia:
Morgen triefe dies Geſträuche
Von des Wildes Blute nicht!
Deines Hornes Klang verſcheuche
Dieſes Hayns Geſieder nicht!
Selber wäre ſie erſchienen,
Selber hätte ſie gefleht:
Doch ſie ſcheute deiner Mienen,
Deines Ernſtes Majeſtät.
Weich' aus unſerm Feyerhayne!
Venus Amathuſia
Walle morgen hier alleine!
Weich', o keuſche Delia!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.
Dich auch lüde ſie zur Feyer,
Dich auch lüde Cypris ein:
Ziemt' es dir nur ohne Schleyer,
Jungfrau, uns ſo nah zu ſeyn;
Dürfteſt du nur Jubel hören,
Und drey wache Nächte lang,
Unter wonnetrunknen Chören,
Pauckenton und Zymbelklang;
Uns mit flügelſchnellen Schritten
Tanzen, uns die Nymphen drehn,
Uns auf Moos in grünen Hütten,
Matt vom Taumel, ſinken ſehn.

glücklich und mit Erfolg auszuüben, und die auf der andern Seite, einen von den Vorzügen ihrer Lage darin ſetzen, in ſeine Anſichten wirklich zu bringen und ſie ganz aufzufaſſen und darzuſtellen. Auch blos dadurch ſchon dürfte ſeine Anſtalt, als eine der ausgezeichneteſten und vielleicht als die einzige in ihrer Art angeſehen werden können, weil in ihr die höchſte Einheit bei aller Mannichfaltigkeit herrſcht. Die Lehrer, wovon ſich jeder ſein beſtimmtes Fach, das er betreibt und wofür er verantwortlich iſt, gewählet hat, vereinigen ſich alle in Peſtalozzi, als in dem Mittelpunkte, und können jeder als von ihm auslaufende Strahlen, in ihrer einzelnen Thätigkeit betrachtet werden.

Hierdurch wird zugleich einer der vorzüglichſten Zwecke der Vereinigung, die weitere Ausarbeitung der Elementar- und Methodenbücher erreicht. Die beiden Anſtalten in ihrer Vereinzelung, erforderten nothwendig eine Aufmerkſamkeit auf das Detail der ökonomiſchen und pädagogiſchen Führung der Zöglinge, die Zeit und Kraft zur Ausbildung der Ideen und methodiſcher Grundſätze verſchlang. Bei der neuen Organiſation hingegen ſoll die Schriftſtellerei aus dem Fortſchreiten der Anſtalt ſelbſt hervorgehen. Die Ausdehnung und Vervollkommnung dieſer, lie-

fert den Stoff für jene, und das Publikum erhält dadurch alles dasjenige, was sich im Gange des Ganzen des Unterrichts und der Bedürfnisse der Zöglinge, die sich in dem Laufe ihrer Bildung aussprechen, durch Thatsachen und Erfahrungen erprobt und bewähret hat. Je mehr unsere Kräfte hinreichen, dem Zöglinge zu seyn, was wir als ihre Erzieher seyn sollen und je mehr unsere Thätigkeit der Aufgabe des Institutes als Erziehungsanstalt Gnüge leistet, desto sicherer sind auch die schriftstellerischen Resultate; desto mehr kann sich die Fülle und Fruchtbarkeit von Pestalozzis Ansichten vor seinen eigenen Augen entfalten. Desto mehr dürfen wir auch hoffen, nach und nach die einzelnen Fächer des Wissens, die noch nicht bearbeitet sind, zu umfassen, und öffentliche Rechenschaft davon geben zu können.

Auf diese Weise organisirt sich hier eine dem Geiste der Sache nach wahre und aus ihm entspringende Experimentalschule; oder mit andern Worten, der Mittelpunkt eines das Wesen der Pädagogik durchdringenden und umfassenden Versuches; die wahre pädagogische Methode aus der Idee des menschlichen Geistes und seines nothwendigen Bildungsganges in ihrem ganzen Umfange zu entwickeln, und sie in allen Richtungen der menschlichen Thätig-

keit darzuſtellen. Das Fundament zur Befriedigung dieſes großen Bedürfniſſes von Europa iſt auf eine Weiſe gelegt, die keinen Zweifel mehr an der Sicherheit und Allſeitigkeit ihres Ganges übrig läßt; wenn auch die Einſeitigkeit des Zeitalters ſich ihr noch lange entgegenſetzen, und noch ſo viele, ſtatt einer vollſtändigen und reinen Entwickelung der Kräfte, eine Beſchränkung auf einzelne Kenntniſſe und Fertigkeiten für ihre Kinder fodern ſollten. Denn glücklicherweiſe liegt es in der Natur der Sache, daß ſich das Letztere mit dem Erſteren verbinden, und in der Anſtalt ſelbſt eine Einrichtung treffen läßt, wo den einzelnen Kindern, einzelne Kenntniſſe und Fertigkeiten beigebracht werden können, ohne den Gang des Ganzen zu ſtören. Der Weg der Methode erklärt ſich auch hier, wo es um poſitive Mittheilungen, nach beſchränkten Geſichtspunkten zu thun iſt, als der einfachſte und ſicherſte, in allem wo er bis jetzt befolgt werden konnte. Wir hoffen daher auch diejenigen befriedigen zu können, die nichts als Schreiben und Leſen oder Rechnen, oder Unterricht in der Franzöſiſchen Sprache u. ſ. w. verlangen, weil ſie ſich nicht auf den Standpunkt einer die menſchliche Natur umfaſſenden Entfaltung der Geiſtes- und Herzenskraft zu erheben vermögen.

Ein für die freiere und reifere Beurtheilung der Methode wichtiges Zeugniß, haben uns die letztern vier Monate über den äſthetiſchen Werth derſelben, den man ſo heftig anfocht, geliefert. Sie wiſſen den Vorwurf, den man ihr macht, ſie unterdrücke und erſticke nämlich allen Sinn für das Schöne, alle äſthetiſche Anſicht der Welt, und beſchränke eben ſo durch die Steifheit ihrer Formen, die Hand des Jünglings, Kunſtprodukte darzuſtellen. Ein als Künſtler ſehr gebildeter Zeichnungslehrer, der bei David ſtudirte und wieder nach Paris abgereiſt iſt, machte den Verſuch mit denen, die gerade am längſten in der Methode feſtgehalten worden. Der Erfolg übertraf alle Erwartung, und ihre Fortſchritte waren ſo reißend, ihre Hand wie ihr Auge entwickelten ſich ſo zart und fein, daß ſie auch hierüber in jeden Wetteifer ſich einlaſſen dürfen. Eine Thatſache, die auch hierbei beweiſt, daß die Methode nicht in beengende Formen hinein, ſondern aus ihnen herausführe, und daß ſie in all ihren Theilen harmoniſch und gleich große Reſultate liefert. Denn die Stufenfolge, die in einigen Entwickelungsmitteln ſtatt findet, findet in allen ſtatt, und es iſt ein Geſetz der Natur, das ſich in allen Richtungen unendlich mannichfaltig offenbaret. —

Der freie und weite Spielraum, den nun die bereits-vorhandenen Kräfte zur Erweiterung der Unternehmung gestatten, hat jetzt aufs Neue Pestalozzi mit dem Entwurfe eines Schulmeisterseminars beschäftigt. Ohne dies sind jetzt einige junge Männer, die Lehrstellen suchen oder schon haben, hier, und mehrere Land- und Stadtschullehrer dieses Kantons wünschen, daß ein solches errichtet werde. Nächstens wird wahrscheinlich eine Ankündigung davon erscheinen, da die Lehrer und die Stunden schon dazu bestimmt sind. Um ein Töchterinstitut zu errichten, dessen Ankündigung wirklich schon circulirt, fehlt es uns nur noch an einer weiblichen Person, auf deren fortdauernden Aufenthalt gerechnet werden kann, da diejenige, die sich dazu widmete, eine Teutsche, künftiges Frühjahr wieder nach Teutschland zurückkehren wird, um dort ihr Geschäft fortzusetzen.

Bei allem diesem hat Pestalozzi sein Lieblingsprojekt nicht aufgegeben, eine Armen-Industrieschulanstalt auf seinem Gute bei Birr im Kanton Argau zu errichten. In dieselbe setzt er das letzte Ziel seines Lebens, als specielles Vermächtniß sie seinem Vaterlande zu hinterlassen. Er wird zu diesem Zwecke Vorkehrungen treffen, bei denen er einer öffentlichen Unterstützung und Theilnahme gewiß

seyn darf. Nächstens hoff ich Ihnen das Nähere hierüber mitzutheilen, da besondere Umstände dies Vorhaben begünstigen und beschleunigen zu wollen scheinen.

Die Anstalt hier wird übrigens von vielen Seiten begünstigt. Der hiesige Stadtrath läßt das schöne Lokale mit vielen Kosten einrichten. Ist erst alles eingerichtet, so hoffen wir das Innere mit dem Aeußeren in Uebereinstimmung zu bringen. Der Unterricht im Gesang wird jetzt täglich in mehreren Stunden, weil die Zöglinge in verschiedene Klassen eingetheilt sind, von einem Italiäner gegeben. Kurz, es vereinigt sich alles, uns zu überzeugen, daß jetzt und hier oder nie und nirgends mehr für Pestalozzi und seine Freunde, der Fall seyn kann, die lange gesuchten und spät gefundenen Mittel des Erstern für die Bildung der Jugend, den Unterricht, das Vaterland und die Menschheit darzustellen. Alle beschränkten Rücksichten sind verschwunden, und die Sache kann werden, was die Theilnehmer und Bearbeiter derselben selbst sind. Eine detaillirtere Darstellung des Ganzen, wird in einer Französischen Bearbeitung des Prospekts erscheinen, mit der wir so eben beschäftigt sind. —

V.

Bemerkungen.

Wenn ich des jüngern Plinius Briefe lese, sie gefallen mir sehr. Lese ich die von Cicero, sie gefallen mir nicht minder. Welche eignen sich aber wohl mehr für den Geschmack des gebildetern Lesers? Es ist schwer, es zu bestimmen. Plinius schreibt wie ein feiner Hofmann von Witz und Kenntnissen. Etwas Höfisches schimmert oft aus seinem Ausdrucke hervor. Wenn er z. B. (I. 7.) zu seinem Rufus sagt: quorum (versuum tuorum) tanta ardeo cupiditate, ut videar mihi hac sola mercede posse corrumpi, ut vel contra Boeticos adsim, so erblickt man hier einen artigen Mann, der zu seiner feinen Lebensart der Hyperbel im Ausdrucke nicht wohl entbehren kann. Cicero schreibt wie ein gebildeter Staatsmann, der den Republikanergeist nirgends ablegen kann. Was der alte Konsular, der eigentlich einen reichern Fond von Witz hatte, als Plinius, in seinen Briefen sagt, ist nicht immer so geglättet, aber es spricht mehr zu dem Herzen. In Cicero erscheint immer der in das Große verfeinerte

innere Menſch; im Plinius der durchaus verfeinerte äußere. Sagt Cicero einem etwas Schönes; es iſt immer eine feine Wendung größeren Styls. Bei dem Plinius iſt es oft nur ein artiges Kompliment. Cicero hat immer nur Perſon und Sache vor Augen. Er iſt ſicher, der Brief werde gutgeſchrieben ſeyn, ſobald er ſein: cura ut valeas darunter geſetzt hat. Bei dem Plinius beweiſt es faſt jeder Brief, wie ängſtlich er darauf dachte, gut zu ſchreiben.

* * *

Woher mag es wohl kommen, daß man ſich, je entfernter Oerter ſind, in die wir in Gedanken etwas verlegen, deſto näher ſie in der Phantaſie zuſammenrückt? Von Dresden bis Wien denkt man ſich in der Einbildungskraft einen ziemlichen Abſtand. Warum nicht eben ſo von Connecticut bis Quito oder Braſilien, ungeachtet man wohl weiß, wie weit dieſe Gegenden von einander entfernt ſind? Irre ich nicht, ſo richtet ſich die Phantaſie nach der optiſchen Täuſchung, die dem Auge widerfährt. Sieht man z. B. eine lange Allee, ſo werden die Abſtände, je weiter man in die Ferne hinausblickt, von einem Baume zum andern, immer kürzer. Sie ſcheinen am Ende ganz zu verſchwinden. So nahe beiſam-

men denkt man ſich Länder in einem entfernten Welttheile. Man könnte in Verſuchung gerathen, einem Reiſenden nach Philadelphia einen Brief mit zu geben, den er, bei einem Spaziergange, einmal in Lima beſtellen ſollte.

* * *

Eine Menge Prediger, die wenig Ideen haben, und im geſellſchaftlichen Leben von nichts Bedeutendem kaum zwei Perioden hinter einander würden ſprechen können, ohne zu ſtottern, oder in ihren Gedanken ſich zu verwirren, treten doch alle Sonntage auf, und extemporiren friſch weg drei Viertelſtunden. Wenn es hoch kommt, haben ſie etwas Weniges auf ein Blatt Papier hingeworfen. Woher dieſe Gottesgabe? Dieſes Möglichmachen, was der beſſer unterrichtete, der kenntnißreichere Kopf nicht können würde? Er würde es nicht können, weil er nicht möchte. Die Aſſociation thut, meines Erachtens, hier ſehr viel. Ihr ſämmtlicher kleiner Ideenvorrath liegt ſchon mit allen den Formen, worin er gedacht, oder aus Heften und Kompendien auswendig gelernt worden, im Kopfe bei einander. Der Ort, wo der Prädicant ſteht, der Zwang, jetzt reden zu müſſen, der erſte hieher gehörige Gedanke weckt mechaniſch die

übrigen aſſociirten: die Form, in welcher ſie depo-nirt worden, iſt ſchon da. Der Prädicant iſt wie ein Bratenwender: Er läuft ab, ſobald er aufgezo-gen iſt: Er iſt mit ſeinem Sermon zu Ende, kaum daß er es ſelbſt weiß.

* * *

Wielands Agathon iſt ein Buch, aus dem ſich ausnehmend viel lernen läßt; aber nur aus den phi-loſophiſchen Räſonnements des Dichters. Agathon ſelbſt will nicht viel ſagen; was er thut, eben ſo we-nig. Aber es ſcheint alles wichtig durch die philoſo-phiſchen Erörterungen von Urſachen und Wirkungen, die der Dichter den Begebenheiten vorangehen läßt. Indeß, wer einen Peregrinus Proteus ge-ſchrieben hat, könnte ja einen Agathon wohl Preis geben? Leſſing ſagt vom Agathon, indem er eine treffliche Stelle über das Motiviren in dramatiſchen Werken, daraus aushebt: „Hätte das Buch ein Ausländer geſchrieben, der Name des Verfaſſers würde auf aller Lippen ſeyn.“ Ich glaube das auch. Aber welch ein ungeheurer Abſtand zwiſchen Agathon und Peregrinus Proteus? Hätte dieſen ein Aus-länder geſchrieben, die Nation würde den Dichter vergöttert haben.

* * *

Auch den Helden, (*) der am Indus
Auf bezähmten Pardeln ritt,
Ceres, und den Gott vom Pindus,
Und Pomonen lud sie mit.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Ha! schon naht der Tag der Feyer.
Auf! beginnt den Lobgesang!
Töne drein, geweyhte Leyer!
Hall' am Felsen, Wiederklang!
Erycinens Hauch durchdringet
Bis zur Gränze der Natur,
Wo die letzte Sphäre klinget,
Alle Pulse der Natur.
Sie befruchtet Land und Meere,
Sie das weite Luftrevier;
Wie sie zeug' und wie gebäre,
Weiß die Kreatur von ihr.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Wie mit blinkendem Gesteine,
Schmückt sie bräutlich unsre Welt:
Streuet Blüthen auf die Hayne,
Bunte Blumen auf das Feld.
Sie enthüllt die Anemonen,
Schließt den goldnen Krokos auf,

Setzet

(*) Bacchus.

Ein gutwöthiger Mensch, der gern auch das Ansehen haben wollte, als wenn er ein wenig denken könnte, empfahl seinem Sohne, einem Jünglinge von ganz alltäglicher Masse, Kants Tugendlehre. Er wünschte nämlich, daß sein Sohn ein sittlich guter Mensch würde. Das kommt mir gerade so vor, als wenn jemand aus der Märkischen Grammatik — es steht auch jede andere zu Dienste — ein großer Stilist im Lateinschreiben werden sollte. Eine schulgerechte Tugendlehre ist eine Art Grammatik. Laßt einen Schüler, der noch so gut seine Grammatik inne hat, aber der fleißigen Lektüre trefflicher Muster und der eigenen Uebung ermangelt, einmal die Probe mit Lateinschreiben machen! Die blinden Heiden Sokrates und Plato verstanden auf jeden Fall auch etwas von der Sache. Sie meinten, daß bei der Tugend auf die ἄσκησις beinahe alles ankomme.

* * *

Es ist merkwürdig, daß Luther für seine Schriften kein Honorar genommen haben soll. Tischer führt in dessen Leben und Thaten für Bürger und Landmann eine Stelle aus ihm an, wo er sagt: „daß er seine Gaben nicht

möge verkaufen, ob ihm gleich die Buchhändler Geld geboten.“ Es fragt ſich nur, wann Luther das geſchrieben, und ob er bis an ſein Ende dieſen Grundſatz befolgt hat?

* * *

Unlängſt las ich in der Vorrede zu einem Buche die fromme Verſicherung des Verfaſſers: „daß er ſein Buch aus Pflicht geſchrieben habe.“ Ich will das nicht bezweifeln; aber man ſah es dem Werkchen an, daß die Neigung gefehlt hatte. Sonach wäre es wohl Pflicht für ihn geweſen, es nicht zu ſchreiben. —

* * *

Man hört zuweilen Ausdrücke aus dem Munde gemeiner Leute, welche unter dieſer Volksklaſſe wie gangbare Münzen curſiren, und die man nicht nachbrauchen mag, ob ſie gleich einen guten Sinn geben. So ſagen z. B. die Bauern in einigen Gegenden Kurſachſens: „Der Mann iſt recht gemein,“ d. h. er behandelt einen ſo wenig mit Anmaaßung, als den andern. Römer und Griechen drückten ſich faſt eben ſo aus. So beim Cornelius im Leben des

Atticus (cap. 3.): „*Communis* inlimis, par principibus.“ οἱ φιλόσοφοι πᾶσι κοινοὶ καὶ φίλοι. (Xenoph. de Venat. 13. p. 296. *ed. Zeun.*).

VI.

Korrespondenznachrichten.

I.

Von der Schweizergränze d. 19. Sept. 1805.

Bei meinem Abschiede von Helvetien, hatte ich das Vergnügen, die Gewißheit der Neutralität dieses, noch immer so interessanten Landes, unter den gegenwärtigen kriegerischen Aussichten zu vernehmen. Eifrig ordnete man das Kontingent zur Besetzung der Gränzen, und die Milizen marschirten mit gutem Willen und mit Entschlossenheit. Ein glückliches Ohngefähr ließ mich bei einem Feste zugegen seyn, wo der Staab eines dieser Regimenter versammelt war, und ich wünsche, daß die Loyalität und der Vaterlandsgeist, die hier den Vorsitz führten, das Symbol aller ähnlichen Versammlungen, in den

übrigen Kantonen gewesen seyn mögen. Dieses Kontingent wird jetzt mit mehr Rücksicht auf die Geschicklichkeit und Erfahrung, in den verschiedenen Arten der Waffen, gestellt. So werden z. B. die Jäger und Scharfschützen aus den kleinen Kantonen genommen; die Linieninfanterie, die Reiterei, Artillerie und dergleichen, geben die andern Kantone, nach ähnlichen Verhältnissen. Trotz des Kampfes der Parteien, der noch immer sichtbar ist, herrscht doch bei Groß und Klein, — und der gemeine Mann denkt überall sicherer und patriotischer darinn, als die, von tausend Rücksichten gegängelten und darum schwankenden, sogenannten kultivirten Stände — es herrscht, sage ich, eine so tiefe Ueberzeugung, daß nur Eintracht einen Besuch fremder Gäste, durch Ergreifung einstimmiger und fester Maaßregeln, verhüten könne, daß jedermann gern die Kosten der Aufstellung der ersten 15000 Mann trug, und selbst Bauern zu jeder Aufopferung mit Leib und Gut bereit wären. Die Folgen der Anwesenheit der fremden Kriegsvölker, gleichviel welcher, sind noch zu schmerzhaft, und darum die daraus gezogenen Lehren um so einleuchtender, und ohne Widerspruch. Ich bin überzeugt, daß, wenn die 30000 Mann beisammen sind, sie gewiß einen nachdrücklichen und einträchtigen Widerstand gegen jede fremde Kriegsmacht

leiſten werden, die ihre Hütten und Felder wieder mit dem Ungemach und den Drangſalen von 1798. und 1800 bedrohen wollte. Geſchieht dieſes, ſo kann man ſagen, daß doch endlich einmal Erfahrung ein Volk klug gemacht hat.

Am geübteſten iſt die Miliz im Kanton Bern, und am energiſcheſten und kraftvollſten iſt der Gemeingeiſt im Kanton Schwyz. Eine edle Kühnheit und ein ſtolzes Bewußtſeyn ihrer Thaten am Schindellezzi und in Unterwalden, malt ſich da auf jedem Geſichte. Sie ſprechen gern davon, und mit Achtung und Anhänglichkeit von Aloys Reding, den eine Inſchrift an Tells Kapelle, ſehr wahr den Wiederherſteller der Schweiz nannte.

Sie können denken, daß ich nicht verfehlt habe, dieſen Helden ſeines Volks in Schwyz aufzuſuchen, und ihm meine Huld guna zu bringen. Es iſt ein wohlthuendes Gefühl, wenn man ſich einem großen Manne gegenüber befindet, der in einem Zeitalter wie das unſrige, im Handeln für ſein Vaterland, die hochherzige, alte Zeit zurückrief.

Zſchokke hätte ſein bekanntes Buch durch tauſend Züge der Mannheit und unerſchrockenen Vaterlandsliebe verſchönern können. Ein Bauer wurde

von den Franken umringt, und ihm die Wahl gelassen, ob er als Wegweiser einen nur ihm bekannten Bergpfad, durch den man einem Schweizerhaufen in den Rücken kommen konnte, zeigen, oder ob er auf der Stelle sterben wollte. Ruhig blickte der Altschwyzer in die Mündungen der vorgehaltenen Gewehre: „den Pfad weiß ich, aber euch zeig' ich ihn nicht!" war seine unveränderte Antwort. Endlich schoß man ihn todt. Ich hoffe, dieser Decius soll seinen Johannes Müller finden! Bei einem Handgemenge feuerte ein Franke auf einen Bauer, aus dem Dorfe Stein, durch Tell berühmt. Dieser, ein Mann von außerordentlichen Kräften, begnügte sich, den Franken wie ein Bündel unter den Arm zu nehmen, und fortzutragen. Andere wollten ihn erstechen. „Bei Gott, „rief dieser, das thut nit; den nehm' ich mir zu „mynen Pläsur mit nach Huse!" —

Wissen Sie, wovon diese Bergvölker noch immer mit Bewunderung sprechen? Von Suwarows Marsch mit seinen Russen durchs Muttenthal, auf, nur von Hirten sonst betretenen, Pfaden. Eine solche Bewunderung von so kühnen Alpenbewohnern, ist gewiß das beredteste Zeugniß von dem Erstaunenswürdigen dieses Wagestücks.

Die Schweiz wird bei der Neutralität viel durch den Vieh- und Pferdehandel gewinnen. Von letztern begegnete ich ſtarken Tranſporten, die zum ausländiſchen Artilleriedienſt aufgekauft waren. Mit Schlachtvieh verſorgte die Schweiz ſchon lange das Lager von Boulogne. Nehmen Sie die Karte, und erſtaunen Sie über die Entfernung, und wie hoch dort das Stück kommen mußte. Täglich wurden Tranſporte von 50 und 100 Stücken dahin abgeſendet. Mangel am Getraide könnte vielleicht die Nachbarſchaft der Armeen über Helvetien bringen, denn Magazine ſind nicht mehr vorhanden, und die Staatskaſſen ſind leer. Dagegen hat ſich der Privatwohlſtand von den ausgeſtandenen Bedrückungen wunderbar erhohlt. Am Vierwaldſtädter-See fand ich die verwüſteten und verbrannten Wohnungen ſchöner aufgebaut, als ſie vorher geweſen. Stanzſtadt wird bald nur noch in Meyers Ruinen, in Schutt und Trümmer liegen. Heiter glänzten ſeine neuen Gebäude von fern her; nur der Thurm bleibt verwüſtet, als Denkmahl, ſtehen. Die Preiſe an den tables d'hôte ſind billig, und die Bewirthung vortrefflich. Sonderlich gilt dieſes vom Raben in Zürich, der überhaupt, ſo wie die Krone zu Schaffhauſen, unter die erſten und empfehlungswerthen Gaſt-

häuſer der Schweiz gehört. Auch der Lohnbediente Johannes zu Zürich verdient erwähnt zu werden, einſt Lavaters Reiſegefährte auf ſeiner Reiſe nach Kopenhagen. Aber ungeheuer ſind die Preiſe der Kutſcher. Jedes Pferd kommt den Tag auf drei neue Franzöſiſche Thaler, oder 4 Thlr. 12 Gr. Sächſiſch, zu ſtehen.

Zürich iſt noch immer das Athen der Schweiz. Bei Geßner wird die Sammlung der Gemälde und Zeichnungen ſeines Vaters Salomon, vom Deſſauer Kolbe herrlich radirt, herausgegeben. Es wird etwas ſehr Vollendetes werden. Ich ſah Original und Kupferabdruck neben einander, und kann dies Urtheil mit Wahrheit unterſchreiben. Auch die Heinſeſchen Briefe, die ebenfalls bei Geßner, zu Oſtern 1806 erſcheinen, ſind etwas, das Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregen muß. Die Beſchädigung des Geßnerſchen Denkmahls an der Sihl-Promenade iſt im Auslande übertrieben worden. Knaben wollten einen hinaufgeworfenen Hut herabhohlen, und beſchädigten beim Klettern die eine Hand des marmornen Basreliefs, was nun mit Gyps reſtaurirt iſt. Ich wünſchte, man hätte es unreſtaurirt gelaſſen. Unter die Merkwürdigkeiten von Zürich gehört Uſteri, der Er-

finder und Zeichner von Muttertreue und dem Vater Unser. Bei der letzten Kunstausstellung hatte er in sechs Zeichnungen eine Art Künstlerspiegel, die Schicksale eines Malers enthaltend, aufgestellt; es ist eine der launigsten und kräftigsten Persiflagen der neuen Genialität, und der Neufranzösischen, Davidschen Schule. Im zweiten Heft des trefflichen Fueßlischen Journals für Literatur und Kunst finden Sie das Gedicht abgedruckt, welches diese Zeichnungen, als Erläuterung, begleitete, und worin sich Ufteri, der geistvolle Künstler, auch als geistvoller und jovialischer Dichter zeigt. Noch hat er den Lebenslauf zweier Schwestern, von kontrastirenden Sitten und Meinungen, vollendet. Herr Conrad Geßner, der aus England wieder in sein Vaterland zurückgekommen ist, zeichnet sich in dem, ihm eigenthümlichen, Fache der Pferdestücke aus. Ein Paar dieser Gemälde, hatte der Herzog von Mecklenburg-Strelitz an sich gebracht.

Die Ernestinische Gedächtnißtafel auf dem Rigi, wird von allen Reisenden besucht; (Antoni Eberhard aus Art ist der geschätzteste Führer auf den Rigi); die eingegrabene Schrift ist aber wegen der Entfernung nicht gut zu

leſen, und es dürfte nöthig ſeyn, ſie durch eine ſchwarze Ausfüllung, oder auf eine andere Weiſe, dem Auge bemerkbarer zu machen. Die Väter Kapuciner haben einſtweilen, durch Austheilung von Abſchriften in den beiden Wirthshäuſern des Rigi, dieſem abzuhelfen geſucht. Der Weg auf den Rigi iſt nicht gefährlich; doch hatte vor einiger Zeit ein Mann aus Winterthur, durch einen Sturz aus Unvorſichtigkeit das Rückgrat gebrochen. Ebels bekanntes Werk, in der neuen Auflage, iſt ohnſtreitig der zweckmäßigſte und vollſtändigſte Wegweiſer durch ganz Helvetien.

Der berufene Holbeinſche Todtentanz zu Baſel, der aber nicht von ihm, ſondern von ſeinem Schüler, Johann Kluber herrührte, und ſeitdem viermal aufgefriſcht wurde, exiſtirt nicht mehr. Er war faſt ganz erblichen, und der Magiſtrat, ich weiß nicht recht warum, wollte dieſes Alterthum nicht länger aufbewahren. Einige Freunde der Kunſt haben verſchiedene der beſten Köpfe von dieſem antiken Frescogemälde in ihre Sammlungen gerettet; unter andern Herr Bridel, von dem wir auch eine Geſchichte dieſes Todtentanzes in den geſchätzten Etrennes helvétiennes zu erwarten haben.

Setzet die azurnen Kronen
Wankenden Cyanen (*) auf;
Den Päonien entfaltet
Sie das purpurne Gewand;
Manche Sommerrose spaltet
Schon im Maymond ihre Hand:
Mit dem Ichor (**) ihrer Wunde
Ward ihr Silberblatt getränkt;
Odem aus Dionens Munde
Hat ihr den Geruch geschenkt.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Liebe segnet die Gefilde,
Und beseliget den Hayn:
Liebe flößt dem rauhen Wilde
Wonnigliche Regung ein.
Gatten um die Gatten hüpfen
Rüstig durch den Wiesengrund:
Aphrodites Hände knüpfen
Ihren süssen Liebesbund.
Denn bedienet von den Horen, (***)
Hat sie ihr allmächtig Kind,
Hat sie Amorn hier gebohren,
Dem wir alle dankbar sind.

Morgen

(*) Kornblumen.

(**) Ichor, der blutähnliche Saft in den Adern der Götter.

(***) Göttinnen der Jahrszeiten, welche die Juno erzogen hatte.

Eben so fand ich an der Felsenwand des Rheinfalls zu Schaffhausen, den eigenhändig geschriebenen Namen eines großen Teutschen, Josephs II. nicht wieder. Ich vermißte ihn um so mehr, da dicht bei ihm ein anderer mir lieber, und unvergeßlicher Name vor 20 Jahren stand. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß bei Erweiterung des Ganges Alles weggehauen worden war. Der Fall war diesmal, wegen des anhaltenden Regenwetters, stärker als ich ihn je gesehen. Doch bemerkte ich zwischen den Felsen eine Zielscheibe aufgesteckt. Ein Beweis, daß er zuweilen seicht genug ist, um ohne große Gefahr zugänglich bis zu dem Felsenriff der Mitte zu werden.

Ich schließe mit einer Anmerkung, die, wegen der obenangeführten Theuerung der Schweizer Kutscher, wichtig für Reisende ist. Man kann nämlich jetzt, von Basel auf Zürich, mit gewechselten Pferden, in Einem Tage reisen; man trifft bei den Wirthen zu Rheinfelden, Stein am Rhein, und Bruck, durch eine zwischen ihnen getroffene Uebereinkunft, Pferde in Bereitschaft, und zu billigen Preisen. Dies ist Zeit und Kosten ersparend zugleich. Wenige Wirthshäuser haben übrigens eine mälerischere Lage, als das zu

Stein

Stein am Rhein, mit der Aussicht auf den Strom und auf die Stadt Sickingen gegenüber.

R.....d.

2.

Ueber die königl. Kunst- und Antikensammlungen in Berlin.

Berlin, den 1. Sept. 1805.

Von der Wichtigkeit der alten Münzsammlung, die sich im königl. Kunst- und Antikenkabinette auf dem Schlosse befindet, können sie sich nun durch des Abate Sestini jüngst erschienenen gelehrten numismatischen Brief überzeugen. *) Sonst hat sie

*) Er führt den Titel: Descrizione di alcune medaglie rare del Museo Regio di Berlino et di altri Musei, und ist bei Quien in Berlin 1805 in 4. mit 6 sehr interessanten Kupfertafeln, worauf an 170 alte Münzen abgebildet sind, erschienen. In der Suite der Lettere e dissertazioni numismatiche des scharfsinnigen Sestini macht diese Abhandlung den 8ten Theil aus. Der 6te Theil enthält die kritische Beschreibung des Knobelsdorfischen Museums mit 3 Kupfertafeln; der 7te Theil erstreckt sich über die seltenen Münzen des Kaiserl. Münzkabinets in Paris, nach Mionet's Pasten. Alle diese neun Theile (bei Quien in Berlin zu haben) sind zum Theil polemisch gegen Eckhel und dem Münzliebhaber unentbehrlich. B.

neuerlich weiter keine bedeutende Vermehrung erhalten. Wir haben aber Hoffnung zum Ankauf der kleinen interessanten Sammlung von Münzen, Vasen und Anticaglien, die der Kammersekretär Benkowitz aus Glogau in Italien gesammelt hat. Sie werden etwas von seiner weitschweifigen Reise von Glogau nach Sorrento gehört haben. Er ist kein Kenner, nicht einmal Liebhaber, hat aber Gelegenheit gehabt, eine Münzsammlung, in welcher sehr wichtige Stücke, und etliche numi inediti, und ein Dutzend schöne Vasen auf Spekulation zu kaufen. Eine andere sehr wichtige Acquisition, die eben glücklich beendiget worden ist, wird Ihnen gewiß eine antiquarische Freude verursachen. Durch den für alles Gute so thätigen Inspektor, Herrn Henry, ist der König bewogen worden, eine schöne Sammlung [illegible] von einem Französischen General gekauft hatte, für 4 bis 5000 Rthlr. anzukaufen. Dieser General hatte sie in Neapel wahrscheinlich in Requisition gesetzt, in dem Augenblick als sie ausgegraben ward. Denn die Vasen sind erst alle in Paris gereiniget und restaurirt worden. Die eigentlichen Umstände des Fundes und des Transports nach Paris sind mir nicht bekannt. Visconti hat selbst auf Hrn. Henrys Bitte, ein Gutachten über diese

Sammlung an den König geschickt, und sie sehr empfohlen, und auch mit Hennin über die Restauration gewacht. Die Sammlung besteht zwar im Ganzen aus 333 Stücken; es sind aber eigentlich nur 26 große, und durch die Sujets wichtige Vasen, (eine mit der Inschrift ΣΟΦΙΛΝ) ohngefähr 130 andere mit bildlichen Vorstellungen, die übrigen aber schwarz. Da wir nur eine einzige V. e hatten, so ist das für unser Museum eine sehr bedeutende Acquisition. — Auch ist der König vor einem Jahre, aber nicht durch Henry, bewogen worden — für 2000 Rthlr. eine kleine Sammlung schön gefaßter Gemmen, und eine Partie Antikaglien zu kaufen, welche aber meistens modern sind. Die Sammlung kam aus dem Anspachischen, und wurde besonders empfohlen.

Ueberhaupt können wir die stets willige Gnade unsers Königs zur Beförderung alles dessen, was öffentliche Sammlungen (Bibliothek, Mineraliensammlung, anatomische Präparate u. s. w.) anbetrifft, nicht genug rühmen. Daß unsere Kunstkammer durch die von Alexander von Humbold überschickte Modellfigur der Amerikanischen Nation gleichfalls eine höchstmerkwürdige Bereicherung erhalten werde, wissen Sie vielleicht schon. —

Inhalt.

Seite

I, Gedichte nach den Minnesingern. . 166
(S. N. T. M. Februar 1799. S. 130 bis 136.)
8. Frauentroſt. 165
9. Frauenhuld. 166
10, Mailied. 167
11. Frühlingstrauer. 169
12. Frühlingsgabe. 170

II. Juvenal's erſte Satyre.
Allgemeines Sittenverderbniß. . . . 171

III. Die Kunſt zu reden. 201

IV. Ueber Peſtalozzi und ſein Inſtitut zu Yverdun. 209

V. Bemerkungen. 222

VI. Korreſpondenznachrichten.
1. Von der Schweizergränze den 19. Sept. 1805. 228
2. Ueber die königl. Kunſt- und Antikenſamm-
lungen in Berlin. 237

No. XI.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſowie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

November 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. Ein Geographiſches Leſebuch für alle Stände. Mit Charten und Kupfern. In monatlichen Heften geliefert.

Es bedarf wohl keines weitläuftigen Beweiſes, daß wir noch kein ſyſtematiſches, gehörig vollſtändiges, gut und unterhaltend geſchriebenes allgemeines geographiſches Leſebuch für Lecturfreunde aller Claſſen haben, das ebenſowohl dem Geographie-Lehrer, der ſich nicht alle Quellen ſelbſt

anschaffen kann, einen reichen Vorrath zur Belebung und Ausschmückung seines Unterrichts darbietet, und dem erwachsenen Schüler zum Nachlesen und zur Wiederholung dienen, als auch dem Liebhaber der Länder- und Völkerkunde eine angenehm unterhaltende Lectüre in seinen Erholungsstunden gewähren könnte, wobei jedoch auch der Kenner und Forscher nicht ganz unbefriedigt bliebe. Dieser Mangel macht eine beträchtliche und sehr fühlbare Lücke in unserer sonst so reich dotirten geographischen Literatur aus.

Ueberzeugt von diesem Bedürfnisse hat sich Endesunterzeichnete Verlagshandlung entschlossen, zur Ausfüllung dieser Lücke einen Versuch zu wagen, und mit Anfange des Jahres 1806 ein, von einigen bekannten guten geographischen Schriftstellern ausgearbeitetes geographisches Lesebuch, unter dem Titel:

Neueste Länder- und Völkerkunde, mit guten Charten und schönen Kupfern

in monatlichen Heften herauszugeben.

Um den vorgesetzten Zweck so viel möglich ganz zu erreichen, soll dieses Werk eine ausführliche physikalisch- topographisch-statistisch-historische Schilderung aller Länder und Völker der Erde, ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten, der physischen und moralischen Eigenheiten, Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen ihrer Einwohner, ihrer Betriebsamkeit und ihres Kunstfleißes, so wie ihrer bürgerlichen Verfassung und Gesetze, liefern. Dieß Alles soll in vollständigen zusammenhängenden Gemälden, mit Uebergehung aller blos wissenschaftlichen und kleinlichen Details, und aller nicht zur Sache gehörigen Abschweifungen, jedoch mit Einmischung charakteristischer Züge und Anekdoten, episodischer Schilderungen und interessanter Skizzen die zur Belebung des Ganzen passen, in planmäßiger Ordnung dargestellt werden, und aus den besten Quellen, die alle genannt werden, geschöpft seyn.

Zur faßlichen Erläuterung werden neu gezeichnete, gute und sehr richtige Charten und schön gestochene Kupfer, welche die geographische Lage und Eintheilung der Länder, Plane der Hauptstädte, Häven, merkwürdige Naturgegenstände, Gebäude, Gestalten und Nationaltrachten der Einwohner, Natur- und Kunstproducte, dieß Werk begleiten; so daß dadurch der Leser eine vollständige Uebersicht und richtige Kenntniß eines jeden Landes und seines Volkes, nach seinem neuesten Zustande erhält.

Um der Bequemlichkeit der Leser willen erscheint unsere Neueste Länder- und Völkerkunde vom Januar 1806 an, in monatlichen Heften, jeder zu 6 Bogen in groß Octav, davon sechs einen Band, der immer die Beschreibung eines ganzen Landes umfaßt, und einen besondern Titel erhält, ausmachen, so daß jeder Band ein für sich bestehendes

Ganzes iſt, und Liebhabern auch einzeln abgelaſſen werden kann.

Als fortlaufendes Werk erhalten dadurch die Liebhaber mit geringen Koſten nach und nach eine vollſtändige, aus den beſten Quellen geſchöpfte, ſehr ſchätzbare geographiſche Bibliothek, und einen eignen kleinen richtigen Hand-Atlas, die ſie ſich außerdem kaum mit vieler Mühe und weit beträchtlicheren Koſten würden anſchaffen können; und wir ſchmeicheln uns, daß es zugleich dazu dienen werde, das ſo wichtige Studium der Geographie zu populariſiren, eine richtige Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner allgemein zu verbreiten, und vielleicht auch die elende und ſchädliche Lectüre ſchlechter Romane verdrängen zu helfen.

Der Preis jedes Bandes von 6 Heften, oder eines halben Jahrganges, welcher immer zuſammen genommen werden muß, iſt 3 Rthlr. Sächſ. Crrt. oder 5 Gulden 30 Kreuzer Reichsgeld; und man kann ſich bei allen ſoliden Buchhandlungen, Poſtämtern, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren in und außer Teutſchland darauf abonniren. Liebhabern, welche ſich eine Collecte von Subſcribenten machen, wenigſtens 5 Exemplare zuſammen nehmen, und ſich direct an uns wenden wollen, geben wir das Fünfte Exemplar frei, oder 20 Proc. Rabbat vom obigen Ladenpreiſe.

Weimar, den 4. Novbr. 1805.

Das Geographiſche Inſtitut.

2.

Ankündigung und Plan der *neuen Ergänzungsblätter* zur *Halliſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung* für das Jahr 1806. u. f.

Die zu den drei erſten Quinquennien der Allg. Lit. Zeitung von 1785 bis 1800 in fünf Jahrgängen erſchienenen *Ergänzungsblätter*, worin, auſser den Reviſionen mehrerer Fächer der Literatur, als: der allgem. Encyclopädie, der philoſophiſchen, naturhiſtoriſchen, anthropologiſchen, theologiſchen Literatur, gegen 3000 Recenſionen ſolcher Schriften, die in der A. L. Z. nicht Platz gefunden hatten, nachgetragen worden, haben die Herausgeber auf die Bemerkung geleitet, daſs, um mit dem fernern Fortgange der Literatur gleichen Schritt zu halten, auch die von dem Publicum mit Beifall aufgenommenen *Reviſionen* von Zeit zu Zeit fortzuſetzen, forthin jährlich *Neue Ergänzungsblätter*, von eben dem Umfange, wie die bisherigen, nothwendig werden. Es ſollen alſo zwar

die zu dem obgedachten Zeitraume von 1785 — 1800 gehören, mit dem jetztlaufenden fünften Jahrgange geschlossen werden. Dagegen sollen sich nun daran die *Neuen Ergänzungsblätter unmittelbar anschliessen*, und forthin ununterbrochen neben jedem Jahrgange der A. L. Z. wöchentlich in *drei Blättern* fortlaufen.

In diesen Neuen Ergänzungsblättern sollen 1. die jährlich herauskommenden *Romane*, *Schauspiele*, *Volks- und Frauenzimmer-Schriften*, auch *Erbauungs-* und *Jugendschriften*, in gedrängten *Uebersichten* so zusammengestellt werden, dass dabei die Zwecke einer unparteiischen und hinlänglich motivirten Kritik erreicht, und doch die lästige Wiederholung und Einförmigkeit, die fast bei vereinzelten Recensionen von Schriften dieser Art unvermeidlich ist, vermieden werde. Auf eben die Art soll es auch mit den *politischen* Schriften des Tages, ingleichen mit *kleinen Schriften*, als *akademischen Dissertationen*, *Programmen* u. dergl. gehalten werden, sofern sie einer Anzeige werth sind, gehalten werden.

2. Die zur Literaturgeschichte des Zeitalters jedem, der *in seinem Fache* kein Fremdling bleiben, und doch auch, was in *anderen Fächern* geleistet worden, wissen will, so willkommenen *Revisionen der einzelnen Felder der Wissenschaften*, sollen von Zeit zu Zeit fortgesetzt; und zwar bei denjenigen Abtheilungen, von welchen bisher noch keine geliefert worden, vom J. 1785 an, die übrigen aber von 1800 an fortgesetzt werden.

3. Um in der A. L. Z. selbst zu den neusten wissenschaftlichen Producten mehr Platz zu gewinnen, sollen auch in diesen Ergänzungsblättern von den in der A. L. Z. recensirten Werken die *neuen Auflagen* und *Fortsetzungen* nicht blos kurz angezeigt, sondern ihrem Inhalt und Werthe nach beurtheilt werden.

Es werden also diese Ergänzungsblätter künftig jedem Leser und Besitzer der A. L. Z. der *Vollständigkeit halber unentbehrlich bleiben*; daher auch der Inhalt derselben jedesmal in den Monats- und Jahres-Registern der A. L. Z. mit aufgeführt und nachgewiesen werden soll.

Uebrigens bleibt der *Preis* der Allg. Lit. Zeit. sowohl, als der Ergänzungsblätter, auch für das nächste Jahr *unverändert*. Man *pränumerirt* nämlich

auf den Jahrgang 1806 der A. L. Z. mit *Acht Thaler* Conv. Geld, oder *Acht Thaler acht Groschen* Preuss. Cour.

und auf den Jahrgang 1806 der *Ergänzungsblätter* mit *Vier Thaler* Conv. Geld, oder *Vier Thaler vier Groschen* Preuss. Cour.

und erhält sie dafür innerhalb Teutschland *frei spedirt*.

Alle unsere geehrtesten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen bei Postämtern, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen vor *Ablauf des Decembers d. J.* zu machen, damit nicht ohne unsere Schuld die Ablieferung unterbrochen werde. Es ist bei den mehresten dieser Behörden eingeführt, dafs neue Jahrgänge ausdrücklich und in Zeiten *bestellt werden müssen*; dahingegen mehrere Abonnenten der Meinung sind, dafs sich die Fortsetzung von selbst verstehe; woraus denn die Unbequemlichkeit erwächst, dafs die Sendungen im Januar *unterbrochen* werden, und Viele nach dem Schlusse des laufenden Jahres, die ersten Stücke des folgenden zuweilen 4, oder wohl gar 8 Wochen zu spät erhalten. Dieser Inconvenienz kann lediglich durch ein *in Zeiten angemeldetes neues Abonnement* abgeholfen werden.

Halle, den 10. Novbr. 1805.

Die Herausgeber der Allg. Lit. Zeitung.

* * *

Liebhaber denen *Weimar* näher gelegen ist als Halle, können die Hallische A. L. Z. mit ihren *Ergänzungsblättern* auch *monatlich broschirt*, um eben denselben Preis wie in Halle, von uns beziehen, und wir erbitten uns daher ihre Bestellungen. Mit *wöchentlicher* Spedition der A. L. Z. können wir uns aber nicht befassen, und diese bleibt allein den löblichen Postämtern und Zeitungscomptoiren überlassen.

Weimar d. 16. Novbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir

3.

Malerische Partien aus der Gegend der Universitäts-Stadt Jena.

Nicht wenige Kunstverständige und andere Verehrer der schönen Natur, welche die, Vielen unvergeßliche, Universitäts-Stadt Jena umgiebt, forderten mich auf, die von mir seit längerer Zeit nach und nach gezeichneten hiesigen Gegenden in Kupfer gestochen herauszugeben. Ich entschloß mich um so eher dazu, als Ihro Kaiserl. Hoheit die Durchlauchtigste Frau Erbprinzessin zu Sachsen-Weimar und Eisenach mehreren von mir gemalten Gegenden den huldreichsten Beifall schenkte. Eine Schilderung des reizenden Thales, wel-

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Sie entriß Anchiſens Laren (*)
Dem entflammten Ilion;
Sie des Oceans Gefahren
Den verfolgten frommen Sohn.
Sie wars, die die Hand Aeneens
Und Laviniens verband;
Und die keuſche Zone Rheens (**)
Löſte ſie durch Mavors Hand.
Sie vermählte Romuls Diener,
Halb durch Liſt, und halb durch Macht,
Mit den Töchtern der Sabiner.
Aus den Küſſen erſter Nacht
Keimten glänzende Geſchlechter
Mit der Zeiten Wechſellauf,
Patrioten und Verächter
Ihres Todes keimten auf.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt! ꝛc.

Schall', o Maygeſang, erſchalle!
Schalle, Cypris Hochgeſang!
Hört ihr? ſingen ihr nicht alle
Fluren, alle Wälder Dank?

Von

(*) Hausgötter.
(**) Rhea Sylvia, Mutter des Romulus.

ches die Sächsische Saale in hiesigen Gegenden zwischen hohen, pittoresken, mit manchen Ruinen der Vorzeit gekrönten, Bergen durchströmt, kann ich überhoben seyn; denn eine große Anzahl würdiger Männer ist in und außer Teutschland zerstreut, die mit innigem Vergnügen an jene Umgebungen einer Stadt zurückdenken, wo sie in heiterer Jugend zum Eintritt in ihr wirkendes Leben sich vorbereiteten. Treu gegeben sollen sie die Orte vor sich sehen, an welchen sie einsam, oder an der Seite fröhlicher Freunde die Anstrengung des Geistes durch äußeren Lebensgenuß unterbrachen.

Diese Gegenden und malerischen Partien um Jena werde ich, nach und nach in einzelnen Heften, von der Größe eines halben Bogens, wovon jeder Heft 6 ganz ausgeführte Landschaften enthält, dem Publicum übergeben, und mit der Leipziger Ostermesse 1806 wird der erste Heft erscheinen, welcher folgende Partieen enthält:

1. Jena aus dem Philosophen-Gange gezeichnet;
2. Die Ansicht der Saalbrücke, des Geleits-Hauses und Gumsdorfs;
3. Ruinen der Kunitzburg;
4. Wasserfall im Rauhthale;
5. Der Badeplatz in der Nähe vom Paradiese;
6. Gegend bei Unterwöllnitz.

Diejenigen, welche mich kennen, werden mir gewiß zutrauen, daß ich unter schlechte Kunstproducte meinen Namen nicht unterzeichne, denen aber, die mich nicht kennen, bin ich einen Beweis meiner Kunst schuldig. Und zu diesem Behufe wird jeder Kunst- und Buchhandlung, die mit dem Sammeln der Subscribenten auf erwähnte Kupferstiche sich befassen will, zu dieser Anzeige ein Abdruck der ersten Platte nachgesendet werden.

Ich wähle nämlich den Weg der Subscription, und zwar beträgt der Preis für den ersten Heft 3 Rthlr. Sächs. Sie stehet bis zu Ostern offen. Wer auf den ersten Heft subscribirt, ist deshalb nicht verbunden, ein Gleiches in Ansehung der folgenden Hefte zu thun. Für Nichtsubscribenten wird nachher ein höherer Preis bestimmt. Das Fürstl. Sächs. pr. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar hat die Haupt-Commission dieser Blätter übernommen, an welches sich daher alle Kunstliebhaber, Kunst- und Buchhandlungen mit ihren Bestellungen wenden können.

Jena, im October 1806.

Jacob Roux.

Berichtigung eines Irrthums wegen des *Guide des Voyageurs en Europe*, par Mr. *Reichard*. Nouvelle Edition, revue, refondue, et considérablement augmentée.

Wir haben bemerkt, und aus falschen Bestellungen ersehen, dafs mehrere Buchhandlungen und Liebhaber das *Teutsche* — im Verlage der Gebr. *Gädicke* zu Berlin vor mehreren Jahren erschienene — Reisebuch des Herrn Kriegsraths *Reichard*, der *Passagier auf der Reise durch Teutschland*, mit seinem bei uns erschienenem *Guide des Voyageurs en Europe* verwechseln, und jenes für eine *Teutsche Uebersetzung* des letzteren halten. Diefs ist aber ganz falsch; denn der *Passagier a. d. R.* begreift nur Teutschland, und liefert davon Notizen, der *Guide* ist aber ein ganz anderes Werk, umfafst die Reisen von *ganz Europa*, mit den nöthigen Reisecharten, und darf mit jenem, auch an sich gutem Werke, nicht verwechselt werden. Wir haben vor Kurzem die *dritte*, ganz umgearbeitete und um 24 *Bogen* vermehrte, *Auflage* davon geliefert, wie man aus folgender Anzeige sehen wird.

* * *

„*Le Guide des Voyageurs en Europe*, par Monsieur *Reichard*, Conseiller de guerre de S. A. S. le Duc de Saxe-Gotha, dont la *troisième Edition* revue et refondue, vient d'être mise en vente, est déjà assez connu du Public, et principalement des Voyageurs, pour ne pas avoir besoin d'être prôné. Le débit rapide de la seconde édition a suffisamment prouvé le prix que le Public mettait à cette *Encyclopédie des Voyageurs*, dont l'utilité est si justement reconnue des connaisseurs. C'est un ouvrage qui réunit les renseignemens les plus exacts et les plus récens sur l'état politique, statistique et physique de tous les Etats de l'Europe, sur les Villes et endroits les plus remarquables, les postes, les routes, la manière de voyager, sur les curiosités naturelles, historiques, littéraires et mercantiles des pays et contrées à visiter etc. avec des Observations utiles aux Voyageurs. La description ainsi détaillée des Pays et Villes commence par le *Portugal* et se termine avec l'Article de *Constantinople*.

„Le Public connaisseur, ayant déjà apprécié le mérite de cet ouvrage, il n'y a rien à ajouter, sinon que l'accueil favorable fait à la seconde édition, a encouragé Mr. *Reichard* à faire tous les efforts possibles pour élever cette *troisième édition*, qui vient de paraître, à un plus haut degré de perfection, que la précédente, qu'il a non seulement soigneusement revue, retouchée, corrigée et aug-

mentée, mais dans plusieurs articles entièrement refondue; ensorte que cette nouvelle édition, quoique imprimée en petit caractère, est de *vingt quatre feuilles* d'impression plus forte que la précédente, et ne se vend pas pour cela plus chere.

„Cette nouvelle édition n'est plus divisée en cahiers, mais en *Trois Volumes portatifs*, chacun pourvû d'une *Carte itinéraire*, d'une *Table des matières* et d'une *Table alphabétique*. Le contenu de ces volumes est disposé de façon, que les pays, que la Nature ou des liens politiques raprochent l'un de l'autre, sont traités de suite, et dans un même volume. Mais ce qui ajoute encore plus à l'utilité prépondérante de cette édition, c'est qu'au lieu de Plans de quelques villes, on donne ici les *Panoramas des curiosités* des principales Villes, idée aussi nouvelle qu'heureuse, pour tracer au Voyageur sur une petite feuille le coup d'oeil général de toutes les Curiosités remarquables d'une Ville, sans embarrasser par un amas confus de rues et de numéros, ce qui le rend aussi à même d'économiser son tems — Pour la partie typographique, qui est tres-soignée, il ne restera rien à désirer. Weimar, ce 24. Juin 1805.

Le Bureau d'Industrie.

* * *

Als eine *Folge* des *Guide*, oder als ein damit verbundenes Werk kann man aber den kleinen geschmackvollen, kompendieusen *Taschen-Atlas*, davon unter dem Titel:

Atlas minimus universalis, ou *Atlas de Poche* [illegible] de 43 *Cartes* et d'autant de *Tables statistiques* [illegible] chi de Découvertes les plus recentes à *l'Usage des Voyageurs* etc.

anjetzt die *zweite Ausgabe* bei dem Geographischen Institute erschienen ist, betrachten und gebrauchen. Der *Ladenpreis* vom *Guide des Voyageurs*, gebunden, ist 10 *Rthlr.*, und vom *Atlas minimus* 5 *Rthlr.* Sächs. Crrt.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Nachricht wegen des Schlusses des Magazins der Handels- und Gewerbskunde.

Da das Publikum dem Magazine der Handels- und Gewerbskunde die zu seiner Fortdauer erforderliche Un-

terstützung nicht geschenkt hat, so sehen wir uns genöthiget, dasselbe mit diesem Jahrgange zu schließen. Die drei Jahrgänge oder sechs Bände des Magazins machen aber immer ein schätzbares Ganzes aus, und geben für jede Handelsbibliothek eine interessante Sammlung gemeinnütziger Abhandlungen und Notizen ab, und wir erbieten uns daher, jedem Liebhaber, der sich dasselbe noch anschaffen will, das Ganze von sechs Bänden, das bisher 18 Rthlr. kostete, zu 9 Rthlr. gegen baare Zahlung, abzulassen.

Weimar, d. 12. November 1805.

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Anzeige wegen des Journals für Kinder, Eltern und Erzieher.

Das von uns angekündigte Journal für Kinder, Eltern und Erzieher, in 2 Abtheilungen, welches wichtiger Hinderniße wegen heuer nicht erscheinen konnte, erscheint nunmehr gewiß mit Anfange des künftigen Jahres, welches wir den Herren Abonnenten hierdurch vorläufig anzeigen.

Weimar, den 12ten Octbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im November

UND DEREN INHALT.

I.

***Die Zeiten*, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1805, VIII. Heft.**

Inhalt.

I. *Frankreich*. Friedensantrag von der Franz. Regierung der Engliſchen gemacht, im J. 1805. 1. Einleitende Bemerkungen. 2. Friedensantrag des Kaiſers *Napoleon* und Antwort. 3. Engliſche und Franzöſiſche officielle und öffentliche Aeuſſerungen über dieſe Correſpondenz. 4. Officielle Darſtellung des inneren Zuſtandes, in dem Zeitpuncte des Friedensantrags. II. *Italien*. Verwandlung der Italiäniſchen Republik in ein Königreich. III. Ueber die gegenwärtige politiſche Kriſis in *Europa* (Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes). IV. Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages. V. *Notiz*, die beigefügte Abbildung des Wappens des Königreichs *Italien* betreffend.

Zu dieſem Stücke gehört die Abbildung des Wappens des Königreichs *Italien*.

Weimar im Nov. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Allgm. Teutſches Garten-Magazin 1805. X. Stück.

Inhalt.

V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. Küchen-Zwiebelgewächſe und deren Erziehung. VI. Obſtkultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. Der kleine Traminer Wein. (Mit Abbild. auf Taf. 28.) 2. Ueber Einführung einer beſſern Obſtkultur, in Staaten, die einen Zuwachs an noch unkultivirten Strecken von Länderein erhalten, die ſich dazu ſchicken. 3. Der Brand oder Krebs an den Obſtbäumen, hiſtoriſch behandelt. VIII. Garten-Botanik. 1. Einige Bemerkungen über das Genus Phyllanthus und Xylophylla. (Mit Abbild. auf Taf. 26 u. 27.) 2. Der Cactus grandiflorus. X. Garten-Literatur. 1. Verzeichniß der in der Leipziger Michaelis-Meſſe 1805 neuerſchienenen Gartenſchriften. 2. Vollſtändige Charakteriſtik der Gartenneſſe. 3. Nachricht und Beſchreibung einer vollſtändigen Sammlung von Obſtſorten.

Weimar im Novbr. 1805.

F. S. pr. Landes Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1805. XII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Nachrichten von der Inſel Madagascar, von *Lescallier.* 2. Nachrichten von den Einwohnern der *Poggy-Inſeln* bei *Sumatra*, von *John Criſp.*

Bücher-Recenſionen. 1. *Peuchet* Dictionnaire univerſel, géographique, ſtatiſtique, hiſtorique et politique de la France. V Tomes. 2. Voyage en Hannovre par *M. A. B. Mungourit.* 3. A northern Summer or Travels round the Baltic, by *J. Carr.* 4. Lettere ſull' Indie Orientali, Tomi II. 5. *St. Petersburg* am Ende ſeines erſten Jahrhunderts. 1r Thl.

Charten-Recenſionen. 1. Reiſeatlas von Baiern, von *Adr. v. Riedl.* 1 — 4 Lieferung. 2. Generalcharte des Königr. *Ungarn*, von *Joh. v. Lipszky.* Sect. V et XI.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Auszug aus einem Schreiben aus München. 2. Hrn. Lieutn. *Aſters* Höhenmeſſungen im Ruſſiſchen. 3. Neuentdeckte Inſel *Palmyra.* 4. Neue Eintheilung von *Luiſiana.* 5. *Kurze Notizen.* (Kopenhagen — Handelsſchiffe von Schweden und Nordamerika — Staat vom *Ohio* — Neu-Orleans — Graubündten — Landesorganiſation des Fürſtenthums Leiningen — Etat der Ruſſiſchen Armee — Neue Societät zu Bombay — Höhe des Felſens von *Cavour* — *Pinkerton* — Mineralquelle auf der Inſel *Hilbury* — *Mons Selancus* — *Ottles* Spitze — *Mayer's* Reiſe durch *Wallis* — *Swinburne's* maleriſche Reiſe durch Spanien — *Crocker's* Geodäſie — *Bergmann's* Reiſe nach Hoch-Aſien — Ertrag der Rheinzölle im J. 1803 — Convention zwiſchen Oeſtreich und Wirtemberg vom 18. Jun. 1804 — Vertrag zwiſchen Oeſtreich und Naſſau-Oranien vom 23. Jun. 1804 — *Gio. Mar. Caſtini's* Atlas in 182 Blättern — *Jones's* Geſchichte von *Brecknockſhire* — Nachricht von *Mungo-Park* — Ruſſiſche Ueberſetzung von *Macartney's* Reiſe — Dr. *Bolſchow's* Behandlung bei den Kirgiſen — *Sieber's* Reiſe in Braſilien — Bevölkerung von *Dublin* — van der *Willigens* Reiſe.) 6. Warnung.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Portrait vom K. K. Generalmajor Frhrn. von *Zach.* 2. Abbildung der *Poggy*-Inſulaner.

Weimar, im Novbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1805. XI. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte nach den Minneſingern. (S. N. T. M. Februar 1796. S. 130 bis 136.) 8. Frauentroſt. 9. Frauenhuld. 10. Mailied. 11. Frühlingstrauer. 12. Frühlingsgabe. II. Juvenal's erſte Satyre. Allgemeines Sittenverderbniß. III. Die Kunſt zu reden. IV. Ueber Peſtalozzi und ſein Inſtitut zu Yverdun. V. Bemerkungen. VI. Korreſpondenznachrichten. 1. Von der Schweizergränze den

19. Sept. 1805. 2. Ueber die königl. Kunst- und Antikensammlungen in Berlin.

Weimar im Oct. 1805.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde. 1805. XII. und letztes Stück.

Inhalt.

I. Handels- und Gewerbskunde im Allgemeinen. Ueber die Handlungswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihren einzelnen Theilen. II. Handels-Geschichte. Kurze Geschichte des Handels der Länder an der Schelde. III. Handels-Geographie und Handels-Statistik. 1. Genua. 2. Fabrik und Handel von Montpellier vor der Revolution. IV. Produkten- und Waarenkunde. 1. Der Johannisbrodbaum. (Mit Abbild. Taf. 17.) 2. Elfenbein. 3. Das Angerische Kaninchen. V. Gewerbskunde. 1. Von der Fabrikation des Eisens und Stahls in den Eisenhämmern in Steyermark. 2. Neue Maschine optische Gläser zu schleifen, von Tournant. 3. Bierbrauereien in England. 4. Englands Manufakturen. VI. Literatur der Handels- und Gewerbskunde. Der Rathgeber bei den vorzüglichsten Geschäfts- und Handelsangelegenheiten ꝛc. von Claudius. Erster und zweiter Band. VII. Korrespondenz- und vermischte Nachrichten. 1. Vorschlag der Wiedereinführung der Handwerks- und Handelszünfte in Frankreich. 2. Englands Wollproduktion. 3. Handelsnachrichten von der Stadt Rio de Janeiro in Brasilien. 4. Ueber den Handel von Großbrittannien und dessen Fortschritte.

Zu diesem Hefte gehört:

Abbildung des Johannisbrodbaums Taf. 17.

Weimar im Nov. 1805.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1805. XII. St.

Inhalt.

I. Ueber das Megalonix; ein Quadruped aus der Familie der Faulthiere, aber von der Taille der Ochſen, deſſen Knochen in Virginien 1796 entdeckt worden ſind. (Vom Hrn. Cuvier, aus den Ann. du Mus. d'hist. nat. Heft 29. Mit Abbild. auf Taf. VIII.) II. Nachricht von den Blitzröhren. (Vom Hrn. Berggr. Voigt in Ilmenau; aus einem Schreiben des Hrn. Oekonom Hentzen: (Mit Abbild. auf Taf. VIII.) III. Ueber die Lichtſtralen beim Blinzen. (Vom Hrn. Prof. Kries an den Herausgeber.) IV. Ueber die ſonderbaren Waſſerbewegungen (Seiches) auf dem Genferſee. (A. einer franzöſ. Abhandlung des Hrn. Bauchet.) V. Nachricht von einem neuen Schwimmkörper. (Aus einem dem Nationalinſtitute erſtatteten Berichte.) VI. Brief des Hrn. Adv. Steinhäuſer an den Herausg., die magnetiſche Abweichung betreffend. (Plauen den 26. Auguſt 1805.) VII. Ueber die Veränderlichkeit der Stellung der Magnetaxe der Erde und die jährliche Veränderung der magnetiſchen Abweichung zu Paris, nebſt fortgeſetzten Bemerkungen und Rechnungen über die Abweichungsperiode. (Vom Hrn. Advokat Steinhäuſer in Plauen.) VIII. Nachricht von dem Megaſkop des Herrn Charles. (Vom Hrn. Delalande.) Aus Franz. Blättern. IX. Nachricht von einer neuen Krankheit des Getreides. (Ebend.) X. Höhere Benutzung des Brodkorns. XI. Lebensnachrichten vom Ritter Felix Fontana. (Ebend.) XII. Einige Lebensnachrichten von dem berühmten Optiker Dellebarre; vom Hrn. Famin, Prof. der Phyſik am Athenäum der Künſte zu Paris. (Ebend.) XIII. Nachricht von einem neuen Motor, oder von einer Vorrichtung, eine Maſchine mit der ihr nöthigen Kraft zu verſehen; vom Hrn. Deſquinemare. (Ebend.) XIV. Weitere Nachricht von dem neuen Metalle des Hrn. D. Richter, Nikolanum genannt.

Weimar im Novbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

III. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts-, Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

London und Paris 1805 VI. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Lotteriewuth der Londner, und Künſte der Lotterieunternehmer. 2. Ueber die weiblichen Bedienten in London. II. Paris. 1. Der Quai des ferailles zu Paris. — Eiſen- und Schuh-Trödelmarkt. — Samstags-Garküchen. — Volksſpectakel. — Die neue Morgue. — Polizei- und Militärgefängniſſe. 2. Feier des Feſtes vom 15. Auguſt. 3. Der Journaliſt Geoffroy. III. Engliſche Karikaturen. 1. The Caſtle in Danger, über eine politiſche Anekdote vom Lord Caſtlereagh. 2. Taſte, ein Perüfflage der Affectation von Kunſtgeſchmack vieler Engländer.

Neue Societäts- Buch- und Kunſthandlung.

Von dem Anger tönt das laute
Luſtgebrüll der Heerden ihr;
Aus dem hohen Haidekraute
Zirpen tauſend Grillen ihr,
Ihr nur ſchnattert das Gefieder
Auf den Teichen Dank empor;
Und der edlern Vögel Lieder
Sind ein Opfer ihrem Ohr.
Horcht! es wirbelt Philomele
Tief aus Pappelweiden drein.
Liebe ſeufzet ihre Kehle,
Jammer kan es nicht mehr ſeyn.
Nicht um Tereus Grauſamkeiten
Härmt ſich Pregnens Schweſter mehr. (*)
Soll ich nicht ihr Lied begleiten?
Fühl' ich keinen Frühling mehr?
Phöbus, ſäng' ich nicht dem Mayen,
Säng' ich nicht, o Liebe, dir,
Würde nimmer mir verzeihen,
Stimm' und Laute nähm' er mir.
Drum ſo werde, wann die Schwalbe
Singend ihre Wohnung baut,
Liedchen, werde, wie die Schwalbe,
Nach der Winterſtille laut!

Morgen

(*) Philomele, welcher Tereus, der Gemahl der Pregne, Gewalt angethan und die Zunge abgeſchnitten hatte ward in eine Nachtigall verwandelt.

2.

Neue Verlagswerke.

In unserem Verlage sind so eben folgende drei neue Verlagswerke erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versendet worden:

1. Himly's (J. F. W.) Erörterung des Gallschen Versuchs einer fortgesetzten Gehirnlehre, nach seinem psychologischen Gehalte. 8. 1806. 18. gr.

2. Ideen zu einer Staats-Organisationslehre; in besonderer Beziehung auf kleinere Staaten, von Carl Werlich. 8. 1806. 1 Rthlr.

3. Grundlinien der bürgerlichen Baukunst, nach Hrn. Durand, für Teutsche Bau- und Werlichulen bearbeitet von C. F. A. Conta. Mit Kupfern. 8. 1806. 21 gr.

Die nähere Anzeige dieser drei kleinen interessanten Schriften behalten wir uns vor. Halle den 12. Novbr. 1806.

R. Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1805.

I.

Gedichte.

1.

Der Spaziergänger und der Todtengräber.

Spaziergänger:

Wen birgt dies Grabmal dort von reinem Gold?

Todtengräber:

Zahlt, wenn ihr näher treten wollt!
Bekannt der ganzen Welt,
hieß man ihn nur den Reichen.
Herr! unter tauſend Leichen
trägt ſeine mir noch Geld.
Man kömmt, man ſtaunt, man zahlet,

zu ſehn ſein Monument,
und mancher Künſtler malet
auf fühllos Pergament
dies wahre Meiſterſtück;
und, denkt des Todten Glück!
von allen, die je kamen,
las jeder ſeinen Namen.

Spaziergänger:

Wen deckt der hohe Marmorſtein
voll dunkler Hieroglyphen?

Todtengräber:

Ein Redner ſoll's geweſen ſeyn,
den allzufrüh die Engel riefen.
Er konnte bis zu Thränen rühren,
den Spötter ſelbſt zum Glauben führen,
nur hörte, wie man ſpricht,
der Mann ſich ſelber nicht.

Spaziergänger:

Das Schwert, der Panzer dort, die Lanze,
der Helm mit ſeinem Lorbeerkranze —
ſie künden einen Helden an.

Todtengräber:

Ihm hat es keiner gleich gethan.

Er war ein blut'ger Krieger
und großmuthsvoll als Sieger.
„Denn," sprach er oft, „ich morde zwar,
„und morde gern, doch nur mit Recht,
„für meines Glaubens Hochaltar
„als strenger, Gott geweihter Knecht."

Spaziergänger:

Ihm gönn' ich seinen Leichenstein.
Wem aber mag die Grotte seyn,
aus der das Echo wehmuthsvoll
jetzt eben uns entgegen scholl?

Todtengräber:

Dort ruht ein junges Weib,
gleich schön an Geist und Leib.
Sie starb den süßesten Beruf,
für den der Himmel Weiber schuf.
Ihr Wittwer, einst des Lebens müd' und satt,
ist's, der die schöne Gruft erbauet hat.
Manch' lange Nacht hört ich ihn weinen,
mit ihr im Grab' sich zu vereinen.
Jetzt kommt er dann und wann,
so oft er weinen kann,
mit leichterm festerm Tritt,
bringt gute Freunde mit,

ſelbſt eine zweite hübſche Frau
und nimmt mein Lächeln nicht genau.

Spaziergänger:

Wem gilt das ſchwarze Kreuz,
mit Vers und Kranz geſchmückt,
vom Alter tief ins Grab gedrückt?

Todtengräber:

Der ſchwarzen Kreuze giebt's gar viel;
ſie gleichen den Gedankenſtrichen:
„Er hat erreicht ſein Lebensziel
„und ſich ganz ſtill davon geſchlichen."
Mehr, bitt' ich, denkt euch nicht dabei,
die Kreuze ſind all' einerlei.

Spaziergänger:

Dort an der Kirchhofmauer
wehn leiſe heil'ge Schauer
Cypreſſen auf ein Grab.
Wer ſank darin hinab?

Todtengräber.

Blickt nicht nach jenen Beiden
im Tod erſt zu beneiden,
für die Ein Grab ſich aufgethan.

Es war der Liebe süßer Wahn,
der sie zum frühen Tod verband,
durch Gift und Dolch in eigner Hand.

Spaziergänger:

Die Rose hier, wen zeigt sie an?

Todtengräber:

Ihr mahnt mich, daß ich weinen kann.
Hinweg von diesem Grab geschwind!
Hinweg! hier ruht ein zartes Kind.

Spaziergänger:

Und dieser Hügel neu begrünt —
Wer hat durch ihn den Tod versühnt?

Todtengräber:

Fragt nicht, wie dieser Edle heißt.
Schlicht war sein Herz und hell sein Geist.
So wie sein Hügel war sein Leben;
er wollte sich nur sanft erheben.

Gustav Frhr. von Seckendorf.

2.

Wechſelgeſang.

(Nach Horaz. Od. III, 3.)

Dichter.

Als ich noch Huld in Minna's Augen fand —
Ach, Minna! eh' der reizende Baron
Den Liljenhals, den ſchlanken Leib umwand,
Gönnt' ich die Krone gern Napoleon.

Mädchen.

Da noch dein Herz für keine Andre glühte,
Nicht ſchöner Stella dir als Minna blühte,
Klang Minna's Preis in jedem deiner Lieder
Wie Laura und Corinna lieblich wieder.

Dichter.

Jetzt dien' ich Stella, meiner Königin,
Der jungen Sappho von Milano's Flur,
Und muthig geb' ich mich dem Tode hin,
Verſchont die Parze meiner Holden nur.

Mädchen.

Für Heinrich glüh' ich mit vergoltner Flamme,
Den edlen Sohn, aus altem, hohem Stamme,

Und zweimal wollt ich freudig für ihn sterben,
Könnt' ich Verschonung meinem Freund erwerben.

Dichter.

Wie? kehrte Amor lächelnd uns zurück
Und schenkt' uns wieder das verscherzte Glück?
Wie, wenn die braune Stella ich verließ,
Und meiner Minna ew'ge Treu' verhieß?

Mädchen.

Leicht, wie der Kork, Champagnerschaum entflogen,
Und hämischer bist du, als die falschen Wogen;
Wohl schön ist Heinrich, wie des Morgens Sterne,
Doch mit dir leb ich, mit dir sterb' ich gerne!

Fr. Kind.

* * *

Nachschrift des Redacteurs.

Es ließe sich leicht ein ziemlich wohlbeleibter Band voll Uebersetzungen und Nachbildungen dieses „in Born der Grazien getauchten" Wechselgesanges, den Jul. Cäsar Scaliger lieber gedichtet haben, als zum König von Arragonien gekrönt seyn wollte, von

einem Liebhaber veranſtalten, und iſt vielleicht auch ſchon veranſtaltet. Indeß kommt die vorſtehende Nachbildung, die einige ſehr gelungene Verſe und Anſpielungen hat, immer noch nicht zu ſpät und macht dem liebenswürdigen Verfaſſer, der die ernſte Themis durch die geiſtreichſten Muſen- und Grazien-ſpiele (man vergleiche noch die zuletzt erſchienene Sammlung die Malven) auf ſo mannichfaltige Weiſe aufzuheitern verſteht, um ſo mehr Ehre, als er dabei eine ganz eigenthümliche Anſicht faßte. Hierüber erklärt er ſich in einer Anmerkung, wie folgt:

Vermuthlich iſt dies Amöbäum eine wirkliche Neckerei des Venuſiniſchen Dichters mit einer Geliebten. Dies ſchließe ich daraus, weil Horaz an ſeiner neuen Schöne geiſtige Vorzüge lobt: Dulces docta modos etc; Lydia hingegen von ihrem Anbeter nichts weiter aufzubringen weiß, als daß er ſchön, reich und vornehm ſey: „Thurini Calais etc. und fidere pulchrior.“ Nun ſcheint mir der Ideengang des Ganzen folgender: Der ärmere Dichter iſt bei Lydia von einem vornehmern — ſit venia verbo — ausgeſtochen worden. (Dieſen Nebenbegriff lege ich in das *potior*, weil ſonſt das Folgende: Thurini Calais filius Ornyti doch auch gar zu flach und nichtsſagend wäre. Nun ge-

hört zwar der fröhliche Dichter nicht eben zu den Werthern, die sich um ein Mädchen erschießen, will aber doch bei der Lydia wieder einmal anpochen. Er schildert daher, wie ich glaube, nicht ganz ohne launige Verstellung, das entflohene Glück. V. 1 — 4. Lydia, die sich schon in der Periode des Bereuens befindet, läßt sich täuschen, und stimmt in das Lamento mit ein. V. 5 — 8. Der Schalk Dichter merkt nun, wie viel es geschlagen, und ist boshaft genug, das Mädchen durch das Lob ihrer Nebenbuhlerin zu necken und zu quälen. (Dies wirft sie ihm am Schlusse noch vor: iracundior Hadria etc.) Lydia wird dadurch erbittert, und sucht dem Dichter Gleiches mit Gleichem zu vergelten, oder vielmehr, ihn noch zu übertreffen. (*Bis* patiar mori!) Endlich bietet Horaz die Hand zum Frieden, und Lydia nimmt die Versöhnung, nachdem sie sich noch ein wenig ihrer Galle entschüttet, mit Freuden an. — Von dieser Ansicht aus betrachte ich das Ganze, und es könnte wohl gar eine Art Liebesbriefchen v o r oder n a c h einer Versöhnungsscene seyn.

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon empfand.

B—r.

III.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit.

aus den

Annalen der Teutschen.

An den Leser.

Das Eigene unserer teutschen Staatsverfassung hat manche von den teutschen Geschichtschreibern verleitet, die Grundlinien ihres Werks aus dem **Ursprung und Fortgang der teutschen regierenden Häuser** zu ziehen.

Andere verwebten unsere vaterländische Geschichte in die **Geschichte der teutschen Könige und Kayser.**

Andere bekümmerten sich vornemlich um die jedesmalige öffentliche Verfassung, und verzeichneten ihre teutsche Geschichte in ein Gemählde von den wichtigsten **Staatsveränderungen des teutschen Reichs.**

3.

Molly's Geiſt an ihren nachgebliebenen Freund.

Nährſt Du ſtets den ewig wachen Kummer,
Wandelnd in des Gottesackers Nacht,
Wo nicht Molly mehr aus ſüßem Schlummer,
Mein Armin, an Deiner Bruſt erwacht?
Frühe ſank das Bäumchen ihres Lebens.
Netze weinend nicht das welke Laub!
Deine Thränen fordern ach! vergebens
Von dem Gott der Schatten ſeinen Staub.

Träume, leicht und goldgeflügelt zogen
Um die Braut, für Ewigkeiten Dein;
Schön und prachtvoll, wie der Friedensbogen,
Lag vor ihr der Liebe Blütenhain.
Von dem Arm des Einzigen umfangen,
Wähnte ſie das Paradies erreicht,
Wo die Roſen ſonder Dornen prangen,
Hinter Blumen keine Natter ſchleicht.

In der Liebe Hüttchen, traut und enge,
Hingeſchmiegt an ihres Mannes Bruſt,
Mied ſie gern des Opernſaals Gepränge
Und der Gallatafeln eitle Luſt.

Ihrem Auserwählten nur zu leben,
Den so süß und hold ihr Gott erschuf,
Sanft ihn, wie sein Engel, zu umschweben,
War des Weibes seliger Beruf.

Schnelle Wandlung! Mit dem Sterbekleide
Tauschte sie das weiße Brautgewand,
War schon nahe bei der Trauerweide,
Als sie kaum die ersten Myrten fand.
O vergieb, daß täuschend die Erzählte,
Trauter, dir der Schmerzen Natternstich
Mit verstelltem Lächeln oft verhehlte!
War ihr Schmerz nicht auch ein Dolch für Dich?

Ehe selig in der Herzen Bunde
Mutterwürde sich Dein Weib errang,
Ehe von des holden Sprößlings Munde
Zärtlich Dir der Vatername klang,
Riefen mich des Engels ernste Worte
Aus der Liebe Heiligthum hinaus:
„Scheue, sprach er, nicht die dunkle Pforte!
Frühe führt sie Dich ins Vaterhaus."

Hoffe, Mann des Herzens! Abgeschieden
Ist sie nicht, um die Dein Auge weint.
Nur den Staub verhüllen Pyramiden,

Nicht die Seele, hold mit Dir vereint.
Laß die Zeit des Weltmeers Felsen senken!
Molly sank nicht. Molly lebt und liebt.
Molly wird noch segnend Dein gedenken,
Wann ihr Herz, so glühend einst, zerstiebt.

Auf der Morgenröthe Purpurflügeln
Küßt Dich oft des Weibes Schatten wach,
Folgt Dir zu des Stromes Uferhügeln,
Den Vertrauten unsrer Liebe nach,
Singt Dir in des Klostergartens Zweigen,
Hell von Abendgold, ein Lied der Ruh,
Flüstert in der Mitternächte Schweigen
Frieden Dir in süßen Träumen zu.

Für Dein Herz, das zärtlich, sonder Tadel
Mir einst mehr, als alle Huldgestalt,
Mehr als Goldesfülle, Heldenadel,
Mehr als Stern und Fürstenscepter galt,
Ach! für jede, jede Freudenblume,
Jeden Blick, der treue Liebe sprach,
Ruft Dir noch aus Edens Heiligthume
Dank und Segen die Verklärte nach.

Schenkst Du Balsam nun den Siechenbetten,
Den nicht Molly's Hand mehr schenken kann?

Hebeſt Du des Unglücks Eiſenketten
Von dem gramgebeugten Pilgersmann?
Segnen fromme Waiſen Dich als Engel?
Nennt Dich ſeines Alters Stab der Greis?
Wohl Dir! In dem Lande ſonder Mängel
Singt auch Molly edler Thaten Preis.

Jenſeits auch, an heiligen Geſtaden
Ruft die Treue: Sey, Armin, beglückt!
Pflücke manches Blümchen auf den Pfaden,
Auch wann Molly's Hand es nicht mehr pflückt!
Sanfter Wehmuth Feier will die Todte,
Nicht den finſtern, freudeſcheuen Harm.
Kein Tyrannenknecht, ein holder Bote
Reichte brüderlich mir ſeinen Arm.

Frühe ward in einer milden Sonne
Mir die Palme, die den Dulder krönt,
Wo zu Liedern hoher Engelwonne
Nicht des Elends Mißlaut feindlich tönt,
Wo, was Erdentöchter ſchüchtern ahnen,
Mir in Mittagsglanz die Wahrheit zeigt
Und mein Geiſt auf freien Aetherbahnen
Selig zu dem Unerſchaffnen ſteigt. —

Wo der Meinen Schatten mich umſchlingen,
Wo dein Kindlein wandelt, mein Armin,

Das, Vollendung frühe zu erringen,
Uns als welke Leiche nur erſchien.
Lebe wohl und denke froh der Deinen!
Netze nicht mehr ihren Aſchenreſt!
Molly fühlt ſich wohl in Edens Hainen,
Feiert einſt des Wiederſehens Feſt.

Freudentheil.

4.

Herbſtgedanken.

The hues of bliſs more brightly glow
Chaſtis'd by sabler tints of woe.

Gray.

Werd ich wohl dich verſtehn und deine wechſelnde Lehre,
Herbſt, dein luſtig Getöſe und dann deine Stille? Siehe, wie froh geb ich Acht?

*) Obgleich dieß Gedicht, ſeitdem es mir für den N. T. Merkur mitgetheilt wurde, nun auch ſchon in einer eigenen kleinen Sammlung: Oden von Johannes Tobler, (Zürch, gedruckt bei Näf 1805. 80 S. in gr. 8.) gedruckt erſchien; ſo ſoll ihm doch

Herbſt! Dort ſteigt hernieder von deinen Traubenbehangnen
Hügeln der Mädchen und Jünglinge heitrer
Chor in die Laube zum Tanz.

Aufgeſchmückt ſtehs mit der Goldfrucht der Zeit in Schalen und Körbchen
Schon der Tiſch. Wie haſchen ſich Kinder
Um die Nüſſe; die Zecher ums Glas!

Kelt'rer! euch ſchmeckt, obſchon nicht perlend, der ſchäumende Neuwein.
Draußen verſenkt ſich in offene Furchen
Leiſe das güldene Korn.

Ja! ich ſehe den denkſamen Säer; es reut ihn; doch opfert
Er der Hoffnung; nach Saitenſpiel hüpfend
Folgt ein bräutlicher Trupp!

Wenig achtend, wie drüben ſo ernſt ein Leichenzug anrückt.
Herbſt regiert! er löſt die gezeitigte Birne
Jauchzend erhaſcht ſie das Kind.

die früher beſtimmte Stelle auch hier werden, da es zugleich ein Denkſtein an einen ehrwürdigen Jubelſenior unſerer proteſtantiſchen Kirche iſt, den Jean Paul gern zum Urbild des ſeinigen genommen haben würde. B.

Rebmann! dir bringt, indem du knieſt an der Grube des Senkers,
Freundlich dein Herr, zum Schluſſe der Leſe Wein; dir duckt ſich das Schoß.

Feldmann! zufrieden und froh durchſchlägſt du dorrenke Ranken,
Dein gewaltiger Karſt, er lüpft und es rollen Reife Kartoffeln ans Licht.

Alt und jung, wie ungleich in Luſt ſind alle geſchäftig.
Nahrung iſt da! Was braucht man zu denken, Leben ernähre ſich bald für ein Grab?

Ja! nun wieder wie roth der Abendhimmel! Die Nacht durch
Girrt die Kelter. Der durſtige Harfner von neuem Stimmt er. Die Spätroſe blüht.

II.

Ueber Eschenmeyers Religions-Philosophie, oder über Mysticismus in der Religion.

Vorerinnerung. *)

Die Ansichten über Religion, die Art über sie zu denken, ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden, und zeiget sich bald mehr, bald weniger vortheil-

*) Das Buch, an welches der Verfasser dieses lesenswürdigen Aufsatzes seine Bemerkungen knüpft, machte in einem gewissen Kreise eine große und bleibende Sensation, und kann allerdings als ein wichtiges Aktenstück zur inneren Kenntniß der religiösen Stimmung unseres Zeitalters gelten, die in ganz andere Sprengel und Sekten getheilt werden muß, als in welche sie Stäudlin in seiner (übrigens sehr fleißig gearbeiteten und brauchbaren) Kirchenstatistik eintheilt. Es war daher gewiß ein Wort zur rechten Zeit, was hier gesprochen wurde. Möchte der Teutsche Merkur über D. Feßlers Ansichten von Religion und Kirchenthum (Berlin, Sander 1805, 3 Theile) von einem Kenner und Wahrheitsfreunde eine gerechte Würdigung erhalten. Das mit eben so viel Scharfsinn als Geisteskunde geschriebene Buch

haft, je nachdem ihre anerkannten Herolde dieſe oder jene Gegend in ihr bereiſen. Bald ſind ihre Wege mit Myriaden von Lampen erleuchtet, und die Philoſophie durchſucht alle ihre Winkel, wie die Bienenkönigin, wenn ſie emſig alle Zellen beſucht; bald aber ruht ein heiliges Dunkel über ihr, und Glaube und Ahnung umgehen als treue Beſchützer des Heiligthums, ihre äußerſten Gränzen. Beide Extreme ſind wieder in unſer Zeitalter gewebt; und verkehren nicht ſelten die rechte Seite. Je allgemeiner jetzt philoſophiſche Anſichten der Religion werden, je mehr ſie jetzt beinahe auf dem Munde eines jeden Laien ſchweben: deſto nützlicher glaube ich, iſt es, nicht bloß in ſogenannten Literaturzeitungen, ſondern auch in andern beliebten Zeitſchriften auf den Zeitgeiſt aufmerkſam zu machen.

Ich wählte zur Grundlage beiliegenden Aufſatzes, Herrn Eſchenmayer's noch nicht längſt erſchienene Schrift: Ueber das Heilige und die Geſchichte. Die Schreibart, das Geheimnißvolle, das

gehört auf jeden Fall zu den merkwürdigſten Erſcheinungen unſerer Tage. Der zierlich aufgeputzte Schaafſtall ſteht alle Tage offen. Nur behüte uns der gute Genius der Menſchheit vor einem einzigen ſichtbaren Oberhirten! B.

Schwärmeriſche darinnen, wird gewiß dieſer Schrift nicht wenige Leſer verſchaffen, und den Saamen zu manchem unrichtigen Urtheile ausſtreuen. Recenſionen gehören wohl nicht in den Plan Ihrer Zeitſchrift; aber mein Aufſatz ſoll auch keine eigentliche Recenſion ſeyn, ich wählte nur dieſe Schrift als Grundlage, um gleich durch ein Beiſpiel zu zeigen, wie weit Myſticismus in der Religion abführen kann.

Bei dem Studium der Philoſophie nach dem neueſten Zuſchnitte, bemerken wir ſie auf zweien ganz verſchiedenen Wegen, entweder auf dem der transcendenteſten Spekulation, ihrer Schöpfungsperiode, wo ſie das abſolute Ich auf den Thron erhebt, und durch deſſen mächtiges Werde alles hervorruft, in dem Alles lebt, und ohne das Nichts iſt; oder auf dem Wege des Myſticismus, der ſeine Kreiſe enger zuſammenzieht, und aus bloßer innerer Anſchauung ſeine Nahrung zieht, mehr fühlt als erforſcht, und Glauben, als moraliſches Dafürhalten, für die höchſte Weisheit hält. Beide Wege ſind ſchon in die ältere Geſchichte der Philoſophie gezeichnet; jener erhebt den Menſchen, belebt ihn mit Hochgefühl, weil er überall in ſeinen eigenen Gefilden zu wandeln glaubt, reißet ihn aber zu ſchnell aus

Es iſt dermalen unſere Abſicht nicht, das Ideal einer teutſchen Geſchichte zu entwerfen, um davon einen Maasſtab zu haben, das Verdienſt und den Werth unſerer bisherigen Geſchichtſchreiber zu beſtimmen, oder um Regeln davon abzuziehen, und etwas von der hiſtoriſchen Kunſt ſagen zu können, darnach ſich unſere zukünftige Geſchichtſchreiber bilden ſollten. Ein ſo groſſes Anſehen man ſich mit dergleichen Arbeiten geben kan, ſo möchte ich mich doch aus gewiſſen guten Urſachen weder zum Richter noch Geſetzgeber dieſer Art aufwerfen, bevor ich nicht vorhero ſelbſt eine Probe geliefert hätte, an welcher ich die Möglichkeit und den Werth meiner Kunſt erwieſen haben würde und augenſcheinlich erweiſen könnte.

Man kan auch unſern bisherigen teutſchen Geſchichtſchreibern, ſie mögen nun dieſes weite, mit ſo vielerley Dingen angefüllte Feld von dieſer oder jener Ecke aus unter einen einzigen Augenpunkt gebracht haben, wenn ſie anders das ihnen von ihrer Seite in das Auge gefallene Bild wohl aufgefaßt, ihren verdienten Werth nicht abſprechen. So lang es noch ſo mancherley Abſichten und Urſachen zum Leſen giebt, ſo mögen auch immer mancherley Schriftſteller ſeyn, ſo mag auch jeder von ihnen ſeine Leſer finden und Nutzen ſtiften!

Aber eben darum muß ich mich wundern, daß noch keiner auf den Einfall gerathen, auch einmal die **Bedürfniſſe in ihrer Beziehung auf** das

seiner Sphäre, die er dann mühsam wieder aufsuchen muß; dieser führt ihn in Gegenden, wo Gefühle und Empfindungen an den Strahlen der Phantasie sich erwärmen, durch ein inneres Feuer auflodern, in schönen Farben sich spiegeln, aber sich auch nach und nach verzehren. Wie leicht man auf diesen Pfad gelangen kann, zeigt die vielfältige Erfahrung. Auch Hr. Eschenmayer schlägt ihn ein. Der Inhalt seiner Schrift: Ueber das Heilige und die Geschichte, ist folgender:

„Wie nennst du das, was du beim Anblick eines Altars oder eines Gefäßes empfindest, wovon du weißt, daß es zum Dienste der Gottheit geweiht ist? Es ist doch nur dem Anscheine nach ein gehauener Stein oder ein Metall, an welchem weder die Kunst, die Gestalt, noch der Werth in Anschlag kommt, und doch scheuest du dich, es mit unreinen Händen anzutasten und seine Mißform dem Unwillen Preiß zu geben. Noch mehr widerfährt dir dieses, wenn du in einen erhabenen Tempel eingehst. Obgleich einzeln, glaubst du doch nicht hier allein zu seyn, ein unsichtbarer Zeuge, dünkt es dir, bewache deine Handlungen und die Reinheit deiner Gesinnungen. Ueberall weht dich etwas Nahes und dich Umgebendes an, wie ein leichter Athem.

Jede Säule, jede Stufe, jede ſtille Halle, obgleich an ſich leblos, ſcheint dir beſeelt zu ſeyn ꝛc. Was iſt nun Jenes, was dir weder ein Bild, noch einen Laut gewährt, was weder Licht noch Schatten hat, was überhaupt nichts Sinnliches und Vorſtellbares iſt, und doch ähnliche Eindrücke innerlich nachahmt? Ohne Zweifel wirſt du ein ſolches Ahnung oder Andacht nennen. Ahnen nur kannſt du das Allgegenwärtige und Allwiſſende, ohne daß es einem deiner Sinne oder deinem Verſtande gegeben iſt. Es iſt der unmittelbarſte Ausdruck und das vollkommenſte Nachbild der Seele, worin ſie ſich ſelbſt empfindet und jenes wunderbare Gefühl liegt eben ſo weit über das Aeſthetiſche hinaus, als die Idee über die ſinnliche Vorſtellung erhaben iſt. Das Schöne iſt es nicht, was Andacht erregt, und eben ſo wenig iſt es das Wahre. Ein ſolches aber, welches kein unmittelbares Verhältniß weder zur Erkenntniß in der Vorſtellung und in der Idee, noch zu den Handlungen der Menſchen hat, iſt das Heilige. Wie die Seele nicht das Heilige beſitzt, ſondern von ihm beſeſſen iſt, ſo iſt auch dieſes Ergriffenſeyn von ihr nicht anders als durch Andacht auszudrücken. Ich gehe von der ſinnlichen Empfindung zur ſinnlichen Anſchauung, welches beides in der Vorſtellung enthalten iſt, von dieſer zum Denken, vom Denken zur

intellectuellen Anſchauung fort und ſetze als das Letzte die intellectuelle Empfindung hinzu. Jenes intellectuelle Gefühl, welches ich Andacht nenne, iſt kein Einzelnes und individuell begränztes, ſondern allumfaſſend und unbegränzt dadurch, daß in ihm jeder Sinnenreiz, ja ſelbſt alles Aeſthetiſche getilgt und die Entkörperung am weiteſten gediehen iſt. Dieſes Gefühl iſt die erſte Stütze der Religion und des Glaubens an Gott, und auch in ihm, als der möglich reinſten Entkörperung, leben wir dieſſeits ſchon ſeelig, nicht aber im Sittlichen, was uns nur eine Würde vor uns ſelbſt, keine unmittelbare aber in Gott giebt, und obgleich Bedingung zu einem ſeeligen Leben, doch das ſeelige Leben nicht ſelbſt iſt. Das Heilige iſt ein Ewiges Geheimniß und gehört unter die Myſterien, welche kein profanes Auge ſchauen ſoll. Das Geheimnißvolle und Myſtiſche iſt daher die weſentliche Seite der Religion und je tiefer ſie verborgen und den Augen der Menſchen entzogen iſt, deſto würdiger und lebendiger iſt der Glaube an ſie. Je öffentlicher ſie hingegen gemacht und je mehr ſie der Empfänglichkeit der Völker und dem zu jeder Zeit unwürdigen Geiſt der Zeit nahe gelegt werden will, deſto mehr ſinkt ſie zur Moral herab, und verliert ihre urſprüngliche höchſte Würde. Die Moral iſt gleich einer heiſen

Sommerwolke, hinter der ſich die Sonne verbirgt, und die nur erwärmt, nicht erleuchtet. Der Dienſt der Religion geht der Erde nichts mehr an, und jede unedle Neigung und Leidenſchaft, jedes Streben nach dem Sinnlichen, wenn es ſich aufs Beſte vor den Augen der Welt zu verwahren verſteht, muß der Religion ſchaden. Ihre Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen muß unſichtbar wirken, nicht durch Befehle und Gebote, welches Sachen der Polizei ſind, ſondern durch Orakel und Exempel, und jedem unſichtbar muß der Zauber ſeyn, der ſie umgiebt. Die Religion iſt der Menſchheit eingeboren, wie eine dunkel leuchtende Hieroglyphe, welche, obgleich jeder einzelne Menſch ſie in ſich ſelbſt trägt, doch nur durch die Entwickelung der Menſchheit in unermeßlichen Perioden realiſirt werden und ihren vollen Sinn erhalten kann. Dieſe Hieroglyphe, welche in der erſten Periode als Stand der Unſchuld, in der zweiten als Selbſtentzweiung ſich darſtellen mußte, um in der dritten als Verſöhnung hervorzugehen, iſt zugleich die Offenbarung des göttlichen Plans, welche nicht nur in der Weltgeſchichte wohnt, ſondern auch in dem zuſammengezogenen und verkleinerten Abbild der Weltgeſchichte — im Menſchen ſelbſt — der Seele erſcheint. In jener Periode der Ausſöhnung wird man der Religion wieder Tempel erbauen, lau-

ter Meisterwerke, herrlicher und schöner, als sie je geglänzt haben; aber sie werden einsam stehen auf Bergen und umschattet von hohen Bäumen und der Ort, wo sie stehen, und die Berge, werden heilig genannt werden. Nach einigen großen und auffallenden Begebenheiten, in welchen die Gottheit zu zürnen scheint, wird man die weisesten und edelsten Männer aus dem Volke hervorrufen, man wird Versöhnopfer anstellen lassen, die Mysterien wieder einführen und sich zur symbolischen Darstellung göttlicher Geheimnisse ausbilden. In unsern Tagen hat die Moral sich angemaßt, die Religion in sich aufzunehmen, wie ein größeres Gefäß das kleinere und dieselbe in ein Modell umzuschaffen, in welches alle die Sittensprüche hineinpassen sollen, welche der kranke Verstand als die ächte Triebfeder für die Handlungsweise der Menschen ausgiebt. In jener Periode der Aussöhnung wird sich die Religion nach und nach ganz von der Abhängigkeit der Moral lossagen, und zwischen sich eine eben so feste Gränzlinie finden, als sie jetzt zwischen der Sinnenlust und dem Ideal des Schönen gefunden hat."

Nun macht der Freund des Eremiten, Alfonso, einen Einwurf S. 81. den er sich aber schämt, in

seinem Namen vorzubringen, sondern er bürdet ihn den Schwachen auf, die sich nicht davon losreißen könnten: Ob denn nicht das Heilige durch Abstracten von allem Irdischen entstanden, und mithin als Produkt des Denkvermögens anzusehen sey?

Der Eremit beantwortet durch folgenden Machtspruch die Frage: Der Irrthum, der uns hier gerne beschleicht, ist eigentlich der, daß man das Abstraktum, weil es nicht wie eine sinnliche Qualität gesehen und gefühlt wird, für ein erst durch Denken Entstandenes hält, da es doch eben so gut, wie der leibliche Sinn, ein Eingepflanztes und Anerschaffenes ist. Wie die Materie dem leiblichen Sinne gegeben ist, so ist dem geistigen Sinne die Idee eingeboren, und die Abstraktion ist bloß die Operation der Seele, nicht ein oder das andere zu produciren, sondern nur ein oder das andere ausschließlich zum Bewußtseyn zu bringen. Alles ist nicht nur der Anlage, sondern selbst dem Wesen nach schon vorhanden, und keinem unter Euch fehlt weder die Idee, noch die Materie, aber wohl fehlt vielen die Kraft, sich vom Letztern loszumachen, um sich zum Ersten zu erheben und es zum Bewußtseyn zu bringen. Das Denken ist nicht die höchste Funktion im Menschen, denn ihr würdet ja nichts von eurem

Denken wissen, und es auch noch nicht ausgesprochen haben, wenn ihr nicht auf das Denken, als solches, reflektiren könntet, und schon oft darauf reflektirt hättet; diese Reflexion auf das Denken ist eine höhere Funktion, als das Denken selbst, und ich nenne sie intellektuelle Anschauung.

Mit dieser Antwort begnügt sich nun der Fremdling, der so sehr von der Bewunderung der tiefen Weisheit des Eremiten hingerissen ist, daß er keinen Einwurf mehr wagt; aber ein Anderer, der noch nicht von diesem Erstaunen ergriffen ist, der nicht den Glauben, sondern freie Ueberlegung herrschen läßt, wird leicht finden, daß hier der Eremit Funktionen unserer Seele nach Belieben trennt, die nicht getrennt werden können. Er trennt die Reflexion auf das Nachdenken über das Denken selbst, nennt das intellektuelle Anschauung, ohne die wir uns des Denkens nicht bewußt werden könnten; aber sind denn die Reflexion über das Denken und das Denken selbst zwei verschiedene Funktionen? Kann ich vernünftig denken, ohne nicht des Gedachten bewußt zu werden? Oder, nenne ich ein dumpfes, gedankenloses Hinbrüten ein vernünftiges Denken? Was der Eremit also als die höchste Funktion unserer Seele angiebt, und sogar das

Heilige nennt, ist das Denken. Ist diese Definition gefallen, so ist das ganze Gebäude aus den Angeln gehoben. Um seine Gefühlslehre noch mehr zu unterstützen, läßt er dem Menschen Alles, nicht nur die Anlage, sondern selbst dem Wesen nach die Idee und Materie angeboren seyn, und läßt nur Vielen die Kraft fehlen, sich zur Idee zu erheben. Das ist nun freilich dem Geiste des Idealismus angemessen, und damit würde dem Menschen auch nichts als der gute Wille fehlen, um das Vollkommenste in sich zu vollenden; aber so viel auch unsere Phantasie produciren mag, so sind ihre Produkte doch nur allzu oft Seifenblasen ähnlich, die mit fremden Strahlen wuchern, und nur zu bald ihr glänzendes Wesen mit bloßem Dunste vertauschen müssen. Alles, die Materie und die Idee ist uns angeboren, heißt doch wohl nichts anderes, als die Objekte und Vorstellungen davon liegen von Natur in uns, und warten, bis wir sie hervorrufen. Wenn ich mir dieses denke, so bildet sich in mir eine doppelte Vorstellung vom Menschen; nach der einen erscheint er mir sehr groß, denn in ihm liegt eine ganze Welt verborgen, die Summe alles Schönen und Erhabenen verdankt ihm sein Daseyn, die unendlichen Kräfte der Natur sind Ausflüsse seiner Kraft, ihre weise Ordnung die Ordnung seines

Geiſtes; aber auf der andern erſcheint er mir ſehr klein; denn, wenn ihm von ſeiner unſichtbaren Quelle alles zugefloſſen iſt, wo bleibt dann ſein Verdienſt, das Werk ſeiner Kraft? Ich erblicke überall in der Natur die weiſeſte Ordnung, die größte Regelmäßigkeit, eine mit den Wirkungen harmonirende Kraftäußerung, eine mütterliche Sorgfalt für die Erhaltung aller belebten Weſen, die mannichfaltigſte Freigebigkeit, eine unverſiegbare Kraft — wenn dies alles in dem Menſchen und durch ihn iſt, woher die Unſtätigkeit ſeiner Gedanken? das Hin- und Herfluthen ſeiner Begierden? Wie vereinigt ſich damit die Regelloſigkeit, die ſo oft ſeine Handlungen beſchleicht? Wo bleibt bei ihm der Charakter der Uneigennützigkeit? Warum vertrocknen in ihm die Quellen ſeiner Kraft? Warum verjüngen ſich nicht immer wieder ſeine Jahreszeiten? Doch wir dürfen nur auf die ſtufenweiſe Ausbildung der Menſchen, auf ihre verſchiedenen Kräfte und Kenntniſſe, auf die veränderten Vorſtellungen von Objekten, bevor und nachdem ſie ſie wahrgenommen haben, Rückſicht nehmen, und wir müſſen uns überzeugen, daß die Objekte außer uns, nicht von den Vorſtellungen in uns abhängen, daß wir ſie zwar nach den uns angebornen Kategorieen beurtheilen müſſen, und daß ſie nur dadurch für uns Realität bekommen;

aber dieſe müſſen nach den verſchiedenen Objekten verſchieden angewandt werden.

Religion oder Andacht, iſt alſo nach H. E. eine intellektuelle Anſchauung, intellektuelles Empfinden, beruht bloß auf Gefühlen, und hat mit der Vernunft, die ſich hier gleichſam in einer fremden Sphäre befindet, nichts zu thun. Je myſteriöſer dieſe Gefühle, je mehr ſie von ſymboliſchen Darſtellungen durchwebt ſind, je mehr ſie in eine innere Kontemplation ſich verlieren, deſto mehr nahet ſie ſich der Periode der Ausſöhnung, ihrem goldnen Zeitalter. Im Orakeltone, und ganz der Gefühlstheorie des Verfaſſers angemeſſen, ſchildert er nun dieſe Periode. Man wird in ihr ein neues Delphi erbauen, die weiſeſten Männer der Nation werden als Prieſter der erzürnten Gottheit neue Sühnopfer bringen. Wir umgehen hier die vielen Wiederholungen des Verfaſſers, er überläßt ſich zu ſehr dem Gefühle; wir ſagen nichts über die verſchiedenen Perioden der Unſchuld, der Selbſtentzweiung, der Ausſöhnung, die er, ſo wie in dem ganzen Univerſum und im einzelnen Menſchen, alſo auch im Chriſtenthume findet — ſie gehören hier nicht zum Weſen; aber wir fragen hier nur: ob Gefühle in der Religion ohne vorangegangene Belehrung möglich ſind, und berufen

das Eigenthum, und die beyden hieraus unvermeidlichen Uebel mit allen ihren guten und schlimmen Folgen, den **Reichthum** und die **Armuth** — zu einer solchen herrschenden Idee in dem Plan einer teutschen Geschichte zu machen; ich meyne, Bedürfnisse, Eigenthum, Reichthum und Armuth mit allen ihren abgewechselten erstaunlichen Revolutionen, so sie in dem ökonomischen und politischen Zustand der Nation von Zeit zu Zeit würklich hervorgebracht haben — in einem getreuen historischen fortgehenden Gemählde darzustellen. Bedürfnisse, Eigenthum, Reichthum und Armuth, sind von je her die allgewaltigen Ursachen von der unaufhörlichen Ebbe und Fluth in dem gesellschaftlichen Leben; von je her die geheimen aber wahren, eigentlichen und beynahe die einzigen Triebfedern aller Arbeit und mühsamen Bemühungen einzelner Menschen; von je her die mächtigen Beweggründe von alle dem, was unter dem Monde, in den hohen Pallästen sowohl als in den niedrigsten Hütten vorgeht, — gewesen, und werden es, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch noch hinführo bleiben.

Man denke nur einen Augenblick an alle die mannichfaltigen und abwechselnden Verwandlungen, welche die Menschheit von je her durch diese Dinge erlitten, und erleiden müssen; man überlege alle die heilsamen oder schädlichen, vernünftigen oder unvernünftigen, aber immer gleichmächtigen Vorurtheile, so von Zeit zu Zeit auf eine immer abwechselnde Weise durch sie in die

uns hier auf das angeführte Beiſpiel des Verfaſſers.

Was iſts, das mich beim Eintritt in einen Tempel wie einen unſichtbaren Geiſt umſchwebt? Was iſts, das mich mit heiliger Ahnung erfüllt? Der Gedanke, daß hier der Weſen Vater, der unſichtbare Geiſt, deſſen Odem in dem Hauche des Zephyrs, wie in dem Brauſen des Sturms wehet, deſſen Auge im freundlichen Sonnenſcheine, wie im Kampfe der Elemente über mir wachet, daß der, deſſen Allmacht die Natur anbetend anerkannt, von der der Wurm im Staube, wie der Seraph zeuget, daß der, der die Weltveränderungen, wie die Verkettungen einzelner Schickſale lenket — hier die Opfer dankbarer Herzen erhält, daß wir uns hier durch Andacht zu dem erheben, durch den wir ſind, dem wir alles verdanken. Oder wird ein ſehr ungebildeter Menſch, der den Spuren der Weisheit in der Natur noch nicht nachgieng, der weder über die Ordnung in ihr, noch über die Wege ſeiner Schickſale nachdachte, und noch keine Belehrung über den Unſichtbaren erhielt, in dem Tempel, wo der Unbekannte angebetet wird, religiöſe Gefühle in ſich erwärmen? Kann ich mich von einem Freunde enthuſiaſtiſch hingezogen fühlen, den ich noch nicht als ſol-

chen eigentlich kennen gelernt und geprüft habe? Könnte ich die Monumente der Helden bei Thermopylä oder des Siegers bei Marathon sehen, so würde ich mit Ehrerbietung bei ihnen verweilen, ein heiliger Schauer würde mich ergreifen, die Manen der Helden würden mich umschweben — aber dieses würden nicht die Steinmassen bewirken, sondern das Andenken an den Patriotismus der gefallenen Helden. Kennte ich sie nicht nach ihren Handlungen, zöge mich nicht ein gewisses Kunstgefühl zu ihren Monumenten, so würde ich gleichgültig vorübergehen. Sollte es anders bei religiösen Gefühlen seyn? Gefühle fordert die Religion, denn sie wohnt in unserm Herzen; aber diese können nur durch die Strahlen der Vernunft erwärmt, hervorgelockt, in uns auflodern; Empfänglichkeit dazu ist uns Allen angeschaffen, und deswegen wird Religion von Allen gefordert. Und, sind die bloßen Gefühle der Religion, wenn sie ohne Belehrung und Nachdenken möglich wären, dauernd? Involviren sie nicht Aberglauben? Erlöschen sie nicht nothwendig beim Erwachen der Vernunft, wie das Licht der Sterne beim Aufgang der Sonne verschwindet? Der Glaube ist blind geboren, sagt der Verfasser selbst, und diesen blind gebornen Sohn wollte er uns statt der leuchtenden Vernunft, zum Wegweiser geben?

Wie ein feuriges Meteor in ſeinem eigenen Dunſtkreiſe erſtickt, ſo erlöſchen dieſe Gefühle früher oder ſpäter. Zwar bleibt Religion immer ein nothwendiger Glaube, aber durch Vernunft wird er vernünftig, wird er dem höchſten Weſen erſt angemeſſen. Man gehe doch die Geſchichte des Myſticismus durch. Ein verſchloſſenes, bloß kontemplatives Leben hielt man für Heiligung, Entſagung erlaubter Vergnügungen, der Wohlthaten Gottes, auferlegte körperliche Plagen, hielt man für gotteswürdige Anbetung, heuchleriſche Frömmelei für chriſtliche Demuth! Solche Opfer brachte man Gott, und erwartete dafür den offenen Himmel! Wo iſt hier die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit? Man ſäugte Mücken durch und ſchämte ſich nicht der Wittwen Häuſer zu verzehren! Man heuchelte Demuth gegen Gott, und verſchloß ſein Herz durch Stolz vor den Menſchen. Wo iſt hier der Geiſt der Liebe — der rege Geiſt Gottes? Man macht ſich ſchwärmeriſche Hoffnungen, die in leere Täuſchungen zerfließen. Sollte endlich der Wunſch des Hrn. Verfaſſers in Erfüllung gehen, ſollte die Zeit wieder kommen, wo ſymboliſche Darſtellungen göttlicher Geheimniſſe, wo Prieſter der Gottheit, wo Sühnopfer ſtatt finden, ſo heißt das nichts anders, als die Religion in ihr erſtes Wie-

genäliet zurückwünschen, wo ihr Dienst nur einigen Auserwählten anvertraut war; wo man sie benutzte, um die Schwachen zu täuschen, um hinter ihrer Aegide zu streiten, um Tempel zu bereichern, um die Wahrheit zu verkaufen! Ist das die Periode der Aussöhnung, o dann ist es traurig, daß wir Jahrhunderte an der Stufenleiter der Erkenntniß wieder zurücktreten müssen! Dann ist die große Lehre unsers Meisters: Ich bin der Weg, und die Wahrheit und das Leben — eine traurige Täuschung; denn nicht vernünftige Aufklärung, nicht religiöse Tugend, sondern Opfer und Glaube — führten zu Gott.

Doch mit der Moral soll ja Religion nichts gemein haben, sie soll sich ganz von der Abhängigkeit der Moral lossagen, und es soll eine Kluft zwischen beiden, wie zwischen Sinnenlust und dem Ideal des Schönen, statt finden. Diese Behauptung fiel selbst dem staunenden Fremdling auf. Er sagt:

„Wenn du der Religion eine so überschwengliche Würde giebst, daß selbst die Einmischung der Sittlichkeit ihrer Vortrefflichkeit Abbruch thut, wie soll sie denn der Gedanke noch fassen, und da sie doch vom Himmel auf die Menschen herabge-

kommen iſt, und irgend einen Zweck für ſie haben muß, wie ſoll ſie dieſen erreichen, wenn ſie eine eigene, für die Sittlichkeit und Erkenntniß der Menſchen abgeſchloſſene Sphäre bildet? Wenn das Sittliche vom Heiligen geſondert werden ſoll, was bleibt denn für das Heilige noch übrig, und was hat es für einen praktiſchen Werth?"

Die Antwort des Eremiten iſt ſo ſtark, daß ſie dem Fremdling gleich allen Muth benahm, weiter zu fragen.

„Wie das Gold, mit Kupfer legirt, zwar in allen Händen als eine ſchätzbare Sache herumläuft, aber doch ohne Kupfer reiner und edler iſt, ſo iſt auch eure Religion, mit der Moral legirt, gangbarer und eurer Empfänglichkeit angemeſſener, aber doch ohne Moral reiner und vortrefflicher."

Daß dieſes Beiſpiel hier nichts erklärt, kann man leicht ſehen. Denn Gold iſt natürlich ohne Beimiſchung reiner, aber Religion kann ohne Moral nicht gedacht werden. Sie iſt das Heilige in uns, das uns anſpricht, die Gebote der praktiſchen Vernunft als den Willen des höchſten Weſens zu erfüllen. Oder, wird ſie dadurch herabgewürdigt, daß

ſie unſerer Tugend als Grundlage dient? Daß wir deswegen das Gute lieber wollen, unſer Herz für das Edle und Große lieber erwärmen, weil es der Wille des Heiligen iſt? Verliert ſie dadurch an ihrem Werthe, daß ſie als tröſtende Freundin, als wohlwollende Führerin, als Hoffnung uns auf unſern Pfaden begegnet? Gott ſelbſt hat uns ja durch ſo manche Einrichtung in der Natur, durch ſo manche Winke in unſern Schickſalen belehret, und Strahlen der Hoffnung auf unſere Pfade gethaut. Einſtens, wenn die wahre Periode der Ausſöhnung erſchienen iſt, wenn der Sterbliche keiner Stütze der Tugend mehr bedarf, wenn er das Gute will und ſtets befördert, bloß weil es ſeine Beſtimmung ſo will, wenn er nicht mehr weiter nach dem Guten fragt, wenn jede Ausübung des Guten Saat und Aerndte zugleich iſt — dann wird uns Religion und Moral eins ſeyn; wir werden dem Heiligen folgen, weil er ſo gut iſt, wir werden gut ſeyn, weil wir dem Heiligen uns nähern. Könnte es die Religion entehren, daß ſie uns den Höchſten kennen und nach ſeinem Willen thun lehrt, ſo müßte es entehrend für ſie ſeyn, daß ſie der Ewigweiſe den Pilgern zum Tempel der Tugend und Unſterblichkeit als Wegweiſerin mitgegeben hat! Iſt es nicht Pflicht, daß z. B. der Gedanke an die Wohlthaten Gottes; an

die Segnungen, die er mir zu Theil werden ließ, mich zur innigſten Gegenliebe ermuntert? Iſt es nicht Pflicht, daß die Lehre der Religion von einem künftigen Leben, oder die Ahnung davon in mir, dieſes Leben als Vorbereitungsſtand heilig mache? Soll unſere Religion einen Werth haben, ſo muß ſie praktiſch ſeyn. Sie muß ihren Einfluß auf unſere Denk- und Handlungsweiſe äußern, ſie muß uns ſittlich vollkommener machen. Stoßen wir uns daran, daß wir ſie dazu als Mittel brauchen, ſo dürfen wir ja nur ſagen: Es iſt ihr letzter Wille, Moral iſt das Licht, aus ihr geboren, und in ſoferne wir dieſes Licht in uns aufnehmen, erwärmt und leitet ſie uns. Damit iſt auch das Folgende beantwortet, was der Eremit noch anführt:

„Du redeteſt vorhin von einem praktiſchen Werthe, den die Religion haben ſoll, aber welchen Werth du auch meinſt, ſo müßte er die Religion herabwürdigen. Denn — was hat dieſe mit der praktiſchen Brauchbarkeit zu ſchaffen, welche immer nur den Bedürfniſſen der Zeit ſich anſchmiegt, und keinen dauernden Werth hat? (Das kann man doch gewiß von dem Werthe der Moral nicht ſagen.) Die Religion iſt nicht da, um die Menſchen zu verbeſſern, und zu veredlen, ſondern umgekehrt, die Menſchheit

beſſert und veredelt ſich, um ſich der Religion immer mehr zu nähern.

Das Sittliche iſt nicht der höchſte Zweck, ſondern das Heilige (was ſoll denn dieſes ſeyn, wenn es nicht der Inbegriff alles Guten iſt?) was aber der höchſte Zweck iſt, das kann nicht wieder als Mittel zu etwas anderem dienen, und es iſt eine wahrhafte Entheiligung der Religion, wenn man ſie zu irgend einem praktiſchen Zwecke unter den Menſchen benutzen will!

Man ſieht, wie weit man kommen kann, wenn man ſich bloß dem Gefühle überläßt! Möchte unſere Vernunft auf der einen Seite nicht zu arrogant ſeyn, und auf der andern ihre Rechte behaupten, und nicht vor dem falſchen Scheine bloßer Gefühle fliehen.

In dem menſchlichen Geiſte ſind Anlagen, die dem Eingange der dunkelſten Schwärmerei nicht ungünſtig ſind. Das Dunkle iſt gränzenlos und geheimnißvoll, das Gränzenloſe erhaben, und das Geheimnißvolle gebietet Ehrfurcht. Ermüdet von dem dornenvollen Wege unfruchtbarer Spekulation, ſehnt ſich der Geiſt des alternden Forſchers in den Armen des Gefühls auszuruhen, indeß der arbeits-

ſcheue Anfänger es behaglich findet, ſich mit ſeinem ſtolzen und abſprechenden Gefühle die Mühe des Lernens zu erſparen.

Langenburg. J. L. Speier.

III.

Die Beredtſamkeit.

Vom Profeſſor Rommel zu Marburg.

Warum iſt die Beredtſamkeit bei uns erſtorben? Unſere Fora ertönen nicht von der Stimme eines Redners; kein Sachwalter, der in öffentlicher Verhandlung die Kraft ſeiner Beweiſe laut werden ließe, kein Staatsmann, der zur Empfehlung eines Geſetzes die verſtändigen Mitbürger anredete! Wo iſt die große Gottesgabe zu reden, zu reden die Sprache des Verſtandes und des Herzens, zu reden für das Intereſſe der Mitmenſchen, der Bürger? Iſt uns das Herz beengt, ſchließt Muthloſigkeit den Mund? Leben wir in Wäldern, der Rohheit noch nicht entwunden, ſind es Einſiedeleien, unſere Städte, unſere Staaten?

Wahrhaftig, wenn wir das Gemälde Griechenlands und Rom's aufrollen, wo mit melodischer Stimme, mit vollkommenem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen der feinfühlende Grieche und der starkfühlende Römer sprachen, wo der begeisterte Barde seine und seiner Vorfahren Poesieen in bezeichnender Modulation absang, der Historiker seine Kunstwerke vorlas und der Zuhörer kein Wort verlor, und in seine Seele die Empfindung des Sängers und des Vorlesers unverkannt und lebendig hineindrang; wenn wir der Zeiten gedenken, wo durch Sprache und Redekunst das Leben der Staaten genährt, und in öffentlicher Rede das Wohl der Völker entschieden wurde, wo Demosthenes und Cicero die Blüte der Wissenschaften in der Kunst der Rede zusammenfaßten, und durch Klarheit des Verstandes und durch Stärke des Gefühls und durch erleuchtete Staatsberedtsamkeit Licht und Leben in alle Theile des bürgerlichen Verhältnisses brachten — und dann einen Blick auf die verödeten Kirchen und die stillen Gerichtestuben werfen! Wo sind unsre Redner? Ist es das Volk, das Geschmack besäße, ist es das Volk, das zu reden verstünde, ist es das Volk, das das Gemeinschaftliche in offener Rede verhandelte? Einzelne Gebildete, Männer von poetischem Talent, Philosophen von Tiefsinn, sie würken wie Lichtstrah-

die menſchliche Geſellſchaft gebracht worden ſind; man nehme damit in die Rechnung allen den Einfluß, welchen ſie auf den jedesmaligen Grad der Barbarey oder Cultur — und alſo auf den Fortgang oder Rückfall der Menſchheit ſelbſt, und deren Veredlung oder Verſchlimmerung würklich gehabt haben: und nun urtheile man, was von einem fortgehenden hiſtoriſchen Gemählde der Menſchheit dieſer Art, auf den Grund der Geſchichte Teutſchlands aufgetragen, von einem hiſtoriſchen Gemählde, in welches Bedürfniſſe, Eigenthum, Reichthum und Armuth mit allen dieſen ihren allgewaltigen Würkungen von einer Meiſterhand gezeichnet und ausgeführt wären, zu erwarten ſtünde?

So wenig der Verfaſſer der folgenden Blätter ſich gegenwärtig im Stande zu ſeyn fühlt, ein Meiſterſtück von einer Geſchichte dieſer Art liefern zu können: ſo groß iſt ſeine Begierde, nur wenigſtens einen Verſuch zu wagen. Er kan ſolchen ſelbſt für nichts weiter als für eine bloſſe Skizze, die ſich allein durch ihre Neuheit empfehlen ſoll, ausgeben. Geduld und Nachſicht iſt alles, was man für dergleichen Arbeiten verlangen, und nicht mehr, als was man von billigen Leſern hoffen kan.

len in der Finsterniß. Aber wo sind die Redner, die den Tag ausströmten? Nicht daß sie durch verderbliche Künste die göttliche Gabe der Rede mißbrauchten, nicht, daß sie den Unschuldigen anschwärzten, den Schuldigen von Strafe befreiten, nicht daß sie der Großen Eitelkeit durch Lobsprüche nährten — denn wo ist eine Gottesgabe, die nicht mißbraucht würde — nein, auftreten mögen sie, auf Tugend gestützt, von der Muße des Herzens begeistert, um einfach und edel, klar und verständlich, eindringend und energisch, anmuthig und fließend, anständig und schicklich zu reden, um in freimüthiger Sprache, nicht durch herzlose Dogmen und hirnlose Hypothesen, nicht durch mikrologische Schulweisheit, sondern durch allgemein bekannte, aber nicht allgemein erkannte Wahrheit, durch eine in das Leben eingreifende Wissenschaft, durch die Lehren der Moral, der Religion und der bürgerlichen Weisheit zur Beförderung der innigsten Ideengemeinschaft auf das Volk zu würken!

Aber wie viele sind unter uns, die es glaubten, daß die eigentliche Beredtsamkeit eine große und seltene Ausbildung des ganzen Menschen erfordere, daß der Redner den Dichter und den Philosophen und den Politiker in sich vereinigen müsse, und daß es

zehn Dichter, zehn Philoſophen, zehn Politiker gegen einen ſolchen Redner gebe?

Der Redner, deſſen äußere Eigenſchaften in körperlichem Anſtande, in richtiger Deklamation und Geſtikulation, in einer gebildeten Ausſprache, in einem muſikaliſchem Gehöre und in deutlicher und harmoniſcher Darſtellungsgabe, deſſen Stoff nicht in abgeriſſenen, trockenen Stellen aus der Bibel und in zerſtreuten Citaten aus dem Corpus Juris, ſondern in der Blüte aller Wiſſenſchaften beſtehet, muß ſtarke Empfindung alles Großen und Edlen, Sinn für das Schöne, Wahre und Gute, Ordnung und Erfindungskraft, reiche Phantaſie, gerades Urtheil, Kenntniß des menſchlichen Herzens, Welt und Erfahrung und die Kunſt beſitzen, über alltäglich und gemeinſcheinende Dinge ſo zu reden, daß der Zuhörer erfahre, was er noch nicht deutlich fühlte, und ihm in die Seele bringe, was er dunkel nur ahnete, daß ſein Herz erweitert, ſein Verſtand befriedigt, ſein Gefühl erregt, ſeine Leidenſchaften erweckt werden. —

Die Beredtſamkeit hat ihren eigenen Styl, der weder Poeſie noch Proſa iſt, aber Poeſie und Proſa in ſich vereinigt.

Als die Sprachen der Völker des Alterthums ſich noch nicht der Rohheit entwunden hatten, als die Sprachfertigkeit noch nicht durch die Kunſt vervollkommnet war, gab es noch keine Beredtſamkeit. Unter den Horden, die kein geſellſchaftliches Band hält, unter den Völkern, die unter dem Joch des Despotismus ſeufzen, giebt es keine Beredtſamkeit. Die ſchlichte abgebrochene Proſa des gemeinen Lebens, die Zungenfertigkeit der Konverſation, der abſtrakte, jeden Begriff bis auf die kleinſten Elemente zerlegende, Vortrag des Philoſophen, der hohe pindariſche Schwung des Poeten iſt keine Beredtſamkeit.

Ein klarer, anſchaulicher, ſinnlich vollkommener Ausdruck, ein, das Allgemeinere in jeder Gattung von Gegenſtänden auffaſſender, Geiſt, abſteigend von der Spitze des Abſoluten in den Kern der Wiſſenſchaften, eindringend in die bürgerlichen Verhältniſſe des Staates, anſprechend das moraliſche und religiöſe Gefühl aller gebildeten Menſchen, hochherzige ſtarke Empfindung, äſthetiſcher Sinn, das ſind die Elemente, die den Styl des Redners ſchaffen und bilden, der ſeines Zweckes nicht verfehlt, wenn zu dem reichen und guten Gedankenſtoff, der ihn erfüllen muß, harmoniſche Uebereinſtimmung des Vortrages der artikulirten Stimme mit der Sprache der

Mienen und Geſten, eine jedem Gedanken, jeder Empfindung ſich anſchmiegende Deklamation und ſprechender Ausdruck des ganzen äußern Menſchen hinzukommt.

Jeder gebildete Menſch muß im Stande ſeyn einen aufgefundenen Hauptgedanken, den er vortragen will, zu erfaſſen, ihn als Zweck ſeiner Rede ſich zu denken, ihn als Gegenſtand ſeines Vortrages ſich vorzuhalten, und zur Erläuterung, zur Beſtätigung, zur Empfehlung oder Widerlegung deſſelben Begriffe zu ſammeln, die ihm als Mittel zum Zwecke dienen. Dann muß er nach einer gewiſſen Methode und Eintheilung eine ſeinem Zwecke gemäße Ordnung und Stellung ſeines Gedankenſtoffes bewerkſtelligen. So hat er nicht nur die Materialien zu ſeinem Kunſtwerke, ſondern auch Zeichnung der Umriſſe und Linien fertig. Jetzt faßt er den Gedankenſtoff in die Sprache, ſtellt ihn äſthetiſch dar, und erzählt, beſchreibt, beweiſt, beſtätiget, überzeugt, überredet, einfach und klar, energiſch und lebhaft, anſtändig und ſchicklich, durch Bilder und Gleichniſſe, durch Steigerungen und Emphaſen, durch Antitheſen und Apoſtrophen. So ſind die Farben über die Zeichnung gezogen. Endlich muß er auch Augen und Ohren der Zuhörer beſchäftigen, wenn er beim wirk-

lichen Vortrag der Rede deklamatorisch und mimisch seinen ganzen äußern Menschen sprechen läßt.

So ergeben sich hier Funktionen des Redners, welche die Theorie der Beredtsamkeit in folgenden Abschnitten beschreibt und in Regeln faßt, 1) Meletik, von der Invention oder von Auffindung des Thema, und der dazu nöthigen Materialien, 2) Diataktik, von der Disposition, oder von der Stellung und Eintheilung der gefundenen Materialien, 3) Lexik, von der Elocution, oder von dem zweckmäßigen Ausdruck in der Wortsprache, 4) Hypokritik, von der körperlichen Beredtsamkeit, oder von dem zweckmäßigen Ausdruck in der Tonsprache, und Geberdensprache, (Deklamatorik und Mimik).

Man hebe in Gedanken allen Gebrauch der Schrift unter einem Volke auf, und wenn es gebildet ist in Sprache und Literatur, wenn es eine in allgemeinern Ansichten wissenschaftlicher Gegenstände sich aussprechende Gelehrsamkeit hat, wenn es bürgerlichen Gemeingeist, öffentliche Gerichtsverwaltung, Landstände, Reichsversammlungen, Religionsvorträge, oder Lobreden kennt und besitzt, so giebt es für dasselbe eine Theorie der Beredtsamkeit, die keine Anwendung auf schriftliche Elocution leidet.

Seit man aber auch durch Typen und Lettern redet, kann das Leben der innern Beredtſamkeit in Schriften gefaßt werden, die äußere findet ſelten Anwendung und die Regeln der Rhetorik, die eigentlich nur den Redner angehn, der die erfundenen, geordneten, und in Sprache gefaßten Gedanken in lebendiger Aktion vorträgt, ſind auch denen nützlich, die den Mund verſchließen, und durch Schriften reden.

Aber giebt es nicht auch unter uns Gelegenheit zu öffentlichen Reden? Giebt es nicht außer der geiſtlichen Beredtſamkeit, Gelegenheit zu politiſchen und gerichtlichen Reden?

Zwar iſt es wahr, unſere Staatsverfaſſungen ſind nicht die Staatsverfaſſungen der Griechen und Römer, nicht ſo blitzähnlich entzündet bei uns das Ganze den Einzelnen, bei uns ſtehen keine angeklagten Feldherren vor dem Volke, bei uns iſt keine öffentliche Berathſchlagung über Krieg und Frieden, uns fehlt das Forum, das Treibhaus der gerichtlichen Beredtſamkeit.

Aber es giebt Länder in Teutſchland, wo anſehnliche Landſtände ſich verſammeln, Reichsſtädte

voll aristokratischem und demokratischem Gemeinsinn. Es giebt Gesandtschaften, wo die Beredtsamkeit auftreten kann.

Wohlan denn, so möge auch unsere geistliche Beredtsamkeit von neuem aufblühen, und unsere geistlichen Reden von Rednern gesprochen werden, die des wahren rednerischen Styls mächtig, gleich weit von philosophischer stringenter Beweisart und von poetischem Schwulst die Sprache des Herzens und des Verstandes reden, und in einer gebildeten, jeden Gedanken, jede Empfindung deutlich ausdrükkenden Deklamation die Lehren der Tugend und Religion mit einem Interesse predigen, das unfehlbar auf jeden Zuhörer übergehen muß.

IV.

Ueber das Veredlen der Kanzelredner.

Ein Fragment. *)

„Was hilft es, mag mancher denken, daß man, in jüngern Lebensperioden, sich alle erſinnliche Mühe giebt, mit Klarheit, mit Eindringlichkeit, ſogar mit Eleganz für die Kanzel zu arbeiten; wenn die höhern Jahre kommen, in denen der Geiſt ſtumpf, das Gedächtniß untreu wird, die Lebhaftigkeit in uns ermattet, der Menſch überhaupt gegen ſo vieles in der Welt gleichgültig zu werden anfängt; dann muß auch die Wärme in unſern Vorträgen erkalten. Ohne unſere Schuld werden wir dann kraftlos, oder lang-

*) Wahrſcheinlich iſt dies Bruchſtück aus einer Fortſetzung des Werkes genommen, welches unter dem Titel: über nützliche Verwaltung des Predigtamtes, Schulunterricht und Bildung der Gemeinden auf dem Lande (Leipzig, Göſchen) 1802 erſchien, und wovon jetzt eine neue Auflage veranſtaltet wird. Wir werden durch dieſe Fortſetzung von einem Manne, der ſeitdem den ſegenreichſten Wirkungskreiß erhielt, gewiß reicher und klüger.

B.

weilig ſprechen; der Beifall, deſſen wir uns ehedem erfreueten, wird verſchwinden; wir werden das einſehen, und dieſem Mangel nicht abhelfen können." Geſetzt, dem wäre ganz ſo; die Zeit, die wir benutzen, das Lebensalter, mit dem wir wuchern können, ſey uns wichtig und heilig, um für die Welt ſowohl, als für uns ſelbſt, im edlern Sinne, zu arbeiten. Möge dann der, der am beſten weiß, was uns ſelbſt und der Menſchheit heilſam iſt, unſere Kräfte, bei zunehmenden Jahren, ſinken laſſen; mögen unſere Arbeiten das Gepräge des abnehmenden Geiſtes, der träge gewordenen Einbildungskraft ſichtbar an ſich tragen; wir haben unſere Pflicht erfüllt. Dieſer Mangel kommt dann nicht auf unſere Rechnung. Aber jene Furcht des Veraltens iſt auch übertrieben. Im Gegentheile kann der Prediger mit den Jahren immer noch zunehmen, bis etwan das Greiſenalter, in dem ſo manche unheilbare Uebel der Natur zuſammenſtrömen, ihn zu verſchiedenen Geſchäften in einem hohen Grade untüchtig macht. Nur das Gefühl von der Würde und Wichtigkeit des Amtes immer lebhaft erhalten; nur an Moralität ſelbſt zugenommen, und der Prediger wird, als bejahrter Mann, noch eindringlicher von Religionswahrheiten reden, als in ſeinen frühern Jahren. Spaldings beſte Predigten, die wir im Drucke beſitzen, ſind aus

dem

dem Alter, da er faſt ſechzig Jahre hinter ſich hatte. Der Kern der Zolliköferſchen wurde von ihm gehalten, da er ſchon über funfzig alt war. Ich könnte noch lebende Kanzelredner nennen, von welchen daſſelbe gilt. In dieſen Jahren zeigt ſichs dann allemal ſehr deutlich, wie jemand ſeine Jünglingsjahre und die Zeit ſeiner vollen männlichen Kraft angewendet hat. Wer dieſe ſorgfältig benutzte; hier einen reichhaltigen Schatz von mancherlei Kenntniſſen, von Lebensklugheit und fruchtbaren Erfahrungen emſig einſammelte; der kann dem Alter ruhig entgegengehen. Die Jugendfülle wird in ſeinen Vorträgen nicht mehr, wie vormals, ſichtbar ſeyn; aber der Geiſt der Wahrheit deſto mehr; er wird manche Blume verachten, aber gereifte Frucht dafür geben; manche künſtliche Wendung, manches rhetoriſche Maſchinenweſen, welches der junge Mann in Bewegung zu ſetzen nöthig findet, wird er gar nicht bedürfen, ſondern kürzer und ſicherer den Weg zum Herzen finden. Alles wird aber darauf ankommen, wie er jene vorigen Jahre benutzt hat. Wie weit kraftvoller ſind Ciceros Reden wider den Antonius, die er in ſeinen letzten Lebensjahren ausgearbeitet hat, gegen die, für den Quintius oder den Roſcius Amerinus, als ſeine früheſten, die wir beſitzen!

Erſte Periode
von dem alten Teutſchland.

Erſter Abſchnitt
von den Bedürfniſſen, dem Eigenthum, dem Reichthum und der Armuth in dem alten Teutſchland.

I.
Von dem alten Teutſchland überhaupt.

Zeit und Ort muß beſtimmen, was wir hier unter dem alten Teutſchland verſtehen. Es war einmal eine Zeit in dem nördlichen Europa, wo die Geographen keine weitere Abtheilung davon zu machen wußten, als welche die Verſchiedenheit der Sprache der Menſchen auf die natürlichſte Art in dem Menſchen-Geſchlechte ſelbſten macht. Der ganze Strich Landes alſo, worinn einerley Sprache, und dieſe die alte teutſche war, hieß auch bey den urälteſten Erd- und Geſchichtſchreibern mit dem eigentlichſten Namen, und in der eigentlichſten Bedeutung, die er in der Folge einmal verlohren und nie wieder erhalten hat, Teutſchland. Dieſes Teutſchland begriff den Strich Landes, der zwiſchen der Oſtſee und der Donau, von dem Rhein an bis über die Elbe hinaus gegen Oſten gelegen war.

Aber bei dem Allen wird die Vollkommenheit des alternden Predigers durch nichts so sicher erhalten, als wenn er mit den Jahren immerfort an Moralität zugenommen hat. Der Geist der ächten Tugend, der ihn selbst belebt, wird siegend bleiben. Ein Vortrag z. B. über Geduld in Leiden, über Vertrauen auf Gott bei dunkeln und trüben Aussichten in die Zukunft, wird aus seinem Munde, aller Simplicität ungeachtet, ganz anders wirken, als die künstliche Rede des jungen Mannes, der wenig noch gelitten, noch wenig eigene Erfahrungen von dem Vertrauen auf Gott zu machen Gelegenheit hatte. Ein alter Prediger, wie ich mir ihn denke, bleibt dann ein herrlicher Seegen für seine Gemeinde. „Ihr, die ihr einen Streit" — schrieb ehedem ein berühmter Gelehrter in seinen Jünglingsjahren — „ihr, die ihr einen Streit zwischen Alter und Beredtsamkeit findet, ihr, bei denen die Kälte des Alters das Feuer der Beredtsamkeit tilget, ihr, die ihr den Namen alter Männer mit dem Verluste der Wohlredenheit erkaufen müsset; seht an dem beredten Nitsch, den Grund eures Unfalls! Sein Alter war so beredt, als seine Jugend, und das Feuer, das alles entzündete, wenn er redete, nahm bei ihm mit den Jahren zu. Ein Redner, den das Feuer der Jugend erhizt; ein Prediger, den nichts, als

eine natürliche Heftigkeit rege macht, muß nothwendig lau und kalt werden, wenn jene ſich mit dem Alter verliert. Aber, wenn man beredt iſt, weil man tugendhaft iſt; wenn die Liebe zur Tugend und ein eingewurzelter Haß gegen das Laſter den Redner entzünden; wenn Glaube und Gottſeligkeit dem Feuer des Predigers Nahrung und Kräfte giebt; ſo nimmt die Beredtſamkeit mit den Jahren zu. Man wird allezeit beredter, wenn man tugendhafter wird, und Lebhaftigkeit, Feuer und Nachdruck mehren ſich, wie die Jahre ſich mehren." *)

Kindervater.

---

*) S. Joh. Auguſt Erneſti's Gedächtnißrede auf Georg Ritſch, Generalſuperint. zu Gotha, gehalten in der vertrauten teutſchen Geſellſchaft zu Leipzig. 1730. (*In opuscul. Var. arg. a Stangio* ed. p. 440.) Ich habe obige Stelle auch aus einer andern Abſicht angeführt. So ſchrieb Erneſti als ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren, zu einer Zeit, da die teutſche Sprache noch tief in der Barbarei lag. Jene ganze Rede von ihm iſt ſo vortrefflich, auch in Abſicht auf Ausdruck und Darſtellung, daß ſie Gottſched, unter deſſen Auſpicien ſie gehalten wurde, zuverläſſig ſo nicht geben konnte. Aber Erneſti, vom Geiſte der Griechen und Römer belebt, konnte das. Man ſieht aus jener Rede, daß Erneſti, ſeinem Genie nach, ein Meteor unter den teutſchen Schrift-

V.

Bemerkungen.

Als vor mehreren Jahren X. den Herrn Z. für einen großen, habe ich recht gelesen, für den größten Satiriker ausrufte, die Merkmale davon nachwieß, und ihm eine Kundschaft zu seiner satirischen Wanderung mitgab; so gieng es ihm, wie jenem Antiquar, der sich freute, eine Griechische Münze gefunden zu haben, und glücklich herausbrachte, in welche Zeiten sie gehörte. Am Ende war es ein Deckel von einer alten Mithridatbüchse. Doch eine Münze möchte Z. wohl seyn; aber eine νόμισμα πονηροῦ κόμματος, dergleichen in Würzgewölben und Kuchenbuden zuweilen aufgenagelt werden. Im Freimüthigen erinnere ich mich, diese aufgenagelt gesehen zu haben.

* * *

stellern hätte werden können, wenn er gewollt hätte. Die deutsche Literatur war aber so beschaffen, daß seinem, durch Griechen und Römer verfeinertem, Geschmacke, der damalige Kampf der Plattheit mit der Aufgedunsenheit unmöglich gefallen konnte. Daher vernachlässigte er sie in der Folge.

Herder ſagt einmal: „ein Schriftſteller von Geiſt, der um der Sache ſelbſt willen ſchreibe, ſtelle allemal dem Publikum etwas von ſeiner Seele hin: Er könne ſich nie ganz verbergen.“ Meines Erachtens hat er ſehr recht. Ich glaube, man muß hier theils auf die Metaphern und Gleichniſſe Acht haben, deren er ſich bedient, theils auf die Dinge, bei deren Beſchreibung er am längſten verweilt, und wobei er kürzer ſeyn könnte, und man hat ſchon eine gewiſſe richtige, freilich immer noch einſeitige Kenntniß von dem Schriftſteller, als Menſchen. So braucht unter den Alten niemand mehr Tropen und Beiſpiele von der Jagd, als Xenophon. Selbſt in der Unterredung mit der ſchönen Theodota ſpricht ſein Sokrates ſo waidmänniſch, wie ein alter Hegereuter. Xenophon liebte aber auch leidenſchaftlich die Jagd. Leſſing braucht am liebſten Metaphern und Gleichniſſe vom Kartenſpiele. Selbſt in ſeinen theologiſchen Streitſchriften, wirft er z. B. Gözen vor: „daß er eine gefährliche Volte geſchlagen, ſeinem Gegner diejenigen Karten zugeſteckt habe, die er am leichteſten ſtechen könne,“ und eine Menge ähnlicher Dinge. Leſſing liebte das Spiel, hatte es wenigſtens in jüngern Jahren ſehr geliebt. Voltaire hält ſich immer etwas lange auf, wenn er köſtliche Weine oder Konfituren beſchreibt, und darin über-

trifft ihn —l in seinen Reisen noch weit. Was man hieraus schließen könne, brauche ich nicht zu sagen. Die Erfahrung soll es ja beweisen, daß feine Genies in der Regel auch feine Schmecker wären.

* * *

Ich hörte einmal einen Major vor der Fronte einer Schwadron zu wiederholtenmalen auf eine Art fluchen, wobei ich mich auf eine eigene Weise fühlte. Es war nicht die observanzmäßige Seichtigkeit, die man hier öfters hört. Verstand, Gefühl und Einbildungskraft wurden gleichmäßig beschäftigt. Er fluchte, wie man hieraus bemerken wird, auf eine sehr populäre Weise.

* * *

Ich verstehe oftmals eine philosophische Schrift nicht, weil sie zu deutlich ist; wenigstens kostet mir es viel Anstrengung. Indem der Verf. jeden Nebengedanken recht klar zu machen sucht, wird mir das Ganze dunkel. Ich fühle dabei einen leichten Schwindel. Hieraus folgt eins und das andere für die Schriftsteller, die für die ganz gemeine Volksklasse arbeiten wollen.

* * *

Es werden zuweilen Predigten über die Sünde wider den heiligen Geist, über die seufzende Kreatur, über die Schlange im Paradiese und ähnliche Auf-

gaben gehalten. Wer es nicht freiwillig thut, hält ſie zuweilen, weil er muß. So müſſen z. B. die Friſeurs Alongeperücken zum Meiſterſtücke machen, obgleich niemand welche braucht oder beſtellt.

* * *

Der Rektor am Gymnaſio zu —z nannte immer in jedem Programme, welches er zuſammenraſpelte, ſeine Schule einen Equum Trojanum. Helden in der Gelehrſamkeit, waren zwar nie herausgeſtiegen; aber deſto mehr von ſeinen braven Schülern unter die Soldaten gegangen.

* * *

Diejenigen Schriftſteller, welche mit Lebhaftigkeit und Einbildungskraft ſchreiben, und dem Jünglinge zuerſt in die Hände fallen, haben auf ſeine ganze nachherige Geſchmacksbildung einen unvertilgbaren Einfluß. Erkennt auch in den folgenden Jahren der Mann die ganz auffallenden Fehler ſolcher Schriftſteller; er bleibt ihnen dennoch in einem gewiſſen Grade gewogen, ſo wie ſeinen alten Schul- und Univerſitätsfreunden, wenn er gleich von dieſem und jenem bekennen muß, daß nicht viel an ihm war. Ich habe in Betreff Bürgers — der mir auch als Jüngling nie recht behagen wollte, entweder, weil ich ſchon beſſere Dichter geleſen hatte, oder weil ich einen einſeitigen Geſchmack habe — dieſe Bemerkung

an mehreren gemacht. Bürger war ihnen, als Jünglingen, der Großfürst auf dem Teutschen Parnaß. In der Folge fiengen sie an, sich zu überzeugen, daß er der ἀναξ Ἀπολλων wohl nicht seyn möchte, wofür ihn die liebe Studentenjugend gehalten hatte; aber ihre Vorliebe blieb dennoch. Was in den Jünglingsjahren mit dem Gehirne einmal, so zu reden, verwachsen ist; das wird nicht eher ausgetilgt, als bis die Natur das Gehirn selbst zerstört.

* * *

Der Geist der Verfinsterung treibt, ungeachtet aller Gegenanstrengungen der Besserdenkenden, sein Wesen unter uns mannichfaltig. „Das Volk, schreiet man, das Volk möchte zu klug werden, möchte sich seines Standes überheben, möchte nicht mehr gehorchen wollen. Revolutionen wären dann unausbleiblich!“ Das klingt fürchterlich genug. Aber gerade so argumentirten ehedem, in einem gewissen Synedrio, einige Wortführer und Politiker gegen die Neologie, die sich zu dem alten Judenthume nicht recht fügen wollte. Es ist allerdings wahr, Bauern und Handwerker können, sollen keine Philosophen werden, können und sollen keine Grübeleien und Spitzfindigkeiten in ihre Köpfe aufnehmen, die sie zum thätigen Leben in ihrem Stande untüchtig

machen würden, keine philoſophiſchen Theorieen über Geſetze und Landesverwaltung leſen, können ſich nicht mit Naturlehre oder Aeſthetik beſchäftigen. Am wenigſten dürfte der Geiſtesluxus ihnen zuträglich ſeyn. Würden Romane und Komödieen die Tiſche der Bauern beſchweren, der junge Burſche ein Liebesabentheuer hinter dem Pfluge leſen, oder das Landmädchen ein Taſchenbuch zur Erweckung romantiſcher Gefühle mit ſich herumtragen; ſo möchte das wohl dieſe Volksklaſſe bald verderben. Eigendünkel, verminderte Thätigkeit bei ihren Tagewerken, Weichlichkeit und ein Jagen nach Befriedigung von Bedürfniſſen, die ihnen fremd ſeyn ſollten, müßten die unausbleibliche Folge davon ſeyn. Der Unverſtand, der von eigentlicher Aufklärung noch nie einen deutlichen und beſtimmten Begriff gehabt hat, würde ſeine Stimme darüber erheben: „Seht da die Folgen der Aufklärung!“ gleichſam, als wenn ein ſolches Verbilden, Verhunzen, den ehrwürdigen, ſo unverantwortlich gemißbrauchten, Namen verdiente! Ihr, die ihr immer fürchtet, der Bauer oder Handwerker möchte euch zu klug werden; habt ihr denn die Erfahrung ſchon gehabt, daß geläuterte Begriffe von Religion und Sittenlehre, dieſe Volksklaſſe unthätig, weichlich, widerſpenſtig gegen die Obrigkeiten machen? Oder liegt es in der Natur der

Sache selbst, daß ihr es so dreust behauptet? Oder meint ihr, daß auch eine gewisse Verstandeskultur unausbleiblich seyn müsse, wenn der Bauer Religion mit dem Verstande, nicht bloß ein Etwas davon mit dem Gedächtnisse auffaßte? Das dürfte dann wohl seyn. Und dann meint ihr, würde er über manches in der Welt urtheilen, was er bisher nur, wie ein Hausthier, angestaunt hat? Das würde er allerdings; aber dennoch ein besserer Hausvater, ein treuerer Unterthan gegen seinen Fürsten seyn, weil es ihm einleuchten würde, warum er es seyn sollte, und die guten Folgen davon seinem Verstande jetzt weit näher liegen. Aber er soll auch nicht einmal urtheilen, worüber es auch nicht behaglich ist? Plantagenbesitzer in Amerika schlagen ihrem Negersklaven, von welchem sie das Fortlaufen fürchten, einen Fuß entzwei, und machen ihn zum Krüppel. Das thut eure christliche Liebe an den Bauern freilich nicht, unter andern auch darum, weil ihr nicht dürft Aber die Krüppel am Verstande sind euch so willkommen, und zu dieser Operation fühlt ihr euch berufen. Ihr dürft das noch weniger; ein heiliges Recht der Menschheit ist es, seine Vernunft in den höchsten Angelegenheiten des Geistes zu gebrauchen. Jemanden daran vorsätzlich hindern, ist ein Verbrechen, das unter den schwärzesten den ersten Rang

mit behauptet. Doch wie aufgeklärt iſt denn bisher die gemeine Volksklaſſe in Angelegenheiten der Religion geworden? Der Verſtändige ſieht überall noch die dickſte Finſterniß, überall noch klägliche Unwiſſenheit, überall noch unzählbare Arten des Aberglaubens, überall noch einen dumpfen Sinn der Werkheiligkeit, der die ganze Religion in Kirchengehen und äußere Gebräuche ſetzt, und vom öffentlichen und häuslichen Leben ſondert. Dieſer armſelige Zuſtand, meint ihr, müſſe bleiben bis an das Ende der Tage? Dem zufolge wollt ihr zweckmäßigere Lehrbücher, verbeſſerte Liederſammlungen, erbaulichere Andachtsübungen verhindern? „Man weiß ſchon, antwortet ihr ziemlich dreuſt, was die Aufklärer unſerer Zeiten wollen; dem Volke Bibel und Chriſtenthum entreißen, und ihren Deismus an deſſen Stelle ſetzen.“ Daß es Brauſeköpfe dieſer Art geben könne, geben möge, will ich nicht läugnen; aber zeigt uns doch die Ortſchaften, wo ſie dieſes öffentlich thun dürften, ohne von Obern deshalb in Anſpruch genommen zu werden? Es iſt nicht wahr, daß verſtändige Theologen dieſes beabſichtigen. Sie wiſſen es zu gut, welchen koſtbaren Schatz von Belehrung, von Troſt und Hoffnung das, von Menſchen unverfälſchte Evangelium, enthält, wiſſen es zu gut, daß ſie nichts Beſſeres an die Stelle deſſel-

Alt und neu ſind Abtheilungen in der Reyhe der Zeitalter, welche von der darinn lebenden und auf einander folgenden Menſchheit und durch die groſſen Revolutionen, ſo von Zeit zu Zeit über ſie ergehen und ſchon ergangen ſind, gemacht werden, und dieſemnach haben wir Urſache, Germanien bis an das ſechſte Jahrhundert und an die groſſe Revolution hin, welche um dieſe Zeit die teutſche Nation betroffen, — das alte Teutſchland zu nennen.

Es iſt unmöglich, die Dauer dieſer erſten Periode zu beſtimmen, weil ihr Anfang Fabelwerk iſt, und ſich in einer gänzlichen Ungewißheit verliehrt. Daß Teutſchland, dieſe zwiſchen dem Rhein und der Elbe von der Natur aufgeſchoſſenen Wälder, durch eine von einer benachbarten Nation abgeriſſene und dahin gezogene Colonie bevölkert worden ſey, läßt ſich aus der allgemeinen Theorie von der ſtückweiſe fortgegangenen Bevölkerung des Erdbodens begreiflich machen, und ſchon der Name läßt eine dergleichen geſchehene Sache vermuthen. (*) Aber den Anfang

 dieſer

(*) Der älteſte Name unſerer Nation, wozu erſt in neuern Zeiten, nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Tacitus in ſeinem 2ten Cap. der Name Germanier zufälliger Weiſe gekommen, war unſer heutiges Tags noch gewöhnliche Name der Teutſchen, welchen die Römer in Theotiſci latiniſirten. Man hat mehrere Modifikationen von dieſem ähnlichen Wort in allen altteutſchen Dialekten, welche

ben setzen können. Die große Angelegenheit der Menschheit, die Religion, liegt ihnen am Herzen; aber eben darum wünschen sie, daß sie unter der zahlreichsten Volksklasse mehr Geist und Leben werde, als man bisher die Erfahrung davon hat. Das scheint ihr nicht zu wollen; oder ihr wißt selbst noch nicht, was eigentlich Religion ist. Wäre das, so würde niemand von euch die Einführung eines guten Lehrbuchs verhindern, und was ihr nicht kennt, nicht beurtheilen könnt — verzeiht einmal meiner Offenherzigkeit — als unchristlich verschreien, keine Schwierigkeiten gegen Annahme eines bessern Gesangbuchs erheben, in der frommen Ueberzeugung, daß es doch heilsamer für den Bauer seyn möge: „In dulci jubilo," und: „Nun ruhen alle Wälder" anzustimmen, als Lieder, wobei sich etwas Vernünftiges denken und empfinden läßt. Ist euer ganzes Wesen nur planmäßige Heuchelei; desto schlimmer! In keinem Falle kommt an das Licht, und fragt einen Verständigen:

Qualis videtur opera tibi vocis meae?

Er möchte die richtige Antwort hierauf in Bereitschaft haben.

Kindervater.

Inhalt

des

ganzen Jahrganges 1805.

Januar.

Seite

I. Das Löwenthor zu Mycenä, eine Reliquie der Vorzeit.] 3

II. Gedichte.

1. An den Frieden. Zur Oesterreichischen Kaiser-Krönung. 32

2. Die Insel der Glückseligkeit. 34

3. Prolog zu Gustav Wasa von Kotzebue. 37

III. Uebersetzungsproben.

Kalpurnius erste Idylle. (Nach der Heyneschen Ausgabe. 42

IV. An den Barden Rhingulph. 49

Seite

V. Kunstnachrichten.

1. Briefe über die Berliner Kunstausstellung im Oktober 1804.

Erster Brief. Allgemeine Uebersicht. Porzellanfabrik. 53

2. Entdeckung des Diebstahls der Antiken in der Nationalbibliothek zu Paris. 60

3. Kunstnachricht aus Berlin. 68

VI. Dr. Reinhards Landtagspredigt. 72

Februar.

I. Die goldenen Sprüche des Pythagoras. Von Hinsberg. 81

II. Gedichte.

1. Graf von Marstetten, der Möhringer genannt. Von K. M. Justi. 87

2. Deutung von Rosenheyn. 92

III. Proben.

1. Gedichte von Haug.

Epigrammen. 94

Minnelied. Nach Rost Kilchherr zu Sarne. 101

2. Proben aus einem Episch-Romantischen Gedicht, Cyane; in zehn Gesängen. 102

Seite

IV. Nachträge zu der Adelungſchen Nachricht von einem altteutſchen Gedicht über das Schachſpiel. Von Eſchenburg. 111

V. Etwas über das hohe Lebensalter der Patriarchen. Ein Bruchſtück. Von J. W. Albrecht. 124

VI. Maleriſche Anſichten und Proſpekte. Von v. Stetten. 129

VII. Fortgeſetzte Korreſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur. 137

VIII. Kunſtnachrichten.

1. Ueber die letzte Berliner Kunſtausſtellung. Zweiter Brief. 143

2. Salomon. Geßners Gouachen von Kolbe geſtochen. 150

3. Ariadne auf dem Panther. Vom Hofbildhauer Dannecker. 152

März.

I. Probe eines dramatiſchen Gedichts. Die Kreuzfahrer. 169

II. Gedichte.

1. Die Tageszeiten. 172

2. Herbſtgemälde. 176

III. Letzte Rede in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Abd***. Vom Gräter. 177

Seite

IV. Erziehung. Von Tobler. 184

V. Geist der Schul- und Studienanstalten in den Oesterreichischen Erbländern, besonders in Böhmen. 200

VI. Die Art, wie die Lehrkanzeln an Universitäten und Gymnasien in den Oestreichischen Erbländern, besonders in Böhmen, besetzt werden. 206

VII. Kunstnachrichten.

1. Briefe über die letzte Kunstausstellung in Berlin. Dritter Brief. 210

2. Hermaphroditen. 215

VIII. Korrespondenznachrichten.

1. Seminarium in Kiel. 221

2. Wird die Altorfische Universität in Nürnberg glücklicher aufblühen? 224

3. Audiatur et altera pars! 241

April.

I. Gedichte.

1. Andenken an Teutsche Dichter. Von Elise Bürger. 249

2. Die drei Grafen-Töchter. Von K. W. Justi. 252

II. Ossians letztes Lied Berrathon. Von Reyer. 258

III. Odins Reden an die Götter. 264

IV. Erinnerung an Spalding. 273

V. Ueber

Seite

V. Ueber Prof. Levezow's Iphigenia. 288

VI. Kunstansichten aus Italien. 299

Mai.

I. Gedichte.

1. Der Schafbock und sein Pelz. 3

2. Die Erscheinung. 6

II. Bruchstücke aus einem Reise-Tagebuche vom September und Oktober des J. 1804. 10

III. Die Jesuiten in Polen. 52

Junius.

I. Gedichte.

1. Der Oesterreichische Monarch als Erbkaiser. Ein Volkslied. 77

2. Dem Erschaffer. 79

II. Ueber den Rolands-Gesang. 82

III. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. 104

Seite

IV. Briefe aus München über Voß contra Süßmayer. 124

V. Korreſpondenznachrichten.

1. Aus Wien. — An den Redakteur des Merkurs. 137

2. Ebendaher. — Von einer anderen Hand. 143

VI. Ueber Mecklenburg Strelitz, beſonders über die herzogliche Sammlung Slaviſcher Alterthümer zu Prillwitz. 145

Julius.

I. Greiſenlieder.

1. Was ich geſehen habe. 161

2. Sommers Empfindung im Alter. 164

II. Gedichte aus dem Orient im Orient gedichtet.

1. Die Verwandlung. 168

2. Seltene Höflichkeit im Orient. 174

3. An Hrn. Eduard Barker in Haleb. 188

III. Bruchſtücke aus einem Reiſetagebuche. (Fortſetzung.) 197

IV. Korreſpondenznachrichten.

1. Aus München. 219

2. Aus Stuttgard. 221

Seite

3. Aus Paris. 223

V. Anzeigen.

1. Tiemann's Chartyl-Gemmen. 226

2. Neues literariſches Lexicon. 228

August.

I. Gedichte im Orient gedichtet von U. J. Seetzen.

1. Das Glück des Vaterlandes. 233

2. Geſchenk für meine Freunde. 237

3. Schahkül oder die Macht der Muſik. 240

II. Gedichte.

1. Jukunde, eine Romanze. 253

2. An Pomerania. 256

3 Elegie. 258

III. Drei Briefe von Linné an Joh. Reinh. Forſter.

1. Viro Incomparabili *DD. Joan. Rein. Forſtero.* 261

2. Viro Nobiliſſimo *DD. Forſtero.* 265

3. Florae antarcticae Legato plenipotentiario *DD. Joan. Reinh. Forſtero.* 267

Seite

IV. Bruchstücke aus einem Reise-Tagebuche vom Septbr. und Oktbr. des Jahres 1804. (Beschluß) 269

V. Nachrichten aus dem Grubenhagenschen. 293

VI. Dr. Gall's Vorlesungen. 311

VII. Bemerkungen über einen Aufsatz im Auguststück der Berliner Monatsschrift. 315

September.

I. Gedächtnißtafel auf Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) 3

II. Gedichte.

1. Fragment aus dem Trauerspiel Otto. 6
2. Ahnung von Elisa's Tod. 9

III. Probe einer neuen Uebersetzung der Aeneide. 11

IV. Blick auf Italien. 39

V. Geschichte der Lehrjahre eines Zeichners. 46

VI. Nachrichten über Ungarn.

1. Fortgesetzte Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. 63
2. Korrespondenznachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. 7?

Seite

VII. Korrespondenznachrichten.

1. Sippola d. 28. Juli 1805. 83

2. Würzburg am 15. August 1805. 88

Oktober.

I. Gedichte.

1. Schillers Teb. 93

2. Gesang bei der Beerdigung der Frau Kriegsräthin von Reichard. 96

3. Cypressenzweig, Amalicns Denkmal geweiht. 97

3. Κάλλιστον. 100

5. Das irdisch Größte. 101

6. Die goldene Zeit. 102

II. Bruchstück aus Lukans Pharsalien. 103

III. Die Nymphe und der Wanderer. 113

IV. Etwas über die Kultur der Russischen Nation. 118

V. Ueber den Charakter des Cicero. 125

VI. Ueber die Organisation einer Akademie der Wissenschaften in München. 141

VII. Auszüge aus Briefen.

1. Ueber Baiern. 158

2. Ueber Göttingens neueste Schicksale. 160.

---

dieſer geſchehenen Bevölkerung Teutſchlands können wir unmöglich beſtimmen, weil ſchon bey dem Anfang der teutſchen Geſchichte in den alten Sagen der Teutſchen ſelbſt keine Spur mehr davon anzutreffen war. Die Nation beſang alſo, da ſie einmal ihre Geſchichte verlohren hatte, ihren erſten Stammvater als einen Gott, der, als der erſte, von ſeines gleichen nicht herkommen konnte, und nun, (vermöge eines Schluſſes, der dem guten groben Menſchenverſtande eines noch rohen Volkes ganz angemeſſen zu ſeyn ſcheint) auf eine eben ſo unbegreifliche Art, als ihre dicken hohen Eichbäume, die vor dem Anfang der Menſchen aus der Erde hervor gewachſen und aufgeſchoſſen wären — dieſemnach unter dem Monde eben ſo wenig irgend anders woher, als aus der Erde einmal entſtanden ſeyn mußte. Denjenigen Philoſophen möchte ich kennen, der die auf dieſe Art über ihre Abkunft philoſophirenden, und

von

che die Begriffe von einem durch Geſetze und Rechte geordneten Haufen Menſchen, zu deſſen Unterſcheidung man vormals einen Trupp beyſammen laufender Thiere mit dem eigenen Wort Folk bezeichnete, — und natürlicher Weiſe auch die Begriffe von einem Anführer, Erhalter, Regenten und König dieſer auf ſolche Art beyſammen ziehenden und wohnenden Menge Menſchen und von ihrer des gemeinen Beſtes wegen gehaltenen National-Verſammlung ausdrücken. Die ganze Familie dieſer mit einander verwandten Wörter ſtammt von einem alten

November.

Seite

I. Gedichte nach den Minneſingern. 166
(S. N. T. M. Februar 1799. S. 130 bis 136.)
8. Frauentreſt. 165
9. Frauenhuld. 166
10. Mailied. 167
11. Frühlingstrauer. 169
12. Frühlingsgabe. 170

II. Juvenal's erſte Satyre.
Allgemeines Sittenverderbniß. 171

III. Die Kunſt zu reden. 201

IV. Ueber Peſtalozzi und ſein Inſtitut zu Yverdun. 209

V. Bemerkungen. 222

VI. Korreſpondenznachrichten.
1. Von der Schweizergränze den 19. Sept. 1805. 228
2. Ueber die königl. Kunſt- und Antikenſammlungen in Berlin. 237

December.

I. Gedichte.
1. Der Spaziergänger und der Todtengräber. 241
2. Wechſelgeſang. (Nach Horaz Od. III, 3.) 246

Seite

3. Molly's Geiſt an ihren geliebten Freund. 250
4. Herbſtgedanken. 254

II. Ueber Eſchenmeyers Religions-Philoſophie, oder über Myſticismus über Religion. 257

III. Die Beredtſamkeit. (Vom Prof. Rommel zu Marburg.) 278

IV. Ueber das Veredlen der Kanzelredner. (Ein Fragment. 287

V. Bemerkungen. 292

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

12. Stück. December 1805.

I. Italiäniſche Miscellen, III. Bd. 2s St.

Inhalt dieſes Stücks.

Gemälde aus Neapel. Luca Giordano. Der heilige Januarius. Eine Scene aus dem Leben der Bianca Capello. Reiſe nach den Trümmern von Päſtum, und über die daſelbſt veranſtalteten Grabungen. Ein Brief. Charakterzüge aus Italien. 8. Römiſche Mäßigkeit. 9. Die barberiniſche Biene. Die neue Heilige. Briefe eines Künſtlers aus Sicilien, an den Herausg. Reiſe von Bologna nach Venedig. Ein Brief. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Malta. Vermiſchte Nachrichten. Recenſionen. Kurze literariſche Nachrichten.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

II. Amman-Bohnenbergerſche Charte von Schwaben.

Von der Amman-Bohnenbergerſchen Charte von Schwaben ſind in unterzeichneter Buchhandlung

Nro. 17. 32 und 41. oder die Gegend von Ellwangen, Sigmaringen und Rotenburg

erſchienen, denen in einigen Wochen drei neue Blätter

Nro. 18. 43 u. 44 oder die Gegend von Neuburg, Kempten und Kaufbeuren

folgen werden.

Die bisherigen Herrn Pränumeranten können die Exemplare gegen die gewöhnliche Vorausbezahlung bei uns abholen laſſen.

Diejenigen, welche die Vortheile der Pränumeration noch genießen wollen, müſſen ſich vor Ende dieſes Jahres unmittelbar an uns wenden, und mit 9 Kaiſ. Dukaten, auf die ganze in 45 Blättern beſtehende Charte, pränumeriren.

Einzelne Blätter können, wegen Abnutzung der Kupferplatten, nur für 2 fl. abgegeben werden.

Tübingen, den 30. Sept. 1805.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

III. Europäiſche Annalen, 118 Stück.

Inhalt.

I. Die Partei Orleans und das Vollziehungs-Direktorium. Ein hiſtoriſch-politiſcher Verſuch. II. Diplomatiſche Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1789 bis 1798. (Fortſetzung.) IX. Verhandlungen die Republik Genf betreffend, im Spätjahr 1792. X. Officieller Bericht und Geſchichte der Repräſentantſchaft der Stände Zürich und Bern bei der Republik Genf, im Spätjahre 1792. III. Geſchichtliche Darſtellung der Verhältniſſe, welche das Benehmen Sr. Churfürſtl. Durchlaucht von Pfalzbaiern geleitet haben. IV. Ueber das Franzöſiſche Amtsblatt in ſeiner gegenwärtigen Eigenthümlichkeit. V. Ueber die Schlacht von Marengo. VI. Gallerie Franzöſiſcher Generäle. (Murat, Lannes)

Tübingen, den 12. Okt. 1805.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

IV. Theater von Schiller, I. Band.

Inhalt: Huldigung der Künste; Don Carlos; Jungfrau von Orleans. —

Velinpapier 9 fl. oder 5 Rthlr.
Schreibpapier 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.
Weiß Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 16 gr.
Ordin. Druckpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Der unsterbliche Verfasser hat zwar die Erscheinung dieses ersten Theils seines Theaters nicht mehr erlebt, da er aber nach seiner gewohnten Vorsicht die Einrichtung des Ganzen, so wie die Verbesserungen der einzelnen Stücke gleich bei dem Beginnen des Drucks bestimmt hatte, so kann die Herausgabe vollkommen nach seinen Angaben besorgt werden.

Diese vollständige Sammlung aller seiner theatralischen Werke wird daher aus fünf Theilen bestehen, die in den oben angegebenen viererlei Ausgaben in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Bis Ostern 1806 wird das Ganze abgeliefert werden, und wer jetzt bis Ende Aprils 1806 sich unmittelbar an die Verlagshandlung wendet, genießt folgende Vortheile:

Statt des gewöhnlichen Preises darf nur drei Viertel desselben pränumerirt werden, so daß alle 5 Theile auf

Velinpapier statt 25 Rthlr. oder 45 fl. für 18 Rthlr. 18 gr. oder 33 fl. 45 kr.
Schreibpapier statt 13 Rthlr. 8 gr. od. 24 fl. für 10 Rthlr. oder 18 fl.
Weiß Druckpap. statt 8 Rthlr. 8 gr. oder 15 fl. für 6 Rthlr. 6 gr. oder 11 fl. 15 kr.
Ord. Druckpap. statt 5 Rthlr. od. 9 fl. für 3 Rthlr. 18 gr. od. 6 fl. 45 kr.
erlassen werden.

Außerdem erhalten diejenigen, welche auf 6 Exemplare pränumeriren, noch das 7te gratis.

Tübingen, den 12. Okt. 1805.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

V. Königsrauch.

Dieſes ſchon ſeit vielen Jahren mit allgemeinem Beifalle aufgenommene Räucherpulver oder Pot-Pourri, wovon ein wenig in die warme Röhre, oder ſonſt auf ein heißes Blech geſtreut, augenblicklich ein ganzes Zimmer parfümirt, iſt in vorzüglicher Güte und in Quantität an nachſtehenden Orten in Kommiſſion zu haben: In Weimar bei dem Fürſtl. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir, das Dutzend mit dieſem Pot-Pourri angefüllter Gläſer zu 1 Rthlr. Konventionsgeld; in Hamburg bei Hrn. Schramm, das Dtzd. zu 2 Mark 8 Schill.; in Lübeck bei Hrn. D. H. Treptau, das Dtzd. zu 2 Mark 8 Schill., und in Nürnberg bei P. Hauer das Dtzd. zu 1 Fl. 48 Kr. Wer ſich aber in portofreien Briefen direkt an Unterzeichneten wendet, erhält das Dtzd. incl. der Emballage zu 18 Sgr. Konventionsgeld. Gotha im Oktbr. 1805.

Chriſt. Wilh. Dürrfeldt.

BERNHARD von WEIMAR

vor Breisach.

Nach einem gleichzeitigen Schnitzwerk
in halberhobener Arbeit.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1806.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Weimar 1806.
Im Verlage des K. Induſtrie-Comptoirs.

von der Geſchichte und einer nähern göttlichen Nachricht hülflos gelaſſenen alten Teutſchen ihres Irrthums überführt, und dieſen armen Leuten über dieſe in der Geſchichte damals vorhanden geweſene Lücke mit den Schlußketten ſeiner Philoſophie die Brücke zu der Wahrheit gemacht haben würde, wenn er gerade ihr Zeitgenoſſe geweſen wäre.

Tacitus hingegen, der aus der Geſchichte ſeiner Nation wußte, daß Italien durch fremde Colonien bevölkert worden ſey, und als ein aufgeklärter Römer ſich über dergleichen fabelhafte Hypotheſen der Alten hinweg ſetzte — und alſo um einen ganzen Schritt näher bey der Beſtimmung der Abkunft einer Nation blos zwiſchen Eingebohrnen des Landes oder dahin gekommenen Fremdlingen zu wählen hatte, mußte, da einmal für die letztere die Geſchichte nicht entſchied, nun natürlicher Weiſe für die erſteren entſchei-

ten längſt abgeſtorbenen Stammwort her, welches teen, tehen hieß, an deſſen Stelle unſer neuteutſches ziehen mit ſeiner Deſcendenz getreten iſt. Wer dieſe alte Familie genauer kennen lernen will, kan hievon nachleſen die hiſtoriſch-genealogiſchen Betrachtungen des in dieſer Art von Unterſuchungen ſehr verdienten Herrn von Enard, in ſeinem Commentar über das Saliſche Geſetz, S. 21. und Wachters altteutſches in lateiniſcher Sprache geſchriebene Wörterbuch unter den Wörtern Theot; Theota; Dixta; Theotiſcus.

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1806.

I.

Herzog Bernhard von Weimar.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Es war eine rührende, herzergreifende Todtenfeier, welche, wie uns Müller und andere Annaliſten berichten, zu Ende des Jahrs 1653 die zwei fürſtlichen Gebrüder, Herzog Wilhelm zu Weimar und Herzog Ernſt zu Gotha, dem unſterblichen Bruder und Helden ihres Hauſes Bernhard, dem die Geſchichte nicht vergeblich den Beinamen des Großen beigelegt hat, bei der Beiſetzung des in Breiſach abgeholten fürſtlichen Leichnams, in die Familiengruft in Weimar mit allem, ſowohl dem hochgefeierten Todten als auch dem damaligen Zeitgeiſte angemeſſenen, Gepränge begiengen. In der Wartburg bei Eiſenach ruhete die Leiche einige Monate, bis ſie in

den frischen, und eben damals sehr heitern Decembertagen über Gotha und Erfurt nach Weimar abgeführt wurde. In Gotha, im großen Saale des Schlosses Friedenstein, hielt der 15 jährige Erbprinz Johann Ernst, seinem großen Oheim zu Ehren, eine wohlgesetzte Gedächtnißrede in lateinischer, d. h. damaliger Universalsprache. In der Weimarischen Haupt- und Stadtkirche hielt der vormalige Hofprediger und Beichtvater des Herzogs, der dazu aus Rothenburg an der Tauber verschrieben worden war, die Leichenpredigt über die Worte: ich habe einen guten Kampf gekämpft! Und als sich das ganze Personal des prächtigen und erlauchten Gefolges nach der endlichen Beisetzung in der Wilhelmsburg versammelt hatte, sprach der damalige Kanzler, Doctor Göchhausen, eine schöne und auferbauliche Abdankungsrede. Aber dies alles wurde nur einmal begangen, und seinem Andenken keine jährlich wiederkehrende Feier geweihet. Es ziemt uns nicht, die Ursache hiervon, und daß diese Begräbnißfeier selbst um volle 15 Jahre verspätet wurde, genauer ergründen zu wollen. Denn, daß man die Säkularfeier des Passauer Religionsfriedens damit verband, wie selbst die Hausmünzen bezeigen, ist wohl nur Benutzung eines zufällig zu Statten kommenden Umstandes gewesen.

Hätte die zu rasch gewagte Schlacht bei Nördlingen dem großherzigen Kämpfer für die Freiheit und Gerechtsame teutscher Nation nicht den Fürstenhut, den er sich selbst als Herzog von Franken aufgesetzt hatte, wieder entrissen; wäre durch einen zu frühen Tod nicht seine schon fest begründete Herrschaft am Rhein, die er so gern an den muthigsten seiner Brüder vererbt hätte, und seine Vermählung mit der schönen und klugen Landgräfin Amalia von Hessen vereitelt worden: ganz andere Thaten wären noch geschehen; Herzog Bernhard glänzte vielleicht als Stammvater einer neuen Dynastie, und sein Andenken ruhete dann nicht bloß in zwei Kisten voll Papier und Briefschaften im Archive zu Gotha, die außer dem, was der fleißige Cyprian daraus zusammen las, *) noch keinen des Helden würdigen Bearbeiter gefunden haben; es

*) Aduersaria historica, quibus Bernhardi M. vita — illustratur. Gotha 1729. fol. Man sieht aus der kurzen, aber nervigten Vorrede, daß Cyprian nur aus Furcht vor dem Kaiserl. Hofe abgehalten wurde, noch weit interessantere Auszüge aus diesen archivalischen Schätzen mitzutheilen. Andere Zeiten haben andere Gesinnungen hierüber gebracht. Aber Niemand benutzte diese Urkunden! Wohl mit Recht sagt Plinius: Alia clariora, alia maiora!

ſtände auf der breiten, unvergänglichen Baſis eine ſelbſterrungene Länderherrſchaft, und die dankbaren Urenkel der Unterthanen, die Bernhards Degen ſich erkämpfte, vergäßen nie, jährlich ſein Feſt zu feiern.

Ein großer, das Menſchenleben, wie die Kunſt, genialiſch umfaſſender und darſtellender Schriftſteller unſerer Tage, der ſich wohl eher ſelbſt in der warmen Vorſtellung ſonnete, dem Herzoge Bernhard nach Verdienſt ein biographiſches Denkmal zu ſtiften, ſoll dieſen vielfach einladenden Plan vorzüglich deswegen aufgegeben haben, weil ſich in dem Abentheuerlichen, Phantaſtiſchen und zwar ſtets rieſenmäßig Aufſtrebenden und kräftig Begonnenen, aber durch kältere Beſonnenheit und Berechnung der Mittel nicht hinlänglich Unterſtützten, was in den Entwürfen und Thaten dieſes Fürſten bemerkt wird, wohl Stoff im Ueberfluß zu einzelnen hiſtoriſchen Gemälden und Darſtellungen des ſonderbarſten Glückwechſels vorfände, dieſem Stoff aber eine anmuthige und durch Einheit ſich ründende und vollendete Form zu geben, faſt unmöglich ſey. Man hat dem Herzoge Bernhard oft den Vorwurf gemacht, daß er mit untergeordneten Kräften zu ſehr dem Höchſten entgegen geſtrebt, und Rath und That nicht immer im

ſtillen Bunde vermählt habe. Man erinnere ſich hier nur an die Beſchuldigung, es habe ihm gelüſtet, ſeine kampfgewohnte Hand ſelbſt nach der Kaiſerwürde auszuſtrecken. *) Aber war Bernhard nicht in der Schule Guſtav Adolphs gebildet? Wer es nicht weiß, mit welchem weitausſehenden Entwurfe, mit welcher Wiedergeburt Teutſchlands dieſer unvergleichliche Held im ſtolzen Gefühle ſeines Vermögens und reinen Willens ſchwanger gieng, der leſe Vogts Guſtav Adolph, als Nachtrag zu ſeiner europäiſchen Republik. Und er konnte es hinausführen, da falſcher Ehrgeiz den wahrhaft beſcheidenen und frommen König nie verblendete. **) Doch Bernhards hohes Gemüth erkannte ſeine Schranken. Aber es war eine harte, eiſerne Zeit, in welcher der Edle, dem nie

*) S. v. Ludewigs Erläuterung der Reichshiſtorie. Th. 2. S. 442.

**) Den unwiderſprechlichſten Beweis hiervon führen einige Briefe vom Könige und ſeinem Axel Oxenſtierna im 5ten Theile von Moſers patriotiſchem Archiv. Wenn nicht das Schwerd den Buchſtaben getödtet hätte, ſo müßte dies Archiv, das wohl allein vermögend wäre, das ſo ſchmählich gemißbrauchte Wort patriotiſch noch einmal zu Ehren zu bringen, gerade jetzt Wunder thun können.

ein anderes Erbtheil gefallen war, nur auf seine gute Klinge *) und auf die noch beſſere Sache, für die er focht, begründet und erbauet war. Man höre ihn ſelbſt nach dem vernichtenden Treffen bei

*) Es war eine alte Sage, Bernhard habe daſſelbe Schwerd geführt, womit einſt Churfürſt Moriz umgürtet geweſen ſey, als er durch die Eroberung der Ehrenburger Klauſe den Kaiſer Carl V. nöthigte, ſich nach Villach zu flüchten. Darauf zielt auch der berühmte Johann Freinsheim in ſeinem Ehrenſpiegel von den Thaten des teutſchen Hercules, einem teutſchen Heldengedichte in mehr als 1500 einzeiligen Stanzen, zum Lobe des Herzogs Bernhard geſungen, und zu Straßburg 1639 in Folio nebſt einem allegoriſchen Titelkupfer herausgegeben. Das ganze Gedicht voll altteutſcher Kraft und Gelehrſamkeit, verdient um ſo mehr eine neue Ausgabe, als es in damaligen Zeiten zur Erweckung frommer und treuer Geſinnungen häufig in Schulen geleſen und auswendig gelernt wurde, alſo auch für die teutſche Pädegogik merkwürdig iſt. Da heißt es nun von dieſem Schwerd auf der 61. Seite dieſes ganz unpaginirten Gedichtes:

Ihr ſchwingt das edle Schwerd, das ſchon vor vielen Zeiten
In eines Sachſen Fauſt ein Kaiſer fürchten muſt.

Indeß ſcheint dieſe Ueberlieferung nur aus einer Redefigur, wie ſo viele andere in der Geſchichte, entſtanden zu ſeyn, ohngefähr, wie jener Dichter in der griechiſchen Anthologie ſagt: Pyrrhus habe die Lanze ſeines Ahnherrn, des Achilles, gegen die Barbaren geſchwenkt. Denn allerdings war Bernhard

Nördlingen in einem gemüthvollen Briefe an seinen alten Lehrer und Freund, den staatskundigen geheimen Rath Hortleder in Weimar sprechen; „Ich stehe allein, und halte mich an die Mitteln, darinnen sie mich angewiesen. Wirft mich einer auf den Fuß, der's nicht kann, und ich ihn schlage, wird's weitläuftige Sprünge geben. In Summa ich gehe meinen Paß und Beruf nach, weil mich niemand wiederruft.“*) Wie wahr urtheilt daher der letzte treffliche Erzähler des dreißigjährigen Kriegs in Bernhards Charakterschilderung: „Kein Fehlschlag konnte seinen unbezwinglichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht unerreichbaren Ziele: aber Männer seiner Art sehen

den Ferdinanden so furchtbar, als es Moritz dem Kaiser Carl gewesen war. Später erhielt Bernhard einen prächtigen Degen vom französischen Hofe geschenkt, und dieser ist, als ein Hausjuwel, noch jetzt bei dem erhabenen Weimarischen Fürstenhause.

*) Schon Tentzel hatte diese Briefe aus dem Eisenachischen Regierungsarchive abgeschrieben, und theilt obige Stelle daraus in seinem Ernestinischen Medaillen-Kabinet S. 544 mit. Zuletzt hat ihn v. Helfeld in der übrigens sehr magern Urkundensammlung zu seiner Geschichte Bernhards des Großen (Leipzig 1797) No. IV. S. 458 ganz abdrucken lassen.

unter anderen Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wornach wir den großen Haufen zu messen pflegen. Fähig, mehr als Andere zu vollbringen, durfte er auch vermegnere Pläne entwerfen. Bernhard steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldenmuth einen teutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte." Denn, wie Schiller den allbelobten und so gewaltig bestätigten französischen Vers: „der erste König war ein glücklicher Soldat", zu seinem Zwecke wohl auch jetzt noch parodirt hätte:

Selbst der Zepter in des Königshand
Ist nur ein Schwerd, das ist bekannt.

Bei einem Werke, dessen Meister mitten in der Arbeit, um nimmer wieder zu kehren, abgerufen wird, läßt sich nicht sagen: er konnte es nicht hinausführen, sobald es nur überhaupt nicht schon im Zuschnitte verdorben ist, und im Plane selbst als unverständig und phantastisch erscheint. Dies läßt sich bei Bernhards letzten *) Herrscher-Ent-

*) Denn auf die schnell endende Fränkische Herzogswürde möchte, allerdings das raptim transeo des Blitzes auch noch in einer andern Bedeutung, als

würfen am Rhein, um aus dem Breisgau und Elsaß sich ein gar anmuthiges Reich zu gründen, wo alljährlich Ceres und Bacchus dem Vater Rhein das immer überfließende Füllhorn erneuerten, um so weniger behaupten, als hier sein Plan auf der glorreichsten seiner Thaten, dem eroberten Breisach, sicher begründet war. Den stärksten Beweis für die wohlberechnete Ausführbarkeit dieses großen Entwurfes gäbe die Art seines Todes, wenn der Verdacht bis zur Evidenz gebracht werden könnte, daß Richelieu durch Gift ihm entwend, was ihm weder durch glatte Anträge, noch rauhe Verweigerungen zu entreißen war. Doch auch dies Räthsel wird nie so befriedigend aufgelöset werden können, daß nicht immer bedeutende Zweifel übrig blieben. *) Eines bleibet

es auf der bekannten Gedächtnißmünze auf Bernhard bei Jenzel Taf. 30 No. II. angenommen wird, gar wohl angewendet werden können.

*) Es müssen natürlich bei dieser so oft wiederholten Frage zwei Punkte sorgfältig unterschieden werden. Der erste: ist die Vergiftung unläugbar bewiesen? Herzog Bernhard starb selbst mit diesem Glauben. Sein Hofprediger gab ihm eine laute Zunge. Seine Brüder, wenigstens Herzog Ernst in Gotha, waren davon überzeugt, wie das morbo venenato in der Margarethenkirch in Gotha beweist. Aber das einzige ächte Actenstück, der Bericht der zwei Leibärzte Blanbinus und Schmit

den. (*) Schon etwas genauer läßt sich das Ende der Periode bestimmen, weil es der merkwürdige Zeitpunkt ist, wo mit dem Umsturz des Römischen Kayserthums durch die Fränkischen Eroberer der römischen Provinzien und die ersten Beherrscher der teutschen Völkerschaften römische Begriffe, Gesetzverfassung, Politik, Religion und Cultur mit allen ihren damit verwandten Vorurtheilen auf teutschen Grund und Boden verpflanzt worden, und dadurch mit der teutschen Nation so gut als eine neue Schöpfung vorgegangen ist.

Von nun an hörte mit der alten teutschen Freyheit, und der darauf sich gründenden Verfassung das alte Teutschland auf, und es erfolgte eine nicht geringere Veränderung in den Bedürfnissen, dem Eigenthum, dem Reichthum und der Armuth, mit welcher wir daher auch eine neue Periode in unserer Geschichte anfangen.

II. Von

(*) Allein Ansehen nach sind die Teutschen selbst die Eingebohrnen des Landes, und von keinen Fremdlingen, die von andern Völkern durch Einwanderungen und Reisen dahin hätten kommen können, vermischt; weil vormals alle Auswanderungen nicht zu Lande, sondern zu Wasser geschahen: und das ungestüme weite Weltmeer selten von unserm Reich aus befahren wird --- Dies ist alles, was Tacitus zur Berichtigung der unmittelbar darauf erzählten Fabeln der Teutschen von ihrer Abkunft vorauszuschicken nöthig erachtet hat.

fest: er hielt es unter seiner Würde und verschmähte es standhaft, sein altfürstliches

in lateinischer, und des Chirurgen und Hofapothekers in Teutscher Sprache geben nichts als Merkmale eines sehr bösartigen Fiebers, das in dem damaligen Heere fast nie aufhörte. Freilich war Blandini, der Genfer Leibarzt, als der eigentliche Giftsuppenkoch, wofür er von so vielen gehalten wird, ein gar verdächtiger Zeuge. Und doch vermachte ihm der im Argwohn der Vergiftung sterbende Herzog ein Legat! Da von jenen höchstmerkwürdigen Obductionsberichten bis jetzt nur so viel bekannt geworden ist, als Müller in seinen Sächsischen Annalen S. 360 davon mitzutheilen für rathsam erachtete: so wird es gewiß manchem geschichtlichen Forscher angenehm seyn, diese Aktenstücke hier mit diplomatischer Genauigkeit, so wie sie uns durch höchste gnädige Vergünstigung mitgetheilt worden sind, in der Beilage A. abgedruckt zu lesen. Der Umstand, den unsers Wissens Puffendorf zuerst erwähnt hat, daß der ihn einbalsamirende Feldscheer an einer Verletzung sterben mußte, wo er sich die Hand an der Hirnschale des Todten ritzte, beweißt, wie kundige Zergliederer versichern, am wenigsten. Mithin ist Schiller mit Unrecht getadelt worden, daß er in seiner Geschichte des 30jährigen Krieges, im Widerspruche mit der zu gern geglaubten Beschuldigung, den Helden bloß an einer pestartigen Krankheit sterben läßt. Wenn aber auch die Vergiftung erwiesen wäre, so würde nun die zweite Frage: wer vergiftete? noch weit bedeutsamer beantwortet werden müssen. Wenn es dabei nach dem alten: cui bono? geht, so war der unmittelbare Vortheil weit größer für Spanien, als für

Blut durch eine Mißheirath mit der Nichte des stolzen, halb Europa unter seine Füße legenden, Cardinals Richelieu zu beflecken. Und das mag ihm nach der damaligen Lage hoch angerechnet worden seyn. Hätte er gelebt, es hätte mit jenem schrecklichen Kriege ein anderes Ende genommen und wahrscheinlich nicht gegolten, was ein teutscher Geschichtschreiber mit blutendem Herzen und tiefverwundetem Gemüth über den damaligen französischen Einfluß auf die teutschen Händel geschrieben hat. *)

Und heilig zur Ermunterung und zum Glauben an die Tugend und die Standhaftigkeit unserer Vorväter, soll uns Spätgebornen ja das Andenken an diesen Helden seyn. Noch grünet und blühet bis auf den jüngsten, mit hohem Jubel empfangenen

Frankreich, das diese Stütze damals wahrlich noch nicht entbehren konnte. Man prüfe nur, was Vassor darüber sagt, und vor allen den Brief aus Venedig, den Cyprian in den Adversariis p. 35 zu erst bekannt gemacht hat. Daß man sowohl von Weimar und Gotha aus, als überhaupt in Teutschland die französische Küche zuerst in Anspruch nahm, wird niemand wundern, der die damaligen Verhältnisse zum Wiener Hofe in Erwägung ziehen will. Man denke nur an Cyprians Vorrede zu den Adversariis.

*) Wasserberg S. Beilage B.

Sprößling das durchlauchtigſte Fürſten- und Heldenhaus Weimar! Nicht vergeblich ſchrieb unſer unvergeßlicher Schiller dem Erbprinzen von Weimar, als er im Jahre 1802 nach Paris reiſete, die kraftvolle Erinnerung an ſeinen Urahn Bernhard in die heilige Gedächtnißtafel, die jeder hochherzige und gefühlvolle Mann in ſeinem Innerſten aufbewahrt, ins Herz:

Den Vater Rhein wirſt Du begrüßen,
Der Deines großen Ahns
Gedenken wird, ſo lang ſein Strom wird fließen
Ins Bett des Oceans.

Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Gränzenhüter der Germanen,
Von ſeinem eignen Wein.

Daß Dich der vaterländ'ſche Geiſt begleite,
Wenn Dich das ſchwanke Bret
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo teutſche Treu' vergeht.

Ein jüngerer Bernhard ſtrebt ſchon jetzt mit rüſtiger Jugendkraft, des unvergänglichen Namens

würdiger Erbe zu seyn. Uns allen aber lege Teutschlands Tyrtäus, als dem schlaflosen Greise, in seinem 83sten Jahre, oft um Mitternacht die hohen Gestalten der Vorwelt und Mitwelt vorüber schwebten, und nur sein geistiges Auge noch sah, über Bernhard Weimar ein Lied der Erweckung, ein Wort zu seiner und unserer Zeit, als frommen Neujahrssegen an die beklommene Brust. *) Denn nach einer

*) S. die Beilage C. Der ehrwürdige Gleim ließ diese letzten Erscheinungen seiner, bis an die Schwelle, an welcher der Genius mit gesenkter Fackel steht, ihn treu begleitenden Muse nur in wenigen Exemplaren, bloß für seine Freunde drucken. Sie heißen Nachtgedanken des alten Gleim und sind in 2 Bändchen im Frühjahr 1802 und in den Sommermonathen 1802 gedruckt worden, ein heiliges Vermächtniß, worin Mehreres vorkommt, das gerade jetzt dem Publikum mitzutheilen, wenig frommen würde. Allein gegenwärtiges Gedicht, was dort Thl. II. S. 11 abgedruckt ist, hatte der edle Dichtergreis ausdrücklich zum Abdruck in diese Zeitschrift, der er immer treu und hold blieb, bestimmt. Sein Wille geschehe! Zu bemerken ist, daß Gleim oft gegen seine Freunde bittere Klage darüber führte, daß unter den 6010 Federn, die jährlich zu unseres Gemeinvaterlandes Ehren und Unehren die schwarze Furche pflügten, nicht eine würdige erfunden würde, die Bernhards Thaten und Geist in einem ausgearteten Zeitalter aus der Lethe hervorzubannen vermöchte.

ſolchen Ergießung, wagt man es, wenigſtens auf Augenblicke, freier aufzuathmen.

Dies zur Einleitung! Und nun die Veranlaſſung zu dieſem Vorworte. Der teutſche Merkur, der heute ſeinen drei und dreißigſten Jahrkreis beginnt, konnte ſchwerlich mit einer würdigeren und edleren Figur ſeine Vorhalle zieren, als mit einem Bilde des Weimariſchen Helden, deſſen getreue Umriſſe der Leſer dem Titelblatte gegenüber erblickt. Sie ſind nach einem, wie es ſcheint, gleichzeitigen Schnitzwerk, auf einer 12 Zoll breiten und 15 Zoll hohen hölzernen Tafel gebildet, auf welcher Herzog Bernhard in flach erhabener Arbeit, nach vollbrachter Großthat, der Eroberung Breiſachs, ruhend und nachſinnend, mit einer im Hintergrunde ſich öffnenden Ausſicht auf jene Feſtung, abconterfeit iſt. Es iſt ein herrliches Werk altteutſcher Kunſt voll Fleiß und Zierlichkeit, und in allen Theilen, ſelbſt bis auf den mit Blumen ausgelegten und kunſtreich geſchnitzten ſchwarzen Rahmen meiſterhaft vollendet. Seine Stelle iſt in der Claſſe der Kunſtwerke, die man unter dem Titel Bildſchnitzerei begreift, *) die

*) Zu beklagen iſt, daß dieſe Kunſt, die wir ganz eigentlich eine teutſche Kunſt nennen dürfen, bisher immer nur von unſern Sandrarts, Heine-

die in des großen Albrecht Dürers Schule eine so hohe Vollendung erhielt, und sich bald in die

kes, Murrs, Stetten, Breitkopfs u. s. w. gleichsam im Vorbeigehen berührt, aber nie in einem eigenen Werke abgehandelt wurde. Der älteste Name der Holzschnitzer ist Cideler, Ciseleur, ein Wort, welches Adelung im Magazine für die teutsche Sprache 1. Stück Seite 101 mit Scharfsinn gegen Schiller vindicirt hat. Schon Breitkopf hat in seinen Beiträgen zur Geschichte der Schreibekunst (Leipzig 1801 in 4.) Seite 80 allerlei dazu gesammelt, und S. 155 es sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese Holzschnitzer die Verläufer der Formschneider gewesen sind. Im Zeitalter Albrecht Dürers erstieg sie ihre höchste Staffel der Vollendung. Möchten wir doch von dem trefflichen Bildschnitzer Hans Schwarz in Augsburg, dem Freunde Pfinzings, des Verfassers des Teuerdanks, der in Burholz so herrliche Figuren und Portraits in halberhabener Arbeit zu schnitzen verstand, mehr erfahren, als der sonst treffliche Sammler Paul v. Stetten in seiner Kunstgeschichte der Stadt Augsburg Th. I. S. 451. Th. II. S. 280 davon beizubringen für gut fand! Möchten wir mehrere Beschreibungen solcher Sculpturen erhalten, wie sie der um die vaterländische Geschichte und Aufklärung in mehreren Fächern der Literatur hochverdiente Justi von den unerkannten Schnitzwerken Albrecht Dürers in der Elisabethen-Kirche in Marburg zuerst im teutschen Merkur und dann mit Berichtigungen in seinen reichen hessischen Denkwürdigkeiten Th. IV. Abtheil. 1. S. 419 ff. gegeben hat. Jetzt findet man von dieser Kunst nur noch in den

Elfenbein- und Holzſchnitzerei abtheilte. Reliefs in Elfenbein geſchnitten, bewahren faſt alle Kunſtſammlungen und Kunſtkabinette. Allein die flachgehaltenen Schnitzwerke auf Holztafeln, wie dies Bild Bernhards iſt, ſind in ſolcher Vollendung nur ſelten anzutreffen, wie denn die ſonſt ſo reichen kurfürſtl. Kunſtſammlungen in Dresden nichts der Art aufzuweiſen haben. Dies Bild iſt neuerlich in den Beſitz des Herrn Barons zu Racknitz in Dresden gekommen, in deſſen Sammlungen ſich ſchon ſo viele ausgeſuchte Seltenheiten befinden. Zum Schnitzwerke kommt hier noch eine eigene Art von Malerei, indem theils durch Verſchiedenheit der Holzart, theils, wie die Goldblumen auf dem brokatenen Wamms, und die Scherpen und Bandeliere, durch Metallblättchen, die vermittelſt eines Firniſſes aufgelegt waren, eine groſſe Mannichfaltigkeit der hellen und dunklen Maſſen erſcheint, wobei doch alles Buntfarbige und Grelle ſorgfältig vermieden iſt. Ueberhaupt unterſcheidet ſich dieſe Schnitztafel weſentlich von andern Holzreliefs der frühern Zeit ſchon

alten Domkirchen, beſonders an dem Sitze (ſtalles) der Domherren, und in der Kirche der Franziskaner und Capuziner, die nach ihrer Ordensregel keine Ornamente und Gefäſſe aus Metallen zu haben wünſchen, mancherlei Ueberreſte.

dadurch, daß sie nicht aus einem einzigen Holze, etwa aus Buxholz, und also aus Einem Stücke gefertigt, sondern aus mehreren Holzarten mit ungemeiner Sauberkeit und Festigkeit musivisch zusammengesetzt ist. So viel sich bei genauer Untersuchung herausbringen ließ, ist die Grundtafel Apfelbaum; die Zimmergewände darauf sind in Nußbaum fournirt; die Vorhänge und übrigen Decorationen des Saals, bestehen aus birkner Maser; Gesicht, Hände, Füße, so weit sie von den Stiefeln und Falten des Leibrocks bedeckt sind, so wie die Wäsche, bestehen aus Weißbuche, die Rüstung auf und neben dem Tische, so wie die Stiefeln, da sie die dunkelste Parthie machen, sind aus Pflaumenbaumholz, von welchem auch der unter dem Wamms hervorgehende Leib- und Waffenrock verfertigt zu seyn scheint, nur daß hierbei manches durch Einbrennen, verbunden mit Einbeizen noch mehr Haltung und Dunkelheit erhalten hat. Der Hund, so wie die Behängung des Tisches ist aus Nußbaumholz, doch sind die Flecken des getiegerten Hundes besonders eingebrannt. Stellung und Faltenwurf sind mit großem Verstande ausgeführt, und die Zeichnung der Figur, die auf 12 Zoll Höhe hat, ist im Originale fast so untadelhaft, daß sie auf einen trefflich geübten Meister schließen läßt. Um die Stoffe der Gewänder

und Falten auszudrücken, iſt häufig mit Punzen nachgeholfen, die auch bei dem trefflich gelegten Haupthaar und Bart mit großem Verſtande gebraucht wurden.

Man iſt berechtigt anzunehmen, daß der Verfeſtiger oder Verfertiger dieſes Schnitzwerkes mit dem ganzen kräftigen Körperbau und der geiſtvollen, höchſt lebendigen, freundlichen und herzgewinnenden Phyſiognomie des edeln Fürſten ſehr vertraut geweſen ſey. Um ſich von der wahrhaft ſprechenden Aehnlichkeit in den Geſichtszügen zu überzeugen, die man hier aber in ihrer männlichſten Ausbildung kurz vor ſeinem Tode annehmen muß, wird man am ſicherſten die Porträts vergleichen, wie ſie auf den Gedächtnißmünzen, die Herzog Wilhelm zum Andenken der Begräbnißfeier nach damals vorhandenen ächten Conterfeis im Jahre 1656 nach ſeiner eignen Erfindung ſchlagen ließ. *)

Alle gleichzeitige Schriftſteller kommen darin überein, **) daß Bernhards Körperbau, Stärke

*) Man ſehe Tentzels Erneſtiniſches Medaillen-Kabinet Tab. 40. und vergleiche beſonders auf dieſer Tafel Nro. 4.

**) Man ſehe die Zeugniſſe, welche Galetti in ſeiner Geſchichte Thüringens Th. V. S. 373 geſam-

und Kraft mit Anmuth und Anſtand verbunden und alles beſeſſen habe, was der Römer mit dem bedeutenden Worte Decor an Männern zu loben wußte. Die ganze Stellung iſt auch hier voll Anſtand und Würde. Der Held ruht, und überdenkt die Vortheile, die das nach ſo blutigen Kämpfen eroberte Breiſach zur Ausführung ſeiner Lieblingswünſche gewähren werde. Ein zweiter Punct, der durchaus nur auf dieſen Helden unſere Deutung leitet, iſt die Ausſicht, die ſich unſerem Blicke im Hintergrunde durch die Fenſteröffnung darbietet. Wir erblicken hier die Veſte Breiſach, das Bollwerk Teutſchlands; — denn damals hatte und bewahrte unſer Vaterland noch Schutzwehren und Grenzfeſtungen gegen den Allesbeherrſchenden jenſeits des Rheins, die Vormauer —

— quae potentior Rhenum
Coercet altis nixa Briſſacum ſaxis,
Infracta moles, gentis Auſtriae robur,
Spelunca Martis prisca, carcer armorum,

wie dieſer damalige Schlüſſel vom Breisgau und der vorderöſterreichiſchen Staaten in einem latein.

melt hat. Vrgl. ſeine Geſchichte von Teutſchland, V. Band. S. 485.

II.

Von den Quellen der älteſten Geſchichte der Teutſchen.

Von dieſem alten Teutſchland finden wir Nachrichten bey den römiſchen Geſchichtſchreibern, und unter dieſen hat uns Cäſar die erſten, und ein Jahrhundert nach ihm Tacitus die weitläuftigſten hinterlaſſen.

Gleichwie wir cultivirten Europäer gute Urſachen haben, von denen in ihrem uncultivirten Zuſtand und in ihrer eigenen Verfaſſung lebenden Amerikanern, ſeitdem ſie uns zu ihrem Unglück bekannt geworden ſind, etwas nähere und umſtändlichere Nachrichten aufzuzeichnen und zu leſen: ſo kan wohl Tacitus bey einem faſt ganz ähnlichen Verhältniß eben dieſelben Urſachen gehabt haben, ſeiner im höchſten Grad der Cultur damals geſtandenen Nation die noch ſo rohe und ganz eigene Verfaſſung der alten Teutſchen durch eine kurze Abſchilderung bekannter zu machen.

Man muß zwar dieſem Schriftſteller ungleich mehr Einſicht und einen viel ſtärkern Beobachtungs-Geiſt zugeſtehen, als je einer von allen denen Seefahrern, die uns von der Verfaſſung der Amerikaner näheren Unterricht haben geben wollen, in ſeinen Nachrichten gezeigt hat. Aber dennoch wird er von allen Fehlern, die er mit dieſen gemein haben könnte, nicht leicht frey zu ſprechen ſeyn.

Panegyricus, der gleich nach der Eroberung deſſelben dem Sieger zugeſchrieben wurde, *) ſehr charakteriſtiſch beſchrieben wird. Auf dem Urbilde in der Holztafel iſt auch das Gebirgige der Feſtung noch deutlicher angedeutet, als es in dem kleinen Umriß darnach, der hier geliefert wird, geſchehen konnte. Auch ſcheint da in der Luft ein ſchwebender Adler bezeichnet geweſen zu ſeyn, welcher aber durch die Länge der Zeit jetzt ganz undeutlich geworden iſt. Man hatte wirklich eine alte Ueberlieferung, daß dies königliche Auſpicium ſich bei Herzog Bernhard mehrmals, beſonders aber als er den zum zweitenmale verſuchten Entſatz des Generals Götz am 14. Octo-

*) S. *Casparis Barlaei Brisacum* capta, sive Panegyris dicta Serenissimo Invictissimoque Principi *Bernhardo*, Amstelod. apud Blaev. 1649 in fol., wo obige Stelle S. 16 zu leſen iſt. Das ganze Gedicht, das aus einigen 1000 Skozoeten, ein ſehr unſchickliches Sylbenmaaß zu einem Heldenliede, beſteht, befindet ſich auch in verſchiedenen Sammlungen ſeiner Gedichte, als in der, welche Heroica betitelt iſt. lib. I. p. 105 und im zweiten Theile ſeiner Poematum wieder abgedruckt, und iſt, die dem Barläus eigene Aufgedunſenheit abgerechnet, in einzelnen Stellen nicht ohne Verdienſte und voll kloſſiſcher Wendungen. Für die Geſchichte ſelbſt iſt indeß wenig Ausbeute daraus zu hoffen. Vergl. Cyprian's Adversaria p. 25.

der 1638 zurückgeschlagen hatte, über seinem Zelte gezeigt habe. *)

Nach einer bekannten Erzählung beim Plinius und Quintilian wurde es dem Apelles hoch angerechnet, daß er, um die Einäugigkeit des Königs Antigonus zu verbergen, ihn nur im Profil malte, um dadurch das fehlende Auge zu verdecken. **) Wir dürfen es daher wohl auch unserm Holzschnitzer zu einigem Verdienste anrechnen, daß er die rechte Hand seines Helden, die den Zeigefinger verloren hatte, in eine solche Lage zu bringen wußte, daß man den verlornen Finger nicht vermißt. Denn

*) S. die Beilage D, wo aus Freinsheim's teutschem Hercules die hieher gehörige Stelle excerpirt worden ist. Dies Gedicht verdiente wohl eben so gut, als manches andere, was uns aus der Trutznachtigal und Consorten der Knabe Wunderhold wieder auffrischt, eine neue Auflage. Man lernt daraus den wackern Philologen, Johann Freinsheim, dessen Supplemente zum Curtius und Livius mit diesen Autoren selbst fortleben werden, auch als einen vollgültigen teutschen Versmann kennen.

**) S. Plinius XXXV, 36. p. 14 und die gesammelten Stellen im Junius Catalogus artificum, p. 12. Die Streitfrage, ob dadurch erst die Gemälde im Profile (catagrapha) bei den Griechen bekannt geworden sind, entschied schon Lessing verneinend. Vergl. Spalding zu Quintilian T. I. p. 334.

an der in die Seite gestemmten Hand ist diese Verstümmelung keineswegs zu bemerken. Es ist nemlich bekannt, daß Herzog Bernhard bei der Einnahme von Elsaß-Zabern am 30sten Juni den Zeigefinger einbußte, welcher, nachdem er ihm abgelöst worden war, in des Herzogs Wilhelm Ernst Kabinet nach Weimar kam, eine Zeit lang im herzogl. Naturalienkabinet in Jena gezeigt wurde, sich aber jetzt in der Verwahrung des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht befindet. Die Sache mit dem abgeschnittenen Zeigefinger leidet nicht den geringsten Zweifel. Nur darüber sind die Berichtssteller uneinig, ob der Finger der rechten oder der linken Hand zugehört habe. *) Angenommen also,

*) Ob der Finger der linken oder rechten Hand zugehört habe, ist freilich am Ende sehr gleichgültig, und mit den berühmten Streitfragen, die Kaiser Tiberius den zanksüchtigen Grammatikastern und Philologen seiner Zeit vorzulegen pflegte, ganz in eine Klasse zu setzen. Indeß betrifft sie doch gerade einen Finger, der sich bis auf unsere Tage erhalten, und als eine achtbare Fürstenreliquie stets große Aufmerksamkeit erregt hat. Nun sagte Tenzel in seinem Ernestinischen Medaillen-Kabinet S. 545, es sey der Zeigefinger der rechten Hand gewesen, Müller aber in seinen Annalen zum Jahre 1636 S. 353 es sey derselbe Finger an der linken Hand gewesen. Beide Zeugen verdienen bei der Quelle, aus welcher sie schöpften, ohnge-

daß unſer Holzrelief kurz nach dem Tode Herzogs Bernhards und von einem Kenner angegeben oder gemacht ſey: ſo wird dadurch dieſem merkwürdigen Hausjuwel auf einmal wieder ſeine wahre Stelle angewieſen.

Noch iſt die große goldene Kette mit dem davon herabhängenden Medaillon zu bemerken, welche das Wehrgehänge oder Bandelier überkreuzt. Man weiß, mit welcher Dankbarkeit Bernhard, ſo lange ein Odemzug bei ihm aus und einging, ſeinem königlichen Freunde und Lehrer Guſtav Adolph zugethan blieb, und wie erfreut er war, als er die durch die unglückliche Schlacht bei Nördlingen verloren gegangenen Kleinodien, die er als Andenken des Königs doppelt ſchätzte durch die hochgeprüfte Treue des wackern Feldoberſten Chriſtoph von der Grün zurück erhielt. Es ſcheint daher die Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, daß das hier umgehangene Medaillon das Porträt des Königs vorſtelle. Wo hätte es auch einen würdigern Platz gehabt, als auf

ſähr denſelben Glauben, und die Sache läßt ſich ſchwerlich mit einem bloßen Machtſpruche, wie Helfeld S. 273 ſich erlaubt, aburtheilen. Allein unſer Relief entſcheidet nur mit unzweideutiger Gewißheit für Lenzel's Angabe.

der Bruſt des Feldherrn, der im Sinn und Plan des großen Königs, den Kampf bei Lützen ſo herrlich auskämpfte?

Die hier theils auf der Tafel, theils auf dem Boden des Zimmers ruhende Rüſtung iſt weniger koſtbar, als die, welche ſich noch jetzt im Beſitze des hohen Fürſtenhauſes befindet, und, ſeit aus den Trümmern der alten Wilhelmsburg eine neue Auguſtusburg in vollendeter Herrlichkeit empor-geſtiegen iſt, dort in dem runden gothiſchen Zimmer nebſt andern Erinnerungen an Weimars frühere Heldengröße aufbewahrt wird. Die noch vorhandene Rüſtung brachte Bernhard aus Frankreich mit, wo ſie ihm wahrſcheinlich am Hofe Ludewigs XIII geſchenkt worden iſt.

Nicht ohne alle umgebende Bedienung und Begleitung erſcheint auf unſerem Schnitzwerke der edle Fürſt. Ein phantaſiereicher Romandichter unſerer Tage hätte vielleicht ein edles böhmiſches Fräulein als Pagen ihm zur Seite geſtellt.*) Die ſtrengere

*) Ich darf hier nur an die mit Phantaſie und Sachkunde gedichtete Thekla von Thurn erinnern, die man, mit welchem Rechte, läßt ſich freilich nicht beſtimmen, dem Thurn und Taxiſchen Bibliothekar Hofrath Kaiſer zugeſchrieben hat.

Geſchichte, und der ihr treugebliebene Künſtler weiß nichts davon. Der tapfere, zu geringem Bedürfniſſe und zur ſicherſten Unabhängigkeit, die in ſtrenger, ſich ſelbſt bedienenden Gnügſamkeit beſteht, früh ſchon erzogene und gebildete Krieger, hat höchſtens nur zwei dienende Gefährten aus dem Thierreiche um ſich. Hätte der Bildſchnitzer unſern Bernhard ins Freie zu ſtellen gehabt; ſo würde ſein treues Schlachtroß, ſein Rabe, *) ſchwerlich an ſeiner Seite gefehlt haben. Hier in der Halle umgiebt ihn ſein treueſter Wächter, ſein Hund. Schmeichelnd und liebkoſend hebt er den Kopf zu ſeinem Herrn empor. Aber auch er iſt in Ruhe, wie die umgebogene Pfote beweißt. Das treue Leibthier ſcheint es zu fühlen, daß heftigere und lebhaftere Dienſtbezeugungen hier nur ſtören, nicht erfreuen würden.

Böttiger.

*) Des Herzogs Henaſt hieß gewöhnlich der Rabe, welchen er bei ſeinem Tode ſeinem geliebten Roſen vermachte, wie auch Schiller in der Erklärung zu Bernhards Bildniß im hiſtoriſchen Kalender auf das Jahr 1791 anführt. Er war alſo von dem Henaſte, dem er in ſeinem Teſtamente dem Herzoge von Suebrjnet vermachte, verſchieden. Von ſeinem Raben iſt auch die Stelle in Freinsheim's Gedicht zu verſtehen. S. die Beilage D.

Beilagen.

A.

Visa reperta der Aerzte und Wundärzte, die über Herzog Bernhards Krankheit und Leichnam in Neuburg aufgestellt worden sind. *)

Sereniſſimus princeps *Bernardus* dux Saxoniae etc. generaliſſimus etc. foeliciſſimae recordationis, quarto nonae Julii anno milleſimo ſexcenteſimo trigeſimo nono ex Burgundia cum exercitu redux, in munimento Henninguenſi febre peſtilenti correptus ſub veſperam fuit. Inde Neubourgum navi vectus reni communi ſubſcriptoris conſilio, occultum morbi venenum omnibus viribus impugnare ab initio morbi ad finem usque non destitit, adjuncta ſimul victus ratione huic morbi generi conveniente, quibus effectus eſt ut in principio tertiae diei puſtulae carbunculo referentur albae et exiguae in dextro colli latere et gena dextra

*) Aus dem Herzogl. Archive in Weimar.

et mento quinque et juxta hypocondrium dextrum ſexta eruperit, reliquum vero corpus petreſiis in manu rubris et in habitu corporis livide refertum apparuerit, urinae vero craſſae et conſulae reddebantur, ideoque quarto die de nocte fluxus alvi ſymptomaticus obortus, quo corrupta varia tandem circa quartam matutinam ipſi ſcilicet nonae Julii grumos atrabilarii ſanguinis excreuit. Hinc ſubito virium lapſu mors immatura hora ſeptima ſecuta eſt perſiſtente ad extremum usque ſpiritum, mentis robore et integritate.

Blandinus M. D.
Lutovicus Schmit. D.

* * *

Verzeichnuß

was wier bey Eröffnung des Durchlauchtigen Hochgebohren Fürſten vndt Herrn, Herrn Bernhardten Hertzogen zu Sachſen Gülich Cleue vndt Berg Landgrave zu Düringen Marckgrave zu Meyßen Grave zu der Marck vndt Rauenspurg Herr zu Rauenſtein Hoch Seliger Gedechtnuß nun mehr ihn Gott ruhenden abgeſtorbenen Cör-

per außer vndt innerhalb der Malignitetn oder signa Pestifera befunden worden.

1.) Auf der Rechten seiten ahn halß 2 große Schwarhe giftige blattern, vndt vnder dem Kinn 3 Rothe Feuerbrennende blattern.

2.) Gleich gegen der Leber zu vnderst 2 große Schwarhe giftigen blattern, die eine hat zimlich vmb sich gefreßen gehabt, Auch der Leib mit Schwarhen toden mählern überzogen gewesen, doch zu Meistentheils vff der Rechten seitn

Inwendige Signa

3.) Waldt wie wier J. F. gn. Seelig gedechtnuß geoffnet, haben wir ein überauß starken odorem empfunden, da wahren die Instestina so braun anzusehen alß hette man sie mit einander ihn ein schwarh gestandenes geblütt gelegt gehabt.

4.) Daß Hertz wahr zimlich gut allein ihm die breitte ziemlich zusammen zerschrumpfen, hat sonsten Keine Malignitetn daran Spüren können, allein daß die hertzCammer zimlich voller waßer wahre

5.) Wahr der Magen auſſwendig nit ſo böß alß inwendig dann er wahr innerlich mit einer ſolchen zehen ſchleim behenkt gleich einer Weindrüßen ganz Schwartz vndt verbrandt

6.) So iſt die Lung gantz voller gifftigen blattern geweßen alß hette man eine gantze Schüßel voll Sperma Ranarum vndt ſehr groß, wahr ſehr faul daß da Meiſter Niklauß ſeelig gedechtnuß drein geſchnitten, nichts alß ein faul euteriche Materi darauß gegangen

7.) Die Leber wahr vff der vnderſten ſeiten gantz Schwartz putrificirt, Allein die gall wahr zimlich groß, vndt doch vaſt gantz leher

8.) Daß Milz wahr ſo groß vndt vffgeloſſen daß wir auch die tag vnſers Lebens niemahlen ein ſolches großes Milz geſehen haben hat zimlich gerochen gehabt, Die blaß hat gantz Keinen Urin bej ihr

9.) Ihn dem hohlen Leib wahr ſo voller waßer darin ſolche gelbe Materj gleich einer Gelatina oder Gallerej geweßen, daß wir vff die 6 große handvoll herauſſer gethan haben

10.) Alß man daß haupt geöffnet vndt daß hirn

Alle Nachrichten, die er von dem nördlichen Teutschland und den darinn gelegenen Völkerschaften giebt, hat er vom Hörensagen, weil wir gewiß wissen, daß er nicht selbst in diesen Gegenden gewesen ist: und ein denkender Leser seiner Zeit würde ihn nach hundert wesentlichen Umständen, die er entweder gar weggelassen oder blos flüchtig berührt, zu fragen Ursache gehabt haben, die wir nunmehr, da uns die ganze Sache noch ungleich interessanter ist, durch schwankende Conjekturen errathen sollen.

Wenn man aber anders über ein so ehrwürdiges Denkmal des Alterthums noch weiter kritisiren darf, so bemerke ich an diesem sonst so vortreflichen Schriftsteller noch zween ihm ganz eigene Fehler, über welche einer oft zuletzt ungeduldig werden muß, wenn er durch sie aller Anstrengung der Aufmerksamkeit ungeacht, ehe er es sich versieht, so oft in Labyrinthe von Zweifel, Ungewißheit und Dunkelheiten, gerade bey den interessantesten Gegenständen, hineingezogen wird.

Seine allzu gedrungene Schreibart auf Unkosten der Deutlichkeit — ich getraue mir zwar nicht, da dieser Schriftsteller allen und jeden Geschichtschreibern durch das beynahe entschiedene Urtheil des Publikums zum Muster aufgestellt worden, — hierinn gerade zu widersprechen: doch möchten alle seine Nachahmer, bey denen der Fehler unerträglich und unverzeyhlich werden dürfte, aus wohlmeynenden Absichten für ihre Leser und

für

heraus thate haben wir ein fürtrefflich frisches gesundes groſses gehirn befunden,

Solches zubezeugen haben wir mit eignen Händen vnderschriben

Johann Christian Römer Chirurg
Henrich Schönau pharmaceut. studiosus
Hieronymuß Fürstenheuer Hoffapothek.

Beilage B.

Wasserberg nach Schmidts Geschichte der Deutschen.

„Gerade in den Gegenden, wo unsere freien Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns recht zum Hohne, waffenlose Ausländer, ohne Legionen allen Teutschen Trotz, und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie sprechen, wir hören uns als Orakel an; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris, auf den Tisch geworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Und was bleibt uns übrig als

der

der Tod? Schon rathſchlagen ſie in Teutſchland über Teutſchland, was ſie uns nehmen, was laſſen, welche Federn ſie dem römiſchen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einſetzen wollen. Wir müſſen noch erwarten, was ſie erſt ſpät wollen, und was ſie endlich nicht wollen, was ſie ſich jetzt gefallen laſſen, und morgen mit Ekel und Ueberdruß wieder von ſich werfen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns ſelbſt, verlaſſen über den Götzen fremder Völker, unſere eigene ſchützende Gottheit, und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf!“

Beilage C.

Bernhard Weimar.

Bernhard Weimar war ein Mann
Ohne Furcht und Schrecken;
Seine größte Freude war:
Schlafende zu wecken.

Wer von uns die Zeit verſchläft
Der iſt zu bejammern!
„Kinder auf! zu guter That!
Rief er in die Kammern.

„Auf! Ihr Fürſten, rief er, auf!
Zeit iſt's Recht zu ſchaffen!
Schändlich iſt der Friedensbruch!
Auf zu Wehr und Waffen!“

Unſre Väter ſah'n den Feind,
Zahl war nicht die Frage;
Schlugen ihn und ließen ihn
Laufen nach dem Schlage.

Wären alle Fürſten groß,
Alle Große größer,
In die Zukunft ſcharf zu ſehn,
Dann ſo ſtünd es beſſer!

Unſre Ehre ſäh'n wir noch
Wie die Sonne glänzen:
Unſre Feinde wären noch
In den alten Gränzen.

Daß es nur nicht ärger wird,
Laßt uns alle wachen!
Und den alten Fürſtenbund
Neu und veſter machen!

Wachen oder träumen wir?
Unter Furcht und Schrecken,

Möcht' ein Bernhard Weimar uns
Aus der Schlafſucht wecken!

Gleim.

Beilage D.

Probe aus Joh. Freinsheims Teutſchem Herculeſ an den Herrn Bernharden, Herzogen zu Sachſen. Steasburg 1639.

1) Die Weimariſchen Adler.

Nachdem von dem Treffen erzählt worden, welches Herzog Bernhard dem zum zweitenmale zum Entſatz von Breiſach herbeieilenden General Götz geliefert hat, fährt der Dichter alſo fort:

Der Herzog aber hatt ſie ſo abweiſen laſſen,
Daß nach derſelben zeit Götz nicht mehr wiederkam,
Sich ganz hinweg begab und endlich abſchied nam,
Ließ Breiſach Breiſach ſeyn und zog er ſeine ſtraſſen.

Wie nun zu dieſem mal dem Herzog auch gelungen
Und er ſich wiederumb begeben in die Zelt;
So hat ein Adler ſich erzeiget in dem feld,
Und um den Fürſten her ſich etlichmahl erſchwungen.

Man wird in unſerm Land ſonſt wenig Adler ſehen,
Allein ſo viel man ſieht, ſo halten ſie ſich gern

Umb Sachſen-Weimar auf und um dieſelbe Herrn,
Als wie ein halbes Jahr für dieſem thun geſchehen, d).

Daß bei ermeldter Statt man einen hatt gefangen,
Deßgleichen auf den Tag, als dieſer theure Held
Zum erſten angeſchawt die wandelbare Welt, e)
Die fünf und dreiſſig Jahr ſein nunmehr faſt vergangen.

Ob aber ſolches Werk und was es zu bedeuten,
Das ſtell ich denen heim, die mehr davon verſtehn,
Und öfter weder Ich mit pflegen umbzugehn.
Das aber weiß ich wohl, daß bei den alten Zeiten

Man ſolche Sachen viel in achtung hat genommen,
Eh als der Alt Tarquin, Auguſtus und ſein Sohn,
Desgleichen Claudius und Galba zu den Thron
Des Obriſten gewalts gelangt ſein und kommen.

So hatt man ſonſten auch für gar gewiß gehalten,
Wer auf gedachte weiß ein Adler ſich erſchwing,
Bedeut' er Glück und Sieg, und andre große Ding. f)
Wir laſſen aber jetzt die Meinung ſolcher Alten!

Hierzu gehören folgende Randanmerkungen.

d) Nämlich auf den 12. April 1638.

e) Bei Schwerdſtätt, eine Meile von Weimar. Wie in der Relation vom Jahre 1638 gemeldet wurde.

f) Aquilae hic honor est datus, ut magnarum rerum faceret auspicia, ſagt Seneca.

2) Der ſchwarze Hengſt.

Wan Ewer Schwartzer Hengſt, b) wie freund und
feind bewußt,
Ganz mutig einher trabt und zeiget allen leuten
Mit ſeinem ſtolzen gang, er wiſſe wen er trage,
Das ſtehet alles wohl und aus der maſſen fein:
viel höher aber iſt zu ſchätzen.. wie Ich mein,
Daß Ihr den Gottesdienſt verrichtet alle tage
Und Ihm mit lob und Dank ein reines Opfer
bringet,
Und wan Euch ſeine Huld ein gutes Glück beſchert,
Denſelben alſo bald ſampt Ewren leuten ehrt,
Und mitten in den Feld den ſchönen Pſalmen c)
ſinget.
Wan Gott nicht bei uns wär u. ſ. w.

Hiezu gehören die Randanmerkungen.

b) Hier wirdt fürnemlich auf die Schlacht bei Mittenweyer gedeutet, in welcher Ihro Fürſtlich Gnaden ſonderlich einen groſſen ſchwarzen Hengſt gebrauchet. Obwohl bei dergleichen Treffen ein Pferdt allein nicht kann ausdauern.

c) Dieſes iſt auch nach erhaltenem Sieg bei Mittenweyer geſchehen.

II.

Schillers Todtenfeier.

Theatraliſch

für

einige Freunde bearbeitet

von

Guſtav Anton Freiherr v. Seckendorf.

(Nacht und Wald. Im Hintergrunde eine mit Bäumen bewachſene Felſengrotte. Melpomene tritt von der andern Seite hinter Bäumen hervor.)

Melpomene.

Dahin, dahin! und nimmer kehrt er wieder,
geraubt hat ihn das tödtende Geſchick.
Erfüllt die Nacht, gerechte Trauerlieder,
dort über Wolken ſuch' ihn, Thränenblick. —
Gebt, Sterne, gebt den Sänger mir zurück!
Ihr habt auf Aethers raſchen, leichten Wogen
der Erde ihn und mir zu früh entzogen.
Ein falſcher Schmuck an rauher Schickſals Hand

halft ihr verrätherisch sein Daseyn enden.
Mir strahlet reizend nicht das Geisterland,
zu dem die Sterblichen sich sehnend wenden;
ich hasse euer trüglich kaltes Licht.
Verbergt euch hinter dichtem Wolkenschleier,
den Trauer-Pfad erhellen braucht ihr nicht.
Mein Gram sucht Nacht zur ernsten Todtenfeier,
und euern falschen Trost veracht't mein Schmerz.
In ungehemmter Klage will das Herz
sich laut ergießen, ohne Zeugen seyn. —
Es mag der Pfad durch Dornen sich auch winden
und über Felsen, dennoch werd' ich's finden,
das finstre Grab, den rauhen Leichenstein,
der jenes Trefflichen Gebein verschließt
und die Cypresse, die dem Grab entsprießt.
Wie groß stand er mit frischem Lorbeerzweige
an des vergangenen Jahrhunderts Neige
in edler stolzer Männlichkeit,
mit aufgeschlossnem Sinn', mit Geisterfülle,
voll mildem Ernst, in thatenreicher Stille,
der reife Sohn der Zeit.
Was oft beim Saitenklang der Musen
mit süßem Beben jedes Herz durchdrang,
erzog die Kraft in seinem Busen,
die sich hinauf, hinauf zum Weltgeist schwang.
Was in Jahrtausenden geschehn,

das Groß' und Edle aller Zeiten,
ließ er auf Bretern, die die Welt bedeuten,
gleich groß und sinnvoll still vorübergehn.
Er zeigte hin zum Morgenthor des Schönen,
zur Sonnenbahn der reinsten Sittlichkeit.
Den Zweifler lehrt er sich versöhnen,
fand er des Glaubens Heiligkeit,
und daß ein Gott sey und ein Wille lebe,
der über Zeit und Raum sich hoch erhebe,
und daß, ob alles auch im Wechsel kreis't,
im Wechsel selbst beharr' der höchste Geist. —
Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
hört ihn der Wanderer und lauscht,
er hört die Fluth vom Felsen brausen;
doch weiß er nicht, woher sie rauscht.
So strömten seiner Sänge Wellen
hervor aus silberreinen Quellen.
Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
nach langer Trennung bitterm Schmerz,
ein Kind mit heißen Reue-Thränen
sich stürzt an seiner Mutter Herz:
so führte zu der Jugend Hütten,

zur Unſchuld zartem reinen Glück
vom fernen Ausland fremder Sitten
den Flüchtling ſein Geſang zurück
in der Natur getreuen Armen,
von kalten Regeln zu erwarmen.

(Melpomene wird froh begeiſtert.)

Und trat er herein in den himmliſchen Saal,
dann bracht' er zum Guten das Beſte.
Die Freude! er bracht' ſie zum Nektarmahl,
da glänzten die Augen der Gäſte.
Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt;
er hatte geſehn, was auf Erden geſchieht
und was uns die Zukunft verſiegelt,
und drückte ein Bild des unendlichen All
in des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

(Melpomene verſinkt von neuem in Wehmuth.)

Ach! alles wiederholt ſich nur im Leben;
doch ewig jung war ſeine Phantaſie,
was er begeiſtert einſt gegeben,
es grünet ewig; altert nie.
Nur er iſt hin, wie jede ſchöne Gabe,
verſchwunden gleich der Liebe Jugendſchein.
Ihn ſchließt in ihrem feſten, düſtern Grabe
Vergangenheit auf ewig ein.

(Während der letzten Worte hat Melpomene ihr Geſicht be-

für das Studium der Geſchichte in den zukünftigen Jahrhunderten, dieſes bedenklichen Umſtandes wegen, zu erinnern ſeyn. Der andere Fehler ſcheint noch mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Es iſt natürlich, daß, wenn ich meinen Landesleuten ganz fremde Inſtitute und Verfaſſungen, die ich bey einer andern Nation angetroffen habe und die ihr eigen ſind, begreiflich machen und genau charakteriſiren will, ich dieſelbe mit ſo viel möglich correſpondirenden Worten bis auf die kleineſten Umſtände beſchreiben muß, damit meinen Leſern dadurch eben daſſelbe Bild, eben derſelbe Begriff ſogleich in die Gedanken komme, den die Nation hat, bey welcher die Sache angetroffen wird. Bediene ich mich aber ſolcher Kunſtwörter und Ausdrücke, die in unſerer Sprache von unſern Sitten, Inſtituten, Geſetzen und Verfaſſung her ſchon einmal mit ihrer eigenen beſtimmten Bedeutung geſtempelt ſind, um damit das fremde Inſtitut, weil es mit einem einheimiſchen einige Aehnlichkeit hat, zu bezeichnen; ſo werde ich, anſtatt die Sache begreiflicher zu machen, eben darum unverſtändlicher; ich verfehle dadurch meine Abſicht, und täuſche den Leſer.

Wenn ich es aufrichtig bekennen ſoll, ſo ſind mir die Nachrichten des Tacitus in einigen Stellen von dieſer Seite, je öfter und ſorgfältiger ich meine Betrachtungen darüber angeſtellt, immer verdächtiger geworden. Wie viel römiſche Kunſt-

deckt. Indeß erhellt ſich die Grotte mit Morgenroth, in welchem der Genius des Ruhms ſchwebend und einen Lorbeerkranz über Schillers einfachem Grabhügel haltend, ſichtbar wird. Am Fuße des Hügels ſchlummert der Genius des Lebens, mit geſtürzter Fackel. Nach und nach geht Melpomenens Stimmung in den heftigſten Schmerz über.)

O! rinne du Thränen vergeblicher Lauf!
Es wecket die Klage den Todten nicht auf.
Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer
und weiter giebt ſie dem Wunſche nichts mehr.

(Ein unſichtbarer Chor ohne Inſtrumental-Begleitung ſingt, und Melpomene dadurch aufmerkſam gemacht, erblickt das Grabmal, und ſinkt weinend an demſelben nieder.)

Siehſt du den Hügel nicht,
der ihn umſchließet?
Siehſt du das Morgenlicht,
das ihn umfließet?
Ruhm und Verklärung
leuchten herab,
decken das Grab
des hohen Sängers.

Es ſtirbt das Große nicht.
Die Seele lebet,
wenn auch die Hülle bricht.
Ewig umſchwebet
Ruhm jedes Große
in Lichtgeſtalt.

Nimmer verhallt
der Nachwelt Segen.

(Der Vorhang ſinkt langſam mit dem Verhallen der Töne herab.)

Anmerkung des Verfaſſers.

Wem wären nicht die Sammlungen der Gedichte des unvergeßlichen Schiller bekannt? Ich darf daher nicht erſt die Gedichte bezeichnen, die hier auf ihn ſelbſt angewendet worden ſind.

III.

Junker Rabold von Rabenſtein.

Ballade.

„Was ängſtet für ein Wehgefühl
Mit unbekannter Macht,
Den Wandrer dort am Felſenbühl,
In jener Ulmen Nacht?"
Wohl hauſ't in dem verfallnen Schloß
Der Eulen- und der Geiſter-Troß!

Ein mitternächtlich Schattenbild
Umtobt die Felſenhöh'n,

Und heult, wenn durch's Gemäuer wild
Die Nebelſtürme wehn.
Den Weidmann packt's mit Grauſen an,
Verfolgt er kühn des Wildes Bahn. — —

Der, deſſen blaugeſtählter Arm
Durch Lanzenſtoß und Hieb,
Mit ſeinem wilden Räuberſchwarm
Hier einſt nur Unfug trieb. —
Den jagt's nun um, mit wilder Haſt,
Im öden Burgring, ohne Raſt.

Der Räuber auf dem Felſenſchloß,
Von Seelenadel leer,
Durchzog mit ſeinem frechen Troß
Das Land einſt rings umher.
Er raubte Wandrern Hab' und Gut,
Und Spott war ihm des Bürgers Blut.

Und was der Frechſte einſt gethan,
Das thut er noch als Geiſt:
Er fällt den armen Wandrer an,
Und kneipt und ſchnaubt und beißt.
Er hält, zur Zeit der Mitternacht,
Auf jener Trümmer-Burg die Wacht.

Kein Hügel decket ſein Gebein,
Sein Schädel hohl und bleich,
Durchſchwirrt im falben Mondenſchein
Des Rädrers Knochenreich.
Dann ſchwebt der Geiſt an's Hochgericht,
Sucht Gradesruh, erſtrebt ſie nicht.

Im nahen ſtillen Wieſenthal'
Erhebt ſich eine Gruft;
Da ſäuſeln Weſte allzumal,
Geſang erfüllt die Luft.
Es deckt die Gruft kein Marmorſtein,
Es hüllt ſie Roſ' und Veilchen ein.

Der Schläfer, der am Blütenbaum',
Im Arm des Todes liegt,
Ward, nach des Lebens bangem Traum,
Vom Schlummer eingewiegt:
Einſt rann der Zähren Fluth ihm hin,
Drum war ihm Todes-Kuß Gewinn.

Der Brave, den nun Erde deckt,
Kehrt' einſt, als Handelsmann,
Von Schickſals-Launen lang geneckt,
Aus fernem Land', und ſann:
Wie das, was ihm der Fleiß verliehn,
Daheim nun ſollte ſchöner blühn,

Je näher er der Heimath kam,
Schlug höher seine Brust.
„Mein teutsches Weib lernt jeden Gram,
Gewährt mir süße Lust;
Und Tochter Emma blüht so hold,
Wie Gottes Flur im Morgengold!“ — —

Wohl sind der Menschen Fantasie'n
Oft nichtig, wie der Wind!
Zwei Tagereisen trennen ihn
Nur noch von Weib und Kind.
Schon konnt' er von Gebirges Höh'n
Die Hügel seiner Heimath sehn.

Da trat der freche Rabold hin,
Und raubt ihm Hab und Guth;
Geplündert schlich, mit trübem Sinn,
Der Arme, sonder Muth.
Noch hofft' er Trost im stillen Haus;
Doch hier ergriff ihn Schreck und Graus.

Er starrt den alten Diener an:
„Sieh mich am Bettelstab!
O Menschenhoffnung! eitler Wahn
Vom Werden bis zum Grab!
Böt Weib und Kind nicht Tröstung mir,
In Leid und Gram vergieng ich schier!“

„Die Tochter — ruht im ſtillen Grab; —
Entehrt brach ihr das Herz!'
Die Mutter, ohne Troſt und Stab,
Erlag dem wilden Schmerz!
Denn Rabolds gift'ger Buhlerſinn
Riß Blät' und Stamm auf einmal hin!"

Da trieb den Vater Wahnſinn fort,
Er fand nicht Raſt, nicht Ruh,
Als bis im ſtillen Todesport
Sein Auge ſchloß ſich zu. —
Der Aeltern und der Tochter Bund
Beſiegelt nun Ein Hügelrund!

Zuletzt erſchien auch Rabolds Ziel.
Die Flamme fraß ſein Haus;
Sein Leichnam ward der Geier Spiel,
Sein Geiſt irrt hier in Graus.
Er trabt daher auf ſchwarzem Roß,
Und ſtarrt nach ſeinem Trümmer-Schloß.

Im Wandrer, der den Berg betritt,
Sieht er den Handelsmann,
Der unter ſeinen Krallen litt,
Und fällt ihn teufliſch an;
Denn der Verſöhnung Jammer-Wuth
Wird ewig ihm zur Höllengluth!

Dann ſchwebt der Geiſt ſo matt und bleich
Hin an das Hochgericht.
Sein Schädel ſoll ins Todtenreich,
Und kann und kann es nicht. !
So geht ſchon manches Säkulum
Der Geiſt des wilden Rubold um! —

K. W. Juſti.

IV.

K u n ſt.

Die Ruinen Griechenlands.

Was mehrere mit ſehr ungleichartigem Erfolge verſuchten, aus Stuart's, Chandlers, Le Roy's und anderer Baumeiſter koſtbaren Werken ein wohlfeileres, doch nicht verkrüppeltes und daher unbrauchbares Werk über die unvergleichlichen Muſter der Baukunſt, die ſich in den Ruinen Griechenlands erhalten haben, zu verfertigen, das unternimmt jetzt, laut nachfolgender Ankündigung, ein Mann, deſſen raſtloſer Eifer und tiefeindringender

For-

Forſchungsgeiſt, uns aus langer perſönlicher Bekanntſchaft außer allem Zweifel iſt, und dem wir daher auch hier das Zeugniß nicht verſagen können, daß er in Verbindung mit einem Kupferſtecher, deſſen Ruinen von Marienburg in ganz Europa den verdienteſten Beifall einärndteten, gewiß etwas ganz vorzügliches, und in dieſem Fache bisher noch nicht geleiſtetes, liefern werde.

B.

* * *

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war Griechenland mit den trefflichen Ueberreſten ſeiner alten Gebäude, dem Künſtler beinahe eine terra incognita. Zwar früher ſchon hatten mehrere Reiſende darauf aufmerkſam gemacht, und von ihnen als den größten Meiſterſtücken der Kunſt geredet; allein die Abbildungen, welche dieſe Reiſende, die wohl Gelehrte, aber nicht Künſtler waren, davon lieferten, waren weit entfernt, deutliche Vorſtellungen davon zu geben, und die mit dem Reiſen in dieſen Gegenden verbundenen Gefahren, ſo wie die Schwierigkeiten, hier zu zeichnen und zu meſſen, hielten wirkliche Künſtler lange Zeit ab, jene herrlichen Trümmer mit Kenneraugen zu unterſuchen.

Die engliſchen Architekten und Maler Stuart und Revett waren die erſten, welche, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in dieſer Abſicht, ſo zu ſagen, eine Entdeckungsreiſe nach Griechenland unternahmen. Gleich nach ihnen befand ſich der franzöſiſche Architekt Le Roy, und zehen Jahre ſpäter, Stuarts Reiſegefährte Revett, mit dem Maler Pars und Doktor Chandler, in gleicher Abſicht in Griechenland. Seit dieſer Zeit beſuchten Künſtler und Gelehrte dieſe Gegend häufiger, und vorzüglich vervielfältigten ſich in dem letzten Dezennium die Wallfahrten nach dieſem Vaterlande der Künſte und Wiſſenſchaften.

Die Zeichnungen und Unterſuchungen der zuerſt genannten Reiſenden ſind durch prächtige Kupferwerke: Les ruines des plus beaux monuments de la Grece etc. par le Roy. 2 Theile. Fol. The Antiquities of Athens, measured and delineated by J. *Stuart* and N. *Revett*. 3 Theile, Fol. und Jonian Antiquities published by R. *Chandler*. N. *Revett* and W. *Pars*. 2ter Theil. Fol. bekannt geworden, und neuere Reiſende haben zum Theil ſchon mehrere Nachträge dazu geliefert, wie z. B. der Gr. Choiſeul Gouffier in der Voyage pittoresque en Grece, oder laſſen in verſprochenen Werken noch eine gute Nachleſe hoffen.

Hier noch etwas zum Lobe dieser Ueberbleibsel zu sagen, würde überflüssig seyn; ihr hoher Kunstwerth ist zu allgemein anerkannt, und ihre Verhältnisse gelten fast allgemein als Muster einer schönen Architektur. Die genaue Bekanntschaft mit denselben ist deshalb jetzt jedem Architekten nothwendig, und äußerst wünschenswerth muß ihm der eigene Besitz ihrer Abbildungen seyn. Allein jene Werke sind, zur allgemeinen Erfüllung dieses Wunsches, viel zu kostbar — so kostet nur allein Stuarts Werk in Teutschland 145 Rthlr. — und sie können daher nur das Eigenthum großer Bibliotheken und einiger reichen, Künstler oder Liebhaber seyn. Sehr viele Künstler müssen daher mit jenen herrlichen Vorbildern gänzlich unbekannt bleiben; und andere, denen ihre Ansicht auf großen Bibliotheken verstattet ist, dem Studium derselben viele Zeit aufopfern.

Diesem Mangel durch die Bearbeitung eines Werks abzuhelfen, welches durch einen geringen Preis das Eigenthum jedes Künstlers werden kann, und ihm alle, in jenen kostbaren Werken enthaltenen, Kupfer in richtigen und guten Nachbildungen liefert, war daher seit mehreren Jahren mein Vorsatz, und ich bin jetzt mit der Bearbeitung dieses

wörter und mit dem ganz eigenen Gepräge der römiſchen Sitten, Verfaſſung und Geſetzgebung geſtempelte Ausdrücke finden wir nicht bey dieſem Schriftſteller in ſeiner Abſchilderung von dem alten Teutſchland, da, wo er zwiſchen den römiſchen und teutſchen Inſtituten zwar einige Aehnlichkeit gefunden, doch aber ſelbſt dabey geſtehen mußte, daß ſie nicht einerley wären? Und doch ſind dieſe kleine mannichfaltige charakteriſirende Züge eben das, was wir gern ganz ausführlich wiſſen möchten. Man mag nun die Lektüre des Buchs anſtellen, wie man will, ſo finden ſich Schwierigkeiten, die mir unvermeidlich ſcheinen, die ich nicht zu heben weiß, und die mich immer verhindern, von der vorliegenden Sache den wahren, deutlichen Begriff zu bekommen, der mir weder Zweifel und Dunkelheit, noch viele daraus entſtehende unauflösliche Fragen im Sinne zurück lieſſe. Hängt man zu gewiſſenhaft an den römiſchen Worten, wer iſt dem Leſer dafür Bürge, daß ſich ihm nicht eine Menge falſcher römiſchen Neben-Ideen unvermerkt zudringen ſollten? Weicht man zu ſehr von den Worten ab — ſo läuft man offenbar Gefahr, ein Spiel ſeiner eignen Einbildungskraft zu werden; und hat man einmal den Geſchichtſchreiber aus dem Geſichte verlohren, ſo iſt es alsdenn einerley, wohin man in dem Labyrinth der Ideen und Möglichkeiten von ihr hingeriſſen wird. Der Roman kan immer gut und wahrſcheinlich werden, nur hat er vergebliche Mühe gemacht, weil man Geſchichte

und

Werks so weit gekommen, daß ich seine nahe Herausgabe, unter dem Titel:

Die Ruinen Griechenlands, aus den bis jetzt darüber erschienenen Werken bearbeitet,

hier ankündigen kann.

Es enthält die Darstellung aller in Griechenland und den dazu gehörigen Inseln bis jetzt bekannten Ueberreste alter Gebäude, nebst einer gründlichen Beschreibung derselben. Die Schriften der Alten, die obengedachten Werke, die Reisebeschreibungen, kurz, alle nur darauf Bezug habende Schriften, dienen bei Bearbeitung dieses Werks zur Grundlage. Stuarts Werk wird darunter das vorzüglichste seyn, und seine Abbildungen werden mit der größten Genauigkeit, und ohne die geringste Auslassung, geliefert werden. Allein, abgerechnet das Prachtvolle dieses Werks, werde ich mich bemühen, meiner Bearbeitung durch Berichtigung mehrerer, in Stuarts trefflichen Zeichnungen sich eingeschlichenen, Fehler einen Vorzug vor demselben zu geben.

Das Ganze wird aus ungefähr 180 Kupfertafeln, auf großes Schweizer Real-Papier gedruckt,

in 12 Heften, und aus einigen und dreißig Bogen Text, mit lateinischen Lettern gedruckt, in Quarto, bestehen. Eine gute französische Uebersetzung des letztern erscheint zu gleicher Zeit, und in Hinsicht des Papiers, des Stichs und Drucks soll nichts gespart werden, was diesem Werke nur zu irgend einiger Empfehlung gereichen kann.

Die Auf-, Grund- und Durchschnitts-Risse der Gebäude, ihre einzelnen Theile, als Säulen, Gesimse u. s. w., so wie die daran befindlichen Sculpturen, werden in gutgestochenen und radirten Konturen geliefert werden. Die Sculpturen behalten sämmtlich die Größe wie in den Originalkupfern, damit durch Verkleinerung nichts von der Richtigkeit derselben verloren gehe. Auch bei den architektonischen Blättern ist dies größtentheils beobachtet, und nur bei einigen, die unbeschadet der Deutlichkeit verkleinert werden konnten, ist diese Verkleinerung zur Ersparung des Raums benutzt worden. Eine Berechnung der Säulenverhältnisse nach Modul habe ich, zur Erleichterung ihrer Anwendung, hinzugefügt.

Die Prospekte werden von dem, durch seine Arbeiten, unter andern durch die trefflichen Abbil-

burgen des Schloſſes Marienburg in Preuſſen, rühmlichſt bekannten Kupferſtecher, Hrn. Fr. Frick in aqua tinta bearbeitet werden.

Der Text beſchreibt mit aller, ohne Abbruch der Vollſtändigkeit möglichen, Kürze alle Trümmern, ſie mögen durch Zeichnungen, oder auch nur durch Beſchreibungen bekannt ſeyn, in Hinſicht ihrer Geſchichte, ihrer Architektur u. ſ. w. mit genauer Angabe der Quellen, und mit Beifügung einer vollſtändigen Literatur der von ihnen handelnden Schriften. Aber erſt bei Beendigung des Werks wird dieſer Text, ſo wie eine Charte von Griechenland, worauf die Lage aller daſelbſt noch vorhandenen Trümmern bemerkt iſt, erſcheinen. Bereicherungen dieſes Gegenſtandes durch neue Reiſende werden in der Folge in Nachträgen nachgeliefert werden.

Die Herausgabe dieſes Werks übernehme ich ſelbſt. Der erſte Heft, welcher die Proſpekte der Propyläen und des Parthenons, nebſt den architektoniſchen Zeichnungen beider Denkmäler enthält, erſcheint im Anfange des kommenden Jahres, als Vorläufer des Ganzen, der zweite Heft zur nächſten Oſtermeſſe, und dieſem folgen dann die

übrigen in Zwiſchenräumen von 8 bis 12 Wochen; ſo daß das ganze Werk zu Ende d. J. 1807. vollendet ſeyn wird.

Ein ähnliches Unternehmen fiengen vor 10 Jahren 3 Pariſer Kupferſtecher, Delettre, Boutrois und Helnis, unter dem Titel an: Galerie antique, ou collection des chef d'oeuvres d'architecture, ſculpture et peinture antique etc., welches in Heften von 8 Kupferblättern in klein Fol., ohne Text, mit den nöthigen Erläuterungen auf den Platten ſelbſt, heraus kam. Den Anfang machten Abbildungen der atheniſchen Gebäude aus Stuarts Antiquities of Athens. Bei dem geringen Preiſe, von 5 bis 6 Livres für das Heft, hätte es nützlich werden können, allein die Herausgeber begiengen den Fehler, gerade die Genauigkeit, die Stuarts Werk ſo rühmlich auszeichnet, hintan zu ſetzen; ſie ließen den größten Theil der von Stuart angegebenen Maaße weg, und lieferten oft nicht einmal treue Nachbildungen. Dies ſcheint auch die Urſache zu ſeyn, welche die Fortſetzung dieſes Unternehmens verzögert hat. Vor einem ähnlichen Schickſal, hoffe ich, ſoll die äußerſte Genauigkeit, verbunden mit

dem gewiß geringen Preiſe, von 6 Friedrichsd'or aufs ganze Werk, das meinige bewahren.

Berlin,
den 20ſten Septbr. 1805.

Friedrich Rabe,
Königl. Ober-Hof-Bau-Inſpektor.
Markgrafen-Straße No. 73.

V.

Briefe zwiſchen Gleim und Wilhelm Heinſe.

Wir haben im vorigen Jahre die erſte Sammlung von Briefen aus dem reichen Schatze, welchen der unvergeßliche Gleim zur Bekanntmachung fürs größere Publikum hinterließ, durch Herrn Körte erhalten, und jeder teutſche Biedermann, der es mit den Heroen unſerer Literatur gut meint, und ihre Verdienſte anerkennt, durch die ſelbſt die Undankbaren ſo weit kamen, um undankbar ſeyn zu können, wird mit dem laut zu billigenden Urtheile

einverſtanden ſeyn, welches Johannes Müller vor kurzem in der Jenaiſchen Allg. Lit. Zeitung darüber fällte (No. 229). Wer ſieht ohne Theilnahme die berühmten Vorgänger, wie ſie in ſich und unter einander geweſen? In Vergleichung anderer Zeiten und Nationen dürfen wir mit ihnen kühn auftreten. Auf dieſen Band Briefe der Schweizer folgt nun eine zweite Sammlung in zwei Bänden mit der Ueberſchrift: Briefe zwiſchen Gleim, Wilhelm Heinſe und Johannes von Müller, aus Gleims literariſchem Nachlaſſe herausgeben von W. Körte (Zürch, Heinrich Geßner 1806). Des großen Geſchichtſchreibers Johannes Müller Briefe an Gleim werden hier ihrem innern Vollgehalte nach, ohnſtreitig die gediegenſten und lehrreichſten ſeyn. So erzählt er gleich in einem der erſten Briefe ſeinen Bund mit Bonſtetten, dem wir jenen herrlichen Briefwechſel verdanken, der ſchon ſeit einigen Jahren das Lieblingsbuch aller Jünglinge, die in die große Schule der Welt mit kaltem, beſonnenem Kopf und warmer Bruſt eingehen wollen, und aller Männer von Geſchmack geworden iſt. Der eigentliche Briefwechſel findet indeß in dieſer neuen Sammlung faſt immer nur zwiſchen Gleim und Heinſe ſtatt.

Man lernt durch dieſe Briefe den Verfaſſer der Laidion, des Ardinghello und der Hildegard von ſeinem früheſten literariſchen Umtrieb an kennen. Er war von Wieland, der damals in Erfurt lebte, an Gleim empfohlen worden, und dieſer nahm ihn nun ſogleich in die heilige Schaar von Jünglingen auf, denen der großherzige Mann, Vater und Wohlthäter, Freund und Rathgeber auf eine Art wurde, die an ein goldnes Zeitalter unter Heroen der Vorwelt erinnert, und die in der Geſchichte der teutſchen Literatur keine Parallele findet. In Heinſens Briefen glühete feurige Sinnlichkeit, und ein brennender Durſt nach dem Kunſt- und Feenlande jenſeits der Alpen. Durch die Verbindung mit Jacobi, der ihn für ſeine Iris anwarb, und, während Gleim eben in Magdeburg war, ſchnell aus Halberſtadt entführte und mit ſich nach Düſſeldorf nahm, kam er dieſem Ziele ſchon weit näher. Es ſind uns aus dieſer Sammlung, die erſt nach einigen Monaten vollendet erſcheinen kann, einige Briefe zur vorläufigen Probe mitgetheilt worden, und die Leſer des Merkurs werden es uns hoffentlich Dank wiſſen, ſie auf dieſes, bei der ſtets friſch ſervirten coena dubia unſerer neueſten Literatur noch nicht übernächtig gewordne, Schüſſelchen aus einer früheren Zeit, im

voraus aufmerksam gemacht zu haben. Heinse hatte in seiner ihm so eigenen Zerstreuung und Ecstase seinen letzten Brief aus Düsseldorf mit der Aufschrift nach Halberstadt ablaufen lassen: An unsern lieben Vater Gleim. Dies hatte ganz Krehwinkel in Allarm gebracht, und den ehrlichen Gleim grade von einer Seite berührt, von welcher der alte, ehrbare Junggeselle am wenigsten Scherz verstand. Darauf erfolgte nun nachstehender Brief.

Gleim an Heinse.

Halberstadt d. 29. Jun. 1774.

Um Gottes Willen, liebster Freund, machen Sie die Aufschrift auf den versprochenen langen Brief, dem ich mit großem Vergnügen entgegen sehe, nicht: „An unsern, lieben Vater Gleim.“ In der ganzen Stadt klatscht man: Gleim habe von seinen H...kindern einen Brief erhalten. —

Ein Weltweiser sollte der Narren lachen, wahrlich nicht, man kann's nicht! Man erfährts zu viel, daß die Menschen Teufel sind; im übrigen, und wenn die Aufschrift, die aus Ihrem guten Herzen so unschuldig dahin floß, das Vergnügen durch die

dummen Klätſchereien, die der Poſtbote verbreitet hat, mir nicht verdorben, nicht halb verdorben hätte, wie groß und rein wär's dann geweſen! Und zu rechter Zeit! Denn ſeit dieſen letzten drei Tagen war ich ſo krank, und hatte ſo vielen Verdruß, daß ich ſo einer Herzſtärkung von meinem lieben Roſt wahrlich höchſt benöthigt war.

Den guten Göttern ſey es gedankt, daß Roſt *) und Wieland wieder Freunde ſind! That ich nun nicht wohl, daß ich es verhinderte, daß Sie jenen fatalen Zank nicht fortſetzen konnten? Sie wären Todfeinde geworden, und ſelbſt Laidion, das den Olympiern ſelbſt ſo göttliche Mädchen, wäre nicht Verſöhnerin geweſen.

Ob unſers Wielands Pſyche mir gefallen habe? Welche Frage! — Aeußerſt, wie Leda dem Vater Zevs gefiel, oder Pſyche dem Amor, ſo hat Wielands Pſyche ſeinem Gleim gefallen!

Litterariſche Neuigkeiten haben wir keine.

*) So nannte Gleim immer ſeinen jüngern Freund mit Beziehung auf einen älteren Dichter des Namens, deſſen freie Manier hinlänglich bekannt iſt.

Satyren auf Gellerts Monument gehen zu Leipzig herum, und läſtern den guten Gellert, der für ſeine Fabeln ein und dreißig Gulden zum Trinkgeld von Wendlern empfing.

Wir erwarten den Maler Gottlob aus Leipzig, einen Schüler Oeſers, und Oeſern ſelbſt. Ich freue mich darauf. Kommen Sie nach Mannheim, ſo laſſen auch Sie ſich malen auf Tempelherrns*) Unkoſten. Ich lege die Maaße der Länge und Breite bei. Zwiſchen Sohn und Bruder (Jacobi) ſteh' ich und umarme ſie mit Leib und Seele.

Heinſe an Gleim.

Elberfeld d. 5. Jul. 1774.

Meine Ausflüge in die florentiniſchen Gegenden des Rheins ſind ſo reich und ſo entzückend an Beſchauungen mannichfaltiger Schönheiten geweſen, daß ich Sünde zu begehen fürchte, wenn ich ſie vereinzelte, und zur gänzlichen Beſchreibung derſelben habe ich nicht allein dieſe Stunde keine Zeit, ſondern

*) So nannte ſich Gleim ſelbſt, der damals ſchon ſeine Galerie teutſcher Dichter und Dichterinnen anzulegen anfieng.

und Wahrheit, und keine Erdichtung und Möglichkeit haben will.

Dies sind die Unvollkommenheiten, die ich bey diesem immer noch unschätzbaren Denkmal des Alterthums bemerkt habe. Weil es uns aber als die beynahe einzige Quelle der Nachrichten von den alten Teutschen, doch einmal unentbehrlich bleibt, und in dieser Betrachtung seiner übrigen guten Eigenschaften wegen vortreflich ist, so scheint nun alles auf gewisse Kunstgriffe anzukommen, um aus dieser oft so trübe laufenden Quelle einmal wie das andere die lautere Wahrheit zu schöpfen.

Es giebt zwar beynahe keinen andern römischen Schriftsteller, über welchen von den Gelehrten neuerer Zeiten so vieles wäre geschrieben worden; aber die meisten seiner bisherigen Commentatoren waren so unvorsichtig, in einen dem seinigen ähnlichen Fehler zu fallen; und das von ihm beschriebene alte Teutschland, das er schon mit seinen römischen Namen und Ausdrücken hie und da verwirrt zu haben scheint, mit ihren, aus dem neuern so sehr veränderten Zustand Teutschlands hergeholten Erklärungen noch mehr zu verwirren und vollends zu verunstalten. Die Erklärungen der Ausleger sind also in manchen Stellen oft verdächtiger, als die Worte des Schriftstellers selbst.

Bey so bewandten Umständen scheint allerdings der Weg zur Wahrheit in diesem Felde der Geschichte von allen Seiten ziemlich verrammelt, und eben nicht so leicht zu finden zu seyn. Vielleicht

werde ſie auch in einem Monat nicht haben, da ich nach dem Willen der Götter, oder des Schickſals; als ein Mittelding von Prieſter und Küſter, mich der Göttin der Iris heiligen und Opfer zubereiten muß; nichts deſto weniger aber werden Sie die Beſchreibungen dieſer Schönheiten bald, und vielleicht gar gedruckt, und aus der Hand eines Gottes erhalten, welchen die Greiſe von Europa, wie Voltairs die Teutſchen nennt, endlich noch griechiſch verehren werden. —

Ich lebe hier ſo glücklich, als ein wilder Griecht aus der athenienſiſchen Demokratie, ohne die Liebe meiner Laidion, nur immer in Teutſchland leben kann; dabei aber ſchwebt die Erinnerung der Glückſeeligkeit, die ich in eben dieſer Jahreszeit voriges Jahr in Halberſtadt genoſſen, wie das himmliſche Bild der verlornen Pſyche dem Agathon, vor den Blicken meiner Phantaſie; da wandelte ich traulich mit Ihnen, Hand in Hand, unter den Blumen Ihres Sans-Souci, als ein junger flugbegieriger Genius mit einem Prieſter des Apollo voll Geſang und Weisheit, und ſchwärmte in ſüßen wachenden Träumen in den Inſeln des Archipelagus, und den glückſeligen Hainen von Epheſus, Smyrna und Paphos mit einem Apel-

lus herum; und am Abend leuchtete der Abendſtern, Sirius und alle Geſtirne des Himmels mit zärtlichem Lichte, zu den Geſprächen, die ich, beinahe gleich dem Rinaldo auf der bezaubernden Inſel der Armida, mit einer Danae hielt, wo ich im lieblichen Dufte der Lindenblüten Elyſiums Seeligkeit empfand.

Da ſangen Sie Suren *) für das ganze menſchliche Geſchlecht, und ich ſpielte mein Herz mit den Melodieen meines göttlichen Arioſto bei der ſüßen Stimme einer Sirene zu einer Cremoneſer Geige. —

Ich muß mich mit Gewalt von dieſer ſeeligen Erinnerung losreißen, meine Phantaſie verliert ſich ſonſt in ein paphiſches Labyrinth, aus dem ſie nicht wieder ſich loswinden kann.

Schönheit und Weisheit und Güte, jedes Glück verliert den Reiz, der allein die ſüßen Empfindungen in unſern Sinnen zeugt, wenn wir ſie zu lange aus einerlei Geſichtspunct betrachten, deswegen

*) So hatte Gleim zuerſt die Lieder aus ſeinem Halladat genannt.

führte mich das, was die weisen Verfasser der Encyclopädie: Ohngefähr, die Griechen: Fortuna, und die Christen: göttliche Vorsicht nennen, von einer Scene in die andere, aus den Gebirgen und Thälern des Thüringer Waldes zu einer jungen Phryne, aus den Armen dieser Phryne zum werdenden Archytas-Wieland, und dann zu einem Herumstreicher*) u. s. w. weil ich, wie es scheint, dazu geboren worden bin, die Dinge dieser Welt aus allen nur möglichen Gesichtspuncten zu betrachten, um das glücklichste und unglücklichste unter allen Geschöpfen der Mutter Erde zu seyn, und von jedem priesterlichen Bürger für wahnsinnig gehalten, und von guten und weisen Menschen als eine Art von Märtyrer zum Wohl des menschlichen Geschlechts geliebt zu werden. Kurz, mein bester Gleim, mein Genius entführt mich Ihnen, um fortzufahren, mich zu einem ächten, wahren Kosmopoliten, zu einem der ersten unter allen, die in der Natur der Dinge gewesen sind, auszubilden.

Das Beste, das Weiseste, was ich dabei thun kann, ist, mich sogleich bei jeder Abwechselung der Scene

*) Ein dänischer Hauptmann, der ihn eine Zeitlang mit sich herumschleppte, und aus seinem schriftstellerischen Talente Geld zu prägen hoffte.

Scene in meine Weſtimmung zu finden. — Die Ariſtippiſche Art von Attraction, die im Innern meines Geiſtes liegt, immer mehr dazu zu gewöhnen, das Gute und Schöne, ſowohl das, was an dem Hofe eines Schach-Bahams, als auf dem Landgute eines Xenophons, und den Gärten einer Aſpaſia zu finden iſt, im Augenblick zu ſich zu ziehen.

Warum ſollte ich den Becher der ſinnlichen Wonne nicht austrinken, wenn ich Durſt habe, und ihn mit Nektar angefüllt und Roſen bekränzt vor mir ſtehen ſehe? meinem Herzen nicht jede Art von angenehmen Empfindungen zu genieſſen geben? Einer meiner erſten Grundſätze iſt: die Unglücklichen ſo glücklich zu machen ſuchen, als ich kann, und mit den Glücklichen ihr und mein Glück zu theilen, ohne es ihnen zu beneidem, oder zu rauben ſuchen; und wenn das Unglück angezogen kommt, mir's zum Vergnügen, zur Luſtbarkeit zu machen, mich mit ihm gleich einem Hercules herum zu ſchlagen; und dieſen Grundſatz habe ich denn auch bis jezt ſehr treulich befolgt.

Bei dieſer Lebensart und dieſen Grundſätzen werde ich zwar niemals ſo reich wie der Jude Ephraim werden, nichts deſtoweniger aber glück-

licher als Crösus und Attalus und der angesehenste Bürgermeister in Amsterdam leben; denn nachdem ich alle möglichen Lebenswandel austabelliret, habe ich gefunden, daß derjenige, insbesondere für einen Dichter und Philosophen von 20 bis 40 Jahren, der beste sey, bei welchem die häufigste Abwechselung von Scenen ist. Ich würde vor Gleichgültigkeit erblassen, wenn ich jeden Tag das nämliche thun, reden, sehen und handeln müßte.

Verzeihen Sie, gutherziger Vater, Ihrem jungen Sohne seine Art zu philosophiren, oder belehren Sie ihn eines bessern.

Unsern Weisen und Arzt Zimmermann habe ich in Hannover nicht sehen und nicht sprechen können; er konnte keinen Besuch annehmen, weil er, Gott weiß es, was für einem Fürsten samt seiner Gemalin und Kindern die Blattern inoculirt hatte, und dieser ganzen Durchlauchtigen Familie nicht von der Seite gehen durfte.

Klopstocks Republik ist noch nicht zu uns Gränzhütern von Teutschland gekommen.

Gern hätte ich das „Leben des Tasso" von Manso aus Ihrer Ausgabe vom befreiten Jeru-

salem, denn das französische Leben des Tasso ist so sehr Oberfläche, daß man es nicht anrühren kann, ohne daß es gleich verschwindet, und das Leben des Torquato Tasso will und muß ich doch schreiben, was ist da nun anzufangen?

In Ihren Musentempel werde ich mich nicht eher malen lassen, als bis ich ein Gedicht gemacht habe, das durchaus in dem Tone meiner besten Stanzen gesungen seyn muß; mein Gesicht muß überdies noch ein wenig männlicher werden, um einen guten Commentar abzugeben; jetzt bin ich noch zu unwürdig dazu.

Genießen Sie die Freuden des Lebens und sorgen Sie für nichts in diesen schönen Tagen, als für Ihr Vergnügen.

VI.

Fortgesetzte Correspondenz-Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Cultur.

Ungarn im November 1805.

Durch den neuen Krieg Oesterreichs mit Frankreich ist in Ungarn die Errichtung eines herrlichen Instituts gescheitert. Es sollte nämlich nach dem Muster des Georgikons in Keszthely zu Petrinia in Croatien ein Central-ökonomisches Institut und Bildungsanstalt für die sämmtlichen Militär-Gränzdistricte, vom adriatischen Meere bis zur Bukowina, errichtet werden, aus welchem die bessere Cultur des Landes und der Gränzsoldaten in diesem großen Halbzirkel von 150 Meilen ausgehen sollte. Eine Gränzverbesserungs-Deputation arbeitete beim k. k. Hofkriegsrathe zu Wien bereits zwei Jahre an dem Plane dazu, so wie an anderen nöthigen Verbesserungen, um jene Provinzen gegen den sonst so häufig entstehenden Mangel zu schützen, und dem Staate Millionen zu ersparen. Der edle Erzherzog Carl protegirte das Werk, der geheime Staats- und Conferenzrath Fasbender beseelte es, der Hofsecretär

Mitold, Major Swind vom teutsch-banater Gränzregimente, Kriegscommissair Kollmann und einige andere edle und einsichtsvolle Männer, als Mitglieder jener Gränzcommission bildeten es. Das Werk reifte bereits zu den schönsten gehegten Aussichten, es fehlte wenig mehr, als daß es Seiner Majestät Franz II. unterbreitet und von demselben sanctionirt würde, wozu ebenfalls sichere Hoffnung war. Wie wohlthätig diese Cultur, dieser neue Reichthum und Wohlstand, längs den türkischen Gränzen, zugleich für die sämmtlichen östreichischen Staaten, vorzüglich bei dem jetzigen fortdauernden Geld- und Productenmangel geworden wäre, läßt sich leicht berechnen. Diese schönen und großen Aussichten sind nun, wer weiß auf wie lange, vernichtet. Da nämlich der gegenwärtige neue Krieg alle Anstrengung der östreichischen Monarchie erfordert, so wurd die Gränzcommission von einander gelöst, ihre wichtigen Arbeiten ad acta gelegt, und die Realisirung ihrer Vorschläge auf bessere Zeiten verschoben. Unter diesen Umständen haben auch die Militärpracticanten, die am Georgikon zu Keßthely Oekonomie studirten, im September d. J den Befehl erhalten, auf ihre vorigen Posten abzugehen. Der Enthusiasmus und rastlose Eifer, womit sie sich in Keßthely zu ihrer vereinten neuen ökonomischen

Bestimmung vorbereiteten, wird ihren Professoren immer unvergeßlich bleiben.

Der ungarische Reichstag zu Preßburg, der am 13. October d. J. angefangen wurde, ist bereits am 7. November geschlossen worden. Am 18. Oct. hielt der Kaiser Franz II. folgende merkwürdige lateinische Rede an die ungarischen Reichsstände:

„Erepta est Nobis voluptas illa, quam animo concepimus, longius in coronâ et sinu fidelium cari Nostri Hungariae regni partiumque adnexarum Dominorum Statuum et Ordinum, de interna felicitate cum iisdem deliberare. Abrupit hanc jucundam spem *bellum*, quod non tantum fida Lunevillini foederis observatione, sed patientiâ quoque, quam nobilis populorum Nostrorum animus jam graviter ferre videbatur, unice patrocinia erga eos teneritudine ducti avertere studebamus. Ast Gallorum imperatus seu virium populi, quamvis post tanta interna externaque mala quietem anhelantis, seu fortunae blandientis illucia omnes conatus retinendae pacis irritos reddidit; ut qui non contentus tanti imperii finibus, nulla majestatis aliorum

imperantium populorumque reverentia, omnibus imperiosas leges injuriosis comitatas minis dare affectaverit. Et cum Nos ad reprimendam, si quam tentaret vim; ad securitatem tuendam pro munere Nostro imperatorio et regio exercitum contrahere vidisset, aperta aggressione usus sit. Id Nos futurum prospicientes, Dominos SS. et OO. carissimi Hungariae regni partiumque adnexarum ante propositum Nobis terminum convocavimus, et sine solenni ritu pompaque, ne his etiam mora traheretur, ab exercitu adsumus, ut in sinum vestrum curas belli effundamus. Paucis id, et uno quasi verbo facimus, dum vobis aperimus, bello Nos, bello monarchiam Nostram et coronam hungaricam impeti: atque istud ipsum dixisse sufficere existimamus.

„Hungari, dilecta Nobis, et tam sua nobilitate, quam fortitudine illustris gens! ostendistis recentibus exemplis vos sapienter belli molem et pericula expendere, et alacriter pro vestra fide, amore erga Nos, patriam et avitam constitutionem auxilia decernere. Vicistis iam pridem insigne patrum vestro-

leicht verirrt man sich hierinn am wenigsten, wenn man sich die ganze Beschreibung des Tacitus von dem alten Teutschland, als eine alte Gruppe vorstellt, aus deren hervorstechenden ziemlich deutlichen und kenntbaren Hauptzügen das ganze dabey zum Grunde liegende System vorhero errathen, durchgedacht und ergänzt werden muß, ehe man im Stande ist, einen vollen und wahren Blick in das alte Teutschland zu thun, der sich nachgehends in lauter richtige, deutliche und, so viel möglich, vollständige Begriffe von der damaligen Verfassung auffassen läßt. Auf diese Art läuft man nicht Gefahr, über den Fehler des Schriftstellers in romanhafte Ausschweifungen zu verfallen, und behält immer zu viel Licht, um sich durch seine Ausleger verblenden zu lassen.

Unsere Leser finden hier einen von dieser Methode in der Erklärung des Tacitus gemachten Versuch, und in der bisherigen Rechtfertigung der Methode selbst die Ursache, warum wir hin und wieder in der Folge der Geschichte genöthiget seyn möchten, von dem alten Teutschland **andere Beschreibungen** zu geben, als **seine Worte** lauten; dasjenige weiter auszumahlen, wozu er blos die Hauptzüge entworfen hat; und von vielem nichts zu glauben, was uns seine Ausleger mit vielen Worten und mit weitläufiger Belesenheit aus hundert andern Schriftstellern, die weder zur Erklärung desselben noch zur Erläuterung des alten Teutschlands etwas dienen können, zu bereden suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

sum factum anno 1741 editum, quod illis immortale nomen in annalibus et principum augustae domus Nostrae cordibus peperit; nunc id testatum redditis, non posse in tam magnanimis mentibus fidem et amorem erga Nos patriamque vestram langvescere. Istud Nos plene confidere, et benignae propositione Nostrae, quas in praesentia vestra dilectissimo fratri Nostro, serenissimo Domino regni Palatino tradimus, ostendent; et id manifeste docet, quod securi de vestra magnitudine animi ad exercitum properemus. Vos deliberate cum gravitate, decernite alacriter cum dignitate, Ego pro vobis, pro imperii Nostri et coronae hungaricae majestate depugnabo, et nunc certamine, conlecta autem pace paternis studiis et curis testabor, quantopere mihi cordi sit Hungarorum salus et felicitas."

Der Palatin hat in der Beantwortung dieser Rede den Kaiser im Namen der Reichsstände, seine höhe Person den Kriegsgefahren nicht auszusetzen. Die königlichen Forderungen zur Führung des Krieges waren folgende: 35,000 Mann Recruten, eine Million Metzen Korn, zwei Millionen Metzen Ha-

ser. 6000 Pferde, 10,000 Ochsen, endlich Personalinsurrection, wie im J. 1741. Auf diesem Reichstage ist die ungarische Nationalsprache, für die Sprache der öffentlichen Geschäfte, statt der bis jetzt üblichen lateinischen erklärt worden. Die Abhelfung der Landesbeschwerden unterblieb, wegen Mangel an Zeit bei der drohenden Kriegsgefahr.

In Pesch ward vom 20. bis 27. August 1805. ein Convent in Betreff der Regulirung des protestantischen Schulwesens in Ungarn gehalten. Es wurden darin die Schulplane des Hrn. Professors Ludwig von Schedius, des Herrn Predigers Lowich in Neusohl, und des Hrn. Superintendenten Nagy, vorgelesen, und dann Hr. v. Schedius, dessen Schulplan großen Beifall erhielt, ersucht, die verschiedenen Projecte noch einmal durch und ins Reine zu arbeiten, welche Arbeit dann bei einem künftigen Generalconvent, als opus deputationis in hoc argumento, würde angesehen werden. Man beschloß Conformität in die protestantischen Schulanstalten, von beiden Religionsbekenntnissen in Ungarn einzuführen, vorerst bis zur Rhetorik. Die Organisation der höhern Schulen, bleibt bis zum folgenden Jahre ausgesetzt. Nur solche Schulen, die drei Lehrer haben, können bis zur Rhetorik steigen. Von den Gymna-

sien und Lyceen werden diejenigen, die nur drei Professoren haben, an Theologie und Philosophie restringirt, jene, die auch die politisch-juridischen Wissenschaften vortragen wollen, müssen vier bis fünf Professoren aufzeigen.

Der Kaiser von Oestreich hat zur Anschaffung neuer astronomischer Instrumente, auf der ungarischen Sternwarte zu Ofen, eine Summe von beiläufig 7000 fl. resolvirt.

Das evangelische Lyceum zu Käsmark in Ungarn verliert seinen Professor der Philologie, Karl Georg Rumi, der zum Conrector des evang. Gymnasiums in Teschen berufen worden ist, und im Januar dahin abgeht. Das Teschner Gymnasium wird zu einer philologischen und theologischen Gymnasialanstalt der Protestanten in den gesammten teutschen Erbländern des Kaisers von Oestreich erhoben. Der Kaiser hat auch eine Aerarialunterstützung zur bessern Besoldung der Professoren versprochen, und die ganze Lehranstalt kommt unter besondere Leitung des k. k. protestantischen Consistoriums in Wien.

Die erst. Predigerstelle an der evangel. Gemei ne

Augsb. Conf. in Wien, hat nach dem Tode des Superintendenten Kaltenstein, der Consistorialrath Wächter, ein geborner Ungar erhalten; zur zweiten Predigerstelle ward Jacob Glatz befördert. Die erste Lehrerstelle an der evangel. Schule in Wien erhielt der Candidat Blasko aus Pösing in Ungarn.

Carl Anton von Gruber gab letzthin heraus: Elogia et Epigraphica. Quibus accedit diagnosis librorum ab arte typographica inventa usque ad annum 1560 typis editorum. Preßburg b. Belnay. 1805. 4. (Preis 40 Kr.) Karl Unger giebt seit 1804 in Wien heraus: Sitten und Gebräuche der Römer.

Ueber die ungarische Nationalsprache sind in diesem Jahre folgende drei gute Sprachlehren erschienen: Ungarische Grammatik, wodurch der Teutsche die ungarische Sprache richtig und leicht erlernen kann. Nach den Grundsätzen von Johann Farkas de Farkasdfalva et de Uy-falu ganz umgearbeitet, auch mit einem Ungarischen Lese- und dazu gehörigen Wörterbuche versehen von Joseph von Marton, adjungirtem Secretär der vereinigten kais. auch k. k. Consistorien, Augsb. und Helv. Conf. in Wien

Sechſte Auflage. Wien 1805. gr. 8. (Preis 1 fl. 45 Kr.) — Franz Verſeghy's neu verfaßte, ungariſche Sprachlehre, worin die verſchiedenen Mund- und Schreibarten der ungariſchen Sprache kurz angezeigt, die Regeln aus dem morgenländiſchen Bau der Sprache ſelbſt hergeleitet, mit den teutſchen Redensarten zuſammengehalten, und durch Beiſpiele erläutert werden. Mit einem Anhange, worin Geſpräche, Erzählungen, Briefe und Gedichte enthalten ſind. Peſth b Hartleben 1805. g. 8. (Preis 2 fl.) *Verseghy Ferenz' a' tiszta Magyarsáy, avagy a' tsinos magyar beszédre és helyes irásra vezerlö értekezések.* (d. i. Das reine Ungariſche, oder Unterſuchungen, die zum richtig ungariſch ſprechen und paſſend ſchreiben anleiten.) Peſth 1805. gr. 8. (45 Kr.)

Eine Apologie des Predigerſtandes enthält die in Ungarn erſchienene Brochüre: „Ueber das Verhältniß der evangeliſchen Religionslehrer zu ihren Gemeinden, und dieſer wieder zu jenen. Eine Antwort auf die Gegenſchrift des Herrn Johann von Fejes (Peſth 1804), verfaßt von Ludwig Kayſer, Prediger in Neuhardsdorf. Leutſchau, gedruckt b. Mayer 1805. 40 S. 8. Dieſe Brochüre iſt mit zu wenigem Anſtande geſchrieben, und zeigt auf

jeder Seite Erbitterung des Apologeten. Im vergangenen Jahre erſchien in ungariſcher Sprache folgendes Compendium der Dogmatik: Keresztény hittudomány, avagy dogmatika Theologia, készítette's Kiadta *Tóth Ferentz*, a' Reformátusck' Pápai Collegiumában Theologiát és az azzal összvekötött Papi tudományokat tanító rendes Professor. (d. i. chriſtliche Glaubenslehre oder dogmatiſche Theologie, verfaßt und herausgegeben von Franz Tóth, am reformirten Collegium zu Pápa, der Theologie und der damit verbundenen Paſtoralwiſſenſchaften ordentlicher Profeſſor.) Raab b. Streibig 1804. XX. u. 666 S. gr. 8. Das Werk hat bei manchen Vorzügen auch viele Mängel. Der ungariſche Stil des Verfaſſers verdient Lob.

Dieſes Jahr erſchien folgendes pädagogiſche Werk in ungariſcher Sprache: Falusi Mihaly, okos gyermek nevelés' példaja. (Michael Falusi, das Beiſpiel einer verſtändigen Kindererziehung.) Preßburg bei Belnay 1805. 8. (48 Kr.)

Eine nützliche ökonomiſche Schrift in ungariſcher Sprache iſt: Gazdagsági oktatás arról, hogy miképenkell és lehet á Német és Spányol lo-

herét Magyar országban legjobb móddalés legnagyobb haszonnal termeszteni és mind à' kettőnek a' magvát bőségyel szaporitani. (Landwirthſchaftlicher Unterricht, wie man muß und kann den teutſchen und ſpaniſchen Klee in Ungarn auf die beſte Art und mit gröſtem Nutzen anbauen, und von beiden Saamen in Menge erzielen.) Preßburg b. Belnay 1805. 8.

Letzthin erſchien folgender ungariſche Roman: Vanda, Krakkoi Hertzeg Aszszony (Vanda, Krakauer Herzoginn.) Preßburg b. Landerer 1805. 8.

Der in Jena gegenwärtig ſtudierende Ungar, Jakob Melyer, hat eine Charakteriſtik der Zipſer Teutſchen angekündiget.

Nachſchrift. Die ungariſche und ſiebenbürgiſche Hofkanzlei iſt aus Wien nach Peſth verſetzt worden.

Druckfehler

im N. T. Merkur v. J. 1805.

VII. Stück.

Seite 205 Zeile 13 statt Türenne lies: der französische Feldherr; (Türenne, der schon im J. 1675 geblieben war, hat diese Veste nicht gesprengt, und ist durch einen Schreibfehler hieher versetzt worden.)

VIII. Stück.

S. 259 Z. 5 v. u. st. ohne l. ahne. S. 275 Z. 4 st. einiget l. inniger. S. 275 st. Xlletius l. Xllatius.

Inhalt.

Seite

I. Herzog Bernhard von Weimar. . . 3
(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

II. Schillers Todtenfeier. Theatralisch für einige Freunde bearbeitet von Gustav Anton Freiherr v. Seckendorf. 38

III. Junker Rabold von Rabenstein. Ballade. Von K. W. Justi. 43

IV. Kunst.
Die Ruinen Griechenlands. 48

V. Briefe zwischen Gleim und Wilhelm Heinse. 56

VI. Fortgesetzte Correspondenz-Nachrichten über Ungarns neueste Literatur und Kultur. . 68

No. I.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Januar 1806.

I. Erſchienene Neuigkeiten

im Januar

UND DEREN INHALT.

1.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1806. I. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Allgem. Ueberſicht der ſämmtlichen geographiſchen Veränderungen und der Fortſchritte

IV.

Beurtheilung

des

Allmanach der deutschen Musen

auf das Jahr 1773.

Leipzig, in der Schwickertschen Buchhandlung.

In 8vo.

mit dem Bildnisse des Herrn Wieland.

Der erste Theil dieses Allmanachs enthält, wie gewöhnlich, poetische Neuigkeiten. Ueber einen ganzen Jahrgang von Critiken wieder Critiken zu machen: da wäre des Critisirens kein Ende! Alles, was wir zur Steuer der Wahrheit davon zu sagen schuldig sind, ist, daß den Urtheilen in diesem Allmanach überhaupt das Lob gebühre, daß sie viel richtiges in sich fassen; von manchem Buch' in der Kürze einen hinlänglichen Begriff geben; mehrentheils freymüthig, und in einem gelinden, oder doch anständig bescheidnen Tone geschrieben sind.

Wir eilen also zu den Gedichten, als der zwoten Hälfte des Allmanachs. Wir werden sie nach eben denen Gesetzen durchgehen, welche wir bey der Beurtheilung der Göttingischen Blumenlese beobachtet haben, und nur diejenigen davon berühren, wobey sich für unsre jungen Dichter etwas heilsames anmerken läßt.

Gleich das erste Gedicht: An Nerinen, zum neuen Jahre, verdient, unsren alltäglichen Leyerträgern vorgehalten zu werden. In sechzehn Versen, wie viel Erfindung! Ich will Sylbenmaaß und Reim wegnehmen, das Lied in die einfältigste Prosa übersetzen,

der Länder- Völker- und Staatenkunde im J. 1805. 2. Statiſtiſche Tabelle auf das J. 1805. 3. Nachrichten von *Teneriffa*. Fragment aus Dr. *Lichtenſtein's* Tagebuche.

Bücher-Recenſionen. 1. A ſtatiſtical and hiſtorical Inquiry into the progreſs and magnitude of the Population of Ireland *by Th. Newenham.* 2. Statiſtique élementaire de la France — par *Jacq. Peuchet.* 3. Dictionnaire géogr. et topogr. des 13 Départements réunis à la France — par *Ch. Oudiette.* 4. Portugiſiſk Reſa, beſkreven — af *C. J. Ruders* i Del. 5. *Raſm. Nyerup's*, hiſtoriſch-ſtatiſt. Schilderung von Dänemark und Norwegen, a. d. Dän. überſ. — von *H. Gardthauſen.* 1r Bd. 6. D. J. *Klerkel's* Erdbeſchreibung von Kurſachſen. 1r Bd. 3te Aufl. bearbeitet von *K. Aug. Engelhardt.* 7. Taſchenbuch der Reiſen von *E. A. W. v. Zimmermann.* 5r Jahrgang.

Charten-Recenſionen. 1. Nachricht von den älteren Charten *Baiern's* und von der neuen Baieriſchen Landesvermeſſung. 2. *Planetarium*, von *C. W. E. Puſche.* 3. *Tellurium*, von *Demſelben.* 4. *Atlas minimus univerſalis. Seconde* Edition.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Das Pyrenäenthal *Andorre*, oder das Republikchen in der Republik. Eine geographiſch-ſtatiſtiſche Neuigkeit. 2. *Journaliſtik.* (Italiäniſche Miscellen. III. 1—3. St.) 3. Herzog *Ernſt II.*, zu Sachſen-Gotha und Altenburg. 4. Avantcoureur ausländiſcher geograph. und ſtatiſt. Schriften. 5. *Kurze Notizen.* (Baſel — Bevölkerung von Zürich — Bevölkerung von Neuſchatel — Pfalzbaiern — Hamburger Armenanſtalten.)

* * *

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Portrait des Herzog's *Ernſt II.*, von Sachſen-Gotha und Altenburg. 2. Charte der Baſis zwiſchen *München* und *Aufkirchen.*

Weimar im Jan. 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Journal des Luxus und der Moden 1806 I. Stück.

Inhalt.

1. Nachruf des altchriſtlichen Kalenders, an den neurepublikaniſchen Almanach, bei deſſen Ableben. II. Brief-

auszüge über Italien im Jahr 1804. (Fortsetzung.) 3. Venedig. Bologna. Rom. III. Kunst. 1. Adrian Zingg's Kupferstichwerk. 2. Die Ruinen Griechenlands. Von Rabe. IV. Miscellen und Modenberichte. 1. Zweites Toilettengeschenk für Damen. 2. Taschenbuch der Grazien. 3. Kunst- und Theater-Miscellen aus Wien. 4. Pariser Modenbericht. 5. Corbeille de Mariage aus Paris. V. Ameublement. Alcoven- und Fenster-Vorhänge vom neuesten Geschmack. VI. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Jan. 1806.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Neueste Länder- und Völkerkunde. Ein geographisches Lesebuch für alle Stände. Mit Kupfern und Charten. In monatlichen Heften geliefert.

No. I. Januar 1806.

Einleitung. Die Erde und ihre Theile überhaupt. Blick auf unsern Erdtheil, Europa.

Das Königreich Portugal.

Erste Abtheilung. 1. Skizzirte Uebersicht von Portugal. Alter und neuer Name. 2. Lage, Gränzen, Größe. 3. Naturbeschaffenheit des Landes. Clima. 4. Boden und Gebirge. 5. Gewässer, Flüsse, Kanäle, Seen. 6. Naturproducte. 7. Einwohner; ihre Zahl, Character, Eigenthümlichkeiten. 8. Lebensart der Portugiesen. Landwirthschaft; Acker-, Wein- und Oelbau. 9. Gewerbe, Handwerker, Künste, Fabriken. 10. Handel. 11. Schöne Künste und Wissenschaften.

Kupfer zu diesem Hefte.

Charte, als Planiglobium der beiden Hemisphären. Charte von Europa.

* * *

No. II. Februar 1806.

Das Königreich Portugal.

Zweite Abtheilung. 12. Sitten und Gebräuche der Portugiesen. 13. Gesellschaftliches Leben, Vergnügungen und öffentliche Lustbarkeiten. 14. Religionszustand. 15. Staatsverfassung. Hof. Adel. Ritterorden. 16. Staatsregierung

und Justizverfassung. 17. Finanz-, Kriegs- und Seewesen. 18. Topographie. Eintheilung des Landes. Beschreibung der vorzüglichsten Städte und übrigen merkwürdigen Ortschaften.

Kupfer zu diesem Hefte.

Charte von Portugal und Spanien. Plan von Lissabon. Portuziesische Nationaltrachten Taf. 1. Das Stiergefecht Taf. 2.

Weimar, im Jan. 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Bilderbuch für Kinder ꝛc. von F. J. Bertuch, mit vierfachem, teutschem, französischem, englischem und italiänischem Texte dazu, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. No. LXXXVII. und LXXXVIII. 4to. Nebst

P. C. Funke ausführlichem Texte dazu. 8vo. ebendiese Hefte.

So wie in dem vorigen Hefte die Abbildungen der alten ägyptischen Gottheiten gegeben wurden, so liefern auch diese beiden Hefte, außer andern interessanten Gegenständen, eine ziemlich vollständige Ansicht der bekanntesten Götter der Griechen und Römer.

LXXXVII. Heft.

Taf. 31. Gottheiten der Griechen und Römer. Fig. 1. 2. Kronos und Rhea. Fig. 3. 4. 5. Jupiter mit seinen verschiedenen Attributen. Fig. 6. 7. Juno, desgleichen.

Taf. 32. Dergleichen. Fig. 1. Neptun. Fig. 2. Ceres. Fig. 3. 4. 5. Apollo, mit verschiedenen Attributen.

Taf. 33. Dergleichen. Fig. 1. 2. 3. Diana, mit verschiedenen Attributen. Fig. 4. Vulkan. Fig. 5. Minerva.

Taf. 34. Dergleichen. Fig. 1. Mars. Fig. 2. 3. Venus. Fig. 4. Amor. Fig. 5. Merkur.

Taf. 35. Dergleichen. Fig. 1. 2. Pluto. Fig. 3. Vesta. Fig. 4. 5. Bacchus.

LXXXVIII. Heft.

Taf. 36. Gottheiten der Griechen und Römer. Fig. 1. Herkules. Fig. 2. Aesculap. Fig. 3. Hygiea. Fig. 4. Vertumnus. Fig. 5. Flora.

Taf. 37. Dergleichen. Fig. 1—9. Die neun Muſen, Clio, Eutrope, Thalia, Melpomene, Terpſichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Calliope, mit ihren Attributen.

Taf. 38. Teutſche Gift-Pflanzen. Fig. 1. Die violette Anemone. Fig. 2. Der Gift-Lattich.

Taf. 39. Wunderbare Inſecten. Fig. 1. Die Riſſelmilbe. Fig. 2. Die Gaukler-Waſſerſpinne. Fig. 3. Die ſcheerenfüßige Milbe. Fig. 4. Die Tauben-Fägemilbe. Fig. 5. Der rothgelbe Schnaken-Fuß. Fig. 6. Der Schmarotzer-Scheerenträger. Fig. 7. Die Fleymilbe. Fig. 8. Das Stövr-Scheermaul. Fig. 9. Der Delphin-Schiffer.

Taf. 40. Schöne Schmetterlinge. Fig. 1. Der blaue Schillervogel, mit ſeinen einzelnen Theilen. Fig. 2. Der Apollo-Tagfalter.

Alle Vierteljahre erſcheinen richtig zwei Hefte von dieſem intereſſanten und allgemein beliebten Werke, von welchem auch ſtets noch einzelne Hefte von Anfange an, um den gewöhnl. Preis zu haben ſind.

Weimar, im Jan. 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Allgemeine Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit andern Gelehrten geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, und nach deſſen Tode fortgeſetzt von F. F. Ehrmann; mit Kupfern und Charten. XXIV. Band. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 Fl. 57 kr.

Dieſer Band liefert, außer einem ſehr vollſtändigen 18 Bogen ſtarken Namen- und Sachregiſter, noch folgende zwei kleinere Reiſen.

Woodards Geſchichte ſeiner Schickſale und ſeines Aufenthalts auf Celebes. Mit einer Charte der Inſel Celebes.

Tuckeys Bericht von einer Reiſe nach Neu-Südwallis.

Dieſe beiden Reiſen ſind auch, ſo wie alle übrigen Reiſen dieſer allgemeinen Sammlung, unter eignen Titeln beſonders, erſtere für 21 gr. und letztere für 15 gr. zu haben.

Eine ausführliche Anzeige über dies für die neueſte Länder-

und Völkerkunde äuſserſt intereſſante Werk, und eine deshalb zur bequemlichen Anſchaffung deſſelben für die Liebhaber von uns getroffene Einrichtung, liefern wir in unſerm nächſten Monatsberichte.

Weimar, den 30. Jan. 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Planetarium, oder Verſuch einer ſinnlichen Darſtellung und faſslichen Beſchreibung des Copernikaniſchen Weltgebäudes, von *C. W. E. Putſche*. Mit einem *Modelle* in einem Käſtchen. (Preis 8 Rthlr.)

7.

Tellurium, oder Verſuch einer ſinnlichen Darſtellung und faſslichen Beſchreibung des Laufes der Erde und ihres Mondes um die Sonne, von *C. W. E. Putſche*. Mit einem *Modelle* in einem Käſtchen. (Preis 6 Rthlr.)

Es bedarf wohl keines umſtändlichen Beweiſes, daſs eine richtige deutliche Vorſtellung von unſerm Weltgebäude jedem nachdenkenden Menſchen wo nicht unentbehrlich, doch gewiſs von dem gröſsten Nutzen ſey. Ohne ſie ſind wir nicht nur nicht im Stande die gewöhnlichſten Erſcheinungen, die ſich täglich am Himmel zutragen, z. B. den Wechſel des Tages und der Nacht, des neuen und vollen Lichtes am Monde, das Entſtehen der Jahreszeiten, die Sonnen- und Mondfinſterniſſe u. ſ. w. zu erklären, ſondern können auch nicht einmal den Calender, deſſen wir uns bei unſern gewöhnlichen Geſchäften bedienen, verſtehen. Es ſollte daher billig nicht nur in gelehrten, ſondern auch in Bürgerſchulen der geographiſche Unterricht von der *Entwickelung* und *Erklärung des Weltgebäudes* ausgehen. Nun läſst ſich zwar durch Zeichnungen eine ziemlich deutliche Vorſtellung davon geben; allein nicht zu gedenken, daſs dazu eine lebhafte Einbildungskraft erfordert wird, welche nicht allemal bei der Jugend vorausgeſetzt werden kann, ſo machen auch Zeichnungen den Unterricht weit beſchwerlicher und mühſamer als geſchickte Modelle.

Zwar fehlt es nicht an ſolchen Maſchinen, die unſer *Sonnenſyſtem* im Kleinen auf eine ſinnliche Weiſe darſtellen; die meiſten aber ſind zu groſs und zu componirt, und wegen des dabei angebrachten künſtlichen Mechanismus und Räderwerks erſchweren ſie den Unterricht. Denn um eine Erſcheinung am Himmel darzuſtellen und zu erklären, muſs man die Maſchine alle ihre Bewegungen vom Anfange an wiederholen laſſen, und eben wegen ihrer künſtlichen Zuſammenſetzung ſind ſie nicht nur leicht wandelbar und zerbrechlich, ſondern auch für Bürger- und Privatſchulen viel zu koſtbar.

Alle dieſe Umſtände veranlaſsten uns zur Vollendung unſers Geographiſchen Cyclus auf ein *Planetarium* und *Tellurium* mit einer leichteren und wohlfeileren Vorrichtung zu denken, durch welche ſich die hauptſächlichſten Veränderungen und Erſcheinungen am Himmel ſinnlich darſtellen lieſsen, um dadurch den Unterricht über das Weltgebäude zu erleichtern. Wir forderten den in mechaniſchen Arbeiten ſo geübten Hrn. Pred. *Putſche* auf, darüber nachzuſinnen. Die Schwierigkeiten welche er dabei fand, ſchreckten ihn Anfangs ab; denn ſchon bei einem nur mittelmäſsigen Entwurfe konnte auf ein nur einigermaſsen in die Augen fallendes *Verhältniſs der Weltkörper* ganz und gar keine Rückſicht genommen werden, und eben ſo wenig war es möglich den Weltkörpern *länglich-runde* Bahnen zu ihrem Laufe um die Sonne ohne zuſammengeſetzten künſtlichen Mechanismus zu geben, um ihre Sonnennähe und Sonnenferne ſinnlich darzuſtellen. Indeſſen gab er doch unſern weiteren Aufforderungen Gehör, und erfand gegenwärtige äuſserſt einfache und bequeme Maſchinen eines *Planetarii* und *Telluvii*, welche unſer *Sonnenſyſtem* ſowohl als auch den *Lauf der Erde* mit ihrem Monde um die Sonne, ſehr gut und deutlich verſinnlichen. Die Sonne, welche als der Hauptkörper deſſelben im Mittelpuncte ruhet, wird in beiden Modellen durch ein *brennendes Licht* vorgeſtellt: die Planeten aber, welche ſich im Planetario um ſie bewegen, durch kugelförmige Körperchen, welche auf Dräthen ſtecken, und mittelſt derſelben auf die Säulchen, welche auf den runden Scheiben ſtehen, geſtellt werden können. Durch das Umdrehen dieſer concentriſchen Scheiben kann man ſich nun von dem Laufe und Stande der Planeten gegen einander eine ziemlich anſchauliche Kenntniſs verſchaffen, wenn man der beigefügten gedruckten Erläuterung, welche nach Hrn. Prof. *Bodens* Anleitung zur Kenntniſs des geſtirnten Himmels bearbeitet iſt, folgt. Da man aber nur ungelehrte Liebhaber und hauptſächlich Bürgerſchulen bei dieſem Entwurfe vor Augen hatte, ſo muſste billig Alles weggelaſſen werden, was höhere mathematiſche Kenntniſſe voraus-

ſetzte. Wir hoffen alſo durch die Lieferung unſers *Planetarii* und *Telluris* dem geographiſchen Unterrichte der Jugend in Bürger- und Privatſchulen einen angenehmen Dienſt geleiſtet zu haben.

Weimar, den 1. Novbr. 1805.

Das Geographiſche Inſtitut.

8.

Anzeige wegen der Le Coqſchen Charte von Weſtphalen.

Da mit dem Ende des verfloſſenen Jahres der bis dahin ſtatt gehabte Subſcriptions-Termin auf die topographiſche Charte von Weſtphalen, welche der Herr General Major von Le Coq herausgiebt, abgelaufen iſt; ſo macht Unterzeichneter hiermit nochmalen hierdurch bekannt, und daß von jetzt an jene Charten nur zu dem erhöhten Preiſe von 45 Rthlr. in Golde, fürs Erſte noch in Münſter bei dem Herrn Major von Golſon, in Berlin bei Herrn Simon Schropp u. Comp., in Weimar bei dem Geographiſchen Inſtitute, und in Potsdam bei Unterzeichneten zu haben iſt.

Potsdam, den 1. Januar 1806.

Reymann,
Königl. Preuß. Plankammer-Inſpector.

9.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1806. 1. St.

Inhalt.

I. Bemerkungen über das, was neuerlich in Frankreich zur Aufklärung der Naturgeſchichte des Baſalts geſchehen iſt. Vom Hrn. Legationsrath von Hoff. II. Vorſchlag zur Anlegung einiger öffentlichen und authentiſchen Sammlungen von unbezweifelten Feuerproducten der noch in Wirkſamkeit begriffenen Vulkane aller bekannten und bereiſten Erdſtriche, zur Vergleichung und Prüfung derſelben mit den Wernerſchen Flötztrappgebirgsarten von beſtrittenem neptuniſchen Urſprunge. Vom Herrn D. Haberle. III. Der Steinkrebs; vom Hrn. Rath D. Wolf in Nürn-

Nürnberg. (Mit Abbild. auf Taf. I.) IV. Beobachtungen über den Einfluß elektriſcher Siegellackſtangen auf magnetiſirte und unmagnetiſirte Nadeln in einer Bouſſole und andere magnetiſche Erſcheinungen. Vom Hrn. Landesdirektionsrath von Voith in Amberg, aus einem Briefe deſſelben an den Herausgeber. V. Von den ſogenannten Blitzröhren aus der Sennerheide im Lippiſchen. Vom Hrn. Leibarzt D. Brückmann in Braunſchweig. VI. Von dem ſogenannten Blitzſteine oder Pierre foudroyée am Montblanc. Von Ebendſ. VII. Nachricht von einer neuen galvaniſchen Säule des D. Baronio, aus vegetabiliſchen Stoffen. (Aus dem Moniteur.) VIII. Nachricht von der Expedition nach Neuholland zum Behuf der Geographie und Naturgeſchichte. Vom Hrn. A. L. Juſſieu, in den Ann. du Mus. nat. d'hist. nat. Heft 35. IX. Ein neuer Komet. X. Nachricht von einem merkwürdigen Naturereigniſſe. (Aus einem Briefe des Hrn. D. Gautieri in Novara an Herrn D. Friedr. Voigt in Jena.) XI. Ueber den Disthéne vom St. Gotthard. Vom Hrn. Laugier. XII. Sonderbare Bemerkung das gelbe Fieber und die Sperlinge betreffend.

Weimar im Jan. 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

10.

Neue Friedenscharte.

So eben iſt in unſerm Verlage erſchienen:

Neueſte Charte von Teutſchland, nach den durch den Preßburger Frieden vom 26. Dec. 1805. beſtimmten Beſitzungen der Reichs-Fürſten und Stände, entworfen im Januar 1806. 6 gr. ſächſ. Courant.

und an alle gute Buch- und Kunſthandlungen verſendet werden; wo die Liebhaber ſie finden, oder ihre Beſtellungen machen können. Ebendaſelbſt iſt auch zu dem von uns vor kurzen gelieferten Original-Plane der Schlacht bei Auſterlitz am 2. Dec. 1805., eine Erläuterung erſchienen. Bei letzteren Plane müſſen wir noch erinnern, daß der vor einigen Tagen bei dem Induſtrie-Comptoir zu Leipzig in Commiſſion erſchienene und in No. 7. der Leipziger Zeitungen ſo wie in No. 27. des Reichs-Anzeigers von einem ſogenannten Geograph. Zeichner und Kupferſtecher Carl Schilling, ſo impoſant und mit Herabſetzung des unſrigen, angekündigte Plan der Schlacht bei Auſterlitz, nichts mehr und nichts minder als eine etwas vergrößerte genaue Copie unſers Ori-

ginal-Plans ist, welche wir selbst zu einem gewissen Behufe gleich nach Empfange unsers Original-Plans als Hand-Zeichnung fertigen ließen, und wovon — gewiß ohne Vorwissen und zu ernstlicher Mißbilligung des hohen Besitzers der Handzeichnung — von einer höchst indiscreten Hand, die wir zu kennen glauben, ein unerlaubter Gebrauch gemacht wurde, folglich diese Speculation ein niedriges Plagiat ist, wie sich jeder Liebhaber bei Vergleichung beider Plane (NB. auf unserer größeren Copie waren die böhmischen Namen der Städte, und das Terrainzeichnen auch weggelassen) auf den ersten Blick sogleich überzeugen kann. Also Nunm cuique! Und soviel nur zur Aufdeckung und Rüge dieses elenden Betrugs, so wie der unverschämten Ankündigung desselben.

Weimar, den 27. Jan. 1806.

Das Geographische Institut.

II. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

London und Paris 1805 VII. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Leſebedürfniß in London. — Leihbibliotheken. 2. Herrn Lancaſters Schulanſtalt. II. Paris. Feueranſtalten zu Paris. — Pompiers. Rettungsmaſchinen. III. Engliſche Karikaturen. 1. Das Exerciren im Hauſe.

setzen, und kein Wort stehen lassen, dessen ich nicht zur Darstellung des Gedankens unumgänglich bedarf.

„Nerine, sieh gen Himmel, und lächle diesem Tage. Dann rieselt das neue Leben still aus der Urne der Zeit hervor. Wir gehen mit Gesang das Ufer hinab, und zeichnen jede schöne Stelle mit einem Thyrsus. Zuweilen sehen wir nach den Stäben, und sind gleich bereit, weiter zu gehen, oder den letzten hinzustecken, indem für uns die Quelle versiegt.“

Ist der Gedanke nicht immer reich und schön? Hat das Lied einen einzigen Ausdruck, welcher jenen nicht erhöht und verstärkt? Aehnliche Versuche sollten unsre Sänger mit ihren eignen Arbeiten anstellen, und sich selber belehren, ob ihre Poesie Nahrung des Geistes, oder ein leertönender Schellenklang sey?

Mehr als Schellenklang, ist, S. 12, das Gedicht: **An den Barden Rhingulph.** Wollte man aber manches rauschende Wort mit allem, was man schon in den Chören des **Thor** und **Mannus** gehört hat, davon absondern, und das Gerippe betrachten; wie viel neues bliebe uns übrig?

Aus eben der Ursache, warum das erste Lied mir gefällt, les' ich mit Vergnügen, S. 49, **die Fichte und das Wintergrün.** Die Fabel ist roh, aber simpel erzählt. Jeder Vers redet die Sprache der Natur.

Wie sehr der Barden-Gesang auf unsrem Parnasse zum Modegesang werde, beweißt, S. 61. die **Ode auf die Ankunft des Herrn Kammerpräsidenten Freyherrn von Behr zu Hannover.** Albions Nymphe läßt sich hören; ihr Lied ist so wenig auf den Bardenton gestimmt, daß sogar die **Kamönen** darinn vorkommen; und doch heißt es:

„Herauf ihr Barden! Spielet das hohe Lied
Auf Tuiskons Leyr.“

Uebri-

(Hiezu die Karikatur No. XIV.) 2. Wettſtreit im Grinzen. (Hiezu die Karikatur No. XV.)

* * *

Das VIII. Stück, welches den Jahrgang 1805 ſchließt, erſcheint gleichfalls innerhalb 14 Tagen, und ſodann tritt dieſe intereſſante Zeitſchrift, nach dem Wunſche ihrer Leſer, in ihre ordentliche Zeitfolge ein, ſo daß alle 6 Wochen richtig ein Stück davon erſcheinet.

Neue Societäts- Buch- und Kunſthandlung.

No. XII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſowie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

December 1805.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher. In Doppelheften herausgegeben von F. J. Bertuch und C. Ph. Funke.

Die Herausgabe dieſer von uns bereits für das J. 1805 angekündigten Zeitſchrift für häusliche Erziehung, fand durch Umſtände, welche wir dem Publicum nicht entwickeln können, weſentliche Hinderniſſe, und wir ſahen uns genöthigt, ſie bis auf das folgende Jahr 1806 zu verſchieben. Nachdem dieſe nun beſeitiget ſind, ſo erſcheint dieſes Journal in Doppelheften mit künftigem Jänner 1806 gewiß, und ſeine Lieſe-

rung geht sodann monatlich ununterbrochen fort. Da wir indessen doch nöthig finden, den Plan des Journals unsern Lesern wieder in das Gedächtniß zu bringen, so lassen wir denselben zu diesem Behufe hier nochmals abdrucken.

* * *

Plan des Journals.

„Die Erziehung des Menschen erfordert eine beständige „Sorgfalt, und das schwere Geschäft des Unterrichts war zu „allen Zeiten ein Gegenstand des Beobachters und der genauesten „Untersuchung der Philosophen:" sagt sehr wahr der neue geistreiche Geschichtschreiber der Hindus, Legoux de Flaix. Ueberblicken wir die große Menge Kinder- und Erziehungsschriften, welche wir seit 20 bis 30 Jahren erhielten, und welche in unserm ungeheuren Bücher-Meere theils noch schwimmen, theils schon längst versunken sind, so sollte man wirklich glauben, daß in Deutschland für diesen wichtigen Gegenstand schon alles Mögliche geschehen sey; aber das Auge des praktischen Kenners unsrer Pädagogik sieht leicht wie arm wir bei all' dieser Ueberfüllung noch wirklich sind, und welche große Lücken wir noch auszufüllen haben, ehe wir uns eines consequenten Ganzen in diesem für Menschheit und Länderwohl so äußerst wichtigen Fache zu rühmen haben.

Das Meiste ist bisher in Teutschland für den **öffentlichen Unterricht** und die **physische Erziehung** der Kinder geschehen, und es ist nicht zu läugnen, daß sich viele vortreffliche Pädagogen um unsre Schulen, so wie unsre aufgeklärten Aerzte um unsre Wochen- und Kinderstuben unsterblich verdient gemacht haben; aber die **häusliche Erziehung des Kindes** ist ein Punkt, welcher mit jenen beiden nicht gleichen Schritt gehalten hat, und noch großer Verbesserungen bedarf. Er ist aber auch gewiß einer der allerschwierigsten, weil er von so unzähligen Verhältnissen und Modifikationen der Eltern und ihres bürgerlichen Lebens abhängt.

Erziehung, Ausbildung und Unterricht des Kindes bis ins zwölfte Jahr — denn alsdann geht seine bestimmtere **wissenschaftliche** Bildung an — hängt fast ganz allein von **Mutter, Vater und Hauslehrer** ab. Haben alle diese auch die nöthigen Kenntnisse, die nöthige Geduld und Ausdauer, die nöthigen Mittel dazu, die physische und moralische Ausbildung des Kindes richtig zu handhaben? des jungen Geistes Naturgaben, Anlagen und Fähigkeiten, die sich oft nur wie Blitze aus der Seele äußern, auszuforschen, und ihm die wahre Richtung für seine Bestimmung des Lebens zu geben? seine unersättliche Wißbegierde, welcher Alles neu ist, und die Alles ergreift und an sich reißt, ohne es noch fassen und ordnen zu können, richtig zu beschäftigen und zu nähren? Der Unterricht, welchen das Kind in **bestimmten Schulstunden** bekömmt, ist das Wenigste. Sein Geist und Körper wächst mit jeder Stunde, strebt unaufhörlich nach Aus-

bildung, und will stets Uebung und Fortschritte. Wird dieß nicht in ein zusammenhängendes harmonisches Ganzes gebracht; so entsteht unausbleiblich eine verkrüppelte Erziehung, die hernach unzählige Mißgestalten in dem praktischen Leben hervorbringt. Wie unmöglich es aber auch ist, dies wichtige Geschäft, nach einer Universal-Form und einem allgemeinen Leisten zu behandeln, weiß jeder der mit Verstande Kinder erzogen hat.

Zu diesem Allem kommt nun noch die zweite Schwierigkeit, daß die stets wechselnden Verhältnisse unsers bürgerlichen Lebens, unsres Standes, unsrer Sitten und Gebräuche, unsers Wohnorts, unserer Geschäfte, ja selbst der Fortgang unsrer Wissenschaften, unaufhörlichen Einfluß auf unsre häußliche Erziehung haben, und sie modifiziren. Sie ist und bleibt daher ein immerwährendes Studium des praktischen Erziehers und denkender Eltern, und ebendies macht unsers Bedunkens, ein fortgehendes Werk nöthig, worin alle Erfahrungen, Bedürfnisse und Mittel dafür niedergelegt und mitgetheilt werden; — kurz eine

Zeitschrift
für
Kinder, Eltern und Erzieher

die wir hiermit für künftiges Jahr ankündigen. Sie zerfällt natürlich in zwei ganz seperirte Hälften, oder eigentlich zwei Journale, deren das eine bloß für die Eltern und die Erzieher, und das andere nur für Kinder bis zum zwölften Jahre bestimmt ist, beide aber Beziehung auf einander haben. Fast jede Wissenschaft hat jetzt ihre eigene Zeitschrift; sicher bedarf aber keine dieses Vehikels mehr, als die häusliche Erziehung, und zwar in dieser doppelten Form, die wir der unsrigen zu geben gedenken.

Wir sind beide Väter, haben mit Glück Kinder erzogen, und Enkel erlebt, und schmeicheln uns, während unserer beinahe 30jährigen schriftstellerischen Laufbahn uns das Vertrauen des Publikums in dem Grade erworben zu haben, daß wir über diese wichtige Materie die Stimmen und Meinungen unsrer würdigsten Pädagogen sammeln, und in ihrer Reihe mitsprechen dürfen. Unser Plan ist kürzlich folgender:

Die erste Abtheilung
des Journals für Kinder,
oder
der Jugendfreund

ist ein monatlich erscheinender eigner Heft, ganz allein für das Kind, das schon lesen kann, also vom 6ten bis zum 12ten Jahre, und für seine Unterhaltung und Ausbildung bestimmt. Es enthält, in der mannigfaltigsten Abwechselung der Materien und Form, Alles was die Aufbegierde des Kindes inter-

essiren, und ihm eine anziehende Unterhaltung gewähren kann. Instructive, saubere, und oft kolorirte Kupfer, über Merkwürdigkeiten der Naturkunde, Naturgeschichte, Länder und Völkerkunde und Gegenstände der bildenden Kunst, sollen es stets begleiten, und wir schmeicheln uns diesem Jugendfreunde sowohl für Knaben als Mädchen eine so gefallige Form und Composition zu geben, daß das Kind jeden Monats-Heft seines Journals immer mit Verlangen erwarten, und als Belohnung seines Wohlverhaltens aus den Händen des Vaters oder der Mutter empfangen wird.

Der Umstand, daß das Kind alle Monate richtig sein Journal, als ein fur dasselbe eigens bestimmtes Werk bekömmt, das ihm etwas Neues und Amüsantes bringt, spannt immer seine Erwartung, erneuert stets sein Vergnügen und seinen geistigen Genuß, gewöhnt es an Ordnung, und giebt dem Vater und der Mutter tausend Gelegenheiten das Kind angenehm und nützlich zu beschäftigen, und seinen Geist und Talente auszubilden. Wir werden uns mit unsern kleinen Lesern oft selbst in Verhältnisse setzen, die sie interessiren sollen. Es sind noch manche Hebel und Mittel, dem Geiste des Kindes und seiner Entwickelung zu Hülfe zu kommen, nicht versucht, oder nicht richtig benutzt worden, und wir hoffen deren noch manche in unserm Journale zu liefern.

Die zweite Abtheilung,
des Journals für Eltern und Erzieher
oder
der Rathgeber

ist allein für diese bestimmt, deßhalb auch besonders geheftet, und das Kind bekommt nur seinen Jugendfreund, den Rathgeber aber nie in die Hände. In diesem werden wir uns mit Vater, Mutter und Lehrer über alle Gegenstände der physischen und moralischen Erziehung und des Unterrichts, ihrer Fehler und Verbesserungen unterhalten, und Ihnen unsere und anderer Pädagogen Erfahrungen, Meinungen und Rath, bescheiden mittheilen. Da wir uns hier mit Eltern und Lehrer, so zu sagen, vertraulich besprechen, und oft Gegenstände berühren müssen, von denen das Kind nichts wissen soll, so erhellet daraus, warum das Kind — dessen Geistesfähigkeiten sich oft im 11ten und 12ten Jahre außerordentlich entwickeln — diese Abtheilung unsers Journals nie in die Hände bekommen darf. Da nun beide Abtheilungen, der Jugendfreund und der Rathgeber, monatlich zusammen erscheinen, und im Rathgeber immer auf den Inhalt des Jugendfreundes Rücksicht genommen ist, so finden Eltern und Lehrer darinne stets einen erläuternden Kommentar über die im Jugendfreunde enthaltenen Artikel, um sich darüber mit dem Kinde angenehm zu unterhalten. Erläuternde Kupfer werden auch den Rathgeber begleiten.

Es leuchtet von selbst ein, daß an unserm Journale mehrere praktische Erzieher Theil nehmen müssen, um ihm die nöthige Mannichfaltigkeit zu geben; und wir zeigen daher mit Vergnügen an, daß wir auf die Unterstützung vieler schätzbarer Mitarbeiter, worunter sich auch einige Damen befinden, rechnen können. Ihre Namen, welche das Publikum schon größtentheils kennt und ehrt, werden wir, wenn es uns erlaubt wird, in der Folge nennen. Wir, an unserm Theile, sind nur Sammler der Stimmen und Meinungen, und Redactoren der Beiträge, für deren Güte und Gehalt wir haften.

Zu mehreren Reize für die Kinder haben wir mit der Verlagshandlung, dem Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar, die Anstalt getroffen, daß dasselbe jedem Abonnenten eines laufenden Jahrgangs unsers Journals, mit dem Decemberstücke, zugleich ein Weihnachtsgeschenk für das Kind, von wenigstens einen Rthlr. an Werthe als Prämie mit abliefert. Die Ungewißheit, worinne dies Weihnachtsgeschenk bestehen wird, giebt unsern kleinen Lesern eine angenehme Erwartung.

Mehr können wir hier über das Detail unsers Planes nicht sagen. Das Publikum, das schon, sowohl von uns als der Verlagshandlung Beweise genug hat, daß wir unsere Unternehmungen nicht vernachlässigen, und, ohne viel Worte zu machen, der Sache ihr Recht thun, wird es aus den beiden ersten Monatslieferungen, die im Februar des kommenden Jahres zusammen erscheinen sollen, näher kennen lernen. Vor der Hand empfehlen wir uns und unsere Unternehmung seiner gütigen Aufmerksamkeit und Wohlwollen.

Weimar und Dessau, den 2ten Decbr. 1804.

F. J. Bertuch,
H. Sachsen-Weimar. Legations-Rath.

C. Ph. Funke,
F. Schw. Rudolstädt. Erziehungs-Rath und Inspector des Seminarii zu Dessau.

* * *

Da wir obiges Journal in Verlag genommen haben, so werden wir Druck, Kupfer und Lieferung mit eben der Eleganz und Genauigkeit besorgen, die wir bei allen unsern Verlagsunternehmungen zu beobachten gewohnt sind. Folgendes sind die Bedingungen:

1) Der ganze Jahrgang von 12 monatl. Lieferungen, jede von 2 Heften, kostet 4 Laubthaler; 6 Rthlr. 8 Gr. Preuß., 11 Gulden Reichscourant. Dieß Abonnement wird praenumerando gezahlt, um viele Unannehmlichkeiten zu vermeiden.

2) Jede Lieferung an alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Comptoire abgeht zu Anfange des Monats.

3) Man kann bei diesem Journale mit jedem Monate antre-

ten und abgehen, auch einzelne einfache oder Doppelstücke, zu Ergänzung entstehender Defekte haben. Jedes Monats-Doppelstück kostet aber alsdann 16 Gr. Sächs. Cour. oder 1 Fl. 1 Kreuzer Reichsgeld, und das einfache Stück, Jugendfreund oder Rathgeber, 8 Gr. Sächs. oder 36 Kreuz. Reichsgeld. Bei der Bestellung der Defekte muß aber genau angezeigt werden, von welcher Abtheilung Jugendfreund oder Rathgeber, das Stück seyn soll.

4) Abonnenten, welche im Laufe des Jahres antreten, und also keinen vollen Jahrgang nehmen, bezahlen ihre Lieferungen bis Ende des Jahres nach No. 3. als Fragmentstücke; treten aber mit dem neuen folgenden Jahrgange in das ordentliche Abonnement nach No. 1. ein, wenn sie sich zum ganzen Jahrgange verbindlich machen.

5) Mit dem December-Stücke liefern wir zu jedem vollständigen Jahrgange des Journals zugleich ein unbestimmtes Weihnachtsgeschenk von einem Rthlr. an Werthe gratis mit ab; aber blos für die Abonnenten vollständiger Jahrgänge: nicht für Fragmenteremplare.

6) Mit Versendung einzelner Exemplare können wir uns nicht abgeben, und unter 5 Exemplaren nehmen wir von Privat-Collecteurs keine Bestellungen an. Wir liefern dagegen alle unsere monatl. Sendungen franco Leipzig, Nürnberg und Frankfurth a. M., und von da aus trägt der Collekteur das Porto.

7) Alle Exemplare, welche bis Johannistag nicht bezahlt sind, werden, zu Vermeidung unangenehmer Weitläufigkeiten, ohne Ausnahme gesperrt.

Weimar, den 6ten Decbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten
im December
UND DEREN INHALT.

1.

Journal des Luxus und der Moden 1805 XII. Stück.

Inhalt.

I. Bade-Chronik von Teutſchland vom Jahre 1805. 1. Ueber den dießjährigen Beſuch der Bäder in Teutſchland. 2. Auszug des Tagebuchs meiner Reiſe durch die Bäder Wiesbaden, Schlangenbad, Langenſchwalbach, Ems, Aachen und Spaa im Monat Junius und Auguſt 1805. 3. Ueber das Bad zu Saßard auf Rügen. II. Miſcellen und Modenberichte. 1. Leipziger Michaelis-Meſſe. 2. Leipziger Theater. 3. Pariſer Modenbericht. 4. Neueſte Wintermoden. III. Ameublement. Herrn Barnett's neuer Engliſcher Patent-Paratout. IV. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Dec. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1805. XII. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Der Spaziergänger und der Todtengräber. 2. Wechſelgeſang (Nach Horaz Od. III. 3.). 3. Melly's Geiſt an ihren geliebten Freund. 4. Herbſtgedanken. II. Ueber Eſchenmeyer's Religions-Philoſophie, oder über Myſticismus der Religion. III. Die Beredtſamkeit. (Vom Prof. Rommel zu Marburg.) IV. Ueber das Veredeln der Kanzelredner. (Ein Fragment) V. Bemerkungen.

Weimar im Dec. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Die Zeiten, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1805. IX. Heft.

Inhalt.

I. *Italien*. 1. Verwandlung der Italiäniſchen Republik in ein Königreich. (Beſchluſs des im vorigen Stücke abgebroch. Aufſatzes.) 2. Wiederherſtellung des Lehns-Verhältniſſes in Oberitalien. 3. Incorporirung der Liguriſchen Republik in das Franzöſiſche Reich. II. *Frankreich*. Allgemeine Bemerkungen über deſſen Finanzzuſtand am Ende des Jahres 1804. III. *Ueber die gegenwärtige politiſche Kriſis in Europa*. (Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.) IV. *Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages*. V. *Notiz*, das hiſtoriſche Kupfer und die Charte betreffend, die dieſem Stücke beigefügt ſind. *Beilage*. Urkundenbuch. No. II.

* * *

Zu dieſem Stücke gehören:

1. Ein hiſtoriſcher Kupferſtich, enthaltend *a*) die auf die Italiäniſche Königs-Krönung geprägte Denkmünze; *b*) das Helvetiſche Staats-Siegel. 2. Die neueſte Charte von der Inſel *Corfu*.

Weimar, im Decbr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Plan der Schlacht bei Auſterlitz, am 2ten December 1805 zwiſchen den vereinigten Ruſſiſchen und Oeſtreichiſchen und dem Franzöſ. Heere. Weimar 1806. Preis 6 gr.

iſt in unſerem Verlage erſchienen, und in allen guten Buch- und Charten-Handlungen zu haben. Die neuen Charten von Teutſchland und den andern Ländern, auf welche der letzte Preßburger Friede vom 27 Decbr. und deſſen Folgen einen geographiſchen Einfluß hatten, werden, ſo wie die gewiſſen Data davon bekannt werden ſind, auch ſogleich erſcheinen, indem ſie bis auf dieſe näheren Beſtimmungen bereits fertig ſind. Weimar den 10 Jan. 1806.

Geograph. Inſtitut.

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1806.

I.

Gedichte.

1.

Prolog für die Eröffnung eines freundſchaftlichen Theaters.

Drei nächtliche Geſtalten
durchziehn das Erdenrund.
Man ſieht ſie furchtbar walten
in frevelvollem Bund.

In Stürmen eingehüllet,
ſo rauſchen ſie daher.
Die Luft ihr Wehe füllet
wie Brauſen nah' am Meer.

Uebrigens iſt die Ode ſehr wohlklingend, und hat einen raſchen Gang des Verſes.

S. 77. **An Klopſtock.** Ein ſchöner, leicht ſich entwickelnder Plan; und wohlverſtandne Kunſt in dem **Mechaniſmus** der Wiederholungen! Aber ſtehen die Namen der Geſtorbnen, welche beklagt werden, nicht zu weit vom Anfang entfernt; und flieſſen die Wiederholungen jedesmal aus dem Gefühl der Seele?

S. 91. **An Minnas Geiſt.** Nicht leicht werden wir einen Dichter finden, der nicht gewiſſe **Lieblingswörter** hätte, und dieſe muß man ihm, als ſein eignes **Colorit**, erlauben, ſo bald er mit eben dem **Colorit verſchiedne** Gegenſtände mählt. Noch mehr: Es muß ihm vergönnt ſeyn, gewiſſe ganze Bilder mehr als einmal aufzuſtellen, wenn er die Bilder nur als bloſſe **Verzierungen** ſeiner Bühne anſieht, und uns auf der Bühne ſelbſt immer neue **Handlungen** zeigt. So hat der Eine Wolken nöthig, worauf Engel und Heilige ruhen; der andre, Nacht und Mondenſchein, zu Geſichtern; ein dritter, blumichte Lauben für die Spiele kleiner Götter. Aber auf eben denſelben Wolken, in eben den mondbeſtrahlten Nächten, und bunten Lauben, müſſen Engel, Geſichter, und kleine Götter nicht beſtändig eben daſſelbe thun und ſagen. Hierinn unterſcheiden ſich faſt immer die Nachahmer von ihren Meiſtern. **Colorit** und **Verzierungen** ſind ihnen die Hauptſache; Beyde nehmen ſie von ihren Meiſtern an; werfen in jenes ein paar neue Schatten; ſetzen dieſe auf mancherley Art zuſammen; und rühmen ſich eines beſondern Werks.

In eben angezeigtem Gedichte finden wir **Engel, Harfenchöre, Sphären, Abendhayne, Schleyer, Himmelslauben** u. ſ. w. Was aber iſt die **Geſchichte** des Gemähldes? Was geht auf der geſchmückten Bühne vor? „Ein Dichter erzählt, wie er mit ſeiner

Winna

Und ihre Fackeln sprühen
des Unglücks Flammen aus.
Wo sie vorüber ziehen,
fällt Hütt' und Marmorhaus.

Wer kennet nicht die wilden feilen Schatten
mit hochgeschürztem blutgetränktem Kleid?
Es buhlt die Schuld mit ihren beiden Gatten,
dem stolzen Wahn und üppig, kargen Neid.
Nur Einer großen Sonne golden Licht
scheucht die Verruchten tief hinab zur Hölle;
denn Klarheit dulden Höllen-Schatten nicht.
Das Böse flieht der Weisheit Strahlenhelle.
Die Weisheit ist die unbefleckte Sonne,
die rasche Funken wirft in jedes Herz,
die sanft erwärmend ihre Himmelswonne
dem Hoffnungslosen für den herben Schmerz,
der steten Duldung sanft und freundlich spendet,
die endlich doch durch Sturm und Wolken bricht
und ihres Lichtstroms helle Wogen sendet,
wo Nacht und Tag den Kampf um Klarheit ficht.
Um dieser Geister-Sonne hehrem Prangen
stehn Genien von ihrer Gluth belebt.
Und Einer, der mit liebevollem Verlangen
den zarten Fittig leis erhebt —
o seht ihn, wie er sanft zu uns sich neiget

und Freuden auf die Lebens-Pfade ſtreut!
Wen leben nicht die Früchte, die er reichet,
das Schön' und Gute, das er täglich heut?
Ihr kennet ihn, den freundlich holden Knaben,
den Genius der Kunſt, der uns begrüßt.
In reiner Schale bringt er Himmels-Gaben,
der Weisheit Ernſt, durch Freundlichkeit verſüßt.
Es leuchtet ſanft und froh ſein Angeſicht,
wenn drohend auch ſein Mund zum Herzen ſpricht,
und deutend hebt er oft den dichten Flor
und hält des Lebens Spiegel uns empor. —
Ihm nard ein kleiner Altar hier erbauet.
Er ſchlang um dieſen weitern Kreis ſein Band,
denn jeden liebt er, der ſich ihm vertrauet,
der Kränze ihm zum frohen Opfer wand.
Vermöchten wir, die er begeiſtert leitet,
die ſeines holden Zaubers Hauch berühret,
und die er, bald zu Scherz bald Ernſt verkleidet,
vor dieſer Wände flücht'ge Täuſchung führt,
o könnten wir mit jenen Kränzen ihn
an dieſem Altar ſanft umſchlungen halten
und ſeine Reize blühend euch entfalten!
wie lohnend wäre jegliches Bemüh'n.
Doch allzu ſüßer Hoffnung ſich ergeben
iſt Selbſtbetrug. Er leitet von der Spur
der Wahrheit, dieſer Richtenden im Leben.

drum glauben wir, der Knabe werde nur
aus seiner Ferne junge Blüten streu'n —
So mögen diese Knospen euch erfreu'n!

Gustav Ant. Frhr. v. Seckendorf.

2.

Sommerabend-Gefühle.

Perlenthau
Tränkt die Au';
Balsam haucht der Blumenhügel,
Wonne hebt das Waldgeflügel,
Flur und Thal und Sonnenhöh'n
Schmückt ein guter Geist so schön!

Hold erglänzt, —
Rings umkränzt
Von Gebüschen, — dieser Hügel,
Frohen Lebens reiner Spiegel;
Aber in den Jubelklang
Mischt sie Ach! und Wehgesang!

Liebend ſchwebt,
Neu belebt,
Das Geflügel durch die Lüfte,
Athmet jubelnd Sommerdüfte; —
Doch ein böſer, gier'ger Aar
Trennt durch Mord ein treues Paar!

Abendgluth
Färbt die Fluth,
Ihre Silberwogen blinken,
Fiſche ſteigen auf und ſinken.
Sieh', da nah'n, dem Bach' entlang,
Fiſcher ſchon, zu gier'gem Fang.

Auf der Au'
Weilt im Thau
Dort ein Reh im Abendſtrale,
Beim gewürzten Kräutermahle,
Als des Jägers Hüfthorn ſchallt,
Und das Waldthal wiederhallt!

Aengſtlich eilt
Bald, und weilt
Nun das ſcheue Wild im Schatten,
Sucht den fortgeſchreckten Gatten; —
Doch des Jägers tödtend Blei
Schmettert ihm die Stirn entzwei.

Elfen nahn
Still heran;
Schmetterling und Käfer ſchweben
In der Dämm'rung ſüßem Leben:
Plötzlich haſcht und ſpießt, zur Luſt,
Sie ein Knab', mit roher Bruſt.

Keuchend zieht
Angſtbemüht,
Heim der Stier, als wie zum Grabe,
Dort mit langſam-ſchwerem Trabe,
Dem Geplagten rinnt der Schweiß
Von dem Nacken ſiedend-heiß. —

Tiefer Schmerz
Füllt mein Herz; —
Jammer gränzt an frohe Reigen,
An den Jubel ernſtes Schweigen,
Und es webte Seufzer nur
In die Freuden die Natur.

Doch vergeh'n
Einſt die Weh'n!
Aus der Nachtgefilde Weben
Keimet Friede, neues Leben; —
Frei wird einſt die Kreatur,
Wonne tilgt des Jammers Spur! — —

K. W. Juſti.

3.

Daura's Troſt.

Ballade.

Wohl trinkt der Sehnſucht Zähren
Kein unfruchtbares Land;
Was Sorgen nicht gewähren,
Gewährt der Gräber Sand. — —

Umblinkt vom Abendſterne,
Saß Daura in der Nacht,
Von ihrem Trauten ferne,
Und nur vom Gram bewacht.

Auf kaltem Leichenſteine
Saß, ach! die Dulderin;
Da rann im Mondenſcheine
Die heiße Thräne hin.

„Wie weht die Nacht ſo ſchaurig!
Noch kehrt mein Holder nicht!
Mein Herz iſt trüb' und traurig.
Und fern der Hoffnung Licht!"

„Nein!“ sprach's mit Liebestone:
Dir, Gute, bin ich nah;
Der Lieb' und Treu' zum Lohne,
Bin ich, dein Engel, da!“

Das Bild des Heißersehnten
Trat glänzend vor sie hin,
Der Ton des fern Gewähnten
Durchleuchtet' ihren Sinn.

„Zur Zeit der Mittagsschwüle
Harrt' ich umsonst nach Dir;
In mitternächt'ger Kühle
Kommst, Trauter, Du zu mir?“

Da bot es ihr so schweigend,
So leis' und kalt die Hand —
In seinen Arm sich neigend,
Ihr junges Leben schwand. —

Wohl trinkt der Treuen Zähren
Kein unfruchtbares Land;
Was Sorgen nicht gewähren,
Gewährt des Todes Hand!

K. W. Juſti.

4.

Aufſchriften.

Gallomanie.

Kaum war von Einer Gallomanie der Deutſche genesen,
Impfet der ſchwäbiſche Arzt ihm ſchon die andere ein.

Mediſance.

Hochgeſtiegen iſt unſere Kunſt; ein paar giftige Worte
Ausgeſpritzt, und es iſt annihiliret der Feind!

Unſre Jugend.

Nenne die Jugend nicht mehr beſcheiden, ſondern beſcheidend;
Denn es erhalten von ihr Männer und Greiſe Beſcheid!

Nach dem Ovid.

Wenn nur ein Mädchen, an Werthe die gleich, die Deinige ſeyn kann;
Kann kein Mädchen, o Freund, jemals die Deinige ſeyn.

Nach dem Epictet.

Dreierlei Früchte trägt der Weinſtock, wovon man die erſte
Freude, die andere Rauſch, Thorheit die letztere nennt.

Nach dem Claudian.

Zweige weih'n ſich der Venus und Wechſel-Liebe beſeeligt
Jeglichen Baum. Es neigen zum gegenſeitigen Bunde
Sich die Palmen; es ſeufzt die Pappel beim Kuſſe der Pappel;
Zu Platanen ſäuſeln Platanen, zur Erle die Erle.

Gebet.

Streut mir, o Götter, nicht Roſen allein in die Gänge des Lebens;
Dieſe verwelken, und nichts bleibt mir als Dornen zurück.

Grabſchrift.

Klaget nicht allzulaut am Grabe, mitleidige Freunde,
Daß zu unendlichem Schmerz nimmer die Arme erwacht.

Räthſel nach der griechiſchen Anthologie.

Nimmer gewinnſt du Rede mir ab, ſind die Lippen mir trocken;
Willſt du vernehmen mein Wort', biete zu trinken mir dar.
Schenke nur tapfer ein; ich ſchlürf' es mit gierigem Munde,
Und je länger ich zech', deſto beredter ich bin.

An den ſcharfſinnigen Gelehrten, der in der ganzen Mythologie nichts als Kalenderzeichen erblickt.

Der Fabel Knospen haſt du uns entſchleiert,
Haſt ihre ſchönen Roſen abgeſtreifet.
Was bleiben uns, D....., als die Dornen:
Nimm hin zum Lohn die dürre Dornenkrone!

Die beiden größten Geometer.

Denkend löſt Plato's Gott die Räthſel der Geometrie auf;
Galilei's Gott betreibt practiſch die Geometrie.

Minna im Schatten geruht, neben ihr in die Musik des Himmels ein Lied gesungen, am Abend das Concert der Vögel gehört, und sie am Ufer eines Bachs in seinen Armen gehalten habe. Sie starb. Nun bleibt des Mädchens Bild in seiner Seele. Für ihn keine Nachtigall, kein Blümchen! Er irrt in Wäldern, sinkt auf dürres Moos, klagt den Himmel an, und weint. Ueberall sieht er die Wangen der Geliebten, und hört ihre Stimme. Bald geht sie unter Blumen, und bald tanzet sie unter Geistern." Ist in allem diesem wohl ein einziger neuer Zug, Eine neue Wendung? Eben dasselbe sagen und thun alle dichterische Liebhaber auf einerley Art. Glücklich herausgebracht ist folgender petrarchischer Gedanke:

„Du sitzest oft, erhöht zum Engelrange,
An meines Lagers Rand,
Und streichelst mir die bleichgehärmte Wange
Mit deiner weissen Hand;
Enttrocknest mit dem Schleyer mir die Thräne,
Die meine Seele weint."

Der Dichter schließt, in einer ziemlich bekannten Formel, mit dem Wunsche, nicht länger im Erdenstaube zu wallen; sondern im Himmel, bey seinem Mädchen zu seyn.

Ich habe nicht umsonst auf die Zergliederung dieses Liedes eine vorzügliche Sorgfalt gewendet. Von dem Verfasser desselben stehen im Allmanach ein paar liebliche Lieder, in einem ganz andern Ton; und diese haben so viel Eigenthümliches, daß ich bedauren müßte, wenn ihr Dichter sein Genie verkennte.

S. 93. An den Herrn Regierungsrath Huber. Ein schöner Plan; aber die letzten Strophen zu weitläuftig; und daher allzu genutzte Gedanken! Es ist

eine

Juno Zygia.

Schlingt auch Juno das ehliche Band um Feuer und Waſſer,
Bleibet das Waſſer doch kalt, lodert das Feuer doch fort.

Die Fackel der Liebe nach dem Aedituus.

Freund, was trägſt du die Fackel voran, der wir nimmer bedürfen;
In der Liebenden Bruſt leuchtet die Flamme genug.
Dieſe vermag nicht das Raſen des wilden Sturms zu verlöſchen,
Nicht der Regen, der ſich heftig vom Himmel ergießt.
Keine andre Gewalt vermag das Feuer der Venus
Zu bezwingen, wo nicht Venus es ſelber bezwingt.

Nach dem Martial.

Mich erfreut die vom Rauch gebräunete Hütt' und der Hausheerd;
Mich das üppige Gras und der lebendige Quell.
Wohl genährt ſey mein Sklav', und die Gattin, gebildet zur Gnüge,
Frieden verleih' mir der Tag, ruhigen Schlummer die Nacht!

Das Leben.

Wie vergoldete Nüſſe und ſüßes Backwerk am Chriſtbaum
Hängt, der mit Nadeln dem Kind drohet und Vorſicht empfiehlt:
Alſo wohnet das Leid und die Freud' im Leben beiſammen,
Daß du mit Vorſicht die wählteſt und jenem entgehſt!

An den H. Auguſtin.

Dennoch ſagt dir dein Herz: „die Seel' iſt da, wo ſie liebet.“
Wenn gleich der Orthodoxie dreifacher Stahl es umſtarrt.

Die Moral.

Aus den Häuſern verbannt erſchien die Moral in den Tempeln;
Doch ihr dient' am Altar froſtig der Prieſter und Lay!
Nun verſuchte ſie es in Iffland's Stücken zu glänzen;
Aber das Publicum — gähnte und lachte ſie aus!

Arm und reich.

Arme, die Grazie nur und Geiſt und Geſchmack, doch kein Herz hat;
Reiche, die alles entbehrt, nur nicht ein fühlendes Herz!

Ausſpruch des Homer.

Weiſer Homeros, wie ſchauteſt du tief in den Buſen des Menſchen,
Als du aus innerſter Bruſt ſeufzend die Wahrheit geſagt:
„Aller Dinge wird man doch ſatt, des Weins und der Liebe;“
Denn das Höchſte ſowohl ſtumpft, wie das Niedre den Sinn.

Der allegoriſche Garten.

Wenn ich gern mich ergeh' im neuaufblühenden Gärtchen,
Junger Knospen erfreu', lobe der Gärtner Bemüh'n:
Wirft verachtende Blicke mir zu der äſthetiſche Mäkler,
Der nur Schönheit und Kunſt findet im — Weimariſchen Park.

Das beſſere Theil.

Süßeres kenn' ich doch kaum als ſich des Verlaß-
nen erbarmen,
Schirmer der Unſchuld zu ſeyn und des vergeßnen
Verdienſts.
Feiert ihr immerhin nur eure Heroen, ich pflege,
Was ihr verſchmähetet, wer wählte das beſſere
Theil?

F. L....

II.

Ueberſetzungen.

Ueber den Claudianus,

nebſt einer

Ueberſetzungsprobe aus dem Raube der Proſerpina.

An Adolf, Frhrn. v. Frieſen, in Dresden.

Die Liebe zum Alterthume, die uns in einer glücklichen Stunde zuſammenführte, erhält uns noch in einer ſchönen Vereinigung. — Sie wiſſen es

wohl, daß man, um das Alterthum selbst richtiger zu schätzen, an den Strebungen aller Zeiten und Völker früh Antheil nehmen muß. Auch wir lieben die Werke der spätern Kunst in ihren eigenthümlichen Reizen und Farben; allein mit höherer Bewunderung schauet der Geist in das ferne Land der alten Welt, und mit unwiderstehlicher Gewalt ziehen ihn die Denkmahle an, die uns das Andenken an eine größere Menschheit so werth machen.

Nach diesem Anfange werden Sie vielleicht irgend ein theures Bruchstück des Alterthums, eine Elegie des Mimnermos, oder sonst eine Perle dieser Art erwarten; allein Sie müssen sich mit Proben aus dem Nachlasse eines Spätlings begnügen, welcher uns wenigstens geschickt genug in die älteste mythische Welt versetzt, und übrigens unser Gemüth harmonisch zu erregen weiß. Sie sind aus dem Raube der Proserpina genommen, dessen zweiten Gesang ich unlängst zu meiner Erhohlung übersetzt habe. Ich will dieser Probe einige Worte zur Begleitung geben, die ich am liebsten an Sie richte, da Ihnen auch die Neigung nicht unbekannt ist, mit welcher ich in früheren Zeiten den Cl. umfaßte, einen Dichter, welcher als Repräsentant einer Gattung gelten kann, die der

Jugend

Jugend gefährlich genug iſt. Ich überſetzte damals den erſten Geſang, welchen eine Zeitſchrift aufnahm, in Jamben. Doch bald bin ich von dieſer irrigen Anſicht zurückgekommen, und wen ſollten die Ueberſetzungen einiger Meiſter nicht überzeugt haben, daß man von einem jetzigen Ueberſetzer, auch der Form nach, das Höchſte fordern dürfe! Der Hexameter muß alſo bleiben, wenn auch Lichtenberg (wie ich neulich zu meiner großen Verwunderung fand) im zweiten Theile der verm. Schriften ſeine Stimme gegen den heroiſchen Vers erhoben hat. Allein, wenn wir in L. einen der originellſten Denker ehren, ſo kann man wohl nicht läugnen, daß er ein wenig zu entfernt vom Alterthume ſelbſt lebte.

Jene Forderung führt zur Frage, ob es jetzt, nach der Herrſchaft des Klopſtockiſchen und Voſſiſchen Hexameters, nicht an der Zeit ſey, den alten Hexameter in ſeiner claſſiſchen Reinheit herzuſtellen. Ich ſelbſt befinde mich bei der Beantwortung derſelben in einiger Verlegenheit. Ein Kunſtrichter, welcher uns einſt zu vollkommenen Hexametern Hoffnung machte, iſt jetzt mit einem Gedichte hervorgetreten, welches in höherem Sinne ſelbſt eine Ueberſetzung aus dem Römiſchen zu nennen iſt, und den Kenner antiker Formen, gewiß erfreuen wird.

Was aber bei einem freien Werke von geringerem Umfange geleiſtet iſt, wo der Stoff ſelbſt eine Menge ſpondeiſcher Rhythmen zu leihen ſcheint, dieſes darf wohl noch nicht von einem Ueberſetzer erwartet werden, welcher zuerſt den Geiſt ſeines Originals im Ganzen ergreifen muß. Zwar hört man oft, auch in manchem gemeinen Munde, von der innigſten Durchdringung der Materie und der Form ſprechen; aber iſt nicht zu befürchten, daß der Mechanismus manche ſonſt geſunde und emporſtrebende Athletenkraft niederdrücken werde? — Der Deutſche darf indeſſen im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft ſtolz ſeyn; er kann ſich dabei einer bildungsfähigen Sprache rühmen, die auf den Ambos gelegt, und von allen Seiten, mehr als ſonſt, geglättet und zugehämmert wird. Und ſo dürfen wir auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß uns dereinſt noch die alten Epidenmaße in ihrer vollen Herrlichkeit ergötzen werden. Ich aber möchte, wie man zu ſagen pflegt, mit der Thüre nicht gern in das Haus fallen, oder auch Höheres aufopfern; ich wünſche zunächſt, in meinen leichtfertigen Herametern einen Wiederklang des muſikaliſchen Numerus, oder der ſpielenden Geſchwätzigkeit des Ct. ſelbſt zu geben. Von den Verſuchen anderer habe ich wenig zu ſagen. Die Ueberſetzung von Schüz (dem Dollmetſcher des Heſiodos) vom

Jahre 1784, werde ich nach der Vollendung der meinigen vergleichen. Bis jetzt iſt mir nur ein dunkles Gerücht von ihrem Daſeyn zu Ohren gekommen. Von den Proben des würdigen Kretſchmann in Meißners Apollo iſt mir noch eine ſchwache Erinnerung gegenwärtig; doch hatte der ehrwürdige Barde, ſo viel ich weiß, die Proſerpine nicht entführt. Merian's Ueberſetzung iſt Ihnen bekannt; ſeine franzöſiſche Proſa iſt doch genußreicher, als franzöſiſche Verſe. Auch erinnere ich mich, vor mehreren Jahren im Spectateur du Nord einige Proben in Alexandrinern geleſen zu haben, die man, ohne den höchſten Maßſtab anzulegen, gelungen nennen konnte.

Ich kehre zu unſerm Dichter zurück, welcher in einem ſo eiſernen Zeitalter, wie ein Wunder erſcheint. Die Blüte der römiſchen Poeſie war ſchon mit dem Auguſtus verſchwunden, nordiſche Barbaren durchſtürmten das römiſche Reich, im Innern war der Kampf des Chriſtianismus und des Heidenthums noch nicht geendet, und der Orient und Occident waren durch ihre ſogenannten Imperatoren, oder vielmehr durch ihre Stellvertreter, gänzlich entzweit. In einer, dem freien Dichter ſo feindlichen, Zeit, lebte Cl. Er war überdieß ein Ausländer;

doch möchte ihm dieser Umstand mehr vortheilhaft gewesen seyn. Auch verläugnet er sein Vaterland keineswegs; vielmehr erinnert er, als geborner Alexandriner, an jene merkwürdige Epoche der griechischen Schulpoesie, die unter dem Namen des Alexandrinischen oder Ptolomäischen Zeitalters bekannt ist. Man ist gewohnt, auch nach dem, was Heyne darüber gesagt hat, sich unter der alexandrinischen Poesie ein Gewächshaus erkünstelter Früchte zu denken, und in ihren Dichtern blos eine prunkende Asthenie, oder höchstens eine zierliche Mittelmäßigkeit zu suchen. Wenn ich, dieses zugebend, in den meisten Alexandrinern mehr ihre eigene rhetorische oder grammatische Subjectivität, als ein lebendiges Gestalten der Welt, erblicke, so kann man doch Einigen derselben eine gewisse blumige Fülle und reizende Ueppigkeit nicht absprechen. Ich meine besonders den Theokritos, den Moschos und Bion; ja, es ließe sich wohl viel weiter ausdehnen, wenn wir die spätere Elegie der Griechen, die Gesänge eines Philetas, oder Kallimachos kennten, deren Charakter wir nur zum Theil aus den Nachbildungen des Propertius errathen können. In diesem Sinne nennen auch Gesner und Merian unsern Dichter mit Recht einen Alexandriner. Man vergleiche ihn z. B. mit dem Apollonios,

einem gewiß nicht verdienſtloſen Dichter, und man wird bald finden, daß er keineswegeſ zu den armen Sündern gehöre, ſondern nur in dem üppigen Gebrauche ſeiner Kraft fehle. Er hat, um es kurz zu ſagen, die Natur ſeines Nitſtroms, welcher, wie die Alten ſchon ſagten, an monſtröſen Erſcheinungen ſo reich iſt. Wenn er auch von rhetoriſchen und epigrammatiſchen Auswüchſen nicht freizuſprechen iſt, und als ſolcher ſich an die Schule jener antipoetiſchen Verſekünſtler anſchließt, ſo neigt er ſich doch auf der andern Seite weit mehr zu einem blühenden Kunſtſtyle, zu dem Friſchen, Pittoresken; und dieß iſt auch die Urſache, warum neuere lateiniſche Dichter vom erſten Range, z. B. Nic. Heinſius, Sarbiewski, Johannes Secundus, ſeiner mit Achtung gedenken.

Ich habe von Cl. Vaterlande geſprochen. Wenn ich noch einen Blick auf ſein Zeitalter werfe, ſo möchte ich faſt noch lieber einen Uebergang der antiken Poeſie zur modernen in ihm finden, und ihn von dieſem Standpuncte aus betrachten. Da jetzt ſo vieles über die moderne, oder, was noch anmuthiger klingt, über die romantiſche Poeſie gereimt und geträumt wird, ſo möchte ich, um allen Verwechſelungen auszuweichen, Ihnen mit Anwendung

eine ſchwere Kunſt, alles überflüſſige wegzuſchaffen; jedoch ihr Lohn iſt das Vergnügen, zu gefallen. Wie gefällig das kleine, ſpielende Lied eines Vogelſtellers, S. III., worinn auch kein Wörtchen müſſig daſteht! In ſeiner tändelnden Einfalt, gleicht es dem Morgenputze der jüngſten Grazie.

S. III. Maylied. Lachend und leicht! Helle Farben, annehmlich hingeworfen! Nach und nach belebt der Dichter ſeine Scene. Des Kirſchbaums Wipfel ſäuſeln; der Apfelbaum nickt; Bienen ſummen; darauf tönt im tiefen Gewölke von Blüthen die Kehle der Nachtigall. Zuletzt ein ſchlummernder Jüngling, am Buſen ſeiner Gattin! Der Jüngling erwacht, und wandelt mit ihr durch den Garten,

Wo die Sonne,
Wo der blaue Himmel
Durch die röthlichten Blüthen bebt.

— — —

Ihre Herzen
Tanzen nach den Fugen,
Die der ſchmelzende Vogel tönt.

Bis hieher entzückt mich das Lied; aber nun, da es kaum Morgen geworden, und der Jüngling kaum erwacht iſt; ruft unſer Dichter den Abend wieder. Ich weiß nicht, ob das Gefühl meiner Leſer hierinn mit dem meinigen übereinſtimmt. Von der Nachtigall zum ſchönen Frühlingsmorgen geweckt, fühl' ich mich neu gebohren; die Sonne zwiſchen den Blüthen gefällt mir; ich wünſche ſie länger zu betrachten. Voll von dem Leben der Natur um mich her, kan mir unmöglich Heſperus auf einmal willkommen ſeyn; wenn er noch ſo freundlich mich anſäh'; und tönten

auf unſern Claudian gern das Nöthigſte darüber andeuten.

Im alten Griechenland (von welchem die römiſche Cultur nur einen ſchwachen Wiederſchein giebt) war die Schönheit in ihrer Fülle zu Hauſe; bei den Neuern iſt ſie beſchränkt. Sie lebt nur, wie Schiller ſich ausdrückt, im Geſange, und das Gemüth ſcheint ſich mehr nach den entflohenen Zeiten der ſinnlichen Schönheit und Kraft zu ſehnen. Wenn wir die alte Welt auf ihrem heroiſchen Gipfel betrachten, ſo finden wir, daß die Menſchen in ihrer unendlichen belebten Natur mit ihren Göttern als vertraute Genoſſen umgiengen, oder als mächtige Feinde lebten, ja, daß ſie ſelbſt Götter werden konnten. Wir hingegen nähern uns der Gottheit, die in unendlicher Majeſtät hoch über uns waltet, nur durch eine beſcheidene Verſinnlichung, oder durch Glauben, Liebe und Hoffnung. — Wenn ferner Griechenland ein Ganzes war, wobei man nur an die Nationalſpiele, Feſte, Myſterien, gemeinſchaftliche Kunſtwerke, oder an den einzigen Ausdruck: Barbaren, denken darf, ſo wurde bei den Neueren durch das Staatenſyſtem, und durch die immer mehr begränzte Bürgerlichkeit auch die Thätigkeit der Geiſter begränzt, und all-

mählig vereinzelt. Endlich fehlte der alten Poeſie zwar die empfindſame Frauenliebe des Mittelalters, und was mit dieſer zuſammenhängt; allein die Freunde des Alterthums ſtehen weit herrlicher da. — Hieraus ergiebt ſich der Character der alten Poeſie, nämlich Erhabenheit, oder ſtille, in ſich ſelbſt zurückkehrende Größe, die ſchon Winkelmann in der bildenden Kunſt zu Grunde legte, und die ich gern durch den Vers des Virgils:

„Summa placidum caput extulit unda,“

bezeichnen möchte; im Gegenſatze der phantaſtiſchen Anmuth, oder des bewegten Lebens, welches ſich in der Poeſie der frühern ſüdlichen Nationen, ſo wie einiger älteren engliſchen und teutſchen Dichter regt. Auch würde ich einige neuere Dichter nicht ausſchließen; ſie ſind romantiſch zu nennen, wenn auch die romantiſche Zeit, die ſie zu erneuern ſuchen, in ihren Hauptelementen nicht mehr da iſt. — Das Obige gilt auch von den Sylbenmaßen. Die antiken, deren Koryphäos und Erſtgeborner der Hexameter iſt, ſind weniger muſikaliſch, als die neueren, in denen der Reim herrſcht, welcher überhaupt das Weſen der modernen Poeſie auf eine ſchöne Weiſe andeutet.

Ich weiß ſehr wohl, wie viel mir noch zu ſa-

gen übrig bleibt, beſonders in Beziehung auf die orientaliſche Poeſie, von welcher die romantiſche gebildet worden iſt; doch es iſt Zeit, dieſe Materie zu verlaſſen, und zu ſehen, ob ſich davon etwas auf unſern Dichter anwenden laſſe. Es kann leicht bewieſen werden, daß die geiſtlichen Gedichte, die wir unter ſeinen Werken finden, ihm nicht angehören. Allein eine andere Frage iſt es, ob der Chriſtianismus, den er als Hofreligion wirklich gekannt hat, nicht auch über ſeinem Geiſte unſichtbar gewaltet habe? Man könnte vielleicht hier und da Spuren finden; wenigſtens hat der Einfluß der chriſtlichen Religion auf ein empfängliches Gemüth, ſo ſehr ſie bereits entſtellt war, keine innere Unwahrſcheinlichkeit. Aber weder jene Spuren, noch die entſchiedenen Entfernungen Cl. vom Geiſte des Alterthums machen ihn zu einem modernen Dichter in der angeführten Bedeutung. Intereſſen darf er darum noch nicht antik genannt werden. Die Urſache davon liegt ſchon in dem Character ſeines Zeitalters, wo nicht allein die dichteriſche Welt, ſondern auch der Sinn für das Alterthum gänzlich untergegangen war. Wenn aber auch Cl. ein merkwürdiger Sohn ſeiner Zeit, oder vielleicht ein Bildner derſelben iſt, und eine glückliche Bekanntſchaft mit den alten Muſtern bewährt hat, ſo finden wir doch eine Menge unclaſſiſcher

Ideen in ihm, die ſich den modernen Vorſtellungen nähern. Dahin gehört ſeine Anſicht der Weiblichkeit überhaupt, der weinende Mars im Gildoniſchen Kriege, der von Thränen beſiegte Pluto in unſerm Buche, das zauberhafte Epithalamium auf den Honorius und die Maria (welches eines Arioſto nicht unwürdig wäre) die Stelle im Epithalamium auf den Palladius und die Celerina, V. 103. ff. und in den Proben, die Sie vor ſich haben, die maleriſche Beſchreibung der ſchönen Götterkinder, des Sol und der Luna, das Landſchaftsgemälde von Enna, die blumenleſende Minerva, u. ſ. w. Ja, Sie werden ſchon in den Beiworten eine vor anderen römiſchen Dichtern auffallende Abweichung von der alten hohen Einfalt bemerken. Auch der Hexameter dieſes Dichters, wiewohl ich ihm Harmonie im Ganzen abſprechen möchte, neigt ſich abſichtlich zum Bunten und Klangreichen, ſo wie in einigen der Fescenniniſchen Gedichte ein reizendes Spiel mit den Tönen ſelbſt getrieben zu ſeyn ſcheint. Wenn aber auch Cl. eben ſo wenig antik erſcheint, als Auſonius, ſo kann man ihm deswegen doch keine moderne Bildung beilegen, deren erſte Keime ich, wenigſtens von einer Seite, im Prudentius und Sedulius, und in den alten Kirchengeſängen finde, die noch über das Alter des Dante und Pe-

trarca, oder der provenzaliſchen Poeſie, hinausgehen. Vielmehr möchte ich ihn einen gothiſchen Dichter, oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, einen gothiſchen Architekten nennen, welches auch ſchon der franzöſiſche Ueberſetzer im Kleinen angedeutet hat. Wenigſtens führen uns ſeine Liebe zu den Blumen, zu Silber, Gold, Edelſteinen und Purpur, die häufige Erwähnung goldener Wellen und der goldreichen Flüſſe, die von Gold träufelnden Nymphen u. ſ. w., wovon Sie die meiſten Belege ſchon in dieſer Probe finden, ſo wie der Misbrauch ſolcher Worte, wie ſpumare, vomere, latrare, tumere (die auch einſt in unſerer pförtniſchen Poeſie vieles Unheil angerichtet haben), auf die Idee einer ſolchen gothiſchen Architectonik, wo bei überladenem Reichthume von Zierrathen auch Kühnheit und ſelbſtſtändige Kraft ſichtbar iſt, kurz, wo ſich jene audacia Aegyptiorum, von welcher Petronius bei der Malerei ſpricht, mit Zierlichkeit, oder auch Ueberzierlichkeit vereint hat.

Doch ſie werden finden, daß dieſes der Idee nach, mit dem zuſammenſtimmt, was ich bereits über den Alexandriner geſagt habe. — Noch läßt ſich El. als Gelegenheitsdichter im Groſſen betrachten. Faſt alle ſeine Gedichte, ſo ſtark ge-

gliedert ſie auch ſind, haben eine gelegentliche Veranlaſſung; er hat das ſogenannte Gelegenheitsgedicht durch die epiſche Größe, in welcher er es aufgenommen, gleichſam geadelt, und ſo iſt er der Patron aller armen Dichter geworden, die der melodiſche Klang eines Dukatens begeiſtert. Man darf ihn darum noch nicht mit jenen Muſenknechten vergleichen. Sie kennen die ſchonen Stellen, in denen er das Vortreffliche ſchmückt, und das Schlechte kraftvoll bekämpft. Und warum ſoll man ihm ein Verbrechen daraus machen, daß er den Stiliche verherrlicht hat, einen Helden, welcher in ſeinen glücklichen Tagen große Verdienſte um den ſinkenden Staat der Römerlinge hatte? Oder, warum ſoll man ihn tadeln, daß er den von kraftloſen Böſewichtern beherrſchten Orient verachtet hat? Zwar nennt ein neuerer Schriftſteller den Cl. einen Hofpoeten; allein er ſelbſt wird wohl nicht Geſetze vorſchlagen wollen, in denen es dem Dichter bei nahmhafter Strafe geboten wäre, ſeine Neigungen zu verläugnen, oder ſie auf beſtimmte Subjecte zu verpflanzen. — Bedeutender iſt mir das harte Urtheil, welches Eichhorn in ſeiner Literargeſchichte über unſeren Dichter ausſpricht.

Sie kennen meine alte Neigung zum Cl., die

mich indeſſen nicht verblendet. Wer ſollte auch einem Dichter nicht gewogen bleiben, deſſen Bekanntſchaft man in den ſchönſten Jahren gemacht hat, und welcher bei ſeinen reizenden Fehlern ſich eben ſo vieler Tugenden rühmen kann! Dazu kommt noch in hiſtoriſcher Hinſicht die ſpäte Zeit, über die er ſich mächtig erhoben hat. Das Allerälteſte zieht uns zwar mit wunderbarer Gewalt an ſich; aber auch die Erzeugniſſe der ſpäteſten Zeit, wenn ſie nur von alter Bildung durchdrungen ſind, haben ein eigenthümliches, ich möchte ſagen, wehmüthiges Intereſſe für uns. Theils nehmen wir an den ungünſtigen Umſtänden Antheil, mit denen einige großgeborne Dichter ringen mußten, theils geben ſie uns, wie Quintus von Smyrna, einen Nachhall älterer Poeſie, deren Formen wenigſtens ſie oft glücklich copiren.

Endlich wird ſich auch Cl. neben anderen römiſchen Dichtern getroſt zeigen können. Wenn wir das Auguſteiſche Zeitalter (welches doch auch mehr geehrt zu nennen iſt) von der Vergleichung ausſchlieſſen, und bei den Häuptern der ſpäten Poeſie, etwa bei dem Lucanus, oder Statius ſtehen bleiben, ſo finden wir einen durchgängigen Mangel an Phantaſie, welcher man überhaupt keinen Antheil an der römiſchen Bildung zuſchreiben darf, und eine Kälte,

die ſich und uns vergebens mit rhetoriſchen Feuerwerken zu wärmen ſucht. Mir erſcheint die ganze Poeſie dieſer Dichter (wenn ſie nicht Ueberſetzer ſind) faſt wie eine geharniſchte Muſe, die uns mit klingendem Spiele zur Bewunderung zwingen will. Wenn ſich in den Werken der heiteren Griechen die Kunſt nach allen Seiten hin anmuthig bewegt, ſo ſind die römiſchen Dichter, mit Ausnahme einiger früheren, mehr kriegeriſch zu nennen, wie der ganze Character dieſer gewaltigen Nation ſelbſt kriegeriſch war, und ſich ſo auf die Poeſie warf. Dieſer kriegeriſche Character offenbart ſich auch in ihrer hervorſtechendſten Gattung, in der Satyre. — Dabei war den Römern die eigentliche poetiſche Welt mit den alten italiſchen Göttern untergegangen, und die ſpaniſchen Dichter hatten ſchon damals ein groſſes Unheil angerichtet. Bei ſolchen überſpannten Naturen, wie die Römer auch von außenher waren, konnten nur Dichter, wie Seneca, Lucanus, Martialis, Juvenalis, oder Statius ihr Glück machen. Der letzte dient ſogar unſerem Dichter oft zum Vorbilde, welcher aber keineswegs, wie Caspar Barth will, ein Nachahmer von jenem zu nennen iſt. Wenn er auch von den bekannten Fehlern des Statius nicht frei iſt, ſo bleibt er ſich doch gleicher, und iſt ungleich blühender, als

Jener in ſeiner koſtbaren Steifheit. Von dem hiſtoriſchen Silius Italicus, wie von dem Valerius Flaccus unterſcheidet er ſich durch größere Originalität, und durch jenes friſchere Colorit, von welchem ich geſprochen habe. Dem Lucanus aber, einem rhetoriſchen Dichter, iſt er, beſonders im Raube der Proſerpina, an der poetiſchen Anlage, und an Kunſteinſicht überhaupt überlegen, wiewohl ihn dieſer an einem gewiſſen Adel der Geſinnung, an Energie des Ausdrucks, und Darſtellung des Einzelnen noch übertrifft.

So viel über Cl. nach ſeinem abſoluten und relativen Werthe. Denn Sie werden nicht erwarten, daß ich ihn noch von anderen Seiten, z. B. der hiſtoriſchen Wichtigkeit, berühre. Im Raube der Proſerpina ſelbſt (von welchem ich gern noch Einiges ſagen möchte) ſcheint Cl. den Verſuch gemacht zu haben, die mythiſche Welt, an die Niemand mehr glaubte, und von der auch die poetiſche Idee längſt verloren gegangen war, wieder herzuſtellen, und ſich ſo einen Weg zu den älteſten Cyclikern zu bahnen. Ein ſolcher Verſuch mußte freilich ſeiner Natur nach, wie frühere aus der glänzenden römiſchen Periode, mißlingen. Unſer Gedicht nämlich, welches, auch nach hiſtoriſchen Gründen, als das

letzte das Dichters anzusehen ist), begnügt sich nicht mit dem einfachen Raube der Proserpina; es steigt vielmehr selbst in die unterirdischen Tiefen hinab, und bewegt sich auch in dem leuchtenden Pallaste der Götter. So werden hier alle drei Welten aufgethan. Der Vater Jupiter setzt seinen Willen und den Schluß des Schicksals durch, und Pluto, welcher trotz seiner finsteren Majestät, fast etwas Modern — Interessantes für uns gewinnt raubt mit Freiheit und höher Selbstbestimmung. Proserpina wird Königin der Unterwelt, so wie Ceres Gesetzgeberin und Beglückerin der Menschheit, und beide werden in der eleusinischen Feyer verherrlicht. Mit dieser Verklärung schließt sich das Gedicht harmonisch, fast, wie der Prolog zum zweiten Buche, welcher dem Ganzen zu präludiren scheint.

„Fester noch ruhte die Welt auf dem Nacken des hohen Herakles,
Sonnen- und Sternenglanz wallte die Schultern entlang."

Daß dies der Plan des Ganzen gewesen sey, sehen wir leicht aus dem Eingange und Fortgange des Gedichtes selbst. Da jetzt das Studium des Alterthums wieder erwacht ist, da es sogar bei den

ſogar Nachtigallen unter ihm fröhlichen Brautgeſang.

Zweytes Maylied, von eben dem Verfaſſer, S. 121. Bey der ſüſſeſten Farbenmiſchung, hat dieſer Frühlingsſänger die Kunſt gelernt, mit ein paar Strichen ein ganzes Gemählde vor uns zu ſtellen. So die Verſe:

„Menget Lieder ins Getöne,
Das die Morgenglocke tönt;
Ins Geſchwirr der Eſpenblätter,
Und erweckt den Wiederklang.“

Welch eine vollſtimmige ländliche Muſik! Eben ſo; auſſer daß ich über die Drommete mit mir ſelber nicht einig bin:

„Küſſe, wenn des Hahns Drommete
Das umbüſchte Dörfchen weckt,
Küſſe, wenn die Abendröthe
Jeden Baum mit Purpur deckt.“

Und wie das Lied ſo reizend ausgeht! Mädchen kommen aus der Stadt; die ſollen mit Kirſchblüthenzweigen ihre grünen Sonnenhüte ſchmücken, und tanzen.

„Gaukelt in der Kirſchenblüthe
Zephyrn, eure Flügel matt,
Haucht auf ihre Sonnenhüte
Manches weiſſe Blüthenblatt.„

Würde man bey dieſen beyden Gedichten auf eben den Dichter rathen, welcher oben Minnas Geiſt beſang?

literäriſchen Elegants zum guten Tone gehört, die Rolle eines antiquariſchen Dilettanten zu ſpielen, ſo möchte es in der That nicht übel ſeyn, mit dem Cl. zu ringen, und ſein Gedicht aus freier poetiſcher Kraft zu ergänzen. Wenn dieſes Kampfſpiel in einer römiſchen Paläſtra ſeine Unbequemlichkeiten hat, und es auch jener Herren wegen nicht ganz zu empfehlen iſt, ſo bleibt uns nur der Weg übrig, dieſe Idee bei einer vollſtändigen Ueberſetzung im Geiſte des Originals auszuführen. Was Halem bei einer freieren Behandlung dieſes Stoffs geleiſtet hat, wiſſen Sie vielleicht beſſer, als ich, da mir die Eleuſina dieſes Schriftſtellers, in einem Berliniſchen Damenkalender, nur aus den Merkelſchen Briefen bekannt iſt.

Wenn wir aber die Entführung der Proſerpina auch außer ihrem großen Zuſammenhange betrachten, ſo erſcheint ſchon in dieſem Mythus eine wunderbar rührende Schönheit. Auch die alten Künſtler haben dieſe Schönheit gefühlt, und ſie in ihren Gebilden feſtzuhalten geſucht. Ich nenne Ihnen nur Hirts mythologiſches Bilderbuch, da ich wohl weiß, wie vertraut Sie mit dieſem Theile der alten Kunſt ſind. Beſonders verbirgt der entſcheidende Moment, in welchem Proſerpina geraubt

raubt wird, einige Geheimniſſe des Lebens in ſich. — Die Griechen haben die Idee, daß ein gröſſes Schickſal dem Menſchen in der höchſten Freude nahe, auf mannichfaltige Weiſe geſchmückt. Ich darf Sie nur an die Europa, Eurydice, oder an die Kreuſa im Jon des Euripides erinnern. Auch hier wird das freiſpielende Leben gleichſam in der Blüte des Genuſſes zerſtört, doch um herrlicher wieder hervorzugehen. Perſephone ſelbſt erfährt ein gleiches Loos mit den Blumen, die ſie pflückt, und mit denen ſie ſich in unbewußter Prophetie bekränzt, mit Adonis, Narciſſus und Hyacinthus, einſt ſchönblühenden Götterknaben. Doch, um nicht ſelbſt ſentimental zu erſcheinen, will ich nur ſo viel ſagen, daß in dieſer Allegorie eine heitere Trauer, eine lebensvolle Vernichtung, und ſelbſt eine Annäherung zur alten Tragödie durchſchimmert. — Die Sage, welcher Ovidius (wenn er ſie nicht ſelbſt erdichtet hat) in den Verwandlungen folgt, und welcher Merian in ächt franzöſiſchem esprit ſeinen Beifall ſchenkt, iſt des Epos gänzlich unwürdig, in welchem keine Begebenheit herrſchen kann und darf. Ungleich höher ſteht die Dichtung des Homeriden in dem Hymnus auf die Ceres; ich müßte aber hier viel ſagen, wenn ich nur etwas ſagen wollte.

Noch melde ich Ihnen, daß ich eine eigene Ausgabe dieses Gedichts zu liefern gedenke. Ich habe bereits einige Materialien dazu gesammelt; auch besitze ich die vorzüglichsten Ausgaben des Cl. In meinem nächsten Briefe hoffe ich Sie von der Behandlung des Gedichts, besonders in Beziehung auf griechische Quellen, unterhalten zu können. Denn Cl. war selbst ein griechischer Dichter, und es läßt sich in dieser Hinsicht schon eine reiche Ausbeute erwarten. *)

Ich wünsche, bald von Ihnen etwas zu hören, besonders über Ihr Studium der Tragödie.

Pforte Messerschmid.

*) Die Uebersetzungsprobe selbst wird im folgenden Stücke geliefert werden, und manches durch die Ausübung klar machen, was in diesem Vorbericht noch etwas dunkel scheinen könnte. B.

III.

Nothgedrungene Gedanken, über Herrn Prof. Rommels Aufsatz, Cicero's Charakter betreffend. (Merkur 10. St. V. 1805. *)

Der Herausgeber, Hr. Böttiger, nennt jenen Aufsatz „Ein wahres Wort zu seiner Zeit!" Das wird sich nachher zeigen. Ich hoffe, er soll diesen Ausspruch zurücknehmen. Wir haben den, gegen Cicero so lang geführten, Proceß, so gut als gewonnen, und es verdrießt uns, daß Herr Prof. Rommel von neuem eine Läuterung eingiebt Gegenpartei hat das, Gott lob! auch noch gelernt. Ich verdiene zwar nichts dabei; am Ende noch Undank; aber aus Liebe zur Gerechtigkeit, trete ich meinen Gegenbeweis, mit der mir eigenen Bescheidenheit getrost an, und das um so lieber, da der alte Consular sich selbst nicht mehr vertheidigen kann. Ich weiß nicht, wer den sonderbaren Grundsatz auf-

*) Möchte uns oft ein so fröhlicher und geistreicher Gegner auf unserem Wege begegnen. B.

geſtellt hat; „Daß die Ehre großer Männer ein heiliges Depoſitum bei der Nachwelt ſey, und daß man ſo ſceptiſch, als möglich, verfahren müſſe, wenn es auf Behauptungen ankommt, die ihrem Rufe nachtheilig ſeyn könnten.“ Hiermit haben wir am Ende nichts weiter gewonnen, als jenes höchſt platte und gemeine, de mortuis, nil nisi bene, gleichſam als wenn wir ihre Leichenredner ſeyn ſollten! Ihre Fehler wollen wir herausheben, und wir werden unſeren Scharfſinn am ſicherſten dadurch beurkunden. Nur darf man nicht ſo unbillig ſeyn, uns zuzumuthen, in den Geiſt jener alten Zeiten einzudringen, die Lage der römiſchen Republik im Detail zu kennen, insbeſondere, von Cicero's Geiſtestalenten, ſeiner Erziehung, ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, von ſeinen vielfachen, oft ſehr verwickelten, Verhältniſſen zum Staate überhaupt, und einer bedeutenden Menge Perſonen auf dem damaligen politiſchen Schauplatze viel zu wiſſen. Eine ſolche Kenntniß dürfte uns am Ende in unſerer gewohnten Geradheit und Freimüthigkeit im Urtheilen nur verlegen machen. Eben ſo unbillig würde man uns anſinnen, Cicero's Schriften oft zu leſen, um, wie Herr Rommel meint, ihn, den Menſchen und Staatsmann, aus ſich ſelbſt zu erklären. Wir ſind ge-

wohnt, von unſerer Subjectivität auszugehen, und damit kommen wir augenſcheinlich weiter.

Doch ich berühre nur einige Punkte. Daß Cicero ſo gut als gar keine Principien der Moral hatte, liegt ſonnenklar am Tage. Ich weiß zwar, daß viele Leſer, die ohne ein eigenes ſubjectives Syſtem zu haben, nichts weiter wiſſen wollen, als was objectiv in einem Buche wirklich ſteht, die Principien in den Abhandlungen vom höchſten Gute, von den Geſetzen, und Pflichten ſehr deutlich dargelegt zu finden behaupten. Wir ſind billig genug, ihnen ihre Anſicht, die falſch iſt, zu erlauben, ſo fern man nur gerecht genug iſt, die unſerige, als die einzig wahre, gelten zu laſſen. Es iſt nicht lange her, daß wir unſern Kant recht leidlich auffagen konnten; die Ausdrücke wenigſtens waren uns ſo geläufig, als irgend einem Hegereiter die, von ſeinem Waidwerke. Wir müſſen bekennen, daß wir beim Cicero nichts davon wieder fanden, und es iſt folglich erwieſen, daß er ſchlechterdings keine Principien der Moral haben konnte. Wir bekennen uns jetzt freilich nicht mehr zur Kantiſchen Schule. Die Lebensluft unſerer theoretiſchen und practiſchen Philoſophie hat ſich ſeit kurzem in ein Stickſtoffgas degenerirt. Unſere Principien, die wir jetzt ſo eigentlich

nicht angeben können, haben eine ganz andere Gestalt gewonnen; aber das wissen wir gewiß, daß wir sie eben so wenig beim Cicero wieder finden werden, als etwa die Erfindung des Schießpulvers bei dem Plinius. Unbefangenen Lesern werde ich sonach nicht nöthig haben, zu beweisen, daß Cicero überall keine Principien hatte. Jedoch ich gehe zu Puncten über, auf die mich des Hrn. Prof. R. Läuterungsschrift fast wider Willen hinführt. Wie ist es möglich, Ciceros eitler Ruhmsucht im Mindesten das Wort zu reden? Herr Hofr. Böttiger entblödet sich sogar nicht, den liebenswürdigen Verfasser des freimüthigen Werkchens: „Cicero, der größte Windbeutel" einen Ciceromastix, und die schöne Frucht seiner Unparteilichkeit ein Pasquill zu nennen. Er wird doch wohl wissen, daß schon der große Erasmus in seinem Ciceroniano der Wahrheit die Ehre giebt, und dem disertissimo Romuli nepotum einige Male das Prahlen vorwirft? Ein alter Raufdegen unter den damaligen Philologen hat freilich den wackeren Erasmus jämmerlich dafür zusammengehauen. Aber das Gewissen hat ihm nachher auch keine Ruhe gelassen. Mon père après vit la folie, qu'il avait faite, d'écrire contre Erasme, schreibt sein eigener Sohn, der sogar mit schweren Kosten die Exemplare von sei-

nes Vaters zwei derben Philippicis aufzukaufen, und zu unterdrücken ſuchte. *) Ich wünſchte, man ſpiegelte ſich an ſo etwas. Doch auf Ciceros Ruhmſucht und Prahlerei wieder zu kommen; ſo weiß ich recht gut, was man oft zu ſeiner Vertheidigung geſagt hat. Da heißt es: „Frei und offen von ſeinen Verdienſten zu reden, vorausgeſetzt, daß man wirklich welche hatte, ſey damals nicht anſtößig geweſen, eben ſo wenig, als dem verdienſtloſen Gegner gerade vor den Kopf zu ſagen, daß er keine habe.“ „Man dürfe, heißt es, Geiſt und Sitten jener Zeiten nicht nach dem Höfiſchen Maaßſtabe der unſrigen meſſen, wo man oft mit demüthigen Gebehrden betheure, daß man weder Talente, noch Verdienſte habe, wiewohl man es ſehr übel empfinde, wenn man uns beim Worte halten wolle.“ Was man mit der Verſchiedenheit des Geiſtes unſerer Zeiten, und jener alten eigentlich will, verſtehe ich nicht recht. Aber, wenn es mehrere Beiſpiele giebt, daß man Schulden, die ehedem in leichtem Gelde gemacht waren, hintennach in ſchwerem wieder eincaſſirte; ſo wird man uns dieſe Billigkeit wohl ebenfalls geſtatten. —

Herr Prof. R. entſchuldigt ihn ſogar, daß er in

*) Scaligeriana p. 101 ed. ſec. Hag. Com. 1669.

seinem Exil sich so unmännlich betragen, „weil er von Natur ein feines, empfindliches Gefühl gehabt, und die humanen Empfindungen eines Gatten, Vaters, Bruders und Freundes nie habe verläugnen können, und daß man doch erwägen müsse, wie einem edlen feingebildeten Römer nichts schmerzhafter seyn konnte, als Trennung vom Vaterlande, welches er mit tiefer Innigkeit liebte." Wir wollen allenfalls zugeben, daß die kleine Verdrüßlichkeit, aus Rom wandern zu müssen, ihm ein wenig im Kopfe herumgehen konnte. Aber mußte er deshalb so laut klagen? Wir behaupten gar nicht, daß er in den Briefen an seine Frau, statt zu weinen, lieber, wie ein tapferer Fähndrich in unseren Zeiten, wenn er an sein Mädchen nach Hause schreibt, hätte fluchen sollen, denn damit kam er auch nicht weiter. Wie? Gab es denn keine Mittel, sich die Grillen zu vertreiben? Wie ganz anders verhielt sich einige Zeit nachher der verbannte Milo in Massilien? Wie ließ der seine Meerbarben sich schmecken! Und gesetzt, der lamentable Patriot konnte es nicht länger mehr, entfernt vom lieben Vaterlande, aushalten; was hinderte ihn denn, im voraus dem großen Cato in Utica ähnlich zu werden? und damit gut.

Herr Prof. R. thut in seiner Schrift noch mehr,

Herr Böttiger stimmt leider! ein — und macht sehr viel aus Cicero's Eloquenz. Auch wir wollen ihm ein gewisses Talent nicht absprechen. Aber wie seicht sind oft seine Beweise! Wie wasserreich fließt er dahin! Wie oft radotirt er von sich selbst! Wie künstelt er am Ausdrucke zur Unzeit! Wie feilt er an seinen langen Perioden! Wie oft geht er vom geraden Wege ab, und verweilt geflissentlich bei Nebenpuncten, wenn sie in seinen Kram taugen! Bald nimmt er Beweise aus der Volksweisheit, bald aus dem Naturrechte, bald aus der Geschichte. Einmal setzt er diese, ein ander Mal jene Maschinen an, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Bald sucht er den Patriotismus zu wecken, bald das Mitleid, statt daß er, ohne viel Umstände zu machen, gerade zu gehen, und den Nagel gleich auf den Kopf treffen sollte. Man glaube es uns doch nur, daß er der eminente Redner bei weitem nicht ist, wofür ihn die unkritische Einseitigkeit unserer Schulfüchse — ich drücke mich unsern so aus, aber die Wahrheit nöthigt mich dazu — bisher gehalten hat. Demosthenes, ha! das war, wie wir uns haben sagen lassen, ein ganz anderer Mann! Nach dem Wenigen schen, was wir darin gelesen, und etwa verstanden haben, können wir unseren Zeitgenossen das theuer versichern. Dieser muß hinauf, und der Römer, wie billig, von

Als ein Muſter einer natürlichen Sprache, kan ich das hiernechſt folgende Lied an die Lämmer der Galathee anpreiſen. In Abſicht der Wendungen, der Stellung der Wörter, und des durch den abgemeßnen Klang des Verſes auf jede Sylbe richtig zu legenden Tons, iſt für den Verſificateur viel darinn zu ſtudieren. Schade, daß in einem ſonſt ſo vollkommenen Stücke die einzige übelklingende Zeile ſteht:

„Auch ich gieng jüngſt zu ihr hinab.“

Was für eine wahre, der Naivetät des Ganzen getreue Harmonie in allen übrigen! Von Anfang bis zu Ende, das gefährliche Mädchen, die unſchuldigen, nichts beſorgenden Lämmer, die ein Hirte vor dem Mädchen warnt; und überall Ton, Ausdruck, Fall des Verſes mit den Gedanken übereintreffend!

„Nehmt nichts aus ihrer Zauberhand,
Ihr kennt nicht die Gefahr;
Wohlthätig, ſchmeichelnd iſt ſie zwar,
Doch reicht ſie Leiden und Gefahr
Mit Blümchen, dieſe Hand.

Wißt, läget ihr auch heute froh,
Auf ihrem Schooſſe da,
Daß ſie oft Lämmer ſterben ſah,
Die lagen auch vor kurzem da.
So ſind die Mädchen, ſo!

S. 126. Lied eines Rußiſchen Officiers, bey Eröfnung des Feldzuges gegen die Türken.
Herausforderungslied. S. 128.

Ob es einem Dichter, auch von der beſten Anlage, zu rathen ſey, die ſo tief aus vollem Herzen, im Gei-

seinem usurpirten Throne herunter. Quintilian meint zwar, daß jeder nach seiner politischen Lage, und in seinen Verhältnissen, als Redner gleichgroß gewesen sey, scheint am Ende sogar seinem Landsmanne fast noch etwas mehr Talent zuzugestehen. Ich kann hierbei meinen Lesern eine Bemerkung nicht vorenthalten, die man früher hätte machen sollen. Wer einen Autor zu oft gelesen hat, so daß er mit allen Gedanken, mit allen Wendungen und Ausdrücken desselben allzu vertraut geworden ist; der ist am wenigsten im Stande, richtig über ihn zu urtheilen. Die Seele befindet sich dabei in einer Art von Schwindel, welcher, seiner Natur nach, kein freies und nüchternes Urtheil zuläßt. Dies war augenscheinlich der Fall mit Quintilian, der, über zwanzig Jahre hindurch, Cicero's Werke fast nie aus der Hand gelegt hatte.

Herr Pr. R. hat am Schlusse seiner Abhandlung noch einen ganz eigenen Gedanken. Er fragt: Warum unsere Jünglinge die Alten lesen, und nicht verstehen? und schiebt die ganze Schuld darauf, daß unsere Alten jene Alten nicht mehr lesen. Diese Klage ist theils ungegründet, theils ungerecht. Einmal ist es nicht wahr, daß unsere Jünglinge sogar fleißig die Alten lasen. Technologie, Statistik, Gesundheits-

lehre, und was wir ſonſt alles auf den Erwerb von Brod und Kartoffeln berechnete Dinge in die Encyclopädie des Schulunterrichts aufgenommen haben, erfordert auch Zeit, wenn von der Menge der Lehrgegenſtände, die getrieben werden, ein wenig gekoſtet werden ſoll. Nun ſollen wohl gar unſere alten Knaſter wieder ihre Schulautoren leſen? Weshalb? Etwa, weil Cato der Cenſor im Alter noch Griechiſch gelernt hat?

Kindervater.

IV.

Wilhelm Böttner zu Kaſſel.

Marburg am 27. Nov. 1805.

Teutſchland hat wieder einen ſeiner trefflichſten Künſtler, und ich habe einen meiner biederſten Freunde verloren! Wilhelm Böttner, Profeſſor und Hofmaler zu Kaſſel, deſſen der Merkur öfter mit dem ihm gebührenden Ruhme erwähnte, und deſſen auch Göthe noch neulich in einem lehrreichen Buche — Winkelmann und ſein

Jahrhundert, S. 307 — mit Ruhm gedachte. — Böttner ſtarb in den ſchönſten Jahren des männlichen Alters! Eine Lungenentzündung endigte in acht Tagen ſein der Kunſt geweihtes, wirkungsreiches Leben. Er war kaum 53 Jahre alt, als ihn ein unerwarteter Tod, am 24. d. M., dahin riß! Heſſen verliert in ihm einen großen Maler, ſeine gute Gattin, mit ihren drei unmündigen Kindern, einen der zärtlichſten Gatten, und ſeine Freunde einen edlen, biederherzigen Freund. Selten war wohl ſo viele Kunſt mit ſo vieler Beſcheidenheit verbunden, als hier! Heute wird ihn, wie unſer gemeinſchaftlicher Freund, Hr. Hofbildhauer Ruhl*) mir ſchreibt, die Academie feierlich beerdigen. — Quis desiderio sit pudor aut modus tam chari capitis? — —

Die letzte ſeiner ſo eben vollendeten größeren Arbeiten iſt eine Venus mit dem Amor, in Lebensgröße; von einem Geſandten zu Regensburg beſtellt, und das neueſte ſeiner Porträte iſt das des

*) Von ihm iſt ſo eben die zweite Lieferung oſſianiſcher Umriſſe erſchienen, wodurch gewiß alle Freunde Oſſianiſcher Dichtung erfreuet und befriedigt werden. M.

Hrn. Kommenthurs von Baumbach, für die Land-Kommende bei Marburg bestimmt. Freie richtige Zeichnung, Studium der Natur und der vorzüglichsten älteren und neueren Meister der Kunst, schmelzender Ausdruck und warmes Colorit sind das Charakteristische aller Böttnerschen Arbeiten. Sein Jupiter und Ganymed, (jetzt in der Galerie zu Dresden), seine vier Szenen aus dem Oberon (auf der Wilhelmshöhe, bei Kassel), sein Pygmalion, eine heilige Familie, mit dem Johannes, und einige ausdrucksreiche Porträte, werden meinem Geiste stets gegenwärtig bleiben. Kurz und ruhmvoll war die Laufbahn, die er hienieden vollendete! — —

Nachrichten von seinem Leben und seinen Kunstwerken, liefern folgende Schriften: Meusels neue Miscellaneen artistischen Inhalts, 3 Stück. S. 290 fg. Hessische Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 291. Th. II. S. 285. 363. Th. III. 493. fg. 507. Th. IV. erste Abth. 457 fg. 482. 491. 494. 2 Abth. 563. N. T. Merkur v. J. 1803. 6. St. S. 121 fg. u. a.

K. W. Justi.

V.

Probe aus Joh. Christ. Adelungs Mithradates.

Vorerinnerung.

Was der unsterbliche Polyhistor Conrad Geßner zu seiner Zeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln zuerst versuchte, führte mit allen Hülfsquellen der neuesten Länder- und Völkerkunde von außen, und mit einem rastlosen Forschungsgeiste, und einer unermüdbaren Arbeitsamkeit im Inneren ausgerüstet, der ehrwürdige Veteran Adelung, in einem Werke aus, das auch die Ueberschrift führt: Mithradates oder allgemeine Sprachenkunde. Das Ganze zerfällt in drei Theile, wovon der erste, der zu Ostern (in der Vossischen Buchhandlung in Berlin) erscheinen wird, die sämmtlichen asiatischen Sprachen umfaßt. Nach einer allgemeinen Einleitung, wo auch die alte Frage über die Lage des Paradieses aus ganz neuen Gesichtspuncten betrachtet wird, werden in der ersten Classe, wozu hier die kurze Einleitung als Probe gegeben

wird, die einsylbigen Ursprachen des hintersten Asiens abgehandelt. Dann folgen in der zweiten Classe die Malaiische nebst den Mandschurischen und Mogulischen Dialecten. Das Malaiische macht den Uebergang zu den Mehrsylbigen. Dann kommen die indischen Sprachen, wo besonders über den Sanscrit sehr interessante Untersuchungen angestellt, und durch ein kleines Wörterbuch für die Sprachenableitung wichtige Aufschlüsse gewonnen worden sind. So geht es über Persien zu den Samitischen Sprachen. Dem Verfasser standen alle Druckschriften der Propaganda, und das Meiste, was die Handelskönige am Ganges darüber drucken ließen, zu Gebote. Ueberall ist auf möglichste Vollständigkeit der Literatur Rücksicht genommen, und wo es möglich war, das Vaterunser als Sprachprobe mit einer grammatischen Analyse beigefügt. Der Verfasser ist bescheiden genug, das ganze Werk, woran er ein volles Menschenalter sammelte und arbeitete, nur eine Vorarbeit und ein Fachwerk für künftige ausführlichere Untersuchungen zu nennen. Auch erspart er dem Leser alle überflüssigen Excurse und Citate, wo es nur immer, ohne der Gründlichkeit Abbruch zu thun, geschehen kann. Es ist ihm überall nur um die letzten Resultate zu thun. Aber um so gewisser darf der durch Alter und Verdienste gleich achtungs-

werthe Verfaſſer auf den Dank der Mitwelt und Nachwelt rechnen. B.

Erſte Claſſe.

Einſylbige Sprachen.

Der Sitz dieſer Sprachen iſt das ſüdöſtliche Aſien, d. i. Tibet, Sina, und das nördliche Hinterindien mit den Reichen Ava, Pegu, Siam, Tünkin, Kotſchinſchina, Cambotſcha, und Laos, welche zuſammen den achten Theil von Aſien ausmachen, wo auf einem Raume von 130,000 Quadratmeilen ungefähr 150 bis 180 Millionen Menſchen noch die erſte Sprache der Kindheit des menſchlichen Geſchlechts ſtammeln. Es iſt ſonderbar, daß die Miſſionarien zu Peking immer nur Sina, als das einzige Land in der Welt angeben, welches eine einſylbige Sprache habe, da ihnen doch die übrigen Länder ſo nahe liegen. Ich habe von dem grammatiſchen Character dieſer Sprachen ſchon im Vorigen etwas geſagt, und werde im Folgenden noch mehr davon ſagen.

Hier will ich nur noch überhaupt bemerken, daß die

die wenigen Wörter, welche diese Sprachen haben, eigentlich noch nicht Wörter, sondern nur der Stoff zu Wörtern, rohe Wurzellaute sind, an welchen weder Verhältnisse, noch Nebenbegriffe bezeichnet werden. So ist dem Sinesen, was dem Teutschen der Wurzellaut hab ist: nur mit dem Unterschiede, daß dieser daraus haben, ich habe, du hast, wir haben, ich hatte, habend, die Habe, bilden kann, jener aber die Wurzel unverändert behalten, und alle die Nebenbegriffe entweder übergehen, oder ängstlich umschreiben muß. Da sich bei der kleinen Zahl von Wurzellauten, die figürlichen Bedeutungen, in welchen alle diese Völker ihren eigenen, und bei ihrer glühenden Fantasie dem Europäer oft unerreichbaren Schwung nehmen, sehr häufen müssen: so hilft der Ton oder Accent, mit welchem das Wort in jeder Bedeutung ausgesprochen wird, der Dunkelheit so viel ab, als er kann. Daß so dürftige Sprachen, welche nur die nothwendigsten Hauptbegriffe unverbunden, und unverschmelzt neben einander stellen, schon im bürgerlichen Leben ein weites Feld für Dunkelheiten und Zweideutigkeiten eröffnen, und für wissenschaftliche Begriffe ganz unbrauchbar sind, ergiebt sich wohl von sich selbst; daher auch diejenigen Völker, welche sie sprechen, ewig Kinder am Verstande bleiben, und es über manche

gute mechanische Fertigkeiten nicht bringen. Der Sineſe mag ſich anſtrengen, wie er will, ſo lange er nur bei ſeiner Sprache bleibt, iſt er ganz unvermögend, ſich die Künſte und Wiſſenſchaften des Europäers zuzueignen.

Und doch liegt der ganze Stoff zur ferneren Ausbildung ihrer Sprachen durch die Biegung, Ableitung und Zuſammenſetzung ſchon vorbereitet da; er dürfte nur mit Verſtande angewandt werden. Alle dieſe Völker drücken ſchon jetzt manche ſehr hervorſtechende Verhältniſſe und Nebenbegriffe, denn um die feineren bekümmern ſie ſich nicht, durch eigene, daneben geſtellte, Laute aus. Den Plural zu bezeichnen, hat der Sineſe die Wörter tem, (ander), und poy und muen, (viel). Den Genitiv bezeichnet er mit den Wörtern tie und tſchi: Lum tie ſpe, des Drachen Angriff. Im Barmaniſchen bezeichnet to den Plural, und i den Genitiv, (wie im Lateiniſchen und Mandſchuriſchen: Saken, Herr, Saken i, des Herrn, Saken to, die Herren. Man ſollte denken, ſie dürften die Wörter nur zuſammenziehen; ſo ſtehe die Declination da: Kiaytem, Lupoy, Yunmen, Sakeni, Sakento. Allein tritt ihnen ihr Betonungsſyſtem in den Weg. In den gebogenen und abgeleiteten Wörtern

verliert die angehängte Sylbe ihren Ton, und mit demselben zugleich die klare Bedeutung. — Alle Zusammenziehung würde unthunlich seyn, weil jede Sylbe mehr als Eine bestimmte Bedeutung hat, welche von der Art des Tones abhängt. Es kann ihr dieser Ton nicht genommen werden, ohne die Sprache noch mehr zu verdunkeln, und ihren ganzen Bau zu zerstören.

Indessen haben sich doch alle übrige Völker in der Welt, so roh und ungebildet sie auch sonst seyn mögen, zum großen Gewinn der Klarheit, und des Wohlklanges ihrer Sprachen über diese Schwierigkeit hinweg zu setzen gewußt, und es bleibt immer merkwürdig, daß so zahlreiche Völker, welche es zum Theil sehr frühe zu einem gewissen Grade der Cultur gebracht haben, so viele Jahrtausende bei ihrer armseligen Einsylbigkeit geblieben sind. Außer der Macht der Gewohnheit, welche unter einem heißen Himmel, wo Unthätigkeit des Geistes und des Leibes ein Vorzug der Götter und Herrscher ist, immer am stärksten wirkt, liegt die vornehmste Ursache wohl in ihrer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, von welcher sie auf zwei Seiten durch den Ocean, und auf zwei Seiten durch unersteigliche Gebirge getrennt sind. Sie haben daher auch ihre Einwohner im Gan-

ste der Nation, herausgesungenen, oder vielmehr sich losgerissenen Lieder des Preußischen Grenadiers nachzuahmen, daran zweifl' ich sehr. Immer wird es Nachahmung bleiben. Auch in Rußischer Tracht, mit veränderter Religion, und angenommenen ausländischen Costume, verrathen einige Hauptzüge dem Auge des Kenners noch den deutschen Grenadier. Anlage kan man dem Verfasser der eben genannten Lieder nicht absprechen; aber durch und durch erkennt man den Nachhall des Preußischen Gesangs.

In dem ersten Gedichte hätt' ich dem Gotte der Schlacht keinen Thron gegeben. Amors Klage über seinen zum Barden gewordenen Sänger, ist ein Auswuchs, der weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden etwas zu thun hat. In den Versen:

„Doch, Engel Niklas, unser Schutz,
Der längst gen Himmel stieg,"

find' ich einen Comischen Ton.

„Der Wintervogel spükt nicht mehr
Vom Glockenvollen Thurm!"

ist in der Denkungsart des gemeinen Manns; aber contrastiert es genug mit dem folgenden:

„Der Sommer schaft uns freye Bahn,
Und Lorbeern auf das Haupt!"

Schön ist das Ende des zweyten Liedes:

„Komm, Janitschar! dein Heldengroll
Schallt und zerbricht, wie Glas!
Die Sultans stürzen kanst du wohl;
Uns stürzen, kanst du das?"

gen nie verändert, sondern stammen in gerader Linie von den ersten Pflanzvölkern ab, welche sich in der Kindheit der Welt hier niedergelassen haben. Die mächtigen Naturgränzen schützten sie vielleicht Jahrtausende vor den Einflüssen ihrer ausgewanderten, und in den weiten und rauhen Ebenen des mittleren Asiens zu Barbaren ausgearteten Söhne. Diese Einflüsse konnten in den ersten Weltaltern, ehe die Auswanderer in ihren ungeheuern Gefilden selbst den Drang der Volksmenge fühlten, ohnehin nur schwach seyn, daher sie hinlängliche Zeit behielten, in der Cultur und Bevölkerung ihren Gang ruhig fortzugehen. Als daher in der Folge mehrsylbige Barbaren die mächtigen Naturgränzen überschritten, so blieben dennoch bei ihrem großen Umfange, und ihrer inneren Fülle, die einmal so fest gegründeten Sprachen und Sitten unerschüttert. Gegen eine Volksmenge von so vielen Millionen, als Tibet und Sina aufzustellen haben, ist jeder, auch der zahlreichste Eroberer nur schwach; und wenn gleich das angegriffene Volk bei seiner weichlichen Schwäche unter einem heißen Himmel der wilden Tapferkeit des rohen Barbaren unterliegen muß, so bleibt es doch immer noch zahlreich genug, Sitten und Sprache vor ihm rein zu behalten.

Ich will damit nicht sagen, daß die Sprachen, welche jetzt in diesen Ländern geredet werden, gerade noch eben dieselben sind, welche bei dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts gebildet und nothdürftig ausgebildet worden. Aus der Verschiedenheit dieser Sprachen und ihrer Mundarten erhellet, daß keine Sprache so arm ist, daß sie nicht auf mancherlei Art abgeändert werden könnte. An Laut, Ton und Bedeutung werden Zeit und Umstände auch hier die gewöhnlichen Wirkungen geäußert haben; aber die Form und der ganze Bau ist gerade noch eben so, wie man sich selbige in der ersten Kindheit des Verstandes denken kann und muß.

Hier ist eine kleine Vergleichung einiger Wörter dieser Sprachen. Ich bemerke dabei, daß die aus zwei und drei Vocalen bestehenden Sylben hier einsylbig gesprochen werden müssen.

	Sinesisch	Tibetanisch	Tunkinesisch	Barmanisch	Peguanisch	Siamisch
Angesicht .	Mien. La	Tong	Mat	Mien	— —	— —
Auge . .	Yen	Tschien	Com-mat	Miezz-i	Mech-lun	— —
Erde . .	Tu	Sa	Dat Dia	Mié	— —	Din
Feuer . .	Ke-Kua	Me	Lua	Mi	— —	— —
Fisch . .	Yu	Gnia	Ca	Nga	— —	— —
Fuß . . .	Ka. Su	Kanh	Chan	Kié	Keh	— —
Hand . .	Tscho	Tschia. La	Tay	Lek	Leh	— —
Herz . .	Seng. Sin	Sem	Lao	Zeit	— —	Tschai
Himmel .	Tien. Li	Nam-kei	Thien. Bloi	Mo	Kaun-gen	Sa-wang
Kopf . .	Chin	Kam-Go	Dau	Gaun	Gau	— —
Mensch .	Po. Lung	Po	Nam	Su	— —	Pu-Kon

	Chinesisch	Tibetanisch	Tunkinesisch	Barmanisch	Peguanisch	Siamisch
Mutter .	Mu	Ma. Jum	Mu	Amé	— —	— —
Nase . . .	Ni. Pi	— —	Mui	Nakh-anń	Ney-an	— —
Stern . .	King-Seng	— —	Ngoi-fao	Chié	Tara	— —
Strasse . .	Lou-tou	Lam	Dang	Lan	— —	— —
Tag . .	Je. Chil	Tzhe-Kji	Ngai	Ne	— —	Van
Vater . .	Pe. Fu. Chu	Pa-Jap	Cha. Tscha	Apá	— —	— —
Vogel . .	Miao	Pziá	Tschim	Ngek	— —	— —
Wasser . .	Tscho. Chiu	Tschiu	Nu-di	Ré	— —	— —
Wind . .	Hong	— —	Chio	Le	— —	— —
Zahn . .	Ki-ya	— —	Rang	Soa	Zhua	— —
Zunge . .	Che	Nga. Na	Luoi	Hlia	Scha	— —

Ich bemerke noch, daß alle diese Völker, theils wegen des milden Himmels, theils auch wegen ihrer inneren Fülle, welche die scharfen Ecken des rohen Barbaren sehr bald abschleift, im Ganzen milde und biegsam sind, und einen gewissen mittleren Grad der Cultur besitzen, welcher aber, was Künste und Wissenschaften betrifft, mehr in mechanischen Fertigkeiten, in Recepten und Formeln, als in Genie und Grundsätzen bestehet. Abgezirkelt, und für Menschen von wärmerem Blute bis zum Verzweifeln bedachtsam in allem, was sie thun, treiben sie die Höflichkeit und das Cerimoniel bis zur Pedanterey, und so arm ihre Sprachen in jeder anderen Rücksicht sind, so reich sind sie, die vielfachen Grade des Verhältnisses der Sprechenden gegen einander zu bezeichnen. Außer dem sind sie, wie alle halb gebildete Menschen habsüchtig, mißtrauisch, und betrüglich, besonders gegen Fremde, im Kriege und in der Rache aber, bis zur Unmenschlichkeit grausam.

Alle diese Völker haben, manche mehr, manche weniger, die ausgezeichnete häßliche Mongolische Bildung mit platten Gesichtern, kleinen schief stehenden Augen, und stumpfen Nasen. Man könnte daher leicht auf die Gedanken gerathen, daß diese Bildung mit der Einsylbigkeit ihrer Sprachen in Ver-

bindung stehe. Allein da die Japaner eben dieselbe Bildung haben, ungeachtet ihre Sprache mehrsylbig ist, so ist sie wohl nur zufällig, und aus anderen Ursachen herzuleiten. Ohne Zweifel ist sie bei den Mongolen einheimisch, und da sich keine Bildung leichter mittheilt, und wenn sie einmal Wurzel gefaßt hat, aller anderweitigen Vermischungen ungeachtet, fester haftet, als eben diese, alle diese Völker aber mehrmals von den Mongolen bezwungen und beherrscht worden, so muß man den Grund derselben wohl in der Vermischung mit ihnen suchen. Bei den Hinterindiern ist diese Bildung theils nicht so allgemein, theils auch nicht so hervorstechend, ohne Zweifel, weil die Einflüsse der Mongolen hier nicht so stark, oder nur mittelbar, vermittelst der Sinesen waren, welche Hinterindien mehr als Einmal beherrschet haben.

Die Art, wie Europäer, wenn es ihnen an der gehörigen Sprachphilosophie fehlet, die Wörter dieser Sprachen zu schreiben und zu übersetzen pflegen, verdient noch eine Anmerkung, weil sie leicht zu Mißverständnissen führen kann. Oft schreibt man zwei oder mehr Sylben, welche in anderen Sprachen nur Einen Begriff geben, auch hier als Ein Wort, verdunkelt aber dadurch den Bau der Sprache. Das

Sineſiſche ngokem, ich ander, bedeutet nach unſerer Sitte freilich wir, aber da jede Sylbe mit ihrem eigenen Tone ausgeſprochen wird, ſo darf es nicht als Ein Wort geſchrieben werden. Noch fehlerhafter iſt, wenn man Sylben zuſammen ziehet, welche auch in mehrſylbigen Sprachen keine Zuſammenſetzung machen können. So war in dem Peguaniſchen Vater Unſer Mo kaon als ein Wort geſchrieben; aber da es aus einem Subſtantiv mit ſeinem Adjectiv beſtehet, und den weiten Himmel bedeutet, ſo iſt dieſe Schreibung unrichtig. Wo ich den buchſtäblichen Verſtand auffinden konnte, da habe ich die Wörter auf ihre wahre Einſylbigkeit zurückgeführt: aber in den meiſten Fällen mußte ich es laſſen, wie ich es fand. Am unſchuldigſten iſt es, wenn man, wie im Tibetaniſchen, die Sylben, welche nach der Sitte anderer Sprachen zuſammen gehören, durch Querſtriche verbindet, weil dabei die Einſylbigkeit, ohne Nachtheil der Klarheit erhalten wird.

Da die Wörter dieſer Sprachen insgeſammt rohe Wurzellaute ohne Biegung und Ableitung ſind, ſo ſollten ſie, wenn man buchſtäblich überſetzen will, auch nicht anders, als durch ſolche Wurzellaute wieder gegeben werden. Den Anfang des Tunkiniſchen Vater Unſer ſollte man eigentlich geben: ich viel

ehr Himm Erd wahr Herr. Aber hier mußte man nun wohl dem europäiſchen geſunden Menſchenverſtande ein wenig nachſehen, und die dunkeln Wurzeln durch ausgebildete Ausdrücke aufhellen. Es bleiben deſſen ungeachtet in den meiſten Formeln noch Dunkelheiten genug übrig, welche theils von der unbekannten Bedeutung mancher Beſtimmungswörterchen, theils von der ſonderbaren Wortfolge herrühren, welche ſich von dem Gange der Begriffe in anderen Sprachen eben ſo ſehr unterſcheidet, als alles übrige.

* * *

Inhalt

des Werks zur allgemeinen Ueberſicht.

Einleitung. I. Ueber Bildung, Ausbildung, Verwandtſchaft und Verſchiedenheit der Sprachen. Nur Fragmente, ſo viel zur Begreiflichkeit des Ganzen unentbehrlich iſt. Eine vollſtändige Ausführung würde hier zu weit führen. II. Literatur der vorhandenen Vaterunſer-Polyglotten.

Erſter Theil.

Aſiatiſche Sprachen.

Einleitung. Hier zugleich etwas über die wahr

ſcheinlichſte Lage des ſogenannten Paradieſes, oder der erſten Wiege des menſchlichen Geſchlechts in Kaſchemir. Freilich nur eine Muthmaßung; aber da man hier doch nur muthmaßen kann, wohl ſo gut als jede andere, ja vielleicht noch etwas beſſer, weil ſie durch den Reiz und Reichthum deß Landes, woran ihm keines in der Welt beikommt, und durch die Nähe der einſylbigen Sprachen unterſtüzt wird.

Erſte Claſſe.

Einſylbige und folglich auch unbiegſame Sprachen.

Dieſe gehören unſtreitig zu den erſten rohen Sprachverſuchen und herrſchen insgeſammt im ſüdöſtlichen Aſien. Dieſe ſind:

I. Die Sineſiſche, die einfachſte und roheſte unter allen.

II. Die Tibetaniſche.

III. Die Bomaniſche, Birmaniſche oder Avaniſche.

IV. Die Peguaniſche.

V. Die Annamitiſche, in

a. Tunkin,

b. Kotſchinſchina,

c. Kambocha und Laos.

VI. Die Siamiſche.

Zweite Claſſe.

Mehrſylbige Sprachen.

Den nächſten Schritt zur Ausbildung der Sprachen zeigen uns diejenigen Sprachen, welche zwar mehrſylbig, aber dabei unbiegſam ſind; wohin in Aſien beſonders die Malayiſche, Mongoliſche, Mandſchuriſche, und die Sprache der öſtlichen Südſee-Inſeln gehören. Die drei erſten grenzen dabei unmittelbar an das einſylbige Sprachgebieth. Aber da ſich doch nicht erweiſen läßt, daß ſie in der Ordnung aus einander entſtanden ſind, als ich ſie eben genannt habe, und ich keine unhaltbaren Hypotheſen aufſtellen will, ſo mag in der ganzen folgenden Eintheilung die geographiſche Ordnung die Stelle der genealogiſchen vertreten, welche nun nach ſo vielen Jahrtauſenden von Sprachveränderungen und Sprachvermiſchungen nicht mehr möglich iſt. In Africa und Amerika giebt es mehr ſolcher unbiegſamen Sprachen, und unter den aſiatiſchen und europäiſchen giebt es deren nach allen Graden. Alſo Mehrſylbige Sprachen, in

I. Süd-Aſien,

1. Malayiſch.

Wie aber war es dem Sammler dieſer Gedichte möglich, das ungeſittete, faunenmäßige, von allem Poetiſchen Werth' und allem Witz' entblößte Ding, S. 133. einzurücken, und durch dieſen groben Scherz eines in keiner anſtändigen Geſellſchaft zu duldenden Menſchen ſeinem Allmanach muthwillig den Zugang zu der feineren Welt und zu dem ganzen ſchönen Geſchlechte zu verſperren? Durch den bloſſen Titel des Gedichts glaubten wir ſchon unſer Journal zu verunreinigen. Warum ließ man den Verfaſſer deſſelben nicht, wie Herrn Cleanth in der Muſarion, ganz leiſ' und auf den Zeh'n, aus ſeinem Stall in eine Tonne kriechen? Denn der

verſchwand, und ward nicht mehr geſehn!

S. 138. **Der Staatsminiſter und ſein Kutſcher.** Ich halt' es für unbillig, dem erzählenden Dichter vorzuſchreiben, wie er erzählen ſoll. Weiß er zu machen, daß man ihm gern zuhöre; ſo iſt es genug, und weiter kan man nichts von ihm fordern. Man gebe nur auf die Erzähler in der Geſellſchaft Achtung. Des Einen Vortrag iſt kurz und naiv; des andern ſeiner umſtändlich und mit ſcherzhaften Einfällen durchwebt; und oft würde man ſchwerlich beſtimmen können, welcher von beyden am mehrſten gefalle. Wer die Gabe zu beluſtigen hat, folge ſeinem Genie, und lache über den froſtigen Critiker.

Gegenwärtige Fabel iſt kurz gefaßt, und vortreflich dialogiert. Herr Käſtner hat ſie auf eine andre Art vorgetragen, und meiſterhaft. (*) Der erſte fängt an:

„Ein Staatsminiſter ſtarb, und kam
An keine gute Stelle;

(*) Vermiſchte Schriften von Abraham Gotthelf Käſtner. Zweyter Theil. S. 200.

a. Vorder-Indiſcher Sprach- und Völkerſtamm.

Einleitung. Vorder-Indien gränzet zunächſt an die Wiege des menſchlichen Geſchlechts und das einſylbige Sprachgebieth, und iſt allen wahrſcheinlichen Gründen nach, der erſte Sitz einer ausgezeichneten Cultur, in jeder Rückſicht des Worts.

A. Alte Sprachen.

a. Sanſcrit.

b. Pali.

B. Heutige Sprachen.

a. In Indoſtan.

α. Allgemeine Sprachen.

(1) Mongoliſch-Indoſtaniſch oder Mohriſch.

(2) Rein- oder Hoch-Indoſtaniſch.

β. Provinz-Sprachen. In

(1) Kabul und Kandahar,

(2) Keſchemir,

(3) Labor.

(4) Multan.

(5) Java oder Sind.

(6) Guzuratte.

(7) Agra und Delhi.

(8) Allahabad.

(9) Bengalen.

(10) Tiqua.

(11) Nepal.

(12) Aſſam.

b. Dekan oder die Halbinſel Indien.

a. Malabar oder die Weſtküſte.

(1) Malabariſch.

(2) Kanariniſch.

(3) Dakniſch.

(4) Kunkaniſch.

(5) Maraviſch.

(6) Die Lakediven und Maldiven.

β. Coromandel oder die Oſtküſte.

(1) Tamuliſch.

(2) Telugiſch oder Warugiſch.

(3) Talunga.

c. Die Inſel Ceylon.

α. Candyſch.

β. Cingaleſiſch.

d. Zigeuneriſch.

3. Afganiſch oder Pataniſch.

4. Sprachen des ehemaligen Mediens.

a. Zend. Hat noch alle Spuren einer ſehr alten ungebildeten Sprache.

b. Pehlvi.

5. Perſiſch.

a. Alt-Perſiſch, Parſi.

b. Neu-Perſiſch.

c. Kurdiſch.

II. Weſt-Aſien.

1. Samitiſcher Sprach- und Völkerſtamm überhaupt.

A. Nord-Samitiſch oder Aramäiſch.

a. Oſt-Aramäiſch.

(1) Nord-Chaldäiſch.

(2) Süd-Chaldäiſch oder Babyloniſch. Davon mehr bei dem Hebräiſchen.

(3) Aſſyriſch.

(4) Elamitiſch.

b. Weſt-Aramäiſch oder Syriſch.

B. Mittel-Samitiſch oder Cananitiſch.

a. Philiſtäiſch.

b. Phöniziſch.

c. Puniſch.

d. Hebräiſch.

(1) Alt-Hebräiſch.

(2) Alt- und Neu-Chaldäiſch.

(3) Rabbiniſch.

(4) Samaritaniſch.

(5) Galiläiſch.

C. Süd-Samitiſch.

a. Arabiſch.

b. Mauriſch.

c. Ae-

c. Aethiopiſch.

(1) Gheez-Sprache.

(2) Amhariſch.

d. Mapuliſch.

e. Malthesiſch.

2. Armeniſch.

3. Georgiſch oder Gruſiſch.

4. Kaukaſiſche Völker und Sprachen.

A. Abaſſen oder Abchaſſen.

B. Tſcherkaſſen, Kaberdiner.

C. Oſſeten und Dugoren.

D. Kiſti oder Inguſchen.

E. Lesgi.

III. Hohes Mittelaſien im Norden des einſylbigen Sprachgebiethes, alſo wahrſcheinlich daher bevölkert, und zu allen Zeiten die große Pflanzſchule harter und rauher Barbaren, nicht allein die übrige Welt bis zu dem Nord-Pole zu bevölkern, ſondern auch die an dem vollen Buſen der Natur erſchlafften ſüdlichen Völker von Zeit zu Zeit aufzufriſchen.

1. Türkiſch-Tatariſcher Sprach- und Völkerſtamm, in Weſten.

A. Südliche Tatarn, Türken.

(1) Turkeſtaner.

(2) Turkmanen.

(3) Usbeken

(4) Bucharen.

(5) Karamanen.

(6) Osmanen.

B. Nördliche, Tatarn im engsten Verstande.

a. Reine Tatarn.

(1) Nogaische und Krimmische Tataren.

α. Bastaner oder Tschechen.

β. Kalmücken.

γ. Dageſtaner, Schirwaner.

δ. Saraman.

ε. Uitigur.

(2) Kumaner.

(3) Kasaner.

(4) Orenburger.

α. Ufische Tataren.

β. Mastscherjäken.

γ. Baschkiren.

δ. Karakalpaken.

(5) Kirgisen, und Buratten.

(6) Turanſche oder Sibiriſche Tatarn nach ihren Stämmen.

b. Vermischte Tatarn, Mongolisch-Tatarische Stämme.

(1) Krasnojaren.

(2) Katſchinzen.

(3) Tſchulimer.

(4) Taleuten mit ihren Stämmen.

(5) Jakuten.

(6) Tſchuwaſchen.

2. Mongoliſcher Sprach- und Völkerſtamm, in der Mitte.

A. Mongolen, die Sprache mehrſylbig aber unbiegſam.

(1) Kalkas.

(2) Ortoſch.

(3) Choit, und Tummüt.

B. Kalmücken, ehemalige Hunnen.

(1) Choſchot.

(2) Sonjoren.

(3) Derbeten.

(4) Torgoten.

C. Buratten.

3. Mantſchuriſcher Sprach- und Völkerſtamm in Oſten, die Sprache gleichfalls unbiegſam, und dabei ſo voll Onomatpoien als keine andere.

A. Mantſchu.

B. Tagurier, Da-urier.

C. Tunguſen.

4. Korea, noch ſehr unbekannt.

IV. Nord-Aſien, Sibirien.

1. Vermiſchte Völker in Weſten, welche verſchiedene neuere Gelehrte, um weniger Wörter willen, ſehr unbillig zu dem Finniſchen Sprachſtamme gerechnet haben.

A. Permier und Sirjänen.

B. Wogulen.

C. Oſtiaken am Konda und Oby.

D. Tſcheremiſſen.

E. Wotiaken.

F. Mordwinen.

G. Teptjeren.

2. Samojediſcher Sprachſtamm in der Mitte.

A. Samojeden.

B. Naryniſche und Tomskiſche Oſtiaken.

C. Kamaſchen, Kamatſchinzen.

D. Karagaſſen und Taiginzen.

E. Tubinsken.

F. Kribalen.

G. Motoren.

H. Sojaten.

3. Völker unbekannter Herkunft in Nord-Oſten.

A. Jeniſeiſche Oſtiaken.

(1) Arinzen.

(2) Kotovzen.

(3) Aſſanen.

B. Jukadſcheren.
C. Koriäken und Tſchuktſchen.
D. Kamtſchadalen.
E. Kurilen.
F. Oeſtliche Inſeln

V. Oſt-Aſiatiſche Inſeln.
1. Japan.
2. Liquejo-Inſeln.
3. Formoſa.

IV. Süd-Aſiatiſche oder Oſtindiſche Inſeln.
1. Andamanen.
2. Nikobaren.
3. Sumatra.
4. Java.
5. Kleine Sunda-Inſeln.
6. Borneo.
7. Celebes.
8. Molucken.
9. Savu.
10. Suluh-Inſeln.
11. Magindano.
12. Philippinen

VII. Südſee-Inſeln.
A. Mit Negerartigen Einwohnern.
1. Neu-Holland oder Ulimarra.
2. Neu-Guinea, Papua.

3. Neu-Britannien.
4. Neu-Georgien und Charlotten-Inseln.
5. Neue Hebriden, Mallicolo, Tanna.
6. Neu-Caledonien.
7. Fidschi- oder Blighs-Inseln.

B. Mit kupferfarbigen Weißen.

a. Westliche.

(1) Pelew-Inseln.
(2) Marianen.
(3) Karolinen.

b. Oestliche, auf allen einerlei unbiegsame, noch ganz ungebildete Sprache in mehreren Dialecten.

(1) Freundschaftliche und Schiffer-Inseln.
(2) Gesellschafts-Inseln.
(3) Marquesas.
(4) Die flachen oder niedrigen Inseln.
(5) Neu-Seeland.
(6) Oster-Insel, Waihu.
(7) Die Sandwichs-Inseln.

Bei jeder dieser Sprachen findet man, wenn es nur immer die vorhandenen Hülfsmittel verstatteten: A. Die Geschichte des Volks, wenn es zur Geschichte der Sprache nothwendig war, aber auch alsdann nur kurz, oft in wenig Zeilen. 2. Die Geschichte der

Sprache. 3. Ihre Literatur, bei den gelehrten und bekannten Sprachen nur das neueſte und wichtigſte, bei den unbekannteren ſo vollſtändig als möglich. 4. Den grammatiſchen Charakter der Sprache. 5. Ihre Mundarten. 6. Das Vater Unſer als Sprachprobe mit einer buchſtäblichen Ueberſetzung zwiſchen den Zeilen, und einer grammatiſchen Auflöſung, und zwar nicht allein in der allgemeinen Schrift und höhern Geſellſchaftsſprache, ſondern wo möglich, auch in den Dialecten. Was man auch wider die Schicklichkeit dieſer Formel als Sprachprobe ſagen mag, ſo iſt es doch die einzige, welche man in ſo vielen Sprachen und Dialekten haben kann, daher hier keine weitere Wahl ſtatt fand. Und dann iſt ſie doch auch ein ſicherer Probierſtein der geiſtigen Ausbildung einer Sprache.

J. Chr. Adelung.

Sein Kutscher, kurz und dick und lahm,
Sah ihn: — und Sie auch in der Hölle?
Sie in der Hölle? — Gnädiger Herr!“
u. s. w.

Hier ist man gleich mitten in der Geschichte. Herr Kästner hält sich bey interessanten Nebenumständen und Zusätzen auf.

„Ein Heil'ger selbst war ihm vom Vater her verwandt,
Doch Arnolf kam nicht hin, wo er den Heil-gen fand.“

— — — —

„Wo Baur und Excellenz der Thaten Lohn empfinden,
Mußt' er, zum schlechten Trost, noch seinen Kutscher finden.“

So viel über den Vortrag beyder Fabeln! Was das Interesse derselben anlangt, so begeht der erste Dichter einen groſſen Fehler, indem er nicht, wie letzterer, anzeigt: Der wegen seines Sohns verdammte Vater sey von uraltem adelischen Geschlecht', und seinem Geschlecht' einen neuen Glanz zu geben, hab' er auf unrechtmäſsige Weise den Sohn bereichert. Ohne diese Vorhersetzung fällt der gröſste Theil des Comischen und die eigentliche Absicht der Erzählung weg. Der ahnenstolze Mann soll, zu seiner Demüthigung, hören, daſs sein Kutscher der rechte Vater des Sohns, und also des Stammhalters der Familie sey.

Herr Kästner hatte, bey der ersten Vorlesung derselben, in der Gleimgischen deutschen Gesellschaft, seine Fabel eben so geschlossen, wie der Erzähler im

Alma-

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Prolog für die Eröffnung eines freundschaftlichen Theaters. 81
2. Sommerabend-Gefühle. 84
3. Daura's Trost. Ballade. 87
4. Aufschriften. 89

II. Uebersetzungen.

Ueber den Claudianus, nebst einer Uebersetzungsprobe aus dem Raube der Proserpina. (An Adolf, Frhrn. v. Friesen in Dresden.) 95

III. Nothgedrungene Gedanken über Herrn Prof. Rommels Aufsatz, Cicero's Charakter betreffend. 115

IV. Wilhelm Böttger zu Kassel. 123

V. Probe aus Joh. Christ. Adelungs Mithradates. 126

Verbesserungen.

In Hrn. Prof. Rommels Aufsatz im N. T. Merkur St. 10. muß zweimal Triumvirat und S. 133 statt ungemessenen gelesen werden angemessenen.

No. II.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſowie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Februar 1806.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Verkleinerter Hand-Atlas, in ſechzig Charten über alle Theile der Erde, *für Bürgerſchulen* und *Zeitungsleſer* beſtimmt. 1806. Quer-Royal-Folio. Preiſs: roh, 10 Rthlr., geb. 11 Rthlr.

Da wir uns bisher unabläſſig mit Befriedigung der Bedürfniſſe für den *erſten geographiſchen Unterricht* ſowohl,

als für das *fernere, umfassendere Studium der Erdkunde* beschäftigten, so bemerkten wir schon längst, dass unser grosser Handatlas, Trotz seines gewiss äusserst billigen Preises von 20 Rthlr. für 60 grosse Charten, doch für eine sehr respectable Classe des minder begüterten Mittelstandes, die schon z. B. bei der Vielen zum Bedürfniss gewordenen Zeitungs-Lectüre u. s. w. schlechterdings nicht ohne einen brauchbaren Atlas zur Hand zu haben, eine auch nur erträgliche Belehrung aus denselben gewinnen kann, etwas zu kostbar sey, und der beabsichtigten Verbreitung der so gemeinnützlichen und unterhaltenden Kenntniss der Erde durch diesen Umstand Hindernisse in den Weg gelegt würden. — Eine andere nicht minder wichtige Betrachtung kam noch hinzu, um den Entschluss zu einer zweckmässigen *Verkleinerung des Handatlasses* (die auch von einigen bejahrtern Personen eines leichtern und die Augen nicht so anstrengenden Ueberblicks der Charten halber gewünscht wurde), als dem einzigen Wege, *gröfsere Wohlfeilheit* zu erhalten, zu beschleunigen.

Trotz der unverkennbaren Vorzüge der vom Hrn. Prof. *Gaspari* empfohlenen und jetzt auch in sehr vielen öffentlichen Schul- und Privat-Erziehungsanstalten befolgten *Methode des geographischen Unterrichts*, finden sich doch noch mehrere *Schulen*, in welchen aus sehr verschiedenen Gründen dieselbe noch nicht bekannt und eingeführt ist, oder wenigstens nicht befolgt wird. Hier müssen sich daher Lehrer und Lernende beim geographischen Unterrichte entweder mit den ältern mangelhaften Charten von *Homann*, *Lotter*, *Schreiber* u. s. w. begnügen, oder sich zu dem Ankaufe neuerer Charten entschliefsen, deren den jetzigen Zeitumständen nach auch möglichst niedriger Preis, doch gewöhnlich immer noch zu hoch ist, um den Ankauf einer *vollständigen Sammlung* zu gestatten.

Für *Bürger-Schulen* also, in denen die *Gasparischen Schulatlasse* und *Lehrbücher* noch nicht oder auch Lehrbücher von andern Verf. eingeführt sind, für den weitern Unterricht in der Erdkunde auf Gymnasien, und selbst auf höhern Lehranstalten, wenn sich der Schüler nicht den grofsen Handatlas anschaffen kann, und endlich für jeden *minder bemittelten* Freund der Erdkunde ist dieser *verkleinerte Handatlas* in 60 Charten bestimmt, dessen Format kleiner und für die Schule bequemer, als das der gewöhnlichen Atlanten, die Charten leichter vor Beschädigungen aller Art sichert, auf denselben einen bequemern Ueberblick gestattet, und auch schon deshalb jedem Lehrer der Geographie willkommen seyn muss.

Folgendes ist die nähere Beschreibung dieses Atlasses.

aus der seine Zweckmäfsigkeit für obige Absicht deutlich hervorgeht.

Der gröfste Theil der *sechzig Charten*, aus denen er besteht, ist aus unserem grofsen *Gaspariſchen* Handatlasse treu nach einem Maafsstabe reducirt, welcher erlaubte, dafs schlechterdings kein Ort von einiger Wichtigkeit, und kein bedeutender topographischer Gegenstand wegblieb. Mehrere Charten sind jedoch *ganz neu* hinzugekommen, wie 4 Blätter für *Frankreich*, wegen der immer steigenden Wichtigkeit dieses Reichs, das *Europäische* und *Asiatische Rufsland*, wegen der neuen Eintheilungen, und um ersteres nach einem gröfseren Maafsstabe zu haben, als bei Reduction der im Handatlasse befindlichen Charte von *Rufsland* in zwei Blättern möglich gewesen wäre, und endlich ein besonderes Blatt für *Griechenland*, diese für den gelehrten Unterricht so wichtige Gegend. Dagegen sind aufser den erwähnten zwei Blättern für *Rufsland*, die Charten von *Portugal*, den *Brittischen Inseln*, dem *Schwarzen Meere*, *Caucasien* und dem *Nördlichen Theile* des *stillen Meeres* aus dem Handatlasse nicht aufgenommen worden, wobei die Zweckmäfsigkeit dieser Vertauschung von selbst in die Augen fällt, da ersteres Reich auf der Charte von *Spanien* völlig zureichend dargestellt ist, für die *Brittischen Gesammt-Inseln* drei Specialcharten gegeben, und die übrigen Charten nur für das weitere Studium der Erdkunde wichtig sind.

Alle Charten haben gleiche Gröfse, nämlich 11 Pariser Zoll Höhe und 15 Zoll Breite, so dafs jede auf einem *halben* Bogen des gewöhnlichen *Homannischen* Landcharten-Formats, oder des Papiers zu der ordinairen Ausgabe unsers grösseren Handatlasses gut Platz findet. Dieses bequeme *Royal-Quer-Folio-Format* ist eine Eigenschaft, welche, wie oben bemerkt ist, vorzüglich für den Unterricht in Schulen Aufmerksamkeit und Empfehlung verdient, und auch Jedem willkommen seyn wird, der durch Vergleichung sich zu überzeugen die Mühe nimmt, dafs dieser *verkleinerte Handatlas* zwar sein Original, den gröfsern, keineswegs dem Freunde der Erdkunde entbehrlich macht, aber doch völlig ausreicht, um den *ersten geographischen Bedarf* sehr reichlich zu befriedigen.

Folgendes ist der *Inhalt* dieses Atlasses:

1. *Oestliche und westliche Hemisphäre.*
2. *Nördliche Hemisphäre.*
3. *Südliche Hemisphäre.*
4. *Europa.*
5. *Teutschland.*
6. *Oestreich.*
7. *Schwaben.*
8. *Baiern.*
9. *Rheinländer.*
10. *Franken.*
11. *Westphalen.*
12. *Nieder-Sachsen.*
13. *Nord-Ober-Sachsen.*

14. *Süd - Ober - Sachſen.*
15. *Böhmen.*
16. *Schleſien und Mähren.*
17. *Helvetien.*
18. *Italien.*
19. *Nord - Italien.*
20. *Neapel.*
21. *Sicilien.*
22. *Frankreich.*
23. *Nordöſtl. Frankreich.*
24. *Nordweſtl.* — — —
25. *Südöſtl.* — — —
26. *Südweſtl.* — — —
27. *Portugal und Spanien.*
28. *England.*
29. *Schotland.*
30. *Irland.*
31. *Batavien.*
32. *Dänemark.*
33. *Schweden u. Norwegen.*
34. *Island.*
35. *Preuſsen.*
36. *Galizien.*
37. *Ungarn.*
38. *Europäiſches Rufsland.*
39. *Europäiſche Türkei.*
40. *Griechenland.*
41. *Aſien.*
42. *Aſiatiſches Rufsland.*
43. *Aſiatiſche Türkei.*
44. *Perſien.*
45. *Vorder - Indien.*
46. *Hinter - Indien.*
47. *China.*
48. *Africa.*
49. *Aegypten.*
50. *Barbarei.*
51. *Senegambien und Ober-Guinea.*
52. *Nieder - Guinea.*
53. *Süd - Africa.*
54. *Madagascar u. ein Theil von Oſt - Africa.*
55. *America.*
56. *Nord - America.*
57. *Verein. Nord - Americaniſcher Freiſtaat.*
58. *Weſtindien.*
59. *Süd - America.*
60. *Auſtralien.*

Auf Stich, Correctur und Illumination dieſer ſechzig Blätter iſt alle mögliche Sorgfalt gewendet worden, und mehrere derſelben ſind in Rückſicht des erſtern gewifs meiſterhaft, alle aber völlig deutlich und der Abſicht entſprechend ausgeführt. Man kann die Charten auf *doppelte Art illuminirt* erhalten, ohne dafs dieſes einen Unterſchied in dem Preiſe macht. Liebhaber der auf uns durch die holländiſchen Chartenfabricanten des ſiebzehnten Jahrhunderts vererbten und durch die Homanniſche und gleichzeitige Officinen weiter verbreiteten *gedeckten* oder *vollen* Illumination, können den Atlas auf dieſe Weiſe illuminirt erhalten, inzwiſchen der Freund einer eben ſo deutlichen und weit geſchmackvollern bloſsen *Umziehung der Ränder* oder *Halbillumination* nach Art der Italiäner, Franzoſen und Engländer, ſich dieſe wählen kann. Nur mufs bei der Beſtellung des Atlaſſes beſtimmt angezeigt werden, ob man *halbe* oder *ganze* Illumination verlangt. Einzelne Charten, und wo nichts beſtimmt wird, liefern wir immer gewöhnlich *volle* Illumination.

Der *Preis* aller 60 Blätter mit geſchmackvoll *geſtochenem Titel* und *gedrucktem Inhalte* iſt *in Blättern* ungebunden *zehn* Rthlr. Sächſiſch oder 18 Fl. R. G., ſo dafs *jedes Blatt* nur *vier Groſchen* S. oder 18 Kreutzer Reichsgeld koſtet, und *einzeln gekauft* werden kann, — ein Preis, der,

wie Kenner wiſſen, keineswegs dadurch beſtimmt werden konnte, daſs jedes einzelne Blatt hier nur die Hälfte des Papiers im Handatlaſſe einnimmt, und den bloſs unſer Wunſch und Zweck ein fühlbares Bedürfniſs im geographiſchen Unterrichte zweckmäſsig und auf die möglichſt wohlfeile Art zu befriedigen, ſo *niedrig* anſetzen konnte. Dauerhaft *gebunden* koſtet derſelbe 11 *Rthlr. Sächſ.* oder 19 *Fl.* 48 *Kr.* Reichsgeld. Jedes Blatt dieſes Bürger-Atlaſſes iſt übrigens auch, ebenſo, wie vom groſſen Hand-Atlaſſe, einzeln zu 4 Ggr. Sächſ. od. 18 Kr. Reichsgeld einzeln zu haben.

Schullehrern oder andern Privatliebhabern, welche ſich zu *wenigſtens* 5 *Exemplaren* dieſes Atlaſſes Subſcribenten ſammeln, und *direct an uns* mit ihren Beſtellungen wenden, geben wir das *Fünfte Exemplar frei*, oder 20 Procent Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar, den 1. März 1806.

Das Geographiſche Inſtitut.

2.

Neue Reiſen für die Sprengel-Ehrmannſche Bibliothek der Neueſten Reiſebeſchreibungen.

Folgende für die Erdkunde wichtige neuerlich erſchienene Werke werden für die Sprengel-Ehrmannſche Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſen gegenwärtig nach dem, dieſer zweckmäßigen Sammlung zum Grunde liegenden Plane, bearbeitet:

1. A view of *South-Carolina*, as reſpects her natural and civil concerns, by *J. Drayton*. Charlestown, 1802. 8.

2. Précis des operations *générales* de la division française du Levant, chargée pendant les années V., VI et VII, de la defenſe des Isles et des poſſeſſions ex-vevitiennes de la Mer Jonienne, formant aujourd'hui la *République de ſept Isles* — par *J. B. Bellaire*. Paris, 1805. 8.

3. *Aſiatic Reſearches* or Transactions of the Society inſtituted in Bengal. — Vol. VI and VII. London 1802 1803. 8. Hieraus blos die für die Erd- und Völkerkunde wichtigen Aufſätze, welche nebſt einigen anderen auf die Kunde Oſtindien's Bezug habenden Abhandlungen in zwei Bänden mit dem Titel: Neueſte Beiträge zur Kunde von Indien, mit Kupfern und Charten.

erſcheinen werden. Der erſte Band hat bereits die Preſſe verlaſſen.

4. A tour in *Zealand* in the Y. 1802. IId. Edition. London, 1805. 8.

5. The Narrative of a Voyage of Discovery — to *New-South-Wales* — by *Jam. Grant*. London, 1803. 4.

6. Lettere ſull' *Indie orientali*. Tomi II. Filadelfia (Piſa) 1802. 8.

7. *J. Meerman's*, Heeren van *Dalem en Varen*, eenige Berichten omtrent het *Noorden en Noord-Oosten van Europa*. I. II. Deel. Haag, 1804 — 5. 8.

8. *Ph. Beaver's african Memoranda* relative to an attempt to eſtabliſh a brittiſh ſettlement on the Island of *Bulama*. London, 1805. 4. (Im Auszuge.)

9. Voyages dans les deux *Louiſiques* et chez les nations ſauvages du Miſſuri, par les Etats-unis, l'Ohio et les provinces, qui le bordent, en 1801 — 3 — par M. *Perrin-du-Lac*. Paris, 1805. 8.

10. A non military Journal or Obſervations made in Egypt. London, 1803.

Bei dieſer Gelegenheit zeigen wir noch an, daß das Regiſter über die erſten 24 Bände der Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſen in dieſem Monate fertig geworden iſt, und es die Beſitzer dieſes Werks, als den ergänzenden Theil des vier und zwanzigſten Bandes mit demſelben von uns nun erhalten. Auch daß die von uns angekündigte Ueberſetzung von *L. Ange Pitou Voyage a Cayenne* nicht erſcheinen wird, da dieſe Schrift zu wenig Ausbeute für die Erweiterung der Erdkunde giebt.

Da nun unſere Alla Bibliothek der Reiſen bereits bis zum XXVII. Bande vorgerückt iſt, und uns viele Freunde der Erd- und Völkerkunde den Wunſch geäußert haben, ſich dieſe vollſtändige, und wir dürfen ſicher behaupten, einzig planmäßig angelegte und bearbeitete Sammlung aller neuen Reiſen, noch zu einem geringeren als dem Pränumerationspreiſe anzuſchaffen, ſo behalten wir uns vor, in unſerem nächſten Monatsberichte davon eine vollſtändige Ueberſicht zu liefern, und ſo billige Vorſchläge zu thun, daß ſie ihnen gewiß annehmlich ſeyn werden.

Weimar, den 24. Febr. 1806.

Das geograph. Inſtitut.

3.

Atlas der alten Welt. Beſtehend aus zwölf Charten, entworfen und gezeichnet von *G. U. A. Lieth*, und mit erklärenden Tabellen herausgegeben von *C. Ph. Funke*. *Zweite ſehr verbeſſerte Auflage.* Weimar, im Verlage des geograph. Inſtituts, 1806. Quer-Folio.

Die erſte Ausgabe dieſes, für den *Unterricht auf Schulen und Gymnaſien* zunächſt beſtimmten, und ſehr zweckmäſsig eingerichteten, Atlaſſes d. A. W. erſchien im Jahre 1800. Der Atlas enthält folgende 12 Charten:

1. Vorſtellungen der Erde nach Homer, Dionyſius und Eratoſthenes;
2. Indien, Perſien und das den Alten bekannte Hochaſien;
3. Kleinaſien (mit Syrien und dem ſchwarzen Meere);
4. Palaeſtina;
5. Arabien und Aegypten;
6. Afrika (ſoweit es den Alten bekannt war);
7. Griechenland;
8. Italien;
9. Grundriſs des alten Roms (etwa zu Aurelian's Zeit);
10. Spanien und Gallien;
11. Die Britanniſchen Inſeln;
12. Germanien, Vindelicien, Noricum, Rhaetien, Pannonien, Dacien und Moeſien.

Der Zeichner dieſer Charten hat für jede derſelben die zweckmäſsigſte Projectionsart gewählt, und ſowohl die früheren Charten eines *D'Anville* und Andrer, ſorgfältig benutzt, als auch die neueren Unterſuchungen über alte Geographie zu Rathe gezogen. Manche kleine Stichfehler und Auslaſſungen ſind in der zweiten Ausgabe ergänzt, und auch die Periode iſt angegeben worden, in welcher ein Land die dargeſtellte geographiſche Beſchaffenheit hatte. Dieſe Periode iſt, beiläufig geſagt, ohngefähr *Auguſt's* Zeitalter. — Jeder Charte iſt ein Blatt gegenüber befindlich, deſſen eine Seite einen gedrängten *Umriſs der Geographie* des auf der Charte befindlichen Landes, die andere aber deſſen *Geſchichte*, chronologiſch geordnet, und eine kurze *Hinweiſung* auf die vorzüglichſten *Alterthümer* derſelben darſtellt. Dies iſt mit einer ſolchen Wort- und Raum-Erſparung geſchehen, daſs man hier wenig bedeutende Gegenſtände der alten Erdkunde vermiſſen wird. — Durch die zweckmäſsigere Einrichtung dieſer tabellariſchen Ueberſichten in der zweiten Ausgabe, ward nicht nur Platz zu mehrerer Vollſtändig-

keit gewonnen, da in derselben *mehrere Länder* abgehandelt sind, welche in der ersten nicht Platz finden konnten, sondern es liessen sich noch manche auf alte Erdkunde Bezug habende *Anmerkungen* beibringen, welche Kenner gewiss nicht ungern sehen werden, wenn gleich manche nicht für den Schüler der alten Erdkunde zunächst bestimmt zu seyn schienen. —

Auch ein correcterer Druck zeichnet die zweite Ausgabe aus, und wir glauben daher, diesen Atlas der alten Erdbeschreibung, der mit dem von demselben Verfasser bei uns herausgegebenen *Wörterbuche der alten Erdbeschreibung* in gleichem Formate zusammen gehört, allein auch für sich die nächsten Bedürfnisse der Lehrer und Schüler der Geographie der Griechen und Römer hinreichend befriedigt, mit allem Rechte empfehlen zu können.

Der *Atlas d. a. E.* kostet 1 Rthlr. 12 gr. Sächs. oder 2 Fl. 42 kr., *das Wörterbuch der alten Erdbeschreibung* 2 Rthlr. 16 gr. oder 5 Fl. 12 kr. Reichsgeld. — Die Herren Schullehrer oder Vorsteher von Erziehungs-Instituten, welche mehrere, und zwar *wenigstens 5 Exemplare* von einem oder dem andern dieser Werke für ihre Rechnung nehmen, und sich deshalb *direct an uns* wenden wollen, erhalten das *fünfte Exemplar* frei, oder 20 *Procent Rabbat* vom Geldbetrage.

Weimar, den 20. Febr. 1806.

Das Geograph. Institut.

II. Erschienene Neuigkeiten

im Februar

UND DEREN INHALT.

I.

Neueste Länder- und Völkerkunde. Ein geographisches Lesebuch für alle Stände. Mit Kupfern und Charten. In monatlichen Heften geliefert.

No. III. März.

Das Königreich Spanien.

Erste Abtheilung. 1. Name. Historische Uebersicht. 2. Lage. Gränzen. Größe. 3. Naturbeschaffenheit. Clima.

4. Boden. Gebirge. 5. Flüsse und andere Gewässer. 6. Naturprodukte. 7. Einwohner; ihre Abstammung, Sprache, Zahl, Charakter und Eigenthümlichkeiten. 8. Lebensart der Spanier. — Landwirthschaft überhaupt. Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Oelbau, Bienenzucht, Seidenzucht, Jagd und Fischerei.

Kupfer zu diesem Hefte:

Plan von Madrid. Plan der Bay von Cadix. Ansicht von Gibraltar.

Weimar, im Febr. 1806.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Journal des Luxus und der Moden 1806 II. Stück.

Inhalt.

I. Briefauszüge über Italien vom Jahre 1804. II. Die Eleganten des 16ten Jahrhunderts. III. Kunst. 1. v. Erdmannsdorf's Architektonische Studien. 2. Nachricht von den antiquarischen Nacharabungen im Neapolitanischen. IV. Theater. Theater in Königsberg. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Der Maskenball in Offenbach. 2. Schwetzingen. 3. Miscellen aus Wien. 4. Teutscher Modenbericht. 5. Modenberichte aus Paris. VI. Ameublement. 1. Taschen-Spinnrädchen. 2. Pariser Stuhl und Vuide poche. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Febr. 1806.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1806. II. u. III. Stück.

Inhalt des IIten Stücks:

Abhandlungen. 1. Ueber *Thom. Mudge's* Zeithalter von *Ferd. Götze.* 2. Ueber die Verehrung der Schlangen in Aegypten, von *L. Reynier.*

Allmanach; allein so natürlich auch, in dem Mund eines Kutschers, eine solche Antwort ist, so fand sie der Verfasser doch für den Druck nicht fein genug, und mit Recht. Sehr glücklich ist die von ihm gemachte Veränderung:

Du aber guter Hans, weswegen bist du hier?

„Herr, sprach der Kutscher drauf, der Sohn, der war von mir.“

Insonderheit gewinnt die Erzählung des letzteren durch ihren launichten Anhang:

„Die Fabel wird wohl nicht auf unsren Adel passen;

Denn der verdammt sich nicht, um Kinder reich zu lassen.“

S. 161. **Die Nacht.** Unsre Liedersänger dürfen nicht vergessen, daß der Plan ihres kleinsten Liedes seine Philosophie fordere, über welche sie desto behutsamer wachen müssen, je leichter selbige unter den Spielen der Einbildungskraft sich verirrt. Der mindeste Fehler dagegen stöhrt das Vergnügen des Lesers.

In dem Liede, welches ich vor mir habe, sind die beyden ersten Verse müßig, oder vielmehr sie geben mir eine Erwartung, die nicht erfüllt wird.

„Gern verlaß ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt.“

Was hat der Liebhaber in der Hütte gemacht? War sein Mädchen darinn, oder nicht? Warum verläßt er sie gern? Warum wandelt er mit vergnügtem Schritte durch den Wald? Von allem diesem erfahr' ich nichts. Vielleicht braucht er die Hütte noch am

Bücher - Recenſionen. 1. A voyage round the World — by *J. Turnbull.* Vol. 1 — 3. 2. *J. Turnbull's* Reiſe um die Welt. Hamburg, *Campe.* 1r u. 2r Th. 3. Military Memoirs of Mr. *G. Thomas* — by *W. Franklin.* 4. Géographie de *Strabon.* Tom. I. 5. Allgemeine Geographie — af *G. H. Silverſtolpe.* 6. *G. H. Lünemann* Deſcriptio Caucaſi etc. 7. Caucaſianarum regionum et gentium Strabboniana deſcriptio auctore *Chph. Rommel.* 8. Das teutſche Reich vor der franzöſiſchen Revolution und nach dem Lüneviller Frieden von *K. E. Adolf v. Hoff.* 2r Th. 9. Klein-Weltſtatiſtik von *J. G. Schummel.*

Charten - Recenſionen. 1. Podrobnaja Karta Rossiyskoy Impérii etc. (Ausführliche Charte des ruſſiſchen Reichs — vom Kais. Charten-Dépot) Sect. 1. 4. 7. 9. 10. 11. 12. 13. 15. 16. 17. 19. 21. 29. 23. 2. Charte von Schwaben — von *J. A. Amman.* No. 6. 33. u. 41. 3. Charte von Wirtemberg — von *J. G. F. Bohnenberger.* Die Charte von Schwaben No. 14 u. 22.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Geographiſche Veränderungen durch den Preſsburger Frieden. 2. Journaliſtik. (Franzöſ. Miscellen Bd. 11. 12. — London 2. St. — Konſtantinopel und St. Petersburg. Heft 6 — 11. — Ruſſiſcher Merkur. Stück 5. 6. — Engl. Miscellen. Bd. XXI. St. 1. 2. — Neue Berliniſche Monatsſchrift. Octbr. u. Novbr. 1805. — Schleſiſche Provinzialblätter. Septbr. u. Octbr. 1805. — Journal für Fabrik, Handlung u. Mode. 1805. Mai, Junius.) 3. Bemerkung zu der Rec. der Hammerſchen Charte von Wirzburg in den A. G. E. 4. Nekrolog *Victor Conceivas.* 5. Charten - Anzeigen. (Amman — Bohnenberger'ſche Charte v. Schwaben. — V. Lecoq's Charte von Weſtphalen.) 6. Avantcoureur neuer ausländiſcher geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 7. Wirtembergiſche und baieriſche Königswürde. 8. Neuer Titel des Kurfürſten von Baden. 9. Kurze Notizen. (*Bordeaux* — *Genua* — Trennung der *Saalfeldiſchen Landesportion* vom Fürſtenth. Altenburg — *Copenhagen* — Hr. *Le Chevalier* — *Königsberg* — *Bologna* — Breite der Sternwarte zu *Dorpat* — *Liguurien* — Neue Entdeckungsreiſen — Graf *Potocki's* hiſtor. Atlas von Rußland — Statiſtiſche Notizen von *Hezler* — *Pattſon's* Schulatlas.)

Zu dieſem Stücke gehören:

1. Das Portrait des Frhr. J. Marx *v. Liechtenſtern.* 2. Ueberſicht der ausführlichen *Charte des Ruſſiſchen Reichs* in 100 Blättern vom Ruſſiſch-kaiſerl. Charten-Depôt. 3. Neue Charte von *Teutſchland* nach den durch den Preſsburger Frieden vom 26. Dec. 1805 beſtimmten Beſitzungen der Reichsfürſten.

Inhalt des IIIten Stücks:

Abhandlungen. Der Friede zu Prefsburg in feinen Folgen für Oeftreich, Baiern, Wirtemberg, Baden, das teutfche Reich, Frankreich, Italien und Europa, geographifch, ftatiftifch, ftaatsrechtlich mit hiftorifchen Einleitungen erläutert. (Fortfetzung.)

Bücher - Recenfionen. 1. Military memoirs of Mr. *George Thomas* — by *W. Francklin.* (Befchluſs.) 2. African Memoranda — by Capt. *Th. Beaver.* 3. *Géographie* mathematique, phyfique et politique — par *C. Mentelle* et *Malte Brun.* Vol. 12 — 15. 4. Allgemeine Erdbefchreibung — Erfter Theil von *P. Jak. Bruns.* 5. Surinam und feine Bewohner — von *J. D. Kunitz.*

Charten - Recenfionen. 1. Verkleinerter *Hand-Atlas* in fechzig Charten für Bürgerfchulen und Zeitungsleſer. Weimar, im Geogr. Inſtitut. 2. Charte von *Oft-Preuſsen* etc. Sect VIII. 3. 4. 5. Ruſſifche hiſtorifche Charten von der *Krim.* (*V. Cir. Potocki.*) 6. The Britiſh Atlas — intended to illuſtrate the *beauties of England and Wales.* 7. Plan routier de la Ville de Paris — par *Charles Picquet.* 8. Plan der Stadt Paris — von *Joſ. Lantz.* 9. Karte der Stadt Baden. 10. Stockholm ſeit dem Mittelalter — von *J. C. Martin.* 11. Neueſte Charte von Teutſchland. Leipzig bei Schreibers E. 12. Neueſte Charte von Italien. Ebd.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Einige Nachrichten von Dr. *Nevil Maskelyne.* 2. Avancement der neuen ausländiſcher geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 3. Kurze Notizen. (Hamburger Annenaufleben — Däniſche Marine — Suez-Schiffahrt — Schwediſcher Seehandel — Schwedens Schulden — Volksmenge im Königl. Preuſs. Eichsfeld - Ukraiſches Kammeral-partement — Dr. *Playfair's* Syſtem der Erdbeſchreibung — *Lefage's* hiſtoriſcher Atlas — *Rainsford's* Werk über St. Domingo - *Smith's* neue Charte von den Britanniſchen Inſeln.)

Zu dieſem Stücke gehören:

1. Das Portrait von Dr. *Nevil Maskelyne.* 2. Charte vom *Europäiſchen Rufsland.*

Weimar, im Febr. 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1806. I. Stück.

Inhalt.

I. Herzog Bernhard von Weimar. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) II. Schillers Todtenfeier, theatraliſch für einige Freunde bearbeitet von Guſtav Anton Freiherr v. Seckendorf. III. Junker Nabold von Rabenſtein. Ballade, von K. W. Juſti. IV. Kunſt. Die Ruinen Griechenlands. V. Briefe zwiſchen Gleim und Wilhelm Heinſe. VI. Fortgeſetzte Correſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.

Weimar im Febr. 1805.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1806. II. St.

Inhalt.

I. Bemerkungen über den Embryo des Strauſſes im Eie. Vom Hrn. D. Hildebrand in Greifswald. (Mit Abbild. auf Taf. II.) II. Grundzüge der Geologie. (Vom Hrn. Oberverweſer Brunner zu Bodenmais in Baiern. III. Analyſe des Amphibols vom Kap de Gattes im Königr. Grenada. (Vom Hrn. Laugier; aus den Ann. du Mus. nat. d'hist. nat. Heft 26.) IV. Elemente des am 20. Oct. 1805 vom Hrn. Bouvard entdeckten Kometen. (Aus franz. Blättern.) V. Noch einige Bemerkungen über die Temperatur des Meeres, nebſt einer tabellariſchen Ueberſicht aller Verſuche über die Temperatur des Meeres, ſowohl an ſeiner Oberfläche, als in verſchiedenen Tiefen. Vom Hrn. Peron. (Ein Nachtrag zu dem Artikel XII. im Mai 1805 dieſ. Mag. A. d. Franz.) VI. Nachricht von dem Rafamala-Baume, von welchem der ächte flüſſige Storax kommt. (Mitgetheilt vom Hrn. D. Mohr in Kiel.) VII. Nachricht für Ornithologen. VIII. Neue Reſultate von der Anatomie des Lerchenbaums. IX. Ungewöhnliche Fruchtbarkeit einer Buchenſtammlode. X. Ein merkwürdiger Blitzſchlag.

Weimar im Febr. 1806.

F. S. pr. Landes Induſtrie-Comptoir.

6.

Die Zeiten, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1805, X. u. XI. Heft.

Inhalt des X. Stücks:

I. *Oeſtreich*. Kriegswesen. 1. Allgemeine Reform des Kriegswesens. 2. Reform der Tyroler Landmiliz. II. *Italien*. 1. Incorporirung der liguriſchen Republik in das franzöſiſche Reich. (Beſchluſs des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.) 2. Verwandlung der Republik *Lucca* in ein Erbfürſtenthum. III. *Bataviſche Republik*. III. Neueſte Conſtitution vom Jahre 1805. IV. *Ueber die gegenwärtige politiſche Kriſis in Europa*. (Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.) V. *Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages*. VI. *Die Schlacht bei Auſterlitz oder Turas*, zur Erklärung des dieſem Stücke beigelegten *Planes* derſelben.

Zu dieſem Stücke gehören: 1. das Portrait des Königs von England; 2. der Plan der Schlacht bei Auſterlitz.

* * *

Inhalt des XI. Stücks.

I. *Groſsbrittannien*. *Pitt's* letztes Miniſterium. 1. Letzter Kampf und Rückzug des Miniſters *Addington*. II. *Bataviſche Republik*. Neueſte Conſtitution vom Jahre 1805. (Beſchluſs des im vorigen Stücke angefangenen Aufſatzes.) III. *Bemerkungen eines Kriegers*, über die Unternehmungen und Ereigniſſe des letzten Krieges zwiſchen Frankreich, Oeſtreich und Rufsland. Vorerinnerung des Herausgebers. 1. Was konnten und ſollten die Oeſtreicher thun? 2. Was thaten die Oeſtreicher? IV. *Ueber die gegenwärtige politiſche Kriſis in Europa*. (Beſchluſs des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.) V. *Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages*. VI. *Notiz*, die dieſem Hefte beigelegte *hiſtoriſche Charte* betreffend. *Beilage*. *Urkundenbuch*, *zu dem erſten Jahrgange der Zeiten* 1805. No. 3. I. Friedenstractat zwiſchen Sr. Maj. dem Kaiſer von Teutſchland und Oeſtreich und Sr. Maj. dem Kaiſer der Franzoſen, König von Italien, geſchloſſen zu Preſsburg den 26. Dec. 1805. II. K. Preuſs. Publicandum, die Beſetzung und Adminiſtration der Hannöverſchen Lande betreffend.

Zu dieſem Stücke gehört eine *Charte von Teutſchland*, nach den, durch den Preſsburger Frieden vom 26. Dec.

1805, bestimmten Besitzungen der Reichs-Fürsten und Stände.

* * * *

Der XII. Heft dieses für jeden Liebhaber der neueren Geschichtskunde höchst interessanten Journals wird unverzüglich erscheinen; und fürs Jahr 1806 werden dann die neuen Hefte mit dem laufenden Monate gleichen Schritt halten.

Weimar im Febr. 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Neue Charte von Teutschland.

Unserm Versprechen zu Folge ist nun auch die zum Gaspariischen Handatlas gehörige neue größere Charte von Teutschland, unter dem Titel:

Charte von Teutschland, entworfen von F. L. Gussfeld, und nach dem Preßburger Frieden vom 26. Dec. 1805 ausgearbeitet. 1806.

in gewöhnlichem Homann. Formate erschienen, an alle gute Charten-Handlungen versichickt werden, und kostet auf ord. Pap. 8 gr., auf Velin. Papier 12 gr. Auch die neuen berichtigten Charten von Baiern und Schwaben werden bald vollendet seyn. Wir müssen bei dieser Gelegenheit erinnern, daß die vorigen Charten von Teutschland, Oestreich, Baiern, Schwaben, Franken, Oberitalien u. s. w. keineswegs durch diese neueren Charten unbrauchbar werden, wie Manche ganz irrig meinen; sondern nach wie vor ihren Werth behalten; ja vielmehr in einer Charten-sammlung, zur Vergleichung des jetzigen und vorigen Geographischen Zustandes der Länder mit einander, unentbehrlich und, und gewöhnlich von Liebhabern immerfort gesucht werden.

Weimar, den 10. Febr. 1806.

Das geograph. Institut.

8.

Zweite Ausgabe des Plans der Schlacht bei Austerlitz nach Russischen Privatnachrichten, nebst einer gedruckten Erläuterung.

Wir liefern hier die zweite Ausgabe unseres Plans der Schlacht bei Austerlitz, und zwar nach den uns indessen eingegangenen Russischen Privatnachrichten. Die erste war bekanntlich nach den Französischen entworfen, und hatte, wie man aus dieser sieht, besonders in Rücksicht der Russischen Schlachtordnung, beträchtliche Berichtigungen nöthig. Diese hat unser Plan nunmehr erhalten, und die begleitende gedruckte Erläuterung giebt eine vollständige Uebersicht davon. Die Stellung des französ. Heeres erscheint überdies darauf doppelt, einmal, wie auf der ersten Ausgabe unsers Plans, in der Nacht vor der Schlacht, und das andere Mal im Anfange der Schlacht selbst, welches den Liebhabern angenehm seyn wird.

Diese zweite Ausgabe kostet, eben so wie die erste, 6 gr., und ist in allen Chartenhandlungen zu haben.

Weimar, den 25. Febr. 1806.

Das geograph. Institut.

9.

Charte der Feldzüge der Französischen Armeen gegen Oestreich und Rußland im Jahre 1805, nebst chronologischer Uebersicht und Erläuterung dieser Charte.

Die gegenwärtige Charte giebt eine helle Uebersicht der Märsche und Operationen der französischen Armeen in diesem äußerst merkwürdigen Feldzuge. Schade, daß man bis jetzt noch zu wenig richtige und zuverlässige Berichte über die Märsche der Oestreich. und Russischen Armeen hat, als daß man es ohne Täuschung des Publicums wagen könnte, dieselben zu verzeichnen. Sollten wir so glücklich seyn, wie wir hoffen, noch zuverlässige Bestimmungen darüber zu erhalten, so behalten wir uns vor, dieselben noch auf einem eigenen Blatte nachzuholen, um die gesammelten Acten jedes aufmerksamen Kriegers über diesen wichtigen Gegenstand vollständig zu machen. Weimar, den ersten März 1806.

Das geograph. Institut.

III. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

1.

London und Paris 1805 VIII. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. London bei der Nachricht vom Seetreffen beim Cap Trafalgar. Nelſon's Todtenfeier. (Mit Nelſon's Portrait.) 2. Patriotiſche Hülfskaſſe auf Lloyds Kaffeehauſe, bei der Nachricht von Admiral Nelſon's Tode. 3. Brittiſches Inſtitut zur Beförderung der ſchönen Künſte, eine neue Kunſtſammlung. II. Paris. 1. Feueranſtalten und Rettungsmaſchinen der Bewohner brennender Häuſer in Paris. 2. Ueber das Innere der Pariſer Haushaltungen. III. Engliſche Karikaturen. Admiral Nelſon's Begräbniß-Pomp. (Hierzu gehören die Tafeln No. XVI u. XVII.)

* * *

Der Jahrgang 1805 dieſer Zeitſchrift iſt nun unſerm Verſprechen zu Folge richtig beendigt, und die Hefte des jetzigen Jahres werden immer von 5 zu 6 Wochen richtig erſcheinen.

Halle, den 22. Febr. 1806.

Neue Societäts-Buch- und Kunſthandlung.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1806.

I.

Gedichte.

1.

Mnemoſyne.

Sey mir geſegnet in der Abendſtunde
Du Schweſter der Vergangenheit!
O zeige mir in brüderlichem Bunde,
Dort an des Lebens fernem Hintergrunde,
Die Freuden meiner Kinderzeit.

Das Feenſchloß vom Lärmen abgeſchieden,
Die Morgenlandſchaft ſchön erhellt,
Arkadien, den Hain der Hesperiden,
Der Jugend ſtillen Götterfrieden,
Der Unſchuld heitre Frühlingswelt!

Geleite mich in jenes Land der Träume,
Wo alles noch im Schlummer liegt,
Und wo durch unbekannte Schattenräume,
Schön wie ein Lichtstrahl durch die Blütenbäume,
Des Lebens Morgenröthe fliegt.

Noch einmal laß den Nektarkelch mich trinken,
Und träumen, wie ich einst geträumt!
An deiner Quelle will ich niedersinken,
Wo alle Freuden mir entgegen winken,
Woraus die reine Wollust schäumt.

Mit süßem unaussprechlichen Gefühle,
Von deiner Flügel sanftem Weh'n
Seh' ich, wie in des Stromes tiefer Kühle
Versenktes Goldgewölk, die Kinderspiele
Vor meinem Blick vorübergeh'n.

Wie sich das Göttliche der Erd' entwunden,
Das Herz nach Idealen rang;
Die Kraft von ihrer Kette losgebunden
In wilder Flucht, beim Rausch der Wonnestunden,
Des Geistes Feuerräder schwang.

Wie alle Sehnen aus einander sprangen,
Und ich den Zauberschlag empfand;

Die Wesen alle sehnlich sich umschlangen,
Im Wechselchor der Liebe Hymnus sangen,
Das Weib als Engel vor mir stand!

Zur Flamme stieg der eingesperrte Funken
Als mich zuerst ihr Arm umschloß.
Vergöttert war sie mir ans Herz gesunken,
Wie Anadyomene wollusttrunken
Der Wellen Silberschaum entfloß.

Die trägen Fittige hatt' ich hingegeben,
Mit Adlerflügeln sie vertauscht
Um stolz mit ihr ins Paradies zu schweben,
Mich auf die Schwindelhöhe zu erheben
Wo fern des Lebens Tiefe rauscht.

Um ein Jahrhundert möcht' ich wieder kaufen
Secundenlange Seeligkeit,
Und der Erfahrung Aerndtekranz zerraufen,
Könnt' ich noch einmal nur zurücke laufen
In die geträumte Ewigkeit.

Mag immerhin das Herz noch freudig pochen,
Ich bin um den Genuß verkürzt;
Der Hochaltar der Liebe liegt zerbrochen,
Das Todesurtheil hat die Zeit gesprochen,
Die goldne Sanduhr umgestürzt.

J. A. Koch.

Ende? Auch nicht. Aber die Nacht ist schön, und darüber freut er sich. Also vergißt er sein Mädchen? Nichts weniger! „Tausend solcher Nächte ließ er dem Himmel für Eine, die sein Mädchen ihm verschönerte.“ Und doch kan er gern aus ihrer Hütte gehen? Hat er das Mädchen nicht gefunden; so war er in seiner Hofnung betrogen. Sah' er das Mädchen; so mußt' er wider Willen sich von ihr trennen. Hätte sie wenigstens ihn auf den folgenden Tag vertröstet! — Aber das ist über zween Verse ein langer Commentar!

Sonst gefällt mir das Liedchen, wegen seines geschmeidigen Ausdrucks und seiner leichten Versification. Nur der ausgestorbne Wald ist zweydeutig. Man weiß noch nicht, daß es Nacht werden will, und könnt' es vom Winter verstehen.

Bey dergleichen niedlichen Gedichten, muß man sich gewöhnen, auch auf Kleinigkeiten zu achten.

S. 164. Elegie auf einen Taubenschlag. Wenn die Göttin der Liebe jemals ein verlohrnes Täubchen beweint hat; so wäre dieser Elegieendichter würdig gewesen, ihre Thräne zu besingen. Venus selber kan nicht zärtlicher klagen, als hier das Mädchen klagt, indem es den verwüsteten Taubenschlag ansieht.

„Ach und Damons Täubchen! — Gestern kam
Es so freundlich zu mir hergeflogen,
Als die Eifersucht mit düsterm Gram
Meine Stirn' und Wangen überzogen! —
Grausam jagt' ich es hinweg, weil ich
Zornig war auf den, der es mir schenkte.
O vergieb mir, Täubchen, daß ich dich,
So wie meinen guten Schäfer, kränkte!

Um

2.

Bild der Geliebten.

---

(1)

Der Entfernten

1801.

Theures Bild, du folgeſt meinem Tritte
Wo er wandelt; — In des Waldes Mitte,
An den blumenreichen Saum
Offner Fluren, in den engen Raum
Meiner ſtillen, dir gleich der Kapelle
Einer Heiligen geweihten Zelle;
Lächelſt meinem Aug' bei Tageshelle,
Meinem Sinn' bei dunkler Nacht. —
Unbezwinglich herrſcht dein Zauber,
Aber — wohl thut ſeine Macht.

* * *

(2)

Der Verlornen

1805.

Schattenbild! — dem meine bangen Tritte
Sehnend folgen; aus des Lebens Mitte

Flog dein theures Urbild auf, zum goldnen Saum
Ferner Sphären. — Leer ſeh' ich den Raum
Von ihm zu mir — wo iſt Verbindung? Kaum
— Wenn ich aus meiner freudeloſen Zelle
Zu deiner grauſen Grab-Kapelle
Mich ſchleppe — fällt aus der Erinn'rung Quelle
Ein trüber Tropfe Troſt mir zu. —
Kein Labetrunk Kryſtallenhelle,
Kein Wiederſchein aus guten Zeiten,
Kein Hoffnungsſtrahl ſtärkt mich mit Zaubermacht; —
Nein! ew'ger Trennung herbe Leiden
Verfolgen mich bis zu der letzten Nacht.

Albayalde.

3.

Aufſchriften.

Der feſteſte Charakter.

Wer iſt immer ſich gleich? Der Thor! Denn ob du im Mörſer
Ihn zerſtößeſt, er läßt doch von der Thorheit nicht ab.

Das höchste Gut.

Aufrecht gemacht, zu erspähn sein Höchstes über den Sternen,
Bückt sich der Maulwurf von Mensch, sucht's in dem tiefesten Schacht.

An den Kyllenier.

Wenn auch pro prodigo dich erklärt der kritische Richtstuhl: —
Immer verschwende du so; denn du wirst darum nicht arm.

Der Verf. von Julius von Tarent.

Geh' ich dem Hüttchen vorbei, wo der Herrliche längst sich begraben,
Fällt unwillkührlich mir ein: Vatia schlummert allhier! *)

Alexander der Große.

Armer Bezwinger der Welt, dich lehrte die Geometrie, daß
Klein sey der Erde Gebiet, kleiner dein eigenes Reich! **)

*) Seneca epist. 55.
**) Seneca ep. 91.

II.

Ueberſetzungsproben.

Des Klaudius Klaudianus

Raub der Proſerpina. *)

Zweiter Geſang.

Phöbus, noch nicht verklärt, erhob die Joniſchen Wogen
Mit vorangeſendetem Glanz. Auf zitternden Wellen
Hüpfte die Gluth, und es ſpielen im Dunkel die irrenden Flammen.
Und ſchon wandelt mit trotzigem Muthe, der Mutter vergeſſend,
Hin zur thauigen Flur Proſerpina, folgend Dionens
Trug', und der Parzen Geſpinnſt. Dreimal erklang mit bewegten

*) Vergleiche die Einleitung im vorhergehenden Februarſtücke.

Angeln prophetiſch die Thür; dreimal mit Schauergetön ſcholl
Enna's weinende Stimme, der Mitbewußten des Schickſals.
Doch von keinem der Schreckengebilde, von keinem der Zeichen
Wird ſie gerührt. Ihr gehen zur Seite die freundlichen Schweſtern.
Venus ſchreitet voran, ſich der Liſt erfreuend; des hohen
Wunſches kundig, ermißt ſie den künftigen Raub im Gemüthe.
Schon gedenkt ſie das Chaos zu beugen, den Pluto zu zähmen,
Und die dienenden Manen zu führen in ſtolzem Triumphe.

In vielſeitige Ringe verſchlingt ihr ſchönes Gelock ſich
Von Idaliſcher Nadel getheilt; ein Werk des Gemahles
Gürtet das Purpurgewand die Schnalle mit Edelgeſteine.
Ihr nach ſtürmt des Lycäus Beherrſcherin, prangend in Schönheit,

Auch ſo die Burg Pandions mit ſtarker Lanze beſchirmet,
Jungfrau'n beide; die Eine das Schrecken der Kriege, die Andre
Furchtbar dem Wild. Tritonia führt auf funkelndem Helme
Typhons getriebenes Bild, der oben getödtet ſich unten
Lebend noch regt, zum Theile geſtorben, zum Theile beſeelet.
Hochgeſchwungen im Kreis erhebt der gewaltige Speer ſich
Wolken an, wie ein Baum; nur das ziſchende Haupt der Gorgone
Deckte ſie mit der Hülle der weit hin ſchimmernden Palla.
Aber Diana's Geſtalt war ſanft, und es leuchtet im Antlitz
Hell der Bruder; du glaubteſt, des Phöbus Wangen, des Phöbus
Augen zu ſchau'n; das Geſchlecht allein ſchied beide Geſchwiſter.
Nackt erglänzen die Arme, die ungelehrigen Locken
Gab ſie den Lüftchen zum Spiel, am abgeſpannten Bogen

Feiert die Sehn', und es hangen herab am Rücken die Pfeile.
Falten wirft das Gortynische Kleid mit doppeltem Gürtel,
Wallend bis an die Knie'; es irrt im bewegten Gewebe
Delos, schwimmend umher und umflossen vom goldenen Meere.
Diesen gesellt wallt Ceres Erzeugte, die Freude der Mutter,
Bald ihr Schmerz, durch die Flur mit gleich gehaltenem Schritte,
Weder an Gliederwuchs, noch an Würde geringer; sie konnte
Pallas heißen, mit Schilde bewehrt, mit Pfeilen, Diana.
Rundlicher Jaspis hält die geschürzten Kleider zusammen.
Nie noch gelang der Kunst ein schöneres Werk durch des Kammes
Schöpferische Kraft; nie hat ein Gewebe so harmonisch die Fäden,
Oder so täuschend in sich den Schein des Wahren verwoben.
Sie selbst hatte den Sol hier gebildet, den Sproß Hyperion's.

Seine Geburt, und die Luna mit ihm, doch anders geſtaltet;
Führer der Morgenröth' und der Nacht. Es bereitet die Wiege
Tethys für ſie, und koſt mit den ächzenden Kleinen im Schooße.
Und das dunkle Gewand wird beſtrahlt von den roſigen Kindlein.
Schwach noch und klein iſt Titan, von ihrer Rechte getragen,
Dräuend mit Flammen noch nicht, noch reich behelmt mit des Hauptes
Hoch aufſprießenden Strahlen. Im zarten Alter erſcheint er
Mild, mit kindlicher Klag' ein lindes Feuer verhauchend.
Links ſchlürfte Luna den Trank von der Göttin glänzenden Brüſten,
Und die Scheitel iſt ihr mit keimendem Horne bezeichnet.

Solches Schmuckes erfreuet ſie ſich. Najaden begleiten
Ihren Schritt, und umgeben ſie rings in geſelligem Kranze;

Welche Kriniſos Quell verherrlichen, Gelas Gewäſſer,
Welcher der Stadt den Namen verleiht, und Pantagias Felſen —
Rollenden Strom, die in trägem Geſümpf der See Kamerina's,
Auch Arethuſa's Wog', und der Fremdling Alpheos ernähret.
Aber hoch überragt die Nymphen Cyane alle.
So ſiegprangt die Amazonen-Schaar mit gebogenen Tartſchen
Herrlich, ſo oft, den Norden verheerend, die furchtbare Jungfrau
Führt die weißen Geſchwader, Hippolyte, heim, nach der Feldſchlacht,
Wann ſie die Geten gezähmt, die blonden, oder den ſtarren
Tanais aufgebrochen mit Thermodontiſcher Streitart.
Oder ſo bringen dem Bachus ein Feſt Mäoniſche Nymphen,
Welche der Hermus nährt; an den glänzenden Ufern des Vaters
Hüpfen ſie träufelnd von Gold, und der Herrſcher des Fluſſes erfreuet

Sich in der Grott', und ſenkt die üppigerſtrö-
mende Urne.

Schauend die göttliche Schaar vom Kräuterduf-
tenden Gipfel
Spricht zum Zephyrus jetzt, der im ſchöngе-
wundenen Thal' ruht,
Enna, die Mutter der Blumen: „O holder
Erzeuger des Frühlings,
„Der du in läſternem Flug' durch meine Flu-
ren regiereſt
„Ewiglich, und das Jahr unermüdliches Hau-
ches erquickeſt,
„Siehe der Nymphen Schaar, und des Donner-
gottes erhabne
„Sprößlinge, würdigend uns, in unſern Auen
zu ſpielen!
„Jetzt, ich bitte dich, hilf, und erfreue mich!
Laß die Gebüſche
„Fröhlicher all' erſprießen, damit die geſegnete
Hybla
„Mich beneid', und beſiegt erkenne die eigenen
Gärten.
„Was Panchaia haucht in Weihrauchathmenden
Hainen,

Um Verzeihung flehen will ich ihn,
Alle meine Fehler ihm bekennen,
Seine Hand an meine Lippen ziehn,
Meinen lieben trauten Freund ihn nennen!
Wenn er dann noch grausam bleibt, will ich
Ihm das liebe todte Täubchen zeigen;
Weinen wird er, küssen wird er mich,
Und vor Bangigkeit und Wehmuth schweigen."

Wie fein, und zugleich wie wahr! Mit dieser rührenden Vorstellung müßte das Lied sich endigen. Das folgende Begräbniß im Hayn ist etwas gewöhnliches, und die dabey geäuserte Trauer geht zu weit. Ein Mädchen, in dem Alter, worinn es mehr, als einen Vogel, lieben kan, wird ja nicht um ein Täubchen „jeden stillen Sommertag, mit dem Geliebten, heisse Thränen weinen!"

S. 182. An die Nachtigall. Wir haben der Verliebten genug gesehen und gehört, welche sich ein Grab wünschen, damit ihr zu Thränen bewegtes Mädchen es mit Rosen bestreue. In diesem Liede träumt ein Dichter, daß er gestorben sey; würklich erscheint ihm die zuvor unerweichliche Schöne. Sie lehnt sich an sein Grabmahl, bricht eine Rose, u. s. w. Er fühlt also die Seeligkeit, nach welcher andre vergebens seufzen. Auf einmal weckt ihn die Nachtigall.

„Was rufst du mich, o Nachtigall,
Zurück ins Leben voller Quaal
Durch schmeichelhafte Lieder?
Nun fühl' ich, harte Nachtigall!
Den Stolz des Mädchens wieder."

So ist der alte Gedanke neu und gefällig geworden.

„Was in der Fern' Ergötzliches hegt der duft'ge Hydaspes,
„Was der bejahrte Vogel von weitentlegnen Sabäern
„Häuft, in erſehnter Flamm' ein neues Leben beginnend,
„Dieß verſtröme durch mein Geäder, mit üppigerm Hauche
„Schmeichle der Flur! Werth ſey ich, daß göttliche Finger mich pflücken;
„Und ſich Göttinnen wünſchen mit meinen Kränzen zu zieren."

Sprach's. Und Jener erhebt das Gefieder, welches von friſchem
Nektar troff, und befruchtet mit nährendem Thaue die Schollen.
Und wohin er nur fliegt, folgt Frühlingsglanz, das Gefilde
Schwillt allgrünend, es lacht in duftiger Heitre der Himmel.
Roſen kleidet er hell in Blut, Vaccinien färbt er Schwarz und mit lieblichem Blau, dem dunkelnden, malt er Violen.
Welche Parthiſche Gürtel, um Prachtgewande zu binden,

Strahlen ſo bunt von Edelgeſtein? Welch Vließ von dem reichen
Schaume des Keſſels geſchminkt, des Aſſyriſchen, ſchimmert ſo herrlich?
Nicht entfaltet die Fittige ſo der Junoniſche Vogel,
So nicht kränzt den beginnenden Regen der Bogen, in zahllos
Wechſelnden Farben ſpielend, wann auf dem gebogenen Pfade
Zwiſchen getheiltem Gewölk die Straße fruchtend erblühet.

Doch die Blumen beſiegt der Gegend Schöne. Die Ebne
Wand ſich in ſanften Erhöhungen fort, und mit blumigen Hängen
Stieg ſie zum Hügel empor, und aus lebendigem Bimſtein
Netzten das thauige Grün die Quellen mit hüpfenden Bächen.
Brennende Sonnen mildert ein Wald mit der Kühlung der Zweige,
Welcher immitten des Sommers des Winters Friſche behauptet.

Tannen, dem Meere bequem, und die kriegeriſche Kornelle,
Eichen, dem Jupiter werth, Cypreſſen, die Gräber beſchattend,
Honig gefüllte Steineichen, der Lorbeer, kundig der Zukunft,
Prangen; auch wogt hier zitternd mit dichtem Laube der Buxbaum,
Hier ſchleicht Epheu, hier umwindet die Ulmen das Weinlaub.
Nahe daran verbreitet ein See ſich, (es nennen Sikaner
Pargus ihn) und umkränzt vom laubigen Borde der Waldung
Bleicht er im nächſten Gewäſſer. Doch nimmt er die ſpähenden Augen
Auf in die Tief'; es führen die weit durchdringlichen Fluthen
Unter die klaren Wellen die ungehinderten Blicke,
Und verrathen das tiefſte Geheimniß des lauteren Grundes.

Hierher wallend erfreut ſich die Schaar auf blumigen Auen.

Cypria ſelbſt ermuntert zum Blumenleſen: „ihr Schweſtern,
„Auf! ſo lange die Luft der Morgenſonne voranbampft,
„Und mein Lucifer noch, der auf thauigem Roſſe voraneilt,
„Näßt die ergitbende Flur!“ So ſprechend pflückt ſie die Zeichen
Ihrer Trauer. Hierauf in andere bunte Gefilde
Dringt der übrige Zug, als ergöſſen ſich Schwärme von Bienen,
Thymus dem Hybla zu rauben, wann aus den wächſernen Burgen
Jetzt die Könige zieh'n, und das Heer vom Stamme der hohlen
Buch' auf erleſene Kräuter zum Honigſammeln herabſummt.
Aller Schmuck wird geraubt dem Gefild'. In dunkle Violen
Webet Lilien dieſe, der weiche Majoran ſchmücket
Jene, die ſchreitet geſtirnt mit Roſen, die weiß von Liguſtern.
Dich auch brechen ſie, trauernd in ſchmerzlichem Bild, Hyacinthus!

Auch den Narciſſus, jetzt geprieſene Kinder des Frühlings,
Einſt ſchönblühende Knaben. Du warſt zu Amiclä geboren,
Helicon zeugete dieſen. Dich traf der irrende Diskus;
Dieſen verführte die Liebe zum Quell. Dich klagt mit erblaßter
Stirn der Delier; den mit zerknicktem Rohre Cephiſſus.

Aber die einzige Hoffnung der Früchtebeſcheerenden Göttin
Brennt von Begier zu pflücken vor allen; die lachenden Körbchen
Voll geflochtnem Gezweig füllt ſie mit dem Raube der Fluren.
Bald vermählt ſie die Blumen, und kränzt unwiſſend ſich ſelber.
Unglückſeliges Zeichen des Brautbetts! Ja, der Trompeten
Herrſcherin ſelbſt und der Waffen entſpannt die Rechte, mit der ſie
Tapfern Schaaren trennt, und veſte Mauern und Pforten

Sprengt, zu leichtem Geſchäft, und legt den gewaltigen Speer ab,
Mildheit lehrend den Helm mit ungewohnter Bekränzung.
Ueppig erblühet der eherne Knopf, die Schrecken der Kriege
Weichen zurück, und der Buſch ſtrahlt friedlich im Schimmer des Frühlings.
Auch verſchmähet nicht den Reih'n, die mit ſpürenden Hunden der Fährte
Auf dem Parthenius folgt, und den freien Flug des Gelockes
Wollte ſie zügeln allein mit eingewobenem Kranze.

Meſſerſchmid.

III.

Fragmente aus Carstens Künstlerleben.

I.

Carstens unter der deutschen Kunstgenossenschaft in Rom. *)

Carstens besuchte bald nach seiner Ankunft auch die Werkstätten der bekanntesten, damals in Rom

*) Der Maler Carstens, der am 25. Mai 1798 zu Rom in der Blüte seines genialischen Künstlerlebens hinwelkte, verdiente vor vielen andern ein biographisches Denkmal, das ihm nun durch dieselbe Hand, die ihm in Rom die Augen zudrückte, und durch denselben Freund, der ihm vor seiner Einsenkung an der Pyramide des Cestius mit tiefer Empfindung parentirte, wirklich zu Theil wird. Wir werden durch Hrn. Prof. Fernow in Weimar zur Ostermesse Carstens's Biographie mit seinem Porträte, von Lips gestochen, (Leipzig, bei Hartknoch) erhalten, und obn stehende Bruchstücke können den Lesern des Merkurs zur Probe dessen dienen, was sie hier zu erwarten haben. Herr Fernow wußte an diese Erinnerungen aus dem Leben seines Freundes eine ganze Reihe trefflicher Kunstbemerkungen und lehrreiche Winke zu knüpfen, die diese Bio-

lebenden fremden und einheimiſchen Künſtler, um die Erzeugniſſe der Gegenwart, und ſeine mitſtrebenden Genoſſen in der Kunſt, näher kennen zu lernen. Von teutſchen Künſtlern ſeines Faches befanden ſich derzeit in Rom nur Angelika Kaufmann, der Maler Müller, mit dem er durch Buſch nähere Bekanntſchaft machte, Schmidt aus Darmſtadt, der ſich gegenwärtig in Neapel aufhält, und Rehberg, der als Profeſſor der Berliner Academie ſeit mehreren Jahren in Rom lebte, und beauftragt war, über die von der Academie dorthin geſandten jungen Künſtler eine Art von Aufſicht zu führen, ihre Studien erforderlichen Falles zu leiten, ihre Arbeiten nachzuſehen, und darüber, ſo wie über Fleiß und Aufführung derſelben, zu berichten. Es ſchien, als ob die Academie dieſen Auftrag nicht blos auf ihre jungen Zöglinge, die einer ſolchen Aufſicht und Führung in Rom noch wohl bedürftig ſeyn können, einſchränken, ſondern auch ältere Künſtler, die von ihr dorthin geſendet wurden, dieſer Maasregel unterwerfen wollte. Dies bewirkte bald

graphie, auch ganz abgeſehen von ihrem hiſtoriſchen Werthe, zu einer Lieblingsunterhaltung aller denkenden Künſtler und Kunſtfreunde machen müſſen.“

B.

zwiſchen Carſtens und Rehberg ein geſpanntes Verhältniß. Carſtens glaubte keines Aufſehers zu bedürfen, und hatte wohl Recht ſo zu glauben. Rehberg hingegen meynte, ſeine Obliegenheit auch an ihm erfüllen zu müſſen; vielleicht war er ſogar vom Miniſter ſelbſt dazu beauftragt. Aber Carſtens ſuchte ihm dieſelbe dadurch zu erſchweren, daß er ſich allem Umgange und aller näheren Bekanntſchaft mit ihm entzog. Er wollte auch in Rom von der Academie völlig unabhängig ſeyn, und ſelbſt von ſich das Nöthige an den Miniſter berichten. Da weiter unten von den Verhältniſſen unſers Künſtlers mit der Berliner Academie und dem Curator derſelben noch öfter die Rede ſeyn wird, ſo war hier die vorläufige Andeutung deſſelben nicht ganz zu übergehen.

Von den Franzoſen befanden ſich um 1792 noch mehrere geſchickte Zöglinge der Davidſchen Schule in Rom, als Gagneraux, Fabre des Marnes, Blanchard, und Berger der Savojarde, der aber nicht zu ihr gehörte. Unter den Engländern zeichnete ſich vorzüglich Durno aus; Hamilton malte in ſeinem hohen Alter nicht mehr. Unter den Italienern machten damals Cades, Landi und vornehmlich Cavallucci,

das meiste Aufsehen; die älteren Academiker von S. Lukka, wurden wenig mehr geachtet; Benvenuti und Camoccini, die gegenwärtig blühen, waren damals noch nicht bekannt. Aus den Werken dieser Künstler konnte man den damaligen Zustand der Historien-Malerei in Rom so ziemlich übersehen. Carstens sah sie und ward wenig davon erbauet; er fand unter allen nicht einen einzigen Gefährten auf seinem Wege, und fürchtete, daß er auch in Rom werde eben so allein wandeln müssen, als er vorhin gewandelt hatte; doch ließ er sich dadurch nicht irre machen, und obwohl er den Widerstreit vorher sah, den er bei seinen Kunstgenossen erregen würde, so hoffte er doch auch in dem Sitze der Künste und des Geschmacks Kenner zu finden, die ihm Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ueberhaupt hatte er den Grundsatz: ein Künstler, dem es mit seiner Kunst Ernst sey, und der nach wahrem Ruhme strebe, müsse sich nie nach dem Geschmacke seiner Zeit richten, sondern seiner Ueberzeugung und den klassischen Mustern folgen, wenn er auch das Unglück hätte, von seinen Zeitgenossen verkannt zu werden. Carstens betrog sich weder in der einen Erwartung, noch in der andern; er fand Neider und Schätzer seines Verdienstes, Widersacher und Freunde seiner Grundsätze und seines Geschmacks. Doch davon in der

S. 186. Das Glück der Unschuld. von Fr.

Fr. „Es mag —
Das Laster schnauben, freche Lästrung zischen
Mit ihrem ganzen Natternheer.“

Uz: Indeß in schauervollen Büschen
Voll ungetreuer Dunkelheit,
Die Nattern der Verläumdung zischen.

Fr. „Du deckest, Unschuld, ihn mit deinem Schilde!“

Uz; Zu meinem Schutze flammt
Der Unschuld feurig Schild!

Fr. „Hinweggestrahlt von ihrem Sonnenglanze,
Sieht er vorbey sich jede Wolke ziehn.“

Uz: Es brüllt aus dicker Nacht
Der Donner unter mir, indeß mir Titan lacht,
Und reine Lüfte mich umwehen. (*)

Fr. „Entflohn dem Menschenplager,
Dem Wollüstling und Geizhals, fliegt zu ihm
Der goldne Schlaf, und um sein friedlich Lager
Wacht eine Schaar von Seraphim.“

Wir haben eine Menge von Musensöhnen, welche dem Herrn Fr. gleichen. Wörtliche Nachahmungen und gemeine Moral durch einander gekuetet; und dann Lorbeern verlangt! Diesen allen empfehl' ich das letzte Gedicht im Almanach. Sie mögen aber beher-

(*) S. in den Werken des Herrn Uz, die ruhige Unschuld.

Folge; hier nur noch Einiges über seinen Empfang unter den Landsleuten, die er in Rom vorfand.

Die wenigen Berührungspunkte, die der Teutsche und Italiener für einander haben, und die Uebereinstimmung jener in Sprache, Sitten und Zweck machen, daß die meisten der in Rom lebenden teutschen Künstler unter sich eine engeschlossene Landsmannschaft bilden, und sich, der dortigen Lebensweise gemäß, täglich in einem eigenen Speise-, und Kaffeehause versammeln, also auch fast täglich einander sehen und sprechen. Nur wenige, meistens ältere Künstler, die schon viele Jahre in Rom gelebt, die dort eigene Familienverhältnisse, oder näheren Umgang mit Italienern, oder sonst eine Ursache haben, sich abzusondern, machen davon eine Ausnahme. So leben die Teutschen sowohl, als die Künstler anderer Nationen; jede für sich. Ein neuer Ankömmling, der gewöhnlich schon irgend einen früheren Bekannten in Rom findet, wird also dort sogleich mit den meisten Landsleuten bekannt; da aber deren immer nur eine geringe Zahl ist, so lernen sie durch das tägliche Beisammenseyn einander bald auswendig, und wie verschieden sie auch sonst durch Heimat, Religion, Gesinnung und Sitte nach

den verschiedenen Gegenden Teutschlands seyn mögen, so nehmen doch ihre Kunstansichten, ihre Urtheile, und ihr gesellschaftlicher Ton, bald eine gewisse Gleichförmigkeit an, die sich fortwährend erhält, und der sich jeder Hinzukommende allmählich anschließt. Dort wird bald jeder Dünkel, jede Pedanterie abgelegt: kein Professorstolz darf da seine Anmaßungen laut werden lassen. Völlige Gleichheit, und größte Freimüthigkeit ohne Rücksicht in Kunsturtheilen, sind der Geist dieser freien Künstler-Republik, die aber auch, gleich andern Republiken, oft in Parteien getheilt ist, welche einander durch ungerechte Urtheile bekämpfen und befeinden. Nachtheiliger jedoch als dieses, ist der unter dem großen Haufen der Künstler waltende Zunft- und Handwerksgeist, welcher in dem Mangel an Geistesbildung seinen Grund hat. Mit den unwürdigen Begriffen von Kunst und dem Dünkel, die diesem Geiste eigen sind, ist gewöhnlich auch eine gewisse Rohheit und Gemeinheit der Sitten vergesellschaftet, die nicht nur selbst alle Bildung verschmähet, sondern auch das Streben Anderer, welche sich dem herrschenden Zunft- und Handwerksgeiste nicht fügen wollen, anfeindet und verspottet. Dieser unlöbliche Ton in Kunst und Sitte, der zur Zeit, als Carstens nach Rom kam, dort noch ziemlich im Schwange war, ehe

die Revolution die meiſten der dort lebenden Künſtler verſcheuchte, hat ſich in den letzten Jahren merklich gebeſſert, ſo daß die, welche damals zur Majorität gehörten, jetzt nur noch als Ausnamen zu betrachten ſind; und der Vorwurf, den man ſonſt den meiſten teutſchen Künſtlern mit Recht machen konnte, daß es ihnen an Erziehung und nöthiger Bildung mangele, mag vielleicht jetzt nur noch die kleinere Zahl treffen.

In einem ſo engen und gleichgeſtimmten Kreiſe iſt natürlich die Aufmerkſamkeit auf den neuen Ankömmling um ſo ſtärker, als darin jede fremde Eigenthümlichkeit und Beſonderheit um ſo auffallender abſticht.

Carſtens war ganz dazu geeignet, die Aufmerkſamkeit ſeiner römiſchen Landsleute auf ſich zu heften: Sein ſchlichtes, unanſehnliches Aeußeres, das aber doch einen beſondern Schnitt hatte; ſeine natürliche Geradheit, die immer ſprach wie ſie dachte; ſeine durchaus eigenen Anſichten der Kunſt; ſeine freimüthigen, und wo es ein herrſchendes Vorurtheil zu bekämpfen galt, oft ſehr derben und ſchneidenden Urtheile; ſeine ſarkaſtiſche Verſpottung alles academiſchen Kunſtſchlendrians; dabei ſeine Unbekannt-

schaft mit allem was in der Gesellschaft als herkömmlich und angenommen gilt, und die Kontraste einer für das Leben völlig vernachlässigten, und blos auf die Kunst gerichteten Bildung, waren in dieser Vereinigung eine zu sonderbare Erscheinung, als daß man sobald mit ihr hätte fertig werden können. Indes würde seine bloße Individualität, so seltsam sie auch seyn mochte, wie jede andere Sonderbarkeit, bald den Reiz der Neuheit verloren haben, wenn nicht seine, den sonderbaren Meinungen über Kunst meistens widersprechenden Aeußerungen, vereint mit dem ungewöhnlichen Style seiner eigenen Arbeiten, die Aufmerksamkeit auf ihn fortdauernd rege erhalten hätten.

Einige seiner Aeußerungen über die neuesten Kunstfabrikate, die er in Rom entstehen sah, über die dort herrschende Methode zu studiren und zu komponiren, werden hinreichen, zu zeigen, daß er sich damit unter seinen Landsleuten, die größtentheils nach derselben zu Werke giengen, eben nicht sehr beliebt machen konnte.

So zum Beispiele fand er in den Arbeiten aller dortigen Künstler keine Spur, daß sie Raphaels und Michel Angelo's Werke, die ihnen so nahe

vor den Augen ſtanden, auch nur geſehen, geſchweige ſtudirt hätten; im Gegentheil faſt überall nur geiſtloſes Machwerk ohne Charakter und Ausdruck, Pinſelei, geſchminktes Kolorit und prunkende Armſeligkeit. Das Modelzeichnen, dem die teutſchen Künſtler in Rom beſonders eifrig ergeben waren, erklärte er für zwecklos, und behauptete, es gehöre blos zum Abece der Kunſt; wer in Rom ſtudiren wolle, müſſe dieſes bereits inne haben, und die Natur leſen können. Dem Hiſtorienmaler ſey es ohnehin für ſeine Erfindungen unnütz: da derſelbe von tauſend Akten, die er nach dem Modell gezeichnet habe, doch keinen einzigen in einem hiſtoriſchen Bilde brauchen könne; ja er fand, daß die größten Akt zeichner nicht einmal einen Akt zu zeichnen verſtänden, da ſie nie das wirklich vor ihnen ſtehende Modell in ſeiner Individualität treu nachzeichneten, ſondern ſtatt deſſen immer nur eine und dieſelbe Figur, zu der ſie den Leiſten im Kopfe hätten, in der gegebenen Stellung mechaniſch wiederholten, daß alſo das Aktzeichnen, worauf man eine ſo große Wichtigkeit lege, worein man ein ſo großes Verdienſt ſetze, im Grunde nichts weiter ſey, als ein geſellſchaftlicher Abendzeitvertreib. Die herrſchende Kompoſitionsmethode hielt er für verderblich, und den Geiſt wahrer Kunſt tödtend: in den durch ſie hervorge-

trachten Arbeiten fand er ein widriges Gemiſch von Antike, gemeiner Modelnatur, von hier und dort zuſammen geſuchten Armen, Beinen und Gewandſetzen; theatraliſche Stellungsſucht in der Gruppirung, unnatürlich geſpreiztes Handeln, und übertriebenen oder nichtsſagenden Ausdruck. Beſonders ſpottete er laut und bitter über den dazu eingeführten Apparat, durch welchen der geiſtigſte Theil der Kunſt, das Erfinden, auf ein blos mechaniſches Puppenſpiel zurückgebracht ſey; wo man die ganze Kompoſition aus kleinen Wachs- und Thonfigürchen in einem Gukkaſten zuſammenbauet, um ein koloſſales Bild darnach zu malen. Die nach einem ſolchen Puppentheater fabricirten Gemälde, wozu die einzelnen Theile von hundert Orten herbeigeſchleppt, und ohne innere Verbindung zuſammengeſetzt waren, pflegte er ſehr draſtiſch einen ekelhaften Haufen unverdauter Excremente zu nennen.

Man kann ſich vorſtellen, wie dergleichen Aeußerungen denen gefallen mußten, die ſelbſt in ſolchen Mißbräuchen das Heil der Kunſt ſuchten. Da indeſſen viele derſelben Wahrheiten enthielten, die ſich nicht hinwegdisputiren ließen, weil Carſtens ſeine Behauptungen immer auf Raphaels Werke ſtützte, ſo mußte man ſich auf eine andere Art gegen ihn

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20660 / 429

rüsten: man erwartete also, daß er selbst etwas von seiner eigenen Arbeit aufstelle, um es sodann durch die Hechel der schärfsten Kritik zu ziehen. Man wollte die Forderung: daß der Künstler selbst leiste, was er von andern verlangt, und besser mache, was er an andern tadelt, in aller Strenge an ihn richten, obgleich wenige seiner Gegner im Stande gewesen seyn würden, ihr Genüge zu leisten. Carstens ließ auch nicht lange auf sich warten; denn da er so frei vom Herzen gesprochen hatte, so fühlte er selbst die Verbindlichkeit, seine dreisten Behauptungen durch die That zu rechtfertigen. Er endigte noch in demselben Jahre eine große Zeichnung von einer aufs neue entworfenen Komposition desselben Gegenstandes, den er in Berlin zuletzt bearbeitet hatte: den Besuch der Argonauten beim Kentauren Chiron.

Carstens hatte schon in Berlin den Vorsatz, diesen Gegenstand in einem Gemälde auszuführen; aber die frühere Komposition desselben gefiel ihm nicht mehr; er hatte sie deshalb auch in dieser zweiten Bearbeitung so verändert, daß nur die drei Hauptgruppen, der Jason und Chiron, des Peleus mit dem kleinen Achilles, und des Herkules mit dem Hylas, im Wesentlichen

dieſelben blieben. In der älteren Kompoſition ſind die Heiden, theils ſtehend, theils ſitzend, gruppenweiſe durch die geräumige Höhle auf dem unebenen felſigen Boden zerſtreut, wodurch das Ganze zwar eine maleriſche, aber zugleich etwas theatraliſche Anordnung erhalten hat, welche, nebſt der zu großen Zerſtreuung der Figuren dem Kunſtler vielleicht mißfallen mochte; denn in der ſpäteren Kompoſition ſind alle Figuren dichter auf gleichem Grunde zuſammengedrängt, und bilden nun, in dem langen und niedrigen Raum, der ſie einſchließt, und wo faſt alle Figuren ſich auf gleicher Linie befinden, ein zwar minder theatraliſches, aber auch nicht ſo maleriſch angeordnetes Ganzes, und die Kompoſition ſcheint mehr zu einem halberhobenen Werke, als zu einem Gemälde geeignet. Aber das, wodurch dieſe erſte römiſche Arbeit unſers Künſtlers von ſeiner letzten Berliniſchen, ſich am auffallendſten unterſcheidet, iſt der Styl der Zeichnung; ſo daß man dem Anſcheine nach dafür halten würde, daß ein Raum mehrerer Jahre zwiſchen beiden liege. Die Figuren der meiſten Heiden in der älteren Zeichnung, ſind von kleinlichen, etwas kurzen Verhältniſſen, wohl ſtark, aber ohne eigentliche Grosheit, und die Ausführung iſt zwar fleißig, aber dabei kleinlich und trocken; in der ſpäteren hingegen iſt der Styl durchgängig groß und

entwickelt; die Heldengestalten haben ganz den mächtigen Charakter, der ihnen gebürt; ihre Bildung vereint Adel und Schönheit, und man sieht im Ganzen unverkennbar den großen Einfluß der Kolossen auf Monte cavallo, besonders in den Dioscuren selbst, die sich brüderlich umfassen, und in dem Anführer Jason. Ueberhaupt ist der Charakter dieser Zeichnung durch die strengidealen, breiten, sanftgerundeten Formen, und durch die klaren, sehr reflektirten Schattenmassen etwas marmorartig, und das Ganze macht den Eindruck, als ob es nach einem erhobenen Werke gezeichnet sey. Die Köpfe der Helden haben sämmtlich eine schöne bedeutungsvolle Individualität und der, durch die Aufmerksamkeit auf den Gesang des Orfeus über das Ganze verbreiteten Ruhe ungeachtet, doch einen sehr lebendigen, beseelten Ausdruck.

Als Carstens diese Zeichnung vollendet hatte, sahen seine Landsleute wohl, daß sie es mit keinem Anfänger, und mit keinem bloßen Schwätzer zu thun hatten. Denn wer hatte bis dahin wohl eine solche Komposition als Erstlingsarbeit in Rom aufgestellt? Aber er hatte manchen empfindlichen Fleck zu hart getroffen, als daß man sich hätte mit ihm versöhnen können, wozu er selbst freilich auch nicht

die

beherzigen, daß, wenn auch der Calendermacher der Muſen freundlicher mit ihnen umgeht, als er ſeinem Beruf nach es thun ſollte, noch andre da ſind, welche die Poſten richtiger beſtimmen, und ihnen anweiſen, mit was für einer Poſt ihre Werke reiſen müſſen,

Zu welchem Gotte,
Der Muſen — oder Papillotte?

V.

Briefe an eine junge Dame.

Erſter Brief.

Ich will meine Antwort auf Ihre Klagen über die zu ernſthaften Stücke im erſten Theile des deutſchen Merkurs nur gerade zu mit dem Geſtändniſſe anfangen, daß ich unter den ſtrafbaren Verfaſſern derſelben der ärgſte Verbrecher bin. Denken Sie nur, meine gnädige Freundin, die unausſtehlich langweilige Betrachtung über die Kunſttriebe, wovon Sie nicht einmal die Ueberſchrift ganz verſtanden haben, iſt ein Beytrag von mir. Es wird Ihnen unbegreiflich vorkommen, wie ich, trotz aller an mir verſchwendeten Politur, auf die unanſtändige Thorheit gerathen können, mit den ſämtlichen Dekorationen der Pedanterey behangen, vor das Angeſicht der verklärten Weſen aus der feineren Welt zu treten. Mir ſelbſt geht es nunmehro eben ſo; ich

die Hand bot; und was man laut als trefflich würde gepriesen haben, wenn Carstens mehr Hochachtung für den akademischen Schlendrian und für den herrschenden Zunftgeist seiner Kunstgenossen bezeigt hätte, ward nun, als man dem Ganzen nichts anhaben konnte, im Einzelnen strenge gemustert und getadelt; da war ein Arm zu dick, dort ein Fuß zu klein, hier ein Knie zu schmal, dort ein Muskel zu breit, da ein Gewand zu anliegend ꝛc. Alle diese Fehler des Einzelnen gab Carstens, der nie ein Modell bei der Ausführung seiner Kompositionen brauchte, sondern alles aus dem Vorrathe seiner Kenntnisse nahm, willig dem Tadel preis, immer strebend die Mängel und Fehler seiner letzten Arbeit, die er selbst oder andere daran entdeckten, durch stete Aufmerksamkeit auf die Natur in den folgenden zu vermeiden. Ueberhaupt wurde ihm nie oder höchst selten das Ganze seiner Kompositionen getadelt, sondern immer nur Unrichtigkeiten einzelner Theile; nicht, als ob das Ganze seiner Kompositionen immer so untadelig gewesen wäre, sondern weil fast niemand von einem, als Einheit aus der Fantasie hervorgegangenen Bilde einen Begriff, also auch für die Idee dieser Einheit keinen Sinn hatte; und weil den meisten der Gedanke selbst so wenig galt, daß man nur auf das Einzelne der Zeichnung und Aus-

führung, und auf das Machwerk sah. Viele Künstler waren der Meinung, daß der Inhal sehr gleichgültig, das Malen hingegen die eigentliche Hauptsache sey. Erfindung foderte, oder vielmehr kannte man nicht. Die Komposition hielt man für ein nothwendiges Uebel, dem man sich unterwerfen müsse, weil man ohne sie doch kein historisches Bild malen könne, und die beliebte Komponirmethode war ein Mittel, sich dieses Uebel so viel als möglich zu erleichtern. Mancher kam auch wohl durch sie, ohne selbst zu wissen wie, zu einer schönen Gruppe, für welche oft die Bedeutung erst nachher gesucht wurde. Carstens im Gegentheil hatte das Schicksal, in den Arbeiten anderer Künstler fast immer das Ganze schlecht zu finden, und vergebens Gedanken und Erfindung darin zu suchen. Er sah nur Kompositionen die auf dem Papier durch mühsames Künsteln, oder durch Zusammenschieben biegsamer Wachspuppen entstanden waren; oft fand er einzelne Theile vorzüglich gerathen, aber sie machten kein Ganzes: noch öfter waren viel Zeit und Kunst an einen unmalerischen oder unbedeutenden Gegenstand verschwendet; Nebensachen waren bis zur Täuschung vortrefflich gemalt, so daß die Hauptheile dagegen weit zurückblieben; die Gewänder und Stoffe wären gleißend neu, aber unter ihnen blickte überall der

hölzerne Gliedermann hervor; auch in den besten Arbeiten fand er nur einen grossen Aufwand von technischer Kunst und mechanischen Fertigkeiten, ohne Wahrheit, Bedeutung und Geist. Bei so widerstreitenden Ansichten und Bestrebungen war kein Einverständniß zwischen ihm und seinen Kunstgenossen möglich, unter denen jedoch die vorzüglichsten Künstler anderer Nationen, besonders die Italiener und Engländer seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren ließen; indeß die meisten seiner Landsleute, so lange er lebte, seine erklärten Gegner waren. Jene beurtheilten ihn blos nach seinen Arbeiten, ohne Nebenrücksichten, und ohne Beziehungen auf sich selbst; diese hatte er durch seine strengen Grundsätze und Urtheile gegen sich aufgebracht. Hätten sie ihm zugestanden, daß er mit diesen ein guter Künstler sey, so würden sie dadurch ihrer eigenen Kunst das Verdammungsurtheil gesprochen haben.

2.

Wahl des Stoffes in Carstens Gemälden.

Bei der grossen Mannichfaltigkeit in der Wahl der Gegenstände für seine Darstellung, ist es merk-

würdig, daß der Künstler nie einen Stoff aus der römischen Geschichte behandelt hat, die jetzt fast ausschließend das Feld der französischen Schule geworden ist. Carstens behandelte jeden für malerische Darstellung günstigen Stoff, der sein Kunstinteresse in vorzüglichem Grade erregte; und so finden wir ihn bald mit einem Stoffe aus der nordischen Mythologie und der ossianischen Welt, bald mit der Idee eines neueren Dichters beschäftigt; am liebsten aber behandelte er Gegenstände des griechischen Alterthums aus der homerischen Welt, und was der nahe liegt, und zu ihnen kehrte er immer wieder zurück, weil sie die einfache, ruhige Größe, und die reine Idealschönheit, nach der er strebte, vor allen andern begünstigten. Er vermißte diese Eigenschaft an den Gegenständen der römischen Geschichte, die zwar dem Maler Gelegenheit darbieten, Reichthum, Pracht- und theatralischen Pomp zu zeigen, ihm aber den höheren Forderungen, die er zu leisten strebte, ungünstig und widerstrebend schienen. Da überdies das römische Kostüm die Freiheit des Künstlers auf mancherlei Art beschränkt, und ein eigenes Studium fordert, so hielt er es, besonders in seiner Lage, für zweckwidrig, auf das Studium solcher Dinge, welche den höheren Zweck der Kunst vielmehr beschränken, als befördern, viel Zeit und Mühe zu

verwenden. Wenn der Künstler hier nicht, blos in Bezug auf sich urtheilte, so würde sich wider jene Behauptung manches einwenden lassen; da in ihrer Art auch die römische Geschichte unstreitig ein fruchtbares und reiches Feld malerischer Stoffe darbietet. Nur müßte auch der Styl solcher Darstellungen seinen eigenen, von dem Style der griechischen Heroenwelt ganz verschiedenen Charakter haben; der jedoch so schwer nicht zu finden seyn dürfte, da schon Raphael und Julius Romanus denselben in der Schlacht Konstantins und einigen andern Werken aus den römischen Denkmälern glücklich in die Malerei übertragen haben. Vergleicht man aber beide Arten des Styls mit dem Ideale, so ist nicht zu läugnen, daß im Allgemeinen des Künstlers obiges Urtheil über die Gegenstände des romischen Alterthums gegründet, und seine Bemerkung, daß auch die griechischen Krieger als Helden, die römischen Helden aber nur als Krieger gebildet werden können, sehr richtig ist, und das Verhältniß, worin beide zum Ideal stehen, treffend bezeichnet. In der That wird auch die durch die alten Dichter und Künstler zum Ideal veredelte Heroenwelt der Griechen, für die bildende Kunst immer ein günstigeres Feld, und für den Geschmack eine reinere und reichere Quelle der Schönheit seyn, als das kriege-

rische Zeitalter der Römer, dem, bei allem Heroismus des Muthes und der Gesinnung, doch eine gewisse, durch Kunst nicht genug veredelte, Rohheit anhängt, die mit der Reinheit des Ideals nicht wohl verträglich ist.

Aus derselben Ursache hat unser Künstler auch keine Gegenstände der biblischen Geschichte behandelt. Zwar hielt er das patriarchalische Zeitalter der ebräischen Vorwelt für eine ergiebige Quelle malerischer Bilder; und durch Raphaels treffliche Darstellungen in den Logen des Vatikan war es ihm noch lieber geworden; aber dennoch blieb es seinem durch griechische Kunst und Dichtung gebildeten Sinne weniger genügend, als das schönere Alterthum der Griechen. Zu Gegenständen der christlichen Mythologie oder gar der Legenden und des Martyrthums hätte er sich noch weniger verstanden. Diese waren ihm, wie jedem Menschen von unbefangenem Geiste und gesunder Empfindung, ihres unbedeutenden, oft albernen, oder häßlichen und ekelhaften Inhalts wegen zuwider; und aus jener, meinte er, seyen die besten Momente schon von guten Künstlern so gut, und von schlechten so oft dargestellt worden, daß man daran für immer genug habe.

Man hat dem Künstler vorgeworfen, daß er zu

sehr darauf ausgegangen sey, neue, unbekannte Gegenstände darzustellen. Wenn dieser Vorwurf auch durch die Menge neuer, von ihm zuerst behandelter Stoffe gegründet scheinen möchte, so ist er es doch in der That nicht. Seine so häufige Wahl neuer, ungewöhnlicher Gegenstände, hatte einen andern Grund, und der Verfasser kann hier um so eher ein Wort zur Berichtigung dieses Mißverstandes sagen, als er des Künstlers Gedanken über diesen Punkt, und die nähere Veranlassung zu mehreren seiner Erfindungen, sehr wohl kennt.

Carstens gehörte freilich nicht zu denen, welche behaupten, in der Historienmalerei komme auf den Inhalt nur wenig, das Meiste auf die Ausführung an, der Künstler thue daher wohl, sich immer in dem Kreise bekannter, also auch von Meistern und Stümpern bereits bis zum Ueberdrusse behandelter, Gegenstände herum zu drehen (wozu freilich die Maler im Dienste der Kirche genöthigt sind). Im Gegentheile hielt er dafür, daß die Wahl des Inhalts, und die Poesie der Erfindung, die Hauptsache, und wo sie mißlungen oder vernachlässigt worden, ein Kunstwerk auch bei der besten Ausführung mittelmäßig sey; und daß es dem erfindenden Künstler frei stehen müsse, das Gebiet der Kunst mit neuen

Gegenſtänden zu bereichern, die der maleriſchen Darſtellung fähig und würdig ſind, ohne Rückſicht, ob die Gegenſtände allgemein bekannt ſeyen, oder nicht. Darum aber glaubte er doch keinesweges, daß das Neue, bloß als ſolches, irgend einen Werth habe; und um mit Beleſenheit zu prunken, hat er gewiß nie einen unbekannten Stoff gewählt. Daß Carſtens ſo viele neue Gegenſtände behandelt hat, war eine natürliche Folge ſeiner vertrauteren Bekanntſchaft mit den alten Schriftſtellern, die wohl wenige Künſtler ſo aufmerkſam und wiederholt geleſen haben. Während des Leſens entſtanden ihm ungeſucht Bilder in Menge, unter denen er nur die feſt hielt, die ſeinen Darſtellungstrieb vorzüglich reizten, und ihm zur maleriſchen Behandlung vorzüglich geeignet ſchienen. Dies war beſonders der Fall, wenn er einen alten oder neuen Schriftſteller zum erſtenmale las. So z. B entſtand eine ſeiner letzten und ſchönſten Compoſitionen, die mehrerwähnte Scene aus dem 5ten Geſange der Danteſchen Hölle, durch Schlegels Darſtellung dieſes Gedichts in den Horen, aus der er daſſelbe zuerſt kennen lernte, da er italieniſche Dichter in ihrer eigenen Sprache nicht leſen konnte. So faßte er die Idee zu einer Darſtellung der Scene, wo Verres das Bild der Diana von dem Markte zu Segeſt entführen läßt, die ihn

noch auf seinem Sterbelager beschäftigte, aus der in Göthagens griechischer und römischer Anthologie übersetzten Stelle einer Rede des Cicero gegen Verres, wo diese Gewalthandlung ausführlich erzählt ist, die er kurz vorher zuerst gelesen, und wozu ihm überdies die neueste Kunstplünderung Roms, Bilder und Empfindungen genug dargeboten hatte. Der Verfasser könnte die ähnliche Entstehung von mehreren Compositionen des Künstlers, die er entweder sogleich aufzeichnete, oder noch eine Weile in Gedanken trug, angeben. Ueberhaupt kam Carstens nicht leicht in den Fall, einen Gegenstand zu wählen, der ihn nicht lebhaft interessirt, dessen Bild sich ihm nicht von selbst dargeboten hatte. Denn da er immer nur zunächst für sich arbeitete, so konnte er auch in der Wahl der zu bearbeitenden Stoffe, ganz seinem Antriebe folgen; und er wußte diese Freiheit, die großen, vielbeschäftigten Malern, selten zu Theil geworden ist, zu schätzen; doch hätte er für die Vortheile ihrer Abhängigkeit gern einen Theil derselben hingegeben. In früheren Zeiten, wo er mehr allegorisirte, und von der Größe des Michel Angelo begeistert, diesem nachzustreben versuchte, mochte er öfter in dem Falle gewesen seyn, nach Gegenständen zu suchen, die ihm Veranlassung zu großen, mächtigen Gestalten gaben;

und so erhielten auch noch später einige seiner vorzüglichsten Erfindungen dieser Art, die Schöpfungsgruppe, der Lodageist, und die Nacht mit ihren Kindern, ihr Daseyn.

Wenn Carstens außerdem zuweilen Gegenstände behandelt hat, die entweder seiner Kunst überhaupt, oder seinem Vermögen nicht angemessen waren, so muß man diese Fälle als Mißgriffe der Beurtheilung betrachten, zu denen irgend ein lebhaftes Interesse an solchen Gegenständen ihn verleitete, und dergleichen den größten Künstlern, dichtenden und bildenden, wohl zuweilen begegnen. Er wußte besser als viele, was seine Kunst fordert, und was sein Kunstvermögen am besten leistete; aber vom Wissen zur Ausübung giebt es mancherlei Irrwege, welche glücklich zu vermeiden auch das gebildetste Genie nicht immer kalte, ruhige Besonnenheit genug hat.

ich weiß keine Entschuldigung vorzubringen, und am wenigsten mag ich mich derjenigen bedienen, welche Sie, spottweise, mir, oder vielmehr den sämtlichen Verfassern der finstern Aufsätze im Merkur in den Mund legen. Sie sagen: „was „für mich nicht interessant ist, kan es für andre „in einem sehr hohen Grade seyn, und diesen zu „gefallen, war ohne Zweifel das Erheblichste.“ Um des Himmels willen, meine gnädige Frau, Sie schreiben uns doch wohl nicht in ganzem Ernste solche Camaldulensische Gesinnungen zu? Ich erröthe bey dem blossen Gedanken der Möglichkeit. Fort in die Tonne des Diogenes mit dem ungesalbten und ungepuderten Monstro, das mit der Grille spuckt, einen besseren Ruhm zu erjagen, als den, dem schönsten Theile der Menschheit zu gefallen. Ganz allein die Damen sind es, von denen wir die Marque unsers Werths erhalten; er ist hoch oder gering, je nachdem wir zur Gesellschaft für sie taugen: dem ganz Unbrauchbaren gebührt nicht einmal der Titul eines Mannes.

Bey so ächten Grundsätzen konnte ich den Fehler, meine langweilige Betrachtung dem Merkur (der doch wohl mit seiner Pacotille am ersten bey den Gebieterinnen der Erde abtreten wird) mitzugeben, nur in einem solchen Augenblicke begehen, wo mein guter Genius mich ein wenig alleine gelassen hatte. Nun ist er wieder bey mir, meine schöne Freundin, und auf der Stelle sollen Sie den Beweis davon haben.

IV.

Aberglaube.

Der Aberglaube kommt nicht in den Menschen hinein; er liegt von Natur in ihm. Dies ist ein Gegenstand, den ich hier nicht anführen kann, weil ich eine ganze Abhandlung darüber schreiben müßte. Jedoch einige Ideen davon zu berühren, wird nicht zweckwidrig seyn. Der Aberglaube ist allerdings ein großes Uebel für die Menschheit; aber der Mensch könnte, was er seiner geistigen Natur nach ist, nicht seyn, wenn er nicht auch des Aberglaubens fähig, und von Natur schon, desselben theilhaftig wäre. Er besitzt Freiheit in dem Gebrauche seiner Vorstellungskräfte, und zu Folge dieser unbegränzten Anlage, geht er über die Gränzen der, ihn umgebenden, erkennbaren Natur hinüber, und sucht im Reiche der Einbildungen Ursachen auf, durch welche er Zusammenhang und Wirkungen in den Dingen um sich, erklären will. Er versucht Mittelglieder ausfindig zu machen, die er bei dem Aufeinanderwirken der Dinge in der Welt zu vermissen glaubt. Es ist schwer, von den eigentlichen Gränzen menschlicher

Erkenntniß sich zu überzeugen. Und überzeugt sich endlich die Vernunft davon, so ist der Hang, jene Schranken zu überspringen, dennoch immer mächtig. Der Mensch sieht die Beschränkung seiner Erkenntniß für einen Zwang an, der dem freien Gebrauche seiner Erkenntnißkräfte angethan werde. Dazu kommt, daß es weit schwerer ist, dasjenige, was wir erkennen können, hinlänglich zu erforschen, als nach willkührlichen Ursachen im Reiche der Einbildungen zu haschen. Je mehr die Menschen die Natur um und neben sich beobachten, und dieses Geschäft oft und mit Anstrengung wiederholen, desto mehr wird sich auch objectiv der Aberglaube vermindern. Aber das kostet Arbeit, und erfordert ein wohlgeordnetes Denken, wozu die Menschen, im Allgemeinen, wenig geneigt sind. Zwar fühlen sich die meisten zu träge, als daß sie von selbst auf abergläubische Ideen verfallen würden. Allein weil der Hang von Natur in uns da ist; so hält sich der Mensch gern an die Traditionen der Vorfahren. Wir werden finden, daß verschiedene Arten derselben schon Jahrtausende auf der Erde geherrscht haben, und immer noch fast dieselbe Bedeutung haben, beinahe dieselbe Furcht erwecken. So fand doch Moses die Achtsamkeit auf Vogelgeschrei, das Beschwören, und eine gewisse Zigeunerpraxis unter dem gangbaren

Aberglauben seiner Zeit; und wo ist heut zu Tage ein christliches Dorf, in dem nicht irgend etwas davon sich abgesetzt hätte? Ließt man nicht schon im Homer, daß die Götter nicht allen Menschen erscheinen, die Hunde sie aber sehen, nicht bellen, sondern sich fürchten, und mit Gewinsel davon laufen?*) Und wer kennt nicht heut zu Tage noch alte Jäger oder Fuhrleute, die, um Gespenstererscheinungen zu beweisen, auf ihre Hunde oder Pferde sich berufen? Man sieht hieraus, daß seit Jahrtausenden derselbe Hang zum Aberglauben bei unserm Geschlechte geherrscht hat; aber auch immer dieselbe Trägheit, die, den Stumpfsinn an der Seite, sich mit dem, was die älteste Superstition schon ausgesprochen hat, vollkommen begnügte, und von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Ich weiß nicht welches schlimmer ist, der Aberglaube, welcher selbst absurde Auflösungen erfindet, oder der, welcher die schon vorhandenen willig aufnimmt, und dafür strei-

*) Στῆ δὲ κατ' ἀντίθυρον κλισίης (Ἀθήνη) Ὀδυσσῆι φανεῖσα
Οὐδ' ἄρα Τηλέμαχος ἴδεν ἀντίος, οὐδ' ἐνόησεν.
Οὐ γὰρ πω πάντεσσι θεοὶ φαίνονται ἐναργεῖς;
Ἀλλ' Ὀδυσσεύς τε, κύνες τε ἴδον, καὶ ῥ' οὐχ ὑλάεντο.
Κυζήσῃ θυμῶ δ' ἐτέρωσε διὰ σταθμοῖο φοβηθεν.

Odyss. XVI. 164. seqq.

tet? Der erstere ist eine Art poetischer Metaphysik, oder wenn man lieber will, metaphysischer Poesie. Es gehört dazu eine gewisse Unruhe des Geistes, welche Erscheinungen in der Natur oder im Menschen erklären will, ohne den langsamen Weg der Naturkenntniß, Seelenlehre u. dgl. gehen zu wollen, oder auch, nach den Vorarbeiten seines Zeitalters, gehen zu können. Er möchte gewisse Aufgaben über Schicksal, Zukunft, moralische Mißverhältnisse in der Welt, gern lösen; sein Hang zum Excentrischen hindert, daß er nicht von Vernunftprincipien ausgeht, und die Erfahrung wenig zu Rathe zieht; er entscheidet vorschnell, nach Eingebung einer irre geleiteten Phantasie. Jedoch er ist in seiner Art ein schaffender Metaphysiker — gut oder schlecht, bedarf hier keiner Erinnerung. Jener, der passiv Superstitiöse, ist gar nichts. Manche Art des Aberglaubens, aus dem Gesichtspunkte des frühern Zeitalters der Welt, und nach den Begriffen angesehen, die die Menschen damals haben konnten, ist an sich so schlimm nicht, als er scheint. Angenommen, die Idee von einem bösen Geiste sey eine Vorstellung persischen Ursprungs, oder wohin man sie sonst versetzen wolle, sey nach dem babylonischen Exil nach Judäa gebracht worden, habe sich mit der Masse der Volksbegriffe vereinigt, zu mancherlei metapho-

rischen Ausdrücken Veranlassung gegeben. Jesus und seine Apostel haben eine Sprache reden müssen, wie sie sie vorfanden; bliebe es dann, nach dieser Voraussetzung, nicht immer eine Art von Versuch, den die Vernunft, bei dem auffallenden Widerspruche des moralischen, auch vieler Gattungen des physischen Uebels, mit einer weisen und gütigen Weltregierung, gewagt habe, den Schöpfer zu rechtfertigen? Es bliebe doch immer eine Art von Theodicee. Gott ist gut, wird vernunftmäßig vorausgesetzt. Woher das Uebel? Es kann nicht von ihm seyn; nein, von einem bösen, mit Macht begabten Wesen, muß es herkommen. Dieser Urheber muß selbst als ein Monarch in seinem finstern Reiche herrschen; er braucht Diener; daher untergeordnete böse Geister. Die Dämonologie war nun da, und organisirte sich immer mehr. Dieser Spielraum für die im Menschen liegende Superstition, war so ausgedehnt, auch so schauerlich behaglich für die dichtende Phantasie, daß er mit immer mehrern Gestalten feindseliger Wesen und Kräften ausgefüllt wurde. Jedoch, der blos sich dahin gebende, nicht dichtende, Aberglaube von Millionen, hat von jeher nur träger Weise aufgenommen, was von bösen Geistern geschrieben und mündlich fortgepflanzt war; und das ist eins der nachtheiligsten Uebel.

Was ist nun aber im Volksunterrichte dagegen zu thun? Der unbefangene Ausleger des N. T. wird zugeben müssen, daß alle exegetischen Künste vergeblich sind, die Existenz des Satans aus dem N. T. wegzuschaffen, so viel er auch Stellen nachweisen mag, wo eine andere Erklärung zulässig ist. Ich habe im ersten Briefe schon bemerkt, was hier zu thun seyn möchte. Wird der Verstand der Menge immer mehr zum Nachdenken angeleitet; bei jeder Gelegenheit ihr einleuchtend gemacht, daß die Schuld auf den Menschen selbst falle, wenn er sündigt; wird der gesunde Menschenverstand immer in Anspruch genommen, wenn Aufgaben über Zauberei und Hexerei vorkommen, immer auf natürliche Ursachen hingewiesen, die dem Verstande, selbst der untersten Volksklasse, begreiflich sind, und Thatsachen von verübten Betrügereien in dieser Art, oft beigebracht; so muß der Superstition von Zeit zu Zeit dadurch Abbruch geschehen. Es braucht gar nicht gelehrt gegen den Satan polemisirt zu werden; es wird von selbst, auch unter der gemeinen Volksklasse, eine deminutio capitis mit ihm vorgehen, welche heilsam ist.

Jedoch man muß sich etwas duldsamer, nicht gegen den Aberglauben, sondern gegen abergläubische

bische Menschen betragen, als viele von uns zu thun pflegen, eben darum, weil der Hang dazu gleichsam einen Theil der Erbsünde in uns ausmacht. Eine Menge Dinge, die kaum in unserer Gewalt stehen, nähren die Superstition immerfort. Vernachläßigte Erziehung, bei der sich das Denkvermögen fast gar nicht entwickelte, übelgeleitete Frömmelei, fehlerhafte Richtung des moralischen Gefühls, Kränklichkeit des Körpers, wovon die Nerven empfindlich gereizt werden; dies alles befördert den Aberglauben bei der Menge außerordentlich. Geschäfte, die ganz mechanisch, bei einer sich gleichbleibenden Form und einer sitzenden Lebensart verrichtet werden, haben von jeher dieselben Wirkungen hervorgebracht. Man wird daher finden, daß Handwerker, bei welchen dieses der Fall ist, noch viel reizbarer für den Aberglauben sind, als die Bauern, die auf dem Felde, und oft in Gesellschaft arbeiten, bei ihren Geschäften auch mehr reflektiren müssen, als z. B. Schuster oder Schneider, die Tagelang in ihrer Werkstätte sitzen, den Unterleib zusammenpressen, mechanisch mit der Nadel stechen, oder ihren Schuhdraht ziehen, so daß die Phantasie, wenn nämlich von dieser Geistesgabe etwas in ihnen vorhanden ist, recht bequem in ihren Regionen umherschweifen kann. Grobschmiede oder Zimmerleute haben daher auch von

jeher weniger geiſtliche Anfechtungen erlitten, als die Schneider und Schuſter.

Doch es geht den Gelehrten, ſelbſt Philoſophen und Naturkundigen, vielmals nicht beſſer. Eine excentriſche Einbildungskraft, ein zu reizbares Nervenſyſtem, ein erhöhter Grad von Hypochondrie, die nicht blos da, wovon ſie den Namen hat, ſondern in dem feinern Nervengewinde ihr lebenspeinigendes Spiel treibt, ein Scepticismus der Hypochondrie, oder einer gewiſſen Kraftloſigkeit, welche hindert, von Religionstheorien die Principien, oder philoſophiſche Syſteme, bis in ihre erſten Elemente zu zergliedern, führen nicht ſelten zum Aberglauben. Nur iſt hierbei der Unterſchied, daß Männer dieſer Art ihren Aberglauben meiſtentheils wiſſen, der Verſtand ihn einſieht, oft unwillig darüber wird, aber die momentane Gewalt der Phantaſie und der Empfindungen, nicht überwältigen kann. Ich will jetzt nicht von Gelehrten, oder eigentlichen Reformatoren aus dem ſechzehnten Jahrhunderte ſprechen, die ſich ſelbſt erſt aus der Finſterniß zum Lichte emporarbeiten mußten. Dem zu Folge wird es nicht befremden, daß Luthers exaltirte Einbildungskraft die nähere Zudringlichkeit des Teufels lebhaft fühlte, und Melanchthon einen myſtiſchen Glau-

den an das Bedeutsame der Wünschelruthe hegte. Ungleich mehr wird es auffallen, daß Gassendi fast gleiche Ehrfurcht für das Miraculöse der Wünschelruthe empfand. Mehrere Geschichtschreiber erzählen von Hobbes, daß er sich in der Dunkelheit vor Gespenstern und Todtenerscheinungen gefürchtet habe. *) Doch man wird sagen, der Einfluß jener Zeiten, in welchen diese Männer lebten, sey noch zu mächtig gewesen, als daß er nicht etwas Epidemisches sogar für Philosophen und Naturforscher hätte haben sollen. Es ist hellen Köpfen aus den letzten Jahrzehnden nicht besser ergangen. „Ich habe selbst als Knabe nie geglaubt, schreibt Heyden-

*) Mersennus sagt zwar in einem Briefe über Hobbes (in Auctario vitae Hobbianae zur Vita Thomae Hobbes. Carolop. 1681. p. 80.) Falso a nonnullis insimulatus est, tanquam solitudinem fugeret, spectra metuens et phantasmata vana stultorum terriculamenta, quae philosophiae suae lumine dissipaverat s. s. Daß er mit dem Lichte seiner Philosophie den Verstand auf bessere Wege geleitet hätte, wird jeder gern zugeben. Damit hatte er aber seine Einbildungskraft noch nicht überwältigt. Diese brachte das Unkraut noch immer zum Aufkeimen; und Hobbes schien dieses selbst zu wissen. Ein Unterschied, Wahrheiten mit dem Verstande gehörig gefaßt zu haben, und gleichförmig darnach zu handeln!

reich von sich selbst, daß zwischen dem Fluge irgend eines Vogels und der Zukunft irgend ein Zusammenhang sey; allein ich erinnere mich sehr lebhaft, daß ich damals gewünscht, mich ganz in die Gemüthsstimmung jener Männer versetzen zu können, die an einem solchen Aberglauben hiengen. Und ich gestehe es, daß ich auch jetzt in vielen Zeitpunkten keinen Raben im Fluge sehen kann, ohne daß meine Einbildungskraft eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Gefühle von Furcht und Hoffnung herbeiführte, die ich nicht unterdrücken kann, obwohl ich von ihrer Lächerlichkeit auf das Innigste überzeugt bin. So hat der Gedanke der Seelenwanderung, dem ich mich in frühern Jahren oft sehr schwärmerisch hingab, noch immer für mich so viel Verführendes, daß ich zuweilen, wenn ich gewisse Thiere, gewisse Stellungen, Handlungen und Mienen derselben sehe, bei dem hellsten Lichte der Vernunft, in jene Stimmung gerathe, in der sich in Hinsicht seiner Einbildungen und Gefühle der phantastische Anhänger der Metempsychosis befindet." *) Der helldenkende Lichtenberg, der unter dem Plagegeiste der Nervenhy-

*) Heydenreichs, Psychologische Entwickelung des Aberglaubens. S. 22 u. 23.

Ein dickes Buch von mehr als 600 Seiten liegt hier vor mir. Es iſt eben die Reiſebeſchreibung, welche im I. Theil des Merkurs, S. 256. kurz, aber ſehr richtig beurtheilt worden iſt. (*) Ich ſtelle mir vor, das Werk geriethe Ihnen von ohngefähr in die Hände. Beym erſten Aufſchlagen begegnete Ihnen gleich eine ausführliche Anatomie des Schiffes, worinn der Verfaſſer gereiſt; ein Verzeichniß der Meilen, der Grade, der Länge und der Breite, welche es jeden Tag durchlaufen; eine genaue Berechnung der günſtigen und nicht günſtigen Winde, in Brüchen; eine ausführliche Beſchreibung der Klippen, Bänke und Küſten; Nachrichten, wie die Sonne geſchienen, wie es geregnet, geblitzt, gedonnert, wie dick oder dünn der Nebel geweſen, von was Farbe und Geſtalt die Wolken. — Hernach ſtieſſen Ihnen, wo Sie hinguckten, eine Menge nautiſcher Kunſtwörter auf, eine Menge Namen von Thieren, Pflanzen und Gegenden, die Sie nie gehört (denn unſer Reiſender hat keinen Vogel über ſich hinfliegen, und keinen Fiſch vorbey ſchwimmen laſſen, ohne die Begebenheit aufzuzeichnen); geographiſche, mathematiſche, mediciniſche, militäriſche und politiſche Bemerkun-

(*) Voyage à l'isle de France, à l'isle de Bourbon, au cap de bonne eſpérance &c. avec des obſervations nouvelles ſur la nature & ſur les hommes, par un officier du roi. A Amſterdam, et ſe trouve à Paris, chez Merlin, Libraire, rue de la Harpe, à St. Joſeph. 1773. 2. Vol. in 8vo.

pochondrie viele Jahre hindurch aushalten mußte, sagt, in seinen Bemerkungen über sich selbst, dieſes: „Ich habe die Hypochondrie ſtudirt; mich ſo recht darauf gelegt. — Meine Hypochondrie iſt eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben, wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eignem Gebrauche auszuſaugen. Ja, meinen Aberglauben recht aus einander zu ſetzen, z. B. daß, wenn ein friſch angeſtecktes Licht wieder ausgeht, ich meine Reiſe nach Italien daraus beurtheile. Dieſes iſt ein ſehr merkwürdiger Umſtand in meinem Leben.“

„Einer der merkwürdigſten Züge in meinem Charakter, iſt gewiß der ſeltſame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beſchreiben, indem ich mich hier nur allzuwohl verſtehe. Jedes Kriechen eines Inſekts, dient mir zur Antwort auf eine Frage, über mein Schickſal. Iſt das nicht ſonderbar von einem Profeſſor der Phyſik?“ *)

*) Vermiſchte Schriften von Lichtenberg, nach deſſen Tode herausgegeben. B. 1. S. 25 u. 26.

Daß bei Männern dieser Art, der Aberglaube, den sie selbst wissen, auf das praktische Leben, keinen oder nur wenig Einfluß hat, kommt natürlich daher, weil sie ihn wissen; aber sie haben ihn doch, und leiden ihr Theil davon. Beispiele dieser Art müssen uns wenigstens duldsam gegen die gemeine Volksklasse machen, bei der die Vernunft so wenig Waffen besitzt, um dagegen zu kämpfen. Hätten mehrere Männer von Kultur, die Offenherzigkeit, mit der ein Lichtenberg und Heidenreich von sich selbst sprechen, was würden wir da nicht alles erfahren, von Männern, die unter den Denkern einen hohen Rang behaupten!

Kindervater.

V.

Von dem Studium der Alten, als Gegenstande öffentlicher Unterrichts-Anstalten.

Die Frage ist nicht, ob man das geschmackvolle Alterthum mit allen seinen Zweigen, ob man die griechische und römische Kunst in allen ihren Werken aus unserer Mitte herausreißen, und in die graue Vorwelt zurückwerfen solle; da die jetzige Kunst-Welt in so vielen tausend Berührungs-Punkten zu der vergangenen steht, und das Nachbilden griechischer und griechisch-römischer Formen, in Sachen des Geschmacks, zu unserer vollendeteren Ausbildung noch immer gehört und gehören wird. Die Frage ist nicht, ob man die geistigen Ausflüsse der griechischen und römischen Klassiker von der Gesammt-Kultur der neu-europäischen Staaten absondern und ausschließen solle; da die Schätze des Alterthums ein Gemein-Gut der jetzigen kultivirten Welt sind, über welches kein Staat disponiren kann, und Griechen und Römer, Italiener und Franzosen, Britten und Teutsche als Strahlen Eines Feuers erscheinen, welches von Anfang bis jetzt, bald heller,

bald dunkler, zuweilen verlöschend, dann wieder durch die Hand eines Prometheus angezündet, leuchtete und leuchten wird, bis ein zweites Mongolen-Volk unsern Erdtheil unterjocht und behauptet. Die Frage ist nicht, ob man die wissenschaftlichen Werke der Alten überhaupt für erschöpft erklären und verschließen, und die Gelehrten unserer Staaten anweisen solle, zufrieden mit den bisher gezogenen Resultaten, gestützt auf die Kultur unserer Zeiten, vorwärts zu schreiten; da die Alten, wenn gleich in empirischen und systematischen Wissenschaften größtentheils Kinder, doch noch immer für den vergleichenden, und den Gang der Entwickelung des menschlichen Geistes erforschenden, Historiker ein wichtiges Studium sind, und da ein Gelehrten-Stand unter uns ist, welcher, fortbauend auf der Grundlage der Kultur, die wir seit der Wiederherstellung der Wissenschaften den Alten verdanken, die Quelle der Weisheit nicht verlieren darf, die zuerst bei den Griechen rein und klar sich ergoß.

Die Frage ist, ob man das Studium der Alten unserer Jugend als die Grundlage, als den Maaßstab und die Regel aller Wissenschaft anempfehlen und aufdringen dürfe. Die Frage ist, ob man ihr das Nützliche um des Schönen, das Nahe um

des Fernen, das Einfache um des Zusammengesetzten, das Leichte um des Schweren, das Klare um des Dunkeln, das Brauchbare um des Unbrauchbaren willen entziehen dürfe. Die Frage ist, ob man sie für eine idealische Welt, oder für das practische Leben, für eine Gelehrten-Kaste, oder für den bürgerlichen Geschäfts-Kreis, für unsere oder für eine fremde Verfassung bilden solle? Die Frage ist, ob man sie durch den Zwang fremder Sprach-Formen, und durch eine über den Geist herrschende Masse todter Notizen abstumpfen und niederdrücken, oder durch freie Ausbildung in angeborner Mutter-sprache, und durch eine lebendige, den ganzen Menschen durchdringende Erkenntniß erziehen und erheben solle. Die Frage ist endlich, ob man nicht in unsern, keinesweges zur Bildung junger Philologen bestimmten öffentlichen Unterrichts-Anstalten, die alten Klassiker, in einer über den Worten den Geist, über dem Einzelnen den Total-Eindruck nicht versäumenden Interpretation, in Verbindung mit den klassischen Litteratur-Werken der Nation, und ohne Vernachlässigung der Kenntnisse lesen könne, die nicht bloß zum bürgerlichen Leben, sondern auch zur vielseitigen Ausbildung des Geistes nothwendig, selbst der Griechen und Römer mehr praktische, als theoretische Erziehungs-Art zu beachten pflegte.

Wenn diese und andere Fragen von einem Philologen, der von sich selbst gesteht, daß er nicht bloß Philologe ist, aus kosmopolitischen und pädagogischen Rücksichten anders beantwortet werden möchten, als von Männern geschieht, die über das Idealische das Wirkliche, über das Vergangene das Gegenwärtige zu vergessen scheinen, so weiß er deswegen sehr wohl, was in ästhetischer Hinsicht die selbst in ihren wissenschaftlichen Werken sichtbare, von Spitzfindigkeit und Trockenheit gleich weit entfernte klare und lebendige Darstellung, und der in allen ihren Werken abgespiegelte große und einfache Geist der Alten, zur Bildung unseres Gelehrten-Standes und eines jeden Mannes, der nicht bloß für's Brod sorgt, noch immer wirkt, und in alle Ewigkeit wirken wird.

Mögen es aber Andere prophetischen Geistes vorhersagen, was die Zukunft entscheiden wird, ob unsere Nachkommenschaft aus eigenthümlicher Kraft in Sprache und Literatur der Nation, und durch eine auf vaterländischem Grund und Boden wachsende Wissenschaft stark seyn und fortschreiten, oder ob sie durch die Fessel des Fremdartigen und Geborgten gebunden, durch das Uebergewicht der Schrift über die Rede, durch die Absonderung der Schule von der

Welt, und durch den Wust der durch alle Jahrhunderte vermehrten und noch nicht simplificirten Masse wissenschaftlicher Notizen verbildet und ebruirt stille stehn und zurückschreiten werde.

Marburg. Römmel.

VI.

Stimmen der Zeit.

I.

Eine neue politische Idee, vielleicht ausführbar bei dem jetzigen Arrangement, als mitwirkender Vorschlag zu einem ewigen Frieden in Europa.

Ihre Majestät der französische Kaiser Napoleon I. wünscht, den öffentlichen Blättern zu Folge, bei dem jetzigen neuen Arrangement der Staaten, eine solche Einrichtung zu treffen, daß Europa auf viele Jahre hinaus Friede und Ruhe zugesichert werde. Wenn nun dieser fromme Wunsch und erhabene Zweck gewiß erreichet werden soll; so glaube

ich, daß nur nachstehende Idee am meisten zum Zweck führen, und dadurch mancher Länder verderbende Krieg vermieden werden kann.

„Alle europäischen Staaten müssen sich vereinigen, ein hohes Staatengericht irgendwo in einem „kleinen unabhängigen Staate in Europa aufzustellen. Vor diesem hohen Staaten-Tribunal, müssen alle Zwistigkeiten, die unter Monarchen und „Staaten entstehen können, ventiliret werden, und „jeder Monarch und Staat muß sich verpflichten, „den Urtheilsspruch dieses hohen europäischen Staaten-Tribunals anzuerkennen, und demselben Folge „zu leisten. Dieses hohe europäische Staatengericht „könnte ohne neuen Aufwand in Regensburg, „als gleichsam im Zentrum von Europa, errichtet „werden; denn nur noch 3 oder 4 Staaten, als „Spanien, Portugal, Neapel ꝛc. dürften noch daselbst Gesandte haben, so wäre schon das hohe europäische Staatengericht formirt. Der Chur-Erz-„Kanzler, der weise Thalberg, würde ebenfalls „als Oberrichter das Präsidium in diesem hohen europäischen Staatengericht führen, und müßte das „votum decisivum haben."

Von einem Staatsmanne, der in der Stille lebt.

2.

Ein groſser Gedanke vom Jahr 1603.

In dem Stammbuche eines Gelehrten und um den Staat sehr verdienten Mannes, des Kanzlers Scheres, genannt Zierig, zu Coburg, las ich folgendes Blatt:

Caelo tegitur qui caret urna!

de *Unckynisz*
1603.

Jedermann fühlt wohl die Gröſse und Erhabenheit dieses Gedankens. Sollte er von einem jungen oder alten Kriegsmann geschrieben worden seyn, so wünsche ich jedem Potentaten Glück, der einen solchen edelsinnigen in seiner Armee hat. Zur jetzigen Zeit sollte man dabei mehr an einen alten, verdienten Schulmann denken, wenn nur nicht das de dabei stünde.

K.

3.

Altdorf den 20ſten Januar 1806.

Eben heute iſt's ein volles Jahr, daß Herr D. Sp** in Nürnberg ein Schreiben verfaßte und in dieſes Journal *) einrückte, das mit den Worten beginnt: „Ja, ja! mit Verlegung der Univerſität von Altdorf nach Nürnberg, wird es wirklich Ernſt.“ — Und bis auf dieſe Stunde iſt noch kein Steinchen bewegt, kein Schritt gethan worden.

Wenn der Herr Dr. zu ſagen beliebt: „Dank „ſey es den edeln Nürnbergern, welche ſo reiche „Wohlthaten hinterlaſſen haben, daß der „durch die Tranſplantation verurſachte Mehrauf„wand nicht das Aerar drückt ꝛc.“ ſo bin ich ſo frei, zu fragen: welches ſind denn dieſe von reichen Nürnbergern hinterlaſſenen Wohlthaten, welche zu jenem Zwecke angewendet werden ſollen? doch wohl nicht Stiftungen für nothleidende Bürger, oder Stipendien für dürftige Muſenſöhne? Jene ſollten in der dermaligen Theurung und Stockung aller Gewerbe

*) S. N. T. Merkur 1805. St. III. S. 241 f.

kungen, Hypotheſen aus der Naturgeſchichte, und wer weiß was noch mehr. — Sagen Sie mir, gnädige Frau, würden Sie nicht davon laufen? — Und ſo hätten Sie denn zugleich eine der angenehmſten und geſundeſten Nahrungen für Herz und Geiſt mit zurückgelaſſen. Wiſſen Sie, meine Freundin, auch Menſchen ſind unſerm Reiſenden begegnet, und dieſer Menſchen Zuſtand, Sitten und Handlungen, hat er mit ſo lebendigen Farben geſchildert, daß man nicht mehr zu leſen, ſondern würklich zu ſehen glaubt; man tritt ohnvermerkt in die Scene ein, und handelt mit, weil man auf der Stelle alle die Empfindungen bekömmt, die dahin gehören. — Was meynen Sie, wenn ich die Seefahrer, Erdbeſchreiber, Ingenieurs, und alle übrige Intereſſenten auf das Buch ſelbſt verwieſe, und **nur Ihnen** dasjenige ſo kurz als möglich erzählte, wovon ich vermuthete, daß es Sie auf eine angenehme Weiſe unterhalten würde? — Ein jeder Verſuch Ihnen zu gefallen, kan nicht anders als eine ſüſſe Beſchäftigung ſeyn; und geriethe der meinige, ſo vergäßen Sie vielleicht darüber, daß ich jüngſt den **wahren** Verſtändigen ein ſo groſſes Aergerniß gegeben: alſo nur geſchwinde ans Werk.

Unſer Reiſender gieng zu Orient (einer kleinen Stadt in Bretagne) den 1ſten Merz 1768. zu Schiffe, und langte, nach vielen überſtandnen Gefahren, den 14ten Julii zu **Port-Louis**

den armen Bürgern ganz entzogen werden, da sie seit mehrern Jahren ohnehin schon so spärlich fliessen? Und die Stipendien? — Hier blutet mein Herz. Ich bin Mitglied einer Familie, die ein ihr zuständiges Stipendium von jährlichen 50 fl. verwalten soll, und seit 9 Jahren aus dem Kuratelamte, bei dem das Kapital deponirt ist, nicht einen Groschen erhalten konnte. Eben daher rührt die kleine Anzahl studierender Nürnberger. — Mancher treffliche Kopf wird den Wissenschaften entrissen. Die Academie verpflanzen, um sie blühender zu machen und die Stipendien vermindern, das reime, wer's kann. Ich vermag's nicht. Doch, vielleicht ist der Zeitpunkt nicht weit mehr entfernt, wo in unserm guten Vaterlande solche portentose Operationen aufhören müssen.

D. L.

VII.

Korrespondenznachrichten.

I.

Scenen in München.

München den 28. Febr. 1806.

Vielleicht ist es Ihnen und den Lesern des teutschen Merkurs, nicht ganz unangenehm, von einem Augenzeugen eine zusammengestellte Erzählung derjenigen Begebenheiten, welche sich in den letzten Monaten in München ereigneten, auf welches die größere Hälfte von Europa mit gespannter Erwartung die Augen richtete, zu lesen. Zeitungen und andere politische Blätter, haben zwar das Meiste von dem, was ich hier der Reihe nach aufstellen werde, geliefert, allein nur in Fragmenten, und so viel ich weiß, ist noch kein Ganzes vorhanden.

Noch tönte mir der Donner der Kanonen, das Gewinsel der Erschlagenen nach, noch standen gräßlich lebhaft alle die Schreckbilder, die unerhörten Scenen der Belagerung Ulm's und dessen Uebergabe,

ver

vor meiner Phantaſie, denn nur erſt wenige Tage waren vorüber, daß frei wieder die Bewohner dieſer unglücklichen Stadt Odem ſchöpften; ich verließ dieſen Schauplatz des Jammers, und eilte meiner neuen Beſtimmung in München entgegen. Auch dieſe Stadt hatte während dem Vorrücken der groſſen franzöſiſchen Armee unendlich viel ausgeſtanden, und es iſt vielleicht nicht zu viel geſagt, wenn in wenigen Tagen mehr denn 60,000 Mann in der Stadt in dem Quartiere lagen. Indeß aber erlebte Baiern an dem 12ten October, dem Namensfeſte unſers gewiß von Jedermann herzlich geliebten Königs, einen Tag, deſſen gleichen nur wenige Staaten in ihren Annalen aufweiſen können; denn an dieſem Tage war es, als München durch die baieriſchen Krieger von den Feinden befreiet wurde. Der Jubel unter dem Volke ſoll allgemein und unbeſchreiblich geweſen ſeyn, und angenommen kann werden, daß in dieſem Augenblicke der den braven Baiern ſo eigene Gemeingeiſt wieder aufs Neue lebhaft erwachte, und ſich von nun an zu einem Feuer entzündete, das wohlthuend immer weiter und weiter um ſich greift.

München ſah in dieſen Tagen den Kaiſer Napoleon; eine Beleuchtung der ganzen Stadt

und mehrere andere Feierlichkeiten, so gut als es damals die Zeitumstände erlaubten, wurden veranstaltet. Das Vorrücken der großen Armee endete die Anwesenheit des großen Kriegers, und der Ruf des Ruhmes entzog ihn unsern Mauren.

Auch unser guter König, damals noch Churfürst, kehrte zu seinen geliebten Unterthanen zurück, und mit herzlicher Freude wurde er, und einige Wochen später, unsere Königin, von denselben empfangen.

Mehrere Wochen lang hielten die Durchmärsche der französischen, baierischen und wirtembergischen Truppen an, doch waren sie vorübergehend, und minder schwer fiel die Last, denn sie führte ja zu dem gewünschten Ziele, und gestärkt wurde jeder Gedrückte durch die neuen Siegesnachrichten, welche jeder Tag mitbrachte.

Vier Wochen giengen auf diese Weise vorüber, als endlich das Gerücht, daß die Kaiserin Josephine nach München reisen würde, in gewünschte Wirklichkeit übergieng. — Es wurde auf den Abend, an welchem die Kaiserin eintreffen sollte, eine Beleuchtung der Stadt veranstaltet, welche aber durch einen

heftigen Sturm zum größten Theil vereitelt wurde. Den folgenden Tag war große Oper, und das münchner Hoforchester gab Mozarts Komposition des Don Juan, wie vielleicht kein Orchester in Europa sie geben wird.

Weniger glänzend war der Hof der Kaiserin, als allgemein erwartet wurde, und wen nicht Geschäfte oder die Neugierde in die Residenz trieben, erfuhr von der Anwesenheit derselben kaum etwas, denn nur selten besuchte die Kaiserin das Theater, oder fuhr, freilich dann immer mit einer beträchtlichen Suite, aus.

Die Nachricht von der Bataille bei Austerlitz, von welcher man sich hier, sonderbar genug, einige Tage zuvor, ehe sie geliefert wurde, mehrere Details, jedoch ohne Benennung der Gegend, in welcher sie vorfiel, erzählte, erregte allgemein gegründete Hoffnungen auf einen baldigen glücklichen Frieden, und eine Menge Plane, welche theils realisirt, theils nicht realisirt wurden, wurden ausgedacht.

Den 31. December vorigen Jahres des Morgens 2 Uhr, traf, nachdem derselbe den Tag zuvor

hier schon erwartet wurde, der Kaiser Napoleon in der hiesigen Residenz ein. Einer Menge von Feierlichkeiten sahn wir nun entgegen, und um so mehr, da die Vermählung der in jedem Betrachte so liebenswürdigen Prinzeß Auguste, mit dem Vicekönig von Italien, in kurzer Zeit vollzogen, und die Erhebung unsers Churfürsten zum Könige bekannt gemacht werden solte.

Der erste Tag des Jahres 1806, war der für die Annalen von Baiern so merkwürdige Tag, an welchem dessen Beherrscher den Königstitel annahm, und an welchem diese Annahme den Bewohnern der Stadt München feierlich bekannt gemacht wurde; ein Herold in alt-burgundischer Tracht ritt, unter Begleitung des bürgerlichen Militairs, in der Stadt umher, und machte durch den Verruf und unter lautem Vivatrufen des Volkes, dieses für Baiern so wichtige Ereigniß bekannt. Indeß versammelten sich in den Zimmern der Königin der Adel und die Dicasterien. Auch hier wurde den Anwesenden die Erhebung zur Königswürde bekannt gemacht; ein allgemeines Vivat ertönte, Der König trat in das Zimmer, in welchem der Adel, die Officiere, welche sich damals in München befanden, und die Dicasterien, alle in schönen, zum

Theil sehr reich gestickten Uniformen, sich befanden, und alle wurden zum Handkusse gelassen. Mit mehrer Theilnahme, mit innigerer Hochachtung, wurde wohl kaum einem Monarchen die Hand von vielen Hunderten geküßt, als in diesem Augenblicke; jeder drängte sich zu ihm hin, nicht aus schuldiger Devotion, oder weil er glaubte, daß es ihm als ein Fehler angerechnet würde, wenn er die Hand seines Herrn nicht geküßt hätte. Eine zweite Thüre öffnete sich, die Anwesenden traten in das Zimmer, in welchem sich die Königin befand, und wurden hier ebenfalls zum Handkuß gelassen, und mit derselben Innigkeit legte ein Jeder derselben seine Hochachtung an den Tag.

Um 12 Uhr war Cercle bei dem Kaiser, bei welcher Gelegenheit sich gleichfalls der Adel, die Dicasterien und die Offiziers versammelten. Ich könnte Ihnen nun umständlich detaillirer, wie der Kaiser aussah, was er beinahe mit jedem Anwesenden sprach, wenn dergleichen Schilderungen und Unterredungen nicht schon so oft geliefert worden wären, und wenn sie nicht alle einander im Grunde ähnlich wären. Prächtige Geschenke wurden an diesem Tage von dem Kaiser unter die ersten Hofstellen des bairischen Hofes ausgetheilt.

Um 1 Uhr war Aufwartung bei dem Kronprinzen, bei welcher Gelegenheit sich abermals, wie in den Zimmern der Königin, Alles versammelte, um auch hier, wie dort seine unverstellte Ergebenheit an den Tag zu legen.

Nachmittags verkündete der Donner der Kanonen und das Läuten aller Glocken in der Stadt abermals die Feier das Tages, und des Abends war die ganze Stadt beleuchtet, und zwar nicht auf Befehl, sondern auf eigenen Antrieb der Bürger, von welchen es einer dem andern mittheilte, daß es dem Tage anpassend wäre, wenn auf diese Weise von den Bewohnern der Stadt die Freude an den Ereignissen dieses Tages geäußert würde.

Der zweite Januar war abermals einem Volksfeste gewidmet, und zwar einem Volksfeste ganz eigener Art, denn an diesen Tage wurden die schon zum Theil seit 100, zum Theil seit 60 Jahren in dem Wiener Zeughause sich befindlichen prächtigen bairischen Kanonen, von welchen einige ein Kaliber von 76 Pfund haben, und von künstlichem Gusse sind, wiederum nach München gebracht. Das hiesige Bürger-Militär, welches seit dem Anfange des Krieges Garnison-Dienste verrichtete, und welches

so gut organisirt ist, wie es wohl in wenigen Städten seyn wird, zog den ankommenden Kanonen, und wieder eroberten Fahnen, 21 an der Zahl, entgegen und begleitete dieselben feierlich in die Stadt. Beinahe ganz München war in den Straßen, durch welche der Zug gieng, versammelt und auf dem grossen Marktplatze standen die Schulkinder, welchen von ihren Lehrern die Kanonen gezeigt wurden, damit sie ihr ganzes Leben hindurch sich dieses wichtigen Ereignisses erinnern mögen. Als der Zug auf dem Marktplatze angekommen war, machte er halt, und die Fahnen, welche durch die Cadetten getragen wurden, wurden in die Frauenkirche gebracht, in welcher in Gegenwart des Königes, des Kronprinzen und des Prinzen Carl ein feierliches Te Deum abgesungen wurde. Als dieses geendet war, wurde der Zug wieder fortgesetzt, worauf er durch die Residenz in das Zeughaus gieng. In der Residenz waren eine Menge Menschen versammelt, der König und die Königin standen an den Fenstern, und ein lautes Vivat ertönte, als die Fahnen durch das große Portal getragen, und vor dem Könige geschwenkt wurden. Das Abbrennen von 100 Kanonen, und das Läuten der Glocken verkündeten die Feier dieses Tages.

Den 8ten Januar, wurde dem Andenken der in dem Felde gebliebenen Krieger zu Ehren, in der Frauenkirche eine Todtenfeier gehalten, welcher der König, der Kronprinz, der Herzog Carl beiwohnte. Ein Katafalk war in der Mitte des Chores errichtet, mit den militärischen Ehrenzeichen geziert, auf dessen vier Seiten vier Tröphäen standen, an welchen die wieder eroberten Fahnen aufgestellt waren.

Das erfreulichste Ereigniß für Baiern, in der gegenwärtigen für dasselbe so glänzenden Epoche, war die Vermählung der Prinzeß Auguste mit dem Vicekönig von Italien. Ich könnte Ihnen nun eine Reihe von Liebenswürdigkeiten dieser Prinzessin aufzählen, wenn ich nicht so gut wie Sie fühlte, daß alles dies mit keiner Beschreibung sich besser ausdrücken ließe, als mit dem einzigen Worte liebenswürdig. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Sie schon in mehreren politischen Blättern von der Schönheit, der Liebenswürdigkeit, der Herzensgüte dieser Prinzessin werden gelesen haben, gewöhnlich ist dergleichen Nachrichten nicht der vollste Glauben beizumessen; aber hier haben sie lange nicht die Wirklichkeit erreicht. Ich bin kein Schmeichler, suche auch nichts, indem ich dieses niederschreibe, aber fragen Sie in München den Angesehensten wie den

Louis auf der Inſul Frankreich (Isle de France) (*) an.

Von einem entſetzlichen Sturm, den er im Canal von Mozambique erlitten, ſage ich Ihnen nichts, weil Sie ſelbſt ſo viele Stürme in Romanen und Gedichten erlebt haben, daß der von einem Franzöſiſchen Officier nur eine ſchlechte Figur daneben machen könnte.

Die

(*) L'isle de France liegt der Inſul Madagascar gegen Morgen, unter dem 21ſten Grade ſüdlicher Breite. Sie ward zuerſt von den Portugieſen entdeckt und Cerne genannt. Nachher (im Jahr 1598.) ſetzten die Holländer ſich darauf feſt, welche ihr den Namen Moritz, vom Prinzen von Oranien beylegten. Dieſe verlieſſen ſie im Jahr 1712. Hierauf nahmen, im Jahr 1721, die Franzoſen davon Beſitz.

Der Hauptplatz iſt der Ludwigs-Haven (Port Louis). Die Stadt, welche man auch das Lager (le camp) nennt, liegt hinten am Hafen. Sie hat weder Mauer noch Feſtungs-Werke. Die Häuſer ſind von Holz, und nur von einem Stockwerk. Jedes Haus liegt abgeſondert, und iſt mit Palliſaden umringt. Ein unebner Felſengrund dient ſtatt des Pflaſters.

Der Boden auf dieſer Inſul iſt durchgehends röthlicher Farbe, zäh und dichte, mit Eiſenerz vermiſcht; wovon man auf der Oberfläche Körner in der Gröſſe einer Erbſe antrift. Ueberall iſt die Erde mit Felſen bedeckt, von der Gröſſe einer Fauſt an, bis zur Gröſſe

eines

Aermsten, und aus dem Munde von Tausenden werden Sie einstimmig dasselbe hören.

In Bruchstücken werden Sie vieles schon von den Feierlichkeiten gelesen haben, welche bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeß Auguste gehalten wurden, auch die allgemeine Zeitung wird Ihnen die Feier des 14ten Januars erzählt haben. Ich bin der Verfasser dieses Aufsatzes, welcher aus einem freundschaftlichen Briefe, den ich nach Ulm schrieb, in dieses Blatt aufgenommen wurde, und welche ich hier, um Ihnen ein Ganzes zu liefern, wiederum aufnehme.

Eine Menge von Fremden hatten sich zu dieser Gelegenheit in München versammelt, alle Gasthöfe waren voll von Fremden, und auch in Privathäusern wohnten viele derselben; die Merkwürdigsten derselben waren unstreitig die Deputirten von Mailand, welche hieher gekommen waren, um dem Kaiser Glück zu den erfochtenen Siegen zu wünschen, wie dies zuvor schon eine Deputation der Tribunen und der Maires von Paris thaten, und um der erwähnten Trauung beizuwohnen. Diese Abordnung war sehr zahlreich, bestand wenigstens aus zwölf Personen, und zeichnete sich durch die reiche, geschmack-

volle Kleidung, in welcher sie bei feierlichen Gelegenheiten erschien, aus. — Alles rüstete sich diesen Tag so glänzend als möglich zu machen, und mit Ungeduld wurde er erwartet.

Am 13ten Januar wurden in Gegenwart des französischen und des bairischen Hofes die Ehepacten gewechselt, zu welcher Feierlichkeit aber Niemand Zutritt hatte, und nur aus dem Rollen einer Menge von Equipagen konnte abgenommen werden, daß bei Hofe eine Feierlichkeit statt habe. Mehr konnte das Publikum an den Feierlichkeiten des 14 Jänners Antheil nehmen. Ich schätzte mich glücklich, Augenzeuge dieser merkwürdigen Begebenheit zu seyn, ich sah auf einem kleinen Raume zwei der glänzendsten Höfe versammelt, sah eine Handlung vollziehen, die auf das Schicksal unseres Vaterlandes — vielleicht des ganzen Europa bedeutenden Einfluß haben kann; ich sah die Königstochter, eines der schönsten weiblichen Geschöpfe, in dem vollen Glanze ihrer Würde und ihrer Unschuld. — Es war Abends 6 Uhr vorüber, als der Hof und der Adel sich versammelte. — Alle Säle und Gallerien, durch welche der Zug aus den Zimmern des Kaisers nach der Hauptkirche gehen sollte, waren gedrängt voll Zuschauer; die italienische Garde, ein Korps, dessen Gleichen an Schön-

heit der Mannschaft kein nordischer Fürst erreichen kann, wenn er auch Millionen aufwenden wollte, bildete mit der bairischen Garde ein doppeltes Spalier und der freie Weg wurde mit Teppichen belegt.

Um 7 Uhr begann der Zug nach der Kirche, die Hof- und Kammer-Fourière eröffneten ihn, ihnen folgte eine Menge bairischer Hofbedienten, dann kamen in langen Reihen die Kammerherren, der Adel, die Generale u. s. w. 12 Pagen mit Flambeaux traten unmittelbar vor dem Könige und der Königin einher, welche die Prinzessin Auguste zwischen sich führten. Nur fühlen läßt sich das Rührende dieses Bildes. Der König, die Königin wurden vergessen, man sah Vater und Mutter, welche die geliebte Tochter zum Traualtar führten, in jedem Gesichtszuge unseres guten Fürsten sprach sich die Zärtlichkeit für seine innig geliebte Tochter aus. Alle Zuschauer theilten den schönen Eindruck, kein betäubendes Vivatrufen, kein Händeklatschen tönte durch die Säle, nur ein leises, sanftes Ah! welches sich mit jedem Schritt der königlichen Braut fortpflanzte und das so leise wieder erloschen, als es entstanden war, tönte und wallte durch die Menge. Und wer wagt es, den edlen Anstand der schönen Braut,

ihre einfache, aber reiche Kleidung, ihre hohe jungfräuliche Schüchternheit zu beschreiben?

Die Scene veränderte sich. Abermals eine lange Reihe von Valets de Pied und Kammerdienern kam die Gallerie herab, Kammerherren und Generäle folgten, Pagen mit Flambeaux traten dem Kaiser voraus, welcher eine prächtig gestickte Uniform trug; ihm folgte der Vicekönig, diesem die Kaiserin mit Diamanten bedeckt, und von ihren Damen begleitet. So trat der Zug in die Kirche. Hier stand bereits der Kurerzkanzler vor dem Altare, umgeben von zahlreicher Geistlichkeit in kostbarem Ornate. Blendend hell war die Kirche erleuchtet, und die Juwelen des Hofes strahlten verdoppelt den Glanz zurück. Nach geendeter Musik hielt der Kurerzkanzler eine kurze Rede in französischer Sprache, nach deren Endigung der Kaiser und der König, die Kaiserin und die Königin den Thron verließen, diese den Vicekönig, jene die Prinzessin dem Altare zuführten und dann ihre vorige Stelle wieder einnahmen. In lateinischer Sprache war die Trauung vollzogen, der Segen gesprochen und das Orchester intonirte, ein Te Deum wurde abgesungen, während alle Glocken der Stadt angezogen wurden, und 300 Kanonenschüsse das Fest dem Volke verkündeten.

Der Zug aus der Kirche gieng in der vorigen Ordnung, nur führte nun den Vicekönig, der an diesem Tage zu einem kaiserlichen Prinzen erklärt ward, vor dem Kaiser und der Kaiserin, dem Könige und der Königin seine Braut. Ein allgemeines Vivatrufen erscholl durch die Säle und Gallerien und pflanzte sich auf den Straßen fort.

Indeß war die ganze Stadt prächtig erleuchtet, alles flammte in Feuer, das Gebäude der Landschaft, das Rathhaus und die Häuser mehrerer Partikuliers zeichneten sich vorzüglich aus. Die Witterung war günstig und kalt, und tausend und tausend Menschen wallten durch die Straßen. Einem Feen-Sale glich der sogenannte Kaisers-Hof in der Residenz, ein mehr als 80 Fuß hoher Obelisk war in demselben errichtet, an welchem Tausende von Lampen brannten; dicht mit Lampen waren die Wände der Gebäude, welche den Hof umgaben, behangen, mit neu gefallenem Schnee war der Boden bedeckt, welcher die Täuschung noch mehr erhob.

Nicht vergessen darf ich den glücklichen Gedanken, welchen der Bürgermeister des Städtchens Aicha hatte, indem er die drei ältesten Bauern, Greise von 80, 75 und 69 Jahren, aus dem Dorfe Wit-

telsbach, dem Stammhause der mächtigen Herzoge von Baiern, beredete nach München zu gehn, um unserm Könige Glück zu wünschen zu der Annahme der Königswürde. Der Gedanke wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, die Bauern wurden in altteutsche Kleidung, wie sie ungefähr zu Otto von Wittelbachs Zeiten Sitte war, gekleidet, und ihnen wurde bei allen Feierlichkeiten ein Ehrenplatz gegeben, von welchem aus sie alles übersehen konnten.

Den 16ten Jenner wurde in dem großen Opernhause die von dem Abt Vogler, welcher sich gegenwärtig in München befindet, komponirte große Oper, Castor und Pollux, mit aller möglichen Pracht gegeben. Das Orchester, welches vielleicht aus mehr als 70 Köpfen bestand, zeichnete sich auch hier auf eine glänzende Weise aus.

Den 17ten Jenner verließ der Kaiser und die Kaiserin München, und ihnen folgte das Vivatrufen der hiesigen Einwohner.

Den 19ten Jenner war großer Hofball in dem Opernhause, welches auf eine prächtige Weise zu diesem Behufe hergestellt wurde. Der Adel, das Militär und die Dicasterien, hatten freien Zutritt

zu demselben, und daß ein jeder sich bestrebte das Seinige dazu beizutragen, dieses Fest zu verherrlichen, versteht sich von selbst. — Noch sollten, nach dem ersten Plane, an diesem Tage, auf dem Rathhause und in mehreren Gasthöfen in der Stadt, Freibälle gehalten werden; allein man kam von diesem Plane zurück, indem vorauszusehen war, daß Unordnungen unvermeidlich seyn würden, und daß Niemand einen wahren Genuß von denselben haben würde. Auf eine andere und wohlthätige Weise, wurde ein Theil der für diese Feste bestimmten Summe verwendet, indem zwölf arme Mädchen von unbescholtenem Rufe ausgewählt wurden, von welchen eine Jede die Versicherung erhielt, bei ihrer einstigen Verheurathung 1000 Gulden als Heurathsgut zu empfangen.

Der Tag, an welchem München die allgemein verehrte Prinzeß Auguste verliehren sollte, rückte immer näher; der 21ste Jenner war zu ihrer Abreise festgesetzt. Viele hundert Personen versammelten sich an der Treppe, welche sie nach dem Wagen herabsteigen mußte, um sie noch ein Mal zu sehen. Der Augenblick kam, unser König, ihr Vater, führte sie, auch hier führte der Vater die geliebte Tochter, und ein jeder seiner Gesichtszüge

malte den Schmerz der Trennung. Niemand der Anwesenden, auch der Kaltblütigste, blieb ohne Rührung. Noch ein Mal umarmte die lautweinende Tochter den Vater, schnell wendete er sich um, und stieg bewegt die Treppe hinauf, seinen Schmerz bekämpfend, der Wagen rollte fort, und stillschweigend giengen die Anwesenden aus einander.

Noch eines Volksfestes muß ich hier erwähnen; es war die Rückkehr der braven baierischen Krieger in ihre Garnison, der Krieger, die München wieder eroberten, die Kufstein und Lover eroberten, die sich bei Iglau und an so vielen Orten so brav bezeigten. Beinahe ganz München wanderte ihnen entgegen, und unter allgemeinem Vivatrufen, würden sie in die Stadt begleitet.

v. St.

War-

2.

Warnungsanzeige.

Recenſent glaubte mit recht vielem Vergnügen ſein ſehnliches Verlangen erfüllt, als ihm vor Kurzem ein kleines Werkchen von 136 Seiten in 8. in die Hände fiel, das betitelt iſt:

Catalogue de l'oeuvre d'Albert Durer par un Amateur. Deſſau chez Jean Chrétien Monge 1805.

und dankte ſchon im Voraus dem Manne, der die große Mühe übernommen hatte, einem Künſtler die gebührenden Blumen zu ſtreuen, der durch ſeine vortrefflichen Kunſtwerke die Ehre Teutſchlands genannt zu werden, verdient. In dieſer patriotiſchen Stimmung ſuchte Recenſent ſogleich die Nahrung, die man billig von ſolch einer Feder in unſern Tagen erwartet; beſonders da der Autor in der Vorrede ſo viel verſpricht, und den Schöber und Knorr wegen ihrer Unordnungen ſo ſehr tadelt. Wie ſehr fand ſich aber Recenſent betrogen, als er

im ganzen Werkchen weder Ordnung, noch eine richtige Weisung antraf. Eine Menge Unterabtheilungen, die zu nichts dienen, und gar nichts sagen wollen, verwirren das Ganze, und machen den Catalog unbrauchbar; dazwischen laufen viele, dem guten Dürer angedichtete Stücke bei den Nummern der Originalien mit unter, welche billig abgesondert seyn sollten. Die Originalien selbst sind nicht allein zu kurz und schlecht beschrieben, sondern auch ganz unrichtig im Maaß angegeben; dabei die Kopien nur obenhin in der Anzahl bemerkt, ohne den Unterschied anzuführen, wodurch die Originalien bewahrheitet werden, und dem Nichtkenner das erforderliche Licht ertheilet wird. Zugleich mangeln eine Menge Blätter unter denjenigen, welche andre Meister nach Dürer gestochen haben, und womit der angebliche Amateur sich prahlerisch rühmt, zuerst aufzutreten: nichts zu sagen von den falschen Angaben der Marc Antonischen Kopien nach Dürers Kupferstich-Passion (p. 21.), anstatt nach dessen Holzschnitt-Passion, und daß dieser Meister an der Schwarzkunst gearbeitet habe (p. 116.) da letztere doch erst Ao. 1642. von dem hessischen Obrist-Lieutenant von Sichem, und also 114 Jahre nach Dürers Tode erfunden wurde.

Die Verfaſſung der Inſul, mit den Sitten der Einwohner, ſtellt im Ganzen ein häſſliches Gemählde dar. Von dem weiblichen Geſchlechte allein iſt noch etwas Gutes zu ſagen. Zwar ſind die dortigen Schönen ſehr eitel und im höchſten Grade unwiſſend, ungeſellig unter einander, bis zum Schwindel ins Tanzen verliebt, und, nach Maaßgabe der Umſtände, ihren Männern ein wenig ungetreu; dennoch findet man verſchiedene häusliche Tugenden an ihnen zu ſchätzen: ſie ſind mäßig, trinken nichts als Waſſer, und halten ſich ſehr reinlich. Ihre gewöhnliche Tracht iſt

eines Faſſes: die Berge ſind daraus in langen ſchrägen Schichten zuſammen geſetzt. Eigentlichen Sand findet man gar nicht. Das Clima, ſo wenig als der Boden ſcheint irgend eine nützliche Pflanze oder Saat vorzüglich zu begünſtigen.

Man zählt auf der ganzen Inſul nicht viel über 400 Landeigenthümer. „Ich weiß keine Ecke Land,“ ſagt unſer Reiſender, „welche ihre Bedürfniſſe weiter ſuchte. Dieſe Colonie holt ihr Tiſchgeſchirr aus „China, ihre Leinwand und Kleidung aus Indien; „ihre Sclaven und ihr Vieh aus Madagascar; ihre „Lebensmittel zum Theil am Cap, ihr Gold aus Ca„dix, und ihre Adminiſtration aus Frankreich.“ Sie koſtet der Franzöſiſchen Nation mehr, als ſie ihr einbringt. Ihr einziges ausführendes Produkt iſt eine mittelmäßige Quantität Caffee, die noch nicht zureicht, ihrem Aufwande das Gleichgewicht zu halten.

Ja nicht einmal hat er sein (p. 62.) gegebenes Wort erfüllt, die unbezweifeltsten Blätter mit einem Sternchen zu bezeichnen. Wer überhaupt so wenig Sach- Kunst- und Sprachkentniß besitzt, als der Autor verräth, der that allerdings klug daran, seinen Namen zu verschweigen.

Gr. v. K.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Mnemosyne. 153

2. Bild der Geliebten.

(1) Der Entfernten. 1801. . . . 156

(2) Der Verlornen. 1805. . . . 156

3. Aufschriften. 157

II. Uebersetzungsproben.

Des Klaudianus Raub der Proserpina. . . 159

III. Fragmente aus Carstens Künstler-Leben.

1. Carstens unter der deutschen Kunstgenossenschaft in Rom. 173

2. Wahl des Stoffes in Carstens Gemälden. . 187

IV. Aberglauben. 195

V. Von dem Studium der Alten, als Gegenstand öffentlicher Unterrichts-Anstalten. 207

VI. Stimmen der Zeit.

1. Neue politische Idee. 211

2. Ein großer Gedanke vom Jahre 1803. . . 213

3. Aus Altdorf. 214

VII. Korrespondenznachrichten.

1. Scenen in München. 216

2. Warnungs Anzeige. 233

No. III.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

März 1806.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Neue Verlagswerke, Kunstsachen, Portraits und andere Kupfer des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar. Leipziger Jubilate-Messe 1806.

Bätsch, A. J. C. C., Einleitung zum Studium der allgemeinen Naturgeschichte, erste Abtheilung Mineralreichs

mit berichtigenden Anmerkungen und Zusätzen, von C. C. Haberle, mit 3 Kupfern. gr. 8. 1805. 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 kr.

, (NB. Die Anmerkungen und Zusätze von Haberle sind auch besonders zu haben, und kosten 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.)

— Desselben 2te Abtheilung Pflanzenreich, mit berichtigenden Anmerkungen und Zusätzen, von C. C. Haberle; m. Kupfern. gr. 8. 1806. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 kr.

— Desselben 3te Abtheilung Thierreich; mit berichtigenden Anmerkungen und Zusätzen, von D. C. F. Froriep. gr. 8. 1805. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

(NB. Die Zusätze zum Pflanzen- und Thierreiche werden an die Besitzer, der vom seel. Batsch gelieferten Grundzüge, unentgeldlich verabfolgt).

Bertuch's F. J., Bilderbuch für Kinder, mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern. No. 87. 88. 89. und 90. gr. 4. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Dessen *Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte*, nach ihren 3 Reichen, nebst vollständ. synopt. Enumeration aller bis jetzt bekannten Naturkörper und ihrer Charakteristik; neue *ganz umgearbeitete Ausgabe*, mit ausgemalten Kupfern. I. Theil: *Mineralreich*; 1s Heft: gr. 4. 1 Rthlr.

— Desselben II. Th. *Gewächsreich*; I. Heft. *Cryptogam. Gewächse.* gr. 4. 1 Rthlr.

— Desselben III. Th. *Thierreich.*

Erste Classe: *Säugthiere*, 1r Heft. 1 Rthlr.
Zweite Classe: *Vögel*, 1r Heft. 1 Rthlr.
Vierte Classe: *Fische*, 1r Heft. 1 Rthlr.
Fünfte Classe: *Mollusken*, 1r Heft. 1 Rthlr.

(*NB.* Diese Abtheilungen und Classen sind auch alle *einzeln* zu haben, und jede bildet für sich ein Ganzes).

Die dazu gehörigen *Commentare* S. unter *Froriep* und *Haberle*, und die *Apparate* unter Kunstsachen.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systemat. Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausg. von M. C. Sprengel, fortgesetzt von J. F. Ehrmann. XXIV. Bd. enth. 1. Woodard's Geschichte seiner Schicksale und seines Aufenthalts auf der Insel Celebes, a. d. Engl. m. 1 Kp. 2. Tuckey's Bericht von einer Reise nach Neu-Süd-Wallis. 3. Das Ne-

giſter über die XXIV. erſten Bände dieſer Bibliothek. gr. 8. 1805. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 Fl. 57 kr.

— Derſelben XXVII. Band, enthält: Ferri de St. Conſtant, London und die Engländer, a. d. Franz. IIr Bd. m. 1 Ch. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 Fl. 57 kr.

— Derſelben XXVIII. Band, enthält: 1. Hiſtoriſchen Verſuch über den Handel und die Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere. 2. Holmes's Tagebuch einer Reiſe nach China. 3. Hebbe's Nachrichten von den Azoriſchen Inſeln. 4. Briefe aus Aegypten ꝛc. gr. 8. 1806. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 kr.

Böttiger, C. A., Herzog Bernhard von Weimar, zur Erläuterung einer aufgefundenen gleichzeitigen geſchnitzten Kunſttafel von ſeinem Bilde. m. 1 Kupfer. 8. 6 gr. oder 27 kr.

Briefe aus Aegypten, geſchrieben während des Brittiſchen Feldzugs daſelbſt, im Jahre 1801. a. d. Engl. gr. 8. 1805. 12 gr. od. 54 kr.

Choix de Peintures antiques empruntées de l'ouvrage du *Comte de Caylus* tirés à peu d'exemplaires et accompagnées d'explications p. M. A. de *Rode*. Cah. 1. 2. 3. gr. fol. impérial coloriées. 30 Rthlr. od. 54 Fl.

Ehrmann, Th. Fr., neueſte Kunde von Portugal und Spanien, nebſt einer allgem. Einleitung zur neueſten Länder- und Völkerkunde, aus Quellen bearbeitet. Mit Charten und Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 kr.
(Aus der Länder- und Völkerkunde beſonders abgedruckt).

Ephemeriden, (Allgemeine Geographiſche), verfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten, und herausgegeben von *F. J. Bertuch*. IX. Jahrg. 1806. 1s, 2s u folg. Stükke, mit Kupfern u. Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken koſtet 8 Rthlr. od. 14 Fl. 24 kr.

Ferri, de St. Conſtant, London und die Engländer, ein geograph. ſtatiſt. moral. Gemälde. IIr Bd. Mit einer Charte der Environs von London. gr. 8. 1805. 2 Rthlr. gr. oder 4 Fl. 57 kr.

Ferſiep, D., C. F., das Thierreich, oder characteriſtiſche Beſchreibung aller zur Zeit bekannten Thiere; als Commentar zu den Bertuchſchen Tafeln der allgem. Naturgeſchichte ꝛc. 1r Theil, Säugthiere, mit Kupfern. I. Lieferung. gr. 8.

— Deſſelben IIr Th., Vögel; I. Lieſer. gr. 8.

— Deſſelben IVr Th., Fiſche; I. Lieſer. gr. 8.

— Deſſelben Vr Th., Molluſken oder Weichthiere; I. Lieſer. gr. 8.

Fuhrmann, W. D., Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften und der besten Ausgaben und Uebersezzungen derselben. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 kr.

Auch unter dem Titel: Handbuch der classischen Literatur der Griechen. Ir Band.

(Dies Werk haben wir aus dem Schladebachschen Verlage, nebst dem Verlagsrechte, an uns gekauft, und liefern zu Michaelis die Fortsetzung).

Funke, C. Ph., ausführl. Text zu Bertuchs Bilderbuche für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 87. 88. 89. u. 90. gr. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Garten-Magazin, allgemein. Teutsches, oder gemeinnüzige Beiträge für alle Theile des prakt. Gartenwesens 3r Jahrg. 1806. 18 u. folg. Stücke mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Haberle, D., C. C., Beiträge zu einer allgemeinen Einleitung in das Studium der Mineralogie, als berichtigende Anmerkungen und Zusätze zu Batsch Einleitung, Haüy's Lehrbuch der Mineralogie ꝛc. Mit 1 Kupfer. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 Fl. 42 kr.

Auch unter dem Titel: berichtigende Anmerkungen und Zusätze zu Batsch Einleitung zum Studium der allgem. Naturgeschichte. I. Abtheil. Mineralreich.

— Dessen, das Mineralreich, oder characterisirende Beschreibung aller zur Zeit bekannten Mineralkörper; als Commentar zu den Bertuchschen Tafeln der allgem. Naturgeschichte ꝛc. Ir Theil, Mineralogisch einfache Körper. Mit Kpfrn. I. Liefer. gr. 8.

— Dessen, das Gewächsreich, oder characterisirende Beschreibung aller zur Zeit bekannten Gewächse; als Commentar zu den Bertuchschen Tafeln der allgem. Naturgeschichte; Ir Theil, Cryptogamische Gewächse. Mit Kupfern. I. Liefer. gr. 8.

— Dessen characterisirende Darstellung der gemeinnüzigsten, so wie der am öftersten vorkommenden Mineralien, mit Hinsicht auf Werner's und Haüy's Beobachtungen, und die neuesten chemischen Untersuchungen ꝛc. gr. 8.

Hastfer, H. B. v., geborne von Klenk, Leben und Kunst in Paris, seit Napoleon dem Ersten, II. Thl. gr. 8.

Hebbe's Nachrichten von den Azorischen Inseln, besonders von der Insel Fayal; a. d. Schwed. von Prof. Rühs. gr. 8. 1805. 6 gr. od. 27 kr.

Herzog Ernſt II. zu Sachſen-Gotha und Altenburg, als Gelehrter und Beförderer der Wiſſenſchaften. gr. 8. Mit Kupfern. 6 gr. od. 27 kr.

Holmes's Tagebuch einer Reiſe nach China und in die Tatarei mit der brittiſchen Geſandtſchaft in den Jahren 1792 und 1793 a. d. Franz. gr. 8. 21 gr. oder 1 Fl. 36 kr.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher, herausgegeben von F. J. Bertuch und G. Ph. Funke, in 2 Abtheil. der Jugendfreund und Rathgeber, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern, 11 Jahrg. in 12 Doppelheften broſchirt. gr. 8. 1806. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 Fl.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus 21r Jahrg. 1806. 7s und folgende Stücke, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Länder- und Völkerkunde, neueſte, ein geographiſches Leſebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern No. 1—4 u. folg. gr. 8. 1806. Der Band von 6 Stücken 3 Rthlr. 2 Bände machen einen Jahrgang von 12 Stücken, und koſten 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 kr.

Rathe's, maleriſche Wanderung durch das Rieſengebirge in Schleſien. Zur Erläuterung ſeiner Schleſiſchen Anſichten aus dem Rieſengebirge, mit Horizont-Kpfrn. gr. 8.

— Daſſelbe, mit den Schleſ. Anſichten in XIV. großen Aquatinta-Blätter. Querfol.

Roſenmüller's, D., J. C., chirurgiſch-anatomiſche Abbildungen für Aerzte und Wundärzte, IIte Lieferung. Royalfol.

Tuley's Bericht von einer Reiſe nach Neu-Süd-Wallis, a. d. Engl. gr. 8. 1805. 15 gr. oder 1 Fl. 8 kr.

Verſuch, hiſtoriſcher, über den Handel und die Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere; a. d. Franz. gr. 8. 21 gr. oder 1 Fl. 34 kr.

Voigt's J. H. Magazin, für den neueſten Zuſtand der Naturkunde, mit Rückſicht auf die dazu gehörigen Hülfswiſſenſchaften. 1806. 1s und folgende Stücke mit Kupfern. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Wieland's C. M., Neuer Teutſcher Merkur v. Jahre 1806. 1s, 2s u. folg. Stücke. Mit Kupf. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Woodard's Geſchichte ſeiner Schickſale und Aufenthalts auf der Inſel Celebes. A. d. Engl. mit Einleit. u. Anmerk. von Th. Fr. Ehrmann. Mit 1 Charte. gr. 8. 21 gr. oder 1 Fl. 36 kr.

Zeiten, *die*, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, herausgegeben von *C. D. Voſs*. Mit Kup-

fern und Charten. IIr Jahrg. 1806. 12 u. folg. Stücke. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 14 Fl. 24 kr.

* * *

Kupferstiche, Portraits und and. Kunstsachen.

I. Kupferstiche.

Fortsetzung der Abbildungen aller Obstsorten aus dem teutschen Obstgärtner und dem Garten-Magazine. Weintrauben, I. II. III. Lieferung. gr. 4. 4 Rthlr. 8 gr. od. 7 Fl. 12 kr.

Ansichten von Schlesien und dem Riesengebirge, in 14 Aquatintablättern in Querfol., gezeichnet von Rathe, gestochen von Halbenwang, Hossel und Ebner.

— Dessen erläuternder Text dazu, oder malerische Wanderungen durch das Riesengebirge in Schlesien, mit Horizonten. gr. 8.

Gegend auf dem Rigi, mit der Gedächtnißtafel Herzog Ernst II. zu S. Gotha. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Portrait von D. Franz Joseph Gall, gemalt von Ferd. Jagemann, gestochen von Heinrich Schmidt. kl. Fol. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 kr.

— von Alex. v. Humboldt.

— von C. M. Wieland, gemalt von Jagemann, gestochen von Heinr. Schmidt. kl. Fol. 2 Rthlr.

— Sam. Gust. Frhr. v. Hermelin. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— W. F. J. Herrmann. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Ant. Frhrn. v. Zach, K. K. Feldmarschall-Lieutenant. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Ernst II., Herzog zu S. Gotha u. Altenburg. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— Jos. M. Frhrn. v. Liechtenstern. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Georg III., König von Großbrittannien. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

* * *

II. Naturhistorische Aparate zu Bertuch's Tafeln der allgem. Naturgeschichte gehörig.

Kleines Mineralien-Cabinet zu den Bertuchschen Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte gehörig, in einem

Kästchen. Nebst einer *charakterisirenden Darstellung* nach den neuesten mineralogischen und chemischen Beobachtungen und Erfahrungen entworfen. Zur Demonstration in Schulen und Lehranstalten, und zum Selbstunterrichte von Dr. *C. C. Haberle.* Mit 2 Kpfrn. 4 Carolins oder 16 Lbrthlr.

Cabinet von 106 *Krystall-Modellen*, zur anschaulichen Erläuterung der Grundgestalten, Hauptkerngestalten und Hauptcrystallgestalten der Mineralien, in einem Kästchen. Mit kurzer Erklärung für Anfänger im Studium der Mineralogie, von D. *C. C. Haberle.* 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Modelle zur anschaulichen Erläuterung der *Haüyschen Theorie* von der Structur und Zerlegbarkeit der Crystalle, wie sich deren Hr. Prof. *Haüy* zu Paris bei seinen mineralogischen Vorlesungen selbst bedient. 9 Rthlr.

Das *Teutsche Herbarium*, als ein versinnlichender Aparat zu Bertuch's Tafeln der allgem. Naturgeschichte gehörig, und für ungelehrte Liebhaber der Pflanzenkunde zum Selbstunterrichte. I. Centurie. Fol. in einer Capsel. 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 kr.

Pomologisches Kabinet, enthaltend alle im Teutschen Obstgärtner beschriebene Obstfrüchte Teutschlands über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet, und herausg. unter Aufsicht von J. B. Sickler. XVIte Liefer. in einem Kästchen. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 Fl. 18 kr.

* * *

Commissions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon gravés p. Th. *Piroli* avec une Explication p. L. P. *Radel* publiés p. *F.* et *P. Piranesi* Liv. XVIII. 4. Paris.

Antiquités d'Herculanum gravées p. Th. *Piroli* et publ. p. F. et P. *Piranesi* Liv. XVII. 4. Paris.

Catalogue de l'oeuvre d'*Albert Durer* par un amateur. 8. 16 gr. oder 1 Fl. 12 kr.

Histoire metallique de la Revolution française, ou Recueil des Medailles et des Monnaies, qui ont été frappés depuis la convocation des etats Generaux jusqu'aux premières Campagnes de l'armée de l'Italie, par *A. L. Millin*, avec Fig. fol. Paris.

Nour, Jacob, Malerische Partien aus der Gegend der Universitäts-Stadt Jena. 11 Heft, in 6 Blatt. Querfol.

Kraus, G. M., Color. Ansichten im Herzogl. Park zu Weimar, VIte Liefer. 2 Lbthlr. od. 3 Fl. 30 kr. enthält: 1. die

Grotte des Sphinx; 2. die Lauterquelle; jedes Blatt 18bthlr. od. 2 Fl. 45 kr.

— Dessen Ansicht vom Wilhelmsthale bei Eisenach. gr. Fol. color. 3 Rthlr.

2.

Neue Charten und geographische Werke, welche im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar, Leipziger Jubilatemesse 1806 erscheinen.

A. Geographische Werke und Instrumente.

Reichard's, C. G., Erdkubus, oder dessen Atlas des ganzen Erdkreises, nach den neuesten Entdeckungen in der Centralprojection entworfen, in sechs Charten auf einem achtzehnzoll. Würfel gezogen, mit Fußgestell und einer Erläuterung. 6 Rthlr. od. 10 Fl.

Die Erdkugel, 8 Pariser Zoll im Durchmesser, nach den neuesten Entdeckungsreisen und astronomischen Beobachtungen, mit Zuziehung der besten Land- und Seecharten, entworfen von Sotzmann; auf einem Gestelle von schwarzem Holze. Mit Boussole und Quadranten. 11 Rthlr. oder 19 Fl. 48 kr.

Die Himmelskugel, von derselben Größe, entworfen von Sotzmann. Mit Boussole und Quadranten. 11 Rthlr. od. 19 Fl. 48 kr.

(NB. Werden sie zusammen genommen, so ist der Preis von beiden 19 Rthlr. oder 34 Fl. 12 kr.

Gaspari, A. C., Lehrbuch der Erdbeschreibung, zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses. Zweiter Cursus, sechste bis zum Schlusse des Jahres 1805 berichtigte Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 Fl. 15 kr.

(Der dazu gehörige neue methodische Schulatlas, entworfen von F. L. Güßefeld, in 35 Quartblättern, neu verbesserte Auflage, kostet 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 Fl. 30 kr., so wie der kleine vierzollige Erdglobus 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 kr.)

Ehrmann's, Th. Fr., Geographische Uebersicht der ganzen Erde, nach ihren Ländern und Völkern; zum Selbstunterrichte für Frauenzimmer und Ungelehrte. Mit 7 Charten. gr. 8. 1806. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 24 kr.

Friede, der, zu *Preßburg* vom 26. Decbr. 1805, in seinen Folgen für Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden, das teutsche Reich, Frankreich, Italien und ganz Europa, geographisch, statistisch und staatsrechtlich mit hi-

iſt Mouſſelin, mit roſenfarbem Tafft gefüttert. An ihren Kindern hängen ſie unausſprechlich. Dieſe ſind kaum gebohren, ſo kriechen ſie nackt im Hauſe herum: von Windeln iſt keine Frage: ſie werden oft gebadet, eſſen Obſt ſo viel ſie wollen, haben weder Unterricht noch Verdruß. Nach kurzer Zeit ſieht man ſie groß und ſtark. Beyde Geſchlechter gelangen früh zur Reife: die Mädchen heyrathen oft mit eilf Jahren.

Dieſemnach würden dieſe Kinder, von den Händen der rohen Natur gebildet, ihrer Führerin ähnlich bleiben, wenn nicht die Laſter der Negerfrauen, die ſie mit der Milch einſaugen, und die grauſamen Spiele, die ihnen mit den Sclaven zu treiben erlaubt ſind, ſie mit allen Verderbniſſen der Geſellſchaft zugleich anſteckten. Um dieſem Uebel vorzubeugen, ſchicken die wohlhabenden Einwohner ihre Kinder jung nach Frankreich, woher ſie oft mit liebenswürdigern aber deſto gefährlichern Laſtern zurück kommen.

Ich übergehe die umſtändliche und ſchauderhafte Beſchreibung des Elendes der ſchwarzen Sclaven. — Dieſe Unglücklichen werden oft mit Schlägen ſo zugerichtet, daß ſie ganze Monate lang nicht anders als auf dem Bauche ruhen können. „Dennoch,“ fügt unſer Reiſender hinzu, „läßt man ſie des Abends, wenn man ſie in ihre „Hütten getrieben, für die Wohlfahrt ihrer Her„ren beten, und ehe ſie ſich niederlegen, wünſcht „man ihnen eine gute Nacht.“

ſtoriſchen Einleitungen erläutert. Mit 2 Charten und einer Tabelle. gr. 8. 1806. 1 Rthlr. 18 gr.

Sortiments - Catalog, ſyſtematiſcher, von Landcharten und geographiſchen Apparaten, welche bei dem *Geographiſchen Inſtitute* zu Weimar zu finden ſind. 1806. gr. 8. 16 gr. od. 1 Fl. 12 kr.

B. Charten von mehreren Blättern in Atlaſſe gebunden, oder als Cabinets-Charten.

Verkleinerter Hand-Atlas, in 60 Charten über alle Theile der Erde, für Bürgerſchulen und Zeitungsleſer beſtimmt. gr. Querfol. 10 Rthlr. od. 18 Fl.

Miſcellan-Atlas für Chartenſammler und Freunde der Erdkunde. III. und IV. Lieferung, jede in 12 Blättern. Querfol. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Funke, C. Ph., Atlas der alten Welt, beſtehend aus 12 Chärtchen mit erklärenden Tabellen entworfen und gezeichnet von Bieth. Zweite verbeſſerte Auflage. Rojal 4to. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 Fl. 42 kr.

Charte des Herzogthums Venedig, auf allerhöchſten K. K. Befehl trigonometriſch aufgenommen von Anton Frhrn. v. Zach, K. K. Feldmarſchall-Lieutenant, und herausgegeben von Joſ. Marx Frhrn. von Liechtenſtern. 1806. in 4 großen Rojalblättern, auf Holl. Rojalpapier 6 Rthlr. 16 gr. und Engl. Velinpapier 8 Rthlr.

Charte des Erzherzogthums Niederöſtreich unter der Enns, mit Benutzung der zuverläſſigſten aſtronomiſchen und geograph. Beobachtungen, dann einer großen Anzahl ſpecieller Charten und Handzeichnungen, entworfen von Joſ. Marx Frhrn. v. Liechtenſtern, unter deſſen Leitung gezeichnet von Joh. Sabatka. Holl. Rojalpap. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 kr.
— Dieſelbe auf Engl. Velinpapier 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 kr.

C. Größere einzelne Charten im gewöhnlichen Landcharten-Formate, zum Gaſpariſchen Handatlas gehörig.

Charte von Europa, nach den vorzüglichſten Hülfsmitteln neu entworfen und gezeichnet von D. Ferd. Götze. 1806. Royalfol. 8 gr. oder 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illumination. 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Teutſchland, entworfen von F. L. Güßefeld, und nach dem Preßburger Frieden vom 26. Dec. 1805 abgetheilt. Royalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illumination. 12 gr. od. 54 kr.

Charte des Oesterreichischen Kreises, nach den bewährtesten Ortsbestimmungen, den vorzüglichsten Charten und den Courſen der Posten und der Haupt-Commercialstrassen, entworfen von G. R. Frhrn. v. Schmidburg, im Jahre 1801, und nach dem Preßburger Frieden berichtigt im Febr. 1806. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier mit Engl. Illumination. 12 gr. oder 54 kr.

Charte des Baierschen Kreises, nach den astronomischen Bestimmungen der Hrn. Caſſini, Amman, David, v. Humboldt, und den Berichtigungen des Hrn. O. H. Frhrn. v. Zach neu entworfen von G. R. Schmidburg, und nach dem Preßburger Frieden berichtigt im Febr. 1806 Royalfol. 8 gr. oder 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illumination 12 gr. oder 54 kr.

Charte (General-) von Italien, nach seiner neuesten Eintheilung und Begränzung, nach den bewährtesten Hülfsmitteln und Ortsbestimmungen neu entworfen und berichtigt im Febr. 1806. Royalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illumination. 12 gr. oder 54 kr.

Charte von Ober- und Mittel-Italien, nach seiner neuesten Eintheilung und Begränzung, nach den vorzüglichsten astronomischen und geographischen Hülfsmitteln neu entworfen von D. F. Götze. Royalfol. 8 gr. oder 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier mit Engl. Gränz-Illum. 12 gr. oder 54 kr.

D. Kleinere Charten und Plane.

Charte von Teutschland, nach den durch den beigefügten Preßburger Friedens-Tractat vom 26. Decbr. 1805 bestimmten Besitzungen der Reichsfürsten und Stände entworfen im Januar 1806. Fol. 6 gr. oder 27 kr.

Charte der Feldzüge der Französischen Armee gegen Oestreich und Rußland im Jahre 1805, nebst chronologischer Uebersicht und Erläuterung dieser Charte. Fol. 6 gr. oder 27 kr.

Plan von der Schlacht bei Austerlitz, am 2ten Decbr. 1805 zwischen dem vereinigten Russischen und Oesterreichischen und dem Französischen Heere. No. I. Nach Französischen Schlachtberichten. Fol. 6 gr. oder 27 kr.

— Derselbe No. II. nach Russischen Schlachtberichten. Beide mit einer Erklärung. Fol. 6 gr. od. 27 kr.

Plan von Madrid. kl. Fol. 3 gr. oder 15 kr.

— von Lissabon. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

— der Bai von Cadix. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

Charte, skizzirte, von der Insel Celebes, vom Capt. D. Woobard. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

Ansicht von Gibraltar, während der Span. und Franzos. Belagerung im J. 1782. kl. Fol. 3 gr. oder 15 kr.

Charte zur Uebersicht der Manufacturen zwischen der Lahn, der Lippe und dem Rhein, nach Eversmann. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

Uebersicht der neuen ausführlichen Charte des Russischen Reichs in 100 Blättern, entworfen bei dem K. Charten-Depot in St. Petersburg. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

Charte von Corfu und dem Territorium von Butrinto. Fol. 6 gr. od. 27 kr.

II. Erschienene Neuigkeiten

im März

UND DEREN INHALT.

I.

Systematischer Sortiments-Catalog der Landcharten und anderen geographischen Apparate, welche auf dem Lager des geographischen Instituts in Weimar zu finden und um beigesezte Preise zu haben sind. 1806 in gr. 8vo broschirt.

Indem wir unsern *systematischen Sortiments-Catalog* dem Publicum vorlegen, halten wir es für zweckmäfsig demselben Einiges über die Gründe der *Errichtung* unserer *Landcharten-Sortiments-Handlung* überhaupt, die wir schon im vorigen Jahre ankündigten, und über die *Beschaffenheit des Catalogs* selbst, mitzutheilen.

Bis jetzt war der systematische Cyklus unserer geographischen Unternehmungen vorzüglich auf *Befriedigung der Bedürfnisse des geographischen Unterrichts* im engern und weitern Sinne gerichtet, schlofs aber doch keines-

wegs die besondern Beziehungen, welche die Erdkunde für einzelne Stände hat, gänzlich aus. So beschränkten wir uns bei Herausgabe unserer Charten, fast durchaus auf brauchbare *Handcharten* von sehr mäfsigem Preise und so, dafs eigentliche Cabinetscharten, die man doch wohl so leicht nicht zum Vehikel des geographischen Unterrichts wählt, wozu sie auch, wegen ihres (in der Regel) grofsen Details, nicht taugen würden, ausgeschlossen blieben.

Allein der Geograph von Profession, der Geolog, der Militair, der Seefahrer, der Hydrotechnicher, oft der Kauf, und Geschäftsmann und mannichfaltige andere Stände machen weit ausgebreitetere Forderungen an die Erdkunde, die sich aber gröfstentheils durch eine Sammlung völlig detaillirter, wichtiger Charten über alle Theile der Erde befriedigen lassen würden. Wie weit wir aber dermalen noch von der *Möglichkeit*, eine solche Sammlung veranstalten zu können, entfernt sind, kann selbst unser Sortiments-Catalog zeigen, in dem keine einzige bedeutende Charte, *die durch den Handel zu erhalten ist*, und die nicht durch andere *bessere* oder *eben so gute* Charten entbehrlich gemacht wird, fehlen soll, und wenn unser Bestreben nach Vollständigkeit hier gelungen ist, auch wirklich nicht fehlt. Wie gering ist hier die Zahl der Charten, die den eigentlichen Namen der *Cabinets-Charten* verdienen! — Das Vorzüglichste inzwischen, was *bis jetzt für die darstellende Erdkunde von allen Europäischen Völkern gethan ist, findet sich in unserm Sortiments-Cataloge systematisch verzeichnet* und wir haben die mit dieser Unternehmung verbundene Mühe und den beträchtlichen Aufwand, den auch nur die erste Grundlage derselben erfordert, nicht gescheuet, um ein *Lager* von den brauchbarsten Hand und Cabinetscharten über alle Theile der Erde und des Meeres zu errichten, dessen *Auswahl* und *Vollständigkeit jedem geographischen Charten-Cabinete zum Muster und zur Grundlage* dienen könnte.

Da unser Bestreben immer auf wirkliche, *mehrseitige Brauchbarkeit* gerichtet bleiben wird, so bleiben aus unserm Sortimentscataloge alle Raritäten, Charten, die blofs der Geschichte der Geographie und des Fortgangs der Mappirungskunst wegen interessant sind, auch an sich gute Charten, wie aber wohlfeiler und eben so gut, oder in einigen Hinsichten noch vorzüglicher zu haben sind, weg. Es wurden daher, selbst von sehr verdienten Geographen nicht *alle* ihre Arbeiten aufgenommen und dagegen haben wohl Charten Platz gefunden, deren weniger Werth uns nicht unbekannt war, an deren Stelle wir aber keine bessere zu setzen wufsten.

Ein *vollständiges* Lager von *hydrographischen Charten* an einem Orte, der in der Mitte *Teutschlands* liegt, dessen

ganze Schiffahrt an ſich nicht ſo beträchtlich iſt, als mehrere andere Europäiſcher Staaten, wäre überflüſſig geweſen und wir haben uns hier auf diejenigen Sammlungen und einzelnen Charten beſchränkt, welche den Geographen von Profeſſion oder aus Liebhaberei, intereſſant ſeyn können. Die *Seecharten* der Europäiſchen Seeküſten und des, Europa ſo nahe verwandten, *Nord-Amerika*, *Weſt-* und *Oſtindiens* ſind inzwiſchen vollſtändiger aufgenommen worden.

Bei dem unaufhörlichen Wechſel, welchem die Form der beträchtlichern Europäiſchen Städte ausgeſetzt iſt, bleiben *Grundriſſe* ſelten länger als wenige Decennien brauchbar. Wir haben uns daher hier nur auf die neueſten beſchränkt und überhaupt nur die merkwürdigſten Städte aufgenommen. — *Militairiſche Charten* und *Plane* ſind mit ſtrenger Auswahl des Vorzüglichſten auf das Lager genommen worden. Hier thun wir aber vor der Hand auf gänzliche Vollſtändigkeit Verzicht, *erbieten uns aber, ſo wie in Rückſicht aller übrigen durch den Handel zu erlangenden Charten, jeden Auftrag billigſt und baldigſt zu beſorgen.*

Die nähere Entwickelung des *Plans*, der unſerer *Charten-Sortiments-Handlung* zum Grunde liegt und deſſen Ausführung ein, trotz mancher ſehr reſpectabler teutſcher Charten-Handlungen, immer noch fühlbares Bedürfniſs des Freundes der Erdkunde zu befriedigen beſtimmt iſt, findet man in dem *Vorberichte* unſers *Sortiments-Catalogs* und wir machen nur noch auf die *ſtreng ſyſtematiſche* Abfaſſung deſſelben das Publicum aufmerkſam, wodurch er auch für ſich einen *bleibenden Werth* nach unſerer Abſicht erhalten und dem Literator und Geographen ein bequem zu überſehendes, wiſſenſchaftlich abgefaſstes *Verzeichniſs* von allen *brauchbaren Charten* geben ſoll, nach dem ein begüterter Liebhaber ſich ſogleich ein in ſeiner Art vollſtändiges *Charten-Cabinet* ankaufen könnte, welches auch neben den vorzüglichſten Charten-Cabinetten in *Teutſchland*, deren Verzeichniſſe uns zu Geſichte kamen, ehrenvoll ſeinen Platz behaupten würde.

Bei den eben ſo wünſchenswerthen, als wahrſcheinlichen Erweiterungen, welche die darſtellende Erdkunde von mehreren Seiten jetzt hoffen darf, ſind *Nachträge* zu dieſem unſerem Sortiments-Cataloge von Zeit zu Zeit nöthig, welche auch die möglichen Lücken deſſelben zu ergänzen beſtimmt ſind. Auch wir hoffen zu dieſen Ergänzungen keine unwichtigen Beiträge durch die in unſerm Verlage ferner erſcheinenden oder von uns in Haupt-Commiſſion übernommenen Charten zu liefern, wovon wir dem Publicum bald Mehreres ſagen werden. Der *Preis* unſers ſyſtematiſchen Sortiments-Catalogs, geſchmackvoll bro-

lehret; ist 12 Gr. sächs. Crrt. od. 1 Fl. 12 Kr. Reichsgeld
Weimar den 30 März 1806.

Das Geographische Institut.

2.

Neueste Länder- und Völkerkunde. Ein geographisches Lesebuch für alle Stände. Mit Kupfern und Charten. In monatlichen Heften geliefert.

No. IV. April.

Das Königreich Spanien.

Zweite Abtheilung. 9. Gewerbe. — Mechanische Künste und Handwerke. — Fabriken und Manufakturen, welche vegetabilische und animalische Stoffe verarbeiten. — Bergbau. Fabriken in mineralischen Produkten 10. Handel und Schifffahrt. — Münzen, Maaße und Gewichte 11. Schöne Künste und Wissenschaften.

Kupfer zu diesem Hefte:

Taf. 3. 4. 5. 6. Spanische Nationaltrachten vom festen Lande, und den 3 Inseln Mallorca, Minorca u. Iviça.

* * *

No. V. Mai.

Das Königreich Spanien.

Dritte Abtheilung. 12. Sitten und Gebräuche. 13. Fortsetzung des Vorigen. — Umgang mit dem Frauenzimmer. — Oeffentliche Lustbarkeiten bei besonderen Gelegenheiten und andere Gebräuche. 14. Religionszustand — Religiosität der Spanier — Verehrung der Heiligen — Inquisition — Geistlichkeit — Ceremonien. 15. Staatsverfassung. — Hof. Adel und Ritterorden. 16. Staatsregierung und Justizverfassung. 17. Finanzwesen. — Kriegswesen. — Landmacht. — Seemacht.

Kupfer zu diesem Hefte.

Taf. 7. Musik des Fandango. Taf. 8. Ansicht des Alhambra zu Granada.

Weimar, im März 1806.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1806 III. Stück.

Inhalt.

I. Der Neujahrstag in St. Petersburg. II. Theater. 1. Theater in St. Petersburg. 2. Joſ. Secconda's Theater in Leipzig. 3. Ueber die Schauſpiele in Liſſabon. III. Muſik. 1. Franzoſen im Concert zu Heidelberg. 2. Muſik in Manheim und Heidelberg. IV. Miſcellen und Modenberichte. 1. Clara Dettin von Augsburg. 2. Blick auf Wien, nach der Zurückkunft des Kaiſers. 3. Winter-Vergnügungen in Leipzig. 4. Wieland an die Großfürſtin Maria. 5. Der Unbekannte unweit Charlestown. 6. Faniſka, Cherubini's neue Oper in Wien. 7. Tod der Madame de Monteſſon. 8. Feierlichkeiten in Venedig. 9. Toilettes militaires. 10. Modenberichte aus Paris. V. Ameublement. Wachtel's zu Wien aufrechtſtehende Piano-Forte's. VI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im März 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1806. IV. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Der Friede zu Preſsburg, in ſeinen Folgen für Oeſtreich, Baiern, Würtemberg, Baden, das teutſche Reich, Frankreich, Italien und Europa geographiſch, ſtatiſtiſch und ſtaatsrechtlich mit hiſtoriſchen Einleitungen erläutert. Fortſetzung.

Bücher-Recenſionen. 1. Die Zeiten oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik. Herausgegeben von *C. D. Voſs.* Jahrg. 1805. 2. A deſcription of the Island of St. Helena. 3. Geographiſch-ſtatiſtiſches Handbuch von Teutſchland. 4. *Chr. A. Fiſcher's* Reiſen in das ſüdliche Frankreich 1r u. 2r Bd.

Charten-Recenſionen. 1. Charte vom Kanton Argau, von *Scheurmann.* 2. Schauplatz des Kriegs in IX. Charten. Leipzig, bei *Fr. A. Leo.* 3. Nouveau Theatre de la guerre en Allemagne etc. *J. N. Champion* ſc. 4. Charte zur geograph. Darſtellung der Eintheilung der — Fürſtenthümer Würzburg und Bamberg, von *A. F. Klebe.*

Vermiſchte Nachrichten. 1. Dr. *Herſchel's* neueſte Entdeckungen. 2. Neue Schriften über Irland. 3. Ueber die Charte der Gegend von Cherſon, Odeſſa und Bender. 4. General *Pfyffer's* Relief von einem Theile der Schweiz und deſſen Portrait. 5. *Kurze Notizen.* (Baron v. *Dankelmann's* Reiſe nach Oſtindien. — Königl. ſchwediſches geometriſches Corps. — Neuentdeckte Strongs-Inſel. — Landchartenſammlung des Kriegsraths *von Schulz.* — Baieriſche Beſitznahme von Sternſtein.) 6. Nachricht.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Bild des General *Pfyffer* in ſeinem Alpencoſtum. 2. Charte der Gegend von *Cherſon*, *Odeſſa* und *Bender* oder der Mündungen des *Dnjeſtr's* und *Dnjepr's*. Als Probe der groſsen Ruſſiſchen Generalcharte in 100 Blättern, aus derſelben getreu copirt.

Weimar im März 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1806. II. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Prolog für die Eröffnung eines freundſchaftlichen Theaters. 2. Sommerabend-Gefühle. 3. Daura's Troſt. Ballade. 4. Aufſchriften. II. Ueberſetzungen. Ueber den Claudianus, nebſt einer Ueberſetzungsprobe aus dem Raube der Proſerpina. (An Adolf, Frhrn. von Frieſen in Dresden.) III. Nothgedrungene Gedanken über Herrn Prof. Rommels Aufſatz, Cicero's Charakter betreffend. IV. Wilhelm Böttner zu Kaſſel. V. Probe aus Joh. Chriſt. Adelungs Mithradates.

Weimar im März 1805.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Voigt's

6.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1806. III. St.

Inhalt.

I. Ueber Baſtarderzeugung. (Vom Hrn. D. Gravenhorſt, Privatdocent der Naturgeſchichte zu Göttingen.) II. Ueber den Bau und die Art zu keimen, bei einigen Monokotyledonen, nebſt Abbildungen auf Taf. IV. Aus einem Werke des Hrn. Jaume de St. Hilaire. Mitgetheilt vom Hrn. D. Fr. Voigt. III. Etwas über Dampfmaſchinen. (Vom Herrn Hofr. Gervinus; mit Abbild. auf Taf. III.) IV. Bemerkungen auf einer Reiſe nach dem Fichtelberge. (Vom Hrn. Prof. Steinhäuſer.) V. Magnetiſmus in Hinſicht auf Elektricität und Galvaniſmus. (Eine neue Entdeckung des Hrn. Prof. Ritter in München.) VI. Analyſe des unter dem Namen Talkwürfel von Fahlun, bis jetzt aufgeführten octaedriſchen Magneteiſens und des daſſelbe begleitenden Chloritſchiefers. (Vom Hrn. Apotheker Gruner in Hannover.) VII. Ueber den ungewöhnlich tiefen Barometerſtand am 11ten Januar d. J. (Aus einem Briefe des Hrn. Prof. Kries an den Herausgeber; nebſt einer Nachſchrift von letzterem.) VIII. Weitere Bemerkungen über die elektriſchen Bewegungen der Nadel in einer Bouſſole. (Aus einem Briefe des Herrn Landesdirectionsraths von Voith an den Herausgeber.) IX. Mineralogiſche Anfrage über die Verwandtſchaft des natürlichen gediegenen Eiſens mit der Platina (Vom Herrn Rath Hüsgen in Frankfurt am Main.) X. Meteorologiſche Bemerkungen über den Sturm vom letztern 9ten December, welcher ſo große Verwüſtungen im Kanal angerichtet hat . desgleichen auch über den vom 21. Decbr. (Vom Hrn. Lamarck; a. franz. Blättern.)

Weimar im März 1806.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Die *Zeiten* oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik 1805 12tes Stück.

Inhalt.

I. *Großbrittannien.* Pitt's letztes Miniſterium. 2. Beſetzung deſſelben; erſter Kampf und Sieg über die vereinigten Oppoſitionen. II. *Großbrittannien, Rußland und Oeſtreich.* Ligue gegen Frankreich, im Jahre

1805. 1. Einleitung. 2. Zweck und Inhalt. 3. Bemerkungen. III. *Oeſtreich.* Blicke auf den Zuſtand der öſtreichiſchen Regierung und Wiens, in dem Zeitpunkte unmittelbar vor und nach der franzöſiſchen Occupation dieſer Hauptſtadt. Vorerinnerung des Herausgebers. 1. Die öſtreichiſche Regierung, bei der Annäherung der Franzoſen. 2. Die Franzoſen in Wien. IV. *Chronologiſche Ueberſicht* und Erläuterung der dieſem Stücke beigelegten Charte der Feldzüge der Franzoſen gegen Oeſtreich und Rußland im Jahre 1805.

Zu dieſem Stücke gehört die Charte der Feldzüge der Franzoſen gegen Oeſtreich und Rußland im Jahr 1805.

Weimar im März 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir

8.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit anderen Gelehrten geſammelt und herausgegeben] von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von Th. Fr. Ehrmann. XXVIII. Band. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 kr.

Dieſer Band iſt ſo eben fertig geworden, und an alle Buchhandlungen verſandt. Er enthält:

1) Hiſtoriſcher Verſuch über den Handel und die Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere, oder Reiſen und Unternehmungen um Schiffahrts- und Handels-Verbindungen zwiſchen den Häven des ſchwarzen Meeres und denen des mittelländiſchen Meeres zu begründen. A. d. Franz. gr. 8. 21 Gr. oder 1 Fl. 36 Kr.

2) S. Holmes's Tagebuch einer Reiſe nach Sina und in die Tatarei mit der brittiſchen Geſandtſchaft in den Jahren 1792 und 1793.; nach dem Franz. gr. 8. 21 Gr. oder 1 Fl. 36 Kr.

3) J. G. Hebbe's Nachrichten von den azoriſchen Inſeln, beſonders von der Inſel Fayal. A. d. Schwed. von Rühſ. gr. 8. 6 Gr. oder 27 Kr.

Die Negern auf der Insul Frankreich werden aus Mandagascar dahin gebracht. (*) Sie sind natürlicher Weise munter, fallen aber, als Sclaven, bald in Melancholey. Nur in der Liebe scheinen sie gegen ihren Jammer noch einige Linderung zu finden. Sie wenden alles an, um eine Frau zu erhalten. Wird die Wahl ihnen selbst überlassen, so suchen sie unter denjenigen Personen

(*) Diese Nation hat weder eine so eingedruckte Nase, noch eine so schwarze Haut, als die von Guinea. Es giebt Striche Landes auf der Insul Mandagascar, deren Bewohner nur braun sind. Einige, wie die Balambous, haben lange Haare. Man findet Blonde und Rothe unter ihnen. Sie sind geschickt, verständig, und haben Gefühl für Ehre und Wohlthun. Die grösseste Beleidigung für einen Neger ist, wenn man seine Familie beschimpft; seine Person giebt er weit gelassener dran. In ihrem Lande verfertigen Sie eine Menge kleiner Arbeiten mit grossem Fleisse. Sie sind auf Musik und Tanzen unglaublich versessen. Liebe ist der Inhalt aller ihrer Gesänge.

Die Gastfreyheit beobachten sie genau. Ein reisender Neger geht in die erste beste Hütte, und die Besitzer theilen ihre Lebensmittel mit ihm. Man fragt ihn nicht, woher er kömmt, noch wohin er geht: es ist so der Gebrauch unter ihnen.

Einige Negers glauben, die Europäer tödteten die schwarzen Sclaven, um aus ihrem Blute rothen Wein, und aus ihren Knochen Schiespulver zu machen.

4) Briefe aus Aegypten, geschrieben während des brittischen Feldzugs daselbst im J. 1801. A. d. Engl. gr. 8. 12 gr. oder 54 Kr.

welche auch einzeln um beigesetzte Preiße zu haben sind.

Weimar im März 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

9.

Struve's, G. v., Charaden und Logogriphen. 16. broschirt.

Ein kleines niedliches Geschenk, das der geistreiche Verfasser den Damen, die sich gern mit Wort- und Sylbenräthseln amüsiren, zum Oster-Ei macht, und das seinen Zweck, zu gefallen, gewiss nicht verfehlen wird.

Weimar, im Febr. 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

10.

Neu berichtigte Charten von Teutschland.

Folgende nach dem Preßburger Frieden neu berichtigte Charten zu unserem Gaßparischen Handatlasse gehörig, sind so eben in unserem Verlage erschienen, und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Charte des österreichischen Kreises, nach den bewährtesten Ortsbestimmungen, den vorzüglichsten Charten und den Coursen der Posten und den Haupt-Commercial-Straßen neu entworfen von G. R. Freih. v. Schmidburg, K. K. Hauptmann im Jahr 1801, und dem Preßburger Frieden gemäß berichtigt im Febr. 1806. 8 Gr. Sächsisch oder 36 Kr.

Charte des bayerischen Kreises, nach den astronomischen Bestimmungen der Herrn Cassini, Amman, David, v. Humboldt und den Berichtigungen des Hrn. v. Zach neu entworfen von G. R. Freih. v. Schmidburg K. K. Hauptmann, und nach dem Preßburger Frieden berichtigt im Febr. 1806.

Generalcharte von Italien, nach seiner neuesten Eintheilung und Begränzung, und nach den bewährtesten

Hülfsmitteln und Ortsbestimmungen neu entworfen, und nach dem Preßburger Frieden berichtigt im Febr. 1806. 8 Gr. oder 36 Kr.

Charte von Ober- und Mittel-Italien, nach seiner neuesten Eintheilung und Begränzung, und nach den vorzüglichsten astronomischen und geographischen Hülfsmitteln neu entworfen von F. Böse, und nach dem Preßburger Frieden berichtiget. 8 Gr. oder 36 Kr.

Auf holländisch Elifant-Papier ist der Preiß dieser Charten bekanntlich 12 Gr Sächsisch oder 54 Kr. Reichsgeld.

Weimar d. 6. März 1806.

Das Geographische Institut.

II.

Atlas der alten Welt, bestehend aus zwölf Charten, entworfen und gezeichnet von *G. U. A. Vieth*, und mit erklärenden Tabellen herausgegeben von *C. Ph. Funke*. Zweite sehr verbesserte Auflage.

Die erste Ausgabe dieses, für den *Unterricht auf Schulen und Gymnasien* zunächst bestimmten, und sehr zweckmäßig eingerichteten, Atlasses d. A. W. erschien im Jahre 1800. Der Atlas enthält folgende 12 Charten:

1. Vorstellungen der Erde nach Homer, Dionysius und Eratosthenes;
2. Indien, Persien und das den Alten bekannte Hochasien;
3. Kleinasien (mit Syrien und dem schwarzen Meere);
4. Palaestina;
5. Arabien und Aegypten;
6. Afrika (soweit es den Alten bekannt war);
7. Griechenland;
8. Italien;
9. Grundriss des alten Roms (etwa zu Aurelian's Zeit);
10. Spanien und Gallien;
11. Die Britannischen Inseln;
12. Germanien, Vindelicien, Noricum, Rhaetien, Pannonien, Dacien und Moesien.

Der Zeichner dieser Charten hat für jede derselben die zweckmäßigste Projectionsart gewählt, und sowohl die früheren Charten eines *D'Anville* und Andrer, sorgfältig benutzt, als auch die neueren Untersuchungen über

alte Geographie zu Rathe gezogen. Manche kleine Stichfehler und Auslaſſungen ſind in der zweiten Ausgabe ergänzt, und auch die Periode iſt angegeben worden, in welcher ein Land die dargeſtellte geographiſche Beſchaffenheit hatte. Dieſe Periode iſt, beiläufig geſagt, ohngefähr *Auguſt's* Zeitalter. — Jeder Charte iſt *ein* Blatt gegenüber befindlich, deſſen eine Seite einen gedrängten *Umriſs der Geographie* des auf der Charte befindlichen Landes, die andere aber deſſen *Geſchichte*, chronologiſch geordnet, und eine kurze *Hinweiſung* auf die vorzüglichſten *Alterthümer* derſelben darſtellt. Dies iſt mit einer ſolchen Wort- und Raum-Erſparung geſchehen, daſs man hier wenig bedeutende Gegenſtände der alten Erdkunde vermiſſen wird. — Durch die zweckmäſsigere Einrichtung dieſer tabellariſchen Ueberſichten in der zweiten Ausgabe, ward nicht nur Platz zu mehrerer Vollſtändigkeit gewonnen, da in derſelben *mehrere Länder* abgehandelt ſind, welche in der erſten nicht Platz finden konnten, ſondern es lieſsen ſich noch manche, auf alte Erdkunde Bezug habende, *Anmerkungen* beibringen, welche Kenner gewiſs nicht ungern ſehen werden, wenn gleich manche nicht für den Schüler der alten Erdkunde zunächſt beſtimmt zu ſeyn ſchienen. —

Auch ein correcterer Druck zeichnet die zweite Ausgabe *aus*, und wir glauben daher, dieſen Atlas der alten Erdbeſchreibung, der mit dem von demſelben Verfaſſer bei uns herausgegebenen *Wörterbuche der alten Erdbeſchreibung* in gleichem Formate zuſammen gehört, allein auch für ſich die nächſten Bedürfniſſe der Lehrer und Schüler der Geographie der Griechen und Römer hinreichend befriedigt, mit allem Rechte empfehlen zu können.

Der *Atlas d. a. W.* koſtet 1 Rthlr. 12 gr. Sächſ. oder 2 Fl. 42 kr., *das Wörterbuch der alten Erdbeſchreibung* 2 Rthlr. 16 gr. oder 5 Fl. 12 kr. Reichsgeld. — Die Herren Schullehrer oder Vorſteher von Erziehungs-Inſtituten, welche mehrere, und zwar *wenigſtens 5 Exemplare* von einem oder dem andern dieſer Werke für ihre Rechnung nehmen, und ſich deshalb *direct an uns* wenden wollen, erhalten das *fünfte Exemplar* frei, oder 20 *Procent Rabbat* vom Geldbetrage.

Weimar, den 20. Febr. 1806.

Das Geographiſche Inſtitut.

12.

Kabinets-Charte des Herzogthums Venedig.

Auf Allerhöchſten Befehl Sr. Öſtreich. Kaiſerl., auch Königl. Apoſtol. Majeſtät in den Jahren 1801 bis 1805. aſtronomiſch trigonometriſch aufgenommen durch Ihren General-Quartiermeiſterſtab, unter der Leitung des Herrn Feldmarſchall-Lieutenants und General-Quartiermeiſters der ital. Armee, dann des militäriſchen Marien-Thereſien-Ordens, Ritter *Anton* Freihrn. *von Zach* mit Allerhöchſter Bewilligung herausgegeben von *Joſeph Marx* Freihrn. *v. Liechtenſtern*, und unter deſſen eigener Aufſicht geſtochen von *Hieronomus Benedicti.*

So eben iſt der Stich der erſten zwei Sectionen einer Charte, mit obigem Titel, vollendet worden, welche Se. römiſch auch öſtreichiſch kaiſerl. und königl. apoſtoliſche Majeſtät, durch ihren Generalquartiermeiſterſtab unter der Leitung des Herrn Feldmarſchallieutenants Anton Freyherrn *v. Zach*, in den letzten 4 Jahren haben aufnehmen laſſen. Schon der Name deſſelben bürget für deren Richtigkeit, allein, mehr als Ruf, beruhiget den Gelehrten die Kenntniſs, auf welche Gründe dieſe Arbeit gebauet iſt, und auf welche Art ſie ausgeführt worden. Über Beides iſt das Publicum bereits auf die befriedigendſte Weiſe in dem VII. Bande der *Monatlichen Correſpondenz* des Hrn. Oberhofmeiſters Franz Freyherrn *v. Zach* unterrichtet worden.

Dieſe Charte begreift alle nur irgend einigermaſsen merkwürdige Gegenſtände, als: ſämmtliche groſse und kleine Orte ohne Ausnahme, die einzelnen oder iſolirt gelegenen Palälte, Caſinen und Häuſer, ſelbſt in den Gebirgen einzelne Schäferhütten, wo nämlich dieſe aus Mangel von Ortſchaften für den Wanderer Intereſſe haben, alle Chauſſéen, Haupt- und Poſtſtraſsen, ſo wie ſehr viele Landwege; alle Seen, Flüſſe, Bäche, Moräſte, Dämme, Dünen und Sandbänke; dann die Gebirge nach ihrem richtigen Laufe und Zuſammenhange der Hauptrücken, und davon abſtammenden Aeſte, bis zur kleinſten Diramirung, die nur nach dem Maaſsſtabe ausgedrückt werden konnte.

Sie beſteht aus *vier* an einander paſſenden groſsen Royalblättern, wovon das erſte bereits gänzlich, und das zweite bis zur letzten Correctur des Stiches vollendet iſt: das dritte und vierte iſt unter den Händen des Kupferſtechers, der ſie bis Ende März fertig abzuliefern ſich verbindlich gemacht hat.

Diejenigen, welche sogleich *die ersten Abdrücke* dieser, auch durch die Schönheit des Stiches sich auszeichnenden, und unter den bisher vorhandenen geographischen Vorstellungen dieses Landes *allein* richtigen Charte, zu bekommen wünschen, können die erste Section derselben bereits allhier *auf dem Bauernmark Nro.* 620. *über der Hauptstiege im 3ten Stock in dortiger Kanzlei* erhalten.

Der Preis dieser Charte ist zu 10 fl. für jedes Exemplar auf schönem holländischen Royalpapiere, und zu 12 *fl. Wiener Cour.* für Abdrücke auf prächtigem Baseler, oder auf englischem Velinpapiere, bestimmt.

Wien, den 2 Febr. 1806.

D. H.

* * *

Da wir von dieser wichtigen Kabinets-Charte die *Hauptcommission* des Debits, von dem Hrn. Freyherrn *v. Liechtenstern* zu *Wien* übernommen haben, so ersuchen wir alle Liebhaber, so wie auch Buch- und Kunsthandlungen, *sich mit ihren Bestellungen darauf* gefälligst an uns zu wenden.

Weimar den 23. März 1806.

Das Geographische Institut.

III. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

Neue Verlagswerke der neuen Societäts- Buch- und Kunſthandlung in Halle, zur Leipziger Jubilate-Meſſe 1806.

Conta, C. F. A., Grundlinien der bürgerlichen Baukunſt, nach Hrn. Durand, für teutſche Bau- und Werkſchulen. Mit Kupfern. gr. 8. 21 Gr. oder 1 Fl 42 Kr.

Himly, J. F. W., Erörterung des Gall'ſchen Verſuchs einer fortgeſetzten Gehirnlehre, nach ſeinem pſychologiſchen Gehalte. gr. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

London und Paris, eine Zeitſchrift mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern f. d. Jahr 1806. IXr Jahrgang, I. und folgende Stücke. gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Thlr. 8 Gr. oder 11 Fl.

Sonnenberg, Fr. von, Donatoa, Epopöie, I. Theil 1r und 2r Bd. gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Steffens, Herrn Prof., drei Vorleſungen über Herrn D. Galls Organenlehre. 8. 1805. 6 Gr. oder 27 Kr.

Merlich, G., Ideen zu einer Staatsorganiſationslehre in beſonderer Beziehung auf kleinere Staaten. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

2.

London und Paris. Jahrg. 1806. 18 Stück.

Von London und Paris ist das 11 Stück des Jahrgangs 1806 erschienen, und hat folgenden Inhalt:

I. London. 1. Ueber die Proselytenmacher i der franzöſiſchen emigrirten Prieſter in England. 2. Vermiſchte Bemerkungen Fehlſchlagung eines pomphaft angekündigten Ballets zu Ehren Nelſons. — Miß Mudie, eine ſiebenjährige Nachahmerin des jungen Roſcius wird in London ausgezischt. — Der betrunkene Schauſpieler Cooke — ob er ſich mit Kemble meſſen kann. — Mißbrauch der Theaterkritik. 3. Die Londner Auctionen. 4. Die Teutſchen in London.

II. Paris. 1. Dramatiſche Bildung der berühmten Schauſpielerin Joſephine Duchesnois. (Mit ihrem Portrait als Titelkupfer.) 2. Pariſer Miſcellen und Anecdoten.

III. Engliſche Karikaturen. Zärtlichkeit vor und nach der Ehe (Hierzu gehören die Karikaturen No. I. und II.

IV. Franzöſiſche Karikaturen. Paſſionsgeſchichte der Regenſchirme (Hierzu die Karikatur No. 3.)

Halle, den 22. März 1806.

Neue Societäts- Buch- und Kunſthandlung.

3.

Donatoa Epopöie von Fr. v. Sonnenberg. 1. ater Bd.

Wir ſind ſo glücklich dem Publico hiermit ein poetiſches Werk anzukündigen, das in jedem Betrachte ſeine Aufmerkſamkeit verdient, da es das Werk, ja man kann ſagen, das Reſultat des Lebens eines vortrefflichen Dichters war, den Teutſchland ſchon aus der intereſſanten Notiz von ihm in der Halliſchen A. Lit. Zeitung 1805. No. 314 kennt, und im vorigen Sommer leider zu früh verlor; denn es iſt ſicher, daß die Vollendung ſeines Donatoa dem edeln Sonnenberg das Leben koſtete. Folgendes theilte uns ſein vertrauteſter Freund, der ihn hinſcheiden ſahe, als Ankündigung dieſes Meiſterwerks mit, und wir geben ſie dem Publico eben ſo wieder, als das Beſte und Wahreſte was man über den Donatoa ſagen kann.

„Um dieſem Gedichte die Unſterblichkeit zu verſchaffen, arbeitete deſſen Vf. mit ſolchem Eifer und Anſtrengung daran, daß er

kaum etliche Wochen nach dessen Vollendung ins Grab sank. Sein Hingang ist ein Verlust für unsere Literatur, der vielleicht niemals ersetzt wird, denn alle Kenner, die den Donatoa sahen, stimmen darin überein, der Vf. desselben stehe schon jetzt bei den Ersten von Teutschlands Dichtern, und würde vielleicht bald der Erste selbst geworden seyn. Wie an Stärke, so an Zartheit, wie an Erhabenheit, so an kindlicher Lieblichkeit, ist er den Besten gleich, und steht über ihnen an beseelter Innigkeit. Unendlich reich war sein Geist, und eine Fülle von Leben und Liebe sein edles, man darf sagen, sein großes Herz. Alles aber was er lebte und liebte, hat er in seinem Donatoa niedergelegt. Ist nun dieser dadurch zu der blühenden Schöpfung eines hohen Genius geworden; so wird er ja wohl der innigsten Theilnahme jedes ihm gleichen Geistes gewiß seyn. Der schönen Seele dieser Poesie gleicht ihr Körper, und ich kann behaupten, der Vf. habe im Versbau Klopstock in manchem Punkte übertroffen, und Geheimnisse der Metrik aufgedeckt, die selbst für Voß Geheimnisse blieben.

„Sollte ich vielleicht, indem ich dem Publikum das Werk eines seltenen Genies ankündige, auch von dessen Materie reden? Ich begnüge mich, bloß bekannt zu machen, was Herder im vorletzten Jahre seines Lebens in prophetischem Geiste verkündigte:

„Waltet Gottheit mit unserm Geschlecht, wirkt Göttliches in der Menschheit, und ist ihr das Edelste, das Beste, das sie besitzt, durch Menschen worden; so lasset uns an einem Plan dieses Werks mithin an dem Epos der Gottheit im Fortgange der Menschheit nicht zweifeln. Auch an einem Sänger, der

— den hohen Rath
Des Menschengottes mit der Menschenschaar,
Wie er durch Nebel und durch Dämmerung,
Aus Finsterniß und Irren sie geführt,
Und führen wird zum Licht,

verkündet, der es meldet, wie der hohe Genius der Menschheit

— wie er die Strahlen dieses Lichts zerstreut
Durch Völker, Zonen und Jahrhunderte,
Und nichts verlor, und alle sammeln wird
Zu Einer Sonne der Glückseligkeit —

zu seiner Zeit wird es an einem solchen Sänger nicht fehlen. Die themata des vergangenen Jahrhunderts, seine Eroberungs-Handels- und Successionskriege, geschweige das fürchterliche Ungewitter am Abende, d. i. am Ausgang desselben waren harte, schreckliche Mitklänge zum Spruch dieses großen Worts." —

„Hier ist dieser Sänger und sein Gedicht! — Miltons verlornes Paradies, Klopstocks Messias und der Donatoa machen jetzt Ein Ganzes aus, und es wird sich

zeigen, daß Sonnenberg neben Milton und Klopstock — ich habe erwogen, was ich sage — nicht verliert, in Manchem wohl noch gewinnen dürfte.“

D. G.

Zwei Bändchen, den ersten gleich, folgen bald noch. Der Verfasser hat sein Werk vollendet einem geliebten Freunde hinterlassen, den er für würdig hielt, die Herausgabe zu besorgen. Dieser, den Nachruhm seines Freundes und dessen Auftrag, so wie die Anforderungen des Publikums gleich ehrend, wird während des nächsten Sommers den Wünschen seines verewigten Freundes Genüge leisten. Zur M. M. erscheinen also gewiß die zwei letzten Bändchen dieses unserer schönen Literatur Ehre bringenden Werkes, zu dessen Motto der Verewigte machen wollte:

— — Gott ist die Liebe,
Als er Hütten erschuf, und als er Welten vertilgte.

Man sehe übrigens über den Vf. die A. L. Z. 1805. No. 314.

IV. Vermiſchte Notizen.

I.

Bildniſſe unſerer berühmten Zeitgenoſſen, nach guten Originalen in Medianfolio geſtochen.

Erſte Lieferung. Wieland und Gall.

Wir lebten ſeit Anfange der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit mehreren berühmten Zeitgenoſſen, deren getreue Bildniſſe der Mitwelt zu liefern, und der Nachwelt aufzubewahren, es für uns, da wir ſie näher kennen und bewundern konnten, ſowohl dankbare Pflicht, als jetzt der einzige günſtige Zeitpunct ſeyn möchte, dieſe intereſſanten Denkmäler zu ſammeln. Es fehlt zwar ſelten einem groſsen Manne, einer berühmten Frau an Ab- und Nachbildern, ſobald ſie einen Zeitungsartikel machen, und entweder das Auge ihrer Zeitgenoſſen als glänzendes Meteor blenden, oder als eine wohlthätige Sonne ihren Geiſt und Herz erwärmen, kurz, auf ihre Mitwelt wirken; aber ſelten bekümmert ſich der nur auf Gewinn ſpekulirende Kupferſtecher oder Bilderkrämer um Kunſt und getreue Darſtellung dabei; genug, wenns nur ein Bild iſt, und der Name darunter ſteht. Das Publicum kauft und begafft es als Neuigkeit des Tages, die Kunſt verwirft das mifslungene Machwerk, als Sudelei oder Zerrbild, und ſo ſinkt es wieder in den Abgrund der Vergeſſenheit hinab. So hatte z. B. ein Berliner Kunſtliebhaber über 1200 verſchiedene Portraits von *Friedrich dem Groſsen*, vom Kreutzer-Bildchen an bis zum *Louisd'or*-Blatte, geſammelt, und faſt alle ſind dahin und vergeſſen.

Wir haben zwar, Dank ſey es dem guten Genius *Teutſchlands*, noch würdige Künſtler und Kunſthandlungen, deren kenntnifsreiche und wahre Kunſt liebende Un-

nen aus, welche die erſte Jugend bereits zurück gelegt haben; ſie ſagen: dieſe machten eine beſſere Suppe. Ihrer Frau geben ſie alles hin, was ſie bekommen. Wenn ihre Geliebte nicht mit ihnen eben demſelben Herrn dient, ſo laufen ſie in der Nacht, oft vier Stunden weit, durch die ungebahnteſten Wege, um ſie zu ſehen. Dieſe Leidenſchaft ſcheint ſie gegen Mühe und Züchtigung unempfindlich zu machen. Zuweilen verſammelt ſich ein Haufen ſolcher Sclaven mitten in der Nacht. Zwiſchen Felſen verſteckt tanzen ſie dann beym dumpfen Schalle einer mit Erbſen gefüllten Kürbisflaſche; aber die Erſcheinung eines Weiſſen, oder das Bellen eines Hundes zerſtreuet augenblicklich dieſe nächtlichen Zuſammenkünfte.

Auch die Negern führen Hunde mit ſich. Jedermann weiß, daß dieſe Thiere, in der dickſten Finſterniß nicht nur die Weiſſen, ſondern auch die Hunde der Weiſſen genau unterſcheiden. Sie äuſern Furcht und Abſcheu gegen ſie; ihre Annäherung macht ſie heulen. Nur den Negern und ihren Gefährten ſind ſie gut; ſie verrathen ſie niemals. Dagegen nehmen die Hunde der Weiſſen ihrer Seits die Geſinnungen ihrer Herren an; es bedarf nur des kleinſten Zeichens, ſo gehen ſie wüthend auf die Sclaven los.

Viele Negern, denen ihr Schickſal zu ſchwer wird, überlaſſen ſich der Verzweiflung. Einige erhängen ſich, oder nehmen Gift; andere ſetzen

ternehmer diesem elenden Sudelgeiste und Wettrenner-Speculationen der Bilderkrämer und Colporteurs bisher kräftig entgegen arbeiteten, und mit talentvoller Mühe und beträchtlichem Kostenaufwande schöne Abbildungen berühmter Männer lieferten; und wir dürfen nur unter Mehreren die Namen eines *Schmutzer*, *Bause*, *J. G. Müller*, *Rasp*, *Klauber*, *Guttenberg*, *Pfeiffer*, *John*, *Bolt*, *Morace*, *Frauenholz*, *Schreyvogel*, und die leider jetzt aufgelöste *Chalcographische Gesellschaft* zu *Dessau* nennen, um unsern Satz zu behaupten. Leider, waren aber diese Männer nicht immer glücklich genug, gute und der Natur getreue Originalgemälde zu ihrer Bearbeitung zu erhalten; daher kam bei Vielen das, was eigentlich das erste und wesentliche Verdienst des Portraits macht, die *Gleichheit*, nach dem Urtheile der Kenner mangelt.

Da wir uns gerade in der günstigen Lage befinden, durch gute und höchst ähnliche Originalgemälde und gute Künstler unterstützt zu seyn, so dürfen wir es wohl wagen, mit unserer *Pinakothek* obigen wackern Männern bescheiden an die Seite zu treten, und eine Folge von *Bildnissen unserer berühmten Zeitgenossen* anzukündigen, die zwar nicht sehr schnell fortrücken, aber desto sorgfältiger von uns behandelt werden wird.

Wir gedenken nämlich jährlich nicht mehr als 2 Lieferungen, jede von 2 Portraits, zu machen. Alle sind von einerlei Größe, jedes 12 Zoll hoch, 9 Zoll breit, der Kopf wenigstens 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll hoch, und mit dem Grabstichel so bearbeitet, daß der Sammler sie entweder als Kunstblätter in sein Portefeuille legen, oder unter Glas gefaßt, zur Zierde seines Museums aufhängen kann. Die Platten werden auf starkes Schweizer Carton-Papier abgedruckt, und wir werden zwar nie einen schlechten Abdruck liefern, aber doch Sorge tragen, daß die *Subscribenten* der Sammlung mit den ersten und besten Abdrücken bedient werden, da wir mit dem sogenannten *Avant la lettre* Drucken, keinen besondern Handel zu treiben gedenken.

Jede *Lieferung* von 2 Blättern, in einem farbigen Portefeuille, kostet 2 *Rthlr.* oder 5 *Fl.* 30 *kr. Reichsgeld.* Jedes Portrait *einzeln* genommen aber 2 *Rthlr. Sächs.* oder 3 *Fl.* 36 *kr. Reichsgeld.* In jeder Leipziger Jubilate- und Michaelis-Messe werden wir bestimmt eine Lieferung machen. Die gegenwärtige *erste* enthält die Portraits unsers ehrwürdigen Nestors, *Wieland*, und Dr. *Gall's*, beide nach höchst gleichenden Originalgemälden von unserm Hrn. Prof. *Jagemann*, von einem jungen talentvollen Künstler Hrn. *Heinr. Schmidt* aus Dresden gestochen, und

wir schmeicheln uns, den Beifall der Kenner damit nicht zu verfehlen.

Weimar, den 30. März 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Nachricht und Rüge wegen Bertuchs Bilderbuch für Kinder.

Es haben im vorigen Jahre zu Rumburg in Böhmen ein Paar Ehrenmänner, Namens Pohmann und Hollaubeck, bei denen, nach D. Gall's Organenlehre, das Diebesorgan wohl vorzüglich stark entwickelt und prädominant seyn möchte, unternommen, mein Bilderbuch für Kinder nachzudrucken, (oder wie sie es zu nennen belieben, unter meinem Namen neu herauszugeben) dasselbe jämmerlich zu verhunzen, und mit ihrer gestohlnen Waare das Publikum zu betrügen, wovon der vorliegende erste Heft den überzeugendsten Beweis liefert. Schon die Ankündigung dieser ehrlosen Speculation, welche im vorigen März erschien, trägt den Stempel der Lüge und des Betrugs an der Stirn, und es scheint, als hätten diese Fabrikanten in ihrem Eifer das Publikum mit ihrem Geschenke zu beglücken, rein vergessen, daß das Publikum auch noch rechnen kann, und nachsieht, was für Waare es für sein Geld bekommt. Hier die Beweise davon.

In ihrer schamlosen Ankündigung sagen diese Nachahmer des heiligen Schuster Crispins, der das Leder stahl, und den Armen die Schuhe umsonst machte, Folgendes: „Da „Bertuchs Bilderbuch zum Nutzen und Vergnügen der Kin„der eins der richtigsten und nützlichsten sowohl für Kinder als „Erwachsene ist, im Preise aber für den Bürger und geringern Stand zu hoch kömmt, so haben sich Unterzeichnete „entschlossen, dieses so vortreffliche Werk in einer neuen Auflage treu kopirt, ungleich wohlfeiler, und daher auch für „Kinder von wenig bemittelten Eltern gemeinnützlger zu „machen, auf dem Wege der Subscription — herauszugeben." — Und was thun sie nun, um dieß Kunststück zu bewirken, in ihrem ersten Hefte? —

1. Sie zerreißen und verhunzen jämmerlich meinen ganzen Plan, der ausdrücklich und ganz wesentlich so gemacht ist, daß der kleine, neben den Kupfern stehende, nicht wissenschaftliche Text, und der separat gedruckte ausführlichere, wissenschaftliche Funkische Commentar,

durchaus getrennt, und jener blos für das Kind, das schon lesen kann, letzterer aber für Eltern und Lehrer beim Unterrichte, bestimmt seyn soll; beschneiden und verstümmeln letzteren auf die unvernünftigste Art, und stopfen beide nun in Einen dickeren Heft zusammen, so daß dadurch Verwirrung bei dem Kinde entsteht, indem dieß statt eines dünnen, oft wiederkommenden und sein Vergnügen immer erneuernden, bloßen Bilderhefts, ein gelehrtes Buch in die Hände bekommt, und mein ganzer practischer Zweck, der bisher mein Bilderbuch so angenehm und brauchbar machte, durchaus verfehlt und vernichtet wird.

2. Sie drucken den kleinen Text für Kinder nicht mit lateinischen, sondern mit ordinären teutschen Typen, da ich doch jene ausdrücklich deshalb wählte, um das Auge des Kindes schon früh an die schönere lateinische Schrift in teutschen Büchern zu gewöhnen, und dadurch nach und nach unsere häßliche teutsche Mönchsschrift verdrängen zu helfen; wie ich dieß ausdrücklich in meiner Einleitung zum B. B. gesagt habe; welche aber die Nachdrucker mit allem Fleiße wegließen, um dem Publikum keinen Maasstab in die Hand zu geben, mit welchem man ihr schönes Machwerk messen könnte, sondern dasselbe in der völligen Unwissenheit meines Plans zu lassen.

3. Sie lassen meinen kleinen Französischen, Englischen und Italiänischen Text, der beim Unterrichte des Kindes in diesen 3, für Teutschland unentbehrlichen, Hauptsprachen so gemeinnützig und brauchbar ist, gänzlich weg; und verhunzen mein Werk auch von dieser Seite total.

4. Auf diese Art beschnitten, verstümmelt und zerrissen, liefern sie nun in ihrem ersten Hefte zusammengestopft, obgleich ziemlich groß, mit Cicero-Schrift gedruckt:

8 Blätter Kupfer und 31 Blätter Text groß gedruckt für 1 Fl. 20 kr. Wiener oder 21 gr. 4 pf. Sächs. Crrt. Subscriptions-Preis; der Laden-Preis muß also noch höher steigen;

und damit haben sie nun, auf diese neue Manier zu verstümmeln, von meiner Original-Ausgabe

8 Blätter Kupfer
16 Blätter Kindertext
52 Blätter Funkischer Commentar, klein gedruckt

in ihre Büchse zusammengestopft, und man kann denken, was aus diesem zusammengeschnittenen Ragout geworden ist. Diese 68 Blätter Text und 8 illum. Kupfer würden in der Originalausgabe vollständig und gut dem Käufer 1 Rthlr. 8 gr. Sächs. oder 2 Fl. Wiener Crrt. gekostet haben, und nun bekommt er

für 1 Fl. 20 kr. Wien. od. 21 gr. 4 pf. Sächs. Crt. von diesen Nachdruckern nicht einmal halb so viel Bogen Text, und das Ganze so total verhunzt, daß ich es durchaus nicht mehr für mein Werk anerkennen kann, und feierlichst dagegen protestiren muß. Ich fordre nun jeden ehrlichen Mann, der rechnen kann, auf, zu berechnen, wie Er und das Publikum mit dieser Räuber-Speculation bedient werde.

Ich habe das äußerst Mögliche gethan, den Preis meines Bilderbuchs, als ich es vor 16 Jahren anfieng, so wohlfeil als er steht (den Heft, mit sauber ausgemalten Kupfern, zu 16 gr., und mit schwarzen zu 8 gr. Ladenpreis, von dem bekanntlich jede Buchhandlung noch ¼ als Rabbat bekommt) zu stellen, seit dieser Zeit, obgleich die Preise aller Dinge sehr beträchtlich gestiegen sind, um keinen Kreuzer erhöhet, und dem Liebhaber die Anschaffung davon so leicht gemacht, daß er zu jeder Zeit, und mit jedem Hefte, wann und wo er will, antreten und abgehen, immer von vorn anfangen, und so viel Hefte er will, nehmen, jeden Defect, sogar bis auf einzelne Kupferblätter, sich ergänzen, kurz Alles dabei nach seinem Belieben und Vermögen einrichten kann. Diese Bequemlichkeit der Anschaffung dauert noch immer fort; und dennoch sind elende Nachahmungen, Nachbildungen, Nachstiche und Nachdrücke meines Bilderbuchs allenthalben genug erschienen, wodurch, so wie durch gegenwärtiges elendes Product, das Publikum eben so sehr betrogen, als der Autor bestohlen wird. Da in einem großen Theile von Teutschland Gesetz und Regierungen leider noch nicht das Geistes-Eigenthum des Schriftstellers schützen und sichern, so vermag dieser bei einer so traurigen Lage auch selten mehr zu thun, als dem ehrlosen Nachdrucker die Larve der edlen und wohlthätigen Gemeinnützigkeit, die er fast immer vornimmt, öffentlich abzuziehen, und dem Publikum den Dieb, der auch dasselbe mit seiner gestohlnen Waare betrügt, nackt darzustellen. Es entscheide nun, wen von Beiden zu begünstigen sein eignes Interesse erfordert. Es ist indessen auch schon auf andere Art dafür gesorgt, den Herren Pohmann und Hollaubeck einen Strich durch ihre ehrlose Speculation zu machen.

Weimar, den 20. Febr. 1806.

F. J. Bertuch,
H. Sachs. Weimar. Legations-Rath.

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1806.

I.

Gedichte.

Eginhardt und Emma. *)

Schön war die Tochter Kaiſer Karls des Großen,
Und was ſie ſprach, und was ſie that, gefiel,
Ihr Hals war Schnee, ihr Mund ein Kranz von Roſen,
Ihr Aug' ein Stern, die Stimm' ein Glockenſpiel,
Vom Oſt zum Weſt, von Süden bis zum Norden,
War nie was ähnliches bewundert worden.

*) Es haben ſich ſchon mehrere und zum Theil ſehr genannte Romanzendichter unſerer Nation an dieſem Stoffe (man erinnert ſich wohl noch der ſchönen Erzählung deſſelben, die der für unſere Literatur unver-

Von ihrem Reiz ward überall gesprochen,
Von ihrem Reiz ward mancher Auge krank,
Die Jungen hüpften und die Alten krochen,
Ihr nach vom Morgen, bis die Sonne sank.

gessene Sturz aus dem Chronico Laurishemensi davon gegeben hat Schriften Th. II. S. 294) entweder bewährt oder verkündigt. Aber eben darum dürfte es doppelt interessant seyn, ihn aufs neue behandelt zu sehn; denn es ist kein schlimmes Zeichen, wenn Gegenstände der Art gleichsam den Wettkampf mehrerer Dichter veranlassen. Myrons Kuh wurde von mehr als 30 griechischen Epigrammatisten, deren Kampf uns die griechische Anthologie aufbewahrt, um die Wette besungen. Der Verfasser dieser Romanze ist längst dahin gegangen, quo pius Aeneas, quo divus Tullus et Ancus. Aber es ist ein bedeutender poetischer Nachlaß von ihm zurückgeblieben, worunter sich besonders auch mehrere wohlgerathene Nachahmungen nach Horaz und was freilich eine ganz andere Stimmung voraussetzt, als die war, in welcher hier gescherzt wird, mehrere geistliche Lieder voll zarten und tiefen Gefühls befinden. Eine geschmackvolle Auswahl davon verdient bekannt gemacht zu werden. Gewiß sie wäre der schönste Kranz um seine Urne, die treue Bruderliebe und Freundschaft stets heilig halten wird. Uebrigens mag diese Antrinnerung an Eginhardt um so mehr hier einen Platz verdienen, als der nicht romantische, sondern ächt historische Charakter dieses Mannes, uns so eben durch eine ächt kritische Bearbeitung seiner Biographie Carls des Großen durch Hrn. Prof. Wredow in Helmstädt noch wichtiger geworden ist.

Um sich an ihrem Anschaun zu vergnügen;
Blieb manch Geschäft und manche Vortrag liegen.

Der Kanzler ließ die Räthe sich gedulden,
Und staunt im Park die Fürstenkocher an,
Der Steuerrath vergaß die Landesschulden,
Der Präsident den neuen Wirthschaftsplan,
Vom Hofmarschall bis zu dem Küchenjungen
War jedes Herz von Emmens Reiz durchdrungen.

So tanzte bunt und kraus, trotz Bart und Mäntel,
Um die Prinzessin manches Amtsgesicht;
Wie wenn in Welschland etwan die Tarantel
Bei'm Mittagsschlaf ein Dutzend Bauern sticht:
Doch gab's dabei auch manchmal derbe Späße,
Denn alle machten Augen wie die Hähne.

O, laßt ihr Herren, euch doch den Spaß vergehen! —
Hier selbst im Schlosse wohnt ein junger Mann,
Den, kann ich anders mit zwei Augen sehen,
Prinzessin Emma trefflich leiden kann,
Und der vielleicht, vom günstgen Glück geleitet,
Ein Herz, um das ihr kindisch zankt, erbeutet.

Herr Eginhardt, so hieß des Kaisers Schreiber,
War in der That kein schlimmes Meisterstück; —
Besaß viel reizendes für junge Weiber,
Geraden Wuchs und Männermuth im Blick;
Auch war er bei dem Kaiser unbeschadet
Geringer Abkunft, dennoch hochbegnadet.

Dies war der Mann, dem Glück der Liebe lachte,
Und der der Tochter Kaiser Karls gefiel.
Oft sah sie ihm erröthend nach, und dachte
O Rauch von Ehre! armes Puppenspiel! —
Wie gern, wie gern entsagt' ich dir noch heute,
Lebt ich dafür an dieses Mannes Seite.

Indessen war Herr Eginhardt kein Schächer,
Und in der Liebessprache nicht so neu.
Ein Blick nach ihm, ein Schlag mit ihrem Fächer,
Verrieth ihm bald, wie lieb er Emma sey.
Von süßer Sympathie schon längst ergriffen,
War, wie man sagt, ihm leicht zum Spiel gepfiffen.

Das Eisen muß man, weil es warm ist, schmieden,
Dacht er bei sich; — legt' alles von der Hand,
Ließ Dint' und Feder und Papier in Frieden,
Und weilte gern, wo Emma saß und stand.
So ward er jeden Tag mit ihr vertrauter
Und allgemach in Lieb' und Hoffnung lauter.

Nicht lange mehr, so ward die Sache richtig,
Und Mund und Hand versiegelt ihm sein Glück.
Nur blieb für beide noch die Frage wichtig:
Wie täuschen wir des Hofes Argusblick? —
Auch sieht Papa noch endlich ohne Brille. —
Wie lieben wir einander in der Stille? —

" In dem Rondeel, getrennt vom Vorderhofe
Des Kaiserschlosses liegt ein Zimmer, fern
Vom Zimmer meiner tauben Kammerzofe.
Sie spricht: der Wink gnügt unserm jungen Herrn.
Und kostete es Kragen ihm und Kehle
Am nächsten Abend ist er im Rondeele.

Ach, liebster Engel, riefen beide:
Und sanken sanft, sich ihrer kaum bewußt,
So mächtig war der Uebergang zur Freude
Von Furcht und Angst, einander an die Brust —
Ach, mein Geliebter! ach, mein einz'ges Leben!
Rief er und sie mit Wonnesüßem Beben.

Und dennoch fühlten sie, wer wird mirs glauben?
Nichts als den Drang der reinsten Sympathie,
Und küßten, zwar so zärtlich, wie die Tauben,
Doch auch so fromm, so unschuldsvoll wie sie.
Gewesen wär ein andrer freilich dreister,
Doch Eginhärdt war seines Herzens Meister. "

Wie hätt' er auch ein Herz, das ohne Schranken,
Sich ſeiner Treu und Großmuth überließ,
Und nie von ihm zu weichen und zu wanken,
Ihm ewig, ewig treu zu ſeyn, verhieß,
Getrüben durch verwegne Wünſche können,
Wie Frauen freilich ſich ſehr bald vergönnen?

So trüb' und ſchwer ſie aus einander giengen,
Wenn Hesperus Aurorens Wagen wich,
So innig und ſo ehrfurchtsvoll umfingen,
Mit jedem Abend die Geliebten ſich,
Doch blieb vom Wonnekelch, den ſie genoſſen,
Furcht und Verdacht nicht immer ausgeſchloſſen.

Ach! wenn es je der Kaiſer hören ſollte,
Daß ſich mein Herz ſo gänzlich dir ergab,
Rief ſie einſt aus, und eine Zähre rollte
Auf ihren Wangen, Perlen gleich, herab. —
Verhüt es, rief ihr Trauter, Gott in Gnaden!
Er würde ſich in meinem Blute baden.

In deinem Blute, fuhr ſie auf und küßte
Die Thräne weg, die ſeinen Aug' entquoll.
Bei Gott! eh' dieſe Bruſt durchbohren müßte
Der Stahl, der deine Seite treffen ſoll. —
Doch laß uns ſtehig dieſe Stunde nützen,
Und unſre Liebe mag die Welt beſchützen.

sich in eine Pirogue, und ohne Lebensmittel, Segel noch Compas unternehmen sie eine Reise von 200 Seemeilen, um nach Mandagascar zurück zu kehren. Man hat Beyspiele von solchen Elenden, die würklich daselbst angelandet, hernach aufgefangen, und ihren Herren zurück geliefert worden sind.

Gemeiniglich entfliehen sie in die Wälder, wo sie dann hernach, gleich wilden Thieren, aufgetrieben werden. Wenn man ihnen nicht beykommen kan, so erschießt man sie. Verschiedene Insulaner unternehmen dergleichen Jagden, (wobey Hunde, andre Negern und Soldaten gebraucht werden) zu ihrem Vergnügen: unser Reisender hat eine Dame angetroffen, die sehr darauf erpicht war. Der erlegte Neger wird enthauptet, und sein Kopf auf der Spitze einer Stange im Triumph in die Stadt getragen. Keine Woche geht vorbey, wo man nicht dergleichen Einzüge sieht.

Die flüchtigen Negern stossen zuweilen in Haufen von zwey bis dreyhundert zu einander. Ihr gewöhnlicher Sammelplatz ist eine Einöde am schwarzen Fluß beym Vorgebürge Brabant. Auf diesem Vorgebürge hatten vor einiger Zeit ihrer vierzig eine Pflanzung angelegt. Man schloß sie dort ein, aber lieber, als daß sie sich ergaben, stürzten sie sich mit einander ins Meer. Diesen Flüchtlingen wird der Name wilde Schwarzen (noirs marons) beygelegt. Sie erwählen

unter

In dieſem Bund, den jede Nacht verſtärkte,
Strich allgemach der ſchöne Lenz vorbei,
Kein Höfling ahndete, kein Page merkte,
Wie einig Eginhardt und Emma ſey;
So klüglich wuſten beide ſich zu faſſen
Und Ort und Zeit gelegen abzupaſſen.

Der Sommer kam, nach ihm die Zeit der Trauben
Und Emma blieb dem ſchönen Schreiber hold,
Doch immer ſteht Fortunens Gunſt auf Schrauben,
Hält Probe nicht, wie Freundſchaft oder Gold.
Liebt immerfort, liebt ungeſtört, ihr Kinder,
Nur wenn der Winter ſtürmt, beſucht euch minder.

Der Winter kommt, haucht Teich und See zum Spiegel;
Noch bleibt die Glut des treuen Paares warm,
Und platzten ſchon von großem Froſt die Ziegel,
Noch eilten ſie einander in den Arm;
So gehts hindurch des Winters erſte Wochen,
Doch Glück und Glas, wie bald ſeyd ihr zerbrochen!

Von der Geliebten bis ans Thor begleitet,
Will Eginhardt einſt früh nach Hauſe gehn;
Doch lockrer Schnee im Hofe dünn verbreitet,

Läßt Tritte jedes Männerfußes sehn,
Die vom Rondeel her, wann nie Männer nahten,
Verdacht erregen, wo nicht schon verrathen.

Da war nun freilich Helland sehr in Nöthen;
Der Sonnenzug ist schon zur neuen Bahn
Geschirrt, der Himmel fängt sich an zu röthen —
„Eins hilft uns! ruft sie, und — gesagt, gethan,
„Mein Tritt ist unverdächtig! komm, mein lieber!
„Ich trage dich! — Rasch trägt sie ihn hinüber.

Zum Unglück trat der Kaiser an das Fenster,
Dem ohne Schlaf die Nacht verstrichen war. —
Er rieb die Augen — glaubt' er säh Gespenster,
Und, ach! erkannte das vertraute Paar. —
Wart', dacht' er, Herr Patron, du sollst's doch fühlen,
Mit Kaisern sey nicht ungestraft zu spielen.

Er ließ den Hauptmann der Trabanten holen
Und sprach: der Schreiber Eginhardt sey dir
Hiermit auf Leib und Leben anbefohlen;
Einstweilen gieb ihm in dem Thurm Quartier,
Und meine Tochter, die ich nun und nimmer
Dafür erkennen will, schließ in ihr Zimmer. —

Indeß durch solchen Auftrag Karl der Große
In etwas seinem Unmuth Luft gemacht,
Schlief Eginhardt so fest wie ein Matrose,
Der Nächte durch im Wogendrang gewacht,
Und schlief wohl noch, wenn nicht vom Ruhebette
Gar wild der Hauptmann ihn geschleudert hätte. —

Der Schreiber rafft sich auf, doch zwölf Colossen
Stehn rüstig um ihn her, und jeder packt
Mit einer Faust, aus Eisenerz gegossen,
So mächtig ihn, daß jede Ribbe knackt;
Und nun erhebt mit fürchterlicher Stimme
Der Hauptmann, wie ein Hektor seine Stimme:

Auf Kaiser Karls Befehl — schon gut; ich merke,
Rief Eginhardt, was Kaiser Karl gebeut;
Nur wendet nicht unnöthig eure Stärke
An einen Einzelnen und laßt mir Zeit,
Denn dieser Aufschub ist doch wohl zu leiden,
Nur einen Augenblick mich anzukleiden.

Gebunden ward vor der Prinzessin Erker
Vorbei der Schreiber in den Thurm geführt,
Doch litt er nicht auf faulem Stroh im Kerker,
An Hand und Fuß gerädelt und geschnürt,
Was Emma litt, die schon vor ihren Augen,
Das Richtschwerd blinken sah, den Holzstoß rauchen

Vergeblich warf ſie ſpät ſich auf ihr Bette,
Vom ſanften Schlaf blieb ihr erhitztes Blut
Unabgekühlt. Auf heißen Kohlen hätte
Wohl eher noch Sanct Lorenz ausgeruht.
Unfähig ſich durch Hoffnung einzuwiegen
Schien ſie bereit, dem Gram zu unterliegen.

Und als ſie länger ſich nicht mächtig fühlte,
So vielen Schmerz zu faſſen, ſprang ſie auf
Und ließ dem Jammer, der ihr Herz durchwühlte,
In dieſem Brief, genetzt mit Thränen, Lauf.
Den ſie, ſobald die Sonn am Himmel blickte,
Durch einen Hüter ihrem Vater ſchickte.

Mein Vater — oder wenn nicht mehr mir Armen
Der Todtername ziemt — mein Herr und Fürſt —
O möge deiner einſt ſich Gott erbarmen,
Wie du des Mannes dich erbarmen wirſt,
Für deſſen Leben, nicht für meine Tage,
Ich dieſe letzte meiner Bitten wage. —

Ich war es, die, von ihrem Stolz geſunken,
Zuerſt ihm Lieb' und Neigung merken ließ.
Ich war es, die den Anfang ſchwacher Funken
In ſeiner Bruſt zur vollen Flamme blies.
Auf meiner Seit' allein war das Verbrechen,
Durch meinen Tod allein iſt es zu rächen. —

Wir liebten uns, doch blieben stets die Schranken
Der heilgen Tugend fest und unverrückt,
Und seiner Achtung hab ich's mit zu danken
Daß keine Schuld verletzter Zucht mich drückt. —
Er war es, der, was auch mein Herz gewährte,
Doch stets in mir die Kaisertochter ehrte.

Vergilt ihm diese mir bewiesne Treue;
Und wenn noch Mild' in deinem Herzen wohnt,
Und Billigkeit, o Vater, so verzeihe
Dem Mann, der meiner Schwachheit so geschont;
Der, wenn ich jemals in Gefahr mich brachte,
Sein Herz zum Hüter meiner Unschuld machte.

Sein Schicksal steht, ich weiß, in deinen Händen,
Doch ist das meine fest ihm beigelegt.
Bald kann der Gram ein banges Leben enden,
Wornach kaum mehr ein leiser Wunsch sich regt. —
Und o! des Trost's, daß ich zu meinem Grabe
Vielleicht nicht mehr als wen'ge Schritte habe!

Ob Kaiser Karl die Augen sich gerieben,
Bei diesem Brief, — ich weiß es wahrlich nicht. —
Mir selbst, indem ich es nur hingeschrieben,
Mir rollten häufig Thränen vom Gesicht.
Sonst pflegt er wohl sehr eilig zu ergrimmen,
Doch schwer zur Lindigkeit sich umzustimmen.

Ergrimmter war auf jeden Fall der Kaiser,
Als er gewesen war, gewißlich nicht.
Der Schreiber, dacht er, zeigte sich doch weiser
Und züchtiger, als mancher junge Wicht,
Der meinem Kind in solchem Fall, ich wette,
Wohl andre Sachen zugemuthet hätte. —

Auch ich war jung und rüstig und die Weiber
Gefielen mir von meiner frühsten Zeit.
Doch selten nur betrug ich, wie mein Schreiber,
Mich gegen sie mit gleicher Mäßigkeit.
Ein Mann, wie der, verdient fast eine Stelle
Bei Heiligen und Altar und Kapelle.

Und bald darauf ließ er die Räthe kommen,
Und sprach, als sie sich um den Tisch gesetzt,
Vermuthlich habt ihr gestern schon vernommen,
Wie schwer mein Schreiber seine Pflicht verletzt,
Was sich mit ihm und Emmen zugetragen,
Weiß Hof und Stadt und darf ich nicht erst sagen. —

Und gleichwohl trug er, wie es schien, voll Rache
Und Eifer, — das Baret auf einem Ohr,
Die Hand am Degenkoppel — die ganze Sache
Noch einmal den Geheimde-Räthen vor.
So, sprach er, stehts, und das ist ihr Verbrechen —
Der Kaiser und der Vater ist zu rächen. —

Wohlan, ihr Räthe, Veste und Getreue,
Steht mir anjetzt mit Rath und Urtheil bei,
Und überlegt, ein jeder nach der Reihe,
Wie dieses saubre Paar zu strafen sey —
Die Welt ist ohnehin kein Tugendtempel,
Und heut zu Tage brauchen wir Exempel.

Wer kann wohl da die Strafen alle nennen,
Die das Konseil dem treuen Paar dictirt? —
Ihn muß man köpfen, rädern und verbrennen,
Sie wird ins Kloster ewig religirt.
Mit so viel Eintracht und doch so viel Grimme,
Kam nie der Staatsrath noch zu Einer Stimme. —

Und nunmehr traten die Gefangnen, beide
Zugleich gerufen, kläglich in den Saal,
Man lies't das Urtheil! — ach von großem Leide
Entstürzen heiße Thränen ohne Zahl. —
Ein Schauer lief dem Schreiber durch die Glieder
Und Emma sank beinah in Ohnmacht nieder.

Und als sie beide so in Thränen schwammen,
Nahm Kaiser Karl die Tochter auf den Schoos,
Und sprach: der Richter will dich zwar verdammen,
Doch spricht dich gern dein guter Vater los,
Und du, du liebtest, liebe fort nicht minder;
Seyd beide frei, seyd „beide" meine Kinder.

So gut als diesem wird es heut zu Tage
Wohl keinem Schreiber auf der weiten Welt,
Die Väter führen eine andre Sprache:
Ist auch der Herr von Adel? hat er Geld? —
Und was ein Kaiser that, das thäte leider
Zu unsern Zeiten kaum ein reicher Schneider. *)

Hauswald.

*) Gerade dieser Schluß dürfte aus leicht begreiflichen Gründen den wenigsten Beifall erhalten, so wie überhaupt mancher Wasserschößling und Auswuchs noch abgeputzt werden müßte, um dem Gedicht eine bleibende Stelle unter unseren Romanzen zu verschaffen. Allein dieß wird bei einer Ausgabe des ausgewählten Nachlasses gewiß nicht fehlen, da einer der geistreichsten Dichter unseres Vaterlandes, der selbst in einem der erhabensten Geschäftskreise den holden Musen nicht ganz absagte, mit unbestochener Kritik dem Freunde vergelten wird, was er einst ihm leistete.

B.

II.

Probe von Ueberſetzungen.

Ueberſetzung des Prologs und der erſten Satire des Perſius.

Vorwort.

Vielleicht kann der ſinnſchwere, gedankenreiche Perſius nur in einer teutſchen Ueberſetzung wiedergegeben werden. Keine andere neuere Sprache leiſtet es. Um ſo wünſchenswerther müſſen Verſuche hierin ſeyn, die von gewiegten und geübten Händen nicht oft genug angeſtellt werden können. Wir haben neuerlich durch König eine ſehr zweckmäßige, und dem Stande der Philologie in unſeren Tagen vollkommen angemeſſene Ausgabe (Göttingen 1803) des Originals erhalten, die der verewigte Herder, der mit großer Liebe und innigem Ergreifen des Reinmenſchlichen in dieſem Satirikus ihn ganz überſetzt hatte, freilich noch nicht benutzen konnte. Wir greifen dem Urtheil des Publikums über die hier mitzutheilende neue Probe keineswegs vor, hoffen aber, daß ſie Freude machen wird

und lassen den Verfasser sich nun selbst noch bevorworten. Er ist unseres Bedünkens vollkommen mündig. B.

Da mein Studium des klassischen Alterthums mich in die Zeiten sinkender römischer Kraft führte, ward mir der liebenswürdige Persius zum schönen Stern in dieser Nacht von Uebergeschmack und Immoralität. Ich fand meine Freude daran, ihn mir teutsch wiederzugeben; was mir erleichtert und zugleich erschwert ward, durch die Arbeiten meiner, sich in den Händen des Publikums befindenden Vorgänger. Es schien mir keine Riesenarbeit, diese zu übertreffen, zugleich aber versagte mir die Beschaffenheit ihrer Verdeutschungen eine Basis, von der aus ich die Annäherung an das Original hätte unternehmen können. Darum sah ich mich genöthigt, zum Idealen meine Zuflucht zu nehmen, freilich zu einem im Uebersetzen mißlichen Standpunkte. Denn des verst. Fülleborn Arbeit giebt von meinem Dichter zwar alles wieder, ausser — den Dichter. — Herders geistvolle Uebersetzung des Prologs und der 1sten Satire würde jeden andern Versuch niederschlagen, wenn er sein eigenes liebevolles Gemüth hätte verläugnen können. Ueberdiß ist sein Herameter von der Art, daß er den Herrmanns der Nachwelt zu schaffen

machen

unter ſich ein Oberhaupt, dem unter Lebensſtrafe gehorcht werden muß. Sie enthalten ſich die umliegenden Wohnungen zu berauben, ſogar des Fiſchens in den benachbarten Flüſſen. Des Nachts gehen ſie ihre Nahrung im Meer zu ſuchen, und des Tags dringen ſie mit gut abgerichteten Hunden in die tiefſten Waldungen, nur daſelbſt den Hirſch zu verfolgen. Befindet ſich in dem ganzen Haufen nur eine Weibsperſon, ſo gehört ſie dem Oberſten allein; ſind ihrer aber mehrere, ſo gehören ſie allen. Ihre Kinder ſollen ſie, aus Furcht durch ihr Schreyen entdeckt zu werden, bey der Geburt umbringen.

Man bemüht ſich durch die Hofnungen der Religion die ſchwarzen Sclaven aufzurichten. Von Zeit zu Zeit wird einer getauft. Man ſagt Ihnen alsdann, ſie ſeyen nunmehro mit den Weiſſen verbrüdert, und würden Theil am Paradieſe haben. Aber ſie können nicht glauben, daß die Europäer ſie jemals zum Himmel führen werden; da ſie ihnen die Erde zur Hölle machen.

„Meine Feder (ſchreibt unſer Reiſender an „ſeinen Freund) ermüdet von der Erzählung ſo „vieler Abſcheulichkeiten . . . . O wie glücklich „ſind Sie! Sie können den Plagen der Städte „entfliehen, und finden Erquickung auf dem Lande. Dort ſehen Sie ſchöne Ebnen, Hügel, „Dörfer, Erndten, Weinleſen, ein Volk, welches tanzt und ſingt: wenigſtens das Bild der „Glückſeligkeit! Hier ſeh' ich arme Negerfrauen,

, machen wird, und bei einzelnen Erklärungen dürfe Casaubonus ungläubig den Kopf schütteln, wenn er sich verschmäht sieht (und 34. 42. 72. wo man auf eine sinnwidrige und wenig elegante Variante schließen möchte u. a.) Doch es könnte scheinen, als wenn ich mich hierin über den verehrten Todten erheben wollte. Ich bemerke nur noch, daß ich V. 96. 97 Casaub. Text verlassen habe, und Hrn Criminalrath Meisters Interpretation, Interpunction und Emendation gefolgt bin, wie ich sie in Becks comm. Soc. phil. Lipf. gefunden.

* * *

Prolog.

Nie netzt' ich meine Lippen mit der Roßquelle
Auch weiß ich nicht, daß ich auf des Parnaß Zweihaupt
Geträumt, und, plötzlich so ein Dichter, aufwachte.
Pirenens Waſſer und des Helikon Chöre,
Die überlaß ich denen, welcher Bild Efeu
Umſchlingt und ſchmeichelt. Zu der Poeſie Tempeln,

Zwar halb ein Bauer, trag' ich d:ch mein Lied
selber.
Wer lehrete den Papagei ſein: Willkommen!
Und wer den Staaren, unſere Rede nachahmen?
Der Lehrer aller Künſte, des Genie's Vater,
Der Magen, der auch das verſagte Wort ein-
giebt.
Wenn, hoffnungsvoll, das trügeriſche Gold
funkelt:
Dann wird der Rab' ein Dichter, wird der
Staar Dichterinn,
Und, glaube mir! ein pegaſeiſch Lied ſingen.

* * *

Erſte Satire.

Ach, ihr Sorgen der Welt! ach! wie viel
im Leben iſt eitel! —
„Wer lieſt das?" — Mich fragſt du ſo? — „Kei-
ner, beim Herkules"! — Keiner? —
„Zwei vielleicht: vielleicht auch keiner. O Schan-
de!" — Warum das?
Weil den Labeo mir, Polydamas ſammt den
Trojaner
Weibern vorzieht? Poſſen! Wenn ſchon das
ſtürmiſche Rom preiſt,

Preiſe du blind nicht mit, ſtreng prüfe den trügenden Ausſchlag
Jener ſchwankenden Waag', und ſuche dich ſelber nicht auswärts.
Denn wer iſt nicht in Rom? — ja dürfte man reden! — Ich darf es,
Dann, wenn das Alter mein Blick, wenn er unſer trauriges Leben
Traf, und jegliches, was wir treiben und thun von dem Nußſpiel,
Bis zu der Onkel Ernſt, dann darf ichs. Verzeiht mir: ich will nicht.
Was zu thun? — doch mich treibt muthwilliger Sinn zum Geſpött hin. —
Immer ſind wir daheim und ſchreiben, der Verſe, der Proſa,
Etwas Erhabenes, das auch die weiteſte Bruſt nur hervorkeucht.
Wenn du dem Volk es, gekräuſelten Haupts und in neuem Gewande,
Endlich noch geziert mit dem Sardonyx deines Geburtstags,
Leſend auf ragendem Sitz, die Kehle mit flüſſigem Balſam
Schmeidigend, nun hinwäſſerſt mit kublendgebrochenen Aeuglein:

Sieh alsdann, unzüchtigen Blicks und mit heiserer Stimme,
Glühen die hohen Quiriten, sobald dein Gedichtchen die Lenden
Ihnen durchzuckt, und der üppige Vers sich ins innerste Mark schleicht.
Haschest du so, Graukopf, für Anderer Ohren die Köder,
Ohren, denen selbst dein Wahnsinn gern Schweigen geböte? —
„Wozu lernen, wenn nicht der gährende Teig und der mit uns
Wachsende Feigenbaum verbricht aus erschlossener Seele?“ —
Daher die Greisengestalt! O ihr Menschen! Also so gar nichts
Ist dein Wissen, wenn nicht der andere weiß, was du wissest? —
„Ists denn nicht süß, mit dem Finger gezeigt, zu hören: das ist er? —
Und gelernt zu werden von hundert lockigen Knaben,
Achtest du das auch für nichts“? — Sieh, jetzchend, erkundet beim Nachtisch
Remulus fettes Geschlecht, was götuliche Lieder besagen?

Stracks giebt einer, die Schultern umhüllt mit purpurnem Mantel,
Wimmernd in ſchmelzendem Laut, heraus durch die Naſe geliſpelt,
Syllis, Hypſipyle, oder was ſonſt das poetiſche Volk heult.
Von ſich, und halb nur entgleitet das Wort der zärtlichen Zunge.
Fortan klatſchen die Männer. Sind jetzt nicht dieſes Poeten
Reſte beglückt? Drückt leichter nicht jetzt die Gebeine der Grabſtein?
Was mitſchmauſet, erhebt ihn; und werden nicht jetzt aus den Manen,
Nicht aus dem Grab anjetzt und der ſeeligen Aſche Violen
Blühen? — Nun heißt es: „du ſpöttelſt, und ziehſt in zu bittere Falten
Deine Naſe. Wer möchte nicht gern verdienen, in Volkes
Munde zu leben, und Lieder verlaſſen, des Oeles der Ceder
Würdig, und ungefährdet von Heringen oder von Weihrauch?“
Wer du auch ſeyſt, den ich jetzt hier gegen mich reden gelaſſen!

Ich auch, wenn ich ſchreib' und vielleicht was Rechtes herauskömmt,
(Selten zwar iſt der Fall) doch geſetzt, daß was Rechtes herauskömmt,
Werde das Lob nicht fliehn: ſo verknöchert' ich nicht an den Nerven.
Aber ich läugne, daß Zweck und das Ziel des Wahren und Guten
Sey dein „Trefflich"! und „Schön"! denn zergliedre genauer dieß „Schön"! nur.
Was begreift es nicht! Hier iſt nicht Accius opiumtrunkne
Ilias: kein Elegidion hier, das flugs zur Verdauung
Einer der Großen dictirt: auch nicht, was geſchrieben auf Latten
Von des Citronbaums Holz. Du verſtehſt dich zu dampfenden Braten,
Kannſt den fröſtelnden Freund mit alterndem Mantel beſchenken,
Und du ſprichſt: „Ich liebe die Wahrheit. Sagt mir von mir ſie."
Könnt' es wer? Soll ichs? Du biſt ein Sudeler, Kahlkopf,
Dem der gemäſtete Wanſt zwei Spannen und drüber hervorguckt.

Wohl dir, o Janus, den keiner von hintenzu mit dem Storch neckt,
Keine gelenke Hand nachahmt die weißlichen Oehrlein,
Keiner die Zung' auch, so lang wie ein durstender appuler Hund, zeigt;
Ihr, o Patrizisches Blut, die ihr, wie es billig, mit blindem
Hinterkopf lebt, o seht! wie die Fratze von hinten euch auszischt. —
„Wie urtheilet das Volk"? — Wie das Volk? In melodischem Wohlklang
fließe seit jetzt erst das Lied, daß die glattgeschliffne Verbindung
Selber dem prüfenden Nagel entgieng. Er kann euch den Vers baun,
Wie man, ein Auge verschließend, mit Röthel die Linien hinzieht.
Sing' er nun von der Sitten Verderb, von der Könige Schmäusen.
Unserm Poeten verleiht erhabne Gesänge die Muse.

Seht, die lehren wir schon abschildern heroischen Mannsinn,

die kaum Griechisch plappern gelernt, kein Wäld-
chen zu malen
Tüchtig, noch das geseegnete Land zu preisen,
wo Körbe,
Und nebst Schweinen ein Heerd, und Palilien,
rauchend von Heudampf,
Das auch den Remus gebar und dich, Quinc-
tius, Lenker der Pflugschaar,
Dem vor den Stieren dein zitterndes Weib das
Dictatorgewand bot,
Und der Lictor den Pflug heimschleppte. Glück
zu, du Sänger!

Manchen entzückt Briseis annoch, des
Attius Kraftwerk,
Auch Pacuvius und Antiopens Holprigkeit fesselt,
Diese Seele, von Quaalen genährt und
wohnend in Trauer.
Sahest du, wie blödsichtige Väter den Jüng-
lingen solche
Muster empfehlen? und fragst du mich noch,
woher nur der Bombast
Unsere Sprache beschlich? woher nur der Gräuel,
bei welchem,
Jubelnd vor Wonne, vom Sitz dir der zierliche
Trossuler zujauchzt?

Schämt ihr euch nicht, nur darum von grauem Haupt die Gefahr zu
Scheuchen, weil ihr wünscht, ein lauliches „Herrlich" zu hören?
„Pedius, heißt es, du stahlst." — Und Pedius? Wägt in geleckten
Gegensätzen die Klage. Man lobt die Redefiguren:
„Schön, recht schön"! Das schön, du schwänzelnde Romulus Abart?

Rührte mich der Schiffbrüchige wohl, der mir singt, ihm ein Aß nur
Darzureichen? Dich scheiternden trägst du gemalt auf der Schulter:
Aber du singst? Nicht, den er mit Kunst in Nächten erlernt hat,
Wahre Schmerzen beweine, wer mich will rühren durch Klagen.

„Aber der Rythmus ist schön, und des Rauhen sanfte Verschmelzung
Schmiegt den Vers in solcherlei Schluß: Berecynthiens Attis,
Und der Delfin, durchrauschend die Fluren des bläulichen Nereus;

So raubt' eine Ripp' ich der Kette des Apenninus." —
Waffen und Held! das wäre nicht Schaum nur und dickes Korkholz,
Wie ein veralteter Aſt, vergoren in läſtiger Rinde?
Aber was iſt denn zart und mit ſchlaffem Halſe zu leſen? —
„Mimallonëiſche Wuth füllt tobend die ſchwetternden Hörner,
Baſſaris ſchwinget das Haupt, entriſſen dem fürſtlichen Kalbe,
Lüchſe regiert mit dem Efeugerank die Mänade, und jubelnd
Schallet ihr bachiſcher Ruf. Eintönet die Schmeichlerinn Echo." —
Sänge man ſo, wenn in uns Ein Funke vom Saamen der Väter
Lebte? dieß lahme Geſchwätz fließt leicht auf dem Schaume des Speichels,
Vor auf der Lipp', und in jeglichem Mund iſt die Mänas und Attis.
Doch zerſchlug er kein Pult, ſchmeckt nicht nach zerbiſſenen Nägeln.

„Aber wozu manch zärtlich Gehör mit beiſſiger Wahrheit

„ihre nackten Kinder auf dem Rücken angeheftet, „sich über ihren Spaten krümmen; Negern, die „bang an mir vorbey zittern: dann und wann „hör' ich wohl einmal aus der Ferne den Schall „ihrer Trommel; aber weit öfter das Knallen „der Peitschen, das gleich Pistolen-Schüssen „durch die Luft fährt, und ein Schreyen, das „durch die Seele bohrt .... Gnade, Herr! „.... Erbarmung! u. s. w.

„Man redet so viel und mit so grossem Ab„scheu von der Grausamkeit der Bluthochzeit, der„Ermordung der Mexicaner durch die Spanier; „und noch heut zu Tage nimmt halb Europa an „einer ganz ähnlichen Unthat Antheil! Oder ist „es ein grösseres Verbrechen, Leute, die nicht „unsere Meynungen haben, auf einmal zu töd„ten, als die Quaal einer Nation zu seyn, der „wir unsere Wollüste verdanken? Jene schöne „Rosen- und Feuerfarben, worinn sich unsere „Damen kleiden, die Baumwolle, womit sie ihre „Röcke unterlegen, der Zucker, der Caffee, die „Schokolate, die sie beym Aufstehen zu sich neh„men, das Roth, womit sie ihre Weisse erhö„hen, ward durch die Hände der unglücklichen „Schwarzen für sie zubereitet. — Empfind„same Schönen, ihr weint in den Trauerspielen; „und was zu euren Freuden dient, ist mit Thrä„nen benetzt, und mit Menschenblut gefärbt!“

Unser Verfasser beklagt, daß man auf der Insul Frankreich nicht die Anzahl der Lastthiere

zu

Tief verletzen? Sey wohl auf der Hut, daß der Mächtigen Thür sich
Dir nicht frostig verschließt. Des Zürnenden knurrende Laute
Höret man hier." — Gut. Meinetwegen sey alles fortan weiß.
Sey's drum. Lustig! ihr mögt zusammt nun Wunder der Welt seyn.
Das ist dir recht. — „Daß niemand etwas, verbeutst du, hieher macht!
Flugs zwei Schlangen gemalt. Der Ort, ihr Jungen, ist heilig.
Draußen pißt"! — Schon geh' ich.
Lucilius geißelte Rom einst, Lupus und Mutius euch, und zerbiß sich an denen den Backzahn.
Jede Schwäche berührte dem lächelnden Freund der gewandte
Flaccus, und gernegesehn umspielt' er die Tiefen der Seele,
Schlau mit ernstem Gesicht das sämmtliche Volk zu verlachen.
Mucken soll ich nicht einmal? Nicht heimlich und nicht in die Gruft? Nie?
Dennoch vergrab ich dieß! ich sah's, sah's selber, mein Büchlein,

Eſelgeöhrt iſt Midas der Fürſt. Dieß gefundne Geheimniß,
Dieß mein Lachen, ſo Nichts, verkaufe' ich dir dennoch um keine
Ilias.

Wer du noch, angehaucht vom kühnen Kratinus,
Nächte durchwachſt bei Eupolis Zorn und dem göttlichen Alten,
Lies auch dies, ob etwas vielleicht als gediegen dich anſpricht.
Läuterten jene dein Ohr, dann ſey willkommen, o Leſer.
Weg mit dem Filz, dem es Luſt, zu ſpotten des Griechenpantoffels,
Der dem Schielenden noch zuſchrein kann: Schieler! als wär' er
Selber was rechts, ſtolz, weil er einmal in italiſcher Würde
Als Aedil ein falſches Getraidemaaß in Aret brach:
Weg, wer Figuren in Sand und an Tafeln geſchriebene Zahlen
Witzig beſpöttelt, bereit zu unendlichem Lachen, ſobald nur

Eine Buhlerinn frech des Cynikers greisenden Bart zupft:
Mag nach Edicten er früh, zu Callirrhoen mag er nach Tisch gehn.

Franz Passow.

III.

Bilder. *)

Entfaltung.

In schonender Hülle lag der Keim der Vernunft verborgen. Olympischer Thau senkte sich balsamisch auf das reiche Geheimniß, und der Strahl des Himmels sonnte es; schweigend, in stillem Leben harrte die Erde.

Eine hohe Gestalt trat heran; sie beugte sich

*) Aus Proteus, oder das Reich der Bilder; einer Sammlung von Fabeln, Apologen u. s. w. welche zur Ostermesse bei Weiß und Montag in Regensburg erscheint. Kenner werden den geistreichen Staatsmann, den kritischen Archivar der Klarfeldischen Papiere darin nicht verkennen.

ſanft, und winkte — vier und zwanzig kleine Genien erſchienen auf den Wink, tanzten in mannichfaltiger Verſchlingung um die Hülle, und ſchlüpften zuletzt behende hinein.

Eine zweite hohe Geſtalt nahte ſich, in ihrer Hand wehte ein ſchneeweißes Blatt, und auf dem Blatte leuchteten die Bildniſſe der vier und zwanzig Genien. Sie legte mit ſtillem Seegen das Blatt auf die Hülle, in welcher bereits reges Leben begann; unmerklich glitt es in den Schoos der Geheimnißvollen.

Und es erſchien die dritte hohe Geſtalt, von zehen Elementargeiſtern in arabiſcher Tracht begleitet: ſie ſtreckte den Zauberſtab aus, neue mannichfaltige Gruppirungen miſchten ſich in buntem Spiele, und zuletzt verſchwanden Arabiens Salamander unter der Hülle.

Die drei Feen grüßten ſich freundlich, und verſchlangen die Schweſterhände; die Hülle verſchwand, ſanft glänzend ſchmiegte ſich die neugeborne Vernunft an die hehre Drei, die Genien tanzten den Reihen der Freude, und der Erde ſtilles Leben wurde zum lauten.

Maler und Farben.

Eine Gesellschaft von Künstlern hatte sich das Wort gegeben, um den Preis des öffentlichen Beifalles zu ringen, ohne jedoch den Kampf anzukündigen. Die Zeit, in welcher die Gemälde fertig werden sollten, war bestimmt; man hatte sich wechselseitig tiefes Geheimniß versprochen: keiner der Mitwerber sollte von dem andern wissen, was er vorbereite, um sich des Sieges zu versichern. An dem festgesetzten Tage wollten die Maler alle ihre Werke verdeckt an denselben Ort bringen, sie neben einander aufstellen, die Hülle wegnehmen, sich selbst überraschen, dann dem Publikum die Thüren öffnen, und ohne sich zu nennen, gemeinschaftlich des Urtheiles harren.

Gesagt, gethan. Die Künstler eilten nach getroffener Abrede aus einander, und nach Hause; die Werkstätten wurden verschlossen, die Farbenreiber schwitzten, der Genius arbeitete mit aller Macht, über welche er Herr war, und die Gesellschaft der Maler schien ausgestorben, so wenig sah man irgend einen aus ihrem Mittel.

Der große Tag erschien; hüllenlos prangten die Kunstwerke in der Galerie: das stille Spiel der Lei-

denschaften im Busen ihrer Schöpfer, der laute Lerm der bei Eröffnung der Thüren heranströmenden Gaffermenge war vorüber; der kleinere Ausschuß wirklicher und vorgeblicher Kenner, wandelte durch den schallenden Saal, einzelne Gespräche mischten sich in das Verhallen langsamer Schritte, und hinter einen Vorhang hatten sich die lauschenden Maler zurückgezogen.

Der gefürchtete und reiche Kunstkenner Rhadamant, gieng mit ruhiger Miene von einem Gemälde zum andern; die kleine Schaar gebildeter Liebhaber, ernstlicher Kunstjünger, und sich selbst verläugnender Lauerer begleitete ihn.

Diese Euridize, wie sie dem verzweifelnden Orfeus an der Schwelle des Orkus wieder entrissen wird, hat sicher der unwillkührliche Egoist Alzifron gemalt, sagte unser Rhadamant. Weinte er nicht laut um verlohrne Mitgift, einsames Lager, und verschwundenen Zufluß der Gebildetsten in der Hauptstadt, als er in heißen Thränen um seine Elmira zerfloß? Schön — schön! die richtigste Zeichnung von der Welt, pathognomischer Ausdruck, strenges Kostum, glänzende Farben, aber — kalt! kalt! Die Skizze des liebevollen Jammers,

mers, aber trotz alle dem unausgefüllt! dem Gemälde fehlt die Seele des Gefühles, weil sie dem Maler gebrach.

Und hier! Artemisia am Denkmale ihres Mausolus vor Schmerz sterbend — die kann nur unser lauter Melind gedacht und gebildet haben — er, der noch in Trauerkleidern um seine vor funfzehn Jahren verstorbene Geliebte geht, und nur mit rothgeweinten Augen öffentlich erscheint. Zwar hat die Zeit den warmen Strom seiner Zähren ausgetrocknet: doch er hat das Geheimniß gefunden, sich zum lebendigen Mausoläum umzuschaffen. Diesen Ehrgeiz des Kummers hauchte er seinem Gemälde ein; aber brennt er in diesem bleichen Geisterbilde nicht wie eine erlöschende Grabesflamme? So fühlt und so malt der wahr empfindende Mensch nicht.

Ha! eine Alzeste, die als Opfer für den Gatten in des Geretteten Armen den Geist aufgiebt — hm! hm! recht artig! möchte ich sagen, hielt' ich es nicht für sehr unartig und unwürdig zugleich, diesen Maasstab auf die ernste Kunst anzuwenden. Zwar stirbt die edle Selbstverläugnerin vor unsern Augen — zwar sehen wir Admets Kummer — doch wem sagte nicht gleich der erste Blick, daß sie ehe-

ſtens wieder erwachen wird, daß der jammernde Gatte ſchon ihres Wiederſehens gewiß iſt, eh' er noch einmal die Tröſtungen des freundſchaftlichen Alzidee neben ihm vernahm! Alles müſte mich trügen, oder Hermes hat dies Bild ins Daſeyn gerufen, er — der leicht weint, und ſchnell die Thränen trocknet; der gleich der Turteltaube girrt, um für zärtlich zu gelten, und ſchluchzt, um ſich tröſten zu laſſen; der Thränen um Thränen hinleiht, wie der Wucherer Zinſen zu Zinſen ſchlägt!

Um des guten Himmels willen! ich bitte euch Freunde, fuhr Rhadamant ziemlich lebhaft auf, ich bitte euch, was iſt aus dieſer Virginie, aus dieſem unglückſeligſten der Väter geworden! Drückte nicht der laute Ruf der bekannteſten aller Geſchichten dem Gemälde den Stempel auf, wahrlich! man wäre verſucht, einen Preis auf die Erklärung zu ſetzen, was dieſe Figuren ſollen; denn — ſie wollen nichts: gleich angekleideten Puppen ſtehn ſie da, oder wie die Bildſäulen am Brunnen zu Abdera, die nichts zu thun hatten, weil ihnen der Brunnen kein Waſſer gab. Das hat gewiß Hermolaus gemalt, der herzlich gern weinen möchte, wenn er nur Kummer fühlen könnte: und ſich, ehr-

lich genug, über ſich ſelbſt ärgert, daß er ſo unmanierlich ſlegmatiſch iſt.

Was iſt das? — Wie! Du konnteſt dich an die ſterbende Tugend wagen, die ſich, treuer Liebe entreißend, ſtirbt, um unverdiente Schmach zu verſühnen? an den troſtloſen Gatten, der nach der Scheidenden die Hände ringt, indeß ſich ſein Blick vom hohen Himmel, welchem er Klage und Verzweiflung aufdringt, zur räthſelhaften Errettung des Vaterlandes hinwindet? an den männlichen Kummer der Römerſeelen, die zwiſchen Jammer und Wuth, zwiſchen Mitleiden und erhabenen Planen getheilt, mit der Linken die heiße Thräne trocknen, indem ſich die Rechte krampfhaft ans Schwerd drückt? Du konnteſt dies ſeelen- und lebensvolle Rieſenwerk unternehmen, Korander, der des Gefühls ſpottet, es nicht kennt, nicht kennen will, und doch nach ſeinem Scheine angelt! der den häßlichſten Mangel mit der häßlichſten Heuchelei decken — möchte?

Der Unwille in Rhadamants Zügen verſchwand plötzlich, vor dem letzten Gemälde — Es ſtellte Arria's Heldentod vor — Das! rief er entzückt, das hat ein Menſch gemalt, und der Genius! dieſe innige Liebe gab das Herz; dieſen hohen Sinn der

zu vermehren ſuche, beſonders den in bergigten Gegenden ſo nützlichen Eſel. „Ein Eſel trägt „die doppelte Laſt eines Schwarzen. Freylich, „(fügt er hinzu) koſtet der Schwarze nicht viel „mehr als der Eſel: aber der Eſel iſt ſtärker und „— glücklicher.“— Unſer Verfaſſer iſt überhaupt der Meynung, welche ſeit kurzem in Frankreich und Engelland verſchiedentlich geäuſert, und mit ſtarken Gründen unterſtützt worden iſt: daß man durch Abſtellung der Sclaverey wichtige Vortheile erhalten würde. Er ſchreibt: „Die „Zimmerleute, Dachdecker, Maurer, und an„dre Europäiſche Arbeiter bewegen ſich hier (auf „der Inſul Frankreich) unter freyem Himmel; „warum haben wir denn nicht auch weiſſe Ackers„leute? — Aber was würde dann aus den ge„genwärtigen Eigenthümern werden?— Sie „würden ſich bereichern. Zwanzig Pachter wür„den aus eben dem Einwohner, der jetzt mit „zwanzig Sclaven arm iſt, einen wohlhabenden „Mann machen. Man zählt hier an zwanzig „Tauſend Sclaven, die man jährlich mit einem „achtzehnten Theil vermehren muß. Alſo würde „dieſe Colonie, ſich ſelbſt überlaſſen, in achtzehn „Jahren aufgerieben ſeyn: ſo wahr iſt es, daß „es ohne Eigenthum und Freyheit keine Bevöl„kerung giebt, und daß die Ungerechtigkeit eine „ſchlechte Wirthin iſt.“

Unſer Officier, nachdem er ſich über ein Jahr lang zu **Port-Louis** aufgehalten, trat, von zween Sclaven begleitet, eine Reiſe zu Fuß rund um

Ich habe eine wichtige Angelegenheit auf dem Herzen, sprach er zu dem Gefundenen: dein Rath kann mir große Dienste leisten. Daß ich auf der Erde stark, mächtig, und hoch geachtet bin, weist du; aber ich fühle mich zu noch Höherem gedrungen. Du glücklicher schwingst dich auf kühnem Fittig zur Sonne, wann es dir gefällt; mit kräftigem Auge schaust du sie an, und verklärst dich im Himmelsglanze. Gefällt es dir aber, dich zur Erde zu senken, so steht das auch in deiner Willkühr, und du veredelst sie durch das Gefühl, welches du aus höhern Regionen mitbringst. Fliegen kann ich nun zwar nicht —

Der Adler sah ihn freundlich an.

Die Natur hat dich reicher ausgestattet als mich, da sie dir zwei Elemente zum Wirkungskreise bestimmte; aber dein Rath würde mich lehren, wie ich dem Himmel näher kommen könnte: jene Gegenden sind wenigstens zur Hälfte deine Heimath, und auch die Mittel, welche diese Erde mir gewähren kann, dir nicht verborgen: doch über die Anwendung vermagst du allein zu urtheilen.

Edler Löwe, versetzte der Adler, auf meinen

Himmelsflügen lernte ich, daß ich — seh' ich gleich näher als du — doch nicht mehr sehe: unermeßlich dehnen sich bei meinem gewagtesten Schwunge die Räume des Unendlichen über mir aus; die Sonne flammt blendend und unergründlich auch für mich, und wo die Luft sich verliehrt, hören meine Flügel auf, mich zu tragen. —

Trübe senkte der wißbegierige Löwe das Heldenhaupt.

Aber — fuhr der Adler fort — auch das lernte ich bei meinen Himmelsflügen ahnen, daß — wer sich da obenhin zu sehnen versteht — dem Himmel nahe ist, und läg' er im Abgrunde der Erde verborgen.

Der neue Tiresias.

Palämon gieng in tiefen Gedanken über Menschenwohl und Menschenbestimmung durch den Hain. Mann? sagte er bei sich selbst, Weib? Wer von beiden ist mehr für das andere geschaffen? Ich lebte nur für Albane; je zärtlicher sie erwiederte, um-so inniger liebte ich sie, aber ihre Zärtlichkeit verschwand nur zu schnell, und ich bin verlassen. O die Männer lieben allein wahr!

Bei diesen Worten verscheuchte er unwillkührlich, durch einen Seitenschritt ein liebendes Paar Nachtigallen; Sie von der theuren Brut, Ihn vom holden Gesange, und im Nu fand sich der blühende junge Palämon in ein blühendes junges Mädchen verwandelt.

Aber Palämon hatte dasselbe Herz behalten. Melites, des Jünglings Freund, wurde der Geliebte der Hirtin, und je zärtlicher Melites sie liebte, desto inniger erwiederte sie; aber auch seine Zärtlichkeit verschwand nur zu schnell, und sie fand sich verlassen.

In wehmüthigem Kummer wandelte Palämone nach einem Jahre durch denselben Hain. Weibt Mann? sagte sie; beide sind für einander geschaffen, gleich ist Maas und Glück, Geben und Nehmen des Herzens gleich, aber eines reinen festen Herzens bedürfen beide dazu.

Sie trat auf denselben Platz, wo ne ein Jahr zuvor das Nachtigallenpaar aufgescheucht hatte; auch jetzt flatterte es wieder vom Neste, und vom Gesang empor, und Palämon sah erfreut von ihnen auf seine wieder erhaltene Jünglingsgestalt.

Nach einiger Zeit wählten Venus und Mars ihn zum Richter; jede der Gottheiten behauptete ausschließlich für ihr Geschlecht den Vorzug treuer Zärtlichkeit, und forderte von dem Kenner Palämon aufrichtige Entscheidung.

Des Herzens Eigenthum ist Liebe, und Treue, sprach innig bewegt Palämon, und ein Herz hat jedes Geschlecht; werth sey eines des andern, vorwurfsfrei seyen beide.

Mars wollte dem Jüngling die Zunge nehmen, wie einst Juno seinem ältern Namensverwandten die Augen nahm: aber Venus umgab den edlen Seher mit einer dichten Wolke, und entrückte ihn nach Zithere, wo er Liebe fand, und auch Treue.

Die Weltköniginnen.

Das Glück schwebte langsam, und im Hochgefühl seiner Macht, über der Erde. Ich bin die Königin der Welt, sagte die strahlende Göttin; dieses Füllhorn — sie schüttelte es, und lauter Jubel schallte empor — enthält alle Wonnen, und diese Geisel — sie schwang sie, und lautes Angstgeschrei ertönte unten — vertheilt alle Peinen; mir ist alles zinsbar, und nur mir.

In demſelben Augenblicke vernahm ſie ein leiſes Gelächter auf ihrer rechten Achſel. Sie warf den erſtaunten Blick auf eine kleine niedliche Geſtalt, mit Schmetterlingsflügeln, und einem Gewande, das alle Farben des Regenbogens ſchillerte: in der zierlichen Hand hielt ſie den magiſchen Lilienſtengel, und um den weißen Hals hieng das Zauberhorn Oberons, die blitzenden Augen ſprachen Schalkhaftigkeit, und der roſige Mund ſchmollte ſauerſüß.

Wer biſt du? rief Fortuna.

Deine Freundin, und Theilnehmerin deiner Macht.

Biſt du nicht etwa die — Laune? fiel die ſtolze Fortuna ſpöttelnd ein.

Ja, Weltkönigin mit dir, und erlaube nur — zuweilen Königin auch über dich.

Mit Gunſt, ſprach eine dritte Dame mit den hundert Augen des Argus, und dem Schleier der Iris, ich gehöre auch zu dem Dreibunde, ich bin — die Meinung.

Ahnung.

Poeſie. Hinweg, du Kleine, mache Platz —

Proſe. Du miſſeſt deine Schritte ſo feierlich ab, daß —

Poeſie. Du in ein heiliges, ehrfurchtsvolles Erſtaunen geräthſt?

Proſe. Daß man vorausſetzen könnte, du würdeſt am gehörigen Flecke eintreffen, ohne Jemanden anzuſtoßen.

Poeſie. Mein Schritt iſt feierlich, aber ich bin begeiſtert.

Proſe. Haſt du noch Ruhe genug, um das zu ſagen?

Poeſie. Ja! dir nüchternen Seele, ſonſt merkſt du nichts.

Proſe. Nüchterne Seelen mit ſüßem Zauberrauſche zu ergreifen, das iſt ja der hohen Dichtung Beſtimmung!

Poeſie. Doch ſchadet Vorbereitung nicht.

Proſe. Bereiten die ſchaffenden Götter auch vor?

Poeſie. Schwätzerin! du verſtehſt es nicht.

Proſe. Verſtändlichkeit iſt mein Loos; das deine hoher Schwung. —

Poeſie. Willſt du mich belehren?

Proſe. Rechenſchaft will ich dir und mir in ſchlichter Einfalt von meiner Ueberzeugung geben.

Poeſie. Ah! wenn das iſt!

Prose. Und dich zur Rechenschaft fodern, ob du Gebieterin, oder Zofe bist.

Poesie. Frevlerin!

Prose. Ich denke, ich ahne, du nüchtern Begeisterte, bist nur die Verskunst, und hast deiner Göttin nach Kammermädchen Weise Namen und Kleid gestohlen, um auf den Ball zu gehen.

Der Schauspieler.

Almon widmete sich der Bühne, und flehte die Götter um Hülfe an. Da erschienen an dem Altar seiner Hausgötter, die strahlenden Himmelsbewohnerinnen: Erinnerung, Beredsamkeit und Wahrheit. Auf sein Haupt legten sie die weihenden Hände. Ich nehme dein Gedächtniß in Schutz, sprach die Erinnerung; nichts soll ihm entschlüpfen, was es fassen will. Ich begeistere dich zum Ausdruck des Gefühls, fuhr die Beredsamkeit fort; alles Schöne, Gute und Große soll deiner Darstellung angehören. Und ich, schloß die Wahrheit, ich heilige das alles mit dem holden Schimmer der Wahrscheinlichkeit; Täuschung der Kunst erhalte die lohnende Palme der Wirklichkeit, und was die Menschen an und von dir erblicken, gelte!

Almon glänzte bald als Künstler. Im Vertrauen auf seinen Erfolg und den Schutz der Unsterblichen trug er späterhin die Rolle des Scheinens von der Bühne auf die Wirklichkeit über. Wohlfeilern Kaufes kann ich nicht zum Tugendhelden werden, flüsterte er tief im verborgensten Innern, als wenn ich nur immer auf meinen Bretern zu seyn wähne. Sind nicht die Menschen geborne Narren, ihres eignen Ich's? bin ich nicht im Zuge? und werden sie mir nicht eben so leicht, und eben so gerne zuklatschen, ohne Lampen und Szenerei, als mit denselben? — Wohlan! muthig ans Werk.

Aber vergeblich hatte Almon auf den Beistand seiner Schutzgöttinnen gerechnet; auf seiner neuen Laufbahn gleich zu Anfange strauchelnd, dann fallend, ärndtete er Zischen statt Beifalls, und statt Ruhmes Beschämung. Mit schmerzlichem Vorwurf wandte er sich gen Himmel und rief: Ist das euer Schutz, falsche Göttinnen?

Und ist das deine Anwendung? tönte die Stimme der Himmlischen: dem Schauspieler verhießen wir den glücklichen Fortgang des Scheines, der sein Beruf ist; aber der Giftmischerei des Heuchlers fluchen wir.

IV.

Stimmen der Zeit.

1.

Wort des Troſtes im gegenwärtigen Augenblicke.

Das Reformationsfeſt wird ſtets in der Hauptſtadt Churſachſens mit beſonderer Feierlichkeit und Andacht begangen. Man ſcheint es hier vorzüglich zu fühlen, daß durch eine zweckmäßig jährlich wiederkehrende Feier dieſer Großthat Luthers, deren Andenken dieſer Jahrestag eigentlich gilt, jedes andere Denkmal auf den großen Reformator, von welchem jetzt faſt bis zur Ungebühr die Rede iſt, leicht erſpart werde. Dresden beſitzt in ſeinem evangeliſchen Oberhofprediger Dr. Reinhard, einen der größten Kanzelredner und Theologen, mit allüberſchauendem Blick über das, was ächte Chriſtuslehre, Wiſſenſchaft und das Vaterland fordert. Man iſt ſchon gewohnt, ihn am Reformationstage in der evang. Hofkirche eine Predigt halten zu hören, in der er ſich gleichſam ſelbſt übertrifft, und wo er, das dringendſte

Zeitbedürfniß mit Klugheit und Festigkeit berathend, durch seinen erleuchteten und erleuchtenden Vortrag zwei Welten, die Vorwelt und Nachwelt, verknüpft. Die diesmalige, auch besonders gedruckte Predigt, *) zeigt aus der Geschichte des Mittelalters und der Zeiten, die der Kirchenverbesserung vorangiengen, in schöner Klarheit den Satz: daß Gott aus der Finsterniß Licht hervorrufe, daß die Fürsehung nie geschäftigte sey, als wenn sie nichts zu thun scheint, und daß sie sich nie zu größerem Siege rüste, als wenn es vor menschlichen Augen das Ansehen gewinnt, sie habe ihre Sache verloren, daß also auch Gott die Kirchenverbesserung aus dem Verderben entwickelt, das vor ihr herrieng. Alles was die Kreuzzüge, die liturgische Sprache Roms, die Stiftung so vieler Mönchsorden, der Unwille über die Anmaaßungen des römischen Bischofs, die unsichtbaren Verbrüderungen in den Gebirgen der Schweiz (worüber Johannes v. Müller neuerlich so merkwürdige Aufschlüsse gegeben hat) in den Thälern Savoyens, im mittäglichen Frankreich, in den Wäldern Böhmens, die Bildung des bürgerlichen Standes, die Einfüh-

*) Predigt am Gedächtnißtage der Kirchenverbesserung im Jahr 1805 gehalten von D. Fr. V. Reinhard. Leipzig, Hartknoch 40 S. in 8.

die Insul an. Den vierten Tag kam er in eine öde Gegend, wo man in einer Strecke von zwanzig Stunden nur zwoo Wohnungen antrift. „Hierhin (erzählt unser Reisender) flüchten die „wilden Schwarzen. Ich verbot meinen Leuten „sich von mir zu entfernen. Mein Hund, der „sonst immer voraus lief, ließ mich jetzt nur we„nig Schritte zurück; bey dem mindesten Geräu„sche streckte er die Ohren und stand: er fühlte „das Menschenleere der Gegend . . . .

„Als die Nacht einbrechen wollte, begegnete „mir auf der Spitze eines Hügels ein Schwarzer „aus dem nahe dabey gelegenen Hause des Hrn. „Normand, woselbst ich abzutreten vorhatte. „Dieser Mensch lief vor uns her zurück, während „ich mit Vergnügen bey dem grossen Anblick zwey„er Meere verweilte. Den Hügel hinunter kam „mir ein neuer Sclave entgegen, mit einer Ca„raffe frischen Wassers und der Botschaft, daß „man meiner im Hause erwarte. Ich langte „dort an. Es war eine lange Hütte von Palli„saden, mit Latanie-Blättern (*) gedeckt. Die „ganze

(*) Der Latanier gehört unter das Geschlecht der Palmbäume, und ist auf den Antillen anheimisch. Er ist mit einer fingerdicken Rinde von Holz umgeben, welche die Härte des Eisens hat; das ganze Inwendige ist dem Hanf ähnlich. Die Blätter hängen in Büscheln an den Spitzen der Zweige, und werden durchgängig von den Einwohnern zu Bedeckung ihrer Hütten gebraucht. Aus dem Holze machen sie Spiesse und Pfeilspitzen.

rung des römischen Rechts und regelmäßigen Staatsverfassung, der hanseatische Bund, und die Erfindung der Buchdruckerkunst, zur Erhellung in den Zeiten der Finsterniß, zur Entfesselung in den Zeiten geistlicher und leiblicher Sclaverei, zur Ordnung in den Zeiten der Verwirrung und zur Erziehung des Menschengeschlechts überhaupt beigetragen habe, wird hier in einem Geist- und Herz-erhebenden Gemälde vor unsern Augen vorübergeführt, und mit den feinsten pragmatischen Bemerkungen durchwebt, aufgestellt. Und aus diesem allen wird nun ein herrlicher Zuruf und Trost für alle Kleinmüthige und Zagenden, in diesen hochbedrängten Zeiten gefolgert. Tadelt die Führung Gottes nicht, ruft uns der seelenvolle Redner zu, er wirds auch diesmal wieder hinausführen! Wachet über das erworbene Gut, als da ist, häußliches Glück, Gewissensfreiheit, Licht der Wissenschaften, Gottesverehrung in Geist und Wahrheit, und haltet vest am Erworbenen. Endlich lasset uns auch bei dem jetzigen Verderben auf eine fröliche Entwickelung hoffen! „Wie damals die Kirche einer Verbesserung in Haupt und Gliedern bedurfte, so bedarf nun alles einer solchen Verbesserung. Damals verfinsterte der Aberglaube, jetzt verbreitet der Unglaube eine noch weit trostlosere Nacht: damals unterdrückte die Kirche, jetzt schlägt die Ver-

berungssucht die Nationen in nicht minder drückende Fesseln; damals stifteten Unverstand und Rohheit Unordnungen aller Art, jetzt löset die überlegteste, unersättlichste Selbstsucht alle Bande des Rechts auf; damals stand die Menschheit stille, jetzt scheint sie zurückzugehen. Aber sollen wir zagen? beklagen, mit unsern Thränen betrauern wollen wir jeden Unglücklichen, der eine Beute des Unglaubens wird, der als ein Opfer der Unterdrückung fällt, der in der allgemeinen Verwirrung seinen Untergang findet. Aber für die Sache Gottes und das Wohl unsers Geschlechts im Ganzen, lasset uns nicht fürchten. Die Finsternisse des Unglaubens mögen noch so schauervoll werden, das wahre Evangelium wird mit erhöhetem Glanze aus denselben hervorgehen. Die Eroberungssucht mag noch so wüthend toben, sie zerstört zuletzt ihr eigenes Werk, und aus den Trümmern desselben entwickelt die Hand Gottes die Keime einer größern Freiheit. Je größer die Verwirrung in allen Ständen und Verhältnissen war, desto schneller wird sie das Machtwort Gottes in Ordnung verwandeln!" Man denke sich dieß in dem Augenblick gesprochen, wo preußische Regimenter, die vor 4 Wochen noch in der Gegend von Warschau gestanden hatten, durch die verbündete Residenz an die Gränzen Thüringens eilten, und Sachsen selbst

seine

seine muthvollen Schaaren rüstete. Der Eindruck war groß und wird bleibend in Seegen seyn!

2.

Demosthenes an unsere Zeitgenossen.

Vor wenig Wochen ist ein Werk ausgegeben worden: „Demosthenes Staatsreden," übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen, von Fr. Jacobs (Leipzig, Dyk 1805. 551 S. in 8.). Es ist hier nicht der Platz, den philologischen und ästhetischen Werth dieser Uebersetzung zu beweisen, die, man mag die Gediegenheit und den rhythmischen Wohllaut des sich auch dieser schweren Aufgabe unter der Hand des Meisters fügenden teutschen Ausdrucks, oder die musterhafte Treue, oder die Fülle der Gelehrsamkeit in den Einleitungen und Anmerkungen, oder die Urtheile der höhern Critik über Aechtheit und Unächtheit der griechischen Originale in Anschlag bringen, zu den gelungensten und gewinnreichsten in unserer Literatur gehört. Allein diese Staatsreden verdienen noch in einer ganz andern Rücksicht jetzt in den Händen

aller vaterlandsliebenden, vorwärts und rückwärts sehenden Männer zu seyn, denen der Spiegel der Geschichte noch nicht zerbrochen oder blind geworden ist. Auch unsere Zeiten bieten nur zu reichen Stoff zu mancher Philippika dar. Wie damals die Athenäer sich durch List und Vorspiegelungen verblenden und einschläfern ließen, so noch jetzt die teutschen und helvetischen Bundsgenossen. Wie damals enghersiger Eigennutz, Eitelkeit, politische Verkehrungssucht, Rath nach der That einem alles verschlingenden, alles umschlingenden Feind der Panhellenen, das Herz Griechenlands bloßstellten, und es nie zu einer Vereinigung kommen ließen, in der allein noch Heil und Rettung gewesen wäre, so auch heute noch. Furchtbar reich an treffenden Parallelen sind diese Demosthenischen Staatsreden. Und steht nicht bei gleichen Vordersätzen auch ein gleiches Final zu erwarten? dieß alles fühlte auch der nicht umsonst mit dem Geiste des klassischen Alterthums vertraute, und mit den Gesinnungen der hohen Genien desselben durchdrungene Uebersetzer. Es sey uns erlaubt, einige darauf sich beziehende Stellen aus der inhaltsschweren Vorrede auch hier auszuziehen; und eine Stelle aus der dritten philippischen Rede des Demosthenes zur Probe beizufügen. Wenn Corinth belagert wird, darf der Dachlose wenigstens sein Faß auf und nie-

herrollen. „Der Ueberſetzer, ſo heißt es in der Vorrede, welcher den beſten und ſchönſten Theil ſeines Lebens unter den Geiſtern jener alten Welt genoſſen hat, wünſcht allerdings, ſo viel an ihm liegt, etwas dazu beizutragen, daß ſich die Blicke ſeiner Zeitgenoſſen immer noch auf jene Gegenden richten, auf denen noch jetzt nach einer Reihe von Jahrhunderten, ein Zauber von Größe und Erhabenheit ruht. Wenn aus der Kleinheit und Pralerei der gegenwärtigen Welt, die Schwäche der Machthaber, die Schlaffheit der Völker, die ſchamloſen Ränke, welche die Kraft erſetzen, die rohe Gewalt, welche ſtatt der Weisheit regieren ſoll, wenn uns dieſes und mehreres quält und bedrängt, ſo öffnet uns das Alterthum eine heilige Freiſtatt, wo ſich das bekümmerte Gemüth an dem Anblicke unvertilgbarer Größe, Kraft und Adels ſtärkt, belebt, und zu neuem Glauben an die Menſchheit erhebt. Niemand wird ſagen, daß wir einer ſolchen Stärkung nicht bedürfen, und je mehr dies Bedürfniß wächſt, deſto wichtiger wird uns jenes Aſyl, in welchem noch jetzt die Altäre der Freiheit und Vaterlandsliebe zu flammen ſcheinen, und ihre Gluthen empfänglichen Herzen mittheilen. Dieſe Empfindungen, aus denen das Schönſte und Größte entſprungen iſt, was die Geſchichte aller Zeiten erzählt, und zu deren Entkräftung ſich in unſern

Tagen eine Menge feindlicher Umstände verschworen haben, sind nicht an ein gewisses Land oder an eine gewisse Verfassung geknüpft. Der, der sie an der Fackel des Alterthums zu entzünden räth, ist darum nicht als ein Prediger des Demokratismus anzusehen. — Wo die Menschheit nicht geachtet wird, in welcher Verfassung es auch immer sey, wo sich die Feigheit mit Satelliten umringt, der Reichthum höher als das Wohlwollen gilt, der Bürger nur als ein zinsbares Haupt geschätzt, und der ganze Staat als eine Silbergrube behandelt wird, da erstirbt die Freiheit, und der Gemeingeist mit ihr: die Vermehrung des Eigenthums wird das einzige Ziel aller Bestrebungen; das Ehrgefühl erkaltet; die innern Sehnen des Staats stricken sich ab, und, ein Raub schmähliger Feigherzigkeit, ergiebt er sich zuletzt dem Joche eines Fremden, der die Sclaverei organisirt. So wars in Athen. Die Gluth der Einzelnen konnte sich dem Ganzen nicht mittheilen, und der Geist der Vorfahren (Altvorderen) welche Demosthenes ohne Unterlaß zurückbeschwor, erschien der großen Menge als ein schreckendes Gespenst. — In der Geschichte eines ausgearteten Zeitalters ist die Betrachtung einiger wenigen Heroen, welche über demselben schweben, eine erhebende und tröstliche Erscheinung. Zu ihnen gehört Demosthenes. So wie

ſein Sinn, ſo war auch ſein Vortrag, ernſt, und den furchtbaren Grazien geweiht. Sein Vorbild war Thukydides.“ Wie gern ſchrieben wir die ganze Charakteriſtik des ſo ſchimpflich verläumdeten, edeln, athéniſchen Redners ab, und fragten das: wo iſt unſer Demoſthenes, da es uns ja nicht an Söhnen des Aeſchyntas fehlt? doch gerathener iſt's, nur einige Sätze aus den hier verteutſchten Reden ſelbſt zur Erbauung und Erregung der Luſt nach mehrere abzuſchreiben. Alſo heißt es in der zweiten Rede gegen Philippos, der ſtärkſten und bündigſten unter allen:

„Jetzt erblickt ihr nun den ſchenckenden und Großes verheißenden König: aber wenn ihr weiſe ſeyd, ſo bittet die Götter, nie den täuſchenden und betrügenden zu ſehen. Mancherlei iſt erfunden worden, um Städte zu ſchützen und zu vertheidigen, als Wälle, Mauern, Gräben und was dergleichen mehr iſt; und alle dieſe Dinge werden von Menſchenhänden gemacht, und fordern groſſen Aufwand; aber eine gemeinſame Schutzwehr beſitzt die Natur kluger Menſchen in ſich ſelbſt: eine Schutzwehr, welche allen nützlich und heilſam iſt, vorzüglich aber freien Völkern gegen Tyrannen. Und was iſt dieſe? das Mißtrauen. Hütet euch alſo, euch einen Herrn zu

geben, indem ihr einen Krieg vermeiden wollt! — Was von dem allen das Schimpflichste ist, auch sogar eure Nachkommen habt ihr zum Frieden verpflichtet, und dadurch eure gänzliche Bethörung kund gethan. — Mir scheint es, daß euch Philippes Unternehmungen dereinst noch mehr Verdruß machen werden, als jetzt, da ich sehe, daß das Uebel immer weiter um sich greift. Wenn es dann nicht mehr in eurer Gewalt steht, länger der Sorglosigkeit nachzuhängen, wenn ihr nicht mehr von mir oder andern hört, daß diese Unternehmungen gegen euch gerichtet sind, sondern es alle mit vollkommner Ueberzeugung erkennt, dann zweifle ich nicht, daß euch Zorn und Bitterkeit anwandeln werde. Da euch nun eure Leute die Pläne des Königs, von dem sie bestochen sind, verschwiegen haben; so fürchte ich, daß euer Zorn dann auf die fallen werde, welche den Uebeln, die jene verschuldet haben, abzuhelfen suchen. Denn ich bemerke, daß einige ihren Zorn nicht gegen den Schuldigen, sondern gegen den Ersten auslassen, der ihnen unter die Hände kommt!" — Quid rides, mutato nomine de te fabula narratur.

3.

Johannes Müllers politisches Glaubensbekenntniß.

Der edle Johannes v. Müller, dessen Vorlesung über den Untergang der Freiheit der alten Völker, in der glänzenden Sitzung der Berliner Akademie, am 30. Januar d. J. gehalten, nun auch schon aus öffentlichen Blättern, welchen sie einverleibt wurde, bekannt ist, hatte kurz vorher durch die Bitte eines Berliner Künstlers, Lowe, der sich vorgenommen hat, die Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, nebst ihren Selbstbiographieen in einzelnen Heften herauszugeben, sich zu dem allerdings mißlichen und nur so, wie er hier wirklich ausgeführt wurde, zu billigenden Schritte bewegen lassen, diese Galerie mit seiner eigenen Biographie zu eröffnen. Ist das vorangehende Portrait, unter welchem als Vignette noch der Eidschwur der drei Männer auf dem Rütli abgebildet steht, schon nicht ohne Interesse, indem es wirklich das ähnlichste ist, was wir im Profil von diesem großen Geschichtschreiber haben: so ermangelt diese biographische Skizze selbst auch nicht der vielseitigsten Beziehun-

gen, und trägt in jeder Zeile den Stempel des groſsen Mannes, der dieſe Gelegenheit ergriff, nicht ſich, ſondern den Edeln, die in frühern und ſpätern Jahren ihre Lebensfäden in die ſeinigen verflochten, Denkſteine ſüßer und heiliger Erinnerung zu ſetzen. Vor allen wird jedem, der die Verhältniſſe genauer kennen lernte, das wohl thun, was er über den letzten Churfürſten von Mainz, der Müllern ſtets mit väterlicher Freundlichkeit behandelte, hier mit liebevoller Empfindung niederſchrieb. Während einer langen Krankheit, die Müllern in Mainz befiel, brachte der Churfürſt täglich lange Zeit an ſeinem Lager zu, da über Geſprächen von Reich und Staat und Wiſſenſchaften Alles vergeſſen wurde, indeß durchaus verboten war, ſeine Denkungsart über die Religion zu beunruhigen. An mehrern Stellen ſcheint es, als wolle der edle, teutſche Mann ſich gleichſam darüber rechtfertigen, daß er in Abſicht auf Anbequemung zu den gangbaren Maximen des Tages, nicht auf der Höhe ſeiner Zeitgenoſſen ſtehe, aber eine ſolche Apologie iſt bei aller ihrer Milde dennoch die bitterſte Anklage gegen die ausgeartete Mitwelt Folgende Stelle enthält das politiſche Glaubensbekenntniß des Mannes, der ſo vieler Staaten und Menſchen Sinn erkannt hat. „Damals (als er ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen in

„ganze Wirthschaft bestand aus acht Schwar-
„zen, und die Familie aus neun Personen: der
„Hausherr, die Hausfrau, fünf Kinder, eine
„Anverwandtin und ein Freund. Der Mann
„war abwesend: dies erfuhr ich, bevor ich her-
„eintrat.

„Die ganze Einrichtung des Hauses sah' ich
„in einem Stücke beysammen; in der Mitte die
„Küche; an der einen Ecke die Magasine und
„die Quartiere der Dienstbothen; am andern En-
„de das ehliche Bette, mit einer Leinwand dar-
„über, worauf eine Henne ihre Eyer brütete;
„unter dem Bette Enten; oben zwischen den
„Blättern Tauben, und drey grosse Hunde an
„der Thüre. An den Wänden hiengen alle Haus-
„und Ackergeräthschaften. Ich war recht sehr
„verwundert, in einer so schlechten Wohnung
„eine überaus artige Dame zu finden. Sie war
„von einer ehrbaren Familie aus Frankreich, ihr
„Mann desgleichen. Zusammen waren sie ge-
„kommen, ihr Glück zu versuchen: sie hatten ihre
„Anverwandten verlassen; ihre Freunde; ihr
„Vaterland; und brachten ihre Tage an einem
„wilden Orte zu, wo man nichts sah' als das
„Meer, und die gräßlichen Felsen-Wälle des
„Brabants: aber die Miene der Zufriedenheit
„und Güte dieser jungen Hausmutter schien alles
„um sie her zu beglücken. Sie säugte eines von
„ihren Kindern, und die andern viere standen
„um sie herum fröhlich und gutes Muths.

Genf und Bern hielt, um welche jetzt ganz Berlin den Unvergleichlichen aufs Neue bitten sollte),
„lange vor den Ereignissen, welche die Welt betrauert, oder welche sie erschüttern, hatte er seine politischen Grundsätze bei sich ausgemacht: Verehrung „der Demokratie zu Unterwalden, der Aristokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie „in jedem größern Staat; in der Religion des Reinsten, Innigsten, Höchsten; eine unerschütterliche „Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, „welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; „der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die „möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise „Stimmung der öffentlichen Meinung, und eine „wohl vorbereitete Verbesserung der Gesetze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer: die Anarchie, „welche die Auflösung der Ordnung ist, und nicht „bestehen kann; die Despotie, welche die Untertretung der Gesetze ist, und der man zu entweichen „sucht; am allermeisten die ungemessene Präpotenz „irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerstörung „aller Freistätte, der Tod aller Hoffnungen des „Menschengeschlechts ist, und ohne einen gänzlichen „Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung „aller Männer von Geist und Muth, und ohne „doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürsten, der

„Fürſten an ihren Häuſern, und ſich ſelbſt, nicht „ſollte aufkommen können.“

V.

Kunſtnachrichten von Stuttgart.

(Januar 1806.)

— — — — Das ſchon mehrmals gegen Sie erwähnte

Grabmal

auf den Grafen Zeppelin, vom hieſigen Hofbildhauer, Prof. Dannecker, fand ich bei meiner Zurückkunft ganz in Marmor vollendet, und freute mich, daß es gegen das Modell faſt durchgehends ſo ſehr gewonnen hatte. Man ſollte glauben, daß die weichere Gipsmaterie feinere Nüancen und Detailſchönheiten zulaſſe, als der harte Marmor; und doch, wie weit ſtehen nicht die ausgeführteſten Modelle der Meiſter, gegen ihre Marmorſchöpfungen zurück!

Die Figur iſt etwas über Lebensgröße, und ſtellt vor: die trauernde Freundſchaft am Sarge

ihres Lieblings. Sie ſtützt den linken Arm auf den Sarkophag des Entſchlafenen, die halboffene Hand gegen das Antlitz gekehrt; der rechte ſchöne Arm hängt ganz nakt an der Hüfte hinab. Sie ſteht mit dem rechten Fuße auf den Stufen des Grabmals, der Linke iſt aufgeſtützt auf dem Sockel, das Knie vorwärts gebogen; das Haupt rechts in die Höhe gerichtet. Den zarten Leib umwallt eine Chemiſe, unter der Bruſt gegürtet, in kunſtloſen, ungemein wahr und weichgehaltenen Falten an den Formen hinabfließend — ſo, daß nicht nur Hüften und Lenden, ſondern auch der Unterleib dadurch conturirt wird. Der ganze jugendliche Wuchs ſchimmert gleichſam aus dem fließenden Gewande, wie aus lichten Wolken hervor. Auf dem Haupte der fürſtlichen Freundſchaft prangt das Diadem, über welches auf beiden Seiten ein großer Schleier hinabwallt.

Die Idee des Künſtlers war: innige Wehmuth, und Sehnſucht nach Wiederſehn. — Weibliche Lieblichkeit, ſchwärmeriſche Schwermuth, hölthyſche Melankolie — ſind der Charakter der ſchönen Trauergeſtalt: ihre Augen himmelan gekehrt, Naſ' und Stirne rein und idealiſch; der Mund Schwermuth athmend, herausgequollen, und von origineller und neuer Form; über das ganze Geſicht

Schmerz, wie blasses Mondenlicht ausgegossen. Der hohe lebendige Hals, mit dem leisen Einschnitt in der Mitte, und der weichen Vertiefung gegen die Brust hin; der jugendlich unterm Gewande sich hebende Busen; besonders die weichen elastischen Arme und Hände, über deren zarter wahrhaft studierter Behandlung, man einiger Flecken im Marmor gänzlich vergißt — scheinen mir in dieser Figur das gelungenste zu seyn: man ahndet gleichsam den Wellenschlag der zarten Muskeln und Nerven unter der Hülle, wie die Bewegung des Silberteichs unter dem kommenden Zephir. Die Hand des herabgesenkten rechten Arms ist auch in der innern Höhlung, wo sie so schwer zu behandeln war, bis auf jedes Gelenkchen vollendet. Eben so fleißig sind die Vorfüße gearbeitet. Der aufgestützte linke Arm, von einem Armband mit Epheu umgeben, bildet unter der Schulter eine liebliche Falte, verlängert sich durch die Biegung, und gewinnt durch den Einbug, wodurch das obere Fleisch auf das untere zu liegen kömmt, einen eignen Reiz.

Die Ecke des zu weit vorgebogenen linken Knees, und den ziemlich starken Winkel der Lende mit dem Unterleib, so wie die etwas gezwungene Stellung des linken Fußes überhaupt — haben einige Kenner

mit Recht an dieser Figur getadelt. Die griechische Kunst duldet keine Ecken und Winkel, sie vermeidet das Gesuchte und Gezwungene, und sieht in ihren Formen überall auf das Runde und Wellenförmige. Im übrigen gewähren die schönen Formen dieses Bildes einen sehr angenehmen, bei wiederhohltem Anschaun stets vermehrten Genuß, und was man gegen die Attitüde, oder gegen den von dem Künstler gewählten Moment erinnert hat, scheint mir von wenig Belang zu seyn. Er wollte nicht den ersten Aufschrei des Schmerzes, nicht das Jammern der über den Sarg gestreckten Verzweiflung; sondern sanftere Wehmuth, und Sehnsucht nach Wiedersehen in einem bessern Leben ausdrücken; und wählte mithin auch eine ruhigere Haltung. Nicht an den ersten Eindruck, den der Verlust des Geliebten auf fühlende Herzen hervorbringt — hielt er sich; sondern an die folgenden, die ein bleibendes Wehmuthsgefühl in der Seele zurücklassen.

Des schönen Contrasts der halboffenen Linken mit dem lieblichen Gesichte, muß ich noch besonders erwähnen, weil das Auge, nach Durchprüfung aller Partieen, immer wieder so gerne darauf zurückkömmt. — Die durchbrochenen Stellen zwischen dem Schleier und Nacken, und an den Hüften hinab,

waren mit großen mechaniſchen Schwierigkeiten verbunden, die man glücklich beſiegt findet. Manche Falten des Schleiers ſind hohl hinaufgetrieben, und die Draperie iſt durchgehends ſo leicht behandelt, daß man nebſt dem bekannten Talent dieſes Künſtlers, auch ſeinen teutſchen Fleiß in dieſem Werke erkennt.

Das ganze Monument beſteht: erſtlich aus zwei Stufen, 11 Fuß lang, 1 Fuß hoch; dann dem Sockel 7 Fuß lang: von gleicher Länge iſt der Sarg Auf den Stufen ſteht die Figur.

Selten wird man ein Marmorbild mit dieſer Liebe, und dieſem verweilenden Fleiße in allen Theilen ausgeführt finden.

II. Der Abend.

Ein Landſchaftsgemälde von Jean Jaques Müller.

(4 Schuh 8 Zoll breit, 3½ Schuh hoch.)

Verſchiedene der einheimiſchen und durchreiſenden Künſtler und Kenner, haben dieſe Landſchaft ausgezeichnet, und ihr unter den bisherigen Arbeiten dieſes geſchickten Naturmalers, den Preis zuerkannt. Ich will es verſuchen, ſie zu beſchreiben.

Das Gemälde ſtellt eine reizende Gegend unweit Rom dar; der Vorgrund iſt Compoſition. Links ragt eine herrliche grüne Eiche, wie man ſie nur in dieſem Lande der Phantaſie ſieht; vorn im Grunde, ein magiſch beleuchteter Platanus; zwiſchen beiden, ruhende Figuren im antiken Koſtum: ein Mädchen mit einem Tamburin; eine ihrer Geſpielen mit einem Waſſergefäß; dieſe, reitend mit einem aufgeladenen Weinſchlauch; jene, einen Korb mit Früchten abladend für die Kinder. Sie verſammeln ſich hier traulich im Schatten, ſich zu laben, und auszuruhen von der Arbeit des Tages. Die Figuren ſind, gegen die Gewohnheit der Landſchafter, ungemein richtig gezeichnet, und in einigen Geſichtern herrſcht ſogar Ausdruck.

Rechts im Vorgrunde, ſieht man Felſenmaſſen mit hoch rankendem Geſträuch; in der Mitte, wieder wildes Strauchwerk mit Felsruinen, die mit vieler Wahrheit und Kunſt gefärbt ſind. Zwiſchen beiden in einem Hohlwege, ein beſpannter Wagen, mit zwei Figuren. Der Proſpect im Mittelgrunde, geht auf den ganz im Schatten ruhenden Lago di Nemi, deſſen üppig bewachſene Ufer hinauf, man romantiſche Ruinen von alten Schlöſſern und Tempeln erblickt. Auf der Höhe ruht

Genfano, von antiker Architektur, friedlich im Abendſtrahl. Ueber den Mittelgrund hinaus, dämmert auf einem Hügel Civitä Lavigna; noch weiter, das Meer und blaue Gebirge. Rechts, durch die Bäume des Vorgrundes, zeigt ſich ein Pinienwald mit Cypreſſen gemiſcht, durch die der Horizont ſich öffnet. — Den Hintergrund, bildet die große Linie des Mittelmeers, die das Ganze gleichſam umſchlingt und bindet.

Die Abſicht des Malers war, das bei Landſchaften gewöhnliche Hauptlicht hier zu vermeiden, und ein ſanftes, gleich vertheiltes Helldunkel über ſein Bild auszugießen. Nur der halb verwitterte Stamm des Platanus im Vorgrunde, und die Figuren, haben etwas ſtärkere Beleuchtung: der See liegt ganz im Dunkel; die übrigen Partieen umſpielt ein zweifelhaftes Dämmerlicht, zur Schwärmerei und zur ſtillen Betrachtung einladend. Die ſanfte, den Schauer ſo gar nicht ſtörende Beleuchtung des Mittelgrundes, iſt wohl das angenehmſte, wohlthuendſte in dieſem Bilde, und war unſtreitig am ſchwerſten hervorzubringen. Mit ausgezeichnetem Fleiße und ſeltener Wahrheit iſt der Baumſchlag, ſowohl in der grünen Eiche, als im Platanus behandelt: man ſieht, daß der Maler nicht

blos

blos Massen hinwarf, sondern daß er Zweige und Blätter zeichnete, und doch in einfache Massen zu vertheilen wußte; daher ist in seinem Baumschlage nichts schweres, nichts verworrenes, und die geschickt gesetzten durchsichtigen Lichtpunkte bringen Leichtigkeit und gefälligen Contur in seine Bäume: eine grüne Nacht, worin das Auge mit Wollust schweift, sich stärkt, und erquickt! — Die in der Mitte aus dem Strauchwerk grauende Felsenmasse zeigt sich in klarsten Helldunkel, und in der wahren Naturfarbe. Der blaue italienische Duft, und die zauberisch warme Beleuchtung — so eigen diesem Lande der Schönheit und der Poesie — sind von dem Künstler besonders glücklich ausgedrückt, und werden mit den Jahren noch an Wahrheit gewinnen.

Sollten wir dieser schönen Landschaft noch etwas wünschen, so wäre es mehr Simplicität, mehr Einklang der Farben, mehr Concentrirung der Mannichfalt auf grosse einfache Massen: denn auf den ersten Blick, beleidigt das Gemälde in etwas durch Buntheit.

* * *

Noch fand ich bei diesem Künstler eine junge Mutter mit ihrem Kinde (vermuthlich Por-

traits) von der berühmten Angelica Kaufmann in Rom gemalt. Das Bild ist mit ächt antikem Geiste gedacht und ausgeführt, und man wird nicht müde, es zu genießen. Das unübertrefflich schön behandelte Kind, schmiegt sich voll Liebreiz an die Mutter an — als fürchte es etwas. Der Hals, der halbe Busen, und die Arme der Mutter sind entblößt; nur eine dunkle, nachlässig geworfene Chale, verhüllt einen Theil des bezaubernden Busens. Idee, Colorit, und Ausdruck in diesem Bilde, sind gleich einfach, gleich groß, und über die gewöhnliche Portraitmanier erhaben: besonders ist der Contrast zwischen der Carnation der Mutter und des Kindes meisterhaft marquirt, und warm aus dem Leben entwandt. Im Mund und Auge des Kindes, glüht sprechender Ausdruck.

L. S.

„Der Speisetisch ward freygebig mit reinli-
„cher Kost besetzt. Es hatte dieses Nachtessen
„etwas besonders angenehmes für mich. Die
„Tauben, die um den Tisch flatterten, die jungen
„Ziegen, die mit den Kindern scherzten, und so
„viele Thiere um diese reizende Familie versam-
„melt, ergötzten mein Auge, welches unermü-
„det auf dieser lebendigen Scene herum irrte.
„Ihre friedlichen Spiele, die Einsamkeit des
„Orts, das Geräusch des Meers, stellten mir
„das Bild jenes jugendlichen Weltalters vor die
„Seele, wo Noä Töchter mit den sanften und
„häuslichen Thierarten, auf einer neu betretenen
„Erde, Dach, Tisch und Bette theilten.“

„Ich ward zweyhundert Schritte weit von
„der Wohnung in einen neu angelegten Pavillon
„zur Ruhe gebracht“ . . . .

„Der Mann, welcher in der Nacht zu Hause
„gekommen war, beredete mich, meine Abreise
„bis den Nachmittag zu verschieben; er wollte
„mich ein Stück Weges begleiten. Belle ombre,
„die letzte Wohnung wo ich schlafen konnte, war
„nur drey kleine Stunden weit von dort entfernt.
„Die junge Dame wollte für meinen Sclaven
„Düval, der sich im Gehen an einer Austerschaa-
„le stark verwundet hatte, selbst ein Mittel zu-
„recht machen. Sie bereitete auf dem Feuer,
„aus Terpentin, Zucker, Wein und Oel, eine
„Art von samaritanischem Balsam. Nachdem
„mein Sclave verbunden war, schickte ich ihn
„mit

VI.

Kunstnachricht aus Berlin.

(Auszug eines Briefes aus Berlin.)

Herr Franz Catel, der Ihnen durch mehrere gelungene Zeichnungen zu Taschenbüchern und Kalendern, die oft nur durch dieselben Werth erhalten, hinlänglich bekannt seyn wird, erfreut das Berliner Publikum durch Ausstellung einiger Werke, die den Künstlern und Liebhabern, einen eben so großen als seltnen Genuß gewähren. Ueberdrüssig, sein Genie in Copieen oder kleinlichen Arbeiten zu zersplittern, tritt er auf einmal reich entwickelt in Composition und Farbe auf. Die Veranlassung zu dem Hauptbilde gab die Bestellung eines anonymen Kunstfreundes durch einen hiesigen Buchhändler, die Hr Catel mit Freuden ergriff. In der letzten öffentlichen Sitzung der Gesellschaft der Freunde der Humanität, wurde das vollendete Gemälde, das ihn über 3 Monathe beschäftigt hatte, so wie auch ein Entwurf zum Monumente Friedr. II. der zahlreichen Versammlung vorgezeigt. Der Schöpfer desselben, verlas als Commentar zuvor die ihm gemachte Auf-

gabe, und ſodann wie er dieſelbe gelöſt, und ich hoffe einigen Dank bei Ihnen zu verdienen, wenn ich hier ſeine eignen Worte mittheile, ſo wie Nachſicht für die wenigen Bemerkungen, die ich hinzuzufügen mir erlauben werde.

Aufgabe: Als nach dem 1319 erfolgten Tode des Markgrafen Waldemars die Mark-Brandenburg keinen Erbfolger hatte und als ein erledigtes Reichslehn an Kaiſer Ludwig von Baiern zurückfiel, ſo ſetzte derſelbe ſeinen Sohn Ludwig den Aelteren, in den rechtmäßigen Beſitz des Landes. — Andere benachbarte Fürſten machten indeß Anſprüche auf die Mark. Unter andern Herzog Rudolph v. Sachſen, der ſich viele Mühe gab eine Partei im Lande zu gewinnen. Er wollte auch zu dem Ende den Einfluß benutzen, welchen der Probſt Nicolaus v. Bernau auf das Volk hatte. Die Berliner Bürger, welche Herzog Rudolph nicht anerkennen wollten, erſchlugen den Probſt Nicolaus, der ſie zum Aufruhre und Abfalle von Baiern, zu Gunſten Sachſens zu reitzen verſuchte, im Jahre 1323, vor der Thüre der Marienkirche, und wurden hiernächſt für dieſe kühne That, durch den Biſchof v. Brandenburg in den Bann gethan. Es ſtehet noch heutiges Tages vor der Marienkirche, auf der Stelle,

wo die Ermordung geschah, ein steinernes Kreuz zum Angedenken.

Auflösung: Wir sehen aus der hier dargestellten Begebenheit, daß die Einwohner Berlins, schon im 14ten Jahrhundert, sich durch Treue gegen ihren Fürsten, und durch kühnes Entgegenstreben gegen jede Fessel, die man ihrer gesunden Vernunft anlegen wollte, auszeichneten. Diesen Sinn der mir aufgegebenen Handlung mußte ich mich bemühen, durch meine Composition deutlich hervortreten zu lassen, wenn nicht die Ermordung des Probstes als ein gemeiner Meuchelmord zur Schande unserer Vorfahren erscheinen sollte. Dem gemäß sieht man auf der linken Seite meines Bildes eine Gruppe von Bürgern, welche sich um das Panner des rechtmäßigen Herrschers versammelt haben, und durch einen feierlichen Eid ihm von neuem ihre Treue zusichern, wobei ich mich bestrebt habe, die enthusiastische Anhänglichkeit an den Landesvater, und die kräftige Natur jener Zeit durch die verschiedenen Stufen des Mannesalters durchgeführt, zu charakterisiren. Die Ursache der Ermordung des Probstes kann nun nicht mehr mißdeutet werden, besonders wenn man das zu seinen Füßen liegende sächsische Panner beachtet, das seine strafbaren Absichten beurkundet. — Damit

der Mord des Probſtes den Beſchauer des Bildes nicht mit Widerwillen und Ekel erfülle, wählte ich den Moment vor derſelben, und den Ausübern der Rache und Gerechtigkeit, gab ich Schwerdter in die Hände, daß ſie nicht etwa als gedungene Banditen erſchienen, denn das Schwerdt war bei allen Nationen und jederzeit, bloß eine Schutzwehr freier Männer. Dadurch aber, daß ich den Probſt in der Erwartung des Todes darſtellte, bekam ich eine ſchwierige Aufgabe zu löſen. Weit entfernt, einen für Wahrheit und Gott ſterbenden Märtirer zu bilden, mußte ich mich eben ſo ſehr hüten, ihn zu einer, aus allzugroßer Feigheit lächerlich erſcheinenden, Carricatur zu machen. Die Gruppe der rächenden Bürger wird mit der der ſchwörenden links, durch einen herbeieilenden Mann verbunden, welcher das Schwerdt in der Hand, ehe der Todesſtreich fällt, dem Probſte ſeine Uebelthat vorzuhalten ſcheint. Das Gewagte der That anſchaulicher zu machen, habe ich die gefährlichen Folgen derſelben durch die Compoſition ahnden laſſen. In dem Augenblicke der Ermordung verläßt der Prieſter, der die Meſſe geleſen, mit ſeinem Gefolge, und in Begleitung des Volkes, das beim Gottesdienſte zugegen geweſen, die Kirche. Das allgemeine Schrecken wird durch fliehende Mönche, die den Probſt umgaben, vermehrt, und

der staunende Priester mit dem Crucifix in der Hand, scheint mit weit geöffnetem Munde den Bannstral vom Himmel über die Frevler herabzurufen. In den Physiognomien sollte man ganz die Besorgniß der schlimmen Ereignisse lesen, denen die kühnen Männer Berlins sich aus Liebe zu ihrem Fürsten, und aus Haß gegen pfäffischen Druck blosstellen. Durch einige Episoden habe ich das Grelle der Haupthandlung zu mildern gesucht, deswegen die Gruppen von erschreckten Müttern mit anschmiegenden Kindern, und die der Braut, die ihren Bräutigam ängstlich umklammert. — So weit der Künstler! Das Gemälde, welches der Künstler uns so eben beschrieben, ist mit Aquarellfarben ausgeführt. Seine Höhe beträgt etwa 2¼ Fuß, die Länge einen Fuß mehr. Zwischen 30 bis 40 Figuren, Köpfe und Halbköpfe unterscheidet man nett und genau; mehr als 60 sind in allem angedeutet und vermehren das Leben, das durchgängig herrscht. Dabei keine müssigen Physiognomieen oder Bewegungen, keine Parade und Affectationsfiguren und Academieen. Die Hauptpersonen in der, wenn schon getheilten, doch eng verbundenen Scene, mögen circa 1 Fuß hoch sein; doch sind Hände und Gesicht ausgeführt und mit einer Sicherheit behandelt, als ob sie über Lebensgröße wären. Die Costüme, die des Mittelalters, ohne

indeſſen ängſtlich an einer beſtimmten Epoche deſſelben zu kleben, maleriſch durch viele wendiſche Coeffuren und Gewandwerfungen beider Geſchlechter. Vier ſich ins Gewühl rettende Capuziner, wovon einer den mit dem Crucifixe aus der Marienkirche tretenden Meßprieſter zur Hülfe aufzurufen ſcheint, ſind überaus gelungen, und kaum der Hauptfigur des niedergeworfenen, mit Todesangſt kämpfenden Probſtes und des ältlichen Mannes, deſſen Hr. Catel erwähnt, und der die Gruppen bindet, nachzuſetzen. Eben ſo der Meßdiener, der den Ausdruck des höchſten Entſetzens und der Furcht auf dem ſtarren langgezogenen Geſichte trägt. Hinter ihm ſtrömt das Volk aus der offnen Marienkirche, deren Inneres etwas anders als gegenwärtig, und dem catholiſchen Cultus gemäß, decorirt iſt. Das Aeußere dieſes Gebäudes aber iſt treu copirt, bis auf ein über der Thüre hinzugedichtetes Madonnenbild. Das Colorit dieſes Gemäldes verdient eben ſo viel Lob als Zeichnung und Compoſition. Es iſt in dem hellen, klaren Mittagstone, der aber häufig Nichtkennern unter uns auffällt, und ſie befremdet, weil ſie ihre Ideale des Colorits, wenn ſie dergleichen überhaupt haben, von Oelbildern mit ſehr contraſtirenden Schatten, oder gar von ſtark nachgedunkelten abſtrahiren. Das Fleiſch iſt warm und natürlich; die Gewänder lebhaft

haft und doch nicht schneiden, zuweilend schillernd wie die Florentiner sie gern behandelten, was hier eine sehr gute Wirkung thut. Schließlich, Herr Hofrath, sollte ich Ihnen zu größerer Glaubhaftigkeit meines Urtheils einigen Tadel beifügen, aber dieß erlaubt meine Unparteilichkeit nicht, und auf unbedeutende Critiken bestehen, oder irgend eine Figur anzuführen, die mir minder vorzüglich als die anderen scheint, wäre eben so ungerecht als überflüssig. Das Monument Friedrichs II., dessen ich bereits gedacht, ist eigentlich von der Erfindung des Herrn Louis Cätel, und nur von Hrn. Fr. Catel ausgeführt, auch jetzt bei letzterem aufgestellt. Das Wesentliche der Idee, ist ein Grabmal mit darüber erbauter Kirche in Gestalt einer Rotunde, eingeschlossen von Gebäuden und einem Hofe für die Wächter des Denkmals. Diese, verdiente Veteranen, dort auf Kosten des Staats ernährt, und um die Zeiten des großen Königs der Nachwelt lebhafter aufzufrischen, in der damals üblichen Garde- und Armee-Uniform gekleidet. Friedrichs Bildsäule von Bronze sitzend, um ihr mehr Würde und Ruhe zu geben, mitten vor einem halbkreisförmigen, dorischen Porticus, an dessen Hinterwand in Marmor seine Thaten.

Dies Denkmal wünscht Hr. L. Catel am Ende

der groſsen Allee, die den Thiergarten durchſchneidet, und in gerader Richtung auf das Brandenburger Thor führt, errichtet, wodurch man wirklich einen ſchönen Standpunkt erhält, und von dem Monumente ab ſchlägt er vor, die Charlottenburger Chauſſée über Willmersdorf ſo weit zu verlängern, bis ſie vor Steglitz auf den Potsdammer Weg trift.

Das 3te Gemälde, welches bei Hr. Fr. Catel ausgeſtellt iſt, werden Sie durch die gedruckte Anzeige des Hrn. Prof. Freidhof kennen lernen. Es zeichnet ſich vorzüglich durch Einfachheit der Compoſition, und durch eine Aehnlichkeit des Bildniſſes des Königes aus, die man wohl ſchwerlich in höherem Grade zu erreichen im Stande iſt.

Bartholdy.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

Eginhardt und Emma, von Hauswald. . 237

II. Probe von Ueberſetzungen.

Ueberſetzung des Prologs und der erſten Satire des Perſius. 251

III. Bilder. 265

IV. Stimmen der Zeit.

1. Wort des Troſtes im gegenwärtigen Augenblicke. 281

2. Demoſthenes an unſere Zeitgenoſſen. . . 285

3. Johannes Müllers politiſches Glaubensbekenntniß. 291

V. Kunſtnachrichten von Stuttgart. . 294

Das Grabmal. 298

Seite

Der Abend. Ein Landschaftsgemälde von Jean Jaques Müller. 299

VI. Kunstnachricht aus Berlin. . . . 303

(Auszug eines Briefes aus Berlin.)

„mit meinem Gefährten voraus. Um drey Uhr „Nachmittags nahm ich Abschied von dieser gast„freyen Wohnung, und ihrer liebenswürdigen „und tugendhaften Besitzerin. Der Hausvater „machte sich mit mir auf den Weg. Es war ein „sehr robuster Mann: sein Gesicht, seine Arme „und Beine waren von der Sonne verbrannt. „Er legte auf dem Acker selbst Hand an, half „Bäume fällen und wegschleppen, aber das, sagte „er mir, sey keine Plage; er fühle nur die, wel„che seine Frau, durch Besorgung seiner Fami„lie sich zuzöge: dazu hätte sie noch kürzlich ei„nen Wayfen aufgenommen. — Der redliche „Mann erzählte mir seine Mühseligkeiten; denn „er sah' wohl, daß ich sein Glück fühlte.“

Unser Reisender blieb noch zwölf Tage auf seinem Marsche; und erwartete nachher zu Port-Louis die Erlaubniß seiner Rückkehr nach Frankreich, welche er auch bald darauf erhielt.

Die Geschichte dieser Zurückreise macht weit den angenehmsten Theil des Werks aus, welches ich mir zum Gegenstande einer angenehmen Unterhaltung mit Ihnen gewählt. Mein heutiger Brief ist aber nun einmal lang genug. Wenn Sie mir gleich antworten, meine schöne Freundin, und mich durch ihren Beyfall zur Fortsetzung meiner Arbeit aufmuntern, so soll ein zweyter Brief dem ersten geschwinde genug folgen.

Ich bin u. s. w.

W. S. J.

No. IV.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

April 1806.

I. Ankündigungen.

1.

Nachricht von der Erscheinung des Allgem. Repertoriums der Literatur von 1796 bis 1800.

Den Interessenten des Allgem. Repertoriums der Literatur können wir nunmehr die bestimmte Versicherung geben, daß das Quinquennium von 1796 bis 1800, nach dem etwas eingeschränktern, im Jan. 1805 bekannt gemachten Plane, im bevorstehenden Sommer ohnfehlbar erscheint, da der Druck

bereits angefangen ist, aber nicht bis zur Jubilate-Messe zu beendigen war. Liebhaber, die sich noch bei uns und ihren zunächst gelegenen Buchhandlungen bis Johannis dieses Jahres melden, erhalten dasselbe noch um den Subscriptionspreis von 5 Rthlr. Sächs. od. 9 Fl. Reichsgeld, der später verhältnißmäßig erhöhet werden muß.

Weimar, im April 1806.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Nachricht wegen Fuhrmann's Handbuch der Classischen Literatur.

Aus dem Schladebachschen Verlage haben wir nebst dem Verlagerechte an uns gekauft:

W. D. Fuhrmann's Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften und der besten Ausgaben und Uebersetzungen derselben. 1r Band. Auch unter dem Titel: Handbuch der classischen Literatur der Griechen, 1r Band.

und ist jetzt allein von uns zu erhalten. Der Preis ist 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 Fl. 30 kr. — Zur Michaelis-Messe d. J. erscheint in unserem Verlage die Fortsetzung dieses Werks.

Weimar im April 1806.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten im April

und deren Inhalt.

I.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher; in Doppelheften. Erste Abtheil. der Jugendfreund: Zweite Abtheil. der Rathgeber. Januar 1806.

Diese Monatsschrift, dessen Plan das Publikum schon seit anderthalb Jahren kennt und mit seinem Beifalle beehrte, deren wirkliche Erscheinung aber, durch Ursachen, die wir hier nicht entwickeln können, über ein Jahr verzögert wurde, ist nun wirklich da, und wird in schnell auf einander folgenden Lieferungen seine Verspätung nachholen. Folgendes ist der Inhalt beider Hefte.

I. Inhalt des Jugendfreundes.

I. An die Kinder. II. Wunderbare Thiere. Die Tintenfische. (Mit Abbildung Taf. 1.) Die Sepia. III. Der Gärtner Treumund, oder die belohnte Wohlthätigkeit. (Eine Erzählung.) IV. Merkwürdige Aeußerung des Naturtriebes bei Thieren. 1. Die Bachstelze und der Kukuk. 2. Der Sekretärvogel oder Schlangenfresser. (Mit Abbildung Taf. 2.) 3. Der geschickte Pudel. 4. Der schlaue Pudel. 5. Der Dachshund vor dem Spiegel. 6. Die Katze und die Ohreule. 7. Erfindungssinn einer Katze und eines Hundes. V. Der weiße Reiher. (Eine Indische Fabel.) VI. Kindergespräche. Nützlicher Gebrauch der Dinge. VII. Der Schmetterling.

II. Inhalt des Rathgebers.

I. Plan und Ankündigung dieſer Zeitſchrift. II. Ehrendenkmal des Teutſchen Kinderfreundes Felix Weiſſe. III. Mein Unterricht in der Naturgeſchichte. IV. Beiträge zur Seelenkunde der Thiere. (In Beziehung auf den IV. Artikel des Jugendfreundes vom Januar 1806.) V. Ueber Eigenſinn und Feſtigkeit.

Weimar, im April 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Die Zeiten, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1806. I Heft.

Inhalt.

I. *Blick* auf die politiſche Lage Europen's, am Ende des Jahres 1805. II. *Die neueſten Theilungsprojecte.* III. *Frankreich.* Ueberſicht des Militärweſens vom J. 1600 bis 1805; beſonders in Betreff der Truppenzahl und ihres Unterhalts. IV. *Groſsbrittannien.* Pitt's letztes Miniſterium. 3. Ueberſicht der Haupt-Merkwürdigkeiten ſeiner Adminiſtration, bis zur Prorogirung des Parlaments, im J. 1804. V. *Nachtrag* zu der Erläuterung der zweiten Ausgabe des Plans von der Schlacht bei Auſterlitz, welche dieſem Stücke zur Vergleichung mit der erſten beigelegt iſt. (Nach ruſſiſch. Privatberichten.) VI. *Correſpondenznachrichten und Miſcellen. Beilage.* Urkundenbuch zu dem zweiten Jahrgange der Zeiten 1806. No. I. Concert Tractat zwiſchen Sr. Majeſtät von Groſsbrittannien und dem Kaiſer aller Reuſſen, unterzeichnet zu St. Petersburg den 30. März (11. April) 1805.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Bildniſs des Kaiſers *Franz II.*, und 2. die zweite Auflage des Plans der Schlacht bei Auſterlitz.

Dies intereſſante Journal, dem das Publicum täglich mehr ſeinen aufmunternden Beifall ſchenkt, wird durch beſchleunigte Lieferungen bald ſeinen kleinen Rückſtand nachgeholt haben, und mit dem laufenden Monate dann immer gleichen Schritt halten.

Weimar im April 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Wieland's neuer Teutscher Merkur 1806. III. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Mnemosyne. 2. Bild der Geliebten. (1) Der Entfernten. 1801. (2) Der Verlornen. 1805. 3. Aufschriften. II. Uebersetzungsproben. Des Klaudianus Raub der Proserpina. III. Fragmente aus Carstens Künstlerleben. 1. Carstens unter der deutschen Kunstgenossenschaft in Rom. 2. Wahl des Stoffes in Carstens Gemälden. IV. Aberglauben. V. Von dem Studium der Alten, als Gegenstand öffentlicher Unterrichts-Anstalten. VI. Stimmen der Zeit. 1. Neue politische Idee. 2. Ein großer Gedanke vom Jahre 1803. 3. Aus Altdorf. VII. Korrespondenznachrichten. 1. Scenen in München. 2. Warnungs-Anzeige.

Weimar, im April 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1806. IV. St.

Inhalt.

I. Reisenachrichten vom Herrn Dr. Langsdorf. Auszug aus einem Briefe desselben an den Hrn. Dr. Roehden. Peter-Paulshafen auf Kamtschatka, den 6. Jun. 1805. (Mitgetheilt vom Herrn Hofrath Blumenbach.) II. Fernere Reisenachrichten vom Herrn Dr. Langsdorf. (Aus einem Briefe desselben an Hrn. Hofr. Blumenbach, Peter-Paulshafen auf Kamtschatka den 7. Jun. 1805.) (Mit Abbild. der tatowirten Hand der Königin Katanuäh auf Nukahivah. III. Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse. Von Alex. Fried. v. Humboldt. (Auszug aus einer in der öffentlichen Sitzung der Kön. Preuß. Akademie der Wissenschaften, am 30. Jan. 1806 von demselben vorgelesenen Abhandlung.) Mitgetheilt vom Hrn. Dr. Fr. Voigt. IV. Weiterer Verfolg der Bemerkungen auf einer Reise nach dem Fichtelgebirge. (Vom Hrn. Prof. Steinhäuser.) V. Ein Beitrag zur Geschichte der Fruchtregen aus älteren Zeiten. (Aus einem Briefe des Hrn. Wegbauinspectors Sartorius an den Herausgeber. Wilhelmsthal den 1. Jan. 1806.) VI. Erste Nachricht von den Verhandlungen der Meklenburgischen

naturforschenden Gesellschaft vom Jahre 1806. (Vom Hrn. Prof. Link, zeitigem Präsidenten derselben, dem. Herausg. gefälligst mitgetheilt.) VII. Historische Uebersicht von den Arbeiten der Galvanischen Societät zu Paris in den Jahren 12 und 13, von den Herrn Rauche und Courlet. Vorgelesen in der Sitzung d. 6. Febr. 1806. (Aus französ. Blättern.) VIII. Ein Brief des Herrn Legationsraths von Hoff, an den Herausgeber, die Natur und den Ursprung der sogenannten Blitzröhren betreffend; desgleichen auch einen Nachtrag zum Artikel I. vom Januar dieses Jahres, enthaltend IX. Einige Lebensnachrichten von dem seel. Dr. Priestley. (Aus einem historischen Elogium auf denselben, vom Hrn. Cuvier, aus franz. Blättern.)

Weimar im April 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Allgm. Teutsches Garten-Magazin 1805. XI. und XII. Stück.

Inhalt des XI. Stücks.

IV. Blumisterei. 1. Beiträge zur Erziehung und Wartung einiger Rosenarten. 2. Ueber die Bestellung der Treibblumen aus Holland. 3. Bemerkungen über die Treibetulpe, Duc von Tholl. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. 1. Küchen-Zwiebelgewächse, und deren Erziehung. 2. Ueber den Anbau der Gurken im Großen. VI. Obst-Kultur. Charakteristik der Obstsorten. A. Aepfelsorten. Das Hausmütterchen. (Mit Abbild. auf Taf. 29.) B. Birnsorten. Die große Birn von Neapel. (Mit Abbild. auf Taf. 30.) VII. Garten-Botanik. 1. Ueber die Befruchtung des Märzveilchens (Mit Abbild. auf Taf. 31.) 2. Fortsetzung der Anzeige der in dem Jardin de la Malmaison mitgetheilten Pflanzen. IX. Saamenbau, Sämerei- und Pflanzenhandel. 1. Ueber den Holländischen Blumenzwiebelhandel. 2. Anfrage und Vorschlag zu einer Saamenbaugesellschaft. X. Garten-Miscellen. 1. Ueber die Aussaat feiner Sämereien in Eierschaalen. 2. Ueber die Fortpflanzung buntblätteriger Pflanzen. 3. Holländisches Mittel gegen die Spetlinge. 4. Fischdünger in Holland. 5. Ueber die Gartenz. Cultur in Heidelberg.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 29. Das Hausmütterchen. Taf. 30. Die große Birne von Neapel. Taf. 31. Befruchtung des Märzveilchens.

Inhalt des XII. Stücks.

VI. Blumisterei. 1. Ueber Seltenheit und Schönheit in Beziehung auf Zierpflanzen. 2. Berichtigung holländischer Blumennamen. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. Ueber die Erziehung einiger Gemüsesorten zu einer vorzüglichen Größe. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. A Weinsorten. Der Petersilienwein. (Mit Abbildung auf. Taf. 32.) B. Aepfelsorten. Der Winter-Streifling (Mit Abbildung auf Taf 33.) 2. Ueber das Verpacken der Pfropfreiser und Bäume und Versendung derselben in ferne Gegenden.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 32. Der Petersilienwein. Taf. 33. Der Winter-Streifling.

Dies Journal, welches, wegen eines unvermeidlichen Zufalls, in Betreff seiner sorgfältig ausgemalten Kupfer, mit ein Paar Heften in Rückstand gerieth, wird nun, da dies Hinderniß nie wieder eintreten kann, seine Verspätung unverzüglich, durch schnelle Lieferungen, wieder einholen und gut machen.

Weimar im April 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Journal des Luxus und der Moden, 1806. IV. Stück.

Inhalt.

I. Streit und Liebe, von Stoll. II. Regnaults neues Gemälde im Saal des Senats in Paris. III. Kunst. 1. Dresdner Kunstausstellung 1805. 2. Dr. Gall's Portrait, gestochen von H. Schmid. 3. Hinkels Ansichten der Gegend um Danzig. 4. Ansichten im Herzoglichen Park bei Weimar, von G. M. Kraus. 6te Lieferung. 5. Wilhelmsthal, gezeichnet und radirt von G. M. Kraus. IV. Theater. 1. Ueber die Schauspiele in Lissabon. 2. Bianca von Torredo, von Theodor Hell. 3. Theater in Frankfurt am Main. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Rondel von Carl von Orleans. 2. Der diesjährige Carneval in Mailand. 3. Verschönerungen des Louvre und der Tuilerien in Paris. 4. Miscellen aus Paris. 5. Corbeille de Mariage. 6. Madame Recamier. 7. April's-Narr, April-Schicken. 8. Oster-Eyer. 9. Modenberichte aus Paris. 10. Teutscher Modenbericht. 11. Neueste Moden für Reisende. VI. Ameublement.

Geschmackvoller Vogel-Käfich. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im April 1806.

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Erschienene Neuigkeiten der neuen Societäts-Buch- und Kunsthandlung in Halle. Leipziger Jubilate-Messe 1806.

Conta, C. F. A., Grundlinien der bürgerlichen Baukunst, nach Hrn. Durand, für teutsche Bau- und Werkschulen. Mit Kupfern. gr. 8. 21 Gr. oder 1 Fl. 42 Kr.

Himly, J. F. W., Erörterung des Gall'schen Versuchs einer fortgesetzten Gehirnlehre, nach seinem psychologischen Gehalte. gr. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

London und Paris, eine Zeitschrift mit ausgemalten und schwarzen Kupfern f. d. Jahr 1806. IXr Jahrgang, I. und folgende Stücke. gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Thlr. 8 Gr. oder 11 Fl.

Sonnenberg, Fr. von, Donatoa, Epopöie, I. Theil 1r und 2r Bd. gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Steffens, Herrn Prof., drei Vorlesungen über Herrn D. Galls Organenlehre. 8. 1805. 6 Gr. oder 27 Kr.

Werlich, C., Ideen zu einer Staatsorganisationslehre in besonderer Beziehung auf kleinere Staaten. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

N. Societäts-Buch- und Kunsthandlung zu Halle.

Denkmünze auf Freyherrn
Alexander von Humboldt.

VI.

Beurtheilung des deutschen Original-Romans, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, in fünf Theilen.

1770—1773. Leipzig bey Junius.

Am Ende der Reise stehen wir viel niedergeschlagener da, als wenn die Heldin — wenigstens unsers Herzens, ob schon nicht des Verfassers — uns durch den Tod entrissen würde, wie Klarisse und Sternheim, oder durch eine plötzlich entdeckte Blutverwandschaft ihren Geliebten verlöre, wie Fanny Wilkes. Nach hundert betrübten Abendtheuern zu Land und zu Wasser, die sie binnen einer so kurzen Zeit erfahren müssen, und die jedes Frauenzimmer, das noch zu reisen Lust hat, abschrecken werden, sehn wir sie zuletzt (mit Herrn Puff zu reden) dahin gepflanzt, von beyden Anbetern verlassen, von Freunden und Feindinnen verachtet, und mit der einzigen Aussicht, unerachtet ihrer vornehmen Abkunft, ihr Leben als Ma Bonne zu beschliessen. Und womit hat sie eine so harte Züchtigung verdient? Erst ganz am Ende werden wir von einem kleinen weiblichen Fehler in ihrem Charakter überzeugt; sie ist nehmlich ein wenig Prüde; sie spannt einen würdigen und sehr standhaften Liebhaber auf die Folter, weil ihr Herz noch immer auf die nähere Erklärung eines frühern, und wohl zu merken, jüngern harrt. Die letztere eigenliebige Erwartung wird man ihr eher verzeihn, als die Hoffnung, die sie dem erstern gemacht, und die Ungewißheit, in der sie ihn hinhält. Freylich etwas Stolz und etwas Grausamkeit! Aber, bey ihren übri-

gen

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1806.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Weimar 1806.
Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai 1806.

I.

Ueberſetzungen und Nachahmungen.

1.

Die 22ſte Ode des Horaz im 1ſten Buche.

Integer vitae scelerisque purus etc.

Weſſen reine Seele Laſter nicht beſchweren,
Freund! der kann des Mohren Dolch und Spieß entbehren,
Gift'ge Pfeil' und Bogen läßt er ungenützt,
Wenn ihn das Bewußtſeyn frommer Unſchuld ſchützt.

Lybien durchzieht er, und den unwirthbaren
Kaukasus, durchwandert, sicher vor Gefahren,
Länder, wo Hydaspes, wenn der Wahrheit hold
Alte Sage lautet, goldne Wellen rollt.

Denn indem mich nebelos jüngst und unbegleitet,
Im Sabinischen Hayne Lieb' und Zufall leitet,
Und der Nachhall täuschend ins Gebüsch mich zieht,
Kommt, indem ich Chloen sing', ein Wolf, und flieht.

Solch ein Ungeheuer hat noch nie das wilde
Daunien in seinem kriegerschen Gefilde,
Nie ein solches Unthier Lybien erzeugt,
Das an dürren Brüsten wilde Löwen säugt.

Setze mich in öde bange Wüsteneyen,
Wo die Frühlingswinde keinen Baum erfreuen,
Wo durch finstre Nebel keine Sonne blickt,
Und ein schwerer Himmel die Gefilde drückt:

Dort auch, unter Titans nahem Flammen-Wagen,
Wo versengte Felder Hütt' und Haus versagen,
Dort, auch dort, vergeß ich meine Chloe nicht,
Himmlisch, wenn sie lächelt, himmlisch, wenn sie
spricht.

Hauswald.

2.

Nach Horaz.

Als ich theuer der Freundin war,
Die durch holde Magie weiblicher Reize mir
Und durch Seele das Herz entwandt:
War ich glücklicher als Perſiens Könige.

Wie war froh mit der Frohen ich,
Wann umgaukelt von Scherz und von der Jugend Muth
Sie beſeelte der Freunde Kreis,
Ernſt auch miſchend zur Luſt, Gutes zu Schönem auch!

Mit der Trauernden trauert' ich,
Wann ein dunkeler Flor trübte den klaren Blick,
Wann ein Seufzer den Buſen hob,
Und ich zittern im Aug' Thränen der Wehmuth ſah.

Wann, verſchmähend den niedern Sinn,
Pſyche flatterte auf zu dem Unendlichen,
Demuth einte mit Hochgefühl:
O, dann kniete mein Geiſt vor der Erhabenen.

Wann ſich aufſchloß dem Freund das Herz
Eins den andern verſtand. Jeglicher gab und nahm,
O dann fühlt' mit Entzücken ich,
Daß die Freundſchaft noch mehr ſey, als ein leerer Schall.

* * *

Auf der Stätte der Freundſchaft weht
Kalter Wind; ach, es war leichter die Lieb' als Kork;
Treue ſeufzet: o wäre mir
Doch zu leben mit ihr, ſterben mit ihr vergönnt!

II.

Probe einer metriſchen Ueberſetzung von Haſiz. *)

Um nicht die ganze Vorrede dieſer Ueberſetzung des erſten lyriſchen Dichters des Morgenlandes hier abzuſchreiben, ſey es genug zu bemerken, daß dabei nicht nur auf die größte Treue in Beibehaltung der Bilder und Wendungen, ſondern auch auf die möglichſte Kürze und Nachahmung des Originals durch Gang und Haltung des Sylbenmaßes ſtets Rückſicht genommen worden iſt, wodurch ſich denn dieſe Ueberſetzung gar

*) Dieſe Probe einer Ueberſetzung des Diwans von Haſiz von einem der erſten jetzt im Orient lebenden Orientaliſten erregt vielleicht bei mehreren, die ſolche Perlen'chnuren des Morgenlandes von den armſeligen Machwerken, die man uns ſo gern dafür verkaufen möchte, zu unterſcheiden wiſſen, eine gerechte Begierde das Ganze kennen zu lernen, welches vollendet da liegt und ſogleich in Druck gegeben werden könnte. Vielleicht ſind wir ſo glücklich, im folgenden Stücke die kunſtreiche Structur eines Dalit (Thüre), in welche dieſe Oden gebildet ſind, in einem erläuternden Typus mittheilen zu können.

B.

sehr von allen bisher ins Lateinische und Englische übersetzten Oden Hafizens unterscheidet. Révizky und Jones, die beiden einzigen Orientalisten, die bisher den Genius des Dichters mit voller Kraft zu erfassen vermochten, haben einige der vorzüglichsten Oden entweder blos in wörtlicher Prose wiedergegeben, oder dieselben zwar ins Gewand der Dichtkunst, aber wie sie es selbst ankündigen, mit freiem Schwunge ihres eigenen Genius eingekleidet; die Vergleichung zwischen ihrer wörtlichen und eingekleideten Uebersetzung spricht das klärste Urtheil hierüber. Ihre Nachfolger, Nott und einige andere Engländer, welche den Reim als die erste und unerläßliche Bedingung einer poetischen Uebersetzung ansahen, haben jede Zeile ihres Originals in einer Fluth von vier, sechs, bis acht Reimen ertränkt.

In dieser Uebersetzung ist der Reim nur dort, wo er wegen Wiederholung eines und desselben Wortes (was bei Hafizen oft der Fall ist) nothwendig wiederkehrt, beibehalten worden, sonst aber durchaus der Treue des Sinnes und dem größern Vortheile des nachahmenden Sylbenmaßes zum Opfer gebracht.

Die Wortspiele, seyen es nun Schönheitsmaale nach dem Urtheile der Morgenländer, oder Flecken nach dem unsrigen, sind genau wiedergegeben, und wo eine Aenderung des Bildes unerläßlich schien, ist dieselbe in den Noten angezeigt, welche zugleich die nöthigen Erläuterungen und Parallelstellen aus griechischen und römischen Dichtern enthalten.

Da die Uebersetzung des ganzen Diwans, zu welcher besonders die türkischen Commentare des Sundi und Surury zu Rath gezogen worden, schon seit langem vollendet liegt, so ist die Mittheilung dieser und künftiger Proben davon, keine Bitte um Ermunterung zur Arbeit, aber wohl eine freimüthige Anfrage, ob die Erscheinung des ganzen Werks willkommen wäre?

Der Diwan Hafizens ist, wie bekannt, nach den Buchstaben des Alphabetes geordnet. Die folgenden vier Oden sind der ganze Inhalt des zweiten Buchs, das ist, des Buchstabens B.

Jusuf, der Uebersetzer.

I.

Midémid subh we kelle best Sahab.

∪ — ∪∪ — ∪
∪ — ∪∪ —
∪ — ∪ — ∪ — ∪

Schon lächelt der Morgen 1)
Und Wolken ziehn her;
Den Wein! den Wein! ihr Freunde!

Auf Wangen der Tulpen
Entglänzet der Thau,
Den Trunk! den Trunk! ihr Trauten!

Es wehet von Fluren
Edomischer Hauch
Verfleckt den reinen Wein nicht!

Schon sitzet die Ros' auf
Smaragdenem Thron;
Bringt feurige Rubinen!

Versperrt ist die Schenke
Zum andertenmal;
O thut Euch auf ihr Pforten! 2)

gen so vortreflich moralischen Gesinnungen, bleiben dies immer nur schwache Seiten, mit denen wir uns, zumal bey ihrer so ernstlicher Reue, bald wieder auszusöhnen geneigt sind. Wir stossen in Gedanken mit an, wenn der schon von ihr getrennte Puff noch ihre Gesundheit trinkt. Wir zürnen über den nächtlichen Zufall zu Insterburg, der der Grund alles nachmaligen Unglücks wird. Wir werden unwillig, daß es der Verfasser nie zwischen Sophien und dem Herrn Leß*, der ihr Herz schon verschenkt glaubte, zu einer rechten Erklärung kommen läßt. Es ist wahr, Sophia hat, außer jenem Hauptmakel, noch mehrere kleine Flecken, z. B. einen cholerischen Ungestüm, eine gewisse jüngferliche Scrupulosität, von der man, Th. I. 136. Proben finden kan. Allein sie kennt ihre Mängel selbst, und sucht sie zu vertilgen. So gesteht sie von ihrer auffahrenden Hitze: „Ich habe etwas so saures „in meiner Gemüthsart, daß, wenn ich Verdruß „habe, ich es jedermann empfinden lasse, beynahe „etwas darinnen suche, meinen Verdruß merken zu „lassen. Ich bin alsdann höchst ungestüm. Ich merke „meine Ungesittheit, und, anstatt sie sogleich abzu„legen, stelle ich mich verdrüßlicher, als ich wirklich „bin, damit andre nur die Sache, die mich beunru„higt, und nicht meine Grobheit merken sollen, und „hernach suche ich wohl gar mich zu bereden, man „habe sie gemerkt.“ Hingegen haben uns ihre vortreflichen Einsichten und ihre rühmlichen Grundsätze in den beyden ersten Theilen, und ihre Leiden im dritten und vierten zu sehr für sie interessirt, als daß wir im fünften, wo sie auch immer noch verfolgt wird, einen Haß auf sie werfen könnten. Doch der Verfasser kan mit Recht verlangen, daß wir ihn nach der Theorie von Romanen richten sollen, die er uns selbst im ersten Theile (S. 123.) vorgelegt hat. Da die Kunstrichter von jeher alle, auch die kleinsten Werke des Witzes heiligen und unveränderlichen Gesetzen haben unterwerfen wollen; so muß man sich billig

wun-

In Tagen des Frühlings
Iſts wunderlich doch
So ſchnell das Thor zu ſchließen.

Es bleibt den Rubinen
Des Mundes ihr Recht
Auf die verbrannten Buſen. 3)

O folge dem Beiſpiel
Hafizens und trink
Den Thau von Roſenwangen!

* * *

Anmerkungen.

1) Adduxere sitim tempore Virgili.

Hop.

2) Eigentlich: O Herr eröfne uns die Pforten! Du der alle eröfnest! eine Gebetformel, bekannt im Morgenland wie bei uns der Text: Thut Euch auf ihr Pforten dem Herrn der Glorie.

3) Die Rubinlippen haben das unbezweifelte Recht, den Buſen der Liebhaber in Flammen zu ſetzen.

2.

Zi baghi wasli tu ajed riazi rizwau ab.

∪ — ∪ — ∪∪ — ∪
∪ — ∪ — ∪ — ∪ —
∪ — ∪ — ∪∪ — ∪
∪ — ∪ — ∪ —

Der Garten deines Genuſſes
Verleiht dem Paradieſe Glanz,
Das Feuer deiner Entfernung
Entflammt der Hölle Gluth.

Zu deinen Wangen und Wuchſe
Hat ſich geflüchtet Edens Flur;
Es mehr' von Tagen zu Tagen
Sich ihrer Schönheit Preis!

Wie Quellen fließet mein Auge
Die ganze lange Nacht hindurch,
Es ſchaut die trunkne Narciſſe
Von deinem Aug' im Traum.

Der Frühling hat uns die Reize
Von deiner Schönheit vorerklärt.

Die Fluten Edens erinnern
Bei jedem Schritt an dich.

Mein armes Herz iſt verbrennet;
Ach! es erhielt nicht ſeinen Wunſch.
Wär ſein Verlangen geſtillet,
So weinte es nicht Blut.

Mein Mund, er fodert mit Rechten
Von dir das Brand- und Lösegeld.
Du haſt die Bruſt mir verwundet,
Mein Herz haſt du verbrannt.

Glaub nicht es ſeyen Verliebte
Zu unſrer Zeit allein berauſcht,
Haſt nie von frommen Betrachtern
Die trunken ſind, gehört?

Ha! Deine Lippen bezeugen,
Daß der Rubin ein Tropfen iſt,
Der von den Gluthen der Sonne
Zur Erde niederfällt.

Den Schleier ziehe zurücke!
Wie lange noch bleibſt du verhüllt?

Was nützet dir wohl der Schleier!
Warum verhüllen dich!

Dein Antlitz schaute die Rose,
Ha! da entflohe sie voll Schaam,
Sie spürte deinen Geruch, und
Zerfloß in Rosenthau.

Aus Liebe deines Gesichts
Stürzt in das Elend sich Hafiz.
Bald wird er sterben, o komm!
Und finde Rettung auf!

Hafiz es fließe das Leben
Nicht ohne Früchte dir vorbei!
Bemühe dich und erkenne
Des Lebens wahren Werth!

* * *

Anmerkungen.

Diese Ode, eine der wenigen, die an ein Mädchen gerichtet sind, wie es der Schleier bezeugt, ist vom Anfange bis zum Ende so voll ächt persischer Wendungen, daß es weitläuftig seyn wird, Einiges in schlichter Prose zu verdeutlichen:

Strophe 1. Deine Gegenwart erfreut, deine Abweſenheit betrübt.

— 2. Dein Wuchs und Geſicht iſt ſchöner als das Paradies.

— 3. Ich ſehe deine Augen nicht nur wachend, ſondern auch träumend.

— 8. Hier iſt das Bild in der Ueberſetzung Etwas geändert, denn im Text heißt es eigentlich: du haſt Recht von mir Salz zu fodern zum Braten, in den du mein Herz verwandelt haſt.

— 10. Die Roſe ſchämte ſich, daß ſie dir an Farbe und Geruch nachſtand; ſie weinte aus Schaam, das iſt: ſie zerfloß in Roſenwaſſer.

Der Schluß erinnert an:

Utendum est aetate; cito pede labitur aetas.

Ovid. Met.

3.

Züftem ¡Ci Sultan Choban, ' Qahm kûn iu ghanb.

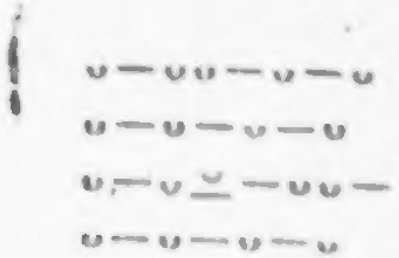

Ich ſprach zu dem Herrn der Schönen:
Erbarm dich eines Fremden!
Er ſagte: wohl mögen beim Herz
Sich irre gehn die Fremden.

Ich ſagte: verweil ein wenig.
Er ſprach: halt mich entſchuldigt,
Was kümmert uns Kinder vom Haus
Der Gram von ſolchen Fremden.

Wer königlich hin gebettet
Auf Hermelinen ſchläfet,
Wie kennet er Eiſen und Stein,
Das Dornenbett der Fremden?

O du, in den Locken deſſen
So viele Bekannte hängen,
Dein Moſchusmaal ſteht zum Geſicht
Gar ſchön gleich einem Fremden.

Es ſcheinen die feinen Haare
Auf deinen Wangen fremde;
Doch ſollte auf Sina's Gemäld'
Der Haarſtrich nicht befremden.

Auf deinem Geſicht erglänzet
Der Wiederſchein des Weines
So glänzet purpurne Blüh'
Auf der Narciß' der fremden.

Ich ſprach zu dem Abend: ſchwarz iſt
Sein Haar, dem Fremde huld'gen;
O hüte dich Morgen! vor ihm,
Sonſt weinſt auch du mit Fremden.

Es ſprach zu ſich ſelber Hafiz
Bekannte gehen irre:
So minder darf befremden
Der Schmerz und Gram der Fremden.

4.

Subh midemid, gu dschuu hunitschun Afitab.

Sechs- und vierfüßiges Sylbenmaaß.

Seht wie der Morgen lacht! Eil', reich' mir ein Glas wie die Sonne,
Jetzt iſt die Zeit, o reiche den Wein her! 1)
Einſam im Haus! Ein freundlicher Schenk! ein lieblicher Sänger
Tage der Luſt! des Bechers! der Jugend!
Das Gemüth zu erfreu'n, und die Schönheit des Feſtes zu ſchmücken
Ziemen zum Gold zerſchmolzne Rubinen. 2)
Liebling und Sänger reichen die Hand, die Trunkenen tanzen
Schenkengekos macht ſchlaflos die Trinker.
Wir ſind allein, und ſicher iſts hier im Kreiſe der Trauten,
Offen ſind weit die Thore der Wolluſt.
Kundig der Anmuth des Weins verbarg die Natur, die Gewandte,
Roſenwaſſer ins Tiefſte der Blätter. 3)
Seit daß meinem Mond die Perlen Hafizens gefallen
Horchet ſelbſt Venus den Tönen der Laute. 4)

* * *

Anmerkungen.

1) Nunc est bibendum, nunc pede libro pulsanda tellus. Hor.

2) Zum Gold des Bechers die Rubinen des Weins oder auch der Lippen.

3) Die Natur wußte wohl was sie that, indem sie das Rosenwasser in das Tiefste der Blätter verbarg, damit es sich vor dem Wein, dem es so unendlich am Werthe nachsteht, nicht zu schamen habe.

4) Quod si me lyricis vatibus inseres
Sublimi feriem sidera vertice. Hor.

Venus, Merkur, Jupiter und Saturn werden auch bei den orientalischen Dichtern personificirt, jedoch nicht mit den Attributen der griechischen Mythologie. Nach pers. Ideen ist Venus eine Tänzerinn am Himmel, und spielt die Laute; Merkur, der Freund der Wissenschaften, hält ein großes Buch aufgeschlagen. Jupiter liebäugelt mit Venus, und Saturn ist ein alter Gauner, verschanzt in einem unersteiglichen Schlosse.

III.

Problematiſche Ideen über Univerſalmonarchie und ewigen Frieden.

Dem Menſchen, als Sohn der Natur, bringt der wiederkehrende Frühling neue Luſt des Lebens entgegen; aber der Menſch, als Unterthan der Politik, muß den Genuß des Daſeyns über die Sorge der Erhaltung vergeſſen.

Iſt es nun nicht Zeit, Blumenkränze zu winden; wohlan! ſo gelte der Verſuch, mit den Ideen zu ſpielen, die uns beunruhigen, und in träumender Reſignation das fallende Loos zu erwarten.

Ewiger Friede iſt, wie ewiger Frühling, nur der Widerſchein aus einer beſſeren Welt, ein Traum ſanfter Gemüther. Eine ſatyriſche Kopie oder Fratze könnte uns auf dieſer Welt der Deſpotismus liefern, wenn er alle Kräfte lähmte; aber — mit dem Verluſt der Freiheit der Geiſter und Gemüther würde ſelbſt das Original zu theuer bezahlt; die Muſen wür-

wundern, daß die Romanenschreiber allein noch so freye Leute sind, um sich selbst Gesetze geben zu dürfen. Es lassen sich indessen mehrere Ursachen davon anführen. Aristoteles hatte hier gar nicht vorgearbeitet; mit der Romanenautorschaft haben sich von jeher Leute von so mancherley Ständen und Beruf abgegeben, daß die Gesetze bald würden übertreten worden seyn. Der philosophische Kunstrichter hat die Romane meistens von seiner Höhe herab als ein Geschäfte und eine Lectüre von Müßiggängern betrachtet; der Roman läßt sich seiner Natur nach so mannigfaltig modeln, und hat auch so mancherley Gestalten bekommen, daß er sich noch viel schwerer, als das epische Gedicht, in kritische Schranken einschliessen läßt; die Nation, welche daran am fruchtbarsten gewesen ist am wenigsten zu Lehrgebäuden aufgelegt; die Appellation ans Publicum findet hier mehr, als bey andern Schriften, Eingang — Und so lassen sich vielleicht noch mehr Gründe angeben. Genug, in der Ausdehnung des Ganzen, in dem Verhältniß der einzeln Theile, in der zufälligen Form, im Schauplatz, in der Menge und Auswahl der spielenden Personen haben die Romanendichter freye Hände behalten, und man hat sie blos an die allgemeine billige Forderung, von der man keine Art von Autoren lossprechen kan, an die Pflicht der Unterhaltung und des Unterrichts gebunden. Desto strenger aber hat man von ihnen, als berufenen und besoldeten Modeschriftstellern, Neuheit verlangt; und dies ist ihr schwerstes Gesetz, das immer schwerer wird, je länger Romane geschrieben werden. Wenn es vom Dramatischen Dichter heißt:

Severe their task, who in this critic age
With Fresh materials Furnish out the stage,

so gilt dies zwiefach von der Erfindung in den Romanen. An Charaktern kan es in der That nie gebrechen,

den aus dem Tempel der Wahrheit fliehen, und seine Altäre umstürzen. —

Kehren wir ins wirkliche Leben zurück! Da gab es einst eine Uebermacht der Römer, von Mangel an Einsicht und Einigkeit der andern Nationen begünstigt, doch fehlte der Krieg nicht. Das Mittelalter war kriegerisch genug, aber das Lehnssystem hinderte die Regenten dem Lande oder der Welt zu mächtig zu werden. Mit der Erfindung des Pulvers flog die alte Freiheit der Unterthanen in die Luft, und die Ueberbleibsel rasirte der stehende Soldat. Nun konnten ehrgeizige Könige erst recht nach Außen wirken; nun konnte in Einen Kopf der Gedanke kommen, Alle zu regieren, wie man ehedem Kaiser Karl V., seinem Sohne Philipp II. und späterhin Ludwig XIV. nicht ohne Grund Schuld gab. Warum glückte ein Universalplan noch nicht? Kraft und Einigkeit war unter den widerstehenden Bundesgenossen, und Gleichheit der Waffen in den Kriegen jener Zeiten. So sagt noch Friedrich der Große: *) „Was die großen Herren in Europa in Sicherheit erhält, ist dieses, daß

*) Im Antimachiavell.

ihre Kriegsvölker faſt alle einander ähnlich ſind, und keiner vor dem andern etwas voraus hat.“ —

Ich glaube auch noch eine Seite von der Sache wahrzunehmen. Nämlich, Amerika's Gold nahm uns den kriegeriſchen Geiſt der Ritterzeit, und allgemeiner Luxus und Handelsneid vermehrte die Kriege, ohne das Gleichgewicht zu ſehr zu ſtören. Die Macht hörte alſo, bei der Vertheuerung der Kriege, eher auf, als die Leidenſchaft, und die Idee der Weltüberwindung verlor ſich. Dieſe hängt von der Ueberlegenheit eines Kriegsyſtems ab, das ſich nur durch außerordentliche Urſachen bildet, wenn es einer Nation, als ſolcher, eigen werden ſoll. Da erhebt ſich ein Gemeinſinn, der, wenn er auch nicht nach Solon's Wunſch, des Andern Beleidigung als die eigene empfände, doch in der Ehre des Ganzen ſeine eigene zu finden glaubt. Enthuſiasmus flammt auf, und Selbſtverläugnung bringt Opfer, von welchen die Räder einer rubia umgebenden Staatsmaſchine nichts wiſſen.“ — Das führt mich auf eine Nebenfrage: Sollte nicht das ſo ſehr bearbeitete Civilrecht dem Staatsrechte einigen Abbruch thun? indem es ſich dem Deſpotismus, als Schutzwehr der Bürger, in den Weg ſtellt, lehrt es zugleich auf Eigenthumsrechte eigenſinnig trotzen, und der Egoiſt, indem er

die Fälle verwechselt; versagt auch dem Staate jedes Opfer, weil er es den Mitbürgern nicht zu leisten braucht. — Ich gebe das nur für einen Einfall; aber daß wir nicht Opferlustig sind, liegt am Tage.

Gemeiniglich verlieren die Gehorchenden den Gemeinsinn, wenn die Regierenden das rechte Staatssystem verlieren, und das kann den Weg zu einer Universal-Monarchie sehr erleichtern. Ueber dieses große Wort muß man sich verständigen. Es gab sonst bei den Sittenlehrern einen groben und subtilen Todtschlag. Wenn der Gebrauch eines veralteten Ausdrucks nicht anstößig ist, so können wir die Universal-Monarchie ebenfalls in die grobe und in die subtile eintheilen. —

... nn.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Die Humanität des achtzehnten Jahrhunderts.

(Nach dem Italieniſchen.)

Vorbemerkung.

Es war einmal Alles human. Was etwa nicht ſo handelte, das ſprach und ſchrieb doch tapfer davon, und wollte wenigſtens Fürſten und Prieſtern, Obrigkeiten und Soldaten die Humanität recht einprägen. Löblich war immer, was man aus Mode wohl mitunter übertrieb. Und wenn der wohlbehagende Egoismus, den man der neueſten Zeit vorwirft, ein derberes oder, wie es Hr. v. Kotzebue neulich getauft hat, ein burſchikoſes Betragen, annimmt, ſo iſt es keine Frage, daß wir uns jene humane Periode zurückwünſchen müſſen. Um ihr Andenken und ihren Werth zu befeſtigen, dünkt mir die Mittheilung des nachſtehenden Fragments geſchickt zu ſeyn, das ich vor einiger Zeit aus einer italiäniſchen Schrift über dieſen Gegenſtand frei

übertragen habe, *) weil es mir gefiel. Den Leser bitte ich um Verzeihung, wenn er nicht meiner Meinung seyn sollte.

D. Uebers.

Die wahre Humanität beruht nicht in bloßen Worten; gleichwohl ist das die Humanität unseres Zeitalters, daß man eine honigsüße Sprache redet. Man begnügt sich mündlich oder schriftlich, human zu seyn. Diese Tugend ist in den meisten Köpfen und in den wenigsten Herzen. Nur bei den Fürsten und den Großen haben humane Worte ihren Werth; bei ihnen, welchen ernste und anständige Gewohnheiten so wohl, und hohe Worte, oder das noch höhere Stillschweigen und das Erschweren der Audienzen, so übel stehen. Fürstenhuld, (Clemenz) ist ein lieblicher Hauch, der in dem Herzen der Unterthanen den Keim der Freude und der Hoffnung belebt. Gott sey Dank! daß wir von unseren meisten Fürsten sagen können, was Theodosius II.

*) Der Titel ist: Annotazioni sopra la Umanita del Secolo decimottavo. del Abb. Giambattista, Conte Roberti. Napoli 1784.

zum Eingang ſeiner Geſetze ſchrieb: „Wir glauben eine Wohlthat zu empfangen, ſo oft wir Gelegenheit haben, unſern Unterthanen welche zu erzeigen. Wir halten den Tag für verloren, den wir nicht mit einer Handlung des Wohl-wollens zu veredlen und zu ſchmücken im Stande waren.“ —

Eine fruchtbare Humanität beſteht auch nicht blos in gewiſſen flüchtigen, ſanften Gemüthsbewegungen; denn man ſieht Männer und Frauen häufig im Trauerſpiel weinen, oder zärtlich mit Pferden und Hunden umgehen, indeß ſie zu Hauſe und gegen untergeordnete Menſchen kalt und grauſam ſind. — Wäre das Mitleid eine Folge der Eigenliebe, wie manche ſubtile Philoſophen behaupten, ſo müßte der eigenliebigſte Menſch der mitleidigſte ſeyn. Wer glaubt das? — Oder wie? ſollten unſere Muſik- und Dichterfreunde, die unſer weichliches Zeitalter häufig hervorbringt, die humanſten ſeyn? —

Mit gewiſſen Vergehungen hat das Zeitalter beſondere Nachſicht, indem man in der Zahl der Fehlenden die Strafloſigkeit aufſucht. Man vertheidigt nämlich die Laſter der Jugend, den Hang zu Lüſten, und behauptet, es ſey beſſer, ein wenig zu viel, als zu wenig zu lieben. Und Herren, die fleißig im

Theater, oder am Faroritische und in der großen Welt leben, beweisen am Ende, daß man ein Dutzend Maitressen haben, und doch ein guter General, oder guter Bürger seyn könne. Der Marschall von Sachsen, der durch Wollüste zu einem lebendigen Leichnam geworden war, und als Schatten durch die Säle von Versailles schlich, war doch ein bewunderter Schatten! Warum verschweigt man aber den Schaden, welchen solche Ausschweifungen anrichten? das Heer von Verbrechen der Verrätherei, der Untreue, Volksunterdrückung u. s. w. —

Viele lieben aus lauter Humanität das ganze Menschengeschlecht; desto weniger bekümmern sie sich um die Individuen, mit denen sie leben, denen sie zu Hause weder theilnehmend, noch in den Gesellschaften nur artig begegnen. Der Enthusiasmus der Worte erstreckt sich weit über den Aequator hinaus, aber für Handlungen des Wohlwollens gegen die Nächsten sind wir nicht zu Hause.

Andere große Menschenfreunde schränken ihr Gefühl desto mehr ein. Sie sind wohlwollend gegen Geschöpfe und hülfreich — wenn sie schön sind und jung; freundlich gegen Theaterprinzessinnen, nicht gegen hülflose, alternde Wittwen; mehr gegen

Künſtler und Diener des Luxus, als gegen die Bearbeiter der erſten Bedürfniſſe. So ließen zur Zeit einer Hungersnoth in Rom im J. 348 die Kaiſer Gratian und Valentinian ein Dekret ergehen, das alle Fremde aus Rom verbannte, nur die Tänzer und Tänzetinnen, 3000 an der Zahl, erhielten das Privilegium zu bleiben. Zwar werden die Herren von der bretternen Welt nicht mehr mit jenem feierlichen Pomp empfangen, den die Megarenſer nach Ariſtoteles für ihre Komödianten aufboten, die alle Straßen, wo ſie durchkamen, mit Purpur belegten; aber man liebkoſet Künſtler, Geiger und Pfeifer mit der humanſten Artigkeit, was bis auf einen gewiſſen Grad ſich geziemen mag; dargegen, was unverantwortlich iſt, hat eine ſolche Humanität, die nur immer luſtig ſeyn will, einen ordentlichen Abſcheu vor allem Verdruß und fremder Bedrängniß. Ja, der Große und Reiche verdammt wohl gar die kleinſte Nachahmung ſeines Weltlebens, wozu er der Menge durch Maskenbälle, Prunk und Schmauſereien Anreiz und Beiſpiel gibt. Holzſchuhe tragen, auch Sonntags arbeiten und darben ſollen ſie, das nennt der Reiche ſparſam leben, was er ſelbſt aus Erfahrung gar nicht kennt.

Jene Humanität, die nur auf dem Triebe ei-

nes natürlichen Gefühls, oder auf dem Stolze einer philosophirenden Vernunft beruht, ist oft eigennützig, nämlich ruhmsüchtig. Sie ist auch mit sich selbst uneins, weil sie auf unsichern Principien beruht, und zuweilen von dem Wohl- oder Uebelbefinden unsers Magens, von Reiz oder Uebersättigung der Lectüre abhängt. Diese oberflächliche Tugend wird noch dazu von der heutigen Geldsucht verdrängt, die sich keines Gewerbes mehr schämt, das nur etwas einbringt. —

Die Religion allein, welche nie die Natur zerstört, sondern sie vervollkommnet; die Religion, welche unser ganzes Daseyn umfaßt, und für jedes menschliche Verhältniß einen Trost, oder eine Triebfeder darbietet, reinigt die Beweggründe der Humanität, und giebt den moralischen Gesinnungen eine feste Grundlage. —

Wie schön ist ihr Gemälde von der Nächstenliebe. *) Sie ist geduldig und wohlthätig, sie weiß

*) Wem die Autorität der Alten mehr nach Geschmack ist, der kann beim Aristoteles finden, daß gute Gesetzgeber mehr noch für die Freundschaft als die Gerechtigkeit gesorgt haben. Und der vom Diodor

nichts von Eifersucht, noch Neid über des Andern Wohlseyn; sie ist nie stolz und unverbindlich; sie zieht ihre Bequemlichkeit nicht dem Nutzen des Andern vor, und weiß von keiner Rachsucht. Sie freut sich nicht über des Andern verlästerten Ruf; sie hofft noch Besserung des Lasterhaften, und beut ihm die hülfreiche Hand selbst wider seinen Willen."

O, ihr Schüler der stolzen Vernunft, und ihr Söhne der Natur! Das Gesetz der reinen christlichen Religion ist ein Gesetz der Liebe; es enthält die Anleitung zu einer sich stets gleichbleibenden und vollkommenen Humanität.

.....n n.

gerühmte Gesetzgeber der Lokrier, Zaleukos gründet seine Verfassung auf Verehrung der Gottheit und weiset die Bürger an, versöhnlich zu seyn, und auch Feinden so zu begegnen, als ob sie wieder Freunde werden könnten. — D. Ueb.

brechen, zumal dem, der für eine Nation schreibt, wo die Nouvellisten an die einheimische Charaktere noch so wenig Hand gelegt, als zu wünschen wäre, daß an unsern Wäldern geschehe. Alles kömmt auf das Gespinst der Intrigue an, von dem man noch immer (vermuthlich wegen der gewöhnlichen alten Behandlung der Charaktere) verlangt, daß der Romanenbelesene dem Gange der Fäden nicht zu frühzeitig nachspüren könne.

Dans un Roman Frivole aiſement tout ſ'excuſe,
C'eſt aſſez qu'en courant la Fiction amuſe:

aber unser Jahrhundert verlangt nicht mehr nur Romanen für die Phantasie, sondern auch für Herz und Verstand. Da nun unser Verfasser weder Biographie, noch Nouvelle, noch psychologisches Tagebuch schreiben, sondern sich in der Komposition mehr dem Prevot, und in der Diction dem Richardson nähern wollte: so ersann er sich einen neuen Weg, um nicht Nachahmer von beyden zu heißen, einen neuen Weg, der Katastrophe, die uns überraschen, oder vielmehr, wie er sich selbst ausdrückt, schlechterdings täuschen sollte. Er machte daher die dehors trompeurs zur herrschenden Idee seiner Arbeit. Allerdings behielt er dadurch vollkommne Freyheit, den Lauf der Geschichte Wendungen zu geben, die auch der geübteste Vermuthungsgeist nicht vorher sehn konnte. Doch auf diese Art läßt sich der geneigte Leser nur einmal betrügen. Wenn er bey der einzeln Erscheinung der fünf Theile leicht zu hintergehen war, so wird ihm nun, wenn er sie miteinander liest, das ganze Interesse der beyden ersten Theile geraubt. Zugeschweigen, daß wir das Wunderbare, vornemlich in dem Ausgange, dem Romane eben so wenig als der Epopee eigenthümlich, oder auch nur sehr vortheilhaft glauben. Vornemlich hat sich der Verfasser dadurch die Einflechtung der Episoden erleichtert.

V.

Ueber den Ossian. *)

Die Celten waren zu ihrer Zeit der zahlreichste und wichtigste Volksstamm des westlichen Europa, welche einen Theil von Spanien (Celt-Iberier) das mittlere Drittel von Gallien (Gallier im engsten Verstande), die brittischen Inseln, (alle Britten und Galen) Helvetien, das ganze heutige südliche Deutschland von der Donau an bis an Pannonien, das ganze nördliche Italien, und wenigstens einen Theil des mittlern, von den frühesten Zeiten an bewohnten, und von hier aus zahlreiche Colonieen in den hercynischen Wald, nach Pannonien, Illy-

*) Der Redacteur erhielt diesen Aufsatz, der, seine polemische Tendenz mag gefallen oder misfallen, dennoch auf jeden Fall gerade jetzt vollkommen zeitgemäß ist, mit folgender Zuschrift: „ich schicke Ihnen hier aus meiner Sprachenkunde den Abschnitt über den Ossian. Ich konnte ihn nicht kürzer fassen, da bisher noch nichts kritisches über ihn erschienen ist, und die Britten die Streitfrage vom Anfange an verrückt und verwirrt haben." B.

rien und Thracien, ja bis nach Klein-Asien ausschickten, bis sie von den Römern unterjocht, und mit Ihnen zu Einem Volke und zu Einer Sprache verbunden wurden. Daß sie ihre eigene, von allen damaligen Sprachen Europens, besonders aber von der Germanischen, ganz verschiedene Sprache hatten, erhellet theils aus der Natur der Sache, theils aus den ausdrücklichen Zeugnissen der Schriftsteller, theils aber auch aus der sehr beträchtlichen Anzahl einzelner Wörter, welche uns die griechischen und römischen Schriftsteller, die Geschichtschreiber und die Urkunden des mittleren Zeitalters, von dem Untergange gerettet haben. Sind darunter manche wirklich Germanische, welche aber für Gallisch ausgegeben werden, so rühret das daher, weil die Schriftsteller dieser Zeit nur zu oft das Gallische mit dem Belgischen oder Kimrischen verwechseln, welches zum Theil noch in Wallis und Nieder-Bretagne lebt. Daß aber dieses aus einer Mischung des Gallischen und Germanischen bestand, wird an seinem Orte bewiesen werden. *)

*) Ein großer Theil der Wörter in des *du Fresne* und *Carpentier* Glossariis besteht aus celtischen, blos latinisirten Wörtern.

Daß

Daß eine so weit verbreitete Sprache in mehrere Mundarten zerfallen mußte, leidet nach den bekannten Gesetzen der Natur und der Analogie, nicht den geringsten Zweifel. Nur Schade, daß von diesem ganzen großen Sprachstamme nichts mehr übrig ist, als die sehr veränderten und durch die lange Herrschaft der Normannen sehr mit germanischen Wörtern vermischte Volkssprachen, theils in Irrland, theils in dem schottischen Hochlande und den westlichen Inseln. Beide verhalten sich gegen einander als Dialecte, und werden von dem Volke selbst Gaelic, Galisch, genannt. Doch pfleget man den hochländischen Dialect zum Unterschiede auch Erisch zu nennen.

Ein herrliches Denkmahl der alten celtischen Sprache, würden wir allerdings an den Gedichten Ossians und seiner Zeitgenossen haben, wenn sie wirklich so weit in die Vorzeit hinauf reichen sollten, als man behauptet hat, nämlich bis in das dritte Jahrhundert. So zahlreiche Ueberreste von einem so hohen Alter, von welchen die ganze europäische Litteratur außer Griechenland und Rom nichts ähnliches aufzuweisen hat, diese Ueberreste in das schönste dichterische Gewand gekleidet, dessen sie der Lesbische Sänger nicht schämen dürfte, und alles das von und

unter einem Volke, welches eines der roheſten und ungebildetſten ſeiner Zeit in Europa war, müßten nothwendig von der größten litterariſchen Wichtigkeit auch für den Sprachforſcher ſeyn, weil ſie ihm die Sprache des älteſten, mächtigſten und zahlreichſten Volkes in Europa in ihrem ganzen Reichthum und in ihrem feſtlichſten Schmucke darſtellen würden. Es iſt daher wohl der Mühe werth, ein wenig bei denſelben ſtehen zu bleiben, um ſo viel mehr, da die einheimiſche Kritik noch bei weitem nicht alles für dieſelben gethan hat, was zu ihrer unparteiiſchen Beurtheilung erfordert wird, und die ganze Geſchichte des darüber geführten Streits ſelbſt in Großbrittannien noch von Niemand im Zuſammenhange vorgetragen worden.

Es giebt in dem Hochlande, d. i. in dem nördlichen und gebirgigen Theile Schottlandes, und den dazu gehörigen weſtlichen Inſeln, welche noch von ächten Abkömmlingen der alten Celten, unter dem Namen der Galen oder der Erſen bewohnt werden, und daher noch ihre eigene celtiſche Mundart reden, eine Menge hiſtoriſcher Gedichte aller Art, und von verſchiedenem Alter, wovon viele einem gewiſſen Oſſian, Fingals Sohn, zugeſchrieben werden, welcher 296 geſtorben ſeyn ſoll. Da die wenigſten die-

ser Gedichte geschrieben vorhanden sind, und die meisten blos in dem Gedächtnisse gemeiner und ungelehrter Leute leben, daher sie seit der 1746 in Schottland aufgehobenen Feudalverfassung, welcher sie ihre bisherige Erhaltung allein zu verdanken hatten, in Gefahr sind, auf immer verloren zu gehen: so bewegten ihre dichterischen Schönheiten, ihr historischer Inhalt und ihr geglaubtes Alter seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehrere, sie zu sammeln, und durch den Druck vor dem Untergange zu bewahren. Der erste, welcher auf diesen Gedanken kam, war Hieron. Stona, Schullehrer zu Dunkeld, und damals ein junger Mensch von 20 oder 21 Jahren. Er übersetzte einige Gedichte Ossians in englische Verse, und gab einige Proben davon in dem schottischen Magazin vom Jan. 1756 heraus; allein sein frühzeitiger Tod hinderte ihn an der weiteren Ausführung. Indessen stehen seine Originale mit der Uebersetzung in dem Report der hochländischen Gesellschaft, dessen ich im Folgenden gedenken werde, in dem App. Nr. 7. Den niedergelegten Faden hob Pope, ein Geistlicher in Laithneß auf, ließ aber das Vorhaben bald wieder fahren. Man sehe seinen Brief darüber in dem gedachten Report Append. Nr. 3.

Das völlige Verdienst war einem andern, damals noch jungen Schottländer, dem James Macpherson aufbehalten. Dieser war damals Hofmeister des nachmaligen Obersten Graham, und hatte nicht allein schon englische Gedichte verfertiget, sondern auch einige hochländische zu seinem Vergnügen in das Englische übersetzt. Da er die letztern 1759 zu Moffat in Dunnfries-Shire dem John Home, Verfasser des Trauerspiels Douglas und dem Prof. Hugh Blair vorlas, so gefielen selbige ihnen so, daß sie ihn bewogen, 1760 eine kleine Probe derselben unter dem Titel: Remains of ancient Poetry, collected in the Highlands of Scotland, zu Edinburg in 12 herauszugeben, wozu Blair eine Vorrede schrieb. Diese Probe fand so vielen Beifall, daß sich sogleich mehrere schottländische Gelehrte, zum Beispiel außer den bereits genannten, auch David Hume, Patrik Lord Elbiank, D. Robertson, Adam Ferguson, James Boswell, und andere verbanden, den Macpherson auf ihre Kosten durch die Hochlande reisen zu lassen, die noch übrigen Gedichte dieser Art zu sammeln, wozu sich dieser doch erst nach einigem Widerstande bewegen ließ. Er that die Reise noch in dem Jahre 1760, wobei John Home ihn auf einem Theile derselben begleitete. Nach seiner Rück-

kunft nach Edinburg gab er zuerſt den Fingal mit einer kritiſchen Abhandlung 1762 in 4. und das Jahr darauf Temora, gleichfalls in 4 heraus, worauf er nach London gieng, und daſelbſt alle von ihm geſammelten Gedichte Oſſians unter dem Titel: Poems of Oſſian 1765. 8. zwei Bände mit ſeinen zwei kritiſchen Abhandlungen, und Hugh Blairs Diſſertation on the Poems of Oſſian drucken ließ, worauf ſie mehrmals wieder aufgelegt, und auch zwei Mal zu Frankfurt am Main, das erſte Mal 1771 und 1774, und das zweite Mal 1783. vier Bände in 8 nachgedruckt, und in mehrere europäiſche Sprachen überſetzt wurden. Alle dieſe und die vorigen Ausgaben enthielten bloß die Ueberſetzung in engl. Proſa, außer daß Macpherſon bei Einem Buche von Temora den erſiſchen Text beifügte. *)

Eine Erſcheinung dieſer Art, welche aller bisherigen Erfahrung geradezu widerſprach, hätte nicht anders, als in Begleitung der ſtrengſten hiſtoriſchen Kritik in die Welt geſchickt werden ſollen. Macpher-

*) Die obigen Umſtände befinden ſich von den theilhabenden Perſonen Home, Blair und anderen ſelbſt erzählt in dem ſchon gedachten Report, S. 26 f. und Append. S. 56 f.

son selbst schien so etwas zu fühlen: er setzte daher seinem Ossian eine sogenannte kritische Abhandlung vor, worin er das Alter und die Aechtheit seiner Gedichte beweisen wollte, aber dadurch die Blößen, welche er geben mußte, nur noch vermehrte.

Sein erster Mißgriff war, daß er das, was doch nur Dichtung war, und seyn konnte, für wahre Geschichte nahm, und dadurch verleitet wurde, nicht allein der ganzen bisher bekannten schottländischen und irrländischen Geschichte zu widersprechen, sondern auch seinen Ossian um ein Paar historischer Dichtungen willen in das dritte Jahrhundert zu setzen. Da er nun nicht läugnen konnte, daß er die meisten Gedichte aus dem Gedächtnisse meist gemeiner und ungelehrter Menschen nachgeschrieben habe, so behauptete er das außerordentliche Wunder, daß sie auf diese Art funfzehn Jahrhunderte hindurch wären erhalten worden. Hugh Blair, dessen critical Dissertation on the Poems of Ossian 1760. in 4 erschien, und darauf den vollständigen Ausgaben Ossians beigefügt wurde, war geschickter, dichterische Schönheiten zu empfinden und zu zergliedern, als historische Angaben zu untersuchen, vertiefte sich daher ganz in die erstern, und schlüpfte sehr leise über die letztern hinweg.

Kein Wunder alſo, daß die Aufnahme, welche dieſe Gedichte bei ihrer Erſcheinung fanden, ſo verſchieden war. In Schottland, wo ſich die National-Ehre durch ſelbige ſo ſehr geſchmeichelt fand, war der Beifall unbedingt, und allgemein, und alles wiederhallte daſelbſt von Lobpreiſungen. — In Irland empfand man es übel, daß die Hochländer ſich dasjenige zuſchrieben, was bis in das zehente Jahrhundert von dem Schotten geſagt werde, indem dieſer Name bis dahin nur den Irländern zukomme. Das bewies zuerſt ein Ferdinand Warner in ſeinen Remarks on Fingal, 1762, 8; worin er zugleich zeigte, daß der Fingal kein hochländiſches Gedicht aus dem dritten Jahrhunderte, ſondern ein irländiſches aus weit ſpäteren Zeiten ſey. Macpherſon ſetzte demſelben ſeinen Fingal reclaimed, 1763, 8, entgegen, veranlaßte aber dadurch einen gelehrten Irländer, der ſich nur mit den Buchſtaben M. de C. bezeichnete, mit den triftigſten Gründen zu beweiſen, daß alles, was bis in das zehente Jahrhundert von Schottland geſagt werde, von Irland zu verſtehen ſey. Zugleich behauptete er, Macpherſon habe den Stoff aus irländiſchen Gedichten entlehnt, aber alles übrige ſelbſt erdichtet, die Anſprüche neuerer ſchottländiſcher Geſchichtſchreiber, beſonders des Malcolm auf das hohe Alter ihrer Ge-

ſchichte zu unterſtützen. Er that dieſes in einem weitläuftigen Memoire ſur les Poëmes de M. Macpherſon in dem Journal des Savans, 1764 vom Mai an, bis zum December, worauf ſelbiges auch einzeln, Cöln 1765, 8. nachgedruckt, und in den Hamburgiſchen Unterhalt. B. 1. deutſch überſetzt wurde. Dieſer Schrift ſetzte Macpherſon ſeine zweite Diſſertation on Oſſian in ſeiner Ausgabe der ſämmtlichen Werke deſſelben entgegen, war aber zu wenig Geſchichtskenner, als daß er hätte Ueberzeugung wirken können.

Am ungläubigſten war man in England. Eine ſo ſchöne Dichterſprache bei einem ſo barbariſchen Bravelle aus einem ſo rohen Jahrhundert, der Widerſpruch gegen die bekannten Sitten der Kaledonier, die vorgegebene mündliche Erhaltung dieſer Gedichte durch volle funfzehn Jahrhunderte hindurch, und andere ähnliche Betrachtungen mehr, waren doch Zweifelsknoten, welche dem engliſchen Scharfſinne, nachdem der erſte Rauſch der Bewunderung vorüber gegangen war, nicht entgehen konnten, und man war ſehr geneigt, den Herausgeber einer betrüglichen Erdichtung aller dieſer Gedichte zu beſchuldigen. Darin gieng man nun wohl ein wenig zu weit; allein es war Macphersons eigene Schuld, daß dieſer Ver-

kert. Denn eigentlich kan man bey ihm fast gar nichts Episode nennen. Was man anfangs dafür anzusehn bewogen wird, hört es zuletzt auf zu seyn, und umgekehrt. Die successive Theilung des Interesse, die daraus entspringt, ist wohl im Grunde von einer solchen, die zu gleicher Zeit geschähe, (und auch die letztere haben wir im fünften Theile empfunden) wenig unterschieden. Daß diejenige die Hauptperson nicht sey, von der das Werk überschrieben ist, lassen wir uns gern gefallen. Aber welche soll in ihre Stelle treten? Unter den weiblichen keine einzige! Wenn es Julchen nach Verdienste seyn könnte, so kan sie es doch nicht nach Begebenheiten und Reden seyn, sie ist eine stille Tugend, die wir bewundern. Unter den männlichen Schauspielern, hat wenigstens der Verfasser alles angewandt, uns zwischen Puff und Gros, unentschlüßig zu machen. Der trügende Schein hat dem Herrn Bothe (so lautet sein angenommener Name) auch eine neue Bahn in Ansehung der Charaktere eröfnet. Jedermann mußte es von ihm erwarten, daß er die seraphischen Charaktere vermeiden werde, und er war also wider seinen Willen dazu genöthigt. Daher ward Herr Grandison-Leß* so gestellt, daß wir ihm eine solche Vollkommenheit nur zutrauen, aber in dem Augenblick, da wir ihn näher besehen könnten, hundert Meilen aus dem Gesichte entrückt sehn. Der Verfasser wollte indessen eben so wenig nach dem Fieldingischen von der Natur kopirten Zeichnungen arbeiten, wo man große Tugenden mit großen Lastern zusammengeschmolzen, und oft Karrikatur in beyden findet. Die meisten Personen in Sophiens Reise müssen sich verschlimmern, und anfangs in einer Hülle auftreten, die ihnen zuletzt entrissen wird. Leider wandeln über die Bühne dieser Welt unzählige Heuchlergestalten. Aber die Betrachtung, die unsers Verfassers Manier erregt, ist nicht so erbauend, als die, welche die Fieldingische erweckt. Fielding belehrt uns, daß

nicht

dacht, selbst bei seinen Freunden, entstand und je länger je mehr zunahm. Sein unbiegsamer Stolz konnte selbst von seinen Gönnern und Freunden nicht den leichtesten Zweifel gegen die Aechtheit seines Ossian ertragen, er gerieth in Hitze, ward unhöflich und weigerte sich schlechterdings, die geringsten Aufschlüsse zu geben, wenn, wie und wo die vorgegebenen alten Handschriften der Originale seiner Gedichte zu finden wären. Darüber klagten selbst Hume und Blair, die sich doch so sehr um ihn und seinen Ossian verdient gemacht hatten.

Der letztere, dem endlich auch einige Zweifel aufstiegen mochten, wandte sich an seinen Landsmann Hume, dessen Brief vom 19ten Sept. 1763 in dem schon gedachten Report S. 4, ihm Ehre macht, und gelesen zu werden verdienet. Hume gestehet, daß er geneigt sey, diese Gedichte für ächt zu halten, aber doch noch Zweifelsgründe habe, die ihn an der völligen Ueberzeugung hinderten. Da nun von Macpherson bei seiner unerträglichen Gemüthsart keine Auflösung derselben zu hoffen sey, so bitte er den Blair in der Wissenschaften und aller Gelehrten Namen, seine Bekanntschaft unter den schottländischen Geistlichen zu benutzen, und durch ihre Zeugnisse auf das Bündigste zu beweisen, nicht

daß dieſe Gedichte wirklich aus dem dritten Jahrhunderte wären, denn dies müſſe auf andere Art bewieſen werden, ſondern nur, daß es in den Hochlanden wirklich ſolche Gedichte gebe, und daß es ſie gerade ſo gebe, als Macpherſon ſie bekannt gemacht habe, damit man überzeugt ſeyn könne, daß er ſie nicht in den letzten fünf Jahren ſelbſt gedichtet habe.

Ich weiß nicht, in welchem Jahre Blair das Reſultat ſeines in den Hochlanden geführten Briefwechſels herausgab. Es geſchahe ſelbiges aber in einem Append. zu ſeiner Diſſertation on Oſſian. Man ſah daraus, daß Macpherſon wirklich Handſchriften benutzt und abgeſchrieben habe, und daß er noch mehr nur in dem Gedächtniſſe aufbehaltene Gedichte und Fragmente von Gedichten nachgeſchrieben habe und nachſchreiben laſſen. Wie er aber mit dieſem ſeinem Stoffe umgegangen ſey, konnte man nicht ſagen, weil nicht allein ein jeder, der ein Gedicht oder ein Stück eines Gedichtes auswendig wiſſe, daſſelbe anders wiſſe, als ein anderer, ſondern auch alle Abſchriften eines und eben deſſelben Stückes verſchieden ſeyen, und man nun nicht ſagen könne, welcher Copie Macpherſon gefolgt ſey. Es ſchien alſo jetzt nun ſo viel gewiß zu ſeyn, daß er nicht den Stoff ſeiner Gedichte erdichtet habe. Ob, und wie-

fern er denſelben verarbeitet und verſchönert habe, blieb unentſchieden.

Indeſſen bekam dieſer den furchtbarſten Gegner an dem berühmten Samuel Johnſon, Verfaſſer des bekannten engliſchen Wörterbuches, deſſen Anſehen den wenigen Glauben, der in England an den Oſſian noch übrig war, gar ſehr verminderte, und ſelbſt manchen nicht ganz unheilbaren Schotten die Augen öffnete. Johnſon hatte von dem erſten Anfange an an der Aechtheit Oſſians gezweifelt, und ſelbſt die dichteriſchen Schönheiten in dem Fingal nicht ſo vorzüglich gefunden, als manche andere. Er bereiſete in der Folge mit dem berühmten James Boswell 1773 die weſtlichen Inſeln Schottlands, und forſchte überall nach Handſchriften und Gedichten von Oſſian, und machte dann, was er gefunden, in ſeiner Journey into the Weſtern Islands of Scottland, London, 1775, 8, und teutſch überſetzt, Leipzig, 1776, 8, bekannt. Er verſicherte darin, die erſiſche Sprache ſey erſt ſeit hundert Jahren, und anfänglich auch nur ſehr ſparſam geſchrieben worden; es gebe in der ganzen Sprache nicht 500 Zeilen, welche ſo alt wären; es gebe folglich keine alte erſiſche Handſchriften, und was man dafür ausgebe, ſeyen irländiſche; Oſſian ſey ein Geſchöpf Macphersons; er habe das Original

niemals aufweiſen können, es könne es auch kein anderer aufweiſen; viele dieſer Gedichte ſeyen viel zu lang, als daß jemand ſie im Gedächtniſſe aufbehalten könne; es hätten zwar einige Männer geſtanden, daß ſie Stücke davon gehöret, aber ſie hätten ſie als Knaben gehöret, und es habe noch niemand gegeben, der nur ſechs Zeilen davon auswendig gewußt; Macpherſon habe einmal verſichert, er habe einen Theil des Gedichtes in ſächſiſcher Schrift bekommen, das ſey ungereimt und ein Beweis ſeiner böſen Sache u. ſ. f. Da Johnſon hier wohl ein wenig zu viel geläugnet hatte, ſo hatte Donald M. Nicol in ſeinen Remarks on D. Sam. Johnſon's Journey to the Hebrides, 1780, 8, ein deſto leichteres Spiel.

Macpherſon gerieth über Johnſons Erklärung in Wuth, ſchrieb einen ſehr ungeſitteten Brief an ihn, und drohete mit Rache und ſelbſt Gewaltthätigkeit, wenn er nicht widerrufen würde, womit er nun bei dieſem Manne ſeine Abſicht wohl am wenigſten erreichte. *) Deſſen ungeachtet ſchien ihm doch

*) Man ſehe dieſe Geſchichte nebſt Johnſon's Antwort an Macpherſon in James Boswell Life of Sam. Johnſon, London 1791, 4, Th. 1, S. 446 — 449.

dieſer Widerſpruch wichtig genug, daß er die ſo lange verweigerten erſiſchen Originale nunmehr noch im Jahre 1775 bei dem Buchhändler Beket in London auf einige Wochen niederlegte, damit ſich jedermann durch den Augenſchein von ihrer Aechtheit überzeugen könne. Seine Freunde klagten, daß niemand gekommen ſey, der ſie habe ſehen und ſich überzeugen wollen. Das läßt ſich nun wohl leicht begreifen. Der Unglaube hatte bereits zu tiefe Wurzel gefaßt. Es war auch wohl niemand in London, der Erſiſch verſtand, der folglich die Originale mit der Ueberſetzung hätte vergleichen können. Man wußte überdieß ſchon, daß Macphersons Originale, ſtatt der anfänglich vorgegebenen alten Handſchriften, aus lauter neuen beſtanden, und da fehlte es nicht an Spöttern, welche ſagten, er habe ja Zeit genug gehabt, ſeine Gedichte in dem Lande ſelbſt in das Erſiſche überſetzen zu laſſen. — Andere, z. B. Campbell in ſeinen Strictures, verſicherten, als man bei Beket nach dieſen niedergelegten Handſchriften gefragt, ſey nichts da zu finden geweſen. Macpherſon ward nach dieſem Vorgange noch unleidlicher, und da er nunmehr auch in andere Verhältniſſe kam, ſo überließ er den auf den Schauplatz gebrachten Oſſian ſeinem eigenen Schickſale.

Da Macpherson selbst keinen Antheil mehr an dem Streite nahm, der auf Kosten seiner Redlichkeit geführet wurde, so hob John Smith, Prediger zu Campbelton in Argyle-Shire den Handschuh auf, und vertheidigte die Aechtheit Ossian's in seiner Dissertation on the authenticity of Ossian's Poems, welche sich bei seinen Galic Antiquities von 1780, deren ich im Folgenden gedenken werde, und in deren teutschen Uebersetzung von 1781 befindet. Seine Gründe sind zum Theil sonderbar. Sie sind, die Schönheit der Gedichte, welche für das höchste Alterthum zeugen, das Daseyn solcher dem Ossian beigelegten Gedichte, wenigstens seit ein paar Jahrhunderten, das Daseyn so vieler Orte in den Hochlanden, welche Namen von Ossianschen Helden führen, die Bekanntschaft aller Hochländer mit diesen Namen, der Glaube so vieler Menschen aus allen Ständen, welche alle diese Gedichte für ächte Arbeiten Ossian's hielten, u. s. f. Mit solchen Gründen kann man freilich alles beweisen.

Durch Blair's Untersuchungen war Macpherson's Ehre wenigstens zum Theil gerettet worden; allein nun stand selbst ein gelehrter Schotte auf, welcher sie von neuem in Anspruch nahm. Es war dieses William Shaw, welcher, die erstsche

Sprache zu ſtudieren, eine Reiſe durch die Höchländer that, und bei dieſer Gelegenheit beſonders diejenigen Perſonen beſuchte, welche Blairen ihren Namen geliehen hatten. Er fand, daß Blair getäuſcht worden, denn dieſe Perſonen waren insgeſammt auſſer Stande, etwas von demjenigen zu beſtätigen, was ſie auf Blair's Fragen ausgeſagt haben ſollten. Macpherſon erſchien alſo von neuem als der wahre Dichter Oſſian's. So ein zweideutiges Ding iſt die hiſtoriſche Wahrheit. Shaw's Beſtreitung befindet ſich in ſeinem Enquiry into the Authenticity of the Pooms aſcribed to Oſſian, London 1781, 8., vermehrt; 1783, welchem ein gewiſſer *John Clark* Answer to Mr. Shaw's Enquiry, Edinburg, 1782. 8., entgegenſetzte, worauf Shaw in ſeinem Rejoiner, London, 1784, 8., antwortete. Die beiden erſten Schriften ſtehen auch in der Frankfurter Ausgabe der Works of Oſſian von 1783. Bald nach Shaw bereiſete D. Young, ein gelehrter Irländer, 1784 in gleicher Abſicht die Hochlande, und fand alles wie Shaw. Er brachte zugleich einige galiſche Gedichte im iriſchen Dialecte mit, aus welchen Macpherſon die ſeinigen entlehnt und zuſammengeſetzt haben ſollte. Man ſehe die Transactions of the Irish Academie von 1785 und 1788.

Die Starkgläubigen in Schottland ließen sich durch alle diese Angriffe nicht irre machen, die von Macpherson eröffneten Fundgruben zu benutzen, und nun kamen Ossianische Gedichte, wie Schwämme nach einem fruchtbaren Regen, zum Vorschein. Der erste, welcher die Dichterwelt nach dem Vorgange Macpherson's damit beschenkte, war der schon gedachte John Clarck, welcher the Works of the Caledonian Bards translated from the Galic, zu Edinburg 1778, 8. herausgab; teutsch übersetzt, Leipzig 1779, 8. — William Shaw warf ihm in der oben angeführten Schrift vor, er habe ihm bei dieser Gelegenheit aufrichtig gestanden, daß Ossian's Gedichte insgesammt erdichtet wären. Ihm folgte John Smith, Geistlicher zu Campbelton, dessen Gedichte Ossian's und einiger seiner Zeitgenossen, unter dem Titel: Galic Antiquities, consisting — of a Collection of ancient Poems, translated from the Galic of Ullin, Ossian, Orran and others, Edinburg 1780, 4., herauskamen, wozu er die Originalien in erisischer Sprache, 1787 8., drucken ließ. Eine teutsche Uebersetzung erschien zu Leipzig 1781, 8., zwei Bände. Seine meisten Gedichte tragen den Namen Ossian's, wir erfahren aber nicht, wodurch er diese von andern, und die ächten von den unächten unterschieden, indem

dem

dem in allen einerlei Sprache herrscht. — Er gesteht indessen selbst, daß er sehr willkührlich mit seinen Originalen umgegangen, manches eingeschoben, versetzt und verändert habe, und hofft, die Kritik werde gutmüthig genug seyn, ihm dieses nachzusehen; er habe dadurch wenigstens etwas Lesbares geliefert. — Also darauf kam es dem Herrn nur an. Noch in eben dem Jahre 1780 that Thomas Ford Hill, Sohn eines reichen Quäkers, welcher 1798 in Italien starb, eine Reise durch die Hochlande, suchte Ossianische Gedichte auf, und fand dergleichen bei einem Grobschmiede M' May zu Dalmaly in Argyll — Shire, welche er in der Uebersetzung mit dem Erſischen Texte erst in dem Gentleman's Magazine, Band 52. und 53. stückweise, und dann besonders unter dem Titel Ancient Erse Poems London, 1784. 8. herausgab. Von 1774 bis 1783 sammelte auch ein gewisser Duncan Kennedy Ossianische Gedichte, von dessen Schätzen aber noch nichts bekannt geworden ist, außer ein Paar Proben in dem Report der Antiquarian Society in Schottland, dessen ich sogleich gedenken werde, Append. S. 313 — 342, wo sich auch S. 273 ein Verzeichniß derjenigen Personen findet, welche ihm dazu behülflich gewesen. Thätiger war John Gillies, ein Buchhändler in Perth, welcher 1786 eine

Sammlung alter und neuer Galischer Gedichte herausgab, worunter auch Ossianische seyn sollten. Noch mehr aber Edmund, Freiherr von Harold, Oberster in Churpfälzischen Diensten, ein gebohrner Schottländer, welcher bereits Macpherson's Sammlung teutsch übersetzt zu Düsseldorf, 1775. 8. Mannheim 1782. 8. drei Bände, herausgegeben hatte. Damit noch nicht zufrieden, ließ er auch durch seine Freunde in Schottland eine Nachlese Ossianischer Gedichte anstellen, und lieferte selbige sowohl Englisch: Poems of Ossian lately discovered, 1787. 8. als auch in eben demselben Jahre teutsch: Neu entdeckte Gedichte Ossians, Düsseldorf, 1787. 8. Er gestehet selbst, daß er nur den Stoff der mündlichen Ueberlieferung zu danken habe, daß aber die Einkleidung von ihm herrühre, daher auch sein Ossian dem Macphersonischen nicht selten widerspricht. Der von Dr. Young neu entdeckten Gedichte in den Transactions of the Irish Academie von 1787. und 1788 habe ich bereits gedacht. Warlich Ossian müste der fruchtbarste Dichter alter und neuer Zeiten gewesen seyn, wenn alle ihm beigelegten Gedichte auch nur halb ächt seyn sollten, zumal da die Schottländischen Fundgruben noch bei weitem nicht erschöpft, die irländischen aber fast noch gar nicht eröffnet sind;

nicht alles lauter Gold sey, was gleißt, daß Engelreinigkeit von Sterblichen nicht gefodert werden sollte, daß man um einzler Handlungen willen niemanden ganz verdammen müsse. Aber hier wird uns ein misanthropisches Mißtrauen eingeflößt. Wer kan eine Welt lieben, wo die besten Menschen uns hintergehn? Wer wird sich nicht selbst an die Stirne schlagen, daß er ein so schlechter Kenner der Physiognomie gewesen, um sie nicht gleich für das zu erkennen, was sie waren? Nicht blos **Sophie** erscheint anfangs vermummt, sondern außer ihr noch drey andere Personen. **Madam Vanberg**, die anfangs eine liebreiche Frau und nur eine etwas harte Mutter zu seyn scheint, wird zuletzt die grausamste Tyrannin und die schmutzigste, eigennützigste Seele. Herr von **Pufaly**, dem man Julchen schon zu gönnen anfieng, tritt als der ausgelernteste Böswicht ab. Den Herrn **Schulz**, dem wir im Anfang, gleich den Mädchen allen, Thränen und Liebe weyhen, müssen wir zuletzt auf den Bau begleiten. Dafür kömmt nur eine einzige Verwandlung eines Engels der Finsterniß in einen Engel des Lichts vor; unstreitig, weil man an Bekehrungen schwerer glaubt, als an Verschlimmerungen, ob gleich sonst die Bekehrungen in Romanen mehr Wahrscheinlichkeit haben, als im Schauspiel. Herr **Malgre** thut so aufrichtig Busse, daß man ihm zur Vergeltung auch einen minder kleinen Geist wünschte. Herr **Gros** kan hieher nicht gerechnet werden, da sich seine Metamorphosen schon ehemals ereignet haben, und der Verfasser seine Bekehrungsgeschichte ins besondere zu schreiben verspricht. Unter den Figuranten erblicken wir einige häßliche Charaktere, die auch für Nebenrollen fast zu chargirt sind. **Roschchen** ist ein weiblicher Lovelace, der Schauder und Grausen, nicht Rührung erregt. Die **Frau Räthin**, die seit der 189. S. des ersten Theils vorkömmt, ist eine Karrikatur einer pöbelhaften Frau an Sitten, und an Bildung eine **Donna Smerge-**

denn daß auch hier mehrere Gedichte unter Ossians Nahmen spücken, erhellet aus verschiedenen irländischen Schriftstellern, und unter andern auch aus der Miß Brooke Sammlung alter Gedichte mit dem Galischen Texte, welche sie Dublin, 1790, 4. herausgab, und worunter gleichfalls Ossianische seyn sollen.

Macpherson, der indessen Parlamentsglied geworden war, trieb sich auf dem Tummelplatze der Politik herum und überließ seinen Ossian der Bewunderung und Vertheidigung seiner Ländsleute, und den Pfeilen seiner Gegner. Doch that er noch bei seinem Tode etwas für ihn, was er billig bei seinem Leben hätte thun sollen. — Er starb zu Valville in Nord-Schottland den 17ten Febr. 1796, in einem Alter von 59 Jahren. In seinem Testamente hinterließ er 1000 Pfund zur Ausgabe der Erſischen Originale seines Ossian, und bestimmte den Herrn Henry Mackenzie zum Herausgeber. Daß dieser den ihm geschehenen Auftrag noch nicht vollzogen hat, schreibt man seiner übertriebenen Aengstlichkeit und Sorgfalt zu. — Indessen gab er den Anfang des Gedichts Carrickthura als eine Probe mit einer buchstäblichen Uebersetzung von M. Furlane und mit Macphersons verschönerter

Ueberſetzung heraus, welche ſich auch in deſſen Report No. 12 befinden. Da alle von dem Verſtorbenen hinterlaſſene Handſchriften neu und entweder von ihm ſelbſt oder ſeinen Freunden theils ab — theils mündlichen Erzählungen nachgeſchrieben ſind, ſo können ſie zwar für Kenner ſchätzbare Proben der heutigen Erſiſchen Sprache abgeben, aber ſchlechterdings nichts für die Aechtheit Oſſian's und der ihm beigelegten Gedichte beweiſen, ja vielleicht nicht einmal Macpherſon's Treue oder Untreue entſcheiden.'

J. C. Adelung.

(Der Beſchluß im folgenden Stück.)

VI.

Correſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.

Geſchrieben in Oeſterreich im März 1806.

Unter den Evangeliſchen in Ungarn circulirt jetzt ein Manuſcript: Diſſertatio epiſtolico-apologetica pro miniſterio evangelico contra Schediasma ſub titulo: Ueber das Verhältniß

der evangelischen Gemeinen zu ihren Religionslehrern, mit Rücksicht auf unsere Zeiten, von Johann von Fejes. Ein Gegenstück zu der Schrift: über das Verhältniß der evangelischen Religionslehrer zu ihren Gemeinen von Johann Georg Schmitz, Prediger zu Groß-Lomnitz (Leutschau, gedruckt bei Mayer 1804.) Pesth 1804, gedruckt bei Patzko." Diese apologetische Dissertation für den Predigerstand ist verfaßt von Paul Wallaszko, Prediger zu Jolsva im Gömörer Comitat 1805. Obgleich der Verfasser viele Behauptungen des Hrn von Fejes treffend widerlegt, so kann man doch nicht leugnen, daß in dieser Apologie ein Cicero pro sua domo spricht.

Unter den guten Malern Oesterreichs zeichnet sich vor vielen andern aus, der aus Ungarn gebürtige Professor Caucig in Wien. Zu seinen besten neuesten Gemälden gehört Deiphontes und Hyrnetho. 4 Schuh Wiener Maaß hoch, und 6 Schuh 5 Zoll breit, mit beinahe 2 Schuh hohen Figuren. Die Handlung ist ganz so dargestellt, wie sie Pausanias erzählt. Unser mit den alten Classikern wohl vertrauter Künstler wird durch seine feurige Phantasie größtentheils auf tragische Scenen der Vorwelt geleitet, die er aber auch classisch darstellt. Eine

gute Beurtheilung seines Deiphontes und der Hypnetho, die von einem Kenner herrühret, steht in den österreichischen Annalen, drittes Heft 1805. — Referent, der auch mit der Zeichenkunst und Malerei vertraut ist, kannte diesen trefflichen Maler in seinen jüngeren Jahren, als sich schon sein Künstlertalent entwickelte, persönlich, und ahnete bereits damals den künftigen großen Maler in ihm.

In einem früheren Stücke des teutschen Merkurs ist die Anrede des Palatins an die ungarischen Reichsstände auf dem letzten Reichstage zu Preßburg im Oktober 1805, mitgetheilt worden. Hier folgt die merkwürdige Bittschrift der Reichsstände an den Palatin, von welcher in Oesterreich der Druck untersagt worden ist. „Statibus et ordinibus regni per Suam Majestatem Sacratissimam ad defensionem monarchiae augustae domus Austriacae ad exemplum antenatorum provocatis, dum Status et ordines de mediis defensionis consilia conferrent, nec ea poterant memoriam eorum fugere, quae a tempore pragmaticae sanctionis in praejudicium independentis regni hujus acta esse cum dolore senserunt; verum intemerata eorum erga suum principem fidelitas prohibet, quó minus cum com-

memoratione eorum, in hoſte ad omnes ſibi faventes circumſtantias attento ſuſpicio generetur, quaſi mutua inter Suam Majeſtatem Sacratiſſimam ac ſtatus et ordines regni fiducia vel in minimo in dubium vocari quiret, et ideo a recenſione diaetali gravaminum praeſcindendum eſſe rati ſunt, ſed confiſi in benignitate et praepotenti ſune Celſitudinis Regiae domini regni Palatini, qua inter regem et regnum lege conſtituti mediatoris interceſſione, ea pro procuranda apud ſuam Majeſtatem Sacratiſſimam medela in ſequentibus proponunt.

Licet et ipſa pragmatica ſanctione, et vi diplomatum regiorum provinciae juris hungarici, quoquo demum modo recuperatae incorporatari, et regnum Hungariae, ſicut in onere belli partem habet, ita etiam emolumentorum bello partorum particeps reddi deberet, negari tamen nequit, in bellis ab introducta ſanctione geſtis, onera quidem regnum Hungariae tuliſſe, ex beneficiis tamen armis vindicatis nihil obtinuiſſe.

Haereditas bonorum in Banatu a familiis

proprietariis avulſa, maxima in parte non bene meritis, ſed plus offerentibus, imo Turcicae potentiae ſubditis vendita eſt. Per hoc praeter injuriam patriae filiis illatam nationi Hungaraе, cujus virtute monarchia domus Auſtriacae, tefte etiam benigna propoſitione regia, ſervata eſt, homines ut plurimum lucri cupidi, a quibus et virtus nationalis, et generoſa cogitandi ratio evulat, intermiſcentur, characterque nationalis deſtruitur.

Poſt bellum Boruſſicum, armis et viribus Hungarorum maxima in parte geſtum, commercium regni, ſignanter vini, olim in Sileſiam habiti, commercio lini Bohemici immolatum eſt.

Galiciae et Lodomeriae provinciae juris regum Hungariae a Polonis magnam partem vi diplomatum a familiis Hungaricis conquiſitorum receptae, manifeſta cum Hungarorum injuria germanicis auguſtae domus Auſtriacae provinciis incorporatae ſunt, hacque ratione commercii vini, praeprimis ſubmon-

tani, quod olim eorsum in flore fuit, obices nimium in modum aucti sunt.

Dalmatia, juris aeque hungarici, licet regnum ad promotionem prioris belli gallici, praeter duas posteriores insurrectiones ultra 20 milliones florenorum contulerit, tyrones plures quam 200 millia statuerit, tamen nec ad sollicitationem, ut passim refertur, statuum Dalmatiae pro provincia hungarica declarata est.

Confinia regni per consilium bellicum in ipso regno Hungariae ita tractantur, quasi nec partem regni Hungariae constituerent, licet ex avita regni constitutione confinia directe jurisdictioni palatinali subesse deberent.

Licet regnum hoc independens omnibus illis emolumentis et honoribus gaudere deberet, quae independenti regno propria sunt, tamen regnum non aliter quam quasi colonia reliquarum haereditariarum provinciarum tractatur, nec optimates in ea proportione honores in monarchia obtinent, in qua regnum relate ad reliquas provincias stat proportione.

Commercium regni commercio Auſtriacorum ſubordinatum per extraneos, non Hungaros, immo etiam res monetaria et montana cum excluſione Hungarorum gubernatur. Ubi de evectione productorum Hungariae agitur, non erubeſcunt profiteri, beneficium, quod per Hungaros expetitur, iisdem concedi non poſſe, quia per hoc multum Auſtriacis decederet, ubi tamen, ſi amicae ſunt provinciae, in commercio nihil unilateraliter ordinandum, beneficiaque commercii aequa lance dividenda eſſent.

Inſtituta, quibus felicitas populorum gloriaque nationum paratur, et quae ſingula independens natio propria habere deberet, qualis ſignanter eſt academia militaris, ſocietates ſcientiarum et artium liberalium, ita ab Hungaria ad Auſtriam avulſa ſunt (licet aliqua eorum ex proventibus hungaricis ſubſiſtant), ut cum excluſione nationis noſtrae eorum monopolium Auſtria habeat.

Licet de virtute bellica natio noſtra laudetur, ſcientiae tamen militares in Hungaria non traduntur. Arma, ad quorum confectio-

nem materialia Hungaria suppeditat, in regno nec conficiuntur, unde dum arma capere jubetur, his regnum prorsus denudatum esse tristi experientia didicimus, difficileque est cohibere cogitationem, an non omnis nostra virtus bellica ad pectora gregariorum militum referatur? Nam licet ex institutis his in Austria habitis non excludamur, educatio tamen et institutio concredita est alienigenis, qui nationalem nostrum characterem in tenera aetate transformant.

Licet ad omnes militares honores viris nostrae nationis via pateat, negari tamen nequit, legionibus hungaricis maxima in parte officiales alterius nationis praefici, his Hungaros postponi, et per praeteritionem nationalem, immo militarem eorum ambitionem adeo provocari, ut antequam ad majores militares gradus pervenire possunt, resignare debeant.

Ad consilia secretiora totam monarchiam augustae domus Austriacae concernentia consiliarii hungarici non admittuntur, sed unice tunc ad consilia vocantur, quum

per miniſterium provocata belli onera ferre debent.

Fidelitatem et ſinceram erga auguſtam regnantem domum Auſtriacam addictionem virtutemque nationalem ab antenatis in haereditate acceptam in poſteros noſtros transmittere cupientes, quum virtus nationalis absque nationali charactere et ambitione exiſtere non poſſit, ut auguſtae domui Auſtriacae natio Hungara etiam in poſterum pari fidelitate ac optato ſucceſſu in omni caſu ſervire valeat, dignetur Veſtra Celſitudo Regia praepotenti ſua interceſſione benigne efficere, ut revecta alma pace ſua Majeſtas ſacratiſſima regnum a ſtatu colonicali, in quo eſt, liberare, emolumenta beneficiaque omnia communia reddere, nationem ipſam Hungaram regenerare, regno omnem illum florem, qui nationem independentem decet, procurare dignetur.“

Die ungariſchen Reichsſtände erreichten mit ihrer Bittſchrift nicht ihre Abſicht.

Am evangeliſchen Gymnaſium zu Leutſchau

lina. Man höre: „Blaulichtweis, braunes Haar, „Augen, die noch unter dem Braun sind, violette „Lippen, glatte Wangen, die, ob sie gleich noch jung „sind, herabhangen wollen, ein starker Odem, eine „Sprache im Tone: Holt Fische! ein Busen, der der „Natur unter den Händen verunglückt ist, und der „zur Warnung derer, die auf das Herz schließen kön„nen, das hier wohnt, aufgedeckt da liegt, Hände, wie „der Neid, gelb und hager, dicke Finger voll Warzen, „große Schritte." Und dann im moralischen Portrait der niedrigste Bettelstolz, die Mißhandlung der Armuth, die Marterung ihres Mannes, ihre Vertraulichkeit mit einem Officier, (womit auch Th. IV. S. 334. zu vergleichen) — wer wird nicht die Augen hinwegwenden? Traitor, die Maschine der meisten und grösten Bosheiten, der Kuppler, der Giftmischer, der Verfasser falscher Wechsel, der Religionsspötter, der Verführer von Koschchen u. s. w. wird mit der Verweisung nach Siberien viel zu gelinde bestraft. Die Majorin von F. nebst ihrem Herrn Eheliebsten wütet im letzten Theile so, daß jedem Leser ein Entsetzen und Abscheu ankommen muß. Der Verfasser machte sich nicht so wohl zur Absicht, dem Philosophen Beyträge zur Geschichte des menschlichen Herzens zu liefern, und psychologische Entdeckungen zu machen, als lehrreichen Unterricht, wie ihn das tägliche Leben bedarf, zu ertheilen. Bey Richardsons edelm Endzweck, der Moral in einer solchen Tracht mehr Liebhaber zu verschaffen, nahm er sich, wie Richardson, vor, nicht so wohl durch Betrachtungen, als durch sittliche Scenen zu unterrichten. Er hat Recht, wenn er (Th. III. S. 53.) sagt: „Ein Frauen„zimmer, das sich erbauen will, wird gewiß die „Morgenstunde zur Lesung eines ernsthaften Buchs „anwenden. Jede andere liest dann einen Roman. „Sollten wir Schriftsteller (mich deucht, man hat „uns irgendwo Vormünder der Menschen genannt) „sollten wir diese Romanenleserinnen ihrem gefähr-

„lichen

ist ein eigener Professor der ungarischen Sprache und Literatur angestellt worden.

Der bekannte ungarische Schriftsteller, Karl Georg Kumi, der seither ausserordentlicher Professor der Philologie zu Kätmark in Ungarn war, ist zum Conrector und Professor am evangelischen Gymnasium zu Teschen in Schlesien befördert worden, und bereits daselbst angelangt. Er docirt daselbst öffentlich: lateinische, griechische und französische Sprache, teutschen Styl und teutsche classische Literatur, Geographie, Weltgeschichte, Naturgeschichte, Oekonomie; und ertheilt Privatunterricht in der Mythologie, Archäologie, griechischen und römischen Alterthümern, griechischer und römischer Literatur, und in der Erklärung griechischer Classiker. Er soll ein Lehrbuch der Oekonomie für Bürgerschulen herausgeben.

Jakob Glatz in Wien gab in diesem Jahre heraus: Aheone, ein Seitenstück zu der Iduna. 8; wie auch zwei Predigten zum Besten der in dem letzten kurzen Kriege in Wien verarmten Personen. Auch soll von ihm in diesem Jahre ein ganzer Band Predigten erscheinen, von welchen man sich im voraus viel versprechen kann. (Preis 2 fl.).

Während die Franzoſen Wien beſetzt hielten, hatte Gratz das Vergnügen, daß ihn ein junger franzöſiſcher Offizier, der einſt ſein würdiger Zögling, im Salzmanniſchen Erziehungsinſtitute zu Schnepfenthal war, beſuchte und ſich mit ihm an die in Schnepfenthal ſelig verlebten Tage mit Wonne erinnerte.

Der aus Ungarn gebürtige und jetzt in Grätz lebende Schriftſteller Michael Kunitſch gab im vorigen Jahre heraus: Biographieen merkwürdiger Männer der öſtreichiſchen Monarchie. Erſtes Bändchen. Grätz 1805, gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer, 94 S. 8. (Preis 30 Kr.) Das Werk iſt zwar in mancher Hinſicht tadelnswerth, verdient aber doch eine Fortſetzung.

Von J. X. Demian, k. k. Offizier, erſchien im vorigen Jahre: ſtatiſtiſche Darſtellung des Königreichs Ungarn und der dazu gehörigen Länder. Erſter Theil. Wien, bei Camesina, 1805. gr. 8. Preis 4 Fl. Das Werk hat viele Mängel und Fehler.

Jakob Melzer aus Ungarn, giebt in Teutſchland auf Pränumeration heraus: Der Zipſer Sachſe in ſeiner wahren Geſtalt. (Pränumerations-

preis 36 Kr.) Er schildert in dieser Schrift die in mancher Rücksicht merkwürdigen alten teutschen Colonisten in der Zipser Gespannschaft in Ungarn.

Von dem sehr brauchbaren topographischen Postlexikon von Ungarn und Siebenbürgen, das Crusius in Wien herausgiebt, ist im vorigen Jahre der zweite Band erschienen, im laufenden Jahre erscheint der dritte. Pränumerationspreis für den Band 3 Fl., Ladenpreis 4 Fl. 30 Kr.

Nachschrift. Wegen des sehr schlechten Geldcurses in Oestreich hat das Oberpostamt in Wien die Preise für die in Teutschland erscheinenden Zeitungen und Journale für dieses Jahr sehr erhöht, was für Oestreichs Gelehrte sehr drückend ist. Ich setze Ihnen zum Beweis die Preise einiger teutschen Zeitschriften bei, für die man sie in Wien erhält. Die Hallische allgemeine Literatur-Zeitung kostet in Wien 22 Fl. Eben so viel die Jenaische und Leipziger Literatur-Zeitung. Münchner allgemeine Literatur-Zeitung 21 Fl. Göttinger gelehrte Anzeigen 17 Fl. Allgemeine Zeitung (Tübingen bei Cotta) 36 Fl. Hamburger unparteiischer Correspondent, auf Druckpapier 20 Fl. Hamburger neue Zeitung 21 Fl. Canstadter Postamtszeitung 25 Fl. Con

rier du bas-Rhin 28 Fl. Journal de Francfort 27 Fl. Der Freimüthige, von Kotzebue und Merkel, 21 Fl. Zach's monatliche Correspondenz 16 Fl. Gutsmuth's Bibliothek der pädagogischen Literatur 13 Fl. Allgemeine geographische Ephemeriden, von Bertuch und Reichard, 20 Fl. Wieland's neuer teutscher Merkur 11 Fl. u. s. w.

VII.

Chr. Felix Weißens Briefwechsel.

Weißens Selbstbiographie (Leipzig, Voß 1806) ist zum Theil aus seinen eigenen Briefen mit lobenswürdiger Umsicht und klug wählender Bedachtsamkeit zusammengesetzt, und, wie alle, die diese Biographie lasen — und welcher teutsche Musen- und Kinderfreund hätte sie nicht gelesen? — gern eingestehen werden, gerade dieser Theil der Biographie ist nicht der uninteressanteste. Man rümpfe über diese Briefsammlungen immerhin die Nase, und nenne sie flach und alltäglich! Unsern Klüglin-

gen

gen iſt ja ſeit lange nichts mehr pikant genug, und von unſern altklugen Knaben gilt wohl noch mehr, als von denen zu Martials Zeiten: iam pueri nasum rhinocerotis habent! Demohngeachtet gewähren dergleichen Sammlungen einer ſehr achtungswürdigen Mehrzahl unſers verſtändigen Leſepublikums — das freilich weder das ſchreiende noch recenſirende iſt — gewiß noch immer eine der liberalſten Unterhaltungen. Und darum fodern wir die zwei wackern Männer, die in Beſitz des literariſchen Vermächtniſſes des edeln Weiße ſind, und denen wir auch jene Selbſtbiographie verdanken, feierlich auf, uns das Erleſenſte aus dem Briefnachlaß des Unvergeßlichen aus falſcher Beſcheidenheit ja nicht zu verkümmern. Folgender Brief von Weiße an ſeinen fidus Achates Blankenburg mag zeigen, ob eine ſolche Sammlung nicht noch Intereſſe haben würde.

B.

* * *

Weiſſe an Blankenburg.

Unſere Briefe, mein liebſter, beſter Freund, haben ſich das letztemal gekreuzet. Sie hätten aber ſchon längſt Antwort auf den Ihrigen, wenn ich nicht durch mancherlei Zerſtreuungen wäre abgehalten

worden. Vierzehn Tage bin ich auf dem Lande geweſen, und habe ein Paar Flaſchen Bitterwaſſer getrunken: dann bin ich durch eine Brücke gefallen, habe mir ein paar Löcher in die Füße geſchlagen, und dieſe vor mir auf einen Lehnſtuhl ſtrecken müſſen: dann hat mich eine Welt müſſiggehender Beſucher überfallen, denen ich ſonſt mit geſunden Beinen entwiſche, und ſo iſt ein Poſttag über dem andern mir wieder entwiſcht, wo ich an Sie, l. Fr., ſchreiben wollte und nicht geſchrieben habe: eine Pflicht, die ich ſo gern verrichte, weil ſie mir die ſüßeſte unter allen iſt. Indeſſen habe ich mich doch mit meinem liebſten Bl. unterhalten. Ich habe Ihren Beitrag zur Geſch. des t. R.*) geleſen, mit Vergnügen geleſen: ein Magazin von witzigen, artigen Einfällen, von philoſophiſchen Gedanken, von Lectüre, das mich unterhalten, genähret und erheitert hat.

*) Es iſt dem Kenner unſerer Literatur noch gar wohl erinnerlich, daß v. Blankenburg, damals noch Premierlieutenant beim Preuſiſchen Krakowiſchen Dragoner-Regiment, im Jahr 1774 mit einem Verſuch über den Roman, Liegnitz 1774, ſeine literariſche Laufbahn angefangen, und ſchon im Jahre darauf ſelbſt einen Roman: Beiträge zur Geſchichte des teutſchen Reichs und teutſcher Sitten 1 Theil, Liegnitz 1775 geſchrieben hatte. Von die, ſem Roman, den Blankenburg aus guten Gründen nie fortſetzen wollte, iſt hier die Rede. B.

Aber . . . freilich, m. Fr., muß ein Aber folgen: das sind wir Kunstrichter nun einmal nicht anders gewohnt. — Aber, fragen Sie sich selbst einmal darin, warum so viel, so lange Einschiebsel? In der That hat Sie Ihr Reichthum zur Verschwendung verführet. Sie zerreißen den Faden der Geschichte mit jedem Augenblicke, und lassen den Leser immer so lange harren, bis Sie wieder anknupfen — um ihn gleich wieder zu zerreißen, daß er nicht weiß, welches Ende er erhaschen soll, um ihn fest zu halten. Es ist wahr, Sie geben ihm in den Zwischenräumen genug, und nur zu viel, wodurch er sich schadlos halten könnte: allein wer eine Geschichte liest, ist begierig auf den Fortgang, er liest sie nicht der Einschiebsel wegen. Es sind auch nicht bloß kleine Sprünge, die ein muthiges Roß auch in seinem stillsten Gange bisweilen thut, sondern es geht durch und der Leser weiß nicht, wie er sich damit wieder auf den rechten Weg finden wird. Dies Roß (damit ich nicht wieder in eine neue Metapher falle,) bleibt freilich ein vortreffliches Roß, voller Muth und Kraft: aber was würde es erst seyn, wenn es zugeritten wäre, des Reuters Zunge und Hand gehorsam, nicht von seiner Straße wich, und nur auf den rechten Wink und an gehörigem Orte paradirte. — Sie haben es selbst an mehr als einem Orte

gefühlet: aber nicht das Herz gehabt in Zügel zu greifen. Ihr Roman ſieht nun mehr einem Commentar über einen Text ähnlich, als daß er ſelbſt Text wäre, ja Sie kommentiren nicht nur den Text, ſondern den Commentar ſelbſt, und ich fürchte, unſere albernen Kunſtrichter, die nicht das unendlich viele Schöne in den richtigen Bemerkungen über die Natur des Menſchen und die Sitten, die feinen Anſpielungen, die kleinen ſatyriſchen Züge zu fühlen wiſſen, werden grimmig auf Sie los gehen. Schon hat der Altonaer Merkur (oder Hr. Duſch) einen Ausfall auf Sie gewagt. Er ſagt: es ſey eine Nachahmung des Triſtram Shandy, und wenn es wahr ſey, (was Hr. Schmidt in die Welt geſchrieben;) daß der Verf. der Theorie über den Roman, auch der V. dieſes Buchs ſey, ſo ſey es ein Beweis, daß man ein guter Theoreticus ſeyn könne, ohne ein guter Practicus zu ſeyn. — Doch, mein beſter Freund, ich würde mich an Ihrer Stelle alle Anfälle, die noch kommen können, nicht von der Fortſetzung abſchrecken laſſen: ſondern dieſer einen launichten Eingang, wie ungefähr Fielding im Tom Jones vor jedem Buche gethan, vorſetzen: über das Fehlerhafte des erſten Theils ſelber ſpötteln (der ſicherſte Kunſtgriff den Lachern den Muth zu benehmen, wenn man über ſich ſelbſt lachet und die Kritiker ſtumm zu machen,

wenn man ſich ſelbſt kritiſiret,) und dann zeigen, daß ich meines Reichthums Herr wäre, ſo wie gewiß bloß der Reichthum in dem erſten Theile Ihr Herr war. Vergeben Sie mir meine Freimüthigkeit: ich rede aber mit einem Freunde meines Herzens. Ich bin in den meiſten Fällen mit Ihnen in gleicher Verdammniß, daß ich nämlich ſelten weiß, wann ich aufhören ſoll, und Leſſing ſagte immer vor 20 Jahren zu mir: „Wenn es Ihnen nur nicht ſo leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht ſchwer machen könnte, ſo würden Sie ein Schriftſteller werden . . . das Uebrige mag ich nicht ſagen. Bei Ihnen kömmt noch Etwas hinzu, das Sie noch reicher macht: unfehlbar haben Sie ein ſehr gutes Gedächtniß. Ich ſehe dieß aus den vielen Anſpielungen auf Stellen aus mancherlei Autoren: ferner eine ausgebreitete Lektüre in allen alten und neuern Schriftſtellern. Beides fehlt mir. Was ich geleſen, iſt gleich aus meinem Gedächtniſſe wie weggewiſcht, nicht ein Name, nicht ein Gedanke, deſſen ich mich wieder erinnern könnte: und außer Kleinigkeiten kann ich auch nicht, meines Amts wegen, wenn ich noch Etwas aus meinem eignen Gehirn arbeiten will, nur ein wichtiges Buch leſen. Ja, ich betheure Ihnen, daß ich ſeit ſechszehn und mehr Jahren keinen claſſiſchen Schriftſteller, als höchſtens,

wenn ich eine Stelle nachgeſchlagen, und von den neuern äußerſt wenig geſehen habe. Den Tag über ſitze ich in telonio und die kurzen Abendſtunden widme ich ganz meiner kleinen Familie. Dieß iſt auch die Urſache, warum ich ſo ungern an Recenſionen gehe, wo wegen der Vergleichung man wenigſtens die meiſten Bücher in derſelben Gattung geleſen haben muß. Aber genug von Ihrem Reichthum und meiner Armuth. — Nur noch eine Frage muß ich thun: Aus wie vielen Bänden ſoll Ihr Roman beſtehen? Nach dem erſten Theile zu urtheilen, und nach dem, was Sie von der Geſchichte Weſentliches geſagt haben, und was nothwendig noch folgen muß, wenn ſie intereſſant werden ſoll, und nach der Art Ihrer Behandlung können Sie es unter 24 Bänden nicht thun. — Nun etwas zur Antwort auf Ihren letzten Brief. Ihre Gedanken über den 2ten Theil des Sebaldus ſind völlig die meinigen, und ich danke Ihnen im Voraus für Ihre Bereitwilligkeit die Recenſion davon zu übernehmen. Die Rec. über Werthers Leiden iſt nunmehr auch abgedruckt — o wie viel Mühe geben Sie ſich mit mir! Man droht uns, ich weiß aber ſelbſt nicht woher? mit 3 Trauerſpielen aus Werthern: was wird noch daraus werden? eine Wertherin haben wir auch ſchon. Eine ſchöne Beurtheilung von Werthern

„lichen Schickſale überlaſſen? Die Schultern ziehn, „predigen, moraliſche Schriften ſchreiben, o, das „alles thut einem Herzen, das beſſern will, wirklich „nicht genug. Deutſchland wollte Tugend und „Wahrheit nicht mehr ungeſchminkt ſehn:“ Die weibliche Sittenlehre war daher ſein Hauptaugenmerk, und aus ihr wählte er ſich vornehmlich das Kapitel von der Sprödigkeit. Er beſchloß, die Schönen nicht ſo wohl vor den Egaremens, als vor den Verſtockungen ihrer Herzen zu warnen. Die Stimme des Predigers erhebt ſich indeſſen nicht gegen die Leoparden und Schatullöſen, ſondern nur gegen einige, wir möchten faſt ſagen, an ſich unſchuldige Ziererеyen des andern Geſchlechts, nicht ſo wohl gegen Laſter, als Thorheiten, z. E. Unentſchloſſenheit in der Wahl, Verheimlichung der wahren Geſinnungen, auch wohl eheſiche Launen, wie bey Henrietten. Die Männer machen mit ihrem übermüthigen Stolze das Gegenbild. Die Eitelkeit, der Zankapfel von zwey Schönen zu werden, iſt die erſte Wurzel, von Schulzens Verderben. Als eine wahre Petitmaiterſeele, prahlt er mit ſeinen Eroberungen, und pocht auf empfangene Gefälligkeiten, als auf rechtliche Anſprüche. Plötzlicher Reichthum und vornehmer Umgang machen ihn vollends ſo ſchwindlicht, daß er ſich zuletzt in den ſchrecklichſten Abgrund, in das Spiel, ſtürzt. Denn, was läßt ſich Arges erdenken, das dieſes nicht nach ſich zöge? Die Laſter häufen ſich über ſeinem Haupte, dennoch wächſt ſein Uebermuth mehr, als daß er fallen ſollte, und artet zuletzt in unerträglichen Trotz aus. In den ältern Begebenheiten des Paſtor Gros, die wir erſt im fünften Theile erfahren, iſt ſtörriſcher Hochmuth eine der Hauptquellen ſeines Unglücks. Die adeliche Familie, in die er zu heyrathen genöthiget wird, iſt faſt ganz von Ahnenſtolz angeſteckt, welcher ſich in ſolchem Maaſe auf die adeliche Frau Paſtorin fortgepflanzt, daß ſelbſt ihre Liebe gegen ihren Mann davor weichen muß. Die Pamelen und

ſoll in Engels Philoſophen für die Welt ſtehen, der mit dem heutigen Tage das Licht der Welt erblickt, und von dem ich Ihnen im Voraus viel Gutes verſprechen kann.

Jo Triumphe! Schreie ich aus vollem Halſe, daß Sie ſchon zur Liſte der Tyrannen des Mars entronnen ſind. Nur auf dieſe Art werden Sie Ihre verlorene Geſundheit wieder erlangen können, für die mir Ihr Buchhändler ſo angſt gemacht hat. Nun gebe Ihnen die Vorſehung alle Glückſeligkeiten des Lebens, deren Sie ſo würdig ſind: von innen und von außen Ruhe, einen heitern Geiſt, ein zufriednes Herz, kanns ſeyn, eine liebe, zärtliche Gattinn, und — denken Sie alles hinzu, was Sie ſich zu einer irdiſchen Seligkeit wünſchen können. Ob ich Sie gerne zur Michaelmeſſe in Leipzig ſehe? O mit Freuden werde ich Sie in meine Arme ſchließen und an mein Herz drücken! Freilich wäre es beſſer, Sie kämen lieber in einer Oſtermeſſe zum Frühlinge, wo ich Sie unter dem Geſange der Nachtigallen begrüſſen könnte: dieß wünſchte ich Ihrentwegen, der kurzen Tage und des üblen Wetters und Weges halber, das dieſe Zeit immer mitbringt. — Aber Sie werden ſehen, wie es Ihre Umſtände zulaſſen. Beſſer auch unter Sturm und Regen, als etwa gar nicht.

Haben Sie nun meinen Calas gelesen, gebessert, geändert, weggestrichen, abgekürzt? — Die verwünschten Tragödien! Ich sollte keine mehr machen. Es kömmt jetzt eine neue Auflage meiner ganzen dramatischen Spielwerke heraus: ich soll 18 Jahre zurückbessern, und was läßt sich da anders thun, als an Worten knaupeln? die fröhlichste Stunde eines Autors ist doch nur die, wenn sein Kind zur Welt geboren ist: da denkt er Wunder! was daraus werden wird, und eben so wenig an die Gebrechen, die es haben kann, und also noch weniger, wie ihnen abzuhelfen ist. — Wenn Calas ein gutes Kind wäre, das wäre mir sehr lieb: denn ich zähle dieß unter die rührendsten herzdurchdringendsten Geschichten, die ich erlebt, und bei Chodowieckys Adieux de Calas à sa famille tröpfeln mir allezeit große Thränen aus den Augen. Schreiben Sie mir ja bald Ihr Urtheil, es falle aus wie es wolle: denn ich kann mit dem kältesten Geblüte meine verhunzten Arbeiten in den Ofen schieben.

Sie haben meiner so ehrenvoll in Ihrem Roman gedacht! O, mein liebster Bl., wie wird die Freundschaft partheiisch! Leben Sie wohl und lieben Sie mich. Ich liebe Sie ewig.

Leipzig, den 1. Jul. 1775.

W.

VIII.

Auch ein paar Worte über den neueren Mysticism, als Resultat des Kulturgangs im teutschen Vaterlande. *)

Die Eschenmayrsche Schrift, die im 12sten St. des vorig. Jahrg. einer besonderen Prüfung unterworfen ward, ist allerdings eine so interessante Erscheinung, daß sie eine Auszeichnung verdiente. Denn trägt sie gleich den Stämpel der Zeit; so ist doch im Ganzen derselben das Wehen eines höheren und schöneren Geistes unverkennbar.

Und dieser Zeitstämpel selbst ist, deucht mir, eine merkwürdige Erscheinung. Denn er kam, ein Product der Zeit, recht sichtlich auf dem Wege der Reaction, so wie vorhin die Aufklärung und die Wissenschaft — dem Genius teutscher Cultur zufolge — gewandelt hatten.

*) Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wohin soll, wohin will uns der Mysticismus — das Evangelium des Tages — einführen! ¡Timeo Danaos, *haec* dona ferentes! W.

1) Anerkannt ſind, von jedem Kenner und jedem Billigdenkenden, die Verdienſte der Aufklärung, die im vorigen Jahrhunderte, ſelbſt ein Kind der Popularphiloſophie, vornehmlich von der Leibnitziſch-Wolfiſchen Schule ausgieng, und weit umher wirkte. Nimmer wird die Geſchichte den muthigen Kampf, nimmer die ſchönen Siege dieſer Aufklärung — mit dem und über den Irrthum in mehr als Einer Geſtalt, vorzüglich in der Maſke der Religion — vergeſſen. Allein bei dem Wohlthätigen, das auf der einen Seite ſich einfand, ward ein Verderbliches auf der anderen herrſchend. Aus der Natur der Sache entwickelte ſich dieſes; und was hin und wieder ſchon ein tieferer Denker vorherſagte, das zeigte ſich dann durch die That auffallend. Nämlich, wie in dieſer Schule das Intellectuelle (der Verſtand) vorherrſchte; wie von dem Begriffe alles Andere, das Gefühl ſchlechthin, abhängig ward: ſo wurde die Idee in ihrem inneren Zuſammenhange mit dem (reinen) Gefühle überſehen, verkannt, und die vordringende Seite der Aufklärung im Ganzen war — die negative. Daher die Kälte und die Leerheit, worüber Freunde des ächten Lichts vorzüglich da klagen, wo jene Aufklärung vorzüglich wirken konnte. Mag immerhin dieſe Leerheit und dieſe Kälte als Totalwirkung, von

mehr als Einer Urſache abſtammen: der gröſſe, weitgreifende Einfluß jener Aufklärung bleibt gleichwohl entſchieden. Und wen neuere, treffende Bemerkungen über den Gang und das Weſen derſelben erfreuen können, der leſe die neue, geiſtvolle Schrift: „Philoſophiſche Anſichten von Carl Guſtav v. Brinckmann" (ſchwediſchen Geſchäftsträger in Berlin). Freilich muß dabei auch manche Modification in Betrachtung kommen; freilich müſſen wir in der Würdigung des Einzelnen, welches da oder dort in dieſe Zeit eingriff, beſonders den Primat des Geiſtes im Vergleiche mit dem Buchſtaben wohl bedenken. Denn von Innen ſtammt in dieſem Vergleiche der Geiſt, und glücklich drückt er ſich öfters ſelbſt dem Gebilde des Aeußeren ein, ſey es auch auf Koſten der Conſequenz. —

2) Wenn die Aufklärung bisher, obwohl im Ganzen mehr negativ, auf das „Practiſche" gieng, ſo erhielt ſie nun durch die Kantiſche Schule eine beſtimmtere Richtung auf das Moraliſche. Hier trat mit neuem Ernſte und in höherem Grade die Wiſſenſchaft ein. Indeß müſſen wir auch an der „moraliſchen Aufklärung", ſo wie ſie von dieſer Schule ausgieng, zwei Seiten unterſcheiden. Trefflich wirkte dieſelbe im Gegenſatze mit dem ge-

ſchminkten Princip der Selbſtſucht, das vornehmlich aus Frankreich kam, an das die teutſche (ſogenannte) „Glückſeligkeitslehre" ſich bereits da und dort anſchloß, ja das ſich mit dem Grundſatze der ſogenannten „Selbſtliebe" immer mehr zu verbinden und, unter dieſem Namen geltend zu machen drohete. Niemand, der Sachkenntniß hat und billig denkt, wird die großen, wohlthätigen Wirkungen der Aufklärung, wiefern ſie insbeſondere Product dieſer Schule war, im genannten Gegenſatze verkennen. Ja, indem ſie die wohlthätige Richtung jener früheren Aufklärung verfolgte, indem ſie das Practiſche („practiſches Chriſtenthum") im Widerſpruche mit den todten Formeln einer beſchränkteren Theorie weiter entwickelte, drang ſie zugleich auf „reine" — eigentliche — „Tugend": alſo auf das Eine, was den Menſchen adelt! Allein wie überhaupt in der Natur, ſo iſt auch in den ſogenannten philoſophiſchen Revolutionen kein Sprung. Der Begriff drang vor; er faßte das Höhere nur im Gegenſatze auf; er ward herrſchend, ausſchließend: und es entſtand eine neue Einſeitigkeit. Kant ſtämpelte im erſten Theile ſeines Syſtems die Idee zum bloßen „Regulativ des Verſtandes", und ſetzte ſie

im zweiten nur voraus: nie zog er im Syſteme dieſe innere, lebendige Erſcheinung des Ewigen im Geiſte des Menſchen beſtimmt hervor. Freilich ſtieg er noch zu „Gott" auf. Allein conſequentere Nachfolger erblickten nunmehr das Höchſte, Vollendete (Abſolute) bereits in der Moral: wozu dann noch ein Gott? Er mußte nur ihre moraliſche Triebfeder „verunreinigen"! Dieſe Puriſten ſtellten daher ganz folgerecht „die Idee(?) des moraliſchen Atheiſmus" (!) auf. Und wer auch nicht kühn oder muthig genug war, dies Reſultat frei auszuſprechen, der leitete doch offenbar dazu hin, wenn er die Religion nur als Mittel zur Moralität, nur als Krücke für den moraliſch Lahmen vorſtellte. Denn ſo ergab ſich von ſelbſt, was man indeſſen auch frei ausſagte: daß eben der, welcher der Religion nicht mehr bedürfe, auf einer höheren Stufe der Ausbildung, der Cultur ſich befinde: er war ein moraliſch Starker, Geſunder, ein geiſtig Mündiger! Und zerriſſen war das Band zwiſchen Moral und Religion. —

Nun dieſes Extrem, dieſe kritiſche Trennung der Moral von der Religion iſt es, was (deucht mir) vornehmlich das andere Extrem, die idealiſtiſche Trennung der Religion

von der Moral, veranlaßt und erzeugt hat. Bekannt iſt ſo manches — ſchnöde Wort, womit neuerlich die Idealiſtik *) hoch herabſehend, die Moral und insbeſondere das Kantiſche Princip derſelben belegte. Selbſt in einer berühmten Literaturzeitung erſchien noch kürzlich von Kants Kritik der praktiſch. Vernunft — nach ſechzehn Jahren! — eine Recenſion, worin ſein Moralprincip ſchlechthin verworfen, aber ..... kein anderes dafür aufgeſtellt wird.

Jedoch es ſind mehrere Urſachen, die zuſammenwirkend, Schatten auf das Kantiſche Moralſyſtem warfen. Und es iſt nicht zu läugnen, daß Feinde und Freunde dazu beitrugen. Tapfer wirkten beſonders ſolche Gegner mit, welche das Aeußere, Poſitive in der Religion, dem ſie anhiengen, dadurch gefährdet ſahen. Folgende Urſachen ſcheinen mir einer Auszeichnung werth:

*) Unſer ehrwürdiger Jacobi, dem ich dieſes Wort gelegentlich (im geſellſchaftlichen Geſpräche) vorgelegt hatte, fand daſſelbe „treffend“: nämlich nach der Analogie mit Sophiſtik, Myſtik u. ſ. w., und um die Idealiſtik (das Produkt aus Phantaſie und Logik) von dem — ächten — Idealismus, ſo wie dieſer von der Idee und hiermit vom Ideale abſtammt, ſcharf zu unterſcheiden.

a) Man forderte von der Wiſſenſchaft mehr, als ſie ihrer Natur nach, im Kreiſe des Lebens zu gewähren vermag; und ſchlug dann eben deswegen ihre Totalwirkung (in Bezug auf die allgemeine Cultur) zu gering an;

b) Man hob den Contraſt, der ſich da und dort zwiſchen den Lehren „der reinen Sittlichkeit“ und dem Leben dieſer Kantianer offenbarte, dergeſtalt hervor, daß auf die Kantiſche Lehre ſelbſt ein nachtheiliges Licht fiel: „was mag an einem Baume ſeyn, der ſolche Früchte bringt“? und

c) man unterſchied bei den Beſſeren, welche das Unbedingte, das höchſte Gut geradezu in die Tugend ſetzten, nicht gehörig zwiſchen Geiſt und Buchſtaben. Denn offenbar ſetzten dieſe die Idee und hiermit die urſprüngliche Einheit zwiſchen Religion und Moral voraus: nimmer wären ſie ſonſt mit ſolchem Ernſte zur Religion fortgeſchritten, zu Gott aufgeſtiegen! Aber man überſah auch, daß und wie nächſt der Idee, ſobald es zum Ausdrucke, ja zur inneren und äußeren Darſtellung kommt, der Begriff eintreten müſſe: der Begriff, wie er das Reinſittliche der Paſſivität, der Eigennützigkeit u. ſ. w. entgegenſetzend, beſtimmt

und aussagt, was denn eigentlich Gott und folglich sein Wille sey, worin die ächte, wahre Religion — im Gegensatze mit Aberglauben und Unglauben — bestehe. So muß auch der, welcher vom Ideellen (der Idee) ausgehet, im Begriffe von der Sittlichkeit zur Gottheit, von der Tugend zur Heiligkeit aufsteigen: so wird der philosophische Begriff ein Leitstern gegen die sophistischen und mystischen Blendwerke jeder Art! —

Die Unterscheidung zwischen Geist und Buchstaben, so wie dieselbe tief in der menschlichen Natur sich gründet, und in den Gang der Menschencultur überall eingreift, gilt insbesondere für die Freunde des idealistischen Systems, welche so unverkennbar ihren besseren Sinn in die fremden Worte hineinlegen. Sie erheben die Religion über die Moral: aber sie würdigen diese nicht herab; ja sie sprechen mit Achtung von dieser, wenn sie auch von jener mit Begeisterung sprechen. Und springt in ihrem Worte die Trennung hervor, so ist es leicht zu bemerken, wie sie theils der Rückblick auf das hyperkantische Extrem fortstieß, theils der natürliche (phantastische) Trieb zur Steigerung fortriß.

Aber

Manetten wurden geschrieben, um die Vorurtheile der Mesalliance auszurotten. Hingegen behauptet dieser Verfasser ernstlich, daß keine Mißheyrath glücklich ausschlagen könne. Er glaubt sogar, (Th. II. S. 46.) daß zwischen dem Adel- und dem Bürgerstande keine wahre Freundschaft möglich sey. Aber zum Glück denken nicht alle Adeliche, wie die Familie von L*. . Fast noch mehr, als Richardson, sucht der Verfasser Empfindungen und Maximen der Religion einzustreuen. Alle Blätter tragen das Gepräge der Christlichen Tugend; als Bestandtheil des Charakters erscheint sie vornemlich bey Julchen und Gros, die zuletzt (denn Gros wird von seiner Adelichen Frau durch den Tod, und Julchen von den Liebhabern, die ihr aufgedrungen werden sollten, durch sie selbst befreyt) ein Paar werden; ja, (da wir mit der Frau Richter, welche Puff heyrathet, zu wenig bekannt sind) das Hauptpaar ausmachen. Julchen findet unter der härtesten Bedrückung in der Religion ihren einzigen Trost. In den erstern Theilen hat Herr Gros eine blosse Arist-Rolle, und empfiehlt sich in den Rathschlägen, die er fast allen Personen ertheilt, durch die reifesten Einsichten und durch ein Biederherz. Unsre Bewundrung gegen ihn steigt, wenn wir seine, beynahe zu stoische, Verleugnung unter seinem Hauskreuze sehen. Aber am belehrendsten ist seine Lebensgeschichte im fünften Theile, wo man ihn stufenweise aus einem Heuchler in einen Freygeist, aus einem Freygeist in einen Bekehrten verwandelt findet. Nicht nur durch ihn, sondern bey unzählichen andern Gelegenheiten sucht der Verfasser die Achtung der Welt gegen den geistlichen Stand zu erhöhen.

Wir haben nichts vom Schiffer Puff van Vlieten, diesem mit Seel und Gemüth ehrlichen Manne, gesagt, um dessentwillen allein wir dieses Buch geschrieben zu haben wünschten; weil man dem Verfasser

Aber in wiſſenſchaftlicher Hinſicht fallen dieſe Idealiſtiker mit jenen Kritikern in eine Kategorie: ſie dringen (nach meiner Anſicht und Ueberzeugung) nicht tief genug ein, und beſtimmen eben darum nicht ſcharf genug; ſie überſehen

1) wie die urſprüngliche, menſchenwürdige Geiſtesſtimmung in Abſicht des Objects — des einen Höheren oder Abſoluten κατ' ἐξοχην, welches dem endlichen Geiſte vorſchwebte — religiös, und in Abſicht der Kraft, wodurch dieſelbe zu Stande kam, indem der (freie) Geiſt demſelben huldigte, moraliſch ſey: alſo Moralität und Religiöſität (alſo inſofern, d. h. davon abgeleitet auch Moral und Religion) urſprünglich Eins, unzertrennlich! .....; ſie überſehen

2) daß die Gottesverehrung, welche — als Geſinnung — mit dieſer Stimmung innerlich zuſammenhängt, ohne die letztere nie aufhören könne; ſondern vielmehr, wo dieſe beharrt, im Fortſchritte des Lebens nur deſto ſchönere Blüten hervortreiben, deſto beſſere und reichlichere Früchte hervorbringen müſſe: daß alſo nur diejenige Gottesverehrung, die ſich Jemand im Fortgange vermöge der freien Reflexion (des Nachdenkens) nach Maaßgabe eines indi-

viduellen moraliſchen Bedürfniſſes vorſehte, mit dieſem verſchwinden dürfe. — Die erſtere möchte von der Schule abſolut, und die letztere relativ genannt werden: denn nur dieſe bezieht ſich auf die Sittlichkeit, wie das Mittel auf den Zweck; und mit der letzteren fällt alle kirchliche Anſtalt, als ſolche, zuſammen. Aber daraus folgt nicht ſchlechthin das „Verſchwinden der Kirche". Denn wer bedarf ſchlechterdings keiner höheren Stärkung? Oder wer, iſt er je ein würdiger Menſch, fühlt nicht den ſchönen Trieb, zur Veredlung anderer mitzuwirken? —

Hr. D. Eſchenmayr gerieth in die idealiſtiſche Schule. Aber ſchon früher ſtrebte er mit ſeinem Herzen über dieſelbe hinaus: nur ſtreifte freilich ſein Kopf, indem er „von der Philoſophie zur Nichtphiloſophie" (zu dem „Glauben," der „Theologie") übergieng," an das Extrem des Myſticismus. So fand ich die Sache, nach reifer und längerer Prüfung. Und intereſſant war es mir, ſeinen weitern Gedankengang zu betrachten. Denn obwohl er in ſeiner neuen, denkwürdigen Schrift *) die Religion zum

*) „Der Eremit und der Fremdling. Ein Geſpräch über das Heilige und die Ge-

„Golde," und die Moral zum — „Kupfer", ſtempelte; obwohl aus dieſen Worten noch die idealiſtiſche Trennung hervorblickt: ſo iſt doch bei ihm dieſelbe ſchon gemildert. Denn er ſpricht mit beſonderer Achtung von der Moralität, ja mit Liebe von dem Inſtitute, welches Moral und Religion verbindet: dem „Chriſtenthume." Zwar nimmt er dann zugleich eine höhere Stufe, eine Epoche an, wo das Chriſtenthum (als ſolches) verſchwinden, wo die Religion allein regieren werde Allein wer ſieht nicht, wie da Phantaſie oder mit ihr der „raiſonnirende" Verſtand irgend eine äußere Differenz, einen Gradunterſchied, der im Fortgange des Lebens zwiſchen dem Moraliſchen und Religiöſen auffallen mag, ergreift, und zur Abſolutheit, d. h. zur ſpeciſiſchen Differenz hinauftreibt? —

Und ſollte dieſe religiöſe Tendenz, dem Weltgeiſte, der von Religion nichts wiſſen will, ſo ge-

ſchichte." Mehr davon — ſo wie von einigen verwandten Erſcheinungen, z. B. zwei ſtark kontraſtirenden Recenſionen derſelben Schrift in Einer Lit. Zeit. — iſt in meinem Verſuche „Ueber den Geiſt der Verbeſſerung" u. ſ. w. geſagt: B. 2, S. 564 — 570.

rade entgegengesetzt, nicht zugleich wohlthätig auf dem Naturwege der Cultur (unter den Leitungen der Providenz) wirken können? Hat doch ungefähr zu derselben Zeit ein teutscher Professor, in einer berühmten Zeitschrift, „die Religiosität" als „unvereinbar mit dem Besten des Staats, mit der Industrie und selbst mit der Moralität" geschildert! — Ja, sollte dieser Geist nicht mittelbar auch, wie ein wohlthätiges Ingredienz, auf die Wissenschaft einfließen können? Freilich, wenn unter dem Regimente einer höhern, göttlichen Macht öfters recht sichtbar ein Extrem das andere beschränkt: so dürfen wir nicht vergessen, daß und wie überall, wo die menschliche Beschränktheit eingreifet, auf dem Wege der Reaktion ein Aeußerstes das andere unterhalte. So kann die besagte Uebertreibung leicht den feineren Spott des Weltlings nähren, und den Sophisten selbst zu neuen, kühnern Raisonnements ermuntern. Und was wäre auch ein Glaube, der von der Erkenntniß, eine Religion, die von der Weisheit sich losrisse?

Worauf es hauptsächlich ankommt, dieß ist wohl: daß man Vernunft und Verstand, oder deren Producte, Idee und Begriff mit einander verbinde.

Der Myſticismus ſetzt den „Glauben“ über die „Vernunft“ hinauf: er hat eigentlich nur den Verſtand im Sinne. Der Rationalismus (nein, der Intellectualismus!) ſetzt die Vernunft über den Glauben hinauf: es iſt eigentlich der Verſtand, für den er ſpricht.

Zwiſchen der Vernunft und dem Glauben findet kein Gegenſatz Statt. Wem tönen ſie nicht freundlich im Ohre, jene „drei Worte des Glaubens“ von Schiller? Oder wem begegnet der „Glaube an die Tugend, an die Menſchheit .....“ nicht lieblich und ermunternd, wie ein himmliſcher Genius, im Gewirr' und Gedränge des Irdiſchen?

Ja, der reine, urſprüngliche (und dann fortwirkende) Glaube hängt mit der Idee, ſo wie mit dem reinen Gefühle innerlich zuſammen. Nur damit, im Fortſchritte des Lebens, auf dem göttlichen Grunde nicht der Saame der Schwärmerei, des Aberglaubens u. ſ. w. anſtiege, muß der Begriff hinzukommen. Sonſt kommt die Leidenſchaft unter den Begünſtigungen des Irrthums hinzu; und entflohen iſt dann das Göttliche ſelbſt. — Aber der Gefühls- oder Glaubensmann, welcher gegen den Verſtand, und

der Verſtandesmann, welcher gegen den Glauben ſpricht: beide ſtehen auf einem, nur jeder auf einem andern, Extreme. Die Philoſophie weiſet auf die Mitte; denn hier wandelt die Wahrheit. Und im Centralpuncte der Weisheit vereinigen ſich Idee und Beariff, Glaube und Erkenntniß: freilich ein Punct, dem ſich, betrachten wir ihn als Ideal, der endliche Geiſt lebend nur annähern kann! Denn wohl ſchwebt ihm, bei ſolcher Stimmung, derſelbe ideell vor, und denkend hat er ihn ſo bereits erſtiegen.

Insbeſondere ſoll der, welcher den Myſticism bekämpfen will, wiſſen, was eigentlich die Myſtik iſt: worin ihr Wahres (im Gegenſatze mit der eigentlichen Sophiſtik) beſtehe, und was demnach ihre ſchönere Seite, ihr tieferer Punct ſey. Freundlicher wird ihm dann ein Fenelon, ein Claudius ..... entgegenkommen; und das Wort „Myſtik" wird ihm — bei aller Beſchränktheit, die ihm ſonſt immer noch dabei begegnen mag — zu ſchön klingen, als daß er irgend ein neueres Gewirre der raiſonnirenden Phantaſie damit bezeichnen könnte.

Der Bekämpfer des Myſticismus ſoll beſonders wiſſen, was eigentlich das Rationelle ſey,

und wie ſich das Intellectuelle, genau betrachtet, dazu verhalte.

Sproſſen Moral und Religion aus derſelben Wurzel, der Vernunft: wozu dann die (abſolute) Scheidung? — Die wiſſenſchaftliche Unterſcheidung iſt keine Trennung; denn ſie ſetzet die Einheit, die Verbindung voraus, gehet davon aus, und dringt wiederum darauf.

Und wachſen ſie, Religion und Moral, aus Einem Keime hervor: wozu dann die Vorliebe für das eine oder das andere — Wort? Wohl iſt auch den Worten ihr Loos beſchieden (habent et ſua fata ....) in dieſem Menſchenreiche. In den Zeiten unſerer frommen Väter galt die Religion. Nachher, beſonders in der Epoche des Kriticismus, regierte die Sittlichkeit, die Moralität. Und nun ..... Man weiß, wie Vieles im Leben und — in der Wiſſenſchaft zuſammenwirkte, um das Wort „Moral, moraliſch" u. ſ. f. beinahe zu brandmarken! Die kritiſche und die idealiſtiſche Uebertreibung wirkten hier, wiewohl von entgegengeſetzten Seiten aus, auf Einen Punct hin.

Ein deutſcher Biedermann (Hr. Friedr. Herrmann) unterſchied kürzlich — in der Minerva des Hrn. v. Archenholz, J. 1806. H. 1. — ein dreifaches Leben der Staaten:

ein thieriſches,
ein gemeines, und —
ein poetiſches.

Im erſten herrſcht die rohe, bloße Leidenſchaft, Eroberungsſucht, Habſucht u. ſ. w.; im zweiten die vom Verſtand' *) unterſtützte und geſchminkte Leidenſchaft, Habſucht, Ruhmſucht .... (und das Compliment, das der teutſche Mann hierbei unſern Staaten macht, klingt allerdings — nicht ſchön); endlich im dritten die „Tendenz zur Humanität" Gerechtigkeit, Veredlung der Menſchheit, kurz, die (wahrhaft-praktiſche) Vernunft. So heißt denn hier „poetiſch," was man ſonſt moraliſch oder ſittlich nannte, indem man z. B. von der „Verbindung der

*) Eſprit, ſagt der Verf., weil er „in unſerer Sprache kein entſprechendes Wort finde." Aber wie, wenn man zwiſchen Vernunft und Verſtand ſcharf unterſchiede? Dieſer kann ja (in den Momenten der Gegenwart) auch dem Thiere, in jeder Geſtalt, d. h. der Sinnlichkeit dienen.

der Moral mit der Politik" sprach; und wozu man wohl auch das Religiöse rechnete, da die Religion dem Staate unentbehrlich — und zwar aus einem tiefern Grunde, nicht etwa nur als Kappzaum des Pöbels oder des Volkes — hieß. Und so mußte denn der philosophirende Politiker dem Worte ausweichen, um die Sache einzuführen! Man weiß indeß, wie das Schöne mit dem Guten, also die Poesie mit der Moral, zusammenhängt. Auch läßt er uns im dritten Puncte nicht trostlos: er weis't auf würdige Fürsten hin, besonders auf Einen im Norden, dessen Name wie Himmelston jedes reine Menschenherz entzückt.

In den europäischen Annalen J. 1806, H. 1. unterscheidet ein teutscher Professor (Hr. Friedr. Buchholz) auf eine, eben nicht neue, aber in seiner Anwendung allerdings frappante Art zwischen — den physischen und moralischen Kräften." Also da wird das Wort „moralisch" gebraucht. Aber wie? Er schreibt das Uebergewicht jener den Russen, und das Uebergewicht dieser den Franzosen zu. Es ist recht klar in seiner — Darstellung, wie demnach in der Schlacht bei Austerlitz die moralische Macht über die physische siegte. Aber es ist auch recht anschau-

lich, daß, und wie er den Verstand, als Potenz der Manövres und als Spannkraft des militairischen Ehrtriebs oder „Ehrgeizes," die „moralische Kraft," folglich alle intellectuelle Potenzen zusammen, die „moralischen Kräfte" nennt. Dem Aufsatze selbst kann man billiger Weise weder Kraft noch Glanz absprechen. Wohl begreift man übrigens, daß allerdings mit dieser Moralität die (ächte) Religion nicht vereinbar sey.

Aber das Ganze zerstäubt wie ein bloßer Wortstreit, wenn man der Darstellung beitritt, die uns kürzlich ein Schriftsteller von nicht kleinem Rufe gab, und zwar in einer Zeitschrift, die, wie man sagt, den Gebildetsten der Nation zugedacht ist: „Wir sind Thiere, die auf zwei Beinen gehen, und nichts weiter;" und: „der Verstand, das Höchste im Menschen (!), ist nicht mehr als die gesteigertste Zeugungskraft." Da ist sicherlich keine Spur von Mysticism: wir bedürfen nun des reinen Gefühls so wenig als des Glaubens; da ist pure, reine, d. h. nackte Natur; und die Idee — sie ist eine Chimäre, ein Phantom, und mit ihr mag nun die Moral wie die Religion dahin schwinden. Wozu auch? „Die Gesetze der Zeugung, die Allmacht der Natur, entscheiden! —

faſſer deswegen ſchon ſattſame Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Der Puffiſche Humor, vielleicht der erſte ſeiner Art in unſrer Sprache, erhält ſich bis ans Ende, und die Proben ſeiner altdeutſchen Gutherzigkeit häufen ſich immer mehr, ja die von ſeiner Freygebigkeit vielleicht gar zu ſehr. Noch mehr ſchweigen wir von der Menge dienender Perſonen, dem Juden, dem Koſacken, der Lieutenantswittwe, der Jungfer Pahl, dem Herrn Korn, der Signora Fanello, der Jungfer Nitka, die wir nur nennen, um den Vorrath von Maſchinen zu zeigen, die alle gut eingehenkt und wieder abgenommen werden.

Bey der Menge und der Sonderbarkeit der Begebenheiten iſt es kein geringes Verdienſt, ſo viele romantiſche Zufälle doch ſo gut in einander gefügt zu haben, daß der Leſer, vielleicht über zu viel Irrgänge, aber doch nie über empörende Unwahrſcheinlichkeit klagen kan. Die Hartnäckigkeit in den Verfolgungen des Generals, die kein Sultan höher treiben könnte, und die Wendungen von des Herrn Gros Schickſalen im letzten Theile, ſind ungewöhnliche, aber doch nicht unnatürliche Ereigniſſe. Der letzte Theil iſt labyrinthiſcher, als die übrigen, gerathen, weil hier eintrift, was der Verfaſſer (Th. III. 104) prophezeyhte, daß er nemlich plötzlich abbrechen wollte, ſo bald ihn Muße, oder Laune, oder (wie ſeine Beſcheidenheit hinzu geſetzt) ſein Talent verlaſſen würde.

Ueberhaupt iſt das Detail der beyden erſten Theile am ausgearbeiteſten, und Richardſons charakteriſirende und dialogirte Erzählung darinnen am beſten erreicht. Durchgehends gefällt das Buch wegen der ungemeinen Natur in Beſchreibungen, als die am beſten dazu beytragen, die Regel zu erfüllen: Sint proxima veris! In den letztern Theilen werden wir durch eine gröſſere Mannichfaltigkeit von Briefen unterhal-

Jedoch wer die Welt kennt; mag eine Darſtellung dieſer Art minder ſcharf faſſen. Er ſieht etwa daran nur das Kind eines muthwilligen Moments; und er weiß, wie ſo etwas, hinſpielend im Einzelnen, ſich im Ganzen verlieren kann. Indeß, wenn er die Welt kennt; ſo kann ihm zugleich nimmer entgehen, daß, während die Wahrheit (im Worte) öfters nur wenig vermag, der Irrthum tief einſchlägt und mächtig wirkt, da und wo er zündbaren Stoff findet. Wem die Sache theuer iſt, der nimmt es auch mit dem Worte genau: denn er blickt auf die Totalwirkung. Und das Wort iſt beſtimmt, die Sache in dieſem Kreiſe der Menſchheit geltend zu machen.

München.

Prof. Salat.

Inhalt.

Seite

I. Ueberſetzungen und Nachahmungen.

1. Die 22ſte Ode des Horaz im erſten Buche. 3

2. Nach Horaz. 5

II. Probe einer metriſchen Ueberſetzung von Hafiz. 7

1. Midémid subh we kelle best Salab. 10

2. Zi baghi wasli tu ajed riazi rizwan ab. 12

3. Züftem Ci Sultan Choban, Qahm kün in gharib. 16

4. Subh midemid, gu dschun hunitschun Afitab. 18

III. Problematiſche Ideen über Univerſalmonarchie und ewigen Frieden. 20

IV. Die Humanität des achtzehnten Jahrhunderts. 24

V. Ueber den Opian. 31

VI. Correſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Cultur. 52

VII. Chr. Felix Weißens Briefwechſel. . . 64

VIII. Auch ein paar Worte über den neueren Myſticism, als Reſultat des Kulturgangs im teutſchen Vaterlande. 78

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1806.

I.

Gedichte.

1.

Neobule. *)

Ach, wie raſch dreht unaufhaltbar an dem Rocken
Sich die Spindel um den purpurfarbnen Faden
Durch die lilienweichen Finger der geliebten Neobule!

*) Wenn! reiner Patriotismus, auf klaſſiſchem Boden gereift, Hochachtung und den Zuruf verdient:

Carmen Cecropio madens lepore
Noli premere scriniis molestis,

ſo — doch die Leſer mögen ſelbſt urtheilen!

B.

In der Bruſt flammt ihr die Lichtglut, von dem Mund quillt
Ihr der Liebreiz und es ſprühn heiß von den Wimpern
Durch den Luftraum unbeſiegbar Neobulens ſüße Pfeile!

Ikarâus iſt beſiegt ſchon! In das Netzgarn
Iſt gebändigt die Gewaltkraft des Geliebten,
Und das Blut ſtrömt von Geſchoß ihm, ach, ſo ſchmerzlich aus den Wunden.

Wie der Sturm ſchwingt ſeine Flügel, hob die Freiheit
Seine Ferſen, wann geſchmückt er mit dem Jagdheim,
Wie ein Gott, flog durch den Bergwald roſſetummelnd zu dem Siege!

Mit dem Speer ſtreckt' allgewaltſam er die Hirſchkuh
In den Staub hin, ſeine Fauſt riß unbezwingbar
Von dem Goldſtier ſich das Hifthorn und die Cedern von dem Fels ab!

Ungeſtüm kämpft in dem Garn nun Ikarus
Und das Blut ſchäumt von dem Giftpfeil in der Bruſt ihm,
O befrei' ihn, Neobule, den Gefangnen Cytherens!

2.

An den Bober.

Am Elbgeſtad' ertönte mein Knabenlied,
Einſam verhallt im ſchaurigen Eichenforſt,
Aus dem zur Burg des groſsen Otto
Zogen die Schaaren des harten Tilly,

Wo Hermunduren ſchöpfen der Pleiße Flut
Und Menſchenraub einſt übte der Rache Hand
An Fürſtenſtamm: da horcht' ich Jüngling
Fröhlich dem Rieſeln des flinken Baches.

Mit ſtummer Ehrfurcht grüſst ich den heiligen Strom,
An dem der groſse König, von Ruhm bekränzt,
Geprieſen von beglückten Völkern,
Schmückte mit Fürſtengewand die Weisheit.

Doch jetzt entzückt mein lauschendes Ohr der Tanz
Des muntren Bobers, silbergelockt und rasch.
Wenn er zu Bunzlau's milden Fluren
Rauschend von hohen Sudeten hüpfet.

Am bunten Felsrand flötet der Pan sein Lied,
Und schellend weiden Heerden im Uferklee,
Es spiegeln sich gefleckte Zicklein,
Kletternd an Bergen, in seinen Wogen.

Hier singen liebend Lerchen und Nachtigall
Aus Flur und Hain in wechselnder Wogen Sturz,
Und die Najaden drehn sich spielend
In dem Gerieſel der lauen Wellen.

Und Eros schwebt mit züchtigen Grazien
Im Tanz der Horen freundlich im nahen Thal,
Sein Pfeil und Bogen ruhn indeſſen
Unter der silbernen Uferpappel!

Dort sproßt der Liebe lachender Blütenwald
Mit Freundschafts-Eichen herrlich umher bekränzt.
Mein Gärtchen auch, wo junge Rosen
Veilchen und Nelken dem Nachbar duften!

Oft taucht ich mich in deinen geweihten Schoos
Wann hochroth Phöbus hinter den Waldberg sank,

Da küßten dann mit naſſen Lippen
Kreiſelnd die Wellen mir Bruſt und Nacken!

Mein Bild fiel oft, wenn ſinnend am ſteilen Rand
Ich wallt', in deine heilige Wogenflut,
Und es verſchwand — doch nicht das deine
Fliehet aus meiner entzückten Seele!

3.

Plato's Wunſch.

Hätt' ich die Macht der Götter, ein Lüftchen ſanft
Und mild würd ich, verwandelt, um Doris her
Mit ſäuſelnd warmem Oden wehen,
Flatternd am Buſen der Holden ſpielen.

Unſichtbar dreiſt, erbät' ich mir keinen Kuß,
Ich raubt' ihn ſelbſt! und jegliches Glied umkoſt'
Ich frei und hauchte lind und leiſe
Süße Gedüft' um die ſchöne Wange.

Des Tages wallt' ich hüpfend um ihr Gewand
Und ruht' in ihrem Locken und Buſentuch
Des Nachts umſchwebt ich liebefächelnd
Reinen Genuſſes der Göttin Lager.

4.

Das Verhängniß.

Bedächtig wägt das Schickſal der Reiche Werth
In deamantner Waage, wie goldene
Gebrauchte Münzen, nach dem Steigen
Oder dem Sinken das Loos entſcheidend.

Zur Rechten legt es Tugend und Tapferkeit
Und Weisheit, Kraft des Fürſten und Unterthan,
Zur Linken Schlaffheit, Laſter, Kleinmuth,
Sittengebrechen und alle Fehler!

Da hebt zum Luftraum eure gewohnte Kraft,
Germanen, ſich, wie Schwämme zum ächten Gold!
Ach, das Verhängniß flucht dem Volke,
Welches gediegen den Werth verfälſchet.

Auf, ſteigt empor, ihr ſchlummernde Heldenſchaar!
Voran iſt Herrmann, führend Cheruskervolk,
Dann Widdekind, die großen Otto's
Und der bewunderte Stamm von Habsburg!

Ha! Römerblut floß unter der Teutſchen Schwert
In Theuto's Wald, und Hunniſche Würger fraß

Bei Merſeburg der teutſche Adler,
Franken im blutigen Kampf bei Hochſtädt!

Doch nun entnervt, getrennt und geſchwächt ſinkt ihr
Wie fette Beute unter des Löwen Klaun,
Und aus den Eingeweiden ſaugen
Leben und Kräfte die fremden Geier!

5.

L u n a.

Langſam führet durch blaue Flur
Luna's zärtliche Hand feierlich ihr Geſpann.
Schwimmend fließet ihr Lichttalar
Von der Lilienbruſt nieder in weiche Flut.
Weiße Roſen und Krokus ſanft
Mit Violen vermählt, ſchmücken ihr falbes Haar.
Und ihr ſchmachtendes Auge grüßt,
Keuſch in Schleier gehüllt, ſegnend die ſtille Welt.
Von den ſilbernen Pappeln glänzt
Um den Wagen ein Kranz, zitternd im Aetherhauch.
Still in ruhiger Majeſtät
Lenkt ſie über das Feld leuchtender Meere hin.

Und vier Rinder, ſo weiß, wie Schnee,
Auf des Helios Flur herrlich genährt und zahm
Mit unſterblichem Nacken, ziehn,
Vor den Wagen geſpannt, langſam die Herrſcherin.
Von den heiligen Höhen ſchaut
Luna lächelnd herab, himmliſcher Liebe voll,
Auf Endymions Lagerſtatt,
Und entſchleiert die Stirn, lüftet die keuſche Bruſt.
Aber prächtig in raſchem Tanz
Drehn die Götter der Nacht kreiſend ſich um ſie her,
Schwingen Fackeln und goldnes Licht
Im unendlichen Raum über die weite Bahn
Und geleiten mit Feſtlichkeit,
Wie ein fliegender Chor, glänzend die Königin!

Kannegießer.

terhalten, als in den erstern. Nur hier und da haben wir einen bemerkt, der etwas unnatürlich eingeschaltet worden, z. B. Th. II. 133. Th. IV. 369. Da der Vortrag des Verfassers, unerachtet der Geschwindigkeit, womit er, seinem eignen Geständniß nach, arbeitet, sehr blühend, und sich ziemlich gleich ist: so würde doch eben daraus eine gewisse Einförmigkeit erwachsen seyn, wenn nicht mit unter komische Stellen (und diese glücken ihm vor andern allen) gleich Irrlichtern aufloderten, wie sich ein Kunstrichter bey einem andern Werke des Verfassers ausgedruckt hat. Man freut sich, als auf ein Labsal, auf die Briefe und Reden des Puff, der Fanello, der Henriette, der Nitka. Mit unter stößt man auf disertirende Ausschweifungen, die nicht alle von der Art sind, daß sie auch den gesetzten Leser fest hielten. Indessen braucht man doch nie zu sagen:

Je saute vingt feuillets pour en trouver la fin;

besonders in denen Theilen, wo der witzelnde Setzer uns nicht mehr mit Anmerkungen heimsucht.

Kurz, unter unsern Romanenschreibern, die die Popularität zum Endzweck gehabt haben, ist der Verfasser an Kenntniß der Welt und Bearbeitung deutscher Sitten der erste; und auch die übrigen Vollkommenheiten, in welchen er minder glänzt, wird er vielleicht noch einst erreichen. Alsdann wünschen wir ihm einen französischen Uebersetzer, damit unsre Nachbarn, die jetzt, neben einer Sternheim, auch einen Grafen von P. übersetzt bekommen haben, nicht auf die Gedanken gebracht werden, daß auch hierinnen bey uns das Schlechte dem Guten, wenigstens das Gleichgewicht halte.

G.

II.

Zur Charakteriſtik des G. S. Kindervater.

Vorerinnerung.

Der von allen, die ihn wirklich kannten, geliebte und nun beweinte Kindervater war in den letzten drei Jahren ein thätiger und erfreulicher Theilnehmer dieſer Zeitſchrift, die nun das zweite Menſchenalter durchmißt, mit vieler Wärme und reinem Gemeinſinn geworden. Der Gott mit dem geleitenden, zwei Welten mit einander verbindenden Wunderſtabe

— Der erblichene Seelen vom Orkus
Aufruft, oder hinab in den traurigen Tartarus
ſendet,

darf alſo auch dieſem geliebten, ihm vielfach befreundeten Schatten die Todengebühr oder die juſta nicht verweigern, und freut ſich, hier einen Freund des Verewigten redend einführen zu können, dem er oft auf einſamen Spaziergängen und unter mehreren Freunden, mündlich und brieflich ſein ganzes Herz

aufſchloß. Es wird dem vielſeitig gebildeten, durch manche Prüfung und Fehlſchlagung geläuterten, in ländlicher Einſamkeit, wo die edelſten Menſchen reiften, zu einem herrlichen Tage der Garben vorbereiteten Mann gewiß nicht an einem Biographen fehlen, da ein Kreiß der Edeln ihn umſchloß, die denken und ſprechen können. Unterdeſſen mag dieſe Skizze wenigſtens die erſte Sehnſucht lindern; wir aber, die wir den in der Blüte ſeiner erhöheten Thätigkeit abgerufenen, nicht um ſeinetwillen beweinen, — denn welchen Schreckniſſen und Abndungen noch größerer Schreckniſſe entgieng der Hinübergeſchlummerte? — ſondern darum beklagen, weil Männer ſeines Metalls und ſeiner Stählung grade jetzt in Kirche und Staat doppelt noth thun, wir wollen uns über ſeinem Grabe die Worte des jüngern Plinius zurufen: Tanto magis hoc, quidquid eſt temporis futilis et caduci, ſi non datur factis, (nam horum materia in aliena manu) certe ſtudiis proferamus; et quatenus nobis denegatur *diu vivere*, relinquamus aliquid, quo nos vixiſſe teſtemur. Und hätte der Unvergeßliche nichts als ſeine gehalt- und erfahrungsreiche Schrift, ſeinen Schwanengeſang über Verwaltung des Predigtamts und Lebensgenuß auf dem Lande (2 Theile, Leipzig bei Göſchen 1803.

1806) hinterlassen, sein Andenken müßte allen, die wissen, was auf Erziehung und Bildung des Landmanns ankömmt, auf immer heilig bleiben. Er hat nicht umsonst gelebt.

P.

* * *

Erinnerungen an Kindervater.

Wäre es mir doch möglich, das Bild des verewigten Generalsuperintendenten Kindervaters, den ein unvermutheter Tod der Welt entriß, eben als er erst anfieng, in einem neuen ausgebreitetern Wirkungskreise zu wirken, wenigstens in der Idee, für die denkende und fühlende Welt festzuhalten! Mir ist dieser traurige Beruf sogar Bedürfniß. Sein Bild lebt in meinem Geiste und Herzen fort, und nie werd' ich mich ohne innige Rührung an die Tage und Stunden erinnern, wo ich in dessen Umgange die heiterste und interessanteste Unterhaltung genoß. Seine Freunde verloren an ihm viel; aber der Gedanke, wie viel die Welt und der Staat an ihm verlor, erhöht ihren Verlust noch mehr.

Als Mensch erscheint der verewigte Kindervater in einem sehr vortheilhaften Lichte. Er war

der biederſte und rechtlichſte Mann, ohne viel Worte und Prunk. Kein ſentimentaler Geiſt, übte er das Gute, ohne viel davon zu ſprechen, konnte auch nicht viel Ausdruck von Gefühlen leiden; und wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn wohl gar für kalt. Aber er war nichts weniger, als dies. Kein Bettler gieng von ihm ohne einen Pfennig (eine Summe, die ſich jährlich bei ihm ſehr hoch belief), und er hat Freunden, ja ſelbſt Unbekannten, wie ich von zuverläſſigen Perſonen mit Gewißheit weiß, über ſeine Kräfte, nicht bloß mit ſeinem guten Rathe, gedient. War eines ſeiner Beichtkinder im Kirchſpiele krank: ſo weiß ich der Fälle, daß er ſelbſt durch die Wohlthätigkeit einer geiſtreichen Erquickung die Stelle des Arztes vertrat. Sogleich fand er, was der Arzt nicht ſah, daß die ganze Krankheit, wie bei vielen armen Menſchen der Fall ſeyn mag, aus dem Genuß ſchlechter Nahrungsmittel entſprang. Seiner Gemeinde war er, in demſelben Geiſte ſchlichter, aber energievoller Rechtlichkeit, auch in Rechtsſachen, die er meiſt in Güte beilegte, Rathgeber und Freund, und er war von ihr herzlich geliebt. Dieß zeigte ſich bei ſeiner letzten Aerndtepredigt, bei der ich zugegen war, auf eine ſehr rührende Art. Die Kirche war durch Zuhörer nicht nur ſeiner Gemeinde, ſondern aller benachbarten Dorfſchaften, ſelbſt dem nahen

Borna und Pegau, so voll, daß die Köpfe auf den Emporkirchen vielfach über einander hervorragten, und bis weit vor die Kirchthüre hinaus, eine große Menge Zuhörer ſtanden. Und hier brachte der verewigte Kindervater eine von ſeiner ſonſt etwas trocken ſcheinenden Manier, wie Mancher gedacht hätte, der ihn nur bei gleichgültigen oder gewöhnlichen Veranlaſſungen ſah, nicht zu erwartende, große Wirkung hervor. Die Aerndte war mittelmäßig, und noch eher ſchlecht. Dennoch wußte er ſeine Gemeinde mit ſo überzeugenden Gründen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zu tröſten, und, ohne die traurige Wahrheit zu verſchleiern, eine ſolche Zuverſicht zur Vorſehung zu erwecken, daß man ſich wirklich beruhigt fand, und in deſſen Troſtgründen, ſogar noch zu chriſtlicher Tugend neue Veranlaſſung erhielt. Und als er endlich auf die bange Stelle ſeiner nahen Trennung kam, die ihm ſeine ganze, mit großer Energie gehaltene Predigt ſo ſehr erſchwerte, daß er, bevor er auf die Kanzel gieng, ſich mit ſtärkenden Tropfen aus einem Etuis die Schläfe von einer Dame, die ſeine innere Bewegung bemerkte, benetzen ließ: als er das gerechte Lob unſers glücklichen Vaterlandes, die Gerechtigkeit und Weisheit unſers großen Churfürſten und ſeiner Regierung mit einer Wahrheit und Wärme pries, bei der er

ſelbſt zu Thränen gerührt war: da füllten ſich unwillkührlich alle Augen mit Thränen, und ſie drangen ſelbſt aus dem harten Herzen des unempfindlichſten Landmanns. Dieſe Predigt hatte ihn ſo angegriffen, daß er nach ſeiner Rückkehr in die Sakriſtei in Schweiß gebadet ſchien. Eine gleiche Anſtrengung ſoll ihn, ein Paar Wochen hernach, ſeine Abſchiedspredigt gekoſtet haben, ſo leicht ihm ſonſt das Predigen ward; und ſie habe ihm, wo möglich, einen noch lebhaftern Ausdruck der allgemeinen Liebe gebracht.

Bei ſolchen wichtigen Veranlaſſungen, wobei ihn vielleicht nur wenige Gelehrte ſahen, erwarmte auch, wie man ſieht, der ſonſt ſo ruhige und gelaſſene Mann. Kalte Gleichgültigkeit, die ihm in dem Kreiſe ſeines Berufs fremd war, die ihn Exceſſe oder Unempfänglichkeit für das Gute mit wirkſamer Unzufriedenheit empfinden ließen, war ſein Fehler auch nicht gegen das Gute überhaupt. Sinn für Cultur und Verbeſſerung, wofür er in ſeinem Stande noch beſonders Beruf hatte, beſeelte ihn durchaus. Gleichgültig waren ihm keine Fortſchritte der Menſchheit hierin. Nur hielt er ſich deshalb im Geſpräch lieber an den ihm näher liegenden, als an einen entferntern Geſichtskreis. Als das neue Dresdner Geſang-

buch eingeführt werden sollte, und ihm bei seiner Theilnahme an der guten Sache viel daran lag, in seinen Gemeinden diesen Zweck ohne viel Aufsehen und Schwierigkeiten durchzusetzen, benahm er sich dabei als ein wahrhaft praktischer Kopf. Andere seiner Amtsbrüder hatten da besondere Vorträge auf der Kanzel gehalten, und durch das bei dem Landmanne erregte Aufsehen Alles verderbt. Er that nichts der Art. Einen der Vorgesetzten der Gemeinden, erzählte er mir, habe er zu sich kommen lassen, und ihn gefragt, ob er das neue Gesangbuch auch haben wolle; dieser und jener (mit denen er aber erst sprechen wollte, was er von ihrem Character vermuthete, was er aber freilich verschwieg) wären auch dabei. So machte er es mit Mehreren andern, die dann Alle nicht zurückbleiben wollten, und die Sache gieng. Wie sehr ihm das Gute auch in seinem neuen Wirkungskreise am Herzen lag, äußerte er gegen mich in einem sehr entschiedenen Wunsche, die Dinge schon weiter zu sehen, als er sie gegenwärtig fand, in einem über sein neues Verhältniß sich verbreitenden Briefe.

Außer seinem Berufe interessirte er sich, als Mensch, mit der angelegentlichsten Theilnahme — für Sachen der Gelehrsamkeit. Dieß war eine Seite,

bei der es stets glückte, ihn in das regeste Interesse zu ziehn. Ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, dessen Gelehrsamkeit eben so sehr in Geist und Leben übergegangen war, als er aus den Tiefen des Wissens geschöpft hatte, war jeder wirkliche Gelehrte seiner Achtung gewiß. Solche nahm er mit dem Ausdrucke sichtbarer Achtung auf, und behandelte sie mit grosser Liberalität und herzlicher Hospitalität. Dann fehlte an seiner Tafel nie ein Glas Wein, das er sonst gewöhnlich nicht trank: und kein Protestiren half etwas. Es fehlte aber auch nicht an Menschen, die, ohne Kenntnisse und nähere Veranlassung, ihn häufig überliefen. Solche wies er oft geradezu ab, und ergoß, nach Beschaffenheit der Umstände, wohl gar seine satirische Ader über sie. Halbgelehrte oder sogenannte Neologen und Aufklärer waren ihm verhaßt. Auf Reisen besuchte er, seiner Neigung für Gelehrsamkeit gemäß, berühmte Gelehrte gern. So hatte er bei seiner Amtsveränderung den ehrwürdigen Wieland besucht, und war von dessen Lobe voll. Unter seinen Amtsbrüdern stiftete er einen literarischen Verein, wovon er natürlich das Haupt und die bewegende Kraft war. Hier wurden die theologischen Studien, selbst der alttestamentalischen Literatur, vorzüglich gepflegen; und eines der Mitglieder dieses, unter Landgeistlichen

chen wohl nicht häufigen, literariſchen Zirkels ſprach gegen mich, am Abend des Sonntags der obgedachten Erndtepredigt, wo wir alle, der Verewigte mit einbegriffen, aber mit Einigen vorausgehend, deſſen Herren Amtsbrüder weit auf den Weg nach Hauſe geleiteten, mit gröſtem Lobe und höchſtem Bedauern davon, dieſe literariſche Geſellſchaft nun wahrſcheinlich ihres lebhaften Umſchwungs beraubt zu ſehen. Schon in ſeinen akademiſchen Jahren hatte der Verewigte mit einigen andern vorzüglichen Köpfen, mit Heydenreich, Weishuhn, Löbel, Feſt, u. a. — die ihm alle in die Ewigkeit vorangiengen — eine Art literariſcher Geſellſchaft. Die bei dem Herrn Buchhändler Göſchen in Leipzig, der für dieſe Männer mehr als Sofius, literariſches Theilnehmer und Freund war, herausgekommene kritiſche Ueberſicht der ſchönen Literatur war davon die Frucht. Wegen der gehaltvollen Recenſionen, namentlich in Abſicht einer Arbeit des Verewigten, der Recenſion von Schillers Don Carlos, — worin der Character des Carlos und Poſa ſcharf, aber wahr kritiſirt wird, und der Character des Philipp im Ganzen noch am beſten gehalten erſcheint, und die Schiller zu ſeinen, die Sache mit dem bei ihm ſelbſt ſpäter geſunkenen Intereſſe am Don Carlos entſchuldigen-

den Briefen über Don Carlos bestimmte — verdient die kritische Uebersicht der schönen Literatur die fortdauernde Aufmerksamkeit aller Freunde der schönen Literatur.

Seine Liebe für die schöne Literatur, die er hier auf der Akademie unter gleichgestimmten Jugendfreunden erhielt, blieb ihm stets. Sie machte immer einen Theil der Unterhaltung bei ihm aus, wiewohl er sie mehr von der kritischen, als der ästhetischen Seite ansah. Dieß hätte man von seiner ruhig-ernsten Natur wohl nicht gedacht. Hingegen war ihm die Philosophie, der er sich in den Jahren seiner akademischen Studien und den darauf folgenden frühern Jahren seines Amts mit vielem Eifer ergab, in der Folge fast verhaßt. Dieß gieng so weit, daß er von ihr nicht einmal gern sprach; und wenn es geschah, nicht ohne eine gewisse auf Personen und Werke übergehende Indignation sich vernehmen ließ. Doch erklärte er, im Gefühl seiner ihn auch hier nicht verlassenden Gerechtigkeitsliebe, Barruels ganze Anschläge gegen sie, nur für ein leeres Gepraſſel in heiterer Luft. In seinen frühern Jahren gab er auch philosophische Predigten heraus; aber er kam, so viel Beifall sie bei einem großen Theil des Publikums fanden, bald davon zurück. Gleichwohl ver-

VII.

An den Herausgeber des deutschen Merkurs.

Mein Herr,

Ich halte es für einen von den wichtigsten Vortheilen, den ein Journal der Litteratur schaffen kan, daß Gelehrte dadurch Gelegenheit haben, die Fehler, die ihnen in ihren Schriften entwischt sind, zu jeder Zeit, sobald sie dieselben entdecken, anzuzeigen und zu verbessern. Auf solche Weise können sie entweder dem Kunstrichter, der sonst vielleicht diese Fehler übersehen haben würde, zu Hülfe kommen, oder, wenn er sie auch bemerkte, durch die Aufrichtigkeit, womit sie selbst sie öffentlich angeben, sein oft zu strenges Urtheil mildern. Bisweilen könnte ein solches Urtheil wohl gar durch einen groben Druckfehler, der aber doch nicht immer leicht zu erkennen ist, veranlaßt werden: Und alsdann würde der Verfasser, oder auch ein Freund von ihm, dem Recensenten und zugleich dem Publicum eine Art von Dienst erweisen, wenn er durch eine frühe Anzeige desselben alle Mißverständnisse verhütete. So würde z. E. der Kunstrichter, der in einem gewissen Journale Klopstocks Oden recensirt, in der letzten Zeile der 245. S. keine zu harte Metaphor gefunden haben, wenn er wahrgenommen hätte, daß es anstatt, donnert u. s. w. dämmert heissen sollte. Und so heißt es auch auf dem Carton, den man, am Ende des Buchs, in einer Nachricht an den Buchbinder, an die Stelle jenes Blattes zu setzen gebeten, und der vielleicht in dem Exemplare des Recensenten fehlte. — Allein, warum machen sich denn unsre Gelehrte jenen Vortheil, insonderheit in Ansehung ihrer eignen Fehler, nicht

lor die Philoſophie nicht alle Anſprüche an ſeinen Geiſt. Gerade das wichtigſte von ihr, der philoſophiſche Geiſt, der Alles mit ſcharfem, denkenden Blick anſieht, blieb ihm. Dieß war auch bei ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Philologie, der Fall. Als er einſt, wahrſcheinlich im Scherz, das Paradoxon hinwarf, wer wiſſe, ob Becker mit dem Noth- und Hülfsbüchlein nicht mehr Nutzen ſtifte, als der größte Philolog, und ich dazu ganz ſchwieg, redreſſirte er ſich ſofort ſelbſt, und erklärte den formellen Nutzen, den ſchwer zu verſtehende und zu erklärende Geiſteswerke auf Bildung des Geiſtes hätten, noch abgeſehen von jeder materiellen Hinſicht, gegen alle populäre, unanſtrengende Schriften für unberechenbar groß. So ſchrieb er mir auch, nach Ueberſendung des erſten Theils meiner Schrift über die Behandlung der klaſſiſchen Autoren auf Schulen, wo ich die erſten lateiniſchen Leſebücher aus Stücken der Alten ſelbſt zu verfertigen rieth, um den Geiſt der Alten, der bei einem kleinlichen modernen Inhalt verloren geht, nicht verfliegen zu laſſen, geſetzt auch, man ſehe nicht auf klaſſiſche Latinität: ich hätte Recht, und ein Cornelius Nepos hebe durch die Erzählung der Thaten und Schilderung der Charaktere großer Zeitalter und Geiſter doch gewiß

mehr, als durch alle Gespräche über Hühner, Tauben und Gänse den Geist.

Mit seiner Liebe für Philologie war er zugleich gelehrter Theolog. Er hatte alle Theile der theologischen Wissenschaften, und außer Kirchengeschichte vorzüglich Exegese mit großem Eifer studirt. An neuen Hypothesen und allem, was nicht Resultat einer strengen und nüchternen Sprachkunde war, fand er hier wenig Geschmack. Zugleich hatte er von den berühmten Kanzelrednern für die Geschichte der Kanzelberedtsamkeit, einem Saurin, Massillon, Bourdaloue, Mosheim u. a., eine nicht bloß oberflächliche Kenntniß. Als Muster aber galt ihm, auch in Absicht auf logische Disposition, ein lebendes großes Beispiel, das ich bloß aus Bescheidenheit, und weil man dem Schreiber dieses Aufsatzes leicht eine Nebenabsicht unterschieben könnte, um so eher verschweige, als es jeder wohl so erräth; und das Gewöhnliche, wenn auch Gute in diesem Fach, las er gar nicht. Doch gab er mir einst, als ich bei ihm war, und er noch ein Amtsgeschäft zu verrichten hatte, eh' er mit mir sich mehr unterhalten konnte, einen Band geistlicher Reden, die ein Mann an einer der wohlthätigsten Bildungsanstalten in der Residenz, meist erst sehr spät Abends, wo er sich von seinen

gehäuften Geschäften entbunden sahe, ausgearbeitet hatte, und die ich gewiß lesen würde, mit vielem Lobe ihrer nicht gemeinen Materien und Ausführung; und ich muß gestehen, sowohl die angemessene Behandlung, als die edle Sprache fesselten an die Lektüre, auch den Mann nicht von Metier. Einst hatt' er, nach Ostern, dem berühmten Candidatenexamen in Dresden beigewohnt. Ich war begierig über sein Urtheil, und er gab es nach seiner Art mit vieler Unbefangenheit. Seine Antwort war: es wäre ein wahres Examen, kein akademisches Collegium. Die Fragen selbst seyen von der Art, daß sie den Geist aufreizten, und sie gäben dem Geiste der zu Prüfenden Spielraum. Aber er klagte, daß Leute unter den zu Examinirenden aufträten, die weder in dieser, noch in jener Welt vor einem geehrten Richterstuhl Gnade finden könnten. Dem ganzen Aktus hatte er mit vielem Interesse und Vergnügen beigewohnt. *)

*) Der Redacteur dieses Journals fühlt sich durch innige Ueberzeugung gedrungen, diesem Urtheile laut beizupflichten und zu versichern, daß es zu seinen größten literarischen Genüssen gehört, diesen sich zweimal im Jahre wiederholenden (gleich nach Ostern und Michaelis 14 Tage lang fortdauernden) Candidaten-Prüfungen, so oft es ihm möglich ist, beizuwohnen. So lange solche Examinatoren, wie

Von seiner Tagesordnung muß man rühmen: sie war musterhaft. Früh studierte er in den Alten, bis zu einer gewissen Zeit, oder arbeitete an einer Predigt, wenn die Zeit dazu kam. Dann that er entweder Geschäfte ab, oder gieng in Ermangelung derselben, etwas aus, besuchte entweder einen Kranken in der Gemeinde, oder machte im Sommer eine kleine Promenade in den Garten, oder aufs Feld. Der Nachmittag war der Lektüre, Amtsgeschäften oder sonstigen Anordnungen gewidmet. Er las die A. L. Z., die Leipziger Literaturzeitung (in Eisenach auch die neue Jenaische Literaturzeitung), die Allgemeine teutsche Bibliothek und die neuen Produkte in dem philologischen und praktisch-philosophischen Fache. Unter letztern galten ihm Garve's Werke überaus viel. Bisweilen besuchte er Nachmit-

ein Tittmann und Reinhard sind, so examiniren, wird in unserm Churſachſen wenigſtens gründliche Wiſſenſchaftlichkeit auf den Grundpfeilern geſunder Philologie und Exegeſe erbaut, unerſchüttert ſtehen bleiben, und ſich weder im ſüßen Myſticismus unterlaufchen, noch im ſeichten Populariſmus verflachen. Jeder hat Zutritt zu dieſer Prüfung und reiſende Gelehrte, die ſich des Prädicats nicht zu ſchämen haben, ſollten ſchon darum gerade dieſen Zeitpunct für ihre Anweſenheit in Dresden wählen. B.

tags einen Amtsbruder, oder er hatte die Zusammenkunft der theologisch-literarischen Gesellschaft. Im Sommer that er zuweilen längere Reisen, auch, seiner Gesundheit wegen, ins Bad. Außerdem war er alle acht, zwölf Wochen einmal in Leipzig, wo es mir jederzeit eine freudige Erwartung war, ihn zu sprechen. Hier hatte er viele Freunde, die er besuchte, und der Aufenthalt in Leipzig auf einen oder ein Paar Tage diente ihm zur Erholung, und gab seinem Geiste einen neuen Reiz.

(Der Beschluß folgt.)

K. G. Schelle.

III.

Ueber den Oſſian.

(Fortſetzung.)

In dieſen Umſtänden befanden ſich die alten auf die Oberwelt gezauberten Kaledonier und ihr Orpheus Macpherſon, als ums Jahr 1800 ſelbſt ein gelehrter Schotte beide von neuem wieder in das Reich der Schatten hinabſchleuderte. Es iſt dieſes Malcom Laing, welcher nicht allein in ſeinen Poems of Oſſian containing the poetical Works of James Macpherſon Eſq. in Proſe and Verſes with notes and illuſtrations, Edinburg, 2 Bände in 8., ſondern auch in ſeiner Hiſtory of Scotland — with an hiſtorical and critical Diſſertation on the ſuppoſed authenticity of Oſſian Poems, ebendaſelbſt, 8. 4 Bände, das Daſeyn oſſianiſcher Gedichte völlig läugnete und den Macpherſon ſehr beſtimmt für den alleinigen Dichter derſelben ausgab. Da ich keine von beiden Schriften ſelbſt geſehen habe, ſo kann ich weder die Jahre der Ausgabe beſtimmen, noch von ſeinen Gründen Rechenſchaft geben. Sie

müſſen aber wichtig geweſen ſeyn, weil die hochländiſche Geſellſchaft zu Edinburg dadurch bewogen ward, unter dem Vorſitze des Vollziehers des Macphersonſchen Teſtamentes Herrn Henry Mackenzie, einen Ausſchuß niederzuſetzen, welcher die Beſchaffenheit und Aechtheit der Oſſianiſchen Gedichte von neuem und zwar auf das ſorgfältigſte und genaueſte unterſuchen ſollte. — Allein es ſchien auch jetzt bloß auf die Rettung der Ehre Macpherſon's abgeſehen zu ſeyn; denn die Fragen, welche beantwortet werden ſollten, waren bloß: ob die von Macpherſon überſetzten Gedichte ſchriftlich aufgeſetzt worden, ob ſie jemals von den Hochländern geſungen worden, ob es noch Perſonen gebe, die ſich deren erinnern könnten, ob ſie ſo, wie Macpherſon ſelbige heraus gegeben, vorhanden wären, und was für mündliche Ueberlieferungen man noch im Lande von Fingal und Oſſian habe. So ſehr alles das auch Nebendinge betraf, welche in Anſehung der Aechtheit Oſſians und ſeiner Gedichte nichts entſcheiden konnten, ſo hatte das Geſchäft doch ſeine Schwierigkeiten. Seit der Einſchränkung des Lehns-Syſtems 1746 war der Hang zur Dichtung und zum Geſange erloſchen, und der Erwerbfleiß an deſſen Stelle getreten; die Barden oder die Dichter waren abgeſtorben, auch waren wenig Per-

sonen mehr übrig, welche sich der in ihrer Jugend gehörten Gedichte erinnern konnten, und die welche etwa noch lebten, waren alt und schwächlich, und es war wenig mehr von ihnen zu erfragen; zumahl da sie dem größten Theile nach, ungelehrte gemeine Leute waren, welche selten lesen und schreiben konnten. Da indessen der Ausschuß dabei mit einer seltenen Thätigkeit zu Werke gieng, und einen weitläuftigen Briefwechsel durch die sämmtlichen Hochlande und die darzu gehörigen Inseln unterhielt, so gelang es ihm doch, so viele Nachrichten, als jetzt noch möglich waren, zu sammeln. Der Präsident Heinrich Mackenzie machte selbige in dem Report of the Committee of the Highland Society of Scotland, appointed to inquire into the nature and authenticity of the Poems of Ossian, Edinburg, 1805, gr. 8 mit allen nöthigen Beilagen bekannt. Der Erfolg war ziemlich so, wie ihn schon Blairs Nachforschungen gegeben hatten. Es gebe allerdings noch Handschriften von Ossianschen Gedichten, allein sie wären sparsam und größten Theils aus neueren Zeiten. (Ich werde im folgenden besonders davon reden.) — Es habe seit undenklichen Zeiten, (das heißt, seit einigen Menschenaltern, so weit das Gedächtniß reicht,) unter den Hochländern mündliche Ueberlieferungen von

einem großen Helden Fion na Gale oder Fingal und seinem Sohne Ossian gegeben. Auch wären gewisse Gedichte von ihnen der vorzüglichste Zeitvertreib der Hochländer. Es gebe deren eine große Menge von vorzüglicher Schönheit. Ob sie aber gerade die sind, welche Macpherson übersetzt habe, könne der Ausschuß nicht sagen. Die Abschriften, welche derselbe erhalten habe, wären unter sich gar sehr verschieden. Allein er habe keines bekommen, welches mit den Macphersonschen völlig einerlei gewesen. Wahrscheinlich sey derselbe also mit seinem Stoff sehr willkührlich umgegangen und habe denselben nach Gutdünken verändert und verschönert. Bei dem Fingal sey er noch bescheiden gewesen, in der Folge aber dreister geworden. — Ich glaube, daß man dieses nun wohl für das endliche Resultat aller dieser mühsamen Untersuchungen halten könne. — Dieses, was Macpherson in seinem Leben so hartnäckig läugnete, gestanden John Smith und Edm. Harold in Ansehung der von ihnen herausgegebenen Gedichte in reichem Maaße freiwillig.

Es ist doch sonderbar, daß man sich bei der für die Litteratur so wichtigen Frage über das Alter und die Aechtheit der dem Ossian zugeschriebenen Ge-

dichte ein halbes Jahrhundert lang bloß bei einem Nebenumſtande aufhielt, deſſen Erörterung gleich vom Anfange an in Bitterkeit und Schmähungen ausarten mußte. Der ganze Streit drehete ſich um den Punct: hat Macpherſon die dem Oſſian beigelegten Gedichte ſelbſt gedichtet, oder waren ſie ſchon vor ihm unter den Hochländern verhanden? Konnte das letzte dargethan werden, ſo ſcheint man von beiden Seiten auch ſogleich das vorgegebene Alter und die Aechtheit für entſchieden gehalten zu haben. Daher ſuchte man ſo eifrig das Daſeyn von der einen Seite zu läugnen, und auf der andern zu behaupten. Es iſt dies zugleich ein merkwürdiges Beiſpiel, was für ein zweideutiges Ding die hiſtoriſche Wahrheit iſt, indem eine Thatſache, deren Beweis durch den Augenſchein ſo leicht zu ſeyn ſcheinet, erſt nach ſo mühſamen und langwierigen Anſtalten ausgemittelt werden konnte. Und wer weiß, ob nicht nach einiger Zeit, wenn die Zeugen des Ausſchuſſes verſtorben ſind, ein neuer Zweifler ihre Ausſagen wieder eben ſo verdächtig macht, als Shaw und Young die Ausſagen Blair's. Geſetzt nun aber auch, das Reſultat des hochländiſchen Ausſchuſſes hat, wie es höchſtwahrſcheinlich iſt, ſeine entſchiedene Richtigkeit. Ich will ſogar annehmen, Macpherſon habe ſeine Gedichte nicht umgearbeitet

öfter zu Nutze? Warum kan man von ihnen eher alle andere Entdeckungen und Verbesserungen, als solche, erwarten? Sollten sie sich schämen, sie öffentlich zu gestehen, da sie eben dadurch sie völlig wieder gut machen und in Vergessenheit bringen konnten? Oft sind diese Fehler so versteckt, daß sie nicht wohl eher von ihnen wahrzunehmen sind, als bis ihr Werk aus der Dunkelheit der Studierstube ans Licht tritt, und nun von ihnen gleichsam durch die Augen aller ihrer Leser angesehen wird. Oft können es auch solche seyn, die dem Schriftsteller in der Hitze der Arbeit, und indem seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf Eine gewisse Seite gerichtet ist, entwischen, und ihm nicht leicht eher sichtbar werden, als bis er mit kaltem Blute das Ganze übersehen kan. Wollte er aber die Verbesserung derselben lieber auf die nächste neue Ausgabe seines Buches verschieben: wer ist ihm denn Bürge dafür, (selbst die Güte seines Werks ist es nicht) daß diese nächste neue Ausgabe, (welcher vielleicht nur der Verfasser allein schon mit Verlangen entgegen sieht, da die Welt noch kaum die erste kennt) daß diese nahe sey, oder nur, daß er sie jemals erleben werde? Und warum wollte er denn auch nur einen einzigen Leser so lange, und vielleicht auf immer, in einem Irrthum lassen, den er ihm durch ein paar Worte in einer periodischen Schrift benehmen könnte? Oder, wenn auch dieser den Fehler bemerken sollte: warum wollte er sich den Verdacht zuziehen, daß er ihn selbst nicht erkenne? Diese Nachläßigkeit oder diese falsche Schaam würde desto unverzeyhlicher seyn, wenn er durch ein solches Versehen nicht, als Schriftsteller, blos seine eigne Ehre, sondern, als Uebersetzer, den Ruhm eines grössern Scribenten, (den er als ein ihm anvertrautes unverletzliches Gut zu betrachten hat) in Gefahr setzte. Und auch der seinige würde gewiß bey denen leiden, die im Stande wären, die Uebersetzung mit dem Originale genau zu vergleichen. Je mehr Hochachtung

er

und verschönert, sondern habe sich als einen getreuen und gewissenhaften Uebersetzer gezeigt: so ist für ihre Aechtheit, als Producte des dritten Jahrhunderts damit noch immer nichts gewonnen. Sie können hundert, zwei hundert, ja drei hundert Jahre vor ihm vorhanden gewesen seyn, so folget daraus noch nicht, daß sie vierzehn Jahrhunderte vor ihm vorhanden waren und gedichtet wurden; das mußte aus ganz andern Gründen bewiesen oder bestritten werden, über welche man aber von beiden Seiten mit leisen Schritten hinwegschlüpfte, ungeachtet sie so nahe liegen. — Hätte man diesen Weg gleich vom Anfange an eingeschlagen, so hätte man sich alle die vielen Seitensprünge über Macphersons Verdienst oder Unverdienst, wodurch die Sache nur verwirret wurde, ersparen können. Das meiste hätte man noch von den unparteiischen und gründlichen Teutschen erwarten können, auf deren Boden die historische Kritik einheimisch zu seyn scheinet. Allein es ist merkwürdig, daß auch hier niemanden eine gründliche Untersuchung einfiel, sondern daß fast jeder von dem Reize der Ossianschen Bilder, welcher dem Eigenen der teutschen Dichtung so nahe kommt, getäuscht und bestochen, diese Gedichte mit gläubiger Bewunderung anstaunte. Selbst die Göttingischen Gelehrten, welche sie in ihren Anzeigen von Zeit zu

Zeit ankündigten, äußerten nie den geringsten Zweifel gegen ihre Aechtheit. Nun zu den Hauptgründen, unter deren Einfluß Ossian stehen oder fallen muß. Man hat dem Macphersonschen Ossian vom Anfange an den Vorwurf gemacht, daß es ihm zum Beweise seiner Aechtheit an alten Handschriften fehle, und Sam. Johnson behauptete sogar, es gebe gar keine Erſiſche Handschrift, welche über hundert Jahre alt sey, indem die Sprache erſt seit so langer Zeit geſchrieben worden. Das war nun wohl zu viel gesagt, indem es in Schottland seit dem 7ten Jahrhunderte Klöſter und Geiſtliche gab, welche doch werden geschrieben haben, obgleich bei der mangelhaften Cultur des Landes nicht so viel als in andern Ländern, und dieſes wenige mehr Lateiniſch, als in der Volksſprache, mehr über Gegenſtände der Religion als der Volksdichtung. Macpherson berief ſich auf alte Handschriften; beſtimmt nannte er nur eine von 1410, zeigte ſie aber niemanden, und nachher war ſie aller Nachforſchung ungeachtet nicht aufzufinden. Aber auch dieſe würde, wenn ſie vorhanden wäre, für einen Dichter des dritten Jahrhunderts noch ſehr jung ſeyn. Mackenzie hat in dem vorhin gedachten Report, S. 285 — 312 ein kritiſches Verzeichniß derjenigen Handschriften gegeben, welche die hochlän-

dische Gesellschaft zu Edinburg zusammen gebracht hat. — Darunter ist Eine, welche ein gewisser Fitsil in dem Kloster seines Pope (Papa) Murchus geschrieben hat. Da Papa in den frühesten Zeiten einen jeden Abt, Bischof und Priester bedeutete, bis die Bischöfe zu Rom sich diesen Titel ausschließlich anmaßten, diese aber erst im 8ten Jahrhundert in Irland und Schottland anerkannt wurden: (nach bessern Nachrichten geschahe es in Irland erst 1152) so setzt Mackenzie bloß um dieses noch sehr mißlichen Umstandes willen, die Handschrift in das achte Jahrhundert. Aus der beigefügten Schriftprobe läßt sich nichts schließen, bis man mehrere Erssische Handschriften von bestimmten Zeitaltern aus allen Jahrhunderten hat, woran es aber noch gänzlich fehlet. — Dem bloßen Anscheine nach würde man sie in das 15te Jahrhundert setzen. Sie enthält unter andern auch ein Gedicht, aber kein Ossianisches, welches bereits 550 geschrieben seyn soll; aus was für Gründen wird nicht gesagt. — Da dessen Geschichte in Irland vorgehet, so ist es wahrscheinlich auch auf dieser Insel geschrieben, kann also für den Erssischen Ossian nichts beweisen, obgleich Herr Mackenzie selbiges ziemlich willkührlich nach Schottland verpflanzte. Irland hatte weit früher Schrift, Cultur und Dichtung, als Schott-

land, und es giebt daſelbſt noch eben ſo viele für Oſſianiſch ausgegebene Gedichte, als es in Schottland immer gegeben haben mag, welche zum Theil ſehr hoch hinauf geſetzt werden, obgleich beſſere Kenner verſichern, daß es unter den irländiſchen Handſchriften dieſer Art keine gebe, welche über das 13te oder 14te Jahrhundert hinaus gehen. Indeſſen iſt doch dieſe Handſchrift eines andern Umſtandes wegen merkwürdig. — Sie enthält unter andern einige hiſtoriſche Anecdoten, worunter die eine auch Oſſian, Fingals Sohn betrifft. Wäre ihr Alter kritiſch beſtimmt, ſo würde ſich daraus auch das Alter der dichteriſchen Ueberlieferungen von einem Oſſian beſtimmen laſſen. Außer dieſer werden noch drei alte Handſchriften beſchrieben, eine angeblich aus dem 9ten oder 10ten, eine aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert, und eine von 1288. Das Alter der beiden erſten wird wieder nach ſehr unſichern Gründen beſtimmt, daher es zur Zeit noch für nichts weniger als entſchieden gehalten werden kann. — Die übrigen ſind von 1512, 1527, 1603, 1654 und 1690, alſo ſehr jung. Es läßt ſich folglich aus Handſchriften, ſo weit man ſie jetzt kennet, noch nichts für das hohe Alter der für Oſſianiſch ausgegebenen Gedichte entſcheiden. Daß es indeſſen ſchon vor 1567, alſo weit früher als Johnſon wollte,

in Schottland geſchriebene Gedichte, Genealogieen und Geſchichten gegeben, erhellet aus des Biſchofs Darswell zu Edinburg in dem gedachten Jahre herausgegebenen Katechismus, dem erſten in Erſiſcher Sprache gedruckten Buche, wo er ihrer in der Vorrede, doch nur überhaupt gedenkt. Aus Einem Umſtande könnte man intereſſen ſchließen, daß die hiſtoriſchen Gedichte in Schottland ſich nicht über das 16te Jahrhundert erſtrecken, ſondern erſt ſeit demſelben gedichtet worden. Als David Malcolm im 14ten Jahrhundert den Stoff zu ſeiner ſchottländiſchen Geſchichte ſammelte, durchreiſete er das ganze Land, beſuchte alle Klöſter, und durchſuchte alle Archive. Allein er gedenkt keiner Gedichte dieſer Art, ſo ſehr ſie auch ſeinen unkritiſchen Behauptungen würden zu Statten gekommen ſeyn. In gleicher Abſicht durchſuchten John Fordun, Prieſter zu St. Andrä um 1440, und Biſchof Wilh. Elphinſon, Kanzler von Schottland 1480 alle Bibliotheken und Archive; allein keiner von beiden gedenkt geſchriebener hiſtoriſcher Gedichte, daher der letztere ſeine Leſer an die irländiſchen Schriftſteller verweiſet. Sollte man daraus nicht ſchließen können, daß, wenn gleich die ſchottiſchen Barden ſchon damals, und vielleicht ſchon lange vorher aus dem Stegreiſe oder Gedächtniſſe barbariſche Lieder gedich-

tet, doch vor dem 16ten Jahrhundert nichts davon nieder geschrieben worden sey?

Macpherson scheint die Stärke des Einwurfs, welchen man aus diesem Umstande gegen das Alter seiner Gedichte machen konnte, gefühlt zu haben, daher stellte er den ungeheuern Satz von der mündlichen Erhaltung volle vierzehn Jahrhunderte hindurch auf. Zu deren Unterstützung dichtete er, die Könige oder Oberhäupter von Nord-Schottland und Irland hätten alle Jahre eine große Feier angestellet, bei welcher die Barden ihre das Jahr über gedichteten Gesänge wiederholt hätten. Diejenigen nun, welche der Gebieter für würdig gehalten, seyen den Kindern auf das sorgfältigste beigebracht worden, und so hätten sie sich von Geschlecht zu Geschlecht anderthalb Jahrtausende hindurch erhalten. Um dieses noch begreiflicher zu machen, versichert er, alle diese Gedichte wären durch Sylbenmaaß, Reim und Cadencen so genau verbunden, daß, wenn man aus einer Strophe nur einen Vers gemerkt, es unmöglich gewesen wäre, die ganze Strophe zu vergessen. Beide Behauptungen sind erdichtet, und die letzte ist dazu wider den Augenschein, indem diese Gedichte in ihrem Bau nichts haben, was sie vor andern Gedichten jedes andern Volkes unter-

ſcheidet. Ich glaube daher nicht, daß es nöthig iſt, lange bei dieſem Vorgeben zu verweilen. Ein Volk, welches noch keine Schrift hat, gehört allemal zu den roheſten und ungebildetſten; der beſcheidene Reiz der wahren Geſchichte, das Eigenthum höherer Cultur, iſt ihm ungenießbar, weil er ſein grobes Nervengebäude kalt und unerſchüttert läßt. Die kühnere Dichtung iſt ihm ſtärkere Speiſe, daher es jede Geſchichte, wenn es auch eine Spur davon bekömmt, ſogleich in Dichtung verwandelt. — Man hat noch kein Beiſpiel einer reinen hiſtoriſchen oder poetiſchen Tradition, welche ſich nur mehrere Menſchenalter hindurch erhalten hätte. Und nun ſo weitläuftige Gedichte als Fingal und Temora ſind, erſteres von fünf Büchern auf 91 Seiten in groß 8! Ich habe über dieſes Unding, welches man hiſtoriſche Tradition nennt, in Herrn Hofr. Beckers Erholungen von dem Jahre 1797 bei Gelegenheit der nordiſchen Gedichte, welche auf ähnliche Art ſollen ſeyn erhalten worden, mehr geſagt, und mag mich hier nicht wiederholen. Was man von einigen Hochländern verſichert hat, welche noch in den neuern Zeiten weitläuftige Gedichte mehrere Tage hindurch aus dem Gedächtniſſe herſagen können, iſt noch nicht hinlänglich bewieſen. Und wer weiß denn, ob das, was der Schotte herſagt, die getreue Wiederholung

eines ältern Gedichtes, und nicht vielmehr Dichtung aus dem Stegreife nach bekanntem Stoffe iſt. Dergleichen Improviſatori giebt es in Italien und Spanien noch häufig, und hat es in Irland und Schottland auch gegeben, wie zum Theil am Ende erhellen wird. Als John Smith, einem Hochländer ein dem Oſſian beigelegtes Gedicht nachſchrieb, und deſſen Schönheit bewunderte, geſtand derſelbe, er habe es ſelbſt gemacht.

Und nun die Sprache, welche in allen dieſen ſogenannten Oſſianiſchen Gedichten herrſcht. — Man weiß, wie ſehr ſich eine Sprache nach den allgemeinen Geſetzen der Natur in einigen Jahrhunderten verändert; wie groß muß alſo nicht dieſe Veränderung in funfzehn Jahrhunderten ſeyn! Die Celtiſche Sprache in Irland und Schottland hat ſeit dem dritten Jahrhunderte, ſo viel man nur weiß, zwei große Veränderungen erlitten, durch die Einführung des Chriſtenthums im fünften und ſechſten Jahrhundert und durch die lange Herrſchaft der Normannen wenigſtens vom 9ten an. Durch die erſte ward ſie mit Lateiniſchen, und durch die letztere mit Germaniſchen Wörtern und Formen vermiſcht, und ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ein reichliches Viertel in beiden Dialecten ſolche Fremdlinge

ſind. Wie angenehm müßte es dem Sprachforſcher ſeyn, beträchtliche Stücke in der Celtiſchen Sprache aus dem dritten Jahrhunderte vor ihrer Vermiſchung mit der Lateiniſchen und Scandinaviſchen zu bekommen! — Aber er mag ſich dieſe Freude nur vergehen laſſen; er findet in allen dem Oſſian beigelegten Gedichten nichts anders, als die heutige Sprache der Hochländer, daher auch jeder gemeiner Schotte ſie ohne Anſtoß verſtehen, behalten und nachſprechen kann. Wie war es möglich, daß dieſe Bemerkung den eifrigen Verehrern Oſſian's entgehen, und wenn ſie ſelbige machten, ihnen noch den geringſten Glauben an ein funfzehn hundertjähriges Alter dieſer Gedichte übrig laſſen konnte? Einige machten ſie; aber ihre Auflöſung war noch abentheuerlicher, als die Behauptung ſelbſt. Lord Kayme nahm ſeine Zuflucht zu nichts geringerem, als zu einem Wunder, und John Smith behauptete, Oſſian habe die Sprache fixirt, und ſo habe ſich die Sprache des dritten Jahrhunderts bis zum achtzehnten erhalten. Keiner von beiden bedachte, daß die heutige Sprache um der eben gedachten Urſache willen, ſchlechterdings nicht die Sprache des dritten Jahrhunderts ſeyn kann. Das Galiſche in Irland und das Erſiſche im nördlichen Schottlande ſind nur als nahe verwandte Mundarten verſchieden. Die irlän-

diſche Mundart müßte alſo zugleich mit ſeyn fixirt worden, und ſich ſeit dem dritten Jahrhundert unverändert erhalten haben. In der Pariſer Bibliothek befindet ſich das Leavre Lecan aus dem 13ten Jahrhundert, alſo ſchon lange nach den zwei Hauptveränderungen der Sprache geſchrieben, da ſich die heutige Sprache bereits gebildet hatte; allein der Ausdruck iſt in Vergleichung mit der heutigen ſchon ſo veraltet, daß er ſelbſt gelehrten Iren unverſtändlich iſt. Hätten wir alte hochländiſche Handſchriften, ſo würden wir eben dieſelbe Erſcheinung erblicken. Die älteſten mit Gewißheit bekannten ſind aus dem 16ten Jahrhundert, und dieſe haben eben ſo gut ihre Archaismen, als die Schriften einer jeden andern Sprache aus dieſem Zeitraume. Ich habe oben aus dem Report der hochländiſchen Geſellſchaft einiger für weit älter ausgegebenen Handſchriften gedacht. Allein ihr Alter iſt noch nicht kritiſch beſtimmt, und dann iſt auch nicht ausgemacht, ob ſie den Hochländern, oder nicht vielmehr den Irländern angehören. — In jedem Fall hätte Herr Mackenzie der Oſſianiſchen Kritik einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet, wenn er die Sprache unterſucht und mit der heutigen verglichen hätte. Da er aber das nicht für gut gefunden hat, ſo kann ich auch nichts weiter ſagen, als daß eine unverrückte Erhaltung der Sprache des

er für dieses hegt, und je grössere Sorgfalt und Treue er bey Uebersetzung desselben bewiesen; desto mehr wird er es auch für seine Pflicht halten, jedes Versehen, das er zu spät gewahr wird, bey der ersten Gelegenheit zu verbessern; und desto sicherer darf er hoffen, daß alle Leser, denen die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht unbekannt sind, es ihm leicht vergeben werden. Diese Gewissenhaftigkeit, womit ich auch der meinigen immer alle die Vollkommenheit, deren sie fähig war, zu geben gesucht habe, läßt mich nicht eher ruhen, als bis ich dem Publicum einige Verbesserungen in meiner Uebersetzung der Youngischen Satyren mittheile; und sie wird auch die Dreustigkeit entschuldigen, womit ich Sie, H. H. um die Erlaubniß bitte, es vermittelst Ihres Journals zu thun. Die drey ersten Fehler hat unser vortreflicher Leßing mit seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit entdeckt; die Freundschaft aber, womit er sie mir gewiesen, macht mich mehr stolz, als mich dieses Geständniß demüthigen kan. Es sollte mir zwar eben nicht sogar schwer fallen, sie zu beschönigen, und zu zeigen, wie ich sie, auch ohne zu grosse Uebereilung, habe begehen können: Wäre aber dies nicht ein noch grösserer Fehler?

S. 129. soll es in der 5ten u. f. Zeile so heissen: „Und um ihren Ruhm zu befestigen, speist Apicius, der Ausköster der Stadt, zweymal die Woche bey ihnen.“

S. 135. Z. 3. lese man anstatt: „Was braucht er denn noch da zu bleiben?“ also: „Was braucht er darauf zu warten?“

S. 319. Z. 17. anstatt: „Durch ein so kluges Lob wird kein Nebenbuhler erhoben;“ lese man also: „Durch kein so kluges — Nebenbuhler erweckt.“

dritten Jahrhunderts der abentheuerlichſte Behelf iſt, zu welchem man nur ſeine Zuflucht nehmen kann.

Wenn nun gleich, ſowohl die Handſchriften, als die Sprache, die neueſten Zeiten verrathen, ſo könnte doch wohl der Inhalt ein getreues Bild der Menſchen und Sitten des dritten Jahrhunderts ſeyn, wenn gleich Sprache und Handſchrift von Zeit zu Zeit erneuert worden. Unmöglich iſt die Sache wenigſtens nicht: auch nicht ganz ohne Beiſpiel, und da die Gedichte ſo zahlreich und zum Theil ſo weitläuftig ſind, ſo fehlt es nicht an hinlänglichem Spielraum, dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen. Die Kaledonier, unter welchen Oſſian gelebt und geſungen haben ſoll, waren eines der roheſten, wildeſten und räuberiſchſten Bergvölker, welches die Römer, wegen ſeines Sitzes in unzugänglichen Gebirgen nicht bezwingen konnten, vielleicht auch wegen ſeiner Wildheit und Armuth nicht bezwingen wollten, mit welchen ſie aber, ſo lange ſie Brittannien beſaßen, d. i. von Cäſars Zeiten an bis in das fünfte Jahrhundert volle vier hundert Jahre lang, unaufhörliche Kriege führten. Sie kannten ſelbiges alſo ſehr genau, machten auch häufig Gefangene von ihnen, welche ſie nach ihrer Gewohnheit durch ganz Europa als Sclaven verkauften. Ihre Schriftſteller haben

uns daher manche charakteriſtiſche Züge von ihnen aufbehalten, welche ich hier zuſammenſtellen will.

Die Celten waren ſo wohl in Gallien, als in den brittiſchen Inſeln, vor Ankunft der Römer noch ein ſehr wildes barbariſches Volk, und waren (Mela 14, 6) deſto reher, je weiter ſie ſich von dem feſten Lande entfernten; folglich in Kaledonien am ungebildetſten. Die im ſüdlichen Brittannien bekamen unter den Römern einige Cultur, die im nördlichen Brittannien und Irland aber, wohin die Römer nicht kamen, blieben wild und ungeſittet. Die Iren waren nach Strabo noch Menſchenfreſſer, und der heil. Hieronymus, der im 4ten Jahrhunderte lebte, verſichert, er habe in ſeiner Jugend in Gallien, die Attakotten, einen kaledoniſchen Stamm, die Brüſte der Mädchen und die zarteſten Theile der Knaben als Leckerbiſſen eſſen ſehen. Das nördliche Schottland enthielt unter andern, ſolchen Gebirgsländern angemeſſenen wilden Thieren, in den frühern Zeiten, auch Bären. Nuda Caledonio lic pectora praebuit urſo, ſagt Martial. Die Kaledonier hatten, wie die übrigen Celten, lichtes oder röthliches Haar, und da ſich auch die Germanen durch dieſen Umſtand auszeichneten, ſo möchte Tacitus jene um deßwillen lieber für Germanen hal-

ten. Sie gingen völlig nackend, und tattowirten und bemahlten den ganzen Körper unter allen Völkern im westlichen Europa nur noch allein. Dabei hatten sie die Arme, und den hohlen Leib mit Ringen geziert. (Dio 72, 12. Herodian 3, 14.) Die südlichen Britten färbten nur das Gesicht mit Waid (Utro, Glasto) legten diese Gewohnheit aber unter den Römern ab. (Cäsar 5, 14. Mela 3, 6.) Unter den Britten im Innern, folglich auch unter den Kaledoniern, herrschte Vielweiberei und Vielmännerei. (Cäsar 5, 14.) Sie hatten die Weiber gemeinschaftlich, daher die Kinder keinem einzelnen Manne, sondern dem ganzen Stamme (Clan) zugehörten. (Dio 72, 12.) Die südlichen Britten ließen auch diese Sitte fahren, die Kaledonier aber behielten selbige bei. (Dio l. c.) Sie kannten kein Getraide, sondern lebten von Baumrinden, Wurzeln und Wild. Panzer und Helme hatten sie nicht. Ein Wurfspieß, ein kleiner Schild, und ein ungeheures Schwert ohne Spitze, folglich nur zum Hauen, waren ihre Waffen. (Herodian 3, 14. Dio 72, 12. Taciti Agricola, 36.) Sie kämpften auf Streitwagen (Elleda), welche andere Celten nicht hatten. (Dio 76, 12.) Ihre Fahrzeuge (Curucae) waren aus Weiden geflochten, aber von leichtem Holze, und mit Ochsenhäuten überzogen. Sie hatten in der Mitten einen

kleinen Maſt mit einem Segel, und konnten ſowohl ſegeln als rudern. Solcher kleinen Fahrzeuge bedienten ſich damals auch die Britten, Gallier, Sachſen, Normannen u. ſ. f. Selbſt Cäſar ging auf ſolchen Fahrzeugen aus Gallien nach Brittannien über. Man ſehe davon umſtändlich das Journal des Savans, 1764, S. 538. f.

Zu dieſen Zügen könnte uns nun Macpherſon's Oſſian den beſten Commentar geben, zumal da er gerade um die Mitte der römiſchen Periode gelebt haben ſoll. Wir wollen ſehen, wie er ſeine Caledonier ſchildert. Sie waren nichts weniger als räuberiſche Barbaren, ſondern die vollkommenſten Heldenmuſter, großmüthige Retter der Unterdrückten, weit freigebiger, beſcheidener und gütiger als Homer's Helden. Sie haßten die Ueberfälle im Schlafe, und wurden von dem höchſten Heldenmuthe belebt; einer, zwei oder drei nahmen es mit ganzen Heeren auf, und ſtarben gern, wenn es nur auf dem Bette der Ehre war. (Von anderen ähnlichen ungebildeten Völkern, und ſelbſt von den neueren Hochländern, weiß man, daß ſie ihre Kriege nur durch Ueberfälle führen, heftig anprallen, aber bei bemerktem Widerſtande die Flucht nehmen)! Sie jagten Eber, Hirſche und Rehe,

aber keine Bären, zum Beweiſe, daß dieſe zu der Zeit des Macphersoniſchen Oſſian längſt ausgerottet waren; ſonſt würden ſie ihm zu einer Reihe ſchöner Bilder Stoff gegeben haben. Schwarze Haare und blaue Augen hielt man für ſchön, rothe Haare waren verhaßt. Von Tattowiren und Mahlen keine Spur. Blühende Wangen, weiße Arme und Buſen, ſelbſt der Männer, kommen häufig vor. Auch Kleider, Betten und ſchöne Gewänder. Sie wohnten in Schlöſſern, Burgen, Paläſten mit Zinnen, Thürmen und Giebeln, von hundert Eichen der Berge. Man ſpeiſete in großen Sälen, welche mit Wachslichtern erleuchtet waren, und wo man aus Muſcheln trank. Auch Schornſteine kommen vor (Denis Ueberſ. Thl. 1 S. 198.), die doch wie bekannt iſt, eine Erfindung weit neuerer Zeiten ſind. Sie trugen ſtählerne Helme und glänzende Harniſche. Dem Sohne Oſſian's deckt Stahl die trotzige Stirn. Cuchullin im Fingal führte die vollkommene Rüſtung zuerſt ein. Die Könige von Irland hatten einen Adler auf dem Helme. Die Schwerter hatten ſpitzige Klingen, daher ſehr oft geſtochen wird. Sie ſchleppten ſtatt der leichten Wurfſpieße, lange Lanzen, bäumten Speere auf wie die Fichte Slimora's, trugen Dolche, und führten Pfeile und Bogen. Streitwagen kommen

nicht vor, dagegen fuhr der König und Heerführer auf einem prächtigen Wagen, und zwar nur er allein. Fingals Wagen hieng in lebernen Riemen, die Seiten waren von polirtem Elfenbein, die Gebisse von spiegelndem Stahl, die Zügel mit Edelsteinen besetzt. Von der Liebe hatten sie die feinsten und edelsten Begriffe; die Ehe war durchaus eingeführt, und Jeder hatte nur Eine Gattin, welche er auf das zärtlichste liebte. Die Schiffe und Flotten werden immer sehr prächtig mit hoch sich bäumenden Masten beschrieben, als wenn der Dichter den Hafen von Inverneß im 17. Jahrh. hätte schildern wollen. Ich übergehe eine Menge anderer Züge, welche mit einem so rauhen Bergvolke als die Caledonier der Römer waren, in offenbarem Widerspruche stehen. Alte Dichter pflegen so gern die Religion ihres Landes mit in das Spiel zu mischen; aber da Macphersons Ossian weder von den Druiden noch ihrer Religion und Menschenopfern, welche damals gewiß noch gangbar waren, etwas mehr wissen konnte: so ist er weise genug, sie ganz zu übergehen. Seine Mythologie ist vielmehr die Mythologie aller Menschen, Zeiten und Religionen, Geister und abgeschiedene Seelen, welche ihm denn in der That zu den schönsten Bildern und Gleichnissen Stoff leihen. Man nehme noch die vielen Nachahmungen homeri-

scher und selbst biblischer poetischer Stellen dazu und sage dann, ob sich nicht alles vereiniget, diese Gedichte für Producte weit neuerer Zeiten zu erklären. Macpherson's Caledonier sind nicht einmal die Hochländer der mittleren und neueren Zeiten, sondern glänzende Ritter des 16. Jahrhunderts, aus dem reichsten und blühendsten Staate Europens.

Daß Macpherson dessen ungeachtet selbige in ein so frühes Jahrhundert setzte, geschahe aus eben der Unkritik, mit welcher er alles übrige behandelte. Daß es in so frühen Zeiten einen Dichter, Namens Ossian gegeben, hat keinen historischen Grund, sondern beruhet bloß auf der Dichtung und auf sehr späten Volksgerüchten. Daß alle ihm beigelegten Gedichte wirklich von einem Ossian sind, hat auch nicht einmal diese für sich, sondern ward oft von der Willkühr der Sammler und Herausgeber bestimmt. — Nach dem Verfasser im Journal des Savans, ist kein ächt schottisches Gedicht bekannt, worin seiner gedacht würde; wohl aber gebe es irländische Gedichte, wo ein Krieger Oisin, Sohn des Fion vorkomme, daraus habe Macpherson seinen Ossian und Fingal gebildet. Unter den ihm beigelegten Gedichten sind zwei, woraus Macpherson sein Zeitalter bestimmen wollte. Erstens das

Gedicht Canala, worin Fingal, Ossians Vater, gegen Caracul, Sohn des Erdenbeherrschers streitet, und zweitens der Krieg mit dem Carot, wo Oscar, Ossians Sohn focht. Das könnte Aurelius Antoninus, des Kaisers Severus Sohn, seyn, der in der Folge den Namen Caracalla bekam, und im Jahre 211 gegen die Caledonier stritt, und Carausius, welcher sich 287 zum Kaiser aufwarf, und nach Britannien gieng, wo er die Mauer des Agricola gegen die Caledonier herstellte. Diese aus der Geschichte bekannten Thatsachen legte der Dichter zum Grunde, setzte das übrige durch Dichtung hinzu, um aus beiden mageren Hauptbegebenheiten vollständige Gedichte zu bilden. Zu diesen zur Ausschmückung hinzugedichteten Umständen, gehört denn auch die Einflechtung Ossians und seiner Familie, und Macpherson war schwach genug, das für baare historische Wahrheit zu halten, und seinen Ossian in die Zeit dieser Begebenheiten, d. i. in das dritte Jahrhundert zu setzen, ohne zu bedenken, daß man einen Dichter nicht anders als Dichter behandeln müsse. Auf eben die Art kann man ihn auch in das 9te und 5te Jahrh. setzen. Im Fingal thut ein König Swaran aus Cochlin, d. i. Dänemark oder Norwegen, einen Einfall in Irland, und in den von Young entdeck-

ten Gedichten, ſtreitet Oſſian mit dem heil. Patrik über die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Patrik kam 435 nach Irland, die Einfälle der Normannen in Irland aber fangen nach der Geſchichte erſt mit dem Ende des achten Jahrhunderts an. Sind alle ſolche Dichtungen hiſtoriſche Wahrheiten, ſo müſſen Oſſian und Fingal, welche in allen wichtige Rollen ſpielen, an die 600 Jahre alt geworden ſeyn; anderer ähnlicher Beiſpiele der Dichtung zu geſchweigen.

Seyen ſie nun auch ſo neu wie ſie wollen, ſo ſind doch viele derſelben ihrer dichteriſchen Schönheiten wegen merkwürdig. Sie ſind freilich nicht alle von gleicher Güte, und ihre eifrigſten Verehrer bekennen, daß es ſchlechte und mittelmäßige unter ihnen giebt, ſo wie es auf der anderen Seite auch erwieſen iſt, daß die durch den Druck bekannt gewordenen von Macpherſon und den übrigen Herausgebern, ſowohl dem Inhalte als der Einkleidung nach gar ſehr verſchönert worden. Allein es giebt auch unter den ächten und unverfälſchten Gedichten dieſer Alt Stücke, welche einer ſolchen Nachhülfe nicht bedürfen. In des H. Mackenzie Report ſind einige derſelben in der Originalſprache mit einer buchſtäblichen Ueberſetzung abgedruckt, welche alles übertreffen.

was man von ſo rohen und ungebildeten Menſchen erwarten ſollte. — Allein wenn man die ehemalige Verfaſſung des nördlichen Schottlandes kennet, ſo wird auch dieſes begreiflich. Dieſe war die alte Lehns-Verfaſſung in ihrer ganzen ehemaligen Härte und Rohheit, ſo oft ſie auch von Unkennern für patriarchaliſch iſt ausgegeben worden. Das ganze Land war und iſt noch unter gewiſſe Stämme oder Familien (Clans) vertheilt. Die jedem Stamme gehörigen Ländereien ſind ein Fideicommiß, oder ungetheiltes Erbgut, welches allemal auf den älteſten Sohn der Hauptlinie forterbt. Da dieſer die übrigen der Familie ernähren muß, ſo giebt er ihnen große Stücke in Pacht, welcher oft Erbpacht iſt, und von ihnen wieder in kleinere Theile an ihre Verwandte verpachtet wird. Iſt die Familie oder der Stamm, wie das gemeiniglich der Fall iſt, zahlreich, ſo werden die Theile oft ſehr klein, ohne daß ihre Inhaber dadurch etwas von ihrem Adelſtolze verlieren, ſondern ihre Tage in trägem Müſſiggange verleben, und ihre halbnackten Weiber das Feld beſtellen laſſen. Jeder Stamm oder Clan hat ſeinen Geſchlechtsnamen. Mac-Donald iſt der größte und ſtärkſte, dann folgt Mac-Lean, und dann die übrigen, Mac-Pherſon, Gordon, Grant, Cameron, Mackenzie, Bread-Albin, Mac-Gregor, u. ſ. f. Ihre Unterthanen (Scat-

S. 165. Z. 13. würde ich jetzt das englische Wort, Character, lieber durch, guter Namen, geben. Denn auch in dieser Bedeutung ist es, wie bekannt ist, sehr gebräuchlich; ob sie schon wohl von vielen entweder zu unwissenden oder zu flüchtigen Lesern und Uebersetzern oft genug übersehen werden mag. Und diese schickt sich auch, wie ich nun glaube, besser dort hin, als die andre, in welcher wir das Wort, Charakter, meistens zu brauchen pflegen.

S. 193. Z. 11. möchte ich gern die Worte, „keinen Nebenbuhler," für einen Druckfehler erklären. Es soll heissen: „keine Nebenbuhlerin."

S. 261. Z. 8. lese man: „Meinen Fächer!"

Und endlich in der Vorrede a. d. 4ten S. vom Ende, Z. 6. 7. „das Deutsche, von welchem jenes herstammt, ꝛc."

Nach dem XXIX. der Briefe des Bar. v. Bielfeld war der a. d. 244. S. der Satyren erwähnte Pottier, oder wie er ihn nennt, Potier, so, wie ich vermuthete, ein damals sehr beliebter Balletmeister und Tänzer. In eben dem Briefe spricht er von der Tochter des Herz. v. Richmond, als einer ausserordentlichen Schönheit; wodurch meine Anmerkung zu V. 221-2. der VI. Sat. bestätigt wird.

Ein Autor hat so viel an seinen eignen Sünden zu tragen, daß es ihm nicht zu verdenken ist, wenn er sich nicht auch andrer Leute ihre aufbürden lassen will. Ich habe kürzlich von ohngefähr wahrgenommen, daß in der zweyten Ausgabe der Nachtgedanken mit den Anmerkungen, im I. B. a. d. 71. S. eine Zeile ausgelassen worden, die nichts weniger als entbehrlich ist, und die auch in allen den vorigen Ausgaben steht. Der Dichter redet dort von der Gewohn-

(Scatlags) ſind wahre Sklaven, welche ihr Fleckchen Landes gegen Frohne und Zins auf gewiſſe Jahre nach der Laune des Oberen beſitzen, der ihnen oft alle Jahre den Pacht aufſagt, um ein Geſchenk oder höheren Pacht zu erpreſſen. Da ſie als Sklaven nicht einmal einen Geſchlechtsnamen haben dürfen, ſo nennen ſie ſich nach der herrſchenden Familie, welches dann viele verleitet hat, ſie als Verwandte derſelben anzuſehen, mit welcher ſie doch nicht anders verbunden ſind, als wenn der gnädige Herr einmal einer von ihnen das Schnupftuch zugeworfen hat. Sie ſcheinen Abkömmlinge der alten Kaledonier zu ſeyn, welche von den aus Iuland eingewanderten Eroberern bezwungen worden, von welcher Zeit an, d. i. vom 5ten oder 6ten Jahrhundert an ſich auch dieſe Verfaſſung herzuſchreiben ſcheinet. — Das Oberhaupt eines ſolchen Stammes (Laird) hatte über ſeinen Stamm unumſchränkte Gewalt, ſelbſt über Leben und Tod und ohne alle gerichtliche Form, erhielt auch von jedem, er gehörte zur Familie oder nicht, unbedingten Gehorſam, ohne Rückſicht auf göttliche und weltliche Geſetze. Die Clans lebten ſehr oft in Feindſchaft unter ſich; dieſe war immer erblich, dauerte oft Jahrh. und war immer höchſt grauſam. Das Land war daher unaufhörlich von ſolchen Raubkriegen erſchüttert, welche ſie gemeiniglich durch

nächtliche Ueberfälle, (ganz anders als Macpherson's Helden) führten. Jeder ward als Feind angesehen und behandelt, der nicht erklärter Freund war, und der Nachbar ward nach Regeln geplündert. — Da der Feldbau in einem so gebirgigen Lande und bei der herrschenden Trägheit des Volkes sie nur kümmerlich ernährte, die Wälder an Wild erschöpft waren, und die ewigen Raubkriege das Land verödeten, Handlung und Manufacturen ihnen aber fremd blieben, so lebten sie sehr arm und schmutzig Dessen ungeachtet unterhielten die Lairds, und die angesehensten ihrer Pachter ein großes Gefolge von Bedienten, Beamten und Officianten, welche mit einem Stücke Feldes besoldet wurden, und deren Bedienungen gemeiniglich erblich waren. Da die in ihrem Gebiete unumschränkten Lairds den Königen nur gehorchten, wenn sie mußten, oder wenn ihren Kriegt ihnen Hoffnung zu Raub und Beute machten, so waren sie immer zu Empörungen geneigt, welche weder Cultur noch Wohlstand aufkeimen ließen. Allein da sie in der letzten Empörung nach der Schlacht bei Culloden 1746 gedemüthiget wurden, so wurde gar vieles in ihrer Verfassung geändert. Die Lairds behielten zwar ihre Ländereien und ihre Stammesverfassung, allein die unumschränkte Gewalt über Leben und Tod ward ihnen genommen, statt deren

königliche Gerichte niedergesetzt wurden; ihre Sklaven wurden für freie Unterthanen erklärt; man nahm ihnen die Waffen, welche auch die Gemeinen beständig in der Kirche trugen, und daher immer zum Morden und Rauben bereit waren, und legte dafür Freischulen unter ihnen an, deren man zwei Jahre nach der Unterwerfung bereits 134 zählte. Seitdem hat sich viel von der alten Barbarei verloren; die Häupter und ihre Stammesgenossen sind durch Reisen und Wissenschaften gesitteter und gebildeter geworden. Handlung und Fabriken keimen auf u. s. f. Nur das Schicksal des gemeinen Hochländers ward bei den willkührlichen Verpachtungen drückender, weil sich die Bedürfnisse ihrer Herren vermehrten, daher die häufigen Auswanderungen desselben nach Amerika.

Zu dem Hausgesinde dieser Lairds und ihrer angesehensten Pachter gehörten dann auch die Dichter (Bards) Erzähler (Senachies) und Pfeifer und Dudelsackspieler (im Macpherson Harfenisten), deren Pflicht es war, ihren Herren in müssigen Stunden die Zeit zu verkürzen, ja sie wohl in den Schlaf zu plaudern und zu spielen. Sie waren wie die ganze Nation rohe unwissende Menschen, aber da ihre Herren eben so unwissend waren, so liefen sie nicht Ge-

fahr, beschämt zu werden. Es kam auch hier nicht auf Geschichte, sondern bloß auf Unterhaltung an, daher ihr vornehmstes Geschäft war, sich des Neuen und der Veränderung zu befleißigen, indem die Zuhörer, wie schon ihr Ahnherr Homer klagt, des Alten gar bald überdrüssig werden. Da sie in der Regel weder lesen noch schreiben konnten, so dichteten sie aus dem Stegreife, oder doch aus dem Gedächtnisse, und da sie keine andere Beschäftigung, als Dichten und Erzählen kannten, ihre Stellen erblich besaßen, und folglich von der frühesten Jugend an das Dichten gewohnt wurden, so konnten sie sich darin leicht eine Fertigkeit erwerben, welche wir jetzt aus Unkunde dieses Umstandes bewundern. — Ward ihnen durch Hörensagen, irgend von einem Mönche oder Geistlichen eine Thatsache aus der wahren Geschichte bekannt, welche ihr Land betraf, so legten sie selbige zum Grunde ihrer Dichtung oder ihres Mährchens, und da es unter der großen Menge solcher Dichter nothwendig auch gute Köpfe geben mußte, so können manche ihrer Producte noch jetzt gefallen, zumahl, da der rohe ungebildete Mensch immer ein lebhafterer Dichter ist, als der durch Wissenschaften und Cultur abgeglättete. — Da sie immer neu seyn, wenigstens neu scheinen mußten, so war die nächste Folge, daß, wenn einer einerlei Stoff mehrmals,

oder mehrere einerlei Stoff bearbeiteten, derselbe in der Darstellung immer verändert werden mußte. — Daher stimmen die mehresten Abschriften oder nachgeschriebenen Copien von einerlei Gedichte niemals überein. So lange die Feudal-Verfassung in ihrer ganzen Härte bestand, mußten dergleichen Gedichte wenigstens stückweise, und ihren einzelnen Theilen nach, in dem Gedächtnisse vieler leben. Nach 1746 nahmen die Herren andere Sitten an, und kamen in andere Verhältnisse. Die Barden verloren Ansehen und Brot, und dichteten eine Zeitlang für das Volk fort, wenn es ihre Muse bezahlen konnte, oder wollte, bis sie abstarben; daher das, was sich noch unter dem Volke von ihren Producten erhalten hat, gewiß aus den neuesten Zeiten ist. Vielleicht war Ossian der Name einer solchen Barden-Familie von vorzüglichen Fähigkeiten aus den späteren Zeiten. — Nach dem Report S. 4. lebte noch 1763 ein John Ossian zu Harris, welcher mehr Gedichte auswendig wußte, als irgend jemand auf der Insel. In Irland war ehedem eben dieselbe Verfassung einheimisch, daher auch hier die Menge Gedichte dieser Art.

Abelung.

IV.

Kunstnachrichten von Stuttgard.

(Mai, 1806.)

Ganymed mit dem Adler.

Vom Hofbildhauer Prof. Scheffauer.

Die schöne Dichtung der Griechen, den jähen Tod eines aufblühenden Knaben so darzustellen, als hätt' ihn Zeus aus Liebe zu sich genommen — verdiente vor vielen die Bearbeitung des Bildners. Bei den häufigen schon vorhandenen Darstellungen dieses Sujets, war es eine bedeutende Aufgabe, die Idee neu und anziehend zugleich zu fassen und zu verkörpern. Uns dünkt, daß dieß dem rühmlichst bekannten Künstler in vorzüglichem Grade gelungen, und wir tragen kein Bedenken, diese seine jüngste Arbeit, seinen besten gleich, wo nicht vorzusetzen. Hier die Beschreibung:

Die ganz nackte, auf einem runden Piedestal stehende Figur, ist 5 Schuh 8 Zoll hoch — also natürliche Lebensgröße. Sie ruht auf dem rechten

Fuße. Der rechte ſchlank geformte Arm, iſt in natürlicher Richtung an der Hüfte hinabgeſenkt, ein Waſſergefäß haltend in der Hand — die zart gebaut, und innen wie außen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt iſt. Das linke Knie, leicht vorwärts gebogen — ohne von irgend einem Sehpunkte aus eine Ecke zu bilden: die leichten Vorfüße und Zehen, eben ſo fein ausgearbeitet, wie die zarten Hände; der linke Arm gegen die Bruſt des Adlers geſunken, und ihm eine Trinkſchale vorhaltend; das ovale, jugendlich ſchöne, von krauſen Locken umflatterte Haupt, linkshin ganz arglos gegen den Adler gerichtet.

Der koloſſale Adler, krallt den rechten Fuß weit über die rechte Wade des Knaben hinaus, den linken, über deſſen linke — ſo, daß er ſeinen Liebling gleichſam umſchließt. Seine Federn zittern und heben ſich vor Verlangen; die gewaltigen Flügel ſind weit ausgebreitet, und entfalten den ganzen Schmelz ſeiner Federn; den dicken Schweif ſchleppt er am Boden. — Im königlichen Kopf, im hauenden Schnabel, und dem Blitzauge des Adlers, erkennt man den verſteckten Gott. Er iſt mit vorzüglicher Kunſt gearbeitet, und ſeine ſträubenden Federn, und ſeine wilde Haltung, kontraſtiren ſehr angenehm

mit dem weichen Fleiſche, und der kindlichen Argloſigkeit des Knabenjünglings.

Mit gleich verweilender Liebe, iſt der Rücken der Figur vollendet: die Schulterblätter — ſcharf conturirt; der geſenkte Nacken, die Tragkraft des künftigen Mannes verſprechend; die Linie des Rückgrades, genau beſtimmt, markig, untenhin weich eingeſunken, und auf beiden Seiten in ein muthwilliges Muſkelnſpiel auslaufend — ähnlich dem ſpielenden Duft in der Bläue des Aethers. Der Contour beider Hüften, ſanft geſchweift, ſchlank — auf einer Seite durch die Stemmung mehr gekrümmt, auf der andern ganz der Natur überlaſſen. Das runde Hinterfleiſch, elaſtiſch, mollig, von ausgezeichnet ſchöner Form — der rechte Theil unten durch den aufgeſtützten Fuß angenehm gebrochen. Die Arme von hinten, eben ſo richtig gezeichnet und marquirt, wie von vorn: überall durch die weiche blendende Haut das leiſe Spiel der Muſkeln, Flechſen, und Arterien, oft ſtärker, oft kaum ſichtbar oder einer Künſtlerhand fühlbar, hervortrechend.

Ueberhaupt iſt der ganze Bau der Figur —. Haupt, Thorax, Unterleib, und Extremitäten, mit anatomiſcher Richtigkeit angelegt, und nach den ge-

wählteſten Verhältniſſen beſtimmt; das Auge wird durch keinen heterogenen Theil beleidigt; das Ganze ſcheint vielmehr Ein Guß zu ſeyn. Die Stützpuncte ſind ſo angebracht, daß ſie das Ganze tragen und releviren, ohne eine Partie zu verhüllen. Die ausgebreiteten Flügel des Adlers, kommen der Gruppe ſehr zu ſtatten, und bilden maleriſche Maſſen. Von beſonderer Wahrheit iſt das rechte Knie, wo ſich vorn und auf den Seiten, das durch den Auftritt gleichſam hervorgequollene Spiel der innern Structur zeigt.

Der durch die Wendung des Hauptes belebte jugendlich ſchwellende Hals; die kerngeſunde ſchön gebaute Bruſt; die Natur und naive Anſpruchloſigkeit der Stellung; der über die ganze Geſtalt verbreitete Jugendgeiſt; die Argloſigkeit und unſchuldige Hingebung des Knaben; ſein anmuthsvolles liebliches Geſicht — an das Mädchen gränzend, und doch nicht Mädchen, an den Jüngling, und noch nicht Jüngling; die weiſe Vermeidung der Senſualität, bei ſo viel Aufforderung zur Wolluſt — (was der Adel der ächten Kunſt ſo laut fordert, und doch ſo wenige leiſten!) der klug ergriffene Moment — der wirklichen Entführung, und nicht der von ſo manchen gewählten Liebelei, die den Be-

schauer um seine Freiheit bringt; die durch diese Composition anschaulich gemachte Begreiflichkeit, wie der gigantische Adler durch Einen Stoß aufwärts, seinen Liebling unversehrt in die Luft nehmen könne: die durchgängige Richtigkeit dieser Figur in der Zeichnung, die sich besonders durch das Umdrehen, und durch das Beobachten im Spiegel so schön bewährt — diese Eigenschaften alle, die nur der Meister erreicht, geben diesem Werke bei jedem Kenner des Schönen einen ausgezeichneten Werth, und lassen seine Ausführung in Marmor wünschen.

Man hat dagegen erinnert: der Kopf sey um etwas Weniges zu groß; der Vorderleib weniger schön als der Rücken; die ganze Haltung der Figur habe zu wenig Schwung und Seele — und was der Einwendungen mehr sind, die man oft gegen ein gutes Werk bloß darum anführt, um etwas einzuwenden. Es mag seyn, daß nach Maaßgabe des feinen Gesichts, und der fein geformten Extremitäten, der Vorderleib etwas zarter hätte gehalten werden können; ferner, daß durch eine etwas belebtere Stellung Ganymed's, mehr Interesse in die Gruppe gebracht worden wäre. Bei näherer und wiederhohlter Ansicht ergiebt sich jedoch, daß es gerade diese Natur, diese Unschuld, und zwanglose Anspruch-

wohnheit des Menſchen, ſeine Beſſerung von Einem Jahre zum andern aufzuſchieben, und vollendet die Beſchreibung in folgenden Worten: „Im funfzigſten ſchilt er ſeinen ſchändlichen Verzug, und treibt ſeinen klugen Vorſatz zur Entſchlieſſung; mit der ganzen Tapferkeit des Geiſtes entſchließt er ſich; und entſchließt ſich wieder; und ſtirbt ebenderſelbe.“ Die gröſſer gedruckten Worte ſind dort weggeblieben.

In der Anmerkung zum 191. V. der V. Nacht hätte ich noch hinzufügen können, daß der Poet jenes Bild (von der Sonne, die als ein wilder Trunkenbold glühend aus dem Meere ſteigt) vielleicht dem Cowley abgeborgt habe, der in einer freyen Ueberſetzung der XIX. Ode Anacreons, wo die ganze Natur als trinkend vorgeſtellt wird, unter andern ſagt: „Die geſchäftige Sonne, (und was ſollte man auch anders aus ihrem trunknen feurigen Geſichte ſchlieſſen?) trinkt die See.“

The buſy ſun (and one would gueſs
By's drunken fiery Face no leſs)
Drinks up the Sea. — —

Aber das Bild ſcheint hier mehr an ſeiner Stelle zu ſtehen, als bey Young.

Ich hoffe, es werde Ihnen, und auch einigen von Ihren Leſern nicht unangenehm ſeyn, daß ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit eine Nachricht mittheile, die mir der Dichter des Leonidas, Hr. Glover, von ſeinem neuen Heldengedichte vor etlichen Monathen gegeben hat. Dieſes iſt eine Art von Fortſetzung des erſterwähnten Gedichts. Es fängt ſich mit dem Eintritte des Xerxes in Griechenland gleich nach dem Treffen bey Thermopylä an, und endigt ſich mit der Schlacht bey Platäa. Es heißt die Athenais, weil die

loßigkeit der Attitüde ſey, was uns den Jüngling lieb macht, und uns immer ſo gern wieder zu ihm zurückkehren läßt. — Wie ſehr iſt nicht durch dieſe Compoſition, ein anderer Ganymed in unſerer Phantaſie verdrängt und vernichtet worden, den man dem Fremden in einer berühmten fürſtlichen Galerie mit vieler Anmaaßung zeigt, der aber, bei aller Schönheit ſeines Baues, eine affectirte coquettirende Attitüde hat, und mit einem krüppelhaften Adler eben in voller Liebelei begriffen iſt!

Ich freue mich, die Nachricht beifügen zu können, daß Hr. Prof. Scheffauer entſchloſſen iſt, demnächſt eine Hebe, als Seitenſtück zu ſeinem Ganymed aufzuſtellen.

* * *

Mediciäiſche Venus.

In dem Atelier deſſelben Künſtlers, befindet ſich ſeit Kurzem ein in Paris beſorgter Abdruck der berühmten Mediciäiſchen Venus — von ſo außerordentlicher Schönheit, Richtigkeit und Präciſion, daß das Original faſt ganz dadurch vergegenwärtiget wird, und daß mir die bisher gehabten Abgüſſe als wahre Entheiligung des göttlichen Urbildes vorkamen.

Höchste Wahrheit gattet sich hier, mit dem höchsten Ideal weiblicher Schönheit. Die Sprache hat keine Worte, die Dichtkunst keine Farben, um den zauberischen Eindruck zu bezeichnen, den der Anblick dieser Göttergestalt hervorbringt. Man kann nur einzelne Laute der Empfindung darüber stammeln, und findet auch diese immer viel zu tief unter der stillen Begeisterung, worein uns ein langes Anschaun des Bildes versenkt.

Die so anmuthsvolle Wendung des Hauptes, wodurch der ganze schmelzende Körper eine so interessante Haltung bekömmt; der unübertreffliche Liebreiz des holden Gesichts; die seit Jahrhunderten von den größten Künstlern gesuchten — aber nie erreichten, nie übertroffenen Formen — der Bauart des Busens, der Hüften, des Unterleibs, der Lenden, des Nackens; die zauberische Leichtigkeit der Beine und Verfüße: das lockende Grübchen im Kinn, die leise geöffneten Lippen, die halb geschlossenen Augen — zur Wollust einladend, und doch voll Verschämtheit; voll Ehrfurcht gebietender Hoheit; die freie herrliche Stirn, die zarten Bogen der Augenbraunen und Lieder; die zur Umarmung winkende Schlankheit unter dem Busen; die Belebtheit und sanfte Wellenbewegung des ganzen Leibes —

besonders die Schönheit der Formen und Umrisse über der linken Hüfte, durch das Aufstemmen des Fußes veranlaßt, und im Contraste mit dem natürlichen Sinken der rechten; diese tadellose Richtigkeit der Zeichnung, bei fast gänzlicher Unsichtbarkeit der Abschnitte; diese Einfalt in der Ferne, bei so viel Mannichfalt in der Nähe; Fülle, bei so viel Schlankheit; Götterhoheit, bei so viel Menschlichwahrem, und Weiblichweichem — diese und hundert andere, dem Ausdruck unerreichbare Vorzüge, haben dieses Bild längst bei allen der Kunst empfänglichen Völkern zu einem Maasstabe des dem Menschen erreichbaren Schönen gemacht. Man fühlt sich gleich durch sein erstes Anschauen in die Laune versetzt, den Schöpfer zu bestaunen, der ein solches Werk hervorgebracht; den Menschen zu bewundern und zu lieben, der es nachgebildet. — Eigentlich kann man dieser Venus gar keine bestimmte Façe geben, denn sie ist um und um, von welchem Sehpunkt man sie fakt, umflossen von Liebreiz, und durchgehends mit dem Stempel der Vollendung bezeichnet. — Das höchste Schöne weiblicher Formen, erlesen aus Tausenden des durch Schönheit so einzigen Grâciens, und durch die Phantasie des entzückten Bildners verherrlicht und verklärt — zeigt sich hier; eine Gestalt, wie Milton seine Eva sah, als sie, ein

Muster für Alle, vollendet quoll aus der Hand des bildenden Schöpfers.

In einiger Entfernung im Spiegel betrachtet, wird die Figur etwas kleiner, gewinnt dadurch noch an Reiz, und erscheint durch das Umdrehen, gleichsam in Bewegung. Die Schönheit wird sprechend, durch die reizende Richtung des Hauptes. — Der Kopf konnte beim ersten Anblick etwas zu klein scheinen; durch die Oeffnung der Stirn aber, und die herrliche Anordnung des Haupthaars, gewinnt er einen Oval, und ein Verhältniß zum Ganzen, das jede Einwendung stumm macht. Das Graziengesicht reißt den Schauer unwiderstehlich zu sich hin; aber indem er die Arme um sie breiten will, beugt er sein Knie der Anbetung. Fülle der Gesundheit, der reinen unverdorbnen, noch unberührten Jugend, ist überall an dem Bilde so vollkommen ausgedrückt, daß jede andere weibliche Schönheit nur schön ist, soweit sie sich dieser nähert. Jeder Theil ist nur im Verhältniß zum Ganzen schön, und jeder doch in sich so vollendet, daß das Einzelne wie das Ganze seit Jahrhunderten von den ersten Künstlern als Studium gebraucht werden Kunstwerke wie dieses, vertreten nicht nur die Natur, sondern sind ihr noch vorzuziehen; denn wo findet man eine Natur wie diese? — Der Ausspruch des Plinius: „Man

„könne bei den griechiſchen Antiken kein Theilchen „davon, keines dazu thun, ohne das Ganze zu ver„derben;" trifft hier ſo ganz zu, als wäre er eigen auf dieſe Venus gemacht. Wenn man ſie antaſtet, und die unendlich vielen feinen Nüancen, Abfälle und Wellenlinien bemerkt; ſo begreift man, wie es jener blinde römiſche Kardinal ſo weit bringen konnte, um durch das bloße Anfühlen ſogleich eine ächte Antike, von einer modernen Arbeit zu unterſcheiden.

Noch einmal: höchſte Wahrheit gattet und verſchließt ſich hier mit dem höchſten Ideal weiblicher Schönheit, und je mehr man ſeinen Schönheitsſinn an andern Werken ſchärft, deſto mehr findet man an dieſem zu bewundern.

„Schau, o Kalter, auf und nieder,
Schau mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder;
Wende dann das Auge wieder,
Sprich: ich ſah nur eine Frau!
Sieh dies Leben und dies Weben
Dieſer himmliſchen Geſtalt;
Sieh es ruhig an und kalt —
Fühle nicht das Wonnebeben
Von der Schönheit Allgewalt."

Anmerk. Die Arme dieſer Venus ſollen nun erſt,

wie der Arm des Laocoon, mittelst einer von Napoleon ausgesetzten, sehr beträchtlichen Preißaufgabe ergänzt werden.

* * *

Johannes der Evangelist.

Ein Kniestück, auf Tuch gemahlt. Drei Schuh hoch, zwei Schuh sechs Zoll breit.

(Von Dominichino.)

Dieses seltene Gemälde befindet sich hier in der interessanten Sammlung des Hrn. Leg. Raths Frommann — wo man zugleich eine Skizze von Correggio, „Christus im Oelgarten mit dem Engel," welche bekanntlich zu Rom im Großen ausgeführt ist; Landschaften von Ruysdaal, Claude Lorrain, Dieterich, Seb. Bourdon, Müller von Riga u. a., und Gemälde von Paul Veronese, Merigi, van Dyk, Huysum, van der Werfft, Teniers, van der Neer, und andern berühmten Meistern antrifft. Ein Paar der vorzüglichsten dieser Stücke werde ich zu einer andern Zeit berühren: dießmal bloß von der Krone der ganzen Sammlung, dem göttlichen Johannes — der unter die ausdrucksvollsten, empfundensten Stücke gehört, so ich je gesehen, und in den hiesigen Sammlungen wohl unstreitig die erste Stelle einnimmt.

Der

Der Lieblingsjünger Christus ist hier im Moment der Begeisterung dargestellt, wie er seine Offenbarung von oben empfängt: das Haupt, rechtshin zum Himmel gekehrt, von blonden Locken umflossen; die Brust des schönen Jünglings offen; die Rechte bis über den Knochen entblößt — auf einen Tisch ausgestreckt, wo sein Buch liegt; die Linke, frei von einer Lehne herabhangend, und eine Rolle haltend. Auf dem Tische ein Kelch mit einer aufgerichteten Schlange — das Abzeichen dieses Johannes, von dem Täufer. Rechts im dunkeln Hintergrunde ein Adler, welcher dem Jünger eine Schreibfeder im Schnabel bringt. Johannes hat einen ganz leichten Schein um das Haupt. Das unter der Brust gegürtete Untergewand ist grün; ein rother großfaltiger Mantel umwallt es.

Die Formen dieses Kopfs sind so modellirt, daß er wie lebend und verkörpert hervortritt, obschon die Face, die schwerste aller Richtungen, gewählt ist. Bei dem Heiligen und Ueberirdischen im Ausdruck, stellt er uns zugleich ein Ideal im Sinne der Griechen, von Jünglings-Schönheit und Liebenswürdigkeit dar: die Stirne, voll Licht, und in das Haupt hineinlaufend — da wo das Haar gescheitelt ist; die Brauen, lieblich gewölbt, und wie hin gehaucht; die Augen, über allen Ausdruck erhaben —

schwarz, groß, weitgeöffnet, rechts hinauf gegen den Adler gekehrt. — Bekanntlich liebte die Klopstocksche Seele dieses Künstlers, dergleichen schon in den Himmel verzückte Gesichter, und seine berühmte Cäcilia, sein Hieronimus, und mehrere seiner Madonnaköpfe, sind himmelan gekehrt. — Der Ausdruck und die Verzückung in den Augen dieses Johannes, ist gleichsam auf den letzten gewagtesten Punkt des noch Kunstschönen hinausgetrieben, und doch so fern von Carrikatur: ein kühner Aufflug der Gottbegeisterten Seele in höhere Regionen; ein seliger Moment des reingeistigen Seyns; eine Erhebung des Menschen über sich selbst — und doch noch soviel menschlich Schönes, und Wahres!

Die reizend geformte Nase läuft fast gerade aus von der Stirne, ist fest und sehr bestimmt; der Mund klein, lieblich gespalten, halb geöffnet —, ein Sitz der Liebenswürdigkeit, der Schmeichelrede, der Honigworte, wie der Donnersprache. Das Kinn, etwas fleischig, rund, mollig, und von ausgesucht lieblicher Form. Hals und Brust, fast wie eines reizenden Mädchens, und nur durch einige leis hervortretende Muskeln den Mann verrathend. Die Hände, sind mit bewundernswürdiger Kunst, und Präcision, sowohl in Zeichnung als Colorit

ausgeführt, und bis auf jedes Theilchen vollendet, so daß das Auge, bei einigem Verweilen darauf, jede Ader laufen, jede Nerve unter der seidenen Haut gleichsam zucken sieht. Die röthlichen Punkte an den Gelenken, die so ungesuchte natürliche Richtung der Finger, geben diesen Händen Leben und Tastbarkeit.

Die Haltung des Bildes, ist nicht minder bewundernswerth: Stirn, Gesicht, Brust, Hände, Buch, und ein Theil des Mantels spielen im vollen energischen Lichte; die übrigen Partieen sind mehr oder minder im Dunkel. Das Licht des Gesichts durchschimmert gleichsam die leichten fliessenden Locken. Ein lieblicher Halbschatten schwimmt auf der rechten Seite des schönen Halses, und des unteren Gesichts.

Das Colorit ist durchgehends weich gehalten, schmelzend, bescheiden, wie der Charakter des Jünglings selbst — nichts Grelles, nichts Anmassendes — selbst da, wo der Ausdruck am höchsten getrieben ist: überall sanft verschmolzene Weichheit, wohlthuende Uebergänge, lebenathmende Wahrheit. — Die Zeichnung, durchgehends so höchst bestimmt und richtig, daß sie, nebst dem magischen Ausdrucke, ein Hauptcharakteristikon des Stüls ausmacht.

Die Schönheiten des Jünglings und des Mädchens, ſind hier in Ein bezauberndes Bild verflößt, das ſeine Entzückung jedem verweilenden Beſchauer allmählig mittheilt; uns begleitet, nachdem wir das Tableau verlaſſen haben; über hundert nachfolgende Eindrücke hinausragt, und in den Stunden der Nacht und der Weihe, wie eine Lichterſcheinung uns wieder umſchwebt.

. . . . . Noch ward in heiligen Stunden
„Keine ſo himmliſche Seele vom großen Schöpfer gebildet,
„Als die unſchuldige Seele Johannes. Ich habe es geſehen,
„Wie die Unſterbliche kam. Sie prieſen glänzende Reihen
„Himmliſcher Jünglinge ſelig, und ſangen von der Geſpielin:
„Sey uns zu deiner Schöpfung gegrüßt, unſterbliche Freundin,
„Tochter des göttlichen Hauchs, komm, ſey uns geſegnet!
„— — — Die werden aus Deiner heiteren Fülle,
„Wie aus der Morgenröthe der Thau, die Gedanken gebären,
„Und Dein menſchliches Herz, Dein Herz voll Innigkeit fließet
„Ueber von ſüßem Gefühl. — — —

die Athenienſer ſich in jenem Kriege vor allen den übrigen Griechen hervorthaten. Er hat es nunmehr zu Ende gebracht; er iſt aber ſo beſcheiden, ſein Werk, ſo wie es jetzo iſt, nur einen Umriß zu nennen; der limæ labor werde noch einige Jahre erfordern. Er werde ſich hüten, der Welt mit einem zweyten epiſchen Gedichte beſchwerlich zu fallen, wenn er nicht verſichert ſeyn könne, daß es dem erſten wenigſtens gleich ſey.

Ich bin bisher durch allerley Geſchäfte abgehalten worden, die verſprochne Ueberſetzung eines verbeſſerten und vermehrten Leonidas, nebſt dem Originale, zu liefern. Ich werde aber das Publicum nun nicht lange mehr darauf warten laſſen.

Braunſchweig,
den 2. März, 1773.

J. A. Ebert.

VIII.

The Natural hiſtory of the Tea-Tree, with Obſervations on the medical Qualities of Tea, and Effects of Tea drinking. *By John Coakley Lettſom. M. D. F. S. A.* 4to. 3 Sh. 1772. Dilly.

China und Japan ſind die einzige Länder, wo die Theepflanze eigentlich zu Hauſe iſt. Vermuthlich iſt die Theeinfuſion daſelbſt zuerſt erfunden worden, um das Waſſer damit zu verbeſſern, das an den

„Tochter des göttlichen Hauchs, vertraulichste Schwe-
ster der Seele,
„Die einst Adam, den Menschenvater beseelte —
„Komm, wir führen Dich jetzt zu deinem Genossen,
dem Leibe,
„Den die Natur schön bildet, damit sein Lächeln,
o Seele,
„Schatten deiner Himmelsgestalt im Angesichte zeigt.
„Ja, er wird schön, und deinem Leibe, Du Göttli-
cher! gleich-seyn."

So singt Klopstock von seinem Johannes; und so hat Dominichino den himmlischen Jüngling dargestellt. Im Ausdrucke wich bekanntlich dieser Meister selbst Raphael'n nicht, und das Heilige und Ueberirdische, mit höchster Schönheit gegattet, bezeichnete seine Werke, wie Klopstock's.

* * *

Romeo und Julie.

Von Zingarelli.

Diese bei allen Freunden und Schätzern der höheren Musik mit Recht so beliebte Oper ward hier vorigen Winter bei Anwesenheit der französischen Kaiserin zum erstenmal gegeben, und neuerlich mit erschütternder Wirkung wiederholt.

Romeo ist nächst dem Achill, unstreitig die hervorstechendste Rolle unseres berühmten Sängers.

Hrn. Krebs, und ihr Gelingen macht ihm um so gröſsere Ehre, je mehr ſie mit Achill contraſtirt. Das Starke, Groſsheroiſche, und das Zärtlichweiche, Schmelzende, ſchienen zwei ganz verſchiedene Künſtler zu erfordern: Hr. K. hat ſich in den Geiſt beider Rollen ſo hineinſtudiert, daſs man zweifelhaft wird, welcher man den Vorzug geben ſoll. Bekanntlich hat der groſse Sänger Creſcentini in der Rolle des Romeo, das für die Tonkunſt ſo empfängliche Wiener Publicum in einem fortdauernden Enthuſiasmus erhalten: und derſelbe rührende, Herzen gewinnende Geiſt iſt es, worin Hr. Krebs ſeinen Romeo giebt. Figur, Anſtand, Declamation, Coſtüm, vereinigen ſich mit zauberiſchem Geſange, und einer der ſchönſten Stimmen, um ihm die Huldigung aller Kenner, aller für die höhere Kunſt fühlbaren Herzen zu gewinnen. Manieren, Koloraturen, Ausfüllungen, Schatten und Licht, Zartheit und Stärke — kurz, alle jene Theile des Geſangs, die das eigene Werk des Sängers ſeyn müſſen, und wodurch er ſich allein zum Künſtler erhebt — waren hier überall bis aufs verlorenſte Detail hinaus ſtudiert, und ganz der Situation, und der jedesmaligen Empfindung ungeachtet — nicht, wie es ſo oft geſchieht, den harmoniſchen Geſang ſtörend und verſchwemmend, ſondern ſanft ihn tragend und he-

bend. Einige der ergreifendſten Stellen gehörten dem Sänger an, und waren durch Poeſie und Muſik nur veranlaßt. Oft war es, als hätte der Componiſt bloß die ſchlichte Grundzeichnung gegeben, — die dann ſein Ausleger erſt mit Fleiſch, Farbe, Leben, und ſeelenvoller Bewegung umgab.

Romeo's erſchütternder Geſang gleich nach dem erſten Zweikampfe mit ſeinem Nebenbuhler — beſonders der Uebergang vom Zorn, zu den himmliſchen Gefühlen für ſeine Julie; das mit Recht berühmt gewordene Duett mit Julien's Vater; der ſchaurige markdurchſchütternde Monolog in der Gruft, und der Uebergang in das Schmelzende: „Weile, „geliebter Schatten;" die ſchreckliche, die Stimme wandelnde Ahnung, des nahen Todes — ſind dem Künſtler vorzugsweiſe gelungen, und haben es neuerdings bewährt, daß ſein Talent als Darſteller, mit ſeiner Singkraft im ſeltenen Verhältniſſe ſtehe. Das ſo ſchwer zu erreichende, dem höheren Drama ſo unerläßliche Leidenſchaftliche im Geſange, gelingt ihm oft bis zum Schrecken des Hörers, und ſeine Darſtellung brachte ganz die Wirkung eines großen Shakſpearſchen Characters von einem Meiſter ausgeführt, hervor.

S. . . .

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Neohule. 93

2. An den Bober. 95

3. Plato's Wunsch. 97

4. Das Verhängniß. 98

5. Luna. 99

II. Zur Charakteristik des G. S. Kindervater. . 104

III. Ueber den Ossian. (Fortsetzung.) . . . 116

IV. Kunstnachrichten aus Stuttgart. . . . 146

No. V.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Mai 1806.

I. Erschienene Neuigkeiten

im Mai

UND DEREN INHALT.

I.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1806. V. u. VI. Stück.

Inhalt des V. Stücks.

Abhandlungen. Der Friede zu Presburg in seinen Folgen für Oestreich, Baiern, Würtemberg, Baden,

das teutſche Reich, Frankreich, Italien und Europa. (Schluſs.)

Bücher-Recenſionen. 1. Statiſtiſche Aufſchlüſſe über das Herzogth. Baiern — von *Joſ. Hazzi.* 3r Bd. u. 4ten Bds. 1ſte Abtheil. 2. St. Petersburg am Ende ſeines erſten Jahrhunderts. 2ter Theil. 3. Eenige Berigten omtrent het Noorden en Noordooſten van Europa door *J. Meermann.* 1r u. 2r Th.

Charten-Recenſionen. 1. 2. 3. *Matth. Ferd. Cnopf's* Charten von den Fürſtenthümern Bayreuth und Anſpach — — Berichtigt herausgegeben von Homann's Erben. 4. Nova Carta di poſta dell' Italia. Wien, *Artaria.* 5. Charte von Schwaben von *J. A. v. Amman.* No. 18., 43 u. 44.

Vermiſchte Nachrichten. 1. *Joh. Gabr. Doppelmayr.* (Biograph. Notiz.) 2. Gegenwärtiger Zuſtand des Handels des Brittiſchen Reichs. 3. Avantcoureur neuer ausländiſcher geographiſcher Schriften. 4. *Kurze Notizen.* (Finanzen des Nordamerikaniſchen Freiſtaats. — Handel von *Kronſtadt.* — *Lyſon's* Darſtellung von Groſsbrittannien. — Journal of contemporary voyages. — *Barrow's* Reiſen. — Türkiſche und griechiſche Landcharten. — Jazyger und Kumanier in Ungarn. — Steinkohlengruben bei *Oedenburg.* — Nagyager Goldbergwerk. — Berghöhen am *Kap.* — Königl. Baieriſche *geheime* Central-Plan-Kammer). 5. Ankündigung der von dem Frhrn. v. *Liechtenſtern* herausgegebenen Charte des F. M. L. *Ant. v. Zach* von dem Herzogthum Venedig.

Zu dieſem Stücke gehören:

1. Das Portrait von *J. Gabr. Doppelmayr;* und
2. Charte zur Ueberſicht der *Amman-Bohnenbergerſchen* Charte von Schwaben.

Inhalt des VI. Stücks.

Abhandlungen. 1. Fragmente über Aſien. Vom Prof. *Dominikus.* 1) Kenntniſs der Alten vom Kaukaſus im Vergleiche mit den Neuern. Nach *Lünemann* und *Rommel.* — 2) Colchis oder Imerette, Guriel, Mingrelien. Nach *Strabo* und den neueſten Geographen. — 3) Moſchien oder Semo Kartweli. Nach denſ. — 4) Iberien oder Tſchina Kartueli. Nach denſ. — 5) Albanien oder Schirwan und Daghеſtan. Nach denſ. 2. Beitrag zur Geſchichte von Cph. Middleton's Seereiſe.

Bücher - Recenſionen. 1. The preſent ſtate of Peru — (by *Joſ. Skinner*) 2. Voyage dans les deux Louiſianes — par *Perrin du Lac.* 3. Statiſtiſcher Umriſs der ſämmtlichen europäiſchen Staaten — — von *G. Haſſel.* 1 ,u. 2r Heft.

Charten - Recenſionen. 1. Reiſeatlas von Baiern — von *Adr. v. Riedl.* 5te Lief. 2. Charte von der Provinz Venedig, Iſtrien, Dalmatien und dem adriatiſchen Meere; entworfen von *Joſ. Marx* Frhr. *v. Liechtenſtern*, u. gez. von *Ludw.* Gr. *v. Hohlgartt.* 3. Carte du royaume d'Italie — diviſé en 14 Départem. — par *C. F. Delamarche.* 4. Charte von Alt - Oſt - Preuſsen, Litthauen und Weſt-Preuſsen. Sect. XVII u. XVIII.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Authentiſche Nachrichten von der ruſſiſchen Geſandtſchaft nach China im J. 1805 u. 1806. 2. Avantcoureur neuer geographiſch - ſtatiſt. Schriften. A. Teutſche Literatur. O. M. 1806. 3. Einige Nachrichten von dem Buſen von Cattaro. 4. Biographiſche Nachricht über Hrn. *François Aug. Peron.*

Zu dieſem Hefte gehören:

1) Das Portrait von *Fr. Aug. Peron.* 2) Charte der Buchten von *Cattaro* und der Republik *Ragusa.*

Weimar im Mai 1806.

F. S. pr. Landes - Induſtrie - Comptoir.

2.

Allgem. Teutſches Garten - Magazin 1806. I. und II. Stück.

Inhalt des I. Stücks.

I. Engliſche Garten - oder Landſchafts-Gartenkunſt. Der Winter-Garten, oder die Orangerie im Herzoglichen Parke zu Meiningen. (Mit Abbildungen auf Taf. 2. u. 3.) IV. Blumiſterei. 1. Bemerkungen über die Amaryllis-Arten. 2. Bemerkungen über die Michauxia campanuloides. V. Gemüſe - Bau im Garten und auf dem Felde. 1. Etwas über Erziehung und Benutzung der Spargelerbſen. 2. Beitrag zur botaniſchen Beſtimmung der ſogenannten ägyptiſchen (proliferirenden, jungentragenden) Zwiebel. VI. Obſt - Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. Aepfelſorten. Der Streifling von Ternate. (Mit Ab-

bildung auf Taf. 1.) 2. Ueber die Witterung des Jahres 1805 und deren Einfluß auf Obst- und Baumpflege. 3. Obstarten-Veredlung auf Ebereschen. IX. Saamenbau, Sämerei, und Pflanzenhandel. 1. Bemerkung über den sogenannten Englischen Blumenkohlsaamen. 2. Zuverlässige Saamenhandlungen. XI. Garten-Miscellen. 1. Mittel, Kartoffeln bis spät ins Frühjahr wohlschmeckend zu erhalten. 2. Etwas nicht sehr bekanntes vom unächten Akazienbaume. 3. Benutzung unreifer Weintrauben. 4. Botanische Monatsberichte vom Neckar. 5. Freundschaftsbündnisse in dem Reiche der Gewächse. 6. Anfrage.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 1. Der Streifling von Ternate. Taf. 2. u. 3. Der Winter-Garten, oder die Orangerie im Herzogl. Parke zu Meiningen.

* * *

Inhalt des II. Stücks.

II. Gartenbaukunst. Ueber die Einrichtung und Anlage der Gewächshäuser in Rücksicht auf Holzsparung. (Mit einem Kupfer Taf. 6.) V. Gemüsbau im Garten und auf dem Felde. Eintheilung der Kohlarten und Anweisung zum Anbau derselben. VI. Obst-Kultur. 1. Characteristik der Obstsorten Kirschensorten. (Mit Abbildungen auf Taf. 4.) A. Die gestreifte Herzkirsche mit weichem Fleische. B. Die frühe Bernsteinkirsche. 2. Ueber die Dauer des Obstes v. J. 1805. VIII. Gartenbotanik. 1. Fortsetzung der Anzeige der in dem Jardin de la Malmaison abgebildeten Pflanzen. 2. Beschreibung der blauen See-Rose, oder der Nymphaea caerulea. (Mit Abbild. Taf. 5. Fig. 1.) 3. Beschreibung der Ava-Pana. (Mit Abbild. Taf. 5. Fig. 2.) XI. Garten-Miscellen. 1. Ein selbst wachsender Blumenkorb. 2. Ueber die verschiedenen Dungarten in Beziehung auf Verbesserung der Gärten.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 4. Die gestreifte Herzkirsche mit weichem Fleische. Die frühe Bernsteinkirsche. Taf. 5. Fig. 1. Die blaue Seerose. Fig. 2. Die Ava-Pana. Taf. 6. Anlage eines Gewächshauses.

Weimar, im Mai 1806.

F. G. privil. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

***Die Zeiten*, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1806. IV. Heft.**

Inhalt.

I. *Oeſtreich* und *Frankreich*. Preſsburger Friede. (Fortſetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.) 2. Kontrahenten und Verhältniſſe. 3. Friedens-Bedingungen. II. *Deutſches Reich*. Darſtellung der Lage, worin ſich das hannöverſche Militär, in den Monaten Mai, Junius und Julius des Jahres 1803, befand. III. *Angriff des Moniteur* auf einen allgemein geachteten preuſs. Staatsminiſter, und deſſen Vertheidigung. Vorerinnerung des Herausgebers. N. I. Note des Moniteur. N. II. Antwort des Hrn. S. M. von *Hardenberg*. N. III. Original-Note des Hrn. v. *Hardenberg* an den Lord *Harrowby*, vom 22. Dec. 1806. IV. *Ueberſicht der Hauptmomente der Geſchichte des Tages*. V. *Correſpondenz-Nachrichten und Miſcellen*. 1. Nachtrag zu den Bemerkungen über die Treforſcheine vom Hrn. Prof. L. H. *Jakob*. 2. Neue Organiſation des Schulweſens in Südpreuſsen. 3. Nachricht, das neue königl. baierſche Wappen im Reichs-Siegel betreffend. 4. Nachſchrift des Herausgebers.

Zu dieſem Hefte gehört: die Abbildung des neuen königl. baierſchen Wappens und Reichs-Siegels, nebſt eines neuen baierſchen Conventions-Thalers.

Weimar im Mai 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1806. IV. u. V. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

I. Gedichte. Einhardt und Emma, von Hauswald. II. Probe von Ueberſetzungen. Ueberſetzung des Prologs und der erſten Satire des Perſius. III. Bilder. IV. Stimmen der Zeit. 1. Wort des Troſtes im gegenwärtigen Augenblicke. 2. Demoſthenes an unſere Zeitgenoſſen. 3. Johannes Müllers politiſches Glaubensbekenntniſs. V. Kunſtnachrichten von Stuttgart. Das Grabmal. Der Abend. Ein Landſchaftsgemälde von Jean Jaques Muller.

VI. Kunſtnachricht aus Berlin. (Auszug eines Briefes aus Berlin.)

* * *

Inhalt des V. Stücks.

I. Ueberſetzungen und Nachahmungen. 1. Die 22ſte Ode des Horaz im erſten Buche. 2. Nach Horaz. II. Probe einer metriſchen Ueberſetzung von Hafiz. 1. Midémid subh we kelle best Sahab. 2. Zi baghi wasli tu ajed riazi rizwan ab. 3. Züftem Ci Sultan Choban, Qahm kún iu gharib. 4. Subh midemid, gu dschuu hunitschun Afitab. III. Problematiſche Ideen über Univerſalmonarchie und ewigen Frieden. IV. Die Humanität des achtzehnten Jahrhunderts. V. Ueber den Oſſian. VI. Correſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Cultur. VII. Chr. Felix Weißens Briefwechſel. VIII. Auch ein paar Worte über den neueren Myſticiſm, als Reſultat des Kulturgangs im teutſchen Vaterlande.

Weimar im Mai 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Journal des Luxus und der Moden, 1806. V. Stück.

Inhalt.

I. Bilder und Töne. II. Für Freunde der Schweiz und für Reiſende durch die Schweiz. III. Bernard's Todtenfeier in Offenbach. IV. Theater und Muſik in Wien in den letzten Wintermonaten 1806. V. Kunſt. 1. Labensky's Beſchreibung der kaiſ. Galerie in Petersburg. 2. Früchte der lythographiſchen Kunſtanſtalt in München. VI. Miſcellen und Modenberichte. 1. Carneval in Caſſel 1806. 2. Cercle bei der franz. Kaiſerin. 3. Oſtermeſſe in Frankfurt am Main. 4. Erfüllter Wunſch. 5. Kapellmeiſter Eberl's Conzert in Weimar. 6. Londner Moden im April 1806. VII. Ameublement. Wiege des Hofr. D. Fauſt in Bückeburg. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Mai 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

---

den meiſten Orten von ſehr üblem Geſchmack iſt. Die holländiſche Oſtindiſche Compagnie brachte den erſten Thee zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach Europa. Jetzo iſt dieſes Getränke ſo mode geworden, daß man jährlich in England 3 Millionen Pfund wenigſtens für den einheimiſchen Gebrauch rechnete.

Aus dem Kämpfer, der die beſte Beſchreibung dieſer Pflanze geliefert hat, wiſſen wir, daß der Thee nicht in beſonders dazu angelegten Gärten und Feldern gebaut wird, ſondern daß man ihn beynahe überall zum Einfaſſen der übrigen Ländereyen braucht, und ohne Unterſchied des Bodens pflanzt. Wenn die Pflanze 3 Jahre ſteht, ſo werden die Blätter zuerſt gepflückt, und alsdenn ſind ſie in ihrer beſten Qualität. Nach ohngefähr ſieben Jahren wird die Staude Manns hoch, weil ſie aber alsdann wenig Blätter trägt, ſo haut man ſie bis nahe an die Erde ab, damit ſie neue Zweige treibt. In den temperirten Gegenden von China kommt er am beſten fort, zu Nankin iſt er daher ungleich vorzüglicher, als zu Pekin oder Canton. Die Blätter werden gemeiniglich dreymal im Jahre geſammlet, 1) in der letzten Hälfte des Februar, oder zu Anfang des Merz; 2) zu Anfang des Aprils, und 3) ohngefähr zwey Monathe ſpäter. Man trocknet ihn auf Oefen, nachher rollt man ihn mit den Händen immer in eben derſelben Richtung; man ſchwingt ihn auch, damit er deſto ſchneller wieder kalt wird, und die eingedrückte Rundung behält. Dieſes Verfahren wird zwey bis dreymal wiederholt. Kämpfer behauptet, daß der Unterſchied des Thees von dem Boden und der Cultur der Pflanze, dem Alter der Blätter, wann ſie eingeſammlet worden, und der beſondern Methode, ſie zu tractiren, herkommt. Es wird dieſes auch dadurch ſehr wahrſcheinlich, weil es erwieſen iſt, daß die Natur nur Eine Gattung von Theebaum erzeugt.

6.

Neueste Länder- und Völkerkunde. Ein geographisches Lesebuch für alle Stände. Mit Kupfern und Charten. In monatlichen Heften geliefert.

No. VI. Junius.

Das Königreich Spanien.

Vierte Abtheilung. 18. Topographie. Eintheilung des Landes. Beschreibung der vorzüglichsten Städte und merkwürdigsten Ortschaften. 19. Literatur der vorzüglichsten Charten und Schriften über die Erdkunde der Pyrenäischen Halbinsel.

Kupfer zu diesem Hefte:

Taf. 9. Ansicht des Escorial. Taf. 10. Der Dom von Sevilla. Taf. 11. Ansicht des Montserrat bei Barcellona.

Weimar, im Mai 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde 1806. V. St.

Inhalt.

I. Pterographische Fragmente. Ueber die merkwürdige Gestalt und Buntheit des Flaums. (Vom Hrn. Cand. Med. Nitzsch in Wittenberg. Mit Abbild.) II. Ein Brief des Hrn. D. Brandes über verschiedene physicalische Gegenstände, an den Herausgeber. Eckwarden, den 26. Jan. 1806. III. Ueber die Durchschnitte der Oberflächen des hyperbolischen Conoids und der Kugel. Vom Hrn. D. Brandes. IV. Fernere Bestimmung der magnetischen Abweichungsperioden. (Vom Hrn. Prof. Steinhäuser in Wittenberg.) V. Ein Brief des Hrn. D. Benzenberg, Prof. der Astronomie, und Director der Bergischen Landesvermessung, über fossile Knochen aus der Höle von Sundwich bei Iserlohn in der Grafschaft Mark, an den Herausgeber. Düsseldorfer Sternwarte, den 6ten April 1806. VI. Briefwechsel über die fossilen Knochen in der Höle von Sundwich bei Iserlohn, zwischen Hrn. Prof. Benzenberg in Düsseldorf und Hrn.

Prof. Cuvier in Paris. VII. Beobachtungen über das Ausdauerungsvermögen der Baumwurzeln, in einem Zustande, wo sie größtentheils von Erde entblößt sind. (Vom Hrn. Oberförster Slevogt.) VIII. Einfluß des Sonnenlichts, sowohl auf das gerade in die Höhe gehende, als gewundene und bogenförmige Wachsthum der Bäume. (Von Ebendemselben.) IX. Gediegen Gold im Schwarzagrunde. (Vom Hrn. Bergrath Voigt in Ilmenau.) X. Ueber die Anwendung und den Nutzen des Oels und der Wärme bei chirurgischen Operationen. XI. Hrn. Justizraths Schröter zu Lilienthal Beobachtung der Feuerkugel vom 23. Oct. 1805. (Mitgetheilt vom Hrn. Prof. Harding in Göttingen.)

Weimar im Mai 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1806.

I.

Ueberſetzungen.

1.

Nach dem Horaz.

Die 7te Ode des Horaz im 4ten Buche.

Diffugere, nives, redeunt iam gramina campis etc.

Der ſtrenge Winter flieht und ſchüttelt ſein Gefieder
Nicht länger über Meer und Land;
Den Bäumen kehrt ihr Laub, ihr Grün den Feldern wieder,
Die Erde wandelt ihr Gewand.

Und auf ſein Bette ſchränkt der über ſeine Gränze
Getretne Fluß ſich wieder ein.
Und an die Grazien beginnt zu neuen Tänzen
Das Chor der Nymphen ſich zu reih'n.

Laß ungenützt, o Freund, die Stunde nicht vergehen,
Die unſer iſt: Unſterblichkeit
Iſt nur der Götter Loos, und alles, was wir ſehen,
Wird, ſo wie wir, ein Raub der Zeit.

Den harten Froſt vertreibt der Lenz; die Zeit der Aerndte
Läßt dieſen Lenz nicht dauernd ſeyn.
Kaum lacht der Herbſt, ſo ſtellt ſich der nicht weit entfernte
Unthät'ge Winter wieder ein.

So pflegt der Zeiten Rad ſich auf und ab zu drehen.
Doch ſinken wir, des Todes Raub,
Zum reichen Tullus hin, zum Ankus, zu Anneen,
So weckt kein Schickſal unſern Staub.

Der nächste Tag vielleicht sieht dich den Schlummer schlafen,
Den Jeder einst verschlafen muß.
Doch besser kannst du nicht die Gier des Erben strafen,
Als durch geselligen Genuß.

Wenn Minos über dich, Kraft des verjährten Rechtes,
Sein unbescholt'nes Urtheil fällt,
Dann bringt nicht Frömmigkeit, nicht Vorzug des Geschlechtes
Dich wieder auf die Oberwelt.

Diana rettet nicht von styxschen Finsternissen
Den züchtigen Hyppolitus,
Auch Theseus nicht vermag vom Orkus loszuschließen
Den liebenden Pirithous.

Die 3te Ode des Horaz im 2ten Buche.

Erhalte deinen Geist, bei Kummer und im Leide,
Dir immer gleich und laß den Schmerz
So wenig über dich gebieten, als die Freude,
Geliebter, dem der Tod das Herz

Einst brechen wird, du magst die Zeit mit schwarzen Steinen
Bezeichnen, oder hingestreckt,
In's Gras, am Götterfest dich freun, bei theuern Weinen,
Von manchem Consul her, versteckt.

Dort wo der Silberbach gekrümmt durch Wiesen zittert,
Und mit der Fichte sanft verschränkt,
Der weiße Pappelbaum den schwülen Tag vergittert,
Und uns des Schattens Kühlung schenkt;

Dort kränze dir das Haar bei'm Nectarsaft der Rebe,
Weil Zeit und Schicksal es vergönnt,
Bevor die Parze noch, nach fertigem Gewebe,
Die Spindel von dem Rocken trennt.

Einſt mußt du Feld und Wald, und Haus und Landgut meiden,
An das die gelbe Tyber ſpühlt.
Ha! wie der Erde ſtaunt, wenn er ſein Herz zu weiden,
In aufgethürmten Schätzen wühlt.

Sey reich, vom Inachus entſprungen, oder armen,
Geringen Aeltern, die ihr Feld
Mit mägerm Vieh gepflügt; der Tod reißt ohn' Erbarmen
Und Unterſchied, dich von der Welt.

Das Schickſal dreht ſein Rad und übergiebt die Nummer
Dem Tod, der, wie das Loos uns trifft,
Dem alten Fährmann winkt, der uns zu langem Schlummer
In's ſtille Reich der Schatten ſchifft.

* * *

Die 13te Ode des Horaz aus dem 3ten Buche

Geliebter Quell, der ſeine reinen Fluten
Durch Wieſen drängt, im leichten Wellentanz,

Ein junges Böckchen ſoll dir morgen bluten,
Nicht ohne Wein und Blumenkranz.

Nach ſchönen Ziegen ſieht ſichs in der Heerde
Schon lüſtern um, fühlt Wuth zum Kampf, und droht
Mit kaum geſproßtem Horn: — umſonſt! es werde
Von ſeinem Blut dein Bette roth.

Die Stunde, wenn vom hohen Mittagsſitze
Die Sonn' im Hundsſtern wüthet, kühleſt du.
Dir ſchleicht, vom Joche matt, und von der Hitze
Der Stier mit kleinern Heerden zu.

So werde der Vergeſſenheit entzogen,
Indem mein Lied den hohen Eichbaum ſingt,
Der von dem Felſen troht, durch deſſen Bogen
Dein Naß mit ſanftem Murmeln dringt.

* * *

Die 23ſte Ode des Horaz im 1ſten Buch.

Du fliehſt mich, Chloe, du eilſt, wie über Felſen und Klüfte,
Ein Reh, das in vergeblicher Flucht,

Geſchreckt vom Brauſen des Hains, und vom Getöſe der Lüfte
Die ähnlich furchtſame Mutter ſucht.

Ihm zittert Schenkel und Herz, wenn mit gefälligem Hauche,
Vom jungen Frühling herbeigeführt,
Der Weſt die Blätter verſchiebt, und faſt unmerklich im Strauche
Sich eine grünliche Schlange rührt.

Ich aber, ſieh mich nur an, bin ja kein reißender Tyger,
Auch ein Getuliſcher Löwe nicht. —
Laß von der Mutter, und komm; die Liebe mache dich klüger,
Und Lieb' iſt mannbarer Mädchen Pflicht.

Hausmald.

2.

Die Weidenbäume.

An Trajano Cavanilla, Graf von Troja und Montella, von Sannazaro.

Haſt du Muſſe; fächelt dir noch die ſchmeichelnden Flammen
Jene Göttin, befahrend im Muſchelwagen die blauen
Wogen, die Schützerin Paphos, des thürmetragenden, und des
Reichen Amathos: O ſo nimm dies kleine Gedicht an,
Längs den eilenden Wellen des Fluſſes geſungen, o du, mein
Cavanilla, bekannt mir durch nicht täuſchende Kunde,
Aber herrlicher noch erfunden in mancher Erfahrung.
Denn es haben die Muſen mit dir mich alſo verbunden,
Und befangen mir ſo mit glücklicher Sorge die Seele,
Daß ich nun ohne dich nicht die Zeiten beſſeres Lebens,

Von dem mediciniſchen Gebrauch dieſer Pflanze ſey uns erlaubt, noch einige Beobachtungen unſers V. auszuziehen, die uns meiſtentheils ſehr treffend zu ſeyn ſcheinen.— Geſunde Perſonen finden ſich durch den Gebrauch des Thee ſehr wenig angegriffen: er iſt ihnen nach der Arbeit eine angenehme Erfriſchung. Bey kränklichen und delikaten Perſonen findet man hingegen allgemein, daß er Schmerzen im Magen und den Eingeweiden, ſpaſmodiſche Zuckungen, einen blaſſen klaren Urin in groſſer Menge, groſſe Bewegung der Lebensgeiſter, und Unbehaglichkeit erzeugt. Wenn er Abends in Menge genoſſen wird, bringt er bey vielen Conſtitutionen Wachen zuwege. Er kühlt ab, belebt, und muntert auf, dies iſt bekannt. Aus allen dieſen Umſtänden läßt ſich ſchlieſſen, daß der Thee ein würkſames durchdringendes Principium enthält, das geſchwind die Würkung der Nerven reizt; in zu reizbaren Conſtitutionen thut er es vielleicht zu ſtark, ſo, daß die ſpaſmodiſche Zufälle, und obgedachte Unbehaglichkeit daraus erwachſen. Je feiner der Thee iſt, je deutlicher ſind auch dieſe Wirkungen. Vielleicht kommt es daher, daß die niedere Claſſe von Menſchen auch wieder von dieſer Seite gegen ſeine üble Folgen verwahrt iſt. Der V. unterſucht alle Beſchuldigungen, die beſonders die franzöſiſche Aerzte dem Gebrauch des Thees aufbürden wollen, und glaubt, die meiſten träfen eben ſo gut den gar zu häufigen Gebrauch jedes warmen Getränks von gemeinen Waſſer, als der Theeinfuſion ins beſondre. Er zieht den Thee jeder andern Infuſion aus dem Pflanzenreich vor, wenn Er beſonders nicht zu fein iſt, nicht zu heiß und nicht in zu groſſer Menge genoſſen wird. Von den Krankheiten der Chineſer weiß man nicht viel beſonderes. Allein der verſtorbene D. Arnot, der lange zu Canton auch unter den Chineſern mit vielem Beyfall practicirt hat, bezeugt, daß ſie niemals zur Ader laſſen. Es ſcheint alſo, daß ſie zu inflammatoriſchen Krankheiten nicht

geneigt

Ohne dich nicht genieß' in der Nacht des Schlafes Erlabung.
Drum — ſo verzeih' es dem Dichter, die dieſes geſungen, o Theurer,
Deinem Befehl voreilend; verſchmäh' nicht die leichten Kamönen!

Zwiſchen den grünenden Ginſtern vermieden die Hitze, wenn Wahres
Fama erzählt, vor Zeiten die ländlichen Panen und Satyrn
Hier und dort mit Silvanen und Berge durchſchweifenden Faunen,
Als in den Fluren die Sonne jetzt plagte die heiſern Cikaden.
Dorten, wo die fetten Gefilde benetzend mit ſtillem
Gange wallet zum Meere der leicht durchwatete Sarno.
Süße Ruhe des Hains, durchrieſelt von kühlenden Bächen
Und Geſäuſel der Lüftchen in dichtverwachſenen Erlen!

Während jene von Schilf ſich die Flöten bereiten und feſt die

Finger zuſammenpreſſend verſuchen Getön zu entlocken,
Auch mit biegſamem Wachs die Spalten verkleben und Lieder
Nach gar mancherlei Weiſen beginnen, ſchauen die Nymphen,
Goldgelocket, herab von den düſtergrünenden Eichen,
Und den ſüßen Lippen entſchallt ein helles Gelächter;
Aber zu nahen fürchten ſie ſich. Sie hatten, o Daphne!
Oft dein traurig Geſchick gehört, und wie es der Jungfrau
Aus Arcadien einſt ergieng, der bejammerten Jungfrau! —
Denn wem rührt ſie das Herz nicht? — welche vom Gipfel Cyllene's
Angſtvoll ſiehend den Pan, den Gott der arcadiſchen Hirten,
Sie, die ſchönſte der keuſchen Begleiterinnen Dianens,
Ach! in knotiges Schilf verwandelt den lieblichen Waſen.

Aber ſo bald des Hains muthwillige, lüſterne Jugend,

Wild durchſtreifend das Grün der Wieſen, die Mädchen erſahe,
Brach aus innerſtem Marke hervor die verborgene Flamme.
So den Schüchternen rufen ſie zu mit ſchmeichelnden Stimmen:
„Hieher, friedliches Völkchen, o hieher, liebliche Mägdlein!
Warum flieht ihr ſo fern? So kommt doch her an das Ufer,
Und beginnet, wie ſonſt ihr es pflegt, auf grünender Wieſe
Wonnige Tänze: Wir blaſen vergeblich ſonſt nur die Flöten,
Senden vergeblich dahin den tauben Hainen die Lieder.“

Sie entgegneten nichts und bewegten die nackenden Füßchen
Schon zur eiligen Flucht, ausſchauend nach ſicheren Oertern,
Ob vielleicht vergönnt' es ein Gott, vielleicht noch das Schickſal,
Durch die Schluchten zu dringen, entkommend zu ragenden Gipfeln.

Aber die Jünglinge schrieen: „Fern, Mädchen, bis fern sey die Furcht euch,
Aus den Seelen verjagt die freudeverderbenden Sorgen!
Seht! kein Hinterhalt! Und im Offenen lauten nicht Höhlen;
Alles ist sichtlich; so schaut doch! — hier ist Betrug nicht verborgen.
Auch sind wir nicht gezeugt von den Ungeheuern in Lerna,
Nicht von dem Feu'r der Chimära und nicht vom Gebell der Charybdis
Oder von Scylla's Wölfen, daß wir mit wildem Gebisse
Euch zerrissen. — Der Götter Geschlecht sind wir und beständig
Streifen wir jagend mit euch durch Wälder und hohe Gestlippe."

Diese Worte besänftigen die Seelen und scheuchen die trübe
Furcht aus sicheren Herzen und sieh! schon nahen mit schnellen
Schritten die Nymphen dem Ufer und ach! den lüsternen Göttern.

Während sie nun in den Blumen mit freundlich
verschlungenen Händen
Tanzen und fröhlich bald diese, dann jene Wendung
versuchen,
Jetzo die weiche Seite und jetzt die blendenden Arme
Schwingen, dann schlagen den Plan mit lustig wech-
selnden Sohlen:
Schleichet den Satyrn, obgleich die Grausamen hoch
sich ergötzen,
Zuzuhören den Liedern und anzuschauen die weißen
Busen der Mädchen und dürstiges Blickes die Flam-
men zu trinken,
Schleicht in die Brust doch ihnen ein solches Wüthen
des argen
Uebels, stürmische Lieb' und Wahnsinn der Lust,
daß sie seitwärts
Allgemach werfen die Flöten und jählings das Bünd-
niß zerbrechend
Auf vom Boden sich richten, empor sich reißen, wie
Sturmwind,
Und verachtend so Treu, als Verehrung der Götter,
begierig
Ach! die schüchternen Nymphen, vom plötzlichen
Schrecken erstarrend,
Ueberfallen, den Wölfen gleich, die fröhliche
Lämmchen

Mitten in ihren Spielen verstören, solches nicht-
ahndend
Hier und dorten ergreifen und mit sich schleppen; indessen
Durch die grünen Gefilde sie flüchten und schattigen Thäler:
Denn der Hüter ist fern und die freundliche Stärke der Hurde. —
Also jene. Die Nymphen, die Unglückseligen, aber
Füllen mit Wehegeschrei des Waldes grüne Gewölbe,
Fliehend hierhin und dorthin, nicht sicher haltend die Felsen,
Noch die Steig' in dem hohen Gerank. Sie schau'n nach den steilen
Gipfeln des schroffen Gebirgs und bald nach den Sümpfen, im Felde
Ausgestreuet, in Angst aus. Nirgends Wege der Rettung!
Abgeschnitten die Hoffnung der Flucht! — So stehn sie nun endlich
Still an den Wellen, die blonden Haare vom Scheitel
Unter Seufzern und Jammergeschrei und Thränen sich reißend;
Rufen den Carne, rufen die feuchten Schwestern zu Hülfe:

Und es entsilt den Tiefen des Grundes der Thor der Najaden,
Auch der grüne Sarno, der Fürst der kristallenen Welle,
Regend mit rauhem Ton auf aus den Furchen der Wasser
Unerschöpfliches Heer. Doch was vermögen da Sarno,
Was die schwimmende Nymphenschaar, wo eisern das Schikſal
Hemmt, und wo Gesetze von hartem Diamant trohen?
Drum an der Götter Sorg' und Hülfe verzweifelnd, des Himmels
Müd' und des Lichtes, wünschen sie, was noch allein in den Nöthen
Uebrig verbleibt, — das Ende. Bedacht, im Strudel der Fluthen
Unterzusinken, beugen sie sich und streben den Wassern
Köpflings zu — da plözlich erstarren die Füß' und es hält sie,
Weit durch die Zeh ausgreifend, die Wurzel zurück von dem Sturze,
An den Boden sie heftend. Da stirbt in den Adern der flücht'ge

Geiſt, da bedecket das Antlitz die kläliche Bläſſe, das hüllet
Rinde die zitternden Buſen- und ohne Verweilen entſproſſen
Zweige den Fingern, das Gold der Haare verbleicht an der grünen
Stirn, die Wärme des Lebens entflieht und allgemach weichen
Nun die Eingeweide dem aufwärts rückenden Holze.
Aber obgleich die Glieder zu hartem Holze geworden
Und die Seite zum Stamm, ringsum mit Zweigen umgeben, —
Gänzlich nun Weiden, — ſo bleibt doch allen der einige Trieb noch,
Zu vermeiden die Götter des Waldes und hangend am Ufer
Mitten über das Bette des Fluſſes hin ſich zu ſenken.

Chriſtian Niemeyer,
Prediger im Halberſtädtiſchen.

II.

Gedichte.

Entſagung.

Nun iſts geſchehn! die That iſt mir gelungen,
Doch wie der Sieger nach Eroberungen
Seh' ich den Schauplatz hinter mir,
Voll Leichen die im Tode glücklich träumen,
Im Schatten hoher Fahnen nun,
Von ihrer blut'gen Arbeit ruh'n,
Und ihre Kronen gern verſäumen.

Ach! Wie die Knospen eines Blüthenbaumes,
Sank das Entzücken meines Jubeltraumes,
Was ich nicht ahnete, iſt klar.
Die Würfel hat das Schickſal ausgeſchüttet,
Mir meine Looſe vorgezählt,
Zu ſeinem Opfer mich erwählt
Und meinen Götterplan zerrüttet.

Was ich geſät, das mußt' ich auch zerſtören,
Zertreten jene halbgereiften Aehren,

Die mich so freundlich angelacht;
Um reiche Zukunft hab' ich mich gekümmert,
Nun liegt der Wünsche Feenwelt,
Wie ein zerschlagnes Aerndtefeld,
Von meiner eignen Hand zertrümmert.

Was mich allmächtig an ihr Herz gebunden
Hab' ich von meinem blutend losgewunden,
Den Dolch mir in die Brust gedrückt.
Es ist geschehn! Vorbei die finstre Stunde
In einem Höllenaugenblick
Gab ich die Seligkeit zurück
Um Qualen einer Todeswunde.

Mein war Sie ewig! Nun ist Sie verloren,
Mir selbst hab ich den Himmel abgeschworen,
Das Höchste kalt in mir zerstört,
Im langen Kampf hab' ich mich selbst gerichtet,
Und was die Sterne schöner malt,
Aus jeder Sonne wiederstrahlt,
Der Liebe Götterbild zernichtet.

O nehmt es hin das hochgepries'ne Leben,
Mit Ihr hab' ich schon alles hingegeben,
Was soll ich Nackender noch hier!
Was bau' ich in beweinenswerther Blöße,

geneigt ſind. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt dieſes dem Thee zuzuſchreiben. Vielleicht, wenn man bey uns die Geſchichte der Krankheiten vor und nach dem Gebrauch des Thees in Europa vergliche, würde man eben dieſe Bemerkung machen. Wenigſtens waren die inflammatoriſchen Krankheiten zu Sydenhams Zeiten ungleich häufiger als jetzo. Der Thee iſt vielleicht eine von den mitwürkenden Urſachen. Das ſchöne Geſchlecht, das dieſer Pflanze günſtig iſt, wird mit dem V. ziemlich zufrieden ſeyn. Doch iſt er nicht der Meynung des D. Bontika, eines Niederländiſchen Arztes, welcher behauptete, man könnte ohne Schaden ein bis 200 Taſſen zu ſich nehmen. Der Niederländer war aber mehr ein guter Politikus, als ſchlechter Arzt; denn er ſchrieb zu einer Zeit, wo ſein Vaterland dieſen ganzen Handel beynahe als Monopolium trieb, und wo den Herren Generalſtaaten daran lag, daß der Gebrauch derſelben mediciniſch empfohlen würde.

Auf das verſchenkte Heiligthum,
Als ſelbſterkämpftes Eigenthum,
Den Tempel meiner Menſchengröße!

Der Hoffnung Honig hab' ich ausgetrunken,
Und brennend iſt mirs in die Bruſt geſunken,
Der Freude Wolluſtkelch iſt leer!
Oft möcht' ich noch des Lebens ſchönen Bürgen,
Der mit dem Füllhorn vor mir ſteht,
Wie ein Geſpenſt vorüber geht,
Auch die Erinnerung erwürgen.

Doch wär auch alles von mir abgeſchieden,
Ein guter Gott tritt lohnend zu dem Müden,
Und drückt mich freundlich an ſein Herz,
Wenn ich auf meinen Trümmern jammernd ſtehe,
Und mit verzweiflungsvollem Blick,
Auf die verlorne Welt zurück,
Mit heißen Thränen niederſehe.

J. A. Koch.

III.

Aufschriften.

Imperium multo maxime miserabile.
Sallust.

A. Sag', was ist das? B. Die Geometrie. A. Was nützt sie? B. Die Erde
Zu vermessen. A. Doch die, so man als Beute gewann?
B. Nein, die ganze! A. Welch' hoher Verstand!
B. Hier siehst du die Karte,
Wo sich unser Reich zieht in die Ferne hinaus.
A. Ach ich seh' es ja wohl, sie haben's so ausgezogen,
Daß es entkräftet streckt alle Viere von sich. *)

Recept zu einem hohen Alter.

Greis, wie gelang' ich am Hof gleich dir zum Ziele des Alters?
„Wenn du das Unrecht erträgst und dem Beleidiger dankst." **)

*) Aristophanes Wolken V. 201 bis 16.
**) Seneca de ira, 2, 33.

Furcht vor dem Weisheits-Schein.

Aus Furcht vor fremdem Spott borgst du der Thorheit Schein:
Schämst du der Weisheit dich, die Weisheit schämt sich dein!

Der festeste Charakter.

Wer ist immer sich gleich? Der Thor! Denn wenn du im Mörser
Ihn zerstößest, er läßt doch von der Thorheit nicht ab!

Discincta vestis, discinctus animus, ne nega.
Accius.

Wie der Rock, so der Mensch; dein losgelassenes Schleppkleid
Zeigt den Mann, der das Band jeglicher Tugend gelöst.

An den Arkadier.

Wenn auch pro prodigo dich erklärt der kritische Richtstuhl:
Immer verschwende du so; denn du wirst darum nicht arm!

Hic finis est —

Großes schuf Leizewitz, größeres versprach er, doch alles begräbt sein
Heimliches Hüttchen und deckt es vor dem Auge der Welt!

Die neuen Lonen.

Tändelnd lockt er die Kleinen und spricht: Seht, glänzendes Spielzeug!
Fröhlich ergreifen sie nun Winkelmaas, Hammer und Kelle! *)

An Stupidus.

Geist versagt die Natur; doch daß dein gemästeter Schweerbauch
Nicht in Fäulniß zerfall', setzt sie mit Seele dich ein! **)

*) Wenn der Hofrath beim Theepunsch C. f. nach Hettingers Anordnung, die Kinder hereinruft, lacht, mit ihnen spielt und sagt: Ey sieh doch einmal, hier ein Schwanz! und hier ein Bein! so deutet Thevenot, nach Visconti's Vermuthung, damit auf den Apparat der Mysterien, der eben so zum Spielzeug gebraucht, auch den Malern angenommen wurde, wie wir jetzt die Attribute der Maurerey als Verzierungen an den Ehrbänden zu tragen pflegen.

**) Chrysippus sagt beim Cicero vom Wesen der Götter 3, 63. das Schwein habe die Seele als Salz beigemischt, um nicht zu faulen.

Mäcenas.

Alles verkündigt den Zärtling dir, sein Gang wie sein Anstand,
Schranzen, Gemahlin und Haus, alles ist üppig geschmückt.
Gerne läßt er sich sehn; er hält mit den eigenen Fehlern
Offenen Markt, und sein Stil ist wie sein Anzug geziert! *)

Rufinus in der griechischen Anthologie.

Heil und Freud' entbietet der Freund der entfernten Freundin,
Kann sie Freud' und Heil finden getrennet von ihm.

An Manche.

Landsmann, versteh doch den Spaß! So manchem versetzte mein Muthwill
Einen Schlag in das Aug', ob ich gleich herzlich ihm hold!

*) Seneca Epistel 114: Quomodo Maecenas vixerit, notius est, quam ut narrari nunc debeat; quomodo ambulaverit, quam delicatus fuerit, quam cupierit videri, quam vitia sua latere noluerit. Quid ergo? non oratio eius aequa

Die Augen-Operation.

Oft, will aus fremdem Auge den kleinen Splitter ich ausziehn,
Schrecket der Balken mich ab, den ich im eignen gewahr!

An ſeine Diſtichen.

Daß nicht der unterſte Platz des Triclinium's ledig mir bleibe,
Iß du heute bei mir, ſprach zum Client der Patron. *)
Eben ſo gehet, ihr Diſtichen, hin, und füllet die Lücken,
Doch, daß nicht Schande von euch habe der unterſte Platz!

X.

---

solnta est, quam ipse discintus? non tam insignita illius verba sunt, quam cultus, quam comitatus, quam domus, quam uxor?

*) Juvenal 5. 17 f.

IV.

Gedankenſpäne.

In einer Fabel von Lichtwehr ſtellt ein Affe an einer wohlgearbeiteten Uhr ſo lange vorwärts und rückwärts, bis ſie gänzlich ſtockt. Die Anwendung auf Aerzte, die ſo ſyſtematiſch an Menſchenkörpern aufziehen und ſtellen, bis der ganze Mechanismus ſtill ſteht, iſt unſtreitig ſehr paſſend. Aber eben ſo paſſend auf ein Heer Neopädagogen, die am Verſtande der lieben Jugend keine beſſeren Verſuche machen. Ich habe einen großen Schulplan für ein großes Land kennen lernen, der, von der lateiniſchen Sprachlehre an, das ganze Feld des menſchlichen Wiſſens befaßte, und den eine ſolche pädagogiſche turpiſſima beſtia homini ſimillima zuſammengeraſpelt zu haben ſcheint.

* * *

„Man ſoll immer mit dem Zeitalter fortgehen;“ dieſer wohlgemeinte Rath wird häufig Studirenden überhaupt, Männern, die ſchon in Aemtern ſich be-

finden, u. s w gegeben. Man sagt hiermit dem Zeitalter etwas schönes. Daß es allmählig vorschreite, glaube ich gern; aber etwan in einer Cykloide, zuverläßig in keiner geraden Linie; denn da möchte ein kleiner Theil unsers Geschlechts fruher klüger werden, als es einer höhern Weltregierung, die auf ihren Nebenwegen so viel mitzunehmen hat, gemäß wäre. In manchen Theilen des menschlichen Wissens, scheint das Zeitalter zuweilen rückwärts zu gehen. Der Staub, der auf diesem oder jenem Felde der Wissenschaften erregt wird, beweißt wenigstens nichts für das Vorschreiten. Ehrliche Leute, die so viel vom Vorschreiten des Zeitalters hören, und dazu sich auffordern lassen, können dadurch sehr irre geleitet werden. Sie thun, was sie nicht sollten, halten sich an conventionelle Formen in den Wissenschaften, die in dem laufenden Jahrzehend eben gangbar sind. Sie schreiten auf gerathewohl mit vor, wie eine Schaafheerde, die dem Leithammel folgt, mag das Thier in einen Sumpf oder in das Wasser laufen; sie laufen mit. Wer in den Wissenschaften sich wenig darum bekümmert, was gegenwärtig eben Mode sey, sondern mit freiem Geiste alles untersucht, was als gut angepriesen wird, und immer aus sich selbst etwas herausarbeitet, der schreitet zuverläßig vor. Hätte sich ehedem Lessing oder Wieland an das

halten wollen, was etwan Gottsched und seines Gleichen als gut patentirt hatten, sie hätten sich übel berathen. Aber sie machten aus sich selbst etwas, und waren endlich so weit vor, daß andere es wohl bleiben lassen mußten, ihnen nachzukommen. —

* * *

Wunderthäter, auch in unsern Zeiten, finden bei dem Pöbel allemal Glauben. Fast noch mehr die Erzählungen von Wundern. Was sind die Legionen Romane, die von Studenten und Erstudenten geschrieben werden, anders, als ein Haufe Wundergeschichten? Etwas gehörig motiviren, eine Begebenheit der Nothwendigkeit unterwerfen, das können die Herren einmal nicht; was in den Romanen geschieht, hat selten einen zureichenden Grund. Es sind Wunder, und wo wir Zeichen und Wunder sehen, da glaubt der bessere Leser gar nichts, und hält den Verfasser für einen poetischen Lügner, d. h. Stümper. Aber weil der Haufe mit solchen Legenden sich gern unterhalten läßt, so erhalten diese Werke einen epidemischen Beifall, daß sie von gemeinen Bürgermädchen und Handwerksburschen, auch von Damen an der Toilette, mit Staunen, mit Andacht, wenigstens mit rühmlicher Duldsam-

keit geleſen werden. An den Gedanken, die darin vorkommen, kann Leſern und Leſerinnen der Art unſtreitig nichts liegen. Wie kämen auch geſcheute Gedanken in ſolche Producte? Kapwein nach Lappland!

* * *

Je prägnanter ein Ausdruck oder ein ganzer Satz, an Nebenbegriffen iſt, ohne daß der eigentliche Hauptgedanke, der herausgehoben werden ſoll, dadurch im Mindeſten verdunkelt wird; deſto beſſer iſt etwas ausgedrückt. So ſagt z. B. die A. L. Z. von einem gewiſſen philoſophiſch-ſchnaubenden Saulus: „daß er Amtshalber jeden Prüfer ſeines Syſtems öffentlich abzüchtige.“ Welche eine Menge Nebenbegriffe, die ich dem, der zu leſen verſteht, nicht zu entwickeln brauche!

* * *

Es giebt Redner, die bei den gemeinſten Dingen, die nur geſagt zu werden brauchten, eine Menge maleriſcher Wendungen verſuchen, und durch ihr Getöſe den Zuhörer auf die jämmerlichſte Weiſe abſpannen. Ein Burſche der Art kommt mir nicht anders vor, als ein Menſch, der Hacken und Spaden

Errata

zum I. Bande des Merkurs.

S. 88. Z. 16. verdienen ließ verdünnen.

S. 104. Z. 24. ließ ist zugleich ein Gegenstand, u. s. w.

S. 107. Z. 23. die Ursache ließ der Gegenstand.

S. 109. Z. 1. muß nach folgender Stelle: „Ich habe schon vorhin bemerkt, daß bey ihnen jede perception zugleich Affection ist, ein Punktum gemacht, und der Rest der Periode ausgestrichen werden.

S. 184. Z. 22. Pont de Nele ließ Pont de Vele.

S. 253. letzte Zeile: vereinigten ließ vernichteten.

S. 256. vorletzte Zeile: Entstehung ließ Bildung.

S. 261. Z. 16. Kanghi ließ Kang-hi.

zur Hand nimmt, ein Loch drei Ellen lang, und eben so tief, auswirft, dabei arbeitet, daß er schwitzt, und endlich eine Fledermaus darin begräbt. —

Kindervater.

V.

Züge zu Kindervaters Charakteristik.

(Beschluß.)

Bisher schilderte ich den verewigten Generalsuperintendenten Kindervater als Menschen und Gelehrten, vorzüglich in seinem praktischen Lebenskreise. Heute versuch' ich, um Ihren Wünschen ganz zu entsprechen, eine Schilderung seines Geistes überhaupt. Hier wird uns sein gesellschaftlicher, sein literarischer Charakter beschäftigen, der ganz aus der Mischung seiner Geisteskräfte entspringt; und wir werden seinen Charakter als Gelehrten auf seinen nähern Lebenskreis Einfluß gewinnen sehen.

Kindervaters Manieren waren kein Produkt des Tanzmeisters oder des gesellschaftlichen Tons;

sie entsprangen ganz aus seiner Individualität. Seine Verbeugungen und Höflichkeitsbezeugungen waren anständig, aber, wie er selbst, einfach und kurz. Repräsentiren konnt' er nicht; und ein, nach den Umständen mannichfaltig nüancirtes Auslegen seiner Persönlichkeit war nicht Ausdruck seiner Person. Ihm war daher auch nicht gegeben, in allgemeinen Gesellschaften, die keinen eigenen Charakter haben, Allen Alles zu seyn. Gesellig und unterhaltend war er auch hier; und, wenn er die ganze Gesellschaft kannte, wußt' er auch in ihren Charakter sich zu stimmen. Aber im Allgemeinen war er solchen Gesellschaften, mit seinem höher gestimmten Geiste, mehr zu viel, als zu wenig: und das gilt in Absicht des Erfolgs, ob man Jemanden ganz goutiren kann oder nicht, immer gleich. Wären nun vollends Gesellschaften (nicht ein einzelnes Individuum) für einen höher Gebildeten, im Durchschnitt um hundert Jahre hinter ihrem Zeitalter zurück; interessirte im Allgemeinen Nichts, was der Gebildete in den Kreis seines Daseyns, seiner reinsten Freuden und innigsten Theilnahme zieht; wäre an Lektüre, literarische Gesellschaften u. dergl. nicht zu denken: wie könnte da noch, zwischen ganz heterogenen Gliedern, volle gegenseitige Befriedigung statt finden! — Gleichwohl gefiel Er, wie ich mit

Gewißheit weiß, auch in solchen Fällen mehr, als Er sich selbst. Hierzu kam bei ihm seine sarkastische Ader und sein reger Witz. Kecke Lecture, fade selbstgefällige Redseligkeit behandelte er nach Verhältniß der Umstände auf eine etwas schneidende Art. Das gab doch natürlich nicht das gewünschte gesellschaftliche Gleichgewicht.

Befand er sich aber unter Männern und Frauen von Bildung und Geist: diesen war er der rechte Mann. Hier befand er sich in seinem Element, und das gab seinen Kräften und Ideen freien Spielraum. Unterhaltend und artig, kam er dann stets in ein nie stockendes Gespräch; und eine Unterhaltung mit ihm ließ am Ende des Gesprächs nie peinliche Leere in dem Gemüth seiner Gesellschafter zurück. Dabei darf man nicht denken, daß er nur über Literatur und Sachen der gelehrten Welt gesprochen hätte: aber der denkende Kopf veredelt durch das Gedachte, das er in seine Unterhaltung unwillkührlich legt, auch den gemeinsten Gegenstand. Sonst paßte er nicht in dessen Ideenkreis. Anekdoten, Neuigkeiten schloß Kindervater, wenn sie entweder augenblickliches, oder von der Zeit nicht abhängiges Interesse hatten, von seiner Unterhaltung nicht aus.

Kam er so im gesellschaftlichen Gespräche in das rechte Ideenspiel seines Geistes: so hatte seine Unterhaltung etwas Pikantes, und man fühlte sich geweckt durch die Eigenthümlichkeit seines Urtheils. Waren auch seine Urtheile bisweilen nur scheinbar: so interessirte doch die eigene Ansicht. Seltener werden diese Eigenthümlichkeit des Urtheils freilich Männer an ihm bemerkt haben, die an Rang über ihm standen, wo der nöthige Respect jeder Unterhaltung eines geistvollen Mannes unausbleiblich Fesseln anlegt. Lessing war am geistreichsten unter seinen Freunden, und in des berühmten, andere Gelehrte überstrahlenden, Johnson's Lebensbeschreibung interessirt sein Biograph am wenigsten durch die, im Gefühle tiefer Ehrfurcht gepflognen, Unterhaltungen Johnson's mit dem König Georg. Etwas Aehnliches mit diesen beiden berühmten Männern, wenn auch nicht in dem ausgezeichnetem Maaße eigenthümlicher Originalität, hatte Kindervater's Gespräch. Er dient zum Beweise, was ein großer Mann auf einen ähnlich gestimmten Geist für einen ausgezeichneten Einfluß haben kann: und das gilt in Rücksicht Kindervaters ganz von Lessing. Für diesen Geist hatte er die größte Verehrung, und er war auf das genaueste mit dessen Werken, zumal im dramatisch-kritischen Fache, vertraut. Auf der Universität

hatte

hatte er Leſſings kritiſche Schriften ſich ſchon zum eigenthümlichen Studium gemacht.

Ein Umſtand wirkte vorzüglich dazu mit, Kindervaters Geſpräch ſo intereſſant zu machen. Er hatte ſich, durch den Umgang der großen Alten und ſolcher Geiſter wie Leſſing, an die unbefangenſte Freimüthigkeit gewöhnt. Wie möchte auch Jemand mit Intereſſe ſprechen, der, immer mit einem Blicke auf hundert ſich durchkreuzende kleinliche Verhältniſſe, jedes ſeiner Worte bewacht? Aengſtliche Rückſichten banden nicht Kindervaters Geiſt. Da galten ihm Perſonen und Sachen gleich. Selbſt über ſeine Freunde urtheilte er, ohne den Gefühlen der Freundſchaft zu nahe zu treten, unter Freunden mit männlicher Freimüthigkeit. Nur in großen, gemiſchten Geſellſchaften hielt er ſich zurück; ſprach über Sachen des allgemeinen geſellſchaftlichen Lebens, der Literatur, auch des Auslandes, zumal der älteren Zeiten, wo die Leidenſchaften ſich nicht in das Geſpräch miſchen konnten, oder mit einzelnen, ihm beſonders zuſagenden Geſellſchaftern, in ſeinem Geiſte. Freilich erleichterte ihm ſeine Kenntniß der franzöſiſchen und engliſchen Sprache (mit welcher letzteren er jedoch weniger, dagegen mit der franzöſiſchen bis zur genauen grammatiſchen und logiſchen Beurtheilung ih-

res Baues und ihrer Schriftſteller vertraut war) und des Characters der verſchiedenen älteren und neueren Nationen, in gebildeter Geſellſchaft, eine ſolche Abwechſelung des Geſprächs.

Philologie war ſchon ſeit den Schuljahren Kindervaters Lieblingswiſſenſchaft, und er hatte ſich gründliche Kenntniſſe unter Fiſcher, der ihn ſehr liebte, darin verſchafft. Aber, nicht bloß Philolog, war er auch mit anderen Zweigen des Wiſſens vertraut, um deren ganzen Einfluß auf die Menſchheit ſchätzen zu können; und eben ſo freimüthig erklärte er ſich über die Einſeitigkeit von Pflegern ſeines Lieblingsfaches. So hegte er eine hohe Meinung von Ruhnken's Gelehrſamkeit und Latein, vorzüglich nach deſſen *Elogium Hemsterhusii*; aber er konnte in deſſen Bedauern, wovon Wyttenbach in Ruhnken's *Vita* erzählt, daß ſein, mit den Alten ſich auf Schulen eifrig beſchäftigender Schulfreund Kant, nicht „*Nostrorum*" Einer geworden ſey, nur die Einſeitigkeit eines ſein Fach allein für wichtig haltenden Gelehrten ſehen. In Wyttenbachs *Vita Ruhnkenii* ſelbſt fand er in deſſen Gewohnheit, alle ſeine Raiſonnements mit Verſen und Stellen aus den Alten zu belegen, und ſich noch obendrein in einem angehängten Appendix von Noten ſelbſt zu

commentiren, einen Anſtrich von Pedanterie, die ihm nur Wehels, aus lauter Floskeln ſeines Autors zuſammengeſetzte Dedication zu ſeiner Ausgabe des Horaz zu übertreffen ſchien. An ſteriten, geiſtloſen Philologen fand er keinen Geſchmack; aber er hatte die Werke eines Bentley, Valckenaer u. A. ſtudirt. Er las Lucian und Horaz im Originale; aber er behauptete, Wieland habe den Geiſt des Horaz beſſer, als einer ſeiner Ausleger gefühlt. Dabei geſtand er ſelbſt, es ſey in den Satyren und Briefen des Horaz noch Manches in philologiſcher Hinſicht zu thun. Am meiſten widerſtand ihm die rohe gegenſeitige Behandlung, zumal der Gelehrten voriger Zeiten in ſeinem Lieblingsfache, und er war mit ſeiner ſatyriſchen Laune voller Anecdoten der Art.

Die Alten las Kindervater in den Urſprachen, mehr zu ſeinem eigenen Nutzen und Vergnügen, als zu irgend einem unmittelbaren philologiſchen Behufe. In kritiſcher Hinſicht las er ſie gar nicht, um etwa Varianten zu ſammeln, oder eigene Conjecturen zu machen, oder einen gelehrten Appatat zuſammenzubringen. Er war ein Fiſcherſcher Schüler und ganz mit dem Grammatiſchen der alten Sprachen vertraut. Aber er blieb ſo wenig der Fiſcherſchen,

grammatischen Behandlungsart der Alten treu, daß er im Gegentheile weit mehr Geschmack an der Ernestischen Methode fand. Ernestis Vorrede zum Hederichschen griechischen Wörterbuche ertheilte er großes Lob. Mit den Reizischen Grundsätzen in der Theorie des Verbum's und dessen Bestimmung der Wortbedeutungen schien er sich weniger, als manche andere seiner Universitätsfreunde bekannt gemacht zu haben; wenigstens hörte ich ihn von Reiz und dessen Grundsätzen nie sprechen, noch eine Anwendung davon machen, was doch selbst bei dem verewigten Heydenreich der Fall war, der auch in seinen philosophischen Vorlesungen, wenn er auf philosophische Grammatik kam, Reizens Grundsätze und Methode sehr empfahl. Dagegen genoß er in seinen Universitätsjahren, des seligen Morus und des Herrn Prof. Becks Unterricht und Umgang. Letzteren schätzte er sehr als Philologen, und hegte eine hohe Meinung von dessen Geiste; auch gieng er nie aus Leipzig, ohne ihn besucht zu haben. Auf der Schule befeuerte ihn Gurlitts Beispiel, von dem er oft gegen mich mit großem Lobe sprach, und mit dem er einen fortdauernden Briefwechsel unterhielt.

Wie Kindervater die Alten las, so bearbeitete er sie auch, wenn er etwas Philologisches heraus-

gab. Auf kritiſche Verbeſſerungen that er ſogleich ſelbſt Verzicht. So wenig es ihm an Scharfſinn im Leben gebrach, der ſeinem Umgange ſogar etwas Pikantes gab: ſo gewiß iſt doch — was ich aus eigenen Eröffnungen deſſelben weiß — daß er ſich nicht gern in die Sphäre der Kritik verflieg. Auch glänzen ſeine Bearbeitungen der Alten nicht durch kritiſches Verdienſt. Seine in ſo mancher Hinſicht ſchätzbare Ausgabe von Cicero's Büchern *de natura Deorum*, enthält auch zur Würdigung ſeiner philologiſchen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit den Maaßſtab. Sie hält ſich vorzüglich an Sacherklärungen und an den Sinn. Da hier die philoſophiſchen Syſteme der Alten, vorzüglich der Academiker, Stoiker, Epicuräer, in Betracht kommen: ſo waren ſie auch vorzüglich der Gegenſtand ſeines Augenmerks. Ueberhaupt war er, wie aus deſſen beſonders herausgegebenen philoſophiſch-philologiſchen Abhandlungen über Cicero's Bücher *de natura Deorum* erhellet, in der philoſophiſchen Geſchichte der Alten ſtark. So ſehr er aber auf Sacherklärungen ausgieng: ſo trennte er ſich auch hier von dem eigentlichen Philologen, der durch verwandte Stellen, entweder des Autors ſelbſt, oder eines anderen Alten, ſeinem Autor Licht verſchafft. Ein ſolches, überall ſpähendes Studium, mit der Feder in der Hand, war ihm zu

mühsam. Doch erläuterte er seinen Autor auch durch Parallelstellen einer anderen Schrift in einer noch ungedruckten Arbeit.

Hält man den Gesichtspunct fest, daß Kindervater die Alten zu seinem eigenen Unterrichte und Vergnügen las: so giebt dies für alle philologischen Arbeiten desselben die rechte Ansicht. Er wünschte dadurch den Nutzen und das Vergnügen, das sie ihm gewährt hatten, auch auf Andere zu verbreiten; was er durch eine Uebersetzung oder eine eigene Bearbeitung eines Alten that. So entstand seine, als treue Nachbildung eines Kunstwerks, nicht gelungene, Uebersetzung des Terenz. Er, selbst mit Laune und Witz begabt, und geleitet von dem Grundsatze: der römische Komiker müsse für Teutsche sprechen, wie unter denselben Umständen ein Teutscher z. B. Officier, Wirth u. s. f. gesprochen hätte, trug dann freilich für den feineren lateinischen Komiker die modernen Farben oft viel zu grell auf, und übersetzte viel zu wenig treu. Dies ist aber auch, unter gleichen leitenden Grundsätzen mit Danz's Uebersetzung von Plautus *Miles Gloriosus* der Fall. Höchst wahrscheinlich bestimmte Kindervatern die schöne Uebersetzung einiger Scenen des Terenz in Lessings Dramaturgie zur Uebersetzung

Der

Deutſche Merkur.

Des zweyten Bandes

Zweytes Stück.

May 1773.

Weimar

Im Verlag der Geſellſchaft.

des ganzen Terenz. Wenn er ſich zu ſehr an die Sitten des gemeinen Lebens in ſeiner Uebertragung hielt: ſo hat dies in der dadurch bezielten größeren komiſchen Wirkung ſeinen Grund. In der That findet man, was auch Garve bemerkt, die großen Komiker (in einzelnen Fällen, mit gutem Glücke, ſelbſt einen Engel und Wieland) oft Ausdrücke des gemeineren Lebens, ſtatt der ſonſt edleren gangbaren, aus keinem anderen Grunde brauchen. Bei Shakespeare iſt dies öfters der Fall. Und allerdings iſt die Ergreifung des komiſchen Geiſtes bei dem Komiker, das Erſte, worauf ein Ueberſetzer zu ſehen hat; eine Rückſicht, in der Wielands Uebertragung der Satyren und Epiſteln des Horaz, obgleich mehr Paraphraſe als Ueberſetzung, ſo ſehr gefällt. In dieſer Hinſicht iſt Kindervaters Ueberſetzung des Terenz, wiewohl unter ihrem Originale, für den ſelbſtdenkenden Leſer doch gewiß nicht ohne Werth. *)

*) Eine ganz gelungene, ſich treu anſchmiegende, metriſche (dieß iſt unerläßliche Bedingung) und doch ächt teutſche Ueberſetzung des Terenz, iſt bei der höchſten Eleganz und attiſch-zierlichen Vollendung des Originals, das bei aller Abhängigkeit von den Urbildern des Menander und Apollodor doch von den oberſten Geſchmacksmännern unter den Römern für den Canon der wahren römiſchen Nettigkeit galt, vielleicht die ſchwierigſte unter allen

Eine andere, noch ungedruckte Arbeit: eine Ueberſetzung der Rede pro Milone, ſchrieb er in demſelben Geiſte. Er ſelbſt zeigte mir ſie einſt, als ich bei ihm war, mit der Bemerkung, er habe keine treue Nachbildung, auch des groſſen, gegliederten Cicero'ſchen Periodenbaues darin zur Abſicht, wie ich; er wolle ein Beiſpiel geben, wie ſich alles in urſprünglich teutſchen Verhältniſſen denken und ſagen ließe. Dies iſt darüber ſein eigener Geſichtspunct.

Aus derſelben Abſicht, die Gegenſtände lebendig durch ſinnliche Bezeichnung hinzuſtellen, gleichſam dramatiſch wahr zu ſchreiben (vivas cujusque rei voces reddere), in dem Tone, in welchem er oft ſelbſt ſprach, erklär' ich mir gewiſſe, aus der Sprache des gemeinen Lebens entlehnte Ausdrücke und Wendungen ſeines trefflichen Werks über die

Ueberſetzeraufgaben. Sie wird gelöſet werden! Unterdeſſen gewährt Terenz die vielſeitigſte Anſicht für Dilettanten und Kenner. Wir haben in dieſer Meſſe nicht nur eine kritiſche Ausgabe des Terenz von Bothe, in usum elegantiorum hominum, ſondern auch eine metriſche Bearbeitung vom Hrn. v. Einſiedel (Luſtſpiele des Terenz, in freier metriſcher Ueberſetzung, Leipzig, Göſchen, 1806, 2 Theile) erhalten, die gewiß auch die Ueberſchrift verdient hätte: für elegante Leſer und Leſerinnen. V.

nützliche Verwaltung des Predigtamts.“ Er wählte hier, wo er oft von Angelegenheiten des Volks zu sprechen hatte, dergleichen Ausdrücke und Wendungen, der sprechenden Wahrheit wegen, gewiß sogar mit Absicht. Wenigstens bewies er durch andere seiner Schriften, daß er auch im Tone der gebildeten Welt, und mit einer gefeilten Rundung schreiben konnte, die, bei aller Reinheit, zugleich durch Leichtigkeit und Anmuth anzieht. Dies ist der Fall in dem Werkchen: Ueber Fischer als Schulmann; einer in jeder Hinsicht gelungenen Schrift.

Ueberhaupt hatte der verewigte Kindervater etwas Dramatisches in seinem Geiste. Darum gefiel ihm auch Lessing so sehr; und Lessing wirkte wieder auf seine Eigenthümlichkeit, verstärkend, zurück. Andere Menschen, in Stimme, Mienen, Stellungen, sprechend nachzuahmen, gelang ihm mit täuschender Wahrheit, und war ihm eine Lust. Aber in demselben Maaße, als er dramatischen Geist besaß, fehlte es ihm, wenn ich so sagen darf, an lyrischem, oder — da das Dichtergefühl sich im Lyrischen am stärksten ergießt — eigentlich poetischem Geiste. Seine Sphäre war die geistreiche Prosa, nicht die Poesie. Poetische Werke sah er, wie ich schon frü-

ker erwähnte, mehr kritiſch von Seiten des Verſtandes, des Witzes, als äſthetiſch von Seiten der plaſtiſchen Einbildungskraft an. Tom Jones gefiel ihm ſehr; Jacobi's gefühlvolle philoſophiſche Romane las er ungern. Wenn ſein Freund Heydenreich, mit innigem Gefühl, in Klopſtock den höchſten Genuß fand, ſo zeigte Kindervater an Klopſtock nie viel Geſchmack. Aber dagegen hatte er auch wieder mehr Sinn als Heydenreich für Lichtenberg; dieſer gefiel ihm überaus. So viel er, an dem dramatiſchen Character des Ariſtophanes, vermöge ſeiner eigenen Neigung für das Komiſche, Gefallen finden zu müſſen hätte ſcheinen ſollen: ſo wenig war dies der Fall. Aber es befremdet mich nicht von ihm. Hier lag der Grund ſeines Mangels an Intereſſe dafür in den großen (politiſchen) Verhältniſſen, die ihm das nicht waren, was ſie demjenigen ſeyn können, der ſich für Politik intereſſirt, und in den, dieſen Verhältniſſen entſprechenden groſſen Maſſen der ariſtophaniſchen Partieen ſeines Luſtſpiels, welche ſo vielen Gelehrten eigentliche Regelloſigkeit zu verrathen ſcheinen, und wodurch der griechiſche Komiker ſeine Stoffe für höhere, indirect darzuſtellende Ideen benutzt. Als ich ihm den zweiten Theil meines Buchs über die alten Claſſiker ſandte, wußt' ich im Voraus, er würde nicht das

Gefallen daran finden, das ihm die liebſten Gegenſtände ſeiner Thätigkeit, welche der erſte Theil enthält, nämlich die ganze proſaiſche Literatur der Griechen und Römer, ſeiner ſchriftlichen Verſicherung zufolge, gewährt hatten, (und gerade dieſem Theile gab ein großer Mann den Vorzug, der dem Autor über dieſer Arbeit vorſchwebte); und ich rieth recht. Er war nicht unzufrieden mit meiner Arbeit; aber er ſchrieb mir eine Kritik, die übrigens durch Nichts philologiſch begründet war, über Pindar und Anakreon. Für die hohe und zarte, liebliche Poeſie beider, nach den beſten Stücken darin, war er nun freilich nicht geſtimmt. Bei Pindar hatten ihm die Stoffe, zumal da ſie immer dieſelben ſind, auch wohl nicht Anziehendes genug. Ueberhaupt las er von Dichtern wenig; nur den Euripides. Dieſen las er, durch den verewigten Morus dazu aufgefordert, der die gänzliche Vernachläſſigung der Dichterlectüre bei ihm nicht billigte (auf Schulen las er, nach der Verſicherung ſeines vertrauteſten Schulfreundes, nur Proſaiker), ſchon auf der Univerſität; und er blieb auch in deſſen männlichen Jahren ſein Liebling.

So vielſeitig ausgebildet, mit dem größten Fleiß von ſeiner Jugend auf und mit der entſchiedenſten Liebe, dem regeſten Eifer für Kultur

und Wissenschaften, als gelehrter Theolog und Philolog, in keinem Zweige dieser weitläuftigen Wiss.aschaften ganz Fremdling, wenn auch nicht in allen — wie von keinem Gelehrten zu verlangen ist — gleich groß, trat Kinderväter in seinen letzten, erweiterten Wirkungskreis. Hier fand er aber die Dinge für seinen Eifer und seine Verwendung, noch gar zu weit zurück. Er drückte sich in starken Klagen hierüber aus, die sich nicht wiederholen lassen. Nur so viel diene zum Beleg. Den Candidaten, die er examinirte, war er ein Schrecken; sie hatten ihn mit dem Namen des schrecklichen Sachsen unter sich gewöhnlich genannt. Und unbillig war er doch, wie ich und Andere ihn kannten, keineswegs. Die Schulen fand er in einem, nicht bildlich, sondern ganz eigentlich — zumal für die untern Klassen — zu denkenden, wilden, rohen Naturstand. Sogleich anfangs hatte er sich in den höchsten Klassen mit einer, in der gelehrten Schule gehaltenen lateinischen Rede als den Mann angekündigt, dem es mit Verbesserung des Schulwesens Ernst sey. Doch er lebte zu kurz, um alles, das zu wirken, was in ihm lag, und sein Sinn stand nach dem Vaterlande. Die Vorsehung hatte ihm es anders beschieden; sie vollendete ihn durch einen frühen Tod. —

Dies sind einige Züge zu dem geistig-moralischen Charakterbilde des Mannes, der für die Welt unter die Edlen gehört, die (außer dem allgemeinen Tribut von Schwäche der Menschennatur quae parum cavet humana natura) das Bild der Menschheit treu und rein darstellen und deren Andenken das alltägliche, todte, kalte Leben erwärmt. O wie wahr sang Klopstock in den frühen Gräbern:

Ihr Edlen, ach es bewächst
Eure Maale schon ernstes Moos!
O wie glücklich war ich, als ich noch mit Euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

Sie sind mit der Treue und Gewissenhaftigkeit aufgefaßt, wie ich wünsche, daß Freunde die mich kennen, mich schildern möchten, wann ich einst nicht mehr bin.

K. G. Schelle.

VI.

Ueber eine besondere Wirkung der Fantasie, wodurch der Genuß landschaftlicher Gemälde, auch wirklicher Gegenden, vervielfältigt und erhöhet werden kann.

Man setze den Fall, es würde eine, genau nach der Natur gemachte Zeichnung einer kleinen Landschaft Mehreren zur Betrachtung vorgelegt. Was wird diese Zeichnung in ihnen wirken? — Versuche die ich deßfalls angestellt habe, lassen mich folgendes theils mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen, theils mit Gewißheit behaupten: diejenigen unter den Betrachtenden, die eine, für Gegenstände dieser Art sehr wenig regsame, oder auch nur ungeübte, Fantasie, oder überhaupt wohl gar keinen Sinn und Gefühl dafür haben, werden auf dem Blatte weiter nichts sehen, als was ihr leibliches Auge sieht: gezeichnete Bäume, Felsen, Häuser ꝛc. Hingegen Betrachtende von einer geschäftigen Fantasie sehen das Bild anders; nämlich sie versetzen es in die wirkliche Natur, wobei zugleich eine dunkele Vorstellung von der Himmelsgegend, nach welcher sie die

Landschaft zu sehen glauben, in ihnen obwaltet, und den, durch die Einfassung des Bildes abgeschnittenen Zusammenhang mit der übrigen, an die Landschaft stoßenden, Gegend, supplirt die Phantasie durch Ideenassoziation. So entsteht im Betrachtenden eine gewisse eigenthümliche Idee in der Phantasie von der abgebildeten Gegend. Was ich unter dieser eigenthümlichen Idee in der Phantasie verstehe, wird aus dem Folgenden deutlicher werden. *)

Gesetzt, einer der Anschauer hätte die gezeichnete Gegend in der Natur gesehen, erinnerte sich aber, bei Betrachtung dieser Kopie, nicht daran, und jetzt, nachdem dieselbe schon in seiner Phantasie ein gewisses Idiom gewonnen hat, sagt ihm der Zeichner: es ist die und die Gegend, das und das Dorf, Bergschloß u. s. w., jetzt wird in der Phantasie dieses Beschauers gleichsam eine Umwälzung vorgehen; das Idiom,

*) In Ermangelung eines schon vorhandenen, sie bezeichnenden, Ausdrucks, will ich sie das Idiom eines Orts, einer Ansicht, Gegend, Landschaft ꝛc. nennen. Die Bestimmung, in wiefern es etwas Objectives, und in wiefern es etwas Subjectives sey, muß künftigen Untersuchungen aufbehalten bleiben, die für das höhere Studium der Landschaftsmalerey nicht unbedeutend seyn dürften.

in welchem er so eben die Landschaft erblickt hatte, verschwindet dadurch, daß die Erinnerung dasjenige zurückruft, worin er, beim ersten Anschauen, die Gegend in der Wirklichkeit sah, oder: die Gegend tritt nun in die bestimmte Reihe associirter Vorstellungen, die er in jenem Zeitpunkte hatte.

Ein anderer Fall: es verirrt sich jemand bei Nacht auf seinem Wege. Er glaubt z. B. gegen Süden gegangen zu seyn, ist aber gegen Norden gegangen, und kommt nun an ein, ihm sonst bekanntes, Haus, das er aber auf seiner vermeintlichen Richtung nach Süden unmöglich hätte antreffen können. Er klopft an; es tritt Jemand heraus, und sagt ihm, wo er sey. Nun wird eine ähnliche Umwälzung, wie im ersteren Fall in seiner Phantasie vorgehen: die eigenthümliche Idee, die er, in Rücksicht auf Lage, Himmelsgegend und Umgebungen in der Wirklichkeit von dem Hause hatte, verdrängt itzt die, welche er sich in seiner Verirrung davon machte.

So kann man auch am hellen Tage bei einer Verirrung in einem Walde, nachdem man lange umhergegangen ist, auf einen wohlbekannten, schon hundertmal betretenen, Weg kommen, ohne ihn

jetzt

jetzt für denſelben zu erkennen. Da nämlich in der Verirrung das, ſonſt uns immer begleitende, dunkele Andenken an die Himmelsgegend, und an das Ganze der Gegend in ſeinem Zuſammenhange *), allmählig verſchwunden iſt, ſo hat nun der, ſonſt bekannte, Weg bei ſeinem Anblick ein ganz anderes Idiom für uns. Auf Reiſen in bedeckten Wagen kann man oft ähnliche Erfahrungen machen.

Hoffentlich wird es nun klar ſeyn, was hier unter dem Idiom einer Anſicht, Gegend ꝛc. verſtanden werde; und da es blos eine Sache des innern Gefühls, auch, mir wenigſtens, noch keine Erörterung derſelben vorgekommen iſt, ſo glaubte ich mich erſt mit dem Leſer darüber verſtändigen zu müſſen, ob man gleich von dem Idiom an ſich, oder von der Idee und Empfindung, die ihm zum Grunde liegt, einem andern eben ſo wenig ein unterſcheidendes Merkmal, als von jeder primitiven Empfindung, z. B. dem Blindgebornen von einer Farbe, angeben kann.

Das Idiom nun iſt eine Sache, wornach ſich

*) Vielleicht daſſelbe, was Barbili in ſeiner Schrift über die Geſetze der Ideen-Aſſoziation S. 10 — 12 unter der Haltung verſteht.

ein groſser Theil des Wohlgefälligen bestimmt, das eine Gegend in der Natur und im Gemälde für den Beschauer hat. Es ist bald mit einer angenehmen, bald gleichgültigen, bald unangenehmen inneren Empfindung verbunden. Der Grund dieses verschiedenen Eindrucks liegt in unzähligen, zum Theil unerforschbaren, Beziehungen, welche die Phantaſie den Gegenſtänden unter einander leihet. Daſs aber hierbei die dunkele Vorſtellung der Himmelsgegend, nach welcher wir eine Landschaft uns denken, oder eine wirkliche Gegend erblicken, die Hauptrolle ſpielt, davon habe ich, auſser meiner eigenen Erfahrung, auch an andern Beiſpiele gefunden. Ich will Eins anführen. Eine Perſon, die ſonſt auf dergleichen Gegenſtände nicht ſehr zu achten ſchien, machte mir einſt auf einem Spaziergange, da wir ſtehen blieben und uns umſchauten, ohne alle weitere Veranlaſſung, die Bemerkung: es ſey doch ſonderbar, daſs ihr die Ausſicht da hinaus (ſie deutete nach Süden) angenehmer vorkomme, als dort hinaus (nach Norden deutend); letztere habe etwas Düſteres für ſie. Sie hatte die Gegend ſchon mehrmal bei Sonnenſchein geſehen. Diesmal war der Himmel bedeckt, die Zeit Nachmittags, beide Ausſichten waren von waldigen Bergen begränzt, und keine hatte etwas beſonders Auszeichnendes. Auch in mir erregten

dieſe beiden Ausſichten gleiche Empfindungen, wie denn überhaupt eine Ausſicht nach Norden hin, ſo fern mir die Himmelsgegend an dem Orte ſchon bekannt iſt, in den meiſten Fällen weniger Angenehmes für mich hat, als nach Süden, Weſten und Oſten. Der Grund liegt vielleicht darin, daß wir die Sonne, wenigſtens in den Ländern unſerer Breite, niemals gegen Norden ſehen. Dem ſcheint zwar eine andere Erfahrung zu widerſprechen: nämlich die Ausſicht in eine Gegend nach Oſten hin iſt gewöhnlich des Abends, und nach Weſten hin des Morgens, bei Sonnenſchein, am angenehmſten, zumal wenn unſer Standort durch ein hinter uns ſtehendes Gebäude, einen Felſ, Wald oder Berg im Schatten liegt, und die Gegend vor uns von der Sonne beleuchtet wird. Dieſe angenehme Wirkung könnte alſo, wenn wir nach Norden hin ſchaueten, und unſer Standort von gleicher Beſchaffenheit wäre, in der Mittagszeit eintreten. Allein um dieſe Zeit ſteht die Sonne zu hoch, als daß die vor uns liegende nördliche Gegend ſich ſo angenehm darſtellen ſollte, wie die, welche von der Morgen- oder Abendſonne beleuchtet wird, wozu noch andere, in der Phantaſie liegende Beziehungen mitwirken. Denn z. B. wenn wir hier in Teutſchland eine nördliche Ausſicht bis zu den rauhen Nordländern, und eine ſüdliche bis zu

dem blühenden Italien und den Küſten ſeiner Meere, in der Phantaſie fortſetzen, ſo muß unſere auch dadurch an Reiz verlieren. Vielleicht erinnert ſich hierbei mancher Leſer auch der ſonderbaren, halb angenehmen und halb ſchwermüthigen Empfindung, die uns anwandelt, wenn zuweilen am Abend eines regneriſchen Tages die ſchweren, dunkelgrauen Wolken in Oſten oder Norden ſich theilen, und auf einmal das heitere Blau aus einer einzelnen Wolkenöffnung hervorſchimmert, und von da aus jetzt, des Abends, die Gegend beleuchtet, da wir doch gewohnt ſind, um dieſe Tageszeit das meiſte Licht von Weſten her auf die Gegend fallen zu ſehen. Der Anblick hat, in Rückſicht auf das heitere Blau an ſich, etwas Erfreuliches, aber auch gewiſſermaaßen etwas Schauerlichwehmüthiges, weil ſich uns die Natur verkehrt zu haben, und wie in einem kränklichen Zuſtande zu befinden ſcheint, und wir werden gleichſam irre an der Tageszeit. Ich führe dies hier an, in ſofern es den Einfluß, den die, uns immer begleitende dunkele Erinnerung an die Himmelsgegend, auf unſer inneres Gefühl hat, zu beſtätigen ſcheint.

Es läßt ſich nun die Frage aufwerfen, kann man das Idiom einer Landſchaft nicht umwandeln, und kann ſie dadurch nicht intereſſanter für uns wer-

den? — Dies geht wirklich an, und theils durch Anstrengung der Phantasie, theils dadurch, daß man dieser mit einem Spiegel zu Hülfe kommt.

So viel Vergnügen mir auch immer der Anblick sowohl gemalter, als gezeichneter oder in Kupfer gestochener landschaftlicher Stücke gewährt hatte, fieng ich doch an, bei deren Betrachtung allmählig einiges wisses lästiges Einerlei zu spüren. Einst aber kam mir eine Marianische Landschaft zu Gesicht, die einen ganz besonderen Eindruck auf mich machte, und bei welcher jenes dunkelgefühlte Einerlei unterbrochen wurde. Dadurch aufmerksam gemacht, untersuchte ich den Grund dieser Erscheinung, und fand ihn darin, daß mir die Marianische Landschaft gegen Süden zu liegen schien, da ich mir hingegen alle anderen, ich mogte nun, während ihrer Betrachtung, das Gesicht nach Ost, West, Süd oder Norden wenden, bisher in der Phantasie nach Osten liegend, gedacht hatte. *)

*) Der Grund von ersterem lag, wie mich dünkt, in der besonderen Vertheilung der Lichter und Schatten auf jener Landschaft. Sie war überhaupt sehr heiter und lichtvoll gehalten. Der Grund von letzterem lag in einem Umstande, dessen ich darum erwähnen will, weil daraus erhellet, wie tief die

Jetzt machte ich den Versuch, ob ich mir nicht eine Landschaft, die mir wie gewöhnlich nach Osten zu liegen schien, nach einer anderen Himmelsgegend gedenken, somit ihr Idiom umwandeln, und das oben erwähnte lästige Einerlei wegschaffen könnte, und es gelang mir wirklich, mit einiger Anstrengung der Phantasie. Die innere Empfindung dabei war mir ganz neu und sonderbar, und — es sey nun ihrer Neuheit wegen, oder weil sie das Product einer, auf diese Art noch nie erprobten Kraft eines Seelenvermögens war, — überraschend angenehm.

ersten Eindrücke auf Einbildungskraft und Fantasie in der Kindheit sind, wie sehr sie haften, und wie sorgfältig daher Erzieher darüber wachen sollten, daß soviel möglich unrichtige verhütet würden. Beim ersten Unterrichte, den ich im Knabenalter in der Geographie erhielt, verfiel ich auf den Irrthum, die nördl. Seite auf den Homannischen Landcharten für die östliche zu halten, was vielleicht daher kam, daß ich, als der Lehrer die 4 Himmelsgegenden, wie sie auf jenen Landcharten angenommen werden, erklärte, mit dem Gesichte gegen Osten saß, und diese vermeintlich östliche Seite referirte ich hernach auch auf Landschaften.

Uebrigens verzeihe der Leser, daß ich so viel von mir und meiner Ansicht gewisser Gegenstände rede. Die Natur des, in der Ueberschrift dieser Abhandlung angegebenen, Sujets zwingt mich dazu, indem ich nicht weiß, in wie ferne dasselbe allgemein, oder individuell ist.

Ich fand jedoch, daß jene Umwandlung bei der einen Landschaft leichter, bei der anderen schwerer fiel, und daß manche durch das neue Idiom an Reiz ausnehmend gewannen, andere hingegen nicht so sehr.

Diese gemachte Beobachtung wendete ich hierauf zu dem Versuche an, einer wirklichen Gegend, vermittelst eines Spiegels, den ich mit hinaus ins Freie nahm, die Richtung nach der entgegengesetzten Himmelsgegend, und dadurch ein anderes Idiom zu geben, was denn auf diesem Wege noch leichter, als vermittelst der Phantasie bei einer gezeichneten Landschaft angieng. Doch auch vor dem Spiegel muß die Phantasie, ob man gleich nun die Ansicht wirklich verkehrt, und zwar verkehrt sowohl in Rücksicht auf die Himmelsgegend, als auf rechte und linke Seite vor Augen hat, erst, wenn ich so sagen darf, in den Zug gebracht werden, bis man sich des neuen Idioms bemächtigt. Man kann dies schon wahrnehmen, wenn man ein Zimmer in einem etwas großen Spiegel beschaut. Anfangs wird uns das reflectirte Bild des Zimmers noch unbestimmt und characterlos vor Augen stehen; so wie wir aber, mit einiger Thätigkeitserhöhung der Phantasie, besonders unsere dunkele Erinnerung an die Himmelsgegend beleben, so wird es ein Idiom für uns gewinnen, und — was

hierbei auffallend ist, — wenn wir den Spiegel in ein anderes Zimmer oder in den Hof des Hauses tragen, und nach der nämlichen Seite wie im ersten Zimmer, hineinschauen, so werden die in unserer Phantasie sich entwickelnden Idiome dieser verschiedenen Oerter einander correspondiren, und zusammen ein gemeinschaftliches und übereinstimmendes Haupt-Idiom geben. Dieser Versuch gewährt ein ergötzendes Spiel für die Phantasie, besonders wenn wir ihn nahe um unsere Wohnung her anstellen. Das Idiom, das sich von den sämmtlichen gewohnten Umgebungen derselben in der Wirklichkeit bei uns gebildet hat, kommt oft in einen angenehmen Contrast mit demjenigen, welches durch das reflectirte Bild in unserer Seele erzeugt wird. Letzteres fällt nicht nur durch seine Neuheit auf, sondern gewinnt manchmal ein gewisses idealisches Ansehen, und wenn wir dann beide Idiome mit einander vergleichen, so entsteht oft eine Empfindung, derjenigen ähnlich, die uns beim Aufwachen von einem süßen Traume, oder beim Rücktritte aus einer idealischen Welt, in die uns ein Dichter führte, in die rauhere Wirklichkeit befällt.

R. im August 1805.

Alexander Weinrich.

VII.

Studien.

Raphael und Pouſſin.

Bern d. 14. Sept. 1805.

Schroffe, das verwöhnte Auge beleidigende Felſen, ein traurig düſtres Grün der Tannenwaldung umgeben mich, unter niedrigen unförmlichen Hütten ſuche ich Schuz vor der Kälte, welche mich von den mit ewigem Eiſe bedeckten Alpen anwehet; aus meinem Himmel, aus einer entzückenden Bezauberung hat mich die Gegenwart unfreundlich aufgeweckt, und die wiederkehrende Beſinnung läßt mir meine Schuld tief empfinden, Ihnen würdiger Mann! nicht eher auf Ihren liebevollen Brief vom erſten Mai geantwortet zu haben. In Ihrer gewohnten Güte, In Ihrer Liebe hoffe ich, Sie werden dem Reumüthigen die Nachläſſigkeit vergeben, die er im Taumel des Genuſſes begieng. So lange mich Roms geweihte Luft umwehte, fühlte ich mich zu ſchwach, Ihnen mit Worten nur den hundertſten Theil von dem mitzutheilen was ich empfand. Zu-

dem wurde mir kaum so viel Muſſe zu Theil, von Zeit zu Zeit einige dürftige Nachrichten an meinen Vater zu senden.

Die während vier und einen halben Monat in Rom verlebten Tage waren die glückseligſten meines Lebens. Ich habe erfahren was ein froher, heiterer und muthiger Sinn, so wie er mir dort zu Theil ward, zu ardeiten vermag; das Beſte, Auserwählteſte habe ich mit vollen Zügen und wiederholt genoſſen; eine Menge Studien habe ich nach Raphaels göttlichen Schöpfungen vollendet; alles Merkwürdige, was ſich mir im Gebiete der Kunſt darſtellte, nach meiner Empfindung mit Wahrheit und nach ſtrenger Prüfung in meine Schreibetafel bemerkt: zwar ſind es nur Bruchſtücke, denn ſie zu einem Ganzen zu bilden, erfordert mehr Muße; aber dennoch ſind es für mich und meine künſtleriſche Bildung äußerſt wichtige Blätter. Faſt kein Tag iſt mir verfloſſen, wo ich nicht eine Stunde in Canova's Werkſtatt zubrachte und mich mit ihm durch herzerfreuende belehrende Geſpräche über die Kunſt ergötzte. Beinahe täglich beſuchte ich den Chevalier d'Arginecourt, einen Mann von großen Kenntniſſen und richtig feinem Gefühl, über deſſen wichtiges nun bald vollendetes Werk ich Ihnen nächſtens

Der

Deutsche Merkur.

May 1773.

I.

Das sittliche Vergnügen.

Von

dem Verfasser der Beyträge zur allgemeinen Naturlehre.

1.

Wessen Stimme ist es, die mir in meinem Innersten Beyfall zuruft, wenn ich eine rechtschaffene Handlung ausübe! Ein Beyfall, der mir eine reine, unsägliche, nie ersättigende Wollust erregt! Die Stim-

einige Nachrichten mittheilen werde. Ich habe mir die Liebe dieser beiden würdigen Männer erworben und mit ihnen einen Briefwechsel angeknüpft. Sie sind in diesem Augenblicke das Beste was man in Rom, im Fache der Kunst, antrifft; deswegen habe ich mich auch ausschließlich nur an sie gehalten, und allen übrigen Umgang, den ich nach flüchtiger Beschauung als gehaltlos erprobte, vermieden: damit ich an dem Alleinseeligmachenden lange stehen bleiben konnte, lernte ich an tausend ganz gleichgültigen Dingen vorübergehen.

Ich gestehe Ihnen, der große Styl Poussins hatte auf mein junges Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht, und mir schwebte er als Muster vor. Mein guter Vater warnte mich oft, indem er zwar den großen Styl des Poussins als Muster anpries, aber mir anrieth das Lebendige, Ausdrucksvolle in den Werken Raphaels und in der Natur zu studieren. Ich empfand dies zwar, aber ich konnte noch nicht zur völligen Anschauung meiner selbst gebracht werden, bis ich endlich Raphaels glorreiche Werke im Vatikan sahe, bis sein Geist im ganzen Umfange seiner Schönheit aus dieser vollstän-

digen Sammlung auf mich wirkte, und mich eine lebendigere, noch nicht nach unserer leidigen Mode zugeschnittene Natur in Rom umgab. Da ward ich tief bis in's Innerste bewegt; nun erst lernte ich die Werke meines Vaters völlig verstehen, der hohe Geist Raphaels sprach näher zu meinem Herzen, und es senkte sich der mich umhüllende Nebel. Jetzt lernte ich einsehen, daß Poussin für den jungen Künstler ein gefährliches Muster sey; indem der Anstrich seiner Größe sich leicht mit Oberflächlichkeit verträgt und in Manier ausartet. Ja er selbst wußte das innige Leben, den sprechenden Ausdruck der Seele nicht aufzufassen und mit einfacher Größe wiederzugeben. Da wo er ganz lebendig ist, wird er oft gemein. Weil er also mehr einen grossen imposanten Eindruck des Ganzen, als jene raphaelische Lebendigkeit suchte, so verfiel er oft in den Fehler, Gegenstände darstellen zu wollen, deren ganze Schönheit und Handlung in Worten bestehen; wieder eine Klippe, an der die durch die Geschichte erhitzte Imagination des jungen Künstlers strandet, durch das Beispiel eines so großen Mannes verführt. Um die Verschiedenheit der raphaelischen und poussinischen Kunst recht zu empfinden, vergleiche man die ersten Entwürfe dieser beiden Meister mit einander.

In den Figuren Pouſſins iſt noch kein Ausdruck angedeutet, die Bewegungen ſind meiſt ohne Leben; dahingegen findet man eine groſſe majeſtätiſche Gruppirung, eine ſchöne Andeutung breiter Gewändermaſſen, impoſante Hintergründe und eine trefflich groſſe Vertheilung des Schatten und Lichtes; es iſt alles mehr auf den äuſſeren Schein, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, als auf den innern, das Herz ausſprechenden Gehalt abgeſehen.

In den erſten Entwürfen Raphaels zeigt ſich als Hauptzweck eine wahre, lebendige und edle Darſtellung des aufgegebenen Gegenſtandes; dies Beſtreben lieſs ihm der darzuſtellenden Begebenheit immer die für bildende Kunſt ſchicklichſte, und eben daher ſchönſte, Seite abgewinnen. Einen Beweis von dieſer groſſen Gabe, von dieſem feinem Gefühle, die Begebenheit von der rührendſten, ſich ausſprechenden Seite aufzufaſſen, giebt uns ſeine Bibel der vatikaniſchen Logen. Dies alles machte mich aufmerkſam und verſenkte mich in ein Meer von Unterſuchungen, deren Reſultat ich Ihnen hier mittheile.

Wäre es mir doch vergönnt, Ihnen mündlich dies vorzutragen, denn ich fürchte meine Ge-

danken nicht klar genug hinschreiben zu können, weil ich mehr gewohnt bin die Zeichen- als Schreibefeder zu führen; doch Sie werden Nachsicht mit mir haben, und so entfalte ich kühn das Ganze vor Ihrem prüfenden Auge.

Von allen Werken Raphaels im Vatikan gewährten mir immer die Schule von Athen und der Streit über das Sacrament den größten Genuß; man bemerkt in diesen eine Lebendigkeit und Reinheit des Ausdruckes, die er in den übrigen dort befindlichen Werken nie übertroffen hat. Doch um über das Bild der Disputa gehörig zu urtheilen, müssen wir erst völlig untersuchen, wodurch das Vergnügen entsteht, welches uns bei dem Anblick desselben ergreift, und unsere ganze Seele fesselt. Angenehme, dem Auge schmeichelnde Gruppirung und mahlerische Anordnung bringen dieses Wohlgefallen nicht hervor, denn es würde eine lächerliche einseitige Vorliebe verrathen, die Anordnung dieses Bildes, vorzüglich des oberen Theiles angenehm und mahlerisch finden zu wollen; weder die Wirkung einer pikanten Beleuchtung, noch den Reiz einer glänzenden Farbenmischung kann man als Ursache angeben, da beide Theile hier nicht von großer Vollkommenheit sind,

ja von der erstern findet man keine Idee in dem Bilde. Endlich kann sein Hauptverdienst nicht in hoher idealischer Schönheit der Formen bestehen, indem die Formen mehr oder minder getreu der Natur nachgebildet sind. Es bliebe uns also nur noch der Seelenausdruck, die edle sprechende Darstellung rein menschlicher Gemüthsbewegungen. In diesem Theile der Kunst besteht die vorzüglichste Schönheit dieser Freske und der meisten Werke Raphaels. Dieses innige Auffassen menschlicher Charaktere und Regungen, wie sie sich auf der Oberfläche abspiegeln, lebendige Darstellung derselben in geistigen edlen Formen, dies scheint mir das hohe Ziel, nach welchem Raphael strebte, und die Vollkommenheit, die er darin erreichte, hat ihn so hoch über alle Künstler, die vor und nach ihm lebten, erhoben, macht ihn für Herz und Geist zugleich so belehrend und einnehmend.

In dem Bilde der Disputa führt er uns in eine Versammlung ehrwürdiger Männer, welche über einen wichtigen göttlichen Gegenstand nachdenken und streiten. Mit welcher edeln Lebendigkeit und Kraft ist hier das tiefe Denken, Zweifeln, die gespannte Wißbegierde, belehrender Eifer, und volle Freude der gelösten Zweifel nach dem Charakter der

verschiedenen Gemüther auf die abwechselndste Weise dargestellt! und wie nun mit heiterer Ruhe die Gottheit mit ihren Heiligen in lichter Glorie über das heftige Treiben und Weben der irdischen Geschöpfe einherschwebt, ein Vorbild der schönen geistigen Vollendung! Großer Raphael! wie erhaben, wie innig empfunden und natürlich ist alles in deinem unsterblichen Werke! Andacht und Staunen ergreift des stillen Beschauers Seele, der deinem hohen Geiste und deiner treffenden seelenvollen Darstellung des menschlichen Gemüthes folget. Vergieb, hoher Geist! wenn sich in der Seele des lehrbegierigen Kunstjüngers unwillkührlich die Frage empor drängt: Wie und auf welchem Wege du doch zu dieser hohen Stufe in der Kunst gelangt seyest. Gern kehren wir zu deiner frühern Bildungsgeschichte zurück; dort, so viel wir mit blödem Auge vermögen, den Keim und die allmählige Ausbildung deines Genius zu belauschen und zu verfolgen. Denn obschon Santio mit den höchsten Anlagen zu der herrlichen Mahlerkunst geboren wurde, obschon vielleicht während Jahrhunderten nicht wieder ein Mensch unter so glücklichem Gestirne zur Welt kommen wird, so ist es doch von der grösten Wichtigkeit, zu untersuchen, auf welchem Pfade er zu dieser Ausbildung, zu dieser hohen Stufe der

Vollen-

Vollendung gelangt ſey; denn wenn auch immer bei einem wahren Genie das Talent durch die Folgen einer fehlerhaften Anleitung durchleuchtet, ſo gelangt es doch nie ohne gute Anleitung und gehöriges Studium zu dem Gipfel in der Kunſt, zu dem Raphael ſich emporſchwang. Was könnte uns alſo wichtiger ſeyn als ſeine Bildungsgeſchichte, um auch in ſeine Fußtapfen zu treten, und nach dem Maaße unſerer Kräfte auf dem wahren Wege fortzuſchreiten.

Pietro Perugino habe getreue, ſelbſt etwas ins Sklaviſche ausartende, Nachahmung der Natur als eine der vorzüglichſten Eigenſchaften, als einen der Hauptgrundſätze der Kunſt an. Auch Giovan Santi hatte dieſelben Grundſätze, wie aus ſeiner Vermählung der heiligen Jungfrau in der Sacriſtey der Conventuali zu Sinigaglia hervorleuchtet. Der junge Raphael wurde alſo früh von ſeinem Vater und dem Perugino angehalten, die Natur mit allem Fleiße und aller Treue nachzubilden. Mit welcher ängſtlichen Sorgfalt er dies that, kann man aus ſeinen Zeichnungen dieſer Epoche ſehen; wie er ſich bemühte, jeder kleinen Bewegung, jeder Zufälligkeit der Natur zu folgen. Wie ſehr muß dies ſein Auge und die Hand geübt haben! Indem er nun die in-

dividuellen Züge seiner verschiedenen Modelle mit aller ihm möglichen Treue und Wahrheit darzustellen suchte, wurde sein Geist und Auge geübt, das Characteristische der verschiedenen Gemüther zu fassen, und zugleich gewöhnte sich die Hand, sie mit Bestimmtheit wiederzugeben. Von der andern Seite lernte er auch die ganze Lage einer Figur und ihrer Glieder, das eigentlich Charakteristische einer Stellung oder Handlung schnell und richtig auffinden, weil er durch das häufige Zeichnen nach der Natur frühe einsehen lernte, daß das eigentlich Natürliche und Ausdrucksvolle einer Handlung bei dem Vorbilde nur einen Augenblick wäre. Die Fertigkeit des schnellen und richtigen Auffassens, die er sich dadurch erwarb, gewährte ihm in der Folge einen großen Vortheil, denn alles, was er in der Natur Schönes und Ausdrucksvolles sah, prägte sich dadurch seiner Seele tief und bestimmt ein, gab ihm den großen Reichthum der Ideen, den dem Leben abgestohlenen Ausdruck, und den stillen großen ins Weltall ergossenen Geist.

Mit dem Hauptvorzuge eines jungen Künstlers, nämlich bestimmter Darstellung des Wirklichen, ausgestattet, trat er nun seine Reise nach Florenz an. Dort lernte er die Antike, die Werke eines

Leonardo da Vinci, Michel Angelos und Fra Bartolomeo kennen. Er verbeſſerte nach dem letztern ſeine Farbenmiſchung, die Behandlung des Pinſels und den Faltenwurf. Die Werke der beiden erſtern gaben ihm einen größeren Character, und durch den Anblick der Antiken lernte er das Weſentliche von dem Ueberflüſſigen unterſcheiden, er vermied ängſtliche Nachbildung der zum Ganzen und zum Ausdruck nichts beitragenden kleinen Zufälligkeiten der Natur. Die Werke des Maſaccios ſcheinen einen tiefen Eindruck auf ſein jugendliches Gemüth bewirkt zu haben, ſo daß er ſelbſt in ſpätern Jahren nicht verſchmähte, Ideen aus deſſen Werken zu entlehnen; auch näherte ſich dieſer Künſtler vor allen Vorgängern Raphaels am meiſten dem ſchönen Ziele der Kunſt. Nun wurde bald nachher Raphael durch ſein günſtiges Geſchick nach Rom gerufen, um dort durch Ausführung der großen Werke im vaticaniſchen Pallaſt völlig gebildet zu werden, und ſich ein unſterblich ſchönes Denkmal zu ſetzen.

Wenn wir nun mit dieſer Bildungsgeſchichte jene unſerer meiſten jungen Künſtler vergleichen wollen, ſo werden wir eine große weſentliche Verſchiedenheit in derſelben bemerken. Kaum iſt die

Hand des Knaben durch ihm vorgelegte Kupferstiche oder Zeichnungen etwas gebildet worden, so wird er gleich angehalten, nach Gipsabgüssen der Antike zu zeichnen. Nur einige wenige Augenblicke werden, nachdem er schon einige Zeit nach der Antike gearbeitet, dem Studium der Natur gewidmet. Dadurch bekommt der junge Künstler in dem Laufe eines Jahres nur wenige verschiedene Stellungen des menschlichen Körpers zu sehen, und meist nur solche, die bloß dazu dienen, die Kenntnisse von Anatomie, Verkürzung und so weiter zu befördern, denn auf das Natürliche und Ausdrucksvolle der Stellungen wird im Allgemeinen wenig Rücksicht genommen. Durch das Zeichnen nach Gips erhält er nicht den schnellen richtigen Blick, das Charakteristische einer Stellung aufzufassen, denn weil sein Vorbild in derselben Stellung bleibt, so bringt er die richtige Lage der Glieder mehr durch steigende Vergleichung hervor, er verliert also den großen Vortheil, den Raphael in der Folge aus dieser Fertigkeit zog. Die Werke der alten Bildhauerkunst bieten uns zwar Charactere dar, aber die Gegenstände, die der Maler bearbeitet, und die Weise, wie er sie darstellt, nöthigen ihn, solche in vollem Leben als handelnd zu bilden, er hat ein ganz anderes Feld zu bearbeiten: er stellt ganze Begebenheiten dar: er

me des Allmächtigen ist es; des Allmächtigen, der den Menschen, das vollkommenste seiner Werke, tugendhaft, ihm ähnlich haben will.

2.

O meine Emille, sage mir, wer gab dir den Schlüssel zu den Herzen aller Menschen? Wie kömmt es, daß jeder in deinem Umgange sich besser glaubt; durch deinen Umgang besser wird? Wer giebt dir Kräfte genug, die Schwäche, die Schmerzen deines Körpers, dich selbst zu vergessen, um auf das Wohl anderer bedacht zu seyn? Um alle deine Schritte mit gefälligen, rechtschaffnen, edlen Handlungen zu bezeichnen? Sind dies nicht Würkungen deiner wohlthätigen, reinen, den Engeln ähnlichen Seele?

Ihr Herrschsüchtigen, ihr Ruhmgierigen, ihr Wollüstlinge, sättiget eure Triebe, und sagt, ob ihr das holde Vergnügen empfindet, das aus dem ganzen Wesen Emiliens hervorstralt? Zwar bildet die Natur wenig Emilien! Wer besitzt, wie sie, das zärteste, lebhafteste, richtigste Gefühl? Aber, ihr Sterblichen! jeder von euch erfülle die Pflichten seines Standes und jeder wird den Nektar der Selbstzufriedenheit, der innern Seelenruhe kosten. Erfüllung der Pflichten ist die Grundlage aller Tugenden, und aller ächten Glückseeligkeit.

kann viele Figuren zu einem wahrscheinlichen Ganzen zusammensetzen: er giebt jeder Sache ihre Farbe, kurz, er muß sich mehr an die Natur halten. Dies alles lernt unser Jüngling nicht einsehen, seiner Seele prägt sich eine Größe der Formen, eine gewisse Einfachheit der Bewegungen ein, die in seinen Gemälden in Steifheit und Lebloßigkeit ausartet. Ihm schwebt hohe idealische Schönheit der Formen als ein einzig Wünschenswerthes vor Augen, und dieses soll er nur durch das einzige Studium nach dem Marmor erlangen, da die Griechen selbst die Natur studirten, und an der Urquelle schöpften? Führet man diesen jungen Mann auch nachher zur Natur zurück, so sieht er sie nicht mehr mit dem prüfenden, unbestochenen Auge der Wahrheit, sondern durch das Medium seiner schwankenden, unverdauten Ideen, die er sich von den Antiken abstrahirte. Bei Erfindung eines Bildes denkt er immer die Figuren so zu wenden, daß sich die Formen des Körpers von der schönsten Seite zeigen; seine Ideen von Idealschönheit kann er nicht dem Characteristischen und Sprechenden aufopfern, wie wir dies doch in den gepriesensten Werken jenes großen Künstlers zuweilen bemerken; weil aber unsere Seele von der Schönheit der Gedanken, der Wahrheit der Darstellung und von dem Sprechenden des Ausdrucks in derselben

gefesselt wird, so finden wir erst bei kaltem Klügeln, daß manche seiner Figuren für Schönheit der Formen nicht ganz vortheilhaft gewandt sind.

Auf der anderen Seite sind auch unsere Forderungen zu stark: wir wollen, daß unsere Maler nach allen Theilen der malerischen Schönheiten streben, sie sollen das Höchste in allen Fächern zu einem vollkommenen Ganzen vereinigen. Nun sind die jungen Künstler bis in ihr dreißigstes Jahr bemühet, einzelne Studien in Hinsicht der Farbenmischung, des Natürlichen und Idealischen der Formen, des Ausdrucks, der Grazie und endlich in Hinsicht der Wirkung von Schatten und Licht zu machen; sie suchen die Verdienste eines Tizians, Correggios und Raphaels zu vereinigen; dies ist abgerechnet, daß sie sich abarbeiten, widersprechende Eigenschaften vereinigen zu wollen (sehen Sie den Brief meines Vaters aus Paris über diesen Gegenstand), auch in einer anderen Rücksicht ein Hinderniß, große Fortschritte zu machen, hierdurch verliert der junge Mann den Muth, etwas Großes zu unternehmen, das einzige Mittel, seine Hauptfähigkeiten auszubilden. Hätte Raphael nicht schon in seiner Jugend große Werke unternommen, so würde er nicht so groß geworden seyn. Dem vier und zwanzigjährigen Jüng-

linge wurde, obschon er noch nicht alle Theile der Kunst in seiner Gewalt hatte, das wichtige Werk der vatikanischen Gemälde aufgetragen, und mit Kühnheit legte er Hand ans Werk. Wir aber versäumen unsere beste Zeit, die wahre Epoche der Fortschritte, durch nichtige Versuche nach Vollendung strebend.

In Hinsicht der practischen Erziehung der Kunstjünger scheinen mir demnach folgende Vorschläge ausführbar.

Ich würde dazu rathen, den ersten Anfängern nicht die gewöhnlichen Kupfer der Antiken vorzulegen, sondern die ausdrucksvollsten, bestimmtesten Köpfe aus den Werken des Raphaels, und selbst aus den Werken eines Masaccios und einiger der besten älteren Maler; Köpfe, die an bestimmte, individuelle Züge gränzten. Dies würde nicht allein dem Anfänger eine Idee von Wahrheit und Leben einprägen, sondern ihn auch nöthigen, sein Vorbild mit der äußersten Richtigkeit und Bestimmtheit nachzubilden, weil bei Köpfen von dieser Art, die Fehler gegen Aehnlichkeit für das Auge viel merklicher und auffallender sind; dahingegen gewöhnt er sich bei den ganz idealischen Vorbildern an eine ohngefähre und schwankende Nachahmung, weil sein ungeübtes Auge

nicht die Feinheiten zu faſſen vermag. Es würde der Schüler auf dieſem Wege eher zu einem ſchnellen Auffaſſen und richtigem Nachbilden gelangen. Auch würde ich ihn, wenn er ſchon einige wenige Fertigkeit erlangt hat, anhalten, verſchiedene Köpfe nach der Natur zu zeichnen. Alsdann erſt führe man ihn zu der Antike, daß er die ſchönen Formen kennen lerne, ſein Geiſt ſich zu einer höheren Anſicht der Natur erhebe; doch müßte er das Studium nach der Natur unausgeſetzt beibehalten. Es ſcheint mir nicht hinlänglich, daß die Schüler, welche ſchon einen höheren Standpunct in der richtigen Zeichnung erlangt haben, bloß nach dem geſtellten Modelle ausführliche Zeichnungen verfertigen, ſondern ich würde ſie auch dazu anhalten, oft flüchtig eine zu dieſem Behufe aufgeſtellte Figur oder Gruppe mit wenigen Zügen auf das Papier zu entwerfen, ſtreng auf das Lebendige der Bewegungen, der richtigen Lage des Ganzen und der Wendungen der Glieder achtend. Sehr nützlich wäre es, wenn die jungen Künſtler ſelbſt wechſelsweiſe, mit einem Mantel bekleidet, verſchiedene Stellungen, die einen beſtimmten Ausdruck darböten, halten wollten, während dann die übrigen dieſe Stellung entwürfen. Dies gäbe den Vortheil einer groſſen Mannichfaltigkeit in den Bewegungen, den Formen, und dem, den verſchiedenen Characteren gemäſ-

ſem Ausdruck. Bei dieſer Uebung hätte denn der Lehrer die ſchönſte Veranlaſſung, über Wahrheit der Darſtellung, über das Niedrige und Edle in derſelben und über Ausdruck zu ſprechen, indem er ſeine Schüler auf einige der ſchönſten Werke des Raphaels und Dominichino's in dieſer Hinſicht aufmerkſam machte, ihnen die geheimſten Tiefen dieſer göttlichen Werke aufſchlöſſe. Dieſe treffliche Vorbereitung wäre geeignet, den Schüler ſchneller vorwärts zu führen.

Raphael ſcheint ſich auch ſelbſt zu den erſten Entwürfen der Natur bedient zu haben, wie man dies aus ſeinen Zeichnungen ſehen kann; ich führe folgende als Beweiſe an, die den Gang ſeines Studiums genau beſtimmen.

In der Sammlung zu Paris befindet ſich der erſte Entwurf zu der Figur der Maria in dem eben dort befindlichen, für Franz den Erſten gemalten Bilde der heiligen Familie. Die Figur iſt leicht mit Rothſtein entworfen und ſtellt ein im Hemde ſitzendes Weib dar. Die Formen des Nackten und der Faltenwurf des Hemdes, ſind ganz getreu der Natur nachgebildet, es ſcheint, daß ihm hier vorzüglich viel an der natürlichen Lage der Glieder im Ganzen gelegen

war. Dann führte er auf einem anderen Blatte die nackten Theile, wie auch das Gewand, getreu nach der Natur aus, selbst im Faltenwurfe kleine Zufälligkeiten nachahmend, welche er nachher im Bilde wegließ. Der Arm an dieser Figur ist ganz bestimmt nach dem Nackten ausgesucht, oben aber auf demselben Blatte hat er ihn mit dem Gewande bekleidet dargestellt. Diese kostbare mit Rothstein fleissig ausgeführte Zeichnung, befindet sich in der herrlichen Sammlung zu Florenz. Eben da findet man auch den ersten Entwurf zu der Gruppe der heiligen Magdalena und dem Johannes, welche die heilige Jungfrau unterstützen, aus dem unter dem Namen il Ipusimo di Sicilia bekannten Bilde. Alle Figuren sind nach der Natur: man sieht, daß er sich die ganze Gruppe hat halten lassen, deswegen ist alles nur mit flüchtigen aber lebendig bestimmten Zügen hingeworfen; ja er hat ganz das Costüme seiner Modelle, und den ganz zufälligen Faltenwurf getreu nachgebildet. Eben so deutlich sieht man diese Weise zu verfahren, in dem Entwurfe einiger Figuren zu dem Carton des im Areopag zu Athen predigenden Paulus. So wie dieses Bild eine der göttlichsten Erfindungen dieses großen Mannes ist, so zeichnet sich diese Zeichnung als eine der ausdrucksvollsten, edelsten vor allen anderen, die ich von seiner Hand

ſahe, vorzüglich aus; ſie iſt einer der kräftigſten Beweiſe für meine Behauptung, wie Sie in der Folge nach Erhaltung einer Kalke von derſelben finden werden; denn ich erhielt glücklicherweiſe die Erlaubniß ſolche durchzuzeichnen. Ich denke mir Ihre Freude, die Sie bei dem Anblicke derſelben haben werden. Noch eine Menge ſolcher könnt' ich anführen, aber dieſe wenigen ſind zum Beweiſe hinlänglich.

Wir Neueren verfahren beim Componiren auf ganz verſchiedene Weiſe: unſere Anordnung iſt ſchon beſtimmt, weil wir das Ganze auch auf Wirkung von Schatten und Licht berechnen müſſen, unſere Figuren haben ſchon ihre beſtimmten Stellen und Wendungen, weil wir unſere Gruppen ſchön und angenehm anordnen wollen: nun erſt wenden wir uns zu der Natur, nicht um dort dem Lebendigen, Natürlichen und Ausdrucksvollen der Mienen und Bewegungen nachzuforſchen und ſie zu ergreifen, denn wir zwingen unſer Modell in die von uns erfundene Lage, ſondern um die einzelnen Theile mit Sorgfalt nach demſelben auszuführen. Man tritt dann vor das vollendete Bild, welches uns auf den erſten Augenblick ergreift, alles ſcheint uns ſo wahr, ſo natürlich, aber dennoch bleiben wir kalt, da iſt kein Ton, der die Saiten unſerer Empfindungen

sympathetisch in Bewegung setzt: das Kunstwerk spricht nicht zu unserem Herzen — dies scheint uns ein Widerspruch, den wir nicht zu lösen wissen, bis wir nach genauerer Beschauung finden, daß das Natürliche nur in der Ausführung der einzelnen Theile, nicht aber in dem großen Ganzen, in den Bewegungen, in dem Seelenausdrucke liege. Diese Wirkung machten meist alle Werke der neueren französischen Schule auf mein Gemüth.

Außer diesem hatte Raphael ferner den Vorzug eine Menge Schüler zu haben, die das fühlend, was er darstellen wollte, ihm zum Modelle dienten; manche glückliche Idee und ausdrucksvolle Gruppe mag er wohl dieser Verfahrungsweise verdanken, denn es giebt gewisse feine Bewegungen in der Natur, die vergebens der Geist eines Künstlers aus der Einbildungskraft zu ergreifen sucht.

In Ansehung des Ausdruckes veredelte Raphael die Natur, da er sie in den Formen meist nachahmte, wie er sie mit weiser Auswahl fand. Ja oft bleibt er unter der schönen Natur, denn ich sahe schönere Weiber in den Straßen Rom's als die Köpfe seiner Musen, von denen doch einige sich durch Annäherung zu idealischer Schönheit vor den übrigen

Gebildungen dieſes Meiſters auszeichnen. Die Köpfe ſeiner Madonnen ſind meiſt auch aus der Natur gewählt: die Züge ſind nicht die hoher idealiſcher Schönheit, aber der Ausdruck von harmloſer Güte, lieblicher Unſchuld und Reinheit, den er ihnen zu geben wußte, bezaubert das Herz, erhebt ſie zur Gottheit. Seine Geſtalten ſind ſchön und edel, weil ihr Seelenausdruck groſſe und edle Gemüther ankündigt; deswegen verdienen ſie unſere Hochachtung, bleiben unſerm Herzen aber dennoch nahe, denn ſie ſind doch immer menſchliche ſympathetiſche Weſen.

Endlich lebte Raphael in Rom, wo es eine ganz andere Menſchenbildung wie bei uns giebt, die noch nicht nach dem allgemeinen Modell des flachen Weltanſtandes geformt iſt. Mir iſt es immer lächerlich, wenn wir in unſeren Regionen dem Künſtler zurufen: folge dem Beiſpiele des weiſen Leonardo, der nie ohne ſeine Zeichentafel ausgieng, nie ohne ſie mit Studien bereichert zu haben, zurückkehrte. Was ſoll denn der Künſtler bei uns ſehen und aufzeichnen? In Italien und vorzüglich in Rom iſt dies ganz verſchieden. Für's erſte zieht der Anblick eines auf der Gaſſe zeichnenden Künſtlers nicht die Neugierde auf ſich: denn dort ſind die Menſchen müſſiger; ſie ſtehen

und ſitzen häufig auf der Gaſſe zuſammen in heftigen Geſprächen, oder ſie ſehen dem Tanze ſchöner junger Mädchen zu; die Weiber ſind ungemein ſchön, und in ihren Bewegungen herrſcht bis zum gemeinſten Volke Adel und Grazie: wenn ſie einen Sänger der Geſchichte eines Helden oder Heiligen umgeben, ſo malen ſich auf den Geſichtern der Umſtehenden die verſchiedenſten Gemüthsbewegungen, mit jener Stärke und Feuer, das dieſem Volke eigen iſt, und der Maler findet alsdann ausdrucksvolle Köpfe, Stellungen und Gruppen für ſein Studium. Man denke ſich nun noch die edleren größeren Formen dieſes Volkes, welches noch bis zur gemeinſten Claſſe die Idee an die ehemaligen Beherrſcher der Welt erweckt. Arme, Bruſt und Beine ſind nackt, und daher viel ſchöner geſtaltet als bei uns; wie kühn und herrlich iſt ihre Bruſt gewölbt! Andere tragen große Mäntel, welche ſie auf die ſchönſte und mannichfaltigſte Weiſe, ſo wie man es auf den antiken Vaſen und Basreliefs erblickt, zu werfen wiſſen. In dieſem Coſtüme nähern ſie ſich ganz den alten Römern, wie denn auch ihre Lebensweiſe viel ähnliches, vorzüglich in jenem Theile der Stadt, den man Traſtevere nennt, hat: dort herrſcht noch ganz der Geiſt und viele Gebräuche der alten Zeiten, wovon es auch vorzugsweiſe vor den übrigen herzuſtammen glaubt, und des-

3.

Wie beglückt iſt der rechtſchaffne Ehemann in den Armen der geliebten Gattin! Für ihn ſchlägt in dem reizvollen Buſen das edelſte Herz. Ein Herz, das ganz Empfindung iſt. Ihre ſanftredenden Augen, der ſchönſte Mund, lächeln ihm innigſte Zärtlichkeit und Empfindung zu.

Ich beobachte den Gatten genauer. Er iſt minder heftig als ehemals; ſein Herz iſt beſſer; ſeine Freuden ſind erhöhet, ſein Kummer verſüßt. Dies ſind Werke der Liebe; Werke der holden Gattin. Der Gegenſtand ſeiner reinen Triebe iſt zugleich für ihn ein eifriger, ſcharfſehender, beſcheidener Freund. Rings um ihn her ſind unſchuldige muntere Geſchöpfe, die ſein Daſeyn vervielfachen. In den Kindern liebt er die Mutter, in der Mutter die Kinder, und immer beglückter je brünſtiger er liebt. Gleich fern von gährenden Leidenſchaften und ödem Kaltſin flieſſen ſeine Tage in ſüſſeſter Wonne dahin. Die kleinen Geſchöpfe, die werdenden Menſchen ſind dereinſt die Stützen ſeiner Jahre.

Dort ſehe ich den brauſenden, verirrten Jüngling, und den ganz ſinnlichen Mann. Ein verderbtes Gemiſch von Verachtung und Liebe erfüllt ihre Seele wechſelsweis mit Wolluſt und Eckel. Bey ih-

halb zu ſtolz iſt, ſich mit den übrigen Bürgern Roms zu vermählen.

* * *

Düſſeldorf d. 4. Dec. 1805.

Den 15. Sept. verließen wir Bern; die Nachrichten des immer näher heranrückenden Kriegsgewitters, wurden beſtimmter und beſchleunigten unſere Reiſe durch den übrigen Theil der Schweiz ſo ſehr, daß mir nicht Zeit blieb, dieſen Brief zu vollenden. Sonder Raſt forteilend, kamen wir den 8. October hier an. — Daß die erſten drei Wochen mir pfeilſchnell im Kreiſe der Meinigen vorüberflogen, denken Sie leicht; da war ſo Manches zu fragen, ſo eine Menge zu erzählen, ſo vieles zu zeigen und — doch kaum war der erſte Taumel der Freude vorüber, ſo häufte ein unfreundliches Schickſal der traurigen Geſchäfte und Sorgen viele auf unſere Schultern; vom Hofe erhielten wir den Befehl, unſere Bildergallerie einzupacken und nach Mainz zu verſenden. Nicht bedarf es Ihnen das Gefühl zu ſchildern, mit welchem wir dieſen traurigen Befehl vollziehen, Sie denken ſich leicht an unſere Stelle. In einigen Tagen wird ſie abgehen. — Doch ſtille von dieſem. Nicht länger will ich Ihnen dieſe Blätter vorenthal-

ten, gerne hätte ich noch manches hinzugefügt, doch meine jetzige Stimmung versagt mir den ruhigen Geist. Leben Sie wohl.

Mit Liebe der Ihrige

Rob. Langer.

VIII.

Kunstnachrichten.

München d. 6. Juni 1806.

Ich darf es nicht unterlassen, Sie mit einer Arbeit bekannt zu machen, welche unlängst Herr Robert Langer, der Sohn unsers nunmehrigen Directors, lieferte. Es ist ein liebes Bild, sowohl in Hinsicht der Gruppirung und Ausführung, als auch in Hinsicht des Gegenstandes, welchen es darstellt. Unsere Königin wollte den König an seinem Geburtsfeste überraschen, und ließ in dieser Absicht von dem jüngeren Herrn Langer, die vier jüngeren Prinzessinnen, Zwillingspaare, auf einem Blatte portraitiren. Vorne links steht die Prinzeß Amalie, eine der beiden älteren Prinzessinnen, mit etwas vorgebeugtem Körper, und spielt mit ihren jüngeren Schwestern, welche ihre Zwillings-

schweſter,

ſchweſter, die Prinzeß Eliſe, die hinter dieſen ſteht, mit ihren Armen umſchlingt. Das Ganze iſt mit ſchwarzer Kreide ausgearbeitet, und die ſo große Schwierigkeit, ähnliche Kinderportraite zu liefern, iſt glücklich gehoben, denn alle vier Köpfe haben die ſprechendſte Aehnlichkeit, und, was mir wenigſtens vorzüglich gefällt, iſt, daß wenn Jemand dieſes Tableau ſieht, der nicht weiß daß es Portraite von Prinzeſſinnen ſind, der ſieht in demſelben weiter nichts, als eine gefällige Kindergruppe, indem ſorgfältig bei demſelben alle die fürſtlichen Inſignien vermieden ſind, welche auch die ſchönſten Gruppen der Art verunſtalten, indem ich mir nichts lächerlicheres vorſtellen kann, als einen kleinen Prinzen in Huſarenuniform mit einem mächtigen Säbel an der Seite, und neben ihm auf einem Tiſchchen oder in ſeiner Hand einen Fürſtenhut oder eine Krone, wie ſie in unſerer Reſidenz zu Hunderten in den Gallerien geſehen werden können.

Die Düſſeldorfer Gallerie iſt nun ausgepackt, und war eine Zeitlang, jedoch nicht ganz, da es für die größeren Bilder keinen Raum gab, in der hieſigen Gallerie aufgeſtellt, iſt aber jetzt wiederum hinweggenommen worden, um zu ihrer künftigen Placirung die erforderlichen Anſtalten treffen zu

können, auch sind sie alle noch ohne Rahmen. Schon die Münchner Gallerie konnte nicht ganz in dem hiesigen Galleriegebäude untergebracht werden, und ein sehr beträchtlicher Theil derselben mußte in dem ungefähr von München 3 Stunden entfernten Lustschlosse Schleisheim aufgestellt werden; auch hier ist für die Düsseldorfer Gemäldesammlung nicht mehr Raum genug, und es muß erst ein Platz ausgemittelt werden, an welchem sie, oder wenigstens ein Theil derselben untergebracht wird, bis hier ein so großes Gebäude wird aufgeführt seyn, welches alle diese Kunstschätze in sich faßt, und das derselben würdiger ist als die gegenwärtige Gallerie, denn obgleich dieselbe vor erst einigen zwanzig Jahren neu aufgebaut wurde, so ist das Gebäude doch äußerst zweckwidrig, die Säle sind zu klein, und vorzüglich die Seitenwände zu schmal, so wie auch des Lichts, welches von oben hereinfällt, zu wenig.

Ich will Ihnen keine Beschreibung derjenigen Gemälde der Düsseldorfer Gallerie welche ich sah, oder welche einen vorzüglichen Eindruck auf mich machten, liefern, denn ich kenne das Mangelhafte solcher Beschreibungen, wie auch die Schwäche meiner Feder, die nicht mit der Kraft wie Karstens Feder malen kann. Von der hiesigen Gallerie ist

in dem verwichenen Jahre eine Beſchreibung von dem Gallerie-Director von Mannlich in 2 Bänden erſchienen, welche Ihnen wahrſcheinlich bekannt ſeyn wird.

Unſer König hat München dadurch, daß er die beiden Herren Langer hier fixirte, ein unſchätzbares Geſchenk gemacht, und vorzüglich mir, denn immer befinde ich mich ſo wohl in der Geſellſchaft dieſer beiden liebenswürdigen Männer. Vater und Sohn werden in einigen Tagen nach Düſſeldorf gehen, um dort ihre eigenen Angelegenheiten und die Angelegenheiten der Gallerie zu ordnen, und werden dann auf immer nach München kommen. —

Unſere beiderſeitige Freundin, Madam Huber, hat unlängſt eine Reiſe nach der Schweiz gemacht, um dort ihren einzigen Sohn zu Bellenberg in das Erziehungsinſtitut zu bringen, und als ſie kaum von ihrer Reiſe zurückgekehrt war, beſchenkte ſie ihre Tochter mit einem Enkelſohne. Der letzte Brief, welchen ich von Madam Huber erhielt, verſichert mich ihres Wohlſeyns.

v. St.

Inhalt.

Seite

I. Ueberſetzungen.

1. Nach dem Horaz. 165

2. Die Weidenbäume. 172

II. Gedichte.

Entſagung. 181

III. Aufſchriften. 184

IV. Gedankenſpäne. 189

V. Züge zu Kindervaters Charakteriſtik. . . 193
(Beſchluß.)

VI. Ueber eine beſondere Wirkung der Fantaſie, wodurch der Genuß landſchaftlicher Gemälde, auch wirklicher Gegenden, vervielfältigt und erhöhet werden kann. 210

VII. Studien.

Raphael und Pouſſin. 221

VIII. Kunſtnachrichten. 244

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1806.

I.

Alexander von Humbold.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Während das unterrichtete und unterrichtsluſtige Europa vom Tajo bis zur Newa mit ſteigender Ungeduld den unter andern Sonnen gereiften Früchten der großen Entdeckungsreiſe entgegen harrt, die Alexander von Humbold mit ſeinem treuen Bonpland in jener transatlantiſchen Länder- und Gebirgskette unternahm, von welcher uns bisher faſt eben ſo wenig bekannt worden war, als von den Quellen des Nils und von Tombuctu, dem neuen Jeruſalem im Innerſten von Afrika; war es billig, daß alle Völker teutſcher Zunge, denen dieſer weitgreifende, vielumfaſſende Forſcher zunächſt zugehörte, vor allen aber ſeine Geburts-

ſtadt, der Wiſſen und Aufklärung fördernde Königs-, ſitz an der Spree ihr früheres Anrecht auf dieſen, nun in allen Ländern gefeierten Mitbürger durch ſolche Stimmen und Beifallszeichen geltend zu machen ſuchten, die dem unblutigen Siegeskranz, der ſeinen Scheitel ſchmückt, die angemeſſenſten ſind. Wer wollte z. B. auch nicht gerne die ſprechenden Geſichtszüge eines ſolchen Mannes, wäre es auch nur im Bilde, kennen lernen? Dieſer Wunſch iſt durch ein äußerſt ähnliches Portrait befriedigt worden, welches vor Kurzem in der Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift, nach einer geiſtreichen Zeichnung von Gerard meiſterhaft von Desnoyers geätzt, erſchienen iſt, und ohne gefallen zu wollen (da es nur in leichter Zeichnungsmanier ſkizzirt iſt,) durch Gerards geiſtreiche Behandlung doch gefällt. In Berlin ſelbſt feierte man ſeine Rückkehr in den Schoos des Vaterlandes durch eine Gedächtnißmünze, deren Abbildung den Leſern des Merkurs als Titelkupfer dieſes Bandes mitgetheilt wurde. Die Kopfſeite der Medaille bedarf unſerer Erklärung nicht. Es iſt beim Nachſtich Sorge getragen worden, daß die Aehnlichkeit des Originals möglichſt erreicht würde. Ueber die Erfindung und Ausführung der Kehrſeite ließe ſich vielleicht nicht ohne Grund noch dies und das erinnern und bemerken.

Das „felix qui potuit rerum cognoscere causas" mag dem Erfinder einer Vorſtellung, nach welcher der berühmte Reiſende ein Demokrit der neuen Welt genannt wird, zunächſt wohl vorgeſchwebt haben. Der große Vorläufer des atomiſtiſchen Syſtems war allerdings auch Naturforſcher und Beobachter in und auſser Abdera, wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen. Allein dies Lob gebührt doch dem Weiſen von Abdera gar nicht ausſchlieſslich, und wollte man nun die Parallele noch weiter führen und an den Demokrit, den Lacher und Spötter über die unerſchöpflichen Thorheiten ſeiner lieben Mitbürger auch hier zu denken, ſich veranlaſst finden, ſo würde der Einwohner von Berlin mit vollem Rechte gegen eine ſolche Ausdehnung aller Vergleichungspunkte proteſtiren können. Doch auch zugegeben, daſs der edle Humboldt ſich ſehr geſchmeichelt finden müſſe, mit Demokrit, dem hochgeprieſenen Phyſiologen *) ſich auf eine Linie geſtellt zu ſehen: warum gab der Erfinder dieſem Entdecker ſogar kein Abzeichen ſeines Berufs, kein Zergliederungs- oder Meſsinſtrument, kein Fernrohr u. ſ. w. in die Hand, warum ſtellte er

*) Niemand hat als Kenner ſeine Verdienſte in der vergleichenden Phyſiologie beſſer gewürdigt, als Kurt Sprengel im erſten Theile ſeiner Geſchichte der Medizin.

gar nichts von seiner Flora und Fauna äquinoctialis ihm zur Seite? der Blick auf die Erdkugel und den Theil derselben, der jenseits des atlantischen Oceans liegt, zeigt ja immer noch nicht den Reisenden. Hr. v. Zimmermann, der, ohne sich aus seinem Museum in Braunschweig auch nur einige Schritte zu entfernen, uns in seinem mit Recht beliebten geographischen Almanach so viel Interessantes von den Ländern und Völkern jenseits zu erzählen weiß, würde eben so gut durch diesen Avers bezeichnet werden können. Und wie viel mehr würde dies auf einen Ebeling passen, dessen unvergleichliche Erdbeschreibung des nördlichen Amerikas, (zur Beschämung unsers frivolen Büchermacher- und Recensenten-Volkes sey es gesagt), vielleicht das reichste und vollendetste Werk in seiner Art ist? Jemand dachte sich die Kehrseite dieses Ehrenpfennigs so ausgeführt: der Vater Ocean ruht liegend auf den Symbolen des vierten Welttheils. Einige Genien (ohngefähr, wie wir sie auf der berühmten, jetzt in Paris befindlichen Nil-Statüe sehen) entschleiern, auf den gegenübersitzenden Jüngling deutend, einen Theil des Gewandes, das den Körper des Gottes mit den Krebsscheeren im Schilfhaare verhüllte. Gegenüber rüstet ein anderer Genius den zur Reise fertigen Jüngling, indem er

nen ist der heutige Tag für morgen verlohren. Jetzt kommt das Alter heran, die Sinne schweigen, der siechе Körper verlangt Verpflegung, das Herz will erwärmt seyn, und nun leben sie in trauriger Einsamkeit, hören nie den süssen Namen Vater, und rufen umsonst die verlohrnen Stunden zurück.

4.

Auch in höheren Bestimmungen sind Tugend und Glückseeligkeit unzertrennlich. Man betrachte den grossen Mann, wenn er in der Schlacht, bey Empörungen, in entscheidenden Augenblicken, ganz Auge, ganz That ist. Wenn er mit Einem Blicke Gefahr und Rettungsmittel sieht; die Rettungsmittel zugleich sieht und ergreift; wenn seine Entschlossenheit unbestimmte, schwankende, gemeine Seelen als Werkzeuge mit sich fortreißt. Welch ein göttlich Vergnügen schwellt alsdann des Helden Brust! Man vergleiche den Stral, der aus seinem heitern Auge blitzt, mit der düstern tückischen Miene eines Cromwells, mit den durch Wuth verzerrten Zügen eines Catilina. Gleich stark sind die Seelen der Bösewichter und der Helden; aber die Tapferkeit jener ist Raserey; ihre Klugheit Argliſt; ihre Freude Höllenfreude; durch innere Unruh gestörte Freude; Freude, die durch Menschenhaß und Selbsthaß vergället ist.

ihm die Flügelschuhe anzuziehen bemüht ist. Merkur selbst bringt ihm statt der Moly, oder des Zauberlösenden Talismanns das Werkzeug, wodurch allein der alles erforschende Reisende die belohnendsten Entdeckungen zu machen, in den Stand gesetzt wurde (?). Umschrift: viator non sine dis animosus. Fern sey es von uns, diesem Einfall, einem Kinde des Augenblicks, wo dies am Sprudel im Carlsbad niedergeschrieben wurde, irgend ein gröseres Verdienst beimessen zu wollen. Ja es schien sogar billig, daß der Tadelnde dem Tadel selbst wieder eine kleine Blöße darböte. Aber mit Zuversicht hoffen wir, daß auch diese Medaille in Schlichtegroll's numismatischen Annalen, deren angekündigte und vielleicht jetzt auch schon vollendete Fortsetzung gewiß allen Freunden der Münzkunde eine willkommene Erscheinung ist, ihre kritische und belehrende Würdigung erhalten werde.

Ueber Alexander v. Humboldts Verdienste selbst, über sein Gestern und Morgen, über sein früheres Leben und über die Entwürfe zu seinem künftigen, geziemet nur ihm selbst die weitere Berichterstattung. Vielleicht erhalten wir bald in der Reihe der von Lowe veranstalteten Porträts Berlinischer Gelehrter vom ersten Range, auch das sei-

nige mit einer Selbstbiographie und damit den richtigsten Maasstab zur Beurtheilung des Mannes, de quo praestat tacere quam pauca dicere.

B.

II.

Ueber Wilhelm Tischbeins Phantasieen.

Vorwort.

Nachstehender Aufsatz wird bei einer gewissen Schule sich kaum der Misbilligung, die wohl auch Misdeutung seyn könnte, entziehen, wozu er es freilich weder an Stoff noch Aufreizung fehlen läßt. Mags doch! wenn es nur kein gegebenes, sondern blos ein genommenes Aergerniß ist. Der Redacteur darf indeß wenigstens auch im Namen des ehrwürdigen Herausgebers dieser Zeitschrift versichern, daß der teutsche Merkur, der auch schon im Jahre 1798 von W. Tischbeins, des damals noch frisch aus Neapel zurückgekommenen, und im Schoose der pflegenden Georgia Augusta ausruhenden, vielfachen Verdiensten etwas zu erzählen wußte, sich auch heute noch

sehr freuen würde, wenn dieser Aufsatz eine Erweckung und Anregung für ein größeres Publikum würde, dem durch alles was bisher von seinen Kunsterzeugnissen wirklich bekannt wurde, bei weitem noch nicht hinlänglich gekannten, geist- und phantasiereichen Künstler mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit wahrem Vergnügen hat gewiß jeder, der weiß, aus welchem Holze der treffende Pfeil geschnitzt wird, in öffentlichen Blättern die Ankündigungen von einem Verein unsers Künstlers mit D. Gall gelesen, aus welchem von Wien aus, uns eine Reihe von Kunstblättern aus der vergleichenden Physiognomik mitgetheilt werden soll. Wir wissen, mit wie viel Witz und gereifter Beobachtungsgabe der genialische Künstler auch diesen Liebling (den thierischen Antropomorphismus), gepflegt und ausgebildet hat. Eben so begierig muß man auf eine chalcographische deutliche Nachbildung seines Ajax und Cassandra seyn, wovon der Buchstabe bisher nur sehr unzulänglichen Bericht erstattete. Mit Schmerz sehen die zahlreichen Freunde seines Bilderhomers eine Arbeit unterbrochen, zu welcher der Künstler noch so viel mit so großer Anstrengung und Aufopferung vorgearbeitet hatte. Selbst von seinen Vasengemälden fehlt noch der 5te Band, obgleich auch dazu schon an 60 Kupfertafeln fertig gestochen liegen. Indeß dürfte doch ge-

rade die hier beschriebene Reihe von Phantasieen aus dem empfindenden und handelnden Menschenleben um so willkommener seyn, je mehr sie der Tendenz unserer Zeitgenossen, die in allen Erzeugnissen der, in Tönen und Umrissen mahlenden Kunst so sehr nach mystischer Hülle oder Allegorie strebt, sich schmeichelnd anschmiegte. Wir leben im Zeitalter der Bilderbücher! Kleine und große Kinder greifen darnach und verschwenden so, was zu weit zweckmäßigerer Lectüre verwendet werden sollte. Das Schild eines Gasthauses in einem unserer berühmtesten Brunnen- und Badeplätze: zur Unmöglichkeit genannt, wiederholt sich in diesem modischen Bilderkram alle Tage. Sollte denn nicht auch für ein Tischbeinisches Bilderbuch, wie hier angedeutet wird, Rath zu schaffen seyn?

V.

* * *

Ich machte diesen Sommer eine Reise nach Hamburg. Unter die glücklichsten Stunden, welche ich dort im Kreise meiner Freunde verlebte, rechne ich besonders diejenigen, die dem vertrautern Umgange mit einem der größten Künstler unsers teutschen Vaterlandes geheiligt waren; o sie sind mir unvergeßlich! — Wilhelm Tischbein — wer

kennt nicht den würdigen und eben darum so bescheidenen Mann, der uns schon lange durch die lieblichen und kräftigen Schöpfungen seines Pinsels bezauberte, den tiefen Forscher und Kenner der Natur und der bildenden Kunst! Ja, Teutschland liebt ihn als einen der geistreichsten seiner Maler, und huldigt ihm mit der schuldigen Verehrung. Aber nur wenige kennen ihn nach dem ganzen Umfange seiner Kenntnisse und seiner seltenen Talente; nur seine Vertrauteren bewundern an ihm den Weisen, der die geheimsten Spuren der Natur und des menschlichen Herzens erforscht, der die flüchtigsten und alltäglichsten Erscheinungen in der Natur und im Leben der Menschen mit einem warmen Herzen, mit einer reinen offenen Seele, mit einer hellen glühenden Phantasie auffaßt und in sanften lieblichen Bildern eben so glücklich als in kühnen Gemälden darzustellen vermag; wenige bewundern in ihm den Dichter, in dessen Seele das Wahre und das Schöne der Natur und der Kunst, wie in einem klaren Bache, sich spiegelt, den Dichter, der bald in sanften lieblichen Idyllen die Herzen rührt, bald in größeren kühnen Phantasieen in die idealische Welt entrückt, und eben so wahr und schön in Tönen dichtet wie in Farben. Belege dazu sind seine größeren Gedichte, sein menschliches Leben in fortlaufenden

Allegorieen, seine Geschichte der Revolution, seine Fabel vom Storche, und so viel andere Phantasieen, die durch Kraft und Fülle, durch Wahrheit und Schönheit der Gedanken nicht weniger bezaubern, als durch die edle kräftige Natursprache, die uns an Ossian und Gesner erinnern. Ich rede jetzt nicht von diesen größeren Arbeiten. Meine Absicht ist für dießmal das teutsche Publikum auf eine Reihe von Erfindungen und Gemälden aufmerksam zu machen, an welchen der schöpferische, nimmer rastende Künstler mit vorzüglicher Liebe und mit fortdauerndem Fleiße arbeitet, Erscheinungen aus dem Leben der Menschen und der Natur, die aber dem genaueren Beobachter reichhaltigen Stoff gewähren zu eignen lehrreichen Betrachtungen, Gemälde mit einem geheimeren Sinne, allegorische Blätter, Phantasieen, wie der dichtende Künstler sie selbst zu nennen beliebt, Phantasieen fürs stumme Buch und einige Ueberbleibsel der sibyllinischen Bücher vor der Grotte von Cuma gesammelt, oder wie ich sie nennen möchte, ein Buch der Weisheit in redenden Bildern und Gemälden, deutsam und verständlich für alle, die das Schöne im Geist und in der Wahrheit erkennen und anbeten. Daß dies der Zweck des großen Künstlers, die eigentliche Tendenz seiner dichtenden Malerei sey,

zeigt auch seine eigene Inschrift: „die Malerei, sagt er, ist das Buch für die nicht lesen noch schreiben können; sie unterrichtet und lehret das Volk, — lehret den König; sie spiegelt die Tugend vor und das Laster von allen Zeiten." — Möchten doch die würdigsten Verehrer und Freunde des trefflichen Künstlers, die zum Theil ihm selbst oder seine Phantasieen mit lieblichen Blumen beschenkten, ein Göthe, Wieland, Halem, Gramberg und andere, auch die edle Angelika, diese Freundin des Schönen, diese würdige Vertraute des Künstlers, die den Sinn seiner allegorischen Blätter so wahr und so innig empfand und in schönen Zeilen erläuterte, — möchten diese ihr größeres Ansehen vereinigen, das teutsche Vaterland auf diese Sammlung von Gemälden aufmerksamer zu machen, und den Bescheidenen bewegen, durch die öffentliche Mittheilung derselben bei Zeit und Nachwelt sich unsterblich zu machen! wie mancher Jüngling und Mann, wie manches edle teutsche Mädchen würde ihnen die seligsten Stunden verdanken, die sie der Weisheit opferten und dem reinen Genusse des schöneren Lebens! Der Verfasser dieser Zeilen würde dann so glücklich seyn, den Commentar zu diesen Blättern aus der Feder und aus dem Munde des dichterischen Künstlers mitzutheilen. Aus der Reihe dieser durchaus lehr-

reichen, meiſt allegoriſchen Phantaſieen wähl' ich jetzt nur einzelne Blätter aus, welche für ſich ein Ganzes ausmachen; man erlaube mir zugleich die eigenen Gedanken hinzuzufügen, welche ſich mir bei dem innigſten Genuſſe dieſer Phantaſien wie von ſelbſt aufdrängten. Mögen dieſe zugleich als ein geringer Verſuch gelten, wie dieſe Bilder und Gemälde nach dem eigenen Sinne des Künſtlers betrachtet werden können und ſollen. Bei mehreren derſelben hat er ſelbſt ſeine Gedanken hinzugeſetzt, öfter nur leiſe angedeutet und hingewinkt auf die gehaltvolle Bedeutſamkeit ſeiner Bilder. Ueberall ſehen wir den Künſtler, der nie das Heilige ſeiner Kunſt durch leere Spielereien entweihte, ſondern mit Geiſt und Herz in Farben dichtete. Jede neue Anſicht dieſer Blätter, jedes tiefere Studium derſelben kann eine neue Reihe von Gedanken erwecken, und es wäre wahrlich kein geringer Beitrag zu der Schöpfung der idealiſchen Welt, dieſer regen Welt des Lieblichen und Schönen, wenn ſolche Maler mit ſolchen Phantaſieen den Dichter erweckten, wenn beide Schöpfer im freundlichen Vereine einander die Hand reichten.

Erſtes Blatt. Eine ſchöne Landſchaft; ein Roſenhain ſpiegelt ſich im ſilbernen Bache, wo Libellen ſchweben u. ſ. w. Den tieferen Sinn lehrt uns

der Künſtler ſelbſt durch folgende Worte: „auf dem Schlachtfelde bei Verona.“ .

„So lachend zeigte ſich mir die immer wirkende
Natur:
die Blume ſpiegelte ſich im Bach,
der Tags vorher roth gefärbt war
vom Blut des Franzmanns; (der) Ruſſen,
Koſaken, und dem teutſchen Mann.“

Wie mit Begeiſterung angeweht von dem Geiſte dieſer lieblichen Landſchaft ſchrieb ich folgende Zeilen:

Blüht, ihr Roſen, von Gott gepflanzt, der Un-
ſchuld
und der Liebe geheiligt, blüht und duftet! —
ach daß nimmer ihr welktet von der Weſte feind-
lichem Odem.

Und du rieſelnder Bach, in deinem Silber
ſtrahlt, wie lieblich! zurück der Hain voll Roſen!
o ſey nimmer getrübt in deinem reinen Silber-
gewooge! —

Doch — welch feindlicher Fuß zertrat die Blumen?
und wie träufteſt du Bach vom Menſchenblute,

von dem Blut der Erſchlagnen! rett', o rette,
tilge den Frevel,

die du pflanzteſt die Roſ' am Bach, o Mutter! —
Ja, du Schöpferin, tilgſt der Menſchen Frevel!
lieblich duften ſie wieder und im Bache blühen
die Roſen.

Heil, Allgütige, dir, Natur, o Mutter!
du biſt Geberin jeder Lebenswonne!
lieben will ich, dich lieben, weil noch duftig ſchim-
mert die Wange.

Und wann einſt mir verſinkt das zarte Leben;
hehre, heilige, laß im Blütenhaine
mich erwachen und neue Roſen ſprießen unten am
Lethe!

Zweites Blatt. Die Begeiſterung. Eine edle weibliche Geſtalt, auf einem Felſen ſitzend, das linke Knie ruhend auf dem rechten; die rechte Hand mit dem zweiten und dritten Finger ſanft an die rechte Schläfe gedrückt, die linke mit dem Griffel über eine Rolle gelehnt, welche auf dem Knie ſteht; unten zur Seite mehrere Bücherrollen; Scheitel und Schultern hinab der Schleier; die offene Stirn voll Gedanken, ſinnender Ernſt in den großen forſchenden

5.

Mit welchen Farben soll ich sie mahlen, die stolze Selbstzufriedenheit eines Regulus, der zur Ehre seines Vaterlandes ungezweifelten Martern entgegen eilet? Wie soll ich sie mahlen, die sanfte Gelassenheit Epiktets, die, immer heiter, weder durch Fesseln noch Schmerzen zur Muthlosigkeit herabgebeugt wird? Wie soll ich es mahlen, dies zärtlich-starke Gefühl des Freundes des Pylades, der für sein andres Ich begierig sein Leben wagt? Himmlische Freude, Götterglut war es, was diese Helden der Tugend in ihren Thaten beseelte! Ihr Timur, ihr Dhulikhan verfloßner und künftiger Zeiten, wofür zieht ihr euch so mühsam den Fluch der aufgeklärten Menschheit zu? Haben eure bluttriefenden, nichtverdienten Lorbeern, eure, auf Verheerung gebaute, von der Dummheit angebetete Ehrenmäler euch jemals solche entzückende Augenblicke verschaft?—

6.

O Tugend! O Wonne des Weisen! Dir entsagt zwar der Lasterhafte, aber umsonst sucht er sich zu betäuben. Im Innern seines Herzens spricht immer deine mächtige Stimme und wird ihm zum martern-den Vorwurfe. Mitten unter seinen Freuden im Weltgetümmel, auf dem Krankenbette, in schlaflosen Nächten, auch im Traume spricht deine Stimme

Augen: in der Ferne ein Veſuv, der Flammen ſprühet; am Himmel der Vollmond; Feuer und Mondlicht ſpiegeln ſich im untenwogenden Bache. — Welche Wahrheit, welche Schönheit in dieſer Compoſition! Der flammende Berg, die Begeiſterung, die in wilden Flammen aufſtrömet und fluthet; der Vollmond, das treffendſte Sinnbild der kälteren ruhiger prüfenden Vernunft, die das Feuer der Begeiſterung kühlet und läutert! — dazu des Künſtlers eigene Worte:

„laß die Stunde der Begeiſterung nicht ungenutzt verfliegen, ſie kehrt nie wieder. —
Ein heller Augenblick kann Jahrhunderte erleuchten. —
Unſere beſten Gedanken ſind glückliche Einfälle. —
Ganze Menſchengeſchlechter gehen Jahrtauſende dem Nützlichen mit ſehenden Augen, ohne es zu ſehen vorüber.“ —

Ein drittes Gemälde. Die Lawa ſtrömt aus dem Berge: ſchon drohet der Flammenſtrom am Fuße des Berges, einem Greiſe, der mit der Angſt des Todes, im tiefſten Schmerze, mit nacktem Oberleibe, auf der Erde ſitzt; vor ihm der Sohn mit krampfhafter Bewegung der Händ' und Arme

fliehend und bleibend; im Geſicht höchſter Ausdruck der Angſt, Liebe, Verzweiflung, ſein Haar wild geſträubt u. ſ. w. Beide Körper glühen im gelblichen Widerſcheine der Flamme und der dickwoogenden Lawa. — Des Dichters Worte:

„Schreckliche Verlegenheit.

Vater. Gehorch, was der Vater dir gebot!

Sohn. Du zogſt mich aus dem Korallenfang und dem Waſſer, und ich ſoll dich im Feuer liegen laſſen?

Vater. Ich bin alt; du mußt der Mutter und Geſchwiſtern Vater ſeyn, rette dich, erhalte ſie!" —

Viertes Gemälde. Eine Mutter, das eine Knie auf die Erde geſtützt, die offenen Arme gegen das Kind gebreitet, das ihr entgegen kommen ſoll; das Kind ſteht ängſtlich und wagts nicht, die Mutter ſpricht ihm Muth ein: der Vater ruhet zur Seite unter einem Baume im lieblichen Geſträuche den Kopf auf die Linke geſtützt, und ſieht mit ſtillfreundlichem Lächeln die Uebung der lehrenden Mutter und des furchtſamen Kindes. Die Beiſchrift des Künſtlers:

Was

„Was du ihm giebſt und lehrſt,
wirſt du von ihm erhalten,
wird dir im Alter Stütz' und Krücke ſeyn."

Wer fühlt nicht ſanfte innige Rührung bei dieſem Gemälde des häuslichen Lebens, und den Freuden der ehelichen Liebe!

Des Lebens Freuden blühen, ein Roſenſtrauch;
aus Dornen wählſt du, Liebe, den ſchönern Kranz!
was ſeyd ihr all' ihr Erdenwonnen? —
Freuden des Vaters, der Mutter Freuden
ſeyd mir geſegnet! traget den Glücklichen
durch Sonnenwelten! Fülle der Seligen,
wo ſie aus reinem Urquell ſtrömet,
will ich dich ſchöpfen, o heil'ge Liebe!

Was ſo furchtſam, o Kind? dich lockt ja die liebende Mutter;
fällſt du, ſiehe wie ſanft liegſt du der Mutter im Arm!
Einſt, wann nicht mehr Knabe du biſt, ein muthiger Jüngling,
ach, wer hebt dich im Fall, wenn die Sirene dich lockt? —

Liebe lächelst du Vater; o lächelt auch künftig ihr Beiden,
Vater und Mutter, und herzt glücklich den liebenden Sohn!

Lerne gehen mein Kind; man gängelt nicht immer im Leben;
wirst ein Jüngling, ein Mann — kühner dann fliege dein Schritt
in das Leben hinein; doch stets gedenke der Mutter!
fluche die Thräne dir nie, welche die Mutter geweint.

Jetzt noch ruhet der Mann, es lernt erst gehen das Knäblein;
aber es nahet die Zeit — ruhe dann Vater nicht mehr!
Auf! mit sinnendem Ernst, mit scharf umspähendem Auge
lerne der Knabe von dir geben den männlichen Schritt.
Doch bewahr' er sie stets im Herzen, die zartere Anmuth
und dich heilige Scham, welche die Mutter gelehrt.

Fünftes Gemälde. Ein Bär umarmt einen Hund, und erdrückt ihn in ſeinen Klauen.

„Umarmungen und Küſſe kommen nicht immer aus liebendem Herzen" (auch politiſcher Deutung!)

Sechſtes Blatt. Ein geduldiges Roß trägt einen Bauer, der den Zaum des Roſſes hält; hinter ihm ſein Weib, das ihm liebkoſt und ſich zärtlich am Manne hält, (ob es ihm vielleicht die Zügel abkoſen möchte?); der Mann ernſt und etwas grämlich; das Pferd trabt langſam ſeinen Schritt, die Leſer mögen ſelber errathen!

Siebentes Blatt. Eine niedliche Landſchaft und ein Schwan in klarer bläulicher Fluth; ihm entgegen auf dem Lande im Schilf und Koth eine Sau. (ſinnliches Leben, geiſtiges Leben).

Achtes Blatt. Ein Joch flüchtiger Ochſen vor einem Wagen, deſſen Ladung in Flammen gerathen iſt und immer ſtärker brennt, je ſtärker die Zugthiere davon rennen. (Emigranten wollten ihrem Unglück entfliehen; das Feuer tobte ärger, durch ihre Schuld, und ſie rannten tiefer ins Verderben!)

Neuntes Blatt. „Der Eſel frißt die Ananas für Diſteln.“

Zehntes Blatt. Vier Eſel; drei von ihnen ſcheinen den halbverſchatteten Mond zu betrachten. Die Beiſchrift: „auch wir helfen den Schatten im Mond mit ſchwärzen.“ Vielleicht eine ſchwere Aufgabe für manche Leſer!

Eilftes Blatt. (ein pädagogiſches Stück!) Ein Knabe mit dem Buche unterm rechten Arme, ſtehend; vor ihm die ſitzende Mutter, die ihm einen Kranz um den Kopf zwängt; die Mutter ängſtlich beſorgt, der Knabe voll Unluſt, mit einer hingebenden erzwungenen Folgſamkeit. O eine warnende Lehre für erziehende Väter und Mütter!

Zwölftes Gemälde. Ein Mann im tiefen ſinnenden Ernſte, ſein Haupt mit dem oberen Theile des Körpers vorwärts geſenkt, die Rechte ſanft gegen die ſinnende Stirne gedrückt; der linke Arm ſtützet den rechten; er ſteht vor einem brennenden Kamine, und ſein Schatten iſt im ganzen Zimmer verſtreuet; auf dem Geſimſe des Kamins Gefäße. Hiezu folgende Winke und Gedanken von des Künſtlers Hand:

„Oft vermag ein Schatten den niedergeſchlagenen Geiſt zu wecken. —

„Es begeiſtert nicht allein der Sonnenglanz, ſondern auch des Waldes dunkeler Schatten. —

„Am Tage iſt der Himmel nur blau, des Nachts zeigt er uns Millionen Sterne.

„Die Fröhlichkeit lacht, die Heiterkeit lächelt; aber die Sprache der höchſten Freude ſind Thränen. —

„Wenn die Nachtigall klagt, wer hört noch auf die ſchwirrende Lerche? —

„Wenn der Schatten der Nacht nicht die Blumen erfriſchte, würden alle in einem Tage verwelken.“ —

Winke genug zur mannichfaltigen Anſicht und zur richtigen Deutung dieſes trefflichen Gemäldes! bedarf es der Beweiſe noch mehr von dem Scharfſinn des Denkers und der poetiſchen Seele des Künſtlers?

Dreizehntes Gemälde. Ein ſchönes jugendliches Mädchen, im gelblichen Gewande, wandelte die Raſenſtufen hinauf vor dem Eingange eines Waldes; ihr Körbchen im Arm mit Tauben und Gänschen; ſie fällt; eine weiße Taube fliegt über ſie weg, zwei andere flattern der Erde näher und drohen zu entfliehen: zwei Gänschen flattern

neben dem umgestürzten Korbe, und eine gröſsere guckt mit dem halben Körper heraus. Die Worte des Künstlers:

„Wenn schon die zarte Taube entflieht, so bleibt das Gänschen doch.“

Möchte jedes gefühlvolle Mädchen diese schöne Erfindung mit inniger Seele betrachten, und die Gefahren der Unschuld nie vergessen!

Sorglos wandeltest du die sanften blumigen Pfade,
süſses Mädchen, und froh trugst du dein Körbchen im Arm.
Engel sahen dein Wandeln und segneten; Freuden der Unschuld
schwebten vom Himmel herab, säuselnd im lieblichen West.
Aber es wankte dein Fuß; — o sieh! die traute Gespielin
deiner Jugend, sie flieht! wehe, dein Täubchen entflieht!
Ruf' es, o Mädchen zurück! das Täubchen, es kos'te so traulich

dir mit dem roſigen Tag, dir mit der dämmernden Nacht.
Wenn es auf ewig entfloh! — ach dann entfliehet die Blume
deiner Wang' und es lacht Himmel und Erde nicht mehr!
Koſ't dir traulicher nun das ſüße Geflüſter der Liebe?
fleuch, o Bethörete, fleuch! rufe dein Täubchen zurück!

Vierzehntes Gemälde. Das Kind ſpielt mit dem Vater, der am Ufer ſitzt; der Vater fällt rücklings über und bleibt, den rechten Arm auf die Erde geſtützt, der linke über dem Kopfe, ruhig und ſanftlächelnd mit dem fortbrennenden Pfeifchen im Munde, liegen: das Kind kriecht auf ihn und drückt ihn mit ſeinen Händen feſt gegen die Bruſt, es freut ſich und glaubt den Vater bezwungen zu haben: die Mutter, rückwärts gewandt, ſieht dem lieblichen Spiele zu, ihr Blick ſtille geheime bedächtige Freude; ſie freut ſich des Kindes, das den Vater niederdrückt. — In der Ferne ein qualmender Veſuv, der die Wolken bräunt, und auf dem Meere Schiffe und Fahrzeuge. Der Künſtler hatte dies Spiel geſehen; er bemerkt dabei:

„Der Sohn glaubte den Vater zu bezwingen,
des freute ſich die Mutter.“

„nach der Natur gezeichnet auf dem Molo zu
Neapel.“

Was liegt in der Seele des lieblichen tändelnden Kindes, das ſich des bezwungenen Vaters freut? und warum freut ſich die Mutter? und was iſt die Seele des Künſtlers, der eine ſolche Szene ſo warm und ſo innig auffaßt und mit ſeinem Pinſel verewigt?

Funfzehntes Blatt. Der Löwe liegt im Walde geſtreckt, Großmuth und Wohlwollen in ſeinem Geſicht; ihm zur Seite der Fuchs, auf die Hinterpfoten geſtützt; vor beiden eine Menge Gänſe, die ſchnatternd ihre Hälſe emporrecken. (Die Volksdeputation an den König, der Fuchs ſein geheimer Rath.) Dies war der Anfang zu einer Reihe von Blättern, wo die Geſchichte des Tages aus der wirklichen in die Fabelwelt übergetragen, in Allegorien ſich fortſpinnt, und uns an die ſcharfſinnigen, phantaſiereichen Dichtungen des Froſchmäuslers und des Reineke Voß erinnert. Man ſtaunt über den Künſtler, der mit unerſchöpflicher Fülle der Phantaſie, mit dem tiefſten Scharfblick

gleichlaut dem Guten zum Lohne, dem Böſen zur Strafe. Nicht immer dauert die Trunkenheit der Sinnen; nicht immer ſind Zerſtreuungen möglich! Und welch ein Blick, welch eine Empfindung, ſich ſehen und haſſen müſſen!

O Tugend, ſo hat denn der ewige Urquell alles Guten mit unzertrennlichen Banden die menſchliche Natur an dich geheftet, mit dem holden Bande des ſittlichen Vergnügens an dich geheftet; und wehe dem, der dieſes Band zu trennen ſucht!

II.

Alexander und Campaſpe,

oder

Alexanders Sieg über ſich ſelbſt.

Ein heroiſches Pantomim-Ballet.

von

Herrn Noverre. (*)

Aus der franzöſiſchen Urſchrift überſetzt.

(*) Wir haben der Verſuchung nicht widerſtehen können, dieſes vortrefliche Programm des berühmten Noverre durch Einrückung in den Merkur einer Menge von Liebhabern

in die Geſchichte der Menſchen und der Völker dieſe Fabel ſpinnt und entwickelt.

Sechszehntes Gemälde. Klopſtocks Bildniß. (Wie kommt das in dieſe Sammlung von Phantaſieen?) Der große unſterbliche Dichter hatte folgende Zeilen aus ſeinen Gedichten gewählt:

„ſich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre,
das iſt edel! Erhaben iſts den Beleidiger lieben;
Ihn in der Noth mit verborgener Wohlthat laben iſt himmliſch."

„Klopſtock ſchrieb dieſes für den unbekannten Freund ab, der ihn von Wilhelm Tiſchbein malen ließ 1802." Friede mit dir! der du deinen Frieden im Herzen trugſt. Ich ſchrieb folgende Zeilen:

Weil' o Wanderer, weine dem Bilde des göttlichen Sängers;
Klopſtock! ach ihn klagt' ſäuſelnder Linde Getön! —
Engel Gottes, die ihr mit ihm den Meſſias geſeiert,

und Siona mit euch! kränzet sein heiliges Haupt!
Streut mit Palmen die Gruft; sie blüh'n mit der Thräne der Edlen —
und Germania du? — weinest? — o ringe ihm nach!

Siebenzehntes Gemälde. Mit dem höchsten Ausdrucke der Angst, des Schmerzes, der Verzweiflung, kniet das Weib neben dem erschlagenen Gatten, der da im Staube liegt; sie will über ihn stürzen; ihr Haar sträubt sich wild, geröthet vom Widerscheine des Feuers, das dort um die belagerte Veste brennt; in ihrem Auge Verzweiflung bis zum Wahnsinn; am Himmel der halbbeschattete Mond: zur Seite der Mutter und des erschlagenen Vaters das Kind, das im tiefsten Gefühle des Schmerzes sich krümmt und jammernd die Hände ringt und sein Auge halb wegwendet von der Leiche des Vaters. Die Worte des Künstlers:

„ach er fiel fürs Vaterland,
wollte mich und unsere Kinder schützen!"

Wer fühlte nicht tief all die Leiden' des Kriegs, wenn er ſie dachte! aber wer dieſen Jammer ſieht, und das Weib, das um den Gatten, das Kind, das um ſeinen erſchlagenen Vater wehklagt, wer möchte nicht ausrufen und zürnen:

Deinen Donner, o Gott! verderbe, zerſchmettre die Starken,
welche mit frevelem Hohn morden dein heiliges Recht! —
Bruderliebe? ſie wollen ſie nicht! zum Morde der Brüder
raſet die blutige Schlacht, glühet das flammende Erz.
Siehe da fliegt ſie die Schlacht mit der Angſt und dem Blut der Erſchlagenen,
und in dem ſchrecklichen Zug ſchreien die Seufzer empor. —
Hier dein Gatte! o Weib! aus deinen Armen geriſſen
mußt er ſchlagen den Kampf, ſtürzen in blutigen Staub.
Ha wie ſträubt ſich dein Haar, wie ſtarrt im Auge Verzweiflung!
auf! mit gebreitetem Arm ſtürz' auf den Todten hinab!

Und dein Vater! er liegt! o wende dein Auge mein Knabe,
lehre die Thräne dich nicht fluchen dem Mördergeschlecht!
Vater der Menschen, du siehst's! ha sende Tod und Verderben,
die zu Jammer und Fluch kehren dein heiliges Recht;
Deinen zerschmetternden Donner! — ich sprachs; ein Engel des Friedens
schwebte vom Himmel herab, Frieden umsäuselte mich:
„Warum zürnst du mit Gott? du wagst's, ein unsterblicher Todter,
ach zu rechten mit ihm, welcher vom Staube dich schuf?
Tief im Staube verehre den Rath des Ewigen! machtvoll
über der Sterblichen Haupt wandelt sein heiliger Gang,
Unerforscht! er wandelt im Sturm, im wehenden Westwind,
schmettert die Zeder hinab, tränket die Rose mit Thau.
Der die Sonnen erschuf und des Sirius brennende Strahlen,

ſchuf den Bogen der Huld, ſchuf auch den ſilbernen Mond.
Ueber Leichen und Tod hin wandelt der friedliche Vollmond,
wie auch um menſchlichen Wahn trauert ſein dämmerndes Licht. —
Sterblicher, hebe den Blick! es waltet droben ein Vater;
mild wie das ſilberne Licht, leuchtet die himmliſche Huld.
Erdenleiden vergehn, es vergehn die Schatten des Mondes;
bald mit hellerem Strahl leuchtet ſein heiliges Licht." —
Aber der Engel verſchwand im roſigen Dufte des Himmels,
und ſein glänzender Flug färbte den Bogen der Huld.
Vater vergieb! ſo bet' ich mit dir, du Heiliger Sions,
ach erleuchte dein Volk, wende zum Frieden ihr Herz!
Laß ſie ſehen dein Licht, du wohnſt im Lichte des Friedens;
tilge den blutigen Mord, ſende Verſöhnung herab!

Vater, Vater! wie du an goldenen Seilen die Sonnen
führſt und den ſilbernen Mond, führe die Menſchen zu dir! —

Bedarf es der Proben noch mehr, um unſer Vaterland auf dieſe Sammlung von geiſt- und gefühlvollen Compoſitionen aufmerkſam zu machen, in welchen die Weisheit und die Poeſie in Farben und Bildern ſo mächtig zum Herzen ſpricht?

Wer hat Sprache den Farben verliehen? wer ſchaffte dem Pinſel
mächtige Zaubergewalt? rede, beſcheidener Mann! —
Siehe dein Genius lächelt; ihn weckte mit Flötengeliſpel
Philomel' in dem Hain — Täubchen umflatterten dich: —
Aber die Himmliſche kam, ſie gab dir Pinſel und Farben,
und in Heſperiens Land führte die Pflegerin dich.
Ha wie ſpähteſt du ſicher und kühn die Schätze der Vorzeit!

und mit kundiger Hand schufst du das Meistergebild.
Opfere Blumen zum Dank; du nimm sie o himmlische Weisheit,
gieb in dem duftigen Hain deinem Geweihten den Kranz!

Braunschweig, im Juni 1806.

Dr. Jacob Ludwig Römer.
Lehrer am Katharinéum.

III.

Albrecht Dürer. *)

Gemeiniglich wird er der Vater der Teutschen Kunst genannt, eine Benennung, die jedoch

*) So wie hier eine Probe aufgestellt ist, dürfen wir von einem schon in diesem Fache versuchten Kunstfreunde in Zürich eine ganze Galerie alter teutscher Künstler und anderer um die Kunst verdienter Männer, mit Portraits und Umrissen nach Landon's beliebter Manier, erwarten. Gewiß ein Beifallswürdiges Unternehmen, dem es nicht an Unterstützung fehlen wird. B.

nicht die Bedeutung haben kann, daß er eine eigene Schule geſtiftet, und daß die nachherigen teutſchen Künſtler ſeine Schüler und Nachahmer geweſen ſeyen; denn ſolcher hat er als Maler wenig Bedeutende gehabt, und die, welche entweder aus Gewinnſucht, oder um ihre Gewandheit in allen Manieren zur Schau zu ſtellen, ihn beſonders in Kupferſtichen aufs allergenaueſte nachgeahmt haben, können nicht ſeine Schüler und Nachahmer, ſondern eher ſeine Nachäffer genannt werden. Wenn er alſo der Vater der Teutſchen Kunſt heißt, ſo wird er dadurch als derjenige bezeichnet, der es zuerſt dahin brachte, daß man in der Welt auch von teutſcher Kunſt zu reden anfieng und dieſer Nation einen Rang unter den künſtleriſchen Völkern zugeſtand.

Albrecht Dürer wurde im Jahre 1471 zu Nürnberg geboren, eine Stadt, die in jener Zeit eine der anſehnlichſten, reichſten und kunſtliebendſten war. Freilich befand ſich die Kunſt damals noch in einem Zuſtande der Kindheit, aus dem ſie in Teutſchland nicht ſo ſchnell und leicht, wie in Italien ſich erheben konnte, wo die Ueberreſte der alten Kunſt, zu Vorbildern erwählt, die Künſtler vor mannichfaltigen Verirrungen verwahren, und ſogleich auf die rechte Bahn ſtellen mußten. Dagegen verfiel man in

Teutſch-

Teutschland gleich anfangs mehr auf das Kleinliche, mühseligkünstliche, und gefiel sich so wohl darin, daß es gar lange äußerst schwer hielt, diesen eigentlich von Dürers Vaterstand ausgegangenen und noch jetzt sogenannten Nürnbergischen Geschmack zu vertreiben.

Dürer war der Sohn eines geachteten Nürnbergischen Goldschmieds und wurde von seinem Vater anfangs in der nehmlichen Kunst unterrichtet. Er brachte es auch darin sehr bald zu einer solchen Fertigkeit, daß er schon im sechzehnten Jahre seines Alters ein weitläuftiges und kunstreiches Werk von getriebener Arbeit, die sieben Fälle des Leidens Christi zu Stande brachte. Wer nur etwas näher mit den verschiedenen Arbeiten dieser Kunst bekannt ist, besonders wie sie in jenen Jahrhunderten Mode waren, der begreift leicht, welchen verderblichen Einfluß die mühselige Kleinlichkeit, z. B. jene so beliebten durchbrochenen und Dratharbeiten auf den Geschmack des jungen Dürers haben mußte, und wie ihm dieses verworren künstliche Wesen auch dann noch beständig anhieng, als er in das freiere Gebiet der Malerei übergegangen war. Denn so wie Dürer anfieng, aus den Jahren der Kindheit herauszutreten, mit eignen Augen sich umzusehen und Verglei-

chungen anzustellen, mußte ihm einleuchten, daß es bei Werken der Kunst nicht auf die Kostbarkeit des Stoffes, sondern auf die Form, Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit ankomme, welche allerdings in der Malerei leichter und sicherer zu erreichen ist, als in einer Kunst, bei welcher es so viel langwierige, blos mechanische Arbiet giebt.

Dürer sollte, da sein Vater seiner Neigung nachgab, zu dem damals berühmten Martin Schön in Colmar in die Lehre. Allein ehe er dahin abreiste, erhielt er Nachricht von dem Tode desselben. Sein Vater übergab ihn daher einem Nürnbergischen Maler, Michael Wohlgemuth. Bei diesem übte er sich im Zeichnen, Malen, Kupferstechen und Holzschneiden, und achtete ihn bis in sein hohes Alter sehr, ob er gleich eben nicht das angenehmste Leben während diesen drei Jahren bei ihm geführt haben mochte. Denn er schreibt selbst: „In „der Zeit verlieh mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, „ob ich schon viel von seinen Knechten (Schülern) „leiden mußte.„

Im Jahr 1490 gieng er auf Reisen durch Teutschland und die Niederlande. Er kam im Jahr 1492 nach Colmar, wo er bei zwei Goldschmieden,

Inhalt.

Alexander hatte dem Apelles aufgetragen, das Bildniß der geliebtesten seiner Favoritinnen, der Campaspe, zu machen, welche mit der seltensten Schönheit alles, was die Grazien reizendes haben, in sich vereinigte. Dieser Mahler, überwältigt von allen Vollkommenheiten, die er zum erstenmale in einem einzigen Model beysammen fand, wurde aufs heftigste in sie verliebt. Alexander ward es gewahr, opferte ihm seine eigne Leidenschaft auf, und trat ihm Campaspen ab. Diese Gröſſe der Seele, diese Herrschaft über sich selbst trugen nicht weniger zu seinem Ruhme bey, als seine grossen Siege. Ein Monarch, der über sich selbst so schön zu siegen wußte, verdiente den ersten Thron der Welt.

haben des Schönen bekannt zu machen, denen es vielleicht sonst nicht in die Hände gekommen wäre. Herr Noverre, der Wiederhersteller der Tanzkunst der Alten, verdient in seiner Art so gut wie Raphael Mengs in der seinigen, einen der ersten Plätze unter den Dichtern unsers Jahrhunderts; wenn anders Reichthum der Erfindung, Erhabenheit der Gedanken, Weisheit der Anordnung und Auswahl, und der hohe Geschmack, womit er immer aus den schönsten Theilen das schönste Ganze zusam-

Caſpar und Paul und nachher bei Ludewig, einem Maler, ſich einige Zeit aufhielt. Von da begab er ſich nach Baſel, wo er von einem Goldſchmiede, Namens Georg und den Gebrüdern Martin freundſchaftlich aufgenommen wurde.

Seine Biographen laſſen ihn ſchon auf dieſer erſten Reiſe ſowohl mit Lukas von Leyden bekannt werden, als auch bis nach Venedig gelangen; für beides aber wiſſen ſie keine Gründe anzuführen. Er kam 23 Jahr alt, im Jahr 1494 wieder nach Nürnberg zurück, und heurathete zu ſeiner lebenslänglichen Plagerin ein böſes Weib.

Dürer arbeitete in verſchiedenen Fächern der Kunſt mit gleichem Erfolge. Er war nicht nur Maler, ſondern auch Kupferſtecher, Formſchneider und Bildſchnitzer. Die Kupferſtecherkunſt war noch eine ziemlich neue Erfindung, obgleich ſie ſchon ſein Lehrer Michael Wohlgemuth kannte, und ihm beibrachte. Auch die etwas ältere Formſchneiderei wurde damals ſtark getrieben. Von vielen wird Dürer als der eigentliche Erfinder der Aetzkunſt angeſehn, welche zwar eine freiere geiſtreichere Behandlung als die Arbeit mit dem Grabſtichel zuläßt, aber dagegen immer noch das ſchönſte Kunſtwerk dem zu-

fälligen Erfolge einer chemischen Operation Preis giebt. Die Kupferstecherkunst war am nächsten mit der von Dürer vorher getriebenen Goldschmiedtskunst verwandt, und wahrscheinlich auch einträglicher als die Malerei, daher kann man begreifen, warum Dürer sich darauf mit so besonderem Fleiße gelegt hat, vorzüglich wenn man noch dazu bedenkt, daß sein böses und geitziges Weib beständig darauf drang, daß er mit seinen Arbeiten viel Geld verdiene.

Diejenigen Werke, durch welche Dürer zuerst eigentlich berühmt wurde, sind die Offenbarung Johannis in 17 Blättern, eine Passion in 12 Folio-Blättern und eine andere in kleinem Format in 37 Blättern, das Leben der Jungfrau Maria in 22 Blättern, alle in Holz geschnitten und noch eine dritte Passion in Kupfer gestochen. Wenn man auch nichts als diese Sammlungen von Dürer kennte, die er alle in dem Zeitraume von etwa vierzehn Jahren heraus gegeben hat, so müßte man die größte Idee von seinem Reichthum der Erfindungen, von seiner Kraft im Ausdrucke, der bisweilen ans Erhabene grenzt, von seiner mechanischen Geschicklichkeit und seinem außerordentlichen Fleiße bekommen. Die Apokalypse zeichnet sich mehr durch

Reichthum und Kühnheit der Erfindungen, als durch geſchickte Anordnung oder genaue Richtigkeit der Zeichnung aus. Die Ungeheuer von Drachen und vielköpfigen Thieren, ſind beſonders kräftig dargeſtellt. Das ganze Unternehmen, ſolche myſtiſchen Fantaſieen und dunkel poetiſche ungeheure Bilder in ſo hart beſtimmte Formen und Umriſſe einzuſchließen, wie der Holzſchnitt einzig zuläßt, iſt indeſſen ein Mißgriff, der nur aus dem noch ſo ungebildeten Zeitalter und der damaligen Jugend Dürers zu erklären iſt. Die andern ſpäter herausgekommenen Sammlungen, beſonders die drei Paſſionen zeigen einen viel mehr gebildeten Geſchmack. Die Anordnung iſt oft ſehr ſchön und einfach. Eine Menge kühn gewagter Stellungen, eine Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, ein oft in Carricatur übergehender Contraſt der Charakter, eine immer abwechſelnde Behandlung derſelben Gegenſtände ſind Beweiſe ſeines großen künſtleriſchen Vermögens. In der ganz kleinen, mit dem äuſerſten Fleiße in Kupfer geſtochenen, Paſſion ſind mehrere Chriſtusköpfe von großer Schönheit. Auch das Leben der heil. Jungfrau zeichnet ſich in einigen Blättern, durch große Naivität, in andern durch einfache, treffliche Anordnung und einen bisweilen edeln Stil aus.

Der Unterſchied in den Werken, die Dürer vor dem Jahre 1506 verfertigte und denen, die nachher von ihm herauskamen, iſt ſehr auffallend. Es zeigt ſich in den meiſten ſpätern ein beſſerer Geſchmack, eine kunſtgerechtere Anordnung, richtigere Perſpective, ſorgfältigere Rückſicht auf die Effecte des Lichtes und Schattens, groſsere Faltenwürfe und ein edlerer Ausdruck. Der Grund dieſer Veränderung iſt in einer Reiſe zu ſuchen, die Dürer im Jahre 1505 nach Venedig machte, wo er faſt das ganze Jahr 1506 blieb, und wie es ſcheint, mehrere Gemälde zu machen bekam, die ihm gut bezahlt wurden, ſo daſs er bequemer und freier leben konnte, ja ſogar Lection im Lanzen nahm. Hier mußte die Betrachtung der Werke des Giovanni Bellini, des Giorgione, des Mantegna, vielleicht auch ſchon des Tizian ihn nothwendiger Weiſe von ſeinem harten und gothiſchen Style zurückbringen.

Eine ſolche Menge von Kunſtwerken, die in dem kurzen Zeitraume von 1498 bis 1512 alle von demſelben Meiſter herauskamen, mußten natürlich groſses Aufſehen erregen. Beſonders war dies in Italien der Fall, wo der gute Abſatz, den die Dürerſchen Blätter fanden, den Kupferſtecher Marc-Anton zu Venedig bewog, ſie nachzumachen. Wie

es ſcheint, getraute er ſich nicht, ſie eben ſo gut in Holz zu ſchneiden, und ahmte daher die kleine Paſſion und einen Theil des Lebens der heil. Jungfrau in Kupfer nach; ließ dagegen wohl mit Vorbedacht die Apokalypſe unangetaſtet, weil dieſe zwar originellen, aber auch gothiſch verwirreten Bilder in Italien wohl nicht viel Beifall finden konnten. Dieſer Nachſtich bewog Dürer ſelbſt zum zweitenmale im Jahre 1517 nach Venedig zu reiſen, und gegen den Marc Anton bei der Republik Klage zu führen, womit er jedoch nicht viel ausrichtete. Bei dieſer zweiten Anweſenheit Dürers zu Venedig äußerte Mantegna, der damals in Mantua lebte, den Wunſch, Dürer kennen zu lernen, ſtarb aber, ehe Dürer, der ſich ſogleich zur Reiſe anſchickte, zu ihm kommen konnte.

Im Jahre 1520 reiſte er zum zweitenmale durch Teutſchland nach den Niederlanden und nahm ſeine Frau und Magd mit ſich; zu Antorf wurde er von der dortigen Mahlergilde köſtlich bewirthet. Eben dieſe Ehre widerfuhr ihm zu Antwerpen, Brügge, Gent. Er malte auf dieſer Reiſe das Bildniß Kaiſer Karl V. und ward von ihm zu ſeinem Hofmaler ernennt. Eben ſo porträtirte er zweimal den König von Dänemark, Chriſtian II. der

ſich damals in den Niederlanden befand. Er wurde auch auf dieſer Reiſe mit dem berühmten Lucas von Leiden bekannt, und ſein vertrauter Freund.

Die Zahl der Düreriſchen Kupferſtiche und Holzſchnitte beläuft ſich in die Vierhundert. Außer den angeführten Werken, verdienen noch als einzelne Blätter angeführt zu werden: Adam und Eva nach dem Falle. Der heilige Hubertus auf der Jagd vor einem Hirſche knieend. Ein fliehender Reuter vom Tode und Teufel verfolgt. Die Melancholie. Der Todeskampf Chriſti am Oelberge. Alle ſind merkwürdig durch den außerordentlichen Fleiß und die Feinheit womit ſie gearbeitet ſind, durch die Naivetät und Stärke des Ausdrucks, durch tiefen Gehalt der Gedanken. Aber in den meiſten ſchadet die treufleißige Vollendung aller, auch der kleinſten, Beiwerke, deren überdies faſt immer zu viele vorhanden ſind, dem Totaleindrucke.

Eben daſſelbe läßt ſich von ſeinen Gemälden ſagen, von denen jetzt noch etwan funfzig bis ſechzig, ſo viel öffentlich bekannt iſt, vorhanden ſeyn mögen. Das Colorit iſt vortrefflich, und die meiſten derſelben ſind heut zu Tage noch vollkommen wohlerhalten.

Aber der Nürnbergiſche Goldſchmiedsfleiß blickt allenthalben aus ihnen hervor, und von der Luftperſpective und der angemeſſenen Brechung der Farben iſt wenig oder nichts zu bemerken. Dagegen iſt die Feinheit und Gewandheit des Pinſels, die bald naive, bald höchſt tiefſinnige und myſtiſche, immer bedeutungsvolle Darſtellung, die religiöſe Gewiſſenhaftigkeit, womit Alles vollendet iſt, in den hiſtoriſchen und ſymboliſchen Gemälden, ſo wie in den vorhin angeführten Kupferſtichen der höchſten Bewunderung werth.

Eben dieſelbe aufrichtige und ernſthafte Liebe zur Kunſt, die in ſeinen Gemälden und Kupferſtichen ſichtbar iſt, zeigt ſich auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken. Indem er über die erſten Elemente der Kunſt nachdachte, mußte er finden, daß ſie in der Geometrie zu ſuchen wären, und dies bewog ihn, weil dazumal die Lehrbücher noch ſelten waren, eine eigne Geometrie für Künſtler auszuarbeiten, in der neben der Lehre von den Linien, Flächen und Körpern auch die Zeichnung der Lateiniſchen Capital-Buchſtaben durch Quadrate gelehrt wird. Ob Dürer hiezu das früher erſchienene Werk des Italiäners Paccioli benutzt habe, iſt nicht wohl zu entſcheiden. Ein zweites, im Jahre 1527 herausgekomme-

nes kleines Werk über die Befestigungskunst zeigt, daß er auch in der angewandten Mathematik gute Kenntnisse besessen habe. Einen noch vollständigern Beweis seiner Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit eines mathematischen Fundaments für die bildenden Künste giebt sein ausführliches Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers, so wie der von seinem Schüler Sebald Behám herausgegebene Entwurf von den Proportionen der Pferde. Sehr merkwürdig ist es, daß er in dem dritten Buche des ersten Werkes ohne die Physiognomik eigentlich zu erwähnen, ein Fundament für diese Wissenschaft aufstellt, welches die spätern Bearbeiter derselben zu wenig berücksichtigt haben. Er betrachtet nämlich alle physiognomisch merkwürdigen Gestalten als Abweichung von dem Ideale schöner menschlicher Proportion und zeigt, nach was für Regeln die Abweichungen mathematisch beurtheilt und classificirt werden können. Das ganze Werk enthielt zwar viel Ueberflüssiges und heut zu Tage Unbrauchbares; aber dagegen auch einen Reichthum vortrefflicher Vorschriften, mit einer schlichten Einfalt vorgetragen, die gegen die prätensionsvollen Schriften der Italiäner über die Kunst sehr vortheilhaft absticht.

Wenige Künstler haben wie Dürer die Kunst mit solchem Ernste betrieben, und sich in einer so ungünstigen Lage so durchgearbeitet; wenige sind so tief in das Wesen der Kunst eingedrungen, und haben sich in so manchen Stücken so weit über ihr Zeitalter erhoben. Wenn er auch an Schönheit und Wahl der Formen, an Zierlichkeit der Gruppirung den gleichzeitigen Italiänern nachsteht, so kommt er ihnen doch im Characterausdrucke vollkommen gleich, ja er übertrifft sie alle in der Kraft der Farbe, und noch mehr in der Tiefe und dem Reichthume der Erfindungen, besonders in Beziehung auf das mystisch Bedeutsame, in so fern dies ein Gegenstand der Malerei seyn kann.

Seine übrigen Versuche in der Bildschnitzerei zeigen auch von dieser Seite seine geschickte Hand und seinen unermüdeten Fleiß. Sie sind eine Art von Reminiszenzen an seine ehemalige Goldschmiedskunst, die ihm eigentlich angeboren war, und die ihn daher auch mehr zum Kupferstecher als zum Maler machen mußte, wie denn bekanntlich die Kupferstecherkunst selbst aus den gravirten Arbeiten der Goldschmiede entstanden ist.

Dürer starb 57 Jahre alt an einer auszehren-

den Krankheit, zu deren Entstehung und Verschlimmerung die zänkische Laune seiner habsüchtigen Frau vorzüglich beigetragen haben soll. Er wurde von allen, die ihn kannten, besonders von seinem gelehrten und vertrauten Freunde Willibald Pirkheimer betrauert. Die Welt verlor an ihm nicht nur einen großen und berühmten Künstler, sondern auch einen redlichen und bescheidenen Mann. Sein Körper war eben nicht schön, aber doch wohlgebaut, sein Gesicht in späteren Jahren abgezehrt und melankolisch, seine Hände und Finger werden von allen die ihn kannten, als besonders zierlich gelobt.

So wenig es zu wünschen ist, daß die Kunst zu jenem gothisch-kleinlichen Wesen, das ihm noch anklebt, zurückkehren möchte; so sehr würde es dagegen zu ihrem Vortheile gereichen, wenn unsere jetzigen Künstler zu der ernstlichen Gründlichkeit und dem strengen Fleiße zurückkehrten, die Dürern und sein ganzes Zeitalter so sehr auszeichneten.

Personen des Ballets:

Alexander.	Die Grazien	werden durch die Lehrlinge und Modele des Apelles vorgestellet.
Hephästion.	Liebesgötter	
Campaspe.	Zephyre	
Apelles.	Der Ruhm	
Alexanders Frauenzimmer.	Officiers.	
	Wache.	

Das Theater stellt ein Zimmer, mit Gemählden, Brustbildern und Bildsäulen geziert, vor, welches sich in eine weite Bildergalerie verliehrt. Im Hintergrunde hat man die Durchsicht durch drey offne Hallen.

Erste Scene.

Apelles wird benachrichtiget, daß er einen Besuch von Alexandern erhalten soll. Er macht die letzten Striche an dem Bildnisse dieses Für-

zusammensetzt, unterstützt durch Energie und Wärme der Seele, Kenntniß des menschlichen Herzens und die grösseste Geschicklichkeit von der Verbindung der schwesterlichen Künste der Musen Vortheil zu ziehen, das Wesentliche eines Dichters ausmachen. Wie sehr verdienen seine Programmen, in Absicht auf die Poetische Mahlerey, von jungen Dichtern studiert zu werden! Und wie sehr sind sie auch in Absicht der Schreibart unverbesserliche Muster!

IV.

Aus den Briefen eines Reisenden über die Carpathen.

Im November 1805.

Die Sonne gieng heute so freundlich in der Gegend meines Carpathen Vaterlandes unter und ich befahl der Scheidenden einen Gruß an Dich, meine Sophie. Ich verlohr mich in wehmüthige Gedanken, und bemerkte kaum, daß wir das Nachtquartier erreicht hatten, bis mein Pferd still stand, und nun sitze ich hier in einem einsamen wallachischen Waldwirthshause auf der Spitze der Carpathen. Ich bin so glücklich gewesen, ein Plätzchen an einer Art von Tisch für mich zu behaupten. Vor mir brennt mein Wachslicht, das einzige im ziemlich großen Zimmer außer dem Caminfeuer und ich habe es in Ermangelung eines Leuchters in eine Kürbisschaale gesteckt. Der Luftzug, der durch die halbe Thüre hereindringt, hat mich genöthiget, mit meinem Huthe und Schnappsacke eine Art von Verschanzung vor das Licht zu machen, um das immerwährende Auslöschen zu verhindern. Die Praeyaner

ſitzen um das Caminfeuer und braten Fleiſch. Ein Theil der Reiſegeſellſchaft liegt ſchon auf der bloßen Erde, in ihre Pelze gehüllt und ſcheint zu ſchlafen, während ein anderer begierig auf den hölzernen Bratſpieß lauert, um die bratenden Praovaner abzulöſen. Dabei giebt es denn verbrannte Finger und Mäuler, und ich mußte, trotz meines nicht ganz heitern Humors, doch herzlich über die Caricaturen lachen. Jetzt hatte ich aber doch genug. Schlafen will und kann ich noch nicht. Ich nehme alſo aus meinem Schnappſacke Feder, Tinte und Papier, und unterhalte mich mit Dir, meine Geliebte.

Schon in meinem vorigen Briefe ſchrieb ich Dir, daß ich meine Reiſe von Kronſtadt nach Buckareſt mit der Caravane zu Pferde fortſetzen würde. Die Führer derſelben heißen Praovaner, von dem kleinen Fluſſe Praova, über welchen man auf dieſer Reiſe ſehr oft ſetzen muß. Er ſchwillt bei häufigem Regen ſehr bald an und macht die Reiſe gefährlich, weil man nirgends Brücken darüber findet. Dies war auch jetzt der Fall, und ich mußte mich wider Willen länger als ich geglaubt hatte, in Kronſtadt aufhalten. Da man auf dieſem ganzen Wege weder für Geld noch gute

Worte etwas zu essen erhalten kann, so hatte ich mich mit Viktualien und anderen zur Reise nöthigen Erfordernissen zur Genüge versehen. Endlich am vorigen Sonntage erhielt ich das Zeichen zum Aufbruche, und ohnerachtet der äußerst ungünstigen Witterung freute ich mich doch herzlich, daß es wieder fortgehen sollte. Es war Nachmittags um 2 Uhr, als ich von Freund B. und seiner gütigen Familie, die mich so freundschaftlich aufgenommen hatte, Abschied nahm und Kronstadt verließ. Das Pferd, welches man mir brachte, schien ein sanftmüthiges Thier zu seyn, und wenigstens habe ich bis jetzt noch nicht Ursache, damit unzufrieden zu seyn. Statt des gewöhnlichen Sattels, hatte es einen türkischen Tragsattel, welcher Samara heißt, und auf welchem es sich bei einer weichen Unterlage wirklich recht bequem sitzt. Ich konnte auf demselben sehr gut meinen gefüllten Schnappsack, meine hölzerne Wein- und Branntweinflasche, Tabackspfeife und Beutel anbringen, und jedes bequem erreichen. Ein anderes Pferd trug meinen Koffer, Mantelsack und übrigen Effekten, welche ich dem Wallachen übergeben hatte, und nun nach der Versicherung meiner Freunde ganz ruhig deswegen seyn kann. Freilich hätte ich meine Reise lieber zu Wagen fortgesetzt: allein man versicherte mich einstimmig, daß äußerst

ſelten und nur im trockenſten Sommer einige Wagen dieſen Weg unternähmen.

Vor dem Thore, in einem Wirthshauſe befand ſich die ganze Caravane. Der Hof war voll Pferde, welche zum Theil noch gepackt werden mußten. Mit Mühe konnte ich hinein kommen. Ohngefähr nach einer Stunde, in welcher die Praevaner noch fleiſig gezecht hatten, brach die Caravane unter den Glück- und Seegenswünſchen der zurückbleibenden Weiber und Freunde auf. Sie beſtand aus 70 und mehreren Pferden, wovon der größte Theil mit Waaren beladen war. Die Packpferde machten den Anfang. Ein altes Thier, welches den Weg vermuthlich ſchon oft gemacht hatte, eröffnete den Zug und fand den Weg ohne Leitung richtig, ohnerachtet der Schnee jede Spur verwiſcht hatte und außerdem die Wege in hieſigen Gegenden nicht zu unterſcheiden ſind. Den beladenen Pferden folgten die Reiſenden, welche aus 12 Griechen und Wallachen, 5 ungriſchen Mädchen, die nach Buckareſt als Köchinnen in Dienſte giengen, und meiner Wenigkeit beſtanden. Außer dieſen und den beiden Herren der Pferde, befanden ſich auch noch 15 Wallachiſche Knechte dabei, welche die Pferde trieben. Sie giengen zu Fuß, und nur über ſehr tiefes Waſſer ließ [illegible] ſich von den am wenigſten beladenen Pferden tragen.

So

So zogen wir ganz langsam von dannen. Der Wind jagte mir den Schnee ins Gesicht und der Nebel war so stark, daß ich die ganz nahen Gebürge, welche sich an unserm Wege rechts hinzogen, kaum erkennen konnte, und dieser wäßrige Genuß wollte meinem, durch einen 13 tägigen Aufenthalt in den Armen der Freundschaft, im Schooße der gemächlichsten Ruhe verwöhnten Körper anfangs gar nicht behagen, aber schon am zweiten Tage hatte er sich daran gewöhnt. Bald wurde es dunkel und mir wurde bange, da wir einigemale über ziemlich angeschwollene Bäche reiten mußten; allein die Pferde gehen ganz sicher und vorsichtig, wenn man ihnen nur den Zügel läßt. Unter fortdauerndem Schneegestöber kamen wir endlich Abends gegen 8 Uhr bei stockfinsterer Nacht in Untertemes, dem ersten Siebenbürgischen Gränzpasse, wo wir noch an diesem Abende visitirt wurden und unsere Pässe vorzeigen mußten, an. Hier hatte ich ein ziemlich gutes Nachtquartier in einem besondern gedielten Stübchen, geschieden von der übrigen Reisegesellschaft, welche sich auf der bloßen Erde lagerte. Auch in diesem Stübchen fand ich, so wie beinahe in allen Wirthshäusern, durch welche ich bis jetzt gekommen war, die Porträts des jetzigen Kaiserpaares und der gemeine Mann scheint mit großer

Liebe an seinen Regenten zu hängen, wie ich aus den in gebrochener Teutscher Sprache vorgebrachten Aeußerungen des Wirthes mit Vergnügen erfuhr. Die guten Leute wollten mir mit Gewalt das einzige Bette, das sie hatten, überlassen, und schienen betreten, als ich auf meiner Weigerung beharrte. Ich stand früh auf und unterhielt mich bis zum Aufbruche mit einem Mitgliede der Reisegesellschaft, dem Sohne eines Bukarester Kaufmanns, einem jungen Menschen von 19 bis 20 Jahren. Er bedauerte, daß ich nicht katholisch sey, und ich mußte bedauern, daß er meinen Wunsch, Nachrichten von den Menschen und dem Lande, durch welches wir nun kommen sollten, von ihm zu erhalten, durchaus unbefriedigt ließ. Seine Frage: ob es auch lebendige doppelte Adler gebe? schildere Dir den Geisteszustand dieses Menschen, mit dem ich mich, da er Teutsch sprach, unterhalten mußte.

Gegen 9 Uhr des Morgens verließen wir Untertemes. Es hatte die Nacht fortwährend geschneiet und war sehr kalt. Mein Pelz that mir treffliche Dienste. Jetzt schlängelte sich der Weg durch ein Thal, welches von ohngefähr 200 — 1200 Schritten sich bald verengte, bald erweiterte und von hohen Felsenklippen eingeschlossen wurde, bis nach Ober-

temes. Dies besteht aus wenigen kleinen Häusern und macht den letzten Siebenbürgischen Gränzpaß. Wir mußten unsere Pässe aufs neue vorzeigen und (wie sonderbar!) mußten absteigen, und so lange die wenigen Häuser dauerten, zu Fuße gehen. Auf meine Frage: warum dies geschehe? konnte ich keine andere Auskunft erhalten, als, daß es respectwidrig sey, auf dem Pferde sitzen zu bleiben.

Von hier aus führte uns unser Weg einen hohen steilen, mit Fichten dick bewachsenen, Berg hinan. Der Pfad war so enge, daß die Pferde einzeln gehn mußten und oft unter ihrer Last zu Boden stürzten. Auf dem Gipfel desselben, den wir nach ohngefähr einer Stunde erreichten, war die Siebenbürgische Gränze und wir befanden uns nun auf Wallachischem Grund und Boden. Jetzt bildete sich oben auf dem Bergrücken ein neues enges Thal, bekränzt mit zackigen Felsengebirgen, welche über und hintereinander gestürzt schienen, und besonders zur rechten Hand einen majestätischen Anblick gewährten. In diesem Thale ritten wir eine Zeitlang fort, erklimmten bald steile Anhöhen oder stiegen in jähe Abgründe hinab, wohin uns nur die Wallachischen, der Wege kundigen und gewohnten Pferde tragen konnten. Mich fror gewaltig. Wein, Branntwein und die übrigen Vik-

tualien waren gefroren, und ich mußte meinen Hunger bis zum Nachtquartier bekämpfen. Wir fanden viel Schnee und die Ufer der Praova, an welche wir nunmehr kamen, waren gefroren. Dieser kleine Fluß, der oft ziemlich tief ist, und bald breiter bald enger fließt, schlängelt sich durchs Thal und wir mußten ihn also sehr oft durchwaden. Ich kann wohl rechnen, daß dies seit gestern und heute mehr als 30 mal geschehen ist. Oft fielen die beladenen Pferde in demselben nieder und dann mußten die armen Wallachen zuweilen bis unter die Arme ins Wasser waten, um diese Thiere wieder auf die Beine zu arbeiten, denn die beschädigten oder verlohrnen Waaren werden ihnen, so wie bei uns den Fuhrleuten an der Fracht abgezogen. Mich dauerten die armen Leute. Sie scheinen es aber gewohnt zu seyn, und sind, ohnerachtet ihre Röcke und Tschismen, eine Art wollener Stiefel, voll Eis hängen, heiter und lustig. Sie singen fleißig, besonders Lieder an ihre Geliebten, die aber alle nur eine und zwar höchst einfache widrige Melodie haben, über welche ich noch nicht mit mir habe einig werden können, ob sie aus Dur oder Moll geht. Uebrigens sind diese Wallachen meistens starke, große gut gebaute Menschen mit sehr regelmäßigen Gesichtszügen. Sie sollen einen natürlichen Hang zum Stehlen haben und lieben den

Trunk, doch nicht so sehr als die Zigeuner, welche auch in den hiesigen Gegenden häufig anzutreffen sind. Recht besoffen zu seyn ist bei diesen eine große Ehre und man hat mich versichert, daß die ganze Familie noch nach Jahren mit einem begeisterten Stolze von einem solchen Rausche eines Familienmitgliedes spricht. Wir wollten an diesem Tage bis nach Sinai, einem Wallachischen Kloster, kommen es aber nicht erreichen und machten Abends gegen 5 Uhr bei einigen einzelnen Hütten Halt.

Hier ließ ich meinen Proviant aufthauen und kochte mir, bis dies geschehen war, selbst ein wenig Caffee, der meinem Magen sehr wohl bekam und mir, trotz des erschrecklichen Rauches im armseligen Zimmer sehr gut schmeckte. Die Praovaner schüttelten die Köpfe und konnten nicht begreifen, daß ich nicht auch, wie sie gebratenes Fleisch aß. Sie boten mir mit einer aufrichtigen Gutmüthigkeit von dem ihrigen an und ich entgieng mit Mühe ihrem Nöthigen. Um ihre Freundschaft zu gewinnen, ließ ich ihnen Wein, das einzige, was man nebst elendem Pflaumenbranntwein, Schliwarih, bekommen konnte, geben, und ich mußte meinen Eckel diesmal unterdrücken und mit ihnen trinken.

In meinen Pelz gehüllt, ſchlief ich einige Stunden recht gut, dann weckte mich die Kälte auf. Der Wind bließ durch die Löcher, welche die Fenſter vorſtellten, und von welchen nur eins mit Papier verklebt, die übrigen 3 aber offen waren. Endlich kam der ſehnlich erwartete Morgen. Es hatte die Nacht hindurch wieder viel geſchneit und die Kälte war heftig. Gegen 8 Uhr brachen wir auf und kamen nach 2 Stunden bei Sinai vorüber. Dieſes kleine Dorf mit einem Griechiſchen Kloſter, welches ich herzlich gern beſucht hätte, liegt am Fuße eines Berges in ſtiller Abgeſchiedenheit und ſeine Mönche ſollen ſich recht wohl befinden, da Achtung für die Geiſtlichkeit und kirchliche Gebräuche einen Hauptzug in dem Character des Wallachen ausmacht. An den Seiten der Wege fanden wir jetzt oft das Wallachiſche Kreuz und zuweilen auch auf einem hölzernen Block befeſtigte verſchloſſene Allmoſenbüchſen. Keiner geht vorüber, ohne jenem ſeine Verehrung zu bezeigen und ſelten einer, der nicht nach ſeinem Vermögen in dieſe ein kleines Allmoſen wirft. Gemeiniglich ſteht dabei ein hölzerner Heiliger, für welchen man nebſt der Gabe ein kurzes Gebet verrichtet.

Jetzt brach die Sonne durch die Schneewolken

Fürſten; er hat alles in Bereitſchaft geſetzt, um ſeinen Gebieter zu empfangen. Seine Lehrlinge ſind in Zephyre und Liebesgötter, und die Mädchen, die ihm ſonſt zu Modelen dienen, in Grazien verkleidet. Er will, daß Alexander ſeine Werkſtatt für den Wohnplatz der Freuden und Spiele anſehe. Zu dieſem Ende hat der Künſtler dieſe fröliche Schaar auf eine ſinnreiche Art in verſchiedene Gruppen vertheilt. Einige Liebesgötter reiben Farben; andere probiren ihre Zeichenſtifte; Zephyre, mit den Geſchenken der Flora beladen, bieten ſie ihnen zu Modelen an. Die Grazien bereiten dem Apelles Palet und Pinſel, indeſſen daß eine andere Frauensperſon, in der Geſtalt der Göttin des Ruhms, eine Lorbeerkrone flicht, um ſie dem Alexander zu überreichen.

Zweyte Scene.

Eine kriegeriſche Muſik kündigt Alexanders Ankunft an. Der König erſcheint, vom Hephäſtion und mehreren ſeiner Günſtlinge begleitet. Ihm folgt ſein Frauenzimmer; die ſchöne Campaſpe, die einzige welche verſchleyert iſt, erſcheint in ihrer Mitte.

Apelles wirft ſich Alexandern zu Füſſen. Der Monarch, der ihn eines ganz beſondern Schutzes würdiget, überhäuft ihn mit Gnadenbezeugungen. Er betrachtet ſein Bildniß. Die Grazien zeigen es ihm. Die Göttin des Ruhms krönt ihn, und die Liebesgötter ſchlingen ſich in

ver-

hindurch und ich konnte nun mit freieren Augen, da mir vorher der Wind den Schnee ins Gesicht jagte, die schöne majestätisch wilde Gegend übersehen. Noch immer dauert das Thal, durch welches sich die Praova schlängelt, fort. Die Caravane zieht langsam daher. Auf der linken Seite erheben sich hohe Gebirge mit Eichen und Buchen bewachsen, durch welche sich hie und da ein Wasserfall herabstürzt. Zur rechten Hand erscheint die Gebirgskette in einiger Entfernung noch viel höher. Bis über die Mitte hinauf ist sie mit Tannen und Fichten bewachsen. Die vor Alter oder vom Winde, wer weiß wie lange schon, umgestürzten Bäume liegen in großer Unordnung über einander und haben wegen des steilen Gebirges, vielleicht auch wegen Ueberfluß an Holz, nicht weggeschafft werden können. Jetzt thürmt sich uns ein steiler Berg entgegen, zu welchem ein schmaler, neben einem tiefen Abgrund rechter Händ fortlaufender, Fußsteig führt. Links beschirmt uns das Gebirge. Auf einmal steht die Caravane und ich höre ein verwirrtes Geschrei. Da sich der Pfad um eine Ecke krümmt, so kann ich die Ursache dieses Stillstehens nicht sehen und erfahre erst nach wiederholten Fragen, daß der Waldstrom, der sich von den Bergen herabstürzt, eine große Kluft auf diesem engen Fußsteige gerissen habe, und daß

das ohnedies gefährliche Ueberspringen dadurch noch gefährlicher gemacht würde, weil die Pferde bergaufspringen müßten, und wegen des Eises nicht gehörig fußen könnten. In dieser Lage, wo wir weder vor- noch rückwärts konnten, brachte ich beinahe 2 Stunden ziemlich unruhig zu, während dem die Wallachen Bäume abhieben und nach mehreren fruchtlosen Experimenten, endlich eine Art von Brücke zu Stande brachten, über welche die Pferde halb gezogen, halb geschoben wurden, um sogleich den Ansprung auf den Hügel zu gewinnen. Es sah gefährlich genug aus, und allein hätte ich das Wagestück gewiß nicht begonnen, aber die Wallachen, deren Freundschaft ich durch den gestrigen Wein gewonnen hatte, beeiferten sich, mir beizustehen, und wir kamen alle glücklich hinüber. Bald hatten wir die Höhe des Berges erreicht und ein schöner Anblick belohnte mich für die ausgestandene Angst. Ueber mir der blaue heitre Himmel mit seiner wärmenden Sonne, unter meinen Füßen die bezwungenen Nebel, die sich in dem erweiterten Thale theilen und auf beiden Seiten der Gebirge Posto fassen. Die zackigen Felsenspitzen ragen wie unregelmäßige Thurmruinen hervor, und erheben sich in die blaue Luft. Einzelne Raubvögel von verschiedener Größe umkreißen dieselben und zeigen ihr Daseyn durch ihr schallendes Geschrei an.

Weiter hört man nichts als die Klingeln der Pferde und die Aufmunterung ihrer Treiber. Die Gebirge ziehen sich jetzt mehr rechts und scheinen kleiner zu werden, auch finde ich weniger Schnee. Im untern Thale erblicke ich von weitem einige Dörfer, und gern wäre ich dahin, denn ich sehnte mich nach einiger Erholung, aber unser Weg gieng von neuem waldeinwärts. Bald nachher begegneten uns einige Wallachen, die von der Jagd kamen. Eine seltene Erscheinung! denn außer diesen hat uns von Kronstadt bis jetzt noch kein Mensch auf dem Wege begegnet. Endlich gegen 5 Uhr kamen wir hier an. Die Pferde werden jeden Abend abgepackt. Ein Theil dieser armen Thiere muß diese Nacht unter freiem Himmel kampiren, und doch haben sie ihr Tagewerk redlich vollbracht. Sie werden mit Gerste gefüttert, da man in hiesigen Gegenden keinen Hafer baut. Der Schlaf überfällt mich und die Natur behauptet ihre Rechte. In Buckarest hoffe ich diesen Brief zu endigen. Für heute also gute Nacht, meine Geliebte!

V.

Fortgesetzte Correspondenz-Nachrichten über Ungarns und Oestreichs neueste Literatur und Kultur.

Oestreichischer Staat im April 1806.

Von dem Prachtwerke, dessen wir schon mehrmals erwähnten, Francisci Comitis Waldstein et Pauli Kitaibel plantae rariores Hungariae indigenae descriptae et iconibus illustratae erschienen im Jahr 1803 Vol. II. Decas XVII bis XX. gr. fol. Wien, bei Schaumburg und Compagnie (Preis 50 fl.).

Von Dr. Karl Lübecks ungrischen Miscellen erschienen im Jahre 1805 nur drei Hefte bei Hartleben in Pesth. Die vorzüglichern Aufsätze darin sind: Ungarische Nationaltracht (von Rösler); über den Anbau, die Bereitung und Aufbewahrung des Ménescher Weines; Was kann und soll der Oekonom machen, um sich gegen die traurigen Folgen einer trockenen Zeitperiode zu schützen, und bei Zeiten sicher zu stellen (von Samuel Theschedik); Gesellschaftliches Leben in Ofen

und Pesth (von Rösler); Reise durch Bulgarien und Romanien, beschrieben von Lukas Joseph Marienburg, Rektor des evang. Gymnasiums zu Cronstadt in Siebenbürgen; Neues Heilmittel der Wechselfieber; Pesth und Ofen an sich und ihre Environs; Einige Gedichte, besonders von Rösler.

Glatzens Iduna und moralische Gemälde für die Jugend haben in dem laufenden Jahre eine neue Auflage erlebt. Sein Gegenstück zur Iduna, Theone ist in diesem Jahre bei Bohn in Hamburg erschienen, so wie auch eine Sammlung seiner Religionsvorträge, bei Frommann in Jena.

In Hermannstadt erschienen bei Hofmeister im verflossenen Jahre schätzbare Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstenthums Moldau. 2 Theile, gr. 8. (2 fl 30 kr.). Das Fach der schönen Künste hat neuerdings bereichert, Hr. Karl Anton von Gruber durch seinen Torquato Tasso, Penig, bei Dienemann und Comp. 1805. 8. (Preis 2 fl.)

Der bekannte ungarische Schriftsteller Samuel Bredetzky, bisher Prediger der vereinigten evang.

Gemeinen zu Krakau und Podgorze, ist zum Superintendenten und Prediger nach Lemberg berufen worden.

Der rühmlich bekannte Professor der ökonomischen Wissenschaften und Director des Georgikons zu Kesthely in Ungarn, Johann von Asboóth ist von dem Grafen Georg Festetits von Tolna zum Inspector seiner gesammten ansehnlichen Güter, mit einem Gehalt von 2000 fl. und einem angemessenen Deputat in Naturalien ernannt.

Der Kaiser von Oesterreich hat dem Professor an der Mädchenschule zu Eperies in Ungarn, Matthias Sennowitz die Erlaubniß ertheilt, eine Reise ins Ausland zu unternehmen, um sich daselbst mit der neuen Lehrmethode des berühmten Pädagogen Pestalozzi zu Yverdün in der Schweiz bekannt zu machen, und alle Arbeitsanstalten und Industrieschulen in den sächsischen und preussischen Provinzen zu besuchen und neue Beiträge zu seinem herauszugebenden Werke „über bessere Erziehung und Versorgung der niedern Volksklasse in Ungarn, durch Einführung der nützlichen und wohlthätigen Industriconstalten" zu sammeln.

Witchen, ein Ungar, gegenwärtig evangeliſcher Prediger zu Vrebrow in Galizien hat einer verſtorbenen evangeliſchen Frau mit Bewilligung des Probſtes, eines alten Exjeſuiten, in der katholiſchen Kirche zu Stralofol von der Kanzel im laufenden Jahre eine Trauerrede gehalten — ein in Ungarn unerhörtes Beiſpiel von Toleranz.

In Wien iſt bei Mollo u. Comp. eine artige Sammlung von Kleidertrachten der Bewohner der k. k. Staaten erſchienen. Die Zeichnungen ſind gut, aber das Colorit iſt nachläſſig aufgetragen.

Das k. k. Conſiſtorium zu Wien, welches das evang. Gymnaſium zu Teſchen zu einem philoſophiſch-theologiſchen Vorbereitungsinſtitute für die Univerſität zum Beſten der Proteſtanten in den teutſchen erbländiſchen Provinzen des Kaiſers erheben will, hat zu Anfang Aprils 1806 dem Kaiſer Franz einen neuen Studienplan für dieſes Gymnaſium zur Beſtätigung vorgelegt. Dieſem zufolge ſoll in Zukunft der Rector als Profeſſor der Philoſophie und Theologie (jetzt Franz Ludwig Andresky) die philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften vortragen, und dabei vorzüglich auf die Bildung künftiger Prediger ſehen, der Conrector aber (jetzt Karl Georg

Rumi) als Professor der Philologie, der schönen Wissenschaften, der historischen und Naturwissenschaften, Rhetorik, Poetik, Erklärung der alten Classiker, griechische Sprache, die philologischen Hülfswissenschaften z. B. Mythologie und Archäologie, alte und neue Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturgeschichte und Physik dociren.

Zu den wichtigsten Originalwerken der böhmischen Poesie, gehört die im vorigen Jahre erschienene Epopoe: Dĕwjn, Bášen ſmeſſnohrdinſkà wedwanácti zpĕwjtch. (Die Mädchenburg, ein heroisch-komisches Gedicht in zwölf Gesängen) von Sebastian Heiewkowsky, 2 Theile Prag bei Gerzabek, 1805. in 12. Der Verfasser verbindet die Leichtigkeit Arioſto's im Orlando furioso mit dem Witze Voltaire's in der Pucelle d'Orléans und mit Wielands Lebhaftigkeit im Oberon aufs glücklichste. Glücklich, und anziehend ist die Wahl des Mädchenkrieges aus der alten böhmischen Geschichte. Eine ausführliche Inhaltsanzeige dieser interess nten Epopoe und Proben daraus, findet man in den österreichischen Annalen, Augustheft 1805.

Die Annalen der Literatur und Kunst in den

österreichischen Staaten, deren Redacteur der vielseitig gelehrte und thätige Doctor Schultes in Wien ist, werden auch in diesem Jahre fortgesetzt. Seit der Mitte des vorigen Jahres kamen die Hefte langsam heraus, und die letzten Hefte des vorigen Jahrganges erschienen erst im laufenden Jahre.

Als die Franzosen Wien besetzt hielten, erschien in literarischer Hinsicht nichts von Bedeutung, vorzüglich deswegen, weil selbst damals die Fesseln der österreichischen Censur nicht gelöst wurden, indem die Franzosen alle österreichischen Behörden in Activität ließen. Nur die Redaction der Wiener Zeitung nahmen sie in Beschlag, und ließen darin mehrere raisonnirende politische Aufsätze, in einer blühenden Sprache und mit anziehendem Geiste geschrieben, abdrucken. Die in Wien wegen des geschlossenen Friedens und der Rückkehr des Kaisers Franz erschienenen Gelegenheitsschriften sind alle von keiner Bedeutung, mit Ausnahme einer gedruckten Predigt des Consistorialraths und evang. Predigers Wächter, eines vortrefflichen geistlichen Redners.

Der Kaiser von Oesterreich hat einen neuen Verdienstorden für den Civilstand nach seiner Rückkehr in die Residenzstadt Wien gestiftet, der in

einem goldenen Kreuze beſteht, mit der Umſchrift: für Bürgertugend.

Der Erziehungsrath André zu Brünn ſoll eine Geographie von Ungarn und Siebenbürgen herausgeben.

Unter den neuerlich in Wien erſchienenen Werken der Dichtkunſt zeichnen ſich aus: Eduard und Malvina, von Caroline Pichler, ein Roman (Wien, 1805, 196 S. 8.), Ruth, ein bibliſches Gemälde in drei Idyllen von Caroline Pichler (Wien 1805, 96 S. 8.); Ruth, ein Gedicht in 4 Geſängen von Karl Streckfuß (Wien, bei Schaumburg 1805, 133 S. 8.), der auch 1805 in Berlin bei Unger Mährchen nach Gozzi, gr. 8. herausgab; die wandernden Comödianten, eine komiſche Oper in zwei Aufzügen nach Picard, von Treitſchke. (Wien, bei Mollikhauſer, 1805, 8.).

---

verschiedene Gruppen zusammen, um diesem Meisterstücke der Kunst gleichsam zum Gestelle zu dienen. Alexander, auf eine angenehme Art über die Verdienste des Künstlers und über die sinnreiche Art wie er ihm sein Werk vorstellt, betroffen, erhebt seinen Geschmack und Genie. Er fragt ihn, ob er keine Gemählde von weiblichen Figuren habe, die er ihm zeigen könne. Der Mahler stellt ihm eine Venus vor, welche beschäftigt ist aus Amors Köcher einen Pfeil zu wählen, der den Adonis verwunden soll. Alexander, bezaubert von der Schönheit des Gemähldes, dem Ausdruck der Figuren, der Richtigkeit der Zeichnung, und von der Wahrheit und Harmonie der Farben die das Colorit ausmachen, entschließt sich die Campaspe mahlen zu lassen. Er läßt sie hervor treten; er nimmt ihr selbst den Schleyer ab, der ihre Reize versteckte. Apelles, welcher etwas so Schönes nie gesehen hatte, zittert vor angenehmen Erstaunen zurück. Alexander will die Begeisterung des Künstlers befördern, indem er seine Einbildungskraft durch lebende Gemählde zu erhitzen sucht. Er macht die Campaspe gehen, setzt sie in verschiedene Stellungen, und läßt sie nach und nach eine Menge von Empfindungen ausdrücken. Alles dies macht ein sehr lebhaftes Pas de deux.

Apelles fühlt sich durch diese lebenden Gemählde, welche Campaspe mit eben so viel Grazie als Feuer entwirft, aufs äuserste beunruhigt. Alexander, um ihm ein neues Zeichen seiner Gnade,

VI.

Gedichte.

I.

An den Kinderfreund.

Hinweg den ſchlaffen, weibiſchen Männerſinn,
Der aus den Knaben, welkenden Blumen gleich,
In Lampenqualm und Kerkerdünſten
Krüppel und zärtliche Sclaven bildet.

In Gottes freie, lachende Welt hinaus
In Hitz' und Froſt, beim heiteren Frühlingstanz
Der Horen und wenn ſchwer die Gipfel
Weißer Sudeten vom Eiſe ſtarren.

Kraft, Geiſt und Muth beſeele des Jünglings Bruſt
Gezügelt von des Lehrers geprüfter Hand,
In Arbeit früh die Muskel ſtärkend,
Stähl' er die Seele zu Kampf und Thaten!

Nicht Ungertrank und rauchendes Waſſergift
Aus Fluch gekocht von Indiens Sclavenfrucht,
Nicht Zuckerbrod und fettes Backwerk
Stopfe die Quellen des jungen Lebens.

Am Waſſerquell, bei Ceres geſunder Koſt
Blüht hold und ſchön und kräftig der Jüngling auf
Bei Mäßigung und reiner Speiſe
Starken die Glieder zu Männertugend.

Durch Maaß und Mangel, Streben und Arbeitsluſt
Errang den Gipfel ſtralenden Ruhmes einſt
Antäus Sieger, von der Vorheit
In die Gefahren des Kampfs getrieben.

Den Lichtſtern über Gräciens Freiheitsland
Erklommen raſch die Männer der goldnen Zeit
Durch Selbſtentſagung und Entbehren,
Rüſtig bekämpfend die weichen Lüſte.

Enthaltſamkeit durch Tugend am Pflug genährt
Schwang Roma's Schwert durch jeglichen Völkerbund,

Karthago's Held, groß im Verläugnen
Spaltete Berge, wie Römerheere!

Kanngießer.

2.

Drei Dinge.

Drei Dinge dir schirm' auf des Lebens Bahn,
Willst du sie glücklich vollenden,
Des Daseins erhabnem Ziele nahn,
Und das Höchste nicht von dir wenden:
Denn das Leben ist bildsam, ein Jeder schafft
Ihm seine Gestalt mit eigner Kraft.

Der Leib, wie sehr auch dem Koth verwandt,
Mit der Welt dich innig verbindet,
Entweihe leichtsinnig das zarte Band,
Und die schöne Verkettung entschwindet.
Den Pfad durch die Welt in ein beßres Land,
Du wandelst ihn nur in des Leibes Hand.

Und seinem Nervengewebe entblüht,
Die Seele voll zarter Gefühle,
Eine Blume des Himmels als keusches Gemüth,
Süß duftend bei nächtlicher Kühle.
War du Schones erschaffst, was du Gutes übst,
Aus der Seele dir's kommt, wenn du sie nicht trübst.

Auch wohnt noch in dir ein geflügelter Geist,
Den wie Blitze Gedanken umschweben,
Der das Weltall in kühnem Flug' umkreist,
Und das vielgestaltige Leben.
Doch des Geistes unsichtbare Kraft zerfällt,
Wenn sein Flug das irdische Maas nicht hält.

Die drei Dinge dir schirm' auf des Lebens Bahn,
Willst du sie glücklich vollenden,
Des Daseyns erhabnem Ziele nahn,
Und das Höchste nicht von dir wenden:
Denn das Leben ist bildsam, ein Jeder schafft
Ihm seine Gestalt mit eigner Kraft.

Den Stachel wilder Begierde treibt
Des Leibes üppige Stärke,

Und der Leidenſchaft wüthender Sturm zerreibt
Die Knospen unſinnlicher Werke;
Denn der Sinn nach ſinnlicher Luſt nur ſtrebt,
Wenn die himmliſche Seel' ihn nicht belebt.

Nie endet der Kampf, den von Ewigkeit
Mit dem Schlechten das Gute begonnen,
Mit der Welt iſt die Seele drum oft entzweit;
Doch den Preis hat ſie ſelten gewonnen.
Was hilfts, wie gerecht ſie den Kampf auch wählt,
Wenn der Geiſt nicht die Kraft ihr zum Streite
ſtählt?

Doch wehe, wenn einmal der Geiſt allein
Des Lebens Zügel ergriffen,
Von dem Irdiſchen will er ſich raſch befrein,
Das Unendliche prüfend umſchiffen.
Wie heilig es ſey, der entbundne Geiſt
Aus den Angeln jedes Verhältniß reiß't.

Aus der Eintracht dieſer drei Dinge blüht
Allein des Lebens Gedeihen,
Wie ein Traum, der Friede des Innern flieht.

Wenn ſie ſich liebtos entzweien,
Und das Böſe verderbend ſchweift einher;
Denn es findet keinen Widerſtand mehr.

Marienwerder
in Weſtpreußen.

J. G. Roſenheyn.

Inhalt.

Seite

I. Alexander von Humboldt. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) 249

II. Ueber Wilhelm Tischbein's Phantasien. 254

III. Albrecht Dürer. 279

IV. Aus den Briefen eines Reisenden über die Carpathen. 293

V. Fortgesetzte Correspondenz-Nachrichten über Ungarns und Oestreichs neueste Literatur und Cultur. . . 306

Seite

VI. Gedichte.

1. An den Kinderfreund. 313

2. Drei Dinge. 315

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

8. Stück. Auguſt 1806.

I. Der Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich in Hinſicht auf ſeine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reiſehandbuch fur Jedermann, vom Kriegsrath Reichard, auch Verfaſſer des Guide des Voyageurs en Europe. Mit einer großen Poſtkarte. Dritte, neu durchgeſehene, neu verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. Berlin 1805, verlegt bei den Gebrüdern Gädicke. 2 Thlr. 10 gr.

Der ſchnelle Abſatz dieſes Werks giebt den unſtreitigen Beweis, daß daſſelbe ſehr brauchbar ſey, und in dieſer dritten Auflage hat es wieder unzählige Verbeſſerungen und Vermehrungen erhalten, ſo daß es auch 4 Bogen ſtärker geworden iſt. Reiſenden, wes Standes und Würden ſie auch ſeyen, und welche Tour in Teutſchland und in den angränzenden Ländern, der Schweiz u. a. ſie auch machen mögen, kann man daher dies Buch mit vollem Rechte empfehlen.

II. **Breitenbach's**, Dr. Phil. Franz, Oel-Oeconomie, oder vollständiger Unterricht in der Cultur, Wartung und Pflege der anbauungswürdigsten Oelpflanzen und dem Prozesse oder Verfahren, sowohl hieraus als auch aus vielen anderen Producten Oel zu gewinnen, nebst verschiedenen Mitteln, das erhaltene Oel von allem fremden Geruche zu befreien, und dasselbe gegen das Ranzigwerden auf lange Zeit zu schützen. 8. 1806. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 Fl. 42 kr. Berlin, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen.

Dies Werk entspricht vollkommen seinem Titel, und wird allen Oeconomen willkommen seyn. Es ist eben so gründlich bearbeitet, als die von demselben Verfasser bereits herausgegebene Fleisch-Oeconomie, 2 Bde, und Obst-Oeconomie, 2 Bände.

III. **Dietrichs**, Friedr. Gottlieb, vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse. 6r Bd. gr. 8. 1806. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 kr. Berlin, bei den Gebrüdern Gädicke und in allen Buchhandlungen.

Die Recensenten haben die Vollständigkeit und die gründliche Bearbeitung dieses Werks bereits dargethan, und es wäre überflüssig, hier noch etwas zum Lobe desselben zu sagen. Wer auf den 7ten Band 2 Rthr. 6 gr. oder 4 Fl. bei den Verlegern pränumerirt, erhält jeden der ersteren sechs Bände auch für diesen um das Viertel wohlfeilern Preis.

---

de zu geben, befiehlt seinem Frauenzimmer, alle ihre Geschicklichkeiten sehen zu lassen. Sogleich spielen einige auf verschiednen Instrumenten, indessen die andern charakteristische Tänze aufführen. Campaspe verschönert dies Fest und vereiniget sich mit den übrigen, den Tanz der Kronen zu tanzen. Dieser Tanz spielt auf die vielfachen Eroberungen des Helden an, und auf die Lorbeerkränze, die ihm seine Siege erworben. Nach Endigung desselben befiehlt Alexander seinem Gefolge voraus zu gehen; er bewegt den Apelles, sogleich den Anfang zu machen, und alle Kräfte seiner Kunst zu erschöpfen, um einen Gegenstand, der ihm so lieb ist, durch ein getreues Nachbild zu verdoppeln. Nach dem zärtlichsten Abschiede von Campaspen, entfernt er sich, um, indessen sie sitzt, die Meisterstücke zu betrachten, welche ihm die Bildergalerie des Apelles darbietet.

Dritte Scene.

Die Liebe, welche Apelles bereits zur Campaspe gefaßt hat, giebt ihm ein, sich der Verkleidung seiner Lehrlinge zu bedienen, um dieser Schönen das Sitzen angenehm und weniger beschwerlich zu machen.

Er studieret sein Model; er setzt Campaspen in verschiedene Stellungen; er verändert die Wendung des Kopfs und den Ausdruck der Züge. Während dieser Scene beschäftigen sich einige

Liebes-

IV. Ankündigung von Oſtertag's kleinen Schriften.

Gleich nach dem Tode des würdigen Prof. Oſtertag wollten einige ſeiner Freunde ſein Andenken ehren, indem ſie eine Auswahl ſeiner intereſſanteſten zerſtreuten Aufſätze und Programme zur Herausgabe — einſt des Verſtorbenen liebſter Wunſch — brächten. Die Umſtände waren ihrer Hoffnung nicht günſtig. Sie erwarteten eine Subſcription, die wenigſtens die Druckkoſten decke, um den Ueberſchuß der Wittwe des Verſtorbenen überlaſſen zu können. Aber auch die mäßige Summe wurde nicht erreicht, und der Plan damals aufgegeben.

Seitdem aienq ein ſchöneres Loos über Regensburg und die Wiſſenſchaften in dieſer Stadt auf. Das Andenken unſerer verdienten Männer belebt ſich von neuem, und ſchon danken wir dem thätigen Eifer einiger Edlen die gewiſſe Ausſicht, daß ein großer Todter der vergangenen Jahrhunderte — Kepler — der in dieſen Mauern ſtarb, eine würdige Ruheſtätte finden wird. Dieſer Name kann nicht genannt werden, ohne zu gedenken, daß ſchon vor mehreren Jahren Oſtertag in ſeinen beſcheidenen Verhältniſſen verſuchte, Keplern zu ehren, und einen patriotiſchen Aufruf ergehen ließ, der, wenn gleich damals verhallt, doch jetzt zum Ziele führen darf. Dieſer Aufſatz über Keplern war für die Sammlung der Oſtertagiſchen kleinen Schriften beſtimmt, und begründet vorzüglich die erneuerte Hoffnung, daß dieſe nun erſcheinen könne, indem die Herausgeber ſich neben der gnädigſten Unterſtützung Sr. Kurfürſtl. Gnaden, des Hrn. Kurerzkanzlers, auch der Theilnahme der Unternehmer des Keplerſchen Denkmals zu erfreuen, und die Erlaubniß haben, Oſtertag's Aufſatz über Keplern mit einer Nachricht von der bevorſtehenden Errichtung des Denkmals zu verbinden, wozu eine radirte Anſicht deſſelben in Aqua tinta kommen ſoll.

Das Werk kann durch dieſe Verſchönerung nur gewinnen, und man darf hoffen, daß die Subſcribenten ſich die dadurch nöthige verhältnißmäßige, jedoch ſehr geringe Erhöhung des anfänglichen Subſcriptionspreiſes gefallen laſſen werden.

Noch vor Ende des laufenden Jahres wird daher eine sorgfältige Auswahl der Ostertagischen kleinen Schriften, meist antiquarischen und physicalischen Inhalts, mit der Biographie des Verfassers und einer Ansicht des Keplerischen Denkmals, ungefähr 25 Bogen stark, in 4to mit lateinischen Lettern, erscheinen, und an die Subscribenten um 3 Fl. 30 kr. für ein Exemplar auf gutem Druckpapier, und 4 Fl. auf feinem Schreibpapier abgeliefert werden. Der Ladenpreis wird um ein Drittel erhöht, indessen soll es noch frei stehen, bis Ende Augusts zu subscribiren. Da aber der Manuscriptenvorrath so reichlich ist, daß gar wohl noch eine eben so starke zweite Abtheilung gegeben werden kann, so werden die Subscribenten ersucht, sich zu erklären, ob sie sich auch zu dieser mit 3 Fl 30 kr. rheinl. auf Druckpapier, und 4 Fl. auf Schreibpapier verbindlich machen wollen. Der Termin zur Unterzeichnung geht bis Neujahr 1807. Wer bis dahin es nicht abbestellt hat, wird als Subscribent für die Fortsetzung angesehen. Das Ganze soll dann bis zur Ostermesse 1807 vollendet seyn. Die Namen werden vorgedruckt. Sammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te frei. Der reine Ertrag wird für die hinterlassene Familie berechnet. Die Unterzeichneten nehmen Subscription an.

Regensburg, den 1sten Jun. 1806.

Leo, Freiherr v. Seckendorf.
K. Landesdirectionsrath Bösner.
Hofrath Kayser.

V. Posselt's Staatsgeschichte Europa's auf 1806.

In der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Staatsgeschichte Europa's von dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich bis zur Verwandlung der Consular-Gewalt in eine kaiserliche, als Fortsetzung von D. E. L. Posselt Staatsgeschichte Europa's u.

f. w. Taschenbuch für 1806. mit Charten und Kupfern. Preis 3 fl. 36 kr.

Inhalt.

Staatsgeschichte Europa's von dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich bis zur Verwandlung der Consulargewalt in die kaiserliche. — Beilagen: Historische Betrachtungen über Englands Größe. Allmähliger Anwachs des russischen Reichs (mit einer Charte). Kurze Darstellung der Bildung des europäischen Rußlands, zur Erläuterung der Charte. Kanalschiffahrt in Rußland, zur Erläuterung der Charte. Oestreichs Gewinn und Verlust an Ländern durch den Presburger Frieden (mit einer Charte). Brittisches Reich in Ostindien (mit einer Charte). — Lebensbeschreibungen mit den Portraits: Pius VII., Papst. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Gustav Adolph, König von Schweden. Friedrich, Kronprinz von Dänemark. Eugen Napoleon, Vicekönig von Italien. Schimmelpennik, erster Pensionär der batavischen Republik.

VI. Im Verlage der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo sind zur Jubilate-Messe 1806 folgende neue Bücher fertig geworden:

Cleminius, J. G., Taschenwörterbuch der Produkten- und Waarenkunde, oder alphabetische Beschreibung der Natur- und Kunstprodukte, die im Handel vorkommen. Für Kaufleute, Manufakturisten, Makler und Geschäftsleute aller Art, 1ster Th. 4. 2 Rthlr.

Obermaier, D. J. Chr., pharmaceutische Bibliothek für Aerzte und Apotheker, 1sten Bandes 2. 3tes St. 8. 12 Ggr.

Gedanken und Gutachten, wodurch der jetzige allgemeine Kornmangel, auch Theurung mit entstanden, und wie solchem für die Zukunft vorgebauet werden könne. 8. 3 Ggr.

Heuser, D. G. Ch., über Krankeneramen, gr. 8. 16 Ggr.

Rast, C. Fr. W., Bemerkungen über Erziehungs-Anstalten und häusliche Erziehung in Teutschland, 8. 9 Ggr.

Wienholt, D. A., Heilkraft des thierischen Magnetismus, nach eigenen Beobachtungen, 3ten Bandes 2te Abtheilung. gr. 8. 1 Rthlr. 2 Sgr.
— — dito — 3ten Bds. 3te Abthl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Sgr.

VII. De Vernon französische Grammatik zum Gebrauch der Teutschen.

Bei Friedrich Nicolovius zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

de Vernon französische Grammatik zum Gebrauch der Teutschen. Neue mit einem französischen Lesebuch von J. H. Gleminius vermehrte Auflage. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Diese Sprachlehre hat bei ihrer ersten Erscheinung vielen Beifall gefunden, und wenn sie nicht, wie sie es doch unstreitig verdient hat, in mehreren Schulen eingeführt ist, so möchte der Grund davon darin zu suchen seyn, daß ihr die in der Regel jeder Sprachlehre angehängte Sammlung von französischen und teutschen Uebungsstücken abgieng. Bei der fortdauernden Nachfrage nach dieser durchaus praktischen Sprachlehre, und bei den wiederholt geäußerten Wünschen mehrerer einsichtsvoller Schulmänner, selbiger durch Hinzufügung eines zweckmäßigen Lesebuches eine größere Brauchbarkeit zu geben, hat der Verleger keinen Augenblick verloren, den Wunsch des Publikums zu erfüllen.

Der Verfasser dieses Lesebuchs hat den, von dem Verleger ihm ertheilten Auftrag nach seinen besten Kräften auszuführen getrachtet, und bei den Aufsätzen jederzeit das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen gesucht, indem er durch den Unterricht, den er seit mehreren Jahren ertheilt hat, überzeugt worden ist, daß nur auf diese Art das Studium einer Sprache den Kindern anziehend gemacht werden kann.

Wenn Lehrer, welche dieses Buch in ihren Schulen einzuführen gesonnen sind, sich unmittelbar an den Verleger wenden, so erhalten sie dieses Werk für den sehr mäßigen Preis von 20 gr., der gewöhnliche Ladenpreis

ist 1 Rthlr. 4 gr. Das Lesebuch von Cleminius, welches bei jeder anderen Sprachlehre gebraucht werden kann, kostet besonders 16 gr.

VIII. Encyclopädische Generalcharte aller Wissenschaften und schönen Künste. Entworfen von M. Heinrich August Töpfer, Lehrer der Mathematik und Physik an der Land- und Fürstenschule zu Grimma, und gestochen von Wilhelm von Schlieben, Lieutenant beim Regiment Prinz Clemens in Langensalza.

Unter diesem Titel bietet unterzeichneter der studierenden Jugend ein nicht unwichtiges Hülfsmittel dar, sich in dem großen Gebiete menschlicher Erkenntnisse, so wie es seinem jetzigen Zustande nach beschaffen ist, sicher und schnell zu orientiren.

Die Charte selbst, stellt in einem wohlgeordneten Ganzen, das System aller Wissenschaften und schönen Künste, ihren Haupttiteln nach, vor Augen. Die Begriffe der Wissenschaften, die daraus hervorgehende natürliche Einheit ihrer Theile; die Verbindung ihrer Zweige; die Hauptobjecte ihrer Bestimmung, und der eigenthümliche Charakter einer jeden; alles wird durch die schematische Darstellung in einer solchen Folge nach und nach ins Auge gehoben, daß selbst ein Kopf von nur gewöhnlichen Fähigkeiten vermögend ist, sich sehr bald zur Uebersicht des Ganzen zu erheben, und seinem Gemüthe das geordnete Fachwerk der Erkenntniß für immer einzuprägen.

Die systematische Entwickelung der schönen Künste, hat in ihrer Stammtafel einen Hauptzweig wieder erhalten, dessen Kultur den Weisen der Vorwelt heilig war, und den die neuere Welt gänzlich aus den Augen verloren hat, nämlich die für die Staatskunst und den Religions-Cultus wichtige Gepränge-kunst, welche in die der Solennitäten und Festivitäten zerfällt. (Ich darf hier nur an die ästhetischen Decorationen auf

dem trajanischen Markte erinnern. Hier wurden feierlich, von den großen Richterstühlen herab, die wichtigsten Angelegenheiten im Angesichte des Volkes entschieden. — Als die Einwohner von Tyrus den Apostel Paulus in ihren Tempel führten, einer nächtlichen Feier beizuwohnen, erstaunte der Apostel über die unbeschreibliche Pracht und Schönheit die im Innern des Tempels herrschte und die Gemüther zur Ehrfurcht stimmte. Am meisten setzte ihn in Verwunderung die außerordentliche Größe und Dicke einer Säule, welche von schmaragdfarbenem Glase gegossen, inwendig mit farbigen Lampen erleuchtet war, und eine majestätische Lichtsäule bildete, die dem ganzen Tempel ihr schönes Licht mittheilte. (Dies als Beispiel der Wirkung jener Kunst.)

Die übrige Einrichtung des Ganzen, welche für Denker einen fruchtbaren Stoff zu neuen Vergleichungen der Theile unter einander darbietet, und die Unterscheidung der Wissenschaften, nach der verschiedenen Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit unserer Vermögen, bleibt der eigenen Beschauung der Charte überlassen. Wenn dieser erste Versuch den Beifall der Kenner erhalten sollte, so werde ich, auf gleiche Weise ausgeführt, die weitere Entwickelung der einzelnen Zweige nachfolgen lassen. So Gott will, die anthropologische Charte der menschlichen Vermögen, Anlagen und Fähigkeiten zunächst; sodann aber das System aller Pflichten des Menschen gegen den Menschen u. s. f.

Die encyclopädische Generalcharte kostet 16 Gr. sächsisch und ist zu haben bei mir in Grimma, bei dem Herrn Lieutenant von Schlieben in Langensalza; bei dem Herrn Buchhändler Bruder in Leipzig.

Grimma d. 1. August 1806.

M. H. A. Apfelt.

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1806.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1806.

Im Verlage des K. Induſtrie-Comptoirs.

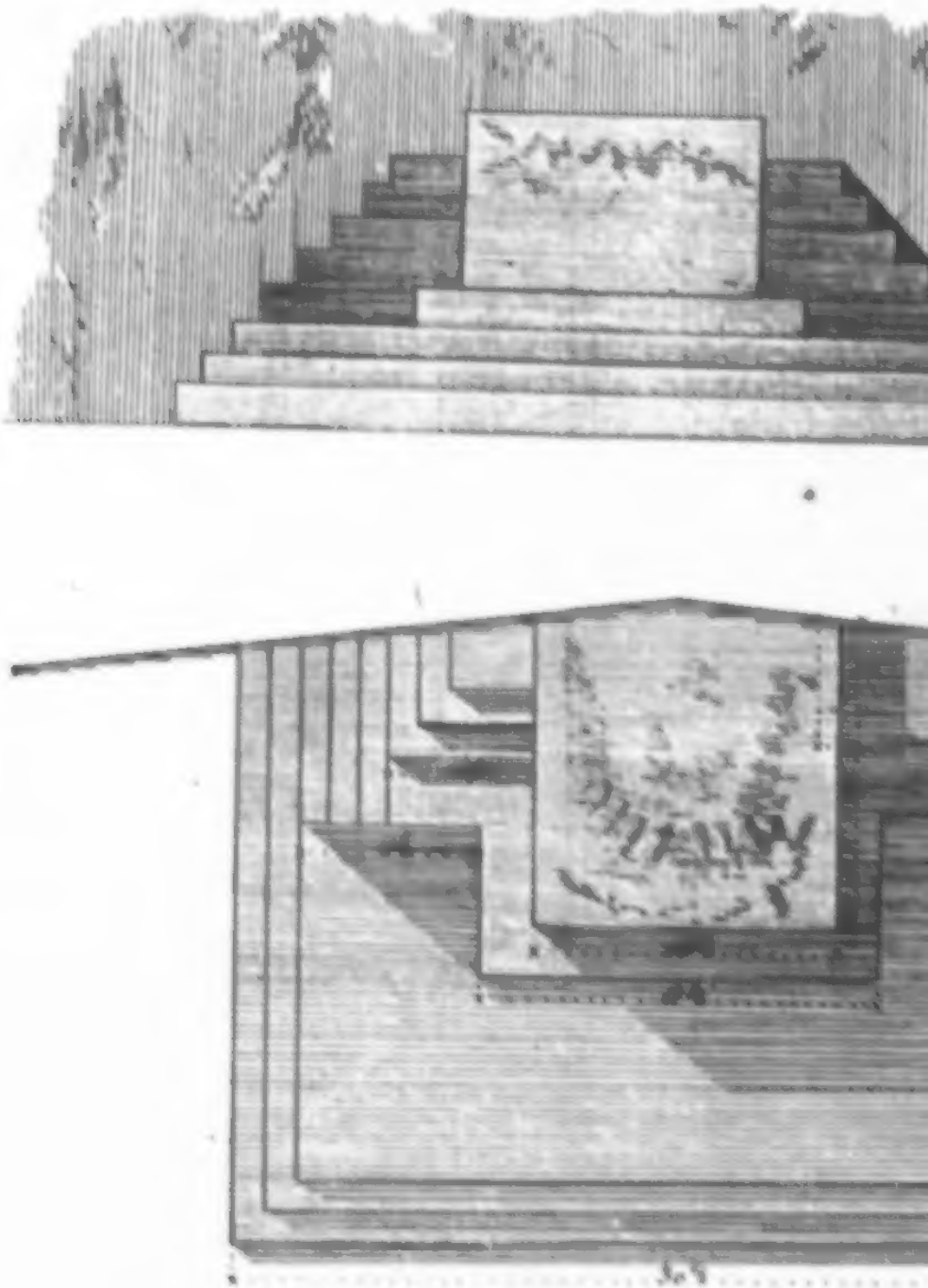

Für den N. Y. Mercur. September 1846.

Liebesgötter, Campaspen zu zeichnen; andere bereiten das Palet; noch andere bemühen sich, alle Stellungen des schönen Models nachzuahmen. Der entzückte Apelles weiß endlich nicht mehr, was er wählen soll. Alle Stellungen, alle Lagen scheinen ihm gleich schön. Er zeichnet, löscht aus, entwirft neue Züge, löscht sie wieder aus. Nach einem Augenblicke von Ueberlegung kömmt ihm der Gedanke, sie als Göttin zu mahlen. Er ertheilt seine Befehle dazu. Seine Lehrlinge entfernen sich und bringen kurz darauf Lanze, Helm, Schild und Tropheen. Apelles schmückt Campaspen mit diesem kriegerischen Putze, giebt ihr eine edle stolze Stellung, und nun steht sie, auf einen Säulenfuß gelehnt, als Pallas da.

Apelles fängt an zu skizziren; aber sogleich wieder unzufrieden mit diesem Einfall vertauscht er ihn gegen einen andern. Man bringt Blumenkränze; er krönt Campaspen damit; er läßt sie sitzen, stellt die Zephyre in Gruppen um diese neue Flora, und fliegt an seine Arbeit. Aber auch dies Gemählde gefällt ihm noch nicht. Er kehrt zu Campaspen zurück; er bekleidet sie mit einer Tigerhaut, hängt ihr einen Köcher um, ziert ihre schönen Hände mit Pfeil und Bogen, giebt ihr eine mahlerische Stellung und eilt zur Staffeley. Er entwirft mit Feuer die ersten Züge der Jagdgöttin. Bald aber löscht er sie mit einer Art von Verdruß wieder aus, da ihm einfällt, daß er seinem Gemählde weit mehr Interesse

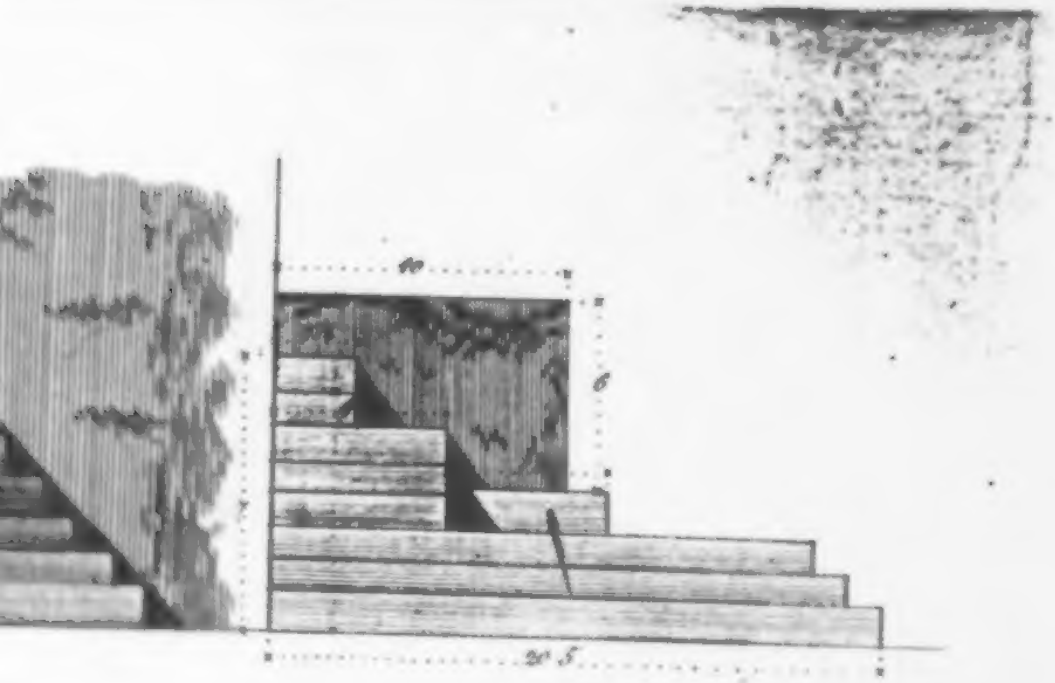

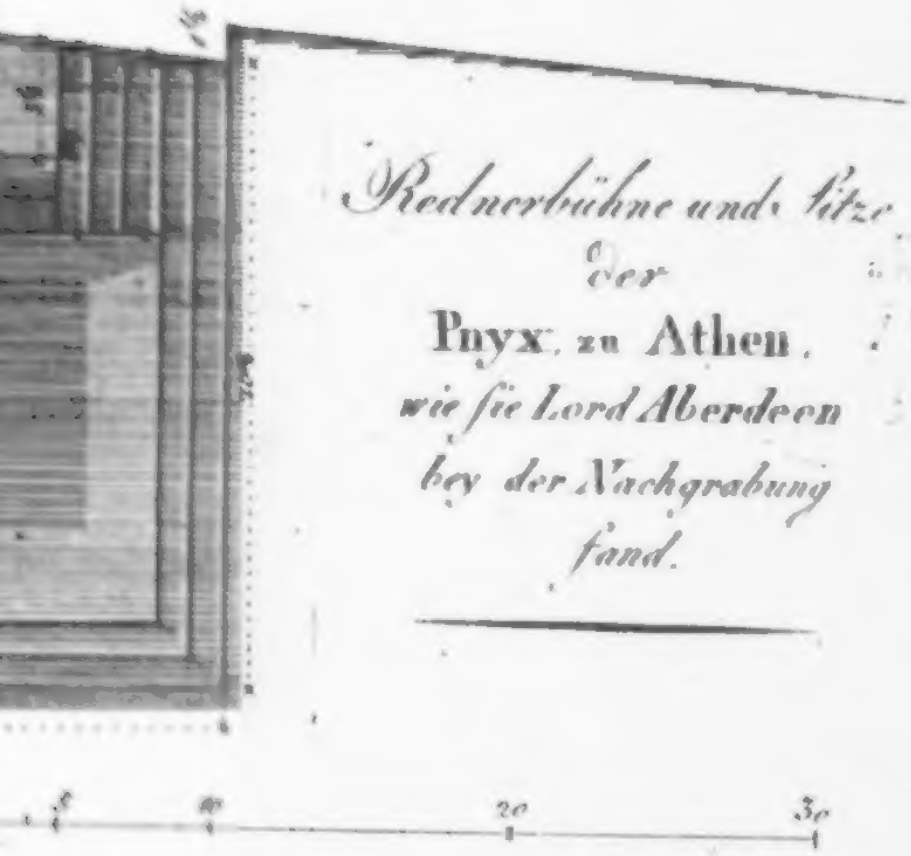

Rednerbühne und Sitze
der
Pnyx, zu **Athen**,
wie sie Lord Aberdeen
bey der Nachgrabung
fand.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1806.

I.

Ueber die Pnyx zu Athen.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Ich habe in den Bruchſtücken über das heutige Griechenland S. 210 in der Note der Reinigung des Platzes, wo die Pnyx in Athen ſtand, erwähnt, welche Mylord Aberdeen unternommen; hier einiges Nähere darüber, welches Intereſſe erwecken dürfte.

Der Platz, den die ſpäteren Antiquare allgemein mit dieſem Namen belegt haben, und welcher ihm auch wohl nicht leicht zweifelhaft gemacht werden kann, befindet ſich außerhalb der Ringmauern des

neueren Athens auf einem Hügel, nördlich von dem des Theseums.

Wenn dieser Ort nicht durch Erdrevolutionen, von denen jedoch die Geschichte nichts meldet und die eben nicht wahrscheinlich sind, erhebliche Veränderungen erlitten, so hat er nie, auch nur die halbe Zahl der athenienstischen Bürger, die man gewöhnlich auf 20,000 angiebt, fassen können.

Daß es darauf nicht räumlich war, bezeichnet schon der Name vom Zusammendrängen des Volks entlehnt, oder von den Steinen und Sitzen die ihn enge anfüllten.

Die Pnyx, nach den Notizen der Alten innerhalb des Bezirkes der Stadt, unfern der Citadelle, war vorzüglich zu den außerordentlichen Zusammenkünften der Athenienser bestimmt. Nur von unerheblichen Gebäuden umgränzt, blieb sie bis zu den spätesten Zeiten des Luxus und der Pracht, ein Denkmal der einfachsten Bauart, und wenn schon man damals das Theater des Bacchus zu den Versammlungen häufig vorzog, so verließ man die Pnyx nicht gänzlich, indem nur auf ihr Kronen des Verdienstes ertheilt und gewisse obrigkeitliche Personen ernannt werden durften.

Der Platz hat die Gestalt eines Cirkelabschnittes, welcher sich dem Halbkreise nähert. Eine unter einem sehr stumpfen Winkel etwas gebrochne Felsenwand, an welche die Rednerbühne sich lehnt, beschränkt ihn von einer Seite. Dieser behauenen Felsenwand, sind, um ihr eine beträchtlichere Höhe zu geben, sie überall horizontal zu machen, und ins Niveau zu bringen, ungeheure Steinblöcke auf und eingepaßt. Ein großer abgelöster Block der Art, lag bei meiner Anwesenheit zum Einpacken und zur Versendung nach England hier bereit. Mad. Charlotte Hamilton Nisbet, Milord Elgin's Schwiegermutter, hatte ihn zu einer Kamineinfassung bestimmt.

Wer die generellen Namen liebt, könnte die Bauart der eben erwähnten Felsenmauer abermals zu den cyclopischen zählen, wenn die Masse der Werkstücke und ihr strenges Aneinanderfügen ohne Kalk und Mörtel allein zu diesem Namen berechtigten.

Die Schichten sind ziemlich horizontal; die Blöcke viereckigt, jedoch nicht immer rechtwinklicht behauen. Kleinere vieleckigte Lückenfüller dazwischen, wie zu Mycene, habe ich nicht bemerkt.

Von der Rednerbühne an, wird das Terrain des Platzes abschüssig, so daß diejenigen, welche die vom Redner entfernteren Stellen einnahmen, kaum mehr als den Kopf desselben gesehen haben mögen, er aber auf ihren Physiognomieen schwerlich den Eindruck seiner Worte unterscheiden konnte.

Eben diese geneigte Ebne hat das meiste zur unverhältnißmäßigen Anhäufung des Sandes und der Erde auf diesem Boden beigetragen, da ihn der Wind von der entgegenstehenden Seite, wegen der Ruckwand nicht wieder zu säubern vermochte.

Da der Wind in der schöneren Jahreszeit zu Athen fast beständig weht, kaum mit dem sinkenden Abende sich völlig beruhigt und nicht selten ungestüm einherfährt, so muß man annehmen, daß die Gebäude, welche mehr oder minder nahe umherlagen, seine Wirkung geschwächt und aufgehalten, sonst läßt sich eine zierlich gesprochene und vernämlich gehörte Rede hier nicht denken, wenn gleich der Ort zum leichteren Fortpflanzen des Schalles vortrefflich ausgewählt worden ist... Bekannt ist es ohnehin, daß bei starken eintretenden Stürmen und Ungewittern die Volksversammlungen auseinander gienyen.

Die Rednerbühne iſt von höchſtmöglicher Simplicität nach Weſten ein wenig Süd gekehrt, dergeſtalt, daß man nichts vom Meere erblickt. Sie iſt ein länglicher Würfel, welcher auf einer viereckigen Baſe oder Plinthe von 1′ 5″ Höhe und eben ſo vielem Vorſprunge ruht. Bloß die obere Fläche iſt ein wenig beſchädigt. Schnitzwerk oder andere Ornamente, finden ſich durchaus nicht an dieſem ächt ehrwürdigen Monumente. Keine Lehne oder Geländer verbargen das Geringſte von der Geſtalt des Redners, der ohne viele Geſticulationen machen zu dürfen, die Hände unter dem Mantel verborgen, nach ſtrengem Zeitmaaße vor ſeinen Mitbürgern daſtand und ſprach. Denn ſtarke Bewegungen der Arme und des Körpers, nahmen erſt überhand, als die Demagogen nur darauf dachten, das Volk zu täuſchen, einzuwiegen, oder gewaltſam zu bewegen.

Acht Stufen führen zu dem Rednerſtuhle. Jede von etwa 1 Fuß Höhe, und gleichem Vorſprunge. Von der breiteren Fläche der oberſten, bis zu ſeinem Standpuncte, mußte der Rheter alsdann noch einen 2 Fuß hohen Schritt machen.

Man ſieht leicht, daß die Proportion dieſer Stufen, für den Hinaufſteigenden unbequem war.

Vitruv verlangt bei seinen Theaterstufen, zwei Fuß Vorsprung auf einer Höhe. Aber die Griechen opferten gern dem Eindrucke fürs Auge etwas auf, und sehr scharfsinnig macht dies Herr de la Vardette in seinem Werke über die Ruinen von Paestum (man sehe, was er über die Stufen des großen und kleinen Tempels sagt, zu einem Haupt-Unterscheidungszeichen der Architectur beider Nationen:... die näheren Details und die Maaße zeigen die beigefügten Aufrisse und Zeichnungen, denen englische Fuße zum Maaßstabe dienen.

Als man beim Graben um die Tribune, die untersten Stufen derselben entblößte, fanden sich eine große Zahl steinerner Votivtafeln en bas relief, von den verschiedensten Dimensionen. Keine der Vorstellungen auf denselben hatte Bezug auf einen Gegenstand, von dem sich vermuthen ließe, daß er jemals auf der Pnyx verhandelt worden wäre, sondern sie deuteten sämmtlich auf hergestellte Kranke, deren Dankbarkeit diese Donaria geweiht. Man sahe auf denselben wiederholt, weibliche Theile, Busen, Augen, Rücken, Füße, einige mit, andere ohne Inschrift der Namen des Gebers.

Wenn man nicht überall in der Felsenwand des

Pnyxes die Nischen und Vertiefungen bemerkte, denen diese Votivtafeln vor ihrer Verschüttung eingepaßt waren, so dürfte man zu der Conjectur geleitet werden, sie seyen erst später dorthin gerathen, und hätten zuvor einem nahe gelegenen Tempel angehört. Auch eine geräumige viereckigte Nische findet man, die zur Aufnahme einer Statue bestimmt gewesen zu seyn scheint.

Ich wage nicht eine Erklärung dieses sonderbaren Fundes beizubringen, da der Data so wenige sind. Doch ist es möglich, daß in der großen Nische ein wunderthätiges Bild, des Apoll, Aeskulaps oder der Hygiea gestanden, denen jene Gaben gewidmet waren, und diese Meinung erhält durch die Tradition der Neugriechen einige Consistenz, welche manchen Steinen und Felsen hier herum, verborgne Kräfte zuschreiben, indem selbst Weiber, um von der Unfruchtbarkeit geheilt zu werden, davon hinabgleiten.... Die Pnyx selbst für die Reste eines Tempels und die Rednerbühne für einen Altar zu halten, verbietet die Ansicht des Locals.

Im Sommer 1806.

J. Wartholdy.

Nachschrift.

Die hier von unserm neuesten Reisenden auf Hellas classischem Boden gegebne Nachricht und Abbildung der Lage und Rednerbühne der Pnyx muß den Alterthumsforschern um so willkommner seyn, als bisher immer noch über die Stelle, wo dieser Volks-Pferch zu suchen sey, bedeutende Zweifel obwalteten. Die bekannte Stelle in Plutarchs Leben des Themistocles C. 19. T. I. p. 302 *ed. Hutt.*, wo gesagt wird, daß anfangs die Rednerbühne daselbst, die Pnyx, die Aussicht aufs Meer gehabt hätte, bewog viele, den Ort gar auf die Burg zu setzen (so noch Schneider im großen Wörterbuch unter dem Worte Pnyx, in der zweiten Ausgabe): allein die Vergleichung der Schriftstellen des Alterthums (z. B. in Barthelemy's Voyage du jeune Anach. Note zum XII. Capitel T. II. p. 384) mit den Untersuchungen der Reisenden von Chandler an (in den Travels in Greece chapt. XIII. p. 68) bis Revett (im 3ten Theile von Stuart's Antiquities) beweisen hinlänglich, daß auf einem Hügel unter der Burg, gerade dem Areopagus gegenüber, die Pnyx gestanden haben muß. Ob nun dies wirklich der Platz ist, den Lord Aberdeen vom Schutte und Sande reinigen ließ, und den

tereſſe geben könne, wenn er Campaſpen zur Mutter der Liebesgötter mache.

Dieſe Idee gefällt ihm deſto mehr, da er Campaſpen hundertmal ſchöner und liebenswürdiger als Venus ſelbſt findet. Er ſetzt ſie auf einen Blumenthron. Liebesgötter werden um ſie her in Gruppen geſtellt. Die Grazien machen ihren Putztiſch zurechte; alles, was die Compoſition des Gemähldes reicher machen und verſchönern kan, umgiebt die ſchöne Cypris. Ganz bezaubert fliegt Apelles zu ſeiner Arbeit zurück; aber die Pinſel fallen ihm aus der Hand; er zerbricht ſein Palet, und entfernt jedermann von ſich. Dieſen Augenblick benützt er, um Campaſpen die Leidenſchaft zu geſtehen, die ſie ihm eingeflößt hat. Zitternd thut er dies Geſtändniß. Aber Campaſpe, weit entfernt ſich dadurch beleidigt zu finden, giebt ihm vielmehr zu erkennen, daß ſie die Freyheit der Hoheit weit vorziehe; daß nur die Gleichheit Vergnügen gebähre, und daß ſie keinen andern Wunſch habe, als ſein Herz einzunehmen und ihm das Ihrige zu ſchenken. Von ſeinem Glücke ganz bezaubert, wirft Apelles ſich zu ihren Füſſen.

Vierte Scene.

Alexander erſcheint in dieſem Augenblicke mit Hephäſtion. Dem Erſtaunen des Königs gleicht nichts als die Furcht, welche bey dieſer Erſcheinung die beyden Liebenden durchdringt.

Alexan-

mein würdiger Freund, Herr Bartholdy als Augenzeuge beschreibt, läßt sich freilich mehr muthmaßen, als behaupten. Nicht nur die Votivtafeln, deren Bestimmung hier sich durchaus nicht absehen läßt, sondern auch der Umstand, daß die Sitze alle in Stein, oder lebendigen Fels gehauen gewesen zu seyn scheinen (S. Aristophanes Ritter V. 751.) machen die Sache noch etwas zweifelhaft.

B.

II.

Nachbildungen nach römiſchen Dichtern.

I.

Hannibal und Imilce. *)

Nach des Silius Italicus Punic. III, 62 — 158.

Um den Sieger von Saguntum wallen
Schauerliche Schreckenbilder her,
Eine Sorge hat den Held befallen,
Eine Sorge, nagend, hart und ſchwer
Die Genoſſin und den Sohn zu ſchirmen
Vor der Schlachten blutiger Gefahr,
Den ſie unter der Belagrung Stürmen
Ihm, den Erſtling, vor Sagunt gebahr.

*) Hr. Roſenhayn, von welchem wir in bevorſtehender Michaelismeſſe ein zweites Bändchen Gedichte zu erwarten haben, fand bei der Lectüre des Silius dieſe Stelle, um ihres romantiſchen Umriſſes willen, vor allen anderen frappant und glaubt, daß ſich aus ihr im modernen Gewande eine wahre Romanze verfertigen ließe. Die Leſer mögen nun ſelbſt urtheilen. B.

Sohn, Karthago's schöne Hoffnung, strebe
Mehr noch, als dein Vater, einst zu seyn!
Gleicher Aeneidenhaß belebe
Dich, mein Muth und meine Kraft sey dein.
Große Thaten müssest du dir wählen,
Größer, als der mich erzeugt, vollbracht;
Deine Jahre müsse Rom einst zählen
Nach der Anzahl schwer verlorner Schlacht.

Wenn den Sinn mir jetzt nicht Ahnungen betrügen,
Wird er einst der Erde Schrecken seyn.
Meinen Vater les' ich in den ernsten Zügen,
Meinen Haß in diesem lauten Schrei'n.
Reiß't mich in der Dinge glücklichstem Gestalten
Bald vielleicht hinweg des Schicksals starke Hand,
Dann, o Gattin, suche nur ihn zu erhalten,
Mir des Krieges sichres Unterpfand.

Wird er dir die ersten Worte lallen,
Führ' ihn zu Elisa's heiligem Altar,
Alda schwör' er, meiner Asche zu gefallen,
Rom Verderben, Grausen und Gefahr.
Würdigt ihn der Tugend Kraft zum Krieger,
Zieh er hin, des Mavors erste Zier,
Und den Bund zertretend bau' er dann als Sieger
Auf dem Kapitol mein Grabmal mir.

Aber du, die einſt der Ruhm des Sohnes krönet,
Treue Gattin, ſuch' ein beſſres Loos!
An Gefahren biſt du nicht gewöhnet,
Wuchſeſt friedlich in des Friedens ſtillem Schoos.
Ueber Felſen, die des Himmels Wölbung tragen,
Muß dein Hannibal hinübergehn,
Auf den Alpen, die dort eiſig ragen,
Des Alkiden Schreckenſpuren ſehn.

Grauſenvoller, als der Kampf in Schlachten,
Iſt der hohe Alpenpfad.
Wird das Glück auch dort mich ſeiner würdig achten?
Feſt mir ſtehn der günſt'gen Götter Rath? —
Du verdienſt, dein Daſeyn iſt gerechter,
Daß du den Zerſtörer überlebſt,
Und ein Stolz für ſpätere Geſchlechter
Nach des Alters grauem Schmucke ſtrebſt.

Alſo er. — Drauf ſie, Girthäus Blut' entſprungen,
Der vom Quell Caſtalius einſt kam,
Und von dem, verderbt durch fremde Zungen,
Caſtulo der Mutter Namen nahm.
Noch iſt dort der Name nicht erſtorben,
Den der Gott von jener Quelle führt,
Dort hat Bacchos ſich des Jähmers Ruhm erworben,
Als ſein Zug nach Calpe es berührt.

Milichus, der Satyrsohn regierte
Damals dort, den einer Nymphe Schoos gebahr.
Seine Stirn daſſelbe Horn auch zierte,
Das der Götterſchmuck des Vaters war. —
Bis zu dieſer grauen Vorzeit reichte
Dort Imilce's königlich Geſchlecht hinauf.
Dieſe ſprach, ob ſie ihm nicht den Sinn erweichte,
Alſo jetzt, nicht hemmend ihrer Thränen Lauf:

Nur in dir blühn mir des Lebens Freuden,
Und ich ſoll vor deinen Thaten fliehn?
Kann mit dir nicht junge Liebe ſtreiten?
Ueber Alpen nicht mit dir hinüberziehn?
Auch auf Weiberſtärke kannſt du bauen,
Wo's der Liebe Hochgenüſſe gilt,
Treue Liebe ſchreckt kein Todesgrauen,
Wenn es auch aus ſchroffen Alpen quillt.

Zwar, will man in uns Geſchlecht nur ſchätzen,
Hat man uns zu meiden ſchon gelobt,
Mag ich nicht dem Schickſal mich entgegen ſetzen,
Füge mich, wie ſehr das Herz auch tobt.
Zieh denn hin! des Glückes Gunſt begleite
Deiner Wünſche kühnen Adlerflug:
Nur gedenk' auf Bergen und im Streite,
Daß ich unterm Herzen dieſen Sohn dir trug.

Keiner zwar wird einzeln sich mit dir vergleichen,
Doch dein Muth wird dein Verderben seyn;
Denn für Schande hälst du es, zu weichen,
Und für dich ist jeder Ruhm zu klein.
Wo Gefahr und tausend Schrecken walten,
Wirst du kühn der einz'ge Streiter stehn.
Wird ein Gott dir nicht das theure Haupt erhalten,
Wirst mit Ruhm, doch mir zum Gram du
untergehn.

Eben jetzt erreichten sie die Küste,
Wo ein Schiff bereit zur Abfahrt steht,
Und vom Mast der Schiffer sie begrüßte,
Während sanft der Wind die Segel bläht,
Als von bangen schwermuthvollen Bildern,
In der Gattin treuen Seele wach,
Sie zu fernen, ihren Schmerz zu mildern,
Also Hannibal des Trostes Worte sprach:

Laß, Imilce, dich durch Ahnungen nicht schrecken,
Weine, theure Gattin, weine nicht.
Jedem weiß sein Ziel das Schicksal abzustecken,
Den im Krieg', im Frieden den trifft sein Gericht.
An des Lebens erstem Tage reihen
Bis zum letzten sich die andern auf:
Glücklich, wem's der Götter Vater mag verleihen,
Nach der Sterne Bahn zu richten seinen Lauf!

Soll

Soll ich feig Karthago's Knechtſchaft dulden,
Wie mich auch mein Schwur zur Rache treibt?
Solch ein Unglück mag ich nicht verſchulden;
Denn die Stund' enteilt, die Schande bleibt.
In Karthago ſoll ich namenlos veralten,
Weil Gefahr dem kühnen Sieger droht?
Von des Ruhmes Bahn ſoll bange Furcht mich halten?
Iſt denn ruhmlos leben beſſer, als der Tod?

Doch mit Vorſicht will nach Ruhm ich ſtreben,
Weil der Tod die Kraft oft vor der That zerreißt,
Und den Ruhm erfreut ein langes Leben,
Wenn ihn hoch der Beſſern Beifall preiſt.
Auch für dich, wenn ſich die Götter günſtig zeigen,
Wird der Krieg nicht leer an Freuden ſeyn;
Denn die ganze Tiber wird vor dir ſich beugen,
Und der Römerinnen ſtolze Schaar iſt dein.

Als ſie jetzt voll Wehmuth ſich umarmen,
Ruft der ungeduld'ge Steuermann ſie ſchon.
Götter, klagt ſie, iſt denn kein Erbarmen!
Reißt ſich los, und eilt mit wundem Schmerz
davon.
Unverwandt hängt noch ihr Blick am Strande:

Doch enteilt des Schiffes rascher Lauf,
Und es geht vom immer fernern Lande,
Bald kein Punct der Spähenden mehr auf

Marienwerder in Westpreußen.

J. S. Rosenheyn.

2.

Die 4te Ode des Horaz im ersten Buch.

Der Winter weicht dem Lenz, die Schiffer wagen,
Herab vom Strand den trocknen Kiel zu ziehn.
Den Heerden kann nicht mehr der warme Stall behagen,
Nicht mehr dem Pflüger der Kamin.

Cythere tanzt im Mondglanz heller Nächte
Mit Grazien und Nymphen, und beschreibt,
Mit schönem Fuß das Thal, weil seine starken Knechte
Vulkan zu harter Arbeit treibt.

Mit Blumen, wie sie jetzt der offnen Erde
Entsteigen, kränze dein gesalbtes Haar

Und bring im dunkeln Hayn dem Faun aus deiner Heerde
Bock oder Lamm zum Opfer dar.

An Schloß und Hütte klopft der Tod; nicht einer
Entgeht dem Ruf des Schicksals: ungewiß
Ist bei so kurzem Ziel der künfte Tag: auch deiner,
Freund, wartet jene Finsterniß.

Beim Schattenchor, in Pluto's engem Hause,
Ach! wo kein Mädchen ihrem Jüngling lacht,
Und wo kein Würfel dich beim Ros umkränzten Schmause,
Zum Richter froher Zecher macht.

3.

Nach der 10ten Ode des Horaz im 2ten Buch.

Nach Ruhe seufzt der Schiffer im Getümmel
Der Wogen, wenn der Sturm die Fluthen schwellt,
Wenn sich der Mond verbirgt, und an bewölktem Himmel
Kein Stern den dunklen Pfad erhellt.

Der Thracier, ſtark in dem Männerſtreite,
Der Meder, der mit Pfeil und Köcher rauſcht,
Seufzt nach der Ruhe, die man nicht um Gold
und Seide,
Um Edelſtein und Purpur tauſcht;

Denn wo der Seele Fried und Freude fehlen,
Da bleibt das Herz bei goldnem Reichthum arm,
Auch treibt der Liktor nicht aus bunten Mar-
morſälen
Der Sorgen ungezähmten Schwarm.

In weſſen Bruſt nicht Furcht und Habſucht wohnen,
Der läßt das Schickſal hart und eiſern ſeyn,
Und ſchläft auf dürrem Moos, nach ſeinem Mahl
von Bohnen,
Zufriedner, als ein König, ein.

Was drängen wir in dieſe kurze Spannen
Des Lebens kühn ſo viel zuſammen, ziehn
Von Nordens Eis zum Südpol? Die Tyrannen
Sind in uns ſelbſt, ſie, die wir fliehn.

Fleuch über Land, vertraue dich dem Meere,
Die Sorge, niedriger Begierden Kind,
Ereilt dein Roß, ereilt die flüchtige Galeere,
Leicht, wie der Hirſch, ſchnell wie der Wind.

Alexander überläßt sich dem ganzen Unwillen, welchen Untreue und Mißbrauch seines Vertrauens in ihm entzünden müssen. Hephästion mäßigt Alexanders Zorn. Campaspé fällt in Ohnmacht. Apelles scheint weniger für sich als Campaspens Leben geängstiget zu seyn. Alexander, nachdem der Kampf zwischen den verschiednen Bewegungen, welche seine Seele erschüttern, einige Zeit gedauert hat, überläßt sich endlich dem Triebe der Großmuth. Mit seltner Stärke des Geistes opfert er den Trieb einer gerechten Rache einer wahrhaftig heldenmäßigen Wohlthätigkeit auf. Er vergiebt nicht allein dem Apelles und der Campaspe, sondern will sie sogar als ein Paar Personen, die er schützt und liebt, mit einander vereinigen. Er befiehlt ihnen, ihm zu folgen. Die beyden Liebenden fallen ihm zu Füssen, und bringen ihm ihren Dank. Hephästion, bezaubert von diesem Zug einer grossen Seele, wirft sich seinem Könige und Freunde in die Arme und bezeugt ihm seine Bewunderung.

Fünfte und letzte Scene.

Das Theater stellt eine prächtige Galerie in Alexanders Palast vor.

Alexander, von einem glänzenden Gefolge begleitet, führt die beyden Verlobten auf. Er läßt ihnen den Hochzeitbecher reichen und verbindet sie. Nach dieser Feyerlichkeit bringt man ihnen die prächtigen Geschenke, womit sie seine

Frey-

Vollkommen iſt kein Glück, doch pflanzt der Weiſe,
So viel er kann, der Freuden um ſich her,
Macht durch Beſorglichkeit ſich nicht die ſchwere Reiſe
Durch dieſes Leben doppelt ſchwer.

Früh reißt der Tod den göttlichen Peliden
Zum Ziel der Laufbahn: alt und hochbetagt
Lebt Tithon ſich zur Qual: vielleicht iſt mir beſchieden
Was deinem Wunſch das Glück verſagt.

Weit decken fette Heerden deine Triften.
Viel Roſſe ſtampfen, folgſam deiner Hand,
Vor deinem Wagen, ſtolz ſchlägt ſich um deine Hüften
Ein purpurfarbenes Gewand.

Mir aber, gab das Glück nicht viel Gefilde,
Doch gab es mir der griechſchen Muſe Geiſt,
Die meine Saiten ſtimmt, und hinter ſicherm Schilde
Des niedern Volks mich lachen heißt.

Hauswald.

III.

Ueber physische und moralische Größe.

Größe ist eine Ausdehnung im Raume und in so fern sie unserm Auge ein bestimmtes Object darstellt, ein gewisses Maaß erfüllten Raums. Der Raum an sich hat keine Begränzung, folglich auch keine Größe; nur was im Raume ist, was ihn erfüllt, kann und muß begränzt seyn. Dies sind die äußern Objekte, die sich als solche, als bestimmte Raumerfüllungen, wechselseits nothwendig begränzen müssen. Denn sie sind nur in so fern bestimmte Objecte, als sie eben von andern Objecten beschränkt und dadurch unterschieden sind; und nur in so fern bestimmte Größen, als andere Größen außer und neben ihnen existiren, mit denen sie gemessen und verglichen werden können.

Die Größe ist also ein Verhältnißbegriff und jedes Große etwas Relatives. Denn damit mir eine Größe werde, damit ich sie als solche auffassen und bestimmen könne, muß ich immer eine andere haben, womit ich sie vergleiche, und dies ist sodann

der Maaßstab, wornach ich meine Größe ausmesse oder, was dasselbe heißt, seine Ausdehnung im Raume bestimme. Was für eine Größe ich somit als Maaßstab gebrauche, ob dieser größer oder kleiner sey, davon hängt die Größebestimmung eines Gegenstandes ab. Letzterer wird mir nämlich immer um so größer erscheinen, je kleiner mein Maaßstab der Vergleichung und je öfter selbiger an jenen angelegt werden muß, um dessen Größe auszumessen; und so muß umgekehrt mein Gegenstand in dem Verhältnisse mir stets kleiner werden, je größer der vergleichende Maaßstab ist. Auf solche Weise dünkt uns der isolirte Hügel auf weiter Ebene ein Berg, der kleine Fluß im Thale unweit eines in ihn sich ergiessenden Baches ein Strom und die Mündung eines Stromes auf dem weiten Meere gleich jenem Bache. So findet der Handwerksgeselle, wenn er nun aus seinem Marktflecken oder Städtchen zum erstenmal in die Hauptstadt kömmt, alles imposant und groß, aber je größere Städte, je weitere Gegenden, je höhere Gebirge er auf seiner fortgesetzten Wanderung dann kennen lernt, desto mehr ziehen sich die Häuser und Straßen seines Geburtsortes, seine vaterländischen Ebenen und Berge ins Kleine und Unbedeutende; alle diese frühen Gegenstände treten jetzt vor seinem erweiterten Blicke enger zusammen.

Dem Kinde, das eben laufen gelernt hat, dünkt ſeine Stube die Welt; dem Knaben öffnet und offenbart ſich dieſe Welt ſchon über die Stube hinaus in den Straßen, in ſeinem Wohnorte überhaupt, in den daran gränzenden Gärten und Feldern; dem weiter ſtrebenden Jünglinge auf Schulen, Akademieen und überhaupt in dem mehr oder minder ausgedehnten Umkreiſe von Gegenden und Städten, die er jetzt ſieht und durchwandert; dem vielerfahrnen und gereiſten Manne aber iſt am Ende vielleicht die ganze Erde zu eng und zu klein.

Und ſo gewöhnt ſich unſer Auge an immer gröſſere Ausdehnung und Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes, ſein Größe beſtimmender Maaßſtab wird immer größer, je weiter und höher daſſelbe um ſich her blickt, und dann verkleinern ſich in natürlicher Folge alle die Gegenſtände, die ihm zuvor ſo groß erſchienen waren. Wer dächte nicht zuweilen mit Vergnügen oder Wehmuth an jenen verjüngten Maaßſtab ſeiner erſten Jahre zurück, an jene jugendliche Klarheit und Kleinheit, womit er damals die Gegenſtände anſchaute und bewunderte? Wie ihm da alles ſo groß, ſo neu, ſo wichtig, ſo deutlich gezeichnet und individualiſirt vor die Augen trat, ſo ganz ſeinen beſchränkten Geſichtskreis ausfüllte, ſei-

nen jungen Geiſt beſchäftigte und vergnügte? — Der Blick des Mannes iſt nun ein ganz anderer geworden; mit ſeiner, größeren Weite ziehen ſich ihm jetzt die Gegenſtände kleiner zuſammen, und je mehrere derſelben er in ſeinen Kreis aufzunehmen und mit einander zu vergleichen fähig iſt, deſto weniger Klarheit, Lebendigkeit und Individualität haben ihm jetzt dieſe Objecte. Ihre Kleinheit und Menge ſtellt ſie dann gerade auch ſeinen Blicken unbedeutſamer, allgemeiner, mehr in einander laufend und weniger anſchaulich im Einzelnen dar.

Die verſchiedene Nähe oder Entfernung der Gegenſtände iſt ein anderer Umſtand, der bei der Relativität ihrer Größen weſentlich mitwirkt, und ſie unſerm Auge in verſchiedenem Umfange und Lichte darſtellt. Es iſt bekannt, wie nach optiſchen Geſetzen entfernte Gegenſtände uns kleiner, als die nahe liegenden erſcheinen müſſen, und wie eben deshalb jene in ihren einzelnen Theilen auch weniger bemerkbar und deutlich ſind, als dieſe. Desgleichen ſtellen ſich uns die Gegenſtände auf der Höhe, wie z. B. die Bäume auf einem Berge größer, Gegenſtände in der Tiefe aber, wie z. B. Perſonen, die wir von einem Thurme herab unten in den Straßen wandeln ſehen, kleiner dar, als ſie auf horizontaler

Fläche erscheinen würden. Bekanntlich sieht das Auge für sich weder die Nähe noch die Entfernung der Gegenstände, erst die Schlussfolge und Erfahrung aus öfterer Vergleichung, Uebung und Gewohnheit giebt uns den gehörigen Begriff von Nähe und Ferne, und die Fertigkeit, hiernach die Gegenstände richtig zu stellen und ihre scheinbare Größe von der wirklichen zu unterscheiden, oder vielmehr die letztere aus der ersteren zu folgern. So verkleinert uns wirklich jedes concave Glas, wie z. B. die gewöhnliche Lorgnette des Kurzsichtigen das Object, das wir durch dasselbe betrachten; aber allmählig berichtiget unsere anderweite Erfahrung den künstlichen Schein, und wir sehen, oder vielmehr wir glauben jetzt auch durch die Lorgnette den Gegenstand in seiner gewöhnlichen Größe zu sehen. Inzwischen kann es nicht fehlen, daß dergleichen durch die verschiedene Nähe und Entfernung veränderten scheinbaren Größen unsern Blick dennoch bisweilen verwirren und täuschen, in so fern nämlich unvermuthete oder noch nie in eine solche Lage neben und hinter einander gestellte Erscheinungen das berichtigende Urtheil ausschließen oder erst nach und nach eintreten lassen; und eben daher kommen dann die mancherlei optischen Illusionen, die aber in ihrer detaillirten Beschreibung nicht hieher gehören.

Nach ähnlichen Gesetzen der Relativität richtet sich nun meistens auch unser *moralisches* Auge, hinsichtlich der geistigen, oder was im weitesten Verstande genommen, hier dasselbe gilt, moralischen Größenmessung. Zwar kann von moralischer Größe immer nur im bildlichen Sinne die Rede seyn, indem die eigentliche Größe, wie oben gesagt worden, etwas im Raume gegebenes Aeußres, oder eine bestimmte Ausdehnung im Raume ist. Aber metaphorisch sprechen wir doch öfters auch von moralischer Größe, von der Weite und dem Umfange geistiger Kräfte und ihrer Aeußerungen; hier liegt dann eine Verhältnißbestimmung *innerer Zustände* in der Zeit, oder so zu sagen, eine *dynamische* Größenmessung zu Grunde. Wir reden selbergestalt von großen Talenten, großen Tugenden und Lastern, von (intellectuell oder moralisch) großen Männern; wir sagen, dieser und jener hat hier eine große That verrichtet, hat in einer weiten Sphäre um sich her gewirkt, hat weite Ideen und Pläne gefaßt. Aber sind nicht auch hier unsere Begriffe und Urtheile gewöhnlich, oder immer, nur *relativ*, hat nicht auch diese dynamische Größenmessung einen bloß relativen Maaßstab?

Ohne Zweifel ist es so, denn vom genommenen

Vergleichungspuncte, vom größeren oder kleineren Maaßstabe, den ich bei der Beurtheilung solcher dynamischen Größen anlege, hängt ebenfalls ihre Bestimmung, ihr größeres oder kleineres Maaß, d. i. ihre Größe für mich, des nach jenem Maaßstabe Urtheilenden, nothwendig ab. Wie sehr verschieden aber bei den verschiedenen Individuen ihr Vergleichungspunct und Maaßstab der Beurtheilung moralischer Gegenstände, nach der Individualität ihrer moralischen Organisation und Ausbildung, ihrer Erziehung, Schicksale und Lebensweise gewöhnlich sey und seyn müsse, giebt die tägliche Erfahrung an die Hand. Daher der bekannte richtige Grundsatz: daß man sich, um eine Handlung des Anderen, und seine dabei gehabte Absicht richtig zu beurtheilen, soviel möglich in seine Seele hineindenken und in seinen Gesichtspunct stellen müsse; so wie der ähnliche noch allgemeinere Satz: daß bei Aufstellung und Prüfung moralischer Wahrheiten das meiste überhaupt auf den Gesichtspunct, auf die Ansicht ankömmt, von wo wir ausgehen. So wird es begreiflich, wie der talentvolle große Kopf so viele gemeine Talente und Alltagsköpfe um sich her erblickt, während Einer von der Legion dieser Alltagsköpfe in demselben Kreise so manches mittelmäßige Talent anstaunt, und so manchen als genie superieur be-

trachten wird. Eben so greift oft der speculirende Philosoph einen halb wahren oder vielleicht ganz falschen Satz als eine erhabene Idee auf, sobald sie seine anderen Sätze oder Hypothesen unterstützt d. h. in sein System paßt, oder in seinen philosophischen Standpunct fällt. Und so wird und muß der intellectuelle oder moralisch große Mann auch immer einen ungemeinen d. i. ungewöhnlich hohen Maaßstab haben, wornach er sich selbst und andere, die dynamische Größe ihrer Fähigkeiten und deren Aeußerungen in diesem oder jenem Fache ausmißt; aber eben deswegen wird er niemals sehr freigebig seyn können mit dem Titel des großen Mannes, und wenn er wahrhaft groß ist, gerade darum auch sich selbst für weniger groß und vollendet halten. Wir wissen, wie z. B. Friedrich II. von sich selbst und von den Menschen überhaupt (die er mehr als einmal mit dem allerdings zu starken Prädicate einer maudite race beehrte) gedacht hat; und auf ähnliche Art dachten von jeher und denken noch jetzt andere große Männer.

Um sich selbst zu leben und zu stets größerer Vollendung empor zu steigen, wählen sich darum auch Gelehrte, Helden, Staatsmänner und Künstler mit Recht einen immer größeren Maaßstab: und

je weiter sie in ihrem Fache vorschreiten, desto höher rückt auch das Ziel ihres Strebens, ihr Ideal der Vollkommenheit hinauf. Jeder hat aber sein Vorbild, sein besonderes Ideal, das er zu erreichen bemüht ist und doch nie völlig erreicht, eben weil es mit seinen Fortschritten zugleich fortschreitet; aber im Verhältnisse zu Andern wird er dabei doch immer größer; je höher sein Ideal, desto höher steht er selbst, desto höher die ewige Leidenschaft, womit er es verfolgt. Gewöhnlich wird er sich irgend einen berühmten Virtuosen, irgend einen Helden der wirklichen Geschichte zu diesem seinem Vorbilde nehmen, denn am Sonnenstrahle eines vorlaufenden Genius muß sich der Seinige entzünden. Aber er wird auch dieses noch so große Vorbild dennoch über seine Realität — zu einem idealischen Typus zu erheben suchen, um diese Wirklichkeit wo möglich selbst noch zu übertreffen und ein beständiges Vorwärtsschreiten und Annähern zu einem unerreichbaren Ziele sich zu sichern.

Nur über die Gränze der Menschheit kann er nicht hinaus, mag er sein Ideal auch noch so hoch stellen, und mit noch so vielem Enthusiasmus und lebendiger Fülle darnach aufstreben. Immer bleiben es menschliche Kräfte und Handlungsweisen,

Freygebigkeit überhäuft. Sie drücken ihren Dank und das Gefühl ihres Glücks aus. Alexander findet es seiner Würde nicht nachtheilig, diesem Feste selbst beyzuwohnen.

Diese Handlung der Wohlthätigkeit ist ein neuer Sieg, den er zu seinen Triumphen hinzufügt, und sie durchdringt alle, die ihn umgeben, mit Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung.

Das Ballet schließt sich mit einem allgemeinen Tanze, der durch seine muntern und schnellen Gänge die Glückseeligkeit der Neuvermählten, die Zufriedenheit Alexanders und die reine Freude Aller derer bezeichnet, welche Zeugen seiner Großmuth und des Sieges waren, den er über seine Leidenschaften davon trug.

III.

Briefe an eine junge Dame.

Zweeter Brief.

Geben Sie Sich zufrieden, meine gnädige Frau; ich habe Ihren vorigen Brief nicht mißverstanden. Sie entlehnten Vorwürfe, und giengen unter einer fremden Masque mich an, um mir Ihre freundschaftlichen Besorgnisse auf eine gefälligere Weise mitzutheilen; ich führte die Erdichtung aus, indem ich, statt Ihnen, der

die er in der Idee steigert und bis zum Vollendeten und Größerm bloß in der Idee zu steigern vermag. Denn ist nicht die höchste Idee des allgemein Größten und Vollkommensten, der Begriff des Gottwesens selbst, bloß gesteigerte Menschheit, und jede unserer möglichen Vorstellungen von ihm nothwendiger Anthropomorphism? —

Jeder, auch der größte Mensch kann also immer nur einen menschlichen Maaßstab für sein Denken, Streben und Handeln, so wie für sein Urtheil über das Denken, Streben und Handeln Anderer haben. Aber eben dieser Maaßstab ist es, der nach seiner mehreren oder minderen Größe über die eigene, so wie über fremde Kraftweite und Größe stets entscheidet. Gewöhnliche Menschen, in welchem Fache es sey, haben auch nothwendig einen gemeinen d. i. mittleren Maaßstab, woran sie ihren und Anderer Werth messen. Vorzügliche Menschen, die sich über die ersteren schon merklich erheben, haben schon einen höheren, ungemeinen, seltenen Typus; sie vergleichen sich schon mit den wenigen Bessern, die aus der Alltagswelt hervortreten und — abgeneigt dem bloßen Schlendrian der letztern, halten sie sich zu den Aufgeklärten, zu den Denkern und fortschreitenden Köpfen ihrer Zeit. Die eigentlich Auser-

wählten, die Virtuosen ihres Fachs aber streben nach dem absoluten Höchsten; ihr Vergleichungspunct liegt nicht in der wirklichen Welt, ihr Maaßstab ist der idealische, den keine Kraft und Größe bisheriger Menschheit noch erfüllt hat, dem sie aber nur um so lebendiger anhängen und zueilen; daher ihre begeisterte Liebe, ihr unermüdliches Aufstreben, ihre Unruhe, ihre ewig kochende und niemals befriedigte Leidenschaft für die Erreichung ihres Ziels. So characterisirt sich das wahre Genie, der große Schriftsteller und Künstler gerade dadurch am deutlichsten, daß sie selbst mit ihrem Producte nie ganz zufrieden sind; und nichts ist im Gegentheile ein entschiedeneres Zeichen der Beschränktheit, Mittelmäßigkeit und Ungenialität, als jenes süffisante Anlächeln seines eignen Werks, jenes behagliche Stehenbleiben und Ausruhen auf errungenem Lorbeer. Hier fehlt es offenbar am großen Maaßstabe und an der weit reichenden Kraft; denn fehlte nicht jener, so wäre noch an keinen Stillstands- noch weniger an einen Vollendungspunct hier mitten auf dem Wege zu denken; und fehlte nicht diese, so würde sie unwillkührlich vorwärts treiben und den Maaßstab selbst höher stellen, wenn er für sich nicht hoch genug gestellt wäre. Eins bedingt immer das Andere; wo Genie treibt, erhebt sich auch der Begriff und damit der Maaßstab;

und

und wo ein hoher Begriff lebt, treibt auch das Genie, als Trieb mächtig dahin fort. Und so ist auch mit dem wahren Talent für ein Fach der Eifer und Fleiß in demselben immer verknüpft.

Indessen wirkt die verschiedene Nähe und Ferne der Gegenstände auch verschieden auf das moralische Auge, und modificirt oder verwirrt gleichfalls zuweilen unser Urtheil über die Beschaffenheit und Größe dieser Gegenstände. Gewöhnlich aber gilt dies bei moralischen Dingen in einem ganz andern Verhältnisse, wie bei den physischen Größen d. h. in einem gerade umgekehrten. Letztere erscheinen größer in der Nähe und kleiner in der Ferne; moralische Größen, Gedanken, Grundsätze und Thaten der Menschen aber stellen sich meistens kleiner in der Nähe und größer in der Entfernung dar. Die Personen die uns nahe sind, die gleichzeitig mit uns leben und vor unsern Augen handeln, dünken uns weniger groß, ihre an sich bewundernswürdige Thaten oder Talente weniger bedeutsam und bewundernswerth. Denn da sie so zu sagen, alles vor unsern Augen werden und thun, so sehen wir gleichsam der allmähligen Geburt dieser ihrer Größe zu, und können sie schon darum und wegen des öftern Anblicks nicht so sehr anstaunen. Zugleich entdecken wir

an ihnen in dieſer vertraulichen Nähe manche Menſchlichkeiten und Gebrechen, wodurch die Meinung von ihrer Vollkommenheit und Größe überdies herabgeſtimmt wird. Aus den entgegengeſetzten Gründen imponirt uns das Entfernte ſowohl in Abſicht auf Zeit als Ort und alles, was in fremden Ländern oder vormals im Alterthume geſchehen iſt, wird uns ſonach größer, höher, bewundernswürdiger erſcheinen, mit einer gewiſſen Ehrfurcht und myſtiſchen Vorliebe erfüllen. „ So ſtrahlen die alten Griechen und Römer mit Rieſenkraft und Höhe noch in unſer Zeitalter herüber, ſo finden wir in dem alten Autor überall goldene Sprüche, erhabene Weisheit; ſo bewundern wir die Werke der Engländer und Franzoſen, und ſind gleichgültig gegen manches vielleicht beſſere Product des Vaterlandes in eben dem Fache; ſo imponirt uns überhaupt jeder berühmte Mann, jeder Gelehrte mehr, ſo lange wir ihn nicht ſehen und in perſönlicher Nähe gleichſam analyſiren. Jedes Moraliſchentfernte giebt uns nämlich der Regel nach, nur den Hauptſtrahlenpunct zu erkennen, nur einen großen Totaleindruck; die einzelnen Theile aber liegen verwirrt, es fehlt an der ſchärferen Zeichnung, an der genauen Unterſcheidung von Licht und Schatten; und von jenem Totaleindrucke hingeriſſen, malt ſich dann unſere Phantaſie das

Ganze aus, und erhebt es mehr oder weniger verſchönernd zum Ideal.

Sollte es, dem Bisherigen zufolge, denn aber gar keine abſolute Größe und nirgends einen abſoluten Maaßſtab geben, an den ſich nicht wieder ein gröſſerer und höherer anlegen ließe? Dieſe Frage verdient hier noch eine genauere Unterſuchung. Was das Phyſiſche oder die eigentliche Welt der äußern Objecte betriffe, ſo muß rückſichtlich dieſer die Frage einmal durchaus verneint werden; dieß erhellt aus dem Bisherigen. Denn dieſe phyſiſche Größe iſt etwas Begränztes und ſomit eine abſolute Begränzung d. h. ein unbegränztes Begränzte, ein offenbares Unding. Es würde ſich im unendlichen Raume unendlich verlieren, alſo keine beſtimmte Erfüllung deſſelben, keine Größe, kein Objekt überhaupt ſeyn. Aber giebt es nicht dafür ein dergleichen Abſolutes in der Geiſterwelt? Hier müſſen wir, um der richtigen Auflöſung nahe zu kommen, zuvörderſt zwiſchen Verſtand und Vernunft des Menſchen unterſcheiden.

Auf dem Gebiete des Verſtandes (des eigentlich Intellektuellen) herrſcht aber auch nothwendig Begränzung, in ſofern derſelbe in ſeinen Funktionen

und Erkenntniſſen ſtets von der Sinnenwelt und von empiriſchen Bedingungen abhängt. Es giebt alſo auch für ihn — in ſeiner individuellen Würkſamkeit kein Gröſtes, und der noch ſo hoch und tief dringende Verſtand des Individuums iſt niemals gewiß, ob er nicht noch über ſich einen gröſſern, ſchärfern und gründern in der Perſon eines Andern werde erkennen müſſen. Denn iſt auch von Kant dem menſchlichen Verſtande im Allgemeinen ſeine Gränze angewieſen, und wie wir hier annehmen können, in der That richtig gezeigt worden, bis wohin und unter welchen Bedingungen unſer Verſtand zu würken fähig ſey, ſo bleibt doch immer innerhalb dieſer Gränze ein weiter Raum für die individuellen Verſtandesübungen offen. Wenn und in wie ferne aber dieſer Raum von den einzelnen Individuen insgeſammt oder theilweiſe ausgefüllt werde, bleibt immer eine ſchwere und vielleicht nie befriedigend zu löſende Frage. Folglich halten wir uns hier gleichfalls nur an das Mehr oder Weniger, an Vergleichungen und relative Ausmeſſung. Wir ſagen, dieſer hat in ſeinem Fache mehr geleiſtet, als der andere, iſt ſchon näher dem Ziele gekommen, das wir für das non plus ultra menſchlicher Verſtandeskraft halten; aber wir werden von keinem Kopfe ſobald ſagen können, daß er die Gränze er-

reicht und den Raum innerhalb derſelben ganz erfüllt habe.

Nur die Vernunft, dieß Höchſte und Heiligſte im Menſchen, nur einzig ſie iſt die abſolute Größe, nach der wir bisher vergebens ſuchten, auf dem Gebiete des Phyſiſchen wie des Intellektuellen. Nur in ihr, nur in ihrem unermeßlichen und freien Gebiete waltet das Unbedingte, die wahre Abſolutheit. Sie als das Vermögen der Ideen, als die Kraft, zu allem Bedingten die letzte Bedingung, zu jeder Erſcheinung in der Sinnenwelt den letzten Grund aufzuſuchen, ſie, die Geſetzgeberin für alles Seyn und Handeln, kann nicht wieder beſchränkt ſeyn; ſie iſt einzig und nothwendig das Größte, das wir zu erkennen vermögen, oder das eigentlich Unmeßbare, woran ſich kein höherer Maaßſtab anlegen läßt. Ueber ſie giebt es dynamiſch kein Größeres im Menſchen und nirgendswo anders, ſo weit wir mit unſern Begriffen und Ideen reichen. Wir reichen aber nie höher als bis zur Idee, d. h. zum Begriffe des Einen und Höchſten, das jeder Erſcheinung Grund und Norm und nicht wiederum ein Bedingtes, ein abhängiges Seyn iſt; und eben in dieſem Begriffe, beſtehe er nun blos theoretiſch als Begriff, oder gehe er praktiſch — als Zweck

würkend in die Sinnenwelt ein, spricht sich uns aus, das Absolute, die Vernunft, das Vernunftleben.

Dieſe Vernunft, oder, was daſſelbe ſagt, dieſes Leben in der Idee iſt alſo nichts Relatives mehr, hier, wo nur immer von Einem und einem Höchſten ausgegangen wird, wo von keinen Theilen und Mitteln, ſondern ſchlechthin nur von Daſeyn oder Nichtdaſeyn, von Vernunft oder Unvernunft die Rede iſt, kann es nimmer Verhältniſſe, kein Mehr oder Weniger geben und was in ſich ſelbſt den letzten Maaßſtab begreift, kann von keinem andern gemeſſen werden.

Die Vernunft iſt demnach das Unmeßbare und ſie iſt ein ſolches lediglich, weil ſie nur in ſich ſelbſt ihr Maaß und ihre Norm hat, weil ſie für ſich frei, ſelbſtgeſetzgebend, das vollendete Eine, das Abſolute und Höchſte im Menſchen iſt. Zur Idee, zum reinen Vernunftleben müſſen wir uns alſo erheben, wenn wir uns über das begränzte Sinnenleben und die darinn ſtets waltende Relativität erheben wollen. Zur Idee, zum reinen Vernunftleben aufſtreben, heißt aufſtreben zum einzig Größten, zum Abſoluten; die Vernunft ergreifen und heraustreten laſſen ins Denken und Handeln (theoretiſch oder praktiſch

denn beides iſt nur eine verſchiedene Seite und Richtung der einen Vernunft) heißt das Abſolute ergreifen und ſich ſelbſt darſtellen als dieſes Abſolute. Auf dieſer Höhe des Vernunftlebens, das immer daſſelbe Eine bleibt, möge es auch in uns nur wenige Momente würklich dauern, vereinigt ſich denn alles in Einem, die ſinnlich und intellektuell begränzte Menſchheit erhebt ſich zu einer abſoluten Größe d. h. zu einer freien und reinen Selbſtthätigkeit. Dieſe Thätigkeit unterwirft ſich die Sinnenwelt, und in ſoferne wir ſelbſt einen Theil davon ausmachen, unſre eigene Perſon; und in und mit dieſer Thätigkeit gewinnen wir dann ein höheres Seyn, ein höheres Leben. Die abſolute, oder wie es Andere *) nennen, göttliche Idee lebt und würkt jetzt in uns, oder vielmehr wir ſind jetzt dieſe im Begriff oder im Handeln lebendig gewordene Idee. Dann

*) Neuerdings insbeſondere Fichte, in ſeinem Werke über das Weſen des Gelehrten und ſeine Erſcheinungen, im Gebiete der Freiheit: eine Schrift, die, was man auch in einzelnen Punkten dagegen erinnern mag, das Weſen des Abſoluten, das Leben und Wirken in der Idee, beſonders anregend und lebendig darſtellt, und ſo die nach Kants Buchſtaben, aber wohl nicht nach ſeinem Geiſte, getheilte theoretiſche und praktiſche Vernunft in eine verbindet.

vereinigt ſich uns Tugend und Religion, Wiſſen und Glauben, Freiheit und Geſetz zu Einem; wir ſind frei, weil wir ein inneres Geſetz erkennen und wir erkennen das Geſetz, weil wir uns keinem andern unterwarfen, uns folglich frei fühlen. Wir ergreifen und verfolgen die Idee, weil wir glauben und glauben, weil wir die Idee ergriffen haben. Wir erkennen in der Idee Gott und ſtellen ihn in uns ſelbſt dar, ſoweit die Idee voll und rein in uns lebt.

Faſſen wir alles zuſammen, ſo erhellt klar, der wahrhaft große Mann, der keinem relativen Maaßſtabe mehr unterliegen und keinem andern Manne neben ihm möglicher Weiſe den Vortritt überlaſſen darf, iſt einzig derjenige, in dem ſich die Vernunft (nach welcher Richtung hin dieß geſchehe) am klarſten, freiſten und vollſtändigſten ausſpricht, in dem das Leben der Idee am kräftigſten vordringt und alles Denken und Streben, Geſinnung und That, Sittliches und Religiöſes zu einem verbindet. In ihm ſtellt ſich dann die Größe dar, über die es für uns kein Gröſſeres giebt, mit der wir von der Erde zum Himmel reichen und mit dem höchſten Begriffe menſchlicher Begriffe, mit dem Begriffe Gott uns ſelbſt lebendig verbinden.

Masque antwortete: die Sache kömmt mir ganz natürlich vor. Wie wär' es möglich, nach dem langen Umgange, den ich mit Ihnen zu pflegen das Glück gehabt, daß ich in ganzem Ernste, mit dem Hute unterm Arm, mich vor Sie hinstellte, und mit Ihnen, gleich einer niedlichen Puppe, drollicht thäte? Sie wissen, wie mir dieses überhaupt so sauer wird, und daß es sich unter zehen kaum einmal zuträgt, daß ich mit einer wahren petite maitresse in den rechten Ton gerathe. Erinnern Sie Sich der treuherzigen Verwunderung, worinn die Gräfin von ** gegen mich darüber ausbrach, daß ich der Mann sey, den man ihr, als so sehr amüsant angepriesen hatte. — Mais je vous trouve bien tranquille, Monsieur, sagte die Gräfin zu mir, on crie cependant que vous etes fort gai, que vous commandez à la joie. — Ah, Madame, Vous voyez qu'il n'y a pas de quoi! war meine Antwort. Etwas ähnliches würde ich auch Ihnen erwiedert haben, wenn Sie nicht meine Freundin, sondern würklich eine petite maitresse gewesen wären.

Eh' ich in der jüngst abgebrochenen Reisegeschichte fortfahre, muß ich zu einer Stelle meines vorigen Briefs, welche Ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, zurück kehren. Ich sagte: in Frankreich und England wäre seit kurzem verschiedentlich darzuthun versucht worden, daß die gänzliche Abstellung der Sclaverey den Eigenthümern auf den Colonien selbst nichts anders als vortheilhaft seyn könne, mithin die Beybehaltung

dieses

Wo die Idee lebt, da lebt somit das Abſolute; und wo ſie in einem Gedanken, einer Handlung einer Perſon irgend klar heraustritt, da iſt und äuſſert ſich das Höchſte und Gröſſte.

Langenburg im Hohenlohiſchen.

H. W. Weber.

IV.

Perſeus und Andromeda. *)

An der Küſte von Phönicien herrſchte der König Cepheus über ein friedliebendes, glückliches

*) Der Verſuch, eine durch Dichtkunſt und Bildnerei (eben jetzt hat Hr. v. Rügelgen in Dresden die Idee der gefeſſelten Andromeda auf eine ganz neue Weiſe in einem Gemälde ausgeführt) gleich häufig verherrlichte Fabel zu einer Erzählung zu benutzen, verdient ſchon darum Aufmunterung, weil dadurch die Idee von Paramythien, die Herder und Halem ſo geiſtreich zu behandeln anfingen, aufs neue angeregt wird. Der Verfaſſer dieſer Erzählung hat alle Anlagen zu dergleichen Paramythien, die frei-

Völkchen. Geschickt in mancherlei Künsten, sannen sie immer auf neue Erfindungen, um damit die Bedürfnisse ihrer Nachbaren zu vermehren und so ihre Erwerbszweige zu erweitern. Die Erzeugnisse ihres Fleißes verhandelten sie selbst, und scheuten weder die Gefahren, die ihren kleinen Fahrzeugen auf weiter, unbekannter See droheten, noch die mancherlei Ungeheuer, die nach alten Erzählungen im mittelländischen Meere hauseten.

Voll Begierde, sich in der Welt umzusehen, auch anderer Völker Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, vertrauten sie sich kühn und freiherzig dem gewaltigen, trüglichen Elemente Und immer kehrten sie glücklich heim von ihren Reisen, bereichert mit den Schätzen fremder Länder, mit Erfahrung und Kenntniß — So begünstigt die flüchtige Göttin des Glücks fast immer den kühnen, wagenden Mann.

Aber nicht lange erfreute sich dies muntere, thätige Völkchen seines ruhigen Glücks. Es wölkte

lich noch gedrängter und gerundeter vorgetragen auch noch mehr reizen müßten. Vielleicht beschenkt er uns auch noch mit seinen eigenen mythologischen Ansichten und Deutungen dieser sonderbaren Fabel.
D.

ſich am fernen Horizonte ein drohendes Gewitter auf, überzog allmählig den heitern Himmel und brach verderbend über Cepheus blühendes Ländchen aus.

Und wer ſtörte den ruhigen Genuß dieſes ſtillen, ſelbſterworbenen Glücks? Wer erregte den Sturm, der die ruhige, ſpiegelhelle Fläche des Meers in eine wilde, ungeſtüm wogende Fluth umwandelte? — Ach nur ungern verkünd' ich es euch, und möchte es lieber verſchließen in verſchwiegener Bruſt; denn von dem Schönen und Liebenswerthen, von einem Weibe, entſprang dies Verderben.

Caſſiopeja, Cepheus reizende Gemalin, die Zierde und der Stolz ihres Geſchlechts, zerrüttete durch Eitelkeit ihr eigenes Glück, das Heil ihres Gatten und Landes. Ihr ganzes Aeußere ſchien der Ausdruck einer innwohnenden Gottheit; aus ihren Augen leuchtete himmliſche Güte und göttlicher Adel. Jedermann nahete ſich ihr nur mit ſtiller Ehrfurcht und fühlte ſich beſeeligt in ihrer Nähe. Wer weiß es zu ſagen, durch welchen Zauber das Weib ſo allmächtig wirkt? —

Wenn das Auge mit Bewunderung auf die hehre Caſſiopeja blickte, ſo ruhete es mit Liebe

auf der blühenden Tochter, der schönen Andromeda. Sie war noch in der ersten Jugendfülle, gleich der frischen Rose, die sich der Hülle entdrängt und an der neuen Sonne emporwächst. In blonden Locken ringelte sich das seidene Haar den glänzenden Nacken herab und umwallte den blühenden Busen. Aus den blauen Augen sprach hoher Friede und seliges Wohlseyn; himmlische Anmuth lag in den Zügen ihres Gesichts. Reizende Fülle schwellte den züchtigen Busen und die gerundeten Glieder.

Die stolze Mutter wandelte einst mit der lieblichen Tochter am Ufer des ruhigen Meeres. Der freundliche Gott des Tages, der strahlende Helios, wollte eben seine tägliche Laufbahn beschließen; aber er weilte noch im zögernden Laufe, als er die königliche Frau und das herrliche Mädchen erblickte. Er warf noch einige freundliche Blicke auf Phöniciens Küste und senkte sich dann in der Thetis nährenden Schoos.

Siehe da entstiegen des Nereus und der Doris unsterbliche Töchter, die stolzen Nereiden, dem sanftwogenden Meere und tanzten auf dem blumigten Gestade den munteren Reigen. Dann haschten sie sich im muthwilligen Spiel, senk-

ten ſich ſchnell in die Tiefe des Meeres, erhoben ſich wieder und ließen ſich von der Fläche des Waſſers ſchaukelnd tragen. Sanfte Zephire umwehten die Spielenden und kühlten die Luft von der Hitze des Tages. Heller ſtralten die Farben der duftenden Blumen: reizender ſangen die Vögel im ſäuſelnden Laube und in der lieblichen Bläue des Himmels. Stiller Friede herrſchte in der ganzen Natur.

Lange hatte Caſſiopeja dem Spiele der ſcherzenden Göttinnen mit zugeſehen, ohne bemerkt zu werden. „Habe ich doch immer gemeint," ſagte ſie ſtolz zur verwunderten Tochter, „unſterbliche „Mädchen dürfe man wegen ihrer blendenden Schön„heit nie ungeſtraft anſchauen. Aber wahrlich! ſie „ſind von gewöhnlicher Bildung und kühnlich könn„ten wir beide uns unter ſie miſchen, ohne beſchämt „zu erröthen. Ja ich behaupte von ſchönerer Bil„dung und höherer Majeſtät zu ſeyn, als dieſe eitlen Dorlden."

Dieſe vermeſſene Sprache hörte Klymene, eine der Nymphen. „Vernahmt ihr, meine geliebten Schweſtern, rief ſie den übrigen zu, vernahmt „ihr die kühnen Worte jenes ſterblichen Weibes? „Sie wagt es mit thörigtem Dunkel, ihre vergäng-

„liche, irrdiſche Schönheit, über unſere unſterbliche, „ewig blühende Reize zu ſetzen! — Sind wir nicht „Göttergeborne Mädchen? Iſt nicht Nereus, des „Pontus und der Gäa Erzeugter, einer der äl„teſten und mächtigſten Götter, unſer Vater? Iſt „nicht Doris, die ewig blühende Göttin, des „Oceans und der Thetis mächtig gebietende „Tochter, unſere Mutter? — Schön iſt die Run„dung der roſigen Arme; ſchön die Bildung des „leicht hinſchwebenden Fußes; ſchön der hohe, gött„liche Wuchs. Nie getrübte Heiterkeit lacht aus „dem blauen Kriſtalle unſerer Augen; nie welkende „Jugend giebt dem zarten Leibe feſſelnden Zauber. — „Und dieſes ſchwache, ſterbliche Weib wagt es, ſich „und ihr liebes Töchterlein über uns zu erheben? — „Auf! theure Schweſtern, ſie fühle unſre Macht, em„pfinde die ſchweren Folgen der ſtrafenden Rache. „Hin zum Poſeidon, der jetzt in Euböa's hei„liger Grotte, die mit uns beleidigte Schweſter „Amphitrite in liebender Umarmung feſt hält, „Er ſtrafe jene frevelnden Worte.“

So ſprach ſie, und ſo wie den zarten Leib der göttlichen Schweſtern gleiche Schönheit umhüllte, ſo belebte auch alle nur ein gemeinſamer Wille. Mit einem zürnenden Blicke auf die ſtolze Caſſiopeja

tauchten ſie ſich in die Tiefe des Meeres und dienende Delphine trugen ſie mit geflügelter Eile zum allgebietenden Herrſcher der Meere.

Mit ihnen aber ſchwanden auch die kühlenden Lüfte des Abends. Die Woogen des Meeres begannen immer höher und höher zu ſchwellen, und vom fernen Horizonte herauf jagten ſich flüchtige Wolken. Die Vögel ſangen nicht mehr und bargen ſich in ihren ſchützenden Neſtern. In der ganzen Natur herrſchte ein banges, erwartungsvolles Schweigen.

Auch in der Königin Bruſt wurde es düſter und trübe. Böſe Ahnungen ängſtigten das Herz und es gereuete ihr das raſche, unüberlegt geſprochene Wort. Gleiche Empfindungen verſcheuchten aus Andromedas ſchuldloſem Gemüthe den ſtillen, heiligen Frieden. Sie fühlte der Mutter Schuld und fürchtete den Zorn der beleidigten Schweſtern. Ihr reiner Sinn kannte bis jetzt die Furcht nicht; ſie hatte die Unſterblichen nur lieben gelernt.

Schweigend kehrten beide zurück in den königlichen Pallaſt.

Bald hatte die Schaar der ſchöngelockten Doriden die dunkle Grotte des Erderſchütt'rers Po-

ſelbon erreicht, und die holde Schweſter eilte ihnen freundlich entgegen. Aber Staunen ergriff ſie, als ſie den Ausdruck des Zorns auf dem Antlitz der Schweſtern bemerkte.

„Woher ihr Geliebten,“ ſo ſprach ſie, den zürnenden Blick? „Wer verſcheuchte von euch den fröhlichen Sinn und legte bitteren Unmuth in eure Seele? — Hat es einer der Götter gewagt, mit ſträflicher Luſt ſich zu nähern, oder hegte ein Sterblicher gar kühnes Begehren? Verkündet es mir; denn euer Schmerz gehöret auch mir, und die gemeinſame Schmach tilge der mächtige Gatte!“

Und als ſie das ſtolze Rühmen des phöniciſchen Weibes vernommen hatte, ſchwur ſie bei der ſchwarzen ſtygiſchen Fluth, nicht eher ſich wieder des liebenden Umgangs mit dem theuren Gemahl zu erfreuen, als bis er den Frevel geſtraft und ihre Rache befriedigt habe.

Das hörte der furchtbare Gebieter des Meeres und ergrimmte tief in der Seele. Er ergriff den mächtigen Dreizack und ſchlug damit die erſchrocknen Gewäſſer. Da erbebte die Erde; ein dumpfrollender Donner erfüllte die Luft mit ſeinem Getöſe

töſe; ſchwarze Wolken ſenkten ſich drohend vom Himmel herab; alle Winde ſtürmten wild durch einander und nächtliche Finſterniß bedeckte den Erdkreis. Das Meer wälzte ſich in toſenden Woogen, drängte ſich der Phöniciſchen Küſte zu, und überſtieg in ſchäumenden Fluthen das gewohnte Ufer.

Die Menſchen bebten und flohen; nur Wenige entrannen den Fluthen. Und was dieſe nicht erreichten, verſchlang ein gräßliches Unthier. Cethus hieß es, und ruhete gewöhnlich auf des Meeres tief unterſtem Grunde. Poſeidon aber rief es jetzt hervor auf die Fläche des Meeres und gebot ihm, Tod und Entſetzen auf Phöniciens Fluren zu verbreiten. Grüne und blaue Schuppen, härter als glänzender Stahl, bedeckten den weiten Rücken; hundert Gelenke mit ſpitzigen Krallen ſtreckten aus dem Leib' ſich hervor, und in dem fürchterlichen Rachen, weit genug einen Mann zu Roß zu verſchlingen, lag um die blutige Zunge eine Reihe raubgieriger Zähne.

Grauſen und Entſetzen ergriff das geängſtigte Volk beim Anblicke des gräßlichen Unthiers. Alles floh tief ins Land hinein und verließ mit zerriſſe-

nem Herzen die Gränzen des verwüsteten Vaterlandes.

Immer nach sechsstündiger Ruhe begann das Meer von Neuem zu tosen, und die verheerende Fluth strömte über Phöniciens Fluren. Das Brausen des empörten Meers, das Heulen der entfesselten Stürme, der Donner des schwarzen Gewitters und das Gebrüll des wüthenden Cethus — wer vermag ihn zu schildern, den wilden Einklang der empörten Elemente?

Phönicien, vorher das schönste und glücklichste Land, war jetzt ein Ort des Schreckens und Erbarmens. Die grünen, lieblichen Ufer waren mit Sand und Schlamm bedeckt; die stillen Thäler und blumigten Wiesen lagen unter einer weiten Wasserfläche begraben; die Haine und Wälder, Oerter des Friedens und der Andacht, waren umgestürzt und dienten den wilden Thieren des Meers zum Genisse. Die Wohnungen der Menschen lagen zertrümmert da! — Alles war in eine weite Wüste umgewandelt und ein schauerliches Schweigen herrschte über die öde Gegend; bis die Wogen des Meeres von Neuem sich hoben und die vorgeschilderte Scene wieder begann.

dieſes unmenſchlichen Gebrauchs, zum abſcheulichſten aller Verbrechen würde: und nun, meine Freundin, wollen Sie von mir wiſſen, ob ich zu vermuthen Grund finde, daß dieſe Bemühungen zum Vortheile der Negern und zur Ehre der Menſchheit von gröſſerem Einfluſſe ſeyn werden, als die gewöhnlichen Arbeiten unſerer philoſophiſchen Schriftſteller?

Ich antworte: mehr als die übrigen Philoſophen werden die Sachwalter unſerer africaniſchen Brüder nicht ausrichten, und dennoch zweifle ich keinen Augenblick, daß ſie die Befreyung der unglücklichen Negern nicht endlich zu Stande bringen ſollten.

Hören Sie an, meine Freundin, auf welche Weiſe ein Ungenannter aus der Zahl dieſer Menſchenfreunde ſeine ſchönſten Hofnungen rechtfertiget. Er ſpricht für die ganze Claſſe der philoſophiſchen Schriftſteller, für alle diejenigen überhaupt, die ſich ein Geſchäfte daraus machen, Wohl zu wollen, und Wohl zu thun.

„Es iſt unmöglich, ſagt er, daß nützliche Wahrheiten nicht auf die Dauer ihre Würkung hervor bringen ſollten, wenn die vorzüglichſten Geiſter mit vereinigten Kräften an ihrer Aufklärung arbeiten; wenn ſie an diejenigen, die dabey intereßiert ſind, über alle Straſſen und Wege ausgeſandt, und jedem Verſtande gleichſam aufgedrungen werden. Gerechtigkeit und Freyheit müſſen alsdenn um ſich greifen, und die unver-

Wie schrecklich seyd ihr, o Götter in euerm Zorne! wie furchtbar in eurer Rache gegen das schwache Menschengeschlecht! —

„Und was haben wir verschuldet, daß Poseidon so hart uns straft?“ fragte mit bangem Herzen einer den andern. Doch keiner wußte die Frage zu lösen.

Man eilte zu den Priestern, die man als Mittler zwischen den Göttern und Menschen verehrte. Dem ältesten und ehrwürdigsten derselben, dem graugelockten Kachetes hatte die schuldbewußte Cassiopeja ihr beängstigtes Herz eröffnet und um Sühne für den Frevel gebeten.

Die zerstreute Menge wurde versammelt und nachdem Kachetes gebetet und geopfert, redete er also: „Mit scheuem Blicke und beängstigtem Herzen fragt ihr, arme Phönicier, womit ihr den schweren Zorn des Erderschütterers, des mächtigen Poseidon gereizt habt. Ach ihr seyd unschuldig, Phönicier, und büßt das Vergehen eurer Königin, Cassiopeja. Sie vermaß sich, im eiteln Stolze und im Gefühl ihrer königlichen Hoheit, schöner zu seyn, als des Nereus blühende Töchter — und

was wir erdulden iſt Strafe des mit ihnen beleidigten Gottes."

Da ergrimmten Alle, ſo hochgeachtet auch ſonſt ihre Königin war. Ein lautes Gemurmel verkündete den Zorn des aufgebrachten Volks und man verlangte, daß die Frevlerin als ſühnendes Opfer unter dem heiligen Meſſer des Prieſters blute, damit ſich ihnen der Blick des zürnenden Gottes wieder gnädig zuwende und die Scenen des Schreckens von ihrem theuren Vaterlande wegnehme.

„Nicht alſo, thörichtes Volk, rief der ehrwürdige Kacheteš, ihr könnt das geheiligte Haupt eurer Königin nicht antaſten, wenn ihr nicht Unglück auf Unglück häufen und neues Elend herbeiführen wollt. Es gebührt euch nicht, die Sühne der Götter zu beſtimmen, die Götter ſelbſt muß man befragen. Und ſo eile denn eine fromme Geſandſchaft in Lydiens brennende Wüſte und frage den Jupiter Ammon, den Mächtigſten unter den Göttern, um ſeinen heiligen Rath."

Drei würdige Männer, beim Volke in Anſehen und Würde, rüſteten ſich zu der Reiſe, und

das ängſtlich harrende Volk befahl ihnen möglichſte Eile.

Tage und Wochen und Monde ſchwanden in ſtiller Erwartung dahin und oft erſtieg man die Höhen der Berge, ſchaute hinein in das menſchenleere Land, aber was man erſehnte, ſah man nicht. — Endlich erſchienen ſie und Cepheus, der geliebte Vater des Landes, verſammelte ſogleich das ungeduldige Volk.

Nachdem man gebetet und geopfert, redete einer der Männer und Alles horchte in heil ger Stille. „Laß mich ſchweigen, o König von den Gefahren und Drangſalen der Reiſe; du leihſt mir ein andermal wohl dein gnädiges Ohr. Matt und entkräftet gelangten wir zum Tempel des Jupiter Ammon. Acht Tage lang mußten wir uns durch Gebet und Faſten, durch Opfern und Baden würdig machen, das Heiligthum des Gottes zu betreten.“

„Und da die Hallen des Tempels geöffnet waren, da wir die Schwellen des Heiligthums überſtiegen hatten und die unſichtbare Gottheit uns mit ihrem Geiſte umwehte — die bange Furcht und die zitternde Angſt und dann eine heilige Begeiſterung

und ein hohes Entzücken die Seele ergriff! — Nein, ich kann dir den Zustand unsers Gemüths nicht schildern. O wie mächtig und bezaubernd wirkt ihr, unsterbliche Götter, durch eure Umschwebung auf den sterblichen Menschen!"

„Doch laß mich dir gleich, o König, die Antwort des Gottes verkünden. Ach daß ich sie nimmer gehört, nie die grausamen Worte vernommen! daß ich sie lieber bewahren als tiefes Geheimniß in verschlossener Brust. Dann sähe ich dein Vaterherz nicht grausam zerrissen, und die Erde erblickte nie ein so gräßliches Schauspiel. Warum kann euch denn nur, ihr ewigen Götter, das Blut des Unschuldigen versöhnen?"

Furcht und Entsetzen ergriff den König und die ganze Versammlung. Ein tiefes, banges Schweigen herrschte umher. Da erhob sich der Redner von Neuem und sagte: „Wasne dich, o König, mit männlicher Stärke und höre die schrecklichen Worte:

Andromeda muß sterben, war die Lehre,
Sie soll das Opfer für die Mutter seyn;
Am schroffen Felsen, nach dem wilden Meere,

Soll man dem grimmen Cethus als Geſchenk
ſie weih'n.
Dann wird er, falls ſie ſchön genug ihm wäre,
Sich dieſe nehmen und das Land befrei'n.

Schwer verwundete die Rede das Herz des Vaters, aber er ermannte ſich, unterdrückte ſeinen groſſen Schmerz und erhob ſich mit königlicher Würde. „Wer nicht ſich ſelbſt und ſeine Gefühle beherrſchen kann, der darf nicht Herrſcher eines ganzen Volks ſeyn wollen.“ — So dachte er und unterbrach das dumpfe Schweigen der Menge.

„Ein groſſes, ſchweres Opfer verlangen die Götter,“ ſo ſprach er, „faſt zu groß für die übereilten Worte eines eitlen Weibes. Was mir das Liebſte und Theuerſte iſt, ſoll ich losreiſſen von meinem Herzen und einem gräßlichen, wüthenden Unthier hinwerfen. Phönicier! ich werfe es hin — für ein edles freiherziges Volk, das mir Liebe und Treue geſchworen. Euch und Euer Vaterland zu retten, opfre ich das köſtlichſte Kleinod, ach! meine einzige Tochter.“

So ſprach er und verließ ſchnell die Verſammlung, damit ihn das Volk in ſeinem Jammer nicht ſehe. — Er eilte zu ſeiner Gemahlin und fand die liebliche

Tochter bei ihr. Mit Heftigkeit drückte er diese an sein beklommenes Herz und weinte Thränen der Wehmuth über sie.

Die Mutter sahe es und eine bange Ahnung stieg in ihrer Seele auf. Sie wußte es, daß ihr Gemahl aus der Versammlung der Männer kam, in der die Gesandten den Willen des Jupiter Ammon zurückbrachten. So bewegt hatte sie ihren Gemahl noch nie gesehen. In zitternder Erwartung sahe sie dem Ende dieser Scene entgegen.

Mit Angst und Mitleid blickte die unschuldige Andromeda zu ihrem Vater hinauf und trocknete seine Thränen mit ihren weichen Locken. Aber sprechen konnte sie nicht, denn auch in ihrer Brust woogte ein Chaos wundersamer Gefühle. Endlich riß sich der unglückliche Vater los von der zarten Brust der jugendlich blühenden Tochter, stieß sie in einem Anfall wilder Verzweiflung von sich und rief mit einer Herz zerreißenden Stimme aus: „O ihr unsterblichen Götter! — Andromeda, meine Tochter, du mußt sterben! mußt den Frevel deiner Mutter büßen.“ — Er hüllte sein Haupt in seinen Mantel und verließ eilends das Zimmer.

In dumpfer, sprachloser Verzweiflung stand Cassiopeja. Jeder Gedanke war aus ihrer Seele, jedes Gefühl aus ihrem Herzen verschwunden. Die Welt hätte unter ihr zerfallen können, ohne sie aus ihrer Erstarrung zu wecken.

Agathokles, ein edler, ehrwürdiger Greis, des Hauses treuer Berather, nahete sich ihr und weckte sie allmählig aus ihrer Betäubung. — Aber nun erfuhr sie auch das Schreckliche der Todesart. — Sie sank in die Arme ihrer Tochter und rief mit sanfter Stimme aus: „Nein! meine Tochter, du sollst nicht sterben."

Aber du wirst den unwiderruflichen Willen des eisernen Schicksals nicht wenden, arme, unglückliche Mutter! — Unwandelbar ist der Rathschluß der Götter. Du kannst die Tochter nicht retten.

Und du, beklagenswerthe Königstochter, die du jedes fühlende Herz mit Liebe fülltest, sollst in der schönsten Blüthe des Lebens einem gräusen, scheußlichen Unthier hingeworfen werden! Ausgestattet von der Natur und dem Schicksale mit Allem, was einen heitern, frohen Lebensgenuß, was Glück, Glanz und Herrlichkeit verheißt — sollst du eines gewaltsamen

blutigen Todes sterben. Und dabei so rein, so flecken-los! — Dein Herz ein unentweihtes Heiligthum der Unschuld und Liebe!

Auch das Gemüth des Volks empörte sich gegen das Grausenvolle des Todes, und in manchem Herzen begründete sich ein geheimer Groll gegen den Lybischen Zeus — Warum mußte auch die ganze Last des Unglücks unter dem das phönicische Volk seufzte, über das unschuldige Haupt der bejammernswerthen Königstochter zusammenstürzen? — Ach es ist das niederbeugendste, herzloseste Schauspiel, wenn man die Unschuld, kämpfend mit dem ungeheuren Schicksal, das kalt und herzlos seinen ewigen Willen ausspricht, ohne menschliche Rettung untergehen sieht.

In stiller Traurigkeit rüstete man sich zu dem schrecklichen Schauspiel und Mancher schickte dabei einen frommen Seufzer um Rettung und Hülfe zu den unsterblichen Göttern.

Der bang erwartete Tag erschien; die Sonne begann, in einen dichten Nebel gehüllt, ihren Lauf, und schien diesem unseligen Tage nicht leuchten zu wollen. In der ganzen Natur herrschte

ein tiefes Schweigen. Mit ſtiller Wehmuth hatte ſich das Volk am Ufer verſammelt. Jeder fühlte das harte Schickſal der unglücklichen Tochter, den niederbeugenden Schmerz der Aeltern. Ihr Tod brachte Heil und Seegen, Ruhe und Frieden in das zerſtörte Vaterland zurück; ſie ſtarb alſo für einen Jeden aus dem Volke.

Andromeda erſchien im Gewande der Unſchuld, umgeben von jugendlichen Geſpielen, das Haupt mit Blumen bekränzt, den zarten Leib mit Roſen umgürtet. Matt war das Auge, bleich die Wangen, traurig jede Miene. Wenn ſie ſonſt erſchien, verweilte jedes Auge mit heimlicher Liebe auf ihr, jetzt betete man ſie als eine Unſterbliche an, die ihnen zum Troſt und Seegen vom Olymp herabgeſtiegen ſey.

Cepheus und die Großen der Krone folgten ihr mit niedergeſchlagenem Blicke und thränenvollem Auge. Caſſiopeja war nicht unter der Begleitung. — Die Prieſter hatten jetzt die Andromeda den unterirdiſchen Göttern geweihet; ſie ward entkleidet und an den Felſen geſchmiedet.

Das Meer fieng allmählig an zu woogen. In weiter Entfernung ſahe man auf der Fläche des Mee-

res große Kreise sich bilden; sie rückten näher und immer näher; das Wasser brauste lauter und stärker; die Woogen stiegen hoch und immer höher und die Angst der Menschen ward größer.

Plötzlich ragte das schreckliche Haupt des schlammigten Unthiers über der Fläche des Meeres hervor, und der weit geöffnete Rachen schnappte nach der köstlichen Beute. — Starr und gedankenlos stand die Menge da; die Furcht hatte alle Kräfte gelähmt; keiner konnte entfliehen, so gern er es auch mochte. Das Entsetzliche, das sie mit banger Seele gefürchtet, das ihnen ihre aufgeregte Einbildungskraft schwarz und düster vorgemalt hatte, das lag nun in schrecklicher Wirklichkeit vor ihnen.

Andromeda hing bleich und bewußtlos da, das sterbende Haupt auf die Brust gelehnt. Alles um sie her war in schwarze Nacht versunken. — — Und jetzt thürmte die Welle sich hoch in die Luft; der grimmige Cethus hob sich weit übers Meer; ein Schrei des Entsetzens preßte sich aus des Volkes angstvoller Brust, und Andromeda — —

Doch, wenn menschliche Hülfe zu schwach ist, das Unglück abzuwenden, wenn menschliches Bangen

scherzbaren Rechte eines jeden Menschen an sie eine durchgängige Würksamkeit erhalten.

Aber die Lasterhaften, wird man sagen, die so unersättlich und so hart sind, die ihre Grösse auf den Trümmern der Nationen zu befestigen gedenken, werden sie nicht der Ausbreitung des Lichts ihre Macht entgegen stellen und immer fürchterlich bleiben?

Sie fürchterlich! — Schaden werden sie freylich, weil jeder Baum seine Früchte tragen muß; aber jene Zeiten sind nicht mehr, wo allgemeine Unwissenheit ihnen einen grossen Einfluß auf die Gesellschaft verstattete. Unterwerft ihnen nunmehro zahlreiche Kriegsheere, laßt auf ihren Befehl alle Bajonetten sich in die Höhe richten, gebt in ihre Hände jenes fürchterliche Pulver, welches Schrecken und Tod weit in die Ferne trägt, und ihr werdet euch wundern, und sie selbst werden sich noch mehr wundern, daß sie mit so vielen drohenden Waffen jetzt nur einzelnen Personen werden schaden können, daß sie auch nicht einmal diesen werden schaden können, ohne sich selbst weit empfindlicher zu kränken, und daß bey ihren Unthaten ihre eigene Gefahr die allergrößte seyn wird.

Ist es nicht offenbar, daß die Bösen überhaupt keinen an einander hängenden Plan haben; daß sie keinen vernünftigen haben können, weil sie das allgemeine Interesse, diesen grossen Vereinigungs-Punkt aller menschlichen Handlungen, nicht

und Verzagen in Verzweiflung ſich auflöſt, wenn das Leiden ſeinen höchſten furchtbarſten Grad erreicht hat: dann ſenkt ſich oft aus hohem Olympus Rettung herab, dann ſteigt das Göttliche hernieder zu den Menſchen und hoher Friede herrſcht auf der Erde.

Perſeus, des Jupiter und der Danae göttlicher Sohn, voll Weisheit, Heldenmuth und Götterkraft, hatte unter Athenens ſchützendem Schilde der unholden Meduſa das ſchlangenumwundene Haupt mit Hephäſtions diamantenem Schwerdte abgeſchlagen. Das verſteinernde Haupt der Meduſa im Mantel gehüllt, ſchwebte er auf Hermes Fittigen durch den hohen Aether, hin nach Seriphus felſigten Ufern.

Da ſahe er unten an Phöniciens Küſte die große Menge des Volks, ſahe das toſende Meer und das Haupt des ſchrecklichen Unthiers, ſahe am Felſen geſchmiedet den reizendſten Körper gleich einem Marmorgebilde. Und es ergriff ihm die Seele mit wunderſamen Gefühlen; es zog ihn unwiderſtehlich hinab nach der ſchönen Geſtalt.

Da ſchnappte nach ihr das gräßliche Unthier; aber Perſeus ſenkte das mächtige Schwerdt in

den furchtbaren Rachen, und dreimal und viermal hieb er mit Nachdruck das Haupt. — Eine Quelle schwarzen Blutes entströmt dem verwundeten Schlunde und färbt das große, weite Meer. Tief senkt sich das Unthier in den purpurnen Abgrund, wühlt vom Boden aus den Sand herauf und sprüht ihn hoch in die Wolken. Dann fährt es im Schmerz der Wunden aus dem Meere hervor und zeigt die schuppige Seite und Schulter. Es schlägt mit dem mächtigen Schweife das Wasser, daß die Woge sich bis auf des Meeres Tiefe spaltet. Das schreckliche Getöse hallet von Wald und Berg und fernen Ufern wieder.

Nun stürzt es wieder mit wüthendem Gebrülle aus dem Wasser hervor, und späht mit wild rollendem Auge nach dem gefährlichen Feinde. Es sieht den langen Schatten des Perseus auf dem Wasser schweben, greift mit blutigem Rachen darnach und wird nur immer wüthender, so oft es alle Angriffe fruchtlos sieht.

Die dichten Wolken, die sich in der Luft von dem emporgeschnellten Wasser bildeten, hatten dem edelmüthigen Jünglinge die göttlichen Schwingen so stark angefeuchtet, daß er fürchtete, sie möchten ihre

Zingkraft verließen, und er würde dann rettungslos ins Meer ſinken und die Beute des furchtbar gereizten Unthiers werden. Deshalb enthüllte er das Schlangenhaupt der Meduſa und mit weggewandtem Geſichte kehrte er es dem Cetus zu, als es eben zum zweitenmal nach der köſtlichen Beute ſchnappte.

Da ſtand das Unthier verſteinert mit geöffnetem Rachen und verwandelte ſich in einen kahlen, ſpitzigen Felſen. Noch jetzt beurkundet dieſer die Wahrheit der wunderbaren Geſchichte, und ſo oft ſich der Seemann ihm nähert, erzählt er mit Grauſen, was wir eben vernommen. Was uns Apollodor und Hygin, Pauſanias und Ovid verkünden, das lehrt jene eine fromme Sage aus der entfernteſten Vorzeit.

Schnell verhüllte der Sohn des gewaltigen Zeus den ſchlangenumwundenen Kopf der Gorgonen, eilte auf das gefeſſelte Mädchen los, befreite es von den läſtigen Banden und trug es im nervigten Arme zum nahen Ufer.

Wie eine ſchon halb verſtorbene Knoſpe, die ſich nach einem wohlthätigen Regen wieder hebt und ſich aufſchließen will, ſo hob ſich das matte, erſtorbene

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20661 / 430

Haupt der königlichen Jungfrau. Sie öffnete die schönen Augen, die das erfreuliche Licht des Tages nicht mehr schauen sollten, und ein Blick, worin Himmel und Seligkeit lag, fiel auf den hochherzigen Jüngling. Einen süßeren Lohn konnte er für seine muthige That nicht erwarten. Mit Entzücken schloß er sie in seine Arme, lehnte ihr Haupt an sein klopfendes Herz und drückte den Kuß der Liebe auf die rosigten Lippen.

Der glückliche Vater trat gerührt herbei, schloß die gerettete Tochter in seine Arme und dankte dem Götterſohne mit einer Thräne der Freude im Auge. — Das entzückte Volk folgte der Andromeda, dem Perseus und Cepheus bis zum nahen Pallaſte. Die ſie vorher mit ſtiller Wehmuth, mit banger Erwartung zum Ufer begleiteten, führten ſie jetzt mit lautem Jubel und Freudengeſchrei zurück in die väterliche Wohnung.

Caſſiopeja hatte ſchon Kunde von der wunderbaren Rettung ihrer Tochter, und eilte dem jauchzenden Haufen entgegen. Mit Heftigkeit drückte ſie — vorher die bejammernswertheſte, jetzt die glücklichſte unter allen Müttern — das geliebte Kind an ihre mütterliche Bruſt. Sie umſchloß ſie

ſo

ſo feſt, als fürchtete ſie, man möchte ihr dieſelbe zum zweitenmale entreißen.

Dann wandte ſie ſich zum Perſeus und redete ihn ſo an: „Edler Jüngling, wer du auch „biſt, die große unausſprechliche Freude, die du im „königlichen Hauſe und unter dem ganzen phönici„ſchen Volke verbreiteſt, ſey dir Dank und Lohn „für deine kühne großmüthige That. Uebrigens „kannſt du frei gebieten über Alles, was wir be„ſitzen. Du haſt uns das Koſtbarſte gerettet und „wenn man das Edelſte beſitzt, fällt auch das Schätz„enswerthe im Preiſe.“ —

„Und wenn ich dieſes koſtbare Geſchenk für mich „zurückerbitte, o Königin, wirſt du es mir verſa„gen?“ — fragte mit bittender Stimme der in göttlicher Schönheit ſtrahlende Jüngling, und reichte dem ſittſam liebenden Mädchen ſeine Hand.

Andromeda ſank an ſeine Bruſt, alle Gedanken ſchwanden ihr; das Gefühl der reinſten innigſten Liebe war einzig lebendig in ihrer Seele und verbreitete ein himmliſches Wohlſeyn über ihr ganzes Weſen. Die Aeltern freuten ſich des ſchönen Bundes, und das verſammelte Volk jauchzte ihm Beifall zu. Wohl noch nie hatte die Erde vollkommen männ-

liche und weibliche Schönheit in feſterer Vereinigung geſchen.,

Am folgenden Tage wurde unter dem Jubel des Volks das Feſt der Vermälung gefeiert. Reichliche Opfer wurden geſpendet, allen Göttern zuſammen, beſonders aber dem mächtigen Zevs und der alles erfreuenden Göttin der Liebe. Jünglinge und Mädchen bekränzten ihr Haar mit duftenden Blumen und umringten in fröhlichen Chören den dampfenden Altar. Fromme Wünſche für das Wohl des neuen Paares, des königlichen Hauſes und des theuren Vaterlandes ſtiegen mit den Opferwolken empor zum Sitze der unſterblichen Götter. Zum freben Geſange tönte die feſtliche Leier, und wohin man das Auge nur wandte, vernahm man den Ruf der Freude und den Geſang der Liebe.

Im königlichen Pallaſte ſaß man beim feſtlichen Schmauſe und freute ſich des köſtlichen Mahls. — Horch! da tönt durch das Jauchzen der Freude Männergeſchrei und Waffengeklirr. Der Lärm drängt ſich dem Saale näher und eine Schaar bewaffneter Männer ſtürzt wüthend herein.

Phineus war es, der Bruder des Cepheus, ein Mann mit wildem Sinn und rauhen Sitten.

Ihm war die schöne Andromeda schon früher zur Gattin bestimmt; durch sie hoffte er auch einst den Thron von Phönicien zu besteigen. Als er nun sahe, daß ihm ein Fremdling den herrlichen Besitz raubte, so kochte Wuth und Rache in seiner Brust. Unter dem Schutze der schweigenden Nacht versammelte er seine Freunde und vermochte sie durch Versprechungen und Bitten, sich mit ihm zu einer kühnen That zu verbinden. Man wollte am folgenden Tage, wenn der Wein die Kräfte der Gäste gelähmt und alle in ruhige Sorglosigkeit gewiegt hätte, in den Saal hineinstürzen, den Perseus und seine Freunde ermorden und Phineus sollte dann mit der schönen Braut den glänzenden Thalamus besteigen.

Jetzt stürzte Phineus mit gezucktem Schwerdte und wüthendem Blicke auf den Perseus los; dieser aber empfing ihn mit einem so mächtigen Hieb, daß er betaubt zu Boden stürzte. Perseus Freunde griffen nun auch nach den Schwerdtern und es kam zu einem harten und blutigen Kampfe. Phineus war bald wieder zum Bewußtseyn gekommen und neue Wuth kehrte mit seinem Leben in das Herz der Verschwornen zurück.

Perseus hatte schon manchem mit der Schärfe des Schwerdts den Faden des Lebens gelöset und immer noch stand er kraftvoll und unverwundet da. Als er aber sahe, daß so viele seiner Freunde die treue Liebe für ihren Gast mit dem Leben büßten; als er das Röcheln der Sterbenden und das Geschrei der Verwundeten hörte; als er das Klagen der Frauen vernahm und seine geliebte Andromeda in todte Erstarrung hinsinken sah: da griff er nach dem giftigen Haupte der Medusa, bat seine Freunde zu fliehen, und hielt dann den Verschwornen das Haupt vor die Augen. — Versteinert blieb jeder am Boden geheftet, mit der wüthenden Miene, oder im Schmerze der Wunde, oder den Blick der Angst und Wehmuth im Gesichte — wie sich nun grade ein Jeder beim Anblicke des schrecklichen Hauptes befand. Phineus war vor seinem schrecklichen Gegner niedergefallen, und hatte in einer bittenden Stellung um Schonung und Gnade gefleht. So blieb er versteinert auch liegen.

Mit süßen Worten der Liebe rief Perseus seine theure Andromeda ins Leben zurück und führte sie von dem Orte des Grausens ins brautliche Gemach. Er hatte einen schweren, blutigen Tag zurückgelegt, aber dafür ward er auch in der Nacht

mit den ſchönſten und ſeligſten Freuden der Liebe beglückt.

C. W. Spieker.

V.

Ueberſetzungsproben aus Young's Satiren.

Vorwort.

In dem weiten Gebiete der Poeſie iſt von den Teutſchen faſt kein Feld ſo ſparſam angebaut worden, als das der Satire, welches doch ſo reiche und auch heilſame Frucht darbietet. Es iſt (des äſthetiſchen Geſichtspunktes nicht zu gedenken) gewiß wichtig, die großen an Laſter gränzenden Thorheiten, die den Schuldigen entehren, und andern verderblich ſind, nicht minder auch die kleineren Verkehrtheiten, die einen ſonſt guten Charakter entſtellen, und andern läſtig werden, wahr und kräftig zu ſchildern und eben ſo zu rügen. Bisweilen gelingt es, von den erſtern, noch öfter, von den letztern Jemanden zurück zu bringen. Wenn wir auch dieſes Zwecks verfehlten, iſt es denn nicht gut, daß man bei den erſtern

nicht erkennen; daß, wenn sie auch einen Plan hätten, desselben Ausführung in seinem ganzen Umfange dennoch unmöglich würde? Ist es nicht offenbar, daß ihre Helfer nothwendig andre Böse seyn müssen, auf die sie nicht zählen können? Heute gehorchten sie ihnen aus Hofnung zum Raube, morgen werden sie sich mit einander vereinigen, um die Beute ihres Oberhauptes zu gewinnen. Die Bösen sind mit den Rechtschaffenen, unter einander, und mit sich selbst im Streite. Die Rechtschaffenen leben wenigstens in Frieden unter einander, und mit sich selbst. Welch ein Unterschied!

Sie ist von erhabenem Sinne die Fabel von den Drachen-Zähnen des Cadmus.

Der Held pflügt das Land, er säet. Halme keimen hervor; eine Schaar gewafneter Männer drängt sich in den Furchen. Aus den Zähnen des Drachens entsprossen, sind sie voll von seiner giftigen Wuth. Sie gehen mit flammenden Augen, mit drohender Zunge, und einem gräßlichen Waffengeräusche auf den Cadmus los. Cadmus ist allein. Er erwartet den Angriff, ohne ihn zu fürchten; er beobachtet die Bewegungen dieser Rasenden mit stillem und gesetztem Auge. Aber bald darauf kehren sie ihre Waffen gegen einander; sie treffen, verwunden, tödten, ein jeder kömmt von der Hand seines Bruders und Gefährten um; ihr Blut düngt die Erde. Und Cadmus, ohne gestritten zu haben, bleibt

dem heiligen Zorn, bei den letztern dem gerechten Widerwillen Luft mache? — Da wir der teutſchen Satiren ſo wenige haben, ſo iſt es verdienſtlich, die der Römer, Britten und Franzoſen für gebildete Leſer, die der Urſprache nicht kundig ſind, auf unſern Boden zu verpflanzen. Allein bei einem ſolchen fremden Werke iſt immer nur einiges auszuheben, anderes vorbeizulaſſen, weil ſelbſt in trefflichen Satiren nicht ſelten etwas in äſthetiſcher oder philoſophiſcher Rückſicht tadelnswerth iſt, und dann, weil ſo manches locale und temporaire vorkömmt, welches ſolche Leſer, wenn man es auch noch ſo weitläufig erörtern wollte, nicht genug intereſſiren würde. Nach dieſen Grundſätzen hab' ich eine Auswahl der vorzüglicheren Stellen in Youngs Satiren zu treffen geſucht. (So habe ich z. B. aus der zweiten v. 11 — 18. 19 — 32. 45 — 48. 49 — 56. 57 — 82. 85 — 94. 109 — 126. 143 — 154. 155 — 168. 169 — 176. 177 — 200. 205 — 212. 213 — 240. 241 — 258. 259 — 266. 267 — 290 ausgehoben).

Ich werde, wenn die Ueberſetzung im Drucke erſcheinen ſollte, einige, doch nur kurzgefaßte, Erläuterungen hinzufügen. Bei dieſen wird Eberts Arbeit mehr Dienſte leiſten, als ſie es bei der Ue-

verſetzung konnte. Auf Treue und Genauigkeit glaube ich Anſpruch machen zu dürfen: von einer gewiſſen Härte und Steifheit, welche bisweilen, freilich nicht immer, gerade durch ein Streben nach jener Eigenſchaft verurſacht wird, ſprecht ich dieſe Arbeit nicht frei, und wünſche mir hierbei die Nachſicht der Kenner.

Kiel. Henßler.

I. V. 127 — 150.

Ans Werk! — Wer prangt als Erſter im Regiſter?
Die erſte Stell' iſt für die Standsperſonen.
Mylord tritt vor. — Vortreten laßt ihn, Pöbel!
Hier Platz ihm! Weh euch ſonſt! — Mit ſeinem Anſpruch
an Ehre ſteht er auf der Ahnen Füßen:
weiſ' oder tapfer zeigt Heraldik ihn.
Wie würdig-ſtolz er wegſchaut über den,
der minder Geiſt, um drei Geſchlechter, hat!
Verlangt ihr Tugenden von ihm, dem Edlen,
da weckt er aus dem Grab' euch ſeine Väter.

Im ſchönen Kampf nach Ruhm gilt vorwärts bringen:
die Herrn ſehn rückwärts, da entgeht der Preis.
Es fühle ſich die Hochgeburt. Kann Höh'res

wol seyn? Nichts — als Verdienst im niedern Stande.
Der Tugend ärmsten Sohn nie nachgesetzt
dem Laster, stammt' es vom Conquestor selbst!
Wie? niedrig, hoch, geringe, wichtig gälte
der Mensch wie Ziffern, nach der Stelle nur?
Den Rang soll Weisheit, Biedersinn bezeichnen:
ein Thor, ein Schelm, der einen Rang hat, lüget.
Wer von glorreichen Ahnen viel uns meldet
weist seine Schuld auf, statt der Schuldbezahlung.
O glänzten, die sich stolz des Stammes rühmen,
dir, Dorset, gleich, mit angestammtem Werth!

II. 213 — 240.

Für Ruhm und Reichthum streben eifrigst diese
nach schönem Schein. Für Ruhm allein der Stutzer.
Am jungen Star sah man im Kaffeehause
so matt das Aug' und unruhvoll die Miene
(schwer ist Verstellung ja bei ächtem Schmerz!)
hin aller Luth! Er hatt' ein schlichtes Kleid.
Der nächste Tag fand' ihm gewohnten Frieden
ins Herz, und er genaß, durch Silbertressen.
Ein Künstler, sinnreich, lang' in edler Arbeit
geübt, rührt' ihm — ob den ein Gott begeistert?
ob's Zufall war? — mit würz'ger Salb' und Kämmen
das Haar, voll Feuers ward der große Geist.
Scheu schwellend heischt der Schulterbänder jedes

Verehrung: jeder Achſel wird ihr Ruhm.
Und, unſichtbar, giebt, wie ein gut Gewiſſen,
ihm ächte Ruh' ein koſtbar Uhrgehäuſe.
Er, wenig eitel, will nur, wie Stanhope,
an Witze ſeyn, und fein, wie Deloraine.
Wirft er — zufällig, ſcheint's — das Aug' auf Spiegel,
die ſeine Purpurfarb' ihm wiederſtrahlen,
wie hüpft ſein Herz, erhabner Wonne voll
(doch, Schickſal heißt die beſten Freunde ſcheiden!)
Im raſchen Takt, gelernt in Frankreich, wirbelnd,
ſtolzirt er, froh ob den gelehrten Ferſen.
So tanzt, an einem heitern Sommertag,
ein freundlich, luſtig Kälblein von Genie
am Ufer, wie beſeelt von Ehrgeiz, hin,
in's feine Kerlchen dort im Bach verliebt.

273 — 290.

Hör' an, mein Ich! Umher ſchweift dein Erinnern
und ſorgt daheim nicht, üblen Wirthen gleich;
der Pfeil der Alle traf, verletzt' auch dich
es klopft das Herz dir für den lieben Ruhm.
Welch kluges Mittel wähltest du für ihn!
O, wiſſ', auf Proſa bau't man Ruhm und Glück.
Dein Ehrgeiz ſchwitzt um einen Vers, du Thor

ohn' Ehrgeiz: dies in spät'rer Lebenszeit!
Hin ist ein Punkt der Zeit, wenn ich ihn nenne,
mehr nah' bin ich dem Tod' in diesem Verse,
als jenem. Was zu thun? Schnell weiser werden.
Ein Thor mit Vierzig ist gewiß ein Thor.
Was ist so thöricht, als die Jagd nach Ruhm?
So klein der Preis! Und ohne Frucht das Streben!
Denn Menschen, haschend nach erhabner Ehre
sind Blasen auf dem flücht'gen Strom der Zeit.
Das steigt und fällt, bläht sich, und ist nicht mehr;
zehntausend kommen, schwinden, in der Stunde.

III. 255 — 266.

Ein ächt Verdienst, wie schwer erlangt's den Lohn!

Im Nu macht einer da sein Glück, gesegnet
mit schwachem wohl, allein geschmeid'gem Geist,
scheinbar bescheiden, wirklich unverschämt,
Die Kniee biegsam, glatt die Zung, ein Anstand
fein leicht, beim Fluch im Herzen lächelnd Antlitz,
die Schwester hübsch, das Weib gefällig — dies
sind in des Lebens Lotterie Gewinne.
Genie und Tugenden verdrängt dies bald,
und bringet euch den Großen in den Schoos.
Werth seyn des Glückes, heißt, uns Schmerz bereiten
aus der Verweigrung deß, was uns gebührt.

V. 247 — 264.

Zieht man dem heitern Leben ein umſtürmtes,
Das Weltgeräuſch der ſtillen Sphäre vor?
Hier wandeln wir auf ebnem, freiem Wege.
Und in der Welt irrt man durch Dorn und Dickicht,
den ſtarren Widerſtand, des Streits Verflechtung,
dornvolle Sorge, wilden bittren Haß:
Das hemmt den Gang uns und verſperrt den Weg,
verwundet uns, wie ſtark gefaßt wir ſeyen.
O ſtille Einſamkeit, du, hehr und heilig,
der Weiſen Wahl, der Großen Neid! wir werben,
an deinem Bach, wo deine Schatten wallen,
um holder Weisheit Gunſt, der Himmliſchen.
Der ſeligen Umarmung ächte Frucht
ſind Fried und Unſchuld: fremd der Erde ſie!
Da hören wir, der Menſchen Kreiſ' an's ſichre
Geſtad' entrückt, froh ferner Stürme Toſen,
freu'n, von Geſchäftsqual frei, voll Körperkraft,
uns dieſes Lebens, ſichern uns das zweite!

545 — 548., 555 — 574.

Voll Leiden iſt das Leben, Kühne zagen:
wie ſichert dann das zarte Mädchen ſich!
Schwach ſie zum Kampf! Gefahren rings! der Mann,
den ſie am mind'ſten ſcheut, ihr ſchlimmſter Feind!

Was euch vor Allem Ehre beut, Gefallen,
bringt (traurig!) doch vor Allem euch Gefahr.
Gefallt den Beſſern dann! Verſtänd'gen iſt
Natur und Unſchuld euer größter Reiz.
Die Kunſt am Innern lernt, wie Schmink' am Antlitz,
den eurem Arm, der euer Herz verdienet.
Die ganze Sach' iſt, einfach ſeyn. Wenn freundlich
und tugendhaft, ſeyd ihr auch weiſ' und glücklich.
Geräuſch, Gepränge giebt nur Rauſch dem Haupte;
der Anfang Schwindel und das Ende Pein.
Laßt eitlen Ruhm und leeres Lob! Dies ward
verderblich all' den Armen, die ich ſchildre.
Des Weibes Ruhm iſt, in der Stille glänzen.
Vor allem Beifall ſey euch werth der eure!
und fern das Seelenfieber euch, der Durſt,
der unſre Zeit, ein Fluch, vor andern drückt!
Wer vom Vergnügen trinkt, entflammt Begier.
Nur die Enthaltung löſcht das Feu'r. Sie nimmt
dem Leben ſeine Pein, der Gruft ihr Schrecken,
giebt Ruh' uns gleich, verbürget Seeligkeit.

IV. 67 — 73., 75 — 90.

Narciſſus ſpricht vom Höllenklub ſich frei,
Freimaurer ſelbſt nennt er mit Angſt. Er weigert
ſich keiner Pflicht, gieng treu — der Neid be-
kennt's —

zu Kirch und Schauſpiel, ſo viel Jahre nun.
Er, macht er zwar nicht Lärm im Parlament,
bezahlt doch richtig Schulden und Viſiten,
Hält ſich den Namen ſtets und Handſchuh rein.
Ein ewig's Lächeln führt er auf den Lippen,
Werthloſen, Weiſen, giebt er's gleiches Maaßes.
In den Strapazen ſeiner Welt gar herzhaft
voran, unglaublich ſtark zum Müßiggehn,
leih't er, ſo liebreich, ſein Geſicht der Stadt
zur Zier, an jedem der Geſellſchaftsorte,
kömmt ſo gewiß zur Aſſemblée, als Karten,
und ſteht als Möbel in dem Courſaal da.
Ruft L' hombre? Hand und Herz ſind da ihm frei:
mit zween vereint, macht wahrlich er — den dritten!
Narciſſus iſt die Ehre ſeiner Zeit,
denn wer thut Nichts mit feinerer Manier?
Natur hieß Solche, meiner Liſte Zierde!
als Füllſtein' am Gebäu der Menſchheit blinken.
Das träumt durch's leere Leben hin! Zum Schlechtſeyn
fehlt Leidenſchaft; Verſtand, um gut zu ſeyn.

VII. 35 — 68.

Der Griechenfürſt, im Hochmuth ſinnlos ſchwärmend,
umtobt mit Wuth und Schrecken ihm zur Seite,

den Erdkreis, und zum Gott ſchwingt er ſich auf,
(ſteh feſt Olymp, wenn er das Haupt nun regt!)
Die Peſt, die göttliche, wie ſcheuslich-groß
herrſcht ſie, genährt von Menſchenqual und Jammer!
So viel erwürgte Heere, Städt' in Flammen,
verheerte Reiche, rothgefärbte Seen!
Den Frevelkelch füllt er mit Waiſenthränen,
der Länder Jammern tönt ein Schlaflied ihm.

Und können drei Jahrtauſend nicht entadeln
den tollen Knaben, ſchnöde Lorbeern tilgen?
für Hungersnoth, Orkan, Vulkan gebührten
Lobreden auch: denn ihre mächt'gen Thaten
vollbringen die, ſie tödten Helden gleich,
Ein Tag, und weite Wüſten ſind ihr Werk.
Erhabner Wurd! ein göttlich hoher Ruhm,
mit Peſt und Hunger ſo den Kranz zu theilen! —
Wer wütige Vernichter preißt, der läſtert,
den, der die Erd' ſchuf, die Erd erhält.
Ein Menſch getödtet und das Recht ſagt, Mord!
Scheu macht der Galgen die gezückte Hand.
Zu tauſend morden hat den Ehrennamen
erhabner Kriegskunſt, giebt Unſterblichkeit.

Sah ich ein Feld beſtreuet nach der Schlacht
mit gräßlichen Geſtalten, Menſchen einſt

ein Volk zertreten, und ein braves Volk,
ein Reich des Todes hier, diesseit des Grabes:
Giebt's, rief ich da, die von der Trauerscene,
dem Menschen-Chaos, frohen Blickes gehn?
Wie hob der Unmuth hoch mein Herz, wie drang
die bessere Natur ins Auge mir!
wie mich's empörte, dies Gewerb des Helden,
aus solchem Stoff sich Ruhm, Triumph, zu bilden!

ruhiger Besitzer des Bodens, den ihm seine Arbeit, sein Muth, seine Weisheit eroberten: so nimmt er Besitz von Europa.

In diesem Europa ist heut zu Tage der Mann, der sich gegen das Böse auflehnt, und auch dann nicht anstehen sollte, sich gegen dasselbe aufzulehnen, wenn er allein wäre, wie Cadmus, bey weitem nicht so von Hülfe entblößt. Es giebt viel erleuchtete Männer; viel empfindsame, viel redliche; und die Einsichten und Gesinnungen, die sie mit einander theilen, haben unter ihnen insgesamt, selbst unter denjenigen, die sich einander nicht kennen, eine Art von stillschweigendem Bunde errichtet, an der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zu arbeiten, die Freyheit auszubreiten, die Gerechtigkeit in Ansehen zu bringen, die Rechte, die Pflichten und die Vortheile aller und eines jeden offenbar zu machen. Ohne sich einander mitzutheilen; ohne Verabredung bekennen alle diese tugendhaften Männer sich zu Einer Moral; alle legen einerley Grundsätze vor Augen; alle stimmen zusammen, sich unter einander mit Wort und That zu unterstützen, damit von einem Ende der Erde zum andern Licht und Hülfe über die leidende Menschheit komme."

Wie ist Ihnen nach dieser Rede, meine Freundin? Fühlen Sie Sich nicht geneigt, von den Beschäftigungen des Weltweisen etwas günstiger zu denken? — Gewiß sehen Sie in diesem

Augen-

Inhalt.

Seite

I. Ueber die Pnyx zu Athen. 3
(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

II. Nachbildungen nach römischen Dichtern.

1. Hannibal und Imilce. 13
2. Die 4te Ode des Horaz im 1sten Buch. . 18
3. Nach der 16ten Ode des Horaz im 2ten Buch. 19

III. Ueber physische und moralische Größe. . . 22

IV. Perseus und Andromeda. 41

V. Uebersetzungsproben aus Young's Satiren. . . 69

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1806.

I.

Gedichte nach den Minneſingern.

(Siehe N. T. Merkur November Seite 165 — 171.)

13.

Mayengruß.

Nach dem Schenken von Limpurg.

Sey willkommen, Sommerszeit!
Zeit des holden Mayen!
Du nur machſt uns hocherfreut,
Und mit Liebe zweyen:
Mehr noch, als dein Blumenſchein,
Als dein Vogelſingen,

Kann die Holde mich erfreun,
Und mein Leid bezwingen;
Drum ſo ring' ich ohne Wank
Auch nach ihres Herzens Dank.

Aller Freuden Farben blühn
Mai! in deinem Garten,
Laub und Gras von manchem Grün,
Blumen aller Arten.
Sieh! ſchon ſind ſie roth und weiß
Dir zum Schmuck entſprungen,
Schon verkünden deinen Preis
Aller Vögel Zungen:
Jüngt *) die Holde mein Gemüth:
Dann ſo preißt auch ſie mein Lied.

Aller Tugend Schöne trägt
Sie in ihrem Herzen;
Wenn ſie meiner Minne pflegt,
Schwinden Leid und Schmerzen;
Grüßt **) ſie mich, ſo ſteht mein Herz
Reich in Freudenblüthe,

*) Jüngen in der altteutſchen Mundart für verjüngen, jung machen.

**) Gruß ward im Altteutſchen oft für Zuneigung, Gunſt, Huld ꝛc. gebraucht; daher grü-

So kehr: Vogelſang und Scherz
Auch in mein Gemüthe:
Sommer! dann bricht deine Zier
Wonniglich auch an in mir.

14.

Minnelehrer.

Nach Burkard von Hohenfels.

Lerne
Gerne
Wohlgefallen
Reinen Weiben, junger Mann!
Eine
Meine
Nur vor allen,
Die dir lieblich lohnen kann.
Wirſt du hoher Sitte pflegen:
Dann fährſt du auf Glückeswegen;

ſen, einem ſeine Wohlgewogenheit, ſeine Gunſt, ſein Wohlwollen bezeigen. Vielleicht entſtand dieſes Synonim daher, weil man auf den Gruß eines Frauenzimmers in den Zeiten unſerer Vorältern einen höheren Werth, als heut zu Tage, legte.

Denn der Tugend Ehrenheld *)
Aerndtet reichen Minnesold.

Jede
Rede,
All' dein Trachten
Sey beſcheiden, junges Weib!
Ehre
Lehre
Dich verachten
Tand und ſchnöden Zeitvertreib
Uebet Mann und Weib das Gute:
Dann hat es die Wünſchelruthe,
Welche goldne Tage bringt,
Und das Alter ſelbſt verjüngt.

15.

Liebestreue.

Nach Chriſtian von Hamle.

Gelobt ſey hoch ihr freundlich Grüßen,
Es floß in's Herz ſo lieblich mir,

*) Ehrenhold, ſoviel als Herold, Verkündiger, Bothe.

Der Treue ſoll mich's nicht verdrießen;
Denn ſie iſt aller Frauen Zier.
Sie bleibt mein Heil und meine Freude,
Der Huldinn ſchwör' ich tauſend Eide,
Sie, alles Makels unverſehrt,
Eracht' ich aller Kronen werth.

Hätt' ich des Cederbaumes *) Leben,
Ihr lebt' ich einzig und allein;
Vor aller Welt wollt' ich erheben
Laut ihrer Tugend Ehrenſchein.
Ich minne ſie vor allen Frauen,
Und will voll Treu' auf ſie vertrauen,
Bis einſt der Tod mein Augenlicht,
Und meines Leibes Bande bricht.

Warum auch ſollt' ich von ihr ſcheiden,
Sie trägt der Tugenden ſo viel;
Entlockte mich zu loſen Freuden
Ein Wankel **) auch mit Sang und Spiel.

*) Die Ceder erreicht unter allen Bäumen das höchſte Alter.

**) Eine kleine Untreue oder Flatterhaftigkeit; aus dem alten Wankel entſprangen die Wörter: Wankelmuth, Wankelſinn, wankelhaft u. ſ. w.

Voll ihrer tugendlichen Ehren,
Würd' ich zu ihr als Büßer kehren;
Denn, gleich der Roſ' im Blumenchor,
Strahlt ſie den Frauen allen vor.

16.

Frühlingslied.

Nach Ulrich von Lichtenſtein.

Wohl dir, Sommer! deiner hehren
Wonniglichen Jugendzeit:
Du kannſt Leid in Freude kehren,
Deine Kunſt hat uns erfreut.
Du biſt alſo hold und ſüße,
Daß ich dich recht herzlich grüße.

Anger, Haide, Wald und Aue
Sah' ich nie im ſchönern Kleid;
Mit des Himmels Perlenthaue
Sind die Blumen rings beſtreut;
Und die kleinen Vögel preiſen
Deinen Schein in allen Weiſen.

So ſtimm' ich von guten Weiben
Nun denn auch mein Preislied an,
Durch ihr Lob will ich vertreiben,
Was mein Herz bedrängen kann.
Weibestugend, Weibesgüte
Gibt ein freudenreich Gemüthe.

Weibesſchöne, Weibesehre,
Weibesmilde, Weibeszucht
Iſt fürwahr der Minne Lehre,
Ihrer Blüthen ſchönſte Frucht;
Doch iſt ihrer Hulden Würde
Alles Guten Ueberzierde.

17.

Zueignung.

Schwalben bringen ſchon die Mähre: *)
Daß der Sommer **) nahe ſey.

*) Mähre ſo viel als Gerücht oder Bericht, Kunde, Bothſchaft.

**) Es iſt ſchon einmal bei gegenwärtiger Nachbildung von Minneliedern erinnert worden, daß unſere Vorältern nur zwei Jahrszeiten unterſchieden: näm-

Schon bekleiden ihm zur Ehre
Sich die Wieſen alle neu:
Blüth' und Blumen, zart und kraus,
Bringt ſein bunter Oſterſtraus.

Bring', o holder Gott des Lenzen!
Bunten Blumenſchmuck auch mir,
Herzerfreulich die zu kränzen,
Der ich dien' in hoher Zier:
Lehre mich! o Nachtigall!
Deinen ſüßen Minneſchall.

Hey? dann beut ſie meiner Krone,
Meinem frohen Maigeſang,
Zu der Minne Dank und Lohne,
Ihren herzigen Empfang:
Dann ſo blüht auch neu mein Herz,
Wie der Veil im frühen März.

Wien.

Gottlieb Leon.

lich den Sommer und den Winter. Das Wort Sommer galt ihnen daher für May oder Frühling einerlei.

II.

Gedichte.

1.

Prediger-Wehmuth. *)

Ha! nie predigen ſie! Was ſo viel Eile hat,
ſchiebens immer noch auf; predigen freilich ſchön
und nach künſtlicher Regel,
aber von Herzen zu Herzen nicht.

O es iſt nur gered't; aber verſchwiegen iſt
was die Seele verlangt. Immer viel Hörer ſind
ſo zufrieden, doch immer
leerer die Kirchen und falſche Ruh

*) Dem ehrwürdigen Altvater mag eine ſolche Herzensergießung an die Enkelwelt wohl anſtehn. Man leſe doch ſeine (bei H. Geßner in Zürich) ſo eben erſchienene Predigt, die der treffliche Greiß jüngſt zu Ermatingen in ſeiner ehemaligen Pfarrſtelle hielt, nebſt dem rührenden Anhang dazu.

Augenblicke nicht nur am Neger, sondern auch an manchem andern Elenden die Fessel, die ihn lähmte, bereits sehr dünne gefeilt und dem Bruche nah.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß von einer gewissen Art Leute, welche ich Tugend- und Sittendrechsler nennen möchte, im Vorhergehenden keine Rede war. Diese falsche Propheten, indem sie beständig entweder mit dem Kopf gegen das Herz, oder mit dem Herzen gegen den Kopf cabaliren, und dabey vorgeben, durch ihre Kunst das ganze menschliche Geschlecht, Mann vor Mann, und ohne daß einer von dem andern etwas zu wissen brauche, zum höchsten Grade der Vollkommenheit, somit der Glückseligkeit erheben zu wollen, würden ohnfehlbar die ganze Natur ins Chaos deklamiren, wenn sie unglücklicher Weise mehr könnten, als plaudern.

Hier, meine vortrefliche Freundin, wünscht ich mich auf eine feine Weise aus meiner Disgreßion heraus zu wickeln, und zu der abgebrochenen Reisegeschichte überzugehen: weil mir aber für diesmal Zeit und Laune dazu fehlen, so muß ich, aus Noth, zu dem allernatürlichsten und simpelsten Mittel meine Zuflucht nehmen, welches darinn besteht, Ihnen diesen Brief, als ein vollkommnes hors d'ocuvre, besonders zuzuschicken, und morgen ganz aufs frische die Fortsetzung des ersten zu unternehmen. — Und hiermit küsse ich dann Ihre schönen Hände und bin ꝛc.

W. S. J.

Hat dem Geiſte des Volks ſchmeichelnd ſich einverleibt.
Wärs nicht möglich, daß wir Prediger wahre Ruh
ſtatt der falſchen einſtimmig
pflanzten tief ihm in Sinn und Geiſt?

O wie griffen wir's an? Einen Rath wüßt' ich wohl;
unſern Predigten treu kämen dem Volksheil
wir nur ſelbſt erſt zu Hülfe
Durch den Glauben ans wahre Wort!

Weckten Glauben in uns, wo er ſchon ſterben will,
ſprächen frei es aufs neu, wo es verſtummt ſchon
war;
daß das Recht und die Liebe
wieder tönt' aus der eignen Bruſt.

Nicht gebrochen in uns, nicht erſt ertränkt würd' er
in dem ärmlichen Schwall lauer Moralien,
die, verwöhnt die Gemeine
hört, doch vergißt und zum Eſſen eilt.

Denn wo käme der Sinn einem der Hörer nur,
ſein vereiteltes Herz gleich ſo zu reinigen,
wie der Prediger Sonntags
und Werktags zu fordern ſchien?

Aber ſollt' er vom Recht opfern aus Güte nur,
ſollt' er duldend verzeihn, was man als Feind ihm
that;
ſollte Schutz er nicht nehmen,
der ſein Inn'res erniedrigte?

Sollt er geben auch da, wo ſichs verweigern ließ,
bergen, wo der Verluſt ſichtlich ſchon drohete,
irgend, weil wie bei Jeſus
das Erbarmen zu warm ihm ward?

O da hat' ihn noch nie ſolcherlei Fall gerührt;
O da ſprudelte gleich Grund ihm zu Grund hervor,
ſeines eigenen Vortheils
erſt zu gewahren und nie zuletzt.

Alſo klagt' ich geheim, und nun nicht ganz geheim.
So der Geiſtliche heut: Achtets der Weltliche?
Oder einer vom Volke?
Oder bleibts wieder nun bei Allen ſtill?

Zürich.

Tobler.

2.

An den Tod.

O! ſchöner Jüngling in dem Lichtgewande
Der, Himmelsruh' im Blick, die Fackel ſenkt,
Ein treuer Führer nach beglücktem Strande
Des Lebens Nachen lenkt.

Mein ſüßeſter Gedank' einſt im Getümmel
Der Welt warſt Du — nach Dir ſehnt' ich mich bang'
Wenn jetzt die Sonn' emporſtieg an dem Himmel
Und wenn ſie niederſank.

*) Der für alle, die ihn kannten und was dann eins mit jenem war, liebten, viel zu früh geſtorbene Hofrath v. Richter in Dresden verdient es, daß ein betrauter Freund eine Auswahl ſeiner nie geſammelten Gedichte noch nach ſeinem Tode herausgäbe. Sie wird, mit ſtrenger Sorgfalt geſichtet und gepflegt, in einer würdigen Außenſeite zu Weihnachten dieſes Jahres erſcheinen, und auch intereſſante Auszüge aus ſeinem Reiſejournale durch Frankreich 1804 — 6 enthalten. Subſcription zu 1 Thlr. 8 ggr. nimmt der Herausgeber Theodor Hell (ſeine 2 Bde Luſtſpiele verdienen in recht vielen Händen zu ſeyn!) und die Arnoldiſche Buchhandlung in Dresden, an.

Mir ſchien, wenn Vorgefühle beſſrer Welten
Und Ahnungen, die ich ſo gern empfand,
Mein Herz erhoben, meinen Geiſt erhellten,
Die Pracht der Erde — Tand.

Mein Geiſt ſchwebt' oft in unermeßnen Räumen
Da rauſcht' um ihn der Himmliſchen Geſang,
Zu deren Chor in wonneſüßen Träumen
Er kühn empor ſich ſchwang.

Die Welt ſchien mir nur eine Mörderhöle
Und jeder Menſch begierig nur nach Raub,
Da dürſtete nach Freiheit meine Seele
Nach Loskettung vom Staub.

Jetzt biſt Du — Jene Täuſchung iſt vorüber —
Mein ſüßeſter Gedanke längſt nicht mehr,
Und denk' ich Dein, ſo wird mein Auge trüber,
Mein Buſen kummerſchwer.

Jetzt ſehn' ich mich nicht mehr aus dem Getümmel
Der Welt, die feſter mich als je umſchlingt,
Nach Dir, wenn ſie emporſteigt an dem Himmel
Und wenn die Sonne ſinkt,

Senk' jetzt noch nicht die Fackel mir — Ich bliebe
Für deinen Ruf, wär's möglich, sicher taub,
Denn, guter Genius! jetzt kettet Liebe
Mich an den Erdenstaub. —

Richter.

III.

Ueber die symbolische und orgiastische Verehrung der Kybele.

Während der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes sich mit der Ausarbeitung einer Geschichte der heiligen Einweihungsgebräuche und Sacramente der christlichen Kirche beschäftigte, und zu diesem Zweck, besonders zu mehrerer Enthüllung der kirchlichen Mysteriocrypsie, die schon in den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. ihre Einrichtung erhielt, über die damaligen nichtchristlichen Mysterien mancherlei Untersuchungen anstellte; kam er auf einem kleinen Abwege auch an die geheimen Weihungen und Cerimonien des Kybeledienstes, die bis spät nach Chr. Geb. in mehreren Modificationen sich erhalten und verbreitet haben. Da er überzeugt ist, daß die Myste-

rien einen der wichtigſten Abſchnitte in der Geſchichte der Menſchheit ausmachen, und dem forſchenden Zuſchauer des Weltlaufs, in dem ewig Weisheit und Thorheit mit einander wechſeln, den reichſten Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen darbieten, ſo daß genauere Unterſuchungen derſelben in jeder Hinſicht lehrreich und anziehend ſeyn müſſen: ſo trug er kein Bedenken, dieſen geringen Beitrag zu einer noch nicht geſchriebenen Geſchichte der Myſterien dem Publikum vorzulegen. Nur eine Kleinigkeit möchte bei dieſer Darſtellung noch zu erinnern ſeyn. Der natürliche Gang der Unterſuchung und die Natur der Sache brachten es mit ſich, daß von Dingen die Rede ſeyn mußte, welche, ſo bald leichtſinniger Witz oder Grobſinnlichkeit ſie auf ächt faniſch beſpöttein oder interpretiren wollen, Urbanität und Wohlanſtändigkeit verletzen könnten. Allein ſo wie ſich der Verf. bemüht hat, nicht mit muthwilliger Laune, ſondern mit geziemendem Ernſt und als ein Verehrer von Sofroſinen und den Grazien jene Myſterien zu beleuchten; ſo hat er auch auf Leſer gerechnet, denen das Reine heilig und ehrwürdig ſey, und welche die geheimen Machinationen der Natur mit Scheu und Ehrfurcht betrachten. Der Obſcönitätenkrämer alſo wird gebeten, das Ganze lieber ungeleſen zu laſſen. —

Es iſt einer der früheſten Religionsbegriffe im Orient, dort, wo man die Wiege des Menſchengeſchlechts hinſetzt, in der Natur ein Aktivum und Paſſivum anzunehmen, eine wirkende Kraft und eine Wirkung empfangende, eine befruchtende und eine befruchtete. Jene nannte man den Himmel, Uranus, den Sol, das allbelebende Lichtprinzip; dieſe, die Erde, Ge, ein Weib. Dieſes frühere Filoſofem verſinnbildete man durch eine männliche und weibliche Gottheit; die von der Sonne befruchtete Erde iſt eine Mutter aller Geſchöpfe auf ihr. Auch wurde jenes Prinzip in dieſen rohen und im gewiſſen Sinn unſchuldigen Zeiten unter dem Symbol des männlichen Geburtsgliedes vorgebildet; und daher entſtand die religiöſe Verehrung des Fallos, die nicht dem Geſchlechtszeichen für ſich ſelbſt, ſondern dem dadurch bezeichneten, ſchaffenden oder zeugenden Grundweſen und Allvater erzeigt wurde, und wobei gewiß in den älteſten Zeiten um ſo weniger irgend jemand an arge Begriffe dachte, als überhaupt damals noch für keine Blöſe ein Feigenblatt nöthig war.

Man darf annehmen, daß dieſer Begrif in verſchiedenen Ländern Aſiens verſchiedentlich ausgebildet wurde, obgleich ſeine Grundbeziehung überall dieſelbe blieb. Am Eufrat, in Syrien und Aſſyrien

wurde

wurde daraus die Aſtarte, die Himmelskönigin, oder, wie Griechen und Römer ſie nannten, die ſyriſche Göttin, die ſyriſche Mutter; in Aegypten iſt dieſe die Iſis, wie Oſiris die befruchtende Kraft; in Frygien und den gebirgigen Theilen Klein-Aſiens, nannte man ſie die Gebirgsmutter, die Kybele. Von Letzterer iſt hier die Rede.

Ein hoher Berg, beſonders wenn Granit- oder Baſaltfelſen auf ſeiner Spitze eine eigene Geſtalt bilden, erregt im rohen Menſchen einen heiligen Schauer, iſt für ihn etwas Göttliches. Berge ſind daher bei jedem Volke die älteſten Fetiſche. Dergleichen hohe Gebirge in Frygien nennt die Geographie mehrere. Kybelos, Dindymes, Berekyntos, Sipylos, Peſſinus. Wahrſcheinlich verehrte alſo auch der älteſte Bewohner Frygiens die hohen Gebirge ſeines Landes ſelbſt, als etwas Göttliches; daher wird Kybele die Bergmutter, Idaia. (von Ida, in altgriechiſcher Sprache ein mit Wald bewachſenes Gebirge) Bei fortſchreitender Cultur ſetzte man rohe Steine, Bathylien, als Denkmäler auf dieſe Berge; man verehrte ſie, als Fetiſche, man ſagte, ſie wären vom Himmel gefallen. Der ſchönſte, ſchlankſte Baum auf dieſen Gebirgen, iſt die Pi-

nie; auch dieſe machte man zum Symbol der Berggottheit; ſie wurde daher der Cybele heilig, wie die Eiche dem Jupiter, der Oelbaum der Minerva. Nach und nach vermenſchlichte man dieſe Idee, und ſo entſtand eine Berggöttin daraus, die noch auf ihrem Haupte die Spitzen der Berge oder der Bergfeſtungen trägt — ſie wurde die gethürmte Göttin (turrita), die Thurmträgerin, (turrigera.)

Von dieſer einheimiſchen Göttin erzählten die Frygier ſelbſt ein langes Mährchen, in dem man die älteſte Geſchichte der Menſchheit eingekleidet ſieht. „Sie wurde, heißt es, von ihrem Vater Meon, König von Frygien und Lydien, auf den Berg Kybelos ausgeſetzt, und daſelbſt von Pardeln und andern wilden Thieren ernährt. Einige Weiber, welche in der Gegend weideten und das Mädchen bemerkten, nahmen ſie mit ſich und gaben ihr von dem Orte, wo ſie ſie fanden, den Namen Kybele. Das Mädchen wuchs zur ſchönen Jungfrau heran, und zeigte die ſchönſten Geiſtesanlagen; ſie erfand die Rohrpfeife, die Cymbeln und Trommeln und die Reigentänze, ſo wie ſie auch die Krankheiten der Thiere und kleinen Kinder durch Reinigungen zu heilen lehrte. Wegen ihres Fleißes und ihrer zärtlichen Liebe gegen

die Kinder, die ſie oft durch Beſchwörungsformeln heilte, und immer auf ihren Armen trug, nannte man ſie die Bergmutter. Sie fand endlich einen ſchönen Lydiſchen Jüngling, anfangs Attis, nachher Papa genannt, dem ſie ihre ganze Liebe ſchenkte, und mit welchem ſie lange in dem vertrauteſten Umgange lebte. Gerade, als die Folgen davon eintraten, wurde ſie von ihren Aeltern erkannt, und wieder von ihnen aufgenommen. Als aber der Vater ihre nähern Umſtände gewahr wurde, ermordete er ihren Liebling und ihre Amme, und ließ ihre Leichname unbeerdigt liegen. Wie raſend, mit zerſtreutem Haar, unter dem Geräuſch der Trommel, ſuchte ſie ihn auf, und machte durch die von ihr erfundenen Inſtrumente auch die Prieſter raſend. (Diod. v. Siz. III, 58. f.)

Man erinnere ſich hierbei der auffallenden Wirkungen, welche die Muſik auf rohe Gemüther zu machen im Stande iſt. Noch jetzt ſchafft die Handtrommel in den mittäglichen Ländern Wunder, und beflügelt die wilden Tänze. Die Muſik der Wilden beſtand von jeher in einem unbändigen Geräuſch von Klappern und Trommeln.*) Die älteſten Spuren

*) Kraft's Sitten der Wilden, S. 289 ff.

IV.

Aſpaſia.

Eine griechiſche Erzählung. (*)

Schön, liebenswerth, mit jedem Reiz geſchmückt
Der Aug und Herz und Geiſt zugleich entzückt,
An edlem Bau und langen blonden Haaren
Der ſchönſten Frau in Artaxatens Reich —
An Grazien nur Amors Mutter gleich,
Sah ſich im Flor von fünf und zwanzig Jahren
Aſpaſia zum prieſterlichen Stand
Aus eines Helden Arm, aus Cyrus Arm verbannt.

Es

(*) Dieſes Gedicht lag (beynahe ſo lang als Horaz will, daß ein jeder Dichter ſeine Werke zurück halten ſoll) unter einem Haufen von Concepten, Skizzen, Torſo's u. ſ. w. zur Vergeſſenheit verurtheilt; und dort würden wir es ruhig haben vermodern laſſen, wenn nicht gewiſſe neueſte Begebenheiten (von welchen wir vielleicht künftig unſern Leſern umſtändliche Nachricht mittheilen können) Witz und Laune aufzufordern ſchienen, eine Schwärmerey, welche durch die Anſteckung gefährlicher werden könnte als viele ſich vorſtellen, durch die einzigen Mittel, die von je her gegen dieſe Krankheit bewährt erfunden worden, durch Scherz und Ironie anzugreifen. In dieſer Rückſicht hat man nicht übel zu thun geglaubt, wenn man dieſe ſcherzhafte

ſolcher Muſikinſtrumente finden wir bei den Kureten, welche, nach dem alten Mythos, den neugebornen Zeus mit Waffenklang und dem Geräuſch ſolcher Inſtrumente umtanzten, damit Kronos das Geſchrei des Kindes nicht höre. *) Dieſe Kureten waren die älteſten Prieſter in dem Theile von Europa, welcher dem Orient nahe iſt, ähnlich den Druiden der Geten und Kelten, den Saliern der Sabiner, den Zauberern oder Jongleurs von Lappland, Nigritien, Amerika, Sibirien, Kamtſchatka; überall zu Hauſe, wo Leichtgläubigkeit an rohe Religion den Grund der Volksvorurtheile ausmacht; am berühmteſten zu Kreta. **) Ein Kretenſiſcher Fürſt verordnete, um den Gebrauch der dort erfundenen ehernen Waffen zu erleichtern, eine Art von wildem Kriegstanz, der durch eherne Klappern, aufgeſpannte Thierfelle, Pfeiffen und Schlagen der Waffen gegen einander erhitzt und beflügelt wurde. Dieſer Tanz lockte die überhaupt tanzluſtigen Barbaren, machte ſie der neuen Regierung gewogen, und wurde Ceremonie der neuen Religionsweiſe, die

*) Kallimachos H. auf Zeus V. 51. Diodor von Siz. V, 65 ff. Strabo X. S. 715 f.

**) Des Broſſes Abh. über die Daktylen, Kureten ꝛc. zur Hist. de la Rep. Rom. de Sallust. T. II. p. 564 f.

von Kreta ausgieng, und in Kolonieen nach Karien, Frygien und den Küſten Kleinaſiens wanderte. Hier ſchmelz der Kretenſiſche Waffentanz der Kureten mit der Verehrung der Frygiſchen Göttin, der Mutter Erde, der Kybele zuſammen, die gleichfalls durch wilde Tänze und Prozeſſionen verehrt wurde.

Die Frygier nämlich, welche ſich rühmten, das älteſte Volk auf der Erde zu ſeyn. (Herodot II, 2) erhoben ſich demungeachtet nur ſehr ſpät aus der Barbarei. Sie verdankten die erſten Schritte zur Bildung ihren Jongleurs, den Prieſtern der Kybele. Dieſe Göttin verehrten jene Prieſter durch geheime Weihungen und Ceremonieen, die ſich wahrſcheinlich auf die Vortheile bezogen, welche den Menſchen durch die Erfindung des Metalls in Rückſicht auf Kultur und Ackerbau zugefloſſen waren. Der Kybeledienſt verſchlang den von Kreta ausgehenden Jupiterdienſt, und an die Stelle der Kureten traten nun eben dieſe Prieſter der Frygiſchen Göttin, jezt mit einem Kretenſiſchgriechiſchen Ausdruck Korybanten genannt.*) Sie waren mit Helm, Schild

*) Korybas kommt von dem altgriechiſchen Worte, Korys, der Kopf, was man auf dem Kopfe trägt, Helm, und baino, ich gehe; alſo ein gehelmter Geher.

und Schwert bewaffnet, und tanzten ihren kretenſiſchen Waffentanz auch im Gefolge der Kybele. Muſik war ein weſentlicher Beſtandtheil ihres religiöſen Kultus.' Wir müſſen uns dieſe Muſik als einen beinahe nur rhythmiſchen Lerm denken, der durch trunkene Leidenſchaftlichkeit, Wohllaut und geſetzmäßige Schönheit zu erſetzen ſuchte. Ariſtoteles ſagt, (Polit. VIII, 5.) „es ſey allgemein anerkannt, daß die Melodieen des Olympos die Gemüther mit Enthuſiasmus erfüllen; der Charakter der Frygiſchen Harmonie ſey orgiaſtiſch und pathetiſch. (VIII, 7.) Die Melodieen des Frygiers Olympos hätten ſich, heißt es beim Platon (Minos VI, 134) durch ihre begeiſternde Göttlichkeit bis auf die damalige Zeit erhalten.“*) Dieſe wilde, raſche Muſik, mit Becken, Trommeln und ſtark ertönenden Pfeifen, und der raſche Waffentanz der Korybanten, machte die Leute raſend. Korybantiſiren wurde daher den Griechen gleichbedeutend mit raſend ſeyn **), oder es erhielt auch noch die nähere Beziehung, daß es die beſondere Art von Wahnſinn

*) Vgl. Cicero de divin. I., 50 mit Hottinger's Anm. und Forkel's Geſchichte der Muſik. Th. I. Seite 114.

**) Kaſpar Barth zum Klaudian S. 895.

bezeichnete, wo jemand mit offenen Augen Visionen hat, und immer den Schall der Pfeifen und Trommeln zu hören glaubt; ***) — eine Krankheit, die man nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Platon de legg. VII, 628.) durch Bewegung mit Tanz und Musik zu heilen suchte, und also mit dem Tarantalismus der Italiäner **) viel Aehnlichkeit hat. — Merkwürdig ist es, daß man bei Menschen, die mit einer besondern Art von Wahnsinn befallen waren,

*) Strabo X, 396. Plinius Naturgesch. XI, 37. Ruhnken zu Timaios Gloss. S. 163.

**) Bekanntlich leitete man diese Krankheit von dem Stiche der sogenannten Tarantelspinne ab, welche in Unter-Italien, in der Gegend von Tarento, gefunden wird. Die Heilung geschieht durch eine Musik mit Kastagnetten, bei deren Klang der Wahnsinnige in einem furchtbaren Wirbeltanze so lange herumtanzt, bis er beinahe todt niederfällt. Hierauf geräth er in eine Art von Schlaf, in eine starke Ausdünstung, und wird gesund. Neuere Naturbeobachter haben indessen gezeigt, daß jene Spinne zwar eine kleine, einigen Schmerz verursachende Wunde machen könne, daß diese aber auf die Gesundheitsumstände keinen Einfluß habe. Die Krankheit ist Wirkung einer erhitzten Imagination, der Stockung des Bluts ꝛc. ein wirklicher Anfall von Wahnsinn. S. Swinburne's Reisen durch beide Sicilien, II. Th. mit Forster's Anmerk. und vorzüglich, was unlängst im Freimüthigen über diesen Gegenstand sehr treffend bemerkt worden ist.

die Einweihung in die Myſterien der Korybanten als ein Heilungsmittel betrachtete. So ſingirt der bekannte Atheniſche Luſtſpieldichter, Ariſtofanes, in einer ſeiner launigſten Poſſen, den Weſpen, einen alten ſiebzigjährigen Athener, Filokleon, der nach ſeinem Alter und Stand in die Zahl der Atheniſchen Richter aufgenommen worden war, nach Verlauf des Monats aber — ſo lange dauerte ſein Amt — noch immer die Raſerei hatte, den Richter zu ſpielen, Zeugen und Advokaten abzuhören. Sein Sohn läßt keine Kur an ihm unverſucht; ſperrt ihn ein; aber Filokleon kriecht durch das Rauchloch und prozeſſirt vom Dache herab. Endlich läßt er ihn korybantiſiren, d. h. in die Myſterien der Korybanten einweihen. (V. 118) — Auch pflegte man die Korybanten bei einem plötzlichen Schrecken, oder einer Erſcheinung, die man nicht für wahr hielt, anzurufen. So ruft der Miſanthrop Timon beim Lukian, (K. 41. Th. 1. S. 88. Wielands Ueberſ.) als er auf einmal den Schatz findet, und ſeinen Augen nicht trauet: „O wunderthätiger Zeus mit allen deinen Korybanten!“

Bei vielen ältern und neuern Völkern wird eine ganz beſondere Art von Melancholie oder Wuth bemerkt, in welcher ſich Männer einbilden, Weiber

zu ſeyn, weibliche Kleider anziehen, weibliche Geſchäfte verrichten, und ſich überhaupt ganz als Weiber betragen. Schon Herodot, der Altvater der Geſchichte, erzählt, daß die himmliſche Afrodite eine Skythiſche Armee, welche ihren Tempel zu Askalon plünderte, mit dieſer weiblichen Krankheit (theleia nusos) beſtraft habe. Dieſe Krankheit habe auch auf die Nachkommen fortgeerbt, und es ſeyen bei den Skythen beſondere Jongleurs, Enareer genannt, welche ſich mit der Heilung derſelben beſchäftigten. (I, 105. IV, 67. vgl. Hippokrates de aëribus et loc. S. 293.) In Florida in Nordamerika findet man Männer, bei welchen ſich gerade dieſelben Phänomene zeigen *); und Gmelin fand auf ſeinen Reiſen durch Sibirien (1 Th. S. 330.) zu Tobolsk einen Mann, der mit derſelben Krankheit behaftet war. **) Eine ſolche Wuth ſcheint als Lokalübel auch in Frygien, beſonders an den Flüſſen Sangaris (Sagaris, Sangarius) und Gallus geherrſcht zu haben. Die davon ergriffenen bildeten

*) Heyne de maribus inter Scythos morbo effoeminatis, in den Commentt. Goetting. Cl. Philol. I., p. 28 ff.

**) S. auch Schäfer's Reiſen I., 236. Vergl. Grengel's Apologie des Hippocrates II., 611.

ſich ein, Weiber zu ſeyn, und entmannten ſich ſelbſt. Lukian (von der ſyriſchen Göttin Th. V. S. 342. Wieland's Ueb.) gedenkt eines eigenen Ordens dieſer Gallen, — denn ſo nannten ſie ſich vom gleichnamigen Fluß, deſſen Waſſer die jene Wuth erregende Kraft haben ſollte — zu Hieropolis in Syrien, und erzählt, wie bei der Feier ihrer Myſterien nicht ſelten ihre Anzahl mit Neulingen vermehrt werde. „Während die andern, ſchreibt er, ihre Orgien begehen, theilt ſich ihre Schwärmerei, von dem Getöſe ihrer lermenden Muſik noch mehr angefacht, öfters auch den Umſtehenden mit, und mancher, der nur als Zuſchauer gekommen war, nimmt plötzlich ſelbſt an dem Drama Theil, und ſpielt ſogar eine Hauptrolle dabei. Ein junger Menſch, den dieſe Tollheit anwandelt, reißt ſich auf einmal die Kleider vom Leibe, ſpringt mitten unter die Gallen hinein, ergreift eins von den kurzen Schwertern, die vermuthlich ſchon von vielen Jahren her zu dieſem Gebrauch in Bereitſchaft gehalten werden, kaſtrirt ſich, läuft mit dem, was er ſich abgeſchnitten hat, in der Hand, in der Stadt herum, und in welches Haus ihm einfällt, es hinein zu werfen, aus demſelben muß er mit weiblicher Kleidung und allem, was zum vollſtändigen Frauenſchmuck gehört, verſehen werden. Auf dieſe Weiſe verfahren alle, die ſich die

Operation machen." — Man ſchrieb dieſe ſonderbare Wuth, wie überall, der Wirkung einer Gottheit zu, und dieſe war hier Kybele. Man gedachte eines alten Mythos von einem geliebten Jüngling der Kybele, dem Attis, der ſich in der Wuth ſelbſt entmannt habe; man erfand eine eigene Art von Gedichten, Galliamben genannt, worin dieſe Wuth beſungen und wodurch ſie erregt wurde. Sie hatten ihre eigenen Myſterien und einen geſetzmäßigen Ordensgeneral. (Archigallus.)

Die niedrigſte Art dieſer Gallen war eine Art Bettelprieſter, die, wie ein Trupp Marodeurs auf einem Eſel die Heiligthümer der Kybele von Stadt zu Stadt und Dorf zu Dorf herumfuhren, und damit ein Almoſen zuſammenbettelten; die verworfenſte Race von Pfaffen, von deren Schändlichkeit beſonders ſpätere Schriftſteller nicht genug erzählen können. Man laſſe ſich nur von Lukians magiſchem Eſel erzählen, der das Unglück hatte, einem Trupp ſolcher Kinäden, wie er ſie nennt, in die Hände zu fallen. „So oft wir zu einem Dorfe kamen, mußte ich Träger der Göttin ſtill halten; der Flötenſpieler Chor fieng wie begeiſtert an zu blaſen, die Diener der Göttin aber warfen ihre Mützen von ſich, drehten ſich mit geſenkten Köpfen im Kreiſe

herum, ſchnitten ſich mit ihren Schwertern in die Arme, ſtreckten die Zunge zwiſchen den Zähnen hervor, und durchbohrten ſie ebenfalls, ſo daß in einem Augenblick, alles vom Blute dieſer Weichlinge voll war. — Nachdem ſie ſich nun weiblich zerſchnitten hatten, giengen ſie bei den umſtehenden Zuſchauern herum, und ſammelten Obolen und Drachmen ein. Andere gaben ihnen Feigen, oder einen Käſe, einen Krug Wein, eine Metze Waizen und Gerſte für ihren Eſel" (Wieland's Ueb. Th. IV. S. 269. f) In einem ihrer Dörfer, erzählt er weiter, trieben ſie einen großen jungen Bauernkerl auf, den ſie in die Herberge, wo ſie ihre Niederlage hatten, hinein zu locken wußten — zu welchem Gebrauch, werden diejenigen leicht errathen, welche wiſſen, was der gewöhnlichſte und liebſte Zeitvertreib dieſer ſchändlichen Kinäden iſt. In einem andern Flecken ſtahlen ſie aus dem Tempel einer Landesgöttin eine goldene Schale mit weg, welche ſie unter den Kleidern ihrer Göttin weggpraktizirt hatten. — Man kann gewiß ſeyn, daß dieſe Gemälde nicht Karikatur, ſondern nach dem Leben gezeichnet ſind.*)

*) Vgl. Phädrus III., 20. und Apuleius Metam. IX.

Das Gemälde des Lucretius (II, 598 — 642) von dem Dienſt der Kybele iſt ſo kraftig, daß dieß eine Beiſpiel die Eigenheit der ganzen Gattung zeigen und zugleich lehren kann, wie man myſtiſche Gebräuche deutete:

Darum heißt ſie zugleich die große Mutter der Götter,
Unſeres Leibes Erzeugerin auch, und Mutter des Wildes.
Weislich ſangen von ihr die alten Dichter aus Hellas,
Frei in den Höhen führe, mit Löwen beſpannt, ſie den Wagen.
Schwebend häng' im Raume der Luft der irdiſche Boden,
Lehrten ſie ſo, und es könne die Erd auf der Erde nicht fußen.
Thiere des Raubes geſellen ſich ihr, weil Pflege der Eltern
Jegliche Brut, wie wild ſie auch ſey, doch ſiegend beſänftigt.
Und ſie umgaben ihr Haupt mit einer Krone von Mauern,
Weil ſie Städte trägt, an erhabnen Orten befeſtigt.

* * *

Es hatte zwar zu Ekbatana
(So hieß ihr Sitz) die Oberprieſterin
Der ſtets jungfräulichen Diana
Beynah die Majeſtät von einer Königin.
Ihr Kerker war ein ſchimmernder Palaſt,
Ihr Zimmer ausgeſchmückt mit Indiſchen Tapeten;
Und, ihr Brevier gemächlicher zu beten,
Schwoll unter ihr mit Polſtern von Damaſt
Der weichſte Canape. Auch hielt ſie Maas im Beten,
Wie billig war; aß viel und niedlich, trank
Den beſten Wein, den Cos und Cypern ſenden;
Und wenn ſie ſich zur Ruh begab, verſank

haſte Erzählung — weil ſie doch einmal da war — aus dem Staube hervor zöge, in den Merkur einrückte, und würken lieſſe was ſie kan. Vor der Beſchuldigung unlautrer Abſichten hoffen wir, wenigſtens von Seiten aller Vernünftigen, ſicher zu ſeyn: und den Nattern, wer wollte dieſen wehren, aus allem Gift zu ziehen, oder alles mit ihrem eigenthümlichen Gifte zu begeifern? — Uebrigens finden wir noch nöthig anzumerken, daß, da dieſes Gedicht ſchon vor mehrern Jahren verurtheilt worden war unterdrückt zu werden, einige Stellen und Züge deſſelben, welche um Gnade zu bitten ſchienen, in den Combabus und in den Amadis aufgenommen worden. Erinnert man ſich nicht, ſie ſchon geleſen zu haben; deſto beſſer! Erinnert man ſich deſſen, ſo wird die Vergleichung zeigen, daß ſie hier an ihrem eigentlichen Orte ſtehen.

Also mit Schmucke begabt, wird durch die geräumigen Lande
Schauerbringend geführt das Bild der göttlichen Mutter.
Mancherlei Völker rufen nach heiliger Sitte der Vorzeit,
Als Idäische Mutter sie an, und wählen ihr Finger
Zum Geleit: denn es hat zuerst aus jenen Gefilden
Ueber den Erdkreis sich der Bau der Früchte verbreitet.
Hämlinge geben sie ihr, um anzudeuten durch solches,
Wer die Gottheit der Mutter verletzt, undankbar erfunden
Gegen die Aeltern ward, der sey nicht würdig zu achten,
Daß sein Geschlecht das Licht des Tages lebend erblicke.
Pauken donnern von Schlägen der Hand, da rauschen die hohlen
Erzbein darein, und es droht das Getön rauhstimmiger Hörner.
Und die Gemüther stachelt in Frygischen Weisen die Pfeife.

Waffen auch ſchwingen ſie an, die Zeichen verheerendes Grimmes,
Welch' undankbare Seelen, die frevelnden Herzen des Pöbels,
Stürzen können in Graun vor dem Wink der mächtigen Göttin.
Wenn ſie daher zuerſt in prangende Städte hineinfährt,
Schweigend mit ſtillem Gruß die Menſchenſöhne beglückend,
Streuen ſie Silber und Erz auf alle Pfade des Weges,
Mit bereicherender Gabe ſie ehrend; beſchneyn mit der Roſe
Blumen ſie, ſchatten die Mutter und ihre begleitenden Haufen
Dann die bewaffnete Schaar, der Hellene nennt ſie Kureten,
Aus dem Frygerland, ſie ſpielen verſchlungene Reihen,
Hüpfen des Blutes froh, in gemeßnen Sprüngen, und ſchütteln
Raſch mit dem Schwunge des Hauptes, die furchtbaren Büſch' auf den Helmen,
Jenen Diktäen - Kureten nun gleichen ſie, welche das Wimmern

Jupiters einſt, wie die Sag' erzählt, auf Kreta verbargen,
Als um den Knaben rings in dem kurtigen Tanze die Knaben,
Schön bewehrt, nach dem Maaß die Erze ſchlugen an Erze:
Daß Saturnus ihn nicht mit gierigen Zähnen zermalmte,
Und unheilbare Wunden ſenkt' in den Buſen der Mutter.
Oder ſie deuten auch an, die Göttin gebiete, mit Waffen
Und mit tapferem Muth das Land der Geburt zu beſchirmen,
Und ſich zu tröſten, um Heil und Ruhm zu bringen den Aeltern.

Die Stiftung der Verehrung der Kybele, unter dem Titel der Mutter der Götter, welchen ſie ihrem Alter zu danken hatte, wird durch die vorgebliche Erſcheinung ihrer Bildſäule zu Peſſinunte, (Marm. Ox. epoch. 10.) in Frygien, bezeichnet, 297 Jahre vor der Einnahme Troja's, einige Jahre nach der Ankunft des Kadmus und Danaus in Hellas, (ib. ep. 7 et 9.) unter der Regierung des Königs Meon von Lydien. (Diodor. III, 58.) Der Urſprung

ſprung der Myſterien dieſer Göttin, kann auch nicht weit von dieſem Zeitpunkt entfernt ſeyn. Freret ſetzt ihn ins Jahr 1580 vor Chr. Geb. *) alſo lange vor der Stiftung der Eleuſiniſchen Geheimniſſe.

Höchſt wahrſcheinlich bezogen ſich die frühern Myſterien des Kybeledienſtes hauptſächlich auf die Verehrung des männlichen Gliedes, die aus Oberaſien und Foinikien her zu den Frygiern gekommen war. Es iſt ſchon oben erinnert worden, daß der ganze Orient das ſchaffende und erzeugende Prinzip unter dem Symbol des Lingam, Fallus, Ityfallus verehrte, welcher der Sonne, dem Oſiris, dem Bakchos ꝛc. geweiht war. **) Der Engländer, Thomas Knight, hat ein eignes Buch geſchrieben: über den Dienſt des Priapos, als der älteſten Religion der Welt; — und hat in ſo fern nicht unrecht, als der Fallusdienſt, wovon der Priapismus nur eine Abart iſt, wirklich den meiſten Religionen, die aus dem Orient abſtammen,

*) Memoires de l'Acad. des Inscript. T. V. p. 308. St. Croix über die alten Myſterien, Seite 71. Lang's Ueb.

**) S. Fra Bartolomeo's und Fra Paolino's Reiſen durch Oſtindien. Mit Kupfern.

zum Grunde liegt. Der erhabenſte und reinſte Begriff liegt in dieſem Symbol der erzeugenden Gottheit, und der Orientale war weit entfernt, mit dieſer göttlichen Idee unreine Nebenbegriffe zu verbinden.*) Daher ſcheuten ſie ſich nicht, in wirklichen Abbildungen dieſes Symbol darzuſtellen, ganz ohne Hülle, nach der Natur. Lukian ſah in dem Vorhofe des Tempels, welcher der ſyriſchen Göttin zu Hierapolis (Bambyke, Mabog in Syrien) geweiht war, zwei ungeheure Fallen, die nicht weniger als hundert und achtzig Fuß hoch geweſen ſeyn ſollen. (Wieland's Ueb. Th. V. S. 321. f.) Wenn Herodian (V, 3.) vom Kaiſer Antonin erzählt, daß er den Namen Heliogabalus von dem Sonnengott, der zu Edeſſa in Foinikien verehrt wurde, und deſſen Prieſter er in ſeiner Jugend geweſen war, bekommen habe; ſo führt er auch bei dieſer Gelegen-

*) Worüber der Abendländer einen Schleier zieht, das ſtellt der Morgenländer, beſonders aber auch der alte Grieche und Römer, ohne Hülle dar. Man erinnere ſich nur, wie die gebildetſten Männer am Hofe des Auguſtus von Dingen ſprachen, die bei uns in keiner geſitteten Geſellſchaft berührt werden dürfen. Man vergleiche, was Bartels in ſeinen Briefen über Kalabr. u. Sic. Th. I. S. 135 f. hierüber erinnert hat, und beſ. Böttiger über das Wort Maske, im N. T. M. 1795. St. 4. S. 344 ff.

heit an, wie das uralte Bild im dortigen Tempel ausgesehen habe. Es war ein groſser schwarzer Stein, (nach der Erzählung der Eingebornen ein διοπετης, vom Himmel gefallener) welcher unten herum rund zugieng, und, wie ein Kegel, sich oben zuspitzte. Wir finden solche Steine auch auf Münzen jener Gegend abgebildet, und bei genauerer Betrachtung, ist es nichts mehr und nichts weniger, als ein Fallus, das unabänderliche Symbol des Sonnengottes.

Von Fönikien aus wanderte die Verehrung dieſes Symbols nach Frygien, wo sich besonders zu Lampsakos der Fallusdienst am längsten erhielt. Was der Adonis den Fönikern war, das wurde der Attis den Frygiern. So wie die Föniker die Zeit, wo der Saame in der Erde verstorben liegt, unter dem Tod des Adonis, der von einem Eber getödtet wird, versinnbildeten; so erzählte auch die Frygiſche Sage, Attis sey von einem Eber getödtet worden. Dieſer, ein Sohn des Frygiſchen Kalaos, lehrte den Lydiern die Myſterien der Mutter der Götter, (Pauſan. Ach. 17) welches ihm zwar die Liebe dieſer Göttin, aber den Zorn des Zevs zuzog. Dieſen zu befriedigen, schickte er einen Eber, der Lydien verheerte, und eine Menge Menschen, unter welchen auch der unglückliche Attis war, ums Leben brachte. Dieſer

Umstand wurde zu Pessinunte durch einen merkwürdigen Gebrauch geheiliget; es war nämlich erlaubt, alle Arten von vierfüßigen Thieren zu opfern, das Schwein und den Eber ausgenommen. Zu Dymus, einer Stadt in Achaja, beobachtete man denselben Gebrauch in dem Tempel, welcher der Dindymene und ihrem unzertrennlichen Gefährten (?) errichtet war.

Das Adoniefest wurde in ganz Asien im Frühling begangen; eben so war die Feyer der Rhbele, oder das Attisfest bei den Frygiern, auf die Nachtgleiche des Frühlings bestimmt. (Julian Or. V, S. 168. C. nach Ez. Spanheim's Ausg. Lpzg. 1696. Fol. Sch. Nikandr. Alex. 8.) Man trug in geheimen Kisten den Fallus, das Symbol der Fruchtbarkeit, und bildete so eine Fabel, dieß sey das Glied des Attis, der sich selbst in der heiligen Wuth entmannt hätte. So erzählt wenigstens noch ein später Schriftsteller die Sage: Die Mutter der Götter oder die Erde hatte zum Sohne den Attis, der am Ufer des Flusses Gallus, von welchem er den Namen bekam, erzogen wurde. Da er groß wurde, flößte seine Schönheit seiner Mutter Liebe ein, die, nachdem sie ihm alles verstattet hatte, sein Haupt endlich mit einer Sternenkrone zierte.

Sie überließ ihn hierauf ganz dem Geſchmack, den er am Tanzen fand. Einſt, als er ſich darin übte, kam er tanzend bis zur Grotte einer Nymphe, deren Gunſtbezeugungen er genoß. Die Erde ward ſogleich eiferſüchtig, und gebot ihrem Sohne, ſie nicht ferner zu verlaſſen, und keine andere, als ſie, zu lieben. Er gehorchte nicht und entfloh. Als er bereits an das äußerſte Ende eines Waldes gekommen war, befahl Korybas oder die Sonne einem gilblichen Löwen, über ſeine Aufführung zu wachen. Aber dieſes Thier wurde ſelbſt der Nebenbuhler der Nymphe, gegen die er ſtritt. Dieſe Begebenheit zwang den unglücklichen Attis, ſich zu entmannen. (Julian a. a. O. S. 165. ff) Von dieſer Zeit an, ſetzt Lukian hinzu, (von der ſyriſch. Gött. Wielands Ueb. Th. V. S. 305.) hörte er auf, wie ein Mann zu leben, zog Frauenkleider an, und ſchwärmte in dieſem Aufzuge in der ganzen Welt umher, weihte ſeine Anhänger in den Myſterien ſeiner Göttin ein, erzählte ſeine Abentheuer und ſang das Lob der Rhea. (Kybele.)

Die durch Melancholie und äußere Wuth erregende Mittel gereizten Prieſter, oder Verehrer der Kybele nämlich entmannten ſich nun ſelbſt, und ſtatt des aus Holz oder Thon geformten Fallus ein

wahres Geburtsglied herumtragen zu können. Und ſo wurde der Attis alle Jahre durch eine Kaſtrazion repräſentirt. Jedoch war dieſe Sitte nicht allgemein; vielmehr wurde zuweilen, ſtatt der Kaſtrazion auch ein ſchöner Knabe zum Opfer ausgeliefert, den man durch betäubende Mittel in Wahnſinn brachte. So opferten einige zu Hierapolis der Syriſchen Göttin, die keine andere iſt, als Kybele, ihre eigenen Kinder, ſo daß ſie die Kinder in einen Sack ſteckten, und den Sack alsdann von einer Terraſſe des großen Plazzes vor dem Tempel, in eine Tiefe hinunterſtürzten, wo ſie vom Falle zerſchmettert wurden; indem die Opferer den Sack mit Verwünſchungen begleiteten, und ſagten, es ſeyen keine Kinder, ſondern Ochſen. (Lukian a. a. O. Th. V. S. 345. Die Macht des Aberglaubens und des Pfaffentrugs!

Von den ſpätern, gleichfalls über klein Aſien herkommenden Bakchuseihen und Orgien wurden die Myſterien der Kybele verſchlungen. Dieſe konnten daher in Griechenland nie zu einem öffentlichen Anſehen gelangen. Um ſo mehr aber blieben ſie in Phrygien und den ganzen obern Küſten klein Aſiens, beſonders in der Gegend der Stadt Cyzikum einheimiſch. Doch war ihr Hauptſitz in der Stadt Peſſinunte, wo ſie ſich bis ins vierte Jahrhundert erhalten haben,

wie aus der, freilich wenig erklärenden Beſchreibung erhellet, welche Kaiſer Julian in einer Lobrede auf die Kybele und einem Briefe an ihren Oberprieſter davon mitgetheilt hat. Die Feier der Myſterien dauerte daſelbſt drei Tage. Der erſte dieſer Tage war traurig, und einer beſondern Feierlichkeit gewidmet. Es wurde nämlich eine zu dieſem Behuf beſonders ausgeſehte Pinie umgehauen; an deren Mitte die Figur des Attis befeſtigt war, (*Jul. Firmic* de err. prof. rel. p. 17. Rigalt. Arnob. V. S. 72) weil er, nach einigen Mythologen, in dieſen Baum verwandelt worden, (Ovid's Metam. X. 104 ff.) oder, weil man behauptete, ſein verſtümmelter Körper ſey am Fuße einer Fichte von den Prieſtern der Kybele entdeckt worden. Sie brachten ihn in den Tempel dieſer Göttin, wo er verſchied. (Servius zum Virg. IX, 114.) Jene Pinie wurde an dieſem Tage wieder in den Tempel der Kybele geſetzt; daher heißt es in einem alten Kalender der Römer am ein und zwanzigſten März: arbor intrat! — Darauf bezieht ſich wohl auch die Lukianſche Beſchreibung des Feſtes, welches unter dem Namen des Feſtes des Scheiterhaufens oder der Fackel, zu Anfang des Frühlings der ſyriſchen Göttin gefeiert wurde. „Sie hauen, erzählt er, (Th. V. S. 341) eine Anzahl

Die schöne Last der wohlgepflegten Lenden
In Schwanenpflaum, — Und doch, bey frischem Blut
Und blühendem Gesicht schlief sie nur selten gut.

* * *

Man glaubt, der Stand der Oberpriesterinnen
Sey diesem Ungemach vor andern ausgesetzt.
Vergebens hoffen sie bey ihren andern Sinnen,
Was einem abgeht, zu gewinnen,
Durch alle Fünfe wird der Sechste nicht ersetzt.

* * *

Die Stoa lehrt uns zwar, wir können was wir wollen;
Allein dem Pralen bin ich gram.
Aspasien hätte man, eh sie den Schleyer nahm,
Vorher im Lethe baden sollen.
Liegts etwan nur an ihr, sich nicht bewußt zu seyn?
Und kan man stets der Phantasie gebieten?
Sie mag sich noch so sehr vor Ueberraschung hüten,
Gebehrde, Kleidung, Blick mag noch so geistlich seyn,
Man ist deswegen nicht von Stein.
Oft fällt im Tempel, selbst bey ihrer Göttin Schein,
Ein weltlicher Gedank ihr ein:
So schien durch jenen Myrtenhayn,
Wo Amorn über sie der erste Sieg gelungen,
Der stille Mond! — Was für Erinnerungen!
An solchen Bildern schmilzt der priesterliche Frost.
Diana selbst, um ihr die Strafe gern zu schenken,
Darf an Endymion nur denken.

Ein

groſser Bäume um und richten ſie im Vorhofe des Tempels auf. Sodann werden Ziegen, Schafe und andere zu dieſem Ende herbeigebrachte Opferthiere lebendig an dieſe Bäume aufgehängt; hiezu kommen noch Vögel, Kleidungsſtücke, auch alle Arten von goldenen und ſilbernen Möbeln oder Kleinodien. Wenn nun alles fertig iſt, werden die Götter in Proceſſion um die Bäume herumgetragen, man legt Feuer unter die letztern, und in einem Augenblick iſt alles in Brand.“ — Den zweiten Tag der Myſterienfeier blieſs man auf den Hörnern; den dritten und letzten Tag aber, welcher ein Bild der Rückkehr des Attis ins Leben war, (Damasc. bei Fot. S. 1014), überlieſs man ſich ganz der Freude. Alles ertönte von dem Getöſe der Trommeln, Hörner und Pauken, (Strabon X. p. 313) welche die Begeiſterung der Prieſter entflammten. Sie kündigten ihr Feſt mit einem Schwerdt und brennenden Kienfackeln in der Hand, mit zerſtreuten Haaren, und indem ſie mit wildem Geſchrei durch Wald und Berg liefen, an, ſchnitten ſich Löcher in den Kopf und die Arme, und trugen, wie im Triumpf die kläglichen Zeichen ihres Wahnſinns durch die Straſsen.

Der Einzuweihende beantwortete die Fragen des Myſtagogen mit dieſen Worten: „Ich habe von der

Trommel gegeſſen, ich habe aus dem Becken getrunken, ich habe das Kenos getragen: (Klemens von Alex. Protr. S. 13 Sylb.) d. h. eine Art von irdenem Gefäß, worin weiße Mohnhäupter, Getraide, Oel und Honig, oder auch wohl der Fallus lagen. (Athenäus VIII. S. 341.) Dieſer Gebrauch war mit vielen andern begleitet; aber die einzelnen Umſtände davon ſind nicht auf uns gekommen. Wahrſcheinlich dienten ſie zur Vorbereitung auf die Vorſtellung der Geſchichte des Attis (St. Croix S. 73.).

Julian endigt ſeine Beſchreibung der Peſſinuntiſchen Myſterien mit der Verſicherung, daß ſie die Arbeiten der Ernte vorſtellten. Dieß war auch die Meinung des großen römiſchen Polyhiſtors, Varro, deſſen Zeugniß Auguſtin (C. D. VII, 24) aufbehalten hat. Es ſcheint gewiß, daß man bei der Entſtehung dieſer Myſterien die Eingeweihten mit den Vortheilen unterhielt, den die Korybanten der menſchlichen Geſellſchaft erwieſen, ſey es nun durch Aufmunterung zum Ackerbau, oder durch Betreibung nützlicher Künſte. Vielleicht fügte man dieſen Wohlthaten noch eine andere wichtige bei, daß ſie den Eingeweihten ein künftiges Leben verhießen, (Auguſtin vitam cuiquam pollicentur aeternam) was man

vielleicht unter dem Bilde der Rückkehr des Attis ins Leben vorstellte.

Von Pessinus holten die Idäische Mutter, d. h. einen vom Himmel gefallenen Stein, der für ihr Bildniß ausgegeben wurde, auch die Römer im zweiten punischen Kriege, im Jahr 547. A. C. (Livius XXIX. 10 ff. Ovid's Festkal. IV. 361 ff.) und verflochten ihren Dienst in ihre Staatsreligion durch ein jährliches Fest, Megalesia genannt, an welchem 6 Tage lang mehrere Spiele gefeiert, besonders auf der Bühne Schauspiele aufgeführt wurden. Geheime Weihungen aber verabscheuten die Römer durchaus. Doch hatte auch bei ihnen die Idäische Mutter ihre Priester, die mit dem alten Namen der Gallen bezeichnet wurden, aber nicht Römer, sondern Fryzier von Geburt waren. „Ein fryzischer Mann und eine fryzische Frau, erzählt Dionysios von Halikarnassos, tragen das Heiligthum der Mutter der Götter durch die Stadt, und sammeln für sie eine Beisteuer ein. An der Brust tragen sie herabhängende Bilderchen, und singen bei dem Klange der Flöten der großen Mutter Loblieder, wozu sie die Pauken schlagen. Aber kein einheimischer Römer darf nach einem ausdrücklichen Gesetz und Senatsschluß nach dem Klange

dieſer Inſtrumente, in bunten Kleidern durch die Stadt ziehen, mit frygiſchen Ceremonien die Göttin verehren und für die idäiſche Mutter betteln." — Ein Geſetz der 12 Tafeln hieß: „Außer den Dienern der idäiſchen Mutter, ſey es keinem, und auch dieſen nur an den beſtimmten Tagen erlaubt, Geld für die Götter einzuſammeln;" (*Cicero* de legg. II. 9.) — denn — wurde als Grund angegeben, es vermehrt nur den Aberglauben und leert die Häuſer.

Mit dem Verfalle des römiſchen Staats, wenigſtens ſeit den Zeiten Antonins des Frommen, finden wir in Rom und in den Provinzen eine wirkliche Einführung geheimer Opfer und Weihungen in die Myſterien der Frygiſchen Göttin, welche unter dem Namen Taurobolia oder Kriobolia bekannt ſind, und die wir am weitläuftigſten von einem alten chriſtlichen Dichter des vierten Jahrhunderts, dem Prudentius, in ſeinem Gedicht von den Kränzen (10te Abtheilung, V. 1011 ff.) beſchrieben leſen.

Der Prieſter, welcher die Weihung vollziehen ſollte, in einem ſeidenen Gewand, das Haupt mit Bändern umhangen und mit einem Kranze umwun-

den, ſtieg in eine tiefe Gruft hinab, welche mit einem ſiebförmig zuſammengefügten, mit mehreren Löchern durchbohrten Bret bedeckt war. In Begleitung vieler rauſchenden, beſonders blaſenden Inſtrumente wurde ein groſer, mit Blumenkränzen mannichfach geputzter Stier über das Bret geführt, und ihm daſelbſt mit einem Opfermeſſer die Gurgel abgeſtochen, ſo daß alles Blut deſſelben, durch die Löcher des Brets hinab und auf den unten ſtehenden Prieſter floß, der ſich damit über und über beträufeln ließ, daß nichts ohne Blut an ihm blieb. Sobald nun der Stier ſich tod geblutet hatte, wurde das Loch geöffnet; der Prieſter, mit Opferblut über und über benezt, trat hervor; alle begrüßten ihn, beteten ihn an, als Repräſentanten der Gottheit, und betrachteten die ganze Handlung als eine Weihe, als ein Sühnopfer.

Man findet dieſer Ceremonie häufig auf noch vorhandenen Inſchriften gedacht, deren eine Menge noch übrig, und welche meiſtens in Gallien, beſonders in der Gegend von Lyon (Lugdunum) gefunden worden ſind.*) Hier ſtehen ein paar zur Probe:

*) Zur Erläuterung dieſer Inſchriften dienet vortrefflich Van Dale de origine ac ritibus sacri

IMPERIO. D. M.
TAUROPOLIUM. RPOVINCIAE. NARBONENSIS FACTUM. PER. C. BATONIUM. PRIMUM FLAMINEM. AUGG. PRO. SALUTE. DOMINORUM. IMPP. L. SEPTIMII. SEVERI. PII PERTINACIS. AUG. ARABICI. HADIABENI PARTHICI. MAXIMI. ET. M. AURELIANI AUG.

Eine andere Inſchrift vom J. C. 390. heißt ſo:

DIS OMNIPOTENTIBUS
LUCIUS RAGONIUS
VENUSTUS V. C.
AUGUR PUBLICUS
P. R. Q. PONTIFEX
VESTALIS MAJOR
PERCEPTO TAUROBOLIO
CRIOBOLIOQ.
X. KAL. JUN.
D. N. VALETINIANO

Taurobolii, in den Dissertt. ad marm. antiq. Diss. I. p. 1—174. Vergl. mit *de Boze*: explication d'une inscription antique, où sont d'écrites les particularités des sacrifices apellés *Tauroboles*, in den Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. III. p. 106 ff. ed. 8

AUG. IIII. ET
NEOTERIO CONS.
ARAM CONSECRAVIT.

Ein gewöhnlicher Ausdruck in diesen Inschriften ist von dem, der sich durch dieses Opfer einweihen ließ (Taurobeliat): vires excepit. Wahrscheinlich ist er mystisch zu verstehen, und bedeutet das Geburtsglied, das Symbol der ursprünglichen Fruchtbarkeit; und dadurch werden wir auf die Idee geführt, daß dem Stier der Fallus ausgeschnitten wurde, statt daß der Priester sich hätte kastriren sollen, und daß dieser sich also durch das vergossene Opferblut purificirte. Man betrachtete dieß Opfer ganz eigentlich als ein Sühnopfer; man parodirte damit den Ausspruch der Christen: Das Blut Jesu macht uns rein von allen Sünden! und sagte: das Blut des Stiers macht uns rein. ꝛc. Daher der Zorn der Christen über diese verruchten Opfer; daher die harten Ausdrücke, in welchen sie von denselben reden, und die sich nur lateinisch hören lassen, wie: Miseri sunt, qui profusione sacrilegi sanguinis cruentantur. Tauribolium et Criobolium scelerata te sanguinis labe perfundit. (Julius Firmicus de errore profan. rell.)

Es brachten dieſe Opfer ſowohl Privatperſonen, als ganze Stände und Klaſſen von Bürgern, ja ganze Städte und Provinzen entweder für ſich ſelbſt, oder für das Wohl der regierenden Kaiſer, oder das allgemeine Beſte. Man richtete ſich beſtändig an die Kybele; jedoch zuweilen, um ihren geliebten Attis auch einmal zu ehren, verband man mit dem Stieropfer (Taurobolium) auch wohl das Opfer eines Widders oder Schafbocks. (daher Kriobolium) Daher heißt eine Inſchrift bei Wardale: (S. 29)

M. D. M. I.
ET ATTIDI. SANCTO
MENOTYR ANNO
Q. CLODIUS. FLAVIANUS
V. CL. PONT. MAJOR.
XV. VIR. S. F. SEPTEM
VIR. EPULONUM
TAUROBOLIO CRIOBO
LIOQUE PERCEPTO.

Weiber, wie Männer, Privatperſonen und Heliogabale, konnten ſich auf ihre Koſten, durch ſolche Stieropfer weihen laſſen, konnten ſie, wenn ſie am Leben blieben, nach 20 Jahren wiederholen, um gleichſam durch dieſes Blutbad der Wiedergeburt in ein neues Leben wieder einzutreten. Die ganze Ce-

remonie dauerte oft mehrere Tage; denn auf einer alten Inſchrift heißt es: ſie habe angefangen am 21. April und geendiget am 25ſten:

INCHOATUM XII. KAL.
MAJ. CONSUMMATUM VIII. KAL. MAJ.

Ohne Zweifel waren alſo noch mehrere Feierlichkeiten damit verbunden, als die angeführt worden ſind. Nur flieſſen die einzigen Quellen, die uns hier offen ſtehen, zu dürftig, als daß wir hoffen könnten, aus denſelben eine vollſtändige Beſchreibung des ganzen Myſterien-Opfers ſchöpfen zu können.

Gewiß iſt es, daß dieſe Taurobolien bis in das vierte Jahrhundert, bis zur Regierung des Kaiſers Valentinian II. gedauert haben. Bekanntlich gewann jetzt das Chriſtenthum immer mehr Anhänger, und verbreitete ſich faſt in alle damals kultivirte Länder; es verſchlang den heidniſchen Kultus, die Anbetung der Götter, und mithin auch alle heidniſche Myſterien; hatte ſich aber leider mit dem ausgeartetſten Judaiſmus und Ethniziſmus ſchon ſo ſehr amalgamirt, daß im Grunde auch im Chriſtenthume der alte Aberglaube, nur unter neuen Namen

men und in neuen Geſtalten ſein Haupt wieder emporhob.

Jena.

F. G. Zimmermann.

* * *

Nachſchrift.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, der ſich durch ſeine Probeſchrift: diſſertatio hiſtorico — critica ſcriptoris incerti de canone librorum ſacrorum fragmentum a Muratorio repertum exhibens, Jena, Göpferd 1805. 40 S. in 8. ſchon als kritiſcher Forſcher und Eingeweihter in die bibliſche Philologie gezeigt hat und jetzt in Hamburg lebt, verdient gewiß auch in dieſer Gattung antiquariſcher Forſchungen alle mögliche Aufmunterung. Die allgemeinen Bemerkungen über den Phallus-Dienſt womit dieſe Abhandlung über die ſacra cum furore peracta anfängt, ſind meines Erachtens die einzig richtigen, wodurch einiges Licht in jene vielfach verſchleierten Dunkelheiten der alten Myſterien gebracht werden kann. Man muß freilich hierbei, um nur nicht ganz in immer neuen Finſterniſſen zu tappen, aufs ſorgfältigſte die Zeiten unterſcheiden, da im Fort-

Ein Prieſter hälfe ſich vielleicht, in ſüſſem Moſt
Verſuchungen wie dieſe zu ertränken:
Doch, wenn ich recht berichtet bin,
Schlägt dies Recept nicht an bey einer Prieſterin.
Galenus ſagt, das Uebel quille
Bey dieſer aus des Herzens Fülle.
Nichts hemmt und alles nährt bey ihr die Phantaſie.
Die Einſamkeit, die klöſterliche Stille,
Die Andacht ſelbſt vermehrt, ich weiß nicht wie,
Den ſüſſen Hang zu unterſagten Freuden.
Muß Amor gleich Dianens Schwelle meiden,
Iſt ihre Stirne gleich verhüllt:
Ihr Herz, von dem was ſie geliebt erfüllt,
Läßt ſich davon durch keine Gitter ſcheiden,
Und ſieht im Mithras ſelbſt des ſchönen Cyrus Bild.

* * *

Mit einem Wort: ihr giengs nach der Veſtalen Weiſe.
Die gute Prieſterin geſtand ſich ſelbſt ganz leiſe,
Es irre, wer ſie glücklich preiſe.
Die Schäferin, die, ſtatt auf Sammt und Pflaum
Im dunkeln Buſch auf weiches Moos geſtrecket,
Ihr junger Hirt leibhaftig, nicht im Traum,
Mit unverhofften Küſſen wecket,
Ward, wenn ſie ſchlaflos ſich auf ihrem Lager wand,
Oft ihres Neides Gegenſtand.

* * *

Doch (wie uns die Natur für alle kleine Plagen
Des Lebens immer Mittel weiſt)

Auch

gange der Kultur den urſprünglich rohen und auf den Faſſungskreis halbwilder Menſchen berechneten Symbolen ein verfeinerter, geiſtiger Sinn untergeſchoben und durch eine Art von Synkretismus der Myſterien aus allen das Scheinbarſte zuſammengeſchmolzen wurde. Freret und Des Broſſes ſind auch in Unterſcheidung der Zeiten noch mit der meiſten Critik zu Werke gegangen, da hingegen im St. Croix alles untereinander geworfen und z. B. was der allegoriſirende Julian in einem Zeitalter ausdeutete, wo alle Myſterien der alten Welt mit dem Gnoſticismus in Neu-Platonismus amalgamirt, gleichſam nur noch einziges Reſultat gaben, zur Grundlage der älteſten Attisfabel gemacht wird. Um mich noch verſtändlicher zu machen, bemerke ich hier nur, daß man offenbar die uralte phrygiſch-corybantiſche Cybele- und Attisfeier, die in enthuſiaſtiſchen Tänzen das Frühlingsfeſt beging, von den ſpätern Orgien, wo der Phallusdienſt eine wirkliche Entmannung hervorbrachte, unterſcheiden muß, daß nun auch dieſe im Verlauf der Zeiten unter Griechen und Römern große Beſchränkung erlitten (ſo daß beim Bettelorden der Gallen oder Metragyrten nur noch ein einziger wirklich caſtrirter General des Ordens, der Archigallus, ſich befand) und endlich mit den durch die ciliciſchen Seeräuber und Bubenier überall verbreiteten

Taurobolien (d. h. Taurepolien, von der Diana ταυροπολος) Kriobolien, oder mit einem Worte mit den sacris Mithriacis zusammenflossen. Die ganze Materie dieser Mysterien ist in der wahren Galerie der Verirrungen des menschlichen Geistes sowohl, als der ascetischen Reinigungs- und Bußübungen eine der interessantesten Partieen. Mit Vergnügen werden die Freunde solcherlei Forschungen vernehmen, daß an der gelehrten, längst erwarteten Abhandlung des trefflichen Forschers Zoega in Rom über den Mithradienst nun wirklich gedruckt wird und daß wir in einer Sammlung antiquarischer Aufsätze von Dr. Munter in Copenhagen nächstens 2 Abhandlungen über die Adonis- und Cabirenmysterien aus der dänischen Sprache, in welcher sie zu Kopenhagen verlesen wurden, ins Teutsche übersetzt erhalten werden.

B.

IV.

Nekrolog.

1.

Pater Paulin.

Pater Paulin von Sct. Bartholomäe, wurde den 25ſten April im J. 1748 zu Hoff in Niederöſtreich unter der Enns an der ungariſchen Gränze geboren. Er hieß, bevor er Mönch ward, Philipp Wesdin; ſeine Aeltern waren Bauern. Als Knabe beſuchte er die Dorfſchule. Der Pfarrer des Ortes bemerkte ſeine Wißbegierde und ſein Talent, und bewog ſeine Aeltern, ihn ſtudieren zu laſſen. Paulin vollendete die Humaniorен, trat im 20ſten Jahre in den Orden der unbeſchuheten Karmeliten, und legte den 21ſten Auguſt im J. 1769 die feierlichen Gelübde ab. Bald hernach reiſete er von Linz nach Prag, um ſich der Philoſophie und Theologie zu widmen. Er hatte aber dieſen Curs noch nicht vollendet, als er ſich zum Miſſionär berufen fühlte. Nach ſeinem Wunſche ſchickte ihn

Rom ſowohl, wie in Italien überhaupt, verſagten, ſieh er nach Wien, wo er zu ſeinem großen Kummer erfuhr, daß die Buchdruckerei der Congregation mit allen orientaliſchen Lettern von Rom weggeführt, und er nun nicht mehr im Stande ſeyn werde, ſeine Amarasinha, wovon die erſte Abtheilung im J. 1798 zu Rom erſchienen war, fortzuſetzen. Er benutzte ſeinen Aufenthalt in Wien zu ſeinen literariſchen Arbeiten. Hier ſchrieb er auch großen Theils ſeine Abhandlung über das Alter der Zend'ſchen, Sanskritt- und deutſchen Sprache, die er nachher im J. 1799 zu Padua herausgab, wohin ihn der Cardinal Stephan Borgia gerufen hatte. Nachdem Pius VII. im J 1800 zum Pabſte gewählt worden war, reiſete Paulin zur See abermals nach Rom. Schon Pius VI. hatte ihn zum Syndicus der orientaliſchen Miſſionen ernannt; Pius VII. ernannte ihn zum Rath der Congregation des Index, und zum Aufſeher der Studien im Urbaniſchen Collegium der Congregation der Glaubensverbreitung. Er war Mitglied der Academie von Velletri, der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Neapel, der k. k. Academie zu Padua, und des Nationalinſtitutes zu Paris. Er ſtarb am 7ten Januar im J. 1806 im Kloſter Maria della Scala.

Seine Schriften ſind:

1) Sidharaba, seu grammatica sanscridanica, cum Diſs. hiſt. crit. in ling. Sanscrid. Romae, 1790. ex typogr. S. Congreg. de propag. Fide.

2) Centum adagia malabarica cum textu orig. et Verſione latina. Romae, 1791. ap. Anton. Fulgonium.

3) Systema Brahmanicum, liturgicum, mythologicum, civile: ex monumentis indicis Musei Borgiani, diſſertationibus hiſt. crit. illuſtratum, cum Suppl. et 32 tab. fig. Romae, 1791. Ap. Anton. Fulgon.

4) Examen hiſtor. crit. Codicum Indicorum Bibliothecae S. Congreg. de propag. Fide. Romae, 1792 ex typogr. Congreg. de propag. Fide.

5) Muſeni Borgiani Codices manuscr. Avenses, Begnini, Siamici, Malabarici, Indoſtani, animadverſionibus caſtigati et illuſtrati, nec non monumenta inedita, et Cosmogenia Indico-Tibetana. Romae, 1793 ap. Anton Fulgon.

6) Lettera sui monumenti Indici del Muſeo Borgiano illuſtrati dal P. Paolino. 9. Apr. 1793.

7) India Chriſtiana, continens fundationes eccleſiarum, seriem Episcop. Miſſionis etc. Romae, 1794. Typis Salomonianis.

8) Viaggio alle Indies orientali, umiliato alla Sant. di noſtro Papa Pio VI. Romae, 1796. preſſo Anton. Fulgon.

9) Amarasinha, sectio prima de coelo ex 3 ined. manuscr. Romae, 1798. Ap. Anton. Fulgon.

10) Muſei Caeſar. Vindob. Numi Zodiacales, animadverſionibus illuſtrati. Vindob. expenſis J. G. Binz Bibliop.' 1799. Typ. Alberti Viduae cum fig.

11) De manuſcriptis codicibus Indicis R. P. J. Erneſte Handelen S. J. Epiſtola. Viennae, in ejusd. Typogr.

12) De antiquitate et affinitate linguae Zendicae, Sanscridanicae et Germanicae Diſſ. Patav. 1799.

13) Monumenti Indici de Muſco Naniano illuſtrati. Padov. 1799.

14) Mumiographia Muſei Obiciani exarata. Patav. 1799.

15) Jornandis Vindiciae de Vàr Hunnorum. Romae, 1800 apud Anton. Fulgon.

16) De latini ſermonis origine et cum orientalibus linguis connexione Diſſ. Romae, 1802.

17) De Baſilica S. Pancratii Martyr. Diſquiſ. 1803. apud Anton Fulgon.

18) Viacarana, ſeu grammatica Indica nova cum annexo Dictionario. Romae, 1804. typ. Congreg. de propag. Fide.

19) Synopſis Vitae Emin. Cardinalis Stephani Borgia. Romae, 1805.

2.

Joh. Christoph Adelung.

Den 10ten Sept. gieng der durch Jahre und Verdienste um unsere Literatur gleich achtungswürdige Adelung aus unserer Mitte. Die Euthanasie, die er sich immer gewünscht hatte, wurde ihm selbst bei einer Krankheit, die sonst sehr schmerzhaft zu seyn pflegt, im vollen Maaße zu Theil. Der 75jährige Greiß, der vor wenig Tagen mit ganz ungeschwächter Jugendkraft sein zehnstündiges Tagewerk (denn so viel pflegte er in der Ordnung auch jetzt noch an seinem Schreibetisch zuzubringen, oft noch weit länger) frölich vollendet, und eben die mühsame Untersuchung über die Abstammung der Pelasger zum Behufe des Abschnitts in seinem Mithridates, der die griechische Sprache umfaßt, beschlossen hatte, wurde durch Hämorrhoidalzufälle zwar hart angegriffen, litt aber auch dabei nur wenig, und war ein Muster von Sanftmuth und Resignation. Seine frölichè Stimmung verließ ihn bis zur völligen Auflösung nicht und sein ungestörtes Bewußtseyn setzte ihn in den Stand, auch über seine unvollendeten literarischen Arbeiten solche Verfügun-

gen zu treffen, daß nichts davon unvollendet bleiben wird. Eben iſt der erſte Theil ſeiner allgemeinen Sprachkunde oder des Mithridates, (Berlin, Voſſiſche Buchhandlung), wovon in dieſer Zeitſchrift der Abriß und mehrere Proben geliefert worden ſind, erſchienen. Auch dieß Werk wird mehr, als Erz und Stein, ſein Denkmal bei einer dankbaren Enkelwelt begründen, wo alle Scheelſucht, alle ſelbſt wieder bis zur Unſeitigkeit bittere Klagen über proſaiſche und oberſächſiſche Einſeitigkeit, ſchweigen, ſein reines Verdienſt um Sprach- und Menſchenkunde im Allgemeinen und um unſere vaterländiſche Literatur insbeſondere in einer gerechten unbeſcholtenen Waage genau abwägen wird. So viel jetzt nur als Vorläufer einer ausführlichen Biographie, die wir in dieſer Monatsſchrift bald mittheilen zu können, hoffen dürfen. Sein Portrait, treffend und ſprechend von Graff gemalt, wird durch einen wackern Künſtler geſtochen, und in der Verlagshandlung dieſer Monatsſchrift in der ſo ſchön angefangenen Suite von Bildniſſen unſerer berühmten Zeitgenoſſen herausgegeben werden. Sein Geburtsjahr iſt in allen literariſchen Verzeichniſſen falſch angegeben. Er wurde den 8ten Auguſt 1732 zu Spontebow in Pommern, ohnweit Anklam, geboren, wo ſein Vater Prediger war. Seit 1787 bekleidete er die Stelle

Auch unſre Prieſterin fand endlich das Behagen,
Das ihr Gelübd und Zwang verſagen —
Wo, meynt ihr, fand ſie es? In ihrem Geiſt!

* * *

Der Zufall führt ihr einen Magen
Vom Strand des Oxus zu. Es war in ſeiner Art
Ein ſeltner Mann, wiewohl noch ohne Bart,
Von Anſehn jung, doch altklug an Betragen.
An Schönheit ein Adon, an Unſchuld ein Combab;
Bey Damen, denen er ſehr gern Beſuche gab,
Kalt wie ein Bild von Alabaſter;
Doch ſeelvoll, wie ein Geiſt in einem Luftgewand,
Und mit dem unſichtbaren Land
Beynahe mehr als unſrer Welt bekannt;
Mit Einem Wort, ein zweyter Zoroaſter!

* * *

Ein Weiſer dieſer Art ſchien würklich ganz allein
Für eine Prieſterin, wie ſie, gemacht zu ſeyn.
Er ſprach von dem, was in den Sphären
Zu ſehen iſt, mit aller Zuverſicht
Der Männer, die, verſengt an Angeſicht
Und an Gehirn, vom Land der fabelhaften Seren
Geblendet mit Wundern wiederkehren.

* * *

Der Weg nur bis zum nächſten Stern
Iſt ziemlich weit, wie uns die Weiſen lehren:

des Oberbibliothekars der groſsen churfürſtl. Bibliothek in Dresden. Er war nie verheirathet. Hoffentlich werden ihm zwei durch Bande der Verwandtſchaft und Dankbarkeit engverbundene Männer, ſein würdiger Neffe und Namenserbe Friedrich Adelung, kaiſerl. Kollegienrath in Petersburg, und der Director Friedrich Koch in Stettin (in ſeiner ſo eben mit Beifall begonnenen, ſehr inhaltsreichen und empfehlungswürdigen Zeitſchrift Eurynome, auch einen Denkſtein ſetzen, wie es Vater Adelung auch durch ſeine Liebe zu ihnen verdiente. Wir ſagen mit Martial:

Si quis erat raros inter numerandus amicos,
Candidus et vera ſimplicitate bonus
Si quis erat recti cuſtos —
Fuit Adelungius! S. T. T. L.

B.

V.

Auszüge aus Briefen.

1.

Genesungsfest der Königin von Baiern.

München den 3. Oct. 1806.

Wir feierten vor einigen Tagen das Fest der Genesung unserer Königin. Ein Fest, an welchem gewiß ein Jeder welcher sie kennt, den innigsten Antheil nimmt, denn in ihr ward dem Gatten eine liebende Gattin, den Kindern eine zärtliche Mutter, den Armen eine wohlthuende Stütze erhalten. Welch' ein schönes Bild!

Schon den 13ten Juli, als an dem Geburtsfeste der Königin sollten einige der nun geendeten Feierlichkeiten begangen werden, als eine plötzliche Unpäßlichkeit, welche in ihrem Entstehen eine gefährliche Krankheit befürchten ließ, deren Aufschub veranlaßte. Wochen vergiengen, bis endlich die wieder gesammelten Kräfte der Königin es zuließen, daß sie sich unter dem Publikum zeigen konnte und

daß nun die einstweilen eingestellten Feierlichkeiten, an deren Vervollkommnung indes beständig gearbeitet wurde, statt haben konnten.

Ein feierlicher, jedoch einfacher Gottesdienst in der neu errichteten evangelischen Kirche, verbunden mit einem Herr Gott dich loben wir! machte den Anfang dieser Feste, bei welchen von einer äusserst zahlreichen Versammlung, gemischt von Protestanten und Katholiken, gewiß innige Wünsche für die lange Dauer der Gesundheit unserer Königin, gebethet wurden.

Wer München vor zehn Jahren kannte und jetzt wieder dahin zurückkehrt, wird es nicht mehr erkennen, wird nicht fassen können, wie es möglich war, daß hier, wo Intoleranz nicht selten zu Hause war, ohne Zwangsmittel in solch kurzer Zeit so große Einigkeit unter zwei Religionsparteien konnte eingeführt werden. Es haben sich in München während der Regierung des jetzigen Königs Revolutionen ereignet, welche das größte Erstaunen erregen, denn gewiß will es nicht wenig heißen, in einem Lande wie Baiern, während wenigen Jahren alle Klöster aufzuheben und den Kultus der römisch katholischen Kirche so viel als möglich zu vereinfachen und noch überdies in der

Hauptstadt eine evangelische Gemeinde zu errichten und dies alles ohne Murren, ja selbst mit dem Beifalle des größten Theiles der Nation, welche denselben wohl kaum deutlicher als dadurch zu erkennen geben kann, daß sie in Menge nach der protestantischen Kirche hinströmt, und mit Ruhe und Ehrfurcht dem Gottesdienste in derselben beiwohnt.

Doch ich verliere mich von der Absicht, die begangenen Feierlichkeiten zu beschreiben.

In dem sehr schönen Garten, welcher sich bei dem Lustschloß Nymphenburg, eine kleine Stunde von München, befindet, war an dem neu angelegten See, eine der reizendsten Anlagen, ein jonischer Tempel zwischen zwei hohen Säulen errichtet, transparente Bilder, der Friede, die Frömmigkeit, der Ueberfluß, die goldene Zeit und die eheliche Liebe schmückten das Innere des Tempels, auf dem Frontispiz umgaben Amorinnen eine strahlende Sonne und das einfache, aber so schöne Wort Concordia war mit brennenden Buchstaben in das Fries geschrieben. Tausende von Lampen erleuchteten das Ganze, das sich in dem nahen See spiegelte, der durch sanfte Wellen gebrochen das Bild zurückgab.

Prächtig war das Ganze, aber die Pracht löste sich ferner in dem sich weit ausdehnenden See in einen Zauber auf, den zu beschreiben es mir an Worten fehlt.

Rings um den See herum und auf den kleinen Inseln waren Löcher ausgegraben, in welchen vielleicht mehr als 50,000 Lampen brannten, deren Flamme nicht gesehen werden konnte und welche von unten herauf das nahe Gebüsch und den See bezaubernd erleuchteten; auf dieselbe Weise war auch ein kleiner Tempel der Flora mit dem lieblichsten Schimmer erhellt. Mit einzelnen Reisern waren die Höhlungen in denen die Lampen brannten, bedeckt und schöner als Email schimmerte das an denselben befindliche Laub. Gleich den Geistern in den Elysäischen Feldern wandelten die Menschen zwischen diesen unterirrdischen Lichtern umher. Viele tausend Menschen waren versammelt und gaben dem Bilde neues Leben.

Als die Nacht vollkommen eingetreten war, befah der Hof diese Beleuchtung, zu welchem Behufe mehrere Schiffe bereit standen. Der große reich beleuchtete Tempel hatte die Menge an sich gezogen, stiller war es in den entfernteren Gegenden des See's und als die Schiffe eine Strecke weit vorgerückt waren

ren, erhob ſich in dem Gebüſche eine ſanfte harmoniſche Muſik; die Schiffe ruderten weiter und ein neues Muſikchor erhob ſich in ſchmelzenden Tönen, welche mit dem Ganzen harmonirten und die Stimmung auf den höchſten Grad einer wohlthuenden Spannung ſetzten und wirklich kann ich mich nicht entſinnen, daß je eine ähnliche, angenehme Empfindung in mir rege geworden iſt.

Die ganze große Allee von dem Schloſſe Nymphenburg bis nach der Stadt war mit vielen Tauſend Lampen erleuchtet, das Gewühl von Menſchen und die vielen Hundert hin und herfahrenden Equipagen gewährten ein anderes erfreuliches Schauſpiel.

Die muſterhafte Anordnung des Ganzen verdient, daß auch die Männer genannt werden, welche es ordneten: es ſind der königliche Bau-Intendant von Gärtner und der königliche Garten-Intendant von Skal; ſo wie auch der Hofmaler und Profeſſor Seidel und Hofzimmermeiſter Heilmayer.

Geſtern wurde die große Oper Gli Orazi, die Muſik von Cimarosa gegeben. Die Oper ſelbſt iſt bereits ſchon zu bekannt, als daß ſie noch einiger Erörterung bedürfte. ſie hat wohl keinen Fehler, als daß ſie zu lange dauert; es ſey hier allein

die Rede von der Exequirung derſelben. Alles was Kunſt und Pracht aufzubiethen vermag, iſt hier vereiniget.

Drei der erſten Sänger, welche vielleicht gegenwärtig exiſtiren, ſtanden einander gegenüber. Brizzi, Madame Bertipoti und Demoiſelle Schmalz. Erſterer trat als Markus Horazius, Madame Bertipoti als Curiazius und letztere als Horazia auf. Unter allen dreien entſtand ein Wettkampf, der für das Publikum ein Triumph der Kunſt war und hiezu noch das Münchner Orcheſter, das Kaiſer Napoleon wohl mit Recht das erſte von Europa nannte: alles dies bildete ein Ganzes, das wohl ſo leicht nicht mehr gehört werden wird. Wird hierzu nun noch der äußere Glanz an Kleidung, welche in einem ſolchen Grade prächtig war, daß nichts mehr hinzuzufügen iſt und die wahrhaft großen Decorationen von dem königl. Hoftheater Architekten, Joſeph Quaglio, gerechnet; ſo wird wohl ſchwerlich in neuern Zeiten ein ähnliches Spektakel der Art gegeben worden ſeyn.

Ich würde den Leſer ermüden, wollte ich ihm alle jene Stellen aus dieſer Oper ausheben, welche den Künſtlern vorzüglich gelangen, denn ich würde Scene vor Scene nennen müſſen und am Ende wären es doch nichts als trockene Worte; allein unmöglich

kann ich ganz mit Stillſchweigen die Arie der Horazia in dem zweiten Acte mit dem obligaten Waldhorn und die Arie des M. Horazius in demſelben Acte übergehen, vorzüglich erſtere, welche von dem Orcheſter mit einer Präciſion und Delicateſſe vorgetragen wurde, daß wohl, ohne einem andern Orcheſter dadurch zu nahe treten zu wollen, ſchwerlich irgendwo etwas Aehnliches geleiſtet werden kann.

.....n.

2.

Marburg den. 10. Sept. 1806.

— Neulich war D. Gall bei uns. Er las in einem ausgeſuchten Auditorium von 70 Zuhörern. So viel ich auch gegen manche einzelne Idee, beſonders gegen ſeine philoſophiſchen Speculationen zu erinnern habe, ſo hat mich doch dieſer hell und originell um ſich blickende Mann nicht wenig angezogen, und ich bin ihm manche Belehrung ſchuldig. Marburgs vorzüglichſte Gelehrten waren ſeine Zuhörer. Hr. Prof. Rommel hat etwas über ſeine Vorträge drucken laſſen.

Vor einigen Tagen ſtarb unſer Prof. Brühl in ſeinem 49. Jahre; er hat zwar nicht viel geſchrieben, war aber einer der trefflichſten Anatomen, der großes Aufſehen hätte erregen können, wenn er nicht zu beſcheiden geweſen wäre.

VI.

Ankündigung von Vorleſungen über die Geſchichte der Menſchheit.

Es wäre zu wünſchen, daß in allen Städten, wo ein gebildetes Publikum auch zu einem andern Zwecke, als zum Spiel und Tanze ſich im Winter zu vereinigen Muth und Luſt faſſen kann, von einem ſachkundigen Manne Vorleſungen über die Geſchichte der Menſchheit gehalten würden. Gerade unſere Zeit bedarf mehr als jemals des Spiegels und der Erweckung, die dadurch am ſicherſten vor Augen und Herzen der Menſchen, die an beiden noch nicht verwahrloſet ſind, gebracht werden können. Dr. Heuſinger in Dresden, ſchon durch mehrere philoſophiſche Erziehungsſchriften dem Publikum hinlänglich bekannt, wird dieſen Winter dergleichen Vorleſungen

in Dresden halten und ſich eines zahlreichen Kreiſes von Zuhörern zu erfreuen haben. Es iſt vielleicht nicht unnütz, ſeiner deshalb herumgetheilten Ankündigung auch hier eine Stelle einzuräumen, weil vielleicht hier und da Jemand zur Nachahmung bewogen werden könnte.

B.

Die Geſchichte der Menſchheit, oder die Darſtellung des zuſammenhängenden Ganges, welchen das menſchliche Geſchlecht von der Zeit an, da die Geſchichte uns mit deſſen Angelegenheiten bekannt macht, bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke, genommen hat, iſt eine ſo ſchöne und intereſſante Idee, daß man bereits mehrere Verſuche zur Ausführung derſelben gemacht hat. Sey es aber, daß einige Bearbeiter zu viel Poeſie in ihre Geſchichte der Menſchheit brachten, oder daß andere dagegen ſich zu der idealen Ueberſicht, welche die Hauptbedingung dabei iſt, nicht empor ſchwangen; genug, man iſt darüber ziemlich einverſtanden, daß eine Geſchichte der Menſchheit, welche die gewünſchte Ueberſicht und Belehrung gewährete, noch unter die künftig zu erwartenden Dinge gehöre.

Ich hatte bei meinen Vorleſungen über Philoſophie, beſonders in den zwei letzten Wintern, wo

Drum lügt sichs gut aus einer solchen Fern;
Und was er ihr erzählt — setzt, daß es Mährchen wären —
So wünscht man's wahr, und glaubt es gern.
Wie dem auch sey, die Luft der idealen Sphären
Bekam Aspasien gut, sie ward in kurzer Zeit
So schön davon! Ihr däucht, ihr werde
So leicht darinn, so wohl, so weit
Ums Herz, daß ihr der Dunstkreis unsrer Erde
Bald grauenhafter schien als eine Todtengruft.

* * *

Die vorbesagte Luft
Hat eine sonderbare Tugend
Mit Lethe's stiller Fluth gemein.
Aspasia sog darinn von ihrer freyern Jugend
Ein gänzliches Vergessen ein.
Nun wurde selbst an jenen Myrtenhayn,
Wo sie dem Liebesgott ihr erstes Opfer brachte,
Nicht mehr gedacht als an ein Puppenspiel
Das ihr vordem die Kindheit wichtig machte.
Ihr schien die Welt und was ihr sonst gefiel
Ein Traum, woraus sie eben izt erwachte.
Ihr Geist (der ganz allein izt Alles bey ihr that,
Was bey uns andern pflegt mechanisch zuzugehen)
Sah in der neuen Welt, in die er wundernd trat,
Rings um sich nichts als Geister und Ideen.
Doch führt Herr Alkahest (so hieß der Weise) sie
Nicht so geradezu ins Land der Phantasie.

Ihr

ich Bruchstücke aus meiner Bearbeitung der Psychologie anhieng, Veranlassung, einiges von meinen Ideen über die Geschichte der Menschheit zu erwähnen, und genoß nicht nur das Vergnügen, sie mit Beifall aufgenommen zu sehen, sondern erhielt sogar die Aufforderung, sie in besondern Vorlesungen vorzutragen. Selbst das Publikum wurde in einigen Stücken des Freimüthigen vor einiger Zeit darauf aufmerksam gemacht. Da ich mich nun einem Studium der Geschichte, welches zu solchen Resultaten führen kann, seit mehrern Jahren unterzogen habe, und so ehrenvoll dazu veranlaßt werde, so bin ich entschlossen, im bevorstehenden Winter die Geschichte der Menschheit zum Gegenstande meiner Vorlesungen zu machen.

Eine philosophisch begründete Einleitung wird den Standpunkt angeben, aus welchem das Ganze zu betrachten ist, und zugleich die Fragen darlegen, auf welche die Geschichte dem Beobachter, es sey zu seiner Befriedigung, oder zu seiner Beunruhigung schlechterdings antworten muß. Die Darstellung der Geschichte selbst aber wird beweisen, daß wirklich nicht nur Versuche unternommen worden sind, welche auf den Fortschritt der Menschheit nach dem vorgesteckten Ziele ausdrücklich berechnet waren, und wirkliche Fortschritte bewirkten, sondern daß auch

Begebenheiten, welche weder nach Abſicht noch Plan eintraten, und ſogar das Fortſchreiten unterbrachen, doch endlich ſo modificirt wurden, daß ſie der Menſchheit zu ihrem Streben behülflich ſeyn mußten.

Die Vorträge werden auch denen verſtändlich ſeyn, welche die Geſchichte nicht zu ihrem beſondern Studium gemacht haben, denn die angebrachten chronologiſchen und ſynchroniſtiſchen Ueberblicke, und die vollſtändige Auseinanderſetzung der Begebenheiten, welche bedeutende Folgen nach ſich zogen, können jeden Mangel dieſer Art erſetzen.

Die Abendſtunden von 6 — 7 Uhr, Mittwochs und Freitags, ſind zu dem Vortrage beſtimmt. Der Anfang der Vorleſungen wird Mittwochs den 29. October d. J. gemacht werden. Der Schluß fällt in den Märzmonat des künftigen Jahres.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte nach den Minneſingern.

13. Mayengruß. 81

14. Minnelehren. 83

15. Liebestreue. 84

16. Frühlingslied. 86

17. Zueignung. 87

II. Gedichte.

1. Prediger-Wehmuth. 89

2. An den Tod. 92

III. Ueber die ſymboliſche und orgiaſtiſche Verehrung der Kybele. 94

IV. Nekrolog.

1. Pater Paulin. 132

2. Joh. Chriſtoph Adelung. 138

V. Auszüge aus Briefen.

1. Geneſungsfeſt der Königin von Baiern. 141

2. Aus Marburg. 147

VI. Ankündigung von Vorleſungen über die Geſchichte der Menſchheit. 148

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

10. Stück. October 1806.

I. Neue Verlagswerke von Friedrich Nicolovius.

Bei Friedrich Nicolovius, Buchhändler zu Königsberg in Preußen, erſchienen zur Leipziger Michaelis-Meſſe folgende neue Bücher:

Baczko, Ludwig von, Gerhard von Malbergh, Hochmeiſter des teutſchen Ordens. Ein hiſtoriſch-diplomatiſcher Nachtrag zum erſten Bande der Geſchichte Preußens. gr. 8.

Collins George Erinnerungen an große und wichtige Wahrheiten bei frohen und traurigen Vorfällen. 18 Bändchen. 8. Auch unter dem Titel:

Collins Amtsvorträge bei gelegentlichen Vorfällen. 36 Bändchen. 8.

Gedanken und Meinungen über Manches im Dienſt und über andere Gegenſtände. Von A. J. H. Scheffner. 2r Band. 8.

Jeſter, F. C., Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch anhebender Jagdliebhaber. 6r Band. Von Ausrottung der Rauthiere, Bär, Wolf, Fuchs, Luchs, Marder. 8.

Kant, Immanuel, vermiſchte Schriften. 4r Bd. gr. 8.

Statuten des teutſchen Ordens. Nach dem Original-Exemplare mit ſinnerläuternden Anmerkun-

gen, einigen hiſtoriſch-diplomatiſchen Beilagen, und einem vollſtändigen hiſtoriſch-etymologiſchen Gloſſarium. Herausgegeben von Dr. Ernſt Hennig. Nebſt einer Vorrede von dem Herrn Kollegien-Rath von Kotzebue. gr. 8.

II. Neue Verlagswerke der Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ſind von Oſtern 1805 bis 1806 erſchienen:

Allgemeine Zeitung 1806. 4. Der Jahrg. 8 Rthlr. 20 gr. od. 16 Fl.

Der neunte Jahrgang dieſes für die Zeitgeſchichte ſo wichtigen Tageblattes hat ſich, bei der veränderten Redaction, in dem gleichen Werthe der Vollſtändigkeit, Unpartheilichkeit und zweckmäßigen Darſtellung der neueſten Begebenheiten erhalten. Als Repertorium alles deſſen, was die jetzige und künftige Generationen intereſſiren kann, verdient dieſes Inſtitut die Unterſtützung, die ihm die zunehmende Anzahl ſeiner Abnehmer gewährt, und die auch bei dieſem Jahrgange eine neue Auflage erforderten.

Einige wenige vollſtändige Exemplare von 1798 an, ſind in der Verlagshandlung für 7 Carolins zu haben.

Almanach des Dames pour l'an 1806 avec gravures. relié. 16. 1 Rthlr. 16 gr. od. 3 Fl.

Der Inhalt und Kupfer dieſes nun ſeit 5 Jahren in Paris erſcheinenden Almanachs ſind ſo gewählt, daß er einen ſteten, nicht bloß vorübergehenden, Genuß gewährt, und eine Stelle in jeder Damenbibliothek verdient.

Archiv, juridiſches, von Gönner, Gmelin und Tafinger. Vr Bd. in 4 Heft. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 kr.

Den Werth dieſes, die ganze juridiſche Literatur umfaſſenden, Archivs, verbürgen die berühmten Herausgeber, und der ungetheilte Beifall, mit welchem die

ſtrenge Unpartheilichkeit und die gründliche Beurtheilung der darin angezeigten Werke vom Publicum aufgenommen wird.

Archives littéraires de l'Europe ou Mélanges de Littérature, d'Histoire et de Philosophie, par MM. Suard, Segur l'aîné, Pastoret etc. Suivis d'une gazette littéraire universelle. gr. 8. 1806. 12 cahiers. 7 Rthlr. 4 gr. od. 12 Fl. 24 kr.

Der dritte Jahrgang einer, in Paris redigirten, Monatsſchrift, die von den vorzüglichſten kritiſchen Blättern Frankreichs und Teutſchlands, ihrer Art und Zweck nach, als die beſte anerkannt iſt, und die durch die fortdauernde Bemühung der bisherigen Mitarbeiter und durch die Anſchließung einiger berühmten teutſchen Gelehrten ſich immer mehr vervollkommnen, und als allgemeiner Sammelplatz der europäiſchen Literatur eine Stelle in jeder öffentlichen Bibliothek und Leſeanſtalt verdienen wird.

Damenkalender, herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Schiller und andern, 1806. mit Kpfr. geb. 16. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Auch dieſer Jahrgang verdiente den erhaltenen Beifall durch die vorzüglichen Beiträge der Herausgeber und durch die niedlichen äußeren Verzierungen.

Falks, J. D. Grotesken, Satyren und Naivitäten auf das Jahr 1806. mit Umrissen nach Raphael, Michael Angelo, Teniers und andern alten Meistern. 12. br. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Der Freund des Scherzes und der Satyre wird in dieſem Taſchenbuche volle Befriedigung ſeiner Erwartungen finden, ſo wie der Kunſtkenner in den ſchönen Umriſſen die vorzüglichſten Meiſter erkennen wird, nach deren Originalen ſie kopirt wurden.

Falks, J. D. Leben, wunderbare Reiſen und Irrfahrten des Johannes von der Oſtſee. 16 Bdchn. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Das Leben des Johannes von der Oſtſee iſt eine wahre Geſchichte, ſo ſehr ſie durch das Anziehende dem Roman ähnelt.

Fiedler, G., über das gelbe Fieber nach eignen, in

Westindien gemachten Beobachtungen und Erfahrungen. 8. 6 gr. od. 24 kr.

Der Verfasser hatte Gelegenheit, diese gefährliche Krankheit an mehreren Individuen zu beobachten und ward dadurch in Stand gesetzt, über einige wichtige Charaktere derselben wesentliche Aufschlüsse zu geben.

Gemälde der toskanischen Landwirthschaft von J. C. L. Simonde, a. d. Französischen von Dr. J. Burger, m Kpfr. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Wer den Feld- Garten- oder Weinbau mit Vortheil treiben will, muß die Erfahrungen anderer Gegenden zu benutzen wissen, und diesem wird also obiges Gemälde sehr willkommen seyn, da es die Erfahrungen eines Mannes enthält, der mit Sachkenntniß und seltenem Eifer die Landwirthschaft eines Landes studirt, die sich in allen Zweigen dieses ausgebreiteten Gewerbes vorzüglich auszeichnet.

Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth von England, nach Hume. 8. 8 gr. 36 kr.

Die Geschichte einer so berühmten Regentin ist in diesem kurzen Abrisse mit einer Lebendigkeit und Wahrheit geschildert, wie sich nur von einem solchen Verfasser erwarten läßt.

Grolsa, Dr. K H., Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder des Naturrechts zweite verb. Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Die Vorzüge dieses Lehrbuchs, das alles umfaßt, was der Philosoph und der Rechtsgelehrte nur wünschen kann, sind durch den schnellen Abgang der ersten Auflage hinlänglich bekannt.

Hällerlins Staatsarchiv, 51s — 57s Heft. gr. 8. br. jedes Heft 10 gr. 45 kr.

Diese Niederlage so mancher, für die Verfassung und Zeitgeschichte Deutschlands wichtigen Abhandlungen bleibt in ihrer Fortsetzung dem Publicisten und Geschichtsfreunde gleich unentbehrlich.

Hartleben, allgemeine teutsche Justiz- und Polizei-Fama, 1806. 4 br. 12 Hefte. 3 Rthlr. 4 gr. 5 fl. 30 kr.

Hartleben, Justiz- und Polizei-Anzeiger 1806. Eine

Beilage der Polizeifama. Der Jahrg. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 30 kr.

In diesem fünften Jahrgange fährt der berühmte Hr. Verf. fort, alles, was auf die Polizei Bezug hat, mit gleichem Eifer dem Publikum vorzulegen und es immer mehr zum unentbehrlichen Handbuche sämmtlicher Polizeibeamten zu erheben.

Herders, (Joh. Gottfr.) sämmtliche Werke, 1te 2te Liefer. in 12 Bänden bestehend. 8. Subscr Pr. Velinpap. 31 Rthlr. 55 fl. 48 kr. weiß Druckpap. 17 Rthlr. 23 gr. 32 fl. 24 kr. ordin. Druckpap. 11 Rthlr. 23 gr. 21 fl. 32 kr.

Die Herausgabe der sämmtlichen Werke eines der beliebtesten und berühmtesten Schriftsteller Teutschlands ist ein wahrer Gewinn für unsere Literatur, da der viel umfassende Geist Herders nicht bloß seiner Zeit angehört, sondern noch lange — so lange als teutsche Sprache gekannt seyn wird — in den verschiedenen Zweigen seiner Arbeiten den weitwirkendsten Nutzen stiften wird.

Hormayr (Joh. Freih. v.) Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. 1ster Th. 1ste Abtheil. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Seit langer Zeit hat Tyrol, der Schlüssel Teutschlands und Italiens, die Aufmerksamkeit jedes Beobachters auf sich gezogen, und die neuern Ereignisse haben das Interesse nicht vermindert. Von der Natur mit gleichen Anlagen, mit den nämlichen Reichthümern und Mängeln, mit eben den Schönheiten und Schrecknissen ausgerüstet, wie die Schweiz, bietet die Geschichte Tyrols — welches immer Kaisern, Herzogen u. s. w, bald aber, wenigstens dem Hauptkörper nach, einem Einzigen unterthan war — einen äußerst interessanten Gegensatz mit jenem des schweizer Freistaates, und sie hätte in keine besseren Hände fallen können, als in die des Verf., dem sein Dienst- und Familienverhältniß die Benutzung einer Menge Materialien möglich machte, und den zwölfjähriges Nachdenken und eben so lange unermüdetes Sammeln und Forschen in Stand setzte, ein Werk zu vollenden, das „Müllers Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" mit Recht an die Seite gesetzt werden darf.

Hoyer, J. G., allgem. Wörterbuch der Artillerie, 1r Th. 2r Abschn. mit Kpfr. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Die Fortsetzung dieses Wörterbuchs zeugt von dem Fleiß und Kenntniß des Verf., der mit kluger Auswahl und in gedrängter, aber deutlicher Kürze das Ganze dieser, jedem Militär unentbehrlichen, Wissenschaft in alphabetischer Ordnung beschreibt.

Humboldt von, Alexander, Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse. 8. br. 4 gr. 24 kr.

Die interessanten Ansichten, welche in dieser kleinen Schrift enthalten sind, müssen die Erwartungen auf das größere Werk des berühmten Verf. noch gespannter machen.

Mauchart, J. D., Amts-Kalender für wirtembergische Prediger auf das Jahr 1806. 4. 12 gr. 54 kr.

Ein nützliches Hülfsbuch für jeden Prediger, da es nicht nur die Arbeiten anzeigt, welche zu jeder Zeit im Predigt- oder Schulamte zu besorgen sind, sondern auch eine Anleitung zur zweckmäßigen Ausführung mancher derselben.

Miscellen, engl. 18r — 20r Bd. gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.
— — franz. 11r — 14r Bd. gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl 48 kr.
— — italien. 2r — 5r Bd. gr. 8. jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Diese drei Monatsschriften liefern, mit Ausschluß des Politischen, alles was Großbrittannien, Frankreich und Italien Interessantes in den verschiedensten Provinzen darbieten, und bilden dadurch eine fortdauernde Kulturgeschichte dieser Länder.

Mozin, Abbé, neues franz. und deutsches ABC oder leichte und angenehme Anleitung, beide Sprachen lesen und reden zu lernen, gr. 8. 12 gr. 54 kr.

— — Auszug (vollst.) der französ. Sprachlehre oder neue und leichtere Art Französisch zu lernen, durch Unterredungen in beiden Sprachen, über die wesentlichsten Theile der Sprachlehre, nebst vielen franz. und teutschen Uebungen über dieselben, be-

sonders für das zarte Alter und für Damen bestimmt, gr. 8. 12 gr. 54 kr.

Mozin, Auswahl franz. und teutscher Gespräche, nebst einer Samml. d. unentbehrlichsten Wörter, sowohl als 3r. Theil des neuen ABC und der Kinderwelt, als Anhang zur Sprachlehre, oder zu dem vollst. für den Gebrauch der Jugend und besonders der Damen, in Form einer Unterredung neu verfaßtem grammat. Auszuge, gr. 8. 8 gr. 36 kr.

Mozin, Abbé, neue Samml. franz. und teutscher Handlungsbriefe, zweite verbesserte Aufl. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Die Werke des berühmten Hrn. Abbé Mozin, zur leichtern und richtigen Erlernung der franz. Sprache, zeugen von so vielem Fleiß und genauer Kenntniß sowohl der Sprache, als der Unterrichtsmethode, daß sie mit Recht den Vorzug vor allen bisherigen erhielten.

Posselt (D. E. L.), Staatsgeschichte Europa's vom Tractat von Amiens bis zum Wiederausbruche des Krieges zwischen Frankreich u. England. Zweiter Jahrg mit Charten u. Kpfr. 12. 2 Rthlr., 3 fl. 36 kr.

Die Fortsetzung dieses Taschenbuchs wird dem Innern nach eben so gehaltreich gefunden werden, und was das Äußere betrifft, so wird man an den ähnlichen Portraits vom Papst. König von Preußen, König von Schweden, Kronprinz von Dännemark, Vicekönig von Italien und Staatspensionnair der batavischen Republik, so wie in den Charten, die Rußland nach seiner Entstehung und Wassercommunicationen, die Großbrittannischen Besitzungen in Ostindien, und Oestreich nach dem Frieden von Preßburg darstellen — eine interessante Auswahl finden.

Posselt (D. E. L.) europ. Annalen, gr. 8. 1806. 4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Mit dem Tode des verewigten Herausgebers ist die Redaktion dieser Annalen mit der der A. Z. vereiniget, und die regelmäßige Erscheinung der monatl. Hefte, so wie die gelieferten sachreichen Aufsätze beweisen, daß das Publikum nichts dadurch verloren hat.

Ihr neugeöfnet Aug ertrüge (wie er spricht)
Den unsichtbaren Glanz des Geisterreiches nicht.
Erst läßt er (wie ein weiser Oculiste
In solchem Fall verfahren müßte)
Von dem, was Wahr und Innerschön
Und selbstbeständig ist, nur blos die Schatten sehn,
Die auf den Erdenklos, auf dem wir Arme wallen,
Herab aus höhern Welten fallen.
Denn was uns Wesen heißt, ist blosser Widerschein.
So mahlen sich im majestätschen Rhein,
Indem er stolz mit königlichem Schritte
Das schönste Land durchzieht, bald ein bejahrter Hayn,
Bald ein zertrümmert Schloß, bald Hügel voller Wein,
Bald ein Palast, bald eine Fischerhütte.

* * *

Nachdem in weniger als einem Vierteljahr
Ihr diese Art zu sehn geläufig war:
Nun war es Zeit zu höhern Lehren!
Nun wieß ihr Alkahest die edle Kunst — zum Sehn
Der Augen gänzlich zu entbehren.
Nothwendig mußte dies ein wenig langsam gehn.
Erst sah sie — nichts. Doch nur getrost, und immer
Hineingeguckt! — Schon zeigt ich weiß nicht welcher
Schimmer
Von ferne sich. Was kan ein fester Vorsatz nicht!
Zusehends öfnet sich ihr innerlich Gesicht
Dem nicht mehr blendenden unkörperlichen Licht.

Racine's Phädra, Trauersp. überf. von Schiller, 12. geb. 1 Rthlr. 8. gr. 2 fl. 21 kr.

Die Ueberſetzung dieſes franzöſ. Meiſterſtücks von dem verewigten Schiller wird jedem Kenner der beiden Sprachen als ein ſehr intereſſantes Geſchenk willkommen ſeyn.

Richter, Jean Paul, Flegeljahre, eine Biogr. 48 Bdchn. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 3. fl.

Die Fortſetzung dieſes genialiſch-komiſchen Romans entſpricht den erſtern Theilen.

Schelling (F. W. J.) Jahrb. d. Medicin als Wiſſenſchaft. 1r Bd. 1s, 2s Hft. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 42 kr.

Dieſe Jahrbücher ſchließen ſich an die Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik an, ſie umfaßt daher die Naturphiloſophie und geſammte Naturwiſſenſchaft, und iſt daher für alle Intereſſe, welche an dem Gange und der Vervollkommnung der Philoſophie Antheil nehmen. Außer dieſen iſt auch die geſammte Medicin mit aufgenommen, unter folgenden nähern Beſtimmungen: 1) Daß mit Ausſchluß des nur praktiſch Intereſſanten oder bloß empiriſch Begriffenen alle Theile dieſer Wiſſenſchaft berückſichtigt, und wenn nicht zugleich, doch allmählig durch wiſſenſchaftliche Abhandlungen, kritiſche Ueberſichten, und Anzeigen einzelner Werke umfaßt werden ſollen: 2) Daß dieſe Zeitſchrift ein Vereinigungspunkt theoretiſcher Verhandlungen über Medicin ohne Beſchränkung auf irgend ein beſtimmtes Syſtem ſeyn ſoll, nur daß ſie wirklich auf wiſſenſchaftliche Ideen gegründet ſeyn.

Schiller, F. von, Theater gr. 8. 1r, 2r Thl. Jeder Theil auf

Velinpapier	5 fl. —	oder 3 Rthlr.
Schreibpapier	4 fl. 48 kr.	oder 2 Rthlr. 16 gr.
Weiß Druckpap.	3 fl. —	oder 1 Rthlr. 16 gr.
Ord. Druckpap.	1 fl. 48 kr.	oder 1 Rthlr.

Der unſterbliche Verfaſſer hat zwar die Erſcheinung dieſer Ausgabe ſeines Theaters nicht mehr erlebt, da er aber nach ſeiner gewohnten Vorſicht die Einrichtung des Ganzen, ſo wie die Verbeſſerungen der einzelnen Stücke gleich bei dem Beginnen des Drucks beſtimmt hatte, ſo kann die Herausgabe vollkommen nach ſeinen Angaben beſorgt werden.

Dieſe vollſtändige Sammlung aller ſeiner theatraliſchen Werke wird daher aus fünf Theilen beſtehen, die in den oben angegebenen viererlei Ausgaben in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

Bis Oſtern 1807 wird das Ganze abgeliefert werden; wer ſich bis dahin unmittelbar an die Verlagshandlung wendet, genießt folgende Vortheile:

Statt des gewöhnlichen Preiſes darf nur drei Viertel deſſelben pränumerirt werden, ſo daß alle 5 Theile auf

Velin-Papier ſtatt 25 Rthlr. od. 45 fl. für 18 Rthlr. 18 gr. oder 33 fl. 45 kr.

Schreibpapier ſtatt 13 Rthlr. 8 gr. oder 24 fl. für 10 Rthlr. od. 18 fl.

Weiß Druckpap. ſtatt 8 Rthlr. 8 gr. od. 15 fl. für 6 Rthlr. 6 gr. od. 11 fl. 15 kr.

Ord. Druckpap. ſtatt 5 Rthlr. od. 9 fl. für 3 Rthlr. 18 gr. od. 6 fl. 45 kr.

Außerdem erhalten diejenigen, welche auf 6 Exemplare pränumeriren, noch das 7te gratis.

Denkſchriften der vaterländiſchen Aerzte und Naturforſcher Schwabens, 1r Bd. 1805. Mit 3 Kupf. gr. 8. 3 Rthlr oder 5 fl. 24 kr.

Inhalt. 1) Ueber den Steinbruch zu Oeningen und deſſen Petrefacte, von D. J. M. Kara. 2) Auszüge aus Abhandlungen, welche der Geſellſchaft zugeſchickt wurden. 3) Bemerkungen über die Krankheiten, welche im Jahr 1801 in Stuttgart vorgekommen ſind, von P. F. Hopfengärtner. 4) Ueber Zeit- und Volkskrankheiten, von D. Stüß. 5) Mineraliſche Beſchreibung der Gegend bei Hohentwiel im Hegau, von v. Manuel. 6) Beſchreibung eines cryſtalliſirten Sandſteins aus der Gegend von Stuttgart, von D. Jäger. 7) Mineralogiſche Beobachtungen, von Bergrath Selb. 8) Beitrag zur genauern Beſtimmung von Maaß und Gewicht in Schwaben. 9) Geognoſtiſche Beſchreibung des Kinzingerthals, von Bergrath Selb, mit 1 Charte und Kupf. 10) Darſtellung der Karlsruher meteorologiſchen Beobachtungen vom J. 1802 von Prof. C. W. Bockmann. 11) Beiträge zur genauen Beſtimmung der würtembergiſchen Maaße und Gewichte. 12) Beſchreibung des Sternenberges auf der würtembergiſchen Alp und des daſelbſt gefundenen Baſalts, von G. J. Nördlinger.

Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde, 1806. mit Kpfr. 16. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Theoretische und praktische Gegenstände mit sorgfältiger Auswahl geprüft, verdienten diesem nun seit 1795 bestehenden Almanach eine Stelle in der Bibliothek jedes Gartenfreundes.

Theone neue Gedichte. 8. 1 Rthlr. 3 gr. 2 fl.

Das Publikum kennt aus verschiedenen Almanachen und Zeitschriften Proben dieser geistvollen Dichterin, und wird daher diese Sammlung ihrer vorzüglichen Arbeiten mit Vergnügen aufnehmen.

Wenzel, Joseph und Karl, Prodromus eines Werkes über das Hirn des Menschen und der Thiere. 4. 9 gr. 36 kr.

Der Vorläufer eines der wichtigsten Werke, welches nur dem unermüdeten Fleiße zweier so berühmten Gelehrten auszuführen möglich war.

Wieland Krates und Hipparchia, ein Seitenstück zu Menander und Glycerion. Ord. Oktpr. 12 gr. 54 kr.

Charte von Schwaben, von Ammann und Bohnenberger. 158 — 206 Blatt.

Mit diesen fünf neuen Blättern sind einige der merkwürdigsten Gegenden Schwabens dargestellt und die großen Vorzüge dieser Charte aufs neue bestätiget.

Diejenigen, welche die Vortheile der Pränumeration noch genießen wollen, müssen sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden und mit 9 kais. Dukaten auf die ganze, in 45 Blättern bestehende, Charte vorausbezahlen.

* * *

Auf Michaelis 1806 erscheinen:

Fortsetzungen.

Annalen, europäische, 1806. 31 — 124 St.

Juridisches Archiv, herausgeg. von Gmelin, Gönner und Tafinger, 6r Bd. 1s St.

Archives littéraires de l'Europe, ou mélanges de littérature, d'histoire et de philosophie par M. M. Suard, Dégérando, Schweighaeuser etc. Suivis d'une gazette littéraire univers. 1806. 1 — 9.

Flatt, D. J. A., Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion; fortgef. von D. Süskind, 1st St.

Hattlebens allgemeine teutſche Juſtiz- und Polizei-Fama, 1806. 5s — 10s St.
— — Juſtiz- und Polizei-Anzeiger, oberdeutſcher, 1806. 5s — 10s St.
Herbert, J. G., ſämmtl. Werke, 3te Lieferung in 6 Bdn.
Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft von Marcus und Schelling, 2r Bd. 1s Heft.
Miscellen, engliſche, 24r 25r Bd.
— — franzöſiſche, 16r 17r Bd.
— — italieniſche, 6r 7r Bd.
Persoon Dr. C. H. Synopsis plantarum seu enchiridion botan. complect. enumerat. systemat. specierum hucusque cognitarum p. 2da Sect. 1s.
Schillers, Fr. von, Theater, 3r Bd. enthaltend: Wallenſtein, Braut von Meſſina.
Staatsarchiv, herausgegeben von Häberlin, 15r Bd. oder 57s bis 60s Heft.
Zeitung, allgemeine, 1806, Mai — Oct.
Charte von Schwaben, 21s bis 23s Blatt.

Almanache.

Almanac des Dames pour l'an 1807, avec des grav.
Damen-Taſchenbuch auf 1807, von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern, mit Kpfr.
Falk J. D. Grotesken, Satyren und Naivitäten, auf das Jahr 1807.
Herder, J. G., von, der Cid nach ſpaniſchen Romanzen beſungen, als Taſchenbuch.
Charten Almanach auf 1807, oder zweiter Jahrg.
Kotzebue A. v. u. Huber L. F. Taſchenbuch auf 1807, enthaltend: Kotzebue der Ruſſe in Teutſchland, Luſtſpiel, und Huber, der natürliche Sohn, Schauſpiel.
Poſſelts Staatsgeſchichte Europa's, Fortſetzung auf 1807, mit Charten und Kpfr.

Neuigkeiten.

Autenrieth, Dr. J. H. F., Anleitung für gerichtliche Aerzte bei den Fällen von Legalinſpection und Sectionen, Vergiftungen, Kindermord, und der Frage: ob eine Frau kürzlich geboren habe.
Alibert, J. L., Beſchreibung und Abbildung der Hautkrankheiten, welche im Hoſpital St. Louis beobachtet worden ſind, und Darſtellung der beſten Methoden, bei ihrer Behandlung, a. d. Franz. von G. F. A. Müller, 1s Heft mit Kpfr.

Herr Bott, ein komiſcher Roman, aus dem Franz.

Darcet J. P. J. neue Erfindung, metallene Gußabdrücke mit Gyps, Schwefel, und Siegellackformen zu machen. Aus dem Franz. mit Vorrede, Zuſätzen und Anmerkungen, von Dr. J. F. Klüber.

Goethe, J. W. von, ſämmtliche Werke, 1ſte Liefrg. in 4 Bänden. (wird Ende Octobers fertig.)

Homers Ilias und Odyssee übers. von J. H. Voss, 4 Bde, dritte verb. Aufl.

Huber L. F. ſämmtliche Werke ſeit dem Jahre 1802 nebſt ſeiner Biographie, 11 Bd.

Humboldt (A. von) u. Bonpland's Reiſe: Beobachtungen aus der Zoologie 1ſte Liefr. gr. 4.

Mozin, Abbé, franz. Sprachlehre, 4te verb. Aufl.

— — vollſtändiger Auszug der franzöſiſchen Sprachlehre; oder neue und leichte Art Franzöſiſch zu lernen, beſonders für das zarte Alter und für Damen beſtimmt.

Nemnich, P. A. neueſte Reiſe durch England, Schottland und Irland in Bezug auf Producte, Fabriken und Handlung.

Schelling, Dr. F. W. J., Darſtellung des wahren Verhältniſſes zwiſchen Naturphiloſophie und verbeſſerter Fichte'ſcher Philoſophie. Eine Erläuterungsſchrift der erſten

Wenzel, (Dr. J. und K.) Bemerkungen über die Hirnwaſſerſucht.

No. VI.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſowie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Junius 1806.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Herabſetzung des Preiſes der erſten 24 Bände der Bibliothek der Reiſen.

Die höchſt intereſſante Sammlung der neueſten Reiſen, welche wir unter dem Titel:

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen und geographiſchen Nachrichten zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſchen Plane geſammelt und in

Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet und herausgegeben von M. C. Sprengel, und nach dessen Tode fortgesetzt von A. J. Ehrmann. Mit Kupfern und Charten. gr. 8.

seit dem Jahre 1800 veranstalteten, ist nun bis zum XXX. Bande fortgesetzt, und jede im Auslande neu erscheinende Reise wird, planmäßig bearbeitet, darinne aufgenommen. Die ersten 24 Bände davon machen bis zum Jahre 1806 die erste Abtheilung, und ein mit einem allgemeinen Register versehenes selbstständiges Ganzes aus, und sollten in keiner geographischen Handbibliothek fehlen. Viele Liebhaber, welche späterhin, und erst nach dem 24sten Bande bei der Bibliothek der n. Reisen antraten, oder auch einzelne Bände dieser Sammlung in Auctionen erstunden, haben gewünscht, sich dieß wichtige Werk zu completiren, und sich diese ersten 24 Bände, welche bisher im Ladenpreise 63 Rthlr. Sächs. Cour kosteten, oder auch einzelne Theile davon, um einen niedrigeren Preis anzuschaffen. Um ihren Wünschen nun entgegen zu kommen, und ihnen den Beitritt zu erleichtern, setzen wir für alle diejenigen Liebhaber, welche sich deshalb an uns direkt wenden wollen,

den Preis obiger ersten Abtheilung von 24 Bänden auf 36 Rthlr. Sächs. Cour. od. 64 Fl. 48 Kr. Reichsgeld, und jedes einzelnen Bandes auf 1 Rthlr. 12 gr. Sächs. Cour. oder 2 Fl. 42 Kr. Reichsgeld, gleich baare Zahlung, herab;

und erwarten deshalb ihre Bestellungen franco direct hierher an uns. Diese erste Hauptabtheilung besteht aus folgenden Reisen:

I. Band. Browne's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien. Mit 1 Charte. 1800. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 kr.

II. Band. Wilson's Beschreibung einer Missionsreise nach dem stillen Ocean; nebst einem Auszuge aus la Billardiere's Reise in die Südsee. Mit 1 Charte. 1800. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 kr.

III. Band. 1) Beaujour's Schilderung des Handels von Griechenland. 1801. 1 Rthlr. 3 gr. od. 2 Fl.

2) Grasset St. Sauveur's Beschreibung der ehemaligen Venetianischen Besitzungen auf dem festen Lande und an den Küsten Griechenland's. Mit 1 Charte. 1801. 1 Rthlr. 3 gr. od. 2 Fl.

IV. Band. 1) Hyder Aly und Tippo Saheb oder histor. geogr. Uebersicht des Mysorischen Reichs, nebst dessen Entstehung und Zertheilung mit K. und Ch. 1801. 21 gr. oder 1 Fl. 45 kr.

2) Turner's, S., Reisen nach Butan und Tibet im Auszuge. 1801. 18 gr. od. 1 Fl. 21 kr.

3) Symes's Gesandtschaftsreise nach dem Königreiche Ava im Auszuge. 1801. 18 gr. od. 1 Fl. 21 kr.

V. Band. 1) Barrow's, J., Reisen durch die inneren Gegenden des südlichen Afrika in den Jahren 1797 u. 1798. Mit 1 Charte. 1801. 1r Thl. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 Fl. 9 kr.

2) Degrandpré's, L., Reise nach der westlichen Küste von Afrika in den Jahren 1786 und 1787. 1801. 12 gr. od. 54 kr.

VI. Band. Olivier's, G. A., Reise durch die Türkei, Aegypten und Persien, 1r und 2r Theil. 1802. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 kr.

VII. Band. 1) Hornemann's, Fr., Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Mourzuck, der Hauptstadt des Königreichs Fessan in Afrika, aus der teutschen Handschrift desselben, herausgegeben von C. König. Mit 2 Charten. 1802. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 kr.

2) Mac Kenzie's, A., Reise nach dem nördlichen Eismeere, vom 3ten Junius bis 12ten September 1789. Mit 1 Charte. 1802. 9 gr. od. 40 kr.

3) Lajaille, J., Reise nach Senegal in den J. 1784 und 1785, aus dessen Papieren herausg. von Hrn. La Barthe; nebst Beschreibung des Gold-Landes Bambuck, aus Golberry's Reisen. Mit 1 Charte. 1802. 18 gr. oder 1 Fl. 21 kr.

VIII. Band. 1) Sauer's, M., Reise nach den nördlichen Gegenden von Rußland, Asien und Amerika, unter dem Commodore J. Billings, in den J. 1785—94. Mit 1 Charte. 1803. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 kr.

2) Jackson's, J., Reise zu Lande von Bengalen nach England im J. 1797 im Auszuge. Mit 1 Charte. 1803. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 kr.

IX. Band. 1) Durand's Nachrichten von den Senegal-Ländern, nebst Rubault's Landreise nach Galam. Mit einer großen Specialcharte von den Senegal-Ländern. 1803. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 Fl. 15 kr.

2) Labarthe's Reise nach der Küste von Guinea oder Beschreibung des westafrikanischen Küstenstrichs vom Kap Tagrin bis zum Kap Lopez Gonsalves. Mit einer verbesserten Charte von Guinea. 1803. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 Fl. 15 kr.

X. Band. 1) Schilderung von Louisiana, aus dem Franz. Nebst einer Charte. 1804. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 Fl. 9 kr.

2) Rochon's, A., Reise nach Marokko und Indien in

den J. 1767 bis 1773. A. d. Franz. Auszugsweise überſ. mit einer Zugabe. 1804. 18 gr. od. 1 Fl. 21 kr.

XI. Band. 1) Percival's, R., Beſchreibung der Inſel Ceylon und ihrer Bewohner, nebſt einer Nachricht von einer Geſandtſchaftsreiſe an den Hof von Kandi, mit Einl. 1804. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 Fl. 9 kr.

2) Paultre's, K., geograph. Nachrichten von Syrien, als Commentar zu deſſen neuer Charte von Syrien. Mit 1 Charte. 1804. 9 gr. od. 40 kr.

3) Elmore's vermiſchte Nachrichten von verſchiedenen Gegenden, Inſeln und Handelsplätzen in Aſien und vorzüglich in Oſtindien. A. d. Engl. 1804. 9 gr. od. 40 kr.

XII. Band. 1) Bory de St. Vincent, Geſchichte u. Beſchreibung der Kanarien-Inſeln, a. d. Franz. mit Einleit. und Zuſätzen und 2 Charten. 1804. 2 Rthr. oder 3 Fl. 36 kr.

2) Devezin's, Mich., Nachrichten über Aleppo u. Cypern. Aus der noch ungedruckten Engl. Original-Handſchrift überſ. und herausgegeben von Dr. Harles. 1804. 9 gr. od. 40 kr.

XIII. Band. Reiſe nach Aegypten von G., mit Anmerk. u. Zuſätz. Mit 1 Charte. 1804. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 kr.

XIV. Band. 1) Barrow's, John, Reiſe durch China. 1r Th. überſ. u. mit Anmerk. von J. C. Hüttner. Mit Kupf. 1804. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 kr.

2) Beiträge zur näheren Kenntniß der Tartarei, beſonders von Taſchkent, China und dem Kirgiſenlande, mit 1 Charte. 1804. 18 gr. od. 1 Fl. 21 kr.

XV. Band. 1) Volney's, C. F., Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika, vorzüglich in Hinſicht ihrer Lage, Naturbeſchaffenheit und ihrer Ureinwohner. Mit 1 Charte. 1805. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 Fl. 15 kr.

2) Malouet's, V. P., Reiſe nach dem franz. Guiana und nach Surinam, mit einer neuen Charte von Guiana. 1805. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 kr.

XVI. Band. 1) Barrow's J., Eſq. Reiſe durch China von Peking nach Kanton im Gefolge der Großbritt. Geſandtſchaft in den Jahren 1793 und 1794, mit Anmerk. von J. Ch. Hüttner, 2r Th. mit Kupfern 1805. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 kr.

2) Wittmann's, W., Reiſen nach der Türkei, Kleinaſien, Syrien und Aegypten, in den Jahren 1799, 1800 und 1801. Auszugsweiſe überſ. 1805. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

XVII. Band. 1) Barrow's, J., Reiſen durch die innern Gegenden des ſüdl. Afrika, in den J. 1797 u. 98. 2r Th. Mit 1 Charte. 1805. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 kr.

2) Michaux's, F. A., Reiſe in das Innere der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten, weſtwärts der Alleghany-Ge-

birge, mit Anmerk. und Zuſätz. Mit 1 Kp. 1805. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 Fl. 15 kr.

XVIII. Band. 1) Percival's, Capt. Rob., Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, mit einer Einl. und Anm. 1805. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 35 kr.

2) Semple's, Rob., Wanderungen und Schilderungen vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 1805. 12 gr. od. 54 kr.

XIX. Band. 1) Broughton's, Capt. W. R., Entdekkungsreiſe in das nördliche ſtille Meer, in den J. 1795 bis 1798. Mit Charten u. Kupf. 1805. 1 Rthlr. 21 gr. oder 3 Fl. 24 kr.

2) Papon's, St., Reiſe in das Departement der See-Alpen, mit Anmerk. u. Zuſ. 1805. 12 gr. od. 54 kr.

3) Reiſe nach der Inſel Martinique von J. R., mit Zuſätz. u. 1 Charte. 1805. 9 gr. od. 40 kr.

XX. Band. Ferri de St. Conſtant, London und die Engländer, ein geograph. ſtatiſt. moral. Gemälde. 1r Bd. mit dem Plane von London. 1805. 2 Rthlr. 18 gr. oder 4 Fl. 57 kr.

XXI. Band. Olivier's, G. A., Reiſe durch das türkiſche Reich, Aegypten und Perſien. 2r Band, enth. den 3ten u. 4ten Theil des Originals. Mit 1 Charte. 1805. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 Fl. 51 kr.,

XXII. Band. 1) Dallas, R. C., Geſchichte der Maronen-Negern auf Jamaika. Mit 1 Charte. 1805. 1 Rthlr. 18 gr. od. 2 Fl. 57 kr.

2) Mac-Kinnen's, Dan., Reiſe nach dem brittiſchen Weſtindien, und beſonders nach den Bahama-Inſeln. Mit einer Zugabe. Mit 1 Charte. 1805. 21 gr. od. 1 Fl. 36 kr.

XXIII. Band. 1) Winterbottom's, Thom., Nachrichten von der Sierra-Leona-Küſte. Mit Einl. u. Zuſätzen, u. 1 Charte. 1805. 2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 kr.

2) Hockin's, J. P., Bericht von den neueſten Reiſen nach den Pelew-Inſeln. Mit Einleit., Anmerk. u. Kpfrn. 1805. 21 gr. od. 1 Fl. 34 kr.

XXIV. Band. 1) Woodard's, Capt. Dav., Geſchichte ſeiner Schickſale und ſeines Aufenthalts auf Celebes. Aus d. Engl. 1805. 21 gr. od. 1 Fl. 36 kr.

2) Tuckey's, J. H., Bericht von einer Reiſe nach Neu-Süd-Wallis. A. d. Engl. 1805. 15 gr. od. 1 Fl. 8 kr.

3) Allgemeines Regiſter über die erſten 24 Bände der Bibliothek der neueſten u. wichtigſten Reiſebeſchreibungen. 1806. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 Fl. 15 kr. Der ganze Band 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 Fl. 57 kr.

Weimar, im Junius 1806.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Sie sieht bereits— o welche Augenlust!—
Sie sieht die schönsten Engelsköpfe
Mit goldnen Flügelchen. Bald wächst die schönste Brust
An jeden Kopf. An jeden Busen schliessen
Sich schöne Arme an. Zuletzt stehn Geister da,
So geistig als Aspasia
Sie immer glaubt, vom Kopf bis zu den Füssen
Den schönsten Knaben gleich, die man sich denken kan.
Doch da es Geister sind, macht sie sich kein Gewissen
Und sieht sie unerröthend an.
Der Nahme, wie man weiß, thut öfters viel zur Sache.
Vor Alters stellten euch die von Böotien
Drey Klötze auf und nenntens Grazien.
Man irrt noch heut zu Tag sehr gern in diesem Fache.
Wie mancher sieht bey seinem Trauerspiel,
Daß unsre Augen Wasser machen;
Und überzeugt, wir weinen aus Gefühl,
Bemerkt er nicht, wir weinen blos vor Lachen.
Zwar Thränen sinds in diesem Falle wie
In jenem; nur die Quelle ist verschieden.
Allein, wer giebt sich auch hienieden
Den Quellen nachzuspähn die Müh?
Die muntre rasche Phantasie
Hat einen kürzern Weg. Sie giebt den Dingen Nahmen
Nach Willkühr und Bequemlichkeit,
Vermenget Wesen, Form, Verhältniß, Ort und Zeit,

I. Erſchienene Neuigkeiten im Junius

UND DEREN INHALT.

I.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. Ein geographiſches Lesebuch für alle Stände. Mit Kupfern und Charten. In monatlichen Heften geliefert.

No. VII. Julius.

Das Kaiſerthum Frankreich.

Erſte Abtheilung. 1. Name. Hiſtoriſche Ueberſicht. 2. Lage. Gränzen. Größe 3. Naturbeſchaffenheit überhaupt. Klima. 4. Boden. — Gebirge. 5 Gewäſſer. — Flüſſe. — Kanäle. — Seen. 6 Naturproducte.

Charten und Kupfer zu dieſem Hefte.

Generalcharte von Frankreich. Taf. 1. Franzöſiſche Nationaltrachten von Angoumois, Rochelle und den Voadeſen. Taf. 2. Dergleichen aus den Haiden von Buch und Bordeaux. Taf. 3. Dergl. von Limoges, Dionne, Montauban, Agen und Bordeaux.

* * *

Der I. Band, welcher Portugal und Spanien enthält, iſt nun geſchloſſen. Der zweite Band wird Frankreich enthalten. Jeder Band iſt einzeln zu haben, und koſtet 3 Rthlr.

Weimar im Junius 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher; in Doppelheften. Erste Abtheil. der Jugendfreund; Zweite Abtheil. der Rathgeber. Februar 1806.

I. Inhalt des Jugendfreundes.

I. Kindergespräche. 1. Kinder betrüben. 2. Lebenswärme. II. Wunderbare Thiere. Die Tintenfische. 1. Der Kalmar. (Mit Abbild. Taf. 3. Fig. 1.) 2. Der Polyp. (Mit Abbild. Taf. 3. Fig. 2.) III. Das Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. Eine Familienscene. IV. Unterricht im Zeichnen. Erste Lection. Landschaft. (Mit Figuren auf Taf. 4.) V. Anleitung zum Erzählen.

* * *

II. Inhalt des Rathgebers.

I. Ueber Eigensinn und Festigk. . (Fortsetzung.) II. Fehler des Zeichnenlernens. III. Was soll man den Kindern erzählen? IV. Er kommt eben aus dem Schlafe.

Weimar, im Junius 1806.

F. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allgem. Teutsches Garten-Magazin 1806. III. u. IV. Stück.

Inhalt des III. Stücks.

II. Gartenbaukunst. 1. Ueber Wohnhäuser in Gärten. (Mit Abbild. auf Taf. 7.) 2. Entwurf zu einer Kegelbahn im Gotzischen Style. (Mit Abbild. auf Taf. 8.) IV. Blumisterei. Unser altes Nelkensystem mehr berichtigt und dadurch fester und leichter gemacht. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. Die Runkelrüben (Dickrüben, Mangers) und deren Anbau und Benutzung. VI. Obstkultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. A. Aepfel. 1) Der Steckapfel. (Mit Abbild. auf Taf. 9. Fig. 1.) 2) Der Quittenapfel. (Mit Abbild. auf Taf. 9. Fig. 2.) 2. Ueber die Ursachen, die einen Einfluß auf die Veränderung der Obstsorten haben können. 3. Ueber die Verpflanzung der Obstbäu-

me ohne Wurzeln. 4. Ueber einige Vermehrungsarten der Obſtbäume. 5. Bitte und Vorſchlag.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 7. Ein Gartenwohnhaus. Taf. 8. Eine Kegelbahn im Gothiſchen Style. Tafel 9. Fig. 1. Der Steckapfel. Taf. 9. Fig. 2. Der Quittenapfel.

* * *

Inhalt des IV. Stücks.

II. Garten-Baukunſt. Ueber die Anlage einer holländiſchen Eisgrube auf ſumpfigem Boden. (Mit Abbild. Taf. 10.) III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber die Kultur der rothen Ananas. IV. Blumiſterei. 1. Bemerkungen über die Cyclamen-Arten. 2. Ueber die Kultur der Ranunkeln. 3 Iſt ein Roſen-Syſtem möglich oder nicht? 4. Ueber die Datura fastuosa. 5. Ueber die gewöhnlichen Fehler bei Behandlung der holländiſchen Zwiebelblumen. 6. Die Caucaſiſche Scabioſe. (Mit Abbild. Taf. 11. Fig. 1.) 7. Die Chineſiſche Luftblume. (Mit Abbild. Taf. 11. Fig. 2.) VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. Wein. Italiäniſch Weiß. (Mit Abbild. Taf 12.) 2. Der Ringelſchnitt. Ein Mittel, Bäume und Sträuche fruchtbar zu machen und zu vermehren. 3. Ueber das Abſchälen der Rinde der Bäume, als Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit derſelben betrachtet. XI. Gartenmiſcellen. 1. Mittel, abgeſchnittene Blumen friſch zu erhalten 2. Holländiſches Mittel gegen das Moos an den Obſtbäumen. 3. Ueber die Verbeſſerung der Methode, die Gärtnerei zu ſtudieren. 4. Berichtigung wegen der Hydrangea hortensis und des Phyllanthus falcatus. 5. Ein Wort zur Beherzigung für die Feinde der Garten-Kultur. 6. Monſtröſe Wallnüſſe oder welſche Nüſſe.

Zu dieſem Stücke gehören folgende Abbildungen:

Taf. 10. Anlage einer holländiſchen Eisgrube auf ſumpfigem Boden. Taf. 11. Fig. 1. Die Caucaſiſche Scabioſe. Taf. 11. Fig. 2. Die Chineſiſche Luftblume. Taf. 12. Wein. Italiäniſch Weiß.

Weimar im Junius 1806.

F. G. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Die *Zeiten* oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte u. Politik von *Voſs*. 1806. VI. Stück.

Inhalt.

I. *Organiſation und Beſtand* der ſpaniſchen Landmacht im Jahre 1806. Vorerinnerung des Herausgebers. Landmacht in Spanien. Landmacht in Indien oder America. II. *Wirkungen* der letzteren Coalition gegen Frankreich und des Preſsburger Friedens. 1. Sturz des Bourbonniſchen Königshauſes in Neapel, und Einſetzung des Bonaparteſchen. III. *Bittſchriften* der Bürger von Ansbach und Braunſchweig an ihre Landesherrn, zur Verhütung der Abtretung; nebſt einem Worte des Urtheils über ſolche Bittſchriften überhaupt, und dieſe insbeſondere. 1. Bittſchrift der Bürger von Ansbach. 2. Bittſchrift der Bürger von Braunſchweig. 3. Bemerkungen. Nachtrag. Bittſchrift der Stände und der Land-Bewohner der Grafſchaft Mark, an den König von Preuſsen.

Zu dieſem Stücke gehört das Bildniſs des Königs von Schweden, als Titelkupfer zu dem ſechsten Bande.

Weimar im Junius 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1806. VII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. I. Erörterungen über einige Gegenſtände der alten Geographie Aſiens. Vom Prof. *Cph. Rommel.* 2. Nachricht von den ſüdlichen Provinzen Rufslands am ſchwarzen und aſowſchen Meere.

Bücher-Recenſionen. 1. A view of South-Carolina by *J. Drayton.* 2. *Le Chevalier's* Reſa til Propontiden — ofverſ. af *E. Bergſtedt.* 3e D. 3. *J. Leo's*, des Afrikaners, Beſchr. v. Afrika, überſ. v. *G. W. Lorsbach.* 1r Bd. 4. *Höpfner's*, *A. F.*, Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts. 1r Bd.

Charten - Recenſionen. 1. Carte de l'Empire français par *Brion de la Tour.* 1806. 2. Carte des poſtes d'Allemagne — par *Brion.* 1805. 3. Nouv. Carte des poſtes d'Italie par *Brion.* 1805. 2 Bl. 4. Atlas archéologique de la Ruſſie, européenne, par le Comte *J. Potocki.* 1805.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Authentiſche Nachrichten von der ruſſ. Geſandtſchaft nach China. (Beſchluſs.) 2. Avant-Coureur neuer geograph. u. ſtatiſt. Schriften. *B.* Ausländiſche Literatur. 3. Ortsbeſtimmungen im Venetianiſchen, vom Frhrn. *Ant. v. Zach.* 4. Kurze Notizen. (Obr. *Thornton's* Reiſe durch Frankreich. — Charte von der Mündung des Miſſiſipi. — Methodiſten in England und Amerika — Helvetiſcher Almanach. — The britiſh Spy. — Eſſay ſur le Nivellement. — *Bondeville's* maleriſche Reiſe durch Spanien. — Capt. *Flinders's* Gefangenſchaft. — Smaragden in Frankreich.) 5. Biographiſche Notiz von Sir *Walther Raleigh.* 6. Antwort auf Hrn. Prof. *Fiſcher's*, dermalen in Würzburg ſogenannte wichtige Erklärung und Aufforderung in No. III. des Reichs - Anzeigers von dieſem Jahre.

Zu dieſem Stücke gehören:

1) Das Portrait von Sir *Walther Raleigh;* 2) Charte von Süd-Carolina, nach *J. Drayton.*

Weimar im Junius 1806.

F. S. pr. Landes - Induſtrie - Comptoir.

6.

Journal des Luxus und der Moden, 1806. VI. u. VII. Stück.

Inhalt des VI. Stücks.

I. Luxus bei Feſten der Vorzeit. II. Kunſt. 1. Dresdner Kunſtausſtellung 1806. 2. Der Krönungszug in der Jungfrau von Orleans. III. Muſik. Der Flötenſpieler Dulon in Halle. IV. Blick auf Hannover und Hamburg. V. Miſcellen und Modenberichte. 1. Oſtermeſſe in Wien. — Theaterneuigkeiten. 2 Frankfurter Oſtermeſſe. 3. Leipziger Oſtermeſſe 1806. 4. Aufenthalt des Königs von Schweden in Greifswalde. 5. Uthal Oper von Mehul. 6. Laurent's Flöte von Glas. 7. Pariſer Modenbericht im Mai. 8. Londner Moden im Mai 1806 9. Teutſcher Modenbericht. VI. Ameublement. Herrn Graveur Facius in Weimar

Deſſeinſtäbe von gepreßter Maſſe zu Zimmerverzierungen. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

* * *

Inhalt des VII. Stücks.

I. Die Nacht in der Kirche. II. Literariſche Muſterung für eine Dame. III. Kunſt. 1. Alexander von Humboldt, gemalt von Gerard, geſtochen von Desnoyers. 2. Kupferſtiche in Schwarzkunſt von Robert. 3. Wieland, gem. v. Jagemann, geſt. v. Schmid. IV. Miſcellen und Modenberichte. 1. Das Bureau de muſique von A. Kühnel in Leipzig. 2. Karls des Großen Kleidung und Lebensweiſe. 3. Kunſt- und Theaterneuigkeiten aus Wien. 4. Bemerkungen über Catania und Sicilien im J. 1805. 5. Ein Gemälde, entworfen vom Grafen Caylus. 6. Caſſel im Juny 1806. 7. Die Wallfahrt nach Wallthurn. 8. Preiskourante der Modeneuigkeiten der Oſtermeſſe 1806. 9. Engliſcher Modenbericht. 10. Franzöſiſcher Modenbericht. 11. Teutſcher Modenbericht. V. Ameublement. Neuer geſchmackvoller Polſterſtuhl, Fauteuil und Arbeitstiſch einer Dame. VI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Junius 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur 1806. VII. Stück.

Inhalt.

I. Ueberſetzungen. 1. Nach dem Horaz. 2. Die Weidenbäume. II. Gedichte. Entſagung. III. Aufſchriften. IV. Gedankenſpäne. V. Züge zu Kindervaters Charakteriſtik. (Beſchluß.) VI. Ueber eine beſondere Wirkung der Fantaſie, wodurch der Genuß landſchaftlicher Gemälde, auch wirklicher Gegenden, vervielfältigt und erhöhet werden kann. VII. Studien. Raphael und Pouſſin. VIII. Kunſtnachrichten.

Weimar im Junius 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

8.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1806. VII. St.

Inhalt.

I. Ueber Naturphiloſophie. II. Nachſchrift des Herausgebers. III. Einige Bemerkungen über den Aufſatz des Hrn. Vaucher, die unter dem Namen Seiches auf dem Genfer- und einigen anderen Landſeen vorkommenden Erſcheinungen betreffend. (Vom Herrn Wegbauinſpector Sartorius. Mit Abbild. auf Taf. I.) IV. Darf man von dem Schweben, oder auch ſelbſt von dem Emporſteigen eines feſten Körpers in der Luft immer auf ein ſehr geringes ſpecifiſches Gewicht deſſelben ſchließen? (Vom Hrn. Ausfeld in Schnepfenthal.) V. Nachricht von den Verſuchen, die man in Frankreich mit dem Pflanzen der Getraidekörner angeſtellt hat. (Aus den Ann. de l'Agriculture française.) VI. Eine neue ornithologiſche Beobachtung (Vom Hrn. Oberförſter Slevogt.) VII. Ein neues merkwürdiges Beiſpiel von der Wirkung eines Ekels der Mutter auf ihre Leibesfrucht. (Von Ebendemſ.) VIII. Winterbeobachtungen im Pflanzenreiche. (Von Ebendemſ.) IX. Erfahrungen über die Conſiſtenz der Wurzeln unſerer Holzgewächſe. (Von Ebendemſ.) X. Neue Beobachtungen an einigen Robinienarten. (Von Ebendemſ.

Weimar, im Junius 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

9.

Bildniſſe unſerer berühmten Zeitgenoſſen, nach guten Originalen gezeichnet, in Medianfolio geſtochen.

Erſte Lieferung. Wieland und Gall.

Wir zeigen hier dem teutſchen Publicum den Anfang einer Kunſtunternehmung an, die, wir dürfen es uns ſchmeicheln, gewiß den Beifall und die Unterſtützung aller Freunde der Kunſt erhalten wird. Wir wollen nämlich in einer fortlaufenden Gallerie oder Pinakothek nach guten noch unbekannten getreuen Original-Gemälden die Bildniſſe der Männer liefern, die durch ihren Geiſt oder Kenntniſſe zu den berühmteſten unſeres Zeitalters gehören. — Die erſte Lieferung da-

von ihm so eben erschienen. Sie enthält 1) Wieland's, des ehrwürdigen Nestors der teutschen Dichter; 2) Dr. Gall's Portrait. — Beide vollkommen ähnliche Bildnisse malte unser rühmlichst bekannter Hr. Professor Ferdinand Jagemann, und Herr Kupferstecher Heinrich Schmidt aus Dresden, hat sie in Punin-Manier eben so geistreich als kräftig ausgeführt. Alle sind von einerlei Größe, jedes 12 Zoll hoch, 9 Zoll breit, der Kopf wenigstens 3 bis 5½ Zoll hoch, wo man also etwas Ausführliches erwarten darf. Jede Lieferung von 2 Blättern in einem farbigen Portefeuille kostet 2 Laubthaler oder 5 Fl. 30 kr. Reichsgeld. Jedes Portrait einzeln genommen aber 2 Rthlr. Sächs. oder 3 Fl. 36 kr. Reichsgeld.

Liebhaber wenden sich deswegen in frankirten Briefen an unterzeichnetes, oder an jede solide Kunst- oder Buchhandlung ihrer Nachbarschaft

Weimar im Junius 1806.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

10.

Neue Auflage von des Hrn. Grafen v. Rumfords Schriften.

Von Rumford's kleinen Schriften erschien in letzter Ostermesse die vierte neue Auflage, und wir haben sie nun, nach dem Wunsche der meisten Liebhaber, nach ihren Materien in folgende V Bände abgetheilt, so daß ein jeder Band auch als ein selbstständiges Werk mit seinem eigenen Titel einzeln zu haben ist.

I. Ueber die Verbesserung des Armen-Wesens und andere gemeinnützige Anstalten in Baiern. Vierte Auflage Mit Kupfern. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 kr.

II. Ueber Behandlung der Feuer-Hitze und über Holz-Sparung. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. 3 Rthlr. 3 gr. od. 5 Fl. 40 kr.

III. Ueber Küchen-Feuerheerde und Küchengeräthe nebst Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kochkunst und Vorschlägen zu ihrer Verbesserung. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 kr.

IV. Abhandlungen über die Wärme. Aus dem Französischen. Mit Figuren. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 Fl. 15 kr.

V. Physicalische Abhandlungen; enthaltend eine Sammlung von Denkschriften, Dissertationen und experimenti-

renden Untersuchungen in verschiedenen Zweigen der Physik und Mechanik. Aus dem Französischen. Mit Kupfern. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 Fl. 51 kr.

Weimar, im Junius 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

III. Erschienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunsthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieser Handlung seit ihrem Etablissement in genauer Verbindung stehen, so nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erscheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unsern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

London und Paris. Jahrg. 1806. II. u. III. Stück.

Inhalt des II. Stücks.

I. London. 1. Pitt's Tod. — Ursachen, die ihn beschleunigen. — Urtheile des englischen Publikums über ihn. — Seine Nachfolger. 2. Das Panorama von Florenz. (Nebst Abbildung auf No. VI.) 3 Einfache Lebensart der Londner Bürger. — Stille Sonntage. 4. Schirmer's teutsches Theater in London. — Biographische Notizen über Albert Schirmer. (Nebst Abbildung auf No. V.) 5. Versteigerung der Gemälde des verstorbenen Marquis von Lansdown. II. Paris. 1. Neue Beleuchtung der Gemälde-Gallerie im Louvre. Verschönerung des Louvre, der Tuilerien und mehrererer Plätze in Paris. 2. Gleichgültigkeit der Pariser in Politik. — Be-

tille's Epitre dedicatoire an seine Frau. 3. Nachträge zur Biographie der berühmten Schauspielerin Mlle. Josephine Duchesnois. 4. Sammlung der Werke Ludwig's XIV. 5. Chenier's Brief an Voltaire. III. Englische Karikaturen. Mehr Ferkel als Zitzen, oder die neue Brut hungriger Grunzer, die John Bull's alte Sau zu Tode saugen. (Hierzu die Karikatur No. IV.)

* * *

Inhalt des III. Stücks.

I. London. 1. Die Gemäldeausstellung von 1806 in London. 2. Eröffnung des Processes gegen Lord Melville. 3. Der neue Pallast des Marquis von Stafford, der geschmackvollste in London. 4. Die Ostervergnügungen in London. — Der dicke Lambert. — The British Gallery. II. Paris. 1. Paris und seine Umgebungen. (Hierzu die Charte No. IX.) III. Englische Karikaturen. 1. Der moderne Punschmacher. (Hierzu die Abbildung No. VII.) 2. Der neue Minister. (Hierzu die Abbildung No. VIII.)

N. Societäts- Buch- und Kunsthandlung zu Halle.

2.

Kaufmännische Arithmetik, oder allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufacturisten, Fabrikanten und deren Zöglinge, von J. Philipp Schellenberg. 1 u. 2r Cursus. gr. 8. 2 Rthlr.

Wir ermangeln nicht, dem kaufmännischen Publikum anzuzeigen, daß wir dies mit vorzüglichem Fleiße ausgearbeitete und in jedem Handelsplatze brauchbare Rechenbuch in Verlag genommen haben, und zugleich die Versicherung ertheilen können, daß sich dasselbe über alle Zweige der kaufmännischen Arithmetik verbreitet, und daß die Reductions-, Agio-, Disc. cont- und Interessenrechnung, ferner die Berechnung der ältern und neuern Münzen, die Wechselrechnung, die Erklärung der Geld- und Wechselkurszettel ꝛc. den Beifall der Sachverständigen gewiß erhalten werde. Die zahlreichen Uebungsbeispiele sind mit kritischer Strenge so gewählt, daß die Waaren stets nach den in den verschiedenen Handelsplätzen üblichen

Bestimmt den Platz und Werth der Bilder nach dem Rahmen,
Und läßt, wie Kinder, gern von jeder Aehnlichkeit
So plump sie ist, sich hintergehen.

* * *

Dies war Aspasiens Fall. Die gute Frau befand
Nur darum sich so wohl im Lande der Ideen,
Weil alles dort dem schönen Feenland
Worinn von Jugend an sie gern zu irren pflegte,
Dem Land der Phantasie so wunderlich sah.

* * *

Ob Alkahest hievon die Folgen überlegte;
Ob ihm nicht selbst vielleicht was menschliches geschah,
Wovon er anfangs nicht den kleinsten Argwohn hegte;
Kurz, ob er, ohne die Gefahr
Voraus zu sehn, der Narr von seinem Herzen war;
Getrauen wir uns nicht zu sagen.
Genug, er fieng sein Werk so systematisch an,
Daß man zur Noth sich überreden kan,
Er habe nichts dabey zu wagen
Vermeynt; — wiewohl für einen Mann
Von seiner Gattung gut zu sagen
Bedenklich ist. Wie dem auch seyn mag, er gewann
(Dies ist gewiß) bey seiner Art die Damen
In den Mysterien der Geister einzuweyhn.
Von je her, um ein Herz zu überschleichen, nahmen
Die Alkahesten erst das Cerebellum ein.

Die

Geld, Gewicht und Maaß, und ſelbſt nach den neueſten Preiſen angegeben ſind, welches für angehende Kaufleute und Handlungsgehülfen ein wichtiger Vorzug vor vielen andern Rechenbüchern iſt. Die Regeln zu den verſchiedenen Rechnungsoperationen ſind auf wenige zurückgeführt, die Erklärungen und Beweiſe ſind leicht und faßlich, und der Styl ſelbſt iſt rein, und der Sache ganz angemeſſen.

Halle, im Junius 1806.

N. Societäts-Buch- u. Kunſthandlung.

No. VII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Julius 1806.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Charte des böhmisch-schlesischen Riesengebirges.

Allen Freunden des Riesengebirgs, und insbesondere den Besitzern meiner statistisch-topographischen und pittoresken Uebersicht desselben, I B. und Anmerk. 1803. II. B. 1804, mit Kupf. in 8vo. Wien bei Heistinger — kündige ich hiemit die durch eine Reihe nicht vorhergesehener Hindernisse so lange verzögerte Vollendung meiner Karte des Riesengebirgs an.

Sie ist zu Folge der dem Publikum hierüber schon im Vorberichte dieses Werks gegebenen vorläufigen Nachricht, nach dem Vorbilde der bessern neuern Länderkarten von mir selbst, mit möglichster Genauigkeit und mit Benutzung der betreffenden neuesten geograph. Ortsbestimmungen im Grundrisse entworfen, und von unserm rühmlichst bekannten Schriftstecher Hrn. Chr. Junker in Wien, mit dem alle seine Arbeiten auszeichnenden Fleiße und Kunstgeschmacke in Kupfer gestochen worden. Das Ganze stellt auf einer Fläche von 13 Par. Zoll in die Breite, und 15 Zoll Höhe — die geograph. Meile im Maaßstabe zu 3 Zoll angeschlagen, 24 teutsche Quadratmeilen vor, von welchen der bei weitem größte Theil, nämlich alles zwischen Flinsberg, Chemnitz, Hirschberg, Aschbach und Kupferberg auf schlesischer — Schatzlar, Freiheit, Schwarzenthal, Hohenelbe, Starkenbach, und der großen Iser auf böhmischer Seite begriffene Gebirgsland in möglichst genauem Detail, so wie es die Größe des Maaßstabs erlaubte, ausgearbeitet, das Uebrige aber angedeutet ist. Bei den ausgezeichnetesten Bergkuppen, und einer großen Anzahl Ortschaften, so wie selbst auch bei einigen der besuchtern einzelnen Gebirgswohnungen (Bauden) ist die Höhe über der Fläche der Nordsee nach v. Gersdorfs, Abbe Grubers, Astronom Davids, und meinen eigenen Barometermessungen, in französischen Toisen (Klaftern) angegeben.

Ueber den innern Gehalt und Werth dieser Charte, kömmt es mir nicht zu, selbst zu entscheiden: jeder billige Kenner, der es weiß, daß der Verfasser — der neben seinen eigentlichen Berufsgeschäften, Statistik und ihre Hülfswissenschaften nur zu seiner Erholung treibt, seiner Arbeit keine bereits vorhandene eigentliche Charte des Riesengebirgs zum Grunde legen konnte, weil in der That noch keine existirt, sondern daß er dieselbe größtentheils erst nach neuen, auf wiederholten Reisen in dieses Gebirge nicht ohne große Schwierigkeit und ausharrende Geduld sich selbst verschafften Hülfsmitteln entwerfen und zu Stande bringen mußte, wird an diesem Blatte, dessen zufällige Mängel der Verfasser selbst am wenigsten verkennt, deren gänzliche Beseitigung ihm aber zur diesmal nicht mehr möglich war, nicht jene Vollkommenheit und Vollendung fordern, die derselbe ihm unter günstigern Umständen einst noch zu geben sich selbst die Pflicht auferlegt. Indeß waar er zu hoffen, daß, nach dem unerwartet allgemeinen und ausgezeichneten Beifalle, mit welchem seine statistische Uebersicht des Riesengebirgs von dem Publikum aufgenommen, und in den vorzüglichsten litterarischen Blättern Teutschlands beurtheilt worden ist, auch die geographische Darstellung einer so vielseitig interessanten Gegend, wie das Riesengebirge, eine nicht ungünstige Beurtheilung beim Publikum für sich gewinnen, und der großen Anzahl von Reisenden und Naturfreunden, die dasselbe jeden Sommer zu ihrem Unterrichte oder zu ihrer Erholung besuchen, eine um so willkommenere Erscheinung seyn werde, als sie vielleicht alle das Bedürfniß eines Wegweisers dieser Art auf ihren bisherigen Wan-

derungen gefühlt, und bei unzähligen Gelegenheiten sich überzeugt haben werden, wie viel die vorhandenen ältern böhmischen und schlesischen Provinzial- und Kreiscarten besonders in Bezug auf das Riesengebirge, noch zu wünschen übrig lassen.

Bei den Abdrucken dieser Charte ist dafür gesorgt worden, daß diejenigen, welche im Besitze der statistischen Uebersicht dieses Gebirgs sind, und die Charte etwa dem zweiten Bande des Werks beigebunden haben möchten, Exemplare auf schönem holländischen Papiere — jene hingegen, die ohne Rücksicht auf das Werk, dieselbe nur einzeln zu besitzen wünschen, und sie etwa auf Leinwand aufziehen lassen wollten, Exemplare auf prächtigem großen Basler Papier erhalten können. Der, rücksichtlich der beträchtlichen Verlags- und Speditionskosten sehr billige Preiß eines Exemplars auf holländischem Papier ist 1 Gulden 48 kr., auf Basler Papier aber 2 Gulden Wiener Währung. Außer diesen sind auch noch von den ersteren Abdrücken Prachtexemp. auf englischem Pergamentpapiere zu 3 fl. 30 kr. zu haben. Buch- und Kunsthandlungen erhalten gegen gleich baare Bezahlung, oder wenigstens sichere Zahlungsanweisung, ohne welche überhaupt keine Exemplare ausgefolgt werden können, die gewöhnlichen Procente; einzelnen Abnehmern einer größern Anzahl von Exemplaren wird bei neun Blättern das zehnte frei gegeben. Briefe, Gelder und Zahlungsanweisungen erbitte ich mir Post- und Provisionsfrei.

In Wien ist die Charte des Riesengebirgs außer dem Selbstverlage des Verf. bereits auch in nachstehenden Buch- und Kunsthandlungen zu haben, nämlich, in der Schaumburgischen Buchhandlung in der Wollzeil; in der Fr. Häuflichen Buchh. unter den Tuchlauben; im Industrie-Comptoir am hohen Markte; bei Artaria und Comp. am Kohlmarkte, und in der Tr. Molloschen Kunsthandlung am Hofe. In Ansehung des übrigen Inn- und Auslands hat das geographische Institut zu Weimar die Haupt-Commission übernommen.

Wien am 13. May 1806.

Jos. Karl Eduard Hofer,
der Arzneikunde Doktor, k. auch k. k. Hofmedikus
und Leibarzt Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs
Carl in Wien.

* * *

Da wir von dieser vortrefflichen Charte einen genugsamen Vorrath auf dem Lager haben, so ersuchen wir alle Buch- und Kunsthandlungen, so wie auch Charten-Liebhaber sich mit Ihren Bestellungen deshalb an uns zu wenden.

Weimar, den 24. Junius 1806.

Das geograph. Institut.

2.

Barrows Reiſe nach Cochinchina.

Von folgendem neuen in London erſchienenen wichtigem Werke:

A Voyage to Cochinchina in the year 1792 *and* 1793: *containing a general view of the valuable productions and the political importance of this flourishing kingdom: and alſo of ſuch European ſettlements as were viſited on the voyage: with ſketches of the manners, character and condition of their ſeveral inhabitants. To wich is annexed an account of a Journey, made in the years* 1801 *and* 1802, *to the reſidence of the Chief of the Booshuana Nation being the remoteſt point in the interior of Southern Africa to which Europeans have hitherto penetrated. The facts and deſcriptions taken from a Manuſcript Journal with a Chart of the Route. By John Barrow Eſq. F. R. S.* London, Cadell 1806. mit vielen illuminirten Kupf. und einer Charte. Preis 3 Pf. 13 Schill. 6 Pence.

werden wir in der Sprechael-Ehrmanniſchen Bibliothek der neueſten Reiſen eine in London ſelbſt gefertigte teutſche Bearbeitung liefern; und wir zeigen dieß vorläufig zu Vermeidung unangenehmer Colliſionen an.

Weimar d. 28. Juni 1806.

F. C. pr. k. Induſtrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten im Julius

und deren Inhalt.

1.

Kunſt-Anzeige.

1) Bildniſſe unſerer berühmten Zeitgenoſſen nach guten Originalen in Medianfolio geſtochen:

Erſte Lieferung. Wieland und Gall, gemalt von Hrn. Profeſſor Ferdinand Jagemann; geſtochen von Hrn. Heinrich Schmid. Jedes Portrait iſt 12 Zoll hoch, 9 Zoll breit.

Jede Lieferung von 2 Blättern in einem farbigen Umſchlag koſtet 2 Laubthaler oder 5 Fl. 30 Kr. Rhſg. Jedes Portrait einzeln 2 Rthlr. ſächſ. oder 3 Fl. 36 Kr. Rhſg.

2) Portrait des Hrn. Kammerherrn Alexander von Humboldt nach einer Zeichnung von Franceſco Gerard, maleriſch radiert von Desnoyers in Paris. Dieſelbe Größe wie die Portraits von Wieland und Gall 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Dieſe drei Portraits, die ſich durch ihre vollkommene Aehnlichkeit, ſo wie durch ihren Stich gleich auszeichnen, ſind ſo eben bei uns erſchienen, und bei uns, ſo wie bei allen guten Kunſt- und Buchhandlungen zu haben.

Weimar im Juli 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comtoir.

2.

Die Zeiten, oder Archiv für die neueſte Staatengeſchichte und Politik, von *Voſs*. 1806. VII. Hft.

Inhalt.

I. *Darſtellung* des Benehmens der hannöverſchen und engliſchen Regierungen, bei der preuſsiſchen Beſitznahme der churhannöverſchen Länder; nebſt den Bemerkungen eines Franzoſen und Preuſsen darüber. 1. Fernere Benehmen der hannöverſchen Regierung. 2. Benehmen der engliſchen Regierung. 3. Bemerkungen eines Franzoſen und Preuſsen, über die Declaration des Königs von Groſsbritannien, gegen Preuſsen. *A.* Bemerkungen eines Franzoſen, über die Declaration des Königs von England, gegen Preuſsen. *B.* Gedanken eines Preuſsen über denſelben Gegenſtand. II. *Neue Organiſation der wirtembergiſchen Staatsverwaltung.* III. *Königlich preuſsiſche Verordnung* wegen des freien Betriebes der Lein- und Baumwollen-Weberei in Oſt-, Weſt- und Neu-Oſt-Preuſsen, nebſt Bemerkungen darüber. 1. Verordnung. 2. Bemerkungen über die vorſtehende Verordnung. IV. *Ulms Schickſal* in dem letzten Kriege: in einem authentiſchen Tagebuche eines Augenzeugen, vom 13. Septbr. bis 20. Octbr. (1805), dargeſtellt.

3.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1806. VIII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Die Inſel Bulama und die Bidſchuga-Inſeln. 2. Erörterungen über einige Gegenſtände der alten Geographie Aſien's. Vom Prof. *Cph. Reinmrl.* (Beſchluſs.)

Bücher-Recenſionen. 1. *Pepham's*, S. *Home*, Deſcription of Prince of Wales Island. 2. Verſuch einer Geſchichte der Neger. Leipz. 1805. 3. *Ockart's*, *J. F.*, Europens monarchiſche und republikaniſche Staaten. 1—3 Lieferg. 4. *Hällſtröm's*, *C. P.*, Forteckning på de orters geografiska bredd och längd i Weſterbottus Höfdingedöme.

Charten-Recenſionen. 1. Nouveau Globe terreſtre — par *Corn. Covens.* 2. Carte de l'Empire français — par *Herriſſon* 1806. 3. *Hoſer's*, Dr. *Joh. C. F.*, Charte des Rieſengebirgs. 4. *Nathe's* Schleſiſche Anſichten.

Vermiſchte Nachrichten: 1. Journaliſtik. 2. Nachrichten über Madera. 3. Nachrichten von einigen neueren Werken, die Topographie und die Alterthümer Groſsbrittanniens betreffend. 4. Kurze Notizen. (Paleſtine Aſſociation — Voyage de Lycomède en Corſe — Wiener Canal — Bevölkerung von Oſtfriesland — Kopenhagen, Militär — Rufsland — St Petersburg — Venedig — Trieſt — Tyrol — Däniſche Flotte — Schwediſcher Handel — Polener Kammerdepartem. — Nordamerikaniſcher Freiſtaat — Canal bei Södertelge — Trollhätta — Neue franzöſiſche Univerſal-Geographie — Chandler's Reiſen — Aſtronomiſche Tafeln des franz. Bureau des longitudes. 5. Biographiſche Notiz über *J. Tob. Mayer.* 6. Avantcoureur neuer ausländiſcher geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 7. Ankündigung von *Lingemann's* Charte vom Eichsfelde.

Zu dieſem Stücke gehören:

1) Charte der *Bidſchuga-Inſeln* und der Inſel *Bulama.* 2) Globus nach *Corn. Covens* Einhängungsart. 3) Portrait von *J. Tob. Mayer.*

4.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1806. II. Band, II. St.

No. VIII. August.

Das Kaiserthum Frankreich.

Zweite Abtheilung. 7. Einwohner. — Ihre Abstammung. — Sprachen. — Zahl. — Character und Eigenthümlichkeiten. 8. Lebensweise der Franzosen. — Landwirthschaft überhaupt. Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Oelbau, Bienenzucht, Seidenzucht, Jagd und Fischerei. 9. Gewerbe überhaupt. — Mechanische Künste und Handwerke. Fabriken und Manufacturen, welche vegetabilische und animalische Stoffe verarbeiten. — Bergbau. — Fabriken in mineralischen Producten. 10. Handel und Schiffahrt. — Münzen, Maaße und Gewichte.

Charten und Kupfer zu diesem Hefte.

Taf. 4. Charte der weiteren Umgebungen von Paris, 4 Lieues in die Runde. Taf. 5. Neuester Plan von Paris, mit seinen nächsten Umgebungen.

5.

Allgem. Teutsches Garten-Magazin. 1806. V. St.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Beschreibung der neuen Amaryllis gigantea. (Nebst Abbild. auf Taf. 13 u. 14.) 2. Ueber die Farben der Nelken, und ihre natürliche Stufenfolge zur Berichtigung und genaueren Bestimmung der Farben-Benennungen. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. 1. Zusammenstellung einiger ältern und neuern Erziehungsmethoden des Spargels, und einige daraus gezogene Regeln zur vortheilhaften Kultur desselben. 2. Ueber den Anbau einiger vorzüglichen Wurzelgewächse. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Aepfelsorten. A. Die Reinette von Anverane. (Mit Abbild. auf Taf. 15 a.) B. Der Amtmanns-Apfel. (Mit Abbild. auf Taf. 15 b.) 2. Ueber die Darrsucht oder Dörrsucht der Bäume und Pflanzen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 13 u. 14. Die Amaryllis giganten. Taf. 15 a. Die Reinette von Auvergne. Taf. 15 b. Der Amtmanns-Apfel.

6.

Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde. 1806. VIII. St.

Inhalt.

I. Ueber die fossilen Rhinoceri; vom Hrn. Cuvier. (Mit Abbild. auf Taf. II. A. d. Ann. du mus. nat. d'hist. nat. Heft 27.) II. Ueber die Variation der magnetischen Neigung; Eintheilung des Erdkörpers nach den Linien der größten und kleinsten Variation dieser Neigung. (Vom Hrn. Prof. Steinhäuser in Wittenberg.) III. Ueber die Ursachen der Asphyxie beim Ertrinken und Ersticken. (Vom Hrn. Berger a. d. Journ. de Phys.) IV. Programm der batavischen Societät der Wissenschaften zu Harlem, für das Jahr 1806. (Im Auszuge.) V. Ein Brief des Hrn. D. Benzenberg, Prof. der Astronomie zu Düsseldorf, und Director der Bergischen Landesvermessung, an den Herausgeber, über verschiedene Gegenstände, besonders über die neuen Tertienuhren mit Centrifugalpendeln. (Nebst Abbildung eines fossilen Bärenschädels auf Taf. III.) VI. Ein Brief des Hrn. Prof. Wildt in Göttingen, an den Herausgeber, Nachträge zu seinem Aufsatze im letzteren Juliusstücke dieses Mag. S. 3. u. f. betreffend.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1806.

I.

Die Flucht nach Aegypten.

Vorwort.

Bei allen verſtändigen und zartfühlenden Leſern des Merkurs bedarf es wohl nicht erſt einer Entſchuldigung, daß wir nachfolgendem Verſuche eine Stelle in dieſer Zeitſchrift einräumten. Es iſt hier nicht von ſogenannten heiligen Idyllen die Rede. Dazu möchten jene Gegenſtände zu oft gebraucht und gemißbraucht worden ſeyn. Die zarte Verfaſſerin, die auch uns nur verſchleiert hinter dem Sprachgitter erſchien, wurde durch ein ganz andres Muſter geweckt und begeiſtert. Könnte ſie ſich doch Kenntniß des ſoge-

* * *

Die Geiſter, — konnten ſie auch wohlerzogner ſeyn? —
Die Geiſter kamen nun, zwar ohne Fleiſch und Bein,
Doch ſo geputzt als Geiſter nur vermögen
In Mäntelchen von Sonnenſchein
Aſpaſien auf halbem Weg entgegen.
Allein den ganzen Weg zu ihr zurück zu legen;
Dies wäre (meynt Herr Alkaheſt)
Zuviel begehrt! Man muß an beyden Theilen
Einander gleich entgegen eilen.
Wenn Geiſter, einer ſchönen Frau
Zu Liebe, ſich in Roſendüfte kleiden;
Geziemt es nicht der ſchönen Frau
Der Geiſter wegen auch, mit einem kleinen Leiden,
Von Fleiſch und Blut ſich möglichſt zu entkleiden?
Nichts, dächt ich, kan ſo billig ſeyn!
Die Prieſterin ergiebt ſich deſto leichter drein,
Da ſie dabey an Schönheit zu gewinnen
Die beſte Hofnung hat. Den Salamanderinnen
An Reizen gleich zu ſeyn, dies iſt doch wohl Gewinn
Für eine Oberprieſterin,
Die ihrem Spiegel gegenüber
Mit jedem Tag ein Reizchen welken ſieht?
Aſpaſia, wie ganz natürlich, glüht
Vor Ungeduld, je ſchleuniger je lieber
Entkörpert ſich zu ſeyn. Hier machen zwanzig
Sommer

nannten apocryphischen Codex des neuen Teſtaments und der darin enthaltenen, zum Theil gewiß ſehr merkwürdigen Ueberlieferungen vom Evangelium der Kindheit Jeſu und andere Bruchſtücke verſchaffen, auf welche der verewigte Herder ſelbſt einen groſſen Werth legte und ſie wohl auch, wie Schreiber dieſes aus ſeinem eignen Munde verſichern darf, noch zu benutzen vorhatte. Auch würde manches Gemälde aus der heiligen Geſchichte, wäre es auch nur in den unvollkommenen Umriſſen in Landon's Annalen, wie hier zum Beiſpiel gleich im Riposo, der Dichterin, die wir aus vielen Gründen in ihrem Unternehmen fortzufahren bitten, für lebendigere Localtinten in ihren Gemälden ſehr zu ſtatten kommen. Doch es iſt am gerathenſten, die Verfaſſerin ſich ſelbſt bevorworten zu laſſen. Hier iſt die hieher gehörige Stelle aus dem Briefe, mit welchem uns dieſe Probe zugeſchickt wurde.

B.

* * *

Die Lectüre von Herders Legenden erweckte in mir die Idee: ob es nicht nützlich werden könne, wenn Fragmente aus der Bibliſchen Geſchichte auf ähnliche Art bearbeitet

würden? Von dieſer Vorſtellung bewegt, richtete ich bald meinen eignen Hang zum Dichten, auf dieſe Arbeit. Wenige Scenen des alten Teſtamentes, und mehrere aus der Geſchichte Jeſu, habe ich bereits vollendet. Nun möcht ich aber auch erfahren, ob es mir gelungen, und ob ich hoffen dürfe, für Dichtungen dieſer Art ein religiöſes Intereſſe zu erregen, ehe ich es wage, ſie in ein Ganzes geordnet, unter dem Titel: Chriſtliche Lehridyllen, dem Publikum zu übergeben. Der Vorwurf: ich wolle mich vielleicht zu einer Belehrerin meines Geſchlechts aufwerfen, kann mich nicht treffen; da ich nicht aus mir ſelbſt ſpreche, ſondern bloß einem erhabnen Text die Worte meines Zeitalters unterlege. Vielleicht gelänge es, Manche, die unſrer guten alten Bibel längſt keine Aufmerkſamkeit mehr widmete, für die ewiggeltende Moral dieſes heiligen Buchs, und, vorzüglich für den, der nie vergeſſen werden ſollte, aufs neue zu erwärmen; wenn jene in ihren humanſten Stellen, und in neuer Sprache zu ihr redete, und dieſer in befreundeter Geſtalt ihr dargeſtellt würde.

Schon zückt Herodes Herrſcherrechte, wild
Den Mordſtahl, auf die Jugend Iſraels;

Schon hört man wimmernd vom Gebirge her
Ein Wehgeschrey, der Klage bangen Ton:
Um ihre Kinder jammert Rahel laut.

Der bängsten Sorge voll ob dem Gerücht
Kehrt Joseph, dessen Sorge Gott der Herr
Die Kindheit anvertraut des Heiligen
Den er der Welt gesandt, am Abend heim
Zur stillen Hütt'. — Der holde Knabe ruht
Im Mutterarm entschlummert; leise sinkt
Marias müdes Haupt auf ihre Brust. —
Mit festverschlungnem Arm und trübem Blick
Schaut Joseph auf die Schlummernden herab,
Und Gram und Liebe schwellt sein treues Herz.
Doch wie er sinnend steht, und schaut, erglänzt
Die Hütte von des Mondes schrägem Strahl.
Schnell, wie der Glanz des Knaben Wang' umspielt,
Zuckt Trost und Ahnung durch des Mannes Herz;
Es flüstert leise ihm, gebietend zu:
„Auf, willst Du retten! Flucht ist Rettung nur.
Zeuch nach Aegyptenland! Die Nacht ist stumm."

Maria schauert auf; und rüstet sich
Zu schneller Flucht, auf ihres Gatten Wort;
Fest schläft der Knabe; sorgsam hüllt sie ihn

In weiche Decken; trägt auf sanftem Arm
Hinaus ihn in die Nacht: am Pförtchen haert
Bereit, der Vater; eilend hebt er sie,
Und hütend, daß der Knabe nicht erwacht,
Aufs Thier, und leitet es am Zügel fort.

Den Mond verhüllt ein düsterer Wolkenflor
Im öden Wald, verwunden führt die Bahn
Stets licht und lichter: Gottes Engel schwebt
Gestaltlos vor, ein heller Morgenglanz.
Sie ahnen nicht den Führer durch die Nacht;
Doch hebt ihr Herz ein heiliges Gefühl,
Und seeliges Vertraun stillt ihre Brust.
Ermüdet, in des Waldes fernsten Raum,
Wo breiter sich die Bahn an Matten schließt,
Im weiten Kreis die hohen Bäume stehn,
Sinkt Joseph hin zu rasten; leise steigt
Herab vom Thier Maria; lagert sich
Im weichen Gras, den Knaben an der Brust.
Ruhschmachtend graß't das treue Thier, und streckt,
Froh der Erquickung, sich zum Fuß des Herrn.

Ringsum die Nacht so still, so feierlich;
Im hohen Grase rauscht der feuchte West,
Und tiefe Schatten streifen durch den Glanz
Des Bodens; hehr, und strahlend blickt der Chor

Der Sterne nieder durch der Wipfel Wehn;
Und bleich, und wandelnd, zuckt des Mondes Glanz
Her durch die Stämme; aufwärtsſtrebend ſtehn
Sie, Zeugen der Vergangenheit, es trägt
Ihr edles Haupt den hochgewölbten Dom
Des hehren Tempels, den Gott ſelbſt gebaut.

Marias Herz zerfleußt in ſüßer Luſt;
So einſam hier, ſo herrlich rings umher,
Und über ihr, und in ihr die Natur!
In ihrem Arm der Götterknabe, mild
Erquickt durch ſie, an ihrer keuſchen Bruſt
Des Lebens Fülle ſaugend — ach zu ſchwer
Wird ihrem Herzen, fromm, und ſtill und weich,
Die Seeligkeit des Himmels, die ſie fühlt!
In ſanfte Wehmuth ſchmilzt's der heiße Drang;
Und ſtill, in ſüßen Thränen löſt es ſich.
Sie ſenkt den feuchten Blick noch inniger
Hin auf das Knäblein, flüſternd durch die Nacht:
„Du, den ein Engel mir, den Herrn der Welt
Verkündet, Du, o Du, in Niedrigkeit
Und Angſt gebohren, gleich des Dürft'gen Sohn!
Dein erſtes Bett ein Kripplein, duftend Heu.
Du holder Knabe! ach! mit Schaudern nur,
Ich nenn' es nicht, ich ahnd' ich faß es nicht,
Fühl ich mich Mutter Dir, dem Herrn der Welt.

Und nun—! unſicher vor Herodes Schwerdt,
Im öden Wald, ein Flüchtling, ach ſo früh!
Umrauſcht dein zartes Haupt die feuchte Luft
Der Mitternacht — ach! — ſchutzlos, Du der Herr?
Weh mir! es wankt mein Glaub' im Mutterharm;
Hat nur ein ſtolzer Traum mein Herz erhoht? —
O Du mein Knäblein, bleibt Dein Leben nur!
Sey Herr der Erde, wen als Erſtling nicht
Ein zärtlich Weib in Lieb' und Weh geſäugt!"

Da rührt der Engel ihre Stirn, und ſtärkt
Ihr zagend Herz; Maria ſchaut empor:
In holder, hehrer, irdiſcher Geſtalt,
Wie ihn Maria einſt, verkündend ihr
Den Herrn der Welt, erblickt, ſchwebt Gabriel
In ſanftem Glanz, und haucht ihr freundlich zu:

„O fürchte nicht, Maria! Schaue hin
„In jene Schatten! — " Gläubig wendet ſie
Den Blick ihm nach: und in den Schatten wird
Es licht und lebend; wie im Spiegel ſchaut
Sie, hell, in männlich hoher Majeſtät
Des Sohnes Wandel; hört im leiſen Wehn
Von dort herüber Engelſtimmen, fühlt
In ſtiller Bruſt die Herrlichkeit des Herrn,

Und betet an — „Verſtehſt Du, Endliche!
„Den Tag des Herrn, die Hoheit ſeiner Macht,
„Die Würde nun, für die ihn Gott bewahrt?"
Spricht ſanft der Engel. — „Laß mich — ſteht ſie leiſ' —
„O laß mich ſehn, was dort in dichterer Nacht
Der blut'ge Flor des düſtern Nebels deckt!
Es ſchlägt mein Herz ſo unruhvoll dahin."

„Vollende nicht! ruft ernſter Gabriel:
„Nicht trägt Dein weiches Herz den fernen Blick
„In jene Nacht; doch trägt es dieſe Nacht
„Dereinſt voll hohen Glaubensmuth. — Heil Dir!
„Gebenedeyt vor Tauſenden biſt Du,
„Des Lichts zu pflegen das der Herr Dein Gott
„Für ſeine Welt entzündet! Wärme ſtill
„An ſeiner Flamme Deine Mutterbruſt,
„Und lieb', und hoff' und glaube!" — Sanft verſchmolz
Des Engels irdiſche Geſtalt in Duft
Und helleres Glänzen. — Matt und träumend ſank
Marias Haupt auf ihre heiße Bruſt;
Und lächelnd legt, im leiſen Traum, das Kind
Die zarte Hand auf ihre ſanfte Stirn.

II.

Gedichte.

Vorwort.

Berlin, Mittwoch 27. Aug. 1806.

Im Julius Stück des Teutschen Merkurs, befindet sich eine Uebersetzung der 7ten Ode aus dem 4ten Buche des Horaz. Diese Ode ist nun schon so oft und von so vielen Dichtern übersetzt worden, daß es ferner kaum möglich ist, neue Wendungen dabei anzubringen. Inzwischen ist es vielleicht interessant, die verschiedene Manier verschiedener Dichter zu vergleichen. Einzig aus diesem Grunde, übersende ich hieneben eine abermahlige Verteutschung gedachter Ode, und stelle, ohne alle Zudringlichkeit und Eigenliebe von meiner Seite, es lediglich dem Herrn Redacteur anheim, ob auch meine, freilich sehr freie, Verteutschung etwa verdienen möchte, im Merkur abgedruckt zu werden.

v. Held.

* * *

Lebensweisheit.

(Nach Horazens siebenter Ode im vierten Buche.)

1.

Alles eilt! Der Nordwind zieht
von den jungen Keimen,
und die grünt Wiese blüht
neben grünen Bäumen.
Zephyrs Hauch läßt Gras und Blatt
jeder Flur entsprießen;
Läßt die Ströme, sanft und glatt,
in das Weltmeer fließen.

2.

Schönheit, Jugend, Anmuth gehn
neugeschmückt mit Kränzen,
aus den Thälern auf die Höh'n,
leichtgeschürzt zu Tänzen.
Aber — schnell ist unserm Blick,
Dieser Chor entflogen!
Denn es wird kein dauernd Glück,
Menschen zugewogen.

3.

Frühlingswesle gleiten kaum
längs der starren Erde,

als zum höchſten Himmelsraum
ſchon die Sonnenpferde
Phöbus treibt. Autumnus leert
dann ſein Füllhorn nieder;
und mit rauhem Froſte kehrt
bald der Winter wieder.

4.

Doch! Es mag in der Natur
Blühn mit Welken ſtreiten! —
Ew'ge Jugend ſtellt die Uhr,
wälzt das Rad der Zeiten.
Wir nur — blühn wir ſterbend ab,
legen wir den matten
hingewelkten Leib ins Grab,
bleiben Staub und Schatten.

5.

Friedrich ſtarb, der Menſchheit Freund!
Können unſre Klagen
Ihn, den Deutſchland noch beweint,
wohl nach Zukunft fragen?
Zukunft! — O! wer bürgt dafür?
Laßt uns heut genießen!
Ehe der Empfindung Thür,
ſich auch uns wird ſchließen.

Viel Unterſchied. O! zur Entkörperung,
Denkt man mit achtzehn, iſts noch immer Zeit genung.
Mit acht und dreißig wird man frommer.
Allein der weiſe Alkaheſt
Belehrt ſie, daß ſich hier nichts übereilen läßt.
Das groſſe Werk kan nur durch viele Stufen
Zur Zeitigung gedeyhn. Die erſte iſt; den Geiſt
Von aller Würkſamkeit zum Ruhen abzurufen.
Die zweyte: nach und nach ihn von der Sinnlichkeit,
Von allem, wo wir uns den Thieren ähnlich finden,
Selbſt vom Bedürfniß, los zu winden.
Die dritte Stufe— Doch, ſo weit
Kam unſer Pärchen nicht. Denn leider auf der zweyten
Schon auf der zweyten glitſcht der Fuß den guten Leuten.
Auch iſt der Schritt ein wenig dreiſt
Wenn man es recht bedenkt. Verwickelt
Im Stoffe, wie wir ſind, verſtümmelt und zerſtückelt
Man leichter ſich, als daß man los ſich reißt.
Zum mindſten iſt den Candidaten
Des Geiſterſtands zu kaltem Blut
Das Eile langſam! anzurathen:
Denn hier thut Eilen ſelten gut!

* * *

Herr Alkaheſt, um beym Entkörprungswesen
Recht ordentlich zu gehn, fieng mit der Tafel an.

Aſpaſia

6.

An der Freude Hand gelebt! —
Dies nur kann dem Edlen,
Der nach unſerm Gute ſtrebt,
ſeine Gier verderben.
Lebenswünſche ſind zu ſpät,
wenn, mit ſchnellen Streichen,
uns des Todes Senſe mäht,
zu der Vorwelt Leichen.

7.

Witz und Gold und Tugend nicht,
können vor ihm retten;
Denn ſein weiter Hieb zerbricht,
ſelbſt des Herzens Ketten.
Und umſonſt weint dann Petrarch
Lauren Klagelieder;
fallen an des Bruders Sarg,
Zähren treuer Brüder.

III.

Reminiscenzien. *)

Meminisse juvabit.

1.

Natürliche Religion.

Anrede an Gott.

(Nach dem Franz.)

Sey selbst Priester und Herr. Erbau' Dir im Herzen Altäre.
An den nämlichen Zügen erkenne Dich Alles als Vater. —
Bald wird das Auge der Welt, das Dein ewiges Feuer belebet,
Im unermeßlichen Raum Dir nur einen Tempel geweiht seh'n.

*) Folgende Bruchstücke, Gedankenspäne, Denkzettel, Hints oder wie man es nennen mag, sind uns von dem ehrwürdigen Greise mitgetheilt worden, den unsere Leser schon in dem Julius-Stück des N. T. M. No. 7. kennen lernten. Die metrischen sind unter gewisse Rubriken geordnet. Wir wählen

Vertrauen auf Gott.

(Nach dem Franz.)

Der den raſenden Stürmen des Meeres ein Ziel ſetzt, der wird auch
Fromme gegen die Rotten Gottloſer vertheidigen können. —
Voll Vertrauens auf ihn, und, eingedenk heiliger Pflichten,
Fürcht' ich nur Gott, und kenne and're menſchliche Furcht nicht.

Göttliche Güte.

(Nach dem Franz.)

Es ſey, daß ſanfter Schlaf die müden Augen ſchließe;
Es ſey, daß heit'rer Tag den Himmel dir vergülde;
Es ſey, daß du erſchöpft nach neuer Nahrung lechzeſt.
Und matten Leib dazu der heiße Hunger ſporne;
Es ſey, daß ſüßer Trieb der Liebe dich bezwinge,
Du neue Weſen ſchaffſt, nach deinem Tod zu leben; —
So zeigt ſich überall des großen Gottes Güte. —
Er hat mit jeder Noth dir eine Luſt vereinet.

gleich die erſte und werden ein andermal aus einigen andern noch verſchiedenes mittheilen. βουλὴ γερόντων. B.

Allgegenwart Gottes.

(Nach dem Engl.)

Wie verloren für die Vernunft, für männliches Denken,
iſt, der einſam zu ſeyn ſich glaubet, wenn er allein iſt. —
Unſre Vernunft und Gott und Engel ſind uns dann am nächſten,
wenn die Anderen alle am weit'ſten von uns entfernt ſind.

Gotteslängner.

(Nach dem Franz.)

Liebe, die Alles beſeelet, glaubt von Herzen die Gottheit; —
Und nur, der nicht liebt, verläugnet beglückende Weſen.

Beſondere Uebereinſtimmung.

Zween der häßlichſten Männer haben durch trotziges Läugnen
anerkannter Wahrheit berühmt ſich zu machen geſtrebet. —
Balthaſar Becker läugnete kühn das Daſeyn des Teufels
L. L. e läugnet ſogar die Wirklichkeit Gottes.

Glaubensformen.

(Nach dem Engl.)

Nicht von der Gnade Durchdrungene zanken ſich wegen des Glaubens. —

Der iſt auf rechtem Wege, der im Leben ihn wandelt.

Weiſe Duldung.

(Nach dem Franz.)

Zolge der Religion, die deine Väter dir ließen. —
Warum beunruhigt dich derſelben Geheimniſſe Dunkel? —

Sie iſt ein Zügel dem Volke, den man billig verehret. —

Duld' als Bürger, was dir als Menſch nicht ſonderlich frommet.

2.

Vom Tauſchhandel der Länder.

Man ſetze den Fall: Das Land A lieferte an das Land B Kunſtwerke, und letzteres bezahle ſie mit Lebensbedürfniſſen, welche bey ihm in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden ſind, daß ſie bey ihm nicht vernutzt werden können; — Der Künſtler, welcher die Kunſtwerke hervorbringt, verdiene alljährlich tauſend Gulden; — So viel werde aber auch

auch zu seinem Lebensunterhalte im Lande A erfordert; — Der Landbauer, welcher die Lebensbedürfnisse produciret, verdiene alljährlich hundert Gulden; — Es werde aber auch nicht mehr erfordert, um ihm im Lande B den Lebensunterhalt zu verschaffen.

Hieraus ist klar: daß, während bey diesem Tauschhandel das Land B im Lande A einen Menschen Lebensunterhalt verschafft, dieses Land A im Lande B dergleichen an zehn Menschen darbietet; Und wenn in der Bevölkerung die wahre Stärke und der Wohlstand des Landes zu suchen ist, bei diesem Verkehre das Land B mehr, als das Land A, gewinnen muß.

Man könnte sagen: Das Land B möge selbst diese Kunstwerke hervorbringen, und so der Hülfe des Landes A entbehren. Allein, da es für jetzo noch nicht zu dieser Hervorbringung geeignet ist, so wird solches in der Folge es noch weniger thun; wenn es sich nicht Muster zu solchen Kunstwerken aus der Fremde kommen läßt, solche nachahmt; und nach und nach auch hierin die Vollkommenheit des Landes A erreichet.

3.

Atheisten.

Wenn der mir bekannte De Lalande alle diejenigen, welche nicht zur katholischen Religionspartei gehören, in seinem Wörterbuche für Atheisten erklärt, so muß man sich darüber nicht verwundern, vielmehr es als ein Muttermal ansehen, das ihm von der Kirchenpartei, in welcher er erzogen worden ist, übrig geblieben ist.

Der Nachahmer des Phädrus, Pater Desbillons, behauptete mir ernstlich, daß Erasmus von Rotterdam ein Atheist gewesen sey. Die Folioausgabe von dessen Werken lag vor uns, in welcher sein Unterricht für einen Fürsten und die Bemerkungen über die Episteln des St. Pauls und das Gebet des Herrn enthalten sind.

Pater Desbillons bewies seinen Satz dadurch, daß er sagte: Der Pabst Leo habe dem Erasmus einen Cardinals-Hut angeboten, wenn er seinen Irrthümern entsage. Er habe aber, ihn anzunehmen, sich geweigert.

Ich erwiederte: wenn Erasmus ein Atheist gewesen wäre, habe er ihn angenommen. Denn, nach der von Robertson uns aufbewahrten Anekdote war es sehr zweifelhaft, ob Leo ein Christ gewesen ist.

Für einen Atheisten hatten den Pabst Leo jedoch die Römer nicht gehalten, sondern für einen eitlen Mann, welcher sich mit Possenreißern erlustigte. Nach dem bekannten Epigramm:

Sixtum lenones, Julium rexere cinaedi,
imperium vani scurra Leonis habet.

IV.

Ueber die Zeiten der Zuſtandswörter. *)

Mag der Begriff des Zuſtandes auch noch ſo verſchieden beſtimmt werden; immer bleibt doch ſo

*) Der Verfaſſer, jetzt Lehrer an der Domſchule zu Marienwerder, iſt den Leſern des Merkurs und auch dem großen Publicum ſchon vortheilhaft durch ſeine Gedichte bekannt, in welchen er ſich als ein Mann von zarter Empfindung und lieblicher Phantaſie empfohlen hat. Hier erſcheint er auch als ein ſcharfſinniger Sprachforſcher. Sein Geſichtspunct über die Natur der Zeitverhältniſſe iſt, wenn auch nicht ganz neu, doch feiner gefaßt und dargeſtellt, als bei manchen ſeiner Vorgänger. Er hat ſeine Gränzen weder ſo weit, wie Harris, noch ſo enge, wie Beauzée, geſteckt. Da er ſich, wie er meldet, jetzt mit einer allgemeinen Grammatologie (?) beſchäftigt, ſo iſt dies als Probe anzuſehen, und zu beurtheilen. Seine Abſicht geht dahin, die Sprache auf einen mathematiſchen Geſichtspunct zu bringen, oder zu zeigen, daß der Geiſt auf Sprache und Mathematik faſt denſelben Stempel drückte. Nur auf dieſe Weiſe kann man vielleicht denen mit Nachdruck begegnen, welche, um den Kopf der Jugend aufzuräumen, der Mathematik auf Koſten des Sprachſtudiums in ihren Schulreformen und Normen viel zu viel Gebiet abtreten.

B.

viel gewiß, daß er ohne ein Innewerden der Seele (von dem Verhältniſſe irgend einer Eigenſchaft zu einer Sache) nicht möglich iſt. Alle Functionen des Geiſtes gehören aber in ſo fern der Zeit an, als ſie in ihr entſtehen, dauern und ſchwinden. Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, daß jeder Zuſtand mit der Zeit, als welche ſeinem Daſeyn zur Baſis dient, im Verhältniſſe ſtehe, und daß ein jedes Verbum, als beſonderes Zeichen für einen beſonderen Zuſtand, für jene Zeitverhältniſſe verſchiedene Formen haben müſſe. Die latein. Grammatiker haben dieſe Formen Zeiten genannt. Richtiger ſollten ſie wohl Zeitformen des Zuſtandswortes heißen. Die Verſchiedenheit dieſer Formen muß in der Verſchiedenheit der Zeit ſelbſt begründet ſeyn.

Nun aber erſcheinen der Vernunft in dem Begriffe der Zeit, als eines unabläſſig fortwogenden Ganzen vorzüglich 3 hervorſtechende Puncte,

1) der, worauf ſie, als Kind der Zeit, ſelbſt ſteht, in dem Augenblicke, wo ſie ſich ſelbſt als Erſcheinung in der Zeit erkennt. Das iſt die Gegenwart. (Tempus praesens.)

2) Der, welcher dem erſten als ein vorangegangener, gleichſam als Anfangspunct der Zeit, ge-

Aſpaſia aß und trank nach Scrupel und nach Gran,
Und nur was ihr der Weiſe ausgeleſen.
Nichts was nicht fein und leicht, und geiſtig, kurz
so nah
An Nektar und Ambroſia
Als möglich war, der ächten Geiſterſpeiſe.
Dem Schlummer brach er gleicher Weiſe
Die Hälfte ab; zumal beym Mondenſchein
In ſchönen warmen Sommernächten.
(Nur ließ er ſie alsdann, aus Vorſicht, nie allein.)

* * *

Wir ſelbſt geſtehn, wir ſind den Sommernächten
Beym Mondſchein gut. Doch unmasgeblich dächten
Wir, daß von unſerm frommen Paar
Die Hälfte ſtets dabey entbehrlich war.

* * *

Der Mondſchein hat dies eigen, wie uns däucht:
Er ſcheinet uns die Welt der Geiſter aufzuſchlieſſen.
Man fühlt ſich federleicht,
Und glaubt in Luft dahin zu flieſſen;
Der Schlummer der Natur hält rings um uns herum
Aus Ehrfurcht alle Weſen ſtumm:
Und aus den Formen, die im zweifelhaften Schatten
Sich tauſendfältig miſchen, wandeln, gatten,
Schaft unvermerkt der Geiſt ſich ein Elyſium.
Die Werktagswelt mit allen ihren Scenen
Verſchwindet dann. Ein wolluſtreiches Sehnen

rade entgegenſteht. Alles, was zwiſchen dieſem Anfangs- und dem Gegenwartspuncte liegt, iſt die Vergangenheit. (Tempus praeteritum, perfectum. *)

3) Der dem Gegenwartspuncte als etwas Nachfolgendes, gleichſam als Endpunct gegenüber liegende. Was zwiſchen dieſe beiden Puncte fällt, iſt die Zukunft (tempus futurum).

Alles, was der Zeit angehört, muß in irgend einem von dieſen drei Haupttheilen derſelben vorhanden ſeyn. Da aber die Zeit im Ganzen, wie eine geometriſche Linie, unter dem Bilde einer Reihe von fortgeſetzten Puncten gedacht werden muß; ſo müſſen natürlich die übrigen Puncte derſelben ſich durch die nähere oder weitere Entfernung von den oben gedach-

*) Man hat die Benennung temp. perfectum oft, aber gewiß mit Unrecht getadelt. Tempus perficitur heißt: die Zeit wird vollbracht, gleichſam mit Thaten ausgefüllt, ſo daß jeder Zeittheil auch ſeinen Antheil an der Thätigkeit des Menſchen hat. Wenn aber die Zeit überhaupt dem Vernünftigen ein Repoſitorium ſeiner Thaten ſeyn ſoll; ſo iſt es wohl keine des Menſchen würdigere Benennung der Vergangenheit, als die, welche zugleich an dageweſene Thätigkeit erinnert.

ten drei Hauptpuncten merklich von einander unterſcheiden: aber auch eben darum ſtehen alle Erſcheinungen in ihr mit einander in wechſelſeitigem Verhältniſſe.

So wie die vier Hauptwinde den bekannten 32 zur Grundlage dienen, ſo entſtehen auf eine ähnliche Weiſe aus jenen drei Hauptzeiten ebenfalls mehrere. Man denke ſich zu dieſem Zwecke die Zeit unter dem Bilde einer Linie, in welcher die oben genannten drei Hauptzeitpuncte bezeichnet ſind. *) Geſetzt nun, es ſtünde ein Subject auf dem Gegenwartspuncte, einzig und allein mit dem Bewußtſeyn ſeines gegenwärtigen Zuſtandes erfüllt; ſo wäre es in der reinen Gegenwart. Trüge aber das auf dieſem Puncte ſtehende Subject mit dem Bewußtſeyn der Gegenwart auch das der Vergangenheit oder der Zukunft in ſich, ſo befände es ſich in einer gemiſchten Gegenwart. Im erſten Falle wäre es Gegenwart mit Vergangenheit (tempus praesens cum praeterito), im zweiten Gegenwart mit Zukunft (temp. praes. c. futuro).

Auf dem Puncte der Vergangenheit und Zukunft können wir nie wirklich ſeyn. Auf jenen führt

*) V G Z

uns das Gedächtniß, auf diesen die Phantasie. Versetzen wir unser Seyn auf den Vergangenheitspunct zurück, erfüllt mit dem Bewußtseyn, welches wir auf demselben Puncte von unserm Zustande hatten: so sind wir in der reinen Vergangenheit. Wird dieß Bewußtseyn begleitet von dem eines Zustandes aus der Gegenwart; so ist das die Vergangenheit mit Gegenwart (tempus praeter. c. praes.) Gesellt sich auf jenem Puncte das Bewußtseyn eines künftigen Zustandes zu uns; so ist das Vergangenheit mit Zukunft (temp praet. c. fut.) Diese beiden letzteren Arten der Vergangenheit machen die gemischte aus.

Trägt uns die Phantasie auf den Zukunftspunct hinaus, und sind wir uns dabei unsers Seyns in der Zukunft allein bewußt; so sind wir in der reinen Zukunft. In Begleitung von dem Bewußtseyn der Gegenwart wird sie eine Zukunft mit Gegenwart (temp. fut. c. praes.) Mischt sich dazu das Bewußtseyn der Vergangenheit; so wird es eine Zukunft mit Vergangenheit (temp. fut. c. praes.) Aus beiden besteht die gemischte Zukunft.

Weil aber die Vergangenheit und Zukunft, indem sich beide in das Unendliche verlaufen, jene keinen

beſtimmten Anfangs-, dieſe keinen feſten Endpunct hat; ſo kann uns bei erſterer das Gedächtniß noch über den angenommenen Anfangs- bei letzterer die Phantaſie noch über den angenommenen Endpunct hinaustragen. Daraus entſpringt noch eine Art von gemiſchter Vergangenheit und Zukunft. Wenn ſich nämlich auf dem angenommenen Vergangenheitspuncte das Bewußtſeyn einer noch frühern Vergangenheit in uns regt, ſo iſt das Vergangenheit mit Vergangenheit (temp. praet. c. praet.) Leuchtet dem Geiſte auf dem angenommenen Zukunftspuncte ein noch fernerer Punct der Zukunft vor; ſo entſteht dann eine Zukunft mit Zukunft (temp. fut. c. fut.)

Dies angewandt auf die Verba, ſo ſollte in einer vollkommenen Sprache jedes Verbum für ein jedes dieſer ſo eben entwickelten Zeitverhältniſſe eine beſondere Form haben. Alſo

1) für das praesens simplex. Dadurch würde angezeigt das Seyn des Subjects in der Gegenwart mit dem Bewußtſeyn eines gegenwärtigen Zuſtandes. Z. B. Ich ſchreibe

2) f. d. praesens cum praeterito. Dadurch würde angezeigt das Seyn des Subjects in der Gegenwart mit dem Bewußtſeyn eines vergan-

genen Zuſtandes. Z. B. Ich habe geſchrieben, bin einer, der ſchrieb.

3) f. d. praesens c. futuro. Dadurch würde angezeigt das Seyn des Subjects in der Gegenwart mit dem Bewußtſeyn eines künftlich Zuſtandes. Z. B Ich bin einer der ſchreiben wird, bin im Begriffe zu ſchreiben.

4) f. d. praeteritum simplex. Dadurch würde angezeigt das Seyn des Subjects in der Vergangenheit mit dem Bewußtſeyn eines auf demſelben Puncte vergangenen Zuſtandes. Z. B. Ich ſchrieb, war einer der ſchrieb.

5) f. d. praeteritum c. praeterito. Dadurch würde angezeigt das Seyn des Subjects mit dem Bewußtſeyn eines noch früher vergangenen Zuſtandes. Z. B. Ich hatte geſchrieben, war einer, der geſchrieben hatte, d. h. der ſich des Zuſtandes des Schreibens bewußt geweſen, noch ehe er das: ich war von ſich ausſprach.

6) f. d. temp. praeteritum c. praesente. Dadurch würde ausgedrückt das Seyn des Subjects in der Vergangenheit mit dem Bewußtſeyn eines gegenwärtigen Zuſtandes. Z. B. Ich war einer, der ſchreibt.

7) f. d. temp. praeteritum c. futuro. Dadurch würde ausgedrückt das Seyn des Subjects in der Vergangenheit mit dem Bewußtſeyn eines künftigen Zuſtandes. Z. B. Ich war einer, der ſchreiben will, ich wollte ſchreiben.

8) f. d. futurum simplex. Dadurch würde angezeigt das Seyn des Subjects in der Zukunft, mit dem Bewußtſeyn eines auf demſelben Puncte der Zukunft ſtehenden Zuſtandes. Z. B. Ich werde ſchreiben.

9) f. d. temp. futurum c. futuro. Dadurch würde ausgedrückt das Seyn des Subjects in der Zukunft mit dem Bewußtſeyn eines in noch ſpäterer Zukunft liegenden Zuſtandes. Z. B. Ich werde ſeyn einer, der ſchreiben wird, der im Begriffe ſeyn wird, zu ſchreiben.

10) f. d. temp. futurum c. praesente. Dadurch würde ausgedrückt das Seyn des Subjects in der Zukunft mit dem Bewußtſeyn eines gegenwärtigen Zuſtandes. Z. B. Ich werde ſeyn einer der ſchreibt, d. h. wie einer der ſich in dieſem Augenblicke des Zuſtandes des Schreibens bewußt iſt.

11) f. d. temp. futuri c. praeterito. Dadurch würde ausgedrückt werden das Seyn des Subjects in der Zukunft, mit dem Bewußtseyn eines vergangenen Zustandes. z. B. ich werde seyn einer, der schrieb.

Wenn diese Ansicht der Zeit auf einem natürlichen und wahren Grunde erbaut wäre, und alle Zeitverhältnisse umfaßte, in welchen ein Zustand möglich ist; so wäre ohnstreitig durch sie für die specielle Grammatologie nicht wenig gewonnen. Die vorhandenen Zeitformen des Verbums könnten dann in jeder Sprache leicht nach diesem Schema geprüft und der wahre Inhalt ihrer Bedeutungen genau bestimmt werden. Vorzüglich würde sich daraus eine richtigere Ansicht der latein. Zeitfolge ergeben, als die so mangelhafte bisherige. Vielleicht dürfte sich auch hieraus ein etwas deutlicheres Licht über die bisher noch so sehr im Düstern gelegenen griechischen Zeiten verbreiten. Wenigstens läge in dieser Ansicht ein Beweis, daß ein schon so lange erörterter Gegenstand noch nicht ins Reine gebracht ist.

Marienwerder
in Westpreußen.

J. S. Rosenheyn.

V.

Römiſche Briefe. *)

XI. Brief, aus Rom.

Ich bin nun hier ganz eingewohnt. Ich habe völlig die hieſige Lebensweiſe angenommen und befinde mich wohl dabei.

*) Dieſe Probe eines Gemäldes aus der glänzendſten, wenn auch nicht glücklichſten Periode Roms von der Hand eines Meiſters in alter und neuer Kunſt wird gewiß viele Leſer dieſer Zeitſchrift auf die Mittheilung des Ganzen begierig machen. Das Werk wird den Titel führen: Römiſche Briefe, oder Briefe des Mortomannen Marbod aus Italien geſchrieben in den Jahren Roms 738 bis 748 und 774 bis 792, von Auguſt v. Rode. Die Leſer werden, ohne unſern Fingerzeig, wohl ſelbſt finden, daß hier nicht blos von einer antiquariſchen Moſaick, wie etwa in Meierotto's gelehrten Schrift, über Sitten der Römer, eine Probe gegeben werde, ſondern auch von einer hiſtoriſchen Compoſition mit lebendiger Phantaſie und Darſtellungsgabe die Rede iſt. Dies verſpricht die Reihe einer anziehenden Lectüre, hat aber freilich auch auf der andern Seite ſeine Bedenklichkeiten und kritiſche Klippen, die aber der erfahrne Steuermann leicht zu

Vor Anbruch des Tages beginne ich mein Tagewerk, und folge dem Rathe Tiro's, meinem Geiste durch Lesen und Nachdenken auf den ganzen Tag Schwung und Richtung zu geben. Zur gehörigen Stunde finde ich mich bei den Morgenbesuchen meiner Gönner und Beschützer fleißig ein; zumal beim Stadtpräfect Statilius Taurus. Dann hat das Marsfeld seine Reihe.

Außer der Gelegenheit zu allen körperlichen Uebungen, gewähret es mir noch den größten Vortheil, mit der Römischen Jugend je mehr und mehr bekannt zu werden. Meine Lehrer in allem was Wissenswerth ist, dürfen auch nicht über Vernachlässigung klagen. Mit ihnen besuche ich die öffentlichen Bibliotheken, deren es jetzt mehrere hier giebt. Die erste wurde im Vorhof des Tempels der Freiheit *a*) vom Asinius Pollio, einem der bedeutendsten Staatsmänner und Gelehrten, der hoch in des Kaisers Gunst angeschrieben steht, gestiftet *b*). Neuerlich hat der Kaiser selbst noch eine neue, neben

ergründen und zu vermeiden wissen wird. Er steuert nicht zum erstenmale um Tänarus. B.

a) Ovid. Tri. III. Cl. I. 7.

b) Plin. XXXV. 2.

dem Tempel Apollo auf dem Palatiniſchen Berge angelegt c). Es ſind dieſe Bibliotheken große Säle mit Nebenzimmern. Was nur die ſchönſten Geiſter der Griechen und Römer gedacht und durch die Schrift bleibend gemacht haben, wird hier auf beſchriebenem Pergamente oder Papierrollen in Schränken aufbewahrt. Jedem wird der Gebrauch davon geſtattet. Bildniſſe großer Dichter, großer Philoſophen, und Geſchichtſchreiber der Vorzeit ſchmücken nicht nur dieſe Sammelplätze der edelſten Ueberreſte verſtorbener, ſo wie der edelſten Erzeugniſſe noch lebender Weiſen; ſondern geben ihnen auch eine Art von Heiligkeit. Mit Ehrfurcht, gleichſam als ob man vor jenen Unſterblichen ſelbſt erſchiene, tritt man hinzu. Man findet hier zu jeder Stunde des Tags Männer, deren Geſellſchaft man nie unbelehrt verläßt. Die Schauſpiele, die Thermen, die Gaſtmäler, die Spaziergänge und Geſellſchaften eignen ſich gleichfalls einen Theil meiner Zeit zu. Freilich bleibt da nur wenig zum Buchſtudieren übrig; deſtomehr habe ich aber auch Gelegenheit, den Menſchen ſelbſt in allen ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen kennen zu lernen. Laß dir hier eine kleine Probe meines Fleißes gefallen. Ich will

c) Suet. Act. 29.

Schwellt ſanft das Herz. Befreyt von irdiſcher Begier
Erhebt die Seele ſich zum weſentlichen Schönen,
Und hohe Ahnungen entwickeln ſich in ihr.

* * *

Es ſey nun was ihr wollt — denn hier es zu entſcheiden
Iſt nicht der Ort — es ſey ein ſüſſer Selbſtbetrug,
Es ſey Realität, es ſey vermiſcht aus Beyden,
Was dieſen Seelenſtand ſo reizend macht — genug,
Ein Schwärmer, der in dieſem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, ſtill
Und einſam um ihn iſt, platoniſiren will,
Gleicht einem, der bey dunkler Nacht am Rande
Des ſteilſten Abgrunds ſchläft. Auch hier macht Ort und Zeit
Und Er und Sie ſehr vielen Unterſcheid!

* * *

Die zärtlichſte Empfindſamkeit
Bemächtigt unvermerkt ſich unſers Myſtagogen.
Der Geiſt der Liebe weht durch dies Elyſium
Wohin er mit Aſpaſien aufgeflogen.
Er ſchlägt, indem er ſpricht, den Arm um ſie herum,
Und ſchwärmt ihr von der Art, wie ſich die Geiſter lieben,
Die ſchönſten Dinge vor; mit einem Wörterfluß,
Mit einer Glut, daß ſelbſt Ovidius

Corin-

Dir die Römer, wie meine kurze Erfahrung ſie mir zeigt, zu ſchildern verſuchen.

Die älteren vornehmen Römer, welche noch die Republik ſahen, z. B. ein Lepidus, Aſinius Pollio, M. Craſſus, Cn. Cornelius, Quinctilius Varus, Cornelius Balbus u. a. m. haben mehr das Anſehen von Königen, als von Privatleuten. Sie ſtanden einſt in den großten Staatsämtern an der Spitze Roms, das hieß, über alle Könige der Welt erhaben. Das vergeſſen ſie nicht. Und thäten ſie es auch; doch würde ihr unermeßlicher Reichthum ſie mit jedem Augenblicke wiederum an den Abſtand erinnern, der ſich zwiſchen ihnen und den übrigen — den Einzigen ausgenommen, den, ſo ſehr er ſich ihnen auch gleichſtellt *d*), ſie dennoch mit verbiſſenem Ingrimm hoch über ſich fühlen — ſo in die Augen fallend befindet. Auch führen ſie prächtige Hofhaltungen. Ihre Häuſer ſind Paläſte. Sie haben Heere von Sklaven, wovon mehrentheils jeder zu einer eigenen Verrichtung beſtimmt iſt. So viel ſie aber nur können, entziehen ſie ſich der Stadt und halten ſich auf ihren Villen (Landgütern) auf. Dieſe ſollen

d) Gibbon V. p. 168.

ſollen alle Reize der Natur und Kunſt in ſich vereinen.

Hier leben dieſe gekränkten Ehrgeizigen in gelehrter Muße ſich ſelbſt und ihren gleichgeſinnten Freunden. Ihr raſtloſer Geiſt übt ſeine Thätigkeit an den Künſten der Muſen. Sie ſchreiben die Geſchichte ihres thatenreichen Lebens; oder athmen in Heldengedichten oder Trauerſpielen die Geſinnungen ihrer republicaniſchen Seelen aus. Mehrentheils haben ſie einen griechiſchen Philoſophen in ihrem Gefolge. Gelehrte Sklaven aber zu Vorleſern, ſind etwas allgemeines.

Ihre Kinder ſind ſchon aus biegſamerem Stoffe. Durch Erziehung und frühe Bekanntſchaft mit der Welt zur Klugheit gebildet, fügen ſie ſich in die Umſtände. Die Aufmerkſamkeit, welche ihre Väter ſonſt, zur Erreichung ihrer ehrſüchtigen Abſichten, dem vielköpfigen Volke widmeten, die richten ſie jetzt auf Ihn, von deſſen Willkühr allein alles abhängt. Frühzeitig verlaſſen ſie das väterliche Haus; denn ſechzehn Jahr Kriegsdienſte ſind für jeden Römer Pflicht. Sie ſchließen ſich an die in die Provinzen gehenden Legaten, Proconſulen und andere Staatsbedienten als Gefährten *e)* an; dienen

e) Suet. Jul. 42. Clav. Cicer. Ernesti V. Contubernalis.

unter den Augen derſelben, machen ſich brauchbar in dieſer Schule der Zucht und Tapferkeit, und gründen ſich einen guten Namen, indem ſie, bei abgeſchliffenen Sitten, außer Bekanntſchaft mit den Geſchäften noch Kenntniß der Länder und Menſchen mit nach Hauſe bringen. Oft haben ſie ſich vorher auch ſchon einige Jahre in Griechenland, zur beſſern Erweckung ihrer Fähigkeiten, und zur Ausbildung ihres Geiſtes aufgehalten. Nichts kann feiner und artiger ſeyn, als dieſe jungen Römer. Ihr Weſen iſt anſtändig, ungezwungen; Ihr Kopf hell. Ein Herz ſchlägt in ihren Buſen. Dabei fehlt es ihnen aber ſo wenig an der Gabe, das was ſie denken, gefällig zu ſagen; als an der Kunſt, des Lebens zu genießen; noch auch an Vermögen die Wünſche ihrer Seele zu vergnügen *f*). Ihr Umgang iſt mir Genuß. Er athmet eine Urbanität, einen Duft der feinſten Blüte der Empfindung und des Witzes, welche ſich mehr empfinden, als beſchreiben läßt. Fröhlichkeit belebt ihre geſelligen Vergnügungen. Bekränzt würfeln ſie beim Weine um die Herrſchaft während des Mahls. Der höchſte Wurf macht zum König *g*). Dieſer erläßt dann allerlei ſpaßhafte

f) Hor. I. Ep. IV. 6.

g) Hor. I. Od. IV. 18.

Verordnungen. Der Eine muß ein Liedchen singen *h*); ein Anderer seine Herzensgeschichte erzählen *i*); ein Dritter so viel Becher leeren, als in dem Nahmen seines Mädchens oder Freundes Buchstaben enthalten sind; *k*) oder als es an der Zahl Huldgöttinnen *l*) giebt, und so dergleichen mehr. Freilich gleichen nicht alle diesem Gemälde. Es giebt Ausnahmen.

So ist ein gewisser Vedius Pollio nicht minder wegen seiner Unmenschlichkeit, als wegen seines Reichthums berüchtiget. Einst speist bei ihm der Kaiser, dessen Creatur er auch eigentlich ist; denn vom Freigelassenen erhob er ihn zum Ritter. Der Mundschenk zerbricht einen krystallenen Pokal von seltener Schönheit. Gleich verurtheilt ihn Vedius, den Muränen in seinem Teiche zur Speise zu dienen. Der Schuldige fleht des Kaisers Mitleid an, und nicht vergebens; aber Vedius bleibt unerbittlich. Endlich muß der Kaiser sein ganzes Ansehen gebrauchen; zur Strafe aber läßt er zugleich

h) Tac. Ann. XIII. 15.

i) Hor. I. Od. XXVII. 10. etc.

k) Mart. I. 72. XI. 36.

auch alles koſtbare kryſtallene Geſchirr des Vedius zertrümmern. *l*)

Auch der gemeine Mann zu Rom zeichnet ſich vortheilhaft aus. Der Nahme Römiſcher Bürger giebt ihm ein gewiſſes Gefühl eigener Würde. Er glaubt auch für ſeine Perſon Antheil an der eingebildeten Weltherrſchaft zu haben. Die Triumphe der Legionen winden gleichſam auch um ſeine Schläfe den Feldherrnkranz. Dazu kommt noch, daß durch häufiges Anhören ſchöner Reden und Schauſpiele, ſo wie durch Reiſen und Kriegszüge in verſchiedene Welttheile, ſein Kopf an Begriffen und ſeine Sprache an Ausdrücken ſich bereichert, ſein Geſchmack ſich aber einigermaßen gebildet hat. Doch dieſer gemeine Mann zerfällt wegen ſeiner mancherley Beſchäftigungen auch in mancherley Gattungen, auf welche das, was ich eben geſagt habe, nicht anders als in den verſchiedenſten Schattirungen anzuwenden iſt. Da ſind Kaufleute, Mäkler, Unterpächter, Einnehmer; da ſind Soldaten, Gerichtsdiener, Tempelwärter, Landbauer; und endlich Handwerker und Müſſiggänger. Zumal

l) Dio Cass. LIV. 23. Sen. de Ira III. 40. Plin. IX. 39.

dürften der beiden Letzteren Ansprüche in dieser Rücksicht wohl nur sehr beschränkt seyn. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die Thüre der Vornehmen, von denen sie dafür gefüttert werden, zu belagern; diese von Hause abzuholen; sie nach Hause zurückzubegleiten, und auch auf den öffentlichen Plätzen sie nicht zu verlassen.

Stiller häuslicher Betriebsamkeit sind sie ganz unfähig. Man pflegt von ihnen zu sagen: Brod und Circenſiſche Spiele sey der Inbegriff aller ihrer Wünsche. Und noch giebt es, außer diesen, eine Art Menschen hier, welche ich aber, ihrer Grausamkeit wegen, fast Bedenken trage, unter die Menschen zu rechnen. Es sind die Bettler. Um desto eher Mitleid zu erregen, verdrehen sie nicht nur sich selbst abscheulich, und verstellen sich auf das Widerlichste durch ekelhafte Lumpen, aufgeklebte Pflaster, falsche Bucket und Stelzen; sondern — o Greuel! — sie stehlen kleine Kinder ihren Aeltern, mästen sie durch Hunger aus, um ihnen die Gesichtsfarbe des Elendes zu geben, ja verstümmeln, verkrüppeln sie auf das Erbärmlichste, und suchen so durch den herzerschütternden Anblick dieser armen Unglücklichen sich reichlicheren Unterhalt zu verschaffen. *m*)

m) Sen. Controv. V. 33.

Der zahlloſen Fremden aller Nationen erwähne ich weiter nicht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß keiner derſelben ſein Vaterland ganz verläugnet.

Nun ſollte ich Dir noch das ſchöne Geſchlecht ſchildern; allein für heute breche ich ab, um Dich ein andermal mit ausgeruheter Feder davon zu unterhalten.

Lebe wohl!

An Ebendenſelben.

Rom.

Ich habe nicht genau bedacht, was ich Dir verſprach, als ich mich anheiſchig machte, Dir die Römerinnen zu ſchildern. Wer vermag die mannichfaltigen Blumen eines weit ausgedehnten Gefildes zu malen? Mag es ihm auch glücken, Geſtalt und Farbe wieder zu geben, immer wird der Duft — die Seele — ſeinem Gemälde fehlen! Inzwiſchen, mein Wort zu löſen, werde ich thun was ich kann. Mein Zweck iſt treue Wahrheit. Verſchönernder Kunſt bin ich nicht fähig. Verwöhnt durch die Himmelsbläue

des ſanften Auges unſerer Schönen, ſo wie durch ihre goldenen Flechten, fallen uns Deutſchen Roms Töchter, wegen der Schwärze ihres Haares und ihrer Augen, außerordentlich auf. Iſt's doch, als ob Nacht auf ihrer Scheitel ruhe, und feurige Funken ihrem Blicke entſprühen. Ihre Geſichtsfarbe iſt ſelten friſch; ihre Haut aber oft ſo fein, daß ſie durchſichtig ſcheint. Gewöhnlich ſind ſie von Geſtalt weder groß noch klein. Ein ſchlanker Wuchs aber, niedere Achſeln, eine nicht üppige Bruſt, lange Hände, blondes Haar, gelten für die größte Schönheit. *a*) Stärke hingegen, glaubt man, gezieme ſich nur für Fauſtkämpfer. Ehe eine Schöne dieſen ſchimpflichen Vorwurf erduldet, faſtet ſie lieber, als ob ſie etwas verbrochen hätte, wofür ſie büßen müßte; und ſchnürt ſich ein, daß ſie Athem zu ſchöpfen Mühe hat. *b*) Da haſt Du im Allgemeinen die Außenlinien der heutigen Römerinnen. Jene hochgeprieſenen Römerinnen der Vorzeit werden wahrſcheinlich dem Auge auch nicht anders erſchienen ſeyn. Ob ſie aber, dem Innern nach, ſo ganz das Gegentheil von dieſen ihren Nachkömmlingen geweſen ſind? und ob ſie wirklich einen ſo entſchiedenen Vor-

a) Prop. II. El. II. 5 etc.

b) Terent. Eun. Act. II sc. III. 22. etc.

zug vor dieſen behaupten, als viele wähnen? Das magſt Du ſelbſt beurtheilen. Ich will ſie gegeneinander ſtellen.

Vaterland, Gatte, Kinder, füllten — nach allem was ich höre und leſe — einzig die Seele jener alten Römerinnen aus. Sie brachten, wenn bei drängender Noth die öffentliche Caſſe erſchöpft war, freiwillig ihr Geſchmeide dar. *c*) Durch angelegte Trauer ehrten ſie das Andenken großer, um den Staat verdienter Männer. *d*) Einſt als der wilde Starrſinn eines beleidigten Feldherrn (C. Marcius Coriolanus) der Stadt den Untergang drohete, wußte ihr rührender Anblick, ihre eindringende Beredtſamkeit, deſſen ſtolzes Herz zu bezähmen, und in ihn die Geſinnungen eines Sohnes, Gatten, Vaters und Bürgers zurück zu rufen. *e*) Ein ander Mal, als die ganze Stadt in quälender Unruhe über den Ausgang eines Kriegszugs ſchwebte, der über Roms Schickſal entſchied, zogen ſie mit andächtigem Gemüth nach allen Tempeln der Götter umher; ihr frommes Gebet, ihre feierlichen Gelübde,

c) Livius V. 25. 50.
d) Liv. II. 7. 16
e) Plut. Coriol.

ihre feſte Zuverſicht auf göttliche Hülfe, milderten den Kummer der Bürger, ermunterten ſie zu frohen Hoffnungen, und hielten ihren ſchüchternen Muth aufrecht. *f)* Lucretia vom jüngern Tarquin zu ſeinem Willen gezwungen, gab ſich ſelbſt den Tod. *g)* Aber, außer ihren nächſten Anverwandten, ſahen jene Tugendheldinnen niemanden. Jenſeit der Thürſchwelle ward die Welt ihnen fremd. Der Tag verging ihnen im abgelegenen Zimmer im Hofe (in medio aedium *h)* in atrio), beim Weben der Kleider für den Mann und die Kinder. *i)* Sie ergötzte kein Dichter, unterhielt kein Geſchichtſchreiber, belehrte kein Philoſoph. Ihr Gatte war gleichſam das einzige Organ, wodurch ſie ſahen, hörten, dachten, fühlten.

Doch, trotz dieſer Beweiſe von Seelenadel, Patriotismus, Frömmigkeit, Zucht, Sittſamkeit und Häuslichkeit, betrieben ſie auch mit Ungeſtüm in Maſſe die Aufhebung des Oppiſchen Geſetzes, worin ihnen purpurne und bunte Kleider, goldenes

f) Liv. XXVII, 50.

g) Dion. Hal. IV.

h) Liv. I. 57.

i) Deocrat. dial. 29.

Corinnens Kuß nicht feuriger beſchrieben.
„Wie glücklich dieſe Geiſter ſind!
„Wie viel ein Geiſt dadurch gewinnt,
„Daß ihn im Ausdruck ſeiner Triebe
„Kein Körper ſtört! An ihm iſt alles Liebe,
„Und ſein Genuß iſt nicht ein Werk des Nervenſpiels.
„Wie matt, wie unvollkommen mahlet
„In unſern Augen ſich die Allmacht des Gefühls!
„Wenn dort ein Geiſt den andern ganz durchſtralet,
„Ihn ganz durchdringt, erfüllt, mit ihm in Eins zerfließt,
„Und ewig unerſchöpft ſich mittheilt und genießt!
Ach!— ruft er aus und drückt (vor Schwärmen und Empfinden
Des, was er thut, ſich unbewußt)
Sein glühendes Geſicht an ihre heiſſe Bruſt—
Ach! ruft er, welch ein Glück vom Stoff ſich loszuwinden,
Der ſo viel Wonn' uns vorenthält!

* * *

Aſpaſia, in eine andre Welt
Mit ihm entzückt und halb wie er entkörpert, fühlte
So wenig als ihr Freund, daß hier
Der unbemerkte Leib auch eine Rolle ſpielte.
Zu gutem Glück kömmt ihr und mir
Ein Roſenbuſch zu Hülf, in deſſen Duft und Schatten
Sie, in Gedanken, ſich zuvor gelagert hatten.

Geschmeide und Wagen, außer auf Reisen, untersagt waren. *k*) Wegen der goldenen Armbänder und Ringe der Sabiner verrieth eine Tarpeja das Capitol. *l*) Aus Herrschsucht brütete eine Tullia Verrath gegen den eigenen Vater, und fuhr ruchlos über dessen blutigen Leichnam hin! *m*) Geweihete Jungfrauen, eine Minucia, eine Opimia, eine Floronia, eine Aemilia, wurden wegen Unzucht öffentlich verurtheilt, *n*) eine Cornelia aber, Mutter der Gracchen zeichnete sich durch feine Geistesbildung aus; ihre Briefe werden noch jetzt als Muster der schönen Schreibart gelesen. *o*) Dies die alten Römerinnen!

Sucht zu gefallen und Drang nach Vergnügungen scheinen hingegen die Haupttriebfedern der Römerinnen jetziger Zeit zu seyn. *p*) Der Staat ist die Sorge eines Einzigen. Weit umher herrscht Friede. Es fehlt an Gelegenheit, große Tugenden, wie große Laster zu zeigen. Natürlich, da es an

k) Liv. XXX. 1. 2. 5. Val. Max. IX. I, 3.
l) Dion. Hal. II. Liv. I, 11.
m) Dion. Hal. IV. Liv. I, 48.
n) Liv. VIII. 15. XXII, 57. Epit. LXIII.
o) Cic. Brut. 58.
p) Val. Max. IX. I, 3.

wichtigen Gegenſtänden gebricht, muß die Seele ihre Thätigkeit an unwichtigen üben. Anſtatt nach den Kronen des Ruhms, ſtrebt alles nun nach dem Kranze des Vergnügens. Ueberfluß an Reichthum ladet um ſo mehr dazu ein. Dieſer lockt aus der weiteſten Ferne jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft herbei. Körper und Geiſt ſchwelgen, um nicht in tödtender Langenweile zu ſchmachten, zu vergehn.

Der Römerinnen Wohnungen im Hauptgeſchoſſe, nach der Straße heraus, 9) ſind gleichſam Tempel der Ueppigkeit; ſie ſelbſt aber die Götzen. Kunſt und Geſchmack wetteifern, ihren Einfällen zu fröhnen.

Die Jugend ermüdet nicht, ſich mit jedem Reize zu ſchmücken. Nicht zufrieden, alien Zauber, alles Blendwerk des Putzes zu ihrem Vortheile anzuwenden, ruft ſie — um mich hieſiger Ausdrücke zu bedienen — außer den Töchtern der Anmuth auch noch die Muſen zu Hülfe, um jegliche Naturgabe mit Sorgfalt auszubilden. Tanz giebt ihrem Körper anſtändige Haltung und Bewegung: Muſik, ihrer

9) Corn. Nepos, praef.

Stimme *r*) Wohllaut; und beide zusammen gewähr-ten ihnen bei dem angenehmsten Zeitvertreibe zugleich die süßeste Nahrung der Eitelkeit. Auch Dichtkunst und Beredtsamkeit sind nicht ausgeschlossen. Oft dienen sie zwar nur, den Geist mit dem Wahren, Guten und Schönen bekannt zu machen, und Herz und Geschmack zu bilden; doch zuweilen erzeugen sie auch, wo sie günstigen Boden finden, eigene Früchte. *s*) So sind von der Sulpicia, der Tochter des S. Sulpicius, eines der vornehmsten Männer, Gedichte bekannt, welche an Lieblichkeit und Naivetät nichts über sich lassen. *t*)

Das Alter kann sich nicht entschließen, auf die langgewohnten Huldigungen Verzicht zu leisten. So lange es immer kann, hält es die fliehende Jugend und Schönheit noch am Saume zurück. Wirkliche oder eingebildete Mängel zu verbergen oder zu ersetzen, wird die künstlichste Sorgfalt angewandt. Die ekelhaftesten, ja die schmutzigsten Mittel werden nicht verschmähet, um der Weiße der Haut nach-

r) Macr. Sat. II., 10. Prop. I. El. II. 27 etc. II. El. III, 17 etc.

s) Prop. II. El. III. 21 etc.

t) Tib. IV. El. III. V. VII. VIII. X. XI. XII.

zuhelfen, der Wangen verblichene Rosen wieder aufzufrischen, oder entstellende Runzeln auszuglätten. Hat man mich nicht mit Unwahrheit berichtet, so soll bei vielen Damen zu dieser Absicht immer ein Vorrath von Eselsmilch, Stier-, Kälber- und Krokodillmist, von Oel, Gummi, Talg, Hirschmark und Galle aller Arten vorhanden seyn. *u)* Selbst jene beitzende Seife, welche wir aus Talg, Asche und Kräutern zu bereiten, dem Galen abgelernt haben, *v)* um den Haaren die goldgelbe Farbe zu geben, sollen sie aus unserem Vaterlande kommen lassen. *w)* Doch diese Thorheit theilen auch wohl die Jüngern mit den Alten. Der herrschende Geschmack hat sich einmal für blondes Haar entschieden. Die Natur muß also der Kunst weichen; oder man versucht auch wohl gar heimlich, durch künstliche Aufsätze aus theuer erkauftem teutschem Haare (Perüken) zu täuschen. *x)*

Weibe aber, jung sowohl als alt, suchen eine Art von Ruhm oder Vorzug darin, Griechisch zu spre-

u) Plin. XXVIII., 50.
v) Ibid. 51.
w) Ovid. A. A. III., 163. Mart. XIV., 25.
x) Ovid. Amor. I. 14. A. A. III, 165.

chen. *y*) Im Grunde äffen ſie nur den Männern nach. Bei dieſen iſt die griechiſche Sprache ganz vorzüglich im Schwunge, ja ſie iſt in der That eigentlich die Sprache der gebildeten d. i. der vornehmen römiſchen Welt. Die Urſache liegt am Tage. Die Griechen waren von jeher und ſind noch in allem, was Aufklärung und Geſchmack betrifft, der Römer Meiſter. *z*)

Weit gefehlt, wie vormals, eingezogen und bloß mit den nächſten Anverwandten zu leben, beſuchen vielmehr jetzt die Römerinnen unerſättlich Gaſtmäler, öffentliche Spaziergänge, Bäder, Schauſpiele, und eilen von Luſtbarkeit zu Luſtbarkeit, und von einem Zeitvertreibe zum anderen. Keine Rückſicht weder auf Oekonomie, noch auf Geſundheit oder Ruf, ſetzt der Zerſtreuungsſucht Schranken.

Alle häusliche Bande ſind nur locker geknüpft. *aa*) Die Söhne werden noch als Kinder, eigenen mehrentheils griechiſchen Erziehern übergeben, *bb*) und ſe-

y) Juv. VI. 185 etc.
z) Quinct. I, 1.
aa) Cic. pro Cluenf. 70.
bb) Plin. Paneg. 13. De Orat. dial. 29.

hen die Mütter ſelten. Schon im zwölften Jahre können die Töchter ſich verheirathen. *cc*) Die Ehe wird bloß als ein drückendes Joch betrachtet, das die Geſetze auflegen. Durch die übergroße Menge von Sclavinnen, Freigelaſſenen und Fremden verwöhnt, ihre Begierden frei und ungehindert herumwandern zu laſſen, ſind die Männer abgeneigt, ihren Lüſten Gewalt anzuthun, und ihre Zuneigung bloß auf Einen Gegenſtand einzuſchränken. Sie ſcheuen ſich auch nicht einmal ihre Geſinnungen hierüber laut werden zu laſſen. Selbſt der macedoniſche Metell ſagte als Cenſor in einer Rede gegen die Eheloſigkeit: „Könnten wir, ihr Quiriten, der Ehegattinnen entbehren, ſo würden wir ſammt und ſonders gern dieſer Laſt entübriget ſeyn. Die Natur hat es aber ſo eingerichtet, daß wir mit ihnen nicht allzu behaglich; ohne ſie aber ganz und gar nicht leben können. Gemeinwohl muß uns alſo ſchon mehr, als kurzes Vergnügen am Herzen liegen. *dd*)

cc) Dio Cass. LIV, 16. Cicero verheirathete ſeine Tochter Tullia im dreizehnten Jahre. S. Cic. ad. Att. I. 3. Middletons hist. of the life of M Tullius Cicero. Vol. I. p. 64. u. 155 29.

dd) Liv. Epit. LIX. Suet. Oct. 89. Gell. I, 6. nur daß er den Metell fälſchlich den Numidiſchen nennt. S. Ernesti's Ausgabe Suetons Oct. 89. n. 69.)

Bei ſo wenig Zartgefühl der Männer, und bei der ſo gänzlichen Unbekanntſchaft derſelben mit jener edeln Liebe, welche ſich im ausſchließenden Beſitze Eines Herzens glücklich fühlt — wie können da die Weiber wohl willig eine Verbindung eingehen, worin ihrer nichts als Zurückſetzung und Unzufriedenheit wartet! oder, wenn ſie ſie eingehen, wie läßt ſich da auf ihre Treue bauen! Auch werden die Heirathen mehrentheils blos von den Aeltern geſchloſſen. Daß bei ſolchen Umſtänden alſo Eheſcheidungen ſo häufig ſind, daß man ſcherzweiſe ſagt, Hochzeit und Eheſcheidung wechſeln bei manchen noch öfter als die Conſulen *ee)* — iſt ganz und gar nicht zu verwundern; um ſo weniger, da ſelbſt die Geſetze den Weibern noch verführeriſch dazu die Hände bieten. Es herrſcht nehmlich jetzt faſt allgemein die Gewohnheit, ſich nicht nach alter Förmlichkeit der Geſetze (durch Confarreation nennen ſie es), ſondern durch Erſitzung (per usucapionem) d. i. durch ununterbrochenen Beſitz während eines ganzen Jahres, zu verheirathen. Entfernt ſich binnen dieſer Zeit die Frau nur auf drei Nächte hintereinander vom Manne, ſo bedarf es gar

ee) Juv. VI. 225. Senec. de ben. III, 16. Mart. VI, 7.

gar weiter keiner Formalitäten: die Ehe iſt blos durch dieſe That getrennt. Freilich folgt dem raſchen Schritt oft nur zu bald die Reue nach. Daher leider! oft eben ſo raſche Wiedervereinigungen, welche gleichwohl auch nur von kurzer Dauer ſind. Dem Mäcen wird ſogar der Vorwurf gemacht, daß er mehrere Mal ſich von der Terentia geſchieden und immer wieder mit ihr verſöhnt habe. *ff*)

Nichts deſto weniger höre ich eine Antiſtia nennen, die ſich ſelbſt entleibte, als ſie vom Pompejus verſtoßen wurde. *gg*) Eine Porcia, des Cato Tochter, verſchluckte, als ſie den Tod des edeln Brutus, ihres Gemals, erfuhr, glühende Kohlen und machte ſo ihrem Leben ein Ende. *hh*) Octavia aber, Auguſts leibliche Schweſter, und Mark-Antons Wittwe, geht, trotz des Glanzes aller weiblichen Tugenden, der ſie umgiebt, beſcheiden als ein Muſter der Frauen einher. Endlich ſechs heilige Jungfrauen, Prieſterinnen der Göttin Veſta, — ich werde Dich nächſtens ausführlich von ihnen unterhalten — leben hier in die-

ff) Senec. de prov. 3. — Epist. 114.
gg) Alex. ab Alex. IV. 8.
hh) Plut. Brutus.

ſem Mittelpunkte aller Wollüſte, Ausſchweifungen und Verführung, bereits vom zarteſten Alter an, bei gänzlicher Entäußerung, vollkommen unbeſcholten, in Zucht und Heiligkeit, ohne ſich auch nur des entfernteſten Verdachts deſſen ſchuldig zu machen, wofür einige ihrer Ordensſchweſtern vormals mit dem grauſamſten Tode gebüßt haben.

Dies die jetzigen Römerinnen!

Was ſagſt Du nun? Biſt auch Du geneigt; ſie gegen ihre tugendſamen Ahnfrauen gänzlich in den Schatten zu ſtellen? Für mich — ich weiß nicht, hat mich bereits ihr Liebreiz, ihre Holdſeeligkeit, Anmuth und Schönheit beſtochen? — ich fühle mich faſt in Verſuchung geführt, ſie gegen den harten Ausſpruch allzuſtrenger Sittenlehrer in Schuz zu nehmen.

Wenigſtens glaube ich in beiden gleiche Anlagen, Neigungen, Lüſte, und Leidenſchaften, gleiche Kraft und Energie zu entdecken; nur daß die Umſtände wechſelſeitig bey dem Einen begünſtigten und entwickelten, was ſie bey dem Andern zurückhielten und unterdrückten. Es iſt gleichſam dieſelbe Pflanze unter verſchiedenem Himmel. Andere Zei-

ten; andere Sitten. Welchen von beiden nun Lob oder Tadel? Ich dächte, um gerecht zu seyn, weder dem Einen noch dem Andern ausschließlich; weit eher der Zeit!

Ueberdies bilde ich mir ein, daß, wenn es dem Leben mit einer geistreichen Cokette nicht an Herbe fehlt, doch auch das, mit einer zwar schönen, aber sonst nichts als unbescholtenen Ehehälfte, ein starkes Gemisch von Honig und Aloe abgeben müsse. Das häusliche Glück der alten und jetzigen Römer wird sich also auch wohl ziemlich die Wage halten. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß beide durch einen Weibertausch verloren haben würden.

Wäre überhaupt Vollkommenheit das Antheil der Menschheit, so würde sie unstreitig in ihrer Art bei denen Weibern anzutreffen seyn, welche die alte gediegene Tugend harmonisch mit der neuern gebildeten Liebenswürdigkeit in sich vereinigten. Sie würden zu jeder Zeit, unter jeden Umständen den Mann beseligen.

Wenn ich Dir auch nun weiter nichts von eigentlichen Römerinnen zu sagen habe, so bleibt mir doch noch von sehr reitzenden weiblichen Geschöpfen

* * *

Wie weit sie übrigens in dieser Sommernacht
Es im Entkörprungswerk gebracht,
Läßt ein Hiatus uns im Manuscript verborgen.
Nur dieses sagt es uns: Kaum war am nächsten Morgen
Das gute Paar aus seinem Rausch erwacht,
So wurden sie gewahr, der Weg, den sie genommen,
Sey wenigstens der nächste nicht,
Um in die Geisterwelt zu kommen.
Sie sahn sich schweigend an, verbargen ihr Gesicht,
Versuchten oft zu reden, schlossen wieder
Den ofnen Mund, und sahn beschämt zur Erde nieder.
Der junge Zoroaster fand,
Er habe bey dem Amt von einem Mystagogen
Sich selbst und seinen Gegenstand
Durch wie? und wo? und wann? betrogen.
Gern hätt' er auf sich selbst, gern hätt' auf sich und ihn
Aspasia gezürnt; allein sie fühlten beyde
Ihr Herz nicht hart genug, in dem gemeinen Leide
Des Mitleids Trost einander zu entziehn.
Freund, sprach die Priesterin zuletzt: wir müssen fliehn!
In dieser Art gilt Ein Versuch für Hundert:
Wir würden immer rückwärts gehn;
Und alles was mich izt bey unserm Zufall wundert,
Ist, daß wir nicht den Ausgang vorgesehn.

---

zu reden übrig, welche hier, zwar ohne Rang und Reichthum, aber darum nicht weniger in Prunk und Ueppigkeit leben. Es ſind die Freigelaſſenen und Fremden, deren es hier in zahlloſer Menge giebt. Mit beiden iſt den Römern die Ehe verboten; deſto freieres Feld hat bei ihnen die Galanterie. *ii*) Es iſt nicht leicht ein junger Römer von Stande, der nicht von irgend einer unter ihnen die Feſſeln trüge. Bei gleichen Vortheilen haben ſie vor den ſtolzen Römerinnen noch voraus, daß ſie in Anſehung des Putzes weniger eingeſchränkt ſind. Sie dürfen ſich in alle Farben kleiden; da jenen hingegen blos an weißen feingewebten wollenen und halbſeidenen Gewändern genügen muß. *kk*) Zwar zeichnen ſich jene hinwiederum durch ihre langen, mit Purpur- und Goldſtreifen prangenden Stolen aus; *ll*) allein auch dafür haben dieſe Verſchmitzte wieder einen Erſatz zu erfinden gewußt. Die Marmorweiße ihrer, unter der kurzen Tunica hervorſchimmernden, weiblichen Beinchen zieht, durch goldene Ketten oder mit Perlen beſetzte koſtbare Spangen erhoben, um ſo mehr jedes Männerauge auf ſich. *mm*) Es iſt ſchon der

ii) Ovid. A. a. I, 33.

kk) Böttigers Sabina S. 355 ꝛc.

ll) Hor. I. serm. II. 29. Ovid. A. A. I, 32.

mm) Petron. c. 126.

Mühe werth, sie auf den Spaziergängen, in den Tempeln und Schauspielen zu beobachten. Ihnen bei ihrem Putztische Morgens Huldigung zu leisten, ist Sitte unter den Stutzern. — Unter den Stutzern? — fragst Du — was heißt das, Stutzer? —

Ein Stutzer ist, der sein gekräuseltes Haar mit ängstlicher Sorgfalt vorm Spiegel in Ordnung legt; der über und über von Wohlgerüchen düftet; der immer artige Liederchen trallert; der mit aller Zierlichkeit eines Tanzmeisters tanzt; der sich an den Putztischen der Damen den ganzen Tag herumtreibt, und allen Mädchen die Cour macht; der unaufhörlich Liebesbriefchen liest und schreibt; der sich vorsichtig bewegt, damit die Falten seiner Toga nicht in Unordnung gerathen; der um alle Liebeshändel weiß; der bei allen Gastmälern ist; der genau den Stammbaum aller Rennpferde auf den Fingern hersagen kann. *nn*) „Wie, das ist ein Stutzer? Nun wahrlich, so ist ein Stutzer auch ein höchst nichtswürdiges Ding!" — Dem stimme ich bei. Diejenigen weiblichen Geschöpfe, welche Abends, gleich Fledermäusen, auf den Gassen herumschwärmen, oder unter den Schwibbogen des Circus *oo*)

nn) Mart. III, 63.
oo) Juv. III, 65.

und Theater — wie ein witziger Dichter *pp*) sich ausdrückt — Remus großmüthige Enkel ausschälen, gehörten zwar, genau genommen, auch unter meine Rubrik; allein blos dadurch, daß ich ihrer Existenz erwähne, glaube ich auch schon alles erfüllt zu haben, was Du ehrlicher Weise in Rücksicht ihrer von mir fordern darfst. Ich setze also nur noch hinzu, daß keinem Frauenzimmer erlaubt ist, bei den Kämpfen der Athleten gegenwärtig zu seyn. *qq*) Bei allen übrigen Schauspielen aber haben sie die Freiheit zu erscheinen. In der Rennbahn *rr*) mögen sie sich hinsetzen, wo sie wollen; aber bei den Scenischen und Fechter-Spielen ist ihnen der alleroberste Theil des Theaters und Amphitheaters absonderlich zum Sitze angewiesen. *ss*) Kannst Du Dir nun wohl erklären, warum man bei den Vorstellungen die jungen Herren so oft mit verdrehten Hälsen, oder seitwärts schielend sitzen sieht? *tt*) Möchte Dir, gleich ihnen, ein herzerfreuender Anblick zu Theil werden, Dich für die

pp) Catull. LVIII, 5.
qq) Suet. Oct. 44.
rr) Ovid. A. A. I. 136 etc.
ss) Suet. Oct. 44.
tt) Prop. IV. El. VIII. 77.

Mühe, diesen langen Brief gelesen zu haben, zu belohnen. Lebe wohl!

Anmerkungen.

A) Zu Zeiten der Republik aber waren die Römer so eifersüchtig auf die Ehre der lateinischen Sprache, daß die obrigkeitlichen Personen selbst die Griechen nicht anders als Lateinisch beschieden; und diese mit ihnen nur durch Dollmetscher sprechen durften, und zwar nicht blos in Rom, sondern auch in Griechenland und Asien. S. Val. Max. II. 2, 2. Die erste Ausnahme hiervon machte man aus Achtung für den Redekünstler Molo aus Rhodos, dem man ohne Dollmetscher im Senat zu sprechen gestattete. Val. Max. II. 2, 3.

VI.

Ueber Aratus astronomisches Gedicht nebst einer Probe einer Uebersetzung. *)

In der bekannten merkwürdigen Stelle, wo Ovidius die berühmtesten Dichter der Griechen und Römer aufführt, erscheint Aratos neben Homeros und Sophokles, unsterblich wie sie — „cum sole et luna semper Aratus erit.“ — Angenommen auch, daß Ov., der Elegant, selbst ihn nicht gelesen, wenigstens nicht verstanden habe;

*) Dem gelehrten Verfasser war, als er dies schrieb, die Uebersetzung unbekannt, die in der diesjährigen Berliner Monatsschrift in mehrern Stücken nach einander gegeben und mit verdientem Beifall aufgenommen wurde, da besonders der Versbau grosses Studium und viele Gewandheit beweist. Auch hat Hermann im dritten Theil seines mythologischen Handbuchs, das die astronomischen Mythen umfaßt, die vorzüglichsten Stücke des Aratus gleichfalls metrisch übersetzt. Demohngeachtet wird auch dieser Versuch gewiß mit Dank erkannt und zur Vergleichung mit Nutzen gebraucht werden können. Vorzüglich angenehm ist die hier angekündigte Bearbeitung des Proklus und Kleomedes? Sollte nicht auch Manilius einige Rücksicht verdienen? B.

ſo ſpricht er doch in dieſen Worten die allgemeine Hochachtung aus, in welcher jener Dichter bei den Römern ſtand. Für ſie könnte auch ſchon dies ein gültiges Zeugniß ſeyn, daß nicht nur Cicero, Cäſar Germanicus und Avienus um die Wette den Arat. überſetzten und paraphraſirten, ſondern noch viele andere, deren Namen zum Theil ganz unbekannt ſind. Gewiß, kein leichtes Geſchäft für den Römer, deſſen Sprache ſich in die zuſammengeſetzten Formen der griechiſchen ſo ſchwer zu fügen weiß. Vielleicht war es der erhabene, dem ernſten Römergeiſte angemeſſene Inhalt, der jenen Wetteifer entzündete, vielleicht auch trug der Umſtand mit dazu bei, daß es das einzige Gedicht ſeiner Art war. Hieraus läßt ſich auch erklären, woher es kommt, daß viele die Phänomena d. Arat ſo hoch ſetzten, welches ſelbſt neuere Gelehrte ſich haben zu Schulden kommen laſſen; iſt er doch nach des Maximus Tyrius Ausſpruche πατρὶς οὐδὲν ἀποξύτερος Ὁμήρου. Auch mußte wohl Act. XVII, 28. wo man unter den ποιηταῖς vorzüglich den Landsmann d. Apoſt. Paulus verſtehen zu müſſen glaubte, ſein Haupt mit einer Art von Heiligenſchein umgeben.

In der That, ſollte einmal ein Lehrgedicht ge-

bildet werden, so konnte in der Natur kein größerer Gegenstand gefunden werden, als der gestirnte Himmel. Allein man kann, dünkt mich, ohne dem Arat Unrecht zu thun, behaupten, daß es dazu eines ganz anderen Sängers bedurft hätte. Er hat durch seinen mißlungenen Versuch bewiesen, daß er diesem erhabenen Stoffe nicht gewachsen war; denn er hat ihn nicht zu beherrschen, noch poetisch zu gestalten gewußt. Seine Phänomena und Diosemeia sind eigentlich ganz und gar kein Gedicht, in der ächten Bedeutung des Wortes. Beinahe möchte man daher in Versuchung kommen, das für wahr zu halten, was einige von den Alten schon andeuteten, die Phänomena seyen nämlich ursprünglich weiter nichts, als der Sterncatalog des Eudoxus, den Arat, bloß auf Verlangen seines königlichen Gönners, Antigonus Gonatas, in Verse gebracht habe.

Mit freiem, kühnen Fluge, doch mit edlerem Anstand, als Lucian in seinen Mährchen, mußte sich der Dichter durch den unermeßlichen Aether erheben, Geist und Leben den todten Massen, die sich im Weltraume bewegen, einhauchen, und mit schöpferischer Phantasie die einzelnen Erscheinungen zu einem grossen Ganzen vereinigen. Ein solches Gedicht — die Gestirne oder die Welten, besitzt, so viel mir

bekannt iſt, noch keine Nation; doch haben wir ſelbſt in unſerer Sprache einige Verſuche aufzuweiſen, die einzelne Züge zu dem großen Gemälde enthalten, z. B. von Klopſtock. Zwar hat noch einer der Alten ein ähnliches Wageſtück unternommen, und ich möchte in mancher Hinſicht den Manilius über ſeinen Vorgänger ſetzen. Er weiß ſeinen Gegenſtand in Verbindung mit Geſchichte und Fabel, die hier dem Dichter im reichen Schmucke entgegen kommt, beſſer zu glänzenden, hochtönenden Epiſoden zu benutzen; (man denke z. B. nur an die Milchſtraße im 1. B., wo Arat. ſo dürftig als möglich erſcheint) und ſeine Ein- und Uebergänge, die bei Ar. wenig Kunſt verrathen, pries Joſeph Scaliger mit Recht, wenn gleich etwas zu ſtark: nihil divinius, ſagt er, nihil copiosius, gravius et jucundius dici potest. Allein auch Manil. iſt, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, kein Dichter, der fähig geweſen wäre, etwas wahrhaft Großes und Geniales zu ſchaffen. Jene glänzenden Puncte ſeines Gedichtes (wenn man es ſo nennen darf) werfen vielmehr ein nachtheiliges Licht auf das Ganze, das eigentlich eben ſo wenig ein Ganzes iſt, als das Aratriſche Machwerk. Wie hätte auch ein Dichter jene barbariſchen Kunſtwörter, die kaum der Vers erträgt, wie *dodecatemorion*, nicht nur ſo oft einmiſchen,

ſondern überhaupt brauchen können; oder wie konnte er die trecentas et ter vicenas partes des Thierkreiſes mehr als einmal mit dürren Worten hinſchreiben, und endlich gar den ganzen aſtrologiſchen Unſinn in ſeiner nackten Erbärmlichkeit in Verſe bringen. — Der Vorwurf ſcheint ihn wenigſtens nicht zu treffen, den ſchon die Alten dem Arat., dem Arzte, machten, daß er zu wenig von der Wiſſenſchaft verſtanden habe, die er beſingt. Dieſen Fehler würden wir gern überſehen, wenn ſeine Verſe nur wirklich *ornatissimi versus* wären, wie Cicero rühmt. Oder, wollte man im Ernſte von dem Dichter Aſtronomie lernen? Dazu ſcheint freilich ein Lehrgedicht aufzufordern: und geſetzt auch, es läge in dieſem Worte ſelbſt etwas ſchwer zu löſendes; ſo hat doch die Erfahrung gezeigt, daß der Poet mit Orpheiſcher Gewalt ſelbſt die Felſen zu beſeelen weiß. Er läßt ſeine Lyra tönen, und ſie folgen ihm willig, ſelbſt tönend und lebend, wie die goldenen Dreifüße des Hephäſtos, und bilden ſich ſchnell zu einem wunderbaren olympiſchen Palaſte vor den ſtaunenden Blicken der Menge. Ein Orpheus und Hephäſtos war freilich Arat. nicht; allein die Prophezeihung d. Ovid. ſcheint doch in Erfüllung zu gehen. Noch jetzt, nach zwei Jahrtauſenden, leſen wir die Phänomena; und ſehen als eine Reliquie des Alter-

thums, noch mehr als der einzige, hochgefeierte Versuch in griechischer Sprache, den wir kennen, die Steinkunde poetisch zu behandeln, und als Beitrag zur Kenntniß des Studiums dieser Wissenschaft bei den Alten überhaupt, verdienen sie unsere Aufmerksamkeit. Wie wichtig eine genauere Bekanntschaft gerade mit diesem Zweige der alten Gelehrsamkeit für den Interpreten der Griechen und Römer sey, wird jeder gefühlt haben, der in den Sinn ihrer Classiker (von den eigentlich mathemat. Schriftstellern abgesehen) einzudringen suchte, und vielleicht selbst in dem gelehrten Commentar vergebens nach Aufklärung forschte. Ich behalte mir vor, an einem anderen Orte hierüber ein Mehreres zu sagen; aus der Mangelhaftigkeit jener Kenntniß aber, und aus dem wenigen Interesse, das man im Allgemeinen für sie hegt, läßt es sich begreifen, woher es kommt, daß Arat. unter den Neueren so wenige Herausgeber und Bearbeiter gefunden hat: denn aus den früheren Zeiten, wo man das Studium der Astronomie und der Mathematik überhaupt, mehr noch mit in den Kreis der Philologie zog, werden uns eine Menge genannt, welche theils vollständige Commentare zu dem Arat. schrieben, theils einen und den anderen Punct, der ihn und sein Werk betraf, erläuterten. Hört man daher gleich seinen Namen mit einer ge

Und nun — was haben wir aus allem dem zu lernen?
Sehr viel zu lernen, Freund, sehr viel!
Kennt ihr den Mann, der, als er nach den Sternen
Zu hitzig sah, in eine Grube fiel?
Es war ein Beyspiel mehr! Laßts euch zur Warnung dienen!
Auch, wenn ihr je bey Mondenlicht im Grünen
Philosophieren wollt, philosophiert allein!
Und kömmt die Lust euch an, in einem heil'gen Hayn
Um solche Zeit des Stofs euch zu entladen,
So laßt dabey (so wenig als beym Baden
In einer Sommernacht) ja keine Zeugin seyn!

* * *

Wir zögen leicht viel schöner Sittenlehren
Aus diesem Mährchen noch heraus.
Allein wir lassen hier den Leser selbst gewähren:
Wer eine Nase hat, spürt sie unfehlbar aus;
Die Andern können sie entbehren!

wissen Ehrfurcht aussprechen, so ist es doch oft bloß der Nachhall seines alten Ruhms, und man kann wohl behaupten, daß selbst nach der Erscheinung der Buhleschen Ausgabe (außer ihr erschien seit 1672 nicht mehr als eine einzige zu Florenz) der Inhalt seines Gedichtes vielen fremd ist, welche sonst mit dem Alterthume nicht unbekannt sind; zumal, da sich keine Uebersetzung in unserer Sprache findet, die hier und da eine nähere Bekanntschaft vermitteln könnte. — Bloß der erstere der beiden Haupttheile, aus welchen das Ganze besteht, die Phänomena, ist eigentlich nach unsern Begriffen astronomischen Inhalts; der zweite, die Diosemeia, (nach d. Scholiasten v. 723. V. an) lehrt, wie man nicht allein aus Sonne, Mond und Sternen, und gewissen Meteoren, sondern auch aus den Anzeigen, die manche Thiere, als Frösche, Krähen, Ochsen, Ameisen, Spinnen u. s. w., ja sogar die Lichtflamme und das Feuer auf dem Heerde geben, die Witterung voraus erkennen soll. Dieser zweite Theil ist besonders dürftig und unpoetisch, so wie im Ganzen Mangel an belebender Phantasie und an Dichtergefühl unverkennbar ist. Dagegen fehlt es nicht an höchst trockenen und widerlich umständlichen, ganz prosaischen Beschreibungen und Wiederholungen. Daß aber auch nicht einmal Kunst und

Gelehrſamkeit, die man doch von dem Alexandriniſchen Zeitalter erwartet, einigen Erſatz für den Mangel an Geiſt giebt, was Ovid. vom Kallimachos ſagt: — Quamvis ingenio non valet, arte valet — iſt ſchon oft angedeutet worden. Es iſt dies um ſo auffallender, da der Gegenſtand ſelbſt ſo häufig die beſte Gelegenheit darbot. — Meine Neigung zog mich frühzeitig zu den mathematiſchen Schriften der Alten hin, und ich fand Gelegenheit, mich mehrere Jahre hindurch mit ihrem Studium zu beſchäftigen.

Bereits vor längerer Zeit macht' ich auch einen Verſuch, die Phänomena metriſch ins Teutſche überzutragen. Ein Ueberſetzer des Arat., der in demſelben Metrum treu ſeine Verſe wieder geben will, hat mit ungemeinen Schwierigkeiten zu ringen, die theils in der Sprache, theils in den Sachen liegen; beſonders, wenn er ſich ſelbſt allein die Bahn brechen muß, wie dies hier der Fall war. Derjenige würde auch, meiner jetzigen Ueberzeugung nach, eine undankbare Mühe übernehmen, der die Ueberſetzung auf dieſe Weiſe durchführen wollte. Weit erſprießlicher würde es ſeyn, die griechiſchen Mathematiker ſelbſt zu bearbeiten; vielleicht wäre auch eine Chreſtomathie, als Einleitung in dieſelben behandelt, nicht unzweckmäßig und unwillkommen. Mein

Wunsch ist, für meinen Theil zur Beförderung des Studiums der alten Mathematik beizutragen, und ich gedenke in dieser Hinsicht zunächst den Proklus περὶ σφαιρας, und des Kleomedes κυκλ. θεωρ. zu bearbeiten. Beide Schriften (die erstere bloß in einer ganz kurzen Uebersicht) enthalten eine Einleitung in die Astronomie und in die mathemat. Geographie, welche bekanntlich ehedem einen Theil von jener ausmachte. Gegenwärtig sey es mir vergönnt, zur Bestätigung des Gesagten, und als Probe von der Poesie des Arat., einige Stellen aus den Phänom. sowohl, als aus den Diosemeien, in der Uebersetzung mitzutheilen: und zwar aus jenen den Anfang bis z. 612. V., u. V. 91 b. 136; aus diesen V. 953 b. 73. Nachdem Arat. vor allem des Jupiters lobpreisend gedacht, und ihm sein χαιρε zugerufen hat; wendet er sich nach Dichtersitte an die Musen, und schreitet dann sogleich zum Werke; erwähnt zuerst mit wenig Worten die in der Mitte des Weltalls schwebende Erde und die Bewegung des Himmels um dieselbe, und geht dann zu der Beschreibung der einzelnen Sternbilder über, wo denn natürlich die Bären nebst der Schlange, die sich zwischen beiden hindurchwindet, den Anfang machen. Dies ist der Inhalt der 62 ersten Hexameter. V. 91 kommt die Reihe an den

Bootes

Bootes, und die nahe dabei befindliche Jungfrau, die zum Himmel entwichene Dike oder Aſträa, wo eine kurze Schilderung der Zeitalter als Epiſode eingeſchoben wird, bis z. 136. V. Die aus den Dioſemeien gewählte Stelle enthält eine Angabe der verſchiedenen Anzeigen, welche Regen verkündigen. Die zweite Stelle mit der Epiſode erklärt Quintilian, der überhaupt von dem Ganzen ſehr richtig, d. h. ungünſtig, urtheilt, für das beſte Stück, wo Arat. gezeigt habe, was er als Dichter vermöge. In dieſer Hinſicht hat auch Manſo in den Nachträgen zu Sulzers Theorie bereits eine Ueberſetzung davon mitgetheilt, die mir erſt kürzlich, nach Vollendung der meinigen, zu Geſicht kam. Allein, obgleich dieſes Fragment, ſo wie der Anfang, unſtreitig zu dem Beſſeren und Intereſſanteren gehört; ſo wird man doch, ohne daß es nöthig wäre, darauf hinzudeuten, bald auch hier die Fehler entdecken, die oben an dem Arat. Gedichte gerügt worden ſind. Ueberdies hatte der Verfaſſer hier zum Theil den Heſiodus vor ſich. Vom 61. bis 90. V. werden verſchiedene, minder bedeutende, Sternbilder beſchrieben, wo ſich beſonders bei den Geſtirnen ἐν γόνασι, und die Krone, der Mangel an Poeſie auffallend zeigt. Der trockene Scholiaſt ſelbſt kann nicht umhin,

einmal die Bemerkung zu machen; dies sey λίαν διδασκαλικῶς. Ich übergehe hier, was über die ungleiche Darstellung des Zeus im Eingange, und über die Schilderung der Weltalter, auch in Vergleichung mit Hesiodus und den späteren Dichtern gesagt werden könnte; und bemerke nur noch, daß Arat. im Fortgange seines Gedichtes auch der mathematischen Kreise am Himmel und der Planeten gedenkt, und bei letzteren sich eben so dürftig zeigt, als bei der Milchstraße, welches in der That ganz unverzeihlich ist, da er doch sonst bisweilen die Mythen berührt und sich Abschweifungen erlaubt, wo man es weniger erwarten konnte. — Wahrscheinlich hätten wir seine Phänomena und Diosemeia eben so wenig noch, als seine Hymnen und Elegieen, wenn nicht die Sterne sie mit sich zum Himmel emporgehoben und über dem Strome der Zeit erhalten hätten.

* * *

Lasset mit Zeus uns beginnen, ihr Männer, und nimmer vergessen
Seines Preises; erfüllt von ihm sind Straßen und Pfade,
Jeglicher Ort, wo Menschen sich sammeln, das Meer und die Häfen.

Allenthalben bedürfen wir ſeiner, denn ſeines Geſchlechtes
Sind wir; gütig auch zeigt er den Menſchen das Rechte, die Völker
Reget er auf zum Werk, an Lebenserhaltung ſie mahnend.
Wann es am günſtigſten ſey, der Rinder und Spathen zu brauchen,
Aufzulockern die Schollen, bedeutet er, welches die beſte
Zeit, die Gewächſe zu pflanzen, und jeglichen Saamen zu ſtreuen.
Denn er ſelber befeſtigt' am Himmel als Zeichen die Sterne,
Alſo mit Vorbedacht durch das ganze Jahr ſie vertheilend,
Daß ſie zeigten dem Volk, wann jegliches müſſe geſchehen,
Und nach feſtem Geſetz die Früchte des Jahres erwüchſen.
Darum verſöhnen ſie ihn zuerſt und zuletzt von allen.
Sey mir o Vater gegrüßt, du großes Wunder, du großes
Heil dem Menſchengeſchlecht, und ihr früher geborenen, — gegrüßt ſeyd

All' ihr Muſen; zu euch wie ſich's ziemet fleh' ich, ihr Holden,
Lehret mich ſelbſt, wie ich ſinge die Stern', und es alles vollende.
Zahlreich hierhin und dorthin verſtreuet, werden zugleich ſie
Raſtlos jeglichen Tag herumbewegt mit dem Himmel.
Aber unverrückt bleibt dieſer, denn feſt iſt die Axe
Eingefüget, auf ewig, und hält in der Mitte die Erde
Schwebend ohne Gewicht, und um ſie dreht ſich der Himmel.
Auch zwei Pole begränzen von beiden Seiten die Axe,
Nimmer zu ſehn der eine, der andre dagegen im Norden
Ueber das Meer erhaben; — um dieſen laufen gemeinſam
Stets die Bärinnen, drum die Wagen genennet — ſie tragen
Jede den Kopf nach den Lenden der andern gerichtet, und gehen
Auf dem Rücken, und kehren die Schultern ſich zu. — Wenn es wahr iſt,
Kamen gen Himmel die beiden aus Kreta durch Zeus des Erhabnen

Huld; denn ſie hatten ihn einſt in die Grotte nahe dem Ida
Niedergeleget als Kind, auf dem duftenden Diktos geboren,
Und ihn ernähret ein Jahr hindurch, da des Diktos Kureten
Täuſchten den Kronos; — die eine benennen ſie Kynoſura,
Helike aber die andre; nach dieſer lenkt der Achäer
Seine Schiff' auf dem Meer, doch jener vertraut der Phöniker,
Wenn er die Wogen durchfährt. Zwar ſchimmert Helike heller,
Leicht zu bemerken im ſtrahlenden Glanz vom Beginne der Nacht an;
Doch bequemer den Schiffern iſt Kynoſura, die kleine.
Denn ſie dreht um den Pol ſich ganz im engeren Kreiſe:
Darum auch ſegeln nach ihr den geradeſten Weg die Phöniker.
Aber durch beide wälzt wie ein Strom hindurch ſich die Schlange,
Wundervoll anzuſchaun, in zahllos gebrochener Krümmung;
Und den gewundenen Leib berühren die Bären von beiden

Seiten, und hüten ſich ſtets vor des Oceans dunkelm Gewäſſer.
Aber es ſtreckt nach dem einen des Schwanzes Ende die Schlange,
Dicht umgebend den andern mit ihren Windungen. nahe
Ruht bei der Helike Haupte die Spitze des Schweifes, es lehnet
Kynoſura den Kopf an den Leib des gewundenen Drachen.
Dieſer umkreiſet das Haupt, und kommt ihr bis zu den Füßen,
Windet dann ſeitwärts ſich wieder zurück: nicht hier nur erglänzen
Sterne, mehr auch als einer am Haupte des furchtbaren Unthiers,
Zwei an den Schläfen, und zwey in den Augen, und einer am Kiefer
Unterhalb, — ſchräg iſt der Kopf, als neigt es ihn gegen die Spitze
Von der Helike Schweif, und gegen das Ende des Schweifes
Stehet gerad' ihm gerichtet der Mund und der rechte der Schläfe.
Dort ſchwimmt jenes Haupt, wo des Auf- und des Unterganges
Gränzen ſich miſchen.

* * *

Hinter der Helike aber bewegt ſich, dem treibenden Manne
Aehnlich, der Bärenhüter, — ihn nennt man den Treiber der Rinder,
Weil dicht hinter dem Wagen, dem Bären, ſein Bild uns erſcheinet.
Hell zwar leuchtet er ganz, doch dreht ſich unter dem Gürtel,
Strahlend vor allen ein Stern, Arkturos. Doch unter den beiden
Füßen des Ochſentreibers erblickſt du, die ſchimmernde Aehre
Tragend in ihren Händen, die Jungfrau. Sey von Aſträos
Sie erzeuget, (ihn nennt man den Vater der alten Geſtirne)
Oder aus anderm Geſchlecht entſproſſen — ruhig am Himmel
Schwebe ſie. Aber es hat ſich verbreitet die andere Sage
Unter den Menſchen, ſie habe vor Zeiten die Erde bewohnet.
Da erſchien ſie den Menſchen entgegen kommend, verſchmähend
Nicht der Urbewohner Geſchlecht, der Männer und Frauen;

V.

Beyträge
zur Geschichte der Menschheit
aus den Annalen der Teutschen.

Fortsetzung
des Ersten Abschnitts.

III.

Von der Barbarey des alten Teutschlands.

Nähere Bestimmung seiner Bedürfnisse.

Wildheit, Barbarey und Cultur sind die drey grossen Stufen der Menschheit, ohngefähr so, wie bey dem Menschen Kindheit, Jugend und männliches Alter; und, vielleicht darf ich noch hinzu setzen, sind jene auch ohngefähr das bey der Menschheit, was diese bey dem Menschen sind. Man gebe mir die eigentlichen Grenzsteine zwischen den drey Stufen im Alter des Menschen: so will ich sie, nach einer kleinen Abänderung, auch zwischen den drey Stufen im Alter der Menschheit finden. Der Fortgang bey beyden aber geschieht durch unendlich viele und kleine Entwicklungen, langsam: der Uebergang von der einen merklichen Stufe zu der andern ist unmerklich; und die Stufen lassen sich eher, jede durch ihre eigenthümliche Merk-

male

Sondern ſie thront', obgleich unſterblich, unter der Menge,
Und man nannte ſie Dike; verſammelnd aber die Greiſe,
Bald auf dem offenen Markt', und bald auf geräumiger Straße,
Sprach ſie Geſetze dem Volk mit unermüdlichem Eifer,
Damals wußten noch nichts von verderblichem Streite die Menſchen,
Noch von ſchellendem Zwiſt und Tumult; — ſo lebten ſie — fremd war
Ihnen das ſchreckliche Meer; denn damals gewannen die Schiffe
Noch aus entlegenem Land nicht Nahrung, ſondern die Stiere
Vorgeſpannet dem Pflug, und Dike, der Völker Regentinn,
Spendete ſelber, gerecht vertheilend, alles die Fülle.
Doch nicht länger, als dieſes Geſchlecht, das goldne, die Erde
Nährt', im ſilbernen dann erſchien ſie nur wenig, nicht immer
Gegenwärtig, vermiſſend die Sitten der alten Bewohner.

Doch verweilte sie noch bei dem silbernen Menschengeschlechte;
Aber sie kam allein herab von den hallenden Bergen,
Wann sich der Abend genaht, auch sprach sie freundlich mit keinem;
Sondern, wann sie mit Volk die geräumigen Hügel gefüllet,
Schalt sie die Frevler, und drohte, fortan, von ihnen gerufen,
Nicht zu erscheinen, da solch ein verdorbnes Geschlecht von den Vätern
Jener goldenen Zeit sie entsprossen: — wisset, ein schlimmres
Werdet ihr selber erzeugen, und Krieg wird unter den Menschen
Wüthen und feindlicher Mord, und der Schmerz wird den Frevel bedrängen.
Sprachs, und enteilt' auf die Berg', und verließ die Menschen, die sehnend
Nach ihr blickten; und als auch jene gestorben, erhob sich
Dieses ehrne Geschlecht — noch verderblicher, gürteten diese
Sich auf den Weg zuerst mit dem Unheil bringenden Schwerdte,

Das ſie geſchmiedet — zuerſt verzehrten ſie ackernde Stiere.
Aber Dike, erzürnt dem verhaßten Menſchengeſchlechte,
Schwebte zum Himmel empor, und ließ ſich nieder an jener
Stelle, wo jetzt noch im Dunkel der Nacht den Menſchen die Jungfrau
Leuchtet, nahe dem weit zu ſchauenden Treiber der Stiere.

* * *

Oft auch gleichen die Wolken bei nahendem Regen der Wolle,
Oder den weiten Himmel umgürtet ein farbiger Bogen
Zwiefach, oder es zieht um die Stern' ein ſchwärzlicher Hof ſich.
Oft auch baden im See und im Meere die Vögel, und tauchen
Unerſättlich ſich ein in die Fluth, und über den Teich hin
Flattern die Schwalben und ſchlagen die wirbelnde Fluth mit den Bäuchen,
Oder es ſchrei'n aus dem Waſſer die alten Fröſch', ein geplagtres

Aermres Geſchlecht als jene, die Beute der Waſ-
ſerſchlangen;
Oder es quakt in der Frühe der Laubfroſch einſam;
auch ſitzt wohl
Wann ſich das Wetter erhebt, die geſchwätzige Krähe
am Geſtade,
Wo es hinaus ſich beugt, und ducket ſich nieder vom
Lande,
Oder ſie tauchet den Kopf in den Fluß bis über den
Hals ein,
Ja wohl ganz auch tauchet ſie unter, oder ſie dreht
ſich
Laut aufkreiſchend herum am Gewäſſer; — die Rin-
der auch wittern
Himmelan ſchauend verher den kommenden Regen
im Aether.
Auch die Ameiſen tragen die Eier all' aus den Höhlen
Eilig, der Vielfuß zeigt ſich in ganzen Schaaren und
klimmet
Aufwärts die Wänd', und es kriechen die Regenwür-
mer am Boden.

Pforte.

C. C. G. Schmidt.

Inhalt.

	Seite
I. Die Flucht nach Aegypten.	153
II. Gedichte.	
Lebensweisheit.	162
III. Reminiscenzien.	
1. Natürliche Religion.	165
2. Vom Tauschhandel der Länder.	168
3. Atheisten.	170
IV. Ueber die Zeiten der Zustandswörter.	172
V. Römische Briefe.	
XI. Brief aus Rom.	181
An Ebendenselben.	190
VI. Ueber Aratus astronomisches Gedicht, nebst einer Probe einer Uebersetzung.	208

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1806.

I.

Gedichte.

1.

Der brave Mann.

Wer hört das Lied vom braven Mann *)
Gerührten Herzens nicht? —
Kennſt Du, mein treuer Sang, ſag' an,
Kennſt brave Männer nicht? —
Ein Mann, fürwahr auf Sängertreue!
Er iſt's, ob dem ich oft mich freue.

*) Bürger's Lied vom braven Manne. S. deſſen Gedichte, Th. I. S. 207. Ausg. v. Reinhard.

Hoch ſchwillt das Meer, die Woge brauſt,
Und krachend bricht's am Strand,
Laut heult die Fluth, der Sturmwind ſauſt,
Laut jammert auf das Land,
Und düſtre Nacht, wie Grabeshülle,
Umhüllt das Meer mit grauſer Fülle.

Doch ſtärker noch, als Sturm und Fluth,
Schrei'n Menſchen auf dem Meer;
Sie trieb der Sturm mit Höllenwuth
An Felſenklippen her.
Vergebens bringt ihr Ruf zum Himmel,
Das Schiff zerſchellt in Sturms Getümmel.

Wer rettet ſie? — wer wagt ſein Blut?
Tod harrt mit Schrecken ſein. —
Sie klammern ſich (die Angſt giebt Muth)
Am klippigen Geſtein.
Wer hilft, wer hilft? — Ach! Angſt und Grauſen
Wird ſie nicht lang am Fels behauſen.

Wohl manches Boot fährt an gemach,
Und kämpft mit Sturm und Meer.
Die Woge wälzt ſich, und mit Krach,
Stürzt übers Boot ſie her.
Tief in den Abgrund ſinkt ein Nachen,
Ein andrer treibt zum Fels mit Krachen.

Umſonſt, umſonſt; verloren ſind
Die Armen; grauſer Tod
Harrt ſchrecklich; ach laut ſauſt der Wind,
Hoch ſtürmt die Fluth und droht.
Verloren! ach! will's Keiner wagen,
Ein Retter ſie vom Fels zu tragen? —

Ha ſieh! ein Mann entreißt ſich da
Aus ſeiner Lieben Kreis.
„O bleib, ach bleib! was dort geſchah,
Iſt's nicht des Sturms Beweis?"
Doch um den Leib ein Tau gewunden,
Iſt ſchon er Weib und Kind entſchwunden.

Kühn ſtürzt er ſich in wilde Fluth,
Und ſchwimmt zum Fels hinan.
Schon iſt er nah. Ha ſieh! mit Wuth
Stürzt eine Well' heran;
Und ungeſtüm mit grauſen Schlägen
Treibt wieder er dem Strand entgegen.

Wild brauſt der Sturm, doch er ſteht kühn,
Zeigt Mannes Herz und Muth.
Tobt immer Wellen gegen ihn,
Wüth' immer Sturmes Brut;
Der Edle kämpft mit Sturm und Wellen,
Den Armen Nacht durch Troſt zu hellen.

Schon sechsmal schwamm er an zum Ort,
Schon sechsmal trieb die Wuth
Des Sturmes ihn zum Strande fort;
Doch ihn ließ nicht der Muth.
Noch einmal stürzt er in die Wellen;
Ihn wird (man wähnt's) das Meer zerschellen.

Doch sieh! er kommt am hohen Strand
Bei lautem Jauchzen an.
Aus wilder Fluth riß seine Hand
Mit Kühnheit einen Mann.
Noch sechsmal stürzt er sich vom Strande,
Stets kehrt er, Retter, heim zum Lande.

Noch Einer fehlt, und wilder stürmt
Jetzo die Fluth, der Wind;
Doch ihn jetzo noch mehr bestürmt
Mit Bitten Weib und Kind.
„O bleib, ach bleib! mit kühnem Herzen
Hast du gelindert Andrer Schmerzen."

„Laß brausen Weib, laß brausen Kind,
Im wilden Sturm das Meer.
Noch Einer jammert dort; geschwind
Muß er zum Strande her." —
Er sprachs; schon furcht er durch die Fluthen,
So sehr der Lieben Herzen bluten.

Triumph! er kehrt. Laut ſchlägt das Herz
Ihm, daß er Retter war.
Ha welche Wonne! grauſem Schmerz
Entriß er dieſe Schar.
Laut ſchallt das Jauchzen jetzt der Menge;
Doch er eilt in des Hüttchens Enge. —

Mein treuer Sang, mit Recht und Fug
Erhobeſt du den Mann,
Der Biederſinn im Herzen trug,
Gleich jenem braven Mann.
Wer ſolches Muths ſich kann beweiſen,
Den ſingt mein Lied, den ſoll es preiſen!

2.

Der brave Koſtnitzer.

Eine wahre Geſchichte aus dem 16. Jahrhundert.

Kaiſer Karl, der Teutſchen König.
Stritt mit Teutſchland mit dem Schwerdt.
Koſtnitz prangte voller Blüthe,
Da in ihren Mauern ſprühte
Muth für Freiheit, für den Heerd.

male beſchreiben, als durch gewiſſe Grenzſteine beſtimmen.

Das, Kind, der Jüngling, und der Mann charakteriſiren ſich ſo gut als der Wilde, der Barbar, und der kultivirte Menſch — durch die Anzahl ihrer Bedürfniſſe und die Art ihrer Geſellſchaften mehr, als durch irgend andere von dem äuſerlichen Anſehen hergenommene Merkmale, deren Schein ſo leicht betrügen kan, und ſo oft betrügt. Der Menſch iſt in keiner Stufe ſeines Alters dem Thier ſo ähnlich, als in der Kindheit; und fühlt nie in ſeinem Leben ſo wenig die Bedürfniſſe, deren er eine ganz geringe Anzahl hat, als in ſeiner Kindheit. In dieſem Alter lebt er als der Säugling ſeiner Mutter und der Sohn ſeines Vaters ſo ganz unbekümmert, als wenn er gar nichts bedürfte. An ſeinen Geſellſchaften mit ſeines gleichen, die er überall für ſeines gleichen hält, er mag für den Thron oder für den Pflug, im Purpur oder im Staub gebohren ſeyn — an ſeinen Geſellſchaften, die er überall und in dem Augenblick hat, als er ſie findet, bemerkt man ſo viel thieriſches und ſo wenig von dem menſchlichen Raffinement, daß blos die in ihm ſchlummernden Kräfte und Fähigkeiten, nach deren Entwicklung er erſt der Menſch wird, der er iſt und der er ſeyn ſoll, uns Bürge dafür ſind, daß er in eine höhere und edlere Claſſe von Geſchöpfen gehört, als das Thier, mit dem er noch ſo viele Aehnlichkeit hat.

Treu der neuen Glaubenslehre
Suchte ſie beim Kaiſer Schutz.
Aber Karl, ein kühner Krieger,
Wünſcht zu eigen ſie als Sieger,
Will vergelten ihren Trutz.

Feier herrſchet in den Mauern
Jetzt der alten teutſchen Stadt,
Andachtsvoll mit hohem Sange
Sitzt man jetzt bei Orgelklange,
Singt und fleht an heil'ger Statt.

Sieh! wild ſtrömen an die Schaaren
Kaiſer Karls mit Macht und Liſt.
Keiner denkt es, ha! ſchon tönet
Die Drommet', und kläglich ſtöhnet
Was nur in der Vorſtadt iſt.

Aber tapfer ficht der Bürger
Schwerdtgewaffnet für den Heerd.
Aber ach! im Schlachtgedränge
Stürzt dahin zu klein die Menge —
Eines beſſern Schickſals werth!

Wilder rennt der Feind zur Brücke,
Die ihn von der Stadt noch trennt.

Aber tapfer und voll Feuer
Kämpft der Bürger; denn ihm theuer
Iſt die Stadt, die ſein er nennt.

Eng nur iſt der Platz des Kampfes;
Denn breit iſt die Brücke nicht.
Da ſteht an der Bürger Spitze
Einer, der voll Muth und Hitze
Hochbegeiſtert tapfer ficht.

Tapfer ſteht er, keine Wunde
Lähmet noch den ſtarken Arm;
Er beſeelt auch ſeine Freunde,
Wüthend dringen an die Feinde;
Aber Keiner weicht dem Schwarm.

Sieh! da treten zwei der Krieger
Kühn hervor, am tapfern Mann,
Der ſo manchen Hieb geſchlagen,
Jetzt ihr Leben kühn zu wagen;
Ha wild dringen ſie heran!

Sieh! ſchon ſtehen ſie in Nähe,
Nach ihm greift die kühne Hand.
Wüthig folgen nach die Schaaren.
Traun, die erſte der Gefahren,
In der je ein Held ſich fand!

Aber ſieh mit ſtarken Armen
Faßt er beide im Verein.
„Gott vergieb mir meine Sünden!“
Ruft er laut. — Schon ſieht verſchwinden
Freund und Feinde man im Rhein.

Starres Staunen greift die Feinde
Ob dem Wunder, das ſie ſahn.
Aber Muth und neues Leben
Hat den Bürgern dies gegeben,
Deren mehr und mehr ſich nahn.

Wie begeiſtert ſtürzt die Menge
Wüthend jetzo auf den Feind.
Schwerdter klirren, Hiebe raſſeln;
Schrecklich ſtürzen hin mit Praſſeln
Freund und Feinde, todt vereint.

Ha! der Söldner flieht, gerettet
Iſt durch Freiheitsſinn die Stadt. —
Jauchzend eilt das Volk von hinnen,
Dankt im Tempel; — dann beginnen
Sie der Todten Ruheſtatt.

3.

Das teutſche Mädchen.

Sieh da! es ſchwimmt auf hoher Fluth
Ein kleiner Kahn heran.
Ein Jüngling lenkt ihn kühn mit Muth,
Gleich einem Waſſermann.
Erfreuet treibt er fort die Wellen,
Die toſend ihm entgegen ſchwellen.

So ſteuert er gemach, gemach
Mit wonnigem Bemühn
Dem ſchilfbedeckten Ufer nach,
Wo Hoffnungen ihm blühn.
Stets ſchauet er, ein froher Seher,
Das grüngeſchmückte Ufer näher.

Doch welch' ein Sturm erhebt ſich itzt,
Wie thürmt er Wellen hoch!
Ha wie der Jüngling ſchlägt und ſchwitzt,
Und fürchtet Wog' auf Wog'!
Er ſchlägt und ſchlägt; und höher, höher
Erhebt die Fluth ſich, ſtürzet jäher.

Ha! wie er ſich zuſammenrafft,
Erzürnt ob Windes That.
Er ſtemmet an die letzte Kraft,
Daß er dem Ufer naht.
Nicht fern mehr ſieht er's vor ſich blicken,
Fort, fort jetzt von der Wogen Rücken!

Doch wilder tobt des Sturmes Macht,
Laut ſauſt und brüllt der Wind.
Das Waſſer ſchwillt, das Waſſer kracht.
Auf rette dich geſchwind!
Ha welch ein Berg von Wellen hebet
Sich vor ihm, der nach Rettung ſtrebet!

O Jammer, Jammer! welch ein Blick!
Der Nachen, ach! ſchlägt um.
O Jüngling kehr der Fluth zurück;
Kehr Sturm die Wellen um!
Umſonſt, umſonſt; er iſt verſchwunden,
Der grauſe Sturm hat überwunden. —

Doch ſieh! was ſtürzt den Berg herab
Mit blitzesſchnellem Flug,
Und ſucht vergnügt im Meer ſein Grab? —
Iſt's Wahrheit? — iſt es Trug? —
Ein Mädchen, ha auf Sängertreue!
Springt in die Fluth, zeigt nicht die Scheue.

Was willſt du, Mägdlein, in der Fluth?
Im Waſſer iſt es kalt.
Du betteſt dich, fürwahr nicht gut
In wilder See Gewalt. —
Ha ungehoffte hohe Freude!
Sie zeigen ſich dem Auge beide. —

Solch Mägdelein mit hohem Muth
Sah nimmer noch mein Blick.
Wär' mir verliehen Geld und Gut,
Ich machte, traun, dein Glück! —
Doch nein! nicht Geld iſt's, das den lohnet,
Dem Biederſinn im Herzen wohnet. —

Sie bringt den Jüngling auf das Land
Mag toben nun die Fluth.
Sie reibt ihn ſanft mit ihrer Hand,
Und ſieh! ihm kehrt das Blut.
Ha ihrem Herzen welche Wonne!
Er blickt erſtaunt des Himmels Sonne.

Ein Druck der Hand iſt jetzt ihr Lohn;
Denn reden mag er nicht.
Doch einem Teutſchen iſt der Lohn
Mehr werth, als den man ſpricht. —
Fort trägt ſie ihn zu ihrer Hütte,
Wo er lebt, wie in Freundes Mitte.

Sie pfleget ſeiner Tag und Nacht;
Bald kehrt ihm Kraft und Muth.
Und als die Woche kaum vollbracht
Sieht er geſund und gut.
Doch gern hätt' er noch krank geweilet,
Daß er den Tag mit ihr getheilet.

Sie ſcheiden nun. Mit edlem Sinn
Dankt er dem biedern Kreis.
Ihn ladet ſeine Retterinn
Zur Rückkehr lieb und heiß.
Er ſagts ihr zu; er iſt gewogen
Der, die ihn kühn dem Tod entzogen. —

Nur wenig Tage, ha, ſchon ſieht
Die Hütte wieder ihn.
Ha wie das offne Auge glüht,
Der Wange Roſen blühn!
Gertrud mit wonnigem Entzücken
Grüßt ihn mit freudevollen Blicken.

Da faßt er kühn des Mädchens Hand;
Gertrude blickt ihm hold.
Sie knüpfet feſt der Liebe Band,
Ihr Blick iſt Minneſold.
Soll hoffen ich? — ſoll ich verzagen? —
Dies will des Jünglings Auge ſagen.

Noch blickt sie hold. Flugs führt er fort
Sie zu den Aeltern hin.
Der Aeltern segenreiches Wort
Mit freudigem Beginn
Vereint zum Paar die holden Beiden.
Die Hütte hallt von hohen Freuden. *)

S . . .

4.

An Herschel.

Nicht blutige Triumphe will ich singen,
Verstummt, ihr trauervollen Siegesdöre: —
Dir, der uns jüngst zur mattbeglänzten Sphäre
Der Uraniden trug, soll meine Lyra klingen.

*) Jede Gattung ist gut, nur die langweilige nicht. Diese Bürgerschen Nachklänge verdienen gewiß in mehrerer Rücksicht Aufmunterung. Vollwichtigere Fülle und vollendetere Rundung wird dem Verfasser schon noch kommen, wenn es ihm um die ernste Kunst und die Winke, die Bürger selbst in der nie genug zu beherzigenden Vorrede den Kunstjüngern ertheilt, wirklich Ernst ist.

M.

Du haſt zuerſt das Schweſterland erblickt,
Umtanzt von ſeiner Monden blaſſer Schaar,
Wo ew'ger Fried' ein ſanftes Volk beglückt,
Ein langer Frühling führet das lange Jahr.
Saturnus goldnen Ring haſt du geſpalten —
In ſtolzrer Glorie ſieht man die Sonne walten,
Voll ewig heitrer Höh'n, mit Blumen ſchön geſchmückt,
Umfluthet von des Lichtes Ocean,
Seit du, dem Sterne hell das greiſe Haupt umglänzen,
Verdoppelt ihres Reiches alte Gränzen. —
Doch weiter muß der kühne Schiffer dringen,
Es treibt dich fort, auf ungemeßner Bahn,
Bis, wo die letzten Sphären leis verklingen. —
O Herſchel, in des Aethers ſtillem Meere
Entdeckſt du zahllos neuer Welten Heere,
Die ſtrahlend ſeinen Tiefen ſich entringen.
Du hörteſt ſchon von fern der Sänger Chor,
Die, Orionen gleich, den Unerſchaffnen feiern,
Heil Dir! bald ſteigeſt Du, von ihm gerufen
Durch alle Himmel, ſelbſt ein heller Stern empor,
Wo jene Sonnen auch ſich deinem Blick entſchleiern,
Die noch gehüllt in ihre Nebel wallen, —
Und Kepler führt dich durch die Tempelhallen
Bis an des Thrones glanzumhüllte Stufen.

Pforta.

C. C. G. Schmidt.

II.

Fragmente für künftige Herausgeber des Perſius.

Wenig Stellen in den Satiren des Perſius geben der höhern philologiſchen Kritik Beſchäftigung. Deſto ſorgfältigere Erwägung fordern und geſtatten dieſe. Keine gewiß hat zu mehreren Zweifeln Anlaß gegeben, als der Prolog. Man hat ihn geradezu für unächt gehalten, welches indeß zu lächerlich und zu grundlos iſt, um etwas dagegen zu ſagen. — Aber wegen ſeiner Beziehung auf die nach ihm folgenden ſechs Satiren hat man, vielleicht gegründetere Bedenklichkeiten genährt. Jetzt ſind die beſten Herausgeber dahin einig, er ſey eine Art Einleitung in das ganze Büchlein, wie man deren bei faſt allen alten Dichtern gewohnt iſt. Badius Aſcenſius, Philipp Valentinus, Hermolaus Buſchius, Aſterius Manlius und Diego Lopez waren indeß der Meinung, jenes kleine choriambiſche Gedicht beziehe ſich auf die erſte Satire allein. Wenn es auch unmöglich bleiben dürfte, hier, ohne wichtige Handſchriften, Gewißheit zu erlangen, ſo glaube ich doch, daß durch einige leichte

Die Menschheit hat kein besser Schicksal. Eine gewisse Art von Wildheit ist die erste Periode in der Geschichte der meisten Völker, die erste Stufe der Menschheit in allen Zeitaltern, und man hat Mühe in dieser ersten Scene des menschlichen Geschlechts den Herrn der Natur von der übrigen lebenden Natur zu unterscheiden, die ihm unterthan ist, und unterthan seyn muß. So nah grenzen darinn Thierheit und Menschheit zusammen. Wenn und wo hat der Mensch weniger Bedürfnisse, als da, wo er noch wild ist? Er ist der wahre Sohn und Zögling der Natur, und, wo die Natur mit der pflegenden Liebe einer zärtlichen Mutter und mit der täglichen Sorgfalt eines mildthätigen Vaters um die Erhaltung ihres Sohnes bemüht ist, wo aus der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens eine ewig jugendliche Quelle hervorströmt, und die Natur selbst einen unaufhörlichen Ueberfluß des Nothdürftigen für die Einwohner des Landes zubereitet hat, (*) da lebt der Wilde auf dem Schoos der Natur so unbekümmert, als das Kind auf dem Schoos seiner Mutter; fühlt bey seinen täglichen Bedürfnissen eben so wenig die geringste Last, Bedürfnisse zu haben, und weiß von keinem weitern

(*) Wenn anders die Einbildungs-Kraft des Herrn von Bougainville nicht das beste dazu gedichtet hat, so möchte die Insel Taiti ein solcher Ort auf dem Erdboden seyn. Man kan noch damit vergleichen Ansons Nachrichten von der Insel Tinian.

Combinationen dieſer fünf Interpreten Meinung viel Wahrſcheinlichkeit gewinnen kann. Die Inhaltsgleichheit zwiſchen Prolog und Satire, deren jedes den Spott anmaßlicher Dichterlinge zum Gegenſtande hat, ganz übergehend, weil ſie ſo entſchieden iſt, bemerke ich vielmehr, daß es auffallen könnte, wenn, gegen Sitte und Zeitgebrauch, ein poetiſches Werk, von dieſem Umfange bereits, ohne Präfation erſchienen wäre. Doch verliert ſich dieſer Anſtoß, wenn man bedenkt, daß Perſius vor Vollendung ſeiner Arbeit ſtarb, ohne an ihre Herausgabe gedacht zu haben, und daß ſein geweſener Lehrer, Annäus Cornutus, ſie ans Licht beförderte. Ja, man muß dies Buch aus dieſem Grunde geradezu ohne Einleitung erwarten, denn eine ſolche hatte den Zweck ſich entweder im Allgemeinen dem Beifalle des Volks, oder insbeſondere der Gunſt mächtiger Freunde und Beſchützer zu empfehlen, wie wir aus den in großer Zahl übrig gebliebenen Proömien abnehmen können; und wie konnte Perſius nur eins ſchreiben, bevor er an die Herausgabe ſeines Werkes gedachte? — Alles Gewicht dieſer Einwendung würde nach dem bis jetzt Geſagten auch dann noch auf den Prolog fallen, wenn man ihn bloß mit der erſten Satire verbindet, da doch auch hier ſein Zweck derſelbe bleibt: eine Stelle des Sueton, oder

wer

wer ſonſt des Satirikers alter Biograph ſeyn mag, kommt uns zu Hülfe. Er erzählt, Perſius habe kein geringes Lob durch Vorleſung einiger ſeiner Gedichte erlangt. Eine ſolche Ausſtellung pflegte mit einer captatio benevolentiae eröffnet zu werden, und eine ſolche, ganz im Sinne des Perſius nämlich, iſt unſer Prolog. Trefflich rundet ſich auch, wenn wir dieß annehmen, der Schluß der erſten Sat., von V. 123 an, zum Ganzen. — Man kann mir einwenden, Perſius habe damals wahrſcheinlich aus ſeinen Jugendgedichten, der Praeterta oder den Hoboeporicis, vorgeleſen. Wenn ich dieß auch nicht verneinen kann und will, ſo vermag ich doch, aus der einzigen Quelle der Lebensumſtände unſeres Satirikers, dem alten Biographen darzuthun: daß auch ſatiriſche Gedichte von ihm vorgeleſen ſind. Die Worte, in die Lukanus bei der Recitation ausgebrochen ſeyn ſoll: das ſeyen wahrhaftig Gedichte! macht jeden andern Grund unnöthig. Zu Lukans Zeiten war eine gewiſſe unpoetiſche Poeſie, die des Todes ſeyn will, wenn ſie auf ächte, poetiſche ſtößt, noch nicht erfunden. Aber bekannt iſt, daß man den ſatiriſchen Sermon nach Horazens Vorgange (Serm. I, 4. 39 — 44) aus dem Reiche der Poeſie verbannte. — Rein faßte der edle Lukan den kühnern lyriſchen Schwung in den Strafgedichten des

Perſius auf, und wenn ihre Benennung ſie auch ausſchloß vom Olymp, ſo führten doch ſein begeiſterter Ausruf und ihr tiefer Geiſt ſie zu dem erhabenen Orte zurück, den ſie verdienen. — Unwahrſcheinlich iſt es aber, daß Perſius von ſeinen Satiren mehrere als dieſe Eine rezitirt; denn die Haſt, womit ſie bei ihrem erſten Erſcheinen nach des Dichters Tode vergriffen wurden, deutet darauf, daß ſie vorher ganz unbekannt geweſen waren.

Vielleicht können dieſe Gründe noch durch einen, wenn auch nicht wichtigern, ſo doch handgreiflichern, unterſtützt werden. — Das was durch den Prolog beim Publiko eingeführt werden ſoll, nennt P. im ſiebenten V. carmen nostrum. Ein Werk aber, das aus mehreren, noch dazu durch nichts Inneres verbundenen Satiren oder Epiſteln, Oden, Elegieen und Epigrammen) beſteht, *carmen* anſtatt *libellus* (wie bei Catull. I, 1. Horaz. Ep. I, 20, 1. und oft beim Martial) zu nennen, wäre ein grober Verſtoß gegen den römiſchen Sprachgebrauch, zumal da er hier leicht hätte ſchreiben können: *carmina affero nostra.* Carmen in der einfachen Zahl darf nur dann von mehreren poetiſchen Stücken geſagt werden, wenn ſie durch epiſchen oder cykliſchen Zuſammenhang aufs feſteſte zu integrirenden Theilen ver-

kettet werden; wie z. B. im Anfange von Ovids Verwandlung. —

Persius I, 67. 68.

Sive opus in mores, in luxum et prandia regum,
Dicere res grandes nostro dat Musa poetae.

Dies ist die gewöhnliche Lesart eines Verses, der größere Schwierigkeiten haben dürfte, als man bisher geglaubt hat. Vor allem ist zu bemerken, daß der Lesarten im ersten der angeführten Verse zwei sind. — et prandia regum lesen zwar alle, auch die ältesten Ausgaben. Dennoch muß ich eine andere Lesart: — in prandia regum vorziehen, die sich auf eine von mir verglichene Dresdner Handschrift und auf den Priscianus Lib. XVIII. p. 1173. lin. 23. ed. Putsch, die einzige Stelle des Alterthums, so viel ich weiß, wo unser Vers citirt wird *), stützt. Wird auch im Sinne nichts hierdurch geändert, so ist mir diese Lesart doch einer vorzunehmenden Ver-

*) Reiz hat diese Variante im Text, so wie auch Hr. König, der zwar dem Titel nach textum recensuit, in der That aber den Reizischen Text, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Stellen, treulich hat abdrucken lassen.

besserung wegen wichtig. — Niemand noch hat sich an dem *Sive* gestoßen, das an den Anfang des Satzes gestellt, natürlich den Gegensatz eines zweiten erwarten läßt. Hier vermißt man ihn doppelt, der drei folgenden Substantiven wegen, unter denen gar wohl Contraste denkbar sind. — Ein zweites *Sive* kann, so wenig als *Seu*, des Verses wegen, eingeschoben werden. Zwei Stellen des Tacitus aber geben eine sehr leichte und passende Emendation an die Hand. In den Annalen XI, 26. heißt es:

Abrumpi dissimulationem etiam Silius *sive* fatali vecordia *an* imminentium periculorum remedium ipsa pericula ratus urgebat. — Ganz dieser ähnlich ist eine andere Stelle. Annalen XIV, 59.:

Plautum ea non movere, *sive* nullam opem providebat inermis atque exlul, *seu* taedio ambiguae spei, *an* amore conjugis et liberorum etc. — An beiden Orten steht *an* offenbar an der Stelle eines zu wiederholenden *sive* oder *seu*. — Diese ungewöhnlichere Construction trage ich auf den poetischen Tacitus der Römer über, der solche künstlichern Wortfügungen nicht verschmäht, und lese die ganze Stelle so:

Sive opus, in mores, in luxum, AN pran-
dia regum
Dicere, res grandes nostro dat Musa poetae.

Schon Priscian am angef. Orte trennt *Dicere* von *res grandes*, und mit Recht sind ihm einige Editoren gefolgt. — Durch meinen Vorschlag wird der Gegensatz nicht nur fest bestimmt, und sprachgemäß hervorgehoben; man sieht nun auch bestimmt den Grund einer sehr möglichen Corruption, und der Vers selbst erhält einen fixen Punkt für die Erklärung. Man war bisher rathlos hin und wieder geschwankt, ob die Sitten, der Luxus und der Fürstenschmaus wohl alles Eine Dichtart, die Satire nämlich, bezeichnen möchte, oder ob verschiedene Gattungen der Poesie gemeint seyn dürften, in denen allen die Muse ihren Liebling verherrlicht. Der ersten Meinung steht eine Stelle des Persius selbst entgegen; prandia *regum*, als Charakteristik einer Dichtart, würde er schwerlich für die Satire annehmen, die er selbst V, 18. *plebeja* prandia im Gegensatze des Blutmahls zu Mykene nennt, dieses zum Repräsentanten der Tragödie, jene zu dem der Satire machend. Ein solcher Gegensatz sollte auch an dem von uns behandelten Orte entstehn, und die Freunde der letztern Erklärungsart würden ganz

recht gehabt haben, wenn ſie ſich nur darum hätten bekümmern wollen, ob ihre Interpretation auch aus den Worten zu entwickeln ſey. Wie ſie ſie aber haben heraus klauben können, iſt mir unbegreiflich, zumal bei der gewöhnlichen Lesart — et prandia regum. — Die *mores* und der *luxus*, als Gegenſtände der Satire, deuten auf dieſe, als auf die unterſte Klaſſe der Poeſie: die *prandia regum* ſind auf die Geſchichte des Thyeſtes und Atreus zu beziehen (gerade wie Perſ. V, 17. 18. wo jedoch mit cod. Gothan. und Dresd. und allen alten Ausg. *mensas* für *mensam* zu leſen iſt) und bezeichnen die höchſte Stufe der Dichtkunſt, das Trauerſpiel. — Wie es ſcheint, war jene Greuelthat unter den frühern Kaiſern ein ſehr beliebter Stoff der Tragödienſchreiber, ſo daß man faſt anfieng, nach ihm den Kothurn zu benennen. Unzählige Stellen der Alten laſſen dieß vermuthen vergl. Perſ. V, 8. 9. Horaz an die Piſonen 91. 186. Martial. IV, 49 4. X, 4, 1. 35, 6. Achilles Tatios. p. 22 und 39 nach Mitſcherlichs Ausg., und auch unter den Trümmern, die uns übrig geblieben ſind von dem römiſchen Melpomenen-Tempel, ſchwimmt ja ein Thyeſt mit.

In dieſer damals allgemeinen Bekanntſchaft mit dieſer Fabel, deren jeder bei der leichteſten Anregung

gedenken mußte, vielleicht auch in Perſius lykofroniſchem Geiſte ſucht man dafür die Entſchuldigung, daß er die näher bezeichnenden Namen ausließ, welches allerdings in keiner der von mir genannten, noch auch ſonſt in einer mir bekannten Stelle geſchehen iſt.

Franz Paſſow.

III.

Der Erwerbs-Menſch. *)

Gewerbe treiben (warum nicht gewerben?) heißt grammatikaliſch, etimologiſch und praktiſch wohl nichts anders, als, durch thätigen Umtrieb, um die Hand des Glücks bei ihren oft ungerechten, noch öfters ungeſchickten, am meiſten aus Eigennutz blinden Eheprokuratoren, den Menſchen, werben; und erwerben heißt, die Braut, nach Beſchaffenheit der

*) Fragment aus einem noch ungedruckten Romane: Boreas und ſeine Vettern, eine biographiſche Skizze von Erich Xu.

Umſtände des Bräutigams, in die Strohhütte oder den Pallaſt einführen.

So hatte Karl Treiber, wohlrenommirter Handelsmann und Bürger zu Windhauſen, von früher Jugend an gedacht und gehandelt, und auf letztrem, freilich nicht mit Roſen beſtreuten Wege, die eigenſinnige Braut in ſeine Strohhütte eingeführt, und ſolche durch ihre ſtrahlende Gegenwart in ein, wenigſtens dem Geſchmacke nach gothiſches Schloß verwandelt.

Was Homer der weiland Halbgöttin Circe, und was Bürger der, leider! noch nicht weiland, Göttin Fortuna von Verwandlungslaunen vorwirft, das mögte doch in ſo weit zu beſchränken ſeyn, als, ſeit der Bekanntmachung der Geheimniſſe natürlicher Magie, doch zu jeder Verwandlung eben ſo gewiſſe Vorbedingniſſe erfordert werden, wie Prädispoſitionen zu Entſtehung von Krankheiten.

Daß Asmodi den Doktor Fauſt in die Lüfte führte, hatte wohl keinen andern Grund, als daß dieſer ſich ihm verſchrieben hatte; und daß das Glück mit manchem Bocksſprünge macht, kömmt

wohl nur daher, weil ſo mancher vorher ihm unter den Füßen kroch.

Karl Treiber aber hatte keine Verwandlungs-Prädisposition. — Von Jugend auf hatte er nur gerade vor ſich hinſehen gelernt, das hinter und neben ihm beachtete er nur in Bezug auf das vor ihm, und das vor ihm wieder nur in Bezug auf ſich ſelbſt. — Als Knabe in ein Handels-Comptoir gebannt, gieng der Kreis ſeiner Ideen und ſeines Betriebs von dem Herrn Principal, der hinter ihm ſtand, auf die Handelsbücher, die neben ihm lagen, und von dieſen wieder auf den Weg der Gewerbserlernung, der vor ihm lag: der Mittelpunkt dieſes Zauberkreiſes war ſein werthes Ich, die Diagonallinie aber der Weg des Gewerbs.

Das Viereck des Zirkels würde gefunden ſeyn, wenn nur einmal die Krümmung der Peripherie ein wenig gerad, oder wenn die Section des Zirkels ihrem Secator gleich ſeyn wollte; und ohne Zweifel würde der fleißige, ordnungsliebende, ſich um ſeinen Mittelpunkt zirkelmäßig herumtreibende Gewerbsmenſch ſelbſt ein ſehr guter Erwerb für die Menſchheit ſeyn, wenn er die Diagonallinie ſeines Umtriebs zur Hypothenuſe des rechten Winkels

tern Eigenthum, als ſeine tägliche Nahrung iſt, die er von einem Tag zu dem andern mit nicht mehr Arbeit, als zur Abwechslung mit Ruhe und Freude, und zu ſeiner Geſundheit erfordert wird, der Natur ſo zu ſagen abzuverdienen pflegt. Will man in dieſem Fall die Menſchheit glücklich preiſen, und entwiſcht zuweilen dem kultivirten Menſchen der übereilte und gutgemeynte Wunſch, ein ſolcher Wilde zu ſeyn; ſo fühlt er gemeiniglich eine gewiſſe Laſt, die ihn über ſeinen gegenwärtigen Zuſtand eben ſo unzufrieden macht, als ſie zuweilen den in der Sorge für ſeine Familie ſich abkümmernden Mann an die glücklichen Jahre ſeiner Kindheit gedenken, und wünſchen macht, lieber wieder ein Kind zu werden, als der erwachſene Mann zu ſeyn.

In der unzufriedenen mürriſchen Laune ſehen beyde ihren gegenwärtigen Zuſtand von der ſchlimmſten, und den vorigen, den ſie ſich zurück wünſchen, von der beſten Seite an. Im Grunde aber möchten ſie den einen mit dem andern gewiß nur unter einem von beyden Fällen vertauſchen, entweder unter der ſtillſchweigenden Bedingung, die Vortheile des gegenwärtigen mit den Vortheilen des vorigen Zuſtandes in ein Ganzes zuſammen geſchmelzt zu haben; oder aus Uebereilung, ohne die Unbequemlichkeiten und die poſitiven und negativen Uebel von beyden gegen einander auf der Wagſchaale verglichen zu haben.

der Gleichheit seiner Katheten (das ist Mitmenschen) machen wollte. Aber die meisten wollen, ausser einer ziemlich allgemeinen Abneigung vor geraden Linien, diese nicht triangularisch endigen, sondern sie lieber in infinitum isoliren.

Karl Treibers Linie führte ihn aus dem Comptoir seines verehrtesten Principalen in das Handelshaus eines patentisirten Titular-Freundes oder Associe, von da zur Trauung mit der wohl ausgesteuerten Tochter eines wohlbereicherten Vaters, und von da in ein eigen erworbenes Handelshaus.

Viel könnte ich noch von diesem Karl Treiber und Comp. sagen, wenn ich sein Ich mit allem Elende dieses Ichs moralisch-humoristisch seciren und anatomiren wollte; da aber alsdann doch kein andres Resultat als ein Skelett sich zeigen würde, meiner menschlichen und schriftstellerischen Meinung nach aber jeder gefühllose Mensch ein moralisches Skelett ist, und nachdem was von wohlbesagtem Karl Treiber geschrieben steht, ihm Niemand Gefühl zumuthen wird, so sehe ich ihn bereits als ein Skelett, und die Section, Anatomie und Präparate als geschehen an und wende mich in der geradesten, mithin nach dem

Zeugniſſe der Matrone Mathematik kürzeſten Linie zu der Kehrſeite meiner Schaumünze, zu dem Geſchäftsmanne.

Geſchäftsmann! — Der Krieg aller wider aller, dieſes Haupt-Element der menſchlichen Geſellſchaft, dieſes Lieblings-Thema unſerer Politiker in und außer dem Kabinette beginnt ſchon mit meinem biographiſchen Beginn. Gewerbs-Menſch, Geſchäfts-Mann! Soll hier Gewerb, Geſchäft, Menſch oder Mann herabgeſetzt ſeyn? denn nur die Abſicht einer Herabſetzung kann vermuthet werden, nur für eine ſolche Vermuthung iſt unſre, ſtets mit ſich und der Vorſpiegelung unſrer eignen Vortrefflichkeit beſchäftigte Selbſtliebe empfänglich, der das, nach dem Rechte des Stärkern lobenswerth und billig unterjochte beſſere Bewußtſeyn nur hie und da eine Einwendung zu machen ſich erkühnt, die in der geheimen Conferenz als Supplic bei Seite gelegt, bei jeder äußern Berührung aber als ein aufgewärmtes Gravamen commune angeſehen und angegrinzt wird. Es würden der Fälle weniger ſeyn, daß bei einem, an ſich unſchuldigen Mißverſtändniſſe, die aufgeblaſene Feuereſſe ſchon auf der Stirn des Mißverſtehenden flammte, wenn nicht die auf dem Vorpoſten ſtehende Eitelkeit, der Schwäche

der innern Beſatzung bewußt, ſo oft zu früh Allarm rieſe.

Die beiden Seiten meiner Schaumünze verwahren ſich alſo gegen alle vermuthliche Injurien wider irgend eines der genannten vier Subſtantiven. Sie erkennen, daß wenn gleich der Begriff eines Gewerbs die Bearbeitung eines ſchon gegebenen Stoffes begreift, ein Geſchäft aber, ſtolz auf ſeine Ableitung von Schaffen, das Geben eines beſtimmten Stoffes ſelbſt mit umfaßt, doch eine gewiſſe Ranggleichheit durch die hiſtoriſche Ancienneté bewirkt wird, da Gewerbs-Menſch ſeit Adams Verurtheilung das Prädicat aller Sterblichen iſt, von Geſchäftsmännern aber ſich nicht früher als beim babiloniſchen Thurmbau die erſten Spuren zeigen. —

IV.

Gemmen. *)

Das Ohr des Freundes.

„Willst du Armer stehen allein, und allein durch dich selber"
„Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht." **)

Damon. Meine Erwartungen sind getäuscht!

Pithias. Das sagt der Jüngling voll Lebenskraft und Lebenshoffnung! —

Damon. Die Kraft will ich anwenden, der Hoffnung zu entsagen; Thais flieht mich; mein Vater grollt; Dionis drängt mich vom Dienste des Vaterlandes.

Pithias. Thais ist jungfräulich schüchtern; dein Vater liebevoll, doch ernst; vom wahren Dienste des Vaterlandes kann uns nichts verdrängen, als Unwerth.

*) Aus einer Handschrift: Gemmen für Schillers Freunde v. d. Verf. d. goldnen Kalbs.

**) Schiller: der philosophische Egoist V. 13. 14.

Damon. Haſt du es ausgeſprochen?

Pithias. Deine Lippe iſt bitter;

Damon. So iſt denn endlich vorhanden, das Wort, welches längſt herb auf der deinigen ſchwebte!

Pithias. Sie öffnete ſich dem Ohr des Freundes.

Damon. Des Freundes! dem du Thais raubſt, den Vater entfremdeſt, und zuletzt das Urtheil moraliſcher Verbannung ſprichſt.

Pithias. Auch dich hört jetzt das Ohr des Freundes, deſſen Herz dich nicht begreift, doch nicht bezweifelt.

Damon. Thais liebt dich.

Pithias. Du ſiehſt mich ſtaunen.

Damon. Zum Sohne wünſcht dich mein Vater.

Pithias. Möcht' ich es ſeyn! dann wären wir Brüder.

Damon. Und die Stelle, welche ich ſuchte, beſtimmt Dionis dir.

Pithias. Ich nehme keine.

Damon. Freundſchaft ſprichſt du, doch deine Handlungen flüſtern. —

Pithias. Vollende das unheilbare Wort nicht.

Damon. Iſt die Wahrheit dem Ohre des Freundes fremd geworden?

Pithias. Die Leidenſchaft weiß es zu hören, doch dem Vorwurf ſchließt es ſich zu.

Damon. Gut denn, ich ſage dir Lebewohl und ſtehe fortan allein.

Pithias. Als Knaben theilten wir Spiel und Freude.

Damon. Dieſe iſt dahin, jenes wird Ernſt.

Pithias. Aufwachſend fühlten wir das Band unſerer Seele mit uns entwickelt.

Damon. Für die Erwachſene ſcheint es zu eng zu werden.

Pithias. Die Jünglinge theilten, den Knaben nacheifernd, Genuß und Geſchäft.

Damon. Der Wunſch des Genuſſes trennt unſer Geſchäft.

Pithias. Nun ſtehen wir auf der Schwelle des männlichen Alters: mit innig verſchränkten Armen und Herzen legten wir die Bahn bis zu ihr zurück, jede Blume war uns gemeinſchaftlich, wie jeder Dorn, der fruchtbarſte Theil unſeres Weges lacht uns zu, und der furchtbarſte — willſt du dich trennen? kannſt du?

Damon. Ich muß; alle Blumenblätter nahmſt du zurück, als du mein Herz zerriſſeſt. Ich will fortan allein ſtehen.

Pithias. Dem Ohr des Freundes iſt das To-

ſen aufgeregter Empfindung kein Donner, der Unglück weiſſagt. Dein Herz mit Bedürfniß des Anſchließens geboren, lebhafter als eines nur im Anſchließen lebend, könnte grollende Einſamkeit ertragen? Nein! Du vermagſt es nicht!

Damon. Du trotzeſt auf deine Unentbehrlichkeit.

Pithias. Ich vertraue ihr, dich kennend lieb ich dich warm und uneigennützig genug, dir das Band zu zeigen, von welchem du umſchlungen ſeyn mußt, auch wenn du es mir entziehest.

Damon. Warum liebt dich Thais?

Pithias. Fragteſt du mich warum ich glaube, daß ſie dich nicht liebt. —

Damon. Dann!

Pithias. Dein Blick brennt — der Freund höre! dann würde ich die Hand auf dein Herz legen, und wiederholt dich bitten: gieb und du empfängſt.

Damon. Dein altes Wort.

Pithias. Mein immer neues Glück.

Damon. Mein Vater?

Pithias. Auch hier gieb um zu empfangen.

Damon. Und Dionis? wär' auch hier Liebe auf Wucher gelegt?

Pithias. Liebe thut der Gewalt wohl; der unumſchränkteſten am meiſten, die Löwin folgt der

Amorine.

Amorine. Empfangen wirſt du auch hier, wenn du giebſt.

Damon. Ich liebte! ich liebe!

Pithias. Die Sehnſucht nach Liebe anderer, nennſt du eigne Liebe; empfangen wollen nennſt du geben. Gieb ohne des Empfangens zu denken, dann — ſtehſt du mitten unter dem Streben nach Herzen nicht mehr allein.

Damon. Stand ich je ſo? Warſt du nicht . . . . . "

Pithias. Dein! ſo wiederruft das Herz, was der vorlaute Mund unwillkührlich der Verſtimmung des Augenblicks nachſprach.

Damon. Und wann ich nicht gab, warum empfieng ich von dir!

Pithias. Weil dir zu geben, ohne an Empfangen zu denken, mir Bedürfniß und Genuß iſt.

Damon. (In ſeinen Armen.) Freund! Freund! unzertrennlich von dir! der Kräfte, der Herzen, treuer Tauſch.

Pithias. Und der Leben! Er beglücke uns, ſein Andenken überlebe uns!

2.

Bileams Roß.

„Wie' tief liegt unter mir die Welt."
„Kaum ſeh' ich noch die Menſchen unten wallen."
„Wie trägt mich meine Kunſt, die höchſte unter allen,
„So nahe an des Himmels Zelt." *)

Begeiſtert von der eignen Rede und vom Erfolg gehoben — ſo erzählt ein vielleicht apokryphes Exemplar des Talmuds — ſchüttelte Bileams Roß die ſtattlichen Ohren, als es den alten Beruf wieder antreten ſollte; es hatte über der Kritik der Schläge alle Geduld für die Schläge verloren. Aber unglücklicherweiſe war die Bewunderung des Geſprochenen auch ſchon dahin geſchwunden, und an ſeine Stelle trat das Erſtaunen über die Widerſpenſtigkeit des ſonſt ſo ſanftmüthigen Thierchens.

Wie nun alle Verſuche, ihm die vorige Rolle wieder geläufig zu machen, vergeblich blieben, und das Prophetenroß immer unbändiger kurbettirte, da

*) Schiller über Metaphyſiker. V. 1 — 4.

nahm man ihm Sattel und Zeug ab, und ließ es springen.

Aber es sprang auch! Die weite Welt schien ihm anzugehören; auf grasigen Matten verlor es sich im abwechselnden Spazierrennen, aus der Hand der Natur nahm es seine Nahrung — nicht mehr Futter — und vom blumenkränzten Bache holte es selbst den erquickenden Trunk.

Indessen kann man nicht immer spazieren, grasen und trinken.

Das Eselein beschloß, die Reise nach der Weisheit anzutreten. Denn, dachte es bei sich, finden muß ich Sie — ist Sie es doch, die mich sprechen lehrte.

Es wollte sich selbst Beifall über die reichhaltige Idee jauchzen; aber ach! die Wunder-Gabe war mit den wenigen Worten des ersten Versuches erschöpft, und der Jubel erschallte in den angebornen Tönen. Etwas befremdet sah unser grauer Freigelassener um sich. Doch, tröstete er sich im Stillen, das wird sich geben, wenn ich erst die Weisheit gefunden; — genug daß ich denken, und mit mir selbst sprechen kann.

Davon nichts zu gedenken, daß dieſes ſogenannte Glück des Wilden, der ſeiner Glückſeligkeit ſo wenig bewußt iſt, als das Kind, noch dazu ungemein ſelten, und auf dem ganzen Erdboden, einige wenige Gegenden ausgenommen, beynahe unmöglich iſt. Hingegen iſt im andern, und ungleich mehr gewöhnlichen Fall, wo die kärgliche Natur erſt mit dem Schweiß des Menſchen befeuchtet und mildthätig gemacht werden muß, der hülfloſe und kummervolle Zuſtand des nackenden, unwiſſenden, bedürftigen und darbenden Wilden ein redender Beweis, daß die Wildheit unmöglich für den eigentlichen fortdaurenden Zuſtand gehalten werden kan, worzu die Menſchheit geſchaffen und beſtimmt worden wäre. So kenntbar der Wilde an der wenigen Anzahl ſeiner Bedürfniſſe und der ihm eigenen Art ſeiner Erhaltung iſt: ſo ſehr charakteriſirt ihn auch der ganze Zuſtand ſeines geſellſchaftlichen Lebens. Seine Geſellſchaft iſt ein Gemiſche von einigen wenigen Verhältniſſen der einfachſten Art; ihre Bande ſind weiter nichts als unregelmäßige angebohrne Inſtinkte, welche die Menſchheit mit der Thierheit gemein hat; ſie beruht weder auf edlen Grundſätzen einer aufgeklärten Vernunft; noch hält ſie das Privatintereſſe der einzelnen Mitglieder einem gemeinen Weſen untergeordnet; noch verſchaft ſie eine Art von öffentlicher Glückſeligkeit, wozu die Menſchheit, als zu einem gewiſſen Grad eines ihr ganz eigenthümlichen Wohlſtandes, in wohleingerichteten Staa-

ten

Gemächlich ſtieg es Berg auf. Hoch muß die Weisheit wohnen, fuhr es im vertraulichen Selbſtgeſpräche fort, daran läßt ſich gar nicht zweifeln, und je weiter ich dieſes Gebirge mit meinen Blicken verfolge, deſto deutlicher ſehe ich von Höhe zu Höhe kleine freundliche Hütten. Dort wohnen wahrſcheinlich die Söhne der Erhabenen, die Amtsbrüder meines vormaligen Herrn; von einem zum andern ſteigend, gelangt man endlich zu ihrem Tempel ſelbſt. Unterwegs werde ich mich von allem Zugehör meines bisherigen elenden Daſeyns befreien laſſen; dem Roſſe ohnehin ſo nahe verwandt, komme ich als ein vollendetes Pferd oben an, die Göttin erkennt mich, ich erhalte die Sprache wieder, und bleibe dann erleuchtet und erlaucht in Ihrem freien Dienſte.

An der erſten Hütte meldete es ſich zum — Ohrenſtutzen. Ein ernſter finſterer Mann erwies ihm den erbetenen Liebesdienſt ohne ein Wort zu ſprechen, ſtreuete ihm Aſche auf die Wunden, ſah ihn ein oder zweimal mit einer Art von mitleidiger Befremdung an, und — ließ ihn laufen.

Zwar ſchmerzten die umgebildeten Ohren nicht wenig, auch ſtachen Dornen und ſpitzige Kie-

ſel; doch unſer guter Weisheitsjünger ließ ſich nicht irre machen, gelangte zur anderen Hütte, und bat um Befreiung von dem häßlichen — Schweife. Ein lächelnder Jüngling willfahrte dem Supplikanten. Neue Schmerzen folgten dem neuen Bildungsſchnitte, aber die Freiheit ließ der Lächelnde dem Kandidaten, wie es zuvor der Ernſte gethan. An beiden Extremen leidend humpelte der edle Eiferer die immer beſchwerlichere Bergſtiege hinan.

An der dritten Hütte flehte er, zwar etwas unphiloſophiſch wimmernd, übrigens aber wie die beiden erſten Male durch ziemlich geſchickte Pantomime, um eine neue Haut. Ein handfeſter Langbart ließ ſich gar nicht lange bitten, und machte raſche Anſtalt zum Abziehen der alten. Doch das war des ehrgeizigen Grauſchimmels Sache nicht; als ob ihm der Kopf brenne, brachte er ſich über Diſtel, die er zu ſpeiſen vergaß, und über Stock und Steine, die er in der Angſt nicht fühlte, nach der nächſten Hütte in Sicherheit.

Dort trocknete ihm eine freundliche Alte den bangen Schweiß ab: ja, ja, flüſterte ſie ſeiner wiederholten Gebärdenſprache zur Antwort, ich helfe dir, gutes Weſen. Damit warf ſie ihm eine Haut

über, welche einſt der ſtolzeſte arabiſche Hengſt als ſein Eigenthum trug. Bileams Roß gefiel ſich in dem neuen Putze, und trabte dankbar davon.

Aber immer ſteiler wurde der Berg, ſauerer die Reiſe; die Doppelhaut koſtete dem keuchenden Träger beinahe allen Odem. Zu gutem Glücke gelangte er noch früh genug zur fünften Hütte, um dort die Laſt abzuwerfen, ſich ſelbſt aber auf friſch gemähtes Gras zu lagern. Wie er ſich durch Ruhe und Schmaus erholt hatte, erblickte er mit Staunen einen ſtattlichen Mann, der mit feierlicher Miene eine Gans mit Pfauenfedern ſchmückte. Das iſt mein Mann! rief der Reiſende, und ein lautes Wiehern erinnerte den Hüttenbewohner, daß Kundſchaft da ſey.

Es war wirklich der Mann für unſern Bileamiten; binnen einer Stunde hatte er den Hocherfreuten zum ſchönſten Rappen — umgemalt, und beſeeligt trollte der Verwandelte nach dem nun nicht mehr entfernten Tempel.

So hoch wand er ſich jetzt auf dem Felſenpfade hinauf, ſo hoch, daß man eben ein Adler oder Bileamsroß ſeyn mußte, um nicht zu ſchwindeln. Aber

ſein Genius erhielt ihn, und gab ihm die Kraft, mit ſtolzem Blicke von oben herab das Judenreich und ſeine Bewohner, als einen Ameiſenhaufen zu würdigen, und des armen Bileams verächtlich zu gedenken. Zum Propheten wurde er berufen, ſprach der Klippenſteiger, ich habe mich ſelbſt umgeſchaffen, und werde nun hier, der Weisheit huldigend, des Erden-Geſindels vergeſſen.

Er kam bei dem Tempel an, trat hinein und — ſchreckte zurück. Mit aufgehobenem Stabe ſtand eine himmliſche Geſtalt ihm gegenüber, doch umſonſt war die Flucht; von ſelbſt hatte ſich die Thüre hinter dem Ankömmling geſchloſſen. In ſich geduckt, der geſtutzten Ohren, des verkürzten Schweifes, der edlen Farbe rein vergeſſend, kroch er zitternd zu den Füßen der unbeweglichen Geſtalt, und erwartete dort in demüthiger Geduld ſein Schickſal.

Der Stab drohte noch immer ohne zu fallen, das Wunder der Sprache kehrte auf einen Augenblick zurück. Warum ſchlägſt du mich nicht! fragte der Eſel; Ohren und Schweif waren ergänzt, die Farbe wieder vertauſcht, die Bahn der Weisheit vollendet.

3.

Olimpiſche Träume.

„Weil du lieſeſt in ihr, was du ſelber in ſie geſchrieben;“
„Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erſcheinungen reih'ſt“
„Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,“
„Wähnſt du, es faſſe dein Geiſt athmend die große Natur.“*)

Demokrit. (Beim Eintritt in ſein Gemach eine Rolle zuſammenwickelnd.) Guter Diakoſmus, lege dich nun wieder zu deinen Brüdern, für Abdera haſt du deine Rolle ausgeſpielt. Die guten Herren wiſſen nun, warum ich von hundert Talenten fünf und neunzig vern ißt habe, und an Erſtaunen über den gelehrten Landsmann ſo reich als verſchwenderiſch damit, vergeſſen ſie nun, daß ſie mich als übeln Haushälter beſchimpfen wollten. Ihre Selbſtſucht erlaubt mir gnädig, zu ihren Ehren arm und weiſe zu ſeyn. Brave, wackere Leute, die Abderiten!

Demochares. Wie ſiegreich du aus dem Kampfe giengeſt, lieber Vetter!

Demokrit. Fängſt du nun auch zu glauben an,

*) Schiller. Menſchliches Wiſſen. V. 1 — 4.

daß meines Vaters Feſt gut bei dem groſſen Könige angelegt war? Hätte Xerxes nicht lecker an ſeiner Tafel geſchmauſt, ſo wären mir die Magier nicht als Hebammen meines Geiſtes geblieben.

Demochares. Ich bekenne laut mein Unrecht, gieng mir doch der löbliche Rath mit gutem Beiſpiele vor. Du biſt ein groſſer Mann.

Demokrit. (Lächelnd.) Ein Atom im leeren Raum, das weiß ich, Dank meinem Lehrer Lauzifſus!

Demochares. Du haſt die hohen Ordnungen der Natur erforſcht, und aus ihr ſelbſt ihre Geſetze hervorrufend, ſie uns vor Augen geſtellt.

Demokrit. Meinſt du, lieber Demochares? Nun, laß uns nur zuſammen fortrollen, vielleicht kömmt auch etwas Gutes dabei heraus!

Demochares. Du biſt der Dollmetſcher des Univerſums.

Demokrit. Ich habe eine geheime Ahnung, daß ich hundert Jahre und drüber alt werde — Zeit genug, noch manche Sylbe in dem ungeheuren Buche zu leſen und auszuſprechen: ihr werdet mich anhören —

Demochares. Anſtaunen, wie heute!

Demokrit. Ganz recht, mir eine Zeitlang nachſprechen —

Demochares. Dir ſtumm zuhorchen —

Demokrit. Auch recht! zuletzt Langeweile haben —

Demochares. Das verhüten die Götter zu Abderas Ehre —

Demokrit. Ihr müßt ihnen aber dazu helfen. Dann werdet ihr mir Langeweile machen, ich werde mich vom jetzigen Lächeln zum erquickenden Lachen wenden, ein wenig für närrisch gelten. —

Demochares. Bei der Latone! unmöglich iſt das!

Demokrit. Lange nicht ſo unmöglich, als die Verwandlung der heiligen Latona in eine Wachtel.

Demochares. (Zurückfahrend) läſtre nicht!

Demokrit. (Lachend) ſiehſt du? — In dieſem Augenblicke ſetzt ſich das Atom deines Glaubens an meine Verrücktheit, dir ſelbſt unbewußt, in deinem Innern feſt, und ich ſehe dich ſchon unter der Zahl derer, welche den großen Hippokrates für mich verſchreiben.

Demochares. Du haſt dich ſelbſt zum Beſten. —

Demokrit. Immer beſſer, als wenn ich mich mit euch allen für ſo gar außerordentlich gut hielte.

Demochares. Möchte dir doch die Gabe der

Vorherſehung lieber zuflüſtern, was ich von dir zu begehren komme!

Demokrit. Und wer ſagt dir, daß ſie es nicht ſchon gethan? — Aber du liebſt wie alle treue Söhne Abderas, das bequeme Echo deiner inneren Gedanken. Das Vergnügen kann ich dir machen.

Demochares. (Begierig.) Nun!

Demokrit. Du darfſt ganz ruhig auf den Fußſohlen ſtehen bleiben; glaube mir, alles Aufrecken, und wenn du deine arme Zehen auch hundertmal mehr quälteſt, macht dich nicht groß genug, dein armſelig Richtſcheid an die Rieſin Natur zu legen.

Demochares. Hm!

Demokrit. Du erröthеſt! das freut mich; dafür ſoll auch dein Geiſt übrig bleiben und ſich freuen, wenn mein Körper aufgehört hat.

Demochares. Lehre mich die Natur kennen und faſſen gleich dir.

Demokrit. Wie ſteht es mit deinen Augen? willſt du Talente daran wagen? Glaube mir, ehrlicher Vetter, die Schnüre, welche du auf ſo koſſaliſcher Flur ziehen möchteſt, fordern koſtbare Vergoldung, und doch — beſchwört kein Gold den unendlichen Geiſt, welcher in ihr hauſt.

Demochares. An deiner Hand werde ich ſein heiliges Sauſen vernehmen.

Demokrit. Auch ahmend verſtehn?

Demochares. Ich hoff' es.

Abgeordnete des Raths (treten ein.) Weiſer Demokrit! Abdera, das in dir ſich hoch geehrt fühlt —

Demokrit. (Leiſe zu Demochares.) Hoffnungs-Zunder!

Abgeordnete. Hat beſchloſſen —

Demokrit. (Lächelnd.) Geehrte Herren! Einer nach dem Andern, ich bitte. —

Erſter Abgeordneter. Dir fünfhundert Talente zum Geſchenke zu überreichen —

Demochares. Alle Götter!

Demokrit. (Zu ihm leiſe.) Die Hälfte davon iſt dein, mein guter Vetter und Jünger. — Nun wird dein Studium blühen!

Zweiter Abgeordneter. Dir öffentliche Bildſäulen zu errichten —

Demokrit. Das iſt mir lieb für ihre Verfertiger.

Dritter Abgeordneter. Und dich auf Koſten der Stadt zu beerdigen.

Demokrit. (Lachend.) Das hat doch noch Zeit, will ich hoffen?

Demochares. O ſo wurde noch kein Sterblicher geehrt!

Demokrit. Doch ſchon mehr als ein Geſtorbener — Ich danke euch und der Stadt, lieben Freunde und Landsleute, von ganzem Herzen. Gehabt euch wohl. (Die Abgeordneten gehen.)

Demochares. (Gutmüthig.) Wenn darf ich die zweihundert funfzig Talente abholen?

Demokrit. (Geheimnißvoll.) So bald ich die fünfhundert habe. — Lebe wohl! (Demochares geht. Ihm nachſehend) Sandkörner unter den Heroenſchritten der Natur! und die wollen ſie meſſen! (Nach einer Pauſe) gute Götter! wäre ſie nicht ſo herrlich aus euren Händen hervorgegangen, wahrlich! ich würde mich blenden — nicht um ungeſtörter zu denken, aber wohl, um dieſe Pigmäen nicht mehr zu ſchauen, die auf dem Herkules herumkrabbeln, und ſich groß dünken, wenn ſie an einem Löwenhaar die Löwenhaut errathen, die den Halbgott umgiebt! O meine Olimpiſchen Träume! gebt mir Sinnesnahrung und Thorenſpott!

ten vermittelſt einer weiſen Geſetzgebung gelangen kan.

So iſt alſo das geſellſchaftliche Leben der Menſchen im Stand der Wildheit meiſt, oder vielleicht gar, blos thieriſch; ſie laufen zuſammen und bleiben beyſammen gleich denen auf dem Feld weidenden Heerden, und, hat ſich einmal ein kriegeriſcher Geiſt ihrer bemächtiget, was ſind alsdenn ihre in Streit gerathenen Völkerſchaften im Grunde weiter, als herumſchweifende und in Wuth geſetzte Truppen reiſſender Thiere? Blos der in der noch wildlebenden Völkerſchaft verborgen liegende Keim zu einem Grad der Veredlung, deſſen eine Heerde von Thieren ganz und gar unfähig iſt — zu einem wohlgeordneten Staat, in welchem die Menſchheit die höchſte Stufe des Glücks und der Kultur, die für ſie beſtimmt iſt, erreichen kan: dieſer edle Keim macht vornemlich noch den weſentlichen Unterſchied zwiſchen einer Horde von Wilden und einer neben ihr weidenden Heerde von Thieren, daß wir ſie darum doch nicht für Geſchöpfe von einerley Claſſe behandeln können, oder doch wenigſtens nicht behandeln ſollen.

Auf dieſer erſten und niedrigſten Stufe ſcheint die Menſchheit in dem alten Teutſchland nicht mehr geweſen zu ſeyn. Der alte rohe Teutſche hatte zwar weit weniger Bedürfniſſe als der kultivirte Römer zu der damaligen Zeit und jeder Europäer heut zu Tag: aber doch auch ungleich

mehr,

4.

Das Marmorbild.

„Bleibt du im meinem Himmel mit mir leben,“
„So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſeyn.“ *)

Don Gonzalez. (Vor einem Fußgeſtelle.) Morgen! Morgen! O ich kann den frohen Moment kaum erwarten, da deine Bildſäule hier prangen wird, genialiſcher, verfolgter, verhungerter Zervantes.

Ein Unbekannter (ſich zu ihm geſellend.) Man hat Manchem ein Marmorbild geſetzt, der vor Ruhm und Hunger ſtarb; man gab ihm da mit höchſter Konſequenz nach dem Leben, was man ihm auch während des Lebens ließ — Steine an Brodes Statt.

Don Gonzalez. (Lächelnd.) Witziger Unbekannter! Ihre Bekanntſchaft freuet mich.

Unbekannter. Analog iſt alſo das Denkmal der Enkel wenigſtens der Vernachläſſigung der Väter.

*) Schiller: die Theilung der Erde. Strophe 8. V. 3 — 4.

Eine wohlthätige Stiftung für noch Lebende, welche der Genius wieder in die Gefahr des Verhungerns bringt; eine indiſche Hipokrene für die wagehälſigen Jünger der großen Todten, allenfalls mit dem aufmunternden Namen dieſer geſchmückt, wäre Denkmal und Sühne zugleich.

Don Gonzalez (daſſlich.) Eine vortreffliche Idee!

Unbekannter (ihn betrachtend.) Die auch an der Bewunderung ſtirbt, wie mir ſcheint. —

Don Gonzalez. Wir fanden eben in unſerm edlen Neukaſtilien eine herrliche Marmorader. Wem könnten wir ihre Erſtlinge ſtattlicher und gerechter widmen, als dem großen Manne, der unſer Mitbürger war, und durch ſeine unſterblichen Werke der Bürger aller Zeitalter wurde?

Unbekannter. Ganz recht! Wir thun uns viel auf inländiſche Marmoradern zu gute — fließt aber auch in unſern Adern das Blut, welches ſich ihm Ausbeute zu Denkmalen verdienen wird?

Don Gonzalez. Wenigſtens wollen wir — in Erwartung unſerer Zukunft, gegen die große Vergangenheit gerecht ſeyn. Mir iſt's, bis unſer Miguel Saavedra an dem Ahnen-Undank gerächt iſt, als ſey ich in der Marterkammer.

Unbekannter. (Ernſt.) Die Marterkammer des

Schwachen iſt ſein eigen Herz. — Iſt Alkala de Henares auch Ihr Vaterland, Senner?

Don Gonzalez. Ich bin ſo glücklich, Cervantes Vaterſtadt die Meinige zu nennen. —

Unbekannter. Und Ihr Beruf?

Don Gonzalez. Ich bin Arzt.

Unbekannter. Das ſollte auch er zuerſt werden.

Don Gonzalez. Ich war einige Zeit Leibarzt bei dem Erzbiſchof von Toledo —

Unbekannter. Auch er war ja Kammerdiener bei dem Cardinal Aquaviva.

Don Gonzalez. Der einzige Kammerdiener in ſeiner Art! — dann fühlt' ich mich zu gröſſerer Thätigkeit berufen, und gieng als Feldarzt mit in den Krieg.

Unbekannter. Welch' treue Parallellinie mit ſeinem Leben! Auch er verließ das Vorzimmer, um im Kampfe — ſeine Hand zu verlieren — Sie erhielten ſich beide?

Don Gonzalez. Gott ſey Dank, um meine Schuld zu bezahlen.

Unbekannter. Cervantes that das mit der rechten allein.

Don Gonzalez. Er bezahlte nicht, er lieh aus — Er iſt unſer groſſer Gläubiger, der meinige insbeſondere.

Unbe-

Unbekannter. Gab er Ihnen frohe Stunden — O dann iſt ihm ja reichlich vergolten!

Don Gonzalez. Zur Seite der frohesten Stunden, die er mir gewährte, wandelte bittere Reue. Ich bin — Avellaneda's Enkels Sohn.

Unbekannter. Der Enkels-Sohn Avellaneda's! War das nicht Don Quixotte's unberufener Fortſetzer?

Don Gonzalez. Die Miſſethat iſt ....

Unbekannter. Von Saavedra — Cervantes ſelbſt gewiß längſt vergeſſen.

Don Gonzalez. Von den Folge-Altern ſelbſt bitter gerügt. —

Unbekannter. Den Quixotte hat Don Lerma's Unwillen überlebt, und ergötzt beide Kaſtilien. Was fehlt noch?

Don Gonzalez. Das Denkmal — meiner Reue.

Unbekannter. Auf die Marterzeichen halten unſere Neu-Märtyrer mehr, als die alten auf die Marter ſelbſt hielten.

Don Gonzalez. Möglich hab' ich dies Denkmal bei beſchränkten Kräften gemacht — wirklich wird es morgen.

Unbekannter. Wer bei beſchränkten Kräften alles leiſtet, was ſie vermögen, hat die Schuld rede

lich abgetragen, welche ihm ſeine Geburt auflegte, und heißt mit Recht ein — nützlich biederer Mann — (Ihm die Hand drückend.) Sie ſind es! Aber es bedarf deſſen nicht hier!

Don Gonzalez. (Betroffen.) Wie!

Unbekannter. Der Genius iſt überall zu Hauſe, und wohnt in jeder Form, immer reich — weder Feſſeln noch Konvenienz vernichten ihn, hemmen mögen ſie ſein Wirken, decken die Flammen, doch den Himmelsfunken löſchen ſie nicht. Nur ſein Stiefbruder, das Talent, erliegt den Hinderniſſen. — (Ihm die Hand drückend.) Sie haben vergolten, was Zervantes vergeſſen; Avellaneda's Enkels-Sohn hat vergolten. (Indem er als Zervantes erſcheint.) Des Dichters Himmel liegt in ſeiner Macht; willkommen iſt ihm darin, wer ihn theilen kann und mag. (Verſchwindet.)

5.

Die Geburt des Harpokrates.

„Wer etwas Treffliches leisten will,“
„Hält gern was Großes gelobren,“
„Der sammle still und unerschlafft“
„Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“ *)

Von dem treulosen Typhon überfallen, hatte Osiris unter der Hand des Brudermörders mit fünf und zwanzig Treuen verblutet. Traurig schwebte sein Geist um die trauernde Isis, die — Gattin und Schwester zugleich — vergeblich zu dem Bruder Zeus im Olymp, zu dem herabgestürzten Vater Saturn im Tartarus flehte.

Die Trostlose sammelte die geliebten Reste, und die Treuen; sechs und zwanzig Priester verwahrten sie als so viel Heiligthümer; Aegyptens Volk weinte bei dem Grabe, und bald betete es den verlornen königlichen Wohlthäter unter dem Bilde des gedungten Zepters an. Doch sein Geist schwebte immer

*) Schiller: Breite und Tiefe, Strophe 2. V. 3 — 6.

noch trauernd um die trauernde Gattin und Schweſter, und Iſis weinte, dem Volke verborgen, heiße Thränen.

Da winkte Zevs im hohen Olymp, und im tiefen Tartarus rief Saturn. Oſiris verließ die Geliebte, um dem väterlichen Rufe zu folgen.

Du zogſt wohlthätig umher, ſprach Saturn, o mein Sohn, die Menſchen den Bau des ernährenden Korns und des erquickenden Weins zu lehren; ſiehe, wie dem Oſiris der Bruder lohnte. Auch ich führte einſt die goldene Zeit an dem Himmel herauf, und in die Tiefe ſtürzte mich der Erzeugte. Das Große bedarf der Hülle von dem Kleinen; gieb mir einen Enkel, dir ſelbſt einen Sohn, der klagenden Iſis den ſtillen ſicheren Tröſter, welcher, von uns abſtammend, den großen Menſchen das Schweigen lehre, und ſie lehrend den Kleinen unbekannt ſey.

Oſiris ſchwebte zu der trauernden Gattin zurück: im verſchwiegenen Traume erſchien er im Götterglanze, auch ihr der Göttlichkeit Ahnung zuflüſternd, und ſo wurde Harpokrates, der Gott des Schweigens, nach des Vaters Tode geboren.

V.

Nekrolog.

Einige Reliquien von Leiſewitz an den Hofrath Böttiger in Dresden.

Als am 10. Sept d. J. unſrer Vortrefflichen Einer, Leiſewitz, ſeine irdiſche Laufbahn vollendet hatte, um in die Verſammlung ſeiner großen Geiſtes-Verwandten, der Leſſinge, Engel, Schiller, überzugehen: da erwartete ich, daß Sie, hochgeehrter Freund, ihm wie ſo manchem ehrenwerthen Mitgliede der gelehrten Republik ein Denkmal im Merkur ſetzen würden, um ſo mehr, da Sie, außer der allgemeinen Achtung, die dem ausgezeichneten Verdienſte gebührt, für ihn auch die beſondere Achtung und Liebe unterhielten, welche das Reſultat perſönlicher Bekanntſchaft war. Kommen Sie meinen Wünſchen nicht etwa vor Empfang dieſer Zeilen zuvor, ſo iſt es meine Abſicht, Sie und andere Freunde ſeines Genius zum Sammeln von Denkwürdigkeiten deſſelben aufzufordern, welches um ſo wünſchenswerther iſt, je weniger er, der Beſcheidene, bei ſeinem Leben von ſich hat reden machen.

Ueber die Geſchichte ſeiner Geiſtes-Entwicklung weiß ich wenig anzuführen. Er war meines Wiſſens in Hannover 1751 geboren, ſtudierte in Göttingen die Rechte, und errichtete dort mit einem congenialen Mitſtudierenden, dem jetzigem Geh. Rath Thaer, eine vertraute Freundſchaft, die er auch in Celle im Lüneburgiſchen mit ihm unterhielt, wo Leiſewitz ſich nach Ablauf ſeiner akademiſchen Jahre auf ſein künftiges Geſchäftsleben vorbereitete und Thaer als Arzt auftrat. 1775 gieng Leiſewitz nach Braunſchweig, wo er zu advociren anfieng und nach einiger Zeit als Landſchafts-Sekretär angeſtellt wurde. Leſſing lernte ihn hier kennen und ſah, daß etwas Groſſes in ihm verborgen liege; noch kannte ihn die Welt nicht, aber Julius von Tarent war ſchon ausgearbeitet, und Leſſing kündigte ſeinen jungen Freund, der eine Reiſe nach Berlin machte, ſeinen dortigen Bekannten als einen außerordentlichen Menſchen und ſein Trauerſpiel als ein Meiſterwerk an. Es erſchien 1776, unvorbereitet durch minder unvollkommene Arbeiten, groß und einzig in ſeiner Art, und es blieb auch das einzige, was er der Welt aus dem Schatze ſeines reichen Geiſtes mitgetheilt hat; denn einige kleine Spenden kommen neben der großen in keinen Betracht. Was ihn, der anfangs keine Abneigung gegen ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit hatte,

nachdem ſeine Erſtlinge im Gebiete der Muſen mit lautem Jubel empfangen worden, dennoch beſtimmte, trotz einer für literariſche Unternehmungen günſtigen Lage, auf immer zu ſchweigen, das mögen diejenigen ergründen, die mit ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeinen Verhältniſſen genauer bekannt ſind. Gewiß iſt, daß er, weit entfernt durch die Glorie, die ſein Werk um ihn verbreitete, übermüthig zu werden, ſich ſeit der Zeit immer mehr iſolirte und (ſeine öffentlichen Berufsarbeiten abgerechnet) ein faſt lediglich auf ſein Haus, ſein Gärtchen und ſeine ähnlich geſtimmte Gattin eingeſchränktes ſtilles Leben führte. Freilich beſchäftigten ihn auch in dieſer Zurückgezogenheit die Studien, und er hatte ſich vorzüglich gründliche Forſchungen über die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zu ſeiner Lieblingsarbeit gemacht, hatte ſich einen ſehr anſehnlichen Apparat dazu geſammelt und wirklich einzelne Partien davon ausgearbeitet; aber wenn er auch in frühern Jahren die Idee gehabt hätte, ein Werk darüber heraus zu geben, ſo ſchnitten doch die Aeußerungen der ſpätern die Erfüllung dieſer Hoffnung gänzlich ab. Schiller ließ er für einen guten Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Krieges gelten, ohne ihm doch den Rang eines Geſchichtforſchers deſſelben einzuräumen.

mehr, als der wilde Amerikaner: und sein gesellschaftliches Leben oder eine alte teutsche Völkerschaft bedeutete schon viel mehr, als eine untereinander laufende Horde von wilden Amerikanern, ob sie gleich noch nicht ein so künstlich, in so viele Fugen gebrachtes und von so vielerley Verhältnissen aufgethürmtes Gebäude, wie das römische Reich oder jeder kultivirte wohlgeordnete Staat, war.

Der Zustand des alten Teutschen, der Zustand der Menschheit in dem alten Teutschland war, so zu sagen, ein **Mittelding** zwischen **Wildheit** und **Kultur**, und also gerade die mittlere Stufe, deren Folge wir oben aufgezählt haben, ich meyne, **Barbarey**. Diese läßt sich durch die ihr eigene Modifikation der Bedürfnisse und des gesellschaftlichen Lebens eben so leicht charakterisiren, als die hinter ihr stehende Wildheit. Der alte Teutsche begnügte sich nicht mehr mit dem Wilden, seinen Durst mit Wasser, und seinen Hunger mit den freywilligen Geschenken und rohen Produkten der Natur zu stillen. Er baute Korn und Getreyde, und bereitete sich daraus ein Getränke, worinn er sich berauschte, und einen Theil seiner täglichen Nahrung, womit er sich, als von der Arbeit seiner Hände sättigte. Der alte Teutsche schweifte nicht von einem Ort zum andern, um seinen Unterhalt durch ein glückliches Ohngefähr, auf der Jagd und bey der Fischerey zufälliger Weise zu erhaschen, sondern er saß feste auf dem Landeigenthum, wo er entwe-

der

Nachdem er mehrere Jahre dem Staate als Sekretär gedient hatte, welche Stelle ihm alle Bequemlichkeit ließ, nach seiner Neigung und Laune zu leben: wurde er von seinem Landesfürsten, der sich auf Schätzung von Verdiensten versteht, aus der Dunkelheit hervorgezogen und zuerst zum Lehrer des Erbprinzen in einigen Gegenständen des Unterrichts und in der Folge zum Geh. Justizrath ernannt. Nun mußte der Einsiedler Amts und Berufs halber aus seiner Verborgenheit herausgehen; es eröffnete sich ihm ein wichtiger praktischer Wirkungskreis, in welchem er mit großer Einsicht, Thätigkeit und Redlichkeit handelte. Die wohlthätigste Wirksamkeit aber seiner letztern Jahre verbreitete sich über die Armen, deren Vater er durch Einrichtung und Verwaltung sehr zweckmäßiger Armen-Anstalten ward. Es ist merkwürdig und rührend, daß, wie er sich im Leben seine Wohnung in einer abgelegenen Gasse mitten unter Hütten der Armen ausgewählt, wie er sich den Armen als ihr Versorger angeschlossen hatte, er sich auch im Tode ihnen gleichsam beigesellte, indem er, seiner Verordnung nach, in einem platten Sarge, dem Abzeichen der ärmern Volksklasse, begraben wurde.

Er war ein höchst selbstständiger Mensch, der

ſich ſeine Bildung wohl gröſtentheils ſelbſt gegeben und an welchem die äuſsern Umſtände keine bedeutende Gewalt ausgeübt haben mochten. Seine geiſtige und körperliche Organiſation war ſehr zart; ſeine Nerven höchſt reizbar; die Hypochondrie blieb ſeine faſt immerwährende Gefährtin; ſeine Anſichten, ſeine Denk- und Empfindungsart hatten nichts Gemeines; er war ein Freund ſchlichter Einfalt in Sitten und Handlungen; in ſeinem Anzuge bequemte er ſich erſt ſpät ein wenig zur Convenienz; ſein ganzes Weſen war liebliche Kindlichkeit und edle Einfalt; ſie drückte ſich, wie in ſeinem Geſichte und der Haltung ſeines Körpers, ſo in allem ab, was er ſagte, was er that.

Schade, daſs ſeine Beſcheidenheit verboten hat, von den Papieren ſeines Nachlaſſes für die Welt Gebrauch zu machen, die ſich aus ihnen vielleicht einen Genuſs zu verſprechen gehabt hätte, dem ähnlich, welchen Leſſings oder Lichtenbergs literariſcher Nachlaſs gewährte. Möchten doch Leiſewitzens eſoteriſche Freunde dem Publicum dadurch einigen Erſatz geben, daſs ſie ihm eine Auswahl ſeiner Briefe mittheilten! Ihr Merkur würde ihnen gern ſein Archiv öffnen. Ich glaube Ihnen daher und andern Leſern Ihrer Zeitſchrift einiges Vergnügen zu machen, indem ich

Ihnen hier ein Paar Reliquien der Art aus ſeiner Jugend-Periode überſchicke, welche als treue Spiegel ſeines Gemüths erhalten zu werden verdienen, wenn ſie auch ſolchen Leſern, die auf bloße Realien ausgehen, ſehr unbedeutend und leer vorkommen mögen. Ich habe die Perſönlichkeiten derſelben weder verwiſchen mögen, noch dürfen, und bemerke nur ſo viel voraus, daß die ihres Charakters wegen auch von Ihnen geſchätzte Frau, an welche die Briefe gerichtet ſind, wenige Wochen vor Leiſewitz aufgehört hat, zu leben. Dieſer hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Celle, außer an Thaer, faſt einzig an das Haus des damaligen Predigers der Blumenlager-Gemeinde daſelbſt, Wichmann (der in den Briefen unter dem Namen Karl vorkommt) angeſchloſſen und ward von beiden Gatten innigſt geſchätzt. Er unterhielt mit der achtungswürdigen Frau, die ſchon damals einen Himmel ſchöner und beglückender Gefühle in ſich trug, von denen auch die Erfahrungen ſpäterer Jahre und der Druck eines mühevollen Lebens die Spuren nicht verwiſchen konnten, noch lange nachher einen freundſchaftlichen Briefwechſel, aus welchem ſich nur folgende Stücke erhalten haben.

* * *

I.

Braunſchweig, den 28. Nov. 1775.

Madam,

Vielleicht iſt es ein wenig ſtolz, daß ich ohne Abſchied abgereiſt bin, weil ich Ihnen dadurch eine unangenehme Empfindung zu erſparen hoffte — möchte ſie noch ſo gering geweſen ſeyn; alle menſchliche Glückſeligkeit iſt in meinen Augen ein ſo kleines Capital, daß man auch bei Pfennigen genau ſeyn muß.

Ich bin glücklich gereiſet, außer daß ich auf der Station etwas ohnmächtig ward, ohne alle Folgen. — Wie ich ſonſt ohne alle Avantüre zu Hauſe kam, ſo ſahe ich gleich die Abſicht der ganzen Sache ein, es war die, damit ich doch eine Avantüre hätte.

Außer dieſen wenigen Augenblicken, die ich übel zubrachte, war ich den ganzen Tag in Gedanken auf der Blumlage; ich habe Morgens bei Ihnen Thee getrunken und Mittags bei Ihnen gegeſſen; Abends wollten Sie mich, wie gewöhnlich, nicht weglaſſen und ich, unter uns geſagt, auch nicht weggehen. Sie waren ſo allerliebſt munter,

ohne alle Mattigkeit, und ohne die Frau von Goren.

Gott gebe, daß ich die Wahrheit rede — mir däucht, wenn es einen Menschen gäbe, der in seinem Leben für Niemand gebetet hätte, er müßte es lernen, wenn er mit Ihnen in Bekanntschaft käme, und wie man in einem Sprichwort sagt, Noth lehrt beten, so möchte ich in einem andern sagen, Madam Wichmann lehrt beten.

Dieser Brief ist mein erstes Geschäft in Braunschweig, morgen will ich auf Bücher, Rosen und Schränke ausgehen; ich habe mir überhaupt vorgenommen Ihnen und Ihrem Carl, wenn mir Gott das Leben fristet, alles zu Gefallen zu thun, was ich nur kann, und weil Sie mir beiderseits dafür nothwendig viele Verbindlichkeit haben müssen, so will ich es mir zur schuldigen Dankbarkeit ausbitten, daß Sie mir davor ganz und gar keinen Dank wissen. Wenn Jemand seine Pflicht thut; so kann er deswegen keine Erkenntlichkeit erwarten, und wenn auch ein Freund für den andern das Leben ließe, so muß er doch sprechen: ich bin ein unnützer Knecht ꝛc.

Schade, daß ich kein Arzt geworden bin, ich würde vortreffliche Präservativ-Kuren thun, auch gegen die unwahrscheinlichſten Krankheiten.

Meine Tropfen ſollen Sie haben, ſobald es der Doktor erlaubt. — Sie wiſſen, die Herren verbieten immer, was ihnen ſelber nicht ſchmeckt.

Wenn Sie meine Briefe leſen mögen und das Schreiben Ihnen beſchwerlich fällt, ſo laſſen Sie es mir durch einen Dritten ſagen, ich will mit Ihnen correſpondiren, ohne daß Sie antworten — einen gröſſern Beweis meiner uneigennüzigen Freundſchaft kann ich Ihnen nicht geben.

Grüßen Sie unſern Carl, ſeine Schweſter, Thaer'n, und alles, was einen freundſchaftlichen Odem hat. Seyn Sie glücklich und machen Sie glücklich. Der Himmel gebe Ihnen ſeinen beſten Segen und bewahre Sie vor der Frau von Goren.

Leiſewiz.

* * *

II.

Braunſchweig, d. 9. Febr. 1776.

Madam,

Sie haben mir lange nicht geſchrieben, allein da ich weiß, daß Sie wohl ſind, ſo müſſen wohl

gröſsere Vergnügen Sie daran verhindert haben; und ich versichere Sie, daſs ich uneigennützig genug bin, mein Vergnügen dem Ihrigen nachzusetzen. — Ich wollte, daſs ich eine eben so natürliche Ursache für mein Stillschweigen wüſste, da ich wohl gewesen bin, und kein gröſser Vergnügen kenne, als mich mit Ihnen zu unterhalten.

Ich habe in dieser Zeit in der That so vergnügt gelebt, als man in dieser mangelhaften Welt leben kann, wo es freilich etwas confus, aber doch so ziemlich lustig hergeht, wie auf Jungfer Groſs ihrer Hochzeit. — Nur hätte ich vor Kurzem bald mit einem Pferde den Hals gebrochen, und Ihnen auf die Art niemals wieder weder schriftlich noch mündlich aufgewartet. Da es aber nicht geschehen ist, so sehe ich immer deutlicher, daſs ich kein Genie zum Halsbrechen habe, wenigstens hätte ich denn die schönste Gelegenheit dazu nicht so ungenutzt vorbei streichen lassen.

Soll ich Ihnen noch jetzt im Februar ein fröhliches neues Jahr wünschen? — Doch die Freundschaft kennt ja keinen Wechsel des Lichts und der Finsterniſs.

Der Schlüssel gehört zu dem Schranke, den

Sie, Ihrem Befehle gemäß, Morgen unter Geleite Gottes, durch Fuhrmann Holſter von Langeln erhalten werden. Ich hoffe, daß meine Schweſter, die es beſorgt hat, Ihren Geſchmack wird getroffen haben.

Die Poſt drängt mich — es iſt ſo mein Fehler, alles auf die letzte Stunde zu verſchieben. — Gut, bis dahin will ich auch das Ende meiner Freundſchaft gegen Sie und Ihren Carl verſchieben.

Leiſewitz.

* * *

III.

Braunſchweig, d. 12. Junius 1776.

Madam,

Wenn Sie mich fragen ſollten, warum ich an eine Correſpondentin, wie Sie ſind, in ſo langer Zeit nicht geſchrieben habe, ſo muß ich Ihnen ganz kurz antworten, daß ich von allen unbegreiflichen Dingen in der ganzen Welt nicht das Geringſte begreife.

Freilich bin ich ſeit langer Zeit unſtät und

flüchtig, mehr als einer Ihrer übrigen Freunde — der ewige Jude müßte sonst wider mein Vermuthen Ihr Freund seyn — allein ich sehe wohl ein, daß das meine schlimme Sache nicht gut macht.

Um Ihnen unterdessen keine vergebliche Mühe zu machen, so muß ich Sie bitten, alle weitere Vorwürfe zu sparen. Mein Gewissen hat mir mehr darüber gesagt, als Sie mir sagen werden; es nahm in der That kein Blatt vor den Mund; hätten Sie die Cardinen-Predigten gehört, liebe Madam! Sie hätten Hundert gegen Eins gewettet, es wäre kein Advokaten-Gewissen.

Daß ich Sie in Hannover verfehlte, war Ein Unglück; daß ich aber daselbst gleich nach Ihrer Abreise anlam, war für mich das zweite; eine Niete ist zwar immer eine Niete, allein es ist doch doppelt unangenehm, damit unmittelbar nach dem großen Loose herauszukommen.

Ich tröste mich bei dergleichen Unfällen immer mit meiner Lieblings-Idee, daß ich mit allen Leuten, die mich interessiren, also auch mit Ihnen und Ihrem Carl in einem ruhigen Thale den Rest meines

Lebens

Lebens zubringen werde. Das poetiſche Schäferleben ſoll den Grund dieſer Einrichtung ausmachen, mit einigen Veränderungen, verſteht ſich, über die ich Sie nächſtens zu ſprechen wünſchte. Was werden wir' für herrliche Tage haben — und was das Feine vom Spiele iſt, wir ſterben, wenn wir endlich alt und kalt worden, in einem Tage, in einer Minute, oder werden, wenn Sie lieber wollen, in Bäume verwandelt, — und wenn die Damen und Herren meinem Rathe folgen wollen, ſo ſtellen wir uns vorher in zwei Reihen, um in den Augen der Nachwelt —, für die man doch auch all nach gerade ſorgen muß — eine artige Allee auszumachen.

Die Sache ſcheint mir ſo wahrſcheinlich als Etwas. Ruhige Thäler und Freunde ſind ja ſchon da; es kömmt nur darauf an, Thäler und Freunde zuſammen zu bringen; und wenn meine Idee auch eine Grille wäre, ſo habe ich die Grille ſo lieb, daß ich dem, der mich eines Beſſern belehren wollte, ſogleich Huth und Weide aufkündige. Sehen Sie, das heißt ſchon als ein wahrer Schäfer gedrohet.

Weil unterdeſſen dieſes Arcadien zukünftigen Monat noch nicht zu Stande kommen möchte, ſo werde ich während der Zeit nach Berlin reiſen. Weil ich aber dieſe Reiſe nicht gern ohne Ihre Verzeihung

der seinen Unterhalt abverdiente, oder den durch andrer Leute Hände gebauten Ueberfluß verzehrte.

Bey der natürlichen Unfruchtbarkeit des Bodens und bey der ziemlich grossen Bevölkerung des Landes hatten die Lebensmittel einen Verhältniß-mäßigen Werth: sie wurden aus zahlreichen Heerden und angebauten Feldern vornemlich gezogen. Diese waren im Eigenthum. Das Eigenthum brachte Reichthum und Armuth, Mangel und Ueberfluß an dem Nothdürftigen, in die Nation. Diese Dinge waren schon ungleich stärkere Bande, und knüpften ungleich enger die Gesellschaft, als wir bey den umherschweifenden Horden von Wilden wahrnehmen. Die ersten **Evolutionen der Vernunft** wurden bey den teutschen Völkerschaften die Grundlinien zu der **gesellschaftlichen Ordnung.** Grundsätze von Recht und Unrecht traten an die Stelle oder wurden doch wenigstens Regeln und Schranken der in der Wildheit **einzig thätigen** thierischen Instinkte. Tugend und Laster, Ehre und Schande, Freyheit, Rechte, Verbindlichkeiten, gesetzliche Gewohnheiten, Dinge, welche eine grosse Anzahl von Begriffen und eine lange Reyhe von Vernunftschlüssen voraus setzen, und die Grundlage einer sittlichen Ordnung sind, — diese Dinge bestimmten schon einigermassen die wenigen Verhältnisse und die darinn vorkommenden Handlungen der alten Teutschen. So weit waren sie schon über den thierischen Wilden erhaben.

Ihren

antreten möchte, ſo bitte ich Sie noch vorher um ein paar Zeilen. Ich bin ſehr unverſchämt — wider meine Gewohnheit, und würde es ohne mein ſträfliches Stillſchweigen nicht ſeyn, Unverſchämtheit iſt immer die Narbe der Sünde.

Ich will Ihnen antworten — aus Braunſchweig — aus Magdeburg — aus Berlin — aus dem Lande der Menſchenfreſſer; wenn ich bis dahin reiſen und nicht gefreſſen werden ſollte.

Ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie Ihren Herrn Bruder wieder haben, nicht weil er vielen Gefahren, die ſeiner Jugend drohten, entflohen iſt. Bei einem ſo zärtlichen Herzen, das mit ſo ſtarken Grundſätzen gewaffnet iſt, bleibt keine Gefahr zu befürchten übrig.

Ich küſſe Ihnen mit vielem Reſpecte die Hände. Leiſewitz.

* * *

Nachſchrift.

Dem würdigen Einſender obiger Nachricht und Briefproben meinen beſten Dank. Möchte er bewogen werden können, uns noch mehr aus ſeinen Vorräthen mitzutheilen! Allerdings verdient Leiſewitz ein literariſches Denkmal von der Hand eines Freundes, der es ganz verſteht, die ſonderbare Miſchung

von ſanfter Weichheit und zarter Scheu mit der männlichſten Feſtigkeit, wie ſie als Grundzüge in Leiſewitzes Charakter erſcheinen, gehörig zu würdigen und darzuſtellen. Man kann ſagen, daß ihn ein günſtiger Stern durchs Leben leitete, und ob er gleich erſt 55 Jahr alt war, als ihn die ernſte Stunde abrief: ſo wird man ihm doch auch, wenn man die ſchnell darauf eintretenden Zeitumſtände erwägt, die Euthanaſie nicht abſprechen können. Noch leben Eſchenburg, Heuſinger, Lüderé, Wagner, Höpfel und andere würdige Männer in Braunſchweig, die gewiß dem Manne, den ſie alle ehrten, einen Nachruf und

ὁ γὲρας ἐστι θανόντων

nicht verweigern werden. Die wenigen Worte, die ich in N. 291 der Allgemeinen Zeitung über ihn niederſchreiben konnte, zählen nicht einmal als ein Blättchen im reichen, vollen Kranze, den er verdient. Unvergeßlich bleibt mir die Stunde, die ich bei einer Durchreiſe durch Braunſchweig im Spätſommer des Jahres 1797 bei ihm zubrachte. Vielleicht iſt ſelbſt das, was ich mir damals in mein Tagebuch auf friſcher That über dieſe Unterredung anmerkte, einem und dem andern Leſer dieſer Zeitſchrift noch ſeine Aufforderung etwas Befriedigerendes über ihn ſelbſt in dieſer Zeitſchrift niederzulegen.

Den 2. Sept. 1797. Leiſewitz lebt ganz ſich und ſeinen Muſen, kommt faſt nie in eine Geſellſchaft und hat auch vermöge der Stelle, die er bekleidet, wenig Veranlaſſung und Verpflichtung dazu. Er iſt Canonicus beim Stift St Blaſius und beim Archiv angeſtellt, womit die Inſtruction verbunden iſt, dem Erbprinzen mit hiſtoriſchem Rathe an die Hand zu gehen, wenn dieſer ein Bedürfniß eines ſolchen Rathes fühlen ſollte. Es war ein ſchöner, ſonnenreicher Morgen. Der Weg zu ſeiner Wohnung führt durch enge Gaſſen und Gärten. Er wohnt auf dem Damm, einem Theil der Stadt, der ſelten vom Fuße des Reichen, außer in ganz beſonderer Abſicht, betreten wird. Hier beſitzt er ein eigenes Haus, deſſen größte Annehmlichkeit ein ziemlich geräumiger Garten mit mehreren einladenden Lauben und Schattengängen iſt. Hieher wurde ich auch durchs Haus ſogleich geführt, und nach wenig Augenblicken erſchien auch in einen leichten Frack verhüllt, der Beſitzer. Es war eine peripatetiſche Stunde bei einem alten Weiſen in den Gärten. L. iſt noch jetzt ein ſchöner Mann, von einer ſehr zarten Complexion, der man es anſieht, daß ſie ſich den Sonnenſtrahlen ſelten ausſetzt. Der Ton ſeiner Stimme iſt ſanft, faſt melodiſch. Unſere Unterhaltung kam bald auf die Geſchichte des 30jährigen

Kriegs, an welchen L. ſchon ſeit mehreren Jahren arbeitet. Zu dieſem Behufe hat er auch alles ſtudiret, was über die Jeſuiten geſchrieben worden iſt, da dieſe Väter einen ſo wichtigen Einfluß auf die Geſinnungen und Verhandlungen einiger Hauptactörs in dieſem langen Drama gehabt haben. Wolfs Geſchichte der Jeſuiten enthalte allerdings durch die Benutzung der Sammlungen auf der Züricher Bibliothek viel Wichtiges, ſey aber zu einſeitig und zu feindlich gegen die Jeſuiten, die man doch aus ihrem eigenen Geſichtspunkte zu beurtheilen nicht vergeſſen müſſe. Aus einem faſt ganz vergeſſenen Buche eines damals lebenden Jeſuiten, Agricola historia provinciae Rhenanae habe er über die geheimſte Triebfeder, die von dem Orden damals in Bewegung geſetzt worden, die meiſten Aufſchlüſſe erhalten. Daraus erſehe man auch, was oft geläugnet worden, daß Ferdinand II. und ſein Bruder Leopold wirklich dem Orden affiliirt geweſen, ja daß die Väter auch Frauen den Zutritt dazu nicht verweigert hätten. Um ihre Moral ganz kennen zu lernen, ſtudirte er ſelbſt ihre berühmteſten Caſuiſtiker, den Escobar und Sanchez, und fand bei ſo manchem, was kein honetter Mann billigen kann, doch auch große Conſequenz und ſublime Phantaſieen darin. Leiſewitz wird nichts von ſeiner Geſchichte

herausgeben, bis ſie ganz vollendet iſt, dazu bedürfe es aber wenigſtens noch 10 Jahre! Vom 30jährigen Kriege kamen wir auf die gute Seite des Kriegs überhaupt, die L. mit beredter Wärme zu zeigen ſuchte. Der 30jährige Krieg habe ſchon dadurch viel Wohlthätiges gehabt, daß in ihm Contributionen und Brandſchatzungen mehr reguliert wurden, da man vorher nur ſeugte und brennte. Ueberhaupt aber ſcheine dem Kriegshandwerke, durch das Kriegsglück der Franzoſen jetzt eine große Kriſe bevorzuſtehen. Karl XII. werde am Ende des Jahrhunderts, zu deſſen Anfang er ſo erſtaunlich bewundert worden ſey, eine ſehr klägliche Rolle in der Würdigung der Menſchen ſpielen, da ſelbſt Friedrichs Kriegsruhm jetzt laut und mit Erfolg angegriffen werde. —

Böttiger.

VI.

Auszüge aus Briefen.

Heidelberg d. 24. Oct. 1806.

Die Lage unſerer Akademie iſt erwünſcht. Wie mancher, der aus Norddeutſchland hieher verpflanzt wurde, wünſcht ſich jetzt doppelt Glück. Thibaut

hat mit groſser Thätigkeit und Klugheit die sehr verfallene Disciplin herzustellen angefangen und schon zeigen sich die guten Folgen allenthalben. Unter den neu angekommenen Lehrern herrscht im Ganzen das beste Verhältniß. In der Theologie und Medizin sind wohl noch einige Lücken. Allein das wird nicht lange mehr dauern, da der seit einem Jahre abwesende allgemein verehrte Hr. v. Reizenstein uns nun wieder geschenkt ist. Er ist in jedem Sinne der Agatho-Dämon oder Bonus Eventus unserer Akademie. Nach und nach wird auch der Studirfleiß anhaltender und umfassender. Chemie und andere Zweige der Naturwissenschaften, dergl. Geschichte der Philosophie, philos. Anthropologie werden mit löblichem Eifer besucht. Der wackere Creuzer, der schon an den Pforten des Todes war, aber glücklich genaß, las diesen Sommer Morgens um 6 Uhr über den Pindar vor 18, und über die IIte Philippica des Cicero und in der griechischen Literatur vor 30 Zuhörern. Beim Lesen des Cicero wurden lateinische Ausarbeitungen gemacht; beim Plato, den er 16 Zuhörern mit strenger Rücksicht auf die Grammatik erklärte, zeigte sich groſse Lust zum Griechischen. Vielleicht gelingt es ihm durch höhere Unterstützung bald ein philologisches Seminarium errichten zu können. Seine Privatmuse theilt er jetzt zwischen einer kritischen

Ausgabe des Cicero de natura deorum und dem Plane, in Vereinigung mehrerer Philologen (Matthiä in Frankfurt am M., Ruhkopf, Lenz in Gotha, Köler in Lemgo, Kaiſer hier) eine allgemeine Sammlung der verloren gegangenen griechiſchen Hiſtoriker zu veranſtalten, wozu er ſelbſt ſchon durch die Fragmente des Hecatäus und Charon einen trefflichen Beitrag geliefert hat. — Der edle Dichter Voß, die Zierde unſers Heidelbergs, ſieht nun ſeinen Lieblingswunſch, ein eignes Haus und einen Garten hier zu beſitzen, erfüllt, und hat die Freude auch ſeinen älteſten Sohn, der bisher Profeſſor am Weimariſchen Gymnaſium war, (der Ueberſetzer des Lears und Othello von Shakeſpear), mit einem anſehnlichen Gehalte hieher berufen zu ſehn. Wir erhalten zu Oſtern eine neue Ausgabe ſeiner Luiſe, wo bei jeder Idylle ganz neue Partien von mehrern 100 Verſen hinzugekommen ſind. Sie ſehen aus dieſen frohen Anwandlungen poetiſcher Begeiſterung, wie wohl er ſich unter uns befindet. In den Nebenſtunden beſchäftigt er ſich mit Sammlungen zu ſeinem teutſchen Wörterbuch, deſſen Vollendung er jedoch weit hinausſetzt.

Inhalt

des

ganzen Jahrganges 1806.

Januar.

	Seite
I. Herzog Bernhard von Weimar. (Zur Erklärung des Titelkupfers.)	3
II. Schillers Todtenfeier. Theatraliſch für einige Freunde bearbeitet von Guſtav Anton Freiherr v. Seckendorf.	38
III. Junker Rahold von Rabenſtein. Ballade. Von K. W. Juſti.	43
IV. Kunſt. Die Ruinen Griechenlands.	48
V. Briefe zwiſchen Gleim und Wilhelm Heinſe.	56
VI. Fortgeſetzte Correſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Kultur.	68

Februar.

I. Gedichte. Seite

1. Prolog für die Eröffnung eines freundſchaftlichen Theaters 81
2. Sommerabend-Gefühle. 84
3. Daura's Troſt. Ballade. 87
4. Aufſchriften. 89

II. Ueberſetzungen.

Ueber den Claudianus, nebſt einer Ueberſetzungsprobe aus dem Raube der Proſerpina. (An Adolf, Freiherrn v. Frieſen in Dresden.) 95

III. Nothgedrungene Gedanken über Herrn Prof. Rommels Aufſatz, Cicero's Charakter betreffend. 115

IV. Wilhelm Böttner zu Kaſſel. . . . 123

V. Probe aus Joh. Chriſt. Adelungs Mithradates. 126

März.

I. Gedichte.

1. Mnemoſyne. 133
2. Bild der Geliebten.
   (1) Der Entfernten. 1801. 156
   (2) Der Verlornen. 1805. 156
3. Aufſchriften. 157

II. Ueberſetzungsproben.

Des Klaudianus Raub der Proſerpina. . . 159

Seite

III. Fragmente aus Carſtens Künſtlerleben.

1. Carſtens unter der teutſchen Kunſtgenoſſenſchaft in Rom. 172

2. Wahl des Stoffes in Carſtens Gemälden. 187

IV. Aberglauben. 195

V. Von dem Studium der Alten, als Gegenſtand öffentlicher Unterrichts-Anſtalten. 207

VI. Stimmen der Zeit.

1. Neue politiſche Idee. 211

2. Ein groſſer Gedanke vom Jahre 1803. 213

3. Aus Altdorf. 214

VII. Korreſpondenznachrichten.

1. Scenen in München. 216

2. Warnungs-Anzeige. 233

April.

I. Gedichte.

Eginhardt und Emma, von Hauswald. 237

II. Probe von Ueberſetzungen.

Ueberſetzung des Prologs und der erſten Satire des Perſius. 251

III. Bilder. 255

IV. Stimmen der Zeit.

1. Wort des Troſtes im gegenwärtigen Augenblicke. 281

2. Demoſthenes an unſere Zeitgenoſſen. 285

3. Johannes Müllers politiſches Glaubensbekenntniß. 291

Ihren Eheſtand ſchloß ein heiliges Band. Ein gewiſſer Grad der Reinigkeit in den Sitten, den das Geſetz der Natur mit einer dem gegenſeitigen Laſter auf dem Fuß nachfolgenden Strafe unverletzt gehalten haben will, war ſchon aus einer geſetzlichen Regel zur Gewohnheit, aus einer allgemeinen Wahrheit zur Empfindung der Nation geworden. Die Ehe war ſo gewöhnlich, als natürlich der dahin führende Inſtinkt; um ſo weniger konnte dieſer die ſonſt unvermeidlichen Ausſchweifungen veranlaſſen. Die Ehe ſelbſten ward für das ehrwürdigſte Inſtitut, das mit gewiſſen Feyerlichkeiten angefangen zu werden pflegte, gehalten, und ihre Geſellſchaft war mit einem Gewebe von Rechten und Verbindlichkeiten einer wechſelſeitigen unverbrüchlichen Treue überſponnen. Die Kindſchaft und die darauf haftende Erbfolge ſind ein augenſcheinlicher Beweis, wie weit ſchon damals die davon in der Nation zum Grund gelegenen Begriffe — von denen einer blos thieriſchen Begattung unterſchieden geweſen ſind. **Mann, Frau, Kinder, Knechte** — die Beſtandtheile der Familie und der häuslichen Geſellſchaft machten in ihren wechſelſeitigen Verhältniſſen zuſammen genommen, ein **Ganzes** aus, deſſen Bande **Rechte, Pflichten, und Verbindlichkeiten, Tugend, Gehorſam und Unterthänigkeit** waren; Bande, welche dem Wilden kaum und oft nicht einmal dem Nahmen nach bekannt ſind.

Seite

V. Kunſtnachrichten von Stuttgart. 294
Das Grabmal. 294
Der Abend. Ein Landſchaftsgemälde von Jean Jaques Müller. 299
VI. Kunſtnachricht aus Berlin. . . 303
(Auszug eines Briefes aus Berlin.)

Mai.

I. Ueberſetzungen und Nachahmungen.
1. Die 22ſte Ode des Horaz im erſten Buche. 3
2. Nach Horaz. 5
II. Probe einer metriſchen Ueberſetzung von Hafiz. 7
1. Midémid subh we kelle best Sabab. 10
2. Zi baghi wasli tu ajed riazi rizwan ab. 12
3. Züftem Ci Sultan Choban, Qahm kun in ghurib. 16
4. Subh midemid, gu dschun hunitschun Afitab. 18
III. Problematiſche Ideen über Univerſalmonarchie und ewigen Frieden. 20
IV. Die Humanität des achtzehnten Jahrhunderts. 24
V. Ueber den Oſſian. 31
VI. Correſpondenz-Nachrichten über Ungarns neueſte Literatur und Cultur. 51
VII. Chr. Felix Weißens Briefwechſel. . . 64
VIII. Auch ein paar Worte über den neueren Myſticiſm, als Reſultat des Kulturgangs im teutſchen Vaterlande. 73

Junius.

I. Gedichte. Seite

1. Arobule. 93
2. An den Bober. 95
3. Plato's Wunsch. 97
4. Das Verhängniß. 98
5. Luna. 99

II. Zur Charakteristik des G. G. Kindervater. . 101

III. Ueber den Ossian. (Fortsetzung.) . . 116

IV. Kunstnachrichten aus Stuttgart. . . . 146

Julius.

I. Uebersetzungen.

1. Nach dem Horaz. 165
2. Die Weidenbäume. 172

II. Gedichte.

Entsagung. 181

III. Aufschriften. 184

IV. Gedankenspäne. 189

V. Züge zu Kindervaters Charakteristik. (Beschluß.) 193

VI. Ueber eine besondere Wirkung der Fantasie, wodurch der Genuß landschaftlicher Gemälde, auch wirklicher Gegenden, vervielfältigt und erhöhet werden kann. 210

VII. Studien.

Raphael und Poussin. 221

VIII. Kunstnachrichten. 244

August.

Seite

I. Alexander von Humboldt. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) 249
II. Ueber Wilhelm Tischbein's Phantasien. 254
III. Albrecht Dürer. 279
IV. Aus den Briefen eines Reisenden über die Carpathen. 283
V. Fortgesetzte Correspondenz-Nachrichten über Ungarns und Oestreichs neueste Literatur und Cultur. . . 306
VI. Gedichte.
1. An den Kinderfreund. 313
2. Drei Dinge. 315

September.

I. Ueber die Pnyx zu Athen. 3
(Zur Erklärung des Titelkupfers.)
II. Nachbildungen nach römischen Dichtern.
1. Hannibal und Imilce. 15
2. Die 4te Ode des Horaz im 1sten Buch. . 18
3. Nach der 16ten Ode des Horaz im 2ten Buch. 19
III. Ueber physische und moralische Größe. . . . 22
IV. Perseus und Andromeda. 41
V. Uebersetzungsprobe: aus Young's Satiren. . . 69

Oktober.

Seite

I. Gedichte nach den Minnesingern.

13. Mayengruß. 81
14. Minnelehren. 83
15. Liebestreue. 84
16. Frühlingslied. 86
17. Zueignung. 87

II. Gedichte.

1. Prediger-Wehmuth. 89
2. An den Tod. 92

III. Ueber die symbolische und orgiastische Verehrung der Kybele. 94

IV. Nekrolog.

1. Pater Paulin. 132
2. Joh. Christoph Adelung. 138

V. Auszüge aus Briefen.

1. Genesungsfest der Königin von Baiern. 141
2. Aus Marburg. 147

VI. Ankündigung von Vorlesungen über die Geschichte der Menschheit. 148

November.

I. Die Flucht nach Aegypten. . . 153

II. Gedichte.

Lebensweisheit. 162

III. Reminiscenzien.

1. Natürliche Religion. . . . 165

Seite

2. Vom Tauſchhandel der Länder. . 168
3. Atheiſten. . . . 170
IV. Ueber die Zeiten der Zuſtandswörter. . 172
V. Römiſche Briefe.
XI. Brief aus Rom. . . 181
An Ebendenſelben. . . . 190
VI. Ueber Aratus aſtronomiſches Gedicht, nebſt einer Probe einer Ueberſetzung. . 208

December.

I. Gedichte.
1. Der brave Mann. . . 229
2. Der brave Koſtnitzer. . . 233
3. Das teutſche Mädchen. . . . 237
4. An Herſchel. 241
II. Fragmente für künftige Herausgeber des Perſius. 243
III. Der Erwerbs-Menſch. . . . 251
IV. Gemmen.
1. Das Ohr des Freundes. . . . 257
2. Wilcams Roß. . . 262
3. Olimpiſche Träume. . . 268
4. Das Marmorbild. . . 274
5. Die Geburt des Harpokrates. . . 279
V. Nekrolog.
Einige Reliquien von Leiſewitz an den Hofrath Böttiger in Dresden. . . . 281
VI. Auszüge aus Briefen. . . . 293

AUGUST

CHURFÜRST ZU SACHSEN.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahr 1807.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erſter Band.

Weimar 1807.

Im Verlage des K. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1807.

I.

Churfürſt Auguſt von Sachſen.

Eine biographiſche Skize von J. C. Adelung.

(In Beziehung auf das Titelkupfer.)

Vorwort.

Ein wackerer Dresdner Künſtler, C. F. Hoffmann, der mit ſeltener Selbſtverläugnung ſelbſt auf einem ſehr rauhen und dornichten Pfade ſtets ſeiner Kunſt und denen treu blieb, die er früh ſchon als ſeine Hausgötter und Lieblinge achtete; — er hat ſich beſonders um mehrere Handzeichnungen und Gemälde unſers Dietrichs ſehr verdient gemacht, wovon ein ander Mal die Rede ſeyn mag, — warf

Es gab eine Stufenfolge von **angebohrnem Rang** unter den alten Teutſchen; der oberſte davon war der **Adel**. Die teutſche Völkerſchaft hatte unter ſich ein **gemeines Weſen**; darum waren unter ihnen **National-Verſammlungen** üblich; und es wurde eine gewiſſe Feyerlichkeit erfordert, um darauf zu Siz und Stimme zu gelangen. Ein Plaz in der Nation muß alſo auch von gröſſerer Bedeutung geweſen ſeyn, als er unter einer umherziehenden Horde von Wilden iſt, worinn er gerade ſo viel in ſich begreift, die Anzahl um **eines** zu vermehren.

Aber wie viel fehlte noch dem alten Teutſchland zu demjenigen Grad von Kultur, der in dem Fortgang der Menſchheit für eine merkliche Stufe gehalten wird?

Durſt und Hunger, Froſt und Hize waren doch noch bey den alten Teutſchen in dem engen Kreis ihrer thieriſchen Sinnlichkeit, die **meiſten** und **vornehmſten** Empfindungen ihrer Bedürfniſſe. Ueber den Zirkel des Nothdürftigen hinaus, das ihnen ihre Viehzucht und ihr Ackerbau, ihre abgeſtreiften Thierhäute, die wenige Linnen- und Wollen-Arbeit und ihre auf vier eingegrabenen Pfählen gebaute hölzerne Baraken verſchafften — über dieſen engegezogenen Kreis von Empfindungen, Bedürfniſſen und roher Sinnlichkeit giengen kaum ihre Begierden. Von tauſend Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens hatten ſie gar keinen Begriff, und von der ganzen erhabenen Sphäre des **Schönen**, deſſen Gefühl

sein Auge auf zwei sehr sauber ausgeführte und charakteristische Miniaturgemälde, auf der Dresdner königl. Bibliothek, welche den glorreichen Churfürsten August, einmal in ritterlicher, das zweite Mal in gewöhnlicher Hofkleidung darstellen, und veranstaltete von dem erstern einen Kupferstich im Jahr 1796. Der Stich selbst ist mit ungemeiner Treue, so weit es die farbenlose Darstellung erlaubt, dem Gemälde nachkopiert, und verdient weit mehr gekannt und gekauft zu werden, als es bisher der Fall war, weil er vom Künstler nur auf Pränumeration herausgegeben wurde und bis jetzt noch gar nicht durch den Kunsthandel ins größere Publikum kam *). Um sich von dem Verdienstlichen dieser Arbeit, deren Empfehlung am meisten in der gewissenhaften Treue besteht, ganz zu überzeugen, darf man das Urbild nicht unverglichen lassen. Der fromme und gottesfürchtige Churfürst hatte sich zu seinem eigenen Haus- und Familiengebrauch durch den berühmten Wit-

*) Man darf sich nur geradeswegs an den Künstler selbst: Maler Holtzmann in Dresden, Neugasse, wenden und kann hier noch Abdrücke für 1 Thaler erhalten. Der Stich hat die völlige Größe des Originals, klein Folio und ist mit 3 Bogen sauber gedrucktem Text, gleichfalls in Folio, begleitet.

tenbergiſchen Buch- und Bibeldrucker Hans Krafft im Jahr 1576 eine Bibel nach Luthers Ueberſetzung, alten und neuen Teſtaments, auf Pergamentpapier abdrucken und die in dieſen Krafftiſchen Bibelausgaben in Folio gewöhnlichen Holzſchnitte von einem damaligen Briefmaler in Wittenberg gar zierlich und buntfarbig ausmalen laſſen. Das Ganze hat ein ſehr ſauberes und wohlgefälliges Anſehen, und man kann es mit Fug und Recht eine Prachtausgabe des ſechszehnten Jahrhunderts nennen. Es iſt eine unter Bibelſammlern bekannte Sache, daß damals in Wittenberg, der weltberühmten Säugamme und Pflegemutter der Glaubensverbeſſerung, ein nicht unbedeutendes Gewerbe mit Luthers Bibelüberſetzungen in allerlei Geſtalt und Format getrieben wurde, und daß ſich dies nicht bloß auf den Druck, wo eben der benannte Hans Kraft ein großer Druckermeiſter war, ſondern auch auf mannichfaltige Ausſchmückung des Inneren und Aeußeren dieſer Bibeln erſtreckte. Es gab mehrerern Briefmalern volle Beſchäftigung, die eingedruckten Holzſchnitte in vorausbeſtellten Exemplaren, die dann gewöhnlich auf Pergament oder eine Art Velin-Papier abgedruckt waren, auszumalen. Eigene Buchbinder beſchäftigten ſich damit, koſtbare Einbände mit Buckeln von Gold und Silber und mit erfinderiſch zuſammenge-

ſtellten Sinnbildern und Figuren, die dem Leder heiß aufgedruckt wurden, gar anmuthig herauszuputzen. Denn jeder bemittelte Patricier in den Reichsſtädten, jeder fromme Rittersmann auf ſeiner Burg, jeder kleinere oder größere Fürſt ſetzte einen Stolz darein, eine ſo in Wittenberg ſelbſt vielfach geſchmückte lutheriſche Bibel zu ſeiner Haus- und Familienandacht zu beſitzen und ſie wohl noch beſonders mit ſeinem Familienwappen, mit köſtlichen Kettlein und Spänglein, ja wohl gar mit edelm Geſtein gar vornehm und hoffärthig, wie unſere Alten zu ſagen pflegten, zu begaben und zu verzieren. *)

*) Es verdiente wohl noch eine eigene Behandlung, alle Zweige der Kunſtinduſtrie, die zu den Zeiten unſerer Bibelluſtigern und Bibelveſtern frommen und biedern Vorfahren ſelbſt mit der innern und äußern Verzierung derſelben im engſten Zuſammenhange ſtanden, in eine Ueberſicht zu bringen. Sie würde zu intereſſanten Parallelen führen. Bisher iſt nur immer der typographiſche Theil der Bibelüberſetzungen bearbeitet worden. In Breitkopfs, v. Heineckes, v. Stettens, v. Murr's und anderer Kunſtſammler Schriften ſind einzelne Beiträge. Aber unſere größern Bibliotheken ſind zu dieſer Abſicht noch nicht genug benutzt. Die Dresdner Königl. beſitzt große Schätze darin.

Die Wittenbergiſche Bibel in zwei Foliobänden die dem gottſeligen Churfürſten Auguſt zur Hausandacht diente und nun den Sehenswürdigkeiten der königl. Bibliothek in Dresden mit Recht beigezählt wird, entbehrt allen jenen äußern Schmuck nicht. Allein ſie hat überdies noch eine ganz beſondere Zierde, indem, wie ſchon erinnert worden, auf der vordern Rückſeite des Einbandes der Churfürſt Auguſt ſelbſt in beiden Bänden in einem ſchönen Miniaturgemälde in ganzer Figur ſtehend abgebildet iſt. Nach dem erſten dieſer Bildniſſe hat Hr. Holtzmann ſeinen Kupferſtich verfertigt. Man ſieht bei der Betrachtung des Originals ſogleich, daß es nicht das Werk eines gemeinen Pinſels iſt. Allein das unter der zweiten Abbildung beigezeichnete Monogramm LC läßt über den Meiſter keinen Zweifel. Es iſt Lucas Cranach der Jüngere, *) der einzige Kunſt- und Geiſteserbe Lucas Müller aus Cranach des Aeltern, des berühmten Freundes des Churfürſten Johann Friedrichs, Luthers und Melanchthons,

*) Die Bibel, in welcher die Porträte ſich befinden, iſt erſt 1566 in Wittenberg gedruckt. Der ältere Cranach aber ſtarb ſchon den 16. October 1553. Es kann alſo von dem Aeltern hier nicht die Rede ſeyn.

der gemeinhin von den Lutheriſchen damals der Apelles Teutſchlands genannt wurde. So wie der ältere Cranach der unzertrennliche Leidens- und Freudensgefährte des ſtandhaften Churfürſten Johann Friedrichs war und nur wenige Monate vor ihm ſtarb: ſo genoß auch ſein einziger Sohn die ausgezeichnete Gnade des Churfürſten Auguſts, und malte daher gewiß ganz eigentlich con amore beide Portraits ſeines ſo gnädigen und ihn oft fürſtlich beſchenkenden Herrn. Vater und Sohn waren Bürgermeiſter des damals noch ſo blühenden Wittenbergs. Dort hatte der Vater als Rathsoberhaupt nach dem Treffen bei Mühlberg und der Eroberung Wittenbergs die berühmte Unterredung mit Kaiſer Carl V. *) Er ſtarb in Weimar und liegt auch auf daſigem Kirchhofe begraben. Der Sohn ſtarb aber in Wittenberg. Die ihm dort geſetzte lateiniſche Grabſchrift führt Freher in ſeinem Schauplatze und aus ihm Cranachs Leipziger Biograph an. **)

*) S. Müllers Sächſiſche Annalen. S. 121.

**) S. hiſtoriſch kritiſche Abhandlung über das Leben und die Kunſtwerke des berühmten deutſchen Malers Lucas Cranach. (Hamburg und Leipzig 1761.) S. 16. Der

Als Holtzmann dies Portrait in der Arbeit hatte, erbot ſich der verdienſtvolle, nun in das Land der Ruhe eingegangene Oberbibliothekar, Hofrath Adelung ihm eine biographiſche Nachricht von dem großen Churfürſten aufzuſetzen, die er abdrucken laſſen und zugleich mit dem Portrait an die Beförderer ſeines Unternehmens austheilen laſſen könne. So entſtand eine biographiſche Skizze dieſes für die Begründung der ſächſiſchen Landes-Induſtrie und Staatsökonomie unvergeßlichen und in der Regentenfolge Sachſens mit den ſchönſten Eichenkronen geſchmückten Fürſten, die in der That allgemeiner gekannt und geleſen zu werden verdient. Denn da ſie nach ihrer eigentlichen Beſtimmung nur in die Hände einer kleinen Zahl von Sammlern und Kunſtfreunden kommen kann, ſo wird ſie da bald in Vergeſſenheit gerathen. Und doch verdient ſie gerade jetzt von recht Vielen geleſen zu werden. Sie kann als ein kleines Denkmal angeſehen werden, das der teutſche Mer-

Verfaſſer unterſchreibt ſich im Vorbericht C. L. R (ichter) und hat, wie in einer Recenſion dieſer Schrift in den neueſten Literaturbriefen vom J. 1762 gezeigt wird, einen Aufſatz des Prof. Chriſt in den Actis Societatis Francoicae bei dieſer Abhandlung benutzt, ohne ſeine Quelle anzugeben.

kur dem würdigen Verfaſſer, dem er noch in der neueſten Zeit mehrere ſehr lehrreiche Aufſätze verdankte*), ſo gern ſetzen möchte. Sie kann uns einen Beweis geben, welche Begriffe Adelung von der Würde und dem Vortrag eines guten Geſchichtſchreibers hatte, und uns zur Probe dienen, wie der Verfaſſer der Culturgeſchichte der Menſchheit und der älteſten teutſchen Geſchichte auch noch in einem engern Kreiſe die vaterländiſche churſächſiſche Geſchichte behandelt haben würde, wenn ein entfernteres Lebensziel ihm die vortrefflichen, meiſt vollendeten Vorarbeiten ſelbſt zu ordnen und herauszugeben geſtattet hätte. **). Sie kann aber auch

*) Z. B. über den Rolandsgeſang im Jahrgange 1805, über Oſſians Lieder im Jahrgang 1806. Letzteres als Probe aus dem zweiten Theil ſeines Mithridates, wovon ſchon 10 Bogen abgedruckt ſind.

**) Unter dem reichen handſchriftlichen Nachlaß des raſtlos thätigen Mannes befinden ſich 1) eine faſt ganz vollendete Geſchichte der Markgrafen von Meißen, wozu über 40 Faſcikel Acten und Diplome gehören, und eine Geſchichte von Churſachſen und den ſächſiſchen Landen vom Jahr 300 bis 1505. in 12 eingeſchriebenen und ſehr völlig geordneten Foliobänden. Auch

in vieler anderer Rückſicht gerade jetzt, wo ſo vieles neu wird, denjenigen unſerer Leſer, die auch jetzt noch gern in alten Heldenſälen und Fürſten-Galerien herum wandeln, zu mancher nützlichen Bemerkung und Vergleichung den dankbarſten Stoff darbieten. End-

dürfte wohl eine außerordentlich vollſtändige Urkundenſammlung, wozu ihm ſelbſt die Archive in den öſterreichiſchen Landen ſich willig geöffnet zu haben ſcheinen, als eine unterſtützende Hülfsſammlung dazu angeſehen werden. Es iſt um ſo mehr zu wünſchen, daß dieſer ganze Apparat, die Frucht eines zwanzig-jährigen Sammlerfleißes, der alle Quellen kannte und vollſtändig benutzte, weder vereinzelt, noch unter den Schlüſſel eines neidiſchen Archivs genommen werde, da es der lebhafteſte Wunſch des Verſtorbenen war, daß dieſe Papiere in die Hände eines ſachkundigen Herausgebers kommen und ſo zur Kenntniß des Publikums gebracht werden möchten. Es ſind ſo manche Gefangene hier los und ledig gelaſſen worden. Sollte dieſe aufs neue vielleicht auf immer eingekerkert werden? Noch haben dieſe Forſchungen und Urkundenſammlungen Werth und mancherlei Beziehung für uns. Wer mag vorausbeſtimmen, ob dies nach kurzer Zeit —

wo zwiſchen heut und geſtern eine Kluft
von tauſend Jahren gähnt —

auch noch der Fall ſeyn werde?

lich ſchließt dieſe Abhandlung mit einem begeiſterten Blick auf den jetzigen, durch Würd- und Feſtigkeit ſeines Willens in ganz Europa verehrten und ſchon längſt von der Muſe der Geſchichte mit dem Zunahmen des Gerechten eingezeichneten Regenten der ſächſiſchen Lande, in welchem nach den neueſten Begebenheiten jeder treue Sachſe mit tiefgerührtem Herzen einen rettenden Schutzgeiſt und ohne den leiſeſten Anklang von Schmeichelei einen Vater und Hirten des Volks, wie es von jeher unter den Königen nur wenige waren, laut ausruft und verehrt. Darum, glaubt der Schreiber dieſes Vorberichts, ſey es weder unſchicklich noch unwillkommen, einen verkleinerten Umriß jenes Bildes, was dieſen Aufſatz veranlaßte, zum Titelkupfer dieſes neuen Jahrgangs unſerer noch immer ruhig fortgehenden Monatsſchrift zu wählen und den Aufſatz ſelbſt durch einen neuen Abdruck hier zumerſtenmal zur Kenntniß des ganzen teutſch redenden und teutſch fühlenden Publikums zu bringen.

Böttiger.

* * *

Iſt es Pflicht, das Andenken großer Fürſten von Zeit zu Zeit zu erneuern und es dem Segen

der Nachwelt zu empfehlen, ſo iſt es noch mehr Pflicht, wenn ihre Größe von der Art iſt, daß ſie ſich nur zu leicht dem Auge des gewöhnlichen Beobachters entziehet. Der Ruhm des glücklichen Kriegers rauſcht und blendet, und ſteht Jahrtauſende in der Geſchichte in unverrücktem Glanze zur Bewunderung aller Zeiten da; aber das weit größere Verdienſt des guten Fürſten, welcher durch eine Reihe wohlthätiger Handlungen aller Art im Stillen wirkt, und dadurch ſeinem Volke einen Wohlſtand gründet, welcher noch nach Jahrhunderten reiche Früchte trägt, wird in der Entfernung der Zeit von der größern Zahl nur zu oft überſehen, ſo wie Millionen den alles belebenden Einfluß der Sonne fühlen, ohne das Geſtirn zu ſegnen, welchem ſie Licht und Wärme zu danken haben. Churfürſt Auguſt von Sachſen gehöret zu dieſer kleinen Anzahl wirklich guter Fürſten, und gegenwärtige Zeilen ſind dazu beſtimmt, die vornehmſten Züge ſeines thätigen Lebens in das Andenken zurück zu rufen und dadurch die gute Abſicht des Künſtlers zu unterſtützen.

Auguſt war der dritte und jüngſte Sohn Herzog Heinrichs, deſſen älterer Bruder Georg von ſeinem Vater Albert, dem Stifter der Alberti-

dem Menschen und der menschlichen Sinnlichkeit eigen ist, und dessen vollkommenstes Ideal der Schöpfer durch seine wohlthätige Macht auf die ganze Schöpfung abgedrückt hat, fehlte ihnen noch die erste Empfindung.

Arm an Erkenntniß, roh an Empfindung, hart in der Lebensart sowohl als in Sitten, unbekannt mit allen denen Künsten und Wissenschaften, die das menschliche Leben versüssen, verschönern, veredlen, und eine neue unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit, Vergnügen und Wollust für den denkenden und empfindsamen Menschen und Bürger dieser Welt öfnen — In dieser armseligen und häßlichen Gestalt hatte freylich der alte **Teutsche** noch ein eben so ungestaltes Ansehen, als sein **Land**; und eben darum wundert es mich um so weniger, wenn der im Schoos der höchsten Kultur aufgewachsene Römer, der ihren Werth aus dem Genuß von tausenderley Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens kannte, das alte Germanien einem verwilderten Aufenthalt von Thieren ähnlicher fand, als dem Wohnsiz vernünftiger und geselliger Geschöpfe; wenn er Ursache hatte, es als ein ungestaltes, rauhes und trauriges Land zu schildern, in welchem nur derjenige, der darinn gebohren worden, und von nichts besserm wisse, zu leben sich entschliessen könne. (*)

Diesen

(*) „Wem könnt es wohl einfallen (sagt er im 11. Cap. seiner Beschreibung von Teutschland) „Asien, oder „Afrika

niſchen Linie, den gröſsten Theil von Meiſsen ererbt, und ſeinen Bruder mit den Aemtern Freiberg und Wolkenſtein und einem ſehr mäſsigen Jahrgelde abgefunden hatte. Die Churlande nebſt dem übrigen Theile der ſächſiſchen Staaten beherrſchte die Erneſtiniſche Linie, von welcher damals Johann der Beſtändige, und ſeit 1532 Johann Friedrich das Haupt waren. August ward ſeinem Vater Heinrich und ſeiner Mutter Catharina, einer Mecklenburgiſchen Prinzeſſin, den 31. Juli 1526 zu Freiberg geboren, und nebſt ſeinem ältern Bruder Moritz, denn Severin gieng bereits 1533 mit Tode ab, bei ſeines Vaters ſparſamen Einkünften ohne allen fürſtlichen Glanz erzogen, ſo daſs auch beide die öffentliche Stadtſchule beſuchten, welcher damals Johann Rivius vorſtand, der die beiden Prinzen auch 1540 auf die Univerſität Leipzig begleitete. Beide äuſserten von ihrer frühen Jugend an vorzügliche Talente, aber von ſehr verſchiedener Art. Moritz geizte nach Kriegesruhm, dachte immer groſse Entwürfe, und war dabei verſchloſſen, und in ſeinem Betragen zurückſcheuchend; August liebte die Wiſſenſchaften und die Künſte des Friedens, war zuvorkommend, öffnete ſein Herz jedermann, und ward von jedermann geliebt. Als Herzog Georg 1539 ohne männliche Erben ſtarb, folgte

ihm ſein Bruder Heinrich, der ihn aber nur wenig Jahre überlebte, und Meißen 1541 ſeinem Sohne Moritz hinterließ. Dadurch ward auch Auguſts bisher ſehr eingeſchränkte Lage verbeſſert, welcher ſich zu Weißenfels und Wolkenſtein in einer philoſophiſchen Ruhe den Künſten des Friedens widmete, und durch allerlei gute Einrichtungen ſchon jetzt zeigte, was von ihm zu hoffen ſey, wenn ſich einmal ſein Wirkungskreis erweitern ſollte. Als ſein Bruder 1547, nach des unglücklichen Johann Friedrichs Entſetzung, die Churwürde mit den dazu gehörigen Ländern erhielt, und damals keine männlichen Erben hatte, hellte ſich die Zukunft für ihn immer mehr auf, daher er auch die 1544 erhaltene Adminiſtration des Stiftes Merſeburg 1548 niederlegte, und ſich mit der Däniſchen Prinzeſſin Anna vermählte, welche in der Folge eine getreue Gehülfin ſeines thätigen Lebens, ſelbſt im Kabinette ward.

Seines Bruders unglücklicher Tod berief ihn im Julius 1553 früher, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu erwarten war, zur Regierung eines zwar nicht großen, aber ſeiner innern Güte wegen wichtigen Landes. Aber die Umſtände, unter welchen er dieſelbe antrat,

waren traurig und abschreckend. Von außen ein hartnäckiger und verwüstender Krieg mit dem unruhigen Markgrafen Albert von Brandenburg-Culmbach, dessen Opfer Moritz geworden war, die noch nicht gesicherte Reformation, von welcher Sachsen das Haupt war, mit furchtbaren Gewitterwolken bedrohet, und der entsetzte Johann Friedrich bereit, ihn von der angefallenen Chur zu verdrängen. Im Innern ein durch die bisherigen Kriege verarmter und zerrütteter Staat, das Land entvölkert und verheeret, die Felder verwüstet, Handlung und Gewerbe gelähmt, die Finanzen in Unordnung und der Habsucht ungetreuer Beamten Preis gegeben, beinahe zwei Millionen Gulden (eine für diese Zeit große Summe,) Schulden, nebst beträchtlichen Auszahlungen, zu welchen ihn Moritzens Testament verpflichtete, dabei ein Theil der Kammergüter verpfändet, kurz alle Hülfsquellen erschöpft. Zu diesem allen noch hundert Gebrechen der innern Verwaltung, eine schwankende Justiz, welche die wenigen Halmen verzehrte, welche der Krieg noch übrig gelassen hatte, und vor allem ein Heer zanksüchtiger Theologen, immer gerüstet, um selbst geschlungener unfruchtbarer Zweifelsknoten willen, welche sie die Sache Gottes und ihres Gewissens nannten, sich und andere zu zerfleischen. Es ward

eines

eines Auguſts guter Wille, Weisheit und aushar-rende Geduld erfordert, aus dieſem Chaos von Uebeln, Licht, Ordnung und Wohlſtand hervor zu rufen.

Seine erſte Sorge war auf die Herſtellung und Sicherheit der Ruhe von außen gerichtet, um alles zu entfernen, was ſeinen wohlthätigen Ent-würfen für das Innere in den Weg treten konn-te. Er endigte den von Moritz ihm zurückgelaſſe-nen Krieg, und that in dem Naumburgiſchen Ver-trage von 1554 zur Beruhigung Johann Friedrichs, aus Großmuth und Liebe mehr, als ſtrenge Gerech-tigkeit zu fordern befugt war, indem er ihm vier Aemter abtrat, und ſich überdies zu Bezahlung einer Summe von 100,000 Gulden anheiſchig machte; eine große Aufopferung für ſeine dama-lige Lage! Durch den zu Augsburg 1555 geſchloſ-ſenen Land- und Religions-Frieden, an welchem ſein Anſehen bei dem Könige Ferdinand den wich-tigſten Theil hatte, wurde das Gewitter, welches die proteſtantiſchen Fürſten von außen bedrohete, in einen wohlthätigen Regen aufgelöſet, und ſeine Schuld war es nicht, wenn das 1557 zur Vereini-gung beider Religionen zu Worms angeſtellte Reli-gions-Geſpräch ſeine Abſicht eben ſo ſehr verfehlte,

als alle folgende Verſuche dieſer Art. Nachdem dieſe Hinderniſſe weggeräumet worden, konnte er ſeine Blicke mit reicherm Gewinne auf das Innere ſeiner Lande richten. Zur beſſern Einrichtung des Ganzen erbath und benutzte er die Rathſchläge eines Melchior von Oſſe, eines für ſein Jahrhundert überaus merkwürdigen Mannes; allein ihre Ausführung war kein Werk Eines Jahres, ſondern erhielt ihn ſeine ganze Regierung hindurch in Thätigkeit. Leichter war die Verbeſſerung des zerrütteten Kammer-Weſens, wobei er in Franz von Arnim, vielleicht den größten Kammeraliſten ſeiner Zeit, ein ein ſehr nützliches Werkzeug fand. Allein mit der Ordnung in den Geſchäften war nur noch ſehr wenig ausgerichtet; die Geſchäfte ſelbſt mußten erweitert, und gewiſſermaßen aus dem Nichts hervor gerufen werden.

Auguſt war ſehr lebhaft von der großen und nur zu oft verkannten Wahrheit überzeugt, daß der Landbau der erſte und feſteſte Grund des blühenden Wohlſtandes, ſo wohl des Fürſten, als ſeines Volkes iſt, und daß Manufakturen und Handlung nur täuſchende Vortheile gewähren, wenn ſie nicht auf dieſen Stamm gepfropfet werden; daher widmete er demſelben von dem erſten Antritte ſeiner Regie-

rung an, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Er machte auf ſeinen Kammergütern den Anfang, in der Ueberzeugung, daß der Nutzen davon auch ohne Befehl außer denſelben wirken würde. Er ließ durch ſeinen Kammer-Präſidenten, Abraham von Thumshirn, eine Anweiſung zur ländlichen Haushaltung aufſetzen, welche wegen ihrer Güte mehrmals und ſelbſt noch in dem gegenwärtigen Jahrhunderte wieder aufgeleget worden. Er ließ ſeine Länder von mehrern guten Landwirthen bereiſen, die Mängel des Feldbaues bemerken, und die Unwiſſenden unterrichten. Dabei entgiengen auch die kleinſten Theile ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Er empfahl zuerſt das gehörige Verhältniß des Viehſtandes zum Getreidebau und der Fütterung zum erſtern. Sachſens Obſtbau, welcher deſto vortheilhafter iſt, je weniger Mühe, Koſten und Raum er erfordert, hat ihm ganz ſein Entſtehen zu verdanken. Die Oberfläche des tragbaren Landes zu vermehren, veranſtaltete er den Anbau wüſter Felder und ſchuf in Gegenden, welche für die Fortſchaffung des Holzes zu entlegen waren, unwirthbare Wälder in fruchtbare Saaten um, ſorgte aber deſto fleißiger für die Erhaltung und Vermehrung des Holzes in bequemern Gegenden, und ſeine Forſtordnungen wurden ſehr bald das Muſter anderer

Staaten. Die wilde Bienenzucht zu vermehren, ließ er Wendische Bienenverständige aus der Oberlauſitz kommen, und ſeine Unterthanen darin unterrichten, und aus manchen ſeiner Verordnungen erhellet, daß auch dieſe Sorgfalt noch bei ſeinem Leben reiche Früchte getragen hat. Kurz, er war der erſte teutſche Fürſt, welcher dem nur zu oft verachteten Landbaue eine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete, und dadurch Lehrer für andere Provinzen ward, worunter Brandenburg und Wirtemberg ihm am erſten nacheiferten. Schien ſein Eifer hier zuweilen in das Kleinliche zu fallen, ſo muß man bedenken, daß nichts klein iſt, was zu großen Endzwecken führt, und daß das eigene Beiſpiel des Fürſten ſtärker wirkt, als hundert Befehle.

Daß ein ſo weiſer und thätiger Fürſt den Bergbau, dieſe Perle in dem Fürſtenhute Meiſſens, ſollte überſehen haben, war nicht zu erwarten. Auch war derſelbe von dem erſten Anfange ſeiner Regierung an, ein Gegenſtand ſeiner liebſten und vornehmſten Sorge, und da es nicht in ſeiner Macht ſtand, die Schätze in den Eingeweiden der Erde, ſo wie den Ertrag des Feldes zu vermehren, ſo ſuchte er wenigſtens, die

durch die vorhergegangenen Kriege so sehr zerrüttete Thätigkeit und Ordnung wieder herzustellen. Ein Beweis davon sind seine vielen Verordnungen, welche alle auf diesen Zweck abzielen, und deren fast jedes Jahr einige aufzuweisen hat. Er errichtete die Berg-Reviere, verbesserte die Einrichtung des Schmelzwesens und unterstützte jede Entdeckung und Erfindung, welche zur Erweiterung und Beförderung des Bergbaues dienen konnte; wohin die Einführung der Pump- und Stangenkünste, und die gleich in den ersten Jahren seiner Regierung angelegten Alaunwerke zu Schwemsal, Schwarz und Düben gehören. Durch diese und viele andere gute Veranstaltungen, welche aufzuzählen der Raum verbietet, waren seine Einkünfte aus den Bergwerken 1563 bereits auf 38,258 Gülden gestiegen.

Nachdem die ersten zehn Jahre eines sowohl angewandten Lebens verflossen waren, legte er sich selbst Rechenschaft von dem ab, was er bisher gethan, und was er Gutes damit bewirkt hatte. Man hat darüber noch einen Theil seines eigenhändigen Aufsatzes, welcher aber nur sein Kammeral-Wesen betrift, und woraus erhellet, daß seine Einkünfte von den Ritterpferden, Heerfahrtswagen, Fußknech-

ten, der Kopf- und Tranksteuer und den Bergwerken jährlich etwas über 453,000 Gülden betrugen. Ohne Zweifel sahe er schon damals die Früchte seiner weisen Thätigkeit sich ihrer Reife nähern, wenigstens ward Sachsens Wohlstand schon Ausländern sichtbar, und Kaiser Ferdinand versicherte 1562 vor dem gesammten Reiche, daß August alle übrige Churfürsten an Wohlstand, Vermögen und Einkünften übertreffe. Sein heller Blick, vor welchem sich die Mißbräuche vergebens zu verbergen suchten, entdeckte bei dieser Untersuchung manche Gebrechen in der Handhabung der Finanz-Geschäfte, daher er seiner Kammer jetzt diejenige Einrichtung gab, welche bis auf die neuesten Zeiten fortgedauert hat. Zugleich ermunterten ihn die entdeckten Mängel, seine Aufmerksamkeit auf alle Theile der Verwaltung und der öffentlichen Wohlfahrt zu verdoppeln und die Mißbräuche auch bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen.

Einem Fürsten, welcher seinen ganzen Ruhm darin setzt, Segen und Wohlstand um sich her zu verbreiten, ist wohl nichts schmerzlicher, als wenn die Furie der Zwietracht ihn aus seinen wohlthätigen Kreisen reißt, und den Oelzweig mit den Waffen zu vertauschen zwingt. August war überzeugt,

daß auch der gerechteſte und glücklichſte Krieg ein gewiſſes Uebel iſt; er hatte es daher ſein angelegentlichſtes Geſchäft ſeyn laſſen, Eintracht und Ruhe unter ſeinen nahen und fernen Nachbarn zu erhalten, und mehr als Ein Staat, nicht in Teutſchland allein, dankte es ihm, wenn die angezündete Fackel des Krieges ausgelöſcht, und der auf der Flucht begriffene Friede zurück gerufen ward. Nur einem Ungeheuer, wie Wilhelm von Grumbach, unter welchem das Fauſtrecht ſeine eherne Keule noch ein Mal erhob, um ſie auf immer zerſchmettert zu ſehen, konnte es gelingen, dieſes edle Geſchäft auf einige Zeit zu unterbrechen. Dieſer wegen ſeiner Miſſethaten geächtete Verbrecher fand bei dem ſchwachen und eitlen Johann Friedrich 2, jetzt das Haupt der Erneſtiniſchen Linie, Schutz und Unterſtützung, und wiegte ihn dafür in ſüße Träume von Wiedereroberung der verlornen Chur, welche durch einen allgemeinen Aufſtand des Adels in einem großen Theile des teutſchen Reiches erleichtert und durch gedungene Meuchelmörder wider den Churfürſten Auguſt beſchleunigt werden ſollte. Da alle Bemühungen vergebens waren, den verblendeten Fürſten von dem unglücklichen Schleier zu befreien, ſo ward er geächtet, dem Churfürſten die Vollziehung des Urtheils aufgetragen, und da auch

Dieſen Mangel an Kultur verſpürt man eben ſo ſehr, als eine natürliche Folge, an der ganzen Oekonomie und innern Einrichtung ihrer Geſellſchaft. Es iſt wahr, die auf dem gemeinen Mann ſchwer liegende Laſt des Deſpotismus, der in eben dem Maaß, als der kriegeriſche National-Geiſt der Barbarey durch die Kultur verlohren gieng, ſich zufälliger Weiſe über die Staaten von Europa verbreitete — dieſe Laſt drückte den meiſten Theil von dem alten Teutſchland, das Freyheit charakteriſirte, von einer Seite betrachtet, ganz und gar nicht. Aber wie viel Gutes dieſer altteutſche Abgott, auf der Wagſchaale der Vernunft, mit dem wahren Gewicht nach dem Verhältniß-mäßigen Gewinn für die Menſchheit abgewogen — noch übrig behalten werde, wird ſich in der Folge dieſer Geſchichte zeigen. Und man bedenkt nicht die neben der

„Afrika, oder Italien zu verlaſſen, und nach Teutſch„land zu gehen, in ein ſo ungeſtaltes Land, das un„ter einem ſo rauhen Himmelsſtrich liegt, und für „alle, deren Vaterland es nicht iſt, der traurigſte An„blick ſeyn muß?“ Und im V. Cap. fährt er in ebendemſelben Tone fort: „Wenn gleich der Boden ſeiner „Art nach hie und da ungleich iſt; ſo iſt das Land doch „überhaupt genommen, entweder verwildert und mit „Walde überwachſen, oder ſumpfigt, und wegen der „Moräſte unbrauchbar: Die Witterung von der einen „Seite gegen Frankreich hin iſt mehr naß und feucht, „und von der andern gegen die Alpen zu mehr ſtürmiſch.“ ...

die noch jetzt versuchte Milde fruchtlos blieb, endlich bewerkstelligt, und ihm zur Vergütung der Kriegeskosten vier Aemter in Thüringen abgetreten.

Nachdem August diese traurige Pflicht gegen das Reich und seine eigene Sicherheit erfüllt hatte, hob er den auf kurze Zeit niedergelegten Faden wieder auf und verbreitete seine Thätigkeit über alle Theile der Verwaltung von neuem. Der Feldbau war und blieb auch jetzt einer der ersten Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Er legte das Vorwerk Ostra bei Dresden an, wo seine Gemahlin es nicht unter ihrer Würde hielt, der Landwirthschaft in eigener Person vorzustehen, daher auch alle Theile derselben hier zu einer Art von Vollkommenheit gebracht wurden, welche dem ganzen Lande zum Muster diente. Schon 1581 konnten daselbst 4000 Scheffel Hopfen und 1586 60000 Stämme Obstbäume zum Verkaufe ausgeboten werden. Eben so reife die Betriebsamkeit auf seinen übrigen Vorwerken, besonders zu Annaburg, welches gleichfalls unter der unmittelbaren Aufsicht seiner Gemahlin stand. Diese Beispiele reizten auf die thätigste Art zur Nachahmung, und es ließen sich viele Beweise von dem unverkennbaren Wohlstande Meißens auf-

führen, wenn der Raum es verſtattete. Nichts ſchlägt den Landbauer mehr nieder, als wenn er in Jahren des Ueberfluſſes des Segens der Erde nicht froh wird, und dafür in Jahren des allgemeinen Mangels darben muß. Einem Fürſten wie Auguſt durfte ein ſolches Uebel nur ein Mal in den Weg treten, und ſogleich ward der große Entſchluß gefaßt und ausgeführt, demſelben auf immer die Rückkehr zu verſperren. Er ſchuf in ſeinen Provinzen Vorrathshäuſer, wo der Landmann den Ueberfluß ſeiner Aerndten anbringen konnte und jedermann zur Zeit des Mangels Unterſtützung fand. Zwei gleich große Vortheile waren die Folgen dieſes weiſen Schrittes; die Entfernung alles Mangels, welcher ſeine Staaten ſeit dieſer Zeit unter ihm nie mehr drückte, und die ſich immer gleiche Fortdauer eines mittlern Preiſes der Feldfrüchte, welcher weder niederſchlagend für den Erwerber, noch drückend für den Verzehrer ward. Mit nicht geringerm Eifer fuhr er fort, den Bergbau immer mehr der Vollkommenheit zu nähern. Die meiſten noch jetzt gangbaren Flößen entſtanden unter ihm und durch ſeine Unterſtützung. Außer den bisher gewöhnlichen Zweigen des Meißniſchen Bergbaues blüheten unter ihm die Kobald- und Steinkohlenwerke, und es entſtand ſelbſt eine Zinnoberzeche. Mit den bis-

her bekannten Schätzen der Erde nicht zufrieden, ließ er die noch unbekannten durch erfahrne Männer aufſuchen, worunter man beſonders den Italiener Roſſeni kennt, welcher nicht allein verſchiedene brauchbare Marmorarten, ſondern ſelbſt Edelſteine in dem Schoße der Meißniſchen Gebirge entdeckte. Der Ruf von den letztern verbreitete ſich ſo ſehr, daß auch der kaiſerliche Hof nicht lange nach Auguſts Tode um Meißniſche Edelſteine für den kaiſerlichen Schmuck anhalten ließ.

Der Segen dieſes Eifers für die hervorbringenden Gewerbe würde ſich von ſelbſt auf die verarbeitenden verbreitet haben, wenn Auguſt dieſen auch nicht, wie er doch wirklich that, eine vorzügliche Vorſorge gewidmet hätte. Man weiß, daß er nach und nach 20,000 arbeitſame Menſchen aus fremden Provinzen und beſonders aus den Niederlanden in ſeine Staaten gezogen, theils die ſchon vorhandenen Gewerbe zu verbeſſern und zu erweitern, theils neue einzuführen. Zu den erſtern gehören beſonders die Tuch-Manufakturen, welche durch niederländiſche Meiſter auf eine bisher unbekannte Höhe gebracht wurden. Eben ſo wurden die Leinwand- und Parchentwebereien, die Färbereien, die Bleichen u. ſ. f. veredelt. Das dem Erzgebirge

mehrere Jahrhunderte ſo wohlthätige Spitzenklöppeln entſtand unter ihm und verbreitete ſich ſo ſchnell, daß 1568 an einer damals herrſchenden anſteckenden Krankheit allein zu Annaberg 800 Klöppeljungfern geſtorben ſeyn ſollen. Der Raum verbietet, mehr einzelne Beiſpiele von dem blühenden Erwerb- und Kunſtfleiß dieſer Zeit und des Churfürſten unermüdeten Eifer für deſſen Aufmunterung und Erweiterung anzuführen, um noch zweier der höhern Gegenſtände ſeiner Regierung zu gedenken, welche faſt ſein ganzes Leben hindurch das vornehmſte Ziel ſeiner Thätigkeit waren, ich meine die Rechtspflege und die Religion.

Bis um die mittlern Zeiten behalf ſich Teutſchland mit einer dürftigen Sammlung barbariſcher Gewohnheitsrechte, insgeſammt zu einer Zeit entworfen, da es noch keine freien Bürger im heutigen Sinne, ſondern nur übermächtige Herren und unterdrückte Leibeigne gab. Die erſtern hatten in hundert Fällen die Selbſthülfe zu ihrem Gebote und die letztern hatten nur inſofern ein Recht, als ſie als das Eigenthum ihrer Herren angeſehen werden konnten, von deren Laune ihr ganzes Daſeyn abhing. Der Rechtsgang war zwar kurz, aber deſto willkührlicher, und der Stärkere, der Mächtige, der Ge-

wiſſenloſe waren immer des Sieges gewiß. Als ſich in den mittlern Zeiten Städte, in denſelben freie Bürger und mit ihnen tauſend bisher unbekannte freie Gewerbe und mildere Sitten zu bilden anfiengen, wurden die Mängel der alten Geſetze, welche tauſend neu entſtandene Verhältniſſe unberührt ließen, und ihrer Rohheit wegen auch auf die meiſten alten nicht mehr anwendbar waren, immer lebhafter empfunden. Weiſe Geſetzgeber hätten dem Uebel abhelfen können und ſollen; allein dergleichen Früchte reiften auf dem dürren Boden dieſer Jahrhunderte noch nicht. Man nahm daher ſeine Zuflucht zu den römiſchen Geſetzen, welche der entſtehenden neuern Kultur angemeſſener ſchienen, und den Ruf eines mächtigen, weiſen und geſitteten Volkes für ſich hatten. Allein, zu geſchweigen, daß auch ihr Verhältniß zu den neuern Sitten und Lebensweiſen nur ſehr unvollkommen war, ſo ward ihnen von den alten Geſetzen nur zu oft der Weg vertreten, indem einige Gerichtshöfe dieſen, andere jenen folgten, und noch andere beide mit einander zu verbinden ſuchten, ſo ſeltſam auch das Gemiſch war, welches aus ſo fremdartigen Theilen entſtehen mußte. Daß eine höchſt ſchwankende und ungewiſſe Rechtspflege die erſte Folge davon war, ergiebt ſich von ſich ſelbſt. In dieſem Zuſtande be-

fand ſich nicht nur Teutſchland, ſondern ein groſſer Theil von Europa, und in dieſem Zuſtande fand Auguſt die Rechtspflege auch in ſeinen Staaten. Die Schöppenſtühle ſprachen nach dem alten ſächſiſchen, die Facultäten aber nach dem römiſchen Rechte, und beider Urtheile waren einander oft gerade entgegen geſetzt. Man muß die Uebel, welche eine ſolche Handhabung des Rechts in ihrem Gefolge hat, kennen, wenn man das Verdienſt eines Fürſten ganz beurtheilen will, der es zu dem wichtigſten Geſchäfte ſeiner Regierung machte, ſie zu heben, und ſeinen Staaten ein einförmiges, beſtimmtes, der Vernunft und der neuern Kultur angemeſſenes Recht zu ſchenken. Er that es durch die berühmten Konſtitutionen, welche ihm den Namen des ſächſiſchen Juſtinian erwarben, und in der Folge mehrern teutſchen Provinzen zum Muſter dienten. Ward die Abſicht des groſſen Fürſten dabei nicht ganz erreicht, ſo fällt die Schuld nicht auf ihn, ſondern auf die von ihm gebrauchten Mittelsperſonen, bei welchen die Vorliebe für das römiſche Recht nicht zu verkennen iſt. Ueberdies waren ſeine Bemühungen, ſeiner eigenen Beſtimmung nach, nur die erſten Fäden eines Gewebes, welches die durch Erfahrung geleitete Weisheit ſeiner Nachfolger vollenden ſollte. Auch der gute Gerichtsſtyl ſei-

ner Zeit verdient bemerkt zu werden, weil er ein Werk ſeiner eigenen Aufmerkſamkeit war, welche in allen Verhandlungen, Reinigkeit, Licht und Klarheit förderte.

Weit ſchwerer war es, der kaum entſtandenen proteſtantiſchen Kirche die verlorne Ruhe und Eintracht wieder zu geben. Auguſt hatte ihre Sicherheit von außen gegründet, aber ihr Einheit im Innern zu ſchenken, ſchien den Kräften, ſelbſt eines Herkules, zu trotzen. Die Reformation hatte eine Menge metaphyſiſcher Fragen über Gegenſtände des Lehrbegriffs entblößt, welche vor ihr der allmächtige Arm der Kirche entweder unwiderruflich entſchieden, oder doch vor der Berührung bewahret hatte, nunmehr aber der Unterſuchung eines jeden offen lagen. Die meiſten waren freilich von der Art, daß die Uebung der Religion nichts dabei verloren hätte, wenn ſie ewig in ihrer Dunkelheit geblieben wären. Allein der Stolz, der Eigenſinn und die Zankſucht der öffentlichen Lehrer gab dieſen Fragen eine Wichtigkeit der erſten Größe, und jeder knüpfte nichts geringers als die ganze Glückſeligkeit jenes Lebens an das von ihm ſelbſt geſponnene Gewebe. Jeder verfocht ſeine Meinung mit Heftigkeit und Wuth, und verdammte die Meinung des andern mit Schmähung

gen und Flüchen. In dieſer Zerrüttung befand ſich nicht allein Sachſen, ſondern das ganze proteſtantiſche Teutſchland. Ueberall rüſtige Kämpfer für das, was ſie die Ehre Gottes und ihr Gewiſſen nannten; überall Spaltungen und Aergerniſſe, überall Toben und Zwietracht. Wohl ihnen, wenn ſie ſich begnügt hätten, wider einander zu wühen; aber ſo wetteiferten ſie, ihre Gemeinden mit gleichem Geiſte der Zwietracht zu beſeelen, und ihre Sache zur Sache des unwiſſenden und rohen Volks zu machen. Die Mauern der Tempel hallten von metaphyſiſchen Spitzfündigkeiten wieder, die Lehrſtühle waren Tummelplätze der unwürdigſten Leidenſchaften, und nicht ſelten wurden die Beichtſtühle in Inquiſitions-Gerichte über abſtrakte Meinungen verwandelt, von welchen der ungelehrte Chriſt nichts verſtand und nichts zu verſtehen nöthig hatte. Die Bemühungen der Obrigkeit, Ruhe und Eintracht unter dem Volke zu erhalten, hieſen Eingriffe in die Sache Gottes, und nur zu oft erſchallte die Trompete des Aufſtandes von den Lehrſtühlen des Friedens. Niemand ſahe dieſen Gräueln mit mehr Wehmuth zu, als Auguſt, welcher überall Ordnung und Einheit verbreitet hatte, aber alle Kraft und Weisheit an dieſen Starrköpfen ſcheitern ſahe. Endlich gelang es ihm nach drei und zwanzigjährigen

Anſtrengungen und koſtbaren Unterhandlungen, im Jahr 1576 durch die ſogenannte Concordien-Formel die Einheit der Lehre nicht nur in ſeinen Landen, ſondern in einem großen Theile des evangeliſchen Teutſchlandes wieder herzuſtellen. Man hat in den neuern Zeiten darüber geſpöttelt und Auguſts Bemühungen Feſſeln für die Freiheit des Denkens genannt. Aber man überſieht dabei den Geiſt der Zeit, wo Zwietracht in der Lehre unmittelbar an Empörung im Staate gränzte. Nicht der Freiheit des Denkens, ſondern der Zügelloſigkeit der Zunge und der Leidenſchaft wurden Feſſeln angelegt. Behielt die theologiſche Hydra gleich noch Schlangenköpfe genug übrig, ſo wagte ſie es doch nicht, ſo lange dieſer ihr Herkules lebte, eins derſelben zu erheben, ſondern begnügte ſich, den Luftkreis um ſich her im Finſtern zu verpeſten.

Auguſt geſtand ſelbſt, daß ihm, der an allen Geſchäften ſo großen perſönlichen Antheil nahm, keines ſo vielen Kummer, ſo viele Sorgen verurſacht habe, als die Bekämpfung dieſes Ungeheuers. Die Folgen auf ſeine Geſundheit und Kräfte waren in den letzten Jahren ſeiner Regierung nur zu ſichtbar. Der Tod ſeiner Gemahlin, welche ihm den 1. October 1585 entriſſen ward, ſchlug ihn noch

mehr

mehr darnieder. Die traurige Leere, welche dadurch in ſeinem häuslichen Leben entſtand, auszufüllen, vermählte man ihn zwei Monate darauf mit der jungen Anhaltiſchen Prinzeſſin Agnes Hedwig. Allein er überlebte dieſe Verbindung nur wenige Wochen und beſchloß ſein thätiges Leben den 11. Februar 1586, im 60. Jahre ſeines Alters, nach einer noch nicht völlig 33jährigen Regierung; unter vier Kaiſern, welche er erlebte, von zweien geſchätzt, von Einem brüderlich geliebt und von dem letzten als Vater geehret; von allen Fürſten ſeiner Zeit als der rechtſchaffenſte, friedfertigſte und weiſeſte bewundert, und von ſeinem Volke aufrichtig geliebt und beweint. Ein großes Beiſpiel wohlthätiger Fürſtentugenden; gerecht gegen jedermann aber auch gerecht gegen ſich ſelbſt; überall mit eignen Augen ſehend, überall ſelbſt handelnd, ſelbſt wirkend; ſcharfſichtig in der Wahl ſeiner Diener und Beamten und ſtrenge gegen ihre Vergehungen; haushältig und ſparſam in Anſehung ſeiner Perſon und ſeines Hauſes, aber wohlthätig gegen Arme, freigebig für das öffentliche Wohl, und prächtig, wenn es die Ehre ſeines Standes erforderte. Nicht bloß ein Liebhaber und Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern in vielen derſelben als Fürſt bis zur Bewunderung gelehrt.

teutschen Freyheit von der einen Seite in dem alten Teutschland eben so grosse Dienstbarkeit und Knechtschaft, die von der andern Seite den größten Theil der Menschen zu Boden gedrückt hatte, und daß diese von jener bey dem damaligen Zustand der Barbarey eine beynahe wesentliche und nothwendige Folge gewesen war; da hingegen neben unsern kultivirten Zustand Despotismus blos hie und da zufälliger Weise eingedrungen ist. Daneben fehlte es von einer andern, oder vielmehr von hundert andern Seiten — der öffentlichen Verfassung und dem gesellschaftlichen Leben in dem alten Teutschland; und von dem Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung, in welcher nur allein die Menschheit zu ihrer wahren bestimmten Grösse und Glückseligkeit gelangen kan, fehlte so viel, und beynahe alles, daß man auch die wesentlichen und wichtigsten Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft darinn entbehren mußte.

Die Begriffe von **Oberherrn, Unterthanen, Bürgern** und **bürgerlicher Freyheit** und vom **Staat** überhaupt, waren noch ganz und gar in dem alten Teutschland unbekannt. Die nachtheiligen Folgen der alten teutschen Freyheit und Dienstbarkeit, eines wesentlichen Fehlers der damaligen Verfassung, welche vornemlich in einer gänzlichen Hemmung aller und jeder weitern Entwicklung der in der Menschheit schlummernden Kräfte und Fähigkeiten bestanden, werde ich in der Folge etwas umständlicher ausführen.

Schöpfer vieler nützlichen Gebäude, von welchen nur des Zeughauses gedacht werde, dieser nothwendigen Wohnstätte der Werkzeuge öffentlicher Sicherheit. Stifter des grünen Gewölbes, der Kunst-Kammer, des Münz-Kabinettes und der öffentlichen Bibliothek, welche zum Theil noch schätzbare Denkmale seines Kunst- und gelehrten Fleißes aufzuweisen haben, und von welchen die letztere unter ihrem zweiten Schöpfer eine der ersten Europens genannt zu werden verdient. Der Religion von ganzem Herzen ergeben, aber dabei nicht abergläubig, nicht frömmelnd; nachsichtig und duldend gegen die Meinungen anderer, so lange sie bloß persönlich blieben; aber strenge, selbst gegen seine Vertrauten, wenn sie selbige durch strafbare Mittel zur Meinung des Volks zu erheben sich erkühnten. Er that viel, sehr viel für den Wohlstand seines Landes, welchen er so gerecht als weise auch für den seinigen hielt; aber er gestand selbst, daß er nur den Grund zu einem schönen Gebäude lege, dessen Vollendung er von der Weisheit seiner Nachfolger erwarte. Doch, ach! die Keime des Segens, welche seine Hand gepflanzt, und so liebreich gepflegt hatte, blieben lange, ach sehr lange, ungenähret, ungeschützt, denn sie wurden zu drei schrecklichen Malen von der Furie des Krieges zertreten.

Erſt nach Jahrhunderten harter Prüfungen erwachte Sachſens Schutzgeiſt von einem höhern Rufe und ſein Erwachen war das Erwachen eines ſchönen Morgens nach einer langen Winternacht, denn aller Herzen und Stimmen rufen laut: Hier iſt mehr als Auguſt!

Serus in coelum redeas, diuque,
Laetus interſis populo Quirini!

II.

Briefe vom Aſſeſſor Seetzen aus Haleb.

Nachfolgende zwei Briefe ſind uns durch ein ſehr verſpätetes Paket aus Conſtantinopel erſt vor kurzem zur Hand gekommen. Sie ſind freilich ihrem Datum nach ſchon ſehr alt und enthalten wenig, was wir nicht auch ſchon auf andern Wegen erfahren hätten. Da ſie indeß doch von einem Reiſenden herrühren, für welchen ſich in Teutſchland einer unſerer Geſchmack- und Kunſtfördernden und dadurch ſehr ehrwürdigen Fürſten lebhaft intereſſiret;

und da jede ſpätere Kunde von ihm bis jetzt völlig verſchollen zu ſeyn ſcheint, ſo glauben wir doch, daß ſie von einigen Leſern dieſer Zeitſchrift, die ſchon mehrere Gedichte von Seetzen, im Morgenlande geſungen, früher bekannt gemacht hat, mit Wohlgefallen aufgenommen werden dürften.

B.

1.

Haleb d. 10. April 1804.

Ueberzeugt, daß Sie, theuerſter Herr! an der Verbreitung eines jeden Schönen und Nützlichen lebhaften Antheil nehmen, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß auch hier endlich mit der Einführung der Vaccine ein glücklicher Anfang gemacht iſt. Ein hieſiger Arzt, Hr. Dr. Salina, von Geburt ein Römer, ein ungemein thätiger Greis, von nicht gemeinen Kenntniſſen, der ſeiner Jahre ungeachtet mit ſeinem Zeitalter fortſchreitet, erhielt ſchon im Anfange des verwichenen Jahres die Materie der Vaccine aus Europa! zugeſchickt; er machte einen Verſuch damit; allein, es ſcheint, daß ſie ſich nicht gut conſervirt hatte; ſie ſchlug nicht an. Er ſchrieb darauf an

Ihren trefflichen Landsmann, Hr. Doct. Carena in Wien, welcher, ſo wie Hr. Dr. de Carro und mehrere Wiener Aerzte, um die Verbreitung der Vaccine ſehr weſentliche Verdienſte hat, und erſuchte ihn um die Mittheilung friſchen Eiters. Vor kurzem kam derſelbe, aufs beſte zwiſchen zwei kleinen verkütteten Glasplättchen verwahrt, hier an. Sie wiſſen, wie ſchwer es öfters hält, etwas Neues, wenn gleich noch ſo Nützliches, einzuführen, ſo lange nicht der übergroße Nutzen den Leuten durch eigene Erfahrung bekannt iſt. Um ſo größer iſt nun das Verdienſt des hieſigen engl. Conſuls, Hr. Barker, eines trefflichen, vorurtheilloſen Mannes, welcher ſich ſchon lange entſchloſſen hatte, ſeinen beiden Kindern von anderthalb und von einem halben Jahre die Vaccine inoculiren zu laſſen. Auch ſeine junge Gattin, die hier geboren wurde, ſo wie deren Mutter, Madame Abot, verdienen in dieſer Hinſicht das größte Lob. Auch ein jüngerer Bruder des Conſuls, Mr. Eduard, 18 Jahre alt, entſchloß ſich zur Inoculation, weil es ungewiß war: ob er die Blattern gehabt oder nicht? Er war der Erſte, der inoculirt wurde. Auſſer ihm und den zwei Kleinen des Conſuls wurden noch zwei Kleine inoculirt, die deſſen beiden Ammen zugehörten. Das erſte Mal ſchlug die Operation nicht ein. Zum

zweiten Mal wurden ſie, mit Ausſchluß des Hrn. Eduard, mit glücklichem Erfolge inoculirt. Dr. Saſina und ich verrichteten die Inoculation. Heute iſt der eilfte Tag, und die Vaccine ſchreitet hier eben ſo fort, als in Europa. Doch bei dem Sohne des Hrn. Conſuls ſchlug auch diesmal die Inoculation nicht an, und wir haben ſie daher zum dritten Mal wiederholt. An demſelben Tage wurde noch ein Knabe von etwa 12 Jahren inoculirt. Schon haben ſich Mehrere zur Vaccine gemeldet, allein, Alle wollen erſt den Ausgang des erſten Verſuchs ſehen. — Einer der geachtetſten und kenntnißvollſten teutſchen Aerzte, Hr. Leibmed. Marquard in Oldenburg, glaubte irgendwo geleſen zu haben, die wahren Blattern ſeyen von den Kameelen zu den Menſchen übergebracht. Nach der Analogie der Vaccine iſt dies nicht unwahrſcheinlich. Bisher fehlte es mir an Gelegenheit, darüber Nachrichten einzuziehen, da unſere Kjerwanenthiere auf dem Wege von Smyrna bis hieher bloß aus Pferden, Eſeln und Mauleſeln beſtanden. In Zukunft werde ich dies aber gewiß nicht unterlaſſen. — Conſul Barker hat jetzt Gelegenheit, eine aus 50 Bänden beſtehende geſchätzte arabiſche Biographie zu kaufen. Er verſichert, daß das Werk ganz komplet ſey. Außer Ihrem Exemplare und dem des Hrn.

Hamilton war bisher, glaube ich, kein einziges, wenigstens kein vollständiges, in Europa. Er hat mir auch ein neues satyrisches arabisches Gedicht mitgetheilt, welches sich auf einen Vorfall bezieht, der sich während meinem hiesigen Aufenthalte zutrug. — Vor etlichen Tagen sahe ich bei einem hiesigen franzöſ. Negotianten das Original der arab. Beſchreibung von Haleb, wovon ich die Copie beim Hrn. Paſt. Usko in Smyrna ſahe. Hr. Guerin (ſo heißt der Negotiant) zeigte mir auch eine kalligraphiſche Merkwürdigkeit, die bewundert zu werden verdient und den größten Beweis von der Geduld des Schreibers ablegt. Es war das ganze ſogenannte Neue Teſtament, arabiſch mit ſiriſchen Charakteren, etwa 2½ Zoll lang, 2 Zoll breit, und einen kleinen Finger dick, und hatte mit dem verhältnißmäßig ſtarken Bande 7½ Drachmen am Gewicht! Dieſe Rarität gehörte einer ſiriſchen Familie, der ſie aber nicht feil iſt. — Meine arabiſche Stunde ſetze ich noch immer fort; aber mein ſchwaches Gedächtniß macht es, daß ich einen hohen Flugſandberg hinanzuſteigen ſcheine; habe ich einen Schritt vorwärts gemacht, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß ich zwei, gleitend, zurück mache. Geduld! Ich gehe nicht eher von hier, bis ich dieſen Hauptzweck meines hieſigen Aufenthalts erreicht habe. — Hr.

Conſul Barker und Hr. Conſul Maſeyk haben mir viel von einem Orte erzählt, welcher etwa 2 Tagereiſen von hier in der Wüſten befindlich iſt, und wo man eine ſehr große Menge anſehnlicher Ruinen antreffen ſoll. Sie haben meine Neugierde aufs höchſte geſpannt. Mr. Barker hat mir verſprochen, mich im Sommer dahin zu führen; er ſelbſt iſt voller Neugierde, da ſo wenig er, als Hr. Maſeyk ſie bisher geſehen haben, indem jene Gegend lange Zeit äuſſerſt unſicher war. Ein Einwohner des Dorfes Sfibra, wo Hr. Barker ein Landhaus hat, verſicherte ihm, die Steine des dortigen Mauerwerks ſeyen von einer ungemeinern Größe, und dies könne zum Beweiſe dienen, daß dieſe prachtvollen Gebäude in jenen uralten Zeiten erbauet wurden, wo die Steine noch den Befehlen der Menſchen gehorchten. Wirklich! eine ſchöne dichteriſche Idee. —

Leben Sie wohl! theuerſter Herr! und behalten Sie in Ihrem ſchätzbaren Andenken.

Ihren ganz ergebenſten
Diener
U. J. Seezen.

Hr. Conſ. Barker hat vom Hr. Hamilton einen Brief aus Siebenbürgen erhalten.

2.

Halb d. 21. Jun. 1804.

Hochgeehrteſter Herr!

Sie haben mich aufs Neue belebt. Ihr ſchätzbarer Brief war der erſte, den ich hier erhalten habe. Obgleich in Conſtantinopel geſchrieben, wurde ich beim Leſen deſſelben meinem Vaterlande um Vieles näher gerückt. Haben Sie meinen wärmſten Dank für Ihr gütiges Verſprechen, fernerhin einen fleißige Correſpondenz mit mir zu unterhalten. Ich bin ſehr arm an europäiſchem Nachrichten; denn ſeit länger, als einem Jahre, habe ich weder von meinem Bruder, noch vom Hrn. Oberſt. Bar. von Zach Briefe erhalten; Sie, hoffe ich, werden mich nach und nach reich machen. —

Sind die Reiſenden ſchon bekannt, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen? Iſt Prof. Joubert noch in Conſtantinopel? — In Jeruſalem iſt zu Schiffe von Livorno ein Prinz Joſeph Palatinus auſtriacus angekommen. Ich glaubte erſtlich, es ſey Sr. Königl. Hoheit der Palatin von Ungarn. Allein, dies ſchien mir doch nachher ſehr unwahrſcheinlich. Er machte die Reiſe als ein Ordensgeiſt-

licher gekleidet. — Haben Sie keine Nachrichten von Hrn. Dr. Mayer, Hr. Bar. von Knigge, Hrn. Bartholdi und Grupius ꝛc.? Iſt es wahr, daß Mr. Thornton, der Engländer in Bulgarien beraubt iſt? — Alle Ihre Briefe, die Sie die Güte haben wollen, mir zu ſchreiben, addreſſiren Sie entweder an meinen Conſul, oder an den engl. Hrn. Conſul Mr. Barker, den ich ſeines edlen humanen Charakters wegen ſehr ſchätze. — Sobald meine Geldangelegenheiten einmal in Ordnung wieder gebracht ſind: werde ich von hier über Damask nach dem Libanon und von dort nach Jeruſalem reiſen. In Jeruſalem werde ich mich alsdann über meine ferner zu nehmende Route unterrichten. Iſt es möglich: ſo reiſe ich mit einer muhammedaniſchen Kjerwane von Hadſchi nach Arabien durch die Wüſte. Iſt dies gar nicht möglich; ſo reiſe ich von dort über Gaſa ꝛc. nach Kahira, und von dort entweder zu Lande, oder (wo dies nicht möglich iſt) zu Waſſer von Suez nach Arabien. Von Jemen aus denke ich alsdann nach Melinda in Afrika zu reiſen. — Noch immer fehlen mir Nachrichten vom Hr. Bar. von Hübſch, und von drei Paketen die ich mir die Freiheit nahm, ihm von Smyrna aus mitzutheilen. Das Schickſal derſelben bekümmert mich ungemein, da von der glücklichen Ueber-

kunft derſelben nach Teutſchland mein ganzes ökonomiſches Wohl- oder Uebelbefinden abhangen wird. Die Reiſekoſten in der Levante ſind ungemein groß, und ſind die Verbindungen mit Teutſchland unterbrochen: ſo gerathe ich in die größtmögliche Verlegenheit. —

Vorgeſtern iſt hier der jüngere Bruder des hieſig. franz. Commiſſ. Mr. Corancé angekommen. Er ſoll hier als Viceconſul angeſtellt ſeyn. Man verſichert mir, daß er ſehr gut Teutſch ſpricht. Beim Abzuge des Paſcha Ibrahim nach Damask wurde er von einem wahnſinnigen Sherihf inſultirt und mit Steinen geworfen. Seine Leute ermordeten ihn auf der Stelle.

Da die Kjerwane der Hadſchi's glücklich wieder von ihrer Wallfahrt nach Mekka zurückgekehrt iſt: ſo ſcheint es, daß jener Theil von Arabien jetzt von Wuhabi geräumt ſey.

Niemand wünſcht mehr, bald wieder eine Nachricht von Ihnen zu erhalten, als Ihr

ganz ergebenſter Diener
U. J. Seezen.

* * *

ren. Nur die nächsten und handgreiflichsten Mängel der Reyhe nach aufzuzählen, so fehlte es in dem alten Germanien an einer allgemeinen positiven Gesetzgebung, welche für den mächtigeren Theil der Völkerschaft gegen dessen aufschwellende Gewalt ein zureichender Damm, und für den schwächeren Theil derselben bey entstehender Gefahr ein sicherer Anker gewesen wäre, und welche dem größten Theil der Handlungen der in einer so engen Gesellschaft lebenden Menschen den Stempel des Rechts oder Unrechts aufgedruckt hätte. Es fehlte daneben

An einer ordentlichen, so zu sagen öffentlich garantirten Gerichtsverfassung, bey welcher jeder Einwohner des Landes, als theilhabendes Mitglied eines gemeinen Wesens, Recht zu geben und zu nehmen verpflichtet gewesen wäre, und jede von dem Gesetz gestempelte Handlung mit der gehörigen Sorgfalt, allen ihren dabey vorgefallenen Umständen nach, untersucht, mit der erforderlichen Genauigkeit nach dem Gesetz abgewogen, und alsdenn erst ihrem Werth oder Unwerth nach entschieden worden wäre. Endlich fehlte es vornemlich

An einer gesetzlichen obersten Gewalt, die jeder andern freventlichen Unternehmung, jedem gewaltsamen Eingriff in die Rechte des Bürgers, in die Gesetze der Nation, in das gemeine Wesen der ganzen Gesellschaft hätte thätigen Widerstand thun können.

Nachſchrift.

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Hochwohlgeb. ein noch unvollendetes Gedicht mitzutheilen, deſſen Gegenſtand die Πετρα διχης, ein wenig nordwärts von Therapia, dem alten Pharmakia, iſt. Die Sage davon iſt Ihnen bekannt. Ich glaubte, daß ſie eine dichteriſche Bearbeitung verdiente. — Gewiß werden Sie auch die Wundereiche am Boſphorus kennen. Sie ſteht oberhalb Rumili Iſſähr, neben dem Kloſter der Därwiſche vom Orden Biktaſch. Die Eiche war, wie ich ſie vor anderthalb Jahren ſahe, verdorret. Dies gab die Veranlaſſung zu jenem Gedichte. *)

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Dieß Gedicht ſoll in einem der nächſten Stücke des Merkurs geliefert werden.

III.

Drei Briefe von Ramler an Adelung.

Folgende drei Briefe, die ich der Mittheilung des verſtorbenen Adelungs verdanke und durch deren Bekanntmachung ich keine der Pflichten zu übertreten hoffe, die der ehrwürdige Jacobi noch vor kurzem, in einer eigenen allerdings beherzigungswerthen, aber doch auch noch einer Prüfung unterliegenden Schrift über das Recht, den Lebenden Briefe der Verſtorbenen mitzutheilen, ausgeſprochen hat — ſchien ſowohl durch ihren belehrenden grammatiſchen Inhalt, als durch ſo manche charakteriſtiſche Züge des Briefſtellers, der Bekanntmachung nicht ganz unwürdig. Die kleinern Beziehungen und Veranlaſſungen wird der mit Adelungs damaligen Unternehmungen für die teutſche Sprachlehre und mit Ramlers Verhältniſſen in Berlin nicht ganz unbekannte Leſer ſich leicht ſelbſt aus den Briefen hinzudenken können.

B.

1.

Mein theuerſter Freund!

Ich antworte ſpät, weil ich gern mehr als bloß antworten wollte. Hier empfangen Sie den Anfang von den grammatikaliſchen Kapiteln, die ich vor einiger Zeit unſerm vortrefflichen Miniſter mitgetheilt hatte. Sie können in keine beſſern Hände kommen, als in die Ihrigen; weil ich doch in meinem ganzen Leben aus dieſen Bruchſtücken kein vollſtändiges Gebäude gemacht haben würde. Verändern Sie nach Gefallen, ſetzen Sie an einen andern Ort, laſſen Sie aus, was Ihnen beliebt. Weil mein erſter Vorſatz nur war, einige abgeriſſene Kapitel auszuarbeiten, ſo mußte ich manches, der größern Deutlichkeit wegen, darin anbringen, was Sie in einer vollſtändigen Sprachlehre gewiß an einen andern Ort ſetzen werden. Die Abhandlung von den ungleichfließenden Zeitwörtern war mein Lieblingskapitel, dem zu Gefallen mußte ich auch etwas von den gleichfließenden ſagen. Dieſe bekommen Sie jetzt, die größte und beſte Hälfte künftig. Ohne alle Rückfrage belieben Sie mit allen dieſen Sächelchen zu machen, was Sie wollen. Daß

ſie noch mancher Verbeſſerung bedürfen, ſehe ich ſchon daraus, weil ich ſie allemal verbeſſere, ſo oft ich ſie abſchreibe. Wenn unſer Pr. Engel nicht zu Vieles zugleich unter den Händen hat, ſo wird er Ihnen wohl mit ſeinen philoſophiſchen Definitionen und Diſtinktionen beiſtehen, die er über verſchiedene einzelne Stücke der Sprache gemacht oder wenigſtens gedacht hat. Von mir bekommen Sie noch, außer den ungleichfließenden Zeitwörtern, etwas von unſern Nennwörtern, und beſonders von der Deklination. Mich dünkt, unſere Grammatiker haben ſich bisher alle erſinnliche Mühe gegeben, uns das Deklinirn ſchwer zu machen. Auch habe ich noch eine Sammlung unſerer zahlreichen Interjektionen liegen. Die Abhandlung iſt noch ziemlich unreif, ſie wird aber in Ihrem Treibhauſe ſchon nachreifen.

Mein Vorſchlag wäre, Sie legten es auf zwei Grammatiken an. *) Eine müßte ganz vollſtändig und weitläuftig ſeyn, und ſich gewiſſermaßen als ein philoſophiſches Buch leſen laſſen; die andere

*) Dieß iſt, wie bekannt, ſpäter auch von Adelung ſelbſt, und einigen Berliner Gelehrten verſchiedentlich ausgeführt worden. B.

würde ein Kompendium für die Schulen, wohlfeil zu kaufen, und von einem geſcheuten Lehrer aus der gröſsern Sprachlehre leicht zu erklären ſeyn.

Auf den Auszug aus Ihrem groſsen Wörterbuch freue ich mich. Hr. Engel hat den überſandten Bogen dem Secretair unſers Miniſters Z. dem D. Wieſter, und dieſer hat ihn ſeinem Miniſter gegeben. Ich werde ihn aber bald abfodern. Auf den 4. Theil Ihres groſsen Werks habe ich ſchon lange ſehnlich gehoft. Es liegen in meinen drei Theilen viele Zettelchen, die alle für Sie beſtimmt waren, die ich aber noch nicht Zeit gehabt habe zuſammen zu ſchreiben. Manches betraf nur Druckfehler oder Schreibfehler. Vieles ſind Anfragen, die ich Ihrer weitern Unterſuchung überlaſſen wollte. Doch ich muſs ſchlieſsen. Für einen Mann, der vier Wochen krank geweſen iſt, habe ich ſeit drei Tagen genug geſchrieben. Lieber kurze Briefe und lange Beiträge. Leben Sie wohl, bleiben Sie für Ihre Freunde und für Teutſchland geſund, und lieben Sie beſtändig

Ihren

Berlin, d. 27. Nov. 1779.

getreueſten Freund
Ramler

2.

Theuerſter Freund,

Sie haben mir durch Ihre beiden Abhandlungen über die teutſche Sprache das gröſte Vergnügen gemacht. Einwendungen wider einzelne Sätze zu machen habe ich wahrhaftig noch nicht Luſt und Zeit gehabt; weil ich noch nicht mit Lernen und Nachdenken fertig bin. Sie werden uns nun endlich einmal die beſte Epoche machen. Doch Sie wollen kein Lob, Sie wollen Einwendungen. Hier iſt eine! Ich table einen Splitter an einem Pallaſt. S. 114 in Ihrer Einleitung ſteht das arme kömmſt, kömmt an der Spitze der Verworfenen. Kleiſt, Leſſing, Nicolai (der Petersburgiſche oder vielmehr Straßburgiſche Dichter) und meine Wenigkeit haben es beſtändig gebraucht, welches nun zwar blutwenig beweiſt; wir haben aber unterſucht, ob wir Recht hätten, und nicht allein gefunden, daß der Gebrauch für uns iſt, wenigſtens der Gebrauch bei ſehr vielen Sprechenden und Schreibenden; ſondern auch die Analogie der Sprache. Stoßen, ſtößt, geſtoßen; kommen, kömmt, gekommen; nehmen, nimmt, genommen ꝛc. ändern

alle ihren Vokal in der 2. und 3. perſ. praeſ. Wir unterſuchten hierauf, und fanden bei der Unterſuchung, daß faſt alle unſere ungleichfließenden Zeitwörter ein Gleiches thun, (welches Ihnen in Wahrheit beſſer bekannt iſt, als uns). Wir dachten alſo, wir müßten in unſere Anomalien nicht neue Anomalien hineinbringen. — Noch ein kleines Argument! Kömmt reimt ſich ſo ſchön auf hemmt und ſtemmt und überſchwemmt und klemmt und dämmt. Doch dies Argument laſſen die Proſaiſten nicht gelten. Doch will ich bei dieſer Gelegenheit Ihnen in größter Eile, (denn ich habe leider! bis auf die letzte Stunde gewartet: ein alter Fehler!) in größter Eile alſo will ich Ihnen meine geſammelten ungleichfließenden Zeitwörter abſchreiben; aber die Abhandlung darüber, die das beſte ſeyn ſollte, kann ich unmöglich weder vollenden, noch jetzt unvollendet abſchreiben. Sie werden ſehen, ob aus dieſer Kleinigkeit etwas zu machen iſt. Ich habe den Ausländern zu Gefallen, die über unſere Anomalien verzweifeln wollen, nicht allein die Wörter klaſſificirt, ſondern, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, es wie die Lehrer der Logik gemacht, und Namen hingeſetzt, die die Abwandelungen durch die Vokale andeuten ſollen, wie Barbara-celarent u. die Schlußformeln. Machen Sie, was Sie belie-

ben, mit dieſen Papieren. Aus Eilfertigkeit habe ich gewiß einige ausgelaſſen; denn ehemals zählte ich 180 und drüber. Vielleicht aber zählte ich damals die veralteten Zeitwörter alle mit.

Leben Sie vergnügt, bleiben Sie geſund, fahren Sie fort mich zu lieben, ſo wie ich Sie von ganzem Herzen liebe und verehre

Ihr

Berlin, den 4. Mai 1781.

getreueſter Freund
Ramler.

3.

Mein theuerſter und verehrungswürdigſter Freund,

Empfangen Sie zuerſt meinen großen Dank für den erſten Band Ihres Lehrgebäudes der teutſchen Sprache. Ganz Teutſchland wird mit mir Ihnen dafür auf immer danken. Meine Beiträge dazu würden in der That nur ſehr mager ausfallen. Was ich zuſammen ſchrieb, war faſt nur den Kna-

ben zu Gefallen geſammelt, die ſich die Regeln der Sprache leichter ins Gedächtniß bringen ſollten; da Sie hingegen eine höhere Abſicht gehabt und glücklich erreicht haben. Sie haben alles aus einem philoſophiſchen Geſichtspunkt angeſehen. Dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, machte ich die Klaſſification unter unſern ungleichfließenden Zeitwörtern, wie ich ſie nannte, und als Poet halte ich auf dieſe Verba ſo viel, daß ich nicht wünſchte, daß ihre Anzahl vermindert würde. Vermehrt kann ſie nicht werden, weil dieſe Art eigentlich wider den Genius der Sprache iſt. Vortheile davon ſind: Kürze und Wohlklang. Nach der regelmäßigen Konjugation müßte ich ſagen: ich tretete, nach der unregelmäßigen ſage ich: ich trat; ſtatt ich dringete, ich drang, ſtatt brachete, ich brach, ſtatt bittete, flehete, fechtete, ſchießete, ſagen wir mit einer einzigen Sylbe und mit dem offenſten Vokal: ich bat, ſtand, focht, ſchoß. Auch iſt es gut, daß dieſe anomaliſchen Verba gerade die ſind, die in der Rede am häufigſten vorkommen. (Wörter, die am häufigſten gebraucht werden, ſind bei allen Völkern der Anomalie am meiſten unterworfen, wie Sie beſſer wiſſen, als ich). Ich ſchlage den erſten den beſten Poeten auf, z. B. den Zachariä, und finde in den erſten 43 Verſen ſeines Murners in

der Hölle im dritten Gesange 24 anomalische Imperfekta: schlug — lag — fiel — nahm — ging — stieg — kam — war — fand — fieng — kam — sah — lag — begab — sprang — fähr — fuhr — sah — riß — schrie — verschwand — flog — erschien — sprach. An einem andern Orte, den ich nicht mehr finden kann, war fast kein einziges regelmäßiges Verbum auf einer ganzen Seite. — Ich will mit dieser Tirade nichts mehr, als Sie fragen, ob es nicht gut wäre, unsern, vielleicht den Ausländern verhaßten anomalischen Verbis ein wenig das Wort zu reden, und ihre Erlernung dem Gedächtnisse zu erleichtern. Sehen Sie, mein liebster Freund, von dieser wenig bedeutenden Art sind meine meisten Anmerkungen gewesen. Ich nahm zum Nachdenken das Unbeträchtlichste; hätte ich das Wichtigste genommen, so hätte ich meine Imagination vielleicht erkältet, und mich zu meinem Lieblingsstudio, der Poesie, immer unlustiger und unfähiger gemacht.

Zu Ihrem Magazin für die teutsche Sprache will ich bei unserm königl. Bibliothekar, dem Prof. und Hofrath Stosch, mich nach Beiträgen aus den vorigen Jahrhunderten erkundigen. Jetzt eile ich Sie in Gedanken zu umarmen; — unser Weiße

Ich muß hier abbrechen, ohne meinen Lesern den alten Teutschen, von allen Seiten betrachtet, in seiner ganzen Gestalt auf einmal darzustellen, die ich stückweise ausmahlen will: und, ohne mich über alles jetzo zu rechtfertigen, was in der Folge erwiesen werden soll; weil hier blos allein die vorläufige Anzeige zu thun war, daß der Zustand des alten Teutschlands für nichts weiters, aber auch für nichts geringeres zu halten wäre, als für die mittelste Stufe der Menschheit; — ich meyne für eine rohe, aus der Wildheit zwar herausgehobene aber von der Kultur noch ziemlich weit zurückstehende Barbarey.

VI.

Ueber den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses.

Bey der unübersehbaren Schaar von litterarischen Zöllnern, welche alle auf den deutschen Handelsplätzen des Geschmacks feilgebotne Waaren beschauen, und sich zinsbar zu machen wissen, ist, über der Begierde nach ihrem Privatvortheile, noch keinem der patriotische Gedanke angekommen, von Zeit zu Zeit zu kalkuliren, was die Nation bey ihrer Industrie gewinne oder verliere. Könnte man dies jährlich in einer Haupt-

ſoll es in meine Seele wirklich verrichten. Ich bin mit der aufrichtigſten Ergebenheit und Hochachtung

Ihr

Berlin, den 24. Jun. 1782.

getreueſter Freund und Diener.
Ramler.

IV.

Kunſtnachrichten.

I.

Wilhelm Kobells neueſte Kriegs-Gemälde.

München d. 28. Novbr. 1806.

Werthgeſchätzter Freund!

Damit Sie doch ja keine Gelegenheit finden mich der Nachläſſigkeit anzuklagen; ſo werde ich Ihnen heute, ſo kümmerlich mir auch die Zeit dazu zugemeſſen iſt, eine Kunſt-Neuigkeit — wirklich ein ſeltenes Phänomen in dem gegenwärtigen Augenblicke! mittheilen.

Der hier wohnende Maler, Wilhelm Kobel, hat drei Tableaus verfertiget, welche vielleicht zu den gelungenſten Produkten der neuern Kunſt gezählt zu werden verdienen. Sie ſtellen Scenen aus dem letzten Kriege mit Oeſtreich dar, die Einnahme von Ulm, München und Braunau, fünf ähnliche ſollen ihnen folgen. — Wer kennt nicht, wenigſtens dem Namen nach, die Arbeiten der Kobels? Sie gehören immer zu den trefflichſten; aber dieſe drei Tableaus verdienen, wenigſtens in meinen Augen, den Vorzug vor allen. Ich will es verſuchen, Ihnen eine kleine Beſchreibung dieſer Gemälde zu geben.

Auf dem erſten dieſer Gemälde, der Einnahme von Ulm, iſt die Scene dargeſtellt, wie von den Franzoſen die Schanze an der Straße nach Nürnberg, der ſogenannte Alpacher-Steig, bereits im Sturm eingenommen war und wie die Schanze auf dem Michelsberg ſo eben geſtürmt wird, aus welcher die Oeſtreicher bereits zu weichen anfangen. Ein dichter Regen, mit Schneegeſtöber untermiſcht, fällt, nur im Nebel liegt die ferne Gegend und der Theil der Stadt Ulm, welcher von dieſem Standpunkte aus geſehen werden kann, in dem Hintergrunde; in dem Mittelpunkte befindet

ſich rechts die bereits genommene Schanze auf der Alpacher-Steig, in der Mitte die ſo eben geſtürmte Schanze auf dem Michelsberg und links der Abhang des Berges nach dem ſogenannten Ruhr-Thal, wohin Truppen marſchiren, um auch die dritte Schanze bei dem Ziegelſtadel zu nehmen. In dem Vordergrunde befindet ſich Kaiſer Napoleon auf ſeinem Schimmel, eine Haubitzgranade — das Faktum iſt wahr — platzt nur wenige Schritte von den Füßen des Pferdes entfernt und liegt dampfend in dem Vordergrunde, wird nicht von dem Reiter, welcher Ordres ertheilt, bemerkt, wohl aber von dem Pferde, welches, wie ein vollkommen gutes zugerittenes Pferd, nicht von der Stelle weicht, das aber mit ſeinem Körper eine Beugung macht, die ſeinen Schrecken meiſterhaft darſtellt. Dies einzige Pferd verdient ein Meiſterſtück genannt zu werden.

Den Kaiſer umgeben mehrere Generals und andere Offiziere vom erſten Range, auch der treue Mammeluck befindet ſich in der Gruppe, der Marſchall Berthier kömmt ſo eben gegen den Kaiſer geritten, um mit demſelben zu ſprechen; er iſt, ſo wie der Kaiſer ſelbſt, ein gelungenes Portrait — ein neuer Vorzug des Gemäldes. In dem ganzen Bilde herrſcht der Charakter, die Wahrheit, den nur

ein Bourguignon oder ein Rugendas in daſſelbe legen konnte; es ſtellt das ganz dar, was es darſtellen ſoll, es iſt kein unnützer Pomp in demſelben, keine Ueberladung an Gruppen, und aus der vorderſten Gruppe, welche den Kaiſer, umgeben von ſeiner Generalität, darſtellt, leuchtet der Ernſt und die groſe Beſonnenheit hervor, mit welcher von dieſem groſen Feldherrn Gegenſtände der Art behandelt werden; der ſich nicht ſchrecken läſt durch eine Haubitzgranade die vor ihm zerſpringt, durch die Kugeln, die um ihn ſchwirren, durch die Leichen, die um ihn her aufgethürmt ſind. Allen, welche den Kaiſer umgeben, wenn auch ihr Geſicht hinweg gewendet iſt, ſind in dem Gemälde unverkennbare Spuren gegeben, daß ſie ganz den Platz, der ihnen von ihrem Feldherrn angewieſen wurde, ausfüllten. Ich ſah noch keine Darſtellung mit der Wahrheit ausgeführt wie dieſe; aber ich ſah ſie auch mit dem gröſten Intereſſe, denn ich ſelbſt war Augenzeuge dieſer Scene, ob ich gleich nur aus einiger Entfernung daran Antheil nahm. Sie wiſſen, ich war damals in Ulm eingeſchloſſen, von unſern Speichern aus konnten wir, Anfangs ohne Gefahr, dem gräſlichen Schauſpiele zuſehen; ich ſah, zwar nicht ganz deutlich, die Beſtürmung der Schanze auf der Alpacher-Steig, den Zug der Truppen

über die Berghöhe und in das schmale Thal hinab, in welchem der Kaiser stand, und wieder herauf, und zuletzt deutlich, die Stürmung der Schanze auf dem Michelsberg; nun aber war uns die Gefahr näher, die Kugeln fielen in die Stadt oder fuhren über dieselbe, und nicht rathsam war es mehr, ohne sich fruchtloser Gefahr auszusetzen, von den Speichern herab dem Schauspiele zuzusehen. — Leicht mögen Sie sich es nun vorstellen welch grosses Interesse dieses Gemälde für mich hat, und daß ich mich kaum von demselben trennen konnte.

Dieses Bild, so wie die beiden folgenden, deren ich sogleich erwähnen werde, gewährt, wenn gleich von Seite des Gegenstandes den es darstellt, keinen erfreulichen, denn wie kann eine Scene der Art, ob sie gleich das Große schildert, die Sinne erfreuen! doch auch keinen gräulichen Anblick, welchen so manche ähnliche Darstellungen gaben. Zerstörung allenthalben zeigt zwar das Bild und aufgehäufte oder zerstreute Leichen von Menschen und Vieh, aber keine elend zerstümmelte, ekelhaft anzusehende Bilder: ich sah die Stelle, welche hierdurch gebildet ist, nur wenige Tage nach jenem hier dargestellten Ereignisse, als noch die schon in Moder übergegangenen Leichen auf dem Felde lagen und lange währte es,

ehe ich das Andenken an diesen gräßlichen Anblick aus meinem Gedächtnisse verwischen konnte: vielleicht verursachte es dieser Umstand, daß dieses Bild nicht in dieser Rücksicht den Anblick gewährte, welchen es vielleicht andern minder befangenen Beobachtern giebt.

Das zweite Tableau stellt die Einnahme von München an dem 12. October 1806, dar. Dieser Tag ist zuverlässig einer der merkwürdigsten in den Jahrbüchern dieser Stadt; denn an ihm, an dem Namensfeste unseres Königes, wurde es durch bairisch[e] Truppen entsetzt und die Begebenheit verdient es, daß sie durch eine sichtliche Darstellung auf die Nachwelt gebracht werde. Auch diese Darstellung ist eine der gelungensten; charakteristisch ist hier in den kleinen Figuren der Unterschied zwischen den französischen und bairischen Truppen. In dichten Reihen zieht die französische und bairische Armee heran, sie bedeckt die ganze Gegend; nur noch in der Ferne weichen die Oestreicher, nicht in Masse sondern einzeln, und nur in der Ferne sieht man, wie Einzelne, welche sich von ihrem Corps getrennt hatten, von nacheilender Cavallerie gefangen werden oder wie Bagagewagen, welche erbeutet wurden, zurückgeführt werden. In dem Vordergrunde reitet der

Marſchall Bernadotte mit ſeiner Generalität, in deren Mitte ſich der bairiſche General-Lieutenant Deroy, welcher, wie auch in dem gegenwärtigen Kriege, das Commando über die bairiſchen Truppen führte, ſich befindet. Schon iſt die Avantgarde, welche der General-Lieutenant Wrede, der einer der erſten in der Stadt München war, anführte, in denſelben eingerückt, die ganze Armee eilt derſelben nach, alles iſt in Bewegung und ſo dargeſtellt, wie es in der Wirklichkeit war. Auch hier iſt der Horizont in Wolken eingehüllt, doch bricht ſo eben zwiſchen denſelben ein Sonnenſtrahl durch, der dem Bilde eine ſchöne Beleuchtung giebt. Ob auch dieſer in der Wirklichkeit ſtatt hatte, weiß ich nicht, indem ich mich damals in Ulm eingeſchloſſen befand, aber wenn es auch nicht war, ſo giebt er doch dem Gemälde eine ſchöne Beleuchtung und ſchadet der hiſtoriſchen Wahrheit nur wenig oder gar nicht.

Soll ich aber mein Urtheil über dieſes Gemälde ſagen, ſo beſteht es darin, daß der Künſtler nichts verſäumte, der Kunſt Genüge zu leiſten, daß auch hier ſein Genie ſich groß zeigte: allein der Gegenſtand ſelbſt intereſſirt im Allgemeinen weniger, als der des bereits erwähnten Gemäldes und des noch zu erwähnenden; er hat nur für München und für Bai-

ern insbesondere Interesse, und im Grunde geschieht in dieser Darstellung nichts als marschiren und vordrängen. Aehnliche Darstellungen giebt es von Revuen mehrere, und ist eine Art von Parade, und der Marschall Bernadotte mit der ihn umgebenden Generalität ritt wahrscheinlich in der Wirklichkeit nicht so auf der Pläne vor München en parade umher, wie er in dem Gemälde dargestellt ist.

Ganz von seinen beiden Vorgängern ist das dritte Tableau verschieden, es stellt, wie erwähnt, die Einnahme von Braunau vor, oder eigentlicher zu sprechen, eine Scene vor der Einnahme dieser Festung. Auch hier ist der Horizont mit Wolken umhüllt, der Schnee fällt in dichten Massen, der Wind weht heftig. In dem Vordergrunde ruht ein Theil des Corps des Marschall Soult und scheint auf die Ordre des Angriffes zu warten, der Marschall selbst befindet sich zu Fuß, in einen Oberrock gehüllt, mit einigen Generälen mitten unter seinen Soldaten, welche theils auf der Erde liegen, theils um Feuer sitzen, theils umhergehen, um sich zu erwärmen. Der Sturm weht den Rauch der Wachtfeuer weit und malerisch umher und die Mäntel der Soldaten flattern; zwei Chasseur à cheval stehen

ganz in dem Vordergrunde und halten ihre Pferde an dem Zügel. Schöner kann Rugendas kein Pferd gezeichnet haben. Misemuthig wenden sie die Köpfe von der Windseite ab und freies Spiel treibt der Sturm mit ihren Mähnen und Schweifen. Alles ist mit Schnee bedeckt, man glaubt ihn von den in dem Vordergrunde stehenden Kanonen hinweg streifen zu können, und wenn das Auge auf einen zuvor betrachteten Gegenstand zurückkehrt; so wähnt es, daß in der Zwischenzeit noch dichterer Schnee denselben bedeckt hat.

Die Brücke, welche von der Seite, auf welcher sich das Corps des Marschalls Soult befindet, über den Inn nach Braunau führt, war vor kurzer Zeit von der Besazung der Festung in Brand gesetzt, noch lodern die Flammen hoch auf und der Rauch treibt sich in der Gegend umher; dem ungeachtet sind aber doch französische Soldaten damit beschäftiget, das Feuer zu löschen und die Brücke wieder in brauchbaren Stand zu setzen; bald wird dieses Werk beendiget seyn, das Corps des Marschall Soult wartet auf diesen Augenblick, um dann vorrücken zu können. Auf der andern Seite des Inn's, auf einem Damme, ganz in der Ferne und mit Schneegestöber umhüllt, reitet der Kaiser Napo-

leon mit seiner Garde; aber so weit derselbe auch entfernt ist, so klein die Figuren auch sind, so ist er auf seinem Schimmel doch kenntlich.

Diese drei Gemälde, welchen noch fünf andere folgen werden, von welchen Sie Nachricht erhalten sollen, wenn sie vollendet sind, wurden für den Marschall Berthier, Prinz von Neufchatel, von dem Maler Wilhelm Kobel in Arbeit genommen und werden in wenigen Tagen nach Paris abgesandt; ich bin überzeugt, daß sie dort nicht nur in Hinsicht der merkwürdigen Gegenstände, welche sie darstellen, sondern auch in Hinsicht der Kunst, mit welcher sie ausgeführt sind, allgemeinen Beifall erhalten werden; und es macht uns Ehre, in dem gegenwärtigen Augenblick, in dem die Kunst in der Regel so ganz nach Brod geht, in unserer Mitte einen Künstler zu wissen, der solche Produkte verfertiget. Sie sagen dem Auslande, daß auch bei uns noch, während der Krieg bei uns oder in unserer Nähe wüthete, der Genius der Friedenskünste nicht auswanderte. Schade aber, daß wir uns von diesen Gemälden trennen müssen, und nicht unbillig kann der Verfertiger, so wie der Eigenthümer derselben unsern Wunsch nennen, der dahin geht, daß sie durch den Stich vervielfältiget werden möchten.

Hauptſumma überſehen, ſo würden beydes die Geſchichte unſres Geſchmacks, und die Vorſchläge zu Verbeſſerungen gar ſehr erleichtert werden. Zwar hat in den meiſten Ländern die Erfahrung gelehrt, daß man nur dann erſt ſeine Zuflucht zu politiſchen Rechnungen genommen, wenn der Handel bereits zu verblühen anfieng: allein ſollte dies auch, wie wir nicht wünſchen, unſer Fall ſeyn, ſo iſt es doch unſtreitig heilſamer, die Augen über unſern wahren Zuſtand zu öfnen, als, gleich unſern eiteln Nachbarn, uns noch immer mit Schmeichelträumen eines groſſen Flors zu unterhalten, indeß die gänzliche Abnahme ſchon vor der Thüre iſt.

Wir ſind von der Pedanterey frey, den Zeitraum des guten Geſchmacks bey jeder Nation in eine gleiche Anzahl von Jahren einzuſchlieſſen; und eben ſo wenig vermeſſen wir uns, Jahr und Tag feſtzuſetzen, von dem an unſre Kultur zu rechnen ſey. Aber theils die Ordnung der Natur, vermöge der alle ſterbliche Dinge, oft noch ehe ſie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht haben, wieder herab ſteigen müſſen, theils die traurige Erfahrung, daß oft noch bey Lebzeiten derjenigen, welche die gute Epoche des Geſchmacks gegründet, das Verderben unvermerkt herbey geſchlichen ſey, nöthigt uns wachſam zu werden. Wir wollen uns enthalten Unglückspropheten zu werden; unſere Abſicht wird blos ſeyn, unſre Landsleute für das gegenwärtige Jahr etwas geiziger und habſüchtiger zu machen, als

Endlich iſt Herr Direktor Lange r mit ſeiner Familie von Düſſeldorf hier angekommen, um für immer hier zu bleiben, ein großer Gewinn für München!

Behalten Sie in freundſchaftlichem Angedenken

Ihren

ſtets aufrichtigen Freund

St. . . .

2.

Kunſtnachrichten aus Paris.

Paris d. 29. Novbr. 1806.

Mein innig verehrter Freund!

In dem noch immer offnen Sallon d'Expoſition des tableaux bin ich oft geweſen. Man bemerkt dort ein rühmliches eifriges Streben, wirklich beweiſt ſchon die Menge, die über 700 Stück beträgt, viel Thätigkeit, da zumal gar keine Kopien ſich hierunter befinden, und die vornehmſten Künſtler, als: David, Guérin, Gérard, Vincent, Regnault ꝛc nichts ausſtellen. Viel Kenntniſſe

alles

alles Praktiſchen der Kunſt, vorzüglich richtige beſtimmte Zeichnung bemerkt man, doch ſehr wenig Bilder und frei von Manier, und ſind wirklich aus tiefer Seele entſprungen; viele ſcheinen mehr gemacht, um alle Kenntniſſe des Erfinders darin auszukramen. — Ja ich möchte faſt die beiden Stücke, zwiſchen denen die Meinungen getheilt ſind, welchem der erſte Preis zu ertheilen wäre, jedes in ſeiner Art ein ſolches Kunſtſtück nennen: die Bataille d' Abenkir, von Groß (dem franzöſiſchen Rubens) in Farbe und Kühnheit, und die Sündfluthſcene von Girodet, in ſtrenger kunſtvoller Zeichnung. Zum Herzen ſpricht keines; doch ſieht man, daß tieferes Nachdenken, kräftigere Farbe, und nach der Antike gebildete Formenkenntniß die flach und ſüßlich tändelnde Gehaltloſigkeit der ehemaligen franzöſiſchen Schule verdrängt hat. Am vollkommenſten ſcheinen die kleinern tableaux de genre zu gerathen, und können wohl den geprieſenen Niederländern hierin den Preis bald ſtreitig machen. Richard, mit ſeiner ihm ganz eignen romantiſchen Manier ſteht hierin ſehr hoch; doch verſicherte man, die Gemälde, die er vor 2 Jahren ausgeſtellt habe, ſeyen noch ſchöner geweſen als die diesmaligen.

David arbeitet jetzt eifrig an ſeinem ſehr großen Tableau du Sacre. Gérard hat ſein Bild: Les quatre ages de l'homme, nun beendet; man ſagt, er arbeite auch an dem ſo oft dargeſtellten Wettſtreit der Göttinnen in Schönheit und dem darüber entſcheidenden Paris.

Robert le Fèvre bleibt mit Recht unter allen Portraitmalern der berühmteſte; er iſt der Einzige dem es gelang, den unbeſiegbaren Helden, *Arbitre de l'Europe*, treu und wahr auf die Leinewand zu zaubern.

In der Literatur giebt es ſehr wenig Neues; Les Amours Epiques, von Percival de Grandmaiſon, machen noch am meiſten Aufſehen; er hat alle Epiſoden der Liebe, die in die großen epiſchen Gedichte der meiſten Völker eingeflochten ſind, überſetzt und zu einem eignen Gedicht vereint, welches ſo viel ich mich aus den Recenſionen erinnere, eine Art Wettgeſang im Elyſium, zwiſchen Homer, Virgil, Taſſo, Arioſto, Milton, Camoens ꝛc. iſt; die italieniſchen und portugieſiſchen Ueberſetzungen ſind am beſten gerathen, doch findet das Ganze viel Beifall. Aus der Eliſabeth der Mad. Cottin ſind zwei Schauſpiele gemacht worden, die beide ſehr gefallen.

Mad. Gottin hat jetzt eine Reise nach Rom gemacht, von der sich vielleicht die Lesewelt künftig interessante Mittheilungen versprechen darf; noch ist sie nicht zurück. Auf dem Theatre français erhält das neue Stück: Omasis, ou, Joseph en Egypte, den fortwährendsten einstimmigen Beifall; Hr. Bailli Lormian ist Verfasser desselben; eben so anhaltend wird: la mort de Henri 4tre, von Legouvé kritisirt, erhält sich aber dennoch stets auf dem Theater. Die hochgefeierte Mlle. Duchesnois verliert täglich mehrere ihrer Bewunderer, und ist neulich sogar, als das kleine Häuflein derselben unternahm sie nach der Athalie heraus zu rufen, völlig ausgepfiffen worden; trunken von dem übermäßigen Weihrauch soll sie auf ihren Lorbeern eingeschlummert seyn, und keine Rolle wieder so studiert haben, wie ihre Debutrollen; überdem findet man, daß sie nur durch gedehnte schleppende Monotonie, unterbrochen von gellendem Aufkreischen, große Wirkungen hervor zu bringen strebt. Mlle. Georges erhält sich besser in Gunst; doch am allgemeinsten gefällt jetzt Mlle. Mars, zwar nicht als tragische Heldin, aber in allen jugendlich naiven Rollen, namentlich als Benjamin im Omasis. Außerordentlichen Beifall erhält jetzt im Vaudeville das neue Gelegenheitsstück: le Rêve ou, la Colonne

de Rolsbach; es ſoll auch wirklich allerliebſt ſeyn; vorzüglich gefällt darin eine Scene, wo drei junge Mädchen auf einer Landkarte die Gänge der verſchiedenen Armeen mit Nadeln bezeichnen. die für die Franzoſen ſticht, muß immer mehr Nadeln herbeiholen um die ganze Karte endlich zu durchlöchern; die Nadeln derjenigen die für die Engländer ſticht, fallen immer wieder heraus und wollen nicht feſten Fuß auf dem Lande faſſen, und die Nadeln der Preußiſchgeſinnten verlieren gar die Köpfe! — Jetzt wurde ein neues Theater eröffnet: Théatre de Moliere; man erzählte ſich erſt, da Paris Metropole von Europa ſey, ſolle ein eignes Theater beſtimmt werden, um abwechſelnd teutſche, engliſche, ſpaniſche, polniſche, ruſſiſche Schauſpiele darauf zu geben. Ich fand die Idee eigentlich hübſch, nur völlig unausführbar bei den äußerſt eingeſchränkten Sprachkenntniſſen der Franzoſen; jetzt weiſt es ſich aus, daß bei allen dieſen nur von Ueberſetzungen die Rede iſt! Darüber könnte ich meinen; denn da dieſe meiſt ſchlecht gewählt und noch ſchlechter geſchrieben ſind, ſo geben ſie den Franzoſen nur eine noch ſchiefere Idee von unſerer Literatur, die doch eigentlich für ſie gar nicht einmal überſetzbar iſt! Zu der Eröffnung hat man gleich die veraltete Poſſe: „die beiden Klingsberge" gewählt!!

ſie geſchieht heute, und morgen werden höchſt wahrſcheinlich alle Journale ſich für berechtigt halten, über die Schwerfälligkeit, Regelloſigkeit und Unſchicklichkeit teutſcher Luſtſpiele zu ſatyriſiren! Gebe nur der Himmel, daß dieſe Ueber- oder vielmehr Herunterſetzer unſere unſterblichen Dichter verſchonen! — Die ſchöne neue Brücke, le pont d' Austerlitz, iſt nun faſt vollendet, ſie führt vom Jardin des Plantes in die Vorſtadt St. Antoine, ganz an dem einen Ende von Paris; an dem völlig entgegengeſetzten von der Ecole militaire zu den Champs Elysées, wird wieder der Grund einer neuen Brücke gelegt; wird dies nicht vielleicht ein Pont de Jena werden? um einen Siegesgürtel um die ſtolze Stadt, mit ihren im Mittelpunkt thronenden Pont des Arts zu ſchlingen! — Paris wird jetzt überhaupt ſehr verſchönert und gelüftet, theils durch das Erbauen öffentlicher Monumente, theils durch das Einreißen ganzer engen ungeſunden Straßen; doch, Lutetia bleibt es freilich auch noch jetzt bei der zwar ſehr milden, aber ſtets neblichten feuchten Witterung. —

3.

Kunſtnachrichten aus Wien.

Wien d. 12. Decbr. 1806.

Hr. Schreivogel hat noch vor kurzem mehrere neue Blätter im Verlag ſeines Induſtriekomtoirs erſcheinen laſſen, und es wäre ſchnöder Undank des Publikums, dem er ſich faſt ganz aufopfert, wenn man ein ſo patriotiſches Inſtitut, das uns die herrlichſten Gemälde unſers Fugers ſo meiſterhaft vervielfältigt und ſo vielen faſt in Mangel ſchmachtenden Künſtlern Brod giebt, nicht nach allen Kräften unterſtützen wollte. Welch' ein herrliches Blatt iſt der Sokrates vor den Richtern, nach Fugern, und die Madonna mit dem vor ihr auf dem Tiſche ſtehenden Kinde nach eben dieſem Meiſter?

Der redliche und thätige Muſenfreund, Hr. Leon, hat uns mit einem Wiener Muſenalmanach unter der Aufſchrift: Apollonion, beſchenkt, *)

*) Dieſer bei Degen in anſpruchloſer Nettigkeit erſchienene Muſenalmanach, verdient gewiß auch außer ſeinem nächſten Kreiße, und nicht bloß als Kalender-Ephemere gekannt zu ſeyn. Wenn er auch

welche den sprechendsten Beweis führt, daß unsere Kaiserstadt, trotz allem Winterfrost, den Zeiten und Menschen herbeiweheten, doch noch manche edlere Pflanze, würdig am Parnaß und Helicon zu blühen, hervorbrachte, und daß es uns nie an Blüten im Musengarten fehlen wird, wenn nur die Gärtner erst hoffen dürfen, für ihre sorgfältig geflochtenen Kränze, wo nicht den Minne- und Ehrensold besserer Zeiten, doch auch nicht baaren Undank und Hohn einzuärndten.

in seinen Blumenkörbchen nicht lauter Hortensien und Prachtblumen umfaßt, so ist doch an mancherlei duftenden Zweigen und frischen Blüthen kein Mangel. Der Herausgeber hat ihn aus seinen eigenen Vorräthen mit mancher guten Gabe ausgestattet. Besonders werden die jüdischen Legenden und die allemannischen Gedichte von ihm gefallen. Von dem tief und patriotisch empfindenden Hinsberg sind mehrere angenehme Beiträge. Vorzüglich schön ist sein Nachklang von der Minne nach den Minnesängern. Kreil gab die herrliche 14te Satire Juvenals von der Erziehung in Wielandischer Manier. Auch der alte ehrwürdige Veteran Ayrenhoff, ist mit mehreren interessanten Beiträgen nicht zurückgeblieben. Wir hoffen, Hr. Leon werde Aufmunterung genug finden, um uns noch oft eine so gut gewählte Blumenlese geben zu können. R.

Von unſern Theatern werden Sie bald angenehme Nachrichten hören. Vom neuen Jahre an ſind die, welche allein in Betrachtung kommen können, in den Händen der Großen des Reichs, die es wahrlich weder an Koſten, noch Sorgfalt fehlen laſſen, um den alten Glanz unſerer Bühne wo möglich noch zu überſtralen. Brizzi, Sibrei, die beiden Seſſi ſind ſchon engagirt. Man ſagt auch allgemein, daß man Iffland en die Regie vom teutſchen Theater mit 2000 Fl. Gehalt angetragen und wenigſtens keine ganz abſchlägliche Antwort erhalten habe. Freilich muß auch er erſt abwarten, was dort in der noch nicht entrollten Apocalypſe zu leſen ſeyn wird. —

R . . . t.

V.

Die Frühlingsfeier.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Vom Olympus ſtieg hernieder
Flora an des Frühlings Hand;
Kränze ſchlingen duftend wieder
Um ihr Haupt ſich; ihr Gewand
Wallt im Purpurglanz der Roſen;
Sie umhaucht ein Düftemeer;
Kleine Zephyretten koſen
Scherzend, ſpielend um ſie her.
Holde Charitinnen knüpfen
Kränze ſich auf ihrer Flur,
Und die ſchnellen Horen hüpfen
Frohbelebt durch die Natur.

ſie bisher geweſen zu ſeyn ſcheinen; habſüchtiger nach ſo manchem Kleinode, das uns noch mangelt, um andern Nationen Troß zu bieten, oder ſie zu verdunkeln; geiziger die Schäße zu bewahren, die wir würklich beſißen. Der erſte Abſchnitt unſrer Betrachtung wird uns am allerleichteſten werden, da er den eben nicht ſehr ergiebigen Zeitraum vom Neujahr bis zur Oſtermeſſe begreifen ſoll.

Beym erſten Blick in die Thäler um unſern Parnaß ſieht man ein Getümmel, wie zu der Zeit der Erndte. Nicht nur diejenigen Dichter, welche zuerſt die Bahn unter uns gebrochen, ſondern auch die, die nachher den Fußtapfen jener mit Ruhme gefolgt ſind, beſchäftigen ſich ſo emſig mit verbeſſerten Ausgaben, und mit der Sammlung aller ihrer Werke, daß es das Anſehn hat, als wenn nach wenig Jahren ſie alle zuſammen ſich würden zurück gezogen haben. So angenehm es iſt, die Arbeiten eines jeden beyſammen zu ſehn, und auf dieſe Art die Thaten ſeines poetiſchen Lebenslaufs ſchäßen zu können; ſo betrübt iſt es auf der andern Seite, die ſämtlichen Werke jedes Dichters als ſeinen leßten Willen zu betrachten, der nur ſelten zurück genommen wird. Es iſt wahr, von ſolchen Schriftſtellern, denen wir, wenigſtens dem innern Werthe nach, ſchon ſehr viel zu danken haben, immer noch mehr zu fordern, wäre Begehrlichkeit und Undank. Nur die ſonderbare Denkungsart unſers noch ſo ungebildeten Publikums muß den Wunſch erregen,

daß

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Wonniger mit Göttermilde
Schaut der junge Lenz die Flur.
Segen ſprießen die Gefilde,
Wo des jungen Gottes Spur;
Wo er mit dem Götterkinde
Weilt, die ihm beglückend lacht,
Und, als ſchönes Angebinde,
Zeigt ihm ihrer Blumen Pracht.
Denn mit neuem Reiz erſchienen
Iſt des Gottes Jahrestag,
Da er einſt mit frohen Mienen
Hold im Schooß der Mutter lag.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Nymphen von der Flur, aus Hainen
Standen um ſie, ſangen ihr
Hohe Lieder, daß den Kleinen
Sie gebar der Fluren Zier.
Cypris ſelbſt, die Holde, eilte
Von dem Thron zum Hirtengrund,
Hohes Glück und Segen theilte
Sie ihm mit im ſchönſten Bund.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Heute iſt zum Feſt geladen
Cypris und ihr holder Sohn.
Dreaden und Dresden
Hüpfen um den Blumenthron.
Alle Götter aus den Hainen
Luden ſie zum frohen Tag;
Jener Gott ſoll auch erſcheinen,
Der der Traube Nektar brach.
Ceres mit dem vollen Buſen
Vom Parnaſſus ſelbſt Apoll,

Und das Schweſterchor der Muſen
Weilen da ſchon freudenvoll.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Sehet! ſeht! vom Götterthrone
Eilet, Roſenkränz' im Haar,
Schon zum Frühlingsfeſt Dione
Holder als im ganzen Jahr.
Holde Charitinnen breiten
Ihre Arm' entgegen ihr,
Als ſie blicken ſchon von weiten
Aphroditens Frühlingszier.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

An Cytherens Seite hüpfet
Frech der kleine Cypripor.
Mit dem kleinen Händchen tüpfet
Er an Cypris Wang' empor.
Schlau befühlt der kleine Schächer
Seiner Pfeile scharfes Gold
Aus dem runden vollen Köcher,
Während ihm das Auge rollt
Lächelnd nach der Nymphen Schaaren,
Die, mit wallend hoher Brust,
Noch der Liebe unerfahren,
Finden an ihm frohe Lust.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Heute zeigt zur hohen Feier
Wonniger sich Flur und Hain,
Stärker, höher stimmt die Leier
Heut in ihre Lieder ein.
Heute hat ein reges Streben
Jedes Wesen neu belebt,

Freude fühlen, Freude weben
Iſt es, was das Herz erhebt.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Auf! heran, und fei'rt dem Gotte
Opfer heut, und zollt ihm Dank.
Auf der Flur, in kühler Grotte,
Stimmt ihm hohen Lobgeſang!
Denn durch ihn iſt in den Wäldern
Alles wach durch milde Luft;
Alles hüpft in Gärten, Feldern
Froh ergötzt durch Florens Duft.

Roſen glühen,
Veilchen bluhen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Sehet, wie der Himmel köſtlich
Stralt in milder Azurpracht,
Gleich der Holden, welche feſtlich
Liebend uns entgegen lacht;
Wie auf moosumkränzten Höhen
Dort ein kleiner Zephir ſpielt,
Und mit ſanfter Flügel Wehen
Unſchuldsvolle Mädchen kühlt!

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Seht den Flußgott, hoch an Jahren,
Wie er Nymphen Küſſe raubt,
Und wie ihm der Nymphen Schaaren
Kränze ſchlingen um das Haupt;
Wie im Rohr die Faunen lauſchen
Nach den jungen Nymphen hin,
Wie ſie ſchwindelnd ſich berauſchen
Durch den ſcharfen Späheſinn.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,

Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Höret, wie der Vögel Chöre
Froh beleben Flur und Hain.
Auf! heran folgt ihrer Lehre,
Edler Freude euch zu weihn.
Seht im hohen Flug die Lerche,
Wie ſie froh die Sonne grüßt,
Wie mit Klappern ſchön der Störche
Paar das alte Neſt erkieſt.
Horchet auf der Taube Girren,
Wie ſie lockt den Täuber nach,
Und vernehmt der Käfer Schwirren
In den Lüften allgemach.
Horchet auf der Nachtigallen
Lenzverkündenden Geſang,
Hört die Töne wie erhallen
An der Felſen Niederhang.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,

Küſſet

Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Sehet, wie die Roſe ſtralet
Von dem Frühling angelacht,
Und wie ſchön dort iſt gemalet
In dem Thal des Veilchens Pracht.
Sehet, wie die Tulpen glänzen
Roth und gelb, und weiß, und grün,
Und wie mit den Stralenkränzen
Schöne Hyacinthen blühn;
Wie die bunten Anemonen
In der tauſendfarb'gen Zier
Auf den Blumenbeeten thronen;
Wie die ſanften Liljen hier
In der Unſchuld Farbe ſchimmern;
Wie auf grüner Frühlingsau
Junge Gräſer glänzend flimmern
Schön benetzt vom Perlenthau.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Auf! heran, und bringt die Gaben
Nun dem jungen Lenze dar;
Daß an Opfern gern ſich laben
Götter, iſt ja offenbar.
Segen wird er dann verleihen,
Milden Segen eurer Flur.
Denn in Fülle und Gedeihen
Sprießt die Saat, wo ſeine Spur.
Und die Heerden werden ſpringen
Tauſendfach dann um euch her,
Euern Wünſchen folgt Gelingen,
Lächelt er euch hold und hehr.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

Ha Triumf! Triumf! erfreuet
Freunde euch! es iſt erreicht;
Seht das Opfer, ihm geweihet,
Wie der Rauch zur Höhe ſteigt!
Ha er hat es nicht verſchmähet!
Feiert froher nun das Feſt.

Da der Gott, wie klar ihr ſehet,
Ohne Segen euch nicht läßt.
Theilet drum die hohe Wonne,
Die ſich heute dar uns beut,
Da uns hehrer blickt die Sonne
Auf die Thalgefilde heut.
Drehet euch im Wirbelreihen,
Hüpft im leichten Frühlingstanz,
Heute muß ſich Jeder freuen,
Winden holder Liebe Kranz.
Lagert dann auf grünen Matten
Euch, wo Zephirn fächeln kühl,
Wo aus dichter Myrten Schatten
Freude tönt der Leier Spiel.

Roſen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und ſcherzet,
Küſſet, herzet,
Was der Lenz zu küſſen beut!

S. d. j.

daß jeder unſrer Dichter die Sammlung ſeiner Werke ſeinen Erben überlaſſen möchte. Die meiſten von denen, welche für Geſchmack- volle Leſer gelten, dürſten nach den Neuigkeiten, die eben die Preſſe verlaſſen, bewundern unſre beſten Dichter mit wahrer Theilnehmung höchſtens drey Jahre lang, vorausgeſetzt, daß ſie ſich von Meſſe zu Meſſe in Andenken erhalten, rufen ihre Nahmen drey andere Jahre mit kalten Erklamationen aus; endlich, wenn ſich ſämtliche Werke in mehrern Theilen aufſtellen laſſen, verdammen ſie ſie, ruhig in ſchönen Bänden im Glasſchranke zu prangen, wie etwa der Prinz in der Emilia Gallotti dem Portrait der Orſina einen koſtbaren Rahmen und einen Platz in der Gallerie beſtimmt. Dann darf nur der erſte beſte Schwätzer aufſtehen, und mit Geſchrey des ehedem bewunderten Mannes ſpotten; und der groſſe Haufen vergißt ſeinen ehmaligen Lieblingsdichter ſo geſchwind, als der Athenienſiſche Pöbel die Thaten der verdienten Männer, die er durchs Scherbengericht verbannte. Daher macht bey uns ein Dichter, der ſeine Schriften ſammelt, er wolle oder nicht, den jüngern Platz. Nicht genug, daß im verwichnen Jahre **Ramler**, **Weiße**, und **Käſtner** eine Pauſe, wir wollen nicht hoffen, das Ende, ihrer Laufbahn machten; auch noch ſo junge Kämpfer, wie **Denis**, wie **Willamov**, eilen, auszuruhn. Viele glauben, daß ſie alsdann erſt Dichter der Nation zu heiſſen verdienen; aber wie wenig hat man Urſache, nach einem Ruhme zu ſtreben, von dem es, wie wir oben gezeigt

Inhalt.

Seite

I. Churfürſt Auguſt von Sachſen. . . 3
Eine biographiſche Skizze von J. C. Abelung.
(In Beziehung auf das Titelkupfer.)

II. Briefe vom Aſſeſſor Seetzen aus Halep. 35

III. Drei Briefe von Ramler an Abelung. 45

IV. Kunſtnachrichten.

1. Wilhelm Kobels neueſte Kriegs-Gemälde. 54
2. Kunſtnachrichten aus Paris. . . . 64
3. Kunſtnachrichten aus Wien. . . . 70

V. Die Frühlingsfeier. 73

No. VIII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

August 1806.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

1.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar. Leipziger Michaelis-Meſſe 1806.

Barrow's 2. Reiſe durch die inneren Gegenden des ſüdlichen Afrika in d. J. 1797 u. 1798. aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen von M. C. Sprengel. 2te Auflage, mit 1 Charte, gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Bertuchs F. J. Bilderbuch für Kinder, mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen, mit ausgemahlten Kupfern. No. 91. 92. 93. u. 94. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupfern. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— Dessen *Tafeln der allgem. Naturgeschichte, nach ihren 3 Reichen*, nebst vollständiger Enumeration aller bis jetzt bekannten Naturkörper und ihrer Charakteristik, *neue ganz umgearbeitete Ausgabe*, mit ausgemahlten Kupfern. II. Theil, *Gewächsreich*. II. Abtheilung, Gewächse mit Luftgefäßen. I. Heft, gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— Desselben III. Theil, *Thierreich*. III. Classe, Reptilien. I. Heft. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

(NB. Diese Abtheilungen und Classen sind auch alle einzeln zu haben, und jede bildet für sich ein Ganz s.)

Die dazu gehörigen Commentare siehe unter Haberle.

Beiträge, neueste zur Kunde von Indien. Aus dem Engl. Herausgegeben von J. F. Ehrmann. I. Bd. mit 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.
(Aus der Bibl. der Reisen 30. Bd.)

— Derselben II. Bd. mit 6 Kupfern gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.
(Aus der Bibl. der Reisen 31. Bd.)

— Derselben III. Bd. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.
(Aus der Bibl. der Reisen 32. Bd.)

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von W. G. Sprengel, fortgesetzt von J. F. Ehrmann. XXIX. Bd. enthält 1) Turnbulls Reise um die Welt ꝛc. in den J. 1800 — 1804. 2) Ah. Lindley's Reise nach Brasilien in d. J. 1802 und 1803 ꝛc. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

— Derselben XXX. Bd. enthält: Neueste Beiträge zur Kunde von Indien I. Bd. mit 1 Ch. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

— Derselben XXXI. Bd. enthält: Neueste Beiträge zur Kunde von Indien 2. B. mit 6 Kupfern. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

— Derselben XXXII. Bd. enthält: Neueste Beiträge zur Kunde von Indien 3. Bd. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Dumeril's analytische Zoologie, aus dem Franzöſ. und mit

Anmerk. von *D. L. F. Froriep*. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geograph., verfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten, und herausgegeben von *F. J. Bertuch*. IX. Jahrg. 1806. 7. 8. und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Froriep, D. L. F. Theoret. prakt. Handbuch der Geburtshülfe, zum Gebrauch bei acad. Vorleſungen und für angehende Geburtshelfer. mit Kupfern. Dritte verbeſſerte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Funke, C. Ph. ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuche für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche ſich jenes Werckes beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 91. 92. 93. u. 94. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Gartenmagazin, Allgem. Teutſches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des praktiſchen Gartenweſens. 3r Jahrg. 1806. 7ſt u. folgende Stücke, mit ausgem. u. ſchw. Kupfern. gr. 4. der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Haberle, D. C. C., das Mineralreich, oder charakteriſirende Beſchreibung aller zur Zeit bekannten Mineralkörper; als Commentar zu den Bertuchſchen Tafeln der allgemeinen Naturgeſchichte ꝛc. I. Abth. mineralog. einfache Körper. Mit Kpfrn. 1. Lieferung. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

— Deſſen das Gewächsreich, oder charakteriſirende Beſchreibung aller zur Zeit bekannten Gewächſe; als Commentar zu den Bertuchſchen Tafeln der allgem. Naturgeſchichte ꝛc. I. Abth. Pflanzen ohne Luftgefäße. 1. Familie. Pilze. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher, herausgegeben von F. J. Bertuch und C. Ph. Funke, in 2 Abtheilungen, der Jugendfreund und Rathgeber mit ausgemahlten und ſchwarzen Kupfern. 1. Jahrgang in 12 Doppelheften, broſch. 2. 3. u. folgende St. gr. 8. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus. 21. Jahrg. 1806. 8ſt und folgende Stücke, mit ausgemahlten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 fl.

Länder- und Völkerkunde, neueſte, ein geographiſches Leſebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern. 1806. 2. Bd. 1. 2. u. folgende St. gr. 8. der Band von 6 Stücken,

3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. 2 Bde. machen einen Jahrg. von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. koſtet.

Lenz, C. L. de Gymnasiis frivolo seculi ingenio neutiquam accomodandis. Med. 8. 9 gr. od. 40 kr.

Lindley, Th. Reiſe nach Braſilien und Aufenthalt daſelbſt in d. J. 1802. u. 1803. nebſt einer Beſchreibung der Städte und Provinzen Porto-Seguro und San Salvador. Auszugsweiſe aus dem Engliſchen von A. F. Ehrmann. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.
(Aus der Bibl. der Reiſen 29. Bd.)

Materialien, zu der Geſchichte der Schlacht von Auſterlitz. Geſammelt von einem Militär. Mit einer Charte und einem Plane. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Materiaux, pour servir a l'histoire de *la Bataille d'Austerlitz*. Recueillis par un Militaire. Avec une Carte et un Plan de la Bataille. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Rosenmüller's D. J. C. chirurgisch anatomische Abbildungen für Aerzte und Wundärzte. II. Theils I. Liefer. Rojal fol. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Rumford, Benj. Grafen von, kleine Schriften, politiſchen, ökonomiſchen und philoſophiſchen Inhalts, nach der zweiten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt. 1. Bd. mit Kupfern, vierte unveränderte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. Auch unter dem Titel: Ueber die Verbeſſerung des Armenweſens und andere gemeinnützige Anſtalten ꝛc. 4. Auflage, mit Kupfern.

Turnbulls, J. Reiſe um die Welt, oder eigentlich nach Auſtralien, in d. J. 1800 — 1804. ꝛc. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen von J. F. Ehrmann. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.
(Aus der Bibl. der Reiſen 29. Bd.)

Voigts, J. H. Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde, mit Rückſicht auf die dazu gehörigen Hülfswiſſenſchaften. 1806. 8tes und folgende Stücke. Mit Kupf. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

Wieland's, C. M. Neuer Teutſcher Merkur vom J. 1806. 8s und folgende St. Mit Kupf. Der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

* * *

Kupferſtiche, Porträts und Kunſtſachen.

Fortſetzung der Abbildungen aller Obſtſorten aus dem T. Obſtgärtner und dem Gartenmagazine. Aepfel. I. Lief. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— Derſelben Birnen. I. Lief. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Portrait Ihro Kaiſerl. Hoheit der Frau Großfürſtin Maria Paulowna, Erbprinzeſſin v. Sachſen Weimar, nach einer Zeichnung des Herrn Prof. Jagemann geſtochen von C. Müller, in Holbeinſcher Manier auf gefärbtes Papier bunt gedruckt. Fol. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— Alexander, Frhr. von Humboldt, nach einer Zeichnung von Fr. Gerard geſtochen von Desnoyer. Fol. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— Guſtav IV. Adolph, König von Schweden. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— J. G. Doppelmaier. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Franc. Aug. Peron. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Walther Raleigh. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— A. Schirmer, Lieblings-Acteur der teutſchen Bühne in London. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Mlle. Duchesnois. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Joh. Tob. Mayer. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— M. J. J. Biörnſtähl. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Girolamo Crescentini. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Maximilian Joſeph, König von Baiern. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Pabſt Pius VII. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Pomologiſches Cabinet, enthaltend alle im A. Obſtgärtner beſchriebene Obſtfrüchte Teutſchlands, über die Natur ſelbſt geformt, in Wachs mit möglichſter Treue nachgebildet, und herausgegeben unter Aufſicht von J. B. Sickler. XVIII. Lieferung, in einem Käſtchen. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

* * *

Commiſſions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon, gravés par *Th. Piroli*, avec une Explication par *L. P. Radel*, publiées par *F.* et *C. Piranési*. Livr. XXII — XXVIII. 4. Paris.

Antiquités d'Herculanum, gravées par *Th. Piroli*, et publiées par *F.* et *C. Piranési*. Livr. XXII — XXV. 4. Paris.

Histoire metallique de la Revolution française, ou Recueil des Medailles et des Monnaies, qui ont été frappés depuis la convocation des Etats Generaux jusqu'aux

prémières campagnes de l'armée de l'Italie par *A. L. Millin*, avec fig. fol. Paris. 10 Rthlr. od. 18 fl.

Busser, F. Verzierungen aus dem Alterthume. 11—12r H. 4. Berlin. In farbigem Umschlage geheftet. 14 Rthlr. oder 25 fl. 12 kr.

(Diese 12 Hefte werden nicht getrennt.)

2.

Neue Charten und geographische Werke, welche im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar zur Leipziger Michaelismesse 1806 erschienen sind.

A. Geographische Werke.

Gaspari, A. C. Lehrbuch der Erdbeschreibung, zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses. Erster Cursus. Achte nach den neuesten geographischen Veränderungen berichtigte Auflage gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Der dazu gehörige neue methodische Schulatlas, entworfen von F. C. Güßefeld, in 15 Quartblättern, neue verbesserte Auflage kostet 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr.

B. Charten in großen Formate.

Charte von Teutschland, entworfen von F. C. Güßefeld, und sowohl nach dem Preßburger Frieden vom 26. Dec. 1805. als der Conföderations-Akte des Rheinischen Bundes vom 12. Jul. 1806. abgetheilt. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier mit englischer Gränzillumination. 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Westphalen, nach den neuesten trigonometrischen Messungen, astronomischen Ortsbestimmungen und militärischen Aufnahmen des K. Preuß. Generalmajors Herrn von Le Coq entworfen von D. G. Reymann im J. 1804. und nach den neuesten politischen Veränderungen abgetheilt im Septbr. 1806. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillumination 12 gr. od. 54 kr.

Charte von den Ländern zwischen dem Rheine, der Werra, dem Neckar und der Diemel. Neu entworfen und auf astronomische Ortsbestimmungen gegründet von F. C. Güßefeld im J. 1804. und nach den neuesten politischen Veränderungen abgetheilt im September 1806. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillumination, 12 gr., od. 54 kr.

Charte von Franken, nach Mordochiſcher Projection und den beſten Hülfsmitteln gezeichnet von F. H. Krebsich und nach dem Preßburger Frieden und der Rheiniſchen Conföderations-Acte eingetheilt im Septbr. 1806. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillumination 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Schwaben, nach dem Preßburger Frieden und der Rheiniſchen Conföderations-Acte abgetheilt im Septbr. 1806. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillumination 12 gr. od. 54 kr.

Special-Charte vom Eichsfelde, der Grafſchaft Hohnſtein, Preußiſchen Antheils oder der Herrſchaften Lohra und Klettenberg des Nordhäuſiſchen und Mühlhäuſiſchen Gebiets, der Voigtei Dorla und der Ganerbſchaft Treffurt, vom erſteren nach eigenen Vermeſſungen, von den übrigen nach den beſten Specialcharten und Zeichnungen entworfen von J. G. Lingemann. Rojalfol. auf Olif. Papier mit engl. Gränzillumination. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

— Dieſelbe auf Velinpap. mit engl. Gränzillumination. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Das Syſtem der Sonne und ihrer Planeten, entworfen von F. Göße. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

General-Charte von Italien, nach ſeiner neueſten Eintheilung und den vorzüglichſten Hülfsmitteln entworfen. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillumination. 12 gr. od. 54 kr.

C. Kleinere Charten und Plane.

Plan de la Bataille d'Austerlitz le 2. Dec. 1805. dressé sur plusieurs Plans et dessins originaux du terrain du camp de la Bataille. Kl. Rojalfol. 6 gr. od. 27 kr.

Carte des Positions et Marches en Moravie de l'armée combinée des Autrichiens et des Russes, depuis le 25. Nov. jusqu'au 2. Dec. 1805. Kl. Rojalfol. 6 gr. od. 27 kr.
Beide Charten auch Teutſch ausgefertigt.

Charte zur Ueberſicht der Ammann-Bohnenbergerſchen Charte von Schwaben, in 45 Blättern. Kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

Paris mit ſeinen entfernteren Umgebungen, 4 Lieues in die Runde. Kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

Plan von Paris mit ſeinen nächſten Umgebungen, ganz neu berichtigt und geſtochen. Fol. 8 gr. od. 36 kr.

Charte der Buchten von Cattaro und der Republik Ragusa. Kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

— von Süd-Carolina, nach J. Draytons, Gouverneurs von Carolina, Charte reduzirt. Kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

— von der Inſel Trinidad, nach Mac. Kullums Skizze verkleinert. Kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

— der Biſſagos-Inſeln und der engl. Niederlaſſungen, Bulama und Rio Grande, aus Capitän Phil. Beavers großer Charte. Kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

In Commiſſion.

Charte des Rieſengebirges, nach den beſten Hülfsmitteln und neueſten geographiſchen Ortsbeſtimmungen, entworfen von Dr. Joſ. C. E. Hoſer. 1806. Rojalfol. auf Basler Papier. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Specialcharte von Neuoſtpreußen, in 15 Blättern, herausgegeben von v. Textor, wovon die 1. und 2. Lieferung oder 6 Blatt bis jetzt erſchienen iſt.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Auguſt

und deren Inhalt.

I.

Bilderbuch für Kinder u. ſ. w. von F. J. Bertuch, mit vierfachem, teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italiäniſchem Texte dazu, und ausgemalten oder ſchwarzen Kupfern. XCI u. XCII. Heft. 4. Nebſt

P. C. Funke ausführlichem Texte dazu. 8. Eben dieſe Hefte.

Dieſe zwei Hefte ſind ſo eben erſchienen, und enthalten folgende Gegenſtände:

XCI. Heft.

Taf. 51. Verſchiedene Arten ausländiſcher Eulen. Fig. 1. Der Schukuhuh. Fig. 2. Der Huhul. Fig. 3. Die Steineule mit dem Ringkragen. Fig. 4. Die Steineule mit dem Federbuſche. Fig. 5. Die Steineule mit ſchwarzer Maſke. Fig. 6. Die weiße Steineule.

Taf. 52. Ausländiſche Schmetterlinge. Fig. 1. Der Grün Marmor. Fig. 2. Der Harlekin. Fig. 3. Die indianiſche Goldborte. Fig. 4. Der Feuerfleck.

Taf. 53. Der gemeine Flußkrebs.

Taf. 54. Waſſerfälle. Fig. 1. Fall des Niagara. Fig. 2. Rheinfall bei Lauffen.

Taf. 55. Das Alpenhirtenfeſt bei Unterſeen im Bernerſchen Oberlande. Fig. 1. Schwinger. Fig. 2. Alphornbläſer. Fig. 3. Steinſtoßer. Fig. 4. Preisvertheilung.

XCII. Heft.

Taf. 56. Pracht-Blumen. Die prächtige Nelumbo.

Taf. 57. Molluſken oder Weichwürmer. Fig. 1 u. 2. Der gemeine Tintenwurm. Fig. 3. Der warzigte Tintenwurm. Fig. 4. Der geflekte Tintenwurm. Fig. 5. Der kleine Tintenwurm.

haben, gilt: Laudatur virtus et alget. Eine andre Art, Opera omnia, die leider noch fast jährlich unter uns erscheinen,

Quali de domini funere rapta fui,

erregen an und für sich selbst noch weit schmerzlichere Betrachtungen. Sie sind das Ziel einer kaum betretnen Bahn, und das Denkmal eines Verlustes, den nichts ersetzen kan. Denn wenn gleich in derselben Gattung Männer von Talenten aufstehn, (und auch dies ereignet sich nicht allezeit; wer wird sich z. B. jetzt der poetischen Satyre annehmen?) so geht doch mit jedem Genie eine eigenthümliche Manier verlohren. Jetzo bemüht man sich, den Nachlaß von Schiebeler und Michaelis in Ordnung zu bringen. Was hätten wir nicht von beyden erwarten können, zumal wenn jener minder reich (*) und dieser minder arm gewesen wäre!

Für diejenigen, welche keine Lust haben, ihre Arbeiten jemals zu voluminösen Sammlungen anwachsen zu lassen; für diejenigen, welche so unväterlich gegen die Kinder ihres Geistes denken,

(*) Ich weiß nicht woher der Verfasser dieses Aufsatzes die Anekdote hat, daß Hr. Schiebeler zu reich gewesen, um mehr zu schreiben, besser zu schreiben, und seine Gedichte mehr zu feilen als er gethan hat. Dem Herausgeber ist von Personen, die ihn genau gekannt zu haben versicherten, vielmehr das Gegentheil gemeldet worden.

Tof. 58. Schöne teutsche Schmetterlinge. Fig. 1. Der Pappelfalter oder große Eisvogel. Fig. 2. Der Kreßweißling oder Aurora-Falter. Fig. 3. Der Citronfalter. Fig. 4. Der C-Falter. Fig. 5. Der Neſſelfalter.

Taf. 59. Eisfelder und Eisinſeln. Fig. 1. Eisinſeln. Fig. 2. Eisfelder.

Tar. 60. Roſen-Arten. Die weiße Monats-Roſe

Alle Vierteljahre erſcheinen richtig zwei Hefte von dieſem intereſſanten und allgemein beliebten Werke, von welchem auch ſtets noch einzelne Hefte vom Anfange an, um den gewöhnlichen Preis zu haben ſind.

Weimar, im Auguſt 1806.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Bibliothek der Reiſebeſchreibungen, XXIX u. XXX. Band.

So eben iſt bei uns fertig worden, und an alle Buchhandlungen verſandt:

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgeſ. von J. F. Ehrmann, XXIX u. XXX. Bd. Mit Kupfern und Charten. gr. 8. 5 Rthlr. oder 9 Fl.

Dieſe zwei Bände enthalten, und ſind auch unter folgenden Titeln beſonders für beigeſetzte Preiſe zu haben:

J. Turnbull's Reiſe um die Welt, oder eigentlich nach Auſtralien, in den Jahren 1800 bis 1804 ꝛc. A. d. Engl. und mit Anmerk. von J. F. Ehrmann. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 Fl. 9 kr.

W. Lindley's Reiſe nach Braſilien und Aufenthalt daſelbſt, in den J. 1802 und 1803, nebſt Beſchreibung der Städte und Provinzen Porto-Seguro und San Salvador. Auszugsweiſe a. d. Engl. überſ. v. J. F. Ehrmann. gr. 8. 18 gr. od. 1 Fl. 21 kr.

Neueſte Beiträge zur Kunde von Indien. A. d. Engl. und Italiän. Herausgeg. von J. F. Ehrmann. 11 Band, mit 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 kr.

Weimar, im Auguſt 1806.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden, 1806. VIII. u. IX. Stück.

Inhalt des VIII. Stücks.

I. Gedichte. 1. Der Fingerhut. 2. Der Jüngling, der das Schönste sucht. 3. Die Sirenen. Romanze. II. Literarische Musterung für eine Dame (Schluß) III. Auszug aus den Briefen aus Indien des Fräulein d'Au—, an ihre Schwester in London. IV. Kunst. 1. Dresdner Bilderschau, oder die vorzüglichsten Gemälde der Kurfürstl. Bilder-Gallerie. 2. Kirrenbach's enkaustische Gemälde auf Glas. 3. Verani's Umrisse von Raphael's Stunden im Vatikan. 4. Portrait von J. K. H. der Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, gestochen von C. Müller. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Der Geburtstag des Königs von England. 2. Maskenbälle in London. 3. Masterade bei Mistreß Boscawen. 4. Damen-Toilette. 5. Londner Modenbericht vom vorigen Frühjahr. 6. Pariser Modenbericht 7. Englischer Modenbericht vom Junius. VI. Ameublement. Neues Sekretair-Bureau im Aegyptischen Geschmack. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

* * *

Inhalt des IX. Stücks.

I. Reliquien aus meinem Portefeuille, von G. 1. Offenes Räthsel. 2. Die neuen Aesthetiker. 3. Ihr eigenes Bild. 4. Die tröstende Minerva. 5. Die Urne als Uhrgehäuse. II. Prinzessin Stephanie in Mannheim. 1. Stephaniens Ankunft am Rheinufer. 2. Schwetzingen. 3. Getäuschte Hoffnung. 4. Chinesisches Dorf. 5. Gruppen. 6. Die Wolke. 7. Das Fest am Rhein. III. Gregoire's Gemälde von Gamm. IV. Miscellen und Modenbericht. 1. Wintervergnügungen in Leipzig. 2. Das Konzert der Madam Catalani in Paris. 3. Ueber Schirmers teutsches Theater in London. (Aus Briefen.) 4. Iffland's Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs von Preußen. 5. Englische Moden. 6. Pariser Moden. V. Ameublement. Zwei geschmackvolle Fauteuils à l'antique. VI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im August 1806.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. 1806. IX. und X. Stück.

Inhalt des IX. Stücks.

Das Kaiſerthum Frankreich.

Dritte Abtheilung. 11. Schöne Künſte und Wiſſenſchaften. — Erziehungsweſen. — Gelehrte und Kunſtanſtalten. 12. Sitten und Gebräuche überhaupt. 13. Geſellſchaftliches Leben. — Vergnügungen. — Luſtbarkeiten. 14. Religionszuſtand. 15. Staatsverfaſſung. — Kaiſer, kaiſerliche Familie, Hof, hohe Reichswürden, Ehrenlegion.. 16. Staatsregierung. — Staatsverwaltung — Juſtizweſen. 17. Finanzweſen. — Kriegsweſen zu Lande und zu Waſſer.

Charten und Kupfer zu dieſem Hefte.

Taf. 6. Ueberſicht der Stadt Paris vom Montmartre herab. Taf. 7. Anſicht der Tuilerien zu Paris. Taf. 8. Anſicht der Kirche Notre Dame zu Paris, und der Cathedralkirche zu Reims.

* * *

Inhalt des X. Stücks.

Das Kaiſerthum Frankreich.

Vierte Abtheilung. 18. Eintheilung von Frankreich. — Beſchreibung der einzelnen Landſchaften, Departemente und der vorzüglichſten Städte und merkwürdigſten Ortſchaften.

Charten und Kupfer zu dieſem Hefte.

Taf. 9. Der Dome des Invalides zu Paris. Taf. 10. Die Korn- oder Mehl-halle zu Paris. Taf. 11. Anſicht in dem Jardin des Plantes zu Paris.

Weimar im Auguſt 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher; in Doppelheften. Erste Abtheil. der Jugendfreund; Zweite Abtheil. der Rathgeber. Februar 1806.

I. Inhalt des Jugendfreundes.

I. Kindergespräche. 1. Kinder betrüben. 2. Lebenswärme. II. Wunderbare Thiere. Die Tintenfische. 1. Der Kalmar. (Mit Abbild. Taf. 3. Fig. 1.) 2. Der Polyp. (Mit Abbild. Taf. 3. Fig. 2.) III. Das Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwitscherten auch die Jungen. Eine Familienscene. IV. Unterricht im Zeichnen. Erste Lection. Landschaft. (Mit Figuren auf Taf. 4.) V. Anleitung zum Erzählen.

* * *

II. Inhalt des Rathgebers.

I. Ueber Eigensinn und Festigkeit. (Fortsetzung.) II. Fehler des Zeichnenlernens. III. Was soll man den Kindern erzählen? IV. Er kommt eben aus dem Schlafe.

Weimar im August 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Wieland's neuer Teutscher Merkur 1806. IX. Stück.

Inhalt.

I. Ueber die Pnyx zu Athen. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) II. Nachbildungen nach römischen Dichtern. 1. Hannibal und Imilce. 2. Die 4te Ode des Horaz im 1sten Buch. 3. Nach der 16ten Ode des Horaz im 2ten Buch. III. Ueber physische und moralische Größe. IV. Perseus und Andromeda. V. Uebersetzungsproben aus Young's Satiren.

Weimar, im Junius 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1806. IX. St.

Inhalt.

I. Ueber das Organ, durch welches die Befruchtungs-Feuchtigkeit in das Ei der Gewächſe eindringen kann. Vom Hrn. Turpin. (Mit Abbildung auf Taf. IV. Aus den Ann. du Mus. nat. d'hist. nat. Heft 39.) Ueberſetzt vom Hrn. D. Friedr. Voigt. II. Einige Bemerkungen bei einem Gewitter. (Vom Hrn. Beyer einem Phyſiker zu Paris: a. d. Journ. de Paris. Nachſchrift des Herausgebers, über ein anderes merkwürdiges Gewitter. III. Beobachtungen über die Wirkung der frühzeitigen Fröſte am 11, 12 und 13ten October 1805. (Vom Herrn Thouin, aus dem 38. Hefte der Ann. du Mus. nat. etc.) IV. Beitrag zur chemiſchen Geſchichte des Keimens und Gährens der Körner und des Mehls. Von den Herren Fourcroy und Vauquelin. Aus dem 37. Hefte der Ann. du Mus. etc.

Weimar im Junius 1806.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

8.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin. 1806. VII. St.

Inhalt.

IV. Blumiſterei. 1. Beſchreibung und Anweiſung zur Behandlung einiger ſchönen Amaryllisarten, die in Blumenſcherben gezogen werden können. 2. Bemerkung über die Amaryllis undulata. 3. Die haarige Feigbohne; haarige Lupine; behaarte Wolfsbohne. 4. Die Astragene Americana. (Mit Abbild. auf Taf. 19. Fig. 1.) 5. Der Sumpf-Eibiſch. (Hibiscus palustris.) (Mit Abbild. auf Taf. 19. Fig. 2.) V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. 1. Verſuch einer Eintheilung und Charakteriſtik der Arten und Abarten des Lattich- und Endivienſallats. 2. Beſchreibung der Engliſchen Früh-Zuckererbſe mit weißer Blüte. VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. Drei Stachelbeer-Arten. A. Die Engliſche gelbe Stachelbeere. B. Die Teutſche rothe Stachelbeere. C. Die Teutſche weißgelbe Stachelbeere. (Mit Abbildungen auf Taf. 20. A. B. C.) 2. Ueber die Aus-

wahl und Ordnung der Obstsorten für eine möglichst vollkommene Baumschule. X. Garten-Literatur. Neueste Gartenschriften. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber das Verpflanzen der Bäume und anderer Gewächse. 2. Bemerkungen über die Garten-Oekonomie. 3. Ueber das Fortkommen der Gewächse im Freien.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen.

Taf. 19. Fig. 1. Die Astragene Americana. Taf. 19. Fig. 2. Der Sumpf-Eibisch. Taf. 20. A. B. C. Drei Stachelbeer-Arten.

III. Erschienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunsthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieser Handlung seit ihrem Etablissement in genauer Verbindung stehen, so nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erscheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unsern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

London und Paris 1806. IV. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Geldsammlung für die unglücklichen Bewohner des Kriegs-Schauplatzes in Teutschland. — Uebersicht der wohlthätigen Gesellschaften in London. 2. Wohlgemeinter Rath an die englischen Damen. 3. Großer Faustkampf zwischen Mendoza und Lee. 4. Die Forthy thieves von Shelsidan. II. Paris. 1. Renaud's Table de conduite der ehemaligen Militärschulen. — Zeugniß über Bonaparte. 2. Auszug aus dem neu erschienenen Almanach Imperial. III. Englische Karikaturen. 1. Der saubere Anzug — oder Stiefelheiden, die sich ins große Costum werfen. (Hierzu die

Abbildung No. X.) 2. Le Diable boiteux, oder der Teufel an zwei Krücken, der John Bullen ins gelobte Land führt. (Hierzu die Abbildung No. XI.)

Halle im August 1805.

N. Societäts- Buch- und Kunsthandlung.

2.

Kaufmännische Arithmetik, oder allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufacturisten, Fabrikanten und deren Zöglinge, von J. Ph. Schellenberg, 1 u. 2r Cursus.

Wir ermangeln nicht, dem kaufmännischen Publicum anzuzeigen, daß wir dies mit vorzüglichem Fleiße ausgearbeitete und in jedem Handelsplatze brauchbare Rechenbuch in unsern Verlag genommen haben, und dasselbe, um auch auf unserer Seite zur Verbreitung eines so nützlichen Buches mitzuwirken, noch für den Pränumerationspreis von 2 Rthlr. 12 gr. verkaufen. Dabei können wir die Versicherung ertheilen, daß sich dasselbe über alle Zweige der kaufmännischen Arithmetik verbreitet, und daß die Reductions-, Agio-, Discont- und Interessenrechnung, ferner die Berechnung der ältern und neuern Münzen, die Wechselrechnung, die Erklärung der Geld- und Wechselkurszettel ꝛc., den Beifall der Sachverständigen gewiß erhalten werde. Die zahlreichen Uebungsbeispiele sind mit kritischer Strenge so gewählt, daß die Waaren stets nach den in den verschiedenen Handelsplätzen üblichen Geld, Gewicht und Maas, und selbst nach den neuesten Preisen angegeben sind, welches für angehende Kaufleute und Handlungsgehülfen ein wichtiger Vorzug vor vielen andern Rechenbüchern ist. Die Regeln zu den verschiedenen Rechnungsoperationen sind auf wenige zurückgeführt, die Erläuterungen und Beweise sind leicht und faßlich, und der Styl selbst ist der Sache ganz angemessen. Auch das Aeußere, schöner Druck und gutes Papier, dient diesem Buche sehr zur Empfehlung.

Halle, im August, 1806.

Neue Societäts- Buch- und Kunsthandlung.

No. IX.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

September 1806.

I. Ankündigungen und andere Notizen.

I.

Vorläufige Ueberſicht der Lieferungen von Hrn. Prof. D. Roſenmüllers anat. chirurg. Abbildungen.

Die ſämmtlichen anat. chirurg. Abbildungen erſcheinen in drei Haupt-Abtheilungen, oder Theilen, von denen jeder auch als ein beſonderes Ganzes betrachtet und gekauft werden kann. Jede Hauptabtheilung wird in mehreren Lieferungen oder Heften herausgegeben, um den Ankauf des Werkes möglichſt zu erleichtern.

Der erste Theil begreift die Abbildungen der Theile des Kopfes und Halses, von diesem sind bereits 2 Lieferungen oder Hefte erschienen. Der erste davon enthält verschiedene Durchschnitte des Kopfes und Halses; der zweite aber die schichtenweise Trennung aller Theile des Kopfes und Halses in Profilansichten.

Der zweite Theil begreift die Theile der Brust und die Brustglieder. Davon wird gegenwärtig der erste Heft geliefert, welcher die Darstellung des oberen Umfanges der Brusthöhle und die in der Achselgrube befindlichen Theile in verschiedenen Lagen enthält.

Der dritte Theil wird Abbildungen von den Theilen des Bauches und den Bauchgliedern enthalten.

Der erste Heft der zweiten Abtheilung erscheint in jetziger Michaelismesse.

Weimar im Septbr. 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Alexander von Humbold's Portrait.

Als der berühmte Hr. Kammerherr Alexander von Humbold von seiner für die Wissenschaften so wichtigen Reise nach Amerika zurückkam, und sich in Paris vorigen Sommer aufhielt, so zeichnete ihn Francesco Gerard, ohnstreitig jetzt der erste Portraitmaler in Paris, bis zur sprechenden Aehnlichkeit. Diese Zeichnung hat der treffliche Kupferstecher, Hr. Desnoyers in Paris, für uns mit Radiernadel und Grabstichel sehr geistreich ausgeführt, und wir dürfen jedem Verehrer des Hrn. von Humbold's dieses Kunstblatt mit Recht empfehlen. Es ist 12 Zoll hoch, 9 Zoll breit, und kostet 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein. Liebhaber finden dieses Blatt sowohl bei uns, als in den angesehensten Kunst- und Buchhandlungen Teutschlands.

Weimar im Juli 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Nachricht an die Herren Buchhändler.

In unserem Monatsberichte No. III. d. J., in der Nachricht und Rüge wegen Verrufs Bilderbuche S. 60 steht, daß die Buchhandlungen von dem Ladenpreise desselben ⅓ Rabat bekämen. Dies ist ein Druckfehler und muß ⅓ heißen. Es ist dieses zwar ohnehin schon allen Buchhandlungen bekannt; mehrere haben uns aber doch deshalb Vorwürfe gemacht, und diesen müssen wir die Versicherung geben, daß wir von diesem Werke nie mehr als 25 pro Cent Rabat gewährt haben, und auch nicht mehr davon zu gestatten im Stande sind.

Weimar im August 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten im September

und deren Inhalt.

1.

Froriep's Handbuch der Geburtshülfe. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe.

In unserem Verlage ist so eben erschienen, und an die Buchhandlungen versandt:

Theoretisch-practisches Handbuch der Geburtshülfe, zum Gebrauche bei academischen Vorlesungen und für angehende Geburtshelfer, von D. R. L. Froriep, Prof. der Medicin auf der Universität zu Halle, Vorsteher der königl. Entbindungsanstalt ꝛc. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Weimar, 1806. Mit einem Kupfer.

Die günstige Aufnahme, welche dieß Handbuch gefunden hat, indem (bei der Concurrenz von mehreren Compendien über die Geburtshülfe) binnen vier Jahren sich doch zwei Ausgaben vergriffen, scheint für die Brauchbarkeit desselben zu sprechen; noch mehr aber möchte diese Brauchbarkeit durch den Umstand verbürgt werden, daß mehrere achtungswürdige Leh-

ken, daß ſie gleich nach der Geburt die Hand von ihnen abziehen, und ſie dem Schickſale der Fündlinge ausſetzen; für diejenigen, welche nur ſelten und verſtohlner Weiſe mit den Muſen buhlen; für diejenigen, welche auch ihre flüchtigen Einfälle nicht gern verlohren gehen laſſen; für diejenigen endlich, welche hinter dem Vorhang die Urtheile des Publikums behorchen wollen, hätte nicht beſſer geſorgt werden können, als durch das Inſtitut der **Blumenleſen**, (1) die wir den Franzoſen nachzumachen angefangen haben, und die jetzt die Stelle der ehmaligen Beluſtigungen, Beyträge u. ſ. f. vertreten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß die Herausgeber derſelben weniger Richter als Einſammler ſind. Kein Blümchen kan jetzt ſo leicht ungeſehn und ungenoſſen verwelken, oder, weil es nur einzeln und verſteckt da ſteht, vom hochmüthigen Wandrer zertreten werden. Wie lange ſolche aus ſo mancherley Blumen gewundne Kränze grünen möchten, wollen wir nicht beſtimmen, ja, die Herausgeber ſelber werden keinen Anſpruch auf die Ewigkeit ihres Verdienſtes machen. Genug, daß es angenehme jährliche Opfer in dem Tempel des Geſchmacks ſind; genug, daß Anthologien und Muſenkalender ungemein viel beytragen, unſer leſendes und dichtendes Publikum geſchäftig zu erhalten; genug, daß ſie eine Gelegenheit mehr ſind, unſre durch ſo viel Provinzen zerſtreute Sänger durch die Nachbarſchaft, in der ſie hier ihre Arbeiten erblicken, an ihr gemeinſchaftliches Vaterland zu erinnern; genug, daß vielleicht manche

durch

rer auf anderen Univerſitäten bei ihren Vorleſungen über Ge-
burtshülfe bisher dies Handbuch zum Grunde gelegt haben.
Wir glauben daher, dem dabei intereſſirten Publicum keine
unwillkommene Nachricht zu geben, wenn wir die Erſcheinung
dieſer dritten Auflage anzeigen, welche von dem Hrn. Prof.
Kroniey wieder ſorgfältig durchgeſehen, verbeſſert und ver-
mehrt iſt. Faſt kein einziges Kapitel iſt ohne Zuſätze geblie-
ben; alle ſeit 1804 bekannt gewordenen neuen Vorſchläge, alle
neuerfundenen oder veränderten Handgriffe und Inſtrumente
ſind gehörigen Ortes angeführt, und die neuere Literatur un-
ter den verſchiedenen Paragraphen nachgetragen; überdies iſt
zu dem Sachregiſter nun auch noch ein Namenregiſter über die
in dem Buche angeführten Schriftſteller hinzugekommen. —
Druck und Papier ſind ſauber; der Preis unverändert zu
2 Rthlr. od. 3 Fl. 36 kr. geblieben.

Weimar, im September 1806.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1806. IX. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Ueber den erſten Entdecker von Neu-Holland, von *Fr. Metz.* 2. Der Rhein und die Donau, vielleicht in einer künftigen Verbindung durch einen Canal in Franken. 3. Kurze Geſchichte und Schilderung von Philadelphia. *Bücher-Recenſionen.* 1. *Barrow's*, J., Voyage to Cochinchina. 2. *Manners's*, Prof. *Konr.*, Statiſtik des teutſchen Reichs. 3. *Duvillard* Analyſe et tableaux de l'influence de la petite verole. 4. *Van der Willigen's* Reize door Frankrijk. 1 Stuck. 5. *Meuſel's*, J. G., Literatur der Statiſtik. 11 Bd. 2te Ausgabe. 6. *Griffith's*, J., Travels in Europe, Aſia minor and Arabia. *Charten-Recenſionen.* 1. *Hermelin's*, J. G., Geogr. Chartor öfver Swerige. No. 16. 17. 18. 2. Charte von Mähren, von *J. E. S.* 3. *Hammer's*, C. F., Lauf der Tauber in Franken. 4. *Deſſen* Charte vom Fürſtenth. Hohenlohe. 5. *Lange's*, J. E., Neuer Hand- und Staatsatlas von Europa. Erſte Lieferung. *Vermiſchte Nachrichten.* 1. Beiträge zur Kunde der Heſſen-Darmſtädtiſchen Lande vom Kirchenrath *F. B. Wagner* in Darmſtadt. 2. Journaliſtik. 3. Avantcoureur neuer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 4. Nachrichten von der Grafſch. Sayn-Altenkirchen. 5. Jac.

John Björnſtähl. 6. Ein Paar Worte des geograph. Inſtituts in Weimar auf die vom Hrn. *Albers* und von der Homanniſchen Chartenhandlung in Nürnberg im Reichsanzeiger eingerückten Aufſätze. 7. Rüge einer niedrigen Verläumdung. 8. Geographiſche Wünſche und Anfragen.

Zu dieſem Stücke gehören:

1) Das Portrait von *Jac. Jon. Björnſtähl.* 2) Charte von *Sayn-Altenkirchen.*

Weimar im September 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur. 1806. X. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte nach den Minneſängern. 13. Mayengruß. 14. Minnelehren. 15. Liebestreue. 16. Frühlingslied. 17. Zueignung. II. Gedichte. 1. Prediger-Wehmuth. 2. An den Tod. III. Ueber die ſymboliſche und orgiaſtiſche Verehrung der Kybele. IV. Nekrolog. 1. Pater Paulin. 2 Joh. Chriſtoph Adelung. V. Auszüge aus Briefen. 1. Geneſungsfeſt der Königin von Baiern. 2. Aus Marburg. VI. Ankündigung von Vorleſungen über die Geſchichte der Menſchheit.

Weimar im September 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin 1806. IX. Stück.

Inhalt.

II. Garten-Baukunſt. Ueber die Garten-Wohnhäuſer. (Erſte Fortſetzung. Mit einem Kupfer Taf. 25.) III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Bemerkungen über den Bau der Gewächshäuſer. IV. Blumiſterei. 1. Ueber die künſtliche Befruchtung der Blumen. 2. Zwei ſchöne neue Zierpflanzen. A. Die Lavatera phoenicea. (Mit Abbild. auf Taf. 24. Fig. 1.) B. Die Campanula aurea. (Mit Abbild. auf Taf. 24. Fig. 2.) V. Gemüsebau im Garten

und auf dem Felde. 1. Beitrag zur Berichtigung, was von dem sogenannten canadischen Lauch (Allium canadense) gesagt worden. 2. Beschreibung der Spargelerbse, ihrer Kultur und ihres Nutzens. 3. Versuch einer Eintheilung und Bestimmung der nützlichsten Erbsensorten, in Rücksicht auf Gärtnerei und Sämereihandel. VI. Obst-Kultur. Die Fortpflanzung und Vermehrung edler Obstbäume ohne Saamen, Ableger, Steckreiser, und ohne Veredlung der Wildlinge. X. Garten-Literatur. Neue Garten- und botanische Schriften von der Michaelis-Messe 1806. XI. Garten-Miscellen. 1. Der Safran, und Anweisung zum Anbau desselben in Teutschland 2 Leichte Vertilgung schädlicher Insecten. 3. Aechtes und erprobtes Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe auf den Pflanzenbeeten. 4. Noch ein Mittel, die Erdflöhe zu vertreiben.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 24. Fig. 1. Die Lavatera phoenicea. Taf. 24. Fig. 2. Die Campanula aurea. Taf. 25. Grund und Aufriß eines Garten-Wohnhauses.

Weimar im September 1806.

F. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

So eben ist neu erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Materiaux pour servir à l'histoire de la bataille d'Austerlitz. Recueillis par un militaire. Avec une Carte et un Plan de la Bataille. 1806. VIII u. 132 S. 8.

Mit Vergnügen machen wir den Militär und den Geschichtsforscher, so wie Jeden, den die neueste thatenschwangere Zeit interessirt, auf diese Sammlung aufmerksam, welche aus der Feder eines ausgezeichneten Feldherrn geflossen zu seyn scheint, da man hier Hülfsquellen benutzt sieht, die gewöhnlich nicht Jedem zugänglich sind. Der Verf. hat das interessante (angeblich von dem Hrn. General von Stutterheim herrührende) Memoire über die Schlacht von Austerlitz zum Grunde gelegt, die Noten eines französischen Offiziers beidrucken lassen, und die Lücken des erstern ergänzt. Dann entwickelt er die Gründe, welche den Verlust dieser merkwürdigen Schlacht nach sich zogen, und wirft eine Idee hin, wie hier, wenn einmal geschlagen seyn sollte, geschlagen werden mußte. Eine Charte des Kriegsschauplatzes in Mähren und ein aus Originalzeichnungen geschöpfter Plan des Schlacht-

eines, geben dem Ganzen die nöthige Erläuterung, welche auch zugleich teutsch unter dem Titel:

Materialien zu der Geschichte der Schlacht bei Austerlitz. Gesammelt von einem Militär. 1806. VIII und 132 S. 8.

erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben ist.

Die Verlagshandlung.

III. Vermischte Nachrichten.

1.

Antwort

auf Herrn Prof. Fischers, dermalen zu Würzburg, sogenannte wichtige Erklärung und Aufforderung,

in No. 111. des Reichs-Anzeigers von d. Jahre.

Es war von jeher das Loos der Herausgeber kritischer Zeitschriften von beleidigten Schriftstellern, oder Bücherfabrikanten, denen eine ernste Kritik ihrer Machwerke das Handwerk verderbte, Thersitisch angefallen und geschimpft, und jeder auch noch so bescheidene Tadel des Recensenten auf *ihre* eigene Rechnung gestellt zu werden. Vom Homer bis auf Wieland war dies schon Sitte und Brauch jenes Völkleins, und Wieland sang schon vor 38 Jahren in seinem *Idris:*

„Den Aristarchen liegt die Pflicht des Tadelns ob;
„Sie sitzen zu Gericht, und dürfen nichts verzeihen;
„Dem Züchtling zwar dünkt stets die Peitsche grob,
„Doch lacht die Welt nur mehr, je mehr die *Dunse* schreyen. —
„Verdiene, wenn du kannst, des strengen Richters Lob,
„Doch ohne dich vor seinem Ernst zu scheuen." —

In diesem Falle befinde ich auch mich, als Herausgeber der Allg. Geograph. Ephemeriden, mit dem *reisenden* Hrn. Prof. *Fischer*, dermalen zu *Würzburg*. Er fällt mich in No. 111. des Reichsanzeigers von heuer in einem Tone und auf eine Art an, welche ich ihm nicht erwiedern kann, weil dies weder meine Art noch Ton

iſt, und ich überhaupt ſolche literariſche Rattenkriege, bei welchen nichts als Proſtitution herauskommt, haſſe. Herrn *Fiſcher's* Recenſent wird nachſtehend deſſen Aufforderung zu beantworten, und ſeine gegründete Kritik zu behaupten wiſſen, und ich habe daher gar nicht nöthig, mich in ihre Sache zu miſchen. Ich ſelbſt habe nur noch zuvor einem Paar derben Unwahrheiten zu widerſprechen, welche Hr. *Fiſcher* ſo beiher dem Publicum mit aufzutiſchen ſich erfrecht, nämlich:

1) *unwahr* iſt, daſs der Hr. *v. Zach* zu *Gotha Urheber* und *Begründer* der A. G. Ephemeriden geweſen ſey und daſs ich ſie durch Liſt an mich gebracht hätte. Dieſe Zeitſchrift wurde urſprünglich nach *meinem* auf das Bedürfniſs der Zeit und Wiſſenſchaft gegründeten Plane von mir unternommen, war ein weſentliches Stück, ja die Baſis meines *geographiſchen* Inſtituts, und der Hr. Obr. *v. Zach* führte nur die *Special-Direction* und *Redaction* dieſes Journals in den erſten 2 Jahren 1798 und 1799, bis ich mich i. J. 1800 aus verſchiedenen *dringenden* Gründen leider *genöthiget* ſahe, die Redaction der A. G. E. ſelbſt zu übernehmen.

2) Eben ſo *unwahr iſt* es, daſs ich bei Selbſtübernahme der Redaction Hrn. *Fiſcher* mit *wiederholten Zudringlichkeiten* um Beiträge zu den A. G. E. behelligt hätte. Er wurde, wie billig, und ſo wie jeder der vorigen Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift, i. J. 1800 *höflich* von mir zur Fortſetzung ſeiner Beiträge über Spanien eingeladen; er antwortete darauf, — ich weiſs nicht warum, denn ich habe nie mit Hrn. *Fiſcher* einiges literariſches Verkehr gehabt, — *unartig*, er werde der Hrn. *v. Z.* Mon. Correſpondenz getreu bleiben, welches er eben ſo gut auch *manierlich* hätte ſagen können; und damit war die Sache abgethan. Von dem *grimmigen Haſſe*, den ich *deshalb* auf Hrn. *Fiſcher* geworfen haben ſolle, weiſs ich kein Wort, verſichere ihn auch heilig und öffentlich, daſs ich ſeitdem nie wieder an ihn gedacht habe, als wann er mich zuweilen durch eine neuerſchienene Reiſe ſeiner fruchtbaren Feder an ſich erinnerte.

Und nun öffne ich die Schranken, und übergebe den reiſenden Hrn. Prof. *Fiſcher* ſeinem Recenſenten, der ſeine Herausforderung angenommen hat, und ihm hoffentlich ſein Recht thun wird.

Weimar, den 30. Junius, 1806.

F. J. Bertuch.

Herrn Prof. Fiſchers wichtige Erklärung und Aufforderung.

„Wie tief das geographiſche Journal geſunken iſt, das einſt der allgemein verehrte und berühmte *Freiherr von Zach* mit ſo groſsem Rufe begründete, nachher aber der pfiffige und induſtrieuſe Herr *Bertuch* an ſich zu bringen wuſste, kann man am beſten daraus ſehen, daſs es jetzt — *Riſum teneatis!* — neben dem Moden- und Kinder-Journale, von dem leibhaften Herrn *Bertuch* ſelbſt redigirt wird. So iſt es denn, wie alle übrige, bloſs ein lobpreiſendes Anzeige-Blatt der *Bertuch*'ſchen geographiſchen u. ſ. w. Fabrik-Waare geworden, und wird beyläufig, theils zu Pasquillen auf unſern gröſsteſten Aſtronomen, theils zu Ausfällen gegen ſolche Schriftſteller benutzt, an denen Herr *Bertuch* ſelbſt, oder einer ſeiner Handlanger, nach Maſsgabe der Umſtände, (man vergl. die Recenſ. von einigen Ueberſetzungen) etwa ſein Müthchen zu kühlen gedenkt.

„Seitdem ich im Jahre 1801 Hrn. *Bertuch's* wiederholte Zudringlichkeiten, in Betreff der Beyträge zu dieſem Journale, mit Verachtung zurückgewieſen habe, hat freylich dieſer induſtrieuſe Ehrenmann auch einen grimmigen Haſs auf mich geworfen und mich bey jeder Gelegenheit, wo es nur immer gehen wollte, theils ſelbſt, theils durch ſeine obſcuren Handlanger zu necken geſucht. Es war mir daher gar nicht unerwartet, als ich im Aprilſtücke auf einen Ausfall ſtieſs, der mich und meine Schriften mit einemmale vernichten ſoll. Da er aber eben ſo viel Ignoranz, als Animoſität verräth; da Inſolenzen keine Gründe, Machtſprüche keine Beweiſe und Lügen keine Wahrheiten ſind; da *verſtändige* Leſer ſolche Ausfälle längſt zu würdigen wiſſen; da endlich das *gebildete* Publicum mich immer, und gerade bei *dieſem* Werke, *vorzüglich* mit ſeinem Beyfalle beehrt hat; ſo kann ich bey Hrn. *Bertuch's* verächtlichen Beſtrebungen völlig ruhig ſeyn.

„Inzwiſchen hat Hr. *Bertuch* auch die Dreiſtigkeit gehabt, *ohne allen Beweis*, und wahrhaft *cavalierement* zu ſagen, daſs meine Nachrichten über die *Quarantaine-Anſtalten zu Marſeille ſchon längſt aus einem?? Journale für Politik und Cultur (???) bekannt geweſen ſeyen.* Ohne nun hier die ehrenvollen Urtheile der königlichen *Soc. der Wiſſenſch. zu Göttingen*, des berühmten, mit ſeinem Fache durchaus vertrauten Hofraths *Wrisberg*, der gründlichſten *gelehrten Blätter*, der competenteſten *Quarantaine-Commiſſionen*, endlich ſo mancher *kundigen Männer*, für mich anzuführen; will ich Herrn *Bertuch* und ſeinen Handlanger bloſs einfach, aber ernſthaft

auffordern, *im k. p. Reichs-Anzeiger* entweder den *speciellſten Beweis, mit umſtändlicher und genauer Citation zu führen*, oder ſtillſchweigend einzugeſtehen, daſs ſie die blinde Wuth zu einer Abſurdität verleitet hat. — Allein daſs ſie dieſen Beweis nicht führen können, daſs ſie das ſo liſtig inſinuirte Plagiat geradezu aus der Luft gegriffen haben, das erräth bereits das unterrichtete Publicum von ſelbſt. Die Niederträchtigkeit der Verläumdung, die ſchändlichſte Animoſität des Anklägers wäre alſo bewieſen, und niemand als Herr *Bertuch* und ſein Handlanger beſchimpft.

„Ich verachte übrigens dieſe Herren zu ſehr, um von noch mehreren mir gegebenen Blöſsen Vortheil zu ziehen. Ich bemerke bloſs bey dieſer Gelegenheit, daſs ſo eben eine mit Geſchmack bearbeitete *allgemeine Reiſe-Bibliothek* von mir erſchienen iſt (Berlin, *Unger*) die zwar Herrn *Bertuch* und ſeinen Handlangern abermals ein gewaltiger Dorn im Auge ſeyn, aber trotz ähnlicher niederträchtigen Angriffe gewiſs den Beyfall unparteyiſcher Kenner erhalten, und ein zahlreiches Publicum finden wird. —

„Von nun an jedoch weiter kein Wort, ſo plump und grob ſich auch Herr *Bertuch* zu vertheidigen, oder ſo pfiffig und ſchimpfend er zu entſchlüpfen ſuchen wird.“

Würzburg den 18 April 1806.

Fiſcher *).

*) Ich erſuche alle meine Freunde, ihre Briefe unverändert, bis auf weitere Nachricht, immerfort hierher zu addreſſiren.

* * *

Antwort und Gegenerklärung des Recenſenten.

Dem Profeſſor der Aeſthetik zu *Würzburg*, Herrn *Fiſcher*, macht es wahrhaftig wenig Ehre, daſs er die Unzufriedenheit mit dem Recenſenten ſeiner *Reiſen in das ſüdliche Frankreich*, (in den A. Geogr. Ephem. Apr. 1806.) dazu benutzt, um auf das Geographiſche Inſtitut zu Weimar ein zweideutiges Licht zu werfen. Hat er Urſache, ſeinem Recenſenten zu zürnen, ſo greiffe er dieſen, und nicht jenes an. Recenſent mag den ungeſitteten Ton, worin Herr *Fiſcher* ſeinen eben ſo unlogiſchen als unäſthetiſchen Ausfall wagt, hier nicht erwiedern, ſo ſehr er ihn auch verdiente; vielleicht zeigt ſich die Gelegenheit bald, H. *Fiſchers* Blöſſen, die Recenſent bis jetzt noch geſchont hatte, weil er ihn für nicht ganz unverbeſſerlich hielt, näher aufzudecken. Herr *Fiſcher* iſt Recenſenten nur aus ſeinen Werken bekannt; unter dieſen war das ſchlechteſte das,

über deſſen Recenſion er ſo erbittert iſt. Recenſent hatte an dieſem Werke nicht blofs das Flüchtige, Unzuſammenhängende, Mangel- und Fehlerhafte und Seichte gerügt, ſondern ſich auch wider ſeine Compilation männlich erklärt. Zu dieſen Compilationen gehören theils die Saamen- und Pflanzenverzeichniſſe, die ganze Seiten einnehmen, die meteorologiſchen Beobachtungen und die geographiſchen Details, die da, wo die Quellen reichlich fliefsen, ganze Abſchnitte füllen, theils das, was er in dem viele Seiten langen Abdrucke der Quarantaine-Anſtalten zu *Marſeille* ſagt. Anſtatt ſich auf eine Vertheidigung der beträchtlichen Fehler und Lücken ſeines Werks einzulaſſen, fordert er den Recenſenten, der ihn nur durch einen Fingerzeig aufmerkſam gemacht hatte, dafs die Nachrichten von den Quarantaine-Anſtalten längſt ſchon bekannt wären, heraus, *dieſes wahr zu machen.* Wäre Herr *Fiſcher* ſo beſcheiden geweſen, ſich in die Stelle des Recenſenten zu ſetzen, der ſo ſchonend gegen ihn war, dafs er ihm *ſein Reiſemachen* verziehe: ſo würde er nicht in dieſen erbärmlichen Ton literäriſcher Renommiſterei verfallen ſeyn. Herr *Fiſcher* leſe doch, was von dieſen Quarantaine-Anſtalten zu *Marſeille* im VIII. Stücke der *Blätter für Polizei und Cultur* (Tübingen, 1800, bei Cotta) S. 371—77, was eben daſelbſt im VII. St. 1801, S. 37. in einem Auszuge aus *Gröbens orientaliſcher Reiſebeſchreibung* (Marienwerder 1694) mitgetheilt iſt, um nicht nur ſeine Herausforderung beſchämt zurückzunehmen, ſondern auch ſich, wenn er ſo viel Selbſtverläugnung beſitzt, zu geſtehen, dafs er dieſe Züchtigung und Beſchämung vor dem Publicum verdiente: wenn H. *Fiſcher* dieſes geleſen, und wenn er ſich gebeſſert hat, ſo wende er ſich dann zu dem, was *Wallſtein* in dieſen Blättern, welche hierin einen Auszug aus den *Altonaer Addreſs-Comtoir-Nachrichten* I. und II. Stück 1801 liefern, von den Quarantainen, *was ſie ſeyn könnten, und was ſie ſeyn ſollten?* nicht compilationsmäfsig, um ſich Geld damit zu verdienen, und eine *Partie de plaiſir* — von Andern *Reiſen* genannt — dafür zu machen, ſondern in der Abſicht angegeben hat, um ſich der höchſten Vollkommenheit ſolcher Anſtalten zu nähern, womit freilich die gewinnreiche Mittheilung von Anſtalten, *wie ſie ſind*, und die Fingerfertigkeit im Schreiben nicht gut beſtehen kann. Recenſent überläſst es jetzt Herrn *Fiſcher*, zu beſtimmen, wer lügt und wer verläumdet? Uebrigens hält er es unter ſeiner Würde, auf die *Calumnie*, dafs er vom Legationsrath *Bertuch* zu dieſer Recenſion *aufgefordert* ſey, oder dafs dieſer nur mit einem Worte daran Theil genommen habe, zu antworten. *Neque tu*, möchte er mit *Diogenes* ſagen, *male de me dicendo fidem mereberis, neque ego in te laudando.*

2.

Ein Paar Worte

des

Geogaphischen Instituts in Weimar

auf

die von Hrn. Albers zu Lüneburg im Reichs-anzeiger (No. 121 d. J.) und von der Homannischen Landcharten-Handlung zu Nürnberg ebendaselbst (No. 177 d. J.) eingerückten Aufsätze.

Seit einiger Zeit sind in dem *Reichs-Anzeiger* Aufsätze aufgenommen worden, welche ursprünglich gegen Recensionen und Aufsätze in den *Allg. Geogr. Eph.* gerichtet seyn sollen, ihrem Wesen nach aber lediglich gegen das *Geogr. Institut* und dessen Unternehmer, Hrn. Legat. Rath *Bertuch* niedrige Unwahrheiten und elende Verläumdungen zu verbreiten beabsichtigen. Man wählt zu solchen Aufsätzen aus guten Gründen den *Reichs-Anzeiger*, weil hier dem Publicum die in den *A. G. E.* eingerückten Recensionen nicht vor Augen liegen, und der Leser, bei aller Unbefangenheit, wohl glauben muss, dass doch irgend ein rechtlicher Grund auf Seiten der Verläumder vorhanden seya müsse, ein Institut herabzusetzen, dessen ernstlicher Zweck gemeinnützliche Verbreitung geographischer Kenntnisse ist, und dem bis jetzt der Beifall des Inn- und Auslandes nicht entstand.

Der Unternehmer und Stifter des Geographischen Instituts vereinigte sich für die Ausführung seines Plans, noch weit früher, als das Institut diese blos *merkantilische Firma* annahm, mit Männern, welche Teutschland als vorzüglich fähig dazu erkannte, namentlich Hrn. Prof. *Gaspari* und dem Frhrn. *von Zach*. Letzterer wollte ausser der Redaction der A. G. E. auch die Direction aller von dem Geographischen Institute herauszugebenden Charten führen, und führte sie eine Zeit lang mit allem Glanze, den imponirender Ton und vielseitige Gelehrsamkeit geben kann. Doch ward hier das alte Sprüchwort von Neuem wahr, dass nicht alles Gold sey, was glänzt. Weil der Unternehmer des Geographischen Instituts von sehr verdienten teutschen und auswärtigen Geographen auf grobe Sünden aller Art in den von dem Frhrn. *von Zach* revidirten und mit seinem *Vidi* versehenen Charten aufmerksam gemacht ward — (bekanntlich gehört ausser richtiger Orientirung und richtiger Anwendung guter Ortsbestimmungen noch mehr zur Zeichnung einer brauchbaren Charte) ihm daher die

fernere Redaction derſelben unmöglich Hinger anvertrauen konnte, beſchuldigt man ihn des Undanks, ihm, der vielmehr ſo manche Probe davon erfahren mulste; — giebt ihm Schuld, die *A. Geogr. Ephemeriden* zur Lobpreiſung der Charten und Werke, welche das Geogr. Inſtitut verlegt, und welche kaum zur Hälfte in dem *A. G. E.* erwähnt ſind, zu miſsbrauchen, und ſucht durch heimtückiſche Unwahrheiten das öffentliche Urtheil miszuleiten. Sehr merkwürdig iſt es, daſs Hr. *Albers*, Hr. *Fiſcher* und die andern Schützlinge des ehemaligen Vorſtehers der Seeberger Sternwarte keineswegs es ſich mit den *Recenſenten* ihrer Kritiken, Reiſen und Charten hauptſächlich zu thun machen, ſondern ihren Grimm lediglich gegen den *Herausgeber* der A. Geogr. Ephemeriden richten, der gewiſs die unlautere Quelle, aus der alle dieſe Gallen-Exkremente in den Reichs-Anzeiger flieſsen, kennt, und viel zu ſehr verachtet, um ſie einer ausführlichen Würdigung werth zu halten, auch zu viel Achtung für das Publikum hat, um daſſelbe mit ſolchen elenden Fehden zu belangweiligen. — Möge die *Homanniſche* Charten-Handlung mit dem geographiſchen Inſtitute wetteifern, brauchbare Charten zu liefern; möge Hr. *Albers* ferner diverſe Projections-Arten berechnen; möge Hr. *Fiſcher* immer eine Theorie der äſthetiſchen Reiſen entwerfen und ausführen. — Wohl Ihnen! Das Geographiſche Inſtitut collidirt mit allen dieſen Herrn nicht im Geringſten, und wird, ohne ſich fernerhin auf ſolche Angriffe weiter einzulaſſen, nun ruhig ſeinen Geſchäftsgang fortſetzen, und beſcheiden und neidlos gegen wahres Verdienſt Anderer, der Wiſſenſchaft zu nützen ſuchen.

Inzwiſchen liefern wir hier noch die ſchuldigen Antworten, ſowohl auf Hrn. *Albers Gegenbemerkungen* in No. 121 des R. A. d. J., als auch auf den verläumderiſchen Aufſatz der *Homanniſchen Handlung* (Ebendaſelbſt No. 177).

Das Geographiſche Inſtitut.

* * *

A. Antwort

auf Hrn. Albers Gegenbemerkungen in No. 121 des K. priv. Reichs-Anzeigers von 1806.

Wahrſcheinlich hat ein groſser Theil der Leſer des Reichsanzeigers, weder die *Monatl. Correſpondenz* des Frhrn. *v. Zach*, noch die *A. G. E.* zur Hand, und iſt folglich auſser Stande, Hrn. *Albers* Recension der von dem *Geographiſchen Inſtitute* in *Weimar* herausgegebenen *Charte des brittiſchen Reichs am Ganges*, mit der in den *A. G. E.* gegebenen Antwort zu vergleichen. Wir finden es daher unzweckmäſsig im R. Anzeiger

durch die Einladungen der Herausgeber angetrieben werden, den nähern Umgang mit den Musen zu ſuchen, oder ihn nicht ganz zu fliehen. Den größten Theil derer, die dazu Beyträge liefern, machen indeſſen immer die Schwärme junger Dichter aus, auf die die Hofnung einer zweyten Generation oder auch Dynaſtie beruht; und die ältern ſpielen hier ihre Rolle meiſtens nur epiſodiſch. Manche Leſer haben die Abwechslung unangenehm gefunden, wenn ſie insgemein, ſo wie ſie das Blat umwanden, auf eine Frucht reiferer Jahre eine jugendliche Vorübung folgen ſahen; ſo, wie andern die Miſchung ſo ungleichartiger Gattungen von Gedichten, die ſolchen Sammlungen weſentlich iſt, ein ſehr disharmoniſches Koncert geſchienen hat. Aber kein Leſer wird je genöthigt, es müßte ihn denn ſein eigner Heißhunger nöthigen, den ganzen Vorrath in einem Odem zu genieſſen; nicht zu gedenken, daß er auf die Feinheit ſeines Geſchmacks eben nicht ſtolz ſeyn darf, wenn er nicht jedes in ſeiner Art zu ſchätzen verſteht.

Kronegk erzählt eine Fabel von einem jungen Baume, der nach und nach vertrocknete,

Bald, weil der Blätter Meng die künftge Frucht erſtickte,
Bald, weil die Blüthe fiel, die ſchöne Frucht verſprach.

Ja, als er nach mancherley Unfällen endlich doch zur Blüthe gediehen war, ſiehe da

eine ausführliche Beantwortung seiner Gegenbemerkungen zu geben, glauben aber es Hrn. *Albers*, so gut wie uns selbst, schuldig zu seyn, die *unbefangenen Leser* auf einige Aeusserungen des Hrn. *Albers* aufmerksam zu machen, die sie einigermaafsen in den Stand setzen können, über seine *Wahrheitsliebe*, eine der nöthigsten Eigenschaften eines Recensenten, und seinen Beruf zur Recension dieser Charte zu urtheilen. Von letzterem mag die Probe voranstehen.

„Späterhin," sagt Hr. *A.* (S. 1419 von No. 121 des *R. A.*) „als diese (Hrn. *Albers*) Recension „in den Händen des Hrn. *von Lindenau*, ja gar „schon abgedruckt war, sind uns vorzüglich in „den Heften der *Minerva* — — — nähere Auf„schlüsse bekannt geworden die auf *eine fast* „*wunderbare Art* die Aeusserungen des Rec. „bestätigen" u. s. w.

Also erst nachdem Hr. *Albers* sein sehr inhumanes Urtheil niedergeschrieben, und zum Drucke desselben Gelegenheit gefunden hatte, ward er auf *eine fast wunderbare Art* überzeugt, dafs er Recht hatte? — Es setzt wirklich sehr wenige Rechtlichkeit des Benehmens gegen das Publicum von Seiten eines solchen Recensenten voraus, wenn er erst nach Lautmachung seines Urtheils es für genehm findet, seine eigne Ueberzeugung von der Wahrheit desselben zu erlangen. Wir glauben, dafs der gewöhnliche und wohlhergebrachte Gang, um über irgend Etwas, vorzüglich aber über einen wissenschaftlichen Gegenstand, zumal öffentlich abzusprechen, der ist, sich selbst vorher von der Richtigkeit der Ansicht, die man dem Publicum aufstellen will, zu überzeugen, nicht aber der, zu erzählen, man habe in das Blaue hinein geschossen und doch getroffen.

Einen Beweis von lächerlicher Prahlerei giebt Hr. *A.* dadurch, dafs er erzählt, er habe sich Hrn. *Arrowsmith's*, 1804 herausgegebene Charte von Ostindien kommen lassen, selbst aber erst vor Kurzem erhalten, und daraus folgert, kostbarere Charten zu besitzen, als das Geographische Institut. — Wie lächerlich, sich, wenn es anders wahr ist, mit dem Besitze einer vielleicht wenig brauchbaren, aber *theuren* Charte zu brüsten, da wohl schwerlich der Besitz einer Charte, sondern ihr verständiger Gebrauch etwas Rühmliches ist. Zudem ist sehr die Frage, ob, wenn dem Zeichner auch diese *Arrowsmith'sche* Charte zur Hand war, dieselbe von ihm ungeprüft benutzt worden wäre, da bekanntlich Hrn. *Arrowsmith's* Arbeiten neben viel äufserer Englischen Eleganz, eine Menge bedeutender Fehler enthalten, wie gelegentlich in den *A. G. Ephemeriden* schon hinlänglich bewiesen worden ist, und wie Hr. *Arrowsmith* durch

ſeine allerliebſten Chärtchen zum *Naval Chronicle* täglich von Neuem beweiſst.

Der Zeichner folgte bei Benennung des *Wurda* der *Fadenſchen* Charte. Bekanntlich hat ſich Hr. *Faden* um die Geographie Englands ſehr verdient gemacht, welches zwar nicht ſo vornehm ausſieht, als Charten von Ländern zu verfallen, die ſelten von Sachkundigen Europäern unterſucht werden, aber gewiſs ſchwieriger iſt, als man glaubt. (Nach einem ähnlichen Vorurtheile pflegt man den für einen gewaltigen Geographen zu halten, der ſich viel mit der *alten* Geographie zu ſchaffen macht.)

Einige Belege von der Wahrheitsliebe Hrn. *Albers*, die theils durch die Sucht witzig zu ſeyn, theils durch abſichtliche Verläumdung ſich in ſeine Gegenbemerkungen eingeſchlichen haben, ſind wir ſowohl uns, als dem Publicum hier noch ſchuldig. Sie betreffen die *ehrenrührigen Verläumdungen*, welche er ſich gegen das *Geogr. Inſtitut* in einer Note erlaubt, welche ſeiner Angabe nach, von dem Herausgeber der *Mon. Correſpondenz* vor dem Abdrucke der angeblichen Recenſion unterdrückt ward, jetzt aber (S. 1425. 26. des *R. A.*) wieder aufgenommen worden iſt. Wenn ein Privatmann hämiſche, gegen ſeine Ehre gerichtete Verläumdungen verachten und vergeſſen kann, ſo iſt es eine für Beförderung und Ausbildung irgend eines Zweigs der Wiſſenſchaften errichtete *Anſtalt* der Welt und ſich ſelbſt ſchuldig, dieſe Verläumdungen in ihrer Blöſse darzuſtellen, und den Verläumder der öffentlichen Verachtung Preiſs zu geben.

Die Note von der hier die Rede iſt, lautet folgendergeſtalt:

„Wenn eine Buchhandlung ihre weitläuftigen „Geſchäfte in mehrere Zweige vertheilt, ſo iſt „dieſes kein Gegenſtand des Tadels.“

Wer wird daran auch denken?

„Nicht ganz ſo zu billigen iſt es, wenn ſie einer ſolchen Commandite den imponirenden „Namen eines Geographiſchen Inſtituts beilegt, „wobei jeder ſogleich an das aus Gelehrten „errichtete *Inſtitut national* in Frankreich erinnert wird.“

Das mag Hrn. *Albers* und Conſorten wohl ſo gehen, die nicht wiſſen, daſs *Inſtitut* überhaupt eine *Anſtalt* bedeutet, und daſs ein *Geographiſches Inſtitut* nichts mehr oder weniger heiſse, als eine Anſtalt, die Kenntniſs der Erde zu verbreiten, zu erweitern und hiezu dem Freunde der Erdkunde Hülfsmittel zu verſchaffen. Was iſt denn da Imponirendes? — In wiefern bis dahin das Geographiſche Inſtitut ſeinen Zweck erreichte, mögen unpartheyiſche Richter entſcheiden; aber nicht ſolche, die

ohnehin nur so lange Alles zu der Erweiterung und Empfehlung dieser Anstalt, wenn sie auch gleich diesen anstößigen Namen noch nicht führte, beitrugen, als sie ihnen in merkantilischer Hinsicht vortheilhaft war. Unter diese Kategorie gehört freilich Hr. *Albers* nicht, den wir nicht weiter als aus einigen Aufsätzen in der *Mon. Correspondenz* kennen, welche wahrscheinlich den einzelnen Heften derselben die ungemeine Wichtigkeit, von der er spricht, geben sollen. Allein seine Incompetenz über wissenschaftliche Anstalten überhaupt abzusprechen, geht deutlich aus dem Umstande hervor, dass er, ohne grobe Unwahrheiten zu sagen, auch die wenigen Zeilen seiner Note nicht vollenden konnte. Man lese nur weiter.

„Scharfe Rüge aber verdient es, wenn eine „solche Buchhandlung die Redaction eines von „ihr herausgegebenen Journals dazu verleitet, „die Errichtung einer bloßen Buchhändler-„Commandite als einen der wesentlichsten Fort-„schritte der Wissenschaft darzustellen, wie „dieses im Januarhefte der *A. G. E.* 1805. S. 5. „u. 6. geschehen ist.“

Wenn dort der Verf. der *Uebersicht der jährlichen Veränderungen im Gebiete der Erdkunde*, dem Plane des Geographischen Instituts seinen Beifall schenkte, und die Redactoren der *A. G. Ephemeriden* diese Stelle seines Aufsatzes abdrucken liessen, weil sie solche billigten, behauptet Hr. *Albers*, dass eine Buchhandlung die Redaction eines von ihr herausgegebenen Journals verleite, die Errichtung einer bloßen Buchhändler-Commandite als einen der wesentlichsten Fortschritte der Wissenschaft darzustellen? — Wir glauben, dass dergleichen Verläumdungen so unüberlegt und kopflos hin zu schreiben und drucken zu lassen, wie sich hier Hr. *Albers* erlaubt hat, als Injurie eine *scharfe, gerichtliche Rüge* verdiene, da er denn doch wohl Beweise von dem, was er in leidenschaftlicher Unbesonnenheit niederschrieb, geben muss, welches er auch ohnstreitig selbst fühlen wird, wenn er folgende Stelle, die den Beschluss der angeblich unterdrückten Note macht, mit einigem Bedachte, wenn er dessen fähig ist, überliefet.

„— Wenn sie dieses Journal dazu missbraucht, „ihre Verlagsartikel über die Maasen heraus „zu streichen“ (dies war vielleicht der Fall während der Frhr. von *Zach* die Redaction der beiden ersten Jahrgänge der *A. G. E.* führte, welche beinahe die ganze Unternehmung scheitern machte) „und die collidirenden Artikel „anderer Buch- und Kunsthandlungen entweder „herabzusetzen, oder wo dieses nicht möglich „ist, sie mit Stillschweigen zu übergehen, wo-

zu

„zu auch die *A. G. E.* in den neueſten Zeiten „manche Belege darbieten."

Wenn ſich der Unbefangene leicht durch Vergleichung des Verlags-Catalogs des Geographiſchen Inſtituts mit den Anzeigen der Artikel, die aus demſelben in den *A. G. E.* ſtehen, überzeugen kann, daſs eine ſehr beträchtliche Anzahl unſrer Verlags-Artikel in den *A. G. E. höchſtens nur in dem Avantcoureur* angeführt, aber nicht *einmal angezeigt, geſchweige denn herausgeſtrichen* iſt, ſo möchte es Hr. *Albers* wohl nöthig haben, ſeine Aeuſſerungen öffentlich zu belegen, oder die berühmte Nieswurzel Cur zu gebrauchen. — Daſs die *collidirenden* Artikel anderer Buch- und Kunſthandlungen entweder *herabgeſetzt* oder mit *Stillſchweigen übergangen* worden, iſt, ſo wie es hier ſteht, durchaus unwahr. Von *collidirenden* Artikeln wuſste nie ein Recenſent in den *A. G. E.* etwas. Getadelt — nicht *herabgeſetzt* — wurden neu erſchienene Artikel, wenn ſie fehlerhaft und ſchlecht waren, und dieſer Tadel war, wie alle Leſer der *A. G. E.* wiſſen, ſtets *belegt;* mit *Stillſchweigen übergangen*, wurden zuweilen andere, entweder, weil ſie, des Poſaunentons ihrer Ankündigungen ungeachtet, unbedeutend waren, und ihre Anzeige andern mehr intereſſanten geographiſchen Gegenſtänden, bei dem beſchränkten Raume der *A. G. E.* Platz machen muſsten; oder, weil oft unfleiſsige Recenſenten und Mitarbeiter der *A. G. E.* ihre Anzeige ſchuldig blieben. — Uebrigens glaubt aber das Geographiſche Inſtitut auf keine andere Art mit irgend einer Kunſt- und Buchhandlung zu *collidiren*, als in dem *ernſtlichen* Beſtreben brauchbare Mittel für Geographiſche Belehrung dem Freunde der Erdkunde mitzutheilen; und wird über ſolche Colliſionen gewiſs nicht Urſach haben böſe zu ſeyn.

* * *

B. Antwort

auf die

von den Beſitzern der Homanniſchen Landcharten-Handlung in Nürnberg in No. 177 des R. Anzeigers v. d. J. eingerückte Antikritik der Recenſion der Cnopfiſchen Charten von Anſpach und Bayreuth in den A. G. E. Bd. XX. S. 110 f.

Im J. 1805 ward eine von den *beiden Beſitzern der Homanniſchen Landchartenhandlung* unterzeichnete, *Adreſſe an das Publicum* auf 8 Quartſeiten ausgegeben, in welcher ſie verſprachen, ihren reichen Vorrath an alten Charten, theils wo es angienge, dem damaligen Zuſtande

der Geographie gemäfs, zu ajuſtiren, theils die in Rückſicht auf aſtronomiſche Ortsbeſtimmung oder Topographie gar zu fehlerhaften durch neue zu erſetzen, und zu gleicher Zeit Rechenſchaft abzulegen, was bis dahin von ihnen in dieſer Abſicht geſchehen ſey. Unter Andern heiſst es darin S. 5 nach Erwähnung der Verdienſte des Frhrn. *von Zach* um die *Sammlung* und *Veranlaſſung* guter Ortsbeſtimmungen: „Dieſe wichtigen und gemeinnützigen Arbeiten ſetzen uns in den Stand, mehreren „unſerer (ältern) Blätter aſtronomiſche Genauigkeit zu „verſchaffen und andere, auf welche die unmittelbaren „Beſtimmungen nicht, oder nur mit einzelnen Puncten „hinreichen, *der wahren Lage wenigſtens nahe zu rükken.*“ Ferner ebendaſelbſt (S 7): Manche Blätter, z. „B. Erfurt, ſind ohnehin zu fehlerhaft“ (in Rückſicht „der Ortsbeſtimmungen und der Topographie) „als daſs „ſie in Zukunft könnten beibehalten werden.“

Wie Recenſent die neue Ausgabe der *Cnopfiſchen* Charten von *Anſpach* und *Bayreuth* erhielt, glaubte er, da ſie neu erſchienen waren, folglich beibehalten wurden, die Herausgeber hätten *ſich in den Stand geſetzt* geſehen, *dieſen Blättern aſtronomiſche Genauigkeit zu verſchaffen*, oder ſolche *der wahren Lage wenigſtens nahe zu rücken*, und war daher begierig zu ſehen, wie dies Verſprechen hier erfüllt worden ſey, beurtheilte ſie auch blofs in dieſer Hinſicht. Er fand ſich aber ſehr getäuſcht bei Vergleichung der auf der Charte angegebenen Entfernung von *Nürnberg* bis *Elwangen* und der durch Rechnung gefundenen Entfernung beider Orte, wenn *Caſſini* und *Amman* letzteren Ort auch nur erträglich richtig beſtimmten. Nach den Angaben auf der *Cnopfſchen* Charte beträgt dieſe Entfernung $12\frac{4}{5}$ (12. 818) geogr. Meilen. Die wahre Entfernung, die *Ammanſche* Beſtimmung von *Elwangen* zu Grunde gelegt, iſt $19\frac{5}{8}$ g. M. Der Fehler der *Cnopfſchen* Charte von *Anſpach* beträgt hier alſo $6\frac{7}{40}$, lage über *ſechs und eine halbe* Meile, bei einer Entfernung von etwas über *neunzehn und eine halbe* Meile. Der Maasſtab iſt keineswegs ſo klein, um dieſen Fehler, der ein Drittheil der ganzen Diſtanz beträgt, unbemerkbar zu machen, da hier die geogr. M. nahe *einen* Pariſer Zoll beträgt. — Ein ſolcher Fehler iſt wirklich hinreichend zu zeigen, daſs die Herausgeber ihr in der erwähnten Addreſſe an das Publicum gegebenes *Verſprechen*, die alten incurablen Charten zu caſſiren, die minder fehlerhaften aber möglichſt zu *berichtigen*, bei dieſen mit nichten erfüllt haben. —

Die Lagen von *Bayreuth* und *Erlangen* auf den beiden Charten vom Fürſtenthume Bayreuth ſtimmten gleichfalls nicht mit den von ihnen bekannt gewordenen Ortsbeſtimmungen. Darüber iſt Rec. nach dem Ausdrucke der Beſitzer der Homanniſchen Handlung „*lärmend los-*

gebrochen“ — was, nebenbei gesagt, eine grobe Unwahrheit ist. Für ersteren Ort haben die Besitzer der Homannischen Handlung nun herausgebracht, dass er nur um eine Minute der Breite (nach dem Massstabe *ein Viertel Paris. Zoll*) fehlerhaft liege und sagen: „das sey doch „alles Mögliche, was man von einer genauen Charte erwarten könne.“ Bei *solchen* Grundsätzen kann man freilich wenig Hoffnung haben, den alten Wust aus der Homannischen Niederlage entfernt zu sehen. Die Entschuldigung der auf der Charte angewendeten Niederlegung von *Erlangen* ist sehr seltsam ausgefallen. Es heisst nämlich: „*Erlangen* ist nach *Wurm's* Resultaten „in der Charte auf 28° 43′ 39″ angesetzt. Wir sind aber „mit der Länge dieser Stadt noch nicht im Reinen, und „Hr. Hofr. *Mayer* bestimmt sie aus eigenen Beobachtungen auf (28°) 46′ 12″. Der trigonometrische Anblick von „*Nürnberg* aus, entfernt sie etwas über zwei Minuten „westlich von dieser Stadt. Wir werden sie daher auf „nicht volle 46′ in der Charte niederlegen.“ — Was soll das heissen? Auf einer *künftigen Charte* von Bayreuth? — Denn auf der *jetzigen* liegt *Erlangen* nach der Wurm'schen Berechnung des Merkurs-Durchganges von 1799.

Die Ausflucht, als ob Rec. ein *älteres* Exemplar zu seiner Recension vor sich gehabt habe, ist unstatthaft. Er erhielt dieses mit der *Jahrzahl* 1805 erschienene, so viel er weiss, unmittelbar von der Homannischen Handlung. Dass Rec. die von Hr. *Soltzmann* verbesserte *Vetterische* Charte für brauchbarer erklärte, dass er es für zweckmässiger hielt, die Ausgabe einer angeblich neuen Charte der fränkischen Fürstenthümer noch einige Zeit zu verschieben, erklären die Besitzer der Homannischen Chartenhandlung für: „wirkliche böse Unart und Einfalt,“ sagen: „die grosse Zahl der Staatsdiener des Landes könne über die topographische Genauigkeit urtheilen und wählte das Blatt von Anspach für seinen Wirkungskreis,“ (ohnstreitig, weil die Vetterische Charte dort nicht so bekannt oder so leicht zu haben ist, und man sich in Ermangelung etwas Besseren immer gern mit etwas Mittelmässigem behilft) und fügen an einer anderen Stelle hinzu: „dass *Nürnberg* keinen Mangel an „*tüchtigen Männern* leide, welche den getriebenen Unfug“ (unter andern mit den Chartenrecensionen in den „*A. G. E.*) „längst mit Widerwillen ansahen.“ Rec. hat viel zu grossen Respect vor diesen *tüchtigen Männern Nürnbergs* (ohne Zweifel wohl nur den Besitzern der Homannischen Handlung), die statt mit Gründen, mit Grobheiten antworten, als dass er ihnen nicht das Feld gern räumen sollte. Diese tüchtigen Männer drohen mit Contrarecensionen von Charten, die das Geogr. Institut verlegt, namentlich denen von *Schwaben* und *Franken*.

Beide wird das geographiſche Inſtitut gern dem Muthwillen der tüchtigen Männer Preiſs geben, da es die gegründete Hoffnung hat, bald eine brauchbarere Charte von Erſterem, als die bisherige war, liefern zu können und überzeugt iſt, daſs dieſes Blatt ſo viel Sünden nicht zählt, als ähnliche Blätter, nicht nur der Homanniſchen, ſondern auch anderer Handlungen. Aber bei der Verehrung, die dem verdienten Frhrn. von *Zach* von der Homanniſchen Handlung gezollt wird, ſollte ſie und ihre Recenſenten doch die *Kreybichſche* Charte von *Franken* gelten laſſen, die *Er ſelbſt beſorgt* und mit ſeinem *Vidi* verſehen hat, inzwiſchen die früher in eben dieſem Verlage erſchienene Charte vom Hrn. *Güſſefeld*, als *ganz untauglich* von ihm verworfen wurde. So viel wir wiſſen, ſtammt doch ein ſehr beträchtlicher Theil des dermaligen Chartenlagers der Homanniſchen Handlung vom Hrn. Rath *Güſſefeld* her. Wehe dem Homanniſchen Chartenlager, wenn es unter ſo vornehme Hände gefallen wäre! —

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1807.

I.

Gedichte.

1.

An eine einzeln ſtehende Tanne, im Winter.

O, Tanne! wie ſo ſtolz und hehr
Blickſt du in deiner Pracht umher!
Hoch ſtreckt dein Haupt ſich in die Luft,
Umglänzt vom frühen Silberduft!

Du lächelſt jetzt, da die Natur
Erſtorben iſt und von der Flur
Mit Floren Zephir weggeeilt
Und Boreas ſie wild durchheult.

Du ſtehſt allein in voller Pracht
Und achteſt nicht des Winters Macht;
Du ſteheſt wie ein Fels im Meer;
Nichts grünt und blühet um dich her!

O Bild der Selbſtgenügſamkeit!
Du lebeſt in der Einſamkeit,
Dem Weiſen gleich, der dieſe Welt
Nur für ein Haus der Narren hält.

Doch ſchmückt dich auch, gleich ihm, kein Herz,
Das ſich betrübt bei fremdem Schmerz,
Und ſeiner Brüder Freuden theilt
Und ihre Wunden gerne heilt!

Ständ' ich, wie du, öd' und allein,
Umglänzet von der Sonne Schein,
Und lächelte mir hold das Glück:
Mein Loos hielt' ich für Mißgeſchick;

Und flehte: „Vater der Natur!
„Ich ehre deiner Güte Spur;
„Doch laß, o laß mich nicht allein
„Der Herold deiner Milde ſeyn!

„Nein! lieber ſchließe mir der Tod
„Mein Auge für das Morgenroth.
„Beglückt, o Gott! allein zu ſeyn,
„Iſt mir kein Glück, iſt für mich Pein!“

2.

Auf eine Apfelblüte.

Du ſchönes Kind der holden Flore!
Du prangſt mit Purpur, wie Aurore,
Und mit der Lilje Silberkleid!
Wie labend ſind die Balſamdüfte,
Die in die reinen Morgenlüfte
Dein Kelch für Florens Freunde ſtreut!

Und alle deine Schweſtern prangen
In gleicher Lieblichkeit, und hangen
Unzählbar an dem ſchönen Baum,
Wie an dem Flor der Nacht die Sterne,
Wenn ſie, in wolkenloſer Ferne,
Durchwallt des Himmels weiten Raum.

Doch auch vergänglich, wie Aurore,
Biſt du und deine Pracht. Die Hore

Gedrücket von der Laſt der Früchte,
Biegt ſich der Baum, ſo, daß man ihm auch Stützen gab;
Die Menge war zu groß — o traurige Geſchichte! —
Faſt alle Früchte fielen ab.

Und der Baum, ſagt er, ſey die deutſche Poeſie. Unſtreitig iſt die Allegorie jetzt ungleich paſſender, als zu Kronegks Zeiten. Wie bey einem allgemeinem Auflauf die Rotte von Straſſe zu Straſſe wächſt; ſo wird das Gedränge derer, die nach Lorbeerkränzen laufen, von Jahre zu Jahre immer gröſſer, und kein Wunder iſt es, wenn ſo viele dabey erdruckt werden.

So bald ein Kind dem Arm der Amme ſich entriſſen,
Gelenk ins Händchen kommt, die Fingerchen ſich ſchlieſſen,
Ergreifts ein Buch Papier, und ſchreibt mit vieler Müh
Gereimten Miſchmaſch hin, und das heißt Poeſie;
Der Vater lieſt und weint ꝛc.

Die immer mehr anſchwellende Zahl der **Leyermänner**, die immer ecklern (2) Leſer, die immer mehr auflauernden Kritiker, nichts ſchreckt unſre jungen Dichter ab. Denn nichts gleicht der Hitze eines Menſchen, der ſich zum Dichter gebohren glaubt. Bey allen jenen Schwierigkeiten,

Schmückt ſich mit dir nur kurze Zeit.
Verwelkt wirſt du ein Spiel der Weſte
Und deine falben Ueberreſte,
Sie predigen Vergänglichkeit!

Doch was verdränget dich vom Aſte,
Der dich, wie Gold den Demant, faßte? —
Vom Edlern nur wirſt du verdrängt!
Dem goldnen Apfel mußt du weichen! —
Nun biſt du, Blüte, mir ein Zeichen,
Das Ruh' in meinen Buſen ſenkt.

Wie du, blüh' ich und werd' erbleichen;
Mein Leben muß dem Tode weichen!
Allein was iſt er denn, der Tod? —
„Der Anfang von dem edlern Leben!"
O Pſyche! drum mußt du nicht beben,
Wenn er ſich naht als Morgenroth!

3.

Apotheoſe.

Der jüngſten Weiſen einer ſagt:
Die Gottheit denke nicht. Dieß hat Dorant vernommen.

Und er, der ſich mit Denken ſonſt geplagt,
Hat ſelbigem nun ganz entſagt.
„Wir ſollen ja, ſpricht er, vollkommen,
„Wie Gott, das höchſte Weſen, ſeyn:
„Darum ſtell' ich das Denken ein.“

G . .

II.

Von der Bedeutung des Geiſtreichen.

Vorwort.

Es fehlt in unſern Tagen zwar nicht an groſſen und kleinen Werken, welche über die Kunſt ſelbſt, und faſt über alle Theile derſelben, geſchrieben worden ſind, und man ſollte glauben, es ſey alles, was darüber geſagt werden kann, erſchöpft; demungeachtet giebt es wenig gründlich belehrende, dem Künſtler und Kunſtliebhaber gleich intereſſante Abhandlungen, und es wird dem kunſtliebenden Publikum nicht unangenehm ſeyn, wenn hiermit angezeigt wird, daß der Dresdner Hofmaler, Hr. Vogel, entſchloſſen iſt, ein Werk herauszugeben, das

vielleicht manche belehrende Winke zu geben im Stande seyn dürfte.

Hr. Vogel ist längst als einer der gefühlvollesten und geistreichsten Künstler unter uns bekannt. Die Menschheit in ihrer Knospe, in der schuld- und harmlosen Kinderwelt vorzustellen, ist seinem zarten Pinsel oft schon bis zur Bewunderung gelungen und seine seelenvollen Portraits sprechen es laut aus, daß der tief und zart empfindende Künstler auch die innere Physiognomie, deren mehr oder weniger getreue Abdrücke wir im Menschenantlitz erblicken, zu erfassen wußte. In dem Werke, wovon hier eine Probe geliefert wird, werden die Kenner auch den denkenden und gelehrten Forscher über das Wesen seiner Kunst und alle verwandten Gegenstände nicht verkennen. Mit Sachkunde und Geschmack sind die zahlreichen Beispiele gewählt. Möge das in der Handschrift vollendete Werk die Unterstützung und Aufmunterung finden, die es verdient.

In verschiedenen zwanglosen Heften wird das Werk das enthalten, was die Schönheit in der bildenden Kunst, und die Bedingungen, welche damit zu vereinigen sind, betrifft. Viele Kupfer wer-

den das Geſagte verdeutlichen. Die hier gelieferte Probe hat bloß deswegen gewählt werden müſſen, weil dazu keine Kupfer erforderlich ſind.

B.

* * * *

Es giebt Bedeutungen, wobei man theils durch Vermeidung mancher in Verbindung geſetzter Dinge, die in einem analogiſchen Mißverhältniſſe ſtehen, theils durch die gehörige Anordnung in örtlichen Beſtimmungen, der Analogie gemäß, ſchicklich ſeinen Gegenſtand darſtellen kann.

Die Beobachtung des Schicklichen iſt, nach Beſchaffenheit der Sache, oft von ſo großer Wichtigkeit, daß der Verſtoß dagegen allgemein auffällt, je nachdem die Sache mehr oder weniger, bei der Verſchiedenheit der Gefühle, die das Schickliche in manchen Fällen nicht ſo leicht auffinden, ſich bemerkbar anſpricht. Bei alle dem bleibt der Charakter des Schicklichen nichts Relatives, was ſich etwa in höherem oder minderem Grade ausdrückte, ſondern etwas Abſolutes; deswegen hat die zu treffende Anordnung des Schicklichen das Eigene, daß wir vorausſetzen, es müſſe ſo ſeyn, und nur durch vorkommende Verſtoße gegen das Schickliche erwacht

gleichſam in uns erſt die Bemerkung, wie der Gegenſtand genommen werden müſſe.

Diejenigen Bedeutungen, die ſich auf die Nachahmung beziehen, können nur nach dem Talent und Genie des Künſtlers mehr oder weniger glücklich erreicht werden. Betreffen dieſe Bedeutungen den Menſchen in ſeinem geiſtigen Wirken, ſo gehören ſie in die Sphäre des Geiſtreichen. Sonach werden ſich alſo dieſe Bedeutungen auf den Hauptgedanken und den treffenden Ausdruck der Perſonen zu beziehen haben, ſo, daß ſie als Weſen, mit Seele begabt, ſich darſtellen, und dadurch den Geiſt des Beſchauers anſprechen, oder ihn den Ausdruck des Kunſtwerks fühlen laſſen. Die Hauptſache bei dem Geiſtreichen iſt, daß irgend eine Sache, beſonders aber ein glücklich gewählter Gedanke, auf eine freie, treffende, oft frappante Art dargeſtellt werde. Dieſes Geiſtreiche offenbart ſich dann auf mancherlei Weiſe, bald im mindern, bald im ſtärkern Grade. So zeigt es ſich ſchon durch glücklich gewählte Stellung, oder treffenden Ausdruck in Köpfen. Es wird z. B. der Geiſt bei einer dargeſtellten ganzen Figur oder Knieſtück verloren gehen, wenn man die Verlegenheit des Malers ſieht, die Glieder gehörig zu

legen; ſo, daß das Portrait als gezwungen geſtellt ausſieht. Er hat alſo dahin zu ſtreben, daß die Anordnung bei den Stellungen, ſowohl für die Schönheit, als für die Bedeutungen, nicht als geſucht erſcheine; denn auch bei einer ruhigen, unbedeutend ſcheinenden Stellung, giebt die Natur Merkmale, die auf eine gewiſſe Thätigkeit und Stimmung der Seele hindeuten, welche der Maler abzulauſchen trachten muß.

So wie der Fehler des gezwungen Geſtellten durch Mangel an Ausdruck bemerkbar werden kann, ſo kann das auch durch affektirte Uebertreibung geſchehen, wo der Hauptpunkt, ſtatt herausgehoben zu ſeyn, verfehlt iſt, und die Nebenpunkte grell hervorſtechen. Eine ſolche geſuchte Deutlichkeit iſt ekelhaft, und der Künſtler ſcheint hier bloß für eine rohe, unkultivirte Menſchenklaſſe gearbeitet zu haben.

Es iſt aber auf der andern Seite nicht genug, daß die Stellungen das, was ſie ausdrücken ſollen, errathen laſſen und andeuten, ſondern die Seele muß in der angegebenen Form ſelbſt zu liegen ſcheinen, z. B. wenn durch einen gewiſſen Ausdruck eine Empfindung im Geſichte dargeſtellt werden ſoll, ſo

muß die Empfindung, oder der leidenschaftliche Ausdruck, nicht bloß an den bemerkbarsten Theilen sichtbar werden, sondern auch noch an den Theilen, wo die Wirkung der Empfindung sich zu verlieren scheint. Da diese genaue Zusammenstimmung eine solche Darstellung schwierig macht, so hat der Künstler jene feinen Nüancen wohl zu studiren, denn durch Mangel an gehöriger Auffassung jener Feinheiten kann leicht etwas Fremdartiges in die Vorstellung gebracht, und dadurch der eingreifende Eindruck in das Gemüthe des Beschauenden verhindert werden. Doch nicht bloß in der Sache, sondern auch in Gedanken kann das Geistreiche herrschen, es muß das Genie des Künstlers aus denselben hervorgehen. Eine lebhafte geläuterte Phantasie muß ihm Ideen zuführen, die in seine Darstellungen Leben, Interesse, Ueberraschung und treffende Bedeutsamkeit bringen. Dies geschieht aber nicht durch Ueberladung und ängstliches Haschen nach Gesuchtem und Nebendingen, vielmehr trägt es dazu bei, dem vielleicht schon daseyenden glücklichen Gedanken sein Interesse zu stören. Hat daher der Maler einen solchen glücklichen Gedanken, der ihm bedeutende Merkmale liefert, die zuweilen in leblosen Nebenobjekten bestehen, welche den Gedanken deutlich machen, so muß er dahin sehen, daß er, bei der Anordnung dieser

Objekte, auch für die Schönheit mit diesem Stoffe anlange, um geistreich bleiben zu können. *) ohne deswegen zu mehrern unnützen Objekten seine Zuflucht zu nehmen, welche zur Heraushebung des Gedankens nichts beitragen, (ob sie schon an sich bei der Sache nicht unschicklich sind,) vielmehr als unnöthige Auswässerung ihm seine imponirende Stärke benehmen.

Gewisse Darstellungen eignen sich gar nicht für die Sphäre des Geistreichen. So würde ein Chor musicirender Personen, auf einem Gemälde vorgestellt, weder ein materischer, noch geistreicher Gegenstand seyn. Bei einem schönen Concert findet nur das Ohr, aber nicht das Auge seine Rechnung. Es drückt da jede Stellung gleichen ängstlichen Zwang und Anstrengung aus, und giebt keine Mannichfaltigkeit im Ausdrucke, welcher die verschiedenen Gemüthszustände der Personen andeutete. In Verknüpfung mit andern Handlungen und Lagen, welche dergleichen Vorstellungen für eine gewisse Bedeutung beigefügt sind, z. B. bei einem feierlichen

*) Zu einer solchen Ueberhäufung werden Maler veranlaßt, wenn sie gewisse Winkel und Räume dadurch modificiren wollen.

Aufzuge, oder, wie Raphael die heilige Cäcilia vorſtellt, als ſolche die Muſik der himmliſchen Chöre vernimmt, leidet dieß keine Einſchränkung, da ſolche muſicirende Perſonen, in maleriſcher Rückſicht, dann nicht den Hauptpunkt im Bilde ausmachen. *)

*) Bei muſicirenden Engeln drängt ſich hier die Bemerkung auf, daß, außer dem Froſtigen der Handlung, auch noch eine Störung für die idealiſche Illuſion erfolgt, indem ſie mit unſern üblichen, verfeinerten und vervollkommneten muſikaliſchen Inſtrumenten verſehen werden müſſen, und dadurch Ideen in Anregung gebracht werden, die unſere jetzige Welt in ihren Sitten und Gebräuchen mit dem Weſen jener idealiſchen Welt in heterogene Verbindung ſetzt. (Dieß geſchieht wenn man Engeln Violiner, Flöten u. dergl. zu einem Concerte geben muß.) Raphael hat bei dem Gemälde der heiligen Cäcilia muſikaliſche Inſtrumente anzubringen vermieden, da er ein ſingendes Chor vorgeſtellt hat. Für idealiſche Vorſtellungen aus der Mythologie und dem arkadiſchen Hirtenleben, wo die Leier, das Tympanum, die zweiröhrige Opfer- und die ſiebenröhrige Hirtenflöte können gebraucht werden, bewirken ſolche Inſtrumente keine Störung für die idealiſche Illuſion, und in ſolchen Vorſtellungen würde es unſchicklich ſeyn, wenn man unſere jetzt üblichen Inſtrumente anbringen wollte.

Hingegen bei einzelnen auf Instrumenten spielenden Personen wird erfordert, daß sich das malerische Interesse mit der spielenden Person selbst gehörig vereinige. Z. B. wenn ein junger Mensch Unterricht auf einem Instrumente erhält, wie unter den herkulanischen Gemälden Achilles vom Chiron auf der Leier, und der junge Olympus vom Pan auf der Flöte unterwiesen, vorgestellt sind, so werden diese spielenden Personen nicht sowohl als solche, sondern durch die dabei ins Auge fallenden, bedeutenden Eigenheiten, auf der einen Seite die Unwissenheit, das ungeschickte Benehmen, auf der andern das Bestreben der Belehrung und Zurechtweisung, interessant.

Auf eine andere Weise kann ein Bettelmusikant vor der Thüre einer Bauerhütte durch das

Es ist daher wohl nicht zu entschuldigen, daß Raphael den Apoll auf dem Parnaß auf einer Geige spielen läßt; wiewohl das Auffallende dabei durch die von der jetzt üblichen Art etwas abweichende Form noch gemildert wird. Es wird übrigens als ein Vortheil für die bildende Kunst angesehen werden müssen, daß jene angegebenen idealischen Instrumente, für unsere Zeiten nicht anwendbar, jenen idealischen Zeiten als Heiligthum gelassen werden.

keiten, gelingt es doch noch täglich einem und dem andern, auf diese oder jene Art, auf eine kurze Zeit, eine gewisse Anzahl von Lesern an sich zu ziehen, da mit der zunehmenden Menge der Leser auch die Verschiedenheit des Geschmacks grösser werden muß. Kaum sieht der schüchterne Verfasser eines Versuchs einen kleinen Anhang, wäre es auch nur von den Einwohnern seines Städtchens, um sich her, so wird er schon von seinem frühen Ruhme taumelnd; und, hätte er vielleicht würklich die Kräfte, die Vollkommenheit zu erreichen, so ist er doch zu bequem darnach zu streben, oder sinkt wohl gar noch einige Stufen zurück. Wenigstens sind die Beyspiele höchst selten, daß diejenigen, von denen man Anfangs nichts mehr als Anlage rühmen konnte, in den Tempel der Unsterblichkeit eingegangen wären. Die Römer, über deren Fahrläßigkeit ihr Horaz so oft klagen mußte, konnten die sorgfältige Ausübung und die Mühe der Feile nicht so sehr scheuen, als unsre meisten Dichter

Turpem putant inscite metuuntque lituram.

Ohne Selbsterkenntniß durchstreifen sie alle Gebiete der Dichtkunst auf einmal, wie die Verfasser der Zerstreuungen, der poetischen Nebenstunden, der verschiedenen Gedichte, und, wie die unbestimmten Titel weiter heissen mögen. Nichts bringt sie mehr auf, als wenn sie ein aufrichtiger Quintil beym Ohre zupft; und wohl bey keiner Nation pflegen getadelte Dichter heftiger zu toben. Ihr ganzer Ehrgeiz scheint sich

auf

Charakteriſtiſche ſeiner komiſchen Außenſeite Intereſſe für das Auge bekommen; ſchwieriger aber würde dieſes bei einem ernſthaft ſpielenden Herrn erreicht werden, wo nur ein glücklich gefundener Moment einer gewiſſen Gemüthsſtimmung für das Auge expreſſiv gemacht, Intereſſe herbeiführen könnte.

Dieſe Schwierigkeiten fallen leicht weg, ſobald wir uns durch die ſpielende Perſon in eine idealiſche Welt verſetzt ſehen. Wird z. B. ein Schäfer auf einer Hirtenflöte ſpielend vorgeſtellt, ſo gewinnt dieſe trockene Handlung dadurch, daß durch dieſes Inſtrument uns die Phantaſie in jene idealiſche Welt führt, wo Unſchuld und reine Sitten an ungekünſtelte und unverdorbene Menſchen erinnern — ein Gedanke, bei dem die Phantaſie gern verweilt — von dieſer Seite genommen, wird das Gemüth des Beſchauers angenehm beſchäftigt.

So wie vorgeſtellte muſicirende Perſonen, ohne weitere Beziehung auf eine Bedeutung, ein froſtiges Anſehen gewähren, eben ſo iſt es auch mit Perſonen, die als ſchlafend oder leſend vorgeſtellt werden, wenn nicht was Bedeutendes für das Auge ſich darbietet, wodurch ein Gedankenſpiel bei dem Beſchauer erregt werden kann. Glücklich hat hier

in letzterer Rückſicht Reinolds einer leſenden Figur in maleriſcher Hinſicht viel Leben und Intereſſe zu geben gewuſt. Es iſt eine Mannsperſon, die nicht ſowohl lieſt, als vielmehr etwas in einem Büchelchen ämſig aufſucht, und durch die Einzeichnung verſchiedener Stellen mit den eingelegten Fingern eine Vergleichung oder Vereinigung derſelben bemerkbar macht. Dabei hält die Figur, der Kurzſichtigkeit wegen, das Büchelchen ganz nahe ans Geſicht, wodurch des Portrait ſehr charakteriſtiſch wird, und viel Bedeutung, Geiſt und Leben bekommt.

Eben daſſelbe iſt auch bei einzelnen Figuren zu bemerken, die ſich in einer deklamirenden Stellung zeigen, z. B. wenn auf dieſe Art Ariadne auf Naxos mit ausgebreiteten Armen vorgeſtellt wird, ſo bekommt ſie in dieſer Stellung einen eben ſo wenig ſagenden Ausdruck, als eine leſende Figur.*) In dem angeführten Beiſpiele würde ein anderer Moment zu wählen ſeyn, da hier die Worte, die ſie zu ſprechen

*) Es läßt überhaupt einen üblen Eindruck zurück, wenn eine Figur, oder eine Gruppe im Ganzen, durch Wendungen und Stellungen der Perſonen beim erſten Blick etwas ſehr Bedeutſames zu finden, einladet, und man ſich getäuſcht ſieht.

ſcheint, von uns nicht gehört werden, und ſonach eine bezeichnende Stellung erfordern, wenn nicht der Ausdruck undeutlich und unbeſtimmt bleiben ſoll. So würde eine Hand vor das Geſicht in einer rührenden Stellung, und die andere nach dem Schiffe ausgeſtreckt, mehr Bedeutung für das Auge ausdrücken. Auch werden dann die Worte, die wir ſie ſprechen laſſen wollen, durch eine ſolche Stellung ſicherer und der Gemüthsſtimmung entſprechender bezeichnet, und nicht wie bei der bloß deklamirenden Stellung ins Blaue hinein unbeſtimmt gelaſſen. Anders iſt es ſchon mit einer ſolchen Stellung, wenn noch eine andere Figur dabei ſteht, alsdann kann dieſe wieder bedeutungsvoller werden, und der Gegenſtand eine größere Deutlichkeit erhalten, z. B. wenn ein weinender Kupido mit zerbrochenen Pfeilen und Bogen hinzugefügt wird.

Vieles muß alſo, nach den gegebenen Winken, ganz eigen behandelt werden, wenn es nicht für die Sphäre des Geiſtreichen verloren gehen ſoll. So iſt es auch mit der Anlegung vereinigter Gruppen in Rückſicht der Bedeutung des Ausdrucks in den Handlungen. Soll dies nicht außer der Sphäre des Geiſtreichen liegen, ſo müſſen viele von den dargeſtellten Figuren in einem Gemälde nach ihren Bedeutun-

deutungen abwechselnd erscheinen, und also nach Beschaffenheit mehr oder weniger mancherlei Situationen, Gemüthsstimmungen, die auf den Hauptgedanken hinwirken, ausgedrückt werden. Man sehe in dieser Hinsicht ein gut gerathenes Blatt von Le Brün, die eherne Schlange in der Wüste vorstellend. Das Gemüth des Beschauers wird hier auf mancherlei Art von der bedeutenden Seite affizirt und in das Interesse der vorgestellten Figuren gezogen. Das Gegentheil würde erfolgen, wenn fast alle Personen auf ähnliche Art nur mit Schlangen umwickelt vorgestellt würden. Bei einer Menge Figuren, (die ohnedem nicht selten mehr nachtheilig als vortheilhaft wirken,) muß nicht in jeder eine und die nämliche Sache, sey es auch auf verschiedene Weise, angebracht, sondern verschiedene Handlungen in interessanten Momenten gefaßt werden. Noch ein Beispiel von guter und mittelmäßiger Erfindung giebt die Geschichte, wie aus dem Felsen in der Wüste Wasser fließt. Wenig gedankenreich wäre ein Gemälde, wo eine Menge Figuren ohne Unterschied mit Trinken beschäftigt wären, wenn man sie gleich nach allen Ansichten und Stellungen des Körpers darstellte. Raphael hat mit wenigen Figuren diesen Gegenstand behandelt, und die Gruppe aus den vornehmsten Personen, als Moses, Myr-

jam, Aaron und einigen Aeltesten | bestehen lassen, und zugleich den Hauptgedanken gut gewählt, da er das Wunder selbst und nicht das Trinken, welches überhaupt weniger Interesse geben würde, zum Gegenstande seiner Darstellung machte.

Eine besonders vortheilhafte Wirkung bringen geistvoll angebrachte Einfälle bei der Darstellung historischer Sujets hervor, wozu gehört, daß nicht immer bei historischen Gegenständen die Thathandlung, die der Maler vorstellen will, so zu nehmen ist, wie sie wörtlich in der Geschichte erzählt wird, sondern daß er sie mit malerischer Dichtung bearbeitet, und den gefaßten Moment mit einer höhern Vollständigkeit, als der Text enthält, ausführt. Raphael und Poussin haben hierinnen ihren genialischen Geist glücklich gezeigt. Man erinnere sich des Blatts, wo Raphael den Moment darstellt, wie Petrus Christo nachfolget. Das Schiff, in welchem sie sich entfernen, ist im Mittelgrunde angebracht. Im Vordergrunde am Ufer sitzen trauernde, weinende Figuren, Weiber, Kinder, in rührenden Gruppen — wodurch Raphael auf jene Stelle der Schrift deutet, wo es heißt: wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolget — eine Zusammenstellung, die einen tiefen, sentimentalischen Ein-

druck hervorbringt, der durch eine gewiſſe religiöſe Hoheit begeubert.

Eine ähnliche glückliche Dichtung zeigt ſich auf einem andern Blatte Raphaels, wo Bathſeba badend auf einem Balkon vorgeſtellt, und unten die Straße mit in den Krieg ziehenden Soldaten angefüllt iſt, durch welchen ſinnreichen Einfall jene Idee in Anregung gebracht wird, die Beziehung auf das nachherige Schickſal des Urias hat.

Eine andere Nüanzirung des Geiſtreichen entwickelt ſich durch die in die Geſchichte verwebte glückliche Darſtellung allegoriſcher Figuren. Dieß findet man z. B. bei Pouſſin in ſeinem Coriolan, welcher das Schwerdt gegen das perſonificirte Rom zieht, indeß ſeine Familie, auf den Knieen liegend, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen ſucht. Stünde Rom hier nicht perſonificirt vor ihm, zu deſſen Füſſen das Glück Roms allegoriſch vorgeſtellt liegt, ſo hätte der Maler den Coriolan nicht in der hier ſo bedeutenden Stellung ſein Schwerdt ziehen laſſen, und das bittende Zurückhalten der Seinigen nicht ſo anſchaulich ausgedrückt werden können. Das ganze erhält dadurch eine ſo reine Expreſſion des Geſchichtsfaktums, daß keine Darſtellung einer ähnlichen Ge-

ſchichte damit verwechſelt werden kann. Trüge aber eine ſolche Verwebung der Allegorie nichts zur Verdeutlichung und zum vortheilhaften Ausdruck des Hauptgedankens der Geſchichte bei, ſo könnte ſie mehr als Fehler angeſehen werden.

Dieſe in jenem letztern Beiſpiele vorkommenden allegoriſchen Figuren führen, wo ſie ſich von ihrer geiſtreichen Seite zeigen ſollen, auf einige allgemeine Bemerkungen überhaupt. Wenn Gedanken durch allegoriſche Figuren ausgedrückt werden ſollen, ſo müſſen ſolche mit ſtrenger Wahl gebraucht werden; denn viele ſind für einen Künſtler gar nicht brauchbar, theils wenn ſich ſolche in zu große Dunkelheit verlieren, theils wenn dabei nicht auch für den Ausdruck in maleriſcher Hinſicht geſorgt iſt. *) Auf der andern Seite aber darf auch der Gedanke, ohne eben räthſelhaft zu werden, in ſeinem Sinnreichen, weder durch Ueberladung, noch durch Alltäglichkeit geſtört werden; vielmehr muß mit wenigem, ſowohl maleriſchem, als gelehrtem Aufwande, ein treffender Gedanke nur berührt und ſo der Einbildungskraft ein reiches Feld eröffnet werden; denn

*) Die von Romeyn der Hooghe ſind faſt durchgängig als geſchmackwidrig zu verwerfen.

über der läſtigen Auflöſung, wozu eine überhäufte Aufeinanderfolge von allegoriſchen Ideen auffordert, und das Nachdenken, faſt wie bei einer Charade, zu ſehr ſpannt, und auf zu vielerlei führt, geht der Eindruck des Kunſtwerks in ſeinem ſchönen Sinneneindrucke verloren, oder entwiſcht gleichſam dem Beſchauer, der dann nicht ſelten die Auflöſung verdrießlich aufgiebt.

Die Allegorie läßt ſich übrigens wohl noch glücklicher bei der Geſchichte anwenden, als wenn ſie iſolirt erſcheint. Ein Gemälde, das nur aus allegoriſchen Figuren beſteht, bekommt leicht einen todten Ausdruck, weil ſie mehr als abſtrakte Begriffedarſtellung und ſonach als bloße Worte, gleichſam wie Statiſten, zuſammengeſtellt erſcheinen, und nicht als in die Darſtellung verflochtene, thätige Weſen, die hier, wo ſie die Hauptfiguren ausmachen, leicht ohne Intereſſe bleiben.

Ueberhaupt wird die Anwendung allegoriſcher Figuren glücklicher, wenn dazu aus der Mythologie Figuren gebraucht werden können, z. B. zur Bezeichnung der Liebe die Venus, zur Weisheit die Minerva u. ſ. w., die den Gedanken an allegoriſche Statiſten entfernen, da man ſich dieſelben als wirk-

lich exiſtirende Weſen denkt, und durch jene die Idee von ihrer Exiſtenz ſchon einen lebendigern Ausdruck erhält, als wenn z. B der Glaube, die Hoffnung u. a. m. bloß perſonificirt werden.

In mythologiſchen Darſtellungen allegoriſche Figuren einzuweben, findet keinen Anſtoß, da ſie jenen Dichtungen harmoniſch entſprechen; in der wirklichen Geſchichte geſtattet ſie nur die maleriſche Freiheit, die das Intereſſe eines Kunſtſtücks zu heben die Abſicht hat. So hat z. B. Raphael den Fluß Jordan, durch welchen die Kinder Iſrael ziehen, perſonificirt, in der Stellung, wie er die Wellen zurückhält, oder wie Pouſſin in ſeinem Coriolan ſich der allegoriſchen Figuren glücklich bedient, wie oben berührt worden.

Der Glaube der Alten, der Wälder, Flüſſe, Bäche, Quellen mit Weſen belebt, und da herrſchend und wohnend dachte, iſt für die Phantaſie des Dichters ſowohl, als des Malers, eine reiche Quelle glücklicher Gedanken. So kann ein ſchattiger, Melancholie einflößender Bach, durch eine Najade mit einem Kruge, auf ihren Arm geſtützt, und mit niedergeſchlagenem, traurigem Blick, von einem Strauche, oder Baume beſchattet, maleriſch dichteriſch vorge-

ſtellt werden. Ein ſolcher Ausdruck in der Stellung flößt uns die nämlichen Empfindungen ein, welche die Natur bei jenem Gegenſtande in uns erregt, und die allegoriſche Darſtellung gefällt, weil ſie, dem Gefühle nach, deutlich iſt, ohne daß der Verſtand ſich der Deutung bewußt zu ſeyn nöthig hat.

Es giebt Beſchaffenheiten und Begebenheiten der Natur, als: Vergänglichkeit, Tod und Verweſung, die, nach einem nothwendigen Naturgeſetze, das Loos aller Menſchen ſind; bei deren Erinnerung aber unſer Geiſt Widerwillen und Grauen empfindet. Dieſe Beſchaffenheiten und Ereigniſſe mit traurigen Zeichen allegoriſch kennbar zu machen, z. B. den Tod als Skelet, mit Senſe und Stundenglas,*) läßt uns nichts als das Widrige und Schreckhafte fühlen. **) Man weiß, wie die Alten ihn vorſtellten.

*) Das Stundenglas, als Erinnerung an die Zeit, für ſich und an unſere damit verbundene Wandelbarkeit, hat überhaupt in ſich ſeine bedenkliche Seite.

**) Die Zeichen, die man allegoriſchen Figuren beilegt, müſſen überhaupt nicht widrige Dinge vorſtellen, und zugleich müſſen ſolche im Raume der Schönheit empfänglich ſeyn. Ein vorgeſtelltes

auf den so leicht zu erkaufenden Weyhrauch der Zeitungen und Journale einzuschränken, auf deren Lob sie sich in ihren Vorreden oft als auf Schutzbriefe steifen. Freylich müssen sich die, die von edlern Antrieben nichts wissen, mit dieser armseligen Belohnung begnügen, die sie sich meistens unter einander selbst ertheilen. Denn welcher Reimer gehört bey uns nicht auch zur Recensentenzunft, oder welcher Recensent nicht zur Zunft der Reimer?

Wenn die römischen **Rotins** und die französischen **Bave** für alles andere Ungemach den Trost hatten, und noch haben, daß sie sich nummum in loculos ersingen können: so können bey uns kaum die Miethpoeten sich damit entschädigen. Denn unsre Sosier wissen wohl, daß sie für erbauliche Jahrgänge, und Handbücher für Notarien zehnmal mehr geben können, als für ein gereimtes Alphabeth. Unter unsern Grossen ist kein Alexander und kein Richelieu, der die **Chörile** und die **Colletets** der Dürftigkeit entrisse. (3) Der Fürst, der unter uns am würdigsten besungen worden, läßt sich ungerührt den Vorwurf wiederholen: **Er liest ja doch kein deutsch Gedicht.** Allein unsern wahren Dichtern ist der stolze Gedanke Entschädigung genug:

Von keinem Hofe Sklav, für keinen Prinzen Dichter;
Deutsche von Deutschen verehrt,
Tönen wir mit den Nachtigallen
Ungekünstelte Lieder durch die Flur!

Nach

Eine ähnliche gute Vorstellung brauchten sie für den Tod eines jungen Menschen, der in der Blüthe seines Lebens stirbt, indem sie ihn vorstellten, wie ihn Aurora entführt. Eine sanft sträubende Stellung, wie Annibal Caracci jenen Jüngling von der ihn umfassenden Aurora rauben läßt, wird hier Bedeutung und Interesse vermehren. Ein solches Bild setzt unsere Seele in eine angenehme, sanfte, melancholische Stimmung, wobei eine Menge Ideen erregt werden, die das Widrige verwischen. Hierinnen liegt auch die Ursache, warum die Griechen junge Leute des Morgens zu begraben pflegten. So ist die Erklärung wenigstens interessanter, als wenn sie umgekehrt gegeben wird.

Die Begebenheit des Todes wird auf Monumenten durch eine umgekehrte Fackel zwar sehr treffend und nach keinem übeln Zeichen ausgedrückt,

Herz, eine verwelkte und verdorrte Blume, sind Gegenstände, die einem guten Geschmack höchst unangenehm auffallen. Hingegen eine sich entblätternde Rose macht durch die zufällige Gruppirung der Theile zu einander einen schönen Gegenstand für die bildende Kunst, und die Bedeutung der Vergänglichkeit wird dadurch sehr im Hintergrunde gehalten.

und der Gedanke iſt mit ſo vieler Feinheit (Delikateſſe,) als er deren empfänglich ſeyn kann, vorgetragen. Allein dieſes Bild bezeichnet, wenn man es reducirt, doch nur das Unangenehme, und führt allemal in der Einbildungskraft auf den entſeelten Leichnam, Verweſung, und was dem anhängig iſt, zurück. Dies erregt wohl bei allen Menſchen, mehr oder weniger, Grauen, und verſetzt das Gemüth in eine unangenehme Traurigkeit, indem wir dadurch zu lebhaft an die allgemeine Sterblichkeit, der auch wir uns hierbei unterworfen fühlen, erinnert werden. *) Ueberhaupt ſcheinen mir ſchon Gedanken der Art für die bildende Kunſt minder angemeſſen zu ſeyn, ſowohl weil ſie nicht, wie bei dem Dichter, Ideen auf Ideen folgen läßt, ſondern nur eine fixirte Idee feſthält, als auch, weil dabei das Gemüth für den Sinneneindruck des Kunſtwerks verſtimmt wird, das doch vermittelſt des dadurch

*) Obige Bemerkung gilt hauptſächlich der natürlichen Todesart; bei Vorſtellungen gewaltſamer Todesarten, die der Menſch nicht als nothwendig zu fürchten hat, wird er ſchon mehr vom Gefühl eigner Sterblichkeit abgezogen, und ſtärker auf das Intereſſe der dabei ſich äußernden Leidenſchaften geleitet.

erzeugten Gefühls des Schönen gleichsam eine ſtärkende Nahrung des Lebensgenuſſes ausmacht.

Beſſer wird die Begebenheit des Todes durch das Bild eines Schmetterlings dargeſtellt, weil es die widrige Vorſtellung der körperlichen Auflöſung ganz überdeckt, und unſern Geiſt auf freundlichere Gedanken leitet. Geſchieht die Wahl der darzuſtellenden Gedanken nach den bisher angedeuteten Geſichtspunkten, ſo wird die Bedeutung des Geiſtreichen ſich offenbaren.

Zu dem Geiſte in Kunſtwerken gehörig, dürfte folgende Bemerkung hier eine Stelle verdienen, daß nämlich die Nebenſachen gegen die Hauptſachen ſelbſt in der Ausführung nach Verhältniſſen weniger hervorgehoben, gleichſam nachläſſiger behandelt werden müſſen. Bei einer Skizze, wo nur der erſte Gedanke ausgedrückt wird, findet ſich die geringere Aufmerkſamkeit auf Nebenſachen in der Regel von ſelbſt ein. Es hat ſeine eigene Schwierigkeit, den Geiſt, der ſich in der Skizze ausdrückt, bei einer mühſamen Ausführung nicht zu verlieren. Der Künſtler wird nämlich nur zu leicht matt, und verweilt dann zu lang auf der Oberfläche des Gemäldes, um dieſe dem Auge ſchmeichelhaft zu machen.

wenn er ſich beſtrebt, ſowohl den erſten Hauptgedanken, als auch das concentrirte Bedeutſame, ſich immer gegenwärtig zu erhalten. Das verſtand unter andern Miris, van der Werf und Carlo Dolci nicht. Sie haben den Geiſt bei ihrer ſorgfältigen Darſtellung, und überdies noch die mannichfaltige Behandlung des Pinſels verloren. Bei Carlo Dolci inſonderheit iſt Fleiſch, Gewand, Grund, alles auf dem ganzen Gemälde mit gleicher Aengſtlichkeit und Leerheit traktirt. Durch dieſe Gleichförmigkeit, die das Gemälde ſogleich in ſeiner Armuth ſo ganz deutlich durchſchauen läßt, weil nichts locker und in ſchwebenden Tinten gehalten wird, findet die Phantaſie keinen weitern Spielraum für mehrfache Anſichten. Dies laſſen uns vornehmlich jene großen Meiſter der niederländiſchen Schule, und ſo auch Correggio in ſeinem markichten und mannichfaltigen Pinſel, mit ſeinen an gehörigen Stellen gleichſam nur angehauchten Tinten bemerken. So ſehr verſchieden, auf dieſe Art die Behandlung eines Correggio und eines Carlo Dolci ausfällt, ſo können doch bei Nichtkennern und Ungeübten beide Arten für e i n e n Charakter gehalten werden.

III.

Schluß- und Grundſtein.

Ein Mährchen. *)

Wo finden wir unſern Schlußſtein? rief der Adan. Das harte, das grauſame Orakel! Es macht mir das Leben recht ſauer.

Wenn deine Hoheit mir eine Betrachtung vergönnen will —

Was Betrachtung! dabei kommt mir nichts heraus: Steine brauchen wir, und keine Ideen.

Aber das Orakel —

Gedankenjagd und Schwierigkeitshetze, das iſt dein Lieblingsweſen, mein guter Ali, ich weiß ſchon — Thu' mir aber jetzt zum erſten Male in deinem Leben den Gefallen, nichts zu denken und alles für leicht zu halten. Die Geſchäfte ſind an ſich ſchon den Quadern ähnlich, man muß ſie nur

*) Aus dem zu Oſtern 1807 bei Montag und Weiß in Regensburg erſcheinenden: Titania oder Reich der Mährchen. V. d. Verf. d. goldn. Kalb's.

fortzubringen ſuchen, nicht erſt mit ſauren Müze neues Blei auf die alte Laſt laden.

Der Khan erhizte ſich, und ſprach etwas laut. Das war das gewöhnliche Zeichen für ſeine ſchöne Mirmi, aus dem Nebengemach hervor zu treten. Lieber Herr! was iſt Dir? fragte ſie freundlich, indem ſie einen zärtlichen Kuß auf ſeine, ſo durch ſanfte Gewalt geſchloſſenen Lippen drückte, und die brennende Wange mit weicher Hand ſtreichelte.

Ach! rief der Khan verdrüßlich, wie er ſich aus den milden Feſſeln los gemacht hatte, da iſt unſer neuer Moskeebau und ein gar arges Orakel, und über alles des Ali's Bedenklichkeit, die mir im Kopfe herumſpuken!

Darf — ſie fragte mit der ſüßeſten Stimme von der Welt — darf die treue Mirmi davon etwas erfahren?

Der Khan nickte, und Ali ſprach: du weißt, ſchönſte der Schönen, daß die alte Moskee, Allah ſey es geklagt! den Einſturz droht. Ein uraltes Orakel hat aber geſagt: Nie darf Gulu's Moskee einſtürzen, ſonſt fällt Gulu ihr in den Abgrund — nach. Darum hatten Deiner Hoheit erlauchte Ahnen von den grauenſten Zeiten des herrlichen Gulu's an, bis zu den neueſten den hochlöblichen Grund-

ſatz, inmitter bei'm erſten Riſſe, welcher ſich in dem heiligen Gebäude hervor that, ſchon an ein anderes Hand zu legen, und ſo allmählich es zu vollenden, daß Khan und Volk den großen Allah darin anbeten konnten, wie der Einſturz vor der Thüre war; dann wurde die gebrechliche Moskee mit gebührender Ehrfurcht abgetragen, und jeder ihrer Steine als eine Reliquie in den eigends dazu errichteten Vorrathshäuſern bewahrt, um beim nächſten Hauptſprung wieder in die Nachfolgerin des jetzt neuen Tempels verarbeitet zu werden. Auf ſolche wahrhaft vortreffliche Weiſe fand ſich der Spruch des Orakels jederzeit erfüllt, die Gefahr vermieden, das Heiligthum unverletzt, die Andacht der Gläubigen nimmer unterbrochen, und ein ſtets bereiter, des hohen Zwecks würdiger Stoff zum Bauen. Nur Grund- und Schlußſtein durften, vermöge eines zweiten Orakels, nie aus dem alten Vorrath genommen werden.

Und warum nicht?

Die Urſache dieſer Verfügung behielt das Orakel ſich zur ausſchließlichen Wiſſenſchaft vor, und legte uns nur, bei abermaliger Gefahr des Untergangs von Gulu die treueſte Befolgung einer zweiten Vorſchrift auf. So oft die Rede vom neuen

Bau entstand, mußten dreimal drei schuldlose Jungfrauen mit eben so viel schuldlosen Jünglingen dreimal drei Monden am Umkreis des Landes hinzieh'n, in Seelenfreundschaft vereint scherzen, lachen, spielen und — Schluß- und Grundstein suchen, schuldlos wiederkehren, und — dann fehlte es niemals, daß nicht bei ihrem feierlichen Heimzug die beiden wichtigsten Erfordernisse ganz fertig an der neuen Baustätte lagen, ohne daß ein Mensch wußte, wie sie dahin gekommen waren: oben der Schlußstein, unter der Erde der Grundstein.

Sonderbar genug! Warum weiß ich dann von allem diesem nichts?

Weil Niemand es weiß, als der Khan und seine vertrautesten Diener; weil es ein Staatsgeheimniß ist, daß ich dir hier unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit offenbare. Der Verlust des Kopfes steht darauf, setzte er lächelnd — warnend hinzu.

Daß der Khan und seine Vertrauteste den ihrigen schon verloren, obgleich etwas kopfähnliches zwischen ihren Schultern wankt, das sehe ich, dachte Mirmi leise, und fragte laut mit einigem Erstaunen: Wie! die dreimal drei Mädchen und Jünglinge wußten selbst nicht, daß —

Sie ſchuldlos waren? Wären ſie es dann noch mit voller Sicherheit geweſen?

Die ſchöne Mirmi erröthete. — Erzähle nur fort, guter Ali, ſprach ſie.

Nun iſt wirklich unſere Moskee ſo baufällig geworden, daß wir kaum hoffen dürfen, die dreimal drei Monden ohne Einſturz zu überleben. Gleich auf den erſten Riß, den man unverweilt einberichtete, folgte der zweite, dritte, vierte. Der Mufti und alle Diener Allah's waren vor Schrecken außer ſich. Mit Feuereifer betrieb man die Anſtalten, betreibt ſie noch, aber! — denke dir das Unglück!

Nun? fragte die wieder erröthende Mirmi ahnend.

Wir bringen die dreimal drei Mädchen und Jünglinge nicht zuſammen, welche ſuchen ſollen —

Wie! da ſie doch — — —

Die Bedingniß nicht wiſſen, meinſt du?

Du erklärſt mein Stillſchweigen ſonderbar genug. Doch — die Zeit iſt koſtbar — fahre nur fort.

Eben darin liegt, wie uns nun klar wird, die geheime Kraft des Orakels, daß auch ohne Kenntniß

niß des verborgnen Werthes, welcher in der Schuldlosigkeit liegt, die Schuld es nicht wagt, sich zu dem räthselhaften Berufe zu drängen. Unterdessen wird die Gefahr täglich größer, beinahe jeden Tag brechen und bersten die Gewölbe der Moskee, der Mufti und seine Collegen knieen sich wund, und beten sich heiser, und der Augenblick scheint mit schrecklicher Unvermeidlichkeit zu nahen, da sie einstürzen, und das schöne blühende Gulu in den Abgrund begraben wird.

Mirmi sann nach; Ali zog die finsterſten Ministersfalten, welche noch je auf einer krausen Exzellenzstirn erschienen, und der Khan fragte rasch: Nun, weißt du Rath, Mirmi?

Sie sann immer nach.

Es ist nicht genug damit, fuhr der Khan lebhafter fort, daß man die Staatsgeheimnisse ausfragt, man muß auch Kummer und Arbeit theilen.

Eben damit bin ich in Gedanken beschäftigt, Herr;

Auch du? schrie er verdrüßlich — verdammte Gedanken! den Schlußstein will ich haben, und damit gut!

Nach jahrelangen Ermunterungen, ist endlich der Eifer, unsrer Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben, (4) so sehr erwacht, daß dies das angelegentlichste Geschäft vieler unsrer Poeten zu seyn scheint. Es sey nun aber, daß uns die Ausführung dieses Gedankens erst zu spät eingekommen, nachdem das Einheimische mit dem Ausländischen bereits zu sehr in Eins geschmolzen war, oder daß sich dieser Zweck, wenn ihn die Natur nicht selbst befördert, durch Raffiniren allein nicht wohl erreichen läßt: die bisherigen Versuche sind größtentheils dahin ausgeschlagen, unsre Poesie mehr abentheuerlich als vaterländisch zu machen. Durch eine sonderbare Verblendung halten wir das für einheimisch, was wir weit ausser uns selbst (die Ferne der Jahrhunderte ist gewiß grösser, als die Meilendistanz) herzuholen uns martern. Die Muster der Alten aus den Augen setzen, ihre Regeln unter die Füsse treten, Kleinigkeiten mit Prunk vortragen, so zügellos herumschwärmen, als es keine der benachbarten Nationen gewagt hat, noch wagen wird: das heißt wohl eine unerhörte, aber gewiß nicht eine patronymische Dichtkunst einführen.

Als die neuern Griechen sich in den Enthusiasmus der alten Dithyramben hinein schraubten, setzten sie sich doch in die Zeiten derselben Religion zurück. Wir hingegen glauben, Nationalgesänge zu verfertigen, wenn wir die Trümmern des deutschen Heidenthums wieder aufwühlen, wenn wir eine Mythologie bearbeiten, die noch

nie

Du biſt mir einen Umſtand ſchuldig geblieben, weiſer Ali, erinnerte Mirmi freundlich.

Daß ich nicht wüßte! Ich pflege ſonſt umſtändlich zu referiren!

Das weiß Allah! ſeufzte der Khan.

Welches Orakel gab den erſten Ausſpruch? Welches den zweiten?

Beſtürzt flüſterte Ali: du haſt diesmal Recht; ich berührte das nicht. Theils war mir die ganze Sache ſo bekannt, theils mag die Seltenheit, einer Dame in Geſchäften Vortrag zu machen, dazu beigetragen haben.

Es hängt nur von dir ab, dir darin mehr Geläufigkeit zu erwerben; mein beſter Rath ſoll dir immer zu Befehl ſtehen.

Mirmi's Frage zeugt von hohem Geiſt und Blick, rief der Khan. Ja! es iſt beſchloſſen — ſie ſoll wirkliches, beſtändiges Mitglied meines geheimen Rathes ſeyn.

Ali biß ſich die Lippen, Mirmi drückte die ihrige auf die des Khan's, und dieſer fand, ſie referire ungleich ſchöner, als Ali, aber leider! auch viel kürzer.

Du ſollſt dies Merkmal deines Vertrauens nicht bereuen, Herr! ſagte Mirmi innig zum Khan, und wandte ſich dann in allem Ernſte der geheimen Räthin an Ali mit ihrer vorigen Frage.

Je nun, murrte der Miniſter etwas verdrüßlich, beide Orakel kamen aus einer Quelle.

Jetzt weiß Mirmi, was ſie will! rief der Khan halb ärgerlich, halb lachend. Laſſe dich doch nicht ſo um kurze und deutliche Antworten quälen, mein beſter Ali!

Er wird ſagen, Herr, verſetzte Mirmi viel freundlicher, als vorher, das ſeyen die Meiſterſtücke unter den Antworten, und — er hat Recht. Die Schuld kann auch an meinen zu ſehr vereinzelnden Fragen liegen: ob mir gleich der Reichthum unſeres in jeder Rückſicht herrlichen Landes Gulu an Orakeln zu Statten kömmt. Indeſſen will ich es doch verſuchen, auf gut Glück zu errathen.

Hm! Hm!

Hm! Hm!

Auf ſo ein Doppelräuſpern männlicher Bedenklichkeit hat ein armes ſchwaches Weib freilich keine andere Hülfe, als ſchnellen Entſchluß. War es nicht das Orakel des Zauberers Zikzak?

Getroffen! ſchrie der Khan vor freher Ueberraſchung in die Hände klatſchend.

In der That! flüſterte Ali, vor geheimer Aergerlichkeit bitterlich die Hände reibend.

Hab' ich's?

Du haſt's, liebe Mirmi — ſey nur getroſt. O wie bin ich ſo froh, dich zur geheimen Räthin gemacht zu haben! Dein erſter Blick faßt unſere Geheimniſſe vom Boden auf, als wären ſie Goldflittern, und ſie ſind doch eitel Juwelen. Geſtehe nur Ali, daß du nicht deutlicher ſeyn wollteſt, und bekenne zugleich deine Kunſt als verloren.

Ali arbeitete an der Verſchmelzung einer Entſchuldigung für den Khan mit einem Komplimente für Mirmi. Schönſte der Schönen, begann er. —

Langſamſter der Langſamſten, unterbrach ihn die ſpöttelnde Mirmi — laſſ' es gut ſeyn, und höre, mit der Erlaubniß Seiner Hoheit meinem Einfalle zu. —

Allah ſey Dank! ſagte der entzückte Khan, daß er geſchwinder war als der Einſturz der Moskee! Nun, liebe Mirmi?

Ich habe, ſprach Mirmi, alle Ehrfurcht vor dem erhab'nen Zauberer Zikzak, ſeine Gewalt iſt groß, zahlreich, wie der Sand am Meere, ſind die Schaaren ſeiner Verehrer, auch ich und manche meiner Schweſtern, wir haben ihn oft mit gutem Erfolg um Rath gefragt, und er hat es uns wenigſtens nicht übel genommen, wenn wir auch nicht immer thaten, was er uns hieß. Es iſt ein gutes, ſtilles, ſanftes Männchen, mit langem weißen Barte, und etwas angelaufenen Füßen, die ihn am Laufen hindern, auf welchen er aber ganz päßlich, wiewohl langſam fortſchlendert, denn er liebt die weiten Promenaden ſehr, nur muß er ſich alle zweihundert Schritte bequem niederſetzen können. Auf Vorſicht hält er alles, die Uebereilung haßt er tödtlich, iſt immer von dicken Büchern verſchanzt, als fürchte er nie genug zu leſen, und zu ſchnell zu hören und aufzuſtehen; nie kömmt er zu früh, doch oft zu ſpäte, und ſelten zu gehöriger Zeit an. Aus Furcht, den rechten Weg zu verfehlen, macht er ſich auf zehn unrechte, oder bleibt im Zweifel ſitzen; ſeinen bloßen Augen traut er nie, dagegen hat er das prächtigſte reichſte Kabinet von Teleſkopen. —

Du kennſt ihn aber, rief der erſtaunte Khan, als wärſt du ſeine Buſenfreundin!

Und doch zeigt er ſich nur äußerſt ſelten Damenaugen, — ſetzte Ali nachdrücklich hinzu.

War er doch, erwiederte Mirmi, ein vertrauter Freund meines Vaters, welcher ſo lange Jahre das Glück hatte, bei Seiner Hoheit glorwürdigſten Herrn Großvater erſter Weſir zu ſeyn. —

Ja! es war ein treuer Diener des freundſchaftlichſten Herrn — einſtimmig, unzertrennlich, eine Seele und ein Herz, ſagte Ali.

Du haſt recht, meinte der Khan, nachdem ſie ein ganzes Leben verſchlummert hatten, entſchliefen ſie an — einem Tage. — Nun, liebe Mirmi, was willſt du mit dem Zauberer Zikzak anfangen?

Mit ihm — nichts! läßt ſich dann etwas mit ihm anfangen?

Hm! eben nicht viel!

Hoheit! — —

Still, lieber Ali, ein Zauberer bedarf keiner Vertretung, wir aber brauchen Hülfe, flüſterte Mirmi. Auch muß man dergleichen Herren nicht zu ſehr ermüden, er hat nun ſeine zwei Orakel zu Guln's Beſten geliefert, damit ſoll es beruhen, und wir wollen unſere Blicke anders wohin richten.

Recht! anders wohin! recht ſo! rief der erfreute Khan: dieſer Zikzak iſt ganz brav, aber verwünſcht langweilig.

Ali ſegnete ſich heimlich gegen die Läſterung, der er nicht laut zu widerſprechen wagte, und Mirmi wandte ſich mit dem freundlichſten Blicke in den ſchönen Augen zu dem Khan, der dem Blicke ſchon Beifall zublinzte, eh' er die begleitenden Worte vernahm.

Herr! fragte ſie, hat die Fee Velozifere nicht das Vergnügen, von deiner Hoheit gekannt zu ſeyn?

Der Khan beſann ſich ein wenig. Daß ich nicht wüßte! ſprach er kopfſchüttelnd: mir dünkt, ich höre ſie nun zum erſten Male nennen.

Das iſt ſehr ſchade! Eine vortreffliche, geiſtreiche, ſchöne Frau!

Schöner als du?

Ich danke dir, Herr, für deine Güte, aber laſſen wir jetzt den Scherz um den Ernſt!

Es war mein voller Ernſt.

Nun mag ich dir freimüthig bekennen, daß ich nie Eiferſucht fühlen würde, wenn ſie auch Deine

Hoheit noch so lebhaft interessirte — im Gegentheil wünsche ich das.

Du bist uneigennütziger, Mirmi, als mir lieb ist.

Höre mich vollends, Herr! Die große Fee Velozifere ist eine alte Freundin meines Geschlechts im Allgemeinen, meines Hauses ins besondere. So wie alle meine Väter, Oheime und Vettern es mit dem ehrlichen Zikzak hielten, so schlossen sich meine Mütter, Tanten und Basen an sie an. Sie gab den weiblichen Mitgliedern der Familie einen Talisman, durch den wir ihre Erscheinung im Augenblicke bewerkstelligen können. —

O laß' sie erscheinen!

Und jedesmal, wenn man in großer Verlegenheit war, und der gute Herr Zikzak keinen Rath mehr wußte — wobei er aber immer sagte, er wolle keinen geben, weil man seiner nicht mehr würdig, oder weil die Sache ohne ihn verdorben worden, oder weil irgend ein Uneingeweihter vorhanden sey, oder was dergleichen mehr war — so kamen meine Väter, Oheime und Vettern zu meinen Müttern, Tanten und Basen, und baten diese um Vorsprache bei der Fee Velozifere: sie gewähr-

ten ſie, und die eben ſo mächtige als gütige Fee half.

Laß' ſie erſcheinen, liebe, liebe Mirmi! —

Es bedurfte nur einer kleinen Förmlichkeit.

Welcher?

Aber die war unerläßlich.

Worin beſtand ſie?

Und das gegebene Wort mußte heilig gehalten werden!

Was für ein Wort?

Eine verjährte Spannung herrſchte und herrſcht noch zwiſchen Zikzak und Velozifere.

Aha?

Hatte man dieſe in irgend einer Sache zu Rath' gezogen, ſo durfte nimmermehr Herr Zikzak in ſolche gemiſcht werden.

Hm!

Verſtieß man dagegen, ſo wurde zur Strafe des Eidbruches die Verwirrung größer, als je, und die Fee legte nie die Hand mehr an ſolche.

Ich verſtehe.

Will alſo deine Hoheit die Gnade haben, und

durch ein schriftlich Gelübde der Fee zusichern, daß sich Zikzak auf keine Weise künftig um den Moskeebau, und seinen Schluß- und Grundstein bekümmern soll, so —

Läss'st du sie erscheinen? — Ich will!

Herr, rief Ali mit übersiedendem Amtseifer, den er nur mit äußerster Mühe bis dahin zurückgehalten, aber in dem entscheidenden Augenblicke nicht mehr bemeistern konnte — Herr! was willst du thun?

Der Khan sah ihn mit Glutaugen an. — Thun, was mir gut däucht, wie immer!

Dich mit dem uralten Beschützer deines Reiches entzweien!]

Mit nichten! diesem Reich die Hülfe schaffen, welche er nicht giebt.

Wir würden dies Wagstück zu spät bereuen!

Wagen wir denn nicht alles mit dem Einsturz der Moskee?

Darum muß man Zikzaks drittes Orakel einholen.

Bis das zu uns kommt, sind wir längst untergegangen. — Ich will es mit der schönen Velozifere versuchen.

Laß dich nicht irre machen, Herr! flüſterte Mirmi! und begleitete das ſüße Flüſtern mit einem ihrer noch ſüßern Zauberblicke.

Herr! ſo lange befanden wir uns wohl bei Zikzaks Orakeln! ſchrie Ali außer ſich.

Die Zeiten werden anders, ſprach Mirmi ſanft, mein lieber Ali; alles nimmt ein Ende, auch die Kraft der Orakel. Dem weiſen Khan liegt es ob, den rechten Punkt zu fühlen und zu greifen.

Ich fühle und greife! rief der Khan. Munter, Ali! ſchreibe was ich dir ſagen werde.

Der Khan diktirte den Revers für Fee Velozifere; nur das feurige Schwerdt der ganz bereitſtehenden, ſchon damit nach ihm zuckenden höchſten Ungnade konnte den lange zögernden, immer ab- und wieder anſetzenden Ali bis zum Ende der ihm ſo ſchrecklichen Zeilen bringen. Mirmi verlangte ein Kohlbecken, warf Rauchwerk in die Glut, legte dann zum großen Erſtaunen ihrer beiden Zuſchauer die kaum fertig gewordene Akte darauf, und kniete nieder. Der köſtliche Dampf kräuſelte ſich in hellblauen Wölkchen um die entzückten Naſen und ſtarren Augen, ein leiſes Wehen ließ ſich vernehmen, der Dampf wurde plötzlich dichter, verſchwand nicht

nie von einem Dichter ausgebildet worden, wenn wir ſingen, wie wir uns träumen, daß unſre Stammväter vor zweytauſend Jahren geſungen haben mögen. Es wäre eigenſinnig genug, wenn wir die Poeſie, gleich als ob uns unſre Zeiten keinen Stoff gäben, in jene unfruchtbare Periode der deutſchen Geſchichte einſchlieſſen wollten, von der wir nur einige wenige unvollkommne Nachrichten durch die Ueberlieferung von Ausländern beſitzen, und wo die Erdichtung eben ſowohl alles ſchaffen muß, als wenn wir dem Mann im Monde Beſuch geben, und von Welt zu Welt irren —

Bis in den Raum, wo niemand wohnt.

Aber uns gar überreden wollen, das Koſtume einer Zeit, da Thuiskons Söhne von den Irokeſen wenig unterſchieden waren, ausſchlieſſungsweiſe anzunehmen, iſt ein eben ſo ſeltſamer Einfall, als wenn uns ein Kamtſchadaliſcher Sittenlehrer ermahnen wollte, Sammt und Seide mit Bärfellen, und unſre Wohnungen mit wandernden Hütten zu vertauſchen. Man denke ſich einen heutigen Stuzer in einer alten Ritterrüſtung, und man hat ein Bild von dem poßierlichen Aufzuge, den viele unſrer jetzigen Barden machen. Geſetzt auch, daß es ihnen endlich gelänge, jene Heldenzeit eben ſo auszubilden, als das goldne Alter der Schäfer, ſo hat doch noch kein bukoliſcher Dichter alles zu Idyllen machen wollen; da ſie hingegen gern alles mit Eichenhaynen bepflanzten, um uns darinn nicht etwa blos Schlachten und Siege, ſondern auch Wein und Liebe vorzu-

minder plötzlich, und vor ihnen schwebte in milder Majestät und erhabener Anmuth die göttergleiche Gestalt der Fee Velozifere.

Ein leichtes Gewand aus Silberflor schmiegte sich an die schlanken Formen, ätherischer und schlanker als sie je des Khans Auge — nur an die schwerfällige Glieder des ehrenfesten Zikzaks gewöhnt — an Ueberirrdischen erblickt: auf den goldnen Locken, welche sich um die himmlische Stirn und Schläfe kräuselten; ruhte eine Krone aus funkelnden Brillanten; in der weißen Hand hüpfte der Stab aus leichtem Ebenholz mit der Kristallspitze und zwei niedliche Schwingen, die aus Morgenroth und Sonnenlicht gewebt schienen, falteten sich oben an dem Schwanennacken zusammen. Hold lächelnd senkte sie, ohne des Khans oder des Wessirs zu achten, den Blick nach der knieenden Mirmi. Was verlangst du, meine Tochter? sagte sie mit zauberischer Flötenstimme, und hob sie sanft auf.

Hülfe für Vaterland und Herrn! flehte Mirmi.

Sprich!

Mit fliegenden Worten schilderte Mirmi — sie kannte den Geschäftsstyl der Fee — Lage, Bedürfniß, Geschichte, Drang, und Gefahr. Der Khan

hatte mit allen seinen Ohren auf den Schwung der Blitzrede zu lauschen; seine Augen gehörten der göttlichen Gestalt, und Ali vergaß — was ohne hin, wie alles, langsam bei ihm geschah, beinah zu athmen, wie er mit einer Art von Entsetzen die Möglichkeit der deutlichen Kürze in Mirmis, für ihn feenhaften Vortrag, inne wurde.

Nur das! flüsterte die Fee lächelnd.

Nun! schrie Ali zum ersten Mal, das was er sagen wollte, mit einem Worte ausdrückend.

Die Fee blickte den unberufenen Schreier an, ihr Blick machte den beredtesten Wessir auf dem Erdenrunde — stumm — rein stumm.

Dein — die Fee zögerte etwas — Herr? Sie betonte das bedeutende Wort lächelnd!

Mirmi stellte die Herrschaften einander vor.

Ich helfe! sprach mit noch flüchtigern Worten, als jene Mirmi's waren, die schöne Velezifere.

Wollen Sie sich nicht niederlassen, meine Gnädige? fragte der Khan, drängte sie sanft nach dem Divan, und murmelte etwas von Frühstück, Diner, Souper, und Ball. Ein leiser Strafblick endigte alle diese festlichen Anstalten: Nur mit leichtem Wink verbat die Fee das Niederlassen; noch einmal

ſchwebte der Wiederſchein des beflügelten himmliſchen Nachſinnens über ihr reizend Geſicht, und ſie ſprach.

Stütze aus Norden, trage! Wirbelwind aus Süden bringe! heiliger Oſten, flamme! Hauch aus Weſten, ſchaffe!

Ein plötzliches Toſen erhob ſich, rauſchend wehten unverſtändliche Laute vorüber, die Geiſterwelt hatte ſich aufgethan, der Khan ſchauerte, Ali lebte, Mirmi hieng mit innigem Vertrauen an dem beſtrahlten Antlitz der Fee. Das Schloß wankte einen ſchrecklichen Moment hindurch, dichte Nacht ſenkte ſich über aller Augen, der Sturmwind heulte, ein Blitz, ein Donner! —

Da lachte der ſchönſte Lenztag wieder um die zu ſich Kommenden. Verſchwunden war die Fee, verſchwunden Ali — jubelnde Schaaren jauchzten um den Pallaſt, der athemloſe Muſti keuchte herein, und zog den Khan mit ſich fort, der an Mirmis Hand von dem jauchzenden Volke empfangen und mit ihr auf den Schultern der entzückt Tanzenden im Triumpf nach der Stätte der Moskee getragen wurde.

Allah ſey gelobt! rief er, wie ſeine ſtaunenden

Blicke das ſtrahlende Wunder umfaßten und laut ſchrie alles Volk mit ihm: Allah ſey gelobt!

Die zerrüttete Moskee hatte dem herrlichſten Tempel im vollendetſten Prachtſtile Platz gemacht. Die ſchweren Pfeiler und hangenden Gewölbe aus Quadern waren in leichtgeſchwungene Granitſäulen und luftige Kuppeln verwandelt; kein Nothbehelf eiſerner Klammern, und häßlicher Tragbalken, welche Zikzaks Gebäude verunſtalteten, zeigte ſich beleidigend den erſchreckten Augen; wie aus Licht gegoſſen, und wie ein der Zeit trotzender Fels mächtig und ſtark ragte das hohe Werk zum Himmel. An der Stelle des Grundſteines ſtand der verſteinerte Ali als Bildſäule; auf dem Fußgeſtelle las man in goldner Schrift: Ewig! Auf der höchſten Kuppel funkelte ein Schwingenpaar wie das an dem Alabaſter-Nacken der Fee, und in Flammenzügen ſtrahlten die Worte: Schöpfung! unter ihnen.

Erſtaunt ſah der Khan von den Wundern auf Mirmi, von Mirmi nach den Wundern. Entzückt ſank die ſüßweinende Mirmi an ſeine Bruſt. Wie neugeboren trieb ſich das Volk um ſie her: — ein lebendiger ſchöpferiſcher Geiſt ſchien in allen erwacht, Gedanken ſchimmerten auf den begeiſterten Geſichtern, Behendigkeit und raſche Faſſung ſpra-

chen aus jedem Zuge und Schritte; niemand ſchlich mehr, halbgeſchloſſene Augen und träges Gähnen — ſonſt eine Art von Nationalſitte — waren verbannt, und Mädchen und Jünglinge tanzten in frohen Reihen um die Moskee, und riefen: Allah ſey gelobt! nun dürfen wir nicht mehr wandern, ewig liegt der Grundſtein, der Schlußſtein iſt unverlöſchliches Himmellicht; wir bauen nicht mehr die Moskee, ſie ſteht feſt, und wir — eilen in ihr Inneres, um unſer Glück zu finden. Väter und Mütter ſahen mit dem innigen Lächeln der Zufriedenheit den bunten frohen Reihen zu, und ſegneten die Fee, den Khan und Mimi.

Fahre überhaupt wohl, Zikzak! rief der Khan. Velozifere ſey fortan die Schützerin von Gulu! Er diktirte an Ort und Stelle ſeinen General Revers, und ſandte ihn mit dem Wonnedampf der geweihten Kohlen himmelwärts. — Sein herrliches Gulu befand ſich herrlich dabei.

IV.

Kunſtnachrichten.

Briefe über die Berliner Ausſtellung im September 1806.

Erſter Brief.

Kunſtkreiſe. Henry. Hummel. Gentz.

Berlin. d. 4. Januar 1807.

Heil dem Archimedes, der die Schrecken des eroberten und verachteten Vaterlandes in den magiſchen Kreiſen ſeiner Kunſt vergeſſen kann. Ich will es verſuchen, mein theuerſter Freund, indem ich Ihrer Auffoderung gehorche, Ihnen, über unſere letzte Ausſtellung eine ausführliche Kritik zu ſchicken, ob es möglich iſt, aus dem Brunnen der Göttinnen von Orchomenos, der ſtets blühenden Charitinnen, in welchem ja, nach dem Sprichworte der Griechen, alles Schöne und Kunſtreiche gewaſchen ſeyn ſoll, mir eine kleine Lethe zuzubereiten, und indem ich von den Kunſterzeugniſſen und

Beſtrebungen unſerer Kunſtakademie etwas erzähle, alles um mich herum, wenigſtens auf Augenblicke, zu vergeſſen. Werth war es unſere diesmalige Ausſtellung auf jeden Fall, in friedlicheren Zeiten aufmerkſamer betrachtet und gewürdigt zu werden, als es nun geſchehen konnte. Denn die guten Wünſche, die der kunſtliebende Vorredner vor dem auch diesmal ſehr ausführlich abgefaßten Verzeichniſſe (Berlin, Unger 129 S.) gethan hatte, daß ſiegreiche Waffen einen den Friedenskünſten holden Frieden erkämpfen möchten, ſind leider nicht erhört worden. Das Viergeſpann der Victoria thront nicht mehr auf unſerm Brandenburger Thore!

Sie verlangen von mir nur über die eigentlichen Kunſtwerke Rechenſchaft. Ein anderer möge alſo von dem Theile der Ausſtellung, der wohl an ſich der glänzendere und bedeutendere war, von dem, was die mechaniſchen Künſte und Fabriken dazu geliefert hatten, erzählen. Wenn nur die höhere Kunſt, bei einem übel verſtandenen Utiliſations-Syſteme, nicht bloß zur Handlangerin und dienenden Zofe der Fabrikation herabgewürdigt wird, ein Fall, der freilich in einem ärmeren Staate nur allzu leicht eintreten kann. Der Einfluß, den

die wahre Kunſt in ihrer reinſten Blüte wohl von ſelbſt auch auf Formen und Rahmen unſerer Zier-Meubles und die Decorationsverſuche überhaupt äußern muß, läßt ſich nicht anbefehlen. Er kommt, wie alle gute Göttergaben, ohne Zwang und von ſelbſt.

Heute will ich Ihnen von einigen Verſuchen der diesmaligen Ausſtellung, eine Reihe von Darſtellungen zu einem einzigen geſchloſſenen Cyclus oder Kunſtkreis zu vereinigen, etwas anführen. Denn in der Erfindung und Anordnung einer ſolchen Compoſition ſollte ſich das ſchaffende, alſo ächt poetiſche Genie des Künſtlers am herrlichſten verklären. Dann ſoll von einigen rein plaſtiſchen Werken, von Werken der Sculptur die Rede ſeyn, die ja bei jeder tüchtigen Kunſtausſtellung in das Sanctuarium und an den Hochaltar geſtellt werden ſollten, da von ihnen alles ausgeht, was der Kunſt überhaupt Feſtigkeit, Wohlverhalten und Beſtand giebt. Dann kommen wir zu hiſtoriſchen Compoſitionen. Die Porträts und Landſchaften werden ſich es gefallen laſſen müſſen, zuletzt aufgeführt zu werden, ob ſie gleich als verzogene Günſtlinge des Publikums, das hier wenigſtens über Aehnlichkeit ſich ein Urtheil anmaßen darf,

nicht ohne Zudringlichkeit den Vortritt vor allen andern verlangen.

Mad. Henry, geborene Chodowiecka, hatte in einer Folge von 12 Scenen den Sonntag zu Anfang des 18ten und 19ten Jahrhunderts in contraſtirenden Darſtellungen ſchon in der vorigen Ausſtellung von 1804 als Zeichnungen aufgeſtellt. Darnach ſind ſie in dem beliebten Taſchenbuche für Damen, das jährlich bei Cotta heraus kommt, für das Jahr 1807 in Kupfer geſtochen worden. Diesmal hatte die Künſtlerin dieſelben Vorſtellungen weiter ausgeführt und zu wahren Gemälden erheben wollen. Achte davon waren wirklich ausgeſtellt. Die übrigen waren nicht fertig geworden. Sie gefielen allgemein durch die Idee, und das unkünſtleriſche Publikum blieb gern und mit Theilnahme davor ſtehen. Dies iſt ganz natürlich. Die Darſtellungen der Mad. Henry greifen ſo nahe in unſere Lebensweiſe, daß ſie wohl ein allgemeines Intereſſe erregen müſſen. Der Gegenſatz alte und neue Zeit iſt gut gewählt und im Einzelnen brav durchgeführt. Gewöhnlich iſt der Ort der Scene bedeutend, z. B. die Küche, die Kirche, ein Horſaal, ein Aſſemblerſaal. Aber genauere Prüfung halten freilich dieſe Darſtellungen nicht

aus. Im Allgemeinen ſind ſie noch immer zu arm und durch bezeichnende Nebendinge nicht bedeutſam genug, obgleich die Künſtlerin diesmal ſchon Mehreres hinzugethan hat, wie z. B. im zweiten Gemälde, wo in der erſten Skizze die Hausfrau der neueſten Zeit nur allein im Bette liegend, las, während die Kammerjungfer ihr das Frühſtück bringt. Dies hat ſie nun jetzt dadurch zu bereichern geſucht, daß ſie auch ein Paar Kinder und den Vater in allerlei Beſchäftigungen mit in das Schlafzimmer der Dame einführte. Allein die Dame, die hier gemeint iſt, wird ihr Schlafgemach weder zur Kinderſtube, noch zu einem Leſekabinette für ihren Mann zu einer Tageszeit, wo es bei ihr noch ſo früh iſt, machen laſſen. Wie viel konnte aber durch witzig erfundene Nebendinge in der Art, wie hier wirklich der geſtern ausgezogene Putz noch auf dem Stuhle liegt, angedeutet werden. Wie geiſtreich iſt hier der brittiſche Sittenmaler Gilray? Wie iſt z. B. in einem neuerlich auch in Teutſchland durch Nachſtich im Journale London und Paris vervielfältigten Doppelblatte, Ehefrieden betitelt, das Vor- und Nach der Hochzeit jedes Meuble, jedes Hausthier, jeder Kupferſtich an der Wand dazu benutzt, um dieſe ſatiriſche Darſtellung von Einklang und Mißklang uns

ſingen. Weder Franzoſen noch Britten (welche doch auf die Bardieten gleichſtarke Anſprüche machen könnten) haben es für dienlich erachtet, ſich mit dieſer ſogenannten National-Poeſie zu bereichern. Zween oder drey Verſuche von Gray, ſo viel einzele Schönheiten ſie auch haben, haben niemanden in England zur Nachahmung gereizt. Eine unſchädliche Grille könnte man gleichgültig anſehn; aber dieſe Mode zieht die Folge nach ſich, daß die Bardenmanier zu einem Freybriefe dienen muß, die Bahn der einfältigen Natur ganz zu verlaſſen, die kühnſten Wendungen zu haſchen, allerley Bilder auf einander zu thürmen, und regellos herum zu ſchweifen. Apollo, oder, wenn es dann ſo ſeyn ſoll, Braga, wende die Prophezeyhung des Herrn Jacobi am Schluſſe ſeiner Dichteroper ab:

Da ſtürzte ſchnell, ich weiß nicht wie,
Das Opernhaus zuſammen,
Auf ſeine Trümmern ſetzte ſich
Ein aufgedunſner Böſterich,
Und hauchte Feuerflammen.

Genien, wie Klopſtock, ſind dazu gemacht ſich neue Bahnen zu brechen; ihnen iſt kein Weg zum Ruhm verſagt, und ſie verdienen auch auf ihren Abwegen Ehrfurcht. Kretſchmann, ſein glücklichſter Nachfolger, hat in den Geſängen, die er in der angenommenen Perſon des Barden Ringulf geſungen, alle Eigenſchaften eines groſſen Dichters gezeigt. Auch in des P. Denis

auf's Lebhafteſte zu verſinnbilden? So wie nun alſo hier überhaupt mehr Fülle und Fantaſie zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt es wahrhaft zu beklagen, daß die einzelnen Figuren das eigentliche Anſchauen gar nicht aushalten. Die Geſichter ſind bloß angewiſcht; vor den Händen iſt ſelten die Finger-Gelenkung ſichtbar; Gewänder, Falten, Haare und dergleichen iſt alles nur obenhin angedeutet, und dies iſt der Grund, weshalb der Künſtler dieſen Bildern gar keine Aufmerkſamkeit ſchenken kann. Dem größeren Publikum, das nur nach dem erſten Eindrucke urtheilt und dann weiter geht, genügt freilich ſchon die bloße Idee. Aber wer mag bloß für die Menge arbeiten? Immer iſt es zu bewundern, daß Mad. Henry mit ſo dürftigen Kunſtmitteln ſo viel hervorbringt. Selbſt die Perſpektive und die Vertheilung von Schatten und Licht ſind nicht übel, und obwohl der Thon im Ganzen etwas gelb iſt, ſo iſt er doch noch erträglicher, als der entgegengeſetzte Kreiden-Thon, wie z. B. in der Königsfamilie von Dähling in der diesmaligen Ausſtellung. Könnte es nur die Künſtlerin erſt von ſich erhalten, die Anſtrengung, die ſie auf 8 Bilder verwandte, auf vier zuſammenzudrängen, und ſo jeder einzelnen Figur mehr Fleiß und Ausführung angedeihen zu laſſen, wie

viel würden ihre Stücke gewinnen! Ach, auch dem Künſtler ruft der alte Heſiodus ſeinen warnenden Spruch zu:

Thoren ſind, die nicht wiſſen, mehr iſt die Hälft', als das Ganze!

Uebrigens wäre es wohl zu wünſchen, daß gerade in ſolchen Gegenſätzen und Sittendarſtellungen ſich unſere Künſtler der zweiten und dritten Ordnung mehr übten, wobei wir jedoch keineswegs der eigentlichen Karikatur das Wort reden wollen.

Einen Cyclus mit weit größeren Anſprüchen hatte der verdienſtvolle Maler Erdmann Hummel, auf Veranlaſſung der im vorigen Jahre ſo ſtark anklingenden Apotheoſe Luthers verſucht. Wir ſehen eine Verherrlichung des großen Kirchenverbeſſerers in einer in Oel gemalten Skizze von Hummel, wo der Reformator ſeine Himmelfahrt hält und in der Begleitung von allerlei Genien und allegoriſchen Weſen unter Inſtrumental- und Vocalmuſik eines oben im Aether im Halbkreiſe ſich ſtellenden Engelchors, der das Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott! muſicirt, zu den oberen Regionen ſich emporſchwingt. Es iſt und bleibt eine ſehr mißliche

Sache mit allen dieſen Himmelfahrten, wenn nicht der feurige Wagen des Elias dem Künſtler ſelbſt auch zu Gebote ſteht. Die Adler und Pfauen, auf deren Rücken die alte heidniſche Welt ihre Apotheoſe ſo ſinnreich, als paſſend veranſtaltete, ſind nicht die einzigen Geſtalten, die in Parny's guerre des dieux in die Flucht geſchlagen, nimmer wiederkehren können. Auch mit den Perſonificationen gewiſſer Tugenden, die hier dem Reformator emporhelfen ſollen, iſt es nicht zum Beſten beſtellt. Beſonders iſt die palmenbringende Gnade eine ſehr myſtiſche Figur. Doch verdient auch ſchon der bloße Verſuch in einer ſo ſchwierigen Aufgabe wahre Achtung. Wer nie fiel, lernte nie gehen! Uns, und ſo viel wir bemerken konnten, auch anderen Beſchauern gefiel der Rahmen, der in 11 kleineren Gemälden einen Cyclus aus Luthers Leben bildete, unendlich mehr als das, was er einrahmte. Hier iſt der denkende und geiſtreich ordnende Künſtler in ſeinem Elemente, und die Beurtheilung, die ihm neuerlich von Weimar aus in einem unſerer geleſenſten Blätter zu Theil wurde, eben ſo belehrend, als gerecht. Opfere den Grazien, rief Plato einſt einem ſeiner Lieblingsſchüler zu. Dies Wort gilt auch noch heute. Den Figuren des Künſtlers fehlt alle Anmuth dermaßen, daß viele Leute ſie gar nicht an-

ſehen mögen, und bei dem unſtreitigen Verdienſte der Erfindung und Anordnung iſt doch der Vortrag ſo mangelhaft, daß die Wirkung durchaus verfehlt ſeyn mußte. Die ganze Skizze iſt in größerem Format, in einer Folge von 12 Blättern von Hummel radirt erſchienen, und in dieſen Umriſſen ſtellt ſich alles weit leichter und gefälliger. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe Blätter recht viele Liebhaber finden mögen!

Einen Kreis ganz anderer Art ſtellten die architektoniſchen Zeichnungen des Prof. Genz auf, die ja wohl von unſerem Hirt, der hier auf dem Stuhle der Kritik, ſein rhadamanthiſches Amt zu verwalten, nicht unterlaſſen wird, eine gerechte Würdigung erhalten werden. In ſieben Blättern wird hier ein Verſchönerungsprojekt der Gegend zwiſchen den Linden und dem königlichen Schloſſe nach drei Hauptpunkten mitgetheilt für beſſere Zeiten. Das Ganze iſt in einem großen Stil gedacht und trefflich durchgeführt. Der Vorſchlag zum Monumente des Königs, wobei Schadow's Idee zur Bildſäule mit Recht zum Grunde gelegt wurde, iſt ganz beſonders einladend. Allein wie konnte der wackere Genz, als er dies alles mit frohem Muthe und wahrer Begeiſterung aufzeichnete, eine ſo ent-

ſchleierte Zukunft ſo furchtbar nahe ahnen? Fuit Ilium! —

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Korreſpondenz.

I.

Blick auf Deſſau.

Deſſau d. 1. Febr. 1807.

Das Gewitter, das drohend über unſerem Haupte ſchwebte, iſt glücklich vorübergezogen und wir können wieder frei und fröhlich athmen. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Hälle, am 17ten Oktober vorigen Jahres, gieng die Hauptretirade der Preußen durch unſere Stadt. Nachdem dieſelben am 18ten die ſchöne, große Elbbrücke bis auf den Grund abgebrannt hatten, zogen ſie ſich ganz aus der hieſigen Gegend zurück. Am folgenden Tage erſchien die Avantgarde

der großen französischen Armee und beruhigte die erschrockenen Gemüther. Moreau sagte in einer Rede an seine Armee, mit welcher er den denkwürdigen Feldzug von 1800 vollführte: „der Sol„dat der Freiheit muß als Sieger auch das Bei„spiel der Großmuth geben. Er ist nur dem Be„waffneten furchtbar, den Wehrlosen nimmt er in „Schutz.“ — Dies ist der Charakter eines Kriegers, der für die beiden köstlichsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Frieden, streitet. Nach allen französischen Proklamationen ist ja dies bei der großen Nation der Fall.

Darauf vertrauend, sahen wir den zahlreichen Schaaren der siegreichen Armee ruhig und ohne Furcht entgegen. Hatten wir doch den geliebten Vater unsers Landes unter uns, der alle Gefahren mit seinen getreuen Unterthanen zu theilen versprach. Er ritt dem Kaiser Napoleon entgegen und empfieng ihn auf eine anständige, würdevolle Art. Ohne sich zu der verächtlichen Klasse furchtsamer Schmeichler herab zu würdigen, erzeigte er dem Alles zu Boden werfenden Helden die gebührende Achtung. Dem Kaiser gefiel das edle, würdevolle Betragen unsers Fürsten, und er gab ihm viele Beweise seiner Werthschätzung. Drei

Tage lang blieb der größte Theil der französischen Armee in unserer Stadt und in der umliegenden Gegend, und außer den gewöhnlichen Excessen, welche die Soldaten verübten und die bei aller Disciplin nicht zu vermeiden sind, haben wir nichts von der drückenden Last des Krieges empfunden. Jetzt ist alles ruhig, und nur die vielen blessirten und verstümmelten Preußen, die aus den Lazarethen zu Naumburg, Halle und Leipzig durch unsere Stadt kommen, und die Berichte der Zeitungen erinnern uns an die Schrecknisse und Drangsale des Krieges.

Der schöne Wörlitzer Garten, das freundliche Luisium und der Park des Prinzen Hans Görge sind unverletzt geblieben. Eben so sind die übrigen schönen Anlagen, die Obstgärten und Alleen nicht sonderlich beschädigt worden, und so wird denn das glückliche Dessauer Ländchen, mit dem alles verjüngenden Frühling, in seiner heitern Gestalt den Reisenden und Einheimischen wieder freundlich entgegenlächeln.

Aber wer mag sich freuen, wenn ein großer Theil des theuren Vaterlandes in Noth und Elend seufzt! Wer mag froh und wohlgemuthet um sich

her blicken, wenn die verheerende Fackel des Krieges in der Nähe und in der Ferne mit erbitterter Wuth geschwungen wird! — Nein, bis zu einer so dumpfen Gefühllosigkeit und gedankenlosen Gleichgültigkeit ist der Teutsche noch nicht herabgesunken. Er hat wenigstens noch Sinn und Empfänglichkeit für die allgemeine Noth und Gefahr seines alten, ehrwürdigen teutschen Vaterlandes. Mag auch dieser und jener der Gefahr glücklich entronnen seyn, so weinen doch Tausende seiner Brüder Thränen des Jammers und der Verzweiflung.

Darum ist auch bei uns alles so still und ernst und wartet mit banger Ahnung auf den Ausgang der großen Begebenheiten, die rasch und unbegreiflich vor unsern Augen vorübergegangen sind. Das Theater ist verschlossen, denn unsre Hof-Schauspieler-Gesellschaft ist nach Leipzig gegangen. Die Bälle, Redouten, Assembleen und sonstige Winterergötzungen sind bis auf bessere Zeiten eingestellt. Nur bisweilen giebt der Herr von Kleist, der Magdeburg an die Franzosen übergeben hat, Theegesellschaften, die aber sehr wenig besucht werden.

Sogar die vortreffliche Kapelle unsers Fürsten

ſchweigt und verſagt uns den ſchönen Genuß, den uns ſonſt ihre meiſterhaften Darſtellungen gewährten. Der ſchätzenswerthe Virtuoſe auf der Flöte, der jüngere Reinecke, der zu ſehr großen Hoffnungen berechtigte, iſt in einem Alter von 21 Jahren geſtorben. Er hatte ſich vorzüglich nach Dülon gebildet und kannte die ganze Kraft und den Umfang ſeines Inſtruments. Mit dem rührenden Ausdruck zarter und ſanfter Gefühle verband er die Gewandheit, die Stärke und Fülle der lebhaften Empfindungen. Er hat uns in den Concerten und Opern ſo manchen ſchönen Genuß gewährt; ſein Andenken wird uns ſtets theuer bleiben. — Der ältere Bruder des Verſtorbenen, ein würdiger Schüler des ſeligen Naumann, hat es auf der Violine zu einer ſeltenen Fertigkeit gebracht und könnte faſt mit unſerm würdigen Muſikdirektor Jakobi wetteifern. An dem letzten Geburtstage unſerer Fürſtin (die jetzt in ihrer ſtillen Einſiedelei zu Wörlitz wohnt und in Geſellſchaft des geiſtreichen Matthiſſon den Wiſſenſchaften lebt) überraſchte er uns durch eine Operette: „Adelheid von Schroffeneck oder die Rückkehr.“ Sie verräth einen gebildeten Geſchmack, reinen, ächten Kunſtſinn und ein Streben nach dem Beſſeren in der Muſik.

Die chalkographiſche Geſellſchaft iſt jetzt gänzlich aufgelöſet, die Künſtler ſind alle aus einander gegangen und die vorräthigen Kupferſtiche und Kupferplatten ſind durch die öffentliche Verſteigerung verkauft worden. *) Die Intereſſenten haben dabei einen bedeutenden Verluſt erlitten. Die Geſchichte der Entſtehung, des Fortgangs und der Auflöſung dieſes Inſtituts iſt ſehr intereſſant, gehört aber nicht hieher. Zu beklagen iſt es auf jeden Fall,

*) Die Societäts-Buchhandlung in Halle hat einen anſehnlichen Theil derſelben an ſich gebracht, und verkauft ſie um ſehr billige Preiſe. Auch der ehemalige Faktor der chalkographiſchen Geſellſchaft, Herr Menge, hat noch einzelne Exemplare zum Verkauf. Ueberhaupt beſitzt derſelbe eine reiche Sammlung vortreflicher Kupferſtiche, beſonders franzöſiſche Blätter, ſowohl die intereſſanteſten Stücke der neuern Schule, als auch die älteren Meiſterſtücke eines Edelincks, Drevet, Nanteuil, Audran und Anderer. Vorzüglich ſchön ſind von dieſen: die Cartons zu Hampton Court, gemalt von Raphael, geſtochen von R. Dorigny; die ſieben Sakramente, gemalt von Nic. Pouſſin, geſt. von J. Pesne; Chriſtus am Kreuze, von Engeln umſchwebt, von C. le Brün, geſt. von Edelinck, und das Zelt des Darius von denſelben Künſtlern.

Denis Bardenliedern erkennen wir, was Horaz zum wahren Dichter erfodert: ingenium, mentem diviniorem atque os magna sonaturum. Beyde erwecken in uns den Wunsch, daß es ihnen wenigstens künftig gefallen möchte, sich zu erinnern, daß sie Gefahr laufen, der besten Früchte ihres grossen Talentes verlustiget zu werden, wenn sie fortfahren, im Taumel der dichtrischen Begeisterung, die Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts für Enkel Tuiskons anzusehen. (5) Aber wenn jeder neuer Säugling der Musen sich mit Eichenlaub kränzt, die Leyer mit der Telyn vertauscht, oder gar andren den rühmlichst verdienten Lorbeer gern herabreissen möchte: so kostet es dem Patrioten viel, sich des Unwillens und des Straftons zu enthalten.

Doch Affectation droht uns, nicht allein die kaum erkannte höhere lyrische Poesie zu verkünsteln; auch an dem zarten Ausdrucke der sanften Empfindungen wird so sehr geschnitzelt, daß der Bogen endlich brechen muß. Nicht die Sprache des Herzens, sondern Spiele des Witzes und Neuheit der Worte werden hier zum Hauptzweck gemacht. Die Kunstrichter haben es so lange wiederholt, daß die Einfalt und Naivetät der alten schwäbischen Dichter nachahmungswürdige Tugenden wären, bis man einen Versuch machte, uns auch Minnelieder zu geben. Aber es wird ein Gleim erfodert, um im Geiste der Minnesinger, nicht mit ihren nachkopirten Wendungen und zusammen gelesenen Worten, zu

daß eine Anſtalt eingehen mußte, die bei einer längeren Dauer gewiß ſehr wohlthätig auf den Geſchmack und Kunſtſinn Teutſchlands gewirkt haben würde und die bei ihrer rein künſtleriſchen Tendenz die ſinkende Liebe der Teutſchen zu Werken der ächten Kunſt neu beleben konnte. Mit Erdmannsdorf's Tode, der dieſer Societät ihre Entſtehung gab und die Kunſtangelegenheiten derſelben zu beſorgen hatte, erloſch der Geiſt, der das Ganze belebte und ordnete. Leider müſſen in unſern merkantiliſchen Zeiten die Künſte immer durch geſchickte Spekulanten geleitet werden, wenn ſie einen glücklichen und erwünſchten Fortgang finden wollen. Und freilich ſtreben beide nach ſo ganz verſchiedenen Zwecken, daß ihre Vereinigung oft ſehr ſchwierig, ja nicht ſelten unmöglich iſt. — Das war auch hier der Fall. Die beſten Künſtler wurden für das Inſtitut engagirt und ihre Arbeiten über die Gebühr bezahlt. Man ließ gleich anfangs ſehr große und koſtbare Blätter ſtechen und drucken, und unternahm mehrere geldraubende Werke zugleich. Der Plan war, ohne Rückſicht auf das vorräthige Capital, zu weitläuftig und vielumfaſſend angelegt. Ueberdem war für die gehörige Verſendung der Sachen nicht hinlänglich geſorgt und der Abſatz ſtand mit dem ausgelegten Gelde in gar keinem Verhältniſſe. Man mußte ſich alſo in Schulden

den ſtecken, den Aufwand beträchtlich einſchränken, den Preis der Stücke herabſetzen und dergl. So gieng dieſe Anſtalt ſchlafen, wie ſo manche herrliche Unternehmung, die auf teutſchen Gemeingeiſt und teutſchen Kunſtſinn berechnet war.

Der brave Tillich, voll hohen und reinen Enthuſiaſmus für die Veredlung und Beglückung der aufblühenden Jugend, hat hier in Verbindung mit Olivier, eine Lehr- und Erziehungsanſtalt errichtet, für die ihm unſere Väter nicht genug danken können. Es iſt ein wahres Vergnügen, die freudige Thätigkeit, das eifrige Vorwärtsſtreben und den muntern Sinn wahrzunehmen, der in dieſem Inſtitut Lehrer und Zöglinge belebt. Es herrſcht zwiſchen Lehrer und Schüler das Verhältniß eines Vaters zu ſeinen Kindern — überall der Ausdruck der Liebe, des Vertrauens und des Wohlſeyns. Tillich erweitert und vervollkommnet Peſtalozzi's Ideen, die wegen ihrer Originalität von ſo Wenigen verſtanden und begriffen werden. Alle Wiſſenſchaften bearbeitet der unermüdet thätige Tillich für ſeinen Zweck, und die Kinder machen in allem, beſonders in der Geſchichte, Geographie und Mathematik, bewundernswürdige Fortſchritte. Der Unterricht iſt wahrhaft erziehend und

arbeitet auf ein ernſtes, gründliches Wiſſen, auf die Begründung eines feſten männlichen Charakters und auf die möglichſt vollkommene Ausbildung des ganzen Menſchen hin. — Die Unternehmer haben dem Publikum von dem Plan und der Einrichtung dieſer Anſtalt in einer beſonderen Schrift Rechenſchaft abgelegt und der Herr Profeſſor Tillich hat in den vortrefflichen Beiträgen zur Erziehungskunſt, die er mit dem Herrn Profeſſor Weiße in Leipzig herausgiebt, die Methodik ſeines Unterrichts angegeben.

Wir ſtanden in Gefahr, den ehrwürdigen Erziehungsrath Funke, der ſich um das Lehr- und Erziehungsfach ſo entſchiedene Verdienſte erworben hat und der hier, wegen ſeines beſcheidenen, humanen Sinns allgemein geſchätzt wird, zu verlieren. Er bekam den Ruf als Prediger zu einer ſehr fetten Pfründe, den er aber, aus Liebe zum Lehramte, abgelehnt hat. Jetzt arbeitet er an einem Auszug der Bibel, mit hiſtoriſchen und erklärenden Anmerkungen, für die höheren Klaſſen der Bürgerſchulen. Ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, worauf ich die Schulmänner im Voraus aufmerkſam mache. —

Der geſchmackvolle Herausgeber des Vitruv,

der Herr Cabinetsrath von Rhode, arbeitet jetzt an einem Gegenstück zu Barthelemys Reise des jungen Anacharsis. Er läßt den Marbod während der Regierung des Nero eine Reise durch Italien machen; und giebt ihm auf diese Art Gelegenheit, sich über die Werke der Kunst und des Geschmacks, so wie über das bürgerliche und häusliche Leben der Römer zu äußern. Der Herr von Rhode hat sich durch seine Reisen in Italien, die er in Gesellschaft des berühmten Architekten, des verstorbenen Herrn von Erdmannsdorf machte, und durch seine hinlänglich dokumentirte Bekanntschaft mit den lateinischen Klassikern in den Stand gesetzt, ein recht interessantes Werk dieser Art zu liefern. Die Forderungen, die man an denjenigen machen kann, der uns ein Gemälde der Sitten und des Geschmacks der Römer aufstellen will, sind weit größer und vielfacher, als die, welche man von demjenigen fordern darf, der uns griechische Kunst und griechisches Leben in einem schönen Ganzen darzustellen sucht. Der Schauplatz des römischen Alterthums liegt uns näher, und der Zugang zu seinen Heiligthümern steht uns offener; die Ueberreste der ehemaligen Kunstschätze sind mannigfacher; Männer von edlem Geiste, von gebildetem Geschmack und gründlicher Gelehrsamkeit

haben jene ehrwürdigen Ueberreste mit der Fackel der Kritik beleuchtet und ein vollgültiges Urtheil über sie ausgesprochen. Bei Bestimmung des Charakters und des sittlichen Zustandes der Römer finden sich nicht so viele Schwierigkeiten, weil wir näher davon unterrichtet sind. Der Herr von Rhôde muß also in mancher Rücksicht mehr leisten, als Barthelemy. Indeß die Proben, die er vor einiger Zeit von seinem Werke in der Zeitung für die elegante Welt gegeben hat, berechtigen zu nicht geringen Erwartungen. Soll das Werk nicht zu bändereich werden, so muß sich der Herr Verfasser vor allen unnöthigen Digressionen hüten, wozu er hier, bei der Reichhaltigkeit des Stoffs und bei dem Vorrath seiner antiquarischen und archäologischen Kenntnisse, sehr leicht verführt werden könnte.

Der Graf von W. . . . , der uns neulich mit einem interessanten Lehrgedicht, „die Jäger", beschenkt und den Text zu der Oper des Herrn Reinecke gemacht hat, lebt jetzt in stiller philosophischer Ruhe sich und den Musen. Er hat alle seine Geschäfte bei Hofe niedergelegt, und entfernt von dem Geräusche der großen Welt, wirkt er still und anspruchslos in seinem freundlichen Familienkreise.

Eben so sieht der Oberhofmeister von B. . . ., dieser ehrwürdige Veteran des siebenjährigen Krieges, der erfahrungsreiche 74jährige Greis, mit ruhiger Bewunderung den großen Ereignissen unserer Tage zu. Er ist ein Mann von alter teutscher Redlichkeit, der mit einem hellen Kopfe ein gefühlvolles Herz und einen, durch Studium und Reisen vielfach gebildeten Geist besitzt. In seinen Betrachtungen über die Kriegskunst (die wegen ihres tief eindringenden Scharfsinns und wegen der gründlichen Kenntniß des alten und neuen Kriegswesens den großen Beifall verdienen, den sie bei dem militärischen Publikum gefunden haben) hat er die Unzulänglichkeit der heutigen Taktik dargethan und die nothwendige Umwandlung derselben angerathen. In einem vor nicht gar langer Zeit erschienenen Buche, das den Titel „Aphorismen" führt, giebt er manche vortreffliche Ideen zur Einführung einer, der Teutschheit anpassenderen Kampfart und sagt dann: „Möchte doch ein „junger Monarch, der sein Heer schätzt, aber auch „den Krieg kennt, der sich mit Aufgaben, aus der „Elementar- sowohl, als der Evolutionar-Taktik „gern beschäftigt und darüber nachdenkt, diese Apho„rismen würdigen, sie zu lesen; diese Ideen, die „keine spekulativen Träume sind, aufnehmen, prü-

„ſen, vervollkommnen! Es beträfe anfänglich bloß „einen Verſuch mit acht bis neunhundert Fuß„gängern, hundert und zwanzig Reitern, und eini„gen Tauſenden von Thalern Unſer teutſches „Kriegsvolk, mit Waffen und einer Kampfart, die „ſeinem Charakter entſprächen und ihm Vertrauen ein„flößten, würde ſicherlich nicht ermangeln, ſich „bei erſter Gelegenheit wieder zu ſeinem vorigen „Ruhm empor zu ſchwingen, und wer verdiente „wegen ſeiner übrigen Tugenden mehr, dieſer große „Wiederherſteller zu werden, als eben dieſer junge „Monarch."

Ueberhaupt gilt von dem freimüthigen Aphorismenſchreiber, was Ulrich von Hutten von ſich ſagt: „Gott hat mich mit dem Gemüth beſchwert, daß ihm gemeiner Schmerz wehe thut und tiefer denn vielleicht etwa Anderen zu Herzen geht." Nur zwei Stellen erlauben Sie mir noch, aus jenem Werke hieher zu ſtellen. Es ſind goldene Worte, die Beherzigung verdienen und auf das Ganze begierig machen werden.

„Was iſt zu thun, die alte Europa von der „Gefahr zu befreien, zum zweiten Male Nothzucht zu „erleiden, einer Behandlung, die ihr gar nicht mehr „anſtändig iſt? — Dasjenige, was die Philippe

„in Macedonien, die Antiochus in Syrien, die „Ptolemäus in Aegypten unterließen, bis endlich „Perseus vor dem Wagen Paul Aemils hergieng. „Du bist mein Trauter, mein Lieber, sprach der „Kyklop zum Odysseus: dich will ich zuletzt ver„schlingen.“

Und wie rührend und herzergreifend sind folgende Worte, die man nicht ohne tiefe Wehmuth, ohne innigen Schmerz lesen kann: „Wun„den vernarben; Gras wächset über Gräbern; die „Bewohner der elisäischen Felder gedenken nicht „mehr irdischer Unbilden. Söhne Tuisko's; die„deres, treuherziges Geschlecht! vergesset, was ihr „wider einander hattet! lasset, wo andere Bande „fehlen, Sprache und Sitten für euch Band seyn; „ahmet die Kreter nach; ihr berüchtigter Synkre„tismus diene euch zur Regel des Verhaltens „gegen auswärtige Beeinträchtiger! — Fürsten „der Teutschen, Männer von edelm Sinn, beson„ders Ihr thronbesitzenden Herrscher, in der Blüte „der Jahre beehret euch mit dem wechselseitigen „Vertrauen, wozu eure Gemüther von der gütigen „Natur gestimmet sind, macht Redlichkeit zur Po„litik! die Zwiste eurer Vorfahren gehen euch nichts „mehr an. Ihr habt von ihnen schöne Provinzen

„ererbt; seyd damit zufrieden, weg ist weg, ist „ersetzt. Sorgt für die Zukunft, für Selbstständigkeit, opfert der holden Göttin Eintracht, schauet vor den Triumphzügen Roms!!“

C. W. Sy.

2.

Blick auf Heidelberg.

Heidelberg d. 10. Januar 1807.

Bei dem reinsten Willen unseres Curatoriums erlauben doch die drängenden Zeitläufte nicht jede Verbesserung und Anstellung. Daß der genialische Zachariä aus Wittenberg hieher berufen ist und — was man kaum glaubte — auch diesen Ruf angenommen hat, wissen Sie. Gern richtete man auch nach Halle seine Augen. Allein — Bald wird ein Professor der Geschichte nöthig seyn, wenn unser gelehrter, trefflicher Wilken in die Stelle des verstorbenen Bauer und des (mit den übrigen katholischen Theologen und Philosophen nach Freiburg zu verpflanzenden) Dereser eintritt und das Fach der orientalischen Literatur und Exegese des Alten Testaments übernimmt, wie er geneigt zu seyn scheint. Unser rastlos thätiger Thibaut

wacht mit wahrer Selbſtaufopferung über unſere Ruhe und Sicherheit. Es iſt im Ganzen weit ruhiger, als vor zwei Jahren. Ein einziger Unfall darf, wenn man die genaueren Umſtände weiß, keine Beſorgniſſe erregen.

Profeſſor Creuzer nützt durch Vorleſungen und Schriften, und weckt bei unſern Studierenden immer mehr den Geiſt der Gründlichkeit, der nur auf das klaſſiſche Alterthum begründet werden kann. Ob von den Studien, die ſo viel Gedachtes und bei der großen Mannichfaltigkeit der darin abgehandelten Gegenſtände ſo viel neue Ideen enthalten, zu Oſtern ein neuer Theil erſcheinen wird, muß der Abſatz der 2 erſten Bände entſcheiden. Denn auch uns trifft, wenigſtens im Zurückprallen der Schlag, der die ganze Buchſtabenwelt im nördlichen Teutſchlande jetzt lähmt. Creuzer hat treffliche Hülfsmittel zu einer Ausgabe des Cicero, de natura deorum zuſammengebracht, iſt aber auch der Mann dazu, ſie zu benutzen. Den neueſten Beweis davon giebt ſein gelehrtes Programm, das er zur 79ſten Geburtstagsfeier des Großherzogs von Baden über die griechiſchen Quellen, die Cicero bei Abfaſſung jenes Werkes, und beſonders über einige Fragmente Heraclits geſchrieben hat. — Unſere Erzieherin, Caroline Rudolphi, ſetzt ihr Inſtitut mit dem

dichten. Was gewinnt unsre Poesie, wenn wir die Liebe, **Minne**, liebenswürdig, **minniglich**, lieben, **minnen**, Liebespfänder, **Minnepfänder**, hold, **wonniglich**, u. s. w. nennen? Wiewohl diese Gattung von **Sang** — denn so fängt man an anstatt Gesang zu schreiben — vor der Bardenpoesie den Vorzug hat, daß sie nach würklich vorhandenen Mustern gebildet ist: so sehen wir doch eben so wenig, was das **achtzehnte** Jahrhundert durch die Verwandlung ins **zwölfte**, als was es durch Wiederherstellung der Zeiten des **Arminius** gewinnen könnte. Ueberhaupt läuft die **charakteristische Poesie** unter uns Gefahr, bald erschöpft zu werden, falls uns nicht die Russen irgend einen neuen Welttheil entdecken sollten. Nach so unermüdetem Eifer über das knechtische Vieh der Nachahmer (wie der **polite** Horaz sie nennt) sind wir endlich in die entgegen gesetzte Krankheit, in die **Originalsucht** verfallen. Nicht wenige versuchen es daher, auf dem Kopfe zu gehn, um sich nicht der Füsse mit dem gemeinen Haufen zu bedienen. Sie scheinen das Publikum für ein Auditorium anzusehen, das sich nur durch Tausendkünste amusiren läßt. Alle Zeitalter, alle Nationen, alle Stände müssen ihnen herhalten, um wenigstens mit einem neuen Anstriche zu gleissen. Diese mancherley Farben werden gesucht, weil sie gar bald zu gemein werden. Denn bey allem Hange zum Originellen sind dennoch die Nachahmer nichts weniger, als ausgerottet, und, wenn wir etwan funfzig Männer besässen, die lesbare Verse machten

verdienteſten Erfolge fort. Wir haben eben jetzt ein Gemälde weiblicher Erziehung in Briefen aus ihrer Feder erhalten. —

3.

Ueber die neueſten Entdeckungen in Griechenland.

Berlin d. 3. Januar 1807.

Ich bin ſehr zufrieden mit meinem literariſchen Ausflug durch Großbrittannien.

Meinen Freund Lord Aberdeen, habe ich auf einem ſeiner Landſitze nahe bei London zu Wimbledon beſucht und 4 Tage daſelbſt ſehr angenehm verlebt. Milord liebt Griechenland und Athen nach wie vor, und ſein Studierzimmer iſt mit allen Emblemen dieſer Stadt reichlich verziert. Die Nachteule iſt auch ein trefflich gelebetes Wappen! Ich habe zu Wimbledon unter anderen intereſſanten Leuten, Mr. Jeffrey, den Redakteur des Edinburgh-Review kennen lernen; beſtimmt wohl das beſte jetzt exiſtirende kritiſche Journal, das durch das lächerlich angekündigte Orforder nicht verdrängt werden wird. Die Recenſion in demſelben von Gell's Troade iſt von Lord Aberdeen und Mr. Drummond, ehemaligem engliſchen Geſandten in Conſtantinopel.

zuſammen abgefaßt; die von den Mémoires d'un voyageur qui ſe repoſe par Dutens, von erſterem allein. Von Wimbledon aus haben wir auch an Canova geſchrieben, um ihn zu vermögen, das Monument Pitt's für die Univerſität zu Cambridge zu verfertigen, welche Aberdeen zu deſſen Beſorgung beauftragt und die Summe von 7000 Pf. St. dazu beſtimmt hat. Il Fidia moderno hat geantwortet, und läßt ſich bereitwillig finden; nun aber unterbricht der Krieg die Unterhandlungen. Ich war von Edinburgh aus auf 2 Tage von Milord's Familienſitze in den Hochländern entfernt, wo er den Herbſt zugebracht und wollte die letzten Monate deſſelben mit ihm verleben; aber da kam der leidige Krieg. Von Gropius habe ich ſehr gute Nachrichten. Eben der Trojaniſche Mr. Gell hat eine Zeitlang mit ihm gereiſt, und ihm zu einigen Speculationen 1000 Pf. St. vorgeſchoſſen. In Gropius letztem Briefe an mich iſt eine ſehr intereſſante Stelle, die ich Ihnen nachfolgend abſchreibe und die ſelbſt für den Druck geeignet iſt, indem die Entdeckung merkwürdig genug: „Apropos — „ich habe das alte Smyrna entdeckt, auf dem unter„ſten Hügel des Sipylus, près de l'Echelle de „Bournabad — und auf dem Hügel etwas höher, „bei hundert Gräber; das höchſte, wie die an-

„dern; rund polygones irreguliers" (das Mauerwerk denke ich), „und dreihundert Fuß im „Umfange. Ich habe nie von Monumenten der „Art auch nur gehört. — Die erſten (scil. Gräber) „ſchienen mir runde Thürme, wie man ſie in den „Mauern alter griechiſcher Städte antrifft, bis ich „in der Mitte das Grab in Felſen gehauen gewahr „ward. In dem höchſten fand ich ein uraltes Ge„wölbe 15 Fuß lang, aus großen Quadern, nach „Art des tombeau d'Agamemnon à Mycenes „über einander gelegt.... Mais tous ſont éven„tés... In einem iſt ein Sarcophag aus gebrann„ter Erde, 5 Zoll dick auf dem Rande. „Zwei dieſer curiöſen Monumente ſind aus reguläs„ren großen Quadern 3 bis 4 Quadrat Fuß; die „anderen Pologonen faſt alle ſorgfältig in einander „gefügt, wie jenes Stück Mauer zu Argos. Couſi„nery wird ſich hängen, wenn er dieſe Entdeckung „erfährt — vor mir von Niemanden nur vermuthet." Außerdem, daß ich Gropius ſtrenge Wahrhaftigkeit kenne, iſt eine Entdeckung, ſo nahe bei einer großen, von Hunderten von Europäern bewohnten Stadt über jeden Zweifel erhoben. Auch ſtimmt die Lage bei Bournabad vortrefflich mit früheren Vermuthungen zuſammen. Sie erinnern ſich ja der Säule in der dortigen Moſchee mit der Inſchrift zu Ehren des

Meles. Die Entfernung des von Alexander erbauten Smyrna und des uralten (nach Strabo 20 Stadien), ſtimmt mit der, des jetzigen Smyrna und Bournabad... So haben Engländer (ich weiß nicht, ob Mr. Realt's oder Mr. Lee) in der Gegend von Athen die Ruinen einer Stadt entdeckt, über deren Namen man noch nicht recht gewiß iſt. Gell und Gropius haben in Morea gute geographiſche Meſſungen gemacht, und Erſterer über verſchiedene Gegenden, vorzüglich Arcadien, eine Charte in dem ungeheuren Maßſtabe von 1 Zoll für die engliſche Meile entwerfen. Mit der Camera obſcura haben ſie ebenfalls nach Art der Panoramas viele Anſichten gezeichnet. Dieſe Manier ſcheint jetzt die herrſchende, für engliſche Reiſende werden zu wollen. Kapitän Lee durchforſcht ſehr genau Maina und deſſen unbekannteſte Winkel. Die Arrowſmithſche Charte von Griechenland iſt, wie ich durch Vergleichung jetzt erſehe, in vieler Hinſicht incorrekt. In der Nähe von Janina iſt ein großes Theater von Mr. Thorier entdeckt worden. Dr. Frank's Brief in den geogr. Ephem. November, aus Janina, iſt nicht befriedigend.

B.

VI.

Neuer literariſcher Anzeiger.

Jedem dem teutſche Art und Kunſt, das heißt gründliche Forſchung und gehaltreiche Darſtellung ohne Ziererei und Schönrednerei, die Sache noch mehr, als das Wort ſuchend, und das Verdienſt unſerer Vorfahren ehrend, damit einſt auch unſer Verdienſt von den Enkeln geehrt werde — lieb und begehrungswerth iſt, überſehe doch nicht den ſeit dem Julius 1806 (bei Strobel in München) erſcheinenden neuen literariſchen Anzeiger. Der für alle Fortſchritte der Kultur und Wiſſenſchaft raſtlos thätige, Freiherr von Aretin, Director der königl. Hof- und Central-Bibliothek in München, hat ſich an die Spize dieſes Unternehmens geſtellt, dem man ſchon in der Geburt wegen eines ſolchen Pflegevaters einen guten Horoſcop ſtellen kann. Viele Literatoren, die es mit gelehrter Forſchung und Mittheilung des Erforſchten redlich meinen, beklagten bisher die Unterbrechung des Leipziger literariſchen Anzeigers, deſſen braver Redacteur mit Jeniſch und Vega einerlei Schickſal hatte. In dieſem neuen Anzeiger iſt jenes Inſtitut gleichſam von den Todten wieder erweckt, und was bis jezt davon erſchien (wöchentlich ein Bogen in 4.), berechtigt zu der Auffode-

rung, auch im nördlichen Teutſchlande dies lehrreiche, gehaltvolle Blatt einer beſonderen Aufmerkſamkeit zu würdigen. Vielleicht war es nie zweckmäßiger als jetzt, ein Blatt zu haben, das vorzüglich uns auf Buchſtaben und Kunſt unſerer Vorväter aufmerkſam macht und uns alle, wohnen wir an der Donau, oder Elbe, mit einem Bande literariſcher Beſtrebungen und Leiſtungen zur Erkenntniß altteutſchen Verdienſtes umſchließt. Mit Vergnügen ſieht man gleich in den erſten Blättern viele Nachrichten von Luther, Melanchthon, Leibnitz (von dieſem ein ſehr intereſſantes lateiniſches Gedicht) und anderen Heroen unſers Vaterlandes aus ſüdteutſchen Bücherſchätzen zu Tage gefördert; der ſprechendſte Beweis, daß hier die größte Unparteilichkeit und Rückſichtloſigkeit auf Confeſſion und Sektengeiſt herrſchen und jedem Verdienſte eine Blume auf's Grab gelegt werden ſolle. Was läßt ſich nicht aus einer Vereinigung von Literatoren, wo wir ſchon hier einen Meuſel, Beeſenwige, Docen, Hök, Kinderling, Teutbold, Heinze und andere genannte Männer rüſtig zuſammen wirken ſehen, bei mehrerer Unterſtützung des Publikums grade aus dieſem, an teutſchen Literaturſchätzen ſo reichen Theile unſers Geſammtvaterlandes unter einem Aretin erwarten! Feliciter!

V.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. An eine einzeln stehende Tanne im Winter. 85
2. Auf eine Apfelblüte. 87
3. Apotheose. 88

II. Von der Bedeutung des Geistreichen. 89

III. Schluß- und Grundstein. Ein Mährchen. 112

IV. Kunstnachrichten.

Briefe über die Berliner Ausstellung im September 1806. 133

Erster Brief.

Kunstkreise. Henry. Hummel. Genz.

V. Korrespondenz.

1. Blick auf Dessau. 143
2. Blick auf Heidelberg. 156
3. Ueber die neuesten Entdeckungen in Griechenland. 158

VI. Neuer literarischer Anzeiger. . . . 162

No. X.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

October 1806.

I. Erſchienene Neuigkeiten

im October

UND DEREN INHALT.

I.

Inhalt des ſo eben erſchienenen dreißigſten Bandes der Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen.

I. Beſchreibung einer Reiſe von Chunargur nach Pertnagodum im Circar Ellore. Von Capt. Blunt.

II. Beſchreibung einer Reiſe nach Sirinagur. Vom Capt. Thomas Hardwicke.

III. Ueber den Lauf des Ganges durch Bengalen. Vom Major H. H. Colebrooke. (Mit einer Charte.)

IV. Ueber Singhala oder Ceylon oder das Buddhiſten-Syſtem. Aus den Schriften eines Singhaleſen, zuſammengetragen vom Capt. Mahony.

V. Ueber die Vaiſeegurs oder Ruts, eine hindoſtaniſche Sekte. Vom Capt. David Richardſon.

VI. Ueber die Thomaschriſten auf der Küſte Malabar. Von Wrede.

VII. Tagebuch einer Reiſe von Agra nach Dujein. Von W. Hunter.

VIII. Ueber die Religion und Gebräuche der Einwohner von Ceylon. Von Hrn. Joinville.

2.

Inhalt des ein und dreißigſten Bandes der Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen.

I. Ueber die Religion und Literatur der Burmanen. Von D. Franz Buchanan.

II. Beſchreibung der Höhlen von Ellora.

III. Nachricht von den Einwohnern der Poggy-Inſeln bei Sumatra. Von J. Crisp.

IV. Nachricht von den Steinöl- oder Aſphaltquellen im burmaniſchen Reiche. Vom Capt. Cox.

V. Bemerkungen über einige Alterthümer auf der ſüdlichen und weſtlichen Küſte von Ceylan. Vom Capt. M'kenzie.

VI. Ueber den Urſprung und die Lehren einiger muhammedaniſchen Sekten in Indien.

VII. Nachricht von einer erblichen lebenden Gottheit, welche die Braminen in Puna und der umliegenden Gegend verehren. Von Capt. Moore.

VIII. Reiſe zweier Muhammedaner auf dem indiſchen Ocean im 9ten Jahrhunderte. Aus dem Arab. von Renaudot.

3.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1806. X. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Hiſtoriſche Ueberſicht des Problems über die Figur der Erde, nebſt den Veranlaſſungen zu der neuen Gradmeſſung in Lappland. 2. Auszüge aus *Depons* Voyage à la partie orientale de la Terre ferme.

Bücher-Recenſionen. 1. Topogr. ſtatiſt. geogr. Wörterbuch der ſämmtlichen preuſs. Staaten. *Zweite Auflage.* 1r Theil. 2. *Krug's, Leop.,* Abriſs der neueſten Statiſtik des preuſsiſchen Staats. *Zweite Auflage.* 3. *Bratring's, F. W. A.,* ſtatiſt. topogr. Beſchreibung der geſammten Mark Brandenburg. Bd. 1. 2. 4. Aſiatic Reſearches, Vol. VII. 5. *Beckford's, P.,* Familiar Letters from Italy. 6. *Svedenſtjerna's* Reſa igenom en del af England och Skottland.

Charten-Recenſionen. 1. v. *Riedl's, Adr.,* Stromatlas von Baiern. 1ſte Lieferung. 2. *de Lipszky, J.,* Mappa geh. Regn. Hungariae, Sect. I. X. XII.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Authentiſche Nachrichten von der ruſſiſchen Geſandtſchaft nach China, Fortſetzung. 2. Journaliſtik. 3. Avantcoureur u. geogr. u. ſtatiſt. Schriften. A. Teutſcher, B. Ausländiſcher. 4. Nachrichten vom Hrn. Prof. *Matthias Norberg.* 5. Kurze Notizen. (Geogr. Neuigkeiten aus England. — Obriſt *Lewis's* Reiſe in das innere Nordamerika. — Hrn. *Cadet's* Papyrus-Rolle.) 6. Berichtigung.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Portrait vom Prof. *Matth. Norberg* in Lund. 2. Charte zur Ueberſicht von v. *Lipsky's* Mappa Hungariae.

Weimar im November 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

oder gemacht hätten, so würden dagegen gewiß zweyhundert seyn, die selbst nicht wissen, was sie schreiben, sondern sich von allerley Wind hin und her treiben lassen. Kein Wunder also, wenn jede, auch noch so widersinnische Erfindung ihre Anhänger bekömmt. Indessen steht von der neuesten Thorheit dieser Art, von den chinesischen Gesängen zu hoffen, daß es bey dem ersten Versuche sein Bewenden haben werde, da dieser (um mit Herrn Ellopsokleros (*) zu reden) gar zu affentheurlich und napengeheurlich war, um nicht allgemein verspottet zu werden. Dergleichen Mummereyen sollten billig nur französischen Scapins überlassen bleiben. Nonnenlieder, die jede Dirne eben so gut anstimmen kan, Freymaurerlieder, die nichts als moralische Reime sind, ein korsikanisches Lied, dem vermuthlich der Enthusiasmus fehlt weil es so spät verfertigt worden, das alles hat uns das verflossene Jahr geliefert. Besser sind einige rußische Kriegsgesänge und das Lied eines Wilden ausgefallen. Vor türkischen Gesängen wird uns wohl der Nationalhaß bewahren.

Nachdem Herr Jacobi den Pfad des Petrarca so glücklich betreten hatte, scheint der Geist des platonischen Sängers über eine ganze Menge junger Dichter gekommen zu seyn, und die Petrarchische Poesie ein eigner Zweig unsrer lyrischen Dichtkunst zu werden. Daß sie viel dabey

(*) einem Personage aus dem Rabelais.

4.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur. 1806. XI. Stück.

Inhalt.

I. Die Flucht nach Aegypten. II. Gedichte. Lebensweisheit. III. Reminiscenzien. 1. Natürliche Religion. 2. Vom Tauſchhandel der Länder. 3. Atheiſten. IV. Ueber die Zeiten der Zuſtandswörter. V. Römiſche Briefe. XI. Brief aus Rom. An Ebendenſelben. VI. Ueber Aratus aſtronomiſches Gedicht, nebſt einer Probe einer Ueberſetzung.

Weimar im November 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Journal des Luxus und der Moden. 1806. XI. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Der Tempel der Parzen. 2. Epilog bei dem Schluſſe der Wintervorſtellungen eines Privattheaters. II. Kunſt. 1. Luthers Portrait von Buchhorn. 2. Pichlers großes Verdienſt als Steinſchneider. III. Muſik. Kapellmeiſter Himmel in Weimar. IV. Meluſinens Sommerabende von Sophie v. la Roche, und Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft. V. Ein Wort über die zu verbeſſernde dramatiſche Kunſt in Caſſel. VI. Miſcellen und Modenberichte. 1. Miſcellen aus Wien. 2. Inſtruction für den Hofmeiſter eines jungen teutſchen Grafen, der ſeinen Eleven 1727 nach Paris führte. 3. Memorabilien auf einer Reiſe nach den Grotten von Arcy. 4. Kinder-Virtuoſen. 5. Ueber die Schuhe der Damen. 6. Hrn. v. Lepel's Wohnſitz bei Wolgaſt. 7. Miſcellen aus Heidelberg und Baaden. 8. Mode-Streifereien auf der letzten Frankfurter Herbſtmeſſe 1806. 9. Pariſer Modenberichte. 10. Engliſcher Modenbericht. VII. Ameublement. Neue geſchmackvolle Fenſter-Draperien. VIII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im November 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

Anzeige.

In unſerem Verlage iſt ſo eben von der Epigrammatiſchen Anthologie des Hrn. Prof. C. J. Schütz der erſte Band erſchienen, welcher die früheren teutſchen Epigrammatiſten, von Opitz bis Leſſing umfaßt, der lyriſchen Anthologie von Matthiſon in Format, Druck und Papier vollkommen gleicht, und daher für die Beſitzer der Matthiſonſchen lyr. Anthologie, als eine Fortſetzung derſelben zu betrachten iſt. Dem Namen der Dichter ſind, wie bei letzterer, jedesmal genaue Notizen über die merkwürdigſten Umſtände ihres Lebens, und die vorzüglichſten Ausgaben ihrer Werke beigefügt. Der zweite Band, der mit Käſtner beginnt, wird in Kurzem nachfolgen, und dieſe ſchätzbare Sammlung ſchon bis zu künftiger Oſtermeſſe vollendet ſeyn.

Halle, d. 6. Septbr. 1806.

N. Societäts-Buch- u. Kunſthandlung.

2.

London und Paris. Jahrg. 1806. V. u. VI. Stück.

Inhalt des V. Stücks.

I. London. 1. Schluß von Schirmers teutschem Theater. 2. Die jetzigen Karikaturzeichner in London; Fores, Holland, Rowlandson und Gillray. 3. Die Kunst gut zu reden in England. — Die debating societies in London. 4. Parkers Panorama von Trafalgar. 5. Die französischen Emigranten als Zeitungsschreiber. 6. Balladen-Sänger in London. 7. Gemahle Kinder, Nachfolger des jungen Roscius in London. — Musik in London. — Die Concerts of antient music. — Das Liebhaber-Concert. — Malerei. — Mde. Lebrun aus Paris. — The Exhibition of the Society of painters in water colours. II. Paris. 1. Ueber Hrn. Hauy's Blindenanstalt in Paris, fortgesetzt durch Hrn. Heilmann. 2. Synode der französischen Juden in Paris. III. Englische Karikaturen. 1. Ein großer Strom aus einem kleinen (petty) Brunnenkopf. (Hierzu die Abbildung Nro. XII.) 2. Der Tanzbär und sein Führer. (Hierzu die Abbildung Nro. XIII.)

* * *

Inhalt des VI. Stücks.

I. London. 1. Reise von London nach Teutschland. Erster Brief. Fahrt von London nach Gravesend. — Mannichfaltige Bemerkungen über Engländer und Englische Sitten. Zweiter Brief. Aufenthalt in Gravesend. — Die französische Familie. — Die Lesebibliothek. — Bemerkungen über die Mode Schriftsteller. 2. Neue Art, Aufsehen in den Straßen von London zu erregen. — Mr. Syngell's wundervolle Vorstellungen. 3. Versammlung der Schuler der Armenschulen in der Pauls-kirche. II. Paris. 1. Neue Münzen. — Verschönerungen in Paris. 2. Lebendige Uhren. — Nothwendigkeit der Zeiteintheilung in Paris. III. Englische Karikaturen. 1. Der Freund des Volks. (Hierzu die Abbildung No. XIV). 2. Der Krankenbesuch. (Hierzu die Abbildung No. XV.)

N. Societäts- Buch- und Kunsthandlung zu Halle.

3.

Neue Verlagswerke der neuen Societäts- Buch- und Kunsthandlung zu Halle, Leipziger Michaelis-Messe 1806.

Beantwortung der Ackermannschen Beurtheilung und Widerlegung der Gall'schen Hirnschädel- und Organenlehre, vom Gesichtspunkte der Erfahrung. Herausgegeben von einigen Schülern des Herrn Dr. Gall, und von ihm selbst berichtigt. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 fl. 3 kr.

London und Paris. Jahrg. 1806. 1s — 6s Stück, mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern gr. 8. der Jahrg. von 8 Stücken 6 Rthlr 8 gr. od. 11 fl.

La Roche, Fr. E. v., Melusinens Sommerabende. Herausgegeben von C. M. Wieland. Mit dem Portrait der Verfasserin. Kl. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Schütz, Carl Julius, Epigrammatische Anthologie. 1r und 2r Theil. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Die Zeiten, oder Archiv für die neueste Staatengeschichte und Politik, herausgegeben von *C. D. Voss*, mit Kupf. und Charten. 2. Jahrg. 1806. 8s und folgende Stücke. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Portrait der Frau S. v. La Roche. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

III. Vermischte Nachrichten.

Anzeige.

Bei dem Unglücke, das unsere Stadt und Gegend nach der Schlacht bei Jena den 14. dieses betraf, waren wir so glücklich gänzlich verschont zu bleiben, und sehen uns im Stande, unsere Geschäfte ungestört fortzusetzen, welches wir unseren Geschäftsfreunden hiermit anzuzeigen für nöthig erachten. Da auch die Leipziger Michaelismesse durch die letztern Ereignisse gestört, und aller Geschäftsgang gänzlich unterbrochen wurde,

so machen wir zugleich bekannt, daß wir nun von hier aus alle Zusendungen aufs schnellste besorgen, und alle Stockungen, die ohne unsere Schuld entstanden seyn möchten, so schleunig als möglich zu heben suchen werden. Wir versehen uns aber auch von der Billigkeit unserer Handelsfreunde der baldigsten Erfüllung ihrer Obliegenheiten von dieser Messe, und erwarten um so mehr von allen denen befriedigt zu werden, die dies bis jetzt unterlassen haben, da Befolgung kaufmännischer Ordnung und gegenseitiger Unterstützung zur Erhaltung unserer Verbindungen jetzt mehr als je nöthig sind.

In Kurzem erscheint in unserm Verlage ein großer authentischer Plan von der merkwürdigen Schlacht vom 14. dieses bei Jena, worauf wir die Liebhaber im Voraus aufmerksam machen können.

Weimar den 27. Oktober 1806.

F: S. pr. Landes-Industrie-Comptoir
und
das Geographische Institut.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

November 1806.

I. Erſchienene Neuigkeiten

im November

und deren Inhalt.

1.

Plan des Treffens bei Jena.

Der von uns angekündigte

Plan der Schlacht bei Jena

iſt mit der zugehörigen, 2 Bogen ſtarken: Nachricht von der Schlacht bei Jena ſo eben fertig geworden, welches

früher hätte der Fall seyn können, wenn es unsere Absicht gewesen wäre, auf die Neugierde des Publikums eine Spekulation zu gründen. Wir wollten ihm, besonders dem Militair, vielmehr einen auf wirkliche Aufnahme gegründeten, möglichst detaillirten wahren Plan des Schlachtfeldes, und eine aus authentischen Quellen mühsam zusammengetragene, Darstellung der Positionen auf demselben liefern, wozu uns unsere Nähe am Schlachtfelde, eine wiederholte Untersuchung desselben, und gütige Mittheilungen kenntnißvoller Theilnehmer der Schlacht vorzüglich in den Stand setzten. Der Plan ist im gewöhnlichen Homannischen Chartenformate, nach einem Maßstabe von fünf und einen halben Pariser Zoll für die geographische Meile, (der schon ein höchst genaues Detail erlaubt) entworfen, 16 Par. Zoll hoch und 21 breit, kostet mit der dazu gehörigen Nachricht 12 gr. Sächs., und ist in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Weimar d. 20. Novbr. 1806.

Das geographische Institut.

2.

C. Dumeril's, Prof. an der medicinischen Schule zu Paris, analytische Zoologie. Aus dem Französischen, von L. F. Froriep, Professor zu Halle. Weimar, 1806.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

C. Dumeril's, Prof. an der medicinischen Schule zu Paris, analytische Zoologie. Aus dem Französischen, von L. F. Froriep, Professor zu Halle. Weimar, 1806.

Dieses Werk ist der Aufmerksamkeit aller derer würdig, welche sich mit der Zoologie beschäftigt haben, oder sich damit bekannt machen wollen. Durch seine ganze Einrichtung eignet es sich sehr zur Grundlage beim Unterrichte in der Zoologie, wie denn auch Hr. Prof. Froriep im vorigen Sommer die einzeln erscheinenden Bogen in seinen zoologischen Vorlesungen als Handbuch benutzt hat. Ganz vorzüglich aber, und mehr als irgend ein anderes zoologisches Werk, ist es dazu geschickt, um sich im Bestimmen der Thiere zu üben.

Die Einrichtung des Buches ist ganz eigenthümlich. Die Thiere sind darin nach ihren Classen, Ordnungen, Familien und Gattungen, auf 197 Tabellen zusammengestellt, wodurch die Uebersicht und Bestimmung der Thiere ungemein erleichtert wird. Jeder dieser Tabellen gegenüber finden sich die etwas

nöthigen Erläuterungen, denen oft ganz neue und folgenreiche Bemerkungen über den Bau einzelner Thiere einverleibt sind. Alle, auch die ganz neuerdings durch die französischen Naturforscher bekannt gewordenen Thiere sind hier aufgeführt, wobei der Verfasser in der glücklichen Lage war, die Charakteristik immer nach den in dem naturhistorischen Cabinet zu Paris vorhandenen Exemplaren, also nach der Natur, entwerfen zu können. — Besonders glauben wir, die Entomologen bitten zu dürfen, dies Buch nicht zu übersehen, da der Verfasser, der sich seit 12 Jahren mit der Entomologie beschäftigt, und eine der vollständigsten Insekten-Sammlung besitzt, diesen Theil auch besonders vollständig und nach neuen Ansichten abgehandelt hat.

Die Zusätze des Herrn Prof. Fr o r i e p werden besonders denen sehr willkommen seyn, welche die neueren französischen Werke über Zoologie nicht benutzen können, und also manchmal in Zweifel seyn möchten, welche Species der Verf. zu dem charakterisirten Genus rechnet.

Ueber alles dies, so wie über den Gebrauch des Werks beim Bestimmen der Thiere, giebt die Vorrede weitere Auskunft, auf welche wir daher verweisen müssen, in welcher wir aber folgenden Schreibfehler zu berichtigen bitten:

Seite III muß es, Zeile 14 von oben, statt: der zugleich gestachelt und gezähnelt ist, vielmehr heißen: der nicht gestachelt aber gezähnelt ist; und Z. 16 statt: Barsch (*Perca*), setze man: Centropom (*Centropomus.*)

Druck und Papier sind, wie bei allen unsren Verlagsartikeln, sauber, und der Preis zu 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 Fl. 42 kr. gewiß sehr billig.

Weimar, den 20. Novbr. 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1806. XI. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Ueber die Ladronen oder Marianinseln-Gruppe, von *F. A. W. Bratring.* (d. Beschluß folgt.) 2. Populationsnachrichten von den Fürstenthü-

mern Anſpach und Bayreuth im J. 1804. 3. *Leop. Chevalier's* Nachrichten von Elba.

Bücher-Recenſionen. 1. *de Boisgelin's, L.*, ancient and modern Malta. 2. *v. Bonſtetten's, C. V.*, Reiſen in die claſſiſchen Gegenden Roms, bearb. v. *K. G. Schelle.* 1. 2r Th. 3 *Bartholdy's* Bruchſtücke zur nähern Kenntniſs Griechenlands. 1r Th. 4. *Grant's, J.*, Voyage of Discovery.

Charten-Recenſionen. 1. *v. Le Coq's* topogr. Charte v. Weſtphalen. Sect. II, IV, VI u. XIII. 2. Nouvel Atlas portatif — en 30 Cartes. Paris, Langlois. 1806. 3. *de Mechel, Chr.*, Tableau des hauteurs. 4. *Ritter's, C.*, Tafel der Gebirgshöhen. 5. *v. Textor's* Specialcharte von Neuoſtpreuſsen. Sect. II, IV, VIII, X, XII u. XIII.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Auszug eines Schreibens des Dr. *Frank* aus Janina. 2. *Langlès* Collection portative des voyages. 3. Längen und Breiten mehrerer Puncte an den Braſilianiſchen Küſten. 4. Joſ. Bernh. Exmarquis *v. Chabert.* 5 Handel der nordamericaniſchen Staaten. 6. Kurze Notizen. 7. Bemerkungen über die vom Hrn. *Lindner* zu Leipzig beabſichtigte Verbeſſerung des geogr. Unterrichts. 8. Anfrage, die *Gauen* in Franken betreffend.

Zu dieſem Stücke gehören:

1. Portrait des Prof. *Ludw. v. Schedius.* 2. Charte des nördlichen Theils der *Baſt-Straſse.*

Weimar im November 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. 1806. XI. Stück.

Inhalt des XI. Stücks.

Das Kaiſerthum Frankreich.

Fünfte Abtheilung. 18. Topographie. Eintheilung von Frankreich. — Beſchreibung der einzelnen Landſchaften, Departemente und der vorzüglichſten Städte und merkwürdigſten Ortſchaften. — (Fortſetzung.)

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Taf. 12. Der Haven von Toulon. Taf. 13. Der Ha ven von Breſt. Taf. 14. Anſicht des Münſters zu Straßbur

Weimar, im Novbr. 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoi

5.

Voigt's Magazin für den neueſten Zuſtand der Na turkunde. 1806. XI. St.

Inhalt.

I. Beiträge zur Naturbeſchreibung der Eulen. (Vor Hrn. Caud. Med. Nitzſch in Wittenberg.) II. Auszug ei nes Schreibens des Hrn. Prof. B. A. Barton in Philadel phia, an Hrn. Dr. Albers in Bremen. III. Nachricht vo einige , von B. Bonvoiſin in Piemont beobachteten neue Mineralkörpern. (Aus dem Journal de Physique Mai 180 ober T. LXII. pag. 409.) IV. Verhandlungen der Geſellſchaf zur Beförderung der Naturkunde und Induſtrie Schleſiens I. Bd. 1ſt u. 2ſt Heft. Breslau, 1806. 8. gedruckt in de Kön. privil. Stadt- und Univerſitäts-Buchdruckerei bei Gro und Barth. V. Ueber den rothgefärbten Schnee, den man au hohen Gebirgen findet. Vom Hrn Ramond. VI. Ueber de Zucker-Arena, ein neues Geſchlecht der Palmen. (Aus de Mem. de l'Instit. national.) VII. Nachricht von einer Ker kel-Monſtroſität, die der im letztern Junius-Hefte dieſe Mag. beſchriebenen ſehr ähnlich iſt. (Aus einem Briefe de Hrn. D. M. Schmalz, an den Herausgeber.) VIII. Ueber den Maſcaret der Dordogne. (Aus einem Briefe de Hrn. Lagrave-Serbie, an Hrn. Delametherie, in deſſen Journ. de phys.)

Weimar im November 1806.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin. 1806. X. St

Inhalt.

II. Garten-Baukunſt. Einige Bemerkungen über Garten-Monumente. (Mit Abbild. auf Taf. 27.) VI. Obſt-

gewinnen werde, daran zweifeln wir sehr. So selten die Lauren und Elisen sind, so sparsam sollte man auch solche Lieder machen. Zu viel Süßigkeiten müssen einem deutschen Leser bald eckel werden. Diejenigen, denen Petrarchs Schwärmerey nicht natürlich ist, müssen sich recht sichtbarlich peinigen, um sich darein zu versetzen, und brauchen daher in der That auch diese Gattung nur als ein Privilegium unnatürlich zu seyn, und zu einem Firniß, um etwas zu scheinen, da sie sonst gar nichts seyn würden. Würklich sind nur einige wenige in Petrarchens Empfindung eingedrungen; die übrigen stecken sich nur in seine Maske, lallen seinen Enthusiasmus nach, der in ihrem Munde spielende Tändeley wird, und gleichen denen, die durch verdrehte Augen ihre Andacht an den Tag zu legen meynen. Viele der lieblichsten Ausdrücke des Petrarch sind dadurch schon so gemein worden, daß man bald auch hier genöthigt seyn wird, alles bis zum Abentheuerlichen zu überspannen, und nicht nur das Herz sondern auch den Verstand zu zerschmelzen. Alle Blumen in diesen Auen sind schon so abgemäht worden, daß die Grazien bald auf öden Steppen tanzen müssen. Der Körper hat nun schon so oft der Schleyer des Geistes geheissen, Laura ist uns so oft von Blüthen begossen erschienen, wir haben den Liebhaber so oft in ein beßres Elysium verzückt gesehn, (die sonderbaren Kompositionen ungerechnet, die hier so arg als in der Klopstockischen Ode gemacht werden)

daß

Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. A. Die Labermannskirſche. (Mit Abbild. auf Taf. 26. Fig. A.) B. Die kleine Ratafiat-Kirſche. (Mit Abbild. auf Taf. 26. Fig. B.) 2. Ueberſicht des pomologiſchen Kabinets, ſo weit es dermalen fortgerückt iſt. IX. Saamenbau, Sämerei- und Pflanzenhandel. 1. Ueber Gemüſe-Saamenbau, Sämereihandel und Saamenverfälſchungen. 2. Eintheilung der ſämmtlichen Feld- und Gartengemüſe-Arten in Rückſicht auf beſſere Ordnung in den Verzeichniſſen der Sämenhändler. XI. Garten-Miſcellen. 1. Ueber den Caffee und ſeine verſchiedenen Stellvertreter in Teutſchland. 2. Das Fortkommen der Gewächſe in einer neuen Anſicht genommen.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 26 Fig. A. Die Labermannskirſche. Taf. 26. Fig. B. Die kleine Ratafiat-Kirſche. Taf. 27. Garten-Monumente.

Weimar im Januar 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Vermiſchte Nachrichten.

I.

Charten des jetzigen Kriegstheaters.

Man kennt die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen ſogenannten Kriegs-Schauplätze, die mehrentheils Geburten des augenblicklichen Bedürfniſſes und daher wenig correct, faſt immer aber nach einem zu kleinen Maßſtabe entworfen ſind, und daher den Märſchen einer Armee auch nur in ihren gröſſern Details zu folgen erlauben. Wer den Gang des jetzigen Kriegs genauer zu verfolgen wünſcht, dem können wir daher folgende zu unſerm großen Handatlaſſe gehörige, von ſehr vorzüglichen Geographen, als einem Sotzmann, Güſſefeld, Reymann u. a. m., neu entworfen, und in Rückſicht der politiſchen Geographie bis zum September dieſes Jahres berichtigte Blätter mit gutem Grunde empfehlen; als Teutſchland (in 1 oder 2 Blättern), die Länder am Rhein, Weſtphalen, Franken, die Herzogl. Sächſiſchen Länder, Südl. Oberſachſen, Niederſachſen, Nördl. Oberſachſen, Schleſien, Preußen und Polen nach den Theilungen von 1793 und 1795 (2 Blätter), von

denen jedes einzeln 3 gr. Sächs. Crnt. oder 36 kr. Rheinl. auf gewöhnlichem Papiere, auf holländischem Olifantpapiere aber mit engl. verwaschener Gränz-Illumination 12 gr. oder 54 kr. kostet. Auch die benachbarten Länder sind in unserem aus 60 Blättern bestehenden Handatlasse mit gleicher Sorgfalt abgebildet, so daß bei weiterer Ausdehnung des Kriegsschauplatzes in demselben für das Bedürfniß des Publikums von dieser Seite hinlänglich gesorgt ist, und jeder Liebhaber seine Wahl daraus nach Gefallen machen kann.

Für den gewöhnlichen Hausbedarf des Zeitungslesers, so wie für den Unterricht in Bürgerschulen, dient bekanntlich unser verkleinerter Handatlas in großem Querfolioformate, gleichfalls in sechzig Blättern, von denen jedes Blatt die Hälfte des oben angegebenen Preises kostet, sorgfältig revidirt ist, und alles Detail enthält, welches sich, ohne undeutlich zu werden, anbringen ließe. — Liebhabern, welche die einzelnen großen Begebenheiten des Kriegs genau zu übersehen wünschen, empfehlen wir den bei uns so eben erschienenen großen Plan der Schlacht bei Jena, der mit der zugehörigen Beschreibung 12 gr. oder 54 kr. Rheinl. kostet, welchem nächstens ein Blatt folgen wird, auf dem man den Zusammenhang der preußischen Märsche vor jener Begebenheit und der Treffen bei Auerstädt und Jena sammt ihren nächsten Folgen übersehen kann.

Weimar, im Novbr. 1806.

Geograph. Institut.

2.

Specieller Plan der Schlacht bei Auerstedt.

Unser Plan der Schlacht bei Jena ist nun in den Händen des geographisch-militärischen Publikums. In der dazu gehörigen Beschreibung versprachen wir bloß noch einen Generalplan der Schlachten bei Jena und Auerstedt (die man von teutscher Seite durchaus als zwei verschiedene, aber an Einem Tage neben einander gelieferte Treffen ansehen muß), da uns damals zu einem detaillirten Plan der Schlacht von Auerstedt hinlängliche Materialien, besonders das Detail des Terrains, fehlten, um etwas Befriedigendes darüber bekannt zu machen. — Doch unerwartet haben wir Vermessungen des Lokals und eine genaue Uebersicht der Positionen bekommen, und eilen nun binnen kurzem dem geographischen Publikum auch einen detaillirten richtigen Plan der Schlacht von Auerstedt zu geben, um so viel mehr, da bereits die Militärs durch einige erschienene übereilte Darstellungen des Ganzen, eine falsche Ansicht davon erhalten haben.

Auf diese zwei speciellen Plane folgt dann im kleineren Maßstabe baldigst nach: unser Generalplan der Schlachten von Auerstedt und Jena, die das Französische V. Bulletin zusammen la Bataille de Jena nennt. Außer der Angabe der beiderseitigen Schlachtordnungen im Allgemeinen wird dieser Generalplan zugleich die Bezeichnung des Preußischen Lagers bei Weimar und Jena am 12. October, und die Märsche vor und nach der Schlacht am 14. Oct. enthalten.

Weimar, den 3. Dec. 1806.

Das geographische Institut.

3.

Zur Nachricht.

Wir zeigen hiermit den Abonnenten von Bertuch's Bilderbuch für Kinder an, daß die gewöhnlichen Weihnachtshefte (diesmal der 95. und 96ste Heft) gleich nach dem Neuen Jahre erscheinen werden. Sicher wären sie mit dem Anfange des Decembers dieses Jahres erschienen, hätte die traurige Lage, in der sich Weimar nach dem 14. October befand, nicht alle Arbeiten verspätet. — Doch, da wir jetzt wieder Ruhe genießen, so werden wir das Versäumte baldigst nachholen.

Weimar im November 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Geographische Warnung.

Wir warnen das Publikum, nicht den Nachdruck der sechsten Auflage des Gasparischen Lehrbuchs der Erdbeschreibung für den ersten Cursus zu kaufen, indessen bei uns die rechtmäßige achte und nach dem neuesten Zustande der politischen Geographie berichtigte Auflage schon erschienen ist. Um bei dem raschen Wechsel der Verfassungen und des Bestandes so vieler europäischen Staaten im Stande zu seyn, dem Käufer der Gasparischen Lehrbücher immer das Neueste aus dem Gebiete der politischen Erdkunde zu geben, haben wir bis daher nur sehr schwache Auflagen gemacht, deren Preis ohnehin mit dem des Nachdrucks fast gleich ist, und die unendlich correcter, als diese Diebswaare sind, womit also der Käufer immer betrogen wird.

Weimar im October 1806.

Das geograph. Institut.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1807.

I.

Gedichte.

1.

Todtenfeier

am Grabe der verewigten Frau Sophie von la Roche. *)

(Offenbach am 18. Febr. 1807.)

„— — — „Weil nun nicht mehr ihr Leben
„Uns lehrt, ſo lehr' uns denn ihr Tod!"
Klopſtock.

Tritt, o Germania, zur Gruft und weine,
Wo deiner ſtrahlenreichſten Seelen Eine,

*) Man hat die nun verewigte Sophie die gute Mutter von Teutſchlands Töchtern genannt. Sie hat

Groß an Verdienſt, an Tugend groß,
Des ſchönſten Lebens Laufbahn ſchloß.

Ach! wer vermag mit Worten oder Bildern
Die Größe des Verluſtes voll zu ſchildern?
Mir bebt, von Trauer übermannt,
Indem ich malen will, die Hand! — —

Humanität war Ihres Geiſt's und Herzens
Erworbnes Eigenthum. Im Drang des Schmerzens
Blieb Sie, wie in der Fröhlichkeit,
Stets Prieſterin der Menſchlichkeit.

es wenigſtens, ohne alle Anmaßung und Eitelkeit, aus den reinſten Abſichten ſtets ſeyn wollen. Man muß ſie über ſich ſelbſt ſprechen, und die Geſchichte ihrer Schriftſtellerei in Meluſinens Sommerabenden (Halle, neue Societätsbuchhandlung 1806), dem letzten Vermächtniß ihres Schreibepultes, erzählen hören. Wir hoffen durch denſelben edeln Freund, der ihr hier dieſen Cypreſſenzweig auf die Urne legt, unſern Leſern noch ein kleines biographiſches Denkmal auf ſie mittheilen zu können. Jetzt wenden wir gern die Worte des jüngern Plinius (VII, 19) auf die edle Fannia auf ſie an: Doleo hanc feminam eripi oculis civitatis. Quae caſtitas illius, quae ſanctitas! Bis maritum ſequuta in exſilium eſt.

In reizend mannichfaltiger Geſtaltung
Erſchien ihr Witz bei jeder Unterhaltung.
Wie paarte ſich der Ernſt mit Spiel,
Die Lebensweisheit mit Gefühl!

Unſterblich wirkte ſie auf Teutſchlands Töchter;
Unzähl'ge Mütter bildeten Geſchlechter,
Sophiens Schriften in der Hand,
Zum künftigen Beruf und Stand.

Und was ſie ihrem Freunde-Kreis geweſen —
Das wird empfunden nur, und nicht geleſen.
Das bleibt den Herzen, die es trifft,
Tief eingeprägt mit Flammenſchrift.

Und dieſe Edle ſinkt ins Grab! Vergebens
War unſer Flehn! Der Schutzgeiſt ihres Lebens
Hat, durch kein Bitten abgewehrt,
Die heilge Fackel umgekehrt.

Wie? Sollt' ein Weſen von ſo ſeltnem Adel,
So fleckenrein, erhaben über Tadel,
Des Moderhügels Beute ſeyn,
Und der Vernichtung Raub? — O nein!

Bei mitternächtlicher Geſtirne Schimmern
Verſtummt die Klage an der Hülle Trümmern;

Wir blicken froh zum Sternen-Chor,
Wohin der Geiſt entfloh, empor.

So wahr dort Gottes hehre Glanzwelt lohert!
Gott hat zu ſich die Herrliche gefodert,
Die hier für ſeine Ewigkeit
Des Guten Fülle ausgeſtreut.

So ſinkt die Sonne, wann der Hemiſphäre
Sie lang geglänzt, und tauſend Blumenheere
Hold zur Entwickelung gebracht.
Um ſie nicht, nur um uns iſt Nacht.

Dort, wo des Staubes Trauer nicht mehr weinen,
Dort ſchließt Sophie in den Palmenhainen
Den vielgeliebten Sohn an's Herz,
Vergeſſend bittrer Trennung Schmerz.

Die Zeiten fliehn, Jahrhunderte vergehen:
Kein Hauch der Zeit wird Ihren Ruhm verwehen,
Der ihre Urne, moosumwebt,
Gleich einem Genius umſchwebt.

Im Pantheon der Edlen und der Guten
Steht ewig mit der Palm' und Myrte Ruthen

Ihr lächelnd Ebenbild bekränzt,
Von ſanfter Glorie umglänzt:

Indeß ihr Geiſt — der, über Ruhm erhöhet,
Ein neu Geſtirn, der beſſern Welt aufgehet —
Zur Erde, wo die Thräne thaut,
Mit Liebesſtrahlen niederſchaut.

Buri.

2.

Maigeſang.

Holderquickend naht der Mai,
Spendet ſüße Gaben,
Laub und Blumen mancherlei,
Blick' und Herz zu laben;
Jubelnde Stimmen durchtönen die Lüfte,
Wallend auf Meeren balſamiſcher Düfte.

Neubelebt entſteigt der Gruft
Alles, was erſtorben,
Singend ſchwebt in blauer Luft
Was das Licht erworben:
Sonne vergoldet die felſigen Hügel,
Liebend erhebt ſich des Waldes Geflügel!

Was ſich ſehnt', erfreuet ſich
Nun der goldnen Stunde,
Denn der Mai winkt minniglich
Weihe jedem Bunde.
Luſtgefühl keimet aus Bangen und Trauer,
Wonne beſiegelt der Zärtlichkeit Schauer!

Mit verklärtem Angeſicht'
Grüßt an theuren Grüften
Mancher Traurende das Licht,
Bei der Veilchen Düften;
Leben entkeimet dem Schooße der Erde,
Muthig drum, wenn ich zur Aſche bald werde!

K. W. Juſti.

3.

Der Geſangſtrom. *)

Des Liedes Woge ſtürmt und ſchlägt,
Gleich Wellen auf empörtem Meer,

*) Der Verfaſſer ſuchte die Aufgabe zu löſen, wie die Laufbahn des lyriſchen Dichters in ihren vorzüglichſten Modifikationen darzuſtellen ſey. B.

Doch niemand weiß, wer sie bewegt,
Wohin, woher?
Der Sänger selbst erkundet nicht,
Wohin sie führt und wo sie bricht.

Gewaltig, prächtig, wallt der Strom
Hier unter Eichwalds Baldachin,
Dort unterm blauen Sternendom,
Wohin, wohin?
Bald stürzt er sich; in Sturm und Drang,
Laut donnernd über'n Felsenhang.

Sieh! Unten rieselt jetzt im Thal
Friedselig hin die Silberflut
Im lauen Frühlingssonnenstrahl.
Holdlächelnd ruht
Am Blumenrand die Schäferin,
Und äugelt nach dem Liebling hin.

Und sanfter, immer sanfter wird
Die Luft, und leiser tönt das Ach,
Das aus der Liebe Busen girrt
Am trauten Bach;
Bis Mondessichel, schön gekrümmt,
Im Spiegel tausendfältig schwimmt.

Ach! Abwärts eine Urne winkt,
Und, wie das Bächlein näher rollt,

daß auch dieſe Art von Heroide uns bald nicht mehr unterhalten wird.

Der groſſe Haufen unſrer launiſchen Scribenten, welche nichts als die Grimaſſen der Britten kopiren, iſt eine Bande mit noch verzerrtern Geſichtern. Hier iſt es zur Zeit nur einem einzigen gelungen, mit den Britten zu wetteifern. Die übrigen, nachdem ſie geſehen, daß man bey einigen Schriftſtellern die Ergieſſungen ihrer Laune mehr geſchätzt hat, als die gefeilteſten Arbeiten mittelmäßiger Köpfe, wenden die gewaltſamſten Kontorſionen an, um ſich jenen gleichzuſtellen, ohne zu bedenken, daß Eigenthümlichkeit das Haupterforderniß der Laune, und der Humor jedes andern unerreichbar ſey. Mit ihnen vereinigen ſich die ſentimentaliſchen Herren, welche uns gern Alteweibermärchen, moraliſche Vademecums, oder gar fanatiſche Schwärmereyen für Beweiſe eines empfindſamen Herzens verkaufen möchten. Wie ſehr hat ſich Herr Schr**l auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland gemartert, und wie ſehr martert er ſeine Leſer! Ein anderer hat eine Reiſe nach Pirmont angeſtellt, die der Reiſekoſten ſchwerlich werth iſt, wenn ſie auch zu Fuß geſchehen wäre. Aber noch in viel geringere Unkoſten hat ſich der Verfaſſer der Reiſen durch die Viſitenzimmer geſetzt, der geradezu bekennt, daß er ſeine müßigen Spaziergänge blos Reiſen genannt habe, weil jetzo alles reiſe. Daß es doch jenem Pilgrim nicht einfalle, die übrigen ſiebzehn Bäder zu durchwandern, noch dieſem, uns mit allen

In Klagelaut ſein Rauſchen ſinkt,
Der Trauer Sold.
Die Thränenweide neigend taucht
Sich in die Flut, die Seufzer haucht.

Doch immer ſoll voran der Lauf;
Die Ebne dehnt ſich ſtets bergab;
Nichts hält der Wellen Eile auf.
Hinab, hinab
In's Sandgefilde! Dort zum Teich,
Ihr Wellen alle, ſammelt euch!

Dort ſtralt aus euch dem Andachtblick
Des Himmels ew'ge Sternenpracht,
Des Aethers Dunkelblau, zurück
In heilger Nacht;
Ihr flüſtert in des Wallers Ohr,
Daß er nichts Ewiges verlor.

Vom alternden Cypreſſenhain
Umragt, du ernſte ſtille Flut,
Harr' auf der Sonne Flammenſchein,
Auf Himmelsglut,
Die aufwärts von dem Erdgebiet
Dein letztes Perlchen zu ſich zieht.

Buri.

4.

Der Moal Ommias. *)

Lang' hab' ich geweint über die edlen Söhne der
Fürſten von Mekka —
Ach die Gebeine waren zerſchlagen, bleich und kalt
ihr Geſicht.
Als ich ſie ſah, füllt' ich mit Seufzern die Luft,
Wie tief im Walde die Taube, wenn man die Küch-
lein ihr nahm.

O weinet, ihr Mütter der herrlichen Söhne,
werft eure Stirn in den Staub,
Miſcht eure Seufzer mit Thränen, füllet die Städte
mit Klagen. —

*) (Die Moals bei den Arabern und Aegyptiern ſind Trauergedichte, in welchen man den Tod eines Helden, oder eines unglücklich Liebenden beweint. Abulfeda hat uns das Ende eines Moals aufbehalten, welches Ommia am Rande der Gruft anſtimmte, in welche man ſeine Vettern, nach der Niederlage bei Beder, geworfen hatte. Folgendes iſt eine etwas freie Ueberſetzung deſſelben.)

Und ihr Frauen, die ihr den Leichnamen folgt, stimmet an den Trauergesang,
Unterbrecht ihn durch tiefe, schmerzvolle Seufzer. *)
Denn Mekka's Blum' ist entblättert, durch giftige Winde aus Osten!
Ach sie blühte so schön, die köstliche Blume! — nun ist sie verwelket. —

O daß ihr fallen mußtet in der Schlacht, starke mächtige Helden!
Daß die Schärfe des Schwerdts euch erreichte vom grausamen Feinde! —
Nun stehn sie betrübt die Fürsten des Volks, die Häupter der Stämme.

*) Diese Frauen sind die sogenannten Almés der Türken, Dichterinnen aus dem Stegreife, die ihren Gesang durch eine sprechende Pantomime, durch ausdrucksvolle Bewegungen des Körpers, und durch eine, dem Inhalte des Gesangs entsprechende Musik begleiten. Sie werden bei allen Auftritten des Lebens, bei frohen und traurigen Ereignissen gebraucht, und begleiten auch bei Beerdigungen das Gefolge mit Trauergesängen. Bei diesen Moals flößen sie durch ihre abwechselnd zärtlichen, rührenden und klagenden Töne eine Art von sanfter Melancholie ein, die unvermerkt zunimmt, und sich endlich in wehmüthige Thränen auflöst.

Wie iſt das Antlitz von Weber ſo traurig, das Auge
von Mekka ſo trübe!
Fließet ihr Thränen, dort liegen die Helden —
Die Kraft des Volks iſt erſchlagen!
Hört meine Seufzer, ſandige Wüſten,
Lindre den Schmerz, brennende Sonne! —

C. W. Spieker.

II.

Denkſtein auf Karl Heinrich von Seibt.

Erſt am 2ten April des vorigen Jahres ſtarb in ſeinem 74ſten Jahre einer der achtungswürdigſten Veteranen der Literatur im katholiſchen Teutſchland, der Senior der philoſophiſchen Fakultät in Prag, der Ritter von Seibt. Seine Blüte fällt in das 7te bis 8te Jahrzehend des abgelaufenen Jahrhunderts. Das jetzige, nun in die Gegenwart verſenkte Geſchlecht wußte ſchon lange nichts mehr von dem Manne, deſſen Stern ſchon ſeit länger, als 10 Jahren untergegangen zu ſeyn ſchien. Doch überlebte er, obgleich nur noch mit mattem Scheine fortglimmend,

den Mann, der ihm am meiſten Abbruch gethan hatte. Denn dieſer verließ Prag, wo Seibt noch immer fortlebte, ſehnlich zurückgewünſcht von vielen Edeln, die darum Seibts ältere Verdienſte nicht verkannten. Einer der älteſten und treueſten Freunde Seibt's in Dresden, beſitzt ein Portrait deſſelben von Röhmel aus Berlin im Jahre 1773 gemalt, welches die Züge des Mannes, die gewiß vielen ſeiner noch lebenden zahlreichen Zuhörer noch lebendig vorſchweben, mit charakteriſtiſcher Aehnlichkeit wiedergiebt. Er ließ vor kurzem nach dieſem Portraite einen Kupferſtich von Härſch in punctirter Manier verfertigen und da er ſelbſt über die ſorgfältige Ausführung wachte, ſo hat auch der Stich das Verdienſt ſprechender Aehnlichkeit,*) und daher es für alle Freunde und Verehrer Seibt's eine angenehme Erſcheinung ſeyn wird.

Wir erinnern uns bei dieſer Gelegenheit einer ſtrengen Rüge, die Fr. Nicolai in ſeinen Reiſen (Th. 5. S. 16.) über Seibt ergehen ließ. „Prof. Seibt, ſo heißt es in jener Stelle, wo dem

*) Es iſt in der Walther'ſchen Hofbuchhandlung in Dresden zu haben.

„allzu eifrigen Katholizismus in Wien eben keine „Ehrensäule errichtet wird, hatte sich unterstanden, „die protestantischen guten Schriften seinen jungen „Leuten in die Hände zu geben, um sie nachzuah„men. Er rettete sich vor einigen Jahren von der „ihm deshalb erregten Verfolgung bloß durch den „glücklichen Einfall, in der Geschwindigkeit ein ka„tholisches Gebetbuch herauszugeben. Mit „diesem Schilde deckte er den Fehler, daß er mehr „Einsicht und Ueberlegung gehabt hatte, als seine „Landsleute.“ Hr. Nicolai ein nie anders, als mit Achtung, zu nennender Veteran unserer Literatur, hat in Berichtigung so mancher schief, oder nur halbwahr erzählter, Anekdoten überall einen so rühmlichen Eifer für die Wahrheit bewiesen, daß es ihm gewiß lieb seyn wird, das Einseitige und Unverbürgte, was in den hier berührten Umständen von der Verfolgung, die Seibt erdulden mußte, ohnstreitig liegt, aus ächten Quellen berichtigt zu sehen. Können wir keine Blumen auf Seibts Grab pflanzen — das mögen Andere thun, die ihm aus dankbarer Erinnerung ein

Heil dir, denn du hast das Leben
Die Tugend mir gerettet, du!

zurufen können — so wollen wir doch wenigstens eine Distel, die da hervorguckt, wegraufen. Denn

welche Brennneſſel ſticht heftiger, als der Vorwurf bloß um der Leute willen zu frömmeln und zu beten?

Der in den Annalen ächter und beſcheidener vaterländiſchen Aufklärung ſtets mit Ehren zu erwähnende Verfaſſer der Klugheitslehre, Seibt, wurde oft von ſeinen dankbaren Freunden der Prager Gellert genannt und fand ſich ſtets durch dieſe Vergleichung um ſo mehr geſchmeichelt, als er wirklich ſeine vollendete Bildung den öffentlichen Vorleſungen und dem vertrauten Umgange Gellerts zu verdanken hatte *) und dies auch bei jeder ſchicklichen

*) Der vom Kaiſer Joſeph zum Ritter ernannte Carl Heinrich Seibt war 1733 (in Meuſels 5ter Ausgabe 1738, in Ottos Lexicon oberl. Schriftſteller 1735?) in Kloſter Marienthal geboren, von wo ſein Vater dann Sekretär beim Budiſſiner Domſtift wurde. Nach vollendetem Studiencurſus zu Kosmanos und Prag, hörte er noch 5 Jahre lang in Leipzig über die Geſchichte, Philoſophie, die ſchönen Wiſſenſchaften und die Rechte Collegia, und bildete ſich da zum ſegensvollen Lehrer auf der Prager Univerſität, wo er gerade im Friedensjahr 1763 wurde, was 50 Jahre früher zuerſt Thomaſius in Halle geweſen war, der erſte deutſch lehrende Profeſſor der Philoſophie und des Geſchmacks.

Gelegenheit dankbar rühmte. Vorzüglich pries er seinen Zuhörern Gellerts Frömmigkeit und sittliches Zartgefühl und suchte dies hohe Muster auch durch sein eigenes Leben und Thun in sich selbst darzustellen. Zu seinen dankbarsten Zuhörern gehörte der kaiserl. Kämmerherr und Gubernialrath Baron von Koh in Prag, ein Mann, dessen Edelmuth und Liebenswürdigkeit noch in dem Andenken vieler seiner Mitbürger fortlebt. B. v. Koh vereinigte seine Bitten mit mehrern seiner wärmsten Verehrer und Anhänger, um ihn zur Abfassung eines neuen, auch im Vortrag und Ausdruck veredelten christkatholischen Lehr- und Gebetbuchs zu bewegen. Ungern gab Seibt dieser dringenden und bis zum Ueberredungszwang *) steigenden Vorstellung nach, da diese Aufgabe eben nicht für die Lehrkanzel der schönen Wissenschaften und des teutschen Stils, wozu er bei der Carolo-Ferdinandea berufen war, nach damaligen Ansichten geeignet zu seyn schien. Endlich mußte er nachgeben. Der Druck des Gebetbuchs schritt nur langsam vorwärts, da Seibt mit ge-

*) Dieß Wort ist dem Griechischen sinnvollen πειθαναγκη nachgebildet. Wenn es nur nicht so hart klänge, vielleicht wäre es doch des Bürgerrechts nicht unwerth.

wiſſenhafter Sorgfalt immer mehr glättete und feilte und nur wenige Stunden der ihm kärglich zugemeſſenen Muße darauf verwenden konnte. B. v. Koz hatte ſich's daher zur freundſchaftlichen Bedingung gemacht, daß ſo wie ein Bogen davon ausgedruckt war, ihm eine Aushängeprobe vom Verfaſſer ſelbſt mitgetheilt würde, die er ſehr werth hielt und ſammelte. Während dieſes ſo wenig beſchleunigten Abdrucks (im Jahr 1778) trug ſich nun die Verfolgungsgeſchichte zu, die damals in Böhmen und in der Kaiſerſtadt ſelbſt kein geringes Aufſehen erregte. Der damalige Appellationspräſident in Prag, Graf v. W . . . . , der nie zu Seibts Freunden gehört hatte, witterte in ſeinen Cathedervorträgen und Schriften eine ſträfliche Anhänglichkeit an proteſtantiſche Muſter und Vorſchriften, und ein gewiſſer Bibliothekar, M**, der wegen großer Aergerniſſe ſeiner proteſtantiſchen Pfarrei an der Böhmiſchen Gränze entſezt und dann mit ſeiner zahlreichen Familie von gutmüthigen Katholiken aufgenommen und befördert worden war, beſorgte verſtümmelte Abſchriften von Seibts Vorleſungen und andere nur zu ſehr verfälſchte Actenſtücke. So brachte man eine harte Anklage von gefährlichen Neuerungen und Irrlehren unmittelbar vor die große und frömme Kaiſerin Maria Thereſia, die ſogleich befahl, die Sache

auf's

auf's Genaueste zu untersuchen, und unter dem Vorsitz des wahrhaft ehrwürdigen Prälaten Rautenstrauch eine Commission niedersetzte. Den merkwürdigen Gang dieser Untersuchung mag uns Seibt's Biograph ausführlicher erzählen. Er könnte sehr lehrreich werden, wenn unerschrockne Wahrheitsliebe auch hier noch, wie damals, das Protocoll führen wollte. Hier nur so viel. Noch ehe die Commission selbst den Beklagten, dem alle seine Papiere weggenommen worden waren, und der selbst nach Wien citirt wurde, loszusprechen vermochte, bat der edle von Koß, ohne Seibten ein Wort davon zu sagen, um den Kammerherrendienst bei der Kaiserin, und eilte nach Wien. Beim ersten Vortritt zur Kaiserin that er einen Fußfall und bat für Seibten. Mit strafendem Unwillen rief die sonst so milde und huldvolle Monarchin: steh' Er *) auf und red' Er mir nie mehr von diesem Seibt! — Koß hatte aus weiser Vorsorge die 12 fertigen Aushängebogen des Gebetbuchs in der Tasche, und ohne den Zorn

*) Es ist bekannt, daß die Kaiserin alle in Civilämtern stehende Diener mit Er, alle Geistlichen mit Sie anredete. Seltene Ausnahmen, worüber sich sonderbare Anecdoten erzählen ließen, waren um so mehr charakteristisch.

übrigen Festtags- ja wohl gar Sonntagsbesuchen zu beschenken! Die zween Tage eines Schwindsüchtigen machen den Leser nicht empfindsam, sondern milzsüchtig.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VII.

Zusätze des Herausgebers zu dem vorstehenden Artikel.

1) „Das Institut der Blumenlesen.“

Die Sammlungen flüchtiger poetischer Stücke, welche wir den Herren Schmidt und Boie zu danken haben, und von welchen hier die Rede ist, haben unstreitig den Werth, der ihnen hier beygelegt wird. Aber die Gründe, womit der Verfasser den Mangel an Auswahl, der unsern Blumenlesen gemein ist, zu rechtfertigen sucht, werden demjenigen schwerlich Genüge thun, der sich einfallen läßt, sie gegen den französischen Almanach des Muses zu halten. Ich zweifle sehr daran, ob der Begriff, welchen die Ausländer von dem Zustand unsrer schönen Litteratur und von unserm Geschmacke nach solchen Sammlungen sich machen möchten, uns sehr zur Ehre gereichen dürfte. Sollte es hier nicht eben so bewandt seyn, wie mit einem Mahlereyen-Cabinette,

ſeiner allgeliebten Kaiſerin zu achten, zog er ſie hervor, legte ſie auf den Schreibetiſch der Monarchin und ſagte: wer ſo denkt und ſchreibt, iſt kein Verbrecher! Nur zwei Tage verfloſſen, und der Mann, den wir den Kammerherrn par excellence nennen möchten, weil nicht alle, die der goldne Schlüſſel ſchmückt, ſich ſelbſt ſo aufſchließen mögen, mußte ſeine Kaiſerin in die Meſſe begleiten. Der Seibt ſchreibt ſchön! rief ihm mit forſchendem Blick, doch entwölkter Stirn, die Monarchin entgegen. Und denkt ſchön! ſetzte der Kammerherr hinzu. Von Stund an änderte ſich alles, und die gekränkte Unſchuld wurde bald ganz gerechtfertigt. Die Kaiſerin ließ ſich über den Gang der Unterſuchung faſt täglich Bericht abſtatten, und als das Urtheil ganz zu Gunſten des Beklagten geſprochen worden war, ſchrieb ſie unverzüglich ſelbſt folgendes Handbillet an den wackern Kammerherrn: „Melde Er ſeinem Freunde ſogleich, daß er für unſchuldig erklärt worden ſey, damit er eine ſchlafloſe Nacht weniger habe.“ Ein unvergeßliches Kaiſerwort! Doch dies bedarf keines Commentars. Seibt bekam nun ſelbſt eine Audienz, reichliche Entſchädigung ſeiner Reiſekoſten und den Befehl, 50 Exemplare des Gebetbuchs, wenn es fertig ſey, an ſie zu ſchicken, weil ſie es an ihrem Hofe einführen wolle. Zugleich foderte die Monar-

ſchin ihn ſehr huldreich auf, ſich zur Erholung noch einige Zeit in der Reſidenz aufzuhalten und alle Merkwürdigkeiten derſelben zu beſehen. Allein er verbat ſich dieſe Gnade, weil ſeine Frau ihre Niederkunft erwarte. Gerührt von dieſer ehelichen Zärtlichkeit, deren ganzen Werth ſie zu faſſen und zu würdigen wuſte, drang ſie nun ſelbſt auf die Beſchleunigung der Abreiſe und befahl ihm, mit Verſicherung Ihrer Gnade, ſich, wo ja wieder die Scheelſucht ihn anzutaſten ſuche, unverzüglich an Sie ſelbſt zu wenden. Es war der Monarchin nicht entgangen, wer eigentlich in Prag dies Inquiſitionsfeuer angezündet habe. Nach wenigen Tagen überbrachte dieſem durch den Ausgang des Proceſſes mit Schaam bedeckten falſchen Wichte eine Eſtaffette von Wien ein Päckchen von der Kaiſerin, mit dem ausdrücklichen Befehl an den Grafen W....., es ſelbſt dem Baron von Koh im Namen der Kaiſerin einzuhändigen. Letzterer erhielt zugleich eine Anweiſung, das ihm vom Grafen v. W. zugeſtellte Packet ſelbſt dem Profeſſor Seibt zu übergeben. Es war ein Briſantenring von groſſem Werthe; aber den gröſten erhielt er durch beiliegende, von der Monarchin ſelbſt geſchriebene Worte: Meinem lieben Seibt, zum Andenken von Maria Thereſia.

Der edle Seibt, der für so tiefe Kränkung so herrlichen Lohn empfieng, fand bald Gelegenheit, Böses mit Gutem zu vergelten. Der Unglückliche, dessen sich die Bosheit zur Herbeischaffung der nachgeschriebenen (durch arglistige Weglassung wichtiger Zwischensätze und mildernde Bestimmungen) verunstalteten Collegienhefte als verworfenes Werkzeug bedient hatte, stürzte sich, nicht allzu lange darauf, von der Brücke in die Moldau, und fand so seinen Tod. Seibt nahm sich sogleich seiner hinterlassenen Witwe und Kinder redlich und werkthätig an und that alles, was in seinen Kräften stand, um ihnen ihr Fortkommen zu erleichtern. Dafür verschaffte ihm ein Zufall, wenn man nicht lieber auch darin den Finger der Nemesis erkennen will, noch von einer andern Seite eine besondere Genugthuung. Nicht lange nach jenen vielbesprochenen Verketzerungsversuchen kam der Herzog von Wirtemberg auf seinen gelehrten Reisen mit seiner Gemahlin, einer gelehrten Dame, auch nach Prag. Auch hier besuchte er die berühmtesten Lehrer in ihren Vorlesungen. Der Graf v. W... konnte sich nicht füglich der Aufforderung entziehen, den Herzog auch in die Seibtischen Vorlesungen zu begleiten, wo der fürstliche Zuhörer sich nicht wenig verwunderte, nicht nur einen sehr zahlreichen Kreiß von Studirenden, sondern

auch Anwesende von allen Ständen, die regelmäßig dies Collegium mit besuchten, anzutreffen. Beim Herausgehen ergoß sich der Herzog in verdiente Lobeserhebungen. Nicht wahr, sagte er zu seinem Begleiter, Sie führen mich noch einmal in diese schöne Vorlesung?

Unwandelbar und stets dieselben bleiben die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion. Aber die durch sie geweckten und zum Himmel gehobenen Gefühle sprechen sich am liebsten und kräftigsten in der edelsten Sprache unserer Zeitgenossen aus. Darum mag jetzt der hell denkende und fromme empfindende Katholik wohl lieber zum katholischen Gebetbuche im Geiste der Religion Jesu (Prag, 1800), oder zum neuesten Erbauungsbuche (Dresden, 1805, zum Besten der katholischen Erziehungsanstalt) greifen. Aber auch Seibts durch so viele ächte und unächte Ausgaben vervielfältigtes Gebetbuch ist und bleibt noch für viele fromme Beter ein köstlicher und unveräußerlicher Seelenschatz. Und so lange das Andenken und der Gebrauch dieses Buchs in Seegen unter den Menschen bleibt, mögen auch die hier aus reiner Absicht mitgetheilten, wohlbeglaubigten Anekdoten unvergessen sich erhalten. Vielleicht erweckt dies einen noch besser unterrichteten

Mann, Hand ans Werk zu legen und uns Gellerts Lebensgeſchichte, am liebſten in Begleitung mehrerer, noch ungedruckter Schriften, aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe *) zu geben!

Böttiger.

*) Seine letzten Handſchriften legte Gellert ſchon vor einigen Jahren in die Hände eines ſeiner Freunde, des Hrn. Profeſſors Steinsky, nieder, um zum Beſten ſeiner Familie nach ſeinem Tode Gebrauch davon zu machen. Gellert aß nur einmal des Tags, Abends um 8 Uhr, um mehr Zeit zu gewinnen. Aber unabläſſige Anſtrengung und gänzlicher Mangel an Bewegung, zogen ihm in den letzten Jahren eine hartnäckige Hypochondrie zu. Aber auch da las und ſchrieb er täglich noch, ſo viel es die Umſtände geſtatteten.

III.

Ueber die Salzburgiſchen Tölpel. *)

(Auszug eines Tagebuches, vom Jahre 1804, auf einer Reiſe durch Salzburg.)

Den 4. Sptbr. Warum machen den tiefſten Eindruck auf unſer Gefühl diejenigen Gegenden, wo aus den ſichtbaren Spuren eines groſſen Umſturzes neues jüngeres Leben voll Anmuth und reizender Schönheit aufſtand? Iſt es nicht der Geiſt der ewig ſchaffenden und leitenden Huld, der dem Gemüthe begegnet, und ihm ſelige Ahnungen von der Dauer alles geiſtigen Lebens zuweht? Dieſer Gedanke begleitete mich ununterbrochen bei unſerer heutigen Wallfahrt. Durch maleriſche Landſchaften, die uns ſchon bekannt waren, gelangten wir nach Gälling: wir wurden in dieſem Dorfe durch den Anblick der ungeheuren Menge Cretins, über welche ich weiter hin mehr ſagen

*) Dieß in dieſer Bedeutung ſchon aufgenommene Wort, würde man dem, von Campe etymologiſch nachgebildeten Kreibling, vorziehen.

werde, zur ſchmerzlichſten Wehmuth geſtimmt. Eine Wohlgeſtalt zog unter dieſer, von der Natur ſo verabſäumten Menſchenklaſſe unſere Blicke auf ſich: Die Wirthin der Dorfſchenke wandelte unter den entſtellten Menſchenfiguren wie eine wohlthätig ſchöne Fee, die noch die gräßliche Verzauberung der mit Fluch belegten Geſtalten ihrer Umgebung nicht löſen darf, aber dennoch, mit Wohlgefallen, ihren traurigen Zuſtand verſüßt. Aus einer benachbarten Berggegend hatte der freundliche Gaſtwirth ſich ſein hübſches Weibchen geholt: auch zeigte ſich an ihm noch keine Spur des Kretinismus. Reinlichkeit und freundliche Dienſtleiſtung bereiteten unſer Frühſtück. Der Anfang unſerer Wallfahrt prüfte unſern Muth; wir mußten über einen, mehrere hundert Schritte langen, hohen und ſchwankenden Steg gehen; zwar hatte er zu beiden Seiten eine Lehne, aber einige der Balken, auf welchen wir giengen, waren halb verfault. Wir ſahen nicht nur von dieſer unſichern Höhe herab den wilden Strom zwiſchen den Spuren ehemaliger Ueberſchwemmung hinrauſchen; ſondern wir erblickten durch die Zwiſchenräume der Balken des ſchwankenden Steges die reißenden Wellen der grünlichen Flut noch unter unſern Füßen forttoben. Nach dieſem Furcht einflößenden Gange erwarteten uns einige Korbwagen, jeder mit einem Pferde be-

ſpannt; ganz denen ähnlich, deren man ſich in Kurland bedient. Schöne Jugendbilder aus dem geliebten Vaterlande traten vor meine Seele, und erweichten noch inniger das Gemüth für den Genuß der reizvollen Gegenwart. Bei einer Waſſermühle ſtiegen wir aus unſern Korbwagen hinaus. Die Bauern, welche uns gefahren hatten, wurden unſere Führer in dieſer feierlichen Wildniß. Der meinige zeigte trotz ſeiner rohen Sprache, viel Gefühl für Naturſchönheit. Wir wandelten auf einem bequemen Fußpfade zu den erhabenſten Naturſcenen hinauf. Fürſt Schwarzenberg hat hier, ſo wie zu Eiche, den Freunden großer Naturgemälde gangbare Wege eröffnen laſſen. Auf unſerer Fahrt zur Waſſermühle ſahen wir Harzgegenden in vergrößertem Maßſtabe. Schon die Majeſtät dieſes Anblickes erfüllte uns mit heiligem Schauer. Wir hörten das Rauſchen des Schwarzbaches, ehe wir den Bergſtrom ſelbſt ſahen; bald erblickten wir ihn, wie er über widerſtehende Felſentrümmer zürnend hinbrauſt; bald ſahen wir ihn wieder ruhig fließen. Die ſchroffen Abhänge, die wir hinauf wanderten, ſind mit Lerchenbäumen und dunklen Tannen bewachſen, die mit einer maleriſchen Schattirung von Grün die gewaltigen Felſenmaſſen bekleiden, von welchen hinab man nicht ohne Schauer in die Wildniß der Tiefe

blicken kann. Unerwartet befanden wir uns in einer lichten Staubwolke, die der Waſſerfall bildet, welcher über ein dunkles Felſengewölbe, im Schatten ehrwürdiger Fichten und Lerchenbäume, niederrauſcht; dann, über ein Chaos von Steinen ſtrömend, den Schwarzbach bildet. Er fällt von einem mehr als 140 Fuß hohen, ſanft gewölbten Felſen hinab, wird immer breiter, und ſinkt als Silberſtaub nieder. Eine Menge Waſſerfälle entquellen dieſem hohen, breiten, feierlich gewölbten Felſen, an deſſen Fuße die ganze Waſſermaſſe, wie eine glänzende Staubwolke ſich fortwälzt. Hoch über dieſem merkwürdigen Waſſerſturz ſieht man eine graue Felſenhöhle mit dunkeln Tannen umwachſen; aus dieſer Höhle rinnt ein Kriſtallquell ſanft in die ſchöne Kaskade nieder, wie eine ſtille Erſcheinung, die das laute Gewühl mit ſich fortreißt. Die umher ruhende Waldeinſamkeit dieſer Gegend, im Kontraſte mit dem lebendig eilenden Waſſergetöſe, laden zum Denken ein, und erinnern an das kreuzende Treiben und Wirken der Welt. Mit ernſten Betrachtungen erfüllt, gelangten wir durch mancherlei Wendungen zu einer Stelle, die den prächtigen Waſſerfall in höher Herrlichkeit erſcheinen ließ. Das Woher und Wohin — das Beginnen und Fortſtrömen war uns verhüllt.

Durch einen gewaltigen Stoß vom Felſen ab ſchien die Kaskade in der Luft zu ſchweben, prangend in voller Sonnenverklärung! Ein Felſenbecken nimmt hier die glänzende Waſſermaſſe auf. Von dieſer Stelle blickt man in eine grauſende Wildniß hinab: hinter ihr leuchtete, wie durch einen zurückgeworfenen Vorhang, das beſonnte Grün einer fernen Alpe herein. Wir ſtiegen höher, und bald öffnete ſich die Ausſicht auf ein weites Amphitheater von Bergen. Neben uns, und uns entgegen, rollte in tief bewachſenen Felſenufern der tobende Schwarzbach. Auf dem rechten Ufer gelangten wir endlich zu der merkwürdigen Stelle, wo dieſer Waldſtrom ſeinen erſten prächtigen Niederſturz feiert. Von einem Ufer des tiefen Felſenbettes zum andern hat ſich ein hoher Bogen, gleich einem Felſenthore, gebildet. Hinter der Oeffnung dieſes gewölbten Bogens fällt die Waſſermaſſe nieder und ſtürzt glänzend ins Freie hinaus. Der Waſſerfall erſcheint durch den Bogen wie ein ſilberner Vorhang, der vor einem geheimnißvollen romantiſchen Heiligthume niederfällt. — Wir ſtanden auf dem rechten Ufer des Waſſerfalles, und wendeten uns links; ſo erſtiegen wir eine weit herrſchende Anhöhe und kamen zu einem Punkte, wo wir nicht nur das von der Salza durchſchlängelte Thal, ſondern auch die verſchiedenen Waſſerfälle des

nette, wo Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes in ſchöngeſchnitzten und vergoldeten Rahmen unter einander ſtünde? Wird der Kenner, der es beſieht, nicht eines von beyden denken: entweder, daß es dem Eigenthümer an Geſchmack gefehlt habe, Gutes und Schlechtes von einander zu unterſcheiden, oder an Vermögen und Gelegenheit, ſich lauter ſchöne Stücke anzuſchaffen? Und wird man, im letztern Falle (welches wohl der Fall unſrer Blumenſammler zu ſeyn ſcheint) nicht urtheilen, daß es beſſer gethan ſey gar kein Mahlereyen-Cabinet zu haben, als einen ſolchen Miſchmaſch? Ich ſehe wohl, daß die Sammler der Blumenleſen (gegen deren Geſchmack wohl kein Verdacht ſtatt findet) ein paar ſehr ſcheinbare Gründe haben, das Richteramt, deſſen ſie ſich durch eine ſcharfe Auswahl anzumaßen ſcheinen würden, von ſich abzulehnen. Einmal iſt nichts reizbarers und in ſeinem Zorne grimmigers in der Natur, als ein Dichterling; und es iſt alſo ſehr begreiflich, daß friedliebende Leute, wenn ſie nun einmal zwiſchen der Gefahr, den feinen Geſchmack weniger Kenner zu beleidigen, und der ungleich ſchrecklichern Gefahr, ſich die Wuth der Dichterlinge zuzuziehen, wählen müſſen, lieber in die Hände der Kenner (welche meiſtens gutherzige Leute ſind) als in die Stacheln der poetiſchen Weſpen fallen wollen. Und dann lehrt die tägliche Erfahrung, daß in einer Sammlung kein Stück ſo elend iſt, welches nicht ſeine Liebhaber, und keines ſo vortreflich, welches nicht ſeine Tadler und Verächter habe. Der Samm-

Schwarzbaches mit einem Blicke überſahen. Welch' ein Wechſel der Scenen! hier eine romantiſche Wildniß für Salvator Roſa's Pinſel! — dort ein freundliches Thal, voll Leben und Licht! Worum feſſelte uns der Anblick des tobenden Schwarzbaches, mit allen ſeinen wilden Krümmungen und düſtern Umgebungen mehr, als das erleuchtete, ruhige Thal? —

Den 8ten Septbr. Schon oft habe ich der in Salzburg ſo häufigen Cretins erwähnt. Die Urſachen dieſer traurigen Erſcheinung, ſind noch nicht vollſtändig enthüllt. Aber von einer menſchenfreundlichen frommen Regierung iſt zu erwarten, daß ſie, wenn die Beobachtungen des Arztes Herrn Doutrepont zu einer gewiſſen Vollendung gedeihen, diejenigen Maßregeln ergreifen werde, die geeignet ſind, dieſem phyſiſchen und moraliſchen Uebel kräftig entgegen zuwirken. Eine Miturſache des Cretinismus liegt ohnſtreitig in der frühern Erziehung. Faſt ganz allgemein herrſchend iſt in Salzburg die widernatürliche Sitte, daß die Mütter den Kindern, die denſelben von der Natur angewieſene Nahrung verſagen, und ihnen dafür einen Mehlbrei reichen, der die zarten Eingeweide ausdehnen, die ganze Organiſation vergröbern, und ſo das Inſtrument der Seele

unfähig machen muß, reine Töne des Lebens hervor zu bringen. Herr Doutrepont hat bewirkt, daß einige Mütter des vornehmen Standes den übrigen Abstufungen ein löbliches Beispiel geben, dem Rufe der Natur zu folgen; und die Erfahrung fängt schon an, den Bemühungen dieses edeln Arztes einleuchtend beizustehen. Eine Hauptursache des Cretinismus aber liegt in der Lokalität. Die tiefsten kaltfeuchten neblichten Thäler bringen die meisten Mißgestalten hervor. Auf hohen Gegenden verliert sich die Spur ganz. Auf Ebenen rechnet man unter 12,000 Menschen 170 Cretins. Letztere Zahl nimmt im Verhältnisse der absteigenden Tiefe zu. Je unbewohnter eine solche Niederung ist, je weniger Feuerstätten sie enthält: desto gräßlicher tritt die Erscheinung des Cretinismus hervor. Man versicherte mich, daß in der Nähe der Stadt Salzburg ein kleines einsames Dorf durchaus von lauter Mißgeschöpfen von allen Graden bewohnt sey. Sollten diese Thatsachen nicht bedeutende Winke für die Regierung seyn? Der Umfang des Cretinismus beginnt tief unter der Stufe der Thierheit, und steigt so gradweise zur reinen Menschenbildung auf. Man nimmt vier Clässen des Cretinismus an. Geschöpfe der niedrigsten Gattung gelangen selten zu einem Alter von 15 Jahren und erreichen nur die Größe eines sechs-

jährigen Kindes. Sie ſind taubſtumm, ſcheinbar gelähmt an allen Gliedern, wirklich gelähmt am After und der Urinblaſe; denn dieſe unglücklichen Geſchöpfe kann man nicht bis zur Reinlichkeit eines Hundes erziehen. Sie lernen durchaus nichts; ihr Leben iſt bloß Vegetation, ſie können nur freſſen: haben ein rundes, ſich in die Breite ziehendes Geſicht, ſehr hervorragende Backenknochen, eine dicke eingedrückte Naſe, rundere Kinnladen, als andere Menſchen, einen großen immer offenſtehenden Mund, ſehr dicke Lippen, kleine ſtarre Augen, eine flache Stirn, erdfahle Geſichtsfarbe, ein ſehr flaches Hinterhaupt, in ſenkrechter Linie mit dem Rückgrat.

Die zweite Klaſſe dieſer Menſchen haben ſchon mehr ein thieriſches Leben; ſie lernen gehen, und können zur Reinlichkeit angehalten werden. Haben übrigens die nämliche Phyſiognomie, ſind ſehr klein, und gelangen auch ſelten über das Alter von 15 Jahren. Dieſe Gattung iſt häufiger, als die erſte.

Die dritte Klaſſe hat gleichfalls noch eine kleine Figur, eine ſchon etwas gemilderte Cretinsphyſiognomie. Das Leben dieſer Gattung ſchwebt zwiſchen Thier und Menſchen: doch lernt ſie noch nicht ſpre-

chen, ob zwar sie schon hört, die umgebenden Gegenstände, und Wege kennen lernt, auch zu kleinen häuslichen Geschäften zu gebrauchen ist, und Geschlechtstriebe fühlt. Diese Gattung ist sehr häufig vorhanden. Noch häufiger aber ist die vierte Gattung; diese wird größer, oft so groß als andere Menschen, und die Fexenphysiognomie drückt sich bei dieser Gattung minder aus. Diese Cretins haben schon einen Grad von Kultur des Verstandes; sie lernen sprechen, obgleich sehr undeutlich, sind schon mehr zu allerlei Verrichtungen zu gebrauchen, unterscheiden Recht von Unrecht, haben Begriffe von Strafen, fühlen starken Geschlechtstrieb, und haben einen Hang zu allen starken äußern Eindrücken: sie lieben das Geld, und kennen dessen Werth, nur gränzt ihr ganzes Wesen an Wahnsinn. Von diesem Grade steigt es allmählig hinauf, bis zum völligen Verschwinden des Cretinismus.

Wir sahen im Salzburgischen an verschiedenen Orten alle Gattungen dieser Thiermenschen. In Salzburg selbst führte man mir zwei Familien zu, davon jede einige Cretins unter ihren Kindern hatte. Das eine Ehepaar zählte unter 8 Kindern 6 Cretins, die zu der vierten und dritten Classe gehörten. Der eine Cretin der dritten Klasse war ein achtjähriges Mädchen,

kaum von der Größe eines vierjährigen Kindes: und der einzige Begriff, den das arme Geschöpf zeigte, war — daß, wenn man seine Hand an das Licht bringen wollte, es die Hand wegzog: gab man dem Geschöpf zu essen, dann griff es gierig nach der Speise, und lächelte wie der Wahnsinn. Ein Mädchen und ein Knabe, die zur vierten Klasse gehörten, und älter waren, standen noch nicht auf der Stufe der Bildung, daß sie bis 10 zählen konnten. Nur bis 4 wußten sie die Folge der Zahlen, und als ich es dem ältern Geschwister dieses Mädchens fragte, warum die jüngere Schwester das Licht nicht angreifen wolle, erwiederte ein gräßlicher Ton: brennt. — An Gefräßigkeit waren alle sich gleich. Der siebenjährige Knabe, kein Cretin, verrieth freilich auch wenig Geist; aber er hatte eine ganz andere Physiognomie, als sein Geschwister, war viel größer, als das Mädchen, und gab zweckmäßige Antworten. Auch aß dies Kind mit mehr Anstand, und griff nach dem Gelde nicht mit der Gier seines Geschwisters. Die Mutter dieser Kinder hatte selbst eine Cretins-Physiognomie, und war sehr beschränkt. Der Vater ohne alle Spur von Cretinismus, war ein fleißiger Handwerker: auch war aus der Ehe seiner Aeltern kein Cretin geboren; aber die Familie der Frau neigte schon zum Cretinismus hinüber.

Das

Das andere Paar war gegenseitig beschränkt, und hatte vier Kinder, die mehr und minder Cretins waren.

Dies Ehepaar, voller Aberglauben, hoffte, die Kinder durch Weihwasser von der Mißgestaltung zu befreien: Blieben sie aber dennoch, meinte es, Feren: so sey auch dies ein Seegen für ihr Haus; und die Geistlichkeit ermangelt nicht, dies Vorurtheil beim Volke zu unterhalten. Vielleicht hat sie hiebei die menschenfreundliche Absicht, die unglücklichen Aeltern über das Daseyn dieser Geschöpfe zu trösten, und letztern eine liebevolle Pflege zu bereiten. Aber besser wäre es, wenn den Aeltern richtigere Begriffe über physische und moralische Erziehung beigebracht, die Ehen zwischen Cretins, so viel als möglich, verhindert, und die Gewalten des Aberglaubens mit Vorsicht, aber redlich bekämpft würden; denn auch hier beim Cretinismus treibt der Aberglaube sein Spiel. Er hat ihn, wie einst das Alterthum den Wahnsinn, geheiligt. In einigen Gegenden des Walliser Landes werden Cretins als eine Seegnung des Himmels verehrt, und kultivirt: welches denn freilich sehr geeignet ist, den Cretinismus fein ordentlich fortzupflanzen.

Man hat bemerkt, daß in proteſtantiſchen Familien ſolcher Schweizergegenden, wo der Cretinismus herrſcht, dies Uebel weniger als in katholiſchen Familien ſtatt findet. Unter den, im vorigen Jahrhunderte von Salzburg ausgetriebenen 30,000 proteſtantiſchen Bürgern hat ſich die Spur des Cretinismus ganz verloren. Sollte dieſe Thatſache nicht ein bedeutender Wink für die Regierung ſeyn? Eine vernünftige moraliſche Erziehung reicht aber nicht allein hin, dies Uebel ganz auszurotten. Auf geſunde Luft dringt die Beobachtung, die ſich um dieſen Gegenſtand bekümmert hat. Die Induſtrie die man verſtieß, muß wieder herbei gerufen, die Bevölkerung befördert, und weggeſchafft aus den nächtlichen Thälern müſſen die Einwohner werden. Eine nicht wenig zur Mißbildung und Stumpfſinnigkeit des Salzburgiſchen Volkes mitwirkende Urſache iſt die tiefe Verarmung, in welche der größte Theil deſſelben verſunken iſt. Mit Grauen und Entſetzen erfüllte mich der Anblick des Bettlergewimmels, welches in Lumpen gehüllt, mit halbthieriſchem Geheul meinen Wagen beſtürmte und um Almoſen ſchrie. Landeigenthum beſitzt der Dorfbewohner nicht, oder wenig; es iſt in den Händen der Stiftsgeiſtlichkeit. Die tiefe Armuth nöthigt das Landvolk zu den elendeſten, roheſten Nahrungsmitteln, welche

denn auf ihre physische Existenz den nachtheiligsten Einfluß haben; so wie die physische Existenz hinwiederum auf die geistige Entwickelung abstumpfende Wirkungen äußert. Die starrende thierische Stumpfsinnigkeit der Aeltern erbt sich auf die Kinder fort. Wenn es so bleibt, wenn die Regierung nicht eingreifende Maßregeln dagegen nimmt, so ist sehr zu fürchten, daß nach und nach das Volk immer mehr zur Dumpfheit des Cretinismus hinabsinken werde. — Wenig wird indessen selbst eine verbesserte moralische Erziehung des Landvolks wirken, wenn nicht zugleich der drückenden Armuth abgeholfen wird, welcher das unglückliche Volk Preis gegeben ist. Wenn sich hingegen die Regierung, mit Zutretung der begüterten Geistlichkeit entschließen könnte, ihre Aecker und Wiesenbesitzungen gegen ein gewisses Abgabenverhältniß unter die dürftigen Unterthanen zu vertheilen: so würde dadurch ein bedeutender Wohlstand herbeigeschafft werden, der mit zutretender Hülfe eines verbesserten Schulunterrichtes auf dem Lande, geeignet seyn würde, wenigstens die Nachkommenschaft der, der Menschheit entsunkenen Menschengeschöpfe zu ihrer Bestimmung wieder zu erheben. Weder die Regierung noch die Geistlichkeit könnte dabei verlieren, wenn die Verleihungen ihrer Güter von 6 zu 6 Jahren, oder nach einem andern Zeitverhält-

niſſe geſchähe: und was gewönne das Ganze! was gewönne die Menſchheit!

E . . . v. d. R.

IV.

Kunſtnachrichten.

1.

Oſſians Gedichte in Umriſſen. Erfunden und radirt von J. C. Ruhl, Bildhauer in Caſſel. Zweites Heft. St. Petersburg und Penig, bei Dienemann und Komp. 1806. (Preis 4 Rthlr.) *)

Durch Oſſians herrliche Dichtungen — gleichviel, wann und durch wen uns dieſe Zauberwelt eröffnet worden ſey! — hat der zeichnende Künſtler

*) Seit dieſe Anzeige geſchrieben wurde, iſt auch das 3te und letzte Heft dieſer oſſianiſchen Umriſſe von dem wackern Prof. Ruhl in Caſſel erſchienen, welches gleichfalls mehrere ſehr plaſtiſch gedachte Compoſitionen enthält. B.

einen reichen Stoff zu den intereſſanteſten Darſtellungen erhalten, und es iſt zu verwundern, daß man nicht ſchon früher und öfter aus dieſer ergiebigen Quelle geſchöpft hat! Mag Oſſian immerhin der Name einer hochländiſchen Bardenfamilie aus ſpäteren Zeiten, und der wahre Name des hochherzigen Sängers jener letzten begeiſternden Stimmen der Heldenzeit für eine ſchwächere Nachwelt verloren gegangen ſeyn; mag die Zeit und der feinere Kunſtſinn des ſpätern Sammlers und Ordners jenen Heldengeſängen eine etwas veränderte, dem gebildeten Zeitalter angemeſſenere Geſtalt gegeben, und Helden und Barden veredelt haben; ſo ſteht doch für uns ein wunderbar-ergreifendes Ganzes, eine Welt voll trefflicher Dichtungen da, ſo exiſtirt doch für unſere Phantaſie ein preißwürdiger Held und Barde Oſſian, der uns, wie ſein großer Vater Fingal, noch mehr, als die Homeriſchen Helden, anzieht, weil wir hier Menſchlichkeit mit tapferm Muthe im ſchönſten Bunde wahrnehmen, und die beleidigten Heroen ſich an ihren Feinden nur durch Großmuth rächen. Mögen dieſe Helden geweſen ſeyn, wer, und „gelebt haben, wann ſie wollen; genug, der unſterbliche Geſang hat ſie auf ſeinen Flügeln hoch über die gewöhnlichen Sterblichen emporgetragen; auch als Söhne einer verſchönernden Sage ſprechen Fingal,

ler, der für das Publicum im weiteſten Begriffe ſammelt, kan alſo (zumal wenn er einen feinen und gelehrten Geſchmack hat) nicht immer ſeine eigne Empfindung oder das leicht vorherzuſehende Urtheil der ächten Kenner zu Rathe ziehen; denn da würde er ſehr oft verwerfen müſſen, was den Meiſten vielleicht beſſer gefallen würde, als dasjenige, was nach dem Urtheil der Wenigen würklich das Beſte in ſeiner Sammlung iſt. Allein, wiewohl ich ganz gerne zugebe, daß man, in gewiſſen Umſtänden, ſich nicht von allen Rückſichten auf unſre eigene Gemächlichkeit, und von aller Nachſicht gegen die Schwachheiten und Launen des ſogenannten Publicums, frey machen kan: So weiß ich doch, daß ſehr viele mit mir wünſchen, daß wenigſtens nichts offenbar ſchlechtes, plattes, ſchülermäßiges und nonſenſicaliſches in eine poetiſche Blumenleſe aufgenommen werden möchte. Es giebt allerley Blumen, und in einen ſo groſſen Kranz können alle Arten mit eingeflochten werden; aber es müſſen doch immer Blumen ſeyn; und wenn ſie uns nicht durch ihren Wohlgeruch vergnügen, ſo ſollen ſie wenigſtens durch Geſtalt und Farbe ergötzen. Aber Neſſeln und Diſtelköpfe, was ſollen die in einem Blumenkranze?

(2) „Die immer eklern Leſer.“

Dies iſt wohl nur ein Compliment. Wie kan man von dem gröſſern Theile unſrer heutigen Leſer ſagen, daß ſie einen ekeln Geſchmack, oder

(mit

Offian, Oskar und andere Offianiſche Heroen jedes fühlende Gemüth mit Innigkeit an.

Mag immerhin der feinſinnige Mac-Pherſon zerſtreuete Volkslieder und Sagen der Vorzeit benutzt, einen Schatz lyriſcher und elegiſcher Ergieſſungen in Epopöen umgewandelt, und ſeine Helden und Barden, — gegen die allgemeine Volksſage — in ein zu frühes Zeitalter, — etwa ſechs Jahrhunderte zu früh — verſetzt haben, ſo behalten dennoch dieſe helldunkeln Gemälde aus der hochländiſchen Heldenzeit, dieſe bald durch feierlichen Ernſt, bald durch rührende Töne der Liebe und Wehmuth entzückenden Geſänge, als Kunſtgebilde, dichteriſche Wahrheit und bleibenden Werth, und der denkende Künſtler, der uns dieſe Kunſtgebilde eines reinen Gemüthes in geiſtvollen Umriſſen darſtellte, verdient unſern wärmſten Dank.

Hr. Prof. Ruhl, Hofbildhauer zu Caſſel, iſt dieſes Dankes werth! Er betritt mit Ruhm dieſelbe Bahn, worauf Flaxmann ſo vielen Beifall eingeärndtet, und die auch neulich zwei talentvolle junge Künſtler, welche uns mit einem ſehr gefälligen Werke in Umriſſen beſchenkten, *) rühmlich betreten

*) Leben und Tod der heiligen Genovefa. In XIV Platten von den Gebrüdern Kanz und

haben. Hr. Ruhl ſtellt uns in ſeinen Oſſianiſchen Helden und Frauen Menſchen auf, welche uns zwar ſogleich an die Helden-Epoche der Griechen erinnern, die aber auch das eigene Gepräge der hochländiſchen Nebelgeſtalten, die leicht wie Lüfte vorüberſchweben, nicht verleugnen, und hat bei dieſem ganzen Unternehmen eben ſo viele Erfindungskraft, als Darſtellungsgabe bewieſen. Der N. T. Merkur hat ſchon einigemal dieſer ſchönen Umriſſe erwähnt. *)

Johannes Riepenhauſen. Frankfurt a. M. (bei Varrentrapp) 1806 in gr. Fol. Man kann viel Gutes von dieſen zart gedachten und kräftig ausgeführten Umriſſen ſagen, und erſchöpft doch das Lobenswürdige nicht, das in ihnen iſt. Ja man kann ſogar über das Zurückgehen in das Kindesalter der gedichteten und gezeichneten Legende ganz anderen Sinnes ſeyn, und es wohl gar ein repuerascere et vagire in cunis nennen wollen, und wird doch der Erſcheinung, als einem Kunſtprodukt, gar gern ſeinen Beifall geben. B.

*) Auch über die Aechtheit oder Nichtächtheit der oſſianiſchen Geſänge iſt in dieſer Zeitſchrift mehrmals die Rede geweſen. Die Aechtheit derſelben vertheidigt unter andern ein Aufſatz im Jahrgang 1802. 3 Bd. S. 153 fg. Die Unächtheit behauptet, aus kritiſchen Gründen, der ehrwürdige Sprachforſcher, Hr. Hofr. Adelung, in dem gegenwärtigen Jahrgange des N. T. Merkurs, 2. Bd. 5. u. 6. Stück.

Auch die den Umriſſen beigegebenen Erklärungen von Hrn. Heinze, worinne jedesmal die in Kupfer dargeſtellte Szene nach Denis Ueberſetzung des Oſſian, mit Hindeutung auf die Heroldiſche Verteutſchung, angegeben wird, ſind eine ſchätzbare Zugabe.

Vor Kurzem iſt das zweite Heft dieſer Umriſſe in 12 Blättern erſchienen. Da uns hiervon noch keine öffentliche Anzeige zu Geſicht gekommen iſt, ſo wird man hier eine kurze Ueberſicht dieſer Blätter nicht ungern leſen.

Das zweite Heft enthält folgende Szenen: XIV. Oskar bringt Annir ſeine Tochter zurück. Ein trefflich gehaltenes Blatt! Nur ſcheinen die meiſten Perſonen einen etwas zu griechiſchen Anſtrich zu haben. Oskar z. B. hat einen griechiſchen Helm, Leibrock, Panzer und Mantel. Der vor ihm hergehende Barde hat eine Leier in ſeiner Hand, die bei den Hochländern nicht üblich war; richtiger erblickt man dagegen in der Hand des neben Annir lauſchenden Skalden eine Harfe. Auch ſcheint der Jüngling Oskar, — übrigens eine edle Heldengeſtalt — ein zu ältliches Anſehen zu haben. XV. Armar will Daura retten. Ein wohl-

gelungenes Blatt! XVI. Braſſollis ſtirbt vor Gram bei Grudars Leichnam. Braſſollis liegt an der Bruſt ihres heißgeliebten Gefallenen. Ihr abgewandt ſtehender Bruder bereut zu ſpät das angerichtete Unglück. XVII. Komal beurlaubt ſich von Galbina. Hier wird auch der ſtrenge Kritiker kaum etwas mehr, als die Stirne und das Kinn des Jünglings zu tadeln finden. XVIII. Fingal empfängt Fainaſollis aus dem Nachen. Ein, bis auf die Arme und Bruſt der Fainaſollis vortrefflich gehaltenes Blatt! XIX. Agandekka erſcheint Fingal'n. Agandekka's Geiſtergeſtalt iſt ſehr gut ausgeführt; auch Fingals Kopf hat viel Ausdruck. XX. Getſcheſſa erblickt die blutende Seite ihres geliebten Lamberg's. Lamberg iſt nackend, und nur zum Theil von einem Mantel bedeckt, vorgeſtellt. XXI. Lochlins Gebieter giebt Tremmor ſeine Schweſter. XXII. Die Töchter von Morven entdecken mit Schrecken Lethmons Kriegsheer. Jede dieſer fünf weiblichen Figuren hat etwas Charakteriſtiſches. XXIII. Darthula ſtürzt erblaſſend über Nathos Leichnam. Sollte nicht hier Nathos Leichnam zu lang ausgefallen ſeyn? Darthula's Figur hat dagegen viel Ausdruck. XXIV. Der Geiſt Kolmars erſcheint

Kuthullin. Kolmars Geiſt iſt, wie überhaupt die von Hrn. Ruhl dargeſtellten Geiſter-Erſcheinungen und Traumgeſtalten (im 1. Hefte) mit reicher Einbildungskraft ausgeführt. Hier haben auch die im Hintergrunde ſtehenden Barden, wie es das hochländiſche Koſtüm erfordert, Harfen. XXV. Der Tod Oskars. Auch dies Blatt iſt eins der vorzüglichſten. Ueberhaupt ſcheint uns die zweite Lieferung noch manche Vorzüge vor der erſten, hauptſächlich in Abſicht auf feſtere Führung der Nadel, zu haben. Das Einzige, wogegen eine ſtrenge Kritik noch etwas einwenden dürfte, möchte die Zeichnung einiger Füße ſeyn, wiewohl dieſe kleinen Unregelmäßigkeiten eher Fehler der Nadel, als der Zeichnung ſeyn mögen.

Wir haben das gerechte Zutrauen zu unſerem kunſtliebenden Publikum, daß es ein Unternehmen, das mit ſo viel Geiſt begonnen, und mit ſo viel Glück ausgeführt worden iſt, — zumal bei einem ſo ſehr billigen Preiße, — auch möglichſt unterſtützen werde. Als Folge Oſſianiſcher Darſtellungen iſt dieſe ſchöne Sammlung einzig in ihrer Art. Möge das dritte und letzte Heft recht bald nachfolgen!

Marburg. K. W. Juſti.

2.

Ueber die Ausſtellung der Berliner Kunſtakademie im Herbſt 1806.

(Fortſetzung. Zweiter Brief.)

Berlin im Januar 1807.

Vor den Kunſtkreiſen wendet man ſich billig zuerſt zu den Werken der Plaſtik, zu den Erzeugniſſen in runder und erhabener Arbeit. Denn es iſt weder fein, noch billig, der jüngeren Schweſter früher zu huldigen, als der älteren. Es müßte denn die Irene, die holde Friedensbora ſeyn, die wir hier zu Lande allerdings jetzt noch weit früher und herziger begrüßen möchten, als die ältere Eunomie und Dike, die dann wohl ſelbſt mit zurückkehren würden, wenn nur jene erſt da wäre. *) Und iſt nicht die Sculptur die ältere, die Malerei die jüngere Tochter der Graphik?

Folgen Sie mir alſo, mein theurer Freund, auf

*) Wie aber, wenn nach dem ächten Stammbaume alle 3 Schweſtern Drillinge wären, und von Primogenitur hier gar nicht die Rede ſeyn könnte?

B.

einige Augenblicke in den Saal der Bildhauer (?), oder auch nur im Verzeichniſſe, das Sie ja längſt in den Händen haben, zum 4ten Abſchnitte. Es iſt da Manches wohl einer ſehr aufmerkſamen Kunſtbeſchauung werth.

Sie wiſſen, daß unſer wackerer Vicedirector und Hofbildhauer Schadow durch die höchſte Behörde unmittelbar beauftragt wurde, Entwürfe und Skizzen zu dem im Mansfeldiſchen, Preußiſchen Antheils, zu errichtenden Ehrendenkmal auf Luther zu verfertigen, und daß er deswegen vorigen Sommer eine beſondere Reiſe und Localbeſichtigung vornahm. Luther war alſo bisher ſein Tag- und Nachtgedanke. Er machte treffliche Vorſtudien dazu in Buchſtaben und Bild. Das erſte Reſultat derſelben zeigte ſich in der diesmaligen Ausſtellung, wo wir ein doppeltes Modell zu einer Statue in Bronze, wie ſie etwa als Mittelpunkt jenes Monuments gedacht und ausgeführt werden könne, mit vielem Vergnügen ſahen. Das Modell in Gyps hatte eine etwas veränderte Kopfrichtung von dem bronzirten Aber das bronzirte ſchien doch den Τετραγονον ἀνηρ, den Mann von gediegener Feſtigkeit und feſtgedrängtem Körperbau, noch charakteriſtiſcher auszudrücken. Schadow dachte ſich aus guten hiſtoriſchen und artiſti-

ſchen Gründen Luthern unterſetzt und nicht groß. Aber das Modell gab darum doch den Begriff eines großen Mannes. Nur über die Kleinheit des Kopfes waren nicht alle mit dem denkenden Künſtler einverſtanden. Es iſt aber eine bekannte Sache, daß auch die großen Bildhauer des Alterthums, ſelbſt bei coloſſalen Bildern, ſelbſt in Glykons Hercules, die Köpfe etwas kleiner gehalten haben. Doch darüber wird ſich ja wohl Hr. Schadow, der es ſchon längſt bewieſen hat, daß er neben dem Meißel auch die Feder geſchickt führen kann, zu ſeiner Zeit ſelbſt erklären. Außer dieſem Modelle ſehen wir auch eine coloſſale Büſte des preißwürdigen Gottes-Mannes Luther. Man kann von ihr in der That nicht Gutes genug ſagen. Die treffendſte Aehnlichkeit, ſo weit wir aus gleichzeitigen berühmten Bildwerken, Gemälden, Münzen darüber urtheilen können, mit Kraft und Muth paart ſich in dieſem herrlichen Bruſtbild. Das Wort: eine feſte Burg iſt unſer Gott, ſchwebt auf dieſen Lippen. *)

*) Der Künſtler wird, wie wir durch eine Privatnachricht wiſſen, Liebhabern einen Gypsausguß von dieſem ſchönen Werke für 2 Frd'or beſorgen. Will man ihn, wozu ſehr zu rathen iſt, bronzirt haben, ſo koſtet er 2½ Frd'or.

Später hat Schadow auch noch eine große, figurenreiche Zeichnung zu einem Basrelief entworfen, das Anschlagen der Thesen an die Schloßkirche vorstellend. Kenner, die sie gesehen, sprechen mit großer Zufriedenheit davon. Auch soll sie den Beifall Denon's, der Schadow's Kunstwerkstätte einige Mal besuchte, ganz vorzüglich erhalten haben. Vielleicht läßt sich der Eigensinn des Künstlers, der von einer bloßen Skizze im Voraus nicht gesprochen haben will, diesmal zu einer Ausnahme bewegen, und sich bereden, einen Umriß davon für das Morgenblatt zu gestatten, wozu er neuerlich aufgefordert worden ist. Da gäbe es vielleicht Veranlassung zu mancher heilsamen Discussion.

In des wackern Vaters Fußtapfen verspricht der Sohn zu treten, der eine Copie des Apollo von Belvedere in Gyps und ein Bas-Relief von seiner eigenen Erfindung ausstellte. Die Copie in der halben Größe des göttlichen Urbilds ist gewiß brav und mit vielem Verstande ausgeführt. Die Aufgabe war nicht leicht. Aber sie ist hier so gut gelöst, als unter vorwaltenden Umständen nur möglich war. Selbst in diesem verjüngten Maßstabe ist der pythische Gott kein zarter Apollino geworden. Zur Aufstellung in Zimmern und kleinen Sälen dürfte diese

Copie vorzüglich geſchickt ſeyn. Es iſt ſchon eine Form darüber gemacht worden. Das Relief, welches den in den Xenofontiſchen Denkwürdigkeiten beſchriebenen Beſuch des Sokrates bei der ſchönen Theodota darſtellt, hat mehrere ſehr gelungene Partieen. In einer Anzeige der diesmaligen Ausſtellung im Journal des Luxus und der Moden wurde durch eine Verwechslung dies Relief Schadow, dem Vater, zugeſchrieben, der doch hier höchſtens nur mit ſeinem Rathe beigeſtanden hat.

Man wird von einem Verſuche in dieſem Alter nichts Vollendetes erwarten, und es war nicht ſchwer, am ſitzenden Alcibiades und nachſchreibenden Xenofon allerlei hiſtoriſche und artiſtiſche Ausſtellungen zu machen. Aber die zwei Hauptfiguren, Sokrates und Theodota, waren gewiß ſehr gut gedacht und voll Ausdrucks. Schon das verdient gelobt zu werden, daß der junge Künſtler ſich nur eine ſolche Situation wählte, und nicht in die Tragödie oder den Parenthyrſus verfiel.

(Die Fortſetzung folgt.)

(mit Horaz zu reden) daß sie eine Nase haben? Was gefällt nicht? Und wie wenig gehört nicht dazu, ein berühmter oder wenigstens ein beliebter und gepriesener Schriftsteller zu werden? In der That kan man sich gegen alles Mittelmäßige kein nachsichtlicheres und gefälligeres Publicum denken als das unsrige. Wäre es wohl möglich, daß die unendliche Menge der schlechten und mittelmäßigen Scribenten in allen Arten noch immer von Messe zu Messe wachsen könnte, wenn sie nicht günstige Leser fänden?

(3) „Unter unsern Grossen ist kein Alexander „und kein Richelieu, der die Chörile und „Colleters der Dürftigkeit entrisse."

Grosse Herren haben zuweilen ihre eignen Grillen. Carl der zweete von England liebte die Cithar eben so sehr als Crebillons Tanzai die Leyer. Der Citharschläger Francisco war eine Art von Günstling, und ein neues Menutt von ihm machte damals am Hofe zu St. James mehr Redens und Rackelns als der prächtigste Opern-Chor von Lülli. Ludwig der vierzehnte konnte die schönsten Stücke von Teniers nicht leiden, weil sie nur gemeines Bauervolk vorstellen; hingegen giebt es andre grosse Männer, die einen entschiednen Groll gegen alles Idealische haben, und eine wohlgenährte flammändische Venus der griechischen Niobe und ihren Töchtern vorziehen. Alexander war unstreitig

V.

Literariſche Nachrichten aus dem öſterreichiſchen Kaiſerthume.

Im September 1806.

Der Redacteur der neuen Annalen der Literatur des öſterreichiſchen Kaiſerthums, Herr Franz Sartori, iſt ein ſehr humaner, kenntnißreicher Mann. Er wird ſich beſtreben, den renommiſtiſchen Ton aus den neuen Annalen zu verbannen, den einige Recenſenten in den alten Annalen anſtimmten. Das erſte Stück erſcheint im Januar 1807. Die neuen Annalen werden nicht bloß, wie bisher, Recenſionen und literariſche Nachrichten enthalten, ſondern auch Abhandlungen über philoſophiſche, juridiſche, mediciniſche, phyſiſche, naturhiſtoriſche, ökonomiſche, technologiſche, geographiſche, ſtatiſtiſche, hiſtoriſche, äſthetiſche, pädagogiſche und artiſtiſche Gegenſtände. Naturgeſchichte, Geſchichte, Geographie und Statiſtik bleiben ausſchließlich auf vaterländiſche Gegenſtände beſchränkt, ſo wie die Abhandlungen aus den übrigen Wiſſenſchaften vorzüglich auf die nächſten Bedürfniſſe der öſterreichi-

reichiſchen Monarchie berechnet ſeyn müſſen. Das Honorar der Mitarbeiter beträgt 8 Fl. für den gedruckten Bogen. Der Pränumerationspreis für den Jahrgang dieſer Zeitſchrift beträgt auch 8 Gulden.

Sehr merkwürdig iſt folgende Verordnung der königlichen Ungariſchen Statthalterei zu Ofen, die den evangeliſchen Superintendenten zugeſchickt wurde.

Nro 5966. Sua Majestas Sacratissima ex occasione demisse sibi substratarum relationum Superintendentiarum utriusque Confessionis Evangelicarum super moderno rei suae scholasticae statu benigne declaravit: eam esse suam intentionem, ut universi subditi sui, quamcunque in haereditariis suis ditionibus receptarum religionum profitentes, relate ad rem literariam institutionemque scholasticam, quatenus illa objecta doctrinam religionis non tangunt, aequali prorsus ratione cum romano — catholicis tractentur, atque in nexu ejusdem clementissimae intentionis suae benigne praecepisse, ut, sicuti altissimae hujus voluntatis suae implementum ex defectu sufficientium

mediorum nefors procurari minus posset, illico accomodus hujusmodi defectum sarciendi modus sibi demisse proponatur. Quae proinde benigna propositio regia Superintendentiae huic pro notitia et futura sui directione eo addito intimatur, ut, si nefors in hoc vel illo scholarum Confessionis suae loco, fundum ad observandum altissime praescriptum literarium systema haud sufficere compertum fuerit, media ad scopum necessaria isthuc remonstret. Josephus Comes Brunswik.

Ex Consilio Regio Locum tenentiali Hungarico Budae d. 8. Apr. 1806. celebr.

Wegen der Annahme des katholiſchen Lehrſyſtems und des königlichen Antrags haben ſich die evangeliſchen Stände in Ungarn am 20. Auguſt zu einem Generalconvent verſammelt. Das Reſultat der Berathſchlagungen iſt mir noch nicht bekannt.

Von dem erſten Jahrgange der Ungariſchen Miscellen, der im vorigen Jahre begann und zugleich der letzte Jahrgang ſeyn wird, ſind erſt drei

Hefte erschienen. Der Redacteur Rösler hat, gerade seit einem Jahre, aus Nachlässigkeit nichts zum Drucke geliefert. Der Verleger Hartleben in Pesth will nun in diesem Monate die noch fehlenden Hefte selbst drucken lassen und damit dieses periodische Werk für Ungarn beschließen.

Der bekannte Dichter, Karl Anton von Gruber, hat die Stelle eines Scriptors bei der Ungarischen Reichsbibliothek zu Pesth erhalten.

In der Preßburger teutschen Zeitung ist eine Preisfrage über die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft in Ungarn aufgegeben. Der Preis besteht in 200 Gulden, das Accessit in 100 Gulden. Die Abhandlungen werden bis zum 17. März 1807 an den Buchhändler Kilian in Pesth abgeschickt.

Johann Genersich, Professor der Eloquenz am evangelischen Lyceum zu Käsmark in Ungarn, wird in den neuen Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthums eine ausführliche Beschreibung der evangelischen Schulen A. C. in Ungarn liefern, und Karl Georg Rumi, Conrector und Professor der Philologie, Geschichte und

Naturwiſſenſchaften, ein ausführliches Idiotikon der teutſchen Zipſer Sprache in Ungarn, das er den teutſchen Philologen, Adelung und Voß, und den Geſchichtforſchern von Schlözer und von Engel gewidmet hat. Rumi hat vor kurzem nach mancherlei angeſtellten Verſuchen eine neue wohlfeile und ſehr nahrhafte Sparſuppe erfunden, die vor der bekannten Rumforbiſchen Suppe mehrere Vorzüge hat. Die Hauptingredienzen ſind türkiſcher Waizen (zea mays) und Knochenmehl. Weil ſie ſich gekocht mehrere Tage lang halten läßt, ſo iſt ſie beſonders im Kriege beim Militär ſehr anwendbar. Der Erfinder hat das Verhältniß der Beſtandtheile und die Zubereitungsart dem Erzherzog Karl bekannt gemacht, damit dieſer über die Anwendbarkeit Verſuche im Großen möchte anſtellen laſſen. Rumi reiſet in dieſem Monat in ſein Vaterland Ungarn, um ſich aus ſeinen Landsmänninnen eine Gattin nach Schleſien zu holen.

Bei Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen iſt der erſte Band des von einer Geſellſchaft öſterreichiſcher Gelehrten herausgegebenen Magazins für Geſchichte, Statiſtik und Staatsrecht der öſterreichiſchen Monar-

chie in gr. 8. erſchienen. Er enthält folgende intereſſante Aufſätze: über den Zuſtand der Bauern in Ungarn (ein Auszug aus dem ungedruckten lateiniſchen Werke über dieſen Gegenſtand von Gregor von Berzeviczy); über die Ungariſch-Nordiſche Handlungsgeſellſchaft; über den Ungariſchen Reichstag vom Jahre 1802; Galerie aller Heiligen, ein Beitrag zur Geſchichte des auf Befehl Kaiſers Leopold des erſten zu Preßburg gehaltenen, den proteſtantiſchen Predigern und Schullehrern ſo gefährlichen Judicii delegati; Leutſchauer Chronik (wird fortgeſetzt); kurze Ueberſicht des durch Unterhandlungen der Stände, und durch Geſetze beſtimmten politiſchen Zuſtandes der Proteſtanten in Ungarn (wird fortgeſetzt); öſterreichiſche Staatsanzeigen ſeit dem Jahre 1804 (die Fortſetzung folgt). Das Magazin iſt den Göttingiſchen Gelehrten Heyne, Schlözer, Eichhorn, Plank und Stäudlin gewidmet.

Jakob Glatz in Wien giebt nächſtens eine Sittenlehre in Beiſpielen für Mädchen und „Minona," ein Seitenſtück zur Iduna und Theone, heraus. Dr. Feßler aus Ungarn hat unlängſt von folgenden ſeiner trefflichen Biographieen neue vermehrte Ausgaben beſorgt (Breslau, bei Korn,

1806), von Attila, König der Hunnen, Matthias Corvinus, König der Ungarn und Großherzog von Schlesien (mit Kupfern und Vignetten von Kohl, zwei Bände, gr. 8.), Aristides und Themistokles, und neu gab er heraus Abälard und Heloise. Von Glatz erschienen im laufenden Jahre folgende Werke: Die frohen Kinder (Wien, bei Geistinger, 8.), auch in einer französischen Uebersetzung; Theone, zweite Auflage (Frankfurt am Main, bei Wilmans); Handbuch von Erzählungen für das Kinderalter von 4 bis 7 Jahren (Leipzig, bei Leo); moralische Gemälde für die Jugend, zweite Auflage; Betrachtungen über Gegenstände der Sittenlehre, der Religion und des menschlichen Lebens (Jena, bei Frommann, 8.), eine treffliche Sammlung von Predigten, die Glatz in Wien gehalten hat.

Stephan von Kulcsár in Pesth giebt eine neue Ungarische Zeitung, betitelt Hazai Tudósitások (vaterländische Nachrichten) heraus, die auf Ungarn beschränkt ist und sich durch einen guten Stil auszeichnet.

* * *

Fortſetzung.

Oeſterreichiſches Kaiſerthum im Febr. 1807.

Letzthin erſchienen bei Geiſtinger in Wien: Neue Beiträge zur Topographie und Statiſtik des Königreichs Ungarn, herausgegeben von Samuel Bredetzky. Wien und Trieſt bei Geiſtinger, 1807. 352 S. 8. Es ſind darin folgende Abhandlungen enthalten: Beſchreibung des Tatra, als eines Theils des Karpatiſchen Gebirges, von Chriſtian Generſich, Prediger zu Käsmark; Beſchreibung der Baradlaer Höhle von Raiß, Ingenieur des Gömrer Comitats, mit Bemerkungen von einem Ungenannten und dem Herausgeber; Beiträge zur phyſiſch-topographiſchen Beſchreibung des Zipſer Comitats, von Chriſtian Generſich; Beſchluß der dem Herrn Hofrath Blumenbach in Göttingen gewidmeten Igloer entomographiſchen Fauna, von Karl Georg Rumi, Profeſſor der Philologie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften am evang. Gymnaſium zu Teſchen in Schleſien. — Glatz in Wien ſoll biographiſche Notizen von Zipſer Gelehrten herausgeben. Es kommen darunter die Namen vor: Schwartner, Engel, Berzeviczy, Glatz, Generſich, Bredetzky, Rumi, Schmitz u.

ſ. w. — Profeſſor Martin von Schwartner in Peſth iſt mit der Umarbeitung ſeiner Statiſtik von Ungarn, und Conſiſtorialrath von Engel in Wien mit der Herausgabe ſeiner Geſchichte der Republik Ragu'a beſchäftigt. Michael Schmank, Stadtpfarrer zu Matzdorf in der Zips, läßt bei Mayer in Leutſchau drucken: Supplementa Analectorum Scepusii. Tomus II. Profeſſor Sigmund Carlovſzky zu Eperies hat eine vortreffliche Prosodia latina 1806 in 8. herausgegeben. Von Johann Generſich, Profeſſor der Eloquenz am evang. Lyceum zu Käsmark, erſchienen zwei vortreffliche Predigten über Tod und Unſterblichkeit. Leutſchau, gedruckt bei Mayer, 1806. 8. (4 Bogen). Die Charakteriſtik der Zipſer Teutſchen in Ungarn „der Ungriſche Zipſer Sachſe, in ſeiner wahren Geſtalt, von Jakob Melzer, Leipzig, bei Kummer, 1806. 112 S. 8." iſt ſehr unvollkommen. — Die Tageszeiten von Chr. Rösler und Norbert Purkhardt (Ofen, in der Univerſitäts-Buchdrukerei 1806 64. 8.) ſind, einzelne ſchöne, lebhafte, pittoreske Schilderungen abgerechnet, nicht poetiſch genug. Beſſer ſind: „Wiens Umgebungen, vier maleriſche Darſtellungen nach der Natur, von Friedrich Fröhlich (einem gebornen Teſchner.) Wien, bei Doll, 1805. 48. S. 8. (45 Kr.) Der Pro-

feſſor der Theologie am reformirten Collegium zu Pápa hat eine Paſtoraltheologie in Ungariſcher Sprache angekündigt. Von dem vortrefflichen Ungariſchen Originalroman Erelka vom Profeſſor Dugonics in Peſth iſt die dritte verbeſſerte Ausgabe mit zehn Kupfern bei Landerer in Preßburg erſchienen 1806. gr. 8. (2 Fl. 30 Kr.)

Der Buchhändler Hartleben in Peſth giebt ſeit Anfang dieſes Jahrs heraus: „Erholungsblätter für gebildete Leſer", welche außer originalen Aufſätzen, über geſellſchaftliche Unterhaltungen, Theater, Literatur und Moden, Auszüge aus den geleſenſten teutſchen Zeitſchriften enthalten. Profeſſor Karl Georg Rúmi zu Teſchen giebt nach Oſtern folgende drei Werke auf Pränumeration heraus: einen neuen Muſenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1807, welcher teutſche, ungariſche, ſlaviſche und lateiniſche Gedichte enthalten ſoll *) (Pränumerationspreiß 3 Fl.), eine

*) Der Redacteur des N. T. Merkurs würde ſich freuen, wenn dieſer zur Beſtimmung der Stufe von Cultur, welche die in Ungarn freundlich zuſammenwohnenden romaniſchen, teutſchen, ſlawiſchen und magyariſchen Völkerſtämme erſtiegen haben,

ſtreitig ein groſſer Geiſt. Er liebte, beſchützte und belohnte Wiſſenſchaften und Künſte. Er verſchonte, da er Theben zerſtören ließ, das einzige Haus, das Pindar ehmals bewohnt hatte. Er führte die Iliade in einem mit Edelſteinen von unſchätzbarem Werthe beſetzten Käſtchen mit ſich herum. Er unterſtützte den Ariſtoteles mit groſſen Summen bey der Verfertigung ſeiner Naturgeſchichte der Thiere. Lyſippus und Apelles, der gröſſeſte Bildhauer, und der ſinnreichſte und angenehmſte Mahler ſeiner Zeit, der Mahler der Grazie, ſtunden bey ihm in der vorzüglichſten Gnade. Bey allem dem hatte er, wie es ſcheint, nur einen ſehr mittelmäßigen Geſchmack in der Dichtkunſt; und zu eben der Zeit, da er keinem geringern Meiſter als Lyſippus und Apelles erlauben wollte, ſeine Figur nachzubilden, erlaubte er nicht nur dem Chörilus, einem ſehr ſchlechten Poeten, ſeine Thaten zu beſingen, ſondern belohnte auch den Verſemann ſo reichlich als ob er ein Homer geweſen wäre, und ſo wie noch kein guter Dichter jemals belohnt worden iſt. Vielleicht gab es gerade damals keinen beſſern als dieſen Chörilus; oder vielleicht fand dieſer beſſere, wenn es einen gab, keinen Weg zu Alexanders Ohr; vielleicht fielen auch die Verſe des Sängers Chörilus zum wenigſten gut ins Gehör, und Alexander, der keine Zeit hatte, darauf acht zu geben, ob die Gedichte ſeines Hofpoeten im Ganzen gut oder ſchlecht waren, fand ſie vortreflich, weil ſeine Thaten darinn beſungen waren. Wären ſie gut geweſen; ſo hätte er ſie

neue Zeitſchrift von und für Ungarn zur Beförderung der Theologie, der vaterländiſchen Jurisprudenz, der Medicin, Philoſophie, Philologie, der ſchönen Künſte, Naturgeſchichte, Phyſik, Chymie, angewandten Mathematik, Oekonomie, Technologie, Handlungswiſſenſchaft, Pädagogik, Politik, der vaterländiſchen Erdbeſchreibung, Statiſtik und Geſchichte, ſammt einem Intelligenzblatte (Pränumerationspreiß 12 Fl.) und ſchleſiſche Religionsacten ſeit der Reformation, erſter Band (Pränumerationspreiß 3 Fl. 30 Kr.) Rumi iſt von der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen im November des vorigen Jahrs zum correſpondirenden Mitgliede ernannt worden.

Auf Michaelis erſcheint bei Schaumburg in Wien: „Populäres Lehrbuch der Oekonomie, mit beſonderer Rückſicht auf die Bedürfniſſe Oeſterreichs und Ungarns verfaßt von Karl Georg Rumi, Profeſſor zu Teſchen in Schleſien, 2 Bände in 8.“

ſehr wohlberechnete Almanach wirklich erſcheinen könnte, und erbietet ſich mit Vergnügen Subſcription darauf anzunehmen. Er ſoll Gedichte und Aufſätze in teutſcher, ungariſcher, ſlawiſcher und lateiniſcher Sprache enthalten. Man ſubſcribirt mit 3 Fl. P.

Kultsár's Ungarische Nationalzeitung (Hazai Tudósitások) dauert auch in diesem Jahre fort.

Die Wiener Hofcensur hat das Werk: „Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie, Göttingen bei Ruprecht, 1806. 8.“ verboten.

Der Ritter von Hogelmüller in Wien, macht, durch Unterstützung seiner kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl, in den Stand gesetzt, zu Ende Novembers eine Reise nach dem Orient. Die k. k. Hoftheater in Wien sind zu Anfang dieses Jahrs von einer Gesellschaft Magnaten gepachtet worden.

VI.

Berichtigung.

Ich lese so eben: Dulons des blinden Flötenspielers Leben und Meinungen. Die ungeschminkte Einfalt und der schlichte Geradsinn

des Erzählers unterhalten mich ganz angenehm. Allein im 18. Cap. S. 262, wo der Verf. seine Meinung über den Werth und Zweck des Schauspiels äußert, stoße ich auf eine Unrichtigkeit. Daselbst wird nämlich ein Sinngedicht irrig Hrn. Käſtner zugeſchrieben, das einem Dichter, Namens Koller, gehört. Dies Sinngedicht auf einen höchſt mittelmäßigen Tragödienſchreiber, der damals das hieſige Theater durch ſeine Ritterſtücke belangweiligte, befindet ſich im Wiener Muſenalmanach vom J. 1790 S. 81, und dann auch in den nachher von dem Dichter ſelbſt im J. 1793 geſammelten Gedichten S. 168. Da der Name dieſes Dichters mit Unrecht in Vergeſſenheit gerieth: ſo füge ich hier ein kleines Bruchſtück aus ſeiner Biographie bei. Koller, aus Straubingen gebürtig, ward nach der Parforce-Jagd, die man unter der Regierung Karl Theodors auf die gottloſen Illuminaten machte, welche die damalige jeſuitiſche Verfinſterung in Baiern durch das Licht der geſunden Vernunft und Philoſophie zu zerſtreuen ſuchten, nach Wien verſchlagen. Da er den traveſtirten Hercules, eine komiſche Epopee im Geſchmack der traveſtirten Aeneide, verfaßt hatte; ſo verfolgte man ihn ebenfalls als einen Böſewicht, der dem Illuminatismus ergeben ſey. In

Wien entdeckte er seine hülflosen Umstände Blumauern, den er sich in seinen poetischen Versuchen überhaupt zum Vorbild wählte. Diesem gelang es nun durch die Vermittelung seines Freundes, des verstorbenen Hofpredigers Poschinger, eines sowohl seines Geistes, als Herzens wegen, in Wien gleich allverehrten Mannes, ihn in dem Kloster des heil. Dominik, dessen Ordensglied Poschinger war, einstweilen als Aufseher der Layen und als Amtsschreiber unterzubringen. Sein Talent, sein Fleiß und seine Rechtschaffenheit machten ihn bald allen Ordensgenossen achtungswürdig. Bei seinen mäßigen Amtsgeschäften blieb dem aufgenommenen Flüchtling Muße genug, sich sowohl zum Dichter, als auch zum trefflichen Rechtsgelehrten auszubilden. Das erstere Talent bewiesen seine Poesieen, die er in die damaligen Wiener Musenalmanache einrücken ließ, und die er nachher sämmtlich in einem Bändchen auf Pränumeration herausgab, und dem verstorbenen Freiherrn von Swieten zueignete: und das letztere, daß er in der Folge von dem k. k. Hofkriegsrathe, als k. k. Stabsauditor nach Linz befördert wurde. Als im J. 1801 nach dem Abmarsche der Franzosen von Linz, unter dem Befehle des General Moreau, in dieser Stadt, die damals das Hauptdepot kran-

ker und bleſſirter Soldaten in ſich enthielt, das Faulfieber faſt epidemiſch herrſchte, ward der Dichter gleichfalls damit angeſteckt, und durch einen, ſowohl für ſein Talent, als auch für ſeine Verwendung gleich frühen Tod hingerafft.

VII.

Wahnſinn.

(Eine Charade.)

Mein erſtes tritt aus deinem Innern vor,
auf dunkle Pfade leitend deine Schritte.
Zu Sonnen hebt es eilend dich empor
und wirft dich täuſchend in des Orkus Mitte.
Was außer dir des Daſeyns ſich erfreut,
mein zweites zeigt es dir, in dir erneut.
Wildregellos, ſo tritt einher das Ganze,
du flieheſt mitleidsvoll das Traumgeſicht.
Sich ſelber dünkt's bald Gott, bald Thier, bald Pflanze,
oft ſpricht es wahr, doch kennt es Wahrheit nicht.

Guſtav v. Seckendorf.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Todtenfeier am Grabe der verewigten Frau Sophie von la Roche. (Offenbach am 18. Febr. 1807.) 165
2. Maigesang. 169
3. Der Gesangstrom. 170
4. Der Moal Ommias 173

II. Denkstein auf Karl Heinrich von Seibt. 175

III. Ueber die Salzburgischen Idlpel. . . 187
(Auszug eines Tagebuches, vom Jahre 1804, auf einer Reise durch Salzburg)

IV. Kunstnachrichten.

1. Ossians Gedichte in Umrissen. Erfunden und radirt von J. C. Ruhl, Bildhauer in Cassel. Zweites Heft. St. Petersburg und Penig, bei Diencmann und Kemp. . . . 200
2. Ueber die Ausstellung der Berliner Kunstaka-

Seite

demie im Herbſt 1806. (Fortſetzung. Zweiter Brief.) 207

V. Literariſche Nachrichten aus dem öſterreichiſchen Kaiſerthume. 212

Fortſetzung. 219

VI. Berichtigung. 223

VII. Wahnſinn. (Eine Charade.) 226

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1807.

I.

Gedichte.

1.

Am Grabe unſers geliebten Winckler. *)

(Paris d. 21. Febr. 1807.)

Von D. Meyer.

Wem, Freunde, fließen dieſe milden Thränen?
Wem folgt dies ſtille Trauern, Seufzen, Sehnen?

*) Auch dieſe Monatsſchrift macht ſichs zur Pflicht, das Andenken eines Mannes zu ehren, der ſeinen frühern Bildung auf der Univerſität Straßburg, unter den Proff. Lorenz, Schweighäuſer, Herrmann und Oberlin, und ſeiner Mutter-

An weſſen Gruft ertönt der dumpfe Klaggeſang?
Iſt es ein Greis, ein Dulder, der, nach Leiden

ſprache nach uns Teutſchen zugehörte, und aus deſſen Feder dieſe Zeitſchrift ſelbſt mehrere unterhaltende und belehrende Beiträge erhielt. Hr. Winkler war ſeit 3 Jahren Employé au Cabinet des Medailles de la bibliothèque Imperiale in Paris, und wurde von dem jetzigen Conſervateur dieſes Cabinets, dem um Alterthumskunde und Literatur hochverdienten Hrn. Millin ſo geliebt, wie nur ein wohlgerathener Sohn von ſeinem zärtlichen Vater geliebt werden kann. In allen Theilen Teutſchlands leben Männer, die ſich mit Dankbarkeit der wahren Humanität und des raſtloſen Dienſteifers erinnern werden, womit Hr. Winkler die an ihn empfohlenen oder auch nicht empfohlenen Fremden in Paris empfieng, berieth, belehrte, bewahrte. Nichts kann rührender ſeyn, als die Rede, welche ſein väterlicher Freund, Hr. Millin, den 21. Februar über ſeinem Grabe ſprach, und die auch mit der Aufſchrift: Discours prononcé aux obsèques de Mr. Winkler 12 S. in 4. gedruckt erſchienen iſt. Ein zahlreiches und ehrenvolles Gefolge umgab die Ruheſtätte, bei welcher auch der däniſche Geſandtſchaftsprediger Göricke noch eine beſondere Parentation ſprach. „Mir, ſagt Millin in der angeführten Rede, ſollte dieſer Freund einſt die Augen zudrücken und der Erbe meines literari-

Ohn' Ende, froh hienieden abzuſcheiden,
Sein lang' erſehntes Ziel in Eurer Mitt' errang!

ſchen Vermächtniſſes ſeyn. Je puis bien dire avec Montaigne: Nous étions à moitié de tout et il semble qu'il emporte sa part. C'est moi qui suis destiné à pleurer sur sa cendre, et à lui élever un tombeau. Gründliche Gelehrſamkeit, unbegränzte Beſcheidenheit und Freundſchaft, der kein Opfer zu groß war, waren die Haupteigenſchaften dieſes, in der Blüthe ſeiner Jahre und Ausſichten, in ſeinem 36. Jahre, plötzlich durch einen Schlagfluß todt niederſinkenden Mannes. Mehrere ſeiner Ueberſetzungen ins franzöſiſche — unter andern Hüttners Reiſe nach China hat ſchon der fleißige, alles ergründende Grich in den Supplémens zu ſeiner France littéraire verzeichnet. Allein ſein verdienſtvollſtes Werk iſt bis jetzt unbemerkt geblieben. Er gab im Jahr 1800 ein Repertoire de Vaudeville in zwei Bändchen bei Frommann in Jena mit einer Geſchichte des Vaudevilletheaters und vier der witzigſten und gehaltreichſten Vaudevillenſtücke mit einem franzöſiſchen Commentar über die ſchwer zu entziffernden Anſpielungen und mit der Muſik der beliebteſten Arien heraus, die in allen Händen zu ſeyn verdient, und dem Freunde der franzöſiſchen Sprache und Liederſpiele den größten Genuß gewähren müſſen. Ueber ſeine früheren Schickſale ſchrieb er mir ſchon im

vermuthlich nichts deſto ſchlechter gefunden. Und wer weiß? vielleicht hatte dieſer Chörilus eine Schweſter, die einem Liebling Alexanders gefiel? Vielleicht hatte Chörilus ein Gedicht auf den Schooshund einer Geliebten Alexanders gemacht? Vielleicht hatte er den Papagayen der Geliebten ſprechen gelehrt? Vielleicht erwies Alexander der Dichtkunſt die Ehre, ſelbſt Verſe zu machen, und dieſen Chörilus traf juſt das Glück, daß er dazu gebraucht wurde, ſie ihm ſchön ins Reine zu ſchreiben, — und die ſechsthalbfüßige Hexameter länger oder die ſiebenfüßige kürzer zu machen? Ein jedes dieſer **vielleicht** iſt ſehr möglich; und ein jedes davon war hinreichend, den glücklichen Chörilus, wenn er auch der erſte Dummkopf ſeiner Zeit geweſen wäre, in den Augen des Fürſten zu einem Homer zu machen. Bey den Göttern dieſer Erde kömmt ſehr viel auf die **kleinen Umſtände** an. Was den Cardinal von Richelieu betrift, der den Advocaten und Poeten **Colletet**, wiewohl er beydes gleich ſchlecht war, unter die Vierzig der neugeſtifteten franzöſiſchen Akademie aufnahm und immer mit vorzüglicher Gnade beehrte, — dieſe berühmte Eminenz iſt eines von den entſcheidendſten Beyſpielen, daß ein ſehr groſſer Staatsmann ein ſchlechter Kenner des poetiſchen Verdienſtes ſeyn kan, und daß man darum keine beſſern Verſe macht, weil man eine Negociation vortreflich einzufädeln weiß. Vermuthlich wurde dem guten Colletet gerade das, was ihm bey der Nachwelt nachtheilig war, — der Mangel an Talenten — von ſeinem Beſchützer

zum

Nein, ſchnell darnieder ſchlug, im Lenz der Jahre,
Des Todes Arm den Mann. An ſeiner Bahre
Strömt keine Gattin laut verzweifelnd, wilden Schmerz
In Klagen aus; kein waiſes Häuflein zaget
Bei Seiner Leiche: doch die Wehmuth naget
Mit tauſend Stacheln tief ſich in der Freunde Herz.

Sein reger Geiſt, der mühſam nach den Schätzen
Der Weisheit grub, und raſtlos den Geſetzen
Der wandelbaren Kunſt und ihrem kühnen Flug
Nachſpäht' -- er iſt entflohn. Sein Herz, — wo weilte, —
Sagt, Freunde, ſagt, mit denen er es theilte! —
Der Mann, dem je ein edleres Herz im Buſen ſchlug?

Jahre 1798 aus Paris einen ſehr intereſſanten Brief, der nun gewiß auch in dieſer Zeitſchrift gern geleſen werden wird. Die Leſer finden ihn in dieſem Stücke abgedruckt. Und bleibt nichts übrig, als ihm nachzurufen: Have, candidissima anima!

B.

Und dieſes Herz, ſo gut, ſo ſanft, ſo milde —
Schufſt Du den Sterblichen nach Deinem Bilde,
O Gott! es war Dein Bild. Doch ach! dies Herz iſt kalt!
Dein Meiſterwerk — wie wallt' in raſchen Schlägen
Es uns noch jüngſt voll Lieb' und Huld entgegen! —
Da liegts, zerſtöret durch des Todes Allgewalt!

Was iſt, o Herr, der Menſch, geformt aus Staube!
Er blühet auf, und welkt gleich dürrem Laube,
Heut' eine holde Blume, morgen Leichenduft.
Wir träumen, ahnen, ſorgen, haſſen, lieben;
Wir pflanzen, bau'n — ein Hauch, und wir zerſtieben!
Wo jüngſt ein Pallaſt ſtand, wölbt nun ſich eine Gruft.

Bald, Freund', ereilt auch uns des Todes Flügel,
Bald birgt auch uns ein ſchmaler Aſchenhügel,
Und die Verweſung bricht auch über uns den Stab.
Uns, die wir zärtlich für einander glühen,
Die wir einander meiden, kränken, mühen,
Bald trennt auch uns der Tod, vereint auch uns das Grab.

Allein, getroſt! es glänzt im Friedensthale,
Wo Er jetzt wallt, und wo des Kummers Schale
Nicht mehr die Freude gällt; auch uns ein reiners Licht.
Dort wird den Geiſt kein ſüßer Wahn mehr täuſchen,
Dort keine Trennung unſer Herz zerfleiſchen,
Kein Grab mehr drohn. Darum getroſt, und weinet nicht!

2.

Erinnerungen aus der Dresdner Kunſtausſtellung 1807.

1.

Eurydice.

Vom Bildhauer Ulrich.

Zur Blumenleſe kam ſie hergegangen,
Die ſchönſte Blum' in jungem Morgenglanze,
Und ſingend wandt die Schweſter ſie zum Kranze,
Ein Weihgeſchenk am Tempelthor zu prangen.

Doch, bald aus der Geſpielen Frühlingstanze,
Hinweggerafft vom giftgen Biß der Schlangen,

Verweht der Tod den Blütenduft der Wangen,
Und welkend neiget ſich die zarte Pflanze:
Und ob auch ſchon die Glieder lang' erkalten,
Sie ſchirmt die Blumen noch mit ſtarren Händen,
Den reinen Schatz den Göttern zu erhalten.
Konnt' auch der Jungfrau ſtiller Reiz nicht wenden,
Ihr Himmliſchen, eur feindlich zürnend Walten,
Müßt Thränen ihr dem frommen Sinn doch
ſpenden.

* * *

II.

Adonis.

Kabinetsgemälde von Gerhard von Kügelchen.

Von feuchten Waldesſchatten kalt umfloſſen,
Vom weißen Zahn gelähmt die Roſenglieder,
Saukſt, Myrrhas Sohn, auf junge Blumen-
ſproſſen
Zum letzten unwillkommnen Kampf Du nieder.

Nie ruhſt, von mildem Zauberlicht umgoſſen,
Du in der Göttin jungen Armen wieder:
Doch haſt Du noch den friſchen Mund erſchloſſen,
Als hauch' er ſußern Schmerz in Liebeslieder.

Und wenn der Wange Roſen auch zerfallen,

In Nacht ſich bald die weichen Augen hüllen,
Und Todesſchaur die Glieder überhauchen:

Doch muß in Luſt ſich jeder Blick noch tauchen,
Mit ſtiller Glut ſich jeder Sinn erfüllen,
Und höher jede weiche Bruſt Dir wallen.

Franz Paſſow.

II.

Biographiſche Nachrichten von Theophil Friedrich Winkler.

(Aus einem Briefe des Verſtorbenen.)

Paris d. 23. Germinal VI. (d. 12. April 1798.)

Um Sie in den Stand zu ſetzen, recht viel Berührungspuncte an mir aufzufinden (denn dadurch erfüllen Sie gerade meine wärmſten Wünſche) will ich Ihnen meine kleine Geſchichte etwas detaillirter mittheilen, weil dies mir das beſte Mittel ſcheint, Ihren, mir ſehr willkommnen Wunſch, mich näher zu kennen, zu befriedigen. . . Straßburg iſt meine Vaterſtadt; obſchon mein Vater und Großva-

ter auch Straßburger waren, ſo wäre es doch leicht möglich, daß ich mit einem von den vielen Winklern, die es in Teutſchland giebt, verwandt wäre, da eine Familienſage von einer ehemaligen Zerſtreuung in Kriegszeiten ſpricht, und (wenn ich nicht irre) ein Rittmeiſter Winckler, von meiner Familie abſtammend, bei Nürnberg exiſtirt haben ſoll. . . . Ich ſtudierte in Straßburg Theologie, hatte aber von jeher mehr auf die Erziehung oder eine andere ähnliche Carrière als auf den eigentlichen Theologenſtand meine Abſichten gerichtet.

Zwei Jahre lang ohngefähr, war ich auch Alumnus, in dem daſigen Wilhelmitanerſtifte (in Straßburg Kloſter genannt.)

Den 10ten September 1793 entfernte mich das Requiſitionsdekret, nebſt mehrern meiner akademiſchen- und Hausgenoſſen aus meiner Vaterſtadt, und bald darauf widriges Kriegsglück, für eine geraume Zeit aus meinem Vaterlande. . . . Es fehlte mir nur noch weniges, um dem Requiſitionsdekrete entwachſen zu ſeyn; — ich mußte alſo Feder und Papier mit dem Schwerdte verwechſeln. Ungefähr ein Jahr zuvor (noch vor dem 10ten Auguſt) hatte ich dies freiwillig thun wollen, ward aber durch Abmahnen

weiterſehender, älterer Freunde, die mir das damals ſchon brütende und ſeitdem ſo ſchrecklich ausgebrütete Jacobinerſyſtem enthüllten, mit der Frage: ob ich für ſolche Burſche mich wohl zum Krüppel ſchießen laſſen möchte ꝛc. damals von meinem Vorſatz abgebracht. Nach gegebenem Requiſitionsdekret war nun kein anderer Ausweg, und ich ergriff auch meine Partie ſo ziemlich en philosophe. Ich hatte ſchon längſt voraus geſehen, es werde eine ſolche Grande mesure genommen werden, und ich hatte daher weißlich einen Theil der Zeit, die ich vorher über meiner hebräiſchen Bibel zugebracht, und beſonders meine Erholungsſtunden alle dazu angewendet, mir einige militäriſche Kenntniſſe zu erwerben. Da unſere Straßburger Nationalgarde damals faſt den ganzen Garniſonsdienſt zu verſehen hatte, und Jedermann nöthig hatte mit ſeinen Waffen umgehen zu können, ſo hielt ich einen ganzen Sommer lang, faſt alle Abende, beſonders an den diebus Academicis eine kleine Ecole de Mars, wo ich meine Freunde und Bekannten in militäriſchen Evolutionen übte. Die Zeit und Mühe, die ich hierauf verwandte, wurde mir, (wie Sie bald ſehen werden) in der Folge reichlich vergolten. Schon in der National-Garde (wo wir junge Theologen, ſo gut wie andere, gar hübſch unſern Kühfuß auf der Schulter mit her-

umſchleppen mußten,) hatte man mir eine Unterlieutenantsſtelle aufdringen wollen, die ich aber nicht annahm: Da die Requiſition marſchiren mußte, formirten die Straßburger Jünglinge ein beſonderes Bataillon, welches nach Fort-Louis (jetzt Fort-Vauban, auf einer Rheininſel) in Garniſon gelegt wurde. Ich wurde nun einſtimmig von der Compagnie, zu der ich gehörte, zum Capitain ernannt; — und in der Folge hatte ich proviſoriſch das Amt des Adjudant-Major, deſſen Geſchäfte es iſt, theils die militäriſche Inſtruction des Bataillons, theils die Anordnung des Dienſtes und dergleichen zu beſorgen. Ich hatte nun alſo eine von meiner vorigen ziemlich verſchiedene Laufbahn vor mir. Auch hatte es allen Schein, daß ich eine geraume Zeit auf derſelben würde bleiben müſſen; denn man organiſirte uns ſehr regelmäſig und militäriſch. Da mir mein proviſoriſches Adjudant-Majors Amt mit dem ganzen Bataillon viel Geſchäfte verurſachte, und ich mich auch ſo ziemlich geſchwind ins militäriſche Leben zu ſchikken wußte, ſo entfloh ich wenigſtens der tödtlichen Langenweile, von welcher mehrere meiner Studienfreunde, die auch zum Schwerdt oder zur Flinte hatten greifen müſſen, in einer ſo kleinen, todten Veſtung wie Fort Louis iſt, natürlich geplagt werden mußten; denn zum Leſen und Studieren hatte man

weder Zeit genug, noch war man dazu aufgelegt. Im October 1793, da die Weissenburger Linien von Wurmser durchbrochen wurden, ward unser Fort blokquirt, und gegen die Mitte des Novembers schrecklich bombardirt. Während dieser ganzen Schreckensscene des Bombardements, das etliche Tage und Nächte, ohne auch nur 5 Minuten Ruhe, fortdauerte, war mein Posten auf einem der äußersten Wälle, wo ich vier Compagnien zu kommandiren hatte. Mehrere derselben wurden hier getödtet: unter andern wurde einem der gerade neben mir stand, und mir etwas erzählte, von einem éclat de bombe (es war eine von unsern eigenen französischen Bomben, die von den hohen Batterien der hinter uns liegenden Citadelle nach dem östreichischen Lager war abgeschossen worden, aber in der Luft gerade über uns zerplatzte, und die 20 bis 30 Pfund schweren Stücke auf uns herabschleuderte) das Bein zerschmettert; er litt noch 2 Tage lang schrecklichen Schmerz, ehe er starb. Haubizen und Kanonenkugeln, öfters auch östreichische und französische Bomben-Splitter summten und pfiffen uns hier um die Ohren; doch waren wir nicht genöthigt den Jammer der Einwohner mit anzusehen, die im Innern der Stadt ihre Häuser und Habe alle, einem Raub der Flamme werden, hier einen Bruder, dort einen Vater, oder eine Mutter oder einen

Freund entweder todt oder zum Krüppel ſchießen ſehen mußten. Während dem Bombardement und Brand der Stadt hörten wir das Wehklagen und um Hülfe rufen der unglücklichen Einwohner nur in der Ferne. . . Den Jammer der Verwüſtung ſelbſt, ſah ich erſt nach geſchloſſener Capitulation, da etliche Poſten im Innern der Veſtung ſchon von den kaiſerlichen Truppen beſetzt waren, und wir von dem Wall, (wo wir das ganze Bombardement über nothdürftig von Commißbrod und Branntwein gelebt hatten) zurückbeordert wurden. — Ein Herzdurchſchneidender Anblick, deſſen Andenken keine Zeit aus meinem Gedächtniß verwiſchen wird. Rings um ſich her ſah man nichts, als rauchenden Schutt, aus dem ein Wald von Schornſteinen ſich erhob, und hier und da noch einen Reſt von einem ſolidern Gemäuer, etwa 5 oder 6 Fuß hoch: hier und da erblickte man einen Einwohner, der (in der Mitte des Novembers!) nur mit den nothdürftigſten Kleidungsſtücken bedeckt, die er vielleicht in der Nacht, da die erſte, in oder neben ſein Haus einfallende Bombe, ihn aus ſeiner, ſeitdem zerſtörten Wohnung jagte, in Eile um ſich geworfen, mit naſſem Blicke den Ort ſuchte, wo er ehedem ſein Geld und Silbergeſchirr verſcharrt, um doch vielleicht noch ſo viel zu retten, als er zur Wanderung in eine andere Gegend brauchen würde; Kinder ſuchten ſtreuend

zum Verdienſt angerechnet. Der Cardinal hatte die Grille, ſelbſt ein Poet — das iſt, das, wozu ihn die Natur gerade am wenigſten gemacht hatte, — ſeyn zu wollen. Es war alſo natürlich, daß die ſchlechteſten Dichter eben diejenigen waren, die am meiſten bey ihm galten. Corneille war ein zu gefährlicher Rival, um Verzeyhung dafür zu erhalten, daß er ſo vortreflich war. Die Colletets, die Cotins und ihres gleichen waren klein genug vor dem anmaßlichen Muſengotte zu kriechen, und zu klein, um ſeine Eiferſucht zu erwecken. Dank alſo, und abermal Dank habe der Himmel, daß unter unſern Groſſen keine Alexander und keine Richelieu ſind, welche die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entreiſſen! Die Folgen einer ſo übelangelegten Freygebigkeit würden für unſre Litteratur zu verderblich ſeyn. Da die Anzahl der Leute, die ſich ohne Genie und Talente zu Dichtern aufwerfen, jetzt ſchon ſo groß iſt; jetzt, wo auch ein Cervantes und Arioſt ſo gut als ehmals in Spanien und Italien Gefahr liefe, ſeinen poetiſchen Lebenslauf in einem Hoſpitale zu beſchlieſſen: was würde daraus werden, wenn die elenden Scribenten ſogar durch öffentliche Belohnungen aufgemuntert würden?

(24) „Der Eifer, unſrer Dichtkunſt einen National-Charakter zu geben ꝛc.“

Die Urſachen, warum die deutſche Nation keinen ſo ausgezeichneten National-Charakter haben kan wie die Franzöſiſche und Engliſche, ſind bekannt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20662 / 431

vergebens ihre Aeltern und Geschwister, und Aeltern eben so vergebens ihre Kinder; dies war es, was sich unsern Blicken bei jedem Schritte darbot. . . . Das östreichische Militär zeigte sich gegen die unglücklichen Einwohner sehr roh. Folgendes sey unter andern ein Pröbchen davon. Die ehemalige Stadtpfarrkirche, worin sich ein kleines Magazin befand, war von den Bomben verschont geblieben (denn das große Fleisch- Branntwein ꝛc. Magazin war verbrannt;) die Einwohner hatten mit Mühe nur ihr Leben gerettet; einige derselben erbrachen daher nach geschlossener Capitulation etliche Fleischtonnen, um sich doch auf etliche Tage zu verproviantiren; da die Oestreicher, welche schon etliche Posten im Innern besetzt hatten, dies bemerkten, schickten sie sogleich Wache, um alles genau zu hüten, und sogar mit Stockschlägen die Einwohner abzuhalten; dies geschah auch wirklich! — ich sah einige Bürger ganz unbarmherzig von einem östreichischen Korporal prügeln, weil sie sich hatten beigehen lassen, der Stimme ihres Magens zu gehorchen, und sich des Fleisches etwas anzumaßen. Um aber das Elend recht concentrirt zu sehen, mußte man in ein Haus gehen (das einzige geräumige, welches, da es nah am Wall gelegen war, nur von einigen durchstreichenden Kanonenkugeln war beschädigt worden) in welchem fast der größte Theil der Einwoh-

ner des Städtchens des Nachts auf einander gehäuft, Obdach suchte. — Ein wahres Lazareth! .... Mein ehemaliger Hauswirth (die Offiziere hatten nämlich in Bürgershäusern logirt) war in der äußersten Noth, fast ohne Kleidung, und ganz ohne Brod. Ich hatte ihm schon mehrere Tage, ehe das Bombardement angefangen, meinen gepackten Mantelsack anvertraut, weil er mir gesagt hatte, er werde ihn, bei sich zeigender Gefahr, mit seinen besten Habseligkeiten in Sicherheit bringen; (weder er noch ich wußten es damals recht was es heiße, bombardirt und zwar so lebhaft, und unvermuthet bombardirt zu werden!)— eine Bombe, die gleich anfangs in sein Haus fiel, hatte ihn aber in Eile daraus verjagt, und während seiner Flucht ward sein Haus, mit meiner und seiner Habe, ein Raub der Flammen. Ich war also leider nicht einmal im Stande ihm etwas von dem meinigen mitzutheilen, als ein Schnupftuch, deren ich durch einen sonderbaren Zufall zwei rettete. Zum Unglück hatte das Bombardement an einem Regen-Tage angefangen, ich hatte daher nur ein altes Kleid (was ich gerade anhatte) gerettet, und mein besseres war verbrannt. Um doch wenigstens für den Magen meines unglücklichen Hauswirths zu sorgen, brachte ich ihm von dem Brod, Fleisch, Hülsenfrüchten ꝛc. die uns vor dem Ausmarsch in etwas reichli-

dern Portionen waren ausgetheilt worden, und womit sich die Soldaten nicht beladen wollten. — Beim Ausmarsch aus der Vestung (den 16. November 1793) regnete es (von den zu beiden Seiten versammelten Emigranten) Schimpfnamen auf uns, z. B. Königs- und Königin-Mörder.*); Papiersoldaten, Glockenfresser ꝛc. . . . Die Empfindungen, die ich (obschon noch nicht seit langer Zeit Militaire) gewiß mit dem größern Theil meiner Waffen- und Unglücksbrüder theilte, sind von einer ganz eignen Art, die schwer zu beschreiben ist; eine gewisse betäubte und betäubende Niedergeschlagenheit möchte ich es nennen was ich damals empfand. — Wir marschirten durch ein östreichisches Bataillon quarré; jeder legte oder warf vielmehr voll Unwillens (mehrere alte Soldaten vergossen bittere Thränen) seine Waffen **) an dem dazu bestimmten Platze ab; nur die Officiere behielten ihre Degen und Säbel. — Nun wurden wir in starken Tagreisen in das Kinzinger Thal, nach Hau-

*) Während unserer Blocquade war Antoinette guillotinirt worden; wir erfuhren dies erst durch die Oestreicher.

**) Die Soldaten hatten gesucht, ihre Waffen durch Rost so schlecht zuzurichten als möglich, um sie für die Oestreicher wo möglich unbrauchbar zu machen.

Hausach transportirt; wir hatten während unsers dortigen Aufenthalts ziemliche Freiheit; die Offiziere besonders durften, auf eine schriftliche Erlaubniß des Commandanten der Escorte hin, frei in der Gegend herumgehen; man schmeichelte uns mit einer baldigen Auswechselung, aber ehe wirs uns versahen, kam die Ordre aufzubrechen; wir wurden nun nach Weisenhorn bei Ulm gebracht. Auf dieser Reise hatten wir an einem Sonntage Rasttag in Ebingen, einem würtembergischen Städtchen; hier bewiesen uns alle Einwohner recht alt-teutsche und ächt-schwäbische Herzlichkeit; wir Officiere wurden in sehr gute Wirthshäuser verlegt, und die Soldaten in die Schulstube und andere große Zimmer. Die Einwohner sollten diesen letztern ihr Essen dahin bringen, sie erbaten sich aber sämmtlich die Erlaubniß jeder seine Pfleglinge mit nach Hause zu nehmen, und nun war in jedem Hause ein kleines Fest. . . Da viele Protestanten bei unserm Bataillon waren und wir voraussehen konnten, daß wir wohl in langer Zeit keiner öffentlichen Gottesverehrung würden beiwohnen können, so gieng ich mit einem meiner akademischen Freunde (auch ein Theolog, der zum Kapitain war ernannt worden,) zum damaligen Hrn. Helfer der Ebingschen Gemeinde und baten ihn, eine Predigt, besonders in Rücksicht auf unsere gefangenen

Waffenbrüder zu halten. Er war sehr willfährig dazu, und seine Predigt, in der er die zwei, in unserer damaligen Lage so interessanten Fragen: was bin ich? und was soll aus mir werden? mit vieler Herzlichkeit erörterte, frischte freilich das Andenken an die vergangenen Scenen wieder so sehr bei uns auf, daß den meisten Thränen in die Augen traten, machte aber auch auf der andern Seite uns etwas ruhiger in die Zukunft blicken. Nach der Frühpredigt war das Abendmal gehalten worden, an dem wir ebenfalls fast alle Theil genommen hatten. Dies und die Nachmittagspredigt des Hrn. Helfers (dessen Name mir jetzt nicht beifällt) hatte noch vollends die wackern Ebinger zu einer solchen Herzlichkeit gegen uns gestimmt, daß sie sich alle Mühe gaben, jedem von uns zur Flucht nach der Schweiz behülflich zu seyn. Etwa 60 benutzten diese Gelegenheit, und befreiten sich so selbst aus der Gefangenschaft. Aus meinem Wirthshause entflohen 5 Lieutenants und Unterlieutenants auf dringendes Zureden einiger Ebinger, die ihnen Kleider, einen Wegweiser und Empfehlungsschreiben nach der Schweiz mitgaben. Sowohl ich als die übrigen Capitains benutzten diese Gelegenheit zur Flucht, die uns ebenfalls, nebst Briefen an Lavater und andere schweizerische Gelehrte angeboten wurden, aus dem Grunde nicht,

weil wir bisher immer bei unsern Compagnien hatten bleiben dürfen, ihnen in sehr vielen Stücken hatten nützlich seyn, und sie wenigstens vor zu großen Bedrückungen und Mishandlungen der Escorte hatten schützen können. Wir Capitains hielten es daher alle für unsere Pflicht, unsere Unglücksbrüder, so lange es von uns abhienge, nicht zu verlassen; man hatte uns überdies immer glauben machen, wir würden entweder an den Bodensee, oder, wenn man uns je weiter führte, etwa nach Linz verlegt werden; die Officiere würden alsdann in der Stadt wohnen, die Soldaten casernirt werden, und jeder Officier würde dann die Erlaubniß erhalten, einen aus seiner Compagnie als Furierschütz oder Aufwärter zu sich zu nehmen. Jeder Officier hoffte daher einen seiner Freunde aus den Soldaten, unter diesem Namen in eine bessere Lage zu versetzen, und auch den übrigen durch Besorgung ihrer Briefe u. s. w. wichtige Dienste zu leisten. Uebrigens hielten wir es auch für sehr undelicat, das große Zutrauen, das man in uns Officiere gesetzt, uns ohne die geringste Einschränkung und Escorte allein fahren zu lassen, zu benutzen, um uns in Freiheit zu setzen. Wir befürchteten, ein solches Benehmen möchte das Schicksal der Zurückgebliebenen sehr verschlimmern. Nach demjenigen zu urtheilen, was man uns zwei Jahre

ſpäter bei unſrer Rückkunſt nach Straßburg erzählte, wären wir auch bei unſrer Heimkunft nach Frankreich damals nicht gar freundlich empfangen worden. Der berüchtigte Eulogius Schneider (damals öffentlicher Ankläger oder vielmehr Hin- und Nachrichter beim Criminalgericht zu Straßburg) ſoll geſagt haben: wir Officiere des Straßburger Bataillons ſeyen Schuld an der Uebergabe von Fort-Louis, und wenn wir nach Straßburg kämen, würde er uns guillotiniren laſſen. Man weiß, was ein ſolcher Ausſpruch von Schneider damals für Gewicht hatte. — Allein alle unſere Erwartungen wurden getäuſcht; nachdem wir einige Zeit in Weiſenhorn uns mit Hoffnungen geſpeißt hatten, kam plötzlich die Ordre, die Officiere der bisher in 4 Colonnen marſchirenden Garniſon ſollten ſich in Ulm vereinigen, um von da nach Oeſtreich zu wandern. Erſt in Oeſtreich erfuhren wir, daß der Ort unſerer Beſtimmung in Ungarn liege. Wir wurden denn nun von den Soldaten, die nach Steyermark geſchickt wurden, getrennt, und ſahen ſie auch nicht eher wieder, als nach unſerer Rückkunft nach Frankreich. Etwas ſonderbares in der Art, wie man uns in der Gefangenſchaft behandelte, iſt es gewiß, daß, ſo lange wir näher an den Gränzen von Frankreich, d. i. in Schwaben und Baiern, waren, wir mit aller möglichen Scho-

nung behandelt wurden, so wie man Kriegsgefangene immer behandeln sollte, daß aber, so wie wir ins Oestreichische eintraten, also gewiß nicht mehr ans Entlaufen denken konnten, wir beständig eingesperrt, und mit der größten Strenge behandelt wurden. Wahrscheinlich befürchtete die östreichische Regierung die Verbreitung französischer Grundsätze. . . . Als ein großes (freilich auch mit großen Unbequemlichkeiten verknüpftes) Glück, bei dieser Gefangenschaftsreise betrachte ich es, daß ich sie mitten im Winter bei Schnee und Eis machen mußte, also zu einer Zeit, wo die Donau durchaus nicht beschifft werden konnte, sondern nur die Landreise möglich war; denn die Haare stehen einem zu Berge bei Erzählung der grausamen Behandlungsart, welche man sich gegen die auf der Donau nach Ungarn transportirten Kriegsgefangenen von Seiten der Oestreicher erlaubte; — und es wird mir nach meinen eigenen Erfahrungen gar leicht, mir die Art, wie Lafayette und seine Unglücksgefährten in Ollmütz mögen behandelt worden seyn, zu denken, was auch Hr. Haschka darüber bellen mag. — Ich hatte noch ein zweites Glück, das wenigen meiner Mitgefangenen zu Theil wurde, und welches ich als etwas nicht geringes ansehe; nämlich daß die Officiere unsers Corps beständig (etliche Wochen ausgenommen) beisammen woh-

nen konnten; da von andern Corps hingegen oft kaum 2 bis 3 in demſelben Gefängniſſe beiſammen waren. . . . Wir wurden nun bei Peſth in das ſogenannte Neugebäude einquartirt, und blieben hier ſechs Monate lang innerhalb derſelben Mauern; zu Ende von 1794 wurden wir von da nach Czackova in eine elende feuchte Reiter Caſerne bei Temeswar im Bannat verlegt, wo wir wieder eilf Monate, bald krank bald halbkrank auf einander gepreßt, vegetirten. Weder in Peſth noch in Czackova war es uns vergönnt, aus dem Gebäude zu gehen; nur erſt in den letzten Wochen unſers Aufenthalts in Czackova, erlaubte man uns, unter ſtarker Escorte etwa einen Steinwurf hinter unſrer Caſerne in der Temes zu baden. Ohne es ſelbſt empfunden zu haben, iſt es wohl kaum möglich, ſich von dem Gefühl eine Vorſtellung zu machen, das einen befällt, wenn man nach mehrmonatlicher Einſperrung, (wo man immer und alltäglich dieſelben Mauern, dieſelben Geſichter geſehen) ſich wieder ins Freie verſetzt fühlt, wenn man auch ſchon weiß, daß es nur geſchieht, um bald wieder anderswo eingeſperrt zu werden. . . . Da ich nach ſechsmonatlichem Harren im Peſther Neugebäude wieder ins Freie kam, um ins Bannat zu wandern, hätte ich faſt niederfallen und die Erde küſſen mögen. . . . Endlich am 11. Sept. 1795 (ſonderbar genug, gerade 2 Jahre

bekannt genug. Sie liegen in unsrer Verfassung; und können also sich nur mit unsrer Verfassung aufhören. Die deutsche Nation ist eigentlich nicht Eine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen, so wie die alten Griechen, unter welchen Corinthier, Spartaner, Thebaner, Athenienser, Megarenser, Thessalier, u. s. w. viel zu verschieden von einander waren, um sich anders als durch sehr allgemeine folglich wenig auszeichnende Züge zu gleichen. Wenn die Griechen überhaupt zur Zeit ihres größten Flors unter allen übrigen bekannten Völkern hervorragten: so kam es blos daher, weil die übrigen Völker alle, mehr oder weniger, Sclaven oder Barbaren waren. Wäre schon damals der grösseste Theil von Europa auf einen hohen Grad poliziert gewesen, so würden sie sich bey weitem nicht so stark ausgenommen haben. Bey allem dem hatten die Griechen doch überhaupt einen National-Charakter, und wir Deutschen haben den unsrigen. Man lasse (wenn wir selbst zu partheyisch seyn sollten davon zu urtheilen) einen Schweden oder Russen, der so viel Geschmack und Kenntnisse hat als zu einem solchen Urtheil erfodert wird, eine Vergleichung der besten deutschen Dichter und Prosaisten mit den besten Scribenten in Italien, Frankreich und England anstellen, und dann den Ausspruch thun, ob er keinen Erdgeschmack, wenn ich so sagen darf, an unsern Schriftstellern wahrnehme? Ob sich nicht in jedem Züge finden, welche den deutschen Schriftsteller von dem Welschen, Französischen, Englischen, unterscheiden,

und

nach unserm Auszuge aus Straßburg), nachdem wir oft auf Auswechslung gehofft, oft diese Hoffnung getäuscht gesehen, und sie fast ganz aufgegeben hatten, erschien der gewünschte Augenblick, die Rückreise nach unserm Vaterlande anzutreten. Bei Ofen sperrte man uns wieder in das auf einem Berge gelegene ehemalige Kloster Klein Maria-Zell auf etliche Wochen ein, und von da wurden wir (für unser Geld versteht sich!) in größter Geschwindigkeit auf Wägen, die die Bauern um eine Taxe liefern mußten, nach Basel zur Auswechslung abgeführet. . . . Sonderbar war es allerdings wieder, daß wir gerade den 16. November über den Rhein zurück nach Frankreich giengen, wie wir 2 Jahre zuvor, den 16. November über den Rhein (freilich mit andern Empfindungen) nach Teutschland gegangen waren. . . . Während unserer Gefangenschaft waren wir wie von der Welt abgeschieden; keine Bücher, noch weniger Zeitungen wurden uns zu lesen erlaubt; bekamen wir zuweilen einzelne derselben, so war es verstohlner Weise, und nur mittelst theurer Bezahlung. . . . Briefe erhielten wir auch entweder gar keine, oder nur äußerst spät. Wenn einer von uns einen 9 bis 10 Monate alten Brief von Straßburg erhielt, so schätzte er sich sehr glücklich. Ich habe in den zwei Jahren meiner Gefangenschaft keine Zeile, weder von Straßburg aus,

noch sonstwoher empfangen. Auch waren wir alle bei unserer Rückkehr gleichsam in ein neues Land versetzt. All die Veränderungen, die seit unserer Abwesenheit in Frankreich vorgefallen, die Greuelscenen des Terrorismus, die unser Vaterland verwüstet ꝛc., erfuhren wir jetzt erst durch die Erzählungen unserer Freunde. Den großen Unwerth der Assignaten hatten wir so wenig vermuthet, daß mehrere unsrer Obersten, die Geldvorrath hatten, bei unserer Rückreise, von Lieutenants und Unterlieutenants die Geld brauchten, Assignaten zu 36 Livres das 100 kauften, und noch einen sehr vortheilhaften Handel geschlossen zu haben glaubten, während sie in Frankreich kaum noch so viel Liards galten. Manche meiner Freunde, die sich schon lange auf das Wiedersehen ihrer Aeltern und Freunde gefreut hatten, fanden sie nicht mehr, sie waren als Opfer des Terrorismus gefallen. Ich selbst erfuhr erst etwa 100 Schritte weit vom väterlichen Hause, daß meine Mutter und Schwester, auf deren Wiedersehen ich mich schon so lange gefreut, bald nach meiner Gefangennehmung (zum Theil aus Gram, weil sie mich unglücklicher glaubten, als ich war; und weil sie keine meiner Briefe erhielten, zum Theil von den Folgen der Eindrücke, die die damaligen Schreckenszeiten, Einthürmungen und revolutionären Execu-

tionen auf ſie gemacht) geſtorben ſeyen. Faſt alle hatten in Ungarn mehrmals mehr oder weniger gefährliche und langwierige Krankheiten ausgeſtanden. Viele kehrten krank zurück. So hatte z. B. Profeſſor Oberlin's Sohn und noch ein anderer meiner akademiſchen Freunde, die mit mir einen eigenen leichten ungariſchen Wagen beſaßen, die ganze Rückreiſe über, täglich etliche Stunden lang, ſtarkes Fieber.... Ich hatte immer das Glück genoſſen, wenigſtens die Reiſe über geſund zu ſeyn. Ich fuhr noch kränklich von Czackova weg, und erholte mich vollends auf der Reiſe..... Da ich Kränklichkeit und ein krankes fieberhaftes Anſehen mit aus den Sümpfen des Bannats zurück gebracht; ein kurzes Geſicht ferner dem Geſetze zufolge von militäriſchen Dienſten (und dies billigermaßen) eximirt, ſo hatte ich wenig Mühe, meine gänzliche Entlaſſung von allem Kriegsdienſte zu erhalten. Ich brachte alſo nun den Winter zwiſchen 1795 und 1796 in Straßburg damit zu, theils meine Geſundheit wieder ein wenig herzuſtellen, theils mich wieder in meine vor 2 Jahren verlaſſenen Studien hineinzuarbeiten. Faſt alle meine ehemaligen jungen Mittheologen, ſowohl die, welche außer der Requiſition (wegen größerm oder geringerm Alter) geweſen und alſo zurückgeblieben waren, als auch diejenigen, die aus der

Gefangenschaft entflohen waren, und sich seit ihrer Rückkunft vor der fernern Requisition hatten in Sicherheit zu setzen gewußt, waren nun wahlbestallte Pastores loci in verschiedenen Gegenden des Elsasses. Ihr Loos schien mir aber so wenig beneidenswerth, im Gegentheil so sehr von den Launen ihrer Bauern abhängig, daß ich mich nicht entschließen konnte, eine Pfarre (deren mir mehrere angeboten wurden) anzunehmen. . . . Herr D. Bleſſig schlug mir vor in dem Collegium Wilhelmitanum, wo man wieder angefangen hatte, einige Zöglinge aufzunehmen, die zweite Pädagogus- oder Aufseherstelle zu übernehmen; die erste hatte seit 1793, allen Stürmen des Terrorismus trotzend, Hr. Dahler begleitet; derselbe, der eine geraume Zeit in Jena bei Hr. Eichhorn an einem orientalischen Lexicon arbeitete, und auch ein Handbuch der Literatur herausgab. In seiner Gesellschaft verlebte ich hier, zwar nur wenige, aber sehr angenehme, Wochen. Denn eine Familie, deren 2 Söhnen ich den Winter über Unterricht ertheilt, schlug mir vor, mit nach Paris zu gehen. Alle meine Lehrer und Freunde, und namentlich Herr Prof. Oberlin und Schweighäuser, riethen mir, diese Gelegenheit Paris zu sehen und zu benutzen, nicht zu versäumen, und ich bereue es gewiß nicht, ihrem Rathe gefolgt zu haben.

Beide gaben mir an B. Millin (von deſſen liebenswürdigem Charakter und Dienſtfertigkeit, beſonders gegen teutſche Gelehrte; ſie mir nicht genug erzählen konnten, und doch weit weniger ſagten, als ich ſeitdem ſelbſt zu erfahren Gelegenheit hatte) theils Empfehlungsſchreiben, theils Aufträge. Ich wurde mit vieler Güte von ihm empfangen, und er bot mir alles mögliche an, was von ihm abhängen würde. Das erſte Jahr lebte ich bloß als Zuſchauer und Beobachter hier. Ich hatte in verlornen Augenblicken unter andern einen Aufſatz: über das Eigenthum und die verſchiedenen Begriffe, welche verſchiedene Völker darüber haben, den Prof. Meiners ins göttingiſche hiſtoriſche Magazin ehedem eingerückt hatte, ins Franzöſiſche überſetzt. Ich zeigte die Ueberſetzung Hrn. Millin; er ſchlug mir vor, ſie ihm fürs Magazin Encyclopédique zu geben, wo ſie auch abgedruckt iſt. Bald darauf erhielt ich nun auch die A. L. Z., auf die ich mich abonnirt hatte, nachdem ich lange vergebens darnach geſchmachtet; — ich theilte Herrn Millin etliche Male literariſche Neuigkeiten aus Teutſchland mit, und da ich ſah, daß ihm dieſe Mittheilung Freude machte, ließ ich meine literariſche Neuigkeitsleſe reichlicher werden, als vorhin, ſo daß wirklich, beſonders ſeit den ſechs oder acht letzten Monaten

wohl schwerlich ein Heft erschienen ist, wozu ich nicht mehr oder weniger Nachrichten von der teutschen Literatur, und den in Teutschland bestehenden literarischen und wissenschaftlichen Anstalten ꝛc. gegeben habe. Meine Quelle hiebei war vorzüglich die A. L. Zeitung von Jena. Doch hatte ich bisweilen auch noch anderswoher schöpfen können. Vorigen Sommer gab mir Hr. Millin die 5 erstern Nummern Ihres N. Teutschen Merkurs, um (wie er sagte) eine kleine Notiz fürs Magazin davon zu machen. Allein ich fand so viel Interessantes darin, besonders da die Aufsätze von Hrn Fernow über die gerade damals im Musée du Louvre ausgehängten Raphaelschen Tapeten darin stunden, daß im Schreiben, unvermerkt, meine kleine Notiz, weil ich immer noch etwas fand, wovon ich doch auch gern gesprochen hätte, zu einem etwas größern Aufsatze anwuchs. Hr. Millin hatte, ohne daß ich es wußte, meinen Namen dazu drucken lassen; ich wurde es nicht eher gewahr, als bei Lesung des Heftes. Ich wagte es damals nicht zu vermuthen, daß mich dieser kleine Aufsatz in eine so schätzbare Verbindung sezzen würde.

Seitdem habe ich noch von mehrern teutschen Werken Rechenschaft gegeben, und vorzüglich suchte

ich immer darauf zu ſehen, bei Gelegenheit des angezeigten Werks noch kürzlich von den übrigen Werken des Verfaſſers zu ſprechen, um ſo unvermerkt den Franzoſen nicht zu ſagen, ſondern bei ihnen den Gedanken zu erwecken, daß doch dieſe Allemands nicht ſammt und ſonders têtes quarrées ſeyn müſſen, ſondern daß es auch in dieſer (wie es den Herren Franzoſen zuweilen nachzuſprechen beliebt) langage de chevaux, cette langue rude et dure, impossible à apprendre etc. Werke gebe, wo auch ein Franzoſe noch daraus lernen könnte. — Da meine Freunde in Straßburg von meinem Vorſatze hörten, freuten ſie ſich zwar höchlich darüber, ſchrieben mir aber, ſie glaubten, ich gäbe mir vergebene Mühe. Ich ließ mich indeß nicht abſchrecken, ſondern rückte ſo allmählich unter andern eine Anzeige von Prof. Schneider's griechiſchem Lexicon ein, welche noch einem andern Mitarbeiter des Magazins Gelegenheit gab, eine Supplementarnotiz über Hrn. Schneiders Werke zu liefern; in eben dieſer Abſicht rückte ich auch die Notiz über Alxinger aus der A. L. Z. ein. Bei Gelegenheit von Hrn. Catel's Exercices de la langue allemande, nahm ich Gelegenheit einige in Frankreich herrſchende Vorurtheile gegen die teutſche Sprache zu rügen, und ſo Herrn Millin zu einer Note Gelegenheit zu geben, wo er ſeinen Lands-

leuten verdiente Vorwürfe wegen der Vernachläſſigung der teutſchen Literatur machte. . . . So hatte ich nun 2 Jahre lang (bis zu Ende des verfloſſenen März) mit der Familie gelebt, mit welcher ich nach Paris gereiſt war; da der Theil der Erziehung und des Unterrichts, zu dem ich mich anheiſchig gemacht, geendigt war, und nun meine beiden Zöglinge näher zu ihrem künftigen Stande, einer als Ingenieur, der andere als Handelsmann, ſollten vorbereitet werden, ſo änderte ſich meine bisherige Lage. Ich verließ nun dieſe Familie, und bezog eine Wohnung für mich, weil ich mich entſchloſſen hatte meinen hieſigen Aufenthalt noch zu verlängern, vielleicht gar auf immer mich hier zu fixiren, da in Straßburg ohnehin der Ausſichten ſo wenige ſind, und ich hier Gelegenheit gehabt, einige intereſſante Bekanntſchaften zu machen, die mir bisher ſchon ſehr nützlich geweſen, und in der Folge eben ſo vortheilhaft ſeyn können. V. Millin, dem ich meinen Entſchluß mittheilte, billigte ihn ebenfalls vollkommen. Ich beſchäftige mich daher jetzt, außer den Beiträgen zum Magazin Encyclopédique, welche ich immer in derſelben Hinſicht liefern werde, mit einem Aufſatze über die Neugriechen in Ungarn, und etlichen neuern Werken in neugriechiſcher Sprache, wo auch einige Worte über die ungariſche Gefangen-

besonders da auch sie vorhin immer das Teutsche als etwas gräßlich Schweres angesehen hatten. . . . Auf diese Art suche ich denn, so viel an mir liegt, theils mündlich, theils schriftlich dazu beizutragen, daß teutsche Sprache und Literatur in Paris gekannt werde, und ich zweifle nicht, daß wenn sie nur einmal erst gekannt ist, sie auch ohnfehlbar geschätzt werden wird. Die Hauptsache ist, den Franzosen, welche teutsch lernen wollen, das Unangenehme des ersten grammatischen Studiums so sehr zu erleichtern als möglich, und bis jetzt ist mir dies immer gelungen; sodann fortzufahren im Magazin Encyclopédique von der teutschen Literatur Nachrichten zu geben. Freilich sind wir hier etwas von der Quelle entfernt. Ich für mein Theil suche zum Theil Herrn Millins Bibliothek, die sich allmählig ziemlich mit teutschen Schriften füllt, zu benutzen, theils werde ich auch noch nähere Bekanntschaft mit B. Cramer und dessen Bibliothek zu machen suchen. Ich wünschte sehr gern eine kleine Note von teutschen Schriften zu haben, die dem französischen Witzgefühl etwa am meisten angemessen wären. Der fatale Esprit! dies ist gewöhnlich der Stein des Anstoßes für die Franzosen bei den teutschen Schriften. Sie sind ihnen meistens zu ruhig und philosophisch. Voyez moi une page de Voltaire,

und die auf Rechnung des National-Charakters gesetzt werden müssen? — Und dies, däucht mich, ist alles, was man vernünftiger Weise in diesem Stücke fodern kan. Aber hieran genüget, wie es scheinet, gewissen von vermeyntlicher Vaterlandsliebe brausenden Köpfen nicht. Sie verstehen unter dem National-Charakter, den sie unsrer Dichtkunst oder überhaupt unsern Werken des Genies geben möchten, etwas mehr: aber beynahe sollte man zweifeln, ob sie in dem, was sie fodern, sich selbst recht verstehen. Ist ihre Meynung, wir Deutsche sollten eine Nationaldichtkunst haben, die sich eben so auszeichnete, uns eben so eigenthümlich wäre, wie ehmals die Griechische und Celtische den Griechen und Celten eigen war, und durch starke National-Züge contrastierte: so haben sie vermuthlich nicht bedacht, daß sie etwas verlangen, das weder nach der heutigen Verfassung der Welt **möglich**, noch in irgend einer Betrachtung wünschenswürdig ist. Würden die Römer zu **Trajans** Zeiten nicht lächerlich gewesen seyn, wenn sie den Verlust ihrer alten eigenthümlichen Poesie, ihrer **Fescenninnen** und **Saturnischen** Verse beklagt, und von ihrem Virgil, Horaz, Ovid, Catull, u. s. w. als **Nachahmern der Griechen**, mit gerümpfter Nase gesprochen hätten? Würden wir es weniger seyn, wenn wir unsre Dichter nicht für einheimisch erkennen wollten, weil sie sich anstatt nach den Barden der alten Celten — nach Griechischen Mustern, oder nach den neuern Mustern derjenigen Europäischen Nationen, welche früher

de Marmontel etc. que ça est joli, qu'il y a là de l'esprit, dies iſt eins ihrer gewöhnlichſten Steckenpferde.

Ihr

ergebenſter

Theophil Friedr. Winckler.

III.

Literariſche Parallelen.

Münchhauſen und Antiphanes.

Sollte ſichs wohl der Mühe verlohnen, über ſo ſpaßhafte Einfälle, wie die des Herrn von Münchhauſen, ein ernſthaftes Wort zu verlieren, und wo alle Welt nur lacht, das Geſicht pedantiſch in die Miene der Reflexion zu ziehen? Ich denke immer; denn, wo und wenn alle Welt etwas thut, da giebt es auch etwas für das Nachdenken; zudem wollen wir es uns immer geſtehen, daß die Abenteuer des beſagten Herrn den meiſten unter uns bei aller ihrer Albernheit dennoch bisweilen recht ergötzlich vorkom-

men. Woher das, da es doch so freche Lügen sind, die alle Naturgesetze der physischen Welt gleichsam mit Füßen treten, und die in der Poetik so hochgerühmte Wahrscheinlichkeit dergestalt aus den Augen sezzen, daß sie in dem völligen Gegentheil derselben ihre besondere Ehre suchen?

Die Alten erzählten sich von einer verständigen und man kann sagen, gefühlvollen Eruption des Aetna, die zwei Sicilische Jünglinge, Namens Anapias und Amphinomus, verschont, weil sie Vater und Mutter auf dem Rücken tragend der Todesgefahr zu entreißen suchten. Der Feuerstrom theilte sich, und öffnete ihnen einen schmalen Pfad, auf dem sie entrinnen konnten. (Die Stellen der Alten hat Gesner zu dem Epigramme des Claudian auf die Statuen dieser Jünglinge gesammelt.) Was hier als geschehen erzählt wird, bringt sich uns als in der Natur der Dinge unmöglich auf, und dennoch glauben wir es einstweilen, und fühlen eine Art von Rührung bei der seltsamen Geschichte, weil uns nämlich die Absicht der Dichtung insgeheim anzieht, die keine andere ist, als den hohen Werth der kindlichen Pietät auf eine recht ausgezeichnete Weise zu verherrlichen. Selbst in das rohe Element bringt der Geist der Liebe; die starke Naturkraft beugt sich

vor der Tugend, die ihrer Allmacht ſich kaum bewuſt iſt. Die Erzählung iſt erſonnen, aber wir ſind geneigt zu wünſchen, daß ſie wahr ſeyn könnte.

Ganz anders bei abſichtloſen Erdichtungen, die ſich als Wahrheit ankündigen. Denken wir z. E. an die großen Regen- und Wind-Fäſſer der Indier, von denen bei Philoſtratus im Leben des Apollonius zu leſen iſt, oder ſonſt an irgend eines der tauſend geographiſchen und naturhiſtoriſchen Mährchen, die ſeit Ariſteas dem Proconneſier (Herodot. IV. 14, 15) im griechiſchen Alterthum, und anderwärts noch reichlicher herumſpuken, ſo werden wir wahrnehmen, daß uns ſolche Fabeln und Fratzen unbehaglich, ja faſt ärgerlich ſind, weil ſie uns ohne alle Noth und unter dem ſchreienden Widerſpruche des Verſtandes und der Erfahrung als baare Wahrheit verkauft werden; nur dann nehmen wir einen ſolchen Betrug als gefällige Täuſchung auf, wenn wir durch ein anmuthiges Spiel der Phantaſie in Bildung der Formen und Verbindungen gleichſam beſtochen werden.

Dagegen tragen die Münchhauſiſchen Erzählungen den unverkennbaren Stempel der Lüge gleich durch

das überall durchblickende Unmögliche, wovon bisweilen eins in dem andern ſteckt, an ſich. Durch dieſe Offenheit iſt dem vielgereiſten Herrn ein Privilegium gegeben, in die ausſchweifendſten Fictionen, als da ſind Haſen mit vier Läufen unter dem Leibe und vieren auf dem Rücken; Windſpiele, die ſich zu Dachsſuchern herunterlaufen; aus den Augen ſprühendes Feuer, das Gewehre losbrennt; Ebbe und Fluth und Flotten und eine berathſchlagende Verſammlung in dem Magen eines Seeungeheuers ꝛc. ſich nach Herzensluſt zu verlieren. Von dieſer Seite betrachtet, iſt die Münchhauſiſche Erzählung eine hyperboliſche Hyperbel, oder wenn man lieber will, eine recht plump übertriebene Hyperbel, oder auch eine Parodie auf die Hyperbel. Apollonius der Rhodier läßt (I. 179.) den Euphemus, Sohn des Poſeidon, — den einer an einem andern Orte, Münchhauſiſch genug, zu einem Stier der Europa gemacht hatte ꝛc. (G. H. Schäfer Meletem. Crit. I. p. 127) — über das Waſſer laufen, ohne einen Fuß zu netzen, und Virgils Camilla wußte

im Laufe voran zu rennen den
Winden

Selbſt auf dem oberen Grün der unberührten Saatflur
Flöge ſie, ohn' in dem Laufe die kindliche Aehre zu
kränken.

(Aeneis 7ter Geſang V. 807 f. nach Voß.)

Aber mein Hr. von Münchhausen „reitet mit „seinem leichten, schnellfüßigen Tartar über ein stun„denlanges Wäizenfeld in 13 Minuten hin und her, so „schnell, wie ein Vogel fliegt, ohne eine Aehre zu beu„gen, noch weniger einzuknicken.“ —

So barock und widernatürlich die Erfindungen aus dieser Fabrik sind, so wird man doch bemerken, daß ein gewisser Schein von Möglichkeit und Zulässigkeit fast überall gelassen ist, ohne welchen wir glauben würden, uns im Tollhause zu befinden. Gerade in diesem Scheine liegt das Unterhaltende und Lächerliche dieser Anekdoten, und der eigentliche Kunstgriff, — wenn hier von Kunst irgend die Rede seyn kann, — sie zu fabriziren. An dieser Klippe sind denn auch die neuesten Nachahmer jenes erhabenen Urbolar gescheitert. So wird der obenerwähnte Hase mit einem Schwimmer verglichen, der bald auf den Bauch, bald auf den Rücken sich wirft; so giebt der Hirsch mit dem wunderbaren Baume zugleich Braten und die dazu gehörige Kirschtunke; der Strick, der zu der Hinabfahrt vom Monde dient, wird an die Hörner des Mondes gebunden ꝛc. Wollte man mit dieser Münchhausischen Gattung der Poesie eine aus der bildenden Kunst vergleichen, so würde es die Karikatur seyn, nur daß jene harmloser ist, als es

dieſe, zumal auf der gold- und ſpleenreichen Inſel, zu ſeyn pflegt. Ich habe weder Luſt noch Muße auf die Geſchichte und Literatur derſelben einzugehen, und zu unterſuchen, ob und von wem ſie in alter und neuer Zeit, im In- und Auslande vor Bürger, der ſie bei uns in Schwang brachte, cultivirt worden ſey. Allein daß die Griechen, ein Geſchlecht, mit den Römern zu reden, voll Lug und Trug, in irgend einer Art und Abart der Fabeln das jus primae occupationis ſich ſollten nehmen laſſen, iſt ſchon a priori zu bezweifeln. Bei ihnen finden wir unbedenklich einen Münchhauſen vor Münchhauſen in einem gewiſſen Antiphanes. Nach Plutarch de profectu virtutis sentiendo p. 79 A. hatte dieſer von einer Stadt erzählt, in der „eine ſo grimmige Kälte war, daß die Worte, die die Einwohner im Winter ſprachen, auf der Stelle gefroren, erſt im Frühjahre aufthauten und vernehmlich wurden" Wer denkt da nicht an Münchhauſens Poſthorn? — So ſpaßhaft der Einfall, ſo ernſt die Anwendung, die bei Plutarch gemacht wird. Man kann ſie geiſtreich wiederholt nachleſen in F. A. Wolf's verm. Schrift. u. Aufſätz. 1802. S. 166.

Vermuthlich war dieſer Antiphanes der von Berga, im thraciſchen Cherſonnes, der durch ſein Werk

ἄπιστα oder unglaubliche Dinge genannt, ſeine gute Vaterſtadt in ſolchen Mißcredit brachte, daß die Alten von Bergäer Nachrichten ohngefähr ſo viel hielten, wie wir von Münchhauſiſchen.

* * *

Xenophon und der Verfaſſer des Siegwart.

Zwei ſehr heterogene Autoren! Ich bin weit entfernt, den Siegwart im Xenophon finden zu wollen; aber einen Paſſus aus dem Xenophon zu citiren, aus dem ſich ergiebt, daß der lebens- und genußfrohe Grieche ſich doch wohl bisweilen zur Empfindelei in der Liebe mehr hinneigte, als man gewöhnlich annimmt, wird erlaubt ſeyn. Es giebt Liebende, heißt es in dem Anfange des 5ten Buches der Cyropädie, die an ihrer Sklaverei ein ſchmerzlich-ſüßes Wohlgefallen finden. Dieſe, heißt es dann weiter, εὔχονται μὲν ἀεὶ ὡς ἄθλιοι ὄντες ἀποθανεῖν. μυρίων δ' οὐσῶν μηχανῶν ἀπαλλαγῆς τοῦ βίου οὐκ ἀπαλλάττονται. (wünſchen zwar immer, als ſeyn ſie unglücklich, zu ſterben; machen jedoch von den tauſend Arten, das Leben los zu werden, keinen Gebrauch.) Alſo viele Siegwarts, doch kein Werther. Dies meinte ja auch Leſſing in dem

bekannten Capitelchen zum Beſchluß, und je cyniſcher, je beſſer.

* * *

Hebel und Heſiodus.

Der Sänger der Allemanniſchen Gedichte, dem Unſchuld und Anmuth ſelbſt bei Verfertigung ſeiner Lieder zur Seite geſtanden, weiß beſonders dadurch zu intereſſiren, daß er nicht nur, was lebt und webt, ſondern man kann ſagen, was nur ein Ding iſt, und entweder einen idealiſchen oder reellen Wirkungskreis hat, auf die naivſte Weiſe zu einer Perſon umgeſtaltet, wobei er ſich nicht begnügt, ihr Eigennamen und kümmerliches Leben ertheilt zu haben, nein, die er mit Allem ausſtattet, was nur zu einer vollſtändigen perſönlichen Exiſtenz gehört, als da ſind Lebensart, Leidenſchaften, Verbindungen mit ähnlichen Weſen, angemeſſenem Geſpräch, — zur beſondern Freude des theilnehmenden Leſers.

Weiſch Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel ſucht? Me ſeit's nit gern!
Er wandelt imme Sternli no,
er cha ſchier gar nit vonnen lo;
Doch meint ſi Mutter, 's müeſt nit ſy,
Und thut en wie ne Hüenli i.

Drum ſteht er uf vor Tag und geht
ſi' m Sternli no im Morgeroth;
er ſucht und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmüzli ge,
er möcht em ſagen: I bi der held!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er ſchier gar bynen wär,
verwacht ſi Mutter Handumcher;
Und wenn ſie rüeft enander no,
ſen iſch mi Bürſtli niene do. ꝛc.

Niniger Weſen noch, als Sonne, Mond und Sterne haben die verſchiedenen Zeiten und Zeitabtheilungen, an ſich bloße leere Formen, die aber durch die grazienvole Naivetät des Dichters in ein munteres und bedeutendes Leben gerufen werden.

So der Sonnabend und Sonntag:

Der Samſtig hat zum Sunntig g'ſeit:
„Jez hani alli ſchlofe gleit;
„ſi ſin vom Schoſſe her und hi
„gar ſölli müed und ſchlötrig gſi,
„und 's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
„i cha faſt uf ke Bei me ſtoh."
So ſeit er, und wo 's Zwölfi ſchlacht,

ſe' ſink't er eben in d' Mitternacht,
der Sunntig ſeit: Jez iſchs an mir ꝛc.

So tritt das neue Jahr in der lebendigſten Perſönlichkeit auf, indem es ſich unter andern ſo vernehmen läßt. (Iris von Jacobi. 1807. S. 91.)

Kei Blümli roth, kei Blümli wiß!
An alle Bäume nät als Riß!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
Vor Chellerthür und Stallthür au;
mi Vetter hot's drum ſölli g'macht,
und lauft jez furt in dunkler Nacht.

Das Ding, das muß mer anderſt cho;
i bi de Ma, und's bleibt nit ſo.
Die Gärte müen mer g'ſüfert ſy,
Aurikeli und Zinkli dri,
Und neui Blüethen alli Tag,
Was Hueß und Nast vertrage mag. — —

„Grüeß Gott, ihr Lüt, und ich bi do!
„I bi ſcho z' Nacht um Zwölfe cho.

„Mi Vetter het ſi Bündel g'macht,
„und furt bei Nebel und bei Nacht,
„Wär' ich nit uf d' Minute cho,

als wir beleuchtet und verfeinert worden ſind, gebildet haben? Jede Nation hat ihre urſprüngliche, von der bloſſen Natur hervorgebrachte Poeſie, und es iſt unläugbar, daß dieſe, bey aller ihrer Wildheit, Schönheiten hat, welche die Kunſt nicht erreichen kan; eine Stärke, die nur in einem Stande der Freyheit, wo die Menſchheit noch alle ihre Kräfte ungebändigt und unerſchöpft beyſammen hat, möglich iſt; ein Feuer, ſo heftig und ungeſtüm, wie die Leidenſchaften kindiſcher Seelen in herkuliſchen Körpern. Aber gewiß, um unſrer Poeſie dieſe wilden Schönheiten, dieſe nervichte Stärke wieder zu verſchaffen, werden wir die Zeiten, in welchen der groſſe Oſſian dichtete, nicht zurück rufen wollen. Doch wir können uns ja durch Anſtrengungen unſrer Einbildung in ſie verſetzen? O! warum nicht? Dies können wir ſo gut als man ſich kitzeln kan, um zu lachen. Aber wozu ſollten wir das? Unſre Verfaſſung, unſre Lebensart, unſre Sitten, unſer ganzer Zuſtand iſt, Dank ſey dem Himmel! ſo ſehr von dem unterſchieden, was unſre Vorfahren zu den Zeiten der Barden waren, daß kaum ein gewiſſeres Mittel wäre, unſre Poeſie unbrauchbar und lächerlich zu machen, als wenn wir ſie in eine Velleda verkleiden wollten. Ich dächte, auch in dieſem Falle wären wir doch immer nur Nachahmer, die jenen rohen Waldgeſang, den die Natur ihre Söhne lehrte, durch Kunſt erzwingen wollten. Und wenn wir denn ja nachahmen wollen oder müſſen, warum ſollten wir unſre Modelle nicht lieber von einer Nation

„'s hätt' weyer chönne g'ſöhli go.
„Wie g'falli' ch in mi Sunntig-Gewand?
„'s chunnt fade neue us 's Schniders Hand.

In einer ganz andern Abſicht, als um Parallelen zu ziehen, durchlas ich neulich wieder Heſiod's Theogonie. Gegen das Ende kömmt bekanntlich eine maleriſche Schilderung des Tartaros, worinnen der Erde, des Meeres und Himmels Beginn und Enden verſammelt ſind; dort ſteht auch der Nacht Behauſung.

Vor ihr trägt Japetos Sohn das Gewölbe des Himmels
Hoch daſtehend, mit Haupt und unermüdeten Armen
Unverrückt: wo die Nacht und Hemera (der Tag) ferne, ſich wandelnd,
Eine die andre begrüßt, (ἀλλήλοις προς ειπον)
um die mächtige Schwelle des Erzes
Schwingend den Lauf. Wenn die eine hinabſteigt, gehet die andere
Schon aus der Pfort' und nie ſind im Innern beide geherbergt;
Sondern die eine iſt immer beſchäftigt außer der Wohnung.

Und umwandelt die Erd', und die andere, drinnen im Hause,
Wartet indeß, bis ihr des Hervorgehns Stunde herannaht.
Jene bringt die Helle des Lichts den Erdbewohnern;
Diese den Schlaf in den Armen, den Zwillingsbruder des Todes,
Sie, die schreckliche Nacht, umhüllt mit finsteren Wolken.
(nach Voß Ueberſetzung.)

Unwillkührlich fiel mir Hebel ein; ich hielt inne und erfreute mich eine Zeitlang an dem Gedanken, daß die ſchönſte Poeſie gleichſam nur ſey eine Verjüngung der alten ewigen Natur.

* * *

Chares von Mitylene und Wieland.

In dem zehnten Buche ſeiner Geſchichten vom Alexander erzählte Chares der Mitylenäer nach Athenäus's Bericht (l. XIII. p. 576) folgenden Liebeshandel.

„Der jüngere Bruder des Hyſtaspes war Zariadres, beide ſchön; die Einwohner nannten ſie Söhne der Aphrodite und des Adonis. Hyſtaspes herrſchte über Medien, und das darunter gelegene Land; Zariadres aber über die oberen Länder jenſeit

des Kaspischen Thores bis zum Tanais. Jenseit des Tanais führte Omartes die königliche Herrschaft, der eine Tochter, Namens Odatis hatte. Von ihr war in den Geschichten geschrieben, daß sie den Zariadres im Traume erblickt und so Liebe zu ihm gefaßt habe; ein Gleiches sey auch ihm gegen sie widerfahren. So verharrten sie in ihrer gegenseitigen Leidenschaft, die das nächtliche Traumbild ihnen eingeflößt hatte. Es war aber Odatis die schönste aller asiatischen Frauen, und Zariadres war nicht minder schön. Zariadres schickte an den Omartes, und trug seiner Tochter seine Hand an, allein Omartes willigte nicht ein, weil er ohne männliche Nachkommenschaft sie lieber einem seiner Freunde geben wollte. Nicht lange nachher versammelte er die Großen seines Reichs, und seine Freunde und Verwandten, und stellte das Vermählungsfest an, ohne voraus zu sagen, wem er seine Tochter zu geben gesonnen sey. Im jubelreichsten Taumel der Gäste rief nun der Vater die Odatis zum Mahl, und sprach, daß es alle hören konnten: Wir bereiten jetzt, Tochter Odatis, deine Hochzeit; sieh dich um, und schaue alle an; dann fülle diese goldene Schaale und gieb sie dem, den du zum Bräutigam begehrest; zu dessen Gemahlin sollst du erklärt werden. Jene schaute nach allen umher, und entfernte sich weinend von jedem.

ſich ſehnend den Zariadres zu erblicken; denn ſie hatte ihm gemeldet, daß ihr die Hochzeit bereitet werden ſollte. — Er hatte ſich gerade mit einem Heer am Tanais gelagert. Unvermerkt machte er ſich in Begleitung eines einzigen Wagenlenkers auf, gieng in der Nacht durch die Stadt, vollendete gegen achtzig Stadien, und kam in dem Dorfe, wo das Hochzeitfeſt begangen wurde, an. Hier ließ er Wagen und Führer an einem Orte zurück, legte eine Scythiſche Stola an, und eilte in die Verſammlung, wo er die Odatis vor dem Credenztiſch ſtehend und unter Thränen langſam die Schaale miſchend erblickte. Er näherte ſich ihr und ſagte: Hier bin ich, Odatis, wie du begehrt haſt. Sie, wie ſie den fremden ſchönen Mann, der ihrem Traumbilde glich, wahrnahm, gab ihm voll überſchwenglicher Freude die Schaale, und er warf ſich mit ihr in den Wagen, und entführte ſeine ſchöne Beute. Die Diener und Mägde, die von der Liebe unterrichtet waren, ſchwiegen, und als der Vater ihnen befahl, die Tochter zu holen, antworteten ſie, daß ſie nicht wüßten, wo ſie hin wäre. —

Oft noch erwähnen die Barbaren, die Aſien bewohnen, dieſe Liebe, und preiſen ſie als beneidenswerth, und malen dieſe Erzählung in Tempeln, den königlichen Palläſten und auch in den Privatwoh-

kungen, und viele der Großen geben ihren Töchtern den Namen Odatis."

Hier ſind, dünkt mich, die Grundzüge des franzöſiſchen Romans, dem Wieland im Oberon folgte; eine Entdeckung, die vielleicht bei Kennern dieſes Faches, und am erſten bei dem gelehrten Dichter ſelbſt keine mehr iſt, ſo wenig als die Bemerkung, daß ein anderer Theil deſſelben Romans zweifelsohne aus Heliodors äthiopiſchen Erzählungen entlehnt iſt.

* * *

Tacitus und Schiller.

Sejan, ſchreibt Tacitus im 4ten Buche der Annalen c. 60., zog auch den Bruder des Nero, Druſus, in ſeine Partei, indem er ihm die Hoffnung der oberſten Gewalt vorhielt, wenn er den ältern und ſchon wankenden völlig geſtürzt hätte. Der wilde Sinn des Druſus wurde außer der Herrſchſucht und dem gewöhnlichen Bruderhaß noch vom Neide gereizt, weil die Mutter Agrippina dem Nero geneigter war. Doch begünſtigte Sejan den Druſus nicht ſo, daß er nicht auch Vorkehrungen zu ſeinem künftigen Verderben hätte treffen ſollen; ihm

war wohl bekannt, wie ungeſtüm, und wie viel leichter zu überliſten er ſey. (Fratrem quoque Neronis, Drusum, traxit in partes spe objecta principis loci, si priorem aetate et jam labefactum demovisset. Atrox Drusi ingenium super cupidinem potentiae et solita fratribus odia accendebatur invidia, quod mater Agrippina promtior Neroni erat: neque tamen Sejanus ita Drusum fovebat, ut non in eum quoque semita futuri exitii meditaretur; gnarus praeferocem eum et insidiis magis opportunum.) In der Braut von Meſſina ſehen wir beinahe dieſelben Charaktere, dieſelben Verhältniſſe erneuert; in der Iſabella eine Agrippine, in Don Manuel den Nero, und in Don Cäſar den Druſus gleichſam wiederholt; kein Wunder, da hier Charaktere und Verhältniſſe in einer natürlichen und faſt unvermeidlichen Wechſelwirkung ſtehen, die den Dichter nöthiget, den Hiſtorikus zu kopiren.

Beiläufig noch eine Anmerkung zu den Worten der Iſabella an ihre Söhne:

Leben um Leben tauſchend ſiege jeder
Den Dolch einbohrend in des Andern Bruſt,
Daß ſelbſt der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme ſelbſt des Feuers rothe Säule.

Die

Die sich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweigespalten von einander theile,
Ein schaudernd Bild, wie ihr gestorben und
gelebt.

Diese getheilte Flamme mit ihrem furchtbaren Symbol eines auch durch den Tod nicht zu versöhnenden Hasses ist bei den Alten in der Geschichte des Eteokles und Polynices berühmt. Die Stellen findet man bei Jacobs zur Anthologie II. 158. XVIII. und II. 179. XXXVI. gesammelt. Einer Artigkeit, daß der arme Ovid seiner Gemahlin Geburtstag zu Rom feierte; einer zweiten, daß er diese Feier in einer seiner Elegien (Trist. l. V. el. 5.) nach allen Umständen beschrieb, verdanken wir es, daß wir mit ziemlicher Gewißheit angeben können, wer den Gedanken einer solchen freiwillig sich theilenden Flamme zuerst gehabt hat. Der Rauch wandte sich bei dem Opfer des verbannten Dichters nach Rom hin; ein Sinn schien ihm in demselben zu wohnen, so wie in jener Opferflamme der Thebaner. Denn

Sinnvoll, wenn nach Gebrauch gemeinsames Opfer gebracht wird
Thebens Brüdern, die einst sanken durch wechselnden Mord,

Hebt vom Altar mit sich selbst uneins und zweifach gespalten,
Gleich als wär's ihr Gebot, sich der versinsterte Dampf.
Dies sprach ich sonst (noch gedenk' ich es wohl) kann nimmer geschehen;
Des Battiaden Bericht dünkte mir eiteler Trug,
Alles glaub' ich nunmehr. —

Kallimachus also war vermuthlich der erste, der dieses symbolische Ereigniß schuf, oder es doch wenigstens aus einer Volkssage dichterisch einkleidete; vermuthlich in dem abstrusen mythologischen, historischen und geographischen Poem, das den Titel αἴτια — Ursachen — führte. Vergl. Ruhnken. ad fragm. Callimachi p. 416. ed. Ernesti und Bentley ad Horat. Sermon. II. 3, 158.

Uebrigens findet bei dieser getheilten Flamme dieselbe Bemerkung statt, die oben bei der Theilung der Aetnagluth von der höheren Bedeutung derselben gemacht wurde. Die Erscheinung ist dieselbe, aber ihr Eindruck ist so verschieden, als die

Brüder es waren, die zur Dichtung derſelben Veranlaſſung gaben.

Schul-Pforte.

A. G. Lange.

IV.

Noch ein Fragment für künftige Herausgeber des Perſius.

(N. T. Merkur 1806. XII. St. S. 243 ff.)

Herr Paſſow lieferte für künftige Herausgeber des Perſius Fragmente; dieſen füge ich folgendes bei:

Ich beſitze einen Cod. membranac., welcher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, bisher noch von keinem Herausgeber des Perſius benützt worden iſt. Er beſteht aus 28 Pergamentblättern; das 29ſte Blatt iſt leer; das Format iſt Quart. Er iſt vollkommen gut erhalten, und ohne alle Beſchädigung. Er iſt von einer ſaubern Hand und mit der größten Accurateſſe geſchrieben. Jede Seite — von der erſten bis zur vorletzten — enthält 12 Zei-

len; die letzte hat deren nur sieben, ohne die Unterschrift. Der Anfangsbuchstabe der ersten Satyre ist roth; die Anfangsbuchstaben der übrigen sind blau; jede Zeile beginnt mit einem rothilluminirten Anfangsbuchstaben. Das Ganze ist mit viereckigen kleinern (minoribus quadratis) Buchstaben geschrieben. Hie und da sind Abbreviaturen; dieser Codex hat kein kleines s, sondern überall nur das lange ſ. Ursprünglich hatte der Codex kein Unterscheidungszeichen; erst eine spätere Hand fügte hie und da — aber sehr sparsam — Fragzeichen und Commata bei; Punkte findet man nirgends, nicht einmal über den Buchstaben i und zu Ende einer Satyre, außer da, wo das Ausrufungszeichen stehen sollte. Die Aufschriften einer jeden Satyre sind ganz mit rother Dinte geschrieben; die erste bis vierte incl. hat ſartira; die beiden übrigen haben ſatira; nur bemerke ich, daß die letzte Satyre zur Aufschrift hat: „6 Satira" und zwar mit schwacher Dinte und mit ganz kleinen Lettern (minimis.) Die Unterschrift zu Ende des Ganzen ist:

„Explicit ignotuſ per totū perſiuſ orbem."

Nach diesem Codex hieng der sogenannte Prolog mit der ersten Satyre ursprünglich zusammen. Nach dem Titel: „Prima ſartira" steht zwar „Pro-

hernehmen, in deren Schooſe jede edle und ſchöne Kunſt, die den Menſchen in den Beſitz ſeiner Vorrechte über die Thiere ſetzt, bis zur Vollkommenheit getrieben wurde? Sind die Griechen nicht würklich die Lehrmeiſter aller übrigen polizierten Völker der alten Welt geweſen? Haben wir neuern Europäer ihnen weniger zu danken als die ehmaligen Römer? Wem anders als dem Geiſt, den ſie in uns angefacht, dem Lichte, das ſie uns mitgetheilt, den Muſtern, die ſie uns hinterlaſſen, haben wir unſre Verwandlung in geſittete Menſchen, unſre beſſere Verfaſſungen, unſre beſſere Polizey, unſre Künſte, unſern Geſchmack, unſre Verfeinerung zu danken? Sind es nicht die Dichter, die Künſtler, die Philoſophen, die Aerzte, die Redner, die Staatsmänner, die Feldherren der Griechen und Römer, die uns ſeit mehr als zweyhundert Jahren die gröſſeſten Männer in allen dieſen Claſſen gebildet haben? Und nun, nachdem wir ihres Unterrichts, ihrer Beyſpiele, ihrer Muſter ſo lange genoſſen, wollten wir uns einfallen laſſen, in der Poeſie — und in dieſer allein (denn in welcher andern Kunſt wollten wir wohl die alten Celten, Germanen, Gothen und Wandalen zum Vorbild nehmen?) die gebahnten Wege zu verlaſſen, um in den Wäldern der alten Teutſchen herum zu irren, und in unſern Geſängen einen National-Charakter zu affectiren, der ſchon ſo lange aufgehört hat der unſrige zu ſeyn?

logus", aber von einer ſpätern und zwar ſchlechtern Hand. Schon das kleine oder kurze s im Prologus läßt ein ſpäteres Alter erkennen, zumal da es im ganzen übrigen Cod. nicht erſcheint. — Sodann erhellet es auch daraus, daß die Zeile: „O curas hommi. o. quantum eſt in rebus inane" keinen großen illuminirten Anfangsbuchſtaben hat, und daß zwiſchen dem ſogenannten Prolog und jener Zeile kein leerer Zwiſchenraum iſt, wie bei den übrigen Satyren.

Herr Paſſow zieht bei dem Verſe des Perſius (I, 67. 68.)

„Siue opus in mores, in luxum *et* prandia regum,
Dicere res grandes noſtro dat Muſa poetae."

die Lesart: — „*in* prandia regum" vor und ſtützt ſich auf eine von ihm verglichene Dresdner Handſchrift, welche Variante auch Reitz in den Text aufgenommen hat. — Auch mein Codex hat nicht *et*, ſondern *in*; nur bemerke ich, daß nach dem Worte „grandes" ein Comma ſteht, welches aber von einer ſpätern Hand vielleicht erſt beigeſetzt worden iſt; die Dinte iſt bleicher, als bei dem Texte.

Sodann wird durch meinen Codex die Stelle des Perſius (V, 17. 18.) eben ſo geliefert, wie ſie Hr. Paſſow in den Codd. Goth. und Dresd. und in allen alten Ausgaben gefunden hat, daß nämlich „menſas“ nicht aber „menſam“ zu leſen iſt. Beiläufig bemerke ich, daß auch der hieſige Ebnerſche Codex „menſasque“ hat. (*S. Perſii* Satyrae VI. c. var. lectt. Cod. *Ebneriani* ed. G. Fr. *Sebaldo*. tabb. aen. incil. a. J. M. *Schmidio*. Norimb. 1765. 4.)

Um das Urtheil der Kenner über den Werth oder — Unwerth meines Codex zu erleichtern, will ich die — von der Zweibrücker Ausgabe (Biponti 1785) abweichenden Leſearten des Codicis angeben. Zur Probe nehme ich die erſte Satyre mit Einſchluß des ſogenannten Prologs. Sollte der verdienſtvolle Hr. Herausgeber des N. T. Merkurs dieſe Probe einer Aufnahme für würdig halten, ſo werde ich es für einen Wink anſehen, die Leſearten der fünf übrigen Satyren folgen zu laſſen.

Prologus.

v. 5. Illis remitto — Cod. relinquo.
v. 9. Verba noſtra — Cod. noſtra uerba.
v. 13. Poetrias — Cod. poetridas.

Prima ſatira.

v. 5. Praetulerint — Cod. Pretulerunt.
— 7. Quaeſiveris — Cod. queſieris.
— 10. Et nucibus — — ac nucibus *)
— 15. Scilicet haec — — Scilicet *hoc*.
— 17. Sede leges — — Sede legens.
— 18. Mobile collueris Cod. Mobile *colluerit*.
— 24. Quo didiciſſe — Quod didiciſe.
— 32. Circum humeros — Circa humeros.
— 40. Rides, ait, et nimis — Rides cur et nimis.
— 50. Quid non intus habet? Quod non etc.
— 55. Verum mihi dicite — dicto.
— 60. Tantae — — tantum.
— 64. Numero fluere — effluere.
— 69. Docemus — — uidemus.
— 75. Qum trepida — — Quem trepida.
— — Dictatorem — — dictaturam.
— 80. Cum videas — — Cum uideas.
— 87. Bellum hoc. hoc bellum. Cod. Bellum hoc, bellum eſt.
— — Ceues — Cod. ceres.
— 93. Verſum didicit — didicit uerſum.

*) ac kömmt öfter vor anſtatt des et.

— 98. legendum. — — legendum *est.*
— 102. Euion ingeminat — Euchion etc.
— 104. Vieueret in nobis — in *u*obis.
— 105. et Attin — et atris.
— 111. Euge, omnes, omnes Cod. euge, omnis etenim mire etc.
— 121. Auriculas asini Mida rex habet Cod. Auriculas asini quis non habet.
— 125. Aspice et haec Cod. Aspice et hoc.
— 128. Sordidus — Sordi*bus*.
— 129. Seque aliquem — Se se aliquem.
— 131. Nec qui abaco numeros Cod. Nec qui apici numeros?

Nürnberg.

Johann Ferdinand Roth.

V.

Fragment aus einer Geschichte der allegorischen Zimmerverzierungen.

— — Merkwürdig ist es, daß zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts einige teutsche Architekten so viel Vorliebe für allegorische Zimmerverzie-

rungen zeigten, die doch in der Folge von den Teutſchen ſo ſelten angebracht und endlich faſt ganz vergeſſen wurden.

So behauptet unter andern der damals ſehr geſchätzte Leonhard Sturm in ſeiner Abhandlung von den Beizierden der Architektur; wenn man bei Auszierung der Zimmer recht accurat verfahren wolle (wie billig geſchehen ſolle, weil es dem Bauherrn nicht mehr Geld und Beſchwerde, und nur dem Baumeiſter mehr Fleiß und Nachſinnen koſte), ſo müſſe alle Malerei ſymboliſch ſeyn, d. h. eine gute, des Bauherrn Ehre und der Zimmer Entzweck und Nutzen gemäße Bedeutung haben, und gleichſam redend gemacht werden, oder, wie er es anderwärts *) ausdrückt, in jedem Gemach oder auch in einem ganzen Geſchoß in guter Harmonie beiſammenſtehen, und wohl gar eine ingeniöſe, ſymboliſche Application an die Hand geben.

Auch begegnet Sturm recht gut der Einwendung, es bekämen die Gebäude doch nur ſelten Perſonen zu ſehen, die ſolche Subtilität und Grillenfän-

*) In ſeiner Anweiſung großer Herrn Palläſte anzugeben. Augsb. 1718.

gerei der Invention penetrirten. Denn erſtens antwortet er, es wären dergleichen verſtändige Anſchauer nicht ſo gar ſelten; was ſich auch zu Sturms Zeiten wirklich ſo verhielt, weil damals jeder, der für einen wohlerzogenen und galanten Mann paſſiren wollte, nicht nur die mythiſchen und allegoriſchen Perſonen kennen, ſondern auch auf die Sinnbilder ſich ein wenig verſtehen mußte. Dann meint Sturm, wäre auch denen, die ſolche Inventionen nicht von ſelbſt verſtünden, leicht zu helfen, wenn ihnen nur ihr Führer eine nothdürftige Erklärung zu geben im Stande wäre. Endlich bemerkt er noch ſehr richtig, daß dergleichen bedeutende Gemälde auch denen, die ſie nicht verſtünden, gewiß eben ſo gut gefielen, als confuſe, ohne Verſtand und Bedeutung hingeſetzte Malereien; dahingegen die leztern verſtändigen Anſchauern weit weniger als jene gefallen würden; nun ſey aber das, was allen gefiele, dem, was nicht allen gefiele, immer vorzuziehen und alſo der ganze Einwurf für nichts weiter, als ein nichtiger Vorwand fauler und unverſtändiger Baumeiſter zu halten.

Zu verwundern iſt, daß dieſer Lobredner und Vertheidiger der allegoriſchen Auszierung, der ſo viel für Baumeiſter ſchrieb, ihnen keine Anleitung zu

dergleichen Inventionen gegeben und seine Ideen davon nirgends weiter entwickelt hat. Nur aus einigen in seiner Ausübung der Goldmannischen Baukunst (Braunschw. 1699.) zerstreuten Exempeln, besonders aus der am Ende befindlichen Beschreibung eines Pallastes läßt sich ersehen, daß er jene symbolische Harmonie, vorzüglich durch Vereinigung profaner und biblischer Geschichtsgemälde mit allegorischen Bildern, und den damals so beliebten Sinnbildern hervorzubringen suchte. Auch sind einige seiner Erfindungen nicht übel ausgedacht, wie z. B. die Auszierung des Zimmers eines Prinzenhofmeisters, wo an der Decke der unter die Sterne versetzte Lehrer des Achilles, Chiron, und an den Wänden Geschichten von Fürsten, die ihre Lehrer hochachteten, vorgestellt sind; desgleichen die zu den ritterlichen Exercitien der Prinzen bestimmten Zimmer, wo an den Wänden verschiedene darauf sich beziehende Anekdoten und im Plafond die Götter, die bei den Alten diesen Uebungen vorstanden, gemalt sind. Sonderlich glücklich sind aber freilich die meisten von Sturm vorgeschlagenen historischen Sujets nicht ausgewählt. Manche würden sich gar nicht malen lassen und andere ziemlich unschicklich angebracht seyn, wie z. B. die Exempel undankbarer Zöglinge in den Schlafzimmern der beiden Hofmeister, als ob diese allemal früh und abends Betrach-

tungen über ihren künftig zu erwartenden Lohn anstellen sollten. Auch sind die Sinnbilder, die fast in jedem Zimmer vorkommen, zwar gewöhnlich passend, aber auch fast immer so trivial oder dunkel oder unedel, wie die meisten Embleme jenes Zeitalters, welches eine solche Menge schlechter Produkte dieser Art hervorgebracht hat, daß darüber jene ganze Gattung von Verzierungen, die man vielleicht nicht ohne alle Einschränkung hätte verwerfen sollen, in Mißkredit und außer Gebrauch gekommen ist.

Durch mehr Beispiele, als Sturm aufstellte, suchte die allegorische Auszierung sein Zeitgenosse Paul Decker zu empfehlen, dessen 1711 erschienener fürstlicher Baumeister, worinnen viele Zimmer abgebildet sind, großen Beifall fand. Uns ist dies freilich kaum begreiflich. Diese ungeschlachte Pracht, diese Anhäufung von schwerfälligen Zierrathen, diese überall gekrümmten und geknickten, zerbrochenen und unterbrochenen Umrisse der Architektur, diese kolossalischen Figuren, die sich in alle jene Schnörkel gelagert haben und auf allen Simsen mit herabhängenden Beinen sitzen, diese Klumpen von Wolken mit Genien und Engeln, die sich zerarbeiten, um einen Schild oder eine Krone emporzutragen, diese Teppi-

che mit schweren Frangen, diese Baldachins mit ausgezackten Falbeln, diese ungelenken Grotesken, die statt zarter Linien aus breiten Borden wie die Besetzung einer Chabraque zusammengesetzt sind — alles dies macht freilich auf unser, an eine einfachere Verzierungsart gewöhntes Auge, einen so widrigen Eindruck, daß man geneigt ist, Deckers Dekorationen für das Non plus ultra jener Geschmacksverirrung zu halten, zu welcher die gefährlichen Beispiele von Bernini, Borromini und Beretini ihre gedankenlosen Nachahmer verleitet hatten. Indessen sind doch Dekkers Kompositionen nicht ohne alles Verdienst. Man entdeckt bei näherer Betrachtung nicht nur manche zierlich geformte und artig angeordnete Theile, sondern bemerkt auch fast überall sein Bestreben, nicht bloß leere Formen, sondern auch Ideen darzustellen, und wenn er auch müssige, nichts bedeutende Zierrathen einmischt, doch gewöhnlich die symbolischen Verzierungen vorherrschen zu lassen.

So sind in einem Zimmer (Taf. 19 — 24.) wo die Geschichte des Aeneas vorgestellt ist, die Grotesken, die die historischen Gemälde umgeben, fast durchgängig aus Waffen und Kronen zusammengesetzt; man sieht gefesselte Ueberwundene, die Minerva, die Fama, über dem Kamine Trophäen und

nur hin und wieder einiges nicht hierher gehöriges Poſſierliche. Auch im Plafond iſt die Vergötterung des Aeneas zwar nicht, wie man erwartet, mit Göttern des Alterthums, ſondern mit modernen Bildern von Tugenden umgeben; indeſſen ſtehen dieſe Abbildungen der Tugenden eines Helden ſo wie die ihnen beigeſellten ſymboliſchen Vögel, als Pelikan, Adler u. ſ. w. immer in Beziehung auf den in der ganzen Dekoration durchgeführten Hauptgedanken. So hat auch in einem andern Zimmer (Taf. 14 — 18.), wo die Wandverzierungen nur Schnörkel, die dazwiſchen angebrachten Gemälde aber die Geſchichte des Apollo vorſtellen, alles, was man an der Decke erblickt, Bezug auf den Gott der Sonne und der Jahreszeiten. Um das Mittelbild, wo er mit ſeinem Gefolge in einer Glorie erſcheint, ziehen ſich Grotesken mit Opfern an Thiere, unter deren Geſtalt verſchiedene Völker den Sonnengott verehrten. Dazwiſchen fliegen allerlei dem Apollo geheiligte Vögel und in den vier Ecken ſieht man die Jahreszeiten mit ihren Sternbildern. Unter jeder iſt in einem Medaillon ein dieſer Jahreszeit eigenthümliches Vergnügen, z. B. bei'm Winter das Schauſpiel, bei'm Herbſte die Jagd u. ſ. w. abgebildet und daneben ſitzen immer ein Paar Figuren, die, wie der Vorbericht beſagt, Tugenden vorſtellen ſollen, deren

Je mehr ich die erſte Pflicht der Menſchen, ſich einander zu nähern, ſich mit einander zu verbinden, und als Glieder Einer groſſen von der Natur ſelbſt geſtifteten Geſellſchaft mit zuſammengeſetzten Kräften an ihrer gemeinſchaftlichen Vervollkommung zu arbeiten, überdenke: je mehr glaube ich Gründe zu finden, es für einen ſtarken Fortſchritt auf dem Wege, der zum Ziel der öffentlichen Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes führt, zu halten, daß wenigſtens die Nationen von Europa immer mehr von dem verliehren, was ehmals den eignen Charakter einer jeden ausmachte, und wodurch jede ſich mehr oder weniger von dem Charakter aufgeklärter und geſitteter Völker entfernte. Je ungeſelliger ein Volk iſt; je mehr es, wie die alten Egyptier, und noch jetzt die Chineſer und Japaner, für ſich ſelbſt und von allen andern abgeſchnitten lebt: je beſſer erhält es ſich freylich in ſeinem **National-Charakter**; aber deſto unvollkommner bleibt auch ſein **National-Zuſtand**. Hier ſcheint von ganzen Völkern eben das wahr zu ſeyn, was der Verfaſſer der Betrachtung über **die Widerſprüche in der menſchlichen Natur** (Deutſch. Merkur 2. St. Seite 162.) von einzelnen Menſchen behauptet — ſie erlangen durch dieſe Abſonderung und durch die Sorgfalt ihre Begriffe und Sitten nicht mit Fremden zu vermiſchen, **eine Art von Individualität**, die oft an die **Karikatur** grenzt; und ſo, wie (nach eben dieſem Verfaſſer) der Umgang mit Menſchen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Denk-

Beziehung auf die Jahrszeit aber ſchwer zu errathen iſt.

Von einem andern Plafond (Taf. 46.), wo ſich Decker eine ähnliche Vermiſchung der modernen und antiken Allegorie erlaubt hat, giebt er im Vorberichte ſelbſt eine Erklärung ſeiner Gedanken. Hier ſind in vier Medaillons die Elemente, Feuer und Luft durch den Apoll und die Juno, Waſſer und Erde durch den Neptun und die Cybele vorgeſtellt. Neben jedem Medaillon ſitzen ein Paar Tugenden, die auf Eigenſchaften der Natur oder Gottheit, welche ſich in und an den verſchiedenen Elementen offenbaren, anſpielen. Einige dieſer Anſpielungen ſind freilich ſehr geſucht und alſo unverſtändlich; andere aber auch leicht aufzufinden, wie z. B. bei'm Neptun, der die Bilder der Stärke und Geſchwindigkeit neben ſich hat. Sinnreich iſt der Einfall, dem Apollo die Tugenden der Klugheit und Mäßigkeit beizugeſellen, welche andeuten ſollen, daß die Erdgewächſe nur durch weiſe Mäßigung der Hitze, die ſie hervortreibt, zu ihrer Zeitigung gelangen. Nicht ſo glücklich erfunden iſt die Gruppe der Cybele, neben der die Gerechtigkeit und der Friede ſitzen, um anzuzeigen, daß nur, wenn dieſe herrſchen, die Erde in einen blühenden Zuſtand kommen kann; denn hier hat

Decker die Erde nicht als Element der Natur, wie doch in diesem Cyklus geschehen sollte, sondern als Wohnplatz der Menschen betrachtet. Noch mehr aber hat er bei'm Mittelbilde des Plafonds vergessen, daß er nicht eine moralische, sondern eine physikalische Allegorie aufstellen wollte. Denn dort erscheint zwar der Lenker des Ganzen, Jupiter; aber er hat nichts mit der Regierung der Elemente zu schaffen, sondern ist mit der Apotheose eines Fürsten beschäftigt, der auf den Wink der Exigkeit von der Zeit zu seinem Throne getragen wird.

Viel mehr, als der gute Wille, etwas Sinnreiches aufzustellen, ist also freilich auch an diesem Plafond nicht zu loben, so wie an den übrigen Kompositionen dieses Meisters. Ueberall findet man dieselbe Vermischung antiker und moderner Allegorie. Decker scheint, wie die meisten neuern Allegorienmaler, nicht einmal eine Ahnung von der Unschicklichkeit dieser Vermischung zwei ganz verschiedener, ja sogar einander entgegengesetzter Göttersysteme gehabt zu haben. Auch findet man fast überall, wo er etwas zur Ehre des Bauherrn oder Hausbesitzers anbringt, jene plump schmeichelnde, hyperbolische Uebertreibung, die freilich, zumal wo es den Fürsten galt, ganz im Geiste seiner Zeit war. Denn da sich

damals

damals die Theologen und Juriſten um die Wette bemühten, dieſe Stellvertreter der Gottheit und Verwalter der göttlichen Majeſtätsrechte mit einem Nimbus von Heiligkeit zu umgeben, wie hätten ſie die Künſtler nicht auch vergöttern ſollen? Paul Decker aber ſcheint ſich darinnen beſonders gefallen zu haben. Einen Beweis davon giebt ſein fürſtliches Audienzzimmer (Taf. 24 — 26), wo die Ewigkeit in einer Glorie Krone und Scepter vom Himmel bringt, wo der Thron von lebensgroßen Engeln mit feurigen Schwerdtern bewacht wird und wo einige knieende Figuren die Bilder des Trajan und Antoninus Pius, die dem Throne zur Seite ſtehen, wirklich anzubeten ſcheinen. Noch viel feierlicher aber ſieht das Thronzimmer im Pallaſte des Königs (Taf. 7.) aus, das ganz einer im damaligen Kirchenprunkſtyle verzierten Kapelle gleicht, und wo der in einer Art von Allerheiligſtem aufgeſtellte Thron von ſo vielen Engeln umgeben iſt, daß man dort eher das Hochwürdige ausgeſtellt, als einen ſterblichen Fürſten ſterblicher Menſchenkinder ſitzen zu ſehen erwartet. Alles Vorbeſagten ungeachtet, blieben Deckers Beiſpiele nicht ohne Nachahmer, und es würde nicht ſchwer, aber freilich von wenig Nutzen ſeyn, manche aus ſeinem fürſtlichen Lau-

meiſter entlehnte und hin und wieder in Teutſchland realiſirte Ideen nachzuweiſen. Indeſſen beſchränkten ſich die meiſten Architekten nur darauf, den überladenen Pomp ſeiner und ähnlicher Zimmerverzierungen nachzuahmen, ohne ſich viel darum zu bekümmern, ob ſie einen Sinn hineinbrachten oder nicht. Dies ſieht man ſchon an den Zimmern des Gartenpallaſtes (jetzt Belvedere genannt), den der Prinz Eugen um 1723 in Wien erbauen ließ, wo zwar Vieles, beſonders in den von Jonas Drentwett gemalten Zimmern, faſt ganz in Deckerſcher Manier erfunden, aber nirgends, ſo viel man aus den in Kupfer geſtochenen Abbildungen *) ſchließen kann, eine Idee feſtgehalten und durchgeführt iſt. Auch war dies freilich nicht anders zu erwarten, da die meiſten Dekorateurs die gelehrten Kenntniſſe, welche ſolche Erfindungen voraus ſetzen, nicht beſaßen, und nach den Ideen von Gelehrten zu arbeiten, (wie Peter von Cortona und Thaddäus Zuccaro nach der Angabe von Mich. Angelo dem jün-

*) In dem zu Augsburg 1731 u. f. erſchienenen Kupferwerke, das den Titel führt: Wunderwürdiges Kriegs- und Siegeslager des unvergleichlichen Helden unſerer Zeit — Eugenii u. ſ. w.

gern und Annibal Caro gearbeitet hatten,) entweder keine Gelegenheit oder keine Luſt hatten.

Chr. Aug. Semler.

VI.

Kunſtnachrichten.

Briefe über die Berliner Kunſtausſtellung vom Jahr 1806.

(Fortſetzung des zweiten Briefs.)

Unter den Künſtlern im Fache der Bildhauerarbeit zeichneten ſich auch diesmal die zwei Brüder Wichmann ſehr zu ihrem Vortheile aus. Der ältere Bruder Carl Wichmann hatte 9 Büſten aufgeſtellt, die alle, etwa die No. 273 ausgenommen, ſo brav gemacht waren, daß ſie wohl ſchwerlich in teutſchen Landen beſſer ausgeführet werden könnten. Außer dieſen hatte er noch eine Gruppe in

Lebensgröße gegeben, die Prinzessin Wilhelm von Preußen mit ihrer Tochter Amalia. Mütterliche Liebe sollte sich in ihr aussprechen. Man erkennt darin leicht die Aehnlichkeit mit der Venus Genitrix im Florentiner Museum (tab. XXXII.), außer daß der rechte Arm nicht in die Höhe gehoben und der Oberleib bekleidet ist. Auch das Kind hat ganz dieselbe Stellung. Der Künstler hatte dabei Hofrath Hirt's Fingerzeige befolgt, der immer eine alte Statue oder Gruppe nachgeahmt wissen will. Diese Nachahmung hatte ungemein viel Verdienstliches. Die Draperie ist besser, als in der Antike. Das Kind schwebt, welches freilich mehr auf den Götterknaben Amor, als auf die kleine Fürstentochter passen mag. — Ludwig Wichmann, der jüngere Bruder, hatte ein braves Relief von eigener Erfindung ausgestellt, Hector im Frauengemach der Helena, welches als Pendant zu des jüngern Shadows schon erwähntem Relief, Socrates bei der Theodote, zu betrachten war. Auch waren die Figuren von derselben Größe, 2 Fuß rheinländisch. Seine im Verzeichniß gleichfalls angeführte Marmor-Urne ist gar nicht zur Ausstellung gekommen. — Professor Bettkober hatte uns den Kaiser Alexander, des Publikum bei seiner Ankunft in Berlin

grüßend, vorgestellt, fandete aber wenig Beifall, da man diese Figur von allen Seiten tief unter der Erwartung fand.

Eine besondere Unterhaltung gewährete die Vergleichung der zu gleicher Zeit ausgestellten Büsten Schillers vom Professor Dannecker in Stuttgardt und Professor Weißer in Weimar. Schade, daß bei beiden die Haare so zusammen gebacken sind. Sollte der Künstler nicht auch hier der dürftigen Natur mit Verstand nachhelfen können? Die Kopfstellung schien in Weißers Büste noch richtiger. So sahen wir Schiller bei seiner letzten, uns unvergeßlichen Anwesenheit in Berlin. Er hatte, wer mag das läugnen, in der Haltung seines Kopfes wirklich noch etwas Corporalmäßiges, vielleicht Anhauch seiner frühen Bildung auf der Carls-Akademie!

Die vom Bildhauer Unger gegebenen Sachen hatten nur geringen Werth; doch war die kleine Figur des Homer nicht schlecht, nur ohne alles Abzeichen oder Emblem. Er ist betend vorgestellt. Was kann man sich dabei nicht alles denken?

Noch verdienen die Arbeiten des jüdischen Künstlers Julius Simon eine Erwähnung. Er ist des Directors Schadow Eleve und läßt sich's sehr angelegen seyn. Allein seine eigene Composition, Priamus um die Leiche Hectors den Achilles bittend, kann nicht gelobt werden D. Gall bemerkte in einer seiner Unterhaltungen, daß es dem mit dem Zahlenorgane so wohl ausgestatteten Juden doch fast immer am Kunstorgane fehle. In Berlin, Wien und Prag widmet sich eine bedeutende Zahl dieser Nation der Kunst, aber überall ohne nahmhaften Erfolg. Dagegen sind viel Jüdinnen vortreffliche Stickerinnen, wie wir hier in Berlin, z. B. an der Demoiſ. Goldschmid eine des ersten Ranges besitzen.

Auch unter den Schülern und Eleven der Akademie machten sich mehrere Versuche vortheilhaft bemerkbar, die zum Theil auch nach Bildhauerarbeiten entworfen waren. So zeichnete sich eine Kindergruppe mit Sepia gezeichnet von Carl Sieg sehr zu ihrem Vortheile aus. Es sind 3 Knaben von etwas verschiedenem Alter, äußerst naiv gestellt; treu und sauber und geschmackvoll, alle Theilchen nach der Natur nachgeahmt, mit niederländischem Fleiß.

Dies alles erhob dies Bildchen, worinn die Figuren etwa 1 Fuß hoch seyn mochten, zum ersten Range seiner Art. Und der Künstler wird noch zu den Elev-ven gezählt! Ein Sohn des Director Schadow hat sich der Malerei gewidmet und wird die väterliche Ehre, als Erbtheil nicht mindern. Außer mehrern Copieen hatte er auch Theil an einem Altarblatte von Wilh. Wach, welches in drei Blatt vertheilt, zweierlei Kunstbestrebungen in Wetteifer setzte. Von Wilh. Schadow war der Apostel Paulus auf dem dritten Blatte. Allein dieser Versuch ist nicht zur Kenntniß des Publikums gekommen, da durch die bekannten traurigen Ereignisse die Ausstellung früher geschlossen wurde, als dies Bild vollendet werden konnte.

Zu den Sculpturarbeiten rechnet man billig auch die neu erfundenen Medaillen. Der Hof-Medailleur Loos hatte, in Verbindung mit seinem wackern Sohne Friedrich Loos, 15 verschiedene Denkmünzen in einem Rahmen aufgestellt. Die saubere Arbeit war an allen gleich schätzbar. Ihr Kunstwerth bestimmt sich aber freilich auch noch nach dem mehr oder minder guten Modelle oder der Zeichnung, wie sie die Künstler erhalten. Vorzüglich

gefiel durch edle Simplicität die auf den thätigen Bremischen Patrioten, den Senator Gröning geschlagene Medaille. Gegen die Erfindung der Medaille auf Alexander von Humboldt, die in ihrer Ausführung untadelhaft ist, wurde schon früher in einer gelesenen Zeitschrift eine gegründete Erinnerung gemacht. Ein recht tüchtiger Medailleur könnte L. Jachtmann werden, da er so brav zeichnet, wie unter andern hier das von ihm geschnittene Siegel für die chirurchische Pepiniere, Chiron der den Aesculap unterrichtet, ganz klar beweist.

Zum ersten, zweiten und dritten Male gefragt: was macht den Redner, antwortete der größte Redner des Alterthums immer wieder aufs Neue: die Action. So wird jeder Kunstverständige auf die Frage: was macht den bildenden Künstler, stets antworten, fertige und richtige Zeichnung. Das A B C dazu bildet immer ein gutes, verständig abgestuftes, nach vollendeten Mustern zusammengesetztes Zeichenbuch. Es gereicht daher unserer Akademie zum ruhmwürdigen Verdienst, daß nun das Elementar-Zeichenbuch zum Unterricht in der

arten den Begriffen des einzelnen Menschen Ausdehnung und seinen Sitten Eleganz giebt: so läßt sich eben dies auch von den Völkern behaupten, aus welchen, als aus eben so viel moralischen Personen, die allgemeine menschliche Gesellschaft zusammen gesetzt ist. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß jede Nation ihre eigene Bildung, ihr eigenes Temperament, ihre eigenen Vorzüge und Mängel habe. Alle die äuserlichen physischen und sittlichen Ursachen, die auf den Menschen würken, würken bey verschiedenen Völkern auf so verschiedene Art, in so ungleichem Grade, nach so mancherley Richtungen, daß man gar nicht zu besorgen hat, sie könnten sich durch die Würkungen der Geselligkeit, und einer gegenseitigen Mittheilung dessen, was jede an Producten der Natur und der Kunst eigenes hat, eine der Vollkommenheit nachtheilige Einförmigkeit zuziehen. Aber das Harte, zu stark abstechende, einen widrigen Mißton im Ganzen verursachende wird sich dadurch verliehren; und die Mittel-Tinten und sanfte Abstuffungen, die aus der Brechung der einer jeden Nation eigenen Farbe entstehen, werden dem grossen lebenden Gemählde der polizierten Welt eine Schönheit und Harmonie geben, bey deren Erblickung (wenn wir uns eines Homerischen Ausdrucks bedienen dürfen) ein Gott im Fluge verweilen möchte, um sich am Anblick eines so schönen Schauspiels zu ergötzen.

Zeichenclasse der Akademie in Berlin und aller Provinzial-, Kunst- und Gewerbsschulen, welches von der Akademie seit geraumer Zeit vorbereitet wurde, so weit zu seiner Reife gediehen ist, daß die erste Abtheilung in 5 Abschnitten (Geometrie und Perspective, Säulenordnungen, Technologie und Bergbau, Pflanzen, Laubwerk und Thiere, Zeichnung der menschlichen Figur) schon bald nach Michaelis 1806 ausgegeben worden wäre, wenn nicht auch dies Unternehmen die Ungunst der Zeit-Umstände hätte erfahren müssen. Man darf hier wirklich etwas Vorzügliches erwarten. Sowohl die Zeichnungen, als die Erläuterungen, sind von verschiedenen Mitgliedern nach den verschiedenen Fächern angefertigt und geprüft worden. Der Stich der Platte ist größtentheils vom unserm verdienstvollen Berger, oder doch unter seiner Aufsicht ausgeführt worden.

In meinem nächsten Briefe soll ausführlicher von der Malerei die Rede seyn. Beten Sie unterdessen für die Aufrechthaltung unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Institute, die mit dem Leben und Fortwirken unserer Monarchie aufs engste verbunden sind. —

Quod, o patrona Virgo
Plus uno maneat perenne ſeclo!

VII.

Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur und Kultur des öſterreichiſchen Kaiſerthums.

Von den neuen Annalen der Literatur des öſtreichiſchen Kaiſerthums ſind bereits zwei Hefte erſchienen, die ſich durch innern Gehalt und durch unparteiiſche Recenſionen auszeichnen. Abhandlungen kommen darin nur zwei vor, eine über das Höhenmeſſen mit dem Barometer von Prof. Karl Georg Rumi in Teſchen, und die andere über den maleriſchen und energiſchen Charakter der ungariſchen Sprache von eben demſelben.

Von dem durch die Wiener Hofcenſur verbotenen erſten Bande, des im vorigen Jahre in Göttingen erſchienenen Magazins für Geſchichte, Statiſtik und Staatsrecht der öſtreichiſchen Monarchie hat Seine k. k. Majeſtät ſelbſt Notiz zu nehmen und darüber ein Handbillet an die Ober-Polizeiſtelle zu erlaſſen geruhet. In Teutſchland ſoll das Werk mit Beifall aufgenommen worden ſeyn.

Bei dem Buchhändler Barth zu Herrmannſtadt in Siebenbürgen erſcheint auf Pränumeration folgendes Werk: „Verſuch über das Coſtüm und die Gebräuche der Bewohner Siebenbürgens in getreuen Abbildungen mit den erforderlichen Erklärungen.“ Wallaſzky, ev. Senior und Prediger in Ungarn beſorgt eine neue berichtigte und vermehrte Ausgabe ſeines Conspectus historiae literariae Hungariae. Profeſſor Staniſlaides in Preßburg hat eine zweite berichtigte Ausgabe ſeiner Encyclopaedia philologiae herausgegeben. Samuel Bredetzky in Lemberg, ſoll Reiſebemerkungen über Ungarn, Oeſterreich und Galizien herausgeben.

Eine intereſſante Ueberſicht der Zipſer Literatur in

den drei letzten Quinquennien von 1790 bis 1805 steht im Februarhefte der neuen österreichischen Annalen; der Beschluß folgt im Märzhefte.

Bei Leyrer in Pesth kommt eine Zeitung für Damen heraus, die aus teutschen Zeitschriften, namentlich aus dem Freimüthigen und dem teutschen Merkur compilirt ist. Auch die Correspondenznachrichten aus Ungarn und Oestreich, die der Merkur enthält, werden darin nachgedruckt. — Die teutsche Preßburger Zeitung hat im laufenden Jahre 7000 Abnehmer, die Wiener nur 3000. — Die ungarische Nationalzeitung „*Hazai tudósitások*“ wird auch im laufenden Jahre von Stephan von Kultsár in Pesth gut redigirt.

Professor Rumi in Teschen arbeitet an einer Grammatik der neugriechischen Sprache und an einer neugriechischen Chrestomathie.

Eine gute archäologische Schrift ist: Herculos Meliadiensis animadversionibus criticis illustratus a *Jacobo Ferdinando de Miller*. Pesth

bei Eggenberger 1806. Der ungariſche Graf Ladislaus von Teleki gab folgende intereſſante und vortrefflich verfaßte Abhandlung heraus; A' magyar nyelo elémozditásáról (von der Vervollkommnung der ungariſchen Sprache.) Peſth gedr. b. Matthias Trattner 1806. 8.

Zu den neueſten ungariſchen Werken, aus dem Fache der ſchönen Künſte gehören: A Pásztor Kiraly, énekes pásztor-játék harom felvonásokban Metaſtaſioból (der Hirtenkönig, ein Schäferſpiel in drei Aufzügen nach Metaſtaſio) von Gokonai und Amintas Metaſtaſioból, auch von Gokonai. Greßwardein b. Anton Gottlieb 1806. 8. Magyar Virgilius, azaz Virgilius Eneásának némelly darabjai magyar verſekbefoglaltattak *Nagy* Janos (der ungariſche Virgilius d. i. einige Stücke der Virgilianiſchen Aeneis in ungariſche Verſe gebracht von Johann Nagy.) Raab, bei Streibig's Wittwe. 1806. 98 S. 8. A'Kupidólt Amor (der verliebte Amor) von Michaël Vaondza. Peſth bei Stephan Kiß. 1806. 8. Flora, vagy ſzivre ható apró Románok, erköltſi Meſék, Verſek's. a. t. (Flora, oder empfindſame kleine

Romane, Fabeln, Verse u. ſ. w.) Erſtes Heft. Peſth b. Kiß. 1806. 190 S. kl. 8. Magyar Aglája, avagy Kelemeteſen mulató nyajaskodáſok Külömbféle vers nemekben (Ungariſche Aglaja, oder angenehme Unterhaltungen in verſchiedenen Versarten. Peſth bei Eggenberger. 1806. 251 S. 8. Búsongó Amor (der trauernde Amor) von Michaël Vaondja. Peſth b. Kiß. 1806. 8. Jetzid és Haba (Jetzid und Haba), ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Ladiſlaus Gorove. Ofen 1806. 8. Enéas és Dido Kárthágoi ſzerelmes történetjek (Liebesabentheuer des Aeneas und der karthagiſchen Dido). Peſth b. Weber. 1806. 8.

Collin in Wien beſchenkte uns im verfloſſenen Jahre mit ſeinem Balboa, einem Trauerſpiele in 3 Aufzügen. Berlin b. Unger 1806. 131 S. 8. Plautus ſämmtliche Luſtſpiele hat metriſch überſetzt und mit Anmerkungen begleitet Chr. Kuffner, 5 Bände mit Porträts. gr. 8. Wien b. Anton Doll 1806. 8. (10 Fl.) Quintus Curtius Rufus von den Thaten Alexanders des Großen hat Ranier in 2 Theilen überſetzt. Wien b. Doll. 1806. gr. 8. (2 Fl.) Ein ſehr elendes und ſchamloſes Produkt iſt: „die

neue Alceſte, eine Carricatur-Oper in Knittelreimen von 3 Aufzügen, bearbeitet von Joachim Perinet. Wien b. Wallishauſer 1806. 96 S. 8.

In Ungarn wird im April zu Ofen ein neuer Reichstag gehalten, dem man mit geſpannter Erwartung entgegenſieht.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Am Grabe unseres geliebten Winkler. Von H. D. Meyer. 229

2. Erinnerungen aus der Dresdner Kunstausstellung 1807. 234

I. Eurydice. 234

II. Adonis. 235

II. Biographische Nachrichten von Theophil Friedrich Winckler. 236

III. Literarische Parallelen.

Münchhausen und Antiphanes. 261

Xenophon und der Verfasser des Siegwart. 267

Hebel und Hesiodus. 268

Chares von Mitylene und Wieland. . . 272

Tacitus und Schiller. 276

IV. Noch ein Fragment für künftige Herausgeber des Persius. 279

V. Fragment aus einer Geschichte der allegorischen Zimmerverzierungen. 284

VI. Kunstnachrichten.

Briefe über die Berliner Kunstausstellung vom Jahr 1806. 295

VII. Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Kultur des österreichischen Kaiserthums. 302

No. XII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs,

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

December 1806.

I. Erschienene Neuigkeiten

im December

und deren Inhalt.

1.

Bilderbuch für Kinder u. s. w. von F. J. Bertuch, mit vierfachem, teutschen, französischen, englischen und italiänischem Texte dazu, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. XCIII. und XCIV. Heft. 4. Nebst

P. C. Funke ausführlichem Texte dazu. 8. Eben diese Hefte.

Diese zwei Hefte sind vor kurzem erschienen, und enthalten folgende Gegenstände:

XCIII. Heft.

Taf. 61. Ritterorden. Fig. 1. und 2. Tempelherrn. Fig. 3. und 4. Johanniter-Ritter.

Taf. 62. Verschiedene Ritterorden. Fig. 1. Ritter des Teutschen Ordens. Fig. 2. Ritter des goldenen Vließes. Fig. 3. Ritter des heil. Stephans. Fig. 4. Ritter des heil. Huberts.

Taf. 63. Afrikanische Vögel. Fig. 1. Der Vasche. Fig. 2. Der Singfalke. Fig. 3. Der Corbivau. Fig. 4. Der Geierpelker mit dem Gabelschwanze. Fig. 5. Der Haubenfalke. Fig. 6. Der Chioquera.

Taf. 64. Schöne Teutsche Schmetterlinge. Fig. 1. Der Windenschwärmer. Fig. 2. Der Ligusterschwärmer.

Taf. 65. Die Aegyptische Seerose oder ächte Lotuspflanze.

XCIV. Heft.

Taf. 66. Verschiedene Ritterorden. Fig. 1. Ritter des schwarzen Adler-Ordens. Fig. 2. Ritter des Andreas-Ordens. Fig. 3. Ritter des Seraphinen-Ordens. Fig. 4. Ritter vom weißen Elephanten.

Taf. 67. Seltne Teutsche Nachtfalter. Fig. 1. Die Escheneule oder das blaue Ordensband. Fig. 2. Die Ampfereule. Fig. 3. Der Rußische Bär. Fig. 4. Die Rothzeichen-Eule.

Taf. 68. Teutsche Waldbäume. Fig. 1. Die Europäische Linde. Fig. 2. Die Stieleiche.

Taf. 69. Mollusken oder Weichwürmer. Fig. 1. Der Kalmar-Dintenwurm. Fig. 2. Der pfeilförmige Dintenwurm. Fig. 3. und 4. Der Riesendintenwurm. Fig. 5. Der gekörnelte Dintenwurm.

Taf 70. Nordische Naturerscheinungen. Fig. 1. Das Nordlicht. Fig. 2. Die Sonne um Mitternacht.

Alle Vierteljahre erscheinen richtig zwei Hefte von diesem interessanten und allgemein beliebten Werke, von welchem auch stets noch einzelne Hefte vom Anfange an um den gewöhnlichen Preiß zu haben sind.

Weimar, im Decbr. 1806.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Der **Dichtkunſt** wahre Beſtimmung iſt die Verſchönerung und Veredlung der menſchlichen Natur; und wenn ſie auf dieſen groſſen Zweck in Vereinigung mit der Philoſophie und mit ihren andern Schweſter-Künſten, den **bildenden** ſowohl als den **muſicaliſchen** arbeitete, wer kan die Grenzen des wohlthätigen Einfluſſes ziehen, den ſie auf die menſchliche Geſellſchaft haben könnte? Aber damit ſie dieſen Zweck erreiche, muß ſie ſich über die bloſſe Nachahmung der individuellen Natur, über die engen Begriffe einzelner Geſellſchaften, über die unvollkommnen Modelle einzelner Kunſtwerke erheben, aus den geſammelten Zügen des über die ganze Natur ausgegoſſenen Schönen ſich **ideale Formen** bilden, und aus dieſen die Urbilder zuſammen ſetzen, nach denen ſie arbeitet. Dies iſt, wenigſtens nach meiner völligſten Ueberzeugung, die beſte Art zu verfahren, und das allgemeine Grundgeſetz der Kunſt, das den welſchen, franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen und jeden andern Dichter gleichſtark verbindet. Das ganze Reich der Natur und der Kunſt ſteht ihm dazu offen, und indem jeder in ſeiner Art ſich aus dieſen Schätzen zu bereichern ſucht, wird er ſich endlich einer Vollkommenheit nähern, die den gemeinſchaftlichen Charakter der poetiſchen **Virtuoſen** ausmacht, zu welcher Zeit und bey welchem Volke ſie gelebt, und in welcher Sprache ſie gearbeitet haben mögen. Schülerhafte, ſclaviſche Nachahmer, Affen der groſſen Meiſter, eingeſchränkte Köpfe, welche ſich an das **einzelne** und **eigene** eines gefallen-

2.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1806. XII. Stück. od. II. Bds. 6s Stück.

Inhalt.

Das Kaiserthum Frankreich.

Sechste Abtheilung. 18. Topographie. Eintheilung von Frankreich. — Beschreibung der einzelnen Landschaften, Departemente und der vorzüglichsten Städte und merkwürdigsten Ortschaften. — (Beschluß.) Außereuropäische Nebenländer. Anhang. Das Fürstenthum Neufchatel und Valengin. 19. Literatur der Kunde von Frankreich. Verzeichniß der vorzüglichsten Charten und Schriften.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer. Taf. 15. Das Stadthaus von Brüssel. Taf. 16. Der Plan von Genua. Taf. 17. Der Plan von Turin.

Weimar im December 1806.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1806. XII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Ueber die Ladronen- oder Marianeninseln-Gruppe, von *F. A. W. Bratring.* (Beschluss.) 2. Ueber die Geographie und den geographischen Styl, vom Hrn. Prof. *Rommel.* 3. Von der Römer germanischer Länder- und Völkerkunde zu den Zeiten des Tacitus. Von *Demselben.*

Bücher-Recensionen. 1. *Mac Callum's, P. F.*, Travels in Trinidad. 2. *Oddy's, J. Jepson*, European Commerce. 3. *Storch's, H.*, Rußland unter Alexander I. XVI-XX. Liefr. 4. Geogr. statist. topogr. Beschreibung des Churfürstenthums Baden (von *J. W. Schmidt* und *P. Wund*) 1r und 2r Th.

Charten-Recensionen. 1. *v. Liechtenstern's, J. Marx* Frhr., die östreichische Erbmonarchie, gez. von *Jos. Wüstinger.* 2. *Späth's, J. Leonh.*, Generalcharte von dem Kaiserl. Oestreichischen Erbstaaten. 3. *Camp's, W.*, n. geogr. Specialcharte von dem Fürstenthume Ostfries- und dem Harlingerlande. 4. Dieselbe verkleinert. Amsterdam.

Vermischte Nachrichten. 1. Ueber das Rheinschiffarths-Octroy, (vom Hofkammerrath *Ockart.*) 2. Berichtigung. 3. Biographische Notizen. — *J. Bapt. Labat.*

— Dr. G. *Barry*. 4. Kurze Notizen. (Graf *Valentia's* Reisen — *Mungo Parke* — Don *Balmis's* Reise um die Welt — Bevölkerung des Fürstenth. Neufchatel u. Valengin.)

Zu diesem Stücke gehören:

1. Das Portrait vom Prof. *Karabinsky*. 2. Charte von der Insel *Trinidad*.

Weimar im December 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde. 1806. XII. St.

Inhalt.

I. Naturhistorische Miscellen, meist aus Briefen an J. F. Blumenbach: 1. Ueber die alten Aturer am Orinoco. (Vom Hrn. G. H. von Humboldt.) 2. Ein mexicanischer Riese. (Ebendaher.) 3. Von der räthselhaften Siren lacertina Linn. (Aus einem Briefe vom Hrn. D. Barton in Philadelphia.) 4. Tragzeit der Wölfin. (Aus eben diesem Briefe.) 5. Mus inza. (Ebendaher.) 6. Das fossile Mammut ohioticum. (Eben daher.) 7. Andere amerikanische, sogenannte Petrefacten. (Ebendaher.) 8. Merkwürdige, eigentlich sogenannte Mineralien, die neuerlich in Nordamerika entdeckt worden. (Ebendaher.) 9. Naturhistorische Reisen in Nordamerika. (Aus eben diesem Briefe.) 10. Fernere Nachrichten von den neuen Mulgrafas-Inseln und deren Bewohnern. (Aus einem Briefe des Hrn. Hofraths Tilesius aus Kamtschatka vom 9. Jun. 1805.) 11. Naturhistorische Bemerkungen aus Kamtschatka. (Ebendaher.) 12. Dergleichen aus Segalien (Tschoka) und Japan. (Ebendaher.) 13. Desgleichen aus Japan. (Ebendaher.) 14. Ueber das Leuchten der See. (Ebendaher.) 15. Ueber eben dasselbe. (Aus einem Briefe des Hrn. D. Horner, Astronomen auf der russischen Weltreise.) 16. Holothuria physalis, etc. (Aus eben diesem Briefe.) 17. Naturhistorische Seltenheiten und Bemerkungen vom Vorgebirge der guten Hoffnung. (dem Hrn. Hofr. Blumenbach ferner mitgetheilt vom Hrn. Hesse, Prediger in der Kapstadt.) 18. Bestätigung des Lebendiggebährens der Kalr. 19. Große Libellen-Züge im Mai dies. Jahres. 20. Noch ein Wort über den präadamitischen fossilen Höhlenbär. (Ursus spelaeus.) 11. Bemerkungen über den Zebra und die krummschnabelichte Ente (anas curvirostra.) Vom Hrn. Geoffroi St. Hilaire in den ann. du Mus. d'hist. nat. III. 4 Nachrichten von dem Leben, den Arbeiten und Entdeckungen &c.

des sterb. Michael Adanson vom Hrn. le Jeune. (Aus einer kleinen Schrift desselben, vom 19. Aug. 1806.) IV. Ueber die luftförmige Flüssigkeit der Stoffe, aus welchen unsre Erdkörper gebildet worden. (Vom Hrn. Delametherie im Journ. de phys.) V. Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen. Von Heinrich Cotta. Mit 7 colorirten Kupfertafeln. Weimar in der Hoffmannischen Buchhandlung. 1806. 4. 96 S. VI. Nachricht von den osteologischen Präparaten in der vergleichend-anatomischen Sammlung des Hrn. Professors Froriep zu Halle. (Aus einem Briefe an Hrn. L. B.)

Weimar, im Decbr. 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Journal des Luxus und der Moden, 1806. XII. Stück.

Inhalt.

I. Nachschrift zu der literarischen Musterung für eine Dame. II. Musik. Notiz über das Leben und die Arbeiten von P. Guglielmi, Kapellmeister der St. Peterskirche zu Rom. III. Kunst. 1. Pariser Gemälde-Ausstellung 1806. 2. Kunstausstellung in den Sälen der Akademie zu Berlin. IV. Napoleon's Einzug in Berlin. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Miscellen aus Wien. — Gemälde-Sammlung des Cardinals Herzan. — Lavaters Nachlaß. — Theater-Neuigkeiten. — Stuwers Feuerwerk. — Denkmal der Königin von Neapel in Schönbrunn. 2. Neue französische schöne Literatur. 3. Die Moden. Eine Unterhaltung des XVI. Jahrhunderts. 4. Die Unsichtbaren. 5. Neueste Pariser Winter-Moden. 6. Pariser Modenbericht. 7. Teutscher Modenbericht. VI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im December 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Allgem. Teutsches Garten-Magazin 1806. XI. Stück.

Inhalt.

V. Gemüse-Bau im Garten und auf dem Felde. 1. Methode frühen Kopfsalat zu gewinnen. 2. Einige Bemerkungen über den Spargel. 3. Vom Schnittkohle, vorzüglich dem englischen. VI. Obst-Kultur. 1. Ueber den

Bildungstrieb in den Obstbäumen. (Mit Abbildungen auf Taf. 28.) 2. Versuch einer systematischen Darstellung der Krankheiten der Obstbäume. 3. Beobachtung über das Abschälen der Obstbäume. XI. Garten-Miscellen. 1. Merkwürdigkeiten des Jahres vom Herbste 1805 bis 1806, und ihr Einfluß auf verschiedene Blumen. 2. Ueber die Antipathie des Weinstocks und des Kohls (Brassicae) nach der Meinung einiger Alten.

Zu diesem Stücke gehören:

Taf. 28. Abbildungen des Bildungstriebes in den Obstbäumen.

Weimar, im December 1806.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Specialcharte vom Eichsfelde,

der Grafschaft Hohenstein preußischen Antheils oder der Herrschaften Lohra und Klettenberg, des Nordhäusischen und Mühlhäusischen Gebiets, der Voigtey Dorla und der Ganerbschaft Treffurt, vom ersteren nach eigenen Vermessungen, von den übrigen nach den besten Specialcharten und Zeichnungen entworfen von J. G. Lingemann, Director und Professor des Königl. Gymnasiums in Heiligenstadt. Weimar, im Verlage des geogr. Instituts, 1806.

Dieses 17 Pariser Zoll hohe und 18½ dergleichen breite Blatt, das Resultat mehrjähriger Arbeiten, können wir dreist als das Vorzüglichste, was bis jetzt in topographischer Hinsicht über das Eichsfeld und die angränzenden Länder erschienen ist, empfehlen. Wir haben auf Sauberkeit und Eleganz des Stichs und des Drucks dieser schönen Kabinetscharte die möglichste Sorgfalt verwendet und glauben durch Bekanntmachung derselben, den Dank des Statistikers und des Geographen bei einer bis jetzt noch so wenig bekannten Teutschen Provinz zu verdienen. Der Verf. hat derselben durch die bei seiner Aufnahme bestehende Häuserzahl, welche den einzelnen Ortschaften beigesetzt ist, einen eigenthümlichen Werth zu geben gesucht. Die Bezeichnung der letztern ist leicht und deutlich und die Darstellung des physischen Theils der Charte empfiehlt sich durch Wahrheit und Bestimmtheit, welches bei einem Maaßstabe von $1_{\frac{1}{10}}$ Pariser Zoll für die geographische Meile möglich war. Der Preiß ist auf holländischem Olifant-Papier 1 Rthlr. 6 gr. Sächs. od. 2 fl. 3 kr. R. Crt. und auf Basler Velinp. 1 Rthlr. 12 gr. Sächs. od. 2 fl. 36 kr.

M. Geth. Liebhaber, welche sich deshalb direct an uns wenden und wenigstens 5 Exemplare gegen baare Bezahlung nehmen wollen; erhalten das 5te Exemplar frei, od. 20. Proc. Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar, den 8. December 1806.

Das Geographische Institut.

8.

Ehrmann's, Th. Fr., neueste Kunde von Frankreich, nach dessen gegenwärtigem Zustande aus Quellen geschöpft und dargestellt. Mit Charten und Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 Fl. 24 kr.

Dieß Werk, welches auch die zweite Hälfte des I. Jahrg. der Neuesten Länder- und Völkerkunde macht, ist ohnstreitig das neueste und vollständigste Tableau von Frankreich, welches einen höchst interessanten und detaillirten Ueberblick dieser neuen großen Monarchie gewährt, wie man aus folgendem Inhalte ersehen kann.

Das Kaiserthum Frankreich.

Erste Abtheilung. 1. Name. Historische Uebersicht 2. Lage. Gränzen. Größe. 3. Naturbeschaffenheit überhaupt. Klima. 4. Boden. Gebirge. 5. Gewässer. Flüsse. Kanäle. Seen. 6. Naturproducte.

Zweite Abtheilung. 7. Einwohner. — Ihre Abstammung. — Sprachen. — Zahl. — Character und Eigenthümlichkeiten. 8. Lebensweise der Franzosen. — Landwirthschaft überhaupt. Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Oelbau, Bienenzucht, Seidenzucht, Jagd und Fischerei. 9. Gewerbe überhaupt. — Mechanische Künste und Handwerke. — Fabriken und Manufacturen, welche vegetabilische und animalische Stoffe verarbeiten. — Bergbau. — Fabriken in mineralischen Producten. — 10. Handel und Schiffahrt. — Münzen, Maße und Gewichte.

Dritte Abtheilung. 11. Schöne Künste und Wissenschaften. — Erziehungswesen. Gelehrte- und Kunstanstalten. 12. Sitten und Gebräuche überhaupt. 13. Gesellschaftliches Leben. — Vergnügungen. — Lustbarkeiten. 14. Religionszustand. — 15. Staatsverfassung. — Kaiser, Kaiserliche Familie, Hof, hohe Reichswürden, Ehrenlegion. 16. Staatsregierung. — Staatsverwaltung. — Justizwesen. 17. Finanzwesen. — Kriegswesen zu Land und zu Wasser.

Vierte Abtheilung. Topographie. 18. Eintheilung von Frankreich. — Beschreibung der einzelnen Landschaften, Departemente und der vorzüglichsten Städte und merkwürdigsten Ortschaften.

Fünfte Abtheilung. Topographie. (Fortsetzung.)

Sechste Abtheilung. Topographie. (Beschluß). 19. Literatur der Kunde von Frankreich. Verzeichniß der vorzüglichsten Schriften und Charten.

Folgende Charten, Plans und Kupfer gehören dazu.

Generalcharte von Frankreich. Taf. 1. Französische Nationaltrachten von Angoumois, Rochelle und den Boghesen. Taf. 2. Vergleichen aus den Haiden von Buch und Bordeaux. Taf. 3. Vergleichen von Limoges, Olonne, Montauban, Agen und Bordeaux. Taf. 4. Charte der weiteren Umgebungen von Paris, 4 Lieues in die Runde. Taf. 5. Neuester Plan von Paris mit seinen nächsten Umgebungen. Taf. 6. Uebersicht der Stadt Paris vom Montmartre herab. Taf. 7. Ansicht der Tuilerien zu Paris. Taf. 8. Ansicht der Kirche Notre-Dame zu Paris, und der Cathedralkirche zu Reims. Taf. 9. Der Dome des Invalides zu Paris. Taf. 10. Die Korn- oder Mehl-Halle zu Paris. Taf. 11. Ansicht in dem Jardin des Plantes zu Paris. Taf. 12. Der Hafen von Toulon. Taf. 13. Der Hafen von Brest. Taf. 14. Ansicht des Münsters zu Straßburg. Taf. 15. Das Stadthaus von Brüssel. Taf. 16. Der Plan von Genua. Taf. 17. Der Plan von Turin.

Weimar im December 1806.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

SOPHIE von LA ROCHE

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1807.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Weimar 1807.
Im Verlage des L. Induſtrie-Comptoirs.

fallenden und berühmten Artisten halten, und ihm gleich zu seyn glauben, wenn sie seine Manier (ihrer Einbildung nach, denn eigentlich hat der grosse Meister keine Manier) ängstlich abkopiren — solche Leute wird es in den schönen Künsten immer geben. Diese Leute werden sich, je nachdem sie durch zufällige Umstände bestimmt werden, bald an einheimische, bald an ausländische einzelne Muster halten, und dann werden Kunstrichter von eben so eingeschränkten Begriffen kommen, und in schwankenden bald zu viel bald zu wenig sagenden Ausdrücken über den Mangel einer National-Dichtkunst, National-Musik, u. s. w. schreyen, ihrer Gewohnheit nach den Wetteifer des Genies mit der Nachahmung des mechanischen Arbeiters vermengen, und wohl gar am Ende nur demjenigen den Preiß der Vortreflichkeit zuerkennen, der, aus Begierde Original zu seyn, Dinge sagt, die niemand vor ihn gesagt hat, und niemand nach ihm sagen wird.

Viele stehen in der Meynung, daß unsre Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, Abschilderung einheimischer Sitten, und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf unser National-Interesse und auf grosse für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten unendlich viel gewinnen, und erst durch eine solche Anwendung eine wahre National-Dichtkunst werden könnte. Diese Materie ist wichtig; aber die Aufgaben, welche sie zur Auflösung darbietet, sind zu verwickelt, um in dieser, ohnehin schon

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai 1807.

I.

Andenken an Sophie von la Roche.

(Als Beilage zu ihrem Porträt im Titelkupfer.)

Den 18ten Febr. d. J. iſt nach einer zehntägigen Krankheit die ehrwürdige Sophie von la Roche in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen. Sie ward in ihrem langen Leben lang und hart geprüft und oft von denen, die Honig auf den Lippen und Galle im Herzen tragen, von den böſen Janusköpfen, die vorn fächeln und hinten grinzen, verſpottet; ja ſie erfuhr den herzzerſchneidenden Schmerz von denen, die ihr am nächſten waren, ſich zuweilen verkannt und unfreundlich behandelt zu ſehen. Aber ſie verlor nie den Glauben an die beſſere Menſchheit und ihr liebliches, gaſtfreundſchaftliches Häuschen in dem

freundlichen Offenbach war ſeit langen Jahren ein Tempel der Euphroſyne und Sophroſyne, wo täglich die kleine, aber fromme Opferflamme grad auf loderte. Darum lohnte ihr der Himmel mit edeln, bis zur letzten Stunde bei ihr ausharrenden Freunden und Freundinnen, die auch zur rechten Zeit thätig zu ſeyn wußten. Das letzte, was ſie herausgab und womit ſie, ſicher ahnend, ſelbſt ihr mittheilſames Schreibepult auf immer ſchloß, führt die Ueberſchrift: Meluſinens Sommer-Abende, und kann mit einem glatten, ruhigen Waſſerſpiegel verglichen werden, in welchem ſich die letzte Abendröthe noch zurückſpiegelt. Es ſind rhapſodiſche Betrachtungen, an das Lieblingsbuch ihres Lieblings St. Pierre angeknüpft. Allein ſehr merkwürdig iſt die Vorrede Wielands vor dieſer Schrift. Vor länger als 30 Jahren führte der ehrwürdige Dichter ſie auch ſchon einmal in die literariſchen Reigen, als er ihre Sternheim herausgab. Aber ein holder Genius, deſſen Fackel auf dem Altar der Venus Urania im Himmel gezündet wurde und alſo nie verlöſcht, band dieſe zwei Seelen noch durch ein engeres Band, als es der bloße Buchſtabe je knüpfen kann. — Es wird noch mehrmals in dieſen Blättern von dieſer guten Mutter von Teutſchlands Töchtern die Rede ſeyn. Zu wünſchen wäre es, daß einer ihrer

beharrlichſten Freunde und Mitbürger, der wackre Dichter Wuri, der die raſtlos thätige, helfende, rathende, ſich ſelbſt über andere gern vergeſſende Frau bis zur Stunde, wo der Genius die Fackel ſenkte, genau beobachten konnte, ihr bald ein biographiſches Denkmal ſtiften möge.

B.

Unterdeſſen möge das dieſem Theil des Merkurs vorgeſetzte Portrait unſerer lieben Heimgegangenen den Leſern und Leſerinnen dieſer Monatsſchrift ihre freundlichen Mutterzüge lebendig vors Auge bringen. Der Stich iſt nach einem Bilde verfertigt, welches der indeß auch heimgegangene, wackere Kraus in Weimar noch bei ihrem letzten Beſuch daſelbſt im Jahr 1798. mit vieler Liebe und Treue gemalt hat. So trug ſie ſich ſeit vielen Jahren (ſtets in einer Art von Halb-Trauer, voll Andeutung auf ihr Leben), ſo blickte ſie wohlwollend jedem ins Auge, der ſich ihr näherte und ihren helfenden Sinn auf Rath und That zu erproben gedachte.

Nachfolgende Dichterblume iſt von der Hand einer edeln Frau, die es werth iſt, der Verewigten durch Geiſtes-Verwandtſchaft anzugehören, beſtimmt worden, auf ihren ſchmuckloſen, aber gewiß von allen edeln Töchtern Teutſchlands mit einer

dankbaren Thräne benetzten Grabſtein gelegt zu werden.

B.

* * *

Beim Tode Frauen Sophien de la Roche.

Am 18. Februar 1807.

O Sophia! der des Alters Wüſte,
Stets noch jugendliche Blumen trug!
Hingeſunken wein' ich hier an Deiner Büſte,
Da Dein edler Geiſt den höhern Flug,
Ach, zu beſſern Erden, reinern Sonnen,
Aus der gräbervollen Welt begonnen.

Hin zum Schlaf, der uns aus Aetherblüten
Und aus Mohn erquickend niederquillt;
Hin, wo weder Wirklichkeit noch Träume wüten,
Wo kein Nebel Ziel und Weg verhüllt;
Hin zum Friedensfeſt, das Engel feiern,
Schwang Dein Geiſt ſich aus der Erde Schleiern.

Treue liebe Prieſterin der Tugend,
Immer ernſt gleich ihr, und immer mild!
Du gabſt Deiner Göttin Abglanz unſerer Jugend,
Wie dem Spiegelbach die Sonn' ihr Bild;

Selbſt der Frau'n und Mütter trübes Leben
Wußteſt Du zur Freude zu erheben.

Lehrerin des Schönen, Wahren, Guten,
Edles Weib mit ächtem Weiſenſinn,
Ach, Du fliehſt, (und teutſche Töchterherzen bluten,)
Immer noch zu früh von uns dahin!
Unſre Nänien, und ſelbſt die Lieder
Deines Wielands rufen Dich nicht wieder!

Aber im Geleit von unſerm Seegen,
Unſrer Thräne, die Dir dankbar rinnt,
Eileſt Du dem Lohn der Tugenden entgegen,
Die für uns Dein ſchönſter Nachlaß ſind.
Nimm ihn an, geweihet Deinem Ruhme,
Dieſen kleinen Kranz der Winterblume!

Nimm es an, dieß Herz, das ſchmerzdurchdrungen,
Doch voll Dank, ſich Deinen Lehren weiht!
Wenn (vielleicht gar bald,) zu Dir emporgeſchwungen,
Sich mein Geiſt in Deiner Nähe freut:
O dann ſoll, mit heiligerm Ergießen
Seel' und Seel' in Harmonie zerfließen!

Wilhelmine von Gersdorf,
geborne von Gersdorf.

II.

Juvenals XIV. Satire.

Ueber die Erziehung.

Vorwort.

Der teutſche Parnaß iſt nicht, wie der griechiſche, nur zweiköpfig, ſondern, wie gewiſſe Ungeheuer in der Fabelwelt, funfzigköpfig. Das heißt, die in funfzig kleinere und größere Völkerſchaften und Fürſten und Muſenſitze abgetheilte allemanniſche Geſammtheit hat eben ſo viel kleinere Zirkel von Dichtern und Dichterlingen, ächten und unächten Muſenprieſtern, die alljährlich ihre, an ihrem Parnaß gepflückten, Blumen zu Kränzen und Muſenalmanachen verflechten, als es dergleichen Städte ſelbſt giebt. Allein für den Beobachter bieten alle dieſe kleinen, gleichſam provinziellen Blumenleſen ein mannichfaltiges Intereſſe und reichen Stoff für kritiſche und literarhiſtoriſche Bemerkungen dar. Dies iſt gewiß auch der Fall bei dem aufs Jahr 1807. in Wien bei Degen erſchienenen Taſchenbuch zum Vergnügen und Unterricht, das den etwas räthſelhaften Titel Apollonion führt. Der

Herausgeber, der wackere Custos an der kaiserlichen Bibliothek, Gottlieb Leo, hat hier mehrere gute Köpfe der kunstliebenden Kaiserstadt zu vereinigen gewußt und selbst in seinen eigenen Beiträgen, worunter sich vier alemannische Gedichte und drei rabbinische Legenden besonders auszeichnen, als den Mann legitimirt, der eine solche Blumenlese mit Geschmack und Auswahl zu veranstalten wisse. Sonnleithner, Scheiger, v. Größing, Leibesdorf, Richter, Passy und mehrere Ungenannte treten hier auf und jeder bringt nach Vermögen. Auch von Ratschky und Pezzl findet man wenigstens etwas und der wackre alte Veteran v. Aprenhoff läßt sich noch mit Munterkeit vernehmen. Vorzüglich gefällt Clotilde in der Minne — eine sehr liebliche Vision — von Hinsberg. Den Beschluß macht eine recht fein behandelte antiquarische Kleinigkeit über das Weintrinken der alten Römerinnen vom Herausgeber. Da wir hoffen und wünschen, daß dies Apollonion mehrere Brüder bekommen möge: so bitten wir den Herausgeber, doch dem künftigen Jahrgange einen kleinen Nekrolog der in diesem Jahre zu den elyseischen Siegwettkämpfen abgerufenen Wiener Dichter und ein Verzeichniß der im Fache der schönen Literatur im letzten Jahreslaufe in Wien erschie-

nenen kleinen und gröſsern Werke — kann es seyn, auch mit einem Sternchen oder Bratspieſschen (obeliscus) — beizufügen.

In diesem Apollonion befindet sich nun auch ein neuer Versuch, Juvenals Satyren durch eine fließende Uebersetzung uns zugänglicher und gemeinnütziger zu machen. Der Verfasser hat diesen Versuch seitdem einer neuen Durchsicht und Ausfeilung unterworfen und so verdient er gewiß auch hier noch eine Stelle zu erhalten und der Prüfung der Kenner unterworfen zu werden.

B.

* * *

So manche schwarzverrufne That, Fuscin!
So Manches, was auch dem Groſsmächtigsten
Das Schandmahl an die Stirne brennt,
Hat von dem Vater selbst der Sohn gelernt.
Freut theures Würfelspiel den Greis, so spielt
Auch sein unmünd'ger Erbe, schüttelt gern
Dasselbe lose Zeug im Becherchen.
Und welche Hoffnung kann der Oheim von
Dem Jüngling hegen, der auf Schnepfen bloſs
Auf Brühen, Morcheln, Trüffeln sich versteht;
Weil ihm ein Taugenichts von Vater ward.

Das alle Leckermaul ihn praſſen lehrt?...
Dem Knaben, der erſt ſieben Jahre zählt,
Und noch mit ſeinem Milchzahn kauet, gieb
Langbärtige Erzieher *) ohne Zahl;
Umſonſt, er bleibt der großen Küche treu,
Und hält's mit reich beſetzten Tafeln nur.
Lernt Sanftmuth, Menſchlichkeit vom Rutilus
Der Sohn? lernt er, daß auch der Knecht
Ein Menſch iſt, ſo wie wir? aus gleichem Stoff
Geformt? O nein, er lehrt ihn grauſam ſeyn.
Er, dem der Knute Streich ſo köſtlich ziſcht,
(Was wär' ihm gegen den Sirenen-Sang?)
Er, ein Antiphates und Polyphem **)
Der Seinigen, die vor ihm zittern; Er,
Der Wolluſt fühlt, ſo oft der Peiniger
Ob dem Paar Leinen den Unglücklichen
Mit rothgeglühtem Eiſen brennt?... Was kann
Dem Jüngling der wohl rathen, den Geklirr
Der Ketten, das Gefängniß, auf dem Land
Der Sclaven Kerker nur entzückt?

*) Das iſt: ſtrenge Philoſophen von Profeſſion, die ihren Bart nie ablegten.

**) Antiphates und Polyphem waren Ungeheuer, die ſich mit Menſchenfleiſch mäſteten.

Wie ſoll
Der Larga Tochter züchtig bleiben, die,
Wenn ſie der Mutter Buhlen überzählt,
Und noch ſo haſtig zählt, wohl dreißig Mal
Einhält, und immer friſchen Odem hohlt?
Das Mädchen weiß um die geheimſte Schuld
Der Mutter, ſchreibt nun ſelbſt, was ſie dictirt,
Auf's Täfelchen, *) und durch die nämlichen
Schandbuben ihrem Buhler zu.
So iſt's,
So will es die Natur. Das Beiſpiel reizt
Uns nie ſo mächtig, ſchnell, als wenn es, der
Uns theuer iſt, zu Hauſe ſelbſt uns giebt.
Und bleibet auch vom Gift der Jüngling frei,
Dem Titans **) liebevolle Kunſt ſein Herz
Aus beſſerm Thon geformt; der Hauſe rennt
In das Verderben ſeinen Vätern nach:
Am Ende reißt der Wirbel ſie mit fort...
Enthalte dich des Unrechts, wär's auch nur,
Daß Kinder kein verderblich Beiſpiel ſehn:
Denn Böſes nachzuahmen ſind wir von

*) Die Römer ſchrieben auf Tafeln, die mit Wachs belegt waren.

**) Die Fabel ſagt, daß Prometheus, Titans Enkel, zuerſt den Menſchen aus Thon geformt habe.

zu weitläufigen Anmerkung, unterſucht zu werden. Ich gedenke aber vielleicht im nächſtfolgenden Theil des Merkurs ſie zum Inhalt einer beſondern Betrachtung zu machen, und meine Gedanken darüber dem Leſer zu eigner Prüfung vorzulegen.

(5) „Wenn ſie fortfahren die Teutſchen des „achtzehnten Jahrhunderts für Enkel „Tuiskons anzuſehen.“

In der That, ſeit Tuiskons, oder, um nicht ſo weit auszuholen, ſeit Hermanns und Thusneldens — Carls des Groſſen — Heinrichs des erſten — Otto des erſten — Heinrichs des vierten — Friedrich des zweyten — Ludwig des fünften, Zeiten — und nur ſeit den Epochen Friedrichs des dritten — Carls des fünften — Ferdinand des dritten — Carls des ſiebenden — ſind mit dem Germaniſchen Staatskörper nach und nach ſo groſſe, ſo manchfaltige, ſo weſentliche Veränderungen vorgegangen, daß (wenn wir auch von dem Unſchicklichen, welches, aus dem unendlichen Contraſt unſrer Verfeinerung mit der rohen Natur der Enkel Teuts, über jeden Verſuch, uns als ſolche zu behandeln, ſich ausbreiten muß, gänzlich abſtrahiren wollten) blos der unermeßliche Unterſchied der gegenwärtigen Verfaſſung von Europa und Deutſchland von dem, was beydes zu den Zeiten der Barden war, es in mehr als einer Betrachtung unräthlich macht, die Sprache Hermanns mit uns zu reden, und uns

Natur geneigt. Kein Volk, kein Himmelsſtrich
Iſt ohne Catilina's Ebenbild;
Doch einen Brutus, einen Cato ſieht
Man ſelten oder nie. Kein ſchändlich Wort,
Kein ſchändlich Spiel komm' je der Schwelle nah,
Wo Kinder weilen. Fern von ihnen ſey
Die Wolluſtdirne, und des nächtlichen
Schmarotzers Lied. Vor Knaben ſey, wie's ziemt
Ganz Ehrfurcht. Haſt du eine Schandthat vor,
Denk' nicht, der Junge merkt's noch nicht: Dein Sohn,
Wenn auch noch Kind, ſteh' dir im Weg. Denn thut
Er einſt, was der Cenſoren Zorn verdient,
Und erbt er, nebſt den Zügen und dem Wuchs,
Von dir auch deine Sitten; wandelt er,
Ruchloſer noch als du, auf deinem Weg:
So wirſt du's bitter rügen, laut und derb
Es ihm verweiſen wollen, und zuletzt
Das Teſtament verändern. Kannſt du dann
Mit Vaterwürde Nachdruck äußern, wenn
Du ſelbſt als Greis noch ſchlimmre Dinge thuſt,
Dein hirnlos Haupt ſchon lang' der Schröpfkopf ſucht?*)

*) Die Alten zählten das Schröpfen am Hinterhaupte unter die Heilmittel gegen den Wahnſinn.

Erwärteſt du den Gaſt, ſoll keine Hand
Im Hauſe ruhn. Den Boden fege der,
Und der die Säulen: weg mit dem Geripp
Der Spinnen, weg mit ihrer Fahnen Wuſt.
Der waſche Silber; dieſer reinige
Gefäße: alſo tobſt du, in der Fauſt
Die Peitſche, dem Geſinde vor. Du biſt
In Angſt, daß nicht des Hofes Unflath, und
Des Säulenganges Schmutz das Auge deß,
Der kommen ſoll, beleidige; und doch
Fegt alles rein und blank ein einz'ger Knecht
Mit einer halben Metze Sägeſpreu.
Und kümmerſt du dich, daß dein Söhnchen auch
Dein Haus erblicke durchaus makelrein
Und bieder, tadellos? . . . Schön iſt's, wenn du
Uns Bürger giebſt, die nur dem Vaterland
Und ihrem Acker leben, für den Krieg
Und Frieden, jugendlicher Thatkraft voll.
Darauf kommt ſehr viel an, was du ſie lehrſt,
Wie du ihr Herz ausbildeſt. Sieh! der Storch
Sucht feldwärts ſeinen Jungen Schlangen und
Eidechſen: flick, erkieſen ſie ſich auch
Daſſelbe Mahl. Der Rabe läßt zurück
Vieh, Hund und Kreuz, und eilt zu ſeiner Brut,
Und bringt ihr einen Theil vom Aaſe mit:
Erwachſen geht ſie auch dem Aaſe nach,

Wenn sie auf eignen Bäumen Nester baut.
Der edle Vogel Jupiters ergreift
Im Wald den Hasen und das Reh, und legt
Die Beut' in das Gemach für sein Gezücht:
Hat es die Schaal' erbrochen, und davon
Einmal gekostet, eilet es gespornt
Vom Hunger, kaum befiedert, auch dahin.
Centronius erbaute viel. Er führt
Bald an Cajeta's krummem Ufer, und
Bald auf der höchsten Veste Tiburs, jetzt
Selbst auf den Bergen von Prāneste hoch
Die Villen auf mit fremdem Marmor, den
Ihm Griechenland verkauft. Er übertrifft
Fortuna's Tempel, den des Herkules;
So wie Posides, der Entmannte, selbst
Das Capitol. Doch seiner Häuser Prunk
Verzehrt sein Habe, sein Vermögen sinkt;
Und dennoch läßt er Schätze noch zurück.
Sie schmelzen erst beim tollen Sohn, der aus
Noch edlerm Marmor neue Villen baut.
Und dem ein sabbatscheuer Vater ward,
Der räuchert Wolken und dem Himmel nur, *)
Flieht Schweinefleisch wie Menschenfleisch, weil es

*) Die Römer glaubten, daß die Juden den Himmel, und somit auch die Wolken anbeteten.

Sein Vater floh, und legt die Vorhaut ab;
Und Roms Geſetz verachtend, lernet er
Das Jüdiſche, und hält und ehret nur
Was Moſes im geheimen Buch befiehlt,
Weiſt Keinem, der nicht ſeines Glaubens iſt,
Den Weg; der ſeine Vorhaut trägt, den Born,
Wenn Durſt ihn quält. Daran iſt Niemand, als
Der Vater Schuld, der jeden ſiebenten
Tag faul, euch ja nichts unternimmt, was frommt.
Sonſt ahmt der Knab' von ſelbſt das Böſe, nach;
Zum Geizigſeyn muß man ihn nöthigen.
Als Tugend gleißt das Laſter, herben Blicks,
Im Anzug ernſt, die Außenſeite ſtreng.
Der Filz heißt allgemein ein wackrer Mann,
Und guter Wirth, der für das Seine wacht.
(Die Drachen haben nie das goldne Vließ,
Der Heſperiden Aepfel ſo bewacht.)
Hierzu kommt, daß beſagten Filz die Welt
Für einen großen Künſtler hält und ehrt;
Denn nur nach ſeiner Art mehrt ſich das Gold;
Wie gilt ihm gleich. Nie ruht ſein Werk bei Tag
Und Nacht; er ruhet nie: ſo mehret ſich's.
So hält denn auch der Vater ihn für froh,
Zollt ſeinen Schätzen Ehrfurcht, und das Glück

Der

Der Aermuth iſt ihm naſſe Gluth. Er mahnt
Die Jugend: Geht denſelben Weg, und macht's
Wie dieſer Meiſter! Auch das Laſter hat
Sein Alphabet. Dies lehrt er ſie zuerſt:
Dann prägt er ihr den ganzen Unrath ein,
Und pfropft in's Herz die Unerſättliche,
Die Habſucht. Seiner Knechte Mägen miß
Er kleines Maaß. Er hungert ſelbſt. Noch nie
Entſchloß er ſich ſein blaues Schimmelbrod
Ganz zu verſpeiſen, ſelbſt im Herbſt gewohnt
Den Ueberreſt vom geſtrigen Gerichte
Zu ſammeln, und Veitsbohnen, Bratfiſch, nebſt
Der faulen Häringshälfte feſt verwahrt
Zum Nachtmahl aufzuſpären, auch den Lauch
Die Stämmchen wohlgezählt, doch unter'm Schloß.
Ein Bettelſunge von der Brücke, *) läd'ſt
Du ihn, verſchmäht das Mahl. Nun, wozu ſoll
All dieſes Gold, das du zuſammen quälſt?
Iſt's Unſinn nicht, nicht Raſerei, wenn du,
Um reich zu ſterben, wie ein Bettler lebſt?
Indeß dein Säckchen immer ſtraffer ſchwillt,
Wächſt deine Goldgier, wie dein Gold ſich häuft.

*) Die Brücken waren vorzüglich der Aufenthalt der Bettler in Rom.

Wer keines hat, der wünscht sich's minder.

Auf!

Ein neuer Hof; der alte gnügt nicht mehr.
Man ist zu sehr beengt. Des Nachbars Saat
Scheint größer, giebiger. Du schacherst drum,
Und um's Gehäg, um den Olivenberg.
Läßt sie der Eigner dir um keinen Preis;
So muß das magre Vieh, Zugochsen, frisch
Vom Pfluge, Nachts das Feld abgrasen, bis
Die ganze Saat, wie abgemäht, noch grün,
In den furchtbaren Doppelmägen steckt.
Wie viele jammern ob dem Raubgeschmeiß?
Wie manchen Acker macht der Unfug feil?
Doch welch ein Ruf! Wie grell spricht man von dir?
Was kümmer'ts mich? Ist seine Antwort. Mir
Sind Erbsenschoten lieber, als das Lob
Der ganzen Nachbarschaft im Dorf, wenn mir
Ein kleines Feld der Aehren wenige
Nur bringt. . . . So welkst du nie, nie deine Kraft;
Bist du stets kummerfrei: fließt ungetrübt
Dein Leben, wonnevoll, wer weiß wie lang:
Wenn vom urbaren Boden du allein
So viel hast, als einst unter'm Tatius
Die Römer sammt und sonders ackerten?

Noch gab man Kriegern, unter'm Helm ergraut,
Die aus den Schlachten mit den Puniern,
Moloſſen, Pyrrhus, dem Erſchrecklichen,
So manche Wunde holten, kaum als Lohn
Für alles, was ſie thaten, duldeten
Zwei Hufen Land: und jeder fand ſich wohl
Belohnt; das Vaterland, erkenntlich, treu.
Und dieſe Scholle nährt' den Vater, und
Sein Haus, das ſchwangre Weib, vier Kinder, drei
Der eigenen, und eins vom Knecht. Und wenn
Die größern Brüder ſpät von ihrem Pflug
Und Grabſcheit kehrten, fanden ſie am Heerd
Ein ſtärkend Mahl und mächt'ge Töpfe Brei.
Jetzt kleckte ſo ein Feld zum Garten nicht.
Seht der Verbrechen Quell! . . . Welch Laſter ſonſt
Vergiftet, meuchelmordet kälter, als
Heilloſe Habbegier? Wer Reichthum geizt
Will ihn zur Stelle. Nun, wann hält Geſetz,
Furcht oder Schaam den Geiz, der Eile hat,
Im Zaum? . . . Seyd mit der Hütte, Kinder! und
Den Hügeln da zufrieden, alſo ſprach
Der alte Marſer und Hernicier:
Laßt uns des Brods, ſo viel uns nöthig iſt,
Der Erde abgewinnen mit dem Pflug.
Denn dies gefällt den Göttern unſrer Flur,

Durch deren Beistand uns, seit süßes Korn
Uns wächst, die Eichelkost entbehrlich ward.
Der will nichts Böses, der in Schnee und Eis
Der hohen Juchtenstiefel sich nicht schämt,
Und, bläst der Nord, das Pelzfell einwärts kehrt.
Der fremde, nie bekannte, Purpurrock
Verführt zu Missethaten aller Art.
So sprach man damals zu der Jugend. Jetzt
Weckt schon um Mitternacht der Vater mit
Geschrei den Sohn, der schläft. . . . Auf! nimm das Licht,
Schreib, nimm Processe vor, lies Satzungen,
Schreib eine Bittschrift um den Rebenstock: *)
Doch mach', daß Lälius, **) noch unberührt
Vom Buchs den Kopf, die Nasenlöcher voll
Von Borsten, und dich breit geschultert sieht.
Zerstör' der Mohren Dorf, der Britten Burg,
Damit dein Sechzigstes den fetten Adler dir

*) Den Rebenstock führten die Centurionen. Sie waren ungefähr das, was bei uns die Feldwäbel oder Wachtmeister sind. Den Adler, die Hauptfahne der Legion, trugen die Adlerträger; ihre Stelle war ziemlich einträglich.

**) Lälius war ein General, der zu Juvenals Zeiten die Centurionsstelle ertheilen konnte.

Zubringe. Doch wenn langer Lagerdienſt,
Und deſſen Ungemach dir nicht behagt;
Wenn Hörner- und Trompetenſchall den Leib
Dir öffnet; ſieh dich nur um Waaren um,
Wobei du hundert ſichere Procent
Erwirbſt, und ſcheu' es nicht, wenn du damit
Jenſeits der Tiber Handel treiben muſt. *)
Sey's Balſam, Leder, alles ſey dir gleich.
Gewinn riecht gut, wenn auch die Waare nicht
Am beſten riecht. Des Dichters goldner Spruch,
Zevs hätt' ihn ſelbſt nicht köſtlicher geſagt,
Komm' nimmermehr aus deinem Mund und Sinn:
„Woher dein Geld? frägt Niemand, hab' nur viel!"
Dies prägt das Mütterchen dem Knaben ein,
Wenn er ihr einen Dreier abverlangt,
Dies lernt das Mädchen vor dem A B C.
Wenn ſo der Vater zu dem Sohne ſpricht,
So wäſſert mir der Mund zu ſagen: Thor!
Weswegen eilſt du mit ihm? Gewiß,
Der Schüler läßt den Meiſter hinter ſich.
Sey unbeſorgt; dich übertrifft der Sohn,
Wie ihre Väter Ajax und Achill.

*) Alle ekelhaften und ſtinkenden Gewerbe durften zu Rom nur jenſeits der Tiber getrieben werden.

Verſchone doch die zarten Jahre, bis
Das angeerbte Gift ſein Mark durchdringt.
Wenn ſich der Bart dem Kamm, dem Meſſer beut;
Dann legt er falſches Zeugniß ab; dann ſchwört
Er um geringes Geld den Meineid, und
Verührt der Ceres Fuß und Altar kühn. *)
Denk' deine Schnur ſo gut als abgethan,
Wenn ſie mit ihrem Brautſchatz ahnungsvoll
Dein Haus betritt. . . O welch ein Fingerdruck **)
Erwartet ſie im Brautbett, wenn ſie ſchläft!
Was du zu Land und See ihn ſuchen lehrſt,
Das findet er auf kürzerm Wege: denn
Die Greuelthaten koſten keine Müh.
So war es nicht gemeint, wirſt du dich einſt
Entſchuldigen; ſo etwas rieth ich nie.
Doch am Verderbniß ſeiner Seele trägſt
Nur du allein die erſte Schuld. Wer Geld
Ihn lieben lehrt, zum Geizigſeyn verführt.

*) Es war der heiligſte und feierlichſte Eid, wenn man beim Schwören den Fuß der Ceres und ihren Altar berührte.

**) Die Römer waren damals ſo ausgeartet, daß Viele, um ihrer Gattinn los zu werden, derſelben durch einen gewiſſen Fingerdruck Schierlingsgift beibrachten.

die Gesinnungen der alten Catten und Hermundurer einflössen zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freyheit, die wir zu unserm Glücke längst verlohren haben, den kriegerischen, blutdurstenden Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunst verschönern und zu Tugend und Heldenthum adeln, heißt einen Gebrauch von dieser edeln Kunst machen, der bey allem, was er Blendendes hat, nicht weniger gefährlich ist als wenn sie zum Werkzeug der Ueppigkeit und ausschweifender Lüste mißbraucht wird. Wir leben in einer Zeit, wo die Aufklärung der Europäischen Nationen über ihr wahres Interesse täglich zunimmt und sie immer mehr den Grundgesetzen nähert, welche die Natur der menschlichen Gattung vorgeschrieben, und an deren Beobachtung sie die öffentliche und Privatglückseligkeit unzertrennlich verbunden hat. Die Musen, als getreue Gehülfinnen der Philosophie, sind dazu bestimmt, die Seelen, welche diese erleuchtet, zu erwärmen; die ungestümen Leidenschaften nicht anzuflammen, sondern zu besänftigen und in Harmonie mit unsern moralischen Pflichten zu stimmen; uns den Werth der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derselben fähig machen, in rührenden Gemählden vorzustellen; uns den Geist des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und allgemeinen Geselligkeit einzuflössen; den Menschen durch die Allmacht des Gefühls einzuprägen, daß

sie

Wer durch Betrug das Erbe mehren heißt;
Der wirft die Zügel weg. Nun rennt das Roß,
Und achtet dich und dein Geheiß nicht mehr.
Unbändig rennt es, übereilt das Ziel.
Denn wer vermeint genug zu thun, wenn er
Nur so viel thut, als ihm gestattet wird?
So viel sieht jeder schon sich selber nach.
Sagst du, ein Thor ist's, der dem Freunde hilft,
Der Noth der Seinigen zu wehren eilt:
So ist für deinen Sohn des Spruches Sinn,
Sey Schurke, Räuber, Bösewicht, sobald
Es Schätze gilt. Denn diese liebt dein Herz,
Wie beide Decier das Vaterland,
Wie Menäceus *) (täuscht der Grieche nicht)
Die Stadt geliebt, in deren Furchen einst
Aus Drachenzähnen die Bewaffneten
Mit Schild und Speer entstanden, und sogleich
Den Mordkampf kämpften, gleich als stünde, der
Zum Angriff bläst, desselben Ursprungs da.

*) Beide Decier und Menäceus starben freiwillig für ihr Vaterland, um es zu retten. Die Fabel sagt, daß aus den Drachenzähnen, die Kadmus, der Erbauer Thebens ausgesäet hatte, auf der Stelle bewaffnete Krieger entstanden, die sogleich mit einander ein Gefecht begannen, und sich wechselsweise aufrieben.

So wirst du Flammen, deren Funken du
Selbst angezündet, hell auflodernd, und
Auch allverheerend sehn. Auch deiner schont
Man nicht. Der junge Löwe wird, gereizt,
Auch seinen Meister, der jetzt zittert, in
Der Falle würgen mit furchtbarer Wuth.
Der Astrolog kennt deiner Tage Ziel.
Es abzuwarten fällt dem Erben schwer.
Du endest, vor noch deine Stunde schlägt.
Du stehst im Weg. und hemmst die Wünsche nur:
Dein langes Hirschenalter *) härmt den Sohn.
Eil' stracks zum Archigen, kauf' Mithridats **)
Arznei, willst du noch Rosen pflücken, und
Uns sagen, wie die frische Feige schmeckt.
Das Gegengift sey stets bei Hand, bei'm Mahl
Zu schlürfen, Vätern so wie Königen.
O welch ein Schauspiel! (keines sonst, kein Fest,
Das uns der Prätor je zum Besten gab,
Kommt diesem gleich) zu sehn die Todesnoth,
Mit der sie ringen ob des Hauses Flor,

*) Es ist bekannt, daß der Hirsch ein sehr hohes Alter erreicht.

**) Mithridats Arzney war ein Gegenmittel, das er selbst bereitete, und oft zu sich nahm, um sich gegen Vergiftung zu bewahren.

Dem goldnen Schatz in seinem Schrank von Erz,
Der Summe, die nun Castors Aug bewacht, *)
Seit Mars, der Rächer, seinen Helm, vom Haupt
Sich stehlen ließ, selbst um das Seine kam.
Fahrt wohl, du Flora, Ceres, Cybele, **)
Mit eurem Scenentand! Des Menschen Thun
Und Treiben ist weit komischer.... Für mich
Ist's minder lockend, Springer durch den Reif
Und Tänzer auf dem scharf gespannten Seil
Zu sehn, als dich, wenn du auf dem Verdeck
Stets weilst und wohnest, der Orkane Spiel,
Du Wicht, elender Krämer mit dem Sack,
Den man von weitem riecht; zu glücklich, wenn
Von Creta's Strand den fetten Ausbruch du,
Den Landsmann Jupiters, hierher gebracht.
Doch ihm verdient der schmale Tritt sein Brod;
Ihn schützt vor Frost und Hunger bloß das Seil:
Du aber wagst dein Leben, Gieriger!

*) Anfänglich hatten die reichen Römer ihre Schätze im Tempel Mars des Rächers niedergelegt, weil man sie daselbst am meisten gesichert glaubte, nachdem aber dieser Tempel bestohlen worden, wählte man zum Verwahrungsorte den Tempel des Castor.

**) Zu Ehren der Flora, Ceres und Cybele wurden Schauspiele gefeiert, worin man dieser Göttinnen Thaten und Leiden darstellte.

Für hundert Villen, für die Million.
Sieh nach dem Haven! Von Matrosen und
Von hohen Masten wimmelt schon die See.
Die Flotte segelt, wo sie der Gewinn
Hinlockt. Der Archipel, das Mittelmeer,
Den Ocean weit hinter Calpe *) streift
Sie durch, und höret, wie die Sonne zischt.
Fürwahr, es lohnt der Müh, damit du stolz
Mit voller Börse, weit gedehntem Gurt
Nach Hause kehrst, des Meeres Ungethüm
Und der Tritonen Sturm zu sehn... Die Wuth
Die unsern Geist zerrüttet, ist von mehr
Als Einer Art. Im Arm der Schwester sieht **)

*) Calpe war das heutige Gibraltar; daselbst stand eine der Säulen des Herkules. Die Alten glaubten, daß die Sonne, wenn sie untergehe, im atlantischen Meer untertauche, und dabei wie glühendes Eisen zische, das in's Wasser gesenkt wird.

*) Hier ist die Rede von Orest und Ajax. Der Erste glaubte in seiner Raserei bei seiner Schwester Electra Furien zu sehen, die ihn mit Fackeln verfolgten; der zweite aber fiel in seiner Wuth über die Ochsen und Schweine her, die er für den Ulysses und den Agamemnon ansah. Beide waren ihm Todtfeinde, weil sie ihm sein Recht auf die Waffen des getödteten Achill abgesprochen hatten.

Der Eine Fackeln, Furien: der wähnt,
Wenn er die Rinder ſchlägt, er höre das
Gebrüll des Agamemnon, des Ulyß.
Auch der braucht einen Vormund, läßt er gleich
Sein Kleid in Ruhe, der ſein Fahrzeug bis
Zum Rand belaſtet, ſo, daß nur ein Beet
Ihn ſcheide von der See; indem das Ziel
Der großen Narrheit und Gefahr bloß klein
Zerſchnittnes und geprägtes Silber iſt.
Der Himmel ſchwärzet ſich, es blitzt. Ihr müßt
Die Anker lichten, ſchreit der Eigner des
Hoch aufgehäuften Pfeffers und Getreids.
Der ſchwarze Streif, die Blitze thun uns nichts;
Es iſt nur Wetterleuchten.... Armer Thor!
Vielleicht geht dieſes Schiff noch dieſe Nacht
In Trümmer, und ihn ſelbſt verſchlingt die Fluth.
Er hält den Gürtel nur noch mit dem Zahn
Und mit der Linken. Und derſelbe Mann,
Dem kurz zuvor das Gold des Pactolus
Und Tagus nicht genügte, muß nunmehr
Mit Lumpen ſeine Blöße decken; und
Nur das gemalte Ungewitter *) giebt
Dem Straßenbettler etwas Kummelbrod.

*) Die durch Schiffbruch verarmten bettelten auf den Straßen, und trugen, um Mitleiden zu erregen,

Mühſelig ſammelt ſich das Geld; doch noch
Mühſeliger verwahrt es ſich. Weh dem,
Der Schätze hüten muß! Am Abend läßt
Licin, der Reiche, Angeln legen, dann
Nachtwache halten ſeiner Knechte Schwarm.
Wie ängſtet ihn ſein Schatz von Elfenzahn,
Schildkröten, Agtſtein, ſeine Statuen
Und dann ſein Säulengang aus Phrygien!
Dem nackten Cyniker verbrennt kein Haus;
Zerbricht die Tonne, fügt er ſie mit Blei:
Wo nicht, ſteht morgen flugs die neue da.
Auch Alexander fühlt' es tief, als er
Den weiſen Faßbewohner ſah: um wie
Viel glücklicher das Loos deß, der nichts wünſcht,
Als deſſen ſey, der alles haben will.
Ihm drohn Gefahren, ſeinen Thaten gleich.
Du biſt ein Wolkenbild, o Glück! wenn uns
Die Klugheit führt Zur Göttin machen dich
Nur wir... Doch fragſt du mich, wie viel dein Hab
Und Gut ſeyn ſoll? ſo hör': So viel als gnügt,
Dem Hunger, Durſt und Froſt zu wehren, als
Dem Epikur in ſeinem Gärtchen gnügt,
Als dir, o Socrates! Wann widerſprach

ein Bild zur Schau, worauf der Schiffbruch abgemalt war.

Die Weisheit der Natur? Mein Vorbild scheint
Dir gar zu streng. Nun denn, so thu' hinzu,
Was unsre Sitte heischt, das Rittermaß,
So wie es Otho *) schätzt. Und runzelt dir
Noch deine Stirn' und sinkt die Lippe dir;
So sey's, nimm noch zwei andere dazu,
Mach' zwölfmal hundert tausend. Deine Gier
Ist nun ersättigt, deine Börse voll.
Wo nicht, so gnügt dir auch nicht Persien,
Des Crösus Gold, und was Narciß **) besaß,
Dem Claudius, der Cäsar, jeden Wunsch
Gewährte, ja, selbst Folge leistete,
Als er ihn seine Gattin morden hieß.

A. Kreil.

*) Roscius Otho hatte durch ein Gesetz bestimmt, daß man, um Ritter zu seyn, wenigstens ein Vermögen von 400,000 Sestertien, das ist ungefähr 30,000 Gulden unseres Geldes, besitzen müßte.

**) Narciß war der Freigelassene des Imperator Claudius, und dessen allmächtiger Günstling.

III.

Churfürst August von Sachsen und Lukas Cranach der Jüngere.

(N. T. Merkur 1807. St. I. S. 7. u. 8.)

Das Vorwort des Herrn Hofraths Böttiger zur biographischen Skizze des J. C. Adelungs erneuerte in mir auf das Neue das Andenken an jenes Vergnügen, das ich genoß, als mir das Glück zu Theil ward, ein Bändchen pergamentene Blätter in großem Quartformat zu eröffnen und auf jedem Blatte ein Mignaturgemälde der Reformatoren, eines Churfürsten Johann Friedrichs von Sachsen ꝛc. eines Luthers, Melanchthons ꝛc. zu finden. Jeder derselben hat auf dem — unter dem Portrait befindlichen leeren Raume seinen Namen eigenhändig unterzeichnet, seinen Wahlspruch (Symbolum) beigesetzt und bezeugt, daß es sein Bildniß sey, das dieses Blatt darstelle. Jedes Blatt hat das bekannte Cranachsche Zeichen, nämlich eine kriechende gekrönte Schlange. Diese Sammlung der Bildnisse der Reformatoren hatte einen rothsammtnen Einband, mit gel denen Tressen

eingefaßt und ward in einem rothſammtnen, gleichfalls mit goldenen Treſſen beſetzten Sacke aufbewahrt. — Ich hatte den Auftrag, dieſe Kunſtarbeiten Liebhabern zum Kauf anzubieten, fand aber Niemand, der die geforderte Kaufſumme geben wollte. In weſſen Beſitz dieſes Kleinod ſich gegenwärtig befinde, iſt mir unbekannt. Es ſind ſchon viele Jahre verfloſſen, ſeitdem ich keine weitere Nachricht von dem Schickſale jenes Kunſtwerks erfahren habe und es würde mich freuen, wenn dieſe Anregung der Sache Jemand veranlaſſen ſollte, dem kunſtliebenden Publikum Nachricht hierüber mitzutheilen.

Was Lucas Cranach den Jüngern, den einzigen Kunſt- und Geiſteserben des Lucas Müller des Aeltern aus Cranach betrifft, ſo beſitze ich die im Quartformat gedruckte, aus drei Bogen beſtehende Predigt, welche bei der Beerdigung des jüngern Cranachs gehalten worden iſt. Da dieſes kleine — ihm errichtete Denkmal vielleicht längſt der Vergeſſenheit oder Vernichtung übergeben iſt, ſo wage ich es, ſeine Exiſtenz dem Publikum bei dieſer Gelegenheit auf das Neue bekannt zu machen. Der Titel iſt:

„Chriſtliche Predigt bey der traurigen Leich und

Begrebnus, des weiland Ehrnvesten vnd Fürnehmen Herren LVCAS CRANACHS, gewesenen Bürgermeisters, in der weitberhümten Stad Wittenberg, gehalten den XXVII. Januarij Anno 1586. In der Pfarrkirchen daselbst durch GEORGEN MVLLER, D. P. vnd Canzlern bey der löblichen Vniuersitet daselbst. Wittenberg gedruckt durch Matthes Welack. Anno M. D. LXXXVI."

Der Leichentext ist Joh. 8, 51. welchen Spruch „der fromme alte Vater vnd nun in Gott selige Herr für andern sehr geliebet, in seinen lebzeiten viel vnd offt gebrauchet, vnd gleich als für sein Symbolum gefüret vnd gehalten hat."

Die Auslegung dieses Textes wollen wir hier unberührt lassen und uns an derselben nicht vergreifen, sondern sogleich zu dem Ende dieser Leichenpredigt eilen, wo der Trauerredner sagt: „An dessen Person, wesen, wandel, leben vnd abschied wir vns nicht weniger, auch nicht geringfügiger sachen mit sonderlichem lob vnd rhum denkwürdig zu erinnern haben."

Die lieben Leser dürfen aber nicht fürchten, hier einen weitläufigen Panegyrikus lesen zu müssen. Der Trauerredner hat sich weit kürzer gefaßt, als

es

ſie Brüder ſind und nur durch Vereinigung und Zuſammenſtimmung glücklich ſeyn können; den Fürſten — nicht zu ſchmeicheln — ſie nicht in dem Wahne zu beſtärken, daß ſie alles dürfen was ſie wollen — daß die Kunſt zu unterdrücken, zu würgen und zu erobern ſie zu Helden mache — daß es Recht ſey, wenn ſie zu Befriedigung ihrer Privatleidenſchaften und Launen ihre Provinzen entvölkern, glückliche Länder verwüſten, und mit dem Leben der Menſchen ein grauſames Spiel treiben; ſondern daß ſie entweder wohlthätige Väter und Hirten der Völker oder haſſenswürdige Tyrannen ſind, u. ſ. w. Dies iſt, däucht mich, in den Zeiten, worinn wir leben, mehr als jemals die wahre Beſtimmung der Dichtkunſt, und zu dieſer edeln Beſtimmung fodern wir uns ſelbſt und alle Prieſter der Muſen auf!

Übrigens ſey es ferne, daß ich durch dieſe Anmerkung dem verdienten Ruhm der ſchätzbaren Dichter, von welchen im Texte die Rede iſt, das geringſte benehmen wolle. Beyde ſind unläugbar Männer von Genie, und als Werke des Genie betrachtet, finde ich ihre Bardenlieder jedes Lobes würdig. Warum ſollte es auch einem Dichter, der blos die Kräfte ſeines Geiſtes verſuchen und üben will, nicht eben ſowohl erlaubt ſeyn, den Stoff zu ſeinen Gemählden aus den Zeiten der alten Germanen zu nehmen, als es einem Mahler erlaubt iſt, die Schlacht des Theſeus mit den Amazonen oder den Raub der Sabinerinnen zu mahlen? Wenn

es vielleicht Mancher wünschen möchte. Folgendes Weniges ist Alles, was er von dem jüngern Cranach seinen Zuhörern zu Gemüth führte.

„Erstlich ist seine fürtreffliche Malerkunst, darinnen er vor andern vielen einen sehr löblichen und weitberhümten Namen erlanget hat. — Vnser verstorbene Herr und Vater hat beides den Namen vnd die Kunst gemein gehalt mit seinem frommen vnd weitberhümbten Vater, auch Lucas Cranach vnd Maler genannt, deßen Name und fürtreffliche Kunst, nicht allein in diesen Landen: sondern fast in der ganzen Christenheit rhümlich vnd löblich bekandt ist. — Als Churfurst Johann Friederich, der fromme Herr, durch Gottes verhengnis gefangen, vnd von Land vnd Leuten hinweg gefüret wurde, ja auch seiner lieben Getrewen, der mehrer theil verliesse: Hat Lucas Cranach, der alte fromme Herr, bey seinem Gnedigsten Churfürsten trewlich ausgehalten, ins Gefengniß vnd der Feinde Läger sich zu jm begeben, allen müglichen beystand jm erzeiget, und so viel begeret, bey jm zuzusetzen, das er sich auch in die Frembde vnd Gefengnis hinfüren zu lassen nicht schew getragen, da es allein sein Gnedigster Herr bud gefangener Churfürst jm hette verfolgen vnd gestatten wöllen. Diese Trew wird jm vergolten ewiglich."

„Was nun Vater vnd Son, beide Lucas Cranach selige, in jrer Kunst fürtreffliche Gaben gehabt, haben alle verstendige aus jren wercken leichtlich zu ersehen, vnd ist kein Zweiffel, wird erst bey künfftiger Welt vnd der dankbaren posteriteten mit mehrem rhum vnd lob erkand vnd gepriesen werden."

„Der Geist Gottes vnd künstliche weisheit hat sich in diesen beiden Künstlern, Vater vnd Sone, der freien Mahlkunst halben, auch gewaltig sehen lassen. Denn sie nicht nur, wie sonst gemeine Maler thun, frembde Kunststück zierlich nachmachen, abreissen, nachmalen, abmodlen, Illuminieren vnd Patronieren können (welchs gleichwol auch eine feine Kunst vnd gabe Gottes ist), sondern aus eigener inuention vnd ersinnung haben sie von freier hand ein fein inuention dichten, ein artige possierung stellen, und was jnen jr geist vnd erfindung gegeben, auff die Tafel vnd papier, ins werk selb richten vnd bringen können: Mit solcher hurtiger behendigkeit, das ehe vnd ein anderer seine Pensel vnd farben zusammen gesuchet, vnd sich bedacht hat, was er malen wölle: Hie das Werk schon vollendet, vnd ganz vor augen gestanden ist."

„Welche edle gabe sie nicht neidischer weise ver-

ſtecket, wie ſonſt gemeiniglich, was Künſtler ſind, jre eigene köpf vnd ſeltzame hirn haben: ſondern jre Kunſt haben ſie wol unter die Leut kommen, vnd andern zu teil werden laſſen. So haben ſie auch jrer Kunſt ſich nicht zu leichtfertigkeit vnd üppigkeit misgebrauchet, inmaſſen der leidige Satan ſonſten gemeiniglich bey groſſen Künſtlern den beſten vorteil hat: Sondern dieſe beide fürtreffliche Künſtler haben mit jren gaben Gott zu ehren, vnd gemeinem nutzen zu beſtem gedienet. — Deßen vielgedachten beiden frommen Herren, Vater vnd Sone, nicht allein hie vnd in dieſen Landen: ſondern auch wol in der Frembden Zeugnis geben werden, die ſchöne Tafeln, Contrafect, Epitaphia vnd dergleichen gemälde, ſo von jrer Hand gemalet, hin und wieder in Kirchen vnd Schulen, in Schlöſſern vnd Heuſern geſehen werden, darüber ſich noch die dankbare poſteritet verwundern vnd ſagen wird, wie ich mich zu erinnern weiſſe, ich ſelb vor etlich jaren von einem Hochverſtendigen Mann gehört habe, da er mir des alten Lucas Cranachs Kunſtſtück eines gewieſen hatte, Schade ſey es, das dieſe künſtliche hende faulen ſollen. Mit des heiligen Mannes Gottes Lutheri Contrafect, desgleichen des frommen Philippi ſeligen Bildnus haben ſich zwar dieſe Menner alſo erlustet, das ſie jnen ſelbige mit

ſſetigen Contrafecten gleichſam gar eigen gemacht haben."

„Wie aber dieſe Kunſt vnd geſchicklichkeit an vielgedachtem vnſerm frommen Herren vnd bürgermeiſter ſelig löblich: Alſo iſt das fürs andere an jm viel löblicher geweſen, was von ſeinem wandel mit wahrheit kann geſagt werden: Da er denn ſeinem lieben Weib vnd Kindern ein frommer Haus- vnd Zuchtvater, den Ehehalten ein lieber gedultiger Herr, allen Hausgenoſſen vnd beywonenden ein getrewer angenemer Lehr- vnd Zuchtmeiſter, gemeiner Stad vnd ſeinem lieben Vaterland allhie ein vertreglicher nützlicher Mitbürger, vnd endlich auch dieſer Stad viel jar lang Wolweiſer und friedfertiger bürgermeiſter geweſen iſt, — beſonders derwegen, das er den lieben frieden ſo hertzlich geliebet, denſelben auch dermaſſen befördert hat, das ſeine höchſte ſorge geweſen, denſelben nicht allein zwiſchen den Vnterthanen vnd der bürgerſchafft fleiſig zu bewaren: Sondern auch zuförderſt zwiſchen der löblichen Vniuerſitet vnd Erbarn rath allhie, bürgern vnd Studenten, gute Correſpondenz vnd einigkeit zu pflantzen vnd zu erhalten. — So iſt denn ſonſten auch menniglich bewuſt ſeine unverdroſſene arbeitſamkeit, ſeine ſchiedliche friedfertigkeit,

ſeine ungeſparte dienſtwilligkeit, auch freygebige gütigkeit gegen den armen.“

„Das dritte aber vnd fürnemeſte an vnſerm frommen ſeligen Herren iſt geweſen ſein eifriges, reines vnd vnverrücktes Chriſtenthumb. — Dieſem hat vnſer fromme alte Herr vnd ſelige Vater dermaſſen abgewartet, das er keinen Morgen von Haus kommen, er habe denn zuvor eine gute langezeit ſein Gebet, Pſalter, bibel, Altes vnd Newes Teſtament fürhanden gehabt.“ —

„Er iſt in ſeinem hohen Alter eingegangen in ſeines Herrn freude — zu welcher der ewige Vater die Witwin, gehorſame Kinder, lieben Enkel vnd ganze verlaſſene poſteritet verhelffen wolle.“

So lauten die eigenen Worte des Panegyriſten. — Wenig genug! — Ein Auditorium jetziger Zeit hätte von ihm gefordert, das Jahr, den Tag und die Stunde der Geburt ꝛc. anzugeben — aber von allem dieſem iſt altum ſilentium. Uebrigens hat ſich derſelbe im Fache der Polemik zu ſeiner Zeit ſehr ausgezeichnet. Er führte außer ſeinem Taufnamen Georg drei Zunamen; bald nannte

er ſich Müller, bald Mylius, bald auch Gering. Er war eines Augſpurgiſchen Zimmermanns Sohn, geb. 1514. Als Superintendent in Augsburg wollte er den gregorianiſchen Kalender nicht annehmen und widerſetzte ſich der Einführung deſſelben ſogar auf der Kanzel heftig. Die Römiſch-Katholiſchen bemächtigten ſich ſeiner Perſon im Jahre 1584, ſetzten ihn auf einen Wagen, entführten ihn und droheten, „der Keſſel mit Oel, worin er geſotten werden ſollte, wäre zu Rom ſchon über das Feuer geſetzt.“ Müller aber entkam glücklich und fand in Ulm, das er ſein Pathmos nannte, Zuflucht. Im folgenden Jahre (1585) wurde er Profeſſor der Theologie zu Wittenberg, kam im Jahre 1589 als ſolcher nach Jena, zog aber im J. 1603 wieder nach Wittenberg als Superintendent und Profeſſor, wo er im J. 1607 am 28. Mai ſtarb. Er ließ Streit-Predigten drucken gegen den Papſt, gegen die Türken, gegen die Calviniſten ꝛc. Ich beſitze ſeine lateiniſche Lebensbeſchreibung, welche D. Leonhard Hutter (Wittenb. 1607. 4.) herausgegeben hat.

Nürnberg.

Johann Ferdinand Roth.

IV.

Auszug aus einem Schreiben eines Reiſenden über Kunſtgegenſtände in Stuttgard.

Strasburg, d. 3. Dec. 1806.

Bei meiner Durchreiſe in mein nunmehriges neues Vaterland durch dieſen nicht ſehr großen Ort, der ohne ein anderes Ferment zu haben, wodurch man ſonſt Künſtler zu wecken vermeint, z. B. Sammlungen von Gemälden und Gipsabgüſſen, oder gar wirklichen Antiken, Akademien, Zeichenſchulen, Prämien u. dgl. ohne irgend ein anderes Hülfsmittel, als was der vor dreizehn Jahren verſtorbene Herzog Karl durch eine Zeichenſchule, einige wackere Lehrer und eine ſehr mäßige Beihülfe zum Reiſen bewirkte — in den verſchiedenen Kunſtfächern mehr Männer von vorzüglichem Gehalt beſitzt, als verhältnißmäßig Berlin und Dresden, *)

*) Vielleicht iſt es eben der Abgang dieſer Gährungsmittel, eben dieſe Sparſamkeit in den Reiſegeldern, die ſie hervorbrachte. Da war keine Kunſtakademie im eigentlichen Sinn, alſo kein Profeſſoren- und Di-

ermangelte ich nicht, die Feierſtunden einiger Tage dazu zu verwenden, daß ich die alten Arbeiten der hier wohnenden Künſtler, und was ſie ſeit meinem letzten Aufenthalt geleiſtet haben, theils wieder aufſuchte, theils in Augenſchein nahm.

Ihnen, mein Freund, gebe ich immer Rechenſchaft von meinen Genüſſen auf Reiſen; Sie wiſſen alſo ungefähr, was mich in Stuttgard anzog, und welchen Maßſtab ich dabei führe. Sie wiſſen, daß mich das Ausland nicht gegen mein altes Vaterland ungerecht werden ließ, und daß ich es für Pflicht halte, billig zu ſeyn, billig in ſofern, von einer Stadt von einigen 20.000 Einwohnern nicht das zu verlangen, was in einem Orte von 60,000 kurrent iſt, daß ich endlich fühle, wie ein Künſtler in jener Stadt, ſelbſt bei Anlagen, in Paris, oder unter den Medizeern zu Florenz zu glänzen, oft ſeine Natur verläugnen müſſe, um ſich nach ſeinem Publikum, und in Teutſchland überhaupt nach den Launen und Mitteln ſeiner Herrſcher zu richten.

rectors Einfluß, gute Köpfe, durch den unbeträchtlichen Zuſchuß nur gegen die nöthigſten Bedürfniſſe geſchützt, ſtanden auch in keiner Abhängigkeit, und arbeiteten ſich ſelbſt durch.

Vielleicht iſt kein Künſtler dieſer traurigen Nothwendigkeit mehr unterworfen, als der Architekt. Bei jeder andern Art kann man das Talent eher ahnen, als bei ihm, den oft nicht nur die Beſchränkung der Geldſummen, ſondern auch des Platzes, auf dem man ihm ſeinen Spielraum anweiſt, paralyſirt, der Launen ſeiner Fürſten, des Publikums das ihn richtet, der Eile, in der er alles liefern muß, gar nicht zu erwähnen. Kommt ein trefflicher Mann in eine ſolche Lage (und in dieſer iſt der Teutſche faſt immer) ſo möchte man ſogleich die Fabel von dem Eſel in der Löwenhaut umkehren. Der Mann von Geſchmack und Gefühl ſieht den wackern Künſtler nicht an ſeinem Platz und daß Umſtände und Beſchränktheit ihm eine Haut übergeworfen haben, aber dennoch die Löwentatze unter der unedlen Hülle hervorſchimmere. Auch das iſt Löwentatze, wenn der Künſtler bei beſchränkten Mitteln zeigt, daß er alles, was er thut, zweckmäßig auszuführen verſteht — alſo wenn er Architekt iſt, ein Thor, ein Wachthaus dabei, ein Theater, wo man ihn in enge Gränzen bannt, gerade ſo baut und ausführt, wie es das Bedürfniß erfordert, und es dem Auge gefällt ohne geſuchte Zierrat; wenn ihn ſein Aufenthalt in Paris und Rom weder Grandioſität der Formen vernachläſſigen, noch der Manie der Antike zu große

Opfer bringen läßt, wie ich leider in Teutschland häufig bemerkte, wo man in Kunst und Literatur den Modegötzen weit unbedingter nachläuft, als in Frankreich. So sah ich in mäßig großen, fast möcht' ich sagen, kleinen teutschen Städten von Künstlern, die in Rom gewesen waren, Thore von einer Prätension erbauen, wie sie unser Lyon nicht hat, ob es dort gleich gewiß zwanzigmal mehr Menschen aus- und einläßt; so auch Privathäuser mit inkrustirten Säulen, eingemauerten Basreliefs in Stuck mit Arten von italiänischen Cortile, obgleich unsere altteutsche Wand, wenn der Maurer gut arbeitet, auch ohne Säule trägt, und die Winter unter dem 48sten und 49sten Breitengrade mit ihrer Abwechselung von Frost und Thauwetter unsere Basreliefs an den Façaden zernichten, und uns in unsern theuer bezahlten Cortilen die Zähne klappern.

Daher freute mich das Stuttgarder Theater so sehr, als ich sah, daß Thouret, der jetzige Hofbaumeister, in einem kleinen Raum, der ihm auf und in den Mauern eines ehemaligen Wirthschaftsgebäudes, unter Beibehaltung des Dachs, angewiesen war, ein Theater erbaut, von dem selbst Kunstverständige eingestehen, daß es alle unter diesen

ich wünſche, daß ſie die Bahn Oſſians (deſſen Geſänge gleichwohl ſein poetiſcher Ueberſetzer ſelbſt in ihrer Art nicht höher ſchätzen kan als ich) verlaſſen und für ihre Zeitgenoſſen und eine — hoffentlich — beſſere Nachwelt dichten möchten; ſo geſchieht es blos weil ich überzeugt bin, daß ſie ihr Talent dadurch gemeinnützlicher machen könnten, und weil ich ihnen vorzüglich zutraue, daß ſie von der Beſtimmung der Dichtkunſt die edelſten Begriffe hegen.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

VIII.

Auszug aus einem Briefe aus Paris,

vom 20. May 1773.

An die Demoiſelle ***

Ihre Freundin iſt alſo angekommen? Wie glücklich Sie ſind! Nun haben Sie doch jemanden, wenn Sie etwas Schönes ſehen, zu dem Sie ſagen können: das iſt ſchön. O gewiß, ſo lange man das nicht ſagen kan, iſt es um die ganze Welt eine traurige Sache. Neulich war ich in der erſten Vorſtellung des Magnifique von Gretry. Das Stück hat eine Scene, welche ich durch und durch empfand, eine vortrefliche Scene; aber was half ſie mir? Der Mann, der neben

Umſtänden mögliche Forderungen erfüllt, und ſelbſt angenehmer als manches große ins Auge fällt.

Mehrere Beweiſe ſeines Talents finden ſich hin und wieder in Stuttgard und Ludwigsburg. Viele Zeit mußte er verſchwenden an Dekorationen und Feten, ephemere Producte, deren Spur mit dem Tage der ſie hervorbrachte, verſchwünden iſt. *) Vieles, was er gemacht, ſcheint unbedeutend, allein es iſt doch wirklich wichtig, weil man ſieht, was er machen konnte, und weil es wörtlich auf den partiellen Geſchmack Einfluß gehabt hat. Vorher wurden durch den Herzog Karl und ſeine Architekten Millionen vergeudet; Verſailles äffte man in der Solitude nach, und doch war weit und breit in Privatgebäuden auch nicht eine Spur von dem Einfluſſe dieſes Aufwandes zu ſehen. In und um Stuttgard gab es kaum ein Gartenhaus, deſſen Proportionen das Auge nicht beleidigten. Eher fand man etwas beſſeres in den benachbarten Reichsſtädten, dort baute man doch in Stein, gieng

*) Auch dies iſt Beleg für ſeine Fähigkeiten. Ich beziehe mich deshalb auf einen Brief, den mir ein Freund vor drei Jahren über eine ſolche Decoration ſchrieb, wovon ich einen Auszug beilege.

ſeinen eigenen Weg, nahm auch manchmal einen fremden Künſtler an. Stuttgard hingegen hatte keine Privatgebäude, wie man ſie in der benachbarten Schweiz zu Tauſenden findet, von Holland, Frankreich, England will ich gar nichts ſagen. Seit Thouret giebt es indeß einige von gefälligen anſpruchloſen Verhältniſſen, heiter, einfach, freundlich von innen und außen, haben ſie doch einiges Ebenmaaß zwiſchen der Höhe und Breite. Da es wenig neue Häuſer zu bauen gab, ſo ließen doch mehrere ihre alten nach ſeinen Angaben anſtreichen und nachhelfen. Die Anſtreicherzunft (an ſolchen Orten ziemlich beſchäftigt, wo der Privatmann nicht in Stein-baut) hat nun doch einige gute Formeln aus Thourets Ornamenten entlehnt, und ihre alten unſinnigen architektoniſchen Glieder mit Konſolen u. dgl verworfen. Nun giebt es auch noch einen Architekten in Heilbronn, Barth, der ſeine Studienzeit in Paris und Rom trefflich genützt haben ſoll. Er iſt ſchon in wirtembergiſchen Dienſten, konnte aber noch nichts ausführen. Doch ſollte er jetzt einem dortigen Einwohner ein ſchönes Haus einrichten, allein ehe er das Werk bekam, hatte ſchon ein anderer die Carcaſſe hingeſtellt.

Dies sind die Annehmlichkeiten des Architektenlebens in neuern Zeiten. Entweder soll er der Pfuscherei eines Vorgängers nacharbeiten, oder er erlebt die Vollendung seiner Arbeit nicht, die nun ein Stümper verhunzt. Gieng es doch selbst Michelangelo und Bramante so, und vollends in Teutschland! Hat da auch hin und wieder ein Mann Kopf genug, sich von der Mode loszureißen, konkurriren günstige Umstände, daß er etwas Ganzes vollenden kann, so wird er nicht verstanden, kann keine Schule bilden — die Lobhudeleien in ein paar Journalen, rechne ich für nichts, er theilt sie mit jedem Saalbäder — und so stirbt er ab, wie ein schönes Mädchen in einem Klosterzwinger, ohne Früchte, selbst der wenige, etwa ausgestreute Saame wird von dem Unkraut des falschen Geschmacks erstickt. Welche Zukunft endlich bei diesem Stande der Erniedrigung Teutschlands!

Schon vor der traurigen Epoche mußte der Architekt als Dekorateur leben, denn gewöhnlich klebt sich der Teutsche seine Gebäude selbst zusammen, ohne Styl, ohne Charakter. Giebt es diesen etwa in der neuern teutschen Architektur? Ist nicht alles, was seit 200 Jahren gebaut ward, Gemisch von Nürnberger, französischer und italiänischer

Kunſt. Bei der letzten iſt noch das meiſte aus der Barominiſchen Periode genommen. Sieht man nicht dieſem Gemengſel die Verbindung teutſcher Handelsſtädte mit Italien, England, Frankreich, und die Laune jedes Hofs an, je nachdem er ſeinen Baumeiſter aus einem dieſer Länder verſchrieben hat?

Franzöſiſche Architekten ſtehn freilich nicht hoch in der Geſchichte der Kunſt, aber ſie haben doch einen Charakter, und wußten ihn ihrem Klima, und Bedürfniſſen meiſterhaft anzupaſſen.

Nach demſelben, oben ausgeſprochenen Grundſatz von Billigkeit, Künſtler, an Orten wie Stuttgard, nicht nach dem, was ſie geleiſtet haben, ſondern nach dem zu klaſſifiziren, was ſie unter andern Umſtänden ſicher leiſten würden, ſteht Dannecker auf einer nicht minder hohen Stufe, wie Thouret. Dennoch hat Dannecker bisher nichts für das große Publikum geliefert, als Lavaters Büſte, und dieſe erhielt den gebührenden Beifall an einem Orte, wo ſie von Kunſtfreunden aus gebildeten Nationen geſehen werden konnte. Seine übrigen Arbeiten haben ſich in die Palläſte der Fürſten, und in die Kabinette einiger Dilettanten verlorn; ſind alſo ſo gut, als nicht vorhanden.

Mich freut es daher, daß etwas im Werk iſt, was dieſem wackern Künſtler auch außer Teutſchland ſeinen Rang in der Reihe der beſſern Bildhauer anweiſen wird.

Er hat eine koloſſale Ariadne verfertigt, die jetzt zwar nur noch in Gips daſteht, man ſagt aber, er gedenke ſie in Marmor auszuführen, und dann nach Paris zu ſchicken.

Ariadne, eine hohe Schönheit, ſchon mit dem Genuß der Liebe bekannt, hat ſich bei einem bacchiſchen Feſte auf einen Tiger aus dem Geſpann ihres Geliebten geſetzt, und läßt ſich zu dieſem hintragen. Das Eigenthümliche einer Geliebten des Bacchus beſtimmt den Charakter der Figur, und ſcheidet ſie von der Bacchantin, von einer Nymphe, einer Venus, Atalanta, Pſyche, und wie ſonſt die Modifikationen reizender Weiber des Alterthums heißen mögen.

Gleich entfernt von der ſüßlichen, affektirten Trivialität, Kennzeichen der modernen, franzöſiſchen Schule, und von der charakterloſen, antiquariſchen Feierlichkeit und Kälte aus der neueſten des David (unter deſſen Nachahmern ſich manche meiner alten,

teutſchen Landsleute finden) gieng Dannecker den Weg der Natur und des Genie's, den ein Mann von ſolchem Takt und Studium gehen mußte. Faſt ſollte ich es ihm abbitten, daß ich ihm dies als Verdienſt anrechne.

Erlaſſen Sie mir die Beſchreibung, wie er ſeinen Gegenſtand ausgeführt. Es mahlt ſich ſo ſchlecht mit Worten, ob man gleich jetzt faſt nichts anders thut.

Das größte Lob dieſes Kunſtwerks liegt in ſeinen Umgebungen.

Der Kronprinz von Wirtemberg ließ nämlich, aus löblichem Eifer für die Beförderung des Kunſtſtudiums, eine Menge Abgüſſe der beſten Antiken des Pariſer Muſeums nach Stuttgard bringen. *) Dieſe

*) Hierin zeigt, wie es ſcheint, dieſer Prinz ächten Geſchmack. Es heißt, die Abgüſſe ſind zum Gebrauch für Künſtler beſtimmt. Auch hat er manchen Künſtler in Rom beſchäftigt, und durch wohl angebrachte Liberalität aufgemuntert, dagegen aber alles Anſinnen, alte Gemälde zu kaufen, abgewieſen. Der Künſtler braucht Aufmunterung und

Diese standen provisorisch in Dannecker's Atelier. Die Ariadne steht unter allen diesen, Laokoons, vatikanischen Apolls, Germanikussen, mediceischen Venus, Hermafroditen — von jedem sind doppelte Exemplare da — ohne die mindeste nachtheilige Wirkung von ihnen zu empfangen; man bemerkt in ihr auch keine Reminiszenz älterer Studien, es ist eigener, natürlicher, gediegener Gedanke, und Ausführung. Gros, grandios und dennoch lieblich steht sie da, wie ein Werk der Cinquecentisten neben den Werken alter Kunst.

Während meiner Anwesenheit kam gerade Jemand aus Italien über Wien. Er hatte am letzten Ort Canova's neustes, gepriesenes Monument, und in dessen Heimath mehrere Werke dieses Meisters gesehn. Er sprach mit Ernst und scheinbar Kalt. Er war ganz fremd, ich konnte also seine Aeußerun-

Geld, nicht der Kunsthändler. Hundert Ducaten zu rechter Zeit an jenen gespendet, wirken mehr als Tausende, für diesen vergeudet. Nie hat der bloße Kunsthandel die Kunst befördert, er kann sie nur nothdürftig erhalten, wie etwa der Weinhandel den armen Winzer.

geil nicht für Deklamationen ansehn. Canova, versicherte er, habe nie eine solche weibliche Figur erschaffen, keine sey in solchem großen Styl gedacht, sich zugleich an's Liebliche hinneigend. Ueberhaupt ruhe ein Theil von Canova's Ruhm auf seiner äußerst zärtlichen Behandlung des Marmors, was bei der Gipsfigur nicht bestehen kann. Der Perseus im vatikanischen Museum werde durch die Abgüsse des Antinous und Apolls sehr zurückgedrängt, aber die Ariadne verliere nichts durch die antiken Abgüsse. Der Fremde wünschte dabei, Dannecker möge dies treffliche Bild nach der Alten Weise, nur mit dem Eisen endigen. Denn grandiose Werke verlieren nur ihren Character durch eine solche Ausfeilung, wie sich am Bernini und den meisten Neuern findet, wo sich nur das Mechanische bewundern läßt. Eher gienge dies an dem Bilde an, das Dannecker für ein Monument in Ludwigsburg gemacht hat, ein Bild zur Parade für den großen Haufen.

Ich konnte dem Mann nicht unrecht geben. Auch Scheffauer hat neue Arbeiten aufgestellt. Sie finden ihre ausführliche Beschreibung in einem kürzlich erschienenen Hefte des teutschen Merkurs, wor-

auf ich Sie verweiſen darf, um meinen Brief nicht unnöthig zu verlängern.

Neulich hat auch Hetſch ein großes Bild für die neueingerichteten Zimmer des Schloſſes verfertigt, ungefähr 9 — 10 Schuh lang und 6 hoch.

Der Stoff iſt aus der uns nicht ſehr geläufigen nordiſchen Mythologie, und durch ein Gedicht von Gray bei uns zuerſt bekannt geworden. *) Meines Wiſſens iſt er noch von keinem Künſtler behandelt worden, blos Füeßli zu London benutzte ihn zu einer Zeichnung in ſeiner Manier in einem undankbaren Großoctavformat zur Prachtausgabe des Gray.

Hier iſt die Schilderung des Dichters.

Odin's Höllenfahrt.

Auf ſtand der König der Menſchen, und ſattelte ſein kohlſchwarz Roß — tief hinab ritt er, den

*) S. auch Grä er's nordiſche Blumen, und das zweite Heft der Polychorda.

jähen gähnenden Schlund hinunter, der führt zu der furchtbaren Wohnung der Unterirdischen. Der Hund der Hölle entdeckt ihn bald, öffnet sein gottiges Maul, triefend von Schaum und Menschenblut, er verfolgt den Helden mit heiserm Gebell, aber umsonst, der Vater des mächtigen Zaubers setzt seinen Weg fort, — die Erde erseufzt unter seines Rosses Tritten — bis vor seinen furchtlosen Augen die neun Thore der Hölle sich erheben.

Gerad dem östlichen Thor gegenüber hält er vor einem moosbewachsenen Hügel.

Da schlief seit Jahrtausenden die Prophetin — gegen Osten gekehrt beschwört er sie mit Runenspeichen u. s. w.

Die Beschwörung geht vor sich, die Prophetin beschwert sich in erhabenen Versen, daß Odin ihre Ruhe störe. Odin verlangt zu wissen, wie es seinen Nachkommen ergehen werde, deren Schicksal er in verschiedenen Schattenbildern vor sich sieht, er fordert ihre Erklärung. Die Prophetin giebt sie, bei jeder einzelnen Antwort wiederholt sie ihr Verlangen um Ruhe. Sie spricht: Du zwingst mich,

neben mir in der Lotte saß, hatte kein Herz sie zu empfinden. Vortreflich! sagt' ich, der Auftritt mit der Rose ist so schön, so rührend! „Wie? versetzte mein Nachbar, als wenn er aus einem Traum' erwachte, wo sehen Sie denn eine Rose?“ Der arme Mann, der eine Magistrats-Person war, hatte vermuthlich an seine Processe gedacht. Ich sagte nichts weiter, und kehrt' ihm den Rücken zu; denn sein bloßer Anblick hätte mir das ganze Stück verdorben.

Sie kennen vielleicht den Magnifique. Es ist ein Drama von Hrn. Sedaine, und ziemlich frostig. Die Musik überhaupt ist nicht völlig des Gretry würdig; aber in den Worten und in der Musik finden sich neben gemeinen Stellen einige sehr erhabene. — Der Auftritt mit der Rose ist ein Meisterstück. Ich muß gestehen, daß Madame la Ruette und Hr. Clerval nicht wenig dazu beytragen: denn, wenn man die Scene liest, so macht sie einen geringen Eindruck; auf dem Theater hingegen, von diesen beyden Personen gespielt, ist sie das schönste, was man jemals gesehen hat. Der Inhalt ist ohngefähr dieser:

Aldobrandin, ein geiziger und eifersüchtiger Greis, der Vormund von Eleonoren, einem schönen und reichen Frauenzimmer zu Florenz, verbirgt sein Mündel, um es zu heyrathen. In seiner Nachbarschaft wohnt ein junger, freygebiger

und

meine Lippen zu öffnen, laß mich, laß mich wieder schlummern.

Noch einmal, Prophetin! ruft Odin zum letztenmale, stehe auf und sag an. Wer sind jene trauernden Jungfrauen, sie stehn in dumpfem Schmerz versunken, zerreißen ihr gelbes Haar, ihre weißen, flatternden Schleier, sag mir, woher ihre Klage? dann lasse ich dich zur Ruhe.

Diesen Moment hat der Künstler gewählt. Das Gedicht ist unvollendet, denn an dieser Frage erkennt die Prophetin den Odin. „Du bist kein gemeiner Wanderer. Ich kenne dich, König der Menschen! du bist der mächtigste des Heldengeschlechts.“ Sie geht zur Ruhe, und will nicht wieder aufstehn, bis Locke seine Ketten bricht und die Welt untergeht.

Der Ton des Gedichtes, die Bilder, die ganze Ausmalung, alles ist schaurig, selbst der Rhythmus erregt diese Stimmung. Es ist nur Fragment, bildet kein Ganzes, wie die Höllenscenen im Homer und Virgil; aber ein düstres, fast schreckliches Kolorit färbt alle Ideen, die es erregt. Es ist ein

veredelter Pendant zu den Hexenscenen, wie etwa die Sage von der zu Endor.

Wohl weiß ich die Gränze der bildenden Kunst, verglichen mit dem Spielraum der redenden, weiß, daß tausend Gedanken des Dichters sich im Gemälde nicht ausdrücken lassen. Der Dichter hat eine Menge Momente, von denen der bildende Künstler oft auch nicht einen brauchen kann, und selbst, wenn er einen erwählt, braucht er nicht sklavisch an den Details des Dichters zu haften. Allein ich halte ihn nicht berechtigt, von dem Ton, den der Dichter einmal angestimmt hat, abzuweichen und den Betrachtenden in einen entgegengesetzten umzustimmen.

Es sey dem Laien erlaubt hier zu forschen, warum der treffliche, denkende Künstler so ganz von seinem Original abgewichen sey? Bei den hohen Ideen, welche die vorigen Arbeiten dieses Künstlers von seinem Kunstsinn erregt haben, ist ihm diese Frage nicht gleichgültig, und er weiß sich selbst vielleicht nicht alle Zweifel zu lösen, wenn er es wagt, zwischen Künstler und Dichter

eine Parallele zu ziehn, und beide neben einander zu verfolgen.

Vorläufig muß ich wohl einen Satz feststellen, von dessen Gegentheil ich mich noch nicht habe überzeugen können, auch hat es noch Niemand versucht.

Wählt ein Künstler einen allgemeinen Gegenstand, oder einen ziemlich bekannten, wie die biblischen, die aus Legenden oder aus dem Homer, so hat er weit freiern Spielraum, wenn er nur nicht zu plump gegen das Costum verstößt, als bei solchen, wo man dem Zuschauer, von dem sich die Kenntniß des Bildes nicht erwarten läßt, fast immer die Geschichte vorsagen, oder wohl gar erst da nachschlagen lassen muß, wo sie der Künstler geschöpft hat. Je mehr nun der Betrachtende solcher Notizen vor dem Anschaun erhält, desto strenger wird er in seiner Forderung seyn, daß sie dargestellt werden müssen.

Bei dem vorliegenden Sujet muß fast immer ein Commentar voran, denn nordische Mythologie ist selbst unter den Gebildeten wenig geläufig.

Odin, der Held des Gedichts und des Bildes, ist Halbgott, König, Krieger, Besitzer des nordischen Paradieses, Walhalla, wo die Seelen der in der Schlacht gefallenen Tapfern mit ihm Gastmale halten, und von schönen Jungfrauen, den Walkyren, bedient werden.

Aus der griechischen Mythologie schließt sich das Bild eines Theseus, eines Herkules vor der Apotheose, eines Helden vor Troja zunächst an die Idee an, wie wir uns den Odin vorstellen.

Warum ist er auf dem Bilde in dem Charakter eines gemeinen, ältlichen Kriegers vorgestellt? So taugt er kaum zum Plute, denn diesem hätte der Künstler gewiß edlere Verhältnisse gegeben, hier um so nothwendiger, da er, gegen das nordische Kostume, ganz nackt gebildet ist.

Hierüber wollen wir nicht mit dem Künstler rechten, das Nackende ist der Triumph der Kunst, dann aber fordern wir von einem solchen Maler etwas mehr Ideal.

Odin hat von einem nordischen Halbgott

gar nichts, als dürre Augen, und röthliches Haar und Bart.

Die Scene des Gedichts iſt die Unterwelt. Der Höllenhund, die neun Thore der Unterwelt, das Hinabreiten in die jähe Tiefe, die Zauberformeln, womit Odin die Prophetin aus dem Staube ruft, ihr wiederholter Wunſch wieder einzuſchlummern, alle dieſe düſtern Gegenſtände machen einen weſentlichen Theil des Gedichts aus, und erfüllen den Leſer mit Schauer. Im Gemälde iſt nichts von allem. Die Prophetin liegt längs eines ziemlich großen Felſenſtücks, das kaum gewölbt ſcheint, auf ebner Erde, „ich habe in manchen engliſchen Gärten impoſantere Felſenmaſſen geſehn. Das Bild hat wenig, oder gar kein geſpanntes Licht. Odins Pferd ſteht mit allen Füßen faſt wagrecht, keine Spur, daß es bergab gekommen, vielmehr erſcheint hinten ein heiterer Tannenwald, wo die Jungfrauen ſichtbar ſind, nach welchen Odin fragt. Wäre ihr Händeringen nicht ſo ſichtbar, ſo erſchiene das ganze Bild heiter und hell, zumal da die ſich aufrichtende Prophetin von hoher Schönheit iſt. Der Maler kann die Unterwelt nicht ſo ſchaudervoll darſtel-

len, wie der Dichter, der ſelbſt das Hinabreiten durch eine Art Onomätopöe anſchaulich macht, ich bin ferner mit jenem einverſtanden, wenn er den ſcheuslichen Höllenhund wegläßt, aber noch einmal, warum giebt er einen ſo ganz entgegengeſetzten Ton an?

Odin betritt einen ihm fremden Ort, Helg's Wohnung war nur den durch Krankheit und Alter Umgekommenen beſtimmt, die Krieger kamen zu ihm nach Walhalla; er zaubert die Prophetin aus dem Todesſchlaf, das Schickſal ſeiner Nachkommen zu erfahren; er hat Viſionen, die er ſich von der Prophetin deuten läßt. Darf er gleich nicht ſo furchtſam erſcheinen, wie etwa Saul vor Samuel, ſo muß er doch auch nicht ſo gar unbefangen ausſehn; man glaubt, er frage nur nach dem Wege. Die weinenden Jungfrauen ſind die letzte der Viſionen, folglich gehören ſie als Schattenbilder in den entfernteſten Hintergrund, ſtatt daß ſie jetzt ſelbſt mit handeln, und ſich in einem Haine herumzutreiben ſcheinen, der zu der Gartenpartie gehört, wo die Prophetin begraben liegt. Die Bäume ſelbſt ſind kleinlich.

So viel von dem poetiſchen Theile des Bil-

des. Ich kann, wie gesagt, die unbekannten Ursachen nicht ahnen, warum der Künstler andere Ideen bei dem Beschauer erwecken will, als der Dichter bei dem Leser, denn verstanden hat er ihn gewiß.

Zeichnung und Kolorit ist, wie bei den bekannten Bildern dieses Künstlers, besonders ist die Prophetin, die sich aus dem Grabe windet, eine herrliche Figur. Das Pferd ist voll Geist, besonders die Vorderhand. Es ist absichtlich klein gehalten, damit es untergeordnet bleibe, ersetzt aber durch Geist und Feuer den Abgang der Größe. Dadurch erscheinen die menschlichen Figuren, die bei dem Dichter Riesen sind, noch riesenhafter. Die Hinterhand des Pferdes erscheint aber tod, vermuthlich weil es sich hinten gar nicht setzt, und die Fesselgelenke nicht biegt, was doch seyn müßte, wenn es, wie der Vordertheil anzeigt, vor dem lebendig gewordenen Leichnam erschrickt.

Eine der schönsten neuen Arbeiten von Hetsch sah ich im Kabinet eines seiner Freunde, in Oel auf Papier en camayeu, etwa 1½ Schuh lang und 1 Schuh hoch. Es sind die Walkyren, göttliche Jung-

frauen des Nordens, welche in den Schlachten umherritten, die Opfer des Todes auszusuchen, und den Sieg entschieden. Es sind ihrer zwei auf schwarzen Rossen, nach einer Richtung über die Wolken eilend. Auf der Erde stehen sich zwei Heere gegenüber, die Jungfrauen scheinen sich über ihr Schicksal zu besprechen. Dies ist eine der schönsten und gelungensten Kompositionen.

Leben Sie wohl u. s. w.

* * *

Beilage.

Schreiben aus Elwangen vom 17 Mai 1803 an den Verfasser vorstehenden Briefs.

Thourets Antheil an den Huldigungsfeierlichkeiten war für mich in diesen Tagen das Merkwürdigste. Er zeigte, was er unter andern Umständen im Großen zu leisten vermochte. Was er that, war

1) Erweiterung des Marktplatzes. Dieser bildet ein Parallelogramm; auf der schmalen nordwestlichen Seite vom Rathhause, auf der nordöstlichen längeren von der Hauptkirche, und gegenüber von Privatgebäuden begränzt. Der Platz ward noch

durch eine Kapelle und Buden verengt. Thouret veranlaßte ihre Wegschaffung, dadurch wurde das Ganze frei, und er bekam Spielraum zur Dekoration.

2). Der Regent nahm die Huldigung auf einem Balkon ein. Dieser war im einfachen Styl der Vorsprung des Gebäudes, das den Platz gegen Nordwesten, aber nicht mit einer seiner Seiten, sondern mit einem Eck begränzt. Der Dekorateur half diesem Uebelstand ab, indem der Balkon dieses Eck abzuschneiden schien. Er deckte beinahe die ganze Seite des Gebäudes, und gab dem Platz ein regelmäßiges Ansehn. Die Verzierungen paßten, ohne bunt zu seyn, zu dem Prunke des Tages.

3) Auf dem Platze stand ein Brunnen. Diesen maskirte er mit einem Obelisk auf einem Postament. Links wurde, der Symmetrie wegen, ein ähnlicher errichtet. Dies gab einen sehr gefälligen Anblick, den die Illumination der Nacht zu einem prächtigen erhöhte, indem die Beleuchtung die Dimensionen vergrößert.

Dies alles war zwar an einen vorübergehenden Gegenstand verschwendet, scheint also unbedeutend.

Man sieht aber doch, wieviel der Mann geleistet, und was er machen könnte.

Mir war es ein neuer Beweiß, daß man alle bildende Künstler, sobald sie einmal feste Grundsätze erlangt haben, nach Rom schicken muß.

Dort lernen sie nicht nur den großen Styl, sondern auch den passenden, statt daß, wer nur eine Exkursion nach Dresden, Berlin oder Paris gemacht hat, gewöhnlich nur zusammengestoppelte Ideen, wie Flicken aus einem Kollektaneenbuch auftischt.

Thouret bewies in Ellwangen an einem ephemeren Gegenstand, wie er einen Hauptplatz in Berlin auf die Zeit, wo Friedrichs des Einzigen Namen genannt werden wird, dekoriren könnte.

So sieht man an manchem Gevatterbrief, daß der Verfasser die Klassiker gelesen.

und liebenswürdiger Edelmann, mit dem Beynahmen *le Magnifique*. Eleonorens Schönheit ist ihm nicht entgangen; er liebt sie bis zur Leidenschaft; aber ohne Hofnung. Ein sonderbarer Umstand verschaft ihm endlich das Mittel, sich mit seiner Geliebten, selbst in Gegenwart ihres Vormunds, zu unterhalten. Aldobrandin wollte von ihm ein kostbares Pferd kaufen, und der Edelmann forderte dafür zweytausend Ducaten, oder ein viertelstündiges Gespräch mit Eleonoren. Der Alte willigt in die letzte Bedingung; aber so, daß er Zeuge von ihrer Zusammenkunft, obgleich weit genug entfernt seyn will, um von der Unterredung nichts zu verstehen. Auf diese Weise scheint ihm der Kauf ganz wohlfeil; jedoch quält ihn die Eifersucht, und insgeheim verbietet er Eleonoren, auf die Reden des Liebhabers das mindeste zu antworten. Nachdem er diese vorbereitet hat, läßt er den jungen Edelmann herein kommen, dessen Art sich anzukündigen, nebst dem verschwenderischen Aufwand' in seiner Kleidung, ihm den Nahmen des Prächtigen vollkommen verdient. Man stellt die Taschenuhren, und der Alte geht bis ans Ende des Theaters zurück. Der Liebhaber nähert sich furchtsam seiner Geliebten, prüft sie, bleibt stumm, und nimmt darauf neben ihr Platz. In beyden Gesichtern ist die durch ihre Zusammenkunft, und noch mehr durch die Gegenwart des Alten verursachte Verwirrung ausgedrückt. Endlich redet er sie an, und erklärt ihr seine zärtliche und ehrfurcht-

Inhalt.

Seite

I. Andenken an Sophie von la Roche. . 3
(Als Beilage zu ihrem Porträt im Titelkupfer.)

II. Juvenals XIV. Satire.
Ueber die Erziehung. 8

III. Churfürst August von Sachsen und Lukas Cranach der Jüngere. 30

IV. Auszug aus einem Schreiben eines Reisenden über Kunstgegenstände in Stuttgart. . 39

No. 1.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſowie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Januar 1807.

I. Ankündigungen.

Proſpectus einer *topographiſch-militäriſchen Charte von Teutſchland in 104 Blättern*, unternommen von dem Geographiſchen Inſtitute zu Weimar.

Das Bedürfnis einer *Charte von Teutſchland*, nach einem *hinreichend groſsen* Maafsſtabe entworfen, *um jede bedeutende topographiſche Merkwürdigkeit anzugeben*, iſt nicht allein von Geographen und Reiſenden, ſondern auch von den beſtehenden Obrigkeiten und vorzüglich

von dem Militair längst sehr lebhaft gefühlt worden. Aeltere Unternehmungen dieser Art haben entweder (wie *Julien's* und *Chalchard's* Charten) einen *zu kleinen* Maafsstab, um obigen Zweck befriedigend erreichen zu können; oder entsprechen, trotz eines gröfsern Maafsstabes (wie z. B. der des *Jägerschen* Atlasses von Teutschland ist) nicht mehr den Anforderungen, welche seit den beträchtlichen Fortschritten der darstellenden Geographie Teutschlands in den letzten Decennien, durch vereinte Bemühung aufgeklärter Regierungen, fleifsiger Astronomen und sachkundiger Geodäten, an sie gemacht werden könnten.

Auch unsre topographisch-militairische Charte kann, wie wir uns dessen wohl bescheiden, vor der Hand keinen Anspruch auf gleichförmige Vollkommenheit in allen ihren Theilen machen. Denn obwohl manche weise Regierungen Teutschlands ausführliche topographische Vermessungen, die zum Theil auch zur Publicität gelangten, entweder selbst veranstalteten oder erlaubten, so ist doch in einem sehr ansehnlichen Theile Teutschlands in dieser Hinsicht noch nichts geschehen, oder nichts öffentlich bekannt geworden. Wo es auf detaillirte Darstellung einer Gegend ankommt, reichen einzelne Ortsbestimmungen nicht hin, um die etwa vorhandenen ältern Hülfsmittel unter sich in Uebereinstimmung zu bringen; selbst auch, wenn sie nur sparsam sind, diese Hülfsmittel, um den, der sie benutzt, gehörig für das Ganze zu orientiren.

Trotz dieser Hinderhilfe, die sich der Ausführung einer in allen Theilen *gleichförmig* und *richtig* ausgearbeiteten Charte von Teutschland vor der Hand noch entgegensetzen, glauben wir doch bei der sorgfältigsten Benutzung der uns bekannten Ortsbestimmungen, bei dem Besitze der vorzüglichsten, uns zugänglichen topographischen Hülfsmittel über Teutschland, und bei der uns zugesicherten Mitwirkung sachkundiger Geographen und Chartenzeichner, das obenerwähnte, vorzüglich jetzt stark gefühlte Bedürfnifs einer *topographisch-militairischen Charte von Teutschland* so gut befriedigen zu können, als es die oben angeführten Schwierigkeiten gestatten; und mehr wird man auch vorjetzt nicht verlangen. Die Einrichtung derselben setzt uns in den Stand, bei ihr eine *fortdauernde Verbesserung und Berichtigung*, so wie bei allen unsern übrigen Verlagswerken, Statt finden zu lassen, ohne dafs solche dem Besitzer der ganzen Charte beträchtliche Kosten verursache. Wenn nämlich einzelne, oder auch einige an einander stofsende Sectionen topographische Berichtigungen aus neuen, uns dermalen noch nicht zu Gebote stehenden, oder erst künftig zu erwartenden Quellen erhalten müssen, so ist bei der mäfsigen Gröfse

der Sectionen die Vertauschung der ältern Blätter mit den berichtigten nur ein sehr geringer Kostenaufwand.

Die *Einrichtung* der *topographisch - militairischen Charte von Teutschland* ist folgende:

1) Sie besteht aus 204 *an einander passenden Sectionen oder Blättern*, deren jedes im innern Rande 10⅞ Par. Zoll hoch und 14⅜ dergl. breit ist. Ihre Zusammensetzung zeigt *beiliegendes Tableau d'Assemblage*, welches die bei der Entwerfung der Zertheilung beobachtete Oekonomie dem Kenner beweisen wird.

2) Der *Maasstab* ist 1. 56 oder etwas über 1¼ Pariser Zoll für *eine geographische Meile* (deren 15 = 1 Grad d. Br.) und wie wir glauben, zweckmäßig gewählt, wenn die Unternehmung selbst nicht zu weit umfassend, zu langwierig und zu kostspielig (sowohl für Unternehmer, als Publicum) auf einer Seite werden sollte, und wenn man auf der andern nicht auf die Andeutung, auch nur der hauptsächlichsten Situationen, hätte Verzicht leisten wollen.

3) Die *Projection* des Ganzen ist die *Murdochische;* der *mittlere Meridian* der Charte der von 30° 30′ Oestl. Länge.

Dass wir übrigens unter einer *Charte von Teutschland* eine Charte dieses Landes in *seinen Gränzen* vor Auflösung des teutschen Reichsverbandes und *mit Schlesien* verstehen, mithin eine Charte der *Teutschen Erbländer des Östreichischen Kaiserthums*, *Schlesien's*, der *Staaten des Rheinischen Bundes* und der übrigen *Nordteutschen Länder* noch mit Einschluss *Ostfriesland's* und *Holsteins*, erhellet aus dem *Tableau d'Assemblage*, und die Darstellung dieser Länder wird also den *Inhalt* unserer Charte bilden.

Da es uns nun hauptsächlich um die topographische Niederlegung derselben, ohne Rücksicht auf die, vorzüglich in unserer Zeit sich oft so schnell ändernde politische Begränzung, mithin um eine *permanente Wahrheit ihrer Darstellung* und *immerwährende Brauchbarkeit* zu thun war, so bleiben die *politischen* oder conventionellen *Gränzen* auf der Charte durchaus *hinweg*; wobei jedoch Liebhaber, welche *einzelne Sectionen* oder mehrere derselben mit der zur Zeit der Bestellung bestehenden *politischen Begränzung* zu erhalten wünschen, solche auch mit einer mäßigen Erhöhung des Preises *colorirt* von uns erhalten können.

Das mäßige Format der einzelnen Sectionen gewährt der Charte nämlich eine *Zerlegbarkeit*, die ein nicht unbedeutender Vorzug derselben ist. Denn da jede einzelne Section oder jedes Blatt mit einem *Gradrande*, einer

eleganten *Einfassung* und einem eignen *teutschen* und *französischen Titel* versehen ist, so lässt sich solches jedesmal als ein für sich bestehendes Ganzes betrachten, das irgend einen Theil Teutschlands nach den vorzüglichsten vorhandenen Hülfsmitteln darstellt, und es wird, als solches, auch *einzeln* jedem Liebhaber überlassen, der sich sonach blos die, *seine Gegend* oder den *Staat, in dem er lebt, abbildenden Blätter* anzuschaffen braucht, ohne gehalten zu seyn, die ganze Charte zu kaufen.

So wird z. B.

Holstein	auf	6	Blättern
Ostfriesland	—	4	— —
Oldenburg	—	4	— —
Pommern	—	15	— —
die Kur- und Neumark . .	—	22	— —
Magdeburg mit dem Saalkreise, Halberstadt und Mansfeld . .	—	8	— —
die Königl. und Herzogl. Sächs. Länder	—	26	— —
Baden und Wirtemberg . . .	—	18	— —
die Baierischen Staaten . .	—	39	— —
Böhmen	—	25	— —
Mähren	—	16	— —
Niederöstreich	—	15	— —
Inneröstreich	—	23	— —
Wirzburg	—	6	— —

abgebildet u. s. w.; ein Verzeichniss, das wir in der Folge, wenn das nördliche Teutschland wieder feste Gränzen bekommen hat, vollständiger und ausführlicher geben werden, als es jetzt möglich ist. Wir bemerken hier nur noch, dass die oben angegebenen grösseren Abtheilungen den Käufer, der z. B. nur die *Charte seiner Gegend* zu besitzen wünscht, keineswegs binden.

Damit nun aber das Publicum erfahre, was auf jeder Section dargestellt ist, und darnach seine Bestellungen zu machen vermöge, ist die Einrichtung getroffen, dass der Inhalt jedes wirklich erschienenen Blatts, sowohl in den *A. G. Ephemeriden*, als auch in unsern *gratis zu habenden Monatsberichten* angezeigt werde.

Zur *Uebersicht* derer, welche gern von dem *Fortgange* dieser Unternehmung unterrichtet zu seyn wünschen, oder wissen wollen, *wie viel* und *welche Blätter* bis zu dem, zuletzt gelieferten, *wirklich erschienen sind*, wird auf der *Rückseite* jeder Section das hier beigefügte *Tableau d' Assemblage* (welches zugleich die *Zeichenerklärung* enthält) abgedruckt, nachdem auf diesem die *bereits erschienenen Sectionen* schräg durchstrichen und dadurch unterschieden sind, so dass immer Jeder, der

die neueſte Section in den Händen hat, bloſs durch Umkehrung des Blattes eine leichte Ueberſicht des Fortgangs unſrer topographiſch-militairiſchen Charte erhält, und nachzählen kann, *wie viel* und *welche Blätter* davon heraus ſind oder nicht.

Für Liebhaber, welche mehrere Sectionen der Charte *zuſammenzuſetzen* oder in *ein Ganzes zu vereinigen* wünſchen, machen wir die Bemerkung, daſs ſo lange man zu dem Abdrucke der einzelnen Blätter einen ſo hygrometriſchen Körper, als Papier, anwenden und die ſchon an ſich ungleich dicken Bogen, wenn ſie angefeuchtet ſind, dem oft nicht gleichförmigen Drucke der nach der verſchiedenen Stärke der Platten verſchieden geſtellten Kupferdruckerpreſſe ausſetzen muſs, ein haarſcharfes Anpaſſen derſelben faſt unmöglich iſt, wenn gleich der Stich auf den Platten vollkommen übereintrifft.

Gegenwärtig ſind die Sectionen 58, 68, 69 und 82 dem Stiche übergeben. Sie bilden einen intereſſanten Theil der Gegenden ab, in denen ſich die erſten merkwürdigen *Ereigniſſe des jetzigen Kriegs* zutrugen. Nämlich No. 58 den ſüdweſtlichen Theil des Herzogth. *Magdeburg* mit dieſer Feſtung, das Fürſtenthum *Halberſtadt* faſt ganz u. ſ. w.; — No. 68 das *Eichsfeld* mit *Hohnſtein* und *Nordhauſen*; — No. 69 *Mansfeld*, *Stollberg*, und Theile des Kön. Sächſ. *Thüringer Kreiſes* — und No. 82 das Fürſtenthum *Weimar* und das *Erfurter Gebiet* faſt ganz. Die Section 69, welche als *Probeblatt der ganzen Charte* dienen kann, wird, ſo wie die übrigen genannten Blätter, bei ſeiner Erſcheinung das Publicum von der Brauchbarkeit und Gemeinnützlichkeit dieſer Unternehmung beſſer, als Lobpreiſungen in dieſer Ankündigung, überzeugen.

Auf Gleichförmigkeit und Deutlichkeit des Stichs, auf Reinheit des Drucks und auf gutes Papier werden wir alle Sorgfalt wenden, dem ohnerachtet aber den Ankauf dieſer Charte, auch unbemittelten Liebhabern, durch einen im Verhältniſs mit ähnlichen Unternehmungen *höchſt niedrigen* Preiſs zu erleichtern ſuchen. Diejenigen, welche bei uns auf die *ganze Charte ſubſcribiren*, erhalten nämlich das Blatt auf ord. Papier für 6 gr. *Conv. M.* oder 27 kr. Rhn. und auf Velin 8 gr. oder 36 kr. Rhn. Im *einzelnen Verkaufe* gilt aber jedes Blatt 8 gr. C. M. od. 36 kr. Rhn. und auf Velin 10 gr. od. 44 kr. Rhn.

Da den Liebhabern ſowohl, als uns an einem raſchen Fortgange und baldiger Vollendung dieſer Unternehmung gelegen ſeyn muſs, ſo haben wir alle Anſtalten ſo getroffen, daſs wir hoffen, von Oſtern d. J. an, *jeden Monat* eine Lieferung von 3 bis 4 *Blättern* geben

zu können, so dass die *Vollendung des Ganzen* in 4 bis 5 Jahren Statt haben, und diese gute Aussicht unsrer Unternehmung bei dem Publico gewiss zu keiner gezwungen Empfehlung gereichen wird.

Man kann bei allen guten Buch- und Kunsthandlungen in und ausser Teutschland auf diese Charte *subscribiren*, da wir fast mit allen in Verbindung stehen. Besonders aber in Frankreich, zu *Paris* bei den Hrrn. *Picquet*, *Turneisen*, *Treuttel* u. *Wirz*, und *Amand König*, und zu *Strasburg* bei den Hrrn. *Levrault* u. Comp.

Weimar, den 2. Jan. 1807.

Das Geographische Institut.

II. Erschienene Neuigkeiten im Januar

UND DEREN INHALT.

I.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. I. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Allgemeine Uebersicht der sämmtl. geographischen Veränderungen und der Fortschritte der Länder- Völker- und Staatenkunde im J. 1806.

Bücher-Recensionen. 1. Almanach Imperial pour l'an 1806. 2. Alpina v. *C. Ul. v. Salis* und *J. Rud. Steinmüller.* I. Bd. 3. England, Wales, Irland und Schottland — von *Chn. A. Gilb. Göde.* 1—5 Theil. 4. Almanach der Reisen von *E. A. W. v. Zimmermann.* 6ter Jahrgang.

Charten-Recensionen. 1. Kleiner teutscher Städte-Atlas, vom Kriegsr. *Reichard.* 2. Ausführliche Charte des Russ. Reichs — von dem kaiserl. Chartendepôt. (Fortsetzung.) 3. Die Umgebungen von Wien und

von Linz, entworfen von *Joſ. Marx* Frhrn. *v. Liechtenſtern*. 4. Carte du Camp de Seyſt. Amſterdam.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Auszüge aus einigen Briefen des Frhrn. *Alex. v. Humboldt* an den Herausgeber. 2. Avantcoureur neuer ausländiſcher geogr. ſtatiſt. Schriften. 3. Journaliſtik. 4. Proſpectus einer topographiſch - militairiſchen Charte von Teutſchland in 204 Blättern. 5. Geographiſche Rügen. 6. Ueberſicht der Gröſse und Volksmenge der 19 Kantone der heutigen helvetiſchen Republik. 7. Berichtigung.

Zu dieſem Stücke gehören:

1. Das Portrait des Frhrn. *Alex. v. Humboldt.* 2. Nächtliche Scene am Orinoko. 3. Netz der topographiſch - militairiſchen Charte von Teutſchland in 204 Blättern.

Weimar, im Januar 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur. 1807. I. Stück.

Inhalt.

I. Churfürſt Auguſt von Sachſen. Eine biographiſche Skizze von J. C. Adelung. (In Beziehung auf das Titelkupfer.) II. Briefe vom Aſſeſſor Seetzen aus Haleb. III. Drei Briefe von Ramler an Adelung. IV. Kunſtnachrichten. 1. Wilhelm Kobels neueſte Kriegs-Gemälde. 2. Kunſtnachrichten aus Paris. 3. Kunſtnachrichten aus Wien. V. Die Frühlingsfeier.

Weimar im Januar 1807.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden. 1807. I. Stück

Inhalt.

I. G. M. Kraus. (Ein Paar Worte zu deſſen Portrait als Titelkupfer.) II. Anſicht der Taſchenbücher und Almana

che auf 1807. III. Kunſt. 1. Tableaux en Gouache de Salomon Geſsner, par Kolbe. 2. Verherrlichung D. Martin Luthers von Erdmann Hummel. 3. Pariſer Kunſtausſtellung im Jahr 1806. IV. Theater. 1. Italieniſche Oper und teutſches Schauſpiel in Dresden. 2. Ueberſicht der neueſten theatraliſchen Erſcheinungen in Wien. V. Muſik. Concert-Muſik in Dresden. VI. Miſcellen und Modenberichte. 1. Kaiſerin Joſephine in Frankfurt a. M. 2. Hin iſt Siel 3. Friedensfeier in Dresden. 4. Es mag donnern und blitzen, die neue Mode bleibt doch. 5. Pariſer Modenbericht. 6. Teutſcher Modenbericht. VII. Ameublement. Ueber die Decoration eines Toilettenzimmers. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Januar 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Vor Kurzem iſt in unſerem Verlage erſchienen, und nunmehr in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Lichtleiter, oder Beſchreibung einer einfachen Vorrichtung und ihrer Anwendung zur Erleuchtung innerer Höhlen und Zwiſchenräume des lebenden animaliſchen Körpers von *Ph. Bozzini*. Mit Kupfern, gr. fol. 1 Rthlr. 6 gr. Sächſ. od. 2 fl. 15 kr. Rhein.

Dieſe Schrift über einen Gegenſtand, der ſchon ſo viele Aufmerkſamkeit erregte, glauben wir Aerzten, Geburtshelfern und Naturforſchern beſonders empfehlen zu dürfen.

Weimar im Januar 1807.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Neueſte Länder- und Völker-Kunde. III. Jahrgang. 1807. I. Stück oder V. Bandes I. Stück.

Das Kaiſerthum Rußland.

Erſte Abtheilung. 1. Name. Hiſtoriſche Ueberſicht. 2. Lage. Gränzen. Größe. 3. Naturbeſchaffenheit. Klima. 4. Boden.

furchtvolle Zuneigung. Sie antwortet nichts. Dieſes Stillſchweigen hält er anfänglich für Verachtung; aber die zärtliche Unruhe des ſchönen Mädchens enträthſelt ihm das Geheimniß. Er beklagt ſich über ſein Schickſal, und inſonderheit über die Treuloſigkeit des **Aldobrandin.** Mit der größten Lebhaftigkeit mahlt er alles, was er empfindet, beſchwört ſie, Mitleiden mit ihm zu haben, und ſtellt ihr vor, dieſes ſey vielleicht das einzige mal, daß er das Glück habe, ſich ihr zu nähern. Wenn ſeine Klagen ſie rühren; ſo hoffe er, den Signor Aldobrandino zu bewegen, daß er in ihre Verbindung willige. Keine Antwort. Nun zürnt er mit dem Alten, der, vergnügt über ſeinen geſpielten Streich, ihn kaltſinnig erinnert, daß die vorgeſchriebne Zeit bald verfloſſen ſey. Der Liebhaber kömmt wieder, nimmt ſeinen vorigen Platz ein, beſchwört **Eleonoren,** in einer demüthig- bittenden Stellung, ihn nicht voller Verzweiflung weggehen zu laſſen; und ihm wenigſtens ein Zeichen ihrer Gewogenheit oder ihres Haſſes zu geben. „Wenn meine Leiden „Sie erweichen, ſchönſte **Eleonore,** ſo laſſen „Sie dieſe Roſe, welche Sie in der Hand haben, „fallen.“ Bey dieſem Vorſchlage wird die Verwirrung des liebenswürdigen Mädchens ſichtbarer. Die Roſe geht hin und her, und ihre Bewegungen verrathen alles, was in **Eleonorens** Seele vorgeht. Der Liebhaber verliert ſie nicht mehr aus dem Auge; ſeine Bitten werden immer feuriger. Zuweilen iſt die Roſe im Begriff zu

fallen;

4. Boden. Gebirge. 5. Gewäſſer. — Meere, Seen, Flüſſe und Kanäle. 6. Naturproducte.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Charten.

1. Charte vom Europäiſchen Rußlande.
2. Charte vom Aſiatiſchen Rußlande.

Weimar im Januar 1807.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Zweite durchaus berichtigte Ausgabe des Plans der Schlacht bei Jena.

Unſere erſte Ausgabe des Plans der Schlacht bei Jena, am 14. Oct. 1806. hatte, weil er auf wirkliche Vermeſſung des Terrains gegründet und durch Mittheilungen über die Stellung des Franzöſiſchen Heeres aus den ſicherſten Quellen von dieſer Seite völlig über jenes große Ereigniß belehrend war, das Glück, gleich nach ſeiner Erſcheinung die Aufmerkſamkeit Preuſſiſcher, Sächſiſcher und ſelbſt Franzöſiſcher Militärs vom Generalſtaabe, die im Stande waren, den Ueberblick des Ganzen zu haben, auf ſich zu ziehen, und ſie theilten uns gütig ihre Bemerkungen und Berichtigungen mit. Wie ſorgfältig davon ſowohl bei dem Plane, als bei dem zugehörigen Texte, Gebrauch gemacht worden iſt, wird Jeder auf den erſten Blick, bei Vergleichung der erſten Ausgabe mit der zweiten ſo eben erſchienenen, bemerken. Einem häufig geäußerten Wunſche zu Folge iſt dem Texte auch die Franzöſiſche Ueberſetzung beigefügt, und unter andern Verbeſſerungen auf dem Plane ſind auch die Sächſiſchen Truppen von den Preußiſchen durch Illumination unterſchieden worden, ſo wie die Poſitionen des Corps d'Armée des Marſchalls Soult richtiger angegeben. Wir glauben hier weiter nichts zur Empfehlung unſeres Plans hinzuſetzen zu dürfen, als die Verſicherung, daß er in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ohnſtreitig das genaueſte Bild jener merkwürdigen Schlacht giebt, die durch Druckſchriften und eilfertige Plane in allen Formaten häufig ſo verkehrt dargeſtellt worden iſt. Der Preis der neuen Auflage mit dem zugehörigen Texte von 2 enggedruckten Quartbogen iſt, wie vorher, auf ord. Papier 12 gr. Sächſ. od. 54 kr. Rhein. auf Oliſantpap. 16 gr. Sächſ. od. 1 fl. 12 kr. Rhein.

Was unſern zweiten Plan, nämlich von dem Treffen bei Auerſtädt betrifft, ſo war es nicht möglich, ihn früher zu liefern, weil das ganze Terrain der Gegend erſt ſorgfältig dazu aufgenommen werden mußte. Er iſt aber jetzt im Stich, und wird

in 14 Tagen mit einer Teutſchen und Franzöſiſchen Erklärung gewiß geliefert werden.

Weimar im Januar 1807.

Das Geographiſche Inſtitut.

III. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

London und Paris. Jahrg. 1806. VII. u. VIII. Stück.

Inhalt des VII. Stücks.

I. London. 1. Schirmer's Projekt einer großen teutſchen Oper in London. 2. Literariſche Fehde zwiſchen Moore und Jeffrey — Duell auf Piſtolen mit Papierpfropfen geladen. 3. Reiſe von London nach Teutſchland. Dritter Brief. Abfahrt von Graveſand. — Beſchreibung der Einrichtung auf dem Schiffe Vierter Brief. Der Traum wird Wirklichkeit. — Ein fürchterlicher Sturm. — Ankunft an den Ufern der Weſer. II. Paris. 1. Excurſion nach Ermenonville und Morfontaine bei Paris. 2. Wanderung nach Montreuil. — Ueber die teutſchen Handwerksburſche in Paris. 3. Die Sängerin Catalani. — Der kleine Pio Bianchettini. III. Engliſche Karikaturen. Der Tri-

umph der Russia. (Hierzu die Karikatur Nro. XVII.) IV. Charles James Fox. (Nebst seinem Portrait als Titelkupfer dieses Stücks.)

* * *

Inhalt des VIII. Stücks.

I. London. 1. Bemerkungen über das Badeleben in England Erster Brief. Allgemeine Bemerkungen. - Aufenthalt in Ramsgate. Zweiter Brief. Schilderung der Lageordnung in Ramsgate Ungeselligkeit der Engländer. Dritter Brief. Ende der Bade-Saison in Ramsgate. — Mstrs. Siddons in Broadstairs. Ihre Vorlesung des Hamlet. — Running Races, eine Art Wettlauf. — Esel-Cavalcaden. — Concerte. — Einschiffen der Truppen. II. Paris. 1. Die diesjährige Ausstellung der französischen Industrie-Produkte in Paris. 1806. (Hierzu die Abbildung No. XIX.) 2. Das Schloß von St. Cloud und seine Umgebungen. (Hierzu gehört No. XVIII. Ansicht von St. Cloud.) III. Französische Karikaturen. Die Müßlinge und Gaffer vor Martinets Karikaturen-Laden in der Rue du Coq zu Paris. (Hierzu die Abbildung No. XVII.)

Halle im Decbr. 1805.

R. Societäts- Buch- und Kunsthandlung.

2.

Die *Zeiten* oder Archiv für die neueste Staatengeschichte u. Politik von *Voss*. 1806. XII. Stück.

Inhalt.

I. Tractat der Conföderation der Rhein-Staaten. II. Vollziehungs-Acten der rheinischen Conföderations-Urkunde. 1. Darauf Beziehung habende Verfügungen des Grosherzogs von Berg. 2. Herzogl. Nassauisches Besitznahme-Patent. 3. Grosherzogl. Badensches Besitznahme-Patent. 4. Badensches Publicandum, die Annahme des Grosherzogl. Titels betreffend. 5. Hessen Darmstädtisches Publicandum. 6. Hessen-Darmstädtisches Publicandum, die neue Titulatur betreffend. 7. Herzogl. Arembergische Besitznehmungs-Proclamation. 8. Königlich Wirtembergisches Besitznehmungs-

Patent. 9. Wirtembergiſche Verwahrungs-Urkunde, gegen die Abtretung von Tuttlingen. III. Pitt's letztes Miniſterium. (Fortſetzung.) 4. Verhalten gegen Spanien. IV. Oeſtreichs neueſte Verfügungen zur Heilung ſeiner Finanz-Uebel.

* * *

Da dieſes Journal von dem Herrn Herausgeber auch für das J. 1807. fortgeſetzt wird, ſo offeriren wir Liebhabern, welche noch antreten und ſich deshalb direct an uns wenden wollen, die beiden erſten Jahrgänge 1805 und 1806 davon, welche im Ladenpreiſs 12 Rthlr. koſteten, für 6 Rthlr. Sächſ. Crrt. od. 10 fl. Reichsgeld baare Zahlung.

Halle im Januar 1807.

N. Societäts-Kunſt-und Buch-Handlung.

3.

Der Franzöſiſche Nothhelfer.

Nothhelfer, (der Franzöſiſche), oder kurze Anleitung, mit leichter Mühe, in kurzer Zeit, und ohne Sprachmeiſter Franzöſiſch ſprechen zu lernen, um ſich wenigſtens im Nothfalle verſtändlich zu machen. gr. 8. 9 gr. od. 40 kr.

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1807.

I.

Die Ausſtellung der Kunſtwerke zu Dresden im Jahr 1807.

Elegieen von Fr. Thierſch. *)

Oeffnet den Saal, wo die Kunſt im unendlichen Reich der Geſtaltung
Gleich dem erſchaffenden Wehn über dem Schoos der Natur

*) Es wird keinem Dichter — es müßte ihm denn eine neckende Aftermuſe den berüchtigten Kranz von Kletten und Nießwürz auf die Scheitel gedrückt haben — im Ernſte die Thorheit beigehn, beſchreibende Gedichte von Gemälden — klimpern zu wollen. Da mußte denn ſogar ſchon unſers Leſſings Lection ganz verloren und vergeſſen ſeyn. Aber

Neu dem erstaunenden Blick aufschloß die Gebiete der Schöpfung
Wo sich Blühen und Seyn wiegen im Wechselumpfang.
Daß der Gestalt urheilige Form aufgehet in Klarheit
Und in die Heimathhöhn schwebet das göttliche Bild.

subjectiv mag immer der Beschauende seine Eindrücke bei Schöpfungen des Pinsels oder Meisels in Sonnetten, Elegien u. s. w. aushauchen. Die griechische Anthologie ist voll der zartesten Muster in dieser Gattung. Im Athenäum machte ein Meister in dieser Darstellungsgabe Versuche mit einigen Gemälden in der Dresdner Gallerie. Die Dresdner Kunstausstellung von 1807 war so reich an gelungenen Versuchen — kann es heute unsere Kunst wohl überhaupt viel weiter bringen? — daß zu ihrer Verherrlichung gern auch der Merkur etwas beitragen möchte. Die hier ausgestellten Elegieen, die die Betrachtung einiger Gemälde auf dieser Ausstellung eingab, verdienen auch darum nicht übersehen zu werden, weil ihr Verfasser sich eine eigne Theorie der teutschen Zeitmessung und des Versbaues in griechischer Metrik gemacht und diese auch zum Theil schon in einem besonderen Aufsatz, da, wo man sie vielleicht nicht suchen würde, im dritten Toilettengeschenk für Damen (Leipzig, Voß 1807) aufgestellt hat.

B.

Horch! es ertönet Geiſt endlos wie von kommend der Heerſchaar,
Sanft durchweht von dem Klang ahnender Lieb und Geduld.
Himmliſche ſchweben herab und gezückt den entſetzlichen Mordſtahl
Stürmet der Rache Gewalt neben dem heiligen Zug.

I.

Adonis, gemalt von Gerhard von Kügelgen.

Hörſt du im leiseaufathmenden Ton wehklagen den Jüngling?
Ach du erhebeſt umſonſt, lieblicher Knabe, den Arm
Und den erloſchenen Blick: in der Gründ', entlegenem Dickig
Ruft dein ſterbender Laut nimmer die Göttin herab.
Wehe! warum trieb dich zu der ſchrecklichen Oede die Jagdluſt
Wo Waldthiere geheim harren des Fangs im Geſtripp.

Dich süßsamen; da ganz du erschienst in so süßer Enthüllung
Spähte der Eber und hebt rasch den zerrissenden Zahn.
Weh! er entflieht, ihm träuft dein Blut vom geöffneten Rachen!
Ach und zu tödtlichem Fall stürzet die Göttergestalt,
Gießet den Purpurquell von der blühenden Hüft in den Haingrund
Und im erhobenen Blick stirbt der entschwindende Strahl;
Weh dir! noch ein kurzer Moment, dann drückt die Vernichtung
Dir den erkaltenden Kuß auf den geschlossenen Mund.
Dann stirbt ewig das Herz in der Brust süßathmender Wallung
Und an dem Antlitz schwebt nimmer das Lächeln dahin,
Welches so mild wie der kommende Tag in die Blumen der Flur schien,
Selbst in der Huldgöttin weckte das heilige Weh.
Ach! und du hast noch nie von der Lieb' umdufteter Anmuth,

Nie von der himmliſchen Luſt üppiger Blume gepflückt,
Die am ambroſiſchen Buſen die liebliche Aphrogeneia,
Und in dem bräutlichen Kuß nährte dem reifenden Freund.
Weint ihr Lüft' in dem ſchweigenden Grund, von den Wipfeln des Eichwalds
Schwebet Dryaden herab, ſingend den Todtengeſang,
Hebt den erbebenden Geiſt aus anmuthduftender Jugend,
Leitet den Knaben gelind unter die Schatten hinab.

II.

Moſes Bildniß gemalt von demſelben.

Hörſt du vielleicht, wehklagenden Ton, du gewaltiger Heros,
Weil dein forſchender Blick ſich in die Wolken erhebt?
Nein! du gehörſt nicht dieſem Geſchlecht, das den bildenden Jüngling

Weint' und in klagenden Reihn zieht um die holde Geſtalt.
Sieh' ich ſchaue dich an, da gemahnt mich eigene Regung,
Wie mit der Hoheit Nahn bang ſie den Menſchen berühret;
Wenn ſeltſam vom Heroengeſchlecht aus Tiefen der Urzeit
Sich die Erſcheinung ernſt hüb, in dem Dunkel der Nacht;
Nicht von dem göttlichen Stamm helleniſcher Kraft, die Homeros
Schuf, im Gewühle der Schlacht ſelber den Gott zu beſtehn;
Sondern mit Gottheitſchauendem Blick: hoch leuchtet der Abglanz
Von des Unendlichen Licht dir in den ſtrahlenden Blick.
Und er entflammt ſtets heller den Strahl; es umlagert der Hoheit
Rollendes Wettergewölk, Mächtiger! deine Geſtalt,
Gürtet in Kraft die gewaltige Stirn, gleich wandelndem Nordſchein
Steigen vom nächtlichen Haupt leuchtende Strahlen empor.

fallen; aber sogleich ziehen Schaam und Furchtsamkeit sie wieder zurück. Sie verändert ihre Stelle, und wird fester gehalten. Endlich gleitet die Hand herab; der Liebhaber macht eine Bewegung, als woll' er sich dem Mädchen zu Füssen werfen; sie blickt ihn an, wird gerührt — und die Rose fällt. Der Magnifique, vor Eleonoren auf den Knieen, hebt die Rose auf, und bedeckt sie mit Küssen. Eleonore liegt in ihrem Lehnstuhl, den Arm auf den Tisch gestützt, ihr Gesicht in ihrer Hand verborgen: indem tritt der Alte herzu, den Verlauf der Viertelstunde anzuzeigen. Der Magnifique schenkt, voll geheimer Freude, dem Bedienten des Aldobrandin seine Uhr, und geht mit seiner geliebten Rose weg. Nie hat eine Theater-Scene mir grösseres Vergnügen gemacht, und nie hab' ich eine so schwere Rolle, wie die von Mad. la Ruette, besser spielen gesehen. Die Rose bekömmt in ihren Händen ein unbeschreibliches Interesse. (*) Ich kenne diese Schauspielerin persönlich. Es ist die beste, simpelste kleine Frau, die sich gedenken läßt, und, was auf dem hiesigen Theater viel gesagt ist, von unbescholtnen Sitten.

Das

(*) Wie, wenn eine Wanduhr bestimmt wäre, nach geendigter Viertelstunde, die Losung zu geben; Eleonore konnte sich nicht entschliessen, vor dem entscheidenden Augenblick ihre Schwachheit zu gestehn; die Uhr schlug; ihr Liebhaber würfe sich ohne Losung zu ihren Füssen;

Wahrlich du bist furchtbar und erhaben und groß: du erblickteſt
Gott und das Auge verfolgt noch den entſchwindenden Schein.

III.

Chriſtus Bildniß von demſelben.

Als nun dem Herrn nachſah der Prophet von den Höhen des Horeb
Sank ein Strahl in die Bruſt ihm von des Ewigen Licht.
Da ward helle die Nacht um die Zukunft, daß er im Anſchaun
Ueber die eigene Höh göttlicher noch ſich erhob,
Und von dem Mann weiſſagte, der nach ihm kommend und größer
Würde das Werk glorreich führen zum herrlichen Ziel.
Denn in dem hohen Gemüth da verklärt ſich reiner das Urbild,
Da ſtellt ſchöner die Zeit künftige Zeiten empor.
Und es erhob ſein göttliches Haupt an der Zeit Vollendung

Chriſtus, welcher allein zwiſchen den himmliſchen Höh'n
Schwebt und den Gründen der Erde: die Hand greift tief in die Himmel
Und an die irdiſche Flur rühret der ſtreifende Fuß.
Ewig verkannt, doch ewig verehrt wie das Weſen der Gottheit
Steht er und ſchauet dich an aus dem unendlichen Bild.
Friede der Gottheit ſtrömt, wie die Ruh in die Stille des Abends
Nieder von himmliſcher Höh ihm in die Heitre der Stirn,
Geht in dem Blick wie die Frühgluth auf und beleuchtet im Abglanz
Röthend die Wang' und vergeht lieblich und blüht um den Mund.
Was ſagt dieſe Geſtalt dir an, daß Wehen der Sehnſucht
Bang in der ſteigenden Bruſt ahnet und fühlet das Herz?
Wohl ſteht jetzt vor dem ſchauenden Blick der vernichteten Menſchheit
Schreckliche Schmach und der Geiſt wäget die Tiefe des Falls
Findet ſie endlos ſinken hinab und ſteiget hinunter

Hoheit, Ernſt und Gewalt folgen dem Göttlichen nach.
Doch von den Gründen hinauf da ermißt er die Höhn und in Klarheit nicht.
Reißt ein leuchtendes Bild ihm von der Bruſt ſich empor,
Steigt und gelangt zu dem Himmel hinan, es gebietet das Herz ihm.
Daß dem verklärten nachſtimme der Menſchen Geſchlecht.
Raſtlos forſchet er nun, wo der Pfad aufwärts in den Klippen
Zieh, bis er ihn zu der Höh' ſicher geleitend erblickt. —
Siehſt du, es glänzt ein lieblicher Strahl zu dem Ernſt in die Augen
Sanft auch bebet, den Weg dir zu verkünden, der Mund.
„Kinder o liebt einander wie ich euch liebte" — das Wort weht
Noch um den Mund und der Blick deutet das ernſte Gebot.

IV.

Die Marien am Grabe, gemalt von Hartmann.

Doch es verſtand nicht jenes Geſchlecht die erhabene Weiſung,
Würgen allein und vergehn konnte die nichtige Schaar.
Und ſchon hatten die Freund' in die Gruft ihn niedergeleget
Und ein ſchließender Stein deckte die gräßliche That.
Nur von der Wehmuth Tänen beweint und dem Dank der Geneſ'nen
Schwand ſein rührendes Bild ſchon in die Dunkel der Nacht.
Siehe, da ſtieg ein Morgen herauf um die Höhen von Sion,
Goß den erwachenden Schein auf die entweihete Stadt.
Und drei Frauen verließen in duftiger Frühe die Heimath,
Traten im rauſchenden Gras leis' an den Garten der Gruft.

Noch ſchlich ſanfter der Entſchlafnen Ruh um die
ſchweigende Freiſtatt.
Und in dem thauigen Flor glühte des kommende
Tag.
Und ſie enthüllten die Salb' in dem Linnengewand
und betraten
Ach! mit unendlichem Weh ſtill die geöffnete
Gruft.
Siehe da höreten ſie Melodieen gelind antönen
Und in den dunkelen Raum thaueten Strahlen
herein,
Strahlen von unausſprechlichem Licht, daß ihnen die
Sehnſucht
Sanft einſchlief in der Bruſt, als von dem roſigen Schein
Sich aufhellte das Felſengeklüft und die Töne der
Himmel
Näher und lieblicher ſtets rührten das bebende
Herz.
Seltſam küßt' ein heiliges Wehn die erglüheten
Wangen
Und von der Wonne Gefühl ſchauernd, erbebte der
Grund;
Aber der leuchtende Strom von des Urlichts Strahlen gewoben,
Nahm langſam die Geſtalt eines Unſterblichen
auf.

Siehe! der Jüngling weilt an dem Grab, ein weißes Gewand gießt
Sich um den himmlischen Leib, zart wie die Blume des Schnees.
Blumen entblühen dem steinigen Grund von der Strahlen Bethauung,
Duften und küssen gelind ihm den unsterblichen Fuß.
Und sein Auge beginnt wie von tagender Wonne zu leuchten,
Weil mit erhobener Hand sanft er die Rede beginnt:
„Den in der Gruft ihr suchet; er ist von den Todten erstanden!“
„Und von den himmlischen Höhn steiget er tröstend herab.“ —
Wohl euch, denen die Ewigen nahn: ihr kennet die Hoheit,
Traget in der ahnenden Brust Wonne der seligen Welt.
Daß sie erscheinet allein, wo sie wohnt in der süßen Gestaltung,
Denn das Symbol spricht nicht statt dem Gebild in das Herz.

Ende des ersten Theils.

II.

Proben einer metriſchen und gereimten Ueberſetzung des Corans. *)

Der Coran iſt nicht nur des Islam's Geſetzbuch, ſondern auch Meiſterwerk arabiſcher Dichtkunſt. Nur durch den höchſten Zauber der Sprache gelang's dem Sohne Abdallah's, ſein Wort im Volke gäng und gäbe zu erhalten, als Gottes Wort. In den Werken der Dichtkunſt ſpiegelt ſich die Gottheit des Genies. Das iſt das Göttliche, was die Araber ſchon vor Muhammed in ihren groſſen Dichtern verehrten, diren Gedichte mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, an der Caaba als Gegenſtände der allgemeinen Verehrung aufgehangen waren. Muhammed unterjochte ſein Volk weniger durch das Schwerdt, als durch der Rede Kraft. Das lebendige Wort,

*) Wir verdanken dem im Orient lebenden Verfaſſer auch eine meiſterhafte Dolmetſchung der ganzen Tauſend und einen Nacht, welche jetzt in Cotta's Verlag in Tübingen erſcheinen ſoll. B.

das die sieben göttlichen an der Caaba aufgehangenen Gedichte, weit hinter sich zurückließ, konnte nicht die Frucht menschlicher Begeisterung, es mußte im Himmel gesprochen und geschrieben seyn von Ewigkeit her. Daher ist der Coran Gottes Wort.

Die treueste Uebersetzung davon wird die seyn, so nicht nur den Geist, sondern auch die Form wiederzugeben ringt.

Nachbildung der Rede durch Gang und Klang ist unerläßliche Bedingung der Uebersetzung eines Dichterwerks. Der höchste Zauber arabischer Poesie besteht nicht nur in Bild und Bewegung, sondern vorzüglich in des Reimes Gleichklang, der für arabisches Ohr wahrer Sirenenton ist. Um also den poetischen Gehalt des Corans so getreu als möglich auszumünzen, muß die Uebersetzung mit dem Originale nicht nur gleichen Schritt, sondern auch gleichen Ton halten; die Endreime der Verse müssen in Reimen übertragen werden, was bisher in keiner der uns bekannten Uebersetzungen geschehen. So nur kann beiläufig die Wirkung hervorgebracht werden, welche der Text auf ein arabisches Ohr nicht verfehlt. So wird uns die Uebersetzung als Spiegel nicht nur das Bild des Propheten zeigen, sondern

auch den Dichtergeist aus seinem Munde auffangen. Ein Versuch dieser solchen Uebersetzung sind die folgenden Stellen, die mit Fleiß nicht aus den glänzendern poetischen, sondern aus den schwierigen und undankbaren ausgehoben worden sind.

Jusuf, d. Uebersetzer.

Die erste Sura.

Im Namen Gottes des Allgütigen, des Allerbarmers.

1) Lob sey Gott dem Herrn der Welten
2) Voll Erbarmung, Huld und Gnad
3) Ihm dem Richter am End der Welten.
4) Wir dienen und flehn, du wollst uns helfen, und nicht schelten.
5) Wollst uns leiten auf den geraden Pfad
6) Derer, denen du gnädig wardst ohne Zorn, und ohne daß sie fehlten.

Die hundert und zwölfte Sura.

Im Namen Gottes des Allgütigen, des Allerbarmers.

1) Sage: Gott ist Einer,
2) Gott ist von Ewigkeit,
3) Er hat nicht gezeugt, und ward nicht gezeugt
4) Ihm gleich ist Keiner.

Aus der zweiten Sura.

67) Wie? sagten sie, Moses! eine Kuh, du spottest.
unsrer Ruh!
Gott bewahre! sprach er, daß ich von den Thoren sey.

68) Frage, sagten sie den Herrn, was für eine Kuh.
Nicht zu alt und nicht zu jung, thut was Euch der Herr gerathen.

69) Frage, sagten sie den Herrn, was für Farb sie sey.
Goldgelb sprach er, daß ihr Anblick Aller Aug erfreu.

70) Frage, sagten sie den Herrn, daß er näher sich erklär'
Kuh von Kuh zu unterscheiden, ist uns schwer.
Doch wir wollen auf den wahren Weg gerathen.

71) Nimmer sprach er, hab' das Joch auf ihr gelastet.
Nimmer hab' bewässert sie die Saaten.
Unbefleckt sey sie, unbetastet
Das ist, riefen sie, die Wahrheit, und sie schlachteten die Kuh.
Wenig fehlte daß sie es nicht thaten.

72) So als Ihr den Mord begangen
Und darüber Zank habt angefangen,
Zog der Herr ans Licht verborgne Thaten. *)

*) Die Kuh um eines Gemordeten zu erwecken, daß er seine Mörder angeben könne; ein Wunder Moses, vollbracht nach dem Coran.

Das Schrecken, das man uns in Paris gemacht hat, wissen Sie aus den Zeitungen. Herrn de la Lende fiel es ein, als ein zweyter Jonas, uns durch die Annäherung eines Cometen den Untergang zu prophezeyhen. Unter den kleinen Geistern ward eine allgemeine Bestürzung; die übrigen aber vertrieben sich, in Erwartung des Cometen, die Zeit so gut als möglich. Ich war unterdessen zu ***, wo Madame *** ihrem Gemahl ein kleines Fest anrichtete. Dieser wußte nichts davon. In einer, mit Blumen geschmückten, wohl erleuchteten Grotte wurde Comödie gespielt. Die Coulissen bestanden aus natürlichen Orangenbäumen, voller Blüthen und Früchte, und die Schauspieler waren die beyden kleinen Töchter des Hauses, sieben bis

acht

Füssen; die Geliebte lag' in oben geschilderter Situation da; kurz vor dem letzten Schlage fiele die Rose; und Eleonore entfernte sich? Sollte die Würkung der Scene nicht dadurch verstärkt werden? Vielleicht gefällt es einigen von unsren Leserinnen, darüber nachzudenken, oder wenigstens sich selber im Stillen zu fragen, wann und wie sie die Rose am liebsten hätten fallen lassen.

Der Uebersetzer.

73) Mit den Gliedern ſprach der Herr, ſollet ihr dem
Leichnam Streiche geben,
So erwecket Gott vom Tode zu dem Leben.
Will durch ſeine Wunder Euch berathen.
74) Dann verhärtete der Herr die Herzen hart wie
Stein
Härter noch; was will Held dagegen ſeyn;
Denn aus dem geſpaltnen Felſen ſpringen
Quellen
Stürzen hoch herab aus Furcht des Herrn, in
Waſſerfällen.
Doch der Herr wacht über Euere Thaten.

III.

Auguſt Gottlieb Meißner's Schwanengeſang.

Am 20. Februar ſtarb zu Fulda einer von Teutſchlands geleſenſten und beliebteſten Schriftſtellern, der Conſiſtorial-Rath und Studien-Director Auguſt Gottlieb Meißner, im 54. Jahre ſeines Alters. Thätiger Eifer für alles Wahre, Gute und Schöne zeichnete ihn auf's rühmlichſte

aus. In der letzten Zeit hatte der Tod einer zärtlich-geliebten Tochter sein gefühlvolles Herz tief verwundet, und dieser Verlust beschäftigte den Scheidenden bis zum letzten Athemzuge. Es wird gewiß den meisten Lesern des N. T. Merkurs nicht unangenehm seyn, hier die letzten Ergießungen dieses edlen und gemüthvollen Mannes zu lesen, die er einem seiner Freunde in die Feder dictirte. Ueber den poetischen Werth dieser elegischen Strophen, so wie über die sichtliche Abnahme der Geisteskräfte des Sterbenden, die aus den kleinen Bruchstücken Nr. 3 und 4 erhellet, würde jedes weitere Urtheil hier am unrechten Orte stehen.

In seiner letzten Krankheit dictirte Meißner, in einer schlaflosen Nacht, folgende Elegie auf eine Tochter.

1.

Bald vielleicht, geliebtes Mädchen!
Werden wir uns wiedersehn!
Möchtest Du in Engels-Schöne
Mir zur Seite schützend stehn!
Schwebtest Du zur Gottheit Throne
Als mein Führer lieblich auf,
Oder gieng in bessre Welten
Dann mit Dir mein Pilgerlauf!

Nicht als Väter, nicht als Töchter,
Würden wir uns dort verwandt;
Gleich an Rechten, gleich an Kräften,
Eilten wir zum Geisterland;
Blickten auf die Moderhülle
Höchstens noch einmal zurück,
Und dann wärst du, wie hienieden,
Wieder dort mein größtes Glück!

Ach! was träum' ich armer Kranker?
Ohne Tröstung ist mein Gram!
Nein, das Schicksal giebt nie wieder,
Was sein Ausspruch einmal nahm; —
Und in seiner Glieder Kette,
Und in seiner Wesenreihe
Holt den frühern Bürger Edens
Sicher nie der spätre ein!

Sicher? nie? wer kann dies bürgen? —
Wehe jedem, der da glaubt,
Daß der Tod uns unsre Lieben
Auch für Ewigkeiten raubt!
Sey es Traum, daß wir sie finden
Dort in einem schönern Licht:
Also will ich dennoch träumen,
Bis das Auge starrend bricht! —

Auf ein beſonderes Blatt war ſchon mit zitternder Hand geſchrieben:

2.

Und auch dieſes Glück hab' ich zu lang genoſſen,
Und auch dieſe Tröſtung war für mich zu groß!
Holde Blume, kaum dem Beet' entſproſſen,
Fielſt du wieder in der Mutter Schooß!

Zwei Stunden vor ſeinem Tode dictirte Meißner dem Hrn. Prof. Weiß zu Fulda noch folgende 2 Strophen:

3.

Sie bedarf nun keines Sittenſpruchs,
Keines freundlichen Erinnrungsbuchs,
Ja der Menſchen-Freundſchaft ſelbſt nicht mehr;
Denn ihr ſcholl, ach Gott! ſo früh am Tage
Schon von dorther der Vollendung Wage,
Ihre Stelle iſt und bleibt nun leer!

4.

Holde Theure, was du mir geweſen,
Faßt kein Ausdruck, —
Und ich ſage bloß: von meinem Weſen
Wirſt du ewig unzertrennlich ſeyn! —

Heil den Ungetrennten in lichtern Regionen! Vident, quanta sub nocte iaceret nostrâ dies! — *Lucan.*

M. Ji.

IV.

Ueber ein seltenes Manuscript der Gothaischen Bibliothek, enthaltend die Uebersetzung der Bibel in die murans-drulla, eine unbekannte, selbsterfundene Sprache.

(An Herrn Hofrath Böttiger in Dresden.)

Unter den vielen Versuchen, eine höchst einfache, höchst erleichterte Sprache zu bilden, die eben wegen ihrer Leichtigkeit sich zu einer allgemeinen paßte, verdient die murans-drulla besonderer Aufmerksamkeit, eine Sprache, die ich allein aus einem Manuscripte unserer Bibliothek kenne, und von der vielleicht diese Handschrift die einzige Quelle ist. Da Ihnen, mein verehrter Freund, im weiten Reiche der Gelehrsamkeit nichts fremd und gleichgültig ist,

ſo darf ich rechnen, daß Ihnen einige Nachricht von dieſer Handſchrift, eine Acquiſition unſerer Bibliothek ſeit Ihrem lezten Beſuche auf derſelben, nicht unwillkommen ſeyn wird. Und ſollten Sie meinen, daß die Sache ein allgemeineres Intereſſe habe; ſo überlaſſe ich es dem Merkur, ob er ſeinen Leſern etwas über dieſen Fund mittheilen will; wenigſtens wird ihm kein Menſch vorwerfen können, daß er, der Sprachenerfinder Hermes, ſich hier in eine fremde Sache miſche, die nicht in ſeinen Kreis gehöre. — Lebte unſer ehrwürdiger Adelung noch, ſo würde ich Sie auffordern, dem Sprachen-Archivare unſeres Globus dieſe ſonderbare Erſcheinung vor allen zuerſt vorzulegen, ob ihm vielleicht bei ſeinen Forſchungen ſchon etwas davon aufgeſtoßen ſey.

Ich gebe Ihnen erſt die Geſchichte unſeres Manuſcripts und die Beſchreibung deſſelben.

Vor etwa fünf Jahren fand ſich eine Anzeige in dem Hamburger Correſpondenten von einem zu verkaufenden ſeltenen Manuſcripte, einer Bibelüberſetzung in eine unbekannte Sprache, nebſt einem dazu gehörigen Lexikon. Der unvergeßliche Herzog Ernſt von Gotha, deſſen humaner Geiſt

das ganze Gebiet der Wissenschaften umfaßte, und dem dergleichen Seltenheiten ein besonderes Vergnügen machten, gab Auftrag zum Ankauf; der um eine nicht unbedeutende Summe geschah. So erhielt unsere Bibliothek dieses sonderbare Manuscript.

Es besteht in zwei Bänden in Folio, auf unbeschnittenes Papier, und zwar beide Bände von einer und derselben Hand geschrieben. Sie ist leserlich, und der Zug der lateinischen sowohl, als teutschen Schrift weiset darauf hin, daß diese Bücher etwa vor hundert Jahren geschrieben seyn mögen. Der Schriftzug hat etwas Eigenthümliches, wie es mir an der Handschrift von Gelehrten aus Danzig oder Königsberg und jener Gegend oft vorgekommen ist.

Der erste Band enthält die ganze Bibel alten und neuen Testaments in dieser neuen Sprache, welche, wie wir sogleich sehen werden, die brullische heißt, mit lateinischen Lettern in gebrochenen Columnen geschrieben. Er hat den Titel: na bibliada kadolikalis fel ha sankdalis skribdura in ha fersiona lie kadolikalis et fazilidalissus lingä he hominusim; d. h. „die all-

„gemeine Bibel, oder die heilige Schrift in der „Ueberſetzung der allgemeinen und erleichterten „Sprache der Menſchen.“ — In dem ganzen Bande findet ſich kein anderes Wort aus einer andern Sprache; die Ueberſchriften der bibliſchen Bücher und Capitel ſind in derſelben, z. B. ha unadus librura he moses, das erſte Buch Moſis; ha unadus, duadus kabidela, das erſte, zweite Capitel; ha resadus, kardadus bealma, der dritte, vierte Pſalm. Die Verſe in den Capiteln ſind ſogar mit den Zahlzeichen der neuen Sprache angegeben; u, r. d, 2. r, 3. k, 4. u. ſ. w. Nur die pagina auf den Seiten iſt mit unſern gewöhnlichen Zahlen ausgedrückt. Auf der erſten Seite nach dem angeführten Titel ſteht das Verzeichniß der bibliſchen Bücher des alten und neuen Teſtaments. Unten ſind einige Zeilen abgeſchnitten, in welchen wahrſcheinlich der Name des Schreibers enthalten geweſen iſt. Der ganze Band enthält 862 Seiten und ſchließt ſich mit der Offenbahrung Johannis.

Der zweite Band enthält das Lexicon der brulliſchen Sprache, und zwar die erſte Hälfte brulliſch-teutſch; die zweite teutſch-brulliſch. Er hat den Titel: ha kläfida he linga kadolike-

lis ed facilidalicsus he hominusim; d. i. „der „Schlüssel der allgemeinen und etleichterten Sprache „der Menschen.“ — Der drullisch-teutsche Theil ist zum Theil so eingerichtet, daß die Wörter desselben Stammes zusammengestellt sind; z. B. hunidare, strafen; debunidadus, abgestraft; debunidanda, Abstrafung; debunidans, Abstrafer; debunidansa, Bestraferin; debunidare, abstrafen; sinebunidalis, straffrey. — bunnare, streiten, fechten; brobunnanda, das Verfechten u. s. w.

In diesem zweiten Bande ist auf die Rückseite des Titelblattes von einer neuern Hand mit lateinischen Lettern folgende merkwürdige Nachricht eingeschrieben; leider ist der Name des Verfassers derselben, der ganz unten gestanden hat, auch hier wieder fein herausgeschnitten.

Vorerinnerung. Diese murans-drulla ist das einzige Exemplar und Original, und hat kein lebender Mensch eine Abschrift davon. Es ist ein von meinen Aeltern, welche seit Lutheri Zeiten Evangelisch-Lutherische Predigersleute waren, immer auf den ältesten Sohn fortgeerbtes Werk und Seltenheit. Sie nannten es ihre murans-drulla,

zu teutsch: ihre Mäuerkelle. Mein seliger Vater und sein Bruder konnten diese Sprache sehr sprechen. Sie waren Prediger. Wenn sie sie sprachen, so sagten sie andern, die sie nicht verstanden: wir sprechen drullisch. — Die Nachricht, die sie mir davon vielmahl mündlich gegeben haben, war folgende: „Cromwell in England hatte einen „Plan zur Beherrschung aller Völker auf eine sehr „wohlthätige Art mit seinen Freunden gemacht. Er „und seine Freunde wären daher auch auf den Ge„danken gefallen, eine allgemeine Sprache, anfäng„lich unter denen, die seiner wohlthätigen Herr„schaft sich hätten unterwerfen wollen, einzuführen, „und sie hernach zur Hauptsprache aller Völker zu „machen." Das Haupterforderniß dieser allgemeinen „Sprache sey dieses gewesen, daß sie die allerleich„teste hätte seyn und wenig oder gar keine Abwei„chungen hätte haben sollen. Unter vielen Versu„chen wäre die Sprache eines Fraders der Sozi„dania fraderalis des Cromwell, so drückte sich „mein Vater aus, die beste gewesen. Man hätte „sie in verschiedenen Englischen Logen im XVII. „Jahrhunderte aufgenommen, und auch die Bibl „in diese allgemeine Sprache übersetzt. Von da wäre „das Original der Bibel in To. I. durch einen Eng„lischen Maurer nach Sachsen gekommen, von wel

acht Jahr alt, nebſt den Söhnen eines benachbarten Edelmanns. Das Stück in zween Aufzügen, die Muſik, und Verzierung des Saals, alles war die eigne Arbeit jener liebenswürdigen Mutter. Das Intereſſe des Stücks; die rührende Naivetät der Muſik; das Vergnügen, womit die vortrefliche Frau die Empfindungen ihres Mannes bemerkte (welcher viel älter, als ſie iſt); und die Zärtlichkeit des Vaters der kleinen Schauſpielerinnen, der, mit Freudenthränen im Auge, die Hand der Mutter drückte, machte dieſe Scene unausſprechlich rührend. Alle Zuſchauer fühlten die reine Freude, welche man fühlen muß, wenn häusliche Tugend und Einfalt der Sitten, mit Talenten vereinigt, im Schooſe des Ueberfluſſes ihre Rechte behaupten, u. ſ. w.

„dem es an einem Maurer, der mein Großvater „gewesen, um theuren Preiß sey verkauft worden, „und dieser habe das Lexicon dazu gemacht, und den „Tom. II. der murans-drulla; auch Tom. I. „sauber abgeschrieben, und das gekaufte Exemplar „verbrannt.“

So weit die merkwürdige Nachricht über die Geschichte dieser Sprache. Sie möge den Männern, die mit der Specialgeschichte jener wichtigen Epoche Englands und besonders mit den Antiquitäten der Englischen Freimaurerei genau bekannt sind, Veranlassung geben, das hier Gesagte mit den Resultaten ihrer Forschungen zu vergleichen; ob schon sonst etwas von einer solchen sozidanda fraternitas unter Cromwell bekannt sey? ob sich Spuren finden, daß diese drullische Sprache wirklich in Englischen Logen sey gebraucht worden? u. dergl. — Sonderbar ist der in den letzten Zeilen der oben mitgetheilten Nachricht angegebene Umstand, daß der Groß-Großvater des Verfassers derselben, und also eben der, der mit seiner Hand das vorliegende Exemplar geschrieben hat, das gekaufte Original-Exemplar verbrannt habe, wozu man keinen vernünftigen Grund sieht; vielleicht ist diese Tradition nur entstanden, um den Werth des gegenwärtigen Exem-

plares zu erhöhen. Auch scheint mir diese brutiſche Ueberſetzung wörtlich der teutſchen Bibel zu entſprechen, und könnte alſo eben ſo gut in Teutſchland gemacht ſeyn; obgleich dieſer Einwand gegen die obige Erzählung des Urſprungs bei der einfachen Conſtruction der Bibelſprache in allen Ueberſetzungen, von keiner Erheblichkeit ſeyn mag.

Jetzt nur noch etwas Weniges über die Sprache ſelbſt. Bei den zeitherigen Verſuchen ähnlicher Art, auch bei den Leibnitziſchen Ideen, war es mehr Zweck eine allgemeine Schrift zu erfinden, eine Paſigraphie; hier aber iſt eine Sprache aufgeſtellt, die man mit groſſer Leichtigkeit ſchreiben und mit ähnlicher Leichtigkeit ſprechen lernen kann. Wie man auf den erſten Blick ſieht, iſt durchgängig die lateiniſche zum Grunde gelegt, aber mit der größten Vereinfachung, die denkbar iſt. Da man nun vorausſetzen kann, daß gebildete Menſchen die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache kennen; da ferner alle abendländiſchen Völker, welche eine Filialſprache der lateiniſchen ſprechen, ohnedies ſchon mit faſt allen, hier vorkommenden Wörtern durch ihre Mutterſprache bekannt ſind: ſo iſt das Problem hier allerdings gelöſet, für ſolche eine möglichſt leichte Sprache zu ſchaffen, von der man behaupten kann, daß ſie

sich in wenigen Stunden zum Schreiben und durch die Uebung weniger Tage auch zum Sprechen erlernen läßt.

Man wird freilich lächeln, wenn man diese aus dem Lateinischen umgebogenen Wörter mit ihrer ganz auf den Kopf gestellten Ortographie zum ersten Male erblickt; aber was mit so beharrlichem Fleiße und mit so großer Consequenz geschaffen und ins Werk gerichtet ist, verdient etwas mehr, als einen bloß flüchtigen Anblick. Es findet sich in dem zweiten Bande, bei dem Lexicon, nichts von einer grammatikalischen Anweisung, obgleich sie sich auf wenigen Seiten würde haben geben lassen. Ich setze Ihnen daher einige Elemente dieser sehr einfachen Grammatik hieher, wie ich mir sie selbst beim Durchlesen einiger Capitel abgezogen habe.

Schon das Alphabet ist höchst möglich vereinfacht. Von den im Laute ähnlichen Buchstaben ist nur Einer beibehalten worden, und zwar fast immer der weichere, so wie auch durch die an alle lateinischen Worte angehängten Vocale, und durch jede andere mit dem lateinischen Stammwort vorgenommene Veränderung, sichtbar dahin gestrebt worden ist, der Sprache Weichheit zu geben. Also von den

Buchstaben b und p; d und t; c und z; j und gi f und v; qu oder c und k, behält diese Sprache nur b, d, z, g, f und k. Sie schreibt also: bohdusa, das Gewicht; donidra, der Donner oder strilla die Kelle; zirkumidare, umgeben; gusonissus, der Jüngling; sirgina, die Jungfrau; kifis (quivis) ein jeder; kogidare, denken ꝛc.

Jedes Substantiv hat nur Eine Endung durch alle Casus im Singular; und der Plural wird ganz einfach dadurch gebildet, daß im an jedes Substantiv angesetzt wird; und nun das Wort wieder durch alle Casus des Plurals dasselbe bleibt. Da auch kein Genus statt findet, so bestehen die Casuszeichen bloß in folgendem einzigen Artikel: Nominat. *ha*; Gen. *he*; Dat. *hi*; Acc. *ho*; der Ablativ wird bloß durch Präpositionen gemacht: Also: ha hominus, der Mensch; he hominus, des Menschen; hi hominus, dem Menschen; ho hominus, den Menschen. — ha hominusim, die Menschen; he hominusim, der Menschen; hi hominusim, den Menschen; ho hominusim, die Menschen.

Die Adjective haben kein Genus und werden weder im Singular noch Plural gebeugt; sie

sind demnach unveränderlich, wie Adverbia. Da hier, was den Plural anlangt, alles dabeistehende Substantiv schon durch seine Endung im denselben bestimmt ist, so fällt selbst die Nothwendigkeit weg, den Adjectiven ein Zeichen des Plurals zu geben; z. B. ha linga fazilidalissus, die erleichterte Sprache wird auf folgende Art declinirt:

Sing.

N. ha linga fazilidalissus.
G. he linga fazilidalissus.
D. hi linga fazilidalissus.
Ac. ho linga fazilidalissus.

Plur.

N. ha lingaim fazilidalissus.
G. he lingaesu fazilidalissus.
D. hi linga fazilidalissus.
Ac. ho linga fazilidalissus.

Die Gradus werden durch die Endungen or, und us gemacht: mangalis, groß; mangalissor, größer; mangalissus, der größte.

Die Pronomina sind eben so einfach: ego, mihi, me; du, dibi, de, ist ganz dem Latinischen gleich; illo hingegen wird mit dem Artikel zu-

ſammengeſetzt: ha ille, er; he ille, ſeiner; hi ille, ihm; ho ille, ihr.

Alle Verba gehen nach Einer Conjugation, deren Inſinitiv ſich auf are endigt, und die auch in ihrem innern Bau ſehr einfach iſt. Praeſ. bono, ich ſetze; Imperf. bonabam, ich ſetzte; Perf. bonaſi, ich habe geſetzt; Plusq. perf. bonaferam; Fut. bonabo; bonadus, geſetzt. — Die Perſonen in dieſen temporibus werden bloß durch ego, du, is und isa; nos, ſos, isim (ſie) gemacht, und bleibt das Wort übrigens in jedem tempus durch alle Perſonen unverändert; alſo: ego esso, ich bin; du esso, du biſt; is oder isa esso, er oder ſie iſt; nos esso, wir ſind ꝛc. — ego essabam, ich war; du essabam, du warſt; is essabam, er war; nos essabam, wir waren ꝛc. — ego essavi, ich bin geweſen; du essavi, du biſt geweſen ꝛc.; essadus, geweſen; essare, ſeyn; essade, ſey, ſeyd.

Und nun will ich Ihnen noch den achten Pſalm abſchreiben, damit Sie ſehen, wie ſich dieſe ſonderbare Sprache im Zuſammenhang ausnimmt, und wie leicht ſie zu verſtehen iſt, ſobald man an dem fremden Anblick der vereinfachten Orthographie keinen Anſtoß mehr nimmt:

ha

ha mokkadus hymna.

1. psalma he Dafid ad hekandikare, in gidid. — 2. dominus nosderus dominans, kam mangificalis esso ha duus nomina in omnis brofinkaim, ubi on dibi grasido in zeluma. — 3. ex ora he gusendalis infans daim ed sugansim abbarasi du dibi ho bodenda, ob duus hosdansim, ud du deledo hosdans ed ho ulzissalis. — 4. nam ego fisabo ho zelumaim, ho obusa he duus digidaim, ho luna ed ho sdellaim, ki du baro. — 5. kid esso ha hominus, kod du he ille rekordo, ed ha hominus liberus, kod du ho ille defendo? — 6. du sinabo ho ille ho barfus dembusa de deus deserdikadus essare, ferum kum honora ed orna koronabo du ho ille. — 7. du fakdissabo ho ille ad dominus suber obusaim he duus manusa, ho omnisa subgekdasi du sub bessaim he ille. — 8. ho ofikulaim ed daurusim omnisim; adhek koke ho ferusaim. — 9. ha afikulaim sub zeluma ed ho biskaim in marina ed kidfis in marina fado. — 10. dominus nosderus dominans, kam mangifikalis esso ha duus nomina in omnis brofinkaim.

Ich bin begierig, von Ihnen, v. Fr. zu hören, ob Ihnen dieſe Sache eben ſo merkwürdig vorkömmt wie mir, und ob Ihnen und Ihren gelehrten Freunden unſere Maurerkelle etwas Neues geweſen iſt, oder ob Sie ſchon ſonſt etwas von ihr gehört haben. *)

Gotha, d. 20. April 1807.

Schlichtegroll.

*) Ich wage durchaus hierüber kein Urtheil, und appellire vielmehr an die Herren Nicolai in Berlin und Münter in Copenhagen, als doppelt competente Richter in der Sache der Sprache und der Frei-Maurerei. Mich ſoll es ſehr freuen, wenn bewieſen werden kann, daß die Sache etwas mehr, als das mühſeligſte Hirngeſpinnſte eines ehrlichen niederſächſiſchen Landpredigers iſt. Was mich gleich vom Anfange herein etwas kopfſcheu machen könnte, iſt die gar nicht engliſche Ausſprache des Lateins, die bei dieſem lateiniſchen Kauderwelſch zum Grunde liegt. B.

V.

Ideen der Baukunst.

Regeln aus der Erfahrung hat man bisher gewöhnlich zusammengestellt, unter dem Namen eines Systems der Baukunst, oder man hat wohl gar unter der Benennung Bauwissenschaft die heterogensten Kenntnisse, ohne die geringste Nothwendigkeit in der Folge anzugeben, vereinigt. Die Summe von Kenntnissen, die uns Alterthum und neuere Zeit geben, mittelst deren der Künstler, wenn er ein wahrer ist, ohne alles Systematisiren ein dauerhaftes künstliches Werk hervorbringt, kann, so wie sie bisher gesammelt sind, kein System genannt werden; indem gründlich noch kein Baumeister daran dachte, ihre Nothwendigkeit, mit welcher sie aus einem Princip fliessen, zu deduciren. Liegt nun überhaupt etwas daran, die Kunstregeln, wie sie sich bei Betrachtung der Meisterwerke ergeben, in der Gesammtidee zu erkennen, woraus sie geflossen, so muß das erste seyn die Aufstellung der Idee dieser Kunst. Diese muß zuerst gestaltet und mit bestimmten Umrissen gezeichnet seyn, um von ihr aus-

gehend als dem Mittelpunct, den Regelkreis, den die Erfahrung aufweiſet, mit nothwendigem Geſetz beſchreiben zu können. Hierdurch wird einzig der ſtetige Zuſammenhalt aller einzelnen Momente, und das ganze Weſen der Kunſt, ſo fern es ſich im Einzelnen reflectirt hat, erkannt werden. Wir ſuchen nun in Folgendem jenen Mittelpunct feſtzuſtellen.

Sobald der Menſch auf irgend einem Theil der Erde ſein Bleiben ſuchte, war Bedingung, daß er an dieſem Ort irgend ein Bedürfniß ſeines irdiſchen Lebens befriedigt fand. Hierdurch war die Möglichkeit ſeiner individuellen Exiſtenz auf dieſem Platze bezeichnet. — Er fand das, was ſeinem Bedürfniß entſprach, d. h. die ihm homogene Natur, außer ſich gegeben. Sehen wir nämlich den Menſchen durch gewiſſe Bedürfniſſe bezeichnet — ſo müſſen die Befriedigungsmittel derſelben, als Gegenſatz des Bedürfniſſes ſelbſt, gewiſſermaßen eine Bezeichnung des Menſchen enthalten. — Um dieſe Befriedigungsmittel ſich anzueignen, ward Gewinnung und Benutzung derſelben nöthig. Dieſer Gewinnung und Benutzung ſetzten ſich aber bald Hinderniſſe, und

Der

Deutſche Merkur.

Des zweyten Bandes
Drittes Stück.

Junius 1773.

Weimar
Im Verlag der Geſellſchaft.

widerwärtig wirkende Einflüsse der Natur entgegen. Diesen muß also begegnet werden, damit nicht ferner jene Wohnlichkeit des Landes, gegründet in der Abhülfe gewisser Bedürfnisse bestehe. So muß man also das Land bauen, theils um des unmittelbaren Nutzens willen; theils um die Gewinnung und Benutzung jener daraus erwachsenden Befriedigungsmittel zu sichern. Hierin liegt nun auch der doppelte Sinn des Worts bauen, indem es einmal heißt: rohe Producte der Natur gewinnen, das andere Mal, sich gegen widrige Einflüsse der Natur sichern.

Zunächst wurden die Bewohner einer Landschaft durch gleiches Bedürfniß zusammengehalten, indem auf gleiche Weise alle den schädlichen Einflüssen der Natur zu begegnen strebten. Die nothwendige Folge hiervon war, daß, indem mit dem gleichen Bedürfniß gleiche innere Stimmung des Menschen geboren wurde, eine Vereinigung des Volkes auf diese Weise erwuchs. Historische Beweise mangeln hier nicht, die Bewohner Griechenlands vereinigten sich z. B. erst in verschiedene Völkerschaften, nachdem ägyptische Colonisten die Baukunst eingeführet und namentlich Tempel errichtet hatten. —

Durch diese Vereinigung hob die Natur des Landes und seine ganze Beschaffenheit das Individuelle eines jeden einzelnen Menschen zwar nicht auf, characterisirte jedoch jeden mit dem andern gleich, als dieses bestimmte Land bewohnend. Jene Naturkräfte, deren zerstörende oder sonst widrige Einflüsse man entfernte, machten es nöthig, daß man mit festen Gebäuden, d. h. mit festen in Form und Masse ihnen das Gleichgewicht zu halten suchte.

Sonach wurde allererst darauf gesehen, daß die Kraft des Zusammenhalts in den Gebäuden mit den von außen anbringenden Kräften im Gleichgewichte stehe. So finden wir auch stets die ältesten Gebäude eines Volkes bloß fest — und es gilt allgemein: die früheren Völker baueten fester als die späteren.

Die Aegypter suchten nur Festigkeit, nachahmend ihre Höhlen; alle ihre Gebäude sind schwere Massen, die durch das Einfache und Große, was sie characterisirt, leicht ins Riesenmäßige und Steife abarten. So zeichnen sich vor allen unter den Gebäuden von Persepolis diejenigen, die unläugbar

perſiſchen Urſprungs ſind (nach Heeren), durch eine mechaniſche Vollkommenheit aus, welche ſpäter nicht leicht wiedergefunden wird.

Selbſt an Griechenlands Gebäuden läßt ſich Aehnliches nachweiſen, daß auch dieſe, aus je früheren Zeiten ſie ſtammen, den Character der Feſtigkeit mehr oder weniger an ſich tragen.

Aus den Vorzeiten der perſiſchen Kriege, in der erſten Zeit griechiſcher Baukunſt, ſind unläugbar einige Tempel erhalten, unter welchen der zu Corinth, der noch in einigen Säulen übrig, wohl der älteſte ſeyn mag.*) Dieſe Säulen tragen ganz den Character ängſtlich nach Feſtigkeit ſtrebender Bauart, und bei einer, in Vergleichung ihres Kapitalendes großen Grundfläche, ſind ſie dennoch kaum vier Durchmeſſer hoch.

Auch an den Tempeln zu Päſtum läßt ſich dieſes nachweiſen. Dieſe beiden Gebäude hatten in allen ihren Formen das Anſehen der Feſtigkeit, und in Beziehung auf das Coloſſale zeigte der Jupiter-

*) Stieglitz Archäologie der Baukunſt, Th. I. S. 15. Le Roy Monum. de la Grece. P. I. p. 42.

Tempel zu Agrigent, welchen Riedesel in seiner Reise nach Großgriechenland und Sicilien schildert, jene Uebereinstimmung mit allen frühern Gebäuden jeder Nation; obgleich sich in diesen Werken schon die Vortrefflichkeit der ältern griechischen Architectur zu erkennen giebt. — Es ist zwar Manches an diesen Gebäuden von Römern geändert worden, doch bleibt die Grund-Form, unseren Satz bestätigend, alt *). Dasselbe Gesetz stetig wiederholt finden wir auch in der teutschen Baukunst. Die alten Kirchen in gothischem Geschmack haben durchaus niedrig gehaltene Oeffnungen, weil man von grossen fürchtete, sie würden die Mauern zu sehr schwächen. Wenn in der spätern Baukunst dieser Art das Streben nach kühnem, baumförmigem Leben auch gleich weniger fest scheinen sollte, so hatten die spitzen Gewölbbogen doch stets jene Absicht.

*) De la Gardette ruines de Paestum, cap. IX-X. Das Wiederherstellen und Aendern durch Römer scheint besonders bei dem kleinen Tempel zu Pästum und der Basilica Statt gehabt zu haben. — *Paoli* Rovine della Citta Pesto etc. Roma 1784, behauptet das Gegentheil, jedoch ohne Grund, und giebt sie im Ganzen für Werke Hetrurischer Kunst aus. Aber auch bei dieser Annahme würde unser Satz keinen Widerspruch finden.

So wird, wie ich hoffe, der Doppelsatz durch Induction ziemlich deutlich bestätigt:

1) Je älter ein Volk ist, welches bauete, um so mehr entdecken wir das Bestreben nach Festigkeit in seinen Gebäuden, und

2) unter den Gebäuden einer und derselben Nation, sind die ältern, stets wiederum als die höchstfesten charakterisirt.

Demnach wäre Festigkeit die erste Grundidee bei allem Bauen gewesen.

Schon oben bemerkten wir, daß gleiches Bedürfniß gleiche Sitten und gleiche innere Stimmung des Menschen nothwendig mache. Hierzu fügen wir die alte Bemerkung, daß der Wohnort durchaus das vom Allgemeinen Abweichende im Character des Menschen bestimme. Es ist nicht einzusehen, warum der Mensch allein, als der vollendetste Organismus, unabhängig seyn sollte von Klima und sonstigen Einflüssen der ihn umgebenden Natur, da wir von allen andern organischen Producten leicht eine solche Abhängigkeit nachweisen können.

Wenn die Farrenkräuter nach von Humboldt in den Anden baumförmig sich gestalten, während sie bei uns niedergedrückt nur Stauden sind, warum sollten sich die Menschen nicht ähnlich zu ihrem Wohnorte verhalten? Während die Bewohner des einen Landes, gedrängt durch das Bestreben, die nöthigsten Bedürfnisse herbeizuschaffen, welche das Leben fristen, einzig der Masse unterliegen, und staudenförmig ihr Daseyn hinbringen, richten andere, durch mildere Natur begünstiget, ihre idealische Laufbahn nach dem höheren Ziel schöner Form hin. So möchte also wohl der Satz feststehen: Bedürfniß und äußere Lage eines Volkes, hergenommen von seinem Wohnorte, bestimmen dessen Character. Dasselbe gilt aber auch von der Baukunst; auch diese geht bei jedem Volke aus seinen eigenthümlichen Bedürfnissen hervor, welche durch die Beschaffenheit des Landes bedingt sind, und hat dieser gemäß einen eigenen Character. — Demzufolge hat also die Baukunst eines Volks gleichen Ursprung mit dem Character desselben.

In ihr sind die nämlichen Eindrücke aufgenommen und verkörpert, welche auch im Charactir des Menschen erscheinen. Folglich kann man

wohl mit Wahrheit ſagen: der Character des Menſchen findet ſein Abbild in den Werken der Baukunſt; in ſofern beide bis auf einen gewiſſen Punct durch die äußere Natur gebildet wurden. — Um noch anſchaulicher zu zeigen, wie aus der Lage des Landes und der Sitte des Volkes die Baukunſt ſich bildete, ſey mir die Aufſtellung folgender Vergleichung, nach Heeren's Ideen gewährt. Viele Aufmerkſamkeit verdient nämlich in dieſer Beziehung der allgemeine Character der Architectur zu Perſepolis, in Vergleichung mit der in Aegypten. Aus beiden leuchtet unläugbar die urſprüngliche Lebensart beider Völker hervor. Bei Beobachtung der ägyptiſchen Gebäude bringt ſich dem Beſchauer gleichſam von ſelbſt die Bemerkung auf, daß Alles nach Grotten und Höhlen geformt ſey, und ein Troglodytenvolk, das aus ihnen hervorgieng, Erbauer davon war. Die coloſſalen Tempel von Theben und Syene ſind unverkennbar gleichſam ideal ausgehöhlte Felſen: ihre dicken und kurzen Säulen erwuchſen aus den Stützen, die man von dem Gebirge ſelbſt in jenen Höhlen ſtehen laſſen mußte; Alles iſt Bild von niederdrückender Schwere und mächtigem Widerſtande. Dagegen ſcheint die Anlage von Perſepolis ein Volk zu verrathen, das frei und ungebunden auf ſeinen Höhen und in ſei-

nen Wäldern herumzog; und selbst als es sich feste Wohnsitze wählte, in seinen Gebäuden seine ursprüngliche Freiheit so wenig als möglich beschränkt sehen wollte. So wie bei den Aegyptern Alles ängstlich und niedergedrückt, so ist hier Alles offen und frei; in schöner Harmonie mit dem Character des Volkes, das die Sonne, die Elemente und das offene Gewölbe des Himmels zum Gegenstand seiner Verehrung machte. — Außer diesem, wodurch der ganze Grundcharacter eines Volkes einen bildlichen Reflex in der Baukunst findet, scheint dieselbige auch mit der Geschichte von jenem gleichen Schritt zu halten. Der jedesmalige Zustand des Volkes in Beziehung auf die Lage seines Landes, seine Regierung und seine Cultur, ist beständig ziemlich vollkommen ausgesprochen in seinen Bauwerken. In der schönsten und kräftigsten Zeit Roms war es der Römer Bestreben, ihre Stadt über alle Städte der Welt zu erheben durch wahrhafte Schönheit der Gebäude, nach Strabo L. V; *) — und sie brachten es in Erreichung dieses Zweckes sicherlich weit. Jedoch verließ man bald nachher die edlen Verhältnisse, so wie der Despo-

*) Vergl. Theorie der sch. W. Art. Baukunst. Th. I. S. 318.

Luxus überhand nahm; edle Einfalt, nach der man vorhin strebte, der Stärke und der Sitten des Römervolks gemäß zur Zeit der Republik, wurde in der Kaiserzeit durch übermäßige Zierrathen verdrängt. So wie die Regierung und die Einwohner üppig und übermüthig wurden, stellte sich dieses auch in ihren Gebäuden dar, durch übermäßige Verzierungen, die den Character und die Sitte des Volks annahmen. — Dies sieht man deutlich an den Bädern Diocletian's, besonders auch an Severus Triumphbogen und dem des M. Aur. Antoninus.

Hinreichend scheinen jetzt die zwei Sätze mit ihrer Folge dargethan:

1) Natürliche Beschaffenheit des Landes und des daraus hervorgehenden gemeinsamen Bedürfnisses bestimmen den Character eines Volks.

2) Eben diese Lage des Landes, seine Cultur und die aus der Landes-Beschaffenheit genommenen Gebräuche bestimmen eben so nothwendig den Character der aus dem Bedürfniß hervorgegangenen Baukunst.

Da nun die Bauart eines Volkes gleichen

Urſprung hat mit ſeinem Character, ſo iſt ſie gleichſam ein Abbild von des Volks Weſenheit.

Soll demnach die Baukunſt wahr ſeyn, d. h. dem Bedürfniſſe des Volkes, bei dem ſie ſich findet, entſprechen, ſo muß ſie ſich dem Character deſſelben ganz genau und innig anſchmiegen. Durchaus verwerflich iſt es alſo, wenn ein Volk ſeine Baukunſt verliert, indem es bei dem Streben nach Schönheit um die Wahrheit kommt, und in den Gebäuden eines andern Volks ſein Bedürfniß befriedigt glaubt. — Die Geſetze der Schönheit ſind ewig dieſelben, nicht die der Baukunſt, als charakteriſtiſcher Kunſt. Ein Volk kann wohl von dem andern Regeln der Schönheit ſich aneignen, muß ſie aber ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen nach, an ſeinen Gebäuden in Anwendung bringen; aber nie darf das Characteriſtiſche des Volks ſelbſt, dabei entrückt werden. Sehr unrecht iſt es daher z. B., daß man die eigenthümliche Baukunſt teutſcher Nation, die ſogenannte Gothiſche, für geſchmacklos und verwerflich erklärt hat. Dieſe Bauart (ſicherlich viel älteren Urſprungs, als man gewöhnlich glaubt, da man ſie erſt aus der verfallenen Griechiſchen hervorgehen läßt) gründet ſich durchaus auf den Character der Völkerſchaften, welchen ſie ange-

hört. In den Gebäuden dieser letzteren ist auf eine originelle Weise die Lebensart des Volkes in Beziehung auf umgebende Natur, versinnbildet. Cäsar Cäsarini hat die Nothwendigkeit und das Charakteristische in dieser eigenthümlichen Bauart wohl erkannt, jedoch vermochte er das Schöne in derselbigen nicht zu finden. Er unternahm es deshalb, ihr Eigenthümliches auffassend, die allgemeinen Regeln Vitruvs in Beziehung auf Schönheit, abstrahirend von dem Characteristischen römischer Baukunst, auf teutsche anzuwenden. —

Die neuern italiänischen Baumeister widersprechen, das Gothische verachtend, den Grundsätzen, von denen ich ausgegangen, im Allgemeinen. Ich nenne hier, außer Vitruv, Frisi den Italiäner, den Ritter Georg Vasari und Sciamozzi Barattieri schrieb 1651 in seiner Abhandlung von der Verzierung des Doms *): Der Erfinder habe in seinem Gehirne ein Chaos gothischer Bizarrerie erschaffen. Aehnlich redet Plondel im ersten Abschnitt seiner Architectur. — Mit diesem in Wi-

*) Es ist dieses der Dom zu Mailand, unter Johannes Galäzzo, Herzog von Mailand, 1387 erbaut.

derſpruch urtheilt vortrefflich über unſeren Streitpunct Weinling in ſeinem 33ſten Brief über Rom. Ingleichen ſucht auch der Verf. des Aufſatzes, von teutſcher Baukunſt, in Hüttchs Magazin II. B. I. Thl. S. 84 c., das Charakteriſtiſche erkennend, das jeder wahren Baukunſt zukommen muß, die Gothiſche als für uns gehörig zu retten. Erwin von Steinbach und ſein großes Werk (den Straßburger Münſter) ſtellt er als Muſter für alle teutſchen Meiſter dieſer Kunſt auf. Nach dieſem kleinen Abwege mit Rückſicht auf unſer Vaterland, das nach Aufnahme einer fremden, an aller Baukunſt verwaiſt iſt, kommen wir zu unſerer Betrachtung zurück. Außer den bemerkten Bedingungen jeder Art von Bauen, welche bloß eine Harmonie deſſelben mit den Bedürfniſſen des Landes erforderten, ergaben ſich bald andere, indem für den beſondern Menſchen eine beſondere Wohnung nöthig wurde, die nun auch den Bedingniſſen ſeiner Individualität zuſagen mußte. Jedes Individuum wird mit einer beſtimmten Nothwendigkeit, die im Allgemeinen mit der Lage des Landes zuſammenfällt, nach der ihm weſentlichen Natur, ſein Abbild in dem Unorganiſchen ſuchen. Daß alles Organiſche ſein Abbild im Unorganiſchen findet, zeigt ſich durch Unterſuchungen der allgemeinen Naturge-

turgeſchichte, welche beſtimmte Geſetze angiebt, die hier, wie überall, ein Abdruck des Weſens der Kunſt ſind, und mit Nothwendigkeit die Gränze einer jeden Kunſtgattung beſchreiben, innerhalb welcher die mögliche Schönheit gegeben iſt.

Das Weſen der Pflanzennatur gleichſam ihr Selbſt, findet ſich wiederholt und im Abbilde in der Kieſelreihe der unorganiſchen Natur; und das ſtete Beſtreben der Pflanze in ihrem Lebensprozeß geht dahin, Subſtanzen abzuſetzen, die gleichartig mit den Steinen, ſind unorganiſch dennoch ihre Pflanzennatur nicht verläugnen, ſondern dieſelbe durch den Desoxydations-Prozeß, welcher als Aequivalent des vegetativen Lebens auftritt, bezeichnen. — Die ungeheueren Maſſen ehemaliger Vegetation, welche wir in den Gebirgen antreffen, als Steinkohlen, bituminöſes Holz u. ſ. w., gehen in Kieſelſteine nach und nach über, wie an dem Silex lithoxylon und Silex Opalus lignoſus Werneri deutlich zu ſehen iſt, welche Steine am Stahl Feuer geben und dabei vollkommene Holztextur beſitzen *). In dieſen tritt immer die nämliche Subſtanz, nur

*) E. Reuß Mineralogie, II. Th. 1. Bd. S. 322 u. 267.

mehr desoxydirt auf. Diesem Prozeß gemäß, vermöge dessen Steine als Nachbilder der Pflanzen im Unorganischen gegeben sind, nehmen diese unorganischen Substanzen oft dendritische Form an, und gestalten sich nach mannichfaltigen Verzweigungen. Selbst das Bestreben nach regelmäßigen Formen zeigt dasselbige an. Ein Gleiches wiederholt sich zwischen Animalisation und der Reihe des unorganischen Kalks; woselbst die organischen Formen in diesen unorganischen Substanzen aufbehalten sind *).

Fassen wir diese Sätze der allgemeinen Naturgeschichte in ihrer Allgemeinheit auf, so ist es begreiflich, wie die unorganische Natur als eine Allegorie der organischen angesehen werden kann; wie die Vegetation schon ein Abbild der Animalisation ist. Bleiben wir beim Thierreich stehen, so ist leicht erkennbar, wie diese Darstellung desselbigen im Un-

*) S. Steffens in seiner Abhandlung über Oxydat. und Desoxydat. Prozeß der Erde, in Schelling's Zeitschrift für specul. Physik. Derselbige in seinen Beiträgen z. innern Naturg. der Erde. Th. I. Abschn. 1 u. 2.; vergl. meine Abhandlung in den Studien, von Daub und Creuzer. B. II. S. 141 f.

organiſchen gegeben iſt durch die Wohnungen, welche ſich die Thiere aus Abſätzen ihrer organiſchen Natur bereiten. Bekanntlich haben die Gebilde der Schaalthiere z. B., eine ſo beſtimmte Form, daß, indem wir das Auftreten des Bildungstriebes als Aequivalent des Zeugungstriebes anſehen, nothwendig ein jedes einzelne Individuum, und vor allem eine jede Gattung eigenthümlich durch dieſe ihre unorganiſche Production characteriſirt erſcheint *).

Das bildende Thier bleibt in Adhäſion mit ſeinem Product, das ihm als Wohnung dient, und der Conflict, der zwiſchen dieſem organiſchen Selbſt und ſeinen Abſätzen entſteht, läßt auf wahrhaftes Zuſammenfallen der Wohnung mit dem Be-

*) Dieſes gilt gegen Cuvier, welcher behauptet, die Schaalthiere ſeyen nicht durch ihre Gehäuſe bezeichnet, jedoch zugiebt, daß dieſer Bildungstrieb, welcher ſich in jenen Formen ausſpricht, analog dem Zeugungstriebe erſcheine. Wodurch anders als durch die Fortpflanzung derſelben Art zeigt ſich nun wohl aber die Einheit der Gattung? Iſt alſo der Zeugungstrieb für die Gattung characteriſtiſch, warum nicht auch deſſen Aequivalent, der Bildungstrieb? —

wohner ſchließen, indem wir eine Identität zwiſchen Product und Producirendem anerkennen müſſen. Demſelbigen Geſetz, durch welches jene unorganiſchen thieriſchen Abſätze Wohnung, und mit dieſem Abbild animaliſcher Natur ſind, muß auch der Menſch, in Beziehung auf den nützlichen Kunſttrieb unterworfen ſeyn. Auch bei ihm muß dem zufolge Schaffendes (Menſch) und Geſchaffenes (Wohnung) Ein Product werden. Haben wir früher dargethan, daß die Gebäude, indem ſie dem Bedürfniſſe der Nation entſprechen, das ganze Volk bildlich darſtellen müſſen, ſo iſt hier hinzuzufügen, daß ſie zu gleicher Zeit die ſpecielle Beſchaffenheit des individuellen Menſchen und des Zwecks den er bei ihrer Anlage hat, ausdrücken ſollen.

Die Baukunſt wird demnach in den Gebäuden eines Volks nicht allein, den geſammten Zuſtand der Nation allegoriſch im Abbild derſelben, ſondern zugleich die Natur des individuellen Zwecks, in der Form, welche ſie hervorbringt, verkündigen.

Hieraus ergiebt ſich alſo, daß Zweckmäßig-

keit die zweite Hauptregel aller Baukunst ist, so wie Festigkeit die erste war. Durch jene wird alsdann die Schönheit in einer natürlichen Beschränkung erreicht. Demzufolge ist ein Bauwerk ohne Zweck, kein solches und kann nie ein schönes genannt werden.

Um einigermaßen anschaulich darzustellen, wie nicht allein das gemeinsame Bedürfniß, die gleiche Lage und Sitte eines und desselben Volkes (das zu einem gemeinschaftlichen Bau vereinigt war), als Volkscharacter in solchen Gebäuden abgebildet wurden, sondern auch zugleich das individuelle Bedürfniß, die einzelne Begebenheit in der Geschichte desselben ein zweckmäßiges Abbild erhielt, wählen wir den Triumpfbogen als Beispiel. —

Hierin muß auf's deutlichste der Character des Volks ausgesprochen seyn, welches siegt, zu gleicher Zeit muß aber die ganze Natur des Sieges und der überwundenen Völker hierin ein deutliches Denkmal erhalten — so daß man immer vollkommen den speciellen Zweck, neben dem allgemeinen, in der Beschränkung des dargestellten Volkscharacters erkennen kann. — Aus diesem wird zugleich klar seyn, in welchem weiten Sinne der Begriff Wohnung,

und wie vielfältig der Zweck eines Gebäudes aufgegriffen werden muß.

* * *

Aus allem Bisherigen geht hervor, daß durch ein bestimmtes Bedürfniß, und sonach durch Zweck das Gebäude seinen Character, seine Bauart erhält, welche Abdruck des Wesens der Kunst, nicht Wesen selbst ist. Abgesehen von dem Allegorischen, welches sich allgemein in der Baukunst durch das Zurückstreben organischer Form nach dem Unorganischen andeutet, wird dennoch in diesen Formen, welche freilich durch die Zweckmäßigkeit vermittelt in einer gewissen Begränzung enthalten sind, wahre Schönheit hervortreten können. Die Zweckmäßigkeit und das daraus hervorgehende Characteristische ist Bedingung, Gränze einer bestimmten Kunstgattung (nicht Princip in diesem Fall), innerhalb welcher das Absolut Schöne darzustellen ist. — So wird also für die Baukunst in dieser Gränze dennoch ein objectiver Ausdruck der Vernunft möglich, wodurch die höhere Bedeutung derselbigen in der Bedeutungslosigkeit gegeben ist.

* * *

Wir ſtehen jetzt auf einem Punct unſerer Unterſuchung, wo die Frage nothwendig wird, wie ſich in dieſer Begränzung die wahre Schönheit darſtellt. In dem Vorhergehenden zeigten wir die Möglichkeit hievon. — Früher iſt ſchon oft geſagt, daß die Localität und die aus derſelben hervorgehenden Bedürfniſſe den Character der Nation und der Baukunſt beſtimmen. Ein unläugbarer Satz iſt ferner dieſer, daß bei den älteſten Völkern das wohlthätig wirkende Naturerzeugniß, es ſey durch die Schönheit der Form, oder den Nutzen der Kräfte und Maße, oft heilig gehalten, und als Gott verehrt wurde. Inſonderheit wurde eine ſolche Verehrung denen Naturerzeugniſſen zu Theil, die man als Urſache der Entſtehung mancher Befriedigungsmittel menſchlicher Bedürfniſſe anſahe.

Zu Herodots Zeiten (II. 42) beſtanden in Aegypten neben den Hauptgöttern, (die allgemein verehrt wurden, und die dem Volke, wenn wir zwiſchen Volks- und Prieſterreligion unterſcheiden, wohl nichts anders als die Befriedigungsmittel allgemeiner Bedürfniſſe, vergöttert, waren, und worunter es ſich gleichſam die Urſache derſelben dachte,) eine Menge Local-Gottheiten, die ſich auf die ſpecielle Natur der Landſchaft, das Thierreich nicht aus-

geſchloſſen, bezogen. Indem die Thiere z. B. in einer Landſchaft ſeltner als in andern, oder häufiger, aber wohlthätiger wirkend erſchienen, oder den Bewohnern gefielen, und von ihnen bewundert wurden, heiligte man ſie verſchiedentlich. —

Sonach wäre Gottesverehrung in einer beſtimmten Form und Volkscharacter Eines Urſprungs, indem beide in den Naturverhältniſſen des Grund und Bodens ihren Mittelpunct fanden. Hiemit congruirt das Weſen der Baukunſt, in ſofern man ſie als Mittel brauchte, gewiſſen widrig wirkenden Einflüſſen der Natur zu begegnen, ſo daß in ihr gleichſam die Bedürfniſſe, die Beſchaffenheit des Volks abgebildet wurden.

In den Gebäuden ſahe man gewiſſe locale Bedürfniſſe befriedigt, von denen das idealiſirte Bedürfniß ſelbſt, der Gott als Menſch gedacht, nicht frei ſeyn konnte; ihnen mußten alſo auch ähnliche Mittel der Befriedigung zu ſtatten kommen. Wie nun in dem Dienſt der Thiere u. ſ. w. das Bedürfniß, welches ſich in ihnen darſtellte, idealiſch genommen wurde, ſo mußten auch die den Göttern als nothwendig zugeeigneten Gebäude auf's Ueberſinnliche bezogen werden. In dieſer Idee einer Göt-

Der

Deutſche Merkur.

Junius 1773.

I.

Fortſetzung der Nachrichten vom Zuſtande des deutſchen Parnaſſes.

Siehe II. Band. 2tes Stück S. 150.

Durchwandern wir nunmehr die einzelnen Provinzen des Dichterreichs, und machen vom Dramatiſchen Gebiete den Anfang! Wir müſſen geſtehen, bey aller Geſchäftigkeit, mit der man es anzubauen ſcheint, dünkt uns dieſes noch immer ſehr öde. Eine **Emilia Galotti** iſt eine Erſcheinung, welche mit allem dem, was wir in dieſem Fache zu ſehen gewohnt ſind, einen ſo ſtarken Abſatz macht, daß ſie durch die Vergleichung

ter-Wohnung ſtellt ſich nun die Vernunft in einer objectiven Anſchauung dar. Tempel ſind demzufolge das erſte und einzige woran Schönheit vergeſtecktes Ziel war. Bei rohen Völkern kann deshalb nur an ihren heiligen Gebäuden Schönheit erſcheinen, weil alle ihre übrigen Wohnungen auf die Befriedigung eines leiblichen Bedürfniſſes abzweckend, in keiner Idee leben. Wird die wohlthätige Natur zur Gottheit idealiſirt, ſo muß mit dieſer Idee zugleich die der Schönheit aufblühen. Die Erfindung der Baukunſt, als ſchöne Kunſt betrachtet, gieng alſo von der Erbauung der Tempel aus. Wir dürfen daher bei den Griechen die Erfindung der Kunſt nicht ſuchen, das Verlangen, den Göttern einen, ihrer Verehrung würdigen, Ort zu widmen, führte ſchon ältere Völker dahin. — Allein wenn gleich die Baukunſt nur als eine ausländiſche Frucht auf griechiſchen Boden verpflanzt wurde, ſo hat ſie doch deſſen Bewohnern ihre Veredlung allein zu verdanken, die durch ihren eignen hohen Sinn Mittel fanden, den Werken der Baukunſt Schönheit und Character zu geben *). Dieſes muß den Griechen überlaſſen bleiben, die er-

*) S. Stieglitz Archäologie d. Baukunſt I. Theil. S. 4.

stere aber soll allgemein in aller Baukunst erreicht werden." Und deßwegen müssen wir die Meisterwerke griechischer Baukünst studiren, um ihr nachzueifern in schönen Formen, ohne den Character unserer teutschen Kunst zu verkennen und zu unterdrücken. —

Schluß.

Als das Gesammt-Resultat der vorstehenden Betrachtung ergiebt sich, vorerst, wie die Bauwerke characteristisch erscheinen, als allegorisches, unorganisches Abbild des Menschencharacters. Diese aus der Bemerkung des Bedürfnisses hervorgegangene Ansicht, ist nur eine untergeordnete, die sich als Gränze zeigt, in welcher das Schöne sich darstellt. Wird in dieser Gränze, die das Wesen bestimmt, nicht Wesen selbst ist, abgesehen von aller Beziehung auf äußeren Zweck, so ist eine wahrhafte Darstellung der Vernunft im Objectiven gegeben. Das Eigene der Baukunst besteht also darin: sie ist als eine besondere plastische Kunstform, durch ihre niedere Sphäre, die als Gränze dieser Kunstgattung erscheint, die Allegorie des Volkscharacters in der unorganischen Natur.

Heidelberg.

Zimmermann.

VI.

Nekrolog.

Johann Anton Eberl.

Johann Anton Eberl war im Jahr 1764 zu Wien geboren. Sein Talent zur Musik zeigte sich schon in früher Jugend. Ohne mit den Regeln der Tonkunst nur einigermaßen vertraut zu seyn, componirte er schon in seinem vierzehnten Jahre, bloß aus der Fülle seiner Phantasie, die erste Oper, nach deren Aufführung der große Ritter Gluck selbst ihm Glück wünschte, und zugleich ihn ermunterte, fest und eifrig auf seiner Kunstbahn fortzuschreiten. Eberl wollte sich späterhin der Rechtsgelehrsamkeit widmen; kehrte aber dennoch bald wieder zur Tonkunst zurück, für die sich nun einmal seine Neigung entschieden hatte. Er unternahm bald hernach mit der Wittwe des verstorbenen großen Tonkünstlers Mozart seine erste Kunstreise durch Teutschland, auf der sich sein Talent bald vortheilhaft bekannt machte. Nicht lange nach seiner Zurückkunft in Wien verehlichte er sich mit

einem sehr liebenswürdigen und geistvollen Frauenzimmer, der jüngeren Tochter des vormaligen Wechslers Scheffler, und erhielt dann einen sehr vortheilhaften Ruf nach Petersburg, wo er sich als Componist und Claviermeister in eine allgemeine Achtung setzte. Sein Ruhm als Tonkünstler verbreitete sich inzwischen durch seine Claviercompositionen immer mehr. Einige derselben wurden ihm entwendet, und erschienen unter Mozarts Namen. Man zweifelte so wenig daran, daß Mozart der Verfasser derselben sey, daß mehrere sogar vielfach übersetzt, instrumentirt u. s. w. heraus kamen. Eberl kehrte nach einem beinahe vierjährigen Aufenthalte in Petersburg mit seiner Gattin wieder in seine Vaterstadt zurück. Hier schrieb er eine große Oper für das k. k. Hoftheater, in der jeder Kenner sein feuriges und kraftvolles Genie erkannte. Er gieng hierauf noch einmal nach Petersburg, wo er Haydn's Schöpfung dirigirte. Nach seiner Zurückkunft in Wien beschäftigte er sich einzig nur mit Instrumentalcompositionen, die allenthalben, wo man sie nur gehörig auszuführen im Stande war, mit Begeisterung aufgenommen wurden. Er machte noch eine Kunstreise durch Teutschland und ward überall mit großer Auszeichnung empfangen. Schon hatte er bei seiner

Zurückkunft wieder mehrere große Instrumentalcompositionen angefangen, als ihn der Tod mitten in seiner ruhmvollen Laufbahn am 11ten März d. J. in seinem 41sten Jahre übereilte. Reichthum, Tiefe und Fülle zeichneten seine Compositionen aus, als Mensch besaß er ein vortreffliches Herz, einen hellen Verstand, und einen durchaus anspruchlosen Character.

Tr.

VII.

Korrespondenznachrichten.

I.

Neuere Erscheinungen im Fache der Literatur in Wien.

Wien, den 10. April 180⁷.

Von der gefälligen Dichterin Gabriele Batsányi, gebornen Baumberg, erschien erst kürzlich, bei J. P. Degen gedruckt, ein kleines Gedicht in fünf Gesängen, Amor und Hymen

betitelt. Es ist eine allegorische Fiction; aber meines Erachtens sicher eines der gelungensten Producte, das noch aus ihrer Feder geflossen ist. Witz und Anmuth vereinigen sich darin im lieblichsten poetischen Farbenspiele. In der That entfaltet sich der Geist dieser schätzbaren Frau im höheren Lichte der Welt- und Menschenkenntniß immer kunstloser und natürlicher. Da sie ihr poetisches Talent, als eine wahre Dichterin, der Natur allein und keiner bloß angeübten Kunstfertigkeit verdankt, so wird vermuthlich die neue poetische Schule, die ihre Producte nur im Treibhause einer erkünstelten Begeisterung erzieht, dies holde anspruchlose Blümchen ihrer Phantasie, gleichfalls wie andere Pflanzen, die nicht in ihrer Treibschule emporwuchsen, durch ihre ausgesandten Strichvögel beschmitzen lassen.

Von dem trefflichen Verf. des Faustin, Hrn. Pezzl erhielten wir, ebenfalls bei Degen, 2. Bändchen seiner neuen Skizze von Wien. Die interessanten Capitel, in denen der Verf. das heutige Wien darstellt, sind mit dem ihm eigenen schlichten Geradsinn und in jener gefälligen Laune geschrieben, wodurch sich überhaupt schon seine vorige Skizze von Wien auszeichnete. Nur sieht

man es der Wahrheitsliebe dieſes Schriftſtellers an, daß ihr die Mundſperre angelegt iſt, und daß er nicht mehr, wie vormals, über manche Gegenſtände rein und frei mit der Sprache heraus darf. . . Aber welcher Schriftſteller Oeſterreichs ſeufzt nicht mehr oder weniger über ein gleiches Loos? . . . Von ihm erſchien auch ebendaſelbſt: Grundriß und Beſchreibung der Reſidenzſtadt Wien, niedlich gedruckt in Taſchenformat, welches ſorgfältig ausgearbeitete Werkchen allen Reiſenden nach Wien vorzüglich anzuempfehlen iſt; da es an Richtigkeit und Vollſtändigkeit ſeines Inhaltes alle übrigen zu dieſem Zwecke bisher erſchienenen Schriften weit übertrifft. In eben dieſer Buchhandlung hat man auch, wie man mich benachrichtigte, vom nämlichen Verf. eine gedrängte Beſchreibung der Umgebungen Wiens, ebenfalls in Taſchenformat gedruckt, und mit Planen und Charten geziert, zu erwarten.

Hut's Luſtſpiele erſter Band, ebenfalls bei Degen gedruckt, ſind für den Liebhaber Thaliens eine nicht minder angenehme Erſcheinung. Faſt alle in dieſem Bande begriffenen Stücke erhielten den Beifall des geſchmackvollen Kenners auf unſerer Bühne. Dem Verf. gelingt vornehmlich die

Schilderung naiver ländlicher Charactere. Seine Sprache iſt rein und gefällig; ſein Dialog leicht und ungezwungen, und der Knoten ſeiner Stücke ſchürzt und löſt ſich eben ſo natürlich.

Nun endlich, was ſagen Sie zu dem Sonntagsblatte, das bei Camesina heraus kömmt? Ich habe bisher nur 6 Nummern geleſen; doch weiß ich nicht, ob ich Recht habe; aber der feine gebildete Ton dieſer Wochenſchrift erinnert mich an Engels Philoſophen für die Welt; nur hat dieß Blatt freilich, ſeinem Plan und ſeiner Abſicht zufolge, einen mehr localen Bezug auf Wien. Wirklich könnte keine Schrift gelegener, als dieſe für den gegenwärtigen Zeitpunct kommen. . . . Wenn anders der brave Thomas Weſt auf dieſe Art fortfährt, den eingeriſſenen Ungeſchmack unſeres Theaters, und den anmaßenden Eigendünkel unſerer jungen verſchrobenen Autorwelt zu rügen: ſo kann dieſe mit ächtem Zartgefühl für alles Wahre, Schöne und Gute geſchriebene Zeitſchrift von nicht geringem Nutzen für unſere Vaterſtadt ſeyn.

Mag.

2.

Ueber den Griechen Coray.

Wien, den 15. April 1807.

Es ist mir, theuerster Freund! noch aus einem Ihrer früheren Briefe in Erinnerung, daß Sie von mir einige Nachrichten von Coray und dessen Freunde Basilius verlangten. Seitdem erhielt ich diese Nachrichten, und zwar aus einer ganz zuverlässigen Quelle. Coray ist in Smyrna geboren, und gegenwärtig in einem Alter von 58 Jahren. Er ist der Neffe eines Bischofs von Belgrad, der, als nämlich diese Festung noch in Oesterreich's Besitz war, diese Würde daselbst bekleidete. In seiner Jugend studirte Coray in Smyrna, widmete sich dann der Kaufmannschaft, und gieng nach Amsterdam, wo er einige Jahre als Kaufmann blieb, und dann in seinem 27sten Jahre wieder nach Smyrna zurückkehrte. Er begab sich hierauf nach Wien, um daselbst die Arzneikunde zu studiren; gieng aber bald von da nach Paris, wo er sich jedoch nicht der Arzneikunde, sondern bloß der classischen Literatur widmete. Er bekleidet daselbst keine Professur, sondern lebt bloß für sich, und gab mehrere classische Werke heraus,

worunter die Ausgaben des Hippokrates, Heliodor u. m. a. *) zu zählen sind. Jetzt erhielt er vom Gouvernement den Auftrag, den Strabo ins Französische zu übersetzen, wovon der erste Band in Großquart mit Noten bereits erschienen ist. Basilius, der Freund des Coray, ist ein griechischer Kaufmann in Wien, der kleine Wechselgeschäfte treibt, die Wissenschaften vorzüglich liebt, und viel classische Literatur besitzt.

Tr.

*) Vorzüglich auch sein 1805, auf Unkosten der Brüder Zosima, erschienener Prodromus, worin die 165 Seiten betragenden στοχασμοι über die neugriechische Sprache und Literatur so viel Wissenswürdiges und Interessantes enthalten, daß es ein wahrer Verlust für Philologie und Völkerkunde wäre, wenn diese Abhandlung nicht besonders für teutsche Liebhaber bearbeitet, und durch eine eigene Ausgabe gemeinnütziger gemacht würde. Daß übrigens dieser Prodromus Aelian's Variae Historias, und die noch übrigen Bruchstücke des Heraclides Ponticus und Nicolaus Damascenus mit lehrreichen griechischen Scholien von Coray selbst enthält, ist aus Anzeigen in teutschen gelehrten Zeitungen hinlänglich bekannt.

B.

beynahe eben so viel zu verliehren scheint als sie gewinnen sollte. Jedermann stümpert, aber keiner will sich einem Berufe völlig weyhen, der so wenig **Dank** und gar keinen **Vortheil** bringt. Ein kaltsinniges und wankelmüthiges Publikum, unvollkommne Schauspieler-Gesellschaften, könnten auch die muthigsten Genien abschrecken. (6) Von dieser oder jener Vorstellung erhitzt, eilt hier und da ein roher Jüngling nach Hause, und wirft seine ersten Einfälle aufs Papier. Dann fliegen Plaudereyen in die Welt, wie vor kurzem zu **Leipzig** bey **Büschel** unter dem Titel **Schauspiele** gedruckt worden, die auch den langmüthigsten ungeduldig machen müssen. Dieses Unheil vermehrt der Trupp der Recensenten, wovon die wenigsten Kenntnisse des Theaters besitzen. Wir kennen kein deutsches Schauspiel, von so geringen Werthe es auch seyn mag, das nicht irgend einen Lobredner gefunden hätte. Was Wunder also, daß die Autoren nie zur gehörigen Selbsterkenntniß gelangen? Der Verfasser der **empfindsamen Reisen durch Deutschland** hatte unter andern Schnacken auch eine Reyhe, wie es ihm däuchte, sehr **komischer Gespräche** eingeschaltet. Ein Kritiker prophezeyhte daraus sogleich einen **deutschen Goldoni**. Zu geschweigen, daß wir doch wohl berechtigt sind, mehr als einen Goldoni zu verlangen; jener Verfasser warf sich zum komischen Dichter auf, ohne einen andern Beruf, als daß ihm spaßhafte Reden ziemlich leicht aus der Feder

flossen.

Inhalt.

Erſte

I. Die Ausſtellung der Kunſtwerke zu Dresden im J. 1807. 65

Elegieen von Fr. Thierſch.

I. Adonis, gemalt von Gerhard von Kügelgen. 67

II. Moſes Bildniß, gemalt von demſelben. . 69

III. Chriſtus Bildniß, gemalt von demſelben. 71

IV. Die Marieen am Grabe, gemalt von Hartmann. 74

II. Proben einer metriſchen und gereimten Ueberſetzung des Corans. 77

III. Auguſt Gottlieb Meißners Schwanengeſang. 81

IV. Ueber ein ſeltenes Manuſcript der Gothaiſchen Bibliothek, enthaltend die Ueberſetzung der Bibel in die murans-drulla, eine unbekannte, ſelbſt erfundene Sprache. 85

(An Herrn Hofrath Böttiger in Dresden.)

V. Ideen der Baukunſt. 94

Seite

VI. Nekrolog.

Johann Anton Eberl. 123

VII. Korrespondenznachrichten.

1. Neuere Erscheinungen im Fache der Literatur in Wien. 125

2. Ueber den Griechen Coray. 129

No. II.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs,

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Februar 1807.

I. Erſchienene Neuigkeiten

im Februar

UND DEREN INHALT.

1.

Bilderbuch für Kinder u. ſ. w. von F. J. Bertuch, mit vierfachem, teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italiäniſchem Texte dazu, und ausgemalten oder ſchwarzen Kupfern. XCV. und XCVI. Heft. 4. Nebſt

F. G. Funke ausführlichem Texte dazu. 8. Eben diese Hefte.

Diese zwei Hefte sind so eben erschienen, und enthalten folgende Gegenstände:

XCV. Heft.

Taf. 71. Merkwürdige Säugthiere. Fig. 1. Die Canadische Ratte. Fig. 2. Die weiße Hausmaus.
Taf. 72. Merkwürdige Insekten. Die größte Heuschrecke.
Taf. 73. Schöne teutsche Dämmerungsfalter. Fig. 1. Der Pappelschwärmer. Fig. 2. Der Lindenschwärmer. Fig. 3. Der mittlere Weinschwärmer.
Taf. 74. Teutsche Obstarten. Fig. 1. Die gemeine Zwetsche. Fig. 2. Die gemeine Stammkirsche.
Taf. 75. Rosen-Arten. Fig. 1. Die gemeine Zucker-Rose. Fig. 2. Die große fleischfarbene Rose.

XCVI. Heft.

Taf. 76. Teutsche Singvögel. Fig. 1. Die Nachtigall mit ihrem Neste. Fig. 2. Die Bastard-Nachtigall.
Taf. 77. Teutsche Waldbäume. Fig. 1. Die gemeine Buche. Fig. 2. Die gemeine Ulme.
Taf. 78. Teutsche Obst-Arten. Fig. 1. Der Johannisbeerstrauch. Fig. 2. Der Stachelbeerstrauch.
Taf. 79. Prächtige ausländische Schmetterlinge. Fig. 1. Der Brustbeer-Spinner. Fig. 2. Der Claretweinschwärmer.
Taf. 80. Merkwürdige Hölen. Die Erdmannshöle bei Hasel.

Alle Vierteljahre erscheinen richtig zwei Hefte von diesem interessanten und allgemein beliebten Werke, von welchem auch stets noch einzelne Hefte vom Anfange an, um den gewöhnlichen Preis zu haben sind.

Weimar, im Febr. 1807.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Journal des Luxus und der Moden. 1806. 26 St.

Inhalt.

I. Die Provencalin vor dem Vatikanischen Apollo im Nationalmuseum in Paris 1798. II. Kunst. 1. Tableaux en Gouache de S. Gesner, gravées par Kolbe. 2. Ueber

den berühmten Maler David in Paris. 3. Die Tageszeiten nach Runge's Zeichnungen in Dresden. III. Sehr wichtige Taschenbücher, nicht bloß auf 1807: Zimmermann's Taschenbuch der Reisen 1807. Almanach für Theater und Theaterfreunde von A. W. Iffland. IV. Miscelle'n und Modenberichte. 1. Dessau in den letzten Tagen des Oktobers 1806. 2. Großes Fest bei der Taufe des Kindes von Mr. Sheriban in London. 3. Auszug aus dem Briefe eines durch das südliche Frankreich reisenden Engländers. 4. Der Königsabend in K. 5. Kaiserin Josephine in Mainz. 6. Pariser Modenbericht im Januar 1807. V. Ameublement. Neue geschmackvolle silberne Gefäße. VI. Erkl. d. Kupfertafeln.

Weimar im Febr. 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. 2s St.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Die Wüste Barka. Ein geographisch-kritischer Versuch. 2. *Barrow's*, *J.*, Nachricht von einer Reise in das Land der Buschwanas. (Anfang.)

Bücher-Recensionen. 1. *Oulton's*, *W. C.*, Travellers Guide. Vol. I. II. 2. Schlesien, wie es ist. Von einem Östreicher. 1—3ter Bd. 3. Afbeeldingen van de Kleeding, Zeden en Gewoonten in de batnaafsche Republiek.

Charten-Recensionen. 1. *de Lipszky*, *J.*, Mappa generalis Regni Hungariae etc. Sect. III. 2. *Winklhofer's*, *A.*, Ch. vom Kurfürstenthum Salzburg. 3. *Brion* et *Maire* Carte élémentaire et statistique de l'Allemagne.

Vermischte Nachrichten. 1. Auszüge aus Briefen aus Paris. 2. Biographische Notiz über *N. J. Conté*. 3. Staatssiegel des Grosherzogthums *Berg*. 4. Journalistik. 5. Kurze Notizen. (Vorarlbergische Provinz. — Tyrol.) 6. *Michaux*, *F. A.*, Nachrichten über die Bermudischen Inseln. 7. Avantcoureur neuer Charten und Plane.

Zu diesem Stücke gehören:

1. Das Portrait von *N. J. Conté*. 2. Charte von Südafrika mit *Truter's* und *Somerville's* Reiseroute in das Land der Buschwanas. 3. Staatssiegel des Grosherzogthums Berg.

Weimar im Febr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin. 1806. XII. St.

Inhalt.

II. Garten-Baukunſt. Idee zu einem Wintergarten. (Mit Grund- und Aufriſſe auf Taf. 29.) II. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. 1. Ueberſicht der Garten-Bohnen-Sorten, und Anweiſung zur Erziehung derſelben. 2. Einige Bemerkungen über Fortpflanzung, Behandlung und Benutzung der Kartoffeln, mit Hinſicht auf Zeitbedürfniſſe. VI. Obſt-Kultur. Charakteriſtik der Obſtſorten. Birnen. A. Die große Herbſt-Beraamotte. (Mit Abbild. auf Taf. 30.) B. Die Galbasbirn. (Mit Abbild. auf Taf. 30.) XI. Garten-Miſcellen. Witterung im Verlaufe des Jahres 1806, wie ſie von Tag zu Tage beobachtet worden, mit Bemerkung auf ihren Einfluß, vorzüglich auf die Obſtkultur.

Zu dieſem Stücke gehören folgende Abbildungen:

Taf. 29. Grund- und Aufriß zu einem Wintergarten. Taf. 30. Die große Herbſtbergamotte. Taf. 30. Die Galbasbirn.

Weimar im Februar 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Charten-Anzeige.

So eben iſt die zweite, weſentlich verbeſſerte Ausgabe, (vorzüglich was Dalmatien und das ſogenannte todte Meer zwiſchen den Mündungen des Dneſtrs, Dneprs und der Donau betrifft,) von unſerer Charte der europäiſchen Türkey (gez. von J. C. M. Reinecke) erſchienen, die wir, ſo wie unſere Charte von dem ſchwarzen Meere (gez. von Ferd. Göhe), welche gleichfalls, aber früher, möglichſt berichtigt geworden iſt, Jedem empfehlen, der einen leichten, richtigen Ueberblick über die Gegenden wünſcht, in die ſich ein Theil des Kriegsſchauplatzes zu erſtrecken ſcheint. Jedes Blatt koſtet 8 Gr. Sächſ. oder 36 Kr. Rhln., auf Olifantpapier aber 12 Gr. oder 54 Kr. — Ein genauer Specialplan der Stadt Danzig und der umliegenden Gegend iſt bei uns für 4 Gr. oder 18 Kr. zu haben.

Weimar d. 23. Februar 1807.

Das geographiſche Inſtitut.

II. Vermiſchte Notizen.

Erſte und letzte Antwort auf die: *Bemerkungen über die von der Schlacht bei Jena erſchienenen beiden Plane* im Intell. Bl. der Jenaiſchen A. Litt. Zeitung von 1807. No. 9.

Der Verfaſſer dieſer mit anſcheinender Sachkenntniſs und eben der ungemeinen Selbſtgenügſamkeit, die manche Privatlehrer auf einigen Akademien auszeichnet, hingeſchriebenen Bemerkungen kennt nur *zwei* Plane, welche über die Begebenheiten am 14ten October 1806 Unterricht geben ſollen. Wir kennen bis jetzt deren *vier*, die gedruckt ſind, und da aus einem derſelben der Standpunkt des Hrn Vfs. genommen zu ſeyn ſcheint, er denſelben aber nicht erwähnt hat, ſo wollen wir ſolche hier ſpecificiren.

Der *erſte* iſt der Unſrige, von dem eine *zweite* weſentlich verbeſſerte Auflage, ſchon vor mehr als 5 Wochen erſchienen iſt, die denn der Vf. jener Bemerkungen wohl der Billigkeit gemäſs, für ſein Forum hätte ziehen ſollen, und nicht die frühere; — der *zweite* iſt ein Plan, auf dem kein Verfaſſer und kein Verlagsort bemerkt, der aber bei Hrn. Buchhändler *Leo* in Leipzig zu haben iſt; — der dritte, der von Hrn. *Herzog's* geographiſchem Verlags- und Commiſſions-Comptoir ebendaſelbſt gelieferte und mit dem Unſerigen zugleich recenſirte, — und der *vierte* erſchien bei Hrn. Buchhändler *Webel* in Zeitz.

Bei erſter Durchleſung der Bemerkungen über zwei dieſer Pläne vermutheten wir, der Hr. Vfr. habe wohl auf dem Thurme der Jenaiſchen Stadtkirche geſtanden und von hier aus das *Kriegsſpiel*, wie er die groſse Begebenheit dieſes Tags ſehr ſonderbar nennt, betrachtet. Da er aber zugleich als Augenzeuge von den Vorfällen bei *Haſſenhauſen* und *Auerſtädt* ſpricht und dabei gar Gelegenheit nimmt, mit ächter Kennermiene auf die Vortheile des Anmarſches *en échellons* einzugehen, obiger Stadtthurm aber viel zu tief liegt, um von da 4 bis 5 Stunden weit auf die umliegenden dominirenden Höhen ſehen zu können, ſo ſahen wir uns nach einem höheren Standpunkte für den Hrn. Vfr. um, den wir auch in dem, bei Hr. *Leo* zu habenden Plane richtig gefunden zu haben glauben. Auf demſelben iſt nämlich, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung des Hrn. Verfaſſers, der uralte *Fuchsthurm* von dem Hausberge bei Jena weggeſchafft und auf das linke Saalufer in die Gegend von *Löbſtädt* transplantirt worden, damit aber der ſchmale dachforſtähnliche Kamm des Hausbergs nicht ohne Schmuck bliebe, hier ein ima-

ginaires Dorf, Namens *Fuchshayn* angelegt. Auf einem dieſer beiden Punkte ſtand ohne Zweifel der Vfr. der Bemerkungen während der Schlacht, und, da alle beide nicht in dieſer Lage éxiſtiren, in einem ſehr trügeriſchen Phantom, aus dem man ſeinen Schülern nicht füglich weiſen kann, wie mittelſt einer *Alhidade*, *Bergnaſen ſcharf abgeſchnitten werden.*

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, verdienen die Bemerkungen des Hrn. Vfs. keineswegs eine umſtändliche Würdigung. Er verlangt ein treues Migniaturgemälde, und dies höchſt wahrſcheinlich in eigener Manier, von der ziemlich zerriſſenen Gegend um *Jena*. Wenn wir ſeine Manier angewendet hätten, ſo wäre höchſt wahrſcheinlich ein nur etwas treues Bild eben dieſer Gegend um *Jena* im Groſsen darzulegen unmöglich geworden. Denn er verlangt, die ſteilen Kalkflözlagen der *Naſenkuppe* (der Vfr. ſchreibt *Naſenberg*) getreu copirt zu ſehen, beklagt ſich, der *Schwabhäuſer Grund* ſey bei uns zu ſchmal, als daſs Cavallerie hineinreuten könne, und die Anhöhe, welche ſich zwiſchen *Lützerode* und *Closwitz* auf einer, *Vierzehnheiligen*, *Krippendorf* und *Lehnen* auf der anderen Seite ſanft, aber immer bedeutend genug erhebt, will er für abgehobelte Bergkämme erklären. Er darf nur an das *Alten Gönner Pfarrholz* gehen, um ſich zu überzeugen, daſs ihn hier die Sucht nach Auftrag zu tadeln, ſehr von der Wahrheit entfernt hat. Auf den Maſsſtab des Plans iſt durchaus bei dieſer Tadelſucht keine Rückſicht genommen, ſondern der Hr. Vfr. ſcheint nur Flurcharten vor Augen gehabt zu haben und zu verlangen, jeden einzelnen Stein, wenn er etwa vier Quadratfuſs Oberfläche hat, genau niederzulegen u. ſ. f.

Und ſollte auch die Zeichnungsmanier unſeres Plans nicht fehlerfrei ſeyn, ſo gründet er ſich doch auf eine *wirkliche Vermeſſung* des Locals und auf ſehr *mühſam geſammelte* und aus *guten Quellen gefloſſene Nachrichten* von den Begebenheiten am Tage der Schlacht. Wenn der Vfr. der Bemerkungen im Stande iſt, einen beſſeren Plan, der nicht aus dem unſrigen entlehnt iſt, *mit oder ohne Papillons* zu liefern, ſo thue er es und gebe ſo die einzig hier anwendbare Kritik. Wir empfehlen ihm aber, wenn die Papillons und der ganze Plan nicht bald Papilloten werden ſollen, hübſch ſelbſt, wie unſer Zeichner, auf das Schlachtfeld zu gehen, und es wird ihm dann vielleicht *Molière's* Vers verſtändlich:

Et l'on trouve ſouvent plus, qu'on ne veut chercher.

Doch genug von dem eigentlichen Verf. der Bemerkungen über unſern ans *Auftrag*, wie er ſelbſt ſagt, bekrittelten Plan der Schlacht von Jena. Eine Stelle aber kommt in ſeinem Aufſatze vor, die er, wenn er auch nur oberflächliche Kenntniſs der Geometrie hat, was wir doch vermuthen, nicht hinſchreiben konnte, ohne ſich pflicht-

ſchuldigſt zu proſtituiren. Wir glauben daher, daſs ſie von einer fremden, völlig ungeometriſchen und elend boshaften Hand herrühre, und ſie kann dienen, jeden unbefangenen Leſer zu überzeugen, mit welcher Achtung das Publicum von dem Redacteur der *Jenäiſchen A. Lit. Zeitung* behandelt wird, der eine ſolche, den gemeinſten Menſchenverſtand empörende Unwahrheit und praeoccupirende Calumnie gegen ein Werk, von dem dermalen noch gar nichts öffentlich erſchienen iſt, aufnehmen konnte. Wir können hier den Beweis davon zu ſeiner Beherzigung durch Rechnung mit Zahlen apodiktiſch führen.

Nachdem nämlich geſagt iſt, daſs unſerm Plane der Schlacht von Jena, die von Hrn. *Güſſefeld* vor einigen Jahren erſchienene und auf wirkliche Vermeſſung des Locals gegründete topogr. Charte, der Gegend um Jena, zu Grunde liege, wird die hämiſche Behauptung eingeſchoben, es ſey zu *erwarten*, daſs die von uns angekündigte *topographiſch-militäriſche Charte von Teutſchland in* 204 *Blättern*, werde benutzt werden, um mehrere *alte Platten aus- und umſchleifen* zu können. — Wie man es mit dem *Umſchleifen* anzuſtellen habe, wird der Verf. dieſer Stelle — er ſey wer er wolle — wohl allein wiſſen; wir wenigſtens und kein vernünftiger Menſch kann damit einen Begriff verbinden. Soll mit dem *Ausſchleifen* nichts weiter gemeint ſeyn, als alte Kupferplatten zu einem neuen Stiche abſchleifen zu laſſen, ſo wird uns der Verf. dieſe gewöhnliche Benutzung alter Platten gütigſt erlauben, da das Kupfer unſer iſt. Allein der Verf. denkt wahrſcheinlich, wir wollen aus den 10 bis 12 Teutſchland enthaltenden, zu unſerm Handatlaſſe gehörenden, *nach verſchiedenem Maſsſtabe* entworfenen und einzeln im Durchſchnitt etwa 3, zuſammen alſo 36 Pariſer Quadratfuſs haltenden Kupferplatten, durch *Recken* und *Zerren* eine neue Charte nach *Einem Maſsſtabe* in 204 Blättern liefern, von denen jedes auf eine Kupferplatte von $1\frac{5}{7}$ Quadr. Fuſs kommt, die mithin einen Raum von 289 Par. Quadratfuſs Kupfer verlangt. Wahrſcheinlich denkt der Verf. das Kupfer ſey ſo dehnbar wie Federharz, und man dürfe es nur für jeden beliebigen Maſsſtab hin und herziehen, bis es die erforderliche Extenſion erhalten hätte. — Heilſamer für ſich und zweckmäſsiger hätte der Verf. gewiſs gethan, bevor er die abſurde Stelle, deren Wohlgeruch, den Skunk, von dem ſie kommt, ſogleich verräth, niederſchrieb, den bekannten goldenen Verſikel im ächten Mönchslatein über das *Recenſiren der ungelegten Eier* zu beherzigen, der alſo lautet, und deſſen Studium wir ihm für die Folge dringend empfehlen:

Judicium de ovis,
Quae non cacata, eſt bovis.

Weimar d. 17. Febr. 1807.

Das geographiſche Inſtitut

III. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts- Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

London und Paris 1807. I. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Warum ziehen die meiſten Fremden Paris London vor? 2. Bemerkungen über die Gelbliebe der Engländer. 3. Art der engliſchen Buchhändler ihre Waare zu preiſen. 4. Fortgeſetzte Bemerkungen über die Teutſchen in London. Im J. 1806. 5. Kurze Nachricht von dem Marſtalle des Prinzen v. Wallis zu Brighton. (Mit einer Abbild. No. III.) II. Paris. 1. Verſchönerungen von Paris. 2. Die Sacro catino in Genua. 3. Cointeraux neue ökonomiſche Erfindungen. 4. Reiſe in Paris herum. — Ueber franzöſiſche Juſtiz. — Schauluſt der Pariſer bei Hinrichtungen. — Der Automat auf dem Boulevard du temple. 5. Fragment über die Reiſen teutſcher Gelehrten nach Paris. 6. Das Conſervatoire de Musique in Paris. 7. Verſuch einer Denkſchrift auf den Miniſter Pitt. III. Franzöſiſche Karikatur. Die Schlange in des Feilenhauers Werkſtatt. (Hierzu die Abbildung No. II.)

(Zu dieſem Stück gehört das Portrait des Großherzogs von Berg als Titelkupfer.)

Halle, im Februar 1807.

Neue Societäts- Buch- und Kunſthandlung.

floſſen. Auſſerdem brüſtete er ſich noch auf den, wie er glaubte, neuen Gedanken, daß er die verjährten Heyrathen von der Bühne verbannt habe, ohne doch ein ander ſtärkeres Intereſſe an deren Stelle zu ſetzen.

So ſehr man es bedauren muß, daß der Verfaſſer des **dankbaren Sohnes** ſich bisher immer nur noch kleinen Stücken gewidmet hat, (7) ſo müſſen wir doch ſchon damit zufrieden ſeyn, daß er die Hand von unſrer Bühne nicht ganz abzieht. Sein kleines Stück, der **Diamant**, wovon die Idee noch dazu einem Franzoſen gehört, iſt bey aller ſeiner Kleinheit noch das wichtigſte Geſchenk dieſes Jahres, das wenigſtens alle die beſchämen ſollte, welche den dramatiſchen Dialog für die leichteſte Arbeit von der Welt halten. Noch immer ſchwanken wir meiſtens zwiſchen Franzoſen und Britten hin und her. Ob es uns gleich nicht an Muſtern fehlt, wie wir uns das Gute von beyden zu eigen machen können, ſo verdammen wir uns doch noch immer zu ſklaviſchen **Kopien**; ja (was noch ſchlimmer iſt) der **Macbeth**, der vor kurzem zu Wien naturaliſirt worden, rechtfertiget alles Böſe in vollem Maaße, was eine Unglück-weiſſagende kritiſche Krähe ſchon vor mehrern Jahren dem deutſchen Theater prophezeyhte, als die bekannte Ueberſetzung des **Shakeſpears** heraus kam.

Aus dem fünften Theile des engliſchen Theaters hat der unter dem Titel die **Gunſt der Für-**

No. III.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

März 1807.

I. Erschienene Neuigkeiten im März

UND DEREN INHALT.

I.

Charten-Anzeige.

So eben ist bei uns die vor Kurzem angekündigte: Charte des nördlichen Theils der Europäischen Türkey (der Moldau, Wallachei und Servien, dann von Bessarabien, Bulgarien, Romanien, Bosnien und den nördlichen Theilen von Albanien und Macedonien) erschienen, und an die Buch- und Kunst-Handlungen versendet worden. Sie ist für Jeden bestimmt, der eine leichte

nicht überladene, Uebersicht dieser jetzt interessanten Gegenden und der angränzenden Territorien (wie von der Terra-Firma des Italienischen Dalmatien, den Buchten von Cattaro, Ragusa u. s. f. zu haben wünscht,) und wir glauben sie jedem Zeitungsleser empfehlen zu können. Der Preiß ist 6 gr. Conv. M. od. 27 kr. Rhein. —

Zugleich ist die versprochene Charte oder allgemeine Uebersicht der Stellungen der französischen und preußischen Armeen kurz vor und am Tage der Schlacht und des Treffens bei Auerstädt mit Teutschem und Französischem Texte fertig geworden, welche dient, um den Zusammenhang beider am 14. Oktbr. 1806 vorgefallenen Begebenheiten leicht zu übersehen, und die von uns gelieferten, und im Ganzen von dem Publikum mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen beiden Plane der Schlacht bei Jena und des Treffens bei Auerstädt mit einander zu verbinden, und den Besitzern dieser beiden Plane also unentbehrlich ist. Dieses Blatt stellt zugleich beinahe das ganze Fürstenthum Weimar und das Erfurter Gebiet, so weit es der Maßstab erlaubte, möglichst genau dar. Der Preiß ist 9 gr. Conv. M. od. 40 kr. Rheinl. — Wir bemerken hier noch, daß, da dieses Blatt seiner damaligen Einrichtung halber nicht als Probesection der von uns angekündigten Topogr. militairischen Charte von Teutschland in 204 Blättern dienen kann, wir als solche binnen Kurzem die Sect. 69 oder Eisleben ausgeben werden.

Da der Plan der Schlacht von Jena, der Plan des Treffens von Auerstädt und die Charte zur allgemeinen Uebersicht beider merkwürdigen Gefechte nur ein Ganzes bilden, und sich wechselseitig erläutern, so können Liebhaber, welche diese Plans noch nicht besitzen, das Ganze unter dem Titel: Darstellung der Schlacht bei Jena und des Treffens bei Auerstädt, aus möglichst zuverlässigen Quellen in zwei Planen und einer Charte (nebst einem französischen und teutschen Texte von 4 Bogen in 4.) bei uns broschirt für den Preiß von 1 Rthlr. 6 Gr. Conv. M. od. 2 Fl. 15 Kr. Rhnl. erhalten.

Weimar d. 22. März. 1807.

Das geographische Institut.

2.

Plan der Schlacht bei Preußisch-Eylau.

Da wir bei dieser zweiten wichtigen Schlacht des gegenwärtigen Krieges in dem Besitze von Materialien über die dortige Gegend sind, die sich auf wirkliche Vermessung grün-

ben, werden wir binnen einigen Wochen einen Plan dieſer Schlacht, welcher auch das vorhergehende Gefecht bei Hoff enthalten wird, nach den franzöſiſchen Originalberichten liefern.

Weimar d. 6. März 1807.

Das geographiſche Inſtitut.

3.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1807. III. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. *Barrow's*, J., Nachricht von einer Reiſe in das Land der Buſchmanns. (Beſchluſs.)

Bücher-Recenſionen. 1. Streifereien durch den franzöſiſchen Jura von *K. Ul. v. Salis-Marſchlins.*, 2. *Mannert's*, *Konr.*, Statiſtik der europäiſchen Staaten. 3. *Körner's*, *H.*, kurze Erdbeſchreibung der Schweiz. 4. *Bode's*, *J. El.*, aſtronomiſches Jahrbuch für 1808. 5. *Davis's*, *J. Conſt.*, Letters from Paraguay.

Charten-Recenſionen. 1. v. *Golowin's* Karte vom Herzogth. Schleswig. 2. *Heerdegen's*, *J. C. F.*, Königr. Baiern. 3. Mappa geogr. noviſſima Regni Hungariae etc. Wien, b. Mollo. 1806. 4. v. *Wenzely's*, *A.*, Generalkarte von Siebenbürgen. Ebendaſ. 1806.

Vermiſchte Nachrichten. 1. *de Sauſſure's*, *Theod.*, Bemerkungen über den Abſturz des Ruſſibergs. 2. Biographiſche Notiz über *Leonhard Euler*. 3. Avantcoureur neuer Charten und Plane. 4. Nachträge zu der Ueberſicht ſämmtl. geogr. Veränderungen im J. 1806. 5. Berichtigung. 6. Kurze Notizen, (*Forbes's* Letters from France. — Grönland. — Leipzig. — Königl. Sächſ. Antheil an Henneberg.) 7. Antwort auf die Bemerkungen über die von der Schlacht bei Jena erſchienenen beiden Plane in der *Jenaiſchen* A. Lit. Zeitung.

Zu dieſem Stücke gehören:

1. *Leonh. Euler's* Portrait. 2. Anſicht und Charte der Gegend des Abſturzes des Ruſſibergs.

Weimar im März 1807.

F. J. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Journal des Luxus und der Moden, 1807. III. Stück.

Inhalt.

I. Ueber Schwedens neueste Literatur und Kunst. II. Kunst. Die vier Epochen des menschlichen Lebens von F. Gerard in Paris. III. Die Mousselin-Krankheit. Ein Wort zur Beherzigung für junge Damen, vom D. Harcke. IV. Levana oder Erziehungslehre von Jean Paul. V. Miscellen. 1. Geselliges Leben und Theaterneuigkeiten aus Wien. 2. Neueste Arbeiten der Kais. Porzellain-Manufaktur zu Sevres bei Paris. 3. Auszug eines Briefes über Madrid. 4. Nachtrag zu Lavaters physiognomischen Exprektorationen. 5. Apologie des Thee's. Von einem französischen Theetrinker. VI. Moden. 1. Londner Moden im December 1806. 2. Französischer Modenbericht. 3. Teutscher Modenbericht. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Mai 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1807. II. Jahrg. II. St. od. III. Bds. 28 Stück.

Das Kaiserthum Rußland.

Zweite Abtheilung. 7. Einwohner. — Ihre Abstammung — Sprachen — Zahl. — Eigenthümlicher Charakter und Besonderheiten der verschiedenen Völkerschaften des russischen Reichs. 8. Lebensweise der verschiedenen russischen Völker im Allgemeinen. — Jagd. — Fischerei. — Viehzucht. — Landwirthschaft überhaupt. Ackerbau, Gartenbau, Obstbau, Weinbau, Waldkultur, Bienenzucht und Seidenbau. 9. Gewerbe überhaupt. — Mechanische Künste und Handwerke. — Fabriken und Manufakturen, welche vegetabilische und animalische Stoffe verarbeiten. — Bergbau. — Fabriken in mineralischen Produkten.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Tafel 1. Russische National-Trachten, nämlich: Russen. Russische Polen. Finnen. Taf. 2. Russische National-Trachten. Letten. Esthen. Ingrier. Tscheremissen. Lappen. Tschuwaschen. Mordwinen. Wotjäken. Taf. 3. Russische National-Trachten. Tartarische Völker. Ostjäken. Tobolsker. Nogaier. Kabardiner. Baschkiren. Meschtscheräken.

Weimar im März 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

No. IV.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

April 1807.

I. Erschienene Neuigkeiten im April

und deren Inhalt.

1.

Plan von Constantinopel und von Danzig.

Nachstehende Plane von zwei jetzt vorzüglich interessanten Städten sind so eben bei uns erschienen, und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen für die beigesetzten Preise zu bekommen!

1. Plan von Constantinopel, aufgenommen von F. Kauffer und J. B. Lechevalier. In gewöhnli-

dem Landcharten-Formate 8 Ggr. Conv. Münze, oder 36 Kr. Rheinl., auf Olifantpapier 12 Ggr. od. 54 Kr.

9. Charte der Stadt und des Havens von Danzig und der umliegenden Gegend. gr. Fol. 3 Ggr. od. 14 Kr. Rheinl.

Weimar d. 2. April 1807.

Das geographiſche Inſtitut.

2.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1807. IV. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Hydrographie des Thüringer Waldes. (Vom Hrn. Leg. Rath *v. Hoff.*)

Bücher-Recenſionen. 1. The hiſtory of the Orkney-Islands — by *G. Barry.* 2. Lettre ſur le Valais — par *M. Echaſſeriaux.* 3. Der neue Sammler. (Jahrg. 1805 und 1806. Hft. 1 und 2.) 4. *Gädike's*, J. Chrn., Lexicon von Berlin.

Charten-Recenſionen. 1. Special-Charte vom Eichsfelde — vom Dir. *J. G. Lingemann.* 2. Atlas des öſtreichiſchen Kaiſerthums. (Wien, Kunſt- und Ind. Compt. 1805.)

Vermiſchte Nachrichten. 1. Auszug eines Schreibens an den Herausgeber. 2. Journaliſtik. 3. Kurze Notizen. (*Vancouver's* Grabmal. — Etwas zur Geſchichte von Gr. *Mellin's* Atlas von Liefland und Eſthland.) 4. Eingegangene Erläuterung. 5. Biographiſche Notiz über *J. H. von Linſchoten.*

Zu dieſem Stücke gehören:

1) Portrait von *J. Hugo v. Linſchoten.* 2) Charte der Orkaden nach *G. Barry.*

Weimar im April 1807.

V. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden, 1807. IV. Stück.

Inhalt.

I. Die Parzen. Eine kleine dramatische Unterhaltung an einem Geburtstage. II. Ueber Julie Recamier. III. Drittes Toilettengeschenk für Damen. IV. Kunst. 1. Monument auf Klopstock. 2. Ueber Glasmalerei und le Noir histoire de la peinture sur verre. V. Miscellen. 1. Neuigkeiten aus Wien. — Anwesenheit des persischen Gesandten. — Ball bei dem Grafen Palfy. — Ritterfest bei dem Grafen Zichy. — Concerte. — Theater. — Ball. 2. Der Carneval in Frankfurt am Main. 3. Geselliges Vergnügen in Offenbach. 4. Kunst-Erinnerungen aus Dresden. 5. Boursault-Malherbe's Garten bei Hyères. 6. Neuer Modenbericht. 7. Beschreibung der Mode-Kupfer. VI. Ameublement. Näh- und Arbeitstisch. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im April 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Wieland's neuer Teutscher Merkur. 1807. II. und III. Stück.

Inhalt des II. Stücks.

I. Gedichte. 1. An eine einzeln stehende Tanne im Winter. 2. Auf eine Apfelblüte. 3. Apotheose. II. Von der Bedeutung des Geistreichen. III. Schluß- und Grundstein. Ein Mährchen. IV. Kunstnachrichten. Briefe über die Berliner Ausstellung im September 1806. Erster Brief. Kunstkreise. Henry. Hummel. Gentz. V. Korrespondenz. 1. Blick auf Dessau. 2. Blick auf Heidelberg. 3. Ueber die neuesten Entdeckungen in Griechenland. VI. Neuer literarischer Anzeiger.

* * *

Inhalt des III. Stücks.

I. Gedichte. 1. Todtenfeier am Grabe der verewigten Frau Sophie von la Roche. (Offenbach am 18. Febr. 1807.) 2. Maigesang. 3. Der Gesangstrom. 4. Der Moal Ommias. II. Denkstein auf Karl Heinrich von Seibt. III. Ueber die Salzburgischen Tölpel. (Auszug eines Tagebuches, vom Jahre 1804, auf einer Reise durch Salzburg.) IV. Kunstnachrichten. 1. Ossians Gedichte in Umrissen. Erfunden

und radirt von J. C. Kuhl, Bildhauer in Cassel. Zweites Heft. St. Petersburg und Penig, bei Dienemann und Komp. 2. Ueber die Ausstellung der Berliner Kunstakademie im Herbst 1806. (Fortsetzung. Zweiter Brief.) V. Literarische Nachrichten aus dem österreichischen Kaiserthume. Fortsetzung. VI. Berichtigung. VII. Wahnsinn. (Eine Charade.)

Weimar im April 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1807. II. Jahrg. III. St. od. III. Bds. 38 Stück.

Das Kaiserthum Rußland.

Dritte Abtheilung. 10. Handel und Schiffahrt. — Münzen, Maaße und Gewichte. 11. Schöne Kunste und Wissenschaften. — Erziehungswesen. — Gelehrte und Kunstanstalten. 12. Sitten und Gebräuche, gesellschaftliches Leben, Vergnügungen und Lustbarkeiten der Russen. 13. Religionszustand. 14. Staatsverfassung. — Kaiser, Hofstaat, Ritterorden, Adel, Rangordnung und Stände. 15. Staatsregierung und Staatsverwaltung. — Justizwesen. 16. Finanzwesen. — Kriegswesen zu Lande und zu Wasser.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

(Der Plan von Kronstadt.) Tafel 4. Ein Tartarisches wanderndes Dorf in den Steppen. Tafel 5. Russische Nationaltrachten. Tartarische Völker. Tafel 6. Russische National-Trachten. Tartarische Völker.

Weimar im April 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1807.

I.

Todtenopfer,

den Manen A. G. Meißners geweiht.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis!

HORAT.

Ach! ſo tönt' auch Deines Thatenlebens
Letzter, feierlicher Stundenklang!
Und geſchloſſen iſt die Bahn des Strebens,
Das der Kränze Dir ſo viel errang!
Nicht vermochte Geiſtes-Kraft und Fülle,
Nicht des Herzens reiner Vollgehalt
Dich zu retten von des Grabes Hülle,
Und des Schickſals eiſerner Gewalt!

Herz und Seele fühlt' ich ſchwer betroffen,
Als noch fern des Rufes Donner ſcholl;
Dennoch wagt' ich, Täuſchung noch zu hoffen,
Wagt' es, zitternder Beſorgniß voll.
Doch auch dieſe Stütze mußte fallen,
Stärker zog der Donner ſchon daher;
Tauſendſtimmig hört' ichs wiederhallen:
„Der bekränzte Sänger iſt nicht mehr!"

Weinen muß ich! — Seyd willkommen, Thränen,
Deren Quelle mir vom Himmel kam.
Lang verweigert meinem ſtummen Sehnen,
Strömt, und zeuget meinem herben Gram!
In der Harfe Saiten ſtrömt hernieder,
Klagt beredter, als mein ſchwaches Lied:
„Was ich miſſe, beut die Welt nicht wieder,
All' mein Stolz und meine Wonne ſchied!„

Nicht beginn' ich eine Leichenfeier,
Barde, Deines hohen Adels wehrt!
Keines Hallers, keines Ringulfs Leyer
Ward mir von dem Genius verehrt:
Thränen weih' ich Dir, die ganze Habe
Einer traurig ernſten Dankbarkeit.
Arm, doch herzlich iſt die Opfergabe —
Und vor Allem galt Dir Herzlichkeit.

Brünſtig hab' ich ſtets an Dir gehangen,
Kindlich, wie ein Sohn am Vater hängt;
All' mein Wünſchen, Hoffen und Verlangen
Ward auf Dich, Du Einziger, beſchränkt;
Nieder von Jehovah's Sternenthrone
Fleht' ich Segen auf Dein theures Haupt;
Ach! und jetzo iſt mir meine Krone,
Meiner Güter höchſtes mir geraubt!

sten aus vier englischen Stücken dieses Inhalts zusammen geschmolzene Essex zu Potsdam grossen Beyfall erhalten. Vielleicht würden noch mehrere englische Stücke gleiches Schicksal haben, wenn sie alle, wie der Westindier übersetzt, und nicht, wie kürzlich die ehrgeizige Stiefmutter von Rowe, verunstaltet würden. Indessen wird doch aus unzählichen Ursachen der englische Geschmack nie die allgemeine Herrschaft des französischen erlangen, der unsre Bühne so sehr tyrannisirt, daß alle französische Moden auch bald die unsrigen werden. Nachdem wir des Moliere, gleich den Franzosen, überdrüßig geworden, nachdem Des Touches Feinheiten keine Würkung mehr thun, nachdem wir die französischen Theaterspiele langweilig zu finden angefangen, setzen wir uns freywillig noch einer grössern Langeweile bey ihren Dramen aus, wo wir für eine oder zwoo gute Scenen, preciöse Haranguen oder leeres Spectakel ausdauren müssen. Nicht genug, daß man solche Schauspiele übersetzt, wie man erst neulich ein sehr frostiges, Johann Hemminger betitelt, übersetzt hat; man bemüht sich sogar, wo möglich noch frostigere nachzumachen. (8) Wenn alle Rollen in den Dramen mit Eckhofs besetzt werden könnten, so würden sie vielleicht bald alle Arten von Schauspielen verdrängen: Aber, da sie oft in der Aufführung noch langweiliger als in der Lectüre ausfallen, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zuschauer sich zugleich einer andern französischen Mode ergeben,

der

Dunkler Schreckgedanke! wer verträge
Sich mit ihm in dumpfer Lethargie? —
Ach! mein Herz mit ihm in stetem Kriege,
Läßt die Sehnsucht nach dem Theuern nie!
Mitten unter regem Weltgewühle
Wähnt es Dir nur, Edler, nah zu seyn,
Und in seiner Einsamkeit Asyle
Tritt Dein Bildniß, sanft wie Sternenschein.

Selbst, wenn tiefe Nacht in Todesschlummer
Jedes Leben rings umher begräbt,
Stehst Du da vor meinem wachen Kummer,
Jede Saite meiner Seele bebt.
Lächelnd nahst Du; heiß Dich zu umfassen,
Streck' ich zitternd meinen Arm nach Dir —
Ach! Da seh' ich schnell Dein Bild erblassen,
Und die Lichterscheinung flieht vor mir.

Dann ergreift mich's in der Seele Tiefen,
Dunkler hängt um mich die Mitternacht;
Klagen, die auf Augenblicke schliefen,
Wachen auf mit doppelt ernster Macht.
Kalt umweht es mich, wie Grabesschauer,
All' mein Sehnen zieht mich erdenwärts;
Schwer belastet von der tiefen Trauer,
Und zerrissen blutet mir das Herz. —

Wie so herrlich einst in Deiner Würde,
Im lebend'gen Drang der Thatenkraft,
Prangtest Du, des Vaterlandes Zierde,
Reich an Kunst und reich an Wissenschaft.
Glut des Genius in Deinem Busen,
In der Hand Dein goldnes Barbiton,
Ragtest Du empor, der Stolz der Musen,
Und der Charitinnen Lieblingssohn.

Ob Du auf den Flügeln des Gesanges
Dich zu Gottes Sternenthrone schwangst, 1)
Oder zaubervollen Silberklanges
Uns der Tonkunst Zauberkräfte sangst; 2)
Jetzt harmonisch die beseelte Leyer
Zu der Freundschaft hohem Preise schlugst; 3)
Jetzt in der Akkorde stolzer Feier
Karlo's Heldenruhm zu Sternen trugst; 4)

Ob von Deinem Genius beschworen,
Uns Timandra's Liebling neu erstand, 5)
Dessen Form, für ihn allein erkoren,
Die Natur zerbrach mit rascher Hand;
Ob Du treu in Xanaretens Sohne
Uns der Weisheit Bildniß aufgestellt, 6)
Oder, werth der ew'gen Lorbeerkrone,
Thebens Poliarch im Waffenfeld. 7)

Immer warst Du sicher Deines Zieles,
Sicher, daß Du unser Herz ergriffst,
Und mit Silbertönen des Gefühles
Uns in Mitte Deiner Schöpfung riefst;
Denn Dir ward zur Feier alles Großen,
Alles Schönen das Organ verliehn,
Wüsten selbst, dem Reize sonst verschlossen,
Mußten herrlich Deiner Kraft erblühn.

Doch, was Du mit Flammenkraft gesungen,
Nicht bedarf es der Erinnerung!
In die Herzen ist es eingedrungen,
Und dort lebt es, ewig hold und jung.
Längst entschied Dein Volk zu Deinem Ruhme,
Ach! es weint mit mir auf Deinen Kranz,
Und in seiner Barden Heiligthume
Prangt Dein Bildniß auch im Sternenglanz.

Hoch war, durch des Liedes Zauberweise,
Höher noch durch Menschenwerth, Dein Rang;
Hier, o weckt' ich zu gereihtem Preise
Sined's feierlichen Harfenklang!
Daß ich sänge Deiner Jugend Züge,
Daß ich, von Begeisterung erfüllt,
Bis zur fernsten Nachwelt übertrüge
Liebenswürdig, wie es ist, Dein Bild.

Offen, sonder Makel, sonder Tadel,
War Dein Herz der reinsten Liebe voll;
Früh gebildet durch des Geistes Adel,
Schlug es feurig für der Menschheit Wohl.
Ueber Alles galt ihm Recht und Wahrheit,
Heilig blieb ihm stets ihr Weihaltar;
Deinen heißen Drang nach Licht und Klarheit
Schreckten Opfer nicht, und nicht Gefahr.

Nur der Bosheit, die dem Sonnenblicke
Ihres Frevels schwarze Thaten birgt;
Nur dem Heuchler, der mit Schlangentücke
Rücklings den betrog'nen Edeln würgt;
Ihnen nur ein ernster Tugendrächer,
Flammte Deines Zornes Wetterstrahl,
Nur nach ihnen flog aus vollem Köcher
Deiner Pfeile blankgeschliff'ner Stahl.

Aber mit des Herzens wärmstem Triebe
Schmiegtest Du Dich an den Biedermann;
Freudig botest Du den Arm der Liebe
Dem Verkannten, dem Gekränkten an;
Wohl so manchen stützte Deine Rechte,
Stillte freundlich seiner Thränen Lauf;
Wohl so mancher Schwermuth Wolkennächte
Hellest Du zu Friedenstagen auf.

Viel ſind Deiner ſtillen Wiederthaten;
Doch, dies iſt ihr Preis: ſie ſtrebten nie
Prunkend an die Welt ſich zu verrathen;
Nur des Dankes Stammeln nannte ſie.
Lauter, mit des Jubels Feiertönen
Danket, Edler, Dir mein Vaterland
Jeden Fortſchritt im Gebiet des Schönen,
Jeden Kranz, den ihm Dein Eifer wand.

Feindlich ſchwärmten einſt in unſern Zonen
Manche Mißgeſchöpfe dunkler Nacht;
Da — ein Perſeus ſeinen Regionen —
Rückte Joſeph gegen ſie zur Schlacht.
Stürzen ſah man jetzt ſie, oder fliehen,
Und des Nabenſittichs Nacht entwich —
Dank dem Heros, der uns Tag verliehen,
Dank dem Freund der Völker auch für — Dich!

Denn, der Völker Wohl im Angeſichte,
Hatt' er ihr Bedürfniß tief durchſchaut;
Wenig ſah er noch der goldnen Früchte,
Die nur reiner Schönheitsſinn erbaut.
Da berief er Dich, dem Himmliſch-Schönen
Bildend unſre Herzen einzuweihn;
Und Du kamſt, im Tempel von Athänen
Bildner und Veredler uns zu ſeyn.

Und Du haſt ſein rühmliches Vertrauen
Reiches Maßes durch die That verzinſt;
Denn, wie Er, an Völkerwohl zu bauen,
War Dir Wonne, war Dir Gottesdienſt.
Selbſt die Stunden hoher Baldenweihe,
Gold'ne Stunden der Unſterblichkeit,
Haſt Du, opfernd Deiner Bürgertreue,
Oft des Jüngers Forſchbegier geweiht.

Freudig zu der Schönheit ew'gen Meistern
Folgt' er Dir in Roms und Hellas Schoos;
Nach empfand er den erhabnen Geistern,
Fühlte menschlichzart und göttlichgroß.
Was so wirksam seine Seele nährte,
Dauert' in dem edlern Jüngling fort;
Und der frühen Bildung Geist bewährte
Noch der reife Mann in That und Wort.

Mancher jüng're Sänger faßte Feuer,
Angeflammt von Hellas und von Rom,
Und ergoß in Harmonienfeier
Seines Herzens reinen Glutenstrom;
Zeuge sey der Edle, der die Trümmer
Hingesunkner Macht so trefflich sang;
Ach! zu zeitig nur verstummt' auf immer
Auch des Vielbeweinten Harfenklang! 8)

Wohl noch manchen Priester der Kamöne,
Ehmals Deinen Jünger, nennt' ich hier;
Doch es nennen seiner Lyra Töne
Kräftiger ihn seines Volkes Zier.
Vaterland, bekränze Deinen Barden,
Der zum Tempe Skaliz's Flur erhob,
Und den Biedern, der von jungen Narben
Kronen um der Unschuld Stirne wob.

Mir auch, wenn ich je ein Lied gesungen,
Dem die Muse Beifall zugewinkt;
Wenn das Opfer treuer Huldigungen
Künftig ihren Lorber mir erringt;
Mir auch bist Du zum Apell geworden,
Edler, dem der Schwermuth Thräne fließt,
Dem nun, ach! in traurigen Akkorden,
Fruchtlos sich des Herzens Dank ergießt.

Doch nicht Führer nur zum Muſenhaine,
Führer auch zum Glücke warſt Du mir;
Feurig ſchloß Dein Herz ſich an das meine,
Rath und Troſt und Hülfe dank' ich Dir.
Heller glänzt der Himmel, ſonſt ſo trübe,
Auch durch Dich ob meines Lebens Bahn;
Dennoch gnügt' es nicht der Vaterliebe,
In die Zukunft griff ihr edler Plan.

Die, wie mich, ſein Freundesarm umfangen,
Fühlt ihr meinen ſchmerzlichen Verluſt?!
Ach! wohl fühlt ihr ihn! Zu tief durchdrangen
Dolche, da er ſchied, auch eure Bruſt.
Durchempfunden habt ihr, durchempfunden,
Wie ſein Bieder herz, ſo rein und wahr,
Treulich euch in Freud' und Harm verbunden,
Echter Freundſchaft ſtets geheiligt war.

Lächelt' euch vom hohen Sternenſaale
Ein geneigtes, ſonniges Geſchick,
O wie letzt' er ſich an ſeinem Strale,
Wie verklärte ſich ſein ſanfter Blick!
Zürnt' es euch — o, nimmer doch erſchüttern
Konnt' es ſeiner Freundſchaft ew'gen Bund!
Unter Stürmen, unter Ungewittern
Faßte ſie, wie Eichen, feſtern Grund.

Und — dies alles nun hinabgeſunken? —
Hingeſtürzt in öde Finſterniß,
Des Gedankens lichter Himmelsfunken,
Der mit Flammenkraft ſich aufwärts riß?
Weggetilgt Dein Forſchtrieb und Dein Wiſſen,
Todt die Schwungkraft Deines Genius?
Der Empfindung Saitenſpiel zerriſſen,
Und verſtrömt ſein Harmonie-Erguß?

Nein! o nein! von jeder zarten Saite
Meines Herzens wiederhallt es: Nein!
Was so göttlich sich bewies, die Beute
Kann es nimmer der Vernichtung seyn!
Nur die Hüll' umschließt des Grabes Hügel,
Mit dem Staube mischt der Staub sich nur;
Triumphirend schwingt des Geistes Flügel
Sich empor zur lichten Heimathsflur.

Ja, Du lebst! der Weisen schöner Glaube
Und mein Herz verbürgt das frohe: Dort!
Ewig losgefesselt nun vom Staube
Lebst Du, Freund, und wirkst unendlich fort;
Siehst zu neuen, göttlich schönen Thaten
Dort ein weites Feld Dir aufgethan,
Wo den goldnen, körnerschweren Saaten
Nimmer der Verwüstung Stürme nah'n.

Wo nicht schwelgend mehr im Ueberflusse
Dummheit fremder Aussaat Früchte pflückt,
Und — ein Gräuel Dir! — mit stolzem Fuße
Darbendes Verdienst zu Boden drückt;
Wo der Neid Dir keinen Tag verkümmert,
Die Kabale nicht mehr Krieg erregt,
Und kein Segensplan, von ihr zertrümmert,
Stürzend Dir die tiefste Wunde schlägt.

Wo der Krankheit Hyder nicht vom Borne
Deiner Kräfte, Deines Lebens schlürft,
Kein umwölktes Mißgeschick im Zorne
Jetzt Dich unter rauhe Krieger wirft;
Jetzt, zerquält von langen Folterschmerzen,
Deiner Kinder Liebstes Dir entringt; 9)
Jetzo von dem wundgerißnen Herzen
Deiner Theuern Dich zu scheiden zwingt.

Neu verbunden biſt Du nun der Guten,
Die, getrennt von Deiner Freundeshand,
Einſam preis geſtellt des Schickſals Fluten,
Gram und Sehnſucht raſch Dir nachgeſandt; 10)
Ach! in einem mildern Sonnenſcheine,
Von des Zufalls Wolken ungetrübt,
Lebſt Du wieder ihrem Huldvereine,
Unausſprechlich liebend und geliebt.

Lebſt, wo Engel und Dein Leſſing wohnen,
Haſt mit Bürger Deinen Bund erneut;
Von Aeonen ſtrömet zu Aeonen
Euch der Strom der Himmelsſeligkeit.
Raſtlos in der Wahrheit hellem Lichte
Wirkt mit ihnen Dein verwandter Geiſt,
Und ſie freu'n ſich Deiner gold'nen Früchte,
Wie Du innig Dich der ihren freuſt.

Wohl Dir, wohl! Du haſt nun ausgerungen,
Ausgekämpft den letzten Kampf als Held;
Haſt zur Freiheit Dich empor geſchwungen,
Zu dem Friedenstempe beſſrer Welt.
Aber fern, ein Pilger in der Irre,
Bald getäuſcht von ſchimmerreichem Wahn,
Bald verletzt von wildem Dorngewirre,
Wall' ich auf des Lebens Felſenbahn.

Dem Verwieſnen aus des Führers Nähe
Weiche doch des Führers Bildniß nie!
Nie des Biederſinnes ſtille Höhe,
Und des reinen Herzens Sympathie;
Nie Dein Eifer, Schönheit zu verbreiten,
Und zu fördern ihren Blütentag;
Nie Dein Muth, für Licht und Recht zu ſtreiten,
Den des Sturmes Andrang nie zerbrach.

Eifer für das Schöne, für das Gute
Soll auch meines Wandels Losung seyn;
Dulden will ich mit gefaßtem Muthe,
Hoffend mich dem Ziel' entgegen freun;
Bis auch mir, gereift zur Ueberwindung,
Dieser Erdenhülle Fessel springt,
Und mein Geist zu ewiger Verbindung
Wonnevoll sich Dir entgegen schwingt.

Prag. J. H. Dambeck.

* * *

Anmerkungen.

1) S. die Hymne für zwei Chöre in Matthisson's lyrischer Anthologie. 12ter Thl.

2) Lob der Tonkunst. Eine Kantate. Ebendaselbst.

3) Rundgesang der Freundschaft; abgedruckt im Kalender zur sittlichen Unterhaltung für das Jahr 1796. Berlin bei Unger.

4) S. die vortreffliche Kantate: Böhmens Dankgefühl; dessen glorreichem Erretter, dem Erzherzog Karl, königl. Hoheit, am Namenstage gewidmet. Prag, 1796 wovon 1798 eine zweite vermehrte Auflage erschien. — Ueberhaupt können meines Erachtens Meißners Kantaten als Muster gelten. Auch wüßte ich unter den teutschen Dichtern, welche diese Dichtungsart zur Zeit bearbeiteten, außer Ramler und Gerstenberg keinen, der in dieser Hinsicht mit ihm um den Preis ränge. Selbst die Kantaten dieser beiden vortrefflichen

Dichter dürften den oft schwer zu vergleichenden Ansprüchen, welche Poesie sowohl als Tonkunst an das Singgedicht machen, nicht in vollerem Maße entsprechen, als die meines nun vollendeten Freundes. Schade, daß er deren nur so wenige schrieb, und daß auch diese, so wie mehrere treffliche Gedichte von ihm, nur einzeln, nie in einer vollständigen Sammlung dem Publikum überliefert wurden! — Daß ich übrigens in dieser Stelle einen allverehrten Namen nach italienischer Weise, jedoch mit teutscher Biegung schrieb, vergebe man mir um des Wohllauts willen.

5) Der Held seines allgelesenen und bewunderten Meisterwerkes im Gebiete der Dichtkunst, bedarf doch für Niemand, dem teutsche Literatur nicht ganz fremd ist, einer nähern Bezeichnung?

6) Sokrates Dialogen mit Alcibiades und andern, die uns den edeln Charakter des ehrwürdigsten unter den alten Weisen, und zugleich seine Methode, den Seelen zur Geburt zu helfen, seine Ironie, kurz all' sein Eigenthümliches so sprechend darstellen, gehören unstreitig zu dem Meisterhäftesten, was wir von dieser Art besitzen.

7) Wer kennt nicht seinen Epaminondas? So groß auch Mörs Verdienste um die schöne Literatur sind, so war doch eigentlich Geschichte ihrem ganzen Umfange nach das Fach, worin er die ausgebreitetste Gelehrsamkeit besaß. Als historischer Schriftsteller bearbeitete er indeß hauptsächlich die Biographie; mit welchem glänzenden Glücke, liegt vor Jedermanns Augen. Einer seiner würdigsten Freunde, ein Mann, den Teutschland zu seinen

der unſre Schauſpieler eher gewachſen ſind, (9) und wo ſie auf alle Fälle durch die Muſik entſchädigt werden. Wir haben den Herren **Weiſſe** und **Heermann** einige ſehr vorzügliche Stücke in dieſem Fache zu danken, und wenn alle, welche ſich darinn verſuchen wollen, ſo viel innern Beruf dazu hätten, als dieſe beyden Dichter, ſo möchten wir es kühnlich mit den **Marmontels** und **Sedaines** aufnehmen können. (10) Aber bey dem Heißhunger des Publikums nach Operetten drängen ſich allerley Leute hinzu, ihn zu befriedigen. Der Verfaſſer eines gewiſſen Dinges, **Martin Velten**, gleicht einer Marketenderin, welche einem ganzen Lager zumuthen will, verdorbne Eßwaaren als Delikateſſen zu bezahlen. Verlegne Papiere längſt verſtorbner Perſonen werden hervor geſucht, weil ſie ſich jetzt unter dem Titel Operetten verkaufen laſſen, wie das Beyſpiel vom **Poltis** beweiſt. Schauſpiele, welcher die Zuſchauer ſatt worden waren, dürfen nur mit Arien verziert werden, und ſie werden, wie neue, beſucht. Eine ſolche Verwandlung iſt mit dem **Krieg** von Goldoni vorgegangen. Alles dieſes lieſſe ſich gelaſſen ertragen, wenn uns die komiſche Oper deutſche Sänger bildete. Dies ſcheint ſie zwar noch nicht gethan zu haben, indeſſen hat ſie doch vielleicht unſre Sprache muſikaliſcher machen helfen. Beyde Betrachtungen bewogen unſtreitig den Verfaſſer der **Alceſte**, einen Verſuch in der hohen Oper zu machen. (11) Würde ſeine Bemühung von Sän-

ersten Gelehrten und geistvollsten Schriftstellern zählt, sagt davon: noch haben wir in unserer Literatur keine darstellenderen Biographien aufzuweisen. Man sehe das schöne Denkmal, das dieser dem Vollendeten errichtete, in der allgemeinen Zeitung f. 1807 Blatt 85 und 86.

8) Eine Thräne auf das Grab meines unvergeßlichen Freundes, des den Musen und dem Vaterlande viel zu früh entrissenen Lyrikers: Adolph Jos. Richter! Schon seine frühern Poesieen, deren sich viele in Mßr's Apollo Jahrg. 1796 und, vorzüglich 1797 befinden, bewiesen einen Schwung der Phantasie, eine Lebendigkeit und Kraft der Darstellung, die zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigten. Er war zu Katharinaberg, im Saazer Kreise an der äußersten Gränze Böhmens geboren, lebte daselbst eine Zeitlang als Syndikus und Advokat, vertauschte aber in der Folge beide Aemter, die seinem Genius nie recht zusagten, mit dem Handelsstande, und starb eben da nach einem langen und schmerzlichen Krankenlager an der Auszehrung den 31. des Christmonds 1805, noch ehe er das 29ste Jahr seines Alters erreichte. — Die Gedichte, worauf ich mich hier insbesondere beziehe, sind: Die Trümmer von Hassenstein im Apoll, Maiheft des Jahrg. 1797 und Riesenberg und Osseg in Hrn. Stampeels Aglaja Jahrg. 1802. Letzteres hat ihm meines Wissens auch im Auslande verdiente Auszeichnung erworben. Weniger bekannt wurden die übrigen, da der letzte Jahrg. des Apoll, durch das Zusammentreffen mancher äußern Umstände verhindert, sich außerhalb Böhmen nicht sehr verbreitete.

9) Wenige Wochen vor Mßr's Hinscheiden ward seine

Tochter Elwire, ein vielversprechendes zartes Mädchen, ihm durch den Tod entrissen.

10) Seine brave Frau überlebte ihn nur wenige Wochen, nachdem zuvor auch seine dritte Tochter Natalia ihm nachgestorben war. Aulda begrub also in einem Zeitraume von ungefähr 8 bis 9 Wochen vier Leichen von dieser biedern Familie. Wahrlich ein sehr trauriges Schicksal! Bedauernswerth allen, die ein menschlichfühlendes Herz besitzen, zwiefach bedauernswerth Jedem, der den Vollendeten und seine redlichen Angehörigen näher kannte, und es weiß, wie sehr sie des günstigsten Schicksals würdig waren.

II.

Alessio.

Vorwort.

Der Verfasser des mit Beifall aufgenommenen Romans: die zwei Portraite oder Geschichte meines Landaufenthalts, hat in einer andern Composition dieser Art genialische Dichtung und moralischen Sinn in interessanten Darstellungen zu vereinigen gesucht, und wird diese mit

dem einfachen Titel: Alessio, ein Roman, nächstens herausgeben. Die jetzigen Verhältnisse des Buchhandels legen ihm die Nothwendigkeit auf, dieses auf Subscription zu thun, worüber eine nähere Anzeige erscheinen wird.

Es folgen hier zur Probe einige Bruchstücke aus diesem Romane.

* * *

Schon hatte Alessio seine Abreise festgesetzt und schweifte am Tage zuvor noch einmal in den schönsten Gegenden Roms umher. Er kam in ein schmales romantisches Thal, und fand am Ende desselben einige Wohnungen. Ermüdet setzte er sich an den Brunnen in der Nähe des ersten Häuschens nieder. An einen kleinen Felsen lehnte sich ein altes Säulenstück, aus welchem krystallhelles Wasser in ein von Trümmern der alten Kunst zusammengestelltes Becken herabfloß. Aus den bemoosten, lockern Fugen und Spalten träufelte das Wasser hinunter und bildete einen schmalen Bach, der sanft in das Thal hinabrieselte.

Betrachtend und sinnend saß Alessio bei diesem Bilde der Vernichtung und Schöpfung, als plötzlich ein sehr junges Mädchen mit einem Wasser-

einer vor ihm ſtand. Eine reine, ſchnell ans Herz ſprechende Schönheit und Grazie in zerlumpter Hülle überraſchte ihn; ſeine Blicke fielen von dem reizenden Geſicht auf die nackten Arme und Füße, und fanden die ſchönſten Formen.

Der Eimer iſt zu ſchwer für deinen zarten Körper, ſprach ihn faſſend, Aleſſio; ich will Dir helfen, liebes, armes Mädchen. — Arm bin ich wohl, antwortete ſie mit einem verſchämten Blick auf ihre Kleidung, doch ſtark genug, um dieſen Eimer zu füllen. — Wie alt biſt Du denn, ſchönes Kind? verſetzte Aleſſio ihr den gefüllten Eimer reichend.

Dreizehn Jahre, ſagt die Mutter, und ein Kind bin ich noch; aber ſchön? in dieſen zerriſſenen Kleidern? das heißt geſpottet, lieber Herr.

Sie gieng und Aleſſio ſah der ſchönen ſchlanken Geſtalt mit Bewunderung nach; in ſeinen Ohren tönte noch ihre liebliche Stimme und der reine Sprachton. —

Sonderbar! dachte er bei ſich; ich habe doch ſo manche ſchöne weibliche Geſchöpfe ohne Gefahr geſehen

ſehen und dies zerlumpte Weſen trifft mich ſo! Es muß doch eine eigne Sache um wahre Reize und ächte Schönheit ſeyn.“

Sie kam jetzt wieder, um den Eimer noch einmal zu füllen; aber ſogleich rief ihr ein an der Thüre ſtehendes Mütterchen nach: Laß nur Betta, es iſt Waſſer genug da. Aleſſio näherte ſich der Alten und bat ſie freundlich um eine Schaale mit Milch und Brod. Während Betta dieſe zubereiten mußte, ſchwatzte er mit der Frau und erfuhr, daß das ſchöne Mädchen nicht ihre Tochter ſey. Wohl eine verwaiſte Verwandte? ſagte er; das wird der Himmel reichlich vergelten. — Auch keine Verwandte. — Nun woher denn, wenn ich fragen darf? — Das kann ich Ihnen wohl ſagen. Ein fremder Maler, er nannte ſich Colman, zeichnete bisweilen hier im Thal und aß bei mir Früchte. Jetzt ſind's acht Jahre, da kam er traurig zu mir und brachte ein kleines Mädchen mit. Meine Betta hat ihre Mutter verloren, ſprach er wehmüthig und ich muß verreiſen. Sie iſt ein gutes Weib, und nimmt unterdeſſen wohl mein liebes Kind auf; ich hole es bald wieder bei Ihr ab.' „Er bat ſo ſehr, daß ich mich bereden ließ, gieng traurig weg und — Und kam nicht wieder? — Leider nicht! Der Himmel

weiß, was dem guten Manne für ein Unglück begegnet iſt. Da muß ich nun das arme Kind ernähren.“

Betta, die eben mit Milch und Brod kam, unterbrach dies Geſpräch. Aleſſio betrachtete jetzt ihre ſchöne Geſtalt mit noch zärteren Gefühlen, welche Mitleid läuterte und erhöhte. — Du biſt hier wohl nicht glücklich, arme Betta? ſagte er, als die Alte weggegangen war. — Warum nicht, mein Herr, erwiederte ſie; ich bin arm und doch zufrieden. Am Nöthigſten fehlt mir's nicht, und die Mutter meint es gut mit mir. „Der Abend überſchlich ihn im Geſpräche mit ihr, und er konnte ſich kaum losreißen. Beim Weggehen gab er der Alten eine Zechine und verſprach öfters wiederzukommen.“

Ob du Morgen oder einige Tage ſpäter abreiſeſt, dachte er bei ſich, indem Betta's Bild ihm immer vorgaukelte; unterdeſſen kannſt du vielleicht nähere Umſtände von dem Schickſale dieſes lieben Geſchöpfes ausforſchen und ihr nützlich werden. Am folgenden Morgen ſuchte er die teutſchen Maler auf, die in Rom lebten und fragte überall nach dem Maler Colman; aber keiner kannte dieſen

Namen und wußte etwas von ihm. Abends eilte er schon wieder nach Valle — so hieß dieser Ort — und fand Betta vor der Thüre des Häuschen sitzen. In der reinlichen Sonntagskleidung, so schmucklos auch diese war, kam sie ihm noch reizender vor, als am Tage vorher. — Hat Ihnen die Milch bei uns so gut geschmeckt, daß sie schon wieder kommen? fragte sie freundlich. Jetzt müssen Sie warten bis die Mutter kommt; sie wird gleich von der Nachbarin zurück seyn. — Er setzte sich zu ihr und wurde durch den reinen unbefangenen Sinn, der sich in ihren Fragen und Antworten äußerte, nur noch mehr zu ihr gezogen. Mit jedem Besuche entwickelten sich nun die zarten Keime gegenseitiger Zuneigung und jene kleinen herzlichen Aufmerksamkeiten, die lieblichen Blüten der ächten Liebe, machten den schönsten Theil ihres Umgangs aus. Bald war jeder Gedanke an die Abreise von Rom bei Alessio verschwunden, und er lebte und webte nur in Liebe zu Betta. Halbe und ganze Tage brachte er in ihrer Gesellschaft hin; er half ihr bei schwererern Arbeiten, übte sie im Lesen und Schreiben, und freuete sich mit Verwunderung des Fortganges, den sie in unschuldsvoller Bildung machte. Betta, deren Herz mit dankbarem Gefühl sich immer mehr zu ihm hinneigte, zauberte ihn mit jedem Tage fester an

ſich, und die Alte von gemeiner Art, die nur für die reichlichen Geſchenke Aleſſio's Sinn hatte, ließ die lieben Leutchen ihr Weſen ungeſtört treiben.

Statt einiger Tage war er jetzt Monate länger in Rom geblieben und erwartete eben einen Wechſel, nach welchem er bei ſeinem Bankier fragte. Dieſer händigte ihm einen Brief von Conradi ein, der ihm unter andern ſchrieb, ob er in Rom einheimiſch werden wolle? Dieſe leiſe Erinnerung weckte auf einmal ſeine in der Wiege der Liebe ſchlummernde Ueberlegung. Du mußt weg! rief ihm dieſe jetzt laut zu, du mußt dich losreißen! Feſt entſchloſſen in einigen Tagen Rom zu verlaſſen, gieng er nach Valle, um Abſchied zu nehmen. Gleich einem Aetherweſen ſchien ihm Vetta entgegen zu ſchweben, als er ſich dem Häuschen näherte. „Sehen Sie, wie ſchön mich Ihre Freundin gekleidet hat! rief ſie ihm freundlich zu; ſagen Sie ihr ja recht ſchönen Dank dafür.“ Er hatte ihr bieweilen einige ſeiner Kleidungsſtücke als ein Geſchenk von einer Freundin gebracht, die ſie jetzt in ein Ganzes zuſammengeordnet und ſich, da eben ein Heiligenfeſt war, damit geſchmückt hatte. Es war der einfachſte Anzug von der Welt, den ſie aber mit natürlichem Ge-

ſchmäcke zu einem ſo reizvollen erhoben hatte, daß Aleſſio, obgleich an ihre ſchöne Geſtalt gewöhnt, ſie ſo betroffen anſtaunte, als ſäh' er ſie zum erſten Male. Von neuem wankend in ſeinem Entſchluſſe, ſetzte er ſich mit ihr an den Brunnen, woraus man in das Thal hinab ſehen konnte. Am Ende deſſelben, wo es breiter wurde, fiel ihm ein gut gekleideter Menſch in die Augen, der ſtill ſtehend zu ihm hinauf ſah und dann weiter gieng. Er erkannte in ihm ſogleich einen Mann, den er einige Male im Bilderladen ſeines Hausherrn geſehen hatte, und jetzt fiel ihm erſt ein, daß der nämliche ihm bisweilen auf dem Wege nach Valle gefolgt und ſodann verſchwunden ſey. — Kennſt Du den Menſchen, der da unten ſtand? fragte er Betta; kommt er öfters? — Ja, verſetzte ſie, aber erſt ſeit einiger Zeit; er geht im Thal herauf bis hieher, ſieht mich an und kehrt wieder um. Es iſt ein unfreundlicher Menſch, und nicht ſo wie Sie, lieber Aleſſio.

Er war auf einmal in einer peinlichen Gemüthslage, denn eben erregte Beſorgniſſe für Betta, vereint mit ihren mächtigen Reizen, beſtürmten mit aller Gewalt ſein Herz und ſeinen Entſchluß abzureiſen. Doch, gewiſſe Seelen pflegen nur leich-

ten Anfällen zu weichen, und ſteben dann erſt am feſteſten, wenn die Angriffe am ſtärkſten werden. — Ich muß fort! rief er unwillkührlich, wie aus einem Traum auffahrend. Betta erſchrak. — Gott! was fehlt Ihnen Herr? Fort wollen Sie, uns ganz verlaſſen? — Die melodiſche, jetzt von Gefühl begeiſterte Stimme, mit der ſie dieſe Worte ſprach, ergriff ihn; doch ermannte er ſich ſogleich. — Ja, liebe Betta, ſagte er, ich muß auf einige Zeit verreiſen; wir ſehen uns aber bald wieder. — Bald? erwiederte ſie lieblich, wenn iſt denn das? — Längſtens in ſechs Wochen bin ich wieder hier. — Er gieng zur Alten ins Häuschen, bat ſie während ſeiner Abweſenheit mütterliche Sorge für Betta zu tragen, und ſuchte dieſer Bitte durch ein Geldgeſchenk noch mehr Gewicht zu geben. Als er herauskam, bemerkte er Thränen in Betta's ſchönen Augen, die ſie ſogleich mit holdem Lächeln verwiſchte. — Nun lebe wohl bis auf Wiederſehn, gute Betta, ſagte er, ihr die Hand ſanft drückend, und gieng. Ihn das Thal hinab ſich ſchlängelnde Weg zog ſeine Blicke noch oft nach ihr zurück.

Er eilte nach Hauſe und machte ſogleich Anſtalt zur Abreiſe. Da fand ſich wie ganz von ungefähr ein junger Künſtler aus Frankreich, der auch

gern unterstützt, so liesse sich davon, ausser so vielen andern Vortheilen, auch dieser hoffen, daß das lyrische Trauerspiel unsre Zuschauer zu dem tragischen Geschmacke zurück brächte. Aber wie kan man das in einem Lande hoffen, wo sogar eine Galotti einen Vertheidiger braucht, wie sie kürzlich an dem Verfasser der Brochüre: **Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti**, gefunden hat? und wo man eben dieses Stück so seichte tadelt, als kürzlich in einem gewissen **Theatermagazin** geschehen ist.

Unsre lyrische Dichtkunst blüht noch immer am meisten, ob sie gleich, die Allmanache abgerechnet, dieses Jahr noch wenig Zuwachs bekommen hat. Das Wichtigste (denn Weissens Aerndtelied, und Mastaliers Ode auf Theresien sind nur fliegende Blätter) ist unstreitig **die Feyer des letzten Abends vom Jahr 1772.** Der Titel könnte einen Kopisten der Barden und insbesondre der denisischen Bardenfeyer verrathen: Aber der Verfasser ist seinen eignen Weg gegangen. Noch etwas gedrängter und gedankenreicher hoffen wir seine künftigen Versuche zu sehn. Der **Hendekasyllaben** haben wir bereits oben gedacht; sie paraphrasiren größtentheils die Ideen des **Katull**; meistens hat sich der Verfasser im Tone zu erhalten gewust. Eine unglückselige Frucht von einer fleißigen Lectüre von Klopstock, vermischt mit dem, was dem Verfasser aus so mancherley andern lyrischen Dichtern hängen geblieben, ist

eine

nach Florenz und Neapel zu reisen gedachte. Die angenehme Lebhaftigkeit des jungen Mannes bot Alessio's beklemmtem Herzen eine heilsame Zerstreuung, und bald war die Vereinigung zur Reisegesellschaft gestiftet. Schon am folgenden Morgen fuhren sie zusammen aus Rom.

Die Briefe welche Alessio an Justin, den trautesten seiner Freunde, von nun an häufiger schrieb, enthalten die genaue Schilderung der folgenden Ereignisse.

Nach und nach wurde jetzt Alessio mit der Regierungsart dieses Staates genauer bekannt. Er sah, daß das Ganze keine kleine Maschine war, und daß sie mit Kraft regiert wurde. Es gieng dies aber so ganz ohne Poltern, Zerren und Reißen zu, daß er sich darüber wundern mußte; denn er hatte von so mancher Staatsverwaltung ganz das Gegentheil gesehen und gehört. Einst äußerte er Bewunderung und Lob darüber gegen den alten Fürsten Adolfo. Lächelnd erwiederte dieser: „Das Verdienst davon haben meine braven Maschinenmeister. Hoffentlich werden diese wohl kein Geheimniß daraus machen, wenn sie darum befragt werden."

Unter den Räthen des Fürſten hatte Aleſſio an dem Cabinetsrath Gaudi einen offenen geraden Mann von Verſtand und Herz gefunden, und war mit ihm am vertrauteſten geworden. Jetzt ſprach er mit ihm über das was der alte Fürſt geſagt hatte.

Gaudi. Unſer guter Fürſt hat Ihnen aus Beſcheidenheit nicht ſagen wollen, daß er allein die Oberdirection dieſes ganzen Maſchinenweſens und dabei zwei feine Maximen hat, von welchen er bei ſeiner Selbſtregierung nicht abweicht.

Aleſſio. Und davon allein ſollte dieſer richtige und ruhige Gang der Maſchine abhängen? — Es ſcheint, die Beſcheidenheit iſt hier zu Hauſe.

G. Noch mehr die Wahrheit, lieber Freund.

A. Und dieſe Maximen ſind, wenn ich ſie wiſſen darf?

G. Warum nicht? — Die erſte iſt dieſe: Der Fürſt läßt keinen an der Staatsdirection Theil nehmen, der im Rufe ſteht ein großer Kopf oder groſſer Geiſt zu ſeyn.

A. Das nenne ich doch eine ſonderbare Maxime! Er muß wohl einen ganz anderen Begriff damit verbinden, als gewöhnlich geſchieht. Vielleicht

verſteht er darunter Kraftgenies oder — excentriſche Menſchen — oder

G. Prahlköpfe? — Kann ſeyn. Er ſagt, dieſe ſogenannten großen Köpfe bringen wohl die Maſchine aus dem Geleiſe, aber nie wieder ſo hinein, daß ſie ohne Holpern und Stoßen ihren Gang ruhig fortgehen kann. Dann nimmt das Aendern und Beſſern kein Ende.

A. Ja ſolche — aber große Köpfe, die den Namen mit der That führen.

G. Richtig, lieber Freund, die ihn mit der That führen. — Dieſer giebt's, ſagt mein Fürſt, unter vielen Tauſenden kaum Einen. Denn, ſetzt er hinzu, der Ruf kommt erſt nach der That; und zu Thaten gehört Erfahrung und Zeit, nicht vorlauter Ruf.

A. Vortrefflich! — Und die zweite Maxime?

G. Wenn der gute Fürſt von dieſer ſpricht, dann wird er ganz warm. Keiner, ſagt er, ſoll mir den Staat regieren helfen, der nicht Herz hat, Herz in vollem Sinn. Er muß ſeinem Fürſten und ſeinem Manne ſtehen und — fühlen. Weſſen Kopf mit ſeinem Herzen davon läuft, der taugt nicht für meine Staatsregierung.

A. Wahr und edel! Aber, beſter Mann, Sie legen wohl dem Fürſten Ihre eigenen Maximen in den Mund?

G. Fürwahr nicht. Ihm ſelbſt gaben ſie ſeine eigenen Erfahrungen. Er hat dieſe theuer erkauft.

A. Sollte ihn aber jene erſte Maxime doch nicht bisweilen täuſchen, und den guten hellen Kopf mit dem blos ſchimmernden verwechſeln laſſen?

G. Dies geſchah noch nie, und kann wohl nicht ſo leicht geſchehen. Der gute Kopf unterſcheidet ſich von jenen Scheinköpfen wie das reine Sonnenlicht von dem flammenden Dunſte des täuſchenden Irrlichts.

III.

Auch einige Worte über Myſtick.

Mit Recht und mit Unrecht eifert man, wie wir dünkt, gegen die neuerdings hier und dort aufgeſtellten Behauptungen und Anſichten von der Religion, wornach dieſelbe als eine Art von Myſticism und Poeſie erſcheint. Mit Recht, weil dergleichen Anſichten oft allzuweit geführt werden und führen, ſolchergeſtalt die Religion zu einem bloßen Spiele der Phantaſie und Gefühle machen, und dieſe Schwärmerei und dieſes Hinbrüten in myſtiſchen Gefühlen zu etwas an ſich Verdienſtlichem, zu einem Gottesdienſt erheben, der dann das practiſch-moraliſche Leben minder nöthig oder gar entbehrlich machen ſoll. Mit Unrecht aber und wohl zuweilen mit Unverſtand, weil manche Oppenenten das Weſen und Höchſte, welches jeder Religion zum Grunde liegt, nicht vollſtändig erfaſſen, ſondern — mit unpoetiſchem Geiſt auf einen zu niedern Standpunct ſich ſtellend, und bloß von der moraliſch-nützlichen Seite der Sache angezogen, nur diejenige Richtung und Seite der Religion ergreifen und dann

wirklich als ein Ganzes zu begreifen wähnen, wodurch selbige ins practische Leben einwirkt. Bloß nach der Frucht greifend, übersehen sie aber Wurzel und Krone.

Religion ist in ihrem tiefsten innersten Wesen kein Begreifen, noch Erkennen noch Handeln, sondern ein Glauben, ein Gefühl, ein lebendiges Ahnen des Unendlichen, als Trägers alles Endlichen. Wir fühlen und ahnen dieses Unendliche zunächst in uns, und dann außer uns in der Welt, und dann zuletzt in der Einheit des Universums, in Gott. Zu dieser Einheit in Gott, wozu sich am Ende jenes Glauben und Ahnen des Unendlichen erhebt, führt uns aber die Vernunft selbst, als das Vermögen der Ideen, die zu allem Bedingten das Unbedingte, zu allem Mannichfaltigen das Allgemeinste und zu allen Dingen den letzten Grund zu finden strebt.

Eine Vernunftidee, d. i. die Idee eines Unendlichen, und dies als höchste Einheit gedacht, die Idee eines Gottes, liegt sonach jeder Religion, ihrem innersten Wesen nach zum Grunde. Aber die Religion als Product, oder der religiöse heilige Sinn selbst, ist ein durch die Vernunftidee begei-

ſtertes Gefühl, ein Durchdrungenſeyn und inniges Leben im Unendlichen, als wovon ich mich ſelbſt als einen integrirenden Theil anſchaue und hochachte; und dieſen überſinnlichen Theil meiner ſelbſt dann mit der überſinnlichen Welt und ihrem letzten Grunde identiſch verſchmelze. Religion, Heiligkeit des Gemüths characteriſirt ſich folglich als Begeiſterung, als Hingebung und Leben in der göttlichen oder unendlichen Idee; und dieſe Idee erhebt und verklärt dann hinwieder mein ganzes Seyn und Handeln. Alles Irdiſche läutert jener überirdiſche Sinn; mein ganzes Inneres erwärmt und erhellt ſich an jenem äthériſchen Lichte, das Unendliche reflectirt ſich jetzt überall im Endlichen oder zieht dieſes vielmehr hinauf zu ſich ſelbſt.

Nicht alſo die Phantaſie, denn dieſe hat es jederzeit nur mit ſinnlichen Bildern zu thun, ſondern unſere Vernunft erzeugt die überſinnlichen Ideen, welche darauf das reine Gemüth (das Herz oder die Seele) lebendig empfängt und mit ſeinem innerſten Leben organiſch vereint. Nur ſo entſteht Religions-Glaube, Erhebung und Begeiſterung des Gemüths für das Unendliche, das ſich in alle Welt nicht von menſchlichen Sinnen auffaſſen, noch vom menſchlichen Verſtande begreifen läßt.

Wenn nun solchergestalt das Unendliche, als ein unbegreifbares Höchste, das Gemüth begeisternd anfaßt, mit Glauben, heiliger Andacht und Liebe erfüllt, und in so fern es sich zunächst in der eigenen Brust offenbart, ein hohes Wunder und Geheimniß in uns selbst beurkundet, liegt alsdann in diesem Geheimniß eigener Brust, in diesem Gefühl unserer übersinnlichen Natur und ihres Strebens nicht etwas Mystisches? In dieser Hinsicht enthält, wie es wohl nicht anders seyn kann, auch der reinste Religions-Glaube einen gewissen Mysticism. Gerade die edelsten Naturen, die wahrhaft ätherischen Menschen haben darum auch jederzeit in einer solchen Mystik, sich selbst dessen mehr oder weniger bewußt, dem Geiste nachgelebt, und an jenem erhabenen Geheimniß und Verhängniß ihres Innern sich aufgerichtet und gestärkt; dies war jederzeit die eigentliche Lebenskraft ihres höhern Seyns und Wirkens, die verborgene Himmelsleiter, auf der sie vom Irdischen hinauf zu klimmen strebten in reinere Sphären. Selbst in den Verirrungen eines Jacob Böhme und anderer mit Recht verrufenen Schwärmer seiner Art läßt sich diese reine Mystik in der Grundlage nicht ganz verkennen; nur fehlten sie freilich gar sehr darinnen, daß sie die Gränzen überflogen und

bei — überſinnlichem Gegenſtänden, Sinne und Phantaſie ins Spiel zogen.

Aber jedes rein-menſchliche Herz nährt und erwärmt ſich mit jenem reineren Myſticism und findet darin die beſeligende Gottheit ſeines Lebens, den eigenſten Träger ſeines Daſeyns in einer über das Idealiſche hinausliegenden höhern Welt. Eine ſolche Myſtik oder Religions-Begeiſterung, die zwar urſprünglich aus der Vernunft kommt, aber nur im Herzen feſtwurzelt, fortlebt und zu Blüten und Früchten aufwächſt, iſt denn auch, wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen will, in gewiſſer Art Poeſie, Aufſchwung in eine andere Welt, höchſte und reinſte Myſtik oder Lyrik der Seele. Unendliches (oder Abſolutes) in und über uns bleibt nämlich immer das Idealiſch-Höchſte, und in ſoferne dies unſer Gemüth zum begeiſternden Gefühl und Glauben in der Religion ausprägt, kann allerdings die Religion auch Poeſie heißen; ſie erſcheint dann als die höchſte Poeſie, die es giebt, weil die Idee des Unendlichen das freieſte und höchſte Gebilde des menſchlichen Geiſtes, die Kunſtform aller Kunſtformen iſt. Darum aber erſcheint die Religion keineswegs als ein Gedicht, das — ſeinem Stoffe nach nirgends eine Realität hätte, als bloß

in der Phantaſie; der Stoff der Religion gehet ja, wie geſagt, aus der Vernunft hervor, und ſomit iſt die Religion ſelbſt das reinſte Product der Vernunft, das dann vermöge ſeiner freieſten Form auch dem irdiſchen Leben eine höhere poetiſche Anſicht mittheilt. Wir wiſſen, wie eben darum ein ächt religiöſer Sinn die Welt-Anſicht überhaupt verklärt, und ruhig-frei menſchliche Schickſale und Ereigniſſe auffaßt; wie er alles mit höherem Leben erfüllt, alles in Beziehung auf höhere Zwecke nimmt und behandelt. Mit religiöſem Sinne begabt ſiehſt Du hier eine unbedeutende Cryſtalliſation in ihrer erſten Stufe, und dort ein unvollkommenes Pflanzen-Thier, und erkennſt in beiden ſchon den allmähligen Stufengang bis zur vollkommenſten Organiſation, bis zum Menſchen, den Repräſentanten der Unendlichkeit auf Erden. Ein andermal ſteigſt Du in die Tiefe Deines eigenen Weſens, und findeſt und bewunderſt dann noch mehr die nähere Beziehung auf jenes Unendliche. Ein andermal trittſt Du in einen Tempel, und der Unſichtbare umſchwebt Dich in ehrfurchtsvoller Nähe, dort wandelſt Du in der freien und weiten Natur, oder Du blickſt in nächtlicher Stille hinauf zum Sternen-Himmel, und das Unendliche faßt Dich noch gewaltiger, ergreift Dich mit unnennbarer Bewunderung, Liebe und Andacht. Wie machſt Du's

eine Rhapſodie, die alles Abendtheuerliche überſteigt, das wir je geſehn, und die den Titel Faunenhöhle führt. Das Je unnatürlicher je beſſer iſt leider der Wahlſpruch unſrer meiſten Jünglinge geworden; und könnten ſie es dahin bringen, daß man einen ſolchen Miſchmaſch von allerley Tönen ſchön fände, ſo würde bald alle Harmonie verſchwinden.

Die übrigen Fächer ſind noch zu leer, als daß wir ſie einzeln betrachten könnten. Dafür wollen wir eine allgemeine Satyre über die Moden unſres Parnaſſes, eine, leider nur zu kurze Rhapſodie in Knittelverſen empfehlen, die alle die beherzigen möchten, welche dieſes Jahr den Muſenberg hinauf zu kommen gedenken. Gleich allgemein iſt gewiſſermaſſen Herrn Eberts vortrefliche Epiſtel, womit er die überraſcht hat, die ihn längſt den Kamönen abgeſtorben glaubten. Er wirft nemlich zufriedne Blicke in die Epoche unſrer Poeſie zurück, die er mit ſtiften helfen, und drückt ſeine Freude über den Fortgang aus, den ſie ſeitdem gehabt.

Die Ueberſetzungen der Alten, welche ſich noch immer mehr vermehren, ſind in ſofern angenehme Phänomene, weil es ſcheint, daß auch die, welche der alten Sprachen nicht mächtig ſind, immer begieriger werden, die groſſen Genies des Alterthums, die man ihnen ſo oft rühmt, näher kennen zu lernen. Wenn auch nicht immer Ramler und Maſtalier überſetzen, ſo wird doch immer die

am Ende, wenn Du von allen dieſen Geheimniſſen und Ahnungen des unſichtbaren Etwas ergriffen zur Ruhe und Selbſtverſtändigung kommen willſt? Du verſenkſt Dich ſtill und heilig nach Innen zurück in Dein eigenes Gemuth; denn hier, wo ſich das Geheimniß Dir am deutlichſten ausſpricht, findeſt Du jetzt die Auflöſung und das Ende des Räthſels.

Hier ſtehen wir zugleich am Puncte des Rechten und Unrechten. Eine Art Myſtik liegt nach dem bisher Bemerkten, im Weſen des Religions-Glaubens, und iſt eine nothwendige Bedingung ſeiner Exiſtenz; als ſolche nennen wir ſie die reine Myſtik, die kein Tadel und kein Exil treffen darf. Aber was und wo iſt deren Gränze, welches iſt die Bürgſchaft, daß ſie nicht über dieſe ihre Gränze ſich verſteige ins Phantaſtiſche, in leere Grübelei, ins Practiſch-Todte und Verkehrte?

Dem Religions-Glauben, als Myſtik in reinem Sinne, liegt die Vernunftidee des Unendlichen zum Grunde; dies iſt bisher zur Genüge, wie ich glaube, ausgeführt worden. Was verbürgt uns nun aber die Realität gedachter Vernunftidee? Nichts anderes, als das Moral-Geſetz, dieſes abſolute Sollen in eigener Bruſt. Richtet ſich

folglich die Religion — in gleichsam absteigender Linie auf das practische Leben hienieden, und wirkt solchergestalt als Triebfeder ein ins Handeln, dann muß sie nothwendig an jenes Moral-Gesetz sich halten; letzteres ist dann auf diesem Standpunct ihre einzige Norm und Gränze. Ihrer Form und idealen Heiligkeit nach einem höhern Gebiete angehörig, hat sie doch — als Triebfeder des Handelns den Stoff gemein mit der Moral; und bleibt sie dann nur den Anforderungen und Vorschriften der letztern redlich treu, so hat sie daran auch jederzeit eine Führerin, wodurch sie sich — auf diesem practischen Felde richtig orientire, ohne in thatenleeren Mysticism oder überfliegende finstere Schwärmerei zu verirren; an der Hand des Sittengesetzes bewahrt sie dann ihre Nüchternheit und Reinheit.

Durch das Sittengesetz bewährt sich demnach die Realität der Religion, und eben dasselbe ist zugleich die Bedingung und Norm ihrer Wirksamkeit im Leben. Ohne Moral hätte die Religion eben so wenig einen practisch-reellen Stoff, als eine Gewährleistung für ihre reale Grundlage in unserem Gemüth. Anders vermag ich mir wenigstens das Verhältniß zwischen Religion und Moral nicht zu denken. Aber das Moralgesetz bedarf hinwieder zu seiner lebendi-

gen und kräftigen Ausübung der Religion, als der hohen Seelen-Lyrik, die übersinnliche Neigungen und Bedürfnisse frei und leicht emporhebt. Ohne Glauben und Liebe ist das Gesetz todt, ohne zusagendes Herz die Vernunft kalt; in sofern ist denn auch jede einzelne Tugend ein poetischer Aufschwung des Gemüths.

Religion und Moral sind somit ihrem ersten Grunde, wie ihrem practischen Stosse nach kein Verschiedenes, noch weniger ein Entgegengesetztes; denn ihr gemeinschaftlicher Grund ist das Unendliche oder Absolute, und ihre practische Sphäre umschließt das Eine sittliche Gesetz. Aber die erstere richtet sich zugleich in ihrer aufsteigenden Linie — als höhere Potenz zum seligen Glauben, zur heiligen Andacht empor, und versetzt ihr Absolutes in den Himmel; die Moral hingegen richtet ihr absolutes Sollen an die handelnde Menschenwelt und steht in sofern tiefer als jene, da sie zumal auch — wo nicht immer, doch am öftersten des beiwirkenden Anhauchs und Lebensfeuers der Himmelsgöttin bedarf. Vereinigt nur bilden sie beide die höhere Menschheit, in der wir das Sittliche als den Stamm, den Glauben aber als die himmelwärts strebende Krone betrachten können. Wie in jeder zu Einem verbundenen Orga-

niſation beſteht aber auch hier die innigſte Wechſelwirkung; und Stamm und Krone verbinden ſich mit einander zum Erzeugniß und Wachsthum der Blüten und Früchte.

Langenburg.

H. W. Weber,
Regierungsrath.

IV.

Apollo und Evadne.

Ein Paramython.

(Vergleiche Pindar. Olymp. I. v. 43 — 52.)

Ein ſchöner lieblicher Frühlingsabend hatte ſich auf Lakoniens Landſchaft niedergeſenkt. Die Luft war heiter, der Himmel freundlich, die Natur ruhig und ſtill. Sanfte Zephyre ſpielten zwiſchen den blühenden Zweigen, das trauliche Abendlicht wallte friedlich hernieder und Heſperus, der in ewiger Jugend ſtrahlt, lächelte von ſeinem Him-

mel freundlich herab auf die Erde. — Da entstieg des Eurotas reizende Tochter, die jungfräuliche Pitane, dem sanft hinrieselnden Flusse, setzte sich am Ufer in das mit Blumen durchflochtene Gras und lauschte auf den Gesang der Schwäne, die das ruhige Wasser langsam durchschifften. Im Gefühl des höchsten Wohlseyns, nie getrübten Frieden in der schuldlosen Brust, schaute sie hinein in die segensreiche Natur — da plötzlich fühlte sie sich von einem nervigten Arm umschlossen und auf den weichen Rasen hingestreckt. Poseidaon war es, der furchtbare Gebieter des Meeres, dessen Macht so weit sich erstreckt, als Hálios seine leuchtenden Strahlen verbreitet. Er hatte das jugendlich blühende Mädchen gesehen und Aphroditá entzündete in ihm das süße Verlangen der Liebe. Da zog's ihn hin mit unwiderstehlicher Gewalt, er sank an des Mädchens blühenden Busen und hielt sie fest in unauflöslicher Umarmung.

Heimlich trug Pitane in ihrem Schoos die jungfräuliche Frucht, aber im zeitigen Monat gebar sie dem Erderschütt'rer Poseidaon ein violenlockiges Mädchen, die süßlächelnde Euadne. Auf des Gottes Geheiß sandte Pitane das Kind durch ihre Dienerinnen zum tapfern Helden Ae-

pytus, dem ruhmwürdigen Elatiden, der zu Phäſane das Volk der Arkader beherrſchte, auf jenen Fluren, die ihm am Strome des Alpheus das Schickſal verliehen. Er ſollte das göttlich geborne Mädchen würdig erziehen.

Sorgſam vollführte der Held den Willen des Gottes, denn er kannte den Zorn und die Rache des Meerbeherrſchers. Reizend blühte ſie auf die Tochter der Liebe, Euadne mit ſchön geringelten Locken. Gleich einer Unſterblichen ſtrahlte ſie in göttlicher Schönheit; der Blick und der Wuchs verkündeten höhere Abkunft. Die Göttin der Schönheit, die allmächtig gebietende Kypris, die in aller Weſen den ſüßen Trieb der Liebe hervorruft, gab Euadnen jene bezaubernde Anmuth, die alles mit Banden des Wohlgefallens feſthält — jenen holdſeligen Blick, der ſich leiſe in's Herz ſtiehlt und die Flamme der Liebe anfacht. — Wer den Geiſt der Liebe aus ſeinem Innern hervorhaucht; wer alles um ſich her mit Freude und Wonne belebt; wer in den Herzen der Menſchen ein ſüßes Verlangen erreget: der muß ſelbſt von dem Feuer der Liebe durchwärmt ſeyn, muß alles Gute und Schöne mit heil'ger Begeiſterung umfaſſen.

Auch Euadnens Buſen füllte eine unend-

liche Sehnſucht: ſie fühlte das Bedürfniß der Liebe und ihr Herz ſuchte einen Gegenſtand, den ſie mit ganzer Wärme umfaſſen, dem ſie die Fülle ihrer Gefühle mittheilen könnte. Schon von früherer Kindheit an fühlte ihr Geiſt ſich hingezogen zu einer unbekannten Seele. In ihrem Herzen entwickelte ſich das Ideal der höchſten Schönheit, das ſich in allen Träumen ihrer Jugend darſtellte, ſie in jeder weichen Stunde beſuchte, wonach ſie ſich mit ſo inniger Liebe ſehnte. — Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeßlich leeren Raume, aber Liebe zu einem uns verwandten Geiſte iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottheit.

Achtzehnmal hatte Euadne, mit dem wiederkehrenden Frühling den Geſang der Nachtigallen vernommen, und jenes Bild reiner, vollendeter Schönheit, das mit ihr aufgewachſen war, ſchwebte lebendiger als je vor ihrer Seele. Eine innere Stimme ſagte ihr: es wird geſtillt werden das Sehnen deines Herzens, du wirſt es finden, wonach du geſtrebt dein Leben lang. — An einem ſchönen, ſtillen Morgen, als die ſanft leuchtende Häos mit ihren Roſenfingern den Schleier der Nacht aufhob, verließ Euadne ihr Lager und gieng hinaus auf

die zu neuem Leben erwachende Flur. Sie begab ſich in einen nahen Lorbeerhain und lauſchte mit Entzücken auf das Gieren einer Turteltaube und auf das Flöten einer liebenden Nachtigall. Ein Gefühl unnennbarer Seligkeit füllte ihr Inneres, ſie ſank unter einen Lorbeerbaum und fiel in einen leiſen Schlaf. Im Traume erſchien ihr der herrliche Gott, der den Chor der goldgeflügelten Muſen anführt, der den Sterblichen die Zukunft enthüllt, ein milder Beſchützer der Heerden iſt und mit ſilbernem Pfeil dem ſchwachen Greiſe die Sehne des Lebens durchſchneidet. Er ſtrahlte in überirdiſcher Schönheit; der Ausdruck himmliſcher Liebe leuchtete von ſeinem Antlitz und der Körper verkündete die Fülle jugendlicher Kraft und Anmuth. Das war das ſchöne Bild ihrer Seele, das ſie in ihrem Herzen getragen und mit ſo viel Liebe genährt hatte.

Die Freude weckte ſie aus dem Traume — aber, o ihr unſterblichen Götter, es war kein Traum, kein täuſchender Wahn! Sie ſchloß ihn in ihre Arme, nach dem ſie ſich ſo lange geſehnt hatte; er war herabgeſtiegen von ſeinem Himmel und gab ihrem Herzen Befriedigung! — Wer vermag die Wonne der beiden Liebenden zu ſchildern! Wenn ſchon der ſterbliche Menſch Gefühle hat, die ſich durch

keine Sprache ausdrücken lassen, wie will man es aussprechen, was die ewigen Götter empfinden? —

Mit jedem dämmernden Morgen gieng Euadne in den Hain und erfreute sich des wonnigen Umgangs mit dem Schönsten der Götter. Das ahndete der edle Aepytus, doch wagte er es nicht, tiefer zu forschen und der geliebten Pflegetochter zu zürnen. Denn schrecklich ist der Unsterblichen Zorn und furchtbar ihr Grimm; wehe dem Unglücklichen, der ihn erreget. Schon mancher Sterbliche büßte die Kühnheit, das Geheimniß der Götter erforscht und ihr verborgenes Walten verkündet zu haben. Nur das Würdige der Götter zu erzählen, gebühret den Menschen. Darum fürchtete auch Aepytus, vielleicht einen der mächtigen Götter zu reizen und sich und sein Land ins Verderben zu stürzen. „Wenn nun aber der Gott mit dem mächtigen Dreizack, seine Erzeugte rein und fleckenlos wieder verlangt? wenn er dann zürnt, daß ich das köstliche Kleinod nicht besser verwahrte?“ — Ach, dunkel und schwürig sind oft der Sterblichen Wege! sie wanken hierhin und dorthin und wissen keinen Entschluß zu erhaschen. Geblendet ist jeglicher Blick in kommende Zeiten. Darum unterdrückte Aepytus

im verwundeten Herzen den ſtechenden Harm und reiſete nach Python, den Spruch des Orakels zu hören.

Unterdeß nun Aeyptus nach dem wolkenumhüllten Parnaſſus, hin zum prächtigen Delphi reiſete, legte Euadne das Purpurkleid ab und ſtieg mit dem ſilbernen Krug hinab in den heiligen Hain, dem verſchwieg'nen Vertrauten heimlicher Liebe. Waſſer wollte ſie ſchöpfen aus der kryſtallenen Quelle. Siehe, da umwölkte ſie düſteres Grauen; ein ſchneidender Schmerz durchdrang ihren zarten Leib; ſie ſank auf den blumigen Roſen und gebar einen gottbegeiſterten Knaben. Gerührt durch das Flehen des Gottes mit goldenen Locken, ſtanden die Parcen und Ilytheia ihr hülfreich zur Seite. Da kam ſchnell und leicht aus dem ſchützenden Schooſe, Jamus mit heiterm Antlitz, der Mutter ein lieblicher Anblick. Aber ſie mußte ſich losreißen von dem geliebten Knaben. Mit Kummer im Herzen verbarg ſie ihn unter Binſen in einem dichten Dorngebüſch. Doch nach dem Rathe der Götter nährten und pflegten ihn zwei blauäugige Drachen mit dem ſüßen Safte der Bienen.

Als aber vom felſigen Python der König auf

Bahn gebrochen, und der Muth, womit man sich so gar an Stücke wagt, die gerade zu für unübersetzlich erklärt worden, ist immer löblich. So hat man sich an die tragischen Chöre (12) und an die Lustspiele des Aristophanes gewagt, Gedichte, die noch viele Versuche erfodern, ehe sie vollkommen übersetzt werden können. Daß wir so viele schlechte Uebersetzungen der Aeneide haben, ist betrübt genug, aber noch betrübter, daß sie erst kürzlich zu Greifswalde noch mit einer neuen, doch zum Glücke nur vom ersten Buche, vermehrt worden. Nicht allein seichte Privaturtheile über die grossen Geister der Alten sind die traurigen Früchte solcher Uebersetzungen, sondern, da bey uns jeder sein Urtheil drucken läßt, auch öffentliche Verhöhnungen derselben. Die Kuttnerische Iliade gehört immer zu den sehr lesbaren Uebersetzungen; aber was für seltsame Begriffe hat sie dem Verfasser der Anmerkungen über die Iliade beygebracht, der gerade zu bekennt, daß er den Homer blos aus jener Uebersetzung kenne? Wer hätte glauben sollen, daß noch jemand unter uns solche Raisonnemens über den Homer laut werden lassen dürfte? Legt man diese Anmerkungen neben die Untersuchung von Wood über Homers Originalgenie, wie demüthig müssen wir dann bekennen, daß wir noch immer die besten kritischen Abhandlungen von den Ausländern entlehnen müssen? Wood ist durch den Tod verhindert worden, uns mehr als Fragmente zu geben, und dennoch macht er uns wichtigere Entdeckungen, als wir in allen den zahlreichen Aufsätzen

ſeinem Wagen zurück kam, forſcht' er bei allen in ſeinem Pallaſte nach einem Knaben, von Euadnen geboren. Phöbus, ſprach er, hat ihn erzeugt. Vor den Sterblichen allen wird er dereinſt ein trefflicher Seher ſeyn, und ſein Geſchlecht wird ewig blühen; denn dies war die Antwort des gottbegeiſterten Weibes:

Großes und Heiliges birgt die gottgezeugte Euadne;
Weiſer als ſterbliche Menſchen, wird er die Zukunft durchſchauen,
Und ſein blühend-Geſchlecht wird nimmer und niemals erlöſchen.
Phöbus mit ſilbernem Pfeil und Köcher, hat ihn erzeuget.

Aber er forſchte vergebens, denn alle bekannten, nichts vernommen und nichts geſehen zu haben.

Zwei Monde hindurch hatte der Thau, der von den duftenden Violen herabträufelte, und der liebliche Honig, den die ſorgſamen Drachen herbeibrachten, den kleinen Jamus reichlich genähret; da übergab Phöbus Apollo den Dreaden des wolkenumhüllten Taygetus den Knaben zur Erziehung. Unter Scherz und Spielen erreichte er, kräf-

tig und ſtark, das Alter der blühenden Jugend. Da ward es ihm auf dem Gebirge zu einſam; der Umgang mit den taygetiſchen Mädchen genügte ihm nicht mehr. Heimlich verließ er die bekümmerten Schweſtern und durchſtreifte das weite Gebirge von dem öſtlichen Tänaron an bis zum weſtlichen Vorgebirge der Thyriden. Manchen kühnen Kampf begann er hier mit wilden Ebern und Bären; alle beſtand er ſie rühmlich, denn ihn beſchützte der Gott mit goldener Leier und Artemis mit ſilbernem Bogen. — Dann ſtieg er hinab in die Ebene und miſchte ſich unter die Kämpfe und Waffenſpiele der lakoniſchen Jugend. Alle Städte der mächtigen Landſchaft beſuchte er, Pharis von dem jeniſchen Sänger geprieſen, das alte, verſchwiegne Amyklä, wo ſein Vater im prächtigen Tempel mit Eifer und Andacht verehrt ward, Pellena, des Tyndareus ſchützende Zuflucht, als ihn verfolgte der wilde Hippokoon, Therapne auch, wo Caſtor und Pollux, die edlen Brüder der Vorzeit, zuerſt das erfreuliche Licht der Sonne begrüßten und wo der gefeierte Held Menelaos mit der geliebten Helena den müden Lauf des Lebens beſchloſſen, Skiros, das den Kern der ſpartiſchen Jugend bewahrte und zuletzt auch die Stadt des Aeyptus, das bergumkränzte Phäſane. Wohin er nur kam,

immer erwarb er ſich in den Kämpfen den herrlichſten Preis.

Aber ihm ſchwellte den Buſen der Durſt nach rühmlichen Thaten; er wollte herrſchen auf Erden, und hochgeachtet ſeyn vom Menſchengeſchlechte. Deßhalb ſtieg er, unter dem nächtlichen Himmel, hinein in den Alpheus, und flehte zum allgewaltigen Poſeidaon, ſeinem göttlichen Ahnherrn und zum bogenführenden Schutzgott des göttlich gegründeten Delos, daß ſie ihm völkerbeglückende Würde verliehen. — Da erſchien ihm der Vater in leuchtender Klarheit und verlieh ihm zuerſt eine des Trugs unkundige Zunge. Schauen ſollte er, was die Götter den Menſchen weißlich verhehlen, und was ihnen nützt und frommt in weiſen Sprüchen verkünden. Käme der kühnſtrebende Heraklâs einſt, der Alkaiden edelſter Zweig und ſtifte' ſeinem Erzeuger zu Ehren das von Völkerſchaaren gefeierte Feſt, ſo ſollte er dort, nach heiliger Sitte, an Zeus höchſtem Altare, den Sitz eines Orakels errichten. Groß werde ſein Name dann ſeyn auf dem meerumfluteten Erdkreis und mit reichen Geſchenken beladen werde das blöde Menſchengeſchlecht, das ſo gerne die Zukunft enträthſelt, wallen zu ſeinem heiligen Tempel.

Jamus that, was der göttliche Vater befohlen, und stets schimmerte glorreich unter den Hellenen der Jamiden Geschlecht. Der Tugend Verehrer, wandelten sie auf leuchtender Bahn und ihren Tritten folgte das Glück.

C. W. Spieker.

V.

Reise-Diarium des Johann Fabricius, Abts zu Königslutter; ein Auszug.

Vorwort.

Dem alten, aber doch noch immer monatlich seinen Flug fortsetzenden Götterboten verdankt das Publicum die angenehme Bekanntschaft mehrerer Reisenden, die ihm mit lieblichen Worten traulich erzählten, was sie auf der untermondigen Welt, zu Wasser und zu Lande, in näheren und entfernteren Gegenden, Merkwürdiges fanden. Es sey ihm erlaubt, das Publicum mit einem Reisenden aus dem XVII. Jahrhundert bekannt zu machen, da gegen-

wärtig die hellauflodernde Fackel des Krieges die Reiseluſtigen von allen Ausflügen in das Ausland zurückſchreckt, und da man nur von wandernden Kriegsſchaaren in den Zeit- und Tageblättern hört. — Wir lauſchen ja oft gerne dem zitternden Greiſe, wenn er, vor ſeiner friedlichen Hütte, an den Sonnenſtrahlen ſich erwärmend, von ſeiner jüngeren Nachkommenſchaft umgeben, auf einer weichen Raſenbank ſitzend, beide Hände auf einen ſtarken knotigen Stab geſtützt, in traulichen Geſprächen von ſeinen — zu Waſſer und zu Lande beſtandenen Abentheuern erzählt. Wir ſind begierig zu hören, wie es vor unſeren Zeiten in der Welt ausgeſehen hat, und ob wir aus dem ehemaligen Zuſtande der Menſchheit, verglichen mit dem gegenwärtigen, nicht die ſüße Hoffnung ſchöpfen können, daß es mit den Menſchen unter den Menſchen immer beſſer werden wird.

Da der Götterbote Lebensart verſteht, ſo unterläßt er nicht, ſein Publicum mit dem Reiſenden ſelbſt in eine nähere Bekanntſchaft zu bringen, damit es wiſſe, wen es vor ſich habe.

Johann Fabricius, Doctor und Profeſſor der Theologie zu Helmſtädt, Abt zu Königs-

lutter, und Braunschweig-Lüneburgischer Consistorialrath, ward geboren am 11. Februar 1644 zu Altdorf, woselbst sein Vater damals Professor der Theologie war. Er studirte zu Helmstädt, und zuletzt in Altdorf. Im Jahr 1677 erhielt er am letztern Orte eine theologische Professur. Als er im J. 1697 das Rectorat zum drittenmal bekleidete, hatte er die Ehre, seiner Facultät die neuen Privilegien der Universität, Doctoren der Theologie creiren zu dürfen, feierlich zu übergeben. In eben diesem Jahre erhielt er den Ruf nach Helmstädt als Professor der Theologie, wurde im J. 1701 Abt zu Königslutter, und im J. 1703 Braunschweig-Lüneburgscher Consistorialrath. In dem letztern Jahre wurde er in die Academie der Wissenschaften zu Berlin aufgenommen, und im J. 1709 zum General-Inspector der Schulen im Herzogthum Braunschweig ernannt. Er starb am 29. Jan. 1729 in einem seltenen Alter von 85 Jahren.

Die lieblichste und schönste Frucht, die aus seinen verschiedenen Reisen hervorwuchs, war Mäßigung und Duldsamkeit *) gegen Andersden-

*) Immer ergrimme ich im Geiste, wenn ich die Wörter „Duldung, Toleranz" niederschreiben muß

denkende. Die Menſchen ſeines Zeitalters hatten aber — dem mehrern Theile nach — noch gar keinen Sinn für dieſe edle Tugend. Schon ſeine Antrittsrede von dem Nutzen, den ein Theolog aus einer Reiſe nach Italien ziehen kann*), die er am 6. März 1678 zu Altdorf hielt,

muß. Wann — wann wird die Zeit kommen, daß unter den Menſchen von Duldung gar nicht mehr die Rede ſeyn wird? — Wann — werden die homines und homunciones die Humanität ſich zu eigen gemacht haben? Daß von Gott geſagt wird, er dulde die homines und homunciones — dies läßt ſich hören; aber daß der Menſch den Menſchen dulde — was thut er daran Großes? Es iſt ſeine Pflicht und Schuldigkeit, darum, weil er ein — Menſch iſt.

D. Einſender.

*) De utilitate, quam Theologiae Studioſus ex itinere capere poteſt Italico. Ich beſitze dieſe Rede ſelbſt. Die zwei dabei befindlichen Kupferblätter ſtellen dar: Αγιος Αγιος, Lancea, Discus, Stella, Flabellum, Cochlear, und ein Paar Päpſtliche Jubelmünzen. Mein Exemplar iſt mit der eigenen Handſchrift des Verfaſſers bezeichnet. Die Rede ſelbſt iſt wieder abgedruckt worden in ſeinen Amoenitatt. theol. varii et ſelecti Argumenti. Helmſt. 1699. 4.

erweckte ihm einen Gegner an einem ſeiner Collegen. D. W. Moller, der gegen ihn eine Streitſchrift *) drucken ließ. Als er im J. 1704 eine Schrift **) herausgab, und in derſelben der Religionsduldung das Wort redete, bekam er neue Streitigkeiten. Seine Gegner brachten es endlich dahin, daß er pro Emerito (ſchon im J. 1709) erklärt wurde. ***)

*) Pr. de *praeparatione* abiturientium in Italiam. 1679. 4.

**) Conſideratio variarum controverſiarum cum Atheis, Gentilibus, Judaeis, Mahommedanis, Socinianis, Anabaptiſtis, Pontificiis et Reformatis. Helmſt. 1704. 4.

***) Ehrenfander (in Diptychis Profeſſorum Theolog. Helmſt. Wolfenb. 1748. 4.) ſchreibt S. 283. u. 322. „Ipſa enim ſumma curia, quae M. Britanniae Regi in regimine a latere eſt, illuſtri academiae Evangelico-Lutheranae maculam a *doctore Theologiae* (i. e. *Fabricio*) *patrono Romano-Pontificiarum ſententiarum*, conſciſci judicavit atque vicem illius doluit; etc. — In einer Schrift (erörterte Frage ꝛc. 1706. 4.) welche bei Gelegenheit einer hohen Vermählung im Drucke erſchien, wurde die Behauptung aufgeſtellt, daß man mit gutem Gewiſſen von der evangeliſchen zur römiſchen Kirche übergehen und darin ſelig werden könne. Man hielt damals allgemein den Fabricius

Fabricius führete eine weitläuftige Correſpondenz mit Cardinälen, Fürſten, Erz- und Biſchöfen, Grafen, Gelehrten ꝛc. Er hat mehr als 400 Correſpondenten gehabt. Von ſeiner Freigebigkeit ſind mehrere Beweiſe vorhanden. Unter andern hat er mit Joh. Behmen, Med. Doct., und Chph. Pommern einem Handelsmann, welche beide zu Venedig lebten, tauſend Gulden beſtimmt, deren jährliche Zinſen die Wittwen Altorfiſcher Profeſſoren genießen ſollten.

Von dieſem Fabricius beſitze ich ſein eigenhändig geſchriebenes, größtentheils in lateiniſcher Sprache verfaßtes Reiſe-Diarium, das aus mehreren einzelnen, in einem ſtarken Quartbande zuſammengebundenen Heften beſteht. An der Spitze dieſes Reiſe-Diariums ſteht: „Verzeichniß der in dieſem Buche von Joh. Fabricio Altorfino gethanen Reiſen. I. Von Nürnberg nach Helmſtädt. II. Von Nürnberg nach Preßburg. III. Von Nürnberg in Holland, und von da nach Roſtock und von Roſtock nach Nürnberg. IV. Von

für den Verfaſſer dieſer Schrift. Er ſelbſt hat ſich niemals dazu bekannt. Wie hätte er ſolches auch wagen können? —

Nürnberg nach Venedig, Bologna, Mailand, Treviso, Rom, Neapel und Genua. V. Von Venedig nach Nürnberg über Tyrol und von Nürnberg nach Wien; und durch Steiermark und Kärnthen wieder nach Venedig, und von Venedig nach Padua. VI. Von Helmſtädt nach Halberſtadt. VII. Von Nürnberg nach Braunſchweig. VIII. Von Nürnberg nach Paris. IX. Von Nürnberg nach Jena und Leipzig. X. Von Helmſtädt nach Berlin und Frankfurt an der Oder."

Zur Unterhaltung der Leſer will ich dasjenige auszeichnen, was — nach meiner individuellen Einſicht — des Aufbewahrens oder der Anerinnerung werth zu ſeyn ſcheint. Möge ich wenigſtens hier und da auf den Beifall der Leſer rechnen dürfen! — Möge ich nicht lauter leeres Stroh dreſchen!

Nürnberg.

Johann Ferdinand Roth.

* * *

Reiſe-Diarium vom Jahr 1663.

Im Herbſte des Jahres 1663 beſuchte ich in Magdeburg den Otto Guerike, welcher mir

sätzen finden, die seit 1766. unter uns über den Homer erschienen sind. Wir bleiben an lauter ausserwesentlichen Dingen hängen, der Britte dringt in den Geist selbst ein. Legt man Ziegens Beurtheilung der Ramlerischen Oden (denn immer noch beurtheilen wir, was wir nicht verstehn) gegen die tiefsinnigen Untersuchungen von Burke, die sich in der Garvischen Uebersetzung wie ein Original lesen lassen; so müssen wir die Augen niederschlagen. Wann werden Webb, und Hurd, und Browe und Burke, und was wir sonst bisher für vortrefliche Werke aus dem Englischen übersetzt haben, unsre einheimischen Kritikaster abschrecken? Wir haben einen **Leßing**, aber er erscheint nur selten auf der Bühne, und läßt Werke wie **Laokoon** unvollendet. Wir können diesmal von ihm nichts, als seine Entdeckung von der ersten Ausgabe der **Fabeln der Minnesinger** anführen. Beurtheilungen, wie die des Meßias in der allgemeinen Bibliothek, und die von Geßner in der Leipziger; Betrachtungen, wie in der letztern über die zufälligen Ursachen, welche auf die Bildung unsres Geschmacks einen Einfluß gehabt haben, müssen uns für den Mangel grosser Werke trösten.

Man rechne die Leipziger und die allgemeine Bibliothek ab, die allein die Kritik noch aufrecht erhalten, und sehe sich dann um, was die Klagen über unser Journalwesen, die Spöttereyen über die Recensionsfabriken, das herabgesetzte Ansehen der feilen Richter, ihre eigne Verkleinerung

unter

ſeine mathematiſchen Inſtrumente zeigte. Ihm verdankt man die Erfindung der Luftpumpe.

Im September d. J. beſuchte ich Wolfenbüttel, wo man mir die Merkwürdigkeiten der daſigen Bibliothek zeigte, z. E. eine Biblia vulgata vom J. 1117, deren Einband von Birkenrinden war, die vom Melanchthon eigenhändig geſchriebenen Anmerkungen über die Briefe an die Korinthier u. a. m.

Im Junius des J. 1665 ſahe er in der Bibliothek zu Jena die auf Pergament gedruckte Bibel, deren ſich der Kurfürſt Friedrich von Sachſen in ſeiner Gefangenſchaft bediente. Sie hatte koſtbare Malereien von Lucas Kranach. Daſelbſt ſahe er auch ein großes Choralbuch, welches der Papſt geweiht und 500 Goldgulden gekoſtet hat.

Im Auguſt d. J. kam er auf ſeiner Reiſe nach Wien ꝛc. nach Alfingen, wo einſt einige Bauern einen Krebs begraben haben. „Wenn man fragt, wo liegt der Krebs begraben, pflegen ſie einen mit Prügeln übel zu empfangen.“

Zum St. Nicolaus, wo der Strudel und

Wirbel der Donau ist, in welchem uns das eine Ruder am Schiffe zerbrach. Wenn man durch den Strudel ist, kommt ein Mann von St. Nicolaus auf einem Kahne mit dem h. Nicolaus, welcher auf einer Büchse sitzt, worein die Leute opfern müssen, weil Er sie (scilicet!) aus der Gefahr errettete.

In dem Dorfe Nußdorf bei Wien traf er den Türkischen Gesandten mit einem Gefolge von 300 Personen an. Zwei oder drei von den Türken blieben im Dorfe zurück, um den Wein, welchen sie von den Einwohnern für Geld kauften, heimlich zu trinken.

Auf dem Bisemberg, gegen den Calenberg über liegend, wächst der beste Wein in ganz Oestreich.

Nach Maria Taferl werden große Wallfahrten angestellt. In dem Altar ist ein großer Baum eingefangen; als diesen ein Bauersmann ungefähr abhauen wollte, hat er in dem Baume ein Täfelein gefunden, auf welchem die Mutter Gottes abgemalt wie sie den Herrn Christum, als er vom Kreuze genommen worden, auf dem Schoose liegend hat.

Bei Matthauſen fließt der Fluß Enß, eine grüne Farbe habend, in die Donau.

Steyereck iſt das ſchönſte Schloß in Oeſterreich; es hat ſo viele Fenſter, als Tage im Jahre ſind. Es liegt 2 Meilen unter Linz.

Paſſau liegt zwiſchen dem Inn und der Donau. Daher derjenige Theil der Stadt auf der rechten Seite die Innſtadt genannt wird; auf der linken Seite iſt die Ilzſtadt, die den Namen von dem Fluſſe Ilz hat, welcher aus Böhmen kommt und ſchwärzlich iſt; der Inn hingegen iſt weißlich, die Donau aber trübe.

Zu Ingolſtadt ſollen jetziger Zeit 800 oder 900 Studenten ſeyn, mehrentheils Edelleute; es waren neulich über 30 Baronen darunter, wovon aber 4 relegirt wurden, weil ſie, dem kurfürſtl. Befehl zuwider, das Wildſchießen nicht haben laſſen wollen.

Zu München kann man aus dem Jeſuiter-Collegium bis in das Schloß zum Kurfürſten gehen, ſo daß man von Niemanden geſehen wird. Der Bruder Balthaſar ſagte uns, daß der Kurfürſt

öfters auf dieſem Gange zu ihnen käme, wenn er mit ſeinem Beichtvater, P. Leopoldo Manzino, etwas zu reden habe.

In der Ritterſtube des Schloſſes zu München iſt ein durchbrochener Ofen, und ein von Marmor eingelegtes Perſpectiv, welches König von Schweden, Guſtav Adolph, hat mitnehmen wollen; da er aber gehöret, daß es nicht ohne Schaden könnte aus der Wand gebrochen werden, hat er geſagt: „So begehre ich's auch nicht!" Kurfürſt Maximilian aber hat geſagt: „Er frage nichts darnach, wenn gleich der König von Schweden das Perſpectiv hätte mitgenommen. Und wenn er wüßte, daß er noch 10 Jahre in Frieden leben würde, wollte er das ganze Schloß laſſen umreißen, und von Neuem wieder bauen." (Ein ſchöner Zug in dem Character dieſes Fürſten!)

Auf dem Wege nach Augsburg beſahen wir das bayerſche Städtchen Friedberg, wo die guten Schlaguhren gemacht werden.

Spitzelius, Prediger zu St. Anna in Augsburg, zeigte mir einen eigenhändigen Brief des Me-

lanchthons vom J. 1531, in welchem dieſer unter Andern die Meinung des Bugenhagen von der Stelle des Petrus (von der Niederfahrt Chriſti zur Hölle) anführt und beifügt, daß Bugenhagen den Luther beinahe überzeugt habe. Aber am Rande hat Luther beigeſchrieben: „Es iſt nicht wahr. Dr. M. L.“ Von der Rednergabe des Spitzels urtheilt Fabricius alſo: Vox concionantis (*Spitzelii*) ſibi non conſtat, ſed videtur affectata, modo nimis depressa, modo nimis detonans. ut de multa corporis agitatione et frequente inclinatione capitis nihil dicam. Caeterum Cl. ille vir in familiari ſermone et jucundus et gravis et humanus eſt.“

Am Frohnleichnamstag ſahe ich der Prozeſſion zu. Der Biſchof von Augsburg, ein Herr von Freiberg, befand ſich zwar in der Stadt, konnte aber wegen dem Podagra nicht ſelbſt die Meſſe leſen, wofür er tauſend Ducaten bekommen hätte; ſo bekam er aber nur 900 Ducaten; die übrigen 100 erhielt der Weihbiſchof.

Baron von Reitingen, der gegen der Kirche über bei dem h. Kreutz wohnt, hat zu beſagter Kirche den Thurm und die Glocke gegeben. Da er aber

darnach in Frankreich über eine Tonne Goldes verſpielt und päpſtiſch geworden, hat er die Glocke wieder von den Lutheranern begehrt, aber vergeblich.

Zu Ulm las ich in der Sacriſtey in dem Taufbuche: „Anno 1670 d. 15 Mart. hat Jacob Schad, Pfleger, ſeine Tochter Annam, wegen groſſer Schwachheit, ſelbſt getauft.“

In Strasburg beſuchte ich den Profeſſor Böcler, welcher mir erzählte, daß Patin, ein Franzöſiſcher Arzt, wegen eines Buchs von den Liebeshändeln des Königs von Frankreich und anderer hoher Perſonen, des Landes verwieſen worden ſey, und ſich nun in Strasburg aufhalte, und ſeine Werke von den Münzen der Conſuln und Kaiſer drucken laſſe, und daß mit Nürnberg, welches ſo viele Künſtler habe, Strasburg nicht verglichen werden könne, in welchem Patin keinen vorzüglichen Kupferſtecher gefunden habe, ſondern zwei von andern Orten her habe kommen laſſen müſſen. Es wäre auch nicht einer, der ihm eine Münze oder etwas anderes von geringer Importanz in Holz ſchneiden könnte, daß er endlich gegen ein Faß Altdorfiſchen Biers ſehr gerne ein Faß des beſten

Weins geben würde, wenn es seyn könnte. — Ich wohnte auch der Inauguraldisputation eines Juristen, Namens Wolfram bei, in welcher, den Opponenten D. Rebhan ausgenommen, weder die Opponenten, noch der Respondent ein erträgliches Latein sprechen konnten.

In dem Keller des Strasburgischen Spitals werden drei alte Weine aufbewahrt, deren jeden ich gekostet habe. Der erste war vom J. 1525, welches Jahr wegen des Bauernkrieges merkwürdig ist; der zweite vom J. 1519, da der Würtemberger Krieg war; und der dritte vom J. 1472, in welchem Jahre der burgundische Krieg war.

Wir bestiegen auch in Strasburg den hohen Münsterthurm, und kamen bis zu dem runden Loche, worüber Friedrich, Kurfürst und Pfalzgraf am Rhein, im J. 1598 mit Stiefel und Sporn gesprungen ist. Dieses Loch wird 7 Werk-Schuh breit geschätzt.

Die Mordglocke, welche nur zur Zeit eines Tumults und einer Rebellion geläutet wird, ist verschlossen; der regierende Ammeister muß die Schlüssel derselben allezeit bei sich tragen.

Bei dem Genuß des heiligen Abendmahls dürfen die Weibspersonen in Strasburg ihre sonst gewöhnlichen Bauernhüte nicht tragen, sondern haben entweder weiße Schleier, dergleichen aber nur die gemeinen Weiber haben, oder schwarze Pelzhauben, welche vornehme Frauen tragen.

VI.

Fortgesetzte Correspondenz-Nachrichten über die neueste Literatur und Kultur in dem österreichischen Kaiserthume.

Geschrieben im Mai 1807.

Zu den neuesten in Ungarn erschienenen Werken gehört: Specimen Oeconomiae politicae, legibus et moribus Hungarjae, et regnorum sacrae coronae haereditariorum accomodatum, autore *Michaële Horvath.* Preßburg. 1807. 8. Gegen die Schrift des Herrn von Fejes de lingua in universum et specialim hungarica ist eine heftige Gegenschrift vom Herrn Andreas von Cháfzár zu Roßnau im laufenden Jahre erschienen.

Der bisherige Professor der Philologie, Geschichte und Naturwissenschaften zu Teschen in Schlesien, Karl Georg Rumi, hat einen Ruf nach seiner Vaterstadt Iglo in Ungarn als Rector und Professor der dasigen lateinischen Schule erhalten und angenommen. Er ist Willens in Iglo ein weibliches Erziehungs-Institut zu errichten, und hat den Plan desselben in den neuen österreichischen Annalen angekündigt. Auf den ersten Jahrgang seines Musenalmanachs (auf das Jahr 1807) und auf seine Zeitschrift zur Beförderung der Wissenschaften und Künste in dem österreichischen Kaiserthume kann man noch bis Ende Septembers pränumeriren. Das erste Heft der Zeitschrift erscheint im Junius, und wird als Probeheft auch einzeln für 1 Rthlr. verkauft werden. Der zweite Jahrgang des Musenalmanachs (auf das Jahr 1808) wird noch im December dieses Jahres gedruckt werden, und Beiträge von Dichtern aus allen österreichischen Staaten enthalten. Man pränumerirt auch auf diesen Jahrgang mit 3 Fl. oder 2 Rthlr. Den Verlag von Rumi's neugriechischer Grammatik und neugriechischem Lesebuche hat der Buchhändler Anton Doll in Wien übernommen; das Werk wird aber erst zu Anfang des künftigen Jahres erscheinen. Rumi arbeitet an einer teutschen

Ueberſetzung der griechiſchen Dramatiker und Redner, vorerſt des Euripides und Demoſthenes.

Der bekannte pädagogiſche Schriftſteller Jacob Glatz, Conſiſtorialrath und zweiter evang. Predi ger A. C. zu Wien, iſt nach Leutſchau in Ungarn an die Stelle des verſtorbenen verdienſtvollen Pre digers Hermann berufen worden, und geht das hin ab.

Der teutſche Naturdichter Gottlob Hilker aus Anhalt-Cöthen macht gegenwärtig eine Reiſe durch das öſterreichiſche Schleſien, Galizien und Un garn. Er iſt mit der Aufnahme, die er findet, zu frieden.

Das Einberufungsſchreiben an die ungariſchen Reichsſtände zu dem heurigen Reichstag in Ofen lau tet folgendermaßen: „Wir Franz der Erſte, von Gottes Gnaden Kaiſer von Oeſterreich und König von Ungarn und Böhmen u. ſ. w. Nachdem Wir beim Schluſſe des letzten Reichstages aus väterlicher Zuneigung und königlicher Sorgfalt verſprochen ha ben, daß Wir, ſobald der liebe Friede hergeſtellt ſeyn wird, dahin alle Unſere Sorgen verwendet werden, damit nicht allein den geſetzmäßigen Poſtu-

unter einander gefruchtet haben. Noch immer umschwirren uns von allen Seiten die Urtheile der Halbkenner und Nichtkenner, die aus Leidenschaft oder Gewinnsucht sich zu Censoren aufgeworfen haben. Ganze Magazine sind errichtet, wo jeder Anfänger seine Vorübungen, jeder Schwäzer sein Gewäsch, jeder beleidigte Schriftsteller seine Rache anbringen kan: So gar den Damen muthet man jetzo zu, daß sie die kritischen Kruditäten genieſſen sollen, vor denen den Männern eckelt. Kaum erschien im vorigen Jahre eine Zeitung, welche ein Beyspiel gab, daß sich in Zeitungen auch denken lasse, so verschwand sie in diesem Jahre wieder; vielleicht weil die Verfasser selbst verzweifelten, sich in ihrem überspannten Tone zu erhalten. Dieser und andrer Fehler unerachtet, welche die Leipziger Bibliothek zur Gnüge gerügt hat, wäre ihre Fortdauer gar sehr zu wünschen gewesen. Jetzt würde der **Wandsbecker Bote**, wenn er fleißiger Bücher beurtheilte, wieder ohne Nebenbuhler seyn. Der Allmanach hat nicht nur am **Theatralallmanach** sondern auch am **Kunstallmanach** bereits Nachahmer gefunden. Weiter dürfen wir die deutsche Kritik nicht verfolgen, wenn wir nicht auf Gedankenlosigkeiten und Scurrilitäten herabkommen wollen. Wir schweigen daher von dem Wiener Briefe über die Klotzische Korrespondenz, (worinnen nicht etwa blos das Unternehmen, Privatbriefe drucken zu lassen, gerügt, sondern eine Dame persönlich angegriffen wird) von dem Defert zu gewissen Devisen, von des Landpriesters

Schrei-

laten Unſerer getreuen Stände Genüge geleiſtet, ſondern auch das allgemeine Beſte Unſeres vielgeliebten Königreichs Ungarn auf die möglichſte Art befördert und erhoben werde, ſo entledigen Wir Uns dieſer Unſerer Verheißung mit deſto fröhlicherem Gemüthe, da ohnehin nur Unſer einziger Wunſch iſt, den Nutzen und das Wachsthum des Königreichs und der Unſerer Sorge anvertrauten Völker zu befördern und dahin zu bringen, daß Unſere Getreuen den mit göttlichem Beiſtande hergeſtellten Frieden und Ruhe durch die längſte Zeit genießen mögen. Wir wollen Uns daher über die Mittel, welche zu dieſem heilſamen Endzweck dienen, und durch deren Hülfe nicht allein die durch immerwährend gefolgte Kriege geſchwächten innerlichen Staatskräfte verbeſſert und aufgeholfen, ſondern auch dem allgemeinen Weſen eine ſolche Feſtigkeit gegeben werde, damit ſelbes, wie Wir es wünſchen, lange und ſicher blühend erhalten werde; dann über jene Gegenſtände, welche zum Nutzen des Königreichs und zur Vermehrung des öffentlichen Wohls abzwecken, mit Unſern getreuen Ständen berathſchlagen, und haben daher einen allgemeinen Reichstag auf den erſten Sonntag nach Oſtern, welcher den 5. April einfällt, in Unſerer königlichen Frei- und Hauptſtadt Ofen anzuſagen und auszuſchreiben beſchloſſen, welchem Wir

in Unſerer eigenen königl. Perſon beiwohnen werden. Kraft dieſes Unſeres Briefes empfehlen Wir daher Euch, ſolche Männer aus Eurer Mitte zu wählen und zum allgemeinen Reichstage abzuſenden, welche zu dieſem Amte geſchickt und von dem Eifer zur Ruhe und allgemeinen Wohl beſeelt ſind, welche auch ohne alle Ausnahme, unter der von dem Lande feſtgeſetzten Strafe am obbeſtimmten Tage und Orte perſönlich zu erſcheinen, und ſich mit den verſammelten Landesprälaten, Baronen und Edlen Unſers Königreichs Ungarn und der dazu gehörigen Lande, über die gemeldeten Gegenſtände zu berathſchlagen haben. Uebrigens ſind Wir Euch mit k. k. Gnade und Huld gewogen. Gegeben in Unſerer erzherzogl. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien den 8. Februar 1807. Franz m. p. Karl Graf von Pálffy m. p. Georg von Májlath m. p."

* * *

Proben magyariſcher Gedichte aus Rumi's Muſenalmanach auf das Jahr 1807 mit einer beigefügten treuen teutſchen Ueberſetzung zum Beſten der Ausländer.

Letzthin theilte der teutſche Merkur, der Teutſchland ſo unverdroſſen mit Ungarns Literatur bekannt

macht.

macht, einige Proben von teutſchen und lateiniſchen Gedichten aus Rumi's Muſenalmanach mit. Hier folgen ein Paar artige magyariſche Gedichte. Aus der beigefügten teutſchen Ueberſetzung (ob ſie gleich das Original nicht erreicht) werden teutſche Litteratur-Freunde erſehen, welcher Schönheit und Energie die ungariſche Nationalſprache in der Poeſie fähig iſt, und gewiß geſtehen, daß die in Europa ſo ganz iſolirte Sprache der Magyaren das Studium der ſonſt ſo ſprachluſtigen teutſchen Gelehrten verdiene.

Zwei magyariſche Grabſchriften auf den Tod des ungariſchen Fräuleins, Iphigenia Pſychation von Kazinczy im Jahre 1806, (die erſte im elegiſchen Versmaße.)

I.

Téged nyájas anyád' Karjáról Ámor ölelt-el,
Jsteni szép Jegyesed isteni szép Jegyesét.
'S most az Olympus örömtájékai fognak-el
immár:
Jaj, de szüléidnek szivek örökre sebes!
Nézz szerelemmel alá rájok, 's mondd: El
Phigie, 's téged
Kedvesatyám, 's téged nyájas anyácska,
szeret.

Kazinczy Ferentz.

N. L. M. Julius 1807. D

Dich hat den Armen der liebenden Mutter Amor entſchlungen,
Der göttlich ſchöne Bräutigam die göttlich ſchöne Braut.
Und nun wandelſt du die Freudengefilde des hohen Olympus:
Ach! aber das Herz deiner Aeltern trägt eine ewige Wunde.
Blicke mit kindlicher Huld auf ſie herab und ſprich:
es lebet Iphigenia und ihr ſeyd von ihr geliebt!
Du guter Vater, und du ſüße Schmeichelmutter,

Franz von Kazinczy.

2.

Phoebus adá néked Vénusnak oltárán,
Hogy légyenek Múzsák szoptató dajkáji,
Grátziák Kisértek azélet' határán —
És még is illyhamar lefolytak óráji?
Tudni illik Erósz, tekintvén párjára,
Gyönyörü Jegyesét innen elölelte,
És Génìnsoknak szaporitására
A' szép Psychàriont egeknek emelte.

Gróf Desöffy József.

Sie hat dir Phöbus am Altare der Venus gegeben,
und befahl, daß ſeine Muſen ihre Wärterinnen

seyn sollten. Grazien empfiengen sie beim Eintritt in das Leben. Wie kam es denn, daß ihre Stunden so eilig verflossen sind? Ach, nun wird die Sache mir klar. Eros beneidete seine schöne Braut ihren Umarmungen, und flog mit seiner Psycharion, um durch sie die Zahl der Genien zu vermehren, dem Olymp zu.

Graf Joseph Desöffy.

VII.

Korrespondenznachrichten.

I.

Aus Rom.

Rom, den 10. April 1807.

Sie fragen nach unseren neuesten Erscheinungen im Fache der Literatur. Unter den wichtigsten befindet sich das Werk des vortrefflichen Prälaten Marini: I papiri diplomatici, ein großer Band in Folio mit 21 Kupferplatten, worauf mit der größten Treue verschiedene Schriftzüge aus diesen so interessanten Denkmälern abgebildet sind. Ein weitläuftiger Commentar voll erstaunenswürdiger Gelehrsamkeit erläutert die Päpstlichen Bullen, Breven, andere Schenkungsurkunden und dergl., die vorn, mit bewundernswürdigem Fleiß und Glück von Marini gelesen, hier abgedruckt stehen. Außer diesem möchte ich hierher rechnen, die neue sehr bereicherte Ausgabe der Roma antica des Guattons, ein neues Kunst-Journal memorie enciclopediche Romane sula belle

arts, antichità etc., worin Nachricht von den neuesten ausgestellten Kunstwerken in Rom gegeben wird, mit Umrissen der beschriebenen, allezeit (nach jetziger Italiänischer Sitte) gelobten Gemälde, Statuen, u. s. w., worunter einige von den Künstlern mit eignem Geiste radirte; wie der Umriß des vortrefflich componirten Gemäldes l'incredulità di S. Tommaso, von Camuccini, welches für die Peterskirche in Mosaik gesetzt wird; ein numismatisches Werk: Indicazione delle medaglie antiche del Signor Vitali opera del Dottore Alessandro Visconti in zwei schön gedruckten Bänden in 4to, wovor ich warnen möchte; es enthält eine weitläuftige in Italiänischer Sprache abgefaßte Beschreibung der vortrefflichen Sammlung des Kupferstechers Vitali, die ich sehr gut kenne, in welcher aber doch, wie es nicht anders seyn kann, der größte Theil der Münzen sehr gewöhnliche sind. Der Verfasser ist ein Bruder des Ennio Quirino Le aber quantum distat. — Außerdem noch viele kleinere Schriften. Doch das, was Sie am meisten freuen wird, ist die Nachricht, daß unser Zoega nun wirklich seinen seit 20 Jahren vorbereiteten Bassi Rilievi antichi di Roma erscheinen läßt. Ich lege Ihnen die Anzeige davon bei, und bitte Sie, auch zur Sammlung von Subscribenten

behülflich zu ſeyn. Auch neue Abbildungen der Monumente im Museo Capitolino werden von einem Kupferſtecher Mori mit Erläuterungen eines der Ré heftweiſe in Rom herausgegeben; ſobald ich davon die nähere Anzeige erhalte, werde ich nicht verfehlen, ſie Ihnen mitzutheilen. Ueber Zoega's intereſſantem Commentar zu den Coptiſchen Handſchriften des Cardinal Borgia ſchwebt noch immer ein unglücklicher Prozeß, der die öffentliche Erſcheinung dieſes ſchon fertig gedruckten Werkes verhindert. — Die heilige Woche iſt ungewöhnlich traurig in Rom hingegangen, unter Sturm, Regen und ſchneidender Kälte; keine Fremden, nur Franzöſiſche Officiere waren in der Kirche und bei dem Miſerere in der Kapelle. —

* * *

Prospetto d'Associazione *)

i Bassirilievi antichi di Roma e sue aggiacenze, incisi in rame da Tommaso Piroli ed illustrati da Giorgio Zoega, publicati da Pietro Piranesi in Roma, in quarto grande.

I rami consisteranno in semplici contorni

*) Mit Vergnügen nimmt der Redacteur dieſer Zeitſchrift und das Landes-Induſtrie-Comptoir zu Wei-

con somona fedeltà e diligenza eseguiti, e metterauno sott' occhio tutti quei bassirilievi, che riguardo all' arte od all' emdigione possono meritare una particolare attenzione. Le illustrazioni saranno succinte quanto lo permetteranno i soggetti da trattarsi; ed oltre la spiegazione dei monumenti espressi nei rami si darà una notizia circostanziata di quanto in questo genere osservasi nei palazzi, ville ed altri siti; onde senza troppo accrescere lespese e troppo allungare il tempo l'opera a termine condotta venga a formare una raccolta universale e completa di tutti i bassirilievi antichi gentili esistenti in Roma e sue vicinanze.

mar Subscription auf ein Werk an, dessen Reichhaltigkeit und Gründlichkeit mit der Wohlfeilheit in der es geliefert werden, nicht im geringsten Verhältniß steht. Kein Archäolog und Kunstfreund kann es entbehren. Denn ein jeder weiß, wie mangelhaft und untreu die Reliefs selbst in den genanntesten Werken, als in Winkelmanns Monumenti inediti und im 4ten Theile des Capitolinischen Museums abgeschattet erschienen.

L'opera si darà per distribuzioni di sei rami per mese colle loro spiegazioni, da incominciare dal primo di Luglio 1807.

Il prezzo di ogni distribuzione in carta ordinaria sarà di paoli romani 8, in carta colina 12.

Le sottoscrizioni si prendono presso l'Editore via Gregoriana Num. 34. e presso i principali Librari d'Europa.

Il danaro e le lettere dovranno essere francate.

2.

Aus Paris.

Paris, den 10. April 1807.

Von literarischen Neuigkeiten giebt es hier wenige, die Sie erfreuen werden. Das Wichtigste ist nämlich die Ankunft von mehr als 320 Mss. und 60 bis 70 Palaeotypen aus der Wolfenbüttler Bibliothek. Nach allen Nachrichten hätte Teutschland diesen Verlust nicht erlitten, wenn man bei der Wol-

fen-

Schreiben an die Verfaſſer des Leipziger Allmanachs u. ſ. w.

Unſre Ueberſetzer der Ausländer ſind noch immer ſo unermüdet, wie ehedem. Unter den ſchlechten Ueberſetzungen führen wir blos die von der Ma Philoſophie an, die überhaupt nicht in Proſa hätte überſetzt werden ſollen; und von guten die von dem **Engliſchen Garten**, einem Lehrgedichte von **Maſon** und vorzüglich die von **Klinkers Reiſen.** (13) Letztere ſind ein Muſter, wie ſich die ſchwerſten Originale in eine einheimiſche Geſtalt umformen laſſen. Es iſt ſchon ſeit vielen Jahren nichts Unerhörtes mehr, daß die Ausländer unſre Werke des Witzes überſetzen, eine Ehre, welche die Griechen ehemals den lateiniſchen Schriften nicht erwieſen. Allein, den einzigen Geßner abgerechnet, deſſen neue vortrefliche Idyllen auch nun franzöſiſch geleſen werden können, darf man von der Menge dieſer Ueberſetzungen ja nicht auf das Anſehn ſchlieſſen, zu dem wir bey den Ausländern gelangt ſind. Sie betrachten ſie als Beſchäftigungen müßiger Leute, laſſen ſie ungeleſen oder verdammen ſie. Nicht immer fallen wir Männern in die Hände, die unſrer Sprache gehörig mächtig ſind, oder in unſern Geiſt eindringen können. So hat Collyn kürzlich auch den dritten Theil der Meßiade in eine Poſtille traveſtirt. Ja, es ſind nicht allemal gebohrne Franzoſen oder Engländer, die es unternehmen. So iſt zu Frankfurth am Mayn eine Ueberſetzung des **goldnen Spiegels** verfertigt

fenbüttler Bibliothek die ſchon längſt zu Gunſten der Univerſität Helmſtädt gemachten Verfügungen anerkannt, und ſich bei den franzöſiſchen Behörden geziemend darauf berufen hätte. Hoffentlich wird ſich Hofrath Langer darüber zu rechtfertigen wiſſen.

Auf der andern Seite wird es Sie aber freuen, daß wir uns recht viel von den Bemühungen des Prof. Bredows über die geographi minores verſprechen dürfen. Hr. Bredow hat die Reiſe hierher gemacht, um die hieſigen Manuſcripte über den Dionyſius Periegetes und die übrigen kleinen geographiſchen Schriftſteller zu unterſuchen, und iſt in dieſer Arbeit recht glücklich geweſen. Er hat unter andern aus 2 Mſcptn. einen noch unedirten Scholiaſten über den Dionyſius abgeſchrieben, welcher — nebſt vielen anderen guten Sachen — mehrere unedirte Stellen aus dem Euripides und andern Verfaſſern enthält. Es iſt derſelbe, aus dem Ruhnken einige Fragmente des Callimachus zog. — Choiſeul Gouffier arbeitet jetzt an der Herausgabe des 2ten Bandes ſeiner Voyage pittoresque, deren Vollendung wir mit großer Erwartung entgegen ſehen. Eine Schrift des Lydus περὶ ἀρχῶν πολιτικῶν (derer Villoiſon in ſeinen Prolegomenen zur Iliade Erwähnung thut), welche beſonders wegen vieler

Citate aus verloren gegangenen Werken, wie z. B. aus Salluſt's Buch de bello Mithridatico, merkwürdig iſt, wird von einem jungen teutſchen Philologen, Hrn. Fuß, mit einer lateiniſchen Ueberſetzung und eigenen Obſervationen auf Koſten Choiſeul Gouffier's edirt werden. — Den trefflichen Philoſtrat des Hrn. Boiſſanade kennen Sie ſchon; ſonſt wüſte ich Ihnen von den Arbeiten der franzöſiſchen Philologen nicht viel zu ſagen. — Wenn ich Hrn. Du Theil ausnehme, ſo beſchäftigt ſich kein franzöſiſcher Gelehrter gegenwärtig mit griechiſchen Handſchriften. Aber man betrachtet hier im liberalſten Geiſte alle dieſe Schätze als ein Heiligthum, zu dem die Eingeweihten aller Völker Zutritt haben. — Dieſen ſteht dann auch Alles offen, und man kann in dieſer Rückſicht den Geiſt der Regierung, und die Artigkeit und Gefälligkeit der Conſervateurs und der übrigen Beamten nicht genug loben. Sie fragen mich nach Handſchriften über die Odyſſee? Hiervon nur ſo viel: Unter 8 Codd. über die Odyſſee, die gegenwärtig auf der kaiſerl. Bibliothek ſind, haben 4 faſt gar keinen Werth. Sie ſind jung, haben ſehr wenige Scholien, die überdies ſchon im Euſtathius und in den Scholiis minoribus enthalten ſind. Aus den übrigen 4 Mſcptn. habe ich hingegen eine gar nicht unbedeutende Anzahl von bisher

unbekannten Lesarten und Bemerkungen der alexandriniſchen Grammatiker erhalten, ja ſogar auch ein Paar Varianten aus der ἐκδοσις μασσιλιωτικὴ, und ἀργολικὴ; ohne die vielen Scholien zu erwähnen, welche zwar durch Porſon aus dem Cod. Harleiano bekannt gemacht ſind, die aber in den von mir benutzten Handſchriften theils correcter (ſo hat z. B. der Cod. Palat. 45. bei η, 221 beſtimmt den Namen: ἀριστάρχου, der Harl. hingegen bloß ἀρι) theils vollſtändiger vorkommen. —

Inhalt.

Seite.

I. Todtenopfer, den Manen A. G. Meißners geweiht. 133

II. Aleſſio. 146

III. Auch einige Worte über Myſtick. . . . 159

IV. Apollo und Evadne. Ein Paramython. . 168

V. Reiſe-Diarium des Johann Fabricius, Abts zu Königslutter; ein Auszug. . . 178

VI. Fortgeſetzte Correſpondenz-Nachrichten über die neueſte Literatur und Kultur in dem öſterreichiſchen Kaiſerthume. 192

VII. Correſpondenz-Nachrichten.

1. Aus Rom. 200

2. Aus Paris. 204

No. V.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs,

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Mai 1807.

1. Erschienene Neuigkeiten

im Mai

und deren Inhalt.

1.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar. Leipziger Oster-Messe 1807.

Bellaire's, J. P. Beschreibung der vormals Venetianischen Inseln und Vestungen im Jonischen Meere oder der jetzigen

Republik der 7 Inseln. Nebst einem kurzen Abrisse ihrer Geschichte. A. d. Franz. mit Anmerkungen herausgegeben von T. F. Ehrmann, mit 1 Charte. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15. kr.

(Aus der Bibl. der Reisen XXXIII. Bd.)

Bertuchs F. J. Bilderbuch für Kinder, mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern. No. 95. u. 96. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupfern. gr. 4. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bertuchs F. J. Tafeln der allgem. Naturgeschichte, nach ihren 3 Reichen, nebst vollständ. synopt. Enumeration aller bis jetzt bekannten Naturkörper und ihrer Charakteristik, *neue ganz umgearbeitete Ausgabe*, mit ausgemalten Kupfern. I. Theil, *Mineralreich*. II. Hauptabtheilung. *Orognosie* oder *Gebirgskunde*. I. Heft. gr. 4. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— Desselben III. Theil, *Thierreich*.

Sechste Classe: Krustaceen, I. Heft gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 Kr.

Siebente Classe: Würmer, I. Heft. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 Kr.

Achte Classe: Insecten, I. Heft. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 Kr.

Neunte Classe: Zoophyten. I. Heft. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 Kr.

(NB. Alle Abtheilungen und Classen sind auch *einzeln* zu haben, und jede bildet für sich ein Ganzes.)

Die dazu gehörigen Commentare siehe unter *Dennstedt*, *Froriep* und *Haberle*.

Beschreibung der Insel St. Helena nach ihrer geognostischen Beschaffenheit und Bildung. A. d. Englischen, mit Anmerkungen herausgegeben von T. F. Ehrmann, mit 1 Kupfer. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

(Aus der Bibl. der Reisen XXXIII. Bd.)

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von M. G. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrmann, mit Kupfern und Charten. XXXIII. Bd. enthält 1) Beschreibung der Insel St. Helena. 2) Bellaire's Beschreibung der vormals venetianischen Inseln und Besitzungen im Jonischen Meere. 3) Jacob Grants Bericht von einer Ent-

deckungs-Reise nach Neu-Süd-Wallis ꝛc. gr. 8. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr.

Bozzini, Ch. der Lichtleiter oder Beschreibung einer einfachen Vorrichtung und ihrer Anwendung zur Erleuchtung innerer Höhlen und Zwischenräume des lebenden animalischen Körpers. Mit Kupfern. gr. Fol. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Dennstedt, D. A. D. S., das Gewächsreich, oder charakterisirende Beschreibung aller zur Zeit bekannten Gewächse, als Commentar zu den Bertuchschen Tafeln der allgem. Naturgeschichte. II. Hauptabtheilung, Pflanzen mit Futtergefäßen. 1. Heft. Mit Kupfern gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Ehrmanns, Th. Fr., neueste Kunde von Frankreich, nach dessen gegenwärtigem Zustande, aus Quellen dargestellt, mit Charten und Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geograph., verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von *F. J. Bertuch*. X. Jahrg. 1807. 1. bis 4. Stück und folgende mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Froriep, D. L. F., das Thierreich, oder charakterisirende Beschreibung aller zur Zeit bekannten Tiere. Als Commentar zu den Bertuchschen Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte V. Classe. Mollusken oder Weichthiere. 1. Heft. Mit Kupfern. gr. 8. 1806. 12 gr. od. 54 kr.

Funke, C. Ph. ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuche für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. No. 95. u. 96. gr. 8. 8 gr. od. 36 kr.

Gartenmagazin, Allgem. Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des praktischen Gartenwesens. 4r Jahrg. 1807. 16, 26 u. folgende Stücke, mit ausgem. u. schw. Kupfern. gr. 4. der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Grants, J., Bericht von einer Entdeckungsreise nach Neu-Süd-Wallis in den Jahren 1800. 1801 u. 1802. Aus dem Engl. mit 1 Charte. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.
(Aus der Bibl. der Reisen XXXIII. Bd.)

Guide des Voyageurs en Europe par M. Reichard, cinquième Edition originale, considérablement augmentée, avec un *Atlas portatif* et itineraire de l'Europe et les Panorames des Curiosités de XIII. Villes principales. III. Tomes. gr. 8. broché 9 Rthlr. od. 16 fl. 12 kr.

— Les Supplements separément pour les possesseurs de la IIIme Edition. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Haberle, D. C. C, das Mineralreich, oder charakteriſirende Beſchreibung aller zur Zeit bekannten Mineralkörper; als Commentar zu den Bertuchſchen Tafeln der allgemeinen Naturgeſchichte II. Hauptabtheilung. Orognoſie oder Gebirgskunde. 1. heft. Mit Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Haſſler, H. v. geb. von Klenk, Leben und Kunſt in Paris ſeit Napoleon dem Erſten. II. Theil. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher, herausgegeben von F. J. Bertuch und C. Ph. Funke, in 2 Abtheilungen, der Jugendfreund und Rathgeber mit ausgemalten und ſchwarzen Kupf. 1. Jahrg. 1806. in 12 Doppelheften, broſch. 3. 4. u. folgende St. gr. 8. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl. –

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von C. Bertuch. XXII. Jahrg. 1807. I bis V und folgende Stücke, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 fl.

Länder- und Völkerkunde, neueſte, ein geographiſches Leſebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern. 1807. oder III. Bd. 1. bis 6. St. gr. 8. der Band von 6 Stücken, 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. NB. 2 Bde. machen einen Jahrg. von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. koſtet.

Lamarck's, J. B., neues Syſtem der Conchyliologie aus dem Franz. von D. L. F. Froriep. Mit 1 Kupf. 8. 9 gr. od. 40 kr.

Peru nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande dargeſtellt. Aus dem Mercurio Peruano von Stinner. Nach dem Engliſch. bearbeitet von Ch. Weyland und herausgegeben von F. J. Bertuch. 1. Theil mit einer Charte. gr. 8. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr.

Repertorium, (Allgemeines) *der Literatur.* Drittes Quinquennium für die Jahre 1796 bis 1800. 2 Bände. gr. 4. 7 Rthlr. 12 gr. od. 13 fl. 30 kr.

NB. Einzelne Fächer der Wiſſenſchaften, die bis jetzt vom *Repertorium* fertig ſind.

Syſtematiſches Verzeichniſs, aller in der *Wiſſenſchaftskunde* und *philologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— aller in der *theol. Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgek. teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

Systematisches Verzeichniß aller in d. *juristischen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— aller in der *medicinischen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr.

— aller in der *philosophischen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

— aller in der *pädagogischen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 12 gr. oder 54 kr.

Schellenberg, J. Ph. Tableau metrologique à l'usage des Financiers, Banquiers, Negotians, Marchands, Manufacturiers, Hommes d'Etat et des Voyageurs. gr. Fol. 6 gr. oder 27 kr

Wieland's, C. M. Neuer Teutscher Merkur vom J. 1807. 18 bis 48 und folgende St. Mit Kupf. Der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

* * *

Kupferstiche, Porträts und Kunstsachen.

Musterblätter für Schreiner-, Tapezier-, Sattler-, Wagner-, Bildhauer-, Silber-, Kupfer-, Bronze-, Flaschner- und Töpfer-Arbeiten. Aus dem Journal des Luxus und der Moden für Handwerker besonders abgedruckt. I. bis X. Heft, jedes von 10 Blatt. gr. 8. à 6 gr. — 2 Rthlr. 12 gr.

Portrait des Hr. Hofrath von Schiller, nach dem Oelgemälde der Mad. Simonawis in Stuttgardt, gestochen von Heinr. Schmidt. Fol. 1 Rthlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

— von G. M. Kraus nach Jagemann von G. Müller. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— M. M. Norberg, Professor zu Lund. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— von L. von Schedius, D. der Philos. und Prof. zu Pesth. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Joh. Math. Korabinsky. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Alex. von Humboldt. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— N. J. Conté. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Leonh. Euler. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Joach. Murat, Großherzog von Berg. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

Porträt von Charles James Fox. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Der verewigten Frau Herzogin Anna Amalia von S. Weimar, gebornen Herzogin von Braunschweig, geſt. und von neuem bearbeitet von C. Müller. kl. fol. 12 gr. od. 54 kr.

Pomologiſches Cabinet, enthaltend alle im T. Obſtgärtner beſchriebene Obſtfrüchte Teutſchlands, über die Natur ſelbſt geformt, in Wachs mit möglichſter Treue nachgebildet, und herausgegeben unter Aufſicht von J. B. Sickler. XIX. Lieferung, in einem Käſtchen. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

* * *

Commiſſions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon, gravés par *Th. Piroli*, avec une Explication par *L. P. Radel*, publiées par *F.* et *P. Piranési*. Livr. XXIX — XXXI. 4. Paris.

Antiquités d'Herculanum, gravées par *Th. Piroli*, et publiées par *F.* et *P. Piranési*. Livr. XXVI. 4. Paris.

* * *

2.

Neue Charten und geographiſche Werke, welche im Verlage des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar zur Leipziger Oſtermeſſe 1807 erſchienen ſind.

A. Geographiſch-militäriſche Werke.

Nachricht von der Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806 zwiſchen der Kaiſerl. Königl. Franzöſ. und der combinirten Königl. Preuß. und Kurſächſ. Armee, zur Erläuterung des Plans derſelben, Teutſch und Franzöſiſch. Mit dem Plane der Schlacht. 2te berichtigte Ausg. Rojalfolio. gr. 4. 12 gr. od. 54 kr.

Fortgeſetzte Nachricht von der Schlacht am 14. Oct. 1806 in Rückſicht des Treffens, welches bei Auerſtedt vorgefallen, zwiſchen der K. Preuß. Armee und einem Kaiſerl. Königl. franz. Corps d'Armée, zur Erläuterung des Plans. Teutſch und Franzöſ. gr 4. Mit dem Plane des Treffens. in Fol. 9 gr. od. 40 kr.

Erläuterung der Allgemeinen Ueberſicht der Stellungen der Franzöſiſch. und Preuß Sächſ. Armeen kurz vor und am Tage der Schlacht bei Jena und des Treffens bei Auerſtedt am

fertigt worden, für welche der Verfaſſer des Originals dem Ueberſetzer wenig Dank ſchuldig iſt. Ferner, wer ſollte ſich nicht ſeiner Ehre ſchämen, die man ſchon ehedem mit Schönaich und nun gar mit der Baniſe gemein hat, als die würklich ins Engliſche übergetragen worden. Die Engländer haben dieſes Jahr den **Don Sylvio** und den **Uſong**, die Franzoſen **Romeo** und **Julie**, den **dankbaren Sohn**, den **Hermann** (in einer freyen Nachahmung unter den Titel les Cheruſques) **Trau ſchau wem** von **Brandes**, **Gellerts** Moral und die Geſchichte der Fräulein **Sternheim** in ihre Sprache eingekleidet. Von **Ramlers Oden** ſo gar hat man uns eine franzöſiſche Ueberſetzung angekündigt, die uns ſehr viel Sorgen macht.

Wir haben die **Romane** übergangen, da ſie ſchicklicher zur Proſa gerechnet werden können, und da ſie bey uns ein noch ſehr ſparſam bebautes Feld ausmachen. Auch wüßten wir hier nichts als die Vollendung von **Sophiens Reiſe** anzuführen, der wir ſehr viel Nachfolger wünſchen. (14) Ueberhaupt würde eine Betrachtung über den Zuſtand unſrer Proſa ſehr kurz ausfallen. So ſehr ſich auch die deutſch geſchriebenen Bücher häufen, ſo ſelten läßt man es ſich doch einige Mühe koſten, gut zu ſchreiben. (15) Wie ſelten ſind Aufſätze, wie die von **Zimmermanns Einſamkeit**! Die ſich noch einige Mühe geben, lallen entweder ein ſüſſes Geſchwätze; oder bearbeiten ſich, die Abwege zu finden, auf denen ſich ſeit einiger Zeit einige

14. Oct. 1806. Teutſch und Franzöſ. gr. 4. Mit der Charte dieſer Gegend. in Fol. 9 gr. oder 40 kr.

NB. Obige 3 Plans ſind auch mit ihren vollſtändigen Texten zuſammen unter folgendem Titel zu haben:

Darſtellung der Schlacht bei Jena und des Treffens bei Auerſtädt auf einer Charte und zwei Planen, mit teutſcher und franzöſiſcher Erläuterung. gr. 4. und Fol. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Nachricht von der Schlacht bei Preußiſch-Eylau. In teutſcher und franz. Sprache. Mit einer Charte der umliegenden Gegend und dem Plane der Schlacht. 1807. gr. 4. u. fol. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

B. Charten in großem Formate.

Charte vom Türkiſchen Reiche in Europa, nach den neueſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen entworfen und gezeichnet von J. C. M. Reinecke. 2. verb. Ausg. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Papier mit engl. Gränzillumination 12 gr. od. 54 kr.

Poſtcharte von Italien u. Dalmatien, mit Bezeichnung der neuen politiſchen Gränzen und ſämmtlichen neuen Poſtſtraßen. 1807. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

Poſtcharte von Frankreich mit allen neuen Poſtſtraßen. 1807. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

C. Plane und kleinere Charten.

Charte des nördl. Theils der Europäiſchen Türkei. Fol. 1807. 6 gr. od. 27 kr.

Charte von Süd-Afrika, mit Herrn Truter's und Sommerville's Reiſeroute in das Land der Buſchmanas. 1807. Fol.

Entwurf zu einer Charte von dem Lande der Beetjuanas vom Herrn D. Lichtenſtein. 1807. kl. fol.

Charte von dem Europäiſchen Rußland. 2. verb. Ausgabe. 1807. gr. fol. 4 gr. od. 18 kr.

Charte von dem Aſiatiſchen Rußland. 2. verb. Ausgabe. 1807. fol. 4 gr. od. 18 kr.

Charte vom Königreiche Peru. 1807. fol. 6 gr. od. 27 kr.

Proſpect und Charte der Gegend um Golbau und den Lowerzer See in der Schweiz, zur Erläuterung des Abſturzes vom Ruffiberge am 2. Sept. 1806. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

Plan von Conſtantinopel, aufgenommen von Lechevalier

und Kauffer. 2te verb. Ausgabe. 1807. Rojalfol. 8 gr, oder 36 kr.

— Derſelbe auf Olif. Papier. 12 gr. od. 54 kr.

Plan v. Danzig. 2te berichtigte Ausgabe. kl. fol. 3 gr. oder 15 kr.

Plan von Kronſtadt. 1807. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

Plan von Moſkwa. 1807. Mit teutſ. und franz. Erklärung. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Derſelbe auf Olif. Papier. 12 gr. od. 36 kr.

Plan von Neapel. 1807. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

Neuer Plan von der Reſidenzſtadt Petersburg. 1807. neue verbeſſ. Ausg. mit teutſch. und franz. Erläuterung. Rojalfol. 8 gr. od. 36 kr.

— Derſelbe auf Olif. Papier. 12 gr. od. 54 kr.

Plan von Rom. 1807. 6 gr. od. 27 kr.

Plan von Venedig. 1807. 3 gr. od. 15 kr.

D. In Atlaſſe gebundene Charte.

Miscellan-Atlas für Freunde der Erdkunde und Charten-Sammler. V. Lieferung. 1807. 12 Bl. Querfol. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

3.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin 1807. I. u. II. Stück.

Inhalt des I. Stücks.

IV. Blumiſterei. 1. Die Wilmorin-Roſe oder Transparent-Roſe. (Mit Abbildung auf Taf. 1.) 2. Ueber die Kultur der Levkojen. 3. Ueber Erziehung und Behandlung einiger Arten der Paſſionsblume. V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. 1. Ueber den Anbau der Schwediſchen Rübe (Rota Baga) im Großen. 2. Ueber den Anbau der Gewürzpflanzen. VI. Obſtkultur. Charakteriſtik der Obſtſorten. A. Die ſchwarze Weichſel mit gefüllter Blüte. (Mit Abbildung auf Taf. 2.) B. Die Kirſche von Palambre. (Mit Abbildung auf Taf. 2.)

* * *

Inhalt des II. Stücks.

IV. Blumistik. Praktische Erfahrungen in der Kultur schönblühender Gewächse. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. 1. Die Gutenberger Frühe Erbse. 2. Eine verbesserte Art wohlschmeckende Gurken zu erziehen und einzumachen. 3. Empfohlener Anbau des Kürbis, als Futter- und Küchen-Gewächse. VI. Obst-Kultur. Charakteristik der Obstsorten. A. Birnen. Die holländische Mielbirn. (Mit Abbild. auf Taf. 3.) B. Wein-Sorten. Die weiße Gibede. (Mit Abbild. auf Taf. 4.) IX. Saamenhandel, Sämerei- und Pflanzenhandel. Welche Küchengartengewächse können zur Erziehung des Saamens im Garten neben einander gepflanzt werden, ohne zu befürchten, daß durch gegenseitige natürliche Befruchtung eine Ausartung geschehen kann? XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber die Verbesserung nasser Gärten. 2. Welche Pflanzen können in einem Küchengarten am zweckmäßigsten zur Einfassung der Rabatten benutzt werden? 3. Ueber die Rhabarber und deren Anbau in Deutschland. 4. Ueber die Schädlichkeit der Sperlinge und die Mittel zu ihrer Vertilgung. 5. Der indianische Moorhirse, als Gegenstand der ökonomischen oder Feld-Gärtnerei.

Weimar im Juny 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten von Helmina von Hassfer geb. v. Klenk. 2ter Theil. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1807. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Das Publikum hat bereits im vorigen Jahre den Ersten Theil dieses interessanten Werks mit Beifall aufgenommen, da es auf vieljährige Beobachtung und dem Umgang mit den ersten Gelehrten und Künstlern gegründet, über Paris und seine Kunstschätze viele neue Aufschlüsse giebt, die von der geistreichen Verfasserin in einer eignen gemüthvollen anziehenden Sprache dargestellt sind. — Frau v. Hassfer (jetzt vermählte v. Chezy) setzt in diesem zweiten und letzten Theile ihre so vielseitigen Beobachtungen fort. Wir geben hier bloß die Ueberschriften der Abschnitte, um das gebildete Publikum selbst urtheilen zu lassen, welche interessante Gegenstände sie in diesem zweiten Theile behandelt finden. —

I. Das Museum Napoleon (Fortsetzung.) II. Zeichnungs-Saal. III. Erinnerungen aus den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthalts. IV. Ueber Theater in Paris, in Betracht ihres Verhältnisses mit der Gesellschaft. V. Neigung des Volks zum Theater und Kunstgegenständen. — VI. Architektur-Museum von Dufourny. VII. Kupferstich Cabinet der kaiserlichen Bibliothek. VIII. Frühlingshymne der Liebe. IX. Persische Manuscripte der kaiserlichen Bibliothek von A. L. Chezy. X. Manuscripte, arabischer, persischer und türkischer Historiker auf der kaiserlichen Bibliothek. XI. Poesien nach alten Gallischen Versen. XII. Das Cabinet der Medaillen und Antiken der kaiserlichen Bibliothek. XIII. Versuch einer Uebersicht der neuen französischen Schule. XIV. Versuch über Volksleben und Charakter in Paris. XV. Sentimentale Phantasien. XVI. Sevres. XVII. Die Industrie-Ausstellung. Im Palais du Corps legislatif 1806. —

Beide Theile zusammen kosten 4 Rthlr. — Sächs. od. 7 Fl. 12 Kr. Rheinl.

Weimar d. 20. Mai 1807.

Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Neueste Länder- und Völkerkunde 1807 II. Jahrg. IV. und V. Stück oder III. Bds. 4. und 5. Stück.

Inhalt des 4. Stücks.

Das Kaiserthum Rußland.

Vierte Abtheilung. 17. Topographie. Beschreibung der einzelnen Landschaften und Städte, und der übrigen bemerkenswerthesten Gegenden und Ortschaften.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

(Der Plan von Petersburg.) Tafel 7. Ansicht des kaiserl. Sommerpallastes Sarskoeselo ohnweit Petersburg. Tafel 8. Russische National-Trachten. Tartarische Völker.

* * *

Inhalt des 5. Stücks.

Das Kaiserthum Rußland.

Fünfte Abtheilung. 17. Topographie. Beschreibung der einzelnen Landschaften und Städte, und der übri-

gen bemerkenswerthesten Gegenden und Ortschaften. (Fortsetzung.)

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Tafel 9. Das Innere des Zeltes eines Kalmückenfürsten, mit Hrn. Colleg. Raths v. Pallas Besuch bei demselben. Tafel 10. Russische National-Trachten. Mongolen. Kalmücken. Armenier. Tafel 11. Russische National-Trachten. Samojeden. Kamtschadalen. Tschuktschen. Koräken. Kurilen. Aleuten.

Weimar, im Junius 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir

6.

Journal des Luxus und der Moden. 1807. 5s St.

Inhalt.

I. Den Manen der verewigten Herzogin Anna Amalia. (Nebst Ihrem Portrait.) II. Musik. Neueste Lieder von Himmel, und Serenate von A. Eberl. III. Schilderungen aus Paris. Erster Brief. Der dritte Tag von Longchamp 1807. Zweiter Brief. Theaterneuigkeiten. IV. Nouvel Almanach des Muses, pour l'an 1807. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Blick auf Cassel. Cassel zu Ende 1806 und Anfang 1807. Frühjahrsreise in Cassel. 2. Bloody News! Krieg im Heiligthume der Kunst! 3. Lalande's Atheisten-Liste. 4. Unglückliche Liebe eines Holländers. Stoff zu einem Roman. 5. Dank an das Modejournal. 6. Ostindische Seltenheiten des Herrn v. Breeden. 7. Moralische Streifereien durch die von den Franzosen besetzten Residenzen. 8. Mode-Realitäten. 9. Pariser Moden und Verzierungen. 10. Teutscher Modenbericht. 11. Kinder-Kleidung. VI. Ameublement. Geschmackvolle Fenster-Vorhänge. VII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Mai 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Wieland's neuer Teutscher Merkur 1807. IV. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Am Grabe unseres geliebten Winkler.

Von D. Meyer. 2. Erinnerungen aus der Dresdner Kunstausstellung 1807. I. Eurydice. II Adonis. II. Biographische Nachrichten von Theophil Friedrich Winckler. III. Literarische Parallelen. Münchhausen und Antiphanes Xenophon und der Verfasser des Siegwart. Hebel und Hesiodus. Chares von Mitylene und Wieland Tacitus und Schiller. IV. Noch ein Fragment für künftige Herausgeber des Persius. V. Fragment aus einer Geschichte der allegorischen Zimmerverzierungen. VI. Kunstnachrichten. Briefe über die Berliner Kunstausstellung vom Jahr 1806. VII. Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Kultur des österreichischen Kaiserthums.

Weimar, im Mai 1807.

F. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. 5s St.

Inhalt.

Abhandlungen. Dr. *H. Lichtenstein's* Nachrichten vom Laude der Beetjuanes.

Bücher - Recensionen. 1. *Goes, G. Fr. Dan.*, de statistices aetate et utilitate commentatio. 2. Coup d'oeil sur la Hollande. Paris, 1807. 3. *Creuze de Lesser* Voyage en Italie et en Sicile. 4. *Prändel's, J. G.*, Erdbeschreibung der gesammten pfalzbaierischen Besitzungen. 5. *Desselben* Geographie der sämmtlichen kurpfalzbairischen Erbstaaten ins Kurze gefaßt. 6. *Schöpf's, G.*, Leitfaden zu einer allgem. Statistik.

Charten - Recensionen. 1. *Haas*, Maj., Situationscharte der Gegend um Darmstadt. No. 3 — 15. 2. *v. Textor's* Charte von Neu - Ost - Preussen. Sect. V., VI. und VII.

Vermischte Nachrichten. 1. Kurze Notizen. (Almanac imperial par Testu. — Ortsbestimmung von Dessau. — Ritter v. Högelmüllers Reise.) 2. Ortsbestimmungen berechnet von Jer de Lalande. 3. Avantcoureur neu erschienener geogr. u. statist. Schriften. 4. Avantcoureur neu erschienener Charten u. Plane. 5. Biographische Notiz über *Amerigo Vespucci.*

Zu diesem Stücke gehören:

1. Portrait von *Amerigo Vespucci.* 2. Entwurf einer

Charte von dem Lande der *Beetjuanas* vom Hrn. Dr. *Lichtenſtein*. 3. Ueberſicht der Situationscharte der Gegend um Darmſtadt, vom Hrn. Maj. *Haas*.

Weimar im Mai. 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

9.

Fortſetzung des Allg. Repertoriums der Literatur, III. *Quinquennium*, für die Jahre 1796 — 1800.

Die *zweite Lieferung* des *Allgemeinen Repertoriums der Literatur, III. Quinquennium*, für die Jahre 1796 — 1800 oder das IV. bis VII. Fach, iſt ſo eben von uns an die Buchhandlungen und Beſteller verſandt worden. Da der Pränumerationstermin verfloſſen iſt, ſo tritt nunmehr der Ladenpreis von 7 Rthlr. 12 Ggr. Sächſ. od. 13 Fl. 30 kr. Rheinl. unabänderlich ein.

Für die Freunde der Literatur, die ſich nicht das ganze Werk anſchaffen wollen, ſind nunmehr folgende, in den erſten 2 Lieferungen enthaltene Fächer beſonders zu haben:

I. u. II. *Syſtematiſches Verzeichniſs*, aller in der *Wiſſenſchaftskunde* und *philologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.

III. — aller in der *theologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 Fl. 18 kr.

IV. — aller in der *juriſtiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 kr.

V. — aller in der *mediciniſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 Fl. 6 kr.

VI. — aller in der *philoſophiſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 15 gr. oder 1 Fl. 8 kr.

VII. — aller in der *pädagogiſchen Literatur* in den J.

1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 12 gr. oder 54 kr.

Es wird an der Fortsetzung ununterbrochen fortgedruckt, und in Kurzem werden wir wieder im Stande seyn, die III. *Lieferung* zu versenden, und bis Michaelis das ganze Werk zu vollenden.

Weimar im Mai 1807.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Berichtigung.

Im Monatsbericht No. I. 1ste Seite Zeile 8 v. unten, lies 204 statt 104.

II. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts- Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

E. J. C.

I.

Neue Verlagswerke der Neuen Societäts- Buch- und Kunſthandlung zu Halle. Leipziger Oſter-Meſſe 1807.

Fuhrmann, H. D., Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniſs der Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller, ihrer Schriften und der beſten Ausgaben und Überſetzungen derſelben. II. Bandes I. Abtheil. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.
auch unter dem Titel: *Handbuch der classischen Literatur der Griechen.* II. Bandes 1 Abtheil.

(Den 1. *Band dieses Werks* haben wir ebenfalls übernommen und ſind nun Exemplare davon allein bei uns zu haben.)

Gruber, J. G. Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter. gr. 8. 18. gr. od. 1 fl. 21 kr.

London und Paris, eine Zeitſchrift, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. Fur das Jahr 1807. 1or Jahrgang. 16 und 24 Stück und folgende. gr. 8. Der Jahrgang von 8 St. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Nothhelfer, der Französische, oder kurze Anleitung, mit leichter Mühe, in kurzer Zeit, und ohne Sprachmeister Französisch sprechen zu lernen, um sich wenigstens im Nothfalle verständlich zu machen. gr. 8. 9 gr. oder 40 kr.

Schutz, C. J., Epigrammatische Anthologie. II. Theil. 12. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Sonnenberg, F. von, Donatoa Epopee. II. Theil 1. und 2. Bdch. 12. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 fl. 3 kr.

2.

London und Paris 1807. II. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Publizität aller Rechtshändel in England. — Misbräuche englischer Advocaten. 2. Stevens und Palmers mimisch-satyrische Vorlesungen, als Sittenspiegel. 3. Urtheile der Engländer über die teutsche Nation. II. Paris. 1. Die französischen Freimaurer und ihre Logen. 2. Neue Wasser-Versorgungsanstalt der Herren Guchet und du Commun. 3. Der fünfte Jahrgang des Almanachs des Gourmands. 4. Nekrologie. — Suvée. Winkler. Herbin. 5. Rückblick auf die Feier des Napoleonsfestes im Jahr 1806. (Nebst Abbildung auf Taf. IV.) 6. Basrelief zu Desair Monument. (Nebst Abbildung auf Taf. VI.) III. Französische Karikaturen. La Perruque enlevée. (Hierzu die Karikatur Taf. V.)

Halle, im Mai 1807.

Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

nige sonst gute Köpfe haben hervor thun wollen. Der Vater der neuern Künsteleyen, die unserm Stile schon so verderblich geworden, Herr Hamann, ist von neuen aufgetreten, und hat **Selbstgespräche** bekannt gemacht, die er auch nur selbst zu enträthseln im Stande ist. Hingerissen von diesen glänzenden Fehlern hat ein angehender Schriftsteller, der Verfasser einer sonst lesenswürdigen Brochüre von **deutscher Baukunst**, durch Zierrathen zu glänzen gesucht, die in der Baukunst **Schnörkel** heissen. Wenige unsrer Schriftsteller wissen das Glänzende und Körnigte mit Natur und Simplicität so zu vereinigen, wie **Sonnenfels**; auch seine neueste Vorlesung **über die Bescheidenheit im Vortrage** hat diese Tugenden.

Nur noch sparsam und einzeln treten in dem obern Deutschland Männer auf, die zum würklichen Fortgange unsrer Litteratur etwas beytragen. Dafür mehr breitet sich die Lectüre aus, und es ist wohl kein Ort so finster, wo es in diesem Stücke nicht wenigstens zu tagen anfienge. Durch Nachdrücke und Chrestomathien kommen fast aller Orten unsre guten Schriftsteller dem lesenden Publikum in die Hände; und noch neulich hat für die Augspurgische Jugend ein Herr **Mertens eine poetische und prosaische Chrestomathie** geliefert; ein Unternehmen, welches ihm diejenigen, die den Zustand des Geschmacks und der Erziehung in diesen Gegenden kennen, als ein wahres Verdienst anrechnen werden. G.

Der Neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1807.

I.
Gedichte.

1.
Probe aus der Sammlung eines Naturdichters. *)

Das Marienbild.

Du holdes Bild! Wie biſt Du ſo verlaſſen,
Im Kirchenbodenwinkel hingelehnt!
Sonſt nahten Pilger ſich von fernen Straßen,
Und flehten Dich — und jetzt biſt Du verhöhnt!

*) Der Verfaſſer dieſer Lieder iſt ein Leineweber-Meiſter in Coburg, Joh. Heinr. Engelhard (geb. 1767.) Er hat ſeine Bildung ganz allein ſich ſelbſt

Ach, Deine Glorie, die ſonſt die Ehrfurcht weckte,
Die Hand des Frevlers hat ſie Dir geraubt.
Die goldne Krone, die Dein Haupt bedeckte,
Zerbrochen iſt ſie, glanzlos und beſtaubt.

Die ſüßen Weihrauchsdüfte ſind verwallet,
Die ſonſt Dein feſtliches Gewand umhüllt.
Und alle Jubelhymnen ſind verhallet,
Die Deinen Tempel feierlich erfüllt.

Wie manche junge Wallerin entbrannte
Zum Hochgefühl durch Deinen frommen Blick,
Wenn ihr Dein himmliſch Lächeln zuerkannte,
Was ſie geſteht — der Keuſchheit reines Glück.

zu verdanken und befindet ſich vollkommen in der Lage, in welcher ſchon Ariſtofanes den ambulirenden Dichter in ſeinem Wolkengukuksheim (in den Vögeln V. 916 ff.) erſcheinen läßt. Wir verdanken die Mittheilung dieſer Probe aus einer beträchtlichen Sammlung, die in beſſern Zeiten gewiß eine literariſche Hebamme gefunden hätte, dem Hrn. Prof. Pertſch in Coburg, deſſen literariſch-artiſtiſches Lexicon (Coburg 1807. in 2 Theile in gr. 8.) zu den brauchbarſten lexicographiſchen Handbüchern in dieſem Fache gehört und durch gründliche Citate und verhältnißmäßige Vollſtändigkeit ſich vor vielen andern empfiehlt.

Noch kleidet Anmuth Dich, Gebenedeite!
Noch iſt Dein Blick ſo fromm, noch lächelſt Du,
Obgleich in der Verlaſſenheit Geleite;
Noch wallt im Deinen Buſen Himmelsruh.

Noch ſteh't der Tempel, dem man Dich entführet,
Wo Du mit Wunderthaten lang gethront;
Doch hat Verändrung mächtig ihn berühret,
Und Dich mit ewigem Verbann gelohnt.

Und die Verehrer, die von ferne kamen,
Deckt ſchon Jahrhunderte die Modergruft.
Ach ſäh'n ſie jetzo Dich, die Deinen Namen
So brünſtig einſt in Nöthen angerufft.

Wie würden ihre Göttinn ſie beklagen,
An die ſie voll Vertrauen ſich geſchmiegt!
An ihrem Heile würden ſie verzagen,
Weil ihre Helferin verſtoßen liegt.

Was trotzt der Menſch, wenn ſelbſt die Götter
ſinken
Vom tauſendjähr'gen Thron der Herrlichkeit!
Ein Augenblick, und alle Fürſten trinken
Mit aus dem Strome der Vergangenheit!

Nur der Lebendige, der Unſichtbare,
Bleibt unbeweglich Gott in Ewigkeit!
Der Himmel, ſein Altar, er trotzt der Jahre,
Des Univerſums — der Unendlichkeit.

* * *

Als keine Sternkarte mehr im Thüringer Boten kam

Nun iſt es aus mit meinem Lernen,
An dem ich ſo voll Gierde hieng!
Gehab Dich wohl mit Deinen Sternen,
Du Gottes großer Schöpfungsring!

Nicht ſtärker nahm einſt Cäſar's Buſen
Die mörderiſche Herrſchſucht ein,
Als mich der Wunſch, vor allen Muſen
Uraniens Elev zu ſeyn.

Doch Wunſch und Hoffnung fällt in Trümmer,
Die Sehnſucht folgt ihr bis ins Grab.
Ich freue mich des Abends immer,
Der eſt mir Muth zum Leben gab.

Gehab Dich wohl Du ſtille Freude,
Die oft vom Himmel mir gelacht!
In diamantenreichem Kleide.
Gehab Dich wohl, Du ſtolze Nacht.

* * *

Beim Sonnenuntergange, am erſten Januar 1802.

Die Sonne ſinkt auf Schneegebirgen nieder,
Vollendet iſt des Jahres erſter Tag.
Aus Norden ſchwebt auf ſchaurigem Gefieder
Die ſtille Nacht ihm nach.

In heil'ger Ruh' liegt die Natur begraben,
Mit Angſtgeſchrei ſchwebt um ihr Sterbekleid
Ein trauernd Liebespaar verlaßner Raben
In banger Dürftigkeit.

Das Gold erblaßt am violetten Saume
Des blauen Himmels, der das Land begränzt;
So welket oft die Frucht am Hoffnungsbaume,
Die uns ſo ſchön geglänzt.

Wie Mancher webt in goldne Phantaſieen
Sich heut' ein Bild des Glücks! die Zukunft lacht;
Und wird des Jahres letzter Tag verglühen,
So deckt ihn Todesnacht.

Der Jüngling denkt des Frühlings Blumentage,
Der ſüßen Wonne ſchon am Mädchenarm;
Und tönt der Nachtigall verliebte Klage,
So füllt ihn Gram und Harm! —

So taumelt unter tauſend Täuſchungsſcenen
Das kurze Leben dieſer Pilgerzeit,
Bald unter ſüßen Träumen, bald in Thränen,
In's Grab der Ewigkeit. —

2.

Achilles in Leuke. *)

„Eyland, wo die Sel'gen wohnen!
Ewig leuchtend, ewig grün!
Hain voll goldner Blüthenkronen!

*) Leuke, die Weißinſel, war das fabelhafte Eyland, auf welchem die Griechen manchen Helden

Luft voll Zauberharmonie'n!
Wird der Kämpfer aufgenommen
In das ſtille Schattenreich,
Wo die Helden, wo die Frommen
Wandeln, hohen Göttern gleich?

Ja, ich nahe, ja, ich lande
Leis gewiegt von Geiſterluft
An dem klippenloſen Strande,
Angehaucht von Ambrabuft.
Poche laut, o Herz! ich finde,
Will es Zeus, Patroklos hier.
Ohne ihn wär' Freude Sünde,
Selbſt das Daſeyn Marter mir." — —

Helle Schaaren kommen, grüßen
Den berühmten Ankömmling,
Der mit ſeinem Heer von Rieſen,
Ilium zu ſtürmen, gieng.
„O ihr ſeht des Elends Beute,

ihren Sitz nach dem Tode anwieſen. Hier erhielten die Helden Tempel und Cenotophien. Sie war gleichſam ein zweites Elyſium. Auch Vermählungen erdichtete man in dieſem ſeligen Aufenthalte, und legte z. B. dem Achill die Iphigenia zur Gemahlin bei.

Des Verzweiflungsjammers Raub.
Mein Geliebter ſank im Streite;
Orkus iſt für Bitten taub.“ —

„ „Sey willkommen, Peleide!
Dopple deinen Heldenſchritt!
Will's der mächtige Chronide —
Wirſt du hier des Leides quitt.“ “
Zu dem lichten Tempel wogen
Ihn der Menge Fluten hin.
Unter Säulengang und Bogen,
Welche Wonn' erwartet ihn!

Peleus großen Sohn empfangen
Ajax und Antilochus,
Und ihm beut die Roſenwangen
Iphigenia zum Kuß.
Strahlend, wie ein Stern der Nächte,
Harrt ſein am Altar der Held,
Sehnlich ausgeſtreckt die Rechte,
Der an's Bruderherz ihm fällt.

Buri.

II.

Ueberſetzungen.

Virgils 5te Ekloge. *)

Menalkas.

Setzen wir nicht, o Mopſus, indem wir uns beide begegnet,
Du auf leichterem Rohre geſchickt, ich Verſe zu ſingen,
Uns hier unter die Ulmen, gemiſcht mit Haſelgebüſch hin?

*) Der Ueberſetzer, einer unſerer thätigſten Schulmänner, Rector und königlicher Profeſſor in Stargard, hatte ſchon früher mehrere Proben ſeiner Ueberſetzungen des Horaz und Virgil mitgetheilt; zuletzt noch in der Berliner Monatsſchrift 1805. Nach der Erſcheinung der Voſſiſchen Meiſterwerke gab er den Gedanken an die Herausgabe der Ueberſetzungen auf, wünſcht aber doch durch Bekanntmachung einzelner Stücke die Leſer zur Vergleichung zu reizen.

Mopſus.

Du biſt älter; und mir geziemt es zu folgen, Menalkas:
Willſt du nun unter den Schatten, bewegt vom wankenden Zephyr,
Oder die Grott' hier lieber. Denn ſieh nur, wie ſich der wilde
Weinſtock über die Grotte gerankt mit ſeltenen Trauben.

Menalkas.

Mit dir darf nur kämpfen auf unſern Bergen Amintas.

Mopſus.

Ja der ſtritte wohl ſelbſt um den Preis mit Phöbus Apollo!

Menalkas.

Hebe dann an, o Mopſus: du magſt nun die Flammen der Phyllis,
Oder auch Alcons Lob und des Codrus Hader beſingen:
Fang' an; Tityrus hüter indeß dir die weidenden Böcklein.

II.

Fortsetzung
der Anmerkungen des Herausgebers
zum vorstehenden Artikel.

---

(6) „Unvollkommne Schauspieler-Gesellschaften könnten auch die muthigsten Genien abschrecken“

Nicht doch! Muthige Genien müssen sich nicht so leicht abschrecken lassen! Man hat, seit dem es in Europa wieder Theater giebt, noch nirgends eine ganz vollkommne Schauspieler-Gesellschaft gesehen. Die Kunst ist groß, das Leben kurz, und der Hindernisse sind viel! Ueberdies wäre es, däucht mich, der natürlichen Ordnung zuwider, wenn man verlangen wollte, daß grosse Schauspieler grosse Dichter erwecken sollten. Man gebe uns nur eine hinlängliche Anzahl vortreflicher Stücke, und sehe dann, ob es an einem Theater fehlen soll, wo sie vortreflich aufgeführt werden. Leßings **Emilia Galotti** wird zu **Weimar** (ungeachtet die dasige — so wie jede andere — Gesellschaft sich bescheiden wird, daß sie noch lange nicht vollkommen ist) so gespielt, daß dem Dichter selbst vielleicht wenig dabey zu wünschen übrig bleiben dürfte; und es ist noch nicht lange, daß wir auf eben diesem Schauplatze

ein

Mopſus.

Nein, ich verſuche dann lieber das Lied, das ich jüngſt in des Buchsbaums
Grünende Rinde geritzt, als ich ſang und ſchnitt um einander.
Sage du dann, daß künftig mit mir wetteifer' Amintas!

Menalkas.

Wie dem graulichen Oelbaum weicht die geſchmeidige Weide,
Purpurnen Roſengebüſchen die niedrigwachſende Narde,
So weit weichet auch die nach unſerem Dünken Amintas!

Mopſus.

Aber, o Jüngling, genug; denn wir ſind in die Grotte gekommen.
Daphnis, der blutigen Todes dahin ſtarb, klagten die Nymphen;
Ihr ſeyd Zeuge den Nymphen, o Bäch' und Haſelgebüſche:
Als die Mutter umfaßte des Sohns unglücklichen Leichnam.

Nannte ſie Götter und Sterne zugleich hartherzige Weſen.
Keiner der Hirten auch trieb in denſelbigen Tagen, o Daphnis,
Seine gewideten Rinder hinab zu den kühlenden Flüſſen;
Kein Vieh trank aus dem Strom, noch berührte es irgend ein Grashalm.
Daphnis, es ſeufzten ſogar auch die puniſchen Löwen um deinen
Tod — es verkündiget dieſes die Bergeinöd' und die Waldung.
Daphnis lehrt' an den Wagen armeniſche Tiger zu ſpannen,
Daphnis die Reigentänze daher zu führen dem Bacchus,
Und den ſchwankenden Stab mit geſchmeidigem Laub zu umwinden.
Wie der Weinſtock zieret den Baum, und die Traube den Weinſtock,
Wie die Heerden der Stier' und die Saat fruchtbare Gefilde:
Biſt du allein die Zierde der deinigen. Seit dein Geſchick dich
Tödtete, ließ ſelbſt Pallas und ſelbſt Apollo die Fluren.

Wo wie den Furchen so oft großkörnige Gerste vertrauten,
Wächst unseliger Loich und fruchtlos mühender Hafer
Statt der sanften Viol' und der purpurfarbnen Narcisse,
Hebt sich empor die Distel und spitzigstechende Dornen.
Hirten, bestreut den Boden mit Laub, pflanzt schattige Bäume
Neben die Quelle; denn Daphnis begehrt, daß ihm solches geschehe.
Macht ihm ein Grabmal, setzt auf das Grabmal folgende Worte:
„Hier liegt Daphnis, den Wäldern bekannt und den Polen des Himmels,
„Hüter des reizenden Viehes, jedoch er reizender selber."

Menalkas.

Eben so hat dein Gesang mich gelabt, o göttlicher Dichter,
Als den Müden im Grase der Schlaf, und wenn einer um Mittag
Löschte aus sprudelnder Quelle den Durst mit erfrischendem Wasser.

Nicht allein auf dem Rohr, im Geſang auch gleichſt du dem Meiſter.
Glücklicher Jüngling; nach jenem gebührt die jetzo der Vorzug.
Aber ich will, ſo gering er auch ſey, dir meinen Geſang auch
Singen dagegen, den Daphnis erhöhn zu dem ſternigten Himmel,
Daphnis zum Himmel erhöhn; denn mich auch liebete Daphnis.

Mopſus.

Könnte mir irgend ein ander Geſchenk noch werther als dies ſeyn?
Denn es verdienete theils der Jüngling geprieſen zu werden,
Theils hat dieſen Geſang mir Stimikon öfter gerühmt.

Menalkas.

Daphnis ſtaunt an der Schwelle des nie geſehnen Olympus
Strahlend im Glanz und unter dem Fuß ſtehn Wolken und Sterne.
Darum hüpft voll Freuden umher in Wäldern und Fluren

Pan und das Volk der Hirten zuſammt den dry-
adiſchen Jungfrau'n.
Weder dem Vieh nachſtellet der Wolf, noch lau-
ret ein Netz auch
Tückiſch auf Hirſch'; es liebet der gütige Daph-
nis die Eintracht.
Freudiger Jubel ertönet ſogar von verwachſenen
Berghöh'n
Zu den Geſtirnen empor, von dem Fels aufdrin-
gen die Lieder,
Auch die Gebüſch' erſchallen: ein Gott iſt jener,
Menalkas!
Huldreich ſey und gnädig den Deinigen! Vier der
Altäre
Schau hier: zween, o Daphnis, für dich, zween
hehe dem Phöbus.
Jährlich will ich der Becher dir zween, aufſchäu-
mend mit friſcher,
Milch hinſtellen und zween Miſchkrüge mit fet-
ten Oliven.
Und mit reichlichem Weine das Mahl vor allen
erheiternd
Will ich im Winter dir neben dem Heerd' und
des Sommers im Schatten
Strömen ein Nektargetränk', ariuſiſchen Wein
aus den Schaalen.

Mit dem Geſang begleitet's Damöt und der Lyktier Argon,
Alpheſiböus dagegen im Tanz nachahmet die Satyrn.
Dieſes verbleibet dir ſtets, ſo oft wir die jährlichen Opfer
Weih'n den Nymphen, ſo oft wir das Feld ausſühnend bewandeln.
Ja ſo lange der Eber die Berghöh'n, Flüſſe der Fiſch liebt,
Thymus die Bienen erfreut und vom Thau ſich nährt die Cicade,
Wird dir ſtets auch bleiben dein Nam' und Ehr' und Bewundrung.
So wie dem Bacchus, der Ceres, ſo wird dir jährlich Gelübde
Weihen der Landmann; kunftig verpflichteſt auch du in Gelübden.

Mopſus.

Welches Geſchenk, ja welches verehr' ich für dieſen Geſang dir?
Denn es ergötzt mich weder des kommenden Südes Geſäuſel,
Noch das Geplätſcher der Flut am Geſtade ſo ſehr, noch die Bäche,

Die

Die ſich hinab dort rollen im ſteinigen Felſengeſtade.

Menalkas.

Hier nun ſchenk' ich dir erſt die zerbrechliche Schwerlingsſpringe,
Welche mich: Corydon liebte mit Glut den ſchönen Alexis:
Welche mich lehrete: Weſſen das Vieh? Vielleicht Meliböens?

Mopſus.

Nimm du dagegen den Stab mit den gleichgewachſenen Knoten
Und mit Erze geſchmückt, o Menalkas, welchen ſich oftmals
Wünſcht' Antigenes, aber umſonſt, obwohl er es werth war.

Stargard im April 1807.

G. S. Falbe.

III.

Probe eines Gedichts im Siebenbürgisch-saſſiſchen Dialekt. *)

Ihr Wöiwer ſorgt doch af dö Männer und wacht,
Sonſt drehn ſö öch Näsker dat Eidiermann lacht.

*) Dieſe Parodie auf die bekannte Opern-Arie: Ihr Weiber nehmt euch mit den Männern in Acht! befindet ſich in dem Muſenalmanache von und für Ungarn, den der vielſeitig gelehrte Profeſſor am evangeliſchen Gymnaſium zu Teſchen, Carl Georg Rumi ſo eben auf Subſcription erſcheinen läßt und der keinem Liebhaber der Literatur und Kultur gleichgültig ſeyn kann. Der Verfaſſer dieſer Parodie L. J. Marienburg, Rector des Gymnaſiums zu Kronſtadt in Siebenbürgen, hat mehrere Gedichte in dieſem Dialekt dem vorbenannten Almanach einverleibt, die teutſchen Philologen gewiß willkommen ſeyn werden. Vielleicht theilen wir in der Folge noch einige Proben aus dieſem merkwürdigen Muſenalmanach mit.

Och Männer ſien läſtig, ſö laſſent geſchein,
Verſchleyßen dö Uhaen und wällen näßt ſeyn.
Und fuert irr ö winnig án Pratet vorouß,
'Su huöt och irr Jhhärr döt Liſert ám Houß.
Dät märkt öch irr Wöiwer, und ſied af dör Häkt,
Och Männer ſöin läſtig, ſöin neit eingden gäkt!

Irr Wöiwer ſorgt doch af dö Männer und wacht,
Sonſt drehn ſö öch Nuoſen dat Eidiermann lacht.
Sö ſöin 'ſu gefällig, 'ſu ährtig, 'ſu ſchiehn,
Und laſſen öch gähren mät dem Houßfreind eliehn.
Dänn wichtig Sorgen, Geſchäft for döt Houß,
Dey raſſen dö Härren af dön Gruewen erouß.
Dät märkt öch irr Wöiwer, und ſied af dör Häkt,
De Männer ſöin läſtig, ſöin neit ämmer gäkt.

Irr Wöiwer ſorgt doch af dö Männer und wacht,
Sonſt ſehzen ſö öch Hörn uch, dat öm nor lacht.
Feyrt öch dör Härr Vätter zer Oper, ha, ſeit
Wey dort ire leiw Männchen afm Gruewen ſchun breit.
Det frohgt eſu iewen ö Säßterchen do:

Fuern werk und ôt bihſt Härr Vätter, aſo!
Dät mäkt óch ire Weiwer, und ſied af dör Häkt,
Ach Männer ſéin täſtig, ſóin neit eingden gäkt.

IV.

Doktor Gall in München.

München d. 30. Mai 1807.

Ob ich D. Gall gehört habe? Allerdings! War es nicht Pflicht für jeden Freund des Wiſſens, der menſchlichen Cultur? Und zog mich nicht ſelbſt die Neugierde dazu? — Von unſern „Naturphiloſophen", um in der Sprache des Tages zu reden, hat ſeine Vorträge keiner beſucht. Denn wir haben, außer dem Meiſter, auch hier einige Jünger. Sie ſprachen vielmehr leicht oder ſtark und kurz, nach ihrer Weiſe a priori, über den Mann ab. Unbillig, däucht mir! Denn muß man nicht erſt hören, ihn ſelbſt hören und prüfen, um urtheilen zu können? — Daß auch Jacobi dieſen „Unterredungen", wie Gall ſie nennt, nicht beiwohnte, ward von Wohlwollenden aus dem Umſtande erklärt, weil ihm bei ſeiner zarten Conſtitution, bei ſeiner ſchwächern Ge-

ein Beyſpiel geſehen haben, was man, mit ein wenig Muth und Genie, auf einmal und gleich beym erſten Verſuch, aus jungen Schauſpielern machen kan, — ein Beyſpiel, das in ſeiner Art das einzige iſt, und welches (dies bin ich gewiß) alle unſre Genien muthig machen würde, wenn ſie kommen, ſehen, und hören könnten.

(7) „So ſehr man bedauren muß, daß er (der „Verfaſſer des dankbaren Sohnes) bis„her nur kleine Stücke gemacht.“

Kleine Stücke ſchicken ſich nicht nur ſehr gut, als Vorübungen zu groſſen; ſie ſind auch an ſich ſelbſt, und in Rückſicht auf die Bedürfniſſe des heutigen Theaters, ſehr ſchätzbar, ſo bald ſie ſo vortreflich ſind als das kleine Schauſpiel des Hrn. Engels, wovon hier die Rede iſt, und ſo gut aufgeführt werden als dieſes bey der hieſigen Geſellſchaft. Wir ſpüren nur zu oft auf unſern Schauplätzen den Mangel guter kleiner Stücke ſowohl von der rührenden als komiſchen und ſcherzhaften Art; und ſie würden beſonders in den Sommermonathen, wo die Hitze ſowohl die Aufführung als die Beſuchung eines drey bis vier Stunden daurenden Schauſpiels oft beynahe unmöglich macht, ſehr angenehme Dienſte thun. Ueberdies giebt es eine Menge intereſſanter Süjets, aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben, und ſelbſt aus dem Lande der Phantaſie, wo St. Foix einige ſeiner ſchönſten kleinen Stücke und

ſundheit, ein Zuhören von 2 bis 2½ Stunden, 10 Tage hindurch, an jedem, beſchwerlich gefallen ſeyn würde. Auch konnte er auf die Mittheilung ſeines Freundes Sömmering rechnen, deſſen Theilnahme auffallend war, obwohl er auch, ein und das andere Mal, ſein weiſes Haupt ſchüttelte, (und weißes? — auch! Aber dabei noch, welche Regſamkeit und welche Kraft!) oder mit einer Miene darein ſah, als hörte er nur wohl Bekanntes. Sömmering ward von Gall öfters, wie autor classicus, citirt, mit der Bemerkung, er ſey „überraſcht worden, es habe ihn unendlich erfreut" etc., als er hinterher daſſelbe ſchon oder auch, bey Sömmering gefunden. Hell ſtrahlte, wie Sie ſehen, die Glorie des Anatomikers. Aber ſie umſtrahlte mehr als Ein Haupt. — Jene Wohlwollenden bedauerten indeß zugleich, daß Jacobi nicht Zuhörer war, weil ſie gern auch das Urtheil des Philoſophen über einen ſo wichtigen Gegenſtand des Tags vernommen hätten: gewiß auch wieder einen Geiſt der Oppoſition, der natürlich in dieſem Gedränge der Zeit entſteht und, wenn gleich erſt mehr im Stillen, ſich regt, oder auf eine Gelegenheit wartet; und zumal gegen den gemeinen oder geſchminkten Weltſinn, der ſpielend mit jedem

Kinde der Zeit und von ſelbſt zum Materiellen ſich neigt, alſo die „Schädel- oder Organenlehre„ freudig ergreift, ſofern dieſe eine günſtige oder mißbrauchbare Seite darbieten möchte.

Wünſchen Sie mein Urtheil über dieſe Lehre? Kaum dürfte man geneigt ſeyn, noch etwas darüber zu ſagen, nach dem Vielen, was ſchon darüber erſchollen oder geſagt worden iſt. Alſo nur ſo viel! Was mich, nächſt dem guten, einfachen und nicht ſowohl ſchönen, als bei einer gewiſſen Nachläſſigkeit angenehmen Vortrage, ja nächſt dieſer Anſpruchloſigkeit des Tons, einer reizenden Gerabheit und Beſcheidenheit vornehmlich anzog, war dieſe Fülle intereſſanter Beobachtungen, und die Kunſt, womit der Mann all dieß Mannichfaltige zu ſeinem Zwecke zu ordnen, zu binden verſtand.

Ueberraſchend war mir öfters die Harmonie, die Identität, welche der Lehrer (Doktor!) zwiſchen Thier- und Menſchenſchädeln aufzeigte. Jedes Organ, das ſo nachgewieſen wurde, ſtellte ſich auch dem ſchlichten Sinne um ſo glänzender dar. — Im Ganzen offenbarte ſich mir ein gewiſſer Parallelismus zwiſchen dem körperlichen und

geiſtigen Weſen des Menſchen, ſelbſt als Anlage einer höhern Macht. Und dem Arzte, dem Erzieher, dem Staatsmann u. dgl., möchte daher wohl Stoff zu praktiſch-wichtigen Reflexionen und Maximen ſich darbieten.

Intereſſant, ſo unterhaltend als belehrend, war beſonders, was er uns in ſeiner letzten Unterredung gab, und was Hr. Gall Mimik und Pathognomik nannte: zugleich ein treffliches Belege des Geſagten, Vorgetragenen! — Freilich beruht das Ganze nur auf der Induction, iſt nur Gabe der Erfahrung, alſo in keiner Hinſicht vollſtändig, und — was kann, was wird noch kommen? Aber es iſt und bleibt ſchätzbar als reine oder eigentliche Empirie, ja als eine wirkliche Erweiterung der Phyſiologie.

Alſo nicht Philoſophie, nicht Wiſſenſchaft und daher, in dieſem ſtrengen Sinne, nicht einmal Lehre! Gleichwohl befaßte ſich Hr. Doktor Gall auch mit der Philoſophie, indem er ſeine Entdeckung mit dem Höchſten der Menſchheit in Verbindung zu ſetzen ſtrebte; und luſtig war es, wie er ſich öfters mit den „ſpekulativen Philoſophen" herumzankte! — Da ich dem Manne

für die Belehrung und das Vergnügen, welches seine Vorträge mir bereits gewährt hatten. Dank schuldig war, so dauerte er mich ordentlich, so oft er ein höheres oder eigentliches Theorem der Philosophie berührte; denn da gab er Blößen, da zeigte er offenbare und auffallende Schwächen. Warum, dachte ich öfters, abstrahirt der Mann nicht von der Philosophie? Er könnte ja! Lege er seine Erfahrungen, seine interessanten Beobachtungen dar: mögen die Philosophen — d. h. wer da will, bey reinem Sinn und hellem Kopfe in dieser Region des idealischen Denkens — dann zusehen, wie selbige mit der Idee von dem Höchsten und Eigentlichen der Menschheit in Harmonie zu bringen seyn dürften!

Vielleicht, da hiervon noch wenig oder nichts gesagt ward, ist es Ihnen angenehm, Einiges von dem zu vernehmen, was mir aufgefallen ist — zumal bei dem Blick auf eine wohlbekannte, geschminkte oder übertünchte, Gemeinheit, die eben daher Nahrung ziehen konnte, wenn sie dabei sich einfand — und was, wie ich selbst hörte, gerade diesen und jenen vorzüglich Gebildeten unter seinen Zuhörern um des Mannes und der Sache willen beleidigt hat.

1. In der ersten Unterredung: „Was man Moralität nennt, ist etwas Relatives: man kann in einem Lande wegen Etwas gerädert werden, wegen dessen man in einem andern vergöttert würde;" und in der letzten: „Rechtschaffenheit — das ist etwas ganz Relatives: ich wollte Ihnen beweisen, daß Keiner von Ihnen rechtschaffen ist, und: daß Alle von Ihnen rechtschaffen sind." Da gäbe es nun freilich nichts Absolutes, d. h. Bleibendes, Festes, Eigentliches; und — was wäre dann die Tugend?

2. „Die edlern Geisteskräfte der Thiere." Thier und Geist, edel und Thier! Mehr als einmal kam dieser Ausdruck vor.

3. „Einen niedern Grad der moralischen Freiheit haben schon die Thiere." Moralische Freiheit und ꝛc.! Gleichwohl sprach Gall den Thieren das Organ der „Theosophie" schlechthin ab, indeß er ihnen einen Grad der (dieser) Freiheit zuschrieb oder zusprach: zeiget sich da nicht selbst ein Widerspruch dem, der ausgeht von dem tiefern, philosophischen Grunde? Ferner: was wäre eine Theosophie, die mit der Sittlichkeit nichts zu schaffen hat? Aus diesem Neste könnten nur mystische Vögel ausfliegen.

4. „Der hungrige Hund, der den Braten nicht frißt, wird durch Motive bestimmt, indem er sich der Schläge erinnert ꝛc.“ Da wäre also der untere Grad, eben damit aber schon das Wesen der Freiheit! Und was nun der Staat, der Erzieher u. s. w. durch solche oder ähnliche, d. h. rein physische, Motive (Triebfedern, Stimulationen) erzeugte: das wäre „Tugend“, und was in einem so bestimmbaren Subjecte vorgeht, ihr „Kampf“!! — Worte, deren sich Gall bedient hat.

5. „Gewissen — es giebt kein solches Ding.“ Dies sagte Gall, indem er von einem Mädchen erzählte: es sey bei ihm der Mordsinn so stark gewesen, daß es selbst nach einem Vatermorde auf die Frage: ob die That ihm nicht leid thue? mit keiner Spur von Reue, sondern mit der kalten Miene der Gleichgültigkeit oder gar mit einem Lächeln antwortete, indeß eben dies Mädchen sonst im Zuchthause sich durch seine gute Aufführung wirklich auszeichnete, so daß es allgemeines Vertrauen hatte u. s. w. Hierbei wäre, däucht mir, zuvörderst eine schärfere Nachfrage nöthig. Und ist das Mädchen sonst wirklich, in der That, so „ordentlich“: könnte nicht die verstimmte Phantasie bei einem gewissen Na-

kurzuge etwas von diesem Lächeln der Lust oder des Wohlbehagens ausdrücken, obwohl und während von Innen sich eine Stimme der Mißbilligung erhöbe? —

6. „Der Egoismus ist das Resultat des gesammten Organismus:" ein klassisches Wort! Und bravo! mag jeder Schüler oder Freund des Helvetius, des Système de la Nature etc. ausrufen. Ein junger Meister unseres neuen teutschen Systems, des idealistischen, hat uns letzthin sogar einen „herrlichen Egoismus" aufgeführt. — Da zerfließt denn Alles, was man Organ der Theosophie, der Gutmüthigkeit, der Freundschaft u. dgl. nennt, in ästhetische oder intellectuelle, so oder anders modificirte Eigenheiten, Qualitäten: und kein Wunder, wenn sich überall kein Organ des Moralischen, der Tugend, der Gerechtigkeit, Redlichkeit, Keuschheit u. dgl. findet!

7. „Wir sind unser eigener Gott, wir haben unsern Gott in uns, wir machen uns unsere Welt selbst:" nämlich nach den Organen; und so traten diese neben den Kantischen Kategorien oder Formen der Sinnlichkeit und dem Fichtischen Ich, das da setzte, als Formen a priori (so gleichsam) auf!

Und so weit nahm der Empiriker unverkennbar auch die Sprache der Zeitphilosophie mit. Ja, wenn er gleich über die spekulativen Philosophen öfters, obwohl mit einer gewissen Treuherzigkeit, losfuhr: so äußerte er doch ein paar Male, er würde selbst noch mehr Philosophie gegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß man in München so sehr Freund oder Liebhaber von so Etwas sey.

In seinem endlichen Resultate, besonders nach den Aeußerungen über „Freyheit" und „Geisteskräfte", fällt das Gallische System (sit venia verbo!) ganz mit dem idealistischen zusammen: demselben, das Jacobi, Köppen u. A. die Lehre des absoluten Nichts genannt haben. Nämlich, sofern uns Gall Philosophie, nicht die reine Empirie, nicht eine Reihe treffender Beobachtungen, geben wollte. Auch nahm er ausdrücklich, wie unsre Idealisliker, die sogenannten Naturphilosophen, zwischen dem Thiere und dem Menschen nur einen Gradunterschied an. Um so mehr, bei dieser sprechenden Aehnlichkeit zwischen der Lehre des Einen und der Lehre der Andern, fiel es auf, daß Keiner von diesen — jenen hören wollte. Was hielt sie ab? War es, dürfte ein Spötter fragen, eine gewisse Rivalität, da Gall auf sei-

nem Wege von Unten herauf zu demſelben gelangt, was dieſe Herren von Oben herab, vermöge der Allmacht ihrer (ſogenannten) Idee ſetzen oder konſtruiren?

Erklärbar mag dieſes Phänomen an Gall leicht ſeyn, wenn man bedenkt, welchen Weg er (als Denker) wandelte: den der Beobachtung; und welche Denkweiſe ihm da geläufig werden mochte: die phyſiſche; zumal wenn man dazu nimmt: 1) wie den Arzt ſein Object zum Materiellen neigt — um ſo mehr Auszeichnung dem wahrhaft philoſophiſchen Arzte, d. h. dem philoſophiſch Gebildeten, der, als ſolcher, als Denker, ſich zum wahrhaft Höhern erhebt, ohne darum das Empiriſche an ſeinem Orte aus den Augen zu laſſen oder zu verſäumen! — und 2) wie ſichtlich auch er die Epoche jener franzöſiſchen Cultur, ſo wie eine gewiſſe teutſche Aufklärerei ſich damit verband, durchgelaufen iſt.

Verlangten Sie mein Urtheil ſo kurz und ſo populär, als ich's geben könnte, ausgedrückt; ſo würde ich ſagen: Dr. Gall iſt ſehr ſtark in der Empirie, in ſeinem Felde, und ſehr ſchwach in der Philoſophie.

Uebrigens erhielt oder gewann er hier 2 Curſe: in dem 1ſten zahlten ungefähr 60, und im 2ten ungefähr 30 Zuhörer: jeder 2 Louisd'or. Manchen erleichterte ſeine Liberalität den Zutritt; ja nicht Wenige, zumal Studirende, bekamen Freibillets. Und — dem Verdienſte ſein Lohn, auch in dieſer Art! Das iſt rechtlich. Daher konnte ich einer gewiſſen Stachel-Kritik über den wandernden Dr. nicht beiſtimmen. Liegt ihm nicht ſelbſt daran, erſt durch Mittheilung zu prüfen, zu erfahren, welchen Eingang ſein Gedanke ꝛc. bei den Denkendern der Nation, der gebildetern Welt zu finden vermöge, ehe er als Schriftſteller hervortritt, um der Sache willen, zumal da ſo Manches gezeigt (vorgezeigt) werden ſoll und muß?

Noch länger gedenkt er ſeine Wanderung fortzuſetzen. Daher behält noch, bey den Gaben des Lehrers und bei der Verſtimmung unſerer groſſen Mehrheit von einſeitig oder halb Gebildeten, der Gegenſtand ein beſonderes Intereſſe. Auch die empiriſche Wiſſenſchaft iſt geehrt — ſie muß bereichert werden. So würdige, ſo erkenne man auch darin das Verdienſt, zumal das glänzende. Aber dem Irrthume, wo er auch ſey und zumal in ſolcher Umgebung, begegne man; und

noch neulich J. J. Rosseau seinen Pygmalion geholt hat, welche, in grosse Schauspiele ausgedehnt, matt und langweilig werden, hingegen zu kleinen Stücken bearbeitet, gefallen würden. Bey allem dem vereinige ich mich mit dem Verfasser meines Textes, um zu wünschen, daß Hr. Engel die Talente, wodurch er dem Theater so grosse Erwartungen gegeben hat, auch zu Ausarbeitung grösserer Stücke, in der Gattung des bürgerlichen oder Privat-Trauerspiels und der rührenden Comödie (welche billig die unsern Umständen und Sitten weniger angemessenen, regelmäßigen Haupt- und Staatsactionen nach und nach verdrängen) anzuwenden Lust und Muße haben möge.

(8) „Man bemüht sich sogar, noch frostigere nachzumachen.“

Die Rede ist von den sogenannten Dramen. Der Verfasser meines Textes scheint, wie Voltaire und viele mit ihm, den Dramen überhaupt nicht günstig zu seyn. Frostigen, ich gewiß auch nicht! Aber sollen wir darum die Gattung selbst verwerfen, und soll der Philosoph und Dichter Diderot so viel Wahres und Gründliches zur Vertheidigung derselben vergebens gesagt haben? Und, was noch mehr ist, fühlen wir nicht bey Melaniden, bey Cenien, beym Hausvater, wie viel näher uns solche Stücke angehen und wie viel stärker sie uns interessiren als die

Atreen,

muthig, mit feſter Hand ſoll dem kindiſchen Spiele der Mode, wie ein frivoler Zeitgeiſt es da und dort trieb oder treiben möchte, die Gränze (ſo viel möglich) geſetzt werden. Denn wohl verträgt ſich mit dieſem Ernſte die frohe Theilnahme an jeder ſchönen Blüte des Lebens, an jedem edlen Gebilde der Menſchheit.

V.

Widerlegung der in mehrern Nordteutſchen Zeitblättern gemachten Bemerkungen über die griechiſche Nation.

Δρυὸς πεσούσης πᾶς ἀνὴρ ξυλεύεται.

Kein Wunder, wenn auch ſo mancher Ununterrichteter gegen die griechiſche Nation losziehe. Deſſen ungeachtet wird ein Grieche, ächter Abkömmling der weiſen und groſſen Griechen, es wagen, alles dasjenige zu widerlegen, was die, welche Grie-

chenland bereiseten, und manche Journalisten beschreiben, um als Vielwissende vor den Leichtgläubigen unter ihren Lesern zu erscheinen, unbekümmert, ob sie eine Nation, die in so vielem Betrachte Achtung, Liebe und Hülfe verdient, beleidigen, oder wie ihre Beschreibungen von wirklich erfahrnen Männern beurtheilt werden.

Wenn sich die griechische Nation der großen Thaten und der Gelehrsamkeit ihrer Vorfahren rühmt, so kann ihr dieses keineswegs zum Tadel, wohl aber zum Lobe gereichen, weil sie dadurch den Eifer zeigt, wieder jenen Glanz zu erlangen, der sie ehemals umstrahlte. Es rühmen ja auch andere Nationen ebenfalls ihre Voralltern, wo man trotz aller Untersuchung nichts oder wenig findet, das etwas Rühmliches an sich hätte. Sie hatten nicht einmal eine correcte Sprache; und wenn sie sich nicht fremder Wörter bedient hätten, so würde einer den andern nicht verstanden haben. Ob die Neuern ihre Sprachen zu einer Vollkommenheit gebracht haben, läßt sich nicht behaupten, da sie noch alle Tage in der Orthographie Buchstaben ab- und zusetzen.

Ich frage die Reisenden: werden nicht fast alle Wissenschaften, alle Theile des menschlichen Körpers

und

und alle Kräuter in der Botanik mit griechischen Namen benennt? Es ist vielleicht möglich, daß jeder in seiner Sprache Namen finde, um dieses alles zu benennen; aber unmöglich wird man ihnen den nämlichen Ausdruck und die nämliche Schönheit geben können, wie es die griechische Sprache im Stande ist.

Man wird mir einwenden: die andern Nationen haben sich bestrebt, ihre Sprachen zu verbessern, die griechische Nation aber hätte die ihrige verdorben. Was dieses anbetrifft, so beziehe ich mich auf das über die Helenisten von dem Athenienser Herrn Kodrika in Paris herausgekommene, und bei Herrn Breitkopf in Leipzig befindliche Werkchen, und auf mehrere neuere in Leipzig und andern Orten gedruckte wissenschaftliche griechische Bücher.

Die Herren Reisenden erzählen, die griechische Nation sey abergläubisch. Der Aberglaube ist aber, sage ich, das Product jeder mißverstandenen Religion; man untersuche seine eigene Nation und sich selbst, und man wird bekennen müssen, daß auch bei der heut zu Tage so sehr gepriesenen Aufklärung doch keine Nation vom Aberglauben frei ist. Kann man wohl abergläubiger seyn, als ein gewisser teut-

ſcher Gelehrter, dem vor kurzem ſeine Gemahlin nach ihrem Tode einen Beſuch abſtattete, und noch dazu von ihren vorher geſtorbenen Hunden Complimente brachte? Iſt es möglich, den Aberglauben weiter zu treiben, als dieſer Mann es that, welcher in ſeinen himmliſchen Träumereien ſeine Frau Gemahlin im Himmel mit nichts anderm, als mit ihrem Hunde ihre Zeit zubringen läßt? Iſt dieſer Aberglaube nicht weit größer, als jener bei dem Tode des Capitanaki, wo man glaubte, die Sonne hätte ſich verdunkelt? Die Sonnenfinſterniß iſt wenigſtens natürlich.

Wenn die Griechen ſo unerfahren, ſo unwiſſend und ſo dumm wären, wie man unüberlegt genug dieſelben nennt: wie konnten dieſe Unwiſſenden ihre Handlung in einen ſolchen Flor bringen, zu welchem ſie dieſelbe gebracht haben? Es iſt kein Handelsplatz ohne Griechen: man trifft große Häuſer von ihnen in Amſterdam, in Genua, in Livorno, in Neapel, in Meſſina, in Venedig, in Trieſt, in Wien, in Moskau und mehrern andern Orten, ohne Conſtantinopel, Smyrna, Alexandrien, Cairo, Saloniki, Lariſſa, Seras u. ſ. w. zu erwähnen. *)

*) In Betreff der griechiſchen Kaufleute in Wien hat vergangenes Jahr (1805) der Herr Redakteur des

Wäre die so herabgewürdigte griechische Nation so unwissend und so ausgeartet: wie wäre es möglich, daß man aus der Mitte derselben Männer hervorkommen sähe, welche die größten Würden bekleiden. Die Fürsten von der Wallachei und Moldau sind Griechen; der Chef der kaiserlichen Münze in Constantinopel ist ein Grieche, die Dragomans, die Gesandten, mehrere Ministers und Chargés d'affaires an mehrern Häven sind Griechen. Jener berühmte Philipider Gaya (Γάϊος) in Wien, der zu den Zeiten der großen Maria Theresia eine wichtige Stelle bekleidete, war auch ein Grieche, in Griechenland geboren und erzogen.

Wäre das Schicksal eines andern Volkes so wie das der griechischen, man würde keine Spur mehr von derselben sehen; da hingegen die so verachtete griechische Nation doch noch hie und da glänzt. Dem sey wie ihm wolle; wir wollen dieses unberührt lassen. Man mußte sehr weitläufig werden, um den Herrn Tadlern Alles begreiflich zu machen; denn er-

Freimüthigen, jedoch mit wahrer Freimüthigkeit und Bescheidenheit, manches in seinen Blättern erwähnt, worüber er Belehrung wünscht, auf welche Aufforderung man das Nöthige beibringen wird.

fahrne und gelehrte Männer wiſſen es ſchon ohnehin, und verachten die Griechen wegen ihres Schickſals gewiß nicht Alle Dinge, Alles in der Welt, blühet und verblühet, ſteigt und fällt. Laſſe man andere Nationen ſo lange, und durch ſo viele Jahrhunderte blühen und emporſteigen, wie die meinige geblühet hat, und dann tadele man die griechiſche. Die hochgelahrten Ariſtarchen aber ſind bloß bemüht, die Fehler der griechiſchen Nation zu tadeln, zu vergrößern und auszupoſaunen, ohne an die Fehler und Laſter anderer Nationen zu denken, welche jene weit übertreffen.

Wenn ein Grieche alle die Fehler und die Laſter, welche man bei andern Nationen auch gegenwärtig wahrnimmt, beſchreiben wollte, ſo könnte man ganze Bibliotheken mit ſolchen Beſchreibungen anfüllen; kein Grieche aber hat ſich je ſo ſehr erniedrigt, ganze fremde Nationen wegen einzelner Fehler der geringern Claſſe von Menſchen zu tadeln und zu verhöhnen.

Die Griechen ſind von der Natur mit großen Geiſtesfähigkeiten begabt: und ſo wie Griechenland alle ſeine Früchte beſſer zeugt, ſo zeugt es auch die Menſchen. Möchten ſich doch die Herren bei den

Professoren der Universitäten in Teutschland genauer erkundigen, ob nicht die jungen Griechen, die zu verschiedenen Zeiten unter ihrem Lehramte studirt haben, öfters bessere Fortschritte in den Wissenschaften gemacht haben, als Manche von andern Nationen? Dieses und manches Andere hätten sie erst untersuchen sollen, um den Character der griechischen Nation kennen zu lernen, und dann als öffentliche Spötter aufzutreten. Meine Voráltern sagten: „jeder, der nicht Grieche wäre, sey ein Barbar" (πᾶς μὴ ἕλλην βάρβαρος), und jetzt bin ich gezwungen, in Ansehung jener Tadler und Reisenden ihnen beizustimmen, denn diese bestätigen es.

Was den Wahn mit den Paleologen und Komnenen, nämlich den letztern Stämmen der griechischen Monarchen, betrifft, so finde ich nichts Lächerliches, sondern Alles natürlich. Die Familie des unglücklichen Ludwig XVI. existirt noch, und nach vielen Jahrhunderten wird noch Mancher behaupten wollen, daß er von dieser Familie abstamme. So verhält es sich mit den Paleologen u. s. w.

Die Tänze, die Schwelgerei in den Tavernen in Griechenland können unmöglich die Liederlichkeit und Schwelgereien erreichen, die ich besonders in

Teutſchland geſehen habe. Ich habe nicht nur betrunkene Männer, ſondern auch betrunkene Weiber, die ſich in dem Kothe herumwälzten, geſehen. In Griechenland trinkt von hundert Weibern kaum Eine Wein, und nie ſah ich eine betrunken. Was ich noch unter fremden Nationen Schändliches geſehen habe, übergehe ich mit Stillſchweigen, weil mir ſolches Ekel verurſacht, wenn ich es beſchreiben ſollte.

Die Tadler der griechiſchen Nation beſchreiben ſie als eine unreine Nation; allein nur ihnen ſcheint es unbekannt zu ſeyn, daß die Reinlichkeit in Griechenland zu Hauſe iſt. In Griechenland haben die anſehnlichen Familien Bäder in ihren Häuſern, und in jeder Stadt, und ſogar in größern Dörfern, giebt es öffentliche Badehäuſer, wo die Griechen wenigſtens die Woche einmal baden. In Griechenland weiß man nichts von venereiſchen Uebeln, welche unter andern Nationen anzutreffen ſind.

Die Spötter ſagen ferner: die Griechen haben keine Erfahrung in der Marine, und anſtatt während des Sturmes das Schiff zu regieren, ſo fangen ſie an zu beten. Ich antworte aber, daß die Griechen gegenwärtig bei aller ihrer Unerfahrenheit und allem ihrem Beten, und ungeachtet des harten

Joche, das sie drückt, dennoch über viertausend große und kleine Schiffe zählen und mit griechischer Flagge überall segeln, und daß es hingegen andere Nationen giebt, die auch nicht Ein Schiff besitzen.

Es wäre kein Wunder, wenn die Griechen, als eine unterjochte Nation, die Malerei, die Musik und den Tanz vernachlässigt hätten; ganz unerfahren sind sie aber doch nicht. Man lese Voyage de la Grèce ancienne et moderne, ou Lettres sur les Grecs, anciens et modernes par M. Guys, und man wird sehen, daß auch die jetzigen Griechen malen, tanzen und singen können.

Man muß wenigstens ein Jahr unter ihnen leben; man muß ihre Sprache kennen; man muß Umgang mit der gebildeten Classe gehabt haben, und dann wird man die Griechen nicht spotten, sondern vielmehr loben und verehren, daß sie sich bei allem Unglücke ihrer politischen Existenz zu fassen und sich in ihrer Religion, ihren Sitten und Gebräuchen zu erhalten wußten, wo gewiß unter solchen Umständen eine andere Nation schon längst in die Vergessenheit versunken wäre. Die Griechen haben von Natur Genie; nur eine glückliche Veränderung in der Regierungsverfassung in Griechenland, und sie

brauchen die Mittel nicht weit zu ſuchen, um ſich nach und nach wieder zu erheben. Wie viele Männer vom Militär in Rußland ſind nicht Griechen, die große Würden bekleiden? Der ruſſiſche Miniſter an der Pforte, welcher vor drei Jahren in Conſtantinopel war, iſt es nicht der Grieche Tamara, in Janina geboren? Die berühmte Familie Maruzi, die ſich auch in Rußland befindet, und wovon ein Maruzi als ruſſiſcher Bothſchafter in Venedig geweſen, ſind die nicht auch Griechen, ebenfalls aus Janina? Der Graf Luſi in Berlin, iſt er nicht ein Grieche, in Griechenland geboren? und ſo viele Andere, auch ſogar unter dem franzöſiſchen Militär, ſind diese nicht zu zählen? Der griechiſche Lehrer der beiden Großfürſten, nämlich des nunmehrigen Kaiſers Alexander und des Großfürſten Conſtantin, Sugdury, Officier der Artillerie, der bei der Eroberung Oczakows blieb, war dieſer nicht auch ein Grieche?

Wenn nun aus der Mitte dieſer Nation ſolche Männer hervorkommen, iſt es nicht möglich, früh oder ſpät, daß ſie ſich wieder erhebe? Iſt die Nation tadelnswürdig, wenn ſie die guten Hoffnungen nicht aufgiebt? Die Liebe für das Vaterland iſt aus den Herzen der Griechen noch nicht verſchwun-

Atreen, Oresten, Mithridaten, Rhodogünen, und ihres gleichen? Ich gestehe, daß ich bey weitem nicht den grössern Theil der neuesten theatralischen Productionen, auf welche hier gezielt werden mag, gelesen habe, und also nicht genau weiß, wie viele davon in die Classe der frostigen und langweiligen gehören. Aber dies weiß ich, daß ich sehr weit entfernt bin, von den Dramen des Freyherrn von Gebler so unbillig zu urtheilen als einige gethan haben, welche für eine gewisse Lieblings-Gattung und gewisse Lieblings-Autoren so eingenommen zu seyn scheinen, daß sie nichts anders gut finden können. Ich überlasse es der eignen, vielleicht nur zu grossen Bescheidenheit dieses dramatischen Dichters, auf einer Seite die Güte seiner Absichten, auf der andern seine Umstände und die wenige Zeit die er anwenden kan, eine Kunst, in welcher man nie auslernt, zu studieren und seine Werke auszufeilen, als Beweggründe zu einer Nachsicht geltend zu machen, die das Publicum, oder wenigstens die Nachwelt unter keinerley Umständen bewilliget, wofern nicht der innere Werth eines Werkes seine Unvollkommenheiten vergessen macht. Ich begnüge mich gerecht zu seyn, und zu sagen, daß, wenn wir dem Hrn. v. Gebler auch nur den Minister zu danken hätten, dies allein schon ein grosses Verdienst um das deutsche Theater wäre, welches überhaupt noch arm an Stücken ist, aus denen man gerührt, belehrt und gebessert heraus geht, und besonders arm an Stücken, worinn den Fürsten und ihren Dienern gewisse Wahr-

den, und wird nie verschwinden; diese Liebe des Vaterlandes hat die Nation in ihrer Existenz erhalten.

Die Reisenden erzählen: die Griechen beschäftigen sich mit eitein Hoffnungen, und suchen Schätze zu finden. Leicht möglich. Das gemeine Volk aller Nationen nährt eitle Hoffnungen, und ich will jede Nation in drei Classen eintheilen, nämlich in die bessere, mittlere und geringere oder gemeine. Man begebe sich aus Neugierde in ein Bier- oder Branntweinhaus in Teutschland, wo sich die gemeine Classe versammelt, und höre mit Aufmerksamkeit ihre Grundsätze, und bemerke ihren Glauben an Traumbücher. Wenn man ein weißes Pferd im Traume sieht, besetzt man diese, sieht man ein braunes, so besetzt man jene Nummer in der Lotterie, um zu gewinnen. Diese und mehrere andere solcher Albernheiten hört man bei dieser Classe von Menschen. Doch genug für diesmal! —

VI.

Ueber die neugriechiſche Literatur.

Die neueſten Zeitereigniſſe richten unſern Blick auch auf jenes Volk, welches ſeit Jahrhunderten der Erlöſung harrend, in den neuen Zeiten ſo große und ruhmwürdige Verſuche gemacht hat, auch das Licht der Künſte und Wiſſenſchaften aufs neue bei ſich anzuzünden, um dadurch zu einer ſelbſtſtändigen Nation zu erſtarken, auf die Neugriechen. Es iſt auffallend, daß da in unſern Tagen faſt jeder Stoff zu geſchichtlicher Darſtellung gierig ergriffen und wenn auch mit ungleichem, doch oft ſehr rühmlichem Erfolge behandelt worden iſt, ſo daß ſelbſt die weſtindiſchen Freibeuter und Bukaniers einen namhaften Hiſtoriographen gefunden haben, noch Niemand die neue Geſchichte dieſes Volks zu ſchreiben ſich entſchloß, die ein Neugriecht ſelbſt aus mancherlei Gründen zu ſchreiben ſich entblöden müßte. An Materialien dazu könnte es durchaus nicht fehlen. Die Neugriechen ſelbſt haben ältere Geſchichtſchreiber ihrer Thaten, auch außer denen des Skanderbegs, und wenn auch die von Meuſel (in ſeiner bibliotheca

historica T. III. P. II. p. 381 ff.) angeführten Schriften es faſt alle nur mit den Neugriechen als Chriſten, zu thun haben: ſo befinden ſich doch auch hier einzelne ſehr gute Nachrichten. Die franzöſiſche Revolution berührte, wie bekannt, in verſchiedenen ihrer Unternehmungen nach außen auch die Neugriechen, und wir beſitzen ſelbſt die Reiſebemerkungen eines Griechen, den Bonaparte ſendete, über ſeine Landsleute in franzöſiſcher Sprache. Die Nachrichten eines Sonnini; Sauveboeuf und vor allen des aufmerkſamen Pouqueville ſind in aller Händen und übertreffen die des compilirenden Dallaway Constantinople ancient and modern with Excursions etc. London, 1797. bei weitem. In Paris und Wien müßte der, welcher ſich jenes Thema aufgegeben hätte, ſeine Forſchungen am meiſten belohnt finden. Was ließe ſich nicht allein aus Villoiſon's handſchriftlichem Nachlaß in der kaiſerl. Bibliothek ſchöpfen, der jetzt von zwei däniſchen Gelehrten, die ſich zu einer Reiſe in die Levante vorbereiten, für philologiſche Zwecke mit reicher Ausbeute benutzt wird. In Paris lebt auch der treffliche Philolog und Patriot Coray, dem ſeine Landsleute, die Neugriechen, ſo viele Hülfsmittel zu ihrer Belehrung und zur Veredlung ihrer Sprache verdanken. Eine treffliche kleine Abhandlung (Memoire sur

l'état actuel de la civilisation de la Grèce), welche er 1803 in der damals so thätig wirkenden Société des observateurs des hommes vorlas und nur als Manuscript für Wenige drucken ließ, ist theils durch Auszüge in einigen frühern Jahrgängen der Allgemeinen Zeitung, theils durch des neuesten teutschen Reisebeobachters J. B. S. Bartholdy (Bruchstücke zur näheren Kenntniß des heutigen Griechenlands Berlin 1805.) im 5. Abschnitt, der ganz allein von der Cultur der Neugriechen handelt und aus eigener Anschauung und Beobachtung sehr lebendige Schilderungen enthält, mitgetheilte Excerpte auch unter uns bekannter geworden. Die neueste philologische Arbeit Coray's, sein Prodromus, der auf Kosten zweier in Paris studirender reicher Griechen, der Brüder Zosima, in Paris selbst (1805) mit Didotschen Lettern gedruckt wurde, und des Aelians Historisches Allerlei nebst Heraclides und Nicolaus von Damascus historischen Bruchstücken in der Urspruche mit griechisch geschriebenen Erklärungen enthält, liefert als Einleitung auf 163 Seiten eine meisterhafte Abhandlung über die Geschichte, Grammatik, Literatur und Cultur der neugriechischen Sprache, die durch einen besondern Abdruck und Uebersetzung auch unter uns bekannter zu seyn ver-

dient. Man bekommt hier eine ganz neue Anſicht über die Ausbildung und Zurückführung des Neugriechiſchen auf die altgriechiſche Reinheit, worin Coray ſelbſt ein unübertroffenes Vorbild iſt. Viele gelehrte Neugriechen bedienen ſich auch in ihren für ihre Landsleute verfaßten Lehrbüchern und Ueberſetzungen aus neuen europäiſchen Sprachen ganz allein der altgriechiſchen Formen, mit Weglaſſung aller neugriechiſchen Abweichungen, die ſich indeß ſchon in Coray's Schreibart nur auf 5 bis 6 Fälle reduciren läßt. Dies ſogenannte Altgriechiſche würde nun freilich von einem alten Griechen, wenn ihn ein Todtenbeſchwörer herauf rufen könnte, eben ſo wenig verſtanden werden, als ſo manches Handwerkslatein, wie es Bedürfniß und Zwang des Herkommens auf ſo vielen unſerer Schulen und Univerſitäten täglich ausprägt. Indeß verdienen doch alle dieſe Verſuche neugriechiſcher Schriftſteller eine um ſo rühmlichere Auszeichnung, als ſie faſt immer aus reiner Vaterlandsliebe und aus Eifer für Verbreitung heller Einſichten mit großem Aufwand auf eigne Koſten in Druck gegeben werden und alle andere Aufmunterung durchaus entbehren. Ein Mann verdient in dieſer Rückſicht mit beſonderer Hochachtung erwähnt zu werden, ein edler Grieche, Demetri Gobdelas, der ſo eben mit einem Koſtenau-

wand von mehr als 1000 Thalern aus eigenen Mitteln ein vollständiges Lehrbuch der Algebra drucken ließ; Halle, mit Zeunerſchen Schriften 1806. 784 S. in gr. 8. mit 3 Kupfertafeln und einem Titelkupfer, welches das getroffene Portrait des Verfaſſers mit einem griechiſchen Diſtichon enthält, zu deſſen Verſtändniß man wiſſen muß, daß er ſchon während ſeines Aufenthaltes in Paris den Telemach für ſeine Landsleute überſetzt herausgab, und daran einen geographiſch-mythologiſchen Realindex knüpfte. Aus Frankreich begab ſich Hr. v. Gobbelas (ſein Bruder iſt Erzbiſchof in Theſſalonich und er ſelbſt bei dem jetzigen Hospodar der Wallachei angeſtellt) nach Teutſchland, und trieb da beſonders die Mathematik in Beziehung auf Kriegswiſſenſchaften. Wie trefflich vorbereitet er dies Werk über die mathematiſche Analyſe unternahm, zeigt die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft, die er als Einleitung vorgeſetzt und darin die genaueſte Bekanntſchaft mit den großen Mathematikern in allen Ländern gezeigt hat. Ueberhaupt ſind die vorgeſetzten Einleitungen und Vorreden, die 98 S. betragen, in vielem Betrachte merkwürdig. Auch dieſem großherzigen Mann, der in voller Zuverſicht ſein Werk dem Kaiſer Alexander mit einer Zuſchrift voll Feuer zugeeignet hat, hebt ſich die männliche Bruſt von frohen Erwartungen

und Ahndungen einer beſſern Zukunft. Es wäre eine grauſame, aber leider nicht die erſte Täuſchung der Art, wenn alle dieſe Hoffnungen auch diesmal unerfüllt blieben. Doch auch dafür weiß er Rath. Möge nur einſt, ſo ſchließt ſich die mit ſteigender Begeiſterung endende Vorrede, uns die Vorſehung gnädig anblicken. Ein jeder vervielfältige, was ich nach geringen Kräften beitrug. Und nun wie paſſend die Anwendung des Zurufs, womit Agamemnon die Achaier begleitet: (Ilias VIII, 282.) Trifft ſofort und werde der Danaer Licht!

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß ein gelehrter Linguiſt und vielſeitig gebildeter Philolog, C. G. Rumi, Profeſſor am Gymnaſium in Teſchen, eine ſehr zweckmäßige neugriechiſche Grammatik ausgearbeitet und zum Abdruck fertig liegen hat. Möchte dem wackern Mann in dieſen Buchſtaben-ſcheuen Zeiten bald ein billiger Verleger zu Theil werden.

Böttiger.

VII.

Fortgesetzte Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Cultur in dem österreichischen Kaiserthume.

Geschrieben im April 1807.

Die neueren Gedichte von Theone (Tübingen, bei Cotta 1806, 254 S. 8.), einer ungarischen Dichterin, sind größtentheils mittelmäßig und nicht genug gefeilt. Schade, daß sie nicht ihre Freunde, die teutschen Dichter Jacobi und Pfeffel, deren Umgang sie lange genossen hat, eine bessere Auswahl treffen und die Härten im Sylbenmaße abfeilen ließ.

Consistorial-Rath Jacob Glatz in Wien giebt heraus: ein Andachtsbuch für die Jugend, eine Sittenlehre für junge Mädchen, und „die glückliche Jugend," eine Fortsetzung der „frohen Kinder." Eine kleine von ihm verfaßte Schrift über den im Februar dieses Jahres in Wien hingerichteten Banknotenverfälscher Justus, den er, nebst dem Vicar Bogsch zum Tode bereitete und

und

zur Richtstätte begleitete, fand solchen Beifall, daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen ward und eine zweite von 7000 Exemplaren gemacht werden mußte (Preiß 4 gl.). Sie enthält ein auf dem Richtplatze gesprochenes kräftiges Gebet und eine passende Ermahnungsrede an das Volk. Die Einnahme für die verkauften Exemplare hat Glatz für die Wittwe und das Kind des reumüthig gestorbenen armen Sünders bestimmt. Es sind bereits 1600 Fl. eingegangen. Die Erzherzöge Johann und Anton, und der Wiener Erzbischof haben an Glatz schmeichelhafte Schreiben erlassen und ihm Geldbeiträge zur Unterstützung der Familie des Hingerichteten geschickt.

An Rumi's Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1807 wird gedruckt. Er enthält viele schätzbare teutsche und lateinische Gedichte von Schmit, Gruber, Unger, Generich, Carlowsky, Terkind, Rumi, Vano und anderen. Die Fortsetzung erscheint zu Ende dieses Jahrs auf das Jahr 1808 für das ganze österreichische Kaiserthum, und wird Beiträge von Dichtern aus allen österreichischen Staaten enthalten. — Rumi's populäres Lehrbuch der Oeconomie für Oesterreich

und Ungarn erscheint in diesem Sommer bei Schaumburg und Compagnie in Wien in zwei Bänden. — Seine im Manuscripte schon vollendete neugriechische Grammatik sammt einem neugriechischen Lese- und Wörterbuch hat bisher in Oesterreich noch keinen Verleger gefunden. — Im Märzheft der neuen Annalen des österreichischen Kaiserthums steht eine Anweisung zur Bereitung der vom Professor Rumi erfundenen neuen Sparsuppe, und seine Biographie (geboren am 19ten November 1780 zu Igló in Ungarn).

Der ungarische Freiherr Carl von Kerekes gab heraus: „Zwei Abhandlungen über Metaphysik und Naturlehre, geschöpft aus Principien der reinen Vernunft, 1806." (2 Rthlr. Halle, in Commission bei Ruff). Dieses Werk ist bestimmt, die Realität der Anschauungen zu beweisen, eine Metaphysik gegen Kant zu begründen, und die Gründe aller Wissenschaften klar und deutlich darzulegen. Referenten ist diese Schrift bisher noch nicht in die Hände gekommen; er kann daher über ihren Werth kein Urtheil fällen.

Sehr brauchbar ist das Werk: Indices reales historici in decreta comitialia Regum

heiten ans Herz gelegt werden, die man ihnen nirgends auf eine weniger auffallende und tiefer eindringende Art beybringen kan als an einem Orte, wohin sie sich gewöhnlich nur der Ergötzung wegen zu begeben pflegen. Ich habe den Minister fünf oder sechsmal vor dem hiesigen Hofe spielen gesehen, und jedesmal bemerkt, daß die allgemeine Zufriedenheit der Zuhörer, der lebhafte Antheil, den sie an der Handlung und dem Schicksale der leidenden und geprüften Tugend nahmen, und die tiefen Eindrücke von gewissen Wahrheiten, die in dem Munde des verehrenswürdigen Hohenburgs zu Empfindungen und durch seine Thaten bestätiget werden,— den unwidersprechlichsten Beweis von der Güte dieses Stücks abgeben und dem Verfasser mehr Ehre machen, als alles Lob der Kunstrichter. Wenn der Mangel an Kunst in der Anordnung, an Feuer in der Ausführung, an Kraft und Wärme im Ausdruck und an Grazie im Styl einigen Stücken dieses Dichters auch nicht gänzlich ohne Grund vorgeworfen werden könnte, (Mängel, welche, das Uebertriebne im Tadel gewisser Kunstrichter davon abgerechnet, gröstentheils eine natürliche Folge der Umstände des Dichters sind) so würde dennoch der Ausspruch des Horaz von ihnen gelten,

Interdum speciosa locis morataque recte
Fabula, nullius Veneris, sine pondere et arte,
Valdius oblectat populum meliusque moratur
Quam versus inopes rerum nugæque canoræ.

Horaz

Hungariae sub auspiciis Josephi Palatini nova industtia conscripti a *Martino Georgio Kovachich*, Senquiciensi. Tomus I. Index realis geographico-topographicus. 1806. XLII und 479 S. 8. Ofen, in der königl. Universitätsbuchdruckerei.

Von des Michael Kunitsch (eines gebornen Ungarn) „Biographieen merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie" erschien das zweite Bändchen, Grätz bei Tanzer, 1805, 100 S. in 8., und das 3te 1806, 192 S. in 8. Das dritte Bändchen zeichnet sich vor dem zweiten aus.

In Böhmen erscheinen gegenwärtig zwei slawische Zeitschriften: *Slawjn*, eine Botschaft aus Böhmen an alle slawische Völker, von Joseph Dobrowski, Mitglied der königl böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag und der gelehrten Gesellschaft zu Warschau (Prag bei Herl. 8); und *Hlasatel Cesky* (der böhmische Verkündiger), herausgegeben von Johann Negedly, Doctor der Rechte und Professor der böhmischen Sprache und Literatur an der Prager Universität (Prag, in Commission bei Widtmann). Diese Zeitschrift bezweckt zugleich Unterhaltung und Belehrung, vor-

züglich aber Beförderung und Vervollkommnung der böhmiſchen Sprache und Literatur.

Sehr gut iſt das Werk: „Skizzirte Darſtellung der phyſikaliſchen Beſchaffenheit und der Naturgeſchichte des Herzogthums Steyermark, als Grundlage zur Beförderung und Verbeſſerung der Oeconomie und des Bergbaues in dieſem Lande.“ Von D. Franz Sartori. Grätz, bei Kienreich 1806. 279 S. 8. Sehr intereſſant iſt das neueſte Werk dieſes Verfaſſers: Naturwunder des öſterreichiſchen Kaiſerthumes. 2 Theile, mit Kupfern. 1807. 8. Wien bei Anton Doll (3 fl. 30 kr.).

Das Wiener Hof-Theater-Taſchenbuch auf das Jahr 1807 (Wien bei Wallishauſer, 190 S. 12.) verdient Lob. Die meiſten Aufſätze ſind von dem rühmlich bekannten Collin. Auch iſt unter dem Titel: „Apollonion; ein Taſchenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1807. Wien bei Degen. 196 S. 16.“ eine neue Blumenleſe erſchienen, die zur Kenntniß des Wiener Parnaß manche willkommene Beiträge liefert. Eine artige Ueberſetzung iſt: Claudine; ein Luſtſpiel in drei Acten; nach dem Franzöſiſchen des Pigault le Brun, für das k. k. Hoftheater. Wien

1806, gedruckt und verlegt bei Anton Pichler 76 S. 8. — Treitschke übersetzte das romantische Schauspiel Gozzi's: Zobeid, Wien bei Degen, 1807. 16. (1 fl. 45 kr.)

Durch ein k. Statthaltereidecret vom 18ten November 1806, Nro. 23039, ist den evangelischen Studirenden der Theologie in Ungarn der Ausgang auf teutsche Universitäten untersagt worden. Demselben Decrete zufolge soll ein theologisches Studium für die Evangelischen der A. C. zu Preßburg, und für die Reformirten in Debrezin errichtet werden.

Der Professor der Bildhauerei und Hofbildhauer Franz Zauner wird, wenn sein trefflich gedachtes und meisterhaft ausgeführtes Denkmal Joseph's II. in seiner letzten Vollendung da stehen wird, selbst eine Darstellung desselben herausgeben und sie mit einer in Kupfer gestochenen Abbildung begleiten.

Die durch Fuesli's Tod erledigte Stelle eines Custos der academischen Büchersammlung in Wien hat Joseph Ellmauer erhalten.

Am 28ſten Junius 1806 verlor Oeſterreich den vortrefflichen Orientaliſten Jakob von Wallenburg, den wir mit Grunde den Langles, Jones und De Sacy's des Auslandes an die Seite ſtellen. Seine intereſſante Biographie ſteht in den neuen öſterreichiſchen Annalen 1807, März. Am 2aſten Februar 1807 ſtarb leider auch der vortreffliche Orientaliſt von Jeniſch, k. k. Bibliothekar, durch ſeine Werke genug bekannt.

VIII.

Korreſpondenznachrichten.

1.

Aus England.

London d. 8. Mai. 1807.

Mir ſcheint es, daß die letzten Miniſter Recht hatten, und vielleicht wird England ihre Entlaſſung zu bedauern haben. Doch iſt das Volk ſehr mit dem neuen Miniſterio zufrieden, weil man den Ka-

tholiken spinnefeind ist. Alles schreit nopopery! und die größten Wüstlinge schreien am ärgsten. Der Englische Buchhandel und die Journalliteratur haben den ganzen Winter hindurch sehr geblühet und es sind etliche interessante Werke erschienen. Weil man in Teutschland an die Authenticität des Ossian glaubt, so wird dort vermuthlich das nun erschienene sogenannte Original nebst lateinischer Uebersetzung und Sir J. Sinclairs Dissertation Aufsehen machen. Für jetzt weiß ich noch nicht was darin steht: so viel aber weiß ich, daß der würdige Sinclair wenig Proselyten in England machen wird. Ungleich mehr Eindruck wird sein Code of Health machen, der in wenig Tagen erscheinen soll, und als eine Sammlung von Thatsachen und Erfahrungen auch bei Ihnen gelesen werden wird. Mason hat Grays Gedichte mit einer neuen vita des Dichters und dessen auserlesenen Briefen herausgegeben, worunter Ihnen Manches gefallen wird. Gray spricht sehr unceremoniös von den Gedichten Friedrichs des Großen, welche man zu einer gewissen Zeit auch in London verschlang. Phillips hat, wie gewöhnlich, auch wieder seinen Schnitt gemacht. Die Encyclopädie oder *Dictionary of Arts et Sciences* von Gregory in zwei Quartbänden, geht erstaunlich und bringt ihm wenigstens 10,000

Pf. reinen Profit, ohne die folgenden Ausgaben einzurechnen. Das Oxford Review, ein erbärmliches Ding, hat auch schon einen sehr großen Absatz, weil der Mann das Anpreisen besser, als alle seine Collegen versteht. Das bei ihm verlegte Westindia Common place book von Sir W. Young ist eine nützliche und mit eigenen Bemerkungen durchflochtene Compilation; aber die auch bey ihm erschienenen travels in Upper et lower Canada von Heriot ist eine Buchhändler-Speculation, in welcher man, außer den vielen hübschen Kupfern, nichts findet, das man nicht schon gelesen hätte. Ein ganz anderes Werk ist Janson's Stranger in America, das ich mit Nutzen und Vergnügen gelesen habe: der Verfasser war 13 Jahre ein Bewohner von Nord-Amerika und malt diese ehrlosen Menschen fast noch schlimmer ab als H. v. Bülow. Thornton's Turkey ist auch ein Werk von Verdienst, aber noch habe ich es nicht gelesen, eben so wenig als Reny's History of Jamaica. An skandalösen und satyrischen Ergießungen sind wir eben jetzt sehr reich. The rising sun ist ein derbes, obscönes Pasquill auf den Prinzen von Wallis, enthält aber trotz aller Schweinerei sehr viel Wahrheit. All the talents, eine Satyre auf das Foxische Ministerium, die aber äußerst parteiisch und unbillig ist, hat ein Gegenstück All

the blocks! veranlaßt, das wir ſtündlich erwarten und worin der arme Portland nebſt Melville, ꝛc. brav werden gekämmt werden. Außerdem haben wir noch Elisah's mantle, und ich weiß nicht wie viel andre ſatyriſche Gedichte. Ein Buch von ächtem Werthe iſt Clarkson's Quakerism, 3 Bände 8., worin dieſe treffliche Secte nach dem Leben und unparteyiſch von einem Manne geſchildert wird, der die Quäcker zu ſtudiren Gelegenheit hatte, als er (um die Abſchaffung des Sklavenhandels zu bewirken) Materialien zur Geſchichte deſſelben ſammelte. Es iſt auch eine neue, ſehr vermehrte Ausgabe von Walpole's Royal and noble authors erſchienen. Der Philolog Beloe, welcher ſeine Stelle am Brittiſchen Muſeum wider ſeine Schuld einbüßte, hat zwei ſehr unterhaltende und nützliche Bände aus den Raritäten des Brittiſchen Muſeums compilirt, die Sie mit Vergnügen leſen würden. Von Röhden's teutſcher Grammatik, welches ohne Widerrede unſere beſte iſt, erwarten wir die zweite Ausgabe ſehnſuchtsvoll; mittlerweile laſſen ſich die Engländer gefallen, die ſtupiden Arbeiten des Dr. Render zu brauchen. Wendeborn's Grammatik iſt auch ſehr unvollkommen. Es wird viel Teutſch gelernt. Eſcher hat ſich auf einmal hervorgethan, iſt in die ſtarkbeſuchte Straße Piccadilly im Hofquartiere

gezogen und macht nun dort sehr glänzende Geschäfte: er ist ein braver Schweizer. Bohn hat auch einen großen Vorrath teutscher Bücher, aber sie sind nicht geordnet. Weise, ein geschickter Mann, der in ein Paar Monaten fertig Englisch gelernt und sich mit allen Londner Buchhändlern in Verbindung gesetzt hat, wird mit einem Dutzend Ballen teutscher Bücher zurück erwartet, meistens bestellte Sachen, woraus Sie sehen können, daß teutsche Bücher hier stark in den Gang kommen. Schillers Werke werden jetzt am meisten gesucht und in ganz London kann man in diesem Augenblicke nicht ein Blatt von ihm zu kaufen bekommen. Das Athenaeum hebt sich schnell neben dem Monthly Magazine. Letzteres verliert dadurch nichts, sondern gewinnt durch die Competenz. Die andern neuen Journale sind nullius numeri und wer weiß, ob the cabinet, the literary Panorama, the Records of literature etc. nur das Jahr überleben. Der berühmte teutsche Botaniker Carl König, bisher Bibliothekar bey Sir Joseph Banks, hat durch dieses seines mächtigen Gönners Einfluß eine Stelle am Brittischen Museum erhalten, deren er sehr würdig ist.

2.

Aus Bayern.

München d. 4ten Juni 1807.

Noch iſt die neuorganiſirte Academie der Wiſſenſchaften nicht eröffnet. Aber nach ſo Manchem, was von dem Geiſte unſerer Regierung ausgegangen, und was auch in dieſer Sache ſchon geſchehen iſt, kann an der baldigen Eröffnung derſelben nicht mehr gezweifelt werden, was man auch da und dort von einem „Stein der Hinderniſſe, welcher der Armen ſchwer auf der Bruſt liege, oder von einem über Kabale und Finſterniß ſchwer zu erringenden Siege“ vorbringen mag. Der ehrwürdige Jacobi, noch immer kräftig und lebhaft, ſelbſt bei einer ſchon ehedem und lange ſchwächlichen Geſundheit, iſt zum Präſidenten der Academie förmlich ernannt. In wenig Tagen wird nun der von ihm vorgeſchlagene Generalſecretair, der würdige Schlichtegroll, von Gotha ankommen, und dann das Ganze, indeß noch ſonſt Eins und das Andere vorbereitet ward, neulebendig hervorgehen. Breyer, ſeit 2 Jahren Profeſſor der Univerſalgeſchichte zu Landshut, hat dort mit glänzendem Beifall und Erfolg für das Rechte ge-

wirkt. Nun iſt er auch Mitglied der neuen Academie geworden, wo denn freilich auch das Schickſal ſeine Hand, wie öfters im Gewebe dieſes Lebens, mit im Spiele gehabt hat. Ob der, noch jüngere Mann, wohl nicht nach einiger Zeit um jenes ſchönen Wirkens willen an die Univerſität zurückgehen wird? Iſt doch zwiſchen Academie und Univerſität ein inneres Band! — Sie wundern ſich mit Vielen, daß Schelling Academiker ward. Das iſt aber ganz natürlich und zum Theil oder in einer gewiſſen Hinſicht ſchön zugegangen. Allerdings hatte Schelling keinen rechtlichen Anſpruch auf Penſion von Baiern. Konnten doch Mannert und Wagner in Würzburg bleiben! Allein da er nun einmal, bei dem letzten Regentenwechſel die Profeſſur zu Würzburg verlaſſen und ſich Baiern in die Arme geworfen, ſo bewahrte ihm die Liberalität der Regierung die Penſion und dann, ſein Talent und ſeine Kenntniſſe würdigend, eine Stelle in der Academie, da ihm die Staatsweisheit keine Profeſſur mehr zugeben wollte. „So ſteht Schelling nun neben Jacobi und Weiller, den entſchiednen Gegnern ſeiner Lehre. Aber ſchön leuchtet ſo die Unparteilichkeit der Regierung; und kann nicht in der Academie, unter Männern, eine wohlthätige Reibung ent-

Horaz ſagt dies (und die Erfahrung iſt hierinn völlig auf ſeiner Seite) unmittelbar nach der Stelle, wo er die dramatiſchen Dichter anweiſet, das Ideal guter Sitten und eines tugendhaften Lebens nie aus den Augen zu verlieren, und aus den Werken der Sokratiſchen Schule eine Philoſophie zu ſchöpfen, ohne welche es, ſeiner Meynung nach, unmöglich iſt, was Gutes zu ſchreiben; ein Rath, dem der Verfaſſer, von welchem die Rede iſt, nachzukommen, ſich zum vorzüglichſten Augenmerk zu nehmen ſcheint. Bey einem Stücke, welches ſich durch ſeine ſittliche Güte empfiehlt, entſcheiden, wie mich däucht, der Beyfall und die Thränen der Zuſchauer zwiſchen dem Autor und dem Kunſtrichter. Wie viel hat nicht der letzte, wenn er die **Clementina** eben dieſes Dichters mit kaltem Blute prüfet, gegen das Romantiſche des Sujets, gegen die langen ziemlich ermüdenden Erzählungen, gegen den teufliſchen Charakter der Laura, gegen die Unwahrſcheinlichkeit der groſſen Menge ſchnell auf einander folgender *Heureuſement!* von welchen die glückliche Entwicklung des Stücks abhängt, u. ſ. w. einzuwenden? Allein, Troz dem Kunſtrichter und allem Recht das er vielleicht hat, habe ich bey wiederholten Vorſtellungen dieſer Clementina in jedem Auge Thränen geſehen, und beynahe aus jedem Munde den lebhafteſten Beyfall vernommen. Braucht man einen andern Beweis, daß der Dichter ſeinen Zweck erreicht hat? Gleichwohl kan ich mich nicht entbrechen zu wünſchen,

ſtehen? Glücklich war der Fall, da Weillers Bruſtübel, das ihn zur Profeſſur, zum Docireh, aber nicht zur academiſchen Arbeit untauglich macht, gerade um die Zeit jener neuen Organiſation fiel!

Bemerkenswerth iſt auch, daß mit dieſem Schuljahre das theologiſche Studium hier aufgehoben iſt, und Profeſſor Salat, der jetzt bei Cotta unter der Aufſchrift: Verſtand und Vernunft eine Anſicht der Philoſophie bloß für gebildete Leſer, nicht für die Schule herausgiebt, iſt zur Profeſſur der Philoſophie an die Univerſität in Landshut berufen. Profeſſor Römer, beſonders verdient als Schriftſteller des Kirchenrechts, erhält eine beſonders gute Pfarrei; und der andre, Profeſſor Schneider, iſt zum Profeſſor der Theologie in Landshut ernannt: ein trefflicher Menſch und Lehrer!

Noch bleibt indeß dem Lyceum — als „Mittelſchule", nach dem bekannten Schulplane — das philoſophiſche Studium, ganz ſo dem Weſen nach, wie an der Univerſität! Was denken Sie: ſollte man die Philoſophie, für angehende Jünglinge, ganz an das Lyceum verpflanzen, ſo daß an der Univerſität nur poſitive Wiſſen-

ſchaften gelehrt würden, und etwa am Ende noch ein Kurſus der Philoſophie als Vereinigungspunct — für die nun reifern jüngern Männer, in der höhern Potenz — Statt fände; und ſo, daß beſonders unſre Jünglinge ſchon reifer, älter, auf die Univerſität kämen? Oder ſollte die Philoſophie ganz auf die Univerſität verlegt werden, und folglich das Lyceum, wie es bisher im katholiſchen Teutſchlande beſtand, ganz aufhören? Offenbar war ſelbiges bisher eine Nebenuniverſität, in Anſehung der Philoſophie und Theologie.

Köppen, der mit Jacobi, ſeinem väterlichen Freunde, die „Lehre des abſoluten Nichts" ſo trefflich darſtellte, iſt zum Profeſſor in Landshut vorgeſchlagen, und mit einer ſchönen Beſoldung angenommen: zeither Prediger in Bremen.

Von Niethammer, dem neuen Rathe für die proteſtantiſche Schule, der bereits in München angekommen iſt, erwarten wir mit Grunde da und dort Beſſeres; denn auch zu deſſen Behufe greift zuweilen Eins ſchön in das Andre.

S.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Probe aus der Sammlung eines Naturdichters. 209

Das Marienbild. 209

Als keine Sternkarte mehr im Thüringer Boten kam. 212

Beim Sonnenuntergange am ersten Jan. 1802. 213

2. Achilles in Leuke. 214

II. Uebersetzungen.

Virgils fünfte Ekloge. 217

III. Probe eines Gedichts im Siebenbürgisch-sassischen Dialekt. 226

IV. Doktor Gall in München. 228

V. Widerlegung der in mehreren Norddeutschen Zeitblättern gemachten Bemerkungen über die griechische Nation. 250

VI. Ueber die neugriechische Literatur. . . . 250

Seite

VII. Fortgesetzte Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Kultur in dem östreichischen Kaiserthum. 256

VIII. Correspondenznachrichten.

1. Aus England. 262
2. Aus Baiern. 267

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

8. Stück. August 1807.

1. Bücher-Anzeige.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von St. Petersburg über Moskwa, Grodno, Warschau, Breslau nach Teutschland, im Jahr 1805. In Briefen von G. Reinbeck. Zwei Thle. Leipzig, bei W. Rein. 1806. 3 Rthlr.

Seit langer Zeit ist über Rußland kein so angenehm und reichhaltig unterhaltendes Buch erschienen, als das obengenannte. Der Verfasser lebte eine Reihe von Jahren als öffentlicher Lehrer in St. Petersburg; wenn daher seine Bemerkungen auf der Rückreise auch nur flüchtig gemacht wurden, so geschah es doch mit einem geübten, schon mit den Gegenständen vertrautem Blicke, und mit ausgebreiteter Kenntniß derselben. Uebrigens sind die Bemerkungen, zu welchen ihm die Reise selbst den Stoff darbot, nicht der Hauptheil des Buches, sondern die statistischen und historischen Nachrichten, die Anekdoten, die charakterisirenden Schilderungen sind es, zu welcher sie ihm den Anlaß gab. Ueber Katharina, über Kaiser Paul, über Suwarow und eine große Anzahl berühmter sowohl, als blos vielgenannter Personen, findet man einen Reichthum von Aufschlüssen und Andeutungen, von denen viele selbst dem Geschichtschreiber wichtig seyn müssen. — Unter den Ortschilde-

rungen wird vorzüglich, was hier über Meskua gesagt wird, vielen neu, allen anziehend seyn.

---

1. Neue Bücher, welche seit der Ostermesse 1806 — 1807 in der Kriegerschen Buchhandlung erschienen und zu haben sind (während der Messe) in Leipzig unter dem Gewandhause No. 2. und in allen übrigen guten Buchhandlungen.

(Mit * sind Commissionsartikel.)

Anweisung, kurze, die Haarseile oder Eiterbänder und Fontenelle bei den Krankheiten der Pferde nutzlich anzuwenden. 8. 1806. 2 gGr.

Anweisung für die Schullehrer in der Grafschaft Wittgenstein. 8. 2te Aufl. 1806. 8 gGr.

Bauer, Dr. Aut., Grundsätze des peinlichen Prozesses. gr. 8. 1806. 1 Rthlr 12 gGr.

— — Elementarsystem der Rechtswissenschaft. 1ter Thl. enthält: Naturrecht. 8. 1807.

Belehrungen eines erfahrnen Pferdekenners über den Strengel, die Lunge, den Rotz, den Koller und die Lungensucht der Pferde. 8. 1806. 4 gGr.

Biskamp, E. C., Versuche im Gebiete der Moralphilosophie für gebildete Leser aus allen Ständen. 8. 1807. 16 gGr.

Briefpost, die blitzgeschwinde, oder sinnreiche Kunst des Orients, Tauben zum Bestellen der Briefe abzurichten, nach dem Arabischen des Michael Saddag. 8. 1807. 3 gGr.

v. Burgsdorfs Anleitung zur sichern und zweckmäßigen Anpflanzung der einheimischen und fremden Holzarten. gr. 8. 2te verbess. Aufl. 1 Rthlr. 8 gGr.

Busch, J. D., System der gesammten Thierarzneikunde. 1ter u. 2ter Thl. 8. 1806 und 1807. 3 Rthlr. 8 gGr.

v. Cancrin, F. D., vollständige Abhandlung von den Oefen und Kaminen im Russischen Reiche und ihrem bessern Bau ꝛc. Mit 10 Kupf. 8. 1806. 1 Rthlr. 8 gGr.

— — vollständige Abhandlung vom Theerbrennen. Mit 5 Kupf. 8. 16 gGr.

Degerando, J. M., vergleichende Geschichte der Systeme der Philosophie, mit Rücksicht auf die Grundsätze der menschlichen Erkenntniß. Aus dem Franzöſ. mit Anmerkungen von Professor Tennemann. 1r u. 2r Thl. gr. 8. 1806 und 1807. 4 Rthlr.

Denkwürdigkeiten, Hessische, herausgegeben von K. W. Justi. 4r Bd. 1e und 2e Abtheil. 8. 1806. 3 Rthlr. 6 gGr.

Dispensatorium Elect. Hassiacum, curavit Ph. L. Piderit. 8maj. 1806. 1 Rthlr. 12 gGr.

Dasselbe teutsch, durchgesehen von Hrn. Oberhofr. Piderit und mit Vermehrungen übersetzt von Dr. Elias. gr. 8. 1807. 1 Rthlr. 8 gGr.

Euklids Elemente von Hauff übersetzt. 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 1807. 1 Rthlr. 12 gGr.

Jenner, D. H., das Schlangenbad in medicinischer Rücksicht. 8. 1806. 6 gGr.

* Gedike, lateinisches Lehrbuch, verbessert herausgegeben von P. Wernebura. 8. 1806 6 gGr. (Man lese die Vorrede).

Index plantarum Marburgensium. 8 1807. 6 gGr.

Kulenkamp, C. J., das Recht der Handwerker und Zünfte. 8. 1807. 1 Rthlr.

— — Versuch einer Geschichte der Stadt Aroſa in der Grafschaft Ziegenhain. 8. 1806. 12 gGr.

Lorsbach, G. M., neue Beiträge zu den Apokryphen des neuen Testaments, aus den heil. Büchern der Johannisjünger. 8. 18 gGr.

Memoriae Professorum clarissimorum Marburgensium. T. I. 4. 20 gGr.

Museum für biblische und orientalische Literatur, gemeinschaftlich angelegt von A. J. Arnoldi, G. W. Lorsbach und J. M. Hartmann. 1n Bandes 1s Stück. gr. 8. 1806. 18 gGr.

Predigten, abgekürzte, zur Familien-Erbauung und in Filialkirchen zum Vorlesen, herausgegeben von J. B. Müller. 2te verb. Aufl. 4. 1 Rthlr. 12 gGr.

Rathgeber, der erfahrne, beim Einkauf der Pferde, die Mängel und Gebrechen derselben zu erkennen und den Betrügereien der Roßhändler auszuweichen. 8. 1806. 4 gGr.

Reinholds, L., kurze Anleitung zur praktischen Feldmeßkunst und Quadratrechnung. Mit Kupf. 8. 1807. 8 gGr.

Schauspiele.

Zwei Augen für eins, Schauspiel in zwei Aufzügen von P. L. Bunsen. Mit K. 8. 1807. 6 gGr.

Schwab, Dr. Ernst, vermischte Schriften veterinärischen Inhalts. 24 St. 8. 1806. 12 gGr.

* Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber v. Hrn. von Wildungen auf's Jahr 1806. mit illum. Kupf. 12. 1 Rthlr. 12 gGr.

* Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber für das Jahr 1794. 1795 u. 1796. 2te Auflage. 12. Der Jahrgang 16 gGr.

* Dasselbe auf das Jahr 1807, gemeinschaftlich herausgegeben von den Herren v. Wildungen und Regierungsrath Bunsen, mit Kupf. 12. 1 Rthlr. 12 gGr.

Thurnß, W. Chr., neuestes allgemeines Lesebuch für die ersten Bedürfnisse der Kinder in ihren verschiedenen Lagen und Verhältnissen. 8. 1807. 12 gGr.

— — die göttliche Erziehung des Menschen. Ein Leitfaden für Prediger und Schulmänner zum Gebrauch für Schulen und Confirmanten 8 4 gGr.

Versuch einer Anweisung zur Geburtshülfe der Pferde. 8. 1806. 4 gGr.

Wachler, Grundriss der Geschichte der ältern und neuern Zeit; als Handschrift für seine Zuhörer gr. 8. 1 Rthlr.

Wolfrath, F. W., liturgisches Handbuch, oder Anhang zu der Schleswig-Holsteinischen Kirchenagende. gr. 8. 1806. 12 gGr.

Wörterbuch für Forst- und Weidmänner. 2e verbesserte Aufl. von Thon. gr. 8. 1807. 18 gGr.

Von folgenden ältern Werken sind bei mir zu haben:

Hofacker, G. Chr., Grundsätze des römisch-teutschen Civil-Rechts. 1r Band mit Zusätzen. gr. 8. 1805. 1 Rthlr. 8 gGr.

Kerstinq vom Branntweinbrennen. 8. 16 gGr.

Kopp, E. P., Nachricht von der ältern und neuern Verfassung der Gerichte in Hessischen. 2 Thle. 4. 1767—71. 3 Rthlr. 12 gGr.

— — Ulr., Handbuch zur Kenntniß der Heſſencaſſelſchen Landesverfaſſung und Rechte. 6 Bände. 4. 1779—1804. 18 Rthlr.

Pfeiffers, J. J., Unterricht in der chriſtl. Religion. Neue Aufl. 8. 5 gGr.

Piderit, Ph. J., practiſche Annalen vom Militair-Lazareth zu Caſſel. 4 Stücke. 8. 1794—99. 1 Rthlr. 8 gGr.

— — neues practiſches Archiv. 2r Bd. 1s St. 1801. 16 gGr.

Noch ſind zur Oſtermeſſe 1807 folgende Schriften neu erſchienen:

Bibliſche Gotteslehre oder der ächtbibliſche Glaube von Gott dem Vater, Sohn und h. Geiſt. 8. 1807. 4 gGr.

Hartig, G. L. 4 Forſttabellen, zum Behuf der Großherzogl. Forſte im Naſſauiſchen gr. Fol. 12 gGr.

Der Landprediger bei ungewöhnlichen Todesfällen, ein Wegweiſer für meine jüngern Amtsbrüder von T. 8. 1807.

Stein, G. W. des Aeltern, geburtshülfliche Wahrnehmungen, 1ſter Band, herausgegeben von G. W. Stein junior. gr. 8. 1807. 1 Rthlr. 8 gGr.

L. A. Krebs, Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie. 4te von Hrn. Hofr. Langsdorf verbeſſerte Auflage. m. K. 8. 6 gGr.

Anweiſung, untrügl. für Thierärzte 1) die Rindviehpeſt zu curiren, 2) Pferde zu engliſiren und zu wallachen, 3) Haarſeile anzulegen und 4) bei Operationen der Pferde ſich vor ihren Widerſetzlichkeiten zu ſichern. 8. 6 gGr.

II. Nachricht für Reiſende,

welche Caſſel und Wilhelmshöhe beſuchen wollen, finden darüber ausführliche Nachricht in dem Buche, das bei Krieger in Marburg unter folgendem Titel erſchienen iſt:

Caſſel in hiſtoriſch-topographiſcher Hinſicht, nebſt einer Geſchichte und Beſchreibung von Wilhelmshöhe

und seinen Anlagen. Nebst einem vom Hrn. Baurath Schrumpf gezeichneten und von Hrn. Böttger sen. in Leipzig vortrefflich gestochenen Grundriß; kostet 2 Rthlr. gebunden.

Die Beschreibung von Wilhelmshöhe apart kostet 8 gGr. Exemplare davon sind in allen Buchhandlungen zu haben.

IV. Morgenblatt für gebildete Stände.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen wird erscheinen:

Morgenblatt für gebildete Stände.

Der Zweck dieses Tagblattes ist: eine Anstalt zu begründen, die mit Ausnahme jedes politischen Gegenstandes Alles umfassen soll, was dem gebildeten Menschen interessant seyn kann, und die also keine andere Tendenz haben wird, als diejenigen Kenntnisse zu verbreiten, welche zur geistigen und sittlichen Kultur nothwendig sind, und auf dem Wege der Unterhaltung die angenehmste Belehrung gewähren.

Fern von allem gelehrten Gepränge wird sie mithin nur diejenigen literarischen und artistischen Kenntnisse verbreiten, welche nicht bloß Gegenstände der Schule, sondern von der Beschaffenheit sind, daß sie dem gebildeteren Publikum gleichsam angehören; sie wird ohne irgend eine Systemsucht die Leser mit den besten ästhetischen und allgemein lesbaren Werken Teutschlands und des Auslands bekannt machen und das Wahre und Schöne in den Erscheinungen der redenden und bildenden Künste ausheben.

Was größere Städte und Völker für die Sitten- und Kultur-Geschichte Interessantes darbieten, was einzelne Menschen, auf welcher Stufe der bürgerlichen Gesellschaft sie auch stehen, für die Zwecke der Menschheit Großes und Gutes thun, was von den Schöpfungen der Künste, insbesondere der Schauspielkunst, der Aufbewahrung werth ist, wird dieses Blatt dem Publikum mit Geist und Treue geben.

Durch eingestreute Gedichte, Anecdoten, literarische Notizen, Nachrichten von neuen gemeinnützigen Erfin-

daß sowohl im Minister als vornehmlich in der Clementina die eingemischten und in der letztern bey Publication des Testaments auf eine widerliche Art auffallende komische und ans Burleske grenzende Züge weggeblieben seyn möchten, und daß der Herr Verfasser bey einer neuen Auflage hinlängliche Aufmerksamkeit darauf möchte wenden können, dem Styl hier und da eine gewisse Härte und überhaupt dem Colorit seiner Gemählde das Trockne und Herbe zu benehmen, welches bey Geschäften, wie die seinige, der Schreibart unvermerkt eigen zu werden pflegt. Während daß ich dieses schrieb, kam mir der **dritte Theil** der **Theatralischen Werke** des Freyherrn von **Gebler** zu, der seit kurzem in der Waltherischen Buchhandlung zu Dresden erschienen ist, und, ausser dreyen schon besonders gedruckten Stücken, den **Thamos**, König von Egypten, ein heroisches Drama in fünf Aufzügen enthält. Ich behalte mir vor von diesem **Meisterstücke** der Geblerischen Muse nächstens umständlicher zu reden. Alles, was ich itzt davon sagen kan, ist, daß es selbst unter den besten Stücken seines Urhebers und (wenige mit dem Stempel des Genie und der Unsterblichkeit auf die vorzüglichste Weise bezeichnete Werke andrer Dichter ausgenommen) unter allen deutschen Original-Schauspielen hervorglänzt.

Von dem Verfasser des deutschen **Macbeth** hat der Autor meines Textes überhaupt viel Böses gesagt. Es würde mir leid thun

einen

tungen u. s. w., wird es die Freunde der geistreichen Unterhaltung befriedigen, und eine Auswahl vorzüglicher Zeichnungen; Kupferstiche und neuer Musikalien, welche von Zeit zu Zeit erscheinen werden, soll es für den Kunstkenner, wie für den Liebhaber anziehend machen.

Die stehenden Artikel sind demnach:

I. Schöne Literatur.
Uebersicht des Zustandes derselben in Teutschland, Frankreich, Großbritannien ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der französischen, englischen, italienischen, holländischen ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst.
Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc. — Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Teutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen: Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker.
Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen.
Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungsgeschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen.
Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art: kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte.
Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und teutschen Gedichten.

VII. Miszellen.
Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen. Räthsel. Charaden und dgl.

VIII. Zeichnungen, Kupferstiche, musikalische Kompositionen ꝛc. als Beilagen.

Die Vereinigung mehrerer der beliebtesten teutscher und auswärtiger Schriftsteller und einsichtsvoller Korrespondenten zu Beiträgen für dieses Tagblatt verbürgt den Werth, den es erhalten soll.

Jeder Beitrag von Andern, die sich für den Fortgang des Instituts interessiren, soll willkommen seyn, wenn er der Idee des Ganzen entspricht, und das Morgenblatt durch sein Gewand nicht entstellt.

Es ist nicht die Absicht des Herausgebers, sich mit dieser Zeitschrift an die Stelle anderer beliebten Institute dieser Art zu setzen. Sie soll neben diesen einherschreiten und fern seyn von ihr alle Ausfälle des Unmuths oder der sich selbst zerstörenden Streitsucht.

Sie wird den Stempel keiner Partei tragen, und — unbekümmert um den literarischen Anhang des Einzelnen und noch mehr um seine Persönlichkeit — Wahrheit, Besonnenheit und Humanität in allen Urtheilen sich zum Grundsatze machen.

Auch für die äußere Eleganz wird durch Papier und Druck aufs beste gesorgt werden und der Verleger wird es sich zur Pflicht machen, dieser Zeitung auch in dieser Beziehung den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben.

Täglich, Sonntag ausgenommen, soll ein Blatt erscheinen, schön und correkt gedruckt. Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. Sächs., wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kann.

No. VI.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs,

ſo wie auch des

Geogtaphiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Junius 1807.

I. Erſchienene Neuigkeiten

im Junius

UND DEREN INHALT.

1.

Guide des voyageurs en Europe par Mr. Reichard. *Cinquième* Edition originale I. II. III. Vol. avec un Atlas Itinéraire. 8. Weimar au Bureau d'Industrie. 1807.

Der *Guide des Voyageurs en Europe* des Hrn. R. Reichardt, wurde wegen ſeiner hohen Brauchbarkeit von Reiſen-

den aller Nationen benutzt und wohl aufgenommen. Drei schnell genug auf einander folgende Ausgaben geben nicht nur hiervon, sondern auch von dem Bestreben des Verfassers und der Verlagshandlung, dies nützliche Werk immer mehr zu vervollkommnen, bei ihrer Vergleichung den deutlichsten Beweis.

Wir liefern jetzt die fünfte Ausgabe davon, da die vierte ohne Einwilligung der Verlagshandlung, in Paris bei Langlois veranstaltet worden ist. Diese vierte Ausgabe, welche weiter nichts, als ein höchst verstümmelter und in 2 Bände zusammengedrängter Nachdruck unserer 3 Bände der 3ten Ausgabe ist, nöthigte also den Herrn Verfasser und uns zu dieser neuen 5ten Ausgabe.

Diese fünfte Original-Ausgabe unsers Guide des Voyageurs in 3 broschirten Octav-Bänden, mit einem besondern Atlas Itinéraire, unterscheidet sich von den früheren nicht allein durch die zahlreichsten Verbesserungen in Bezug auf politische Geographie, Beschreibung der Städte, und größere Vollständigkeit der Post-Curse und Reise-Routen, sondern auch durch eine größere Vollständigkeit in Rücksicht der Charten, welche dem Reisenden die Wege zeigen. Früher enthielt er die Post-Charten von Europa und Teutschland von Hrn. Güssefeld, dann eine Charte der Schweiz nach Coxe; alle drei Charten in 2 Blättern. Bei der neuen Ausgabe sind zu diesen noch folgende zwei, nämlich:

Die neueste Postcharte durch Frankreich, und die

Postcharte durch Italien und Dalmatien

hinzugekommen. Beide empfehlen sich für den Zweck dieses Werkes, hauptsächlich durch genaue Angabe der neuen Straßen über den Mont Cenis und der Straße über die östreichische und italienische Gränze, durch das ehemalige Gebiet der Republik Venedig. Außerdem sind die 13 Panoramas des Curiosités der Hauptstädte geblieben.

Diese fünfte Original-Ausgabe des *Guide des Voyageurs*, kostet 9 Rthlr. Sächs. oder 15 Fl. Reichs Cour. Der Atlas Itinéraire aber ohne das Werk, 3 Rthlr. oder 5 Fl. und ist in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen in und außer Teutschland zu haben.

Weimar den 24. Mai 1806.

J. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Erste Lieferung der topographisch - militärischen Charte von Teutschland in 204 Blättern.

Wir zeigen hiermit die erschienene I. *Lieferung* unserer grossen *topographisch - militärischen Charte von Teutschland* an, welche in 4 Blättern die

Sect. 58. *Magdeburg*,
Sect. 68. *Heiligenstadt*,
Sect. 69. *Eisleben*,
Sect. 94. *Meiningen*

enthält, und hoffen, unserm Versprechen zu Folge, von jetzt an jeden Monat eine solche Lieferung leisten zu können.

Bei dieser Gelegenheit glauben wir noch Folgendes bequem bemerken zu können, welches das Publikum in den Stand setzen wird, ein vorläufiges bestimmtes Urtheil über den Werth dieses Unternehmens zu fällen.

Unsere Absicht bei demselben war: bei dem in Kriegszeiten von dem Militär, den Ortsobrigkeiten und dem Bürger mehr als je gefühlten Bedürfnisse einer

möglichst *vollständigen*,
möglichst *wohlfeilen*,
und jeder *Verbesserung* leicht fähigen

Charte von Teutschland, in einem für den Gebrauch bequemen Formate, abzuhelfen; da zwar in manchen Gegenden Teutschlands durch aufgeklärte Regierungen theils Anstalten zu trigonometrischen Vermessungen gemacht, theils solche wirklich vollendet sind, von diesen aber wohl mehrere vor der Hand nicht in die Hände des Publikums kommen dürften, in anderen Gegenden Teutschlands aber in dieser Hinsicht noch gar nichts geschehen ist; auch der Besitz der bis dahin vorhandenen vorzüglichsten Charten über einzelne Gegenden Teutschlands bei weitem nicht hinreicht, um auch nur ein erträgliches Bild von dem Ganzen zu erhalten. Wir wünschen also mit dieser *Charte von Teutschland* das zu

leisten, was ein *billiger* und *sachkundiger* Geograph nach *den bis jetzt vorhandenen, zugänglichen Hülfsmitteln* erwarten konnte, und zweifeln keineswegs, daß nicht manche Blätter, und selbst einzelne Stellen der vier gegenwärtigen Sect., Berichtigungen und Ergänzungen bedürfen sollten. Mit herzlichem Danke werden wir daher Beiträge dazu von jedem sachkundigen Geographen, und auch von Jedem, der uns über die Umgebungen seines Wohnorts etwas in dieser Hinsicht Belehrendes mitzutheilen für gut findet, annehmen und sorgfältig benutzen; theils durch Correcturen auf den Platten, theils wenn sie weitgreifend sind, durch Vertauschung der fehlerhaften Platte mit einer neu gestochenen, deren Abdrücke die Besitzer der Abdrücke der vorhergehenden Platte gegen Zurückgabe derselben von uns unentgeldlich erhalten können. Lieblose unverständige und hämische Kritiken, an denen es vielleicht nicht fehlen dürfte, werden wir nur dann gebührend beantworten, wenn sie ohne Belehrung und lediglich darauf gestellt sind, das Urtheil des Publikums über unsere, wie wir glauben, gemeinnützliche, und ohne Anmassung gemachte, Unternehmung irre zu leiten.

Weimar, den 1. Juli 1807.

Das geographische Institut.

3.

Journal des Luxus und der Moden. 1807. 68 St.

Inhalt.

I. Hauswirthschaft. Schreiben eines Landpredigers an seine Tochter. II. Kunst. 1. Die Göttin des Friedens. Bildsäule von Chaudet in Paris. Sonnet. 2. Zoega's Sammlung antiker Basreliefs. 3. Tatham's neues Ornamentenwerk. 4. Gemälde-Ausstellung in Dresden. (Fortsetzung und Schluß des Aufsatzes im April des Journ. d. Moden.) 5. Gassa's Gallerie der Architektur. III. Theater. Italienisches und teutsches Theater in Dresden. IV. Musik. 1. Bernhard Romberg in Leipzig. 2. Chladni in Heidelberg. V. Miscellen und Modenberichte. 1. Nothwendigkeit für den Gourmand, die Zeit genau zu beobachten. 2. Neue Moden aus Paris. VI. Ameublement. Geschmackvolle Lampe von Bronze. VII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Junius 1807.

F. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. 6s St.

Inhalt.

Abhandlungen. *De Guignes* Bemerkungen über Barrow's Reise nach China.

Bücher - Recensionen. 1. *Bruns*, allgemeine Erdbeschreibung. I. Theils, 2te Abth. 2. *Reinbeck's, G.*, flüchtige Bemerkungen auf einer Reise etc. 3. *Gottschalk's, Kr.*, Taschenbuch für Reisende in den Harz. 4. Almanach imperial pour l'an 1807. 5. Perú nach seinem gegenwärtigen Zustande aus dem Mercurio peruano. Erster Th.

Charten - Recensionen. 1. Darstellung der Schlacht bei Jena u. s. f. 2. Nachricht von der Schlacht bei Pr. Eylau. 3. Charte der Stadt und des Havens von Danzig. 4. Plan de la ville de St. Petersbourg. 5. Plan von Moskwa. 6. *de Lipszky* Mappa Hungariae. Sect. II. III.

Vermischte Nachrichten. 1. Reise der Herrn v. *Humboldt* und *Bonpland*. 2. Auszug eines Schreibens des Hrn. Artilleriemajor *Haas*. 3. Neueste Bevölkerungsliste der Departemente Frankreichs und ihrer Hauptstädte. 4. Biographische Notiz über *Const. J. Phipps*, *Lord Mulgrave*. 5. Kurze Notizen. (Meiningen. — Helvetien. — Dänemark. — Island.)

* * *

Zu diesem Stücke gehören:

1. Das Portrait des *Lord Mulgrave*; 2. Charte der *Pampa del Sacramento* im innern Peru; 3. Uebersicht der vom Hrn. Art. Maj. *Haas* in Darmstadt neu unternommenen topographischen Charte des Grosherzogthums Hessen.

Weimar im Junius 1807.

F. S. pr. Landes - Industrie - Comptoir.

5.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur. 1807. V. u. VI. Stück.

Inhalt des V. Stücks.

I. Andenken an Sophie von la Roche. (Als Beilage zu ihrem Porträt im Titelkupfer.) II. Juvenals XIV. Satire. Ueber die Erziehung. III. Churfürſt Auguſt von Sachſen und Lukas Cranach der Jüngere. IV. Auszug aus einem Schreiben eines Reiſenden über Kunſtgegenſtände in Stuttgard.

* * *

Inhalt des VI. Stücks.

I. Die Ausſtellung der Kunſtwerke zu Dresden im J. 1807. Elegieen von Fr. Thierſch. I. Adonis, gemalt von Gerhard von Kügelgen. II. Moſes Bildniß, gemalt von demſelben. III. Chriſtus Bildniß, gemalt von demſelben. IV. Die Marieen am Grabe, gemalt von Hartmann. II. Proben einer metriſchen und gereimten Ueberſetzung des Corans. III. Auguſt Gottlieb Meißner's Schwanengeſang. IV. Ueber ein ſeltenes Manuſcript der Göthaiſchen Bibliothek, enthaltend die Ueberſetzung der Bibel in die Murans-drulla, eine unbekannte, ſelbſt erfundene Sprache. (An Herrn Hofrath Böttiger in Dresden.) V. Ideen der Baukunſt. VI. Nekrolog. Johann Anton Eberl. VII. Korreſpondenznachrichten. 1. Neuere Erſcheinungen im Fache der Literatur in Wien. 2. Ueber den Griechen Coxan.

Weimar im Junius 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin 1807. III. u. IV. Stück.

Inhalt des III. Stücks

II. Garten-Baukunſt. Entwurf zu einem Badehäuschen für einen Garten. (Mit Abbild. auf Taf. 5.) III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Methode, große und wohlſchmeckende Ananasfrüchte auf eine einfache Art zu erzie-

ben. IV. Blumisterei. 1. Ueber die Behandlung der Iris Susiana in Blumentöpfen. 2. Anweisung zur Erziehung der Tuberose in Blumenscherben. 3. Richtige Beschreibung und Behandlung der beiden schön blühenden Amaryllisarten: Amaryllis Belladonna major, und der Amaryllis Regina, nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. 1. Ueber den Möhrenbau. 2. Ueber den Bau der Garten-Erbsen. 3. Meine Erfahrungen über die Vegetation der ägyptischen oder proliferirenden Zwiebel. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. A. Himbeeren. a. Die Himbeere von Chili. (Mit Abbild. auf Taf. 6.) b. Die Himbeere von Malta. (Mit Abbild. auf Taf. 6.) B. Kernobstsorten. Die rothe Reinette. (Mit Abbild. auf Taf. 7.). 2. Ueber Anbau des Obstes und Pflanzung mehrerer Obstbäume. 3. Ist das Pfropfen weiter nichts als eine bloße Charlatanerie? XI. Garten-Miscellen. 1. Woher rühren die Ausartungen unserer Gartengewächse, und wie sind sie zu verhüten? 2. Ein Beitrag zu dem Aufsatz: Ueber die Bestellung der Treibeblumen aus Holland, zu S. 438 des XI. Stücks 1805 dieses Garten-Magazins.

Zu diesem Stücke gehören folgende Abbildungen:

Tafel 5. Entwurf zu einem Badehäuschen. Taf. 6. a. Die Himbeere von Chili. Taf. 6. b. Die Himbeere von Malta. Taf. 7. Die rothe Reinette.

Inhalt des IV. Stücks.

II. Garten-Baukunst. Entwurf zu einer Gärtnerwohnung von Lehmpatzen. (Mit Abbildung auf Taf. 8.) IV. Blumisterei. 1. Etwas über gefüllte und proliferirende Blumen. (Mit Abbildung auf Taf. 9.) 2. Beschreibung einiger schönen nicht allgemein bekannten Zier- und Blumengewächse auf Rabatten. V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. Anweisung zur Kultur der Gartenerbsen. VI. Obst-Kultur. Charakteristik der Obstsorten. Weinsorten. Der rothe Muskateller. (Mit Abbildung auf Taf. 10.) X. Garten-Literatur. Verzeichniß der neuerschienenen botanischen und Gartenschriften in der L. Ostermesse 1807.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 8. Eine Gärtnerwohnung von Lehmpatzen. Taf. 9. Gefüllte und proliferirende Blumen. Taf. 10. Der rothe Muskateller-Wein.

Weimar im Junius 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts- Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

1.

London und Paris 1807. III. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Kleine Wanderungen in der Nähe von London. — Bow-Jahrmarkt. — Theegärten. 2. Wanderungen. — Mansleab House. — Schifflaunch in Blackwell. II. Paris. 1. Ueber Piranesi's Anſtalt. 2. Pariseum oder Handbuch für Reiſende in Paris. 3. Ueber franzöſiſche Karikaturen. 4. Der Tempel des Ruhms. — Saal des Tribunats. (Hierzu die Abbildung T. VIII.) 5. Jakob Ignaz Loubechei. 6. Ueber den berühmten Forioſo und ſeine Truppe im ehemaligen Theater Montanſier im Palais royal. 7. Die Ueberſetzungsfabrik des Théatre Molière. 8. Artiſtiſche Miſcellen. 9. Scenen nach dem Leben in Paris. L'Ossian moderne. (T. VII. A.) Les Musards du Quai. (T. VII. B.) 10. Viehſtand und Fleiſchconſumtion in Frankreich. 11. Etwas über die Pariſer Schuhmacher, Stiefelmacher und Schneider. 12. Die Pariſer Sprache.

Halle, im Junius 1807.

N. Societäts- Buch- u. Kunſthandlung.

einen Mann gekränkt zu ſehen, den ich ſeiner Talente wegen ſchätze, und der ſich in dem komiſchen Fache ſehr zu ſeinem Vortheil gezeigt hat; und gerne wollt' ich alſo ſeinen Macbeth gegen meinen Autor in Schutz nehmen, wenn es nur irgend möglich wäre. Aber —

Mir liegt die pflicht der Wahrheit ob!

Wohin würde es endlich mit dem Geſchmacke kommen, wenn man, aus Höflichkeit oder Furcht zu beleidigen, einem Autor oder einem Künſtler nicht mehr ſagen dürfte: dies haben Sie nicht gut gemacht, mein Herr! dies iſt Ihnen mißlungen! — Ein **Shakeſpear** ſeyn wollen, der Dichter eines groſſen Trauerſpiels in der hohen und zugleich ganz individuellen Manier dieſes auſſerordentlichen Genies ſeyn wollen, iſt ein gefährlicher Einfall! Dies ſind wahrlich keine Dinge, die von unſerm Willen abhangen; und man kan ſonſt ein geſchickter braver Mann ſeyn, und in andern Fächern Ruhm erworben haben, ohne darum in einem ſo verwegnen Unternehmen glücklicher zu ſeyn. Wenn **Watteau** ſich von ſeinem böſen Genius hätte verſuchen laſſen eine **Verklärung in Raphaels Geſchmacke**, oder **Peter Breugel**, ein Weltgericht in der Manier von **Rubens** zu mahlen; ſo würden ſie zwar gerade ſo eine Miene dabey gehabt haben, wie der Verfaſſer des deutſchen Macbeth, da er mit Shakeſpearn in die Wette laufen wollte; aber ſie würden darum doch in ihrem Fache gute Mahler ge-

III. Vermiſchte Anzeigen.

1.

Plan der großen entſcheidenden Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807.

In dem Beſitze brauchbarer Materialien zur Darſtellung der Hauptmomente der Schlacht bei Friedland in Oſt-Preußen kündigen wir einen binnen kurzem erſcheinenden Plan derſelben an, auf den man zugleich die Bewegungen beider Armeen von dem 5ten Junius an, bis zu der entſcheidenden Schlacht am 14ten überſehen wird. Weimar d. 29. Juni 1807.

Das geographiſche Inſtitut.

2.

Kunſt-Anzeige.

Da ich ſämmtliche Platten der vom ſeeligen Hrn. Rath und Director der hieſigen Zeichen-Akademie Kraus radirten Anſichten aus dem Herzogl. Park bei Weimar, von der Wartburg, Wilhelmsthal und Paulinzelle an mich gekauft habe, ſo offerire ich jetzt den Liebhabern ſauber unter meiner Aufſicht ſorgfältig colorirte Abdrücke, um die dabei bemerkten verminderten Preiſe:

	Thlr.	Gr.
1) Anſicht des Herzogl. Schloſſes zu Weimar von der Morgenſeite. Die Platte 27 Zoll Breite 20 Zoll Höhe. — Preiß	4	—
2) Anſicht der Schloßbrücke im Herzogl. Park bei Weimar. Die Platte 21½ Zoll Breite 15½ Zoll Höhe.	3	—
3) Anſicht nach der Kegelbrücke im H. P. b. W. Die Platte 21½ Zoll Breite 15½ Zoll Höhe.	3	—
4) Anſicht am obern Eingange im H. P. b. W. Die Platte 15 Zoll Breite 10 Zoll Höhe.	1	12

	Thlr.	Gr.
5) An der Klause im H. P. b. W. Die Platte 15 Zoll Breite 10 Zoll Höhe.	1	12
6) Der obere Seiten-Eingang zur Schnecke im H. P. b. W. Die Platte 16 Zoll Breite 11 Zoll Höhe.	1	12
7) Felsen-Treppe bei der Sternbrücke im H. P. b. W. Die Platte 16 Zoll Breite 11 Zoll Höhe.	1	12
8) Gothische Kapelle im H. P. b. W. Die Platte 15 Zoll Höhe 10 Zoll Breite.	1	12
9) Das Römische Haus im H. P. b. W. Die Platte 14 Zoll Breite 10 Zoll Höhe.	1	12
10) Ansicht des Römischen Hauses von der Wiesenbrücke im H. P. b. W. Die Platte 14 Zoll Breite 10 Zoll Höhe.	1	12
11) Durchsicht der Schloßbrücke im H. P. b. W. Die Platte 14 Zoll Breite 10 Zoll Höhe.	1	12
12) Ansicht der Sternbrücke. Die Platte 11 Zoll Breite 8½ Zoll Höhe.	1	4
13) Ansicht von der Knüppelbank nach dem Sterne. Die Platte 11 Zoll Breite 8½ Zoll Höhe.	1	4
14) Ansicht der Bogen-Brücke auf den Wiesen. Die Platte 11 Zoll Breite 8½ Zoll Höhe.	1	4
15) Ansicht der Fähre nach dem Sterne. Die Platte 11 Zoll Breite 8½ Zoll Höhe	1	4
16) Die Grotte des Sphynx im H. P. b. W. Die Platte 11 Zoll Höhe 9 Zoll Breite.	1	12
17) Die Läuter-Quelle im H. P. b. W. Die Platte 11 Zoll Höhe 9 Zoll Breite.	1	12
18) Ansicht der obern Sternbrücke. Die Platte 8 Zoll Breite 5 Zoll Höhe.	—	18
19) Die Sphynx-Grotte. Die Platte 8 Zoll Breite 5 Zoll Höhe.	—	18
20) Wilhelmsthal Herzogl. S. Weimar. Landhaus ohnweit Eisenach. Die Platte 22 Zoll Breite 17 Zoll Höhe	4	—
21) Ansicht der Wartburg am Wege in das Johannis-Thal. Die Platte 15 Zoll Breite 11 Zoll Höhe.	1	12
22) Ansicht der Wartburg am Mädelstein. Die Platte 15 Zoll Breite 11 Zoll Höhe.	1	12
23) Ruinen von Paulinzelle im Rudolstädtischen; vom Morgen. Die Platte 22½ Zoll Breite 15 Zoll Höhe.	3	—
24) Ruinen von Paulinzelle im Rudolstädtischen; vom Abend. Die Platte 22½ Zoll Breite 15 Zoll Höhe.	3	—

Die ganze Suite welche eine angenehme Sammlung der schönsten Particen aus den genannten Gegenden darstellt und

die sonst 50 Rthlr. kostete, erhält man also jetzt für 15 Rthlr. 4. Gr.; dabei steht es noch jedem Liebhaber frei, sich nach seinem Geschmack und Bedürfniß das Interessanteste auszuwählen, da auch sämmtliche Blätter einzeln um die beigesetzten Preise abgelassen werden. Auswärtige Kunstfreunde belieben sich an mich, oder an das hiesige F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir, welches die Haupt-Kommission wie bisher davon übernommen hat, mit ihren Bestellungen zu wenden.

Weimar im Mai 1807.

Carl Müller.

3.

Folgende wichtige Werke sind um die beigesetzten Preise, bei uns in Commission zu haben.

1. Die Prachtausgabe von Wieland's Werken, mit allen Kupfern vollständig und ganz neu; broschirt, wie sie vom Verleger kam. 18 Carolin.
2. *Rousseau Oeuvres* Collection complete. T. I — XII. Geneve 1782. in 4to Halb-Englisch gebunden. 6 Carolin.
3. La Gallerie du Palais de Luxemburg peinte par *Rubens* Par. 1710 Fol. Halber Franzband. 3 Carolin.
4. *Rehberg* Drawings copied from Nature (of Lady Hamilton.) 1794 f. Broschirt. — 4 Rthlr.
5. *Vancouver* Voyage to the pacific Ocean and round the World. Vol. I — III. Lond. 1794 4t. und ein dazu gehöriger Atlas. Pappebände. 3 Carolin,
6. *Voltaire* Oeuvres completes. Basle 1791. 100 Voll. in 8. Broschirt. 4 Carolin.
7. Encyclopédie T. I — XLII. Supplement T. I — VI. Planches. T. I — X. Yverdon. 1770 — 76. 4t. Halb Englische Bände. 10 Carolin.

Weimar d. 30. Junius 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Militairische Anzeige.

Zu Ende dieses Monats erscheint bei uns in Commission folgende äußerst interessante Schrift, in einer teutschen und französischen Ausgabe.

Operations-Plan der Preußisch-Sächsischen Armee im Jahr 1806. Schlacht von Auerstädt und Rückzug bis Lübeck, nebst Beilagen, einer Operations-Charte und Plan der Schlacht von Auerstädt.

Plan d'Operation de l'Armée Saxo-Prussienne, l'An 1806; la Bataille d'Auerstaedt et la Retraite à Lubeck etc.

Die Leser werden finden, daß sie eine Meisterhand verräth, und daß der Verfasser im Stande war, einen so wichtigen Bericht zu erstatten, und Aufklärungen von dieser großen Weltbegebenheit zu geben, die man bisher noch nicht hatte, und mit Verlangen erwartete.

Weimar, d 6. Juli 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

No. VII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs,

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Julius 1807.

I. Ankündigungen.

1.

Nachricht wegen der aufgehaltenen ersten Lieferung der topographisch-militärischen Charte von Teutschland in 204 Blättern.

Wir kündigten zwar in unserm vorigen Monatsberichte vom Junio die erste aus 4 Sectionen bestehende Lieferung unsrer großen topogr. militär. Charte von Teutschland als fertig und erschienen an. Fertig ist sie auch, aber erschienen noch nicht, und dies aus guten Gründen; denn

als wir eben im Begriffe waren, sie an die Subscribenten zu versenden, trat ein Umstand ein, der uns durchaus nöthigte, mit dieser ersten Lieferung noch eine kurze Zeit anzuhalten. Wir bitten daher unsre Herren Subscribenten, deren gütiger Beifall uns gewiß die lebhafteste Aufmunterung gewährt, nur um eine kurze Nachsicht wegen dieses Aufenthaltes, bei welchem die Unternehmung nicht anders, als an Vollkommenheit gewinnen kann. Weimar d. 18. Jul. 1807.

Das geographische Institut.

2.

Geographische Anzeige.

Da die geographische Eintheilung von Teutschland in seine Kreise zugleich mit dem teutschen Reiche aufgehört, und der Tilsiter Friede vom 9. Jul. d. J. mehrere große Haupt-Veränderungen darin bewirkt hat, so erfordern sowohl die geographischen Lehrbücher, als auch die sich darauf beziehenden Charten eine gänzliche Umarbeitung und Berichtigung. Wir haben es uns aber schon längst zur Pflicht gemacht, dem Publiko stets eine helle und richtige Uebersicht aller neuen geographischen Veränderungen zu erhalten, und werden daher unverzüglich nicht allein die neuen, sich auf den Tilsiter Frieden beziehenden Charten, sondern auch die beiden Cursus des Gasparischen Lehrbuchs mit dem dazu gehörigen Schulatlas durchaus berichtigt liefern, so daß sowohl bei dem Schulunterrichte, als auch bei dem Privat-Gebrauche der Liebhaber und Zeitungsleser gar keine Stockung entstehen kann. Das Nähere davon werden wir bei der Lieferung dieser Neuigkeiten selbst anzeigen. Weimar d. 24. Jul. 1807.

Das Geographische Institut.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Julius

UND DEREN INHALT.

I.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. 7s St.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Ueber Neu-Georgien oder die Arſacides-Inſeln Verſuch einer Entdeckungs-Geſchichte dieſer Gruppe; vom Hrn. *Bratring.* (Nebſt einer Charte.) 2. Ueber des Tacitus Beſchreibung der Teutſchen. Vom Hrn. Prof. *Rommel.*

Bücher-Recenſionen. 1. Beiträge zu der ausführlichen Beſchreibung des Königl. Preuſs. Herzogthums Vor- und Hinterpommern, herausgegeben von *Ludwig Wilhelm Brüggemann.* 2. Geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Zeitungs-Lexikon, von *Wolfgang Jäger*; neu bearbeitet von *Konrad Mannert.* Erſter Theil. A — H. 3. *Polen*, zur Zeit der zwei letzten Theilungen dieſes Reichs, hiſtoriſch, ſtatiſtiſch und geographiſch beſchrieben etc. 4. Guide des Voyageurs en Europe; par Mr. *Reichard.* *Cinquième* Edition originale. 3 Vols. avec un Atlas itinéraire. 1807 etc. 3. Beiträge zur Topographie des Königreichs Ungarn, herausgegeben von *Samuel Bredetzky.* I. Bdchn. Zweite verbeſſerte Auflage. 1805. II. Bdchn. 1805.

Charten-Recenſionen. 1. Specialcharte des Herzogth. Venedig, vom Feldmarſchall-Lieutenant Frhrn. *Anton v. Zach*, und herausgegeben vom Frhrn. *J. M. v. Liechtenſtern*, in 4 Blättern. Wien, 1807. 2. Charte des Gebiets der freien Hanſe-Stadt Bremen. Entwor-

ſen von *C. A. Heinecken.* 1806. 3. Situationscharte der Gegenden zwiſchen dem Rheine, Neckar u. Mayn mit dem ganzen Odenwalde, zwiſchen dem Rhein und der Selz und einem Theile zwiſchen der Lahn und dem Mayn. Vom Groſsherzogl. Heſſiſchen Artillerie-Major *Haas* in Darmſtadt. 16tes u. 17tes Blatt. 1807.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Biographiſche Notiz über Capt. *Joh. Hunter.* (Hierzu deſſen Portrait.) 2. *Laborde's* maleriſche Reiſe durch Spanien. 3. *Journaliſtik.* — Neuſte Staatskunde von Spanien. — Geburts- und Sterbeliſten von Berlin.

* * *

Zu dieſem Stücke gehören:

1. Portrait vom Capt. *Joh. Hunter.* 2. Charte von Neu-Georgien, oder den Arſaciden-Inſeln.

Weimar im Auguſt 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Journal des Luxus und der Moden. 1807. 7s Stück.

Inhalt:

I. Zweite literariſche Muſterung für eine Dame. Michaelismeſſe 1806. Oſtermeſſe 1807. II. Kunſt. 1. Neuaufgeſtellte Kunſtwerke auf der kaiſ. Gallerie und bei dem Bildhauer Maſſon in Paris. 2. Louis, königl. Prinz von Preuſſen. 3. Laborde maleriſche Reiſe durch Spanien. III. Muſik. 1. Die Gebrüder Ahl in Manheim. 2. Ueber das ſtehende Concert in Leipzig, im vorigen Winterhalbjahre. 3. Ueber Mälzels Panharmonikon in Paris. IV. Miſcellen. 1. Corinna, oder Italien Ein neuer Roman der Frau von Stael Holſtein. 2. Das Sonntagsblatt oder Unterhaltungen von Thomas Weſt. 3. Reſultate einiger in dem Gewölbe der Herren Göbring und Gerhard in Leipzig angeſtellten Beobachtungen über Mode und Modeſtoffe der verwichenen Oſtermeſſe 1807. 4. Die Pariſer Juweliere. 5. Neue Moden aus Paris. V. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Julius 1807.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin. 1807. V. St.

Inhalt.

II. Garten-Baukunſt. Entwürfe zu Gartenſitzen. (Mit Abbild. auf Taf. 11.) IV. Blumiſterei. 1. Aurikelflore. 2. Gedanken über ein verbeſſertes Roſenſyſtem. 3. Die Zuckerroſe mit gelben Rippen. (Mit Abbild. auf Taf. 12.) VI. Obſt-Kultur. 1. Characteriſtik der Obſtſorten. Wein-Sorten. Die Muſkateller-Gibebe. (Mit Abbild. auf Taf. 13.) 2. Ueber Veredlung der Obſtbäume überhaupt, und die gegenſeitigen Vortheile und Nachtheile der drei bekannten Veredlungsarten: Pfropfen, Oculiren und Copuliren; und welche von dieſen unter verſchiedenen Umſtänden vorzüglich zu empfehlen iſt. XI. Garten-Miſcellen. 1 Von Erziehung und Behandlung einiger Arzneipflanzen, die theils des Nutzens, theils der Zierde wegen, in den Gärten gezogen werden. 2. Entdeckung einer neuen Oelpflanze. 3. Mein Garten.

Zu dieſem Stücke gehören folgende Abbildungen:

Taf. 11. Entwürfe zu Gartenſitzen. Taf. 12. Die Zukkerroſe mit gelben Rippen. Taf. 13. Die Muſkateller-Gibebe.

Weimar im Julius 1807.

F. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. Junius 1807. od. III. Bds. 6s Stück.

Inhalt.

Das Kaiſerthum Rußland.

Sechſte Abtheilung. 17. Beſchluß der Topographie. 18. Literatur der Kunde von Rußland.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Der Plan von Moſkwa. Tafel 12. Anſicht des Kremlins in Moſkwa. Tafel 13. Pallaſt der Czaaren im Kremlin.

Weimar im Julius 1807.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Wieland's neuer Teutſcher Merkur. 1807. VII. Stück.

Inhalt.

I. Todtenopfer, den Manen A. G. Meißners geweiht. II. Aleſſio. III. Auch einige Worte über Myſtick. IV. Apollo und Evadne. Ein Para..ython. V. Reiſe-Diarium des Johann Fabricius, Abts zu Königslutter; ein Auszug. VI. Fortgeſetzte Correſpondenz-Nachrichten über die neueſte Literatur und Kultur in dem öſterreichiſchen Kaiſerthume. VII. Correſpondenz-Nachrichten. 1. Aus Rom. 2. Aus Paris.

Weimar, im Auguſt 1807.

F. G. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

blieben seyn. Daß man doch nicht leicht eine Horaziſche Regel aus den Augen ſetzen kan, ohne dafür zu büſſen! „Wenn ihr ſchreiben wollt (ſagt Horaz) ſo wählt euch ein Süjet, dem ihr gewachſen ſeyd, und verſucht lange wie viel eure Schultern tragen können oder nicht.“ — Indeſſen ſoll doch dieſer Macbeth zu Wien mit ungemeinem Beyfall aufgenommen worden ſeyn. Ich kan es nicht glauben; aber wenn es nun ſo wäre? — So würde ich ſagen, deſto ſchlimmer! und diejenigen, welche ſolche gigantiſche Karikaturen, einen ſo unförmlichen Miſchmoſch von tragiſchen Bombaſt und bürleskem Spaß, und eine ſo abentheurliche Sprache bewundern könnten, würde ich damit entſchuldigen: daß es ganz und gar wider den ordentlichen Lauf der Natur wäre, wenn an einem Orte, wo man noch vor wenig Jahren den guten Geſchmack nur auf der welſchen lyriſchen Bühne kannte, und ihn hingegen auf der deutſchen Schaubühne verkannt und lächerlich gefunden haben würde (eine Art von Inconſequenz, wovon die Beyſpiele unter uns armen Sterblichen zu gewöhnlich ſind, als daß man ſich darüber zu verwundern hätte) wenn an einem ſolchen Orte der gröſſere Theil (der ohnehin meiſtens Unrecht zu haben pflegt, es wäre denn wann er dem kleinern nachhallt) in ſo kurzer Zeit einen richtigen und ſichern Geſchmack in deutſchen Litteratur-Sachen erlangt haben ſollte. Unmittelbar nach den Zeiten der Barbarey und eines falſchen Geſchmackes, pflegt es dem Publico zu ergehen,

III. Erschienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunsthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieser Handlung seit ihrem Etablissement in genauer Verbindung stehen, so nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erscheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unsern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

I.

Schellenbergs kaufmännische Arithmetik.

In der dem 2ten Cursus meiner kaufmännischen Arithmetik beigefügten Vorerinnerung versprach ich, die noch fehlenden Abschnitte, welche den 2ten und letzten Theil des 2ten Cursus ausmachen, auf das baldigste nachzuliefern, wurde aber besonders durch die dem Buchhandel so ungünstigen kriegerischen Zeitumstände daran gehindert. Noch neuerlich von mehrern Besitzern dieser Arithmetik dringend aufgefordert, ihnen doch ja die letztern Abschnitte zu liefern, kann und darf ich nicht länger zögern, mein Versprechen zu erfüllen. Die Neue Societäts-Buch- und Kunsthandlung zu Halle, die den Verlag des ganzen Werks übernommen, wird daher diesen letzten Theil, welcher noch folgende Abschnitte enthält: — a) Vom Waarenhandel im Allgemeinen; b) Berechnung der Tara und des Gutgewichts, nebst einem Verzeichniß der Waaren, die in Hamburg bestimmte Tara und Gutgewicht haben; c) Berechnung des Rabatts, nebst Angabe des Ursprungs desselben; d) Waarenberechnungen und Waarenkalkulaturen; e) Waarenpreiszettel von einigen der berühmtesten Handelsplätze, — nächstkommende Mich. Messe liefern. Weimar, den 12. Juli 1807.

Joh. Philipp Schellenberg.

Wir versichern hierdurch die Besitzer ebendemerkter kaufmännischen Arithmetik, daß wir das Mspt. zu dem letzten Theile erhalten und auch bereits dem Druck übergeben haben, und daß wir denselben nächste Michaelis-Messe bestimmt liefern werden. Die Besitzer der ersten Theile erhalten diesen letzten für 8 Gr. sächs. oder 36 Kreuzer Rheinl., wenn sie diesen geringen Betrag bis dahin an uns oder an das K. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar postfrei einsenden. Die Ursache dieses kleinen Nachschusses wird in der Vorrede angegeben werden. Nach der Zeit kann keine Trennung der einzelnen Theile mehr Statt finden. Halle, im Julius 1807.

K. Societäts-Buch- und Kunsthandlung.

2.

London und Paris 1807. IV. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. The rising sun. Geheime Geschichte des Prinzen von Wallis. II. Paris. 1. Sitzung der Französischen Akademie am 6. May. — Aufnahme des Kardinals Maury. 2. Ueber die Panorama's von London und Boulogne in Paris. 3. Der Saal des XIV. Jahrhunderts in den Monumens français in Paris. (Hierzu die Abbildung Taf. X.) III. Englische Karikaturen. Politische Mathematiker suchen die Hemisphären des breitsteißigen Ministeriums zu erschüttern. (Hierzu gehört die Karikatur Taf. IX.)

Halle, im Julius 1807.

K. Societäts-Buch- u. Kunsthandlung.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1807.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Weimar 1807.
Im Verlage des L. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1807.

I.

Ueber Nationalphyſiognomie und Ausartung der menſchlichen Bildung.

(Hierzu das Titelkupfer.)

Von Zeit zu Zeit habe ich Geſichtlinien aufgezeichnet, von fremden Völkern, mit dem Verſatze, bildlich deren Verſchiedenheit anſchaulich zu machen. Nun berührten ſich in dieſen Tagen die Völker vom Abend und vom Morgen Europa's, und auch darüber hinaus; doch hat der ſtete Verkehr der Europäer und des Geſchlechtstriebes mächtige Herrſchaft die ſtarken Abweichungen gemildert, mitunter vermiſcht, und auch wohl gar verwiſcht; weshalb die Bewohner der andern Welttheile meinen: wir Eu-

sopäer hätten alle eine Physiognomie, so wie wir denn umgekehrt der Mohren, Calmucken ꝛc. Verschiedenheiten unter einander schwer bemerken. Unsere Verschiedenheit an Sitten und Meinungen ist genugsam von Reisenden kund gemacht und annuthig zu lesen; dagegen ist die bildliche Darstellung bisher wenig oder nicht erschienen. Hieher gehört eine alte Erfahrung, das Portrait betreffend, und, so viel mir bekannt, nicht angemerkt; nämlich: daß je minder man ein Gesicht kennt, je eher man die Aehnlichkeit mit demselben gewahr wird, und umgekehrt, je genauer man damit bekannt ist, um so später wird man die Aehnlichkeit mit demselben gewahr. Ein Fremder, der in einer Familie auftritt, findet sogleich die Physiognomie-Verschwisterung, verwechselt wohl gar, bis eine längere Anschauung ihm die Unterscheidung giebt, Brüder, die sich verschieden an Gestalt dünken. So findet Der, welcher eine Person selten gesehen hat, deren Brustbilder und Portraits auf den ersten Blick ähnlich, während dieselben von den Hausfreunden und Verwandten als unähnlich verschrieen werden; die Gatten gegenseitig hier zufrieden zu stellen, wird dem Künstler am schwersten, weil sie sich gar genau kennen; und man hat sich über die Aeußerung gar nicht zu wundern: daß man Den oder Jenen nur ein paar

gehen, wie den Schriftſtellern, von denen Horaz (*) — zum Beweiſe, daß es vor achtzehn hundert Jahren in der damaligen Hauptſtadt der Welt nicht beſſer gieng — in ſeinem ſchon angezognen Briefe über die Dichtkunſt ſagt: „Die „meiſten unter uns Poeten laſſen ſich durch den „Schein des Schönen betrügen. Ich ſuche kurz „und körnicht zu ſchreiben, und werde darüber „dunkel. Ein andrer will alles aufs ſorgfältigſte und feinſte ausmahlen, und wird unkräftig „und geiſtlos. Jener will erhaben ſeyn, und „bläht ſich auf; dieſer, aus Furcht ſich zu verſteigen, kriecht an der Erde weg. Ein andrer, „aus Begierde was Neues hervorzubringen, will „eine Sache, die nur auf Eine Art vorgeſtellt „werden kan, auf eine andre Manier machen, „und mahlt den Delphin in den Wald, den Eber „in die Wellen. Kurz, wenn man ſeiner Kunſt „nicht gewiß iſt, ſtürzt die Furcht, einen Fehler „zu vermeiden, immer in einen andern.“

(9) „So darf man ſich nicht wundern, wenn „die Zuſchauer ſich einer andern franzöſiſchen Mode ergeben, der unſre Schauſpieler eher gewachſen ſind.“

Der Autor, über den ich die Ehre habe zu commentiren, ſo groß auch ſeine Kenntniß und ſo richtig meiſtens ſein Geſchmack in Litteratur-

(*) Art. Poet. v. 24 – 31.

Mal gesehen und doch sogleich sein Porträt erkannt habe. Dies sey angeführt, um daraus herzuleiten, daß es nicht schwierig ist, die National-Physiognomie der großen Menschenracen anzugeben, als der Mongolischen, Caucasischen, der Moren ꝛc.: aber der Unterschied der Europäer, die, wie gesagt, dem Nichteuropäer eine Familie zu seyn scheinen, darzustellen, ist schwieriger, und wenn wir Europäer uns unter einander unterscheiden, so ist dies nicht den Gesichtszügen allein zuzuschreiben, sondern den Gebärden, der Haltung, der Carnation, den Haaren, der Sprache und der ganzen Gestalt. An Orten, wo man zum Baden zusammen kommt, ereignet es sich wohl öfters, sich zu verkennen, wenn der Anzug abgeworfen ist; und dies bestätigt mein Gesagtes: daß nämlich, außer den Gesichtszügen, jene Nebendinge zum Individualisiren beitragen.

Damit es aber dennoch leicht faßlich werde, so habe ich eine starke Abweichung in unserer Europäer-Familie gewählt, nämlich den Spanier und den Russen, der eine vom östlichen und der andere vom westlichen Ende unsers Erdtheils; beide sind Porträts von wahrscheinlich noch lebenden Menschen, die ich unter mehreren ausgewählt habe, weil sie, nach Aeußerung ihrer Landsleute, den Nationalcharacter

am deutlichsten ausdrückten. Insbesondere gilt dies vom Porträt des Russen. Es geschah nur auf strengen Befehl seines Fürsten, daß er sich abzeichnen und seinen Kopf mit Instrumenten messen ließ; denn er war des Glaubens, wie viele unter ihnen, daß wenn seinem Bildnisse Uebels widerführe, es ihm auch träfe, und er behielt daher während dem Abzeichnen ein mürrisches Gesicht.

Vom Spanier muß ich voraus bemerken, daß, obwohl diese hier gegebene Kopfbildung sich häufig unter ihnen findet, auch eine andere Statt hat, wo die Zähne herausliegend sich in schiefer Richtung entgegen kommen und dadurch den Gesichtern eine afrikanische Annäherung geben, Statt daß dieselben hier sich zurücklegen. Im Schädel, oder dem gehirnfassenden Theile, sind die Unterschiede dem Umfange nach geringe, der Bildung nach jedoch merklich. Ueberhaupt ist bei mir, nach den vielen Vermessungen von Köpfen, die Meinung entstanden, daß die Natur sich fürs menschliche Gehirn mit geringen Unterschieden im Ganzen den Behälter gebildet hat; dergestalt, daß wenn der Schädel in der einen Dimension geringer ist, derselbe in einer andern Dimension um so viel mehr hat. Hier bei diesen Köpfen fand ich die Weite des Schädels dicht über den

Ohren, von vorne geſehen, gleich, nämlich 6 rheinl. Zoll. Gall ſetzt hieher den Mordſinn, in ſofern wir Fleiſchfreſſer ſind. Der Hinterkopf des Spaniers hatte aber weit mehr Ausdehnung, als der des Ruſſen. Setzte man die eine Schenkelſpitze des Taſterzirkels an die Naſenſpitze, und die andere in der Mitte am obern Rande des Grundbeins, ſo erhielt man beim Spanier 9½ Zoll und beim Ruſſen 8½ Zoll. Freilich muß dieſe große Differenz zum Theil mit auf Rechnung der vorſpringenden Naſe des Spaniers gezählt werden. Nach Gall enthält das Hinterhaupt die angebornen thieriſchen Neigungen, als: Geſchlechtstrieb, Kinderliebe, Anhänglichkeit, Eitelkeit, Ruhmſucht und Höhenſinn. Der Affe, der Hund, das Pferd, der Steinbock und der Adler ſind ſeine Belege, und die Tugenden hierunter nennt er die Sclaventugenden. Zum Glück kann der Menſch vermöge ſeines großen Schädels alle rein menſchlichen Fähigkeiten nach vorne aufgepackt haben, als Ton- Farben- Zahlen- Worte- Scharfſinn u. ſ. w. Denn ſonſt würde mein Spanier den Ruſſen im Thieriſchen übertreffen, wo doch der Fall umgekehrt ſeyn ſollte; der Ruſſe war nämlich ein Leibeigener, und der Spanier ein Diplomate.

Was nun der Russe an Ausdehnung von der Seite minder hatte, das hatte er um so viel mehr auf dem Scheitel, , der sich viel höher hob, als beim Spanier. So hätte also sein Höhensinn auch müssen beträchtlicher seyn, wovon ich aber nicht gehört habe. Außerdem findet nach D. Gall keine National-Physiognomie Statt. Wir sollten, meint Er, uns nur recht umsehen, und wir würden die entferntesten Gesichter dicht um uns wieder antreffen. Meint Er die Bewohner des ganzen Erdballs, so wird Niemand mit einstimmen, und schon in unserm Welttheile lassen sich Absonderungen machen, obschon ich zugegeben habe, daß ein Amalgama vorgegangen ist. Da derselbe aber sich hauptsächlich mit der Conformation des gehirnfassenden Theiles abgegeben hat, so mag für diesen seine Behauptung richtig seyn. Es wäre jedoch Schade, wenn man, durch diesen Ausspruch abgeschreckt, auch aller Beobachtung der Gesichtstheile die Thüre verriegeln wollte. Hier zeigen sich die Unterschiede merklich genug, der Oberkiefer des Spaniers ist viel länger und schmaler, die Wangenbeine sind beim Russen hervorragend, beim Spanier nach den Ohren zurückweichend; hiezu die stark vorspringende Nase giebt eine Keilform, wo des Russen Gesicht eine Fläche darbietet.

Die Verſchiedenheit der Unterkiefer iſt noch größer, und wenn der eine roh und barbariſch erſcheint, ſo iſt der andere dagegen zu verzärtelt; der Umfang dieſes Theiles beim Ruſſen iſt ſowohl en face, als im Profil viel größer, und die Richtung, in welcher ſich die Zähne entgegen kommen, iſt in beiden Köpfen gar ſehr verſchieden. Dr. Gall hat nun ein für allemal Neigungen und Fähigkeiten aus dieſen Theilen herzuleiten unterſagt; indeſſen würden es die mehreſten Leſer gewiß treffen, wem als Aushängeſchild des Appetits die Fleiſchſpeiſe und wem das Zuckerwerk beizulegen wäre. Die Stirngegend über dem Auge (Ortſinn) ragt beim Ruſſen ſtärker vor, des Spaniers hoher Naſen-Anſatz macht vielleicht dies nur minder erſcheinen, als es wirklich iſt. Der Unterſchied in dem Raume, den die Augen einnehmen, wie auch das Maaß über die Jochbogen von vorn iſt nur gering. Die Feinheit der Geſichtsform des Spaniers liegt eigentlich in deſſen geſtreckten Oberkiefer und in deſſen ſchmalen Unterkiefer.

Der Körper des Spaniers und des Ruſſen zeigt den Menſchenſchlag von mittelmäßiger Höhe; mit den Abweichungen, welche auch die ſüdlichen und nordiſchen Völker unterſcheiden. Nach den beiden

Enden der Linie vom Tajo bis zur Wolga breitet sich die mittlere Menschenhöhe hin; durchschneidet man diese Linie mit einer andern von den Ufern des Po bis nach Gothenburg, so giebt diese diejenige Region, wo der größte Menschenschlag sich aufhält; es versteht sich von selbst, daß man einen mehr oder minder breiten Streifen anzunehmen hat, der z. B. den östlichen Theil Frankreichs, Englands u. s. w. in sich aufnimmt. In diesem Streifen liegen Gegenden, welche von der Natur kärglich ausgestattet sind, wo Kräuter, Bäume, Früchte, Schaafe, Rinder und Pferde klein werden, und wo dennoch die Menschen vom größten Schlage sind, wie z. B. in unsern preußischen Marken und mehreren Gegenden Pommerns.

Von den Abweichungen zwischen Russen und Spaniern, nordischen und südlichen Völkern will ich, um hier nicht zu weit geführt zu werden; nur Einiges erwähnen. Erstlich etwas vom Knochenbaue. Der mittlere Theil oder die Röhre des Knochens ist gleich bei beiden; dagegen sind die Gelenkköpfe der nordischen Völker stärker, dem Umfange nach. Nimmt man nun z. B. einen Russen und einen Spanier an, deren Beine in der Wadengegend von gleichem Umfange sind, so werden die des Spaniers

dem Auge ſtärker erſcheinen, weil deſſen Knie und Knöchel feiner ſind. Die Gegenſätze in den Verhältniſſen ſind merklicher und ſchöner. Jedoch werden dieſe Gegenſätze bei ſüdlichen Leuten zuweilen dermaßen ſtark angetroffen, daß ſolches zur Nachahmung nicht zu empfehlen iſt, indem alsdann die Natur ſelbſt gleichſam ins Manierirte verfällt; eine Behauptung, die Manchen paradox ſcheinen mag! Der nordiſchen Naturen dicke Gelenke, ſind die Charybdis zur Scylla, und das eine und andere iſt ſorgfältig zu vermeiden.

Wenn in dem Streifen des groſſen Menſchenſchlages die Menſchen nicht häufiger wohlgebildet und ſchön ſind, ſo liegt ſolches mit in der Gleichgültigkeit für dieſe guten Eigenſchaften von Seiten der Staaten- und Länderverwalter. Man hat bisher für die Verſchönerung der Thiere ernſthaft geſorgt, und namentlich hier bei uns für die Pferde nicht nur das dazu Nöthige angeſchafft, ſondern ſogar das Ueberflüſſige und Prächtige. Die Hunde-, Schaaf- und Rindvieh-Propaganden ſtehen unter Aufſicht geiſtreicher Kenner, reicher Beſchützer und leidenſchaftlicher Liebhaber. Statt der Wettkämpfe menſchlicher Schönheit zu Aegium, Tanagrä, zu Sparta und Delos haben wir nur die alljährigen engliſchen Tocagnen des groſſen Viehmäſters Bedford.

Wohlgebildete Menschen sind noch vorhanden! — Also ist auch ein Hauptmittel zur Verbesserung da; bis jetzt haben freilich die Menschen-Eigenthümer nach der Quantität und nicht nach der Qualität gefragt, und wenn die Menschen-Palliſaden, die sie umgaben, nur ausgesuchtes Holz waren, so wurde an das Uebrige in dieser Hinsicht nicht weiter gedacht. Diese Eigenthümer geben den Beweis, daß die Geschlechter ausarten, wenn sie sich durch nahe Verwandte fortpflanzen; die Mutter-Natur und die alte Kirche wollen gleich geschickten Gärtnern das Aufpfropfen fremder Reiser. Wenn man das nicht beobachtet, so giebt es eine Aerndte von schwachen Körpern, mit lauen Temperamenten und spanischen Thaler-Prosilen.

Die großen Mönch- und Nonnenkäfige, welche der Geist der Zeit ausleert und auskehrt, und dafür den Wehrstand einnistet, würden, wenn man uns Künstler fragte, die Behälter werden für alle wäſſerige, krummgewachsene, wurmstichige, krebsartige, angefaulte Menschensprößlinge und Stämmlein; und diese, da der Himmel sie gezeichnet hat, könnten dem Himmel gleich jenen ersten Bewohnern geweiht werden.

Ausgemacht iſt es nun, daß Alleinherrſchaft die beſte Verfaſſung iſt, dieſe könnte am füglichſten mit der hiezu nöthigen Härte es einleiten. Wahrſcheinlich würden die ſchlechten Gattungen durch dieſe Abſonderung abnehmen und am Ende des Unkrauts ſehr wenig werden. Zuweilen kömmt freilich auch vom ſchlechten Stamme ein gutes und ſchönes Sprößlein, und die Natur iſt dermaßen wunderbar in ihren Spielen, daß auch der umgekehrte Fall Statt hat. Wer nun keinen Zufall annimmt, der denkt: es mag Bildung des Geiſtes, Gutmuthigkeit, nicht heftige Leidenſchaften und eine ſchöne Phantaſie, oder der Mangel oder Gegenſatz von all' dieſen auf die Frucht der Fruchttragenden wirken und dergleichen unerwartete lebendige Erſcheinungen hervorbringen.

Man ſchnürt ſich nicht mehr in Fiſchbein-Panzer, man folgt mehr und mehr dem Rathe des Doctor Jenner, und gewiß verdankt man mancher Ungeſtaltheit Verſchwinden dieſen beiden Urſachen. Doch beides verhindert nur das Entſtehen von Ungeſtaltheiten, und könnte man auf die primitive Entwickelung der menſchlichen Formen wirken, ſo hätte man noch mehr gewonnen. Sollten die bildenden Künſte hiezu nicht auch beitragen kön-

nen? Vielleicht haben ſie ſchon unvermerkt Einfluß gehabt; aber leider auch geſchadet, vor allen die ſchlechten Kunſtarbeiten und Zerrbilder, die es ſind, ohne es ſeyn zu wollen. Die gräßlichen Bilder, die ungeſtalteten Crucifixe, die lebensgroßen Gruppen des blutſtriemigen Heilands, im Schooſe ſeiner Mutter liegend, mit lebendigen Farben und wirklichen Haaren, vor denen die fruchttragenden Frauen im katholiſchen Teutſchlande oder in Böhmen ihre Andacht verrichten, und ſie mit Inbrunſt anblicken, ſind vielleicht mit Schuld an den wunderlichen Geſichtern, deren Friedrich Nicolai und andere in ihren Reiſebeſchreibungen erwähnen. Das wäre gewiß eine verzeihliche Bilderſtürmerei, die gegen dergleichen häßliche und gräßliche Andachtsbilder unternommen würde! Hat man das katholiſche Teutſchland zurückgelegt und kömmt nach Wälſchland herab, da werden die Bilder ſchön, und die Geſichter, auch die der gemeinen Leute, haben reinere menſchliche Formen.

Hieraus ſoll hervorgehen, daß ſtatt ſchlechter Kunſtwerke es beſſer iſt, wenn keine vorhanden ſind; daß, wenn ſolche aber der kirchlichen und Staatsverfaſſung nach da ſeyn müſſen, es Pflicht wird, gute und ſchöne anzuſchaffen. Denn die Redensart:

Sachen ist, scheint mir doch nicht immer in Entdeckung der **Ursachen** der Dinge glücklich zu seyn. Er meynt die Zwitter-Gattung der sogenannten **Operetten**, worinn die Schauspieler zwar ordentlicher weise Prosa reden wie wir andere Erdensöhne, aber gleichwohl alle Augenblicke, und oft wenn man sichs am wenigsten versieht, hinstehen und zu ihrem eignen Zeitvertreib ein Liedlein, eine Romanze oder so was anstimmen, hätten darum so viel Glück bey unserm Publico gemacht, weil die **Dramen** meistens schwach und frostig gespielt würden, und also nach gerade langweilig würden. Der Himmel weiß, daß viele Dramen, selbst bey sonst guten Gesellschaften, frostig und zuweilen so frostig gespielt werden, daß der arme Autor darunter leiden muß, und mehr als billig ist auf seine Verantwortung gesezt wird. Eine Ursache davon mag wohl seyn, weil die Schauspieler aus den Grossen **Trauer-** und **Schrecken-Spielen** noch zu sehr gewohnt sind, Tyrannen und Tyranninnen, romantische Liebhaber, winselnde Heldinnen und dergleichen zu machen, als daß sie sich sobald ins **wahre Natürliche** sollten finden können. Noch eine Ursache möchte auch diese seyn, daß die Schauspieler, um Stücke, welche getreue Abschilderungen der Sitten und des menschlichen Lebens sind, gut zu spielen, um jeder Person, jedem Charakter die gehörige Farbe, das gehörige Licht, die gehörige Schattierung, kurz, das Auszeichnende und Eigenthümliche geben zu können, eben

sowohl

man kann ſich daran verſehen, hat auch ihren Grund. Sie iſt eine Stimme des Volks und alſo auch eine Stimme der Gottheit.

Berlin den 8. Aug. 1807.

G. Schadow.

* * *

Nachſchrift.

Des ſcharfſinnigen und allem voreiligen Hypotheſen-Bau abgeneigten Blumenbachs Schädel-Decurien haben es längſt außer Zweifel geſetzt, daß nicht nur die größern Racen und Völkerſtämme, ſondern auch einzelne kleinere Völkerſchaften in gewiſſen characteriſtiſchen Eigenheiten ihrer Phyſiognomie mit einander überein ſtimmen, woran der geübtere Blick ſie ſogleich unterſcheidet. Es iſt bekannt, was Buffon und andere Beobachter ſchon längſt darüber bemerkt haben. Die Sache iſt ſehr alt und ſchon in des großen Vaters aller Phyſiologie, des Harpocrates Schriften, (beſonders de aeribus, aquis etc. c. 99. T. I. p. 94. ed. Coray) deutlich ausgeſprochen. Der Blick des Künſtlers iſt hier beſonders entſcheidend und ſelbſt für die Kritik der alten Kunſtwerke von entſcheidendem Ge-

wicht. Man denke nur an die in Paris geführte Controvers über den sterbenden Fechter.

Es kann daher kaum etwas wünschenswerther seyn, als daß denkende und einsichtsvolle Künstler das Kapitel über National-Physiognomie durch Bemerkungen und Abbildungen genauer erläutern und berichtigen mögen. Wie willkommen sind z. B. die Tafeln mit den characteristischen Türken- und Mameluken-Physiognomieen in Denon's gehaltreichem Werke über Aegypten. Oben stehendes Bruchstück aus einem größern Werke, das der als Künstler und Mensch gleich achtungswürdige Director Schadow in Berlin mit der Kupferplatte, die diesem neuen Theil des Merkurs zur Zierde dient, uns mitzutheilen die Güte hatte, wird mancherlei Stoff zu fortgesetzten Betrachtungen, vielleicht auch da, wo D. Galls Schädellehre verglichen wird, Veranlassung zu Widerspruch darbieten. Vieles ist hier noch im Dunkeln. Der beredte Gegner des D. Gall in Paris, der durch mehrere gehaltvolle Schriften bekannte C. J. Moreau, hat in seiner neuen Ausgabe von Lavater's Physiognomik auch über diese Characteristik des menschlichen Antlitzes manche feine Bemerkungen beigebracht. B.

II.

Proben aus einer Ueberſetzung des altteutſchen Gedichtes, das Lied der Nibelungen. *)

Ich will ein Lied euch ſingen aus alter grauer Zeit,
Von hoch geprieſnen Helden, und ihrem kühnen Streit,
Von manches feſtlichen Gelages Freude,
Von heißen Zähren, und von herbem Leide.

*) Das Lied der Nibelungen iſt bekanntermaßen eines der köſtlichſten Ueberbleibſel unſrer uralten vaterländiſchen Dichterei. Die gegenwärtige Probe einer Ueberſetzung, wodurch es unſern Zeitgenoſſen ohne Gloſſarium verſtändlich und genießbar werde, iſt mir von einem vieljährigen werthen Freunde für den T. M. zugeſchickt worden, welchen Er ſchon von Langem her, wiewohl ſparſamer als ich hätte wünſchen mögen, mit ſchätzbaren kleinen Beiträgen zu bereichern, die Güte gehabt hat. Ich eile das Vergnügen, ſo mir dieſer wohlgelungene Verſuch machte, auch andern mit mir gleichgeſtimmten Freunden ſolcher Werke ächtteutſcher Art und Kunſt mitzutheilen; und zweifle nicht, ſie werden

Schön blühte Chrienchild's Jugend in der Burgunder Reich:
Kein Mädchen nah' und ferne war ihr an Schönheit gleich;
Die Tugend selbst, die andre Jungfrau'n schmückte,
Wich diesem Reiz, der jedes Herz entzückte.

Der holden Schwester pflegten drei Brüder edler Art,
Beseelt von kühnem Muthe mit mildem Sinn gepaart;
Der Ruf nennt Günthern noch mit tausend Zungen,
Und Gernot Dich, und Giselharn den jungen.

eben so viel Weblagefallen daran finden als ich, und sich daher mit mir vereinigen, den edeln Verfasser um Fortsetzung und Vollendung dieses Werks, (das keinem wahren Teutschen gleichgültig seyn kann) desto dringender zu bitten, da er mir nur schwache Hoffnung, die Vollendung desselben zu erleben, giebt; nicht weil es ihm an Lust, sondern an Muße gebricht, in dem ernsten Geschäftskreise, worin er dem Vaterlande und seinem Fürsten dient, den Musen mehr als ersparte Ruhestunden zu widmen. W.

Nach Vater Dankrad's Ende beherrſchten ſie
Burgund,
Mit ihrer Mutter Ute in kindlich frommem Bund;
Am lieblichſten Geſtad', in Worms am Rheine,
Glänzt' ihre Königsburg im Sonnenſcheine.

Entlockt dem Vaterlande durch ſchändlichen Verrath,
Erlagen ſie dem Tode nach mancher kühnen That,
Des Neides von zwo königlichen Frauen
Ein Opfer, in der Hunnen fernen Gauen.

Die Ritterſchaft im Lande, kühn, ſtolz und ſtark an
Zahl,
War ihres Winks gewärtig, und ſchwang für ſie
den Stahl:
Am Hofe dient' ein Ausbund edler Recken,
Der Schlachten Lenker und der Feinde Schrecken.

Wem iſt der tapfre Hagen von Troni nicht be-
kannt?
Wo wird ſein Bruder Dankwart, der Marſchall
nicht genannt?
Mit ihnen rühmt den Truchſeß, ihren Neffen,
Ortwin von Metz die Kunde blut'ger Treffen.

Ihr Kämmerer war Hunold, und Rumhold Seneſchall,
Und Sindold Schenk, und Volker von Alzei ihr Vaſall;
Mit ihnen eifert' auf der Bahn der Ehre
Ein Markgraf Eckewart, ein Markgraf Gere.

Doch wer könnt' alle nennen, die Helden jener Zeit?
Und welches Lied beſchriebe der Fürſten Herrlichkeit?
Kein Ziel, kein Ende ſchien ihr Glück zu finden,
Und nie der Tag der Freude zu verſchwinden.

Von einem ſchlimmen Traume ward Chrienchild's Herz bewegt:
Den edelſten der Falken, von ihrer Hand gepflegt,
Zween Aare, (ſchrecklich war's ihr zuzuſchauen,)
Erwürgten ihn mit mörderiſchen Klauen.

Mit banger Sorge hörte die Mutter den Bericht;
Sie ſah der Zukunft Jammer im dunkeln Traumgeſicht:
„Ein edler Mann wird zum Altar Dich führen,
So ſprach ſie, doch Du ſollſt ihn bald verlieren."

„„O ſchweigt mir, gute Mutter, von Lieb' und Eheband!
Nicht einem Mann auf Erden reicht Chrienchild ihre Hand:
Mein Reiz ſoll nicht verblühn; ich will die Leiden
Der Liebe bis ins Haus des Todes meiden.“

„Verſchwör', erwiedert' Ute, der Liebe Huld nicht ſo!
Nur ſie, nur ſie auf Erden macht Dich von Herzen froh;
Mög' immer Dich ein edler Mann beglücken;
Die Schönheit wird Dich auch als Weib noch ſchmücken.“

„O nein! o nein! verſetzt' die Jungfrau, Mutter nein!
Ihr redet meinem Sinne der Liebe Glück nicht ein;
So manches Weib und Mädchen hat's empfunden:
Mit bangem Schmerz vergilt ſie frohe Stunden.“

Nur allzuwahr hatt' Ute das Traumbild ausgelegt:
Zu ſchauderhafter Rache ward Chrienchild's Herz erregt:
Der Falke blutet', und der Tod des Einen
Macht' um den Sohn, ach, viele Mütter weinen!

In Zucht und Tugend lebte, dem ſtrengen Vorſatz treu,
Das Fräulein viele Tage, von Männerliebe frei;
Ihr Schickſal gab in der verhängten Stunde
Den beſten Ritter ihr zum Ehebunde.

* * *

Siegfried.

Wo ſich zur nahen See des Rheinſtroms Fluten winden
Im reichen Schloß zu Santen, auf geerbtem Thron,
Saß König Siegemund, vereint mit Siegelinden;
Und Siegfried wuchs heran, ihr hoffnungsvoller Sohn,
Groß, ſtark und kühn, an Schönheit ohne Tadel;
Aus ſeinem Auge ſprach des Herzens Adel;
Und ſeinem edeln Geiſt gebrach es nicht
An Sorg' und Pfleg', und klugem Unterricht.

Gebildet von den Weiſen zum Gefühl der Ehre,
Trat er ins Alter, das dem Jüngling Waffen giebt.
Hoch ſaß er auf dem Roß, bewundert von dem Heere,
Von holden Mädchen und von holden Frau'n geliebt;

Und Siegemund der König ließ verkünden
Ein herrlich Feſt, wobei ſich einzufinden,
Im Land umher, und in der Nachbarn Gau'n
Entboten ward den Rittern, und den Frau'n.

Von allen Seiten kam ein Heer geladner Gäſte:
Es fanden ſich an Ebenbürtigen allein
Vierhundert Jünglinge, beſtimmt bei dieſem Feſte
Im erſten Schmuck der Waffen zu erſcheinen, ein;
Und jedem war ein prächtig Kleid beſchieden;
So manche ſchöne Maid, nicht zu ermüden
Für Siegfried's Ruhm, (denn jede war ihm
holb,)
Hatt' es durchwirkt mit Demantpracht und Gold.

Im hohen Münſter ward mit heiligem Gepränge
Ein Amt geſungen, Gott um Segen anzufleh'n.
Unzählbar ſtrömte mit neugierigem Gedränge
Das Volk zum Tempel, um den Ritterſchlag zu
ſeh'n.
Dann folgte das Turnier: die Ritter ſchwangen
Sich auf die Roſſe; Speer und Schild erklangen,
Und aus dem Burghof ſcholl's im weiten Saal;
Hell glänzt' im Sonnenlicht der Panzer Stahl.

Bald flogen in die Luft zerbrochner Schäfte Trümmer,
Und bald fiel mancher Schild zerſchlagen auf den Plan;
Herab von Spangen flog der edeln Steine Schimmer;
Des Kampfes Lärm, und laut Geſchrei drang himmelan.
Des Königs Wort gebot den Kampf zu enden,
Und nun zu andrer Luſt den Sinn zu wenden.
Die Gäſte labt' ein königliches Mahl
Und edeln Weins die Full' im weiten Saal.

In ſieber Kurzweil' und in lautem Jubel ſchwanden,
Wie ſieben Stunden kaum, ſo ſieben Tage hin;
Die Lehenmannſchaft ward mit Burgen und mit Landen,
Auf Siegemund's Geheiß von Siegfried's Hand beliehn.
Als währte nur noch einen Tag ihr Leben,
Ward Roß und Kleid vom König hingegeben,
Und von der Königin das rothe Gold:
Und Arm und Reich ward ihrem Hauſe hold.

* * *

sowohl als die Poeten, die Sokratische Schule besucht haben, und mit einem Worte, ausser dem Talent ihrer Kunst, noch Philosophie und Weltkentniß besitzen müsten, und deren in der That nie zuviel haben können. Dies ist wohl die Hauptursache warum ehemals **Molkere, Dominique, Carlin**, und in unsern Tagen **Riccoboni, Garrik** und **le Kain**, jeder in seiner Sphäre, groß seyn konnten; und warum die meisten deutschen Schauspieler — wenn es erlaubt ist, ihnen aus dem Munde aller Kenner eine nicht schmeichelhafte Wahrheit zu sagen — im Ganzen genommen nur mittelmäßig sind. Aber so wahr dies alles ist, so ist doch sehr zu vermuthen, daß wenn man uns gleich die Dramen noch so gut spielte, die Operetten nichts destoweniger eine Zeit lang ihr Glück gemacht hätten, blos darum, weil sie etwas **Neues** waren, und weil der Mensch vornehmlich in seinen Vergnügungen Abwechslung und Neuheit liebt. Dies wird immer so bleiben, und wenn wir uns auch endlich bis zum wahren Schönen und Erhabnen werden emporgearbeitet haben, so wird doch blos diese einzige Ursache uns oder unsre Nachkommen wieder davon ab und zu **Moden, Manieren**, und **Phantasien** verleiten.

(10) „So möchten wir es kühnlich mit den „**Marmontels** und **Sedaines** aufnehmen „können."

Hier muß ich meinem Autor eine kleine Herausgeber-Freyheit abbitten. Ich habe den Verfasser

Siegfried kämpft mit den Sachsen.

Doch plötzlich neu ward die Gestalt der Dinge:
Denn Boten kamen in das Land Burgund,
Fremd, ferneher: was die Gesandtschaft bringe,
Ward Keinem, als dem Herrn des Landes kund.
Mit holdem Gruß sprach Günther: „seyd willkommen!
Noch hab' ich nicht, woher ihr kommt, vernommen.
Nun sagt mir an, wer hat euch her gesandt?
Macht mir die Botschaft, die ihr bringt, bekannt."

Nicht ohne Furcht vorm königlichen Grimme
Trug ihren Auftrag die Gesandtschaft vor:
„„Zwar kommen wir nicht als des Friedens Stimme;
Doch öffnet uns nicht zürnend euer Ohr.
Euch naht ein Krieg nach siebenmal zwölf Tagen.
Uns sendet Luidgar her Euch abzusagen,
Der Sachsen mächt'ger Fürst; zu gleichem Streit
Kömmt Luidgast, der im Dänenreich' gebeut.

Ihr habt den Zorn der Herrn Euch zugezogen:
Sie fallen Euch mit großer Macht ins Land;
Ihr Heer ist zahlreich, wie des Meeres Wogen,
Kein Schild noch Helm besteht vor ihrer Hand.

Dies mög't Ihr nun vor Eure Freunde bringen;
Wollt Ihr nicht etwa noch um Frieden dingen,
Den Sturm nicht noch beſchwören, der Euch
dräut.
Auch hiezu wär' es eben jetzt noch Zeit." "

„So harret denn nur eine kleine Weile,
Sprach Günther, hart bedrängt von Serg' und
Leid,
Der Freunde Rath vernehm' ich, dann ertheile
Ich Euch, wie ihr's begehret, den Beſcheid."
Der König barg im Herzen dieſe Kunde:
Der kühne Hagen ward von ihm zur Stunde,
Und Gernot ward beſchickt, und wer zum Rath
Sonſt klugen Sinn beſaß, und Kraft zur That.

Kaum hatten ſie der Botſchaft Zweck vernommen,
Als Gernot der gewalt'ge Degen rief:
„Nur immerhin! der Feind ſey uns willkommen!
Auch unſer Swerdt ſchlägt Wunden breit und
tief.
Wer dann auch liegt, vom Todesſchlaf gebunden,
Der hat ſein Ziel, ſein rühmlich Ziel gefunden."
„Doch mich, ſprach der von Troni, dünkt's nicht
gut;
Ich kenne längſt der Feinde ſtolzen Muth.

Die Zeit reicht nicht, zum Krieg uns zu bereiten,
Nicht, unſre Freunde zu beſenden, hin;
Vor Allem ſag', in unſern Reih'n zu ſtreiten
Uns Siegfried zu; o wendet Euch an ihn!"
Nun ward beſchloſſen, ſchnell umher zu ſenden,
Ob Freunde ſich, bereit zur Hülfe, fänden?
Und der Geſandtſchaft, war ſie gleich verhaßt,
Verſchaffte man doch Pfleg', und ſüße Raſt.

Indeſſen war des Königs Herz beklommen;
Und Siegfried ſah im trüben Blick den Gram:
„Was hat den Sinn, ſprach er, Euch eingenommen,
Der erſt noch Theil an jeder Freude nahm?"
„„Nicht jeden Schmerz, ſprach Günther, darf man ſagen;
Und Manches muß das Herz verborgen tragen:
Geprüften Freunden klagt man ſeine Noth.""
Des Jünglings Antlitz ward ſchnell bleich und roth.

„Zog ich zurück, verſetzt' er, dieſe Hände,
Wenn etwa ſchon Euch Hülfe nöthig war?
Nehmt mich zum Freund! ich werd' es bis zum Ende
Mit Ehren ſeyn in Noth und in Gefahr."

„„Gott woll' es Euch, ſprach König Günther, lohnen!
Mög' er noch kurze Friſt mein Leben ſchonen,
Gewiß vergelt' ich Euch den holden Sinn,
Wird mir von Eurer Kraft auch kein Gewinn.

Nun hört mein Leid! zween mächt'ge Feinde künden
Den Krieg mir an; ſie fallen uns ins Land.““
„Sonſt nichts, als dies? rief Siegfried, o wir finden
Dafür wohl Rath! vertraut auf diſſe Hand!
Und wenn auch Euer Feind mit einem Heere
Von dreißig Tauſenden umgeben wäre,
Mit tauſend Kriegern wollt' ich ihn beſteh'n.
Laßt immer die Geſandten heimwärts geh'n.

Sie ſollen ihren Herrn uns voraus melden.
Doch folgten mir zwölf Kriegre nur von Haus;
Die tauſend rüſtet Ihr; aus Euern Helden
Wähl' ich mir Hagner mit Ortwinen aus:
Auch Dankwart ſoll den Zug, und Sindolb zieren;
Der Sänger Volker wird die Fahne führen.“
„„O Freund! rief Günther, wie erfreu'ſt Du mich!
Wenn Gott will, ſo verdien' ich's noch um Dich.““

Der Hof ward ſchnell verſammelt, vorbeſchieden
Auch die Geſandtſchaft, und, da ſie erſchien,
Sprach König Günther: „zieht nun, zieht in Frieden,
Beſchenkt, und im Geleite Burgunds hin.
Sagt Euern Herrn: wir ſehen ſie zu ſehen
Nicht ſehr erfreut, ſoll's aber doch geſchehen,
So ſey auch Arbeit hier für ſie bereit;
Nicht ohne Freunde zieh' auch ich zum Streit."

Froh hörten ſich die Fremdlinge gewähren
Der Heimkehr nicht ſo bald gehofften Tag;
Froh nahmen ſie, was ihren Stand zu ehren,
An reicher Gaben Pracht vor ihnen lag.
Doch froh vernahm nicht Luidgaſt die Geſandten,
Da ſie die Helden ihm mit Namen nannten,
Die ſie am Hof zu Worms vereinigt ſah'n:
Kein Feind wie Siegfried paßt' in ſeinen Plan.

Sein Uebermuth begann ihn ſehr zu reuen:
Mit banger Eile ward umher geſandt,
Bis um ihn her von Freunden und Getreuen
Von zwanzig Tauſenden ein Kriegsheer ſtand.
Auch Luidger warb ein gleiches Heer Vaſallen.
So dachten ſie ins Land Burgund zu fallen.

Doch Günther — nicht zur bloßen Gegenwehr,
Zum kühnen Angriff rüſtet' er ein Heer.

Schnell bot er Hagens und der Brüder Mannen,
Bot ſeine Magſchaft auf zu muth'gem Streit.
Bald zogen ſie mit kühner Haſt von dannen,
Die Roſſe ſpornend, raſch, zur Schlacht bereit.
Die Fahne ward von Volkers Hand getragen;
Schaarmeiſter war der Held von Troni Hagen;
Mit ihnen zog auch Dankwart und Ortwin,
Und Sindold und der tapfre Hunold hin.

Ihr mögt getroſt, ſprach Siegfried, hier verbleiben,
Herr König, im Pallaſt, und bei den Frau'n:
Wir wollen ihnen wohl die Luſt vertreiben,
Nach Worms zu ziehn; Ihr dürft auf uns vertrau'n.
Bald ſoll ihr Aug' in ihrem Land' uns ſehen,
Ihr Uebermuth in Sorgen übergehen."
Geſagt, gethan! Durch Heſſen flog der Ruf
So ſchnell nicht, als der muth'gen Roſſe Huf.

Bald ſtunden ſie auf ſächſiſchem Gefilde;
Mit ihnen kam Verwüſtung, Raub und Brand.
Der Fürſten Brüderpaar trug ſeine Schilde
Vorm Bundesheere mit beſorgter Hand.

Siegfried empfahl das Volk dem kühnen Hagen;
Gernoten ward die Mitsorg' übertragen;
Der Nachtwach' in dem Lager vorzustehn.
Ward Dankwart mit Ortwinen auserseh'n.

Sieglindens Sohn in seinem Waffenkleide
Ritt ganz allein auf Späh' und Kundschaft hin:
Er sah der Feinde Heer mit Herzensfreude,
Sah weit ins Ferne sich das Lager ziehn,
Doch sieh, es zog, umstrahlt von goldnem Schilde,
Ein Krieger ihm entgegen im Gefilde:
Der Dänenkönig war's, der so wie er,
Auf Kundschaft ritt, getrennt von seinem Heer.

Sie faßten sich ins Auge: Siegfried brannte
Von Kampfbegier, und gab dem Roß den Sporn;
Auch Luidgast zielte mit dem Speer, und rannte
Auf seinen Feind mit kriegerischem Zorn.
Von seines Gegners Speer getroffen, tönte
Des Gegners Schild, und Roß und Reiter stöhnte;
Und jeden trug vor seinem Feind vorbei
Sein feurig Roß, als ob's ein Sturmwind sey.

Doch ohne sich zu säumen, lenkten Beide
Der Rosse Zaum mit ritterlicher Hand:
Die Schwerdter flogen aus der breiten Scheide;
Ein neuer Kampf der Schrecklichen entstand

Das Feld erſcholl von Siegfrieds derben Schlägen:
Da ſtoben Funken, wie ein Feuerregen;
Nicht minder grimmig ſchlug auch Luidgaſt's Hand;
Daß jeder ſeinen Mann am andern fand.

Nun ward von dreißigen der dän'ſchen Krieger
Der Kampf, und ihres Herrn Gefahr geſehn:
Sie flogen, ihn zu retten, doch ſchon Sieger
Zwang Siegfried um Verſchonung ihn zu flehn.
Schon hatte Balmung *) zu drei tiefen Wunden
Durch Schild und Panzerſtahl den Weg gefunden.
Der König nannte ſich, ſein Muth ward weich,
Und um ſein Leben bot er Kron' und Reich.

Schon führte ſchonend ihn der Held von dannen
Den koſtbarn Geiſel, ſieh da rannten ihn
Laut rufend an des Königs dreißig Mannen,
Und zwangen wieder ihn ſein Schwerdt zu ziehn.
Er ſchlug um ſich mit ungeheuern Hieben,
Bis um ihn her nur Leichen übrig blieben:
Nur Einen ſchonte noch des Todes Hand:
Als Unglücksbote ward er heim geſandt.

Be-

*) Siegfried's Schwerdt.

Beſtürzt ward Alles, da die Trauerſtimme
Ins Heer der Dänen und der Sachſen kam;
Und Luidger tobt' umher mit lautem Grimme,
Da er des Bruders hart Geſchick vernahm.
Der König gieng indeſſen als die Beute
Des furchtbar'n Siegers hin an ſeiner Seite.
Des tapfern Hagens Hand vertraut' er ihn,
Und rief zum Heer: „nun laßt uns nicht verziehn!

Wohlan, ihr Helden von dem Rheingeſtade!
Wohlan, ich führ' euch nun zu Luidger's Heer!
Verbleibt mein Leben mir durch Gottes Gnade,
O dann, ihr ſollt es ſehn, geſchieht noch mehr.
Hinab zum Abend wird der Tag nicht gleiten,
Bis manchem Weib wir tiefen Schmerz bereiten;
Bis mancher Helm von unſrer Hand zerhaun,
Im Staube liegt, dem Feind zu Sorg' und Graun."

Schnell ſaß das Heer auf ſeinen muth'gen Roſſen,
Die Zäume lenkend mit geübter Hand,
Das Heer, das nur aus Siegfried's zwölf Genoſſen,
Und tauſend Kriegern von Burgund beſtand.

Der kühne Sänger ritt vor allem Volke
Voraus mit ſeiner Fahn', und eine Wolke
Von Staub hub zu dem Himmel ſich empor;
Doch Schilde glänzten aus dem Staub hervor.

Schon war der Sachſen Heer mit blanken Klingen,
Schon war das Dänenvolk zum Kampf bereit,
Begierig das Verlorne zu erringen.
Des Königs Freiheit; ſchnell begann der Streit.
Nun ward mit Blut ſo manche Hand geröthet,
Die Hoffnung nun ſo mancher Braut getödtet,
So mancher Frauen Luſt in Schmerz verkehrt,
Durch Gernot's, Hunold's und durch Sindold's Schwerdt;

Mit Blut vertilgt ward vieler Helme Schimmer
Durch Volkern; Schild' und Panzer ſchlug in Trümmer
Der ſtarke Hagen, und ſein Neff' Ortwin;
Auch Dankwart's Arm, wie Viele ſtreckt er hin!

Das Beiſpiel war ein Sporn für die Burgunden;
Auch Sachs und Däne fecht mit kühnem Muth:
Die Waffen klangen und aus tiefen Wunden
Rann über Sättel hin der Krieger Blut.

faſſer des **Roſenfeſtes**, der **Dorfdeputierten** und der **getreuen Köhler**, welchen er, ich weiß nicht warum, blos unter die Nachahmer des Hrn. **Weiſſe** ſetzte, um eine Stuffe höher hinaufgerückt, und geglaubt, daß er ſich gar wohl neben dem Verfaſſer des der **Teufel iſt loß**, der **Liebe auf dem Lande**, der **Jagd**, der **Jubelhochzeit** ꝛc. ſehen laſſen dürfe. Beyde ſind wenn man will Nachahmer und zum Theil Ueberſetzer franzöſiſcher Originale, welche wieder gewiſſer maſſen Nachahmer von Welſchen ſind. Aber beyde gleichen einander darinn, daß ſie in einem Fache gearbeitet haben, dem ſie gewachſen waren; daß ſie die ungekünſtelte einfältig ſchöne Natur wohl getroffen; daß ſie das Talent haben ſehr artig kleine Lieder zu machen, und den Ausdruck einer naiven Empfindung, oder kleine Gemählde von Gegenſtänden, die darum weil ſie gemein ſind nichts weniger als leicht zu mahlen ſind, in den leichteſten und flieſſendſten Verſen ſehr glücklich herauszubringen wiſſen. Beyde ſind nicht ohne Mängel; aber beyde haben die Tugend, die Kritik zu lieben, und ſelbſt ihre eignen ſtrengſten Kunſtrichter zu ſeyn. Auch haben beyde gezeigt, daß ſie am vortreflichſten ſind, wenn ſie ohne ein franzöſiſches oder welſches Original vor ſich zu ſtellen, ſich ihr Sujet ſelbſt erfinden und es nach eignem Gutdünken behandeln. Wenn im **Roſenfeſte** einige zu lang gedehnte Scenen ermüden, und in den **Dorfdeputierten** einige ins Platte fallen (Fehler, denen vermuthlich bey einer neuen

Aus-

Doch Siegfried drang mit ſeinen zwölf Genoſſen
Tief in den Feind, und Ströme Blutes floſſen
Aus Helmen, die des Helden Schwerdt zerbrach.
Kein Krieger von dem Rheine folgt' ihm nach.

Schon dreimal durch das Heer gedrungen kehrte
Er dreimal um, als Hagen zu ihm drang,
Im Schlachtgewühl' ein würdiger Gefährte,
So manchem Ritter noch zum Untergang.
Doch ſieh, es ritt vor ſeine Heergeſellen
Der Sachſen Fürſt, entgegen ſich zu ſtellen
Dem Schwerdte Balmung, das in Siegfried's Hand
Sein Heer ihm fraß, wie ohne Widerſtand.

Nach ſeinem Wahn war's Gernot, der die Reihen
So kühn durchbrach, und vorher die Gewalt
Am Bruder übt', auch dieſer ihn zu zeihen
Gebot die Rüſtung ſchon und die Geſtalt.
Der Lärm erhub ſich heft'ger um die Beiden;
Doch bald begannen ſich die Reih'n zu ſcheiden:
Der Feldherrn Kampf beruhigte die Schlacht;
Von beiden Seiten ward ihm Raum gemacht.

Auf ſeinen Feind mit ungeheuerm Grimme
Schlug Luidger, und es wankte Siegfried's Roß:
Doch ſieh, es hub von Neuem ſich die Stimme
Der Feldſchlacht, und das Blut der Heere floß;
Denn Gernot flog herbei, und Volker, Hagen,
Dankwart und Hunold; Roß und Mann erlagen
Vor ihrem Schwerdt; auch Sindold und Ortwin
Streckt' auf das Feld der Sachſen Söhne hin.

Von beiden Seiten flog durch breite Schilde,
Und über Helme der geſchwungne Speer;
Und blutig lag der Panzer im Gefilde,
Mit Blut gefärbt lag Helm und Schild umher.
Auch Siegfried's Roß erſtarkt; und ungeſchieden
Blieb noch der Feldherrn Kampf: nicht zu ermüden
Drang Jeder auf den Gegner; hin und her
Flog hallend Schlag auf Schlag, flog Speer auf Speer.

Doch Siegfried's Schwerdt zerhieb des Schil-
des Spangen
Am Arm des Feinds: der Sieg — er winkt'
ihm ſchon.
Die Kron' am Schild des ſtarken Feindes prangen
Sah Luidger, und erkannte Siegmund's
Sohn.
„Laßt ab vom Kampf, ſo rief er ſeinem Heere,
Verloren iſt für uns des Sieges Ehre:
Den furchtbar'n Siegfried hat mein Aug' er-
kannt;
Uns hat zur Schmach die Höll' ihn her geſandt."

Er bat zugleich um Schonung und um Frieden;
Die Fahne ſenkte ſein Befehl herab.
Vom Sieger ward ihm, was er bat, beſchieden,
Da er zur Haft als Geiſel ſich ergab.
Des Ueberwundnen Heer ließ ab vom Streite
Mit allgemeinem Rath; des Siegers Beute
Ward Helm und Schild der Männer (ſo gebot
Des Sieges Recht,) vom eignen Blute roth.

Gernot und Hagen nahm fünfhundert Krieger
Gefangen; wie ihr Auge ſie erkohr,
Nebſt den Verwundeten; ſo ſchrieb der Sieger
Den Ueberwundnen die Geſetze vor.

Heim zog der Däne nun mit ſchlechter Ehre,
Und Schaam und Trauer herrſcht' im Sachſenheere.
Des Freund's und des Verwandten Thräne floß
Dem Krieger, dem der Tod die Augen ſchloß.

Das Saumroß trug nun friedlich auf dem Rücken
Der Waffen Laſt; und Gernot ſäumte nicht
Den Seinigen die Botſchaft darzuſchicken:
Zum Rheine flog der freudige Bericht.
Wie manches Herz, der Furcht zum Raub gegeben,
Erwachte wie zu einem neuen Leben!
Der Frauen Forſchgier ließ den Boten kaum
Zur Antwort, und zum Athemzuge Raum.

Ein Bote ward gewieſen zu Chrienchilden,
Nur heimlich, denn man ſprach ſich's noch in's Ohr,
Es komm' ein Held zurück aus den Gefilden
Des Kriegs, den ſie zum Trauren ſich erkohr.
Sie ſah den Mann der längſt erſehnten Kunde
Der Thüre nahn; mit freundlich ſchönem Munde
Rief ſie ihm zu: „komm her, gieb mir Bericht!
Dein Lohn wird Gold ſeyn; aber lüge nicht!

Wie iſt mein Bruder aus dem Streit gekommen?
Und wie ergieng es meinen Freunden? ſprich!
Hat Keinen uns die Hand des Tods genommen?
Wer war dem Feind vor Andern fürchterlich!
„„Kein Feiger war, o Fürſtin, in dem Heere,
So ſprach der Bote, doch der höchſten Ehre
Des Kampfs (weil Ihr's zu wiſſen ſelbſt begehrt,)
Iſt ganz allein der Gaſt von Xanthen werth.

Wohl fürchterlich war Dankwart, und war Hagen,
Und Großes ward von ihrem Arm vollbracht;
Wie mancher Held ward durch ihr Schwerdt erſchlagen!
Vor ihm nur ſchwand ihr Ruhm in dunkle Nacht;
Nur Er that Wunder; und es weint des Dänen
Und Sachſen Tochter jetzt unzähl'ge Thränen
Um Vater, Bruder, Mann und Bräutigam,
Und den Geliebten, der ihm nahe kam.

Auch Ortwin's Schwerdt, wohin es traf, ſchlug Wunden
Durch Stahl und Eiſen, auf ihm ſaß der Tod;
Und Gernot — ha! durch Reihen der Burgunden
Ward, wie durch ihn, ſo mancher Sattel roth;

Ob ſchrecklich gleich von aller Schwerdter Schlägen
Das Feld erſcholl, und Reue zu erregen
In Luidger's Bruſt, von ihrer ganzen Schaar
Des letzten Reiters Arm geſchäftig war.

Der Ruhm den ſich die Troniër gewannen,
Vom kühnen Hagen in den Kampf geführt,
Den Hunold trägt, und Sindold, Gernot's Mannen,
Der iſt's, der auch dem Seneſchall gebührt.
Das Höchſte nur vom Anfang bis zum Ende
Sah'n wir geſcheh'n durch Siegfried's Heldenhände.
Luidgaſten werdet Ihr, und Luidgern ſeh'n,
Von ihm gefangen, Euch vorüber geh'n.

Nie ward ſolch eine Zahl gefangner Krieger
Zum Rhein geführt, als nun durch ſeine Kraft:
Mehr als fünfhundert ſind es, die dem Sieger
Gezwungen folgen in des Krieges Haft.
Die ſchwer Verwundeten — auf achtzig Bahren
Trägt man ſie her gen Worms: begegnet waren
Die Meiſten nur des Helden furchtbar'm Schwerdt.
So ward der Uebermuth in Schmach verkehrt.""

Die Freud' entblüht' in höherm Roth den Wangen
Der Jungfrau und mit Recht: ihr Liebling war
Mit Ruhm gekrönet aus der Schlacht gegangen;
Ihr ſchied kein Freund verletzt aus der Gefahr.
„Groß, ſprach ſie, ſey der Lohn für deine Kunde!"
Ihm ward ein reich Gewand, und Gold zur Stunde
Zehn Marken ſchwer, gebracht. So gut gelingt
Solch eine Botſchaft, die man Mädchen bringt.

Am Fenſter harrt', und auf der Straße weilte
Nun manche ſchöne Maid, den Zug zu ſehn;
Und Weib und Kind, Freund und Verwandter eilte
Mit frohem Gruß entgegen ihm zu gehn.
Der König ſelbſt, des frohen Dankes wegen,
Ritt ſeinen Tapfern vor die Stadt entgegen,
Wie ſich's geziemte; denn in Jubel war
Durch ſie verkehrt die dräuende Gefahr.

Er hieß die Seinen und den Gaſt willkommen,
Und forſchte nach der todten Freunde Zahl;
Nicht mehr als ſechzig hatt' ihm weggenommen
Der Sachſen und der Dänen ſcharfer Stahl.
Doch Viele trugen heim aus dem Gefilde
Der blut'gen Schlacht zerhau'ne Helm und Schilde.

In frohem Jubel vor des Königs Schloß
Stieg jeder Krieger ab von seinem Roß.

Für Alle war schon Herberg', Speis' und Pflege
In dem Bezirk der Stadt umher bereit,
Und schon das Bett, worauf der Krieger läge,
Der blutend kam aus dem bestandnen Streit.
Des Königs Tugend glänzt' im höchsten Schimmer
An seinen Feinden: „Seyd; sprach er, mir immer
Willkommen! kam auch Schaden mir durch Euch,
Mich machte Gott durch meine Freunde reich."

„„Ihr dankt mit Recht, sprach Luidger, Euern
Freunden;
Wem war, wie Euch, des Krieges Loos je hold?
Doch seyd nun mild auch gegen Eure Feinde
Mit edler Hast! wir bieten schweres Gold.""
„Frei aller Hast, sprach Günther, sollt Ihr leben!
Doch Euer Wort muß mir die Bürgschaft geben,
Daß Ihr nicht heimlich weicht aus diesem Land."
Gelobend reicht ihm Luidger schnell die Hand.

Ruh' und Gemächlichkeit ward beiden Fürsten
Nun, wie der König es gebot, verschafft.
Für's ganze Heer (kein Krieger sollte dürsten,)
Floß reichlich Meth und guter Rebensaft.

Die leeren Sättel, die mit Blut befleckten,
Damit ſie nicht der Frauen Thränen weckten,
Verbarg die Menſchlichkeit; was aus der Schlacht
An Waffentrümmern kam, ward weggebracht.

Zu ſorgen für der Wunden Heilung flogen
Die Aerzte raſch herbei aus Stadt und Land:
Das reine Gold, und Silber ungewogen
Empfiengen ſie zum Sold aus Günthers Hand.
Den Gäſten auch ward reicher Gaben Fülle
Von ihm vertheilt; war's eines Ritters Wille
Nach Haus zu kehren, ſo beſchwor er ihn,
Wie's üblich iſt bei Freunden, zu verziehn.

Er gieng zu Rath, wie er mit größrer Ehre
Den Mannen lohnt': „es ziehe Jeder itzt,
Sprach Gernot, heim; doch nach ſechs Wochen kehre
Hieher zurück, wer auf dem Roſſe ſitzt.
Auf jene Zeit laßt uns ein Feſt verkünden;
Indeſſen wird wohl Vieles noch ſich finden,
Und zum Turnier, zum frohen Tanze fliegt
Dann Mancher, der itzt wund darnieder liegt."

Hoog.

III.

Nekrolog.

Jer. Jakob Oberlin.

Der den 10. October vorigen Jahres zu Straßburg gestorbene 71jährige Kreis Oberlin gehört zu den Heroen seines Zeitalters, wenn anders auch außer dem blutigen Lorbeer-, der Epheu- und Eichenkranz ausgezeichnete Männer in den Friedenskünsten hoch über ihre Zeitgenossen zu erheben vermögen. Ob er gleich eben so fertig in mündlichem und schriftlichem Vortrage sich lateinisch und französisch ausdrückte, so war doch Teutsch seine Muttersprache und seine ganze Bildung und gelehrte Wirksamkeit war die eines Teutschen. Schlichtegroll und der hallische Nekrolog mögen nicht vergessen, diesen edeln Schatten in ihre Gallerien aufzunehmen. Er gehört uns zu, und wurde wohl auch vorzüglich darum mit zur Zeit des Schreckenssystems 1793 mit mehreren seiner erwähltesten Mitbürger nach Metz in Ketten und Banden geschleppt.

Ausgabe abgeholfen wird) so kam es blos daher, weil Herr H. sich zu genau an seine Originale hielt. Die getreuen Köhler haben keinen von diesen Fehlern — man müßte denn die Scene, wo Hans exercieren lernt, keine Gnade finden lassen wollen — und dagegen so viel Interesse, so viel angenehme Züge der kunstlosen Natur, so viel rührendes, als ein Stück dieser Art haben kan. Ich gestehe gerne, daß ich diese Art weder vorzüglich liebe, noch für eine Frucht des guten Geschmacks unsrer Zeit ansehe: aber ich würde den für unglücklich halten, der einen so eingeschränkten Geschmack hätte, das Schöne und Gute nicht allenthalben zu empfinden und zu schätzen, wo es zu finden ist.

(11) „Beyde Betrachtungen (nehmlich, Sänger zu bilden, und unsre Sprache musicalischer zu machen) haben unstreitig den „Verfasser der Alceste bewogen, einen Versuch in der hohen Oper zu machen.“

Das haben sie (mit Erlaubniß meines Textes) nicht gethan. Der Verfasser der Alceste gieng, aus ganz andern Betrachtungen (die er nächstens in einem Briefe über das Singspiel ausführlich mittheilen wird) schon einige Jahre mit dem Vorhaben um, deutsche Singspiele im Geschmack der Alten, wiewohl mit einigen unsrer Zeiten anmessenen Modificationen, zu versuchen. Es fehlte

ihm

Er war faſt ein halbes Jahrhundert hindurch durch Schrift und Wort der Univerſität Straßburg erſte Zierde. Er empfieng vom großen Schöpflin die antiquariſche Weihe, verherrlichte ſeine hinterlaſſenen Kunſt- und Literaturſchätze theils durch die Herausgabe des Schöpflinſchen Muſäums, theils durch den gemeinnützigſten und mannichfaltigſten Gebrauch derſelben zu alterthümlichen Vorleſungen, und beförderte überhaupt durch eine ganze Reihe kleinerer und größerer Abhandlungen in dieſem Fache die Alterthumskunde, die das Jetzt durch das Vordem zu beſſern verſteht. Sein Orbis antiquus, monumentis suis illustratus bleibt Hauptbuch und ſeine Ausgaben des Vibius Sequeſter, Tacitus und Julius Cäſar werden ſeinen Namen auch den eigentlichen Philologen unvergeßlich erhalten. Den Juſtin hatte er faſt vollendet, als ein glücklich ſchneller Tod ihn in die beſſern Wohnungen einführte. Als eigentlicher Literator trat er in die Fußtapfen des Straßburger Philologen Joh. Georg Scherz, deſſen Gloſſarium er mit einer öffentlichen Unterſtützung des Straßburger Magiſtrats in 2 Bänden herausgab, ein unentbehrliches Hülfsmittel zu unſerer älteren Literatur und Diplomatik. Seine Forſchungen für die allemanniſche Literatur, die Elſaſſer teutſchſchreibenden Schriftſteller im 15ten und

16ten Jahrhundert, und die dortigen Incunabeln der Buchdruckerkunſt waren als Bruchſtücke ſeines großen Werkes, das er im ganzen Umfange aus Mangel eines tüchtigen Verlegers nie unternehmen konnte, ſeines Alsatia literata, köſtliche Proben ſeiner kritiſchen Sprachkunde, wozu auch noch mehrere intereſſante Schriften über das franzöſiſche und beſonders elſaſſiſche Patois gezählt werden müſſen. Aber ſo zahlreich auch ſeine größeren und kleineren ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe ſeyn mögen, die Meuſel in ſeinem gelehrten Teutſchland ſorgfältig verzeichnet: ſo iſt doch ſeine unmittelbare Wirkſamkeit als der vielſeitigſte Lehrer und raſtloſeſte Beförderer alles Guten, als Profeſſor, Gymnaſiarch, Mitglied gelehrter Vereine, Wahlherr, Departementsrath und Verwalter, noch weit ehrwürdiger. Das brachte ihm den Bürger-Kranz, der wirklich auf ſeinem Sarge lag; das die Trauer von ganz Straßburg, die ſich zu St. Thomä verſammelte, als der edle Bleſſig ſeine Gedächtniß-Rede an dem Orte hielt, wo der Marſchall von Sachſen und Schöpflin ihre Denkmäler haben; das den Ausruf der blumenſtreuenden Gymnaſiaſten auf ſeiner Gruft: es blühe auf immer das Andenken unſers guten Vaters! Darüber muß man denn ſeine Collegen und Zöglinge ſelbſt ſprechen hören. Denn außer einer

teutſchen biographiſchen Nachricht von Stöber ſind noch drei merkwürdige Andenken auf den allverehrten, allwirkſamen Greis erſchienen. Bald nach ſeiner Beerdigung erſchien die mit Geiſt und Liebe getauſte Gedächtnißrede des durch Jahre und Verdienſte als Chriſt, Gelehrter, Menſch gleich ehrwürdigen Doctor Bleſſig, ſeines vieljährigen Herzensfreundes (bei Heitz, 22 S. im größten Octav, glänzend gedruckt). Der Text zu dieſer Rede, die diesmal wahrlich nicht eine Stimme in der Wüſte war, iſt aus Jeſus Sirach 39, 13 — 15. Nie wurde ein paſſenderer Text zweckmäßiger durchgeführt. Mit reich practiſchen Winken für eine Enkelwelt, die ſolcher Muſter mehr als je bedarf, iſt ſie durchwebt? Sie ſollte auf allen teutſchen Gymnaſien und höhern Lehranſtalten in einer eigenen Erbauungsſtunde vorgeleſen werden. Denn Oberlin gehörte zu den großen und gründlichen Vielwiſſern, die zugleich herzliche und wahrhaft religiöſe Menſchen waren. Dies iſt jetzt, wo Glauben und Handeln in der Religion unſerer Väter eine Thorheit iſt, und wo die neuen äſthetiſchen und naturphiloſophiſchen Aufklärer bald an einem Winkelmann preißen, daß er ein tüchtiger Heide geweſen, bald einen Novalis kanoniſiren, weil er ſelbſt pantheiſtiſcher Myſtiker auch andere myſtificirt, eine ſeltene Erſchei-

nung. Darum konnte aber auch der fromme Bleſſig vor mehreren tauſend Zeugen ihm zurufen: „ich ehre es hoch, Dein öffentliches Leben; ich liebe Dich zärtlich um Deines häuslichen Lebens willen: aber ich umarme Dich und ich weine Thränen der Ehrfurcht, wenn ich einen Blick in das innere Heiligthum deines Herzens werfe. Du riſſeſt Dich nicht, wie der Gelehrten und Ungelehrten ſo viele, von einer unſichtbaren höhern Welt los; Du ehrteſt den heiligen Bund der Gottheit und Menſchheit in allem, was Religion überhaupt heißt. Dir war es Ernſt, als Chriſt und als chriſtlicher Lehrer einer religiöſen Akademie zu ſprechen: „Herr, wo ſollen wir hingehn? Du haſt Worte ewigen Lebens!“ Darum konnte auch Niemand die dem letzten Blatte beigefügte Inſchrift für bloße Schmeichel- und Heucheltöne halten. Sie verdient auch hier zu ſtehn:

Ehre
dem verdienſtvollen Mann
Jeremias Jacob Oberlin,
welcher mit raſtloſer Thätigkeit
in Sprachen und Wiſſenſchaften
reiche Kenntniſſe ſammelte,
und als Lehrer und Schriftſteller
in blühendem Vortrag verbreitete,

und

und in mehrfachen Würden und Aemtern
des Vaterlands Wohlfahrt beförderte
und Straßburgs Ruhm erhöhte.
Sein Geiſt
voll Klarheit, Ordnung, Heiterkeit,
Redlichkeit, Wohlwollen
betrat ſeine irdiſche Laufbahn zu Straßburg
1735 den 8. Auguſt
und vollendete ſie
1806 den 10. October.

* * *

Ein anderes Denkmal in der Sprache, die nie aufhören darf, das lebendige und belebende Organ der Gelehrten vom Tajo bis zur Newa zu ſeyn, ſetzt ihm ſein gelehrter College, der berühmte Herausgeber des Appian, Polyb, Arrian und Athenäus, Prof. Schweighäuſer, im Namen der Straßburger Univerſität; Memoriam I. I. Oberlini aequalibus posterisque commendat academia Argentoratensis. (Straßburg Heitz 1806. 80 S. in gr. 8.) Man ſieht, es ſind nicht bloße Lippen- ſondern Bruſttöne, die der wackere Schweighäuſer hier ausſpricht. Höchſt intereſſant und für Manchen, der ſich zurückgeſetzt wähnt und Klagelieder ſingt, lehrreich, ſind die genauen Schilderun-

gen, wie der gelehrte und thätige Oberlin erst gar nur als Collaborator, dann als unterster College am Gymnasium viele Jahre lang den kleinen Knaben die ersten Elementarkenntnisse lehren mußte, und wie er später erst eine außerordentliche und noch später eine ordentliche Professur, die ihn dem Schulstaube entzog, und das Gymnasiarchat erhielt, und wie er mit der gewissenhaftesten Pflichttreue sein Amt nie seinen ehrendern und lohnendern Lieblingsfächern aufopferte. So konnte Blessig wohl sagen: er schwang sich, wie nun unsere berühmtesten Feldherren, von der untersten Schwelle empor, und so gehörte er nicht zu den Ungeduldigen, die mit eben so viel Ungestüm als Anmaßung Ehrenstellen im Sturm erobern wollen." Welcher jüngere Mann, der sich nur etwas fühlt, hat jetzt einen Begriff von solcher Bescheidenheit? Eben so interessant ist es, in Schweighäusers Erzählung die hundert Schwierigkeiten entwickelt zu finden, mit welchen der wackere Oberlin zu kämpfen hatte, wenn er eine seiner lange und mühsam gereiften Geistesfrüchte endlich durch einen Straßburger Buchhändler zur Welt gefördert sehen wollte. In Prolusionen und Gelegenheitsschriften vereinzelt, mußte er seine Werke über Alterthümer und Literatur gleichsam in der gelehrten Welt nur einschwärzen. An fette Ehren-

pfennige und Honorare, womit jetzt unſre Schriftſteller ſich ſo gern vergelten laſſen, war da freilich noch nicht zu denken. Rührend iſt auch hier am Ende die bündig zuſammengefaßte Schilderung des Charakters und Privatlebens Oberlins. Wer mag dieß leſen, ohne ſein: have, sanctissima, candidissima anima zu ſprechen. Endlich hat auch ein betrauter Schüler Oberlins, Gottl. Fr. Winkler der zuletzt unter dem edeln Millin eine Aufſeherſtelle bei der kaiſerl. Bibliothek in Paris bekleidete, im Märzſtücke 1807 des Magazin encyclopédique eine reiche und ausführliche Nachricht sur la vie et les écrits de I. I. *Oberlin* bekannt gemacht, welche auch auf 71 S. in 8. beſonders abgezogen und verkauft worden iſt. Man hört hier den dankbaren Schüler mit zärtlichſter Sorgfalt, aber auch mit ſtrenger Wahrheitsliebe von ſeinem geliebten Lehrer und väterlichen Rathgeber ſprechen und zum Theil aus handſchriftlichen Tagebüchern des Verſtorbenen mannichfachen Bericht erſtatten. Dies iſt beſonders bei der Reiſe der Fall, die Oberlin 1776, durch öffentliche Fonds unterſtützt, durch die mittäglichen und weſtlichen Provinzen Frankreichs in antiquariſcher und literariſcher Hinſicht machte. Winkler benutzte dabei das eigenhändige Tagebuch, was ſich Oberlin auf dieſer Reiſe hielt, und da Wink-

ler ſelbſt nur wenige Zeit vorher mit ſeinem Gönner und Freund, dem Conſervateur Millin faſt dieſelbe Reiſe gemacht hatte, deren Früchte wir nun in einem, ſo eben bei Turneiſen in Paris erſchienenen Werke: Voyage dans les départemens du midi de la France par *Millin* 2 Vol. in 8. genießen können; ſo iſt die hier gegebene Nachricht davon doppelt anziehend. Mit Trauer erfüllt es uns, daß der dankbare Schüler nicht einmal den Abdruck dieſer Notiz erlebte, ſondern ſeinem theuern Lehrer unerwartet ſchnell in die ſtillen Wohnungen nachfolgte. Winklers Stelle iſt durch Oberlins einzigen noch lebenden Sohn, ſowohl bei der kaiſerl. Bibliothek, als in den Privatverhältniſſen mit Millin wieder beſetzt worden. Winkler und der jüngere Oberlin, waren im Jahre 1793 beide als Offiziers der Nationalgarde gefangen genommen und viele Monate hindurch in Ungarn als Kriegsgefangene von der ganzen übrigen Welt abgeſchnitten worden. — Sehr begierig muß man ſeyn, zu erfahren, was aus Oberlin's ſchätzbarem literariſchem Nachlaß, aus dem zweiten Theile des Schöpflinianiſchen Muſäums, wozu ſchon die meiſten Kupfer geſtochen waren, aus ſeinen Zuſätzen zu Scherz, zum Orbis antiquus und ſeiner herrlichen Sammlung zur älteren Geſchichte der teutſchen Literatur und Ty-

pographie, geworden iſt, und ob zu ihrer Erhaltung und Bekanntmachung in dieſer eiſernen Zeit gar kein Hoffnungsſtral dämmert.

Böttiger.

IV.

Ueber die Tenſons der Provenzaliſchen Dichter.

Die Geſchichte der Provenzaliſchen Poeſie hat ſowohl in älteren als neueren Zeiten die Aufmerkſamkeit franzöſiſcher und teutſcher Literatoren auf ſich gezogen. Nicht mit Unrecht verdient ſie aber auch dieſe Aufmerkſamkeit, denn ſie iſt, ungeachtet der kurzen Dauer ihres Flors, äußerſt reich an intereſſanten Erſcheinungen.

Unter den verſchiedenen Gattungen der Provenzaliſchen Poeſie, ſind als deutliche Charakterſchilderungen des damaligen Zeitgeiſtes die ſogenannten Tenſons (andere ſchreiben Tençons) merkwürdig. Das Wort ſelbſt iſt eine Abkürzung des lateiniſchen Contentio, woraus nachher im Italieniſchen tenzone oder tenzione, und im Franzöſiſchen tençon

oder tenson wurde. So ſagt Villain storia d'Italia lib. VI. cap. 3. cominciolli per così vil cosa, come per la tenzone d'un pòccolo cagnuolo, und Dante im Inferno im 6ten Geſange dopo lunga tenzone verranno al sangue, wo es weiter nichts als Streit bedeutet. Thibaut, König von Navarra braucht tenson in einem ſeiner Geſänge für Streitigkeit. vid. Dizionar. della Crusca v. tenzone und Dictionaire de Trévoux unter tenson und tençon. — Weil nun dieſe Gedichte meiſt polemiſchen Inhalts waren, oder doch Streitfragen enthielten, nannte man ſie tenzoni, tensons. —

In Abſicht der Definition dieſer Dichtungsart iſt es etwas ſchwierig, aufs Reine zu kommen. Millot, der Hauptſchriftſteller über die provenzaliſche Poeſie, der an Gründlichkeit und Ausführlichkeit das ſeichte Werk des Noſtradamus weit übertrifft, ſagt, indem er in der Vorrede ſeines Werks *) die verſchiedenen Dichtungsarten der Provenzalen durchgeht: C'est surtout par les *tensons* que les troubadours tâchoient de se signaler. Dans

*) Histoire litéraire des troubadours, Paris 1774. 3. Vol. 8.

ihm nur an einem Componiſten, deſſen Kopf und Herz die Natur mit den ſeinigen zuſammen geſtimmt hätte. Er rief lange vergebens: Adducite mihi Pſaltem! Unverhoft fand er endlich was er zu finden beynahe alle Hofnung aufgegeben hatte. Er fand auch Subjecte, welche die Talente oder wenigſtens die Fähigkeit und Anlage zu haben ſchienen, zur Ausführung ſeines Vorhabens brauchbar zu ſeyn. Es müßte nicht natürlich zugehen, dacht' er, wenn die vereinigte Macht der Dichtkunſt und Muſik, welcher man ehmals ſo groſſe Wunder zugeſchrieben hat, nicht Talente aufwecken und bilden ſollten, zu welchen die Anlage da iſt. Der Erfolg, der bey den bisherigen öffentlichen Aufführungen der Alceſte auf dem Weimariſchen Hoftheater ſeine Erwartung übertroffen hat, bewies daß er der Fähigkeit und Gelehrigkeit der Sänger nicht zuviel zugetraut hatte. Wahrſcheinlicher weiſe werden ſie, wenn ſie öfter ſo geübt werden ſollten, es in den Künſten des lyriſchen Schauſpiels, in Geſang und Pantomime (von deren Vereinigung die groſſe Würkung deſſelben abhängt) immer höher bringen; und ſo könnte freylich der Verfaſſer der Alceſte nebenher eine gelegenheitliche Urſache geweſen ſeyn, daß man künftig wenigſtens auf Einem deutſchen Theater eine Art von Schauſpielen ſehen würde, die man vorher nicht darauf geſehen hatte. Aber gleichwohl war dies eben ſo wenig was ihn bewog ein Singſpiel zu verſuchen, als der Gedanke unſre Sprache muſikaliſcher zu machen. Seit

mehr

ces dialogues en couplets alternatifs ils s'attaquoient etc. Er giebt alſo hiedurch keine andere Definition dieſer Gedichte, als daß ſie Dialogen in Couplets oder Strophen waren. — Im erſten Bde. ſeines Werks beſtätigt er dieſe Definition noch an einer andern Stelle, (pag. 439) indem er ganz kurz ſagt: tout étoit matière de tenson. — Der Herausgeber der Poésies du Roi de Navarre, *) (Paris 1742. 2 Bde. 8.) ſagt in dem dieſen Poesies vorangehenden discours sur l'ancienneté des chansons p. 228 „les tensons des provençaux, qui sont une chanson en dialogue entre deux interlocuteurs: alſo eben ſo unbeſtimmt und ohne Rückſicht auf den Inhalt der Gedichte. — Da die Dichter nun in ihren Werken durchaus nicht andeuten, was ſie ſelbſt unter Tenſons verſtehen, und durchaus keine beſtimmte Definition darüber geben, ſo muß man dieſe ſo gut als möglich aus den Gedichten zu abſtrahiren ſuchen.

Ihrem Inhalte nach laſſen ſich die Tenſons in mehrere Claſſen abtheilen: 1) in ſolche, die bloße Zänkereyen der Troubadours enthalten. — Der Geiſt der damaligen Zeit, der vorzüglich

*) Mr. de la Ravallière.

die Neigung zu Kampf und Krieg begünſtigte, ſchien ſich auch den Sängern der damaligen Zeit mitgetheilt zu haben. So wie die Ritter ihre Waffen gegen einander gebrauchten, ſo bedienten ſich die Provenzaliſchen Barden ihrer Geſänge. In der Regel blieben ſie aber nicht in den Schranken, die ihre Kunſt ihnen vorſchrieb. Sie begnügten ſich nicht, ſatyriſch zu ſeyn, ſondern ſie wurden grob und pöbelhaft. Ein Beiſpiel davon giebt eine Tenſon des Gui oder Guigo, (um 1260) die bei Millot Tom. I. p. 437 ſteht. Guigo wirft hier dem Falco, einem andern Troubadour vor, daß er aus dem Kloſter, worin er ſich befunden, fortgejagt worden ſey, und daß man ihm ſeiner böſen Zunge wegen, zur Strafe die Lippe geſpalten habe (vermuthlich eine damals übliche Strafe.) — Falco ſagt nach einigen andern harten Worten, daß er lieber ſich mit einem Raſirmeſſer ſchneiden, als in Gui's Hände fallen wolle. — In einer Tenſon des Albert, Marquis von Malaſpina (der gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts lebte) bey Millot I. p. 335 wirft dieſer dem Troubadour Rambaud vor, daß er ein Verläumder, und dieſer wieder, daß er treulos ſey. Indeß ſind dieſe beiden Gedichte noch von den ſanfteſten dieſer Art.

Die zweite Claſſe iſt: 2) erotiſchen Inhalts. Sie handeln bloß von der Liebe, von Zwiſtigkeiten der Liebe, von der Art, wie man lieben müſſe ꝛc. Manche ſind bloß witzige Disputen über die Liebe, manche bloße Unterredungen der Troubadoure mit Damen, die ihnen Vorwürfe machen, daß ſie ſie nicht mehr beſingen, ja wir finden ſogar eine erotiſch-allegoriſche Tenſon, nämlich die des Troubadour Peyrols von Auvergne, (lebte um 1190) die in einem Streitgeſange zwiſchen ihm und der Liebe beſteht, worin ihm dieſe Vorwürfe macht, daß er ihr und den Geſängen entſagt habe, und er ſich dagegen vertheidigt. Sie ſteht bei Millot Tom. I. p. 331. — Die intereſſanteſten dieſer erotiſchen Tenſons ſind indeſſen diejenigen, die Streitfragen über die Liebe enthalten. Sie ſind zuweilen ſo künſtlich abgefaßt, daß man durchaus nicht gleich darüber abſprechen kann. So z. B. eine Tenſon des Guillaume Rémond, (wann er gelebt hat, iſt unbekannt) worin gefragt wird: wen eine Dame mehr liebe, den, dem ſie gebe, oder den, von dem ſie annehme? Millot Tom. 3. p. 407. Der Grund der meiſten dieſer Fragen, die für die jetzige Zeit zuweilen ſehr unanſtändig ſcheinen möchten, lag in der damaligen Liebe zur Galanterie, und der damaligen Freiheit, mit der man ſich in ſolchen

Dingen benahm. — Zuweilen werden diese Tenſons durch wirkliche Liebesabentheuer der Troubadours veranlaßt. So z. B. eine Tenſon des Savari de Maulèon (lebte um 1220) Millot 2. pag. 107. Savari, Elias Rudel, Herr von Bergerac und Geoffroi Rudel, Herr von Blaye, lieben eine Dame, die Vicomteſſe Guillemette de Benanguès. Alle drei gehen zuſammen zu ihr, ſie um ihre Liebe zu bitten. Schon vorher hat ſie jeden von ihnen, jedoch ſo, daß keiner der andern es weiß, begünſtigt, allein jetzt wollen ſie Gewißheit haben. Sie ſetzen ſich zu ihr, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der dritte ihr gegenüber, und bringen ihr Anliegen an. Die Vicomteſſe, eine Frau von Geiſtesgegenwart, ſieht den ihr gegenüber ſitzenden Geoffroi zärtlich an, zu gleicher Zeit nimmt ſie die Hand des Elias de Bergerac und drückt ſie, und tritt dann dem Savari auf den Fuß, indem ſie lächelt und ſeufzt. — Alle drei behaupten nun, das evidenteſte Merkmal ihrer Liebe erhalten zu haben und daraus entſteht eine Tenſon. — So fließt auch aus einer Erzählung von zwei Rittern, die beide ihre Geliebten außerordentlich liebten, eine Tenſon des Lanfranc Cigala. (lebte um 1248) Millot Th. 2. p. 163. — In der Regel ſind aber dieſe Controverſen der

Liebe bloß ex tempore aufgeworfen, ohne daß eine Begebenheit dazu das Sujet giebt. — Der Tenſons, worin Damen den Sängern Vorwürfe machen, daß ſie ſie nicht mehr beſingen, giebt es mehrere z. B. eine Tenſon des Elias Cairels (lebte um 1220.) Iſabelle ſeine Dame, wirft ihm darin vor, daß er ſie nicht mehr beſinge, weil vermuthlich ſchon eine andere ſein Herz beſitze. Millot Tom. I. p. 382. — Manche Tenſons ſind auch bloße Unterhaltungen über die Liebe z. B. eine Tenſon des Bernard von Ventadour (in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts) worin er zu einem andern ſagt: die Liebe ſey eine Thorheit, von der er jetzt geheilt ſey. Millot Th. I. p. 35. —

Ich komme jetzt zur dritten Klaſſe. Dahin gehören 3) die Tenſons, die die Ritter und ihre Pflichten, ſo wie den Adel betreffen. Von der Art iſt eine Tenſon des Gui oder Guigo (ſ. oben) Millot Tom. I. p. 439. mit dem Troubadour Mainard, worin die Frage aufgeſtellt wird: Wer von zwei gleich prachtliebenden und freigebigen Rittern iſt der vorzüglichſte, der, der zweimal reicher an Gütern als der andere, ſeine Zuflucht nicht zur Wegelagerung und Räuberei zu nehmen braucht, um freigebig

zu ſeyn, oder der, der auf Koſten anderer, die er beunruhigt und plündert, freigebig iſt? Man ſollte gar nicht denken, daß hier noch ein Zweifel obwalten könne, allein der eine Troubadour giebt wirklich dem letzteren Ritter den Vorzug: und warum? weil er eine unendlich ſtärkere Neigung zur Freigebigkeit verrathe, da er Gefahr laufe, ſich, durch ſeine Räubereien den Zorn Gottes zuzuziehen. — Dergleichen Tenſons, die Rittertugenden betreffend, die damals von größerem Intereſſe ſeyn mußten, als ſie es jetzt ſeyn können, finden ſich noch an mehreren Orten von Millots Werke.

Noch ſind zu bemerken 4) die moraliſchen Tenſons, wenn man ſie ſo nennen kann. Hieher gehört eine Tenſon des Guillaume de Caſals, (lebte wahrſcheinlich im Anfange des 13ten Jahrhunderts) worin darüber geſtritten wird, was beſſer ſey, überall ſchöne und anſehnliche Geſchenke zu empfangen, die mit gutem Herzen gegeben werden, oder im Stande zu ſeyn, ſelbſt zu geben, aber nur Undankbarkeit bei allen denen zu finden, denen man gegeben hat. Millot Th. 2. p. 425. So iſt auch eine Tenſon des Sordel, eines Mantuaners, (der um 1228 lebte) von der

Art, indem ſie von der Wortbrüchigkeit der Fürſten handelt. — Unter eben dieſe Klaſſe möchte auch eine Tenſon von ganz eigenem Inhalte zu rechnen ſeyn. Sie iſt nämlich criminaliſtiſch und enthält die Frage: Wer von drei Räubern iſt am härteſten beſtraft, der, der den Fuß und die rechte Hand verlohr, weil er einen Kapaun ſtahl, der, der gehangen wurde, weil er zwei Heller geſtohlen hatte, oder der, den man verbrannte, weil er in einem Kloſter eine Lanze und eine Kapuze ſtahl? — Millot Tom. 1. gegen Ende.

Außerdem giebt es noch mehrere Gedichte der Art, die ſich nicht gut claſſificiren laſſen. — Hieher gehört ein Gedicht ſcherzhafter Art, das von Gui de Cavaillon herrührt (lebte um 1230). Es beſteht nämlich in einer Tenſon zwiſchen ihm und ſeinem Mantel. Millot Th. 3. p. 36. Der Mantel hat dem Troubadour irgend eine Verdrüßlichkeit zugezogen. Dieſer ſchmäht deshalb gewaltig auf ihn, und droht, ihn zu verbrennen. Der Mantel antwortet ihm ganz kaltblütig, jetzt verachte er ihn, ob er ihn gleich ſehr oft vor der Kälte geſchützt, anderer Dienſte nicht zu gedenken, die er ihm geleiſtet habe. Aber er möge nicht

böſe auf ihn ſeyn, daß ihn ſeinetwegen eine Dame verachte. Wenn die ſchöne Donlava ihn verlaſſe, ſo könne er dafür nicht. Vereden wolle er ſie beide. — Der Troubadour iſt entzückt über die Willfährigkeit des Mantels, und verſpricht, ihn ſcharlachroth dafür färben zu laſſen, worauf denn dieſer antwortet, er wiſſe ſchon, daß er (der Troubadour) glatte Worte ſagen könne, aber darauf verlaſſe er ſich nicht. — Satyriſcher Art iſt eine Tenſon des Guillalmet, (ſeine Lebenszeit iſt unbekannt). Millot Th. 3. p. 43. Der Troubadour macht dem Prior eines Kloſters Vorwürfe, daß ſein Kloſterheiliger ſo ſchlecht bekleidet ſey. Dieſer antwortet ihm darauf, das komme bloß von ſeiner und ſeines Gleichen Kargheit her, die nichts zur Erhaltung des Kloſters beitrügen.

Von allen übrigen in Abſicht des Stoffs abweichend, ſind zwei Tenſons in Millots Sammlung. Man möchte ſie politiſche nennen. Die eine rührt von einem gewiſſen Albert de Siſteron her, (er lebte um 1270 — 1280) und enthält die Frage: welches Volk wohl mehr werth ſey, die Katalonier, die Franzoſen (d. h. diejenigen Einwohner von Frankreich, die die Provinz Isle de France, oder die eigentliche

France, bewohnen,) die Provenzalen, Limouſiner, die von Auvergne, von Viennois (einem Diſtricte der Dauphiné, deſſen Hauptſtadt Vienne iſt) oder die die Lande beider Könige bewohnen? (Millot erklärt dieß letztere ſo: indem er ſagt, dieß ſey der Landſtrich, der damals Frankreich und England unmittelbar gehörte. Wahrſcheinlich iſt hier Aquitanien gemeint, das damals, als Alfert dieſe Tenſon ſchrieb, nämlich in den letzten 30 Jahren des 13ten Jahrhunderts, den Königen von England, als Lehen von Frankreich, gehörte). Die Tenſon wird endlich ſo entſchieden, daß diejenigen beſſer als die anderen wären, die zu geben liebten, die Fremden willig aufnähmen und ſie gut bewirtheten. — Dieſe Eigenſchaft beſäßen, heißt es zuletzt, die Franzoſen und die aus Poitou nicht.

Die zweite politiſche Tenſon iſt von Raimond de Miravals (lebte 1220 — 1230) mit Bertrand, einem unbekannten Troubadour, wer mehr werth ſey, die Provenzalen (d. h. in dem Sinne, wie man es damals nahm, alle Einwohner von Süd-Frankreich) oder die Lombards, (nach damaliger Bedeutung die Italiäner.) — Es werden für beide Nationen Vorzugsgründe angeführt,

allein zur Entſcheidung kommt es nicht, wenigſtens giebt Millot dieſe nicht. — Millot Th. 2. p. 414. —

Da keiner von den Dichtern der Tenſons ſich beſtimmt darüber ausgedrückt hat, was er unter Tenſon verſteht, ſo kann unſere Definition nicht anders als ſchwankend ausfallen. Man ſieht, es iſt nach allem, was ich jetzt angeführt, ein Dialog und zwar polemiſchen Inhalts. Dies iſt die Grundlage aller Tenſons. — Die Sirventen oder ſatyriſchen Gedichte der ſüd-franzöſiſchen Dichter, von denen wir eine Menge beſitzen, ſind auch polemiſchen Inhalts, ſie greifen beſtimmte Perſonen an, aber ſie unterſcheiden ſich dadurch, daß ſie nie in dialogiſcher Form ſind. Daß man nicht ſagen kann, die Tenſon ſey ein ſcherzhaftes Gedicht, das eine Streitfrage enthalte, ſieht man daraus, daß es viele Tenſons giebt, die gar keine Frage enthalten; z. B. die, worin die Troubadours auf einander ſchimpfen. — Millot wenigſtens nennt auch die Gedichte, worin die Damen ſich über die Kälte der Troubadours beklagen, die alſo gar keine Streitfragen oder dergleichen ähnliches enthalten, Tenſons: und darnach kann die Definition nicht anders als unbeſtimmt ausfallen. — Will man aber bloß die Tenſons, wo

eine

mehr als hundert Jahren haben dies Opiz, Dach, Brockes, König, Besser, Hagedorn, Gleim, Uz, Lange, Ramler, Gerstenberg, Jacobi u. a. stuffenweise schon bewerkstelliget, und es kan wohl keine Frage mehr seyn, ob die deutsche Sprache singbar sey?. Es ist zu lange, daß sie zu wiehern aufgehört hat. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit mit Vergnügen, daß ein berühmter welscher Tonkünstler, ein Mann der in seinen dramatischen Compositionen Genie, Geschmack und Einsicht in die Geheimnisse seiner Kunst gezeigt hat, mir, ein paar Jahre zuvor eh an eine teutsche Alceste gedacht wurde, sagte: daß er sich über das Vorurtheil der Deutschen gegen die Geschiktheit ihrer Sprache zum hohen lyrischen Gesang und zur musikalischen Declamation schon oft verwundert habe. Er behauptete, der Vorzug der welschen Sprache vor der unsrigen in Absicht auf die Singbarkeit sey lange nicht so groß als man sich einzubilden pflege. Denn, damit eine Sprache musikalisch sey, komm es weniger darauf an daß sie sich wegen häufiger A E und O, leicht aussprechen und singen lasse, als darauf, daß sie alle Arten von Bildern, Bewegungen, Empfindungen und Leidenschaften durch Worte, die dem Ohr etwas mit dem Gegenstand übereinstimmendes eindrücken, zu bezeichnen geschickt sey. Und dies als einen unläugbaren Grundsaz vorausgesezt, würde es, bey näherer Vergleischung, schwer fallen, zu entscheiden, welche von beyden Sprachen zur Dramatischen Musik die

taug-

eine die Liebe betreffende Frage vorgelegt und darüber debattirt wird, Tenſon nennen, ſo kann man allerdings die Definition beſchränken. — Dies ſcheint Le Grand d'Auſſy thun zu wollen, der in der Vorrede zu ſeinen fabliaux et contes du XII et XIII siècle. Paris 1779. 4 Bde. 8. im erſten Bd. p. XVIII. ſagt: „tenson, c'est à dire, des *questions de jurisprudence amoureuse*“ und nun mehrere Beiſpiele von dergleichen Liebesfragen anführt. Allein dieſe Fragen ſind — der Abſicht Le Grand's gemäß, der nur Sachen der nordfranzöſiſchen Dichter aufnahm — alle aus dieſen genommen und wahrſcheinlich noch beſonders ausgewählt. — Wie bedeutend der erſte Grund iſt, wird man in der Folge ſehen.

Alles bisher geſagte gilt nur bloß von den ſüdfranzöſiſchen, und den Dichtern, die gewöhnlich zu ihnen gezählt werden, ob ſie gleich von Geburt keine Franzoſen ſind, z. B. die Italiäner, die Noſtradamus in ſeiner histoire des poëtes provençaux (am vollſtändigſten in Creſcimbeni storia della volgar poesia. Venez. 1731. sqq. 6 Vol. 4. im zweiten Bde. italiäniſch) und Millot im angeführten Werke, mit unter den Provenzaliſchen Dichtern aufführt, weil ſie in Provenzaliſcher Sprache ge-

dichter haben — Die Dichter des nördlichen Frankreichs fanden aber ebenfalls an diesen dichterischen Spielereien, den Tenſons, Geſchmack. Es ſcheint indeſſen, daß ſie weniger fruchtbar darin geweſen ſind, als die feurigeren Provenzalen. Jedoch kann man darüber nicht ſo abſprechen, da ſie leider keinen ſo umſtändlichen Litterator fanden, als die Provenzalen an dem Abbé Millot erhielten. Le Grand hat zwar hohe Verdienſte um die nord-franzöſiſche Poeſie, allein bloß um den erzählenden Theil derſelben. Er beſchränkte ſich bloß auf die ſogenannten fabliaux und Erzählungen, und gab nur in der Vorrede zu ſeinem Werke Nachricht von den übrigen Gedichten der Nordfranzoſen. — Das einzige ausführliche, was wir, ſo viel ich wenigſtens weiß, von den nicht erzählenden Gedichten Nordfrankreichs beſitzen, iſt des Herrn de la Ravalliére Werk: Les poesies du Roy de Navarre. Paris 1742. — Obgleich es nur die Gedichte eines nord-franzöſiſchen Dichters enthält, ſo iſt dieſer doch gerade einer der fruchtbarſten und ſinnreichſten. — Außerdem hat der Herausgeber noch eine ſchätzbare Abhandlung über die „révolutions“ de la langue française und 5 Briefe „sur les chansons“ angehängt, welche letztere ſich vorzüglich damit beſchäftigen, zu unterſuchen, ob es gewiß

ſey, daß die Gedichte des Königs Thiebaut an die Mutter des heiligen Ludwigs, die Königin Blanca von Caſtilien, gerichtet ſeyen.

Berlin. Spiker.

(Der Beſchluß folgt.)

V.

Kunſtnachrichten.

Kobels neueſte Gemälde.

München im Julius 1807.

Unſer braver Maler Kobel hat abermals drei neue Gemälde aus dem Kriege im Jahre 1805 für den Marſchall Berthier vollendet, welche würdig ſind, den drei erſtern, von denen ich Ihnen in dem November vorigen Jahres Nachricht gab, an die Seite geſtellt zu werden. Das eine ſtellt den Uebergang der franzöſiſchen Armee über die Donau bei Donauwörth vor, oder richtiger geſagt, die Herſtellung der Brücke. Handlung iſt eigentlich in dieſem Gemälde keine, außer daß einige Soldaten da-

mit beſchäftiget ſind, Bäume auf die Brücke zu legen, um die Joche mit einander zu verbinden. In dem Vordergrunde ſind einzelne Truppen von franzöſiſchem Militär, welche warten, bis ſie die Brücke paſſiren können, und in dem Hintergrunde, auf einem Berge, ſteht ein Theil der franzöſiſchen Armee, jedoch beinahe ganz in Schneegeſtöber eingehüllt.

Intereſſanter ſind die beiden andern Gemälde, und für mich, der ich Augenzeuge von den Scenen, welche ſie darſtellen, war, um ſo wichtiger.

Das eine Gemälde ſtellt den Augenblick nach der Bataille bei Elchingen vor, als die Stadt Ulm von den Franzoſen eingeſchloſſen wurde. Es war den 14. Octobr. 1805, als mit einem Male des Mittags um ein Uhr franzöſiſche Truppen ſich auf einer gegen Oſten gelegenen Anhöhe ſehen ließen, und wie aus der Erde hervor gezaubert, war bald darauf die Stadt von einer unabſehbaren Kette von Truppen auf den Umfang von mehr als einer Stunde gegen Oſten und Süden eingeſchloſſen. Aus der Ferne von dem, eine Stunde von Ulm entlegenen, ehemaligen Kloſter Elchingen, hörten wir eine heftige Kanonade, wie auch das Abfeuern des kleinen Gewehres. Das Schneegeſtöber hatte ſich etwas gelegt und

von dem Münſterthurme herab konnten wir von der Bataille bei Elchingen, ſo viel als es der Pulverdampf erlaubte, Augenzeugen ſeyn. Es war ein mörderiſches Gefecht und mehrere Tauſende blieben verwundet oder todt. Von Elchingen, an der Donau herauf, bis an die Stadt, zog ſich das Gefecht, allenthalben konnten wir die Vorpoſten-Gefechte ſehen, und die Plänkler verloren ſich in der weiten Ebene; gegen Süden war von den Franzoſen eine Batterie aufgeführt, die Kanonen ſpielten bis an die Mauern der Stadt, einige Kugeln fielen ſchon in die nahe an derſelben vorüber ſtrömende Donau. Immer näher rückte die Batterie, immer mehr zogen ſich die Oeſtreicher zurück, bis ſie endlich ſelbſt die an dem ſüdlichen Ende der Stadt gelegenen Schanzen verlaſſen hatten, welche nun von den Franzoſen beſetzt wurden, und nur noch die gegen Norden gelegenen Schanzen auf den Alpecker-Steig, dem Michelsberg und die weſtlich gelegene Schanze bei der Ziegelhütte, blieben von den Oeſtreichern beſetzt. Dieſer Moment iſt nun auf dieſem Tableau vorgeſtellt. Die Stadt Ulm präſentirt ſich von Oſten gegen Weſten, wie es von der großen Wieſe an der Donau, auf welcher die Bleiche gewöhnlich aufgelegt wird, ſich darſtellt; vorne ſteht der Gänzthurm, welcher ſchon in dem Jahre 1796, als Moreau

ſich auf ſeiner denkwürdigen Retirade auf einige Tage in die Stadt warf, um dieſelbe zu decken, zum Theil zuſammen geſchoſſen wurde. Tauſende von Truppen ziehen auf der ſüdlichen und weſtlichen Fläche vor Ulm hin und her, und ſo weit das Auge reicht, reiht ſich eine Truppe an die andere und Tauſende von Munitions-Wägen und Kanonen folgen und füllen die Pläne. Auch dies alles, was auf dieſem Gemälde dargeſtellt iſt, ſahen wir von den Thürmen herab, und Sie können ſich vorſtellen, wie uns dabei zu Muthe war. Vielleicht mehr für denjenigen, der Augenzeuge von der dargeſtellten Scene war, iſt dies Gemälde intereſſant, als für den, der alles dies nur aus den Zeitungen kennt; doch auch dieſer wird die Compoſition bewundern, ſo wie die That, welche ſie vorſtellt. Was ich allenfalls an dieſem Tableau tadeln möchte, iſt, daß der Vordergrund zu ſehr von Figuren entblößt iſt, und daß ſich zu wenig Leben in demſelben befindet.

Das zweite Gemälde ſtellt den Augenblick dar, als alle Schanzen, welche im Spätjahre 1805 von den Oeſtreichern um Ulm aufgeworfen wurden, durch die Franzoſen genommen waren, und als mit der Beſchießung der Stadt ſelbſt der Anfang gemacht wurde. Ueberſäet iſt die ganze Gegend mit Trup-

pen, nur ein einziger Punct, ein wirklicher Fall, iſt von den Franzoſen noch unbeſetzt, nämlich der vor dem Göpplinger Thor. Auf dem Abhange des Michelsbergs, unter der ſo eben genommenen Schanze, ſteht in dem Vordergrunde der Kaiſer Napoleon, der Marſchall Berthier und die übrigen Generale; in Haufen liegen die Leichen um ſie her, etwas weiter unten ſind Kanonen aufgepflanzt, aus welchen die Stadt beſchoſſen wird; heftig wurde von den Wällen der Stadt dagegen geantwortet, ſie iſt beinahe ganz in Pulverdampf eingehüllt, und nur der ehrwürdige Münſter ragt aus demſelben ſtolz empor, als wollte er den Bomben und Kugeln trotzen; doch auch dieſer, von dem ſelbſt — wie Schubart in einem ſeiner Gedichte ſagt — die Wetter Gottes nur Splitter trennen können, konnte dem allgemeinen Schickſal nicht entgehen, denn auch ihn trafen einige von den in die Stadt geſchleuderten Kugeln, und beſchädigten ſein Dach. Ich denke mit ſchauderndem Intereſſe an jenen Tag zurück, denn nahe waren wir damals der Zernichtung, und hätten nur einige Bomben gezündet — ein ſo leicht denkbarer Fall — und die Stadt, die ohnedies größten Theils aus Holz gebauet war, wäre unvermeidlich ein Raub der Flammen geworden: aber wohl wollte uns das Verhängniß, denn,

was unglaubbar iſt, geſchah, nicht einmal brach ernſtliches Feuer aus, hie und da zündete zwar eine Bombe, doch die immer ſchnell herbei geeilte Hülfe löſchte das Feuer in ſeinem Entſtehen, und noch jetzt bewundere ich die Beſonnenheit der Einwohner Ulms, welche auch nicht in dem Augenblicke der größten Gefahr, die Gegenwart des Geiſtes verloren. Mehrere Bürger zeichneten ſich in dieſen ſchauderhaften Tagen durch ihren Muth, ihre Entſchloſſenheit, ihre Liebe für ihre Mitbürger rühmlich aus, wofür ſie unſer König, der immer, wo er kann, das Verdienſt belohnt, durch öffentliche Ehre belohnte. Viele Menſchen wurden damals in Ulm durch Kugeln beſchädiget, jedoch außer einem Oeſtreichiſchen Grenadier, keiner getödtet; aber wenige Häuſer, vorzüglich an der nördlichen Seite der Stadt, werden übrig geblieben ſeyn, welche nicht von den Kugeln getroffen wurden. Doch ich kehre wieder von der Wirklichkeit zu der Darſtellung zurück. Die Gruppe, welche der Kaiſer mit der ihn umgebenden Generalität bildet, trägt in demſelben Grade den Character der Ruhe und Ueberlegung, wie in jenem Bilde, welches die Beſtürmung der Michelsſchanze darſtellt, und welches ich Ihnen unlängſt beſchrieben habe; auch hier ſieht man, daß ein jeder den Platz ganz ausfüllt, auf welchen er ge-

gestellt ist und keiner sich scheut, den Kugeln der Feinde entgegen zu gehen. Den Mittelgrund füllen eine unzählbare Menge von Truppen, welche sich von allen Seiten den Festungswerken der Stadt nähern, ein Theil ist denselben ganz nahe und erstieg, wie ich Ihnen schon ein ander Mal erzählte, die Außenwerke bei dem Frauenthore, es fehlte aber an Succurs und ungefähr 300 Mann Franzosen wurden gefangen. Auch auf diesem Gemälde geben die Leichen nicht den abschreckenden Anblick, welchen sie gewöhnlich auf Vorstellungen der Art gewähren. Die Composition ist auch hier trefflich gelungen und die Malerei sehr schön, obgleich die Aufgabe auch hier, da kein Schatten und Licht in Hinsicht des dichten Schneegestöbers angebracht werden konnte, sehr schwierig war.

Noch zwei Gemälde werden diesen, welche schon auf dem Wege nach Paris sich befinden, nachfolgen; eins davon soll die Bataille bei Elchingen vorstellen, wenn ich nicht irre, — ein interessanter Gegenstand! — Sie werden Nachricht davon erhalten, sobald als immer möglich.

v. St.

Inhalt.

Seite

I. Ueber Nationalphyſiognomie und Ausartung der menſchlichen Bildung. 1
(Hierzu das Titelkupfer.)

II. Probe aus einer Ueberſetzung des altteutſchen Gedichtes, das Lied der Niebelungen. 12

III. Nekrolog.
Jer. Jakob Oberlin. 44

IV. Ueber die Tenſons der Provenzaliſchen Dichter. 53

V. Kunſtnachrichten.
Kobells neueſte Gemälde. 67

täuglichſte wäre. Die unſrige beſitze eine Menge nachahmender Töne, eine Menge von ſanften und einen noch gröſſern Reichthum an ſchallenden, prächtigen, den majeſtätiſchen und furchtbaren Auftritten in der Natur und den ſtärkern Bewegungen der Seele angemeſſenen Worten und Ausdrücken; ſo daß ein verſtändiger Componiſt das, was ſie vielleicht an Weichheit und Süßigkeit gegen die welſche verliehre, an der Stärke und dem Nachdrücklichen, ſo ſie vor derſelben voraus habe, reichlich wieder gewinnen könne. Ueberdies ſeze ſie durch die gröſſere Manchfaltigkeit ihrer Töne und lyriſchen Versarten, und durch ihre beynahe gleich groſſe Freyheit in Stellung und Verſchränkung der Wörter, ſowohl den Dichter als den Componiſten in den Stand, der Declamation dieſen ſchönen, immer der Sache angemeſſenen Numerus zu geben, von deſſen wunderbaren Kräften die Alten ſo richtig dachten, daß Cicero die groſſe Würkung der redneriſchen Blize des Demoſthenes hauptſächlich der Urſache beymißt, weil ſie gleichſam auf den Flügeln des Numerus dahergefahren. (Non tanto impetu vibrarent fulmina illa, niſi numeris ferrentur. Orat. c. 70.) Kurz, unverblendet von Parteylichkeit für ſeine Mutterſprache, behauptete dieſer einſichtsvolle Mann, es werde nur darauf ankommen, daß ein deutſcher Dichter, der ſich ſeiner Sprache zu bedienen wiſſe, und die Kunſt beſitze ſo viel Wohlklang und Numerus in ſeine Verſification zu bringen, daß die bloſſe Declama-

No. VIII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

ſowie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

August 1807.

I. Ankündigungen.

1.

Neue geographiſche Anzeige.

Zur Beantwortung mehrerer, durch unſere geographiſche Anzeige vom 24. Julius d. J. wegen der Gaſpariſchen zwei Lehrbücher der Erdbeſchreibung, veranlaßten Anfragen, erklären wir hierdurch früher, als wir anfangs Willens waren, vorläufig Folgendes:

1. Vom erſten Curſus des Gaſpariſchen Lehrbuchs der Erdbeſchreibung erſcheint noch zur Michaelismeſſe d

1. eine nach den neuesten Friedensschlüssen und deren Folgen bearbeitete neunte nach den neuesten Veränderungen verbesserte Ausgabe, mit dem dazu gehörigen berichtigten Schulatlas. — Dagegen werden

2. Zu dem zweiten Cursus des Gasparischen Lehrbuchs der Erdbeschreibung vorlaufig nur einige Bogen „Berichtigungen der sechsten Ausgabe", enthaltend die neuesten, durch die Friedensschlüsse von Presburg und Tilsit und deren Folgen hervorgebrachten Veränderungen, zur Michaelismesse 1807, den Besitzern dieser Ausgabe auf ihr Verlangen unentgeldlich geliefert, um ihnen, so wie den neuen Käufern, dieselbe noch ferner, ohne Kosten für sie, brauchbar zu erhalten.

3. Was aber Gaspari's, in jener Anzeige nicht erwähntes, vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung, betrifft, wovon bisher der erste und zweite Band, außer der allen einen Einleitung den größten Theil der Beschreibung von Teutschland lieferte: so sollen auch für die Besitzer dieser beiden Theile, um ihren Gebrauch noch ferner zu sichern, unentgeldlich einige Bogen Berichtigungen zugleich mit der Ankündigung des noch rückständigen dritten Bandes geliefert werden. Dieser soll, wie wir hier nur vorläufig bemerken, außer der Beschreibung der Länder des ehemaligen Rheinischen Kreises und des Westphälischen Kreises eine allgemeine Uebersicht der neuesten Veränderungen und der neuesten Eintheilung aller in den drei Bänden beschriebenen Länder enthalten; mit Rückweisung auf die darin dargestellten einzelnen Bestandtheile der mehr oder weniger veränderten ältern und der neuern Staaten innerhalb des bisherigen Gebietes des teutschen Reichs, so daß z. B. unter der Rubrik des Königreichs Baiern auch Tyrol u. s. w. mit Angabe von Band und Seitenzahl verwiesen wird, der Besitzer der bisherigen Ausgabe sogleich die ältere und neuere Lage jedes bisherigen teutschen Staates mit Einem Blicke übersehen kann. Ueberdieß wird ein alphabetisches Register, das die Seitenzahl der alten und neuen Stelle der Länder und Oerter in allen drei Bänden nachweiset, und das zugleich beim Zeitungslesen die Stelle eines Lexicons vertreten kann, selbst in schwierigern Fällen anleiten. — Neben diesen Arbeiten zur Vollendung und Verbesserung der bisherigen Ausgabe des Handbuchs wird an einer nach den neuesten Friedensschlüssen und deren Folgen völlig umgeänderten und nach den neuesten Hülfsmitteln verbesserten Ausgabe aller drei, das bisherige Teutschland betreffenden, Bände des Handbuchs gearbeitet, in welcher die Staaten des bisherigen teutschen Reichs (natürlich nicht mehr nach der angegebenen Eintheilung in Kreise, sondern) nach der Ordnung ihrer jetzigen Verhältnisse beschrieben werden. — Zugleich werden die zu diesem Handbuche gehörigen Charten des großen

Handatlasses, welche die teutschen Länder betreffen, ganz neu entworfen geliefert. Vor der Hand kann dazu unsere jezt erschienenen berichtigten Interims-Charten der ehemaligen teutschen Reichs-Kreise.

Auf diese Art hoffen wir sowohl für die Besitzer der bisherigen zwei ersten Bände dieses, was Teutschland betrifft, durch einen dritten Band zu vollendenden, Handbuchs, als auch für andere Liebhaber der Geographie, die sich jezt erst ein vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung anschaffen wollen, aufs zweckmäßigste zu sorgen. — Was die übrigen Theile des Handbuchs betrifft: so werden dem vor kurzem erschienenen vierten Bande, der Portugal, Spanien und Frankreich enthält, nach und nach mehrere andere schon zum Druck bereit liegende Bände, sowohl über Europäische, als Außer-europäische Länder, folgen.

Weimar, den 30. Aug. 1807.

Das Geograph. Institut.

2.

Dr. J. C. Rosenmüllers Chirurgisch-anatomische Abbildungen. III. Thl. welcher die Theile des Bauchs und die Bauchglieder enthält; 1ste Liefer. — Royl. Fol. 3. Rthlr. 12 Gr. Schs. od. 6 Fl. 18 Kr. Reichsgeld.

Der würdige Hr. Verfasser fängt nach dem Wunsche mehrerer Wundärzte und Geburtshelfer, den für die Entbindungskunst so äußerst lehrreichen und interessanten III. Theil seines wichtigen Werks hiermit an. Er entwickelt seine Ideen und Zwecke dabei in dem kurzen Vorberichte selbst zu gut, als daß wir sie hier nicht mittheilen sollten.

„Wie nothwendig, so sagt er, dem Geburtshelfer sowohl, als dem Wundarzte, die genaue Kenntniß von der Lage derjenigen Theile ist, welche in der Beckenhöhle und an den Becken sich befinden, das bedarf kaum eines Beweises. Verschiedene Arten von Brüchen, der Steinschnitt, die Krankheiten des Mastdarmes, die Schenkelpulsaderaneurysmen, die Vorfälle der Scheide und des Fruchthälters, die krankhaften Zustände des letzteren, und die vielfachen Hindernisse der natürlichen Geburt, erfordern sehr oft die Hülfeleistung des Heilkünstlers, und die Anwendung derselben ist sehr oft mit Gefahr, oder wenigstens mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Um so mehr ist es zu bewundern, daß im Ganzen genommen bisher so wenig für solche Darstellungen der angeführten Theile gesorgt

werden ist, die dazu geschickt seyn können, dem operirenden Wundarzte oder Geburtshelfer bei ihren Geschäften über manche wichtige Gegenstände Licht zu geben. Um diese Lücke einigermaaßen auszufüllen, wird es nothwendig seyn, die Darstellungen der zum Becken gehörigen Theile zu vervielfältigen, und ganz neue Ansichten derselben durch verschiedene Durchschnitte zu verfertigen. Dieser Heft wird hoffentlich einen Beweis davon geben, daß durch veränderte Ansichten Manches für die genauere Kenntniß der Theile geleistet werden kann.

„Freilich wird für den Ungeübteren die Darstellung der Theile in ungewöhnlichen Ansichten nicht auf den ersten Anblick vollkommene Deutlichkeit haben, um so mehr verdienen sie aber eine genaue Prüfung, die doch gewiß zu richtigeren Vorstellungen führen wird, und deshalb unmöglich verwerflich seyn kann, weil sie unbequem ist.

„Die sämmtlichen Abbildungen des dritten Theils dieses Werkes sind von der Art, daß ich nöthig habe, dabei die Billigkeit der Beurtheiler in Anspruch zu nehmen. Manches wird in diesen Abbildungen nicht naturgemäß, oder gar entstellt scheinen, was man dennoch nicht so finden wird, wenn man sich die Mühe nehmen will, die Natur zu vergleichen. Manche Theile erscheinen zu wenig distinct, aber sie zeigten sich so in der Natur und konnten, ohne den Zusammenhang zu sehr zu verletzen, nicht anders dargestellt werden. Vorzüglich die Lage, in welcher z. B. die in dem Becken im Durchschnitt auf der ersten Tafel dargestellten Theile erscheinen, und die Lage einzelner Theile, z. B. des Mastdarmes auf der dritten Tafel, möchten auf den ersten Anblick zu manchen tadelnden Anmerkungen Veranlassung geben. Es ist aber so schwierig, durchschnittene und todte Theile in eine solche Lage zu bringen, in welcher ihr ganzer Zusammenhang deutlich und richtig gezeichnet werden kann, daß man hier entweder eine kleine Unvollkommenheit übersehen, oder nach der Phantasie die Theile lebend darzustellen suchen muß, welches letztere ich mir nicht erlauben möchte.

„Billige Beurtheiler werden einsehen, daß in diesem Hefte wenigstens die an dem Bauchringe befindlichen, für den Wundarzt besonders wichtigen Theile, bei beiden Geschlechtern, und die Stellen, an welchen häufige Brüche vorkommen, auf eine deutliche und vorher nicht versuchte Weise dargestellt worden sind, und diese wichtigen Gegenstände werden in den Tafeln des folgenden Heftes noch mehr erläutert werden, die mit den hier folgenden in genauem Bezuge stehen."

In jeder Messe erscheint sicher eine oder 2 Lieferungen dieses wichtigen Werks, und Liebhaber können jede Abtheilung davon besonders bei uns haben. Weimar d. 1. Aug. 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Commiſſions-Werke.

Bei uns ſind folgende wichtige Werke um beigeſetzte Preiße in Commiſſion zu haben:

Antichità d' Ercolano. Napoli 1755 — 1792. 9 Voll. Fol. zwei Pappe- und 7 ganze Franzbände. 19 Carolin.

Rousseau Oeuvres. Collection complete. T. I — XII. Geneve 1782. in 4to halb Engliſch gebunden. 6 Carolin.

Rapin de Thoyras, Histoire d' Angleterre. N. Edit. T. I — XVI. Haye 1749. Schöne ganze Franzb. 4 Carolin.

Savary Dictionnaire univerſel de Commerce. T. I — IV. Nouv. Edit. Copenh. 1759. Schöne ganze Franzb. 1½ Carolin.

Vies et Oeuvres des Peintres les plus celebres. T. I. II. par *Landon*. Oeuvr. de Dominichino. No. I. II. Par. 1803. Pappebände: No. I. auf Velin-Papier, Abdruck avant la Lettre. 1½ Carolin.

Lenfant Histoire de Concile de Constance. T. I. II. et Hiſtoire du Concile de Piſe. P. I. II. Amst. 1724 et 1727. 4. Zwei ſchöne ganze Franzbände.

Verſailles immortaliſé T. I. II. Par. 1720; 4. Mit vielen ſchönen Kupfern. Franzband. 1. Carolin.

La Galerie du Palais de Luxemburg peinte par Rubens. Paris 1710. Fol. halber Ledband. 3. Carolin.

The Works of Shakespear. T. I — VIII. Edinburgh. 1769. halbe Franzbände. 1. Carolin.

Billings Voyage dans le Nord. T. I. II. und ein Kupfer-Atlas, broſchirt 1 Carolin.

Rehberg Drawings copied from Nature (of Lady Hamilton) 1794. F. broſchirt 1½ Carolin.

Vancouver Voyage to the pacific Ocean and round the World. Vol. I — III. Lond. 1794 in 4to und ein dazu gehör der Atlas. Pappebände. 3 Carolin.

Maffei Verona illuſtrata. Verona 1732. F. Pappeband. 1. Carolin.

Die Prachtausgabe von Wielands Werken, in 4to mit allen Kupfern, vollſtändig und ganz neu; broſchirt, wie ſie vom Verleger kam. 18 Carolin.

Weimar, im Auguſt 1807.

B. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Auguſt

UND DEREN INHALT.

1

Paris mit ſeinen ferneren Umgebungen, vier Lieues in die Runde. — Mit einer Charte 1807.

Dieſer, von einem teutſchen Gelehrten, der lange Jahre in Paris lebt, abgefaßte kleine Wegweiſer enthält eine genaue Angabe, wie der Fremde auf einigen Wanderungen alle in der Nähe von Paris merkwürdigen Schlöſſer, Gärten und Gegenden ſehen könne; und wird denen, die nach Paris reiſen, ſo wie den Daageweſenen, die das Ganze in der Rückerinnerung noch einmal überſchauen wollen, gewiß ſehr angenehm ſeyn. — Dieſer Aufſatz, den der Verfaſſer früher in der Zeitſchrift London und Paris mittheilte, erſcheint hier, nach dem Wunſche mehrerer Reiſenden, beſonders gedruckt.

Weimar im Auguſt 1807.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Bilderbuch für Kinder u. ſ. w. von F. J. Bertuch, mit vierfachem, teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italiäniſchem Texte dazu, und ausgemalten oder ſchwarzen Kupfern. XCVII und XCVIII. Heft. 4. Neapl

P. C. Funke ausführlichen Text dazu. 8. Dieselben Hefte.

Diese zwei Hefte sind so eben erschienen, und enthalten folgende Gegenstände.

XCVII. Heft.

Taf. 81. Schöne ausländische Vögel. Fig. 1. Die Gold-Merle. Fig. 2. Die Bischoffs-Merle. Fig. 3. Die Paradies-Merle. Fig. 4. Der pomeranzengelbe Kernbeißer. Fig. 5. Der Reißkernbeißer.

Taf 82. Wilde Obst-Arten. Fig. 1. Die wilde Birn. Fig. 2. Der wilde Apfel.

Taf. 83. Der Ameisenlöwe in seinem Rang-Bau.

Taf. 84. Die Stubenfliege, microscopisch betrachtet.

Taf. 85. Rosen-Arten. Die blaßgelbe schottische Rose.

XCVIII. Heft.

Taf. 86. Schöne ausländische Vögel. Fig. 1. Der azurblaue Fliegenfänger. Fig. 2. Die schwarzköpfige Merle. Fig. 3 Die schöne Merle. Fig. 4. Der Paradies-Fliegenfänger. Fig. 5. Der fächerschwänzige Fliegenfänger.

Taf. 87. Teutsche Obstarten. Fig. 1. Der Cornelkirschbaum. Fig. 2. Der Mispelbaum.

Taf 88. Teutsche Nachtvögel. Fig. 1. Der Großkopf-Spinner. Fig. 2. Der Kupfervogel. Fig. 3. Der Fischschwanz.

Taf. 89. Merkwürdige Gebirgspässe in der Schweiz. Fig. 1. Der Weg über den großen St. Bernhardsberg. Fig. 2. Der Weg über den St. Gotthartsberg.

Taf 90. Rosen-Arten. Fig. 1. Die Glanz-Rose. Fig 2. Die große Zwerg-Rose.

Alle Vierteljahre erscheinen richtig zwei Hefte von diesem interessanten und allgemein beliebten Werke, von welchem auch stets noch einzelne Hefte vom Anfange an, um den gewöhnlichen Preiß zu haben sind.

Weimar d. 1. Sept. 180⁷.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Neueste Länder- und Völker-Kunde. 1807. IV. Bds. I. und II. Stück.

Inhalt des I. Stücks.

Die Königlich Dänischen Staaten.

Erste Abtheilung. Allgemeine Uebersicht. 1. Bestandtheile und kurze Geschichte des Dänischen Staats in Europa, Lage, Gränzen, Größe. Naturbeschaffenheit im Allgemeinen. 2. Einwohner überhaupt, Ihre Zahl, Abstammung, Kultur, Religion. 3. Gewerbe, Manufacturen und Handel. 4. Staatsverfassung. — König, Hof, Hofstaat. 5. Staatsverwaltung überhaupt. — Justizwesen. 6. Das Finanz- und Kriegswesen.

A. Das Königreich Dänemark.

1. Name, Lage, Gränzen, Größe. 2. Naturbeschaffenheit. — Klima. 3. Oberfläche des Landes. Boden und dessen verschiedene Beschaffenheit. 4. Gewässer, Meere, Flüsse, Seen und Kanäle. 5. Naturprodukte. 6. Einwohner überhaupt, Schilderung der Dänen, Friesen und Holsteiner, ihr physischer und moralischer Charakter. Grad der Kultur. 7. Lebensart der Einwohner. — Landwirthschaft überhaupt. Ackerbau, Gartenbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei. 8. Kunstgewerbe überhaupt. — Mechanische Künste und Handwerke. Manufakturen und Fabriken. Bergbau.

Zu diesem Hefte gehören folgende Charten und Kupfer.

Charte von Dänemark. Charte von Island. Plan von Copenhagen.

* * *

Inhalt des II. Stücks.

Zweite Abtheilung. 9. Handel und Schiffahrt. — Münzen, Maaße und Gewichte. 10. Zustand der schönen Künste und Wissenschaften, und des Erziehungswesens. 11. Sitten und Gebräuche der Dänen und Holsteiner. 12. Religionszustand. 13. Staats-Regierung. — Anstalten der allgemeinen Fürsorge. 14. Bürgerliche und peinliche Gesetzgebung. 15. Topographie. Eintheilung des Landes. — Beschreibung der einzelner Landschaften, der Städte und anderer bemerkenswerther Ortschaften.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Charten und Kupfer.

Charte von Norwegen und Schweden. Plan des Eider-Kanals. Taf. 1. Däniſche, Norwegiſche, Schwediſche und Isländiſche National-Trachten.

Weimar, im Auguſt 1807.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. 8s St.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Beitrag zur Statiſtik Groſsbrittanniens und Irelands in den Jahren 1805 und 1806. 2. Ueber die Bildung der Erdfläche; beſonders auch der Gegenden von der Oſtſee von Hannover bis Cölln. (Hierzu die Charte der Niederung der Lahn.)

Bücher-Recenſionen. Voyage de M. M. Alexandre *de Humboldt* et Aime *Bonpland.* 1ere Partie. 1er Vol. A Paris, chez *Fred. Schoell* et à Tubingue, chez *Cotta.* 1807. Al. *v. Humboldt's* und A. *Bonpland's* Reiſe. Erſte Abtheilung. 1. Band. Innerer Titel: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebſt einem Naturgemälde der Tropenländer etc. Von *Al. von Humboldt* und *A. Bonpland.* Tübingen bei *Cotta*, und Paris bei *Schöll.* 1807.

Charten-Recenſionen. 1. A Map of the united States and Canada, New-Scotland, New-Brunswick and New-Foundland. — Carte des Etats unis avec le Canada, la Nouvelle Ecoſſe, le Nouveau Brunswick et Terre-Neuve. Dreſſée par *Lapie*, publiée par *P. A. F. Tardieu.* A Paris, chez Tardieu. 1806. 2. A Map of the Weſt-Indies and of the Mexican Golph. — Carte des Indes occidentales et du Golfe du Mexique u. ſ. f. wie oben.

Zu dieſem Hefte gehören:

Charte der Niederung der Lahn. Portrait des Hrn. Prof. und Aſtronom *Bode* zu Berlin.

Weimar im Auguſt 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Journal des Luxus und der Moden. 1807. 8s Stück.

Inhalt.

I. Uebersicht der neuesten dramatischen und romantischen Literatur. II. Kunst. Schillers Denkmal von Mechau, Klauky, und Haldenwang. III. Musik. Ueber die Concerte im vorigen Winterhalbjahre in Leipzig (Beschluß.) IV. Miscellen und Moden. 1. Reise in die Bäder von Baden. 2. Züge aus dem gesellschaftlichen Leben in München. 3. Chateaubriants Ansicht des heutigen Griechenlands. 4. Die Winterhosen. 5. Pariser Moden. V. Ameublement. 1. Neumodische Fenster-Vorhänge. 2. Prachtklingeln von Bronze. VI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im August 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Wieland's neuer Teutscher Merkur. 1807. VIII. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Probe aus der Sammlung eines Naturdichters. Das Marienbild. Als keine Sternkarte mehr im Thuringer Boten kam. Beim Sonnenuntergange am ersten Jan. 1802. 2. Achilles in Leuke. II. Uebersetzungen. Die erste fünfte Ekloge. III. Probe eines Gedichts im Siebenburgisch-sassischen Dialekt. IV. Doktor Gall in München. V. Widerlegung der in mehreren Nordteutschen Zeitblättern gemachten Bemerkungen über die griechische Nation. VI. Ueber die neugriechische Literatur. VII. Fortgesetzte Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Kultur in dem östreichischen Kaiserthum. VIII. Correspondenznachrichten. 1. Aus England. 2. Aus Baiern.

Weimar im August 1807.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

---

clamation derſelben ſchon eine Art von Muſik ſey, ſich mit einem Componiſten vereinige, der den Dichter völlig empfinde und verſtehe, und in ſeinem Fache das ſey was jener in dem ſeinigen: ſo würden ſie der deutſchen Sprache und Muſik einen Triumph verſchaffen können, von deſſen bloſſer Möglichkeit ſich vielleicht die wenigſten Deutſchen noch etwas träumen lieſſen. Ich überlaſſe es den Kennern näher nachzuforſchen, in wiefern er in allem dieſem Recht hatte; und begnüge mich, wie einem guten Patrioten zukömmt, zu wünſchen, daß ſeine Weiſſagung je bälder je lieber in Erfüllung gehen möge.

(12) „Die tragiſchen Chöre.“

Auf die Gefahr hin, von jener Art von Kennern, denen es höchſt anſtößig war, daß ich, Reſpectsvergeßnerweiſe, in meinen Briefen über die deutſche Alceſte, einige Einwendungen gegen den Admet und Herkules meines Griechiſchen Vorbildes gemacht habe, — auf die Gefahr hin von ihnen für einen Idioten, Oſtrogothen, und ſtrafbaren Frevler an der unbegrenzten Ehrfurcht, die man einem zweytauſendjährigen Dichter ſchuldig iſt, ausgerufen zu werden, wag ich es frey zu bekennen: daß mir vor den Folgen der **Ueberſetzung einiger tragiſchen Chöre der alten Griechiſchen Trauerſpiel-Dichter** (Halberſtadt, bey Groß 1773.) zu bange iſt, als daß ich über ihre Erſcheinung eine groſſe

7.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin 1807. VI. u. VII. Stück.

Inhalt des VI. Stücks.

II. Garten-Baukunſt. Engliſche Brücken. (Nebſt Abbildung auf Taf. 14.) IV. Blumiſterei. 1. Meine Erfahrung bei der Vermehrung einiger ſchönen Erica, Diosma, Protea und Melaleuca-Arten durch Stecklinge und Ableger. (Von Hrn. Plant. Gärtner Mäſer in Zwickau.) 2. Ueber die Erziehung eines guten und tüchtigen Saamens vom Rhododendron maximum in unſern Gegenden. (Von Ebendemſelben.) 3. Beſchreibung der in Teutſchland einheimiſchen Orchisarten, nebſt einigen Bemerkungen über ihre Verpflanzung in Gärten. V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. 1. Auf mehrjährige Erfahrungen ſich gründende Anleitung zur beſſern Kultur des Sommer- und Winter-Blumenkohls im freien Lande zur Saamenerziehung von demſelben, zu deſſen Erhöhung gegen das ihm ſchädliche Unzeziefer, und Conſervation deſſelben im Winter. 2. Einige allgemeine Regeln zur Behandlung der Kohlpflanzen vor, bei und nach dem Verpflanzen derſelben. VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtſorten. A. Birnen. Die Sommer-Rouſſelet. (Mit Abbild. auf Taf. 15.) B. Aepfel. Der Apfel von Sedan. (Mit Abbild. auf Taf. 16.) 2. Noch eine teutſche Stachelbeerflotte, als Beitrag zu S. 327 des dritten Jahrgangs des A. T. Gartenmagazins. XI. Garten-Miſcellen. 1. Von der Erziehung und Behandlung einiger Arzneipflanzen, die theils des Nutzens, theils der Zierde wegen, in den Gärten gezogen werden. (Beſchluß.) 2. Vortheilhafte Benutzung des geſchoßten Lattig.

Zu dieſem Stücke gehören folgende Abbildungen:

Tafel 14. Engliſche Brücken. Taf. 15. Die Sommer-Rouſſelet. Taf. 16. Der Apfel von Sedan.

* * * *

Inhalt des VII. Stücks.

II. Garten-Baukunſt. 1. Der chineſiſche Pavillon und das indiſche Zelt. (Mit Abbild. auf Taf. 17.) 2. Der Blumentiſch. (Mit Abbild. auf Taf. 18.) 3. Der Blumentiſch im Zimmer. (Mit Abbild. auf Taf. 19.) III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber Eintheilung, Erziehung und Behandlung der Orangenbäume. IV. Blumiſterei. 1. Practiſche Bemerkungen über die Italiener Aurikeln. 2. Die Narciſſen. 3. Beſchreibung einiger ſchönen, nicht allgemein bekannten Zier- und Blumengewächſe auf Rabatten. (Beſchluß.)

V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. Anweisung, wie man Erbsen, Möhren, Gurken und Bohnen, ohne Mistbeet frühzeitiger als gewöhnlich erhalten kann. VI. Obst-Kultur. Charakteristik der Obstsorten. Aepfel. Der Böhmische Borsdorfer. (Mit Abbild. auf Taf. 18.) XI. Garten-Miscellen 1. Ueber Einfassungen der Gartenwege. 2. Vom Hopfen und dessen Anbau in Hopfengärten. 3. Gartenfreuden. (Ein Fragment.) 4. Bemerkungen über die in No. 179 des Allg. Anzeigers d. D. befindlichen Bedenklichkeiten gegen den in No. 102 d. A. A. gegebenen Rath, sich seine Sämereien selbst zu bauen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 17. Ein Chinesischer Pavillon und Indisches Zelt. Taf. 18. Der Böhmische Borsdorfer. Taf. 19. Der Blumenstiz. Taf. 20. Der Blumenstand im Zimmer.

Weimar, im August 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Fortsetzung des allgem. Repertoriums der Literatur III. Quinquenium f. die Jahre 1796 bis 1800.

Von dem allgem. Repertorium der Literatur III. Quinq. 1796 bis 1800 ist so eben die *dritte Lieferung* erschienen, welche den Schluss des 1sten und den Anfang des II. Bandes oder das 8te bis 12te Fach enthält. Das ganze Werk kostet 7 Rthlr. 12 Gr. Sächs. oder 12 Fl. 30 Kr. Rhein. und ist in allen Buchhandlungen vollständig und auch in *einzelnen Fächern* zu haben. Folgende sind bis jetzt davon fertig:

I. u. II. *Systematisches Verzeichniss*, aller in der *Wissenschaftskunde* und *philologischen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutschen und ausländischen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

III. — aller in der *theologischen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutschen und ausländischen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 20 Gr. oder 3 Fl. 18 Kr.

IV. — aller in der *juristischen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

V. *Syſtematiſches Verzeichniſs* aller in der *mediciniſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 4 Gr. od. 2 Fl. 6 Kr.

VI. — aller in der *philoſophiſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 15 Gr. oder 1 Fl. 8 Kr.

VII. — aller in der *pädagogiſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 12 Gr. oder 54 Kr.

VIII. IX. — aller in der *Staatswiſſenſchaftl. und Kriegswiſſenſchaftl. Literatur* in d. J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

X. XI. u. XII. — aller in der *phyſikaliſch, naturhiſtoriſchen, gewerbwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Die IV. Lieferung, welche den Reſt des II. Bandes oder das 13te bis 16te Fach enthält, und womit ſodann das III. Quinquennium beendigt iſt, erſcheint bald nach Michaelis.

Weimar im Septbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

9.

Europa, nach ſeinen politiſch-geographiſchen Veränderungen ſeit Ausbruche der franzöſ. Revolution, dargeſtellt in Charten und ſtatiſtiſchen Tabellen. Erſte Lieferung, von 5 Charten und 1 ſtatiſt. Tabelle; für die Zeit von der erſten Hälfte des Jahres 1789 bis zum September 1806. Weimar 1807. im Verl. des Geograph. Inſtituts Kojl. Fol. in einen Umſchlag geheftet. 1 Rthlr. 12. Gr. S. od. 2. Fl. 42 Kr.

Dieſes intereſſante Werk, das, wie ein Dädalischer Leitfaden in dem großen franz. Revolutions-Labyrinthe, gewiß Allen, denen unſre ſo höchſt wichtige Zeitgeſchichte nicht ganz gleichgültig iſt, ſehr willkommen ſeyn wird, iſt ſo eben in unſerm Verlage erſchienen; und wir glauben daß ſchon die

Doch auch das Leben mit bescheidnerm Glanze
Verschönen sie in freundlicher Gestalt.
Leicht schweben sie dahin im Geistertanze,
Wo frei die Charis mit der Muse wallt,
Und sanft entweht dem stolzen Lorbeerkranze
Der zarten Rose stillere Gewalt;
So lieben sie mit heitern Melodieen,
Das Irdische zum Himmel aufzuziehen. —

Seyd mir gegrüßt, ihr hehren Sängerschaaren
Der alten nie verblüh'nden Frühlingswelt!
Euch will ich im Gemüthe tief bewahren,
Euch seh' ich jetzt in schönerm Licht erhellt.
Denn nahe steht ihr den gepries'nen Laren,
Der heil'gen Pforte, mancher junge Held
Erhob sich hier im Anblick eurer Manen,
Euch zu begegnen auf des Ruhmes Bahnen.

Hier waltet noch die Kraft des Mäoniden,
Noch flammt hier Pindaros in stolzer Schöne,
Dem Maro bleibt der Kranz der Kunst beschieden,
Und Flaccus triumphirt im Sieg der Töne,
Tibullus fesselt alle Salaiden
Im Zauber der elegischen Kamöne,
Und tönend in harmonischen Gewittern
Vermag noch Sophokles uns zu erschüttern.

Und dieſe Herrſcher aus den alten Landen,
Gern leben ſie, wie himmliſche Dämonen,
In dieſem Thale, wo ſie Liebe fanden,
Wo alle Farben, alle Töne wohnen,
Die Schönheit hält ſie hier mit ſanften Banden,
Froh reicht die Jugend ihnen ew'ge Kronen,
Selbſt Ares weicht aus dieſem Heiligthume,
Irene ſchmückt' es mit der Lilienblume.

Und Prieſter ſtehn mit liebendem Gemüthe
Im Tempel, wo des Weihrauchs Wolke ſteigt,
Und freudig weihn des Geiſtes Erſtlingsblüthe
Die Jünglinge zum Altar hingeneigt,
Die Flamme, ſo im tiefſten Herzen glühte,
Sich freudig nun in tauſend Funken zeigt,
Der Muſen Säulen feſtlich ſich erheben,
Und Schwäne ſingend auf zum Himmel ſchweben.

Auch, Ihr, Geliebte! glühet vom Verlangen,
Der großen Mutter kindlich euch zu weihen,
Die Töne, ſo von Hellas zu euch drangen,
Sie bringen Frucht mit göttlichem Gedeihen,
Ein edles Feuer röthet ſchon die Wangen,
Sich den Heroen herrlich anzureihen,
Empor zu ſchweben mit dem goldnen Tage
Vertrauend dem gewalt'gen Flügelſchlage.

III. Erſchienene Neuigkeiten

in der

Neuen Societäts Buch- und Kunſthandlung

zu Halle.

(Da wir mit dieſer Handlung ſeit ihrem Etabliſſement in genauer Verbindung ſtehen, ſo nehmen wir die Bekanntmachung Ihrer erſcheinenden Verlagsneuigkeiten zugleich mit in unſern Monatsbericht auf.)

L. J. C.

London und Paris 1807. V. Stück.

Inhalt.

I. London. Ausſtellung der königlichen Maler = Akademie in London. 1807. II. Paris. 1. Ueber die Gemälde-Gallerie des Prinzen Giuſtiniani in Paris. 2. Ueber den Beſchluß der Sitzungen des großen Sanhedrins. 3. Gyps-Abgüſſe der Antiken in Paris. III. Engliſche Karikaturen. 1. Ein Schnupp vor die Breitſteiße, d. i. die Emancipation aller Talente. (Hierzu die Karikatur Taf. XI.) 2. Duell zweier Patrioten und: Die Wahlcandidaten. (Hierzu gehört die Karikatur Taf. XII. A. u. B.)

Halle, im Auguſt 1807.

N. Societäts- Buch- u. Kunſthandlung.

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1807.

I.

Gedichte.

1.

Die letzten Worte.

Vorwort.

Die Fürſtenſchule Pforte bei Naumburg iſt ein Edelſtein, iſt einer der ſchönſten Smaragde in der Rautenkrone unſerer Saxonia, und zu einer Zeit, wo alles alte neu werden ſoll, wenn es auch des gewaltigen Verjüngungsproceſſes einer zerſtückelnden und dann auch aufkochenden Medea noch gar nicht bedürfte, ein köſtliches Unterpfand, daß wahre

Cultur, die nur auf classisches Studium der Alten begründet werden kann, trotz aller Stürme und Umwälzungen nicht untergehen werde. Wie viele Männer in und außer Sachsen, in hohen bürgerlichen und geistlichen Würden, nennen sich heute noch mit Stolz Portenser? Und dieser erlaubte Stolz hat in den neuesten Zeiten sich das: lume superbiam quaesitam meritis! noch häufiger zurufen dürfen, da so Vieles besser, verständiger, zeitgemäßer eingerichtet, und dabei doch der Geist des gründlichen Studiums der Alten, und des dort so trefflich genährten Privatfleißes (des Quells alles Gedeihlichen auf unsern Fürstenschulen) der Neuerungsluft nicht aufgeopfert ist. Wie schöner und fröhlicher ist jetzt alles in diesem Heiligthume, wo neben den Altären der Musen und Musageten, auch der der Bona mens nicht fehlt, als vor 3 Jahrzehenden, aus welcher Periode ein Zögling dieser Schule, Weißhuhn, die Farbe zu seinem Gemälde: über den Geist der Schulerziehung, insbesondere aus den Schulanstalten zu Pforte und ihrer Geschichte erläutert, Gottkau 1789, eben nicht zur großen Erbauung derer, die dagegen nichts Erhebliches einzuwenden fanden, entlehnte? Und wie viel der frommen Wünsche, die der Schreiber dieser Anmerkung selbst in seiner

Schrift: über die gegenwärtige Beſchaffenheit der Schulpforte (Leipzig, Hilſcher 1791), nur noch anzudeuten wagte, aber kaum erfüllt zu ſehen hoffen durfte, ſind nun herrlicher ausgegangen, und weit übertroffen worden! Uebrigens gilt auch hier das alte Wort, daß guter Wein keines Epheukranzes bedürfe, in ſeiner ganzen Ausdehnung. Wo andere Schulanſtalten, Pädagogia, Gymnaſien faſt jährlich ihre Fortſchritte und Erweiterungen verkündigen, thut man in Pforte nichts, als daß man handelt. Glücklich preißt ſich der Vater, der ſeinen Sohn jetzt dort unterbringen konnte, wo bei der Beſchränkung des Raums ſo viele zurückgewieſen werden müſſen. Ein wunderbarer Schutz wurde der Schule bei dem an ihren Mauern vorüberſtürmenden Kriegsungewitter zu Theil. Der Name Herbſt (ſo heißt der dortige Rentmeiſter) wird auch darum allen, die durch ihr Herz mit Pforte zuſammenhängen, unvergeßlich ſeyn. Möge nur ſonſt kein feindlicher Unhold von allen den phyſiſchen und moraliſchen Seuchen, die unſere Jugend vergiften, über dieſe heiligen Mauern dringen, und die Bannformel Juvenals:

Nil dictu foedum visuque haec limina tangat,
Intra quae puer est —

hier ihre volle Kraft beweiſen! Der Dichter dieſes Scheideliedes wirkte in ſeinem Kreiſe, als Collaborator dieſer Schule, mehrere Jahre in großem Segen, und entzündete und nährte in wahrer Jünglingsbruſt den Funken poetiſcher Begeiſterung, und jener unaustilgbaren Liebe zu den Wiſſenſchaften, die vorzugsweiſe die menſchlichern heißen, und uns bis ins Grab begleiten. Er iſt jetzt an dem fröhlich blühenden Gymnaſium in Altenburg als Profeſſor angeſtellt, und weiß nichts davon, daß dies Lied, ein Kind ſeiner innigſten, frömmſten Empfindungen beim Abſchied von allen ſeinen Lieben, hier abgedruckt wird. Möge es ihm, möge es der guten Mutter Pforte, möge es dem Manne, deſſen raſtloſem, pflegendem und verſtändigem Vaterſinn ſchon ſo Vieles gelang, was ſonſt unerreichbar ſchien, dem edeln Ilgen auf immer wohl gehen! B.

* * *

Freude haben könnte. Ich besorge immer daß unsre Poesie, zwischen allen diesen Bemühungen den Waldgesang der **Barden**, die bacchische Wuth der **Dithyramben**, und die kühne enthusiastische Sprache der **Griechischen Chöre** in unsre Sprache überzutragen, in kurzem allen Wohlklang, und überhaupt alle Wahrheit, Regelmäßigkeit, Eleganz und Grazie verliehren werde. Einige unsrer Dichter scheinen sichs vorgesetzt zu haben, den Ausspruch des **Demokritus, daß ein Poet rasen müsse,** (*) durch ihr Beyspiel zu rechtfertigen; aber die Poetische Wuth sollte doch, dächte ich, nicht gar zu nahe an diejenige grenzen, die in eine dunkle Stube führt. Doch der Uebersetzer der Chöre hat vielleicht gerade die Absicht gehabt, unsern jungen Dichtern und Dichterlingen auf eine recht fühlbare Art zu zeigen, „daß die Griechen in diesem Stücke unnachahmbar seyen.“ Ich weiß sehr wohl, (denn ich weiß es aus Erfahrung) daß man den Alten auch in ihren **unnachahmbaren Werken** noch immer viel ablernen kan. Aber für die Wenigen, welche dies wissen und **wissen sollen**, übersezt man keinen Pindar, keinen Aeschylus. Dies bin ich gewiß, daß unsre Tonkünstler, wenn sie denken sollten, daß man uns diese Proben vielleicht für **Modelle der wahren Lyrischen** d. i. **singbaren Poesie** gebe, herzlich erschrecken würden. Welchem heutigen Am-

(*) Excludit *sanos* Helicona poetas Democritus. *Horat.* de A. P. v. 296.

Hell leuchten viele Götter uns entgegen,
In ew'gem Jugendglanz, mit linder Macht
Herab steigt Helios im Strahlenregen,
Kronion thront in königlicher Pracht;
Wann sich die himmlischen Genossen regen,
Dann strahlt Entzücken die verklärte Nacht,
Und lächelnd senkt sich Aphrodite nieder,
Und Eros schwingt das purpurne Gefieder.

Doch keinem wird die Kraft Apollons weichen,
Des Herrschers, der den Chor der Musen führt.
Den Sterblichen giebt er die schönen Zeichen
Der Götterhuld, die süß das Leben ziert,
Begeist'rung blüht in seinen sel'gen Reichen,
Wenn er das Saitenspiel melodisch rührt;
Dann prangt die Erd' in hellerm Frühlingsstrahle,
Und Freude jubelt im Olymp'schen Saale.

Zu Freunden hat er Geister sich erkoren,
Die, Adlern gleich, empor zur Sonne schauen,
Die von der Freiheit stark und kühn geboren,
Vor Zepterführern stehen ohne Grauen,
Sie nahen ohne Furcht den goldnen Thoren
Mit festem Muth, und siegendem Vertrauen,
Denn sie beschirmt der Unschuld reiner Friede,
Der hehren Pallas blitzende Aegide.

Doch auch das Leben mit beſcheidnerm Glanze
Verſchönen ſie in freundlicher Geſtalt.
Leicht ſchweben ſie dahin im Geiſtertanze,
Wo frei die Charis mit der Muſe wallt,
Und ſanft entweht dem ſtolzen Lorbeerkranze
Der zarten Roſe ſtillere Gewalt;
So lieben ſie mit heitern Melodieen,
Das Irdiſche zum Himmel aufzuziehen. —

Seyd mir gegrüßt, ihr hehren Sängerſchaaren
Der alten nie verblüh'nden Frühlingswelt!
Euch will ich im Gemüthe tief bewahren,
Euch ſeh' ich jetzt in ſchönerm Licht erhellt.
Denn nahe ſteht ihr den geprieſ'nen Laren,
Der heil'gen Pforte, mancher junge Held
Erhob ſich hier im Anblick eurer Manen,
Euch zu begegnen auf des Ruhmes Bahnen.

Hier waltet noch die Kraft des Mäoniden,
Noch flammt hier Pindaros in ſtolzer Schöne,
Dem Maro bleibt der Kranz der Kunſt beſchieden,
Und Flaccus triumphirt im Sieg der Töne,
Tibullus feſſelt alle Sataiden
Im Zauber der elegiſchen Kamöne,
Und tönend in harmoniſchen Gewittern
Vermag noch Sophokles uns zu erſchüttern.

Und dieſe Herrſcher aus den alten Landen,
Gern leben ſie, wie himmliſche Dämonen,
In dieſem Thale, wo ſie Liebe fanden,
Wo alle Farben, alle Töne wohnen,
Die Schönheit hält ſie hier mit ſanften Banden,
Froh reicht die Jugend ihnen ew'ge Kronen,
Selbſt Ares weicht aus dieſem Heiligthume,
Irene ſchmückt' es mit der Lilienblume.

Und Prieſter ſtehn mit liebendem Gemüthe
Im Tempel, wo des Weihrauchs Wolke ſteigt,
Und freudig weihn des Geiſtes Erſtlingsblüthe
Die Jünglinge zum Altar hingeneigt,
Die Flamme, ſo im tiefſten Herzen glühte,
Sich freudig nun in tauſend Funken zeigt,
Der Muſen Säulen feſtlich ſich erheben,
Und Schwäne ſingend auf zum Himmel ſchweben.

Auch, Ihr, Geliebte! glühet vom Verlangen,
Der großen Mutter kindlich euch zu weihen,
Die Töne, ſo von Hellas zu euch drangen,
Sie bringen Frucht mit göttlichem Gedeihen,
Ein edles Feuer röthet ſchon die Wangen,
Sich den Heroen herrlich anzureihen,
Empor zu ſchweben mit dem goldnen Tage
Vertrauend dem gewalt'gen Flügelſchlage.

So blickt zuerſt Olympias Gefilde,
Der Jüngling ſtill und ſanft erröthend an,
Bis er bezaubert von dem Strahlenbilde
Des Ruhms ſich ſtürzt auf den beſtäubten Plan.
Er kämpft — er ſiegt — mit ſiegsbewußter Milde
Steht er bekränzt auf ſeiner Heldenbahn,
Doch bald wird Griechenland den Namen hören,
Und Pindaros ihn bei der Nachwelt ehren.

O ſelig, welchem dieſe Weih' erſchienen!
Erhaben ſteht er über dem Gemeinen,
Das Leben ſelbſt muß ihm bezwungen dienen,
Er ſtrebt entzuckt zu dem Unnennbar-Einen,
Und ew'ge Jugend ſieht er neu ergrünen,
In ſel'ger Lande ſel'gen Wunderhainen,
Und hier ſchon wird er Gott, den Beſten allen,
Den Freunden und den Lehrern wohlgefallen.

Und dieſer Hoffnung Glanz, indem ich ſcheide,
Er läßt mich nicht in düſterm Gram verſinken,
Zwar Bittres miſcht ſich mit der Trennung Leide,
Auch dieſen bittern Tropfen will ich trinken;
Doch ſchmückt mich nicht der Liebe ſüße Freude?
Seh' ich die Zukunft mir nicht freundlich winken?
Und werd' ich nicht die gottgeliebten Auen,
Des Vaterlandes Kleinod, wiederſchauen?

Ja, dreimal Heil'ger, den der Engel Chöre
Am Throne mit verhülltem Antlitz feiern,
Der Götter Gott, den ich im Staub verehre,
Deß Glorie ruht in undurchdrungnen Schleiern!
Wenn ich auf Erden froh dein Reich vermehre,
Entzündet von der Gnade Himmelsfeuern,
O dann erhöre mich, wenn im Gebete
Ich jetzt des Thrones Stufen näher trete:

„Sieh stets mit Huld herab auf dieſe Mauern,
„Und heil'ge ſie mit deiner Klarheit Strahle,
„Nie möge Tugend hier verlaſſen trauern,
„Die Unſchuld wandle gern in dieſem Thale!
„So wird das Herz vor Niedrigem erſchauern
„Mit Kraft nachringend höherm Ideale.
„Des Wiſſens Schmuck, der Segen deiner Worte
„Erhalte blühend ſo die ew'ge Pforte!

2.

Des Siegers Triumph und Wort.

(An mein ſchweizeriſches Vaterland.)

An der Sequana tönt hallend Triumphgeſchrei
Aus der narbigen Bruſt jubelnder Krieger auf;
Lauter wiehert das Streitroß,
Stampft, auf blutige Siege ſtolz.

Seit von perſiſchem Pfeil dunkelt' der größte Tag,
Und vor griechiſchem Schwert ſtürzte Barbaren-
ſchwarm;
Als einſt namenlos Xerxes
Macht ſaroniſche Fluth verſchlang.

Seit Helvetier Arm höhnende Fürſten ſchlug,
Und den Boden des Tell adlicher Söldner Blut
Düngt', und blinkende Panzer
Deckten friedliche Hirten-Au'n:

Sah die ſtaunende Welt Nichts, was des Fran-
ken That
Gleiche, wenn ihn zum Kampf jener Gewaltige,
Der der Könige Kronen
Hält in wägender Schale, führt

Wie entfeſſelt ein Strom ſchäumend die Flur
durchtoſt
— Seiner wachſenden Wuth ſtehet kein Wider-
ſtand —
So von Albions Gürtel
Wälzt ſich ſchreckliche Rache her.

Und im wechſelnden Lauf kehret Selene kaum:
Sieh, da färbt der German roth den Danubius;
Seinen Namen zu wandeln
Dräu'n Erſchlagne dem ſchwarzen Pont!

Selbſt vergeblich erhebt Nordens Koloß ſich; es
Liegt zerſchmettert ſein Heer in der drei Cäſarn
Schlacht,
Wie tief wurzelnde Eichen
Von des Donnerers Feuerſtrahl.

Und Boruſſia, wo — wo trauert Dein Friederich?
Wo ſein Adler, der dort galliſchen Weichling fraß,
Und mit rauſchendem Fittig
Schirmte heiliges Fürſten-Erb?

Weh! es wetzte den Stahl prahlende Jugend; ſtürmt
Lorbeern träumend in's Feld unter dem Enkel des
Großen Königs — Ein Schlachtblitz
Stiebt nach allen vier Winden ſie!

Drum der Name nicht, ſey noch ſo gefürchtet er —
Hoher Geiſt nur allein machet der Herrſcher und
Völker Kraft! — Ach! entwichen,
Ruft zurück ihn kein Bardenlied.

Alſo will's das Geſchick! mächtige Reiche gehn
Unter; andere hebt höher des Siegers Gunſt;
Andern gibt er Geſetze,
Gränzen, Namen und Herren neu.

Heil, mein Vaterland, Dir! Glücklicher fiel dein
Loos.
„Bleibe, wie ich dich ſchuf" — ſprach des
Jahrhunderts Held;
Hör's! Napoleon ſprach es:
Unverbrüchlich iſt Kaiſerwort!

Häfeli.

3.

Die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden im J. 1807.

Elegieen.

Fortsetzung. *)

V.

Prinz Louis gemalt von Grassi.

Laß fortziehn der Unsterblichen Chor und enthülle dem Anblick
Muse! der Menschen Geschlecht, fülle den Sänger mit Weh.
Denn es umfängt ihn leise der Anklang tiefer Betrübniß.
Welch' um den großen Verlust faßt in das tiefste Gemüth.
Sieh! da erscheint Ludwig — noch erfüllt ihn Stärke der Jugend
Und sein Auge bemerkt schon in der Ferne den Feind.

*) S. das Junistück S. 67 ff.

Noch ruht über dem Schwerte die Hand und es
schlägt in dem Buſen
Still vor dem Kampfe das Herz, wie vor dem
Sturm die Natur.
Denn zwei Götter beſchirmen den Ruhm und die
Würde des Helden
Sieg, und wo dieſer entweicht, richtet der
Tod ſich empor.
Darum dringt dein Blick furchtlos in die nahende
Heerſchaar,
Denn der Beſchirmenden trägt Einer gewiß dich
hindurch.
Aber es hat ſich umher ein düſterer Himmel ge-
lagert,
Blutige Streifen umziehn fern die Gewölke der
Nacht.
Flammet das Unglück dir in den Leuchtungen, deu-
tet das Nachtgrauen
Ueber dem Kommen der Schlacht Schande der
zürnenden Pflicht?
O was mag in dem großen Moment dir die Seele
bewegen,
Welches Gefühl dir jetzt heben und ſenken das
Herz!
Sicher umſchweben im Tanze das Haupt dir leuch-
tende Bilder,

Amphion ſollte nicht die Haut ſchaudern, wenn ihm ein lyriſcher Dichter von Kolchos inwohnenden kampfunverfahrten Jungfrauen, von ſteilnißvollen Pflanzſtädten, Frevelkruzgenoſſen, rundumflammenden Blizen, Speerebewappneten Myrmidonern, vom Schlüſſelbewahrer der ſüſſen Brautkammer der Venus, und vom rundumzerſchmetterndem Schwall der Wogen, — ſpräche? Wie würde ihm zu muthe werden, wenn man ihm den Antrag machte,

„den kartſcheverwappneten Helden, der
„rundum von göttlichem Feuer umſtralt,
„über des Oeta Koppen hinauf in den Göt-
„terdivan ſtieg“ (*)

in Muſik zu ſetzen? Oder was meynen wir was für einen Anſtand eine deutſche Gabrieli haben würde, wenn ſie hinträte, und ſänge:

„Kein Göttermann nahe ſich mir!
„Denn mich ſchaudert Jo's
„Männergehaßte Jungfrauſchaft,
„Die durch Beyſchlaf ward
„Und durch Juno's hartherzigverhängte
„Landſchweifungen zerriſſen. (**)

Ich kenne gelehrte und verſtändige Leute, welche beſorgen, die glühenden Anbeter des Alterthums

(*) Chöre aus den Griech. Dichtern S. 19.
(**) S. 30.

Wie ſie begeiſtrungsvoll ſchaffet des Helden Gemüth;
Thaten erſcheinen und ſinken hinab, durch Jahre der Hoheit
Siehſt du den Pfad aufwärts ziehn zu dem ewigen Ruhm.
Ach! wohl leitet er dich zu dem Gipfel empor der Verklärung;
Aber am Fuß ſchon kommt ihn zu verſchlingen die Nacht.
Könnte der Blick durchſchaun, was im gährenden Schoos ſie verhüllt trägt,
Könnte die Ahnung dir deuten das dumpfe Getös:
Wehe! du ſähſt Phantome dem nächtlichen Graun entſteigen,
Hörteſt Worte, die kalt ſchreckten die heißeſte Bruſt.
Aber es darf dein Auge das Schmähliche nimmer erblicken,
Nimmer der Zukunft Weh ahnen das heilige Herz.
Ziehe das Schwert und ſtirb, Preiswürdiger! ehe die Schmach noch
Anbebt, ſink' an die Bruſt deinem unſterblichen Ohm! —

VI.

Ermordung des Aegiſthus gemalt von Mathäi.

Alſo ſank in die Nacht der Gewaltige, wo in Gemeinſchaft
Wallt der Geſtorbenen Schaar ſtill zu dem ſtillen Gefild.
Doch es gebietet die Kunſt, in die ſchweigenden Fluren ertönt weit
Ihr Aufruf, und es ſchaun horchend die Geiſter empor,
Machen ſich auf urſchnell, und die Schattengeſtalt mit der Jugend
Blume von neuem geſchmückt trinkt von dem roſigen Licht.
Hörſt du der nahenden Schaaren Getöß? Sie erheben der Kämpfe
Todengeklirr; doch nicht aus dem Gewühle der Schlacht;
Sondern im Herrſcherpalaſt, wo entſetzlicher oft wie im Wahlfeld
Lauert die Schuld und geheim liegt am beſchirmenden Heerd.

Denn

Denn was erscheint fluchwürdiger wohl, als wenn zu dem Ehweib
Nach vieljährigem Kampf und zu der Kinder Umfang
Kaum heimkehrte der Held, beim fröhlichen Mahl an der Heimath
Süßem Gefühl sein Herz labend im sicheren Haus,
Dann das entsetzliche Weib vorbricht im Gefolge des Frevlers
Und mit der eigenen Hand würget den hohen Gemahl? —
Warlich es floh von dem Himmel der Tag, in den brausenden Mordsaal
Schaute die Nacht und ließ gräuliche Larven hinein. —
Aber der Sohn war plötzlich entrückt: ihn führten die Götter
Fern zu dem liebenden Freund, nährten den Rächer empor.
Jetzt nun erhebe den Blick aufwärts, wo die Jünglinge nächtlich
Wiedergekehrt das Gemach haben der Rache geweiht.
Sieh! das Entsetzen umschwebt das Gebälk, treibt schüchterne Jungfraun

Unter den Säulen und glüht draußen in blutiger Nacht.
Zagend erheben die Schweſtern den Blick und die zitternden Hände,
Weil mit vereineter Kraft ihn, der den Frevel gethan,
Beide die Jünglinge kämpfend gefaßt, kühn heftet Oreſtes
Ihm an die Hüften den Fuß, ſchwingend das Eiſen zum Mord.
Warlich du wirſt nicht wieder entfliehn der vergeltenden Gottheit,
Da du den Dolch ſchon dräun ſiehſt mit verſtörtem Geſicht.
Aber was ſchleiert das Tuch dort ein? o des ſchrecklichen Jünglings!
Wehe! die Mutter erſchlugſt du, die den Gatten erſchlug;
Riſſeſt die heilige Bruſt, du Entſetzlicher! auf mit dem Dolchſtich,
Die dich ſelber zuvor trug und ſo liebend genährt!
Ach mit dem endlos irrenden Wahn im bewegten Gemüth drängt
Unſer Geſchlecht ſich ſtets fort im Gewebe der Schuld,

Kann niemals in die Kreiſe gebannt des verworrenen Lebens
Rein aus ewigem Kampf heben die Hand und das Herz.

Friedrich Thierſch
in Göttingen.

II.

Melanchthon. *)

Büſte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Filipp Melanchthon, einer der weiſeſten und gelehrteſten Männer ſeines Zeitalters, wurde

*) Neben Luthern, von dem wir in dem Maaße jetzt mehr zu ſprechen ſcheinen, in welchem wir ſeine wahre Weihe der Kraft zu erreichen verzweifeln, darf der ſänftigende Melanchthon nie ungenannt bleiben. Ein edler deutſcher Mann, der römiſch-katholiſchen Confeſſion zugehörig, ſetzt ihm hier ein Denkmal. Seine Hauptquelle war Bayle.

am 16. Februar 1497. zu Bretten in der Pfalz gebohren.

Sein Vater, Georg Schwarzerd, konnte ſich der Erziehung des Sohns wenig annehmen; er diente dem Krieg: Bieder, verſchwiegen und treu zeichnete er ſich in der Maſchinenkunſt aus, erfand und vervollkomm'te Waffen für Ernſt und Scherz, und ſicherte ſo einſt Kaiſer Maximilians I. Sieg im Zweikampf' gegen einen italiſchen Prahler, Klaudio Bataro. In Heidelberg gebohren, zog er ſich nach Bretten, wo er die Tochter des Schultheiſſen Johann Reuterus, zur Gattin nahm. Aber dem Dienſte ſeines Herrn, des Kurfürſten Pfalzgrafen Georg gewiedmet, konnt' er der Vaterſorge minder leben, daher Filipps mütterlicher Grosvater erſezend und bildend an ſeine Stelle trat.

Georg Schwarzerd ſtarb eilf Jahre nach ſeinem Schwiegervater; ſeine Wittwe blieb' ſo lang' unverheurathet, als ihr Sohn es war; aber ſein Ehebund verſtimmte ſie, daß ſie ſelbſt den zweiten

Aber für dieſen Zweck war auch gerade dieſe Quelle die wünſchenswertheſte, wie wir dem Verſtändigen nicht erſt zu beweiſen brauchen. B.

mit einem angeſehnen Bürger von Bretten ſchloſſ. Melanchthon's jüngerer Bruder Georg, überlebte ihn, und gelangte zu Ehren in ſeinem Vaterlande.

Filipp gab ſo frühe Merkmale des Genius, daß man auch frühe Sorgfalt für ſeine Entwiklung trug. Den erſten Unterricht empfieng er in der öffentlichen Schule ſeines Geburtsortes; eine höchſt unweiſe Krankheit des Schullehrers verſchafte ihm einen Hauslehrer. Einige Zeit ſpäter wurde er auf das berühmte Gymnaſium zu Pforzheim geſchickt; dort wohnt' er bei einer Verwandten, Reuchlins Schweſter, und erwarb hiedurch bald Bekanntſchaft mit dem großen Manne, dann ſeine zärtliche Liebe. Nach zweijährigem Aufenthalt' zu Pforzheim kam er nach Heidelberg (1509); wo er ſich durch die ausgezeichnetſten Fortſchritte ſchon in einem Alter von vierzehn Jahren zum Unterricht' des jungen Grafen von Löwenſtein berufen ſah. Aber mit Recht ſezte man ihn unter die Zahl der berühmten Kinder.

Dreizehn Jahre alt, wiedmete er Reuchlin ein ohne Hilfe verfaßtes Luſtſpiel; auch lernt' er ſeinen Schulgefährten ein Reuchliniſches Stük ein,

das er mit ihnen zur frohen Ueberraſchung des Verfaſſers in Pforzheim aufführte. War eine öffentliche Rede in Heidelberg zu halten, ſo bekam er den Auftrag; mit zwei und zwanzig Jahren gab er ſeine Redekunſt, mit drei und zwanzig theologiſche Verſuche, dann ſeine Grammatik, im vier und zwanzigſten ſeine Gemeinörter heraus. Johann Jakob Geinäus verglich Melanchthon mit dem Profeten Daniel, und Erasmus rief ſchon i. J. 1515. von ihm aus: „Welcher Schöpfer„bliz! welche Reinheit der Sprache! welch Ge„dächtnis für das Erlernte! welche reichhaltige Be„leſenheit! welch holde Anmuth beinah' königlichen „Geiſtes!"

Empfindlich, daß man ihm ſeiner Jugend wegen den filoſofiſchen Meiſtergrad verſagte, und mit Heidelbergs Luft eben ſo unzufrieden, gieng er (1512) nach Tübingen, wo er ſieben Jahre verharrte. Dort beſucht' er die Vorleſungen aller Lehrer, und erklärte ſelbſt öffentlich Virgil, Terenz, Zizero und Livius: ſeine Arbeitſamkeit gewährt' ihm dabei noch Muſſe, Reuchlings Gehilfe in ſeinen Mönchsfehden, und Haupt der Anſelmiſchen Buchdrukerei zu ſein. Das Korrigiren diente ihm zur Unterhaltung; dieſer Erhohlungs-

weiſe verdanken wir unter andern die Tübinger Ur-Ausgabe des Nauklerus: einen geſtaltloſen, wüſten Haufen hiſtoriſcher Kronik- und Fabelſtücke, bildete Melanchthon durch kritiſche Auswahl zu einem, zu wahrhaft ſeinem Werke.

Auch dem Bibelſtudium war er eifrig ergeben. Stets trug er ein Exemplar der damals von Johann Froben zu Baſel herausgegebenen Bibel in kleinem Format bei ſich; zur Kirche begleitete es ihn immer. Viele, die ein den Umfang des gewöhnlichen Gebetbuchs ſo ſehr überſteigendes Buch in ſeinen Händen ſahen, trauten ihm eher jede andere Leſerei zu, als die ſolcher Stätte und Zeit angemeſſene: ſeine Neider hohlten ſich an dieſem Anblik Schreiſtoff. Reuchlin ſelbſt ſoll ihm jene Bibelausgabe geſchenkt haben.

Reuchlins Empfehlung verſchaffte ihm Friederichs von Sachſen Ruf nach Wittenberg; er nahm ihn an. Vier Tage nach ſeiner Ankunft löſcht' er durch die Geniuskraft ſeiner Antrittsrede jeden widrigen Eindruck ſeiner unanſehnlichen Geſtalt in lauter Bewunderung aus. Seine Lehrſtunden über Homer und den griechiſchen Text von Pauls Brief an Titus feſſelten eine Menge Zuhörer an ihn, und

den Wunſch, griechiſch zu lernen. Er leiſtete den Wiſſenſchaften den weſentlichſten Dienſt durch ihre ſiſtematiſche Zuſammenſtellung — eine Rieſenarbeit bei dem damals ſchon ſo lang' und ſo ſehr verwirrten Lehrgange. Bald knüpft' ihn innige Bekanntſchaft an Luthern, der Theologie an derſelben hohen Schule lehrte. Sie giengen im J. 1519. zuſammen nach Leipzig, um mit Eccius zu diſputiren.

Die folgenden Jahre waren nur ein Gewebe von Arbeit für Melanchthon, er ſchrieb eine groſſe Anzahl Bücher, reiste, um Lehranſtalten ſtiften und Kirchen unterſuchen zu helfen, und übernahm (1530) das mühſame Geſchäft, eine Formel des Glaubensbekenntniſſes aufzuſezen. Sein Werk iſt die auf dem Reichstag zu Augſpurg dem Kaiſer übergebne, und ſeitdem die Augsburgiſche genannte. Ganz Europa glaubte ihn dem Ausgleichungswege näher, als Luthern: man zweifelte nicht an ſeiner Bereitwilligkeit, der Friedensliebe viele Opfer zu bringen.

Dieſe Neigung zeigt ſich vorzüglich in ſeinem Buch' über die gleichgültigen Gegenſtände', welches ſo üble Aufnahme bei der Parthei des Illiricus*)

*) Frankowitz.

möchten durch Uebersetzungen in diesem Geschmacke mehr beytragen, die Griechischen Dichter (welche uns Horaz Tag und Nacht zu studieren, aber nicht zu übersezen, befiehlt) in Verachtung zu bringen, als alles was die Perrault, Terrasson und la Motte mit Recht und Unrecht an ihnen zu tadeln finden; und mich däucht, es kan gar keine Frage seyn, ob diese Besorgniß Grund habe.

(13) „Klinckers Reisen."

Dem Publico kan es nicht anders als angenehm seyn zu vernehmen, daß der Verfasser dieser sehr guten Uebersetzung eines sehr schweren launevollen Originals an einer ganz neuen Uebersetzung von Tristram Shandys Leben und Meynungen arbeitet, einem Werke, welches, ungeachtet wir bereits eine sogenannte Uebersetzung und sogar eine verbesserte Auflage derselben haben, mit bestem Fug als noch unübersetzt angesehen werden kan. Beynahe möchte ich auch unübersetzlich sagen, wenn man nicht Ursache hätte dem Uebersetzer von Klinkers Reisen zuzutrauen, daß er Mittel finden werde, Schwierigkeiten zu überwinden, welche für einen gewöhnlichen Uebersetzungs-Fabricanten (*) unersteiglich wären, oder vielmehr über welche ein solcher ohne Bedenken muthig hinwegsetzen würde, unbekümmert wieviel der fremde Autor, den er

(*) Sieh. Leben und Meynungen des M. Sebaldus Nothanker 1. Th. S. 98 - 107.

fand. „Man möge;“ ſagte der Schüchterne, „über Unbedeutendes nicht ängſtlich ſtreiten, wenn nur Feierlichkeiten und Kirchendienſt nichts Abgötteriſches hätten, und einige Knechtſchaft ſei, mit Unheiligkeit unvermiſcht, zu ertragen. „Er haßte die Religionsſtreitigkeiten, und nur ſeine einmal eingegangnen Wettverhältniſſe zogen ihn mit ſich. Als er (1529) zu den Speieriſchen Konferenzen reiſte, beſucht' er ſeine Mutter in Bretten. Die gute Frau fragte ihn, was ſie mitten unter ſo vielem Streite glauben ſolle; dann betete ſie ihm ihre gewöhnlichen aberglaubenloſe Gebete ab. Fahrt fort, gute Mutter, war ſeine Antwort, wie bisher zu glauben und zu beten, und laßt euch nicht durch's Geräuſch des Streites ſtören. Dieſe ſchlichte Anekdote, ſo wie der dreißig Jahre vor ſeinem Ableben erfolgte Tod ſeiner Mutter widerlegen Ramonds abgeſchmakte Mährchen.

Den Friedensfreund berief Franz I. zu ſich, um Frankreichs innern Religionszwiſt auszugleichen. Franz hatte am 21 Jenner 1535. einer feierlichen Prozeſſion beigewohnt und einige Ketzer verbrennen laſſen. Melanchthon aufgefordert, den aufgebrachten König zu beſänftigen, ſchrieb an den damals in Frankreich befindlichen Johann

Sturmius, und eben ſo an den Biſchoff von Paris, Johann du Bellai. Ein franzöſiſcher Edelmann Barnabas Voré, Herr von La Foſſe, den Franz I. nach Teutſchland geſchickt, ſprach hierauf mit Melanchthon über die Reiſe nach Frankreich, und kündigte ihm die Einladung des Königs ſelbſt und jede Sicherheit für ſeine Perſon an. Bei ſeiner Zurükkunft verbürgte ſich la Foſſe bei dem König, Melanchthon werde kommen, wenn er ihn ſchriftlich einlade; und Franz ſandte ihn alsbald mit dem Briefe nach Teutſchland zurück. Dieſer Brief wurde zu Guiſe am 28. Jun. 1535. geſchrieben, und Melanchthons Antwort verſicherte am 28. Septbr. des nämlichen Jahrs ſeinen guten Willen, indem er die der Ausführung noch entgegenſtehenden Schwierigkeiten beklagte. La Foſſe traf, dieſe Antwort überbringend, ſeinen König ganz von den Zurüſtungen zum italiſchen Krieg' erfüllt; Melanchthon hingegen konnte, ohnerachtet Luthers lebhaften Ermahnungen, ſie zu gewähren, nie die Erlaubnis zu dieſer Reiſe von dem Kurfürſten von Sachſen erhalten: umſonſt berief ſich jener auf das hieraus keimende Heil aufhörender Verfolgung. Friedrich erfuhr Karls V. Unmuth, und hoffte nur wenig von Melanchthon's Gegenwart in Frankreich; daher entſchul-

keine weher, und keine war heftiger, als die Flazius Illirikus erregte.

Melanchthon ſtarb zu Wittenberg am 19. April 1560. dem drei und ſechzigſten Tage ſeines vier und ſechzigſten Jahres; zwei Tage nachher wurde er neben Luther in der Schloßkirche beerdigt. Winshemius, der Arzneikunſt Doktor und Lehrer der griechiſchen Sprache, hielt ihm die Leichenrede. Mit inniger Frömmigkeit beſchloß er ſein Leben; unter den Gründen, welche ihm den Tod als ein Glük zeigten, nannt' er ſeine Befreiung von theologiſchen Verfolgungen. Wenig Tage vor ſeinem Ende ſchrieb er auf ein Stück Papier in zwei gegenüberſtehenden Reihen die Güter, welche der Tod ihm geben, die Uebel, welche er ihm abnehmen würde. Auf der lezten Seite ſtanden nur zwei Nummern. Die Unmöglichkeit ferner zu ſündigen, und die Entfernung jeden Verdruſſes, und der Theologenwuth. Auf der erſten bemerkt' er: 1) Sein Hinübergehn zum Licht. 2) Den Anblik Gottes. 3) Das Anſchauen des Sohnes Gottes. 4) Einſicht der hohen, ihm dieſſeits unbegreiflichen Geheimniſſe. 5) Belehrung, warum wir geſchaffen wurden, wie wir ſind. 6) Die Weiſe der Vereinigung von Kriſti Naturen. — Der Stand des Men-

ſchen ſelbſt ſchien dieſem Geiſt' eines der unfaſslichſten Religionsgeheimniſſe, und doch wähnt vielleicht keiner aus der groſsen Zahl der Glaubfertigen irgend eine Schwierigkeit hiebei. Die Natur hatt' ihm eine friedliche Stimmung, und in ihr vielleicht das unpaſſendſte Geſchenk für die Verhältniſſe gegeben, in welchen er leben ſollte. Seine Mäſigung wurde ſeine Peinigerin. Wie ein Lamm gieng er unter den Wölfen umher — niemand fügte ſich in ſeine Sanftheit, die ihn der bunteſten Verläumdung ausſezte, indem ſie ihn zugleich hinderte, dem Thoren nach ſeiner Thorheit zu antworten. Der ruhige Blick auf den Tod, ſeinen Retter vor „dem theologiſchen Haſs und der die unzuverläſsigen Brüder beſtürmenden Zwietracht," das war der einzige Vortheil, den ſie ihm gewährte. „Vierzig Jahre," ſagt' er ſelbſt irgendwo, „bin ich nun „durch Gottes Gnade hier im Lehramt', und doch „konnt' ich nimmer auch nur eine Woche lang mich „ſicher im Beſize wähnen oder es ſein."

Er hatte die Tochter eines Bürgermeiſters in Wittenberg zur Ehe (1520), welche drei Jahre vor ihm (1557) ſtarb, und mit ihr zwei Söhne und zwei Töchter. Seine Söhne lieſsen keine Spur nach ſich. Aber ſeine ältere Tochter Anna, die er

zärtlich liebte, die mit den Reizen ihres Geschlechts Kenntniſſe des andern verband (das Latein war ihr sehr geläufig) verheurathete sich (1536) mit Georg Sabinus, einem guten Dichter jener Zeit. Damals erſt vierzehn Jahre alt, folgte ſie sieben Jahre ſpäter ihrem Gatten nach Preuſſen, zu Melanchthon's großem Kummer, vier Jahre darauf ſtarb ſie (1547) zu Königsberg in der Blüthe ihres Alters, und zum innigen Jammer des liebenden Vaters. Oft trat zwiſchen ihm und dem Eidam Sabinus Spannung ein, da der Ehrgeiz des leztern, nach Staatsſtellen ſtrebend, nicht zu dem demüthigen Sinn' Melanchthons paßte, der ſeinen Ehrgeiz auf Wiſſenſchaft und Literatur beſchränkte, und ſich um der Beförderung ſeiner Kinder willen nicht anſtrengte. Seine andere Tochter wurde (1550) die Gattin Kaſpar Peuzers, eines geſchikten und ſehr verfolgten Arztes. Wollte man Melanchthon's Vaterherz bezweifeln, ſo darf man ſich nur erinnern, daß ihn einſt ein Franzoſe mit dem Buch in der einen, mit der andern Hand die Wiege ſeines Kindes ſchaukeln fand. Der Fremde ſchien erſtaunt, und Melanchthon ſezte dem Erſtaunten die Pflichten des Vaters, und den Gnadenſtand der Kinder bei Gott in einer frommen Rede ſo eindringend auseinander, daß derſelbe

weit unterrichteter von dannen gieng, als er gekommen war.

Welch Glük für den Gelehrten, frei von Ehr- und Habſucht zu ſein! Wie viel Zeit, Erniedrigung, Störung erſpart ihm das! Aber zum Genuſſe dieſer edeln Stimmung genügt die eigne Freiheit nicht, ſie muß ſich auch auf die Verwandtſchaft erſtrecken: wenn Gattin, Eidam, Sohn, Schwager Geld, und Gut gewinnen, oder zu hohen Ehren aufſteigen wollen, ſo laſſen ſie den guten Literator nicht in Ruhe — dann ſoll er ſolliziticren, ſich bewerben, den Hof machen, und thut er das nicht, ſo wird mit ihm geſchmollt und gegrollt. Das eben kann auch ein ſonſt glükliches Leben ſauer machen, muß man nicht nur die eignen, ſondern auch der Vettern und Baſen Leidenſchaften in Ordnung weiſen und halten, wie Melanchthon und ſein Eidam bezeugen.

Es war ein trefflicher Mann, obgleich keineswegs ohne große Schwächen. Er glaubte gern' an Wunder, Sterndeuterei und Träume. In der Filoſofie beſchuldigen ihn ſeine Gegner einer entſchiedenen Neigung zum Pirrhonism: ſie haben es mit ſeiner Zweifelſucht übertrieben, doch muß man zugeben, daß er nicht von Zweifeln frei war, und

über mehr als einen Gegenstand nicht bestimt mit: So ist's und anders kann es nicht sein, entschied. Zu seiner natürlichen Sanftheit und Friedliebe gesellten sich viel Geist, Wissenschaft und Belesenheit: Diese Temperaments- und Bildungsbeschaffenheit werden — zusammentreffend — gewöhnlich Quelle der Unentschlossenheit. Der Genius an der Hand der Gelehrsamkeit findet selten das Unrecht ganz auf einer Seite; auf jeder findet er Stärke und Schwäche aus; er faßt das Glänzendste in den Einwürfen seiner Gegner, und das Mangelhafteste in seinen eigenen Beweisen. Ist er aber entzündbar und galliger Stimmung, so nimmt ihn seine Meinung auf Kosten seiner Einsichten ein; dann glaubt er nicht nur Recht zu haben, sondern er schließt sich mit solcher Zärtlichkeit an seine Ueberzeugung, daß daraus heftiger Haß wider die Lehre seiner Gegner sproßt: vom Haß der Meinungen geht er bald zum Haß der Personen über, er schmachtet nach dem Sieg, erhizt und quält sich, ihn zu erringen, und zürnt; wann man ihm vorstellt, daß man um des Interesse himmlischer Wahrheit willen nie zu den Hilfsmitteln menschlicher Klugheitskünstelei greifen müsse. Nicht minder verdrüßt's ihn, hört er seine Lehrsäze ungewis und undeutlich nennen, und seinen Widersachern die Möglichkeit guter Gründe einräumen. Er

unter-

unterſucht nur noch, um ſich immer lebhafter zu überzeugen, daß er die Wahrheit gefunden, und ſeine Beweiſe leuchten ihm täglich heller ein: denn das Vorurtheil handhabt den mächtigſten Schmeichlerſpiegel, trägt verſchönernde Schminke auf die häßlichſten Geſichter, und wird den Lehrſätzen, was Virgils Venus ihrem Sohn wurde — Verklärerin. Melanchthon aber hatte weder Feuertemperament, noch die daher entſpringende Meinungsfeſtigkeit. Er blieb bei der Kälte, welche ſeinen Geiſt auf das Für und Wider wirken ließ: friedliebend, den Sturm der Trennung beklagend, war er zum günſtigern Urtheil über manche Lehren, in welchen die Feuergeiſter die Quelle eben dieſer Trennung fanden, ſehr geneigt, und wünſchte, um allgemeiner Vereinigung willen, ihre Duldung. Seine Beſcheidenheit und Erfahrung machten ihn etwas mistrauiſch: er glaubte feſt, daß ſeine Einſichten des täglichen Zunehmens fähig ſeien, und erinnerte ſich, viele Verbeſſerungen in ſeinen Schriften vorgenommen zu haben: ſo manches hatt' er bei der erſten Herausgabe für gut gehalten, dem er nun dieſe Meinung, von der Zeit belehrt, wieder entzog, und wer konnt' ihm verbürgen, daß ihn dieſe große Lehrerin nicht noch beſſer unterrichte? Dieſer Umſtand verhinderte ihn, entſcheidend zu ſein. Er lebte un-

ter Menſchen, die ihm leidenſchaftlich, und zu er-picht ſchienen, weltliche Mittel und die Kraft des weltlichen Arms in die Angelegenheiten der Kirche zu mengen; ſein zartes Gewiſſen lies ihn hierinn das Gepräg' einer Verwerfung ahnen: aber noch weit mehr tadelhaftes, gröſsere Heftigkeit, ſchwerer'n Gewiſſensdruk fand er da, wohin er ſich wenden konnte, wann er ſeinen bisherigen Standort verlies. Wol muſst' er alle Nachtheile abgewogen haben, „als er — im Fall' er durch ſeine Feinde vertrieben, einer Freiſtätte bedürfe, ſeine Augen auf Paläſtina warf.“ „Mein Muth zerſplittert nicht,“ ſagt' er, „an dem „herben Ruf meiner Feinde: daſs ſie mir auch nicht „eine fusbreite Stätte auf teutſchem Boden laſſen „werden. Ich befehle mich dem Sohn' Gottes. „Werd' ich allein ausgeſtoſsen, ſo hab' ich beſchloſſen, „nach Paläſtina zu gehn, und in der Einſamkeit „des Hieronimus, in der Anrufung von Gottes „Sohn, helle Beweiſe meiner Lehre niederzuſchrei-„ben, und im Tode meine Seele Gott zu überge-„ben.“ Wie eigen trifft dieſer Plan mit Abälards Idee zuſammen, ſich zu den Ungläubigen zu flüchten.

Sonderbares Gepräg des Menſchenſchikſals! auch unſere Augenden ſind mangelhaften Folgen unterworfen, und mit Nachtheilen verknüpft: unſere

er mißhandelte, und das Publicum, das er hintergienge, dabey zu verliehren haben möchte. Von Herrn **Bode** kan man versichert seyn, daß er mit seinem Lieblingsautor vertraut ist, und daß er ihm um alles in der Welt wissentlich nicht die kleinste Schönheit rauben wird. Ob er so weit gehen werde, ihm einige von seinen Fehlern zu benehmen, weiß ich nicht; aber ich wünschte, daß er es thun möchte. **Tristram**, ich gestehe es, ist unter allen Büchern, die ein Ansehen von Frivolität haben und bloß zum Zeitvertreib des Autors und des Lesers geschrieben scheinen, das letzte, das ich mir nehmen lassen möchte. Niemand kan mehr überzeugt seyn als ichs bin, daß weder in den Monthly Reviews, noch in unsern einheimischen Journalen und gelehrten Zeitungen, die mir zu Gesichte gekommen sind, von diesem Buche geurtheilt worden ist, wie es ein so ausserordentliches und vortreffliches **Werk der Natur** (denn dafür, denke ich, muß man es ansehen, wenn man es richtig beurtheilen will) zu verdienen scheint. Aber gleichwohl kan ich niemals darinn lesen, (welches so oft geschieht, als ich spüre, daß mein Geist ein gewisses besonderes regime vonnöthen hat) ohne auf **Sternen** ungehalten zu werden, daß er um einer Laune willen, die zuweilen ziemlich offenbar ins affectierte fällt, ein Buch geschrieben hat, welches nur zu oft auch die Geduld seiner besten Freunde mürbe macht: da er so leicht durch blosse Auslassungen, oder bloß dadurch, daß er sein Steckenpferd zuweilen ein wenig im Zügel gehalten hätte, aus eben

Fehler hingegen vermögen öfters auch gute Wirkungen hervorzubringen. Bescheidenheit, Mäßigung, Friedliebe, bilden in den Weisesten eine Neigung zur Billigkeit aus, welche sie lau und unentschlossen macht — Stolz, Zornmuth, an Hartnäckigkeit grenzende Ueberzeugungsglut, Entfernung von jedem Zweifel, Aufgelegtheit zu jeder Unternehmung, zu jedem Erdulden um des Meinungssieges willen leisten — begegnen sie glüklicherweise der Wahrheit — große und größere Dienste für das Heil dieser, als bei ruhigerm Gemüthe möglich wäre. Die Bande des Vorurtheils, oder wenn man lieber will, der Leidenschaften Gewühl fesseln die Seele mächtiger, als der Zauber des Lichts. Darum wird Sektengeist durch eigensinnige und heftige Menschen mehr als durch Weise für sein Interesse gewinnen; — darum wird ein nach Erweiterung seiner Lehre eifernden Sektenhaupt sich Jünger suchen und bilden, welche sich auch nicht das mindeste abdingen, und lebenslang nicht von der zuerst ergriffnen Idee lassen; ergeben sie sich ihrer Sekte noch eh' sie Gründe für und wider zu prüfen vermochten, so werden sie um so minder befahren, in Zukunft zu zweifeln, und je weniger sie zweifeln, um so eigensinniger und heftiger werden sie sein, da sich hingegen jene, die sich täglich besser aufzuklären willens sind, zu

keinem ſonderlichen Eifer für verbunden achten, weil ſie denken, daß was ihnen heute wahr ſcheint, ein anderesmal ihnen weniger wahrſcheinlich vorkommen wird, als das, was ſie jezt nicht glauben. Schon Zizero kannte die Verſchiedenheit beider Karakter, als er die Skeptiker und Dogmatiker unterſchied.

Melanchthon hatte das Loos, auch des Haſſes gegen die peripatetiſche Filoſofie beſchuldigt zu werden. Er ſollte ſich gegen Ariſtoteles erklärt haben; aber er erkannte, obgleich anfänglich Luthers Abneigung gegen ihn theilend, die Verdienſte dieſes Denkers klar und laut, und fand in ſeinen Werken reine Ideen, und den Quell ächter Methode für Lehren und Lernen. Zwar hatte die Schullogik unter allen Theilen der Filoſofie den wenigſten Werth bei den Reformatoren, weil ſie in ihr den Urſprung jener eiteln Subtilitäten fanden, welche der Jugend ſo viel Zeit, und der Theologie ihren weſentlichen Beſtand raubten; doch trat Melanchthon als Freund der Logik auf, und empfahl ſogar Dialektik. Wenn ihm aber vorgeworfen wird, er habe, wie Karloſtad, alle Wiſſenſchaften verſchrien, den Beruf des Handwerkers ergriffen, und die Schulen ſo öde gemacht, daß man nur Spinnweben

in ihnen gesehn, so kann man die Literar-Geschichte getrost auffordern, irgend Lehrer aufzuweisen, die so viel und so vielen Menschen Unterricht gegeben. Manche theologische Abweichung, z. B. im Glauben von der wirklichen Gegenwart im Abendmahle, und der Unwiderstehlichkeit der Gnade, könnte eher bei ihm angenommen werden.

Der Bernhardiner-Barfüßer Romuald versichert, man habe Melanchthon's Leiche einige Zeit nach ihrer Beerdigung wieder ausgegraben, und mit großer Auferbaulichkeit in München verbrannt, wobei freilich dasiges Schloß durch einen Unglüksfall der Flammen Raub, und die darin eingesperrten Löwen zu großer Gefahr der Einwohner frei geworden! Diese Nachricht schöpft der redselige Mönch aus einem Brief, den Plessis-Mornei im J. 1597 an Lanquet Bourgignon geschrieben, der aber schon im J. 1581 starb. — Auch der historische Bänkelsänger Varillas erzählt mehr als eine Ungereimtheit, die widerlegen zu wollen, wo möglich noch ungereimter wäre.

So verfolgte die, während seines Lebens gegen ihn so thätige Wuth der Verläumdung auch Melanchthon noch jenseits des Grabes!

Man mus über die Menge von Büchern erſtaunen, welche er mitten unter ſo viel andern Beſchäftigungen ſchrieb; im J. 1582. erſchien ein kronologiſches Verzeichnis derſelben. Da er den Nuzen wahrnahm, den ſeine Werke, obgleich nicht gefeilt, öfters wirklich noch unvollkommen, für die Jugend hatten, ſo zog er ihre Vermehrung der Ausbildung einer kleinern Zahl, und das Wol anderer eignem Ruhme vor. Auch läßt ſich annehmen, daß ihm das Gefühl ſeines Genius, den er aus der Hand der Natur erhalten, einiges Vertrauen auf den Erfolg ſeiner Werke — ſelbſt ohne der Feile Beiſtand — einflößte. Seine lateiniſchen Verſe erhielten den Beifall des Erz — und Ueber — Kritikers, Julius Zäſar Skaliger. Bisweilen ſezte er einen erdichteten Namen an die Spize ſeiner Schriften. So nannt' er ſich Didimus Faventinus auf ſeiner Beantwortung der Dominikanerrede des Thomas Rhidinus; auch ſoll er verſchiedentlich den Namen Hippofilus Melangeus gewählt haben.

Sein Eidam, Georg Sabinus, reiste einſt nach Italien, und erhielt von Melanchthon ein Empfehlungsſchreiben an den Kardinal Bembo, der ſich hierüber ſehr erfreuend, den Empfohlnen mit Auszeichnung aufnahm. Bei Tiſche betraf die

Unterhaltung meiſtens Melanchthon. „Wie ſtark iſt ſein Gehalt? fragte der Kardinal. Dreihundert Gulden jährlich, verſezte Sabinus. Undankbares Teutſchland, rief Bembo — ſo wolfeil kaufſt du des groſſen Mannes Wirkſamkeit! Und wie viel Zuhörer hat er? fragt' er weiter. Gewöhnlich fünfzehnhundert, war die Antwort. Das wollte der Kardinal nicht glauben — er kenne, ſagt' er, in ganz Europa auſſer Paris keine Akademie, an welcher ein Lehrer dieſe Zahl von Zuhörern habe (und doch belief ſie ſich bei Melanchthon oft auf zweitauſend fünfhundert Menſchen.) — Die dritte Frage ſamt der anti-kardinaliſchen Antwort mag Melchior Adam, der ſie alle drei anführt, ſelbſt erzählen und — verantworten.

Ch. B. Graf von Benzel Sternau.

III.

Campe's teutſches Wörterbuch.

Vorwort.

Die Erſcheinung eines neuen vollſtändigen Wörterbuchs in einer der reichſten, gebildetſten und bildungsluſtigſten Sprachen unſers Welttheils, iſt ſchon an und für ſich von großer Wichtigkeit, und für das Reich der Literargeſchichte gleichſam univerſalhiſtoriſch. Für uns Teutſche muß aber aus mehrern Gründen ein neues teutſches Wörterbuch, was auf Vollſtändigkeit und gewiſſenhafte Benutzung aller, auch der neueſten Quellen Anſprüche macht, ſowohl überhaupt, als grade in dieſem Zeitpunct eines vielfachen, politiſchen und moraliſchen Läuterungs- oder auch Anquickungsproceſſes von noch weit größerer Wichtigkeit ſeyn. Man braucht nicht Diſteln auf des hochverdienten Adelungs Grabhügel zu pflanzen, man kann ſeinen unſterblichen Verdienſten um unſere Sprache volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und dabei doch ein neues Wörterbuch unſerer täglich in Tiefe und Breite mäch-

tig wachſenden Sprache für das dringendſte Bedürfniß halten. Immer kann man einer neuen Ausgabe des Adelungiſchen Wörterſchatzes, die zu ihrer Zeit gewiß nicht ausbleiben wird, wäre es auch nur um der gründlichen etymologiſchen Forſchungen willen, die das neue Wörterbuch ſeinem Zwecke gemäß ganz wegließ — jene himmliſchen Verſe des Lucrez zum Denkſpruch geben:

— iuvat integros accedere fonteis,
Atque haurire: iuvatque novos decerpere flores,
Insignem caro capiti petere inde coronam,
Unde *prius* nulli velarint tempora Musae.

Allein andere Zeiten erfordern nicht nur andere Sitten, ſondern auch andere Bücher. Dies gilt nirgends mehr, als bei der wandelbarſten aller wandelbaren Sachen, bei einer lebenden, im üppigſten Fortwuchs täglich fröhlicher gedeihenden Sprache. Adelungs größter Fehler war, daß er für dieſen Theil ſeiner literariſchen Verdienſte zu lang, daß er ſich ſelbſt überlebte. Mit dem Teſchner Frieden geht eine neue Periode für unſere Sprache an, der Adelung nicht mehr zugehörte. Was da mangelt, wird in dem neuen Campiſchen Wörterbuche, deſſen erſter Theil (die Buchſtaben A — E enthaltend,

Braunſchweig, Schulbuchhandlung, 1013 S. im größten Quart) kurz nach der letzten Oſtermeſſe ausgegeben wurde, ſo ergänzt; was da einſeitig und mit beſchränktem Blick eingeengt iſt, ſo erweitert, daß es der ſchnödeſte Undank gegen den vielfach verdienten Vater Campe, und gegen ſeinen raſtlos thätigen, unermüdet ſammelnden, verſtändig ordnenden, gewiſſenhaften und durchaus wackern Gehülfen Bernd ſeyn würde, wenn nicht ein jeder, der hier helfen, fördern, empfehlen, rathen, beitragen kann, ſich's aus teutſcher Vaterlandsliebe, der ja nur dies einzige Eigenthum, unſere Sprache jetzt zu lieben, übrig blieb, zur Pflicht machte, das Unternehmen zu unterſtützen und mit Beſeitigung aller kleinlichen Kritteleien und Spöttereien, die bei einer ſo ernſtlich gemeinten, mit ſolcher Aufopferung in dieſen unholden Zeiten ſo durchgeführten Werke doch warlich nur das alte: ἔξεστι τοῖς κλαζομενίοις ἀσχημονεῖν vergönnt, thätigſt einzugreifen. Der teutſche Merkur hält dies Wörterbuch bei mancher auch ihm menſchlich anklebenden Schwäche — die von berufenen Ariſtarchen ernſtlich und männlich gerügt werden mögen — doch für ein wahres Hermäon, für einen Fund, zu dem wir uns alle ein gemeinſchaftliches: Glück auf! zurufen mögen. Darum

iſt es angenehm, in beifolgendem, von einem wahren Kenner, dem es allein um die Sache zu thun iſt, verfaßten Schreiben eine vorläufige Würdigung dieſes Unternehmens hier mittheilen zu können. Wir wünſchen, daß dies nicht die einzige Mittheilung der Art bleiben, daß aber auch der würdige Herausgeber ſelbſt in dieſem kleinen, doch aus der redlichſten Abſicht fließenden Beifallszeichen einen Aufruf finden möge, das Ganze möglichſt ſchnell zu vollenden, weil nur dadurch erſt ein allgemeiner Ueberblick und eine wahre Würdigung des Verdienſtlichen in dieſem Unternehmen möglich ſeyn wird. Möge nun auch auf die Ausarbeitung einer teutſchen Sprachlehre, wie ſie ſeyn ſoll, von allen, die hier Stimme und Beruf haben, ernſtlich Bedacht genommen werden. Mit Vergnügen finden wir in dem allgemeinen Büchervezeichniſſe dieſer Michaelismeſſe Vaters Tabellen der teutſchen Grammatik (auch zur Selbſtbelehrung nachdenkender Leſer entworfen,) angekündigt. Der ſinnreich vergleichende und unermüdet forſchende Prof. Vater in Halle, wird Adelungs Mithridates ſelbſt nach dem Wunſche, den der Verſtorbene noch in ſeinen letzten Stunden äußerte, ſo fortſetzen, daß wir dabei von allen Seiten nur gewinnen können. Aber ſein umfaſſender, faſt alle ältern

und neuern Sprachen, in welchen eine Literatur vorhanden iſt, in treffſichen Ueberblicken vergleichender Scharfſinn, verdient ganz vorzüglich auf unſere Mutterſprache angewandt zu werden. Auch hierin möge er Adelungs würdigſter Nachfolger und ächter Geiſteserbe ſeyn! Daß die königl. baierſche Academie der Wiſſenſchaften, deren Wiedergeburt unter ſo glücklichen Auſpicien, unter einem Jacobi, *) gewiß jede teutſche Bruſt mit Troſt in täglicher Anfechtung und Zuverſicht auf Beſſerwerden erfüllt, ihr ſchönes Werk mit einer Preißausſtellung für eine neue teutſche Sprachlehre beginnt, zeigt ſprechender, als alles verdächtige Zeitungslob, weß Geiſtes dieſer preißwürdige Gelehrten-Verein ſey, und was man von ihm mit Sicherheit erwarten dürfe. Möge unter den ebenbürtigen Mitbewerbern und Wettkämpfern der treffliche, noch ungenannte Verfaſſer des Meiſterwerks: über den

*) Seine, des Präſidenten, Eröffnungsrede über gelehrte Geſellſchaften, ihren Geiſt und Zweck (München, Fleiſchmann, in 4.) iſt ein Panier, zum Zeichen aufgeſteckt in dieſer zeichenvollen Zeit, um welches ſich alle teutſche Männer von Kraft und Weisheit einträchtig im Geiſte verſammeln ſollen.

diesem Buche, das izt ein unbegreiflicher Mischmasch von Weisheit, Thorheit, Witz, Empfindung, Geschmack, Unsinn, Metaphysik des Herzens, Kenntniß der Welt, Critik, feinem Scherz, unnachahmlicher Laune, und unausstehlichen Plattheiten ist, das angenehmste und beste Buch in der Welt hätte machen können. Doch, vielleicht verdient es diese Benennung selbst mit allen seinen Mängeln und Gebrechen. Aber dieß bin ich beynahe gewiß, wenn der neue Uebersetzer (mit Beyziehung einiger Freunde von aufgeklärtem Kopf und zuverläßigem, nicht eigensinnigen, nicht allzueckelm, aber auch nicht allzunachsichtlichem Geschmack) es unternehmen wollte, an Tristram Shandy zu thun was der Autor selbst hätte thun sollen, und wenigstens nur die in den mittlern Theilen ziemlich häufigen Stellen, wo **Sterne** mit einer Nachläßigkeit, der nichts gleich ist, seine Leser von Parenthese in Parenthese mit sich fortschleppt, ohne daß er am Ende selbst weiß, was er haben wollte, — und hier und da einige Cruditäten seines Witzes, an welchen Leser von Geschmack unmöglich Gefallen finden können — ohne weiters ausliesse: so würden es ihm alle Liebhaber von **Yoriks empfindsamen Reisen** (und ich denke, dieß ist eben soviel gesagt als das ganze lesende Publicum) grossen Dank wissen, und Tristram Shandy würde durch eine solche Beschneidung im Ganzen unendlich viel gewinnen.

Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache (Leipzig, Reclam 1806, 2 Theile) ja nicht zurückbleiben!

Böttiger.

* * *

W .... d. 1. Oct. 1807.

Sie fragen mich, ob das Campeſche Wörterbuch mir ſchon zu Geſichte gekommen ſey und ob ich mich ſchon ein wenig darin umgeſehen habe? Ich beſorge, mein verehrter Freund, daß Ihnen dieſe Frage eine längere Antwort zuziehen wird, als Sie ſich wünſchen mochten. Aber warum mußten Sie mich auch nöthigen, gerade mein Steckenpferd vor Ihnen zu beſteigen? Denn Sie wiſſen, daß ich das einzige, den Teutſchen gebliebene und unverkümmerte Gemeingut, ihre reiche und herrliche Sprache zu dem Gegenſtande meiner Beſchäftigung in Mußeſtunden mache, und daß ich bei ihr für ſo vieles Unerhörte und Unteutſche, das in unſern Tagen vorfällt, Troſt und Vergeſſenheit ſuche. Urtheilen Sie alſo ſelbſt, welche erwünſchte und höchſt erfreuliche Erſcheinung mir das von Campe veranſtaltete und herausgegebene Wörterbuch der teutſchen Sprache ſeyn müſſe. Ich habe von der Zeit an, da ich den

erſten, nach der letzten Oſtermeſſe erſchienenen Theil deſſelben in die Hände bekam, in Freiſtunden faſt nur in dieſem Werke geleſen und wieder geleſen, verglichen und unterſucht, und ich habe gefunden, daß ich mich meiner Freude überlaſſen, und mir und allen Sprachfreunden, ja ich kann ſagen, dem geſammten Teutſchlande, d. h. jetzt dem Lande oder den Ländern, wo Teutſch geſprochen, geſchrieben und geleſen wird, zu dieſem Werke Glück wünſchen darf. Ich wüßte nicht, wem ich meine Freude ſowohl, als mein Urtheil über dieſes Wörterbuch lieber mittheilen möchte als Ihnen, weil ich weiß, daß Sie meine Freude mit vielen Andern theilen, und weil ich überzeugt bin, Sie werden es nicht verſchmähen, mein Urtheil Ihrer Prüfung zu unterwerfen und daſſelbe zu berichtigen. Wären Sie mit meinem Urtheile wenigſtens in den Hauptpuncten einverſtanden, ſo würde ich mich ſehr freuen. Fänden Sie aber ſogar, daß Eins und das Andere von dem, was ich Ihnen über dies Werk zu ſchreiben gedenke, einer weitern Bekanntmachung nicht unwerth wäre, nun — ſo mögen Sie dies allein verantworten. Ich waſche hiermit meine Hände in Unſchuld und verſichere Ihnen, daß mir der Gedanke nicht einkam, eine förmliche Beurtheilung dieſes Werkes für die teutſche Leſewelt zu ſchreiben,

welche eine tiefere und gründlichere Beurtheilung von einem fähigeren Manne und einem Meiſter in unſerer Sprache zu erwarten berechtiget iſt. Daß ich aber wünſchte etwas beitragen zu können, dieſes gewiß ſehr ſchätzbare Werk nach Verdienſt zu empfehlen, und allenfalls auch ein künftiges kunſtrichterliches Urtheil darüber durch das, was ich fand und bemerkte, zu leiten — im Falle Sie einen öffentlichen Gebrauch von demſelben machten und man daſſelbe mit der ſtrengen Wahrheit, wie ich glauben darf, übereinſtimmend fände — läugne ich nicht. Dies bekenne ich vielmehr frei als ein ſeine Sprache liebender teutſcher Mann.

Vor Allem aber muß man dem achtungswürdigen Manne innig danken, der ſich um ſein teutſches Vaterland ſchon ſo vielfach verdient gemacht hat, der es unternahm, unſern Sprachſchatz in Verbindung mit Andern zu ſammeln, zu ſichten und uns denſelben gerade zu einer Zeit zu übergeben, wo wir deſſelben am meiſten bedürfen, um nicht glauben zu müſſen, daß wir Teutſche gar nichts Gemeinſames mehr beſitzen, zu einer Zeit, wo man mehr auf Befriedigung flüchtiger, mit den Zeitumſtänden wechſelnder Liebhabereien und auf baaren Gelderwerb ſiehet, als darauf, etwas über den Wechſel der Zeit-

umſtände Erhabenes, Gemeinnütziches und nicht auf ſchnöden Gewinnſt Berechnetes zu Tage zu fordern. Wohl uns, daß der würdige Herausgeber ſich in einer ſo günſtigen Lage befindet, die vielleicht einzig iſt, und die es ihm möglich machte, uns mit dieſem Wörterbuche zu beſchenken. — Ueber die Entſtehung, über den Zweck und die Einrichtung des von ihm herausgegebenen Wörterbuches hat er Jeden in der Vorrede zu demſelben ſelbſt hinlänglich belehrt. Jeder wird gewiß mit mir Alles, was er S. 3 ff. über die Zwecke, die in dem Wörterbuche und durch daſſelbe erreicht werden ſollen, ſagt, ſehr wahr und gut finden. Sollte es aber Manchem ſcheinen, daß das im erſten Puncte S. 3. Geäußerte, das Wörterbuch ſolle nur das Beſte, Edelſte und Sprachrichtigſte, den Aushub aus dem allgemeinen teutſchen Sprachſchatze enthalten, fürchten ließe, man werde nun das viele weniger Gute und Edle, das noch immer ſehr gut und edel genug ſeyn kann, und das Gemeine, welches an ſeinem Orte auch gut und brauchbar iſt, und ſo viel tauſend Anderes, was nicht gerade zur Sprache als Sprache gehört, in demſelben vergeblich ſuchen, ſo beruhige er ſich nur darüber. Er verliert nichts, jener Aushub iſt nur der Kern, das Hauptaugenmerk dieſes Werkes, alles andere Gute und Brauchbare jeder Art enthält es auch,

auch, und nur das unbezweifelt Schlechte und Unnütze oder Ueberflüssige hat darin keinen Platz gefunden. Die Vorrede selbst verdient von einem Jeden gelesen zu werden, und muß von Jedem, der den Zweck und die Einrichtung des Werkes kennen lernen will, gelesen werden. Er sieht dann, daß der Werth und die Vorzüge des Werkes auf der Frage beruhen, ob die in der Vorrede aufgestellten Zwecke im Werke selbst erreicht worden sind? So viel ich nach fleißiger Untersuchung zu urtheilen vermag, muß ich der Wahrheit und meiner Ueberzeugung gemäß versichern, daß der Verfasser des Wörterbuches die von dem Unternehmer und Herausgeber aufgestellten Zwecke zu erreichen eifrig bemüht gewesen ist, und auch, so viel man billiger Weise verlangen kann, erreicht hat. Da die Erreichung dieser verschiedenen Zwecke, wie gesagt, auch eben so viele Vorzüge dieses Werkes vor allen bisherigen Wörterbüchern, so viel ich deren in irgend einer Sprache kenne, ausmacht, so ist es nöthig, dies zu beweisen, wobei sich zugleich das, was noch mangelhaft und zu wünschen übrig geblieben ist, anzeigen lassen wird. Ich ersuche Sie bloß, verehrter Freund, die Vorrede, auf welche ich mich immer beziehen werde, dabei zur Hand zu nehmen.

1. Daß nicht bloß aus einer Quelle, sondern aus allen, sowohl alten, als neuen Quellen der Reichthum des Werkes gesammelt worden ist, sieht man, wenn man auch nur hier und da im Werke blättert. Man wird der guten alten Wörter, die erneuet zu werden verdienen, oder schon erneuet sind, genug finden [1]); noch mehrere aber aus den Mundarten,

1) Z. B. abbauen, abgesellen, abgestalten, Abgötterer, abgöttern, abhändigen, abkünden, Abtheil, Abwechsel, abwogig, achsen, Adelthum, Afterreder, ahmen, Ahmer, Alfanz, alfanzen, Alfanzer, Allgericht, amten, Amtsfolger, anenden, angällen, angliedern, Anreiz, anröthen, Ansein, antworten (in der einen Bedeutung) argsinnig, argthätig, Argwille, arzen, Arzer, Arzang, aufschönen, aufsesten, ausspeiflich, ausrichtsam, barmen, bärmlich, barschenkelig, Bärtling, brahnden, beblicken (man sehe unter den Berichtigungen hinter der Vorrede), besinstern, Bücherei ꝛc. darlangen, darweisen, darwerfen, darzeigen, Denkwert, duldlich, duldmüthig ꝛc. ebenweit, Ehrensold, ehrgebig, eigenrichterlich, Eigenrichterschaft, einfesseln, eingründen, einhausen, einöde (adj.) einsargen, Einschiebosen, einschweben, einschweigen, entgraben, entgütern, entschuhen, eralten, erbellen, erfremden, erhallen ꝛc. — Doch hätten wohl auch viele dieser Wörter des Zeichens als halbveraltete oder der Erneuerung würdige nicht bedurft.

von welchen Adelung die Niederteutſche, welche doch viele gute Wörter zu liefern im Stande iſt, ſehr oder faſt ganz vernachläſſigte. Dieſer Wörter kann man überall finden, ſo daß Beiſpiele davon anzuführen unnöthig iſt. Unter den aus der Niederteutſchen Mundart aufgenommenen finden ſich ſehr gute und brauchbare, von welchen Adelung, wenn er deren auch aufnahm, gewöhnlich ohne Grund ein wegwerfendes Urtheil fällte, wie z. B. bei dem Worte düſter, welches er in die gemeine Sprechart verweiſet, da es doch, wie die Beiſpiele in dem gegenwärtigen Werke zeigen, von guten, ja den beſten Schriftſtellern, ſelbſt in der höhern Schreibart gebraucht worden iſt. Ungeachtet des vielen aus den Mundarten Aufgenommenen, wird es Manchem vielleicht ſcheinen, daß deſſen noch mehr hätte aufgenommen werden mögen; dagegen Andere vielleicht finden, daß deſſen hier und da vielleicht ſchon zu viel aufgenommen ſey *). Mir ſcheint es, als

*) Manchen werden z. B. Wörter wie dieſe, entbehrlich dünken: abachen, abampeln, Abbreche, abdreſſeln, abgeilen, anberegt, anfbrachen, anfenen, ausdrechſeln, Baumbötſchel, beſeſtnen, bedammeln, behumſen, beſchummeln, bläſtrig, dam..eln oder dämeln, Dreſcherhode, Dreſchriege, briesch, brieſchen, ebs ꝛc.

hätte der Verfaſſer hierin ziemlich das Mittel gehalten; wenigſtens würde er gewiß in den folgenden Bänden ſowohl diejenigen, die des landſchaftlichen zu viel, als auch diejenigen, die deſſen noch zu wenig finden, befriedigen, wenn er dem wirklich Schlechten dieſer Art ſorgfältig die Aufnahme verſagte und dadurch dem etwa noch überſehenen Beſſern Platz verſchaffte. Sey es nun auch, daß unbezweifelt ſchlechte Wörter hier und da eingeſchlüpft ſind, ſo finden ſich der edelſten aller Art für die höhere und höchſte Schreibart, außer dem Mittelgute, das wie überall die größte Menge ausmacht, in ſo großer Menge, daß ſelten eine Seite vorkömmt, auf welcher man nicht mehrere und oft viele derſelben fände. Den größten Theil derſelben machen die ausdruckvollen Zuſammenſetzungen aus, woran unſere Sprache ſo überſchwänglich reich iſt, und es gewähret dem Sprachkenner und Sprachfreunde wirkliches Vergnügen, dieſe Wörter, auch nur in abgeriſſenen Stellen aus unſern trefflichſten Dichtern zu leſen, wie z. B. beſonders die mit daher, durch, einher, empor, ent, er, All und all, Blüte, Donner ꝛc. auch viele mit ab, an, auf, aus ꝛc. gebildeten.

Andere urtheilen darüber vielleicht anders. Ich ſelbſt mag darüber nicht entſcheiden und ich wünſchte wohl Ihre und Andrer Meinung hierüber zu wiſſen.

2. Dem, was im zweiten Puncte S. 8 ff. der Vorrede über Vollständigkeit eines Wörterbuches überhaupt gesagt ist, wird jeder des Urtheilens über diesen Gegenstand Fähige mit Ueberzeugung beistimmen. Jedes Wörterbuch einer sich fortbildenden Sprache wird nach einer Reihe von Jahren mangelhaft werden, gesetzt auch, es wäre zur Zeit seiner Erscheinung vollständig gewesen. Daß aber eine unbedingte Vollständigkeit bei einem solchen Werke nicht wohl möglich sey, bezweifelt kein Sachverständiger. Man kann daher auch besonders nach dem S. 9. und 10 Gesagten von dem gegenwärtigen Wörterbuche eine unbedingte Vollständigkeit weder erwarten noch verlangen, und eben so wenig kann man mit dem würdigen Herausgeber darüber rechten, daß er mit der Herausgabe des Wörterbuches nicht noch gewartet habe, bis es der Vollständigkeit hätte näher kommen können, wenn man seinen triftigen Gründen für die Herausgabe desselben, so wie es jetzt geliefert werden kann, die gehörige Aufmerksamkeit schenkt. Daß aber Herausgeber und Verfasser ihrem Werke die ihnen möglich größte Vollständigkeit gegeben haben mögen, läßt sich mit leichter Mühe schließen, wenn man das neue Wörterbuch mit dem Adelungschen, unserm bisher vollständigsten und besten, und im Ganzen mit Recht geschätz-

ten Wörterbuche der teutſchen Sprache vergleicht, man mag aufſchlagen, wo man will, ſo daß die Anzahl von mehr als 26,600 Artikeln, welche dieſer erſte Theil, beſonders nach einer berichtigenden Anmerkung hinter der Vorrede, enthalten ſoll, (wogegen der erſte Theil des Adelungſchen Werkes nur 14,000 und einige Artikel enthält,) eher zu gering als zu groß angegeben ſein mag. Dieſer große Reichthum hätte in dem nur wenig größern Umfange, als den das Adelungſche Werk hat, gar nicht aufgeſpeichert werden können, wenn nicht der Herausgeber für eine gute innere Einrichtung geſorgt hätte, wohin auch die Weglaſſung des die Abſtammung der Wörter und ihre Verwandtſchaft mit andern Sprachen Betreffende, welches für die Meiſten entbehrlich iſt, dem Kenner und Forſcher aber meiſtens nicht genügt, gehört, wenn der Verfaſſer in der Abfaſſung des Ganzen, unbeſchadet der Ausführlichkeit und Deutlichkeit, nicht kurz und bündig geweſen wäre, und wenn der Verleger nicht für raumſparenden und dabei doch deutlichen und gefälligen Druck geſorgt hätte [2]). Welcher Billige könnte nun bei dieſem Reich-

2) Ich kann es nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit auch der großen Billigkeit der Verlagshandlung rühmlich zu gedenken, die dieſes vorzügliche Werk,

(14) „Sophiens Reiſe, der wir ſehr viele „Nachfolger wünſchen.“

Wenige Tage, nachdem ich dieſen Aufſatz, der mir ſchon vor der letzten Meſſe zugeſchickt wurde, erhalten hatte, wurde ich auf die angenehmſte Weiſe mit dem erſten Theil von dem **Leben und den Meynungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker** überraſcht, womit der Herausgeber der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſeine Verdienſte um das deutſche Publicum beträchtlich vermehret hat. Es iſt ein angenehmes, lehrreiches, in einem ſimpeln Styl, aber in dem beſten Ton, mit mehr Verſtand als Witz und mit mehr Geſchmack als Laune geſchriebenes, in ſeiner Art ganz neues und originales Buch, für welches ich, als eine Erſcheinung, auf die man in dieſen Zeiten der ſichtbaren Abnahme unſrer Litteratur gar nicht hoffen durfte, dem Genius des Geſchmacks und des Menſchenverſtands, der unſern Parnaß noch nicht ganz verlaſſen will, herzlich danke, und wovon ich der Fortſetzung mit Verlangen entgegen ſehe. Es ſey ferne von mir, daß ich aus einem Buch einen Auszug mache, welches von jedem, der leſen gelernt hat, geleſen und von allen Gelehrten zwey und dreymal geleſen zu werden verdient. Ich empfehle alſo hiemit bloß den Mag. **Sebaldus** und ſeine **Frau** und **Tochter Mariane** das theure Rüſtzeug, den Superintendenten **Doctor Stauzius** und ſeinen würdigen Freund, den Hrn. **Conſiſtorial-Präſidenten**, der ſo ſchöne Chronodiſticha und ſo ſchlechte Beſcheide macht, den

thume verlangen, daß gar nichts mehr darin fehlen ſollte, da ja Herausgeber und Verfaſſer für dieſes ihr Lieblingswerk ferner thätig ſein und ſammeln wollen und werden, um demſelben künftig diejenige Vollſtändigkeit und Vollkommenheit zu geben, die ihm jetzt noch abgehet. Genug, das Werk iſt ſo reich an Wörtern aller Art und in jeder Hinſicht, daß man, wenn man nicht unbillig ſein will, ſehr wohl damit zufrieden ſein kann.

Von dem Vorzuge des Werkes durch dieſen Wortreichthum erhält man, wie geſagt, einen anſchaulichen Begriff, wenn man daſſelbe mit dem Adelungſchen auch nur flüchtig vergleicht. Aber die große Menge von Zuſätzen, Berichtigungen und Bemerkungen zu ſolchen Wörtern und einzelnen Bedeutungen derſelben, welche ſich ſchon im Adelungſchen Werke befinden, und der große Zuwuchs an Wörtern aus allen Wiſſenſchaften, Künſten und Handwerken, die man in Adelung vergeblich ſucht,

das faſt noch einmal ſo viel als das Adelungſche enthält, zu einer Zeit, wo aller Druckbedarf ſo theuer iſt, doch um denſelben Preis, nämlich 24 Thaler alle vier Theile, und dem Vorausbezahlenden gar für drei Karolin in zwei Zahlungen abläßt.

fallen nicht so leicht in die Augen, und doch liegt hierin mit ein Hauptverdienst dieses neuen Wörterbuches. Ich habe es aus Liebe zur Sache so fleißig gelesen und mit Adelung verglichen, daß ich im Stande bin, Ihnen hierüber so viel mitzutheilen, als vielleicht keiner der förmlichen Beurtheiler darüber mitzutheilen in Stande sein dürfte. Zum Beweise, daß dieser erste Theil eine große Zahl von Zusätzen und Berichtigungen zu solchen Wörtern, die schon im Adelungschen Werke stehen, enthalte, zähle ich Ihnen die vorzüglichsten nur aus dem Buchstaben A auf, deren über 700 sind, nämlich zu: A. aalen, Aalstecher, Aas, agsen, abändern, abängstigen, abärgern, Abart, z. abbacken, abbeißen, abberufen, Abberufung, abbiegen, abbinden, ablitten, abblasen, abbläuen [4]), abblühen, abblüten, abbrausen, Abdachung [5]), abdingen, ab-

4) Abblauen und abbläuen, ist mit Recht unterschieden und getrennt worden, so auch abbraunen und abbräunen; jedoch sagt man nicht abschwarzen, für die schwarze Farbe fahren lassen, sondern abschwärzen. Allein man sollte so sagen.

5) Den bei Adelung angegebenen Unterschied zwischen Abdachung und Böschung findet oder ersieht man, wenn man das Wort Böschung damit vergleicht.

donnern, abdrängen, abdrechſeln, abdreben, abfallen, abfedern, abfiedeln, abfüttern, Abgang, Abgezogenheit, abglätten, abglühen, Abgunſt, abgurgeln, Abguß, abhageln, abhaken, abhalten, abhängig, abhaspeln, abholzig, abkanten, abkanzeln, abklatſchen, abkochen, ablaufen, ablaugen, ablecken, ablenken, ableſen, ablieben, abliezen, ablockern, ablöſchen, ablügen, abmachen, abnehmen, abneigen, Abneigung, abordnen, Abort, abpflöcken, abpflügen, abplacken, abplätzen, abpraſſeln, abquetſchen, abräd:in, abrahmen, abraſen [6]), abrathen, abreden [7]), abreiben, abreiten, abrennen, abriffeln, abrinnen, abrohren, abrollen, Abrufung, abründen, abrutſchen, abſäen, abſchälen, abſchatten, abſchauen, abſchäumen, abſcheuern, abſchießen, abſchlachten, 1. abſchleifen, abſchließen, abſchmecken, abſchneiden, abſchreien, abſchreiten, abſchröpfen, abſchuppen, abſchwären, abſchwatzen, abſchwefeln, Abſchweifung, abſchwelgen, abſchwingen, abſenden,

6) Hier hätte ſollen hinzugeſetzt werden, bei 1) Von den Raſen, bei 2) Von raſen, wenn man nicht zwei verſchiedene Wörter und Artikel daraus machen wollte.

7) Hier fehlt die Bedeutung deſſelben als Zuſtandswortes für aberwitzig reden, aberreden.

absenken, absetzen, absingen, absitzen, absonderlich, abspalten, Abspaltung, abspannen, Abspannung, abspiegeln, absprechen, abspringen, abstehen, absteigen, Absteigung, abstellen, abstemmen, Abstich, abstimmen, abstoßen, abstreifen, abströmen, abstufen, abstützen, abstumpfen, Absturz, abstürzen, abtheilen, abtröpfeln, abtropfen, abtrumpfen, abtheilen, abwässern, Abwässerung, abwechseln, abwittern, Abzehrung, Abzug, Achseischnur, Achteck, Achtel, ädern, Afterblatt, Aftersprache, ähneln, ahnern, Ahnfrau, Ahnfrauer, all, aller, allgegenwärtig, allmählig, Alpkraut, Altarblatt, Alter, am, Ameisenjäger, Amtsschrift, Amtsstube, anerbieten, anbauen, anbellen, anblasen, anbrechen, anbrüten, ander, anders, anderwärts, Andreasorden, andrechseln, andrehen, andringen, aneignen, anfahren, Anfangsbuchstabe, anfeuchten, anflammen, anflicken, anfliegen, anfluchen, Anflug, anformen, anfragen, anfrischen, anfühlen, Anführung, angähnen, angeblich, Angeler, angenehm, angießen, anglühen, ängstigen, anhacken, anhäkeln, anhalten, anhauchen, anheben, anholen, anhören, Ankläger, anklingeln, anklopfen, Anklopfer, anknei-pen, anknüpfen, ankünsteln, anlanden, 2. anlehnen, Anleihe, anlernen, anleuchten, anlügen, anmahnen, anmaßlich, anmerken, anmerklich, An-

merkung, anmuthen, anmuthig, Anmuthung, annahen, annähern, anpacken, anpassen, anpfeifen, anpflügen, anpichen, anrauchen, anräuchern, anritzen, anrollen, anrufen, Anrufung, ansacken, Ansatz, anschaben, anschauen, Anschauung, Anschieber [8]), anschießen, anschiffen, anschirren, anschlagen, Anschläger, anschleichen, anschlemmen, anschleppen, anschleudern, anschmauchen, anschmeißen, anschmiegen, anschnallen, anschnauben, anschnüren, anschnurren, Anschub, ansegeln, ansengen, ansetzen, Ansetzung, Ansicht, ansiedeln [9]), ansingen, ansitzen, anspalten, anspielen, Ansprache, ansprechen, anspringen, Anspruch, Ansprung, ansträuben, ansteifen, anstiefeln, anstoßen, Anstrich, anstreichen, anströmen, anstürmen, ansuchen, anthun, Antlitz, Antwort, anwachsen, anwandeln, anwenden, anwischen, anwohnen, Anzeiger, Anzucht, anzwicken, Arabisch (unter Arabien), arbeiten, arbeitselig, Arm, Aermling, Armloch, Armseligkeit, 2. Art, Aschenherd, aschigästen, ästig, Athem [10]), athmen, Axel, auf, auf-

8) Bei Adelung unter anschieben.

9) Bei Adelung unter Ansiedel.

10) Athem hätte sollen der Reihe nach vor athmen zu stehen kommen.

arbeiten, aufäßen, aufbacken, aufbaſſen, aufbäumen, aufbeſſern, aufbeißen, aufbergen, aufblaſen, aufblättern, aufblicken, aufblühen, aufbohren, aufbrauſen, aufbrechen, aufbrühen, aufdampfen, aufdören, aufdrängen, aufdrehen, aufdreſchen, aufdunſen, aufeifern, auferwecken, aufeilen, aufſtiegen, auffriſchen, aufgaffen, aufgäbren, Aufgebot, aufgeben, aufgraben, aufgreifen, aufgrünen, aufhaben, aufhalſen, aufhaſchen, aufheben, Aufheber, aufhellen, aufhelfen, aufjagen, aufklimmen, aufklaſſen, aufklatſchen, aufkleben, aufklecken, aufklopfen, aufknacken, aufknüpfen, aufkochen, aufkrahen, aufkräuſeln, aufkreiſchen, aufkriegen, aufladen, Aufläufer, aufleimen, aufleſen, aufliegen, aufledern, auflöſen, Auflöſung, Auflöſungsmittel, aufmachen, Aufnahme, aufnähen, aufnehmen, aufnöthigen, aufpacken, aufpaſſen, Aufpaſſer, aufpfeifen, aufpflügen, aufpflanzen, aufprallen, aufpreſſen, aufquetſchen, aufreden [11]), aufregen, aufreiben, aufreiſſen, aufreizen, aufrennen, aufrollen, aufrufen, Aufruhr, aufrühren, aufrütteln, aufrütten, aufſägen, aufſam-

11) Hier fehlt: 3) die gemeine Redensart ſich den Mund aufreden, ſeinen Mund durch vieles Reden gleichſam wund machen.

gen, aufſchaben, aufſcharren, aufſchauen, abſchauern, aufſchaufeln, aufſchäumen, aufſchenken, aufſchören [12]), aufſchrecken, aufſchreuern, aufſchieben, aufſchi ſen, aufſchließen, aufſchmeißen, aufſchmelzen, Aufſchneider, aufſchoſſen, Aufſchöſſling, aufſchrecken, aufſchreien, Aufſchrift, aufſchroten, aufſchüren, aufſchüſſeln, aufſchütteln, aufſchütten, aufſchwingen, Aufſeher, aufſpannen, aufſpielen, aufſpießen, aufſprengen, aufſpringen, Aufſprößling, aufſtrudeln, aufſpulen, aufſtallen, aufſtampfen, aufſtehen, aufſteigen, aufſtellen, aufſtemmen, aufſteuern, aufſticken [13]), aufſtieben, aufſtöbern, aufſtören, aufſtoßen, aufſtreuden, aufſtreichen, aufſtricken [14]), aufſtutzen, aufſtutzen, aufſummen [15]), aufſtun, aufſtürmen, aufſtoben, auf-

12) Hier iſt in der zweiten Bedeutung ein Druckfehler zu verbeſſern, wo angehalten anſtatt angehaltenen ſtehen ſollte.

13) Hier fehlt die Bedeutung, durch Sticken verbrauchen, z. B. Alle Seide aufſticken.

14) Hier hätte ſollen hinzugefügt werden bei 1) vom Stricken, bei 2) vom Strick.

15) Hier ſollte hinzugefügt ſeyn bei I. und II. von ſummen, ein gewiſſes Geräuſch machen, bei III. von Summe.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20663 / 432

treffen, auftreten, auftrocknen, Aufwartung, aufwehen, aufwischen, aufzehren, aufzerren, aufzwirnen, Auge, äugeln, Augenblick, Augenbraue, Augenglas, Augenlust, Augenmuskel, Augenring, Augenspiegel, Augenweide, Ausarbeitung, ausathmen, ausbeißen, ausbetten, ausbinden, ausblasen, ausbleiben, ausblühen, ausbrauchen, ausbreiten, ausbrennen, ausbündig, ausbüßen, ausdampfen, ausdauern, Ausdehnung, ausdeichen, ausdenken, ausdingen, ausdonnern, ausdreschen [16]), Ausdruck, ausdulden, auseitern, auserwählen, ausfegen, ausfeilen, ausfinden, ausfischen, ausfrieren, ausfuttern, ausgehen, ausgeizen, ausgerben, ausgießen, ausglätten, ausgleichen, ausgleiten, ausglühen, aushalten, ausheben, ausheilen, Ausholer [17]), auskämpfen, auskegeln, auskeilen, auskippen, auskloftern, ausklatschen, ausklingeln, auskoften, auskrähen, auskranken, auskratzen, auskriechen, auskrücken [18]), auskunden, Auskunft, ausladen, Auslauf, auslaufen, auslaufen, auslee-

16) Hier fehlt: 3) Einen ausdreschen, ihn derb ausprügeln.

17) Bei Adelung fehlt hier die erste Bedeutung.

18) Hier fehlen bei den verschiedenen Bedeutungen die Zahlen 1) und 2).

ben, auslecken, Auslerung, auslegen, Ausleger, auslesen, ausloben, auslöschen, auslüften, ausmachen, ausmagern, ausmangeln, ausmeißeln, ausmiethen, ausmuſtern, ausnehmen, ausneigen, auspacken, auspauken, auspflügen, auspichen, ausplatzen, ausplaudern, auspochen, auspumpen, ausrasen, ausräuspern, ausregnen, ausreiben, ausreißen, ausreiten, ausreuten, ausringen, ausroden, ausrollen, Ausruf, Ausrufer, ausruhen, ausſacken, ausſäen, Ausſage, ausſagen, ausſchaffen, ausſcheiden, ausſchenken, ausſcheuern, ausſchieben [19]), ausſchiffen, Ausſchlag, ausſchlagen, ausſchlichten, ausſchließlich, ausſchmauchen, ausſchreiben, ausſchreien, ausſchreiten, ausſchuppen, ausſchürfen, ausſchwärmen, ausſenden, Ausſenlinie, auſſer, äuſſerlich, äußern, ausſetzen, ausſieden, ausſingen, ausſitzen, ausſpeiſen, ausſperren, ausſpielen, ausſpinnen, ausſprechen, ausſprengen, ausſpringen, ausſpritzen, ausſprühen, ausſpucken, ausſpülen, ausſtampfen [20]), ausſtat-

19) Eine dritte Bedeutung konnte hier angegeben werden, nämlich, auf der Kegelbahn ausſpielen.

20) Die zweite Bedeutung hätte hier müſſen genauer bestimmt werden, etwa ſo: durch Stampfen in die Tiefe hervorbringen.

Buchhändler **Hieronymus**, den alten Leipziger **Magiſter im Dachſtübchen**, von dem mancher Profeſſor viel lernen könnte, den ungeſtümen aber kreuzbraven **preußiſchen Major**, der des guten Sebaldus Schutzengel wird, und die ganze merkwürdige **Hochadeliche Familie von Hohenauf**, den zärtlichen **Herrn von Säugling** mit eingeſchloſſen, — allen Leſern des Merkurs, welche noch nicht Gelegenheit gehabt haben Bekanntſchaft mit dieſen Perſonen zu machen, und verſichre ſie, daß wenige Bekanntſchaften, die ſie in ihrem Leben gemacht haben können, ſie weniger gereuen werden als dieſe.

(15) „So ſelten läßt man ſichs einige Mühe koſten gut zu ſchreiben.“

Die meiſten unſrer Bücherfabricanten arbeiten zu viel und zu ſchnell um gut arbeiten zu können. Manche in ihrem Fache gründlich gelehrte Schriftſteller vernachläßigen den Styl über der mühſamen Sammlung und Anordnung ihrer Materialien; viele ſcheinen nur nicht einmal einen Begriff vom ſchönen Vortrag und von dem einer jeden Art deſſelben eignen guten Ton zu haben. Manche bilden ſich ein, ſchön zu ſchreiben, wenn ſie nach Witz laufen, poetiſche Blümchen in ihre Proſe einflechten, und, wie Horaz ſagt, ihrem ſchlechten Rock durch ein paar angeflickte Purpurlappen ein vermeyntliches Anſehen geben. Ueberhaupt wird auf dem größten Theile der höhern und niedern Schulen die

deutſche

ten, ausstecken, ausstechen, Aussteuer, ausstö-bern, ausstochern, ausstreichen, ausstreifen, aus-streiten, ausstreuen, ausströmen, ausstürzen, aus-tauschen, Austermann, austoben, austraben, aus-treten, Austreter, austrinken, auströpfeln, aus-trumpfen, ausüben, Ausübung, auswalzen, aus-wehen, ausweiden, auswerfen, auswetzen, aus-winden, auswirken, Auswirkung, auswischen, auswittern, auswühlen, auswürfeln, auszählen, auszeichnen, ausziehen, auszimmern, Auszug, Art. — Kleinere Zusätze und meist stillschweigende Be-richtigungen fand ich bei den Wörtern abenteuerig, abergläubig (welche beide Wörter mit Recht von abenteuerlich, und abergläubisch unterschieden wer-den), abhelfen, abkriegen, Ablader [21]), ablassen, abmessen, abschütteln, abtrinken, abtrocknen, ab-würgen, abzehenten, Ackerholz, andonnern, aner-ben, Anfang, anflattern, anforschen, Angelmacher, Angelöbniß, Angewohnheit, anhelfen, ankörnen, anmahlen, anpappen, Anputz, ansaugen [22]), an-schlenkern, anschuldigen, anschwänzen, anspritzen, anstam-

21) Durch ein Versehen steht hier Handlungsaufseher, für Factor d. h. hier Waarenversender.

22) Die regelmäßige Umwandlung dieses Wortes scheint mir doch jetzt die gewöhnlichere zu seyn.

anſtammen, anſtampfen, anſtändig, Anſtändigkeit, anſtechen, anzeichnen, Apoſtel, Aermel, Arſenikleber, Artigkeit, Aſt, aufbieten, aufbraten, aufeſſen, aufflattern, auffreſſen, aufführen, auffüllen, aufhacken, aufkünden, aufmeſſen, aufpappen, aufrupfen, aufſacken, aufſagen, aufſchwämmen, aufſtechen, ausdichten, Ausgang, Ausgebot, ausgraben, Ausguß, aushämmern, auskrebſen, ausmitteln, ausmünzen, auspappen, Ausritt, ausſchaufeln, ausſchelten, 1. ausſchleifen, ausſchweifen, ausſchwemmen, ausſpalten, ausſuchen, auswerfen, auswurzeln, auszischen. — Einer ſehr großen Menge von Wörtern muß ich noch erwähnen, welche auch einen Vorzug dieſes Werkes ausmachen, indem bei Adelung nur die wenigſten derſelben angegeben ſind. Dieſe ſind 1) die aus den Zeitwörtern entſtandenen Sachwörter oder Grundwörter (verbalia), die aus der unbeſtimmten Form (dem Infinitiv) gebildet und doppelter Art ſind, indem entweder das Zeitwort ungeändert bleibt und ihm bloß der Artikel das vorgeſetzt wird, oder indem die letzte Silbe deſſelben in —ung verwandelt und der Artikel die vorgeſetzt wird. Gewöhnlich finden dieſe Wörter am Ende des ganzen Artikels ihre Stelle ohne weitere Erklärung, und nur dann, wann ſie mehrere oder eigene Bedeutungen haben,

machen sie besondere Artikel aus, und sind wahrscheinlich in der obigen Summe mitbegriffen. 2) Die vielen Sachwörter auf — heit und — keit, welche, wenn sie nicht aus demselben Grunde besonders aufgeführt sind, unmittelbar am Ende derjenigen Wörter folgen, von welchen sie abgeleitet werden.

Mit dem Reichthume der aus den Wissenschaften, Künsten und Handwerken aufgenommenen Ausdrücke hat man auch alle Ursache zufrieden zu sein, wenn ich dem trauen darf, was ich durch Nachschlagen und Vergleichen auch hier gefunden habe. Müßte ich nicht fürchten, Sie zu ermüden, so könnte ich Ihnen in jeder Art eine Menge von Beispielen aufführen; ich begnüge mich aber nur Einiges auszuheben. Die Naturbeschreibung betreffend, sind Thiere, Pflanzen ꝛc. zu Hunderten in diesem ersten Bande hinzugekommen, die im Adelungschen Wörterbuche nicht stehen und darin doch so gut wie andere stehen könnten und sollten, wozu auch die verschiedenen Namen eines und desselben Thieres, einer und derselben Pflanze zu rechnen sind. Was die Pflanzenlehre besonders betrifft, so sieht man wohl, daß der Verfasser sich angelegen sein ließ, die Geschlechtsbezeichnung der Pflanzen, da wo der Ge-

ſchlechtsname angeführt wird, genau anzugeben [23]); doch ſcheint ſie nicht überall genau genug zu ſein, oder ſich nicht immer über die zur hinreichend unterſcheidenden Bezeichnung nöthigen Theile der Pflanze zu erſtrecken, was ſich jedoch bei den folgenden Theilen mit Hülfe eines guten Werkes über das Pflanzenreich leicht wird verbeſſern laſſen. Die Angabe der landſchaftlichen Namen muß beſonders für jeden, der dies Wörterbuch gebrauchen wird, erwünſcht ſein, weil er bei Nachſchlagung der ihm bekannten Namen auf die beſſern und üblichern, bei welchen die Beſchreibung befindlich iſt, verwieſen wird [24]).

23) Nur wenige ſind hievon ausgenommen, bei welchen er ſich begnügte, bloß einen und den andern Umſtand anzuführen, welcher den Namen der Pflanze begründet; derjenigen Namen, bei welchen auf die üblichen verwieſen wird, als hieher nicht gehörend, nicht zu gedenken.

24) Die Nachweiſungen treffen immer richtig zu, da man in andern Werken dieſer Art ſo häufig aprilgeſchickt wird. Nur ſelten muß man ſich gefallen laſſen, daß man bei dem nachgewieſenen Worte noch einmal weiter gewieſen wird, was aber oft nicht zu vermeiden ſeyn mag. Einen einzigen Fall habe ich aufgefunden, wo man das nachgewieſene Wort vergeblich ſucht, nämlich das Wort Engelot oder Engelotte, worauf bei Angelotte verwieſen wird.

Nur wenige Pflanzennamen wird man vermiſſen, z. B. Ackerbeerretſch oder Ackerkrummhals (Lycopsis arvensis L.), Ackerlauch (Allium vineale L., kömmt aber vielleicht unter F unter dem Namen Feldlauch vor), Aftermünze (Monarda didyma L.), Alpenlein (Linum alpinum L.) Alpenſchmelen (Aira alpina L.), Amberſtrauch, ſo viel als Amberſtaude (Anthospermum L.), Amelkorn (Olyra L.), Anbaum oder Angerlebaum (Acer campestre L.), Aenderling (Ludia Juss.) Angerblume (Pectis L.) Daß fremde oder überhaupt nicht teutſche Namen, die man beſonders in neuern und den neueſten Zeiten entdeckten Pflanzen, häufig nach den Namen berühmter Männer, gegeben hat, z. B. Adanſonie, Aldrovande, Alſtrömerie, Amaſonie, Ariſtotelie, Athanaſie, Aubletie, Avicennie ꝛc. nicht aufgenommen ſind, iſt natürlich, weil ſie in ein Wörterbuch der teutſchen Sprache nicht gehören [25]). Die Kunſtſprache der Pflanzenlehre iſt, wie man aus dem bei mehrern Artikeln hinzugeſetzten Namen ſiehet, nach Willdenow ſehr fleißig eingetragen, wie folgende Artikel beweiſ-

25) Dies ſcheint auch der Fall bei Arekanuß, und Arekapalme, welche Wörter aufgenommen worden ſind, zu ſeyn.

ſen können: Abart, abbeißen, abſtehen, abſtutzen, achſelſtändig, ädern, aderrippig, Afterdolde, Aehre, anwachſen, arm, äſtig, aufblaſen, aufſteigen, aufſpringen, ausbeißen, ausbreiten, ausſperren, bedecken, brennen, eindrücken, einfach, einſeitig ꝛc. ꝛc. — Was die Scheidekunſt betrifft, ſo ſehe man nur folgende hinzugekommene Artikel nach, z. B. Ameiſenöl, ameiſenſauer, Ameiſenſäure, apfelſauer, Apfelſäure, Arſenikkalk, arſenikſauer, Arſenikſäure, Arſenikſilber, Arſenikvitriol, benzoeſauer und Benzoeſäure (unter Benjonienbaum), Berlinerblauſäure, Bernſteinauszug, Bernſteingeiſt, bernſteinſauer, Bernſteinſäure, Beſchlag (unter der zweiten Bedeutung), Bibergeilauszug, Bittererde, Blaſenſteinſäure, blauſauer, Blauſäure, Bleiauflöſung, Bleibaum, Bleigeiſt, Bleiweißauflöſung, Blutgeiſt, Blutkuchen, Blutlauge, boraxſauer, Boraxſäure, Braunſteinerz, Braunſteinkalk, Braunſteinkönig, Braunſteinmetall, Brechbecher, Brennſtoff, brennſtoffleer, Brennſtofflehre, Buttermilcherz ꝛc. [26]). —

26) So wie z. B. abdämpfen (abdampfen), Amber, Beſtandtheil ꝛc. ſchon im Adel. Werke befindlich, genauer beſtimmt ſind oder einen Zuſatz bekommen haben, ſo hätten auch abdeſtiliren, abſüßen, abtreiben; After und anlaſſen, theils genauer beſtimmt, theils

In Anſehung der Naturlehre und Sternkunde vergleiche man unter andern nur die Artikel: (Abirrung), (Abſtand), Abſteigung, abſtoßen I). 1). (3), (abweichen). Abweichung, Abweichungskompaß, (anziehen I). 3). (1)), Anziehungskraft, (aufbrauſen), (Aufgang), Aufſteigung [27]), Aufthauungspunct, (Ausdehnung), Ausdehnungskraft, Ausdehnungsvermögen, Ausdünſtungsmeſſer, (Ausfluß), Ausflußlehre, Ausweichung, bedecken, Bewegungskraft, Bewegungskunſt, Bewegungslehre, Bewe-

berichtiget werden ſollen. Doch gilt dies beinahe nur von dieſen wenigen Wörtern, da es bei ſpäter vorkommenden Wörtern geſchehen iſt.

27) Unter aufſteigen hätten die Ausdrücke aufſteigender Knoten, aufſteigende Zeichen angeführt, und die unter abſteigen auf Knoten und Zeichen verwieſen werden ſollen. Auch Auslaufungskreis hätte aufgenommen und auf Schrankenkreis verwieſen werden ſollen. Eben ſo hätte unter anhangen und Anhangung für adhaeriren und Adhaesion von der Bedeutung, welche dieſe Wörter in der Naturlehre haben, unter beſchleunigen von beſchleunigender Kraft und beſchleunigter Bewegung, und von Beſchleunigung etwas geſagt werden ſollen. Bei Bewegung fehlt die Angabe des Gebrauchs dieſes Wortes in der Naturlehre und die Arten der Bewegung, die man in derſelben unterſcheidet.

gungspunct, Blutwärme, (brechen III) 2) (1)), Brechungsebene, Brechungsfläche, Brechungsverhältniß, Brechungswinkel, (Breite), Breitenkreis, Breitenmeſſung, Brennpunctsabſtand, Brennraum ꝛc. Dieſe Wörter ſind entweder ganz oder in den hieher gehörigen Bedeutungen, — bis auf die wenigen eingeklammerten, welche genauere Erklärung oder Zuſätze in Anſehung ihrer Bedeutung in dieſen Wiſſenſchaften erhielten —, ſämmtlich neu hinzugekommen. — Mehrere Kunſtwörter, die in der Schifffahrt eingeführt ſind, wie auch Zuſätze und Berichtigungen ſolcher dahin gehöriger Ausdrücke, die ſchon im Adelungſchen Werke ſtehen, haben die Soltauiſchen Beiträge geliefert [28]), z. B. abfallen [29]), abgieren [30]), abhalten, abkneifen [31]),

28) Dieſe Beiträge ſind nebſt mehreren andern Bemerkungen und Berichtigungen zum Adelungſchen Wörterbuche im vorigen Jahre in Druck erſchienen. Aus denſelben hätte noch das Wort anluffen aufgenommen werden ſollen.

29) Hier ſteht im Wörterbuche durch einen Druckfehler ſeewärts anſtatt leewärts.

30) Hier iſt der Ausdruck abgieren unrichtig als ein überleitendes Wort angeführt, da es als ein unüberleitendes gebraucht wird.

31) Hier ſteht im Wörterbuche auch unrichtig Luftſeite, anſtatt Luffeite.

ablaufen [32]), abſchlagen, abſtechen, Ahm [33]), Ankerfutterung, Ankerkrücke, Ankertalje, anthun, Aufläufer, auslegen, Ausleger, ausſetzen ꝛc. — Mit Wörtern und Sachen aus der Zergliederungskunſt iſt das Wörterbuch ebenfalls ſehr bereichert worden, in welcher Hinſicht man nur z. B. die neuen Wörter Abzieher, Achſeldrüſenſchlagader, Achſelſchlagader; Anzieher, Aufhängeband, Aufzieher, Augenbraunrunzler, Backenmuskel, Backennerve, Backennetz, Bauchdeckenſchlagader, Bauchmuskelwand, Darmbeinhäcker, Darmbeinlendenſchlagader [34]), Darmbeinmuskel, Darmbeinſchlagader, Darmbeinkrümmung, Elbogenfläche, Elbogenhautzweig ꝛc. ꝛc. nachzuſehen braucht. Dieſe Wörter ſind, wie man aus dem bei den meiſten beigeſetzten Na-

32) Anſtatt von, muß es hier im Wörterbuche vor heißen.

33) Hier iſt die nähere Angabe des Gehaltes einer Ahm vergeſſen, die unter Ohm noch nachgeholt werden kann.

34) Ein ziemlich unbehülfliches Wort, jedoch immer beſſer als gar keins, oder der lateiniſche, bei dieſem Worte im Wörterbuche vergeſſene Name arteria ileolumbalis. Daſſelbe Urtheil läßt ſich von mehrern Wiedemannſchen Wortgebilden fällen.

men ſiehet, Gebilde des durch ſeine Schriften in der gelehrten Welt bekannten Arztes Wiedemann. — Sollten unſere Vernunftforſcher, beſonders die modiſchen, dies Wörterbuch ihrer Prüfung in Hinſicht ihrer Wiſſenſchaft würdigen, ſo dürften dieſe freilich wol mancherlei an Wörtern und Bedeutungen, die ihrer Wiſſenſchaft, wenigſtens in der Form, welche ſie ihr geben, eigen ſind, vermiſſen; indeſſen möchten ſolcher Wörter wol nur ſehr wenige ſein, da gerade unſere Denker, die es am wenigſten ſollten, — der verſtorbene, in allem andern Betracht ſo verehrungswerthe Kant nicht ausgenommen — ſich ſo gern unteutſcher Wörter in ihrer Kunſtſprache bedienen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch ſagen, daß ich unter andern den Namen Kant oft genug gefunden habe, z. B. bei Abgezogenheit, albern (adj.), Andacht, Anſchauung, Anziehungskraft, aufſteigen, Barmherzigkeit, Begehrungsvermögen, Begriff, Bewegungslehre, Bildungstrieb, Denklehre, Dichtungsvermögen (unter Dichtvermögen), Einbildungskraft, Empfindungskraft ꝛc. Im Gegentheil findet man in dieſem Wörterbuche eine Menge guter teutſcher Wörter, welche man anſtatt jener fremden theils ſchon gebraucht hat, theils gebrauchen könnte und ſollte; z. B. abſehen, abſondern und abziehen für abſtra-

deutſche Sprache unverantwortlich vernachläßiget, und wir kennen Akademien, wo Lehrer, die dort in Anſehen ſtehen, unter dem Vorwand ihre Schüler vor dem unnützlich-geſchäftigen Müßigang der ſogenannten **Bellettriſten** zu verwahren, ihnen eine indiſcrete Verachtung gegen alle Studien beybringen, welche die Kultur der Nationalſprache und die Bildung des Geſchmacks zum Gegenſtande haben. In dieſem Stücke werden die proteſtantiſchen hohen Schulen von denen zu **Wien** und **Prag** ſeit einigen Jahren mächtig beſchämt. In dieſer letztern Hauptſtadt eines Reiches, worinn die deutſche Sprache gewiſſer maſſen fremd iſt, macht ſich Herr **Seibt**, ein in dieſem Fache ſchon rühmlich bekannter öffentlicher Lehrer auf der daſigen hohen Schule, Verdienſte um die Aufklärung und Ausbildung ſeiner jungen Mitbürger, welche des lauteſten öffentlichen Beyfalls würdig ſind. Eine neue Probe davon iſt eine zu Prag in der Mangoldiſchen Buchhandlung vor kurzem gedruckte **Akademiſche Rede von den Hülfsmitteln einer guten deutſchen Schreibart**, womit Herr Seibt ſeine öffentlichen Vorleſungen über dieſen wichtigen Theil der Philologie eröfnet hat, und welche den Ruhm dieſes verdienſtvollen Gelehrten nicht anders als befeſtigen kan. Sie dient einer Anzahl von **Ausarbeitungen ſeiner Lehrlinge** (welche dieſer Rede beygefügt ſind und über 18. Bogen betragen) gleichſam zum Vorredner. Dieſe Ausarbeitungen ſind es, welche dieß Buch in meinen Augen vorzüglich merkwürdig machen, weil ich

hiren, Abſonderungsvermögen und Abziehungsvermögen für Abſtractionsvermögen, Dichtkraft für Fantaſie ꝛc. Um gleich hinter einander mehrere dergleichen, wie mir ſcheint, brauchbare Wörter zu überſehen, ſehe man z. B. nur die auf Wörter wie Anſchauung, Begriff, Bildung, denken, dichten, Einbildung, Empfindung, Erinnerung ꝛc. folgenden Wörter nach.

(Der Beſchluß folgt.)

IV.

Korreſpondenz-Nachrichten über die neueſte Literatur und Kultur des öſtreichiſchen Kaiſerthums.

Geſchrieben im September 1807.

Die neueſten ungariſchen Werke aus dem Fache der ſchönen Künſte ſind: Magyar Aglaja, avagy kelemetesen múlató nyájaskodások külömbféle vers nemekben (Ungariſche Aglaja oder angenehme Unterhaltungen in verſchiedenen Versarten) von Verseghi, gedruckt in Ofen, 1806. 8.

Eine vortreffliche Sammlung von Gedichten: A' Magyar Hárfásnak, részént A'glájából vett, részént újjonnon ſzerzett énekei Fortepianora. Első Szakaſz. (Des ungariſchen Lyrikers zum Theil aus der Aglaja genommene, zum Theil neu verfaßte Geſänge für das Fortepiano. Erſtes Heft.) Peſth, bei Eggenberger 1807. Preiß 1 fl. Eredeti magyar Románok. Első Darab. Palugyai története. (Ungariſche Originalromane. Erſtes Heft. Palugyai's Begebenheiten.) Peſth bei Eggenberger, 1807. 8. Téli és nyári Könyo tarának hatodik része: a' fösvény ángy, vagy Amália és Albert. (Der Winter- und Sommerbibliothek ſechster Theil: die geizige Schwägerinn oder Amalia und Albert); hedetik része: a' Fark as völgyi Imre, avagy a' Polonyvári kéléntő létek (ſiebenter Theil: Emerich von Wolfsthal oder das Preßburger Geſpenſt). Preßburg bei Landerer, 1807. 8. Pichler Karolina haſonlatoſſágai, Fordította Kelemen Barbara. (Gleichniſſe von Karoline Pichler, überſetzt von Barbara Kelemen). Peſth bei Inſtitoris, 1807. 8. Flora második kötet: Rozália. (Zweiter Band der Flora: Roſalia). Peſth bei Kiß, 1807. 8. A' jegyesek Carthágóban vagy a' Nagy Scipio. — — — Készitette Gorové László. (Die Verlobten zu Car-

thago, oder der große Scipio — — verfaßt von Ladislaus Gorovć). Maros Vásárhely in der reformirten Collegiums-Buchdruckerei 1806. gr. 8. 30 Bogen. Vortrefflich. A' habzo ſzerelem (Die wankende Liebe). Preßburg bei Weber, 1807. 12. Elegie an mein Vaterland, in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben. Pannonien 1807. 4. Amor und Hymen von Gabriele Batſányi, gebornen Baumberg, Wien 1807. Trefflich. Der Gemahl dieſer Dichterin Johann Batſányi, arbeitet an einer ungariſchen Ueberſetzung Oſſians. Ein intereſſanter Aufſatz über die verſchiedenen Gattungen der ungariſchen Verſification zum Beſten der Teutſchen, die die ungariſche Poeſie nicht kennen, verfaßt von dem ungariſchen Dichter Franz von Kazinczy und vom Profeſſor Karl Georg Rumi aus dem Ungariſchen ins Teutſche überſetzt, ſteht in den neuen Annalen der öſterreichiſchen Literatur 1807. Juli. Odák; Horátz' mértékeinn, irta Nagy Ferencz. (Oden im Horaziſchen Sylbenmaaß, geſchrieben von Franz Nagy). Kaſchau bei Ellinger 275 S. 8. Der Verfaſſer iſt in dieſen Oden größtentheils unglücklich. Meſés költemények Andrád által. (Fabeln von Andrád). Erſter Theil. Peſth, gedruckt

bei Trattner, 1807. 63 S. 8. Dieſer glückliche ungariſche Originalfabeldichter iſt Mitglied der vortrefflichen ungariſchen Schauſpieler-Geſellſchaft zu Ofen und Peſth, deren Director Ernyi iſt. Hiero Syrakuſai Kiraly történetei. (Schickſale des Syracuſaniſchen Königs Hiero). Peſth bei Kiß, 1807. 12. Die Reſtauration, ein Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Jung. Peſth bei Hartleben, 168 S. kl. 8. Mittelmäßig. Pannonia's Sprache, unſern erhabenen Vätern des Vaterlandes, wegen der zur herrſchenden erhobenen vaterländiſchen Sprache geweiht. Peſth bei Eggenberger, 1806. 4. Eine verunglückte Ode. Régék a' magyar elöidökböl. (Sagen aus der ungariſchen Vorzeit) verfaßt von Alexander Kisfaludi. Ofen, in der Univerſitäts-Buchdruckerei, 1807. 8. Trefflich. Gedichte von Köffinger. Peſth bei Leyrer, 1807. 8. Theils gut, theils mittelmäßig. — An Profeſſor Rumi's von der Wiener Hofcenſur mit dem Imprimatur verſehenen Muſenalmanache wird noch gedruckt. Seine Zeitſchrift für das öſterreichiſche Kaiſerthum, iſt noch nicht von der Cenſur approbirt.

Im laufenden Jahre erſchien der zweite Band

der ungriſchen Miſcellen vom Doctor Lübeck. Die zwei erſten Hefte deſſelben enthalten unter andern folgende Auszeichnung verdienende Aufſätze: Reiſe nach Bulgarien; Wanderungen durch Oberungarn in Briefen an Herrn du Creſſy in Genf; politiſche Abhandlung über die Theurung vom Profeſſor Rumi, Verzeichniß der Futterkräuter in der Zipſer Geſpannſchaft von Rumi, über die Verwandtſchaft der ungariſchen und lappländiſchen Sprache von Rumi, über den Neulublauer und Bartfelder Saucrbrunn von Dr. Fucker. Lübeck's patriotiſches Wochenblatt für Ungarn 1804 hat im laufenden Jahre eine neue Auflage erlebt.

Conſiſtorialrath Chriſtian von Engel in Wien hat ſeine Geſchichte des Freiſtaats Raguſa herausgegeben. Wien, 1807 gr. 8. Sehr brauchbar iſt die kurzgefaßte Geſchichte Siebenbürgens von Ludwig Joſeph Marienburg, Rector zu Kronſtadt. 1807 8.

Vortrefflich iſt das Werk: A' magyar nyelvről a' polgári és peres dolgok folytatásában. De uſu linguae hungaricae in publicis negotiis. Peſth 1806 bei Paczko, 51 S. 8. Der Verfaſſer iſt Emerich von Péchy. Gegen die

Schrift: De lingua, adminiculis et perfectione eius in genere et de lingua hungarica in ſpecie, commentatio historico-politica, placidae Hungarorum ruminationi dicata, dum linguam hungaricam publicam reddere contendunt, per Joannem Fejes (Peſth bei Eggenberger, 1807. 52 S. 8.) iſt erſchienen: Analyſis opellae de lingua, adminiculis et perfectione eius in genere, et de lingua hungarica in ſpecie etc., auctore Andreà Cháſzár 1807. 8.

Von dem naturhiſtoriſchen Bilderbuche, welches Franz Peruſcheg in Wien nach Bertuch mit lateiniſchem und ungariſchem Texte vermehrt herausgiebt, ſind bereits 20 Hefte erſchienen. Der Kaiſer Franz hat befohlen, dieſes Werk beim Vortrage der Naturgeſchichte in den Schulen zu benutzen, und für jedes katholiſche Gymnaſium in Ungarn ein Exemplar auf Koſten des Schulfonds anzuſchaffen.

Wolfgang Bene, Profeſſor der politiſchen Wiſſenſchaften und des Curialſtils an der k. Akademie zu Kaſchau, giebt des berühmten Sonnenfels Politik in einer lateiniſchen Ueberſetzung heraus. Der erſte Theil (Principia politiae) erſchien zu Preßburg bei Weinay 1807. 8. Franz Bene gab

heraus: elementa politiae medicae. Ofen, 1807. 8.

Von Stephan Katona's historia critica regum Hungariae stirpis Austriacae ex fide domesticorum et externorum scriptorum concinnata erschien der 16te Band. Ofen, 1807. 8. (Preiß 3 fl. 30 kr.)

Die Aufmerksamkeit aller Chemiker und Physiker verdient das Werk: Johann Schuster's, M. D. System der dualistischen Chemie des Professors Jakob Joseph Winterl in Pesth. Berlin bei Fröhlich, 1806. 2 Bde. 8.

Das neue katholische Studiensystem in Ungarn ist enthalten in dem Werke: Ratio educationis publicae totiusque rei literariae per regnum Hungariae et provincias eidem adnexas. Ofen, in der Pesther Universitäts-Buchdruckerei 1806. 315 S. und 12 Tabellen.

Des Consistorialraths Glatz neueste Werke sind: Sittenlehre für junge Mädchen. 2 Theile. Frankfurt bei Wilmans, 1807. 8. Es sind darin die Wahrheiten der Moral durch Erzählungen

lungen" verſinnlicht. Die glückliche Jugend, als Fortſetzung der frohen Kinder von Glatz. Mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Abbé Libert und ſchönen Kupfern. Wien bei Geiſtinger 1807. Von ſeinen moraliſchen Gemälden für die gebildete Jugend (2 Theile mit 8 Kupfern von Arndt, Nettling und Pentzel) iſt eine zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen. Leipzig bei Voß. 1807, kl. 4. (Preiß 3 Rthlr. 8 Gr.) Noch dieſes Jahr erſcheint von Glatz ein Andachtsbuch für die Jugend beiderlei Geſchlechts.

Sehr gründlich berichtigend ſind die in den öſterreichiſchen Annalen, Juni und Juli 1807 abgedruckten Bemerkungen zu dem Aufſatze: „Freimüthige Erinnerungen über Ungarns teutſche Literatur" in dem dritten Hefte der ungariſchen Miſcellen 1805. — Den injuriöſen Aufſatz: "Bemerkungen eines reiſenden Engländers über Ungarns Literatur und Cultur" im Jahrgange 1805 des Freimüthigen, hat ein Ungar in dem Jahrgange 1807 widerlegt.

Zu den neueſten poetiſchen Producten Oeſterreichs gehören: Leopold der Schöne, ein Sittengemälde der Vorzeit in 5 Aufzügen, vom Verfaſſer des Friedrichs von Oeſterreich. Wien bei De-

gen, 1806. XVI. u. 89 S. 8. Mittelmäßig. Whiſt, ein Gemälde nach dem Leben, nach dem Franzöſiſchen. Wien, 1807. 8. Gonzalvo von Kordova, oder die Eroberung von Granada, ein hiſtoriſches Schauſpiel in 5 Aufzügen von Leopold Graf von der Rath. Wien bei Rhem, 1807. 134 S. 8. Iſt ſo wäßricht, wie ein Drama aus Gottſched's Zeiten. Mirina, Königin der Amazonen, ein dramatiſches Gedicht in 3 Aufzügen von Franz von Holbein, als Melodram aufgeführt im großen Schauſpielhauſe an der Wien, mit der dafür componirten Muſik des Herrn Gyrowetz. Wien, gedruckt bei Schönfeld, 1806. 98 S. 8. Iſt tadelnswerth. Holbein ſchreibt gar zu viele Schauſpiele. Die Wiener Hoftheater-Zeitung, herausgegeben von Chriſtiani und Bolthart, Wien und Trieſt, 1806. gr. 4., war unter aller Kritik und gieng daher bald zu Grabe. Corallen von W. A. Gerle. Leipzig bei Gräff, 1807. 240 S. 8. Der junge Verfaſſer lebt in Prag und zeigt unter vielen Mängeln Spuren von vielen Talenten. Kinder der Muſe von Ephraim Iſaak Wehli, erſtes Bändchen, 1806. 183 S. kl. 8. Elend. Herva's Gedichte. Wien, bei Geiſtinger 1807. 16. Dem Einſender noch unbekannt. Coſtüms des k. k. Hoftheaters und anderer Theater

in Wien, herausgegeben von Stubenrauch. Wien bei Geiſtinger, 1807. kl. Fol. Sehr gut. Wird fortgeſetzt. Offian's Gedichte nach Macpherſon von Ludwig Schubart. 2 Theile. Wien bei Degen, 1807. 8. Referenten noch nicht bekannt.

Lob verdient das Handbuch der Religionswiſſenſchaft für die Candidaten der Philoſophie von Jakob Friet, k. k. Hofkapellan. Erſter Theil. Wien, Baden und Trieſt bei Geiſtinger, 1806. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Der unternehmende Buchhändler Anton Doll in Wien will ein geographiſches Handwörterbuch der öſterreichiſchen Monarchie herausgeben, und hat dieſe Arbeit dem Profeſſor Rumi zu Iglo in Ungarn übertragen.

Der rühmlich bekannte öſterreichiſche Gelehrte, Dr. Franz Sartori, Redacteur der neuen Annalen der Literatur des öſterreichiſchen Kaiſerthums, bereiſt ſeit Julius dieſes Jahres einen beträchtlichen Theil der öſterreichiſchen Staaten, und man kann zuverſichtlich hoffen, daß ſeine Reiſe zur Bereicherung der vaterländiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Oekonomie viel beitragen wird.

sie als eine Art von **Experiment** ansehe, wie weit es ein Akademischer Lehrer, der selbst ein Mann von aufgeklärtem Verstande und gebildetem Geschmack ist, mit seinen Untergebnen bringen könne, wenn er die Gabe besitzt, auf welche sich Sokrates soviel zu gut that, die Gabe die Seelen seiner Zuhörer gebähren zu machen, und den verborgnen Funken des Genies aus ihnen hervorzulocken. Wenn man an **den Ort** denkt, von wannen diese Erscheinungen kommen, wenn man bedenkt, was der Boden, der izt solche Früchte trägt, noch vor zwanzig, vielleicht nur vor zehn Jahren war; so drängen sich uns Reflexionen auf, die wir so warm als sie izt in dem unsrigen sind, in den Kopf eines jeden grossen Herrn, der nicht weiß **wozu die Menschen gut sind**, hinein wünschen möchten. Die **Progymnasmata**, zu deren Bekanntmachung Herr Seibt durch Gründe bewogen worden, die wir nicht anders als vollkommen billigen können, bestehen aus Dialogen, Briefen, Erzählungen, Schilderungen, Charakteren, Uebersetzungen, einem Versuch im eleganten Canzleystyl, und einem homiletischen Versuch. In allen Rubriken habe ich hervorglänzende Stücke bemerkt; aber ich trage Bedenken durch eine Anzeige derselben vielleicht andre, die ich lieber aufmuntern möchte, kleinmüthig zu machen. Gleichwohl kan ich nicht umhin, den Herrn **Augustin Cippe**, einen Weltgeistlichen, von dessen Fähigkeiten man seinem Vaterlande sehr viel versprechen kan, und Herrn **Quirin Jahn**, — der (wie uns Herr Seibt benachrichtigt) ein geschickter Hi-

storien-

Die öſterreichiſchen Staaten werden jetzt auf Veranſtaltung der Regierung aſtronomiſch-trigonometriſch vermeſſen. Ein löbliches Unternehmen!

V.

Ueber die Tenſons der provençaliſchen Dichter.

(Beſchluß.)

Unter den Gedichten des Königs von Navarra *) befinden ſich nun mehrere der ſogenannten Jeux-partis. Dies ſind, wie auch Le Grand p. XVIII. des angeführten Werks ſagt, die Tenſons der nordfranzöſiſchen Poeten. — Sie unterſcheiden ſich ſowohl in Abſicht der Form, als der Materie, we-

*) Thibaut, Graf von Champagne, Sohn Thibaut III. Graf von Champagne und Blanca's, Tochter Sancho des weiſen, Königs von Navarra. Er wurde 1207 geboren. Durch den Tod ſeines mütterlichen Oheims Sancho des Starken wurde er 1234 König von Navarra. Er ſtarb 1253.

ſentlich von den Gedichten, die Millot's Sammlung unter dem Namen Tenſons enthält. — In Abſicht des Inhalts, zuerſt dadurch, daß ſie alle erotiſchen Inhalts ſind, und keine zänkiſchen Ausfälle enthalten. — Sie beſchäftigen ſich auch alle, ein einziges ausgenommen, mit bloßen Streitfragen über die Liebe. Jenes eine Gedicht iſt eine bloße Unterredung über die Liebe, (tom. 2, p. 97), worin Thibaut ſeine Dame frägt, was wohl aus ihrer gegenſeitigen Liebe, nach ihrem Tode werden würde, und ſie antwortet, daß die Liebe mit dem Tode nicht aufhöre. — Die übrigen Jeux partis haben dagegen eine ganz andere Form. — Von den beiden Interlocutoren ſtellt der eine eine erotiſche Frage auf, und befrägt den andern über ſeine Meinung darüber. — Beide ſtreiten eine Weile mit einander. — Dann folgt ein Abſatz, und nun wählt jeder in einer Stanze einen Schiedsrichter, oder äußert ſeine Meinung noch einmal im Allgemeinen. Dieſe beiden Strophen ſind immer in einer andern Versart geſchrieben, als die iſt, worin der Streit geführt wird. — So z. B. ſtreitet Thibaut im 50. Gedichte mit einem gewiſſen Philipp darüber, wer von zwei Liebhabern wahrhafter liebe, der, der ſchon durch Gunſtbezeugungen an ſeine Gebieterin geknüpft ſey, oder der, der erſt in der Hoff-

nung sey, dergleichen zu erhalten. Beide disputiren eine Zeit lang Am Ende sagt Thibaut:

Phelipe, je fais savoir
A Auberon, mon ami,
Qu'il nous en die (dise) le voir (vrai)
Ou sa langue soit honie.

Und Philipp antwortet:

Cuens *), a Rodreigue le noir
Mant (je demande) de par vous, et li pri
Qu'il nos en mant (fasse dire) son voloir
Ki a droit de la partie.

Ohne Entscheidung oder wenigstens ohne ordentlichen Schluß, wo jeder seine Meinung in einer Strophe noch einmal wiederholt, bleibt keins dieser Jeux-partis. — Betrachten wir nun dagegen die Tensons im Millot. — Ueber die Abtheilung der Verse können wir nicht urtheilen, weil der Herausgeber uns nur Auszüge in Prosa mittheilt. — Allein wir sehen, daß in den Tensons, die Streitfragen von einer oder der andern Art betreffen, nur

*) Conte. Thibaut wurde so genannt, nach seiner Grafschaft Champagne, ehe er König wurde.

ſelten, nach Fug und Recht, Schiedsrichter ernannt werden. Hat nun Millot die Entſcheidungen, der Bequemlichkeit willen, weggelaſſen, oder ſtanden ſie nicht in ſeinen Manuſcripten, läßt ſich nicht behaupten. Das Erſte möchte man beinahe nicht glauben, da in einigen Fällen, wo die Troubadours Schiedsrichter ernennen, dieſe auch namhaft gemacht werden. So z. B. nimmt Gaucelin Faidit (er ſtarb 1220) bei ſeiner Tenſon die Marie von Ventadour zur Schiedsrichterin an, und ſein Gegner, Guyues de Bacalaria, wählt die Marquiſe von Montferrat und den Dauphin von Auvergne. Millot, Th. 1. p. 374. — Der Troubadour Savari de Mauléon (ſ. oben) nimmt in einer andern Tenſon die Guillemette von Benanques, Marie von Ventadour und die Dame von Montferrand zu Richterinnen. Millot, Th. 2. p. 103. — Bei Tenſons, die Ritterpflichten u. dgl. betreffen, wählen die Troubadours ausſchließlich Männer zu Richtern, wie Guillaume de Mur (ſeine Lebenszeit weiß man nicht) in einer Tenſon, wer von zwei reichen Baronen ſchätzbarer ſey, der, der ſein Geld dazu anwende, ſeine Leute und Kriegsgefährten zu bereichern, jedoch mit Ausſchluß aller Fremden, oder der, der alles für Fremde und nichts für ſeine Leute thue: einen Grafen Heinrich zum Richter nimmt. Millot,

Th. 3. p. 109. — Die meiſten Tenſons, die Millot in ſeiner Sammlung hat, bleiben indeß ohne Entſcheidung. Wie dies zuſammen hängt, kann man, weil man die Originalien nicht hat, nicht entſcheiden. —

Zuweilen konnten ſich nun die Troubadours durchaus nicht über einen Punct vereinigen. Die Schiedsrichter waren den Parteien nicht hinlänglich, und es ſchienen allgemeine Tribunale von anerkannter Autorität nöthig zu ſeyn. — Dieſe kamen auch, durch den romantiſchen Geiſt des Zeitalters unterſtützt, wirklich zu Stande. — Sie beſchränkten ſich indeß vorzüglich auf die Entſcheidungen ſolcher Tenſons und Streitigkeiten, die die Liebe und Galanterie betrafen, und erhielten daher den Namen Cours d'amour, Liebeshöfe, Gerichtshöfe der Liebe, corti d'amore. — Wann ſie zuerſt entſtanden, iſt ſehr ungewiß. — Verſchiedene Schriftſteller haben ſie als ſchon mit dem älteſten provenzal. Dichter, Wilhelm von Guienne, Graf von Poitiers, anfangend, anſehen wollen, der 1071 geboren ward und 1122 ſtarb; allein dies möchte wohl etwas zu früh angeſetzt ſeyn. Auch im Orbericus Vitalis (ein Engländer, der um 1075 geboren wurde) iſt gewiß nicht die Rede von einer

Art Cour d'amour, ſelbſt nicht einmal von einer Spur davon, und die Stelle, die man darauf ziehen könnte, wo nämlich Herzog Wilhelm, der einen Kreuzzug in den Orient gethan, dieſen nach ſeiner Zurückkunft nach Europa in einen epiſchen Geſang gefaßt, und ihn vor Königen, Magnaten und in andern groſſen Verſammlungen vorgeleſen habe, geht nur auf die damaligen groſſen Hofhaltungen. — Eben ſo iſt der Ausdruck, den Papirius Maſſon in den Annales Franciae Lutet. 1588. p. 293 vom Savari, Vicomte von Mauléon, (ſiehe oben) braucht: confluebant ad eum ex omni Gallia Poetae, quod ipse eos magnis et rebus et praemiis afficere esset solitus ganz wörtlich zu verſtehen. — Auf dieſe Art könnte man ſehr viele Data in den alten Geſchichtſchreibern von Frankreich auf die Cours d'amour beziehen. — Cäſar Noſtradamus in ſeiner Cronique de Provence Lyon, 1614. fol. ſagt im 2ten Buche p. 133: mais ce qui est à remarquer, c'est que de ce temps il y avoit cour d'amour ouverte à Signe et à Pierrefeu où les questions les plus hautes et difficiles, qui par fois survenoient entre les jeunes demoiselles et gentil hommes, estoient debatues et decidées sous la règle de l'honneur par les dames les plus illu-

stres et qualifiées du pays sur lesquelles présidoient alors comme souveraines Stephanete Dame de Baulx etc., und führt dann die Beisitzerinnen dieses Liebeshofs an, von denen einige auch in Millots Sammlung als Schiedsrichterinnen einzelner Tensons vorkommen. — Das de ce temps des Nostradamus ist das Jahr 1162, wo Berengar der 2te, genannt der Jüngere, Graf von Barcellona, die Provence beherrschte. Gerade in dieser Zeit blühete die provenzalische Poesie ausserordentlich. Friedrich I., Barbaroſſa, der Kaiser von Teutschland, selbst begünstigte sie, und schrieb sogar ein kleines provenzal. Gedicht; wahrscheinlich also entstanden auch die Liebeshöfe um diese Zeit. — Der ausdrückliche Name Cour d'amour findet sich durchaus nicht in den Gedichten der Troubadours, ob sie gleich voller Anspielungen auf die Gebräuche ihrer Zeit sind, versichert Millot in seinem Werke, Th. 1 p. 12. Allein dieser Versicherung ist nicht zu trauen, denn Caseneuve in seiner Schrift sur l'origine des jeux fleuraux. Toulouse 1669. 4. führt p. 37 einen Vers aus einem Gedichte Giraudé von Narbonne an, wo es heißt:

Res (fort) nom val (valens) mos trobars, (vers)
Mos sabers (sciences) ni mos sens

Per penre (prendre) nonramens (honneurs)
En Corts don mes amors.

Eben dieſer Troubadour ſteht unter dem Namen Giraud Riquier in Millots Sammlung, Th. 3. p. 329. Pierre Roger, den Caſeneuve ibid. p. 44 anführt, ſang zu Ehren der Vicomteſſe Ermengarde von Narbonne: amo Ermengarda, valorosa et nobil segnora che tenia cort (cour) en Narbona. — Eben dieſer Pierre Rogiers ſteht in Millot Th. 1. p. 103., wo nur der Name Roger in Rogiers verändert iſt. Wie kann alſo Millet behaupten, keiner der von ihm angeführten Troubadeurs ſpreche von den Cours d'amour, da zwei derſelben ausdrücklich davon reden, wie wenigſtens Caſeneuve verſichert? Giraud Riquiers lebte zwiſchen 1254 — 1294 (jene angeführten Verſe tragen das Datum 1287) und Pierre Rogiers lebte um 1134. — Denn in dieſem Jahre ſtarb Ermengarde. — Nothwendig, da doch zwei Autoritäten für die frühere Exiſtenz der Liebeshöfe da ſind, müſſen ſie alſo zwiſchen 1130 — 1160 entſtanden ſeyn. — Denn im Jahre 1287, wo Giraud von Narbonne oder Riquier ſchrieb, war ſchon die Blütenzeit der provenzal. Poeſie vorbei, denn die Reihe der provenzaliſchen Dichter ſchließt bei Millot mit Jean Eſte-

ve de Vesieres, der gegen 1290 blühte. — Obgleich Joh. Noſtradamus in ſeinen vies des poëtes provençaux noch einen provenzaliſchen Dichter anführt, der im Jahre 1383 ſtarb, *) ſo daß man alſo ſagen könnte, die provenzaliſche Poeſie habe bis gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts geblüht oder wenigſtens exiſtirt, ſo würden doch wahrſcheinlich die Liebeshöfe um dieſe Zeit nicht entſtanden ſeyn, wenn ſie nicht früher ſchon exiſtirt hätten.

Was noch mehr für die frühere Exiſtenz der Liebeshöfe beweiſt, iſt, daß wir die Namen der Beiſitzerinnen ganz genau erfahren. — Cäſ. Noſtradamus nennt ſie nämlich in ſeiner Chronik der Provence am angeführten Orte ausführlich, und mehrere davon kommen in den Liedern der Provenzalen vor; denn, ob ſie gleich ſelten von den Dichtern namentlich in ihren Geſängen bezeichnet wurden, ſo wußte man doch immer, von wem die Rede war, wenn der Troubadour von ſeiner Geliebten ſprach, und die alten Manuſcripte nennen auch immer die Namen derſelben. Joh. Noſtradamus in ſeinen vies bezeichnet die Marquiſe von Malaſpina als Beiſitzerin des Liebeshofes zu Romani und dieſe kommt als die

*) Crescimbeni Vol. II. p. 157.

Geliebte des Albert de Siſeron bei Millot Th. 3. p. 181 vor.

Die berühmteſten der Liebeshöfe waren die zu Signe und Pierrefeu, wovon das erſtere ein Städtchen in der Provence iſt, das noch jetzt dieſen Namen führt. *) (Von dem zweiten habe ich keine nähere Notiz finden können.) Wahrſcheinlich hiengen dieſe beiden Liebeshöfe zuſammen, denn ſie werden immer zuſammen angeführt, und nur mit einem Perſonale. Der dritte, oder zweite, wenn man dieſe als zuſammen gehörend betrachtet, war der zu Romani oder Remans, einem Schloſſe bei St. Remy in der Provence. Die Präſidentin des Hofes zu Signe und Pierrefeu war nach Cäſ. Noſtradamus Stephanète von Baulx die des zu Romani, Fanette von Ganſtelmi, Dame zu Romanie, die Lehrerin der durch Petrarchs Gedichte ſo berühmt gewordenen Laurette von Sade, und zugleich ihre Tante. — Das Perſonal dieſes Liebeshofes ſiehe in Creſcimbeni Vol. II. p. 190. Laura ſelbſt hielt nach Noſtradamus in vies etc. (Crescimbeni ibid. p. 141.) einen

*) Savary dictionnaire de commerce. Geneve, 1750 fol.

ſtorien- und Portraitmahler iſt, und eben dadurch, daß er die ſchöne Litteratur ſo glücklich mit der Ausübung ſeiner Kunſt verbindet, eine ſtarke Vermuthung für ſeine Vortreflichkeit in der letztern erweckt — mit vorzüglichem Beyfall zu nennen. Von Kritik kan hier nicht wohl die Frage ſeyn; zumal, da nicht zu zweifeln iſt, daß Herr Profeſſor Seibt ſelbſt, ſo wie ſeine Schüler zunehmen, ſein ariſtarchiſches Amt mit immer mehr verhältnißmäßiger Strenge verwalten werde.

III.

Briefe an eine junge Dame.

Dritter Brief.

Ohne alle Umſchweife, meine Freundin, unſer Officier iſt auf der Inſul Bourbon. (*)

Dieſe Inſul ward von einem Portugieſen, Mascarenhas, entdeckt, nachher legte die Oſtindiſche Compagnie ein Comtoir daſelbſt an; ihre eigentlichen

(*) L'Ile de Bourbon iſt von l'Ile de France nur 40 Meilen, weſtwärts, entfernt; ſie liegt unter dem 21ſten Grade ſüdlicher Breite: hin kan man in einem Tage kommen, zurück aber braucht man oft einen ganzen Monath. Wegen ihrer ſteilen Ufer, und der groſſen Kieſelſteine, welche das Meer darauf wälzt, können nur

Liebeshof zu Avignon, deſſen Beiſitzerinnen mehrere von den Dichtern ſehr gefeierte Damen waren. — Le Grand in ſeinen Fabliaux et contes tom. I. p. 245 ſagt: ſelbſt Souveräne, wie Alphons von Arragon und Richard von England hätten es nicht für ihrer unwürdig gehalten, bei den Liebesgerichten zu präſidiren, ja ſelbſt der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, habe zur Nachahmung deren in Frankreich einen Liebeshof in Teutſchland angelegt. — Woher Le Grand dieſe Facta genommen, ſagt er nicht. — Alphons von Arragonien (der 2te ſeines Namens, Sohn von Raimund Berengar, Graf von Barcellona, unter deſſen Herrſchaft die Provence durch Heirathen gekommen war — er kam 1162 zur Regierung und ſtarb 1196, —) beſchützte die provenzal. Dichtkunſt ſehr, zumal da ihr Vaterland zu ſeinen Staaten gehörte. — Allein daß er bei einem Liebeshofe präſidirt habe, habe ich wenigſtens nicht beſtätigt finden können. Seine Nachkommen, z. B. Johann I., König von Arragonien, errichteten ein Inſtitut, das gewiſſermaßen eine Nachbildung der Liebeshöfe war; nämlich das Consistorio de la gaya sciencia zu Barcellona, (1390) wozu ausdrücklich franzöſiſche Dichter berufen wurden. — Richard von England (Löwenherz), der ebenfalls Be-

ſtungen in Frankreich hatte, nämlich die Grafſchaft Poitou, ſteht, ſo wie Alphons von Arragon, in der Reihe der provenzal. Dichter; ja man hat noch einige Gedichte in dieſer Sprache von ihm, allein daß er in einem Liebeshofe präſidirt habe, finde ich nirgends. Er lebte zwar gerade in der blühendſten Zeit der provenzal. Poeſie *), ja in ſeiner eigenen Provinz, Poitou, blühte dieſelbe, aber deſſen ungeachtet findet ſich dies Factum nirgends. — Endlich, Friedrich I., Barbaroſſa wird ebenfalls wegen einiger in provenzal. Sprache gedichteter Zeilen unter die Provenzaldichter gezählt, er befand ſich auch zur Zeit der Blüte jener Dichtung in der Provence **) (wo er den Grafen Berengar II. belehnte), aber von einem Etabliſſement eines Liebeshofes in ſeinen eigenen Staaten findet man nichts. Wie würde auch dieſer Monarch, der ſo ſehr mit Regierungs- und Kriegsgeſchäften überhäuft war, daran haben denken können? — An derſelben Stelle ſagt Le Grand ferner, daß auch die Päpſte, als ſie zu Avignon reſidirt, dieſe Tribunale (die Cours d'amour) ſehr begünſtigt hätten, und daß Innocenz VI., als die Grafen von

*) Von 1170 bis 1199.

**) 1162.

Ventimille und von Zeude ihn beſucht hätten, ihnen ſelbſt das Schauſpiel eines Liebeshofes verſchafft habe. In den Lebensbeſchreibungen des Innocenz, in Bäwers Leben der Päpſte u. a., findet man dieſes Factums nicht erwähnt, und die Schrift, die Le Grand als Autorität anführt: sur les ores triomphaux — à Aix, habe ich nicht erhalten können: allein Noſtradamus bei Creſcimbeni p. 141 erzählt die Sache weit einfacher und glaublicher. Er ſagt, die erwähnten Grafen wären nach Avignon gekommen, und hätten den dort beſtändig beſtehenden Liebeshof, deſſen Vorſteherin die berühmte Laura war, beſucht. Von Innocenz Veranſtaltung eines Liebeshofs iſt gar nicht die Rede. —

Die Liebesſtreitigkeiten wurden bei dieſen Gerichtshöfen, wie bei den Gerichtshöfen für ernſthafte Sachen, verhandelt. Die Richterinnen erkannten, verurtheilten, ſprachen los, und dieſe Ausſprüche nannte man arrêts d'amour, arresti d'amore. — Indeſſen waren dieſe arrêts nicht ſo heilig, daß man ſogleich daran geglaubt oder darnach gethan hätte: rein, die Partheien appellirten zuweilen. Ein Beiſpiel davon findet ſich im Noſtradamus bei Creſcimbeni p. 89., wo es

heißt,

heißt: Lanfranco Cigala (um 1248) und Simon Doria (ſtarb 1276) hätten eine Tenſon mit einander gehabt, darüber, wer würdiger ſey geliebt zu werden, der, der freigebig das Seinige austheile, oder der es wider Willen, aber deshalb gebe, um für freigebig gehalten zu werden. Sie hätten die Sache vor den Liebeshof von Signe und Pierrefeu gebracht, aber nicht mit deſſen Ausſpruch zufrieden ſich an den Liebeshof zu Romani gewandt. Hier iſt die Appellation ganz deutlich, und der Fall iſt vermuthlich nicht der einzige geweſen. Le Grand hat alſo Unrecht, wenn er in ſeinen Fabliaux etc. Vorrede p. XXII. ſagt, man habe durchaus nicht davon appelliren dürfen. Wenn man auch gleich an einen Gerichtshof derſelben Art appellirte, ſo blieb es doch immer Appellation.

Die Zahl der Beiſitzerinnen der Liebeshöfe ſcheint auf 12 feſtgeſetzt zu ſeyn. — Nach Noſtradamus vies etc. waren die Liebeshöfe zu Romani und Avignon ſo ſtark: bei dem zu Signe zählt Noſtradamus, die Präſidentin mit eingeſchloſſen, nur 10. Vielleicht fehlten damals noch 2 Damen, die ſpäterhin hinzukämen.

Die Beſchlüſſe der Liebeshöfe, arrêts, waren zu merkwürdig, um nicht geſammelt zu werden. — Die älteſte Sammlung davon iſt nur handſchriftlich vorhanden, und zwar unter dem Titel Libro d'amore. Sie exiſtirte noch 1763 in der Bibliothek des Abt Bargiacchi in Florenz, wie man aus dem 5ten Band des Dizionario della crusca (in der 2ten Venetian Ausg. in 4.) tom. V. p. 278 ſehen kann. Creſcimbeni ließ ſie durch Salvini genauer unterſuchen, und rückte einige arresti in ſeinen Anmerkungen zum Noſtradamus a. a. O. p. 90 ein, die theils von der Gräfin Mingarde von Narbonne, theils von einer Gräfin von Champagne, theils von einer Gräfin von Flandern gegeben worden waren. — Sie ſind ſehr einfach, und die Streitfragen durchaus ohne Spitzfündigkeit. So z. B. Es bitten zwei Männer eine Dame um ihre Liebe: wem ſoll ſie die Dame gewähren? Antwort, dem, der zuerſt darum gebeten hat. Wenn aber beide zu gleicher Zeit gebeten haben? Antwort, welchem ſie ſie gewähren will — Die zweite Sammlung iſt die eines franzöſiſchen Dichters Martial d'Auvergne, der in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte. — Sie kam zuerſt unter dem Titel arrêts d'amour. Paris, 1528. 8. heraus, und wurde

in der Folge von einem franzöſiſchen Juriſten Benois le Court ordentlich nach den römiſchen Geſetzbüchern erläutert, welche Erläuterungen ſich denn in den folgenden Ausgaben befinden. — Die letzte erſchien zu Paris, 1731. 8. Zu Anfange der Arrets befindet ſich eine poetiſche Schilderung der Sitzungen der Liebeshöfe, und der dabei gebräuchlichen Ceremonien, wovon ſich Fragmente in Goujets Bibliothèque Françoise. Paris, 1740. Vol. X. p. 44. ff. befinden. — In der handſchriftlichen italiän. Sammlung der arresti beruft ſich der Compilator öfters auf eine „dottrina del Capellano.“ Dieſe dottrina iſt gewiſſermaßen das Geſetzbuch der Liebeshöfe geweſen. Ein gewiſſer André Chapelain Royal, der um 1170 lebte, verfaßte nämlich ein Werk unter dem Titel: Erotica oder Amatoria, das er ſeinem Freunde Gaultier widmete. (Man weiß von dieſem nichts weiter.) Es enthält die 13 vorzüglichſten préceptes d'amour und 30 règles oder conclusions d'amour. — Nach den erſtern richteten ſich vermuthlich die Damen bei ihren Ausſprüchen. Ob die 30 règles auch dergleichen Vorſchriften, oder, wie man aus conclusions ſchließen ſollte, arrêts waren, kann ich nicht entſcheiden, da ich das Buch nicht geſehen habe. Dietmar Müller gab es aus

der Handschrift heraus, und ließ es zuerst zu Dortmund 1610. und ebendaselbst nochmals 1614 drukken; cf. Fontanini del l'eloquenza ital. Vol. II. p. 144. —

Nicht allein in den südfranzösischen Provinzen, sondern auch in den nördlichen, wurden dergleichen Liebeshöfe angelegt, die den Namen jeux sous l'ormel bekamen, weil sie gewöhnlich unter einer Ulme gehalten wurden. Dies geschah im Mai. Hier wurden nicht bloß fingirte, sondern oft auch wirkliche Liebeszänkereien entschieden. Le Grand a. a. O tom. I. p. 244. —

Die Zeit des Aufhörens der Liebeshöfe kann man so wenig mit Gewißheit bestimmen, als ihren Anfang. Vorzüglich verfielen sie seit der Zeit, wo die kleinen Grafschaften von Frankreich, Provence, Poitou ꝛc. ihre eigenen Herren verloren, und mit unter die Krone Frankreich kamen, die diese Bezirke theils durch das Aussterben der bisherigen Besitzer, theils durch andere Vorfälle erhielt. Die romantische Schwärmerei des 12ten und 13ten Jahrhunderts hatte sie gegründet, und als dieser Rausch zu verfliegen anfieng, verschwanden

auch sie. *) Ihr gänzlicher Verfall möchte wohl in den Anfang des 15ten Jahrhunderts gehören, indem 1341 noch zu Avignon der Gerichtshof der Laura bestand. — Eben dies scheint auch das Datum jener handschriftlichen Sammlung von arrêts 1408 zu beweisen, indem sie wahrscheinlich bald nach dem Verfalle der Liebeshöfe gesammelt wurden, um doch der Nachwelt ein Denkmal jener so berühmten Einrichtung hinterlassen zu können. — Karl VI. frischte sie noch auf eine Zeitlang auf, indem er sie äußerst prächtig an seinem Hofe halten ließ. Cf. Histoire de France par. Velly. tom. XII. p. 97. — Was aber die Liebesfrage betrifft, die der Cardinal Richelieu noch auf seinem Landsitze Ruel entschieden ließ, so war dies ein bloßer Einfall, um sich auf einige Augenblicke die Zeit zu vertreiben.' Cf. mémoires d'Anne de Gonzagues.' London, 1786. 8. p. 41.

*) Histoire litter. de la France. Paris 1733. 4. Vol. IX. p. 176 ff.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Die letzten Worte. 73

2. Des Siegers Triumph und Wort. . . . 82

3. Die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden im Jahr 1807. (Fortsetzung.) 85

Elegien von Fr. Thiersch.

V. Prinz Louis gemalt von Grassy. . 85

VI. Ermordung des Aegisthus gemalt von Mathäi. 88

II. Melanchthon. Büste des sechzehnten Jahrhunderts. 91

III. Campe's teutsches Wörterbuch. . . . 112

IV. Korrespondenz-Nachrichten über die neueste Literatur und Kultur des östreichischen Kaiserthums. 146

V. Ueber die Tensons der provençalischen Dichter. 156

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1807.

I.

Gedichte.

1.

Blume nicht Seele. *)

„Und ſo iſt er dahin, hin iſt der Roſen-Flor.
Und der Nelkenflor geht täglich nun auch dahin:
Aus dem Leben ſchied auch ſo
Klopſtock weg und ſo Sonnenberg!

*) So ſchön und bequem auch alle Blüten- und Blumen-Allegorie für alles, was dichtet und ſich dichten läßt, ſeyn mag; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß auch hiermit oft bis zur Ungebühr geſpielt wurde. Nur gegen dieſen Mißbrauch, gegen dieß

lichen ersten Bewohner aber waren Seeräuber, welche sich im Jahr 1657. mit einigen Negerfrauen von der Insul Mandagascar, daselbst niederliessen. Diese Helden übten sich allmählig in den friedfertigen Künsten, verschiedene ehrliche Leute liessen sich neben ihnen nieder, und der Ackerbau kam in Flor. Man zählt jetzt 5000 Einwohner auf der Insul Bourbon, und 60000 Negers.

Die Sitten der alten Einwohner waren ungemein simpel; ihre Häuser standen gröstentheils offen; einige hatten ihr Geld in einer Schildkröten-Schaale über dem Eingange liegen. Sie giengen barfuß, kleideten sich in blaue Leinewand, und lebten von Reis und Caffee. Aus Europa zogen sie fast nichts. Sie besaßen die Tugenden, welche aus einem genügsamen Leben entspringen, Ehrlichkeit im Handel und edeles Betragen überall. Wenn ein Fremder sich sehen ließ, so kamen alle Einwohner ihm ihr Hauß anzubieten.

Der

nur Piroguen daselbst landen. Sie hat hohe Gebirge. Die Höhe der drey Salassen wird auf 1600 Ruthen geschätzt; 800 Ruthen hoch baut man noch die Erde. Im Jahr 1770 hatte sie 20000 Centner Korn, und eben so viel Caffee gegeben, ohne den Reis und die andern Früchte für ihr Bedürfniß. Ochsenheerden sieht man ziemlich häufig. Der König bezahlt das Hundert Pfund schwer Korn 15 Livres. Unser Reisender erzählt, der Centner Caffee wäre für 45 Livres verkauft worden.

Ihrer Lieder Gewalt, alle das Liebliche
Ihrer Lieder wird bald auch so verhallet seyn.
Mögen wir sämmtlich uns trösten,
Daß ein ähnlicher Tod uns nimmt!" —

Seltsam lautet denn doch solcherlei Trost für mich!
Freilich seltsam, wenn so Blumen- und Geisterflor
Sich in ähnlichem Tode
Mit den Jahren verflüchtiget.

Aber gleichen sich so Rosen und Tugenden?
Nelken, gleichen sie ganz Daseyns Empfindungen?
Stirbt denn christlicher Glaube,
Wie ein Frühling und Sommer welkt?

rückwärts schreitende Blumenmetamorphose, erklärt sich hier ein durch Alter und Verdienste gleich ehrwürdiger Dichter, der Chorherr Tobler in Zürich. Wir können dabei eine kleine Sammlung, die dieser edle Bekenner und Verkundiger der Lehre, die die Liebe und Versöhnung predigt, unter Betrübte ausgetheilt zu sehn wünschte: Anreden an mancherlei Betrübte der jetzigen Zeit. Zürich 1807. 30. S. in gr. 8. nicht unerwähnt lassen, da sie lindernden Balsam in tiefschmerzende Wunden träufeln. B.

Stärkt der ächtere Trieb ſittlichen Hochgefühls
Nicht im Alter ſich noch, zittern die Glieder gleich?
Hüllt der Sterbende nicht ſich
Froh in ſüßes Erwarten ein?

Und vorher, o wie blüht geiſtig ein Garten auf,
Wo man lebt wie man ſoll, wo man dem Armen
half,
Feinden verzieh, in Lobpreiſung
Gottes übte das Kind und ſich.

O ich dächte, das Land, wo die Gerechtigkeit
Wohnt, wo Reinheit und Frieb' ewige Liebe zeugt,
Säh' ein Guter auch ſelbſt gern,
Der des Streites ſo viel geſeh'n.

Der du Blüten und Frucht, Blumen ſo zahllos
ſchufſt,
Jeden kommenden Lenz alle ſo neu erſchaffſt,
Schaff' im Tode, daß meine
Seele blühe den Seeligen!

2.

Abendlied des Einſiedlers.

Tief hinter mir im Dunkeln
  Liegt's helle Morgenland,
Wo Demantſchlöſſer funkeln,
  Erbaut von Feenhand;

Wo goldne Wölkchen ziehen
  Durch's heitre, ſtille Blau,
Und junge Roſen blühen
  Auf jeder grünen Au;

Wo Berg und Thal erglänzen,
  Von Melodie'n der Hain
Ertönt, zu freben Kränzen
  Sich Grabesblumen reih'n.

Auf wildbewegten Wogen,
  Ach! irrt' ich lang' umher,
Von Hoffnung oft betrogen,
  Im klippenvollen Meer.

Nun bin ich hingelanget,
Zum ſtillen Abendland,
Der Friedensbogen pranget,
Durch's Dunkel ausgeſpannt. —

Hier fällt auf moos'ge Trümmer
Des Tages letzter Strahl;
Hier hellt ſein ſanfter Schimmer
Ein abgeſchiednes Thal.

Da will ich mich verhüllen
In heil'ge Einſamkeit,
Und meine Seele ſtillen,
Dem Himmel nur geweiht,

Und nach der Sonne ſchauen,
Die glorreich untergeht,
Und nach den ſel'gen Auen,
Wo ſie verjüngt erſteht.

3.

Trennung und Wiederſehen.

Trennung, ſey mir geſegnet mit deinem Auge voll Thränen,
Mit dem Cypreſſenkranz um die erblaſſende Stirn:
Leitet uns doch dein Kind mit himmliſchem Lächeln zu hoher,
Unausſprechlicher Luſt, — über die Gräber zu Gott.

Pforta.

C. C. G. Schmidt.

II.

Elegien.

I.

Das Leben.

Eine Rhapſodie.

Dem Hrn. Erbſchenk Moriz von Schenk zu Schweinsberg geweihet.

Leicht entgleitet dem wogenden Strom' der Nachen des Weiſen,
Bis ihn der ſchirmenden Bucht freundliche Winde umwehn;
Bald durch Auen und bald durch Klippen ergießet die Fluth ſich,
Bis ſie ihr Silber verſtrömt, in der Unſterblichkeit Land.
Kräftig beſieget Uranien's Zögling, was laſtet den Böſen,
Dämpfend die Sorgen der Welt, hebt ihn, was bleibet, empor.
Trübet bisweilen ein düſtres Gewölke den Himmel der Zukunft,

Bald verzieht das Gewölk, ſtrahlet verklärter ſein Blau.
Nah'n, gleich Wettern, heran die Mühen des Tages dem Weiſen,
Kühn ermuthigt er ſich, einſam und frei im Geräuſch.
Toſet gewaltig der Strom der Zeit, — er lebet geborgen
In dem unendlichen Reich, welches ſein Genius ſchuf.
Fliehend der Gegenwart wildes Gewühl, begrüßet er freudig
Dich, heſperiſchen Hain, ſchönerer Vorzeit Gefild!
Dräuet zu Zeiten das Glück, geheim verbündet dem Tode,
Zu erſticken, was keimt, zu vernichten, was reift:
Dann auch hebt ihn ſein Hochgefühl für Wahrheit und Güte;
(Wen du beſeelteſt, Gefühl, dem hob Himmel die Bruſt!)
Wenn das Veraltete ſtirbt, und was verdorben, verſchwindet,
Wenn, was überreif war, welket, und modert, was ſtarb,
Wenn die phyſiſche Kraft erliegt dem ſchaffenden Geiſte,

Eigennutz findet den Lohn, Kleinmuth verzagt an sich selbst;
Raſtet im Dunkeln dann die Hand des ewigen Schickſals?
Iſt es nicht ernſtes Gebot, Spruch des Geſchicks, was geſchieht? —
Wenn die Rechtlichkeit flieht, der Sinn für Billigkeit ſcheidet,
Und der Geborne des Staubs achtet nicht Maß und nicht Ziel;
Sollte denn Nemeſis nicht die Schritte des Uebermuths zügeln?
Und mit leiſerem Fuß ändern das rollende Rad?
Wenn mit diamantenem Arm' zerſchmettert das Schickſal
Rieſengebäude der Zeit, ſchleudert die Trümmer umher:
Wenn es den Nacken des Uebermuths beugt, vernichtet die Plane,
Die der Stolz ſich erſann, höhnend der Menſchheit Geſetz:
Ha! dann feiert die Seele des Weiſen, voll heiliger Ehrfurcht,
Staunend naht er dem Geiſt, der vernichtet und ſchafft; —

Wenn aus Tod und Zertrümmerung keimt ein neues Gebilde,
Und den Grüften entsteigt Leben und friſcheres Seyn; —
Wenn die Demuth und Liebe ſiegen, wenn Wahrheit und Rechtthun
Feiern Triumf', und nicht mehr Thränen die Menſchlichkeit weint;
Dann umweht es, wie Himmelsduft, des Feiernden Seele,
Und das geſtärkte Gemüth jubelt zum Weltgeiſt empor! —
Mäßigung zeige der Menſch, wenn Glück die Schritte beflügelt,
Hoffend ſchau' er hinauf, drohet ein Mißgeſchick ihm; —
Nie verkenne ſein Blick der wahren Trefflichkeit Siegel:
„Unabhängig zu ſeyn von der Gewalt des Geſchicks!"
Männlich lern' er entbehren, dem Schmerz und Tode zu trotzen:
O dann fühlt er ſich frei, o dann fühlt er ſich groß!
Sprödʼ iſt das Leben, und weicht voll bittern Eigenſinns dem aus,

Der es ſuchet, und den, der es nicht achtet, umfängt's!
Wurden dem Weiſen der Tage nur wenig vom Schickſal beſchieden,
O ſo gießet es ihm Schätze des Lebens hinein!
War ſein Leben Geſang, ſo wallen harmoniſche Töne,
Hörbar dem Scheidenden nur, einſt um's Lager der Ruh;
Freundliche Träum' umſäuſeln ſein Haupt mit goldenen Schwingen,
Die mit Erinnerung ihn, die ihn mit Ahnung umwehn.
Lang noch walle dein Lebensſchiff, mit günſtigen Winden,
Und im Silber des Stroms ſpiegle ſich ſtärkend mein Aug'!
Leben genießeſt du, Freund, und ſpendeſt Leben und Wonne:
Kehrſt du zur Heimath einſt ſpät, bleib' uns hienieden dein Bild! —

Marburg. K. W. Juſti.

Der letzte Indianiſche Krieg hat dieſe Sitten ein wenig verfälſcht. Die Freywillige von Bourbon haben ſich durch ihre Tapferkeit hervorgethan; aber die Aſiatiſchen Stoffe und Frankreichs kriegeriſche Ehrenſtellen ſind auf die Inſul gekommen. Die reicheren Kinder hielten ſich für beſſer als ihre Väter. Die Einwohner wurden gegen ihren Zuſtand mißtrauiſch, ſie ſtrebten nach einem höheren Glück. Anjetzt tauſchen ſie in Europa, gegen eitle Vergnügungen und Ehrenſtellen, häußliche Eintracht und ländlichen Frieden um. Da die Väter hauptſächlich für die Söhne ſorgen, ſo werden dieſe nach Frankreich geſchickt, von dannen ſie ſelten zurück kommen: Man zählt aus dieſer Urſache über 500 mannbare Töchter auf der Inſul, welche unverheyrathet dem Alter entgegen gehen.

Von Bourbon ſchifte unſer Reiſender nach dem Vorgebürge der guten Hofnung. Seiner Beſchreibung zufolge muß dieſe holländiſche Colonie eine der glücklichſten Geſellſchaften des Erdbodens ſeyn. Die Luft am Cap iſt rein, das Clima gemäßigt, der Boden fruchtbar, und die Menſchen den heilſamſten Vorſchriften der Natur getreu. (*)

Der

(*) Die Holländer haben ſich 300 franzöſiſche Meilen weit an den Ufern des Oceans, und 150 Meilen weit an den Ufern des Moſambiſchen Canals ausgebreitet, in das innere Land aber nicht über 50 Meilen. Man behauptet, dieſe Colonie könne 4 bis 5000 Weiſſe in

Waffen

2.

Auf die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden 1807.

(Beschluß.)

VII.

Oreſtes von den Eumeniden überfallen, gezeichnet von Hartmann.

Siehe, die That war grauſend gethan und ſie trugen den Leichnam
Bald zu dem flammenden Stoß, bargen die Uen' in das Grab.
Wohl gieng klagend der Schatten umher: es erhoben die Jungfraun
Schlangenumgeben das Haupt, horchten dem rufenden Ton;
Aber das Haus war ſtill und entſühnt, die gewohnten Beherrſcher
Walteten dort und die Gruft, welche den Vater umfieng,
Tönte vom nächtlichen Ruf nicht mehr; — doch erbebte der Jüngling,

Der ihn alſo gerächt; oft von verhaltenem Graun,
Saß dann bleich in dem Marmorſaal. Da traten die Schweſtern
Tröſtend heran und der Freund; aber das Auge verlor
Sich in die Nächte des Grams, wo dem Anblick jede Geſtaltung
Auslöſcht, noch in das Ohr dringet der lieblichſte Ton.
Und er erkrankt langſam, wie die Lilie, welche den Giftthau
Sog in die ſchlanke Geſtalt, welkt in der üppigſten Pracht
Sieh da erloſch ſein Auge, der Anmuth Blum' um die Wangen
Schwand und das Haupthaar hieng ſtill in den Buſen hinab.
Folge mir nach in das dunkle Gemach: dort haben den Jüngling
Hin ſie gelegt; doch ſanft tritt mit bedächtigem Fuß,
Daß du dem Armen die Ruh von der ſchlummernden Bruſt nicht wegnimmſt,
Denn ſie bethaut nur leiſ' ihn, der in Schmerzen entſchlief.
Siehe da ruht die gebeugte Geſtalt, der ermüdete Freund hat

Neben dem Lager das Haupt nieder zum Schlummer gebeugt.
Ach wie so tief er entschlief von der nächtlichen Wacht um den Liebling
Und die verschlungenen Arm' halten das athmende Herz. —
„Hörtest du nicht bangweinenden Ton?" — Es erseufzte der Jüngling; —
Doch er verstummt und der Traum hebt sich empor von der Brust. —
Tiefere Still' umschleicht das Gemach — „doch horch wie es draußen
Dumpf herbrauset — erhebt fernes Gewitter den Sturm? —
Sieh, sieh dort, wie der Sohn aufbebt! — weh mir! es erwacht tief
Unter den Füßen Getöß rollt in dem hohlen Pallast
Und ein langhinklagendes Weh ruft über der Wölbung.
Loß uns fliehn, er erwacht wild und mit schlafendem Blick.
Ach! und es wankt stets stärker der Grund, wie gewaltige Heerschaar
Dringt es herein und beginnt schrecklichen Rachegesang.

Götter errettet! es theilt ſich dort die geſpaltene Wölbung
Und ein qualmender Dampf lodert von Fackeln herein.
Wach' auf ſchlafender Mann und entflieh, die entſetzlichen Jungfraun
Füllen das Haus, wo du ruhſt, ſchwingen den dräuenden Brand
Ueber das Bett und die Mutter erhebt den zerriſſenen Buſen
Gegen den Sohn — wach auf, rette den lebenden Geiſt. —

VIII.

Tivoli, Landſchaft, gemalt von Kaaz.

Endlich umfängt mich hier die Natur ungetrübt in der Schönheit
Friſcheſtem Glanz, in der Bruſt löſen die Wolken des Wehs
Alle ſich auf und es ſcheinet darin wie die Bläue des Aethers,
Weſt' umflttigen ſanft mir den gelichteten Sinn.
Hier wohnt Ruh dem Gemüth, in der Klüfte umdunkelten Mündung

Schleicht ſie und ſchauet hervor aus der beſchatteten Fluth,
Weil im unendlichen Wechſelgeſpräch vorrinnet das Bächlein
Und hochblumigen Flor treibt am bethaueten Rand,
Wo ſtill raget der Pinienhain und die Heerd' an dem Abhang
Weidet und dort von dem Quell trinkt mit gebogenem Haupt.
Dunkle Beſchattungen ruhn an dem Grund: da lagert im Graſe
Sich von dem ſchweifenden Lauf labend die wollige Schaar;
Doch an dem Abhang ſitzet die Schäferin, hält in der Rechten
Hoch den gewundenen Kranz, denn an dem Baume gelehnt
Wecket der Flöte Geſang ein Jüngling; aber der andre
Hält auf tragendem Thier ſtill, die Kithar' in dem Arm,
Jeder bemüht von der Jungfrau Hand zu empfahen den Kampfpreis,
Daß er mit ihr einſam ruh' im verſchwiegenen Thal. —

Doch

Doch vom bemoosten Geklipp, wo die Grott' aufthuet den Eingang
Daß in die heilige Nacht schauet der spähende Blick,
Stürzet herein mit Getöß der entsprudelte Quell und im Abfall
Schlägt er die Felsen und gießt schaumige Wogen herab.
Stäubende Waſſer erheben umher im Gewühle der Klippen
Leicht ſich empor und bethaun rings den umſchauerten Hain.
Allda wohnet der Geiſt der vergangenen Zeit in den Trümmern,
Welcher die Höhen beherrſcht', als ſich im prangenden Bau
Droben der Römer Paläſt' aufwölbeten; als in dem Haingrund
Dein anmuthiges Haus, edler Horaz, ſich erhob,
Tiefer hinein im Geklipp die die Heerd' aufſtieg in dem Haingras,
Aber der Garten beſonnt wurde vom kommenden Tag,
Wo du Geſtein aufhäufend den Bach in gebneten Gräblein

Führeteſt über die Beet', oder im ſchattigen Buſch
Einſam lagſt, aufhorchend der Fluth die von Felſen herabrauſcht,
Und zu des Stroms Melodien hallte der volle Geſang. —
Aber die Zeit gieng ſtürmend heran, ihr trümmernder Fußſchlag
Traf auch hier das Geklipp, ſtürzend im ſtreifenden Flug
Nieder zu Schütt die Paläſte der Höhn. — Nun ſchauen die Trümmer
Schweigend herab; doch umher richtet in ewiger Pracht
Sich ſtill auf die Natur in der Allmacht ragenden Berghöhn,
Schwebet im Frühlingswehn über dem Grabe der Zeit,
Thut mit dem himmliſchen Lächeln im Blicke holdſelig die Arm' auf,
Daß an die liebende Bruſt ſinke der fühlende Sohn.
Ach da laß mich für und für ausruhen in Sehnſucht,
Bei dir bleiben und ſtill beten an deinem Altar.

Friedrich Thierſch
in Göttingen

III.

Schattenriſſe nach dem Leben.

Alberoni. *)

Einer aus der Zahl der Muſtergünſtlinge, welche das Glück dem Ehrgeiz im Staube zeigt, daß er ſich aufſchwingen lerne. Sein Vater war Gärtner: der Sohn verließ den angebohrnen Stand, und ergab ſich der Kirche, welche keinem Stande verſchloſſen, nicht ſelten jeden mit dem andern vermengt. Der Herzog von Parma ſchikte einſt den Biſchoff Ranbeveri von Borgo an den ſpaniſchen Feldherrn Vendome; Vendome hörte den Geſandten, wie ſeine Offiziere — in einer höchſt menſchlichen, doch gewöhnlich zur geheimſten Einſamkeit verwieſenen Beſchäftigung, und der entrüſtete Biſchof verſchwor jede Rükkehr zu dem allzuunbefangnen General. Man ſuchte nun einen eben ſo klugen, aber minder zartnaſigen Geſchäftsträger. Abbate Albe-

*) Nach Duclos in Mem. Secr. Bd. I. S. 234. 311. 334. 335. 431. B. II. S. 75.

roni fand und fügte sich; er streute auf eine Szene, die ihrer bedurfte, Blumen des Witzes, und — sollte man's glauben? — der Schmeichelei, gewann die Sache seines Herrn, und ließ sich dann bei Vendome selbst nieder. Bald Kaplan, bald Sekretär, bald Koch, bald Lustigmacher, empfieng er Nahrung, Beifall, auch Stokschläge von einem Offizier; zulezt bei der Rükkehr des Herzogs nach Frankreich, wohin er ihm folgte, tausend Thaler Jahrgehalt. Nach Vendome's Tode wurd' er Resident des Herzogs von Parma, der seine Talente schon kannte, am spanischen Hofe. Dort half er das Ehebündnis knüpfen, welches Filipp V. mit Parma's Tochter vereinte, und blieb der Gehilfe seiner neuen Königin.

Klemens XI. gab ihm den Kardinalshut; das heilige Kollegium widerstrebte, der Pabst selbst vergoß Thränen — doch vergeblich. Alberoni sagte zu seinen Vertrauten: Jezt hab ich nichts mehr für mich zu suchen; nun gilt mein ganzes Wirken dem Ruhme des Königs.

Er wollte Spaniens Waffen glänzend, Italien ruhig, die Söhne der Königin zu Herren von Toskana und Parma, den König zu Neapels und Si-

ziliens Gebieter machen, Mantua zwiſchen Venedig und Guaſtalla theilen, Mailand und Montferrat an Oeſtreich, Sardinien an Savoien, Kommachio dem Pabſte, die katholiſchen Niederlande halb an Frankreich, halb an Holland geben. Gleichgewicht und Friedensbauer ſollten ſein Werk werden; ſein Mittel wurde — die Kriegsflamme. Eine Flamme, die er weder lenken, noch löſchen konnte. Und dieſen Mann nannte man gros; ſo wie dies gehaltvolle Wort nur zu leicht an das Außerordentliche eben von jenen verſchwendet wird, die, in der Mittelklaſſe gebohren, am erſten verſtummen ſollten, weil dieſe Klaſſe das erſte Opfer gewagter und drükkender Unternehmungen iſt. Gros nenne man den Mann nur, welcher um großer, gemeinnüziger Gegenſtände willen, Mittel und Zwekke gegen einander abwiegt, ihnen den Lorber des Erfolgs gewinnt, und der Ereigniſſe ſich freuen darf, weil er ſie vorzuſehen, vorzubereiten, herbeizuführen wußte.

Alberoni ſchwang ſich aus dem Staube ſeiner Geburt durch Geiſt zu hohen Würden auf — er war kein gewöhnlicher Menſch! Er ſtürzte ſeinen Herrn in verderbliche Kriege, ſezte ihn der Demüthigung eines erzwungnen Friedens aus, und fiel

Der Hauptort ist eine sehr wohlgebaute Stadt. Viele Strassen sind mit Canälen durchstochen, und die meisten mit Eichbäumen bepflanzt. Den reizendsten Anblick geben die Einwohnerinnen mit frischen blühenden Wangen, welche man auf Bänken von Rasen oder Stein vor den Thüren sitzend erblickt.

Die Sclaven geniessen den Reichthum des Landes mit. Sie bekommen so viel Brod und Gemüsse, als sie begehren. Man theilt an zwey Negers wöchentlich einen Hammel aus. Den Sonntag läßt man sie nicht arbeiten. Sie schlafen auf Betten mit Matrazen und Decken versehen. Männer und Weiber sind mit Sorgfalt gekleidet. Ein Sclave wird hier noch einmal so theuer, als auf der Insul Frankreich bezahlt. Hier ist man also mit zwey blossen nackenden Armen noch einmal so reich.

Die

Waffen stellen, aber es würde Mühe kosten, sie zusammen zu bringen. Alle Lebensmittel sind hier in Ueberfluß; ein Centner Korn kostet 100 Sous; 10 Pfund Hammelfleisch 12 Sous; ein Faß Wein, zwey und eine halbe Barike haltend, 150 Livres. Man richtet hier die Zugochsen ab, daß sie beynahe so geschwinde wie Pferde laufen. Dem auswärtigen Handel giebt der Cap Felle von Seekälbern, Tigern, Hämmeln und Ochsen; Aloe, Butter, Eingesalzenes, gedörrte Früchte, und allerhand Art von Eßwaaren. Man hat vergebens versucht, Caffee und Zuckerrohr dort zu pflanzen, die Asiatischen Pflanzen gedeyhen nicht.

zu üppiger Entehrung herab — er war kein großer Mensch!

Während der glücklichern Ereigniſſe gieng er mit einem Hochſinne zu Werk, der von keiner gewöhnlichen Seele zeugte, und jeder auswärtigen Macht den Glauben einflößte, der Miniſter ſey aller übrigen Mächte verſichert. Todesfurcht verſchloß ſeinen unaufhörlich beichtenden Herrn — der Kardinal gebot unumſchränkt, und machte die Staatsſekretäre mit ihrem Kopf für die Vollziehung ſeiner Befehle verantwortlich. Er entriß dem Könige die Ernennung zum zweiten Erzbisthum (Sevilla), da es ſchon das erſte (Malaga) beſaß: der Pabſt ertheilte ihm aus Furcht vor Oeſtreich die Bullen nicht; ſo bezog er ohne Bullen die Einkünfte. Rom drohte ihm mit Kirchenſtrafen: ſanft-ſchmerzlich erwiderte der Bedrohte: er halte den heiligen Vater für allzubeſonnen, um als herrſchender Miniſter einer großen Monarchie zu befürchten, was man nicht einmal wider den Kardinal von Noailles, als Ketzerhaupt, auszuführen wage.

Der Marquis von Lede gieng ihm mit den Kriegs-Unternehmungen nicht raſch genug zu Werke, und dem Feldherrn ſchrieb der Kirchenfürſt: Soldaten ſeyen da, um zu ſterben, wenn es ſeyn müßte.

Die Quadrupel-Allianz erhob ſich gegen Spanien; wüthend ſuchte Alberoni Rache in bürgerlicher Unruhe Frankreichs.

Nach und nach entfernt er alle Parmeſaner von Madrid, um keine Zeugen ehemaliger Niedrigkeit, und keine Mitbuhler um die Gunſt der Königin in ſeiner Nähe zu wiſſen. Aber es gelang ihm nicht, ihre Amme, Laura Piskatori, entfernt zu halten, ſie wurde berufen, und Ober-Kammerfrau; ein Plaz, welchen die damit verbundne häusliche Vertraulichkeit allenthalben wichtig macht, der es aber doppelt in Spanien iſt. Laura wußte um Alberonis Abneigung, und erwiederte ſeine höfiſche Glätte mit Haß. Der Kardinal ſuchte der Königin im Stillen die Entfernung anzugeben, in welcher ſie die Amme halten müſſe: die Kammerfrau kümmerte ſich um ſo feine Berechnungen nicht, griff auf Bauernweiſe den Miniſter an, und führte, zwar keine behutſam zugeſpizte Waffen, doch niederſchmetternde Schläge. Der Regent von Frankreich wollte ſich von einem perſönlichen Feind in Alberoni befreien: Dubois wußte durch ſeine Kundſchafter große Geldanbieten an die ſchon haſſende Laura zu bringen. Der unglücklichſte Erfolg war den hochfliegenden Planen des Miniſters zu Theil geworden; die Flotte lag in

Trümmern, die Festungen gehörten den Feinden, die Heere flohen oder verschanzten ihre Reste, der König stand ohne Bundesgenossen, Europa's erste Mächte standen ihm gegenüber.

Laura zeigte der Königin, die Königin zeigte dem König Alberoni's unsinnige Ehrsucht. Alle Manifeste der verbündeten Mächte nannten nur Alberoni; sie glaubte in seiner Aufopferung die Ehrenrettung der Monarchie zu sehen — ein Handbriefchen Filipps verwieß den gestürzten Allmächtigen binnen vier und zwanzig Stunden aus Madrid, binnen vierzehn Tagen aus dem Reiche, und verbot ihm jede Zeile, an wen es immer sey. Ein Garde-Offizier sollte ihn bis zur Grenze begleiten. Zu Barzelona gab ihm der Stadthalter fünfzig Reuter zu, an deren Spize er zweihundert Räuber zu Trenta-Passos zurückschlug.

Unterdessen entdeckte man in Madrid, daß der verjagte Günstling höchst wichtige Papiere mitgenommen: Karls II. lezter Wille, der Filipp V. einsezte, war darunter. Man fürchtete die Auslieferung dieser wichtigen Akte an Oestreich; man verfolgte, man erreichte ihn. Nur mit Gewalt ließ er es zur Untersuchung kommen; alle Papiere wurden

nebſt dem Teſtament weggenommen, ſeine eigne Perſon mußt' er der Nachforſchung unterwerfen; der begleitende Offizier verlohr alle Ehrfurcht, und verließ ihn mit mishandelnden Worten.

Seine Entfernung wurde ein größeres Freudenfeſt in ganz Spanien, als je ein Sieg es war. Der König wußte allein nichts von der Liſte ſeiner Tiranneien, die Königin ſchien nichts zu wiſſen, die fremden Mächte legten ihre Glückwünſche ab.

Alberoni eilte, aus Furcht vor fernern Kränkungen, nach Frankreich. Der Regent ſandte den Ritter von Marcieu (der ihn ſchon vor ſeinem glänzenden Glücke genau gekannt) nach der Grenze zu ihm. Marcieu ſollte alles hören, was er Intereſſantes ſagen könne, aber ihn ſchicklich nach Antibes bringen, wo er ſich einſchiffen ſollte. Sein Gepäcke wurde heimlich unterſucht; man fand nur zwölfhundert Piſtolen Werth. Sein Erwerb war bereits früher im Auslande angelegt; doch ſuchte er für arm zu gelten, als er floh, und lebte nach der Flucht zu Rom auf großem Fuße. Er ſtellte dem Herrn von Marcieu einen — unbeantwortet gebliebenen — Brief an den Regenten, und einen Plan zu,

worin er die Mittel anbot, Spanien durch den gefährlichsten Krieg zu ängstigen.

Eine genuesische Galeere brachte den Kardinal nach Livorno: von da gieng er nach Parma Der Herzog ließ ihm, dem eingebohrnen Unterthan, alle ranggemäße Ehren bezeigen. Doch dieser Scheinpomp tröstete den Ehrsüchtigen nicht über die Nothwendigkeit, seine Freistätte in Mitte seiner Landsleute zu suchen, welche seinen Ursprung verachtet, seinen Glanz beneidet, den Misbrauch seiner Gewalt gehaßt hatten, und seiner Erniedrigung frohlokten. Parma verlassend, irrte er länger als ein Jahr unstät, und gleichsam von der ganzen Erde verbannt, umher. Er glaubte sich unter dem Purpur nicht sicher genug zu Rom, er fühlte, daß er den Pabst zu tief gekränkt hatte. Erst im J. 1721 und nach Klemens XI. Tode, begab er sich dahin in das Konklave.

Alberoni's lebhaftester Kummer bestand darin, daß er nicht die Bullen für Sevilla erhalten konnte, nachdem er auf Malaga verzichtet. Wüthend rief er zuweilen aus: Pabst, Kaiser und die katholischen Majestäten müssen sich vor Gott darüber

verantworten! — Und wirklich hätte der Besitz eines ansehnlichen Stuhles, mit dem spanischen Aberglauben verbunden, ihm Kraft zum anhaltenden Kampfe mit dem königlichen Ansehen gegeben.

Klemens XI. hatte eine Kongregation niedergesezt, welche ihm den Prozeß machen, und erforderlichen Falls die Kardinalswürde nehmen sollte. Verfolgt, verlassen, flüchtig umherirrend oder verborgen, fand er sein Heil in dem, von seinen Amtsbrüdern fest angenommenen, Grundsaze: der Kardinalshut könne nie, um keiner Ursache willen, wieder verlohren werden, und falls die Aufopferung eines Kardinals nothwendig werde, so sei ihm eher das Leben als der Purpur zu nehmen. Die Kongregation zögerte daher mit ihrer rechtlichen Arbeit; der Pabst starb. Alberoni wurde in das Konklave berufen, folgte jedoch erst der wiederholten Einladung. Mit allen Ehren empfangen, nach vollbrachter Wahl nicht im mindesten beunruhigt, nahm er einen Pallast in Rom; zeichnete sich durch seinen Aufwand aus, erhielt späterhin die Legazion nach Ferrara, und starb zulezt (1752) ruhig in Rom.

Chamillard. *)

Parlamentsrath Chamillard wurde bei Hof eingeführt, um mit dem alternden Ludwig XIV. Billard zu spielen: der zerſtreuende Höflingsberuf ſtörte den Fleiß der Magiſtratsperſon; ein Rechtsſtreit, deſſen Referent er war, litt darunter, der verlierende Theil bewies ihm ſeine Vergeßlichkeit einer Haupt-Urkunde, der Gegenſtand betraf zwanzigtauſend Livres. Chamillard, nichts weniger als reich, verurtheilte ſich auf der Stelle ſelbſt, eilte nach Paris, erborgte die Summe, ſtellte ſie dem Beſchädigten zu, und gab von derſelben Stunde an das Richteramt auf.

Der König fand Geſchmack an dem Manne, welcher nun dafür galt, alle Fähigkeiten zum Miniſter zu beſitzen; überdies hatte Ludwig noch ſeinen alten Glauben, untergeordnete Naturen durch ſeinen Genius zu begeiſtern. Aber der unglückliche Einfluß unfähiger Miniſter beſchränkt ſich nicht auf ihre Perſon. Chamillard wurde Kriegsminiſter; der Herzog von la Feuillade, ſein Schwiegerſohn, mußte nun als General die Belagerung von Turin leiten. Zwar ſchien der Herzog von Orleans (nach-

*) Nach Duclos. Ebd. B. I. S. 20. 25.

ber Regent) den Oberbefehl zu führen; aber er ſtand unter la Feuillade's und Marſies Vormundſchaft. Orleans beſaß Kriegsgeiſt, und ſtrebte aus ſeinen Verſchanzungen heraus, den Prinzen Eugen anzugreifen; doch la Feuillade weigerte ſich, und Marſie, deſſen geheime Ueberzeugung mit dem Prinzen einverſtanden war, hatte nicht ſo viel Muth, dem Schwiegerſohn des Miniſters zu widerſprechen, obgleich Muths genug, um ſich im Gefecht' erſchlagen zu laſſen.

Von allen Seiten ſtürmte das Kriegsunglück über Ludwigs Greiſenhaupt zuſammen; muthig und entſchloſſen wollte er mit ſiebenzig Jahren ſelbſt an der Spitze des Heers Lille wieder erobern. Seine Begleitung ſollte höchſt einfach, nicht wie ehemals aſiatiſch-üppig ſeyn, niemand wußte um das Geheimniß, und wirkte dazu, als Chamillard, und die Marſchälle Bouffiers und Villars: Frau von Maintenon ſollte die Abreiſe erſt im Augenblik ihrer Vollziehung erfahren und zurückbleiben. Aber ſie entdekte und vereitelte alles, und beſchloß, an Chamillard die Treue zu beſtrafen, mit welcher er des Königs Geheimniß verſchwiegen. So lange der Miniſter nur zum Nachtheile des Staates Fehler begieng, wurde er beſchüzt, von nun an machte

ſie alles, was ſie ſonſt entſchuldigte, wider ihn gelten. Chamillard verlohr ſeinen Plaz, und Voiſin, ein neues Geſchöpf der Frau von Maintenon, erhielt ihn. Doch ließ ihn der König in der Folge und mit Rührung wieder zu ſeiner Geſellſchaft zu.

Marſchall Richelieu. *)

Cellamare's Verſchwörung war entdeckt; auch Richelieu'n wurde die Baſtille, oder er ihr zu Theil. Am Tage ſeiner Verhaftung ſagte der Regent laut: er habe Stoffe genug in der Taſche, ihm vier Köpfe abſchlagen zu laſſen, wenn er ſie — hätte. — Dies waren vier Briefe Richelieu's an den Kardinal Alberoni, worin er ſich erbot, Bajonne in Spaniens Hände zu ſpielen: ſein Regiment lag dort in Beſazzung. Dieſer junge Brauſekopf, der auch ſpäterhin, wenn gleich älter, doch nicht kühler wurde, dachte eine Umwälzung des Reichs zu bewirken, und zur Belohnung — das Garderegiment davon zu tragen; aber ein Plan, welchen der unbedeutendſte Offizier in der Feſtung vereitlen konnte, erwarb ſich nur das öffentliche Gelächter zum Lohn. Der

*) Nach Duclos. Gbdſ. B. I. S. 387. 409. B. II. S. 268. 327. 330.

Jüngling wähnte sich einen bedeutenden Mann, da er sich als Staatsverbrecher behandeln sah, und ertrug sein Gefängniß mit demselben Leichtsinne, den er stets in Liebesverbindungen, Geschäften und Waffen zeigte. Das machte den Regenten lachen; er ließ dem jungen Kerkerbewohner geben, was er verlangte, Kammerdiener, Bediente, Karten, Musik, und so verlohr er die Freiheit, und fand Ungebundenheit.

Aber er war auch der ersten einer, welche jene wieder erhielten. Anfänglich wagte er sich nicht an den Hof: nachdem er aber einige Monate in der Provinz herumgestreift, erschien er daselbst mit dem Firnis der Widrigkeit, den ihm ein Staatsgefängniß gab, und dem glänzenden Scheine eines, von der Liebe befreiten, jungen Mannes. Auch die Folge seiner Begebenheiten zeigte in ihm den Sonderling, der immer nach dem Aufsehen jagte, und doch nie den Ruhm erreichen konnte; der obwol zu Unterhandlungen und als Heerführer angestellt, nimmer für einen Staatsmann, sondern nur für das Haupt der Modejünger galt, deren Altmeister er wurde. Wir sahen sein Verbrechen — nun einen Blick auf den Preiß seiner Freisprechung! Zur Zeit der Errichtung der bekannten Justizkammer war Bartelot

Die gute Behandlung macht aus diesen Negern ganz andre Leute. Man bemerkt mit Verwunderung an ihnen den Eifer, und die Wirksamkeit unserer freyen Dienstboten. Dennoch sind diese eben die Insulaner aus Madagascar, welche sich in andern Colonien gegen ihre Herren so gleichgültig zeigen.

Die Hottentoten sind die Eingebohrnen des Landes und frey. Sie sind nicht diebisch, verkaufen nicht ihre Kinder, bringen sich nicht untereinander in Sclaverey. Einige vermiethen sich, für einen Piaster das Jahr, als Dienstboten, und sind den Einwohnern dergestalt ergeben, daß sie oft ihr Leben für sie wagen.

Die Administration am Cap bezeigt sich sehr aufmerksam gegen die Hottentoten. Wenn sie Klagen wider die Europäer führen, hört man sie günstig an: denn die Vermuthung ist allemal zum Vortheile der Nation, welche die wenigsten Begierden und Bedürfnisse hat.

„Die zärtlichste Einigkeit, schreibt unser Reisender vom Cap, herrscht hier unter den Anverwandten. Der Bruder meiner Wirthin (*) war ein Bauer, der aus einer Entfernung von 70 französischen Meilen sie zu besuchen gekommen war. Dieser Mann sprach kein Wort, und saß fast beständig mit der Tobackspfeife im Munde. Er hatte

(*) Madame Nedlin. Ihr Mann war Adjutant von der Bürgerschaft und gehörte zu den Angesehenen der Stadt.

de Pleneuf, welcher ſich bei Lieferungen und Armee-Spitalgeſchäften bereichert, nach Turin geflohen. Dort ſchmeichelte er ſich in das Miniſterial-Vertrauen, und verſuchte ſeinen Rükweg nach Frankreich zu bahnen, indem er die Vermählung des Prinzen von Piemont mit Mademoiſelle de Valois einleitete. Dieſe Prinzeſſin hatte ſich leidenſchaftlich in Richelieu verliebt, deſſen Süßeitelkeit (fatuité) mit dem Leichtſinn der Dame verbunden, bald Lärm genug machte, und ihm von Seiten der alten Herzogin von Orleans die Warnung zuzog, ihrem Aufenthaltsort nicht zu nahen, wenn ihm ſein Leben lieb ſey. Er hatte von der Begebenheit, was er wollte, glänzendes Aufſehn, und gehorchte.

Als Geſandter in Wien traf er mit einigen Vergnügens-Gefährten auf einen Mann aus der Zahl der Betrüger, welche ihrem Leibe durch die Geiſterſeherei gütlich thun, und die Leichtgläubigkeit der Ungläubigen nüzzen. Der Magus verſprach jedem der Herrn den Beſitz ſeines Lieblingsgutes. Richelieu ſoll den Schlüſſel zum Herzen der Fürſten begehrt haben; jenen zu den Weiberherzen glaubte er ſchon zu beſizen. Ein Steinbruch bei Wien war der Schauplazz der Beſchwörung, der Zeitpunct eine Sommernacht, die eben ſo kurz, als die magiſche

Ar-

Arbeit langwierig war. Der Tag brach an, die Arbeiter nahten, Klaggeſchrei erſchallte, man fand den ſterbenden Armenier in ſeinem Blute, und die — Geiſterluſtigen. Nur der Schuz des Kardinals Fleuri, welcher dem Herzog von Richelieu glaubte, daß er ihm viel zu danken habe, erſtikte die Sache, und Richelieu erhielt Ablaß von Rom, den heiligen Geiſt-Orden von ſeinem Hofe. Nach einigen Wochen Einſamkeit erſchien er glänzender als jemals, drükte den Argwohn, der noch beſtehen konnte, durch kühnen Troz nieder, und reiſte dann nach Italien, woſelbſt er doch Rom — vermied; auch Modena, wo nun Mademoiſelle de Valois als Herzogin wohnte. Bei ſeiner Rükkehr nach Paris empfieng Ludwig XV. den Schüzling Fleuri's mit Güte, und zeichnete ihn in der Folge mit Gnaden und glänzenden Aufträgen, doch nie mit Vertrauen aus. Der Modeblik blieb ſein Gepräge.

Als Marſchall ſandte ihn Frau von Pompadour in's Feld, um den Marſchall D'Eſtrées abzulöſen. Seine Annäherung brachte Schlacht und Sieg bei Haſtenbeck hervor, welche Richelieu in ſeinen Lorberkranz flechten konnte, wär' er nicht zu Strasburg verweilt, um die aus dem Bad' zurükreiſende Frau von Lauraguais zu erwarten.

Man hatte ihm vor seiner Abreise die Selbstbestimmung seines Gehaltes angeboten. Es war darauf abgesehen, den Geist der Raubsucht aus dem Heere zu verdrängen, und den Geiz des neuen Feldherrn in der Ordnung zu befriedigen. Richelieu lohnte den Antrag ab, weil er keinem Rechte seines Plazzes zum Nachtheile künftiger Nachfolger entsagen dürfe. Er zog ungeheure Summen aus Westfalen und Hannover. Sein Beispiel und die Straflosigkeit ermunterten die Soldaten zu gleichem Pfade, sie nahmen was sie konnten, und nannten den General unter sich nur Pater la Maraude. Ohne Erröthen und ganz unbemüht, das Geschehne zu verbergen, gab er bei seiner Rükkehr nach Paris den größten Aufwand zur Schau. Vielleicht glaubt' er, einer der alten Triumfatoren zu sein, welche die Beute der Ueberwundenen auslegten. Noch lange nach ihm heißt, wie es zu seiner Zeit hieß, das von ihm erbaute Haus der Hannöversche Pavillon.

Er schloß die bekannte Konvenzion von Kloster — Seven, nachdem er kurz zuvor die Anklage des Herzogs von Kumberland mit der Aeußerung erwiedert hatte: Man habe ihn zum Fechten, nicht zum Unterhandeln gesendet. Hier finden franzöſi-

ſche Geſchichtſchreiber das größte Verſehen im ganzen Kriege, die Quelle alles ihrem Lande begegneten Unglücks. Der Hof genehmigte die Konvenzion; ihren unglücklichen Erfolg ſchob Richelieu auf das Zögern mit dieſer Genehmigung. Aber das damalige Siſtem ſchonte jedesmal die großen Strafbaren; wer ſtrafen konnte, fühlte, daß auch er einſt gleicher Nachſicht bedürfen werde. Der Herzog von Duras, welcher die Akte überbrachte, trug die längſt gewünſchte Stelle eines Oberkammerherrn über ſeinen Mitwerber Nivernois davon.

Der Marſchall ſelbſt verließ nach abgeſchloſſener Neutralität die kantonirende Armee, deren Lage, wie er ſagte, gegen jeden Angriff geſichert ſey, und wurde, aus Furcht vor ſeinem größtentheils weiblichen Anhange, über alle Erwartung des Publikums gut empfangen. Doch bemerkte er eine Hof-Stimmung, die ihm das Ende ſeines Kommando's ankündigte; um die allgemeine kümmerte er ſich nicht, begab ſich nach ſeinem Gouvernement Guienne, und verſchuldete die Provinz um der Feierlichkeiten willen, die er bei ſeinem Empfang verlangte. In Ermangelung der Siege legte er ſich Triumfe bei. Er hatte bei ſeiner Abreiſe in's Feld den Reichs-Hiſtoriografen Duklos mit ſich nehmen wollen;

es unterblieb um ſo glücklicher, da er ihm nur Fehler für die aufzeichnende Feder geliefert hätte.

Thätiger und leidender Feind der Frau von Pompadour, war er Soubiſens Nebenbuhler, Amors General, Marode-Beſchüzer im Großen, der Abgott des ſeinem Beiſpiel folgenden Soldaten, beſungen von Voltaire. Sein inneres Gefühl ſagte ihm, er könne das vor ihm hereilende Geſpenſt des Ruhms nicht erreichen — ſo unterhandelte er denn, anſtatt zu ſchlagen, dürſtete nach — Gold, wüthete gegen Law, Pompadour und Bernis, und ſtrebte nach der Miniſterſtelle, um dann durch Ränke zu herrſchen.

Ch. E. Gr. v. Benzel St.

IV.

Ueber Campe's Wörterbuch.

(Beſchluß des im Octoberſtück abgebrochenen Aufſatzes.)

Was im vierten Punkte der Vorrede, S. 10 und 11. von der Folge und Entwickelung der verſchiedenen Bedeutungen und Vermeidung von Unterſcheidung in den Bedeutungen, wo keine nöthig iſt, geſagt wird, findet man im Wörterbuche überall angewendet. Man vergleiche z. B. folgende Wörter mit eben dieſen Wörtern bei Adelung, der ſo häufig ſeine Unterabtheilungen mit neuen Abtheilungen und Unterabtheilungen verſiehet und dabei ſogar griechiſche und hebräiſche Buchſtaben zu Hülfe nimmt, und man wird ſehen, wie die Bedeutungen durch Zuſammenziehung der zuſammengehörenden, trotz der bei vielen hinzugekommenen Bedeutungen, meiſt zu einer ungleich kleinern Zahl gebracht worden ſind, ſo daß man ſie nun leichter überſehen kann: ab, abbrennen, Abgang, abgehen, ablaufen, ablegen, abnehmen, Abſchlag, abſchla-

gen, abſchneiden, abſehen, abſetzen [35]), abſtechen, abſtehen, abſtellen, abſtoßen, abtreten, Abweg, abwerfen, abziehen, Abzug, als, an, anbringen, Anbruch, Anfall, anfangen, anlegen, anſchlagen, anſetzen, anſprechen, arbeiten, Arm, auf, aufbrechen, aufgehen, aufheben, auflöſen, aufnehmen, aufſtehen, auftreiben, Auge, ausbleiben, ausbrechen, ausziehen ꝛc.

5. Auch in Anſehung des fünften Punktes der Vorrede S. 11. haben, wie man ſich leicht überzeugen kann, Herausgeber und Verfaſſer alles Fleiſſes geſtrebt, jedem Worte, wie ſich der Herausgeber ausdrückt, ſein Recht widerfahren zu laſſen. Viele von Adelung ohne Grund verworfene oder in die gemeine Sprechart verwieſene, oder als ungewöhnliche und landſchaftlich bezeichnete Wörter ſind in Ehr' und Würden eingeſetzt worden. Dies iſt, nur zuweilen mit einer Rügung des Adelungſchen Urtheils, gewöhnlich aber ganz im Stillen und mit Anführung guter Beiſpiele aus vorzüglichen Schriftſtellern geſchehen. Ich führe zum Beweiſe nur fol-

35) Dies Wort hätte ſich noch mehr, in Anſehung der Bedeutungen und Unterabtheilungen vereinfachen laſſen.

gende Wörter an: Abbild, Abglanz, abhold, abmühen, abſchweifen, abſtellen, Abſtich, abſtufen, abwehren, ändern, anfahen, angeſichts, anmahnen, annoch, anſchaffen, Anſprache, anſpruchlos, anthun, aufklaffen, aufregen, Aufſchwung ꝛc. aus dem Buchſtaben E. z. B. einwohnen, entfremden, erglänzen, ergrauen, erliegen [36]), erniedern, erſehen, ꝛc. Was beſonders die beiden Arten der landſchaftlichen Wörter betrifft, ſo findet man deren im Werke viele mit den dafür gewählten Zeichen bezeichnet; allein bei dieſen kommen mehr Verwechſelungen der Zeichen vor, wenigſtens in den erſten Buchſtaben, als man bei der ſonſtigen Genauigkeit, die man in dergleichen Stücken wahrnimmt, hätte vermuthen ſollen. Einige Beiſpiele davon werde ich zu Ende dieſes Aufſatzes anführen.

6. Etwas Aehnliches muß ich bei dem ſechſten Punkte der Vorrede bemerken, die Bezeichnung der neuen Wörter, und dieſe Wörter überhaupt betref-

36) Von dieſem Worte z. B., ſagt Adelung, daß es in den zuſammengeſetzten Zeiten nicht gewöhnlich ſey. Dies wird hier durch Beiſpiele widerlegt. Uebrigens iſt die Fügung mit haben wol unrichtig, mit ſeyn wenigſtens die gewöhnliche.

ſend. Die Beurtheilung der Neuheit oder Altheit eines Wortes hat, wie ich aus Erfahrung weiß, manche Schwierigkeiten. Es hat ein Wort zuweilen ein ſehr neues Anſehen, und dennoch findet man es hinterher oft in einer alten Schrift. Ferner findet man oft neue Wörter oder einen neuen Gebrauch ſchon vorhandener Wörter in neuen Ausgaben der Werke unſerer Schriftſteller, wo man nicht weiß und nicht immer nachſehen kann — wenigſtens nicht ohne viele Mühe und Umſtände — ob dieſe Wörter und Gebrauchsarten ſchon in den frühern oder erſten Ausgaben vorkamen. Dies macht die Beurtheilung noch ſchwieriger. Aber beinahe unmöglich fällt ſie bei Wörtern, welche man nicht ſelbſt geſammelt und aus Schriftſtellern ausgezogen hat, ſondern die von Andern mitgetheilt wurden, wo man alſo nicht wiſſen kann, aus welchen und ob aus frühern oder den neueſten Werken der dabei genannten Schriftſteller ſie genommen worden ſind. Dies zuſammen genommen und dabei erwogen, daß ſich nicht füglich eine Gränzlinie in der Zeit, von welcher die Neuheit der Wörter anfangen ſoll, ſo daß nur das Dieſſeitige als neu gelte, ziehen läßt, wird man ſich nicht wundern, daß nur bei den wenigſten der vielen Tauſend Wörter, die zu dem Adelungſchen Wortvorrath in dieſem

Wörterbuche hinzugekommen ſind, das Zeichen der Neuheit vorgeſetzt iſt. Der Verfaſſer ſcheint jene Schwierigkeiten gefühlt zu haben, und ich habe bemerkt, daß das Zeichen der Neuheit meiſt nur vor ausgemacht neuen Wörtern ſtehet, wozu beſonders alle die für fremde Wörter, welche unſere Bücher- und Umgangsſprache verunſtalten, ſeit längerer oder kürzerer Zeit gebildeten, vorgeſchlagen und theilweiſe gebraucht worden ſind, gehören [37].) Viele, gewiß auch neue Wörter, haben keine Zeichen, wegen der oben angegebenen Ungewißheit. Dagegen hat ſich das Zeichen der Neuheit vor manches ältere Wort, beſonders von Herder, das ſchon in ſeinen früheſten Schriften vorkömmt, verſchlichen, was aber dem Verf. billiger Weiſe nicht ſehr gerügt werden darf, weil er dieſes Wort vielleicht mitgetheilt erhielt, oder in einer neuern Schrift von Herder fand, ohne die frühern oder früheſten geleſen zu haben, wo es, ohne daß er es wiſſen konnte, ſchon ſtand. Sicherer konnte man bei den fehlerhaft gebildeten, ſowol ältern, als neuen Wörtern

37) Ausgenommen ſind die meiſten mit Alltag zuſammengeſetzten Wörter, die das Zeichen der Neuheit bekommen haben, welches auffallend iſt, da andere Wörter dieſer Art daſſelbe nicht haben.

hatte einen 10 jährigen Sohn mitgebracht, der ihm kaum von der Seite wich. Der Vater ſtreichelte ihm die Wangen, und machte ihm Liebkoſungen ohne dabey zu ſprechen; das Kind, eben ſo ſtille wie der Vater, drückte die ſtarken Hände des Alten zwiſchen den ſeinigen, indem es ihn mit Augen voll kindlicher Zärtlichkeit anblickte. Dieſer Knabe war dorfmäßig gekleidet. Ein zierlich gekleideter Anverwandter von ihm wohnte in eben dem Hauſe; dieſe beyden Kinder giengen in gröſter Vertraulichkeit mit einander ſpaßieren. Der Bürger verachtete den Bauer nicht; er war ſein Vetter.“

„Die Demoiſelle Bertz, nicht älter als 16 Jahre, habe ich einem anſehnlichen Hausweſen allein vorſtehen ſehen. Sie empfieng die Fremden, wachte über die Dienſtboten, unterhielt die Ordnung in einer zahlreichen Familie, und das mit einer immer zufriedenen Miene. Ihre Jugend, ihre Schönheit, die Annehmlichkeiten ihrer Perſon, die Eigenſchaften ihres Charakters, brachten ihr den einhelligſten Beyfall zuwege: indeſſen habe ich nie wahrgenommen, daß ſie darauf gemerket hätte.“

„Das Vergnügen ihres Vaters beſtand darinn, wenn er des Abends von ſeinen Geſchäften nach Hauſe kam, ſich mitten unter ſeine Kinder zu ſetzen. Dieſe warfen ſich um ſeinen Hals; die jüngſten umfaßten ſeine Knie; ſie nahmen ihn zum Richter über ihre Händel oder über ihre Spiele, während die älteſte Tochter, indem ſie alle anlächelnd,

gehen, wo der Verfaſſer nur die Regeln der Sprache und Sprachähnlichkeit vor Augen zu haben, auf den auszudrückenden Sinn zu ſehen, und dabei ſeinem Sprachſinne zu folgen brauchte. Daß dieſes Verwerfungszeichen ſo ſelten vorkömmt, iſt in verſchiedener Hinſicht gut. Es zeigt ſowol von Behutſamkeit des Verfaſſers, nicht gleich ein Wort irgend einer Sonderbarkeit und Abweichung vom Gewöhnlichen wegen, als fehlerhaft gebildet ꝛc. zu bezeichnen, als auch davon, daß unſere guten Schriftſteller ſich nicht viele ſolcher Fehler haben zu Schulden kommen laſſen. Ob dies Zeichen aber bei manchen Wörtern, z. B. abfertigen und Abfertigung, Allerweltsmädchen, Allerweltsweib (hier um ſo weniger, da die andern ähnlichen Zuſammenſetzungen dies Zeichen nicht haben,) bei Amtsſchreiben, andenkende Tafeln unter Andenken, Anſpruchsausführung, Aufziehbrücken, beifallbegierig, ꝛc. an ſeiner rechten Stelle ſtehe, möchten vielleicht Manche bezweifeln. Was die vom Herausgeber ſelbſt gebildeten und gebrauchten Wörter betrifft, die man ſchon aus ſeinem Ergänzungswörterbuche kennt, und welche in das Wörterbuch mit einer eigenen Bezeichnung aufgenommen worden ſind, ſo finden ſich deren ſchon in dieſem erſten Theile eine ziemliche Menge. Daß er dieſelben aufnehmen ließ, ſofern

er ſie jetzt noch für bezeichnend und brauchbar erkennt, kann man nach dem, was er ſelbſt S. 13. der Vorrede darüber ſagt, nicht unbillig finden, und zwar um ſo weniger, wenn man auch ſchon in dieſem Theile bei mehrern dieſer Wörter aus den angeführten Beiſpielen aus den Werken guter Schriftſteller, die ſie gebrauchten, erſiehet, daß man dieſe Wörter bezeichnend und brauchbar fand, z. B. Abkürzer, Armhut (welches ſogar Abelung ſeines Beifalls würdigte), Bankbruch [38]), Blumengewinde, Druckverbeſſerer, Ehrenpunkt, Einzelweſen, Empfindelei und Empfindler [39]) ꝛc. Die übrigen können, wo nicht alle, doch zum Theil auf gleichen Beifall rechnen, und ſie ſtehen nun wenigſtens zu jedermanns Kenntniß, Beurtheilung und beliebigem Gebrauche da. Daß man bei Be-

38) J. P. Richter, der viele Campeſche Wortgebilde gebraucht, bediente ſich auch folgender, in dieſem Theile befindlicher: „bankbrüchig, Baumſchnur, Ehrenſold.“

39) Ob das Zeichen für Campeſche Wörter vor dieſen beiden und vor empfindeln richtig ſtehet, will ich nicht entſcheiden. Ich meine, dieſe Wörter ſind, wie viele andere, lange in der Sprache da, ohne daß man von ihnen beſtimmt ſagen kann, der oder jener habe ſie gebildet.

zeichnung dieſer Campeſchen Wörter aber deſto vorſichtiger ſein müſſe, um keines Andern Eigenthum zu beeinträchtigen, dies zu empfehlen, ſcheint faſt nicht nöthig zu ſeyn, und es iſt ohne Zweifel ein bloßes Verſehen, daß ſich das Zeichen für Campeſche Wortgebilde vor das Wort Denkkunſt geſchlichen hat, welches ſchon Leibnitz gebrauchte [40]).

7. Was der ſiebente Punkt der Vorrede, S. 13, als mit dem dritten zuſammenhängend, verſpricht, iſt zur Genüge geleiſtet worden. Man ſehe anſtatt ſehr vieler nur folgende Wörter aus dem Buchſtaben A nach: abblühen, Abendmahl, abhauchen, abſtrahlen, Abſturz, Alpenſchnee, anflammen, anwehen, aufbauen, aufblühen, aufbrauſen, aufdonnern, aufjammern, aufjauchzen, aufklagen, auflöſen, aufpochen, aufraffen, aufraſſeln, aufrecken, aufrollen, aufſchüren, aufſteigen, aufſtöhnen, aufſtreben, aufthürmen, auftoben, ausath-

40) In folgender Stelle: „Dann ferner bei denen noch mehr abgezogenen und abgeſeimten Erkenntniſſen, ſo die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denkkunſt und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und der Metaphyſik auf die Bahn bringen.“

men, ausdonnern, ausladen, ausrollen, ausweinen. Bei allen dieſen Wörtern findet man den Gebrauch in der höhern Schreibart richtig angeführt und bezeichnet, obgleich dieſe Wörter in ihren übrigen Bedeutungen mehr oder weniger gemein ſind. Noch mehr Beiſpiele wird man finden, wenn man die mit durch [41]), mit ent, er ꝛc. zuſammengeſetz-

41) Ich nehme hier Gelegenheit, etwas über die mit durch zuſammengeſetzten Zeitwörter zu bemerken. Daß dieſelben, ſofern der Ton bald auf durch, bald auf das Zeitwort gelegt wird, unterſchieden worden ſind, iſt ſehr gut. Hier und da ſcheint mir aber in Anſehung der Stellen, wo das durch von ſeinem Zeitworte getrennt und hinter demſelben ſtehet, gefehlt zu ſeyn, indem das in ſolchen Stellen mit durch zuſammengeſetzte Zeitwort zu derjenigen Klaſſe gerechnet iſt, in welcher der Ton auf dem Zeitworte liegt, da es zu der andern Klaſſe zu gehören ſcheint, wo der Ton auf durch liegt. Man ſehe z. B. das Wort durch ſelbſt, S. 768, die Wörter durchfahren, durchrauſchen, durchſchneiden. Daß eine durchgewachte Nacht ein unrichtiger Ausdruck ſey, iſt richtig bemerkt worden. Unter durchträumen würde noch: ich habe die ganze Nacht durchgeträumt, anſtatt oder richtiger ſtehen beſſer. Dies Urtheil gilt auch den darauf folgenden durchgeträumten Jahren. Bei manchen dieſer Zuſammenſetzungen, deren Sinn wenig verſchieden iſt,

ten Wörter durchſiehet. Beweiſe von der anderweitigen Bezeichnung der Wörter, in wie fern ſie für dieſe oder jene andere Schreibart ꝛc. gehören, findet man leicht ſelbſt auf jeder Seite. Was S. 14 von der Rückſicht geſagt wird, die man auf Sinnverwandtſchaft der Wörter genommen habe, finde ich auch beſtätiget. Man ſehe z. B. abändern, Abend-

der Ton mag auf durch oder auf dem Zeitworte liegen, wie durchblättern 2), durchſägen 2) hätte auf den unter dem Worte durch (S. 768 auf der zweiten Spalte) richtig bemerkten Unterſchied, der zwiſchen denſelben Wörtern, je nachdem ſie verſchieden betont werden, dann noch ſtatt findet, wenn auch kein anderer merklich ſtatt finden ſollte, Rückſicht genommen werden ſollen; wie wenn man ſagt, ein Buch nicht bloß durchblättern, ſondern auch durchleſen. Hie und da iſt die Erklärung ſolcher Wörter auch in manchen Stücken mangelhaft, z. B. durchſtrömen 2. 1), wo ſie etwa ſo hätte lauten können oder ſollen: durch die Theile eines Raumes, Ortes ſtrömen, beſonders wenn dies nach mehrern Richtungen oder in mehrern Armen geſchieht. So hätte auch z. B. bei durchrechen noch eine überleitende Bedeutung angeführt werden können, nämlich, mit dem Rechen durch die Theile eines Körpers bringend, hervorbringen, z. B. einen Weg durchrechen, und die unüberleitende Bedeutung, mit dem Rechen durchbringen, z. B. hier kann man nicht durchrechen.

brot, Abendessen, Abendmahl, Abendmahlzeit, Abenteuer, Aberwitz, abfassen, abgeneigt, Abgeordnete, Abgesandte, abgeschmackt, Abgunst, Abrede, absondern, allein, altern, Amt, Andacht, ander ꝛc. Bach, Balg, barmherzig, Barmherzigkeit, beben, bedachtsam ꝛc. ꝛc. Doch wäre zu wünschen, daß schon vom Anfange an im Buchstaben A noch mehr auf die Verschiedenheit sinnverwandter Wörter, wie in den spätern Buchstaben geschehen ist, gesehen worden wäre, indem man bei mehrern Wörtern diese bestimmte Angabe der Verschiedenheit noch vermißt, z. B. bei abdanken, abfeuern und abschiessen, abliefern, Abgott, ablehnen, Absicht, altern, Backe ꝛc. Aus dem vom Herausgeber angeführten Grunde kann man aber keine Zusammenstellung der sinnverwandten Wörter erwarten, sondern man muß dieselben in den verschiedenen Buchstaben, unter welche sie gehören, vergleichen.

8. Die näheren Bestimmungen, im achten Punkte der Vorrede, Seite 14 in Ansehung der aufzunehmenden Zusammensetzungen, welche sich jedoch nur auf die Sach- oder Grundwörter beziehen [42]),

42) S. 14 ist nur beiläufig noch von dichterischen Beiwörtern die Rede. Von zusammengesetzten Zeitwörtern, von welchen sich mancherlei hieher Gehöriges sagen läßt, ist nirgend die Rede.

ſind ſehr zweckmäßig, und waren gewiß nöthig, um den ungeheuern Schwall von zuſammengeſetzten Wörtern, die man, um ſie zu verſtehen, nur zerlegen darf, aus dieſem Wörterbuche, in welchem ſo vielen nöthigern Wörtern Platz aufgeſparet werden muß, auszuſchließen. Selten wird man auf Wörter ſtoßen, welche dieſen hier angegebenen Regeln nach nicht in das Wörterbuch gehörten, und dieſer Ueberfluß, welcher nur beziehlich ein Fehler zu nennen iſt, wird ſich in den folgenden Theilen leicht in die nöthigen Grenzen zurückführen laſſen. Um auch in dieſer Art Etwas wenigſtens anzuführen, ſo hätte unter andern die Raumerſparniß, welche dadurch erzielet wurde, daß bei den Benennungen der Handwerker, und bei andern Wörtern, wo dies thunlich iſt, gleich mehrere damit gebildete Zuſammenſetzungen unter dieſen Wörtern anhangweiſe angeführt und erklärt worden ſind, daß z. B. unter Böttcher, Buchbinder, Buchdrucker ꝛc. geſagt wurde: davon das Böttcher-, Buchbinderhandwerk, der Böttcher-, Buchbinder-, Buchdruckergeſell und — junge ꝛc., das Handwerk, der Geſell, der Lehrjunge des Böttchers ꝛc., auch ſchon bei Becker, hinter welchem Worte Beckergeſell, Beckerhandwerk ꝛc. noch beſonders mit ihren Erklärungen angeführt ſind, beobachtet wer-

den können. So konnte auch das Wort Böttcherarbeit, wenn es angeführt werden ſollte, wie Böttcherwaare unter Böttcher angeführt werden.

9. Mit Vergnügen wird man in dem neuen Wörterbuche auf jeder Seite beinahe viele Namen, der beſten ſowol, als auch der guten und ſelbſt minder guten Schriftſteller bemerken, aus deren Schriften die Wörter und ihre Bedeutungen mit paſſenden Beiſpielen als Beweiſen belegt worden ſind. Es ſind der Namen, die bei Adelung gar nicht vorkommen, großen Theils auch nicht vorkommen konnten, und der Fälle, wo auch bei Adelung vorkommende Namen bei vielen von ihm überſehenen oder abſichtlich nicht aufgenommenen Wörtern und Bedeutungen angeführt ſind, ſo viele, daß man wol ſiehet, der Verfaſſer habe der Adelungſchen Beiſpiele eben nicht bedurft und die Beiſpiele aus ältern bei Adelung vorkommenden Schriftſtellern darum nur, wo es gut ſchien, beibehalten, um auch ältere Schriftſteller anzuführen und gegen dieſe nicht ungerecht zu ſeyn. Nur in den gemeinern Bedeutungen der Wörter und für die gewöhnlichen Gebrauchs- und Fügungsarten ſcheint es dem Verfaſſer an Beiſpielen aus neuern Schriftſtellern gefehlt zu haben, daher er ſich für ſolche Fälle meiſt der Adelungſchen Bei-

ſpiele bedient, welches man ihm aber keineswegs zum Vorwurf machen kann, aus dem S. 16 vom Herausgeber angeführten Grunde, und da es einem jeden frei ſtehet, ſeine Vorgänger ohne ihren Schaden zu benützen und ihr Brauchbares aufzunehmen. Die aufgenommenen Bibelſtellen ſind auch meiſt aus Adelungs Werke beibehalten, und verhältnißmäßig finden ſich deren, die bei Adelung nicht befindlich ſind, nur wenige, wozu die mit R bezeichneten aus der Züricher Bibel gehören. Daß dieſer Beiſpiele aus der Bibel, die Adelung aus einem beſondern Grunde oft in ſolcher Menge angeführt haben mag, hier und da, wo ſie nur Eins und daſſelbe beweiſen, weniger ſeyn möchten, werden wahrſcheinlich Mehrere mit mir wünſchen. Auch in den Fällen, wo für eine und dieſelbe Bedeutung mehrere Stellen aus einem und demſelben Schriftſteller angeführt worden ſind, wenn ſie nämlich ſonſt nichts Beſonderes oder Eigenthümliches enthalten, was ihre Anführung begründet, wäre zu wünſchen, daß wenn der Verfaſſer uns mehrere Beiſpiele Einer Art, unbeſchadet des Raumes für nöthigere Dinge geben kann, er dieſe lieber aus verſchiedenen Schriftſtellern wähle. Dies iſt jedoch auch häufig geſchehen, beſonders bei ſolchen Wörtern, wo es nöthig ſchien, durch viele Beiſpiele, als ſo vielen Zeugniſſen, aus

verſchiedenen guten Schriftſtellern ein Wort gegen ein ungerechtes Urtheil Adelungs in Schutz zu nehmen, den Werth deſſelben zu beweiſen, oder eine dabei vorkommende Eigenheit durch den Vorgang guter Schriftſteller zu rechtfertigen oder — zu entſchuldigen. In dieſer Hinſicht braucht man nur die weiter oben unter 5 angeführten Wörter nachzuſchlagen, wozu ich hier bloß noch einige andere, die ich bemerkte, füge, als: ahnen und Ahnung [43]), ahnungsvoll, all für ganz, und all für aller, alle, alles (unter aller), das Aeußerſte für Extrem (unter Aeußere), däuchten, die Einen, im Gegenſatz der Andern (unter 1. Ein). Da der Herausgeber und der Verfaſſer dieſes Wörterbuches ſo viel gethan, aus ſo vielen guten Schriftſtellern Auszüge gemacht haben, ſo wäre es wol ſehr unbillig, ſie zu fragen, warum ſie nicht noch dieſen und jenen guten Schriftſteller (ich nenne z. B. nur unſern Tacitus, den kraftvollen Geſchichtſchreiber Johannes Müller) ausgezogen, warum ſie dieſen oder jenen nicht, in einzelnen Stücken wenigſtens, benützt haben? weil

43) Dieſe Wörter ſind ſehr zweckmäßig von ahnden und Ahndung unterſchieden und getrennt worden und die Menge der Stellen dient zugleich zur Rechtfertigung dieſer Trennung.

lend, die einen entschuldigte, die andern lobte, die Freuden dieses väterlichen Herzens verdoppelte. Ich glaubte die Antiope des Idomeneus zu sehen.“

„Es giebt keine Schauspiele am Cap, und man begehrt sie nicht. Treue Gattinnen, wohlerzogne Kinder, glückliche Dienstboten, stellen einem jeden in seinem eigenen Hause die rührendsten Auftritte dar. Dies sind Freuden, die keine Erdichtung verschaffen kan. Zum Gespräch ist in solchen Gegenständen nicht viel Stof; auch spricht man hier wenig.“

„Wenn die Mädchen am Cap ihr Herz gerührt fühlen, so gestehen sie es offenherzig. Sie machen kein Geheimniß aus der Liebe: sie drücken sie aus, wie sie sie empfinden. Wird ein Jüngling geliebt, so wird er auch öffentlich den übrigen vorgezogen; für ihn sind die holdesten Blicke, die zärtlichsten Begegnungen, alle die schmeichelhaften Zeugnisse einer entschiedenen Gunst. Ich habe die Demoiselle Nedling die Abreise ihres Geliebten beweinen sehen. Ich habe gesehen, wie sie unter vielen Seufzern die Geschenke zurecht machte, die ihm als Zeichen ihrer Zärtlichkeit bestimmt waren. Sie suchte keine Zeugen dazu, aber sie floh sie auch nicht.“

„Diese ehrliche Weise veranlaßt gemeiniglich glückliche Heyrathen. Die Jünglinge gehen mit ähnlicher Freymüthigkeit zu Werke. Sie kommen ihre Versprechungen zu erfüllen aus Europa

ſie ja nicht Alles leſen und ausziehen konnten, und weil ſie, was in dieſer Hinſicht noch zu wünſchen iſt, für Nachträge oder eine neue Auflage ſammeln können und gewiß ſammeln werden.

10. Bei Gelegenheit des zehnten Punktes, S. 17., kann ich nichts thun als bedauern, daß wir bei allen Fortſchritten in unſerer Sprache noch keine eigene Kunſtſprache für ihre wiſſenſchaftliche Behandlung beſitzen, daß alſo auch dieſes Wörterbuch der deutſchen Sprache, in deſſen Texte ich noch auf kein undeutſches Wort geſtoßen bin, in dieſer Hinſicht nicht einmal ganz deutſch ſeyn konnte. Des Herausgebers gutgemeinte Verſuche und Aufforderungen, die er in einer eignen kleinen, in der Vorrede genannten, Schrift machte, hatten, wie man weiß, keinen ſonderlichen Erfolg. Man ſchrieb darüber hin und her, tadelte, was freilich am leichteſten iſt und hier und da, z. B. in der Leipziger Literaturzeitung, auf eine niedrige und verächtliche Art geſchah, ohne doch etwas Beſſeres zu geben oder nur zu verſuchen. Zeigt aber der Deutſche wol irgendwo mehr Bequemlichkeit und Geneigtheit beim Alten zu bleiben, als in ſeiner Sprache?

11. Da nun die Beibehaltung eines Theiles der undeutſchen Kunſtwörter für die Sprachlehre

für nöthig erachtet wurde, so ist es wenigstens gut, daß die unzulängliche Eintheilung der Zeitwörter in activa und neutra, so wie sie Adelung angenommen hat, nicht beibehalten wurde, und daß der Herausgeber für das Wörterbuch die von dem Verfasser desselben entworfene Eintheilung zum Gebrauch vorgezogen hat, welche mir wenigstens zweckmäßig und im Wesen dieser Wörter selbst gegründet zu seyn scheint. Ein genaueres Urtheil darüber überlasse ich Andern, die in das Innere der Sprache überhaupt tiefer einzudringen im Stande sind. Ich finde wenigstens, daß die Zeitwörter, oder wie sie Campe nennt, Aussagewörter [44]), dadurch einen bestimmtern Umriß erhalten, und daß sie sich nach einer solchen Eintheilung in ihren verschiedenen Bedeutungen natürlicher und besser ordnen und leichter übersehen lassen. Die rückdeutenden Zeitwörter möchten bei dieser Eintheilung die meisten Schwierigkeiten machen, und in Betreff dieser Art der Zeitwörter

44) Dieses Wort ist, wie andere sprachlehrige Kunstwörter, von demselben Sprachforscher aufgenommen. Der Verfasser des Wörterbuches hat sich sowol dieser als auch anderer von Andern gebildeter im Laufe des Werkes bedient, woran er, wie ich meine, recht that.

hat der Verfaſſer auch ſelbſt hier und da, beſonders im Buchſtaben A, noch geſchwankt und gefehlt. Bloß um zu zeigen, wie leicht in einem Werke dieſer Art und dieſes Umfanges Verſtoße gegen die eigenen Grundſätze zuweilen vorkommen können, keinesweges aber um zu tadeln, merke ich eine Anzahl ſolcher Wörter an. Sich abbläuen iſt wol richtiger uneigentlicher Gebrauch der zweiten Bedeutung in überleitendem Verſtande; ſich abraufen iſt auch überleitend, und iſt ſo viel als einander abraufen. Eben ſo verhält es ſich mit: ſich abwiſchen, für ſein Geſicht, ſeine Hände ꝛc. abwiſchen, ſich anmachen, ſich anſchmiegen, ſich aufdecken, ſich aufdrängen, ſich aufführen, ſich ausbrechen, ſich ausſpielen, ſich ehelichen, ſich erweiſen ꝛc. Andere Verwechſelungen kommen ſelten vor, z. B. ablegen, in der Bedeutung für gebären, iſt nicht das unüberleitende, ſondern das zuſtändliche Zeitwort, wie abkalben, abkinden, abwerfen; ferner anzupfen 1) und aufbuden 1) ſind unüberleitend. — Zu den in der Anmerkung S. 18. angeführten Wörtern kann man noch anhaben und aufhaben bei Adelung fügen.

12. Daß der Herausgeber das Wörterbuch, ſo wie wir es von ihm empfangen haben, ausarbeiten ließ, ſo daß die vielerlei Wörter eines Stam-

mes unter denjenigen Buchstaben aufgeführt werden, unter welche sie nach ihren oder nach den Anfangsbuchstaben der Vorsilben oder Wörter, mit welchen sie zusammengesetzt sind, gehören, werden ihm die Meisten großen Dank wissen. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß ein Wörterbuch, in welchem die Wörter familienweise aufgeführt werden, für denjenigen, der es zu gebrauchen verstehet, manche Vorzüge hat, und überdies denselben Wortvorrath in zwei Bänden liefern kann, wo ein Wörterbuch, in welchem die Wörter vereinzelt sind, vier Bände erfodert.

13. Die im 13ten Punkte der Vorrede S. 19 vom Herausgeber aufgenommenen Grundsätze des Verfassers über die im Wörterbuche angenommene Schreibung, scheinen mir der Beherzigung werth zu seyn. Denn ehe man nicht die Schreibung, so viel ohne anderweitigen Nachtheil geschehen kann, zu vereinfachen sucht, eher glaube ich, kann man darin zu keiner Festigkeit und Uebereinstimmung gelangen. Ueber die Entbehrlichkeit des Buchstabens C., ausgenommen in der Zusammensetzung mit h und k und in Eigennamen, und des Buchstabens Y, wieder ausgenommen in Eigennamen, hat man fast allgemein den Stab gebrochen. Die Schreibung der

Wörter Chor, Chriſt ꝛc. mit K, alſo Kor, Kriſt ꝛc. wird anfangs ein wenig auffallen, man wird ſich aber eben ſo daran gewöhnen, wie an die Schreibung Kammer, Kreuz, Zeder, Zitronen ꝛc., die man ja ſonſt auch allgemein Cammer, Creuz, Ceder, Citrone ꝛc. ſchrieb. Das H. werden ſich Manche noch nicht wollen nehmen laſſen, und ſich dabei vielleicht gar auf Herders Ausſpruch [45]) berufen, deſſen Meinung aber gewiß nicht war, das H da,

45) In ſeinen Fragmenten zur teutſchen Literatur, erſte Samml. S. 40 f., (Tübinger Ausgabe) heißt es: „hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unſerer neuen Orthographie nöthig iſt. Die Alten hatten ſich in das H verliebt, daß ſie es gern ſprachen, ſelbſt wo ſie es nicht ſchreiben durften, und auch nicht ſchrieben. Uns Neuern iſt es ſo wenig an dieſem muſikaliſchen Buchſtaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben ſo gern wegwerfen, da, wo wir ihn doch nothwendig, und inſonderheit bei einſylbigen Wörtern, ſehr unterſcheidend ſprechen müſſen. Die Orthographie des Denſo und vieler Andern iſt mir alſo unausſtehlich, die bewonen, Kon, Son ſchreiben. Bald wird man alſo auch gen ſtatt gehen, aben ſtatt haben, und An ſtatt Hahn ſchreiben. Schade für unſere Sprache, wenn man zwei Menſchenalter nach uns ſo ſpricht, als dieſe Sprachenverderber ſchreiben.“

wo es völlig überflüſſig iſt, zu vertheidigen, ſondern der es nur an Stellen, wo es von einiger Bedeutung und Wirkung ſeyn kann, d. h. beſonders zu Anfang der Wörter und Silben erhalten wiſſen wollte, wo es aber auch der Verfaſſer an ſeinem Platze findet, und die Beibehaltung deſſelben da, wo es von Nutzen ſeyn kann, ſelbſt empfiehlt, um z. B. wohl und wol, Thon und Ton ꝛc. durch verſchiedene Schreibung zu unterſcheiden. [46]) Da man die Wörter Klee,

46) Hier und da hat ſich, wahrſcheinlich durch Schuld des Druckverbeſſerers das H noch erhalten, wo es in ähnlichen Fällen, in Gemäßheit des in dieſem Punkte der Vorrede Geſagten, abſichtlich weggelaſſen iſt, z. B. in dem Artikel durchwüthen. Bei dieſer Gelegenheit mögen hier noch einige Druckfehler folgen, damit von dieſer Art doch auch etwas bemerkt werde: S. 7 Sp. 2. Z. 20 v. u. fehlt vor dem Worte Blechhütten das Wort den; S. 51 Sp. 2 Z. 20 v. o. ſteht Waſſer anſtatt Ufer; S. 81 Sp. 1 Z. 16 u. 17 v. o. fehlt die Bezeichnung 1) und 2); S. 217 Sp. 1 Z. 8 v. u. ſteht uro gallus anſtatt urogallus; S. 329 Sp. 1 Z. 23 v. u. ſteht verreiſen anſtatt verweiſen; S. 396 Sp. 2 gehört das Wort Baumlilie hinter Baumlerche; S. 607 Sp. 1 Z. 2 v. u. ſtehet Brauerkrucke und Krucke anſtatt Brauerkrücke, Krücke; S. 1022 Sp. 2 Z. 11 v. u. ſtehet Ever anſtatt Ewer.

Schnee, See, Thee im zweiten Falle Klees, Schnees ꝛc. und das Wort Saal in der Mehrzahl Säle schreibt, wo man doch eigentlich Kleees, Schneees ꝛc. und Sääle, wie Manche wirklich thun, schreiben müßte, würde man mit sich selbst mehr in Uebereinstimmung seyn, wenn man diese Wörter, sobald sie im ersten, dritten ꝛc. Falle stehen, Kle, Schne ꝛc. und das Wort Saal durch alle Fälle der Einzahl Sal schriebe. Vielleicht kömmt man in der Schreibung endlich einmal zu etwas Bestimmtem und Festem.

14. Es ist schon oben an mehrern Orten gesagt, daß die Bezeichnung der Wörter in Ansehung ihres Alters, ihres innern Gehaltes, ihrer Brauchbarkeit für diese oder jene Schreibart ꝛc. durch gewisse, denselben vorgesetzte Zeichen den Werth dieses Wörterbuches sehr erhöhe. Hier sey es noch erlaubt, einige Beispiele anzuführen, theils wo die Zeichen verwechselt sind, theils wo sie am unrechten Orte stehen oder fehlen; ein Umstand, der zwar gerügt werden muß, wenn man genau und unparteilich seyn will, der aber dem Werthe und der Brauchbarkeit des Ganzen keinen Eintrag thut, da er an sich zu unbedeutend ist, und überdies verhältnißmäßig selten — meist nur in den ersten Buchstaben — eintritt.

1) Das Zeichen alter, der Wiedereinführung würdiger oder schon wieder eingeführter Wörter scheint überflüssig bei Aar, abbilligen, abbrommeten (unter abtrompeten), Amtsfolger, Anreiz, barschenkelig, Bücherei, Denkwort, einsargen, Einschiebessen ꝛc. Auch ist es bei andern ähnlichen Wörtern, die wie jene in alten Wörterbüchern, z. B. Schottels, Stielers ꝛc. vorkommen, z. B. bei abrarsten nicht beigesetzt.

2) Das Zeichen für ganz veraltete Wörter steht unrichtig z. B. bei absetzen, in der Bedeutung für herunterschießen, in welcher uneigentlichen Bedeutung es allenfalls noch gebraucht werden kann; ferner bei Andacht als Titel, bei Anzeigung 2), bei aufbrechen, für anbrechen, plötzlich zu Vorschein kommen, indem es in dieser Bedeutung noch gebraucht wird. [47])

3) Von der Bezeichnung der neuen Wörter ist schon oben unter 6 das hieher Gehörige gesagt worden.

4) Das Zeichen für Campesche Wortgebilde stehet außer dem ebenfalls oben unter 6 angeführten

47) „Ein aufbrechender Lichtstrahl.“ Herder.

Falle, nämlich vor Denkkunſt, auch unrichtig vor ausbleien, weil dieſes Wort ſchon da war, nur in anderer Bedeutung, nämlich vom Bleie befreien, das Blei ausſcheiden, indem in den Seigerhütten ausgebleietes Kupfer ſolches genännt wird, welches auf dem Seigerherde zurückbleibt, nachdem das damit verbunden geweſene Blei und Silber in den Tiegel abgefloſſen iſt.

5) Das Zeichen für neue oder auch alte, aus irgend einem Grunde verwerfliche Wörter oder Bedeutungen hätte z. B. auch können geſetzt werden, vor anhören 3), ausbinden 2) ꝛc. Bei abformiren iſt es, ſo wie das ganze Wort, welches als ein Zwitterwort nur aus Verſehen hier eine Stelle gefunden haben kann, überflüſſig. Verſchiedene Fälle, wo dieſes Zeichen am unrechten Orte zu ſtehen ſcheint, ſind ſchon oben unter 6 angeführt worden.

6) Die Zeichen für landſchaftliche gute und brauchbare, und für landſchaftliche fehlerhafte und ſchlechte Wörter, ſind am meiſten von allen im Buchſtaben A unpaßlich geſetzt, wo häufig das Zeichen der Wörter des gemeinen Lebens ꝛc. an ihrer Stelle ſtehen ſollte. Dies iſt z. B. der Fall bei abächzen, abammen, abbauſen, abbäuchen, abbegeben,

abbrauchen, abdonnern, abfetten 2), ꝛc. abmäkeln, abſtoßen, wo genau genommen, die Redensart Waaren abſtoßen wol nicht ſchlechter iſt als die, eine Schuld abſtoßen, ferner bei älplerisch, anbrennen II), 3), aneifern, anfangen, in der Bedeutung, zur Abſicht haben, bei Anfangsbohrer, anlangen, vor dem Ausdrucke anlangend ihr Geſuch, bei anmachen, in der dritten Bedeutung, annahen nach II), annähern, anpinken, anraffen, Ausſpann ꝛc. Eben ſo wenig verdienten das doppelte Kreuz die Wörter Abgänglein, Abrechling, abſchützen 2), weil die Wörter Abgängling, anſchützen, aufſchützen, die es richtig nicht haben, daſſelbe ſonſt auch haben müßten. Das einfache Kreuz verdienen die Wörter allwo, für überall wo, Amtsbeſchauer, Amtsbier, Amtsbrief 1), Ausſchweif ꝛc. eben ſo wenig. Auch haben es ähnliche Wörter wie alldort, Abſchweif nicht.

7) Das Zeichen für niedrige Wörter oder beſſer, für Wörter des gemeinen Lebens und der daſſelbe nachahmenden leichten und ſcherzenden Schreibart hätte, wie eben geſagt worden iſt, öfters anſtatt des Zeichens des Landſchaftlichen ſtehen ſollen. Bei andern Wörtern fehlt es, z. B. bei abbitten 2), bei

zurück, mit dem neuen Verdienste einer überstandnen Gefahr, und einer durch Abwesenheit geprüften Zärtlichkeit: Hochachtung gesellt sich zu Liebe, und nährt das ganze Leben hindurch in diesen standhaften Seelen die Begierde zu gefallen, welche man anderwärts so vielen Abwechslungen unterworfen sieht."

„Den Magistratspersonen, besonders dem Gouverneur, bezeigt man am Cap grosse Ehrerbietung. Sein Hauß unterscheidet sich von den übrigen durch sonst nichts, als eine Schildwache, und den Gebrauch, daß man in die Trompete stößt, wenn er zu Mittag speiset. Diese Ehrenzeichen sind seiner Stelle anklebend: übrigens umgiebt seine Person nicht die mindeste Pracht. Er geht aus ohne Gefolge, er wird ohne Schwierigkeit angeredet. Sein Haus liegt am Ufer eines Canals, und ist von Eichbäumen beschattet. Inwendig sieht man die Bildnisse von Ruiter, Tromp, und einigen andern berühmten Holländern. Es ist klein und simpel, und so ist es der geringen Anzahl von Clienten, welche ihre Geschäfte hinein berufen, recht angemessen; aber der Bewohner ist in solchem Grade geliebt und geehrt, daß kein Colonist vorüber geht, ohne es zu grüssen."

„Der Herr von Tolback (dies ist der Nahme des Gouverneurs) stellt keine öffentlichen Lustbarkeiten an; aber er hilft mit seinem Vermögen ehrbaren Familien auf. Niemand macht ihm den Hof. Wird Gerechtigkeit gefodert, die erhält man

im

dem ſchlechten Gebrauche des Wortes abſchmauſen nämlich, ſich abſchmauſen ꝛc.

8) Das Zeichen für niedrige, ans Pöbelhafte grenzende oder wirklich pöbelhafte Wörter ſteht vor manchen Wörtern, die daſſelbe nicht verdienen; z. B. bei, einen abputzen, für, ihm einen derben Verweis geben, bei abwuſchen, welches nur eine härtere Form iſt für abwiſchen oder abhuſchen.

9) Das Zeichen endlich der Wörter für die höhere, beſonders gedichtliche Schreibart ſtehet unrichtig z. B. vor den Wörtern athmen, aufküſſen, aufſtreben, ausbauchen, am Anfange der Artikel; eben ſo in den Artikeln abknicken, abſtürmen. Billig aber hätte es geſetzt werden ſollen unter abblüten, bei dem uneigentlichen Gebrauche dieſes Wortes, unter abnehmen, bei dem Ausdrucke, die Geſtalt abnehmen, vor Allgericht, unter ankern bei der bildlichen Bedeutung, unter anzünden, bei dem Ausdrucke das Leben anzünden, bei aufregen, unter brennen vor mehrern uneigentlichen Bedeutungen ꝛc. Auch bei abdrommeten (unter abtrompeten) hätte es anſtatt des Sternes geſetzt werden ſollen, weil Drommete, drommeten ꝛc. in der höhern Schreibart fortdauernd ganz üblich ſind.

10) Daß zur Bezeichnung des Tones bei den mit durch zuſammengeſetzten Zeitwörtern eigene Buchſtaben gegoſſen worden ſind, iſt kein geringer Vortheil für die Deutlichkeit und Beſtimmtheit. Mancher wünſcht dabei wol mit mir, daß es dem Herausgeber hätte gefallen mögen, noch andere Schriftzeichen gießen zu laſſen, die, bei den Wörtern am Anfange der Artikel angewandt, gedient hätten, die Ausſprache derſelben in Anſehung der Dehnung und Schärfung der Selbſtlauter ꝛc. zu leiten. Aber man kann ſich wol denken, daß er dies abſichtlich unterlaſſen habe, damit der Verfaſſer des Werkes, wenn er die in den verſchiedenen Theilen und Gegenden Deutſchlands häufig ſo verſchiedene Ausſprache nach ſeinem Dafürhalten bezeichnete, Niemanden anmaßlich erſcheinen möchte.

Ich ſchließe meine Bemerkungen über das von Campe herausgegebene Wörterbuch mit dieſer, daß ich bei der genauen Vergleichung deſſelben mit dem Adelungſchen bei vielen Wörtern, vorzüglich wenn ihre Erklärung nur in wenigen Worten beſteht, eine wörtliche oder faſt wörtliche Uebereinſtimmung der Erklärung mit der Adelungſchen gefunden habe. Da der Verfaſſer bei den vielen tauſend im Adelungſchen Werke nicht befindlichen Wörtern Erklärungen

mit ſeinen eignen Worten giebt, ſie alſo auch hier geben könnte, weiß ich mir dieſe öfters vorkommende Uebereinſtimmung nicht anders zu deuten, als daß er die Adelungſche Erklärung, die er vor ſich hatte, lieber beibehielt, wenn ſie nur richtig, deutlich und kurz war, ehe er lange nachſann und künſtelte, um dieſelbe Sache mit andern Worten, dabei aber vielleicht nicht ſo kurz und deutlich zu ſagen, bloß damit er ſich nicht derſelben Worte bedienen möchte. Ob nun gleich dieſe Uebereinſtimmung in jenem Falle kein Unglück iſt und zu keinem harten Vorwurfe der zu treuen Benützung Adelungs berechtiget, ſo dürfte es doch beſſer ſeyn, wenn ſich der Verfaſſer künftig derſelben ſo viel als möglich enthielte. — Ueberhaupt aber hieße, unbedeutende Flecken und Mängel zu ſtreng rügen, dem Herausgeber und dem Verfaſſer für das unbeſtreitbar Gute und Vorzügliche, das ſie leiſteten und lieferten, ſchlecht danken und nichts weniger als ſie in ihren Beſtrebungen aufmuntern, da ſie doch bei einem Unternehmen dieſer Art, das ſo ſchwierig und mühſam iſt, und bei welchem ihnen Hülfe und Erleichterung von Andern fehlt; bei einem Unternehmen, welches der Herausgeber aus Liebe zur Sache auf ſeine eigne Hand und Gefahr wagt, Aufmunterungen jeder Art ſo ſehr verdienen.

V.

V.

Kunstnachrichten.

Ossian's Gedichte in Umrissen. Erfunden und radirt von J. C. Rahl, Bildhauer in Kassel. Drittes und letztes Heft. St. Petersburg, Penig und Leipzig, b. Dienemann und Komp. 1807. (4 Rthlr.)

Mit diesem dritten Hefte Ossianischer Umrisse ist nunmehr eine Sammlung geschlossen, der wir aufrichtig ein recht großes Publikum wünschen. Wir wiederholen hier nicht, was wir in einem der vorhergehenden Stücke des N. T. Merkurs (1807. 3. St. S. 200 ff.) zum Ruhme dieser, an plastisch gedachten Kompositionen so reichen Darstellungen gesagt haben, sondern bemerken nur noch, — indem wir kürzlich auf den Inhalt dieses letzten Heftes hinweisen, — daß dasselbe uns gewissermaßen, — besonders in Hinsicht der Feinheit der Umrisse, so wie der Kraft und Eleganz des Stiches — die beiden früheren Hefte, vorzüglich das erste, noch zu übertreffen scheine. Auch dieses Heft ist mit

einer kurzen und zweckmäßigen Erklärung des Inhalts begleitet.

26. Tafel. Kairbar ſieht den Geiſt des ermordeten Kormak's. Ein ausdrucksvolles Blatt! Uebrigens trägt auch Kairbar die gewöhnlich in dieſen Umriſſen angenommene Rüſtung, einen römiſchen Mantel, einen beſiederten Helm u. ſ. w. 27. Taf. Oskars Fall. Eins der gelungenſten Blätter! Auch iſt der anweſende Barde mit Eichenlaub gekrönt, und hat — dem Koſtüm gemäß — eine Harfe in ſeiner Hand. 28. Taf. Kathmor's und Oſſian's Begegnung. Beide Heldenfiguren — Oſſian und Kathmor — ſind gleiches Beifalls werth. 29. Taf. Gaul empfängt das Schwert ſeines Vaters. Ein Blatt, voll Ausdrucks! — 30. Taf. Kathmor findet die träumende Sulmalla. Das ſchlummernde Mädchen iſt dem Künſtler vorzüglich gelungen. 31. Tafel. Foldath ſpricht mit den Geiſtern ſeiner Väter. Dies Blatt iſt wieder eins der reichſten und ſchönſten in der ganzen Sammlung! 32. Taf. Kathmor bei Fillans Leichnam. Kathmor neigt ſich über Fillans Leichnam, und betrachtet nachdenklich den gefallenen Feind, neben dem ſein treuer

Hund liegt. 33. Taf. Käthmor und Sulmalla. Sulmalla, aus dem Schlaf erwacht, eilt zu ihrem geliebten Kathmor, um ihn zu warnen, oder zum Frieden zu bewegen. Beide Figuren sind trefflich ausgeführt. Zur Rechten im Hintergrunde ist die Höhle leise angedeutet, worin Fillan liegt, oben drüber schwebt sein Geist; im mittlern Hintergrunde, ganz fern, ist Fingal zu erkennen, wie er auf seinen Schild schlägt. 34. Taf. Sulmalla horcht der Erzählung eines Barden. Auch dieses Blatt ist dem Künstler ungemein wohlgelungen! Rechts im Hintergrunde erscheint der Geist Kathmor's, des Geliebten der Sulmalla, der im Treffen gefallen war. Die Harfe des Barden ist an den Felsen gelehnt. 35. Taf. Konthat's Geist erscheint Ossian. Dies Blatt ist sehr gut gruppirt, und Ossian, nebst den übrigen Helden, voll Ausdrucks. 36. Taf. Kuthonä auf der Jagd. Kuthona's Stellung ist trefflich erfunden und ausgeführt. Daß sie auf der Jagd ist, soll durch den Bogen angedeutet werden, den sie in ihrer Hand hält. 37. Taf. Ossian befreit Ninathoma. Die Figuren von Ossian und seinen Begleitern verdienen allen Beifall; Ninathoma hingegen hätte wol etwas kräftiger ausgedrückt werden können. 38. Taf. Klathe erscheint Fin-

gal'n. Der warnende Nebelgeiſt iſt ſehr gut gezeichnet. Auch Fingals Heroengeſtalt hat viel Ausdruck. 39. Taf. Fingal an der Bruſt Bolmina's. Ein herrliches Blatt! Unter der neben ſtehenden Helden- und Barden-Gruppe ſind einige kräftige und bedeutungsvolle Figuren. 40. Taf. Alpin ſingt vor Oſſian. Dieſes Blatt beſchließt dieſe, durch hohe Einfalt der Erfindung und edlen Styl in der Darſtellung ausgezeichnete, Sammlung auf eine würdige Art. Zur Rechten ſitzt der alte ehrwürdige Oſſian, und horcht auf die Harfentöne Alpin's, der ſingend vor ihm ſteht. Links erblickt man die Geiſter der Väter Oſſians in den Wolken, die mit Rührung den Wechſelgeſang der preißwürdigen Barden vernehmen. —

Möge dieſe nun geſchloſſene Reihe Oſſianiſcher Darſtellungen recht viele Gemüther erheitern, welchen die trübe Wirklichkeit keine Freude gewähren kann; und mögen die lieblichen Spiele der Kunſt dem Beunruhigten den verlornen Frieden wieder geben! —

J.

VI.

Göttinger Nekrolog.

Die Georgia Auguſta — unverkümmert bleibe ihr unter den Stürmen dieſer Zeit der ehrenvolle Name! — verlor im Laufe dieſes Sommers zwei ruhmwürdige Männer, beides Greiſe am Ziele, welches die Menſchen das fernſte zu nennen gewohnt ſind, doch mit ſehr verſchiedenen Umſtänden. Bald zu Anfang Auguſts ſtarb Pütter, der ſchon ſeit einigen Jahren ſich ganz zurückgezogen und ſein geiſtiges Beſitzthum, das teutſche Reich, nur in ſofern überlebt hatte, als ſeine körperliche Hülle noch durch ſtärkende Nahrungsmittel aufrecht erhalten wurde. Seine Geiſteskraft war, wie man verſichert, durch das Alter ſo ſehr geſchwächt, daß er ſich beim Anblick der franzöſiſchen Krieger ganz in die Zeiten des ſiebenjährigen Kriegs zurückgeſetzt wähnte. Glücklicher Irrwahn, der ihm die Qual des Alters erſparte, die ſchon ein alter Dichter zu der bitterſten rechnet,

zu ſehn, was man zu ſehn, nie wünſchen konnte! *)

Selbſt die Furcht, ſeine Reichthümer verringert zu ſehen, konnte ihn nun nicht mehr beunruhigen. Der Hoheprieſter des teutſchen Staatsrechts ſtarb nicht unbemittelt. Seine auserleſenen Bedenken und Gutachten blieben nicht unbelohnt. Er hinterließ ein Vermögen von 120,000 Thalern. Man hatte in ſeinem Teſtamente Stiftungen und Legate, beſonders für die Univerſitätsbibliothek, der er ſo viel verdankte, mit Recht erwartet. Doch der Verſtorbene wünſchte lieber entfernte Erben zu erfreuen! — Wenig Wochen früher (den 23. Junius) ſtarb in Petersburg der kaiſerliche Leibarzt Baron von Aſch, das älteſte Ehrenmitglied der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften, in ſeinem 78ſten Jahre. Dieſer edle und dankbare Pflegeſohn der Georgia Auguſta hat ſeit dem Jahre 1772, und alſo faſt 35 Jahre lang, ununterbrochen Alles, was er nach ſeinem ausgebreiteten Bekanntſchafts- und Wirkungskreiſe Köſtliches und Merkwürdiges im ganzen Umfange des großen ruſſiſchen Reichs zuſammenbringen konnte, nach Göttingen geſchickt, wo er unter

*) Quod diu vivendo multa, quae non vult, videt.

dem groſsen Haller einſt den Grund ſeiner mediciniſchen Kenntniſſe und ſeines künftigen Fortkommens gelegt hatte. Kunſt- und Naturproducte, Handſchriften aus allen Ländern des Orients, Münzen, Medaillen, Bücher, Landcharten, Kupferſtiche und Seltenheiten aller Art ſchickte der raſtlos thätige Mann bei jeder ſich zeigenden Gelegenheit für das Muſeum und die Bibliothek der Univerſität nach Göttingen, und machte dadurch dieſe Inſtitute zu reichen Schatzkammern der nordiſchen und aſiatiſchen Länder- und Völkerkunde, wobei er mit ſeltener Beſcheidenheit alle öffentliche, lobpreiſende Erwähnung unterſagte. Die Profeſſoren in Göttingen hatten einen väterlichen Verſorger in allem, worin er helfen konnte, an ihm. Blumenbachs berühmte Schädelſammlung, die für Naturgeſchichte und Anthropologie, ſchon ſo manche feſter begründete Reſultate lieferte, verdankte ihm einen Theil ihres Reichthums. Der botaniſche Garten ſchmückte ſich immer aufs neue mit Seltenheiten, die der Petersburger Wohlthäter ihm zu verſchaffen wuſste. Der ehrwürdige Heyne*), jetzt, da Pütter todt iſt, der

*) De obitu Georgii L. B. de Asch ad viros amantissimos Io. Fr. Blumenbach et Io. Dav. Reuss scripsit Ch. Gott. Heyne. Göttingen, Dietrich. 12 S. in 4.

im Rath; wird Beyſtand begehrt, den zu leiſten achtet er für ſeine Pflicht: es müßten Ungerechtigkeiten ſeyn, wenn man etwas bey ihm nachzuſuchen hätte.“

„Er iſt faſt immer Herr über ſeine Zeit, und er verwendet ſie zur Befeſtigung der Einigkeit und des Friedens, weil von ihnen die Wohlfarth der Geſellſchaft abhängt. Er glaubt nicht, daß das Anſehen des Oberhaupts ſich auf die Zwietracht der Glieder ſtütze. Ich habe ihn öfters ſagen hören, gerade und recht zu handeln ſey die beſte Politik.“

Mit bewegtem Herzen verließ unſer Reiſender, nach einem Aufenthalt von zween Monathen, dieſes glückliche Vorgebürge.

Die erſte Landung von hieraus geſchah auf der Inſul l'aſcenſion. Ein Volkan überdeckte vor Alters ihre ganze Oberfläche mit geſchmolzenen Felſen. Dieſe ſchwarze Maſſen ſtehen in gräßlichen und ſeltſamen Geſtalten da. Ihre Spitzen ſind vom Unflath der Seevögel weiß. Beym Mondſchein glaubt man lauter Grabmähler zu ſehen, auf denen Geſpenſter herum irren.

Unſer Verfaſſer geräth bey dieſer Gelegenheit in eine weitläuftige Betrachtung über die Oberfläche der Erde, ihre allmählige Geſtaltung und Bevölkerung, und ſagt, nachdem er ſie beſchloſſen: „der Betrachtungen, die ich auf dieſer Inſul anſtellte, wurden ſehr viel, weil angenehme Gegenſtände uns zum Genuß, unangenehme hingegen

Senior der Universität an Alter und Amtsjahren, hat oft schon theuere Schatten parentirt, aber selten mit so tiefer Empfindung und ergreifender Gemüthlichkeit, als in welcher seine Consolation über den Tod des Baron von Asch an Blumenbach und Reuß, jener der Schwager, dieser der Schwiegersohn des Trostschreibers, abgefaßt ist. Wem Wissenschaften und Edelmuth noch etwas werth sind, darf dies Trostschreiben nicht ungelesen lassen, in welchem der reinste Hauch der Humanität selbst den Ausdruck durchdrungen und belebt zu haben scheint. Wie lebendig schildert der Verfasser die Scene, die durch die längst erwartete Ankunft einer neuen Spende aus des Baron von Asch unversiegbaren Hülfsquellen bei den dankbaren Empfängern veranlaßt wurde. Wie rührend ist die Betrachtung bei den Aeußerungen des Sterbenden, dessen letztes, mit stammelnder Zunge halb gebrochen ausgesprochenes Wort Göttingen war. „Wir dürfen also glauben, so schließt Heyne diese Erzählung, da er im Augenblick der Trennung des Körpers von der Seele noch an uns dachte, daß er dies Andenken an uns auch unter den Vollendeten behalten werde.“ Höchst gefühlvoll ist der Schluß des Ganzen, wo er die ihm verschwägerten edeln Männer mit einer Begeisterung, wie sie dem Greis wohl ansteht, der bald selbst alles

Sterbliche unter ſich ſehen wird, noch einmal anſpricht, „in dieſem Sturz drohenden Wanken aller Güter, die bisher genoſſen wurden, und in dieſer Bangigkeit vor der bedrängenden Zukunft.“

Gewiß, wer es erkannt hat, welche Säugamme und Spenderin teutſcher Cultur und gründlicher Sacherkenntniß aus allen Speichern der Wiſſenſchaft ſeit ihrer Stiftung bis auf den heutigen Tag die Univerſität Göttingen geweſen iſt, muß mit bangender Unruhe der Bekanntmachung der Beſchlüſſe entgegen ſehen, die Blumenbach und von Martens aus Paris brachten, und das Schickſal der 80 hier lehrenden Männer — ſo viel zählt das neueſte Lectionsverzeichniß für dies Winterhalbjahr — in ſeine liebende Bruſt ſchließen. Dann iſt er in dem Sinne ein Weltbürger, wie ihn Vater Heyne in dem ſchönen Vorwort zu dem neueſten Verzeichniſſe der Vorleſungen geſchildert hat.

Böttiger.

VII.

Korreſpondenznachrichten.

1.

Aus einem Briefe aus Marburg.

M. 17. Okt. 1807.

Auch Sie, mein Theurer, fragen mit Theilnahme nach dem Looſe unſerer Univerſität, ihrer jetzigen Lage und ihrem wahrſcheinlichen künftigen Schickſale *). Was ihre jetzige Lage betrifft, ſo

*) Es wär eben ſo anmaaßend, als lächerlich, über das, was der höchſte Rath allein beſchließen kann, im voraus unerbetene Gutachten abgeben zu wollen. Daß aber die Blicke aller teutſchen Patrioten und Kulturfreunde auf das Schickſal der Univerſitäten Göttingen, Halle, Marburg, Helmſtädt, Erlangen, Altdorf, mit ängſtlicher Erwartung geheftet ſind, iſt wenigſtens ſehr verzeihlich. Denn waren dieſe Heiligthümer der Wiſſenſchaft nicht die Säugammen und Pflegerinnen unſerer Kultur eben darum, weil ſie durch ihre Vervielfältigung und Einrichtung in kleinern Orten, der Bequemlichkeiten für das wohlfeilere Fortkommen unbemittelter Studirender ſo viele

iſt dieſe erwünſcht; während der franzöſiſchen Beſitznehmung von Heſſen iſt auch nicht die geringſte Veränderung in ihrer bisherigen Einrichtung, Verfaſſung und in den Geſchäften der Lehrer und Studirenden vorgefallen; und nur die öftern Truppen-Durchmärſche und koſtſpieligen Einquartierungen konnten uns an die unausbleiblichen Uebel des Kriegs erinnern. Profeſſoren und Univerſitäts-Verwandte haben bis auf dieſe Stunde ihre Beſoldungen richtig erhalten, und der brave General-Gouverneur La Grange zu Kaſſel hat der Univerſität bereits mehr als einen Beweis ſeines Wohlwollens, ſo wie gleich anfangs einen beſondern Schutzbrief *) gegeben.

darboten, die der Luxus und das Bedürfniß größerer Städte unmöglich macht; und weil ſie doch dabei Univerſitäten d. h. Vereinigungen aller Fakultäten und Klaſſen des höhern Unterrichts waren, deren Trennung in einzelne, an einzelnen Orten zu verpflegende Schulen (z. B. der Medizin, Jurisprudenz, der cameraliſtiſchen Wiſſenſchaften, der theologiſchen Seminarien) der allgemeinen Cultur unheilbare Wunden ſchlagen würde?

VI.

*) Da ich mich nicht erinnere, dieſen Schutzbrief irgendwo eingerückt geſehen zu haben, ſo ſetze ich ihn

Was hingegen das künftige Schickſal unſerer ehrwürdigen Akademie, dieſer Bildnerin ſo manches vortrefflichen Mannes, betrifft, ſo wird zwar hier und da in Zeitungen und Geſellſchaften von Verpflanzung derſelben geredet; allein auf jeden Fall iſt bis jetzt über dieſen Punkt nicht nur noch nichts entſchieden, ſondern es iſt vielmehr die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die älteſte aller proteſtantiſchen Univerſitäten Teutſchlands nicht werde aufgehoben oder verlegt werden. Wenn Humanität und ein die Wiſſenſchaften achtender Geiſt entſcheiden ſollen, wie wir doch hoffen dürfen, ſo wird Marburg nicht nur ſeine Lehranſtalt behalten, ſondern ſich auch noch mancher

wörtlich hieher: „Son Excellence le Général Gouverneur de la Hesse, ordonne à tous officiers militaires et civils, à toutes les Classes des Citoyens de respecter les Personnes et les Propriétés de l'Université de *Marbourg*; de ne jamais la troubler, ni dans ses exercices, ni dans ses études, et de ne mettre aucun obstacle à ce qu'elle ne reçoive des Etudians du Pays et Etrangers."

(L. S) Le Général Gouverneur
La Grange.

Donné à Cassel le 13 Novembre 1806.

neuen Vergünſtigung zu erfreuen haben. Seine glückliche Lage, die zum Theil trefflichen Inſtitute deſſelben, die ſich doch, wie z. B. der botaniſche Garten, das Anatomie-Gebäude, das Entbindungshaus u. ſ. w. nicht transportiren laſſen, die Subſiſtenz des größten Theils ſeiner Bürger, die durch eine Verlegung der Univerſität völlig zu Grunde gerichtet werden, und die in keinem Gymnaſium, und in keiner Fabrikanſtalt Schadloshaltung finden würden, die Unmöglichkeit für manche brave Prediger und Beamten, ihre Söhne ferner den Wiſſenſchaften zu widmen, wenn ſie ſolche nach einer entfernten, theuern Univerſität ſchicken müßten, wo die Subſiſtenz eines ſtudirenden Sohnes, die Reiſekoſten mitgerechnet, die ganze Jahresbeſoldung eines braven Vaters verſchlingen würde; — dieſe und andere Umſtände werden gewiß erſt in reifliche Ueberlegung gezogen werden.

Dazu kommt, daß Marburg die einzige reformirte Univerſität des neuen Königreichs Weſtphalen iſt, und dieſe Konfeſſion doch wohl auch eine beſondere Lehranſtalt verlangen darf, und daß — wenn anders auch kameraliſtiſche Gründe bei wiſſenſchaftlichen Anſtalten gehört werden ſollen, — im Fall einer Aufhebung Marburgs, man-

ches Geld auſser Landes, nach der benachbarten Universität Gieſsen gehen würde. Ein Verbot aber, das Geld im Auslande zu verzehren, und es den Landeskindern doch unmöglich machen, eine nahgelegene Bildungsanstalt zu besuchen, welche den Einkünften der Aeltern, die überdies noch die Uebel des Krieges durch Fuhren, Durchmärsche, Einquartierungen, Abgaben u. s. w. empfunden haben, angemessen wäre, — dies ist von einer humanen Regierung wohl nicht zu fürchten!

Seit 1527, wo Marburg anfieng eine Musenstätte zu heiſsen, haben die ehrwürdigen Geister des groſsmüthigen Stifters dieser Lehranstalt, und der nachfolgenden Beschützer derselben mit Wohlgefallen über einer Anstalt geschwebt, die einen Franz Lambert, einen Jurcius Cordus, Jel. Cobanus Hessus, Andr. Gerh. Hyperius, Rud. Goclenius, Herrm. von dem Busche, Jos. Balth. Schuppius, Herrm. Bultejus, die Hombergke, Kirchmeyer, einen Christian Wolf, Schröder, Selchow, Curtius, Tiedemann, Baldinger, Stein u. a. m. unter ihre Lehrer zählte, und die seit Jahrhunderten die gröſsten Gelehrten und wichtigsten Staatsmänner gebildet hat. Ja!

dieſe treffliche Anſtalt könnte noch mehr gehoben werden, wenn einige ihrer verdienſtvollſten Lehrer, die nicht viel Geräuſch machen mögen, beſſer beſoldet, und ihrer Nahrungsſorgen überhoben würden, wenn manche Inſtitute noch mehr von oben herab begünſtigt, und beſonders die Univerſitätsbibliothek, die manches treffliche ältere Werk, meiſt durch Schenkungen und Vermächtniſſe erhalten hat, beſſer, als bisher, wo ihr Fonds äußerſt gering war, bedacht würde. So könnte die bürgerliche Exiſtenz der Bewohner Marburgs erhalten, mancher treffliche Gelehrte, Staatsmann, Religions- und Rechtsgelehrter, Arzt, Erzieher u. ſ. w. auch künftig gebildet, die Stirne manches Biedermannes erheitert und die Manen der Edlen, die dieſe Akademie gründeten und ſchützten, würdig geehrt werden! Zu dieſen, wie ich glaube, ſehr nahe liegenden Anſichten der Sache kommen auch noch einige Hoffnungen hinzu, die nicht auf einem unſichern Fundamente ruhen.

2.

Münchner Akademie.

Die allgemeine Aufmerksamkeit, die jetzt auf die neu organisirte, verjüngt und kräftig aus ihrer Asche hervorgetretene Academie der Wissenschaften in München von jedem Teutschen, der noch an Fortschritte und an ein Besseres glaubt, geheftet wird, darf und kann nicht getäuscht werden. Das Ungleichartigste und sich gegenseitig Abstoßende wird durch des trefflichen Präsidenten v. Jacobi rastlose Bemühung immer mehr in Einklang gebracht werden. Er erwirbt sich durch Klugheit und Liebe die Herzen der Mitglieder, und so wie in der ersten Sitzung Schelling und Weiler neben einander saßen, wird auch in den Gemüthern mehr ruhiges Neben- und Miteinanderwirken statt finden können. Noch fehlt der Academie ein Philolog, der Hellenist ist, und ein Chemiker. Für beide ist die zweckdienlichste Anstalt getroffen. Man steht mit dem Professor Jacobs, dem berühmten Herausgeber der Anthologie, einem der geschmackvollsten Bearbeiter und Uebersetzer des Alterthums, dem das fari et sapere in gleichem Maaße beiwohnt, in Unterhandlungen, die den besten Erfolg hoffen lassen.

sen. Er würde Hand in Hand mit seinem vieljährigen Freunde, dem geheimen Rath und Generalsecretär Schlichtegroll, dem schon aufs künftige Jahr 1000 Fl. Zulage zugesichert wurde, für Bibliotheken, Kunstsammlungen und Lehranstalten sehr wohlthätig wirken, vielleicht selbst, da er eine vorzügliche Lehrgabe besitzt, einige Lehrstunden am Lyceum freiwillig übernehmen. Die wohlthätigste Wirksamkeit kann die Academie, bis sie ganz in sich selbst consolidirt ist, schon durch Förderung der ihr untergeordneten Anstalten beweisen. In mehreren Sammlungen befinden sich unermeßliche Schätze, die zum Theil bis jetzt verschlossen und fast ganz vergessen gewesen sind. Das große (über 20 Personen umfassende) Personale der königl. Central-Bibliothek wird noch lange zu arbeiten haben, um die aus den Klöstern und Abteien zusammengebrachten Schätze, die jetzt auf Böden, ja in Scheuern und Kellergewölben aufgespeichert liegen, zu lüften, zu sichten, und in Reihe und Glieder zu stellen. Doch bei ernstem gutem Wollen und unter dem alles bethätigenden und belebenden Einflusse eines Montgelas, der auch hier als Organ des edelsten Monarchen wirkt, müssen noch manche Wunder geschehen, Berge geebnet und Thäler erhöhet werden können. (Aus einem Briefe aus München.)

„zum Nachdenken reizen. Der Glückliche raisonnirt selten: der Leidende nur untersucht, ob er in „den Uebeln, die ihn umringen, nicht wenigstens „einige nützliche Beziehungen entdecken könne. So „wahr ist es, daß die Natur das Vergnügen zur „Triebfeder des Menschen gemacht hat; wo sie es „nicht im Herzen geben kan, da giebt sie es im Kopf.“

Als unser Reisender bald hernach die Felsen von Penmare erblickte, sann er auf keine Hypothesen: diese Felsen waren die Küste seines Vaterlandes.

Am folgenden Morgen erreichte das Schiff die Reede von Orient. Das Schifsvolk war von Freuden ausser sich. — „Eine Menge Fischerbarken, erzählt unser Verfasser, kam auf uns zu: man kaufte von ihrer frischen Waare: man bereitete eilig ein letztes Mahl; man setzte sich hin, stand auf, setzte sich wieder, niemand konnte essen; wir alle wurden nicht müde, Frankreichs Boden zu bewundern.“

„Ich wollte mit meinen Sachen an Land; man rief die Bootsknechte: umsonst, sie arbeiteten nicht mehr. Sie hatten ihre besten Kleider angezogen: sie waren von einer stummen Freude ergriffen; sie sprachen kein Wort: einige redeten für sich allein.“

„Ich entschloß mich kurz; ich gieng in das Zimmer des Capitäns um von ihm Abschied zu nehmen. Der Capitän drückte mir die Hand, und sagte mit bethräntem Auge zu mir: **ich schreibe an meine Mutter.** Ich rief einem Fischer und trat

Nachſchrift.

Die hier nur angedeuteten Hoffnungen ſind, neueren Berichten zufolge, nun ſchon zum Theil in Erfüllung gegangen; ein fröhliches Augurium! Die am 25. September im hiſtoriſchen Saale der königl. Bibliothek gehaltene öffentliche Sitzung, die Baierns kunſtbegabter, zu den fröhlichſten Erwartungen berechtigender Thronerbe mit ſeiner Gegenwart ehrte, hat allgemeinen Beifall gehabt. Mit Verlangen ſieht das Publicum den, durch den Druck bekannt zu machenden, Vorleſungen Schlichtegrolls und Breyers entgegen. Profeſſor Jacobs hat wirklich ſeine Bibliothekar- und Lehrerſtelle in Gotha verlaſſen und iſt in das gaſtfreundliche München gezogen, beſchenkt und bedauert von ſeinem Fürſten, beklagt und mit unausſprechlicher Sehnſucht begleitet von Allen, die ihn kannten und, was hier eins war, liebten. Seit Menſchen Gedenken gieng wohl nie Jemand von Gotha weg, wo die Klage, daß er weggehe, ſo allgemein war unter Hohen und Niedern, und ſich ſo lebhaft und warm bei allen Ständen ausdrückte. Die im Kreiſe ſeiner Collegen und Zöglinge im Gymnaſium, das er ſelbſt mit zu einem der erſten Teutſchlands erhoben hatte, gehaltene Abſchiedsrede war ein Muſter ſeltener Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, iſt aber eben

darum dem größern Publicum nicht mittheilbar. Wie ſchön iſt's doch, wo ächte Humanität ſo in der Bruſt des ächten Philologen wohnt! Aber wie ſelten! — Wir begleiten den uns vielfach befreundeten und geliebten Mann mit einem Gedichtchen ſeiner Anthologie nach ſeiner eigenen Ueberſetzung (in der trefflichen Sammlung Tempe von F. J. Leipzig, Göſchen. 1803. 2 Theile, welches die ſchönſten Blüten der griechiſchen Blumenleſe von Jacobs Kennerhand in den zierlichſten Kranz geflochten und für Teutſche geſchmackvoll zubereitet, enthält.).

Ewige Jugend erfreue Dein Herz! Dich liebet Apollo,
Dich die Muſen und Zevs, welcher die Götter beherrſcht;
So verfließe Dir fern von jeglichem Uebel das Leben,
Und es erquicke Dein Herz Freundſchaft und Fülle des Glücks!

Tempe II., 128.

B.

3.

Aus Berlin.

D. 23. October 1807.

Eben habe ich Abschied von Johannes v. Müller genommen, der in acht Tagen von hier abreiset und als geheimer Rath und Theilnehmer an der Universität vom König von Wirtemberg nach Tübingen berufen ist. Jeder Unbefangene fühlt und beklagt den Verlust dieses Mannes, auf den alle teutsch sprechenden und empfindenden Völkerschaften von Geschlecht zu Geschlecht stolz seyn werden. Es ist durch seinen Abgang ein großer, unheilbarer Riß geschehen. Man hatte ihm allgemein die Secretärstelle bei unserer Academie zugedacht. Sie ist dem aus dem Cabinet zurückgetretenen Herrn Lombard zu Theil geworden! Es ist unglaublich, wie der edle Müller hier verkannt und gemißdeutet worden ist. Wie wurde seine Unterredung mit Napoleon verläumdet? Und doch trat dabei der wackere Mann nur als Vormund unserer Literatur, unserer Cultur auf, und stiftete gewiß nur Gutes durch alles, was er dem erhabenen Sieger sagen durfte. So hat man selbst seine heroische Freundschaft und Liebe zu ausgezeichneten jüngern Män-

nern, die er mit all jenen Gesinnungen zu erfüllen sucht, die seine Briefe an Bonstetten schon vor 20 Jahren aussprachen, mannichfaltig zu verunglimpfen und Gott weiß, welche Nebenabsichten dabei zu finden gesucht. Auch hier in Berlin war er der väterlich rathende und bethätigende Freund manches trefflichen Kopfs, so wie er denn durch Briefwechsel und Vermittelung längst für alle edlere Jünglinge Teutschlands, die er nie sah, die sich aber an ihn zutrauensvoll wandten, ein wahrer Doctor Germaniae geworden ist. Lesen Sie nur, um aus der neuesten Zeit einige Beispiele anzuführen, die Vorrede zu Ludens Christian Thomasius (Berlin. 1805) und die herzerhebende Zueignung an Müller, die Herr von der Hagen seiner so eben erschienenen trefflichen Bearbeitung der Nibelungen *) vorgesetzt hat. — Für uns Berliner ist nun

*) Der Nibelungen Lied herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen, Berlin, bei Ungar, 1807. 568 S. in gr. 8. eine der merkwürdigsten Erscheinungen und Wiedererweckungen unsrer Literatur, die durch solche Werke einen Pfandbrief erhält, daß es mit unsrer Sprache und Cultur trotz aller Ungunst der Zeiten, fröhlich und munter vorwärts gehe. Welche reife Gelehrsamkeit und Fülle in dem Anhange und im Glossar! Man greife doch recht bald selbst zu diesem Buche! B.

freilich der Mann verloren. Doch ſind wir nicht auch Teutſche? Gönnen wir ihm alſo den milden Hauch und das Lächeln des Himmels, der, ſeinem Vaterlande näher, ihm auch heimiſcher iſt; und freuen wir uns, daß ihm dort die Muße zu Theil wird, deren Früchte auch für uns die genußreichſten ſeyn werden. —

Wir verlieren auch den edeln Spanier, den General Grafen Pardo de Figueroa, der bisher als Geſandter hier lebte und nun eine diplomatiſche Miſſion nach Petersburg antritt. Sein Haus war ein Tempel der Muſen und der Gaſtfreundſchaft. Als Kenner der griechiſchen Sprache, worin er ſelbſt mit ſeltener Fertigkeit dichtete, und einſichtsvoller Beurtheiler aller alten und neuen Kunſt war er es werth, als Muſaget von allem, was hier Kunſt und Wiſſenſchaft liebt und übt, aufrichtig verehrt zu werden. Auch mit ihm verſiegt uns eine reiche Quelle des geiſtigſten Genuſſes, ein Mittelpunct der liberalſten Unterhaltungen ſchwindet. Dank ihm für das, was er uns war! Μεγαλα χαρις αὐτῳ.

S. . . .

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Blume nicht Seele. 175
2. Abendlied des Einsiedlers. 178
3. Trennung und Wiedersehen. 180

II. Elegieen.

1. Das Leben. Eine Rhapsodie. 181
2. Die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden 1807. (Beschluß. 186
VII. Oreſtes von den Eumeniden überfallen. 186
VIII. Tivoli, Landschaft, gemalt von Kaaz. 189

III. Schattenriſſe nach dem Leben. . 193

IV. Ueber Campe's Wörterbuch. (Beschluß.) 211

V. Kunstnachrichten.

Ossian's Gedichte in Umriſſen. Erfunden und radirt von J. C. Ruhl, Bildhauer in Kaſſel. III. u. letztes Heft. 239

Seite

VI. Göttinger Nekrolog. 243

VII. Korrespondenznachrichten.

1. Aus einem Briefe aus Marburg. . . . 248
2. Münchner Akademie. 254
3. Aus Berlin. 258

No. IX.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs,

ſo wie auch des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

September 1807.

I. Erſchienene Neuigkeiten

im September

und deren Inhalt.

1.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar. Leipziger Michaelis-Meſſe 1807.

Andersens, A. Fußreiſe durch einen Theil von Seeland. Aus d. Engl. überſetzt. gr. 8. 12 gr. od. 54 kr.
(Aus der Bibl. der Reiſen XXXIV. Bd. beſ. abgedruckt.)

Bertuchs F. J. Bilderbuch für Kinder, mit Teutschen, Französischen, Englischen und Italienischen Erklärungen, mit ausgemalten Kupfern. No. 97. 98. 99. 100. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupfern. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

(NB. Nro. 99. u. 100. werden gleich nach der Messe fertig.)

Bertuchs F. J. Tafeln der allgem. Naturgeschichte, nach ihren 3 Reichen, nebst vollständ. synopt. Enumeration aller bis jetzt bekannten Naturkörper und ihrer Charakteristik, *neue ganz umgearbeitete Ausgabe,* mit ausgemalten Kupfern.

Mineralreich. I. Hauptabtheilung, *Oryktognosie.* II. Heft. gr. 4. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Gewächsreich. I. Hauptabtheilung, *Pflanzen ohne Luftgefäße.* II. Heft. gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von M. G. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrmann. mit Kupfern und Charten. XXXIV. Bd. enthält 1) Andersens Fußreise durch Seeland. 2) Depons Nachrichten von der General-Hauptmannschaft Caracas oder dem östlichen Theile von Terrafirma ꝛc. mit einer Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 fl. 57 kr.

Depons, M. histor. geogr. statistische Nachrichten von der Generalhauptmannschaft Caracas oder dem östlichen Theile der spanischen Landschaft Terrafirma in Südamerika, gesammelt auf einer Reise und während eines Aufenthalts in diesem Lande in den Jahren 1801 bis 1804. Auszugsweise a. d. Französ. mit einer Einleitung von T. F. Ehrmann. Mit 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 3 fl. 51 kr.

Ehrmanns, Th. Fr., neueste Kunde vom Russischen Reich in Europa und Asien, nach dessen gegenwärtigem Zustande, aus Quellen dargestellt, mit Charten und Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geograph., verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von *F. J. Bertuch.* X. Jahrg. 1807. 7s und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Funke, C. Ph. ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuche für Kinder. Ein Commentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterricht ihrer Kinder

und Schüler bedienen wollen. No. 97. 98. 99. 100. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 36 kr.

NB. Nro. 99. u. 100. werden gleich nach der Messe fertig.

Gartenmagazin, Allgem. Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des praktischen Gartenwesens. IV. Jahrg. 1807. 76 u. folgende Stücke, mit ausgem. u. schw. Kupfern. gr. 4. der Jahrg. von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Journal für Kinder, Aeltern und Erzieher, herausgegeben von F. J. Bertuch und G. Ph. Funke, in 2 Abtheilungen, der Jugendfreund und Rathgeber mit ausgemalten und schwarzen Kupf. 11 Jahrg 36 bis 96 Stück. gr. 8. der Jahrgang von 12 Doppelheften 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von G. Bertuch. XXII. Jahrg. 1807. 66 und folgende Stücke, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. oder 9 fl.

Länder- und Völkerkunde, neueste, ein geographisches Lesebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern. 1807. oder III. IV. Bd. gr. 8. der Band von 6 Stücken, 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. NB. 2 Bde. machen einen Jahrg. von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. kostet.

Operationsplan der Preußisch-Sächsischen Armee im J. 1806, Schlacht von Auerstädt und Rückzug bis Lubeck. Nebst Beilage, einer Operations-Charte und Plan der Schlacht bei Auerstädt, von C. v. W. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr. (in Commission).

Plan d'Operation de l'Armée Saxo-Prussienne en 1806. Bataille d'Auerstaedt le 14. Oct. et la retraite jusqu'a Lübeck. Avec des Supplements, une Carte d'Operation, et un Plan de la Bataille d'Auerstaedt, p. C. de W. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. ou 2 fl. 42 kr. (en Commission.)

Paris mit seinen ferneren Umgebungen, vier Lieues in die Runde, mit einer Charte. gr. 8. 9 gr. od. 40 kr.

Repertorium, (Allgemeines) *der Literatur*. Drittes Quinquennium für die Jahre 1796 bis 1800. 2 Bände. gr. 4. 7 Rthlr. 12 gr. od. 13 fl. 30 kr.

NB. Einzelne Fächer der Wissenschaften, die bis jetzt vom *Repertorium* fertig sind.

Systematisches Verzeichniß, aller in der *Wissenschaftskunde* und *philologischen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutschen und ausländischen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— aller in der *theol. Literatur* in den J. 1796 bis 1800

trat in ſeine Barke. Beym Ausſteigen dankte ich dem Himmel, daß er mich endlich in ein natürliches Leben herſtellte.“

Unſer Verfaſſer hat ſeinem Werke einige Anmerkungen über die **Reiſen und die Reiſenden** angehängt, und beſchließt mit folgender ſchönen Beſchreibung des Landlebens.

„Was ſollen mir die groſſen Städte, ihre „Staatswagen, ihre Palläſte, ihr Lerm, ihr Ge„dränge, ihre Spieler, Gaſtmähler, Beſuche; ihre „ſchleunigen und nichtswürdigen Freundſchaften? „So ſehr vervielfältigte Freuden verwandeln die „Glückſeligkeit in Schale, und den Genuß in Beo„bachtung. Das Leben ſoll kein Schauſpiel ſeyn. „Nur auf dem Lande genießt man die Güter des „Herzens, ſich ſelbſt, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine „Freunde. In allen Stücken, däucht mich, iſt „das Land den Städten vorzuziehen: dort iſt die „Luft rein, die Ausſicht lächelnd, das Gehen ſanft, „das Leben leicht, die Sitten ſind einfach und die „Menſchen beſſer. Dort entwickeln ſich die Lei„denſchaften ohne jemanden zu ſchaden. Wer die „Freyheit liebt, hängt dort von nichts als dem Him„mel ab; der Geizhals empfängt ſich immer ver„mehrende Schätze; der Krieger kan jagen, der „Wollüſtige Gärten pflanzen, der Weltweiſe die „beſten Gegenſtände zum Nachdenken in der Nä„he finden.“

„Die Felder meines Geburtsorts würde ich „allen übrigen vorziehen, nicht weil ſie die ſchönſten

herausgek. teutschen und ausländischen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

Syſtematiſches Verzeichniſs aller in d. *juriſtiſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— aller in der *mediciniſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr.

— aller in der *philoſophiſchen Literatur* in den J. 1799 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

— aller in der *pädagogiſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 12 gr. oder 54 kr.

— aller in der *ſtaats- und kriegswiſſenſchaftlichen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

— aller in der *phyſikaliſch-naturhiſtor. gewerbswiſſenſchaftl. u. mathemat. Literat.* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36. kr.

Rosenmüller, D. J. C., chirurg. anat. Abbildungen für Aerzte und Wundärzte, III. Theil, welcher die Theile des *Bauchs* und die *Bauchglieder* begreift, 1ste Liefer. mit 5 Kpfrt. gr. fol. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Wieland's, C. M. Neuer Teutſcher Merkur vom J. 1807. 6s und folgende St. Mit Kupf. Der Jahrg. v. 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Kupferſtiche, Portraits ꝛc.

Fortſetzung der Abbildungen aller Obſtſorten aus dem T. Obſtgärtner und A. T. Gartenmagazin. Aepfel. 2e Lieferung. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— derſelben. Weintrauben. 4te Lieferung. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Portrait J. Hugo von Linſchoten gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Amerigo Veſpucci. gr. 8. 4. gr. od. 18 kr.

— C. J. Ph. Lord Mulgrave gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Capt. J. Hunter. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Joh. Elert Bode. gr. 8. 4 gr. od. 18. kr.

— Mart. von Schwartner. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Portrait von Anna Amalia, verwittweten Herzogin v. S. Weimar u. Eisenach. gem. v. Kraus, gestochen von C. Müller gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

In Commission:

Ansicht von Weimar nach einer Zeichnung von G. M. Kraus. gestochen von C. Müller. 17 Zoll hoch, 24 Z. breit, colorirt. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

Busler, F., Verzierungen aus dem Alterthume. 11— 12r Heft. 4. Berlin. in farbigem Umschlage geheftet 14 Rthlr. od. 25 fl. 12 kr.
(Diese 12 Hefte werden nicht getrennt.)

2.

Neue Charten und geographische Werke, welche im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar zur Leipziger Michaelis-Messe 1807 erschienen sind.

A. Geographisch-militärische Werke und Charten.

Europa, nach seinen politisch-geogr. Veränderungen seit Ausbruch der französischen Revolution dargestellt in Charten und statistischen Tabellen, I. Lieferung von 5 Charten und einer statistischen Tabelle für die Periode von der ersten Hälfte des Jahres 1789. bis zum September 1806. gr. fol. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Friede von Tilsit zwischen Frankreich, Rufsland und Preufsen, geschlossen den 7ten und 9ten July 1807. in Teutscher und Französischer Sprache. 4. Nebst dazu gehöriger Erläuterungscharte in fol. 12 gr. od. 54 kr.

Gaspari, A. Chr., Lehrbuch der Erdbeschreibung, zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlasses. Erster Cursus, Neunte, nach den neuesten Veränderungen bis zum September 1807 berichtigte, zum Theil ganz umgeänderte Ausgabe. gr. 8. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Der dazu gehörige neue methodische Schulatlas, entw. vom F. L. Güfsefeld, in 15 Quartblättern kostet 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

— Dessen Lehrbuch der Erdbeschreibung, zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses. Zweiter Cursus. Sechste bis zum September 1807. berichtigte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Der dazu gehörige neue methodische Schulatlas, entw. von

F. k. Güßefeld in 35 Quartblättern kostet 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 20 kr.

(Die Berichtigungen und Zusätze zum Lehrbuche des 2ten Cursus, welche besonders gedruckt sind, erhalten die Besitzer der 6ten Ausgabe unentgeldlich.)

Uebersicht der Operationen der Kaiserl. Französischen und Kaiserl. Russischen Armee am 5. Jun. bis zum Waffenstillstande von Tilsit am 21. Jun. 1807. nebst der *Schlacht von Friedland* aus den Französischen und Russischen Official-Berichten zur Erläuterung der *Charte* davon in Französ. und Teutscher Sprache. 4. mit der Charte in folio 15 gr. oder 1 fl. 8 kr.

Topographisch-militärische Charte von Teutschland in 204 Blättern, I. Lieferung 4 Blatt enthaltend fol. Pränumerationspreiß für die Abnehmer des Ganzen auf ord. Pap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. auf Velinp. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.
Einzeln kostet jedes Blatt auf ord. Pap. 8 gr. auf Velin 10 gr.

B. Charten in großem Formate zu Gaspari Allgem. Handatlas gehörig.

Charte von Europa, nach den vorzüglichsten Hülfsmitteln neu entworfen und gezeichnet von Ferd. Götze. berichtigt im Sept. 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieselbe auf Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

Charte des Erzherzogthums Oesterreichs nebst den Herzogthümern Stevermark, Salzburg, und Krain mit der Grafschaft Görz und dem Littorale, ingl. die Königl. Bayerisch gefürstete Grafschaft Tyrol oder die untere Donau vorstellend, nach dem Preßburger Frieden am 26. Dec. 1805. berichtigt von Götze. Rojalfol. ord. Papier 8 gr. oder 36 kr.

Dieselbe auf Olif. Pap 12. gr. od. 54 kr.

Charte von den Königl. Bayerischen ältern Staaten und dem größten Theile der in Franken, Schwaben und am Inn acquirirten Länder, oder die obere Donau entw. von G. F. Freyherrn von Schmiedburg und nach dem Preßburger Frieden und nachherigen Tractaten berichtigt im August 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieselbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Königreiche Wirtemberg, dem Großherzogthum Baden, und den Königl. Bayerischen Acquisitionen in Schwaben ꝛc. oder der obere Rhein, nach dem

Preßburger Frieden und der Rheiniſchen Conföderationsacte von 1806. abgetheilt im Aug. 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

Charte von dem ſüdl. Theile des Königreichs Weſtphalen, dem Großherzogthume Darmſtadt, den Herzoglich Naſſauiſchen Landen, dem Fürſtenthume Aſchaffenburg ꝛc. oder der mittlere Rhein, entw. von F. L. Güßefeld und nach den neueſten politiſchen Veränderungen abgetheilt im Auguſt 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. ob. 54 kr.

Charte von dem weſtlichen Theile des Königreichs Weſtphalen, dem Großherzogthume Berg ꝛc. oder der Nieder-Rhein nach den neueſten trigonometriſchen Meſſungen und aſtronom. Ortsbeſtimmungen des König. Preuß. Generalmajor von Lecoq entw. v. D. G. Reymann. 1804. und nach den neueſten politiſchen Veränderungen abgetheilt im Auguſt 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

Charte vom öſtlichen Theile des Königreichs Weſtphalen, den Herzogthümern Mecklenburg, Hollſtein, und Lauenburg, ingleichen den Hanſeſtädten Lübeck, Hamburg und Bremen oder die Weſer und Nieder-Elbe entw. von F. L. Güßefeld. 1804. berichtigt im Auguſt 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

Charte, der Königl. Preuß. Provinzen Brandenburg und Pommern und der öſtl. Theil vom Herzogthume Magdeburg, ingl. Schwediſch Pommern mit Rügen entw. im J. 1799. und dem dermaligen politiſchen Beſtande gemäß eingerichtet von F. L. Güßefeld im Aug. 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

Charte vom Königreiche Sachſen nebſt den Herzogl. Sächſ. Herzogl. Anhalt. Fürſtl. Schwarzburg. u. Fürſtl. Reußiſchen Landen oder die obere Elbe, entw. von F. L. Güßefeld und berichtigt im Aug. 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

Charte von dem weſtl. Theile des Königreichs Bayern, dem Großherzogthume Würzburg, dem Fürſtenthume Aſchaffenburg ꝛc. oder der Mayn, entw. v. F. H. Kreybich und nach der gegenwärtigen politiſchen Lage eingerichtet im Aug. 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Papier. 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Königreiche Preußen, dem Herzogthum Warſchau und dem neuen Danziger Gebiete. Nach dem zu Tilſit am 9 Jul. 1807 geſchloſſenen Frieden. Entworfen von D. F. Soltmann und berichtigt im Auguſt 1807. Roj. fol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Papier. 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Polen, nach dem Frieden zu Tilſit vom 9. Jul. 1807. abgetheilt und entworfen von F. L. Güßefeld. und berichtigt im Auguſt 1807. Roj. fol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Papier. 12 gr. od. 36 kr.

C. Plane und kleinere Charten.

Charte von dem öſtlichen Theile von Terra Firma oder dem General-Capitanate von Caracas, nach Pojrſon. 1807. fol. 6 gr. oder 27 kr.

— vom Laufe des Hhallaga und des Ucayali und von der Pampa bei Sacramento im inneren von Peru. 1807. gr. fol. 6 gr. od. 27 kr.

— von den Orkney's oder Orkadiſchen Inſeln. 1807. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— von Neu-Georgien oder den Arſaciden-Inſeln, entw. von F. W. A. Bratring. 1807. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— der Niederung der Lahn und ihrer Gegenthäler. 1807. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— von der Inſel Helgoland, vor der Elbemündung in der Nordſee gelegen. Nach der von Reinke und Lang 1787. gemachten Aufnahme von derſelben. 1807. fol. 6 gr. od. 27 kr.

Plan von Copenhagen. 1807. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— des Holſteiniſchen Canals zwiſchen Rendsburg und dem Kieler Fiord, nebſt deſſen Profil. 1807. kl. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— von Cronſtadt. 1807. kl. fol. 3 gr. oder 15 kr.

3.

Journal des Luxus und der Moden. 1807. 9s St.

Inhalt.

I. Sinngedichte. 1. Die Ewigkeit. 2. Grabschrift eines Lieutenants. 3. Uebermuth im Glück. 4. Die Keusche. 5. Erläuterung. II. Ein paar Worte ohne Aufschrift. III. Montbard, des berühmten Naturforschers Grafen von Buffon Geburts- und Wohnort. IV. Kaiser Napoleons Einzug und Aufenthalt in Dresden. V. Kunst. Rückblick auf die Leipziger Ostermesse 1807. VI. Musik. Neue Musik, sowohl für geselligen, als für einsamen Genuß. VII. Miscellen. 1. Die Elemente der Luftschwimmkunst. 2. Reform der Theater in Paris. 3. Bade- und Reise-Epoque. — Wanderung durch die Bäder von Driburg, Pyrmont und Hof-Geismar 1807. 4. Kaiser Napoleon in Dresden. 5. Feier des Geburtstages des Kais. Napoleon in Hamburg. 6. Abschied von Baden. — Einweihung der neuen lutherischen Kirche in Karlsruhe. VIII. Neue Moden. 1. Novitäten aus dem Magazin der Hrn. Göhring und Gerhard in Leipzig, im August 1807. 2. Pariser Moden im Julius und August. IX. Ameublement. Geschmackvolles Bett. X. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Septbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. 9s St.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Nachrichten über Persien und die Perser. Nach Olivier. 2. Ueber Völker-Namen. Von Hrn. Prof. *Rommel.*

Bücher-Recensionen. 1. Voyage pittoresque et historique de l'Espagne, par *Alexandre de Laborde* et une société de gens de lettres et d'artistes à Madrid. Tome I. Paris. 1806. I. Livraison. 2. *Hassel's* (G.) statistischer Abriss des Russischen Kaiserthums nach seinen neue-

ſten politiſchen Beziehungen. 1807. 3. Bemerkungen über Rußland, beſonders einige Provinzen dieſes Reichs und ihre Naturgeſchichte betreffend etc. vom Freiherrn von *Campenhauſen*, 1807. 4. Hiſtoriſch - geographiſch - ſtatiſtiſche Beiträge zur nähern Kenntniſs Weſtphalens. I. u. II. Theil. Elberfeld. 1807.

Charten - Recenſionen. 1. Europa nach ſeinen politiſch - geographiſchen Veränderungen ſeit Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, dargeſtellt in Charten und ſtatiſtiſchen Tabellen. *Erſte Lieferung.* Weimar. 1807. 2. Topographiſche Charte der Gegend um Wien, gezeichnet von *Ludw. Schmidt.* Wien 1807.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Der Friede zwiſchen Frankreich, Rußland und Preußen, geſchloſſen zu Tilſit den 7. [illegible] Julius 1807. (Nebſt dazu gehöriger Charte.) (1) Friedens - Tractat zwiſchen Frankreich und Rußland. (2) Friedens - Tractat zwiſchen Frankreich und Preußen. 2. Wachsthum der Stadt Danzig unter der preußiſchen Regierung vom Jahr 1793 bis 1807. 3. Journaliſtik. 4. Neue Organiſation der königl. Bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu München. 5. Ueberſicht der neueſten Eintheilung des europäiſchen Rußlands in Gouvernements und Kreiſe. 6. Avantcourier neuer ausländiſcher geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 7. Kurze Notizen. (1) Nachricht an das Publikum wegen Herrn Hofr. Dietiens Poſtcharte. (2) Nachricht wegen der aufgehaltenen erſten Lieferung der topographiſch - militäriſchen Charte von Teutſchland in 204 Blättern (3) Geographiſche Anzeige wegen des Tilſiter Friedens. (4) Literariſche Nachricht, wegen Hrn. Prof. *Bode's* aſtronom. Jahrbücher.

Zu dieſem Stücke gehören:

Charte zur Erläuterung des Tilſiter Friedens. Portrait des Hrn. Prof. M. *v. Schwartner* zu Peſth.

Weimar im Septbr. 1807.

F. S. pr. Landes - Induſtrie - Comptoir.

5.

Allg. Teutſches Garten - Magazin. 1807. VIII. St.

Inhalt.

II. Garten - Baukunſt. Antiker Brunnen für engliſche Gärten. (Mit Abbildung auf Taf. 20.) III. Treib-

und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber den Feigenbaum und die Erziehung desselben. IV. Blumisterei. 1. Ueber das Verlaufen der Blumen, vorzüglich der Nelken und Aurikel. 2. Uebersicht einiger schön blühenden perennirenden Zwiebel- und Knollengewächse und Anweisung zu ihrer Erziehung und Behandlung. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Birn-Sorten. A. Die krummgestielte Feigenbirn. (Mit Abbild. auf Taf. 21.) B. Die Mützchensbirn. (Mit Abbild. auf Taf. 21.) 2. Ueber die Kultur der Himbeere. 3. Einige Vorschläge zur Emporbringung des Obstbaues, und insonderheit der Gemeinde-Plantagen. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber die beste Form und Materie der Blumenscherben. 2. Auszug eines Briefes von Hrn. Schneevogt in Haarlem.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 20. Antiker Brunnen für englische Gärten. Taf. 21. Die krummgestielte Feigenbirn. Taf. 21. Die Mützchensbirn. Taf. 22. Blumenscherben-Formen.

Weimar, im Septbr. 1807.

F. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Neueste Länder- und Völkerkunde. September 1807. od. IV. Bds. III. Stück.

Inhalt.

B. Das Königreich Norwegen.

Dritte Abtheilung. 1. Name, Lage, Gränzen, Größe. 2. Naturbeschaffenheit überhaupt. — Klima. 3. Oberfläche des Landes. — Gebirge, Boden und dessen verschiedene Beschaffenheit. 4. Gewässer. — Meere, Seen, Flüsse. 5. Naturprodukte. 6. Einwohner von Norwegen. — Ihre Zahl und Schilderung überhaupt. Abstammung und Sprache. — Die Norweger insbesondere. Ihr physischer und moralischer Charakter. 7. Lebensart der Norweger. — Sitten und Gebräuche; gesellschaftliches Leben und Vergnügungen. 8. Beschäftigungen und Gewerbe der Norweger. — Ackerbau, Viehzucht, Waldbenutzung, Gartenbau, Fischerei, Jagd. 9. Kunstgewerbe. — Handwerke, Fabriken, Bergbau. — Schiffahrt und Handel. 10. Schöne Künste und Wissenschaften. — Erziehungswesen. — Religionszustand. 11. Bürgerliche Verfassung, Verwaltung und Justizwesen. 12. Topographie.

Beschreibung der einzelnen Landschaften, Städte und bemerkenswerthesten Oerter.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Ansicht von Stockholm. Taf. 2. Der Nordische Wallfisch. Taf. 3. Die Eis-Inseln in der Nordsee.

Weimar im Septbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Journal für Kinder, Aeltern und Erzieher; in Doppelheften. Erste Abtheil. der Jugendfreund; Zweite Abtheil. der Rathgeber. III. Stück 1806. u. IV. Stück 1807.

Inhalt des III. Stücks 1806.

I. Inhalt des Jugendfreundes.

I. Beispiele von Handlungen der Thiere, wodurch sie Scharfsinn und Nachdenken zu verrathen scheinen. 1. Der kluge Hirsch. 2. Das aufmerksame und schlaue Pferd. II. Indianische Fabeln. 1. Die Schlange und der Frosch. 2. Der Mann, der Tiger und der Fuchs. 3. Der Braman und der Mehltopf. III. Unterricht im Zeichnen. Zweite Lection. Landschaft. (Mit Abbild. auf Taf. 5. 6) IV. Kindergespräche. Das Farbenspiel. V. Unterricht in der Musik. VI. Kleine Erzählungen. 1. Emmy und Emrich. 2. Die Aepfel, oder Henriette, Auguste und Ernst. 3. Der Spinnrocken, oder Lotte und Elsbeth.

* * *

II. Inhalt des Rathgebers.

I. Ueber Eigensinn und Festigkeit. (Beschluß.) II. Sprachübungen. III. Musikübungen. IV. Jung gewohnt, alt gethan.

Inhalt des IV. Stücks 1807.

I. Inhalt des Jugendfreundes.

I. Etwas zur Belehrung und Warnung. II. List des Fuchses. III. Kleine Erzählungen. 1. Eduard der Wohlthätige. 2. Ludwig und Heinrich, oder die Nachahmer. IV. Ein Mährchen aus dem Morgenlande. V. Kindergespräche. 1. Der Glockenguß. 2. Der Geburtstag, oder die Chocolade und Brätzel.

(Hierzu die 3 Abbildungen Taf. 7. 8. 9.)

* * *

II. Inhalt des Rathgebers.

I. Erinnerungen an alte Wahrheiten II. Etwas über Wolkens zwei neueste Schriften, die Erziehungslehre, und Anweisung für Mütter. III. Darstellung der Pestalozzischen Lehrmethode für aufgeklärte Aeltern und Erzieher.

* * *

Nachricht.

Da anjetzt alle Hindernisse, welche im vorigen Jahre den Fortgang dieses Journals, zu unserm Leidwesen, bei dem 3ten Monate unterbrachen, völlig gehoben und beseitiat sind, so können wir den Abonnenten desselben nunmehr auch die schnellste und pünktlichste Fortsetzung zusichern. Um die dadurch entstandene Lücke auszufullen, würde es sowohl unzweckmäßig, als auch den Abonnenten selbst nicht angenehm seyn, wenn wir den monatlichen Rückstand vom März 1806. an, jetzt nachholen, und sie auf einmal mit einer Menge Heften überschwemmen wollten. Wir haben daher für zweckdienlicher geachtet, aus den beiden Jahrgängen für 1806. und 1807. des Journals nur einen einzigen zu machen, (da es ja hier doch nur auf den Inhalt der Hefte, und nicht auf das Datum ihrer Erscheinung, wie etwa bei einer politischen Zeitung ankommt,) und die Hefte Jan. Febr. und März von 1806, den April und folgende aber von 1807. an zu datiren, welches hoffentlich unsern Herren Abonnenten ganz angenehm seyn wird, da Sie durch diese Einrichtung an Statt zwei Jahrgängen nur einen zu bezahlen haben; zugleich wieder in den richtigen Gang des Journals kommen, und selbst für heuer noch eine reiche Nachlese erhalten; denn wir hoffen, Ihnen bis Ende des Jahres alle noch

„sind, sondern weil ich dort erzogen ward. Der „Aufenthalt unseres ersten Lebens hat einen verbor„genen Reiz, ein rührendes ich weiß nicht was, „welches kein glücklicher Zufall schenken, und kein „andres Land ersetzen kan. Wo sind sie, die Spiele „der zarten Jugend, jene geschäftigen Tage ohne „Vorsorge und ohne Gram? Der Fang eines Vo„gels erfüllte mich mit Freuden. Welche Lust em„pfand ich einem Feldhune zu liebkosen, mich von „seinem Schnabel necken zu lassen, in meiner Hand „sein Herz schlagen und seine Federn schauern zu „fühlen. Glücklich ist, wer den Ort wieder findet, „wo alles geliebt ward, wo alles liebenswürdig „schien, die Wiese, wo er herum lief, und den Obst„garten, den er plünderte! Noch glücklicher ist, wer „dich niemals verließ, väterliches Dach, heilige Frey„stätte! Wie viele Reisende kommen zurück, ohne „einen Aufenthalt zu finden! Von ihren Freunden „sind einige gestorben; einige entfernt, hier ist eine „Familie zerstreut, dort Gönner. . . . Aber das „Leben ist nur eine kleine Reise, und das Alter des „Menschen ein schneller Tag. Ich will seine Stür„me vergessen, um mich allein der Dienstleistun„gen, der Tugenden und der Beständigkeit meiner „Freunde zu erinnern. Vielleicht behält diese „Schrift ihre Nahmen auf und läßt sie meine Er„kenntlichkeit überleben! Vielleicht gelangt sie bis „zu euch, ihr guten Holländer am Cap! Und du, „armer Neger, der du auf Maurizens Felsen weinst, „wenn meine Hand, die deine Thränen nicht abwi„schen kan, Thränen des Schmerzens und der Reue

„in

von heuer rückständige Monatshefte vom Mai bis Decbr. d. J. richtig abzuliefern.

Um indessen auch unser Versprechen wegen des für jeden Jahrgang bestimmten Weihnachtsgeschenks zu erfüllen, und für entferntere und ausländische Abonnenten damit nicht zu spät zu kommen, haben wir dem jetzigen Aprilhefte das für heuer bestimmte Weihnachtsgeschenk beigefügt.

Der indessen erfolgte Tod des Herrn Erz. Rathe Junke, als des einen der Herren Herausgeber dieser Zeitschrift, wird keinen Einfluß auf ihren richtigen Fortgang haben; und wir werden uns darüber zu Ende dieses Jahrgangs näher erklären.

Weimar im September 1806.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Wieland's Neuer Teutscher Merkur. 1807. IX. Stück.

Inhalt.

I. Ueber Nationalphysiognomie und Ausartung der menschlichen Bildung. (Hierzu das Titelkupfer.) II. Probe aus einer Uebersetzung des altteutschen Gedichtes, das Lied der Niebelungen. III. Nekrolog. Jer. Jakob Oberlin. IV. Ueber die Tensons der Provenzalischen Dichter. V. Kunstnachrichten. Kobels neueste Gemälde.

Weimar im Septbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

9.

Neue Friedens-Charte.

In unserm Verlage ist so eben Folgendes erschienen, und an alle gute Buch- und Kunsthandlungen versandt worden.

Der Friede von Tilsit, zwischen Frankreich, Rußland und Preußen, geschlossen den 7ten u. 9ten Julius 1807. 4. nebst dazu gehöriger Erläuterungs-Charte in Folio. 12 Gr. Sächs. oder 54 Kr. Rheinl.

Der Text von diesen ist Teutsch und Französisch gegenüber stehend, und der Friedenstractat ist nach den richtigsten Originalen abgedruckt.

Weimar, im Septbr. 1807.

Das geograph. Institut.

10.

Operations-Plan der preußisch-sächsischen Armee im Jahr 1806. und

Plan d'Operation de l'Armee Saxo-Prussienne; l'An 1806.

Die von uns vor kurzem angekündigte äußerst interessante Schrift:

Operations-Plan der Preußisch-Sächsischen Armee im Jahr 1806, Schlacht bei Auerstädt und Rückzug bis Lübeck; nebst Beilagen, einer Operations-Charte und Plan der Schlacht von Auerstädt, in 8. 1 Thlr. 12 Gr. Sächs. oder 2 Fl. 42 Kr. Rheinl.

Plan d'Operation de l'Armée Saxo-Prussienne; l'An 1806; la Bataille d'Auerstaedt et la Retraite à Lübeck etc. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

ist in beiden Ausgaben fertig worden, und bei uns in Commission, so wie auch in allen guten Buchhandlungen zu haben. Die Leser werden hier den treuesten und genauesten Bericht, nebst Aufklärungen von dieser großen Weltbegebenheit finden, die man noch nicht hatte, und mit Verlangen erwartete.

Wir müssen bitten, bei den Bestellungen genau zu bemerken, ob man die teutsche oder französische Ausgabe verlange. Liebhaber, die sich mit ihren Verschreibungen von wenigstens 5 Exempl. direct an uns wenden, und den Betrag baar einschicken, erhalten das 5te Exempl. frei oder 20 Proc. Rabatt.

Weimar im Septbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II.

Anderſen's (H.) eines gebornen Dänen, kleine Fuß-Reiſe durch einen Theil von Seeland. aus dem Engl. überſetzt in 8vo. 12 Gr. Sächſ. oder 54 Kr. Rheinl.

iſt ſo eben in unſerm Verlage erſchienen, und an alle gute Buchhandlungen verſandt worden, da es wegen des neuen Kriegstheaters auf Seeland eine ſehr intereſſante und inſtructive Neuigkeit iſt.

Eben ſo giebt auch der erſt vor 2 Monaten angefangene IV. Band unſerer neueſten Länder- und Völkerkunde, deſſen 1r u. 2r Heft die Charten von Dänemark, Norwegen und Schweden, und den Plan von Kopenhagen enthalten, die beſte und ausführlichſte Ueberſicht und Beſchreibung der Königl. Däniſchen Staaten. Der Band von 6 Stücken koſtet 3 Thlr. Sächſ. oder 5 fl. 24 Kr. Rheinl.

Weimar, im September 1807.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December. 1807.

I.

Gedichte.

Bilderſchau in dem Gräfl. Schönbornſchen Schloß Wieſenſtein ob Pommerfelden bei Bamberg.*)

An den Leſer.

Vieles ſchwatzten ſo viele von Kunſt, von Genie, und Gelehrtheit;
Aber wo führet Genie jeglichem Meiſter die Hand?

*) Mit Vergnügen macht der Merkur bei dieſen Erſtlingen eines Studierenden in Bamberg eine Ausnahme, da, bei allem was ſtrengere Kritik noch zu erinnern haben möchte, hier die Tendenz in Anſchlag gebracht wird. Geſtattete es der Raum, ſo würde

Hier! — Wo Kunſt und Natur nur einem Ziele vertrauend
Weilen; — hier weile denn auch ſüßer Betrachtung geweiht.
Jüngling bin ich; man ſteigt nur auf ſteilen Wegen zum Kenner;
Aber auch junges Gefühl ſchmeckt der Erinnerung ſüß! —
Viele ſtaunten bei dem, was ſie ſah'n, und wagtens in Worten
Auszudrücken; das Wort, war's der Gefühle wohl werth?
Ganz nur Gedanke, Gefühl, da ſteh ich und ſchreibe die Meiſter
Auf; was der Künſtler gedacht, wag ich zu denken; und ſo
Nimm dann Leſer es hin, was ich ſchrieb; denn was ich gefühlet,
Selbſt zu ſingen, dazu reichet die Muſe nicht hin! — —

* * *

auch das Lied an die Bundesbrüder der Concordia aufgenommen worden ſeyn. Concordia heißt der unter hoher Begünſtigung von den edelſten Jünglingen in Bamberg geſchloſſene Bund zur Verbannung roher Sitten. Möge dieſe Concordia auf allen unſern hohen Schulen blühen.!

Bildergallerie. — Erſter Saal. —

Oeffne mir Pforte den Himmel; die Freunde laß mir, die Trauten,
Und die des Schönen ſich freu'n, hier in dein Heiligthum ein!
Und es gähnet die Pforte, ſie hat mit Pracht mich umfangen;
Peru, dein golden' Gebirg biete, ich tauſche dir nicht! —
Herzlich ſprech ich dir nach, was du Jünger auf Tabor geſprochen:
„Rabi! da lebt ſich's ſo ſüß! willſt du, ſo wohnen wir hier!"
Wie es da lebet, und wie hier Künſtler an Künſtler ſich reihet!
Wie in Elyſiums Hain wähn' ich ein Schatte zu ſteh'n!
Was nur der Grieche Großes gezeugt, da leben die Thaten;
Helden und Handlungen Roms drängen im Kreiſe ſich hier. —

* * *

Cimon und Pera.

Von Guido Reni.

Trauriger Anblick! — Grauſende Nacht! vier dumpfige Wände!
Hat wohl der Menſchen Kunſt hier auch den Menſchen bedacht? —
Oben ein Gitter! da ſammeln zur Zeit ſich Mitleid und Neugier;
Beſſer wär', nickteſt du ſelbſt' Hoffnung da oben herein! —
Kraftlos ſchmachtet auf moderndem Stroh der Greis; mit den Ketten
Spielt er; das einzige Spiel, das ihm die Stunde verkürzt. —
Sterben ſoll er den quälenden Tod des Hungers im Kerker;
Und ſchon wähnet ſein Rom, daß er zu Ende ſich neigt. —
Anders doch hat es der Himmel beſchloſſen; die kindliche Liebe
Leitet die Tochter, ſie reicht ſchweigend dem Vater die Bruſt.
Sorgend ſpähen die Blicke umher, ob nirgends Verräther
Lauſchen, ſo nähret ſie noch täglich zur Stunde den Greis.

Schmerz in der Seele entreißet zu Haus ſie dem Säugling die Brüſte;
Denn es hungert der Greis, ach, und er liebet ſie ſehr! —
„Lebt ja nur einmal der Vater für mich, und Kinder, die kann ich
„Wiedergebären, ſo denkt Pera, die Krone von Rom.“
Guido Reni! du Mann! Wohl haſt du wie Zimon empfunden,
Und wie die Tochter gedacht; ſeh ich's doch deutlich im Bild! —

* * *

Der ſterbende Einſiedler Anton.

Von Rubens.

Fürchten ſo viele den Tod! — Ihr Thoren, da ſeht doch, wie traulich
Dieſen Greis er umarmt! — Wahrlich, ſo küßt nur der Freund!
Schwebt ſchon auf bläulicher Lippe der Geiſt; er ſehnt ſich zum Vater!
Traurigen Blickes ſieh'n ſeine Getreuen umher!

Laßt euch des Hauptes Schnee, des Bartes Silber die Jahre
Zählen; ſein Weg war ſchwer, aber noch ſchwerer die Laſt.
Und doch erhob ſich bei dieſer Laſt die Seele noch höher;
Sieht man's doch deutlich im Blick, daß er der Wahrheit ſich naht! —
Wäre die Wahrheit zugegen, ſie würde in Thränen zerfließen!
Stürbe die Tugend, fürwahr, ſchöner wohl ſtürbe ſie nicht!
Rubens! So denkt ſich der Freund nur den Freund, wie die Tugend du dachteſt!
Edles zu denken vermag wohl nur ein edeles Herz! —

* * *

Raphael.

Seht des Jünglings Feuerblicke fliegen
Nach Elyſium; in vollen Zügen
Schlürft er himmliſches Entzücken ein!
Wenn ich gleich des Jünglings Blicke frage,
Wer verſteht die ſchwere Geiſterſprache,
Sagt, wer kann wohl dieſer Jüngling ſeyn?

In dem großen Seraphreiche wählet
Sich ſein Geiſt ein hehres Götterbild;
Denn die Erd', ſo viel ſie Schönes zählet,
Hat kein Weſen, das wie Seraph fühlt.
Reich an Schätzen kehren ſeine Blicke,
Und ein Doppelleben füllt die Lücke,
Wo er lebend nicht auf Erden war.
Was er ſah, er hat es treu behalten,
Seht nur, wie die Züge ſich entfalten,
Seht ein Leben, reizend — wunderbar! —
Seht im Blick die ſieben Freuden ſtrahlen,
Seht das Haupt, verklärt im Strahlenſchein!
Laßt uns nieder vor dem Bilde fallen,
Und ein Ave der Madonna weih'n! —

Bamberg.

Adel. Phil. Cammerer.

„in das Auge deiner Tyrannen preßt, so habe ich „an Indien nichts mehr zu fodern, ich habe mein „Glück dort gemacht.“

Und zu diesen Worten kein Wort weiter von mir, als leben Sie wohl, meine Freundin.

IV.

Schreiben

aus D... an einen Freund in London

über den

gegenwärtigen Zustand

der

historischen Litteratur in Teutschland.

Fast bedaure ich es, daß ich in dem lezten Schreiben an Sie, theurester Freund, meine Grillen und Beobachtungen über das Wachsthum unsrer Dichtkunst während der fünf Jahre Ihrer Abwesenheit aus Teutschland, noch dazu so ungebeten und gleichsam zudringend, hingeschrieben habe. Sie gefallen Ihnen, so schnell ich sie auch auf das Papier geworfen; dies schmeichelt meinem Eifer, Ihrer Freundschaft täglich würdiger zu werden: aber glauben Sie auch, daß mich Ihr Ansinnen, eben so über den gegenwärtigen Zustand unsrer historischen Litteratur mit Ihnen

II.

Fragment aus Pindar metriſch überſetzt. *)

Vorerinnerung.

Man iſt gewohnt, wenn von dem Höchſten in der Kunſt die Rede iſt, auf die Schöpfungen des helleniſchen Genius hinzuweiſen, als auf ſo viel vollendete Muſter, welche nicht zu übertreffen, ſondern nur zu erreichen, als das Ziel des modernen Künſtlers geprieſen wird. Wenn nun auch die Bildung der alten und neuen Welt, wo nicht entgegengeſetzt,

*) Unter den Papieren, welche die Redaktion des N. T. Merkurs als ein Archiv von mancherlei Tendenzen und Velleitäten, auch wohl als einen Commentarius perpetuus zu dem berüchtigten: quantum est in rebus inane! aufbewahrt, befinden ſich drei bis vier Verſuche, dem thebaniſchen Schwan treu nachzuſingen. Da es nicht allen hyperboreiſchen Schwänen gegeben iſt, den Altar des Apollo zu umkreiſen; ſo mußte die Mittheilung dieſer Proben auch unterbleiben. Ob hinlängliche Gründe vorhanden waren, mit vorliegender Probe eine ehrenvolle Ausnahme zu machen, mögen unſre Leſer ſelbſt ent-

doch verſchieden iſt, und da die Kunſt nur aus der innerſten Bildung eines Volkes emporblüht, auch in den Erzeugniſſen derſelben die Vollendung hier eine andere, als dort ſeyn muß, ſo ſcheint es doch, als wenn ohne das Studium der griechiſchen Werke ein klaſſiſcher Sinn unmöglich wäre, und der Künſtler erſt durch jene befruchtet werden müßte. Von ihnen kann geſagt werden, was der Thebaniſche Sänger von dem König Hieron rühmt, ſie pflückten die Blume jegli-

ſcheiden. Es wäre Kleinmuth und Verrath an dem, was uns Teutſchen allein noch übrig geblieben iſt, wenn man die Hoffnung aufgeben wollte, daß nicht auch dies Wageſtück einſt noch gelingen werde. Es ſind goldne Worte, die wir auf dem erſten Blatte des neuen Muſeum der Alterthums-Wiſſenſchaft, herausg. von Wolf und Buttmann (Berlin, Realhandlung 1807.) geleſen haben: " Wo auch der Grund zu ſuchen ſey, in der Natur unſerer Sprache, oder in der Verwandtſchaft eines unſrer Urſtämme mit der helleniſchen, oder wo ſonſt etwa: wir Teutſchen nach ſo manchen Verbildungen ſtimmen am willigſten unter den Neuern in die Weiſen des griechiſchen Geſanges und Vortrages: wir am wenigſten, treten zurück von den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erſchweren; wir allein verſchmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verſchönern zu wollen."

E.

cher Tugend. Denn man betrachte nur ihre Autoren von der kräftigen Jugend Homers, bis zur schönen Männlichkeit des Sophokles, oder von der wunderbaren herodotischen Muse bis zu der tragischen Bildung des Thucydides; man vertiefe sich in die Göttlichkeit der Platonischen Ideen, oder in die hohe Weisheit des Stagyriten; oder man bewundere die himmlische Grazie der medizeischen Venus, oder die herrliche Kraft Apollons; aus allen spricht uns jener hohe Geist an, der das Vollendete bezeichnet, und nur ein Schmuck des liebenswürdigsten Volkes der Erde seyn konnte. Es ist ein großer Verlust, daß von einzelnen Gattungen sich nur wenige Denkmale erhalten haben, so kennen wir z. B. von den 9 Lyrikern, welche die Alten erwähnen, fast nur den Pindar, und auch diesen nicht ganz. Es ist meine Absicht nicht, diesen Dichter, von dem ich ein Bruchstück mittheilen will, vollständig nach seinem Leben und schriftstellerischen Character zu schildern. Mehr davon findet sich in Schneiders Schrift, *) und in den Nachträgen zu Sulzer. Ich begnüge mich einige Momente auszuheben. Pindar war geboren

*) Versuch über Pinders Leben und Schriften von Joh. Gottl. Schneider. Straßbg. 1774. Nachträge zu Sulzer 1sten Bds. 1stes Stück.

zu Cynocephale, einem Flecken in dem Thebaniſchen Gebiet. Er wurde in allem unterrichtet, was einem gebildeten Griechen unentbehrlich war, nämlich in der Dicht- und Tanzkunſt, in der Muſik, und in allen den Geſchicklichkeiten, welche zur Entwickelung der körperlichen Stärke dienten. Vorzüglich unterrichteten ihn in der Dichtkunſt Corinna und Myrtis, und der junge Pindar wagte es einſt, mit ſeinen Lehrerinnen den Kampf zu verſuchen; fünfmal überwand ihn Corinna, doch ſcheint er über die Myrtis einen Sieg davon getragen zu haben. Sein Ruhm verbreitete ſich in Kurzem durch ganz Hellas. Die Thebaner, erzählt Polybius, beſtraften ihn einſt um 1000 Drachmen, da er ein Loblied auf die Athenienſer gemacht hatte, mit denen ſie eben in Feindſchaft lebten, aber aus Erkenntlichkeit ſchenkten ihm nicht nur die Athenienſer 2000 Drachmen, ſondern ſetzten ihm auch eine eherne Statue. Merkwürdig iſt die Todesart Pindars. Er habe, wie die Alten melden, den nach Delphi beorderten Thebaniſchen Geſandten aufgetragen, für ihn das Beſte der Welt von den Göttern zu erbitten. Die Pythia habe geantwortet, Pindar kenne dieſes ſehr gut, er habe ja vom Agamedes und Trophonius geſungen. (Dieſe nämlich hatten ſich vom Apollon für die Wiederaufbauung ſeines Tempels einen Lohn ausgebeten,

der Gott verſprach ihnen denſelben nach 7 Tagen, vor deren Ablauf ſie ſtarben). Da merkte Pindar, daß ſein Tod herannahe, der auch bald erfolgte Er befand ſich in einem Alter von faſt 80 Jahren in dem Theater zu Theben, und war aus Müdigkeit in dem Schooſe ſeines geliebten Theorenos eingeſchlafen, *) als nun der Aufſeher des Theaters kam, um ihn zu wecken, weil ſchon alles leer war, ſo fand man ihn todt. Theorenos ſelbſt hatte es nicht gemerkt, und wollte ihn nicht ſtören. — Pindar war, nach dem Zeugniſſe des Quinctilian **) bei weitem der vorzüglichſte unter den neun Lyrikern, doch herrſcht über ihn eine, wenigſtens großen Theils unrichtige, Anſicht, die ſich vorzüglich durch den Ausſpruch des Horaz verbreitet zu haben ſcheint. Denn dieſer vergleicht bekanntlich den Pindar (Od. IV, 2,) mit einem Bergſtrom, der aus ſeinen Ufern getreten, ſchäumend dahin ſtürzt, und Alles mit ſich fortreißt.

*) Ein Fragment von einem Gedichte an denſelben leſe man in Heyne's Pindar Tom. III. S. 28.

**) Quinctil institt. orat. X, 1, 6. „Novem Lyricorum longe Pindarus princeps, magnificentia, sententiis, figuris, beatissima rerum verborumque copia et velut quodam eloquentiae flumine.

Er hält es für ein gefahrvolles Unternehmen, dem Griechen nachfliegen zu wollen, und wählte daher selbst den leichtern Weg der Nachahmung, denn was man auch zum Lobe des Römers sagen mag, so ist doch das Vortrefflichste in seinen lyrischen Gedichten nur ein Nachhall verklungener hellenischer Töne, und es ist ein Glück für ihn, daß nicht von allen Gattungen gleich große Stücke gerettet worden sind, weil sonst seine gepriesenen Satyren und Episteln vielleicht in einem andern Lichte erscheinen würden. Die folgenden Zeiten schlossen sich an das Urtheil eines so gebildeten Kunstrichters an, man hielt den Pindar so ziemlich für verrückt, wenigstens sollte man etwas Aehnliches aus der Bedickschen Uebersetzung vermuthen; denn man findet darin eine so rohe und ungezügelte Wildheit, solche hochtrabende, schwülstige Perioden, und eine solche Zerrissenheit, ja fast krampfhafte Verzuckung, daß man eher einen Barbaren, als den für das rechte Maß des Schönen, so empfänglichen Hellenen zu hören glaubt. Denn Pindar ist, wenn nun einmal die Vergleichung des Horaz gelten soll, vielmehr ein breiter Strom, der in stiller Majestät dahin fließt, und an dessen Ufern die lieblichsten Blumen sprießen. Es herrscht in ihm eine gleichmäßige Besonnenheit, eine sanfte Pracht, und eine warme,

liebenswürdige Begeisterung, worin sich seine hohe Religiosität offenbart, denn das Beziehen alles Irdischen auf die Götter, was eben das Wesentliche der Religion ausmacht, ist ein hervorstechender Zug seiner Gedichte. Dazu kommt, daß seine Oden gar sehr an das Epische streifen, denn er stellt nicht sowohl seine eigenen Empfindungen dar, als die Thaten der Sieger, und dies schon könnte zeigen, daß in ihm mehr die Besonnenheit des Epikers obwalte. Und so ist auch seine Sprache bei weitem nicht so dunkel, als diejenigen glauben, welche sich selbst nicht über die gemeine Sphäre des Empfindens und Denkens erhebend, an Dichtern hängen, die ihre alltäglichen Gefühle auf das langweiligste ausspinnen, so daß freilich der ideenreiche Grieche sich diesem Maßstabe nicht fügen wollte. Und man bedenke doch auch, daß wenn sich in den Pindarischen Oden ein, von dem Genius unserer Sprache abweichender, Periodenbau finden sollte, dies nicht gerade dem Dichter als ein Fehler anzurechnen sey, indem einem hellenischen Ohre alles gar wohl klar und vollkommen verständlich seyn konnte. Was nun endlich die Uebersetzungen anbetrifft, deren sich unsere Sprache rühmt, so habe ich eben zur Würdigung der Gedickeschen einige Winke gegeben; die ältere von Damm ist jetzt ganz unschmackhaft, allein sie schließt sich zu-

nächſt an die Lateiniſche des Erasmus Schmid an, und hat das Verdienſt der Treue und Einfachheit. Vor einigen Jahren erſchien endlich eine neue unter folgendem Titel: Pindaros Siegshymnen, metriſch überſetzt von Gottfr. Fähſe. Penig 1804, 1805, 2 Voe. Es iſt mir noch keine Recenſion davon zu Geſichte gekommen, die ſie wohl verdient hätte, doch muß man ſie nicht mit zu ſcharfen Augen betrachten. Der Ausdruck metriſch iſt wohl nur ein Aushängeſchild, um Käufer zu locken, denn davon findet ſich in dem Buche ſelbſt keine Spur; der Verfaſſer hat ſogar den originellen Gedanken gehabt, bisweilen das Alkäiſche und Sapphiſche Versmaas zu gebrauchen, wodurch alle Individualität des Dichters verloren gehen mußte. Auch hat Herr Fähſe das Original zu ſehr ausgeſchmückt, um der Ueberſetzung ein recht poetiſches Anſehen zu geben; denn ſo findet man z. B. gleich den Anfang der erſten Ode, wo im Griechiſchen das Einfache αριστον μεν ὑδωρ ſteht, durch folgende prächtige Worte wiedergegeben: Silberhell ſtrahlt vor allen der Urſtoffe König, das Waſſer. Uebrigens lieſt ſich dieſe Verteutſchung recht angenehm, und iſt wirklich nicht ohne poetiſches Verdienſt.

Doch ich fürchte, der Eingang iſt ſchon zu lang geworden, und ich komme zu meinem Zweck. Das Fragment, welches ich hier dem Publicum vorlege, iſt aus der 2ten Olymp. Ode genommen, von V. 93 —159 nach Herrmann's Abtheilung. Dieſe Ode iſt an Theron, Xeneſidamos Sohn, König von Agragas, gerichtet. Nachdem nun der Dichter die Tugenden des Helden, ſeinen Wagenſieg, ſeine Gaſtfreundſchaft, ſeine weiſe Regierung, ſeine glorreichen Ahnen geprieſen, und die Verdienſte und die Schickſale des fürſtlichen Hauſes aufgezählt hat, um daraus für Theron, den Familienleiden betroffen, Troſt zu bereiten; ſo fährt er V. 93. fort:

— — — — — Der Sieg
Zerlöſet ja der Seele Gram des, der im Kampf
ſich verſucht;
Denn mit Edelſinn geſchmückt,
Erträgt Reichthum das;
Geſchick, ſo und ſo ſich
Wendend, erleichtert die verzehr'nde Sorge, jagend
nach Ruhm,

E. 3.

(Iſt) ein Glanzgeſtirn, und der wahrhaftige
Schmuck des Helden. Wenn ihn nun beſitzt wer,
der weiß die Zukunft,

Daß

Daß dort sogleich büßt der ungezügelte Sinn der Sterblichen
Die That. Denn, was nur gesündiget wird in Zeus Reich,
Dies richtet in dem Orkus Jemand, verkündend
Den Spruch mit hartem Zwange.

St. 4.

Doch ewig durch Nächte so e-
wig durch die Tage verschwindet in des Helios Glanz den Edlen froh das Leben,
Nicht ja durchwühlen sie mit kräftger Hand Gäa's Schoos,
Noch des Okeanos Gewäss-
er, wegen der geringen Kost; es genießt, wer nur je
Des Eidschwures sich erfreut,
Bei den Lieblingen
Der Götter die Zeiten
Thränenlos; jen' aber erdulden mitleidswürdige Noth.

A. 4.

Doch welche des Lebens Bahn hier
So wie auch dort zum drittenmal nun geendigt, und erhalten von

zu plaudern, in Verlegenheit ſezet? daß er jenen Eifer einer gefährlichen Prüfung unterwirft? Meynen Sie vielleicht, es ſey gleich bequem, gleich angenehm, über Poeſie oder über Hiſtorie zu raiſonniren? Ja, wenn wir über dieſe Wiſſenſchaft ſo vielerley Maasſtäbe, Theorien und Journale, unter denen man nach Belieben wählen kan, beſäſſen, als über jene; wenn in unſern Caffehäuſern und Koterien eben ſo häufig über dieſe, als über jene, geſchwazt, geſtritten, geurtheilt würde; wenn, um es kurz zu ſagen, die edle ernſte Geſchichtkunde unter uns eben ſo viel Glück gemacht, eben ſo viel Anſehn und Liebhaberey erlangt hätte, als ihre ſchlauere und geſchmücktere Nebenbuhlerin, die Dichtkunſt. Dies alles geht den Prieſtern und Verehrern der Klio in einem hohen Grade ab. Ob ich gleich für meine Perſon beyden Wiſſenſchaften herzlich gut bin — denn daß ich viel zu furchtſam ſey, jemals mehr als Dilettante zu werden, wiſſen Sie ſchon — ſo urtheile ich doch in Geſellſchaften und Briefen weit lieber über unſre Dichter, als über unſre Geſchichtſchreiber. Das ununterbrochene Glück, das jene ſeit zehn bis zwanzig Jahren, der Fühlloſigkeit der Groſſen gegen teutſchen Geiſt ohngeachtet, durch unſterbliche Werke gemacht haben, begeiſtert, hebt den Nationalſtolz, öffnet den Mund zu Lobeserhebungen und Kritiken: geſchloſſen bleibt er beym trägen Fortrücken der teutſchen Hiſtoriker. Als Sie, mein Wertheſter, uns verlieſen, übertrafen ſchon die Teutſchen

Frevel den Geiſt rein,
Sie nun gelangen auf der Bahn Zevs zum Throne des Saturn.
Hier umwehet dann der Hauch
Des Oceans der Seel'gen Inſel, es erblüht goldne Frucht
Auf der Flur an den geſchmück-
ten Bäumen, und an-
dre nähren die Gewäſſer,
Und ſie umwinden ſich mit Kränzen ihre Händ' und Bändern.

E. 4.

Nach dem gerechten Rhadamantiſchen
Spruch. Denn ihn wählte ſich Saturn zum würdigen Mitrichter,
Er der Gemahl der Rhea, die herrſcht auf dem erhabenſten Thron.
Peleus und auch Kadmos erfreun ſich hier des Glücks.
Auch führt' er den Achill her, da Jupiters Herz
Der Mutter Flehn erweichte,

St. 5.

Der Hektorn erlegte, Troja's
Unüberwindlichen Pfeiler, und den Kyknos in das Schattenreich

Sand und Eos Sohn
Den Aethiopier. — Mir rauſcht viel gefiedertes
Geſchoß
An der Schulter in dem Köch-
er, aber nur dem Weiſen hörbar, denn es man-
gelt dem Volk
Der Seher. Nur die Natur
Macht uns weiſe; doch
Die lernten von andern,
Sind ſtarke Schwätzer, wie die Raben krächzen

A. 5.

Wider den göttlichen Vogel Zeus.

Dresden.

Dr. Carl Friedrich Wachmann.

III.

Milton's verlornes Paradieß, Geſang III. 416 — 590.

Vorwort.

Eine vollkommen treue, mit Voſſiſcher Meiſterſchaft der Perioden, den Sinn mit dem rhythmiſchen vereinigende Ueberſetzung von Milton's verlorenem Paradies, würde allerdings für unſere teutſche Literatur ein großer Gewinn, ja ein wahres Paradise regained ſeyn. Die Ueberſetzungen von Zachariä und Bürde ermangeln des Verdienſtes nicht, das dieſe Bearbeiter nach dem ihnen bliwohnenden Vermögen und Tact für die Forderungen ihrer Zeitgenoſſen ſich erwerben wollten. Aber auch ſie ließen noch vieles zu wünſchen übrig. Mehrere, zum Theil ſehr mühſame und peinliche Verſuche es beſſer zu machen, liegen im Archiv des Merkurs aufbewahrt. Herr Prof. Prieß in Roſtock hat ſich durch alles, was ſeinen nahmhaften Vorgängern gelungen und mißlungen war, nicht abſchrecken laſſen, einen neuen Wettkampf mit dem

brittischen Heros zu wagen. Er hat auf seine eigenen Kosten den ersten Gesang von Miltons verlorenem Paradies als Probe einer neuen Uebersetzung (Rostock, bei Adlers Erben, 1807. 47 S. in 8.) drucken lassen. In dem lesenswürdigen Vorberichte hat er es vorzüglich mit Bürde's Uebersetzung zu thun. Ohne ihm die gebührende Gerechtigkeit zu verweigern, bemerkt er die Abweichungen und Freiheiten, durch welche sein Vorgänger das Lob eines treuen, der möglichsten Vollendung zustrebenden Nachbildners verscherzt habe. Wie sehr mußte die Gedrungenheit des Originals verlieren, da Bürde auf jedes Hundert Verse im Durchschnitte 25 bis 30 zugab, die Einfalt und Ruhe des Originals wurde dadurch gestört und ein ganz anderer, von dem Miltonischen weit abtönender Periodenbau hervorgebracht. Die Uebersetzung strotzt von Flickwörtern und Einschiebseln, so wie sie auf der andern Seite bloß im ersten Gesange in 170 Versen überall etwas wegläßt. Selbst der richtige Wortsinn wurde nicht selten verfehlt. Dazu erlaubt sich Bürde, weibliche Ausgänge fünffüßiger Jamben mit männlichen abwechseln zu lassen. So passend auch diese freiere Bewegung des Jambens im Drama und in der Epistel seyn mag, so sehr zerstört sie doch den Character des englischen heroischen Verses.

Dies sind ohngefähr die Hauptbeschuldigungen, die man in jenem Vorbericht selbst, mit reichlichen Anführungen unterstützt, nachlesen muß. Was nun Herr Prof. Prieß an dessen Stelle setzt, verdient gewiß wahre Beachtung. Die Kenner mögen urtheilen! Da jene Probe nicht in den Buchhandel kam und also viel zu wenig bekannt wurde, theilte er uns für den Merkur als neue Probe die letzte Hälfte des dritten Gesanges mit. Wir bedauern, daß selbst für dies Bruchstück der Raum noch zu eng war. Aber auch aus dem Bruchstücke dieses Bruchstückes werden die Berufenen und Urtheilsfähigen leicht das Ganze beurtheilen können. Hätte auch der unerbittliche Rigorismus, mit dem der wackere Mann arbeitet, hie und da einige Härten und Dunkelheiten erzeugt, sie werden der fortgesetzten Ausbesserung und Abschleifung nicht widerstehen. Sehr lobenswerth ist das Vorhaben, die so vollendete Uebertragung mit zweckmäßigern Anmerkungen, als sie Zachariä und Bürde lieferten, auszustatten. Wie viel Schönes enthält die neueste, reich begabte Ausgabe von Henry John Todd (London, 1801. in 5 gr. 8. Bänden), was uns wohl in gedrängten Auszügen mitgetheilt werden sollte. Dazu würde eine Abhandlung: wie Milton auf die Patriarchen unserer Literatur, auf Bodmer und Klopstock

und ihre geiſtigen Söhne und Enkel unter uns gewirkt habe und noch wirkt (Sonnenberg's viel zu wenig gewürdigte Donatoa nicht zu vergeſſen) auch für den Gang unſerer Bildung und Verbildung einen willkommenen Beitrag liefern können. Möge auch auf dieſem Wege das Werk gefördert werden, von welchem unſer Klopſtock ſchon im Jahre 1782 ſang:

Bis hin zur Themſe, bis zu dem Rhodan hin
Erſchallt's, und Schaaren trieben, im dichten Drang
Mit Horcherohr, zu neuer Einſicht. —

B.

* * *

So ſchwand im Himmel, ob dem Sternenkreis
Die ſel'ge Zeit in Luſt und Lobgeſang.
Indeß geht auf dem feſten dunklen Ball
Von dieſem Weltrund, deſſen erſt Gewölb
Die untern Lichtkreiſ' ab vom Chaos trennt,
Und von dem Einbruch alter Finſternis,
Satan, gelandet, weiter. Kugel ſchien's
Von fern; nun ſcheint's ein endlos Continent,
Das, dunkel, wüſt und wild, dem Graun der Nacht

Sternlos da liegt, und ewig droh'ndem Sturm
Des Chaos, der umher brauſt. Rauhes Land!
Nur auf die Seite, die vom Himmelswall
Doch fern iſt, fällt ein wenig Wiederſchein
Von lichter Luft, wo Sturm ſo laut nicht tobt:
Hier geht der Feind bequem in offner Flur.
Wie wenn ein Aar, vom Imäus genährt,
Des Schneereih'n ſchweifend Tartarvolk umgränzt,
Den Strich verläßt, der arm an Beute iſt;
Aus Gier nach Lämmer- oder Zickleinfleiſch
Zu heerdenreichen Hügeln fliegt, zum Quell
Des Ganges und Hydaſpes, Ind'ſcher Ström';
Und unterwegs auf dürren Eb'nen weilt
Séricau's, wo, im leichten Karr'n von Rohr,
Mit Wind und Segeln der Chineſe fährt:
So gieng der Feind, auf dieſem ſtürm'ſchen Meer
Von Land', allein, raubſüchtig, auf und ab;
Allein; denn kein Geſchöpf war jetzt noch hier,
Nicht unbelebtes, nicht lebendiges;
Nicht uns; denn ſpäter erſt flog von der Erd'

Aether'ſchen Dünſten gleich, ein Haufen her
Von allem Nicht'gen; als die Sünde ſchon
Mit Eitelkeit der Menſchen Thun erfüllt.
Die eitlen Ding', und die auf eitle Ding'
Hofnungen ſchwärmend bau'n, von Ehr' und Ruhm
Und Erden- oder Himmelsglück; die ſchon
Hienieden ſind belohnt, was einz'ge Frucht
Mühvollen Wahns und blinden Eifers iſt,
Der Menſchen Lob nur ſuchend: Allen wird
Hier rechter Lohn, wie ihre Thaten leer.
Die unvollkommnen Werke der Natur:
Was unreif, ungeheuer, ſchlecht gemiſcht,
Das löſt die Erde auf, her fließt's und irrt
Umher, bis zu dem endlichen Zergehn,
Nicht kömmts zum nahen Mond, nach Mancher Traum:
In ſeinen Silberfluren weilen, ſcheint's,
Entrückte Heilge; Geiſter auch vielleicht,
Halb menſchlicher, halb engliſcher Natur.
Es kamen aus der alten Welt hieher
Die Rieſen, mißgepaarter Ehen Brut,
Mit mancher eitlen That, doch einſt berühmt.
Zunächſt die Babel bauten auf der Flur
Von Sinear, und neue Babel gern —

Noch Thoren! — bauten, fehlte Bauzeug nicht.
Allein erſchienen Andre: jener, der,
Ein Gott zu ſcheinen, in den Aetna ſprang,
Empedocles; und Cleombrot, der ſich
Ins Meer warf, um in dem Platoniſchen
Elyſium zu ſeyn: — und Viele noch:
Dunſt, Embryonen, Klausner, Mönche; weiß
Und ſchwarz und grau, mit allem ihrem Trug.
Hier ſchwärmt der Pilger, der bis Golgatha
Den todt geſuchet, der im Himmel lebt;
Und wer, des Himmelreichs gewiß zu ſeyn,
Dominic's Tracht im Sterben trug; im Rock
Franciſci durchzuſchlüpfen wähnt'. Es geht
Bei jedem Irr- und Fixſtern hin, auch beim
Kriſtallrund, deſſen Schwung das Zittern, das
Berufne, macht, beim Erſtbewegten auch.
Es ſcheint Sanct Petrus ſchon am Himmelsthor
Sie mit den Schlüſſeln zu erwarten, ſchon
Erhebt ihr Fuß ſich an der Himmelstrepp':
Als plötzlich ſie ein Kreuzwind ungeſtüm
Zehntauſend Meilen weit vom Wege bläſt,
In ferne Luft. Da könnt Ihr Kutten, Röck'

Und Kappen ſchaun, mit den Beſitzern weg
Gerafft, zerflatternd; Roſenkränze, Bull'n,
Reliquien, Sündentaxen, Ablaßkram,
Der Winde Spiel. Dies alles wirbelt auf,
Und fliegt zum hintern Raum der Welt, fernhin
Zu einem großen Platz, ſeitdem genannt
Das Narrenparadies: noch lang' hernach
Faſt jedem kund, jetzt öd' und unbeſucht.
Den dunklen Wall fand ganz der Feind im Gehn,
Und lange gieng er, bis zuletzt ein Strahl
Von Dämmerlicht den weitgereiſten Fuß
Schnell hinzog. In ſehr weiter Fern' erſpäht'
Er einen hohen Bau, der prachtvoll ſich
In Stufen zu des Himmels Mauer hob.
Zu oberſt, reicher nur, erſchien das Werk
Dem Thor von einem Königspalaſt gleich,
Mit einem Giebel von Demant und Gold
Verſchönt. Das Prachtthor ſtrahlte vom Geſtein
Des Orients; kein irdiſch Muſter ahmt'
Es nach, und auch des Pinſels Schatten nicht.
So war die Stieg', als die, wo Jacob ſah
Die Engel auf und abgehn, ſchaarenweis,
Glanzvolle Hüter, als ihn, Eſau'n flieh'nd

ſchen an guten Dichtern die Nation, unter der Sie nun fünf Jahre wandeln, und die izt keine **Miltone** und **Pope** aufzuweiſen hat. Damals ſchon blühte **Klopſtock**, **Gleim**, **Geßner**, **Weiſſe**, **Ramler**, **Uz**, und mehrere; **Jacobi**, **Michaelis**, **Kretſchmann**, **Denis**, **Maſtalier**, **Gotter** ꝛc. ſchmeichelten mit Hofnungen, und haben ſie auch ſeitdem reichlich erfüllet. Aber — unſre Geſchichtſchreiber! Wo ſind die Namen derer, die ich den Namen jener ältern Dichter an die Seite ſtellen könnte? Hier ſtockt Nachdenken und Feder. Sie würden, wenn Sie mich izt ſähen, den Unmuth in meinen Mienen ohne Mühe entdecken. Laſſen Sie mich erſt wieder kälter werden.

So gar befremdend, dächte ich, ſollte uns doch der Mangel an guten Geſchichtſchreibern nicht vorkommen; und faſt möchte ich die vorhin gebrauchten Worte **trägeo Fortrücken** wieder ausſtreichen. - Ohne weitläuftige Beweiſe werden Sie mir, wie ich hoffe, zugeſtehen, daß es weit ſchwerer ſey, in der Geſchichte, als in der Dichtkunſt, zu glänzen. Haben Sie wohl je gehört, daß die gute Mutter Natur ohne einige Beyhülfe Geſchichtſchreiber gebohren habe? Das thut ſie aber mit Dichtern. Oder, zweifeln Sie wohl, daß dieſe mit unendlich weniger Kultur, wenigſtens in einigen Gattungen, ſich ſchwingen können, als jene? Wenn der Geſchichtſchreiber eine Menge nothwendiger und mannichfaltiger Kenntniſſe geſammlet, ſo haben ſich gewöhnlich bey die-

Nach Padan-Aram, in der Flur von Luz
Nachts unter freiem Himmel träumt', und er,
Aufwachend rief: dies iſt des Himmels Thor!
Gemeint war myſtiſch jede Staffel, die
Nicht immer blieb; zum Himmel unſichtbar
Oft aufgezogen ward. Ein heller See
Aus Jaſpis oder flüſſ'gen Perlen, war
Am Fuß. Die Erdner nahten hier hernach,
Auf Engelſchwingen ſegelnd ob dem See,
Von Flammenroſſen auch im Flug geführt.
Jetzt war die Treppe da; durch leichtern Pfad
Den Feind zu locken, oder ihm den Bann
Empfindlicher zu machen, von dem Thor
Des Glücks. Genüber that ſich unten auf,
Grad' ob dem Paradies, dem Wonneſitz,
Ein Weg zur Erd' hinab, ein bre'ter Weg,
Viel breiter noch als jener, der nachher
Auf Sions Höh'n gieng, und, war der gleich groß,
Durch das verheißne, gottgeliebte Land,
Wo, heimzuſuchen jene ſel'gen Stämm'
Auf hohe Botſchaft Engel auf und ab
Oft giengen; wo mit Huld ſein Auge ſah,
Von Paneas, dem Quell des Jordanſtroms,
Bis Berſeba, wo mit dem heil'gen Land'

Egypten und Arab'iens Küſte gränzt.
So weit ſchien dieſe Höhle, wo die Nacht
Beſchränkten, Schranken wie des Oceans.
Hinab ſchaut auf der untern Stufe nun
Der goldnen Treppe, die zum Himmelsthor
Hinauf führt, Satan, und erſtaunt, als er
Auf einmal alle dieſe Welt erblickt.
Wie wenn ein Späher, der mit Fährlichkeit
Die Nacht durch wüſte Pfad' und Dunkel gieng,
Beim frohen Nah'n des Tags der Berghöh' Spitz'
Erreicht, die plötzlich in ein fremdes Land
Die ſchöne Ausſicht ihm zum erſtenmal
Zeigt, oder ein berühmtes Städtehaupt
Mit Kuppeln und mit Thürmen, ſchimmernden,
Geſchmücket, die der Morgenſonne Strahl
Vergoldet: ſo erſtaunt, obgleich er ſchon
Den Himmel ſah, der Feind; doch Neid ergreift
Ihn mehr, beim Anblick der ſo ſchönen Welt.
Er ſchaut ringsum, — und kann es, wo er ſteht,
So hoch erhaben ob dem Kreisgewölb

Des weiten Reichs der Nacht! — vom Morgenpunkt
Der Wage, bis zum Fließgestirne, das
Andromeden jenseits des Horizonts
Fern über's Meer des Atlas trägt; von Pol
Zu Pole schaut er in die Breit' und weilt
Nicht länger, stürzt zur ersten Region
Der Welt im Flug herab, und schlingt gewandt
Durch reine Marmorluft den krummen Weg,
Durch Sterne sonder Zahl: von weitem Stern',
Und andre Welten, in der Näh' gesehn;
Entweder Welten, oder Inseln, gleich
Hesperiens Gärten, ehmals schon berühmt:
Glückſel'ge Fluren, Haine, Thäler, voll
Von Blumen; dreimal seel'ge Inseln! doch
Wer dort von Seel'gen weile, fragt nicht er.
Vor allen zog die goldne Sonn' ihn an,
Die nächst' an Glanz dem Himmel. Hieher geht
Er, durch die stille Feste, — (schwer ist es,
Zu sagen: ob hinauf, hinab, ob zu,
Ob von dem Mittelpunkt, gen Ost, gen West? —)

Wo jenes große Licht, hoch über'm Volk
Gemeiner Sterne, die dem Herrscherblick
Nicht dreist sich nahn, von weitem Helle schenkt.
Die Sterne, deren zahlgerech'ter Tanz
Die Tage, Monden, Jahre theilt, drehn schnell
Und ungleich um die allerquickende;
Vielleicht auch dreht sie der magnet'sche Strahl
Der Sonne selbst, der sanft das Weltall wärmt,
Ins Innerste der Körper dringt, und, nicht
Gesehen, gleichwohl Kraft der Tiefe giebt:
So wunderbar geordnet ist ihr Platz!
Hier landet nun der Feind, ein Flecken, als
Im hellen Rund der Sonn' ihn wohl noch nie
Durchs Seherohr der Astronom erblickt.

IV.

Verbildete Genitive im Teutſchen. *)

Das Veralten der vormal ſo häufigen Genitive, und das nahe gänzliche Vergeſſen der Verhältniſſe, welche ſie einſt bezeichneten, hatte nicht nur eine Hauptänderung unſerer Redefügungen zur Folge

*) Der Verf. gab ehemal in dem Intelligenzblatte der Leipziger Literaturzeitung, z. B. vom Jahre 1803 in No. 8., und von 1804 in No. 13 und 22, einige Proben aus einem Werke über mögliche Verfeinerung der teutſchen Sprache, welche zwar durch gewiſſe Verhältniſſe nicht fortgeſezet, einige andere Sprachfreunde zu ähnlichen, obwol nicht immer glücklichen Verſuchen, veranlaßten. Oeffentliche Umſtände verzögern auch izo noch die Vollendung des genannten Werks; es werden indeß von Zeit zu Zeit aus einigen älteren Handſchriften einzelne Theile, welche bisher nur unter Freunden umliefen, neu durchgeſehen öffentlich erſcheinen.

ge, ſondern auch eine Umformung einzeler Wörter. Denn bald betheilte man, nothlos ſchon gekennzeichnete Wörter, nun mit neuen Zeichen, oder erwählte unter mehreren Zeichen gerade die unbeſten, bald auch bezeichnete man gar nicht. Im Oberdeutſchen erhielten ſich die alten Fügungen zum Theil, deshalb konnten dieſe Verwirrungen dort nicht entſtehen und wurzeln, obwol ſie neuerhin, durch das gelehrte Schriftenweſen des nördlichen Deutſchen, auch dort nicht ſelten ſich eingefreundet. Hier nur einige Wörter, welche meiſt durch Ober- und Niederſachſen Ueberbezeichnung erhielten; iſt dieſe unnöthig und dem Wohlaute ungemäß, kann ſie auch, wenigſt in der höhern Schreibart, wiederum wegbleiben. Wenn indeß von irgend einer Verbeſſerung die Rede iſt: ſo muß man erwägen, was an ſich richtiger und beſſer iſt; denn bloße Bisherigkeit, giebt einer Form ſo wenig Werth, als, ihre Neuheit. Das gemeine Leben Oberſachſens, auch des hochdeutſchenden Niederſachſens, hängt vielen Wörtern ein übriges t an: abers, aberſt für aber, abendſt und abenſt für abends, morgenſt, übermorgenſt für morgens, übermorgen, vergebenſt für vergebens, ringſt für rings, nachmalſt für nachmals, überalt, ſchont, nurt, zwart u. ſ. für überall, ſchon, nur,

zwar. *) Auf dieſer Sprache des Volkes, welche ſich auch in Oberſachſen, bis in die ungelehrten höheſten Klaſſen einzeln hinaufzweiget, erhielt unſre Schrift neuerdin, unter manchen Wohlgebilden, auch verſchiedene Mißformen, die früher mit einem einfachen s, nun einem ds oder ſt begabt erſcheinen. Unſere Partikeln haben nämlich nie ein ſt zur Ableitungsſylbe, Partikeln wie nächſt, jüngſt, vielleicht entſtanden aus zu nächſt zu jüngſt — wie zu erſt, zu lezt, — und das einzige ſonſt gehören nicht hieher.

Anderſt, d. i. auf andere Art, für anders, welches im Gemeinleben annerſt und annerſter lautet, kommt noch vor in den früheren Schriften Luthers, ja noch in den erſten Stücken der critiſchen Beyträge und der Churſächſiſchen Prozeßordnung vom Jahre 1724, iſt aber nunmehr in der edleren Sprache des Nordens rechtlich veraltet, weil die mildere Form bei ſeiner Ausſprache, von anderes genüglich ſich ſcheidet: ein anderes Auge ſieht anders, eben wie, wer be-

*) In einer Formen- und Bedeutungslehre unſerer Sprache, wird man darüber weitere Erklärung finden.

ſonders wählet, oft Beſonderes findet, oder wie öfteres Zögern gar öfters Schaden herbeyführet. Doch unſer Süden, der dieſe Unterſcheidung niemal beachtete, behält das Nahere anderſt, ja gar noch anderſtwo in der Schrift, und läßt auch nicht ſelten, wenigſt im alltäglichen Leben, Etwas Anderſtes hören, ſtatt, Etwas Anderes. Mittelſt der Sache entſtund bekanntlich aus mittels der Sache, d. i. durch Mittel, durch Hülfe der Sache. Dem Altdeutſchen war der Genitiv beynahe, was der Ablativ dem Lateiner. Wollte man etwa das alte, noch im Oberdeutſchen gängige, mittels wieder einführen, oder wären Gründe, welche mittelſt uns vorzüglicher machten? In Herders Schriften, auch in den Beyträgen zur Beförderung der deutſchen Sprachkunde, iſt die ältere Form öfters gebraucht. Immittelſt wurde verbildet aus in mittels, welches unſrem indeſſen ähnelt. In der Schrift Miracula Augustanae confeſſ. ed. per M. Saubert. Norimb. 1631 findet man noch öfters im-

*) In der Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, welche gar manche Landſchaftlichkeiten beybehält, ſtehet z. B. in No. 153. des Jahrs 1806 „mittels Erlegung des Zollgeldes.“

mittels, und in der Churſächſiſchen Kirchenordnung vom Jahr 1668 inmittels; da dieſe Form, dem heutigen Oberdeutſchen nicht fremd, dem Wohllaute gemäßer iſt, ſo verdiente ſie auch Wiedergebrauch.

Vermittelſt früher im Norden, und noch hie und da im Süden vermittels. So im Frygier Aeneas „vermittels dem Geruche; S. 215 und 217; in Spalatini annales ed. Cyprian. Lips. 1718 auf den erſten Blättern, und in Geiſt der Journale 1 B. 1775. S. 20. „vermittels des ewigen Wortes."

Längſt und unlängſt, früher bei Hans Sachs und noch jezo bisweilen, lange und unlange; „N. lebt und regiert unlang darnach." Thoman Lirers Chronik; nachher, die Zeitbeſtimmung genauer zu bezeichnen langs und unlangs. So noch im Römiſchen Immenkorbe nicht ſelten längs, unlangs und unlangſt; in der Schrift Luthers: An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation 1520. „denn jhenes iſt lenges untergangen"; in der Schrift Baumann's, von Churfürſt J. Friedrichs Gefangenſchaft, 1547. Wittembergs „unlangs,

darnach"; und im Schat der Neder Duytscher Spraken: nyelick (neulich) onlang, onlancks, onlangs." Gehörten die Formen langs und unlangs nicht wieder zurück? Ungerechnet den Wegfall des überbeinichten t, geben sie einen vollen Grundlaut, und verhüten durch ihn Zweysinn, welchen Verwechselung mit dem Raumbeyworte längs, in Redensarten: er ging längs dahin, er fuhr längs *) hinab, bisweilen hervorbrächte. Zwar nimmt Adelung die heutige längst und unlängst für Superlative von lange, wodurch sie genüglich gerechtfertiget würden; indeß, ihre Geschichte, auch die ähnlichen Verformungen, selbst das Beyspiel lingelangst, welches nach ihm in Niedersachsen blühet, spricht dawider. Bekannt ist übrigens, daß wir auch öfters anstatt vorlängst, milder noch vor Lange — eigentlich vor Langem, — sagten; z. B. schon im Tyturel des Wolfram von Eschenbach c. 32., daß ferner, der Oberdeutsche noch heute längersher anstatt seit längerer Zeit her, zu gebrauchen gewohnet. Entschlössen wir uns et-

*) Doch auch dieses Gebild wird zu oft noch in längst vergröbelt: längst dem Bache, für längs dem Bache, oder des Baches.

sem Sammlen und Lernen die Seelenkräfte schon abgenuzt; die Jahre sind dahin, welche zur reizenden und gemeinnüzigen Einkleidung solcher Kenntnisse erfordert werden. Doch, wie gesagt, dies bedarf keines Beweises, am wenigsten für Ihren hellen Geist. Sie haben mich ja auch nur gefragt, wie es izt um die Geschichtskunde in unserm lieben Vaterlande stehe? Also doch wohl, ob sie seit den lezten Jahren her zu- oder abgenommen habe?

Die Frage ist schwer zu beantworten, ich mag sie kehren und wenden, wie ich will. Soll sie so viel heissen, ob wir in dem Felde der Geschichtswissenschaft mehrere oder wenigere Arbeiter haben? so kann man überhaupt antworten: wo nicht mehrere, doch gewiß eben so viele. Fragen Sie mich aber, ob sich die Arbeiter verbessert oder verschlimmert haben? so würde ich zwar lügen, wenn ich das Letztere behaupten wollte: aber nun — **verbessert**! In wie ferne **verbessert**? In welchen Theilen der Geschichtswissenschaft **verbessert**? In welchen Stücken der Bearbeitung oder des Vortrags **verbessert**? Im Sammlen der Materialien? In der kritischen Prüfung und Aussonderung derselben? In ihrer Zusammensetzung und Ausschmückung? Dies alles in gehöriger systematischer Form, mit Erfahrungen und Beyspielen aufgestuzt, vorgetragen, würde vielleicht eine ganz schulgerechte Abhandlung abgeben: aber, diese wollen Sie nicht; und ich — kann nicht. Meine Anmerkungen

über

wa, dieſe Form nebſt der aeltern rückzuführen, ſo könnten wir füglich längſt und unlängſt auch als Superlativ verwenden, und ſomit die reine Steigerung langs, längers und längſt, unſerer Sprache wieder gewinnen.

Einſt, ehmal, auch noch bei Luther und Hans Sachs, eines, einis, eins, entſtund ſchon frühe aus dem Genitive des Wortes ein in der geſchlechtloſen Form.

(Einige Sprachlehrer ſehen es für das Neutrum des Nominativs an; aber die Zeitbeſtimmung Wann? wurde nie durch den Nominativ, wol aber den Genitiv ausgedrückt.) Wahrſcheinlich veränderte es ſich, wegen nicht ſeltener Zweydeutigkeit; denn da eins auch einmahl bedeutete: noch eins ſage ich dir; ſo konnte es bey Zeitwörtern, welche Active und Neutre zugleich ſind, gar leicht der Accuſativ des Zahlwortes ſcheinen: wenn ſie eines fortſprengen, indem er eines wegjagte. Auf Koſten der Deutlichkeit dürfen wir keine Form verfeinen, mithin auch jene alte und einfache nicht wieder einführen; aber in allen mit ihr zuſammengebildeten Wörtern, iſt Doppelſinn nie möglich, daher auch Luther und ſeine Zeitgenoſſen gröſten-

theils ſchreiben, wie noch heute der unverleitete Oberdeutſche: dereins, einsweilen, einsweilig, einsmals, dermaleins, welches lezte Wort auch Leſſing in der Hamburg. Dramaturgie 1, 140 gebrauchte. Wir Ober- und Niederſachſen unſeineln dagegen; dereinſt, einſtweilen, einſtweilig, einſtmals, dermaleinſt. Schon im ehemaligen Allgem. Literatur Anzeiger 1800, N. 8. wurden einige jener beſſeren Gebilde empfohlen; aber ſo lange man den Wohlaut noch in lerem Conſonantengeraſſel ſucht, natürlich verſchmähet. Uebrigens ſagt Adelung, einſt ſey vermuthlich durch härtere oberdeutſche Ausſprache, — der er immer zu Vieles aufbürdet — entſtanden, in Luthers Bibel ſtehe unrichtig dermahleins für dermahleinſt; wie unbegründet, iſt erſichtlich.

Eigends das Nebenwort von eigen, entfloſſen den Formen des niedern Lebens eegend und eegenſt, lautet in edler Schrift, weit richtiger und milder eigens. Wieland gebrauchte dieß leztere oft, auch Adelung ſezte als Regel es an, obwol die gröſſre Menge der Schreibenden, zu der härtern Form immer noch hinneigt.

Ebenſt, in der niedern Sprache der Sachſen

das zeitliche Nebenwort von eben: ebenſt ſaß er da, ebenſt fuhren ſie fort, verdienete, auch in der Schrift, von dem Raumworte eben aequus, durch Aenderung in ebens, ſich gehörig zu trennen, da wir in den mehreſten Fällen, auch Raum und Zeit unterſcheiden, wie nach und nahe, lange und lang, her und bisher, jezt und hier und ſ. Die Pfälzer Mundart trennet obige Formen, lieber durch geſchiedene Ausſprache, indem ſie das Adverbum in åben, und das Adjectiv in eeben (aequus) wandelt, welches jedoch, weil die Schreibung ſich ſchwerlich danach verändert, unleichter einzuführen wäre, als, Scheidung durch eben und ebens.

Vollends lautete früherhin nur voll ſ. Friſch Wörterbuch, nachher mit dem Genitivzeichen

Vollen: Sie wollte dals man jagete,
Er (ehr) dals es vollen tagete,
Eneidt des Veldeck v. 1680.

ſpäter vollend bei Hans Sachs, Luther und den Fruchtbringern, aber nun gar vollends mit drey unterſchiedlichen Zeichen, und in der niedern Sprachart Oberſachſens vollt, volltenſt und volltgenſt! Freylich hört man einzeln auch,

ob wol nur ſelten, vollend und voilens und in der Pfalz vollig. Lezteres vollens, ähnlich vorigen eigens wäre beſſer als völlend; eines von beyden ſollte man billig an Stelle unſeres vollends ſezen.

Irgend und irgends, nirgend und nirgends früher nur irgen, nirgen: Ob sie mir irgen wiederfährt, f. begegnet, Eneidt des Veldeck 8796. Ich han Kind noch den Mag (ich habe weder Kind noch Verwandte,) Nirgin indeme Lande daſ. v. 2176. In ältern Wörterbüchern, z. B. dem vom Jahre 1482 auch wol ergen; zu und nach Luthers Zeiten gewöhnlich irgend und nirgend, im Schat der Neder Duytſcher ſpraken, irgens und nirgens, und neuerhin, beſonders von Gottſched an, nirgends, ja bisweilen auch irgends. Genügten aber die einfachen irgend und nirgend allein ſtehend nicht immer, die Oertlichkeit zu bezeichnen, ſo ſollte man, dieſen Falls, etwa die gemeinen und niederſächſiſchen irgens und nirgens — ähnlich geſchieden, wie der morgende Tag, und morgens, — nicht aber die rauhen irgends und nirgends vorwählen. Morgends in der Schrift zuweilen für morgens,

und im niedern Leben ſogar morgendſt und übermorgendſt iſt eine ſehr niedrige Form, welche ſich damit nicht rechtfertigen kann, daß ſie vom Adjective morgend (die morgenden Geſchäfte,) wofür der Oberdeutſche auch morgig, und ſchlechter morgigt ſagt, ſich ableitet; wenigſt ſo lange ſie von dem ihr freiſtehenden Sachworte der Morgen, — ſo wie des Tags, Frühjahrs, Sommers, Augenbliks, von ihren Sachwörtern der Tag — — der Augenblik, — kürzer noch Morgens ſich formen kann.

Unverſehens, in der Volksſprache unverſehends, und in Aſchenbrenners Leben, 2 Band, S. 402. ohnverſehends. Da dieſes Gebild ſeit älteren Zeiten immer nur in der einfachen Form ſich darzeigt, ſo kann man die härtere nicht ſowol für das Nebenwort des Particips unverſehend annehmen, als, für eine Verbildung durch gemeine Sprachart, die immer zwiſchen n und s, ein d oder t mit einſchiebt.

Jenſeits und dieſſeits dem Strome ſind als Vorwörter völlig unnüz, indem ja die Formen jenſeit und dieſſeit dem Strome (des Stromes,) durch ihre Kürzung bereits genüglich ge-

zeichnet ſind. Da nur wären die erſten etwa beyzubehalten, wo ſie als Adverbe allein ſtehen: wir ſprachen uns am Fluſſe, er ſtund jenſeits, ich dieſſeits.

Nebſt vielleicht der nächſte Verwandte von neben, deſſen von dieſem geſchiedene Bedeutung auch eine unterſcheidende Bildung erfoderte. War st an dergleichen Wörtern niemal urſprüngliche Anſylbe, wol aber en und s, ſo lautete jenes Gebild früher ſcheinlich nur nebs, und in Zuſammenbildung, benebs, danebs u. ſ., die man ſchwerlich nun rückzuführen vermöchte. In den gemeinen Mundarten, und nach ihnen, bei manchen Schriftlern, erſcheint es vergröbert als nebenſt, benebenſt und darnebenſt, in der Vorzeit dagegen, doch milder, obwol in anderer Hinſicht noch unbeſſer, beneben, daneben, welches auf die Vermuthung führet, nebſt ſey wol gar von nahe entſtanden, welches auch deſſen Stelle öfters erſezte:

Inti (und) gisah zwey Shef, stantande (ſtehend) nah demo Wage (am See). Tatian, c. 19.

Zuſehends, durchgehends, eilends, nachgehends, und die bisweiligen folgends.

nachfolgends b. Hans Sachs; angehends, ſtillſchweigends b. Friſch, vergehends, verwirft Adelung, weil hie das Mittelwort der Gegenwart, wider ſeine Natur, leidentliche Bedeutung annehme. Doch all jene Formen laſſen ſich, gemäß der Natur des Mittelworts und des älteren Genitivs, durch thätliche löſen, wonach ſie ganz richtig ſind: Zuſehends wuchs der Strom, d. i. indem man zuſahe; durchgéhends findet man das Land bebauet, d. i., ſo weit, ſo wie man es durchgéhet. *) (Paßt die Bedeutung der Form

*) Anderswo wird man weitläuftig beweiſen, daß der Altdeutſche, nach der Anlage ſeiner Sprache ſowol, als, nach dem Sprachgebrauche, nicht vom thätlichen Particip der Gegenwart allein (denkend, fliegend) ein thätlich bedeutendes Adverb ſich formte (denkends, fliegends), ſondern auch vom Participe der Vergangenheit, wie noch unſere unverſehens, bereits, vergebens vermuthen laſſen, ja ſogar noch zweyartige Fügungen abſoluter Genitive beſaß. Demnach ſtund er dem Lateiner wenig nach, welcher vom Participe der Gegenwart ſo gut ſich Adverbe ableitet (abstinenter, amanter) als vom Participe der Leidentlichkeit (inaugurato, inopinato) und außer ihnen noch vollendete Fügungen abſoluter Ablative gebrauchet. Wollte man dieſe geſammt ſo mis-

durchgehends mehr zu durchgéhen, als auf dúrchgehen, ſo iſt die gewöhnliche Ausſprache richtiger, als, die von Einigen als Regel angeſezte durchgehends.) Andere ſchreiben, wegen vermeinter Unrichtigkeit jener Formen, wie ſchon vor einigen Jahrhunderten: zuſehend wuchs der Strom, durchgehend ſind dort die Pferde beſſer, welche jedoch in vielen Fällen zweydeutelnd, erſteren nachſtehen,

Jedoch iſt uns noch eine Formungsart übrig, welche wohllautet, und dabey nie zweyſinnig wird. Die Zeit, die Art und Weiſe wird und wurde ja an Sachwörtern noch öfter, als, an obigen Mittelwörtern, durch den Genitiv bezeichnet, daher: Flugs ſ. im Fluge. Anfangs, Endes, Augenbliks, „Beyweſens (im Beyſeyn) der obberürten Zeugen" in Stiffers Forſt- und Jagd-Hiſtorie, Beylage S. 32. „Abweſens ſeiner Churfürſtlichen Gnaden," in den Annalen des Spalatin ſ 15 „was ihres Abweſens vorgegangen;" daſelbſt: „Anweſens mein" Hans Sachs.

erklären, wie die oben genannten deutſchen, ſo müßte man mit abundanter, diligenter, inopinanter und vielen andern den Anfang machen.;

Daher konnten wir ja ebenfalls im Genitiv des sachwörtlichen Infinitivs nur sagen: Zusehens, durchgehens, stillschweigens; doch so sagten wir schon früher, wir vergaßen es nur:

Gahens d. i. eilens, von dem alten Gahen, eilen:

Ir Wunne wärend Maye
mit frödenreichem Blicke
ward gahens anderlaye
Verkert in wintertrüben Nebel dicke.

im Tytural des Eschenbach c. 39. und c. 38. c. 24, wo auch, wie bei Notker und Anderen, oft gahes, d. i., in Eil, gebraucht wird.

Eilens, im schat der Nebert. Spraken ist: ylen, festinare, ylens, festinanter.

Treibens, gleichbedeutend mit eilens, sagt der Niedersachse (driebens), besonders der Holsteiner.

Nachgehens, nagaans, ist im Niederdeutschen ebenfalls gängig.

Zusehens, in Examen und Gegenbericht über das Heydelberger Büchlein S. 653 „daß er zusehens von der Erden gen Himmel aufgehaben worden"; in den Volksmährchen der Deutschen, 3ter Band, S. 173, „und sie genas

zuſehens"; auch Wieland ſchrieb: „zuſehens wird der Bär noch ſiebenmal ſo groß."

Adelung hat dieſe beſſere Form unter zuſehends, wie die meiſten der übrigen, nicht angemerkt; und Heynatz, der ſie bemerkt, unſerm Wieland öfters als unrichtig getadelt, und in zuſehends umgeändert. Da indeſſen jene im Ganzen noch unbekannte Formart, gegen die er nie einen Grund anführet, gerade unſeren beſſern beygehört, ſo wird auch dieſer denkende Sprachlehrer, ſein Verwerfungsurtheil ſchwerlich noch für gültig erkennen.

Auffſpringens, im Auffſpringen,

uffſpringens mit den Swerten,

ſie beide ſtrites gerten. Percival des Eſchenbach v. 16045.

Unwiſſens im ſchat der Nebert. Spr. onwetens, ignoranter, von weten, wiſſen, und bei Hans Sachs unwiſſentlich. Nicht ſelten jedoch lieſet und höret man im Hochdeutſchen ſehr ungut dafür:

„es iſt unwiſſend geſchehen", „die That wurde unwiſſend begangen"; ja man erlaubet ſich auch noch andere Partieipe ſo zu entſtellen: er

über den gegenwärtigen Zuſtand der poetiſchen Litteratur mißfallen Ihnen nicht; ſollten wohl ähnliche, aber ſchwerer gemachte Beobachtungen über die hiſtoriſche Gelehrſamkeit unſrer deutſchen Zeitgenoſſen nicht eben ſo glücklich ſeyn?

Frey alſo von den Banden der Methode getraue ich mir zu behaupten, daß izt die Geſchichtkunde, im Ganzen genommen, eine etwas feinere Geſtalt angenommen, oder daß die meiſten Zunftgenoſſen derſelben mit mehr Geſchmack, Kunſt und Philoſophie arbeiten. Selbſt einige alte geſchickte Meiſter aus **Ludewigs** und **Köhlers** Schulen bemühen ſich, ihren Arbeiten mehr Kraft, Feinheit und Popularität zu geben. Aber es gelingt ihnen nicht ſo, wie den jüngern, deren Bildung in der Zeit der gereinigten Philoſophie, Kritik, Sprachkunde und witzigen Litteratur vorgegangen iſt. Um dies völlig einzuſehn, darf man nur zwoo Blätter in **Häberlins** und **Schlözers**, in **Sattlers** und **Schröckhs**, in **Pauli's** und **Schtrachs** Schriften gegen einander halten.

Unter dieſen Männern zeichnet ſich hauptſächlich **Schlözer** aus. Ihn glaube ich mit Ueberzeugung an die Spitze aller iztlebenden teutſchen Geſchichtſchreiber ſtellen zu können: und da wir noch keinen **Thucydides**, keinen **Livius**, keinen **de Thou**, keinen **Robertſon** haben; ſo glaube ich, **Schlözer** ſey dem Ziele, das ſo ſchwer zu erreichen iſt, und das die eben genannten

verkaufte ſein Haus meiſtbietend, *) beyliegend überſende ich Ihnen eine Schrift, inliegend erhalten Sie den Brief unſeres Freundes. Die ältere Sprache vermied dieſen Abersinn durch obige Participial-Adverbe: meiſtbietends, beyliegends, inliegends, oder auch noch heute die Mundarten Niederſachſens, von Flandern bis Liefland, durch das uns fehlende, obwohl ſo nöthige Gerund, d. i., den Genitiv des ſachwörtlichen Infinitivs: meiſtbietens, beyliegens, inliegens. Unter mehreren Beyſpielen, welche dafür ſich darböten, mögen hier noch einige Liefländiſche, doch nur ihrer Form halber, ſtehen: „die Jungfer tanzt, und der Bauch nimmt Augenanſehens zu"; „er ſagte es reitens"; „laufens fiel er darauf"; „fahrens ſchliefen wir ein"; „führens ſtieß der Bräutigam an." Mehr darüber in einer vollſtändigen und kritiſchen Grammatik unſerer Sprache.

Allerdings, neuerdings, ſchlechterdings, platterdings, lauteten, ſo weit ſie gewöhnlich

*) Wer ſein Haus meiſtbietend verkauft, bietet ſelb das Meiſte, kauft es folglich ſich einzig ab, und bezahlet, die verlorene Zeit noch ungerechnet, die Verſteigerungskoſten.

wöhnlich waren, von den früheren Zeiten bis nach Luther, faſt überall: allerdinge, neuerdinge, ſchlechterdinge, platterdinge oder kürzer und beſſer allerding, neuerding — platterding. Dieſe waren und ſind, wie das er in aller zeigt, wahre Genitive der Mehrheit, und, wie der ältere Sprachgebrauch ausſaget, auch in heutiger Bedeutung als Nebenwörter gewöhnlich. Der altdeutſche Genitiv ähnelte dem Ablativ und dem Genitiv des Lateiners, wie unter vielen Beyſpielen ſchon folgende beweiſen:

Gar ane (ohne) Falſch mit Trüwen (treuen)
lieht (ſchlicht)
So ſoll man ſin der Rede und ouch des
Muotes."

Der tugendhafte Schreiber.

Der Worte was (war) er ſüſse,
noch beiser mit der Tete (That). Weſſ.

Eſchenbach im Tyturel.

Des Mutes war er ſtete. Derſ.
Der eine was des Libes (Leibe) groſs. Boppo.
Snell was her liner Worte" (ſchnell war er in ſeinen Worten). Lobgeſang auf den heil. Anno.

„Zu der Zeit, als er Leibes und Mutes friſch

und gesund war.“ s. Haltaus unter Kirchgang 2. 1087. Sollten unsre Dichter diese und andere so edle Fügungen der Vorzeit des Wiedergebrauchs wohl unwerth finden? Sie geben Kürze, Neuheit, Wechsel und helfen die bisweilen so überhäufigen en des Dativs vermindern. *) Kein Wort aber der ganzen Sprache wurde in ähnlichen Fügungen so oft gebraucht, als Ding:

Da zog zu Feld gerüster Ding
Erstlich die machtig Stadt Croton. H. Sachs.

Und eh drey Monath thun vergehn,
Soll gemelt Schloß schon aufrecht stehn,
Mit aller Zugehörung und Macht
Allerding fertig und gemacht. Derf.

Nun so rüstet euch aller Ding. Derf.

Dieser Gebrauch scheinet noch heute im Oberdeutschen übrig, wenigst sagt Michaelis: „da keine

*) Herr Voß hat auf obige Bemerkung diese Fügung in seinen neuesten Werken öfter gebraucht, wie auch folgende Stelle bezeuget:

Mangelnd der Altenspflege, wenn auch nicht arm
des Vermögens
Lebet er,

Hesiod. Uebersetz. S. 127.

Triebfeder leichter Dinge umgesetzt werden konnte, ohne das Ganze umzubilden." Diesemnach bedeutete nun die Redensart: sie ist aller Dinge vollkomen, welche den Minnesingern so häufig ist, eben, was unsre durchaus, oder in allem vollkommen; späterhin wurde sie ein alltägliches Versicherungswörtchen, und — nach Gleichform, von jenseit, diesseit, — Aller Dinge in allerding, gekürzet; doch, nach Vergessung der Genitivfügungen, wollte nun Ober- und Niedersachsen, durch das Altfränkische s entweder noch einmal bezeichnen, was doch, nächst dem er, schon die Wegwerfung des End-e bezeichnet, oder es fand diese Kürzung minder deutlich, als das neue s.

Freylich sind nun diese Wörter, als Formen des Alltags, die immer ein derbes Gepräge erfodern, mit s sehr kenntlich gezeichnet, obwohl eben daher, auch wegen der scheinlichen Unnatur, daß dieses s entsprungen aus dem Genitiv der Einzahl, nun bei Gebilden der Mehrzahl auftritt, der höhern Sprache zu unedel; diese würde demnach — wofern, nach den Beyspielen allenfalls, meistentheils, und keineswegs, eine Aenderung in Allerdings (im Schwedischen alls tinges), nicht rathbar schiene, — nur die ältern und gekürzten Formen allerding' u. s. f.; rechtlich verwenden können.

Allerſeits, beyderſeits, meinerſeits, abſeits lauten früher und noch im Oberdeutſchen allerſeit, beyderſeit, meinerſeit, abſeit, eben wie allerding nur durch Weglaß des End-e adverblich gezeichnet. Demnach fügen ſie ſich nur der Sprache des Lebens, indeß ſie der höheren, welche nur die leztern gebrauchen ſollte, ſo unpaſſend werden, wie die gemein oberſächſiſchen allewegs und allerwegens f. allenwegs oder allwegs, ebeſtertags f. eheſtentags. Sehr fehlerhaft aber iſt es, zu ſagen: eine Sache beyſeits legen, ſtatt beyſeit, aber ganz richtig: die Sache mag beyſeits bleiben, liegen.

Selbſt, eine der harteſten Formen unſerer Sprache und zugleich eine Mißgeburt, früher ſelb lautend, nachher zu ſelbs, und endlich zu ſelbſt erſchwollen.

Bey den Altfranken war ſie reflectives Fürwort, ſelbo tönend und umendbar (declinabel). Im Tatian: Gott ſelbo was thas Wort, thin ſelbes (der Genitiv) ſeroh (Leben), ihmo ſelbemo, von thir ſelbemo, mih ſelbon, ihr ſelbon ſaget in ihn'n ſelbon, ſie ſelbon ſin giheilagot (geheiliget). Bei den ſchwäbiſchen

Dichtern tönelte ſie ſelb und noch öfter ſelbe, ſo bey Wolfram von Eſchenbach:

„er weiſs wol ſelbe wie", „ſelbe reit
er hinten nach";
„Daſs er ſich ſelben ehrte";
„Das ward ihn'n ſelben ze groſsem Leide
gethan"; Nibelungen.
Daſs er — ab einem hohen Steine
Sich ſelben erfallte; Wernher.
„auch was im das ſwarze Wib
„noch lieber danne lin ſelbes Lib":

(Bekanntlich fügte der Altdeutſche dieſes ſelb zu dem Genitiv der Beſitzfürwörter mein, dein, ſein: mit mein ſelbes Hand, mit dein ſelbes Kind, ſtatt, mit deiner eigenen Hand, mit deinem eigenen Kinde.)

Doch, bei eben dieſen Dichtern, voran bei dem Sänger der Eneidt und einigen Angränzern Niederſachſens tritt nun das unumendbare ſelber auf: ich ſelber, mir ſelber, welches glaublich die Umendung jenes Fürwortes erſchwerete, weil es, ein Maskulin ſcheinend, zweifelbar machte, ob man nun ſelber, ſelbe, ſelbes, — wie ſelbiger, ſelbige, ſelbiges, — umenden müſſe. Auch ſchei-

nen, nach dem Veralten der vormaligen Genitive, von dem Gemeinleben nordlicher Gegenden, jene ſchwierigen Genitive mit beſizlichen Fürwörtern verbunden, (wie: dein ſelbes Werk, euer ſelbes Haus,) bald für den Nominativ oder den Accuſativ verkannt, bald mit den ebenfalls in ſelb(er) gekürzten ſelbig (er), verwechſelt zu ſeyn. Wenigſt herrſchet ja nun, bei Luther ſowol als all ſeinen Zeitgenoſſen und Zeitnachbarn, eine anſcheinlich allgemeine Verwirrung, welche die Caſe dieſes Fürwortes bald noch richtig gebrauchte: „er ſchilt ſich ſelb alſo," Luther, „er gaukelt wider ſich ſelb, weiß ſelb nit was er lallet;" derſ., bald dieſelben nach Verhältniß, Geſchlecht und Zahl nicht mehr veränderte: „die Widerſacher zu ſchweigen, und uns ſelb zu befriedigen," Luther. „Was ſollen wir opfern? uns ſelb," Derſ.; bald auch endlich, welche neben jenen Gebilden die unumendbaren ſelbert, ſelbs, und endlich gar noch, die heute blühenden ſelbſt und ſelbſten *) einführte:

*) Sogar derſelbe wurde in derſelbte misgeändert, z. B. diplomat. Beiträge S. 74, und, in der Geſchichte Alexanders „das ſulvte (daſſelbe) Pallas (Palaſt) hadde gebouwet der Koning Zyons."

„der hat ihm selbs allein gelogen," Narrenschiff.

Unfallo bei ihm selbs rathschlagt
Ein' Sach ꝛc. Theuerdank.

„wollten sich selbs (ipsos) Kunig machen," Weiß Kunig.

— von dir selbert" Hans Sachs.

Wir haben nun an selbst ein hartes Wort, überhart in Zusammenbildungen wie Selbstständigkeit s. Selbständigkeit — behielten wir doch selbander, selbdritt, selbviert u. a. annoch bei, — weßhalb wir neuerhin, das mit vollem Rechte veraltete und gemeine selber, wieder zurückberiefen; und nächst der Härte, noch Undeutlichkeiten zur Dareingabe: sie suchen ihn selbst, er gab es ihm selbst, welche der Altdeutsche durch die Umendung glücklich vermied: sie suchen ihn selb oder selbe (ipsi), und, sie suchen ihn selben (ipsum), er gab es ihm selb, und, er gab es ihm selben, oder *) im Nothfall sel-

*) Freylich lehret man, die Stellung des selbst müsse im Nothfalle dem Zweysinne vorbeugen, welches sie auch öfters vermag; allein immer bleibt ja dieses nur eine ärmliche Nothhülfe für verstüm-

hem, welche letztere Form ehmal allein gewöhnlich war. Sollten wir etwa, sie zu vermeiden, das hölzerne selbst noch umenden, wie man einst versuchte:

— ist er sein selbster Bote, der nur sich
Lebenden vorstellet?" Frygier Aeneas.
„Zu diesem ist anizt mir Botschaft zugesandt
Von selbstem Jupiter," das.

wie auch anscheinlich noch Kästner es wagte:

Den Sohn deckt Asiens, und den Europens Sand,
Ihn selbsten Afrika, wenn er ein Grab noch
fand.

Schwerlich entschlösse sich zu dieser Umendung, wen noch einige Liebe für Wohllaut erwärmet, wenigst, sobald eine Lösung jener Wirrungen und Rückführung einer mildern Form, wie glücklich gerade

melte Formen, die sich durch Eigenes nicht mehr auszeichnen, und also an Ort und Stelle fest gebannet sind, wogegen die vollgezeichneten jede Stelle, nach Belieben und Bedarf, erwählen. Doch leider sind wir Deutschen auf dem Miswege, alle Formenkennzeichen zu vernichten, wodurch wir am Ende nothwendig eine gelenklose Versteifung unserer Redeordnung erlangen müssen.

hier, noch möglich iſt. Selb und ſelbig ſind in Begriff und Form weſentlich geſchieden wie jener und derjenige, folglich darf man ſelb als zweyſinnig, für ſelbig niemal gebrauchen; das ſcheinliche Adverb ſelber, ipſe, war gleich den reflectiven Formen meiner, deiner, ſeiner u. ſ. f., alter Genitiv, — wie in den Redensarten: um meiner ſelbſt willen, um deiner ſelbſt willen, und wie in den veralteten Gebilden meinerhalb, — unſerhalb u. ſ. f. anſtatt meinethalb — unſerthalb; — bedeutend, in eigener Perſon, in Perſon, perſönlich, als das genannte, Subject oder Object; allein, da dieſe Form gar öfters zweydeutelte, weßhalb ſie auch zum Wiedergebrauche gar nicht taugt, ſo wurde ſie durch das minder zweydeutige, obwol härtere, ſelbert, und nachher, durch den neuen adverblichen Genitiv ſelbs (nicht ſelbes) verdränget, der bei Luther, Hans Sachs und den damaligen Süddeutſchen, häufiger vorkommt, als vorige: „— der jung weiß Kunig hat mich im Streit ſelbs gefangen," weiß Kunig, für perſönlich, in eigner Perſon, eigenhändig, „aber ſich ſelbs kommuniziren, iſt ein Menſchendünkel," Luther:

„Ich hoff', daß der Fürſtin Genad
ſelbs (eigens) ſizen muß in das Schweißbad."
H. Sachs;

ten groſſen Männer erreicht haben, am nächſten. Er iſt derjenige, der ſich ſeit der Zeit, da Sie Teutſchland verlaſſen haben, unter unſern Hiſtorikern am ſtärkſten hervorgethan hat. Er beſitzt nicht allein eine ſeltne Kenntniß vieler morgen- und abendländiſcher Sprachen, und eine unermüdliche Gedult im Sammlen, Vergleichen und Prüfen der Begebenheiten; er beſizt auch die Kunſt, ſeinen durchgedachten Materialien eine richtige, edle und einnehmende Form zu geben. Alles dies in Einer Perſon vereiniget, macht den vollkommenen Geſchichtſchreiber; aber dieſe Vereinigung iſt auch ſo ſchwer und ſelten, daß ich unter allen iztlebenden europäiſchen Gelehrten keinen kenne, der hierher zu rechnen wäre, als den Schotten **Robertſon**. Alſo auch nicht **Schlözern**? werden Sie fragen. Nein, wenigſtens noch nicht wegen ſeiner vorhandenen Schriften, die übrigens ſehr ſchäzbar ſind. Ich glaube aber, daß er unſer **Robertſon** werden **könne**, wenn er nur wollte, wenn er nur weniger ſchriebe, wenn er nur nicht ſo viele Univerſitätsvorleſungen hielte. Um ihnen dies zu beweiſen, müßte ich die Schriften des Mannes analyſiren, müßte ich ſeine **Probe rußiſcher Jahrbücher** und ſeine **Einleitung in die nordiſche Geſchichte** mit der angefangenen **Kleinen Weltgeſchichte** und mit der **Vorſtellung ſeiner Univerſalhiſtorie** vergleichen; und das wollen Sie doch nicht? Nach ihrer Rückkunft ins Vaterland ſuchen Sie die Beweiſe oder Widerlegungen meiner Plaudereyen ſelbſt auf.

Nächſt

— die drei Geſpielen (Geſpielinnen),
die ihn'n ſelbs ſo wohl gefielen,
daß jede ſich die hübſchte meint." Narrenſchiff.

Aber auch dieſe Form wurde nach Vergeſſung der Genitive dunkel, und da man den Genitiv ſowol als das Neuter von ſelb, als auch von ſelbig zu oft und unrichtig in ſelbs verkürzte, völlig zweyſinnig, und daher in ſelbſt vergröbelt. Uns könnte bey Vermeidung jener unrichtigen Kürzungen, zum Adverbe ſchon ſelbs genügen. Die Umendung aber, welche zu Luthers Zeit, wo eben die mehrfache Umendungsart der Adjective und adjectivlichen Pronome ſich allgemeiner einführte, ſo manche Schwierigkeit hatte, müßte jedoch nach heutigen Sprachgeſezen vornehmlich zwiefach ſeyn. Nämlich

1) vollſtändig, nach Muſter der Fürwörter jener, dieſer, einer und aller Adjective, falls ihnen kein Wort vorantritt, welches Cas und Geſchlecht kennzeichnet, oder ſie mangellos angiebt: ſelb, ſelbes, ſelbem, ſelben, und in der Mehrzahl ſelbe, ſelber, ſelben, ſelbe:

„Ich will ihr'r ſelb auch einer ſeyn," H. Sachs, f. ich will auch ein Mitglied ihrer Geſellſchaft ſeyn;

„Ich bitt' ſelb für ſie, mag es ſeyn," daſ.
Der minnet ſin (ſein) ſelbes Wib," Percival.
Mit ihr ſelber Hand ſie ſneid (ſchnitt)
Dem Ritter ſiner Spiſe (Speiſe) ein Theil," daſ.
daß er — ab einem hohen Steine ſich ſelben erfallt." Wernher.
Gavan und die Herzogin
Mochten's Waſſer ſelbe nehmen,
Ob ſie Wahens (Waſchens) wollt' gezemen," Perc.

2) Unvollſtändig, nach Muſter von derjenige, derſelbige, wenn Fürwörter, Artikel, oder auch Adjective mit kennzeichnenden und mangelloſen Endungen unmittelbar ihm vorantreten: wegen dieſes ſelben Mannes, wegen jener ſelben Verbindung, welcher Fall jedoch, wie bei den übrigen reflectiven mein, dein, ſein u. ſ. f., nur ſelten eintreten könnte.

Zwar könnte man noch fragen: ob denn auch dieſes ſelb, wirklich dreigeſchlechtig, wie jedes adjective Pronom, ſich umende, oder, wie man, Jemand, Niemand, Wer, ungebeugt bleibe? Die ältere Sprache ſchwanket freilich, indem ſie ſelb im Nominativ ſtatt ſelber ſtät, auch wol von Weibern, oft ſtatt ſelbe, gebraucht; das Neuter

selbes dagegen so selten anweydet, daß Verfasser unter einigen Hundert ihm vorliegender Stellen, kein einziges Beyspiel noch findet; in den andern Casen stehet aber das männliche selb so oft auf Frauen bezogen, als das weibliche selbe:

Klagenen den kühnen Mann
Sie slug mit ihr selbes Hand," Aventüre
,von der Klage.
Der mir lieber was (war)

Denne mines selber Lib (Leben)," sagt Dido in der Aeneidt vom Aeneas, wo doch kenntlich selb — nach Gleichform von mein eigenes Ich, des edleren selbst Ermuthigung, — sachwörtlich stehet; aber V. 2408 saget Dido: Häte ich mich selben erslagen, und ebenfalls ein Weib im Percival V. 5777:

Wels mocht ich arme wesen geil (freudig),
Nun ist es mir kommen auf das Ziel,
Dals ich mich selben tödten will;"

auch bei Hans Sachs:

Die Jungfrau ist sehr frech und geil
Und hat sich ihm selb (ge)boten feil.

Dieweil aber die Königin
Selb ist gewest ein Mörderin
An ihrem selb ehlichen Mann." Derf.

Aehnlich kann man auch fragen, ob dieſes ſelb in der Mehrzahl ebenwol wie in der Einzahl gebrauchbar ſey? Die Vorzeit gebrauchte meiſtens die Einzahl, — wie noch heute wir ſo viele Abſtracte: unſer Inneres, unſer Aeußeres, euer Herz, euer Ich; ihre Sinnesart war verſchieden, —:

Die Fürſten — durch ihres ſelbes Ehre,"
Eneidt.

Die Getauften jahen (ſagten)
Hie bei ihr ſelbes Freiſe
Sie wollten etc. Tyturel.

„Solch Gebet, Lob und unſer (unſerer) ſelbs Opfer ſollen wir nicht durch uns ſelb vortragen, vor Gottes Augen," Luther, in welchen Stellen jedoch ſelbes, der Genitiv des ſachwörtlich gebrauchten ſelb, wol ſeyn konn. Wir ſelb haben das ſchon erfunden," Luther, „die ihr ſelb bekennet, mit der Schrift einhällig ſeyn." derſ. „daß ſie ſich ſelb nitz verjagen." derſ. und ſo im Theuerdank, im Narrenſchiff, bei Hans Sachs, und wo nicht? Wir könnten ebenfalls, um entbehrliche Künſtlichkeit zu ſparen, mit dem Maskuline der Einzahl für Gewöhnlich auskommen, und nur, wo dieſes nicht zureichen kann und dennoch Geſchlecht — und Zahlbezeichnung nöthig iſt, dieſe dann anwen-

den. Einen Anfang zu Rückführung der alten Form machte vor Kurzem bereits Friedrich Richter:" — von vielen Musenvätern, wozu sie uns Musensöhnen geworden, durch gute Systeme und Romane, womit sie, wenn nicht Sachen, doch sich selbe dargestellt."

Vorschule der Aesthetik, 3 Th. S. 660.

Daselbst, woselbst, hieselbst lauteten vormal ungut daselben, hieselben, besser aber daselbs, hieselbs und, eben so richtig und feiner noch daselb, hieselb.

Erlangen.

Radlof.

V.

Etwas von Dr. Luther, den Folgen ſeiner Reformation, und den ihm errichteten und noch zu errichtenden Monumenten, ſeiner Statue oder Bildniß. *)

Es dürfte wohl vielen nicht unangenehm ſeyn, wenn ich verſchiedenes anführe, womit man Luther, dieſen feſten und unerſchütterlichen Mann,

*) Es iſt ſeit einigen Jahren viel von einem Denkmal auf Luther die Rede geweſen. So lange die Wirkungen ſeiner Bibelüberſetzung und ſeiner Kirchenverbeſſerung unter uns verſpürt werden, bedarf es nicht Stein noch Marmors. Aber ein Rückblick auf frühere Verſuche der Art wird immer noch nützlich ſeyn. Einer der achtungswürdigſten Kenner unſerer Vorwelt, ein Patriot, wie wenige ſeines Faches, der Hofrath Habel in Idſtein, hat uns beifolgenden Aufſatz mitgetheilt, mit welchem dann der laufende Jahrgang einer Zeitſchrift, die mit einem Denkmal auf den edeln Kurfürſten Auguſt anfing, ganz ſchicklich geſchloſſen werden mag.

B.

ſchon vor etlichen hundert Jahren zu ehren, und Monumente zu errichten gedachte und wirklich errichtete.

Das erſte, welches in meiner Familienbibliothek vorfinde, iſt ein literariſches von 1523 von 10 Blättern in 4., welches ſchon wegen ſeiner alten Versart merkwürdig iſt. Es hat zur Aufſchrift:

„Hie innen findt man geſchrieben ſtan,
Zu eren gemacht teuſcher nacion.
In welcher entſpringt ein Doctor werdt,
Der ſein leer gantz heyter erclert.
Martinus Luther iſt er genannt,
Zu troſt vnß Gott jn hat geſandt."

III. O.

Und fängt an:

„JR edlen fürſten der tütſch nacion,
das glück wünt allzeyt by ach ſton.
ſo jr hand dem Römiſchen reich,
ein Edles Blut von oeſterich.
erwelt zu einem öbriſten haupt,
dey ſyben Churfürſten iſt das erlaupt.
jn ſolcher kür die wall zu han, ꝛc."

Das

Das Zweyte:

„Die weiß gilgen, die gott gepflanzt hat ꝛc.“ 7 Bl. in Prof.

Auf dem 7ten Blatt ſteht:

„Gemacht zu Lob dem frumen Luther, der vns weyſt den tag, und dem ritterlichen forfechter des Luthers, den man nent herr Ulrich von Hutten, ain frummer vnd ain gerechter Edelman, der kempffen vnd fechten will, von der warhait wegen Chriſti.“

Das Dritte:

„Der Evangeliſch Bürger.“ 12 Bl. in 4. von eben der Zeit.

Das Vierte:

„Jacob Schenck von Stauffenbergk ꝛc.“ Sendtbriff an ſeine geſhwephen —.“ 1524.

Das Fünfte:

„Eyn geſprech eynes Evangeliſchen Chriſten, mit einem Lutheriſchen, darin der Ergerlich wandel etlicher, die ſich Lutheriſch nennen, angezaigt, vnd brüderlich geſtraft wirt.“ 1524. Hanß Sachß.

Das Sechste:

„Von einem Schumacher: vnd Eherherren; ein vaſt kurzweilig Chriſtliche Diſputation, von der Evangeliſchen Wittenbergiſchen Nachtgallen. 1524. Hansſachs.“ 12 Blätter.

Dieſe ſind meiſtens mit Holzſchnitten und allerley Figuren geziert, und mit Farben bemalet. Mehrere von dieſer Art anzuführen, würde zu weitläufig werden.

Außer dieſem hat man bereits eine Menge Holz- und Kupferſtiche; dann große Gemälde in den Kirchen von dieſem wichtigen Mann. Sie haben gewöhnlich den weißen Schwan neben ſich ſtehen, welcher Bezug auf Huß hat.

In ſeiner Schrift vom „Stand des Bapſts vnd der Biſchoffen“ legte er ſich das Sinnbild vom Bären und Löwen, nach dem Propheten Hoſea ſelbſt bey, da er ſchreibt: „ich will euch ſein, wie Oſeas ſagt, „ein Beer am wege vnd ein Lew auff der gaßen, wie „ir mir füret, ſolt jr ewren willen nit haben biß daß „ewer erßen ſtiren vnd eeren halß eintweder mit gna„den od' vngnaden gebrochen werde.“ Dieſe beyde Thiere werden auf dem Titel-Blat mit dem Papſt,

Biſchöffen — nach damaliger Sitte etwas allzuſinnlich — vorgeſtellt. Er nennt ſich darauf Eccleſiaſten zu Wittenberg. Die Verſe, die darunter ſtehen, erklären das Gemälde. So erhizt ſich aber Luther in dieſer Schrift auch zeigt: ſo muß man ſich wundern, daß Albert II. Marggraf von Brandenburg, Erzbiſchof und Churfürſt in Mainz, welcher zugleich Biſchof zu Halberſtadt und Cardinal zu Rom war, der im Dom zu Mainz Amator Eccleſiae genannt wird, mit D. Luther correſpondirte, und deſſen eigenhändige Briefe zum Beweis der perſönlichen Achtung dieſes großen Mannes, ſo wie alle ſeine Nachfolger ſorgfältig aufbewahrten, und ihm dadurch ein daurendes Monument in der Reſidenzſtadt des erſten teutſchen Churfürſten und Erzbiſchofs errichtete. Der lezte verewigte Churfürſt in Mainz ließ bey dem lezten Jubiläum in Mainz, wo der Geheimerath Kempf von Hanau und ich die Gnade genoſſen, zur Tafel in das Schloß gezogen zu werden, nach derſelben dieſe Denkmäler der mainziſchen Toleranz und Aufklärung, als eine ſchäzbare Merkwürdigkeit in der Engelsburg zeigen. — — Bey dem lezten Revolutionskriege ſtanden ſie auf dem Rande ihrer Zernichtung. Ein Mainzer aufgeklärter Mann rettete ſie durch ein Stück Geld, ob er gleich nicht zu den Anhängern Luthers gehörte. Und ſo werden dieſe

Nächſt an **Schlözern** ſteht ſein Kollege, der Ihnen wohl bekannte **Gatterer**; ein Mann, dem die hiſtoriſche Litteratur in Deutſchland ſehr viel zu danken hat; der in unſre Kompendien beſſere Methode eingeführt, der die Diplomatik zu reformiren geſucht, der überhaupt in allen hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften und in der dazu gehörigen Sprachkenntniß eine ausnehmende Stärke beſizt; deſſen Einkleidung hiſtoriſcher Wahrheiten immer noch gefällig genug iſt, gefälliger, als die Schreibart unſrer hiſtoriſchen Sammler, der ihr aber auch durch zu vieles Künſteln Schaden thut. Sie iſt, dünkt mir, nicht ſo natürlich, wie **Schlözers**; er beſizt auch weniger populäre Philoſophie, einen minder ſtarken und richtigen Blick in das Gewebe der Begebenheiten, als dieſer. Sein **hiſtoriſches Inſtitut**, deſſen Einrichtung Sie kennen, und deſſen Stiftung **Gatterern** würklich Ehre bringt, dauret noch fort; aber noch immer hat dieſe Geſellſchaft, die viele angeſehene Männer als ihre Mitglieder rühmt, vor der Welt nichts Erhebliches geleiſtet. Vielleicht daß ſie manchen Jüngling zur Bearbeitung des hiſtoriſchen Feldes aufgemuntert hat — und auch dies wäre freylich ein Verdienſt — aber, auſſer dem ewigen Drechſeln an einer **Theorie der Geſchichte**, und auſſer dem Journaliſiren hat ſie meines Wiſſens noch keine öffentliche denkwürdige That gethan, ohngeachtet ſie nun ſchon über acht Jahre beſtehet. In förmlichen Geſchichtbüchern hat ſich **Gatterer** noch immer nicht

koſtbare Reſten bis auf dieſe Stunde noch in Mainz verwahret. Albert konnte damals noch nicht zuverläßig wiſſen, was ſein hohes Haus in der Folge für Verbindlichkeiten Luthern ſchuldig werden würde, und daß dem Saamen, welchen Luther ausſtreuete, Brandenburg ſeine Hauptgröße würde zu verdanken haben. Wenn dieſer große Mann gleich kein Freund der Klöſter war; und alſo die erſte Urſache von Aufhebung derſelben bleibt, wird Jeder billig denkende doch zugeben müſſen, daß die mehrſten und aufgeklärteſten Fürſten damals mehr aus Ueberzeugung, als aus Intereſſe die geiſtlichen Beſitzungen an ſich zu reißen, handelten, und deßwegen auch die heiligen Stiftungen zu gleichen frommen Anſtalten verwendeten. Es wollen einige behaupten, daß der letzte unglückliche Krieg und die daraus erfolgte Secularisirung der mehrſten geiſtlichen Länder, Stifter, Klöſter in der Lehre Luthers ſeinen Urſprung gehabt hätte, und daß verſchiedene Orden, z. B. der Freymaurer und Illuminaten daraus entſprungen wären. Allein beide ſtehen nicht in der geringſten Verbindung mit der Lehre Luthers; ja man kann vielmehr behaupten, daß wenigſtens ein Zweig vom erſten, mit dem Jeſuitismus zuſammenhängt, und die Illuminaten ihre allgemeine Einrichtung von den Jeſuiten erborgten, obgleich ganz verſchieden handelten. Lu-

rus und Despotismus waren die Anfänger der letzten Revolution, so wie Hierarchie und Gewissenszwang sie vorher gewesen waren. Mainz war der Ort, woraus man dem schon allzureifen Unheil entgegen zu arbeiten beschloß. Allein zu spät. Durch die allgemeine Zerrüttung in Mainz entdeckte sich ein neues, vorher noch unbekanntes Monument von Luther. So viele Kupfer und Holzschnitte man von diesem großen Mann auch hat: so gleichen wenige einander Fast alle, besonders die in den Kirchen, haben den Schwan neben sich stehen. Büsten von Wachs sollen von ihm auch vorkommen; allein Statuen von ihm dürften von der größten Seltenheit seyn. In Mainz wurde eine schöne vergoldete ausdrucksvolle, bis dahin als ein wichtiges Denkmal aufbewahrt, und findet sich jezt zu Schierstein am Rhein. Es steht neben demselben ein weißer versilberter Schwan, er selbst sieht andachtsvoll gen Himmel und hält in seiner rechten Hand den Kelch in die Höhe. Sollten nicht an mehreren Orten dergleichen zu finden seyn?

Wenn also ein Patriot aus dem Würtembergischen Luthern in Helmstädt ein Monument errichten will, weil durch seine Lehre und Grundsätze Würtemberg vieles gewonnen habe, so fodert er dadurch alle Patrioten am Rhein, Neckar, Mainstrom — und

vom Urſprung derſelben bis zur Ergieſſung ins Meer auf der rechten Rheinſeite auf, ein Gleiches zu thun, weil alle dieſe Länder vorzüglich dadurch an Größe gewannen, und ſehr viel bedeutender wurden, als ſie vorher waren

Chur Baden dotirt von dieſen Stiftern und Klöſtern Heidelberg reichlich, und läßt nach dem R. A. mehrere Klöſter ſtehen, welche von ſeinen frommen Vorfahren errichtet waren, oder worin ſie ihre Ruheſtätte genommen hatten.

In dem Naſſauiſchen werden die ehemaligen Kloſtergefälle vom Kloſter Clarenthal, Waldorf, Gnadenthal — noch bis auf dieſe Stunde beſonders verwaltet und zum kirchlichen- und Schulunterricht verwendet. Und wahrſcheinlich dürfte von dem neuen ſtarken Zuwachs, der erſten Beſtimmung gemäß, wohl auch gegenwärtig noch verſchiedenes verwendet und die öffentlichen Fonds bey den Gymnaſien zu Idſtein, Weilburg — an welchem erſten Ort auch jetzt Katholiken Unterricht finden, wohin die Bibliotheken von Rammersdorf, Erbach — gebracht werden, daraus verſtärkt, und einige von den Klöſtern, wo mehrere der Naſſauiſchen Ahnherren ruhen, zu einem liebevollen Gebrauch, welcher der erſten Beſtimmung entſpricht,

noch bestimmt, und dadurch Luther ein Andenken erhalten und errichtet werden. Jeder Patriot der Nassauischen Länder wird dieses wünschen! Idstein, den 8. Jan. 1804.

C. A. Habel.

VI.

Fortgesetzte Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Kultur des österreichischen Kaiserthums.

Geschrieben im November 1807.

Rumi's Musenalmanach für Oesterreich und Ungarn, erster Jahrgang 1808 (gedruckt zu Leutschau bey Mayer; in Commission bey Schaumburg in Wien und Schwaiger in Preßburg. Ladenpreis 1 Rthlr. sächsisch, oder 3 fl. in Wiener Banknoten) hat endlich die Presse verlassen. Er enthält teutsche Gedichte von Schmitz, Gruber, Unger, Generisch, Jorberger, Rumi, siebenbürgisch-sassische von Marienburg, lateinische von Karlavsky, Tertina, Karl

von Bano, Mihalvik, Rózsa, A. G. Rumi, Daniel von Lányi, von dem Grafen Emanuel Eſáky, und noch einigen anonymen Verfaſſern, ungariſche von Franz von Kazinczy, von dem Grafen Joſeph Deſöffy und von einigen anonymen Dichtern, ein ſlaviſches, von einem anonymen Verfaſſer, und überdies zwey treffliche teutſche Abhandlungen von dem Einfluſſe der Muſik auf die Geiſtesbildung und über Lucians Charon, von Johann Generſich.

Profeſſor Karl Georg Rumi zu Igló, arbeitet an einem geographiſch-ſtatiſtiſchen Lexikon des öſterreichiſchen Kaiſerthums, das der unternehmende Buchhändler Anton Doll in Wien (Anton Doll und Geiſtinger ſind jetzt die unternehmendſten, und für die Autoren raiſonnabelſten Verleger in Wien) in Verlag genommen hat. Seine Elemente der neugriechiſchen Sprache werden gleich nach dem neuen Jahre 1808 gedruckt, und erſcheinen gleichfalls in Dolls Verlage. Rumi's neue Zeitſchrift für Oeſterreich und Ungarn iſt noch nicht von der Cenſur approbirt, und wird im Jahre 1808 in Quartallieferungen herauskommen.

Die von Franz Sartori in Wien redigirten neuen Annalen der Literatur des

österreichischen Kaiserthums werden auch im künftigen Jahre kraftvoll fortdauern. Künftiges Jahr erscheint auch eine neue Zeitschrift in ungarischer Sprache, der Referent alles Gedeihen wünscht, da die ungarische Nationalzeitung, die in Pesth erscheint „Hazai tudósitások gegenwärtig fast bloß politische Zeitungsartikel (diese Materie zieht in unserm Zeitalter auch in Ungarn die meisten Leser an —) enthält.

In den österreichischen Annalen 1807, October steht eine interessante Uebersicht der poetischen Literatur in Ungarn in den Jahren 1804 bis 1806, wie auch eine Uebersicht der katholischen und griechischen Schulen im Raaber und Großwardeiner literarischen Distrikt in Ungarn.

Von neuerschienenen Schriften in Ungarn zeige ich den Lesern Ihres Götterbothen folgende an: Robertson Wilhelm' Amerikai históriája fordittatott Tanárki János által. (Wilhelm Robertson's Geschichte Amerika's übersezt von Johann Tanárki.) Pesth b. Patzko 1807. 724 S. 8. (2 fl. 30 kr.) Eine glückliche Uebersezzung! Von der Flora, einer Sammlung ungarischer Romane für das schöne Geschlecht von Johann Kis enthält der zweite, im laufenden Jahre

in Peſth erſchienene Band: Rozalia, eine ſicilianiſche Geſchichte. Andreas Dugonics, Profeſſor zu Peſth, der bekannte Verfaſſer des vortrefflichen ungariſchen Originalromans Etelka hat eine ungariſche Ueberſetzung ausgewählter Stükke aus dem Plautus und Salluſtius herausgegeben, Peſth bey Stephan Kis. David Szabo von Barót hat eine ungariſche Ueberſezzung von Virgils Aeneis in Hexametern und Joſeph Rainis von Virgils Georgicis, ebenfalls in Hexametern, vollendet. Der Druck dieſer Handſchriften, deren Verfaſſer unter die claſſiſchen Dichter Ungarns gehören, wird begierig erwartet. — Az érdemes Kalmár; hazai töpténeten epült eredeti dárab öt felvonásban; szerzette Gorové László. (Der ruhmwürdige Kaufmann: ein auf eine vaterländiſche Begebenheit gegründetes Drama, verfaßt von Ladislaus Gorove.) Ofen, gedruckt bei Anna Landerer 1807. 8. (51 kr.) Gut. — Franz Thót, Profeſſor der Theologie am reformirten Collegium zu Pápa hat von ſeiner ungariſch geſchriebenen Paſtoraltheologie den zweiten Band herausgegeben, Raab bey Streibigs Wittwe 1807. 8 — Gut, obgleich nicht mängelfrei iſt das vom Profeſſor Ludwig von Schedius verfaßte Werk: Systema rei scholasticae

Evangelicorum Aug. Conf. in Hungaria. 1807 in fol. — Trefflich iſt die kleine Schrift: Romanorum scriptorum specialiter Livii assiduam lectionem commendat Joannes Samuel Fuchs. (Profeſſor am evang. Gymnaſium zu Leutſchau.) Leutſchau, bei Mayer 1807, 28 S. 8. — Vortrefflich iſt das ökonomiſche Werk: Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Seidenzucht in Ungarn und der daraus flieſſenden Hinderniſſe für das Emporkommen einer ausgebreiteten Seidenkultur in dieſem Lande von Joſeph Blaſchkowitſch, Seidenbaudirektor der löblichen Comitate Arad, Kraſchо, Temes und Torontal. Ofen, in der Univerſitätsbuchdruckerei. 1807. 8. — In dem zweiten Bande der Schriften der herzoglichen Societät für die geſamte Mineralogie zu Jena, herausgegeben von Johann Georg Lenz (Jena, bei Göpferdt. 1806. 292 S. 8.) ſtehen Beiträge von den Ungarn Rumi, Seberinyi, Nitſch und Marienburg.

" Von neuen öſterreichiſchen Büchern habe ich folgende anzuführen: Handbuch der teutſchen Dicht- und Redekunſt, aus Beiſpielen entwickelt von K. L. Schaller. Wien bei

Anten Doll. 1806. gr. 8. (3 fl.) — Verſuche des Joſeph Schütz, eines Wiener Naturdichters. Wien, bei Rehm 1807. 246. S. 8. Schlecht. — Whiſt, ein Gemälde nach dem Leben. Nach dem Franzöſiſchen. Wien 1807. 44 S kl. 8. Erbärmlich. — Das Kleid macht nicht den Mann. Eine Poſſe vom Verfaſſer der Verwandlungen. Wien bey Degen. 1807. 8. Ja wohl! eine Poſſe. — Brauchbar iſt das lateiniſche Compendium: A. A. Ambſchell' elementa Phyſicae e phaenomenis et experimentis deducta, aut attentione ſtabilita. Wen. b. A'ovs Doll. 1807. gr. 8.

Der ungariſche Reichstag zu Ofen dauert noch fort. Gegenwärtig wird über die Landesbeſchwerden verhandelt. — Die Schulſachen der Proteſtanten in Ungarn ſind noch nicht entſchieden. Doch werden ſchon wieder den Studierenden der Theologie Päſſe nach teutſchen Univerſitäten ertheilt. — In Roſenau iſt ein neues ungariſches Nationalgymnaſium für die Evangeliſchen errichtet worden. — Der vortreffliche ungariſche Schriftſchneider und Kupferſtecher Samuel Czetter iſt als Profeſſor dieſer beiden Künſte an die ruſſiſche Univerſität zu Moskwa berufen worden, und bereits dahin abgegangen.

Inhalt

des

ganzen Jahrganges 1807.

Januar.

Seite

I. Churfürſt Auguſt von Sachſen. . . 3
Eine biographiſche Skizze von J. C. Adelung
(In Beziehung auf das Titelkupfer.)

II. Briefe von Aſſeſſor Seetzen aus Haleb. . 35

III. Drei Briefe vom Ramler an Adelung. . 45

IV. Kunſtnachrichten.

1. Wilhelm Kobell's neueſte Kriegs-Gemälde. 54

2. Kunſtnachrichten aus Paris. . . . 64

3. Kunſtnachrichten aus Wien. . . . 70

V. Die Frühlingsfeier. 73

gezeigt, und in der Ausarbeitung seiner **Kompendien** ist er zu veränderlich; heute diesen, morgen einen andern Plan! Aber sein neuestes Buch, **Einleitung in die synchronistische Universalhistorie**, enthält einen Schatz von langwierigen kritischen Untersuchungen, neuen Entdeckungen in der alten Geschichte, besonders in der Geschichte der Völkerwanderung, und Klaßifikationen — Sie wissen es ja schon, daß das Planmachen und das Klaßificiren **Gatterers** Steckenpferd ist.

Wenn **Gatterer** in der Diplomatik groß ist, so ist es **Büsching** noch mehr in der Geographie. In der Diplomatik leuchteten jenem **Mabillon** und **Taßin** so herrlich vor: aber in der neuen Geographie fehlte es an solchen Männern. Hülfsmittel in Menge — allein, ein solches Buch, wie **Büschings** Erdbeschreibung und die damit verbundene Statistik; nennen Sie mir eines! suchen Sie eines bey irgend einer Nation! **Büsching** arbeitete, wie Sie wissen, von Grund aus, als wenn er gar keine Vorgänger gehabt hätte. Nur Schade, daß er bey der Beschreibung Europens und eines Theils von Asien stehen geblieben ist, und sein unsterbliches Werk nicht vollendet! **Büsching** kennt nicht blos seine Geographie, sondern er ist auch in den meisten Theilen der eigentlichen Geschichtskunde Kenner und Meister: aber in pragmatischer Bearbeitung derselben hat er sich noch nicht hervor gethan.

In

Februar.

Seite

I. Gedichte.

1. An eine einzeln ſtehende Tanne im Winter. 85
2. Auf eine Apfelblüte. 87
3. Apotheoſe. 88

II. Von der Bedeutung des Geiſtreichen. . . 89

III. Schluß- und Grundſtein. Ein Mährchen. 112

IV. Kunſtnachrichten.

Briefe über die Berliner Ausſtellung im September 1806. Erſter Brief. Kunſtkreiſe. Henry. Hummel. Gentz. 133

V. Korreſpondenz.

1. Blick auf Deſſau. 142
2. Blick auf Heidelberg. 156
3. Ueber die neueſten Entdeckungen in Griechenland. 158

VI. Neuer literariſcher Anzeiger. 162

März.

I. Gedichte.

1. Todtenfeier am Grabe der verewigten Frau Sophie von la Roche. (Offenbach am 18. Febr. 1807.) 165
2. Maigeſang. 169
3. Der Geſangſtrom. 170

Seite

4. Der Mond Ommies. 173
II. Denkstein auf Karl Heinrich von Seibt. . 175
III. Ueber die Salzburgischen Tölpel. . . . 187
(Auszug eines Tagebuches, vom Jahre 1804, auf einer Reise durch Salzburg)
IV. Kunstnachrichten.
1. Ossian's Gedichte in Umrissen. Erfunden und radirt von J. C. Rudl, Bildhauer in Cassel. Zweites Heft. St. Petersburg und Penig, bei Hienemann und Komp. . . . 200
2. Ueber die Ausstellung der Berliner Kunstakademie im Herbst 1806. (Fortsetzung. Zweiter Brief.) 207
V. Literarische Nachrichten aus dem österreichischen Kaiserthume. 213
Fortsetzung. 219
VI. Berichtigung. 223
VII. Wahnsinn. (Eine Charade.) . . . 226

April.

I. Gedichte.
1. Am Grabe unseres geliebten Winkler. Von D. Meyer. 229
2. Erinnerungen aus der Dresdner Kunstausstellung 1807. 231
I. Cuyp d. ä. 234
II. Adomé. 238

Seite

II. Biographische Nachrichten von Theophil Friedrich Winkler. 236

III. Literarische Parallelen.

Münchhausen und Aristophanes. 261

Knopfen und der Verfasser des Siegwart. . 267

Hebel und Hesiodus. 268

Gyges von Mitylene und Wieland. 272

Tacitus und Schiller. 275

IV. Noch ein Fragment für künftige Herausgeber des Persius. 279

V. Fragment aus einer Geschichte der allegorischen Zimmerverzierungen. 284

VI. Kunstnachrichten.

Briefe über die Berliner Kunstausstellung vom Jahr 1806. 295

VII. Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Kultur des österreichischen Kaiserthums. 302

Map.

I. Antenken an Sophia von la Roche. . . . 1
(Als Beilage zu ihrem Portrait im Titelkupfer.)

II. Juvenals XIV. Satire.
Ueber die Erziehung. 3

III. Churfürst August von Sachsen und Lukas Cranach der Jüngere. 30

Seite

IV. Auszug aus einem Schreiben eines Reisenden über Kunstgegenstände in Stuttgard. . . 39

Junius.

I. Die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden im J. 1807. 65

Elegieen von Fr. Thiersch.

II. Adonis, gemalt von Gerhard von Kügelgen. 67

III. Moses Bildniß, gemalt von demselben. . 69

III. Christus Bildniß, gemal. von demselben. 71

IV. Die Marieen am Grabe, gemalt von Hartmann. 74

II. Proben einer metrischen und gereimten Uebersetzung des Corans. 77

III. August Gottlieb Meißners Schwanengesang. 81

IV. Ueber ein seltenes Manuscript der Gothaischen Bibliothek, enthaltend die Uebersetzung der Bibel in die murans-drulla, eine unbekannte, selbst erfundene Sprache. 85

(An Herrn Hofrath Böttiger in Dresden.)

V. Ideen der Baukunst. 99

VI. Nekrolog.

Johann Anton Eberl. 123

VII. Korrespondenznachrichten.

1. Neuere Erscheinungen im Fache der Literatur in Wien. 125

2. Ueber den Griechen Coray. 129

Julius.

Seite

I. Todtenopfer, den Manen A. G. Meißners geweiht. 133

II. Alexio. 146

III. Auch einige Worte über Myſtick. . . . 159

IV. Apollo und Evadne. Ein Paramython. . 168

V. Reiſe-Diarium des Johann Fabricius, Abts zu Königslutter; ein Auszug. . . . 178

VI. Fortgeſetzte Correſpondenz-Nachrichten über die neueſte Literatur und Kultur in dem öſterreichiſchen Kaiſerthume. 192

VII. Correſpondenz-Nachrichten.

1. Aus Rom. 200

2. Aus Paris. 204

August.

I. Gedichte.

1. Probe aus der Sammlung eines Naturdichters. 209

Das Marienbild. 209

Als keine Sternkarte mehr im Thüringer Boten kam. 212

Beim Sonnenuntergange am erſten Jan. 1802. 213

2. Achilles in Leuke. 214

Seite

II. Ueberſetzungen.
Virgils fünfte Ekloge. 217
III. Probe eines Gedichts im Siebenbürgiſch-ſaſſiſchen Dialekt. 226
IV. Doktor Gall in München. 228
V. Widerlegung der in mehreren Nordteutſchen Zeitblättern gemachten Bemerkungen über die griechiſche Nation. 250
VI. Ueber die neugriechiſche Literatur. . . 250
VII. Fortgeſetzte Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur und Kultur in dem öſtreichiſchen Kaiſerthum. 256
VIII. Correſpondenznachrichten.
1. Aus England. 262
2. Aus Baiern. 267

September.

I. Ueber Nationalphyſiognomie und Ausartung der menſchlichen Bildung. 3
(Hierzu das Titelkupfer.)
II. Probe aus einer Ueberſetzung des altteutſchen Gedichtes, das Lied der Niebelungen. 17
III. Nekrolog.
Jer. Jakob Oberlin. 44
IV. Ueber die Tenſons der Provenzaliſchen Dichter. 53

Seite

V. Kunſtnachrichten.

Kobels neueſte Gemälde. 67

October.

I. Gedichte.

1. Die letzten Worte. 73

2. Des Siegers Triumph und Wort. . . 82

3. Die Ausſtellung der Kunſtwerke zu Dresden im Jahr 1807. (Fortſetzung.) 85

Elegieen von Fr Thierſch.

V. Prinz Louis gemalt von Graſſy. . 85

VI. Ermordung des Aegiſthus gemalt von Mathäi. 88

II. Melanchthon. Büſte des ſechzehnten Jahrhunderts. 91

III. Campe's teutſches Wörterbuch. . . . 112

IV. Korreſpondenz-Nachrichten über die neueſte Literatur und Kultur des öſtreich.ſchen Kaiſerthums. 146

V. Ueber die Tenſons der provençaliſchen Dichter. 156

November.

I. Gedichte.

1. Blume nicht Seele. 175

2. Abendlied des Einſiedlers. 178

Seite

3. Trennung und Wiederſehen. 180

II. Elegieen.

1. Das Leben. Eine Rhapſodie. . . . 181

2. Die Ausſtellung der Kunſtwerke zu Dresden 1807. (Beſchluß.) 196

VII. Oreſtes von den Eumeniden überfallen. 186

VIII. Tivoli, Landſchaft, gemalt von Kaaz. 189

III. Schattenriſſe nach dem Leben. . 193

IV. Ueber Campe's Wörterbuch. (Beſchluß.) 211

V. Kunſtnachrichten.

Oſſian's Gedichte in Umriſſen. Erfunden und radirt von J. C. Ruhl, Bildhauer in Kaſſel. III. u. letztes Heft. 239

VI. Göttinger Nekrolog. 243

VII. Korreſpondenznachrichten.

1. Aus einem Briefe aus Marburg. . . 248

2. Münchner Akademie. 254

3. Aus Berlin. 258

December.

I. Gedichte.

Bilderſchau in dem gräfl. Schönbornſchen Schloß Wieſenſtein ob Pommerfelden bei Bamberg. 263

II. Fragment aus Pindar metriſch überſetzt. . . 270

III. Miltons verlornes Paradies. 282

Seite

IV. Verbildete Genitive im Teutſchen. . . 294

V. Etwas von Dr. Luther, den Folgen ſeiner Reformation und den ihm errichteten und noch zu errichtenden Monumenten, ſeiner Statue oder Bildniß. 325

VI. Fortgeſetzte Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur und Kultur des öſterreichiſchen Kaiſerthums. 333

No. X.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs,

so wie auch des

Geographischen Instituts

zu Weimar

von allen im Laufe des Monats bei beiden Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

October 1807.

I. Erschienene Neuigkeiten im October

UND DEREN INHALT.

1.

Topographisch-militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern. Erste Lieferung.

Wir geben hiermit von unsrer grosen *topographisch-militärischen Charte von Teutschland*, die I. *Lieferung*, welche in 4 Blättern die

In seinem nun aus sieben Bänden bestehenden **Magazin für die Historie und Geographie** liefert er jährlich viele brauchbare Nachrichten und Untersuchungen, die aber grösstentheils von andern Gelehrten herrühren. Seit dem Anfang dieses Jahrs giebt er **wöchentliche Nachrichten** von neuen Landkarten, geographischen, statistischen und historischen Büchern, heraus, aus denen man sehr viel lernen kan, besonders in Ansehung neuer historischer Bücher, die im Norden erscheinen. Das Beste und Seltenste aus diesen wöchentlichen Nachrichten und aus dem Gattererischen Journal, das vor kurzem unter einem neuen Titel fortgesetzt worden, wollen nebst andern Recensionen und Nachrichten, die Verfasser eines seit 1769. zu Altenburg herauskommenden historischen Journals liefern. Es führet den Titel: **Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften**, besteht izt aus zwölf Stücken, und empfiehlt sich durch seine Vollständigkeit.

Ein andrer berühmter Geschichtschreiber, der erst seit einigen Jahren durch meisterhafte Werke bekannt geworden, ist der Professor **le Bret** in Stuttgard. Seine Stärke besteht in der italienischen Litteratur. Er hat sich verschiedene Jahre lang in Venedig und in Rom aufgehalten, die welsche Sprache genau studiert, vieles geerndet, das er izt theils durch Recensionen im Gattererischen Journal, theils durch ein **Magazin**,

Orographische Uebersicht von Teutschland,
als Hulfsblatt zur Topogr. milit. Charte.

Sect. 10. Haupttitel und Küsten von Pommern,
Sect. 3. Lauenburg,
Sect. 13. Bütow,

enthält, und hoffen, unserm Versprechen zu Folge, von jetzt an jeden Monat eine solche Lieferung von 4 Blättern leisten zu können.

Die *Orographische Uebersicht* von Teutschland, welche wir dieser Lieferung noch beigefügt haben, und womit wir unsere Unternehmung eröffnen, wird hoffentlich allgemein willkommen seyn und den kleinen Aufenthalt dieser Lieferung entschuldigen, indem dem Militaire die Uebersicht der Gebirgs- und Wasserzüge eines Landes äufserst wichtig ist.

Eben so angenehm wird hoffentlich auch den Besitzern unsrer Charte das *Repertorium* in 2 Bändchen seyn, womit wir dieselbe begleiten wollen, und wovon das 1te, wenn die Charte zur Hälfte fortgerückt, und das 2te, wenn sie ganz vollendet ist, erscheinen wird; indem man durch Hülfe desselben, und des über jede Section gezogenen und mit *Buchstaben* und *Zahlen* bezeichneten *Netzes*, in Stand gesetzt ist, alles topographische Detail in der ganzen Charte leicht aufzufinden; welches aufserdem fast unmöglich seyn würde.

Bei dieser Gelegenheit glauben wir noch Folgendes bequem bemerken zu können, welches das Publikum in Stand setzen wird, ein vorläufiges bestimmtes Urtheil über den Werth dieses Unternehmens zu fällen.

Unsere Absicht bei demselben war: bei dem in Kriegszeiten von dem Militaire, den Ortsobrigkeiten und dem Bürger mehr als je gefühlten Bedürfnisse einer

möglichst *vollständigen*,
möglichst *wohlfeilen*,
und jeder *Verbesserung* leicht fähigen

Charte von Teutschland, in einem für den Gebrauch *bequemen Formate*, abzuhelfen; da zwar in manchen Gegenden Teutschlands durch aufgeklärte Regierungen theils Anstalten zu trigonometrischen Vermessungen gemacht, theils solche wirklich vollendet sind, von diesen aber wohl mehrere vor der Hand nicht in die Hände des Publikums kommen dürften, in anderen Gegenden Teutschlands aber in dieser Hinsicht noch gar nichts geschehen ist; auch der Besitz der bis dahin vorhande-

nen verfüglichsten Charten über einzelne Gegenden Teutschlands bei weitem nicht hinreicht, um auch nur ein erträgliches Bild von dem Ganzen zu erhalten. Wir wünschen also mit dieser *Charte von Teutschland* das zu leisten, was ein *billiger* und *sachkundiger* Geograph nach *den bis jetzt vorhandenen, zugänglichen Hülfsmitteln erwarten* konnte, und zweifeln keineswegs, dafs nicht manche Blätter, und selbst einzelne Stellen der vier gegenwärtigen Sect., Berichtigungen und Ergänzungen bedürfen sollten. Mit herzlichem Danke werden wir daher Beiträge dazu von jedem sachkundigen Geographen, und auch von Jedem, der uns über die Umgebungen seines Wohnorts etwas in dieser Hinsicht Belehrendes mitzutheilen für gut findet, annehmen und sorgfältig benutzen; theils durch Correcturen auf den Platten, theils wenn sie weitgreifend sind, durch Vertauschung der fehlerhaften Platte mit einer neu gestochenen, deren Abdrücke die Besitzer der Abdrücke der vorhergehenden Platte gegen Zurückgabe derselben von uns unentgeldlich erhalten können. Lieblose unverständige und hämische Kritiken, an denen es vielleicht nicht fehlen dürfte, werden wir nur dann gebührend beantworten, wenn sie ohne Belehrung und lediglich darauf gestellt sind, das Urtheil des Publikums über unsre, wie wir glauben, gemeinnützliche, und ohne Anmafsung gemachte, Unternehmung irre zu leiten.

Jedes Blatt dieser Charte kostet, wenn man auf das *Ganze* subscribirt, auf *gutem ordin. Landcharten-Papier* 6 Ggr., auf *Velin-Papier* 8 Ggr. *Sächs. Crrt.*, gegen baare Zahlung; einzelne Blätter aber resp. 8 Ggr. und 10 Ggr. Die Subscription bleibt bei allen guten Buch- und Charten-Handlungen in- und aufser Teutschland bis *zur Vollendung des Ganzen* offen.

Weimar, den 1. Novbr. 1807.

Das geographische Institut.

2.

Orographische Uebersicht von Teutschland, zum Behufe der topographisch-militairischen Charte in 204 Blättern davon.

Diese neue und nach den besten Materialien entworfene Gebirgs- und Flufs-Charte von Teutschland

war ein längst gefühltes dringendes Bedürfniſs, besonders für den Militair; denn für Niemand ist das Studium der Orographie oder Bergzüge so wichtig, als für den kommandirenden Officier. Fluſs und Gebirge bilden einander gegenseitig, und die Art des Kriegs richtet sich immer nach der Art des Terrains. Teutschland, das nach Süden und Osten vieles Hochgebirg, und nach Norden und Westen groſse Abflächungen nach dem Meere zu, unter jenem aber groſse Fortsetzungen und Zweige der Alpen und Karpathen hat, ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig, und fordert von einem Feldherrn ein ganz eignes Studium seiner Gebirgszüge und Arten. Dieſs, und das Verlangen mehrerer erfahrner und sachkundiger Militaires, veranlaſsten uns, diese orographische Uebersicht unsrer groſsen Charte von Teutschland, als ein nöthiges Hülfsblatt beizufügen, und die 1te Lieferung derselben damit zu eröffnen.

Auf Verlangen liefern wir aber auch diese Charte *besonders* und *einzeln* für sich, wo sie dann auf *ord. gutem Papier* 9 Gr. und auf *Velin-Papier* 12 Gr. sächs. Crt. kostet, und in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben ist. Weimar den 24. October 1807.

Das Geographiſche Institut.

3.

Bilderbuch für Kinder u. ſ. w. von F. J. Bertuch, mit vierfachem, teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italiäniſchem Texte dazu, und ausgemalten oder ſchwarzen Kupfern. XCIX und C. Heft. 4. Nebſt

P. G. Funke ausführlichen Text dazu. 8. Dieſelben Hefte.

ſind ſo eben erſchienen und enthalten folgende Gegenſtände.

XCIX. Heft.

Taf. 91. Merkwürdige ausländiſche Vögel. Fig. 1. Der Nashornvogel. Fig. 2. Der abyſſiniſche Hornvogel. Fig. 3. Der ſechsfädige Paradiesvogel. Fig. 4. Der kahlblaue Paradiesvogel.

Taf. 92. 93. } Naturgeschichte der Kreuzspinne.

Taf. 94. Microscopische Beobachtungen über die Crystallisation der Metalle. Fig. 1. Der Kupferbaum. Fig. 2. Der Bleibaum. Fig. 3. Der Zinnbaum. Fig. 4. Der Zinkbaum.

Taf. 95. Der alte Pallast der Czare von Moskau.

C. Heft.

Taf. 96. Der Condor.

Taf. 97. Arznei-Pflanzen. Fig. 1. Der Balkan-Bubon. Fig. 2. Der östreichische Enzian.

Taf. 98. Schöne teutsche Schmetterlinge. Fig. 1. Der große Perlenmuttervogel. Fig. 2. Das große Viel-Auge. Fig. 3. Das Nierenfleck. Fig. 4. Der kleine Feuervogel.

Taf. 99. Würmer. Die gehörte Qualle.

Taf. 100. Der Münster in Strasburg.

Alle Vierteljahre erscheinen richtig zwei Hefte von diesem interessanten und allgemein beliebten Werke, von welchem auch stets noch einzelne Hefte vom Anfange an, um den gewöhnlichen Preiß zu haben sind.

Weimar im October 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Gaspari's Lehrbuch der Erdbeschreibung.

Von Gaspari's Lehrbuche der Erdbeschreibung haben wir versprochenermaßen in letzter Leipziger Michaelis-Messe, die bis zum September d. J. neu berichtigten Ausgaben geliefert, damit sie beim Lehrunterrichte in Schulen und auf Academien nirgends fehlen möchten. Vom ersten Cursus ist nämlich die neunte Ausgabe erschienen, und zum zweiten Cursus haben wir 4 Bogen Nachträge zur sechsten Ausgabe gratis geliefert, welche alle Berichtigungen vom Preßburger und Tilsiter Frieden, und andern neuen Verträgen enthalten, und diese Ausgabe also vollkommen neu machen. Eben so sind auch die zu diesen Lehrbüchern gehörigen Schulatlasse vollkommen neu berichtiget worden, welches

wir allen Schulen in und außer Teutschland, wo diese beiden Lehrbücher eingeführt sind, hierdurch anzeigen.

Weimar d. 2. April 1807.

Das geographische Institut.

5.

Nachricht wegen des Fortgangs des Journals für Kinder, Aeltern und Erzieher.

Da anjetzt alle Hindernisse, welche im vorigen Jahre den Fortgang dieses Journals, zu unserm Leidwesen, bei dem 3ten Monate unterbrachen, völlig gehoben und beseitigt sind, so können wir den Abonnenten desselben nunmehr auch die schnellste und pünktlichste Fortsetzung zusichern. Um die dadurch entstandene Lücke auszufüllen, würde es sowohl unzweckmäßig als auch den Abonnenten selbst nicht angenehm seyn, wenn wir den monatlichen Rückstand vom März 1806 an, jetzt nachholen, und sie auf einmal mit einer Menge von Heften überschwemmen wollten. Wir haben daher für zweckdienlicher geachtet, aus den beiden Jahrgängen für 1805 und 1807 des Journals nur einen einzigen zu machen, (da es ja hier doch nur auf den Inhalt der Hefte, und nicht auf den Datum ihrer Erscheinung, wie etwa bei einer politischen Zeitung, ankommt), und die Hefte Jan. Febr. und März von 1806, den April und folgende aber von 1807 an zu datiren, welches hoffentlich unsern Herren Abonnenten ganz angenehm seyn wird, da sie durch diese Einrichtung an Statt zwei Jahrgängen nur einen zu bezahlen haben, zugleich wieder in den richtigen Gang des Journals kommen, und selbst für heuer noch eine reiche Nachlese erhalten; denn wir hoffen, Ihnen bis Ende dieses Jahres alle noch von heuer rückständige Monatshefte vom Mai bis Decbr. dieses Jahrs richtig abzuliefern.

Um indessen auch unser Versprechen wegen des für jeden Jahrgang bestimmten Weihnachtsgeschenks zu erfüllen, und für entferntere und ausländische Abonnenten damit nicht zu spät zu kommen, haben wir dem jetzigen Aprilhefte das für heuer bestimmte Weihnachtsgeschenk beigefügt.

Der indessen erfolgte Tod des Hrn. Erz. Raths Funke, als des einen der Herren Herausgeber dieser Zeitschrift, wird keinen Einfluß auf ihren richtigen Fortgang haben; und

wir werden uns darüber zu Ende dieses Jahrgangs näher erklären.

Weimar, im Sept. 1807.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Journal des Luxus und der Moden, 1807. X. Stück.

Inhalt.

I. Doctor Hanno. II. Ueber Corinna von Frau von Staël. III. Kunst. 1. Salomo Geßners Denkmal in Zürich. 2. Kostüms der Wiener Theater 1. Heft. 3. Zoega Bassirilievi antichi di Roma. 1. Hft. IV. Musik Neue Musik, sowohl für geselligen, als für einsamen Genuß. V. Kaiser Napoleons Einzug und Aufenthalt in Dresden. VI. Miscellen. 1. Zirkel-Romane. 2. Uniform der Mitglieder der königl. Akademie der Wissenschaften in Bayern. 3. Die Easter Herbstmesse 1807. 4. Hero. VII. Moden 1. Neue Moden bei dem Ausgange der Bade-Saison 1807. 2. Neue Musterblätter zum Sticken. 3. Modenbericht aus Paris. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im October 1807.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. 10s St.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Ueber eine besondere Art von Thälern an den Niederungen der Flüsse und Bäche; als Fortsetzung der Abhandlung über die Bildung der Erdfläche, und mit Beziehung auf die Charte von der Niederung der Lahn, im August-Hefte 1807 der *A. G. E.* 2. *Buache's* Untersuchungen über die Insel *Antillia* und über den Zeitpunkt der Entdeckung von Amerika. (Mit 1. Charte.) 3. Ueber die neueste Kunde von Aegypten, verglichen mit der Alten. Ein geographisch-kritischer Versuch.

Bücher-Recenſionen. 1. G. *Haſſel's* ſtatiſtiſcher Abriſs des öſterreichiſchen Kaiſerthums nach ſeinen neueſten politiſchen Beziehungen. 1807. 2. *Arndt's* Reiſe durch Schweden im J. 1804. I-II. Th. 1806. 3. Kurzgefaſste Geſchichte, Statiſtik und Geographie von Tyrol, von Peter Philipp *Wolf.* 1807.

Charten-Recenſionen. 1. Interims-Charten des ehemaligen *teutſchen Reichskreiſes* 2. Charte vom Königr. *Preuſsen*, dem Herzogth. *Warſchau* und dem neuen *Danziger Gebiete*, entworfen von D. F. *Sotzmann.* 1807. 3. Charte von *Europa.* Entworfen und gezeichnet vom Prof. J. M. *Haſe.* 1807. 4. Charte vom weſtlichen Theile des Königr. *Italien*, entw. von F. L. *Güſſefeld.* 1806. 5. Charte von *Dalmatien* oder dem öſtlichen Theile des Königr. *Italien*, entw. von Ebend. 1806. 6. Charte von *Teutſchland* und den angränzenden Theilen der benachbarten Länder, entw. von Ebend 1807. 7. Charte von *Thüringen*, entw. von Ebend. 1807. 8. Die *däniſchen Inſeln* in der Oſtſee, entw. von Ebend. 1807.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Thomas *Cavendiſh.* (Mit deſſen Portrait.) 2. Neue Entdeckung einer Inſel-Gruppe in dem groſsen ſtillen Ocean. 3. Notiz von dem kürzlich in Frankreich verſtorbenen *Muradjea d'Ohſſon.* 4. Journaliſtik. 5. Avancoureur neuer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 6. Berichtigung.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Portrait von *Thomas Cavendiſh.* 2. Charte von *Fr. Picignano* und *Andr. Bianco* über die Inſel *Antillia.*

Weimar, im October 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

8.

Allg. Teutſches Garten-Magazin. 1807. IX. St.

Inhalt.

II. Garten-Baukunſt. Ein Chineſiſcher Kioſk. (Mit Abbildung auf Taf. 23.) III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber die in den Orangeriegärten gewöhnlichſten exotiſchen Gewächſe und Anweiſung zu ihrer Erziehung und Behandlung. IV. Blumiſterei. Die königliche Strelitzie. (Mit Abbildung auf Taf. 24. a. u. b.) VI. Obſt-Kultur. 1. Ueber die ſogenannten Stöpflinge zur ſchnellen

Beförderung der Obstbaumzucht. 2. Ueber das Moos an den Bäumen. 3. Ueber die den Bäumen so nachtheilig werdenden Blattläuse, wegen ihrer so schnellen Vermehrung. 4. Auch etwas über die angeblichen Veränderungen bestimmter Obstsorten. XI. Garten-Miscellen. 1. Bemerkungen über den Einfluß der diesjährigen Sommerwitterung auf die Vegetation einiger Küchengewächse in Jena. 2. Eine vielleicht nicht allgemein bekannte Vermehrungsart des Kurbis.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 23. Ein Chinesischer Kiosk. Taf. 24. a. u. b. Die königliche Strelitzie.

Weimar im Novbr. 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

9.

Neueste Länder- und Völkerkunde. October 1807. od. IV. Bds. IV. Stück.

Inhalt.

C. Die Inseln Färöer.

Vierte Abtheilung. 1. Name, Lage, Zahl, Größe, kurze Geschichte. 2. Naturbeschaffenheit. — Klima, Boden und Gewässer. 3. Naturprodukte. 4. Einwohner. — Zahl, Abstammung, Sprache, Charakter, Lebensweise, Sitten und Gebräuche. 5. Beschäftigungen der Einwohner. — Feldbau, Viehzucht, Fischerei, Vogelfang, Kunstfleiß und Handel. 6. Bürgerliche und kirchliche Verfassung dieser Inseln. 7. Topographie. Beschreibung der einzelnen Inseln und ihrer bemerkenswerthesten Ortschaften.

D. Die Insel Island.

1. Namen und kurze Geschichte. — Lage. Aeußere Gestalt. Größe. 2. Naturbeschaffenheit. Klima und Witterung. Lufterscheinungen. 3. Oberfläche der Insel. — Gebirge und Gewässer. — Naturwunder. — Beschaffenheit des Bodens. 4. Naturprodukte. 5. Einwohner. Ihre Zahl, Abstammung, Sprache; physischer und sittlicher Charakter. — Sitten und Gebräuche. 6. Beschäftigungen und gewöhnliche Arbeiten der Isländer. — Feld- und Gartenbau, Viehzucht, Fischerei, Vogelfang, Kunstfleiß und Handel. 7. Künste und Wissenschaften. — Erziehungswesen. — Religion und kirchliche Ver-

fassung der Isländer. 8. Bürgerliche Verfassung von Island. — Justizwesen. 9. Topographie. Beschreibung der einzelnen Hauptheile von Island mit ihren Unterabtheilungen und der bemerkenswerthesten Gegenden und Ortschaften.

E. Grönland.

1. Allgemeine Ansicht von Grönland. Name, Geschichte. Lage. 2. Naturbeschaffenheit. — Produkte. 3. Einwohner — Charakter, Sitten, Lebensart, Gebräuche und Beschäftigungen. 4. Heutiger Zustand und Verfassung von West- oder Neu-Grönland. — Wallfischfang und Handel. — Europäische Niederlassungen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Der Plan von Stockholm. Taf. 4. Ansicht des Gepsers auf Island. Taf. 5. Das Rennthier, Männchen und Weibchen.

10.

Ansicht der Residenzstadt Weimar, gezeichnet von G. M. Kraus, gestochen und in Aquarell colorirt von C. Müller, 24 Zoll breit, 17 Zoll hoch, 4 Rthlr. oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Die Freunde der Kunst erhalten hier von Weimar, das durch seine literarische Celebrität im In- und Auslande bekannt ist, eine glücklich gewählte Ansicht, nach einer von dem verstorbenen Hrn. Rath Kraus gefertigten Aquarel-Zeichnung von Herrn Müller in leichten Umrissen sauber radirt, und nach dem Original aufs sorgfältigste colorirt. Der Standpunkt ist an der Altenburg an der Chaussée von Jena, von wo aus man den Fluß, den Anfang des Parks, das herzogliche Residenz-Schloß, den größten Theil der Stadt, und im Hintergrunde den Ettersberg sieht.

Das Landes-Industrie-Comptoir hat die Haupt-Commission des Kunstblattes, an welches, oder an den Herausgeber Hrn. Kupferstecher Müller sich die Liebhaber mit Ihren Bestellungen wenden können. Weimar, im October 1807.

Weimar, im Novbr. 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

11.

London und Paris 1807. VI. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Ueber die Aufhebung des Sclavenhandels. 2. Vandalismus eines Weibes — Vernichtung von Pope's Villa. II. Paris. 1. Morgenbesuche bei Künstlern in Paris. — Maria Stuart von Richard. — Die Kaiserin im Krönungs-Anzuge, General-Sebastiani, Vice-König Eugen, die Königin von Holland gemalt von Gerard. 2. Die Teutschen in Paris. 3. Die Neuigkeiten des Tags. 4. Chanson grivoise. (Probe eines Liedes im Pariser Volkston.) 5. Tod der Madame Cottin. 6. Betrachtungen über die französischen Karikaturen. 7. Cassas Denkmale der Baukunst 8. Außerordentliche Sitzung der zweiten Klasse der französischen Akademie am 27sten Aug. 1807. 9. Geburtstag des Kaisers. — Feierlichkeiten des 15ten und 16ten Augusts. 10. Neues Project zum Hotel Dieu, dem Haupt-Hospitale von Paris. 11. Rustan, der Leibmameluck des Kaisers Napoleon. (Nebst seinem Portrait T. XIV.) III. Englische Karikaturen. Charon's Boot; oder die Seelen der Exminister auf ihrer letzten Reise. (Hierzu die Karikatur No. XIII.)

Halle im Octbr. 1807.

N. Societäts-Buch- u. Kunsthandlung.

12.

Operations-Plan der preußisch-sächsischen Armee im Jahr 1806. und

Plan d'Operation de l'Armée Saxo-Prussienne, l'An 1806.

Die von uns vor kurzem angekündigte äußerst interessante Schrift:

Operations-Plan der Preußisch-Sächsischen Armee im Jahr 1806. Schlacht bei Auerstädt und Rückzug bis Lübeck; nebst Beilagen, einer Operations-Charte und Plan der Schlacht von Auerstädt, in 8. 1 Thlr. 12 Gr. Sächs. oder 2 Fl. 42 Kr. Rheinl.

Plan d'Operation de l' Armée Saxo-Prussienne; l'An 1806; la Bataille de Auerstaedt et la Retraite à Lübeck etc. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

wovon drey Bände fertig sind, gemeinnützig macht, und noch izt steht er in Verbindung mit verschiedenen italienischen Staatsleuten und Gelehrten. Seine Geschichte der Bulle in Cœna Domini, seine Geschichte von Venedig, wovon neulich der zweete Band erschienen, und seine Geschichte von Deutschland, die eine Fortsetzung der Ihnen bekannten Heilbronner Staatengeschichte ist und izt aus drey Theilen besteht, sind seine vornehmsten Werke. Er ist in dem Besitz einer männlichen und kräftigen, aber wenig korrekten Schreibart, wovon vielleicht das für die deutsche Litteratur überhaupt und besonders für die Historie so nachtheilige Vielschreiben Schuld ist.

Dieses Vielschreiben, das leider! meistens von der Nothwendigkeit und von der Gleichgültigkeit der Grossen gegen die Aufnahme der Wissenschaften erzeugt wird, hindert viele Jünglinge und Männer an der gehörigen Entwickelung und Politur ihrer Talente, hindert unsre Schrökhe und Schirache, daß sie das nicht sind, was sie seyn könnten. Diese beyden Männer, die überhaupt mit vielen historischen und andern Kenntnissen gerüstet sind, haben sich besonders das Fach der Lebensbeschreibungen zur Bearbeitung gewählt. Schrökhen kennen Sie schon als einen unsrer besten historischen Schriftsteller, dem der ganze deutsche Sprachschatz zu Gebote steht, und der durch seine Biographien die Geschichte gemein-

ist in beiden Ausgaben fertig worden, und bei uns in Commission, so wie auch in allen guten Buchhandlungen zu haben. Die Leser werden hier den treuesten und genauesten Bericht, nebst Aufklärungen von dieser großen Weltbegebenheit finden, die man noch nicht hatte, und mit Verlangen erwartete.

Wir müssen bitten, bei den Bestellungen genau zu bemerken, ob man die teutsche oder französische Ausgabe verlange. Liebhaber, die sich mit ihren Verschreibungen von wenigstens 5 Exempl. direct an uns wenden, und den Betrag baar einschicken, erhalten das 5te Exempl. frei oder 20 Proc. Rabatt.

Weimar, im Septbr. 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

13.

Andersen's (A.) eines gebornen Dänen, kleine Fuß-Reise durch einen Theil von Seeland. aus dem Engl. übersetzt in 8vo. 12 Gr. Sächs. oder 54 Kr. Rheinl.

ist so eben in unserm Verlage erschienen, und an alle gute Buchhandlungen versandt worden, da es wegen des neuen Kriegstheaters auf Seeland eine sehr interessante und instructive Neuigkeit ist.

Eben so giebt auch der erst vor 2 Monaten angefangene IV. Band unserer neuesten Länder- und Völkerkunde, dessen 11 u. 21 Heft die Charten von Dänemark, Norwegen und Schweden, und den Plan von Kopenhagen enthalten, die beste und ausführlichste Uebersicht und Beschreibung der Königl. Dänischen Staaten. Der Band von 6 Stücken kostet 3 Thlr. Sächs. oder 5 Fl. 24 Kr. Rheinl.

Weimar im Septbr. 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

No. XI.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs, und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

November 1807.

I. Ankündigungen.

1.

Anzeige wegen Translocation der Neuen Societäts-Buch- und Kunst-Handlung von Halle nach Rudolstadt.

Da wir für dienlich gefunden haben, unsere bisher zu Halle, unter der bekannten Firma: Neue Societäts-Buch- und Kunst-Handlung, gehabte Filial-Handlung nach Rudolstadt zu verlegen, und daselbst unter der neuen Firma: Fürstl. privil. Hof-Buch- und Kunst-Handlung zu

etablirten, wie wir auch bereits allen unsern Handelsfreunden per Circulare gemeldet haben, so zeigen wir dies hierdurch nochmals an, und daß man von nun an auch alle Bekanntmachungen unsrer Rudolstädter Filial-Handlung in unserm gratis ausgegebenen Monats-Berichte finden werde. Weimar, den 1. Novbr. 1807.

F. S. pr. Landes Industrie-Comptoir.

2.

Ankündigung einer *vollständigen Muster-Charte* der *neuesten Moden-Zeuche* zu Damen- und Herrenkleidungen, welche in den beiden Leipziger *Oster-* und *Michaelis-Messen* erscheinen, als eine *Extra-Beilage* zum *Journale des Luxus und der Moden.*

Eine vollständige Uebersicht der von Zeit zu Zeit erscheinenden neuesten Moden-Zeuche ist sowohl für den Technologen, Fabrikanten und Kaufmann, als auch für Damen und andere Käufer, welche sich daraus ihr Bedürfnifs wählen wollen, sehr interessant und bequem; indem hier meistens die eigene Ansicht die Wahl entscheidet. Leipzig ist vorzüglich der grofse Markt, wo in den beiden jährlichen Haupt-Messen diese neuen Artikel erscheinen, und eine gute *Muster-Charte* davon wurde daher, als ein allgemeines Bedürfnifs, längst gewünscht, und als eine periodische Beilage zum *Journale des Luxus und der Moden*, von den meisten Lesern desselben verlangt.

Um diesen allgemeinen Wunsch zu erfüllen, haben wir uns daher mit der ansehnlichen Handlung der Herren *Göhring u. Gerhard* zu Leipzig, welche alle diese neuesten Artikel liefert, verbunden, und werden von künftigem Jahre 1808 an, zu jeder Leipziger *Oster-* und *Michaelis-Messe*, und so schnell als es die Ankunft der neuen Waaren in Leipzig erlaubt, eine möglichst vollständige

Muster-Charte

der neuesten Moden-Zeuche zu Damen- und Herren-Kleidungen, als eine *Extra-Beilage* zu dem Moden-Journale liefern. Die Einrichtung davon ist folgende:

1) Die *Muster-Charte* selbst, die in einem *versiegelten Umschlage*, dem Exemplaren der Abonnenten des Journals, welche sie *bestellten*, beigeschlossen wird, besteht jedesmal in 4 Blättern, welche numerirt 96 *Muster* der neuesten Moden-Zeuche, nämlich zwei Blätter für Damen- und zwei Blätter für Herren-Kleidungen enthalten.

2) Die *Preise* und Breite aller dieser Ellenwaaren, zeigt eine beiliegende gedruckte Nota.

3) Aufserdem liegt noch eine gedruckte *Liste* und *Preifs-Courant solcher Artikel, wovon keine Muster gegeben werden können, aus dem Moden-Magazin* der Herren *Göhring u. Gerhard zu Leipzig* bei, welche die Vollständigkeit der Uebersicht vollendet.

4) Diese *Extra-Beilage* des Modenjournals kostet jährlich 2 *Rthlr. Sächs. Crt.* od. 3 *fl.* 36 *kr. Reichsgeld*, und wird blos denjenigen Abonnenten geliefert, die sie bei der Behörde, welche ihnen das Modenjournal liefert, *bestimmt bestellen*.

5) Alle Bestellungen müssen wir uns bis *Ende* des *Februars* k. J. unfehlbar erbitten, weil zur Oster-Messe nur so viel Exemplare der Muster-Charte angefertigt werden, als wirklich bestellt sind.

Weimar, den 1. Nov. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Anzeige wegen des Allg. Teutschen Garten-Magazins.

Auf die Anfrage mehrerer Garten-Liebhaber und resp. Handels-Gärtner, wegen der Inserat-Gebühren für gröfsere und kleinere Anzeigen in dem Intelligenz-Blatte unsers monatl. erscheinenden Allg. Teutschen Garten-Magazins, haben wir uns, in Rücksicht das oft ganze Pflanzen- und Saamen-Verzeichnisse darin inserirt werden, und um den Liebhabern diese gemeinnützige Anstalt möglichst zu erleichtern, entschlossen, die Inserat-Gebühren, welche bisher 8 Pfennige oder 3 Kreuzer für die Spalten-Columne-Zeile waren, beträchtlich zu erniedrigen, und 1) eine ganze Spalten-Columne von 61 Zeilen Petit-Schrift: auf 1 Rthl. Sächs. oder 1 Fl. 48 Kr. Reichs-Geld; 2) die halbe Columne von 30 Zeilen, auf 12 Gr. Sächs. oder 54 Kr. zu setzen; 3) eine Viertel-Columne, oder 15 Zeilen aber allen Interessenten

des Garten-Magaz. ganz frei zu geben; was aber über diese 15 Frey-Zeilen überschießt, davon wird die Zeile mit 6 Pf. oder 2 Kr. bezahlt. Wir müssen jedoch dabei ausdrücklich bedingen, daß uns jedes Inserat franco zugeschickt, und dabei gemeldet werde, ob der Einsender ein Interessent des A. T. Garten-Magazins sey, oder nicht. Weimar, den 30. Novbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten im November und deren Inhalt.

I.

Bilderbuch für Kinder ꝛc. von C. Pertuch, mit vierfachem, teutschen, französischen, englischen und italienischem Texte und ausgemalten oder schwarzen Kupfern CI. und CII. Heft. 4. Nebst dem **Ausführlichen Text dazu. 8. Diese Hefte** sind so eben erschienen und enthalten folgende Gegenstände.

CI. Heft.

Taf. 1. Schweizer-Trachten. Fig. 1. Ein Unterwaldner. Fig. 2. Ein Berner Bauermädchen. Fig. 3. Ein Emmenthaler Küher. Fig. 4 und 5. Ein Mädchen und ein junger Bauer aus dem Entlibuch. Fig. 6. Ein Gemsenjäger.

Taf. 2. Bauart in der Schweiz. Fig 1. Ein Schweizer Bauernhaus Fig. 2. Eine Sennhütte.

Taf. 3. Merkwürdige Gletscher, als Ursprung großer Flüsse. Fig. 1. Der Rheinwaldgletscher oder die erste Quelle des Rheinstroms. Fig. 2. Der Rhonegletscher.

Taf. 4. Der Staubbach.

Taf. 5. Mikroscopische Betrachtung. Fig. 1. Des Badeschwammes und Fig. 2. Des Schillertafts.

CII. Heft.

Taf. 6. Die Akanthuskaube. Fig. 1. Die ächte Bärenklaue, Fig. 2. Die stächliche Bärenklaue.
Taf. 7. Seegeschöpfe. Fig. 1. Die stachliche Herzmuschel. Fig. 2. Die wunderbare Seefeder.
Taf. 8. Sonderbare Fische. Fig. 1. Das saitenschwänzige Stielauge. Fig. 2. Der gehalte Froschfisch. Fig. 3. Der marmorirte Froschfisch.
Taf. 9. Meteore. Merkwürdige feurige Kugel in London gesehen.
Taf. 10. Mikroscopische Gegenstände. Fig. 1. Das Spinnennetz. Fig. 2. Die Brabanter Spitze.

Diese, so wie alle bis jetzt herausgekommenen Hefte sind immer sowohl einzeln, als auch in vollständigen Exemplaren zu den bekannten Preisen zu haben.

Weimar, im Dcbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Nachricht von der Schlacht von Friedland am 14ten Junius 1807. Teutsch und Französisch. Zweite sehr vermehrte Ausgabe, mit einer Operations-Charte und dem Plane der Schlacht. brosch. 15 Gr. Sächs. oder 1. Fl. 8 Kr. Rheinl.

Als wir die Erste Ausgabe der Operationen der kaiserl. Franz. und kaiserl. Russ. Armee rc. nebst der Schlacht von Friedland lieferten, fehlte uns, wie wir auch darin anzeigten, noch eine genugthuende Privat-Relation nebst den Positionen der beiderseitigen Armeen am Tage der Schlacht. Da wir seitdem so glücklich gewesen sind, unsere Hoffnung erfüllt zu sehen, und diese aus authentischer Quelle zu erhalten, so liefern wir in dieser zweiten sehr vermehrten Ausgabe, außer den französ. und russischen officiellen Bulletins (A. u. B.), eine ausführliche Relation der Schlacht von Friedland, aus dem Tagebuche eines Offiziers vom Generalstabe, der vermöge seines Postens die Ereignisse jenes merkwürdigen Tages genau beobachten konnte. Von ihm rührt dann auch der genau verzeichnete Schlachtplan, welcher der Relation als Erläuterung dient, her. Weimar, im November, 1807.

Das Geographische Institut.

3.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. XI. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Ueber die neueſte Kunde von Aegypten. (Beſchluſs)

Bücher-Recenſionen. 1. *Nemnich's, Ph. Andr.*, neueſte Reiſe durch England, Schottland und Ireland. 2. (Langlo's, L.) Collection portative des Voyages T. I - V 3. *v. Sternberg's, Caſp. Gr.*, Reiſe durch Tyrol in die öſtreichiſchen Provinzen Italiens.

Charten-Recenſionen. 1. Notiz über einen alten handſchriftlichen See-Atlas in der Bibliothek des Herzogs von Benevent. 2. *Kupferling's, K. J.*, Charte von Böhmen. 3. Mappa noviſſima Hungariae. Viennae, Artaria et Comp. 4. Nova Carta dei Stati della Caſa d'Auſtria in Italia — — da *J. E. S.* Vienna, 1805.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Ueberſicht des Finanzweſens in Frankreich. 2. Skizze einer allgemeinen Ueberſicht des jetzigen Zuſtandes von Graubünden. 3. Biographiſche Notiz über Sir *Francis Drake.* 4. Notiz vom Landcharteuzeichner *Peter Anich.* 5. Neueſte Eintheilung des Groſsherzogthums Baden. 6. Journaliſtik. 7. Kurze Notizen. 8. Nöthige Berichtigung.

Zu dieſem Stücke gehören:

1) Das Portrait von Sir *Francis Drake.* 2) Charte von Graubünden.

Weimar im Novbr. 1807.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Journal des Luxus und der Moden. 1807. XI. Stück.

Inhalt.

I. Zerſtreute Gedichte von Helmina v. Chézy. 1. Romanze. 2. Stanze. 3. In das Stammbuch der Fräulein Thereſe von W. aus Dresden. 4. Sonnet. 5. Die Roſe und das Vergiſsmeinnicht. 6. Auguſte's Klage um ihren Bruder Ernſt. 7. Gedicht aus dem Perſiſchen nach Hafiz. 8. An die

Mandelblüte. Aus dem Arabiſchen. II. Ueberſicht der franzöſiſchen neuen Romanenſchreiberinnen und Dichterinnen von Helmina Chézy, geb. v. Klenk. III. Almanache auf 1808. Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft. — Almanach für Damen. — Gemmen für Schillers Freunde. IV. Muſik. 1. Die Gebrüder Pixis in Leipzig im October 1807. 2. Einige allgemeine Regeln für die, welche die Guitarre lernen wollen. V. Kunſt. 1. Portrait von J. K. Hoh: d. Großfürſtin Maria Paulowna, Erbpr. v. Sachſ. Weimar. 2. Bericht über den Zuſtand des herzogl. freien Zeichen-Inſtituts zu Weimar, die Fortſchritte und ausgeſtellten Arbeiten der Schüler im September 1807. 3. Anſicht der Reſidenzſtadt Weimar, von Kraus und Müller. VI. Badechronik. Schreiben eines Reiſenden über Karlsbad und Alexandersbad, September 1807. VII. Miſcellen und Moden. 1. Notizen über die Königin Chriſtina von Schweden. 2. Literariſche Streifereien. 3. Die Moden in Paris. (Aus dem Tagebuche eines reiſenden Teutſchen.) 4. Ueberblick der neueſten Modezeuche der Michaelis-Meſſe 1807 im Gewölbe der Herrn Göhring und Gerhard in Leipzig. 5. Pariſer Modenberichte. VIII. Ameublement. Deforation einer Fenſterwand mit Spiegeln in einem Toilettenzimmer. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Novbr. 1807.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Wieland's Neuer Teutſcher Merkur. 1807. X. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Die letzten Worte. 2. Des Siegers Triumph und Wort. 3. Die Ausſtellung der Kunſtwerke zu Dresden im Jahre 1807. (Fortſetzung.) Elegieen von Fr. Thierſch. V. Prinz Louis gemalt von Graff. VI. Ermordung des Aegiſthus gemalt von Mathäi. II. Melanchton. Büſte des ſechzehnten Jahrhunderts. III. Campe's teutſches Wörterbuch. IV. Korreſpondenz-Nachrichten über die neueſte Literatur und Kultur des öſterreichiſchen Kaiſerthums. V. Ueber die Tenſons der provençaliſchen Dichter.

Weimar, im Novbr. 1807.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Neueste Länder- und Völker-Kunde. 1807. 18 Stück oder IV. Bds. 5te Stück.

Inhalt.

Das Königreich Schweden.

Erste Abtheilung. 1. Name. — Historische Uebersicht. 2. Lage. Gränzen. Größe. 3. Naturbeschaffenheit. Klima. 4. Oberfläche des Landes. Gebirge. Boden. 5. Gewässer überhaupt. — Seen, Flüsse und Kanäle. 6. Naturprodukte. 7. Einwohner überhaupt. Ihre Zahl. — Verschiedenheit der Volksstämme und Sprachen. — Die Schweden insbesondere; ihr Charakter; ihre Besonderheiten. — Die benachbarten Finnen. 8. Sitten und Gebräuche. — Nahrung, Kleidung, Wohnung und Vergnügungen der Schweden und Finnen. 9. Lebensart und Beschäftigung. — Ackerbau. — Obst- und Gartenbau. — Viehzucht. — Waldbenutzung. — Jagd und Fischerei. 10. Allerlei Kunstgewerbe und Handwerke. Kunstfleiß, besonders in Fabriken und Manufakturen. 11. Handel und Schiffahrt. Innere Kommunikation. — Münzen, Maaße und Gewichte. 12. Künste, Wissenschaften und Erziehungsanstalten. 13. Religionszustand. 14. Staatsverfassung. — König. Hofstaat, Ritterorden, Adel, Stände. 15. Staatsregierung und Verwaltung. — Justizwesen. 16. Finanzen. — Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Ansicht und Plan des Arolhätta-Canals. Taf. 6. Hütten der Berg- und Rennthier-Lappen. Taf. 7. Inneres ihrer Hütten.

Weimar, im Novbr. 1807.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Bücher-Verkaufs-Anzeige.

Folgende wichtige, alle auf das sauberſte erhaltene Werke ſind um die beigeſetzten Preiſe bei dem Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar in Commiſſion zu haben:

3) Dissertazioni di Academia Etrusca della Città di Cortona. T. I — IV. c. Fig. Roma 1735. 4t. Ganz Franzband. 1 Carolin.

4) *Gilpin* Essai sur les Gravures. Brtſl. 1800. — Trois Essais sur le beau pittoresque; sur les Voyages pittoresques; et sur l'art d'esquisser le Paysage etc. 1799. — Observ. pittor. sur le Cours de la Wye. 1800. 8. mit vortrefflichen Kupfern; broſchirt. 2 Carolin.

5) Archives Litteraires de l'Europe. T. I—XII. Paris et Tubing. 1804—6. 1—7 Band in Pappe gebunden, die andern broſch. 1½ Carolin.

6) *Plutarque* Les Vies des Hommes illustres trad. p. M. Dacier. T. I—IX. Amst. 1724. 8. Ganz Franzbände. 1 Carolin.

7) *Longus* Les Amours de Daphnis et de Chloe. orn. d. Eſtampes orig. du Audran. Paris 1757. 4. Pappeband. ½ Carolin.

8) *Terentii* Comoediae, cum Personarum figuris ex Ms. Cod. Biblioth. Vaticanae c. Fig. Urbini. 1726. Franzband Fol. 1½ Carolin.

10) Vies et Oeuvres des Peintres les plus celèbres. T. I. II. par *Landon*. Oeuvr. de Dominichino. No. I. II. Par. 1803. Pappebände; No. I. auf Velin-Papier, Abdruck avant la Lettre. 1½ Carolin.

11) *Rousseau* Oeuvres. Collection complette. T. I—XII. Geneve 1782. in 4to halb engl. gebd. 5 Carolin.

12) *Goldoni* Memoires. T. I—III. Par. 1787. 8. broſch. 1½ Laubthlr.

13) *Felibien* Vies des Peintres. T. I—VI. Trevoux 1725. 8. Ganzfrzb. ¾ Carolin.

17) *Mercier* Tableau de Paris. Nouv. Edit. T. I—VIII. Amst. 1782. 8. Halbengldbe. ¾ Carolin.

18) Oeuvres du Comte de *Tressan*. T. I—XII. av. fig. Par. 1788. 8. broſch. 1½ Carol.

19) Istorici Veneziani. T. I — X. Venez. 1782. Franzbände 3 Carolin. (Ein ſchönes Exemplar.)

20) *Dardo* Storia di Venezia. T I—IV. Venez. 1751. 4. Ganzengld. 1½ Carol. (Ein ſchönes Exemplar.

21) *Maffei* Verona illustrata. Verona 1732. 8. Pappband ½ Carolin.

22) *Varchi* Storia Fiorentina. Col. 1721. Fol. Pergamb. ½ Carolin.

23) *Galluzzi* del Gr. Ducato di Toscana. T. I—V. Firenze 1781. 4. Halbengld. 2 Carolin. (Ein ſchönes Exemplar.)

meinnützig macht. Schirach ist nach ihm mit seiner Biographie der Teutschen, wovon wir schon fünf Bände voll haben, hervorgetreten, und zeichnete sich gleich Anfangs durch einen eigenthümlichen philosophischen Ton vor Schröckhen aus. Schirach schreibt gedrungener und lebhafter, als Schröckh; unterdes behält jeder seine Leser, deren Urtheile nothwendig so verschieden seyn müssen, als die Schreibart dieser beyden Biographen. Ist es doch in Ansehung der alten Geschichtschreiber eben so; dieser liest den Livius lieber, jener den Tacitus ꝛc. Wäre das unselige Vielschreiben nicht, so würden unsre beyden deutschen Biographen ihre vorzutragenden Begebenheiten schärfer prüfen können; Schröckh würde nicht so weitschweifig, Schirach nicht so gezwungen schreiben. Doch muß ich in Ansehung des letztern noch sagen, daß er seine neuesten Lebensbeschreibungen berühmter Teutschen natürlicher und dem historischen Tone gemässer schreibt. — Uebrigens können wir auch auf Jerusalem und auf Nicolai, als auf gute Biographen stolz seyn. Sie haben wenige, aber desto vollkommnere Stücke geliefert.

Auch Toze in Bützow ist einer unsrer bessern Geschichtsverständigen. Seine zur Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie verfertigte Geschichte der vereinigten Niederlande und seine Statistik berechtigen ihn, einen der obersten Plätze unter Teutschlands Historikern einzunehmen. Er versteht nicht allein viele ausländische

24) *Richard* Description de l'Italie. T. I—VI. Paris 1766. 8. Ganzengld. 1 Carol.
25) *Rapin de Thoyras* Histoire d'Angleterre. T. I—XVI. Haye 1749. 4. Pappebände mit ledernen Rücken. 3 Carol.
26) A Collection of original R. Letters written by K. Charles I et II. K. James II etc. by *Bromley*; illustr. w. Engravings and Pl. of Autogr. and Seals. Lond. 1787. 8. Halbengld. ½ Carolin.
27) *Puffendorf* Histoire de Suede. T. I—III. Amsterd. 1743. 8. Pappeb. 1 Laubthlr.
28) The History of the Campaign of 1796 in Germany and Italy. Lond. 1797. 8. Pappeb. 1 Laubthlr
31) Grome Staatsverwaltung von Toskana unter Leopold I. 1. 2 Th. Leipz. 1795. 4. Halbfrzb. 1 Laubthlr.
32) *Lenfant* Histoire de Concile Constance T. I. II. et Histoire du Concile de Pise. T. I. II. Amst. 1724 et 1727. 4. 3 schöne ganze Franzbde. 1 Carolin.
33) *Deguignes* Histoire des Huns. T. I — IV. 5. Voll. Paris. 1756. Franzbände. 1 Carolin.
34) *Calmet* Dictionnaire historique de la Bible. T. I. II. av. fig. Par. 1722. fol. Ganzfrzb ½ Carol.
35) *Fl. Joseph* Histoire des Juifs. trad. p. Arnauld d'Andilly av. fig. Amst. 1700. Ganzfrzb. 1½ Laubthlr.
42) *Daniel* Histoire de France. T. I — III. Paris. 1713. Fol. Franzbde. 1 Carolin.
44) *Le Vassor* Histoire du Regne de Louis XIII. T. I—X. en 14 Voll. Amst. 1701. 8. Lederb. ½ Carol.
45) Esprit de la Fronde. T. I—V. Paris 1772. 8. Ganzfranzband. 1½ Laubthlr.
48) *Le Gendre* Vie du Cardin. *d'Amboise*. Rouen 1724. 4. Ganzfrzb. 1 Laubthl.
49) *Limiers* Histoire du Regne de Louis XIV. 2. Edit. T. I—X. Amst. 1719. 8. Ganzfrzb. ½ Carol.
50) Memoires du Cardinal *de Retz*. T. I—IV. Amst. 1731. 8. Pappebd. 1 Laubthl.
51) *Vieilleville* Memoires. T. I—V. Paris 1757. 8. Pappeb 1½ Laubthl.
53) Memoires du *Marechal Duc de Richelieu*, av. Cart. Pl. et Portraits. T. I — IX 2. Edit. Paris 1793. Vie privée du Marech. de Richelieu. T. I — III. Par. 1791. 8. halb Engl. Bde. 1½ Carolin.
54) Memoires d' Anne d' Autriche par Md. de *Motteville*. T. I — VI. Amst. 1750. 8. Ganze Franzbände. ½ Carolin.
55) Memoires de *Comines*. T. I — IV. 4t. Londr. et Paris 1747. Ganze Franzbände. 1½ Carolin.
56) Memoires *d'Artagnan*. T. I—III. Paris, 1787. 8. brosch. 1 Laubthlr.
57) Memoires du Comte de *Maurepas*. T. I—IV. av. fig. Par. 1792. 8. brosch. 1 Laubthlr.
58) *Aubigné* Histoire universelle. T. I—III. Maille 1616. fol. 2 Voll. Ganzfrzb. 1½ Laubthlr.

59) Histoire generale des Voyages. Nouv. Edit. T. I bis XXI. Haye et Amst. 1747—74. in 4. mit vielen Kupfern und Charten, 9 ganze und 12 halbe Franzbände. 7 Carolin.

60) *Scoto* Itinerario d'Italia, c. fig. di Murocho. Padov. 1660. 8. Pgmb. 1 Laubthlr.

61) *de la Motraye* Voyages T. I. II. av. fig. Haye 1727. fol. Ganzfrzb. 3 Laubthlr.

62) *Thevenot* Voyage des Indes. Paris 1684. 4. Ganzfranzb. 1 Laubthlr.

63) *Dapper* Description des Isles de l'Archipel; av. Pl. et Fig. Amst. 1703. Ganzfrzb. 3 Laubthlr.

64) *Anson* Voyage autour du Monde av. fig. Genev. 1750. 4. Pappeb. 1½ Laubthlr.

65) *Gemelli Careri* Voyage du Tour du Monde. T. I—VI. Par. 1719. 8. Ganzfrzb. 3 Laubthlr.

66) *Labat* Voyages en Espagne et en Italie. T. I—VIII. Paris 1730. Ganzfrzb. 3 Carol.

67) *Young* Voyage en France. T. I. II. av. fig. Paris, 1793. 8. Halbengl. 1 Carolin.

69) *Faujas Saint Fond* Voyage en Angleterre, en Ecosse, et aux Iles Hebrides. T. I. II. av. fig. Paris 1797. 8. 1 Laubthlr.

70) *Billings* Voyage dans le Nord. T. I. II. und ein Kupfer. Atlas; broschirt 1 Carolin

71) Eben dieses Werk. Pappeb. 1 Carol.

72) *Vancouver* Voyage de Découvertes, à l'Océan pacifique et autour du Monde. Trad. de l'Angl. T. I—III. enrichi de Figures, avec un grand Atlas. Pappeb. 3 Carol.

73) Voyage de l'Ambassade de la Compagnie des Indes Orient Holland en Chine. T. I. II. Par. 1798. 8. brosch. 1 Laubthlr.

74) *Sonnini* Voyage en Grece en Turquie. T. I. II. Avec une Collect. de Planches. Paris 1801. 3 Lbthlr.

75) *Sonnini* Voyage en Egypte. T. I—III. 8. Avec une Collect. de 40 Planch. in 4. Paris 1795. brosch. 1 Carolin.

76) *Stavorinus* Voyage en 3 Voll. Paris 1795. 8. broschirt 1½ Laubthlr.

77) *Durand* Voyage au Sénégal. T. II. 8. av. Fig. et Atlas de 43 Planch. in 4. Paris 1798. broschirt und Pappeb. 1 Carolin.

78) *Stedmann* Voyage à Surinam. T. I—III. 8. Avec la Collect. de 44 Planch. in 4. Paris 1795. broschirt 1 Carolin.

79) *Bory de St. Vincent* Voyage dans les Iles des Mers d'Afrique. T. I—III. 8. Avec la Collect. de 58 Planch. in 4. Par. 1804. brosch. und Pappeb. 1 Carolin.

80) Bjornstählis Briefe auf seinen Reisen. 1—5. Band. Stralsund 1777. 8. Pappeb. 1½ Laubthlr.

91) Keysslers Reisen. 1. 2. Th. Hannov. 1751. 4. Ganzfranzb 1½ Laubthl.

92) Robertsons Geschichte Kaiser Karls V. 1—3. Band. Braunschweig 1770. 8. Ganzfrzb. 1½ Laubthlr.

93) Pallas Reisen durch Rußland. 1—3. Th. mit vielen Kupf. 1—3. Th. Petersb. 1771. 4. Ganze Franzbände 1½ Carolin.

94) Gmelins Reise durch Rußland. 1—3. Th. m. v. Kupf. Petersb. 1774. 4. Ganze Franzbände 1 Carolin.

95) Phipps Reise nach dem Nordpol. m. Kupf. Bern 1777. 4. Ganzfrzb. ½ Carol.

96) Lepechin Reisen durchs russische Reich. 1—3. Th. mit Kupf. Altenb. 1774. 4. Ganzfrzb. und der 3te Th. brosch. 3 Laubthlr.

97) *Savary* Dictionnaire universel de Commerce T. I—IV. Nouv. Edit. Copenh. 1759. Schöne ganze Franzbände 1½ Carolin.

98) Encyclopédie. T. I — XXXVI. Edit. exactement conforme à celle de Pellet in quarto. Laus. et Berne 1781. in 8. et Recueil des Planches. Voll. I—III. in 4. Pappeb. 5½ Carol.

99) *Bonnet* Contemplation de la Nature. T. I—III. Hamb. 1782. 8. brosch. 1 Laubthlr.

90) Ulfilas; Ausgabe von Reinwald und Zahn. Weißenfels 1805. 4. Halbenglb. 1½ Laubthlr.

93) Ramlers poetische Werke. 1. 2. Th. m. v. Kupf. 4t. Die Prachtausgabe; Halb Franzband. Ein schönes Exemplar. 1½ Carolin.

95) Matthisons lyrische Anthologie. 1—14. Bd. Zürich 1803—1805. 8. brosch. 1½ Carol.

Diese Bücher sind mir zum Verkaufe und dem Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar deshalb in Commission übergeben worden; Briefe und Gelder erwarten wir postfrei.

Weimar, d. 9. Novbr. 1807.

D. Vulpius,
herzoglicher Bibliothekar.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1808.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Weimar 1808.
Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

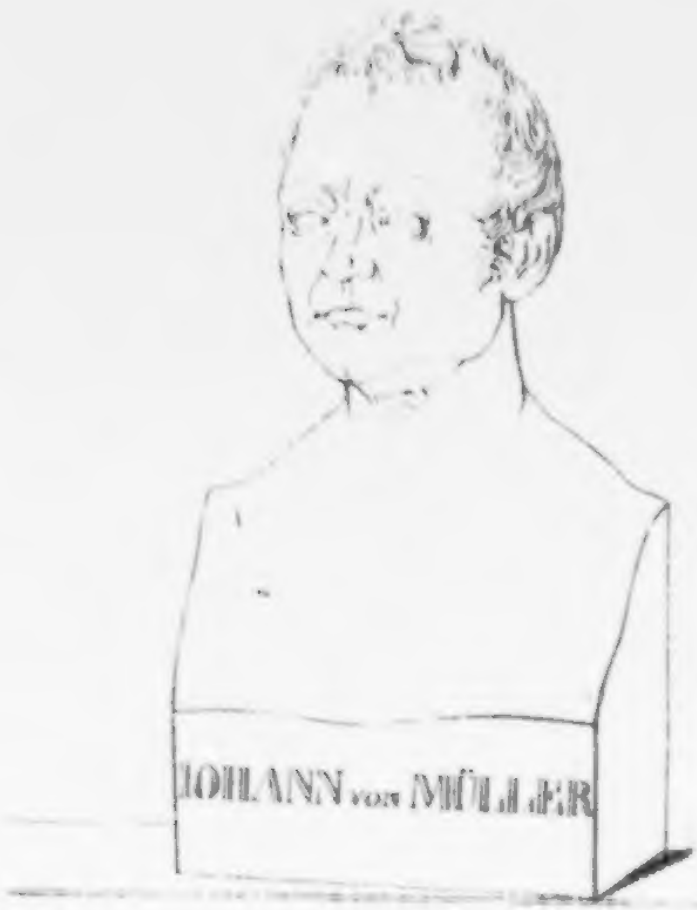
JOHANN von MÜLLER

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar. 1808.

I.

Johannes von Müller.

1.

Weihe. *)

Johann Winkelmann
und
Johann von Müller.

Du ſchöner Grieche, fern zu den Barbaren
Gebannt, hat doch Apoll dich gläubig Frommen
Mit kindlich-göttlichem Gemüth, entnommen
Ins Himmels-Land der Kunſt zu Götter-Schaaren

*) Ob uns gleich nicht erlaubt worden iſt, den Verfaſſer dieſes Sonnets zu nennen: ſo dürfen wir

diſche Sprachen, ſondern auch ſeine Mutterſprache in einem ſehr ſeltenen Grade; und an ſeinem hiſtoriſchen Vortrage iſt, wie mich dünkt, wenig auszuſetzen, es wäre denn, daß er vielleicht manchen zu ſimpel, und nicht markicht genug ſchreibt. Man erwartet noch viel von ihm, beſonders eine **Statiſtik von Teutſchland.**

Dies erinnert mich an den Profeſſor **Bertram** in Halle. Dieſer Mann hat vor einigen Jahren den erſten Verſuch mit einer Statiſtik des teutſchen Reichs gemacht, der zwar nicht vollkommen, aber doch gut eingerichtet und brauchbar iſt. Seine Fortſetzung von **Ferreras** ſpaniſchen Geſchichte iſt mit dem dritten Bande (oder mit dem dreyzehnten des ganzen Werks) geendiget. Man beklagt aber, daß er die ſpaniſche Geſchichte nur bis zum weſtphäliſchen Frieden fortgeführet hat. Die Vollendung des Werks würde ihm gewiß Ehre gebracht haben: aber die portugieſiſchen und ſpaniſchen Bücher, die er dazu braucht, ſind nicht ohne groſſe Koſten, zum Theil gar nicht aufzutreiben. Unterdes wird er das hiſtoriſche Publikum noch mit manchen andern nützlichen Schriften, vornemlich mit einer **Geſchichte des Hauſes Anhalt,** beſchenken.

Daß **Cramer** in Lübeck einer unſrer beſſern Geſchichtſchreiber ſey, brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen: aber, das wiſſen Sie vielleicht noch nicht, daß uns ſeine Rückkehr nach Teutſchland im vorigen Jahr einen neuen Theil ſeiner vortreflichen Fortſetzung des **Boſſuet** bewürket hat.

Von

Du Römer, welterobernd mit Cäsaren,
Die Weltgeschichte hast du eingenommen,
Bist bis zur Vorzeit fernstem Reich gekommen,
Dir soll die Zukunft selbst sich offenbaren.

Wie jenen ewig jungen, großen Alten,
Euch — Dir der heil'gen Freundes-Liebe Schöne,
Dir edle Freundschaft — mehr als Liebe galten!

O ihr des großen Teutschlands große Söhne!
Es hätten, wenn ihr Freunde euch gefunden,
Sich Wissenschaft und Kunst durch euch verbunden.

H.

doch nicht unbemerkt lassen, daß er in beiderlei Rede, der Götterspracht der Poesie und der menschlichen der Prosa, schon längst durch Werke bekannt ist, die Johannes v. Müller selbst seiner ausgezeichneten Billigung werth hielt.

W.

2.

Johannes v. Müller sah sich mehrere Male dringend veranlaßt, über sein Leben einige Worte niederzuschreiben. Einmal, im Jahre 1781, als ihn sein unwiderstehlicher Freund Gleim mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit aufgefordert hatte, ihm eine Skizze seiner Geistesentwickelung und Thätigkeit — und heißt dies nicht allein leben? —, und seiner früheren Schicksale zu entwerfen. Darauf schreibt er dem ehrwürdigen Vater:

„Meine Lebensbeschreibung zu machen, hab' ich mir verbeten. Das Wenige, bis auf die Zeit, wo wir uns zum ersten Mal sahen, sende ich Ihnen. Ausführlicher durfte ich nicht schreiben. Alles, was die Entwickelung und Bestimmung meines Geistes und Characters betrifft, hat sich so sonderbar gefüget, daß es ein Commentar über die Vorsehung scheinen könnte, und ich unwillig werde, Romane zu sehen, da vermuthlich jeder, wie ich, seinen eigenen hat. Es ist aber Vieles besser zu sagen, als zu schreiben." *)

*) S. Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann v. Müller. Aus Gleim's

Hierauf folgt als Beilage auf zwei Seiten ein lateiniſch geſchriebenes Fragment einer Auto-Biographie, in deren ganzem Vortrag und Farbe man ſogleich den Vertrauten des Tacitus erkennt.

Viel ſpäter, erſt vor zwei Jahren, willfahrtete er dem Geſuch eines Berliner Künſtlers Lowe, zum Behufe ſeiner Unternehmung: Bildniſſe Berliner Gelehrten mit ihren Selbſtbiographieen heraus zu geben, einen Aufſatz, der auch beſonders abgedruckt erſchien, und in allen Gegenden, wo teutſche Zunge teutſche Empfindung ſpricht, begierig geleſen wurde, über ſich ſelbſt niederzuſchreiben.

Wir ſchreiben daraus hier nur die Stelle ab, wo er über ſeine im Jahre 1781 unvermuthet erfolgte Anſtellung in Caſſel ſich ſo ausdrückt. Er war im Begriffe, aus den preußiſchen Staaten in die Schweiz zu dem großherzigen Tronchin, der mit ſo ſtarken Fäden in Müllers früheres Leben verwebt iſt, zurück zu eilen, als er in Caſſel die ungünſtige Wendung vernahm, die die Sachen in Genf genommen hatten.

literariſchem Nachlaſſe, herausgegeben von Körte. (2 Theile. Zürch, Geßner, 1806.) Th. II. S. 236.

„Da erhielt er durch die Verwendung des damaligen Staatsminiſters und General-Lieutenants von Schliefen in Caſſel eine kleine Anſtellung (anfangs eine Profeſſorſtelle, dann das Bibliothecariat). Der gutwillige Fürſt unterließ nichts, mit dem urſprünglichen Ruhme der heſſiſchen Waffen einen mildern Glanz der Literatur und Künſte zu vereinigen; der Herr von Schliefen, voll militäriſcher und diplomatiſcher Auszeichnungen, war durch ſeine edle Denkungsart und vielfältigen Einſichten, Freund und Muſter von Gelehrten, darin er an Fleiß und Genie die Meiſten übertraf. Mit welchem Urtheile, mit wie viel Theilnahme las er, zugleich mit Müller, die alten poetiſchen Denkmale teutſcher Art und Kunſt, und begleitete ihn auf der lehrreichen Reiſe durch das griechiſche und römiſche Alterthum, als er die Univerſalhiſtorie einmal aus den Quellen, und aus alten Quellen dort zu ſtudieren unternahm. Auch beſtätigte die rühmliche Aufmerkſamkeit vieler heſſiſchen Offiziers, bei den Vorleſungen Müllers, die Vorliebe des Letztern für das Militär. Bei tapfern Männern wohnt am meiſten gerader Sinn des Wahren und Edeln. Als die benachbarten Mächte der Stadt Genf mit vieler Mäßigung Friede geboten, folgte er noch einmal dem Drange

ſeines Herzens, nach dem verehrten Tronchin, nach dem Freunde ſeiner Jugend (Bonſtetten), nach neuen Reiſen im Vaterlande, neuen Entdeckungen in ſeiner Geſchichte (Entfernung von Caſſel, im Frühlinge 1783) *).

Doch es bedarf hier kaum biographiſcher Nachrichten, da wir ſo glücklich ſind, zwei Briefſammlungen zu beſitzen, worin uns die Entwickelungsgeſchichte, Studienweiſe und Schickſale des unvergleichlichen Mannes mit aller Individualität des Augenblicks aufs lebendigſte und ergreifendſte geſchildert wird. Aber was heißt Individualität des Augenblicks? Das iſt die jedesmalige, aus tauſend dunklen Gefühlen zuſammenfließende Geſammt-Empfindung aller Einwirkungen der Ort- und Zeit- und Perſonen-Verhältniſſe, die, weil nach der alten Philoſophie alles im ſteten Fluſſe iſt, uns wie ein Strom in ſtets wechſelnden Wellen umfließen, und uns, bei aller übrigen Selbſtſtändigkeit, die höhere Cultur und Character verleiht, doch ſtets unſere Aeußerungen gegen die uns zunächſt Umge-

*) Johannes Müller, (als Probe der Bildniſſe Berliner Gelehrten, von Lowe. Berlin, bei Quien. 1806. 49 S. in gr. 8.) S. 28—30.

benden, oder die, die wir uns am Schreibtiſche uns gegenüber ſitzend denken, immer anders modificiren. Es verſteht ſich, daß hier von Briefen die Rede iſt, die nicht in der Abſicht geſchrieben werden, um einſt vor allen zu erſcheinen. Solche wahrhaft vertraute Briefe und Geiſtesergießungen ſind natürlich durch dieſe Individualität des Augenblicks unendlich unterrichtender, als alle noch ſo ungeſchminkten, noch ſo ſtreng ſich ſelbſt verläugnenden Selbſtbiographieen. Denn bei Abfaſſung der letztern gaukelt uns die Phantaſie und derſelbe Einfluß der gegenwärtigen Stimmung und Umgebung oft die ſonderbarſten Täuſchungen vor. Doch dies iſt nur einer von den Vorzügen, wodurch die beiden Briefſammlungen, von welchen hier die Rede iſt,

— et quo ſit, vt omnis
Votiua pateat veluti deſcripta tabella
Vita viri. —

das unbeſtrittene Recht erhalten haben, zu den Lieblingsbüchern aller gebildeten Menſchen und zu wahren Encheiridien und Haustafeln aller höher ſtrebenden, bildungsluſtigen Jünglinge, gleich nach ihrer Erſcheinung allgemein erhoben zu werden. Jeder Leſer erräth ſchon ohngefähr, daß hier die Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen

Freund, worin Müllers Briefe an Bonstetten, im Zeitraume von 1773—79, enthalten sind, ein Schatz von Urtheilen über die großen Geister aller Zeiten und über die Kunst, aus ihrem täglichen Umgang das Heiligste und Menschenwürdigste zu verfassen, wie ihn vielleicht so kein andres Volk besitzt, und Müllers *) Briefe an Gleim in der schon oben angeführten Sammlung gemeint sind. Diese letzte Briefreihe, die vor der erstgenannten auch noch die Empfehlung hat, daß wir darin nicht bloß Müllers Rede, sondern auch des vollherzigen alten Gleim's Gegenrede vernehmen, beginnt nicht viel später, als jene erste Reihe, endet aber weit später, indem der letzte Brief aus Wien vom 4ten August 1802 überschrieben ist. Denn die Freude, seinen Müller dem Staate wirklich einverleibt zu sehen, den der alte preußische Grenadier stets im In-

*) Diese, mit voller Genehmigung Müller's, von der edeln Friderike Brun, geb. Münter, zuerst vollständig — einzeln waren sie schon in Eggers teutschem Magazin erschienen — herausgegebenen Briefe erschienen in Tübingen bei Cotta 1802 406. in 8. Der Ertrag wurde zum Besten der Schweizerwaisen bestimmt, die es durch die Schreckensscenen der Revolution geworden waren.

nerſten ſeines Innern trug, erlebte Gleim nicht. Dafür erlebte er aber auch das ſpätere Herzeleid nicht!

Hier nur Einiges zur Probe aus dem Briefwechſel mit und durch Gleim. Alſo ſchreibt Müller in einem ſpätern Briefe an Bonſtetten, der hier mit aufbewahrt iſt, zu einer Zeit, wo von Müller's Anſtellung in Berlin unter Friedrich II. noch gar ſtark die Rede war:

„Ich fühle mich, faſt ſcheinen Departementsgeſchäfte mir widrig. Ich möchte die Ausbreitung wohlverdienten Ruhms vormaliger Helden, ich möchte die Erregung der Triebe edler Nacheiferung, ich möchte die Sache verborgener Wahrheit und verletzter Gerechtigkeit, ich möchte die Erklärung deſſen, was iſt, aus dem was war, zu meinem Departement machen. Ich möchte ſelbſt König ſeyn, aber ſo, daß mein Reich nicht von dieſer Welt wäre, ſondern aus den Arſenalen, die Leibnitz und Muratori gerüſtet, möchte ich Waffen hervorbringen. Dieſes Departement hätte den ausnehmenden Vortheil, daß ich allein arbeiten würde: anderwärts vernichtet Ein Thor den klügſten Anſchlag, der ſchlechte Erfolg wird einem nichts deſto weniger zu-

geſchrieben. Mit einem Worte, ich erwarte gelaſſen, was das Schickſal mich werden heißt. Davon bin ich überzeugt, es werde, was geſchehen mag, das Beſte ſeyn!" (Th. II. S. 182.) *)

Aber was hier keinen Auszug leidet, iſt der in jedem Briefe athmende und hauchende Geiſt einer Freundſchaft, deren nur wenig Auserwählte im Leben fähig ſind, und die man die ächt-heroiſche nennen möchte. Wer dieſe Briefe, und den frühern an Bonſtetten lieſt, und ſich nicht ſelbſt von der heiligen Fackel entzündet fühlt,

Den bildete kein Titan in die Bruſt
Empfänglichkeit für Götterluſt.

Er hat es redlich gehalten, was er in einem Briefe an Gleim ſchreibt: „Ich kenne kein größeres Vergnügen, als für andere Jünglinge in meinem Alter (Müller war damals 31 Jahr alt) einſt, was nun Sie in Ihrem für mich, zu thun, und ihnen dann zu ſagen: ſo unterrichtete Gleim ſeinen Müller." Denn in der That, ſo wie noch

*) Man vergleiche damit die nicht minder groß geſagte, merkwürdige Stelle, wenig Seiten weiter, S. 189.

jetzt mehrere edle Männer in unserm Vaterlande leben, die Vater Gleim, der mit eben so viel Edelmuth als Delicatesse wohlthätig war, durch die thätigste Unterstützung zu ähnlichen Zwecken ausrüstete, wie die längst abgeschiedenen Heinse und Hederich; so erwarb sich auch Müller, oft darüber verkannt und verlästert, jenes erhabene Verdienst, Jünglinge, in deren Brust der heilige Funken erglimmte, aber durch Ungunst von außen erstickt zu werden bedroht war, zu wecken, zu bethätigen, zu unterstützen. Solche Jünglinge waren und sind ihm noch das Vaterland, und so übte er den Spruch des Flaccus täglich im schönsten Sinne aus — cur — carae

Non aliquid patriae *paruo* emetiris aceruo?

So hat der Allwaltende selbst den Mann erzogen, den er so hervorheben, den er am Ende über so Großes setzen wollte. Heil unserm Vaterlande! Heil der edelsten Blüthe desselben, den Jünglingen, die aus Trümmern einst ein Herrlicheres hervorrufen, die den zur Asche verbrannten Phönix, muntern Flügelschlags, zur Sonne emporfliegen sehn!

B.

Von **Gebhardi** in Lüneburg, der ſeit ſeiner zur allgemeinen Welthiſtorie gelieferten Geſchichte von Norwegen und Dännemark, die Sie kennen, nichts hat drucken laſſen, erwartet man auch noch manche Frucht zur Bereicherung der Geſchichtkunde. Seine Schreibart iſt zwar etwas ſchwerfällig, aber immer ungleich beſſer, als die Schreibart ſo vieler jetzt lebender Scribler.

Möſer in Osnabrück — wie freuten Sie ſich kurz vor Ihrer Abreiſe mit mir, als wir in unſern Abendgeſellſchaften den erſten Theil ſeiner **osnabrückiſchen Geſchichte** oder vielmehr ſeine Einleitung in die Geſchichte der Teutſchen wechſelsweiſe vorlaſen! Wie lebhaft wünſchten wir, daß ein ſo forſchender, ein ſo philoſophiſcher und mit den Grazien vertrauter Geiſt uns bald mit mehrern Produkten von dieſer Art beſchenken möchte! Aber leider! ſeit der Zeit hat er gänzlich geſchwiegen. Ich wüßte mich nicht zu entſinnen, daß nach der Erſcheinung ſeines Buchs ein ähnliches wäre erzeugt worden.

Joh. Heinrich Schlegel in Kopenhagen, ein Teutſcher, hat im Jahr 1769. den erſten Theil einer Geſchichte der Könige von Dännemark aus dem Hauſe Oldenburg, geliefert; und ſchon vor zwey Jahren iſt eine neue Auflage davon gemacht worden. Er hat zu einem vollkommenen Geſchichtſchreiber die beſte Anlage von der Welt: aber ausgebildet iſt ſie noch nicht. Er hütet ſich nicht im-

3.

Auszug eines Briefes.

Berlin d. 10. December 1807.

Schadows, auf Bestellung eines erhabenen teutschen Königssohnes verfertigte Büste *) des vortrefflichen v. Müllers ist sehr ähnlich und mit wahrem Künstlergenie gearbeitet. Es gehörte etwas dazu, aus diesem Gesichte ein solches Kunstwerk zu schaffen. Die höchst reizbare Beweglichkeit des Muskelspiels stellt dem Künstler, der nur als Copirmaschine arbeiten will, die größten Schwierigkeiten entgegen. Sie können dies noch besser ermessen, wenn Sie die in Wien und Berlin nach ihm gegebenen Kupferstiche vergleichen wollen. Wie jugendlich unreif erscheint da, was nur die ewige Jugend der Musen andeuten sollte. Sonderbar! Vergleichen Sie die Büste des Demosthenes, wie sie in Bronze aus einer Villa bei Herculaneum, wo auch die berühmten Rollen sich fanden, ausgegraben wurde; Sie werden in einigen Zügen eine auffallende Aehnlichkeit entdecken. Auf jeden Fall wußte Schadow, dieser wahre und gelehrte Künstler, seinem Marmor etwas einzudrücken, was an antike Form

*) S. das Titelkupfer.

und Ausdruck erinnert. Hominem antiquae fidei antiqua arte effinxit. H.

II.

Der Improviſator Scotes.

Der Name eines Mannes werde in dieſer Monatsſchrift noch einmal mit Ehren genannt, deſſen ſeltenes Talent ſchon vor ſieben Jahren durch eine Nachricht im Teutſchen Merkur geprieſen wurde. Nachfolgender Brief iſt durch Zufall erſt ſpät in unſre Hände gekommen. Aber noch immer iſt es nicht zu ſpät, ein beſcheidnes Cypreſſenzweiglein auf das Grab eines Dichters zu legen, der unter glücklichen Auſpicien ſeinen Namen wo nicht in den Tempel, doch in einem der Vorhöfe der Fama einſchreiben konnte, der er durch eine glückliche Ueberſetzung von Pope's Temple of Fame ſelbſt eine ſo wohlgefällige Huldigung dargebracht hatte. Noch verdient bemerkt zu werden, daß ſeit jener Zeit, da durch Scotes Erſcheinung in Nord-Teutſchland die Improviſatorkunſt wieder in lebhaftere Anregung kam, Prof. Fernow in einem ſehr befrie-

digenden und umfaſſenden Aufſatze über die Improviſatoren in ſeinen Römiſchen Studien Th. I. S. 303 — 414 eine Materie erſchöpfte, welche durch die Corinna der Frau v. Staël, einem Werke, das alle ſeine Tadler lang überleben wird, ein noch allgemeineres Intereſſe unter uns gewonnen haben muß. B.

Wien den 24. Auguſt 1807.

Ich habe Ihnen die traurige Nachricht zu geben, daß der in Weimar ſo ſehr beliebte und mit Recht geſchätzte Improviſator Scotes hier in Wien am 20. Auguſt an einer Bruſtkrankheit geſtorben iſt. Acht Tage nach dem ſo unvermutheten Tode der Oeſterreichiſchen Kaiſerin, der an dieſem Aufſchube von 8 Tagen Schuld war, gab er im Jahniſchen Saale ſeine erſte Kunſtvorſtellung; die Geſellſchaft war ausgeſucht, und ſeine Einnahme betrug über 1000 fl. Das erſte Thema, von der Ruſſiſchen Fürſtin Gallizin aufgegeben, waren Klagen über den unvermutheten Tod der Kaiſerin. Das zweite gab ein mehr als 60jähriger Jüngling auf, der ſich einbildet ein Italiäner zu ſeyn, weil er in Görz geboren wurde: die Rückkehr des Frühlings. Die Geſellſchaft murrte faſt, daß ein ſolcher Dichter einen ſo abgedroſchenen Gegenſtand behandeln ſollte; aber

Sco-

Scotes nahm ihn mit der bereitwilligſten Höflichkeit an und führte ihn mit Portenzarbeit aus. Die dritte von dem Baron v. Retzer begehrte Aufgabe war des Scotes Rückerinnerungen an Weimar. Der Gegenſtand gefiel allgemein. — Die Klagen über Herders und Schillers Tod, das Lob von Wieland und Göthe wurden laut beklatſcht; zuletzt ſagte Scotes dem Baron v. Retzer ein artiges Compliment und wünſchte ihm Glück zu ſeinen vormaligen und zum Theil noch beſtehenden Verbindungen mit jenen Männern. Das vierte von einem mir unbekannten Italiäner aufgegebene Thema waren Armidens Klagen an Rinaldo in Stanzen. Der unbekannte Italiäner gab für jede die 3 Hauptarien ſelbſt an; nachdem Scotes dieſe ſo ſchwere Aufgabe glücklich überwunden hatte, faßte er alle vier Themata als Recapitulation in einem Schlußgeſang meiſterhaft zuſammen, und erhielt allgemeinen Beifall. Leider war dieſer der Letzte. Von dieſem Tage an nahm täglich ſeine Kränklichkeit zu, bis er endlich am 20. Auguſt ſtarb. Des Baron v. Retzer 1780 auf den Tod der Maria Thereſia gemachten Verſe gefielen ihm ſo ſehr, daß er ſie ins Italiäniſche überſetzte. Dieſe Ueberſetzung war gleichſam ſein Schwanengeſang und darum lege ich ſie hier bei.

Maria Thereſia.

1780.

Sie ſtarb. Der Schmerz von Millionen
Erſcholl in allen Tempeln laut,
Und ganz Europa wiederhallte:
Die Einzige Thereſe ſtarb!

So reißt vom ſchroffen Eisgebirge
Sich eine Rieſenmaſſe los,
Und deckt, im jähen Sturz vergrößert
Mit Schutt und Graus ein Paradies.

Tief trauernd klagten alle Harfen
Die Gattin, Mutter, Herrſcherin,
Der Wittwen Stab, der Waiſen Stütze,
Vom Aufgang bis zum Niedergang.

Doch der Erhabnen Wunder alle
Zu feiern, welche Muſe wagt's?
Drum ſoll von ihren Sternenbildern
Dies Lied nur Einem heilig ſeyn.

Maria Teresa.

1807.

Essa morì. Nei templi il duol s'udio
Di mille e mille alti mandar lamenti
E tutta Europa in miserandi accenti
Selamò: Teresa l'unica morio.

Tal da rupe di ghiaccio all improvviso
Si stacca a forza smisurato ammasso,
Ed ingrossato ruinando al basso
Copre d'orror funebre un paradiso.

Dai lidi Eoi fin all' erculeo segno
Mandaron l'Arpe in voce alta dogliosa
O maggio a Lei, qual Donna, Madre e Sposa,
Di vedovelle e d'orfani sostegno.

Qual Musa ardita celebrar potria
Tutti i sublimi, ed ammirandi pregi?
Perciò de' suoi più che mortali fregi
Ad uno sol sacro quest' Inno fia.

Der Geistesdumpfheit öde Nebel,
Des Aberglaubens dustre Nacht,
O Oestreich, bargen lange lange
Der Wahrheit heitern Gipfel dir!

Thereſe kam; mit ihr der Weiſe, *)
Der, ach! zu früh der Erd entfloh:
Da plötzlich brach durch Nacht und Nebel
Der Wiſſenſchaften Morgenglanz.

Und Männer **) ſtanden auf und wogen
Mit unerkaufter, ſichrer Hand,
Des Zepters und des Biſchofsſtabes,
Der Willkühr längſt verrathnes Recht;

Erhoben zu Thereſens Herzen
Der Menſchheit Weh, und lehrten laut:
Daß ſelbſt die Fürſten Pflichten haben,
Und Prieſter Unterthanen ſind.

*) Van Swieten der Vater.

**) Martini, Riegger, Sonnenfels

La densa nebbia d'ignoranza e orrore,
E di superstizion la notte oscura,
Austria, gran tempo ti celo' di pura
Verità l'alta cima e lo splendore.

Teresa apparve, e seco il Saggio ancora,
Che troppo presto, a himè! fu al suol sottratto
E fra la notte e fra la nebbia a un tratto
Delle scienze spuntò vivace aurora.

Uomini sorser, che librâr sicuri,
Con man non compra ed incorrottocore,
Di scettro e pastoral dritti e valore
Confusi in pria da pregiudizi oscuri.

Al core di Teresa in alto suonò
Scoprir d'umanita l'antico affanno,
E noto fer, che i Re dei dover hanno,
E i sacerdoti ancor sudditi sono,

Thereſe winkt; und ſeht! Palläſte *)
Empfangen ihres Adels Keim.
Hier weihn ihn Pallas und die Muſen
Der Menſchlichkeit und Bürgerpflicht.

Auch euch, ihr Söhne grauer Krieger, **)
Die, für Thereſens Erbe, froh
Zum Opfer, Blut und Habe brachten,
Vergaß das Herz der Mutter nicht!

Wie herrlich lohnte ſie der Väter
Erhabnen Heldenmuth in euch!
Dräut nicht der Pflanzort künft'ger Helden
Schon künft'gen Feinden Tod und Schmach.

Heil Ihr, daß auch dem Hüttenwohner
(Nur Dummheit war zuvor ſein Loos!)
Sie goldne, nie für Peru's Schätze
Zu theu'r erkaufte, Lehre ſchuf! ***)

*) Die Thereſianiſche und Savoyiſche Ritterakademie.

**) Die Neuſtädter Militärakademie.

***) Die in allen öſterreichiſchen Erblanden eingeführten Normal- und Trivial-Schulen.

Teresa accenna; ecco Palazzi alteri
Della sua nobiltade accorre il chiaro
Germe, le Muse e Pallade il sacraro
Di pietade et di patria ai bei doveri.

Anche a voi, figli di canuti Eroi,
Che per l'Erede di Teresa e beni
E sangue e vita offrir lieti e sereni,
Suo cor materno ha pur pensato a voi.

Oh come in voi premiò dei padri il forte
Valore, e l'immortal virtù guerriera!
Non minaccia d'Eroi futuri schiera
Ai futuri nemici e scorno e morte?

Sia gloria a Lei, che agli umili cultori,
Cui finora ignoranza e error premea,
Scola d'aurea dottrina alfine or crea,
Che in pregio del Perù vince i tesori.

mer für Kleinigkeiten, die nur in Chroniken gesucht werden, und seine Schreibart ist nicht die reinste.

Böhme in Leipzig hat unterdes verschiedene kleine lateinische Abhandlungen geschrieben, welche allemal etwas Neues und Ausgesuchtes enthalten: aber ein grösseres Werk hat er nicht verfertiget. Desto besser, hoffe ich, wird seine versprochene Geschichte von Livland und seine neue Ausgabe von Sleidans Reformationshistorie werden.

Kremer in Mannhein hat seit Ihrer Abreise gleichfalls geruhet; so auch Fäsi, B. Tscharner, Dobner, Pütter, Olenschlager, Curtius, Hanßelmann, Rath, Bel, Pfeffel, Oefele, Gruner und Pauli in Halle, Hoffmann in Tübingen, Berger, Schlegel in Heilbronn, und vielleicht noch andre, die in dieses Fach gehören.

Desto fleißiger waren: Häberlin, Boysen, Sattler in Stuttgard, Reinhard in Erlangen, Schumacher, Grundig, Gadebusch, J. J. Rambach, Oelrichs, Eckhard, Gerken, Sorge, Oetter, Teuthorn, Möller, Lamey, Jung, Longolius, Schelhorn, Würdtwein, Adelung, Hausen ꝛc. Diese Männer, deren Nahmen ich so, wie sie mir eingefallen, hergeschrieben habe, und in deren Reyhe vielleicht mehrere gestellt werden könnten, kennen Sie schon. Die Verdienste der meisten sind unläugbar; aber ihre Bescheidenheit würde beleidiget werden, wenn ich sie öffent-

Doch du von feilem Herrſcherlobe
Noch unentweihter Preisgeſang!
Frei töne jetzt, was oft ſo düſter
Die Seele deines Sängers wölkt!

In manchem ärmern teutſchen Lande
Blüht unbelohnte Wiſſenſchaft,
Blüht unbelohnte Kunſt, verachtet
Vom Fürſten, herrlicher als hier!

Verweigerte denn unſerm Volke
Das Schickſal hohen Genius?
Nein! Undank wäre dieſe Klage!
Nur Freiheit, Freiheit fehlt ihm noch!

Du, Nachbild unſrer großen Mutter,
O Joſeph, und ihr beſter Sohn,
Und nun verwaiſter Nationen
Beſchirmer, Vater, Troſt und Stolz!,

Der Du mit kühnem Adlerblicke
In's Mark der Wiſſenſchaften bringſt,
Gieb Deinem Volke dieſe Freiheit!
Den Mißbrauch treffe Schand und Fluch!

Tu, canto mio, non profanato ancora
Da venal lode per chi siede in trono,
Or palesa nel libero tuo suono,
Cio' che quest' alma rattristò talora.

Ben piu che qui, chiara fiorir si vede
Nell' immenso Germanico terreno,
L'arte e la scienza a suol povero in seno,
Senza favor di principi o mercede.

Ci negò forse il fato i doni suoi,
E il vivo raggio di sublime ingegno?
No! tal lamento forra ingrato e indegno,
Ah! solo libertà mancava a noi.

Tu, vera immago dell' eccelsa Madre,
E ottimo figlio, o gran Giuseppe invitto,
Ed or del mondo abbandonato e afflitto
E conforto, e difesa, e gloria, e Padre!

Che d'aquila col guardo acuto e ardito
Delle scienze nel cor penetri e vedi,
Al popol tuo tal libertà concedi!
Da infamia e orror l'abuso sia punito!

O denke jenes ächten Weisen, *)
(Du ſtandſt vor ſeinem Sterbebett')
Der kühn die edle Wahrheit lehrte:
„Wer frei darf denken, denket wohl.

Joſeph Freiherr v. Retzer.

*) Haller.

Deh', pensa a quell' illustre saggio e vero,
(Tu stesti innanzi al letto suo di morte).
Che osò insegnar tal verità da forte:
Sempre é al ben vôlto un libero pensiero.

Scotes.

III.

Ideen.

a)

Wenn die Behauptung des Ariſtoteles wahr iſt, daß die Philoſophie von der Bewunderung ausgegangen, ſo ſind wir wirklich auf dem beſten Wege, eine Philoſophie zu erhalten. Denn an Bewunderern *fehlt es wahrhaftig nicht, an Menſchen*, die nur leicht an der Oberfläche von der Wiſſenſchaft gefärbt, und, ohne die Weihe des Eros, in bacchantiſcher Wuth nach dem goldnen Vließ jagen. Wie paraſitiſche Pflanzen ſchlingen ſie ſich um den fremden Stamm, zehren von deſſen Mark, und hindern das fröhliche Blühen deſſelben; jede in Anregung gebrachte Idee begaffen ſie anfangs von allen Seiten, meinend, das Ding müſſe ſich doch zu etwas brauchen laſſen: dann drehen und wenden ſie dieſelbe auf alle Art, nehmen hier weg, ſetzen dort zu, und meiſtern ſo lange daran, bis ſie ganz verſtümmelt, der urſprüngliche Glanz verwiſcht iſt, und ſo in die gemeine Denkart des Zeitalters übergeht *).

*) Der große Leibnitz ſagt in ſeinen Bemerkungen über das Leben und die Lehre des Carteſius

β)

Der Name Academie ſcheint mir beſſer als Univerſität, ſollte es auch bloß deswegen ſeyn, um das Andenken an Platon friſch zu erhalten. Nie hat wohl ein Philoſoph die Liebe und Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen in einem höheren Grade beſeſſen, wie dieſer herrliche Menſch. Die Schriften der Alten ſind voll von Belegen dazu. So erzählen ſie, Platon's Aeltern ſeyen einſt auf den Hymettus gegangen, um zu opfern. Die Mutter habe unterdeſſen den Knaben ins nahe Gebüſch gelegt, und wie ſie wieder zu ihm gekommen, ſo hätten Bienen ihn umſchwärmt, einige auf ſeinem Kopfe geſeſſen, andere aber hätten ihm Honig auf den Mund getragen, und daher ſey ihm ſpäter die bezaubernde Süße und Anmuth in ſeinen Schriften gekommen. Eben ſo berichtet Apulejus, dem Sokrates habe einſt

(Ch. *Thomasii* historia sap. et stult. Tom. II. p. 113): Nihil magis profectui scientiarum obstat, quam nimium et servile in philosophiae studium των παραδοξοντων, neque etiam magis ob causam fieri arbitror, quod raro aliquid egregium et novum a meris Cartesianis profertur, non magis quam a meris Aristotelicis, non ingenii sane defectu, sed vitio sectae.

geträumt, es ſey von dem Altare des Amor ein junger Schwan aufgeflogen, und habe ſich, weil die Kraft ihn verlaſſen, in ſeinen Schoos geflüchtet. Hier ſeyen ihm die Schwingen ſichtbar gewachſen, bald darauf habe er ſich in den Aether erhoben, und mit den lieblichſten Tönen Götter und Menſchen entzückt. Den folgenden Tag nach dieſem Traume habe Kriton den jungen Platon zum Sokrates gebracht, und dieſer, nachdem er ihn genau betrachtet, ausgerufen: „Dies iſt der Schwan vom Altare des Amor.“ — Selbſt den Namen Platon (πλατυς breit) ſoll er entweder wegen ſeiner ſchönen, breiten Stirn, oder wegen des breiten Fluſſes ſeiner Rede erhalten haben. Die Alten erſchöpfen ſich gleichſam in dem Lobe dieſes Mannes, deſſen Werke unter die ſchönſten Blüten des menſchlichen Geiſtes gehören, und an dem Himmel griechiſcher Bildung als Sterne erſter Größe glänzen. Der Ruhm derſelben drang durch alle Jahrhunderte; nur durch ſolche Werke konnten die Geiſter wieder befruchtet werden, und auf einer ſolchen Baſis ruhend, ſich der zarte Keim der Wiſſenſchaft entfalten. Die Mediceer errichteten bekanntlich im 14ten Jahrhunderte eine Platoniſche Academie, worin Marſilius Ficinus die oberſte Stelle erhielt, ein Mann von vielem Tiefſinne, den man aber

gewöhnlich nur als Ueberſetzer des Platon kennt. Es war daher in unſern Tagen ein glücklicher Gedanke von Schelling, daß er es verſuchte, den Ideen, dieſen göttlichen Urbildern der Dinge, den alten Glanz wieder zu geben, womit ſie uns aus der Platoniſchen Weisheit entgegen ſtrahlen, und ſo den heitern Tag der helleniſchen Wiſſenſchaft wieder hervor zu rufen; doch ſcheint es mir, als habe er ſelbſt, um wie viel weniger der große Haufen der ihm nachäffenden Philoderen, *) (denn Philoſophen kann man ſie nicht nennen, wenn man nicht die Philoſophie, dieſe Königin der Wiſſenſchaften, wie ſie Ariſtoteles nennt, zur gemeinen Dirne erniedrigen will), nicht genug des ächt Platoniſchen Geiſtes erhalten. Denn es iſt noch kein Tiefſinn, ſich bloß in leeren Formeln zu bewegen, und viel von der abſoluten Identität, Indifferenz ꝛc. zu ſprechen, und z. B. ſtatt der ſehr einfachen Wahrheit: der Nerv iſt lang, zu ſagen: er ſteht unter dem Schema des Magnetismus, er hat alſo einen poſitiven und negativen Pol; was freilich ſehr vornehm klingt, aber in der That nichts

*) Φιλεδοξοι, Liebhaber der Meinung oder des Scheins, zum Unterſchied von Φιλοσοφοι Liebhaber der Weisheit. Plato Repl. V. edit. Bip. Tom. VII. p. 67.

aussagt. Man spricht zwar viel von Begeisterung, und als wenn man von Apollon aus einer edleren Masse gebildet worden; allein oft wird die Rede nur desto kühner und frecher, je oberflächlicher die Gedanken sind, so wie die Afterdichter in der Angst ihres Herzens alle Augenblicke die Musen anrufen, um die zerbrechliche Frucht ihres Gehirns zu Tage zu fördern. Man zeige uns vielmehr die Begeisterung durch die That, wenn wir glauben sollen, daß der Gott in dem Busen wohnt. Welch ein schönes Bild entwirft nicht Platon von dem Philosophen! „Wer, spricht er *), von der Liebe zu der Wissenschaft entzündet ist, der sucht nur das reine Vergnügen des Geistes, verachtend alle Sinnenlust. Er ist Herr seiner Leidenschaften, und edel, denn wie könnte in einem Gemüthe, das von der Betrachtung des Göttlichen erfüllt ist, eine niedrige Denkart wohnen? Ihm, dessen Vernunft die Ewigkeit und das unendliche Seyn ergründet, kann das Leben nicht als so bedeutend erscheinen, oder der Tod als furchtbar. Eben so wird er verträglich seyn, und gerecht, und ein Feind aller Lüge, und voll von

*) Edit. Bip. Tom. VII. p. 72-74. (edit. Steph. p. 485 A — E.)

von ſchönen und harmoniſchen Gedanken, weil er in den Ideen lebt!" — Und man betrachte nun dagegen unſere Philoſophen! Sind ſie nicht von faſt allem dieſem das Widerſpiel? Wahrlich, Platon würde ſich ſchämen, wenn er auf einmal erſchiene, und ſich der Haufe ſeiner angeblichen Verehrer um ihn drängte.

γ)

Man hört jetzt oft die ſtolze Behauptung, die Philoſophie ſey nur das Eigenthum weniger Geweihten, und der Menge unzugänglich. Es liegt nun allerdings dies Wahre darin, daß in einem Zeitalter, welches der Ideen unfähig iſt, natürlich auch diejenige Wiſſenſchaft, die ſich bloß in dieſem Elemente bewegt, ſich keiner allgemeinen Liebe erfreuen könne, und daher nur in dem Innern weniger Männer ihren Tempel zu erbauen gezwungen werde. Aber man hüte ſich ja, dies, was bloß in den äuſſern Verhältniſſen liegt, der Philoſophie ſelbſt aufzubürden. Denn dieſe, „das größte Gut, wie Timäus bei Platon ſagt, was die Götter den Menſchen je verliehen haben, oder noch verleihen werden," iſt vielmehr ihrem Character nach univerſell, auch der Ungebildetſte hat ein Recht auf dieſes Gut, auch dem kindlichſten Sinne ſollen die Reſul-

öffentlich unſern beſten Geſchichtſchreibern zugeſellen wollte. Die meiſten von ihnen ſind treffliche Geſchichtsforſcher: aber auch als ſolche werden ſie doch noch von den Semlern, Walchen, Heynen, Ayrern, Murrayen, Gerberten, Dreyern, Crollen, Kollaren, übertroffen.

Wenn Sie es verlangen, ſo will ich Ihnen ein andermal Nachricht von den neueſten Schriften aller dieſer Männer geben.

Unſre Numiſmatiker, Hirſch, Schläger, Rhell, Madai, Möhſen, Spies, Will, Schneidt, hätte ich beynahe vergeſſen: aber ſie haben auch, auſſer Möhſen und Spies, die letzten Jahre her nichts Wichtiges geleiſtet. Reinhard in Erlangen hat ſich auch vor kurzem in dieſem Fache gezeigt, und den vierten und letzten Theil zu des verſtorbenen Joachims Münzkabinet geliefert.

Zimmermann, Iſelin, Wegelin, Flögel, und wenn es irgend noch einen deutſchen Philoſophen giebt, der ſeine Werke durch Geſchichte veredelt, haben in den letzten Jahren kein hierher gehöriges Meiſterſtück ausgeſtellt.

Hager fährt noch immer fort, für die Geographie Materialien zu ſammlen. Ranft, Caſſel, Pratje und Büttinghauſen, die Ihnen ſämtlich bekannt ſeyn werden, arbeiten auch noch unaufhörlich in ihrer alten kompilirenden Manier. Von unſern hiſtoriſchen Ueberſetzern, deren ein unüber-

tate derſelben verſtändlich gemacht werden können. Sie iſt ſo wenig eine Feindin der menſchlichen Geſellſchaft, daß ſie vielmehr nur in ihr fröhlich gedeiht, und ihren Verehrern auch im Aeußern jenen Frohſinn, und jene Heiterkeit und Ruhe ſchenkt, die ein Spiegel der innern Harmonie und Schönheit des Geiſtes iſt. Wenn du überhaupt den Werth einer Philoſophie willſt kennen lernen, ſo beobachte ihre Bekenner; dies iſt der beſte Probierſtein. Denn ein Syſtem, das in ſeinen Verehrern den Sinn für die geſelligen Freuden des Lebens ertödtet, ſie lichtſcheu in die Einſamkeit drängt, und den Frieden der Bruſt untergräbt, kann nicht das Wahre, Menſchliche und Menſchen beglückende ſeyn. Schon dies Einzige, wenn es auch nicht noch andere Rückſichten gäbe, würde hinreichend ſeyn, um gegen das Kantiſche Syſtem mißtrauiſch zu machen, weil kein Syſtem, weder der ältern noch neuern Zeit, ſo ſehr dieſen Character an ſich trägt.

5)

Es iſt ein Glück für die Philoſophen, daß es einen Gott giebt, denn ſonſt würde es um die meiſten Syſteme ſchlecht ſtehen. Wie oft hat man nicht dieſen einzigen wahrhaft großen Gedanken des Menſchen gemißbraucht, wie oft den Ewigen und Heili-

gen zum rohen Götzen erniedrigt, oder gar zum Deckmantel gebraucht niedriger Gesinnungen und Handlungen! Wer die Geschichte der Philosophie nicht bloß aus Compendien kennt, wird finden, daß die meisten Philosophen, wenn es mit der Speculation nicht recht fort will, ihre Zuflucht zu Gott nehmen, und ihm Alles aufbürden, der dann recht als ein Deus ex machina erscheinen muß, um den unauflöslichen Knoten zu zerhauen. Oder man vernichtet, wie Spinoza und neuerdings Schelling (der aber jenem an Tiefsinn und Strenge der Methode sehr nachsteht), Alles Individuelle, indem man es in die Gottheit, wie in einen allgemeinen Ozean wirft, wo Alles eine gemeinsame verworrene Masse bildet, da es doch eben das Geschäft der Philosophie hätte seyn sollen, aus diesem Chaos das Universum gleichsam von neuem zu gestalten, und die Dinge zu einem selbstständigen Leben hervorzurufen. So geht auch das Kantische System anfangs mit großer Frechheit seinen Stelzengang fort, und glaubt der Gottheit so sehr entbehren zu können, daß es alle Beweise für das Daseyn derselben verwirft, aber endlich, den knöchernen und zerbrechlichen Bau seines Gebäudes ahndend, bringt es ein Ding herbei, practische Vernunft genannt, und flickt es als einen bunten Schmuck an, ohne Beziehung und

Zuſammenhang mit dem Ganzen. Ein Syſtem, das den Menſchen von der um ihn lebenden, ihn ſtets mit ſich fortreißenden, Natur gleichſam abſchneidet, das beinahe alle Wirklichkeit, die Gottheit und Unſterblichkeit wegcritiſirt, und die Tugend ſo metaphyſiſch ſublimirt, daß ihre Geſtalt kaum zu ahnen iſt, kann unmöglich fruchtbar und heilbringend für das Leben ſeyn, und höchſtens einen Haufen geiſtloſer Secten erzeugen. Und ſo iſt denn auch die Sittlichkeit, welche dieſe Philoſophie aus dem Schiffbruche der Vernunft rettet, ſo feinnervig und ſchmächtig geworden, daß ſie den Kampf mit dem Laſter ſchwerlich wird beſtehen können.

Dresden. Gl. Fd. Bachmann.

IV.

Idee, Idealität.

(Aus einer Vorleſung von Hrn. Prof. Salat.)

Landshut, im Novbr. 1807.

„In einer Zeit, wo die Worte Idee, Idealität u. ſ. w., hervorgerufen vom Geiſte derſelben, ſo oft erſchollen, mag ein beſtimmteres und erſchöpfenderes Wort über dieſen Gegenſtand willkommen ſeyn. Zwar das Gute, das Herrliche, was da iſt, ſoll nicht verkannt werden. Allein unläugbar, indem man gewiſſe Erſcheinungen der Zeit näher betrachtet, iſt es zugleich: ohne die Präciſion, ohne die Beſtimmtheit und Deutlichkeit, welche die Philoſophie als Wiſſenſchaft gewährt, kann auch leicht ein Wortſtrom ſich bilden, der die Sache ſelbſt wegſchwemmt, der die Wahrheit dem Auge entführt, oder ſie, wie die Perle, mit Schlamm überdeckt. Allerdings iſt Tiefe mehr als Schärfe (Präciſion). Aber unſere Aufgabe ſey: dieſe mit jener zu verbinden! Ein Ideal, das jeder endliche Geiſt ſtets völliger, aber nie völlig, erreichen mag.“

Was S. von seiner Darstellung der Philosophie für wissenschaftlich Gebildetere *) schon mit seiner „Antrittsrede" verbunden hatte, das faßte er dann kurz also zusammen:

1) „Idee ist die innere, lebendige Erscheinung des Höhern (in sensu eminenti); wir giengen dabei von dem Ideal aus, nach der schon geltenden und festern Bedeutung dieses Worts." — In der Erörterung hieß selbige wohl auch: „die Erscheinung" (eine lebendige, durch Freithätigkeit bedingte und vermittelte, Vorstellung) „des Göttlichen im Geiste des Menschen." —

2) „Wo die Menschheit wahrhaft entwik-

*) Das Verzeichniß der an der königl. Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut im Wintersemester 1807 — 1808 zu haltenden Vorlesungen" führt an der Spitze: Darstellung der Philosophie für Gebildetere, d. h. für solche junge Männer, die schon einen höhern Grad der wissenschaftlichen Bildung erreicht haben." — So wäre denn wohl der Mann (jeder wahrhaft gebildete) der wahren, eigentlichen Philosophie und hiermit des philosophischen Denkens in einem noch höhern Grade empfänglich?

keit iſt, da und nur da findet ſich die Idee: ſo iſt ſie Product der Vernunft! Alſo

3) in der Idee, in den Ideen, im Ewigen ....“ — oder wie ſonſt die Sprache der Zeit heißt — „lebt Jeder, der nicht ein Thier oder ein Satan iſt. Die Sache entſcheidet, wie ſtark auch das Wort klingen mag. Aber

4) der Begriff, der beſtimmte und deutliche, muß hinzukommen, ſoll je nicht die myſtiſche oder auch äſthetiſche Salbaderei (Verwirrung ꝛc.) entſtehen.

5) Der Begriff, das Product des Verſtandes, taugt als bloßer Begriff nichts: er iſt leer oder ſophiſtiſch; er bildet den ſogenannten „Verſtandesmenſchen,“ der jedoch, aus dem höhern, idealen Standpuncte betrachtet, dann nicht einmal wahren Verſtand — alſo nicht einmal den Verſtand — hat. Aber

6) verbunden mit der Idee, gebaut auf dieſelbe, gewährt der Begriff die wahre, ächte Wiſſenſchaft, die, als ſolche, eben ſowohl real als rein, und dann für jede andere, abgeleitete, inſofern beſtimmend iſt. Jedoch

7) man vergeſſe nicht, daß die Idee zuerſt im Kreiſe des — innern, reinen — Lebens verſirt, und dann erſt ins Gebiet der Wiſſenſchaft übergeht. Alſo — daß man ſie ja nie von der Wurzel des Lebens, von dem, was man im tiefern Sinne des Wortes „Gemüth" nennen könnte, losreiße!"

(Nur davon — nicht von „Gott" und „Unſterblichkeit," wie irgendwo referirt worden iſt, zumal in der bekannten, theologiſchen Hinſicht — ward in jener Antrittsrede geſprochen. Auch ſteigt, nach S's. Anſicht, der Philoſoph als ſolcher nicht von dem „Verſtande" zur „Vernunft" hinauf — wie der Empiriker, im guten Sinne des Worts, z. B. der Pädagogiker als ſolcher — ſondern herab von der Vernunft zum Verſtande.)

V.

Etwas aus der Edda, nebſt einigen Bemerkungen über ſie und die nordiſche Mythologie überhaupt.

Das mannichfaltige Intereſſe, welches das Studium der griechiſchen und römiſchen Mythologie, beſonders für Gelehrte und Künſtler, hat, findet zwar in dem Maße nicht ſtatt bei der nordiſchen: allein, wenn dort nicht ſelten die kleinſten Kleinigkeiten mit einem bedeutenden Aufwande an Zeit und Scharfſinn von allen Seiten unterſucht und ins Licht geſetzt werden; ſo verdient doch wohl auch die Mythologie des Nordens, die uns noch näher verwandt iſt, einige Aufmerkſamkeit. Und dieſes nicht bloß in hiſtoriſcher Hinſicht; ſie hat auch kein geringes poetiſches Verdienſt, und enthält für den Sprachforſcher und für den Denker überhaupt den reichhaltigſten Stoff. Stark und kühngeſtaltet ſind ihre Bilder; in ſchauerlicher Pracht ſtehen ſie da, wie ein hundertjähriger nordiſcher Tannenwald zwiſchen himmelanragenden ſchroffen Felſengebirgen; und mitten darin

entfaltet ein lieblicher Frühling ſeine zarte Blüte, und eine feierliche Stimme ertönt wie aus den Regionen einer höhern Welt. — Bei mehreren auffallenden Aehnlichkeiten mit der griechiſchen Mythologie, vermißt man doch jene Lascivität, welche die Phantaſie vergiftet, und nicht ſelten mit dem Heiligſten und Höchſten ihr Spiel treibt. — Der erſte, mir bekannte teutſche Ueberſetzer der ſogenannten isländiſchen Edda — (wohl der Hauptquelle der nordiſchen Mythologie) — Schimmelmann — findet die ganze Bibel darin, und ſpricht mit ungemeiner Verehrung und Bewunderung von dieſer, wie er feſt glaubt, uralten und göttlichen Urkunde der Religion des Nordens. Es iſt hier nicht der Ort, dies genauer zu unterſuchen; aber gewiß bleibt es, daß wir in dieſer Sammlung älterer nordiſcher Mythen und Sprüche einen Schatz beſitzen, der wohl mehr in ſich ſchließt, als Viele glauben, und auf keinen Fall als ein bloßer gradus ad Parnassum betrachtet werden darf. Kein Wunder iſt es auch, wenn Mancher, der mit Entzücken den alten kräftigen Geſang vernahm, von dem friſchen Hauche und von Vaterlandsliebe begeiſtert, ſelbſt ſeinen Nachhall zu erwecken verſuchte, und auch Andere dazu aufrief. Wer kennt nicht den Skalden v. Gerſtenberg,

und Rhingulf den Barden, und Klopſtock's Braga? Darum fordert auch Münchhauſen, der ſelbſt die Telyn kräftig rührt, in ſeinen Göttern Thuiskons, Teutſchlands Dichter auf, nicht ferner ihr Feierkleid von dem Fremden zu borgen, da die Heimath ihnen herrlichen Schmukkes genug darbiete. Auch iſt wirklich in unſern Zeiten der Verſuch gemacht worden, die nordiſche Mythologie in einem groſen Epos darzuſtellen, in dem Thuiskon von Bielefeld. Jedoch, der ächte Dichter bedarf überhaupt gar keiner Mythologie; er kann, ſo bald er will, ſich ſelbſt eine Fabelwelt ſchaffen, und er findet in ſich und in der Natur, die ihn umgiebt, den unerſchöpflichen Quell für ſeine Lieder, die immer neu und anmuthig tönen werden, ob auch tauſend vor ihm geſungen haben. — Will man, um nur Einiges aus der Edda hier anzuführen, ein im höchſten Grade gräſliches Gemälde, ſo iſt es der nordiſche Tartarus, Naſtrond genannt, abgelegen von der Sonne, aus ziſchenden Schlangenköpfen erbaut, die ihren Geifer hinein ſpeien. Dort waden, wie in Dante's Hölle, Frevler in dem ſchäumenden, tiefen Giftpfuhle. Der Aufenthalt der Seligen hat viel Aehnliches mit der Schilderung Elyſiums im 6ten Buche der Aeneis. Aber der

fehliches Heer ist, und die alles, was die Franzosen und Engländer für und wider die Geschichte thun, unverzüglich ins Deutsche übertragen, will ich nichts sagen; was sollte es Ihnen auch nützen? Nur dies muß ich bemerken, daß eben die dura neceſſitas, deren Schädlichkeit ich vorhin berührte, auch manchen guten Kopf zum Uebersetzen zwingt, der, wenn er in eine bequemere Lage käme, vielleicht mit gutem Erfolg an der Erweiterung der Geschichtkunde arbeiten könnte.

Sonderbar kommt es mir vor, daß wir in den letzten zwey bis drey Jahren so viele Kompendien der Universalhistorie erhalten haben, von ältern und jüngern Historikern. Ich kan Ihnen deren fünf nennen, welche alle ihre Vorzüge, aber auch noch manche Mängel haben: **Schlözers** Vorstellung seiner Universalhistorie, **Gatterers** Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, (dies ist jedoch mehr ein Discours über seine Ihnen bekannte synchronistische Tabellen) **Hausens** Handbuch der alten und neuen Universalhistorie, (ist noch nicht geendiget) **Renners** Handbuch der Geschichte neuerer Zeiten, und **Baumgarten-Crusii** Elementa historiae singularum Europae ac Germaniae in primis rerumpublicarum. Auch **Schröckh** wird nächstens mit einem Kompendium der Universalhistorie hervortreten.

Die beyden neuesten Kompendienschreiber, **Renner** in Braunschweig und **Baumgarten-Crusius** in Leipzig, gehören zu unserm jungen histori-

Regenbogen, wie ihn die Menſchen nennen, iſt der Weg von der Erde zum Himmel, die Brücke, Byfroſt, die beide verbindet. Sie iſt mit größerer Kunſt gebaut, als ſonſt etwas auf Erden, und das röthlichflammende Feuer, mit dem ſie leuchtet, iſt bloß den Rieſen furchtbar, die gern den Himmel ſtürmen möchten. Der Gott Heimdallur bewacht ſie, der weniger ſchläft als ein Vogel, und der ein ſo ſcharfes Geſicht und Gehör hat, daß er ſelbſt des Nachts Meilen weit um ſich her alles erkennt, und ſogar das Gras im Garten und die Wolle an den Lämmern wachſen hört. — In einem eigenen kühnen Bilde wird auch der Sturm perſonificirt. Was iſt's, fragt Einer, das mit unſichtbarer Gewalt das weite Meer erregt und die Flammen anfacht? Gen Norden, lautet die Antwort, an des Himmels Ende, ſitzt ein Rieſe mit Adlerflügeln. Wenn er die ungeheuern Schwingen hebt, entſteht der Sturm, der Land und Meer bewegt. Noch iſt in dichteriſcher Hinſicht vorzüglich Thors Reiſe in die Welt zu bemerken, ein Epos, voll wunderbarer und origineller Scenen. Von den trefflichen Sprüchen Odins, welche die Edda enthält, hier nur einige. — Man muß lieber einen Sohn ſpät, als gar keinen haben wollen; denn gar ſelten ſieht

man erhabene Grabſteine über den Todten durch andre Hände gemacht, als die eurer Kinder. — Die Reichthümer vergehn wie ein Augenblick, ſie ſind viel unbeſtändiger als Freunde. Die Heere kommen um, die Aeltern ſterben, die Freunde ſind nicht weniger ſterblich, als ihr ſelbſt: aber ich kenne eine einzige Sache, die nicht ſterben kann: das Urtheil, das man von den Todten fällt — Daß doch der weiſe Menſch ſeine Macht mit Mäßigung gebrauchte. — Lobet die Schönheit des Tages, wenn er zu Ende iſt, einen Degen, wenn ihr ihn gebraucht, ein Mädchen, wenn ſie verheurathet iſt, das Eis, wenn ihr darüber gegangen ſeyd.

Es iſt keine Krankheit grauſamer, als, mit ſeinem Schickſal nicht zufrieden zu ſeyn. Man kann alles aus ſich machen, was man will.

Das folgende iſt ein längeres, zuſammenhängendes Stück, der 29ſten Parabel der Edda, in Sch. Ueberſetzung, in Hexametern, nachgebildet. Zum Verſtändniß dient, daß Baldur, ein göttlicher Heros, der Sohn Odins und der Friggä, der Gute genannt, frevelhafter Weiſe durch eine Art Zauberei getödtet wird. Seine Gattin, Nanno, ſtirbt ihm aus Schmerz bald nach. Die

Aſen ſind ein göttliches Geſchlecht — ähnlich den Heroen.

Als nun Baldur verbrannt, ließ Frigga Allen verkünden:
Wer von den Göttern den Weg des Todes würde betreten,
Um ihr wieder zu bringen den Sohn, und würde dem Tode
Zahlen das Löſegeld, das geforderte, daß er zum Leben
Kehrte zurück, dem ſey die höchſte Liebe gewähret.
Schnell war bereit Hermodur, der Wackre; — ein Gottesgeſandter
Stieg er auf Odins Roß, das göttliche; drauf in das dickſte
Dunkel gehüllt, begann er die Reiſe durch Thäler und Tiefen.
So neun Nächte ritt' er, und kam zum bitteren Strome.
Als er aber zur Brücke des Todes gelangt — ſie erglänzte
Ganz mit dem lauterſten Golde bedeckt — dann, ohne Verweilen,
Lenkt' er hin ſein Roß: — dort ſtand Modguda, die Brücke

Treu bewachend; es fragte nach ſeinem Namen die Jungfrau,
Und nach ſeinem Geſchlecht; ſie ſprach: drei Schaaren der Todten
Sind am vorigen Tag hinüber gegangen; doch machten
Nicht ein ſolches Getös, wie du, der Eine, die Vielen:
Unter dir bebte die Brück', und ſieh! noch ſchwankt ſie und zittert.
Auch erſcheineſt du nicht als ein Todter: aber was kamſt du
Dieſes Weges? Ich ſuche, begann er, vom Tode zu löſen
Baldurn: ſage mir, ſah'ſt du den Bruder in dieſen Gefilden? —
Wohl; ich ſah ihn kommen zu Roß jüngſt über die Brücke —
Siehe! dort unten, da führet der Weg zum Lande der Todten.
Nordwärts lenkte das Roß Hermodur zum Grunde: — Ein Gitter
Schließet den Eingang dort: Schnell hemmt' er das Roß, und herunter
Sprang er, befeſtigte drauf den Sattel, und ſchwang ſich von neuem

Muthig hinan und ſpornt' es zum Lauf, und ohne zu harren
Rannt' es hindurch; nicht mochte das Gitter es hemmen im Sprunge.
Hier nun fand er den Bruder, den herrlichen Baldur, — die Nacht durch
Weilet' er dort im Palaſt: Beim erſten Schimmer des Morgens
Eilt' er mit heißer Begier zu Hela, der Göttin der Todten;
Daß ſie dem Bruder vergönnte, zum heimiſchen Lande zu kehren:
Denn, ſo ſprach er, es trauert die Wahrheit, es trauern die Aſen, —
Drauf antwortete jen': es wird ſich zeigen, ob Baldur
Alſo, wie du geſagt, erwünſcht iſt Allen, ob Alles
Thränen vergießend um ihn, ſich ſehnet nach ſeiner Zurückkunft.
Aber weigert ſich eines der Weſen, nur eines, ihn weinend
Wiederzufodern; ſo wiſſ': Er bleibt in meiner Behauſung.
Da erhob ſich Hermodur, zurück ſich wendend zur Heimath.

Bis zum Thor des Palaſts begleitet' ihn Baldur; er zog dort
Seinen goldenen Ring vom Finger, und ſendet' ihn Odin,
Zum Gedächtniß: An Frigga auch ſendete ſeine Gemahlin
Einen goldenen Ring, und ein Halsgeſchmeide von Bernſtein.
Alles berichtete dann getreulich Hermodur den Aſen.
Dieſe ſendeten ſchnell in alle Heime Geſandte,
All' einladend, um Baldur, den Guten, zu weinen, und ſo ihn
Zu erlöſen vom Tod: Gern thaten es Alle, und Männer
Weinten, und Frauen, und Kinder; ja Thiere ſelber und Steine,
Erz und allerlei Holz begann zu weinen um Baldur;
Daß wie ein goldener Thau zur Erde träuften die Thränen.
Als nun wieder nach Hauſe gekehrt die Geſandten, die alles
Trefflich vollendet zu haben ſich dünkten an allen vier Enden;
Siehe! da fanden ſie tief in dunkeler Höhle des Felſen

Eine Zauberin ſitzen, verborgen: — ſie nannte ſich Loke.
Flehend baten ſie die, zu weinen um Baldur den Todten,
Daß er befreiet würd' aus des Todes Gewalt; doch jene
Sprach mit ſchnarrender Stimm': Ich ſollte weinen um Baldur? —
Immer behalte der Tod, was er einmal in ſeiner Gewalt hat! —
Dieſer Unhold, welcher ſo vieles Verderben der Erde
Und den Äſen gebracht, war Schuld, daß Baldurn, den Guten,
Nicht zu erlöſen vermochten aus Hela's Reiche die Thränen. *)

Pf. C. C. G. Schmidt.

*) Wir bitten den gefühl- und gemüthvollen Verfaſſer um mehrere Proben aus der Edda, eben ſo behandelt, und erwarten mit Sehnſucht Hrn. Prof. Gräters angekündigtes großes Werk über die ſkandinaviſche Mythologie. B.

VI.

Einige Bemerkungen über Arats Gedicht.

In dem eilften Stücke des neuen Teutſchen Merkurs 1806. ſteht ein Aufſatz vom Herrn M. Schmidt in Pforte über Arats Gedicht, nebſt einer nicht mißlungenen Probe einer Ueberſetzung davon. Hr. Schmidt ſucht dabei zu beweiſen, daß der Stoff des Gedichts zwar poetiſch ſey, daß aber Arat denſelben nicht zu beherrſchen und poetiſch zu geſtalten im Stande geweſen wäre. Hierzu werden mir einige Bemerkungen nach meiner Anſicht der Sache hinzuzufügen vergönnt ſeyn.

Ein Stoff kann poetiſch genannt werden, wenn er auf die Empfindung wirkt, zu Gefühlen begeiſtert, die Phantaſie ergreift und daher zu ſinnlicher Darſtellung Gelegenheit giebt. Daß die Aſtronomie ihrem Weſen nach Stoff für Poeſie enthalte, kann man wohl nicht läugnen. Das Erhabne ihres Gegenſtandes, die Größe des Weltgebäudes, die zahlloſen Weltkörper, die Einfachheit der dabei wirkenden Kräfte und ihre Urſachen, kurz Erfahrungen

und Betrachtungen, wie wir ſie von Bode, Herſchel, Lambert, Lichtenberg, Schröter und andern kennen, ſind im Stande den menſchlichen Geiſt zur Bewunderung, ja bis zur Schwärmerei hinzureißen. So wird Kants Sprache nach einer kalten, tiefſinnigen Unterſuchung am Schluſſe ſeiner practiſchen Vernunft, durch den Gedanken an den geſtirnten Himmel, wärmer und lebhafter, und Young's Ausruf (Night-Thougths. N. IX. V. 772 sq.)

Devotion! Daughter of Astronomy!
An undevout astronomer is mad.
True; all things speak a God; but in small,
Men trace out Him; in great He seizes man.

zeigt, wie der menſchliche Geiſt von dieſen Betrachtungen zu lebhaften Empfindungen übergehen kann. Denſelben Charakter haben Klopſtock's Oden: die Geſtirne und die Welten. Aehnliche Veranlaſſungen hatten bei kosmologiſchen Ideen die Alten, ob ſie gleich den Weg, den uns Kopernicus, Keppler und Newton zeigten, nicht gehen, noch ſich, wie unſre Aſtronomen, mit bewaffnetem Auge von Welt zu Welt, von Syſtem zu Syſtem ſchwingen konnten. Auch bei ihrer beſchränkten Welt, bei ihren unvollkommneren, anfänglich bloß frag-

mentariſchen Begriffen von Erde, Sphäre und dem All überhaupt, ergriff ſie doch Staunen und Bewunderung beim Anblicke der überall ſichtbaren Ordnung (κοσμος), daß z. B. Anaxagoras ſein Vaterland darüber vergaß, Plato in ſeiner Republik Betrachtungen der Welt, beſonders der damals zuerſt entdeckten und geordneten Planetenkreiſe, zu den edelſten und erhabenſten Beſchäftigungen des Menſchen rechnete und Ovid die für glückliche Geiſter hält, welche in die Wohnungen der Himmliſchen ſteigen und die Urſachen von den Bewegungen der Weltkörper erforſchen können.

So konnte alſo Urania zu Hymnen und Liedern begeiſtern. Etwas anders verhält es ſich mit der darſtellenden Poeſie, vorzüglich mit dem Lehrgedichte. Hier iſt es dem Dichter noch weniger erlaubt, in ſeiner eigenen idealen Welt zu leben, ſondern er muß ſich mehr, wie überhaupt bei allen aſtronomiſchen Gegenſtänden, an die Ideen der Vernunft halten und zur Realität herabſteigen. Hierbei hatten die Alten noch einigen Vorzug, ſo weit ſie ſich ihrer Fiktionen mythologiſcher Weſen bedienen konnten. Wo dieſes die Abſicht des Gedichtes nicht geſtattet, kömmt der Dichter in Gefahr, in Schwulſt und gedankenleere Tiraden zu fallen, wenn er nicht

ſtoriſchen Anflug, den man, weil er ſich ſo gut anläßt, billig aufs beſte pflegen ſollte. Zu dieſem Anflug, worunter ich angehende Schriftſteller verſtehe, ſie mögen nun alt oder jung ſeyn, rechne ich noch **Thummann** in Halle, zwar von Geburt ein Schwede, der aber doch deutſch ſchreibt, **Titteln** in Karlsruhe, **Wenken** in Leipzig, **Schmidten** in Braunſchweig, **Strittern** in St. Petersburg, **Müllern** in Schafhauſen, **Sprengeln** in Göttingen, **Schwaben** in Weimar, **Walchen** zu Semlow in Pommern. Von **Müllern** und **Sprengeln** kan ſich, wie ich glaube, die Zukunft am allermeiſten verſprechen. Es ſind forſchende, philoſophiſche, lebhafte Genies.

Und nun, werden Sie ſagen, unter einer ſo ſtarken Kolonie von Hiſtorikern kein **Hume**? kein **Robertſon**? Leider! Nein. Fragten Sie mich, welche von dieſen Männern, oder wie viele derſelben **könnten Robertſone werden**? ſo würde ich vielleicht an **Schlözern** denken, die Achſeln zuken, und die Frage, zu deren Beantwortung, alle andre Bedenklichkeiten nicht gerechnet, eine ziemliche Doſis Prophezeyhungskraft gehören würde, gar höflich von mir ablehnen. So viel bleibt doch gewiß, die durch menſchlichere Philoſophie und ſchärfere Kritik bewerkſtelligte Verfeinerung unſrer Litteratur überhaupt, hat auch wohlthätigen Einfluß in die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gehabt, ſo daß wir jetzt mehr Genies, die ſie erweitern, veredeln und gemeinnützig machen, aufweiſen können, als unſre Väter, ich will nicht ſagen vor vier-

bei der einfachen Darſtellung der Gegenſtände, über die er zu unterrichten wünſcht, ſtehen bleiben will. Form, Materie, Raum, Kreiſe und Bewegung der himmliſchen Körper, ſind ihrer Natur nach mehr zu metaphyſiſchen und mathematiſchen Unterſuchungen als zu Dichtungen geeignet. Leben und Mannichfaltigkeit entgeht ihnen ganz. Selbſt die Sternbilder gewähren nicht Abwechslung genug. Klopſtock's Beſchreibung iſt einfach, und der Dichter ſcheint ſich dabei nicht ganz feſſelfrei zu bewegen, ob er gleich Handlung hineinzubringen weiß. Noch mehr wird aber dieſes der Fall bei Dichtern ſeyn, die κατ' Ησιοδον ἀστρονομουντες, — wie ſie Plato *) im Gegenſatze der hohen Spekulation über die Planetenkreiſe verachtend nennt, — ſich bloß mit den Auf- und Untergängen der Geſtirne, mit Beſtimmung der Tages- und Jahreszeiten zum Vortheile des Landmanns beſchäftigen. Zu dieſen gehört Arat. Unſre Landleute können ihre Arbeiten nach den im Kalender beſtimmten Tagen ordnen. Die Alten konnten dieſes nicht, ſo lange es ihnen an Hülfsmitteln fehlte, die Jahreszeiten und Monate zu fixiren. Welche Mühe ſie ſich hiebei

*) Epinom. pag. 99. ed. Steph. vergl. meine Geſchichte der Aſtronomie. p. 214.

gaben, zeigen die verſchiedenen Hypotheſen, einen Cyklus zu finden. So lange dieſes nicht gelang, waren ihnen die Auf- und Untergänge der Geſtirne die gewiſſeſten Merkmale der wiederkehrenden Jahreszeit. Anfangs wurde nach dem Erſcheinen und Verſchwinden der Plejaden allein das Jahr in zwei Hälften, in die Zeit des Pflügens und Aerndtens, getheilt, denen aber bald die bedeutendſten Gruppen hinzugefügt wurden. Wie der Himmel nach und nach in mehrere Bilder geordnet war, wurden die Vorſchriften dazu auch mannichfaltiger und weitläuftiger, ſo daß genauere Belehrung darüber nothwendig war. Die meiſten der jetzt bekannten Sternbilder waren aber zu Eudoxus Zeit beſtimmt, der davon ein eignes Werk ſchrieb. Dieſes benutzte zu demſelben Zwecke Arat, nicht, wie Hr. Schmidt nach einigen Aeußerungen der Alten zu glauben ſcheint, wahrſcheinlich, ſondern wie die in Hipparch's Schrift (ad Arati et Eudoxi phaenoin. lib. III. in Petav. Uranol.) aufbehaltenen Fragmente von Eudoxus beweiſen, gewiß. Arat's Plan iſt alſo: Vorſchriften nach Anleitung ſeines Vorgängers zu Kenntniß der Sternbilder zu geben. Auf dieſe folgen eben ſo nothwendige Beſtimmung der Kreiſe der Sphäre (die Milchſtraße wurde dazu gerechnet), alsdann

Regeln für den Auf- und Untergang, die den Haupttheil des Werks ausmachen, weil dadurch die Zeiten des Jahrs und die Abtheilungen der Nacht bestimmt werden sollten. War das aufgehende Bild des Thierkreises, auf welches alles ankam, am Horizonte verdeckt, so mußten die zugleich aufgehenden nördlichen und südlichen dessen Erscheinung bestimmen. Also mußten auch dafür Regeln gegeben werden. Arat's Plan foderte ferner, daß die empirischen Witterungsregeln an der Sonne, dem Monde, den Sternen, in der Atmosphäre und an den Thieren beigefügt würden, da diese Veränderungen mit dem Himmel, wenn auch nicht in Kausal- doch in Wechselverbindung zu stehen schienen, wie der aquosus Orion, die Regen bringenden Plejaden und Hyaden beweisen, ob man gleich damals die späteren astrologischen Deutungen vom Einflusse der Planeten selbst auf das Wohl der Menschen noch nicht kannte.

Die Wichtigkeit der Lehren für das größere Publikum und die genaue Anwendung, die man davon machen sollte, brachten es ferner mit sich, daß die Vorschriften so genau als möglich gegeben wurden. Das Λιαν διδασκαλικως, das Herr Schmidt mit dem Scholiasten dem Dichter vor-

wirft, iſt ſonach nicht allein kein Fehler, ſondern es iſt ſogar nicht tadelhaft, daß er, um recht verſtanden zu werden, ſo einfach als möglich ſchreibt, und ich weiß nicht, ob nicht ſeine Schreibart der prunkvollen, aber zur Belehrung nicht immer gleich deutlichen Diktion ſeines Paraphraſten Avienus vorzuziehen iſt. Er verläugnet wenigſtens den alexandriniſchen Charakter nicht; Eleganz und Einfachheit in der Sprache, die ſich durch das Studium älterer Dichter bildete, zeigt ſich überall, und ich würde ihn deswegen noch nicht proſaiſch, noch ſeine Arbeit ein Machwerck nennen, wenn man auch keinen hohen poetiſchen Schwung, keine Originalität, und nicht immer die belebenden Epiſoden, oder die muntere, abwechſelnde Diktion Virgil's oder Manilius bei ihm finden ſollte. Iſt er z. B. gegen den letzten in Beſchreibung der Milchſtraße zu kurz, ſo iſt er dafür an andern Orten wieder reichhaltig, und er vergißt nicht Handlung einzuflechten, wo er nur kann. Ungleichheiten in der Darſtellung, techniſche Ausdrücke, wie dodecatemorion, können in einem Gedichte, welches auf Belehrung Anſpruch macht, nicht vermieden werden; dieſes beweiſen Virgil, Manilius und Andere ebenfalls. Die Haupteinwendung, welche man ihm machen kann, iſt, warum er die

Fabel nicht mehr zu ſeinem Zwecke benutzte? Da er dieſelbe an mehreren Orten einwebt, ſo iſt dieſes ein Beweis, daß ſie noch nicht hinlänglich auf die Sternbilder angewandt war, ſondern daß es von ſeiner Zeit an erſt allmählich geſchah. Deutlich zeigt ſich dieſes unter andern beim Sternbilde ἐν γονασιν, der bei ihm noch nicht Herkules heißt, und von dem er ausdrücklich im 64ſten V. ſagt: niemand wiſſe ihn zu nennen. Doch es iſt hier der Ort nicht, hierüber, und über die Art, wie die Mythen auf aſtronomiſche Gegenſtände übergetragen und modificirt wurden, weiter zu reden *) Eine andere Frage wäre es, warum er gerade dieſen Gegenſtand für ein Lehrgedicht wählte? In einem Zeitalter aber, wo die Gränzen weder des Gedichts noch der Dichtungsarten ſcharf beſtimmt waren, wo eine περιηγησις, oder δη-

*) Um auch durch Citate nicht zu weitläuftig zu werden, verweiſe ich da, wo meine Meinung von den gewöhnlichen Begriffen über das Alter der Aſtronomie abweicht, auf meinen Aufſatz im N. T. Merkur St. 12. 1794, und beſonders auf meine Geſchichte der griechiſchen Aſtronomie bis auf *Eratoſthenes*, Göttingen, 1802. Ueber die Fabel behalte ich mir vor, meine Meinung noch umſtändlicher vorzutragen.

ριακα, ἀλεξιφαρμακα u. ſ. w. in Verſen vorgetragen werden konnten, da hatten die Veränderungen des Himmels auch mehr Anſpruch auf die Behandlung eines Dichters, beſonders da Arat an den alten Barden, wie Jopas bei Virgil, den älteren Philoſophen, und an Heſiod ſo viele Vorgänger fand. Den letzten hat er ſich offenbar vorzüglich zum Muſter in der Behandlung gewählt. Er wollte, wie es mir ſcheint, einen Theil ſeiner Lehren nach den erweiterten Kenntniſſen des damaligen Zeitalters und nach Eudorus Beſtimmungen vortragen. Arat's Gedicht begreift alſo nur einen Unterricht über die Sphäre und den Kalender, und gehört folglich mehr zu den landwirthſchaftlichen, als aſtronomiſchen Gedichten, wie das erſte Buch von Virgil's Georgica. Mit Klopſtock's Oden: die Geſtirne und die Welten, kann es alſo auf keine Weiſe verglichen werden. Für die Geſchichte der Aſtronomie behält das Gedicht überdies immer ein großes Intereſſe, weil es Eudorus Lehren von der Sphäre und der Zeitbeſtimmung, alſo von den Fundamenten der ganzen Aſtronomie begreift, ohne welche ſich kaum mit einiger Genauigkeit über die Kenntniſſe der Alten urtheilen läßt. Nach meiner Ueberzeugung laſſen ſich alſo die vielen Commentare

über das Gedicht, durch welche die aſtronomiſche Fabel nach und nach entſtand, und das einſtimmige günſtige Urtheil über den Dichter von Griechen und Römern bis auf die ſpäteſten Zeiten herab, ſehr gut erklären. Es ſcheint mir daher eine gewagte Behauptung, daß Ovid denſelben, wann er ihn neben Homer und Sophokles ſtellt, nicht geleſen oder verſtanden haben ſollte. Auch Quintilian's Urtheil *) (inst. orat. lib. X.), auf das ſich Hr. Schmidt bezieht, läßt ſich aus dem Geſagten leicht erklären. Hrn. Manſo's Meinung habe ich nicht auf der Stelle vergleichen können. —

Angenehm iſt die Erwartung, welche uns Hr. M. Schmidt bei dieſer Gelegenheit zu Bearbeitung griechiſcher Mathematiker macht. Dadurch könnte das Studium der geometriſchen Analyſis wieder mehr gedeihen; wenn man die Lektüre derſelben, auch der Aſtronomie, mit den Arbeiten von Pfleiderer, Camerer und Anderen verbände, ſo würde dieſes Studium ſelbſt in den Schulen, in Verbin-

*) *Arati* materia motu caret, ut in qua nulla varietas, nullus affectus, nulla persona, nulla cuiusquam sit oratio: sufficit tamen operi, cui se parem credidit.

bung mit einem gründlichen philologiſchen Unterrichte nach Art der Alten, ſehr zu einer vielſeitigen formalen Bildung beitragen. *) Auch die Geſchichte der Mathematik würde durch ein erleichtertes Quellenſtudium Vieles gewinnen, da ſie gegen das, was in der letzten Zeit in Teutſchland in der mit ihr ſo nahe verwandten Geſchichte der Philoſophie durch ſo manche treffliche Arbeiten von Bardili, Bühle, Carus, Tiedemann, Tennemann u. A. geleiſtet worden iſt, noch ſehr zurückſteht. Eine Chreſtomathie würde aber dabei den Zweck verfeh-

*) Ich wünſche hier nicht unrecht verſtanden zu werden. Es iſt meine Meinung nicht, den Schulunterricht noch mit der Lektüre griechiſcher Mathematiker und Aſtronomen zu überfüllen. Um Einſeitigkeit im Denken und der formalen Bildung zu verhüten, iſt neben einem gründlichen Sprachſtudium Mathematik nothwendig. Ein vorzüglicher Weg hierbei iſt der der griechiſchen Mathematiker (ihre Weitſchweifigkeit abgerechnet, der ſich durch unſre Zahlzeichen abhelfen läßt), weil es der Weg iſt, den der menſchliche Geiſt bei den Erfindungen nahm. Würde nun dem Lehrer dabei durch zweckmäßige Ausgaben vorgearbeitet, ſo ließe ſich auch vieles daraus für den Schüler benutzen. Auch dem Anfänger in der Analyſis würde die geometriſche Analyſis der Alten eine ſehr gute Vorübung ſeyn.

len. Für Gelehrte würde ſie ein entbehrliches Hülfsmittel ſeyn, und für Anfänger haben wie ſchon viele andre zweckmäßige Schriften der Art zu Erlernung der Sprache, daß ſie kaum alle benutzt werden können. Meine Abſicht iſt es indeſſen nicht, hierüber weitläuftiger zu ſeyn.

Meiningen.

Schaubach.

VII.

Korreſpondenznachrichten.

I.

Aus Kahira.

Den 29. Auguſt 1807.

Ich eile, Ihnen, verehrungswürdigſter Freund! meine endliche Ankunft in Aegypten, und den Empfang aller Ihrer mir ſo äußerſt ſchätzbaren und intereſſanten Briefe zu melden, deren ausführlichere Beantwortung ich bis auf eine andere Zeit

verschiebe, da der Freund, *) der diesen Brief mit sich nach Haleb nehmen wird, seine Abreise übermorgen antritt, und ich jetzt noch mehrere Briefe zu schreiben habe.

Schon seit dem 18. Mai befinde ich mich in Kahira, im Hause des Hrn. Gen. Conf. Roſſetti, welcher mich mit ausgezeichneter Gaſtfreundſchaft aufgenommen hat, die ich ohne Zweifel größtentheils Ihren gütigen Empfehlungen verdanke, welche bei ihm vom größten Gewicht ſind. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mit ein paar Worten den Gang meiner Reiſe bezeichne. Da Sie meine Briefe aus Akre erhalten haben, ſo fange ich von dort an.

Nach einem Ritte von Akre nach Szûr und dem Gebirge von Szóffat und der Metáuly trat ich meine Rückreiſe nach Jeruſalem über Nazareth, Dſchin'n, Biſſán (Scythopolis) und Nablos an. Von Jeruſalem machte ich eine zweite Reiſe um

*) Es iſt der Doct. Med. Joſ. Marburg, von Görz in Friaul, ein junger Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und ausgezeichnetſten Talenten, welcher nach Indien reiſen wird.

zig oder funfzig, sondern nur vor zwanzig oder dreyßig Jahren.

An der vaterländischen Geschichte wird fast weniger gearbeitet, als an den Geschichten fremder Nationen. Häberlin hat seine Kenntnisse in der teutschen Reichshistorie nur allzu reichlich mitgetheilt in dem zu Halle herauskommenden sogenannten Auszug aus der allgemeinen Welthistorie, ob er gleich in dem neuesten oder eilften Band noch nicht über die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus gerückt ist. Wenn das Werk fertig seyn wird, so ist es zwar mehr werth als Barre's Kompilation, aber doch noch immer nicht viel mehr, als Kompilation. Le Bret in seiner zu Heilbronn angefangenen Geschichte der Teutschen arbeitet unstreitig feiner, und sein Werk, wenn es so vollendet wird, verdient in seiner Art eben so sehr geschätzt zu werden, als das häberlinische: aber er schreibt doch zu eilig, citirt auf gut französisch, wendet keinen Fleiß auf die Politur. Doch, daran mag wohl der Verleger Schuld seyn; wie denn überhaupt die Verleger durch ihr übermäßiges Antreiben, Flehen und Vorstellung ihres Verlustes, der Geschichte weit mehr Schaden als Nutzen gebracht haben, und noch täglich bringen. Bearbeitungen einzelner Begebenheiten oder auch ganze Perioden in der teutschen Geschichte werden doch jährlich in ziemlicher Quantität geliefert. Erst zu Ende des vorigen Jahrs hat der Hofrath Jung in Hannover eine lateinisch geschriebene

Ge-

den todten See, um mich mit deſſen jetziger Beſchaffenheit und ſeiner Naturgeſchichte bekannter zu machen, mit Geld- und Zeitverluſt und vieler Gefahr und Beſchwerde, aber ganz zu meiner Satisfaction. Eine ausführliche Nachricht davon, begleitet mit einer neu von mir entworfenen Karte, habe ich von Jeruſalem aus an Hrn. Baron v. Zach überſandt, und Sie werden ſie vielleicht ſchon in ſeiner monatlichen Correſpondenz abgedruckt gefunden haben. Merkwürdig ſind die vielen heißen Quellen und Lavaſtellen auf der Oſtſeite des See's. Zu der hebräiſchen Sage könnte alſo eine phyſikaliſche Beobachtung Veranlaſſung gegeben haben. — Späterhin reiſete ich nach Hebron, und beſuchte von dort aus noch einen Punct eine Tagreiſe von dem Südende des todten See's. Ich wurde verdächtig in Hebron, und meinetwegen entſtand ein Auflauf, der aber glücklich gedämpft wurde. Hier nahm ich einen Beduinenſchech an, um mich auf einer noch unbekannten Straße geradezu durch die Wüſte nach dem Sinai zu führen. Ich war durch das Gerücht bei dem Mützellim von Gaſa der Verdächtigkeit angeklagt worden, und er ließ einen Befehl an den Beduinenſtamm, bei welchem ich mich aufhielt, ergehen, mich nach Gaſa zu transportiren, und ſelbſt, wenn ich ſchon in der Wüſte fortgereiſet,

mit

mir nachsetzen und mich arretiren zu lassen. Ein Bujurdy vom Pascha von Akre, seinem Herrn, den ich ihm übersandte, setzte mich wieder in Freiheit. Auf der Reise nach dem Sinai hatte ich treffliche Gelegenheit, meine Bemerkungen über die Beduinen mit neuen zu vermehren. Ich passirte das Ti-Gebirge, die wildeste unfruchtbarste Einöde von der Welt. Im St. Katharinenkloster erhielt ich eine gefällige Aufnahme. Ich besah die mächtigen Kuppen dieses Granitgebirges, den Dschibbal Musa und Dsch. Catrine, und reisete alsdann wieder durch die Wüste in einer andern Richtung nach Suès, wo ich Geld von Kahira erwartete, um die Reise von Suès nach Tör, Scharme, Dahab und Akabèh, immer längs der Küste, um die ganze Halbinsel antreten zu können. Das Geld blieb aus und ich mußte nach Kahira eilen. Mein Plan ist indessen nicht aufgegeben. Die Copie meines Tagebuchs, und der Ankauf von Manuscripten sind meine vorzüglichsten Beschäftigungen. Die Zahl der letztern, die ich hier ankaufte, beläuft sich schon auf 704 Nummern, worunter viel Köstliches. Ausführlicher über Alles dieses in meinem nächsten Briefe.

Etliche Ausgelaſſenheiten des Militairs ausgenommen, iſt hier Alles ruhig. Der Paſcha Mohammed Aly iſt mit ſeinen Truppen nach Roſette abgereiſet, um, wenn es das Schickſal will, die Engländer aus Alexandrien zu vertreiben. Schlechte Ausſichten für eine nahe Cultur dieſes alten bewundernswürdigen Landes durch eine europäiſche Colonie! Eine weiſe, feſte Regierung und — Kanäle, Aegypten, welch' ein Paradies!

Seit meinen letzten Ihnen mitgetheilten poetiſchen Verſuchen, habe ich angefangen ein größeres philoſophiſches Gedicht auszuarbeiten, welches ſich über den Werth unſerer intereſſanteſten Meinungen erſtrecken ſoll. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen davon eine Probe mitzutheilen. Sollten Sie auch nicht immer meiner Meinung ſeyn, ſo hoffe ich doch, daß Sie es mit Nachſicht aufnehmen werden. Ein größerer Abſchnitt führt den Titel: die Pyramide, und handelt über die letzten Dinge, Strafe und Belohnung u. ſ. w. Sie werden ihn nächſtens erhalten. Ich werde auf meiner Reiſe fortfahren, an dieſem Gedichte zu arbeiten.

Noch habe ich die Pyramiden nicht beſucht; es ſoll aber nächſtens geſchehen.

Bevor ich schließe, muß ich Ihnen, verehrungswürdigster Freund! meinen wärmsten Dank für das gütige Geschenk: der Encyclopädie der orientalischen Literatur*) abstatten. Ein angenehmeres und köstlicheres Geschenk hätten Sie mir nicht machen können Ich irrte in der weiten Wüste der arabischen Literatur verloren umher, als dies Werk mir ganz unerwartet als Wegweiser erschien, der jeden Weg und Steig kannte. Ein solches Werk hatte ich immer gewünscht; aber ich hoffte dessen Erscheinung nimmer so nahe. Sie können nicht glauben, welchen Nutzen bloß die Nomenclatur der Wissenschaften, die dort mit so vielen Kenntnissen, so vielem Fleiße und Scharfsinn aufgesetzt sind, für mich als Käufer hat. Der treffliche Uebersetzer und Zusammensteller hat in Hinsicht der arabischen Literatur ein gleiches Verdienst, als der unsterbliche

*) Es ist die Rede von dem nicht hinlänglich bekannten, durch das ehrende Zeugniß des großen Kenners, Johannes von Müller sattsam empfohlenen Werke: Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaft des Orients, aus sieben arabischen, persischen und türkischen Werken (in Constantinopel) übersetzt. Leipzig, Breitkopf 1804. 2 Theile in 8. B.

Linnée um die Einführung ſeiner ſyſtematiſchen Namen der Naturkörper. Denn, kennt man die Namen einer Wiſſenſchaft nicht: ſo muß man oft ein Buch ganz durchblättern, um deſſen Inhalt kennen zu lernen, ſtatt daß man im Gegentheile aus einem Worte des Titels den Inhalt erſieht. — So viel für diesmal!

Leben Sie wohl! theuerſter Freund! und erhalten Sie fernerhin Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen

Ihrem ganz ergebenſten

U. J. Seetzen.

* * *

Nachſchrift.

Der neueſte Brief vom 23. Sept. 1807. enthält bloß die Nachricht von der Geſundheit des Verfaſſers und beruft ſich übrigens auf einen ausführlichen Bericht, den Hr. Seetzen zu gleicher Zeit an den Hrn. Baron v. Zach ſchickte, und den wir nun in der Correſpondenz für Erd- und Himmelskunde bald abgedruckt zu leſen hoffen dürfen. Die ſchnelle Abreiſe des aus

Kahira abreitenden Tatars nach Constantinopel hinderte ihn, in seinem Briefe ausführlicher zu seyn.

W.

2.

Aus Baiern.

Den 14. Dec. 1807.

In Altdorf müssen jetzt alle protestantischen Theologen, welche Baiersche Unterthanen sind, studieren. Wann wird einmal der heillose Universitätsbann in unserem vielfach bedrängten Gesammtvaterlande aufhören? Alle guten und lichtliebenden Geister sollten darüber in Bund treten und dahin, wo es nur allein fruchten kann, ihre Vorstellungen richten, daß jedem Landeseingebornen, wenn er nur beweisen könne, daß er auch die Localeigenheiten seines besonderen Vaterlandes mit den Allgemeinen zu verknüpfen verstehe — und darüber ließen sich genügende Normalvorschriften entwerfen — auf jeder Universität innerhalb der Rheinischen Bundeslande zu studieren erlaubt seyn müsse. — Die Anzahl in Altdorf ist, wie überall, nicht groß. Erlangen hat

in Allem nicht viel über hundert Studenten. Nach einer neuen Baierſchen Verordnung darf kein Student jährlich mehr als 200 fl. Stipendien zu genießen haben. Es ſollen keine Armen ſtudieren. Jene 200 fl. ſollen nur zur Beihülfe dienen. Der Himmel gebe, daß alle reichen Söhne Talent und Luſt zu den Studien haben. Mir hat Theokrit einſt geſungen:

ἀ πενια, Διοφαντε, μονα τας τεχνας ἐγειρει.

M.

Inhalt.

Seite

I. Johannes von Müller.

1. Weihe. Johann Winkelmann und Johann von Müller. 3

2. Lebens-Ansichten Johannes v. Müllers. . 5

3. Auszug eines Briefes aus Berlin über Müllers Büste von Schadow. 14

II. Der Improviſator Scotes. . . . 15

III. Ideen. 23

IV. Idee, Idealität. 37
(Aus einer Vorleſung des Hrn. Prof. Salat.)

V. Etwas aus der Edda, nebſt einigen Bemerkungen über ſie und die nordiſche Mythologie überhaupt. 41

Seite

VI. Einige Bemerkungen über Arats Gedicht. . 51

VII. Korreſpondenz-Nachrichten.

1. Aus Kahira. 62

2. Aus Baiern. 69

No. XII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts zu Weimar,

so wie auch der

F. S. K. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

December 1807.

I. Ankündigungen.

1.

Sammlung der Plane und Nachrichten von den drei Haupt-Schlachten des letzten Kriegs zwischen Frankreich, Preußen und Rußland im Jahre 1806 — 1807. Von sachkundigen Augenzeugen und Theilnehmern derselben entworfen, und aus Official-Berichten davon zusammengetragen.

Geſchichte der Grafſchaft Bentheim in einem dicken Quartbande geliefert, die man mir ſehr gerühmt hat, und von der ich Ihnen vielleicht nähere Nachricht gebe, wenn ich Sie ſelbſt ſehen werde.

Ich will Ihnen jetzt nur noch ſagen, was uns die vorige Meſſe an hiſtoriſchen Gut gebracht hat, und mit dem ich Sie, auf Verlangen, in meinen folgenden Briefen näher unterhalten will. Die Akademie zu Mannheim hat den dritten Theil ihrer Schriften herausgegeben, worinn doch immer etwas von **Kremer** und **Lamey** vorkommt. Ferner ſind erſchienen: der 7te Theil von **Büſchings** Magazin; die 2te Fortſetzung von **Crolls** erläuterten Reyhe der Pfalzgrafen zu Aachen; der 4te Theil von **Dobners** Hageck; **Lambachers** öſterreichiſches Interregnum; der 2te Theil von **le Brets** Staatsgeſchichte der Republik Venedig; der 3te Theil deſſen Magazins; der 3te Theil von **Pubitſchka's** böhmiſchen Geſchichte; der 8te Theil von der Sammlung vermiſchter Schriften zur ſächſiſchen Geſchichte; der 5te Theil von **Sattlers** Geſchichte des Herzogthums Würtenberg unter den Herzogen; der 5te Theil von **Schirachs** Biographie der Deutſchen; **Schmidts**, genannt **Phiſeldeck**, Verſuch einer neuen Einleitung in die ruſſiſche Geſchichte; **Tittels** deutſche Geſchichte in Tabellen.

Wenig genug! werden Sie denken; und darunter wohl nicht ein einziges Meiſterſtück? —

Recueil des *Plans*, *Memoires* et *Notices* des *trois Batailles principales* de la dernière guerre entre *la France*, *la Prusse et la Russie* dans les années 1806 et 1807 dressés par des Militaires, témoins oculaires et participans, et tirés des rapports officiels.

Wir geben hier dem Publico die vollständige Sammlung der Plane und Nachrichten von den drei Hauptschlachten des letzten Krieges, welche wir bisher nach und nach einzeln lieferten. Die 2 Ausgaben, welche bereits davon erschienen sind, werden gezeigt haben, wie sorgfältig wir alle Notizen und Aufklärungen über diese großen Weltbegebenheiten aufsuchten und zusammenstellten, die Schlachtplane berichtigten, und sie dem Kenner und dem forschenden Militair immer interessanter zu machen suchten. Die gegenwärtige 3te Ausgabe wird dies besonders beweisen, denn es ist beinahe kein Theil des Textes, so wie kein Schlachtplan unberichtigt geblieben: Manches sogar, von einer Meisterhand, die man gewiß nicht verkennen wird, ganz umgearbeitet und mit neuen Details vermehrt worden. Kurz, wir glauben in dieser Sammlung der Mit- und Nachwelt ein gleichzeitiges Actenstück über diese ewig denkwürdige Periode geliefert zu haben, für welches uns die Geschichte, so wie die Kriegswissenschaft danken wird; denn, verbunden mit dem auch von uns gelieferten

Operations-Plane der Preußisch-Sächsischen Armee im Jahr 1806, Schlacht von Auerstädt und Rückzug bis Lübeck

wird es den künftigen Geschichtschreiber, so wie den studierenden Militair in Stand setzen, über diese erstaunenswürdige Catastrophe hell zu sehen und richtig zu urtheilen.

Weimar d. 30. Decbr. 1807.

Das Geographische Institut.

II. Erſchienene Neuigkeiten
Im December
UND DEREN INHALT.

1.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1807. XII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Das Weſer-Gebirge. (Mit einer Charte.) 2. Ueber die Fortſchritte der Bergiſchen allgem. Landesvermeſſung d. J. 1806. von Hrn. Prof. *Benzenberg.*

Bücher-Recenſionen. 1. *Connaiſſance de tems*, ou des mouvemens célestes etc. pour l'an 1808. publiée par le Bureau des Longitudes à Paris. 1806. 2. *Sketch* of H. Maj. Province of *Upper Canada*, by *D'Arcy Boulton*. London. 3. *Büſchings* (D. A. Fr.) neue Erdbeſchreibung. — Europa — *Schweden*, neue Ausgabe von Dr. Fr. *Rühs*. Auch unter dem Titel: *Schweden*, nach Büſchings Erdbeſchreibung aufs neue bearbeitet und herausgegeben von Dr. Fr. *Rühs*. 4. *Meuſels* (J. G.) *Literatur der Statiſtik*. II. Bd. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. 8v. 1807.

Charten-Recenſionen. 1. *Topograph. militairiſche Charte von Teutſchland in 204 Sectionen, unternommen von dem geograph. Inſtitute zu Weimar. I. Lieferung.* beſtehend aus der Orographiſchen Ueberſicht von Teutſchland, und den Sectionen 3. 10. u. 13. 2. *Charte vom preuſſiſchen Staate* vor und nach dem Tilſiter Frieden 1807. nebſt dem Königreiche *Weſtphalen* und dem Herzogthume *Warſchau*. Geſtoch. v. *Mare*. Berlin bei *Schropp*. 1807. 3. *Polen*, in die dermaligen Beſitzungen eingetheilt, nach *Rizzi Zannoni*. Wien bei Artaria. 1807. 4. *Dreizehn Special-Charten* von *Groſsbrittannien und ſeinen Küſten*, herausgegeben vom *Depôt de la Marine* zu Paris. —

Vermiſchte Nachrichten. 1. Auszug eines Schreibens aus Berlin, über die nach Frankreich transportirten Platten der Charten von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften. 2. Biographiſche Notiz über *Arthur Philipp*. Nebſt deſſen *Portrait*. 3. Journaliſtik. 4. *Avantcoureur*

neuer ausländ. geogr. u. ſtatiſtiſcher Schriften. 5. Kurze Notizen. 6. Ankündigung einer teutſchen Ueberſetzung der letzten franz. Entdeckungsreiſe unter *Capt. Baudin*, in die Südſee. 7. Nachricht, als Beilage zu der 1ſten Lieferung der topogr. militair. Charte von Teutſchland in 204 Blättern, unternommen von d. geogr. Inſtitute zu Weimar. 8. Berichtigung von Hrn. *Güſſefeld*.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Portrait von *Arthur Philipp* Gouvern. von Neu-Süd-Walis. 2. Chärtchen vom Weſer-Gebirge.

Weimar im Decbr. 1807.

V. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Journal des Luxus und der Moden 1807. XII. Stück.

Inhalt.

I. Aſſyanax. II. Ueberſicht der franzöſiſchen neuern Schriftſtellerinnen von Helmina Chézy geb. v. Klenk. III. Almanachs und Taſchenbücher auf 1808. IV. Muſik. 1. Herr und Madame Spohr in Leipzig. 2. Muſikaliſche Neuigkeiten von der Leipziger Michaelismeſſe 1807. V. Kunſt. 1. Voyage pittoresque et historique de l'Espagne par Alexandre de la Borde. 2. Salomon Geßners Gouaſchgemälde und Lavisz zeichnungen, radirt durch C. M. Kolbe. Viertes Heft. VI. Moden. 1. Gründe, durch welche in einem fürſtlichen Reſkripte im Jahr 1512 einem adelichen Fräulein erlaubt wurde ein Kleid von Damaſt und eine Schleppe an demſelben zu tragen. 2. Kleidung eines Stutzers im Jahr 1685. 3. Modenbericht. VII. Ameublement. Geſchmackvoller Luſtre. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Decbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Bilderbuch für Kinder ꝛc. von C. Bertuch. mit vierfachem, teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchem Texte und ausgemalten oder ſchwarzen Kupfern. CI. und CII. Heft. 4. Nebſt dem

Ausführlichen Text dazu. 8.

Diese Hefte sind so eben erschienen und enthalten folgende Gegenstände.

CI. Heft.

Taf. 1. Schweizer-Trachten. Fig. 1. Ein Unterwaldner. Fig. 2. Ein Berner Bauermädchen. Fig. 3. Ein Emmenthaler Küher. Fig. 4 und 5. Ein Mädchen und ein junger Bauer aus dem Entlibuch. Fig. 6. Ein Gemsenjäger.

Taf. 2. Bauart in der Schweiz. Fig 1. Ein Schweizer Bauernhaus. Fig. 2. Eine Sennhütte.

Taf. 3. Merkwürdige Gletscher, als Ursprung großer Flüsse. Fig. 1. Der Rheinwaldgletscher oder die erste Quelle des Rheinstroms. Fig. 2. Der Rhonegletscher.

Taf. 4. Der Staubbach.

Taf. 5. Mikroscopische Betrachtung. Fig. 1. Des Badeschwammes und Fig. 2. Des Schillertasts.

CII. Heft.

Taf. 6. Die Akanthusstaude. Fig. 1. Die ächte Bärenklaue. Fig. 2. Die stachliche Bärenklaue.

Taf. 7. Seegeschöpfe. Fig. 1. Die stachliche Herzmuschel. Fig. 2. Die wunderbare Seefeder.

Taf. 8. Sonderbare Fische. Fig. 1. Das faltenschwänzige Stielauge. Fig. 2. Der gemalte Froschfisch. Fig. 3. Der marmorirte Froschfisch.

Taf. 9. Meteore. Merkwürdige feurige Kugel in London gesehen.

Taf. 10. Mikroscopische Gegenstände. Fig. 1. Das Spinnennetz. Fig. 2. Die Brabanter Spitze.

Diese, so wie alle bis jetzt herausgekommenen Hefte sind immer sowohl einzeln, als auch in vollständigen Exemplaren zu den bekannten Preißen zu haben.

Weimar, im Dcbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Neueste Länder- und Völkerkunde 4ten Bds. 6s oder 1807. 12tes Stück.

Inhalt.

Das Königreich Schweden.

Zweite Abtheilung. 17. Topographie. Beschreibung der einzelnen Landschaften, der Städte und anderer be-

merkenswerthen Ortschaften und Gegenden von Schweden. 18. Literatur der Kunde von Dänemark, Norwegen und Schweden.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Ansicht von Tornea mit der Sonne um Mitternacht. Taf. 8. Fischerlappen mit ihren Hütten. Taf. 9. Ein Finnländischer Bären-Jäger.

Weimar im Decbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Wielands Neuer teutscher Merkur 1807. 11tes Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Blume nicht Seele. 2. Abendlied des Einsiedlers. 3. Trennung und Wiedersehen. II. Elegieen. 1. Das Leben. Eine Rhapsodie 2. Die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden 1807. (Beschluß.) VII. Orestes von den Eumeniden überfallen. VIII. Tivoli, Landschaft, gemalt von Katz. III. Schattenrisse nach dem Leben. IV. Ueber Campe's Wörterbuch. (Beschluß.) V. Kunstnachrichten. Ossian's Gedichte in Umrissen. Erfunden, und radirt von J. C. Ruhl, Bildhauer in Kassel. III. u. letztes Heft. VI. Göttinger Nekrolog. VII. Korrespondenznachrichten. 1. Aus einem Briefe aus Marburg. 2. Münchner Akademie? 3 Aus Berlin.

Weimar, im Decbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Allgemeines teutsches Garten-Magazin 1807. 10. Stck.

Inhalt.

IV. Blumisterei. Nachricht von einer Levkojenpflanze, die einfache und gefüllte Blumen zugleich trug; nebst einigen Bemerkungen darüber. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. A. Kirschen-Sorten. Die Zwergweichsel oder Erdweichsel. (Mit Abbildung auf Taf. 26.) B. Feigen-Sorten. Die lange braune Feige. (Mit Abbildung auf Taf. 27.) 2. Kurze Uebersicht der vorzüglichsten Erdbeersorten, nebst einigen Bemerkungen über ihre Kultur. 3. Ueber Johannisbeersorten und Erziehung besonders großer Früchte davon. X. Garten-Literatur. Neue Garten- und botanische

Schriften der Michaelis-Meſſe 1807. XI. Garten-Miſcellen. 1. Ueber die Numerhölzer zu Bezeichnung der Pflanzen und Bäume. (Mit Abbildung auf Taf. 25.) 2. Der virginiſche Wachsbaum (Myrica cerifera L.) von Seiten ſeines Nutzens betrachtet, und zur Anpflanzung in Teutſchland empfohlen. 3. Nachricht von der Entſtehung und dem gegenwärtigen Beſtande der pomologiſchen Geſellſchaft in Altenburg. 4. Ueber Arten und Abarten der Kartoffeln, und über Schädlichkeit und Unſchädlichkeit derſelben in diätetiſcher Hinſicht.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:
Taf. 25. Numerhölzer zu Bezeichnung der Pflanzen und Bäume. Taf. 26. Die Zwergweichſel oder Erdweichſel. Taf. 27. Die lange braune Feige.

Weimar im Decbr. 1807.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Orographiſche Ueberſicht von Teutſchland, zum Behufe der topographiſch-militairiſchen Charte in 204 Blättern davon.

Dieſe neue und nach den beſten Materialien entworfene Gebirgs- und Fluß-Charte von Teutſchland war ein längſt gefühltes dringendes Bedürfniß, beſonders für den Militair; denn für Niemand iſt das Studium der Orographie oder Bergzüge ſo wichtig, als für den kommandierenden Officier. Fluß und Gebirge bilden einander gegenſeitig, und die Art des Krieges richtet ſich immer nach der Art des Terrains. Teutſchland, das nach Süden und Oſten vieles Hochgebirge, und nach Norden und Weſten große Abflächungen nach dem Meere zu, unter jenem aber große Fortſetzungen und Zweige der Alpen und Karpathen hat, iſt in dieſer Hinſicht beſonders merkwürdig, und fordert von ſeinen Feldherrn ein ganz eigenes Studium ſeiner Gebirgszüge und Arten. Dies, und das Verlangen mehrerer erfahrner und ſachkundiger Militairs veranlaßte uns dieſe orographiſche Ueberſicht unſerer großen Charte von Teutſchland, als ein nöthiges Hülfsblatt beizufügen und die I. Lieferung derſelben damit zu eröffnen.

Auf Verlangen liefern wir aber auch dieſe Charte beſonders und einzeln für ſich, wo ſie dann auf ord. guten Papier 9 Gr. und auf Velin-Papier 12 Gr. Sächſ. Crrnt. koſtet, und in allen guten Buch- und Kunſthandlungen zu haben iſt. Weimar im Novbr. 1807.

Das Geographiſche Inſtitut.

8.

Topograph. militairiſche Charte von Teutſchland in 204 Blättern.

Hiervon iſt die II. Lieferung erſchienen, und an die Herren Subſcribenten verſendet worden. Sie enthält die Sect. 1. Rügen, Sect. 2. Stolpe, Sect. 8. Roſtock, Sect. 19. Güſtrow; und jeden Monat erſcheint eine ſolche Lieferung von 4 Blättern. Die Subſcription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subſcriptions-Preiß iſt für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächſ. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunſthandlung darauf ſubſcribiren. Einzelne Blätter koſten 2 Gr. mehr.

Weimar im Decbr. 1807.

Das Geographiſche Inſtitut.

9.

Neueſte Charten von Teutſchland.

Wir haben bisher gegründeten Anſtand genommen, eine neue General-Charte von Teutſchland zu liefern, da ſo Vieles nach dem Tilſiter Frieden in Teutſchland noch unbeſtimmt geblieben iſt. Um indeſſen das einſtweilige Bedürfniß der andern Chartenhandlungen und Liebhaber zu befriedigen, thaten wir, was wir bei dieſer Lage der Dinge konnten, und lieferten eine

1. *Interims-Charte von Teutſchland*, nach dem Frieden zu Tilsit vom 9. Julius, bis zu endlicher Beſtimmung der Beſitzungen entworfen und berichtigt zu *Ende Septembers* 1807. von *F. L. Güſsefeld.* (8 Gr. od. 36 Kr. auf ord. Papier, 12 Gr. od. 54 Kr. auf Oliſant-Ppr.)
2. *Poſt-Charte von Teutſchland*, neue berichtigte Ausgabe von F. L. Güſsefeld. 1808. In 2 Blättern (16 Gr. od. 1 Fl. 12 Kr. auf ordin. Papr. 1 Rthlr. S. od. 1 Fl. 48 Kr. auf Oliſant-Papr.

welche bereits an alle B. und K. Handlungen von uns verſendet worden ſind. Sobald Teutſchland die politiſche Definitiv Beſtimmung aller ſeiner Theile erhalten hat, werden wir dann auch im Stande ſeyn, eine beſtimmte Charte davon zu liefern. Weimar d. 20. Decbr. 1807.

Das Geographiſche Inſtitut.

Ende des zweyten Jahrgangs.

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar. 1808.

I.

Ueberſetzungs-Proben.

I.

Dante's Hölle. *)

Fünfter Geſang.

So ſtieg hinab ich von des Kreiſes Sproſſen
Zum zweiten Rund, das kleinern Raum umfänget
Und größern Schmerz, in Seufzern ausgegoſſen;

*) Mit großem Vergnügen macht der N. T. Merkur auch dieſe Probe eines, wo nicht halsbrechenden, doch gewiß unfäglich ſchweren, Ueberſetzer-Verſuchs bekannt. Es wäre anmaßend, dem Urtheil der Ken-

Wo Minos furchtbar knirschend all' empfänget,
Abwägend ihre Schuld sein Urtheil kündet,
Und über sie nach Maaß und Ziel verhänget:

Wenn Seelen, denen Unglück sich verbündet,
Ihm nahn und ihre Sünden vor ihm breiten,
Weiß er, der das Verborgenste ergründet,

Alljeder ihre Stätte anzudeuten;
So oft umschlingt mit seines Schweifes Haaren
Er sie, als Stufen sie hinab soll schreiten.

Vor ihm sind viel' in Haufen zu gewahren,
Sie gehen zum Gerichte wechselsweise,
Sie sprechen, hören — dann hinab sie fahren.

Du, der du nahst dem schmerzerfüllten Kreise, —
So Minos, als er mich von fern erspähte,
Beseitigend des Amtes hohe Weise: —

Beachte, wie, mit wem du kommst zur Stätte,
Nicht laß vom leichten Eingang dich bethören.
Der Führer drauf: warum die harte Rede?

ner vorgreifen zu wollen. Wer nach so preißwürdigen Vorgängern das Wagestück noch einmal wagt, muß sich freilich vor allen das alte: ἀγὼν οὐ δίκετται ἐπάψεις muthig zugerufen haben.

V.

In ſeinem Verſatz ſollſt du ihn nicht ſtören,
Denn das Geſchick gebeut, und was wir wollen,
Das können wir; nicht fordre, mehr zu hören.

Da ſah die Zeichen ich der Schmerzensvollen
Gefild, und alſobald hatt' ich erreichet
Den Ort, wo viel der Klagen mir erſchollen.

Ich kam dahin, wo alles Licht erbleichet,
Ringsum Getöſe, wie der Meereswelle,
Wenn ſturmbewegt ſie auf und nieder ſteiget.

Die Seelen führt' ein Wirbelwind der Hölle,
Gewaltig rütteind, ſchütteind, ſonder Raſten
Empor ſie kreiſeind, weg von dieſer Stelle.

Und als des Abgrunds Schrecken ſie erfaßten,
Wo Seufzer hallten, Wehgetön und Klagen,
Da fluchten ſie der Gottheit, die ſie haßten.

Alsbald vernahm ich, daß zu ſolchen Plagen
Die fleiſchlichen Verbrecher auserſehen,
So der Begierde ſinnlos unterlagen.

Und gleich den Staaren, wenn dahin ſie gehen
Zur Winterszeit in langen, großen Schaaren,
So hob die Seelen auf des Sturmes Wehen;

Heran, herum, herauf, herab ſie fahren,
Der Ruhe Troſt wird ihnen nicht zu Theile,
Nie mögen ſie ein beſſer Loos gewähren.

Das will ich Ihnen sagen, wenn ich die Bücher selbst vor mir haben werde. Leben Sie unterdes wohl, und bleiben Sie mein edler trauter Freund, so wie ich bin

der Ihrige

D . . .

am 1. Jun. 1773.

H. J. U.

N. S.

Die vornehmsten, seit Ihres Aufenthalts in England verstorbenen Historiker, die mir jetzt noch so kurz vor dem Abgang der Post einfallen, sind folgende: Schöpflin, Brucker, Gebauer, Achenwall, Hamberger, und noch einige minorum gentium.

V.

Auszug aus einem Schreiben aus Paris, vom 22sten May 1773.

Ich fange die Beantwortung Ihres Schreibens sogleich mit Rousseau an, um sie mit Freron zu endigen, weil Sie auch ihn einer Anfrage gewürdigt haben. Ueberall muß man die Rangordnung beobachten.

Rousseau,

Wie Kraniche mit lautem Klagegeheule
Hin durch die Luft' in langen Reihen jagen,
So kamen seufzend auch daher in Eile

Die Schatten all', von jenem Sturm getragen.
Wer sind die, sprach ich, Herr! die viel verschlungen
Herüberziehn von schwarzer Luft geschlagen?

Der Seelen erste, die hieher gedrungen,
So Kunde du begehrst, — hat er begonnen, —
Sie war die Fürstin einst von vielen Zungen.

So war versenkt sie in der Lüste Bronnen,
Daß, was sie wollte, ihr Gesetz erkieset
Die Schmach zu heben, die sie hatt' umsponnen:

Es ist Semiramis, die, wie man lieset,
Nach Ninus, dem Gemahl, der Völker Weide
Begonnen, die des Sultans Reich umschließet.

Aus Liebe gab dem Tode sich die zweite,
Weil des Sicheus Asche sie belogen.
Cleopatra darauf, die Lustgeweihte.

Helenen sah ich; trübe Tage zogen
Durch sie heran; Achillen ich erkannte,
Der einst mit Liebe harten Kampf gepflogen.

Paris und Tristan sah ich; tausend nannte
Der Schatten er und zeigte, wie er lehrte,
Die all', so Lieb' aus unsrer Welt verbannte.

Als ich von meinem Lehrer nennen hörte
Die Frauen und die Ritter alter Zeiten,
Da war's, als ob das Mitleid mich bethörte.

Ich sprach: mich treibt's, o Herr, mit diesen beiden
Zu reden, so dort mit einander gehen,
Und leicht im Winde scheinen hinzugleiten.

Er drauf: du wirst's, wenn sie uns näher stehen;
Wenn du beschworen sie bei jener Liebe,
Die sie bewegt, wirst du sie kommen sehen,

So schnell, als ob der Sturm herab sie triebe.
Da rief ich: Sprecht, o Seelen voller Bangen!
Daß euer Anblick, dürftet ihr, mir bliebe?

Wie Tauben, wenn von Sehnsucht sie befangen
Dem süßen Neste zu mit offnen Schwingen
Die Luft durchziehn, getragen von Verlangen,

So her von da, wo Dido weilt, sie bringen,
Her durch die Luft, die Sturmbewölkt erglühte,
Das milde Wort der Liebe mir zu bringen:

O du, holdselig Wesen, voller Güte,
Der Güte, so durch Sturm zu uns dich führte,
Die wir die Erde netzten mit Geblüte;

Wenn uns des Welten-Königs Huld gebührte,
Wir flehten ihn für dich um seinen Segen,
Weil unser Elend dich zu Mitleid rührte.

Was gern du hörteſt, wir zu dir nur ſprächen,
Und hörten gern, wenn ſich dein Mund erſchloſſen,
Wenn ſanft, wie jetzt, die Lüfte ſich bewegen.

Es liegt das Land, von wannen ich entſproſſen,
Am Meer, worein der Padus ſich ergießet,
Um Ruh zu finden da mit den Genoſſen.

Die Liebe, ſo dem Herzen ſchnell entſprießet,
Dem Freunde raubte ſie ſein ſchönes Leben,
Mir ward's genommen; drob mich Gram umſchließet.

Die Liebe, die das Lieben ſtets vergeben,
Selbſt nicht geliebt, hat mich für ihn durchdrungen,
Daß wir noch jetzt nicht von einander ſtreben.

Die Lieb' hat uns zu einem Tod verſchlungen;
Den Mörder wird Caina einſt umſchränken. —
So iſt die Rede jener uns erklungen.

Mein Auge mußt' ich ſchnell zur Erde ſenken,
Als tiefgebeugt die Schatten alſo ſprachen,
Bis mich der Sänger frug, wo weilt dein Denken?

Darauf begann erwiedernd ich zu ſagen:
Welch ſüß Gedankenſpiel, weh! welch Verlangen
Hat her zu ſolchen Schmerzen ſie verſchlagen? —

Zu Thränen rühret, Francesca, mich dein Bangen,
So sprach alsbald ich, hingewandt zu jenen,
Mit tiefer Schwermuth hat es mich umfangen.

Doch wie begann zur Zeit der süßen Thränen
Sich eure Lieb' und wem zu offenbaren?
Wie kanntet ihr das zweifelhafte Sehnen?

Drauf sie: kein größrer Schmerz ist zu gewahren,
Als zu gedenken glücklicherer Tage
In trüber Zeit; — dein Lehrer hat's erfahren.

So aber du begehrst, daß ich dir sage,
Wo unsrer Neigung erste Wurzel lieget,
So sey's! und sie begann das Wort der Klage:

Wir lasen eines Tags, was uns vergnüget,
Von Lancilot, wie's seiner Lieb ergangen;
Wir sind allein, kein Argwohn uns besieget.

Wohl oft verfärbten da sich unsre Wangen,
Und unsre Augen feucht hinweg sich kehrten,
Doch ein Moment nur war's, der uns befangen.

Als wir vom vielersehnten Lächeln hörten,
Von des Geliebten Kuß uns ward die Kunde,
Da er, den ich erkohren zum Gefährten,

Aufdrückt' er bebend einen Kuß dem Munde.
Galeotto hieß das Buch, und der's gedichtet.
Nicht lasen weiter wir zur selben Stunde.

Als solches mir der eine Geist berichtet,
Erscholl des andern Klage, daß vor Kummer
Des Lebens Kraft mich floh, und wie vernichtet
Zur Erd' ich fiel, umhüllt von Todesschlummer.

Dresden. Karl Förster.

2.

Probe einer Uebersetzung von Giovanni Boccaccio's Fiammetta.

Wir danken es Friedrich Schlegel, auf den hohen Werth der Fiammetta (im zweiten Bande der Characteristiken und Critiken. S. 387.) aufmerksam gemacht zu seyn. Die in Berlin 1806 erschienene Uebersetzung durch Sophie Brentano kann als erste Folge davon angesehen werden. Daß wir hiermit bereits eine zweite ankündigen, zeigt genugsam, daß wir mit der ersten keineswegs zufrieden sind. Wir setzen als anerkannt voraus, daß hinlängliche Einsicht in beide Sprachen, und derjenige Fleiß, dessen Product Richtigkeit ist, die ersten, unerläßlichen Bedingungen einer Uebersetzung sind. Von diesen beiden Foderungen

hat unſere berühmte Vorgängerin wenigſtens Eine unerfüllt gelaſſen: welche? beſtimmen wir nicht; denn in der Erſcheinung können beide nicht mehr von einander unterſchieden werden. Zum Beleg unſers Urtheils haben wir in unſeren Anmerkungen die Stellen bezeichnet, wo Madame Brentano den rechten Sinn verfehlt hat. Wie viel übrigens in ihrer Bearbeitung von Boccaccio's Geiſt ſowohl, als Sprache verloren gegangen, läßt ſich nur aus einer Ueberſicht des Ganzen darthun. Hier verzichten wir darauf.

Wir folgen in unſerer Ueberſetzung größtentheils der Florentiner, eigentlich Neapolitaniſchen, Ausgabe von 1723, die correct gedruckt und mit critiſcher Sorgfalt gearbeitet iſt. Die neueſte, ſehr ſchöne, durch die Gebrüder Amoretti in Parma 1808 veranſtaltete, iſt wenig mehr als eine Wiederholung derſelben. Wo wir jedoch Lesearten älterer Editionen vorgezogen haben, iſt es in den Anmerkungen bezeichnet.

Den Freunden der italieniſchen Poeſie wird es angenehm ſeyn zu hören, daß Herr Keil in Gotha einen den Lesearten unſerer Ueberſetzung entſprechenden Abdruck des Originals, den erſten außerhalb Italien, zu veranſtalten geſonnen iſt. —

Prolog der Fiammetta. [1])

Es pflegt den Leidenden die Luſt zur Klage zu wachſen, [2]) wenn ſie ſich von jemand bemitleidet erkennen oder fühlen. Da ſich nun in mir, die ich mehr als irgend wer, geneigt bin zu Klagen, ihr Grund durch lange Gewöhnung nicht mindert, ſondern zunimmt, [3]) will ich verſuchen, euch, o edle Frauen, in deren Herzen die Liebe vielleicht glücklicher wohnt, als im meinigen, wenn ich es vermag, durch die Erzählung meiner Schickſale zum Mitgefühl zu wecken. [4])

1) Daß Madame B. immer Fiametta ſchreibt, iſt zwar Kleinigkeit; zeigt aber, wie ihr der Sinn für die tiefe Abſichtlichkeit des Dichters, bis in die ſcheinbar zufälligſten Nebendinge, verſagt war.

2) „Unglücklichen pflegt Luſt aus der Klage zu erwachſen?" Brent. Ueberſ. ganz unrichtig. Suole a miseri crescer *di dolersi* vaghezza.

3) Wir leſen mit drei alten Ausgg. aumenti ſtatt avanzi.

4) „So wünſche ich euch, o! edle Frauen, in deren Herzen vielleicht glücklichere Liebe wohnet, durch die Erzählung meiner Leiden zu frommem Mitleid zu bewegen." Brent. Ueberſ. Hier iſt nichts unrichtig, und doch nichts wahr. Es characteriſirt den Geiſt der ganzen Arbeit.

Ich ſtrebe nicht danach, daß meine Worte zu den Männern gelangen: vielmehr verbiete ich ſie ihnen, ſoviel ich vermag, gänzlich, weil ſich an mir die Grauſamkeit Eines ſo ſchmerzbringend erzeigt [5]) daß ich — denn ihm ähnlich denk' ich mir die übrigen — ehe verachtendes Lächeln, als mitleidige Thränen ſehn würde. Euch allein, die ich aus mir ſelbſt der Rührung und dem Mitgefühl mit Trauernden empfänglich weiß, bitte ich, daß ihr ſie leſet.

Ihr werdet beim Leſen keine mit vielen Erdichtungen gezierte griechiſche Mährchen, keine mit vielem Blut befleckte Trojaniſche Kämpfe; nur Liebesreden [6]) werdet ihr finden, von unendlichem Verlangen entzündete, in welchen die trauernden Thränen euern Blicken erſcheinen werden, die ſtürmiſchen Seufzer, die Worte der Trauer und die empörten Gefühle, [7]) deren ewig quälender Stachel mir die

5) „erwieſen hat," discuopre. Das Widerſinnige der vergangenen Zeit ſpricht ſich ſelbſt aus.

6) „Mythen der Liebe." Von denen die Fiammetta eben keine Spuren zeigt.

7) „Gedanken" pensiero, pensoso braucht Boccaccio durchgängig von Gefühlen.

Luſt an Nahrung und Schlummer, die fröhlichen Zeiten, und die geliebte Schönheit entrückt hat: Werdet ihr dies alles, — gleichviel, ob jede für ſich, oder ihr alle mit einander vereint [8]) — mit dem Herzen betrachtet haben, welches den Frauen verliehen zu ſeyn pflegt: ſo bin ich gewiß, daß ihr die zarten Wangen baden werdet in Thränen, welche mir, die ich anderes nichts begehre, dauernden Schmerzes Quellen ſeyn ſollen. Darum bitte ich euch, hemmt ihren Lauf nicht: ſondern bedenkt, daß es euch lieb ſeyn würde, ſie von mir erwiedert zu ſehn, wenn meinem ſo wenig beſtändigen Loos das eurige — was Gott verhüte! — jemals [9]) ähnlich werden ſollte.

Und damit die Zeit nicht ſowohl unter Reden, als unter Klagen dahinfließe, will ich mir Gewalt anthun, raſch zu dem Verſprochenen überzugehn; von meiner Liebe anhebend, wie ſie glücklicher war als beſtändig: damit ihr, von jener Glückſeligkeit auf meinen gegenwärtigen Zuſtand ſchließend, er-

8) Die älteren Ausgaben laſſen adunate weg, was uns zweckmäßiger ſcheint.

9) Mit der alten Edition des Tizzone Gaetano di Poſi s. l. et a. ſetzen wir mai vor simili.

kennt, daß ich unglücklicher bin, als jede andere Frau. Und sodann will ich die Schläge des Schicksals, die Ursachen meiner gerechten Klagen, mit Tönen der Trauer erzählen, so gut ich es können werde.

Zuvor aber flehe ich, wenn anders die Gebete der Unglücklichen erhört werden, danieder gebeugt, wie ich bin, gebadet in meinen Thränen, zur Gottheit, wenn noch eine im Himmel wohnt, deren heiliger Geist [10]) von Erbarmen gegen mich gerührt ward, der schmerzlichen Erinnerung beizustehn, die zitternde Hand beim gegenwärtigen Vorhaben zu leiten, und beiden Kraft zu verleihen, damit diese, die zu solchem Dienst williger als stark ist, die Bedrängniß meiner Seele, wie ich sie empfand und empfinde, nach den Eingebungen jener treulich niederschreibe.

Franz Passow.

10) „deren heiliger Gedanke." Geschmacklos zugleich und grundfalsch, weil mente nie das Gedachte, sondern immer das denkende Wesen bezeichnet.

Rosseau, dessen Nahme in Europa berühmt ist, lebt zu Paris im Verborgenen. Kaum erinnert man sich, daß er da sey. Er wollte die Menschen fliehen, und die Menschen haben ihn vergessen. Niemand also ist dabey mehr betrogen, als er; denn er floh, um gesucht zu werden. Rousseau kannte das Pariser Publikum nicht. Will man die Aufmerksamkeit desselben an sich ziehen; so muß man es unaufhörlich beschäftigen, und seine Person oder seine Werke den Zuschauern oft darstellen; insonderheit denenjenigen, welche die Posaunen des Ruhms sind; ich meine den Gelehrten und den Grossen. Unaufhörlich muß man auftreten, und handeln, und immer unter einer neuen Gestalt erscheinen. Dies hat die Wirksamkeit des Voltaire zur Absicht, und dies ist das Arcanum seines Ehrgeizes. Funfzig Meilen von der Hauptstadt entfernt, lebt er nur für sie und in ihr. Alle acht Tage schickt er auf der Post ein Werkchen nach Paris, und mit dem nechsten Posttage erwartet er das Schicksal desselben. Ein sechzigjähriger Ruhm vermag nicht, ihn so kühn zu machen, sich nur einen Ruhetag zu erlauben. Es ist ihm nicht genug, der Held seines Jahrhunderts zu heissen; er will die Neuigkeit des heutigen Tages (*) seyn; weil er weiß, daß über der Neuigkeit des heutigen Tages der Held des Jahrhunderts oft vergessen wird, und daß für den müßigen, eckeln, unruhigen Haufen von Bewohnern dieser grossen, aus Schriftstellern und Lesern zusammengesetzten Stadt das Gegenwärtige alles, und das Vergangene nichts ist. Urtheilen Sie selbst, ob Rousseau, welcher seit zehn Jahren, von der Welt abgesondert, im Stillen lebt, auf der veränderlichen Bühne unsrer Litteratur, wo Scenen und Schauspieler beständig abwechseln, bemerkt werde. Als er in Paris ankam, zeigt' er sich zu verschiednen malen in einem Caffeehause; und man drängte sich, ihn zu sehen.

(*) la nouvelle du jour.

3.

Blumen aus dem Orient.

Fabel aus Hitopodeſa von Viſchnuſarman (Fabeln von Pilpay.)

Ein bloßes Geräuſch fürchte man nicht, wenn man die Urſache davon nicht kennt. Doch kam einſt ein altes Weib von ſchlechtem Rufe in Anſehen, weil es die Urſache eines beunruhigenden Geräuſches entdeckte.

Wie ſo? fragte der Löwe.

Mitten auf dem Sriparvata-Gebürge, ſagte Damaraca, liegt eine Stadt, Namens Erahmapura, und auf einer Seite ſeines Scheitels lebte nach der Volksſage Guatacarna (Glockohr), ein grauſamer Dämon. Eines Tags wurde ein Dieb, der aus einem Hauſe entwiſcht war, wo er eine Glocke geſtohlen hatte, auf dieſem Bergſcheitel, von einem Tiger getödtet und verzehrt. Einige Affen hoben die Glocke auf, welche ſeiner Hand entfallen war, und ließen ſie von Zeit zu Zeit erſchallen.

Die Einwohner hatten erfahren, daß ein Menſch umgekommen ſey, und da ſie beſtändig den Laut der

Glocke vernahmen: ſo ſagten ſie, Guatacarna habe ihn in ſeiner Wuth verzehrt, und Alle entflohen aus der Stadt. Es kam einer Kupplerin zu Ohren, daß die Glocke von Affen gefunden ſey; ſie begab ſich alſo zum Fürſten und ſagte: ich bin erbötig, den Dämon zu beſänftigen, wenn du mir eine große Geldſumme zahlen willſt. Der König gab ihr einen Schatz. Nachdem ſie nun nach einer Weltgegend ihr Gebet verrichtet hatte, machte ſie Idole, zog etliche Kreiſe und erlangte dadurch einen großen Ruf von Heiligkeit. Sie nahm alsdann ſolche Früchte, welche den Affen angenehm waren, begab ſich in den Wald und ſtreute ſie umher. Kaum hatten die Affen dieſelben erblickt: ſo ließen ſie die Glocke fahren und verzehrten begierig die Früchte. Das Weib hob die Glocke auf und gieng mit derſelben zum Pallaſte des Königs, wo alles Volk ſie mit Ehrenbezeugungen empfieng.

Ein bloßes Geräuſch alſo, wovon man die Urſache nicht kennt, muß man nicht fürchten.

* * *

Arabiſche Stanzen (Manàl) überſetzt.

1.

Nein! Lieber! wenn fühlteſt du innige Liebe,
Darn trennt' dich nicht hartes Geſchicke von mir.
Bei Gott! nicht mit Recht iſt vertheilet die Liebe;
Mich tödtet der Kummer; du lacheſt im Bad'!

Antwort.

2.

Nicht gieng ich ins Bad, um dort mich zu freuen,
Ach! Feuer der Liebe durchglühte die Bruſt.
Zufrieden nicht bloß mit dem Fluſſe der Thränen,
Gieng hin ich, daß weint' ich aus jeglichem Por'.

3.

Die Welt iſt ein Rad, Vergnügen und Kummer
In ewigem Wechſelkreis' drehen darinn.
Kaum hebt ſich der Jüngling empor zu den Sternen,
So ſinkt er auch ſchon zu dem Grabſtein herab.

4.

Ja! lieblich ertönt mir der Turteltaub' Klage;
Denn, mir gleich, hat ſie ein bekümmertes Herz.
Sie klaget; doch ich — ich verberg' das Geheimniß.

Und

Und Thränen entſtrömen dem Aug' mir darob;
Als hätten getheilt wir uns in der Liebe,
Und ihr wurden Klagen, mir Thränen zum Loos!

5.

Wie Mondglanz ſo leuchtet die Schöne; leicht ſchwebet,
Gleich Zweigen egyptiſcher Weid', ſie im Gange;
Wie Amber ihr Duft; wie Gazelle blickt's Auge.

Motanebbi.

* * *

6.

Gleich dem Kameelthiere knirſch' ich die Zähne
Sinkend hin unter der Laſten Gewicht.
Schmerzende Wunde, vom Sattel gedrücket,
Heilt mir nie; ach! und der Führer ahnt's nicht!

7.

Herber nichts ſchmeckte Geliebten, als Liebe.
Nahe der Trauten und koſen ſie nicht! —
Wie in der Wüſten Kameelinnen dürſten,
Waſſerſchätz' tragend auf Schultern mit ſich.

8.

Schön iſt die Hold', wie der Mond in der Nächte
Vierzehnten. Lockenflecht' wallen hinab
Vierzehn die Schultern. „Dein Alter?" du Liebe!
„Vierzehn an Jahren;" entgegnete ſie.

9.

Morgengruß, Traute! dir, Moſchusdüft' ſpendend.
Eine Umarmung, ach! gerne dann fließ'
Stromweis' mein Blut dir. Gegrüßet ſey Braune,
Liebliche du! und gegrüßet du Mund.
Bisam nur hauchend! Wie neid ich Gewänder,
Göttin! berührend die Engelgeſtalt.

10.

Lieblich umſchleiert das Kinn erſchien Traute:
Liebekrank ſank ich hin; neideten doch
Engliſchen Wuchs ihr des Nackathals Zweige.
Als nun den Schleier ſie abnahm: ſchrie'n laut
Nachbaren: war das ein Wettergeleuchte?
'Flammte auf Araber Feuer im Feld'?

11.

Salomons Siegel gleich mal' ich dein Mündlein:
Wangen, wie Anemon' feurige Glut;

Karneol' ſchmücken des Lippenpaars Röthe;
Zähne, gleich Perlen, gefaßt in Korall';
Lieblich, wie Neumond, erglänzet die Stirne;
Honigſeims Süßigkeit beut mir dein Hauch,
Kühl, wie kryſtallenes Waſſer der Quelle.

12.

Mal' deine Reiz' ich: gelähmt iſt die Denkkraft;
Gleich' ich der Sonne ſie? oder dem Glanz',
Silbernen Mondes und wandernden Sternen?
Feu'r und Schnee ſind auf der Wange vereint;
Wunderbar! ſeh ich! iſts möglich? ſie ſind hier im Bund!

13.

Wie wenn durch's Dunkel der Nächte geleitet
Lieblicher Mond: ſo geleitet'ſt auch mich,
Glänzendes Licht du! o himmliſche Schöne!
Eine Umarmung nur fleht' ich von dir;
Ach! und du Grauſame! fliehſt mich dennoch!
Eine Umarmung jetzt, oder — leb' wohl!

Cahira, im Auguſt 1807.

Seezen.

II.

Pſyche.

Was weilt mein Geiſt noch hier im Lande
Der irdiſchen Verkörperung?
Was trägt die Sträubende die Bande
Der ſchmählichen Erniedrigung?

Die Heimath über jenen Sternen,
Wie lange harret ſie ſchon mein!
Was kann im Staub ich noch erlernen,
Der Rückkehr würdiger zu ſeyn?

Je länger deine Lüft' ich trinke,
Du Wechſelſitz von Tag und Nacht:
Je mehr dem Himmel ich entſinke,
Den ich zu dir einſt mitgebracht.

Was iſt dein Farbenſpiel? Nur Schatten
Der Lichtgebilde jener Welt:
Wie auf befleckter Wieſen Matten
Der Silberthau des Himmels fällt.

Und was der Tonkunſt Reiz hienieden?
Ein dumpfer Abklang von dem Lied,
Das in der Burg des Uraniden
Den Sternentanz um Sonnen zieht.

Ach! Eros — den mein Herz gefunden —
Seit ich beleuchtend ihm genaht,
Iſt ewig meinem Blick entſchwunden;
Schwer büßt' ich für der Neugier That.

Die Freundſchaft, mir an's Herz geſunken,
Kalt ſtieß ſie meinen Arm von ſich.
Ich war vom ſüßen Glück noch trunken,
Als ſeitwärts-ſchielend ſie entſchlich.

Was ſoll ich noch im falſchen Lande?
Hier blieb ich ewig Fremdlingin.
Zerreißt, ihr Götter, dieſe Bande,
Und nehmt im Sturme Pſychen hin.

Laßt — iſt zur Läuterung es vonnöthen —
Sie ſchauen Hades düſtres Thal!
Sie büße dort, und trinke Lethen,
Geneſend von Erinn'rungsqual.

Und Eros komm', ihr zu verzeihen,
Führ' im Triumphe ſie zu euch!
Aus Erd- und Orkus-Wüſteneien
Kehrt ſie in euer Freudenreich.

Dort wird, am ſeligſten der Feſte,
Gekrönt die viel geprüfte Braut,
Im Feierkreis olympſcher Gäſte
Dem Gott die Göttin angetraut.

Buri.

* * *

Amor.

(Antwort an Pſyche.)

Was tönt im Sturm der Elemente
Zu mir? Iſt es ein Klagelaut? —
Ach, dieſe flehenden Accente,
Sie ſind die Stimme meiner Braut!

Sie weint; um mich. O Pſyche! Pſyche!
Wie hält dein Schmerz uns noch vereint!
Wenn rings auch die Natur ihm ſchwiege,
Sieh Thränen, die ein Gott dir weint!

Ich floh; das Schickſal hieß mich fliehen,
Das auch Unſterblichen gebeut.
Wie gern hätt' Amor dir verziehen,
Was allzu ſchmerzlich du bereut!

Es war mein Loos, dir zu entſagen;
Doch auch getrennt noch blieb ich dein.
Ich hauchte ſtill in deine Klagen
Den Troſt des Wiederfindens ein.

Ich ließ die Bilder dich umſchweben,
Die deiner Sehnſucht Flügel leihn,
Und an das dornumwundne Leben
Den Roſenhain der Zukunft reihn.

Das fremde Land dir zu verſchönen,
Wie gern übt' ich die ſüße Pflicht!
Ich war in Farben, war in Tönen;
Und, Pſyche! du erkennſt mich nicht?

Wie? oder drang durch die Umgebung
Dein Blick? Wär' Ahnung dieſer Flug,
Der ſo in ſtürmender Erhebung,
Als ſonſt du feſſellos, dich trug?

hen. Jetzt könnt' er, zur gewöhnlichen Spatzierstunde, in der grossen Allee der Thuillerien oder auf dem Boulevard herumgehen, ohne daß jemand auf ihn Acht gäbe.

Man hat Sie fälschlich berichtet, wenn man Ihnen gesagt hat, daß er Bibliothekar von Choisi sey. Hieran ist niemals gedacht worden.

Sie fragen mich vielleicht, ob sich diese Gleichgültigkeit gegen seine Person bis auf seine Schriften erstrecke? Nein. Man liest die letztern noch immer mit Vergnügen; und wird, glaub' ich, nicht aufhören, sie zu lesen. Zwar hat die Begeisterung, welche sie anfänglich erweckten, dem ruhigen Urtheil einsichtsvoller Männer Platz gemacht; und man sieht ihre Mängel ein; aber zugleich wird man ihre Schönheiten immer empfinden. Ihr Verfasser hat weder den tiefen und erweckenden Verstand des Montesquieu, noch die bezaubernde Naivetät des Montagne, welche er doch nachzuahmen sucht, noch die schnelle, glänzende Leichtigkeit und den zuverläßigen Geschmack des Voltaire, mit welchem man ihn nicht vergleichen sollte; aber er hat eine natürliche Wärme, ein hinreissendes Feuer, und eine Kraft in Wendungen und Ausdrücken, welche ihm allein eigen ist. Oft wird er sich ungleich und weitläuftig; aber überhaupt nährt der Reichthum seines Styls die Seele und den Geist, ohne sie zu ermüden. Oft hat er die Wahrheit und den Leser zum besten, und seine Systeme und Entwürfe sind, im Ganzen genommen, fast immer glänzende Irrthümer; aber ein falscher Grundsatz bey ihm hat eine Menge von einzelnen Schönheiten hinter sich, um deren willen man ihm alles verzeiht. Wenn man ihn liest; so muß man sich wenig um den Grund der Untersuchung bekümmern, und nur alle die Schönheiten auffangen, welche sich neben her darbieten. Auf diese Art liest man ihn, wie er geschrieben hat. Ohngeach-

O dulde ſtill nothwend'ge Bande!
Erfüllt wird einſt des Schickſals Schluß,
Und dann empfängt an Lethe's Strande
Dich des entzückten Gatten Kuß.

Vollrath,
Graf zu Solms.

III.

Ergänzungen zu dem Werke über den Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache.

Vorwort.

Es iſt nur eine Stimme darüber, daß das unter der Aufſchrift: Ueber den Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache, und beider Anlage zur Poeſie, nebſt anderen Bemerkungen, Sprache und Literatur betreffend, Leipzig, Reclam. 1806. 2 Bände in gr 8. erſchienene Werk zu den gehaltreichſten, ſcharfſinnigſten und merkwürdigſten Erſcheinungen in

unſerer Literatur gehört. Der edle Verfaſſer, der ſeinen Ruf durch eine Reihe von Kunſtwerken in einem ganz anderen Fache genüglich begründet hat hier aber durchaus auf alle Namennennung verzichtet zu haben ſcheint, ſchrieb, wie uns eine glaubwürdige Kunde berichtet, dieſes Werk meiſt fragmentariſch in den Jahren 1799 — 1803 zu einer Zeit, wo aufmunternder Zuruf noch nicht ganz überflüſſig zu ſeyn ſchien. Widrige Umſtände verzögerten die Ausgabe. Als ſie wirklich erfolgte, war die bezweckte Wirkung der Vorrede, auf welche der freimüthige Göttinger Recenſent dieſes Werks ſchon aufmerkſam gemacht hat, für das jetzige Geſchlecht vielleicht unwiederbringlich verloren. Und doch war das ganze Werk wahrſcheinlich nur um dieſer Vorrede willen geſchrieben!

Es ſind uns von der Hand des Verfaſſers ſelbſt Ergänzungen auf uns unbekannten Wegen zugekommen, und wir eilen, dieſe hier bekannt zu machen, in voller Ueberzeugung, daß wir dadurch von allen Beſitzern dieſes wahrhaft claſſiſchen Buchs —, und wer es noch nicht beſitzt eile, ſich den Genuß zu verſchaffen, der ihn hier erwartet — uns Dank verdienen werden. Wir ſetzen die Stellen, wozu die Ergänzung gehört, immer im Auszug voran.

B.

Th. I. S. 65. „Die französische Sprache führt ihre Stammwörter theils vereinzelt vor, theils mit wenigen Ableitungen umgeben, die oft mißgestaltet und unter sich so verschieden sind, daß man sie kaum als zu Einem Geschlechte gehörig betrachten kann. — Bei uns treten die Urwörter, jedes mit einer zahlreichen Sippschaft auf; die Ableitungen sind größtentheils regelmäßig gebildet, und jeder derselben ist Zug und Character des Stammworts so fest eingedrückt, daß man sie sogleich für Mitglieder Einer Familie erkennen muß."

Bemerkenswerth ist es, daß die teutsche Sprache in ihren Wörtern und Formen verhältnißmäßig ungleich weniger Veränderungen erlitten hat, als die französische. Durch welche Reihe wechselvoller Gestaltungen mußte diese nicht gehen, ehe z. B. aus Capillus cheveu, aus aqua eau, aus cadere cheoir werden konnte! Die noch jetzt übliche Rechtschreibung, die, als sie wurzelte, ohne Zweifel von der damaligen Aussprache ihre Formen entlehnte, ist allein schon Beweis, wie sehr die Sprache sich umgewandelt hat. — Nicht so bei uns. Unsere Stammwörter sind noch immer einsylbig, wie sie es beim Entstehen der Sprache waren. Auch haben sie ihren Ton, so wie im

Wesentlichen ihre angestammte Grundform festgehalten. Verunstaltet durch Ungeschmack, durch Sorglosigkeit entwürdigt und verwahrlost ist unsere Sprache worden, doch nie bis zur Unkenntlichkeit verbildet und verzerrt. Ohnerachtet ihrer gränzenlosen Bildsamkeit; ohnerachtet der Freiheit, mit der sie sich regt und von Alters her geregt hat, ist sie in ihren Elementen sich stets gleich geblieben. Luthers Bibelübersetzung ist noch jetzt nicht nur für jeden Teutschen leicht faßlich; sie ist sogar in vieler Hinsicht noch Muster, und stehendes Muster teutscher Wohlredenheit. Man vergleiche damit die Schriften der gleichzeitigen Franzosen, eines Marot, eines Théodore de Bèze ꝛc. — Nämlich die teutsche Sprache ist, als Ursprache, unmittelbar aus dem Geiste der Nation hervorgegangen; sie hat keine Formen aufgenommen, die demselben nicht auf das vollkommenste zugesagt, die in seiner eigenthümlichen Beschaffenheit nicht ihren Grund gehabt hätten. So ist sie mit ihm gleichsam verwachsen und in Eins zusammengeflossen. Und da der Geist der Nation im Wesentlichen sich fast unverändert erhalten hat, so mußte auch die Sprache, das hörbare Abbild desselben, sich fast unverändert erhalten. Dem Franzosen dagegen ist die Sprache eines fremden Volks von ganz abweichen-

dem Character durch die Umſtände aufgezwungen worden; er fühlte früh, daß dies Werkzeug, ſo wie er es empfing, zur Ausprägung ſeiner angebornen Eigenthümlichkeiten ſich nicht eigne; daß ſein Ich in dem widerſtrebenden Elemente einer erborgten Sprache nicht frei und mit Leichtigkeit ſich bewegen, nicht in ſeiner ganzen Fülle ſich ausſprechen könne; und ſo bildete und änderte er ſo lange daran, bis es ihm gelang, ſie ſeinen Geiſtesformen anzuähnlichen, und ihr die Geſtalt zu geben, die ſeiner angeſtammten Sinnesart am angemeſſenſten war.

Th. II. S. 32. „Die nachahmenden Klangverſe, die Homeren die Natur gelehrt hatte, wurden für ſeine Nachfolger Geſetz."

Man ſehe nur, wie der unverbildete Menſch, wenn er erzählt, den Inhalt des Dargeſtellten durch Laut und Gebehrde zu verſinnlichen ſich beſtrebt; wie er nach Beſchaffenheit deſſelben, die Stimme hier hebt, dort ſenkt; hier die Sylben dehnt und ſchleppt, dort mit Ungeſtüm zuſammendrängt, und ſeine Worte wie in reißendem Sturz daherwirbelt; wie er überall in ſeinem Vortrage mit den geſchilderten Gegenſtänden der lebenden nicht bloß, ſondern auch der todten Natur ſich gleichſam verſchmelzt, und in

ihre Rolle ſich nachbildend verſetzt! Dies Verfahren ahmt der gute Vorleſer, ahmt der gute Schauſpieler nach. Auch er belebt durch verſinnlichende Nachbildung das Vorgetragene, und giebt ihm eben dadurch jene lebendige Kraft, die durch das Ohr das Gemüth des Hörers gewaltig ergreift. — Wie? und was den unverbildeten Menſchen die Natur ſelbſt gelehrt hat, das ſollte bei dem Sohne der Natur, dem Dichter, Kinderei und läppiſcher Tand ſeyn? Was den Vortrag des Rhapſoden und des Schauſpielers adelt; was demſelben Beding ſogar iſt, das ſollte die Darſtellung des Dichters entwürdigen? Es ſollte ihm nicht erlaubt ſeyn, beiden durch Vorarbeit den Weg zum Ausdruck zu ebnen, und ihre Kunſt durch die ſeinige zu beflügeln? —

Th. II. S. 171. „Von dieſem Wahn, daß wir uns den Eigenheiten der franzöſiſchen Sprache anſchmiegen müßten, geblendet, unterſuchten unſere früheren Dichter nicht erſt genauer, ob unſere Sprache zu dieſer Art der Ausbildung geeignet wäre, oder nicht; ob ſie, vermöge ihrer inneren Beſchaffenheit, uns nicht weiter führen könnte, wenigſtens nach einer anderen Seite führen müßte, als die Franzoſen die ihrige."

Offenbar müſſen bei jedem Volke die Formen der Sprache und die Formen der Literatur, deren Trägerin und unmittelbare Aussprecherin jene iſt, durchgängig mit einander übereinſtimmen, — weil beide Ausfluß Einer und derſelben Kraft, des Nationalgeiſtes, ſind. Dieſe ſelbſtſtändige Kraft, die, ſofern ſie vornehmlich als der Inbegriff des Empfindungsvermögens einer Nation betrachtet wird, den Geſchmack derſelben begründet, muß, wie ſie der Sprache ein eigenthümliches Gepräg aufgedrückt hat, ſo auch der Literatur eine eigene Färbung, einen eigenen Character geben, der mit dem Character der Sprache durchaus harmoniſch zuſammenklingt. Beide reichen ſich ſchweſterlich die Hand, und gehen überall gleiches Schrittes neben einander, oder vielmehr mit einander fort.

Noch mehr! Da die Sprache, die Ausfluß und Schöpfung des Nationalgeiſtes iſt, dieſen wiederum zurückwirkend beſtimmt; (ſiehe die Vorrede.) Da ferner die Sprache die Literatur, als Trägerin derſelben, in allen Puncten berührt, und gleichſam mit ihr zu Einem Ganzen zuſammenfließt: ſo läßt ſich nicht ohne Grund annehmen, daß ſie ſelbſt, als thätige Kraft, auf die Literatur mit einwirken,

und deren Formen, mehr oder minder, auch unmittelbar beſtimmen muß.

„Hieraus würde ſich als Folge ergeben: Je verſchiedener die Sprachen zweier Völker ſind, deſto weſentlich verſchiedener muß auch ihr Geſchmack und die Geſtaltung ihrer Litératur ſeyn. Treten zwei Völker in dem Character ihrer Sprachen aus einander, ſo werden ſie, ſoll anders aus ihrem Beſtreben nichts Schlaffes, Rodes, Unnatürliches hervorgehen, auch im Character ihrer Literatur aus einander treten. Begegnen ſie ſich aber in ihren Sprachformen, ſo werden ſie auch mehr oder minder in den Formen ihrer Literatur ſich begegnen.

Die Anwendung, hier auf die teutſche und franzöſiſche, dort auf die teutſche und griechiſche Sprache und Literatur, iſt bald gemacht.

Th. II. S. 357. „Auch die Franzoſen kennen dieſe Wendung.

Zu Ohren brauſt ihm, wie ein Meer,
Die Schreckenspoſt der Dirne.

Aber ſie gebrauchen ſie nur ſelten, und faſt wiederum nur in phrases consacrées; il *lui* dit à l'oreille;

cela *me* pénètre l'ame; cela *me* perce le coeur etc.“

Denn ſo wie in einzelnen Wörtern die Sprache ohne Regel erwuchs, und gleichſam ſtückweiſe die verſtümmelten Elemente mehrerer Sprachen ganz unanalogiſch an ſich riß: ſo auch in ihren grammatiſchen Formen und Fügungen, die ſie gleichfalls theils aus dem Römiſchen, theils aus dem Teutſchen, theils vielleicht auch aus dem Altgalliſchen, aber wiederum nur ſtückweiſe und unanalogiſch, ſich zuſammenlas. Daher ſie faſt bei jedem Schritte, den ſie nach Einer Richtung thun will, ins Stocken geräth, und meiſtens nur immer ſtoßweiſe ſich bewegt. Glaubt man eine Analogie gefunden zu haben, und verſucht ſie zu verfolgen, ſo wird man nach einer geringen Anzahl von Fällen, die ſich willig darein fügen, plötzlich gehemmt, und muß ſich anders wenden. Beiſpiele ſind ſchon angeführt worden. Andere werden noch folgen. — So haben ihre zeitwörtlichen Fügungen ſelten etwas Beſtimmtes, Feſtes. Das Vorwort oder das Umſtandswort, das in einem gewiſſen Fall gebraucht wird, iſt ſehr oft in einem anderen, übrigens völlig gleichartigen, unſtatthaft und unanwendbar. Wir ſagen: feſthalten, feſtnageln, feſthin-

binden, feſtſtampfen, feſtklammern ꝛc. Der Franzoſe ſagt auch: tenir ferme; aber weiter geht er nicht. Wir gebrauchen das bewegliche zuſammen mit allen Zeitwörtern, deren Inhalt dieſe Beſtimmung verträgt; der Franzoſe ſein ensemble nur mit äußerſt wenigen. Unſer grundangebendes vor drückt er durch de aus: mourir de honte; soupirer de plaisir; sauter, treſſaillir de joye etc. Aber wir verfolgen dieſe Analogie: er kann vor Weinen nicht zu Worte kommen; das Getraide kann vor Dürre nicht aufgehen ꝛc.; — wo der Franzoſe plötzlich ſtillſteht. Wir ſagen: Nach etwas greifen, haſchen, hungern, dürſten, gieren ꝛc.; und können dies Vorwort mit allen Zeitwörtern in Verbindung bringen, die auf ein Streben nach etwas hinweiſen. Auch der Franzoſe ſagt: courir après; soupirer après etc.; aber nach drei, vier Fällen von dieſer Art wird er auf einmal gehemmt, und muß, um dieſelbe Beziehung auszudrücken, entweder ein anderes Vorwort gebrauchen, oder umſchreiben. So wird man bei genauerer Unterſuchung finden, daß faſt jedes Zeitwort ſeine eigene Fügung hat, die ſelten analogiſch iſt, und alſo bloß durch das Gedächtniß feſtgehalten werden kann: wodurch die Erlernung der Sprache nicht wenig erſchwert wird. — Auch hier iſt der Unterſchied zwi-

geachtet alles deſſen, was man wider ſeine Aufführung geſagt, bleibt es gewiß, daß die Moral ſeiner Schriften ſchön und rührend iſt, und in das Innerſte des Herzens Gefühl und Ehrfurcht für die Tugend bringt. Eine lebhafte Einbildungskraft iſt immer für den Gegenſtand, welchen ſie behandelt, bis zur Leidenſchaft eingenommen; und wendet, um das Gute und Schöne zu mahlen, eben den Nachdruck an, der ſie zuweilen irre führt.

Wenn wir von ſeinen Schriften eine jede beſonders betrachten; ſo finden wir, daß diejenige, welche ihm zuerſt einen Nahmen gemacht hat, denſelben am wenigſten verdiene. Seine zu Dijon gekrönte Abhandlung iſt nicht viel mehr, als eine zierliche Declamation über einen Gegenſtand, der an ſich ſelbſt nur eine Sophiſterey war. Man mußte nicht fragen; ob die Wiſſenſchaften und Künſte die Sitten verderben? Schon die bloſſe Frage empört die geſunde Vernunft. Es iſt lächerlich zu gedenken, daß durch die Bauung des Verſtandes die Seele ſich erniedrigen könne. Der Menſch iſt nicht verdorben, weil er erleuchtet iſt; ſondern er kan nur, iſt er einmal verdorben, zur Vermehrung ſeiner Laſter ſich eben derer Einſichten bedienen, wodurch er ſeine Tugenden zu vermehren im Stande war; ohngefehr ſo, wie gute Nahrungsmittel dem Geſunden Leben und Stärke geben, den Kranken aber tödten. Es mußte daher bewieſen werden, das Verderbniß ſey immer der Macht gefolgt, und zugleich mit die Wiſſenſchaften; weil es der Natur des Menſchen, zumal des in der Geſellſchaft lebenden, gemäß iſt, ſeine Stärke auf alle Weiſe zu gebrauchen. Glück und Macht haben die Mittel zu Kenntniſſen und die zum Verderben zugleich vervielfältigen müſſen; ſo, wie die Wärme zugleich den Saft der Pflanzen in Bewegung bringt, und die Dünſte bildet, woraus Gewitter entſtehen. Dieſer Gegenſtand aus einem ſolchen Geſichtspunkte betrachtet,

hätte

ſchen einer Urſprache und einer abgeleiteten auffallend und handgreiflich.

Th. II. S. 435. „Die wilde Ausgelaſſenheit erlaubt den Dichter über die Geſetze der Sprache fort. Mehr Regelmäßigkeit würde eine Beſonnenheit verrathen, die mit dem Tone des Ganzen im Widerſpruche wäre."

Unſere Sprache hat überhaupt das Eigene, daß ſie, — die der Franzoſe ſich nur als eine ſteif und gerade daherſchreitende, pedantiſch regelnde und geregelte Etikettenmeiſterin zu denken gewohnt iſt, — wirklich Nachläſſigkeiten des Ausdrucks, — gratam sermonis negligentiam, — ungleich weniger, als andere Sprachen ſcheut. Ja, ſie ſcheint ſogar einen natürlichen Hang zu gewiſſen Regelloſigkeiten in ihren Formen zu haben, einen Hang, der ſich in früheren Zeiten zumal, unter den Händen der Schriftſteller, auf eine auffallende Art geäußert hat.

„Dieſe Freiheit des Gemüths, ſagt Tiek, von den Minneſingern ſprechend, dieſe ſchöne Willkührlichkeit, welche ſich nicht ausſchließend und mit ängſtlichem Vorurtheil an Einen Gegenſtand heftet,

und ſich dadurch unfähig macht, andere zu genieſſen und zu verſtehen, zeigt ſich allenthalben. Es iſt die Sprache, welche die Dichter in dieſem Zeitalter brauchen, eine ungebundene, ganz freie, die ſich alle Wendungen, Tautologien und Abkürzungen erlaubt. Manche Worte wechſeln faſt durch alle Vocale, und e und a und o ſind faſt immer gleichgültig. Angehängte Buchſtaben und Sylben, ſo wie unterdrückte, ſind gleich ſehr erlaubt, um den Vers härter oder wohlklingender, weicher und ſchmachtender zu machen. Dieſe groſſe Allgemeinheit und Freiheit iſt vielleicht der Character der teutſchen Sprache. Es iſt noch niemals gelungen, ſie auf dieſe Weiſe feſtzuſtellen, wie dies mit allen übrigen europäiſchen Sprachen der Fall geweſen iſt. Sie geht immer in ihre alte Wurzel zurück, und erinnert ſich ihres ehemaligen Geiſtes."

Dieſe feine und ſehr wahre Bemerkung giebt uns einen Wink, warum in unſerer Sprache jene ſtrenge grammatiſche und rhetoriſche Regelmäſſigkeit im Ausdrucke, — was man Correctheit nennt, — die anderen Sprachen, der franzöſiſchen vornehmlich, als unverbrüchliches Geſetz vorgeſchrieben iſt, in gleichem Umfange nicht gelten kann, als bei ihnen. Unſere Sprache nähert ſich in ih-

rem Bau und in ihrer ganzen Beſchaffenheit dem Character uralter Stammſprachen; und in dieſen, dem unmittelbaren Gebilde und Erzeugniß eines noch kindlichen Naturvolks, bei dem die ſinnlichen Kräfte mehr und raſcher, als die geiſtigen, lebendig waren, bleiben auch dann, wann ſpätere Geſchlechter ſie kunſtmäßig und philoſophiſch bearbeitet haben, immer noch Spuren, gleichſam eine allgemeine, ihr ganzes Weſen durchdringende, Färbung ihrer angeſtammten Einfalt und Kindlichkeit zurück, — zu der Unſtetigkeit und Beweglichkeit der Formen weſentlich mit gehört. Daher auch eine gewiſſe Freiheit und Willkührlichkeit bei Handhabung einer ſolchen Sprache weit minder mißfällig und widerſtrebend iſt und ſeyn muß, als in anderen Sprachen, die auf anderem Wege und unter anderen Umſtänden zuſammenfloſſen.

Auch der griechiſchen Sprache war — und zwar aus gleichen Gründen, — jener ſtrenggeregelte Gang und Tritt des Vortrags fremd, — ungleich fremder, als der römiſchen, und zumal der franzöſiſchen, in der er bis zur Hemmung aller freien, natürlichen Regſamkeit ſich verſteift, und der Sprache zum Ausdruck kindlicher Einfalt und einfältiger Kindlichkeit jeden Laut genommen hat. Vornehmlich lieben bei

den Griechen die erzählenden Dichter eine frei ausgreifende, nachläſſige Bewegung in ihren Darſtellungen. Homers Vortrag iſt kunſtlos, ſelten periodiſch; er hat häufig Sätze, die ohne Verbindung daſtehen; Perioden, die unbeendigt abbrechen, oder regelwidrig den angeſponnenen Faden plötzlich umwechſeln, daß zwiſchen Anfang und Ende derſelben kein ſtrenger grammatiſcher Zuſammenhang beſteht; Wiederholungen, Auslaſſungen ſind ihm geläufig; er gleicht einem bequemen Spaziergänger, der, ſo wie die Laune ihn treibt, bald raſcheren, bald langſameren Schrittes ſich bewegt; hier eilt, dort ſtill ſteht; hier gemächlich fortſchlendert, dort in übereiltem Laufe ſtolpert, und wohl gar mitunter fällt. Sein Ausdruck fließt ihm ungeſucht und treuherzig in Worten und Formen dahin, wie einem Manne, der gutmüthig einem Haufen aufmerkender Kinder wunderbare Geſchichten vorerzählt, und im Vertrauen auf das Unterhaltende des Stoffes und den einfachen Sinn ſeiner Zuhörer, nicht mit ängſtlicher Sorgfalt ſeine Worte abwägt, ſondern ſie ſo fallen läßt, wie die Eingebung des Augenblicks ſie ihm zuführt, dem Inhalt angemeſſen, leicht faßlich dem Verſtändniß ſeines jugendlichen Kreiſes, aber ohne bedachtſam abgezirkelte Künſtlichkeit in ihrer Ausbildung. Dieſe Manier wurde Geſetz für alle er-

zählenden Dichter, von den Homeriden an bis auf die Alexandriner herab, die gesammt, in Hinsicht auf freie Willkührlichkeit des Ausdrucks, an ihrem Urvater Homer sich mehr oder weniger angeschlossen haben.

Auch scheint allerdings der Erzählung — zumal wundervoller, abenteuerlicher Begebenheiten — diese ungebundene Weise des Ausdrucks am angemessensten zu seyn. Daher sie bei uns auch vornehmlich in der romantischen Gattung zu Hause ist, wo gleichfalls der Dichter in kunstlosem, ungeschmückten, — denn was bedarfs des Schmucks, wenn dem Sprechenden willfährige Leichtgläubigkeit der Angesprochenen entgegenkommt? wenn ein künstlich geordneter Vortrag wohl gar die Glaubwürdigkeit des Vorgetragenen schwächen könnte? — wo, sage ich, in kunstlos nachlässigen, oft regelwidrigen Sprachformen der Dichter gleichfalls kindliche Mährchen oder kindliche Empfindungen, er selbst als Kind zu Kindern redend, mit treuherzig frommer Einfalt vorbringt. Sehr fein hat auch hier Göthe gegriffen, und durch die zart gefühlte Art, wie er diesen freieren Styl angewandt, seine Meisterschaft als Dichter bewährt. Tiek ist vielleicht in Vernachlässigung des Ausdrucks hie und

da zu weit gegangen. — Uebrigens verträgt ſich bei uns dieſer ungebundene Fluß der Sprache faſt nur mit dem Reim und den einfacheren jambiſchen, trochäiſchen und dactyliſchen Rhythmen. Künſtlichere Versarten ſehen einen künſtlicheren, beſonneneren Vortrag voraus.

So muß auch der Roman, dem das tragende und veredelnde Hülfsmittel des Verſes fehlt, ſolcher vernachläſſigten Sprachformen ſich gänzlich enthalten.

Bei den Franzoſen, die für Kindlichkeit und Einfalt wenig Sinn haben, gilt in ſeiner vollen Kraft der bekannte Ausſpruch Boileaus:

Sans la langue en un mot l'auteur le plus divin
Est toujours, quoiqu'il fasse, un méchant écrivain.

Und im Ganzen mit Recht, — weil die Sprache ſich ſo wild und unordentlich aus den regelloſeſten Elementen zuſammenſetzte. Wiche ſie hier von ihrer ſtreng beſtimmten Manier ab, ſie würde bald zu einem verworrenen, in Wort und Form geſtaltloſen Chaos verwildern, von dem jeder Feinfühlende ſich mit Ekel abwenden müßte.

Alſo auch hier iſt zwiſchen der teutſchen und franzöſiſchen Sprache eine Scheidewand gezogen, die in der Natur und Beſchaffenheit beider weſentlich ihren Grund hat, — zum neuen Beweiſe, daß Geſetze, die für eine Sprache gelten und, ihren Anlagen zufolge, für ſie gelten müſſen, für eine andre, die unter ganz verſchiedenen Umſtänden erwuchs, und aus ganz anderen Elementen ſich zuſammenfügte, durchaus ohne bindende Kraft ſind.

Dennoch haben auch die Franzoſen ihre freieren Schriftſteller, — La Fontaine und Molière: unter ihren berühmten Dichtern die einzigen, denen kindlicher Sinn nicht fremd war, bei denen er ſich ſogar ſehr vernehmlich ausſprach. Dieſe Männer boten, trotz den Einſprüchen ihres Freundes Boileau, der ſtrengen Regelmäßigkeit der Sprache häufig die Stirn; aber ſie thaten es mit ſo viel Geſchmack, mit ſo feinem Zartgefühl, daß, außer einigen im Wuſt grammatiſchen Regelnkrams ſteif gewordenen Pedanten, Niemand durch die nachläſſigen Formen ihres Ausdrucks ſich beleidigt fühlt.

Corneille's Regelloſigkeit widerſteht, theils weil er wenig Naives in ſeinem Character hatte, theils weil er ſie, dieſe Regelloſigkeit, in einer hö-

heren Gattung, die selbst durch die strengsten Regeln beschränkt und gleichsam zusammengeschnürt wird, sehr zur Unzeit anbrachte.

Merkwürdig ist es, daß unsre Sprache, wiewohl sie freie Ungebundenheit mehr liebt, als die streng geregelte französische, dennoch in ihren Wörtern und Formen ungleich steter geblieben ist, als die letztere. Diese Erscheinung, so sonderbar sie dem Unkundigen dünken mag, läßt sich aus der Entstehungsart beider sehr leicht erklären. (Siehe den ersten Zusatz.)

Daß übrigens, was hier über Nachlässigkeit des Ausdrucks und willkührliche Handhabung der Sprache gesagt worden, nicht Aufruf seyn soll zu träger, arbeitscheuer Zügellosigkeit, sondern Wink für den denkenden Künstler, versteht sich auch ohne Erinnerung von selbst.

IV.

Fellenbergs landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl bei Bern.

Einleitung.

Der nachfolgende Aufsatz ist schon im Spätsommer vorigen Jahres niedergeschrieben und durch verspätende Umwege erst vor wenig Wochen in unsere Hände gekommen. Wenn wir sagen, daß er aus der Feder einer der geistreichsten und edelsten Frauen floß, die aber stets eine eigene Abneigung in sich empfand, unter ihrem eigenen Namen vors große Publikum zu treten, so sagen wir nichts, was nicht der feiner fühlende Leser durch seine eigene Divinationsgabe bald errathen haben würde. Es betrifft eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die nur pfahlbürgerliche Engherzigkeit und dumpfbrütende Alltäglichkeit mit dem zurückweisenden Namen: Schwärmerei, bezeichnen konnte; es gilt einer herzerhebenden, Menschenwohl auf der ersten, dauerhaftesten Grundveste der Cultur, die allein selig macht, erbauenden Anstalt, der nur hohläugige Mißgunst oder heillose Verzweif-

lung an allem, was die zertretene Menschheit wieder aufrichten kann, kaltes Wasser aufgießen dürfte.

Als die hier zu liefernde Nachricht geschrieben wurde, hatte der edle, anfangs vielleicht auch in seinen nähern Umgebungen noch gemißdeutete Fellenberg zwar schon 8 Jahre lang mit seiner ihm gleichen Gattin, im Kreise einer edeln, ihm zugewachsenen oder angeeigneten Familie seine große Mission, die Erde wieder zu Gottes Erde zu machen, siegreich und muthig, trotz aller Hindernisse, ausgeübt, aber noch war die öffentliche Aufmerksamkeit weder durch Schriften noch auf anderen Canälen sehr angeregt worden. Der still, aber nur um so gewisser wirkende Mann, wollte erst alles auf den Punct gebracht haben, wo dem Ungläubigsten der Glaube durch die Augen kommen muß. Man kannte ihn damals mehr als den Erhalter und Schutzengel des Pestalozzischen Instituts, ehe es nach Yfferden wanderte, als in ökonomischer Beziehung. Die erste Nachricht über seine Unternehmung machte er selbst im Berner Beobachter, ersten Jahrg No. 4 und 6 bekannt, und als er von der Landesökonomie-Commission der Herren des kleinen Raths des Cantons Bern eine ehrenvolle

hätte sehr philosophisch werden können; allein der Verfasser der Abhandlung wollte nur besonder seyn, und das war der Rath, welchen ihm Diderot gegeben hatte. Welche Parthey werden Sie ergreifen? sagte dieser zu dem Genfer, als er für die Academie zu Dijon arbeiten wollte. Die der Wissenschaften, sagte Rousseau. Eine Eselsbrücke, versetzte Diderot. Nehmen Sie die Gegenparthey, und Sie sollen sehen, was Sie für Lärm machen.

In der That machte das Werk viel Aufsehens; um desto mehr, da es anfänglich schlecht widerlegt wurde. Der Genfer hatte mit Gegnern zu thun, denen es übel ließ, wenn sie auch Recht hatten, und er schlug sie mit den Waffen des Lächerlichen. Uebrigens war der Streit darüber mehr werth, als die Abhandlung selbst, denn Rousseau war in seinem Element sobald er streiten konnte. Dennoch kam ein letzter Feind (Herr Borde von Lyon) der mit vielem Witz und vieler Beredsamkeit schrieb; aber die Sache fieng an, etwas alt zu werden; das Publikum bezeigte sich gegen den neuen Ritter ziemlich kaltsinnig; und Rousseau antwortete nicht mehr.

Unterdessen hatte diese Streitigkeit die Würkung, daß die von Rousseau behauptete Meynung, welche nicht die seinige war, und die er aus bloßer Liebe zum Sonderbaren angenommen hatte, dadurch daß er sie vertheidigte, ihm eigen wurde. Er fieng damit an, gegen die Wissenschaften zu schreiben, und nach und nach wurd' er auf diejenigen unwillig, welche sich mit denselben beschäftigten. Ein wenig Eifersucht und geheime Verbitterung gegen sie hatt' er schon lange mit sich herum getragen. Dieser erste glückliche Erfolg übertraf seine Erwartung, und ließ ihm seine Stärke fühlen, welche, nach einer zwanzigjährigen Unterdrückung durch Niedrigkeit und Elend, sich empor hob. Im Genusse der Erstlinge des Ruhms quäl-

ten

Aufforderung erhalten hatte, ſich über ſein ökonomiſches Inſtitut ausführlicher zu erklären, ſo verfaßte er einen eigenen, ſehr leſenswerthen Bericht, der dann im October des verfloſſenen Jahres unter der Aufſchrift: Anſichten der ſchweizeriſchen Landwirthſchaft und der zweckmäßigſten Mittel ſie zu vervollkommnen, von Emanuel Fellenberg, Bern 1807. 106 in 8. im Druck erſchien.

Faſt um dieſelbe Zeit, wie dies geſchrieben wurde, erſchienen auf Veranlaſſung des für alles Schöne und Gute wahrhaft empfänglichen franzöſiſchen Geſandten in der Schweiz, des Generals Vial, einige von der großen, in alle Departements eingreifenden Pariſer Ackerbau-Geſellſchaft beauftragte, ſachkundige Männer im Wylhof, dem ſehenswürdigſten Experimental-Farm, das man jetzt beſuchen kann, und der verdienſtvolle Prof. Charles Pictet in Genf machte ſeinen Bericht als Augenzeuge im Novemberſtück der Bibliotheque Britanique bekannt, und trat zugleich auch mit dem General Vial darüber in einen weiteren Briefwechſel. *) Pictet ſchaffte ſich zugleich ein

*) Die hierzu gehörigen Actenſtücke ſind eben jetzt in Bern im Druck erſchienen: Lettres de S. E. Mr.

ganzes Assortiment der Fellenbergischen Ackergeräthschaften an, die Prof. Döbelin für den Friedensfürsten auch nach Madrit kommen ließ, von woher man schon die erfreulichsten Nachrichten über das Gedeihen und die Anwendbarkeit derselben hat. Denn wer Fellenbergs Landbau und dessen Resultate *) zu sich über zu leiten

le Général Vial et de Mr. Charles Pictet sur les Etablissemens de Hofwyl. 1808 23 u. 10 S. Auszüge daraus und aus andern Berichten kundiger Augenzeugen liefert der Herausgeber des trefflichen sach- und gehaltreichen Blattes: Miscellen zur neuesten Weltkunde, im letzten Blatte des Jahrgangs 1807, und No. 3 u 4. des Jahrgangs 1808, auf welche wir alle unsere Leser, die genauer unterrichtet zu seyn wünschen, unterdessen verweisen, bis ein ausführlicher Bericht, der jetzt vorbereitet wird, daruber ausgegeben wird. Hoffentlich wird sich Hr. Fellenberg bald von allen Seiten aufgefodert finden, Monatsberichte über dieses Institut, was in seiner Art wenigstens eben so viel Aufmerksamkeit verdient, als das Pestalozzische, für ganz Europa, durch den Druck bekannt zu machen.

*) Als Fellenberg das Gut kaufte, erzählt uns auch Herr Bergrath Zschokke in den Miscellen, zinste es jährlich 4800 Franken. Gegenwärtig ren-

wünſcht, muß ſeine Werkzeuge, wobei er von engliſchen Ideen zwar zuerſt ausgieng, aber dann alles ſelbſt bildete und anpaßte, muß ſeine Säemaſchine, ſeine ſogenannte Pferdhacke, wogegen Small's Pflug und Cooke's Säemaſchine ſehr zurücktreten, beſitzen und zu handhaben wiſſen.

Die Hauptſache aber und das wahrhaft Erfreuliche und Erhebende bei dieſer Erſcheinung iſt, daß hier durchaus keine kaufmänniſchen und erwerbluſtigen Ideen die Triebfeder des mit reinſtem Enthuſiasmus für die Sache der Menſchheit erfüllten, das Gute nur um des Guten willen wünſchenden Fellenbergs iſt. Seine blühenden Vermögensumſtände ſetzen ihn in die Lage, jede Speculation der Art, die auch beſſeren Menſchen wie ein Verſucher naht, großherzig von ſich weiſen zu können. Er will nicht um ſchnöden Goldes und Gewinnes willen mit dem wuchern, was Gott gedeihen ließ, und das innere Bewußtſeyn, ein Wohlthäter

tirt es, nach Abzug aller Koſten, 24,000 Livres, alſo das Fünffache. Als er's kaufte, erbaute er 300 Mutt Getraide. Bald wird er den jährlichen Ertrag auf 3000 Mutt rechnen können!!

der ſeufzenden, hart bedrängten Menſchheit geworden zu ſeyn, mag er um kein irdiſches Gut vertauſchen. Nur darum iſt es ihm zu thun, ſeine Methode zum Vortheil der Welt gekannter und allgemeiner ausgeübt zu wiſſen. Sein großes Unternehmen ſoll, unabhängig von ſeinem Leben, dauern, wurzeln, ſich fortpflanzen, in hundert Setzlingen und Sprößlingen überall, wo die Anwendung möglich iſt — und ſie iſt's ihren höchſt einfachen Grundſätzen nach überall, — grünen, blühen, Früchte tragen in Geduld, Liebe, Hoffnung. Er nimmt daher Zöglinge, die bei ihm die Landwirthſchaft ſtudiren wollen, mit offenen Armen auf. Sie ſind ſeine Tiſchgenoſſen, ſeine Geſchäftsgehülfen; ſo wie es das Bedürfniß des Augenblicks fordert, bald Handarbeiter, bald Aufſeher; ſie treten wechſelsweiſe in alle Verrichtungen ein und ſchämen ſich keiner nicht, weil jede zum Ganzen gehört. Alle Details, von der erſten Leitung des Pfluges bis zur Buchhaltung empor, kommen hier zur eigenthümlichſten Ausübung. Ohnſtreitig wird in der Schweiz ſelbſt ein ſo vielſeitig ins Wohl des Ganzen eingreifendes Inſtitut die unmittelbare Aufmerkſamkeit der Männer auf ſich ziehen, die an der Spitze der inneren Verwaltung ſtehen. Aber auch in Deutſchland, aber auch bei uns hier in Sachſen verdient Fellenberg allgemeine

Aufmerkſamkeit. *) Die alte hetruriſche Fabel erzählt vieles von einem gewiſſen Genius oder Gnomen Tages. Als einſt ein hetruriſcher Ackermann das Feld pflügte und die Pflugſchaar ein wenig tiefer einſchnitt, ſo erhob ſich dieſer Lehrer himmliſcher Kunde auf einmal aus dem Boden und redete den Pflüger an. Er hatte ein jugendliches Ausſehen, aber dabei die Weisheit eines Greiſes. Der Anblick erfüllte den Pflüger mit Erſtaunen, das er durch ein ſtarkes Geſchrei äußerte. Nun entſtand von allen Seiten ein großer Zuſammenlauf: Tages aber fieng in Gegenwart vieler Zeugen zu reden an und man merkte ſich ſeine Worte und ſchrieb ſie auf. — Der wahre Tages iſt vielleicht jetzt erſt hinter der Furche des Pferdehackens

*) Les voeux des foibles et la faveur des puissans doivent seconder le génie et les efforts du fondateur des etablissemens de Hofwyl; d'un homme, qui pendant longtems on a été bien excusable de ne pas comprendre, mais dont on ne peut plus aujourdhui considérer les talens, le zèle et le devouement, qu'avec un sentiment d'admiration et de reconnaissance. So der edle Pictet in einem Schreiben aus Nancy vom 15. Januar 1808.

haken auf dem Wythof, eine Meile von Bern am Eingange des Emmenthales, emporgestiegen. Gegen seine Lehre würde selbst Cicero mit allem seinem academischen Scepticismus nichts einzuwenden haben. *) — Man hofft bald noch mehreres und erfreulicheres davon berichten zu können.

Böttiger.

* * *

Fragment aus einer Schweizer-Reise, für den Teutschen Merkur bestimmt.

Wessen Herz ist so stark, dessen Geist so ewig klar und heiter, daß ihn nicht in unseren Tagen Augenblicke der Lebensmüde überfallen? Der sich nicht aus dem wogenden Meere der Weltbegebenheiten nach einem Puncte sehnt, wo das Bessere aus dem Guten hervorgehe, nicht Zerstörung der alleinige Boden sey, wo neue Schöpfungen gedeihen

*) Wie mit Recht gegen jene fabelhaften Apostel der Grundsätze der Haruspicien. S. Cicero's Bücher von der Divination, übersetzt von Hottinger, (Zürich, Orell, Geßner u. s. w. 1789) S. 166 ff.)

ſollen? Nur im Kreiſe ſeiner Familie, nur im Umgange mit den Muſen erhält der Menſch jetzt Glauben an Tugend und Glück; aber der Weltbürger ſehnt ſich nach mehr, er ſehnt ſich nach Wirkſamkeit für allgemeines Beſtes, und jene ausſchließende Beſchränkung auf den Hausaltar und der Muſen Gunſt, ſchuf zum großen Theil den weichlichen Egoismus unſeres Zeitalters. Mit einer Freude, über welche wir manche Wunde, die dieſes Zeitalter dem Herzen verſetzte, verſchmerzen, beobachten wir einzelne Anſtalten, entdecken wir einzelne Menſchen, welche der Selbſtſucht dieſes Zeitalters entgegen arbeiten, der beſchränkten Liebe aus Selbſtliebe fremd, ſich das allgemeine Beſte zum Ziel ihres Lebens gewählt haben. Von einem ſolchen Menſchen ſpricht das volle Herz gern, hören weiche Herzen gern erzählen.

In einer Gegend, in Hügel und Thäler getheilt, ein und eine halbe Stunde von Bern, liegt ein großes Landhaus auf einer ſanften Anhöhe. Seine freundliche Bauart, eine von Säulen getragene Halle an der einen Seite, ein breiter Söller, zu dem mehrere Stufen führen, an der anderen, hohe helle Fenſter, kündigen einen geſchmackvollen, wohlhabenden Beſitzer an. Vor der Mittag- und Abendſeite iſt das Haus in gehöriger Entfernung mit Ge-

büſchen umgeben, gegen das Innere zu führt ein Halbzirkel hoher Bäume, zu mehreren Alleen ein kleines Luſtholz zur Linken, ein groſser Platz von einer Menge ſchöner Wirthſchaftsgebäude umgeben zur Rechten, bilden ein herrliches Ganzes für eine groſse Wirthſchaft. Auf das Feld hinaus zeigt die Ausſicht Wege und Wieſen mit Obſtbäumen bepflanzt, Getraide- und Gemüſefelder in ſanften Abhängen bis zu einem kleinen See; ſein linkes Ufer ſteigt bis zu einem beträchtlichen Hügel aufwärts, und iſt mit den ſchönſten Buchen bewachſen, rechts ſchmückt es ein ſchönes Dorf. Von hier durchirrt das Auge gegen Nordoſt die blaue Kette des Jura, verliert ſich dann in einem Halbzirkel hinter einander aufſteigender mäſsig hoher, ſchön bewachſener Berge, bis es gegen Südoſt auf den Schneezacken des Jungfrau-, Wetter- und Schreckhorns verweilt, die mit ihren majeſtätiſchen Formen hinter dem nahen Tannenwalde emporragen, bis die ihnen anſchlieſsende Bergkette von den Luſtwäldchen verſteckt wird.

Hier lebt ein Mann, deſſen Bekanntſchaft ich jedem meiner Zeitgenoſſen wünſche, der bei den ungeheuern Grundpfeilern, welche ein allumfaſſender Genius der künftigen Weltgeſchichte ſetzt, noch

immer mit bangem Herzen umherſchaut: wo, woher ſoll der lebendige Odem hauchen, der dieſes unermeßliche Gerippe von Macht mit Bürgertugend und Volksglück bekleidet? Er ſehe hier einen Mann, der im Kleinen das Räthſel löſt, einen Mann wie der Genius, der dem Manne des Schickſals einſt den Namen des Beglückers geben will, viele kennen möge, denn ſie werden ſtill und unmerklich, wie die Natur zur Pracht der Schöpfung ſchafft, das Glück des Zeitalters begründen, das er zu bezwecken ſcheint.

Fellenberg, ſo heißt der Beſitzer von Hofwyl, iſt der einzige Sohn eines Mannes von Gelehrſamkeit und vortrefflichem Character, der im Staatsdienſte ſeines Vaterlandes alt ward und gleich nach der Schweizer Revolution im Privatſtande ſtarb. Seine Mutter war eine Holländerin, eine Enkelin des Admiral Tromp. Der Knabe lernte von beiden Vaterlands- und Geſetzesliebe, beides die Elemente der Liebe zur Freiheit; von beiden ward ſein Herz zum Mitgefühl für ſeine Mitgeſchöpfe, zum Dienſte für ſeine Mitbürger aufgefordert. Sehr früh gieng er in der Bildung ſeines Characters und der Erwerbung ſeiner Kenntniſſe einen eigenen Weg. Er ſcheint jede Wiſſenſchaft ausgegrübelt, nicht er-

lernt zu haben; ſolche Menſchen werden nicht allumfaſſend, aber alles was ſie im Reiche des Wiſſens erlangten, iſt ihr Eigenthum. denn ſie haben's im Eilernen gleichſam auf's neue erfunden. Die ehemalige Verfaſſung von Bern ſetzte das Alter feſt, in welchem junge Männer den Staatsdienſt antreten konnten. Fellenberg verlor ſeine Zeit nicht, er ſtudierte, reiſte, und ſchon damals ſetzte ſich bei ihm der Ideengang feſt: den Landbau als das Fußgeſtell aller Cultur und als das ſicherſte Mittel wahrer Volksbildung anzuſehen. Seine frühe Verbindung mit Peſtalozzi trug viel zu der Entwickelung ſeiner dahin einſchlagenden Begriffe bei. Lienhardt und Gertrude, ein Buch, das in der Schweiz neben ſeinem allgemeinen Verdienſte noch das der Localität hat, und nicht ſo wie in Teutſchland, durch eine Menge guter und mittelmäßiger Schriften zu gleichem Zwecke, an Wirkung verliert, ergriff der Jüngling mit dem glühenden Wunſche, zur Beglückung der niederen Volksclaſſen beizutragen. Er heirathete die Tochter eines reichen und angeſehenen Mannes, ein junges Mädchen mit Anſprüchen auf Bewunderung, für den Glanz ihrer vaterſtädtiſchen großen Welt gebildet. und nun fieng er an den Plan ſeines, dem Wohle ſeiner Mitbürger geweihten, Lebens vorzubereiten. Sein männlicher

ten jene zwanzig unbedeutenden Jahre seinen Ehrgeiz. Er erinnerte sich, bey Herrn Dupin, bey dem er in Diensten gewesen war, die Tage nicht mit am Tische gespeißt zu haben, an welchen die Gelehrten sich daselbst versammelten, und betrat das Feld der Litteratur, so wie Marius nach Rom zurück kehrte, voll Rache, und der Moräste von Minturne eingedenk.

Dies war die Anlage zu der Abhandlung über die Ungleichheit der Stände, reicher an Sachen, und stärker im Ausdruck, als die von Dion; aber eben so paradox, vom Hasse gegen die Wissenschaften eingegeben, und dahin gerichtet, zu beweisen, daß jeder denkende Mensch ein verdorbnes Geschöpf sey. Solche Ungereimtheiten können guten Köpfen nicht gefallen; aber die satyrische Laune ihres Verfassers reizt den Leser und unterhält ihn. Es ist eine Unterredung mit einem Wilden, der gesittete Menschen belustigt, indem er ihnen seltsame Schmähworte sagt.

Diese Neigung zur Satyre bekam auf den Theatern der Comischen Oper eine neue Gelegenheit sich vorzuthun, und so entstand der Brief über die Musik; ein Werk voll guter Grundsätze, welches keinen andern Fehler hat, als den, die Sache zu weit zu treiben. Ueberhaupt muß einem öfters, bey Rousseau, dasjenige einfallen, was Tacitus sagt: daß es eine seltne Gabe sey, in der Weisheit Maaß zu halten, tenere in sapientia modum. Jener beweißt sehr gut die Fehler unsrer Musik; aber er fügt hinzu, daß wir keine haben können. Zugleich mit seinem Briefe gab er uns den devin de village, ein Stück voll Anmuth und Melodie. Nach der Zeit haben die Compositionen von Duni, Philidor, Monsigni, und die Meisterstücke von Gretry, welche durch ganz Europa, wo man noch nichts als unsre Tänze kannte, gesungen werden, Rousseau völlig widerlegt, der vielleicht dennoch bey seiner Meynung bleibt.

Nach-

Einfluß vermochte ſein liebenswürdiges Weib zu einer, für ihre Gewohnheiten und Erziehung, ſpartaniſchen Einfachheit der Sitten und Bedürfniſſe zurückzugehen. Gewiß iſt dieſe Frau ein ſeltenes, rührendes Beiſpiel, welche Kraft, welches Ausharren das weibliche Gemüth an der Seite eines männlichen Characters entwickelt. Fellenberg lebte einſam mit ſeiner Gattin in verſchiedenen Gegenden der Schweiz, ſich und ſie ſelbſt zu einem thätigeren Leben vorbereitend, als die Schweizer Revolution ausbrach.

Während des kurzen Kampfes der alten ehrwürdigen Verfaſſung gegen die franzöſiſche Uebermacht berufen ihn die Umſtände, ſich an die Spitze eines vaterländiſchen Haufens zu ſtellen, den er durch ſeinen Geiſt zuſammen berief, und der ihm mit alter Vaterlandsliebe folgte. Die Geſchichte dieſes kurzen Zeitpunctes trägt einen Character voll antiken Ernſtes, voll concentrirten Feuers, ſo daß ſie befremdend unter dem Gewühl undeutlicher Umriſſe auftritt, welcher den Geſtalten jener Zeit ſo eigen iſt. Vielleicht gelingt es einmal Freunden des edeln jungen Schwärmers, ſie dem Publicum mittheilen zu dürfen. Allein der tödtliche Streich war geſchehen, eh' die braven Entlibucher ihren Bun-

desgenossen zu Hülfe eilen konnten. Die alte Verfassung unterlag, und Fellenberg glaubte nun kein Vaterland mehr zu haben. Das erste Bewußtseyn, besiegt und unterjocht zu seyn, brachte den Entschluß in ihm hervor, nach Amerika zu fliehen. Er lebte einige Monate in einer kleinen schwäbischen Stadt, um die Mittel zu diesem Plane zu sammeln. Welch ein schrecklicher Zeitpunct für sein junges Weib! sie war schwanger, in einer fremden, rauhen, ärmlichen Gegend, unter fremden Menschen, die weder Sitten, Bildung noch Denkungsart ihr näherten, sah sie nichts deutlich, als den unendlichen Schmerz ihres Gatten. Von geliebten vortrefflichen Aeltern trennten sie die siegenden Heerhaufen, die Gerüchte, welche sie von Zeit zu Zeit erreichten, schilderten ihr nur Schrecken und Gefahr für ihre Verwandten und Freunde. Wie getheilt mußte nicht Fellenberg's Gemüth seyn, zwischen so vielfachem Schmerz! Seine Freunde, seine Liebe zum Vaterlandsboden entfernten nach und nach den verzweifelten Entschluß, auf einer anderen Halbkugel zu leben. Nach reifer Prüfung der Umstände, und manchem Kampfe in seinem Innern entwickelte sich die Hoffnung in ihm, das Unglück des gegenwärtigen Augenblicks zu benutzen, um eine bessere Zukunft für sein Volk bereiten zu helfen. Er ar-

beitete nun in mehreren Fächern des Staatsdienstes, und ging zuletzt mit der Gesandtschaft, welche seine Regierung abschickte, im Jahre 1802 nach Paris. Die darauf folgenden Vorgänge bewiesen ihm, daß sein Beruf als Staatsdiener beendigt sey; er legte alle öffentlichen Geschäfte nieder, und zog sich ganz auf sein Landgut, den Wylhof, zurück. Dieses Gut hatte schon seit geraumer Zeit Eigenthümer gehabt, welche die Landwirthschaft nie in ihrem Gesichtskreis einbegriffen hatten. Das Wohnhaus war der zufällige Aufenthalt für einige Sommerwochen, und für diesen und den dahin schlagenden Zeitvertreib mit Luxus ausgerüstet. Die Felder waren verpachtet, schlecht gehalten oder ganz verwildert, die Rechte des Gutsherrn durch habsüchtige Nachbarn an sich gerissen, oder durch Nachlässigkeit in Vergessen gerathen. Was dem Unheimlichen des Gemäldes aber die trübste Farbe giebt, — die französischen Truppen hatten daselbst eines ihrer Hauptquartiere gehabt, und das Haus nebst den Geräthschaften so behandelt, wie sie es sich in den Fällen oft erlaubten, wo der Eigenthümer sie nicht als Wirth empfieng. Unter so ungünstigen Bedingungen begann Fellenberg sein Unternehmen. Statt des Luxus der vorigen Eigenthümer, begnügte er sich, das ganze Haus in einen bewohnbaren Zu-

ſtand zu verſetzen. Eine bequeme Einfachheit, die wir, in teutſchen Städten wenigſtens, gar nicht kennen, macht den zufälligen Gaſt ſelbſt in ſolchen Zimmern gleich einheimiſch. Statt der vielen kleinen, auf mehr oder weniger hohen dünnen Beinen ruhenden Trümeaux, Chiffonnièren u. ſ. w., findet ſich in jedem Zimmer eine Menge tiefer bequemer Wandkäſten; jede Geräthſchaft beweiſt durch ihre zweckmäßige Form, daß es ihr ein Ernſt iſt, ſich gebrauchen zu laſſen. Dabei die häufigen hölzernen Bekleidungen der Wände, die von einem ſchönen Tannenholze zuſammengeſetzt, dem Klima ſo viel angemeſſener ſind, wie unſere Papiertapeten; oder noch unfreundlichere gemalte Gypswände, welche durchaus eine italieniſche Sonne vorausſetzen. Eine viel ſchwerere Aufgabe war die Verbeſſerung der Felder. In einer Reihe von fünf Jahren beweiſt nun Fellenberg hier, wie viel die Beharrlichkeit eines einzigen Mannes leiſten kann. Er reinigte die Felder vom Unkraute, ſo daß jeder Acker einem Gartenbeete gleicht, und ſelbſt an den Wegen, ſo weit ſein Beſitzthum reicht, kein Unkraut zu finden iſt. Er zog eine unglaubliche Menge Gräben und unterirdiſche Waſſerleitungen, welche ihm dieſes wilde Element in ſeine Gewalt gaben, es abzuführen, wo es ſchadete, und hinzuleiten, wo es die Ve-

getation beleben ſollte; er gab großen Strecken durch Abtragung der Erde die Veränderung der Oberfläche, welche die Bewäſſerung möglich machte; er benutzte die, jedes Jahr von neuem abgeleſenen, Steine von allen ſeinen Feldern, um die Wege zu bahnen, oder die Waſſerleitungen zu ſichern. Die Anwendung neuer Ackerbauwerkzeuge, ſo wie deren Verbeſſerung nach dem Bedürfniſſe ſeines Locals, und die Erfindung ganz neuer Geräthe half ihm in allen dieſen Arbeiten. Hier iſt nicht der Platz, um über die Anwendung der Säemaſchine, der Pferdhacke, der Walzen, und einer Menge Hülfsmittel zu ſprechen, welche Fremde von allen Seiten, Landbauer, Mechaniker und Gutsbeſitzer täglich zu beſehen kommen und ſich zu ihrem Gebrauche zu verſchaffen ſuchen; denn weit entfernt, aus irgend einer Behandlung ſeines Ackerbaues ein Geheimniß zu machen, ſtrebt Fellenberg nur nach Mitteln, ſie zur Gemeinnützigkeit zu bringen.

Dieſes Landgut, ſo blühend und vervollkommnet wie ich es beſchrieben habe, beſteht aus 300 Juchart, theils Feld, theils Wieſen, und über 100 Juchart Wald, das mehrſte liegt ohne Vermiſchung fremden Eigenthums um das Wohnhaus und die Wirthſchaftsgebäude umher. Dieſe letzten ſind die

Frucht ungeheurer Anſtrengung und eben ſo großen Aufwandes. Dort iſt die Wohnung des Sennen, oder Kühers, nebſt den Stallungen für das Vieh. Die Wirthſchaft des Kühers beſorgt zu gleicher Zeit die Koſt der gewöhnlichen Knechte und der beim Landbau arbeitenden Mägde. Nebſt einer Menge anderer Ställe und Vorrathshauſer iſt ein eigenes Gebäude da, welches mehrere Tennen enthält, einige Wohnungen für das Geſinde, Vorrathskammern für Schreiner-, Eiſen- und Ackergeräthe, eine Wagner- und eine Schmiedewerkſtatt. Dieſe Handwerker erhält Fellenberg in beſtändiger Thätigkeit, um das Ackergeräth und die Maſchinen zu verfertigen, welche bei ihm nach dem Muſter der Seinigen beſtellt werden, und durch deren verbreiteten Gebrauch er jeden Gutsbeſitzer in den Stand ſetzt, ſeinen Boden auf eine eben ſo vortheilhafte Art, als er ſelbſt thut, zu benutzen. Der koſtbarſte Theil des Gebäudes iſt aber unter der Erde enthalten, dort ſind Gewölbe und Keller von ausnehmendem Umfange, wo durch eigene Veranſtaltungen alle Arten von Wurzelwerk durch alle Jahreszeiten friſch erhalten werden. Bei dem ſchon ſehr anſehnlichen Viehſtande, bei der Maſtung von Rindvieh und Schweinen, ſcheinen die Vorräthe, welche ein Winter erfordert, dem Pygmäen-Maßſtabe einer Stadtwirthſchaft ungeheuer! Nebſt

dem Rindvieh, den Pferden, den Schweinen befinden sich auch Schaafe in den Ställen, welche eben jetzt durch Widder und Mutterschaafe von ächter spanischer Race vermehrt sind, und verbessert werden sollen. Noch ein friedliches Geschlecht dieses belebten Wohnplatzes darf ich nicht vergessen, das ist eine Zahl bescheidener Esel, die zu manchem Geschäft gebraucht werden, wo sie Menschenkräfte ersparen, und wo größere Lastthiere nicht anwendbar wären.

Auf diesem Platze und durch diese Mittel bereitet Fellenberg seit neun Jahren das Gelingen seiner Bemühungen zum allgemeinen Besten vor, und schon in der Vorbereitung hat er für dieses Beste manchen Gewinn veranlaßt. Nach der Erfahrung, welche die Geschichte der Zeit ihm darbot, bei dem Gange, welchen sie genommen hat, ist ihm die Vervollkommnung des Landbaues, und die Bildung des Landmannes zu den Arbeiten seines Standes immer wünschenswürdiger geschienen. Er sieht in ihm den sichersten Reichthum des Staates, die sicherste Pflanzschule edler Bürger und tapfrer Krieger. Von dieser Ansicht durchdrungen, sah er sich von allen Seiten nach Mitteln um, diesen Zweck zu erreichen, und jede Entdeckung, jede Anstalt, die ihn zu befördern versprach, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und

ward Sache ſeines Herzens. Mit allem Feuer ſeines Characters folgte er daher der Methode Peſtalozzi's. Das Inſtitut dieſes merkwürdigen Mannes war damals einige Stunden von dem Wylhof, in Burgdorf, eingerichtet. Nach Fellenberg's Anſicht war ſein glücklicher Fortgang die vortheilhafteſte Vorbereitung und nachmalige Mithülfe zu ſeinen Planen für Unterricht und Volksbildung. Wie mehrere Urſachen die ökonomiſchen Umſtände jener Anſtalt auf das gefährlichſte zerrüttet hatten, und dieſe ſo heilſame Pflanzſchule eines beſſeren Kinderunterrichts in Gefahr gerieth ſich aufzulöſen, übernahm Fellenberg deren ganze Direction, die ihm die Nähe von Buchſee möglich machte, ohne ſein Hausweſen gänzlich zu verlaſſen. Fellenberg befand ſich mit einer ungeheuern Laſt, er brachte Opfer, die bei ſeiner Lage und ſeinen Berufsgeſchäften ſehr wichtig waren, und ärndtete einzig das Bewußtſeyn, das Inſtitut vor ſeinem Untergange zu ſchützen. Sobald es ihm alſo gelungen war, Peſtalozzi wieder als Schlußſtein der ganzen Anſtalt betrachten zu können, zog er ſich von deſſen Verwaltung zurück, und die Buchſeer Schule vereinigte ſich mit der, ſchon gleichzeitig mit ihr beſtehenden von Iverdun, wo ſie noch in voller Wirkſamkeit iſt

Jetzt sieht er sich endlich dem Augenblicke nahe, wo er seine Plane in die Wirklichkeit verpflanzen kann. Seine nächste Absicht ist die Einrichtung einer Schule, die für sein Vaterland und das südliche Teutschland den Nutzen haben würde, welchen Thaer in der Mark zu beabsichtigen scheint. Nebst den Lehrern in den theoretischen Fächern, die zum Landbau erforderlich sind, bietet sein ausgebreiteter Ackerbau, seine mannichfaltige Viehzucht, die Verfertigung von Käse und Butter, die Behandlung des Obstes u. s. w. einen höchst vortheilhaften practischen Unterricht an. Er gedenkt Zöglinge zweierlei Art anzunehmen, welche in der Behandlung ganz verschieden wären; Jünglinge von gutem Stande, die als Gutsbesitzer, oder künftige Beamten im staatswirthschaftlichen Fache sich dahin einschlagende Kenntnisse erwerben wollten, und junge Leute von untergeordnetem Stande, die sich zu künftigen Großknechten, Pächtern oder Verwaltern zu bilden gedächten. Der jetzige Augenblick scheint ihm günstig, manches junge Gemüth, welches sonst im Strudel des Müßigganges untergehen würde, oder knechtisch um kleinen Lohn mechanischen Federdiensten sich widmete, oder in müßigen Speculationen sich und seine Bestimmung als Mensch und Bürger verlor, zum sichersten, ehrwürdigsten Stande des Landmannes

zurückzuführen. Diesen Stand zu verachten, dazu war unser Jahrhundert zu weit fortgeschritten, aber ihn zu ergreifen, ihn wirklich practisch zu üben, dazu war unsere Verwöhnung zu groß, unsere Bedürfnisse zu vielfach, und durch Mangel an Einsicht und Handgriffen, der Gewinn noch zu gering. Und — gestehen wir's nur: — denn hier ist von keiner Idealisirung die Rede — unsere Landbauer der höheren Classe luden durch den Mangel an humaner Bildung selten zur Nachahmung ein. Zur Ansicht dieses Standes hat man nun wohl allgemein den rechten Standpunct gewonnen, die allgemeine Zerrüttung, oder doch Veränderung der politischen Vereine, bietet die Hand, in ihm einen Ersatz verlornen Wohlstandes, vernichteter Glücksplane, einen Haven der Ruhe und des würdigen Glückes zu finden. Wie mancher Landeigenthümer, der bis daher seinen väterlichen Heerd verließ, und durch einen undankbaren Hofdienst seiner Familie kümmerlich den Trost errang, standesmäßig zu leben, wird in mancher teutschen Provinz jetzt mit edelm Stolz lieber durch den Ertrag seiner Felder reich werden, bei einfacher Lebensweise, wird statt mühselig zu trachten, wie er seinen Söhnen eine fruchtlose Abhängigkeit erkämpfe, sie einen neuen Erwerb erringen lehren, durch die Verdoppelung des Ertrags der schon angebauten Felder, durch Erobe-

Nachdem er die Oper verbannt hatte, stand er gegen das Französische Theater auf, und wollte beweisen, daß wenn erstere zu nichts gut wäre, als uns Langeweile zu machen, letzteres uns nothwendig verderben müßte. Zween berühmte Schriftsteller, D'Alembert und Marmontel vertheidigten die Bühne. Ihre Vertheidigungen sind gut; aber man möchte lieber Unrecht haben, wie Rousseau.

Dieser hat selbst sein Leben beschrieben, welches, als Historie oder Roman betrachtet, unter seinen Werken nicht die wenigste Aufmerksamkeit verdienen wird. Diejenigen, denen er es vorgelesen hat, sagen, daß er seine Fehler und Ausschweifungen offenherzig bekennt, aber beständig interessant ist.

In meinem nächsten Briefe werd' ich Sie von Thomas und Linguet unterhalten, zween auf sehr verschiedne Art berühmten Männern.

Erstrer hat uns kürzlich mit einer neuen Ausgabe seiner von der Academie gekrönten Reden beschenkt, und derselben einen Historisch- Philosophischen Versuch über den Gebrauch und die Würkungen des Lobes und der Lobreden bey allen Völkern, unter ihren verschiednen Regierungsformen, vorgesetzt. Dieses, alle seine bisherigen Schriften weit übertreffende Werk ist voll tiefer Gelehrsamkeit, voll kühner Philosophie, und mit einer allzeit edeln, oft erhabnen Beredsamkeit geschrieben.

Linguet hat für Hrn. Morangies (*) eine lesenswerthe Vertheidigungsschrift herausgegeben, welche ihm mehr

(*) Der Rechtshandel des Grafen von Morangies gegen die Erben der Wittwe Veron gehört zu dem allermerkwürdigsten, und bietet dem philosophischen Beobachter ver-

rungen über eine ſtiefmütterliche Natur auf Heiden und Moorländern. Solchen Zöglingen bietet Fellenberg an, ſie zum practiſchen Landbau vorzubereiten, ihnen ſeine Kenntniſſe mitzutheilen, und ſie unter ſeinen Augen ſelbſt üben zu lehren. Sie fänden in ihm einen väterlichen Freund, ein Vorbild in ſittlicher und geſellſchaftlicher Bildung, und wenn ſie ſich deſſen würdig machen, darin zugelaſſen zu werden, in dem Zirkel ſeiner Familie eine Schule häuslicher Tugend und Glücks.

Doch hiermit wird Fellenberg's Sehnſucht nützlich zu wirken nicht geſtillt. Er wünſcht mit ſeinen Söhnen eine geringe Anzahl Knaben im Schooſe ſeiner Familie, nicht als Penſionsherr, ſondern als Hausvater zu erziehen. Seine Söhne haben einen beſonderen Lehrer, mit der vermehrten Zahl der Knaben würden ihm Gehülfen zugegeben, und die Lehrer des Ackerbau-Inſtituts würden die wiſſenſchaftliche Bildung der Knaben erleichtern. Wäre es die Abſicht der Aeltern, eigneten ſich die Anlagen der Knaben dazu, ſo könnte deren einer oder der andere aus Fellenberg's Familienzirkel ſpäterhin in das Ackerbau-Inſtitut übertreten. So lange ſie aber in ſeinem Hauſe lebten, wären ſie ſeine, ſeiner liebenswürdigen Gattin Söhne — und

nie

als möchte wohl die Wahl der Liebe die Sorge der Natur so überwiegend ersetzt haben, als für diese Knaben in diesen Umgebungen. Das Beispiel ist schon vorhanden. Der Sohn eines Freundes fand seit längerer Zeit in Fellenberg einen Vater wieder, den ihm die Vorsehung früh entriß, ihn sah ich neben seinen eigenen Kindern, sah diese lieben Geschöpfe allesammt, oft und viel. Ernst und Liebe sind ihre Führer. Der Anblick jeder Leidenschaft ist von ihnen entfernt, Reinlichkeit ist ihr einziger Luxus, Bewegung in freier Luft, gymnastische Uebungen, einfache Kost müssen den Körper gesunder halten, und die unverbrüchliche Ordnung, die Stille des Landlebens, die Art des Unterrichts macht den Knaben ihre Schulstunden so lieb, daß sie springend ihnen zueilen, und mit freudenglänzenden Gesichtern sie abwarten. Die Art des Unterrichts folgt für den Anfang der Erziehung der Pestalozzischen Methode, so weit sie bis jetzt entwickelt ist, da Fellenberg seine Kinder zu der Entwickelung jeder Fähigkeit, zu der Erwerbung jeder Wissenschaft vorbereiten will, folgt ihr mit dem zunehmenden Alter der Zöglinge, Sprachkunde, Naturgeschichte, Welt- und Länderkunde, nach der Lehrart, welche den gesundgebildeten Geist des Knaben am nützlichsten für das thätige Leben vorbereiten kann. Die Lage des Hauses, die

Mannichfaltigkeit der Landarbeiten, an welchen die Knaben im Gartenbau und Blumenziehen früh theilnehmen, iſt in den Freiſtunden eine unerſchöpfliche Quelle von Zeitvertreib und Unterricht. Sie ſammeln Steine, Pflanzen, Inſecten, helfen der holden Mutter Saamen putzen, oder Obſt einſammeln, und in der ſpäteren Jahreszeit, wenn die Abende lang werden, tanzen ſie in frohen Spielen in den großen hohen Zimmern umher, man lieſt mit ihnen ein Buch, das ihrer Faſſungsgabe angemeſſen iſt; man führt ſie zu einem frohen Geſange an, in den ihre kleinen Kehlen mehr oder weniger melodiſch, froh mit einſtimmen. Wie erfreulich der Anblick iſt von dem großen Tiſche, wo die ſieben oder acht Geſichterchen umherſitzen, — das älteſte Kind, ein Knabe, iſt erſt 10 Jahre alt — und Bohnen auskernen, oder zeichnen, oder Kartenhäuſer bauen, jedes bei ſeinem Geſchäfte mit dem komiſchen Eifer, den das holde Kindervertrauen: recht brav zu ſeyn, in ihnen erweckt — das muß man ſelbſt ſehen, um ſeinen Werth recht zu ſchätzen. Dann kommt frühzeitig die Abendſuppe, oder der ſehr beliebte Reißbrei, und die hellen Augen blicken fröhlich dem Ende des leichtverlebten Tages im Gefolge der Suppenſchüſſel entgegen. Indeß kommt der Vater ins Zimmer, die Abendmahlzeit iſt gehalten, und das kleine Volk

ſtellt ſich vor den Repräſentanten ſeines Gewiſſens — der Vater zieht eins nach dem anderen in ſeine Arme, und läßt ſich von ihm die Geſchichte ſeines Tages erzählen, deren einzelne Beſtandtheile ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgiengen, oder deren Inhalt er in den kindlichen Zügen lieſt. Jede Mutter, welcher die Klugheit anräth, ſich von ihrem Liebling zu trennen, jeder Vater, dem Umſtände, oder Selbſterkenntniß gebieten, ſein Kind außer ſeiner Aufſicht erziehen zu laſſen, ſollte dieſen Auftritt ſehen, um ſich über das Schickſal ſeines Geliebten zu beruhigen, wenn er ihn in Fellenberg's Obhut geben kann. Das kurze Geſpräch, was Fellenberg in dieſem ruhigen Augenblicke mit den Kindern führt, iſt Religionsunterricht und Gebet zugleich, und hat die Form von keinem von beiden. Das Kind lernt in den Armen des gütigſten Vaters Sehnſucht nach Tugend — das iſt alles, was ich über dieſe fruchtbare Viertelſtunde ſagen kann.

Es iſt mir beinahe, als wenn ich hier abbrechen ſollte, aber ich muß den theilnehmenden Herzen, die ich mit Fellenberg vertraut mache, noch einen Endzweck mittheilen, den er ſich vorſteckt, der das Schooskind ſeiner Wünſche iſt, deſſen Erreichung aber — daß ich ihn doch durch den Scherz nicht ent-

weihe! — den menus plaisirs der großen Herren zu vergleichen ist; das heißt: er hält ihn ganz unabhängig von seinem Ackerbau-Institut und der Erziehung seiner Söhne. Es ist die Errichtung einer Armenschule, in welcher er die Bildung dieser verlassenen Menschen-Classe aus seiner Nähe, zu jedem Geschäfte des Landbau's, nebst einem einfachen, moralischen und religiösen Unterrichte beabsichtigt: im dürren Boden des Elends, der Unsittlichkeit, der Rohheit, vertretene Pflanzen in ein Erdreich zu versetzen, wo sie durch Fleiß, Mäßigkeit, Geschicklichkeit ihre angeborne Kraft wieder erhalten. Um diese Anstalt, so wie das Ackerbau-Institut über die Zufälligkeit zu erheben, die sein Tod, einzelne Widerwärtigkeiten, oder persönlicher Einfluß darüber verhängen könnten, hat er Maßregeln genommen, es durch einen eigenen, durch seine Industrie und Ersparniß gewonnenen Fond zu erhalten, so wie er sich auch einzig als Verwalter des ganzen Unternehmens ansieht, und als letzten Zweck seiner Bemühungen, und sichern Bürgen für die Dauer ihrer Früchte im Laufe seines Lebens eine Zahl Männer zu finden, oder zu erziehen hofft, welchen er die Direction des Ganzen übergeben kann, und ihm so mit der Zeit fortschreitende, und durch die Liebe zum allgemeinen Besten allein belebte Be-

ſchützer und Beförderer zu erhalten. — Das iſt der Entſchluß und die einzig beruhigende Ausſicht für das Herz voll Liebe für den Mann, der ſein Leben aus keinem Geſichtspuncte anſieht, als in ſofern es ihm gegeben ward guter Bürger und wohlthätiger Menſch zu ſeyn.

* * *

Auszug eines Briefes. *)

Ich danke Ihnen verbindlichſt für die Mittheilung der Idee des edeln Fellenberg's. Möchte ſich in unſerm ſtarren Zeitalter ein Erneſtus II. Redivivus, oder ein zweiter Graf Fespeties finden, der den wahren Gedanken, das, was der Anfangspunct der Civiliſation war, den Ackerbau bis zur Schule der Humanität zu erhöhen, und ihn dadurch mit dem ſo oft verrückten Zielpuncte aller Civiliſation aufs natürlichſte und innigſte zu verbinden, um den Kreis der Volksbildung zu ſchließen,

*) Aus der Feder eines ſehr ſachkundigen Mannes und edeln Menſchenfreundes in Sachſen, dem ich obengenannte Schriften mitgetheilt hatte.

durch ſein Anſehn und Vermögen ins Leben rief! Ich ſehe in Fellenberg's Plane eine tiefere Begründung und ein höheres Ziel, als in irgend einem ähnlichen, mir bekannt gewordenen, Unternehmen. Franklin's Anſicht, deren Sie geſtern gedachten, ſprach ſich vielleicht kühler und practiſcher aus. Thaer's Inſtitut zu Mögelin gehört einzig der Induſtrie an, zu welcher ſich die Humanität verhält, wie die Virtus post nummos. Becker in ſeinem Noth- und Hülfsbüchlein, Salzmann in ſeinem Wilhelm, Schlez u. A. m. in ihren Schriften, haben vielleicht Alles gethan, was ſie in ihren Verhältniſſen, als Männer des Buchſtabens konnten; Beckern beſonders bleibt unſer Vaterland ſtets verpflichtet. Das einzige Georgikon zu Keszthely in Ungarn, mit kaiſerlicher Freigebigkeit ausgeſtattet, nähert ſich Fellenberg's Ideen; doch hat es bei größerer Vollkommenheit in cameraliſtiſchem Sinne weniger den Character der Vernunft und Menſchenliebe, der bei Fellenberg Alles durchdringt, belebt, verbindet und veredelt. Ich freue mich, daß der berühmte Voght auf ſeiner Reiſe nach Paris vielleicht von Fellenberg's Unternehmen und Wünſchen unterrichtet werden wird. Das Ganze verdient auch in unſerem Vaterlande näher bekannt zu werden. Beſonders

rechne ich etwas auf mehrere treffliche, auch der liberalſten Ideen empfängliche, Landwirthe in den beiden Lauſitzen. Freilich wird es nicht viel Männer geben, die den philoſophiſchen Enthuſiasmus eines ſchweizeriſchen Landwirthes, der Kleinjog's erziehen will, verſtehen. Doch oft macht ſchon der Anblick öffentlicher Noth für rettende Ideen empfänglich; und die Hoffnung glaubt zu jeder Zeit gern an die Möglichkeit, daß neben den Uebeln, welche das Volksglück vernichten, ein Zeus σωτηρ erſcheinen kann. —

H.....

Inhalt.

Seite

I. Ueberſetzungs-Proben.

1. Dante's Hölle. Fünfter Geſang. 73

2. Probe einer Ueberſetzung von Giovanni Boccaccio's Fiammetta. 80

3. Blumen aus dem Orient. 86

II. Pſyche. 92

Amor. (Antwort an Pſyche.) 94

III. Ergänzungen zu dem Werke über den Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache. 96

IV. Fellenberg's landwirthſchaftliche Anſtalten zu Hofwyl in Bern. 114

Fragment aus einer Schweizer-Reiſe, für den teutſchen Merkur beſtimmt. . . 121

Auszug eines Briefes. 141

Monats-Berichte

des

F. S. privilegirten

Landes-Induſtrie-Comptoirs

und des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privilegirten

Hof-Buch- und Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe jedes Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Jahrgang 1808.

Weimar 1808.

mehr Ehre macht, und mit mehrerem Geſchmack abgefaßt iſt, als ſeine vorigen Arbeiten dieſer Art. Zu gleicher Zeit aber iſt er dadurch lächerlich geworden, daß er in der Lateiniſchen Inſchrift, an der Bildſäule Ludewig des XVten, in den Thuillerien, einen Sprachfehler entdecken wollte; einer Inſchrift, welche der berühmte Hr. Le Beau aufgeſetzt, und die Academie des belles lettres durchgeſehen hat. Ein in den Franzöſiſchen Merkur eingerückter Brief hat ihn vor dem Publiko gänzlich zu Schanden gemacht, und der dem Verfaſſer der Inſchrift auf eine ſo unbeſcheidene Art von ihm gemachte Vorwurf der Unwiſſenheit iſt auf ihn ſelbſt zurück gefallen. Hierzu kömmt eine andere noch empfindlichere Kränkung, welche ihn ſo gar von der Advocatur entfernen könnte. Das Parlament, der unanſtändigen Heftigkeit müde, welche in ſeinen Vorträgen herrſcht, und um deren willen er oft von dem Publiko ausgeziſcht wird, hat zu erkennen gegeben, daß es ihn nicht mehr anhören wolle, und eine von Linguet zu führende Sache, wider alle gewöhnliche Rechtsform, ſechs Wochen hinausgeſetzt.

Auf dem Theater, auf welchem die Demoiſelle Raucourt ſich den ganzen Winter über mit ſo vielem Ruhm gezeigt hat, iſt nichts neues vorgefallen. In der Poeſie haben wir Fabeln von Hrn. Boiſard bekommen, worunter ein Dutzend ganz artige ſind; und von Hrn. Colardeau eine Nachahmung in Verſen des Temple de Gnide; ein Unternehmen, das allgemein getadelt worden, und deſſen Ausführung, einige einzelne Stellen ausgenommen, matt und nachläßig iſt.

Was

verſchiedene ſehr intereſſante Seiten dar. Wir werden im folgenden Stück des Merkurs unſere Leſer ausführlich davon unterhalten.

No. I.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Januar 1808.

I. Ankündigungen.

1.

Ankündigung einer *vollſtändigen Muſter-Charte* der neueſten Moden Zeuche zu Damen- und Herren-Kleidungen, welche in den beiden Leipziger Oſter- und Michaelis-Meſſen erſcheinen, als eine Extra-Beilage zum Journale des Luxus und der Moden.

Eine vollſtändige Ueberſicht der von Zeit zu Zeit erſcheinenden neueſten Moden-Zeuche iſt ſowohl für den Technologen, Fabrikanten und Kaufmann, als auch für

Damen und andere Käufer, welche sich daraus ihr Bedürfnifs wählen wollen, sehr interessant und bequem; indem hier meistens die eigene Ansicht die Wahl entscheidet. Leipzig ist vorzüglich der grofse Markt, wo in den beiden jährlichen Haupt-Messen diese neuen Artikel erscheinen, und eine gute *Muster-Charte* davon wurde daher, als ein allgemeines Bedürfnifs, längst gewünscht, und als eine eriedische Beilage zum *Journale des Luxus und der Moden*, von den meisten Lesern desselben verlangt.

Um diesen allgemeinen Wunsch zu erfüllen, haben wir uns daher mit der ansehnlichen Handlung der Herren *Göhring u. Gerhard* zu Leipzig, welche alle diese neuesten Artikel liefert, verbunden, und werden von Ostern tätigem Jahre 1808 an, zu jeder Leipziger *Oster-* und *Michaelis-Messe*, und so schnell als es die Ankunft der neuen Waaren in Leipzig erlaubt, eine möglichst vollständige

Muster-Charte

der neuesten Moden-Zeuche zu Damen- und Herren-Kleidungen, als eine *Extra-Beilage* zu dem Moden-Journale liefern. Die Einrichtung davon ist folgende:

1) Die *Muster-Charte* selbst, die in einem *versiegelten Umschlage*, den Exemplaren der Abonnenten des Journals, welche sie *bestellten*, beigeschlossen wird, besteht jedesmal in 4 Blättern, welche numerirt 96 *Muster* der neuesten Moden-Zeuche, nämlich zwei Blätter für Damen- und zwei Blätter für Herren-Kleidungen enthalten.
2) Die *Preise* und Breite aller dieser Ellenwaaren, zeigt eine beiliegende gedruckte Nota.
3) Ausserdem liegt noch eine gedruckte *Liste* und *Preis-Courant solcher Artikel, wovon keine Muster gegeben werden können, aus dem Moden-Magazin* der Herren *Göhring u. Gerhard zu Leipzig* bei, welche die Vollständigkeit der Uebersicht vollendet.
4) Diese *Extra-beilage* des Modenjournals kostet jährlich 2 *Rthlr. Sächs. Crt.* od. 3 *fl.* 36 *kr. Reichsgeld*, und wird blos denjenigen Abonnenten geliefert, die sie bei der Behörde, welche ihnen das Modenjournal liefert, *bestimmt bestellen*.
5) Alle Bestellungen müssen wir uns bis *Ende* des *Februars* d. J. unfehlbar erbitten, weil zur Oster-Messe nur so viel Exemplare der Muster-Charte angefertigt werden, als wirklich bestellt sind.

Weimar im Januar 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

(*Wiederholte Anzeige.*)

Neueste Länder- und Völkerkunde, die vollständigste ausführliche Erdbeschreibung und zugleich ein geographisches Lesebuch für alle Stände. (Mit Charten und Kupfern. In monatlichen Heften geliefert.)

Es bedarf wohl keines weitläuftigen Beweises, daß wir noch kein systematisches, gehörig vollständiges, gut und unterhaltend geschriebenes allgemeines geographisches Lesebuch für Lectürfreunde aller Classen haben; das ebensowohl dem Geographie-Lehrer, der sich nicht alle Quellen selbst anschaffen kann, einen reichen Vorrath zur Belebung und Ausschmückung seines Unterrichts darbietet, und dem erwachsenen Schüler zum Nachlesen und zur Wiederholung dienen, als auch dem Liebhaber der Länder- und Völkerkunde eine angenehm unterhaltende Lectüre in seinen Erholungsstunden gewähren könnte, wobei jedoch auch der Kenner und Forscher nicht ganz unbefriedigt bliebe. Dieser Mangel macht eine beträchtliche und sehr fühlbare Lücke in unserer sonst so reich dotirten geographischen Literatur aus.

Ueberzeugt von diesem Bedürfnisse entschlossen wir uns im vorigen Jahre zur Ausfüllung dieser Lücke einen Versuch zu wagen; und ein, von einigen bekannten guten geographischen Schriftstellern ausgearbeitetes geographisches Lesebuch, unter dem Titel:

Neueste Länder- und Völkerkunde, mit guten Charten und schönen Kupfern;

in monatlichen Heften herauszugeben.

Um den vorgesetzten Zweck so viel möglich ganz zu erreichen, liefert dieses Werk, wie die bereits erschienenen 2 Jahrgänge zeigen, eine ausführliche physikalisch-topographisch-statistisch-historische Schilderung aller Länder und Völker der Erde, ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten, der physischen und moralischen Eigenheiten, Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen ihrer Einwohner, ihrer Betriebsamkeit und ihres Kunstfleißes, so wie ihrer bürgerlichen Verfassung und Gesetze, und zwar dieß Alles in vollständigen zusammenhängenden Gemälden, mit Uebergehung aller blos wissenschaftlichen und kleinlichen Details, und aller nicht zur Sache gehörigen Abschweifungen, jedoch mit Einmischung charakteristischer Züge und Anekdoten,

episodischer Schilderungen und interessanter Skizzen, die zur Belebung des Ganzen passen, in planmäßiger Ordnung dargestellt, und aus den besten Quellen, die alle genannt werden, geschopft.

Zur faßlichen Erläuterung begleiten gute und sehr richtige Charten und schön gestochene Kupfer, welche die geographische Lage und Eintheilung der Länder, Plane der Hauptstädte, Häven, merkwürdige Naturgegenstände, Gebäude, Gestalten und Nationaltrachten der Einwohner, Natur- und Kunstprodukte, dieß Werk; so daß dadurch der Leser eine vollständige Uebersicht und richtige Kenntniß eines jeden Landes und seines Volkes, nach seinem neuesten Zustande erhält.

Um der Bequemlichkeit der Leser willen erscheint fortlaufend die Neueste Länder- und Völkerkunde in monatlichen Heften, jeder zu 6 Bogen in groß Octav, davon sechs einen Band, der immer die Beschreibung eines ganzen Landes umfaßt, und einen besondern Titel erhält, ausmachen, so daß jeder Band ein für sich bestehendes Ganzes ist, und Liebhabern auch einzeln abgelassen werden kann.

Als fortlaufendes Werk erhalten dadurch die Liebhaber mit geringen Kosten nach und nach eine vollständige, aus den besten Quellen geschöpfte ausfuhrliche Erdbeschreibung, nach einer bestimmten systematischen und gefälligen Form, zugleich aber auch eine sehr schätzbare geographische Bibliothek, und einen eignen kleinen richtigen Hand-Atlas, die sie sich außerdem kaum mit vieler Mühe und weit beträchtlicheren Kosten würden anschaffen können; und wir schmeicheln uns, daß es zugleich dazu dienen werde, das so wichtige Studium der Geographie zu populariſiren, eine richtige Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner allgemein zu verbreiten, und vielleicht auch die elende und schädliche Lektüre schlechter Romane verdrängen zu helfen. Der ganze Plan umfaßt 9 Jahrgänge, oder 18 Bände, und die 2 bereits davon erschienenen Jahrgänge, welche Portugal, Spanien, das Russische Reich, Dänemark, Norwegen und Schweden enthalten, haben unsrer Länder- und Völkerkunde bereits den ungetheilten Beifall des Publikums erworben.

Der Preis eines Bandes von 6 Heften, oder eines halben Jahrganges, welcher immer zusammen genommen werden muß, ist 3 Rthlr. Sächs. Crrt. oder 5 Gulden 30 Kreuzer Reichsgeld; und man kann sich bei allen soliden Buchhandlungen, Postämtern, Zeitungs- und Intelligenz-Comptoiren in und außer Teutschland daran abonniren. Liebhabern, welche sich eine Collecte von Subscribenten machen, wenigstens 5 Exemplare zusammen nehmen, und sich direct an uns

wenden wollen, geben wir das Fünfte Exemplar frei, oder 20 Proc. Rabbat vom obigen Ladenpreiſe.

Weimar, den 30. Dec. 1807.

Das Geographiſche Inſtitut.

3.

ITINÉRAIRE DE LA FRANCE. Orné de la nouvelle Carte routière des postes Impériales, et du Panorama de Paris.

Die anjetzt ſo häufig eintretenden Reiſen aus Teutſchland nach Frankreich, und beſonders nach Paris, machten ein gutes, vollſtändiges und bequemes Itineraire de la France zum dringendſten Bedürfniſſe der Reiſenden.

Das beſte iſt ohnſtreitig das in Hrn. Kriegsr. Reichardts vortrefflichen Guide des Voyageurs en Europe, Vme Edit. enthaltene; und Viele wünſchten dieß Itineraire ſeparat haben zu können. Wir erfüllen hiermit dieſen Wunſch, und ſchmeicheln uns des allgemeinen Beifalls um ſo ſicherer, da der Hr. Verfaſſer, auf unſre Bitte die Güte hatte, nicht allein das Ganze nochmals genau zu revidiren, ſondern auch noch neuere inſtructive Zuſätze, welche die V. Ausgabe des Guide noch nicht enthält, hinzuzuthun. Ebenſo iſt auch die beigefügte Poſt-Charte nach dem neueſten Kaiſerlichen Regulativ der Poſten in Frankreich genau berichtiget worden.

Dieß neue Itineraire iſt in allen guten Buch- und Kunſthandlungen, welche auch das größere vollſtändige Werk, nämlich den Guide des Voyageurs en Europe führen, zu finden, und koſtet broſchirt, 2 Rthlr. Sächſ. Crt. oder 3 Fl. 30 Kr. Reichs-Geld.

Weimar d. 3. Jan. 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Januar

und deren Inhalt.

I.

Sammlung der Plane und Nachrichten von den drei Haupt-Schlachten des letzten Kriegs zwiſchen Frankreich, Preußen und Rußland im Jahre 1806 — 1807. Von ſachkundigen Augenzeugen und Theilnehmern derſelben entworfen, und aus Official-Berichten davon zuſammengetragen.

Recueil des *Plans*, *Memoires* et *Notices* des *trois Batailles principales* de la dernière guerre entre *la France*, *la Prusse et la Russie* dans les années 1806 et 1807 dressés par des Militaires, témoins oculaires et participans, et tirés des rapports officiels.

Wir geben hiermit dem Publico die vollſtändige Sammlung der Plane und Nachrichten von den drei Haupt-Schlachten des letzten Krieges, welche wir bisher nach und nach einzeln lieferten. Die 2 Ausgaben, welche bereits davon erſchienen ſind, werden gezeigt haben, wie ſorgfältig wir alle Notizen und Aufklärungen über dieſe großen Weltbegebenheiten aufſuchten und zuſammenſtellten, die Schlachtplane berichtigten, und ſie dem Kenner und dem forſchenden Militair immer intereſſanter zu machen ſuchten. Die gegenwärtige 3te Ausgabe wird dies beſonders beweiſen, denn es iſt beinahe kein Theil des Textes, ſo wie kein Schlachtplan unberichtigt geblieben; Manches ſogar, von einer Meiſterhand, die man gewiß nicht verkennen wird, ganz umgearbeitet und mit neuen Details vermehrt worden. Kurz, wir glauben in dieſer Sammlung der Mit- und Nachwelt ein gleichzeitiges Acten-

Stück über diese ewig denkwürdige Periode geliefert zu haben, für welches uns die Geschichte, so wie die Kriegswissenschaft danken wird; denn, verbunden mit dem auch von uns gelieferten

Operations-Plane der Preußisch-Sächsischen Armee im Jahr 1806, Schlacht von Auerstädt und Rückzug bis Lübeck

wird es den künftigen Geschichtschreiber, so wie den studierenden Militair in Stand setzen, über diese erstaunenswürdige Catastrophe hell zu sehen und richtig zu urtheilen.

Weimar, im Dcbr. 1807.

Das Geograph. Institut.

2.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1808. I. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Allgem. Uebersicht der sämmtl. geograph. statist. Veränderungen, und der Fortschritte der allgem. Erdkunde, so wie der besondern Länder- Völker und Staatenkunde im Jahre 1807.

Bücher-Recensionen. 1. Voyage dans les Departements du Midi de la France, par A. L. *Millin.* T. I. II. 2. Voyage pittoresque de l'Espagne, par Alex. *de la Borde.* T. I. (Fortsetzung.) 3. Helvetischer Almanach f. d. Jahr 1807. 4. Geograph. statist. topograph. Lexicon vom Kur- u. Ober-Rhein. Kreise.

Charten-Recensionen. 1. *Güssefeldt* (F. L.) Charte von dem Fürstenthume Weimar; in 2 Blättern. Berlin bei Schropp. 2. *v. Riedls, Strom-Atlas* von *Baiern*; II. Liefer. München bei Lentner. 3. *Hammers* (J. F.) Charte vom Fürstenthume Bamberg und Bayreuth. Nürnberg 1807. 4. Hammers (G. F.) Charte vom Fürstenthume Eichstädt, nebst der Herrschaft Pappenheim, und andern Gränzländern, Nürnberg 1806.

Vermischte Nachrichten. 1. Nachricht von dem Lande *China*, in der grossen Tatarey. (Mit 1 Charte.) 2. Geographischer Wunsch, über Barometer-Höhenmessungen. 3. Journalistik. 4. Biographische Notiz von Johannes Keppler; mit dessen Portrait. 5. Nachricht von Hrn. Franz grossen Erdglobus. 6. Kurze Notizen. —

Der Verfaſſer der Lettere ſull Indie orientali. — Novellen aus Afrika; Madras; Cochinchina. 7. Anzeige der topograph. militairiſchen Charte von Teutſchland in 204 Blättern. II. Lieferung. 8. Berichtigung.

Zu dieſem Hefte gehören:

Das Portrait von *Johannes Keppler*. Das Chärtchen vom Lande *Chiwa*.

Weimar im Januar. 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1808. I. Stück.

Inhalt.

I. Ceres am Throne Jupiters. Ein Mythos für das Jahr 1808. (Als Erklärung des Titelkupfers.) II. Da ſetzt's Kappen. Ein ſpaniſches Zwiſchenſpiel (Sainete) III. Neueſte ſchöne Literatur, auch Almanachs und Taſchenbücher der Teutſchen auf 1808. IV. Kunſt. 1. Voyage pittoresque et historique de l'Espagne par Alexandre de la Borde. IV. u. V. Lieferung. 2. Zuſammenkunft der Kaiſer Napoleon und Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm III. zu Tilſit auf dem Pavillon im Niemen 26. Jun. 1807. — Gez. v. Wolff, geſtoch. v. Jügel in Berlin. V. Muſik. 1. Aufführung von Händels Alexander's Feſt durch die Zelterſche Singakademie in Berlin. 2. Beethovens in Wien neueſte Arbeiten. VI. Miſcellen. 1. Franzöſiſcher Angriff auf den teutſchen Parnaß. (Schreiben aus Paris.) 2. Zuruf an die vier *neuen teutſchen Zeitſchriften*. 3. Ueber das Portugieſiſche Theater. 4. Sitzung der franzöſiſchen Akademie in Paris am 3ten October 1807. VII. Moden. 1. Der Stutzer wie er war im Jahr 1679. 2. Pariſer Moden. Erſter Brief. Zweiter Brief. VIII. Ameublement. Angabe einer Wiege, bei welcher die Bewegung vertikal iſt, vom Hrn. Dr. Heinrich Rockſtroh in Berlin (Taf. 3.) IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Januar 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Neueſte Länder- und Völkerkunde 1808. 5ten Bds. 1ſt Stück.

Inhalt.

Helvetien oder die Schweiz.

Erſte Abtheilung. 1 Allgemeine Ueberſicht. Name. Kurze Geſchichte. 2. Lage. Gränzen Größe. 3. Naturbeſchaffenheit überhaupt. Klima 4. Boden. Gebirge. 5. Gewäſſer. Flüſſe. Seen. 6. Produkte. 7 Einwohner. Ihre Abſtammung Sprachen, Zahl. Charakter und Eigenthümlichkeiten. 8. Lebensweiſe der Schweizer. Landwirthſchaft überhaupt. Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Bienenzucht, Seidenzucht, Jagd und Fiſcherei 9. Gewerbe überhaupt. Mechaniſche Künſte und Handwerke. Fabriken und Manufakturen, welche vegetabiliſche, animaliſche und mineraliſche Produkte verarbeiten. 10. Handel. Münzen, Maaß- und Gewichte. 11. Schöne Künſte und Wiſſenſchaften. Erziehungsweſen. Gelehrte und Kunſtanſtalten. 12 Sitten und Gebräuche überhaupt. 13. Geſellſchaftliches Leben. Vergnügungen, Luſtbarkeiten. 14. Religionszuſtand. 15. Staatsverfaſſung. 16. Staatsregierung. Staatsverwaltung. Juſtizweſen. 17. Finanz- und Kriegsweſen.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer.

Charte von der Schweiz. Taf. 1. Anſicht des Montblanc. Taf. 2. Das Eismeer.

Weimar, im Januar 1808.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Allgemeines teutſches Garten-Magazin 1807. 11. Stck.

Inhalt.

IV. Blumiſterei. 1. Etwas über die Erziehung der Primeln. 2. Blumiſtiſche Bemerkungen aus Briefen von Hrn. Schneevogt in Haarlem. V. Gemüſe-Bau im Garten und auf dem Felde. Ueber das Ranken der Zwergbohnen. Eine Erfahrung. VI. Obſt-Kultur. 1. Charak-

Was Freron betrift, weil sie doch wollen, daß ich seiner erwähne, so dürfen sie nicht glauben, daß er sich aus einer ganz und gar falschen Anekdote ein Gewissen mache.(*) Dergleichen zu wagen, kostet ihn nichts. Wer aber kan sich vorstellen, daß es Voltaireens Ernst gewesen sey, denjenigen als einen Mann von Geschmack anzuführen, der so viele schlechte Werke gelobt, und so viele gute verkleinert hat? Vielleicht hat Voltaire das, was man ihn ernsthaft sagen läßt, als eine in die Augen fallende Unwahrheit, im Ton der Ironie gesagt. Am merkwürdig-

(*) Freron erzählt im ersten Heft seines diesjährigen Journals: Der noch lebende Marquis von Prié, ein Sohn des verstorbenen Statthalters der Oesterreichischen Niederlande, habe, vor ohngefähr 10 Jahren, einige Tage bey dem Herrn v. Voltaire zugebracht, und beym Abschiede ihn ersucht, ihm einen tüchtigen Mann in Paris zu einer gelehrten Correspondenz anzuweisen. Hierauf habe Voltaire, nachdem er sich einen Augenblick besonnen, erwiedert: wenden sie sich an den Schurken *Freron*, er allein ist im Stande, zu leisten, was sie fodern.— Da der Marquis sich über diese Rede sehr gewundert, habe Voltaire hinzu gefügt: Ja wahrhaftig, *Freron* ist der Einzige Mann, der Geschmack hat; ich muß dieses bekennen, ob ich ihn gleich übrigens aus guten Ursachen verabscheuen muß. „Dem zufolge, sagt Freron, trug „man mir die Correspondenz an, welche ich bis in das „Jahr 1764. geführt habe.“ Freron beruft sich auf das Zeugniß des Banquier Valette und des Marquis von Prié; beyde sind noch am Leben. S. l'Année littéraire 1773. No. I. p. 13. 14.

teriſtik der Obſt-Arten. A. Kirſchen-Sorten. Die kleine weiße Früh-Kirſche. (Mit Abbild. auf Taf. 28.) B. Pflaumen-Sorten. Die Karthäuſer Pfirſchen-Pflaume. (Mit Abbild. auf Taf. 29.) 2. Von den äußerlichen Krankheiten der Obſtbäume. (Beſchluß.) 3. Einige ohnmaßgebliche Bemerkungen über die Vorſchläge zur Emporbringung des Obſtbaues. XI. Garten-Miſcellen. 1. Von Aufbewahrung und Durchwinterung einiger Gemüſearten, theils zur Speiſe, theils zur Saamen-Erziehung. 2. Noch ein Wort über die Einfaſſung der Gartenwege. 3. Die Ameiſen. 4. Hrn. K. v. Buttlar's Erklärung im Hamburger Correſpondenten. 5. Auch ein Wort über Ameiſen, vom Hrn. Licent. Remnich im Allg. Anz. d. Deutſchen. 4. Bemerkungen über die Ferraria pavonia und den Cactus grandiflorus.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 28. Die kleine weiße Frühkirſche. Taf. 29. Die Karthäuſer Pfirſchen-Pflaume.

Weimar, im Januar. 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Wielands Neuer teutſcher Merkur 1807. 12tes Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. Bilderſchau in dem gräfl. Schönbornſchen Schloß Wiesenſtein od Pommersfelden bei Bamberg. II. Fragment eyns Pindar *metriſch überſetzt*. III. Miltons verlornes Paradies. IV. Verbildete Genitive im Teutſchen. V. Etwas von Dr. Luther, den Folgen ſeiner Reformation und den ihm errichteten und noch zu errichtenden Monumenten, ſeiner Statue oder Bildniß. VI. Fortgeſetzte Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur und Kultur des öſterreichiſchen Kaiſerthums

Weimar im Januar. 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

London und Paris 1807. VII. Stück.

Inhalt.

I. London. Nationalstolz der Engländer und Folgen davon. — Ueber die Teutschen und das Studium der Sprache und Literatur in England. II. Paris. 1. Paris seit dem Frieden von Tilsit. 2. Theatralische Neuigkeiten. 3. Nekrologie. Der Dichter Lebrun. 4. Der Harfenspieler Casimir Becker, ein Zögling der Frau von Genlis. 5. Besuch bei Herrn Mille — Concours d'un édifice monumental — Ausstellung der Elèves d'Architecture. 6. Ausstellung für den großen Malerpreis im College des quatre nations. 7. Der Zwerg bei der Porte S. Denis. 8. Boulevards Antritte. 9. Der Italienische Orden der eisernen Krone und der königl. holländische Orden. (Nebst Abbildung auf Taf. XVI. A. und B.) 10. Ueber den Geist der Moden in Paris. 11. Etwas vom alten Paris. 12. Interessante Stellen aus einer Rede vom Herrn C. von Hulthem. III. Englische Karikaturen. Leichenzug des Lords Broadbottom. (Hierzu die Karikatur T. XV.)

Rudolstadt im Januar 1808.

Hof- Buch- und Kunsthandlung.

8.

Topograph. militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern. III. Lieferung.

Hiervon ist die III. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Sie enthält die Sect. 9. Stralsund, Sect. 12. Pöslin, Sect. 20. Anklam, Sect. 21. Wollin; und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preiß ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sachs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare

Zahlungs und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar d. 10. Januar 1808.

Das Geographische Institut.

III. Vermischte Anzeigen.

MAGASIN ENCYCLOPÉDIQUE, *ou Journal des Sciences, des Lettres et des Arts;* Rédigé par A. L. Millin, Membre de l'Institut et de la Légion d'honneur, Conservateur des Médailles, des Pierres gravées et des Antiques de la Bibliothèque impériale, etc. etc.

Ce Journal compte actuellement douze années d'existence. C'est un recueil précieux de dissertations et de mémoires qui ont été composés par des savans et des hommes de lettres du premier ordre *), et la réunion de ces morceaux lui assigne une place parmi les collections académiques; son titre indique suffisamment quelle doit être sa variété, et l'estime qu'on a bien voulu lui accorder garantit son importance.

*) Tels que MM. Alibert, Barbier, Barbié du Bocage, Bast, Chardon de la Rochette, Cousinery, Cuvier, Delille, Desgenettes, Desfontaines, Duméril, Fontanes, Fourcroy, Geoffroy, Hallé, Hauy, Labouisse, Lacépède, Lagrange, Lamark, Langlès, Lebrun, Marron, Mentelle, Morellet, Noel, Sainte-Croix, Schweighäuser, Sicard, Silvestre de Sacy, Suard, Traullé, Van-Mons, Ventenat, Visconti, Usteri, etc.

Il est divisé en trois parties. La *première* contient des MÉMOIRES PARTICULIERS sur différentes questions relatives aux sciences, et plus spécialement aux lettres et aux beaux-arts; une suite de sujets piquans de littérature, d'histoire ou d'érudition, y sont ainsi traités. On y joint des morceaux intéressans traduits des langues étrangères, et des extraits approfondis des meilleurs ouvrages nouveaux, nationaux et étrangers.

La *seconde partie* est consacrée aux NOUVELLES LITTÉRAIRES: on y trouve tout ce que l'extrait des divers journaux étrangers et la correspondance très-étendue de l'auteur peuvent offrir d'utile ou de curieux à savoir; on y rend compte des travaux des sociétés savantes, on y donne des notices biographiques sur les hommes célèbres ou distingués que la mort enlève, on y indique les principales curiosités des beaux-arts, et enfin cette partie est toujours terminée par une notice abrégée des nouveautés dramatiques.

La *troisième partie*, sous le titre de LIVRES DIVERS, contient les annonces d'un très-grand nombre de productions nationales et étrangères. Les notices qu'on y joint sont toujours suffisantes pour faire connaître le but et le plan de l'ouvrage annoncé, et le degré d'intérêt qu'il peut offrir. Le volume de ce journal, le caractère de l'impression, permettent de donner à cette partie assez d'étendue pour qu'elle renferme à peu près toutes les nouveautés un peu importantes; on peut assurer qu'aucun autre journal ne contient un aussi grand nombre d'annonces, et que, pour la littérature étrangère, il n'y en a point qui présente les mêmes avantages.

On ajoute des *gravures* lorsqu'elles sont nécessaires pour l'intelligence du texte; la partie typographique est très-soignée, et rien n'est négligé pour la parfaite exécution de cet ouvrage.

* * *

Anzeige für das teutſche Publikum.

Wir haben von dieſer wichtigen gelehrten Zeitſchrift, deren Werth das literariſche Publicum ſchon kennt, deren Beſorgung von

heuer an der Buchhändler Hr. Turneiſen Sohn zu Paris unternahm, und welche in keiner öffentlichen oder Privat-Bibliothek fehlen ſollte, auch eine Haupt-Commiſſion für Deutſchland übernommen, und die Liebhaber können ſich nun mit ihren Beſtellungen deßhalb an uns wenden. Der halbe Jahrgang von 6 Monats-Stücken, koſtet in Paris 24 Livres, (6 Rthlr. Sächſ. od. 11 Fl. Reichs-Geld), und wir werden die Verſendung der Beſtellungen immer mit den andern in unſerm Verlage erſcheinenden Journalen, monatlich richtig beſorgen.

Weimar im Januar 1808.

F. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Der Neue

Teutſche Merkur.

3. Stück. März. 1808.

I.

Cicero's Briefe.

Erſtes Buch.

Der 16. Brief.

An Publius Seſtius, Proquäſtor. *)

(ad Div. V. 6.)

Als der Buchhalter Decius vor mir erſchien, um mir anzuſinnen, ich möchte mich dahin verwenden, daß Dir kein Nachfolger in Deiner Quäſtur geſchickt

*) Wir erhalten zur Oſtermeſſe 1808, (Zürich, bei Heinrich Geßner.) die erſten zwei Bände einer vollſtändigen Ueberſetzung aller Briefe des Cicero aus der Hand des ehrwürdigen Altmeiſters, dem dieſe ſeit 35 Jahren wohl begründete Monatsſchrift ihr Da-

würde, lagen mir Deine vorhergehenden Briefe noch so frisch im Gedächtniß, daß ich, bei aller meiner guten Meinung von seiner Zuverlässigkeit, Klugheit und Ergebenheit gegen Dich, ihm kaum glauben konnte, daß Du Deinen Sinn so sehr geändert haben solltest. Nachdem mir aber der Besuch, den

seyn und bis auf den heutigen Tag ihre Fortdauer verdankt. Nur wer so viel gethan hat, konnte sich in seinem funfzehnten Lustrum auch diese Aufgabe kräftig und unerschrocken zumuthen und sie so lösen, wie sie hier gelöset wird. Dem ersten Band geht ein durchaus neu ausgearbeiteter und aus der reinsten Quelle geschöpfter, chronologischer Auszug aus Cicero's Lebensgeschichte voraus, durchflochten mit Bemerkungen und Reflexionen, die nur dieser Alters- und Erfahrungsreife entquellen konnten. Dies Leben wird so weit fortgeführt, bis der erste Brief an Atticus im Jahr 685 eintritt und nun alle folgenden Schicksale des Vaterlandes und des Mannes, der mit seinem Vaterlande nur Eins war, in den schmucklosen, gehaltreichen Briefen Cicero's selbst offen da liegen. Es wechseln hier Briefe aus allen drei Sammlungen ad diversos, ad Atticum und ad Q. Fratrem, chronologisch geordnet und in eine neue Buchabtheilung gebracht, mit einander ab. Keiner ist übergangen. Jeder erhält in den angefügten Anmerkungen volle Aufklärung. So ist zum erstenmal dies köstliche Ver-

Deine Cornelia *) bei Terentien machte, und eine Unterredung mit Q. Cornelius keinen Zweifel über Deine Gesinnung übrig ließ, trug ich Sorge, so oft der Senat zusammen kam, gegenwärtig zu seyn, und hatte nicht wenig zu thun, bis ich den Tribun Q. Fusius, und die übrigen, denen Du

mächtniß eines der beredtesten und großherzigsten Männer des klassischen Alterthums in ein organisches Ganze gebracht und Allen, auch die nicht die volle Schulweihe erhalten haben, auch gebildeten und bildungslustigen Frauen, zugänglich. Den gediegenen Inhalt dieser Uebersetzung wird niemand aus diesen, absichtlich nicht aus dem glänzenden Theile ausgewählten Fragmenten beurtheilen wollen. Aber aus einem Fingerglieds errieth doch ein sinniger Grieche die ganze Größe und die Verhältnisse jenes Wundercolosses. Da diese Probe fast ohne Vorwissen und Genehmigung des Hrn. Verfassers hier abgedruckt wird, so darf ich mich nicht ermächtigen, an diesem Orte glückwünschend auszusprechen, was bei dieser merkwürdigen Erscheinung sich mir aufdrängt. Dies kann geziemender an andern Orten geschehen. Hier darf ich nur an die Worte Longins erinnern: πολλῆς ἐστι παίρας τελευταῖον ἐπιγίνεσθαι. Böttiger.

*) Die Gemalin des Sestius, vermuthlich Schwester oder nahe Verwandtin des sogleich genannten Q. Cornelius.

aus demſelben Ton, wie mir, geſchrieben hatteſt, beinahe mit Gewalt dahin brachte, mir mehr zu glauben als Deinen Briefen. Die ganze Sache wurde indeſſen in den Januar *) verſchoben, und gieng dann ohne Schwierigkeit durch **).

Du machteſt mir ſchon vor geraumer Zeit Deinen Glückwunſch zu dem Hauſe, das ich von Craſſus gekauft hatte. Dieſer Glückwunſch, wiewohl er damals zu früh kam, wirkte ſo gut auf mich, daß ich dieſes nämliche Haus bald nachher um viertehalb Millionen Seſterzien **) wirklich kaufte. Ich ſtecke alſo, wie ich Dir nicht bergen kann, in dieſem Augenblick ſo tief in Schulden, daß ich große Luſt hätte, mich in eine Verſchwörung gegen den Staat einzulaſſen, wenn mich nur jemand annehmen wollte. Aber mein Unglück iſt, daß keiner von dieſen wackern Männern etwas mit mir zu thun haben will; die einen, weil ſie mich als den weltbekannten Rächer einer Verſchwörung haſſen; die andern, weil ſie mir nicht trauen, und befürchten, daß ich ihnen bloß eine Falle ſtellen wolle; auch mö-

*) Des Jahrs 692.

**) Ungefähr 350,000 Fl. Rheiniſch. S. Ehrenf. Auszug §. 12.

gen ſie ſich wohl einbilden, es könne dem Manne nicht an Gelde fehlen, der die ſämmtlichen Wucherer von Rom von Beſtürmung ihrer Kaſſen gerettet hat. In der That iſt um ſechs vom Hundert Geld genug zu bekommen [87]), und meine Verdienſte um den Staat haben mir wenigſtens ſo viel eingebracht, daß ich für einen guten Mann paſſire. [88])

Dein Haus und Dein ganzes Bauweſen habe ich in Augenſchein genommen, und alles gar ſehr nach meinem Geſchmack befunden. Was den Antonius betrifft, ſo habe ich mich durch die allgemeine Meinung, daß er ſehr wenig um mich verdiene, nicht abhalten laſſen, ihn im Senat mit größtem Fleiße und Eifer zu vertheidigen, und wirklich, durch meine Reden ſowohl, als durch mein Anſehen, großen Eindruck zu ſeinen Gunſten gemacht. [89]) Es würde mir ſehr angenehm ſeyn, öfters Briefe von Dir zu erhalten. Lebe wohl.

digſten dabey ſcheint mir, daß Freron ſehr damit zufrieden iſt, ein Schurke genannt zu werden, wenn man ihm nur Geſchmack zuerkennt. Uebrigens ſind ſeine Blätter im gröſsten Verfall, und ſein Nahme iſt ein Schimpfwort. Alle Tage nehmen ſeine Subſcribenten ab, und ſeine Unverſchämtheit zu. Wenn der Buchhändler Le Jay ihn verlieſſe, ſo würd' es ihm ſchwer werden, einen andren Verleger zu finden. Eine üble Vorbedeutung für ihn iſt das widrige Geſchick ſeines Schülers, des Abbe Aubert, welcher das Journal de Trévoux fortgeſetzt hat, und, weil die Unkoſten nicht herauskommen, es aufgeben muſs. Der Abbe Aubert wird alſo nur noch die petites affiches ſchreiben. D'Alembert ſagte: dies ſey nicht das kleinſte von ſeinen Werken.

Man ſagt, Diderot ſey im Begriff eine Reiſe nach Rußland, oder wenigſtens nach Holland anzutreten; aber es iſt noch zweifelhaft, ob er Paris verlaſſe. In dem Handel mit Luneau (*) iſt ſeine Aufführung in der That ſehr zweydeutig geweſen, und hat ihm wenig Ehre gemacht. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß er zu der Zeit, als der Anſchlag zu einer neuen Encyclopedie gemacht wurde, von der

 alten

(*) Luneau de Boisjermain hatte die Pariſer Buchhändler gegen ſich aufgebracht, indem er ſeine commentierte Ausgabe des älteren Racine, und noch einige andre Schriften für ſeine Rechnung hatte drucken laſſen. Es gelang jener Rotte, einen Befehl zum Verhaft auf des Luneau Effecten zu erſchleichen, der aber gleich wieder aufgehoben wurde. Hierauf gieng Luneau der Buchhändler-Geſellſchaft, welche die Encyclopedie verlegt, zu Leibe und foderte von den 737 Livres, welche ſie von ihm, als Subſcribenten empfangen hatten, 457 Livres zurück,

17.

An Pomponius Atticus.

(ad Att. IV, 13.)

Im J. 692.

Ich habe nun *) bereits drei Briefe von Dir erhalten: einen, den Du aus Trestabernä, wenn ich nicht irre, dem M. Cornelius mitgabst; den andern durch Deinen Gastfreund von Canusium; und einen dritten, den Du am Bord Deiner Barke, nach schon gelichtetem Anker, geschrieben zu haben versicherst. Alle drei wurden durch die Reinheit der Sprache und den fein gebildeten Geist, der in jeder Zeile athmet, dem besten Rhetor Ehre machen, und sind überdies mit den verbindlichsten Ausdrücken Deiner Liebe zu mir angefüllt. Stärker hättest Du mich nicht zu einem häufigern Briefwechsel herausfordern können; auch liegt die Schuld, warum ich Dir so spät antworte, bloß daran, daß ich keinen zuverlässigen Briefträger finde. Denn wie selten trifft man einen, der sich mit einem etwas schweren Briefe beladen mag, ohne sich durch Eröffnung desselben für seine Mühe bezahlt zu machen. Dazu kommt noch, daß ich nicht weiß, ob und wann die-

*) Nämlich seit der Abreise des Atticus nach Griechenland.

ſer oder jener nach dem Epirus abgeht. Ueberdies vermuthe ich, Du werdeſt Dich nicht lange in Deiner Amalthea aufgehalten haben, und ſobald als möglich zur Belagerung von Sicyon abgereiſet ſeyn [60]) Ich bin nicht einmal gewiß, wann Du Deine Reiſe zum Antonius zu bewerkſtelligen, und wie viele Zeit Du überhaupt im Epirus zuzubringen gedenkſt. Ich wage deswegen nicht, etwas frei geſchriebene Briefe weder Leuten, die in Achaja, noch die im Epirus Geſchäfte haben, mitzugeben.

Gleichwohl haben ſich ſeit unſerer Trennung Dinge zugetragen, welche Dir von mir mitgetheilt zu werden ſehr würdig, aber ſo beſchaffen ſind, daß ich meine Briefe der Gefahr verloren zu gehen oder eröffnet, oder aufgefangen zu werden, keineswegs ausſetzen darf.

Wiſſe alſo, daß ich in der erſten Rathsſitzung dieſes Jahres nicht der Erſte war, der ſeine Stimme zu geben aufgerufen wurde, ſondern daß mir der Wiederherſteller der Ruhe unter den Allobrogen vorgezogen wurde. [61]) Der Senat murmelte; mich verdroß es ganz und gar nicht. Denn nun bin ich des Zwanges überhoben, dem verkehrten

Menſchen *) die Cour zu machen, und kann meine Würde in der Republik ihm zu Trotz nur deſto beſſer behaupten. Zudem hat die zweite Stelle im Stimmen beinahe gleiches Anſehen mit der erſten, und noch den Vortheil voraus, daß man ſich dem Conſul nicht beſonders verbunden zu halten braucht: Catulus iſt der dritte, der vierte (wenn Dich vielleicht auch das intereſſirt) Hortenſius.

Der Conſul ſelbſt iſt ein Menſch von kleinem verſchrobenem Geiſte, immer und ſonſt nichts als ein Spötter, aber einer von den ſauertöpfiſchen Spöttern, die, auch ohne etwas witzig oder ſpitzig Lächerliches geſagt zu haben, zu lachen machen, nicht ſowohl durch die Schneide ihres Witzes, als durch die Geſichter, ſo ſie dazu ſchneiden; **) ein Menſch, der ſich die Republik nichts anfechten läßt, nie auf der Optimaten Seite iſt, und von dem der Staat nichts Gutes zu hoffen hat, weil er nicht will, aber auch nichts Böſes zu fürchten, weil er nicht darf. Was den andern Conſul betrifft, ſo behandelt er mich bei jeder Gelegenheit mit beſonderer Achtung; er begünſtigt und ſchützt die gute Par-

*) Dem Conſul Piſo.

tei; ja es zeigen ſich ſogar jetzt ſchon kleine Mißhelligkeiten zwiſchen den beiden Collegen.

Inzwiſchen hat ſich ſeit Deiner Abreiſe etwas zugetragen, wovon ich langwierige und bedeutende Folgen beſorge. Du wirſt, denk' ich, gehört haben, *) daß bei den Myſterien der Bona Dea, die im verwichenen Jahr in Cäſars Hauſe begangen wurden, ein Mann in weiblicher Kleidung ſich ins Haus geſchlichen; daß die Veſtalen die dadurch unterbrochenen Ceremonien an einem andern Tage wieder vorgenommen; daß Q. Cornificius dieſes Vorfalls zuerſt im Senat erwähnt, — damit Du nicht etwa auf einen der Unſrigen **) ratheſt, — daß die Sache durch einen Rathſchluß an die Pontifices verwieſen, und von dieſen für ein ſchweres Verbrechen gegen die Religion erklärt wurde; daß der Senat hierauf den Conſuln aufgetragen, die Sache vor das Volk zu bringen, und daß Cäſar ſeiner Gemahlin

*) Cicero ſcheint vergeſſen zu haben, daß er dieſes ſcandalöſen Handels ſchon vor einiger Zeit in einem Briefe an Atticus gedacht hatte.

**) Vermuthlich ſind die Conſularen unter den Unſrigen zu verſtehen, und er beſorgte vielleicht, daß Atticus auf ihn ſelbſt rathen möchte.

den Scheidebrief zugeschickt. Nunmehr giebt sich der Consul Piso aus Freundschaft gegen Clodius große Mühe, daß die Untersuchung, — wiewohl von ihm selbst vorgeschlagen, vom Senat beschlossen, und eine Sache betreffend, wobei die Religion gefährdet ist, — vom Volke verworfen werde. Unsere guten Männer lassen sich vom Clodius erbitten, zurückzutreten. Dieser sieht sich inzwischen um handfeste Freunde um. Ich selbst, der Anfangs mit Lykurgischer Strenge zu Werke gieng, *) werde täglich milder und milder. Cato allein verfolgt die Sache mit unerbittlicher Festigkeit. Was soll ich Dir sagen? Ich besorge sehr, dieser von den Guten vernachlässigte, von den Bösen in Schutz genommene Handel wird der Republik großes Unheil bringen. **)

Was aber Deinen großen Freund betrifft, (Du weißt wen ich meine), der — von dem Du

*) Qui Lycurgei à principio fuissemus. Der hier gemeinte Lykurgus ist nicht der Spartanische Gesetzgeber, sondern ein berühmter Redner zu Athen, aus des Aeschines Zeiten, der sich (sagt man) den Bösen als Ankläger so furchtbar machte, daß sein Name zum Sprichwort wurde.

mir ſchreibſt: „wie er geſehen, daß er mich, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden, nicht tadeln könne, habe er angefangen, mich zu loben," — iſt mir, dem Anſchein nach, über alle Maßen gewogen, ſchließt ſich an mich an, liebkoſet mir, lobt mich bei jeder Gelegenheit öffentlich, beneidet mich dafür im Herzen, möcht' es gerne verbergen, benimmt ſich aber ſo kindiſch dabei, daß es Jedermann in die Augen fallen muß. Ueberhaupt iſt an dieſem Manne nichts Anmuthendes, nichts Natürliches, nichts Gerades; in der Rolle, die er im Staate ſpielt, kein Zug von Biederkeit, Offenheit, Kraft, Freimüthigkeit. [54]) — Doch das Nähere und Beſtimmtere hierüber ein andermal! Theils hab' ich ſelbſt von Allem noch nicht Kunde genug; theils wag' ich es nicht, dem mir unbekannten Erdenſohn, der Dir dieſes überbringen ſoll, einen Brief über Dinge von ſolchem Belang anzuvertrauen.

Anmerkungen.

16. Brief.

55) Die beiden Geſchlechtsnamen Seſtius und Sextius werden in den Handſchriften und Ausgaben der alten römiſchen Autoren öfters ver-

wechſelt. Es waren zwei Aeſte eben derſelben Familie, wovon der eine Patriciſch, der andere Plebejiſch war. Jene nannten ſich Sestii, dieſe Sextii. Dies behauptet wenigſtens Manutius, und ſucht es aus alten Steinſchriften zu beweiſen. Der P. Seſtius, an welchen dieſer Brief geſchrieben iſt, war damals Quäſtor *) des Proconſuls in Macedonien, C. Antonius, und aus dem Tone des Briefs iſt zu ſchließen, daß er zu Cicero's vertrautern Freunden gehörte.

56) Die Urſache, warum Seſtius ſeinen Sinn geändert, und jetzt eben ſo ernſtlich um Verlängerung ſeines Proquäſtorats in Macedonien anhielt, als er kurz zuvor um ſeine Abrufung angeſucht hatte, iſt eben ſo unbekannt als unerheblich, und mit den leeren Vermuthungen der Ausleger ſich aufzuhalten, wäre Zeitverderb.

57) Sechs Procent galten damals für ſehr billige Intereſſen, da ſogar zwölf Procent vor Gericht gültig waren. Die Urſache dieſer großen Theurung des Geldes, da ſich doch deſſen ſo viel in den Kaſſen der Publikaner, Geldhändler und Capitali-

*) Oder Proquäſtor, was hier gleich viel iſt.

ſten anhäufte, war, weil die jungen Leute von Familie zu ihren unmäßigen Verſchwendungen, die Candidaten um die höhern Ehrenſtellen zu ihren ungeheueren Ausgaben für Schauſpiele und Spenden an das Volk, die minder Reichen unter den Großen (wie z. B. Cicero) zu Beſtreitung eines ſtandesmäßigen Aufwandes; und die wegen Staatsverbrechen Angeklagten zu Beſtechung ihrer Richter, immer große Summen bedurften, und weil dieſe alle (wenige Cröſuſſe vielleicht ausgenommen), ungeachtet ihrer zum Theil ſehr großen Einkünfte, faſt immer mehr ausgaben, als ſie einzunehmen hatten. Dies war auch der Grund, warum die Gelder gewöhnlich nur auf einen Monat verliehen wurden, und die Zinſen alſo immer entweder monatlich bezahlt, oder als verzinsliches Capital von neuem auf einen Monat verſchrieben werden mußten.

58) „Bonum nomen," ein guter Mann iſt in der Kaufmanns-Sprache ein Mann der im Credit ſteht, ein ſicherer Schuldner und guter Zahler zu ſeyn. Seine übrigen Eigenſchaften kommen in keine Betrachtung. Da dies in Verhältniſſen dieſer Art, Natur der Sache iſt, ſo iſt auch die Sprache der altrömiſchen Geldmäkler binnen 2000 Jahren immer dieſelbe geblieben.

59) Hier haben wir alſo Cicero's eigenes unverwerfliches Zeugniß, wie ſehr ſeine öffentlichen Handlungen von zufälligen Privatverhältniſſen und Rückſichten abhiengen, und wie wenig er, wenn dieſe ſich veränderten, Bedenken trug, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu kommen. In dem unmittelbar vorhergehenden Brief an Atticus, geſteht er, daß er den Antonius nicht vertheidigen könne, ohne ſeinen Credit und ſeine Ehre auf's Spiel zu ſetzen. Trotz dieſer Gefahr vertheidigt er ihn im Senat „gravissime ac diligentissime.“ Es muß alſo indeß etwas zwiſchen ihm und Antonius vorgegangen ſeyn, was ihn auf andere Gedanken brachte: dieſer hatte ſich nämlich, (wie wir in der Folge ſehen werden) von neuem ſo kräftig zu Bezahlung ſeiner Schuld verbindlich gemacht, daß er bald darauf Wort zu halten genöthigt war. Aehnliche Beiſpiele von Cicero's Unzuverläſſigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Vorwürfe, die er ſich dadurch zuzog, werden uns in ſeinen Briefen häufig aufſtoßen.

17. Brief.

60) Amalthea oder Amaltheion iſt der Name, welchen Atticus ſeinem Landgute in Epirus, vermuthlich ſeines reichen Ertrages wegen, beilegte,

mit Anſpielung auf das Horn des Ueberfluſſes der Nymphe oder Ziege Amalthea, welche die Mythen der Griechen zu Jupiters Amme machten. Die Worte des Textes, „ego enim te arbitror, caesis apud Amaltheam tuam victimis, statim esse ad Sicyonem oppugnandam profectum“ lauten, wörtlich überſetzt: „Denn ich denke, Du ſeyeſt, nachdem Du den Göttern auf Deiner Amalthea geopfert, unverzüglich zur Belagerung Sicyons abgegangen.“ Cicero liebt, zumal in ſeinen Briefen an Atticus, ſcherzhafte Wendungen, wovon in einer Ueberſetzung (auch ohne Schuld des Ueberſetzers) faſt immer mehr oder weniger verloren geht. Sicyon im Peloponneſus (heut zu Tage Morea) an der Gränze der Landſchaft Argolis gelegen, war ehemals eine anſehnliche Republik des freien Griechenlandes geweſen, und hatte ſich, durch ihre Lage am Korinthiſchen Meerbuſen und die Betriebſamkeit ihrer Einwohner, unter dem Schutz der Römer wieder zu einer anſehnlichen Handelsſtadt erhoben. Die Sicyoner machten, wie es ſcheint, Schwierigkeiten, den Atticus wegen einer beträchtlichen Forderung die er an ſie hatte, zu befriedigen. Atticus ſah ſich genöthigt, zu Betreibung dieſes Geſchäftes ſelbſt nach Sicyon zu reiſen, und Cicero, der dieſe Reiſe, in Rückſicht auf ihren

alten viel Böſes geſagt, um die Aufſicht über die neue zu bekommen; daß er, aus Unzufriedenheit mit den Buchhändlern, zum Nachtheil derſelben, dem Lüneau Nachrichten mitgetheilt, welche dieſer von niemanden als von ihm erhalten konnte; und daß er nachmals, ich weiß nicht für welchen Preis, ſich von den Buchhändlern wieder erkaufen laſſen, gegen Lüneau zu ſchreiben, der ihm nachher ſehr übel mitgefahren iſt.

Mehr kan ich Ihnen nicht davon ſagen; denn, ohne Diderot zu kennen und zu lieben, ohne an ſeine Grundſätze, weder des Geſchmacks, noch der Moral, zu glauben, lieb' ich verſchiedne ſeiner Freunde. Ueberdem hängt ſeine Sache einigermaſſen mit der Sache der Wiſſenſchaften und der Philoſophie zuſammen.

Ich bin u. ſ. w.

D.

VI. Ueber

zurück. Die Foderung des Hrn. Luneau, in ſoferne alle übrige Subſcribenten eine gleiche machen können, läuft in die Millionen. Die berühmteſten Advocaten haben für die Buchhändler geſchrieben, dahingegen Hr. Luneau ſich nur ſeiner eignen Zunge und Feder bedient hat. Dem bisherigen Anſehen nach wird die Entſcheidung des Parlaments zum Vortheile des letzteren ausfallen. S. Recueil des memoires de Mr. Luneau de Boisjermain, au ſujet de l'Encyclopedie.

Zweck, scherzweise eine Belagerung Sicyons nennt, vermuthet, er habe sich auf seiner Amalthea nicht länger, als zu Verrichtung des bei solchen kriegerischen Unternehmungen gewöhnlichen feierlichen Opfers nöthig war, d. i. nur kurze Zeit, aufgehalten.

61) Der Erste zum Stimmgeben im Senat vom Consul aufgerufen zu werden, war eine Ehre, welche gewöhnlich demjenigen unter den Consularen erwiesen wurde, der im abgewichenen Jahre erster Consul gewesen war; und er blieb so lange im Besitze dieses Vorzugs, bis die Consuln für das nächst künftige Jahr erwählt waren; denn alsdann gebührte er dem ersten designirten Consul. Cicero, der diese Ehre im Jahre 691 genossen hatte, wie es scheint, erwartet, daß ihn der neu angehende Consul M. Pupius Piso auch in diesem Jahre zuerst aufrufen würde. Dieser hatte aber für gut gefunden, ihm nur den zweiten Rang unter den Consularen, den ersten hingegen seinem Verwandten Cajus Piso zu geben, der im Jahre 687 Consul, und nachher Proconsul im Narbonensischen Gallien gewesen war. Cicero will zwar dafür angesehen seyn, als ob er sich ganz und gar nichts daraus mache; aber der müßte nicht durch ein Sieb sehen können,

nen; dem es nicht in die Augen fiele, wie sehr er sich dadurch beleidigt fühlte. Wozu, wenn ihm die Sache gleichgültig war, so viel Aufhebens davon machen? Wozu so viele Worte, um die Vortheile des zweiten Ranges vor dem ersten darzuthun? Wozu die Bemerkung, daß der Senat seine Befremdung durch Murmeln zu erkennen gegeben? — Und die Erwähnung, daß er gleichwohl den Vorrang vor zwei so angesehenen und verdienstvollen älteren Consularen, als Catulus und Hortensius, erhalten habe? Warum endlich, wenn ihm die Sache nicht nur gleichgültig, sondern sogar angenehm war, den ihm vorgezogenen C. Piso offenbar mit spöttischem Naserümpfen pacificatorem Allobrogum tituliren? *) Wie unbegreiflich mußte der Mann von sich selbst eingenommen seyn, daß er nicht erröthete, dem seinen Atticus eine solche Blöße zu zeigen!

62) „Cavillator genere illo mo-

*) Die Allobrogen hatten während des Proconsulats dieses Piso einige wenig bedeutende Unruhen erregt, auf deren Stillung sich dieser schwerlich so viel einbildete, daß er den Retter der ganzen römischen Welt dadurch verdunkelt zu haben hätte glauben sollen.

roso, quod etiam sine dicacitate ridetur facie magis, quam facetiis ridiculus.“ — Facetiarum duo sunt genera, ſagt Cicero de Oratore L. II. c. 54. alterum aequabiliter in omni sermone fusum, alterum peracutum et breve; illa a veteribus cavillatio, haec altera dicacitas nominata est. Dieſe Erklärung habe ich bei Ueberſetzung dieſer Stelle vor Augen gehabt, *) das Spiel aber mit den Worten facie und facetiis durch ein Aehnliches zu erſetzen geſucht. Uebrigens wird der Leſer in dem Porträt, das Cicero hier von dem Conſul Pupius Piſo macht, den boshaften Maler von ſelbſt erkennen, der ſeinem Zerrbilde nur gerade ſo viel Aehnlichkeit giebt,

*) An einem andern Orte (Oratore. c. 26) ſetzt er die facetias, anſtatt ſie in cavillationem und dicacitatem zu theilen, der letztern entgegen, und bringt beide unter den generiſchen Begriff sales. „Salium duo genera sunt, unum facetiarum, alterum dicacitatis.“ Er ſcheint alſo ſelbſt keinen ganz beſtimmten Begriff von der Bedeutung dieſer Wörter gehabt zu haben; doch ſetzt er auch hier den Gebrauch der dicacitas „in jaciendo mittendoque ridiculo.“ — in gleichſam pfeilſchnellem Abſchießen der witzig-ſpitzigen Gegenreden.

daß man das Original, dem es gelten ſoll, errathen kann. Dieſer Piſo war bei weitem der verkehrte, verächtliche und widerliche Menſch nicht, wofür man ihn, dieſer Schilderung nach, halten könnte. Cicero ſelbſt macht im 67ſten Capitel ſeines Brutus eine ungleich vortheilhaftere von ihm; worin einem jeden, der ſie mit der gegenwärtigen vergleichen will, ſogleich in die Augen fallen wird, daß es bei jener weder auf Verſchönerung noch Verzerrung, ſondern bloß auf Wahrheit der Darſtellung abgeſehen war. Piſo, ſagt er, habe ſich in ſeiner Jugend unter den gleichzeitigen Rednern ausgezeichnet, und es allen, die vor ihm geweſen, an vertrauter Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur zuvor gethan, u. ſ. w. An einem andern Orte und mehrere Jahre ſpäter (Orat pro Plancio c. 5) nennt er ihn hominem nobilissimum, innocentissimum, eloquentissimum; und daß er auch nicht ohne militäriſche Verdienſte geweſen ſey, läßt ſich daraus ſchließen, weil ihm, nach ſeiner Proprätur in Spanien, die Ehre des Triumphs zugeſtanden wurde.

63) Und was ſollen wir, nach dieſer ſonderbaren Beichte, von Cicero's politiſchem und moraliſchem Character ſagen? Er klagt darüber, daß die

Wohlgesinnten im Senat sich von Clodius erbitten ließen, den Bemühungen des Consuls Piso für ihn, sich nicht mit Ernst zu widersetzen, und ihren vorigen Beschlüssen den gehörigen Nachdruck zu geben. Er gesteht, daß er selbst anfangs mit der größten Strenge auf die schärfste Untersuchung dieses schändlichen Handels gedrungen habe, aber nun täglich immer lauer und gleichgültiger werde, ungeachtet er, wegen eben dieser Gleichgültigkeit der Patriotischgesinnten, besorge, es werde der Republik großes Unheil dadurch zuwachsen. Wer begreife diesen Widerspruch des Retters der Republik mit sich selbst? Warum wird er immer milder und milder, und erröthet nicht, dies seinem Freunde zu gestehen, ohne ihm die Beweggründe zu vertrauen, die von einer ganz außerordentlichen Stärke gewesen seyn müssen, da sie stark genug waren, ihm das, was er der Republik und sich selbst schuldig war, so gänzlich aus den Augen zu rücken?

64) Daß in dieser merkwürdigen Stelle von Pompejus die Rede sey, — der vor Kurzem aus Asien zurückgekommen war, um seinen Triumphs-Einzug in Rom zu halten, und seinen Platz unter den obersten Consularen im Senat wieder einzunehmen, — ist keinem Zweifel unterworfen. Das

Porträt, das Cicero hier von dem Manne macht, der vor wenig Jahren noch sein großer Held war, ist, wie man sieht, nicht geschmeichelt; und wie stark es auch von dem Bilde in der Rede pro lege Manilia absticht, — wo eben derselbe Mann in colossaler Größe wie ein Gott da steht, der hier zu einem sehr kleinen, beinahe lächerlichen Wichtchen zusammenschrumpft, — so werden wir doch in der Folge dieser Briefe Belege genug finden, daß es nicht nur kein Zerrbild, sondern Zug vor Zug, eben so wahr als kräftig gezeichnet ist. Aber woher dieser neue Widerspruch des großen Orators mit sich selbst? War Pompejus etwa ein anderer Mann geworden, als er vor fünf Jahren war, da ihn unser rhetorischer Phidias dem römischen Volke als einen zweiten Jupiter Olympius mit allen Glorien, Blitzen und Blendwerken seiner magischen Beredsamkeit umgeben, erscheinen ließ? Nein! Pompejus war noch derselbe; aber die Umstände und Verhältnisse hatten sich geändert. Damals hatte Cicero die höchste Stufe in der Republik, das letzte Ziel seines Ehrgeizes, erst noch zu ersteigen: Jetzt war sie schon erstiegen; jetzt stand er mit dem großen Pompejus auf eben demselben Plan, und so wie es ehemals das Interesse seiner Ambition gewesen war, ihn so hoch als möglich über alle andere zu er-

heben, ſo war jetzt ſeiner Eitelkeit daran gelegen, den Nimbus, in welchen er ſelbſt ihn geſtellt hatte, wegzublaſen, und durch die Betrachtung der Menſchlichkeiten und Gebrechen des ihm jetzt näher ſtehenden Halbgottes, ſich ſelbſt über alles zu tröſten, was dieſer durch den eigenen, unverborgten Glanz ſeiner Großthaten und ſeines beiſpielloſen Glückes vor ihm voraus hatte. Jetzt betrachtete er den Pompejus ſogar als ſeinen Schuldner; und wenn er ſich auch, aus politiſchen Rückſichten, nicht entbrechen konnte, ihm noch die vorige Anhänglichkeit zu zeigen; ſo geſchah es doch nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung: daß Pompejus ihm hinwieder alle Anſprüche, die er zu machen ſich berechtigt hielt, zugeſtehen, ſeine hohen Verdienſte um den Staat und um ſeine eigene Perſon anerkennen, ihm ein vollkommenes Vertrauen ſchenken, kurz ſich ſo betragen ſollte, daß Niemand an der Freundſchaft und dem Einverſtändniß zweifeln könne, welche auf immer zwiſchen ihnen beſtehen würden. An allem dieſem aber hatte es der ſtolze, ſich ſelbſt genugſam ſcheinen wollende, durch ſein Glück und ſeine Thaten übermüthig gemachte Pompejus fehlen laſſen. Da nun keiner von beiden geneigt war, von ſeinen Forderungen etwas nachzulaſſen, und Cicero jenem das beleidigende Stillſchweigen, worüber er ſich im 12ten

Briefe dieſes erſten Buches beklagt, nie vergeſſen konnte: ſo erklärt ſich daraus nicht nur die auffallende Art, wie Cicero in dieſem und mehreren folgenden Briefen von ſeinem vorgeblichen Freunde Pompejus ſpricht, ſondern der ganze Verfolg der Begebenheiten, die durch die Ciceroniſchen Briefe beurkundet werden, wird uns zeigen, daß von dieſer Zeit an keine andere als eine politiſche, immer ſchwankende und vom perſönlichen Vortheil des Augenblicks abhangende, Freundſchaft zwiſchen ihnen ſtatt fand; kurz, daß an Aufrichtigkeit und Feſtigkeit in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe zu einander gar nicht mehr zu denken war.

II.

Gedichte.

I.

Meine Lebensfahrt.

In der Kindheit Rosenschein
Schlug mein Herz so engelrein.
Bald, zu bald entfloh ihm diese
Seligkeit, dies Himmelsglück.
Zum verlornen Paradiese,
Zu den Lämmchen jener Wiese
Reißt sich der bethränte Blick
Mit der Sehnsucht Qual zurück.

Jener Eos Rosenband
War gewebt aus Wolkentand!
Ach! dem Jüngling gieng's nicht besser.
Zwar nicht täuscht' ihn Dunstesglut:
Aber bunte Feenschlösser
Malten ihm sich im Gewässer;
Wie dort in hesper'scher Flut
Täuschend die Morgana *) ruht.

*) Morgana oder Fata Morgana heißt eine optische Erscheinung im Meere bei Neapel oder Reg-

Eurus ließ die Schwingen wehn —
Nichts von Allem mehr zu ſehn!
Und das Meer verſchlang die Thränen,
Und der Jüngling ſtarrt' empor.
Hohngelächter der Sirenen
Und der Ungeheuer Dröhnen,
Einzeln bald, und bald im Chor,
Schlug an ſein betäubtes Ohr.

An entſchwundne Täuſchung reiht
Sich dem Mann Nothwendigkeit,
Die, wann wild die Segel ſchwellen,
Wann der Muth zum Ruder greift,
Durch die Brandung, durch die ſchnellen
Sturmgepeitſchten Meereswellen
Blind das kleine Fahrzeug ſchleift,
Das durch wirre Bahnen ſchweift.

Doch der ſchönſten Täuſchung Kind,
Idealiſch hochgeſinnt,
Sitzt im Sturm mit ſtiller Feier
Auf des Schiffsverdeckes Rand,

gie; worin ſich, der Sage nach, zu einer gewiſſen Jahrs- und Tageszeit, mittelſt des concentrirten Sonnenlichts, ſeltſame Geſtalten zeigen.

VI.

Ueber die neueſten Bücher der Naturgeſchichte.

In Briefen an Herrn C**

Erſter Brief.

Ueber des Herrn Dezallier von Argenville Conchyliologie. (*)

Mein geliebter C**

Sie haben mir den Auftrag ertheilet, Ihnen von den neueſten Büchern, die für die Naturgeſchichte gehören, zuverläßige, und ausführliche Nachrichten zu ertheilen. Sie wiſſen, wie gern ich Ihnen diene, am liebſten in einem Fache, dem

(*) Des Herrn Dezallier von Argenville Conchyliologie, oder Abhandlung von den Schnecken, Muſcheln und andern Schalthieren, welche in der See, in ſüſſen Waſſern, und auf dem Lande gefunden werden; nebſt der Zoomorphoſe, oder Abbildung und Beſchreibung der Thiere, welche die Gehäuße bewohnen. Wien, bey Krauße 1772. Die Conchyliologie beträgt 302 S. die Zoomorphoſe 82 S. und ein angehängtes Wörterbuch 58 S. nebſt 41 Kupfertafeln in Folio.

Lockt mit seelevollem Feuer
Harmonieen aus der Leier,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Nach der Schönheit Heimathland.

Buri.

2.

Der Steg.

Eine Parabel.

Ein Steg über schwindliger Tiefe
Hängt hoch in die Lüfte gebaut,
Ob dessen schwankender Tiefe
Dem kühnesten Wanderer graut.

Der Steg ist schlüpfrig, uneben,
Kaum etliche Spannen breit;
Und oben und unten und neben
Und rings Unermeßlichkeit.

Stockfinstre Nebel verdecken
Des nächsten Schrittes Loos.
Und — zur Vollendung der Schrecken —
Der Steg ist geländerlos.

Und doch, trotz Schmale und Enge,
Mit Wanderern überſetzt;
Ein flutendes wildes Gedränge,
Wo Einer den Anderen hetzt.

Es führet die furchtbare Brücke
Zum dämmernden Jenſeitsgefild.
Doch fördert ſie Keinen zurücke,
Weil nur für Diſſeits ſie gilt.

Raſch vorwärts müſſen und müſſen
Die Wallenden, Jung und Alt.
Sie fühlen ſich fortgeriſſen,
Durch unerklärte Gewalt.

Zur Seite wer rauſcht auf Gefieder?
Ein Genius, düſter vermummt.
Er ſtreifet längs auf, längs nieder,
Bleibt jedem Frager verſtummt.

Er zieht bald Einen, bald Andern
Der Pilger herab von dem Steg:
„Ich ſpar' euch die Mühe, zu wandern!"
Und trägt auf dem Fittich ſie weg.

Und jenſeits am hohen Geſtade,
Dort fällt erſt die Larve ihm ab.
Er ſchimmert als Bote der Gnade,
Die Wandrern zum Führer ihn gab.

Um ſie zur Heimath der Wonnen
Sanft hinzuleiten, wo Licht
Von tauſend flammenden Sonnen
In keinen Thränen ſich bricht.

Buri.

3.

Der Tropfen.

Eine Parabel.

Wer biſt du, Silbertropfen,
Der an der jähen Klippe,
Das Meer beſchauend, zittert;
In deſſen kleiner Perle
Sich Sonn' und Mond beſpiegeln? —

Ein Kind des Augenblickes,
Geboren halb aus Himmels-
Und halb aus Erdthau, bin ich.
Mir iſt auf dieſem Riſſe

Mein Daſeyn angewieſen.
Mir ward die Göttergabe,
Des Weltgebäudes Wunder,
Zwar blaß und oberflächlich,
Im Bildchen nachzuſpiegeln.

Doch auch die Qual empfieng ich,
Zu zittern jedem Lüftchen,
Das durch die Wüſte wandert,
Zu ſchauern jedem Odem,
Der dieſe Wellen kräuſelt.
Bald kömmt ein Hauch von Oben,
(Ich harre ſein minutlich)
Dann bebt mein ganzes Weſen,
Und ich — verſink' ins Weltmeer.

Buri.

III.

Literariſche Parallelen.

Phye und Johanna d'Arc.

Wie wenig geſchieht doch Neues, das nicht ſchon einmal geſchehen wäre! Kein außerordentlicheres, kein wunderbareres, kein unerhörteres Phänomen, als Johanna, die Retterin von Orleans, die Beſchützerin ihres Königes und Reichs. Gleichwohl finden wir in der älteſten griechiſchen Geſchichte ſchon eine Johanna in der Perſon einer gewiſſen Phye, über die Herodot I. 60., nachdem er erzählt, wie Piſiſtratus durch die Parteien des Megakles und Lykurgus aus der Stadt und Herrſchaft vertrieben worden ſey, Megakles aber ihm die Wiedereinſetzung unter der Bedingung, daß er ſeine Tochter zur Gemahlin nehme, angetragen habe, folgenden treuherzigen Bericht abſtattet, den ich nach einer alten Ueberſetzung *) mittheile. „Diß hat Piſiſtratus

*) Herodotus der allerhochberümpteſt Griechiſche Geſchichtſchreyber — durch Hieronymum Boner Oberſter Meyſter zu Colmar. MDXXXV. p. 13. Ich hoffe,

„angenommen. Diß iſt meiner Achtunge ein un-
„weißlich Stuck, wann man hielt von altem her,
„das die Griechen hochverſtendig und faſt weyſe leüt
„weren und ein ſonder ſcheühen hetten inn allen un-
„zymmlichen ſachen mer dann all ander außlendige
„und Barbariſche völker. Und wiewol die von Athen
„under allen Griechen für die Furſten und Adelich-
„ſten von mänigklich gehalten, ſo ſind doch nicht
„wenigeres auch diſe männer, die ein ſollichen be-
„trug (geſpielt) auß der Stadt Athen geporen gewe-
„ſen. Es was inn einem namhafften geſchlecht zu
„Athen Peainea (in dem Demos oder Canton Pä-
„nieus) ein fraw mit namen Phya genennt, die
„was dreyer finger minder dann vier ellenbogen lang,

die unterrichteten Leſer dieſer Monatsſchrift bei der Einrückung der alten Herodoteiſchen Ueberſetzung auf meiner Seite zu haben. Ich habe es nicht bloß zum Scherz gethan; denn einmahl glaube ich, kann man jetzt nicht genug altes Teutſch citiren, und dann bin ich auch der Meinung, daß Herodot, wenn er uns wie den Griechen zu Perikles Zeit klingen ſoll, auf eine ähnliche Art überſetzt werden müſſe. Wenn Luthers Bibel für uns der Homer iſt, ſo muß ſich ihr eine Ueberſetzung des Herodots auch im Ausdruck nahen, da der Zuſammenhang mit dem epiſchen Dichter und der Anklang nach ihm in Herodots Geſchichte vielfach bemerkbar und erwieſen iſt.

„darzů überauß ſchön und hüpſche. Diſe fraw ha-
„bend der vorgenannt hauptmann Megades (Me-
„gakles) und der vertriben Piſiſtratus inn allen ge-
„wören und waſſen ſtreytten und ſächten leerrn, und
„berichten, demnach inn den allerzierlichſten kläydern
„auff ein Wagen ſetzen laſſen. (Dieſer legten ſie
„eine völlige Waffenrüſtung an, und ſetzten ſie auf
„einen Wagen, und zwar in einer Stellung, die ihr
„den würdevollſten Anſtand zu geben ſchien) Die für-
„ten ſye alſo inn die Statt Athen, und ſchickten da-
„mit vorhan hyn jre Dinner und boten die inn der
„Statt diſe mayniung in allen gäſſen außzürüffen,
„Jr Athenienſer, ir ſollend Piſiſtratum ewreren Her-
„ren mit gütem willen wider auffnehmen, dieweyl
„jr doch ewer ſelbs göttin Minerva als jren allerlieb-
„ſten inn groſſen ehren hält, die jn auch ſelbs inn jr
„ſchloß füren und belauten will, wie diß dergeſtalt
„ausgerüſt, iſt den fürnehmſten und Edleſten ge-
„ſchlechten fürkommen, wie die göttin Minerva jren
„herren Piſiſtratum wider inn ſeine herrſchaft ein-
„ſetzen wöll, die auch dergeſtalt erſchynen und iſt jh-
„nen nicht anders zů wiſſen geweſen, denn das dieſe
„wolgezyerte fraw auff dem wagen die göttin ſein
„ſolt. Darumb habend ſy dieſelbj dar-
„für angebetten, und Piſiſtratum wider zů ei-
„nem herren angenommen."

Wir

Wie viel Aehnliches! Hier der Päaniniſche Demos, dort Domremy; hier Piſiſtratus, dort Carl VII.; hier Minerva, dort die Tochter Gottes, die heilige Jungfrau. Freilich hinkt eine Parallele wie ein Gleichniß. Man erkennt hier einen offenbaren, planmäßigen und doppeltſeitigen ſowohl von den Anſtiftern, als dem Werkzeug machinirten Betrug, und dort eine durch den Zufall entſtandene und begünſtigte, und mehr durch andächtige Schwärmerei, als durch eiteln und bethörten Aberglauben fortgeleitete Täuſchung, die nach höchſt wahrſcheinlicher Vermuthung am wenigſten dem Werkzeug derſelben zur Laſt fällt. vergl. Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliothèque du Roi. Paris. 1790. 4. T. III. und daraus den Auszug in London und Paris. 1804. Nr. 6.

Auch ſticht die Pſeudo-Athene gewaltig gegen die heilige Jungfrau ab, wenn wir vergleichen, was Phylarchus und Klidemus bei Athenäus l. XIII. p. 609. ed. Cas. erzählen. Nach dieſen Gewährsmännern war beſagte Phye ihres Gewerbes eine Kranzhändlerin, und wurde nach jenem theatraliſchen Poſſenſpiel auf Veranlaſſung des Piſiſtratus die Gemahlin ſeines Sohnes Hipparchus.

Das letzte Schickſal der armen Johanna iſt weltkundig; ungewiß, wie es der zu einer ſterblichen Frau herabgeſunkenen Göttin am Ende ergangen iſt.

Die Worte des Hermogenes: ἡ Φύη μετὰ τὴν κατάλυσιν τοῦ Πεισισράτου κρίνεται δημοσίων ἀδικημαίων, λέγομεν γὰρ ἠδυνάμην μὲν οὖν καὶ ἀσεβείας ἀντὴν γραψάμενον εἰς ὑμᾶς ἀγαγεῖν, ὅτι τὸ σχῆμα τῆς Ἀθηνᾶς ἀσεβῶς ὑπεκρίνατο, ließen vermuthen, daß ihr wie der Johanna der Prozeß auf Staatsverbrechen und Ruchloſigkeit gemacht worden ſey; allein ich citire aus P. Leopardi Emendatt. l. XX. c. 10. und bedaure, den Hermogenes nicht ſelbſt zur Hand zu haben, wo ſich aus der Vergleichung der ganzen Stelle im Zuſammenhange ergeben würde, ob der Fall nur als ein oratoriſches Thema geſetzt, oder als ein Factum erzählt ſey.

Die Gloſſalgia und die Furien.

Nichts, ſagt Plutarch in dem Tractat von der Geſchwätzigkeit kann doch die losgebundene Zunge zähmen.

Zu Lacedämon fand man den Tempel der Athene Chalciöcos geplündert, und darinn eine leere Flasche liegen. Als nun unter der herzugelaufenen Menge die Frage darüber entstand, so sagte einer aus dem Haufen: Ich will euch sagen, was mir über diese Flasche beigefallen ist. Ich vermuthe, daß die Tempelräuber, im Begriff ein solches Wagstück zu unternehmen, zuvor Schierling getrunken, und dann Wein mit sich genommen haben, um, wenn es gelänge, vermittelst des Weines die Kraft des Giftes unwirksam zu machen, wann sie aber ergriffen würden, vor der Tortur eines leichten und schmerzlosen Todes zu sterben. Nachdem er dies gesprochen, so schien eine so versteckte und verwickelte Angabe nicht eine Vermuthung, sondern eine Mitwissenschaft anzuzeigen. Der Mensch wurde umzingelt, von hierher und dorther ausgefragt, wer er wäre, wem bekannt, woher er solches wisse; und so von allen Seiten bedrängt, gestand er endlich, daß er einer von den Tempelräubern sey. Und, fährt Plutarch fort, sind nicht die Mörder des Ibykus auf dieselbe Art entdeckt worden? Im Theater sitzend flüsterten sie sich, indem man zufälligerweise Kraniche vorüberziehen sah, einander zu: sieh da die Rächer des Ibykus! Diese Worte fallen den zunächst Sitzenden auf, da Ibykus schon seit längerer Zeit vermißt wurde, sie

ich alle meine Nebenstunden widme. Sie wollen die grössern und die kleinern Schriften dieser Art genauer kennen. Ich will Ihnen dasjenige getreulich entdecken was ich weiß, aber sie dürfen ihre Stirn nicht wider mich runzeln, wenn mein Urtheil nicht allemal Ihren Wunsch erfüllet. Schief soll mein Urtheil nie ausfallen, aber eben so wenig will ich schmeicheln, denn das würde ohne Zweifel die zwiefache mögliche Beleidigung seyn, die ich den Schriftstellern, und selbst Ihnen zufügen könnte. Ich glaube es wenigstens, daß man dann am glücklichsten urtheilet, wenn man den Schriftstellern ihre Mängel ohne Zurückhaltung entdeckt, denn das ertheilt ihren Nachfolgern eine gute Anleitung, was sie leisten müssen, wenn sie ihre Vorgänger übertreffen wollen. Ich mache den Anfang mit einem Werke aus der Conchyliologie, welches nur in so fern neu ist, weil es uns ein Schriftsteller, den ich nicht kenne, im vorigem Jahre in einer deutschen Uebersetzung geliefert hat. Die Urschrift (*) ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, desto kürzer kan ich mich bey dem, was ich über die Einrichtung des ganzen

(*) Sie führet die Aufschrift: *Histoire naturelle éclaircie dans deux de ses parties principales la Conchyliologie Paris 1742. Nouvelle edition augmentée de la Zoomorphose Paris 1757.* gr. 4to. Die Conchyliologie hat 29 Kupfertafeln, und die Zoomorphose 9 Tafeln, den Anhang von drey neuen Platten nicht mit dazu gerechnet.

bringen ſie vor die Obrigkeit, und auf dieſe Art werden ſie ihrer That überführt, und der Strafe überliefert, die nicht die Kraniche über ſie brachten, ſondern die Unbändigkeit der Zunge, (γλωσσαλγία) welche einer Erinnys oder Pöne gleich ſie zwang, den Mord zu verrathen. Denn ſo wie im Körper zu den ſchadhaften und leidenden Theilen alles Benachbarte zuſammenfließt, ſo zieht die Zunge den Geſchwätzigen gleichſam fieberkrank und entzündet etwas von dem Verborgenen und Geheimen an ſich.

Hier haben wir denn eine recht pſychologiſche Anſicht, die von den Gerichtshöfen zu beherzigen iſt, und ein Reſultat, das ſich beinahe ſo ausnimmt, wie die Moral des Holberg (Leſſing XVIII. S. 105.) „Dieſe Fabel zeigt, daß keine Kreatur „weniger in der Zucht zu halten iſt, als eine Ziege."

Mit beiden hätten wir ſchwerlich eine Ballade erhalten, wie die Kraniche des Ibykus von Schiller, der mit inwohnendem erhabenem Geiſte die Furien ſelbſt als unmittelbare und perſönliche Rächerinnen der begangenen Unthat durch den ſchauderhaften Chor des tragiſchſten aller Dichter einführt. Wie antik die Vorſtellung ſey, den furchtbaren Töchtern der Nacht die Blutrache zu übertragen, würde

man leicht vorausſetzen; eine von ihnen (Tiſiphone) trägt ja ſchon in ihrem Namen dieſe Beſtimmung; deutlich erhellt es aus einem Epigramm der Anthologie auf den Tod des Ibykus von Antipater dem Sidonier (T. II. p. 27. ed Br.)

Räuber tödteten Dich, o Ibykos, während Du harmlos
Wandelteſt einſamen Wegs an dem Geſtade des Meers;
Hülflos riefſt Du hinauf zu den Kranichen, welche herbei Dir
Eileten, als Du erblickſt, Zeugen der gräßlichen That.
Nicht vergebens erhobſt Du die flehende Stimme zum Himmel.
Durch der Vögel Geſchrei rächten die Götter den Mord
In des Siſyphos Land. Wohlan, ihr Horden der Räuber,
Gierige, fürchtet ihr wohl künftig den himmliſchen Zorn?
Auch der Frevler Aegiſth, der Mörder des heiligen Sängers,
Floh dem rächenden Aug' ſchwarzer Erinnyen nicht.

Temp. v. F. J. I. S. 33.

Das dritte Diſtichon würde genauer ſo lauten:

Nicht vergebens erhobſt Du das jammernde Flehn, denn
Die ſtrafende Erinnys rächte durch der Vögel Geſchrei Deinen Mord.

Gegen die Wahrheit der ganzen Erzählung könnte man ſich wohl einen leiſen Zweifel erlauben, wenn man bedenkt, daß ſogar keine alten Zeugniſſe dafür da ſind; daß nach einem andern, wiewohl auch neuern und verſchiedener Erklärung fähigen Epigramm T. III. p. 262. DXXVIII. Ibykus zu Rhegium begraben lag; vorzüglich daß die Alten liebten, in das Leben und Sterben ihrer Dichter das Wunderbare der Poeſie ſelbſt zu legen, wofür es genügen kann an Sappho, Anakreon, Steſichorus und Simonides erinnert zu haben. Doch die Geſchichte auch im Ganzen als wahr angenommen, ſo iſt für den eigentlichen Hergang derſelben der Umſtand nicht aus der Acht zu laſſen, den Photius Cod. CXC. aus Ptolemäus Hephäſtionis Magazin neuer Geſchichten anführt: „daß ein Sklave des Ibykus Namens Herkules, an dem Morde Theil genommen, „und darum lebendig verbrannt worden ſey.“

Mörus und Phintias.

In der Ballade, die Bürgſchaft überſchrieben, hat Schiller die Geſchichte zweier Freunde erzählt, die unter dem Namen Damon und Phintias *) allgemein bekannt ſind. Er nennt jedoch den Einen der Freunde Mörus und würde ohne Zweifel, wenn es ſein Ohr und ſein Vers vertragen hätte, den andern Selinuntius genannt haben; denn er folgt, wie ſich aus Allem ergiebt, der Nachricht des Hyginus, der n. 257. die Sache folgendergeſtalt erzählt: In Sicilia Dionysius tyrannus cru-

*) Denn dies und nicht Pythias iſt ſein Nahme. Phintias heißt er beim Diod. Sic. Excerpt. p. 554. und bey andern Gewährsmännern. Auch hat Phintias ſeinen etymologiſchen Grund; denn Φιντίας iſt nach dem ſicil. Dialect ſo viel wie Φιλτίας von Φιλτός liebenswürdig oder geliebt. cfr. Salmas. ad Solin. p. 78. Auch iſt dieſer Nahme ſonſt in Sicilien nicht ungebräuchlich, wie man unter andern aus Bentley diss. de epp. Phal. Opusc. ed. Lips. p. 9. und Ekhel Doctrina num. P. I. Vol. I. p. 266. erſehen kann. Pythias iſt ſchwerlich je ein männlicher Nahme geweſen; der Redner, der bisweilen ſo geſchrieben wird, heißt wie der Geograph Pytheas.

cfr. Maussac. ad Harp. ed. Blanc. p. 9.

delissimus cum esset, suosque cives cruciatibus interficeret, Moeros tyrannum voluit interficere: quem satellites cum deprehendissent, armatum ad regem perduxerunt: qui interrogatus respondit se regem voluisse interficere: quem rex jussit crucifigi: a quo Moerus petit tridui commeatum, ut sororem suam nuptui collocaret, et daret tyranno Selinuntium amicum suum et sodalem qui sponderet eum tertio die venturum: cui rex indulsit commeatum ad sororem collocandam, dicitque rex Selinuntio, ut nisi ad diem Moerus veniret, eum eandem poenam passurum, et dimitti Moerum. Qui collocata sorore cum reverteretur repente tempestate et pluvia orta flumen ita increvit, ut nec transiri nec transnatari posset: ad cujus ripam Moerus consedit, et flere coepit, ne amicus pro se periret. Phalaris autem Selinuntium crucifigi cum juberet, ideo quo horae sex tertii jam diei essent, nec veniret Moerus: cui Selinuntius respondit, diem adhuc non praeteriisse. Cumque jam et horae novem essent, rex jubet ducere Selinuntium in crucem. Qui cum duceretur, vix tandem Moerus liberato flumine, consequitur carnificem, exclamatque a longe: Sustine carni-

lex, adsum quem spopondit. Quod factum regi nuntiatur: quos rex ad se jussit perduci, rogavitque eos, ut se in amicitiam reciperent, vitamque Moero concessit. Die unbedeutendſte Abweichung in dieſer Erzählung wären die Namen; eine Verwechſelung der ſogenannten Catonenſiſchen Brüder, die er n. 254. Damon und Pythias nennt. *) Aber es ſind, wie man weiterhin deutlicher ſehen wird, Umſtände hier angebracht, die es wahrſcheinlich machen, daß Hygin die Geſchichte aus der Darſtellung irgend eines ausſchmückenden und verſchönernden ſiciliſchen Troubadour aufgenommen hat. Daher es unſerm Balladenſänger, dem die hiſtoriſche Wahrheit gleichgültig ſeyn konnte, auch gefiel, gerade dieſer Auctorität zu folgen, wo einer dichteriſchen Behandlung gleichſam mehr als anderwärts vorgearbeitet war.

Einfacher wird die Geſchichte von denen vorgetragen, die ſie als ein hiſtoriſches Factum betrachten. Phintias ſtellt dem Dionyſius nach, er wird ergriffen, ſtellt Damon für 3 Tage zum Bürgen, um ei-

*) Polyän nennt unſre Freunde l. V. c. 2. 22. Euephanus und Eucritus, vielleicht nicht ohne witzelnde Nahmendeuterei.

nige Familienangelegenheiten noch in Ordnung zu bringen, kehrt wider Erwarten zur bestimmten Zeit zurück, und Dionysius, gerührt durch diese Probe aufdauernder Freundschaft, begnadigt den Einen, und bietet beiden seine Freundschaft an. So erzählen den Fall Cic. de offic. III. 10. Tuscul. Quaest. V. 22; Val. Max, Diod. Sic. Excerpt. p. 554. ed. Wess., der den Umstand, daß Phintias wirklich dem Tyrannen nach dem Leben gestellt, ebenfalls ganz außer Zweifel läßt. Lact. de inst. div. V. 17. und andere.

Neuere wissen mehr. Sie wissen, (s. Funke Reallexik. Art. Damon) „daß das versammelte „Volk getadelt und beklagt habe den leichtgläubi„gen Damon, der ruhig den Weg zum Tode gieng; „fest überzeugt, daß sein Freund zurückkehren wer„de, wenn er könne, und selbst dann sich glücklich „schätzend, wenn er für ihn sterben müsse; schon habe „er sich dem Richtplatz genähert, als auf einmal tau„send Stimmen des Pythias Ankunft verkündiget; „dieser habe sich in die Arme seines Freundes gestürzt; „jetzt erhob sich zwischen ihnen ein edler „Streit, wer für den Andern sterben „sollte: und alle Zuschauer zerflossen da„bei in Thränen, bis endlich Dionysius

„selbst von seinem Throne (der also in der „Nähe des Richtplatzes war) stieg ꝛc. Daß nach dieser Erzählung Dionysius der ältere es gewesen seyn soll, läßt sich mit Cicero's Auctorität entschuldigen, der in den Tusculänen ebenfalls dem älteren die, an dem edlen Freundespaar gemachte Erfahrung von unerschütterlicher Standhaftigkeit, zuschreibt. Gleichwohl ist es nicht der ältere, sondern der jüngere gewesen, und dafür ist Zeuge Dionysius der jüngere selbst in einer Stelle des Aristoxenus *), die Jamblichus Vit. Pyth. §. 253. (vergl. mit Porphyr. vit. Pyth. §. 59.) aufbewahrt hat. Es nimmt mich Wunder, noch keinen sorgfältigeren Gebrauch von ihr gemacht zu sehen, da sie zuverlässig als die Quelle aller der übrigen Erzählungen angesehen, und zum Beispiel dienen kann, wie leicht eine species facti durch Wiederholung, wenigstens in ihren Nebenumständen, entstellt werden könne. Zur Bestätigung

*) Cfr. Mahne de Aristoxeno in Schäfers Thesauro Crit. nov. T. I. p. 35. Eine andre Unterhaltung des Aristoxenus und Dionysius über den Plato, die aus des ersteren Leben des Plato genommen zu seyn scheint, hat Plutarch. Timol. c. 15. angedeutet. Ich vermisse sie in der angeführten, sehr sorgfältigen und gelehrten Abhandlung.

und Vergleichung sey es gestattet, sie noch vollständig herzusetzen.

„Wie sehr die Pythagoräer fremder Freundschaft „auswichen, wie sehr sie die gegenseitig eigene viele „Generationen hindurch pflegten, läßt sich aus dem „abnehmen, was Aristorenus in dem Leben des Py„thageras von Dionysius, dem Tyrannen Siciliens, „als er, von der Herrschaft vertrieben, zu Korinth in „einer Schule lehrte, selbst gehört zu haben versichert. „Aristorenus spricht so: Jene Männer enthielten sich „des Wehklagens, der Thränen und aller solcher „Dinge, so viel nur immer möglich, wie nicht we„niger der Schmeichelei, des Bittens und Flehens „und ähnlicher Dinge. Darüber erzählte uns Dio„nysius, nachdem er aus der Herrschaft vertrieben, „seinen Wohnsitz in Korinth aufgeschlagen hatte, zum „öftern, was sich mit Damon und Phintias „zugetragen hat. Es galt eine Bürgschaft auf Le„ben und Tod. Der Hergang dabei war folgender: „Einige seiner (des Dionysius) Vertrauten pflegten „die Pythagoräer oft zu erwähnen, und ihrer als „Prahler und Aufschneider zu spotten, indem sie „äußerten, daß es mit ihrem erhabenen Ernste und „mit ihrer erheuchelten Treue und Kaltblütigkeit „bald ein Ende haben würde, wenn sie in eine be-

„beutende Gefahr geriethen. Andere widerſprachen,
„und es entſtand darüber ein heftiger Streit. Nun
„wurde gegen den Phintias eine Intrigue angeſpon-
„nen, ein Ankläger gegen ihn aufgeſtellt, der ihn
„beſchuldigte, einen gefährlichen Anſchlag mit einigen
„andern gegen ihn (Dionyſius) gefaßt zu haben; dies
„wurde von jenen als Zeugen beſtätiget, und die
„Anklage bis zu einer großen Wahrſcheinlichkeit ein-
„geleitet. Phintias gerieth über dieſe Rede in große
„Beſtürzung; als Dionyſius aber ausdrücklich er-
„klärte, daß alles bereits genau unterſucht, und er
„ein Kind des Todes ſey, ſo erwiederte er, daß,
„wenn es ſo über ihn beſchloſſen ſey, er nur um
„den übrigen Theil des Tages bitte, um ſeine und
„Damons Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.
„Denn dieſe Männer wohnten beiſammen in völliger
„Gemeinſchaft aller Dinge; *) Phintias aber, als
„der ältere, hatte den größten Theil der Hauswirth-
„ſchaft zur Beſorgung übernommen. Er bat dahee
„zu dieſem Behuf um Loslaſſung und ſtellte Damon
„zum Bürgen. Dionyſius erzählte nun, daß er ſich
„verwundernd gefragt habe, ob es einen Menſchen
„gebe, der in einer Capitalſache Bürgſchaft zu lei-

*) Die Dübrevil und Pechmeja der alten Zeit. ſ. Schillers Thalia 2tes Heft. 1. B. S. 15.

ganzen Werks sonst hätte sagen müssen, jetzo fassen; eines Buches, welches ohne Zweifel das beste unter allen Büchern dieses Schriftstellers ist — wenistens unzehlige Vorzüge für seiner Oryctologie hat. Frankreich hat diesen Schriftsteller überaus hoch geschätzt, und man besorgt daselbst würklich eine neue Auflage der Urschrift, (*) welche unser Uebersetzer erst hätte erwarten sollen, ehe er seine Uebersetzung der Presse übergab, weil man in derselben wichtige Verbesserungen und Zusätze verspricht. Doch diesen Fehler kan Herr Krausse gut machen, wenn er dasjenige in einem eignen Anhange nachholet, was in der neuen Auflage verbessert wird. Nun zur Sache selbst.

Den Anfang macht Herr Argenville mit einem Vorberichte von der Conchyliologie. Sie füllet 12. Seiten aus, und ist mehr eine Nachricht von der Einrichtung dieses Buchs, als eine Einleitung in die Conchyliologie. Wer Cramers Einleitung, die er dem Regenfusischen Werke vorsetzte, und die man bey der deutschen Ausgabe des Rumphs wiederholet hat; oder die Einleitung des D. Martini, die er bey seinem neuen systematischen Conchyllencabinete voraussetzte, gelesen hat, der wird dem Herrn von Argenville diese drey Bogen gern zurück geben.

(*) Man hat diese neue Auflage in dem *Journal des Sçavans 1772. Septemb. pag. 446.* angekündiget, und davon viel voraus gesagt, was die Leser zu erwarten haben.

„sten wage; auf die Bejahung wurde Damon her-
„beigeführt, der, als er das Geschehene gehört, so-
„gleich einwilligte Bürge zu werden und da zu bleiben,
„bis Phintias zurückkehrte. Er (Dionysius) sey nun
„dadurch in großes Erstaunen versetzt worden; die
„aber von Anfang die Versuchung angestiftet, hätten
„über Damon gespöttelt, als sey er verloren und
„wie eine Hirschkuh (— Anspielung auf die Rettung
„der Iphigenia in Aulis —) untergeschoben. Als sich
„aber die Sonne schon zum Untergange neigte, kam
„Phintias, um sich der Todesstrafe zu unterziehen.
„Darüber waren alle von großem Staunen ergriffen,
„Dionysius selbst aber, die Männer umarmend und
„küssend, bat sie, ihn als den dritten in ihren Bund
„aufzunehmen, doch trotz seines angelegentlichen
„Bittens willigten sie auf keine Art in dies Verlan-
„gen ein.

„Dies sagt Aristorenus mit der Versicherung,
„es vom Dionysius selbst gehört zu haben."

Pforte. A. G. Lange.

IV.

Aus und über Polen.

Zweiter Brief.

Konin, den 15ten Aug. 1806.

In meinem vorigen Briefe verſuchte ich Ihnen, verehrter Freund, das äußere Gewand zu zeichnen, womit die gütige Mutter Natur den Theil Sarmatiens umgab, den ich zu ſehen Gelegenheit hatte. Jetzt werde ich mich bemühen, Ihnen die erſten, wenn auch durch längern Aufenthalt berichtigten Eindrücke zu ſchildern, die es als ein, von einer zahlreichen und berühmten Nation bewohntes Land auf mich machte. Ich werde Ihnen den Pohlen in Beziehung auf den Boden, den er bewohnt, in ſeinen nächſten Umgebungen, in ſeinem Wirken und Handeln darſtellen, in ſofern dies durch flüchtigen Ueberblick aufgefaßt, durch einzelne Züge nachgebildet werden konnte. — Auch wenn mir nicht die wichtigen Worte: granica Polska (Pohlniſche Gränze) zugerufen hätten, ich habe des Vaterlands glückliche Fluren verlaſſen, ſo würde doch Alles, was

mich umgab, mir laut die Wahrheit aufgedrungen haben, ich wandle jetzt auf Sarmatiens trauernden Ebenen. Zwar vermißt ich schon der vaterländischen Sprache gewohnte Töne, zwar verschwanden nun immer mehr und mehr die Spuren von Wohlhabenheit, teutscher Reinlichkeit, teutschem Sitten und Gewohnheiten, doch waren sie noch nicht ganz verschwunden; aber jetzt schien Alles durch einen Zauberschlag verändert zu seyn. — Anfangs sollte man glauben, die pohlnische Nation habe erst seit kurzer Zeit das nomadische Leben verlassen, und von einem Lande Besitz genommen, das vorher eine fleißige, Ackerbau treibende, cultivirte, jetzt aber größtentheils verschwundene Nation bewohnte, so roh, so ungebildet, so arm und elend ist die Masse derselben, so wenig stimmt diese unaussprechliche Armuth und Rohheit mit der Fruchtbarkeit und selbst mit der Cultur des Landes, mit der Pracht und dem Luxus einiger ihrer Großen, mit der Größe, dem Wohlstand verrathenden Aeußern und der Ueppigkeit ihrer Hauptstädte überein. Selbst die Gestalt ihrer Wohnungen scheint ursprünglich einem Zelte abgeborgt zu seyn, die nur der längere Aufenthalt in bretterne Hütten verwandelt hat. Keine Spur, auch des unbedeutendsten Wohlstandes, kein Zeichen der Vorsorge für die Zukunft. Nichts was auf höhere, den Menschen vor

den

den Thieren eigene Bequemlichkeit hindeutete, kein Merkmal von Nachdenken, von Raffinirung bei Verfertigung der nöthigen Ackerwerkzeuge, des elenden Hausraths; Alles scheint eben die Hand seines Erfinders verlassen zu haben. — Und nun denken Sie sich, wenn Sie es vermögen, die schreckliche Lage eines Teutschen, oder eines andern Individuums einer gebildeten, glücklichen Nation, auf einmal von Allem verlassen, was nur entfernt zu den nöthigsten Bedürfnissen gehört. Umsonst würden Sie auf dem Lande, in den eigentlich pohlnischen Städten einen nur leidlichen Krug suchen, man würde Sie nicht verstehen; wenn Sie nach einem Bett fragen, wenn Sie außer dem sorgescheuchenden, wohlthätigen Branntwein (Wutka), der hier, wenn er gut ist, Spiritus genannt wird, außer elendem Brod und schlechtem Wasser weiter etwas verlangen wollten, umsonst würden Sie Geld bieten, um Ihrem Gaume, Ihrem Hange nach höherer Bequemlichkeit, zu schmeicheln. Froh müssen Sie seyn, wenn Sie so glücklich waren, reinliches Stroh zu Ihrem Lager zu erhalten, wenn der unendliche Schmutz, der sich hier mit Allem vermählt, wenn die häufigen Spuren der ekelhaftesten Unreinlichkeit Ihnen erlaubten, etwas zu genießen. Hinreichende Gründe, um die Gewohnheit zu rechtfertigen, die unentbehr-

lichſten Bedürfniſſe auf Wanderungen in dieſen Gegenden bei ſich zu führen. Nie würde ich Ihnen rathen, Ihr Nachtlager in ſolch' einer Wirthsſtube zu nehmen; zu ſpät würden Sie eine Bekanntſchaft bereuen, die Ihnen dieſe Nacht mit einigen Geſchlechtern des unleidlichſten Ungeziefers verſchaffen würde.

Doch treten Sie lieber mit mir ſogleich in die intereſſante Wirthsſtube eines pohlniſchen Kruges. Nur laſſen Sie ſich nicht durch die aufgethürmten Kothhaufen, hier der einzige Vorrath, die ihnen den Weg dahin zu verſperren ſcheinen, zurückhalten. Jetzt ſind wir endlich glücklich angelangt! Dieſe Stube mißt ungefähr hundert □ Schuhe. Hoch lodert in dem Kamin das Feuer empor, zwei Fenſterchen, urſprünglich aus Glas gefertigt, jetzt ein Quodlibet von Papierſtückchen, Glas und Holzſpänen, erlauben dem Lichte nur kärglich den Eingang, und Heiligenbilder, Weihwaſſernäpfchen, um die Wand laufende Bänke, ein ungeheurer Tiſch vereinigen die Zierde, den ganzen Hausrath. Sie befürchten in die furchtbare Werkſtätte der Cyklopen gekommen zu ſeyn. Sie befremdet die Niedrigkeit, die Unſauberkeit dieſes Aufenthalts von Menſchen, der gänzliche Mangel jeglichen Hausraths? Allein vergeſſen

Sie nicht, daß Sie ſich in einem pohlniſchen Kruge befinden, und gnügt Ihnen denn nicht mit dieſem unbeholfenen Tiſche, mit dieſen halbzerfallenen hölzernen Bänken, mit dieſen Flaſchen des köſtlichen Branntweins, mit dieſem Gerſtenwaſſer, Bier genannt — genug für pohlniſche Genügſamkeit! Oder warum nähern wir uns nicht jener, im dichten Nebel Wohlgeruch verbreitender Dünſte eingehüllten Geſellſchaft? Fürchten Sie nicht das lärmende Geſchrei dieſer aus Schweintreibern, Juden und pohlniſchen Bauern bunt gemiſchten Geſellſchaft, jetzt ſucht ſie Betäubung im ſorgenſtillenden Becher, aber bald wird die Schwere ihrer Köpfe ſie zu ihren den Boden ſchon küſſenden Brüdern verſammeln. Doch Sie blicken ſcheu auf jene ſich ihrer Lieblingsthiere entladenden Gruppe? Schnell verlaſſen wir dann den ſchreckenden Wohnort. —

Am beſten werden Sie ſich immer befinden, wenn Sie in ihrem Wagen ruhig dem kommenden Tage entgegenharren, oder wenn Sie Ihre Reiſe ununterbrochen, bis an den Ort Ihrer Beſtimmung fortſetzen. Und befürchten Sie vielleicht bei ſo ununterbrochener Reiſe einen Gegenſtand, Ihrer Aufmerkſamkeit werth, ungeſehen, unbemerkt gelaſſen zu haben? Sie würden Sich gewaltig irren, voll-

ten Sie hoffen, dann, wenn Sie eine Landschaft, einen Bauernhof, einen Rittersitz, ein polnisches Dorf oder Stadt gesehen haben, noch etwas Neuem zu begegnen. Sie haben dann Alles gesehen, was sehenswerth war. Aber verweilen wir einige Augenblicke auf dieser Anhöhe. Weithin dehnt sich nach allen Seiten die geebnete Landschaft! Sie begränzen nahe und ferne Nadelhölzer. Nichts, was unsere Aufmerksamkeit besonders an sich zöge! Zwar wallen uns überall die herrlichsten Saaten entgegen, und Ceres scheint ihr Füllhorn über diese Gegend mit Vorliebe ausgeschüttet zu haben, aber umsonst schweifen unsere Augen in die weiteste Ferne, umsonst! kein Gegenstand höherer Kraft und Thätigkeit! Der Schall eines einsamen Glöckchens verkündet die Nähe eines Klosters, aber kein glänzendes Schloß, kein geschmackvolles Landhaus, kein stolz und majestätisch die Gegend beherrschender Kirchthurm unterbricht angenehm unsern Blik, uns lacht mit glänzenden Dächern kein niedliches, aus einem Walde von Fruchtbäumen sich erhebendes Dorf entgegen. Wir erblicken nur einzelne zerstreute Haufen breterner Hütten. Dort am fernen Horizont bewegen sich einsame Windmühlen, und hier erhebt sich ein wankendes Crucifix. Einsam trauert dort ein breternes Bet-

haus. Doch ſchon haben wir uns einem Haufen ſolcher bretterner Hütten genähert! *)

Dieſe parallel laufende gedoppelte Reihe bildet ein Dorf. Hier die Hofröde eines Bauerhofes! Ueberall Spuren von Armuth und Ekel erregendem Schmutz. Drei emporſtrebende Hütten bilden nach dem Wege zu ein offnes Viereck. Auf halb verfaulten Balken ruhend, ſind ſie aus Bohlen und Bretern zuſammengeſetzt, die Fugen mit Moos oder Lehm ausgefüllt und mit Fragmenten von Stroh und Schindeldächern bekleidet. Die größte, mit der Giebelſeite und dem einzigen Eingang dem angränzenden, höher liegenden Wege zugekehrt — der gewöhnliche Stand einer polniſchen Bauerhütte — iſt dem

*) Der berühmte Verfaſſer der vertrauten Briefe ſieht in einem pohlniſchen Dorfe nur eine Reihe aufgethürmter Kothhaufen; allein ſo unausſprechlich elend, ſo unreinlich auch die Wohnungen des unglücklichen Landmanns immer ſeyn mögen, ſo wird man doch umſonſt Aehnlichkeiten zu dieſer Vergleichung aufſuchen, und leicht drängt ſich die Bemerkung auf, er habe in ſeinem Unmuthe über die pohlniſche Nation die Farben zu dem von ihr aufgeſtellten Gemälde doch oft viel zu grell, zu ſtark aufgetragen.

menſchlichen Bewohner vorbehalten. Hierher entlaſtet ſich die überſtrömende Fülle des gränzenden Wegs, hier bekämpft ihr Bewohner umſonſt die Angriffe der Witterung! Kleiner iſt die an ſie gränzende und im Hintergrunde ſich erhebende Scheuer, die, ſo klein ſie auch immer ſeyn mag, doch oft genug für den Reichthum ihres Erbauers zu groß iſt. Die dritte gegenüber ſtehende, ein bloßes Fragment und einem großen Hundeſtall ſehr ähnlich, verbirgt die Hausthiere; aber auch ihre Stätte ſucht man oft umſonſt, und dann lebt der Bewohner mit ſeinen geliebten Hausthieren in patriarchaliſcher Eintracht. Jetzt in das Innere dieſer merkwürdigen menſchlichen Wohnung! Drei Behältniſſe umfaſſen den Raum von ungefähr 250 Quadrat-Schuhen. Das erſte, einige Schritte tief und eben ſo breit, umſchließt den ganzen, nur wenig verengenden Vorrath an Wirthſchaftsgeräthen, und der, an der Wand der zweiten Abtheilung in den gerade aufſteigenden Schornſtein angebrachte, Kamin erhebt es zugleich zur Küche. Aus ihm gelangen wir in die zweite Abtheilung, in die ungefähr acht Schritte lange und breite Wohnſtube. Noch immer ſteter Wechſel mit Berg und Thal, dem Fahrweg gleicht der Fußboden Schwarze Wände gähnen uns entgegen, ein einziges niedriges Fenſterchen, ſchon längſt erblindet, ſtreitet mit dem

wohlthätigen Lichte. Dort linker Hand, an der Seite der erſten Abtheilung erhebt ſich ein weißer, viereckiger, ungeſchlachteter Kaſten, der Ofen genannt, oder ein ruſiges Kamin. Ein häßlicher, viereckiger Tiſch, um die Wand herumlaufende ſchmutzige Bänke, ein ekelhaftes Bett, einige hölzerne Laden und Haufen ſchmutziger Lumpen, ſind — der ganze Hausrath! An den ſchwarzen Wänden angeheftete Chriſtus- und Heiligenbilder, unkenntlich von Schmutz, und Weihwaſſernäpfchen ſind die einzige Zierde. Die dritte Abtheilung, etwas kleiner als die mittelſte, umfaßt den übrigen, oft unmerklichen Reichthum der Bewohner, oder dient, in Ermangelung eines Viehſtalls, den Hausthieren zur gemeinſchaftlichen Wohnung, und leicht entſchuldigt bei der Strenge des Winters die Nähe beider Wohnungen ein gemeinſchaftliches Zuſammenleben; dann in der That ein ſehenswerthes Schauſpiel! Kein Schloß, kein eiſerner Riegel hindert den Eingang, ihn verwehren bloß hölzerne Inſtrumente. Schwarz und traurend iſt das Gewand dieſer menſchlichen Behauſung, und nicht zwanzig Ellen beträgt ihre Höhe. Ein breterner Schornſtein ragt kläglich aus dem Dache hervor. Dort erheben ſich aus den Fragmenten der zerfallenen Bedachung ſeine mit Lehm bekleideten Wände. In beflügelter Eil verläßt man dieſen Wohnſitz des Jammers.

Das erste Kapitel begreift eine Eintheilung der allgemeinen Abhandlung von den Conchylien des Meeres, der Flüsse, und der Erde. Hier finden Sie unter andern brauchbaren Gedanken seine Nachrichten von den conchyliologischen Schriftstellern, und hier hat unser Schriftsteller mit vielem Scharfsinn und mit wahrer Einsicht geurtheilet. Aber hätte hier nicht der Uebersetzer die neuesten Werke hinzu setzen sollen?

Das zweyte Kapitel S. 13. giebt eine Anweisung in einem Augenblick die Classe, die Familie, das Geschlecht und die Art einer See- Fluß- oder Erdconchylie zu erkennen. Ehe ich das Kunststück selbst offenbare, so bemerke ich, daß Herr **D'Argenville** erst hätte Kennzeichen angeben sollen, wodurch man eine Flußconchylie von der Seeconchylie, und diese von der Erdconchylie unterscheiden kan. Es ist wahr, ich halte dies für eine überaus schwere Sache, aber ein Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen, von so tiefen Einsichten, von so grossen Erfahrungen, wie Herr von Argenville ist, hätte doch wenigstens etwas wagen sollen. Das Geheimniß bestehet in zwey verschiedenen Untersuchungen. **Die erste** zielt darauf zu erfahren, ob eine Conchylie nur eine Schale, oder deren zwoo, oder mehrere habe? **Die zwoote** ist die Untersuchung ihrer Hauptbildung und bisweilen auch ihres Mundes. Vielleicht, mein Geliebter! werden sie hiebey mit mir einerley Einfall haben, daß man die Conchylien schon kennen müsse, ehe man sie nach dieser Anweisung kennet lernet.

Im

Nichts begegnet uns außerhalb desſelben, was dieſe unangenehmen Eindrücke mildern könnte. Hier und da entſproßen dem Schooſe der fruchtbaren Erde einige Pflaumenbäume, die, in einzelne Gruppen vertheilt, einem wilden Gebüſche gleichen. Sie beſchatten hohe Fichten und majeſtätiſche Eichen; und unthätig iſt in dieſen Einöden der ſchaffende Geiſt des Menſchen. Acker- und Wirthſchaftsgeräthe, Alles, was dem Menſchen zur erſten Bequemlichkeit unentbehrlich iſt, harmonirt nur zu ſehr mit dem traurigen Ganzen. Nichts! was auf eine gute Benutzung des Bodens hindeutete. Nur ſeiner Fruchtbarkeit verdankt der Pohle die Erhaltung, und ſo vertraut er mit Schmutz und Koth iſt, ſo ſucht man doch vergebens auf der Fläche eines Gehöfts den nützlichen Dünger. — Im Allgemeinen ſcheint hier die Stallfütterung noch unbekannt zu ſeyn. Auch ſcheint man hier noch nicht des Kleebaues und wohl unterhaltener Wieſen Nutzbarkeit zu kennen. Sommer und Winter bedecken Heerden von Pferden, Hornvieh, Schafen, Schweinen und Gänſen die ungeheuern, die Dörfer umgränzenden Anger. Nur einige Rittergutsbeſitzer, teutſche Pächter und Holländer (teutſche Anbauer) machen von dieſer unbegreiflichen Sorgloſigkeit eine rühmliche Ausnahme.

Ueberhaupt unterſcheiden ſich Ritterſitze bloß

durch die Größe ihrer Hofröden; den Umfang ihrer Gebäude von Bauerngehöfden, weniger durch Festigkeit, äußeres Gewand, durch Spuren mehrerer Ordnung, größerer Reinlichkeit und Sorge für höhere Cultur. Ganz verſchieden iſt das Ganze eines ſolchen Ritterſitzes von dem eines teutſchen Edelhofes. Gewöhnlich machen alle dazu gehörende Gebäude in Teutſchland ein geſchloßnes Ganzes aus; allein hier ſtehen die nöthigen Wirthſchaftsgebäude auf einem ungeheuern, mit Raſen bedeckten Hof um das ſogenannte Herrenhaus, das herauszufinden dem Ungeübten oft ſchwer ſeyn würde, ohne Verbindung herum. Alle dieſe Gebäude, das Herrenhaus nicht ausgenommen, ſind von Bohlen oder Bretern erbaut, bisweilen mit Kalk oder Lehm bekleidet, mit Stroh oder Schindeln gedeckt, und ohne das Dach 6 bis 8 Ellen hoch. Das Herrenhaus, gewöhnlich im Hintergrunde ſich erhebend, und ſeine breite Seite darbietend, iſt ſo geſtellt, daß die übrigen Wirthſchaftsgebäude in einem Cirkel um daſſelbe herumlaufen. Es beſteht in der Regel bloß aus einem Erdgeſtock, und iſt mit einem Schindeldach gedeckt, aus deſſen Mitte ſich ein vorſpringender Giebel erhebt, der zu einer Stube oder Kammer benutzt wird, und auf Balken ruht, die vor dem Eingang eine Art Halle bilden. Eins von den angränzenden Gebäuden iſt zur Aufnahme

beſuchender Freunde eingerichtet und heißt die Offizin. Die übrigen Wohngebäude beſetzt das Haus- und Hofgeſinde; hier ein ſehr zahlreiches Perſonal. Nur hier und da zeichnet ſich ein Ritterſitz durch geſchmackvolle Bauart aus. Doch bleibt das Aeußere der übrigen Gebäude ſich gleich, nur die breternen Wände ſind mit Mauern aus Ziegelſteinen vertauſcht. — Eine geſchmackvolle Equipage, von vier flüchtigen Pferden gezogen, enteilte ſo eben dem Ritterſitze von G. Ich gehe hinein. Rund umſchloſſen ſchwarze, breterne Baracken den Hofraum, deſſen Mitte ein Teich ausfüllte. Im Hintergrunde erhob ſich das Herrenhaus, eine elende niedrige Hütte. Durch die Säulenhalle, Laube oder Löbe genannt, wo aber die Säulen durch rohe Balken erſetzt wurden, trat ich in den Hausraum. Schwarz und ſchmutzig traten mir ſeine Wände entgegen, ungedielt war der Boden. In drei Abtheilungen zerfiel das Ganze, in der Mitte war der Hausraum; zu beiden Seiten befanden ſich beſondere Behältniſſe. Zur linken Hand das Wohnzimmer der Herrſchaft. Jetzt wurde die Thür geöffnet, ein Rudel aufſpringender Windhunde verwehrte mir lange den Eingang, und Ekel erregte die ſie umgebende Atmoſphäre. Endlich befand ich mich in dem Innern dieſes ungefähr 100 □ Schuhe enthaltenden

Wohnzimmers. Zwei kleine Bettſtellen, mit grünſeidenen Decken überhangen, ein elender Tiſch und ſechs noch elendere Stühle vereinigten das ganze Meublement. Crucifixe, Heiligenbilder, Weihwaſſernäpfchen unterbrachen die ſchwarzen Wände. Zwei kleine erblindete Fenſter ließen kaum ein dämmerndes Licht eindringen. Ich wollte friſche Luft ſchöpfen. Doch beide waren feſt verſchloſſen. Jetzt näherte ich mich dem zweiten, gleich großen Behältniſſe. Das hoch im Kamin lodernde Feuer, und einige Küchengeräthe beſtimmten den eigentlichen Gebrauch deſſelben. Umſonſt ſuchte ich unter dem ſich erhebenden Schmutzhaufen eine Spur von Dielen oder Pflaſter zu entdecken. Wohl dem, der aus dieſen Wohnungen wieder zur freien Luft gelangen kann. Gern entbehrt ich nun den Anblick der übrigen menſchlichen Wohnungen. Umſonſt ſchweiften meine Blicke nach allen Seiten hin, Spuren einer guten Benutzung des Bodens ſuchend; Acker- und Wirthſchaftsgeräthe war in dem elendeſten Zuſtande. — Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, theurer Freund, daß nicht alle dieſem Ritterſitze gleichen; allein ein allgemeines Bild wollt' ich Ihnen zeichnen. Nur ſelten begegneten mir Merkmale höherer Cultur, größeren Wohlſtandes. Ich rede hier nicht von den üppigen Sitzen einiger Groſ-

ſen! — Nur wenig unterſcheiden ſich die eigentlich polniſchen Städte von den Dörfern. Gleiche Armuth, gleicher Schmutz, gleiche Bauart. Doch gränzen hier die hölzernen Baracken mit ihren, der Straße zugelehnten Giebeln dicht an einander, in ununterbrochener Reihe fortlaufend. Jedes Haus hat eine ſogenannte Laube. Durch dieſe tritt man in den Hausraum, und aus dieſem in die im Hintergrunde befindliche Stube. Auf einem freien, gewöhnlich viereckigen Platz, der Ring (Markt) genannt, erhebt ſich ein breternes Häuschen, geziert mit einem Thürmchen und Glöckchen; nur ſelten iſt es von Steinen gebaut, und dies iſt das Rathhaus und zugleich der ſtädtiſche Gaſtkrug. Pflaſter ſucht man vergebens; manchmal vertreten Knüppeldämme deſſen Stelle, nur noch gefährlicher für den Wanderer. Juden und ungeheuere Haufen von Koth ſind die Wahrzeichen der hieſigen Städte. Auch hier entladen ſich die höher liegenden Wege ihres Ueberfluſſes in die menſchlichen Wohnungen. Kirchen und Klöſter ſind in der Regel von Holz gebaut, nur wenig von den übrigen Hütten hervorgehoben. Gewöhnlich bilden die Wohnungen der Juden, die hier ihr zweites, wenn auch nicht gelobtes, Vaterland gefunden zu haben ſcheinen, unter dem Namen der Judenſtadt eine eigene Abtheilung der Stadt. Wehe

dem Neugierigen, der ſich bis hierher wagte; wochenlanger Ekel würde ſeine Belohnung ſeyn! Unaufhaltſam und verzehrend wüthet oft die Flamme in dieſen breternen Städten. Aber eine gränzenloſe Sorgloſigkeit läßt ſie im gleichen Gewande neu hervorgehen; bald wieder eine ſichere Beute des gefürchteten Elements. Todt und öde ſind ihre Umgebungen, nur einſame Windmühlen, hier wegen mangelnder Bäche und Flüſſe ſehr häufig, unterbrechen dies ſchreckende Einerlei. Verlangen Sie nicht, daß ich Sie in das Innere dieſer ſtädtiſchen Wohnungen führe! Was könnt' ich Ihnen dort Neues zeigen?

Vergeſſen wir ihre Bewohner, durch gränzenloſe Armuth, durch Rohheit und Dummheit zum Vieh herabgewürdigt, auf einige Augenblicke; erheitern wir unſere trüben Blicke durch ſchönere Ausſichten, die eine glücklichere Zukunft dieſen Unglücklichen vielleicht bald eröffnen wird; lernen wir jetzt den Nationalpohlen, nicht durch drückende Sclaverei entartet, kennen. Die Pohlen, ein herrlicher Schlag Menſchen, groß, ſtark, mit kräftigen Umriſſen, edel gebildet, mit feurigem Geiſt, und hohen Muth verrathenden Augen, — was würde eine glücklichere, auf bürgerliche Freiheit gegründete Verfaſſung aus ihnen machen können! Ein vollendet

ſchöner Mann ſteht der Pohle in ſeiner prächtigen Nationalkleidung da. — Ihr lebhaftes, ſelbſt heftiges Gebärdenſpiel, ihre laute, oft ſchreiende Sprache, verräth ihr feuriges Temperament, ihr freies, offenes Betragen, das Gepräge ihrer ehemaligen Staatsverfaſſung. Oft glaubt man einzelne Gruppen im heftigen Streite, bereit mit den kräftigſten Argumenten zu überzeugen; aber jetzt ſcheiden als Freunde, und lachend die Streitenden aus einander. Freilich iſt der Contraſt ſehr groß. Wer ſollte in dieſem ſchmutzigen, in Lumpen gehüllten, barfuß einher ſchreitenden Kerl, mit ſeiner einfältigen Phyſiognomie, mit ſeiner einem Fußfall ähnlichen Beugung, und ſeinem ſklaviſchen: upadam Donuk — ich falle Ihnen zu Fuße! — den feurigen, kühnen, geiſtreichen Pohlen erkennen; leicht könnte man ja in ihm den Menſchen vergeſſen! Aber im Keim vernichtete der furchtbarſte Despotismus das Aufſtreben dieſes unglücklichen Volkes! Nur dann, wenn der geliebte Branntwein die Furcht verſcheucht, die ſchlummernden Kräfte weckt, erſcheint der unglückliche, herabgewürdigte Bauer als Nationalpohle. Doch nur einige Augenblicke! Denn bald ſtürzt die betäubende Kraft ſeines Nectars ihn zu der thieriſchen Bewußtloſigkeit herab. Und wer wagte es, dieſen

V.

Nekrolog.

I.

Otto Baron von Schönaich, der Sänger Hermanns.

Züllichau, d. 10. Jan. 1826.

Sie werden es mir verzeihen, daß ich Ihren Wunsch, Ihnen etwas über das Leben des Barons von Schönaich mitzutheilen, so spät erfülle! Ursachen, die ich zum Schluß anführen will, hielten mich ab. Jetzt, ohne weitere Vorrede, zur Abtragung meiner Schuld! —

Der Freiherr, Christoph Otto von Schönaich, gekrönter Poet, Erbherr auf der freien Standesherrschaft Amtitz in der Niederlausitz, sächsischer Hauptmann, Kanonikus zu Brandenburg, war den 12ten Junius 1725 im Schlosse zu Amtitz geboren, und starb in der Nacht vom 13. zum 14. September des vorigen Jahres, in seinem 83sten Lebensjahre am Schlagflusse. Er war der älteste unter Teutschlands Dichtern, und

und konnte ſchon vor 6 Jahren ſein Dichterjubiläum feiern. Sein Heldengedicht, das ihm die Poetenkrone verſchaffte, gab er, oder vielmehr Gottſched, heraus, als eben die drei erſten Geſänge von Klopſtocks Meſſias waren bekannt geworden; es iſt betitelt: Herrmann, oder das befreite Teutſchland, ein Heldengedicht, mit einer Vorrede ans Licht geſtellt von J. C. Gottſched, Leipzig, 1751. Zwei Jahre nachher ward es wieder aufgelegt; und 1757 ließ der Baron v. Schönaich ſein zweites Heldengedicht; Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen, drucken. Dieſe beiden Heldengedichte, wie ſeine meiſten andern, ſind in gereimten Alexandrinern. Ferner ſchrieb er 1754 Trauerſpiele: Zayde, Marianne, Thusnelde, Zarine; und 20 Jahre ſpäter Montezuma. Als ein ächter Gottſchedianer griff er die damals ſogenannten Neologen in der Poeſie an, die Wortſchöpfer und ſeraphiſchen Dichter aber in dem ohne ſeinen Namen herausgegebenen Büchlein: Die ganze Aeſthetik in einer Nuß; welche Nuß er ein Jahr ſpäter, 1754, ſogar in ein Nüßchen brachte. Eben ſo ſchrieb er einen Miſchmaſch und einen Sieg des Miſchmaſches: allein die Oden und Satyren erſchienen mit ſeinem Namen. In den Jahren ſeiner Blindheit, welches die letzten

Im dritten Kapitel S. 19. unterſucht Hr. von Argenville, wie die Seeconchylien gebildet werden. Im vierten S. 34. wie die Flußconchylien gebildet werden; und im fünften S. 42. wie die Erdconchylien gebildet werden. Ich kan Ihnen hieraus unmöglich einen Auszug mittheilen, da der Verfaſſer beynahe alle einzelne Geſchlechter der Conchylien durchgehet, und von ihrer Bildung redet. Aber die Verſicherung kan ich Ihnen geben, daß ſie dasjenige mit wahrem Vergnügen leſen werden, was unſer Schriftſteller von den verſchiedenen Meynungen der Naturforſcher über dieſe Materie geſagt hat. Dasjenige konnte der Ueberſetzer hinzu ſetzen, was neuere Schriftſteller über dieſen Punkt geſagt haben, denn hieraus konnte Argenville verbeſſert und ergänzet werden.

Das ſechſte Kapitel S. 64. redet von den Oertern, wo ſich die See- Fluß- und Erdconchylien aufhalten, und von den verſchiedenen Arten ſie zu fangen. Dieſes Kapitel werden ſie mit vielem Vergnügen leſen, wo ſie der beleſene und erfahrne Franzos mit mancher Anmerkung überraſchen wird, die Sie hier nicht erwarten, und doch nicht am unrechten Orte finden. Freylich könnte man jetzo ein weitläuftiges Supplement von Oertern hinzuthun, die Herrn D' Argenville entwiſcht ſind, oder unbekannt waren.

Das ſiebende Kapitel S. 74. redet von dem verſchiedenen Gebrauch der Conchylien. Das achte Kapitel giebt eine Anweiſung die Schne-

20 bis 30 seines Lebens waren, — schrieb oder dictirte er noch Manches: z. B. Satyren und Epigramme, wozu ihm die französische Revolution und die neuere Literatur den Stoff gaben; er übersetzte den Ossian, und verfaßte seine eigene Lebensbeschreibung. Diese genannten Sachen hat er handschriftlich hinterlassen, und es ist möglich, daß eine oder die andere dem Druck übergeben wird. Am interessantesten würde seine Selbstbiographie seyn, die er gewiß nicht verfaßt hat, um verborgen zu bleiben. Bis wir sie erhalten, hier nur Einiges aus seinem äußerst merkwürdigen Leben. —

Bis in seine sechziger Jahre hieß der Baron von Schönaich immer noch der junge Herr; weil sein Vater, der ein Neunziger geworden ist, noch lebte, und der alte Herr von den Landleuten genannt wurde. Dieser alte, unversöhnliche Herr aber machte seinem Sohne, unserm Dichter, das Leben sehr bitter. Von der Verheirathung des Sohnes bis zum Tode des Vaters hat zwischen ihnen Feindschaft statt gefunden. Unser Dichter war nämlich wider den Willen seines unversöhnlichen Vaters mit der gebornen Gräfin Henriette Ottonette Hermanne von Schmettau vermählt, die noch jetzt in Guben lebt, und eine sehr gute, leutselige und herrliche Frau ist.

Allein den alten Aeltern gefiel ſie nicht, weil ſie nicht reich genug war; und die beharrliche Liebe des Sohnes brachte bei ihnen den unverſöhnlichſten Haß — den auch andere Umgebungen zu unterhalten wußten — zuwege. — Man erzählt, als der Baron von Schönaich dieſe ſeine Gemahlin heimgeführt habe, ſey ſeine erzürnte Mutter unter die Fenſter des Schlafgemachs ihrer Kinder gegangen und habe dieſe auf die ſchrecklichſte Weiſe verflucht. Da nun dieſe Ehe ohne Kinder geblieben iſt; ſo erklären dies die gemeinen Leute in der Herrſchaft Amtitz für eine Wirkung jenes ſchrecklichen Mutterfluches. Dieſe junge, unglückliche Herrſchaft, die nicht im Schloſſe, das ſo viel Raum hat, ſondern abgeſondert und enge über dem Thorhauſe wohnen mußte, hat ſehr viele Verſuche zur Ausſöhnung gemacht, ihren Aeltern alle mögliche Aufmerkſamkeit bewieſen: alles vergeblich. Geburtstagsgeſchenke, die die Tochter der Schwiegermutter machte, wurden mit den Füßen getreten; man kam nie zuſammen; die junge Herrſchaft bekam ihr Eſſen, wenn die alte geſpeiſt hatte, und mußte im Ganzen kümmerlich leben. Beide Aeltern ſtarben unausgeſöhnt mit ihren Kindern, ja ſie haben ſie nicht einmal auf ihrem Sterbebette vor ſich gelaſſen. —

Einen gewiſſen Anſtrich von Bitterkeit, der ſich

ſelbſt im Scherz offenbarte, und ſich des blinden Mannes ganz bemächtigt zu haben ſchien, abgerechnet, war unſer Schönaich ein ſehr edler, aufgeklärter Mann. Man hielt ihn für einen Freigeiſt: allein ich glaube nicht, daß er einer war, wie ich überhaupt die Möglichkeit eines Freigeiſtes oder Atheiſten bezweifle. Er dachte über Alles ſehr frei, folglich auch über Religion; erlaubte ſich auch öfters Sprüttereien über Vorurtheile und Aberglauben der Religion; las am liebſten konfiscirte Schriften, und kam äußerſt ſelten einmal, zuletzt gar nicht mehr, in die Kirche. Dies zuſammen genommen hat ihm jene Nachrede verurſacht. — Wie edel er dachte, iſt Ihnen, Hr. Hofrath, ſelbſt bekannt. Ich brauche Sie nur daran zu erinnern, als ich von Guben nach Leipzig gehen wollte und Sie, als mein gütiger Lehrer, an ihn geſchrieben und für mich um Unterſtützung gebeten hatten. Antwortete er da nicht: „H—s Vater hat es nicht um mich verdient, er gehörte mit zu den Umgebungen meines Vaters und half ſeinen Haß gegen mich verewigen: aber das ſoll meine Rache an dem Vater ſeyn, daß ich dem Sohne jährlich, ſo lange er in Leipzig ſtudirt, 10 Louisd'or auszahlen werde.“ — Er hat reichlich Wort gehalten, und ich habe ihn, nach meiner Rückkehr von Leipzig, vollkommen überzeugt, daß er meinen Vater in einem ungegrün-

beten Verdacht hatte. — Jener Anſtrich von Bitterkeit war eine natürliche Folge ſeiner früheren Familienverhältniſſe und ſeines literäriſchen fehdevollen Lebens. —

Freiherr Otto v. Schönaich war ein gelehrter, vielſeitig gebildeter Mann; beſaß viele Sprachkenntniſſe, las Lateiniſch, Engliſch, Spaniſch, Franzöſiſch und redete auch eine und die andere dieſer Sprachen. Seine Handbibliöthek zeugt von ſeinem Geſchmacke und ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen. Was er als Kriegsmann war, iſt mir unbekannt.

Ungefähr im Jahre 1802 oder 3 war ſein Herrmann, ins Franzöſiſche überſetzt, in Paris herausgekommen. Ich meldete es ihm, und er ſcheint Freude darüber gehabt zu haben: denn er hatte ſich einige Exemplare von dieſer Ueberſetzung kommen laſſen und theilte auch mir eins mit, welches die Miturſache war, daß ich noch am Abende ſeines Lebens mit dieſem braven Manne zerfiel. Die Haupturſache war aber wohl ſeine Umgebung; die auf jeden neidiſch hinblickte, der die Freundſchaft deſſelben genoß, und die jeden zu entfernen ſuchte, der ihrem Weſen gefährlich werden konnte. — Wäre dies nicht der Fall geweſen, er hätte mich gewiß zum Erben ſeines

literärischen Nachlasses gemacht und ich wäre jetzt im Stande, Ihnen etwas viel Besseres, als dies Wenige, über das Leben eines Mannes, der drei Generationen der teutschen Dichtkunst gesehen hat, mitzutheilen. Ein Paar Jahre vor seinem Tode hat er seinen Herrmann nochmals in Guben neu drucken lassen. Dieser neue Abdruck ist aber nicht in den Buchhandel gekommen und nur unter Freunde vertheilt worden. Ich habe ihn nicht gesehen, und weiß also auch nicht, in wiefern er sich von der früheren Ausgabe unterscheidet. — Seine hinterlassene Handbibliothek ist ganz besonders reich an konfiscirten Schriften aller Art, die vielleicht in keiner Buchhandlung mehr zu haben sind. Auch ist noch eine ziemlich ansehnliche Bücherſammlung, von seinem Vater her, da, die manches merkwürdige Werk enthält. Vom ganzen Büchervorrathe sollte ein Verzeichniß angefertiget werden, um ihn an Meistbietende verkaufen zu können: allein bis jetzt ist noch nicht das Mindeste zu hören gewesen, was eigentlich aus diesem literarischen Nachlasse werden soll. Jammerschade wäre es um manches, wenn es nicht in die rechten Hände kommen, oder wohl gar untergehen sollte! —

Noch fällt mir ein, daß sich auch in der Verlassenschaft unseres Barden mehrere Grabalterthümer,

als Urnen, Ringe, Opfermeſſer, Streitärte, Dolchſpitzen ꝛc., die in ſehr großer Anzahl — hauptſächlich Todtengefäße vieler Art und Form — auf den Weinbergen bei Amtitz ausgegraben wurden, befinden müſſen, wenn ſie nicht als unnütz zerbrochen, und die andern Dinge auf andere Weiſe zerſtreut worden ſind. *)

Heinze.

2.

Johann Tobler.

Zürich, d. 25. Febr. 1868.

Daß der alte, ehrwürdige Tobler zu den Vätern verſammelt iſt, wiſſen Sie ſchon aus öffentlichen Blättern. Leſen Sie, was in der allge-

*) Ich ergreife dieſe Gelegenheit, alle meine auswärtigen Freunde und ſolche, denen beides beiwohnt, das Wollen und das Vollbringen, nach Standesgebühr und Würden männiglich zu bitten und aufzufordern, meine kleine Sammlung von Alterthümern, die in Teutſchland gefunden wurden, ſie mögen abſtammen, woher ſie wollen, wo nicht mit den Originalen ſelbſt — denn hier beſcheid ich mich gern, daß dies zu viel gefordert wäre — doch mit

meinen Zeitung über ihn mit Wahrheit und Kraft gesagt wurde. Es ist dies Elogium aus der Feder, die schreiben, aus dem Herzen, das fühlen kann. Toblers letzter Ausgang war ein Besuch ins Geßnersche Haus. Folgenden Tages rührte ihn der Schlag. Bewußtlos lag er noch einige Tage und verschied dann sanft und ruhig. Wohl ihm, er starb, ehe ihn das Gefühl drücken konnte, sich überlebt zu haben. Sein Leichenbegängniß war stattlich, und der Factionsgeist, der ihm im Leben so manchen bittern Kelch bereitet hatte, schien ihm nicht bis ins Grab folgen zu wollen. Seine braven Söhne, wenn auch in mancher Rücksicht verkannt und angefeindet, zeigen gegen ihre alte kränkelnde Mutter und gegen ihre Schwester die Pietät, die des Namens Toblers würdig ist. *)

Zeichnungen und Abbildungen derselben zu einem guten Zweck zu vermehren.

Böttiger.

*) Der Merkur, der diesem verewigten Greis manche noch immer nicht geruchlose Herbstblume verdankt, hofft durch eine freundliche Mittheilung in den Stand gesetzt zu seyn, noch etwas mehr über ihn mitzutheilen. Molliter ossa cubent!

B.

VI.

Ankündigung einer Kulturgeſchichte der teutſchen Städte. *)

Bei allen Verſchiedenheiten der teutſchen Völkerſchaften haben doch die Städte derſelben in mehr als einer Hinſicht eine ganz unverkennbare Uebereinſtimmung in ihrem Urſprunge, in ihrer Ausbildung, und in ihrer ganzen Verfaſſung. Eben daher iſt eine allgemeine Darſtellung des Ganges, welchen die Cultur derſelben gieng, mit gewiſſen Modificationen gar wohl möglich, ja ganz natür-

*) Was hier angekündigt wird, iſt, wie der Unterzeichnete aus eigner Anſicht und langer Bekanntſchaft mit dem trefflichen, durch mehr als eine Schule des Lebens und der Kunſt gebildeten Verfaſſer erſehen kann, kein Werk von heute und geſtern, ſondern durch eine mehr als 12jährige Vorbereitung und durch ein fortgeſetztes Quellenſtudium unter mancherlei, der Sache nicht ungünſtigen, Verhältniſſen gereifte Arbeit. Möge ihr durch Aufmerkſamkeit Aufmunterung zu Theil werden!

B.

lich, und kann ein gleiches Intereſſe für die verſchiedenen teutſchen Völkerſchaften haben. Und das iſt der Grund, warum der Verfaſſer eine Culturgeſchichte, nicht der Städte einer einzelnen teutſchen Völkerſchaft, ſondern der teutſchen Städte überhaupt ſchreibt. Er hofft, daß ſein Verſuch nützlich und zeitgemäß ſey. Seine Hoffnung beruht auf dem jetzt mehr, als je, intereſſanten Gegenſtande, welchem er gewidmet iſt, und auf einer langen, aus warmer Liebe zur Sache ſelbſt hervorgegangenen, Vorbereitung.

Die Veranlaſſungen, Urſachen und Mittel, wodurch ſich die teutſchen Städte von einem kleinen Anfange zu dem jetzigen achtbaren Stande ihres Flors erhoben; die Entſtehung und Ausbildung des Mittelſtandes, wie er von der unfreien und ſclaviſchen Dunkelheit, womit ihn der Feudaliſmus urſprünglich gebrandmarkt hatte, zu einem edlen Gemeingeiſt und bürgerlichen Hochſinne übergieng, und Handwerke, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften empor brachte; die Tendenz der berühmten Städtebündniſſe, des rheiniſchen und ſchwäbiſchen Bundes, und der Hanſa; die Darſtellung des wichtigen Einfluſſes, den der Landbau und die ſtädtiſchen Gewerbe auf einander hatten; der Urſprung

und die Folgen des ſtädtiſchen Nahrungszwanges, und ſein Schickſal durch den Eingang der Lehre von der Freiheit der Gewerbe und des phyſiocratiſchen Syſtems ſammt den Wirkungen des ſtädtiſchen Egoismus überhaupt; der Formenwechſel ſtädtiſcher Verfaſſung, wie ihn der Genius der Zeit in verſchiedenen Epochen nothwendig machte, dieſe alſo und andere ähnliche Gegenſtände ſind die Hauptmomente des Werks, welches der Verfaſſer hier anzukündigen wagt.

Das Ganze erſcheint in zwei mäßigen Bändchen, und zwar das erſte davon gleich mit Ende des nächſten Mai's. Wer bis dahin darauf ſubſcribirt, empfängt das Exemplar zu 1 fl. 22½ Kr. rheinl. in Conventionsgelde. Das zweite Bändchen folgt in der Leipziger Michaelismeſſe nach.

Wartenfels bei Stadt Steinach, den 28ten Februar 1808.

Johann Chriſtoph Huſcher.

Endesgenannter wird für einen ſchönen Druck in groß Octav und gutes, weißes Papier ſorgen.

Kulmbach, den 28ten Februar 1808.

Aug. Fr. Spindler.

cken und Muschelschalen zu reinigen, zu poliren, und ihre natürliche Schönheit zu vermehren, ohne sie zu verderben. Die Anordnung eines Naturaliencabinets, welche unser Schriftsteller **im neunten Kapitel** bekannt macht, hat viel Vorzügliches, nur daß dazu ein Aufwand gehöret, den nicht jeder Liebhaber entbehren kan. Ueberhaupt, mein bester C** muß ich Ihnen hiebey eine gedoppelte Anmerkung mittheilen, die für alle Naturalienſammler von sehr grosser Wichtigkeit ist. **Die eine:** Man berechne sich erst mit seinen gewissesten Einnahmen, um zu erfahren, wie weit man sich in Absicht auf die Fächer der Natur ausdehnen dürfe, Ausschweifungen bringen hier den sichtbarsten Schaden. Als **Aldrovandi** starb, hinterlies er ein sehr grosses Cabinet, aber nicht so viel, daß er konnte begraben werden. **Die zwoote:** Man gehe bey der Anordnung eines Naturaliencabinets, der Natur selbst nach, und vermeide die Kunst, so viel man kan. Ich könnte Ihnen hier eine Menge Ausschweifungen erzehlen, die man hier erblicket, wenn man Cabinette siehet. Vielleicht gebe ich Ihnen hievon zu einer andern Zeit Nachricht.

Das zehnte Kapitel S. 89. von den berühmtesten Naturaliencabinetten in Europa, wird Ihnen unendliches Vergnügen machen, ob ich Ihnen gleich sagen muß, daß unter einer Menge brauchbarer Nachrichten viel seichtes anzutreffen ist. Von den französischen Cabinetten giebt Herr von Archenville die weitläuftigsten, von Holländischen und andern die unvollständigsten Nachrichten. Hier

habe

Verbeſſerungen
zu den Gedichten im Februarſtück.

I) in „Amor" (Antwort an Pſyche)
5te Strophe, Zeile 4.

Die Roſenzeit der Zukunft reihn.

II) „In Tugendwürde."
2te Strophe, Zeile 5.

Strömt der Gaffer Flut heran.

4te Strophe:

Hoch verklärt ſtand Scipio,
Der vollbrachten Großthat froh,
Als die liebenswerthe Schöne
Mit des Danke's ſtiller Thräne
An das Herz des Lieblings floh.

III. Der Namen des Grafen von Solms iſt Wollrat.

Inhalt.

Seite

I. Cicero's Briefe. Erſtes Buch.

Der 16. Brief. An Publius Seſtius, Prequäſtor. 145

17. An Pomponius Atticus. 150

II. Gedichte.

1. Meine Lebensfahrt. Von Wuri. . . 163

2. Der Steg. Eine Parabel von Ebend. . 170

3. Der Treppen. Eine Parabel, von Ebend. 172

III. Literariſche Parallelen.

Pope und Johanna d'Arc. 174

Die Gleſſalgia und die Furien. . . . 178

Mäns und Phintias. 183

IV. Aus und über Polen.

Zweiter Brief. 191

Seite

V. Nekrolog.

1. Otto Baron von Schönaich, der Sänger Hermanns. 208

2. Johann Tobler. 215

VI. Ankündigung einer Kulturgeſchichte der teutſchen Städte. 217

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April. 1808.

I.

Gedichte.

1.

Der Talisman.

An Abelheim. *)

Lebt' ich in jenen goldnen Zeiten,
In denen manche Fee kam,
Und gütig in Verlegenheiten
Notiz von Menſchen-Wünſchen nahm;

*) Aus einem ungedruckten Romane einer berühmten Dichterin, von der vielleicht in der Folge noch Mehreres im N. T. M. mitgetheilt werden wird.

A. d. E.

Wir glauben, die edle Dichterin, die ſchon

Mich ſöchte Geld und Gut nicht an,
Ich bät um einen Talisman!

Dann könnt' ich immer mich verwandeln,
Bald ſo, bald ſo, im Augenblick,
Ich ſähe Freund' und Feinde handeln —
Die Falſchen ſtieß ich dann zurück.
Doch Niemand prüft' ich mehr, als Dich,
Dich loſen, der mein Herz erſchlich.

Bald wollt' ich krumm auf Krücken gehen,
Als Urbild aller Häßlichkeit,
Und Dich um eine Gabe flehen; —
Und übteſt Du nicht Mildigkeit,
So ſtraft' ich die verſäumte Pflicht,
Du ſäheſt lange Zeit mich nicht.

Und bald würd' ich ein Frauenzimmer
So ſchön man's immer malen kann;
In leichter Tracht mit Roſenſchimmer
Gieng ich, und liebelte Dich an:
Und weh' Dir, wenn Du näher kämſt,
Und mich nur ſcharf in's Auge nähmſt!

lange am Pindus unſterbliche Roſen pflückte, zu errathen und bitten ſie bei den ihr verwandten Grazien um Erfüllung dieſes Verſprechens. B.

Einſt würd' ich Mann. An Putz und Mienen
Ein Stutzerchen voll Spottbegier.
Ich ſpräche ſchlecht von Adelinen,
Und brächte Lügen an von ihr;
Und litteſt Du's — o ſicherlich,
Ich haßt' als einen Feigen Dich!

So ſteckt' ich mich in viel Geſtalten,
Und prüfte Deine Redlichkeit:
Und hätteſt Du Dich gut gehalten,
So ſtiege meine Zärtlichkeit.
Auch oft zum Scherz, verſteckt' ich mich,
Erfreute oder neckte Dich.

So nähm' ich wol, mich zu ergötzen,
Das Bild des kleinen Heinrich's an,
Ich dürft' auf Deine Knie' mich ſetzen,
Kein Zeuge hinderte mich dran.
Ich ſtreichelte, ich küßte Dich,
Nur mein Erröthen ſtrafte mich.

Allein wo bin ich hingerathen
Auf Fittigen der Fantaſie?
Dir gleicht in aller Fürſten Staaten
Kein Jüngling; Dich verſuch' ich nie!
Und Dein Verſprechen ſoll allein
Mir Bürge Deiner Treue ſeyn!

Kein Dürftiger geht leer zurücke
Von Dir — Du biſt voll Sittſamkeit.
Doch droht Verläumdern voller Tücke
D'ſ raſchen Armes Tapferkeit.
Bei Dir, Du engelgleicher Mann,
Bedarf ich keinen Talisman! —

Adeline.

2.

Die Erſcheinung.

Umfloſſen von des Abends Purpurſcheine,
Erſchüttert durch des Zeitgeiſts Machtgebot,
Saß ich im väterlichen Eichenhaine,
Am Felſenbühl, der nach der Tiefe droht;
Es wogt' um mich der wilde Strom der Zeiten,
Und zürnend ſchien die Hore wegzugleiten.

Der Schauerwald, die ſchroffen Klippenhänge —
Sie waren mir ein Bild von Tuiskons Land,
Der Waldbewohner ſüße Klaggeſänge —
Ein Scheidenslied, das tief mein Herz empfand,
So wie dahin des Waldſtroms Fluthen zogen,
Wähnt' ich, was wahr und recht und gut, verflogen.

„Wo iſt, ſo ſeufzt' ich, Liebe noch zu finden?
Nur Selbſtſucht ach! umgarnt der Menſchen Sinn!
Und Glaube, der einſt Nacht und Dorngewinden
Gab mildes Licht, floh trauernd auch dahin.
Wie ſollte Hoffnung drum die Sehnſucht ſtillen?
Und armen Lechzern ihren Becher füllen?"

Jetzt ſchlief ich ein. Es prangten neue Welten
Vor meinem Blick'; ich war hinweggerückt
Aus meinem Schauerhain; Wohllaute ſchwellten
Den Buſen mir; mein Geiſt war hoch entzückt;
Im ſchönen Morgenland' fand ich mich wieder,
In Sion's heil'ger Nähe ſank ich nieder.

Von Jordans Ufern rauſchten Harfentöne,
Und durch die Zedern ſcholl ein ſüßer Laut;
Das friſche Thal erglänzt' in Aether-Schöne,
Und war von tauſend Perlen rings bethaut;
Die junge Pflanzenwelt haucht' Lebensdüfte,
Ihr Balſam wallte durch die reinern Lüfte.

Ich ſchaut' empor; vor den erſtaunten Blicken
Erhob ein Tempel ſich, und wunderbar
Von Antlitz und Geſtalt, im Aug' Entzücken,
Naht eine Jungfrau, opfernd am Altar.
Sie ſah, entwöhnt der Erde Schauernächten,
Gen Himmel, einen Kelch in ihrer Rechten.

Der Holden Schweſter kam, und ſchloß mit Wonne
Ein weinend Kind an ihre Schwanenbruſt,
Ihr Auge ſtralte, wie die Maienſonne,
Und ſchwämm im Spiegel reiner Himmelsluſt.
Sie ſtrömt' in meinen Buſen Hochentzücken,
Enthüllte neues Daſeyn meinen Blicken.

Dann naht' die dritte, hielt mit ſüßem Schmachten
Den Anker in der Liljenhand, und winkt
Dem Dulder Ruh, ſchien ahnungsvoll zu trachten
Dorthin, wo nicht die Sonne nieder ſinkt;
Wo, wenn der Erde bunte Träum' entſchweben,
Dem Kämpfer lächelt unvergänglich Leben.

Die erſte wieß nach jenem Friedens-Lande,
Das Vielgeprüften mit der Palme lohnt,
Die zweite krönt der reinen Sehnſucht Bande,
Wo ſie im Heiligthum der Herzen thront.
Die dritte zeigt in wonniglichen Träumen
Dem Dulder goldne Frucht an Lebensbäumen.

Die ſchöne Jordans-Flur, die Zedern-Haine
Durchflammte Spätroth, ruhig wogt der See,
Sich ſpiegelnd in dem Abendſonnen-Scheine,
Vergoldet war Siena's Tempelhöh.

Ein Wonneſchauer drang durch meine Glieder;
Mein Eden ſchwand! — doch kehrt ſein Bild oft
wieder.

Wenn finſter nun des Lebens Stürme walten,
Dann blickt mein Aug' nach heil'ger Stätte hin,
Und Frieden winken jene Huldgeſtalten,
Die mich im Traum' entzückten, meinem Sinn;
Heil mir! denn Glaube, Lieb' und Hoffe
nung leiten
Mich ſchirmend durch das Land der Dunkelhei-
ten! —

K. W. Juſti.

habe ich die Nachläßigkeit des Ueberſetzers am meiſten getadelt, der nicht nur alle die neuen Cabinette übergangen, ſondern auch nicht einmal von den Sammlungen in **Wien**, wo doch der Verleger wohnet, einige Nachträge geliefert hat, die er, wenn er Zeit und Koſten ſchonete, aus **Chemnitzens Beyträgen** hätte entlehnen können.

Alle dieſe Kapitel machen eigentlich nur die Einleitung zum ganzen Werke aus. Nun folgt das eigentliche Syſtem des Herrn **von Argenville**, unter einer lateiniſchen und deutſchen Aufſchrift. Ich will Ihnen nur die deutſche mittheilen. „**Neue Methode die Seeconchylien nach den Characteren der Geſchlechte und Arten in ihre Claſſen einzutheilen: nebſt den Kupferſtichen von den ſchönſten Conchylien, ihren Erklärungen und Anmerkungen über jede Familie.**“ Herr **von Archenville** hat zuförderſt über jedes Geſchlecht eine lateiniſche und deutſche Tabelle geliefert, dann Anmerkungen über jedes Geſchlecht mitgetheilet, und endlich ſeine Kupfertafeln erkläret. Die Haupteintheilung dieſes Werks S. 143. iſt folgende.

Erſte Klaſſe. Einſchalige Seeconchylien:

1ſte Familie, Napfſchnecken.
2te — Meerohren.
3te — Seewurmgehäuße.
4te — Schiffsboote.
5te — Rundmäulichte Schnecken.

6te

II.

Probe einer Ueberſetzung des Salluſt.

Cäſars Rede, gehalten im Senat bei der Berathſchlagung über die Beſtrafung des Catilina und ſeiner Anhänger.

Allen Menſchen, Väter, Zugeordnete, welche über zweifelhafte Dinge berathſchlagen, ziemt es von Haß, Freundſchaft, Zorn und Mitleid frei zu ſeyn. Nicht leicht ſieht der Geiſt das Wahre vorher, wo jene verfinſtern, und keiner unter allen gab zugleich der Leidenſchaft und dem Nutzen Gehör. Wo du den Verſtand angeſpannt, hat er Kraft: wenn Leidenſchaft feſſelt, dieſe herrſcht, vermag der Geiſt nichts. Eine groſe Zahl von Königen und Völkern kann ich nennen, Väter, Zugeordnete, welche durch Zorn oder Mitleid angetrieben, übel gerathen: doch das will ich lieber ſagen, was unſere Vorfahren gegen die Leidenſchaftlichkeit des Sinnes mit Recht und nach Ordnung verfügten.

Im macedoniſchen Kriege, den wir mit dem

Könige Perseus führten, war der Staat der Rhodier, groß und herrlich durch Hülfe des Römer Volks emporgewachsen, uns treulos und feindselig; dennoch, da man nach vollbrachtem Kriege über die Rhodier berathschlagte, entließen unsere Vorfahren, damit keiner mehr die Reichthümer als die Beleidigungen für die Ursache des angefangenen Krieges erkläre, sie ungestraft. Eben so in allen punischen Kriegen, obschon oft die Karthager, sowohl im Frieden als während des Waffenstillstandes viele unerhörte Thaten verübt, haben sie niemals bei Gelegenheit eben solche verübt; mehr auf das, was ihrer würdig, als was gegen jene nach Recht geschehen könnte, pflegten sie zu achten. Eben dieses ist zu berücksichtigen, Väter, Zugeordnete, damit euch nicht mehr des P. Lentulus und der andern Schandthat, als eure Würde bestimme, damit ihr nicht mehr den Zorn, als guten Namen berathet. Denn wenn eine würdige Strafe für ihre Thaten gefunden wird, so stimme ich dem neuen Vorschlage bei; wenn aber die Größe des Frevels aller Denken weit übersteigt, so rathe ich, sich dessen zu bedienen, was durch die Gesetze bestimmt ist. Sehr viele von denen, die vor mir ihre Meinungen sagten, haben geordnet und rednerisch den Fall des Staats beklagt; die Grausamkeiten des Krieges, was Besiegte erdul-

den, haben sie hergezählt. Geraubt werden Jungfrauen, Knaben; gerissen werden Kinder aus der Umarmung der Aeltern; Hausmütter erdulden, was den Siegern behagt; Tempel und Häuser ausgeplündert; Mord und Brand geschehen; endlich mit Waffen, Leichnamen, Blut und Trauer wird Alles erfüllt. Allein, bei den unsterblichen Göttern, was bezweckte jener Rede? Etwa die Verschwörung euch gehässig zu machen? Freilich, wen eine so große und so grause Sache nicht erschütterte, den wird eine Rede entflammen. Nicht so verhält es sich; keinem der Sterblichen erscheinen seine Beleidigungen geringfügig; viele hielten sie für drückender als recht ist. Allein Verschiedenen ist Verschiedenes erlaubt, Väter, Zugeordnete. Wenn die, welche niedergebeugt im Dunkeln ihr Leben fristen, aus Jähzorn in etwas fehlten, wissen es Wenige; ihr Ruf und Schicksal sind gleich; welche mit großer Herrschaft begabt, auf der Höhe ihr Leben führen, deren Handlungen kennen alle Sterbliche. So ist beim größten Glücke die geringste Freiheit. Nicht begünstigen, nicht hassen, aber am wenigsten zürnen geziemt. Was bei andern Jähzorn genannt wird, heißt bei den Herrschern Uebermuth und Grausamkeit. Und zwar urtheile ich also, Väter, Zugeordnete, daß alle Martern geringer sind, als die

Schandthaten jener. Doch ſehr viele Sterbliche denken nur das Nächſte und ſchwatzen, der Bübereі der Frevler vergeſſend, von der Strafe, wenn dieſe etwas zu ſtrenge war. D. Silanus, ein tapferer tüchtiger Mann hat, gewiß weiß ich es, was er geſagt, aus Eifer für den Staat geſagt, und er äuſſerte nicht bei einer ſo großen Sache Vorliebe oder Feindſchaften. Dieſen Sinn, dieſe Mäßigung des Mannes habe ich kennen gelernt. Doch der Urtheilsſpruch ſcheint mir nicht grauſam, — denn was kann gegen ſolche Menſchen Grauſames geſchehen, — ſondern fremdartig unſerem Staate. Denn wahrlich entweder Furcht oder der Frevel zwang Dich, Silan, den erwählten Conſul, für eine neue Art der Strafe zu ſtimmen. Von der Furcht zu ſprechen, iſt überflüſſig, da durch die gegenwärtige Sorgfalt des ſo erhabenen Mannes, des Cæſars, ſo großer Schutz in den Waffen. Ueber die Strafe können wir wenigſtens äußern, was die Sache mit ſich bringt; daß im Unglück und Elend der Tod Ruhe von Mühſeligkeiten, nicht Marter ſey, daß er alles Uebel der Sterblichen auflöſe, daß weiter hinaus weder zur Sorge noch Freude Veranlaſſung ſey. Allein bei den unſterblichen Göttern! weswegen haſt Du dem Urtheilsſpruche nicht hinzugefügt, ſie ſollten vorher noch geſtäupt werden? Etwa weil es das Poreiſche

Geſetz verbietet? aber andere Geſetze fordern auf gleiche Weiſe, daß man den verurtheilten Bürgern nicht das Leben raube, ſondern die Flucht geſtatte. Oder, weil es härter iſt geſtäupt, als getödtet zu werden? Was aber iſt zu ſtrenge oder zu hart gegen Menſchen, einer ſo großen Schandthat überführt? Wenn aber, weil es gelinder; wie reimt es ſich in einer kleineren Sache das Geſetz zu ſchonen, da Du es in einer größeren vernachläſſigt haſt? — Doch wer wird tadeln, was gegen die Mörder des Staats wird beſchloſſen werden? — Die Zeit, der Tag, das Schickſal, deſſen Willkühr Völker beherrſcht. Jenen wird nach Verdienſt zu Theil, was ihnen auch immerhin wiederfahren; ihr übrigens, Väter, Zugeordnete, was ihr gegen andere beſchließt, erwägt es wohl. Alle ſchlechten Beiſpiele ſind aus guten entſtanden; denn wo die Herrſchaft an Unkundige oder weniger Gute gekommen, wird jenes neue Beiſpiel von Schuldigen und Paſſenden auf Unſchuldige und Unpaſſende übertragen. Die Lacedämonier verordneten nach Beſiegung der Athener dreißig Männer zur Verwaltung dieſes Staats. Dieſe tödteten Anfangs jeden ſehr Schlechten und von allen Gehaßten unverhörter Sache. Hierüber freut ſich das Volk und ſagt, es geſchehe nach Recht. Hierauf, da allmählich die Zügelloſigkeit emporwuchs, tödteten ſie

willkührlich Gute wie Schlechte, erſchreckten die andern durch Furcht. So erlitt der in Sklaverei niedergebeugte Staat für ſeine thörichte Freude drückende Strafen. In unſern Tagen, da der ſiegreiche Sulla den Damaſippus und andere dieſer Art, welche zum Schaden des Staats herangewachſen, zu erdroſſeln befahl, wer lobte nicht ſeine That? Böſewichter, Parteigänger, die durch Empörungen den Staat geängſtigt, werden, ſo hieß es, nach Verdienſt getödtet. Dieſe Sache wurde der Anfang eines großen Blutbads. Denn ſo wie irgend einer die Wohnung, das Landhaus, endlich ein Gefäß oder den Anzug eines andern begehrt, gab er ſich Mühe ihn unter die Zahl der Geächteten zu bringen. So wurden die, welchen der Tod des Damaſippus zur Freude gereicht, kurz nachher ſelbſt fortgeſchleppt und des Erdroſſelns war nicht eher ein Ende, als bis Sulla alle die Seinigen mit Reichthümern geſättigt. Und wohl nicht unter dem M. Tullius, nicht zu dieſen Zeiten fürchte ich dieſes. Allein in einem großen Staate ſind viele und mancherlei Köpfe. Man kann zu einer andern Zeit, unter einem andern Conſul, dem gleichfalls eine Armee zur Hand, etwas Falſches für wahr halten. Wenn nach dieſem Beiſpiele auf einen Senatsbeſchluß ein Conſul das Schwerdt gezogen, wer wird Gränzen ſetzen, wer

mäßigen? Unſern Vorfahren, Väter, Zugeordnete, mangelte niemals weder Klugheit noch Kühnheit, nie verhinderte ſie der Stolz fremde Einrichtungen, wenn ſie anders zweckmäßig, nachzuahmen. Kriegsgewehre und Geſchoſſe haben ſie von den Samnitern, ſehr viele Auszeichnungen der Obrigkeiten von den Tuscern entlehnt; endlich was irgendwo bei den Bundesgenoſſen oder Feinden paſſend erſchien, vollführten ſie mit dem größten Eifer zu Hauſe; nachahmen wollten ſie lieber das Gute, als beneiden. — Allein zu eben dieſer Zeit, Griechenlands Sitte nachahmend, beſtraften ſie mit der Staupe die Bürger, an den Verurtheilten vollzogen ſie die Todesſtrafe. Nachdem der Staat heranwuchs und durch die Menge der Bürger die Parteien an Kraft gewannen, fieng man an, Unſchuldigen nachzuſtellen und anderes dieſer Art. Damals wurde das Porciſche Geſetz und andere gegeben, durch welche Geſetze die Flucht den Verurtheilten erlaubt ward. Dieſes halte ich, Väter, Zugeordnete, für den Hauptgrund, nicht dieſen ungewöhnlichen Entſchluß zu faſſen. In Wahrheit, Mannskraft und Weisheit war bei jenen, welche eine kleine Macht zu einer ſo großen Herrſchaft geſtaltet, größer als bei uns, die wir das glücklich Erworbene mit Mühe behaupten. Gefällt es alſo, dieſe frei zu laſſen und die Armee des Catilina zu ver-

mehren? Keineswegs; sondern ich stimme dahin: man müsse ihr Vermögen einziehen, sie selbst als Gefangene halten in den Municipien, welche am meisten durch Macht vermögen; keiner müsse nach diesem über sie an den Senat einen Vortrag halten, oder mit dem Volke verhandeln; wer anders gethan, den erkläre der Senat für einen solchen, der gegen den Staat und das Wohl aller handeln wolle.

(Eine zweite Probe nächstens.)

Johann Schulze.

III.

Bruchstück aus einer Schrift: Anordnung antiker Münzen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst. *)

Durch die Behandlung der Kunst in der ersten Epoche wurde der Weg zu dem hohen Style gebahnt,

*) Der durch seine Encyklopädie der Baukunst, so wie durch die Archäologie der Baukunst und mehrere andere Werke, die in den Händen aller Kunstfreunde sind, hinlänglich bekannte Herr Doktor Stieglitz in Leipzig faßte schon längst die Idee, die Epochen der alten Kunst, die Winkelmann zuerst genauer zu bestimmen suchte, aus der alten Münzkunde zu erläutern. Selbst in Besitz einer auserlesenen und zu dieser Absicht mit Kennerauge gesammelten Numothek und mit allen äußern und innern Hülfsmitteln hinlänglich ausgerüstet, konnte er mit nicht gemeiner Sachkunde ausführen, was schon lange der eifrigste Wunsch aller wahren Kunstfreunde, welche die enge Verbindung der Numismatik mit der Geschichte der Kunst

bahnt, der das Eigenthümliche der zweiten Epoche iſt. Alles was in der erſten Epoche geſchah, war der Grund, worauf die Künſtler der folgenden Zeit bauten, und wodurch ſie um ſo eher das Hohe der Kunſt erreichen konnten. Aus der ſtrengen Einfachheit gieng jetzt Wahrheit und Würde hervor. Es wurde die größte Sorgfalt in der Beobachtung richtiger Verhältniſſe aller Theile unter einander und zu dem Ganzen angewandt, und hierdurch die Wahrheit erreicht. Es wurde aber auch in allem auf beſtimmten und richtigen Ausdruck, auf Charakter und große Behandlung geſehen, um durch Schönheit der Form, durch Würde die Wahrheit zu erhöhen. Da aber die große Beſtimmtheit, die ſtrenge Richtigkeit, mit der alles behandelt wurde, nicht zuließ, die Umriſſe mit Fleiß abzurunden, und dieſe vielmehr ſcharf und eckig gebildet wurden; da überdies alles Stärke und Gedrungenheit zeigte, ſo behielt der Styl dieſer Zeiten immer noch etwas Strenges und

Kunſt ſchon oft durch die überzeugendſten Beweiſe dargethan hatten, geweſen war. Es iſt uns erlaubt worden, aus dem uns in der Handſchrift mitgetheilten, ſchon vollendeten Entwurf folgendes Bruchſtück als Probe auszuheben.

D.

6te Familie, Halbrundmäulichte Schnecken.
7te — plattmäulichte Schnecken.
8te — Trompetenschnecken.
9te — Schraubenschnecken.
10te — Kahnschnecken.
11te — Rollen.
12te — Stachelschnecken.
13te — Purpurschnecken.
14te — Tonnen.
15te — Porcellanschnecken.

Zweyte Klasse. Zweyschalichte Seeconchylien:

1ste Familie, Austern.
2te — Gienmuscheln.
3te — Miesmuscheln.
4te — Herzmuscheln.
5te — Kammuscheln.
6te — Messerscheiden.

Dritte Klasse. Vielschalichte Seeconchylien:

1ste Familie, Seeäpfel.
2te — die Schüsselmuschel mit acht Rippen.
3te — Meereicheln.
4te — Steinbatteln.
5te — Entenmuscheln.
6te — Steinscheidenmuschel.

Ernſtes, und Zierlichkeit und Eleganz mußten ihm fremd bleiben.

Jetzt war es auch, wo die Griechen nicht mehr ſo ſehr wie ſonſt, an das Individuelle ſich hielten, nicht mehr die Natur ohne Wahl nachahmten, ſondern theils von mehrern Gegenſtänden das ſchönſte wählten, theils nach Idealen ſtrebten und die Form über die Natur erhoben. Es iſt bekannt, daß Zeuxis, als er den Krotoniaten die Helena mahlte, (Cicero de Invent. II. 1.) und ihnen verſprach in ein ſtummes Bild Leben und Wahrheit zu legen, der Meinung war, die Schönheit, die er ſuchte, nicht in einem ſchönen Körper finden zu können, ſondern daß er fünf Jungfrauen ſich wählte, von denen er das Schönſte entlehnte, um ſein Bild damit zu ſchmükken, und es in ihm zu vereinigen. Auf eben dieſe Art bildete unſtreitig Polyklet ſeine berühmte Statue, den Doryphorus oder Speerträger, der wegen der richtigen Verhältniſſe und des Ebenmaßes aller Glieder den ſpätern Künſtlern ein Muſter und Canon war, *) aus dem ſie die Regeln der Kunſt ſchöpften.

*) *Plinius*, II. N. XXXIV. 8. Dieſes bezeugt auch Cicero, in Bruto 86. vom Lyſippus. Dieſe

Aber höher als dieſes und das Höchſte der Kunſt, das jetzt hinzu kam, iſt das Ideal, das in der Seele des Künſtlers ſich bildet, in ihm lebendig ſich darſtellt, und in ſein Werk übergeht. Hier iſt was Cicero (Orator. 2) vom Phidias rühmt: Nec ille artifex cum faceret Jovis formam, aut Minervam, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens, in eaque defixus, ad illius similitudinem, artem et manum dirigebat. Und ſo entſtanden jetzt die hohen Ideale, Werke, die aus dem Innern des Künſtlers hervorgiengen, und mit geübter Hand ausgeführt waren, Muſter und Vorbilder aller folgenden Zeiten. So ſchuf Phidias einen Jupiter und eine Minerva, Polyklet eine Juno und einen Merkur, Myron einen Herkules, Pythagoras einen Apollo, Alkamenes eine Venus, ſo bildeten ſie, durch einen

Statue des Polyklet iſt aber, wie Böttiger: Andeutungen zu Vorträgen über die Archäologie, S. 118. bemerkt, nicht mit einer andern eben dieſes Meiſters zu verwechſeln, die einen Jüngling vorſtellte und denſelben Namen führte. Plinius Worte zeigen deutlich, daß er von zwei verſchiedenen Statuen ſpricht.

göttlichen Geiſt getrieben, unſterbliche Werke, von den man mit vollem Rechte ſagen kann, was Parrhaſius bei ſeinem Gemälde des Bacchus ſich rühmte, der Gott ſey ſelbſt ihm erſchienen. Nun war die Bildung der Götter allgemein und feſt beſtimmt, nun wurden ſie in Statuen, wie in geſchnittenen Steinen und Münzen, auf gleiche Art dargeſtellt, und was jene Künſtler erfanden, war und blieb ein ewiges Geſetz, denn das Höchſte und Heiligſte der Kunſt konnte nie übertroffen werden.

Dieſe Fortſchritte der Kunſt ſtellen die Münzen dieſer Zeit uns deutlich vor Augen. Faſt alle Münzen der Städte, deren Münzen ſonſt auf der Rückſeite ein tief eingeprägtes Viereck hatten, zeigen jetzt in ihren Typen die Ausbildung der Kunſt. Vor allen ſind die von Akanthus, in Macedonien, merkwürdig, deren Vorderſeite mit dem Löwen, der einen Stier bekämpft, bezeichnet iſt, und von den ſo verſchiedene aus verſchiedenen Zeiten ſich erhalten haben, daß ſchon aus einer Reihe ſolcher Münzen allein der Gang der Kunſt ſich erkennen läßt. Wenn die älteren bei der Ausführung der Figuren der vorderen Seite, ſo wie durch das Quadrat der Rückſeite, die Rauheit der älteren Zeiten zeigen, ſo ſieht man in den ſpäteren, der zweiten Epoche angehörigen,

nicht nur Wahrheit und glückliche Nachahmung der Natur bei der Abbildung des Löwens und Stiers, sondern auch Regelmäßigkeit bei dem Quadrate der Rückseite, das in dirsen Münzen immer beibehalten wurde, aber aus dem rohen sich in ein zierliches, mit Blumen geschmücktes verwandelte.

Den hohen Styl finden wir unter andern auf einer Münze von Cnossus in Creta, mit dem Kopfe der Diana und dem Labyrinthe in der Form eines Kreuzes, auf den Münzen von Neapolis in Macedonien mit einer Larve und einem weiblichen Kopfe, auf den sicilianischen Münzen und auf den Münzen Philipps II. von Macedonien. Alles ist hier nach richtigen Verhältnissen gezeichnet, alles scharf und bestimmt ausgedrückt. Das Auge ist nicht mehr, wie sonst, nur halb geöffnet und blinzelnd, sondern blickt frei und offen umher, die Augenknochen sind erhaben und scharf, und die Augenbraunen durch einen schmalen Strich angedeutet. Auch der Stern des Auges ist nicht unbemerkt gelassen. Die Stirn ist kurz, halb mit Haaren bedeckt, und vereinigt sich sanft und unvermerkt mit der Nase, wodurch das Profil entsteht, dem man den Beinamen des griechischen giebt. Dieses Profil zeigt sich vorzüglich an weiblichen Köpfen, wie auf den bemerkten Münzen

von Cnoſſus, Neapolis in Macedonien, bei etlichen ehernen ſyrakuſaniſchen Münzen dieſer Zeit, von den einige den Kopf der Pallas, andere einen unbekannten weiblichen Kopf tragen; doch wurde es auch männlichen jugendlichen Köpfen gegeben, wie dem Akragas auf ehernen agrigentiniſchen Münzen, dem Apollo auf den Münzen von Lipara und dem Jünglings-Kopfe auf den ehernen Münzen Philipps II. *) An männlichen Köpfen hingegen, beſonders an alten, erhebt ſich die Stirn in der Gegend des Augenknochens in etwas und wird daſelbſt fleiſchiger, wodurch ſie von der Naſe ſich beſtimmter abſondert. So iſt Jupiter gewöhnlich gebildet, ſo erſcheint er auf den ſilbernen Münzen Philipps II., und ſo iſt auch auf den goldenen Münzen dieſes Königs das Profil des Apollo. Die Naſe hat gewöhnlich bei männlichen und weiblichen Köpfen, im Profil eine gerade Linie, die ſich in einer ſanft abgerundeten Spitze endet; doch erhielt ſie bei den männli-

*) Eckhel D. N. V. Vol. II. p. 114. und andere mit ihm, ſchreiben dieſe Münzen Philipp III. Aridaeus, zu. Allein die Bildung des Pferdes, ſo wie die Buchſtaben der Inſchrift geben deutlich ein höheres Alter zu erkennen und ſie gehören unſtreitig Philipp II. zu.

chen Köpfen bisweilen in der Mitte eine kleine Erhöhung.

Bei dem Munde verließ man die alte Art ihn aufwärts zu ziehen und gab ihm eine gerade Linie, die Lippen aber, vorzüglich die untere Lippe, machte man voll und kräftig. Das Kinn hängt nicht mehr spitz herab, sondern erhält eine gewölbte Form. Vorzüglich schön ist der untere Theil des Gesichts, Lippen und Kinn, am Apollo der goldenen Münzen Philipps II. Die Backen sind nie zu voll, sondern bilden in Jünglings- und weiblichen Köpfen, vom Backenknochen bis herab zum Kinnbacken eine sanft erhobene Linie, in männlichen Köpfen aber steht der Backenknochen ein wenig hervor. Jenes sehen wir wieder am Apollo des Philippus, in der Diana von Cnossus und an den weiblichen Köpfen syrakusanischer Münzen, dieses am Jupiter des Philippus.

In den Haaren vermied man alle Aengstlichkeit und gab ihnen einen freien Wurf. Sie verbreiten sich vom Wirbel rings herum, und umkräuseln die Stirn und den Nacken, von dem sie jedoch bisweilen in leichten Locken herunter fallen, wie in den Köpfen Jupiters und der Minerva. Auch sind sie bisweilen am Hinterkopfe in einen Knoten geschürzt.

wie bei der Diana und den weiblichen Köpfen einiger syrakusanischer Münzen. Bei dem weiblichen Kopfe der Münzen von Neapolis in Macedonien ist dieser Knoten sehr hoch, unter dem Wirbel angebracht.

Diese Köpfe, die wir hier angeführt haben, sind vortrefflich. Ihnen völlig gleich kommen die Proserpina auf silbernen Münzen von Cyzikus (Pellerin Rec. II. 50.), Bacchus auf einer goldenen Münze von Lampsakus (Pellerin, Rec. II. 51.), der Jünglingskopf einer goldenen Münze von Pergamus (Pellerin, Rec. II. 55.), Apollo auf silbernen Münzen von Colophon und Phocis (Pellerin, Rec. II. 73. 102.), Pallas auf einer silbernen Münze von Lokris Pellerin, Rec. II. 98.) und andere Köpfe anderer Münzen dieser Zeit. Aber vorzüglich verdienen der Kopf des Jupiters und des Apollo auf den goldenen und silbernen Münzen Philipps II. als Muster der Kunst geehrt zu werden, und wenn jener das Ideal des männlichen Alters darstellt, so zeigt dieser das Ideal des Jünglings-Alters. Es ist jedoch nicht nur diese Richtigkeit in der Zeichnung, diese Wahrheit der Natur, die wir schätzen; auch der Ausdruck des wahren Charakters, der nie vernachlässigt ist, verdient Bewunderung, und wir sehen,

wie ſehr die griechiſchen Künſtler bemüht waren, die hohe Schönheit allezeit mit dem individuellen Charakter zu vereinigen, aber auch dieſen zu idealiſiren.

Die Richtigkeit in der Zeichnung, die hohe Schönheit, die uns dieſe Köpfe ſo ſchätzbar macht, zeigt ſich nicht minder in ganzen Figuren, und alle übrigen Theile des menſchlichen Körpers erhielten gleiche Vollkommenheit. Die Bruſt in männlichen Figuren iſt breit und gewölbt, der Unterleib nicht zu voll und dick, Arme und Beine haben durch die ſtark angegebenen Muskeln, Ausdruck von Kraft. Eben ſo wurde in weiblichen Figuren die Bruſt breit gemacht. Auch dieſes wird uns deutlich aus Münzen, obſchon nicht in dem Grade, als bei den Köpfen, wegen der geringen Größe ganzer Figuren. Deſſenungeachtet ſieht man hier nicht weniger Richtigkeit und Genauigkeit in der Zeichnung und das Charakteriſtiſche dieſes Zeitalters, das Gedrungene und das Scharfe und Beſtimmte in den Umriſſen. Von kräftiger Zeichnung ſind die Ringer auf den Münzen, die der Stadt Aſpendus in Pamphilien zugeſchrieben werden. Ihnen gleich iſt der Laokoon auf einer ſilbernen Münze von Lampſakus (Pellerin, Rec. II. 52.), ſo wie der mit dem Löwen kämpfende

Herkules der Münzen, deren Vaterland nach Pellerin (Rec. II. 22.) Heraklea in Bithynien, nach Eckhel (Doct. Num. Vet. Vol. II. 417. III. 70.) Tarsus in Cilicien iſt, und die Figur des Fluſſes Himera, auf den Tetradrachmen von Himera in Sicilien, nebſt dem dabei ſtehenden Faun (Pellerin, Rec. III. 103). Vorzüglich ſchön iſt die Figur des Hypſas auf den Münzen von Selinnus in Sicilien, und ſie iſt eben ſo bedeutend und inſtructiv, da ihre freie, offene Stellung die beſte Gelegenheit giebt, aus ihr die Kunſt dieſer Zeit kennen zu lernen. Hier findet ſich ein Vorzug alter Münzen vor den aus dem Alterthum übrig gebliebenen Statuen, da jene uns die Figuren ganz zeigen, dieſe größtentheils verſtümmelt auf unſere Zeiten kamen und von neuern Künſtlern ergänzt wurden. Wenn nun gleich die Gemmen dieſen Vorzug mit den Münzen gemein haben, ſo weiß man bei dieſen doch ſelten das Alter ſo gewiß zu beſtimmen als bei jenen.

Der hohe Styl dieſer Zeit zeigt ſich auch in den Pferden. Bei der richtigſten Zeichnung iſt alles frei und kühn gearbeitet, und überdies im Gange, in der ganzen Bewegung, in allen Theilen und Gliedern, der eigenthümliche Charakter des Pferdes, das Wilde, Muthige, deutlich ausgedrückt. Vorzüglich

ausdrucksvoll iſt der Kopf, der durch ein gerades Profil, durch die ſtruppige Mähne, durch den vortretenden Backenknochen und die ſchnaubende Naſe ſich auszeichnet. Dieſes bekräftigen die alten ſyrakuſaniſchen Münzen, die von Selinus und unter allen am beſten die von Philipp II., beſonders die ſilbernen Tetradrachmen. Auffallend iſt auf dieſen letztern Münzen die Aehnlichkeit des Pferdes, ſo wie des Reiters freie, ungezwungene Stellung, mit den Pferden und Reitern auf dem Frieſe um die Zelle des Parthena zu Athen, (Antiquit. of Athens, Vol. II. Chap. I. M. XIII — XVII.) Arbeiten des Phidias und ſeiner Schüler. Auch hieraus läßt ſich folgern, daß das, was die Griechen einmal für wahr, gut und ſchön anerkannt hatten, allgemein angenommen, und überall treu befolgt wurde.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen nur zwoo Anmerkungen über dieſe Eintheilung des Herrn von Argenville machen darf. Die erſte ſey dieſe. Ich geſtehe es ein, daß man in dieſe 27. Familien alle Conchylien ordnen kan, die uns zur Zeit bekannt ſind; allein die Ordnungen, in welcher Herr D'Argenville ſeine Familien aufſtellet, iſt nicht natürlich genug. Eigentlich muß der Naturforſcher der Natur nachfolgen, und er kan es ſicher thun, weil die Natur ihre eigentlichen Unterſcheidungszeichen nicht verbirgt, und uns die Ordnung ſelbſt lehrt, wie ſie will betrachtet ſeyn. In der erſten Klaſſe, würde ich mit den Meerohren den Anfang machen, weil die gemeinſten unter ihnen von der Natur ſo einfach gebauet ſind, daß ſie nichts anders ſind als ein bloſer hohler Canal, eine Röhre. In der zwooten Klaſſe, würde ich die Herzmuſcheln, und die Kammuſcheln gleich an die Gienmuſcheln angeſchloſſen haben, weil ſie würklich die gröſte Aehnlichkeit unter ſich haben. Meine andere Anmerkung iſt dieſe. Von einem Mann, wie Hr. von Argenville iſt, würde ich es nicht vermuthet haben, die Seeigel und den Oscabrion unter den Seeconchilien zu finden. Der Seeigel iſt durchaus kein Schalengehäuſſe, kein Teſtaceum (verzeyhen Sie mir dies fremde Wort, wir Deutſchen haben keins,) der Augenſchein lehrt das, er iſt ein Cruſtaceum, wie der Krebs. — Von den einzelnen Familien giebt nun unſer Schriftſteller die beſondern Gattungen an, und

zwar

IV.

Frische Proben teutscher Dichtkunst aus dem 13ten Jahrhundert.

Nach einem Codex der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt.

Der Teutsche läßt kein Wörtchen auf die Erde fallen, das aus dem Munde anderer Völker kömmt, aber es sind oft teutsche goldne Worte, die er, wie der Reiche so manches Köstliche einer vielfach aufgehäuften Habe nicht kennt oder nicht beachtet. Beides bezeichnet in ihm auch hierin, wie mehr Anderes, den wahren Cosmopoliten von seiner guten und schlimmen Seite; mit aller Welt befreundet und oft bei sich selbst nicht zu Hause oder im Rückstande.

Ist dies letztere nicht ein gegründeter Vorwurf — die Schuld unpatriotischer Kälte abgerechnet, die die Großen Germaniens tragen — wenn wir die mangelhafte Bearbeitung der teutschen Literatur des Mittelalters beleuchten? Wie wäre es sonst zu erklären, daß so manche treffliche Denkmäler vaterländischer Art und Kunst noch immer nicht aufge-

ſtellt, die meiſten noch ſo unziemlich und ſo unausgeſtattet, ja ſelbſt ſo ungedeutet und darum nur wenigen zugänglich aufgeſtellt, kurz noch lange nicht zur allgemeinen Nationalanſicht erhoben werden ſind, während man, was nur Literariſches aus irgend einem Winkel der Erde von irgend einem Volke oder Völkchen der Vor- und Mitwelt aufzutreiben iſt, ſogleich zur teutſchen Kunde bringt, ordnet, erläutert, überſetzt und ſich aneignet? — Ein wahres Prachtwerk haben wir am Theuerdanck; aber es iſt das einzige, und Jammerſchade, daß gerade hier der innere Werth dem äußern ſo wenig zuſagt. Was hat man ſonſt von oben herab gethan? Die dankbarſte rühmlichſte Auszeichnung verdienen Caſpar ſon's Wilhelm von Oranſe, Göthe's und Voltens Reinecke Fuchs, Eſchenburg's Denkmäler altteutſcher Dichtkunſt, Gräters reiche Bragur, Jahns Ulphilas, Wiarda's Aſegebuch der Rüſtringer, Tieck's Minnelieder und auch des Knaben Wunderhorn, aber noch warten das hohe Lied der Nibelungen, [1]) das Heldenbuch, ein

1) Von v. der Hagen verſprochen. D. Einſ.

Da durch einen Zufall der Abdruck dieſes Probeſtücks verſpätet wurde, ſo muß bemerkt werden,

Triſtran, ein Freidank, der Renner, die Windsbeckin, ein Frauenlob und mehr andere auf ihre Erlöſer. Denn durch die zwei Hauptunternehmungen, ſo ſchätzbar und wichtig ſie auch waren, die Schweizer Ausgabe der Maneſſiſchen Anthologie und die Müllerſche Sammlung aus dem 12 — 14. Jahrhundert ſind doch warlich ſelbſt dem Auserwählten noch lange nicht ſeine gebührenden Rechte wiederfahren, und hat man nicht insbeſondere an die ſatyriſch-didaktiſchen Dichter nach der Minneſinger goldenen Zeiten noch gröſsere Schulden abzutragen?

Schmerzlich fühlt' ich dies von neuem, als ich vor einiger Zeit mit einem der intereſſanteſten Werke dieſer letztern Gattung vertrautere Bekanntſchaft machte, und durch deſſen vielſeitigen Werth und manche unerwartete Schönheiten aufs angenehmſte überraſcht wurde. Es iſt dies der oben genannte Renner Hugo's von Trimberg, nach dem vorzüglichen Manuſcr., das ſich auf 184 S. in Fol.

daſs ſeitdem der Niebelungen Lied vom Hrn. v. der Hagen (Berlin, Ungar 1807) mit einem reichen Anhang und trefflichen Gloſſar wirklich erſchienen iſt. B.

in hieſiger Hofbibliothek befindet. Ein wackerer Franke aus Bamberg giebt uns darin ein Gemälde, oder vielmehr eine Gallerie von Schilderein der verſchiedenen Stände, Lebensarten, Sitten, Gebräuche und Gebrechen, des religiöſen, wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Zuſtandes ſeiner Zeit, die den ſchätzbarſten literariſchen Urkunden der germaniſchen Cultur des Mittelalters an die Seite geſetzt werden kann. Die einzelnen Partieen ſind von einer Art, daß ſie, wenn auch nicht als Ganzes durch Einheit, durch Größe und Wunder des Inhalts, durch blendende Schönheiten oder Zarthet des Pinſels glänzend heraustreten, dennoch umſchlungen, gehalten und gehoben von ſinnreichen Gleichniſſen, Gnomen, Satyren, Fabeln und Erzählungen, durch Reichthum und Freimuth der Gedanken, durch Treue und Wahrheit der Zeichnung, durch Witz und Laune in den Verzierungen, und beſonders durch die wohlthuendſte Gemüthlichkeit und teutſche Gediegenheit von einem Ende zum andern belehren und unterhalten. Das Werk iſt ein Schatz für Vaterlandsfreunde, Sprach- und Literaturforſcher, für teutſche Sittenmahler, Dichter und Hiſtoriker.

Und auch dieſen Hugo hat man uns noch nicht gegeben, ob er gleich in zwei und zwanzig al-

ten Manuſcripten noch vorhanden iſt. [2]) Zwar wurde ſchon im Jahre 1549 zu Frankfurt a. M. von Cyriacus Jacob zum Bock eine gedruckte Ausgabe in Folio geliefert; allein ſie iſt von einem bloßen Buchdrucker faſt ohne allen Verſtand gemacht, der Text iſt ſo verſtümmelt und wieder durch klägliche Zuſätze, Abänderungen und Erweiterungen verunſtaltet, daß der Alte in dieſem Cyriakiſchen Lappen- und Lumpenmantel abwechſelnd Ekel, Grauen und Lachen erregt, und dabei hat ſich dennoch dieſer Vogel ſo rar gemacht, daß ihn ſelbſt Literatoren wie Jöcher nicht einmal dem Namen nach kennen,

2) Namentlich in Wolfenbüttel, Helmſtädt, Hamburg, Copenhagen, Leipzig, Dresden, Nürnberg, Regensburg, München, Wien, Tübingen, Straßburg, Rom, Frankfurt a. M. und hier. Kochs Grundriß ꝛc. führt ſieben derſelben an, Docen's Miſcellaneen ꝛc. ſetzen fünf andre hinzu; Jördens Lexikon teutſcher Dichter ꝛc. bringt die Angabe auf achtzehn. Dazu kömmt der bis jetzt noch nirgends genannte, hieſige Codex, aus dem ich vorläufig dieſe Proben gebe; ein zweiter in der ehemaligen Carmeliterbibliothek zu Frankfurt a. M.; ein dritter und vierter, die erſt neuerlich in No. 199. u. 255. des Allgem. Anzeigers der Teutſchen v. J. 1807 angezeigt wurden.

nen, und alle Verzeichniſſe von ſeltenen und ſehr ſeltenen Büchern; Jagd auf ihn zu machen, empfehlen. [3])

Wichtiger ſind die mancherlei Excerpte, die von Zeit zu Zeit ſeit beinahe dreihundert Jahren zuerſt in Joh. Agricola's Sprüchwörtern im Jahre 1529, am neueſten von Docen in ſeinen ſchätzbaren Miſcellaneen bekannt gemacht wurden. Doch auch ſie ſind noch lange nicht hinreichend, um den Renner gehörig zu beurtheilen; die meiſten beſchränken ſich auf einige wenige Zeilen, oder auf das Anfangs- und Schlußkapitel, andere ſind aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen, oder haſchen nur nach grammatiſchen Beiſpielen, literariſch-hiſtoriſchen Belegen ꝛc. Die bedeutendſten, von Höcker, Leſſing, Eſchenburg, Bruns und Conz konnten allein nach Mehreren lüſtern machen, aber noch nicht befriedigen.

3) Der Güte und Gefälligkeit des Hrn. Schöffen Schweizer und Hrn. Prof. Mathiä zu Frankf. a. M. verdanke ich die Mittheilung dieſes ſeltenen Drucks aus der daſigen Stadtbibliothek; ich verglich ihn mit dem hieſ. Mſcrpt. und wie er auch iſt, ſo kann er doch noch ſeine guten Dienſte leiſten.

Der thätige Panzer versprach darum eine vollständige Blumenlese aus dem Werke, aber er starb, ehe es zur Ausführung kam.

Nur der unsterbliche Lessing hatte es unternommen, auch diesem Verkannten endlich sein volles Recht wieder zu verschaffen. Er hatte den biedern Bamberger, besonders um seiner Gnomen und Fabeln willen, so herzlich lieb gewonnen, daß er ihn nach verschiedenen Wolfenbüttler Handschriften mit der sorgfältigsten Kritik eigenhändig kopirte, und ihn eben dem Druck übergeben wollte, als ein neues Mißgeschick diese Auferweckung von den Todten hintertrieb.

„Mit dem Renner, schreibt er einige Jahre vor seinem Ende an Herder, ist mir kürzlich ein besonderes Unglück begegnet. Ich hatte ihn aus drei Manuscripten zusammengeschrieben, wie ich glaube, daß er wohl könne gewesen seyn, und wollte ihn eben bei Weygand drucken lassen, als mir unvermuthet ein viertes Manuscript in Hamburg in die Hände kommt, welches so gut und so alt ist, daß ich Alles aufs neue durchsehen muß. Wenn ich aber Zeit dazu finden werde u. s. f." (S. Lessings Leben, nebst seinem literarischen Nachlasse. 3 Thl. S. 85.)

Er fand ſie nicht mehr in den wenig heitern Tagen ſeines übrigen Lebens, und nach ſieben und zwanzig Jahren, die ſeitdem verfloſſen, iſt beinahe alle Hoffnung verſchwunden, von dieſer Saat ärndten zu können. Wo iſt ſeine Handſchrift geblieben? ſind vielleicht die alten Manuſcripte die er brauchte, auch nach Paris gewandert? Wär' es! Sollen wir darum gänzlich muthlos feiern? Mit nichten; mag auch die ſchönere Morgenröthe noch ſo ferne ſeyn, nach der einer der Edlen und Hochverdienten um Wiſſenſchaft und Kunſt in unſerm Volke und mit ihm jeder Bundesverwandte am Schluß einer mir theueren Zuſchrift in dieſem Ausruf ſeufzt: „Wann wird das zerriſſene und ſich ſelbſt zerreißende Teutſchland eine allgemeine teutſche Akademie erhalten. Ich wage darum dieſen erſten Verſuch mit friſchen Proben aus dem Kenner. Eine vollſtändigere, geordnete Auswahl, verbunden mit einer literariſchen Einleitung, ſo wie einer Beſchreibung des hieſigen Manuſcripts und verſchiedener anderer aus demſelben Zeitalter, juriſtiſchen und hiſtoriſchen Inhalts, werde ich in dem trefflichen hiezu beſonders geeigneten Allgemeinen literariſchen Anzeiger, der zu München erſcheint, folgen laſſen. Dann wird es auf die nöthige Unterſtützung aus den vorzüglichſten Handſchriften und die Stimme derer an-

kommen, die in dieſem Fache rechtlich Sitz und Stimme haben, ob es gerathener ſey, nur die Blumen dieſer Pflanze abzupflücken, und einen Kranz daraus zu winden, oder wie es iſt, das ganze vaterländiſche Gewächs herauszuſtellen.

* * *

(I.) Stellen.

1.

Wer ward je Greis oder weiſer Mann,
Der vor nie thöricht hätte gethan!

2.

Dem Weiſen allein wird gewährt
Nach ſeinem Willen was er begehrt,
Denn er mit Witzen [1]) nur kann erſehen
Was möge geſchehen und nicht geſchehen.

3.

Welch Mann vor Grimme ſich fleißet, [2])
Daß er den Mund zureißet

1) Witz: Beurtheilung, Verſtand. Glossar. ed. Oberlin.

2) Fleißen: Kämpfen, mit ſich ſelbſt uneins ſeyn. Glossar. ed. Wachter.

Und hin und her ſein Auge ſpitzet,
Wo er geht, ſteht oder ſitzet;
Hat der zu Gott ſüße Minne,
Fürwahr ſo trügen alle Sinne.
Wer Minne zu Gott hat, den kennt man licht
An linden Gebährden und ſtillem Geſicht.

4.

Ein ſinniger Buer (Bauer) iſt Herren Genoß
Ob er ſchon ſei des Gutes bloß;
Niemand iſt edel, dann den der Mut (Gemüth)
Edel macht, und nicht das Gut.

5.

Wie eine Bruthenne auf Eiern ſitzt,
Hungrig, durſtig und durchhitzt,
So ſitzet der Karge bei ſeinem Gute,
Und lebt ſelten in frohem Muthe,
Denn ſwinde [3]) Sorgen drücken ihn nieder,
Daß er ſich ſelten aufrichtet wieder.
Und hat er etwan ein Freudelein,
Iſts wie im Winter der Sonnenſchein,
Nach dem die Erde und auch der Schnee
Des Nachts kälter wird, dann eh.

3) Swinde, mächtig, heftig. Wachter.

zwar in einer systematischen Strenge. Freylich ist das System dieses Mannes besser als die Methode des **Liſter**, des **Rumph**, des **Gualtieri** und vieler anderer. Allein es hat nicht alle Gattungen, und ist auch in vielen Fällen viel zu seichte. Doch dies muß man unserm Schriftsteller vergeben. Eine unbedingte Vollständigkeit lassen die neuen Körper, die uns die **Holländer**, die **Dänen** und die **Engländer** alle Tage vorzeigen, nicht zu: und die strengste Ordnung, frey von allen Fehlern ist kein Werk für einen Menschenverstand, der bey der möglichsten Deutlichkeit die er sich erworben hat, doch noch unzehlbare Lücken findet. Die Anmerkungen über eine jede Familie, tragen in einer angenehmen Kürze das Nothwendigste für, und zeugen von Belesenheit und von eignem Scharfsinn. Die Beschreibungen der Tafeln aber sind zu mager. Ich will Ihnen eine Probe davon geben. Wir wollen die doppelte Sternschüssel mit zwey Augen Taf. II. Fig. O. vor uns nehmen, und der Beschreibung des **Argenville** die Beschreibung des **D. Martini** an die Seite setzen. Der Unterschied wird sich zeigen. **Argenville** sagt S. 149. „die Napfschnecke O ist mit grosen abgesonderten Streifen gezeichnet und am Rande ausgezackt. Man findet auf ihrem Gipfel zwey Augen, anstatt eines einzigen, welches ihr eigen ist.“ **Martini** im ersten Bande seines systematischen Conchylienkabinets sagt, S. 127: „der hauptsächlichste Unterschied der gegenwärtigen Napf-

6.

Koſtete eine Glocke tauſend Mark
Wie groß ſie würd, wie gut, wie ſtark,
Doch wöge ihres Lobes Preiß ein Wicht,
Hätte ſie eines kleinen Eiſens nicht,
An dem der Klöppel hangen ſoll.
Bei dieſem Dinge merket euch wohl:
Wie groß, wie ſtark, wie reich des Gutes,
Wie wohlgeboren, wie hoch des Muthes
Sei ein Mann, red't er nicht mit Witzen,
So muß er als ein Thore ſitzen.

7.

Edelſteine, Würz' und Wort'
Han an Kräften großen Hort;
Doch mächtiger ſind die Wort' allein
Als alle Würz' und Edelgeſtein.

8.

Der Leib zur Erde ſich ſenket,
Die Seele Himmel auf denket,
Sie will hin, Er will her,
So werde ich oft mir ſelber ſchwer
Und gehe in Einfalt dem Glauben nach.

9.

Mancher Mann iſt von Art ein Narre.
Davon ſpricht Meiſter Narre: [4])
Ueber ſchöne Berge und grüne Wälde
Ziehet der Wibel [5]) hin zu Felde
Und ſchlufet [6]) in eines Pferdes Miſt,
Er thut, als ſo ſeine Art es iſt.

10.

Des Menſchen Muth [7]) ſchaut aus den Augen
Und wo er immer zu mag taugen.
Wer's kann merken, der findet darinne
Trauren, Freude, Haß und Minne,
Stille Mild' und ſwinde Sinne.

11.

Neues Blech an alten Pfannen
Iſt junge Sitt' an alten Mannen.

12.

Wiſſet, wären die Teufel todt,
Pfaffen und Mönche kämen in Noth;

4) Varro; de re ruſtica.
5) Wibel: Inſect, Käfer, hier der Miſtkäfer.
6) Schlüpft.
7) Gemüthe.

Könnten sie sonst nichts erwerben,
Als mit Gebet und mit Gesang,
Fürwahr sie möchten singen lang,
Ja sie könnten Hungers sterben,
Ehe man ihnen gäbe durch Gott *)
Wenn die Teufel wären todt.
So dienen wir Gott gezwungen,
Die Alten wie die Jungen.

13.

Die Sünde meiden viele Leute
Um dreierlei Sachen heute.
Die Einen sieht man die Sünde meiden,
Auf daß sie der Hölle Pein nicht leiden;
Die Andern, daß Gott wolle geben
Nach diesem Leben das selige Leben;
Die Dritten leben reiniglich
Aus ganzer Treue minniglich.
Diese Meider unterschieden sind
Wie Knechte, Ritter und Konigskind.

14.

Redeten die Pfaffen so gerne Latein
Als sie gern trinken guten Wein,

*) Um Gottes Willen.

So fände man manchen geiſtlichen Mann,
Der mehr Latein könnte, als er kann.

15.

Der Weiſen und der Thoren Streit
Hat gewährt ſchon lange Zeit
Und wird wohl lange noch währen;
Man kann ihr' beider nicht entbehren.

16.

Wer Vater und Mutter verloſet
Um Freunde, die er erkoſet,
Daß ſie ihm ſtehn in der Noth bei,
Der wechſelt Silber um Blei.

17.

Der Milde verzehret das fröhlich
Darum der Karge ſehr ſchmählich
Sich hat geworgen und genagen;
Wer ſah je Dornen Feigen tragen?

18.

Da der alte Schlang mit ſeinen Genoſſen
Ward vom Himmel abgeſtoßen,
Seines Leibes Weſen theilet' er in drey,
Nun merket alle, wem gab er die?

Den Laien das Haupt zu Theile ward,
Das bezeuget ihr narrisch Hochfahrt;
Den Pfaffen ward das Mittelteil,
Das machet sie so gierig und geil;
Zuletzt er den Zagel [9]) nach sich zog.
Das mag wohl uns allen deutlich noch
Den Neid und großen Haß bedeuten,
Den man findet bei Klosterleuten.

19.

Träger Mann und unversonnen [10])
Hat selten Ehr' und Gut gewonnen.

20.

Ich han wol sieben Büchelin
Gelehret by den Tagen min,
Etwan gern, etwan ungerne,
Und doch konnt' ich nie gelerne,
Daß ich fröhlich bei dem säße,
Der sein Brod mit Zurnen äße;
Und daß ich den säh' fröhlich an,
Der Herzeleid mir hätte gethan.

9) Zagel: Schweif, Schwanz, so z. B. Kuhzagel, Katzenzagel.

10) Unversonnen: Unüberlegt.

91.

Die Erle ſchön am Waſſer ſteht,
Im Garten die Fichte wohl aufgeht,
Der Eichen Laub ziert gut den Wald,
Auf Bergen die Tanne iſt fein geſtalt;
Ob man die Wahrheit ſprechen ſoll,
So ziemt ein witziger Prieſter wohl
Sich zum Altar; ein junger Mann
Aufs Roß ſich baß gefügen kann;
Scham und Zucht ziemt jungen Frauen.
Wie ſchöne Blumen lichten Auen;
Den Fürſtenhöfen ſeltne Sachen,
Den Wohlgebornen freundlich Lachen;
In dicken Wäldern Vogelgeſang,
Bei mächtigen Fürſten groß Gedrang;
Tafeln und Bücher in Schüler Händen;
Schöne Gemälde an Herren Wänden;
Bei geiſtlichen Leuten wahre Minne;
Bei Richtern und Schreibern ganze Sinne.
Zucht und Maaß bei alten Luten,
Die Gott wollen beſonders truten. [11])

92.

Wer nicht ſich Freude ſelber kann geben,
Der hat auf Erden ein übles Leben.

11) Luten: lieben. Oberlin.

23.

Heilige Zeit und heilige Statt
Irren ſelten des Diebes Pfad.

24.

Wer ſein ſelbſt Freund nicht iſt,
Der iſt mein Freund zu keiner Friſt.

25.

Der Ochſe trägt ungern ſein Joch,
Und was er haſſet, das trägt er doch.
Wer haſſet, da er bei bleiben muß
Dem wird ſelten Leiden Buß;
Wiſſet, der iſt ein ſelig Mann,
Der ihm das ſelber lieben mag,
Dem er nicht entrinnen kann.

II. Fabeln und Erzählungen.

1. Ein Auge gegen zwei.

Ein Bote dievor ward ausgeſandt
Von einem König in fremdes Land,
Daß er der Leute Gemüthe ſollte
Mit Liſt erfahren, wie er wollte.
Da kamen zwei Mann einſt vor ihn,
Die waren von ſehr ungleichem Sinn:

Der eine war gierig zu aller Zeit,
Den andern zwang der Haß und der Neid.
Da ſprach der Bote: mich hat geſandt
Ein reicher König in dieſes Land,
Daß ich ſollte Eine Bitte gewähren,
Die Jemand möchte von mir begehren,
Und wer der Erſten ſich könne enthaben,
Der ſolle der Gaben zwo haben.
Da ſprach der Gierige nach ſeinen Sitten
Zu dem Neidiſchen: Willſt Du bitten?
Der Neidiſche ſprach: Bitte Du eh'
Wie es mir auch nachher ergeh'!
Bitte Du vor, ſo bitte ich nach
Sprach der Gierige. Das geſchach.
Dem Neidiſchen war gar jach; [1])
Zu dem Boten er da ſprach:
Herre nehmt euer Wort nicht wieder,
Sehet, ich lege mich vor euch nieder,
Und bitte, daß ihr brechet mir
Ein Aug' aus, das ich gern entbihr'!
Der ſprach: warum willſt Du das thun?
Bitte ein andres, lieber Suhn!
„Ihr ſollt nach frommen Mannes Sitte

1) Jach: eilig. So z. E. an mehrern Orten: Es iſt mir jach: ich eile.

„Mir gewähren, was ich Euch bitte;
„Und deſſen will ich nicht entbehren“ [2])

Er ſprach: So will ichs Dir gewähren,
Und brach ihm ein Aug aus zur Hand.
Da ſprach der: Nun ſeid gemahnt,
Daß meinem Geſellen der Gaben zwo
Werden, das gehöret dazu.
Da ward der Gierige geworfen nieder
Sehend und ſtand blind auf wieder.

Ich fürchte, daß man findet noch heute
In dieſer Welt mehr ſolche Leute,
Die ſich gern ließen Ein Aug' ausbrechen,
Nur um ſich an andern zu rächen,
Wie der Neid an dem ſich gerochen,
Dem zwei Augen wurden ausgeſtochen.

2. Die vier Königsſöhne.

Ein König, ſchöne, edel und rich
Gar weiſe und tugendlich

2) Ich erlaſſe Euch Eurer Zuſage nicht.

Vier Söhne mit Zärte hatte erzogen,
An der dry [3]) die Welt ward seither betrogen.

Als derselbe König verschied
Der älteste Sohn sich dessen berieth,
Daß er wollte König seyn.
Das that den andern Pein,
Und wollten ihm deß nicht statten.
Des Reiches Fürsten sie baten,
Daß sie Land und Leute bedächten
Und nicht selber in Leid sich brächten.
Das thaten sie nicht; das währte lange
Bis daß die Fürsten suchten ange [4])
Hin und her Hülfe und Rath.

Nun war ein Ritter in einer Stadt
Wahrhaft, treu und lobebere, [5])
Des todten Königs heimlich [6]) Ehre.

3) Um, wegen der, durch die. So z. E. an welcher Rede wir sie betrogen, an einem andern Orte.
4) Ange: ängstlich.
5) Auch lobebar an andern Orten, ist gebildet, wie ehrbar, nutzbar, wunderbar.
6) Geheim, vertraut, also des Königs wirklicher geheimer Rath.

Napfſchnecke und der vorhergehenden beſteht in dem breitern Wirbel, der, wenn er ein wenig abgerieben iſt, gleichſam zwey weiſſe Augen vorſtellet, anſtatt, daß wir an der vorigen Figur nur eins bemerkten. Uebrigens iſt der Grund der dicken Schale ebenfalls braun, und die erhabnen doppelten Ribben oder Strahlen, ſind durchs Abreiben weiß und glatt geworden. In den Furchen bemerkt man zarte Querſtreifen, und die übertretenden hohlen Strahlen bilden einen ſtark ausgeſchweiften und zackigten Rand.“ Ich könnte Ihnen mehr Beyſpiele von der Art anführen, allein ich darf Sie nicht gar ermüden!

Nun kan ich ſicher einen Sprung bis auf die 280te Seite thun, wo der Verfaſſer auf die **Flußſchnecken** kömmt. Er hat zwoo Klaſſen.

Die erſte Klaſſe ſind die einſchalichten, in acht Familien:

1ſte	Familie,	die Napfſchnecken.
2te	—	die länglicht und plattgewundenen Flußſchnecken.
3te	—	die Neriten.
4te	—	die Kräußel.
5te	—	die Schraubenſchnecken.
6te	—	die Trompeten.
7te	—	die Tonnen.
8te	—	die Tellerſchnecken.

Die

Den baten die Fürſten alle glich
Das er ihnen rede treuelich,
Wie ſie Land und Leute bedächten,
Und aus den vieren einen König mächten.

Der Ritter ſprach; wollt ihr mir ſchwören
Daß ihr mir niemand das loßt wehren,
Was ich nun werde zu thun han,
Ich gebe euch morgen einen König ſan. [7])
Dies ward gelobet und beſchworn.
Der Ritter ſprach: Nun kommt morn [8])
Zu meines Herrn Grabe mit mir;
Unſre vier Herrn ſollt auch ihr
Mit euch bringen.

Das geſchach
Der Ritter aber zu ihnen ſprach:
Brechet auf den Sarg und nehmet hervor
Meines Herrn Leib, an dem ich ſpor, [9])
Wer billig ſitze an ſeiner Statt.
Das geſchah: der Ritter da bat,

Daß

7) San, ohne Verzug, ſogleich.
8) Morgen.
9) Aufſpüre, wahrnehme.

Daß man ihn lehnte an eine Wand.
Sie ſtellten ihn allzuhand.
Des Königs Leib ſo gewürzet was,
Daß man der Geruch wohl genas. [10])
Da hieß der Ritter einen Pfeil und ein Bogen
Ihm bringen und ſprach unbetrogen:
Meine Herren kommet nun her;
Wer unter Euch vieren iſt der,
Der der allernächſt dem Todten ſchießt,
Der thut ein Ding, daß er genießt; [11])
Das Reich wird ihm zu Theil.

Der erſte war der Rede geil [12])
Und richtet ſich eben zu der Wand
Und ſchoß ihn durch die rechte Hand.
Da er ſo nahe hatte geſchoſſen,
Da begunnte er zu dem Reiche hoffen.

Der andere zu derſelben Stund'
Trat vor und ſchoß ihm in den Mund;
Das Reich wollt' er gewiß han.

10) Von geneſen, d. h. bewahrt werden, servari, salvari.
11) Vortheil, Belohnung erhalten.
12) Geil: unmäßig froh. Gl.

Da kam der dritt' und schoß ihm fan
In das Herz; deß war er froh
Und wollte König wesen [13]) do.

Der vierte vor seinen Vater trat.
Da der Ritter ihn schießen bat,
Sprach er: Nie wolle der süße Gott,
Daß ich lebend oder todt
Meinem Vater ein Leid je thu'!

Die Fürsten liefen alle zu
Und satzten ihn in seines Vaters Stuhl.

3. Die Cisterne.

Hievor war ein richer Mann,
Der hatt'ne Fraue wohlgethan,
Zu der sine Minne war so groß,
Daß er sie Tag und Nacht beschloß
In einer Kemenaten, [1])
Als die Thoren thaten.

13) Wesen statt seyn. Gl.

1) Kemenate: Kammer. Gl.

Denn man ſpricht: Wer Frauen hüte
Und Haßen [2]) will zähmen, daß der wüte.

Den reichen Mann deß nicht verdroß.
Wenn er des Nachts die Thür' beſchloß,
So legt' er den Schlüſſel unter ſein Haupt.

Eins Abends hatte er wohl geſtäubt; [3])
Da ſchloß die Frau auf die Thor
Und gieng zu ihrem Buten hinvor.
Unterdeß erwachte der Mann,
Und miſſete ſie, da lief er ſan
Und warf einen Riegel vor.
Die Fraue kam wieder vor die Thor,
Und bat durch Gott, ſie laſſen inn.
Er ſprach: ihr böſe Ehebrecherin
Zwar [4]) müſſet ihr daraus ſeyn
Bis daß eur Freund' [5]) und auch mein'

2) Haßen: Wölfe: Gl.
3) Von Stauff, der Becher, abgeleitet, alſo ſtäuben, bechern, zechen.
4) Zwar zuſammengezogen aus: es iſt wahr, ſteht oft in dieſer urſprünglichen Bedeutung, und heißt daher: es iſt ausgemacht, feſtgeſetzt, dann, ohne Nachſicht und Erbarmen. So hier.
5) Freunde: Anverwandte.

Morgen mit einander kommen;
Es gehe zu Schaden oder zu Frommen.

Sie sprach: O wüßtest Du meine Pein,
Du ließest Dein Zürnen seyn;
Ich wäre viel gern bei dir blieben,
Hätte mich Noth nicht getrieben,
Die ich Dir jetzt nicht sagen will.

Er sprach: Setzt eur langen Red' ein Ziel
Ihr müßt darvor des Tages beiten [6])

Sie sprach: Ich mag mit dir nicht streiten,
Wan [7]) ich will gehn mich ertränken.
Eh' dann ich mich lasse kränken
An meiner Ehre, die ich han
Bisher gehalten [8]) ohn argen Wahn.

So war der gute Mann verrathen,
Denn da stund bei der Kemenaten
Eine Cisterne, die war tief;

6) Beiten: warten. Gl.
7) Wan: sondern, dagegen.
8) Die Ehre halten, kürzer und anschaulicher als: die Ehre behaupten.

Zu der die Frau lief
Und warf einen groſsen Stein hinein,
Als ob sie selber sollte seyn
Darein gefallen.

Der arme Mann
Lief nun in seinem Hemde san
Und wollte wohl besehen,
Wie der Frau wäre geschehen.
Sie stand verborgen vor die Thor;
Da der Mann lief hervor,
Da lief sie bald wieder hinein
Und beschloſs die Thor. Das tan wir seyn.

Da sprach der Wirth: Ihr Trognerin
Es kost' euer Leben oder myn!

Sie sprach: Nach wessen Haus fraget ihr,
Mich dünket, das Laster, das ihr mir
Nachsaget ohne Schuld, das thatet ihr.
Daſs ihr nicht wolltet bei mir bleiben
Und gienget aus nach andern Weiben
Das will ich meinen Freunden klägen,
Und nun von euch nicht mehr vertragen,
Wie ich's bisher vertragen han.

Also war der gute Mann

Gegangen in sein selber Stricke;
Er mußte thun, als noch viele Dicke *)
Manch Mann muß übersehen
Etwas, als nie geschehen.

Von den Weibern heißt es an einem andern Orte:

Listiger denn der Schlangen Haupt
Sind die Weiber, wer ihnen glaubt
Dem wird von ihnen bewähret der Wahn:
Aus einem Raben werde ein Schwan.

Darmstadt.

Kirchenrath Wagner.

9) Dick: oft. Gl.

V.

Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur des öſterreichiſchen Kaiſerthums.

Geſchrieben am 24. Nov. 1807.

Zu den neueſten öſterreichiſchen Schriften gehören folgende: Alexander Pope's Verſuch über die Kritik; freie metriſche Ueberſetzung mit des Dichters Anmerkungen und Warburton's Erläuterungen von J. H. M. Dambeck. Prag, bei Barth, 1807. 220 S. 8. Eine gelungene Ueberſetzung des ſchätzbaren Popeſchen Lehrgedichts. — Scherz und Ernſt, ein Spiel in Verſen von Joſeph Ludwig Stoll. Berlin, bei Unger, 86 S. 8. Eine gute teutſche Ueberſetzung des franzöſiſchen Luſtſpiels défiance et malice von Dieulafoy. — Erſtlinge, der Muſe geopfert von W. Hann. Lemberg und Breslau, 1807. 246 S. 8. Schlecht. — Baron Weydenthal, oder die Launen des Schickſals; ein Luſtſpiel in 5 Acten von L. Freyherrn von Hahn. Linz, bei Haßlinger, 1807. 8. Unbedeutend. — D. G. Rechberger's Handbuch des öſtreichiſchen Kirchenrechts, 2 Theile. Linz, bei Haßlinger, 1807. gr. 8. (4 Rthlr.) Brauchbar. — Linzer theologiſche

Monatsſchrift, 1807. 6 Hefte. Linz, bei Haßlinger (2 Rthlr. 16 Gr.) Enthält mehrere ſchätzbare Aufſätze. — Erinnerungen an Sokrates, nach dem Franzöſiſchen von Franz Seraph Huebner. Linz, 1806. 192 S. 8. Mittelmäßig. — L. M. Ehmel. Institutiones mathematicae. Tom. II. Linz, bei Haßlinger, 1807. 8. (4 Rthlr.) Brauchbar. — Das öſterreichiſche Kriminalrecht nach ſeinen Gründen und ſeinem Geiſte dargeſtellt von Sebaſtian Jenull, Dokter der Rechte. Grätz, bei Ferſtl, 1808. (1807.) 284. S. 8. (2 Fl. 30 Kr.) Treflich. — *Gmeineri Xaverii* Theologia dogmatica in systema redacta et methodo scientifica proposita. Dritte Auflage. Grätz, bei Ferſtl, 1807. 2 Bände, 426 und 489 S. 8. Schlecht. Das ſchöne Geſchlecht könnte den Verfaſſer wegen folgender Stelle injuriarum anklagen, in der er die Nothwendigkeit der Offenbarung aus der Stupidität des weiblichen Geſchlechts ableitet (S. 21):

„Cum sexus foemineus dimidiam humani generis partem constituat, liquet paucos admodum capaces omnes veritates ad religionem naturalem spectantes sola ratione sine erroris periculo cognoscendi.“

Im künftigen Jahre erſcheint in Wien: Allgemeine Erdkunde für denkende und gebildete Leſer, oder Beſchreibung aller Länder der fünf Welttheile, ihrer Lage, Klima's, Naturproducte, Landescultur, merkwürdigſten Städte, ſchönſten Gegenden, intereſſanteſten Kunſtwerke und Denkmäler, dann ihrer Einwohner, deren Lebensart, Kleidung, Handel, Künſte, Wiſſenſchaften, Religion und Staatsverfaſſung, 12 Bände mit 50 Kupfern und 6 Charten.

Zu den neueſten ungariſchen Werken gehören: Alvina, Kiadta Folnesics Lajos János. (Alvina, herausgegeben von Johann Ladislaus Folneſies) Peſth, bei Paczko, 1807. 8. — Michaëlis Szoorényi, S. Theologiae Doctoris Synopsis critico-historica decretorum synodalium pro Ecclesiâ Hungaro-Catholica editorum. Veszprim bei der Wittwe Szemmer, 1807. 8. Brauchbar. — Martini Georgii Kovachich Senquiciensis lineamenta apparatuum diplomatico-literariorum circa corpus Juris Hungarici. Ofen, in der Univerſitäts-Buchdruckerei, 1807. 8. Schätzbar. — Zwei Abhandlungen über Metaphyſik und Naturlehre, geſchöpft aus Principien der reinen Vernunft; erſtere dieſer Abhandlungen nicht allein die Möglichkeit der Exiſtenz der Metaphyſik

Die zwoote Klasse sind die zweyschalichten, in drey Familien:

1ste Familie, die Gienmuschel.
2te — die Keilmuschel.
3te — die Perlenmuschel.

Sein System über die Erdschnecken trägt Herr von Argenville S. 286. vor. Er theilet sie in bedeckte und in nackende ein, und verstehet unter den ersten diejenigen, welche in einem Schalengehäusse wohnen, unter den andern aber diejenigen, welche ohne einem Schalengehäusse leben. In eine Conchyliologie gehören eigentlich die nackenden Erdschnecken nicht, weil sie keine Schale haben; von den bedeckten Erdschnecken aber hat er fünf Familien.

1ste Familie, Napfschnecken. Sie sind zweifelhaft.
2te — Mond- halbemond- und plattmäulichte Schnecken.
3te — Spitzhörner.
4te — Schraubenschnecken.
5te — Tonnenschnecken.

Hier hätte der Uebersetzer auf die neuern Entdeckungen aufmerksamer seyn sollen. Martini im Berlinischen Magazin, Schlotterbeck in den Actis Helveticis, und Schröter in der systematischen Abhandlung über die Erdconchylien, wür-

als Wiſſenſchaft, ſondern auch die Wirklichkeit derſelben apodictiſch begründend, und folglich eine apodictiſch gewiſſe Widerlegung der Kantiſchen Lehrſätze über Metaphyſik enthaltend; letztere Abhandlung aber alle (!) Geheimniſſe des Weltbaues und der Naturerſchaffung apodictiſch gewiß entſchleiernd. Von Karl, des heiligen römiſchen Reichs (?) Freiherrn von Kerekes, Magnaten des Königreichs Ungarn. Tyrnau, gedruckt bei Wenzel Jelinek, 1807. 271 S. 8. Makulatur. Der Verfaſſer iſt ganz unfähig, ein philoſophiſches Syſtem richtig aufzufaſſen, und ſich deutliche Begriffe zu bilden; die teutſche Sprache hat er auch nicht in ſeiner Gewalt.

Im Novemberheft der öſterreichiſchen Annalen ſteht eine intereſſante Ueberſicht der krainiſchen Literatur im Jahre 1807. *)

---

*) Noch verdient bemerkt zu werden, daß ſeit dem November vorigen Jahres der Muſenalmanach für das öſterreichiſche Kaiſerthum; Erſter Jahrgang. 1808. von Prof. Rumi in Jalo in Ungarn (in Commiſſion bei Schaumburg u. Comp. in Wien) wirklich erſchienen iſt. Die Leſer des Mer-

VI.

Johannes v. Müllers Antwort an die Universität Helmstädt.

Verwort.

Nur in ſeiner Literatur und Sprache kann Teutſchland noch einen Vereinigungspunct der Gemüther, einen Altar finden, an welchem der Anwohner der Elbe und Donau gleich andächtig opfert. Und die geweiheten Vorhöfe zu dieſem Altar ſind unſere Univerſitäten, als Geſammtſchulen aller mit einander verſchwiſterten Wiſſenſchaften. Es kann gegen einſeitige Behauptungen, wie wir neuerlich in dem mit großem Scharfſinn geſchriebenen Gemälde

kurs erinnern ſich früherer Proben daraus. Er hat außer den teutſchen Gedichten auch mehrere in der ungariſchen Landesſprache und lateiniſch abgefaßte Muſeneingebungen, die alle in ihrer Art merkwürdig und dem Literator gewiß willkommen ſind. In unſerer Gegend hat die Walthersche Hofbuchhandlung Exemplare in Commiſſion übernommen. Der Ladenpreiß iſt 1 Thaler. B.

des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen bis zum 14. October 1806 lasen, daß unsere hohen Schulen aufhören müßten, alle Fakultäten zu vereinigen, und nur in einzelne Seminarien und Fakultätsschulen zerspalten den Staaten wuchern würden, gar Manches mit Fug erinnert werden, welches der sachkundige Verfasser des zweiten Briefes über Universitäten im Intelligenzblatt der Leipziger Literatur-Zeitung 1808 mit siegreichen Waffen ausgefochten hat. Auch sollen uns die Worte in des 80jährigen Nestors unsers gesammten Universitätswesens, des ehrwürdigen Heyne, in einer dem Lectionsverzeichniß vom Sommerhalbjahr 1808 vorausgeschickten Vorrede — Χρύσεα, πολλῶν ἀντάξια ἄλλων — stets unvergessen seyn: „Nulla est institutorum nostrorum pars, nullum genus, cui praesidia subtrahi possint, sine detrimento communi reliquorum suoque proprio. Um so erfreulicher sind Zusicherungen und tröstende Königsworte, wie sie der über unser Lob weit erhabene Generalstudiendirector des Königreichs Westphalen auf den Glückwünschungsbrief der Universität Helmstädt erließ, den sie auf die erhaltene Nachricht, daß er die Studiendirection erhalten habe, schrieb. Sie verdienen in dankbarem Herzen heilig aufgehoben zu werden. W.

Hochwürdiger Wohlgeborner Herr Protector,

Hochgelehrte, Wohlgeborne, Hochgeehrteſte Herren,

Wenn Ew. Hochwürden Magnificenz und meine Hochgeehrteſte Herren in der unter dem zweiten Februar an mich erlaſſenen Zuſchrift über die, von des Königs Majeſtät mir aufgetragene Generaldirection der Studien im Namen der zu Helmſtädt rühmlichſt beſtehenden Univerſität eine theilnehmende Zufriedenheit äußern, ſo iſt dieſe verbindliche Geſinnung der meinigen für Sie und Ihre berühmte Hohe Schule ganz entſprechend. Ihre Erhaltung und Emporbringung ſoll mein immerwährendes Beſtreben ſeyn, auf daß der Sitz der Calixte, der Conringe, der Mosheime (um die Beſcheidenheit lebender Zierden zu ſchonen) von der Nachwelt nicht vergebens geſucht werde, und auf daß eine Akademie, die das Verdienſt der Mäßigung und der Toleranz vor den meiſten übrigen hatte, zu einer Zeit, wo Vereinigung der Gemüther über die größten Intereſſen mehr als je bezweckt wird, vielmehr mit neuem Glück aufblühe.

Zu Ihnen, meine Herren, habe ich das gegründete Zutrauen, daß die akademiſche Jugend beſonders zu einer, dem Zeitalter gemäßen Denkungsart

angeleitet werden wird. Mannichfaltigere Geſchicklichkeit zu mancherlei und gröſsere Anſtrengung und Aufopferungen ſind jetzt erforderlich, wo nur Verſtand, Fleiß und Ernſt herſtellen können, was Leichtſinn, Weichlichkeit, falſcher Witz und Sophiſmen verdorben haben. Der von der Vorſehung uns verliehene König hat keine beſſeren Grundfeſten des neuen Throns, als Weisheit und Heldenmuth.

Indem Sie die aufblühende Generation von Erinnerung der Gefahren und Unfälle auf die Betrachtung des einzig unveränderlichen, des Vorzugs der Weisheit und männlicher Tugend führen, ſo erfüllen Sie des Königs Willen, und dürfen auf Sr. Majeſtät Schutz rechnen. Ich aber, meine Herren, in freudiger Vereinigung mit Ihrer rühmlichen Arbeit, erbitte mir die Unterſtützung Ihres Eifers und Ihrer Erfahrung, und verharre mit Vertrauen und Hochachtung

Hochwürdiger Herr Prorector,

Hochgeehrteſte Herren,

Caſſel, Dero

den 10. Febr. 1808.

ganz ergebenſter Diener

Johann von Müller.

Druckfehler im N. T. Merkur 1807.

Drittes Stück.

Seite 202. Z. 2. in der Anm. l. Kranz ſt. Kanz.
— 204. Z. 4. l. Haroldiſche ſt. heroldiſche.
— 205. Z. 14. l. Gelſchoſſa ſt. Getſchoſſa.
— — Z. 7. v. u. l. Lathmon's ſt. Lethmons.

Eilftes Stück.

Seite 181. Z. 5. v. u. l. Buſen, ſt. Böſen.
— 183. Z. 11. l. dann ſt. denn.
— 240. Z. 4. l. ermordeten ſt. ermordet an.
— 252. Z. 16. l. Euricius ſt. Furcius.
— — — 17. l. Helius ſt. Fel.
— — — 19. l. Joh. ſt. Joſ.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Der Talisman. 223

2. Die Erscheinung. 226

II. Probe einer Uebersetzung des Sallust. Cäsars Rede, gehalten im Senat bei der Berathschlagung über die Bestrafung des Catilina und seiner Anhänger. 230

III. Bruchstück aus einer Schrift: Anordnung antiker Münzen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst. 238

IV. Frische Proben teutscher Dichtkunst aus dem 13ten Jahrhundert. . . 250

(I.) Stellen. 258

(II.) Fabeln und Erzählungen. . . . 266

1. Ein Auge gegen zwei. . . . 266

2. Die vier Königssöhne. . . . 268

3. Die Cisterne. 272

V. Correspondenznachrichten über die neueste Literatur des österreichischen Kaiserthums. . . 277

VI. Johannes v. Müllers Antwort an die Universität Helmstädt. 281

No. II.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Februar. 1808.

I. Ankündigungen.

1.

Voyage de Découvertes aux terres australes pendant les années 1800, 1801, 1802, 1803 et 1804, executé par Ordre de Sa Maj. l'Empereur et Roi. rédigé par *M. F. Péron.* Tome I. 4to. Paris, de l'Imprimerie Impériale 1807.

Von dieser längst erwarteten und so eben in Paris erschienenen höchst interessanten Reisebeschreibung liefern wir, zu Folge unsrer früheren Ankündigung, in nächster Jubilate-Messe eine gut gearbeitete Uebersetzung, in unserer Sprengel-Ehr-

mannschen Allgem. Bibliothek der neuesten Reisen nun auch separat; und zeigen dies hiermit nochmals, zu Vermeidung unangenehmer Collisionen an.

Weimar den 26. Febr. 1803.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Ankündigung und Berichtigung.

Man hat in No. 3 und 4. der Teutona und daraus in einigen andern öffentlichen Blättern dem Publikum sehr unrichtig berichtet, das in unserm Verlage nächstens erscheinende Wörterbuch über die schönen Künste sey eine Umarbeitung der Theorie Sulzers. Mit dem Sulzerschen Werke hat aber dieses neue nichts als die alphabetische Anordnung gemein, welche der Verfasser auch darum mit vorzog, weil sich bei ihr das Historische mit dem Philosophischen am besten verbinden ließ. Der Inhalt dieses neuen Wörterbuchs ist 1) Philosophie des Schönen, 2) Theorie und Technik der schönen Künste, 3) Kunstgeschichte, 4) Archäologie. Man sieht, um wie Vieles mehr umfassend das neue Werk ist, welches, Archäologie und Kunstgeschichte abgerechnet, über 500 Artikel mehr enthält, als Sulzers Theorie. Daß der Verfasser, welcher von Sulzer keineswegs verächtlich spricht oder denkt, doch weiter gegangen seyn werde, als Sulzer, lassen die so bedeutenden Revolutionen, die, seit der Zeit jenes Theoristen, in der Kunst und deren Theorie sich ereignet haben, schon nicht bezweifeln. Sulzer gab meistens nur seine Theorie, der Verfasser unsers Wörterbuchs hergegen, der zwar auch sein System hat, und es darin niederlegen wird, glaubte, ein Werk dieser Art sey um so viel nützlicher, lehrreicher und vollkommener, wenn darin mit leidenschaftloser Ruhe, zwar nicht über Alles jede unbedeutende Meinung, aber in den wahrhaft wichtigen Fällen die verschiedenen Urtheile und Ansichten der Denker aller Parteien anzutreffen wären. Nicht also bloß, was der Verfasser, sondern auch, was die Aesthetiker aller Zeiten und Völker, denen hier mitzusprechen vergönnt seyn kann, über die Angelegenheit der schönen Kunst Gedachtes uns überliefert haben, soll man in zweckmäßigen Auszügen hier finden. Die verschiedenen Theorieen und Systeme selbst sind unter den Namen ihrer Urheber kurz dargestellt und geprüft. Die Kunstgeschichte ist unter den Namen der Länder, wo die Kunst geblüht, und der Personen, die sie befördert haben, vorgetragen. Man findet daher Charakteristiken der griechischen, römischen, neuitaliänischen, französischen, englischen, spanischen, portugiesischen und teutschen Dichter, von denen

aus dem Alterthume, so wie der Epoche machenden unter den Modernen, besonders ausführliche. Bei den plastischen und musikalischen Künstlern hat sich der Verfasser, weil man hierüber Füeßli's und Gerber's Wörterbücher hat, mehr beschränkt, von jenen nur die Epoche machenden besonders, und die neuern Maler unter den Schulen, denen sie angehörten, charakterisirend, aufgeführt. Immer ist der Verfasser bemüht gewesen, von jedem aufgestellten Grundsatze die Anwendung auf jede schöne Kunst zu machen, ein sehr mühsames Geschäft, das aber gewiß für heilsam erkannt werden wird. Bei Erscheinung des Werks wird man sehen, daß an eine bloße Umarbeitung Sulzers gar nicht zu denken war. Außerdem erhält das Werk die nöthigen erläuternden Kupfertafeln 1) für Musik, 2) Bau-, 3) Garten-, 4) Tanzkunst, 5) für bildende Künste, 6 für Archäologie.

Wir würden es uns übrigens nie erlaubt haben, durch eine bloße Umarbeitung der Sulzerschen Theorie das Eigenthum einer andern Verlagshandlung, welches wir stets respectiren, zu beeinträchtigen, und finden daher nöthig, oben erwähnte falsche Nachricht hierdurch gehörig zu berichtigen.

Weimar, im März 1807.

F. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

würden ihm reichen Stoff dargeboten haben, die Vollſtändigkeit, die ſeinem Schriftſteller mangelt, zu bewürken. **Ein Anhang von verſteinten Conchylien** hätte zur Noth wegbleiben können, ob ſich gleich Herr **von Argenville** bemühet hat, von einer jeden Familie der Conchylien, wenigſtens ein paar Zeichnungen vorzulegen. Er nennet ſie **lebloſe Conchylien**, weil man die Verſteinerungen nie mit ihren Bewohnern findet, nie finden kan; die unverſteinten Conchylien aber findet man doch in ſehr vielen Fällen mit ihren lebenden Bewohnern. Ganz paſſend iſt dieſer Ausdruck gleichwohl nicht. Denn eine jede Conchylie, ſo wie ſie in dem Kabinette aufgeſtellet wird, iſt leblos.

Dies hatte ich Ihnen von der Conchyliologie des Herrn **von Argenville** zu ſagen. Ich komme nun auf die **Zoomorphoſe**, oder **Abbildung und Beſchreibung der Thiere, welche die Gehäuſſe bewohnen.** Dieſes iſt ein ſehr ſchätzbarer Beytrag zur Naturgeſchichte. Sie wiſſen es, Freund! wie wenigen es glückt, die Conchylien der See ſelbſt aufzufiſchen, und ihre Bewohner zu beobachten. Wir müſſen uns, die wir von der See ſo gar weit entfernt ſind, blos mit Geſchenken auswärtiger Freunde behelfen, und wo wir ja Conchylien kaufen, ſo bezahlen wir doch nur die leeren Gehäuſſe. Selbſt diejenigen Freunde der Natur, welche nah genug an der See wohnen haben nicht allemal Muße,

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Februar

und deren Inhalt.

1.

Topograph. militairiſche Charte von Teutſchland in 204 Blättern. IV. Lieferung.

Hiervon iſt die IV. Lieferung erſchienen, und an die Herren Subſcribenten verſendet worden. Sie enthält die Sect. 11. Colberg. Sect. 39. Havelberg. Sect. 49. Brandenburg. Sect. 50. Berlin, und jeden Monat erſcheint eine ſolche Lieferung von 4 Blättern. Die Subſcription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subſcriptions-Preiß iſt für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächſ. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunſthandlung darauf ſubſcribiren. Einzelne Blätter koſten 2 Gr. mehr.

Nachricht zur IV. Lieferung.

Es war zwar unſer erſter Plan, das Netz oder Tableau d'Assemblage, auf den Rücken einer jeden Section abdrukken zu laſſen, um dadurch den Abonnenten immer eine helle Ueberſicht der Lieferungen der Top. Milit. Charte von Teutſchland zu geben; und wir beobachteten dieſe Einrichtung auch bei den erſten drei Lieferungen. Da hieraus aber der unangenehme Nachtheil entſtand, daß in den Heften das auf der Vorderſeite der Sectionen liegende Netz des andern Blattes auf dieſer abrukte und ſie beſchmuzte, und die meiſten Abonnenten ſich deshalb dagegen erklärten, und dieſe Einrichtung abgeändert zu ſehen wünſchten, ſo haben wir dem zu Folge ſogleich die Veränderung getroffen, daß fortan das Tableau d'Assemblage nicht mehr auf dem Rücken der Sectionen ab-

gedruckt wird (ein Paar Blätter ausgenommen, die noch vorräthig waren), sondern auf einem besondern Blatte abgezogen, und nach jeder Lieferung signirt, derselben beigelegt wird. Hierdurch wird jener Nachtheil vermieden, und unser Zweck Ordnung und helle Uebersicht der Lieferungen zu erhalten, dennoch erreicht. Wir machen also bei dieser IV. Lieferung hiermit den Anfang, und hoffen, daß das Publicum deshalb mit uns zufrieden seyn solle.

Weimar, d. 16. Februar 1809.

Das Geographische Institut.

2.

Allgemeines teutsches Garten-Magazin 1807. 12. Stck.

Inhalt.

II. Garten-Baukunst. Ueber die verschiedenen Befriedigungen der Gärten. IV. Blumisterei. 1. Teutsche Ziergewächse für teutsche Gärten. (Von Hrn. D. Dennstedt.) 2. Blumistische Bemerkungen aus Briefen des Hrn. Schneevogt zu Harlem an den Herausgeber des T. G. M. VI. Obst-Kultur. Charakteristik der Obstarten. A. Die dünnschälige Wallnuß oder die Butternuß. B. Die große Wallnuß oder Pferdenuß. (Mit Abbild. auf Taf. 30 u. 31.) X. Garten-Literatur. 1. Hrn. Oberpfarrer Christs neues pomologisches Werk. 2. Beantwortung einer Recension des teutschen Obstgärtners im XXV. Bande der ökonomischen Hefte, vom July bis December 1805. XI. Garten-Miscellen. 1. Auch Etwas über die Kaffee-Surrogate. (Von Hrn. Schneevogt in Harlem.) 2. Bemerkung über die Rhabarber. (Von Ebendemselben.) 3. Praktische Beobachtungen eines Garten-Liebhabers. No. 1. Ueber gefüllte Blumen. No. 2. Ueber Beschädigungen durch Blattläuse.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 30. Die dünnschälige Wallnuß oder Butternuß. Taf. 31. Die große Wallnuß oder Pferdenuß.

Weimar, im Febr. 1808.

F. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1808. II. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Ueber Helgoland, von Dr. *Heinemeyer.* Mit einer Charte. 2. El Dorado, von Prof. *T. F. Hermann.*

Bücher - Recenſionen. 1. c. *Zimmermann's* Taſchenbuch der Reiſen. VII. Jahrg. f. d. Jahr 1808. 2. *A. L. Millin*, Voyage dans les Départemens du midi de la France. Vol. I. II. (Beſchluſs). 3. *L. Wolf's* Beiträge zu einer ſtatiſtiſch-hiſtor. Beſchreibung der Moldau. 4. a) *G. A. Olivier* Voyage dans l'Empire Othoman, l'Egypte et la Perſe, fait par ordre du Gouvernement. T. V et VI. b) Die teutſche Ueberſ. davon, von *K. S. Müller.* 5. *Caſſel*, in hiſtor. topograph. Hinſicht, nebſt einer Geſchichte u. Beſchreib. von Wilhelmshöhe. 6. C. *Generſich's* Reiſe in die Carpathen, herausg. von Bredetzky.

Charten - Recenſionen. 1. *H. H. Gerhold's* Charte von Oſt- und Weſtpreuſsen, Pommern, der Mark Brandenburg, und dem gröſsten Theile des Herzogth. Warſchau. Erſte Lieferung von 9 Blättern, zur Charte von Teutſchland gehörig. Berlin, 1807. 2. *G. A. de Capellaris* Carta novillima della Dalmazia, Albania, Croazia, Rossia etc. Wien, Induſtrie-Compt. 1807. 3. *Mannert's* Charte der Oeſterreichiſch. Monarchie. Nürnberg, Homann's Erben. 4. *Diewald's*, Herzogth. Steyermark, nach Kindermann's Charten. Nürnberg, Homann's Erben. 5. *Diewald's*, Herzogth. Krain, mit den Grafſchaften Görz und Gradiſka, dem Trieſter Kreiſe u. angränzenden Ländern. Nürnberg, Homann's Erben.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Tractat zwiſchen Frankreich und Oeſterreich wegen der neuen Italieniſchen Gränze. (Mit einer Charte.) 2. Neueſte Conſtitution des Königreichs Weſtphalen. 3. Nachtrag zu den authentiſchen Nachrichten von der Ruſſiſchen Geſandtſchaft nach China, in den Jahren 1805 u. 1806. 4. Bevölkerung und Handel von Weſt-Indien, nach *S. Will. Young.* 5. Anzeige der III. Lieferung der topographiſch-militäriſchen Charte von Teutſchland in 204 Blättern.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Die Charte von der Insel Helgoland. 2. Die Charte der neuesten Gränze zwischen Oesterreich und Italien.

Weimar, im Februar 1807.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Journal des Luxus und der Moden. 1808. II. Stück.

Inhalt.

I. Elegie von Helmina. II. Mezichnun und Zella, ein persischer Liebesroman übers. v. Hartmann. III. Der blinde Sänger. Erzählung nach dem arabischen v. Helmina v. Chezy. IV. Einzugs-Feierlichkeiten des Königs und der Königin von Westphalen und Huldigung in Cassel. V. Musik. Musikalische Neuigkeiten. VI. Beiträge zur Geschichte der Gebräuche und Sitten der Teutschen im sechzehnten Jahrhundert. VII. Miscellen und Moden. 1. Neujahrsgeschenk an Göthe. 1808. 2. Musenalmanach für das Jahr 1808, herausgegeben von Leo. Frhrn. v. Seckendorf. 3. Mode- und andre Nachrichten aus München. 4. Miscellen und Moden aus Paris. (Taf. 4.) VIII. Ameublement. Silberservice von neuester Form. (Taf. 5. 6. und 7.)

Weimar im Februar. 1808.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Neueste Länder- und Völkerkunde 1808. 5ten Bds. 2s Stück.

Inhalt.

Helvetien oder die Schweiz.

Zweite Abtheilung. 18. Topographie. Beschreibung der einzelnen Landschaften und merkwürdigsten Oerter. A. Die helvetische Republik. B. Die Republik Wallis. 1. Name, Lage, Größe. 2. Naturbeschaffenheit. Produkte. 3. Einwohner.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20664 / 433

Gewerbe. Verfassung. 4. Topographie. Literatur der Kunde der Schweiz.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:

Plan der Stadt Bern. Taf. 3. Schweizer National-Trachten. Taf. 4. Dergleichen.

Weimar im Januar 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Wielands Neuer teutscher Merkur 1808. 1stes Stück.

Inhalt.

I. Johannes von Müller. 1. Weihe. Johann Winkelmann und Johann von Müller. 2. Lebens-Ansichten Johannes v. Müllers. 3. Auszug eines Briefes aus Berlin über Müllers Büste von Schadow. II. Der Improvisator Scotes. III. Ideen. IV. Idee, Idealität. (Aus einer Vorlesung des Hrn. Prof. Solat.) V. Etwas aus der Edda, nebst einigen Bemerkungen über sie und die nordische Mythologie überhaupt. VI. Einige Bemerkungen über Arots Gedicht. VII. Korrespondenz-Nachrichten. 1. Aus Kahira. 2. Aus Baiern.

Weimar, im Februar. 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

No. III.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs
und des Geographischen Instituts
zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung
zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

März. 1808.

I. Ankündigungen.

1.

Thalie et Melpomène Françoise, ou Recueil periodique de pièces de Theatre nouvelles, représentées avec succès sur les meuilleurs Theatres de Paris; avec des Notes et des Explications necessaires pour les étrangers. Rudolstadt, dans la Librairie de la Cour. 1808.

Unter diesem Titel liefern wir, in Form eines Journals, jedoch in freien Heften zu 10 bis 12 Bogen, eine Sammlung der neuesten französischen Comödien, Tragödien und andere

dramatische Producte, welche anjetzt auf den Haupttheatern zu Paris erscheinen. — Jedermann weiß und fühlt, wie unentbehrlich anjetzt, bei der innigsten Verbindung Frankreichs mit Teutschland, Kenntniß und Uebung der französischen Sprache den Teutschen sey. Nichts ist aber geschickter und dienlicher, das Studium dieser Sprache zu erleichtern, als die amüsante Lecture guter französischer Theaterstücke, besonders von Comödien; worin ein leichter natürlicher Dialog den Leser in allen feinen Gewandtheiten der neuesten französischen Conversations-Sprache unendlich übt, und ihn so zu sagen nach Paris selbst versetzt.

Wir schöpfen überdieß anjetzt die Bedürfnisse unserer meisten teutschen Theater aus dieser französischen Quelle, und unsere neuesten und besten kleinen Comödien oder Operetten sind Uebersetzungen oder Umarbeitungen französischer Stücke. In vielen Zirkeln der höheren und gebildeteren Stände ist es auch jetzt Mode, zur gesellschaftlichen Unterhaltung kleine französische Comödien und Conversations-Stücke zu lesen, zu declamiren oder auch selbst, ohne Costüme, zu spielen, um sich im Sprechen zu üben, und sich mehr Geläufigkeit der französischen Zunge zu geben u. s. w.

Zu allen diesen gemeinnützigen Zwecken ist nun unsere Thalie et Melpomène françoise bestimmt; welche alle die neuesten und besten dramatischen Producte von Paris enthält, und dort selbst von einem geschmackvollen Theaterkenner gesammelt und redigirt wird. Diese Stücke werden in Paris gewöhnlich von den Theater-Entrepriten als einzelne Flugschriften gedruckt, und gehen sehr bald verloren; in unserer Sammlung hingegen werden sie erhalten, und bald eine sehr interessante französische Theaterbibliothek bilden.

Wir haben überdieß zur Bequemlichkeit der Gesellschaften, welche einzelne Stücke daraus aufführen wollen, und also mehrere Exemplare davon brauchen, die Einrichtung getroffen, daß jedes Stück für sich ein Ganzes macht, und einzeln gekauft werden kann. Alle 6 Wochen werden wir einen Heft unserer Thalie et Melpomène françoise liefern, davon 2 immer einen Band machen. Der erste Heft ist bereits erschienen, welcher 1) La Jeunesse de Henry V. Comed. par M. *Duval*, und 2) Bruis et Palaprat, Comed. par M. *Etienne* enthält, und ist an alle Buchhandlungen versendet worden.

Rudolstadt, den 24. März 1808.

F. S. R. priv. Hof-Buchhandlung.

2.

Schellenberg's J. Ph. kaufmännische Arithmetik, oder allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufakturisten, Fabrikanten und deren Zöglinge. 1. u. 2. Cursus gr. 8. Ladenpreis 3 Rthlr.

Dies, in der letztern unglücklichen Katastrophe erschienene, und mit unverkennbarem Fleiße ausgearbeitete Rechenbuch, verdient gewiß die größte Aufmerksamkeit, nicht nur von Seiten des Standes, dem es dem Titel nach vorzüglich gewiedmet ist, sondern überhaupt eines jeden Menschen, der in einem so unentbehrlichen Theile des menschlichen Wissens sich gründlich unterrichten will. Wir haben zwar eine Menge Rechenbücher, allein keins von allen befriedigt die gerechten Forderungen so vollkommen, als eben dieses. Der Verfasser hat vom Anfange bis zu Ende die beste Methode des Unterrichts beobachtet. Er hat die Regeln zu den vielen und so verschiedenen Rechnungsoperationen auf wenige zurückgeführt, keine derselben aber ohne faßliche Beweise und Erläuterungen durch praktische Beispiele gelassen, und alles — selbst die schwersten Aufgaben — dem gesunden Menschenverstande hell und klar vor Augen gelegt. Der darin ertheilte Unterricht erstreckt sich, wie aus nachstehendem Inhalts-Verzeichnisse zu ersehen ist, über alle Zweige der Arithmetik im Allgemeinen und der kaufmännischen insbesondere. Die niedere und höhere Praktik, die Reductions-, Agio-, Discont- und Interessenrechnungen, ferner die Berechnung älterer und neuerer Münzen, die Wechselreductionen, die Erklärung der Geld- und Wechselkurszettel, haben den Beifall aller Sachverständigen zu gewärtigen. Die zahlreichen Uebungsbeispiele sind mit kritischer Strenge so gewählt, daß die Waaren immer nach dem in den verschiedenen Handelsplätzen, beim Ein- und Verkaufe, üblichen Gewicht und Maaß, und selbst nach den neuesten Preisen angegeben sind, welches schon allein für angehende Kaufleute und Handlungsgehülfen ein wichtiger Vorzug vor vielen andern Rechenbüchern seyn würde. Druck und Papier entsprechen dem innern Werthe des Buchs vollkommen. Mehr wollen wir von diesem Werke, das auch ohne unsern Ruhm sich empfiehlt, nicht hinzufügen, sondern wir bedauern nur mit jedem Freunde gemeinnütziger Unternehmungen, daß dem Verfasser hohe Gönner fehlten, durch deren Einfluß sein Werk in Teutschlands Schulen allgemein eingeführt zu werden verdient.

Inhalt.

Erster Cursus. Erster Theil.

1. bis 9. Abschn. Die vier Rechnungsarten gleich- und ungleich benannter Zahlen.
10. Abschn. Die vier Rechnungsarten mit Brüchen.
11. — Decimalbruchrechnung.

Zweiter Theil.

12. Abschn. Proportionsregel.
13. — Einfache Regeldetri mit directen Verhältnissen.
14. — Einfache Regeldetri mit indirecten Verhältnissen.
15. — Regula quinque, a) mit directen und b) mit indirecten Verhältnissen.
16. — Kettenregel. Regula multiplex. Basedowsche Regel.
17. — Gesellschaftsrechnung; a) einfache, b) zusammengesetzte.
18. — Niedere und höhere Praktik.
Anhang. Kurze Anweisung, sich Taxis und Rechenknechte zu machen.

Zweiter Cursus. Erster Theil.

Geldberechnungen.

1. Abschn. Geld. Münzen. Rechnungsgeld. Zahlungsmünzen. Währung. Valuta. Pari. Geldkurs. Bankogeld. Girobanken. Zettelbanken
2. — Teutschlands Münzfüße in Silber. Berechnung der Münzen nach ihrem Schrot und Korn. Berechnung des Pari der Münzen. Gold- und Silberverhältniß.
3. — Gold- und Silberrechnung.
4. — Alligations- oder Vermischungsrechnung.
5. — Reductionsrechnung. Vom Procentwesen.
6. — Agioberechnung. Verwechselung der Münzen al pezza, al curso und al marco. Leipziger und Hamburger Geldkurs.
7. — Zinsrechnung. Einfache Zinsrechnung. Terminrechnung und zusammengesetzte Zinsrechnung.
8. — Von Wechselbriefen und Wechselgeschäften. Formulare zu Wechselbriefen. Avisbriefe. Wechselprotest. Indossiren. Sicht. A dato. A Uso. Respecttage. Wechselfähige Personen.
9. — Wechselreductionen ohne und mit Spesen. Erklärung der Wechselkurszettel von Leipzig, Frankfurt, Breslau, Bremen, Hamburg, Amsterdam, London, Livorno.
10. — Arbitragerechnung, nebst Gewinn und Verlust beim Wechselhandel.

oder Gedult, oder Aufmerksamkeit, oder Erfahrung genug, die zu einer so mühsamen Untersuchung erfordert werden. Wir haben daher aus ganz begreiflichen Ursachen nur sehr wenig Beschreibungen der Thiere, welche die Seeconchylien bewohnen. Lister wagte hierüber, so viel ich weiß, den ersten Versuch, und Schwammerdan fuhr darinne fort, beyde aber konnten nur einige Thiere beschreiben. Rumph übergieng sie zwar in seiner amboinischen Raritätenkammer auch nicht, aber seine Beschreibungen sind mager, und weil die Kupfertafeln in dieser Rücksicht mangeln, unverständlich. Adanson war hier glücklicher, aber seine Bemühungen giengen nur auf dasjenige, was er zu Senegal entdeckte. Allein unser Herr von Argenville gieng weiter. Er suchte, wo es ihm möglich war, von allen Geschlechtern die Bewohner auf, und gab auf ihren Bau, und auf ihre wundervolle Oeconomie genau acht, und hieraus ist seine Zoomorphose entstanden. Sie müssen sie ganz lesen, mein geliebter C**! Sie müssen sie zweymal lesen, und diese Bemühung wird Ihnen unendliches Vergnügen schenken, zumal da die deutlichsten und genauesten Abbildungen die Erklährung des Verfassers sehr deutlich und begreiflich machen. Die Bewohner der Napfschnecken, der Meerohren, der Meerröhren, der Schiffsboote, der rundmäulichten Schnecken, der halbrundmäulichten Schnecken, der plattmäulichten Schnecken, der Stachelschnecken, der Kegelschnecken, der Rollenschnecken,

der

11. — Ueberſicht des Rechnungsgelbes, der Maaße und Gewichte in den bekannteſten europäiſchen Handelsplätzen.

Zweiter Theil.

Waarenberechnung.

12. Abſchn. Vom Waarenhandel im Allgemeinen.
13. — Berechnung der Tara und des Gutgewichts. Verzeichniß einiger Waaren, die in Hamburg beſtimmte Taka und Gutgewicht haben.
14. — Berechnung des Rabatts.
15. — Waarenberechnungen. Einkaufs- und Verkaufsrechnungen.
16. — Waarencalculaturen.
Anhang. Waarenpreiszettel von Amſterdam, Berlin, Bremen, Danzig, Hamburg, Livorno, London, Malaga, St. Petersburg, Trieſt.

Liebhabern, welche ſich deshalb direct an uns wenden, und ihr Bedürfniß partienweiſe verſchreiben wollen, geben wir immer das vierte Exemplar frei, oder 25 Procent gegen baare Zahlung Rabatt.

Rudolſtadt, im Febr. 1808.

F. S. A. priv. Hof- Buch- u. Kunſthandlung.

II. Erſchienene Neuigkeiten im März

UND DEREN INHALT.

1.

Journal des Luxus und der Moden 1808. III. Stück.

Inhalt.

I. Ueber die Zaire von Voltaire. II. Neueſte Literatur Teutſchlands von 1808. III. Muſik. 1. Six grandes caprices pour le Piano forte compoſ. pár A. E. Müller. 2. Demoiſelle Häſer in Italien. IV. Kunſt. 1. Klinsky's allegoriſche Zimmerverzierungen und Friedrichs Landſchaften in Dresden. 2. Vue de S. Goar et de Rheinfels par Schütz et Radl. 3. Oſſian's Gedichte in Umriſſen von Ruhl. 3s Heft. 4. Zoega Baſsirilievi di Roma. 2 u. 3e Lief. V. Miſcellen und Moden. 1. Miſcellen aus Wien. Vermählungs-Feierlichkeiten des Kaiſers. Ball bei dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen und dem Fürſten von Liechtenſtein. — Frau von Stael. — Apollo-Saal. 2. Feier des Jordansfeſtes in Petersburg. 3. Miſcellen aus München. Erſter Brief. — Militairiſche Moden. — Theater u. Muſik. — Die Oult oder Wintermeſſe. — Die Carnevals-Beluſtigungen. Zweiter Brief. — Ueber die bildenden Künſte in München. — Muſik. — Theater. Dritter Brief — Maskirte Akademie am zweiten Februar. 4. Theatraliſche Neuigkeiten aus Caſſel. 5. Erſter Pariſer Sitten- und Modenbericht vom Anfang des J. 1808. 6. Zweiter Pariſer Modenbericht. 7. Mode-Nachrichten aus Caſſel. VI. Equipagen. Ein Jagd- oder Promenade-Wagen im neueſten Geſchmack. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im März. 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1807. XI. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Auszug aus Hrn. M. *Adams* Reise zum Eismeere, veranlasst durch die Entdeckung der Ueberbleibsel von einem Mammuth.

Bücher - Recensionen. 1. Essai histor. géograph. et politique sur l'Industan, par Mr. *Le Gouz de Flaix.* T. I et II. Paris chez Pougin. 1807. 2. Der Thüringer Wald, besonders für Reisende geschildert, von K. E. A. *v. Hoff* und E. W. *Jacobs.* Erste Hälfte. Gotha, 1807. 3. Fr. *Meisner's* Lehrbuch der Erdbeschreibung, zum Gebrauch der Schulen in der Schweitz. Bern 1806. 4. Abregé chron. de l'histoire des Ordres de Chevalerie. Paris chez Hacquart. 1807. 5. C. G. *Küttner's* Wanderungen durch die Niederlande, Teutschland, die Schweiz und Italien. 2te Aufl. Leipzig, 1807.

Charten - Recensionen. 1. Χαρτα της Ἑλλαδος etc. ἐυδοθεισα παρα του Ῥηγα. 2. Πιναξ γεωγραφικος της Ἑλλαδος, μετα παλαια και νεα ονοματα; ἐκδ. ὑπο Α. Γαζη. 3. Πιναξ γεωγραφικος της Ἀσιας, ἐκδοθ. ὑπο Α. Γαζη. 4. Vollständiger Kriegsschauplatz der Türkey und Russlands. Wien, Artaria. 1807. 5. Specialcharte von *Neu Ostpreussen* etc. von *v. Textor* und *Soltzmann.* Sect. IX. XI. Va. IXa. Berlin bei den Verf. 1808. 6. *Charte von Ostindien diesseits des Ganges* etc. nach Arrowsmiths neuester Charte in 6 Blättern reducirt von *Albers.* Gotha, Ettinger. 1807.

Vermischte Nachrichten. 1. Skizze von Lissabon. 2. Eintheilung des Königreichs Westphalen in Departemente und Districte. 3. Tractat zwischen Frankreich und Holland, über die gegenseitigen Länder Abtretungen. 4. Zuwachs der Departemente des Adriatischen Meeres im Königr. Italien. 5. Orts - und Höhenbestimmungen im S. Meiningischen und benachbarten Gegenden. 6. Biographische Notiz von Aug. Gisel. *de Busbecq*, zu dessen Portrait. 7. Nachricht über die Reise des Hrn. *Leschenault de la Tour*, nach den Inseln Java, Madura, Bali etc. 8. Journalistik. 9. Novellistik. 10. Ankündigung einer möglichst vollständigen und fortlaufenden Sammlung aller bekannten Geographischen Ortsbestimmungen zu den A. G. E. 11. Das Wappen des Königreichs Westphalen. 12. Kurze Notizen.

Zu diesem Hefte gehören:

Das Portrait von Aug. Gisel. *de Busbecq.* Das Wappen des Königreichs Westphalen.

Weimar im März 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allgemeines teutsches Gartenmagazin 1808. I. u. II. Stück.

Inhalt des I. Stücks.

Ein Paar Worte des Herausgebers an die Leser. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber die Anlage und Behandlung der Mist- und Lohbeete, mit Berücksichtigung der in Frankreich neuerdings dabei angebrachten Verbesserungen. (Mit Abbildungen auf Taf. 1.) 1. Die Mistbeete. 2. Die Lohbeete. Blumisterei. 1. Die Kaiser-Centifolie. (Mit Abbild. auf Taf. 2.) 2. Vermehrung der Moosrose (Rosa muscosa) und der weißen Centifolie (Rosa unica) durch Stecklinge. 3. Lobelia fulgens. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Die rothe Cornelkirsche. (Mit Abbild. auf Taf. 3.) 2. Ueber Obstplantagen und deren nutzbare Anlage. Saamenbau, Sämerei und Pflanzenhandel. Saamen-Verzeichniß für Blumenfreunde, nebst Anweisung zur Behandlung der Saamen und der daraus erzogenen Pflanzen. (Von Hrn. Pastor Schulze zu Hötzum bei Braunschweig.)

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 1. Treibebeete verschiedner Art. Taf. 2. Die Kaiser-Centifolie. Taf. 3. Die rothe Cornelkirsche.

* * *

Inhalt des II. Stücks.

Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. 1. Ueber Anlage und Behandlung der Mist- und Treibebeete. 2. Ueber die Anlage, Behandlung und Benutzung kleiner Treibhäuser in Privatgärten. (Mit Abbild. auf Taf. 4.) VI. Obst-Kultur. 1. Die violette Berberisbeere. (Mit Abbild. auf

Taf. 5.) 2. Einige Erfahrungen über das Veredeln, den Standort und das Beschneiden der Obstbäume. 3. Ueber die beste Zeit zur Aussaat der Obstkerne. Garten-Miscellen. 1. Von Verbesserung des Bodens durch Beimischung anderer Erdarten überhaupt, und insbesondere von einigen dem Wachsthum der Pflanzen vortheilhaften Erdmischungen. 2. Auszug eines Schreibens an den Herausgeber. 3. Ueber die Dauerhaftigkeit einiger exotischen Gewächse.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 4. Verbessertes Englisches Ananashaus. Taf. 5. Die violette Berberisbeere.

Weimar, im März 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Wieland's Neuer Teutscher Merkur. 1808. II. u. III. Stück.

Inhalt des II. Stücks.

I. Uebersetzungs-Proben. 1. Dante's Hölle. Fünfter Gesang. 2. Probe einer Uebersetzung von Giovanni Boccaccio's Fiammetta. 3. Blumen aus dem Orient. II. Psyche. Amor. (Antwort an Psyche.) III. Ergänzungen zu dem Werke über den Wortreichthum der teutschen und französischen Sprache. IV. Fellenbergs landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl in Bern. Fragment aus einer Schweizer-Reise, für den teutschen Merkur bestimmt. Auszug eines Briefes.

* * *

Inhalt des III. Stücks.

I. Cicero's Briefe. Erstes Buch. Der 16. Brief. An Publius Sestius, Proquästor. 17. An Pomponius Atticus. II. Gedichte. 1. Meine Lebensfahrt. Von Buri. 2. Der Steg. Eine Parabel von Ebend. 3. Der Tropfen. Eine Parabel, von Ebend. III. Literarische Parallelen. Pope und Johanna d'Arc. Die Glossalgia und die Furien. Mönch und Priester. IV. Aus und über Pohlen. Zweiter Brief. V. Nekrolog. 1. Otto Baron von Schönaich, der Sänger

Herrmanns. 2. Johann Tobler. VI. Ankündigung einer Kulturgeſchichte der teutſchen Städte.

Weimar im April 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Neueſte Länder- und Völker-Kunde. 1808. V. Bds. 35 Stück.

Inhalt.

Italien überhaupt. Einleitung.

Erſte Abtheilung. 1. Name. Hiſtoriſche Ueberſicht. 2. Lage. Gränzen. Größe. 3. Naturbeſchaffenheit. Klima. 4. Oberfläche des Landes. Beſchaffenheit des Bodens. Gebirge. 5. Gewäſſer. Meere. Seen. Flüſſe. Kanäle. 6. Naturprodukte. 7. Einwohner. Zahl. Abſtammung. Sprache. Allgemeine Charakteriſtik. 8. Lebensweiſe. Sitten. Gebräuche. Geſellſchaftlicher Umgang und Vergnügungen der Italiener. 9. Erwerbszweige. — Landwirthſchaft, Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Jagd, Fiſcherei, Bergbau, Handwerke, Fabriken, Handel, Schiffahrt, Poſtweſen, Münzen, Maaße und Gewichte. 10. Schöne Künſte und Wiſſenſchaften. Erziehungsweſen. 11. Religionszuſtand. 12. Politiſche Verfaſſung

Zugabe.

Die Herzogthümer Parma und Piacenza.

1. Name. Kurze Geſchichte. Lage. Gränzen. Größe. 2. Naturbeſchaffenheit. Gebirge. Gewäſſer. Naturprodukte. 3. Einwohner. Zahl. Lebensweiſe. Gewerbe. Handel und bürgerlicher Zuſtand. 4. Topographie.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer u. Charte.

Charte von Italien. Taf. 5. Italieniſche National-Trachten. Taf. 6. Italieniſcher weiblicher Kopfputz.

Weimar im März 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

London und Paris 1807. VIII. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Biographische Notiz von Lord Henry Petty. (Nebst seinem Portrait. T. XVII.) II. Paris. 1. Die Familie des Tiberius auf einem Onyxcameo der kaiserl. Bibliothek zu Paris. (Zur Erklärung d. XVIII. Kupfertafel.) 2. Davids neues Gemälde der kaiserl. Krönung. 3. Fragmente aus dem Portefeuille meiner Reise nach Paris. Erstes Fragment. Epernay. — Mouits großes Weinlager. Zweites Fragment. Große Männer und wichtige Begebenheiten in Paris durch Straßen verewigt. 4. Geist der Moden in Paris (Beschluß vom vorigen Stück.) 5. Gelehrte Streitigkeiten zwischen Teutschen und Franzosen. — Schlegel's Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. 6. Die beiden neuen Triumphbogen in Paris. (Hierzu Taf. XIX.)

Rudolstadt im März 1808.

Hof- Buch- und Kunsthandlung.

7.

Bücher zum Verkauf, worauf das Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar Commissionen annimmt.

1) Relation des Voyages de *Cook* A. 1764—70. T. I—III. Laus. 1774. Troisième Voyage de *Cook* A. 1776—80. T. I—IV. av. fig. Par. 1785. 8. Avec 2 Collect. de Planches in 4. P. 1 Carolin.

2) Links Reise durch Portugal. 1—3 Th. Kiel, 1801—1804. 8. P. 1 Lbthlr.

3) Böttners Briefe über Schlesien. 1—2 Th. m. K. Berl. 1793. Pg. 1 Lbthlr.

4) Fabers Beobachtungen über den Orient. 1—3 Th. Hamb. 1772. 8. Halbengl. 1 Lbthlr.

5) Sparrmanns Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung m. v. K. Berl. 1784. 8. Pg. 1 Rthlr.
6) Barrows Reisen in das Innere von Süd-Afrika. m. Kp. Leipz. 1801. 8. Halbfrzb. 1 Rthlr.
7) *Girard* Histoire de la Vie du Duc d'Espernon. T. I—III. Par. 1673. 8. Fr. 1 Rthlr.
8) Memoires d'*Erlach*. T. I—IV. Yverd. 1784. 8. Pgb. 1 Rthlr.
9) Memoires de Mr. de *Montschal*. T. I. II. Rotterd. 1718. 8. Fr. 1 Rthlr.
10) Memoires du Sieur *Pontis*. T. I. II. Par. 1715. 8. Fr. 1 Rthlr.
11) Memoires de Marqu. de Montglat. T. I—IV. Amst. 1728. Fr. 1 Rthlr.
12) *Fouquet* Oeuvres. T. I—XVI. Par. 1696. 12. Fr. 2 Rthlr.
13) *d'Argens* Lettres Juives. T. I—VI. Haye, 1742. Fr. 1 Rthlr.
14) Dictionnaire des Antiquités Romaines. T. I. II. Par. 1766. Halbengl. 1 Rthlr.
15) Gallerie griechischer weiblicher Schönheiten in ihren reizendsten Attitüden. 1 Samml. Tüeing. 1801. Mit 4 weibl. Wachsfiguren. 1½ Carol.
16) Gotters Gedichte. 1—3 Th. Gotha, 1802. Halbengl. und br. 1 Rthlr.
17) Göthe Winkelmann und unser Jahrhundert. Tübing. 1805. Halbfrzb. 1 Rthlr.
18) Shakespeares Schauspiele, übersetzt von Eschenburg. 1—10 Th. Zürich, 1775. 8. Halbengl. 2½ Rthlr.
19) Platons Gespräche, übersetzt von Stolberg. 1—3 Th. Königsb. 1797. Halbengl. 1½ Rthlr.
20) Sammlungen der merkwürdigsten Lebensbeschreibungen, gesammelt unter Baumgartens Aufsicht. 1—3. 5—10 B. Halle 1757—70. 8. Frzb. 2 Rthlr.
21) Büschings Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. 1—4 Th. Halle, 1785. Pg. 1½ Rthlr.
22) Schirachs Biographie der Teutschen 1—5 Th. Halle 1770—73. 8. Frzb. mit golden. Schnitt 1 Rthlr.
23) Leben des Marquis von Pombal. Aus dem Ital. von Jagemann. 1. 2 Th. Dessau, 1782. 8. Pg. 1 Rthlr.
24) Jagemanns Geschichte der freien Künste in Italien. 1—3 Bd. Leipz. 1779. Pg. 1 Rthlr.
25) Histoire metallique de la Republique de Hollande. T. I—III. av. fig. Amst. 1688. 8. Frzb. 1 Rthlr.
26) Christiani Geschichte von Hollstein und Schleswig. 1. 2 Th. Kiel, 1784. 8 Pg. 1½ Rthlr.
27) Jagemanns Geschichte von Toskana. 1. 2 Bd. Leipz. 1784. Halbengl. 1 Rthlr.
28) Wolfs Geschichte des Eichsfeldes. 1. 2 Th. Götting. 1793 4. P. 1 Rthlr.

29) Neue Nordische Beiträge. 1—4 Th. m. K. Petersb. und Leipz. 1781. 8. P. 2 Rthlr.
30) Schröters Einleitung in die Kenntniß. 1—3. B. m. K. Halle, 1786. 8. Pg. und br. 1½ Rthlr.
31) Schröters lithologisches Real- und Verbal-Lexikon. 1—6 Th. Frankf. 1784 P. 2 Rthlr.
32) London und Paris. 1—9 Jahrg. m. v. ill. Kupf. 9 Bde. br. 1½ Carolin.
33) Journal des Luxus und der Moden. Jahrg. 1786—1806. m. v. ill. Kupf. 21 Bde. br. 2 Carolin.
34) Oberdeutsche Allgemeine Literatur-Zeitung. Salzburg. Jahrg. 1788—94. München, 1800—1802. 4. 14 Pappeb. die andern reb. 1½ Carolin.
35) Allgemeines Europäisches Journal. Brünn. Jahrg. 1794—97. mit sehr vielen illum. und schw. Kupf. 42 Bde. br. 5 Rthlr.
36) *Gilpin* Essai sur les Gravures. Bresl. 1800. — Trois Essais sur le Beau pittoresque, sur les Voyages pittoresques, et sur l'art d'esquisser le Paysage etc. 1799. — Observ. pittor. sur le Cours de la Wye. 1800. 8. mit vortrefflichen Kupfern. brosch. 1½ Carol.
37) Archives Littéraires de l'Europe. T. I—XII. Par. et Tubing. 1804—6. 1—7 Band in Pappe gebund. die andern br. 4 Carol.
38) *Terentii* Comoediae, cum Personarum figuris ex Ms. Cod. Biblioth. Vaticanae c. fig. Urbini, 1726. Frzb. Fol. 1 Carolin.
39) Vies et Oeuvres des Peintres les plus celèbres. T. I. II. par Landon. Oeuvr. de Dominichino. No. I. II. Par. 1803. Pappebde. No. I. auf Velinpapier, Abdruck avant la Lettre. 1 Carolin.
40) *Goldoni* Memoires. T. I—III. Par. 1787. 8. brosch. 1 Rthlr.
41) *Felibien* Vies des Peintres. T. I—VI. Trevoux, 1725. 8. Ganzfrzb. 1½ Rthlr.
42) *Mercier* Tableau de Paris. Nouv. Edit. T. I—VIII. Amst. 1782. 8. Halbengelb. 1½ Rthlr.
43) *Richard* Description de l'Italie. T. I—VI. Paris 1766. 8. Ganzengl. 3 Rthlr.
44) *Rapin de Thoyras* Histoire d'Angleterre. T. I—XVI. Haye, 1749. 4. Pappbde. mit led. Rücken. 2½ Carolin.
45) A Collection of original R. Letters written by K. Charles I et II. K. James II etc. by Bromley; illustr. w. Engravings and Pl. of Autogr. and Seals. Lond. 1787. 8. Halbengl. 1½ Rthlr.
46) *Crome* Staatsverwaltung von Toskana unter Leopold I. 1. 2 Th. Leipz. 1795. 4. Halbfrzb. 1 Rthlr.
47) *Lenfant* Histoire du Concile de Constance. T. I. II. et Histoire du Concile de Pise. T. I. II. Amst. 1724 et 1727. 4. Zwei schöne ganze Frzbde. 1½ Rthlr.

48) *Calmet* Dictionnaire historique de la Bible. T. I. II. av. fig. Par. 1722. Fol. ganze Frzbde. ½ Carol.
49) Fl. Joseph. Histoire des Juifs, trad. p. Arnauld d'Andilly av fig. Amst. 1700. Ganzfrzb. 1 Rthlr.
50) *Daniel* Histoire de France. T. I—III. Paris 1713. Fol. Frzbde. 1¼ Rthlr.
51) *Le Vassor* Histoire du Regne de Louis XIII. T. I—X. en 14 Voll. Amst. 1701. 8. Lederband. ½ Carolin.
52) Esprit de la Fronde. T. I—V. Par. 1772. 8. ganze Frzbde. 1 Rthlr.
53) *Le Gendre* Vie du Cardin. d'Amboise. Rouen, 1724. 4. Ganzfrzb. 1 Rthlr.
54) *Limiers* Histoire du Regne de Louis XIV. 2 Edit. T. I X. Amst. 1710. 8. Ganzfrzb. ½ Carolin.
55) Memoires du Cardinal de Retz. T. I—IV. Amst. 1731. 8. Pappbd. 1 Rthlr.
56) *Vieilleville* Memoires. T. I—V. Par. 1757. 8. Pappbd. 1 Rthlr.
57) Memoires du Marechal Duc de *Richelieu*, av. Cart. Pl. et Portraits. T. I—IX. 2 Edit. Par. 1793. Vie privée du Marech. de Richelieu. T. I—III. Par. 1791., 8. Halbenglbde. 1 Carolin.
58) Memoires *d'Anne d'Autriche* par Md. de Motteville. T. I—VI. Amst. 1750. 8. ganze Frzbde. 1½ Rthlr.
59) Memoires de *Comines*. T. I—IV. 4. Londr. et Par. 1747. ganze Frzbde. 1 Carolin.
60) Memoires *d'Artagnan*. T. I—III. Paris, 1787. 8. br. 1 Rthlr.
61) Memoires du Comte de *Maurepas*. T. I—IV. av. fig. Par. 1792. 8. brosch. 1 Rthlr.
62) *Aubigné* Histoire universelle. T. I—III. Maillo, 1616. Fol. 2 Voll. Ganzfrzb. 1½ Rthlr.
63) Histoire generale des Voyages. Nouv. Edit. T. I—XXI. à la Haye et Amst. 1747—74. 4. mit viel. Kupf. und Charten, 9 ganze und 12 halbe Frzbde. 5 Carolin.
64) *Scoto* Itinerario d'Italia, c. fig. di Murocho. Padov. 1660. 8. Pgmbd. 1 Rthlr.
65) *Thevenot* Voyage des Indes. Par. 1684. 4. Ganzfrzbd. 1 Rthlr.
66) *Dapper* Description des Isles de l'Archipel; av. Pl. et Fig. Amst. 1703. Ganzfrzbd. ½ Carolin.
67) *Anson* Voyage autour du Monde, av. fig. Genev. 1750. 4. Pappcb. 1½ Rthlr.
68) *Gemelli Careri* Voyage autour du Monde. T. I—VI. Par. 1719. 8. Ganzfrzb. ½ Carolin.
69) *Labat* Voyages en Espagne et en Italie. T. I—VIII. Paris, 1730. Ganzfrzb. 1½ Rthlr.
70) *Young* Voyage en France. T. I. II. av. fig. Paris, 1793. 8. Halbengl. 1½ Rthlr.
71) *Faujas Saint-Fond* Voyage en Angleterre, en Ecosse,

der Tonnenſchnecken, der Porcellainſchnecken, der Trompetenſchnecken, der Purpurſchnecken, und der Schraubenſchnecken; die Bewohner der Auſtern, der Gienmuſcheln, der Miesmuſcheln, der Kammuſcheln, der Herzmuſcheln, der Meſſerſcheiden; die Bewohner der Seeigel, des Oſcabrion, der Meereicheln, der Steindaddeln, der Entenmuſcheln, der Steinſcheidenmuſcheln ſind es, von denen unſer Schriftſteller handelt. Auch von den Thieren der Erde und der Flußconchylien finden Sie ſehr genaue Nachrichten; allein hiebey ſind wir doch gewiſſermaſſen gleichgültig, weil wir dieſe Thierchens ſelbſt beobachten können, wenn wir nur wollen.

Auf der 269ſten und folgenden Seite beſchreibet Herr **von Argenville drey neue Platten mit Conchylien**, die ihm bey der Ausgabe ſeiner Conchyliologie entwiſcht waren. Es ſind ſeltene und ſchöne Stücke, ob gleich unter ihnen auch ſolche ſind, die in unſern Tagen gemein genug ſind. Ich rechne dahin auf der eilften Tafel den Cylinder mit dem wellenförmigen Zigzack, und die arabiſche Buchſtaben Porcellane. So iſt es aber mit allen unſern Seltenheiten beſchaffen. Die Folge der Zeit kan ihnen einen groſen Theil ihrer Seltenheit benehmen, und manche Conchylie, die vor zwanzig Jahren in Holland viele Gulden koſtete, wird jetzt für kaum ſo viel Stüber verkauft. Den Beſchluß macht Hr. **von Argenville** mit der Erklärung einiger Wörter,

et aux Iles Hebrides. T. I. II. av. fig. Paris, 1797. 8. 1 Rthlr.

72) *Billings* Voyage dans le Nord. T. I. II. und ein Kupfer-Atlas. brosch. 1 Carolin.

73) Eben dieſes Werk. Pappeb. 1 Carolin.

74) *Vancouver* Voyage de Découvertes, à l'Océan pacifique et autour du Monde. Trad. de l'Angl. T. I—III. enrichi de Figures, avec un grand Atlas. Pappebd. 2½ Carolin.

75) Voyage de l'Ambassade de la Compagnie des Indes Orient. Holland. en Chine. T. I. II. Paris, 1798. 8. brosch. 1 Rthlr.

76) *Sonnini* Voyage en Egypte. T. I—III. 8. Avec une Collect. de 40 Planch. 4. Par. 1795. brosch. 1 Carolin.

77) *Stavorinus* Voyage en 3 Voll. Par. 1795. 8. brosch. 1 Rthlr.

78) *Durand* Voyage au Sénégal. T. II. 8. av. fig. et Atlas de 43 Planch. 4. Paris, 1798. brosch. und Pappeb. 1 Carolin.

79) Bjornſtåhls Briefe auf ſeinen Reiſen. 1—5 Band. Stralſund, 1777. 8. Pappeb. 1½ Rthlr.

80) Reyslers Reiſen. 1. 2 Th. Hannov. 1751. 4. Ganzfrzb. 1½ Rthlr.

81) Phipps Reiſe nach dem Nordpol. m. Kupf. Bern, 1777. 4. Ganzfrzb. ½ Carolin.

82) Lepechin Reiſen durchs ruſſiſche Reich. 1—3 Th. mit Kupf. Altenb. 1774. 4. Ganzfrzb. und der 3te Th. brosch. 3 Rthlr.

83) *Savary* Dictionnaire universel de Commerce. T. I—IV. Nouv. Edit. Copenh. 1759. Schöne ganze Franzbände. 1 Carolin.

84) Encyclopédie. T. I—XXXVI. Edit. exactement conforme à celle de Pellet in quarto. Laus. et Berne, 1781. 8. et Recueil des Planches. Vol. I—III. 4. Pappeb. 5½ Carolin.

85) Homers Ilias, überſ. vom Grafen Stolberg. 1. 2 B. Hamb. u. Leipz. 1788. Hzbngld. m. gold. Schn. 1 Rthlr.

86) Homers Werke, überſetzt von Bodmer. 1. 2 Th. Zürich, 1778. Hlbengld. 1 Rthlr.

87) Homers Werke, überſ. von J. H. Voß. 1—4 Th. Königsberg, 1802. br. Die Prachtausgabe auf Velinpapier. Ganz neu. 2 Carolin.

88) *Le Clerc* Bibliothèque choiſie. T. I—XXVIII. Amst. 1713. Pgmth. 2 Rthlr.

89) Pentateuchus; Liber Josue; Liber Judicum; Libri Regum; Novum Testamentum. Wittemb. 1559. F. Ldb. 5 Rthlr.

(Von dieſer äußerſt ſeltenen, wahrſcheinlich von Luther ſelbſt verfertigten, Bibel-Ueberſetzung handeln Vogt,

Kraft und Bartholomäi ausführlich, wie den Kennern bekannt ist.)

Diese Bücher sind mir zum Verkauf übergeben worden; Briefe und Geld erwarte ich postfrei. Die Bücher gehen ab nach eingegangenem Gelde.

Weimar, den 2 Februar 1808.

Dr. Vulpius,
herzoglicher Bibliothekar.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1808.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Weimar 1808.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai. 1808.

I.

Blumen auf edle Teutſche.

1.

Dem Herrn von Archenholz, bei Gelegenheit ſeiner 25jährigen Jubelfeyer als Journaliſten.

Heil, Heil dem Edlen! der der Wahrheit Fülle
Mit Freuden ſieht, der gern ihr Licht verehrt;
Der Licht und Recht, im Glanz und ohne Hülle,
Dem Fürſten zeigt und nicht dem Volke wehrt;

Ihn ſchreckt der Nebel nicht, der auf der Erde,
So oft und viel, der Wahrheit Glanz verhüllt;
Er nährt den Glauben: daß er ſchwinden werde,
Daß Wahrheit einſt die ganze Welt erfüllt.

Zu jeder Zeit iſt ſie hindurch gedrungen,
Die Nacht des Irrthums weicht vor ihr zurück.
Durch keine Macht auf Erden je bezwungen,
Steigt ſie und fällt nicht mit dem falſchen Glück!

Bekenner kann ſie nicht auf Roſen betten,
Ein Ordensband war nimmer noch ihr Lohn,
Doch löſet ſie dem Sclaven oft die Ketten,
Tritt, unerſchrocken, vor der Fürſten Thron. —

Und Du, der ohne Lohn die Wahrheit ehret,
Dem Vaterland und Wahrheit Alles gilt,
Der, ohne Furcht, die Pflichten Beider lehret,
Und nicht die Wahrheit rauh und thöricht ſchilt;

Nimm dieſen Kranz, von Freundes Hand gewunden,
Den freilich nicht die Kunſt des Meiſters ſchmückt!
Gefühle nimm dafür, wo warm empfunden,
Die Herzlichkeit das Siegel aufgedrückt!

Die Parze ſoll noch lang' den Faden drehen,
Und ſpät erſt werde er von ihr gekürzt.
O, möchteſt Du die gold'ne Zeit noch ſehen:
Wo Wahrheit einſt das Reich des Irrthums ſtürzt!

Magdeburg.

Joh. Fr. Bramigk.

2.

Schülerdank und Lehrerfreude. *)

Prag am 10. Nov. 1807.

Nach den schönen Banden der Zärtlichkeit, welches die Natur zwischen Kindern und Aeltern, die Liebe zwischen Gatten und Gattinnen so zu sagen, in einem Augenblicke knüpft: giebt es sicher kein ehrwürdigeres, als welches die besonnene Dankbarkeit zwischen Schüler und Lehrer, zwar langsamer, aber nur um so dauerhafter flicht. Dadurch bilden sich jene heiligen Verhältnisse, welche das Glück der Nationen gründen; und wohl dem Staate, dessen Bürger keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, öffentlich und laut ihre Achtung dafür an den Tag zu legen, und so der Humanität und Sittlichkeit festlich zu huldigen! —

Auf eine rührendere Art geschah so etwas seit Meißners Abschied von Prag (d. 4ten Januar

*) Auch einige Monate später wird diese rührende Huldigung, einem der edelsten Häupter im Königreich Böhmen dargebracht, keiner Blume gleichen, die aufgetrocknet ihren Geruch verloren hat.

B.

1805) wohl nicht mehr, als am 5ten November, zu Ehren unſeres alten Lehrers Cornova, emeritirten Profeſſors der Weltgeſchichte an der hieſigen Univerſität, und Exjeſuitens. In- und Ausland ſchätzen ihn als hiſtoriſchen Schriftſteller, in welcher Eigenſchaft er ferner zu verbreiten ſucht, was er ſchon von der Lehrkanzel verbreitete — Menſchenkenntniß, Menſchen- und Thatenwürdigung, offenen und freien Sinn für Wahrheit, ohne Scheu und Furcht. —

Nachdem er 13 Jahre durch als Gymnaſial-Profeſſor, und ſeit 1783 als Geſchichtsuniverſitäts-Profeſſor — im Ganzen alſo 26 Jahre — dem Staate gedient, und den edelſten Theil ſeiner Jünglinge gebildet hatte, legte er im Jahre 1796 ſeine Stelle nieder, weil er auf derſelben ſeinen Grundſätzen gemäß, nicht mehr ſo wie ſonſt wirken zu können glaubte. Als Exjeſuit erhielt er ſtatt aller Penſion nur die jedem dieſer Ordensglieder beſtimmten jährlichen 300 Fl., die, bei dem jetzigen hohen Werthe aller Dinge, ſelbſt der nüchternen Mäßigkeit ſeines Geiſtes für die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe nicht genügen dürften, wenn die Honorarien ſeines thätigen Schriftſtellerlebens ihm nicht den drückendſten Abgang er-

auf welche ein alphabetiſches Verzeichniß vieler — Wörter, die — gröſtentheils in den Wörterbüchern vermißt werden; kurz ein kleines Lexicon der Naturgeſchichte, folget. Ich will demſelben ſeinen Werth und Nutzen nicht abſprechen, aber viele Wörter ſind zu unbeſtimmt erklärt. Z. B. Aſteria, wird durch ſtrahlender Stein; Chryſalites durch Ammonshorn, das die Farbe einer Nymphe hat; Echino-briſſus, durch Seeigel, von der Art der Echiniten u. ſ. f. erklärt. Wie mager! —

Ich ſetze nichts mehr hinzu, als die Nachricht, daß der Druck und das Papier ſehr ſchön, die Kupfertafeln zur Zoomorphoſe weit beſſer geſtochen ſind, als die zur Conchyliologie, und daß mich das Buch im Buchladen acht Reichsthaler koſtet. Leben Sie wohl.

S.

VII.

Auszug

der

merkwürdigſten Politiſchen Neuigkeiten.

Die Hofnung, durch die Friedensunterhandlungen zu Bucharest die Ruhe in ganz Europa wiederhergeſtellt zu ſehen, iſt, da der Congreß ſchon am 22ten Merz zerriſſen worden, verſchwunden.

ſetzten. Selbſt einige der erſten Staatsmänner und ſeine eifrigen Verehrer waren nicht im Stande, ihm eine erwirkte jährliche Zulage von 150 Fl. länger als 2 Jahre zu erhalten.

Und ſo würde ſein Alter (ſchon jetzt zählt er 68 Jahre) bei aller Thätigkeit, welche doch mit den phyſiſchen Kräften abnimmt, und bei der geringen Zahl ſeiner Bedürfniſſe, welche jedoch mit der Schwäche des Alters zunimmt, gewiß nicht ſorgenlos ſeyn, wenn er ſich nicht in manchem ſeiner Schüler auch dankbare Männer gebildet hätte.

Sehr gering, ja wohl zu gering, ſind alſo die Geldvortheile, welche unſerem Cornova ſein vieljähriges Lehramt brachte. Deſto reicher iſt ſeine Aerndte an allgemeiner, obſchon ſtiller Achtung und Verehrung. Denn nie wollte es ſeinen Freunden und Schülern glücken, ſeinen Verdienſten öffentlich gehuldigt zu ſehen. Schon vor vier Jahren wurde ihm von ihnen die Würde eines Univerſitäts-Rectors zugedacht. Allein, wiewohl die zahlreichſten Facultäten, die juridiſche und mediciniſche, für ihn ſtimmten, ſo dachten doch die minder zahlreichen, die theologiſche und philoſophiſche, dieſe Würde einem Domherrn der hieſigen

Schloßkathedralkirche zu; und der bescheidene Cornova trat freiwillig mit seinen Ansprüchen zurück.

Damals schien man stillschweigend einverstanden, nach vier Jahren nebst den literarischen Verdiensten auch die Bescheidenheit Cornova's einstimmig mit dem Rectorate zu belohnen. Aber auch diesmal stimmten die nämlichen Facultäten wieder für einen Domherrn, der wohl um die Normalschule anerkannte, aber um die Universität sicher nicht Cornova's große Verdienste hatte. Zum zweiten Male konnte wohl er bescheiden zurücktreten, um Spaltungen zu verhüten; aber seine Freunde und Schüler wollten ihm doch auf eine andere Art darthun, daß es nicht ihre Schuld sey, wenn die goldene Kette nicht das Verdienst schmücke.

Einige Mitglieder der juridischen Facultät, der Beistimmung ihrer gesammten Collegen im Voraus versichert, beschlossen zu seiner Ehre eine Tafelfeier. Von dem ehemaligen Decane der juridischen Facultät, Hrn. Johann Rudolph Jablonsky, der gesammten Rechte Doctor und beeideten Landesadvokaten, wurde sein College, Hr. Dr. Joseph Schmid, ehemaliger Professor der Poetik am

Gymnaſium zu Pilſen, kurz vor dem beſtimmten Tage um ein zu dieſer Feier paſſendes Lied erſucht, und erhielt Anfangs folgende naive poetiſche Entſchuldigung:

Spectabilis!

Unſern Gaſt nach Würde zu beſingen,
Freund! das ſteht in meinen Kräften nicht!
Der verſtaubten Laute Saiten klingen
Dumpfen Tons — und aus Pandekten-Sprüngen
Wird einmal kein ehrliches Gedicht.

Lieber Freund! laß uns vor allen Dingen
Ueberlegen, was die Klugheit ſpricht!
Ohne Flügel zu der Sonne bringen —
Ohne Kräfte mit Giganten ringen
Wollen, räth gewiß die Klugheit nicht! —

Unterbleiben muß zwar mein Gedicht —
Denn ein ſchlechtes — würde mich entehren.
Mittelmäßig? — kann er leicht entbehren;
Und ein gutes? — Schiller bin ich nicht.

Seines Ruhmes ewig ſtrahlend Licht
Könnte Schillers Saitenſpiel nicht mehren!
Freunde! laßt uns dankbar Ihn verehren,
Denn Cernova braucht kein Lobgedicht! —

Es verſteht ſich, daß dieſe Entſchuldigung nicht angenommen wurde; und in wenig Stunden mußte nun das wirkliche Tafellied verfaßt, und von einem dritten Collegen, Hrn. Dr. Johann Ranka, in Muſik geſetzt werden.

Bleibender als ein Tafelgedruck ſollte jedoch Cornova's Erinnerung an dieſen Freudentag ſeyn. Dies war der Entſchluß eines Augenblicks, wenige Stunden vor Tiſche.

Des Alters Sorgen wünſchten die Schüler ihrem Lehrer zum Theil wenigſtens zu mindern; nur machte das Zartgefühl und die feine Denkungsart des Lehrers die Ausführung dieſes Wunſches ſchwierig. Aber nichts iſt der Erkenntlichkeit unmöglich; und auch dieſer Wunſch war bis Mittags ſchon erfüllt.

Um ein Uhr begaben ſich mehrere ſeiner ehemaligen Schüler in 6 Wagen nach Cornova's Wohnung, und Hr. Dr. Hieronymus Schaabner, Edler von Schönbaar, überreichte ihm den geringen Beweis von aller Dankbarkeit mit folgender Rede:

Geliebteſter Cornova!
Guter, vortrefflicher Mann!

Den ergrauten Lehrer im frohen Kreiſe ſeiner in Geſchäften für das Wohl der Menſchheit erwannten Schüler zu ſehen — dies ſeltene Glück, das uns heute zu Theil wird, bleibt unauslöſchlich in unſerem Andenken.

Wir verdanken es Dir! — Durch eine Gelegenheit veranlaßt, die Deine Erhabenheit nur beſtätigt — Deine Beſcheidenheit ganz erwarten ließ — und Dich in der vortrefflich ausgezeichneten Art Deiner Benehmung verehrungswürdig zeigt! —

Die Lehren des Guten, des Schönen, des Edlen, die Du uns Deinen verſammelten Schülern ſeit 32 Jahren her in unſere Bruſt legteſt, und durch Deine vortrefflichen Schriften immerfort zu erhalten und zu erheben bemüht wareſt, dieſe erheiſchen unſern lebhafteſten Dank.

Sieh daher die Nebenlage nur als einen kleinen Beweis an, wie ſehr wir Dir wünſchten, jene innigen Empfindungen der Liebe und Verehrung zu bezeugen, welche wir Dir ſchuldig ſind.

Wir wiſſen, daß wir damit nicht jene Verbindlichkeiten tilgen, die Du gegen uns anzuſprechen berechtiget biſt. — Nein! wir wollen ſelbſt nicht, wenn wir es auch im Stande wären, Deine Anſprüche an uns tilgen, da wir auf Deine Liebe, Deine Anhänglichkeit zu uns, Deinen Schülern, ſtolz ſind, und die unſrige Dir auch noch in unſeren Nachkommen, und wenn Du einſt nicht mehr biſt — ewig bleiben wird.“

Thränen der innigſten Rührung erſtickten die Aeußerungen des ehrwürdigen Greiſes; und in dieſer Stimmung wurde er in den Wagen gehoben, und nach dem Convictſaale gefahren, wo mehr als ſechszig ſeiner Schüler und Freunde ihn mit herzlichem Händedrucke, dankbarer Umarmung und lautem Willkommen unter Trompeten- und Paukenſchall empfiengen, und an eine geſchmackvoll angeordnete Tafel zwiſchen den k. k. böhmiſchen Appellationsrath, Director und Präſident der juridiſchen Facultät, Hrn. Leopold, Grafen v. Sporck, und den k. k. böhmiſchen Appellationsrath, Hrn. Vincenz Faſchank führten. Auch die k. k. Hrn. Appellationsräthe, Joſeph Albrecht, Freiherr v. Kapaun, und Ignaz Hartgierg; dann der k. k. Rath und Bürgermeiſter der Stadt Prag, Hr. Andreas

Steiner, nebſt den beiden Herren Vice-Bürgermeiſtern nahmen Theil an dieſer Feierlichkeit.

Was man auch immer von den Mißbräuchen der Tafelfreuden bei unſern Vorältern ſagen mag: ihre Vortheile und wohlthätigen Einflüſſe auf den Nationalcharacter waren doch immer viel größer als jene. Da, beim traulichen Mahle und beim fröhlichen Becher öffnete ſich Herz und Sinn der Freude und dem Wohlwollen.

Neue Freundſchaften wurden geſchloſſen, alte bekräftiget, und Mißverſtändniſſe gehoben. Alles Gute und Schöne wird da lebhafter empfunden, und fehlen einem Volke Nationalfeſte, wie das leider bei den meiſten der Neuern der Fall iſt: ſo vertreten Tafelgeſellſchaften ihre Stelle, und ſind die einzigen Gelegenheiten, wo Gemeinſinn und Geſammtintereſſe ſich bilden und erhalten können. Nur ein Egoiſt genießt ſeine Freuden im Winkel; nur ein Tyrann verſcheucht die Fröhlichkeit in verſperrte Gemächer! —

Wir empfanden dies Alles lebhaft an Cornova's Freudentafel. Die ſeligen Erinnerungen des Knaben- und Jünglingsalters wurden herbeigezau-

bert; die ſtufenweiſe Ausbildung der ehemaligen Charakteräußerungen bemerkt; der wunderſamen Leitung der Vorſehung in dem Schickſalsgange ſo manches damals armen, aber thätigen Jünglings mit Dankbarkeit gedacht; und dies in Gegenwart eines alten geliebten Lehrers, der viel davon ſelbſt mit uns gelebt und bewirkt hatte! —

Gegen Mitte der Tafel erſchien ein Bedienter mit einem Blumenſtrauße von den ſchönſten in dieſer Jahrszeit ſo ſeltenen Roſen. Ein wahres Bild der jugendlich frohen und lebhaften Laune unſeres Greiſes. In ihm verborgen lagen folgende Zeilen:

Verehrungswürdigſter!

„Auch ich habe Ihnen einen guten Vater zu danken. Können Sie mir es verargen, wenn ich zu der Feſtlichkeit, die Dankbarkeit veranſtaltete, einen Beitrag liefere? — Es ſind nur Blumen; doch von der Hand eines Mädchens gewunden, das den Lehrer ihres Vaters ehren muß.“ —

Dieſes Mädchen war die Tochter des Hrn. Dr. Jablonſky, ein Mühmchen Cornova's, und eine der erſten Grazien unſerer Stadt. Man denke

ſich die Freude unſers muntern Alten. „Daß mir das Briefchen ja nicht verloren gehe, rief er den neugierigen Leſenden zu. Zwiſchen den beiden Handbilletts unſers allgeliebten Erzherzogs Carl in die von ihm geſchenkte goldene Doſe ſoll es zu liegen kommen, So vereinige ich das mir Schätzbarſte!" —

Später wurde ihm, um die Ueberraſchung größer zu machen, die Anfangs angeführte Entſchuldigungsepiſtel überreicht, deren feines Lob die Röthe der Beſcheidenheit auf ſeine Wangen trieb.

Unter den vielen Toaſts zeichnete ſich jener des Hr. J. N. D. Devechy aus. „Unſern Kindern wieder einen Cornova!" Allgemein wurde er nachgerufen, und von dem braven Lehrer auf eine ſchöne Art erwiedert. „Die Zeit ſchreitet fort, mit ihr das Gute. Ihren Kindern mehr als Cornova!" — Möchten dieſe frommen Wünſche doch in Erfüllung gehen! —

Gegen Ende der Tafel wurde nun unter Begleitung blaſender Inſtrumente folgendes Lied abgeſungen:

Bürgen wollteſt Dich in eine Hütte,
Als die goldne Kette vor Dir lag —.

Du verſchmähteſt ſie — in unſrer Mitte
Biſt Du jender ihr — o ſchöner Tag!

Sonder ihr erſehnt, geliebt von Allen,
Sonder ihr uns ewig lieb und werth!
Hätte wohl in den gelehrten Hallen
Eitler Prunk des Großen Werth vermehrt? —

Wahre Größe ſtrahlt im eignen Glanze!
In der Sphäre des erborgten Lichts
Trippelt Kleinheit im Tarantel Tanze —
Und herausgeriſſen — iſt ſie — nichts!

Drum verſchmähteſt Du die eitle Ehre;
Doch verſchmähſt Du unſre Liebe nicht,
Die auch ohne laute Freudenchöre
Tief gefühlt aus unſern Augen ſpricht.

Clio's Prieſter, lehrteſt Du uns ſichten,
Was die Göttin groß, was klein erkennt;
Wie in ihren heiligen Gerichten
Schneidend Wahrheit ſie von Lüge trennt.

Mehr des Guten danken wir Dir alle,
Denn, wer zählt, was Du für uns gethan? —
Nimmſt Du wohl in dieſer Freundſchafts-Halle
Männerdank aus Schülers Zeiten an?

Ja,

den. Die Unabhängigkeit der **Crimm** ſcheint den **Türken** eine noch zu ſchwere Bedingung zu ſeyn. Da unterdeſſen, ohngeachtet der nunmehro wieder angefangenen Kriegsoperationen, auf ausdrückliches Verlangen des Grosveziers, die Friedensverhandlung noch ſchriftlich fortgeſetzet wird: ſo iſt zu hoffen, daß doch endlich der diesjährige der letzte Feldzug ſeyn werde.

Die Rußiſche Armee unter den Befehlen des Grafen **Romanzow**, ſoll ſich ſowohl an Fußvolk als Reuterey in dem beſten Zuſtande befinden; und beſonders die Letztern, durch die vortreflichſten Anſtalten, welche mit vielen Koſten in Anſehung der Stuttereyen ſeit einigen Jahren in Rußland getroffen worden, ganz vorzüglich ſeyn. Ein neuer gewiß nicht unerheblicher Vortheil, den dieſes groſſe Reich der Weisheit der Monarchin zu danken hat! Der gute Zuſtand der Armee wird allemal das erſetzen, was an der Anzahl, welche wohl nicht ſo groß ſeyn mag, als die öffentlichen Nachrichten es ſagen, fehlen ſollte. General Potemkin hat ſchon einige beträchtliche Vortheile über den Seraskier erhalten.

Der von den **drey verbundenen Mächten** verlangte, und auf den 19ten April ausgeſchriebene **polniſche Reichstag** iſt an dem beſtimmten Tag eröfnet worden. Schon vorher hatte der zu Petersburg ſich einige Zeit aufgehaltene Graf Poninsky eine von den drey Höfen genehmigte und unterſtützte Conföderation zu Stande gebracht; und auf ausdrückliches Verlangen der Geſandten von

Ja, Du nimmſt ihn! — und wie danken Alle
Dir für das, was Du für uns gethan!
Schließen uns in der geweihten Halle
Liebevoll an unſern Lehrer an!

Mit jeder Strophe wuchs der Jubel der Geſellſchaft, und die Rührung des Greiſes. Die ſchöne Frage:

Nimmſt Du wohl in dieſer Freundſchafts-Halle
Männerdank aus Schülers Zeiten an?

drängte ihm den Ausruf ab: O welcher Monarch kann mich mehr lohnen! —

Und als ſich beim Schluſſe des Liedes wirklich die nun zu Männern herangereiften Schüler einander verdrängend in die Arme des alten Lehrers ſtürzten, und Thränen des Danks mit jenen der Freude über eine ſo gelungene Lehrermühe ſich vermiſchten, wer, wenn ihm Humanität, Sittlichkeit und Aufklärung nicht leere Namen ſind, wer hätte nicht Jeden dieſer Geſellſchaft um ſeine Stelle, und um ſeine Gefühle edel beneidet? —

Daß Cornova die Freuden dieſes Tages zu ſchätzen wußte, zeigt folgender Brief, welchen die Geſellſchaft am andern Tage von ihm erhielt:

Theuerſte Freundin!

„Das Bewußtſeyn, ſich an Schülern für die Zukunft Freunde gezogen zu haben, iſt die ſchönſte Belohnung eines Lehrers. Ich hatte dieſes Bewußtſeyn ſchon lange, insbeſondere in Rückſicht Ihrer; denn ich konnte ja Ihre Geſinnungen gegen mich in den Mienen eines Jeden leſen, der mir auch nur zufällig aufſtieß. Mir hätte dieſe Belohnung genügen können, aber Ihren ſchönen Seelen genügte ſie nicht. Durch laute Beweiſe wollten Sie die Welt überzeugen: daß die Liebe, durch welche Sie mir als Jünglinge jede Bitterkeit des Lehramtes zu verſüßen wußten, in Männerherzen noch ſtärker lodere.

Das geſtrige Feſt war ein Feſt für mein Herz, denn es war ja eines für die Ihrigen. Es gebrach mir an Worten es zu feiern; darf ich mir ſchmeicheln, daß Sie dafür meine Thränen als Erſatz gelten laſſen werden? Und dieſe ſüßen Thränen werden nicht die letzten ſeyn, die ich der Göttin Freundſchaft, die ein ſo himmliſches Band zwiſchen uns gewebt hat, weihen werde. Jede Erinnerung an den 5ten November — und wenige meiner noch übrigen Tage werden ohne dieſe Erinnerung verfließen — wird ſie wieder hervorlocken, und in meinem

Busen die Wonne ganz wieder aufleben machen, die ich in Ihrer Mitte genossen habe.

Ihr Geschenk könnte mich beschämen; wirklich ziemte es dem großmüthigsten Fürsten. Aber so wie ich es von einem Fürsten, der nichts als Fürst wäre, nicht annehmen würde: so darf ich es jetzt nicht abweisen. Der Edelmuth des Gebenden hat es zum Heiligthum erhoben.

Zum Danke von einem Manne, der nur an gutem Willen reich ist, nun einen aufrichtigen Wunsch. Froh stimmten Sie gestern als gute Väter in den Wunsch eines aus Ihnen ein: „Unsern Kindern wieder einen Cornova!" Selbstkenntniß heißt mich diesem Wunsch den unterschieben: „Ihren guten Kindern mehr, und etwas Besseres als Cornova!" Die ewige Vorsicht fahre fort, Lehrer zu erwecken, die den Söhnen ganz das seyn mögen, was ich den Vätern zu seyn von ganzem Herzen gewünscht habe."

Ewig der Ihrige

Prag d. 6. Nvbr. 1807. Cornova.

Noch einmal: Unsern Kindern wieder einen Cornova! Wir wollen den Himmel mit überspann-

teren Bitten nicht an unſerer Mäßigung zweifeln machen! —

II.

Noch einige Proben aus dem Renner des Hugo von Trimberg.

Nach einem Codex der großherzogl. Hofbibliothek in Darmſtadt.

(Fortſetzung.)

Der Mönch und der Krug.

Hiervor war ein Kloſtermann
Der ſelten ſteten Muth gewann. [1])
Nun war er riſch [2]) nun war er laß,
Nun wollt' er dies, nun wollt' er das.

*) Vergl. den Abdruck dieſer trefflichen Erzählung nach einem andern Codex in Joh. Agricola's Sprichwörtern vom Jahr 1529. S. 228.

1) Der ſeiten zufrieden war.

2) riſch, friſch, heiter, fröhlich.

Eins Tages er seinen Abbten bat,
Daß er ihm erlaubt eine andre Statt,
Da er seine Seel mocht baß behalten
Dann in dem Kloster, bei Jung und Alten.

Der Abbt erlaubt ihm das viel balde.
Da macht er sich eine Zell im Walde,
In der er schlief und trank und aß,
Da zwang ihn weder Neid noch Haß.

Nun hat er bei sich einen Krug,
Den er von Ecke zu Ecke trug
In der Zelle hin und her
Er war voll Wasser oder leer.
Dort stund er wohl, hier stund er baß,
Dies macht' er unrein, das macht' er naß;
Nun stund der Krug mitten in der Zelle.
Eins Abends gieng der Schnelle
Und fiel wohl über den Krug.
Dies Ungemach er ihm nicht vertrug,
Wan [3]) er schlug ihn an die Wand,
Und sprach: allererst ist mir bekannt,
Daß mein Gemüth ist unstete gar
Wo ich bin oder wo ich fahr'.

3) wan: sondern.

Kann ich nicht bei einem Krug alleine
Bleiben, wie ſollte mich dann eine gemeine
Sammlung bei ſich erdulden? [4])
Ich bin unſtete durch meine Schulden.

In ſein Kloſter er nun wieder gieng;
Sein Abbt ihn wieder empfieng.
Da beſſert' er ſich von Tag zu Tagen
Und lernte ſchweigen [5]) und vertragen.
Und blieb an Einem Muthe ſtete.
Selig der, der's immer thäte.

5. Der Prälat mit den Birnen.

(Buchſtäbliche Copie, um ſie mit dem Abdruck von Leſſing nach einem Wolfenbüttelſchen Codex in den Beitr. zur Geſch. d. Lit. B. 5. S. 37 vergleichen zu können.)

Eyn ware mere ich vernommen han,
Der ich nicht wol vergeſſen kan,
Die ich ſture, [6]) das ander lute
Darby ſich wollen beßirn hute.

4) wie will ich mit Menſchen fortkommen.
5) ruhig ſeyn, im Gegentheil von: aufbrauſen.
6) ſture: ſteure, beiſteure, mittheile.

Ich horte, das ein prelate saß
Mit sinen gesten und aß,
Du wart ym eyn korp gesant
Mit beren. Du sprach er zu hant:
Wer helt mir disen korp gar
Mit disen beren one var [7])
Das ir keyne werde verlorn?
Geschee das, es were mir zorn.
Sye sprachen, das tu uwer schwester son,
Wer wold es billicher, wan er, ton?

Neyn sprach er: der ist eyn tore,
Her neme villichte die besten vor
Und lise mir die bösen ligen.
Darmidde wart der rede geswigen.
Nu sas uch eyn geystlich man darby
Der sprach: das dir geclaget sy
God herre, das man dem nicht ensol
Zu sessig beren getruwen wol
Deme tusint sele bevolen sint!
Eyn rych pferre hat daz kint
Deme man der beren nicht
Getruwete! — Also noch geschicht,

7) var: Gefahr.

Das ſelen baß veyle ſint, wan Birn;
Dit unbild geit mir durch myn hirn. *)

*) Leſſing führt dieſe Erzählung unter andern ſcharfſinnigen Beweiſen für das höhere Alter von Hugos Renner gegen Boners Fabeln auch um deswillen an, weil ihre Kürze von 28 Zeilen, gegen die Weitſchweifigkeit derſelben Erzählung bei Boner in 70 Zeilen ſich ganz wie Original gegen eine lahme Paraphraſe verhalte. Ich füge dieſer Probe hier noch eine andere bei, die, verglichen mit der Bonerischen Bearbeitung deſſelben Inhalts (S. Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Zürich, 1757. Seite 237.) jene Behauptung mit einem neuen Grunde unterſtützt. Was Boner dort in zwanzig Zeilen verwäſſert, ſagt Brimberg in folgenden acht kräftig und klar.

Mancher ſundiget uff den troſt,
Das der ſchecher wart erloſt;
Wer ſyne ſunde dohyn ſpart,
Der fert villichte eyn übel fart;
Wer ſunden wil, bis an den tag,
Das er nit meh geſunden mag
Den leyt (läſſet) dy ſunde, und er ſy nicht,
Viel dicke das noch leyder geſchicht.

2. Der Halbritter, oder Geburts- und Verdienſtadel.

(Buchſtäblich kopirt, um eine der fünf ausgezeichneten Fabeln, die Eſchenburg nach der gedruckten Ausgabe mit einigen Abänderungen im 2ten Bande d. Bragur gab, auch nach dem hieſigen Codex vergleichen zu können.)

Was die halbin ritter ſin
Dye uns dicke machen groſze pinz
Ein byſpil ich hievor las
Da ich eyn junger ſchüler was.

Da der lewe über alle thier
Konig wart, vor ſich vil ſchier
Hieſz er kommen vil gemeyne,
Die thier, beyde groſz und cleyne
Und gebod in, daſz ſi's nicht enlieſzin, *)
Sie enſageten ym, wie ſie hieſzin.

Underdes das dit geſchach
Do quam der mul. *) Der Konig ſprach:

8) en eine häufig vorgehängte Sylbe, ohne weitere Bedeutung.

9) mul: Mauleſel.

Sage, wie wirſtu genant?
Er ſprache: herre, iſt uch bekant
Des ritters ros in der ſtad
Das geſeſzin iſt zu bacharad,
Und iſt genant her ſoldener?
Ja, ſprach der Konig. — Glaubet mer,
Daſſelbe ros iſt myn oheym.
Alſo ſaget man mir daheym:
Daſſelbe roß und myn mutter
Aſyn mit eynander vutter
Uß eyner Kroppen und ſin geborn
Von eyner Mutter.

Dem Konig wart zorn,
Und ſprach, nu iſt mir nicht bekant
Wy dyn vatter ſy genant.
Er ſprach: herre, ging uwer ſtieg
Y vor die ſtad zu brunſwig?
Sehet herre, da ſtet eyn jung vole,
Des man pflegt rechte wole,
Der horret des landes herren an,
Und iſt myn oheym, als ich han
Vernommen von der mutter myn.

Er ſprach, wy edel dyne oheym ſyn
Wie edel auch din Mutter iſt.

Wien, Petersburg und Berlin, wurde dem König von Pohlen angetragen, dieſer Conföderation beyzutreten, und den Reichstag in einen Conföderations-Reichstag zu verwandeln. Der zum Conföderations-Marſchall erwählte Graf Poninsky widerſetzte ſich auch ſogleich beym Anfang des Reichstags der Wahl eines Reichstags-Marſchall, und wollte ſich in dieſer Eigenſchaft ſelbſt darſtellen. Die Nowogorodiſchen und Lithauiſchen Landbothen widerſtunden zwar dieſem Anſinnen, und wollten von keiner Conföderation nichts wiſſen; allein nachdem der König ſelbſt derſelben beygetreten, ſo mußten dieſe es auch geſchehen laſſen und der edelmüthige Nowogorodiſche Landbothe Reytan, konnte mit aller ſeiner Unerſchrockenheit weiter nichts ausrichten, als daß er ſich die Hochachtung beyder Partheyen erwarb. Durch dieſe Verwandlung des Reichstags in einen Conföderations-Reichstag hörte nun das Liberum veto auf, und die Mehrheit der Stimmen entſchied. Die Geſandten der drey Höfe, der Römiſch Kayſerliche Graf von Richecourt, der Kayſerlich Rußiſche Baron Stackelberg, und der Königlich Preußiſche General von Lentulus, welche 30000. Mann zu Unterſtützung ihrer Negociationen vor den Thoren von Warſchau hatten, verlangten nun, daß die Nation durch ihre Repräſentanten die Anſprüche ihrer Höfe für rechtmäßig erkennen ſollte. Die von allen auswärtigen Mächten eingelaufene Schreiben, wodurch dieſelben dem König und der Nation ihr Beyleid über die Verlegenheit, worinnen ſie ſich befinden, zwar verſichern, aber auch da-

bey

Noch dan enweiß ich nit, wer Du biſt,
Du enſages mir, were Din vater ſy.
Er ſweig.

Do ſtunt der voß (Fuchs) darby.
Und ſprach: herre kennet ir den eſel,
Den der moller hat zu weſel
Der da get zu felde?
So wiſet one melde
Das derſelbe ſin vater iſt.

Da ſprach der Konig: ſyt nu du biſt
Von unrechter gebort gebern
So ſage mir eyn ding ane zorn
Und ǎutlich, wie du ſyſt genant.
Er ſweig, da ſprach der voß zu hant:
Herre, er heyßet eyn mul und iſt eyn tier,
Großer und ſterker dann myn vier;
Ich wolde aber ungerne myn leben
Ume ſynen geſliketen adel geben.
Syn vatter, den er nicht wil nennen
Wollt' er die wahrheyt recht erkennen,
Iſt edeler, wan (als) kenner ſiner oheim ſy,
Dan truwe und warheit wont ym by,
Und neret ſich ſiner ſuer arbeyt,

Und thut darby nyemant leyd.'
Herre, das redde ich uch ane var [10])

Du sprach der lewe: du hast alle war. [11])

7. Die Ohrenbeichte. *)

Ein Fuchs, ein Wolf und ein Roß (Esel)
Gen Rom wollten; ihre Reue war groß,
Und da sie nahten gen der Stadt,
Da sprach der Wolf: Weil Gott uns hat
Mit Gnaden herbracht, so sollen wir
Vor beichten, das gefället mir,
Eh dann wir den Papst ansehen.

Der Fuchs sprach: Traun, das soll geschehen
Denn der Papst hat viel zu schaffen,
Beydes mit Layen und mit den Pfaffen;
Darum hat er viel selten Muße;
Beicht' einer dem andern und setze ihm Buße.

10) var: Farbe, Schminke.

11) Der König der Thiere sprach: Du urtheilst ganz richtig.

*) Nach unserer Interpunction und Orthographie.

Und bitten ihn dann, daß er es beſtäte.
Durch Gott nach unſerm Gebete.

Da ſprach der Wolf: Wohl, ſeid gemein
Und beichte je einer den andern zwein
Das Größte, das er hat gethan.
So heb' ich hier zum erſten an:
„Ich thät eine Sünde, ob der ich han
Groß Furcht. Es hatte ein Mann
Eine Zuchtmutter bei jenem Rain,
Die hatte zwölf kleine Ferkelein,
Die lagen in einer kalten Steihen; [1])
Ich hörte ſie jämmerlich ſchreien
Oft des Tages nach ihrer Amme,
Die herumſtrich mit voller Wamme
In dem Felde, wann die Jungen
Mit viel großem Hunger rungen.
Deß jammerte mich, wann ich das ſach;
An der Amme ich mich gerach.
Eines Tags, da ſie ihr nicht wohl pflag
Ich biß ſie, daß ſie todt lag,
Und füllte mit ihr meinen Magen.
Noch laßt euch gröſ ‹Sünde klagen:
Darnach, als ich mich beſann

1) Steihe: Stall.

Daß ich übel hätte gethan
Da erbarmt' ich mich der Ferkelein
Elend und ihrer Hungerspein,
Und half ihnen aus aller Noth.
Sie lagen alle vor mir todt
Und vor großem Herzeleid
Beschloß ich sie in mein Geweid.
Mit weinenden Augen ich euch das künde.
Nun setzet mir Buße für meine Sünde."

„Als ich noch vernommen han,
So habt ihr nicht sehr missethan,
Sprach der Fuchs, ihr thäts durch Güt
Wie manch frommer Mann noch thüt,
Den oft in seinem Herzen erbarmen
Elende Waisen und Hausarmen;
Doch sollt ihr knieen vor unser Kloster
Und sprechen in Andacht ein Paternoster,
Das ist genug für die Schuld und zu viel.

Eine Sünde ich euch klagen will
Sprach der Fuchs, die sehr mich zwinget [2])
Und mir manchen Seufzer bringet.
Bei einem Dorf saß ein Bauer

2) zwingen: zusetzen.

Der hatt' einen Hahn, der war so sauer, [3])
Daß er alle die Hahnen beiß
Die umher gingen in weitem Kreis
Und hatte dabei so großen Bracht [4])
Mit zwölf Hennen Tag und Nacht,
Daß oft von ihm wurde betäubt
Gesunder und siecher Leute Häupt.
Die Hoffahrt that mir weh von Herzen.
Eins Tags sah ich den Hahn scherzen
Mit seinen Gesponsen in einem Garten,
Ich kam und nahm ihn bei der Schwarten,
Und trug ihn mit mir ohne Fahr
Fürbaß in eine andre Pfarr [5])
Da ich ihm den Leib angewann,
In seiner Pfarr furcht ich den Bann.
Darnach klageten seine Weib
Alle Tage über meinen Leib.
Das betrübte sehr meinen Sinn
Und rach mich darnach wohl an ihn',
Dann ich eine nach der andern aß,

3) sauer: unfreundlich, ungesellig.

4) Bracht: Lärm, Geschrei. Der Bütfel verbietet im Gericht allen Bracht und „Unzucht." Jus provinciale Alemannicum. c. 87.

5) Pfarre: Pfarrhof, dann Hofraithe überhaupt.

Wie ſollte ich mich gerächen baß,
Da ſie mir trugen allen Haß?
Ihr Herrn, nun gebet mir Ablaß
Ueber die große Miſſethat!

„Da ſprach der Wolf: Sein wird gut Rath,
Du haſt nicht ſehr miſſethan,
Wie ich mich verſonnen han.
Doch faſte an drei Feiertagen,
So du nicht kannſt Fleiſch erjagen.
Ich glaube dir wohl, ſo wie du mir.
Wolan, Herr Eſel, nun beichtet auch ihr!"

„Ich weiß nicht, was ich beichten ſoll,
Ihr wiſſet beide ſelber wohl,
Daß ich bin der Martyrer Genoß,
Denn meine Arbeit iſt ſo groß,
Daß ich von Leid möcht' immer ſagen,
Auf und ab ſeht ihr mich tragen,
Waſſer, Holz und Korn und Miſt,
Und was ſonſt zu tragen iſt
Nach jener hohen Burge,
Da ich mich alltag wurge
Mit mancher harten Arbeit.
Doch thät ich eine Sünd, die iſt mir leid
Und hat oft ſchen gereuet mich.

Ein Knecht, der mein pflag ſicherlich
Gieng einmal vor mir durch den Schnee,
Da thät mir Froſt und Hunger weh,
Und werd gewahr, daß ihm ſein Stroh
Ragte aus beiden Schuhen do.
Deß zog ich ihm heraus ein Theil
Das war ſein Schade und mein Unheil
An der Seel, deß bin ich ſchuldig.
Nun ſeid beide gen mir geduldig
Und ſehet mir Buße genädiglich!"
„Sie ſprachen: Wehe dir ewiglich,
Weh' dir, Mörder! was haſt du gethan!
Du haſt verderbet einen Mann
Dem ſeine Füß' ſind erfroren;
Der Mord hat dir deine Seele verloren,
So ſoll dein Leib auch nimmer geneſen
Der ein Dieb und Mörder iſt geweſen."
Drauf nahmen ſie ihm beide Leib und Leben. —
Sothane Buße der Eſel mußt' geben
Den Herren um ſeine kleine Schuld.
Doch Wolf und Fuchs verblieben ſich huld.

Darmſtadt.

Kirchenrath Wagner.

III.

An die Freunde der höheren Kultur.

Noch haben wir ein teutſches Vaterland! denn unſere Sprache, unſere Literatur knüpft, denke ich, ein ſchöneres und — feſteres Band. Ja, wem nicht der Begriff, wie dieſer irgend eine beſchränkte und zumal politiſche Sphäre darſtellt, genüget; wer ſich zum Idealen, wie eben damit die Idee im ſchönern Lichte hervortritt, zu erſchwingen vermag: dem möchte in jenem Grunde ſelbſt die höhere, die wahre, „nationelle" Einheit erſcheinen.

Wenn jemals, ſo iſt daher jetzt die teutſche Literatur der Aufmerkſamkeit des Patrioten werth: des Patrioten in dieſem idealiſchen Sinne des Worts! Alſo mit neuem Ernſte wird der Teutſche dieſem Gegenſtande ſein Augenmerk zuwenden, wenn zumal ſelbiger ihm durch ein äußeres Verhältniß, durch ſeine Berufsſphäre, näher gelegt ward. Mit neuem Ernſte und mit friſcherem Muthe wird er ſtreben: 1) jedes Un-

würdige aus dem Gebiete unſerer Literatur überall, ſo weit ſeine Kraft reicht, zu entfernen, zu verdrängen; und 2) das Treffliche, was da iſt, was der Fleiß würdiger Vorfahren, was der Geiſt teutſcher Schriftſteller hervorgebracht hat, — überall hervorzuheben, ohne das Fortſtreben zum Beſſern, Vollkommnern, jemals beſchränken zu wollen.

Aber ohne Philoſophie iſt keine Literatur. Was ohne ſie entſtände, wäre nur eine chaotiſche Maſſe von Aeußerem, Poſitivem: eine Maſſe ohne Geiſt und Leben, ohne Ordnung und ſichere Dauer. Alſo nie wird der ächte Teutſche, ward er je der ächten, höheren Cultur empfänglich, von der Philoſophie ſich abwenden: zu ihr wird er mit neuem Eifer und neuer Liebe zurückkehren, wenn auch irgend eine neuere Erſcheinung im Vorhofe ihn abſchrecken und — wenigſtens von ihrem Buchſtaben entfernen konnte.

Wohl hat der Zeitgeiſt, wie er da wechſelnd mit „Syſtemen" ſpielte, auf teutſchem Boden ſo manches — komiſche und tragiſche Spiel aufgeführt; wohl konnte da ſo manches Zweideutige, Abſchreckende, vor den Augen des Würdigen und Den-

kendern, vor dem beobachtenden Geiſte jedes wahrhaft Gebildetern ſich entwickeln: und leicht erklärbar iſt daher dieſe Gleichgültigkeit, dieſe geſchwächtere Theilnahme .....! Allein was der ſchönere, teutſche Ernſt eines Leibnih und Wolf, was der kritiſche Scharfſinn eines Kant, verbunden mit ſeinem geſunden, aufſtrebenden Sinne für das Hehere, was ferner der Genius, das Talent und der Fleiß ſo mancher Anderen, und zumal ehedem ſchon der Tiefſinn eines Jacobi, wenn auch in der beſondern, polemiſchen Tendenz gegen einen franzöſiſchen Senſualism nicht minder als den teutſchen Wolfianism auf ſeiner beſchränkteren Seite: was ſolche geleiſtet haben, das ſoll doch überall nicht verkannt oder — vergeſſen werden. Jeder, dem das Höchſte theuer iſt, möge ſolchen Geiſt, ſolche Producte teutſcher Kraft anerkennen, hervorziehen, daß auf demſelben Grunde ein neuer Keim aufblühe, oder die Blüthe, welche ſchon da und dort aufglänzte, zur neuen, herrlichen Frucht ſich entfalte!

Denn kein Vorgänger, wie tief er auch gründen, wie ſcharf er auch beſtimmen mochte, erſpart dem Nachfolger jede weitere Arbeit. Aber man ſchreitet nur fort, indem man

bey nicht bergen, daß ſie Antheil daran zu nehmen theils nicht wollten theils könnten, wurden dem Conföderirten Reichstag vorgelegt. Der König verlangte, daß die drey verbundenen Höfe neutralen Mächten die Entſcheidung ihrer Anſprüche auf Pohlen überlaſſen möchten. Allein dieſer Vorſchlag wurde ſehr verworfen, und endlich von den Geſandten den 12ten May declarirt, daß wenn den 14ten die Rechtmäßigkeit der Anſprüche ihrer Höfe nicht anerkannt würde, die vor den Thoren ſtehenden Truppen in Warſchau einrücken und alda auf Discretion leben ſollten. Die Quartiere wurden ſchon gemacht, und den Vornehmſten 100 und mehrere zur Einquartierung angeſagt. Selbſt den 14ten Morgens lieſſen ſich die Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Huſaren in Warſchau häufig ſehen, und endlich wurde unter der größten Beſtürzung dieſen Tag durch Mehrheit der Stimmen da 52. für die Abtretung der in Anſpruch genommenen Provinzen, und der König mit 50 dagegen waren, die Rechtmäßigkeit der Forderungen anerkannt, und in die Beſtimmung derer engeren Grenzen dieſes Reichs im Nahmen der Nation gewilliget, auch den verbundenen Mächten die nöthigen Renunciations-Acten nach allen vorgeſchriebenen Punkten und Clauſeln ausgeſtellt. Nun wurden Delegationen zur Unterhandlung mit den drey Mächten, zum Entwurf einer neuen Regierungsform von Pohlen, zur Unterſuchung des Königsmords u. ſ. w. ernannt, und der Conföderations-Reichstag bis auf den 15ten September limitirt. Wahrſcheinlich wird die neue Regierungsform von Pohlen,

auf dem Grunde, den würdige Vorfahren gelegt haben, fortbauet. Jedes Aufstreben zu — neuen Worten (Formeln), indeß man absolut Neues zu schaffen wähnt, oder schlechthin über jede Vorarbeit hinausstrebt, bildet höchstens ein Meteor. Begünstigt von der Zeit, von der Meinung, und gehoben vom Parteigeiste mag es da und dort herrlich, in diesem Lande der Erscheinung, aufglänzen; es mag einige Zeit schimmern und blenden: allein um so rascher geht es dann unter — im Strome.

Nicht also die Philosophie! Ist sie nicht die Wissenschaft der Menschheit, die Wissenschaft des absolut Höhern, sofern jene von diesem nicht trennbar ist, und so wie dieses über jedes Andere Licht, Harmonie und Einheit verbreitet? Hier ist es, wo die Idee in ihrer göttlichen Macht und Klarheit hervorgeht. Allein den Begriff, den bestimmtern und deutlichen, schließt sie eben darum nicht aus. Denn eben dadurch macht sie, indem er hinzutritt, sich geltend. So, denke ich, entsteht die Wissenschaft, die — kein Gespenst ist: von ihr kann Leben und Geist ausgehen. Und so erscheint die Philosophie von der Mystik und der Sophistik gleich weit entfernt.

Aber wo iſt die Idee? Wer findet ſich im Beſitze derſelben? Man frage: iſt die Idee in irgend Einem, der da „Menſch" heißt, wohl denkbar ohne die idealiſche Stimmung, oder dieſe ohne jene? Und von der Sache, von dem Weſen, nicht von irgend einem Grade, ſey zuvörderſt die Rede!

Wo die Menſchheit wahrhaft entwickelt iſt, da findet ſich die Philoſophie, ihrem Geiſte, ihrem Weſen nach. Mag die Schule nach einem tiefern und ſchärferen Blicke, unterſcheiden zwiſchen dem Rationellen und Intellektuellen (Vernünftigen und Verſtändigen?); mag ſie auf der einen und der anderen Seite ſteigern: der „Geiſt" entſcheidet. Daher eine gültige Einheit unter allen „Würdigen und Denkendern"! Denn nur was der Geiſt vereinigt, ſoll der Buchſtabe nicht trennen. So, aber nur ſo, erſcheint die Philoſophie als ein „Gemeingut der Menſchheit": ſie iſt die Sache, das Eigenthum ſowohl, als die Angelegenheit jedes Einzelnen, der wirklich, in der ſchönen, idealiſchen Bedeutung des Wortes, „Menſch" iſt. Wer dürfte alſo die Philoſophie auf irgend eine Schule oder auf das Syſtem, wie dieſes in die Zeit fällt, beſchränken? Wer dieſelbe irgend einem (wahrhaft oder wirklich)

Gebildetern ganz absprechen? — Ja, müssen wir nicht vielmehr, *sofern* keine Abstufung und zumal keine Form entscheidet, *einem solchen* die Philosophie *ganz* zusprechen?

Ein Schreiben aus München im 8ten St. des vorigen Jahrgangs sagt aus, daß ich nun meine „Ansicht der Philosophie *bloß für gebildete Leser*, nicht für die Schule, herausgebe." Dieser Ausdruck, ich gestehe es, hat mich nicht ganz befriedigt. Welche Vorstellung muß dadurch, bei der vorherrschenden Stimmung in unserer „gelehrten" und „gebildeten" Welt entstehen?

Noch herrscht das Vorurtheil, welches den „Gebildeten" *schlechthin* unter den „Gelehrten" setzt, wenigstens in Absicht der Philosophie, der Wissenschaft! Wer also

1) noch sclavisch oder dogmatisch am Worte klebt; wer die Philosophie *zuvörderst* (und dann, natürlicher Weise, *ausschließend*) an die *Form*, an irgend ein System knüpft: der denkt sich bei jenem Ausdrucke irgend eine sogenannte „*populäre*" oder „*leichtfaßliche* Darstellung"; und wie hoch mag er auf so Etwas herabsehen! — Und wer

2) entrüſtet über den dogmatiſirenden Schwindelgeiſt, welcher da ein Syſtem nach dem andern als die „allein wahre Philoſophie" heraufführte ꝛc., in der „Spekulation" überall kein Heil erblickt, vernimmt in denſelben Worten das „Leichtfaßliche, Populäre" u. dgl: in einem ganz andern Sinne: er blickt mit Wohlgefallen darauf; und, dem Spekulativen Syſtematiſchen u. ſ. w. ſelbiges entgegenſetzend, denkt er, der Verf. werde da beſonders in das (ſogenannte) „Praktiſche" hineingehen. — Denn von ſolchen, welche bloß einen neuen Kram äſthetiſcher und aſcetiſcher Floſkeln erwarten könnten, iſt hier keine Rede. Was läge dieſen an der Wahrheit, an der höheren Cultur der Menſchheit? —

Aber meine Aufgabe war: Tiefe mit Klarheit, Schärfe (Präciſion) mit Deutlichkeit! Und „dem gebildeten Manne ꝛc. ward mein Verſuch zugedacht.*) Steht der Mann nicht über

*) „Vernunft und Verſtand" 2 Theile: „Eine wiſſenſchaftliche Darſtellung, dem gebildeten Manne, nicht der Schule, zunächſt gewidmet"; und: „Eine kritiſche Ueberſicht des Intereſſantern, was

dem Jünglinge? Sey es, daß letzterer, wie er da in der Schule vorkommt, irgend eine Feinheit in Absicht der Form oder des Intellektuellen völliger auffasse: im Ganzen wird der erstere, so wie er, ein Weiser, in seinem Kreise dahin wandelt, ihm dennoch, selbst in dieser formellen Hinsicht, überlegen seyn. Und wiefern ist der Jüngling, der heranwachsende, junge Mann der (eigentlichen) Philosophie schon empfänglich? Ja, irgend ein neues Kunstgeflechte von Worten, ein glänzendes Wechselspiel ästhetischer und logischer Formeln —: das sagt ihm zu, das entspricht der „Organisation" seines Geistes, dem Vorwalten des intellektuellen und phantastischen Triebs. Der rege, erwachende Trieb zum Denken, Wissen, in Verbindung mit dem Fluge einer rascheren Phantasie! So waltet die intellektuelle (selbst, an sich, nur eine physische) Potenz im Bunde mit der

zeither im Gebiete der Philosophie erschienen ist." Diese Schrift, deren frühere Erscheinung ein äußerer (wohl bekannter) Umstand verhinderte, wird nächstens die Presse verlassen: in der Cottaischen Buchhandl. zu Tübingen. Natürlich widmete der Verf. indeß derselben seine weitere Prüfung ꝛc.

phantaſtiſchen: noch erſcheint dieſe ſo wenig als jene, im geſetzten Falle, in der ſchöneren Beziehung auf die Vernunft. Und der Profeſſor, welcher nun eine ſolche Stimmung, eine ſolche Tendenz anſprechen kann, entweder weil er ſelbſt noch dogmatiſch beſchränkt iſt, und in verwandter Stimmung ſich findet, oder weil er kluger, politiſcher Weiſe „die jungen Leute zu bearbeiten" ſtrebt: der mag glänzen, der mag als ein „Gott" der Schule, der ſogenannten Univerſität, als Abgott dieſen Helden vorſchimmern. Da ſpricht wohl irgend eine phyſiſche, geiſtige und — körperliche „Potenz" kräftig hervor; und, abgeſehen von einem ſchlechteren Grunde, ſo ſpielt ſchon die Mode mächtig in das Treiben der Beſchränktheit. Aber nicht lange dauert dieſe Herrlichkeit. Je höher, in den Augen dieſer Staunenden .... der Profeſſor ſtand, deſto tiefer ſinkt er in Kurzem. u. ſ. w. Was gewann aber der Jüngling, der Berauſchte oder Mitſpielende? Er ſinkt, ſo wie der geiſtige Rauſch oder das Modeſpiel dahin iſt, in die Einſeitigkeit des Myſticismus hinein, oder herab zum platten Empirismus; und leicht geſellt ſich dazu das Schlechtere, Gemeine, in jeder Geſtalt und — in verſtärktem Maße. Welche Ausſicht für das Vaterland, für die Freunde der Menſchheit. ! !

Aber dieſe Züge, die (leider) rein aus der Wirklichkeit genommen ſind, heben den Werth der Schule, den Werth des dogmatiſchen Vortrags an den Jüngling, und hiermit ſelbſt einen ſchönen jugendlichen Enthuſiasmus keineswegs auf*) Nur vergeſſe man nimmer, was die Lehrweisheit fodert! — War es dem Manne zu verargen, der zürnend ausrief: „Nun haben wir der philoſophiſchen (?) Kinderſpiele genug!“ Und iſt es ein Fortſchritt, wenn nach jener geiſtigen Hitze der Indifferentism gegen die Philoſophie wie ein epidemiſcher Kaltſinn einreißt? —

Auf der andern Seite ſtrebt gewiß auch der Mann, iſt er je wahrhaft gebildet, zur weiteren Bildung noch fort: auf jeder Seite, und mithin auch auf der intellektuellen, wiſſenſchaftlichen, ſofern das Wiſſenſchaftliche insbeſondere mit dem Intellektuellen zuſammenhängt! Selbſt zwiſchen dem „Gelehrten“ und dem „Geſchäftsmanne“

*) Wer indeß noch eine nähere Beſtimmung wünſcht, den muß ich hier auf meinen „Geiſt der Verbeſſerung“ ꝛc. (B. 2.) verweiſen: nämlich in Abſicht des Lehrers „Profeſſors“; und wie dieſe Schrift mehr ins Practiſche eingeht.

kann, im gedachten Falle, überall nur eine Abſtufung eintreten, wie dann auch immer dieſer Gradunterſchied beſtimmt werden möge. Feſt ſtehet der tiefere Grund, das ſchöne, allumſchlingende Band der Menſchheit. Wie könnte da irgend ein äußeres Verhältniß, irgend ein Name oder Stand dieſes reine Streben, ſelbſt im wiſſenſchaftlichen Gebiete, je ganz aufheben? — So tönt jenes herrliche Wort eines Weiſen zurück: „Glückſelig diejenigen Reiche, wo entweder die Philoſophen regieren, oder die Regenten philoſophiren!“

Und nur ſo, indem man die Philoſophie „in der höhern Potenz“ dem Jünglinge, wie er da in der Schule (nenne man dieſe auch Hörſal ꝛc.) erſcheinet, geradezu abſpricht, dem Manne ſie dergeſtalt, in dieſem Grade und inſofern ſchlechthin, zuſchreibend: nur durch eine ſolche Umkehrung der Sache möchte denn auch die „Philoſophie“, im äußern Kreiſe der Menſchheit, ſich wieder erheben, wieder zu dem ihr gebührenden Anſehen und Einfluſſe gelangen. Oder vielmehr: zu neuem, zu größerem und bleibenderm Anſehen! Und wohl bedürfen wir deſſen. Was ſollte, was müßte aus den Schätzen der höheren Cultur ſo viel der

teutſche Genius davon errang, nothwendig werden, wenn dieſe Gleichgültigkeit, dieſer Indifferentismus gegen die Philoſophie, wie eine geiſtige Peſt ſtets weiter um ſich griffe? Fürwahr, ſelbſt dem Reiche des Deſpotismus und des Pfaffenthums müßte dann, zumal in der Folge, des neuen Terrain's nicht wenig zuwachſen. Denn nimmermehr ruht ja der böſe Geiſt („Ariman") in dieſem Kreiſe der Menſchheit; er ſtrebt in ſeiner Weiſe ſtets fort, jeden Anlaß, jede Gelegenheit ergreifend im heilloſen, zerſtörenden Kampfe mit dem göttlichen Princip. —

Alſo ſteigen müßte, nach dieſer Anſicht, in der „öffentlichen", beſtimmenden „Meinung" die Philoſophie aus zwei Gründen: 1) ſie würde entzogen dem Stolze des Pedanten, dem beſchränkten oder unreinen Treiben jedes ſogenannten Meiſters ſowohl, als dem Muthwillen und den Mißgriffen der Jungen oder Jünger; entzogen den Spielereien, die zeither — Achtung jedem Würdigen! — ſo viel Schatten auf ſelbige warfen: und 2) auf ſolche Art dem Manne ꝛc. zugeſprochen oder „vindicirt", würde ſie vornehmlich deſſen Angelegenheit; und nimmermehr könnte dann irgend ein Beſſerer (Würdiger) ſie mit dem

zweideutigen Prädikate „Spekulation!" von ſich weiſen. Um ſo mehr würde die ächte Cultur gewinnen: a) bei ihm; denn wer darf ſagen: „ich bin fertig!" oder: „meine Philoſophie iſt geſchloſſen!" — und b) bei Allen, auf die er, zumal in einem bedeutendern Verhältniſſe, Einfluß hat.

Aber ſo wie man die Philoſophie auf dieſem Geſichtspunkte ergriffen hätte, möchte dann auch ein freundlicherer Blick auf jenen raſchen Wechſel der Syſteme zurückfallen. Denn trotz dem Nichtſchönen oder Gemeinmenſchlichen, was daran unverkennbar ſeyn mag, blickt im Ganzen auch ein ſchönerer und tieferer Grund hervor. Ja, es dürfte ſelbſt eine Vorbereitung des Beſſern, nach dieſem und jenem individuellen Bedürfniſſe, in dem raſcheren Wechſel ſich ankündigen.

Noch ſey dem Verf. dieſes Aufſatzes vergönnt, um der Sache willen (denn wichtig iſt der Gegenſtand) hier Folgendes zu bemerken.

Eine kleinere Schrift des Verf., die im vorigen

welche mit Zuziehung der drey benachbarten Höfe entworfen und festgesetzet werden soll, der ohnlängst in Schweden abgeschaften sehr ähnlich werden. Der König wird mit den Reichsgeschäften wenig zu thun haben, ein gewisses königliches Einkommen wird ihm bestimmt, die Anzahl der Truppen festgesetzt, und das Wahlreich beybehalten werden.

Die Stadt **Danzig** befindet sich noch in der größten Verlegenheit wegen ihres Commercii, und der Anforderungen ihres neuen, so mächtigen und thätigen Nachbars. Die Rußische Kayserin hat auf ihr Verlangen den Etatsrath Graf **Galofkin** dahin abgeschickt, um unter Ihrer Vermittelung die Sachen noch gütlich beyzulegen; auch hat nach den neuesten Nachrichten dieselbe schon den möglichsten Erfolg gehabt.

Mit dortigen **Juden** könnten die benachbarten Staaten überhäufet werden, da in **Westpreusen** denen, die keine 1000. Rthlr. Vermögen besitzen, das Land zu räumen anbefohlen ist. Der ansehnliche Oesterreichische Landestheil in Pohlen soll in 30. Kreysämter eingetheilet werden.

Wann es einer **Catharina** II. zu Vermehrung ihres unsterblichen Nahmens gereichet, daß fast noch nie eine Erziehung mit so vieler Sorgfalt ist beforget worden, als die von ihrem Hofnungsvollen Thronfolger dem Grosfürsten **Paul Petrowitz**, so war von eben dieser Sorgfalt zu erwarten, daß auch nicht mindere Vorsicht bey der Wahl der zukünftigen Gemahlin des Grosfürsten würde gebraucht

Sommer erſchien *), ward nach der gedachten „wiſſenſchaftlichen Darſtellung" geſchrieben. Der berührte, äußere Umſtand hat verurſacht, daß ſie vor dieſer herauskam. Auch jene ward dem gebildeteren Manne ꝛc. — wer möchte die „gebildetere Frau" oder u. ſ. w. ſchlechthin aus dem Lande der Philoſophie und hiermit der Wiſſenſchaft ausſchließen? — beſtimmt oder zugedacht. Daher der Wunſch: wem in der erſteren, wo hin und wieder (eben darum) die Darſtellung mehr gedrängt wurde, Etwas nicht wohl oder nicht ganz einleuchtete; der vergleiche die letztere!

Durch einen beſondern äußeren Anlaß, den die Vorrede angiebt, wurde dem Vf. dieſer Gegenſtand nahe gelegt. Aber es lag ihm nunmehr zugleich daran, zu zeigen, wie jene Anſicht der Philoſophie in der Anwendung auf die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit ſich bewähre. — Fiel dabei hin und wieder ein kritiſches Wort; ſo war dies veranlaßt durch den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaft. —

*) „Die reinmenſchliche Anſicht der Dinge, mit Erläuterungen über das Höchſte der Menſchheit. Jedem denkendern Freunde des Schönen!" München, in der Lentnerſchen Buchhandlung 1808. (1807.) 10 Bog.

Und eben weil hier die Ehe unter der Idee gefaßt ward, erſchien ſie in dieſer Verbindung mit dem Höchſten u. ſ. w.; eben darum ſollte da von dem Empiriſchen derſelben nicht mehr geſagt werden. Auf das „Höchſte der Menſchheit" giengen daher die Erläuterungen. Aber auf die Ehe ſollte dann zugleich ein ſchöneres Licht zurückfallen, gegen die beiden Extreme, wie ſolche auf dem Wege der Cultur ſich bildeten oder einfanden: den Weltgeiſt und den Mönchsgeiſt (in jeder Geſtalt). Daher die erörternde Darſtellung dieſer „böſen Geiſter"; daher, im Contraſte damit, beſonders die Erörterung der „Liebe", in der ſchönen, in der tiefern und umfaſſenderen Bedeutung des Worts: („Noch iſt", bemerkte letzthin unſer Jean Paul, „ihr Weſen wenig ergründet!") und dann die erläuternde Prüfung einer angeblichen Staats-Maxime, die mittelbar ſo weit greifet! — Was müßte da folgen!? — Fürwahr, dieſer Punkt kann überall keinem Freunde des „Schönen", in dem tieferen und dann allumfaſſenden Wortſinne, gleichgültig ſeyn.

Landshut,
den 2ten April 1808.

J. Salat,
königl. geiſtl. Rath
und Prof.

* * *

Nach-

Nachschrift: eine Erklärung.

Dem Verf. des verstehenden Aufsatzes ward zeither da und dort Etwas (in Zeitschriften), woran er nicht den mindesten Antheil hatte, zugeschrieben. Mehreres ward ihm auf solche Art beigelegt; und nicht immer freundlich waren die Urtheile, welche daher entstanden. Veranlaßt durch mehrere Umstände, erklärt daher bei dieser Gelegenheit derselbe hier öffentlich:

> Sollten ihm je seine Geschäfte erlauben, künftig an diesem oder jenem Journale als Mitarbeiter noch Theil zu nehmen; so wird er jedes Mal seinen Namen beisetzen. Was ohne diesen erscheint, mag es auch mit seiner Denk- oder Darstellungsweise verwandt seyn, ist nicht von ihm; nicht einmal mittelbar. Denn auch keinem Freunde soll erlaubt seyn, irgend Etwas, das von ihm herrühre, bekannt zu machen!

Was aber irgend einen größeren oder kleineren Beitrag betrifft, den er früherhin zu dieser und jener Zeitschrift lieferte; so wünscht er, daß Jeder, der sich zu einem Urtheile hierüber berechtigt, getrie-

den u. ſ. w. findet, erſt wohl beherzigen oder erwägen möge: ob den Verf. oder Einſ. wohl nicht 1) ein äußeres Verhältniß und damit auch mehr als ein ſchöneres, menſchliches Band dazu geführt, und 2) eine gute Abſicht überall dabei — nach dem Geiſte, der aus dem Ganzen hervorgeht — geleitet haben könne? Und es mag, wenn Etwas beſonders auffiel, insbeſondere darauf ankommen, daß man prüfe: wie viel eine gewiſſe Umgebung u. dergl ſelbſt über den, der es wahrhaft „gut meint", vermöge? Nämlich in Anſehung der Freimüthigkeit, der Publicität u. ſ. w.! Und es iſt nicht der „humane", ſondern zuvörderſt der rechtliche Charakter, welchen der Verf. hiebei in Anſpruch nimmt — Ihm ſelbſt dürfte (gegen ein bekanntes Treiben der Zeit oder des Parteigeiſtes auf mehr als Einer Seite) erlaubt ſeyn, hier ſo viel zu äußern: er iſt ſich bewußt, daß er jedes Mal ernſtlich prüfte, und nur das ſchrieb oder einſandte, was er nach ſeiner Ueberzeugung, in dem gegebenen Zeitpunkte, wahr und nothwendig oder (in Bezug auf das Eine, worin das ächte, bleibende „Heil" der Menſchheit ſich gründet) nützlich oder „heilſam" gefunden hatte.

IV.

Ueber ein Paradoxon der Platoniſchen Republik

Fragment aus einer ungedruckten Schrift: über die Poetik der Alten.

Platon iſt der erſte Philoſoph des Alterthums, der über die Poeſie, die Kunſt und das Schöne überhaupt geſchrieben hat; denn das Werk des Demetrius: über die Begeiſterung der Dichter, iſt verloren gegangen. *) Die lebendige Empfindung, die zarte Regſamkeit und Empfänglichkeit ſeiner kraftvollen männlichen Seele, das ſchöne Ebenmaas von leicht und richtig bildender Phantaſie, von tiefem, geſundem Gefühl, und geläuterter, ſtrenger Vernunft in ſeinem Geiſte, erheben ihn über alle Aeſthetiker der alten und neuen Zeit. **) Seine An-

*) — — — excludit sanos Helicone poetas
Democritus.
Horat. Ars Poet. v. 295.

**) Ich ſcheue mich nicht, die zuerſt von Baumgarten gebrauchten, von unſern neueſten Kunſtlehrern aber ſehr verſchrieenen Ausdrücke Aeſthe-

ſicht iſt rein ſpekulativ, denn er faßt das Schöne auf als höchſte Idee, und nimmt ein ewiges und himmliſches Urbild deſſelben an, nämlich jenes Göttliche ſelbſt, welches aus ſeinem Heiligthume hervorzuführen, die Wiſſenſchaft ſtrebt, und von dem würdig zu reden man mit Plotin den Beiſtand mehr denn Einer Muſe anrufen möchte.

Platons Lebensumſtände ſetze ich als bekannt voraus. Von ſeiner Jugendgeſchichte weiß man wenig Zuverläſſiges; denn was ſeine Zeitgenoſſen von den Bienenſchwärmen des Hymettus u. dergl. fabeln, ſind nichts als ſchöne Dichtungen, worin ſich die innige Liebe derſelben für dieſes göttliche Genie ausſpricht, das wie ein funkelnder Sirius durch alle Jahrhunderte ſtrahlt. Genug, ſeine Erziehung war ächt helleniſch, d. i. rein menſchlich; denn es war der

tik und Aeſthetiker in Schutz zu nehmen. Αἰσθησις τεχνη, die Kunſt der ſinnlichen Wahrnehmung iſt keineswegs unpaſſend, da jedes Kunſtwerk ein objectives, in die Sinne fallendes iſt; doch möchte ich am liebſten das Altgriechiſche Wort Poetik brauchen, von ποιειν, dichten, ſchaffen, weil dies ſehr ſchön die ſchöpferiſche Kraft des Genies bezeichnet.

Zweck jener weisen Gesetzgebung, Menschen zu bilden, durch Musik und Poesie das Herz mit tiefer Empfindung, und den Geist mit jenem heiligen Enthusiasm zu befruchten, ohne welchen nichts wahrhaft Großes und Schönes vollbracht wird, den Körper aber zum schönen Tempel der Seele zu weihen, damit nicht die Gesundheit derselben durch eine gebrechliche Hülle verletzt werde. So wurde denn das Gebet des Sokrates im Gastmale: gebt mir, ihr Götter, das Schöne in Reden und Handlungen, und ein Aeußeres, das diesem entspreche, der allgemeine Wunsch des Volkes; so verpflichteten die liebenswürdigsten Bewohner von Hellas, die Arkadier, jeden Bürger bis in das dreißigste Jahr zur Uebung der Musik, um die Gemüther, die wegen der rauhen Luft in dem gebirgigen Lande, wild und störrisch gewesen seyn würden, sanft und liebreich zu machen. — So wuchs der junge Platon auf; seine feurige Phantasie zog ihn bald mächtig zur Poesie hin, worin er sehr glückliche Versuche machte. Zwar verbrannte er seine Gedichte, nachdem er die Reden des weisen Sokrates vernommen hatte, in dessen Tagen geboren zu seyn, er für ein preiswürdiges Geschenk der Götter hielt; aber die Poesie war zu tief mit seinem innersten Wesen verschmolzen, und trieb in wunderbarer Harmonie mit der Wissenschaft,

an seinem Geiste die herrlichsten Blüten. Er wurde ein Philosoph, im großen und würdigen Sinne des Worts, und das schöne Gemälde, welches er im 6ten Buche seiner Republik von der Würde des Weisen entwirft, paßt auf ihn selbst am besten, der alles Hohe, Edle und Schöne in seiner Person vereinigte. Er war ein Freund des Phidias und Zeuxis, und ein Zeitgenosse der vollendetsten Muster der dramatischen Kunst. In seinen Werken spricht sich das Höchste aus, was das Alterthum in der Spekulation erreicht hat, und sie sind in schönster Form und voll tiefen Gehalts auf uns gekommen, obgleich ihr mythisches Colorit sie zuweilen etwas beschattet. Sokrates hatte seine Schüle durch Gespräche gebildet, und mochte wohl auch seinen schriftstellerischen Arbeiten diese dialogische Form gegeben haben, so wie überhaupt sein Hörsaal der reinste Abdruck griechischer Geselligkeit und der freien Wechselwirkung beim Philosophiren war. Hierin ahmte nun Platon seinen Lehrer genialisch und rein künstlerisch nach. Diese Einkleidung haben zwar Viele als für die Philosophie zwecklos, den platonischen Werken zum Fehler angerechnet, und für einen überflüssigen Schmuck gehalten, wodurch nur der verhandelte Gegenstand langweilig ausgesponnen werde; allein von einem höheren Gesichtspuncte aus erscheint dies anders. Platon will nämlich durchaus

das Selbſtdenken des Leſers erregen, und deswegen verfährt er meiſt negativ; er befreit entweder die Idee von allen Gegenſätzen, ſo daß ſie ſich dem aufmerkſamen Leſer von ſelbſt in voller Klarheit zeigt, oder er belehrt uns, wie ohne das Verſtändniß der allgemeinen Idee Alles in Irrthum und Verwirrung ſchwebt, und nöthigt ſo gleichſam, nach derſelben, als dem einzigen Princip, welches die getrennten Glieder zur Eintracht und Wahrheit verbindet, uns umzuſehen. Ueberhaupt iſt jeder Autor ein Künſtler, die Rede iſt das Gewand der Idee, ſo wie gleichſam der Schatten der Handlung; wer von ihr innigſt durchdrungen iſt, und ſie mit Klarheit gedacht hat, der muß ſie auch können in leichter und zarter Form außer ſich erzeugen. So Platon. In ruhiger Würde und ſanfter Pracht fließt der breite Strom ſeiner Rede dahin, als heller und klarer Spiegel der Idee. An ihm gieng der Traum des Sokrates auf das ſchönſte in Erfüllung; als der junge Schwan vom Altare des Eros hob er ſich unter fröhlichem Flügelſchlag in den Aether, und entzückte durch ſeinen melodiſchen Geſang Götter und Menſchen. Seine Werke ſtehen als Glieder einer gemeinſchaftlichen Kette in enger Verbindung unter einander, und bilden ſo ein organiſches Ganze, ein edles und prächtiges Gebäude, das frei und kühn ſich erhebt und deſſen Grundpfeiler die ewigen Ideen

ſind. Und auf dieſer feſten Baſis ruhend, haben ſie denn auch den Stürmen der Zeiten getrotzt, und ſind aus jeder Prüfung, wie geläutertes Gold, nur herrlicher hervorgegangen. Sie enthalten die Elemente der wahren Wiſſenſchaft, die es gern als ihre Beſtimmung erkennt, zu dieſer einfachen Lehre zurückzukehren, doch nicht bloß nachäffend und mit ſeinen Floskeln ſpielend, wie es bis jetzt geſchehen, ſondern in ſeinem Geiſte den Bau vollendend, deſſen Riß er gezeichnet hat, und ſo ein umfaſſenderes, durch die Erfahrungsſchätze ſo vieler zertrümmerten Jahrhunderte bereichertes, Werk zu geſtalten, ſo daß, was bei Platon oft bloße Ahnung iſt, und in der leichten Hülle des Mythus ſich bewegend, nicht ſelten nur zum ſchönen Mährchen wird, als rein ſpekulatives Moment klar und beſtimmt hervortrete, und dann endlich die Wiſſenſchaft, das größte Gut, wie Timäus ſagt, was die Götter den Menſchen je verliehen haben, oder noch verleihen werden, in die Rechte wieder eingeſetzt werde, die ihr eine barbariſche Denkart hat rauben wollen, und im Bunde mit der alten Natur in den Kreis des Menſchenlebens thätig eingreife, und ſo der heitere Tag der helleniſchen Wiſſenſchaft wieder emporſteige.

Die Hauptwerke, worin Platon ſeine Anſichten

braucht werden. Catharina II. hatte dazu ein Werkzeug nöthig; einen Staatsmann, deſſen Characteriſtiſches der Beobachtungsgeiſt wäre, und welcher Klugheit, Behutſamkeit und Redlichkeit genug beſäſſe, um ihm ein Geſchäfte von ſo groſſer Wichtigkeit anzuvertrauen; und dieſen fand die Kayſerin in der Perſon des ſeit zwey Jahren in ihre Dienſte getretenen wirklichen Geheimdenraths Freyherrn **von der Aſſeburg.** Die Zierde der deutſchen Fürſtinnen, die Frau Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt, iſt mit ihren drey noch unvermählten Prinzeßinnen Töchtern über Lübeck nach Petersburg abgereiſet, und in Kurzen werden wir hören, welche von dieſen dreyen beſtimmt iſt, eine der erhabenſten Kronen zu tragen.

Aus Sieberien iſt zu Petersburg die Nachricht eingegangen, daß daſelbſt verſchiedene reichhaltige Silberbergwerke entdecket worden, von welchen man ſich vieles verſpricht: Auch in denen kälteſten Theilen dieſes weiten Reichs werden Inoculationshäuſer errichtet, und dieſe für die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts ſo heilſame Anſtalten haben den beſten Erfolg. Der in Rußiſchen Dienſten geſtandene Graf von **Tottleben**, welcher durch ſo verſchiedene Schickſale bekannt iſt, hat in Warſchau ſein Leben geendiget. Wenn den Nachrichten zu trauen iſt, ſo hinterläſt er ein Vermögen von einigen Millionen.

Der **König von Preuſſen** hat in dieſem Monat Junius ſeine neuen Provinzen durchreiſet, und

von dem Schönen und der Poeſie niedergelegt hat, ſind die Republik, der Phädrus und das Gaſtmal. Die Republik iſt eine der Hauptſchriften und bildet, in Verbindung mit dem Timäus und Parmenides, gleichſam den ganzen Körper der platoniſchen Wiſſenſchaft. Der Parmenides nämlich enthält die Dialektik, d. i. die Lehre von den Ideen, und dem Einen Höchſten, deſſen Bild uns in der Natur und Vernunft entgegenſtrahlt, das aber ſeinem innern Weſen nach die ungetrübte Einheit beider iſt. Die Wirkſamkeit nun dieſer höchſten ſpeculativen Idee in der phyſiſchen und pſychiſchen Welt nachzuweiſen, iſt die Tendenz jener beiden Werke, die ſich deßhalb auf das innigſte berühren. Denn der Timäus faßt die Welt auf als ein lebendiges, verſtändiges, und durch die Vorſehung jener „Gottheit entſtandenes Geſchöpf, die ewig gut und fern von allem Neide, vielmehr wollte, daß das Ganze ein „Gleichniß und Ebenbild ihrer ſelbſt ſey"; die Republik dagegen lebt in der Idee des Geiſtes, der im Gegenſatz von Natur als frei und ſittlich erſcheint, und deſſen innerſte Seele die Tugend iſt. Der Staat aber iſt die Realiſation des Geiſtes. Was alſo an dem Einzelnen Tugend iſt, wird ſich auch am Staate, als einer Vielheit ſittlicher Momente nachweiſen laſſen; und es ſcheint auch in der That die Tendenz jenes

Werks zu seyn, das so gleichsam zu einer schönen Allegorie auf die Tugend wird. So wie es nämlich drei Grundkräfte des Menschen giebt, 1) die Vernunft (λογος); 2) das Begehrungsvermögen oder den Trieb nach sinnlicher Lust (επιθυμια); 3) die Aufwallung, oder Affect, die Leidenschaft (θυμος *); so entsprechen auf gleiche Weise im Staate der Vernunft die Herrscher, dem sinnlichen Triebe die Klasse der Arbeitenden und nach Genuß strebenden, dem Affect endlich die Classe der Krieger, gleichsam das warme, aufwallende Herz und eigentliche Leben des Staates. Die beste Staatsverfassung ist nun, nach Platon, die, wo 1) jede Classe vollkommen der Idee entspricht, und 2) jede derselben in der besten Harmonie mit den andern steht. Wenn nun also im Menschen 1) die Vernunft wirklich frei und ungehindert wirken kann, und als

*) θυμος übersetzt man gewöhnlich durch Zorn oder Muth, Herz (animus in der doppelten Bedeutung); es bedeutet überhaupt die Triebe und Gefühle des Menschen, die aus seiner Organisation hervorgehen, und die sich eben so oft der Herrschaft der Vernunft entziehen, als sie sich derselben unterwerfen.

höchſte Norm für das Handeln die andern Triebe lenkt, ſo wird er Weisheit (σοφια, φρονησις) beſitzen, aber auch 2) Mäßigkeit (σωφροσυνη), wenn eben dieſe Triebe nach ſinnlicher Luſt ſich willig den Geſetzen der Vernunft fügen; eben ſo auch 3) Tapferkeit (ανδρεια), wenn der durch körperliche Kraft geſtärkte Muth, in Eintracht mit der Vernunft, die äußerlichen Feinde des Rechts, ſelbſt mit Aufopferung des Lebens bekämpft; und wer denn ſo dieſe drei Tugenden beſitzt, dem fehlt gewiß auch die vierte nicht, die Gerechtigkeit (δικαιοσυνη) oder vielmehr Sittlichkeit, die nichts anders iſt, als das Reſultat und die Vollendung der vorhergehenden, die wahre Geſundheit und Schönheit der Seele, das eigentlich Göttliche im Menſchen. Denn ſie geht durchaus nicht auf das Aeußere der Handlungen, ſondern auf die innere Selbſtthätigkeit, indem ſie nicht zuläßt, daß eine Kraft der Seele in die Sphäre der andern eingreife, ſondern, ſich ſelbſt beherrſchend, die Triebe zu einer ſchönen Ordnung verbindet, und alle drei Grundkräfte, wie die drei Hauptkadenzen der Harmonie, mit den dazwiſchenliegenden Tönen ſo geſchickt verſchmelzt, daß daraus Einklang und Wohllaut entſteht. *)

*) Edit. Bip. Tom. VI. p. 273 edit. Steph. 442 B.

In der Entwerfung nun der Conſtitution dieſes, nach ſeinen Elementen ſo geſtalteten ethiſchen Staates, wird die Frage unterſucht von der Zulänglichkeit der Poeſie, und, wie man ſagt, der paradoxe Satz aufgeſtellt: die Dichter ſeyen aus dem Staate zu entfernen. Aber 1) verwirft Platon nicht alle Dichter; denn die Lyriker werden, wenn ſie das Sittliche darſtellen, zugelaſſen; ſo auch Hymnen auf die Götter und Lobgeſänge (ἐγκώμια) auf preißwürdige Thaten der Menſchen. 2) muß man die Tendenz des ganzen Werks unverrückt im Auge haben, aus welcher hervorſpringt, daß das Ethiſche der Mittelpunct und die gemeinſchaftliche Achſe iſt, um die ſich alle Verhandlungen drehen, ſo daß auch die Poeſie, dem allgemeinen Geſetz ſich fügend, nur eine untergeordnete Rolle ſpielt. Platon betrachtet deshalb die Poeſie hier nicht an ſich, ſondern in Beziehung auf die ethiſche Geſetzgebung, damit nämlich die Phantaſie der jungen Bürger, die man wie den Augapfel bewahren, und zu heiligen und gottesfürchtigen Wächtern des Staats bilden müſſe, nicht durch unedle Dichtungen befleckt werde, ſondern ihnen nur ſolche Mythen vorgeführt werden, die als ein ſchönes Vehikel zur Tugend füh-

ren. *) Platon wollte keineswegs den Werth der Poesie schmählern, von der er selbst so innig durchdrungen war; er wußte wohl, daß die Erfindung der Mythen den Dichtern nicht aufzubürden ist, indem sie dieselbe nur als Vehikel brauchen und phantastisch ausbilden. So sagt auch Sokrates selbst, eine gewisse Freundschaft und Verehrung habe ihn von Jugend auf an Homer gefesselt, aber gleich unglücklich Liebenden müsse er sich von dem Gegenstande seiner Wünsche losreißen, obwohl es ihm das Herz verwunde, und am Ende der Untersuchung ruft er aus: Wie, Freund, wirst Du nicht auch von ihren Gesängen bezaubert, besonders von den homerischen? **)

*) Edit. Bip. VI. p. 278.

**) Edit. Bip. VI. p. 251 u. VII. p. 233, 283, 309. Auch sehe man über diese ganze Materie *Morgenstern's* de Platonis repbl. commentt. III. Halae, 1794. 8. und derselbe über Platons Verbannung der Dichter aus seiner Republik (N. Bibl. d. sch. Wiss. 61ster Band.). Er behauptet, und mit ihm Stolberg (auserlesene Gespräche Platons T. I. p. 144. zum Phädrus, Anmerkung 45) Platon habe das übergroße Ansehen der Dichter schwächen wollen, und deswegen nach der höchsten Vollendung der Komposition und [illegible]

Im 2ten Buche der Republik wird von der Erziehung im Allgemeinen gesprochen, und Sokrates theilt sie in die körperliche (Gymnastik) und in die geistige (Musik, im weitesten Sinne), so daß sie auch den mündlichen Unterricht oder die Erzählungen begreift, die dann wahr oder erdichtet seyn können. Der Anfang, fährt er dann fort, ist so wie in jeder Sache, vorzüglich aber bei jungen und zarten Gemüthern, das Vornehmste; denn in diesen Jahren nimmt die Seele, gleich einer Wachstafel, die Form und das Gepräge, was man ihr geben will, am leichtesten an. Wir dürfen also nicht erlauben, daß Ammen und Mütter den Kindern die Fabeln und Mythen ohne alle Richtung mittheilen, sondern, die schlechten verwerfend, vielmehr diejenigen auswählen, wodurch sie fähig werden, so den Geist noch mehr wie den Körper durch ihre Hände zu bilden. So nun mit kritischem Blicke die Dich-

Styls gestrebt, um durch diese Vorzüge seiner Werke die Dichter zu verdrängen. Allein dies ist nicht so streng zu nehmen, es herrscht vielmehr in der Republik jene feine Ironie, die sich fast in allen Schriften Platons findet, und ein charakteristischer Zug derselben ist.

ter muſternd, werden wir viel Unkraut finden; denn Homer, Heſiod ꝛc. haben in ihrer Poeſie oft die Wahrheit verletzt, und gleich ſchlechten Malern das Weſen der Götter und Heroen falſch abcopirt. *) Alle jene Dichtungen demnach von dem, was Uranos und Kronos gethan und gelitten, wie Götter mit Göttern kämpfen, ins Handgemenge kommen, ſich liſtig nachſtellen ꝛc., man mag ſie nun allegoriſch erklären oder nicht, da das Kind dies ohnedem nicht zu unterſcheiden vermag, werden wir alſo verbannen, wenn anders unſre Jünglinge gegenſeitigen Haß für das Schändlichſte halten ſollen. Gott iſt wahrhaft gut, und nicht die Urſache aller Dinge, ſondern nur des Guten. So müſſen ihn alſo auch die Dichter darſtellen. Wir werden demnach die Vorſtellungen Homers verwerfen, daß Zeus der Ausſpender des Glücks und Unglücks ſey, daß zwei Fäſſer, voll das eine mit Gaben des Weheß, das andre des Heils an der Schwelle Kronions ſtehen, oder daß Pandaros mit Hülfe Jupiters und der Minerva den Meineid gebrochen. Auch iſt Gott einfach, und, ſeiner ewigen Natur unveränderlich treu bleibend, verwandelt er ſich nicht bald in dieſes

*) Edit. Bip. VI. p. 246, 247.

oder jenes, noch braucht Er, der fern von allem Betruge lebt, Blendwerke wie ein Gaukler; er iſt vielmehr aufrichtig in Wort und That, und täuſcht weder durch Erſcheinungen, noch durch Zeichen, weder im wachenden Zuſtande, noch im Traume. Es ſagt uns alſo kein Dichter, daß ſelige Götter, in wandelnder Fremdlinge Bildung die Gebiete der Menſchen durchgehen ꝛc. Wenn ferner unſre Jünglinge im Gefechte muthig und tapfer ſeyn, und von edlem Freiheitsgefühl durchglüht, Sclaverei mehr als den Tod fürchten ſollen, ſo werden wir aus ihren Gemüthern alle Zaghaftigkeit und unmännliche Furcht vor dem Hades zu entfernen ſuchen, und, ſolche Stellen bei Dichtern findend, ſie wegſtreichen, die, je mehr Kunſt und poetiſche Schönheiten in ihnen blühen, nur um ſo gefährlicher ſind. Wir wollen alſo die Dichter bitten, von der Unterwelt auch etwas Gutes zu ſagen, und nicht durch ſolche ſchreckliche Benennungen, wie Cocytus, Styx, Schattenwelt, Todtenreich, unſre jungen Bürger zu beängſtigen; ferner den Achill, dieſen Göttersohn, nicht, ſich bald auf der Seite wälzend, bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche liegend, dann wieder aufrechtſtehend, am Ufer des nicht zu ärndtenden Meeres herumgehend, mit beiden Händen heißen Staub aufs Haupt werfend, und dabei laut jammernd; oder

den

den Priamos, dieſen Götterſproß, fußfällig und ſich im Schmutze wälzend, und jeden einzeln beim Namen um Hülfe rufend, aufzuführen. So dulde auch der Geſetzgeber nicht, daß ehrwürdige Männer als ausgelaſſen luſtig, und in ein unanſtändiges, überlautes Gelächter ausbrechend, dargeſtellt werden; am wenigſten Götter. Unſere Jünglinge müſſen ferner auch mäßig ſeyn, aber die Hauptzüge der Mäßigkeit ſind Gehorſam gegen die Obrigkeit, Herrſchaft über ſich im Eſſen, Trinken und in der Liebe. Welchen Eindruck muß es nicht machen, wenn der, ſonſt als weiſe geprieſene Odyſſeus, nichts Schöneres zu wiſſen bekennt, als eine wohlbeſetzte Tafel, und die Fülle des herzerquickenden Weines, oder wenn Jupiter, der Vater der Götter und Menſchen, da alle übrige Götter ſchliefen und er allein wachte, beim Anblick der Here ſo bezaubert worden, daß er ſeine Liebe nicht mäßigen konnte, oder wie Aphrodite und Ares von Hephäſtos, mit einem goldnen Netz gebunden, den verſammelten Göttern vorgeführt worden? Endlich dürfen wir auch unſere Jünglinge weder beſtechlich, noch geld- oder rachſüchtig machen. Man ſinge ihnen alſo nicht vor, daß Geſchenke die Götter beſtechen, daß Achill, aus Habſucht, von Agamemnon dergleichen genommen, und Hektors Leichnam ohne Löſegeld nicht habe ausliefern

wollen; oder wie er von Rache gegen Apollo ſpricht, und, erbittert, wider den Flußgott Skamander kämpfen wollte.

Nachdem nun ſo die Lektüre der Dichter unſchädlich gemacht worden, ſo wendet ſich die Unterſuchung auf die Dichtkunſt ſelbſt, um zu zeigen, daß die nachahmende Poeſie, durch ihr Weſen, zur Bildung der Sitten untauglich ſey. *) Auch dieſe Behauptungen ſind nicht an ſich, ſondern nur in Beziehung auf die ethiſche Geſetzgebung zu betrachten, denn transſcendental angeſehen hat das Schöne gleiche Würde mit der Wahrheit und Sittlichkeit. Uebrigens iſt das Princip, welches der hier aufgeſtellten Eintheilung zum Grunde liegt, viel zu unbeſtimmt, und zieht nicht einmal eine ſcharfe Gränze zwiſchen der Poeſie und Proſa. Es heißt aber: die ganze Sphäre der Mythologie und Poeſie umfaßt entweder die Vergangenheit, oder die Gegenwart, oder die Zukunft. Der Dichter erzählt nämlich entweder ganz einfach, ohne ſeine eignen Gefühle und Empfindungen einzumi-

*) Edit. Bip. VI. p. 273.

aller Orten Verfügungen zu beſſeren Einrichtungen getroffen.

Kayſer Joſeph II. hat auch eine groſſe Reiſe, welche ein paar Monathe dauern wird, ſchon im May in das Königreich Hungarn angetreten. Ein vortrefliches Mittel eines Monarchen ſein eignes Reich kennen zu lernen, ſich die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben, und ſeine Unterbedienten aufmerkſam zu machen.

Nach einigen Nachrichten ſoll der berühmte General **Laudohn** den beſondern Vorzug erhalten haben, nicht von dem Hof-Kriegsrath abhängig zu ſeyn.

Nach dem Ableben des Fürſtens von Taxis iſt die hohe Stelle eines Kayſerlichen Principal-Commiſſarii bey dem fortwährenden Reichstag zu Regenſpurg deſſen Herrn Sohn dem dermaligen **Fürſten von Thurn und Taxis** aufgetragen worden.

Das zu **Wetzlar** noch ebenfalls fortdauernde Cammergerichts-Viſitationsgeſchäfte gewinnet noch nicht das Anſehen eines baldigen und gedeihlichen Ausganges. Die Bemühungen des Churfürſtens von **Maynz** dieſes zu bewürken, verdienen noch von der Nachwelt Dank und Bewunderung.

Die letzte **Meſſe zu Leipzig** iſt für die Verkäufer eine der beſten geweſen, welcher man ſich in

ſchen, oder er darſtellt durch künſtliche Nachahmung, indem er durch den Ton und das ganze Betragen der Sprache deſſen gleich zu kommen ſucht, den er redend einführt, oder er verfährt auf beide Arten zugleich. Die erſte ganz ſubjektive Art ſind die Dithyramben und die Lyrik, die zweite die Tragödie und Komödie, die dritte endlich, als die verknüpfende, das Epos und die ihm ähnlichen Dichtungsarten, wovon ein vollendetes Muſter Homer iſt. Je ſchlechter nun der Erzähler iſt, deſto häufiger wird er Alles nachahmen wollen, und nichts ſeiner unwürdig halten, ſo daß er ſelbſt Donner, Sturmwind und Hagel, Räder- und Achſengeknarre, Trompeten- und Flötenſchall, Hundegeheul, Schaafgeblöcke und Vogelgeſchrei begierig nachahmt. — Laßt uns aber auch weiter ſehen, mit welchen Theilen der Seele es denn eigentlich die nachahmende Poeſie zu thun hat, ob mit den edlern oder ſchlechtern. Sie ſtellt die Menſchen als handelnd dar, es ſey nun gezwungen oder freiwillig, wie ſie aus ihren Handlungen Vortheil oder Nachtheil erwarten, und daher traurig oder luſtig ſind. Aber bei dergleichen Handlungen iſt die Seele in Disharmonie mit ſich ſelbſt, indem ſie von den aufrühreriſchen Trieben und Leidenſchaften in Wallung geſetzt wird. Aber gerade aus dieſem auf-

wogenden Theile des Menschen *) erwächst der Darstellung eine weit größere Mannichfaltigkeit des Stoffs, als aus der ungetrübten und ruhigen Stimmung des Weisen; aber eben weil die Poesie sich dieses Theils der Seele bemächtigt, und, ihn in Sturm und Aufruhr setzend, anspornt, die Vernunft zu unterjochen, zumal da auch bei dem besten Menschen durch die theilnehmende Betrachtung der dargestellten heftigen Leidenschaften großer Charactere der eigne Affect die beste Nahrung erhält, und leicht ausbricht, so wollen wir diese wollüstige Muse aus unserm Staate verbannen, wenn nicht Lust und Unlust herrschen sollen statt des Gesetzes und der bessern Herrscherin, der Vernunft.

Eben so wenig taugt aber auch die nachahmende Poesie zur wahren Wissenschaft, da jede Nachahmung immer um drei Grade von der Wahrheit absteht, so wie der Spiegel, den du herumträgst, dir zwar die Sonne, Thiere und Pflanzen aller Art zeigt, jedoch nur Bilder, nicht aber die Dinge selbst. Es giebt überhaupt drei Classen alles Existirenden; die erste enthält die Ideen oder die ewigen Urbilder

*) Reph. X. edit. Bip. VII. p. 300-306. το αγανακτητικον και ποικιλον ηθος.

der Dinge; die zweite umfaßt die nach diesen Urbildern geformten Gegenstände; die dritte endlich enthält die Bilder der Gegenstände der zweiten Art, wie Gemälde oder andre durch Kunst hervorgebrachte Abbildungen. Der Schöpfer der Dinge der ersten Gattung ist Gott (φυτουργος), und sie sind das wahrhaft Reelle, der der zweiten Gattung der Künstler (δημιουργος), der der dritten endlich der Nachahmer (μιμητης). Man nehme z. B. die Idee eines Sophas, diese ist etwas an sich, die einzelnen Sophas arbeitet der Künstler (κλινοποιος), und diese ahmt der Mahler nach. Also steht jeder Nachahmer um drei Grade von der Wahrheit ab, er lehrt uns nicht das Wesen der Dinge, sondern ahmt nur Erscheinungen nach. So reizend also auch die Poesie ist, so ist doch weit herrlicher und ehrenwerther die Würde der Weisheit und Tugend.

Dresden.

C. F. Bachmann.

V.

Probe einer Ueberſetzung des Salluſt.

Cato's Rede im Senat bei der Berathſchlagung über die Beſtrafung des Catilina und ſeiner Anhänger.

Weit anders iſt mir der Sinn, Väter, Zugeordneter, wenn ich die Umſtände und unſere Gefahren erwäge, und wenn ich ſelbſt die Meinungen Einiger bei mir überdenke. Dieſe da haben zwar hin und her geredet über die Beſtrafung derer, welche dem Vaterlande, den Aeltern, den Altären und ihrem Heerde Verderben bereitet; die Sache aber mahnt ſich mehr vor jenen zu ſichern, als, was wir über jene verhängen wollen, zu berathſchlagen. Denn anderes magſt du dann rächen, wenn es vollbracht iſt; hier, wenn du nicht Vorkehrungen getroffen, daß es nicht geſchehe, flehſt du vergebens, wenn es geſchehen, die Gerichte an. Nach eroberter Stadt bleibt nichts übrig den Beſiegten. Aber bei den unſterblichen Göttern! euch rufe ich auf, die ihr allezeit Häuſer, Landſitze, Bildſäulen, eure Gemälde

höher als den Staat gehalten; wenn ihr dieſes, von welcher Art auch immerhin das ſeyn mag, was ihr verehrt, behalten, wenn ihr in Ruhe euren Lüſten nachhängen wollt; erwacht endlich einmal, und ergreift die Sache des Staats.

Nicht über Abgaben wird verhandelt, nicht über Beleidigungen der Bundesgenoſſen. Freiheit und euer Leben iſt in Gefahr. Sehr oft, Väter, Zugeordnete, habe ich viele Worte in dieſer Verſammlung geredet (gemacht); oft habe ich über die Schwelgerei und die Habſucht unſerer Bürger Klage geführt, und viele Sterbliche habe ich deshalb zu Feinden. Weil ich mir und meiner Neigung niemals irgend ein Vergehen erlaubte, verzieh' ich nicht leicht der Leidenſchaft eines andern Frevelthaten. Und, wiewohl ihr dies für gering achtetet, dennoch ertrug der feſtgegründete Staat durch ſeine Größe dieſe Nachläſſigkeit. Jetzt aber iſt nicht davon die Rede, ob wir unter guten oder ſchlechten Sitten leben, nicht, wie groß oder wie herrlich die Herrſchaft des Römer-Volks, ſondern, wie dies auch immerhin ſeyn mag, ob es uns oder zugleich mit uns den Feinden gehören ſoll. Hier ſpricht mir jemand von Langmuth und Mitleiden. Schon längſt haben wir wenigſtens die wahren Benennungen der Dinge ver-

loren. Denn fremde Güter verſchenken iſt Freigebigkeit; Kühnheit in Schandthaten nennt man Tapferkeit: deshalb liegt der Staat in letzten Zügen. Mögen ſie demnach, ſintemal ſo die Sitten ſind, freigebig ſeyn von dem Vermögen der Bundesgenoſſen; mögen ſie Mitleid haben mit den Dieben der Staatskaſſe; daß ſie jenen nur nicht unſer Blut ſchenken, und, indem ſie weniger Böſewichter ſchonen, alle Guten ins Verderben ſtürzen. Zierlich und geordnet hat C. Cäſar kurz vorher in dieſer Verſammlung über Leben und Tod geſprochen, für falſch wohl gar das haltend, was man von der Unterwelt erzählt; daß die Schlechten an einem von den Guten getrennten Aufenthalt ſcheußliche, öde, grauſe und furchtbare Oerter bewohnen. Daher ſtimmte er, ihr Vermögen müſſe dem Staate zufallen, ſie ſelbſt in den Municipien im Verhaft gehalten werden; nämlich er fürchtet, daß ſie, wenn ſie zu Rom ſind, entweder von den Theilnehmern der Verſchwörung oder von einer gedungenen Menge gewaltthätig befreit werden. Gleichſam als gäbe es Schlechte und Böſewichter nur in der Stadt und nicht durch ganz Italien, oder als wenn nicht da mehr die Kühnheit vermöge, wo zur Vertheidigung wenigere Hülfsmittel vorhanden ſind. Deshalb iſt wenigſtens dieſer Rath richtig, wenn er Gefahr von jenen befürchtet. Falls

er aber bei der ſo großen Furcht Aller allein nicht fürchtet, um deſto mehr frommt es, für mich und für euch zu fürchten.

Daher, wenn ihr über den P. Lentulus und die andern beſtimmen werdet, ſeyd überzeugt, daß ihr zugleich über das Heer des Catilina und über alle Verſchworne beſchließet. Je ſorgfältiger ihr dieſes verhandeln werdet, deſto mehr wird jenen der Sinn wanken. Haben ſie euch auch nur ein wenig läſſig geſehen, dann werden alle voll wilden Muthes erſcheinen. Glaubt nicht, daß unſere Altvordern durch Waffen den Staat aus der Niedrigkeit zur Größe erhoben. Wäre dies, ſo würden wir ihn als den bei weitem ſchönſten bewohnen, denn von Bundesgenoſſen und Bürgern, überdies von Waffen und Pferden iſt uns eine größere Menge als jenen. Doch andere Dinge waren es, welche jene groß gemacht, welche bei uns gar nicht ſind. Zu Hauſe Fleiß, draußen gerechte Regierung, ein beim Berathſchlagen freier Geiſt, keinem Irrthum, keiner Leidenſchaft fröhnend. Statt dieſer haben wir Schwelgerei und Habſucht; der Staat dürftig, der Einzelne überreich; wir preiſen die Reichthümer, dienen der Trägheit; zwiſchen Guten und Schlechten kein Unterſchied; alle Belohnungen der Tugend Beſitzthum des Ehr-

geizes. Kein Wunder; da ihr getrennt, ein jeder für sich, Entschlüsse faßt, da ihr zu Hause den Lüsten, hier dem Gelde oder der Gunst fröhnt; daher kommt es, daß losgestürmt wird auf den verwaisten Staat. Doch ich übergehe dieses. Verschworen haben sich die vornehmsten Bürger, die Vaterstadt in Brand zu stecken. Die Gallier, das dem römischen Namen feindseligste Volk, vermochten sie zur Theilnahme am Kriege. Der Anführer der Feinde schwebt über unserm Haupte. Ihr zaudert auch jetzt noch sinnend, was gegen die innerhalb der Mauern ergriffenen Feinde zu verfügen? Habt Mitleiden, stimme ich; gefehlt haben die jungen Leute aus Ehrgeiz; ja auch mit den Waffen in der Hand entläßt sie. Traun! diese Langmuth, dieses Mitleid wird, wenn jene werden die Waffen ergriffen haben, euch zum Verderben gereichen. Freilich die Sache ist gefährlich. Doch ihr fürchtet sie nicht! Ja gar sehr; aber aus Trägheit und Weichlichkeit des Sinnes, einer auf den andern schauend, zaudert ihr im Vertrauen auf die unsterblichen Götter, welche diesen Staat oft in den größten Gefahren errettet. Nicht durch Gelübde, nicht durch weibische Gebete wird die Hülfe der Götter erworben. Durch Wachen, Handeln, sinnvolles Rathen gewinnt alles einen glücklichen Ausgang. Wenn du dich der Lässigkeit und

Trägheit hingegeben, wirſt du vergeben3 die Hülfe der Götter erflehen; zornig ſind ſie und feindſelig. Bei unſern Altvordern ließ T. Manlius Torquatus im galliſchen Kriege ſeinen Sohn, weil er wider Befehl gegen den Feind gekämpft, hinrichten, und jener ausgezeichnete Jüngling büßte für ſeine ungezügelte Tapferkeit mit dem Tode. Ihr könnt noch mit dem Urtheile über die grauſamſten Mörder zögern? Freilich, ihr übriges Leben ſteht mit dieſem Frevel in Widerſpruch. Nehmt alſo Rückſicht auf die Würde des Lentulus, wenn er ſelbſt auf Ehrbarkeit, wenn auf ſeinen Ruf, wenn er auf Götter oder Menſchen jemals Rückſicht genommen, verzeiht der Jugend des Cethegus, wenn ſie nur nicht zum zweiten Male das Vaterland bekriegte. Und Gabinius, Statilius, Congarius? Dieſe hätten, wenn ihnen jemals etwas theuer geweſen, nicht ſolche Plane gegen den Staat gefaßt. Endlich, Väter, Zugeordnete, wenn, beim Hercules, noch ein Fehlgriff erlaubt wäre, leicht würde ich es zugeben, daß ihr durch die Sache ſelbſt gebeſſert würdet, ſintemal ihr Worte verachtet; aber von allen Seiten ſind wir umzingelt. Catilina mit dem Heere droht unſerm Leben. Andere Feinde ſind innerhalb der Mauern im Innigſten der Stadt. Nichts veranſtalten, nichts berathſchlagen können wir im Ver-

borgenen; um ſo mehr muß man eilen. Daher ſtimme ich alſo: da durch den verruchten Plan frevelhafter Bürger der Staat in die größten Gefahren gekommen, und dieſe durch die Anzeige des T. Volturcius und der Geſandten der Allobroger überführt, eingeſtanden haben, daß ſie Mord, Brand, andere ſcheußliche und grauſame Thaten gegen Bürger und Vaterland im Sinne gehabt; ſo muß man an den Geſtändigen als offenbar des Lebens Schuldigen, nach Sitte der Altvordern die Todesſtrafe vollſtrecken.

Johann Schulze.

30. Jahren erinnern kan. Es hat mehr an Waaren als an Geld gefehlet. Die Griechen zumalen haben ſich häufig eingefunden.

Der Graf von **Montmartin** hat den Würtembergiſchen Hof verlaſſen, und ſeitdem von dem Römiſch-Kayſerlichen Hofe Beglaubigungsſchreiben, als Kayſerlicher Miniſter, an die Sächſiſchen Höfe Erneſtiniſcher Linie erhalten.

An dem **Franzöſiſchen Hofe** hat die Rußiſche Kayſerin einen neuen Geſandten, den Fürſten **Baratinsky** ernennet. Hierdurch, und durch die friedfertigen Erklärungen, welche Rußland dem König von Schweden neuerlich gethan hat, verſchwindet die Furcht der Ausbreitung der Kriegsflamme in Norden, wovon die Folgen für ganz Europa unüberſehbar geweſen wäre.

Frankreich und **Spanien** hatten ſchon die Befehle in ihren Seehäven gegeben, mit aller Geſchwindigkeit die Flotten auszurüſten. Der Engliſche Bothſchafter zu Paris, **Lord Stormont**, welcher die Abſichten davon in Nahmen ſeines Hofes zu wiſſen verlangte, erhielte zur Antwort: daß in der Ungewißheit des Betragens Rußlands gegen Schweden, Frankreich als ein alter Bundes-Verwandter von dem letzten ſich verbunden halte, eine Flotte auszurüſten um in allen Fall Schweden beyzuſtehen, und daß alſo die Kriegs-Rüſtung keinen Bezug auf England

habe.

Inhalt.

Seite

I. Blumen auf edle Teutſche.

1. Dem Herrn von Archenholz, bei Gelegenheit ſeiner 25 jährigen Jubelfeyer als Journaliſten. 3

2. Schüterdank und Lehrerfreude. 5

II. Noch einige Proben aus dem Renner des Hugo von Trimberg. 20

(Nach einem Codex der großherzogl. Hof-Bibliothek in Darmſtadt. Fortſetzung.)

4. Der Mönch und der Krug. 20

5. Der Prälat mit den Birnen. 22

6. Der Halbritter, oder Geburts- und Verdienſtadel. 25

7. Die Ohrenbeichte. 28

III. An die Freunde der höheren Cultur. 34

IV. Ueber ein Paradoxon der Platoniſchen Republik. 49
(Fragment aus einer ungedruckten Schrift: über die Poetik der Alten.)

V. Probe einer Ueberſetzung des Salluſt. Cato's Rede im Senat bei der Berathſchlagung über die Beſtrafung des Catilina und ſeiner Anhänger. 70

No. IV.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

April. 1808.

I. Ankündigungen.

1.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Oſter-Meſſe 1808 erſchienen ſind.

Archiv für Ethnographie und Linguiſtik von F. J. Bertuch und J. S. Vater. 16 Stück. gr. 8.
(Erſcheint gleich nach der Meſſe.)

Bertuchs, F. J., Tafeln der allgem. Naturgeſchichte nach ihren drei Reichen, nebſt vollſtändiger ſynoptiſcher

Enumeration aller bis jetzt bekannten Naturkörper und ihrer Characteriſtik, mit ausgemalten Kupfern. *Mineralreich* II. Hauptabth. *Orognoſie.* 2r Heft. gr. 4. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Erklärungen, mit ausgem. Kupf. No. 101. 102. 103. 104. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

— Daſſelbe mit ſchwarzen Kupf. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Bertuch, C., Bemerkungen auf einer Reiſe aus Thüringen nach Wien im Herbſte und Winter 1805 bis 1806. mit Kupfern. gr. 12. 1 Rthlr. od. 1 fl 48 kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann. XXXV. Band enthält: 1) J. Drayton's Beſchreibung von Süd-Carolina. m. 1 Charte. 2) M. P. Malouet's Beſchreibung von San-Domingo. gr. 8 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

— Derſelben XXXVI. Bd. enthält: 1) Olivier's Reiſe durch die Türkei. 3r Bd. 2) Regiſter zum XXV. bis XXXVI. Bd. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 fl. 3 kr.

— Derſelben XXXVII. Bd. enthält: Perons Entdeckungs-Reiſe nach Auſtralien. 1ſter Th. mit Kupf. gr. 8. 2 Rthl. od. 3 fl. 36 kr.

Drayton's, J., Beſchreibung von Süd-Carolina. a. d. Engliſchen mit Anmerkungen und Zuſätzen. mit 1 Charte. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr od. 3 fl. 9 kr.

Ehrmanns, Th. F., neueſte Kunde der nordiſchen Reiche, Dänemark, Norwegen und Schweden, nach ihrem jetzigen Zuſtande aus den beſten Quellen dargeſtellt, mit Charten und Kupf. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Ehrmann, Th. F., über die Heereszüge zu Lande nach Indien, ein geograph. hiſtor. Verſuch. m. 1 Charte. gr. 8. 9 gr. od. 40 kr.
(Aus den *A. G. Ephemeriden* beſonders abgedruckt.)

Ephemeriden, Allgem. Geogr., verfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von *F. J. Bertuch.* XI. Jahrgang. 1808. 1ſtes, 2tes und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Froriep, L. F., das Thierreich, oder characteriſt. Beſchreibung aller zur Zeit bekannten Thiere; als Commen-

tar zu den Bertuch'schen Tafeln der allgem. Naturgeschichte. 1ſter Th. Säugthiere. 1ſter Heft gr. 8.
(Wird nach der Meſſe fertig.)

Funke's, C. Ph., ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. (Fortgeſetzt und bearbeitet von verſchiedenen Gelehrten.) No. 101. 102. 103. 104. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Gartenmagazin, Allgemeines Teutſches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des practiſchen Gartenweſens. Vr Jahrg. 1808 1s, 2s und folg. Stücke, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 4. der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. od. 10 fl 48 kr.

Gruber, J. G., Wörterbuch der Aeſthetik, der ſchönen Künſte, Kunſtgeſchichte und Archäologie; mit Kupf. 1r Bd. gr. 8.
(Wird nach der Meſſe fertig.)

Hoberle, Dr. C. C. das Mineralreich oder characteriſirende Beſchreibung aller zur Zeit bekannten Mineralkörper; als Commentar zu den Bertuch'ſchen Tafeln der allgemeinen Naturgeſchichte. I. Hauptabth. Oryctognoſie, 2r Heft. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Journal für Kinder, Eltern und Erzieher, herausgegeben von F. J. Bertuch und C. Ph. Funke, in 2 Abtheilungen der Jugendfreund und Rathgeber, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. 1r Jahrg. 4s — 12s Stück. gr. 8 der Jahrg. von 12 Doppelhe,ten 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von C. Bertuch. XXIII. Jahrg. 1808. 1s, 2s und folg. Stücke mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. od. 9 fl.

Itinéraire de la France, orné de la nouvelle Carte routière des Poſtes impériales, et du Panorama de Paris. gr. 8. 2 Rthlr. ou 3 fl. 36 kr.

Itinéraire de l'Italie, orné d'une Carte nouvelle et de deux Panoramas. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Kindermoral in Feenmärchen. 4 Bändchen. 12. Schreibp. gebeftet 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— Daſſelbe auf Druckpap. ungeb. 12 gr. od. 54 kr.

Länder- und Völkerkunde, neueſte, ein geographiſches Leſebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern. 1808. oder Vr und VIr Bd. gr. 8. der Band von 6 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. NB. 2 Bde. machen einen Jahrg. von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr. koſtet.

Ratouet's, V. P., Beſchreibung der weſtindiſchen Inſel San-Domingo, a. d. Franzöſ. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Olivier's, G. A., Reiſe durch das türkiſche Reich, Aegypten und Perſien, während der erſten 6 Jahre der franzöſ. Republik oder von 1792 bis 1798. a. d. Franzöſ. herausgegeben von Th. F. Ehrmann. 3r Theil, welcher die 5te und 6te Abth. und die Reiſe nach Perſien enthält. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Péron, F., Entdeckungsreiſe nach Auſtralien, unternommen auf Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers von Frankreich ꝛc. in den Jahren 1800 bis 1804. A. d. Franzöſ. mit einer Einleitung und Anmerkungen von Th. F. Ehrmann. 1r Th. m. Kupfern. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 30 kr.

Peru, nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande dargeſtellt aus dem Mercurio Peruano, aus der ſpaniſchen Urſchrift überſetzt von C. A. Schmidt, und herausgegeben von F. J. Bertuch. 2r Th. mit 1 Charte. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Porträts der berühmteſten Geographen, Seefahrer, Reiſebeſchreiber und anderer um die See- und Länderkunde wohlverdienter Männer; mit kurzen biographiſchen Notizen von ihnen. 1ſte und 2te Decade. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Repertorium, Allgem. der Literatur. Drittes Quinquennium für die Jahre 1796 bis 1800. 2 Bde. gr. 4. 9 Rthlr. od. 16 fl. 12 kr.

Einzelne Fächer der Wiſſenſchaften des *Repertoriums*, wie ſie beſonders zu haben ſind.

— *Syſtematiſches Verzeichniß*, aller in der *Wiſſenſchaftskunde* und *philologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— aller in der *theologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.

— aller in der *juriſtiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— aller in der *mediciniſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr.

— aller in der *philoſophiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 15 gr. oder 1 fl. 8 kr.

— aller in der *pädagogiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 12 gr. oder 54 kr.

— aller in der *Staatswiſſenſchaftlichen und Kriegswiſſenſchaftl. Literatur* in d. J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

— aller in der *phyſikaliſch- naturhiſtoriſchen, gewerbswiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Literatur* in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— aller in der *hiſtoriſch - geographiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 18 gr. od. 2 fl. 57 kr.

— aller in der *belletriſtiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

— aller in der *allgemeinen Literaturgeſchichte* und *vermiſchten Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Roſenmüllers, J. C., chirurgiſch - anatomiſche Abbildungen, lateiniſch und teutſch. II. Theil, welcher die Theile der Bruſt und die Bruſtglieder begreift. 2te Lieferung mit 4 illum. Tafeln. gr. fol. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

— Dieſelben, mit ganz ausgemalten Tafeln nach der Natur. 7 Rthlr. 12 gr. od. 13 fl. 30 kr.

Ein vollſtändiges Exemplar aller bis jetzt erſchienenen 5 Lieferungen koſtet mit gewöhnl. Illumination 17 Rthlr. 18 gr. mit ganz ausgem. Kupf. 31 Rthlr. 6 gr.

Wieland's, C. M., Neuer Teutſcher Merkur vom Jahre 1808. 16, 26 u. folg. Stücke; 8. mit Kupf. der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Kupferſtiche, Porträts ꝛc.

Abbildungen, fortgeſetzte, aller Obſtſorten aus dem T. Obſtgärtner und Allg. T. Gartenmagazin. Kirſchen I. Lieferung. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr

— derſelben Pfirſchen und Aprikoſen. I. Lieferung. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— derſelben vermiſchte Obſtſorten. I. u. II. Lieferung. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Porträt von Th. Cavendish. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— von Sir Francis Drake. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — Sir Arthur Philip. Esqr. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — Joh. Keppler. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — A. G. de Busbecq. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— — Ruſtan, Leib-Mameluck des Kaiſers Napoleon. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — Lord Henry Petty. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — Antonio Canova. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Commissions-Artikel.

Porträt Ihro Kaiserl. Hoheit der Frau Großfürstin Maria Paulowna, Erbprinzeßin von S. Weimar. Nach Tischbein gezeichnet und gestochen von C. A. Schwertgeburt. gr. fol. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Hortus Reichertianus, oder ein vollständiger Catalog für Handelsgärtner und Liebhaber der Gärtnerei; von J. F. Reichert. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1807. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bassirilievi antichi di Roma incisi da T. *Piroli* colle Illustraz. di G. *Zoega* publ. da *P. Piranesi*. Distr. 1 — 7. gr 4. auf ord. und Velinp.

Contour-Blätter zur Uebung für junge Zeichner und Kupferstecher gesammelt und gestochen von Th. Göz. 1r Heft. gr. 4. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

2.

Neue Charten und geographische Werke, welche im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar zur Leipziger Ostermesse 1808 erschienen sind.

A. Geographisch-militärische Werke.

Darstellung der Schlacht bei Jena und des Treffens bei Auerstädt am 14. Oct. 1806. auf einer Charte und zwei Plänen, mit teutscher und französischer Erläuterung. gr. 4. Dritte durchaus berichtigte und vermehrte Ausgabe. 1 Rthlr. 9 gr. od. 2 fl. 28 kr.

Nachricht von der Schlacht bei Preußisch-Eylau, am 8. Febr. 1807. In teutscher und französischer Sprache, mit einer Charte der umliegenden Gegend und dem Plane der Schlacht. gr. 4. 2te sehr vermehrte Ausgabe. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Uebersicht der Operationen der Kaiserl. französischen und Kaiserl. russischen Armeen, vom 5. Juni bis zum Waffenstillstand von Tilsit am 21. Juni 1807. nebst der Schlacht von Friedland, aus französischen und russischen Official- und Privat-Briefen. Zur Erläuterung der Charte davon, in französischer und teutscher Sprache. gr. 4. 2te sehr vermehrte Ausgabe. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

(Obige drei Berichte der drei Hauptſchlachten ſind auch mit ihren vollſtändigen Texten zuſammen unter folgendem Titel mit einer Vorrede zu haben):

Sammlung der Pläne und Nachrichten von den 3 Hauptſchlachten des letzten Kriegs, zwiſchen Frankreich, Preußen und Rußland, im Jahre 1806 — 1807, von ſachkundigen Augenzeugen und Theilnehmern derſelben entworfen, und aus Official-Berichten davon zuſammengetragen. gr. 4. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Topographiſch-militäriſche Charte von Teutſchland, in 204 Blättern. I. II. III. IV. und V. Lieferung. Jede Monats-Lieferung enthält 4 Blätter fol. Subſcriptionspreiß für die Abnehmer des Ganzen auf ord. Papier jede Lieferung 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr. auf Velinp. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. Einzeln koſtet jedes Blatt auf ord. Pap. 8 gr. auf Velinpap. 10 gr.

B. Charten in großem Rojalfol. Format.

Interims-Charte von Teutſchland. Nach dem Frieden zu Tilſit am 9. Juli 1807 bis zu endlicher Beſtimmung der Beſitzungen, entworfen und berichtigt zu Ende Septembers 1807. von F. L. Güßefeld. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Poſtcharte von Teutſchland, neu entworfen und nach dem Frieden zu Tilſit am 9. Juli 1807 berichtigt von F. L. Güßefeld, in zwei zuſammengeſetzten Blättern; auf ord. Pap. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Charte der Oeſterreichiſchen Erb-Monarchie, nach ihrer neueſten Verfaſſung, entw. von F. Göße. 1808. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— vom Königreiche Weſtphalen, nach den bewährteſten Hülfsmitteln, officiellen Nachrichten, und den neueſten Ortsbeſtimmungen, entw. von F. W. Streit. 1808. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— vom Königreiche Holland, nach den beſten Ortsbeſtimmungen zuerſt entworfen von Adolf Stieler, und nach der neueſten Eintheilung vom 13 April 1807. und dem Länder-Abtretungs-Tractate vom 11. Nov. 1807 berichtigt von F. W. Streit. 1808. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— des Königreichs Baiern, nach seinen dermaligen Bestandtheilen, aus den bewährtesten Charten, Nachrichten und den vorzüglichsten Ortsbestimmungen, neu entworfen von F. L. Güßefeld. 1807. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— vom Königreiche Wirtemberg und dem Großherzogthume Baaden, nach den bewährtesten Hülfsmitteln, und den neuesten Ortsbestimmungen, bearbeitet von F. W. Streit. 1808 Rojalfol. auf ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— von den Großherzogthümern Berg und Hessen, nach den bewährtesten Materialien, und neuesten Ortsbestimmungen, entw. von F. W. Streit. 1808. Rojalfol. auf ord Pap. 8 gr. oder 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

C. Plane und kleinere Charten.

Plan des herzogl. Parks bei Weimar, Rojalfol. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Charte des Cantons Graubünden, nach dem Meyerschen Schweizer-Atlas verbessert und in 9 Bezirke eingetheilt. 1807. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— vom Wesergebirge. 1807. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— vom Tartarenstaate Chiwa. 1807. fol. 3 gr. oder 15 kr.

— der neuen Gränze zwischen Italien und Oesterreich, nach dem letzten Tractate vom 10. Nov. 1807. fol. 3 gr. od. 15 kr.

Plan von Bern. 1807. fol. 3 gr. od. 15 kr.

— von Stockholm. 1807. fol. 3 gr. od. 15 kr.

In Commission.

Charte vom Erfurtschen Gebiete nebst der Herrschaft Blankenhayn und Untergleichen. Nach astronomischen Ortsbestimmungen, geodätischen Messungen und anderen brauchbaren Hülfsmitteln, entworfen von F. L. Güßefeld. 1803. 20 gr. od. 1 fl 30 kr.

— von Schlesien, in Nieder-, Ober- und Neu-Schlesien, und in Fürstenthümer, desgleichen in das Breslauer- und Glogau'sche Kammerdepartement und in deren landräthliche Kreise eingetheilt, nach den besten und zuverläßigsten Hülfsmitteln entworfen im Jahre 1804. 2 Blatt. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

habe. England ließ darauf wiederholt erklären, daß die Verbindungen, worinnen diese Crone mit Rußland stünde, sie in die Nothwendigkeit seßten, ein Ebenmäßiges für ihren Bundesgenossen zu thun, und der Befehl würde sogleich zu der geschwindesten Kriegs-Rüstung in alle Seehäven gegeben werden. Hierauf erfolgte die weitere Anzeige von Frankreich, daß da Rußland sich neuerlich gegen den König von Schweden friedfertig herausgelassen habe, so sähe man die weitere Kriegs-Rüstung vor der Hand vor unnöthig an, und so wurden auch von Seiten Englands die weiteren Zurüstungen eingestellet. Das Französische Ministerium scheinet überhaupt dermalen sehr unschlüßig zu seyn, da die innerlichen Unruhen, der Zustand des Reichs, und die Finanzen den Frieden so nothwendig erheischen, als die auswärtigen Conjuncturen oft den Ausbruch des Kriegs unvermeidlich glauben machen. Solte der dermalige Minister der auswärtigen Geschäfte der Duc d'Aiguillon mit einem andern Minister sein Departement vertauschen, und (wie verlauten wollen) der Graf von Broglio, die Stelle des Ducs bekommen, so würde ein baldiger Krieg wohl nicht mehr zweifelhaft seyn. Der dritte Enkel des Königs, der **Graf von Artois** soll sich nun auch vermählen, und ist zu dessen zukünftiger Gemahlin die Tochter des Königs von Sardinien, und Schwester der Gräfin von Provence bestimmt. Der Controlleur der Finanzen in Frankreich hat zu Bestreitung der Kosten dieser

Ver-

— des Riesengebirges, nach den besten Hülfsmitteln und neuesten Ortsbestimmungen entworfen von Dr. C. G. Hoffer. 1806. Royalfol. ord. Pap. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr. auf Velinp. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— vom Fürstenthum Hohenlohe und der Grafschaft Limpurg, auf welcher auch das Fürstenthum Krautheim und das schwäbisch-hallesche Gebiet mit enthalten sind. Von G. J. Hammer, Major und Cassier des fränkischen Reichskreises. 1806. 14 gr. od. 1 fl. 4 kr.

— von dem Fürstenthume Weimar. Nach astronomischen Ortsbestimmungen, aerometrischen Messungen und andern Hülfsmitteln und Nachrichten entworfen von F. L. Güßefeld. 1807. in 2 Blatt. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Specialcharte von Neuostpreußen in 15 Blättern: herausgegeben von Textor.

3.

Neue Verlagswerke der F. S. priv. Hof- Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt.

Fuhrmann, W. D., Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften und der besten Ausgaben und Uebersetzungen derselben. 2r Bd. 2te Abth. gr. 8.

Auch unter dem Titel: *Handbuch der classischen Literatur der Griechen*, 2ten Bandes 2te Abth. gr. 8.

(Wird nach der Messe fertig.)

Garten-Memorandum, für Liebhaber, welche ihren Gartenbau entweder selbst besorgen oder doch richtig übersehen und leiten wollen. A. d. Jahr 1808 zusammengetragen von dem Herausgeber des Allg. T. Gartenmagazins mit 2 Kupfern. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Gemälde nach dem Leben, in Teutschland gesammelt. No. I. Selbstgeständnisse einer Verführten. 1r u. 2r Theil. kl. 8.

(Wird nach der Messe fertig.)

Gruber, J. G., poetische Anthologie der Teutschen, für Frauenzimmer. 1r Bd. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

London und Paris, eine Zeitschrift, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 11r Jahrg. 1808. 1s, 2s und folg. St. Der Jahrg. von 8 Stücken geh. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Eichler's, J. B., Beschreibung der gemeinnützigen Schäfferschen Wasch-Maschine, und der Methode wie die Wäsche darin behandelt wird; von ihm verbessert und herausgegeben. Mit 2 Kupf. gr. 8.
(Wird gleich nach der Messe fertig.)

Sonnenberg's, Franz von, Verfassers des Donatoa, Gedichte. Nach dessen Tode herausgegeben von J. G. Gruber; mit des Dichters Porträt. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Thalie et Melpomène Françoise, ou Recueil periodique de Pièces de Théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs Théâtres de Paris. Avec des Notes et des Explications necess. pour les Etrangers. T. 1. Cah. 1 et 2. gr. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Die hierin enthaltenen Stücke sind auch einzeln zu haben, nämlich:

La Jeunesse de Henri V. Comed. en 3 actes, par *A. Duval*. gr. 8. 8 gr. od. 36 kr.

Louis et Pallaprat, Comed. en un acte et en vers, par *M. Etienne*. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

L'Ami de tout le monde, Comed. en deux actes et en Prose, par *L. B. Picard*. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Les Ricochets, Comed. en un acte et en Prose, par *Picard*. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Amour et mystère, ou le quel est mon Cousin? Comed. en un acte, meiée de Vaudevilles, par Mr. *J. Pain*. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Voigt, J. H., über die Cometen und besonders über den von 1807. nebst seiner Abbildung. gr. 8. 9 gr. od. 40 kr.

Kupferstiche.

Ansicht der Johannisstraße in Jena, am Tage der Schlacht den 14. Oct. 1806. fol. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Commissions-Artikel.

Meinungen der Aerzte über die Gicht, die Ursachen ihrer Entstehung und die sichersten Mittel ihrer Heilung. Herausgegeben von *J. Ph. Schellenberg*. 2te wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Schellenbergs, J. Ph., kaufmännische Arithmetik, oder allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufacturisten, Fabrikanten und deren Zöglinge. 1r und 2r Curs. jeder in 2 Th. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Stieler's, Joh. Christ., leichteste und vollständige Anwei-

sung zur baldigen Erlernung des richtigen Lesens und Buchstabirens. 8.

Merlich, G., der kleine Staatsbürger, oder erst Begriffe von Staat und den verzügl. Ständen, Handwerken, Fabriken, Künsten und Wissenschaften ꝛc. für Kinder. 8. 6 gr. od. 27 kr.

4.

Garten-Memorandum, für Liebhaber welche ihren Gartenbau entweder selbst besorgen oder doch richtig übersehen und leiten wollen. A. d. Jahr 1808 zusammengetragen von dem Herausgeber des Allg. T. Gartenmagazins mit 2 Kupfern gr. 8.

Dies kleine Memorandum soll kein elegantes Mode-Product, sondern ein wahrhaft nützliches Taschenbuch für practische Garten-Liebhaber seyn. Es entstund durch den Wunsch mehrerer Freunde des Gartenbaues, die für die tausend kleinen Geschäfte, Facta oder Notizen, welche das ganze Jahr hindurch entweder notirt, oder vorbereitet, oder zur rechten Zeit besorgt seyn wollen, wenn im Garten alles gut gehen soll, ein bequemes Taschenbuch, eine Art von Schreibe-Kalender verlangten, der ihrem Gedächtnisse, so wie ihrer Liebhaberei eben so zu Hülfe käme, als dem Advokaten bei seiner gerichtlichen Praxis sein Termin-Kalender.

Man foderte mich daher auf, ein solches Garten-Memorandum zu veranstalten, es nach meiner eigenen Praxis einzurichten, und es mit den gemeinnützigsten Notizen aus meinem A. Teutsch. Garten-Magazine zu versehen. Ich entspreche hiermit dieser Aufforderung und übergabe dies Memorandum, so anspruch- als prunklos, den practischen Garten-Liebhabern, die entweder ihre Garten-Geschäfte selbst besorgen, oder doch richtig übersehen, beurtheilen und ihren Gärtner dirigiren wollen. Freilich setzt dies schon einige practische Kenntnis und Uebung voraus; ohne diese gewährt der Gartenbau aber auch kein Vergnügen. — Jetzt ein Paar Worte über den Inhalt dieses Taschenbuchs, und wie und warum ich ihn so componirt habe.

Den Anfang macht das eigentliche Garten-Memorandum, nach Monaten, Wochen und Tagen geordnet. Jeder Monat hat 2 Octav-Seiten einander gegenüber. Die erste enthält in 2 Colonnen den Datum und Wochentag, so wie auch den Mondwechsel, und die 3te leere Colonne ist dazu bestimmt, daß man sich bei einem oder dem andern Tage nur

mit ein Paar Worten die Garten-Geschäfte notirt, die da besorgt werden sollen, um sich zur Zeit daran zu erinnern, oder auch was man an diesem oder jenen Tage im Garten gethan, gesäet, gepflanzt oder sonst besorgt hat, um es nicht zu vergessen. Die leere Seite rechter Hand, mit der Rubrik Garten-Notanda, dient zu ausführlichern Garten-Notizen, die man niederschreiben und sich erhalten will; oder auch um das ausführlicher zu notiren, wozu man auf der 3ten Colonne keinen Raum hatte. Kurz, dies ist der Schreibe-Kalender des practischen Gärtners, und eben darum ist das Groß-Octav-Format, und Schreibe-Papier zum G. M. gewählt.

Nun folgen Allgemeine Notizen für den Gartenbau: theils beständige, die der Garten-Liebhaber immer zum Nachsehen braucht, theils andere practische, aber transitorische Bemerkungen; alle aber aus dem A. T. Gartenten-Magazine ausgehoben, weil nicht alle Gärtner dies größere Werk besitzen, und die Liebhaber dies wünschten.

Zu den ersten, beständigen, gehört mit Rechte der Gartengeschäfts-Kalender des Hrn. Geh. O. Forst-Raths v. Essen, der wegen seiner schönen Anordnung, klaren Uebersicht und practisch richtigen Angabe der Gartengeschäfte, allen andern Garten-Kalendern die ich kenne, vorzuziehen, und der sicherste Handleiter des Garten-Liebhabers ist.

Die zweite Abhandlung über die Dauer der Keimfähigkeit der Gemüse-Sämerey hat ihren practischen Nutzen.

No. III. Das raisonnirende Saamen-Verzeichniß für Blumen-Freunde, von Hrn. Past. Schulze in Höhnm, ist wegen seiner practischen Bemerkungen über die Behandlung und Cultur der vielen exotischen Gewächse gewiß für alle Garten-Liebhaber eine sehr interessante Erscheinung.

Der IVte und Vte Aufsatz über die beste Form und Materie der Blumen-Scherben, und über die Numerhölzer, geben, so geringfügig sie auch scheinen möchten, doch gewiß dem Garten-Freunde, und besonders dem Handelsgärtner, Blumisten und Pomologen, sehr nutzliche Winke.

Und so wäre dann dies Garten-Memorandum bloß für den practischen Gärtner geordnet und bestimmt. Findet man es brauchbar, und beehrt es das Publikum mit seinem Beifalle, so werde ich es jährlich fortsetzen, und für künftiges

Jahr 1809 früher erscheinen lassen, als für heuer; wo ich die Aufforderung dazu leider zu spät erhielt. —

Geschrieben im Februar, 1808.

Der Herausgeber.

* * *

Obiges Garten-Memorandum ist in unserm Verlage erschienen und kostet gebunden 18 gr. Sächs. od. 1 Fl. 21 Kr. Reichsgeld

Rudolstadt im Februar 1808.

F. S. R. pr. Hof-Buchhandlung.

II. Erschienene Neuigkeiten

im April

UND DEREN INHALT.

I.

Bilderbuch für Kinder ꝛc. von **C. Bertuch**, mit vierfachem, deutschen, französischen, englischen und italienischem Texte und ausgemalten oder schwarzen Kupfern CI. und CII. Heft. 4. Nebst dem

Ausführlichen Text dazu. 8.

sind so eben erschienen und enthalten folgende Gegenstände:

CIII. Heft.

Taf. 11. Schöne ausländische Schmetterlinge. Fig. 1. Der ostindische Argus. Fig. 2. Der grungestreifte westindische Segelvogel. Fig. 3. Der amerikanische Feuerfleck. Fig. 4. Der surinamische Pomeranzenflügel.

Taf. 12. Die Art, wie die Negern in Amerika die Abgottsſchlange abziehe
Taf. 13. Das Einſammeln der Cochenille.
Taf. 14. Der Schnee mit ſeinen Cryſtalliſationen.
Taf. 15. Gefrorne Fenſterſcheiben.

CIV. Heft.

Taf. 16. Indiſche Trachten. Fig. 1. Ein Pandarum oder hinduiſcher Bettelmönch. Fig. 2. Ein Fakir. Fig. 3. Ein indiſcher Schreiber. Fig. 4. Ein Götzenwagen. Fig. 5. Ein Bäcker.
Taf. 17. Indiſche Büßende. Fig. 1. Der Büßende an der Wippe. Fig. 2. Der Dakambari. Fig. 3. Ein ſich fortrollender Büßender.
Taf. 18. Indiſche Gaukler. Fig. 1. Indiſche Gauklerin im Fort George. Fig. 2. Ein Schlangenbändiger. Fig. 3. Gaukelſpiel mit dem Stier.
Taf. 19. Moſcheen und Pagoden in Hindoſtan. Fig. 1. Große Moſchee bei Arkot. Fig. 2. Die Pagode von Wira-Mallo.
Taf. 20. Die Kometen.

Dieſe ſo wie alle bis jetzt herausgekommenen Hefte ſind immer ſowohl einzeln, als auch in vollſtändigen Exemplaren zu den bekannten Preißen zu haben, ſo daß alſo Liebhaber ſich bequem dieſes nützliche Werk nach und nach anſchaffen können.

Weimar den 31. März 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1808. IV. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Ueber die Heereszüge zu Lande nach Indien in älteren und neueren Zeiten. Ein geograph. hiſtor. Verſuch. Mit einer Charte.

Bücher-Recenſionen. 1. Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1808. 2. Die teutſche Reichsſtandſchaft. 3. Die Situations-Zeichnung, von *F. Schiener*. 4. Voyage de decouvertes aux Terres Auſtrales, exécuté par Ordre de S. M. l'Empereur et Roi etc. pendant les années

1800 — 1804 etc. redigé par *M. F. Péron.* Paris, 1807. Tom. I. 5. Tableau d'Amſterdam, ou Guide des Etrangers par cette ville, par *P. G. Wilſen Geisbeck.* Amſterdam, 1807.

Charten - Recenſionen. 1. *Charte von Nürnberg,* trigonometriſch aufgenommen und gezeichnet vom Prof. *Joh. Leonh. Späth.* 1807. Nürnberg, bei Schneider und Weigel. 2. *Polen's Umwandlungen von 1772 bis* 1807 etc. Leipzig, bei Dyk. 3. *Charte von Italien und Dalmatien* etc. vom Prof. *Conr. Mannert.* Nürnberg, b. Homanns Erben 1807. 4. *Charte von Jütland* etc. von *F. L. Güſſefeld.* Nürnberg, bei Homanns Erben. 1807.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Auszug eines Briefs des Hrn. Dr. *Langsdorf* aus Neu-Californien an Hrn. Hofr. *Blumenbach* in Göttingen. 2. Nachtrag zu der Abhandlung über *El Dorado,* im Februar Hefte der A. G. E. 1808. S. 136. 3. Beitrag zur Statiſtik des Rheiniſchen Bundes, und einiger anderer neuen Staaten. 4. Biographiſche Notiz vom Hrn. *Joſ. Hyeron. François de La Lande.* 5. Eintheilung des Königr. Weſtphalen nach der Organiſation vom 24. Decbr. 1807, und mit Hinzufügung der neueren Erwerbungen; vom Hrn. Prof. *Haſſel.* 6. Das neue Königl. Sächſ. Interims-Reichs-Wappen, mit Abbildung. 7. Anzeige wegen der im Januar-Hefte der A. G. E. dieſ. Jahres gewünſchten Barometer-Höhen Tafeln.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Die Charte über die Heereszüge zu Lande nach Indien. 2. Das Königl. Sächſiſche Interims Reichswappen.

Weimar im April 1808.

F. C. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden. 1808. IV. Stück.

Inhalt.

I. Die Bäder von Lucca (Fragment aus dem Tagebuche eines Teutſchen durch Italien. 1808.) II. Neueſte Literatur Teutſchlands. III. Die Rheinreiſe. (Aus einem Briefe.) IV. Caſſel in ſeinem neuen Leben vom 2ten Februar bis zum 16ten März. V. Kunſt. Elementar-Zeichenwerk zum Gebrauch der Kunſt und Gewerk-Schulen der preußiſchen Staaten.

VI. Miscellen. 1. Prometheus. Eine Zeitschrift, von Leo v. Seckendorf und Jos. Stoll. 2. Torquato Tasso's Ehrendenkmal in Sorrento. 3. Neuigkeiten aus München. Schluß des Carnevals. Theater und Musik. VII. Moden. 1. Zwei neue Moden. 2. Pariser Moden. Erster Modenbericht vom Anfange des Jahres 1808. Zweiter Sitten- und Modenbericht. VIII. Ameublement. Theemaschine. IX. Erklärung der Kupfer.

Weimar, im April 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allgemeines teutsches Garten-Magazin 1807. 3. Stck.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Beschreibung und Abbildung der schönsten, bis jetzt bekannt gewordenen Ixie, (Ixia tricolor, Curtis,) und ihrer Cultur in Blumentöpfen. 2. das trauernde Löwenmaul. (Antirrhinum triste); und Das Alpen-Löwenmaul. (Antirrhinum Alpinum. (Mit Abbildung auf Taf. 7. Fig. 1 u. 2) 3. Der Chinesische Apfelbaum. (Mit Abbildung auf Taf. 8.) 4. Teutsche Ziergewächse für teutsche Gärten. (Von Hrn. Dr. Dennstädt: Fortsetzung) 5. Ueber die Befruchtung der Achania malvaviscus. (Auszug eines Schreibens an den Herausgeber.) V. Gemüse-Bau im Garten und auf dem Felde. 1. Einige der vorzüglichsten eßbaren Schwämme und deren künstliche Erziehung. 2. Nach einer neuen unbekannten Methode, ohne viel Mühe und Geldaufwand, besonders wohlschmeckende Champignons in großer Menge zu erzeugen. IX. Saamenbau, Sämerei und Pflanzenhandel. 1. Verbesserungen und Zusätze zu dem Saamen-Verzeichnisse für Blumenfreunde, im Januar-Hefte des Allg. T. Gart. Mag. 1808. S. 28 (Von Hrn. P. Schulze.) XI. Garten-Miscellen. 1. Der Kunstgärtner, wie er seyn soll und kann. (Ein Beitrag zur Ausbildung junger Gärtner.) 2. Ein sehr einfaches, aber wirksames Mittel gegen die Erdflöhe.

Hierzu gehören folgende Abbildungen:

Tafel 6. Die Ixia tricolor. Taf. 7. Fig. 1. Das trauernde Löwenmaul. Fig. 2. Das Alpen-Löwenmaul. Taf. 8. Der Chinesische Apfelbaum.

Weimar, im Februar. 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius. 1808.

I.

Gedichte.

1.

Die Inſel und der Genius.

(Eine pſychologiſche Parabel.)

Es liegt ein einſam Inſelland,
Gegründet durch der Allmacht Hand,
In eines Meeres Wogenrunde.
Vernehmt von dieſem Eiland Kunde!

Aus Marmor, wie ihn Paros haut,
Iſt ganz dieß Inſelland erbaut.
Die weiße Tafel, blank und eben,
Scheint ſchwimmend auf der Flut zu ſchweben.

Ein überird'scher Abglanz fällt
Auf dieſe ſtille Friedenswelt
Der Mitt' entſtrahlet, goldgediegen,
Ein' Inſchrift hell mit Flammenzügen.

Und eines Engels Lichtgeſtalt
Das ſelige Revier umwallt.
Geſchäftig iſt dieß hehre Weſen,
Der Inſchrift hohes Wort zu leſen.

Es iſt der Inſel Genius,
Verkündend des Geſetzes Schluß.
Sein ganzes Thun iſt ſtille Würde,
Erhaben über Noth und Bürde.

Doch trübt ſein Himmelsblick ſich oft,
Wenn plötzlich tobend, unverhofft,
Die Wellenfläche ſich empöret,
Von keinem Flutdamm abgewehret.

Oft brauſt die Weg' am Ufer fort,
Und übertoſ't des Engels Wort.
Oft bricht ſie wild aus ihrem Bette,
Und überſtrömt die Marmorglätte.

Vermählung von den Finanz-Einnehmern ein Anlehn von 4. Millionen Livres verlangt.

Die Manufacturen in Lion ſollen dermalen ſehr blühend ſeyn.

Zu Ende des Merzmonaths iſt der Schiffs-Lieutenant von **Kerguelin** an Bord des Schiffes der **Roland** von Breſt wieder ausgelaufen um fernere Entdeckungen in Süden zu machen. Er hat Gelehrte, und Künſtler, auch alle Erforderniſſe, die den Wiſſenſchaften ſo wohl als der Handlung und Schiffart nützlich ſeyn können, an Bord. Die Reiſe ſoll zwey Jahre dauern; und da die Engländer ihrer ſeits in gleichen Abſichten Schiffarthen vornehmen, ſo kan man hoffen, unſere Weltkugel eheſtens vollkommener zu kennen.

Nach den neueſten Nachrichten hat der Pöbel in **Guienne** einen Aufſtand erregt. 6000 Mann ſollen vor Bordeaux ſeyn, um Brod zu verlangen. Das Volk beſchweret ſich, daß ein Monopolium damit getrieben werde, und daß der König ſein Geld durch den Frucht-Handel geltend mache. Verſchiedene Regimenter haben Befehl erhalten dahin zu gehen.

Ein lobenswürdiges Beyſpiel ächter Freundſchaft hat uns vor kurzen der Abt de la Galliſionnaire bey ſeinem ſterbenden Freund dem Abt von Collnicourt gegeben. Letzterer war wegen ſeiner hinterlaſſenden Schulden auf ſeinem Todbette ſehr bekümmert. Der Abt de la Galliſionnaire bezahlte

„Zurück!“ herrscht dem Tumult er zu,
Im hohen Auge Seelenruh.
Die Woge sinkt auf Augenblicke —
Umsonst! der Aufruhr stürmt zurücke.

Bedauernd die Verwüstung, steht
Der Genius, voll Majestät.
Wo blieb die goldne Schrift? Ach, haben
Die wilden Fluten sie begraben?

Ergriff im frevlen Sturm und Drang
Selbst das Gesetz der Untergang?
Es läßt, bei'm schrecklichen Empören,
Der Hohe keinen Laut mehr hören.

Doch seht! Die Scene wechselt schnell:
Vom Aether lächelt Phöbus hell,
Die Flut, als ob sie Herrscher scheuchen,
Eilt in ihr Bett hinab zu weichen.

Die Marmortafel strahlt empor
In reinerm Glanze als zuvor.
Die goldnen Schriften aus dem feuchten
Bezirk wie Blitzesflammen leuchten.

Sein himmliſch Amt, nach dem Orkan,
Tritt gleich der Schutzgeiſt wieder an.
Der Menſch empfängt aus ſeinem Munde
Des heiligen Geſetzes Kunde.

* * *

Anmerkung.

Erklärung der Parabel, deren Stoff aus dem vormals berühmten Buche: Les Moeurs entlehnt iſt: das ſtürmiſche Meer bezeichnet die ſinnliche Natur, die feſtgegründete Inſel die geiſtig-moraliſche Natur des Menſchen. Der Genius iſt die ſittliche Vernunft, die Geſetzgeberin im Reiche der Geiſter.

2.

Mahnung.

Dort der unendliche Raum voll rollender Sonnenſyſteme —
Hinter und vor uns der Zeit unermeßlich flutende Meere —
Ringsum in der Natur ein Wirken unzählbarer Kräfte —

Und, in der Sittlichkeit Reich, der Handlungen
endloſe Folgen!
Immer und überall ſo von Unendlichkeiten um-
zingelt,
Ahn', o Sterblicher, auch die Unendlichkeit dei-
ner Beſtimmung!

Burk.

3.

Der Hermannskobel.

Ein öſterreichiſches Volksmährchen. *)

In Wien gedichtet.

Dem Kahlenberge überzwerch,
Nicht fern von Weidling, liegt ein Berg,
Umgrünt von Buchenholze.
Auf Wieſen, Thäler, Feld und Haid,
Auf Höh'n und Hügel weit und breit
Sieht er herab der Stolze!
Er wird, dieß iſt euch wohl bekannt,

*) Dieſe ſchon vor mehreren Jahren gedichtete Romanze erſchien zwar ſchon einmal im Druck, in Muſik geſetzt von Hrn. Kindermann und dem

Der Herrmannskobel *) itzt genannt,
Weil in der Vorzeit Tagen
Ein Nonnenkloster oben stand,
Erbaut von Ritter Herrmanns Hand,
Wie uns die Kunden sagen.

Oft wenn bei stiller Mitternacht
Die Schwestern kaum halb aufgewacht

damaligen Kaiserl. Königl. Legationssekretär Hammer in Constantinopel, jetzigen K. K. Generalconsul in Nassi gewidmet; allein sie ist im größern teutschen Publikum nicht bekannt geworden und man glaubt daher einigen unsrer Leser, besonders auch denen in den österr. Staaten, deren sich diese Monatsschrift doch noch immer eine achtungswürdige Zahl zu erfreuen hat, durch ihre Mittheilung einiges Vergnügen zu machen. Es bedarf übrigens wohl kaum eines Fingerzeigs, daß solche auf Lokalsagen gegründete Romanzen dann am schönsten gefallen, wenn sie selbst im Ausdruck und Ton nicht allen Geschmack des Bodens, dem sie entwachsen, verläugnen. Manches würde ihr geistreicher Verfasser, derselbe dem sie gewidmet ist, auch wohl anders zu sagen wissen, wenn dies sein Zweck gewesen wäre. B.

*) Herrmannskobel statt Herrmannskogl im österreichischen Dialekte.

Der engen Zell enteilten,
Und in dem Chor mit Orgelklang
Und Harfenton und Pſalmenſang
Zum Lob des Herren weilten,
Bekränzte ſich die Pförtnerin
Mit Krötenkraut und Rosmarin
Und hob ſich auf dem Beſen.
Flugs giengs hinaus zur Ofenthür,
O Herr mein Gott ſey du dafür!
Grade hin zum Böſen.

Die Nachteul ſchrie, der Uhu rief,
Huſch giengs in Lüften quer und ſchief,
In einem Hui und Blitze,
Fort über Moor und Stock und Stein
Berg auf Berg ab, Feld aus Feld ein
Bis zu des Schwarzen Sitze.
Dort tanzte ſie nach Satans-Weis,
Im lichterlohen Hexenkreis,
Auf rothen Ofengabeln;
Rund um den Bock, der glühend droht,
Und fieng mit ihm, verzeih mirs Gott,
Zuletzt gar an zu ſchnabeln.

Und wenn noch alles ringsum ſchlief,
Und nur der Hahn im Dorfe rief,

Zum erſten Morgenſegen,
Kam ſie zurück im ſchnellen Ritt,
Daß Erd und Himmel um ſie glitt,
Sich in das Bett zu legen.
So trieb ſie's lange für und für,
Denn Vater Satan hatte ihr
Im Herzen verheißen:
So lange du dein Weſen treibſt
Und innerhalb des Kloſters bleibſt,
Will ich dich nicht zerreißen.

Doch horch einmal, am hellen Tag,
Kling kling kling kling, und Schlag auf Schlag,
Es iſt wer an dem Thore.
Zu ſehen wer der Fremde ſey,
Eilt ſchnell die Pförtnerin herbei
Mit aufgeſchlagnem Flore,
Ein Jäger iſt's, ein ſchöner Mann,
Mit goldnem Hüfthorn angethan,
Im grünen Feierkleide;
Auf ſeinen Wangen brennet Blut,
Im Auge flammet wilde Glut,
Die Stirne heuchelt Freude.

Komm mit mir, liebe Pförtnerin,
Zu jener hohen Buche hin,

Wo meine Hunde graben;
Dort liegt ein Schatz von hohem Werth,
Das was der Himmel mir beſcheert,
Sollſt Du zur Hälfte haben.
So weit ringsum ein Hirſthorn ſchallt,
Iſt öd und menſchenleer der Wald
Es reget ſich kein Lüftchen.
Gar lieblich ſprudelt dort der Quell,
Im weichen grünen Dunkelhell,
Auf! folge mir, fein Liebchen!

Die Nonne denkt. Ein Schatz und dann
Dazu ein junger ſchöner Mann,
Das ſind des Himmels Gaben.
Flugs führt er ſie in einem Nu
Am Arme auf die Buche zu,
Wo ſchwarze Hunde graben.
Des Bund's gedenket ſie zu ſpät,
In dem ſie mit dem Schwarzen ſteht
Nur in des Kloſters Schwelle;
Denn plötzlich wird des Jägers Arm
Kohlrabenſchwarz. O Gott erbarm
Dich ihrer armen Seele!

Auf einmal wird ſein langes Haar,
Verwandelt in ein Hörnerpaar,

Dem Rücken zugebogen,
Ein Flammenkleid von Schwefelgrün
Mit heißem Pech und Terpentin
Hat er nun angezogen,
Das Augenweiß iſt wild verzerrt
Der Mund entſetzlich aufgeſperrt,
Wie Krokodillen-Rachen.
Das Hüfthorn wirbelt ſich empor
In einen Schweif, drauf ſitzt ein Chor
Von Schlangen und von Drachen.

Uhu hihi tönts durch die Luft,
Wie aus der tiefſten Todtengruft
Daß Erd und Himmel hallen.
Hollah huhu, Hollah hihi!
Zur Hölle fort! er packet ſie
Mit rothen Feuerkrallen.
Und hebt ſie dreimal in die Höh,
Und heulet dreimal weh! weh! weh!
Und läßt ſie dreimal fallen.
Es tönt der Wald von Sterbgeächz,
Und Wolfsgeheul und Rabgekrächz,
Hört man rund um erſchallen;

Uhu hihi gehts für und für,
Der ganze Leib zerberſtet ihr,

Von feurig-gelbem Gifte:
Juhey juheja heißaßa
Und hutra hutra hopsaßa,
Gehts fort in hohe Lüfte.
Dieß alles ist kein leerer Traum,
Es stehet noch der Buchenbaum,
Am Kobel bei dem Brünnlein *);
Das Kloster ist durch Saus und Braus
Schon längst zerstäubt in Schutt und Graus,
Das weiß ein jedes Kindlein.

Als altes Weib, gekrümmt und stumm,
Geht heut die Pförtnerin noch um,
Wenn Hund und Jäger schlafen,
Empfängt für ihre Hexerei,
Von Satanas auf allerlei
Manier gar harte Strafen.
Oft hört man sie beim Nachtgeläut
Wenn Uhu, Katz und Nachteul schreit,
Im Sturme niederfahren;
Oft sieht man sie beim Mondenschein
Im Kirchhof auf dem Leichenstein
Umringt von Teufel Schaaren.

*) Brünnlein statt Brünnlein im österreichischen Dialekt.

Auch iſt, wie jedermann bekannt,
Der Weg dorthin faſt ganz verbannt
Mit Zaun und Dornenhecken;
Wer ſpöttelnd zu dem Bründlein geht,
Wird oft in einen Sumpf gedreht,
Drin bleibt der Schuh wohl ſtecken.
Deswegen blüht der Hexe Ruhm,
Auch iſt ihr Bründlein um und um
Gemerkt mit Hexenzeichen;
Viel Namen kann man dort erſchau'n,
Mit Art und Meſſer eingehau'n,
In Buchen und in Eichen.

Es iſt dort wild und fürchterlich,
Und mancher Waghals trauet ſich,
Oft keinen Schritt mehr weiter.
Doch wär es euch zu ſchauerlich,
Ihr Frau'n und Mädchen, nehmet mich
Zum Führer und Begleiter!
Zuletzt iſt ſie es ganz allein,
Durch welche Früchte nicht gedeihn,
Sie macht die Mißgewächſe;
Drum wenn mein Lied mißrathen iſt,
So hat, damit ihrs alle wißt,
Die ganze Schuld die Hexe.

zahlte solche, und brachte dem Collnicourt für 80000 Pfund bezahlte Quittungen.

Bey dem **Englischen Parlament** ist die Angelegenheit der Ost-Indischen Compagnie der wichtigste Gegenstand der Berathschlagungen gewesen. Die Absicht des Hofes und dessen anhangenden Parthey war, die seither von der Compagnie unabhängig besessene weitläuftige Ländereyen in Ost-Indien, von dem Hof und dem Parlament abhängig zu machen. Sie bedienten sich des Umstandes der die Compagnie drückenden Schulden, und der erste Minister Lord North schlug dem Parlement vor, daß die Nation der Compagnie die Gelder zu Bezahlung dieser Schulden unter der Bedingung vorschiessen sollte, wenn dagegen die Besitzungen derselben in Ost-Indien von dem König und dem Parlament abhängig gemacht würden. Es verursachte dieses manche Debatten, und noch scheint es unentschieden, welche Parthey die Oberhand behalten werde. Die Gegen-Parthey hat sich erboten, durch eine Subscription die nöthigen Gelder zu Bezahlung der Schulden, ohne Zuziehung des Hofes und des Parlaments, herbey zu schaffen. Der sich um die Nation und die Compagnie so verdient gemachte **Lord Clive** wurde dabey wegen seiner in Asien erworbenen Reichthümer angegriffen; Man verlangte Rechenschaft von ihm, und schien nicht ungeneigt zu seyn, einen Mann, dem man nach glücklicher Beendigung seiner Verrichtungen mit den größten Empfindungen des Dankes, und

Merk-

II.

Literärische Erscheinungen in Baiern.

Ich rechne darauf, lieber Freund, daß Sie bei dem fortdauernden Mangel an Zeit und Muse mich entschuldigen werden, wenn ich das versprochene Gemälde der neueren baierischen Literatur Ihnen so bald noch nicht zu übersenden im Stande seyn würde. Ich sehe, daß es nothwendig ist, um dem Ganzen mehr Anschaulichkeit zu geben, in die früheren Zeitalter, noch vor der Erscheinung der Jesuiten, zurückzugehen. Meine bisherigen Forschungen der Art haben mich schon auf Manches geführt, was die wenig bekannten Verdienste baierischer Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts, besonders um teutsche Literatur, bewähren wird; dieses soll mir den Uebergang zu den nachher erfolgten Erscheinungen des Rückfalls und der Isolirung der baierischen Gelehrtenwelt von dem übrigen Teutschlande bahnen. Die Nachtheile dieser Absonderung waren für Baiern selbst am größten; während die Kleinsten und Mittelmäßigsten in den übrigen Kreisen nicht müde wurden, einander Weihrauch zu streuen und wechsel-

seitig ihre Celebrität recht laut zu machen, blieb unberühmt und ohne Namen (— ἀνώνυμος καὶ ἄφατος —) mancher verdiente und ehrenwerthe Mann im Baierlande; der Mangel an Mittheilung und Kenntniß dessen, was außerhalb geschah, erregte keine Nacheiferung und zog den Umkreis, auch des fähigsten Kopfes immer enger zusammen; endlich haben verlängst schon ein Paar brave Männer aus ihrer Mitte, Oefele und Kobolt (in seinem Gelehrtenlexicon) die gegründete Bemerkung gemacht, daß man gerade in Baiern am wenigsten Vorsorge getragen, das Andenken der vaterländischen Gelehrten zu erhalten; daher denn natürlich auch das Ausland hierüber in großer Unkenntniß geblieben ist. Lesen Sie die Stelle bei Kobolt selbst, der sich hierüber nicht stark genug auszudrücken weiß. Das anerkannte Verdienst eines Gelehrten oder Künstlers unsers Geburtslandes sollte vernünftiger Weise nur Zuneigung und Nacheiferung in den Enkeln und Mitlebenden erwecken, aber leider giebt es der Verkehrten und Thörichten genug, die in dem Verdienste ihrer Landsleute Stoff für ihren Neid, ihre eitle Prahlerei und Ruhmsucht finden..... Doch, ich will nicht unnöthig hier meinem eignen Werke vorgreifen, was ich hoffentlich in kurzer Zeit Ihnen werde vorlegen können. Um Ihnen unterdessen einen Beweis von

meinem guten Willen zu geben, erhalten Sie vorläufig die Prüfung einer unlängst in Landshut erschienenen Flugschrift, wovon ich Ihnen ein Exemplar beilege. In dem größeren Aufsatze folgt diese Prüfung zunächst der Darstellung des früheren gehässigen Umtriebes gegen Schelling, in den berüchtigten Fortschritten des Lichts in Baiern, und in ähnlichen, im Geiste einer hämischen Opposition, noch vor wenigen Jahren hier zu Lande erschienenen Werklein, die zwar in der Literatur selbst nicht forterisiren werden, aber doch in der Culturgeschichte eines Landes, in dem, nach dem Verfasser der hier genannten Kritik u. s. w. gegenwärtig „die ersten (!) bedeutenden Keime eines schöneren geistigen Strebens sich zeigen", nicht unberührt bleiben können. — Leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht, mir unverholen Ihre Meinung über die beiliegende Prüfung wissen zu lassen. Unsre besonderen Ansichten mögen immer von einander abweichend seyn, wenn wir nur in unserm Ziele — Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe — uns stets gleich bleiben. —

I.

Prüfung einer unlängst in Landshut erschienenen Flugschrift: „Kritik der Abhandlung Fr. Heinr. Jacobi's

über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck, von K. Rottmanner."

Ließe sich in dieser Kritik nichts, als die nächsten Beziehungen auf die Abhandlung Jacobi's wahrnehmen; so möchte es für uns sehr überflüssig seyn, irgend ein Wort darüber Preis zu geben; gleichviel, ob diese Beurtheilung die Empfehlung oder Herabwürdigung jener akademischen Schrift zum Zweck hätte. Der Character der Jacobischen Werke kann Niemand, der mit teutscher Literatur vertraut ist, unbekannt seyn; daß er auch in dieser jüngsten Gelegenheitsschrift sich bewähre, dürften wir schon durch Voraussetzung als wahrscheinlich annehmen. Allein da die Ansicht des Verf., die sich überall für eine philosophische ausgiebt, in einer weit größeren Allgemeinheit auftritt, statt der einzelnen Rede vielmehr manche bedeutende Züge der Vergangenheit und Gegenwart umfaßt, und durch die Art des Vortrags sich einen Anschein von Probabilität bei denjenigen verschaffen wird, die, unfähig zu prüfen, jedes Neue oder ihrem besonderen Interesse Zusagende gern annehmen: so kann es nicht zwecklos seyn, in den Grundanschauungen dieser Kritik das Ungründliche, in eben jenen größeren Umrissen das Miß-

verſtandene nachzuweiſen; um ſo mehr, da jene Anſicht dadurch, daß ſie mit den vorzüglichſten Häuptern der neueren Philoſophie in eine Reihe zu treten ſich anſtellt, ihre verborgenen Mängel leichtlich vor den Augen derjenigen verſchleiern möchte, die von einer ſklaviſchen Hochachtung gegen Alles, was den Ton dieſer Philoſophie wiederholt, durchdrungen ſind. —

Wer mit der Stimmung jenes entzweiten Zeitgeiſtes, der bloß im Widerſpruch ſich gefallend, jede Erſcheinung der Gegenwart unbefriedigt zurückweiſt, nur einigermaßen bekannt iſt, wird es wohl nicht befremdend finden, wenn der Verf. dieſer Kritik die Erneuerung einer Akademie der Wiſſenſchaften, im Ganzen genommen, für ein Unternehmen anſieht, das mit den gegenwärtigen Fortſchritten unſerer Cultur in geradem Widerſpruche ſtehe. Auch wir ſind der Meinung, daß eine ſolche Anſtalt ſelten oder nie die nächſte Veranlaſſung ſeyn könne, in Künſten und Wiſſenſchaften jenes Höchſte zu erreichen, was, nur dem urſprünglichen inneren Berufe folgend, nicht durch äußere Pflege und Unterſtützung hervorgebracht wird; inſofern wird wohl auch eine Akademie nie auf den Einfall gerathen, einen Philoſophen, Hiſtoriker oder Dichter der er-

ſten Größe aus ihrer Mitte der Nation zu verheißen. Deſſenungeachtet würde es auf der andern Seite ſehr ungehörig ſeyn, mit dem Verf. (S. 5.) den Akademien es zum Vorwurf zu machen, daß aus ihnen „die Werke eines Göthe, Schiller, Tieck, beider Schlegel, Schelling, Aſt u. ſ. w." nicht hervorgegangen. Dergleichen Einwürfe verwirren die verſchiedenen Zwecke unter einander, und von dieſer Seite läßt ſelbſt Chamfort's treffliche Rede (im 1. B. ſeiner Werke) von einer ungerechten Einſeitigkeit ſich nicht freiſprechen.

Wie ſoll ferner deswegen eine Akademie für unſre Zeiten überflüſſig ſeyn, weil ja Griechenland in ſeiner ſchönſten Blüte nichts von ähnlichen Inſtituten wußte? Was unſerm Zeitalter, unſerm Lande Noth thut, wie möchte man es nach dem ermeſſen wollen, was in Mitten des frei ſich bildenden Lebens der Künſte und Wiſſenſchaften bei dieſem oder jenem Volke des Alterthums nothwendig und natürlich war? Unſre geſammte Cultur, ſelbſt die ſogenannte neueſte Philoſophie, iſt das Reſultat vieler uns vorangegangener Zeitperioden; darum iſt ſo Manches bei uns nothwendig, was dort noch gar nicht in Betracht kommen konnte, wo der menſchliche Geiſt im erſten

Schaffen und Bilden der Wiſſenſchaft ſich regte. Um den Zweck einer akademiſchen Anſtalt für unſer Zeitalter zu beſtimmen, müßte die Unterſuchung ſich hauptſächlich an folgende Fragen anſchlieſſen: 1) ob das Intereſſe für wiſſenſchaftliche Kenntniſſe überhaupt in unſern Tagen ſo allgemein verbreitet iſt, daß die Errichtung eines akademiſchen Inſtituts als etwas Ueberflüſſiges anzuſehen ſey; 2) ob in dem Lande, von welchem eben die Rede iſt, die wiſſenſchaftliche Bildung wirklich ſchon ſo feſten Grund und Boden gefaßt habe, daß die Regierung durch die Gründung einer Akademie der Nation keinen neuen bedeutenden Gewinn darbieten werde.

Eine geringe Aufmerkſamkeit auf die Erſcheinungen der Zeit reicht hin, ſich zu überzeugen, daß gerade gegenwärtig, bei dem zerſtörenden Andrange ſo vieler äußerer Umſtände, bei der Auflöſung früherer gründlicher Gelehrſamkeit in eine encyclopädiſche Vielwiſſerei, die zuletzt unter ihrer eigenen Laſt erliegen wird, und endlich bei dem windigen Lärm unſrer philoſophiſch-tingirten Jünglinge die ernſteren Wiſſenſchaften am meiſten Gefahr laufen, immer mehr vernachläſſigt und ver-

geſſen zu werden. „Wozu dieſer Fleiß und Ernſt unſrer pedantiſchen Vorfahren, da wir es ſicht bequemer haben können?“ ſo iſt unter der anwachſenden Generation die Meinung der Vielen; die Uebrigen glauben, großen Theils, nur dann etwas zu gelten, wenn ſie, jeder für ſich, nur neue Fünde, neue Syſteme und Anſichten an den Tag zu bringen ſich beiſern. — Unter ſolchen Ausſichten kann die Erneuerung der baieriſchen Akademie uns in der That nur mit Achtung gegen den Geiſt der Regierung dieſes Landes erfüllen; ohne zu fordern, daß ſie der Nation einen Göthe, J. Müller u. ſ. w. liefern ſolle, ſichert der Staat den Wiſſenſchaften Anſehen und Ehre, und wenn der gute Wille der dort Verbündeten es an ſich nicht fehlen läßt, ſo wird dieſe Akademie ohne Zweifel unter den vorzüglichſten europäiſchen Inſtituten dieſer Art ihren Platz behaupten. Die andere Frage, ob Baiern das Land ſey, welches durch eine Akademie gewinnen könne, würde durch einen vorurtheilsfreien und einſichtigen Mann aus der Mitte der Nation am glaubhafteſten zu beantworten ſeyn. Unſere Meinung hierüber iſt folgende: Ein ſo mannichfaltig vertheiltes wiſſenſchaftliches Intereſſe, wie in andern Theilen Teutſchlands, exiſtirte in dem ei-

gentlichen) Baiern bisher nicht *); wäre die Nation in Rückſicht der literäriſchen Cultur ganz zurückgeblieben, ſo möchte wohl die Erſcheinung einer Akademie in dieſem Lande noch viel zu früh ſeyn; zweckmäßige Gymnaſien und Univerſitäten würden wir ſodann weit nöthiger finden. Im entgegengeſetzten Falle aber, wenn ſich im Leben und in der Bildung des Volkes ein vielſeitiges wiſſenſchaftliches Intereſſe begründet hätte, möchte ein ſolches akademiſches Inſtitut leichter zu entbehren ſeyn. Da ſich aber von Baiern ſo wenig das Eine, wie das Andere behaupten läßt, vielmehr in dieſem Lande eine gewiſſe Mittelart zwiſchen beiden herrſcht, ſo iſt leicht zu begreifen, daß unter den jetzigen Zeitumſtänden hier am meiſten die Gründung einer Akademie an der Zeit ſey. Daß ein ſolches Inſtitut, welches zunächſt dem ganzen Königreiche angehört, ſich in eine un-

*) Nur verhüte der Himmel, daß nie eine Zeit komme, wo jener Auswurf unſrer Literatur, jene nur durch ihre Ohnmacht verderbliche Romanenfluth, die wir vor andern, — nicht gerade in dem eigentlich nördlichen Teutſchland antreffen, auch in Baiern ſich zu ergießen, und jeder edleren Kraft gefährlich zu werden anfienge! D. B.

mittelbare Berührung mit der Nation setze, liegt schon nicht im Begriffe desselben; daß es aber auf die höhere Bildung der empfänglichen Bewohner vielfältigen Einfluß haben könne, wird wohl Niemand läugnen wollen. Ueberdies ist durch die gegenwärtige Constitution die Bestimmung der baierischen Akademie zugleich auf die Conservation und öffentliche Benutzung mehrerer wissenschaftlicher Sammlungen gerichtet, wodurch eben jener Einfluß noch ungleich verbreiteter sich zeigt. Im Uebrigen wird gegen die Forderung einer handwerkerischen Nutzbarkeit, die, wenn sie consequent durchgeführt werden könnte, zuletzt alles Große und Schöne der Menschennatur zerstören würde, das uninteressirte Wirken der Wissenschaften in der Rede des Präsidenten mehr, als vielleicht in irgend einer andern Schrift, in Schutz genommen; diese Ansicht, welche auch die Statuten der Akademie feststellen, führt uns zu jenen besseren Zeiten der Griechen und Römer zurück, von denen uns ja auch der Begriff der freien Künste überliefert worden. Daß sie von einem Manne, der in dem reinen Forschen nach Wahrheit sich stets gleich geblieben, mit diesem Nachdruck bei dem ersten öffentlichen Acte der Akademie vor dem Publicum ausgesprochen wurde, war vielleicht nir-

Merkmalen der Erkenntlichkeit für ſeine geleiſteten Dienſte in ſeinem Vaterland empfangen hatte, nunmehr als einen bloſen Miethling nach den ſtrengſten Rechten zu behandeln. Allein endlich wurde er durch Mehrheit der Stimmen, von allen Unterſuchungen frey geſprochen. Die Admiralität hat eine neue Einrichtung bey den Kriegs-Schiffen gemacht, wodurch dieſelben geſchwinder und nützlicher zu gebrauchen ſind.

Das Schickſal der Jeſuiten ſcheinet nun entſchieden zu ſeyn. In Rom und dem ganzen Kirchenſtaat, in Spanien, Frankreich, Neapel, und den Staaten des Herzogs von Parma wird der Orden völlig aufgehoben. In dem Kirchenſtaat werden Anſtalten zum Unterhalt dieſer Ordensgeiſtlichen gemacht. Sie ſollen alle ſeculariſirt, und die Studenten ihren Familien zurück geſchickt werden. Zu Bologna haben ſie ſchon ihre Schulen ſchlieſſen müſſen. Ein gleiches wird auch in den andern Catholiſchen Ländern geſchehen, wann deren Regenten bey dem Pabſt darum anſuchen. Indeſſen ſcheint der Römiſch Kayſerliche Hof ſich dieſes Ordens noch anzunehmen, und ſoll deshalb bey dem Pabſt Vorſtellungen gethan haben. In Frankreich wird noch auf die Aufhebung mehrerer geiſtlichen Orden angetragen. Die Mailändiſchen Verordnungen wegen der Ordensgeiſtlichen ſind vortreflich, und merkwürdig. In dem Oeſterreichiſchen iſt den Geiſtlichen Ständen völlig verboten, Geld auf Anlehn, es ſey auch in welchem

Fall

gends nöthiger, als in Baiern, wo man um das Nützlichseyn des erneuerten Instituts am meisten bekümmert zu seyn schien *). Wäre in unsern Zeiten dieser Begriff nicht zu einer so unwürdigen Eingeschränktheit herabgesunken, so würde gewiß Keiner Anstoß daran nehmen; jede Kunst und Wissenschaft ist nützlich, dadurch, daß sie die höheren Zwecke der Menschennatur erfüllt; unnütz kann nur das heißen, was weder unsern äußern Bedürfnissen zu Statten kommt, noch in dem intellectuellen Bezirk unsers Wesens einen würdigen Platz einnimmt.

Der Gang der europäischen Cultur, in soferne sie durch das geringere oder größere Ansehen, durch das mehr oder weniger allgemeine Interesse wissenschaftlicher Bildung bestimmt wurde, ist der Stoff des historischen Theils der akademischen Rede, aus dem unter andern hervorgeht, wie übel ein Land berathen sey, wo die Regierung, unbekümmert um die öffentliche Achtung, der Ausbreitung der Künste

*) Aber würden nicht, bei dem allgemein herrschenden ökonomischen Princip, auch in jedem andern teutschen Lande Gelehrte und Laien über die Errichtung einer ähnlichen Anstalt ungefehr eben so geurtheilt haben? D. B.

und Wissenschaften gleichgültig zusieht, oder absichtlich sie zu beschränken sucht. Dieser Gegenstand ist unstreitig einer von denen, die bei einer ähnlichen Veranlassung am meisten zur Sprache gebracht zu werden verdienen. — Daß unsere moderne Cultur sich unendlich mehr der römischen, als jener früheren der griechischen Völker vergleicht, bedarf kaum eines Beweises; wir begreifen daher nicht, wie man es anstößig finden könne, daß Jacobi bei der ersteren länger verweilt, die letztere aber nur kurz berührt. In dem weiteren Verfolge dieser Darstellung finden wir in Jacobi's Ansichten die festgebildeten Urtheile des Zeitalters, die nicht etwa bloß durch teutsche Schriftsteller, — wohl gar nur protestantische, wie denn Herr Rottmanner jene Ansichten dem subjectiven Glaubensbekenntniß Jacobi's zurechnet! — sondern auf gleiche Weise durch die historischen Werke der Italiäner, Franzosen und Engländer eine allgemeine Ausbreitung erhalten haben. Es wäre das unverständigste Beginnen von der Welt, in Beziehung auf unser Zeitalter oder die Perioden des classischen Alterthums, die Blößen der lateinischen Literatur des Mittelalters, worauf jene Urtheile sich gründen, decken zu wollen. Es ist daher eine sonderbare Täuschung, wenn der Verfasser dieser Kritik mit so vieler Umständlichkeit

die Herrlichkeit jener Jahrhunderte unbedingt anpreiſet, oder wenn er, als ausgemacht unwahr, Stellen anführt, wie die S. 26, wo in Beziehung auf das zwölfte und dreizehnte Seculum geſagt wird: „Sprachkenntniſſe und alte Literatur ſanken in gänzliche Verachtung," eine Thatſache, die wir, namentlich in Beziehung auf Frankreich, mit authentiſchen Zeugniſſen belegen könnten; und deren natürlicher Grund in dem Umſtande liegt, daß in der früheren Zeit das Studium der Philoſophie und Humaniora an die Werke der claſſiſchen Autoren ſich anſchloß, die ſpäteren Jahrhunderte der Scholaſtik aber nur die Producte damals lebender Schriftſteller, die Magistros sententiarum, die Verfaſſer der Summa theol. u. ſ. w. begünſtigten. Will Jemand etwas Gründliches gegen die gangbaren Urtheile über die Barbarei des Mittelalters vorbringen, ſo zeige er zuerſt, wie man bei Völkern, deren Bildung mit vielfältigen äußeren Einflüſſen im Kampfe lag, unmöglich fordern könne, daß ſie in dem, was ſie in Kunſt und Wiſſenſchaft leiſteten, jenen reinen Geiſt des claſſiſchen Alterthums hätten darſtellen ſollen; zweitens ſuche er, um uns mit den **wirklichen** Erſcheinungen der Barbarei in jenem Zeitalter auszuſöhnen, den beſſeren eigenthümlichen Werth dieſer großen Periode nachzuweiſen, ſowohl in den Ver-

hältnissen des damaligen Lebens, als in den unverkennbaren Regungen des Kunstsinns und ächten wissenschaftlichen Strebens. —

Gegen den todten Mechanismus, der in einzelnen Gegenden des nördlichen Teutschlands (hier vielleicht nur am fühlbarsten.) in der Behandlung alles dessen sich zeigte, was nur durch freien, innern Antrieb bestehen und gedeihen kann, haben schon frühherhin einzelne treffliche Männer, unter diesen Jacobi*), sich laut erklärt. Die Opposition un-

*) Nur eine Stelle, statt vieler. Etwas das Lessing gesagt hat, S. 45. „Von je her ist das Edle dem Mechanischen, nicht allein wo Kunst vom Handwerk unterschieden werden sollte, sondern in allen Dingen entgegen gesetzt worden, und zwar auf solche Weise: daß man ... bei dem einen Sinnesadel und Vermögen, bei dem andern Eigennutz und äußeres Bedürfniß: bei dem einen Freiheit, Selbstbestimmung, und bei dem andern Sclaverei und fremden Antrieb sich gedachte. Diese Unterschiede zu verwirren und allmählig zu vertilgen, könnte man die große Absicht unsrer Zeiten nennen. Gerne sähen wir aus der Natur alle Selbstbestimmung, alle unmittelbare eigene Bewegungskraft hinweggeräumt; zeugten gerne das Leben nur aus Dingen, die kein Leben haben, und aus lauter Leiden

ſers Verfaſſers tritt auch hier in einer ſo unhiſtoriſchen Allgemeinheit auf, daß er beſtändig das nördliche Teutſchland im Munde führt, wo er von dieſer oder jener Provinz nur hätte ſprechen dürfen. Er klagt, daß trotz dem blendenden Pochen der Journaliſten dort des Gemeinen ſo viel ſey, daß man der neueſten Philoſophie den Eingang zu erſchweren geſucht habe und dergl. Man ſieht, welche wunderliche Forderung dieſen Anklagen zum Grunde liegt, nämlich, daß dort Alles unverbeſſerlich und vortreffich ſey, Alles dem Beſſern huldigen müßte u. ſ. w. Eben darum, weil dieſe Aufklärung, dieſe geſammte

immer friſche That; entſchlügen gern uns alles deſſen, was dem Geiſte angehört; alles Urſprünglichen, alles aus ſich ſelbſt beſtehenden und wirkenden — um an deſſen Stelle lauter Räderwerk, Gewicht und Hebel einzuführen." — Wie nichtig und herzlos muß uns hier nicht das Geſchwätz derjenigen erſcheinen, die in ihrer Nachbeterei dieſem Manne eine dualiſtiſche Anſicht des Univerſums, die ungefähr mit allem Selbſtdenken von gleichem Alter iſt, beinahe zum Verbrechen machen! Ueberhaupt kann es wohl kein heldenmüthiges Unternehmen heißen, an einer Gelegenheitsſchrift die Philoſophie und hiſtoriſche Unfehlbarkeit des Verf. (auf welche letztere Jacobi meines Wiſſens nie Anſpruch gemacht hat) erproben zu wollen.

höhere literärische Cultur dort so allgemein geworden, mußte sie von der Mehrzahl gemein aufgefaßt oder doch bald abgenutzt werden. Einer solchen Voraussetzung gemäß wird der Verfasser wohl auch glauben, daß, wenn die von ihm angepriesene philosophische Bildung in seinem Vaterlande sich zu verbreiten und zu befestigen anfienge, hier die Masse des Gemeinen geringer, der Mißbrauch weniger fortwuchernd sich zeigen würde! Und was ist es denn auch am Ende, was er statt jener Cultur des nördlichen Teutschlands, die er so feindselig behandelt, seinem Vaterlande als heil- und segenbringend anrühmen möchte? — Eine kritisirende, halb philosophische, halb ästhetische Bildung, die in der unfruchtbaren Leere des Zeitalters über eine verlorne, zum Theil wirkliche, zum Theil geträumte Herrlichkeit nachsinnt, die im Kampfe gegen die Ansprüche der Aufklärerei erzeugt, bald überall sich differentiirte, mehr gegenstrebend als mittheilend wirkte, sich selbst nur für einen auserlesenen Kreis geeignet hielt, und auf jede Berührung mit der Allgemeinheit freiwillig Verzicht leistete, — eine Cultur, die nie Volksbildung werden kann noch darf, worauf sie selbst wohl auch nie Anspruch machen wird, wenn sie ihre wahre Bedeutung erkennt. Das Bessere, was aus der Philosophie seit Kant für die Menschheit schon hervor-

gegangen, oder ihr noch aufbehalten iſt, wird wie ein wohlthätiger Genius angeſehen und in der Stille wirkend ſich von ſelbſt in unſre und die folgende Generation hinüberpflanzen; aber wahrlich nicht durch dieſen anmaßenden, geräuſchvollen Ton, mit welchem jugendliche Köpfe, die auf eine ſchnell aufgehaſchte Philoſophie ſo Großes ſich einbilden, der Nation das neue Weltalter zu verkünden ſuchen. Man unterſuche nur, was denn eigentlich jene Philoſophie iſt, die in den Köpfen mancher dieſer Leute ſich ſo gewaltig dehnt, daß fortan Keiner, der nicht gerade ihr Lied ſingt, als Philoſoph vor ihnen beſtehen kann? In der That nicht jene Erkenntniß und Weisheit, woran der Meiſter Jahre lang mit treuem Sinne bildet, ohne ſich je Genüge zu thun; was in Jenen quallet und treibt, iſt ein gelerntes, ſchnell aufgefaßtes Aggregat gewiſſer allgemeiner Anſichten, die darum ſo eifrig ergriffen werden, weil ſie den Reiz des Neuen haben, der Einbildungskraft über den gewöhnlichen Kreis hinaus Spielraum geben, und uns auf die unbeſchwerteſte Weiſe auf einmal über die gemeine Art ſo vieler Tauſende neben uns erheben. Achtung und Ehre jedem redlichen Streben nach dem Trefflichſten, was in Wiſſenſchaft und Kunſt ſich unter den Mitlebenden empor gehoben hat; aber um deſto ſtrenger ſind jene zu beurtheilen,

wiewohl die Philosophie schon selbst sich unausbleiblich an ihnen rächen wird, die hier nur ihren Hochmuth und Eigendünkel zu befriedigen eine willkommene Gelegenheit finden, oder von denen wohl gar jener Vers des Claudius gelten möchte, wo es von einem andern Lichte, dem Lichte der Aufklärerei heißt:

„Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
Da dringt's mit Ungestüm herein."

Wo dieses Eindringen mit einer solchen Hast und Willfährigkeit geschieht, da sind es nur unnütze, hohle Worte, und wenn man uns noch so viel von Selbstständigkeit und Nationalität vorschwatzen will. —

An jene Urtheile des Herrn Rottmanners über das nördliche Teutschland schließt sich zunächst seine Abneigung gegen den Protestantismus. Indem er seine Schmähungen gegen Jacobi, auch hier nur mit den Waffen eines protestantischen und norddeutschen Gelehrten geltend zu machen weiß, sucht er uns zu überreden, das protestantisch-theologische sey das eigentliche Lebensprincip der akademischen Rede, und bezieht sich hiebei auf eine Stelle, wo das Wesentliche der Jacobi'schen Glaubenslehre fast wörtlich

ausgesprochen sey. Wir berufen uns auf das Gefühl jedes Lesers, ob etwas anders hierin enthalten sey, als wozu sich, so weit Teutschland reicht, jeder ehrliche Mann mit Herz und Mund bekennen wird. Der Verfasser erinnert unterdessen: „gegen das Festhalten besonderer religiöser Systeme haben wir nun nichts einzuwenden, sondern wir achten es auch, wie es jedem Gebildeten, vor allen aber dem Philosophen, gebührt.“ Nur das scheint ihm so hassenswürdig, daß Jacobi von diesen Meinungen aus über Zeiten und Völker anders, als Herr Rottmanner urtheilt, gerade, als ob das Wohl der Menschheit oder das Heil des Vaterlandes von dergleichen Urtheilen abhieng! — Wie aber, wenn es bei Herrn Rottmanner unbewußter Weise etwa auch nur der Punct seiner Religion gewesen wäre, was ihn zu einer glimpflicheren Ansicht jener Zeiten führte? Wir wollen auf diese Einwendung kein Gewicht legen, da wir glauben, daß ein anderes Interesse, als das subjectiv-religiöse hier obwalte; allein wenn Jemand bei einem Manne, dessen Schriften alles Andere eher, als die Stütze einer gegebenen Religionsform verkünden, einen solchen Ungrund herauszuspinnen sucht, so möchte man vermuthen, daß nur seine Opposition aus ähnlichen verdeckten Motiven hervorgegangen seyn könne. —

Auffallend iſt übrigens die Behauptung S. 56: „daß Jacobi das funfzehnte und ſechszehnte Jahrhundert ſo ſehr erhebt, was anders als ſeine religiöſe Ueberzeugung hätte ihn zu ſolchen Urtheilen verleiten können?“ Denn wer wird hier nicht gleich entgegen fragen, welche ſo enge Verbindung zwiſchen dieſem funfzehnten Jahrhundert und den Glaubensmeinungen der Proteſtanten ſtatt finde? oder ob es möglich ſey, das wahrhaft Edle in den Zeiten der früheren Medicis, eines Marſilius Ficinus und anderer trefflicher Männer, abſichtlich verkennen zu wollen? Auch um den hohen Werth des folgenden Jahrhunderts einzuſehen, bedarf es wohl keiner ſolchen angedichteten Inſtigation religiöſer Vorurtheile; ſo findet ſich z. B. in der ganzen Geſchichte der Cultur der neueren europäiſchen Welt kein ſo glänzendes Zeitalter, wie die Periode Italiens im ſechszehnten Jahrhundert, welche ohne das rege Intereſſe für die Denkmäler des claſſiſchen Alterthums ſich unmöglich würde entwickelt haben können. —

Schon aus dem bisher Geſagten muß die Art, wie der Verfaſſer hier den religiöſen Glauben mit ins Spiel bringt, jedem Leſer in hohem Grade mißfällig geweſen ſeyn. Wer fühlt nicht das Unwürdige

Fall es wolle, anzunehmen. Auch die **Venetianer** suchen die Geistlichkeit immer enger einzuschränken und abhängiger zu machen. Ausser einer neuen Schatzung, welche der Senat ohne Päbstlicher Einwilligung aufgeleget, sollen nun auch alle Klöster den Zehnten Theil ihres Silbers und ihrer sonstigen Kostbarkeiten in die Landcasse abgeben.

Der letzt verstorbene **König von Sardinien** soll auf seinem Todbette in den allerbeweglichsten Ausdrücken von seinem Nachfolger verlanget haben, das Gleichgewicht von Italien zu unterhalten, und sich in keine anderweitige Streitigkeiten der übrigen Mächte von Europa einzumischen.

Die dem neuen **Könige** wegen seiner Thronbesteigung von den Ständen angebothene Million hat derselbe großmüthig ausgeschlagen. „Er „bedürfe dieser Beyhülfe nicht, und zähle in zu„künftigen möglichen Fällen auf die Liebe seiner „Unterthanen," ist seine Antwort gewesen; und eine solche Antwort ist eines Königs würdig!

Verschiedene Nachrichten versichern, daß der von seinen Unterthanen angebetete **Groß-Herzog von Toscana** eine Summa von 4 bis 5 Millionen Römischer Thaler versiegelt im Schatz niederlegen lassen, und daß dessen Finanzen in dem besten, und dessen Lande in dem blühendsten Stande sich befinden sollen.

darin, das heiligſte Eigenthum des Menſchen, die Religion (ſie ſey auch welche ſie wolle) auf eine ſolche Weiſe, wie hier geſchieht, verunglimpfen und gehäſſig darſtellen zu wollen? Einzelne Mißbräuche, die zu irgend einem kirchlichen Syſteme ſich geſellen, zu rügen, darin kann Niemand etwas Ungeziemendes finden; aber der Geiſt der Religion, ein Eigenthum vieler Millionen, ſollte ſtets als Etwas Heiliges und Ehrwürdiges geachtet bleiben. Die traurigſte aller Verunreinigungen iſt die, welche aus der Differenz hartnäckiger, religiöſer Meinungen entſpringt; dieſe Entzweiung in unſerm teutſchen Vaterlande, nach ſo langen Zeiten der Trennung, noch von neuem, auf was immer für eine Art, wieder anfachen zu wollen, wird jeder Rechtſchaffene verabſcheuen, am meiſten derjenige, der auf eine philoſophiſche Bildung Anſpruch machen darf.

B. J. Docen.

III.

Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufsatze über die Mystik im N. T. Merkur.

In dem N. T. Merkur von 1807 (Siebentes Stück, S. 159—168) steht ein Aufsatz, unter dem Titel:

Auch einige Worte über Mystik (von H. W. Weber, Regierungsrath zu Langenburg.)

Die Bestimmtheit, womit der Verfasser einen der unbestimmtesten Begriffe aus einander setzt, die helle Ansicht und unbefangene Entfernung von aller Spitzfindigkeit, womit er seinen Gegenstand behandelt, überzeugte mich neuerdings von einer, in der Geschichte des menschlichen Geistes eben nicht sehr seltenen, Erfahrung, daß man der Verworrenheit schiefer und mißlungener Untersuchungen nur ihren Lauf lassen müsse, bis unparteiische Männer, durch nichts als durch eine natürliche Wahrheitsliebe gedrungen, sie an das unverfälschte Licht ihres richtigen Verstandes halten, und das Uebertriebene und

Leere von dem Naturgemäßen und Haltbaren an der Sache, in einem gesunden Urtheile scheiden.

Der Verfasser giebt zu, daß eine Art Mystik von der Religiosität überhaupt unzertrennlich, daß jene die Bedingung, der Nahrungsstoff, die Lebenskraft von dieser sey Allein den eigentlichen Grund einer ächten Religiosität, oder, wie er's nennt, einer reinen Mystik, sucht er darum keineswegs bloß in dunkeln Ahnungen, von welchen sich keine weitere Rechenschaft mehr geben ließe. Vielmehr sind es zwei Factoren, in die er das Product einer, nicht schwärmenden, Religionsbegeisterung wiederum zerfällt. Der eine Factor ist die Vernunft; der andere das Gefühl. Würde uns unsere Vernunft nicht auf den Gedanken eines Unendlichen leiten, so fiele schon die Gedenkbarkeit einer Religion bei uns völlig hinweg. Mit obigen Worten: „der eigentliche Grund aller Religiosität, die dieses Namens werth ist, liegt schlechthin und einzig in der Vernunft"; hier, und von dieser Seite betrachtet, stützt sich demnach die Religion auf keinerlei Art von Mystik. Es ist eine, klar und deutlich zu erweisende, Eigenschaft unserer Vernunft, daß sie uns vom Bedingten zum Unbe-

dingten, vom Beſchränkten zum Schrankenloſen, vom Endlichen zum Unendlichen hinausführt. Auch hat dieſer Gedanke, zu welchem ſie uns erhebt, eine, unverkennbare, durch tägliche Erfahrungen bekräftigte, folglich nichts weniger als myſtiſche, Beurkundung ſeines Werths in unſerer eigenen Bruſt, wie ſich der Verfaſſer ausdrückt, an dem Moralgeſetze, dieſem unbedingten Sollen, welches einem Jeden in's Herz geſchrieben iſt, und das ſeinen Sinn ſowohl, ſo wie ſeinen Endzweck, als oberſte Regel unſeres Lebens, durchaus in kein geheimnißvolles Dunkel hüllt.

Anders verhält es ſich mit dem zweiten Factor unſerer religiöſen Geſinnungen, mit dem Gefühle. Man weiß, daß es ſehr häufig die lebhaften, Anregungen des letzteren ſind, die, bei Betrachtung erhabener Naturſcenen, oder in andern feierlichen Augenblicken unſers Lebens, den Gedanken des Unendlichen in unſerer Vernunft wecken, und ihn uns zum Bedürfniſſe machen. Man weiß, daß uns dieſer Gedanke nie nachdrücklicher, nie kräftiger ergreift, nie einen entſchiedeneren Einfluß auf unſere Beurtheilung der Welt und die Richtung unſers Willens äußert, nie jeden Zweifel an ſeiner Wahrheit unwiderſtehlicher niederſchlägt, als wenn uns unſer Ge-

fühl für denſelben begeiſtert. Dieſer Gedanke lebt jetzt erſt recht in uns, und wir in ihm, wenn er ſich am Gefühle, oder das Gefühl ſich an ihm entzündet. — Jetzt erſt verklärt ſich Gott in uns, und unſer Daſeyn in Gott. Wir hören jetzt auf zu philoſophiren, wir ſchließen und denken nicht mehr im eigentlichen und ſtrengen Sinne des Worts; ſondern genießen nur noch die Früchte unſeres Nachdenkens, die höchſten Reſultate unſerer Philoſophie. Alle Beweiſe für das, was wir uns vorher zu beweiſen ſuchten, ſcheinen uns jetzt überflüſſig; alle Einwendungen dagegen werden uns zur Thorheit. Der jetzige Zuſtand unſeres Gemüths läßt weder ſelbſt eine entwickelte Deutlichkeit, noch eine Verdeutlichung der Begriffe zu, die uns jetzt beſchäftigen. Er bezeichnet ſich ſelbſt, und bezeichnet, was er uns giebt, nur noch durch das Unausſprechliche. Hier iſt Myſtik, Lyrik der Seele, Poeſie des Geiſtes nach dem Verfaſſer, und zwar eine Poeſie, die, wie er ebenfalls treffend bemerkt, wenn ſie nicht endlich die Spuren der Vernunft verläugnen ſoll, ſich weder in Phantaſieen von einem übernatürlichen Urſprunge ihrer ſelbſt, noch von erträumten genaueren Beſtimmungen ihres Gegenſtandes, ſondern ganz allein in einer beharrlichen Beziehung auf unſere moraliſche

Weltbeurtheilung, und auf die Moralität unſers Willens, fruchtbar erzeigen muß.

Indeß könnte immer noch die Frage entſtehen, ob ſich nicht auch in dieſe Myſtik des Gefühls wenigſtens einiges Licht bringen ließe? Daß und wie die Vernunft zur Religioſität führe, erhellt mit Evidenz aus der Natur der erſteren; dies haben wir geſehen. Wäre alſo nur einmal der Zuſammenhang zwiſchen Vernunft und Gefühl ausgemittelt, ſo würde es an einer philoſophiſchen, der gefährlichen Dunkelheit des Myſticismus in jedem geſunden Köpfe diametral entgegengelebten, Beleuchtung des Antheils, welchen das Gefühl an der Religioſität hat, wohl nicht fehlen können. — Folgende zerſtreute Gedanken, die längſt vor Leſung jenes Aufſatzes des Herrn Webers niedergeſchrieben waren, aber, ohne jenen Aufſatz, wenigſtens jetzt noch und in dieſer Geſtalt, ungedruckt geblieben wären, dienen vielleicht zu einer ſolchen philoſophiſchen Beleuchtung des Zuſammenhangs zwiſchen Vernunft und Gefühl, mithin auch des Antheils, welchen unſer Gefühl, zugeſtandenermaßen an der Religioſität hat.

Es iſt doch gewiß bemerkenswerth, daß das

Gefühl in seinen Wirkungen mit demjenigen so genau zusammentrifft, was die (reine) Vernunft nachher als wissenschaftliche Principien theils für die Theorie, theils für die Praxis aufstellt. Das Gefühl ist und bleibt der stärkste Halt und die unverlierbarste Stütze für eine religiöse Beurtheilung der Welt und Natur, wenn der Verstand hierin einen ganz andern Weg einschlagen will. Beim Gefühle, als ihrem höchsten Ziele in diesem Stücke, blieben stehen die Gefühls- und Glaubensfreunde, Jacobi, Sailer, Weiller. Wo sich dieses Glaubens und Vertrauens auf das Gefühl, ein so aufrichtiger und redlicher Sinn bedient, wo ihm ein so heller und durchdringender Verstand zur Seite steht, wie bei diesen Männern, da hat es damit für ihre Person auch keine Gefahr. —

Das Gefühl (der Sympathie) trieb den Menschen zu seines Gleichen, ehe der Verstand die Vortheile einer gesellschaftlichen Verbindung berechnet hatte, noch sie berechnen konnte (Cic. Offic. I, 44, vergl. Ant. IX. §. 9. XI. §. 18.). Und zu was treibt jetzt die Vernunft den Menschen, ohne daß sie ihm dabei, als reine Vernunft, die mindeste Rücksicht auf seinen Vortheil oder Nachtheil erlaubt? Zur Anerkennung und Befolgung rechtlicher Verhält-

niſſe, zur Theilnahme an den gemeinſchaftlichen Vorzügen unſerer Menſchennatur unter gemeinſchaftlichen Geſetzen. Ich kenne nichts, was zur Erläuterung der Wahrheit paſſender wäre,

„Daß das, was unſerem Gefühle, was dem Leben und Lebensgefühle in der Natur überhaupt, als ſeine Möglichkeit, zum Grunde liegt, ſich an unſerer Menſchenvernunft bloß in eine höhere, oder vielmehr in ſeine höchſte, Dignität elevire." *)

als derlei Beobachtungen. Hieher gehört insbeſondere auch die richtige Bemerkung der Stoiker: „ehe ſich Kinder den Genuß des Vergnügens, oder die Ab-

*) Kürzer: Das Gefühl iſt ebendaſſelbe, als Möglichkeit in der erſten Potenz, was unſere Menſchenvernunft, als Möglichkeit in der dritten und höchſten Potenz iſt. — Für was der Knabe und Jüngling das reizbarſte Gefühl hat, was, als Objekt ſeinem Gemüthe vorgehalten, ſein ganzes Subjekt ergreift und dahinreißt, dazu iſt er gemacht. Das Gefühl iſt auch bei ihm einfachſter Exponent der Möglichkeit, welche zur Wirklichkeit führt. Grundriß der erſten Logik, Seite 242, 322-324.

wendung des Schmerzens, als Zweck dabei vorsetzen können, begehren sie schon, was ihnen heilsam ist, und verwerfen das Gegentheil. (Fin. III. 5)." Thun also Kinder nicht schon eben das, was die Vernunft an uns fordert, im Gegensatze mit dem Verstande, als dem Vermögen einer berechneten Rücksicht auf sein Interesse nach gemachten Erfahrungen? — Was man, ohne vorhergemachte Erfahrung, inne hat, das muß man nicht eben nur durch die Vernunft allein, wie die Schule lehrt, sondern man kann es auch schon durch's Gefühl inne haben, wie die natürlichen Geschicklichkeiten sowohl, als das unbestreitbare Ahnungsvermögen mancher Thiergattungen, noch außer jener Bemerkung an den Kindern, bezeugen und laut genug verkündigen.

In Göthe's natürlicher Tochter antwortet auf die Worte des Sekretärs:

„Und was uns nützt, ist unser höchstes Recht,"

die Hofmeisterin (Seite 68).

„Und so verleugnet ihr das Göttlichste,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten."

Des Herzens Winke oder das Gefühl, als eben daſſelbe, was unſere Menſchenvernunft iſt, nur in einer niederen Dignität, zur höchſten Dignität, mithin zu einer deutlichen Ueberlegung in wirklichen Gedanken, elevirten, verwahrt vor Auswüchſen der Schwärmerei und des Aberglaubens. Dieſe Ueberlegung in wirklichen Gedanken aber immer wieder auf die Winke des Herzens, dem ſie entſproſſen ſind, zurückbringen, heißt ſo viel, als dieſe Gedanken auch beim phyſiſchen Leben erhalten, und ſie immer wieder mit ihrer erſten Jugendkraft, in welcher ſie als Gefühl erſchienen, aufs neue anfriſchen. — Wie hätte, unbewußt ſeiner hohen Beſtimmung, ſchon in der Knoſpe des Gefühls, allerwärts verwahrt ſeyn können, was die Unterſuchung zum reinſten Gedanken läuterte, — Gott, Wahrheit, Tugend, — wenn das Gedachteſte an unſern Gedanken, und das Reinſte an unſern Gefühlen, nicht aus einerlei Wurzel ſtammte? Dieſe Gemeinſchaft ihrer Wurzeln in den Verwandtſchaften ihrer Wirkungen aufzuſuchen, müßte die ergiebigſte Nachleſe zu demjenigen ſeyn, was die philoſophiſche Analyſis, ohne alle empiriſche Rückſicht auf ſolche Verwandtſchaften, nun beinahe ſchon vor einem Jahrzehend, aus aprioriſchen Deductionen erwieſen hat. Vor dieſen Deductionen war es mir ſchwer zu be-

König Gustav *III.* in Schweden hat eine Verordnung zur Beförderung der Bevölkerung des Reichs ausfertigen lassen. Nach solcher sind alle Bauern und Landleute nebst ihren Weibern und Wittwen, wenn sie vier oder mehrere Kinder haben, von allen persönlichen Abgaben frey. Ein gleiches wird, wenn sie sich in demselbigen Fall befinden, den Arbeitsleuten, Handwerkern, Fischern, welche keine Bürger sind, wie auch den Cavalleristen, Dragonern und Matrosen zugestanden. Ungeachtet der vielen Hospitäler und Lazarethe, worinn in Stockholm viele 1000 Arme unterhalten werden, ist diesen Winter eine unbeschreibliche Menge Armer gewesen, welche die Einwohner sehr beläſtiget haben. Der König hat daher befohlen ein Arbeits-Haus zu kaufen, worein die Bettelleute gehen, und ihr Brod mit Arbeiten verdienen können. Die Arbeiten sind nach ihrem Alter und Geschlecht eingerichtet. Das Arbeitshaus ist auch würklich nach einer öffentlichen Verkündigung von den Canzeln eröffnet worden. Einige hundert haben sich bereits darinn eingefunden, um Wolle, Hanf und Flachs zu spinnen.

Die verwittibte Königin sind zur Regentin von Schwedisch-Pommern ernannt.

Der Prinz Carl von Hessen-Cassel beschäftiget sich in Norwegen, die Trouppen in den besten Stand zu setzen, und überhaupt in diesem Königreiche viele nützliche Einrichtungen zu machen.

greifen, warum weiſe Männer, wie ein Schloſſer, mit welchem ich lange mündlich hierüber ſprach, ein reines, unverſehrt erhaltenes Naturgefühl für die einzige ſichere Grundlage der Tugend erklären, und ſich dagegen über den kategoriſchen Imperativ, in practiſcher Beziehung, ſo ſehr ereifern konnten. In der ungeſtörteſten, freundlichſten Harmonie leben nun Gefühl und kategoriſcher Imperativ zuſammen, ſo daß dieſer, ohne jenes, das nicht ſeyn könnte, was er iſt; — denn er iſt eben daſſelbe nur in einer höheren Dignität; — und daß er ein ewig todter Imperativ der Schule bleiben müßte, wenn ihn jenes nicht lebendig machte. Was wir Verſtand nennen, das lebt, unter unſeren höheren Kräften, oft allein im Zwiſte mit unſerer Sittlichkeit. Erfahrungen vom Gegentheile deſſen, was Gefühl und Vernunft von uns erheiſchen; Erfahrungen hievon, am allgemeinen Weltlaufe gemacht, untergraben gern unſere Tugend. Dieſen Gegenſatz zwiſchen Weltklugheit und Verſtand auf der einen, und zwiſchen Gefühl und Vernunft auf der andern Seite, fand ich noch nirgends muſterhafter in Handlung geſetzt, und unübertreffbarer nach der Natur gezeichnet, als in La Fontaines kleinem Romane: Ueber die Wirkung ſelbſtſüchtiger Grundſätze. Die ganze Abſicht der

Schilderung geht dahin, zu zeigen, wie öfters ein einziges, tief erregtes Gefühl, je zufälliger es, theils in Hinsicht auf den veranlassenden Gegenstand, theils in Ansehung der Gelegenheit, der Zeit und Umstände, aufgeregt wird, mit einmal alle die künstlichen Verschanzungen umstoße, hinter welchen der Verstand eine planmäßige Unsittlichkeit, gegen die Angriffe des Gewissens (des Gefühls und der Vernunft) Jahre lang sicherte und für immer gesichert zu haben hoffte. — Durch die nähere Beleuchtung dieses Gegensatzes läßt sich aber nun auch deutlich einsehen, was Rousseau in folgenden Worten etwa dunkel geahnt haben mag, wenn er (Les Reveries, IVme Promenade p. 187. Ed. de Deux-Ponts) von sich selbst sagt:

„Dans toutes les questions de morale difficiles, je me suis toujours bien trouvé, de les resoudre par le dictamen de ma conscience, (dies ist uns: Gefühl und Vernunft), plutôt que par les lumières *de ma raison* (dies: der Verstand). Jamais *l'instinct moral* ne m'a trompé. Il a gardé jusqu'ici sa pureté dans mon *coeur* assez pour que je puisse m'y confier. Et s'il se tait quelquefois devant mes passions dans ma

conduite, il reprend bien son empire sur elle dans mes souvenirs. C'est là, que je me juge moi-même avec autant de sévérité peut-être, que je serai jugé par le souverain Juge après cette vie.“

Nur auf dieſe Art verſtanden, erhält dieſe Stelle einen richtigen Sinn; da ſie hingegen, auf einen bloßen Inſtinct des Sittlichguten bezogen, auf einen Inſtinct, der jeden Antheil unſerer Denkkraft an unſerer Moralität ausſchlöſſe, ein falſches Moralprincip aufſtellen würde, wie ich an einem andern Orte darthat.

Von dem überwiegenden Einfluſſe, entweder des Gefühls und der Vernunft, oder aber des Verſtandes auf unſere Beurtheilung der Dinge, kommt es ferner her, daß ſich uns dieſe Dinge, auch was ihre Gemeinheit oder Bedeutſamkeit anbelangt, von zwei ſo ganz entgegengeſetzten Seiten darſtellen können. Ein unverdorbenes, lauteres Naturgefühl macht uns die Menſchheit werth. Es empfiehlt uns unſer Daſeyn und das Daſeyn unſerer Mitbrüder; wir halten noch etwas auf unſer Geſchlecht in dieſem Stande der Unſchuld. Und welch eine hohe Würde legt uns ſodann erſt die Vernunft bei, wenn ſie uns in den abgezogenſten ihrer Unterſuchungen, unſer geiſtiges Weſen enthüllt, unſere Beſtimmung enträth-

ſelt, uns das Bild der Gottheit in unſerm Inneren zeigt, ja wohl gar dem Geſchöpfe des Tags Ausſichten in eine Ewigkeit zu eröffnen verſpricht. — Wie erniedrigend und beſchämend hingegen ſind oft die Urtheile, welche der Verſtand, nach Erfahrungen, zuerſt im Einzelnen und zuletzt meiſtens auch im Ganzen, über die Menſchheit fällt. Wie der Cherub mit dem bloßen hauenden Schwerdte lagert ſich dieſer vor den Garten Eden, den uns die Vernunft bereitet hatte. Du biſt Erde, und ſollſt zur Erden werden, ſpricht er zum Menſchen im bloßen Phyſiker, der, jeder Geiſtigkeit abgeneigt, nur nach Anſchauungen richtet. Mit Kummer ſollſt du dich nähren, und im Schweiße deines Angeſichts dein Brod eſſen, ruft er ihm eiskalt im Politiker zu, der aus der Geſchichte aller Jahrhunderte wiſſen will, daß unter dem bösartigen und verkehrten Geſchlechte ſonſt keine bürgerliche Ordnung beſtehen könnte. — Der Verſtand allein erſann und gewährte den entehrenden Denkſpruch: quilibet praesumitur *malus*, donec securitatem dederit oppositi, da im Gegentheile Gefühl und Vernunft für das quilibet praesumitur *bonus* ſtimmen.

Stuttgard in den Oſterferien 1808.

C. G. Bardili.

IV.

Bemerkungen über einen neuen Verſuch einer Ueberſetzung der Luſiade von Camoens.

Die Luſiade von Camoens und das befreite Jeruſalem von Taſſo, dem erſtere zum Muſter diente, ſind die einzigen modernen, rein-epiſchen Gedichte, die den Beifall der Jahrhunderte verdienten.

Spanien, Italien, Frankreich und England haben ſich beeifert, ſich jenes Meiſterſtück der höhern Dichtkunſt durch mehr oder weniger gelungene Ueberſetzungen zuzueignen.

Die teutſche Nation hatte nur unbedeutende Verſuche davon aufzuweiſen.

Unlängſt ſind drei verſchiedene Schriftſteller zugleich aufgetreten, die es verſucht haben, dieſe Art Lücke, welche die teutſche Literatur entſtellte, auszufüllen. Indem wir uns nun die Analyſe der beiden erſtern für einen andern Zeitpunct vorbehalten,

wollen wir uns hier mit der Ueberſetzung des erſten Geſanges dieſes Gedichtes beſchäftigen, welchen Herr Reinhold vor kurzem unter dem beſcheidenen Titel: Probe einer neuen Ueberſetzung der Luſiade des Camoens. (Hamburg bei Friedrich Perthes, gedruckt von F. H. Neſtler.) herausgegeben hat. Der Text iſt mit ſolcher Präciſion im Sinne, im Ausdrucke, und ſelbſt im Mechaniſchen des Sylbenmaßes gegeben, daß man den Herrn Verfaſſer nicht genug ermuntern kann, das Publicum mit der Ueberſetzung der übrigen Geſänge recht bald zu erfreuen.

Teutſchland darf auf dies neue literäriſche Product ſtolz ſeyn, um ſo mehr, da es alle Ueberſetzungen, die in andern Sprachen exiſtiren, bei weitem übertrifft.

Wir wollen hiermit nicht ſagen, Herr Reinhold habe weiter kein Verdienſt, als die übrigen Ueberſetzer übertroffen zu haben; der Ruhm würde eben nicht ſehr glänzend ſeyn. Alle übrigen, wenn man Michle ausnimmt, ſind nur elende Paraphraſten, denen es an Geſchmack, ja ſelbſt an geſunder Vernunft fehlt.

Sie

Sie hätten alle sagen können, was einer unter ihnen (La Harpe) mit anmaßender Naivetät, die dieses Antiphilosophen würdig ist, von sich selbst sagt: „daß er, der portugiesischen Sprache unkundig, sich die Lusiade habe buchstäblich übersetzen lassen, und daß er diese buchstäbliche Uebersetzung mit den Schönheiten der Poesie bereichert habe.“

Je mehr sich nun Herrn Reinhold's Uebersetzung der Vollkommenheit nähert, um so mehr wünschen wir alle Mängel derselben verschwinden zu sehen.

Aufgefordert durch diese lebhafte Theilnahme, und den Wunsch, unsererseits dazu beizutragen, daß die folgenden Gesänge um so vollkommener werden mögen, wollen wir die Anmerkungen, die uns hin und wieder nöthig schienen, mit Freimüthigkeit darstellen.

Schmeicheln würde es uns, wenn sie den Beifall des Publicums, und vorzüglich den des Herrn Reinhold erhielten, der besser als irgend Jemand im Stande ist, sie gehörig zu würdigen, er, der die Schwierigkeiten, die bei einem solchen Werke un-

zählbar sind, am richtigsten gefaßt und am glücklichsten überwunden hat. *) P.

*) Da bei einer Kritik der hier in Frage stehenden Art allerdings der eigenthümliche Beruf des Kritikers sehr stark in Anspruch kommt, so mag das edle Aristarchen-Paar, das hier mit so entschiedener Stimmfähigkeit sein Gutachten obiegt, es mir wohl verzeihen, wenn ich ihre Namen auch dem Publikum nenne, zumal, da es auch dem wackern Uebersetzer selbst nicht gleichgültig seyn kann, wem er diese aus der vertrautesten Bekanntschaft mit dem Gegenstande entsprungenen Bemerkungen zu verdanken habe. Alles mit P. Unterzeichnete gehört dem Herrn v. Pinheiro de Ferreira, einem nicht nur durch seine diplomatischen Missionen, sondern noch vielmehr durch seine vielumfassenden Studien der Sprachen- und Naturkunde ausgezeichneten portugiesischen Gelehrten in Berlin, dessen wissenschaftliche Tiefe und Mannichfaltigkeit schon die treffliche Büchersammlung beurkundet, deren Verzeichniß jetzt in aller Liebhaber Händen ist. Alles mit H. Bezeichnete kommt von dem jetzt gleichfalls in Berlin verweilenden Grafen von Hofmannsegg, dessen eben so rastloser, als erfolgreicher Eifer für Ausbreitung der naturhistorischen Wissenschaften sowohl, als zur Kenntniß von Portugal und seiner großen Coloniestaaten auch außer dem schönen Gewinn der Linkischen Reise, durch

Selbſt der Titel des Werkes ſollte nicht zweifelhaft ſeyn.

Lusiadas im Plural, ſtatt Lusiada im Singular, findet man wirklich in einigen Ausgaben; aber nicht in den beſten. Man ſieht übrigens, daß es eine Nachahmung der Odyſſée, der Iliade, der Eneïde und Thebaïde iſt. P.

I.

As Armas, e os Baroẽs assinalados,
Que da Occidental praia Lusitana,
Por mares nunca d'antes navegados,
Passaraõ ainda além da Taprobana:
Qu'em perigos e guerras esforçados,
Mais do que promettia a força humana,

andere Mittheilungen von unſerm ganzen Geſammtvaterlande mit dankbarer Hochachtung erkannt wurde, und noch weit mehr erkannt werden wird, wenn die jetzt unter ſeinen Augen in Berlin ſich vollendende Flora Lusitanica alle Kenner über dieſe unvergleichlichen Kunſtabbildungen, wozu der Herr Graf ſich alle Mittel gleichſam ſelbſt erſt erſchaffen mußte, in Erſtaunen geſetzt haben wird.

P.

Entre gente remota edificarão
Novo Reino, que tanto sublimarão:

Die Waffen und der Ritter edle Schaaren,
Die einst von Lusitan'schem Vaterlande
Durch Meere zogen, nie vorher befahren,
Bis jenseits Taprobanens grauem Strande;
Die mehr als menschlich kühn in Kriegsgefahren,
Und unerschrocken an des Todes Rande,
In ferner Völker Mitte hoch erbauten
Ein neues Reich, das sie dem Ruhm vertrauten.

2.

E tambem as memorias gloriosas
Daquelles Reis, que forão dilatando
A Fé, o Imperio; e as terras viciosas
De Africa, e de Asia, andarão devastando:
E aquelles que por obras valerosas
Se vão da lei da morte libertando;
Cantando espalharei por toda parte,
Se a tanto me ajudar o engenho, e arte.

Und auch die Könige, geweiht dem Ruhme,
Weil sie des Glaubens heil'ges Reich vermehrten,
Und Länder, unterthan dem Heidenthume,
Auf Afrika's und Asiens Flur verheerten;
Und sie, bekränzt mit jeder Grosthat Blume,

Da der Graf von Osten seine Stelle als Minister der auswärtigen Geschäfte am Dänischen Hofe niedergelegt hat, so bekleidet diese nunmehro der Graf von Bernstorff, ein Bruders-Sohn des ehemaligen so berühmten Staatsmannes.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VIII.

Theatralische Neuigkeit.

Das teutsche Singspiel, Alceste, (wovon der erste Theil des Merkurs in einer Reyhe von kritischen Briefen bereits Rechenschaft gegeben hat) ist nach der vortreflichen Composition des Herzogl. Sachsen-Hildburghäusischen Capellmeisters Hrn. Schweitzer, auf dem hiesigen Hoftheater den 28. May d. J. zum erstenmal aufgeführt, und in der Folge bereits viermal wiedergegeben worden. Die Heldin des Stückes wurde von Mad. Koch, Parthenia von Mad. Hellmuth, vormaligen Mselle Heisin, Admet von Hrn. Hellmuth, und Herkules von Hrn. Günther vorgestelt. Der Verfasser würde undankbar zu seyn glauben, wenn er die gegenwärtige Gelegenheit nicht ergriffe, diesen Schauspielern wegen des ganz besondern Fleisses, womit jedes seiner Rolle Ehre zu machen sich beeyfert hat, öffentlich seine Verbindlichkeit zu bezeugen. Da

dies

Die das Geſetz des Todes von ſich wehrten,
Will ich, wenn Geiſt und Kunſt ſo viel erringen,
Verherrlichend für alle Völker ſingen.

V. 4. Statt ainda lieſt man in den beſten Ausgaben inda, was vorzuziehen iſt, da der Hiatus von passarão inda ohnehin ſchon ſehr ſtark iſt.

P.

V. 4. in der Ueberſ.: Warum grauemt Wenns ein Prädicat ſeyn muß, würden wir altem vorziehen, ſo wie man ſagt: die alte und neue Welt.

H.

V. 6. Wir würden ſagen: Grabes Rande. Der Tod hat eine Pforte; einen Rand das Grab.

H.

V. 8. Ruhm kömmt gleich in der folgenden Zeile wieder vor. Daher ſcheint uns beſſer:

In ferner Nationen Mitt' erbauten
Ein neues Reich, das hoch geehrt ſie
ſchauten. H.

V. 2. Das Reich des Glaubens vermehren, iſt vielmehr die Sache der Miſſionaire. Das des Glaubens und zugleich das ſeinige vermehren, iſt

die Unternehmung eines Königs. (P.) Beſſer wäre vielleicht:

Weil Reich und heil'gen Glaubens Licht
ſie mehrten.

H.

V. 4. Wir bezweifeln, daß das mehr poetiſche: Flur, die Anomalie der zu verſchlingenden Sylbe in Aſiens hinreichend erſetzt; auch fordert das Original jenes nicht. Wir würden daher den Vers ſo ändern:

In Afrika und Aſien verheerten.

H.

V. 7. Der Dichter zweifelt nicht an der Wirkung der Kunſt; er ſetzt nur Mißtrauen in ſeine eigenen Kräfte. (P.) Daher fordert der Sinn vielmehr:

Will ich, kann mir's durch Geiſt und
Kunſt gelingen,

2, 8. Statt o engenho leſe man, wie in den beſten Ausgaben, engenho. P.

4, 6. estylo *grandiloco* iſt wider die Orthographie; man ſchreibe *grandiloquo*. P.

5.

Dai-me uma furia grande, e sonorosa,
E não de agreste avena, ou frauta ruda;
Mas de tuba canora, e bellicosa,
Que o peito accende, e a côr ao gesto muda:
Dai-me igual canto aos feitos da famosa
Gente vossa, que a Marte tanto ajuda;

Gebt mir Begeiſterung, die mächtig ſchalle,
Nicht wie von rauhem Rohr und ſchwacher Flöte;
Nein, von der Kriegsdrommete furchtbar'm Halle,
Die Glut der Bruſt leiht und den Wangen Röthe,
Daß im Geſang die Ehre widerhalle
Von eurem Volk, das Mavors Ruhm erhöhte.

V. 6. Man begreift nicht, wie ein Volk den Ruhm einer Gottheit zu erhöhen vermag. Auch iſt die andere Leſeart: Que Marte tanto ajuda, „das Mavors Gunſt erhöhte" dieſer in jeder Hinſicht vorzuziehen; dies entſpricht dem lateiniſchen favente Marte. P.

E vós, ó bem nascida segurança
Da Lusitana antiga liberdade;

Und du, geboren, in dem alten Glanze
Den Luſitanern Freiheit zu bereiten;

Der Dichter ſagt, der junge König ſey für Portugal ein neuer Bürge (Segurança) ſeiner Unabhängigkeit, geſchickt von einem günſtigen (bem nascida) Verhängniß. Ob bereiten die Freiheit im alten Glanze alle dieſe Ideen ausdrückt? Im Allgemeinen ſcheint uns dieſe Phraſe keine ſehr beſtimmte darzuſtellen. H.

Vós, ó novo temor da Maura lança,
Maravilha fatal da nossa idáde;
Dada ao Mundo por Deus, que todo o mande,
Para do Mundo a Deus dar parte grande:

Du neues Schreckbild für die Maur'ſche Lanze,
Verhängnißvolles Wunder unſrer Zeiten,
Von Gott, der Alles lenkt, der Welt gegeben,
Um großen Theil der Welt an Gott zu geben.

Würde man nicht beſſer ſagen: des Mauren Lanze? Natürlicher und zugleich poetiſcher: pars pro toto. Auch Vermeidung des kurz vorher zweimal vorkommenden: die. H.

Que iſt hier ein Verbindungswort und bedeutet „damit;" *mande* wird von *Maravilha fatal* regiert und heißt herrſchen. Der Sinn iſt daher folgender: der Welt gegeben, die ganze Welt zu re-

gieren, um Gott einen großen Theil davon zurück zu geben. P.

8.

Vós, que esperamos jugo e vituperio
Do torpe Ismaëlita cavalleiro;
Do Turco Oriental, e do Gentio,
Que inda bebe o licor do santo rio.

Du, dem — so hoffen wir — die Schuld zu zahlen,
Mit Schmach die Brut von Ismael wird büßen,
Dem in den Staub einst Türk und Heiden sinken,
So viel die Flut des heil'gen Stromes trinken.

5. „Die Schuld zu zahlen" ist nicht im Original, und sicher keine Schönheit. P.

8. „So viel" entspricht nicht dem que inda - diese Worte sind dazu bestimmt, um den Beweggrund des Hasses und einen tiefen Unwillen zu bezeichnen. P.

9, 6.

. . . . . Vereis um novo exemplo
De amor dos patrios feitos valerosos
Em versos divulgado numerosos.

. . . . . Ein Exempel

Von Liebe zu der Väter Heldenschaaren
Wird herrlich tönend dir sich offenbaren.

Numeroso heißt hier nicht wohlklingend, sondern zahlreich. Herrlichtönend ist schöner, aber zahlreich wahrer, und hat etwas einfach Edles, das der Dichter gewiß wollte. Wir schlagen folgende Veränderung vor:

Von Liebe zu der Väter Heldenthaten
Wird vieler Zeilen Folge dir verrathen. H.

Verrathen wird auch oft im guten Sinne für bekanntmachen gebraucht. H.

10, 3.

Vaterlandsliebe, nicht nach niederm Preise
Nach hohem, ew'gem trachtend, wirst du schauen;
Denn niedrer Lohn ist's nicht, daß man mich preise
Als Herold . . . . .

Um den Reim durch gleiches Wort zu vermeiden, ist alles anzuwenden, am ersten etwas fast völlig gleich gutes. Wir würden sagen:

. . . . . daß ich einst heiße
Der Herold . . . . . H.

10, 5.

Horch, daß erhöht der Name dir sich weise
Derer, die dir als ihrem Herrn vertrauen.

Dēr̆er, welches — ⏑ ausgesprochen wird, fängt einen Jamben nicht gefällig an. Also lieber so:

Der Schaaren, die dir, ihrem Herrn — H.

12, 3.

. . . . . die zu singen
Homer zu seyn, ich wünsch' mit innerm Brande.

„In dieser Phrase scheint etwas Gesuchtes zu liegen, was gar nicht im Original ist. P.

12, 7.

Auch komm' ich dir mit jenem großen Gama,

Jemand mit etwas kommen, ist eine, der Dichtkunst dieses Styls fremde, Redensart.

Edler gesagt wäre:

Auch schildr' ich dir noch . . . H.

13, 7.

[Véde] Outro Joanne invicto Cavalleiro;
Noch zeigt ein Joan sich, ruhmwürd'ger Ritter,

Ruhmwürd'ger entspricht nicht nur nicht dem *invicto*, sondern hat auch noch den Fehler, daß

es das Wort Ruhm enthält, was nur zu oft vorkömmt. Treuer, auch poetiſcher ſcheint uns:

Noch ſtrahlt Joan ein unbeſiegter Ritter,

Johann (wie es der Ueberſetzer ſchreibt,) oder Joan (wie es uns beſſer ſcheint,) es mag geſchrieben und ausgeſprochen werden, wie es will, iſt ſtets ∪ — (höchſtens — —,) das hier nicht paſſen würde. H.

14, 1.

Nem deixarão meus versos esquecidos
Aquelles que nos Reinos lá de Aurora,
Se fizeram por armas tam subidos,
Vossa bandeira sempre vencedora;
Um Pacheco fortissimo, e os temidos
Almeidas, por quem sempre o Tejo chora:
Albuquerque terrivel, Castro forte;
E outros em quem poder não teve a morte.

Auch ſoll mein Lied die Helden nicht verſchweigen,
Die in den fernen Landen von Auroren
Sich ſelbſt verherrlicht mit des Ruhmes Zweigen,
Und dein Panier beſtänd'gem Sieg erkoren;
Pacheco nicht, noch aus dem kühnen Reigen
Almeidas Stamm, auf immer uns verloren;
Nicht Albuquerque dich, furchtbarer Krieger,
Noch Caſtro, ſo wie du des Todes Sieger.

Der dritte Vers, der im Portugieſiſchen nicht deutlich iſt, ſcheint es noch weniger im Teutſchen zu ſeyn.

Im Portugieſiſchen läßt er ſich auf zweierlei Art erklären. Die erſte und zugleich natürlichſte iſt dieſe: ſie haben ſich berühmt gemacht, und deinen Fahnen immer den Sieg verſchafft; die andere: ſie haben ſich unter deinen immer ſiegreichen Fahnen berühmt gemacht; was die Lateiner durch den Ablat. absol. ausdrückten.

Herr Reinhold ſcheint dieſe zweite Erklärung angenommen zu haben, allein ſie iſt wider den Geiſt der Sprache. Wir haben den 2ten, 3ten und 4ten Vers alſo zu ändern geſucht:

Durch die im fernen Reiche von Auroren
Der Sieg, ſie krönend mit des Ruhmes Zweigen
Auch deinen Fahnen ſtete Treu geſchworen.

In letzterem wäre auch weg zu wünſchen; zu entſchuldigen iſt's jedoch. H.

14, 8.

Im 8ten Verſe (ſo wie du ꝛc.) bleibt der Ver-

faſſer bei Caſtro ſtehen, während Camoens ſagt: „und andere“ P.

15, 8.

Die Länder Afrika's und Aſiens Meere.

Der anomaliſche Dactylus nimmt ſich in teutſchen Jamben nie gut aus; überdies iſt die Veränderung poetiſcher:

Die Länder Afrika's, der Hindu's Meere. P.

16, 8.

. . affeiçoáda ao gesto bello, e tenro
Deseja de comprar-vos para genro.
Sie ſehnt ſich, deiner jugendlichen Schöne
Geneigt, daß ſie in dir den Eidam kröne.

Geneigt ſagt nicht ſo viel als *affeiçoada*; kröne iſt auch bei weitem matter als *comprar-vos*. P.

19, 7.

. . . . . vão cortando
As maritimas aguas consagradas,
que do gado de Próteo são cortadas.

Während ſie die geweihten Waſſer theilen,
Wo Proteus und die Heerde ſchwimmend weilen.

dies der erſte Verſuch in einer auf dem teutſchen Theater ganz neuen Art iſt, ſo muß allerdings ein Theil des Beyfalls, womit ſelbiger von dem Publico überhaupt, und beſonders von vielen fremden und einheimiſchen Kennern aufgenommen worden, der Nachſicht beygemeſſen werden, welche man ſich in ſolchen Fällen von billigen Richtern zu verſprechen hat. Aber die tiefe Rührung, und die Thränen, deren ſehr wenige Zuhörer ſich enthalten konnten, waren doch wohl keine Würkung dieſer Nachſicht; und ſoviel auch von dem Effect, den dieſes Schauſpiel auf alle auch nur einigermaſſen empfindſame Zuhörer gemacht hat, den vereinigten Kräften der Dichtkunſt und Muſik und vornehmlich der vortreflichen Compoſition zuzuſchreiben iſt: ſo iſt doch wohl unläugbar, daß die Illuſion ſo groß nicht hätte ſeyn können als ſie würklich war, wenn die Schauſpieler durch den charakteriſtiſchen Ausdruck ihres Geſangs und ihrer muſicaliſchen Declamation, und durch die Lebhaftigkeit ihrer Action nicht ſehr vieles dazu beygetragen hätten. Dies iſt das wenigſte was man über dieſen Punct ſagen kan, da man ſich vorgenommen hat, ſich hier in keine beſondere Beurtheilung einzulaſſen. Der Autor eines Stücks kan ſich aus einem ſolchen Detail nicht leicht ohne ſcheinbaren Vorwurf der Parteylichkeit herausziehen. Aber vielleicht findet ſich unter denjenigen auswärtigen Zuſchauern, auf welche kein Verdacht der Schmeicheley und Partheylichkeit fallen kan, und die um ſo richtiger urtheilen können,

Um während, das — ⏑ lautet, zu meiden, würden wir sagen:

Da tief sie die geweihten ꝛc.

19, 8.

„Proteus und die Heerde"

Welche Heerde?

Wenn man den Gedanken des Originals geben will, hüte man sich vor jeder Auseinandersetzung; dies ist ein Haupterforderniß. P.

20.

Quando os Deuses n'Olympo luminoso
Onde o governo está da humana gente.
Se ajuntam em concilio glorioso
Sobre as coisas futuras do Oriente:
Pizando o crystallino Ceo formoso
Vem pela via Lactea juntamente,
Convocados da parte de Tonante,
Pelo neto gentil do velho Atlante.

Indeß versammeln in Olympus Hallen
Sich die Regierer von der Menschen Thaten,
Im göttlichen Verein sich nach Gefallen
Ueber des Orients Zukunft zu berathen.

Die Bahnen, die ſie treten, ſind Cryſtallen,
Beſtreut die Milchſtraß mit geſtirnten Saaten.
Es ließ der Donn'rer zu des Thrones Stufen
Durch Atlas holden Enkel ſie berufen.

20, 3.

Warum nach Gefallen? P.

20, 4.

„Ueber des Orients" —

Unſrer Meinung nach wäre über wegzulaſſen und des Orientes vorzuziehen. Denn ſo kann die Endung des Genitivs gewiß eben ſo gut heißen. Auch iſt berathen activ und direct zu brauchen erlaubt. Die Veränderung verwiſcht

1) Ūēbēr ſtatt — ∪
2) Den Dactylus: Orients H.

20, 5.

Der Dichter ſieht auf die Götter hin, die ſich verſammeln, und nur bei dieſer Gelegenheit ſpricht er von dem Stoffe, wovon ihr Weg gemacht iſt.

Der Ueberſetzer heftet ſeinen Blick auf den Weg. bloß um nur ein Paar Worte darüber zu ſagen. Noch einmal, das Originalgemälde muß durch ſolche Aus-

Auseinanderſetzungen verlieren, oder ſeine Natur verändern.

Man ſetze traten ſtatt treten, ſo wäre dieſe Schwierigkeit faſt ganz gehoben.

Für beſtreut ſähen wir lieber entlang.

Die Schönheit und Schicklichkeit des Bildes beſteht darin, daß die Milchſtraße zu dem Wege der Götter gemacht wird. Dies geht bei beſtreut ganz verloren; die Milchſtraße wird iſolirt, bloß erwähnt, höchſtens beſchrieben. Die Veränderung ſetzt an die Stelle einer füglich entbehrlichen Andeutung ſogleich den Gedanken des Originals. P.

23, 1.

Em lurentes assentos, ...

Sitzend auf Stühlen ſcheint uns zu proſaiſch; auf hehren Sitzen wäre mehr poetiſch und der nämliche Sinn. H.

25, 1—8.

Concedito } Druckfehler anſtatt { concedido
Pentendes, } { pendentes.

26, 3. 4.

Als ihnen und Viriathus in dem Streite
Der kühnen Unternehmen viel gelangen.

Viriathus iſt äuſſerſt hart. Natürlicher wär.

Als Viriathus focht in ihrem Streite
Und ihnen groſſer Thaten viel gelangen. H.

27, 5. 6.

Que havendo tanto já que as partes vendo,
Onde o dia he comprido, e onde breve,
Inclinam seu proposito, e porfia
A ver os berços onde nasçe o dia.

Und da ſie ſchon das Himmelslicht erſchauen
Wo lang es ſtrahlt, und wo in kurzen Tagen,
Sind ſie mit feſter Willenskraft geſonnen,
Auch noch die Wiege zu erſpähn der Sonnen.

Der Sinn ſcheint uns nicht richtig gefaßt zu ſeyn. Der Dichter will folgendes: In Portugal, wo ſeiner geographiſchen Lage wegen die Tage bald lang ſind (im Sommer) bald kurz (im Winter) ewig nichts als dieſes Klima zu ſehen, deß ſind die wißbegierigen, unternehmenden Portugieſen müde. Sie ſtreben daher eine andre Natur aufzuſuchen, wo die Tageszeiten und zugleich alles Uebrige anders

eingerichtet ſey. Der Dichter hat eigentlich einen Irrthum begangen; denn nicht von einer Bewegung nach geographiſcher Länge hieng es ab eine andere Eintheilung der Tageszeiten anzutreffen. Sie konnten gen Orient reiſen und doch dieſe vollkommen wie in Europa finden. Allein auf dieſem Wege nach dem Orient iſt es unvermeidlich, zugleich zwiſchen die Wendekreiſe zu kommen, wo Tag und Nacht faſt das ganze Jahr gleich ſind, und ſo trifft beides hinreichend zuſammen, um es in einem Gedichte zu rechtfertigen.

8. Warum Sonnen im Plural? — Nach unſrer Meinung wäre daher beſſer:

Und müde ſtets die Zone nur zu ſchauen
Wo lange wechſeln mit den kurzen Tagen. H.

10, 2. 3.

Und jetzt in ihren Meinungen ſich trennend
Erheben nach der Reih' ſich die Genoſſen

Meinungen iſt hart, auch kömmt ſich dreimal vor. Wir würden daher lieber ſagen:

Und einer von des andern Sinn ſich trennend,
Erſtanden nach der Reihe die Genoſſen. H.

30, 8.

Wenn Luſus Völker ſich im Orient zeigen.

Wollte man ſtatt im Orient im Oſten ſetzen, ſo würde das — ⏑ vermieden. H.

31, 1.

Die Schickſalsſage hatte er vernommen,
Es werd' ein tapf'res Volk von Spaniens Gränze
Durch weite Meere zur Bezwingung kommen
Von Indien, wo nur Doris es begränze;

Hatte er iſt der größte Hiatus; nämlich nicht bloß 2 Vocalen, ſondern ſogar dieſelben. Durch die Veränderung: hatt' er wohl, wäre er gehoben. H.

31, 3. 4.

. . . . . Zur Bezwingung kommen
Von Indien, wo nur Doris es begränze;

Zu vermeiden war: 1) 2mal von — 2) Indien ſtatt Indien. Z. B. ſo:

. . . . . zu bezwingen kommen
Ganz Indien, wo Doris es begränze.

Das — ⏑ konnte allenfalls bleiben, und iſt in der Folge mehrmal geſchehen; aber doch lieber nicht.

wenn's seyn kann, besonders nicht dieselbe Lizenz zweimal nach einander. An nur ist wenig verloren. H.

32, 3.

Daß als Besieger Indiens ihn besungen

Wegen Indien ist kurz vorher das auch hier Geltende bemerkt worden. Wir würden diesen Vers so ändern:

Daß ihn als Sieger Indiens besungen H.

33, 6.

Es auf den Fluren Tingitaniens zeigte.

Um bei Tingitanien die Zusammenziehung zweier Sylben in eine zu verhüten, könnte man Bewohner statt Fluren setzen, nämlich so:

Es Tingitaniens Bewohnern zeigte, H.

33, 7. 8.

. . . na lingua, na qual quando imagina,
Com pouca corrupção crê que he latina.

Und jene Sprache, wo dem holden Wähnen
Die Klänge Latiums entgegentönen.

Da die Reime ähnen und önen nicht gut bleiben können, schlagen wir folgende Veränderung vor;

Die Sprache wo, fast wie sie Roma's Söhnen
Einst floß, dem Ohr die Klång' entgegentönen.

Dagegen wäre Latium freilich besser als Roma; auch ist das holde Wähnen nicht übel. H.

34, 3.

Hell werde strahlen ihre Götterehre.

Reime mit gleichen Worten dürfen nicht Statt finden; wir haben dies in der Veränderung zu vermeiden gesucht.

Erschallen werd' ihr Preis auf Land
und Meere. H.

36, 5.

Mas Marte . . . . . .
D'entre os Deuses em pé se levantava,
Merencorio no gesto parecia;
O forte escudo ao collo pendurado,
Deitando para traz medonho, e irado.

levantava, das Comma ist ein Fehler; es muß ein Punct seyn.

Mars . . . . . .

. . . . . .

. . . . . trat zurücke,

Und ſchwang ihn drohend, ...

Mars trat nicht zurück, wovon man in einer ſolchen Lage, wenn man vom Sitzen zum Sprechen aufſteht, eher das Gegentheil zu thun pflegt; ſondern er warf (deitando) den Schild (o escudo) zurück, welches ſehr maleriſch iſt, da er ihn vorher beim Sitzen nothwendig vor ſich haben mußte. Ein Schild wird auch nicht geſchwungen, ſondern eine Lanze.

Unſrer Meinung nach wäre daher Folgendes vorzuziehen:

. . . . . er warfs zurücke
Mit droh'nder Miene, Zorn im wilden Blicke H.

37. 6. 7.

O Ceo tremeu, e Apollo de torvado
Um pouco a luz perdeu como enſiado.

Der Himmel klang; der Boden ſchien zu weichen,
Und ſelbſt erſchreckt Apollo zu erbleichen.

Klang liegt ſchon in Schall, und ſagt nicht genug neues. Ein ſteinerner Boden, von dem etwas abprallt, ſcheint nicht zu weichen. Endlich das wirkliche, nicht ſcheinbare Erblaſſen Apollo's iſt zu maleriſch, um es zu übergehen.

Könnte man nicht ſagen:

Der Himmel bebt; Apollo ſchreckt zuſammen
Und ſeinem Haupt entglänzen bläſſre Flammen. H.

39, 5. 6.

. . . . . er ſuche jetzt das Weite
Mit ſeinem Widerſtand, den nur Verdruß erzeugte.

In Zeile 6 iſt ein Fuß zu viel; gewiß ein unwillkührliches Verſehen; es ließe ſich z. B. ſo heben:

. . . . . es ſuche jetzt das Weite
ſein Widerſtand. H.

39, 7.

Kein Glück kann wanken, wie der Neid ergrimme,
Das dem Verdienſt verhieß des Himmels Stimme.

Daß — ließ das. H.

weil sie alles was in Italien, Frankreich und Teutschland in diesem Fache gesehen und gehört zu werden verdient, gesehen und gehört haben — vielleicht findet sich unter diesen einer, der es unternimmt, dem Publico von diesem Versuche einer teutschen Oper — der mit lauter jungen, in diesem Fache noch ganz ungeübten, und vorher meistens nur bey komischen Operetten gebrauchten Schauspielern gemacht wurde, — einen umständlichen und ins Besondere gehenden Begriff zu geben. Das, worinn Alle Urtheile übereinstimmen, ist, daß die Erwartung des Publici weit übertroffen worden; und daß man die Alceste nur vor einem Jahr als Milchmädchen, den Admet als Caspar und den Herkules als Niklas in der übersetzten Laitiere (worinn übrigens alle drey sehr gut spielen) gesehen haben muß, um beynahe mit Parthenien auszuruffen: darf ich meinen Sinnen glauben? Schauspieler, die so anfangen, beweisen ein entschiedenes Talent, von dessen ferneren Uebung und Ausbildung unter dem Schutz eines Hofes, dem das teutsche Theater seine merkwürdigste Epoche zu danken hat, man noch sehr vieles zu erwarten berechtigt ist.

40, 4.

Nur Schwachheit wird Begonn'nes nicht voll-
bringen.
Merkur, der des geschwungnen Pfeiles Flügel,
Und selbst den Wind ereilt auf leichten
Schwingen,

Das ungewisse hypothetische mag schiene uns hier besser angewendet als das bestimmte wird. H.

40, 5.

Geschwungen wird die Lanze; das wesentliche des Pfeils ist die Spitze, der Schwung bringt die Bewegung im Ganzen hervor; die gute Zuspitzung befördert vorzüglich die Schnelligkeit. Daher scheint uns gespitzten richtiger. H.

41, 5.

Pelo caminho Lacteo glorioso . . . .
Logo cada um dos Deuses se partiu . .
Fazendo seus Reaes acatamentos,
Para os determinados aposentos.

. . . . Die Götter wallen
Auf Bahnen von Gestirnen rings umkränzet,
Dahin, wo jedem seine Wohnung glänzet.

Es iſt ein ſchöner Lieblingsgedanke des Dichters (S. Stanze 20), die Milchſtraße als den Hauptweg der Götter anzuſehen, von welchem ſie, jeder nach ſeiner eignen Wohnung, abgehen. Dies Bild muß, ſo wie im Original, überall durchgeführt werden. Geſtirne allein ſind nicht hinlänglich; es muß die Milchſtraße ſeyn. Eine Straße, oder Bahn kann umgränzt (eigentlich bloß begränzt, aber nicht füglich umkränzt ſeyn. Wir würden alſo lieber ſezen:

Die Straß' entlang, von Sternen
ringe umgränzet.

H.

(Der B. ſchluß folgt.)

V.

Einiges über Gegenstände der Cultur und Literatur in Oestreich.

An den Redacteur des Teutschen Merkurs. *)

Auch bei uns in Oestreich, mein verehrter Freund, bedauert man allgemein die traurige Lage, in welche so viele nordteutsche Provinzen durch den

*) Dem hochachtungswürdigen und von allen Vätern und Erziehern teutscher Zunge schon lange mit Dankbarkeit genannten Verfasser dieser Correspondenznachrichten stattet die Redaction des N. T. Merkurs um so lebhafter ihren Dank ab, als sie dadurch auf einen Tadel aufmerksam gemacht wird, der, obgleich ohne ihre Schuld, sie dennoch sehr hart treffen könnte. Um keinen Preiß möchte diese älteste unserer teutschen Zeitschriften als Mitschuldige des Journalunfugs erscheinen, den man auch der jüngsten und unerzogensten nie verzeihen dürfte, und den H. C. R. Glatz selbst in seinem neuestem Werk: Woldemar's Vermächtniß an seinen Sohn (Tübingen, Cotta 1808. 352 S.) in dem geist- und kraftvollen Abschnitt über Lection S. 262. mit treffender Kürze geschildert hat. Mit Vergnügen ergreifen wir diese Gelegenheit, dieß eben genannte Werk, als einen der zweckmäßigsten Leitfäden für den moralischen Unterricht in

letzten Krieg versetzt worden sind, und freut sich um so mehr der Segnungen des Friedens, die unsere Monarchie genießt. Allerdings sind auch bei uns die Zeiten schwer geworden; aber ihren Druck empfinden nur einige wenige Classen, freilich gerade diejenigen, die ihn am wenigsten empfinden, sondern, wenn möglich, ganz sorgenfrei und auch mit einiger Bequemlichkeit leben sollten. — Beamte, Gelehrte, Religions- und Schullehrer, überhaupt diejenigen, die auf fixe Gehalte gesetzt sind. Um so wohlhabender sind gegenwärtig die fabricirenden und commercirenden Classen. Siehet man übrigens von

Bildungsinstituten für etwas erwachsenere Jünglinge um so mehr zu empfehlen, da sich die Nützlichkeit desselben schon in diesem Augenblick, wo Schreiber dieser Anmerkung es in einem seiner Leitung anvertrauten Institute einführte, mit dem besten Erfolg erprobte und wo man bei allem Ueberfluß ähnlicher Versuche und Lehrbücher doch eben noch keinen Pleonasmus bei der Erscheinung eines Werks besorgen dürfte, was füglich in die Reihe von Theophron und der nur zu sehr überschätzten Chesterfieldischen Briefe gesetzt werden kann. Schließlich erlauben wir uns die Bitte an den Hrn. Einsender obiger Nachricht, uns, so oft es nur seine Muße gestattet, mit so verbürgten Nachrichten aus der Kunst- und Wissenschaft liebenden Kaiserstadt zu erfreuen. P.

ſolchen Angelegenheiten hinweg, ſo bemerkt der Patriot mit vieler Freude, daß in den öſtreichiſchen Staaten unter der gegenwärtigen gerechten und milden Regierung ſehr Vieles ſich offenbar zum Beſſeren hinneige. —

Unſerm redlichen, geliebten Monarchen liegt beſonders die Nationalbildung und ganz vorzüglich die religiöſe Veredlung der aufwachſenden Generation am Herzen. Man verſucht vielerlei, um in dieſer Hinſicht zu verbeſſern, was mangelhaft ſcheint, und wenn der wichtige Zweck nicht ſo bald erreicht werden ſollte, ſo liegen die Urſachen davon zum Theil in Umſtänden, die ſich nicht ſo leicht und nicht ſo ſchnell beſeitigen laſſen Mangel an tüchtigen Schullehrern, den man beſonders in den k. k. teutſch-galiciſchen Erblanden wahrnehmen will, iſt hierbei eines der wichtigſten Hinderniſſe, das ſich nur allmählich durch zweckmäßig eingerichtete Schullehrer-Seminarien wegräumen läßt. Der Idee, die proteſtantiſchen höhern und niedern Schulen in Ungarn mit denen der Katholiken des Landes zu conſirmiren, ſteht Manches im Wege. Uebrigens iſt von Seiten der ungariſchen Proteſtanten ſchon Manches zu einer beſſern Organiſirung ihrer Lehranſtalten eingeleitet und von mehrern würdigen Männern, z. B. von Schedius in Peſth, Lovich in Neuſohl u. a. mancher treffliche Vorſchlag gethan worden

In den teutsch-galicischen Erblanden haben die Trivialschulen vor zwei Jahren eine neue Verfassung erhalten, nach welcher die Anzahl der Lehrgegenstände wohlweise eingeschränkt worden ist. Nur dürfte man wohl bei dieser Einschränkung etwas zu weit gegangen seyn. Nach dieser neuen Verfassung wurden auch die protestantischen teutschen Schulen der Inspection der katholischen Dechanten, als Districtual-Schulaufsehern, und der Leitung der katholischen Consistorien unterworfen. Die protestant. Consistorien, besorgt, daß diese Einrichtung zu vielen Collisionen, Mißhelligkeiten, Reibungen und beläſtigenden Klagen Veranlassung geben und dadurch der guten Sache mancher Nachtheil erwachsen dürfte, haben gegen die gedachte Verfügung bei dem Monarchen Vorstellungen gemacht, wie sie die Natur der Sache, Amt und Gewissen vorschrieben. Was die Consistorien von Seite des Kaisers und der Hof- und Länderstellen schon oft zu erfahren die Freude hatten, erfuhren sie auch jetzt — eine gerechte Entscheidung der Sache. Durch eine kaiserliche Resolution wurde nämlich vor einigen Wochen die Aufsicht der katholischen Dechanten über die protestantischen Schulen förmlich aufgehoben und den Kreisämtern übertragen. Dieser neue Beweis, den der Monarch seinen protestantischen

Unterthanen von seiner Gerechtigkeitsliebe gegeben hat, hat sicher die Herzen derselben noch mehr an ihn und seinen Thron gefesselt. Niemand kann dem Kaiser ergebener seyn als sie, wenn sie in ihrer Gewissens- und Religionsfreiheit nur immer geschützt werden.

Seit Josephs Zeiten hat auch in den östreichischen Ländern, die von so verschiedenen Religionsverwandten bewohnt werden, der gute Geist der Duldung merklich um sich gegriffen und die Herzen der Staatsbürger einander näher gebracht. Man wird ihn hoffentlich noch immer mehr begünstigen, diesen wohlthätigen Geist; denn wenn wäre Gemeinsinn und festes Aneinanderhalten nöthiger gewesen, als in unsern Zeiten der Verwirrung und Auflösung! Unter dem katholischen Clerus in Oestreich wird Bigottismus immer seltner, und Religions-Duldsamkeit immer allgemeiner. Der Wiener Fürst-Erzbischof ist ein ehrwürdiger Greis von vieler Munterkeit, ausgezeichneter Humanität und liberalen Ansichten. Wer ihn näher kennt, muß ihm dies Zeugniß geben; und so zählt unsere Monarchie nicht wenige Bischöfe, die von Seiten ihres Kopfs und Herzens verehrungswürdig sind. — Redende Beweise von des Kaisers huldreichen Gesinnungen, selbst gegen seine protestantischen Unterthanen findet man auch

darin: daß jährlich gegen 1200 Gulden ex aerario zur Unterſtützung evangeliſcher Paſtorate in Galicien hergegeben werden, und nicht nur die proteſtantiſchen Conſiſtorien in Wien, ſondern auch die Superintendenten in den teutſch-galiciſchen Erblanden die Poſtfreiheit in officiosis erhalten haben. Viele proteſtantiſche Gemeinden in den gedachten Erblanden, beſonders in Böhmen, ſind ſehr arm; übrigens thun manche unter ihnen doch alles Mögliche, um die öconomiſche Lage ihrer Prediger durch die ſo nothwendig gewordene Erhöhung ihres Gehaltes zu verbeſſern. Unter den Stadtgemeinden zeichnen ſich in dieſer Hinſicht vorzüglich die zu Brünn, (die, obgleich ſchwach, doch für ihre Kirchen- und Schulanſtalten mit lobenswürdigem Eifer ungemein viel thut) zu Trieſt, zu Lemberg und Bielefeld, ſo wie die reformirte Gemeinde zu Wien aus. Die Zufriedenheit, die der Kaiſer in verſchiedenen Audienzen gegen Räthe der Conſiſtorien über das Betragen der teutſchen erbländiſchen Proteſtanten, und über die unter ihnen herrſchende kirchliche Ordnung und Eintracht geäußert hat, kann für dieſe nicht anders als erfreulich und ermunternd ſeyn.

Wenn man ehemals im Auslande manches Vorurtheil gegen die öſtreichiſche Literatur, vielleicht nicht mit Unrecht, unterhielt, ſo würden doch ge-

gen-

genwärtig dergleichen Vorurtheile sehr ungegründet und ungerecht seyn. Seit einigen Jahren fängt unsere Literatur an, immer mehr und mehr zu blühen, und hat bereits so manches Werk aufzuweisen, das auch die Aufmerksamkeit der Ausländer verdient. Die stärksten Verleger in der ganzen Monarchie sind Geistinger, Anton Doll und Degen in Wien. Unter den achtzig bis hundert Artikeln, die zu mancher Ostermesse in der Kaiserstadt allein erscheinen, giebt es zwar viel Mittelgut, aber doch auch manches brav gearbeitete Werk, und wenn sonst unsere bessern vaterländischen Schriftsteller oft im Auslande einen Verleger suchten, so lassen gegenwärtig manche der besten ausländischen Autoren ihre Werke in Wien verlegen. Das Ausland scheut allerdings die hierländische Censur. Aber der Schriftsteller, der Freimüthigkeit mit Bescheidenheit verbindet; darf sie nicht fürchten. Die oberste Polizei- und Censur-Hofstelle, an deren Spitze der verehrte, umsichtige Freiherr von Sumeran steht, weiß Amtsstrenge mit Liberalität zu verbinden, und der Monarch selbst besitzt in dieser Hinsicht sehr liberale Ansichten; seine kaiserlichen Brüder desgleichen.

Unter den Zeitschriften, die gegenwärtig in Wien erscheinen, nenne ich Ihnen nur das militärische Journal, das bei Degen erscheint, von

dem General Gomez redigirt wird, und viel Interessantes enthält; den Prometheus, den Sie selbst näher kennen, und der sich durch sein Aeußeres sehr vortheilhaft auszeichnet; das Sonntagsblatt, das in der Camesinaischen Handlung erscheint, und die so eben beginnenden vaterländischen Blätter, die es wohl verdienen werden, daß auch das Ausland nähern Antheil daran nehme. Sie sind bestimmt, ein Nationalblatt zu werden, das auch dem strengen Statistiker von großem Nutzen und fast unentbehrlich seyn dürfte, da man in demselben aus allen Gegenden der Monarchie interessante Nachrichten und authentische Mittheilungen erwarten darf. Eine Rubrik in diesen bei Degen erscheinenden Blättern ist dafür bestimmt: auf die Urtheile und Notizen über Oestreich in ausländischen Schriften und Journalen Rücksicht zu nehmen und sie nöthigen Falls zu berichtigen. Dies wird mit jedem Tage nothwendiger, da mehrere ausländische Blätter eine Menge falscher Nachrichten über Oestreichs Cultur und Literatur verbreiten und dadurch ein richtiges Urtheil hierüber sehr erschweren. Sie, mein verehrter Freund, werden es mir gewiß verzeihen, wenn ich Ihnen offen sage, daß sich auch in den Teutschen Merkur wiederholt theils höchst unbedeutende, theils halb wahre, theils ganz falsche

IX.

Eine nicht weniger merkwürdige Seltenheit

als ein Beytrag zur teutſchen Litterar-Geſchichte des Jahres 1773.

Dieſen Morgen, am Tage St. Johann des Täufers, welcher iſt der 24te des Brachmonaths in dieſem laufenden 1773. Jahre, nach der Dionyſiſchen Zeitrechnung, erhalte ich, der Herausgeber des Merkur, einen Brief von der Poſt, deſſen Inhalt meine geneigten Leſer vermuthlich in kein geringeres Erſtaunen ſetzen wird als mich ſelbſt.

Der Brief war mit einem Signet, zween kreuzweis über einander gelegte Anker vorſtellend, wohl verſiegelt, und führte in ſehr lesbaren Zügen folgende Aufſchrift: à Monſieur Monſieur *Wieland*, Conſeiller de la Cour de S. A. S. Mſgr. Le Duc de Saxe-Weimar et Eiſenac, à Weimar, franco Jena. Als ich ihn erbrach, ſiehe, da enthielt er, was ich hier einem ehrſamen Publico, zur erlaubten Gemüthsergötzung, von Wort zu Wort mitzutheilen die Ehre habe.

Notizen über Literatur und Kunst im östreichischen Kaiserthume eingeschränken haben, und daß der Wunsch vieler hierländischen Leser des Merkurs, daß bei der Aufnahme solcher Notizen mehr Strenge bewiesen werde, sehr gerecht sey. Redactionen öffentlicher Blätter können es allerdings nicht immer hindern, daß nicht bisweilen unvorsichtige Referenten ihre Blätter mißbrauchen. — Wenn auch zwischen dieser und jener in Oestreich erscheinenden Zeitschrift ein offenbarer Antagonismus statt findet, so siehet doch der Patriot darüber um so leichter hinweg, da die bessern dieser Zeitschriften alle nach dem Wahren, Guten und Schönen, jede auf ihre Weise, ringen, und ein wohlthätiger Conflict geistiger Kräfte dabei unverkennbar ist.

Der Kaiser und die kaiserlichen Prinzen thun gelegentlich Manches zur Aufmunterung thätiger und verdienter Schriftsteller. So haben, auf Befehl des Monarchen, die Professoren Schwartner und Schedius in Pesth, vor einiger Zeit, als Belohnung ihrer literärischen Verdienste, goldne Dosen erhalten, und ähnliche Aufmunterungen dürften vielleicht noch manchen andern vaterländischen Literatoren zu Theil werden.

Und so hoffen wir denn mit Freude, daß unsere gesegneten Länder auch in Hinsicht der geistigen Cul-

tur nie, zum Nachtheile des Staats, zurück bleiben, sondern sich durch ächte National-Bildung immer mehr auszeichnen werden. Das Fortschreiten zum Bessern ist sichtbar genug. Gott erhalte uns nur den Frieden, die Liebe zum Vaterlande und die Gemüthlichkeit und nationelle Gutherzigkeit, durch die sich Oestreichs Bewohner auszeichnen! Leben Sie, verehrter Freund, immerfort zufrieden und glücklich. —

Jacob Glatz.

Wien, im Mai 1803.

Inhalt.

	Seite
I. Gedichte.	
1. Die Insel und der Genius. (Eine psychologische Parabel.)	79
2. Mahnung.	82
3. Der Hermannskobel. (Ein österreichisches Volksmährchen.)	83
II. Literärische Erscheinungen in Baiern.	91
III. Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufsatze über die Mystik im N. T. Merkur.	112
IV. Bemerkungen über einen neuen Versuch einer Uebersetzung der Lusiade von Camoens.	125
V. Einiges über Gegenstände der Kultur und Literatur in Oestreich.	153

No. V.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Mai. 1808.

I. Ankündigungen.

1.

Ankündigung und Grundriss eines Archivs für Ethnographie und Linguistik. Herausgegeben vom Legat. Rathe F. J. Bertuch und Prof. Vater.

Ein Ethnographisches Journal hat die *physischen*, *moralischen* und *intellectuellen* Eigenthümlichkeiten der Völker, und ihre *Abstammung* zu seinem Gegenstande.

Es schliesst auf der einen Seite die Beschreibung des *Bodens* aus, welcher den Völkern zum Wohnorte dient,

auf der andern die Rückſicht auf ihre *bürgerliche Verfaſſung*; alſo alles *Geographiſche* und *Statiſtiſche*, auſser in ſo fern ſich dadurch die Denkungsart der Völker, als *Menſchen*, und die Ausbildung ihrer Anlagen characteriſirt.

Gewiſſe phyſiſche, moraliſche und intellectuelle Eigenſchaften zeichneten die Völker als *Menſchen* aus, nicht bloſse Individuen unter ihnen, ſondern ſie ſind ganzen *Stämmen* und *Völkern* gemeinſchaftlich, und alle geben Data zu dem *groſſen Bilde von der Menſchheit* überhaupt, welches der denkende Menſch doch ſo viel möglich im Ganzen überſchauen möchte.

Die *Abſtammung* der Völker von einander trägt ſehr Vieles zu dem Entwurfe eines ſolchen Gemäldes bei; ſie iſt die Urſach der Gemeinſchaftlichkeit vieler von jenen Eigenthümlichkeiten, aber ſie wird meiſtens erſt aus der Beobachtung dieſer Gemeinſchaftlichkeit gefolgert. Es iſt höchſt intereſſant, einen *Stammbaum der Völker* zu entwerfen, und die verſchiedenen Geſtalten ins Auge zu faſſen, in welchen die Menſchheit in ihnen erſcheint: aber zu einem ſo groſsem Ganzen gehören unendlich viele Data; ihre Fülle iſt unerſchöpflich.

Um deſto wichtiger iſt es, *in einem Archive alle dieſe Data* zu ſammeln, die zum Theil noch zerſtreut und ungebraucht in Werken liegen, deren Zweck es nicht war, *den Menſchen als ſolchen* weiter zu characteriſiren, als es die *Beſchreibung einzelner Länder* mit ſich brachte, und zu welchen Daten in unſerem, für Menſchenbeobachtung ſo thätigen Zeitalter täglich mehrere hinzukommen; ſie ſorgfältig da *niederzulegen* und zugleich ſo viel als möglich *den Ueberblick zu erleichtern*, und Ueberſichten von einem gröſseren oder geringerem Umfange entweder ſelbſt zu geben, oder wenigſtens anzulegen.

Ueberſichten und Materialien zu künftigen Reſultaten ſind alſo die zwei Anſichten des *Inhalts* eines ſolchen Archivs, welches natürlich keine eigentlich *ſyſtematiſche* Anordnung verſtattet, ſondern dieſe *erſt vorbereiten* ſoll, wenn man auch gleich ſchon bei dieſer Vorbereitung immer eine ſyſtematiſche Ueberſicht des Ganzen vor Augen haben kann und muſs. Bloſse Materialien ermüden; man verliert ſich im bloſsen Detail, aber doch beruhen auf dieſem alle ſicheren Reſultate, und der denkende Leſer hat oft eben ſo gern die beſtimmteſten Data zu dem Schluſſe, als dieſen ſelbſt. Ueberſichten können auch der Phantaſie ſelbſt anſchaulich gemacht und verſinnlicht werden durch *Charten*, z. B. über die Hautfarbe, Bekleidung, über die Religion, die Sprechſtimme

der Erdbewohner etc. Vor Allem aber anziehend ist das, was, wenn es auch nicht Uebersichten über das Ganze oder bestimmte Theile selbst gäbe, wenigstens die *Vergleichung* mehrerer Völker betrifft.

Wenn wir auf die verschiedenen Arten der Eigenthümlichkeiten der Menschheit in den Völkern, auf die physischen, moralischen und intellectuellen gehen, so bedarf *das Feld der physischen Eigenschaften* keiner weiteren Bestimmung; es schliefst auch die Einflüsse des Klima's in sich, und *National-Physiognomie*, *Körperbau*, *Gliederform*, *Hautfarbe* und *Haarwuchs* sind einige seiner wesentlichen Theile.

Dagegen greifen die Wirkungen der *moralischen* und der *intellectuellen* Eigenschaften gar sehr ineinander. Moralische und intellectuelle Bildung sind gemeiniglich verwandt, in *Sitten* und *Gebräuchen*, in der *Religion*, in der *Denkungsart* und *Lebensweise*, in der Art der *Gewinnung* der *Nahrungsmittel* liegen Beziehungen auf beide Arten der Eigenthümlichkeiten des Menschen, deren Behandlung das Gemeinschaftliche hat, dafs auch sie, wie die des vorhergehenden Faches, oft *bildlicher Darstellung in Kupfern* bedarf, aber sich nicht wohl als Behandlung *zweier abgesonderter Fächer* aufstellen läfst. Sie bleibt nur *Ein grofses Fach*.

Aber wohl tritt eine Art der intellectuellen Geistesthätigkeit, die *Sprache* als ein *besonderes Fach* hervor, welches auch eine besondere Behandlung fordert. Der Geist der Nationen spricht sich in ihrer Sprache aus, und die *Abstammung der Nationen* von einander wird, wo nicht die Physiognomie schon entschieden hat, fast allein aus der Art der *Aehnlichkeit ihrer Sprachen* gefolgert, welche immer nur die Folge einer früheren oder späteren Verbindung seyn kann. *Sprachvergleichungen* haben ein hohes Interesse, und dieses ist in neuerer Zeit nach der Auffassung allgemeinerer Gesichtspuncte wirklich anerkannt.

Dieses Fach nun insonderheit würde wegen seines Reichthums in dem Archive zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{3}$ des Ganzen einnehmen, und enthalten

I. *Abhandlungen*, *Uebersichten über das Ganze*, oder Theile von einem gewissen Umfange; also z. B. über Abstammung der Sprachen der Völker von einander; über das gegenseitige Verhältnifs ähnlicher Sprachen, oder ihrer Hauptmundarten; über die Geschichte derselben; über den Geist einer Sprache oder mehrerer.

II. *Materialien*, und zwar

a) gröſsere Aufſtellungen des Wortſchatzes unbekannter Sprachen, beſonders zur Vergleichung mehrerer unbekannter Sprachen.

b) *Original-Aufſätze* der wenig bekannten Sprachen, beſonders Volkslieder mit Erklärung.

c) *Auszüge* aus beſonders *neuen* und *ausländiſchen Werken*, welche Data der Art enthalten, da der Zweck des Archivs Recenſionen ausſchlieſst.

d) *Kürzere Notizen* über merkwürdige Sprachbezeichnungen, ein faſt unerſchöpfliches Feld intereſſanter Bemerkungen.

e) *Correſpondenz-Nachrichten*, die Sprache betreffend.

f) Hie und da, wo es nöthig iſt, *Schriftproben*.

* * *

Dies iſt der Grundriſs und Zweck unſers Archivs, davon den *Ethnographiſchen* Theil Hr. L. R. *Bertuch*, und den *Linguiſtiſchen* Hr. Prof. *Vater* in Halle zur Redaction übernommen hat, das übrigens von jetzt an in *freien Heften* 18—20 Bogen ſtark erſcheinen ſoll. Format und Druck iſt wie bei den *A. geogr. Ephemeriden*, als deren Gegenſtück das Ethnographiſche Archiv iſt. *Charten* und ſaubere *ſchwarze* und *colorirte Kupfer* ſollen es, als dabei unentbehrlich, immer begleiten.

Weimar den 1. Mai 1808.

H. S. pr. Landes Induſtrie-Comptoir.

2.

Anzeige wegen der Fortſetzung des Journals London und Paris.

Unſern verehrten Intereſſenten zeigen wir hiermit an, daſs das Journal: London und Paris, wie bisher ununterbrochen fortgeſetzt wird. — Das Erſte Stück 1808 erſcheint in einigen Tagen, und wird unter andern auch eine Ueberſicht der neueſten literäriſchen Producte von England, ſo wie die Abbildung der neueſten Franzöſiſchen politiſchen Denk-Münzen enthalten.

Rudolſtadt den 1. Junius 1808.

Hof-Buchhandlung.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Mai

UND DEREN INHALT.

I.

Journal des Luxus und der Moden 1808. 5. Stück.

Inhalt.

I. Wiegenopfer zweien edeln teutſchen Fürſtinnen dargebracht. II. Frühlings-Oden von Klopſtock. III. Die Bäder von Lucca (Fragment aus dem Tagebuche eines Teutſchen durch Italien 1806.) Beſchluß. IV. Kunſt. 1. Kunſtausſtellung in Dresden, am Friedenstage, den 5. Merz 1808. 2. Kunſtnachrichten aus Würzburg. 3. Neue Ausgabe der Werke Winkelmanns von Fernow. 4. Eilf Pferdeſtücke ſämmtlich radierte Blätter von Auguſt Winkler. V. Muſik. 1. Oden, Lieder, Balladen und Romanzen von Göthe mit Muſik von J. F. Reichardt. 2. Muſikaliſche Neuigkeiten. VI. Neueſte teutſche Literatur. Waarers Reiſen aus der Fremde in die Heimath. — Iffland's Almanach fürs Theater auf 1808. VII. Miſcellen. 1. Sonnett zu Ehren der berühmten Sängerin, Dem. Häſer, in Bologna gedichtet. 2. Miſcellen aus München. Erſter Brief. Theatraliſche Neuigkeiten. Zweiter Brief. Die Auffarth des Kön. Wirt. Gr. Bothſch. Grafen v. Görlitz in München. — Theater und Muſik. 3. Neuigkeiten aus Mannheim und Heidelberg. 4. Thalie et Melpomène françoise. 5. Winterluſtbarkeiten in Frankfurt am Main. VIII. Moden. 1. Erſter Pariſer Modenbericht zu Ende Winters 1808. (Aus Briefen.) 2. Zweiter Pariſer Modenbericht. (Aus Briefen von einer Dame.) 3. Teutſche Moden. IX. Ameublement. Neue geſchmackvolle Fenſter Draperien. X. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Mai 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Neueſte Länder = und Völkerkunde 1808. V. Bds. 4s u. 5s Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

Beſchreibung der einzelnen Theile.

A. Ober = Italien.

Das Königreich Italien.

Zweite Abtheilung. 1. Name, kurze Geſchichte, Beſtandtheile, Lage, Gränzen und Größe. 2. Naturbeſchaffenheit. — Klima. Oberfläche des Landes, Gebirge und Gewäſſer. 3 Naturprodukte. 4. Einwohner. Zahl. Beſonderheiten derſelben. Lebensart und Gewerbe. 5. Fabriken, Handel und Schifffahrt. 6. Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften, des Erziehungsweſens und der Religion. 7. Staatsverfaſſung und Verwaltung. 8. Topographie.

Dalmatien.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer.
Der Plan von Venedig. Der Plan von Rom. Taf. 7. Anſicht der Peterskirche zu Rom.
Weimar, im März 1808.

Inhalt des V. Stücks.

Italien.

Dritte Abtheilung.

Beſchreibung der einzelnen Theile.

B. Mittel = Italien.

I. Das Königreich Hetrurien. 1. Name, Geſchichte. — Lage, Gränzen, Größe. 2. Allgemeine Naturbeſchaffenheit. — Klima. — Boden. 3. Oberfläche des Landes. — Gebirge und Gewäſſer. 4. Naturprodukte. 5. Die Einwohner. — Ihre Zahl. Ihr Charakter, ihre Eigenheiten. 6. Lebensweiſe der Einwohner. — Landwirthſchaft überhaupt. 7. Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften, der Religion und des Erziehungsweſens. 8. Staatsverfaſſung, Regierung und Verwaltung. Finanz = und Kriegsweſen. 9. Topographie. II. Die Fürſtenthümer Lukka und Piombino. 1. Ueberſicht der Beſtandtheile; Lage, Gränzen, Größe. 2. Na-

turbeschaffenheit. Klima, Boden, Gebirge, Gewässer und Naturprodukte. 3. Einwohner. Zahl. Religion. Gewerbe, Fabriken und Handel. 4. Verfassung. 5. Topographie. III. Die Republik San Marino. 1. Name. Geschichte. Lage. Größe. Naturbeschaffenheit und Produkte. 2. Alte und neue Verfassung. 3. Topographie. IV. Der Kirchenstaat oder das weltliche Gebiet des römischen Pabstes. 1. Name, Geschichte. Lage, Gränzen, Größe 2. Naturbeschaffenheit. Klima. Boden. Gebirge und Gewässer. 3. Naturprodukte und Benützung derselben. 4. Einwohner. — Zahl, Charakter, Sitten, Gebräuche und Eigenheiten. 5. Mechanische u. Kunstgewerbe, Fabriken und Handel. 6. Zustand der Künste und Wissenschaften, des Erziehungswesens und der Religion. 7. Staatsverfassung und Staatsregierung; Finanz- und Kriegswesen. 8. Topographie.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Plan von Neapel. Taf. 8. Ansicht des Vesuvs. Taf. 9. Ansicht von Ischia.

Weimar im April 1808.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1808. 4s St.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Der Talisman. 2. Die Erscheinung. II. Probe einer Uebersetzung des Sallust. Cäsars Rede, gehalten im Senat bei der Berathschlagung über die Bestrafung des Catilina und seiner Anhänger. III. Bruchstük aus einer Schrift: Anordnung antiker Münzen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst. IV. Frische Proben teutscher Dichtkunst aus dem 13ten Jahrhundert. (I.) Stellen. (II.) Fabeln und Erzählungen. 1. Ein Auge gegen zwei. 2. Die vier Königssöhne. 3. Die Cisterne. V. Correspondenznachrichten über die neueste Literatur des österreichischen Kaiserthums. VI. Johannes v. Müllers Antwort an die Universität Helmstädt.

Weimar, im Mai 1808.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Topograph. militairiſche Charte von Teutſchland in 204 Blättern. V. Lieferung.

Hiervon iſt die V. Lieferung erſchienen, und an die Herren Subſcribenten verſendet worden. Sie enthält die Sect. 29. Wittſtock. Sect. 30. Neu-Strelitz. Sect. 31. Stettin. Sect. 40. Oranienburg und jeden Monat erſcheint eine ſolche Lieferung von 4 Blättern. Die Subſcription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subſcriptions-Preis iſt für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächſ. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunſthandlung darauf ſubſcribiren. Einzelne Blätter koſten 2 Gr. mehr.

Weimar im April 1808.

Das Geographiſche Inſtitut.

5.

Bemerkungen auf einer Reiſe aus Thüringen nach Wien, im Herbſt und Winter 1805 bis 1806. von Carl Bertuch. Erſter Heft. gr. 12. mit 3 Kupfern. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Der Verfaſſer dieſer Bemerkungen, Herr Land-Cammer-Rath Bertuch, reiſte im Herbſte 1805, kurz vor dem zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ausbrechenden Kriege, von Weimar nach Wien, wo er bis nach dem Frieden von Preßburg blieb. Wir übergeben hier dem Publikum die von ihm auf der Reiſe, ſo wie in Wien gemachten Bemerkungen, wobei der Verfaſſer es ſich zur Pflicht machte, alles von früheren Reiſebeſchreibern Erſchöpfte nicht zu wiederholen. Folgendes iſt der Inhalt des Erſten Heftes, dem noch ein zweiter folgt. —

Erſter Brief. Reiſe über den Thüringer Wald. — Bamberg. — Ruine des Schloſſes Babenberg. — Profeſſor Schieg und ſein Meſſung.

Zweiter Brief. Nürnberg. — Die Laurenti und Sebaldus-Kirche. — Albrecht Dürer's Grab. — Kunſthandlung von Frauenholz. — Künſtlerklub. — Beſtelmeyers Handlung.

Dritter Brief. Nürnberg. — Major Hammer. — Franz Globusarbeiter. — Die Harmonie.

Vierter Brief. Reiſe nach Regensburg. — Aufenthalt daſelbſt

Fünfter Brief. Abreiſe von Regensburg. — Die Agnes-Capelle bei Straubing. — Die öſterreichiſchen Vorpoſten. — Ankunft in Linz.

Pro Memoria.

„Sie haben in Ihrem Musen Allmanach des „Hrn. v. Beusts vermischte Gedichte gewiß„lich recht hämisch critisiret. Wolten Sie ein recht„schaffen unpartheyischer Kunstrichter seyn, so hät„ten Sie auch bestimmter sagen und zeigen sollen, „worinnen das Fehlerhafte eigentlich bestünde, da „Sie sich aber noch niemals in den Felde der „Dichtkunst als ein wahrer Held gezeiget, so zwei„felt man, ob Sie in Stande sind einen reinen „netten Vers gehörig zu beurtheilen. Ohne die „geringste Ursache haben Sie sich über sein Bildniß „aufgehalten, ich versichere aber bey meiner Ehre „daß er ein ansehnlicher und recht wohl gewachsener „Cavalier sey — — — Er hat sein Buch nicht „vor düstere uncivilisirte Gelehrte geschrieben die „ihren streitsüchtigen Geifer daran verschwenden sol„ten, sondern viele mit Ihm zu Felde gewesene „HHl. Officiers (darunter ich auch einer bin) haben „Ihn darum ersuchet, die damaligen Merckwürdig„keiten aufzusetzen. Wenn Sie Ihn eines schwül„stigen beschuldigen, so reden Sie wieder beßer Wis„sen und Gewißen, ja wieder die offenbare lautere „Wahrheit. Edle Kenner haben seine Verse ieder„zeit für reine, fliesend und mit Witz gewürtzet an„erkennet. Zu groser Schande muß es doch warlich

„denen

Sechster Brief. Donaureise von Linz nach Wien. — Ungünstige Stimmung daselbst. — Entfernung der Fremden — der Tag aller Seelen.

Siebenter Brief. Der Hof und die Gesandten verlassen Wien — Gefecht bei Dürenstein. — Frei-Corps des Barons Geramb — Hof-Commission unter dem Grafen Erbna — Manael an Scheidemünze. — Procession der Weiber nach Maria-Hülf. Die Wiener und die französischen Vorposten.

Achter Brief. Einmarsch der Franzosen in Wien. — Die Tabordrücke. — Betragen der Wiener. — Kaiser Napoleon am Spitz und in Schönbrunn. — Neue Verwaltung von Oesterreich.

Neunter Brief. Professor Zauner. — Seine kolossale Statue Joseph II. nebst Abbildung, und genauen Nachrichten über den Guß. Canova's Denkmal der Herzogin Christina von Sachsen-Teschen. —

Zehnter Brief. Die kaiserliche Porzellan-Fabrik, nebst tabellarischer Uebersicht.

Eilfter Brief. Die kais. Gemälde-Gallerie, nebst der des Fürsten v. Liechtenstein. — Kunst-Sammlung des Grafen von Fries.

Zwölfter Brief. Besuch bei Joseph Haydn. Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke.

Die drei dazu gehörigen Kupfer sind 1) das Portrait von Canova, 2) Ansicht des Schlosses Badenberg, 3) Zauner's Statue Joseph II.

Der zweite und letzte Heft, welcher Bemerkungen über die kais. Akademie der Künste, über die in Wien lebenden Künstler, die Theater, so wie über die Kais. naturhistor. Sammlungen, die Menagerie zu Schönbrun bei Wien, und andere Gegenstände mehr enthält, wird baldigst nachfolgen.

Weimar im Mai 1803.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Thalie et Melpomène Française, ou Recueil periodique de pièces de théâtre nouvelles, representées avec succès sur les meilleurs théâtres de Paris. Tome I. 2m Cahier. 12 gr. od. 54 kr.

Das Publikum hat bereits mit Auszeichnung das erste Cahier unserer Sammlung der neuesten und besten französischen Theaterstücke aufgenommen. Wir schmeicheln uns, daß die bei diesem zweiten Cahier (welcher mit dem ersten den ersten Band der Sammlung ausmacht) getroffene Auswahl diese gute Meinung erhalten soll. Dieser zweite Heft enthält näm-

lich folgende Luſtſpiele, die ſich ſämmtlich zur Aufführung auf Liebhabertheatern vortrefflich eignen.

1. Les Ricochets, Comédie en un acte et en prose, par *L. B. Picard.*
2. Amour et Mystère, Comédie par *J. Pain.*
3. *L'ami de tout le monde.* Comédie par *L. B. Picard*, de l'Institut.

Liebhaber können dieſe drei Stücke auch einzeln erhalten, jedes zu 4 gr. oder 18 kr.

Rudolſtadt im Mai 1808.

F. S. A. pr. Hof-Buchhandlung.

7.

Franz v. Sonnenberg's Gedichte; nach deſſen Tode herausgegeben von J. G. Gruber. Mit dem Portrait des Dichters. gr. 8. 1808.

Wer kennt nicht Sonnenberg, den vortrefflichen Sänger des Donatoa, und wer trauert nicht um ſeinen Verluſt! Wem ſollte alſo der dichteriſche Nachlaß eines Geiſtes von dieſer Tiefe und Fülle nicht willkommen ſeyn! Die Ausbeute iſt klein, denn ſein Buſenfreund, der Hr Dr. Gruber, welcher dieſe Ausgabe beſorgte, war ſtreng in ſeiner Auswahl, und lieferte nicht jede unvollendet gebliebene Skizze, nicht jedes Studium des Meiſters, das ihm nur zu ſeinen Compoſitionen nützen konnte, ſondern nur dasjenige, was ihm von Sonnenberg's Gedichten des Drucks und der Erhaltung werth ſchien; und ſo entſtand dieſe kleine ſchätzbare Sammlung, welche in keiner äſthetiſchen Bibliothek fehlen ſollte, und gewiß jedem Liebhaber der Teutſchen Muſe willkommen ſeyn wird.

Rudolſtadt, den 2. Mai 1808.

F. S. pr. Hof-Buchhandlung.

8.

Poetiſche Anthologie der Teutſchen für Frauenzimmer. Nebſt Poetik und Biographien der Dichter. Herausgegeben von J. G. Gruber. 1. Band. Idyllen. Lieder. gr. 8.

Da Teutſchland in ſeiner geiſtigen Cultur bereits ſo weit fortgeſchritten iſt, daß Jedem, der im geſellſchaftlichen Leben

der feineren Welt auf Bildung nur einigermaßen Anspruch macht, auch schon der Mode wegen, gewisse ästhetische Kenntnisse nicht fehlen dürfen, so wurde ein gut geordneter, geschmackvoller Leitfaden dazu ein sehr dringendes Bedürfniß unsrer Zeit. Dies Bedürfniß wurde besonders bei der Ausbildung junger Frauenzimmer, denen man Geschmack und Kenntniß unsrer teutschen Dichterwelt geben wollte, um so fühlbarer, da es an einem leichten und zweckmäßigen Handbuche dazu noch durchaus fehlte.

Dieß zu liefern, hat Hr. Dr. Gruber hiermit übernommen, und er bestimmt selbst in der Vorrede seinen Plan und Zweck folgendermaßen mit wenigen Worten: „Freuen „sollte es mich, sagt er — wenn es mir gelungen wäre, dem „Mädchen ein nützlich angenehmes Buch zur höheren Unterhal„tung, der Mutter ein Bildungsmittel für Geist und Herz „der Tochter, dem Erzieher einen Leitfaden für den ästheti„schen Unterricht, Allen aber ein Buch gegeben zu haben, das „in Freude und Leid, in heitern und trüben Stimmungen ihr „Freund wäre, und das, den höheren poetischen Geist im Le„ben weckend, die wahre ästhetische Bildung beförderte."

Die Form, welche Hr. Dr. Gruber hierzu gewählt hat, ist leicht, unterhaltend und von aller gelehrten Pedanterie entfernt, und die feinere weibliche Welt erhält also hiermit ein geschmackvolles Werk in 3, höchstens 4 kleinen Bänden, woraus sie alle Dichtungs-Arten und ihre Characteristik und unsre teutschen Dichter, deren Liedern der Genius das Siegel der Unsterblichkeit aufdrückte, aus ihren Werken selbst kennen lernt, und sich mit ihnen vertraut machen kann.

Rudolstadt den 2. Mai 1808.

F. S. Hof-Buchhandlung.

9.

Muster - Charte der neuesten Moden-Zeuche zu Damen- und Herren-Kleidungen, welche in den beiden Leipziger Oster- und Michaelis-Messen erscheinen, als eine Extra-Beilage zum Journale des Luxus und der Moden. I. Lieferung. Leipz. Oster-Messe 1808.

Die IIte Lieferung unserer Muster-Charte ist mit dem Mai-Hefte des Moden-Journals zugleich erschienen.

Eine vollständige Uebersicht der von Zeit zu Zeit erscheinenden neuesten Moden-Zeuche ist sowohl für den Technologen, Fabrikanten und Kaufmann, als auch für Damen und andere Käufer, welche sich daraus ihr Bedürfniß wählen wollen, sehr interessant und bequem; indem hier meistens die eigene Ansicht die Wahl entscheidet.

Leipzig ist vorzüglich der grofse Markt, wo in den beiden jährlichen Haupt-Messen diese neuen Artikel erscheinen, und eine gute *Muster-Charte* davon wurde daher, als ein allgemeines Bedürfnifs, längst gewünscht, und als eine periodische Beilage zum *Journale des Luxus und der Moden*, von den meisten Lesern desselben verlangt.

Um diesen allgemeinen Wunsch zu erfüllen, haben wir uns daher mit der ansehnlichen Handlung der Herren *Göhring u. Gerhard* zu Leipzig, welche alle diese neuesten Artikel liefert, verbunden, und werden zu jeder Leipziger *Oster*- und *Michaelis-Messe*, und so schnell als es die Ankunft der neuen Waaren in Leipzig erlaubt, eine möglichst vollständige

Muster-Charte

der neuesten Moden-Zeuche zu Damen- und Herren-Kleidungen, als eine *Extra-Beilage* zu dem Moden-Journale liefern. Die Einrichtung davon ist folgende:

1) Die *Muster-Charte* selbst, die in einem *Umschlage* den Exemplaren der Abonnenten des Journals, welche sie *bestellten*, beigeschlossen wird, besteht jedesmal in 4 Blättern, welche numerirt 96 *Muster* der neuesten Moden-Zeuche, nämlich zwei Blätter für Damen- und zwei Blätter für Herren-Kleidungen enthalten.

2) Die *Preise* und Breite aller dieser Ellenwaaren, zeigt eine beiliegende gedruckte Nota.

3) Aufserdem liegt noch eine gedruckte *Liste* und *Preifs-Courant solcher Artikel, wovon keine Muster gegeben werden können, aus dem Moden-Magazin* der Herren *Göhring u. Gerhard zu Leipzig* bei, welche die Vollständigkeit der Uebersicht vollendet.

4) Diese *Extra-Beilage* des Modenjournals kostet jährlich 2 *Rthlr. Sächs. Crrt.* od. 3 *fl.* 36 *kr. Reichsgeld*, und wird blos denjenigen Abonnenten geliefert, die sie bei der Behörde, welche ihnen das Modenjournal liefert, *bestimmt bestellen*.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius. 1808.

I.

Gedichte.

1.

An den Tod. *)

Eile, Sohn vom ewigen Geſchicke,
Komm, du letzter meiner Augenblicke!
Fliehe ſchneller, Tropfe meiner Zeit,
In die Fluthen der Unendlichkeit!

Soll ich länger noch im Staube weinen?
Nie der Friedensbote mir erſcheinen?
Oder decket bald in ſanfter Ruh
Mich die mütterliche Erde zu?

*) Aus einem ungedruckten Roman. D. E.
Vergl. April 1808. S. 223. Wir danken für die Erfüllung unſerer dort vorgetragenen Bitte. E.

Wenn der Schöpfer ſeine Völker ſegnet
Wenn er Thau auf die Gefilde regnet,
Wenn er Philomelen ſingen heißt,
Und den Aar im Graſe gütig ſpeißt.

Dann verſiegt mir jede ſeiner Freuden —
Aus der Abendſonne trink' ich neue Leiden,
Und ihr Roth, wenn es den Morgen macht,
Sieht die Thränen der vergangnen Nacht.

Drum entſehnt mein Geiſt ſich dieſer Erde,
Fleht zu Gott, daß ihm geholfen werde;
Grüßt den Seraph, der vom Aether ſteigt
Und ihm ſchon die Siegespalme zeigt.

Wenn die Blumen von der Wieſe ſchwinden,
Ruht die Urne ſchon in jenen Linden;
Wo der Freundin ſanfte Zärtlichkeit
Ihr vielleicht der Trauer Thränen weiht.

Und mein Geiſt entflieht zu fremden Zonen,
Schlummert ungeſtört nun durch Aeonen,
Bis ihn weckt des milden Richters Ruf,
Der ihn einſt zu ew'gem Glück erſchuf! —

Adelheim.

2.

Nachtgedanken.

Im ſtillen Grau'n der Mitternacht —
Nur Stern' und Mond um mich —
Denk' ich, weil nichts mehr um mich wacht,
Jetzt ungeſtört an Dich!

An Dich, der aus der Ferne kam,
Und, kaum von mir erblickt,
Die ſanfte Seelenruh mir nahm,
Die mich ſo lang' beglückt.

Ach, beſter Adelheim! auch Du —
Sonſt fröhlich und voll Scherz —
Auch Du verlereſt Deine Ruh,
Biſt ſtumm vor Liebesſchmerz! —

Und doch trennt Vorurtheil und Stand
Auf ewig Dich und mich.
O hätt' ich niemals Dich gekannt!
Zum Unglück ſah ich Dich!

Oft ſchwellen Seufzer meine Bruſt,
Blickt ſtarr Dein Aug' auf mich;
Doch zwing' ich mich zu Scherz und Luſt,
Und heitre Dich und mich!

O rührt' ihn doch, ganz ſeiner werth,
Bald einer Höhern Blick!
Sein Glück iſt's was mein Herz begehrt,
Lacht mir auch nie das Glück.

O Gott im Himmel, hilf Du mir!
Und lindre meinen Schmerz!
Ich opfre dieſe Liebe Dir,
Nimm ungetheilt mein Herz!

Doch tröſt' auch ihn, der um mich weint,
Mit Thränen fleh' ich Dich!
Froh ſey bald Adelheim vereint —
Und ach! vergeſſe mich! —

Adeline.

3.

Die bittenden Kinder.

Eine Blume auf Sophiens Grab.

Lieb' Mütterchen! ach! weißt Du noch
Auf jener kalten Erde?
Der Herbst ist da,
Der Winter nah,
Voll Sorgen und Beschwerde!

Stürme brausen,
Winde sausen
Ueber die starrende Fläche hin;
Aber wilder und schrecklicher tobet
Des Menschen wüthend empörter Sinn.

Von Blüten und Blättern ist leer der Baum,
Kein Blümchen findet sich mehr!
Der Berg ist kahl,
Der Wald ist fahl:
Die Vögelein trauern so sehr!

Menschen fallen,
Klagen hallen,

Weithin bis zur ſchäumenden See.
Kinder jammern, Frauen, Greiſe, beten:
„Iſt denn nirgends Rettung? o weh!!“

Lieb' Mütterchen, o komm zu uns,
Mit deinem zarten Knaben!
Hier blüht der Mai,
Und ſorgenfrei,
Kannſt du dich ewig hier laben!

* * *

So lockten die Kinder die Mutter empor,
Zu edel, zu zart für die Erde.
Sie ſchwebte heran;
Da ſchmiegten ſich an
Die Kleinen mit ſüßer Gebehrde.

Nun froh ſie zuſammen dort oben ſind
Durch unermeßliche Zeiten.
O Seligkeit!
Die nur gedeiht,
Wo Liebe kann wohnen und leiten!! —

Caroline E.

„denen meiſten HHl. Gelehrten gereichen, daß ſie in „ihren Schrifften und Reden mehr vergallten Neid „blicken laßen, als der geringſte und ſchlechteſte „Handwercksmann, ob ſie ſchon alle auf Univerſitä„ten die beſte Moral gehöret, und andere darinnen „unterrichten könten. Er hat ſich nicht, wie man„cher, in die Aufnahme derer Teutſchen Geſellſchaff„ten angeboten, ſondern man hat Ihn freywillig auf„und angenommen. Er wird übrigends iederzeit „der rechtſchaffenſte Cavalier bleiben, der Er von „Jugend auf bey der honetten Welt geweſen, ohne „daß Dero unbedachte und unverdiente Tadelſucht „ſeinen bekanten caracteur verkleinern wird ꝛc.“

„Veridicus.“

P. S.

„Wolten Sie ſich etwa darum an den Hr. „von Beuſt rächen, daß Sie wegen einer über„eilten Lobes Erhebung in einer bekannten „Vorrede ſtarck geſtriegelt worden, (*) ſo „wäre es ſehr unſchicklich und unverant„wortlich ꝛc.“

(*) Auch dieſe bekannte Vorrede und dieſe ſtarke Striegelung gehört unter die vielen Dinge dieſer Welt, wovon dem Herausgeber nichts bekannt iſt. Doch, man ſieht ja wohl, daß ſich der Hr. Briefſteller immer in der Perſon irrt.

4.

An eine Kaiſerkrone, die im Garten der Frau von la Roche blühte.

Im Mai 1804.

Allegoriſche Wunderblum'
Auf der genialiſchen Freundin Beete!
Hört'ſt du, wie zu Linné's Ruhm
Bei der ſüßen Nachtigall Geflöte
Sie dich lobend grüßte? „Wer
Kannte Dich und Nachtigallen mehr
(Sprach Sie) als der große Forſcher, Er?"
Und wer fühlt wohl inniger
Deinen ſtillen Wink und Philomelens Lehren,
Gott den Schöpfer Aller zu verehren,
Als die weiſe ſanfte Mutter, die
Dir den Boden zur Entwicklung lieh?

Allegoriſche Wunderblume,
Prachtvoll wiegſt du, Kaiſerkron',
Dich auf ſchwanken Lilienſtängels Thron.
Du biſt mir vom Menſchenthume
Ein bedeutungsvolles Bild.
Deine Kelche, nur mit Luft gefüllt,

O wie lieblich farbenreich ſie glühen,
Um den Stängel rund im Kreiſe blühen,
Alle zur Erde niederſchauend,
All' ihr künftiges Grab mit Zähren bethauend.
Menſchenfreuden, Menſchenloos
Sind, wie deiner Blütenkelche Schoos,
Reizend, aber leer und vergänglich,
Immer ach! der Thränen empfänglich,
Immer nahe dem Gräbermoos.

Aber aus des Blumengürtels Kreis
Steiget, über alles prächtig,
Wie geformt von kunſtbeſeeltem Fleiß,
Eines Diademes glänzendes Grün,
Steigt und deutet nach den Sternen hin.
Hoffnung! welch ein Bild von Dir, die mächtig,
Erdverachtend, frei und kühn,
Hebt und flügelt das Menſchenherz
Ueber Welt und Schickſal himmelwärts,
Zu der Ahnung Glorie es weiht,
Hoher Ahnung der Unſterblichkeit.

Blühe, blühe, Menſchenbild im Kleinen,
Blühe noch oft, noch oft der Einen,
Die, da ihre Schläfe Schnee umzieht,
Jugendlich von zarter Menſchenliebe glüht!

Buri.

5.

Coligny unter den Mördern.

(Nach Voltaire: Henr. Chant. 2.)

Der Mörderrotte Schwarm ſtürmt in gedrängter Zahl
Mit Poltern und Geſchrei vor den verſchloßnen Saal.
Coligny öffnet ſelbſt die Thür, und zeigt ſich ihnen
Mit jenem heitern Blick und majeſtätſchen Mienen,
Womit im Schlachtgewühl, beherrſchend ſeinen Muth,
Er Einhalt oft gethan des Blutvergießens Wuth.
Erhaben ſteht er da, ehrwürdig anzuſchauen,
Die Mörder überfällt ein unwillkührlich Grauen.
„Wohlan, vollbringt die That! (ſprach der gelaßne Greis)
„Befleckt mit meinem Blut dies Haupt, von Alter weiß,
„Das vierzig Jahre ſah den Tod im Schlachtfeld dräuen.
„Franzoſen, ſtoßet zu! Coligny kann verzeihen.
„Mein Leben iſt nicht Viel. Ihr fodert es — Wohlan!

„Weil ich es nicht im Kampf für euch verbluten kann,
„Wie ich wohl sonst gewünscht: so nehmt es so zur Beute!“
Welch' Wunder wirkte schnell, daß sie die That gereute?
Die Tiger stürzten sich, indem Coligny sprach,
Zu seinen Füßen hin, wie Lämmer sanft und schwach.
Theils schleuderten von sich die blanken Mordgewehre,
Theils faßten seine Knie', benetzt von ihrer Zähre. —
So schien der große Mann, von Mörderschaar umringt,
Ein König, dem sein Volk der Liebe Huld'gung bringt.

Buri.

II.

Noch eine Probe einer neuen Ueberſetzung des Niebelungen Liedes.

Mein vieljähriger edler Freund, der Verfaſſer, ſchreibt mir, bei Ueberſendung dieſes neuen *) trefflichen Probeſtücks: „er glaube nicht, daß die von „Hagen'ſche Bearbeitung dieſes Gedichtes die „Umformung deſſelben in die Sprache unſeres Zeit„alters entbehrlich gemacht habe." — Wahrlich, ich glaube es auch nicht! und um ſo weniger, da es durch dieſe Umformung, wodurch dies herrliche Werk altteutſcher Art und Kunſt vielen Tauſenden erſt genießbar wird, an ſeiner urſprünglichen genialiſchen Naivetät und edeln kräftigen Einfalt nichts verloren hat. Ich bin zu alt mit irgend Jemand um Sachen des Geſchmacks zu ſtreiten, und haſſe überhaupt alle Einſeitigkeit. Wem die Bearbeitung des Herrn von Hagen beſſer mundet, der ergötze ſich an ihr nach Herzensluſt, laſſe aber auch mir und allen, die hierin meines Sinnes ſind, unſern Geſchmack. Welcher der beſſere ſey, wäre meines Erachtens eine

*) Die erſte Probe erſchien im N. Teutſch. Merkur September 1807.

unnütze Frage; und wenn auch Jeder den seinigen für den bessern hielte, was brauchte das einen andern zu kümmern?

„Ich werde (so fährt mein Freund fort) mich „bemühen, wenn das Schicksal nichts anderes über „mich beschlossen hat, Ihrer so einladenden Aufforderung zur Vollendung dieser Arbeit zu entsprechen, „und zwar um so lieber, je angemessener es der jetzigen Zeit ist, sein Gemüth auf ein so düsteres Gemälde altteutscher Heldenkraft zu wenden." Mit großer Freude und einiger Ungeduld (denn zum Warten bleibt mir nicht viel Zeit mehr übrig) sehe ich der baldigen Erfüllung der Hoffnung entgegen, wozu uns diese Zusäge berechtigt. W.

Wie Gunthar mit Brunhilden zu Worms Hochzeit hielt.

Sieh, es begann der König mit dem schönen
Jungfräulichen Geleite nun zu nahn;
Mit Islands und der Nibelungen Söhnen
Fuhr manches Schiff zugleich ans Land heran.
Die Mutter Ute war, von ihren Frauen
Umgeben, am Gestade schon zu schauen,
Und Mädchenreihn' verschönerten den Strand,
Auf Rossen, mit dem Zügel in der Hand.

Kriemhilden hatt' ans Burgthor Markgraf Gere
Das Roß geführt am schön geschmückten Zaum;
Dann dient' ihr Siegfried, und des Dienstes Ehre
Vergalt sie ihm nach kurzer Stunden Raum.
Der Mutter Ute ritt Ortwin zur Seite;
Und so zog in geselligem Geleite
Mit jedem Fräulein auch ein Ritter hin,
Ein Zug gemacht manch' Aug' auf sich zu ziehn!

Begonnen war das Kampfspiel im Gefilde;
Den Fräulein zeigte sich der Ritter Kraft;
Es tönten laut die Buckeln breiter Schilde;
Und rasch zersplittert brach schon mancher Schaft.
Bald aber sah man jeden Ritter streben,
Der Holden eine von dem Roß zu heben.
Indessen stieg der König an das Land,
Die schön geschmückte Braut zur rechten Hand.

Entgegen trat mit holder Lieb' und Freude
Ihr seine Schwester, zum Empfang bereit.
Das schöne Mädchenhaupt enthüllten Beide,
Und küßten sich mit wahrer Herzlichkeit.
„Willkommen, sprach Kriemhilde, hier im Lande,
Mir, meiner Mutter, und wen Freundschaftsbande
Mit uns vereinigten! „Herzinniglich
Erneuten sie den Gruß, und neigten sich.

Treu war der Kuß, den jetzt mit frohem Munde
Der schönen Schnur die Mutter Ute gab;
Sie wechselte wohl eine ganze Stunde,
Die Braut umarmend, mit der Tochter ab.
Die Ritter sah'n mit innigem Entzücken
Der Mädchen Reiz, geschäftig oft zu drücken
Manch niedlich Händchen, weiß wie Schnee, und rund;
Wohl auch geküßt ward mancher rother Mund.

Doch Gunthars Braut und Schwester anzusehen, —
Des holden Schauspiels ward kein Auge satt;
„Wie hold! so hieß es, muß man nicht gestehen,
Daß selbst der Ruf hier nichts vergrößert hat!"
Untadelich an Schönheit selbst dem Neide,
So herrlich vor den Andern stunden Beide.
Den besten Kennern war der Reize schien
Der schönen Braut die Schwester vorzuziehn.

Der holde Zug von Mädchen und von Frauen
Verließ allmählich nun des Flusses Strand,
Und wallte durch die Fluren und die Auen,
Wo Zelt an Zelt in seidnem Schimmer stand.
Die Krieger hatten auch des Stromes Wogen
Verlassen, und auf muth'gen Rossen flogen
Sie in den Kampf; es staubte himmelan;
Und wie in Flammen stund der ganze Plan.

Auf manchen Schild, vom kräft'gen Stoß erklungen
Und Funken sprühend, fiel der Mädchen Blick.
Vor Allen rasch mit seinen Nibelungen
Flog Siegfried bald voran und bald zurück.
Doch Hagen rief: „der König, der mich sendet,
Wünscht, Ritter, daß ihr ist das Kampfspiel endet;
Damit kein Staub den Frau'n beschwerlich sey."
Der Kampf hört auf, und Sonn' und Luft ward frei.

Schnell füllten sich der prächt'gen Zelte Reihen
Mit schönen Mädchen, Frau'n und Rittern an;
Man säumte nicht, sich heiterm Scherz zu weihen,
Bis niedersank die Sonn' auf ihrer Bahn.
Vom kühlen Hauch der Abendluft umgeben,
Begann man sich vom Sitze zu erheben:
Den Schönen half der Ritter Arm auf's Roß,
Und sanft herab vorm königlichen Schloß.

Hier trennten sich die Frau'n, und ihr Geleite,
Und Ute gieng zurück, woher sie kam,
Ins Fraungemach, die Tochter an der Seite;
Die schöne Braut gieng mit dem Bräutigam;
Die Kron' auf ihrem Haupt gieng sie zum Saale;
Die Gäste folgten nach zum Hochzeitsmahle.
Schon reicht' ein Kämm'rer dem gekrönten Paar
Das goldne Becken mit dem Wappen dar;

Und Siegfried sprach zum König, auf die Seite
Ihm winkend: „Herr! was schwur mir eure Hand,
Brächt' euch der Dienst, den dieser Arm euch weihte,
Die schöne Königin als Braut ins Land?
Versprachtet ihr nicht, sie, die allein dies Leben
Beglücken kann, Kriemhilden, mir zu geben?
Entzog ich mich der Müh' und der Gefahr?
Wo ist der Eid nun, der mein Bürge war?"

„Daß ihr mich mahnt, daran ist recht geschehen,
Sprach Gunthar, kräftig soll mein Eid euch
seyn!"
An seine Schwester ließ er schnell ergehen
Ein freundlich Wort, und lud sie zu sich ein.
Sie kam sogleich in ihrer Jungfrau'n Mitte;
Doch Giselher lief mit geschäft'gem Schritte
Zur Stiege hin, und rief hinab zu ihr:
„O Schwester! Deiner nur bedürfen wir."

Er führte sie herein; im Saale standen
Die Ritter noch, und mancher Fürstensohn,
Aus nahen Gauen, und aus fernen Landen;
Doch an der Tafel saß Brunhilde schon.
„Dich hat ein Held, sprach Gunthar, sich erkoren
Zum Weib; von mir wardst du ihm zugeschworen;
Nun liegt's an Dir, o traute Schwester, nur,
Mit Deiner Hand zu lösen meinen Schwur."

Nicht

Und nun, was halten meine Leser von **diesem Phänomen**? Wie ich zu der Ehre gekommen bin, daß dieser Brief gerade an mich unschuldigen geschrieben worden; oder wie es zugegangen, daß der Verfasser desselben mich für **den Herausgeber des Leipziger Musen-Allmanachs** hält, ist mir ein unergründliches Geheimniß. Indessen, da ich eben nicht wünschen kan öfters mit solchen Episteln beglückt zu werden, und da ich kein ander Mittel weiß, dem Herrn *Veridicus*, der mir diese unverdiente Ehre erweist, Antwort zu geben: so habe ich mich genöthiget gesehen, mich dazu dieses öffentlichen Weges zu bedienen und zugleich das Publicum zwischen dem Herrn von Beust, seinem Freunde und mir zum Richter zu machen. Ich habe die Ehre nicht den **Herrn von Beust** zu kennen; und es scheint, daß dieser Cavalier sich mit meiner Wenigkeit in dem nehmlichen Falle befinden, und von mir eben so wenig wissen dürfte als ich von ihm. Um so mehr erfreut es mich also, von einem Officier, der Feldzüge mit ihm gethan hat, und in dessen Wahrhaftigkeit ich nicht den mindesten Zweifel setze, zu vernehmen; daß wohl ersagter **Herr von Beust** ein ansehnlicher und recht wohl gewachsner Cavalier ist; daß Er einen reinen netten Vers schreibt; und daß Er von verschiedenen teutschen Gesellschaften freywillig zum Mitglied auf und angenommen worden ist. Und da ich, aus Gelegenheit dieses **civilen** Sendschreibens, nicht ermangelt habe, die Gedichte des Herrn von Beust (welche mir schon vor geraumer Zeit, ich weiß nicht

mehr

„Nicht bitten; ſollt ihr, daß ich es erfülle,
Verſetzte ſie, was ihr von mir begehrt:
Iſt euer Wunſch nicht eurer Schweſter Wille?
Wer euch gefällt, iſt ihrer Liebe werth.“
Von Liebe roth und innigem Entzücken,
Trat Siegfried zu ihr hin mit trunknen Blicken;
Um Beide ſchloß ein Kreis von Rittern ſich;
Und Gunthar fragte: „wählt Dein Herz ihn? ſprich!“

Die holde Schaam verſchloß in ihrem Munde
Das Wort; die Liebe drängt' es bald hervor;
Ein leiſes Ja, ein Kuß zum ew'gen Bunde
Hob ihn zu den Unſterblichen empor.
Von eigenen Vaſallen gieng begleitet
Das ſchöne Paar zum Tiſch, der ſchon bereitet
Dem Tiſch des Landesherrn genüber ſtand;
Ihm diente froh der Nibelungen Hand.

Brunhilde ſah das Paar und heiße Zähren
Bedeckten ihr ſtillſchweigend Angeſicht.
Ach welchen Gram, ſprach Gunthar, könnt ihr nähren;
Trübt, holde Braut, die ſchönen Augen nicht!
Gewiß kein ſchlechtes Loos iſt euch gefallen!
Euch dient mein Land mit Burgen und Vaſallen.“
„„Ich weine, war die Antwort, nicht um mich,
Um eure Schweſter trübt mein Auge ſich.

Muß ich ſie an des Dienſtvaſallen Seite
So jämmerlich herabgewürdigt ſehn?""
„Still itzt davon! ſprach er, ihr hört noch heute
Von mir den Grund: o ihr iſt wohl geſchehn!"
Doch ſie fuhr fort: „„mich jammert dieſe Blüte,
Der Schönheit, und der Fürſtin holde Güte.
Wüßt' ich, wohin, noch heute würd' ich fliehn';
Itzt ſollt ihr euch nicht an mein Bett bemühn.""

„So höret denn! ſprach Gunthar, ihr ſollt wiſſen,
Ein König iſt er, und beherrſcht ſein Land
Wie ich; ſie wird den Glanz des Throns nicht miſſen;
Drum gab ich ihm der lieben Schweſter Hand."
Er ſprach umſonſt, der Stirne Falten blieben;
Das Herz der Braut fuhr fort ſich zu betrüben.
Die Ritter ſtunden von dem leckern Mahl
Allmählich auf; vom Kampf erſcholl der Saal.

Die Zeit begann dem König lang zu werden,
Sein Sinn war nicht bei ſeinen Gäſten mehr;
Er träumte von dem Süßeſten auf Erden,
Und alles Andre ſchien ihm matt und leer.
Er ſah ſie an mit zärtlichem Gefühle,
Es endigten der Ritter Waffenſpiele,
Und jedes Brautpaar ſtieg die Trepp' empor;
Der Kämm'rer Hand trug ihnen Lichter vor.

Froh trennten oben ſich die Neuvermälten,
Und jeder zog mit ſeiner Königinn;
Empfindungen des höchſten Glücks beſeelten
Der Helden ſchon des Siegs gewiſſen Sinn.
Des ſtarken Siegfrieds Wonn' und ſeine Thaten
Mag jeder, der die Minne kennt, errathen;
Doch Gunthars Herz ward leider nicht entzückt;
Wohl ſüßre Früchte hatt' er ſchon gepflückt.

Da ſie zu Bett im ſeidnen Hemd ſich legte,
Dacht' er bei ſich: „nun iſt das Ziel erreicht,
Das Tag und Nacht dein glühend Herz erregte!
Du Glücklicher, vor dem es nicht mehr weicht!
Die Lichter barg er mit entzückten Händen,
Und flog ins Bett', das Liebſte zu vollenden.
Er ſäumte nicht, der ſchmucken Braut zu nah'n,
Und inniglich die Holde zu umfah'n.

Doch „nein, ſprach ſie, es wird euch noch zur Stunde
O edler Ritter nicht, wornach ihr ſtrebt;
Ich bleibe Jungfrau, bis ich aus dem Grunde
Einſt weiß, was itzt noch dunkle Nacht begräbt.
Der König mit von Zorn entbrannt'm Sinne
Rang itzo mit Gewalt nach ihrer Minne;
Da löſte ſie mit unmuthsvoller Hand
Den Gürtel ab, der ihren Leib umwand.

Mit dieſem band ſie ſchnell ihm Füß' und Hände,
Und hängt' ihn ſo an einen Nagel hin.
So wäre faſt zum jämmerlichen Ende
Des Lebens ihm die Hochzeitsnacht gedieh'n.
Der handeln ſollt' als Meiſter, fieng zu flehen
Jyt an: „ich muß den Sieg euch zugeſtehen;
Kommt, ſchöne Königin, mich zu befrei'n,
Ich will euch gerne nicht mehr läſtig ſeyn."

Umſonſt! ſie ſchwieg, und ſchon begannts zu tagen,
Da ſie mit Spott, „horcht! Kämmrer nahen!" ſprach.
„„Das würd' euch ſelbſt wohl keine Roſen tragen,
Verſetzt' er, und nie ſtürbe meine Schmach.
Ach, löſt mein Band, und laßt zu Bett mich liegen;
Euch ferne will ich an den Rand mich ſchmiegen,
Und dem Gewand nicht nah'n, das euch umhüllt,
Weil meine Lieb' euch nur mit Zorn erfüllt.""

Sie band ihn los; mit ſchmerzlichem Gefühle
Gieng er zu Bett, und fluchte dieſer Nacht.
Der Tag brach an zu feſtlichem Gewühle,
Gewand und Schmuck ward vor das Bett gebracht.
Laut jauchzten der Burgunder frohe Söhne,
Der Herr des Lands vernahm nur Trauertöne.
Ins Münſter gieng das königliche Paar
Mit Glanz und Pomp, ſo wie es Sitte war.

Auch Siegfried kam, die Gattin an der Seite,
Und trat hervor zum Hochaltar mit ihr:
Der Biſchof ſang das Hochamt, krönt', und weihte
Mit nie geſehner Pracht nun alle vier.
Dann ward, die Herrlichkeit noch zu erheben,
Sechshundert Jünglingen das Schwert gegeben.
Zum Ruf des Volkes, der gen Himmel drang,
Geſellte ſich der blanken Waffen Klang.

Die Schäfte krachten, und die Schilde hallten;
Die Federn wallten in die Luft empor.
Wie drängten da die reizenden Geſtalten
Der Mädchen an den Fenſtern ſich hervor!
Der König nur, vom freudigen Gewühle
Sich ſondernd, rang mit ſeinem Schmerzgefühle.
Ganz anders ſchlug des edeln Siegfrieds Herz;
Doch leicht errieth er ſeines Freundes Schmerz.

„Vergönnet mir, ſo ſprach er, eine Frage:
Sprecht, wie gelang es euch in dieſer Nacht?"
Die Antwort war: „hört meine ſtille Klage!
Gram hab' ich mir und Kummer heim gebracht.
Froh dacht' ich itzt der Minne zu genieſſen;
Da band ſie mich an Händen und an Füßen,
Und hängte mich an einen Nagel hin,
Bis an dem Himmel ſchon der Tag erſchien."

„Das ſchmerzt mich, ſprach der Held, doch laßt mich machen,
Gewiß ihr ſoll der rauhe Sinn vergehn;
Nicht eine Nacht ſollt ihr mehr traurig wachen,
Und eure Minne wird ſie nicht verſchmähn.
Noch heute komm' ich in geheimer Stille
In dein Gemach, bedeckt von meiner Hülle;
Den Kämmerern verlöſcht der Kerzen Schein
In ihrer Hand; dies ſoll dein Zeichen ſeyn.

Entweder zwing' ich ſie zu deiner Minne
Die Nacht noch, oder mich beſiegt der Tod."
„Wie dank ich Dir mit treuem Freundesſinne,
Sprach Gunthar, dieſen Troſt in meiner Noth!
Nur dies beding' ich mir, daß nichts geſchehe,
Was mir nur ziemt nach dem Geſetz der Ehe,
Nähmſt du das Leben ihr, ich rächt' es nicht;
Denn Freud' iſt's nicht, was mir dies Weib verſpricht."

„Dir bürge, war die Antwort, Siegfrieds Ehre!
Zu deiner Schmach wird nichts von ihm verübt.
Ha, welche Frucht verbotner Minne wäre
Genießbar dem, den deine Schweſter liebt!"
Der Abend kam; es ſchwieg der Klang der Waffen,
Ein Kämmrer gieng, das Volk vom Weg zu ſchaffen;
Ein Biſchof trat mit jeder Königinn
In den Pallaſt zur vollen Tafel hin;

Dann folgte mancher Held zum weiten Saale,
Der seinen Platz mit an der Tafel nahm;
Der König nur konnt' an dem leckern Male
Sich kaum gedulden, bis das Ende kam.
Es kam; sich von den Sitzen zu erheben
Ward nicht gesäumt: vom Kerzenschein umgeben,
Gieng endlich jedes neu vermählte Paar
In das Gemach, das ihm bereitet war.

Umschlungen hielt mit ihren weißen Händen
Kriemhilde des geliebten Gatten Hand.
So saßen sie, als er, das zu vollenden,
Was er versprach, vor ihrem Blick verschwand.
„Wo ist mein Herr so plötzlich hin gekommen?
Und wer hat seine Hand mir weggenommen?"
Sprach sie zum Hofe, der noch um sie stund;
Doch Siegfried war bei'm König von Burgund.

Der Kämm'rer Licht verlöscht' er ungesehen;
Und Hoffnung ward in Gunthar's Herzen wach:
Schnell hieß er Kämmrer, Frau'n und Mädchen gehen,
Und mit zween Riegeln schloß er das Gemach.
Er barg das Licht mit einer dichten Hülle;
Und Siegmund's Sohn begann in dunkler Stille
Itzt mit der Königin ein seltnes Spiel,
Das Guntharn wohl zugleich und schlecht gefiel.

Im Bette lag die Braut, und Siegfried ſchmiegte
Sich an ſie an; ſie aber ſprach: „laßt ab,
Herr Gunthar, wenn die Warnung euch genügte,
Die euch mein Arm die vor'ge Nacht ſchon gab"
Der Held ſchwieg ſtill; doch ohn' ein Wort zu reden,
Hatt er des Lärms genug mit ſeiner Spröden;
Und Gunthar hört', ob er es gleich nicht ſah,
Daß ihm und ihr nicht allzuwohl geſchah.

Von kräft'gen Armen ward die Maid umſchlungen;
Da warf ſie ſtink, des bittern Ingrimms voll,
Auf eine Bank den Herrn der Nibelungen,
An Gunthars Statt, daß laut ſein Haupt erſcholl.
Aufraffte' er ſich, es wieder zu beginnen,
Mit ſtolzem Ernſt, den Sieg itzt zu gewinnen;
Doch ſchwer und theuer ward ihm dieſer Streit:
So wehrt kein Mädchen ſich ſeit jener Zeit.

Sie ſprang empor. „Mein Hemd mir zu zerrütten!
Das reine, weiße! ha, ihr ſollt's bereun!
So rief ſie, ſollt der Frucht ſo frecher Sitten,
Ihr könnt auf's Wort mir glauben, euch nicht freun!"
Sie eilte mit den Armen ihn zu faſſen,
Um Gunthars Loos ihm angedeih'n zu laſſen,
Und ſeiner Hand verwegenem Bemühn
Den blanken Schmuck des Hemdes zu entziehn.

Sie trug ihn ſchwebend, ihn den Kräftevollen,
Und hielt ihn, an den Schrein gepreßt, empor.
Sie drückte ſeine Händ', und ſchrecklich quollen
Blutstropfen aus den Nägeln ihm hervor.
„Ha, nähme mir die Maid mein rühmlich Leben,
Wie ſollt' ihr ganz Geſchlecht das Haupt erheben!"
So dachte Siegfried, und zuſammen nahm
Er alle Kraft, gereizt von Zorn und Schaam.

Dem König Gunthar fieng es an zu grauen
Für ſeinen Freund; denn er vernahm, wie ſchwer
Der Kampf ihm ward; ſein mächtiges Vertrauen
Auf Siegfrieds Kraft ſank immer mehr und mehr.
Doch itzt, ermannt zum furchterlichen Streite,
Gewann der Held, vom Schreine weg, das Weite:
Da rangen ſie mit ungeheurer Kraft;
Und lange blieb der Sieg noch zweifelhaft.

Zuletzt gelangs ihm, ſie ans Bett zu preſſen,
Daß ihren Schmerz ein lauter Schrei geſtand;
Sie aber, ihn zu binden noch vermeſſen,
Griff nach dem Gürtel mit der trotz'gen Hand.
Da drückt' er ſie, daß ihr Gebein ihr krachte,
Und das Gefühl der Angſt in ihr erwachte.
„Das Leben ſchenk', o edler König, mir!
So ſprach ſie, nie mehr widerſtreb' ich Dir;

Ich bring es ein mit reuevollem Sinne,
Was ich verbrach, du darfſt auf's Wort mir traun;
Nie weigr' ich mehr mich Deiner edeln Minne;
Bemeiſtern, ich geſteh' es, kannſt Du Frauh!"
Da zog er ihr den Ring ab, (die Beſiegte
Wards nicht gewahr,) zu dieſem Raube fügte
Der Held noch das geheime Gürtelband;
Und Beides, ach, gab er in Kriemhilds Hand!

Er gieng nun weg, als wollt' er ſich befreien
Von dem Gewand; und König Gunthar kam.
Die Minne fand ihr fröhliches Gedeihen;
Zu ſüßer Wonne ward ſein bittrer Gram.
Die Rieſenkraft der Jungfrau war verſchwunden;
Sie ward wie andre Frau'n, in dieſen Stunden;
Hätt' etwas noch ſie Guntharn einſt verwehrt,
Er hätte ſelbſt Gehorſam ſie gelehrt.

Indeſſen war auch Siegfried fortgegangen;
Zum ſchönſten Weib trug ihn ſein leiſer Fuß:
Er ward von ihr mit offnem Arm' empfangen,
Doch Fragen folgten auf den holden Gruß.
Tief hielt er das Geheimniß noch vergraben
In ſeiner Bruſt; und die geraubten Gaben
Schenkt' er ihr erſt in Siegmunds fernen Gau'n.
O warum mußt' er ihr ſie je vertraun?

mehr von wem, gebunden zugeſchickt worden) zu durchblättern: ſo bin ich im Stande, dieſem Dichter **mit reinem Gewiſſen** das Zeugniß zu geben: daß derjenige, der ſeine Verſe der **Schwülſtigkeit** beſchuldiget, ein Mann ſeyn muß, der nicht weiß was ſchwülſtig iſt. Im übrigen hoffe ich dem Herrn Veridicus, oder Herrn von Veridicus, der dieſes kleine Probeſtück von ſeiner Proſa an mich zu addreßieren beliebt hat, nicht zu nahe zu treten, wenn ich ihm rathe: ſich künftig ein wenig näher zu erkundigen, wer die Leute ſind an die er Briefe ſchreibt. Seinen Freund aber, den Herrn Verfaſſer der vermiſchten Gedichte, verſichre ich hiemit (ſo wenig Ihm auch daran gelegen ſeyn mag) aller der Bewunderung, die ein Erdenſohn, welcher niemals die Ehre gehabt hat in eine teutſche Geſellſchaft auf und angenommen zu werden, deſſen Verdienſten um die teutſche Dichtkunſt nur immer ſchuldig ſeyn kan. — Ihr aber, geneigte Leſer, plaudite!

X.

Nachricht.

In dem Fragment eines Briefes vom 30ten April d. J., kündigt Herr L. eine franzöſiſche Monat-Schrift, unter dem Titel: *Journal de lecture*, auf Subſcription, an. Dieſe, auf den Horizont der Toiletten und Vorzimmer berechnete, für müßige

Der Morgen kam, und aus des Königs Blicken,
Von seiner Stirne war der Gram geflohn;
Und um sich her verbreitet' er Entzücken;
Und lauter scholl des Festes Jubelton.
So währten Schmaus und Spiel zwo volle Wochen,
Von keiner Sorg' und Unlust unterbrochen;
Kein Gast zog in die Heimath, als beehrt
Mit Gaben, reich an Pracht und hohem Werth.

Des Königs Magschaft gab, den Herrn des Landes
Zu ehren, rothes Gold und Silber hin,
Und einen Schatz des köstlichsten Gewandes,
Und manches Roß zum Kampfe schnell, und kühn.
Von Siegmunds Sohn, und seinen tausend Mannen
Zog unbeschenkt kein Rittersmann von dannen;
Geschmückte Rosse mit freigeb'ger Hand
Gab jeder hin, und all sein neu Gewand.

Hinsberg.

III.

Jährliches Freudenfest der Findlinge in Nürnberg.

In Zeiten, da der Menschenfreund weit um sich her, in der Nähe und in der Ferne, Scenen des Jammers und des Elendes erblickt, — da er in seinen nächsten Umgebungen so oft aus dem Munde seiner Mitmenschen Töne der Klage und Seufzer des Kummers vernimmt, — da ihm, wenn er die Straßen durchwandert, seine Bekannten die Worte des Grußes mit thränendem Blicke stammeln, — da ein langwieriger Krieg fast alle Quellen der Nahrung verstopft, — — da thut es wahrlich! noth, daß man, damit das fühlende Herz bei dem Anblick der leidenden Menschheit, die ihn überall umthränt, nicht ganz vom Schmerz zermalmt oder — zu Stein werde, von Zeit zu Zeit die Gegenwart verlasse und sich an der Vergangenheit wieder labe und erquicke. Hinweg, ihr Bilder naher, blutiger Erinnerungen. Mein Herz schmachtet nach ganz andern — nach lieblichern, freundlichern, holdern Gegenständen. Ach! Gegenwart! Du kannst mir

keine gewähren? — Nun so will ich die Vergangenheit hervorrufen. Sie wird mir ihre schönen Partien zeigen; sie wird vor meinen Blicken in anmuthigem Gewande erscheinen; freundlichlächelnd wird sie vor mir vorüber wandern; ihre Fußtapfen werden nicht von Blute triefen; kosend wird sie sich an meinen pochenden Busen schmiegen; willfährig wird sie mir ihr Archiv öffnen und mir Urkunden mittheilen, deren Inhalt Stärkung dem blutenden Herzen ist und Erfrischung dem dahinschmachtenden Geiste. Hier ist die erste Probe!

Als Nürnberg noch eine Reichsstadt war, hatten *) die dasigen Findlinge, größtentheils

*) Warum hatten? Wär es möglich, daß dieß kindlich-fromme Volksfest nicht abgeändert und erneuert — wer wollte dieß tadeln? — nein, ganz abgeschafft worden wäre? Und spricht nicht der klare Buchstabe einer frommen Stifterin gleichsam aus dem Grabe noch ihren unwandelbaren Willen aus? Kleine Abänderungen wären wohl zweckmäßig gewesen. Man hätte den Kindern ein Landhaus oder einen frischen Garten in den Umgebungen Nürnbergs angewiesen. Dahin wären sie mit Musik gezogen. Sie hätten abwechselnd getanzt, gesungen, gespielt und — gegessen. Was

vater- und mutterloſe Waiſen, alljährlich am Tage St. Johannes des Täufers ein Freudenfeſt, welches für ſie in dem XVII. Jahrhundert von einer Nürnbergiſchen Bürgerin geſtiftet worden iſt. An dieſem Tage zogen alle Waiſenkinder, Knaben und Mädchen, deren Anzahl ſelten unter hundert iſt, paarweiſe, mit Roſenkränzen das Haupt geſchmückt, aus dem Waiſenhauſe durch die Straßen der Stadt in das Stiftungshaus. Die Kleidung der Knaben beſtand in einem langen, bis an die Knöchel reichenden rothen Röckchen; die weiße Halsbinde hieng über die Bruſt herab. Die Mädchen hatten zur Kleidung rothe Röckchen, weiße Schürzen und braune tuchene Leibchen. In dieſer

dort mehr Aufwand gefordert hätte, wäre etwa an den vielen Braten abgegangen. So wäre ein vielfach weckendes Volksfeſt — wohl werth in des Graf Julius v. Soden Feſtliturgie eine Stelle zu finden — fröhlich geſtaltet worden. So aber — — der Himmel ſchütze und erhalte doch das Kirſchfeſt zu Naumburg und alle unſchuldigen harmloſen Kinder- und Volksfeſte auf der ganzen Oberfläche der Erde! Wer dieſe antaſtet, hat nie im Geiſte und in der Wahrheit den großen Meiſter geſehn, der da rief: Laſſet die Kindlein zu mir kommen! B.

Uniform giengen sie Hand in Hand; die kleinsten Kinder eröffneten den Zug und die ältesten schlossen ihn. Ihnen zur Seite wandelte der Lehrer der Waisenschule. An diesen Zug schlossen sich der Waisenvater: die Waisenmutter, so wie die männlichen und weiblichen Dienstboten an, welche Letztere die ganz kleinen Findlinge auf den Armen trugen.

Immer strömte, eine Menge Volks herbei; Alte und Junge, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen ergötzten sich und weideten ihr Auge an dem Anblick dieser mit Rosen bekränzten Kinder. Im Auge der Kinder glänzte die Freude — den Wiederschein entdeckte man in den Augen aller, durch deren Reihen der Zug gieng. Die Fenster der Wohnungen in den Straßen, durch welche sie zogen, waren mit Menschenköpfen gefüllt und die Stimme der Freude vermischte sich traulich mit dem Freudengesange der vorüberziehenden Findlinge.

Nun betraten sie endlich das Stiftungshaus, das für sie zum Freudentempel geweiht ward, welchen zu betreten sie schon ein ganzes Jahr hindurch sich sehneten. Der Eintritt verkündete ihnen:

„hier iſt der Tempel kindlicher Freude!“ Auf Pfaden, mit Blumen beſtreut, wandeln ſie nun; von Stufe zu Stufe empor iſt blumig ihr Pfad; aus dem Speiſeſaal, in welchen ſie eintreten, duften ihnen die Wohlgerüche holder, lieblicher, reizender Blumen entgegen. Hier wurden ſie von den bereits verſammelten Verwaltern und Anordnern dieſes Freudenfeſtes liebevoll aufgenommen und freundlich bewillkommt. Herren und Damen drücken ihnen traulich die Hand, indem koſende Worte der Knaben und Mädchen kindliche Schüchternheit verſcheuchen. Alles zeigt ſich hier ihren wonnetrunkenen Blicken in roſenfarbigem Lichte.

Schon ertönt von den hohen Thürmen der Stadt herab die weit umherſchallende Mittagsglocke. Schon iſt die Tafel gedeckt; ſchon ſind die Sitze bereitet. Schaaren von Bedienten treten in den Speiſeſaal und tragen in großen, runden, weiten Schüſſeln die dampfenden Speiſen auf. Allgemeine feierliche Stille herrſcht, man betet, man ſetzt ſich, man genießt, was die Stifterin ausſpendet.

Nach ihrem Teſtament *) ſoll jedes Kind zu genießen

*) Man vergeſſe nicht, daß dieſes Teſtament aus den ſiebenzehnten Jahrhundert iſt. Der Gedanke

nießen haben: 1) eine Schüssel Suppe, 2) jedes ein Stück Rindfleisch, 3) ein Stück Kalbsbraten, 4) ein Stück Lammsbraten, 5) ein Stück Schweinebraten, 6) eine Bratwurst, 7) Zwei Kreuzer-Semmeln, 8) eine halbe Maas Wein, 9) Bier, so viel jedem zu trinken beliebt und 10) eine halbe Maas Meth, welcher am folgenden Tage den Kindern in das Waisenhaus gesendet wird. Für sämmtliche Findlinge, für die männlichen und weiblichen Dienstboten des Waisenhauses, für die Aufwärter, Bediente u. a. m. wurden an diesem Freudenfeste verspeiset: 405 Pfund Fleisch, nämlich 100 Pf. Rind-, 150 Pf. Kalb-, 80 Pf. Lamms und 75 Pf. Schweinefleisch und noch 100 Bratwürste.

So oft ein neuer Gang Speisen in dem Speisesaale erblickt ward, wurde von den Findlingen eine Strophe aus einem Liede gesungen.

Was die Kinder nicht genossen, wurde gesammelt und sorgfältig aufbewahrt. Am späten Abend

danke selbst „ein Fest für Kinder, und zwar für Findlinge, Waisen zu stiften" ist schön und edel und bleibt schön und edel in — Ewigkeit. D. Einf.

giengen ſie gelabt und erquickt und geſättigt in das Waiſenhaus zurück; jedes trug am Arme ein niedliches Körbchen, gefüllt mit den Ueberbleibſeln der feſtlichen Mahlzeit.

Die Herren und Damen, die Verwalter der Stiftung, die geladenen Gäſte ſaßen in bunter Reihe an einer eigenen Tafel und nahmen Antheil an der Spende der Stifterin. Geſang und Geſpräch würzte abwechſelnd das Mahl. Beim Geſang und Gläſerklang „auch die Todten ſollen leben" ward der Stifterin das erſte — ward das letzte Glas geweiht. Wer es nicht mit Herzlichkeit mit trank, mit dem möcht' ich nicht unter einem Dache wohnen.

Wer war denn dieſe edle, liebenswürdige Kinderfreundin? wer war dieſe freigebige Wohlthäterin? wer war dieſe Freudenſchöpferin? — Sie hieß Eliſabeth Krauß in (geb. 1569, geſt. 1639.) Ihre Aeltern waren gemeine Bauersleute; ihr Vater hies Hans Streit. Sie lebten auf dem Dorfe Braunaberg, das zu dem Anſbachiſchen Oberamte Cadolzburg gehört, aber nach Zirndorf gepfarrt iſt.

Schon in ihrem zehnten Jahre mußte unſere

Kraußin ihr älterliches Haus verlaſſen und bei fremden Perſonen Dienſte ſuchen, weil die Armuth der Aeltern es nicht geſtattete, ihrer Tochter den benöthigten Unterhalt zu gewähren.

Mit einem kleinen Wanderbündel auf dem Rükken, nahm ſie den Weg nach Nürnberg Die Aeltern begleiteten eine Strecke Wegs ihre Tochter, drückten ihr beim thränenvollen Abſchiede ein Paar Groſchen in die Hand und mit dem Händedruck ertheilten ſie ihr den älterlichen Segen. . . .

Sie kam in Nürnberg an, ſuchte Dienſte und fand ſie. Bei den Herrſchaften, denen ſie diente, verhielt ſie ſich „fleißig, unverdroſſen, ehrlich und wohl."

In dem neun und zwanzigſten Jahre ihres Alters bewarb ſich in Nürnberg ein Handlungsdiener um ihre Hand, Namens Conrad Kraus, welcher aus Kitzingen gebürtig war. Sie wurden am 21. März 1598 getraut.

Beide Verlobte errichteten ein eigenes Handelshaus in Nürnberg, obgleich beider Vermögen ſehr unbedeutend war. Ihr Leichenredner ſagt: „ſie ha-

ben gar Weniges zuſammengebracht und bald in groſſe Schulden ſich ſtecken müſſen." — Sie haben aber keinen Fleiß, Mühe und Arbeit geſpart, Tag und Nacht ſich willig und unverdroſſen finden laſſen, mit ſchlechter geringer Speiſe und Trank vorlieb genommen, und das Ihrige zu Rath gehalten, darum ſie auch durch Gottes Segen an Gütern ſo reichlich zugenommen."

Sie ward eine Mutter von drei Kindern, welche ihr aber in die Ewigkeit voran giengen. Oft ſah man ſie, mit einem Kinde auf dem Arme, in dem Gewölbe ihrem Gatten in Handelsgeſchäften Beiſtand leiſten.

Sie war ſchon in ihrem Leben eine Mutter der Armen. Sie hat mehrmals arme und nackte Kinder auf den Straßen aufgefangen, und mit Kleidern und andern verſehen. Als zwei Armeen in dem dreißigjährigen Kriege in und um Nürnberg herumlagen, beſuchte ſie auf den Straßen die verwundeten und kranken Soldaten, ſpeißte, tränkte, erquickte ſie und verband die Wunden mit mütterlicher Hand.

Nach einer 34jährigen Ehe verlohr ſie ihren Gatten durch den Tod und lebte noch ſieben Jahre

und bequeme Leser so wohl, als für junge Personen, welche ihren Geschmack bilden wollen, eingerichtete Sammlung soll aus allerhand kleinen Stücken zusammen gesetzt seyn, aus Erzählungen, kurzen Romanen, interessierenden Anekdoten, Gesprächen, Briefen, leichten Poesien, sichtigen Aufsätzen, u. s. w. Der Sammler will nicht nur von neuen Sachen die merkwürdigsten mittheilen; sondern auch aus alten Büchern, welche nicht mehr gelesen werden, aus allzufreyen Schriften, welche man der Jugend nicht in die Hände geben darf, und aus dem Wuste langweiliger Compilationen die schätzbarsten, nicht genug bekannt gewordnen Stücke hervorsuchen. Das längste derselben soll den Leser nicht über eine Stunde beschäftigen.

„Ich werde mich bemühen, sagt Herr L., mit der Einheit des Plans eine gefällige Verschiedenheit zu verbinden, und die Unregelmäßigkeit der Englischen Gärten nachzuahmen. Vielleicht entdeckt man zuweilen, mitten unter Blumen, einen Tempel, ein für heilige Geheimnisse bestimmtes Gehölz, Ruinen, ein Grab — et ego in Arcadia. Aber Munterkeit und Scherz, Kinder des Philosophischen Witzes sollen der Anordnung des Ganzen vorstehen. Den weinerlichen Ton, insonderheit alles Langweilige und Schwerfällige werde ich mit Sorgfalt vermeiden . . . Oden, Elegieen, und Heroiden müssen sehr gut seyn, um eine Stelle zu bekommen.„ Kurz, der Endzweck des Verfassers ist seine eigne und seiner Leser Belustigung. „Sollte man dem ohnerachtet sich bey ihm unterrichten; so ist es seine Schuld nicht; sondern man wird daraus schliessen, daß es dem lieben GOtte gefallen habe seine Welt so einzurichten, daß fast überall das nützliche in die Hülle des Vergnügens eingewickelt sey.„

als Wittwe. Das ganze Vermögen, das sie hinterließ, und das sie in einem Zeitraume von 41 Jahren gesammelt hatte, beträgt die Summe von 127,176 Fl. 51 Kr. 1 Pf.

Diese ansehnliche Summe bestimmte die Kraußin zu milden Stiftungen, unter andern auch zu Stipendien für studierende Jünglinge. In hundert und fünfzig Jahren erhielten 645 Studierende diese Stipendien. Im ersten Jahre bekam jeder 50 Fl., im zweiten 75 Fl. und im dritten und vierten Jahre, und zwar in jedem besonders, hundert Gulden. Jeder dieser Stipendiaten hatte also 325 Fl. empfangen.

In dem Nürnbergischen Waisenhause wurde ein berühmter Maler, Namens Marx Täscher (geb. 1705, gest. um 1750) erzogen, in welches er auf obrigkeitliche Erlaubniß im J. 1715 aufgenommen worden war. Er zeigte schon in seiner Kindheit Nachdenken und Tiefsinn. Immer suchte er Kohlen auf, um seine Kameraden, bald diesen bald jenen aus den Findlingen, an die Wand zu zeichnen; wer sie sah, erkannte sogleich das Original. Einst traf ihn über dieser Beschäftigung der Pfleger des Findlinghauses an; auch er erkannte sogleich an den

Umriſſen die Originalien und erſtaunte darüber. Er übergab den Knaben dem damaligen Director der Nürnbergiſchen Maleracademie, Johann Daniel Preisler, zum Unterrichte im Zeichnen und in der Malerei. Man erzählt, daß Tüſcher während acht Jahren Lehrzeit faſt ununterbrochen über ſeine Kunſt nachgedacht und ſo wenig geſprochen habe, daß man alle ſeine Worte auf einem einzigen Quartblatte hätte niederſchreiben können.

Nach vollendeter Lehrzeit gieng Tüſcher im J. 1728 nach Italien, wo ſich gerade Johann Juſtin Preisler, insgemein der Römer genannt, nachmaliger Director der Nürnbergiſchen Maleracademie, aufhielt, an welchen er Empfehlungsſchreiben hatte.

Auf ſeinen Reiſen, die er nicht nur durch Italien, ſondern auch durch Frankreich, Holland und England machte, erwarb er ſich eine ſeltene Kenntniß abend- und morgenländiſcher Sprachen. Die italiäniſche, franzöſiſche, engliſche, holländiſche, däniſche, lateiniſche, ſelbſt die hebräiſche Sprache war ihm, Eine wie die Andere, gleichgut bekannt. In der Architectur, Perſpectiv, im Kupferſtechen, Steinſchneiden, Boſſiren u. a. m. beſaß er eine ſolche

Geschicklichkeit, als ob er jeder dieser Künste sich ausschließlich gewidmet hätte. Sein Hauptstudium, dem er sich vorzüglich in Italien geweihet hatte, waren die Alterthümer nebst der Geschichte. Er wagte sich sogar an die Erklärung der Hieroglyphen. Einige, in Heraklea gefundene Antiken hat er abgezeichnet und in Kupfer gestochen. Bei dem Baron von Stosch hielt er sich eine geraume Zeit auf und lieferte ihm einen starken Band Zeichnungen, die er mit der Feder machte.

In London wurde er mit dem dänischen Edelmann von Norden bekannt, welcher ihn dem Könige, Christian dem IV. empfahl. Dieser Monarch sandte den von Norden nach Aegypten, um den Nilstrom, die dasigen Merkwürdigkeiten ꝛc. zu untersuchen und zu beschreiben. Nach seiner Zurückkunft wurde von Norden zu London krank, wo er auch (im J. 1742) starb. Beinahe wären alle Früchte seiner Entdeckungen für die Mit- und Nachwelt verloren gegangen. Zum Glücke schrieb der von Norden kurz vor seinem Tode noch an seinen König, daß er auf seinen Reisen Niemand gefunden habe, der sein Reisejournal zu ordnen fähig wäre, als Tüscher. Der König berief unsern Tüscher nach Kopenhagen, wo er Nordens

Reisejournal, welches bald dänisch, bald englisch, bald französisch, bald hebräisch, auch wohl arabisch abgefaßt war und fast ganz aus einzelnen zerstreuten Blättern bestand, in Ordnung brachte, so, daß es die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften dem Drucke übergeben konnte.

Um den Tüscher für seine Talente und für seine mühevolle Arbeit zu belohnen, ernannte ihn der König zu seinem Hofmaler und Baumeister; die Maleracademie in Kopenhagen, bei welcher er zugleich als Professor angestellt war, hatte dem Tüscher manche gute Einrichtung zu verdanken.

Tüscher verheurathete sich zu Kopenhagen mit der Tochter des Oberaufsehers der königlichen Gallerie, Wahl, welche ihm einen Sohn gebahr. Aber sogleich am folgenden Tage nach der Niederkunft seiner Gattin, verstarb unser Tüscher in einem Alter von einigen vierzig Jahren.

Nürnbergs Annalen liefern mehrere Beispiele, daß seine Einwohner Sinn dafür hatten, Kinderfreuden zu schaffen.

Nach dem Zeugnisse des Conrad Celtis,

eines gleichzeitigen Schriftstellers, hatte K. Friedrich bei seinem längern Aufenthalt in Nürnberg im J. 1487 den Wunsch geäußert, die Knaben der Bürger von zehn Jahren und darunter vor sich versammelt zu sehn. Kaum ward des Kaisers Wunsch Nürnbergs Bürgern bekannt, so erschienen einige Tausend Knaben, festlich geschmückt, in dem Stadtgraben unter dem Schlosse, in welchem der Kaiser sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Der Kaiser bezeugte ein großes Wohlgefallen darüber und ließ unter die Knaben Lebkuchen (Lebzelten) austheilen, auf welche sein Bildniß aufgedrückt war. Von dieser Zeit an wurde diese Art Lebkuchen Kaiser, (Kaiserlein) genannt.

Im J. 1650, als in Nürnberg der Executionsreceß des Westphälischen Friedens zu Stande gekommen war, wurden mehrere Feierlichkeiten angeordnet. Gefangene erhielten die Freiheit; Gastmahle, Feuerwerke, Musiken, Tänze u. a. m. bezeugten die allgemeine Freude. Unter andern erschien vor der Wohnung des kaiserlichen Principalcommissarius, des Herzogs von Amalfi, Octavius Piccolomini, eine große Menge Knaben, welche auf Steckenpferden (hölzernen Stäben, deren vorderer Theil einen Pferdekopf vorstellte) ritten, Cäca-

bronen bildeten, sich herumtummelten und von Officieren angeführt wurden. Piccolomini war über diesen Scherz sehr vergnügt und ließ sie einladen, über acht Tage auf die nämliche Art wieder vor ihm zu erscheinen. Diese, schon damals sehr zahlreiche Schaar Knaben vermehrte sich während dieser Zeit noch mehr und erschien zur bestimmten Zeit, auf hölzernen Pferden reitend, vor seiner Wohnung. Inzwischen hatte dieser Fürst einen viereckigen silbernen Gedächtniß-Pfennig, zehen Kreuzer an Werth, prägen und unter die Steckenreuter austheilen lassen. Die Vorderseite zeigt einen Knaben auf dem Stekenpferde reitend, zwischen der Jahrzahl 1650, und im Viereck die Umschrift: „Friedens-Gedächtniß in Nurnd." Auf der Rückseite steht unter dem gekrönten doppelten Reichsadler, welcher das Oestreichisch-Burgundische Wappenschild auf der Brust hat, die Aufschrift: „Vivat Ferdinandus III. Rom. Imp. Vivat."

Johann Klai, ein damaliger Dichter, hat diesen Scherz besungen:

„Damit die Kinder auch des Friedens
möchten denken,
Hat man die friedlich sind, beschenkt mit Geldgeschenken.

Das unvergeſſen bleibt; wir Großen gehen bald
Zum großen Haufen hin; kein Alten wird bald alt,
Was jüngſtens iſt geſcheh'n; ein minders Jahr erzählet,
Was klein iſt, min'rt klein; kein Kind itzt was (etwas) verhehlet;
Es breitet es nur aus; es ſagt's vom zehnten Jahr.
Bis ihm das Alterthum bereifet Bart und Haar u. ſ. w."

Im J. 1668 wurde in Nürnberg ein Kinderballet von 45 Knaben, auf Multerpferden *) reitend, aufgeführt. Das Alter der Knaben war vom vierten bis zum zehnten Jahre. Die äußerſt ſeltene, auf einem einzigen Quartbogen gedruckte Beſchreibung liegt vor mir. Sie hat folgenden Titel: „Kurzer Entwurf Eines anmuthigen Kinder-Ballets, welches durch XLV. Junge Knaben mit Multer-Pferden, ihres Alters von IV. biß in X. Jahren. In der freien Kaiſerl.

*) Multerpferd, deſſen Obertheil einem Pferde, der untere aber einer Multer gleicht, auf welcher man ſich ſchaukeln kann. — D. Einſ.

Reichs-Stadt Nürnberg, repräsentirt und vorgestellet wird. Sampt Einem kurzen Schäfer-Gespräch. Und andern lustigen Tanz, angeordnet, von Einem deß Durchlauchtigst. Erzhauses Oestereich Weyl. zugehörigen Bedienten J. M. L. Anno M. DC. LXIX."

„Wir wollen, sagt der, mir unbekannte J. M. L. in der Vorrede, die ganze zarte Jugend, wes Standes und Namens die seyen, hierzu auf das freundlichste eingeladen haben. Alte Personen aber, sonderlichen hohen Standes und adelichen Herkommens darzu zu bitten, hab ich mir nicht getrauet; dann dieses, bloß als ein Kinder-Spiel zum Lust der Kinder angestellet worden. — Wollte aber etlichen oder vielen hohen Personen den kleinern Kindern zu Lieb belieben, Ihre hochansehnliche Gegenwart zu gönnen, würde uns solches viel erfreulicher vorkommen ꝛc."

Der Vorredner des Kinderballets tritt, nach vorhergegangener Musik, in Gestalt der vielzüngigen Göttin Fama, mit folgenden Worten auf:

„Wertheste Schauer! was wollet ihr schauen?
Schauen was wollet ihr, Wertheste Gäst?

Glaubt, daß dieſe holdſtrahlende Auen
Euch zu Gefallen anwenden das Beſt.
Sehet, die kleine Welt will ſich befleißen,
Wie ſie der größten annehmlicher werd;
Euch zu bedienen ergreift ſie das Eiſen,
Euch zu bedienen verlangt ſie das Pferd.

Pferde, die hurtig und muthig zum Tanzen,
Pferde, die ohne Füß gehen herein.
Welche verachten die bebenden Lanzen,
Weil ſie gar ohne Empfindlichkeit ſeyn.
Friedliche Pferde, friedliebende Reuter,
Freundliche Pferde und freundliche Leute,
Deren noch keiner geweſen ein Beuter;
Singen und ſpringen iſt heute ihr Beute ꝛc."

In dem folgenden Schäfergeſpräch pfeifen (blaſen) die Schäfer und Schäferinnen auf Flöten und andern Inſtrumenten. Die Chlorinde ſpielt die Cithara und ſingt unter andern:

„Wann der Geitz in Sorgen lieget,
Wie er ſeinen Schatz vermehr?
Wann der kühne Ritter krieget,
Daß er mehre ſeine Ehr,
Iſt der Schäfer ſchon vergnüget,
Liebt der Taſchen Haab für Gold.

Ja! er aller Ehr obſieget,
Wann ihm ſeine Hirtin hold.

Er läßt Neid und Teufel toben,
Er verachtet der Städte Pracht:
Er mag Feld und Wälder loben,
Giebt der Stadt ein gute Nacht:
Er ruht ſicher in den Matten,
Pfeifft auf ſeinem Holler-Rohr,
Alles, alles iſt nur Schatten
Gegen unſrer Schäfer Chor ꝛc."

Nürnberg. J. F. Roth.

Dies ist der Ton der Ankündigung des oben genannten Journals, durch welches man in den Stand gesetzt werden soll, mit wenigen Unkosten sich eine Handbibliothek für seine Erholungsstunden anzuschaffen. Genauigkeit und Zierde des Drucks sieht der Sammler als wesentliche Stücke an. Er verspricht schönes Papier, neue Lettern, vielleicht auch Vignetten. Uebrigens macht er es zu seiner Lieblingswissenschaft für andre zu sammlen, und zur Absicht seiner Reisen, die Sammlung zu bereichern und zu verschönern.

Herr L. ist uns — nicht dem Verfasser dieser Nachricht allein — sondern dem Herausgeber des Merkurs und dessen vornehmsten Mitarbeitern, auf seinen Reisen, verschiedentlich begegnet. Wir haben Gelegenheit gehabt, die eigenthümliche Stimmung seiner Seele und seines Geistes zu beobachten, und versprechen uns von seinem Unternehmen die glücklichste Ausführung. Uebrigens ist es schon ein günstiges Zeichen, daß er so gar seine Ankündigung vor dem gewöhnlichen Froste zu bewahren, und unterhaltend zu machen gewußt hat.

Die Bedingungen zu obigen Journal sind folgende:

Vom Monat Julii angefangen, kommen jährlich 12. Theile, jeder von 8. Bogen in 8vo heraus. Der Preiß der Subscription ist auf gutes gewöhnliches Papier 12. Französische Livres, auf Mittel-Sorte 18. Livres, auf grosses Holländisches Papier 24. livres. Diejenigen, welche von der lezten Sorte verlangen, bezahlen gleich bey der Subscription; die übrigen, bey Empfang der sechs ersten Bände, im Anfange des künftigen Jenners; müssen aber vor dem 15ten September ihre Nahmen angeben,

IV.

Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufsatz über die Mystik im N. T. Merkur.

(Beschluß des im vorigen Stück abgebrochenen Aufsatzes.)

Was sich an der contrastirenden Beurtheilung unserer ganzen Gattung erprobt, das bestätiget sich auch wieder an der verschiedenen und entgegengesetzten Ansicht des mächtigsten ihrer Triebe, je nachdem es eine Gemüthskraft ist, welcher er Rede stehen soll.

Ganz gemein sieht die Liebe aus nach anschaulichen Rücksichten und Beobachtungen des Verstandes; himmlisch metastasirt sie sich im Gefühle und vor der Vernunft. Jener beachtet das Physische, diese erheben sich zum Geistigen an derselben. Jenem ist sie ein Opfer, das man dem Bedürfnisse bringt; diese sehen in ihr die süßen Bande, womit Venus Urania das All der Dinge zusammenhält. Jener führt zum Materialismus auch im Kapitel von der Liebe, diese spiritualisiren den ganzen Na-

turproceß. Der Jüngling, insbesondere der geistvolle Jüngling, denkt von der Liebe geistig; der Mann physisch. Aeußerungen der gesetztesten Männer über sie sind oft für den verliebten jungen Schwärmer unverantwortliche Entweihung des heiligsten Gefühls, das er in seinem Busen nährt; und es empört ihn jetzt die Roheit eines Urtheils, welches in wenigen Jahren unfehlbar auch das seinige wird. Um vor einer ausschweifenden Liebe zu verwahren, zergliedert selbst Antonin dieselbe hier und da von ihrer materiellen Seite, erinnert an die Gemeinheit der sinnenfälligen, mit ihr verbundenen, Erscheinungen, und setzt sie, auf diese Weise, durch und für den Verstand herab. Auch in der Wahl einer Ehegattin ist es gleich auffallend, wie beim Naturproceß der Liebe überhaupt, daß entweder der Verstand, aus dem Gesichtspuncte der Klugheit, hierüber entscheidet; oder aber das Gefühl und die Vernunft, jenes nach Affection, diese unter dem Schematismus von moralischen oder religiösen Grundsätzen wählt, und einen dichten Schleier über alles dasjenige wirft, was sonst die Sorge für die Zukunft zu Triebfedern in diesem Stücke zu erheben pflegt. Durch die beiden letzteren, — durch Gefühl und Vernunft, — wird der Jüngling in der Wahl der Gefährtin seines Lebens um so gewisser geleitet,

je

je unverdorbenern Herzens er noch iſt; kaum aber werden es ihm ſeine Aeltern verzeihen können, daß er hierin ſo wenig Verſtand zeige, und ihrer reiferen Erfahrung das Ohr verſchließe. Der Mann hingegen heurathet, in der Regel, nach Berechnungen des Verſtandes und gemeſſenen Vorſchriften der Klugheit. —

Doch genug; ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alle Beiſpiele aufzählen wollte, welche die nahe Verwandtſchaft zwiſchen Gefühl und Vernunft, im Gegenſatze mit dem Verſtande, als einem Vermögen erſt aus Erfahrungen klug zu werden, darthun, und die daher den, anderwärts, demonſtrativ von mir aufgeſtellten und durchgeführten Satz auch noch empiriſch bewähren, daß ſich das Gefühl in und an unſerer Menſchenvernunft nur höher potenzire, indem beide rein und unmittelbar von dem, im Weltſyſteme allhaltenden Princip des Lebens und Denkens ausgehen *);

*) Daß der thieriſche Inſtinct ſchon eine Intelligenz vorausſetze und ausſpreche, erkennt auch der Franzoſe Dupont (de Nemours), laut eines Auszugs aus ſeiner, im Nationalinſtitute vorgeleſenen Abhandlung über den Inſtinct (m. ſ. No. 220 flg.

da hingegen der Verſtand zu ſeinem Weſen noch eines andern Factors, — wiewohl immer und einzig unter der oberherrlichen Leitung eben deſſelben Princips, — bedarf.

Uebrigens ſcheint es mir eines kleinen Verſuchs nicht unwerth, bloß nach Maßgabe der bisher angeführten Beiſpiele, nun auch noch den Zuſammenhang und Unterſchied zwiſchen Vernunft, Gefühl und Verſtand, auf eine allgemein verſtändliche Art, ſo weit es ſich ohne tiefere Forſchungen thun läßt, zu erörtern.

Die gemeinſchaftlichen Wirkungen des Gefühls, der Vernunft und des Verſtandes drücken ſich in einer empfindbaren, mit Bewußtſeyn verbundenen, unaufhörlichen Beziehung des Menſchen auf die

des Morgenblatts von 1807). Wie könnte dieß aber auch anders? — Der Inſtinct gab dir dein Daſeyn, und nicht die Vernunft. Nichts deſto weniger war an deinem Daſeyn, durch den Inſtinct, etwas vernunftmäßiges geſetzt und realiſirt. Reimte ſich dieß, wenn nicht eben das, was der Inſtinct gab, dir auch deine Vernunft gäbe, d. i. wenn nicht Vernunft und Gefühl aus einerlei Wurzel ſtammten? —

Welt, und der Welt auf den Menschen aus. Soll dieser, in einer lebendigen Wechselwirkung bestehende, Verkehr möglich seyn: so muß der Mensch sich in die Natur, und die Natur sich in ihn verbilden; er muß die Welt unter sich bringen und sich dieselbe aneignen: er muß sofort nicht nur in ihr als Theil, sondern sie auch in ihm, als Welt vorhanden seyn. Diese Aneignung aber hat wiederum verschiedene Stufen, vermöge welcher sein Gesichtskreis sich bald erweitert, bald verengt, und also bald mehr, bald weniger Uebersicht von dem, was er inne hat, zuläßt. Es verhält sich hierin mit dem Menschen, wie mit dem Beherrscher eines großen Staates. Bald ist es die genauere Einsicht in den Zustand einer einzelnen seiner Provinzen, welche ihn beschäftiget; bald die große Uebersicht aller, die seinen Geist erhebt. Der Mensch selbst bleibt dabei zwar immer nur Theil der Natur; aber es liegt in dem ungebundenern Genusse und unbedingtern Gebrauche, welchen sie ihm von ihrem Wesen verliehen hat, daß er, zufolge der verschiedenen Stellungen, welche er gegen dieselbe nehmen kann, ihr, auch nur als dieser einzelne Theil derselben, dennoch verschiedene Gestalten abzugewinnen fähig ist. Sie kann sich ihm entweder eingeschränkter oder umfassender, entweder nach Abschnitten und

partieenweiſe, folglich mehr im Kleinen; oder als ein Ganzes, mithin im Großen, offenbaren: in ihrem weitſchichtigen Gebiete erlaubt ſie ihm Umſicht, Einſicht, Ueberſicht; ja die Beſtimmung des Menſchen ſcheint es ſo mit ſich zu bringen, daß er bald mehr vom Einzelnen feſtgehalten, bald ſtärker vom Allgemeinen in der Natur ergriffen werden ſoll.

Was er hierin über die Natur, — oder vielmehr was das Weſen der Natur in ihm über ſeine Anſichten von ihr, vermag, das begegnet ihm auch mit ſeinem eigenen Daſeyn. Bald zieht ſich dieſes enger in ſeine Einzelnheit zuſammen, und macht ihm die beſondern Verhältniſſe, an welche er geknüpft iſt, fühlbarer; bald öffnet es ſich freier in einen größeren Umkreis, und ſchwingt ſich auf über die Bedingungen, welche es in ſeiner Individualität gefangen halten. Es wird dem Menſchen in letzterem Falle ſo zu Muthe, als ob ihm jetzt nur noch die Empfindbarkeit eines Daſeyns überhaupt geblieben, als ob er nicht mehr materiell, ſondern bloß noch formell vorhanden wäre. Es iſt nicht dieſer oder jener Sinn, den er jetzt gebraucht; ſondern das Sinnige an allen ſeinen Sinnen, welches er genießt. Es iſt nicht der Zuſtand dieſes

oder jenen Instinctes *), dieſer oder jener Begier, dieſer oder jener Leidenſchaft, in welchen er ſich jetzt verſetzt findet; ſondern von allen dieſen Zuſtänden der Geiſt und die Eſſenz, wie bei den Wirkungen der Tonkunſt auf ſein Gemüth. Sein Leben iſt jetzt in Disjunction getreten mit dem beengenden Anhange deſſelben in dieſer ſeiner Individualität, und in Conjunction mit dem Leben in der Natur überhaupt. Aufgelöſ't in ſeinen Urſprung, und gleichſam zerfloſſen mit dem Quellpuncte des Lebensgefühls aller in allen, hat es ſich bis auf ſeine eigentliche Subſtanz geläutert, nährt und unterhält es ſich jetzt nur noch aus der edeln Wurzel ſeiner Abkunft. Die Schranken, welche ihm dieſes Leibes Hülle ſetzt, ſinken unter demſelben dahin; keine Augenblicke des Zeitlaufs, keine Räume in der Nähe oder Ferne ſchlieſſen es mehr ein: der Menſch ringt nicht mehr

*) Der Menſch hat um ſo mehr reines geiſtiges Gefühl, je geſunder und kraftvoller er zwar iſt, aber je weniger er dabei für den Unterſchied des Geſchlechts als ſolchen (ſchon oder noch) körperlich fühlt. Das männliche Geſchlecht hat in der zärteren Jugend, das weibliche im ſpäteren Alter, mehr Hang zu religiöſen Schwärmereien oder Platoniſchen Liebeleien.

mit der Endlichkeit, sondern glaubt sich in die Unendlichkeit eingegangen. —

Dies, Sterbliche, ist die Entstehungsart eurer geistigen, ja geistigsten Gefühle, dies die Flamme in eurem Busen, die euch so heilig ist, dies das Geheimniß dessen, was ihr euer Herz nennt; aber auch der gemeinschaftliche Weg zu allen euern Entzückungen und Ekstasen, der wahre Geburtsort aller eurer Schwärmereien. Ihr könnet nicht nur in Ueberlegungen und wirklichen Gedanken, wie es eure Schulen nennen, abstrahiren, das heißt, wenn ihr einen naturgemäßen Begriff hiervon haben wollet, das Einzelne, Materielle und Sinnliche an der Welt scheidet und disjungirt sich in euch nicht nur bis auf seinen allgemeinen, inneren Zusammenhang, und bis zur Uebersicht seiner gesetzmäßigen Einrichtung; sondern ihr seyd auch zu einer unwillkührlichen und unbeabsichteten Abstraction von euch selbst, als diesen Individuen, — geboren. Euer eigenes Leben disjungirt und scheidet oft das Konkrete von sich aus, und verliert sich momentan an das, was es überall und in allen ist, verschmelzt sich in euch wieder in seinen Urbestand, in seine ewige und unveränderliche Wesenheit. Lasset eure Ner-

ven durch den Eindruck des Schönen lieblich und lebhaft gerührt, oder durch die Wirkung des Erhabenen feierlich und mächtig erschüttert werden: so schwingt und undulirt die sie beseelende Kraft, gleichsam in concentrischen Kreisen, bis zum Mittelpuncte eures inneren Menschen. Hier sind nun die Bande eurer Vereinzelung durchbrochen; denn dieser Mittelpunct ist in allen einer und eben derselbige. In den Tiefen seines gemeinschaftlichen Grundes ergriffen und aufgeregt, versetzt euch euer, von außen vielleicht auch noch so sehr gepreßtes Leben mit einem Male in das Freie und Weite, und läßt euch, nicht mehr befangen von Raum und Zeit, scheinbar nur mit der Masse an euch noch in der Körperwelt zurück.

Diese Disjunction von der zurückbleibenden Masse, und Conjunction mit dem allgemeinen Lebensgeiste und Lebensgrunde, im Zustande wonniger Gefühle, müßte nur in euch, als vernunftlosen Wesen, vorgehen; wenn sie euch nicht, während dieser Begeisterung, unmittelbar auch noch zu jener Abstraction fortführte, welche eure Schulen für die einzige geben: wenn also, im Zustande solcher wonnigen Gefühle und durch denselben, nicht auch das Materielle an euren Vorstellungen

von der Welt selbst, — abgestreift, euer Blick von der Beschränktheit des Einzelnen in derselben abgezogen, und, mit Ueberschwenglichkeit gesalbt, auf das Allgemeine an ihr geschärft würde. Der eine Zustand enthält schon und setzt bereits den andern bei Vernunftwesen, dergleichen ihr seyd; die Masse ist in und an euch zerronnen, wie sollte sie vor euch bestehen können? Eure geistigen Gefühle wären nicht diese geistigen Gefühle, und entständen nicht, wie sie entstehen, wenn sie nicht durch ihr Umfassendes auch den umfassenden Grad des Nachdenkens in euch weckten, euch nicht auch objectiv den weiten und hohen Gesichtskreis öffneten, welchen ihr eurer Vernunft, eurer reinen Vernunft, im Gegensatze mit dem Verstande, beimesset. — Hiermit scheint das Räthsel des Religionsinstincts, der Religionspoesie, der metaphysischen Lyrik eurer Seele, und alles dessen, was man euch heut zu Tage noch von unnennbaren Dingen dieser Art zuschreibt, aufgelöst. Die Erweiterung eurer Brust erweitert auch euren Geist. Die Aufhebung, die Negation, das Minus eines Raumes und einer Zeit im Vollgenusse eures Daseyns, schiebt in euren Vorstellungen den Raum und die Zeit auch am Daseyn überhaupt zurück, und hebt euch an demselben nur noch ein Seyn, ein unwandelba-

hen, weil nachher der Preiß um ein Drittheil erhöht wird. Auf 10. Exemplare wird das eilfte umsonst zugegeben. Man kan sich melden, zu Amsterdam bey Hrn. Marc Michel Rey, zu Zweybrücken bey Hrn. Fontanelle, zu Düsseldorf bey Hrn. Hof-Cammerrath Jacobi, zu Göttingen bey Hrn. Boie, zu Gotha bey dem Buchhändler, Hrn. Dieterich, zu Halberstadt bey dem Buchhändler Hrn. Groß, zu Hamburg bey Hrn. Bode, zu Mastricht bey dem Buchhändler Hrn. Du Four, zu Neufchadel bey der typographischen Gesellschaft, zu Weimar bey dem Hofrath Wieland, zu Zürich bey den Hrn. Hrn. Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Diejenigen, welche an Hrn. L. zu schreiben haben, belieben ihre Briefe nach Düsseldorf zu addreßiren, und darauf zu setzen: Bey dem Hrn. Hofcammerrath Jacobi.

res und beharrliches Substrat empor, elevirt also eure Vorstellungen von der Welt überhaupt, zu reinen Gedanken, bei welchen das All der Dinge selbst seine Auslegung, eure Bestimmung einen Sinn, euer Leben eine Regel, eure Seele Ruhe sucht. — Und was wird denn sonach eure, vielleicht nie öfters genannte, und nie mißhelliger als jetzt beurtheilte Menschenvernunft ungefähr seyn? Sie wird bestehen in einem, euch verliehenen, Vermögen, bei dem Princip eures Lebens und Seyns, so wie des Seyns der Dinge überhaupt, in wirklichen Gedanken wieder anzukommen, nachdem ihr zuförderst, als noch bloß empfindende Wesen, in und an eurem Lebensgefühle, die reinste und unmittelbarste Mittheilung eben desselben Princips an lebendige Wesen, — nur noch genossen hattet.

Uneingedenk eines solchen Princips, und nur allein vertraut mit den abgemessenen Fugen, durch welche das Einzelne, unter seiner Gattungseinheit an das Einzelne gereiht, sich zu einem beschränkten Ganzen bildet, beschäftiget sich euer Verstand mit der Wirklichkeit an den Dingen, ohne Rücksicht auf ihre absolute Möglichkeit. Das, was sie selbst thut, wenn sie alles in Ordnungen und Classen, in Geschlechter, Arten u. s. w. theilt, hat die Natur,

durch euern Verstand, auch an euch, als ihre Repräsentanten, übertragen, und hat euch, vermittelst seiner, zur Vollziehung eben desselben Naturprocesses, in einem, sie urkundlich aussprechenden Bewußtseyn, bevollmächtiget Auch dadurch will sie sich in euch vollenden, daß sie sich in den zartesten Formen ihrer Umrisse bei euch wieder findet; und, damit sie dies könnte, hat sie euch zu nutzbaren Eigenthümern der Grundform gemacht, die sich, an ihrer Hand, in zahllosen Verästlungen, durch's Weltall treibt, hat sie euch zu Inhabern des Gedankens der Gattung ausersehen. Darum habt ihr Verstand; denn dieser bedeutet nichts anders, als euer Vermögen, bei eben derselben Gattungseinheit der Natur, welche sich in und an ihm, als Verstande, repräsentirt und heraushebt, auch das, was diese Gattungseinheit noch außer demselben umfaßt, ordnet, begründet und bestimmt, in einer gleichförmigen, mithin naturgemäßen, Verknüpfung unterzubringen. Wer jedes seiner Geschäfte, jedes Ding, jeden Menschen, nach seiner Art und Weise zu behandeln weiß, wer folglich in der Bezeichnung und Handhabung derjenigen Gattung, zu welcher etwas gehört, keine Mißgriffe thut, dem schreibt auch schon die Sprache des gemeinen Lebens Ver-

ſtand zu. Daß dies Uebung und Aufmerkſamkeit in ſeiner Umſicht, Genauigkeit in der Auffaſſung, Fleiß und Pünctlichkeit in der Beobachtung, Richtigkeit in der Unterſcheidung, leidenſchaftloſe Unparteilichkeit in der Schätzung und Abwägung der Dinge gegen einander, erfordere, ſieht wohl ein jeder von ſelbſt ein. Weniger erkannt von den meiſten Forſchern ſcheint hingegen das zu ſeyn, wie viel die Verfaſſung und urſprüngliche Einrichtung der Einbildungskraft, als des Organs unſerer Hineinbildung in die Welt und einer beharrlichen Mittheilung der Welt an unſer Gemüth, zur Geſundheit des Verſtandes beitrage. Geſund iſt nämlich der Verſtand nur alsdann, das heißt, er verdient nur alsdann den Namen des Verſtandes, wenn ſich die Gegenſtände ſeines Nachſinnens ſchon in der Einbildungskraft, dieſem Elemente ihrer erſten geiſtigen Empfängniß, auf eine, ihrer wirklichen Beſchaffenheit entſprechende Art, für ſeine Ueberlegungen geſtaltet haben. Sind ſie hier ſchon in ihren Grundzügen verunſtaltet, in ihrer Zeichnung verwahrloſ't, in ihrer Stellung gegen die Natur und Gruppirung unter ſich, ſchief gehalten; iſt ſchon hier ihre Farbe zu grell, in Licht, Schatten und ihren Stufen zu wenig Verhältniß, im Ganzen kein Ebenmaaß und kein Ton: ſo möchte auch der

trefflichſte Verſtand über ihnen arbeiten, er kann ſich doch nicht als wirklichen Verſtand daran zeigen und bewähren; denn er bringt es, in einem ſolchen Falle, nie zur Gleichförmigkeit ſeines Urtheils mit der Natur. Das Spiel iſt ihm ſchon durch die erſte Inſtanz verderbt, der Standpunct durch ſie verrückt; und wie er von dieſer berichtet wird, ſo richtet er.

Es fällt in die Augen, daß, gleichwie uns, nach obigen Erinnerungen, Gefühl und Vernunft von unſeren Raum- und Zeitbeziehungen entbinden, und uns über ſie erheben; ſo im Gegentheile, der Verſtand und die Einbildungskraft uns an denſelben feſthalten und mit unſerm ganzen Weſen in ſie verwickeln. Man darf freilich hiebei nie vergeſſen, daß wir die Einbildungskraft hier nicht in dem ſchwankenden Sinne nehmen, nach welchem ſie auch mit der Phantaſie und dem Dichtungsvermögen für gleichbedeutend geachtet wird. Nein, Einbildungskraft iſt uns bloß das, was ſchon ihre Wortbedeutung im Teutſchen ſagt, die Fähigkeit, Welt und Natur, von ihrer anſchaulichen Seite, in uns, und uns, mit dem ſinnlichen Theile unſers Gemüths in die Welt und Natur zu verbilden, damit unſerm Verſtande dadurch Zug und Macht ertheilt

werde, den beobachtbaren Naturzusammenhang, in einem gleichlaufenden Contexte sachkundiger Begriffe bei sich anzuschreiben, und diesen Welt- und Naturlauf, ohne dessen Einprägung in unsere Sinnlichkeit jener ein geschäftloser Meister wäre, getreu und vollständig nachzuzeichnen. Wird die Einbildungskraft so bestimmt, so kann kein Zweifel mehr darüber entstehen, daß ihr, wie dem Verstande, die Sphäre des Raumes und der Zeit zu ihrem Geschäftskreise angewiesen ist. Gewohnt, diese Spuren nachsinnend zu verfolgen, auf welchen ihn seine unzertrennliche Gefährtin, die Einbildungskraft, zu den kleinsten Details der Sinnenwelt im Raume und in der Zeit herausführt, und sich überdies aus hundertfältigen Erfahrungen bewußt, wie bedeutend oft die kleinsten Kleinigkeiten werden können, muß nun natürlicher Weise unser Verstand auch ein kleineres Maß für die Dinge haben, als unsere Vernunft. Ihm sind alle Ideale fremd; er verhöhnt sie als Auswüchse eines schwelgenden Gefühls, und stößt sie von sich aus, entweder als die üppigen Werke einer müßigen, oder als die mißgestalteten Geburten einer kranken Phantasie. Da er sich nur in den Gelenken der Zeitlichkeit bewegt, so ist es allerdings nicht rathsam, den entscheidenden Aufschluß über unsere Bestimmung und über den Endzweck der Menschheit über

haupt, bei ihm zu ſuchen. Von ihm allein den Spruch hierüber einzuholen, dürfte weder für unſere Sittlichkeit, noch für unſere Gemüthsruhe von den erſprießlichſten Folgen ſeyn. Wo hingegen von einer wohl berechneten Benutzung der Umſtände zu gewiſſen äußeren Vortheilen, von Weltförmigkeit und Weltglück die Rede iſt, da iſt er die Behörde, vor welche man ſein Anliegen und ſeine Wünſche zu bringen hat.

Indeß weiß ich nicht, was verderblicher für die Menſchheit iſt, dem Verſtande allein eine Stimme in der Sache unſers Daſeyns einzuräumen, und die Vernunft davon auszuſchließen; oder aber der Vernunft etwas unterzuſchieben, was nur im Gebiete des Verſtandes einen Sinn hat. — Ich will mich erklären.

Was von überſinnlichen Schwärmereien, ſeit der Epoche des Saccträers Ammonius, bis auf die Zeiten des Schneiders Bannier und des Schuſters Böhme ausgebrütet wurde, und noch ausgebrütet werden wird, beruht insgeſammt darauf, daß man Verhältniſſe, welche nur in den Gränzen des Raumes und der Zeit ſtatt haben, nur innerhalb dieſer von unſerm Verſtande entdeckt und anerkannt

werden, auch über jene Gränzen ausdehnt, und dieſelbigen auch noch in der Sphäre der (reinen) Vernunft geltend machen will. Es iſt eine uralte Bemerkung, daß, je höher ſolche Schwärmer aufſliegen, je abgezogener und überſinnlicher ſie ſich gerne möchten vernehmen laſſen, deſto ſinnlicher und körperlicher ihre Darſtellungen werden. — Dinge, welche, ohne die Unterlage des Raumes und der Zeit, in ſich ſelbſt zuſammenfallen, verpflanzt ihre wilde Phantaſie, theils unter einer eigenmächtigen Verfeinerung, theils mit einer rieſenhaften Vergrößerung ihrer Formen, in ein ſelbſtgemachtes Utopien. Wie bei den Träumenden, ſo drückt ſich auch bei ihnen gewöhnlich ihre Individualität ſehr lebendig in dieſen ſchwankenden Luftgebilden aus, und, was ſie in der Sinnenwelt am ſtärkſten angezogen, durch das Eigenthümliche, Große, Vielumfaſſende, oder Geheimnißvolle ſeiner Erſcheinungen am mächtigſten ergriffen hat, das leuchtet nun auch, als ein Stern der erſten Größe, und als Mittelpunct des ganzen Syſtems, an dem neuen Himmel ihrer Schöpfungen. Meiſtens machen ſie ſich daher mit dem Lichte, das bei ihnen wieder in den mannichfaltigſten Farben ſpielt, ungemein viel zu ſchaffen. Lichtkreiſe, Feuerkreiſe, Ausblitzungen, Ausſtrömungen, die ſeltſamſten Zeugungen, und undenkbarſten Verhältniſſe des

Zeugenden zum Erzeugten, ſind ihre Lieblingsideen. Würden ſie geſtehen, daß ſie bloß dichten, und ihre Poeſieen nicht für Wahrheit geben: ſo ſtände das Urtheil über den Werth oder Unwerth ihrer Geiſteswerke nur allein den Kunſtrichtern zu, und abgezogenern Forſchern könnten ſie ſehr gleichgültig ſeyn. Aber ihre Myſtik ſoll Erkenntniß heißen; und die einzig wahre Erkenntniß ſoll nur durch myſtiſche Anſchauungen des Anſchauungsloſen bewirkt werden. Sie bedenken nicht, daß, wenn man ſich einmal erlaubt, das Sinnliche zu vergeiſtigen und das Geiſtige poetiſch zu behandeln, jede heiße Phantaſie wiederum neue Verbindungen in die Tändelei mit hohlen Begriffen bringen muß, ſindem dieſe ſonſt, — wie man ſie heut zu Tage bei uns gerne nennen hört, — kein eigenthümliches Productionsvermögen auserkohrener genialiſcher Köpfe mehr ſeyn würde. Suchte der Lyriker, ſtatt des bloßen Genuſſes ſeiner Ideen in Empfindungen und darauf bezogenen Bildnereien ſeines Dichtungsvermögens, da, wohin er ſich verliert Erkenntniß: ſo wären der originellſten philoſophiſchen Syſteme eben ſo viele von Lyrikern zu erwarten, als von den beſchriebenen Philoſophen. An jedem Lyriker, im hohen teutſchen Sinne des Worts, verdirbt nämlich der Intuitionsphiloſoph, und an jedem Intuitionsphiloſophen der Lyriker nur darum, weil

ſie

sie eben dasselbe Geschäft in verschiedener Absicht trei-
ben. Es würde daher wohl auch unter keiner andern
Nation, als unter der teutschen, eine mystische
Anschauungsphilosophie sich eines gedeihlichen Fort-
gangs zu erfreuen haben; indem bekanntlich keiner
anderen das überfließende Maß lyrischer Kraft ver-
liehen ist, wie dieser. Ein kalter, mit der Wirk-
lichkeit einhelliger, die Natur in ihren schärfsten
Abschnitten eben so scharf abformender Verstand,
und eine wirklich reine, sich mit Bildern und
Erzeugnissen der Sinnlichkeit eben so wenig bemen-
gende, als dem Verstande seine erfahrungsmäßigen
Begriffe widernatürlich verzerrende, Vernunft
bliebe freilich alsdann bloß noch prosaischen Gei-
stern übrig, welche sich aber, so Gott will, doch
auch hierüber würden zu trösten wissen. Die Pro-
saiker in diesem Fache sind nämlich der Meinung,
über den Verstand hinaus, in der Sphäre der reinen
Vernunft, als einer solchen, sey keine Gattung,
keine Art, keine Eigenschaft des sichtbaren Daseyns,
nichts von alle dem, was zu den Modellen der Natur
in Raum und Zeit, gehört, mehr anzutreffen; wohl
aber sey daselbst noch etwas zu suchen, was den Raum
und die Zeit, nebst ihrem Inhalte, beherrsche, ordne,
ihnen Verhältniß, Richtung und Zweck gebe, was
sich unserm Nachforschen als das logische Grund-

verhältniß aufdringe, welchem alle anderen Verhältnisse untergeordnet werden müssen, wenn uns das System der Dinge überhaupt, und dann insbesondere die unbefangensten Wirkungen unsers eigenen Geistes nur irgend begreiflich seyn sollen.

Kein, uns bekannter, Philosoph hat dies, über alle Anschauung und allen Begriff erhabene Princip, in seinem Unterschiede und Zusammenhange mit der Wirklichkeit und dem Wesen der Natur, folgerichtiger durchgeführt, als der tiefdringende Reinhold theils in seinen Beiträgen zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie beim Anfange des 19ten Jahrh., theils in späteren, ohne seinen Namen gedruckten Abhandlungen. Wenn unsere Vernunft ist, so ist auch dies Princip, das sich vielleicht nicht richtiger als durch ein Wesen aller Wesen (être des êtres) bezeichnen läßt.

Stuttgard in den Osterferien 1808.

C. G. Bardili.

* * *

Nachschrift.

Dieser an sich gehaltvolle und gediegene Aufsatz erhält auch noch ein zufälliges Interesse dadurch, daß

Inhalt

des Erſten Theils des Merkurs 1773.

Erſtes Stück.

Vorrede des Herausgebers.
I. Flüchtige Poeſien . . S. 23
Epilog des Herausgebers zu denſelbigen. 31
II. Briefe über das teutſche Singſpiel, Alceſte, I. 2. 3. 4. . . 34
III. Charmides und Theone. . 72
IV. Recenſion des Almanach des Muſes de 1773. . . . 84

Zweytes Stück.

I. Betrachtung über die Herderiſche Erklärung der Thieriſchen Kunſtfertigkeiten und Kunſttriebe. . . 99
II. Charmides und Theone fortgeſetzt. 122
III. Ueber die Widerſprüche in der menſchlichen Natur. . . 144
IV. Beurtheilung der Blumenleſe im Göttingiſchen Muſen-Allmanach 1773. 163

er einer der letzten aus der Feder eines Mannes ist, der indeß in jene Regionen des Lichts abgerufen wurde, wo alle Dunkelheiten und Schwächen, deren Erbe das Fleisch ist, aufhören. Ehre und Nachruhm dem unerschrockenen Kämpfer für Wahrheit, so weit die uns Allen nur im Schleier erscheinende sich ihm offenbarte! Sein Name muß daher auch von seinen hartnäckigsten Gegnern mit Achtung ausgesprochen werden, und wird in der Geschichte unserer neuen und neuesten Philosophie nie, ohne den Vorwurf, daß man ein Mittelglied in der Kette veruntreuet habe, weggelassen werden können. Es war ihm auch bei seinem Widersprechen gegen die Kantische Philosophie voller Ernst um die medicina mentis, die er in einer seiner vorzüglichsten Schriften gleich in der Aufschrift ankündigte. Möchte doch Reinhold, der ihm mit so großer Selbstverläugnung Gerechtigkeit widerfahren ließ, hier oder sonst wo einen Denkstein setzen, dessen der Todte — si quis apud inferos sensus — und die Lebenden sich freuen könnten!

B.

V.

Fortgeſetzte Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur und Cultur des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats.

Geſchrieben am 20ſten April 1808.

Die neueſten ungariſchen und öſtereichiſchen literariſchen Producte ſind: *Michaëlis Kovàts Màrtinyi* fragmenta literaria rerum hungaricarum, ex codicibus manuscriptis, nec non rarioribus quibusdam libris bibliothecarum exoticarum eruta. Jena, in der neuen privilegirten akademiſchen Buchhandlung. 1808. 4. Preis 12 Gr. Schätzbar. A' Magyar Hárfásnak, részént Aglájából vett, részént újjonnan ſzerzett énekei Fortepianora. Második ſzakaſz. (Des ungariſchen Lyrikers, theils aus der Aglaja genommene, theils neu verfaßte Lieder für das Fortepiano.) Sehr gut. Der Verfaſſer dieſer Lieder iſt Verſeghi. Peſth, bei Eggenberger, 1807. 4. — Magyar Homiliák — — — mellyeket élő nyelven mondott, 's Köz haſzonra Kibotſátott *Thezarovics Gabor*,

Nagy Váradi Plebanus. (Ungariſche Homilien — — — gehalten und zum gemeinen Beſten herausgegeben von *Gabriel Thezarovics*, Pleban zu Großwardein.) Großwardein, bei Tichy. 1807. 8. — Ratio institutionis, ex praescripto superintendentiae Helv. Conf. addictorum Trans-Tibiscanae, die 6 Octobris anni 1804 habiti, per deputationem literariam Almosdini diebus 27, 28 et 29 Decembris anni ejusdem elaborata, congregationi dein superintendentiali anno 1806 diebus 18 et 19 Aprilis celebratae exhibita, ab eademque approbata. Debreczin, gedruckt von Csáthy 1807. 4 Bogen. fol. Ein zweckmäßiger Schulplan. — Commentatio de suppliciis capitalibus. Leutſchau, gedruckt bei Mayer. 1807. 47 S. 8. Der Verfaſſer iſt Andreas von Cházár. Er beſtreitet darin die Rechtmäßigkeit der Todesſtrafen. — *Kazinczynak* forditott egyveleg irásái. Első Kötet. (Kazinczy's überſetzte Schriften. Erſter Band) Szépháton 1808. 8. Mit Kupfern und Vignetten. — Bokréta, mellyel hazájának kedveskedik F. F. A. (Blumenſtrauß, welchen dem Vaterlande darbringt F. F. A.) Peſth, b. Trattner, 1807. Preiß, 45 kr. Mit Kupfern. — *Chemia*, Gren D. szerént ma-

gyarúl legelöször irta *Kovács Mihaly* Orvos. (Chemie, nach D. Gren zuerſt ungariſch geſchrieben vom Arzte Michael Kovács.) Ofen, gedr. b Anna Landerer. 1 und 2 Bd. 1807. 3 und 4 Bd. 1808. 8. Preiß 12 fl. Eine gute Ueberſetzung. — Rede bei Aufſtellung des von Franz dem Erſten dem Andenken Joſephs des Zweiten gewidmeten Monuments von Vincenz Grafen Batthyany. Peſth, bei Hartleben, 1807. Trefflich. — Nemelly görög és római nagy emberek élete Plutarchusból, *Tanárki János* által. (Leben einiger großen Griechen und Römer aus Plutarch, durch Johann Tanárki.) Erſtes und zweites Heft. Preßburg, bei Weber, 1807. 8. Eine gute Ueberſetzung. — Exegetica Theologia — — — Készitette tanitványi számára *Varga István*, a' Theologianak Doctora u. ſ. w. (Exegetiſche Theologie, verfaßt zum Beſten ſeiner Schüler von Stephan Varga, Doctor der Theologie u. ſ. w.) Debreczin, gedruckt von Chathó, 1807. 8. Sehr zweckmäßig. — A' Prédikátori Tárház. (Predigermagazin.) Dritter Jahrgang Herausgegeben von Joſeph Fábián und Joſeph Látai. Waitzen, bei Anton Gottlieb. 1807. 8. — Physiologia quam *Martinus Petrovich* edidit. Waitzen, 1807. 8. Preis 36 Kr. Der weiſe

Christ in bösen Tagen; oder Pflichten und Trost eines Christen in ausgearteten (!) gefahrvollen und traurigen Zeiten. In einigen Kanzelreden mit Rücksicht auf das gegenwärtige Zeitalter von Jakob Glatz. Wien, bei Anton Doll, 1808. 316 S. 8. A' éjnek diadalma, a' vagy a' tündér lelkek. I'rta *Farkas Ferencz.* (Der Sieg der Nacht, oder die Zaubergeister. Geschrieben von Franz Farkas.) Pesth, bei Hartleben, 1808. 8. Graf. Kaczajfalvi László, avagy természetes ember. (Graf Ladislaus Kakzajfalvi oder der Naturmensch.) Von Verseghi. Pesth, bei Patzko, 1808. 8. Gelungen. — Magyar Tempe. (Ungarisches Tempe.) Waitzen, bei Gottlieb, 1807. 8. Enthält mittelmäßige Gedichte von Klara Bálpi. — Versuch über das siebenbürgische Costum. Hermannstadt, bei Barth, 1807. 8. Mit Kupfern. Schätzbar. — Oratio de fide ruricolarum, felicitatis et privatae et publicae civium fonte. Auctore *Joanne Asbóth.* Pesth, gebr. b. Trattner, 1807. 12. S. 4 Trefflich. Museum Hungaricum, excelsis regni proceribus et inclytis statibus ac ordinibus exhibitum. Budae, typis regiae universitatis hungaricae. 26 S. Fol. Auch ungarisch. Mit 3 prächtigen Kupfern, geschmackvoll gedruckt.

Enthält den Plan des in Peſth zu errichtenden ungariſchen Nationalmuſeums. Der Verfaſſer iſt Ferdinand von Miller, ungariſcher Reichsbibliothekar. *A' Magyar Literatura esmérete.* Irta *Papay Sámuel* (Kenntniß der ungariſchen Literatur. Geſchrieben von Samuel Papay. Erſter Band. Veßprim, bei Klara Szammer. 1808. 8. Schätzbar. — Flora' negyedik Kötet: a' szérelem természete. (Vierter Band der Flora: die Natur der Liebe.) Peſth, bei Kis, 1808 8. Mit Kupfern. Trefflich. Der Verfaſſer iſt Johann Kis, evangel. Prediger zu Oedenburg. — Mulatságos Könyvtár a' pallérozott olvasóknak. (Unterhaltende Bibliothek für gebildete Leſer) Peſth, bei Hartleben, 1808. 8. Eine Romanenbibliothek. — Magyarok eredete. Irta Szekér Aloysius. (Urſprung der Ungarn. Geſchrieben von Aloys Szekér.) Zweite vermehrte Ausgabe. Peſth, bei Hartleben, 1808. 8. Hadi tudomány. Kiadta *Szekér Aloysius.* (Kriegswiſſenſchaft. Herausgegeben von A. Szekér) Peſth, bei Hartleben, 1807. 8. Mit 13 Kupfern. Preiß 4 fl. Brauchbar.

Des Phädrus, eines Freigelaſſenen des Auguſtus, äſopiſche Fabeln. Neu überſetzt von J. E.

Sperl. Grätz, 1807. 8. Gut. — Sie war es dennoch. Von Carolina Pichler, gebornen von Greiner. Wien, bei Anton Pichler. 1807. 126 S. 8. Ein gelungener Roman. — Apollonion, ein Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht für das Jahr 1808. Zweiter Jahrg. Wien, bei Degen. Enthält Aufsätze von Leon, Kreil, Ratschky, Ayrenhof, Retzer, Richter und andern. — Wiener Taschenbuch für das Jahr 1808. Mit 10 K. 12. Enthält eine Schilderung des ottomannischen Reichs nach dem Französischen des Mouradgea d'Ohsson. — Hansing's Künstlerglück, oder die Preberollen. Ein Lustsp. in ein. Aufz. Linz, 1807. 8. — Wiener Hoftheatertaschenbuch auf das Jahr 1808. Mit Kupfern von Weinmann. — Moralisches Lesebuch für die zarte Jugend von Emma Steinwendler. Wien, 1808. 8. — Neue theologisch-practische Monatsschrift, zunächst für Seelsorger, herausgegeben zu Linz. Linz, bei Haßlinger, 1807. 8. Schätzbar. — Historisch-statistisches Archiv für Südteutschland. Mit Kupfern und Charten. Wien, bei Anton Doll. 1807. 456 S. 8. Empfehlungswerth. — Denkmal Josephs des Zweiten. Auf Befehl Sr. Maj. Franz des Ersten errichtet durch Franz Zauner, k. k. Hofstatuarius, erklärt von Joseph Ellmaurer. Mit der Ab-

bildung deſſelben in Folio. Wien, bei Degen, 1807. Auch franzöſiſch. Treffliche. — Maria Belmonte, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Carl Streckfuß. Zeitz, bei Webel, 1807. 144 S. 12. Mißlungen. — In occasione delle faustissime nozze di Sua Maesta Francesco etc., sincero omaggio e devoto di *Clemente Bondi*. Wien, bei Degen, 1808. 4. Vortreffliche Sonette, prächtig gedruckt auf Pergament und Velinpapier.

Bei Geiſtinger in Wien erſcheint ſeit Anfang des laufenden Jahres eine intereſſante Zeitſchrift unter dem Titel: Prometheus, herausgegeben von Stoll und Seckendorf. Auch Wieland, Göthe, die beiden Schlegel, Falk und andere berühmte teutſche Gelehrte liefern Beiträge. — Herr Armbruſter, Hofſecretär bei der oberſten Polizei- und Cenſurhofſtelle in Wien wird eine neue Zeitſchrift unter dem Titel: „Vaterländiſche Blätter für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat" herausgeben. Rösler in Peſth will eine neue Zeitſchrift, „Phosphorus" betitelt herausgeben.

VI.

Auszug aus Briefen.

I.

Zu den achtungswürdigsten Philhellenen unserer Tage, in welchen sich Wollen und Können in seltenem Maaße verbindet, gehört unstreitig der durch Rang und Verdienste gleich ehrwürdige spanische General Pardo de Figueroa. Als er noch Königl. Spanischer Gesandte in Berlin war, vereinigte er in seinem Hause alles, was durch Gelehrsamkeit, Geschmack und Kunstliebe einigen Anspruch darauf machen konnte, den Genius schöner Geistfreundschaft sich nähern zu dürfen. Seine griechischen Idyllen auf den Friedensfürsten erhielten in mehreren Sprachen begeisterte Uebersetzer. Mehrere dort lebende Epopten der griechischen Sprache ehrten, auch bei manchen Zweifeln im Einzelnen, bei einem Staatsmann seiner Art, den Beruf zu einer Weihe, die einst die Groote, de Thous und andere Heroen des 16 und 17ten Jahrhunderts zierte. Auch in St. Petersburg, wohin ihn seine neueste diplomatische Sendung berief, setzt der General de

Figueroa, seiner alten Liebe treu, diese Beschäftigung mit Eifer fort. Er mag den kleinen Verrath aus einem seiner Briefe verzeihen, da gewiß mehrere Leser dieser Zeitschrift dadurch bewogen werden, dem Manne aufs neue zu huldigen, dessen diplomatischer Scharfblick durch mannichfaltige Gelehrsamkeit und Kunstweihe so wenig getrübt wird, daß es vielmehr nur auf ihn zu passen scheint.

διλοῦν ὁρῶσιν οἱ μαθόντες γράμματα.

St. Petersbourg le 16ten April 1808.

En relisant mes pauvres poësies grecques j'ai trouvé une correction essentielle à faire dans mon idylle au Prince de la Paix. C'est précisement, ne vous en déplaise au premier vers du poëme, et par une espèce de singularité au premier mot.

L'idylle tel qu'il est imprimé commence par ce vers:

Τὶς, μέσσῳ Ταγῶ χρυσορρόᾳ ἐντι δὲ νᾶπος etc.

On doit le supprimer et mettre à sa place —

Νᾶπός τις χρυσορρόᾳ ἐν μέσῳ ἐντὶ δὲ Ταγῶ etc.

V. Vermiſchte Litterariſche Nachrichten aus Frankreich. . . S. 184

Drittes Stück.

I. Schreiben an den Hofrath Wieland. 195
II. Charmides und Theone, zweytes Buch. 203
III. Fünfter Brief über das Singſpiel Alceſte. . . . 223
IV. Beurtheilung einer Akademiſchen Schrift des Herrn Reynolds, Vorſtehers der Mahler-Akademie in London. . 243
V. Franzöſiſche Litteratur. . 250
VI. Theatraliſche Nachrichten. . 264
VII. Politiſche Nachrichten. . 276
VIII. Avertiſſemens. . . 283

Inhalt des zweeten Theils.

Erſtes Stück.

Der Herausgeber an das Teutſche Publicum.
I. Beſchluß von Charmides und Theone. S. 3
II. Die Nachtfeyer der Venus, eine Kantate, nach dem Lat. des Katull. 20
III. Beyträge zur Geſchichte der Menſchheit aus den Annalen der Teutſchen. 30
IV. Beurtheilung des Leipziger Muſen-Almanachs 1773. . . 45
V. Briefe an eine junge Dame, 1ſter Brief. 59

La variante ou plutôt la correction me paroit si nécessaire que je vous prierais de la communiquer à vos amis, et même de la rendre publiqueldans quelques Journeaux litteraires pour qu'on sache par tout que si je commets une erreur par précipitation ou par distraction, je sçais aussi la retracter et même la corriger. Observez mon ami, que j'ai été assez heureux pour corriger ce vers, sans en changer un seul mot.

Je fais maintenant un travail sur Sophocle. Je ne sçais pas ce qui en resultera. Après un mûr examen de tous les Scholiastes et de tous les Commentateurs modernes sur cet immortel Poëte je trouve qu'il y a encore beaucoup, beaucoup à faire. Brunk à mon avis est celui qui a travaillé avec plus de sagacité et de goût. *Musgrave* a défriché pour ainsi dire ce terrain, ce champ precieux qui avait été peu cultivé avant lui. Ce que j'ai vu par ci par là de *Valkenaer* sur quelques endroits de Sophocle est peu de chose, et ne repond pas à la superiorité d'un si grand critique. *Porson* et *Herrman* méritent une place très-eminente parmi ceux, qui ont

consacré leurs veilles à eclaircir et rectifier le texte du plus grand de tous les poëtes tragiques. Les remarques de ces deux savants sont presque toujours infiniment heureuses et elles frappent par leur exactitude et par leur évidence. Je vous assure que je n'ai pas pu m'empêcher d'en faire l'éloge quelques fois à la marge même du livre, que j'ai devant les yeux pour le travail qui m'occupe maintenant. D'ailleurs il faut que vous sçachiez que mon commentaire sera écrit en grec à l'instar des anciens scholiastes.

Il-y-a quelques jours je me suis trouvé dans un exercice litéraire ou l'on recitoit quelques morceaux de la traduction des Géorgiques de *Jacques Delille*. Le portrait de ce Poëte français se trouvoit exposé au public, et on me pria de lui consacrer une inscription en vers grecs. Je repondis que ce n'étoit pas à moi à celebrer un aussi élégant poëte, mais qu'Homère pouvoit le faire dignement. Là dessus j'écrivis les deux vers suivants de l'Odyssée.

Τὸν πέρι Μοῦς' ἐφίλησε, δίδου δ' ἀγαθόν τε κακόν τε·

Ὀφθαλμῶν μὲν ἄμερσε, δίδου δ' ἡδεῖαν ἀοιδήν.

Vous n'ignorés pas que Mr. *Jacques Delille* est aveugle comme l'étoit le grand chanteur, le poëte Demodokos de la cour d'Alcinous. Il me semble que mon impromptu n'a pas été tout à fait malheureux.

Le Général *Pardo*.

2.

Düsseldorf den 12ten Mai 18[illegible]

Der Professor Wallraf zu Cöln besitzt ein ganzes Haus voll Kunstsachen und Naturalien. Seine Sammlungen sind besonders wegen der Geschichte der kölnischen Kunst merkwürdig. Schade daß diese Vorräthe ungeordnet wie ein Chaos unter einander liegen. Wallraf ist mein herzlicher Freund, und er heißt in unsern Zirkeln allgemein der Kunstvater. Unser Großherzog hat ein 30 Fuß langes, 21 Fuß hohes Schlachtgemälde von le Gros gemalt, nach Düsseldorf geschickt, welches ich in der ehemaligen Bildergallerie habe aufstellen lassen. Es enthält die Landaffaire bei Abukir, wo Joachim dazumal siegender Befehlshaber war. Der Bassa ist gestürzt und verwundet; sein Sohn reicht dem Sieger des

Vaters Schwerd; die Türken fliehen. Es ist vortrefflich gezeichnet und mit Feuer gemalt; nur die Composition dürfte etwas zu verflochten und gedrungen seyn. Der Beobachtungsgeist des Malers ist bis auf die geringste Kleinigkeit wahrzunehmen. Die Costüm's der Türken waren wegen ihrer Buntheit eine schwere Aufgabe, sie der Harmonie des Ganzen unterzuordnen. — Sonderbar ist es, daß die ehemalige Bildergallerie, mit der bekannten Amazonenschlacht von Rubens anfieng. — Diese vielleicht mit diesem Bilde; indeß haben wir noch eine Maria Himmelfahrt von Rubens auf Holz, welche man nicht sogleich fortbringen konnte, als die Gallerie weggieng.

VII.

Ankündigung von Feßlers Geschichte der Hungarn.

Prof. Feßler, der rühmlich gekannte Verfasser des Attila, Mathias Corvinus und der erst in der letzten Messe erschienenen drei großen Könige

nige der Hungarn aus dem Arpadiſchen Stamm Stephanus und Ladislaus des Heiligen und Colomannus des Gelehrten *) gedenkt jetzt eine pragmatiſche Geſchichte der Hungarn und ihrer Landsaſſen in 6 Bänden in gr. 8. aus den von ihm durch vieljähriges Studium geſammelten Materialien auszuarbeiten. Das Ganze, das den Zeitraum von 900 Jahren umſchließt, und im 5 und 6ten Theil auch die letzte Dynaſtie des Habsburgiſchen Oeſtreichiſchen Hauſes umfaſſen ſoll, wird, einer beſonders ausgetheilten Ankündigung zu Folge, weniger die Regierungsgeſchichte der Könige, als die Biographie der Nation darſtellen und dadurch um ſo anziehender werden, als das Schauſpiel, wo die tapfern Magyaren ſich unter

*) Die Biographie dieſer drei merkwürdigen Regenten erſchien bei Korn, Breslau 1808. 542 S. in gr. 8. und wird beiderlei Leſern, die belehrt und die unterhalten ſeyn wollen, gewiß Genüge leiſten. Der dem Verfaſſer oft gemachte Vorwurf, daß er bloß hiſtoriſche Romane zu dichten verſtehe, wird dadurch aufs neue widerlegt. Man leſe z. B. nur die kräftigen Stellen, eine Spätfrucht langer hiſtoriſchen Forſchung, über Wunder, Glauben, und Gregor VII. S. 272 — 309 oder über die nothwendige Entſtehung der Kreuzzüge S. 441 — 476.

allem Druck von Außen und ſo langwierigen Veranlaſſungen, mit anderen angränzenden, oder ihnen eingepropften Völkern zuſammenzuſchmelzen, dennoch den Kern ihrer Nationalität bewahrten, gewiß Geiſterhebend und Herzſtärkend ſeyn muß. Es iſt daher auch zu erwarten, daß dieſe Geſchichte der Nation, aus der Feder eines Hungars, der nie ſein Vaterland verläugnete, ſondern ſtets darauf ſtolz war, bei den Mächtigen und Verſtändigen des Hungariſchen Volkes eine warme und fördernde Aufnahme finden werde. Der bis zu den neueſten Zeiten durch harte Schickſale geprüfte, jetzt mit einer unerwachſenen Familie allen Schlägen des Mißgeſchickes, das Millionen trifft, vielfach ausgeſetzte Verfaſſer wählte, um den Seinen etwas zu retten, den ſonſt ſo mißlichen Weg des eigenen Verlags, und ladet öffentlich zur Pränumeration ein, die auf die erſten zwei Bände, die wenigſtens 36 Bogen ſtark ſeyn werden, in einem Ducaten beſteht. Man kann aber auch auf das Ganze ſogleich mit 3 Ducaten pränumeriren. Die Pränumerationsgelder, die man durch ſolide Buchhandlungen oder andere Privatperſonen einſenden kann, empfängt nicht der Verfaſſer, an den übrigens alle Briefe, nach Berlin überſchrieben, richtig gelangen, ſondern J. C. von der Breling und Comp., bekannte

und angeſehene Banquiers in Dresden, an welche alles unmittelbar abdreſſirt werden kann. Sie liefern vor Anfang des Druckes durchaus nichts an den Verfaſſer ab.

Böttiger.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. An den Tod. 163
2. Nachtgedanke. 165
3. Die bittenden Kinder. 167

Eine Blume auf Gephieus Grab.

4. An eine Kaiſerkrone, die im Garten der Frau von la Roche blühte. 169
5. Coligny unter den Mördern. . . . 171

II. Noch eine Probe einer neuen Ueberſetzung des Nibelungen Liedes. . 173

Wie Günther mit Brunhilden zu Worms Hochzeit hielt. 174

III. Jährliches Freudenfeſt der Findlinge in Nürnberg. 190

IV. Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufſatz über die Myſtik im N. T. Merkur. . . 209

(Beſchluß)

V. Fortgeſetzte Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur und Cultur des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. 230

VI. Auszug aus Briefen. 237

VII. Ankündigung von Fekters Geſchichte der Hungarn. 242

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

7. Stück. Julius 1808.

I. Klüber's Staatsrecht des Rheinbundes.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Staatsrecht des Rheinbundes, von D. Joh. Ludw. Klüber. 1808. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Die Erſcheinung dieſes Buchs bedarf keiner Entſchuldigung. Nicht Alles, nur das Nöthige, ſollte geſagt werden, nach eigenem Urtheil, ohne anderes Intereſſe, als für Wahrheit, Recht und Staatswohl.

Folgendes iſt der Inhalt: Einleitung. I Cap. Begriff. Abtheilung, Hülfswiſſenſchaften, Methode. II Cap. Culturgeſchichte und Literatur des Staatsrechtes des Rheinbundes. III Cap. Staatsform des teutſchen Reichs. Auflöſung derſelben. Stiftung des Rheinbundes. Wirkung derſelben auf Staatsrecht und Geſetze des teutſchen Reichs. Reichsarchiv. IV Cap. Quellen des Staatsrechtes des Rheinbundes. V Cap. Der Rheinbund, in geographiſcher und politiſcher Beziehung. VI Cap. Staatsverfaſſung und Staatsregierung. Ir Theil. Bundes-Staatsrecht. I Cap. Staatsform und Perſonal-Verfaſſung. II Cap. Collegial-Verfaſſung. III Cap. Territorial-Verfaſſung. IV Cap. Lehn-Verfaſſung. V Cap. Militair-Verfaſſung. VI Cap. Geſandtſchafts-, Kriegs-, Friedens- und Bündniß-Recht. VII Cap. Staats-Servituten und Rheinſchiffahrts-Octroi. IIr

Theil. Staatsrecht der Rheinischen Bundes-Staaten. I Cap. Der Souverain. II Cap. Die Unterthanen. III Cap. Die Landstände. IV Cap. Die Standesherren. V Cap. Die Grundherren. VI Cap. Staatsvermögen. VII Cap. Regierungssystem. VIII Cap. Verhältniß zwischen Hoheits- und Eigenthumsrechten. IX Cap. Ausübende, gesetzgebende und vollziehende Gewalt. X Cap. Justizhoheit. XI Cap. Polizeigewalt. XII Cap. Finanzhoheit. XIII Cap. Privilegiengewalt. XIV Cap. Aemter-, Titel-, Decorations-, Rang- und Standes-Erhöhungs-Recht. XV Cap. Erziehungs- und Unterrichts-Regal. XVI Cap. Kirchenhoheit. XVII Cap. Lehnhoheit. XVIII Cap. Wehr- und Waffenrecht. XIX Cap. Aeußeres Recht und Einschränkungen der Staatsgewalt. XX Cap. Gesandtschafts-, Kriegs-, Friedens- und Bündnißrecht, und Staatsdienstbarkeiten.

II. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind zur Ostermesse 1808 erschienen:

An Fortsetzungen.

Anzeiger (literarischer) 1808. 6 fl.
Archiv (juridisches) VI. 26 Heft. Der Band 5 fl. 20 kr.
Archives litt. de l'Europe 1808. Der Jahrgang 14 fl. 24 kr.
Morgenblatt 1808. Jahrgang 15 fl.
Polizey-Blätter 1808. Der Jahrgang 7 fl. 30 kr.
Pfeffels Annalen 1808. Der Jahrgang 6 fl. 54 kr.
Zeitung (allgemeine) 1808. Der Jahrgang 16 fl.

* * *

Göthe's Werke. 2te 3te Lieferung in 8 Bänden.
— — Velinp. 40 fl.
— — Schw. Pap. 33 fl.
— — Schr. Pap. 27 fl.
— — Weiß Dkp. 22 fl.
— — ord. Dkp. 16 fl. 30 kr.

VI. Beurtheilung von Sophiens Reiſe nach Memel. . . . 76
VII. Hr. Prof. Ebert in Braunſchweig an den Herausgeber des Merkur. . 87
VIII. Recenſ. des Engliſchen Buchs, Naturgeſchichte des Theebaums. . 92

Zweytes Stück.

I. Das ſittliche Vergnügen. . 99
II. Alexander und Campaſpe, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Noverre, . 104
III. Zweeter Brief an eine junge Dame. 113
IV. Aſpaſia, eine Griechiſche Erzählung in Verſen. . . . 120
V. Fortſetzung der Beyträge zur G. d. M. aus den Annalen der Teutſchen. . 136
VI. Kritiſche Nachrichten vom gegenwärtigen Zuſtande des teutſchen Parnaſſes. Erſtes Stück. . . 150
VII. Zuſätze des Herausgebers zu vorſtehendem Artikel. . . 168
VIII. Auszug aus einem Briefe aus Paris. 186

Drittes Stück.

I. Fortſetzung der Nachrichten vom Zuſtande des teutſchen Parnaſſes. . 195
II. Fortſetzung der Anmerkungen des Herausgebers zum vorſtehenden Artikel. 208

Herders Werke 5te Lief. in 4 Bänden.
Velinpap. Subscr. Pr. 24 fl. — —
Weiß Dkp. — — 13 fl. 18 kr.
ord. Dkp. — — 8 fl. 52 kr.

in einzelnen Abtheilungen:

I. Abth 3. Rel. u. Theol. 9r 10r Bd. weiß Dkp. 7 fl. 24 kr.
— — — — — ord. Dkp. 4 fl. 57 kr.
II. — schön. Lit. u. Kunst: 10r Bd. weiß Dkp. 3 fl. 9 kr.
— — — — — ord. Dkp. 2 fl. 6 kr.
III. — philos. und Gesch. 8r Bd. weiß Dkp. 2 fl. 54 kr.
— — — — — ord Dkp. 1 fl. 57 kr.

Hormayr Geschichte von Tyrol. I. 2 Abth. 5 fl. 30 kr.
Humboldts Reisen:
— — Melastoma. Livr. 7. 8. 36 fl.
— — Plantes équinoxiales. Livr. 7. 8. 31 fl.
— — Obs. de Zoologie. Livr. 3.
Posselt's Staatsgesch. v. Europa. 3r Jahrg. 3 fl. 36 kr.
Schellings Jahrbücher der Medicin III. 1& 2& 2 fl. 42 kr.

An Neuigkeiten:

Biographie Peter III. 1r Bd. 1 fl. 48 kr.
Gellin Fela's Krieg mit dem Vater. Schausp. 54 kr.
Flore Parisienne. Livr. 1. 2. Fol. 22 fl. 30 kr.
— — — — — gr. 4. 8 fl. 12 kr.
Glaz Woldemars Vermächtniß an seinen Sohn. 2 fl.
Goethe Faust. broch. 2 fl. 24 kr.
Hartig Lehrbuch für Förster. 3 Thle. Subscr. Pr. 4 fl. 48 kr.
Hug's Einleitung ins N. Test. 1r Band. 2 fl. 45 kr.
Humboldts N. Ansichten der Natur. 1r Bd 3 fl.
Kaustler's Lehre von den Logarithmen. 1 fl. 12 kr.
Klingemanns Theater. 1r Bd. 2 fl 45 kr.
Mozin Samml. franz. teutscher Anecdoten. 1 fl. 30 kr.
— anecd. franç. 1 fl. 30 kr.
Pallas, eine Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst, herausgegeben von R. v. L. gr. 8. broch. 6 Hefte. 7 fl. 12 kr.
Plato in Ital., aus d. Ital. 1r Bd. 1 fl. 24 kr.
Posselt's chronol. Reg. der franz. Revolut. 1r Bd. 2 fl. 45 kr.
Ploucquet Literat. med. digesta 4 Ti. Subscr. Pr. 33 fl.
Reflex. sur les proj. de Campagne par Frédéric II. 24 kr.

Ritter Siderismus, oder neue Beiträge zum Galvanismus 1r Bd. 1 fl. 45 kr.
Salat Vernunft und Verstand. 1r Bd. 2 fl 15 kr.
Schillers Onkel als Ass-, a. d. Franz. 24 kr.
— Reiterlied in Steindruk, baar 4 fl.
Schulmanns Ideen über Finanzverbesserung. 24 kr.
Wänzel über Schwung- und Schweiffedern. 36 kr.
Werner griechisches Lesebuch. 54 kr.

Gleich nach der Messe erscheinen:

Entdekungsreise nach den Südländern, mit Atlas v. Kupfern des Originals, a. d. Franz. 2 Thle. gr. 4. 31 Carol. baar.
Klübers Staatsrecht des rheinischen Bundes.
— Reiterkunst.
Reinbeck Briefe über Heidelberg.
Seitenstücker Lehrbuch über den Code Napoleon.
Vols Uebersetz. der griech. Bukoliker.

III. Neue Blätter der Charte von Schwaben.

Von der großen

Charte von Schwaben

sind folgende 6 Blätter erschienen:

No. 4 Gegend um Ludwigsburg, No. 9. Eichstädt, No. 24. Blaubeuern, No. 34. Memmingen, No. 35. Mindelheim, No. 42. Ravensburg.

Sechs weitere Blätter sind in Arbeit, wovon fünf noch vor Ende dieses Jahrs erscheinen werden.

Wir ersuchen diejenigen, welche auf diese Charte unterzeichnet haben, um gefällige freie Einsendung des Betrags für obige 6 Blätter à 6 fl.: so wie der Pränumeration auf fünf weitere à 5 fl. Da aber seit der ersten Ankündigung dieses Atlasses von Schwaben mehrere Ausgaben erfordert werden, die damals nicht vorhergesehen werden konnten, so wird man bei dem gerin-

gen Preis für dieſes Kunſtwerk es nicht unbillig finden, wenn man als Erſatz dieſer Neben-Auslagen ſtatt 5 fl. nur Einen Dukaten Pränumeration für 5 Blätter ſich erbittet. Wer aber die Charte bei uns ſelbſt, oder in Stuttgart bei der verwittweten Frau Hofbuchdrucker Cotta ablangen läßt, iſt hievon ausgenommen.

Diejenigen Liebhaber, welche bloß die Charte von Würtemberg verlangen, können von obigen Blättern nach Belieben empfangen.

Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

IV. Pallas, eine Zeitſchrift für Staats- und Kriegs-Kunſt herausgegeben von R. v. L. gr. 8. br. 6 Hefte 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr. Erſtes Stück. 1808.

Clarior in tenebris.

Inhalt.

Einleitung.

A. Kriegskunſt.

1) Précis du Siège de Dantzigk, rédigé par le Général Kirgener, chef de l'état-major-général du génie. 2) L'art de la guerre, par Jomini, Colonel employé près S. M. l'Empereur et Roi. Anhang zu dieſem Aufſatze: Gedrängter Auszug aus Friedrichs des Großen Betrachtungen über Operationspläne. 2) Chretien Louis Prince de Prusse, connu sous le nom de Louis Ferdinand.

B. Staatskunſt.

1) Von politiſcher Unpartheilichkeit. 2) In wiefern kann die engliſche Regierung eine oligarchiſche genannt werden? von Friedrich Buchholz. 3) Program zu Charles James Fox Geſchichte der Stuarte, von einem künftigen Leſer derſelben. 4) Indirekte Abgaben und indirekte Rekrutirung der Armeen. 5) Bei Gelegenheit der Unterſuchungen über den Geburtsadel, von

Buchholz; von Adam Müller. 6) Adam Smith, von Adam Müller. 7) Ueber des Freiherrn von Eggers Schrift vom neuen französischen Adel.

Tübingen.

Cotta'sche Buchhandlung.

V. Seidensticker Einleitung in den Codex Napoleon.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen für 3 fl. 36 kr. zu haben:

Seidensticker's (Professor in Jena) Einleitung in den Codex Napoleon. gr. 8.

So verschiedenartig die Gründe seyn mögen, aus welchen man sich für den Codex Napoleon zu interessiren hat, so stehen sie doch sämmtlich bis auf einen gewissen Grad in Verbindung. Man mag ihn als Historiker, oder als Politiker, oder als Jurist kennen lernen oder gebrauchen wollen, so wird man zu wissen wünschen: welches die Geschichte seiner Entstehung sey; nach welcher Methode und nach welchem Systeme man ihn abgefaßt habe; wie er seitwärts in Verbindung stehe mit den übrigen Zweigen der Legislation; wie er rückwärts zusammenhänge mit den älteren Rechten und Gesetzen, es sey geschichtlich oder praktisch, und wie vorwärts mit den neueren Produkten der Legislation; wie er sich bisher verbreitet habe; was bisher in literarischer Hinsicht für ihn geschehen sey? Die Beantwortung dieser Fragen machen den Gegenstand einer Reihe von Capiteln aus, welche unter obigem Titel mit derjenigen Genauigkeit und reichen Kenntnissen abgefaßt sind, die sich von dem für diesen Zweig der juristischen Literatur längst rühmlich beurkundeten Verfasser erwarten ließen.

VI. Ploucquet Literatura medica.

In den Jahren 1792 — 1797 erschienen in unserem Verlage acht Theile von

Initia bibliothecae medico-practicae et chirurgicae realis, sive Repertorii medicinae practicae et chirurgiae — auctore G. G. *Ploucquet*, Prof. Med. Tubing.

Da dieses Institut, wenn es seinem Zweck ganz entsprechen, und den großen Nutzen, den es in so vielen Beziehungen leisten kann, gewähren soll, alles umfassen muß, was von Beobachtungen, Erfahrungen, Versuchen, Vorschlägen u. s. w. in dem weiten Gebiete der Arzneikunde zu allen Zeitaltern und bei allen Völkern kund wurde, und daher die alte Literatur so wenig als die neue und neueste unbenutzt und unausgezogen bleiben durften, so mußte das Ausgelassene ergänzt, und das indessen Erschienene nachgetragen werden. Daher entstanden in den Jahren 1799 und 1800 zwei Supplementenbände, denen im Jahre 1802 zwei weitere folgten.

Der Reichthum der heutigen medicinischen Literatur erforderte bereits neue Zusätze, neue Einschaltungen, die 3 bis 4 Supplementenbände angefüllt haben würden. Da auf diese Art das Werk immer kostbarer, das Nachschlagen und Aufsuchen immer beschwerlicher geworden wäre, so hielten wir es für räthlicher, eine neue Ausgabe zu veranstalten, die durch niedlichen und gedrängten Druck neben der Deutlichkeit und Leichtigkeit des Auffindens bequemer zu gebrauchen, und wohlfeiler anzukaufen wäre. Hiedurch sahen wir uns in den Stand gesetzt, die bisherigen 12 und die nachzutragenden 3 — 4 Supplementbände in vier großen Quartbänden zu liefern, wovon die zwei erstern unter dem Titel:

D. G. G. de *Ploucquet* Literatura medica digesta, sive Repertorium medicinae practicae, chirurgiae atque rei obstetriciae

bereits erschienen, die 2 weiteren bis Michaelis erscheinen, und das Ganze für 3 Carolins oder 6 Ducaten baare Bezahlung in jeder soliden Buchhandlung zu haben ist.

Tübingen, den 30. Mai 1808.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VII. Bei Friedrich Nicolovius, Buchhändler in Königsberg, ſind folgende neue Bücher erſchienen. Jubilate-Meſſe 1808.

Bemerkungen über die franzöſiſche Armee der neueſten Zeit, oder der Epoche von 1792 bis 1807. 8. 12 gr.

Bemerkungen, unpartheiiſche, über den Feldzug der Preußiſchen Armee von 1806 und über die Schlacht von Auerſtädt nebſt vorläufigen Betrachtungen über Vollkommenheiten und Mängel unſerer Militair-Einrichtungen. Von einem ruſſiſchen, ehemaligen öſterreichiſchen Officier bei der Armee des Erzherzogs Carl (Herzog von Würtemberg.) Geſchrieben im April 1807. 8. Mietau. 18 ggr.

Jeſter, F. E., über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. 8r und letzter Theil. 8. 12 gr.

Keine Erbunterthänigkeit! 8 geheftet. 8 gr.

v. Kotzebue, Auguſt, die Biene. 1808. 1s Quartal. 8. geheftet. 1 Thlr. 4 gr.

Kraus, Chriſtian Jacob, Staatswirthſchaft. Nach ſeinem Tode herausgegeben von Hans von Auerswald. 1r und 2r Band. 8. 2 Thlr. 20 gr.

Limmer, K. A., Ariſtarchos, oder Bemerkungen zur Berichtigung der Sprachkunde, insbeſondere der franzöſ. Sprache; in drei Abhandlungen. gr. 8. 12 gr.

Pierſchke, K. L., Rede am Allerhöchſten Geburtstage Ihrer Majeſtät Louiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen. Am 10ten März 1808. 8. 4 gr.

Purgold, Ludwig, Hellwig. Zum Beſten der preuſsiſchen Verwundeten. gr. 4. 6 gr.

Rambach, Friedrich, Vaterländiſch-hiſtoriſches Taſchenbuch auf alle Tage im Jahr. Ein Leſebuch zur Unterhaltung für die Freunde der vaterländiſchen Geſchichte und zur Belehrung für die vaterländiſche Jugend. 3 Bde. Wohlfeile Ausgabe. 8. 2 Thlr.

Recherches sur l'ancienne constitution de l'Ordre Teutonique et sur ses usages, comparés avec ceux des Templiers. Par l'auteur de l'histoire de l'Ordre Teutonique. 2 Voll. gr. 8. 4 Thlr.

Schulz, F. J. E., Verſuch einiger Beiträge zur Hydrauliſchen Architektur. Mit 26 Kupfertaf. gr. 4. 8 Thlr.

VIII. Keine Erbunterthänigkeit.

Bei Friedrich Nicolovius in Königsberg iſt erſchienen:

Keine Erbunterthänigkeit! Mit dem Motto: Nur die Arbeit des freien Menſchen ſegnet Gott. geheft. 8 gr.

Die Abſicht des Verfaſſers dieſer Schrift iſt, die verſchiedenen Beſorgniſſe wegen der Nachtheile, die durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit entſtehen könnten, zu heben. Er zeigt, was jeder vorurtheilsfreie Mann bei eigenem Nachdenken ſelbſt finden muß, daß kein gerechter Gott im Himmel ſeyn könne, wenn Knechtſchaft beſſere Früchte als Menſchlichkeit tragen könne. Jeder leſe die Schrift, wer Sinn für Wahrheit hat! er wird beruhigt, ſie beruhigen. Nacht vergeht und ewige Wahrheit glänzt!

IX. Spätlinge.

Bei Friedrich Nicolovius in Königsberg iſt erſchienen:

Spätlinge. Mit einer Titelvignette. 1 Thlr. 12 gr.
Epiſteln, als Anhang dazu . . . . 4 gr.

In der Jenaiſchen Literatur-Zeitung findet man folgende Beurtheilung dieſer beiden Werke: „Der Verfaſſer nennt ſie Spätlinge, weil er ſie nach ſeinem fünfzigſten Jahre geſchrieben hat: es ſind Nachklänge aus den Zeiten, wo die Göcking'ſchen Epiſteln Aufſehen machten. Dem ehrwürdigen Verfaſſer wird kein fühlendes Herz nach Leſung dieſer Gedichte Liebe und Achtung verſagen. Faſt jede Seite athmet Treuherzigkeit, Güte, Milde, Patriotismus, Sinn für Häuslichkeit und Freiheit. Mit ruhigem Blicke ſieht der Dichter in die Vergangenheit ſeines Lebens; und eben ſo ruhig auf die wenigen Tage der Zukunft. Sprache und Verſification ſind leicht und gefällig, wie Gleim's und Göthen's. Recenſent wünſcht dem Werke viele Leſer: jeder würde gewiß gern dem ehrwürdigen Verfaſſer freundlich und dankbar die Hand drücken.“

X. Bemerkungen über die französische Armee.

Bei Friedrich Nicolovius in Königsberg ist erschienen:

Bemerkungen über die französische Armee der neuesten Zeit oder der Epoche von 1792 — 1807. Nach dem handschriftlichen französischen Original von dem Verfasser derselben teutsch bearbeitet. 12 gr.

Auf das in Petersburg gedruckte französische Original wurde das Publikum schon vor dessen Erscheinung durch mehrere Zeitungen aufmerksam gemacht, da der Verfasser sich durch eine frühere Schrift rühmlichst bekannt gemacht hat. Dem teutschen Publikum muß es daher äußerst angenehm seyn, es vom Verfasser selbst zugleich teutsch bearbeitet zu sehen, da das französische Original überdies nicht so leicht in Teutschland zu erhalten seyn möchte. Ueber die Entstehung dieser Schrift sagt der Verfasser in der Vorerinnerung Folgendes: „Wunder sind in der politischen Welt geschehen. Das Mittel, wodurch sie gewirkt worden, war die französische Armee. Diese Armee ist vielleicht eine der Erscheinungen unserer Tage, welche auf die Neugierde eines Theils der Zeitgenossen und auf das Nachdenken des andern, besondere Ansprüche machen. Durch diesen Gedanken ist die Bekanntmachung gegenwärtiger Bemerkungen veranlaßt worden." Wir enthalten uns aller Urtheile über diese Schrift, geben aber jedem Leser die Versicherung, daß sie höchst interessant ist, und Niemand sie unbefriedigt aus der Hand legen werde: noch nie ist dieser Gegenstand mit solcher Kenntniß behandelt worden, als von dem Verfasser derselben.

XI. Der vollkommene Cattundrucker von J. W. Remi, in Marburg.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß die Fabriken und Manufakturen die Hauptstützen eines Staates sind, und daß sie das Glück und den Reichthum seiner Einwohner befördern. Die Cattun-Druckereien

behaupten unstreitig den ersten Rang, sowohl durch die Anzahl der Arbeiter, welche sie unterhalten, als durch die Zeuche, welche sie hervorbringen, die zur Bekleidung des schönen Geschlechts, und der Zimmer und Betten so nöthig sind.

Alle Geheimnisse dieser schönen Kunst bestehen in fünf Sachen, 1) in der Art, alle diese schönen Farben zu machen, welche die Natur hervorbringen kann, welche die Augen verblenden; auch der Luft und dem Waschen widerstehen, und die man mit einer Art von Erstaunen in den englischen und schweizerischen Zitzen und Tüchern bewundert; 2) in der Bereitung des Tuchs, welches zum Drucken bestimmt ist; 3) in der Kunst, die ersten Farben zu drucken, und die andern mit dem Pinsel zu setzen: 4) im Kochen der gedruckten Stücke, das heißt: den Durchzug der gedruckten Stücke durch den Krapp; 5) in der Kenntniß der nöthigen Geräthschaften.

Der Verfasser läßt sich nicht auf die Naturbetrachtung der Ursachen und der Wirkungen der Farben ein, sondern er giebt blos eine Erzählung über alles das, was man wissen muß, um mit Sichrheit eine solche Fabrik anzufangen. Er stehet mit Gewißheit und Untrüglichkeit für Alles, was er in dieser Schrift sagt, weil er mehrere Jahre die Erfahrung mit 25,000 Stück baumwollener Zeuche gemacht hat, und verbindet sich den Herren Subscribenten alle mögliche Aufklärung zu geben, die eine solche Druckerei errichten wollen.

Der Subscriptionspreis ist in loco 16 gGr., wovon man die Hälfte gleich, und die andere Hälfte, wenn das Werk überliefert wird, bezahlt. Die Subscriptionszeit ist bis Ende Septembers 1808 offen. Es werden nicht mehr Exemplare gedruckt, als sich Subscribenten finden.

Man kann abonniren bei dem Verfasser und in der Kriegerschen Buchhandlung allhier, und sonst in allen angesehenen Buchhandlungen.

XII. Handbuch zur Kenntniß der Königlich Westphälischen Landesverfassung und Rechte in alphabetischer Ordnung, in gr. 8.

Das Publikum benachrichtigen wir, daß von der Hand eines der gelehrten Welt vortheilhaft bekannten Mannes bei der nunmehr bald vollendeten Organisation des Königreichs Westphalen, unter obigem Titel im Kurzen, der erste Theil eines Werks erscheint, welches dem einländischen Geschäftsmanne unentbehrlich; auch dem ausländischen literarischen Publikum nicht unwillkommen seyn wird. Dasselbe umfaßt mit möglichster Vollständigkeit in gedrängter Kürze und in alphabetischer Ordnung sämmtliche, in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung erlassene Verfügungen; auch die Gesetze des eingeführten französischen Rechts, nebst kurzer Anzeige deren Abweichung von den bisherigen gemeinen Rechten, — kurz alles das, was zur genauen Kenntniß der westphälischen Landesverfassung und Rechte gehört. Ein Mehreres über den Inhalt, welcher schon aus dem Titel hervorgeht, so wie über das große Interesse, welches diese Schrift verdient, zu sagen, halten wir für überflüssig, nur das bemerken wir: daß schwerlich eine literarische Arbeit dem einländischen Geschäftsmanne so vielen Nutzen, als die hier angezeigte, zu gewähren im Stande seyn wird.

Wir verlangen keine Vorauszahlung; bloß um sich wegen der Auflage des Werks einigermaßen zu bestimmen, Abonnement, unter der Versicherung, daß jeder, der darauf unterzeichnet, das Alphabet für 16 gGr. in gr. Octav, auf sauber Papier gedruckt, erhalten wird. Der nachherige Ladenpreis wird um 8 gGr. auf jeden Theil erhöhet. Den vollständigen Namen und Character bittet man sich von den Herren Abonnenten aus, weil sie dem Werke vorgedruckt werden sollen.

Kriegersche Buchhandlung
in Cassel.

III. Dritter Brief an eine junge Dame. S. 235
IV. Schreiben aus D... an einen Freund in London über den gegenwärtigen Zuſtand der Hiſtoriſchen Litteratur in Teutſchland. 247
V. Auszug aus einem Schreiben aus Paris. 266
VI. Ueber die neueſten Bücher der Naturgeſchichte. In Briefen an Hrn. C**. 1ſter Brief über des Herrn Dezallier von Argenville Conchyliologie. 277.
VII. Auszug der merkwürdigſten Politiſchen Neuigkeiten. 292
VIII. Theatraliſche Neuigkeiten. 306
IX. Eine nicht weniger merkwürdige Seltenheit (als ein Beytrag zur teutſchen Litterar-Geſchichte des Jahrs 1773.) 309
X. Nachricht. 313

G. 1. M. 522

XIII. Beyer's Sinngedichte.

Ich habe mich entschlossen, eine auserlesene Sammlung meiner Sinngedichte auf Subscription drucken zu lassen, und wünsche nur 600 Subscribenten, um wegen der Druckkosten gesichert zu seyn. Sobald ich diese erhalte, wird mit dem Drucke gleich angefangen. Das Exemplar wird den Herren Subscribenten für den gewiß sehr mäßigen Preis von 48 Kr. Frankf. Crrt, wovon die eine Hälfte gleich bei der Subscription voraus, und die andere bei der Ablieferung nachbezahlt wird, verabfolgt, nachher aber im Buchladen für 1 Fl. 10 bis 20 Kr. verkauft werden.

Wer sich die Mühe nimmt, Subscribenten zu sammeln (worum ich hiermit alle meine nahe und entfernt wohnenden Freunde bestens ersuche), erhält neben meinem freundlichen Danke, das 12te Exemplar frei. Der Subscriptionstermin endigt sich mit dem Monat August d. J. Die Exemplare werden frei bis Frankfurt a. M., Siegen, Marburg, Gießen, Cassel, Diez, geliefert. Das weitere Porto, welches man, durch die Art der Versendung, möglichst zu ersparen suchen wird, tragen die Herren Subscribenten.

Für sehr schönen Druck auf Schweizerpapier, welchen die academische Buchdruckerei in Herborn übernimmt, werde ich aufs angelegentlichste besorgt seyn. — Uebrigens wird es wohl Niemand befremden, daß auch ich eine Sammlung von Sinngedichten herausgeben will. Im gegenseitigen Falle möcht' ich sonst antworten:

Verschieden ist der Menschen Thun in allen Lagen;
Der übt sich für den Kopf, und jener für den Magen.
Mit Lichtenberg entschlief manch herrliches Concept,
Mit Stanzius ein — Schnappsrecept.

Subscription nehmen an: Die academische Buchhandl. in Herborn; die Kriegersche Buchhandlung in Marburg, Gießen und Cassel; Hr. Buchbinder Wenderoth jun. in Siegen; Hr. Buchbinder Bernhard in Hadamar; Herr Buchbinder Schmidts in Gummersbach; Hr. Buchbinder Achenbach in Elsenroth.

Herborn, am 8. Mai, 1808.

D. J. F. Beyer.
ord. Prof. der Gesch. u. Beredsamk.

XIV. Verlagsbücher der Neuen Academischen Buchhandlung in Marburg.

In der Neuen Academischen Buchhandlung in Marburg ist ganz neu erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

v. Gaucrin, Abhandlung von den Oefen im russischen Reiche. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

Disnohsatorium hassiacum, ins Teutsche übers. von Elias. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

Euclids Elemente, 2te verm. Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gGr.

Geiße, Predigten über Schulen ꝛc. 16 gGr.

Hauff, J. K. F., Lehrbuch der Arithmethik. 2te verm. rechtmäßige Aufl. gr. 8. 1 Rthlr.

Hessen in seiner wahren Gestalt. 6 gGr.

Kreis, Lehrbuch der Arithmetik, neue verm. Aufl. m. Kpf. 8. 6 gGr.

Merrem, B., Handbuch der Botonik. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gGr.

Molter, Fr. Chr., Bemerkungen über die Natur und Anwendung der Bäder. 8. 4 gGr.

Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde auf das Jahr 1807. ord. Ausg. mit schwarzen Kpf. 12. 20 gGr. ord.

Textors Stadt- und Landpredigten bei ungewöhnlichen Trauerfällen. gr. 8. 18 gGr.

Thurn über göttliche Erziehung des Menschen. 8. 4 gGr.

— allgemeines Lesebuch für Kinder. 8. 12 gGr.

Vogler, Pharmaca selecta, neue vermehrte Auflage nebst Anweisung. 8. 16 gGr.

Werner's Metakritik über Feuerbachs peinliches Recht. gr. 8. 10 gGr.

XV. Fellenbergs landwirthschaftliche Schriften.

Fellenbergs landwirthschaftliche Schriften haben nun die Presse verlassen, und sind in allen guten Buchhandlungen zu bekommen. Der Inhalt des 1sten Heftes ist:

1) Ueber die Landwirthschaft von Hofwyl, als bewährt bekannt gemachte Notizen.
2) Erklärungen über das Unternehmen von Hofwyl, und über die Endzwecke seines Stifters.
3) Ansicht der schweizerischen Landwirthschaft, und der zweckmäßigen Mittel, sie zu vervollkommnen, von dem Stifter der Anstalten zu Hofwyl.
4) Etwas über die dringendsten Bedürfnisse unseres Zeitalters in besonderer Hinsicht auf die Schweiz und auf Europa.

Aarau, den 4. April 1808.

H. B. Sauerländer.

XVI. Anzeige für Liebhaber der klassischen Literatur.

Den sämmtlichen Vorrath der Autores Classici Mannhemii, welche sich durch schönen korrekten Abdruck, gutes Papier, so wie durch eine Wohlfeilheit vor allen Handausgaben der Klassiker rühmlichst auszeichnen, hat Unterzeichneter von den bisherigen Besitzern käuflich an sich gebracht, und macht dieses allen Liebhabern der klassischen Literatur und vorzüglich Lehrern an Gymnasien bekannt, daß solche durch alle gute Buchhandlungen zu haben sind, und bietet zugleich, von heute an, bis zu Ende des Jahres 1808, allen denen, die sich die ganze Collection dieser Klassiker, bestehend aus: Ausonius, J. Caesar, Cato et Varro, Cicero, Columella, Cornelius, Curtius, Eutropius, Florus, Horatius, Justinius, Juvenal, Livius, Lucanus, Martialis, Ovidius, Palladius, Phaedrus, Plinius, Sallustius, Statius, Suetonius, Tacitus, Terentius, Velleius, Vellejus Paterculus und Virgilius — anschaffen wollen, welche in dem äußerst wohlfeilen Preis 40 fl. 37 kr.

oder 27 Rthlr. 6 gGr. kosten, um 20 fl. 20 kr. oder 13 Rthlr. 15 gGr. an, wenn sie sich mit baarer Zahlung an die jetzige Verlagshandlung wenden. — Auch Lehrern, die von einzelnen Schriftstellern 12 oder mehrere Exemplare nehmen, und sich directe an Unterzeichneten wenden, wird ein ansehnlicher Nachlaß gestattet, und die Zusendung auf möglichst wohlfeile Art besorgt. — Ein Verzeichniß dieser sämmtlichen Classiker ist bei mir gratis zu haben, und in allen guten Buchhandlungen einzusehen, und zu bekommen.

Tobias Löffler in Mannheim.

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1803.

I.

Gedichte.

1.

Der Regenbogen.

Du Weltenbegleiter!
Dein Anblick, wie heiter:
Wie nach der Sonne dein freundlicher Gruß!
Um Berge und Wogen
Der Meere gebogen —
Und doch ſo feſt im Thale dein Fuß!

Da ſtehſt du, bereitet
Aus Waſſer, geleitet
Von Blicken, die Königin Sonne dir gab.

Sie malt dich im Aether
Bald bläſſer, bald röther —
Und ſendet verklärt den Segen herab.

Mit brauſenden Kräften
Empört ſich der Säften
Des Felſens die Glut von dem lodernden Brand.
Doch oben da werden
Die Feinde auf Erden
Im Bogen voll wechſelnden Glanzes verwandt.

Das Zeichen der Sühne
Sah jüngſt Adeline
Im himmliſchen Feuer- und Waſſer-Verein.
Du, ſanfter als Tauben,
Mein Zweifeln, dein Glauben —
Schmelzt ſo in einander, ach biſt du einſt mein!

Adelheim.

2.

Die Tempelweihe.

Wandrer der Frühe, wohin mit solchem geflügelten Schritte?
Eilst du zur Stadt, die Weihe des neuen Tempels zu sehen,
Anzustaunen der Kunst Triumph, die stolze Rotunda,
Durch zwölfjährigen Fleiß der Architecten vollendet?
Bleib, Neugieriger, hier, und spare die Arbeit der Verse!
Komm! Der Schritte nur hundert vom Weg ab laß dich geleiten;
Dort erhebt sich ein Tempel, aus tausend Säulen gestaltet;
Nicht nach dorischer Ordnung, und nicht nach jonischer ragen
Sie zum Himmel empor, statt Knaufen mit Kronen geschmücket.
Alle die Kronen zusammen, sie bilden die Kuppel des Tempels.
Trittst du ins Heiligste ein: ergreifen dich mächtige Schauer,
Schauer zerfließender Wehmuth, und Schauer begeisternder Andacht.

Rund um, im dämmernden Kreis, erblickst du unzähl'ge Altäre,
Und dich treibt es und drängt's, an ihren Stufen zu knieen,
Und zu Gott dem Erschaffer entzückt das Herz zu erheben.
Keine Küster durchräuchern die Hallen; unsichtbare Kräfte
Streuen gewürzigen Duft aus Millionen Gefäßen.
Keine Orgel ertönt zum Tutti trillernder Sänger,
Aber aus Chören von Kehlen erschallen unkünstliche Lieder. —

„Welche Pracht du beschreibst! Schon hundert Schritte gefolgt dir
Bin ich, doch seh' ich noch nichts vom Bau des herrlichen Tempels."

Eben stehn wir am Eingang, mein Freund! (des Eichenhaines
Wipfel umsäuselten uns.)

„Ey, wo sind die Säulen mit Kronen
Wo die Millionen Gefäße, Altäre und Chöre?"
Fremdling, kannst du so fragen, so hab' ich in die mich geirret.

Auf! ich geleite dich wieder zum Heerweg, wo wir uns fanden,
Wo dem Glockengeläut der Schwall Neugieriger zuſtrömt.

Wuri.

3.

An die Römer.

(Frei nach Horazens 7ter Epode.)

Wohin, ihr Frevler reißt euch wilde Wut?
Was wetzt ihr eure Schwerter wieder?
Iſt's noch zu wenig, was vom Römerblut
Verſpritzt ward durch die Fauſt der Brüder?
Und ach, warum verſpritzt? Nicht daß das Joch
Des Vaterlands zerbrochen werde,
Nicht daß der Väter Heldenfreiheit doch
Rückkehre zur entweihten Erde —
Nein: daß nach ſchlauer Parther Wunſch und Plan
Durch Brüderzwiſt wir untergehen!
Hat gegen ihr Geſchlecht mit Mörderzahn
Man Wolf und Leu je wüten ſehen?
Iſt's blinder Wahnſin? Oder Schickſalsſchluß?
Iſt's Strafe eurer Sünden? Redet!

Ihr ſchweigt — bleich wie Gybild aus Kreidenguß,
Entgeiſtert, wie vom Schreck getödtet?
Ja, Strafe iſt's! Euch züchtigt Nemiſis
Für die verrätherische Tücke,
Die euch einander Gruben graben hieß
Mit Schadenfreud im Schlangenblicke.

Buri.

II

Von der Fränkiſchen Glasmalerei in Nürnberg.

Bekanntlich war Nürnberg in den vorigen Jahrhunderten eine milde Pflegerin und ſorgſame Mutter der Künſte aller Art. Bei dem Reichthum, den dieſer ehemaligen (ehemaligen Reichs-) Stadt ein ausgebreiteter Handel verſchaffte, bei der Freiheit, welche ihre Bewohner genoſſen, und bei der gelinden Regierung, welche die Künſtler ihres Lebens froh werden ließ, blühete eine Kunſt nach der andern vergnügend auf, und brachte für das In- und Ausland die herrlichſten und reizendſten Früchte hervor.

Zu diesen Künsten, deren Werkstätten hier aufgeschlagen waren, gehört auch die Glasmalerei. In ihrem Aufblühen war sie eine freie Kunst, die Jeder ausüben durfte, dem ein höherer Genius Kunstgeschmack und Kunsttalent eingehaucht hatte. In der Folge aber, als das Zunft- und Innungswesen sich nach und nach eingeschlichen hatte, besonders in die freien und Reichsstädte, welches, wie Alles in der Welt, seine gute und seine schlimme Seite hat, hielten sich die Glasmaler zur Innung der Glaser, wie z. B. noch heutigen Tages in Nürnberg das Handwerk der Schlosser und die Kunst der Uhrmacher eine Innung ausmachen. Daher heißt es in der ältesten noch vorhandenen handschriftlichen Ordnung der Glaser: „es solle keiner (Glas-) Meister werden, er verstehe dann die Kunst, roth, grün, blau oder geel (gelb) Glas zu färben (malen)."

Daß die Kunst der Glasmalerei in Nürnberg in den ältern Zeiten einheimisch war, bezeugen noch heutigen Tages die Fenster der ältesten öffentlichen Gebäude daselbst. Die Kunstsammlungen reicher Privatpersonen enthielten gleichfalls einen Schatz der herrlichsten Glasmalereien, von denen aber in den neuesten Zeiten die meisten ausge-

wandert ſind. Viele kamen z. B. in das Kunſtcabinet des Herzogs von Gotha.

Die berühmteſten Glasmaler in Nürnberg waren unſtreitig die Hirſchvogel (eigentlich hießen ſie Hirsvogel). Veit Hirſchvogel der Aeltere (geb 1461. geſt. 1525) war wegen der ausgezeichneten Schönheit der Farben, die er auf das Glas hinzuzaubern wußte, in dem entfernteſten Auslande berühmt, und weil ſich zu ſeiner Zeit faſt Niemand fand, der es ihm hierin gleich thun konnte. Wir wollen nur zwei Denkmale ſeiner Kunſt anführen. Das eine befindet ſich in der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg, wo er im J. 1515 hinter dem Hochaltare vier große Fenſter mit mehrern Wappen, z. B. kaiſerlichen, biſchöflichen, markgräflichen und Pfinzingiſchen, an denen alle Kenner die Schönheit der Farben bewundern, ausgeziert hat. — Das andere Denkmal ſeiner Kunſt ſtiftete er dem berühmten Melchior Pfinzing, welcher Probſt zu St. Sebald und zu St. Alban in Mainz war und den Theurdank verfertigte, indem er in deſſen Wohnung *), in der Probſtei (jetzt

*) In dieſer Wohnung iſt der gegenwärtige Aufſatz geſchrieben.

Pfarrhof) zunächſt an der Kirche, drei Fenſter mit Malereien ausſchmückte. Das erſte Fenſter rechter Hand zeigt den Evangeliſt Lukas, den Patron der Künſtler, deſſen Gedächtniftag Roms Künſtler noch jetzt feierlich begehen, und denen im vorigen Jahre ein Lucian Bonaparte mit einem Kunſtdenkmal ein Geſchenk machte. Er hat das Pult vor ſich und malt ſitzend das Bild der h. Maria. Das mittlere Fenſter ſtellt die h. Maria mit dem Jeſuskinde dar. Das letzte Fenſter linker Hand zierte er mit dem Bildniſſe des Probſtes, welcher vor einem Betſtuhle kniet. Das Jahr der Verfertigung 1513 ſteht unter dieſer Malerei; oberhalb derſelben aber lieſet man den Namen und die Würden des Melchior Pfinzings.

Dieſer Veit Hirſchvogel hinterließ drei Söhne, Veit, Johann und Auguſtin; von dem letztern wurde er in einigen Theilen der Malerei noch übertroffen. Johann Neudörfer, der berühmte Kalligraph, ſagt in ſeinen, nur handſchriftlich vorhandenen Nachrichten von Nürnbergiſchen Künſtlern:

„Ich weiß fürwahr dieſes Auguſtins (Hirſchvogel) Kunſt und Verſtand nicht genugſam anzuzei-

gen. Als ein Glasmaler war er dem Vater und Bruder in der Kunſt bald überlegen, denn er eine ſonderliche Zuſchirung im Glasmalen erfand. Im Reißen (Zeichnen) war er gewaltig; im Glasbrennen erfand er ſonderlichen Vortheil; der Muſik war er verſtändig; des Emaillirens war dieſer Zeit keiner über ihn. Er überkam andere Gedanken und ließ ſolches Alles fahren, machte Compagnie mit einem Hafner (Töpfer), zog gen Venedig, ward hier ehelich und Bürger, mußte hier das (Töpfer-) Handwerk und Schmelzen von Neuem lernen, kam wieder und brachte viel Kunſt und Hafners- (Töpfers-) Werk mit, machte alſo welſche Oefen, Krüge und Bilder auf antique Art, als wenn ſie in Modelle gegoſſen wären. Solches ließ er auch anſtehen (hat er auch wieder aufgegeben), übergab ſeinem Mitgeſellen den Handel, wurde ein Wappenſchneider und in demſelben fleißig und berühmt, ließ ſolches auch anſtehen, und begab ſich (befließ ſich der) auf die Kosmographie, durchwanderte K. Ferdinands Erbländer, auch Siebenbürgen und Hungarn, ließ davon Tafeln in Druck ausgehen, und ſchickte ſie des K. Majeſtät zu, der ihn groß verehrte. Des Zirkels und Perſpectivs war er ſo gegründet und fertig, daß er eignes Büchlein, ſo er dem Starken (einem Patrizier) zuſchrieb,

ausgehen ließ. Des Aetzens war er so fertig und frei, daß er viele künstliche Stücke selbst geriſſen, dazu gedruckt und ausgehen lassen."

So weit Neudörfer. Sein Zeugniß ist um so viel unverdächtiger, weil er selbst ein allgeschätzter Künstler war.

Augustin Hirschvogel starb im J. 1560. Auf einem Portrait, das von ihm vorhanden ist, wird er: „Glas- Schmelz- Maler und Kupferstecher in Nürnberg" genannt. Ihm zu Ehren ward im J. 1543. eine Medaille geprägt, als er 39 Jahr alt war. Auf dieser Medaille heißt er: „Hirsfogel" also ein „f" statt des „v."

Außer diesen Hirschvogeln sind noch folgende Glasmaler anzuführen würdig: Martin Reinaberger. (1525); Georg Wiedmann (1589); Hanß Eß (1594); Georg Unverdorben (1650); Johann Schopper (gest. 1670). Einer der letzten, welche die Kunst in Glas zu malen, verstanden, war ein Meßner in der Marienkirche, Namens Herbst; er lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

„Den Klosterfrauen zu St. Katharina in Nürnberg gehörte eine Handschrift in Octavformate, von der Hand einer Nonne zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, welche eine Vorschrift enthält: „Gemälde auf einem Glas von jeder Farbe anzubringen und sie für Jahrhunderte haltbar zu machen.“

Seit dem Tode des obengedachten Herbsts hielt man in Nürnberg die Kunst der Glasmalerei für ausgestorben. Vor ungefähr zwölf Jahren aber dachte ein junger dasiger Bürger, den der jedesmalige Anblick der Glasmalereien in den Kirchen der Stadt entzückte, über die Möglichkeit, auf Glas zu malen, nach. Je länger er nachdachte, je vertrauter er mit dem Gegenstande wurde, desto mehr wurde sein Geist für diese Kunst enthusiasmirt. Er machte Versuche — sie mißlangen; unwillig, aber nur noch feuriger, stellte er neue Versuche auf eine andere Art an — noch erschien ihm nicht die Göttin dieser Kunst in ihrer vollen hehren Gestalt. Doch kam er immer weiter und weiter; doch überwand er eine Schwierigkeit nach der andern, die sich seinem Vorhaben entgegenthürmte; doch kam er endlich der Spur nahe, welcher er nun getroster und zuversichtsvoller nachgehen konnte, um in das Heiligthum der Glasmalerei als ein würdiger Priester — würdige

Opfer bringen zu können. Freilich war dieß nicht ein Werk eines Augenblicks; zwölf Jahre verfolgte er den Gedanken. Er opferte dieſer Kunſt ein Vermögen von ungefähr viertauſend Gulden. Seine Bemühung, ſeine Aufopferungen mehrfacher Art, ſeine Zeit, ſein Fleiß ſind aber nun herrlich belohnt.

Dieſer junge Künſtler heißt: Michael Siegmund Frank (geb. zu Nürnberg 1770). Seine Glasmalerei zeichnet ſich noch vor der ältern in mehrern Hinſichten vortheilhaft aus. Franks Zeichnung iſt richtiger und feſter; er bewirkt alle Farben gleich ſchön, da die Alten nur die Hauptfarben bewirken konnten; er liefert Glasmalereien, ſo groß nur immer das Glas geliefert werden kann, da die Alten entweder nur kleine Gläſer malten, oder mehrere kleine mit Blei zuſammenſchmelzten. Endlich ſollen, nach des Künſtlers Verſicherung, ſeine Glasmalereien gleichfalls, wie die der Alten, für Jahrhunderte haltbar ſeyn. Es werden bereits viele Beſtellungen bei ihm gemacht; ſeine meiſten Arbeiten giengen nach England. Ob ſie noch jetzt eingeſchwärzt werden können, weiß Schreiber dieſes nicht. Werke der Kunſt aber ſollten, meiner unvorgreiflichen Meinung nach, im-

mer und überall freien Paß haben. Werke der Kunst und Contrebande — horribile dictu!

Das Meisterstück, mit dem sich Frank als Künstler legitimirte, besitzt jetzt der König von Baiern; er ließ ihm durch das General-Landes-Commissariat in Anspach hundert Ducaten als Belohnung auszahlen, überdies einen Theil des Nürnbergischen Stadtzwingers einräumen, und darin auf königliche Kosten eine Werkstätte und Schmelzhütte erbauen.

Dieses Meisterstück stellt die Beschneidung Christ. dar, und ist 24 Zoll hoch und 18 Zoll breit. Es sind bei dieser Glasmalerei 24 Personen angebracht. Ein Kupferstich von H. Goltzius mit dem Jahre 1549, welcher den nämlichen Gegenstand darstellt, diente dem Künstler zum Vorbilde.

Ich sah bei ihm noch ein schönes Kunstdenkmal. Die Diana auf der Jagd, unter einem schattenreichen Baume ausruhend; zur Rechten eine weibliche Figur mit einer Lenze; zur Linken noch eine weibliche Figur auf einem Horne blasend; vor ihr Jagdhunde, Haasen, Rehe, Federwieh u. s. w., in einiger Entfernung ein Weiher, auf welchem

Schwäne scherzen; der Hintergrund iſt waldig. — Ein Stück der größern Art koſtet 25 Carolin; ein Stück mittlerer Größe aber koſtet nur 10 Carolin. Er braucht zu einer großen Tafel drei Monate. —

Nürnberg.

J. F. Roth.

III.

Von den Nürnberger Eierlein.

Der Kronprinz von Baiern iſt bekanntlich ein Kenner und Beſchützer der Künſte; ſchon hat er ihnen in ſeinem Pallaſte ein Heiligthum geweiht; ſchon iſt er im Beſitz mehrerer ſchätzbarer Kunſtwerke aus ältern und neuern Zeiten; beſonders ſchätzt und liebt er Werke teutſcher Art und Kunſt. Gegenwärtig läßt er durch Schadow in Berlin Albrecht Dürer's Büſte verfertigen.

Einem meiner Freunde äußerte er den Wunſch, „ein Nurnberger Eierlein" zu beſitzen. Sobald ich von dieſem Wunſche Kenntniß erhielt, be-

mühete ich mich, dergleichen aufzufinden. Meine Bemühung war aber bisher fruchtlos. Ein einziger meiner Freunde, mit dem ich auch davon sprach, versicherte mich, in seiner Jugend, oder vielmehr Kindheit, ein „Nürnberger Ei" besessen zu haben, das von seinen Vorältern, vom Vater auf den Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w. als Erbschaftsstück kam, und ihm von seinen Aeltern gleichsam als Spielzeug überlassen worden war.

Diese Uhr hatte, seiner Beschreibung nach, ganz die Form eines Eies, daher auch die Uhren im Auslande „Nürnberger Eierlein" genannt wurden. Das Gehäuß war von Kupfer. Das Uhrwerk selbst war ganz einfach; die Kette des Uhrwerks war nicht sichtbar, sondern eingeschlossen; doch hatte es schon einen Wecker.

Mit zunehmenden Jahren achtete mein Freund mehr auf seine Uhr als „vorher". Bald machte er die Bemerkung, daß sie einer Reparatur benöthigt wäre. Zum Unglück stieß er auf einen Pfuscher. Nichts Arges ahnend vertraute er ihm seinen Schatz an. Der Mann versprach wohl, der Uhr wieder auf die Beine helfen zu wollen — wer aber sein Versprechen nicht hielt, war der — Pfuscher. Noch

mehr! Er mahnte, er bat, er flehete, ihm seine Uhr wieder zu geben — Alles vergeblich. Es vergiengen Tage, Wochen, Jahre — die Uhr kam nicht wieder zum Vorschein. Der Mann starb — weg war die Uhr.

Als ich nun merkte, daß meine Versuche, ein Nürnberger Ei ausfindig zu machen, ohne Erfolg bleiben würden, nahm ich meine Zuflucht zu meinen handschriftlichen Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern. — Vielleicht läßt sich der Götterbote das aufhalsen, was meine Sammlung — rudis indigestaque moles — zum Besten geben kann.

Peter Hele (gest. nach 1540) in Nürnberg erfand zu Anfange des XVI. Jahrhunderts die Kunst, Taschen- oder Sackuhren zu verfertigen. Er war der Erste, der sie mit subtilen Rädern aus Stahl versah. Daß man sie ehemals „Nürnberges Eierlein" genannt habe, erhellet z. B. aus Fischard's teutscher Uebersetzung des Rabelais, wo er ihnen (im XXVI. Cap.) diesen Namen beilegt.

Man hat zwar dem Isaak Habrechten, einem Mathematiker, der zu Anfang des XVII. Jahr-

hunderts in Strasburg lehrte, die Erfindung der kleinen Zeig- und Schlaguhren, als der eigentlichen Sackuhren zuschreiben wollen; aber man hat die seinem Bildnisse beigesetzten lateinischen Verse unrichtig verstanden. Er machte sich nämlich unter Andern um Strasburg auch dadurch verdient, daß er den dasigen Künstlern zuerst „Anleitung gegeben habe, dergleichen Uhren zu verfertigen," wie sie schon an andern Orten, z. B. in Nürnberg, verfertigt worden waren.

Daß aber Peter Hele schon hundert Jahre vorher kleine Zeig- und Schlaguhren in Nürnberg verfertigt habe, erhellet unwidersprechlich aus dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, des Johann Cochläus (Wendelsteiner), welcher *) sagt: „man erfindet von Tag zu

*) Inveniuntur in dies subtiliora horologia. Etenim *Petrus Hele* juvenis adhuc admodum opera fecit, quae vel doctissimi admirantur Mathematici, nam ex *ferro parva* fabricat Horologia plurimis digesta rotulis, quae quocunque vertantur, absque ullo pondere et pulsant et monstrant XL. horas, etiamsi in *sinu marsupiove* contineantur. — *C. Joh. Cochlaei* Commentar. in Cosmograph. Pomp. Melae. Norib. 1511. 4.

Tage feinere und kleinere Uhrwerke. Denn Peter Hele, welcher noch sehr jung ist, liefert vortreffliche Kunstwerke, welche selbst die gelehrtesten Mathematiker in Erstaunen setzen. Er verfertigt aus Eisen (Stahl) kleine Uhren, welche aus mehrern Rädern bestehen, und welche, wohin man sie auch wende, ohne alles Gewicht, 40 Stunden sowohl zeigen, als auch schlagen. Sie sind so klein, daß man sie in seinem Sacke tragen kann."

Mit Peter Hele wetteiferten fast zu gleicher Zeit Andreas Heinlein und Caspar Werner. *) Beide starben um 1545. Auch sie waren wegen ihrer kleinen Uhrwerke berühmt.

Friedrich Pistorius, welcher der letzte Abt zu St. Egydien in Nürnberg war und im Jahre 1553 starb, machte dem Dr. Luther mit einem Nürnberger Ei ein Geschenk. Diese Uhr war für Luthern eine so neue Erscheinung, daß er dem Abt in seiner Antwort Folgendes schrieb: „Dein Geschenk war mir sehr angenehm; fast sehe ich mich

*) Ich sah eine Uhr, welche beinahe einem Ei glich, nur daß sie weniger rund und mehr platt war. Das Zifferblatt zeigte die Stunde mit römischen Zahlen, nämlich I bis XII und war durch ein Glas geschützt. Das ganze Machwerk zeugte von Alterthum; der Meister war mit C. W. angegeben.

genöthigt, bei den hiesigen Mathematikern so lange in die Schule zu gehen, bis ich alle Formeln und Regeln einer einzigen Uhr verstehen lerne; denn vorher habe ich dergleichen weder gesehen noch beobachtet. *)

In den neuesten Zeiten ist das eben angenommene Alter von Erfindung kleiner Uhren zweifelhaft gemacht worden. Der König von England besitzt, nach Angabe des Herrn von Archenholz **), eine Uhr, welche im Jahr 1773 zu Bruce-Castle in Schottland gefunden worden ist. Auf dem Zifferblatte stehen die Worte: „Robertus Rex Scotorum." Statt des Glases ist eine Hornschaale und das Gehäuse ist von Silber mit einem blauemaillirten Grunde. K. Robert starb im J. 1328, daß also diese Uhr gegen 500 Jahre alt seyn muß.

Schwerlich aber hat Peter Hele aus England herüber Kunde von der Existenz dieser Uhr in Nürnberg erhalten. Es gebühret ihm, aller

*) „Donum gratissimum, ita ut cogar fieri Mathematicis nostris discipulus, donec intelligam omnes istas formas et regulas *unius horologii; nam antea non vidi nec observavi tale.*"

**) J. W. von Archenholz Annalen der brittischen Geschichte des J. 1788. Erster Band. S. 188.

Wahrſcheinlichkeit nach, noch immer die Ehre, in Teutſchland der erſte Verfertiger der Sackuhren geweſen zu ſeyn.

Nürnberg.

J. K. Roth.

IV.

Eingang zu einem Curſus der Pſychologie.

Geſprochen
beim Anfange der Wintervorleſung im Jahr 1806 von
Fr. A. Carus.

Vorwort.

Kein Leſer dieſer Zeitſchrift darf wohl erſt die Verdienſte von uns aufgezählt erhalten, die der verewigte Prof. Carus ſich durch lebendiges Wort und mancherlei Einwirkung auf vielgeleſene kritiſche Blätter um die Pſychologie *) erworben hat. Es iſt uns

*) Mit ihr ſollte billig aller philoſophiſcher Unterricht auf der Univerſität anfangen und enden. Man hat es neuerlich tadeln wollen, daß die Pſychologie zur Grundlage eines philoſophiſchen Curſus gemacht

von einem seiner würdigsten Schüler der Eingang mitgetheilt worden, womit er den letzten Cursus seiner psychologischen Vorlesungen begann. Leider, vollendete er diesen Cursus nicht. Denn schon im Februar 1807 wurde er schnell dahin abgerufen, wo entweder alle psychologischen Aufgaben befriedigend gelöset werden, oder mit dem Bewußtseyn der Individualität auch alle Forschung darüber aufhört. Carus bezog alles auf die Lebendigkeit des mündlichen Vortrags, dem er auch oft die Einkleidung seiner übrigens reif durchdachten und geordneten Ideen überließ. (So sollte wohl jeder gute Universitätsvortrag seyn. Das Wort Vorlesung hat schon manchen Irrthum erzeugt und manchem Armen am Geiste zur Deckung seiner Blöße gedient.) Man muß also sowohl dies, als auch den Umstand, daß dieser Eingang bloß auf den Kreis der Studierenden berechnet war, die ihn eben umgaben, bei der Beurtheilung desselben, so wie er nun durch den Buchstaben geheftet erscheint, nicht aus der Acht lassen.

Unmittelbar an diesen Eingang schloß sich die

werde; allein es ist die Frage, ob man diese, glimpflich gesprochen, sonderbare Behauptung auch noch bei Carus Lebzeiten so laut ausgesprochen haben würde.

Einleitung zur Pſychologie ſelbſt an, wie hier durch Gedankenſtriche angedeutet iſt. Wer nun die Fortſezzung kennen zu lernen wünſcht, wer ſich gern ſelbſt noch als Zuhörer des beredten Mundes, der nun auf immer für uns ſchweigt, hinſetzen möchte, dem iſt durch die Herausgabe dieſer Pſychologie aus den hinterlaſſenen Papieren des Verſtorbenen ſein Wunſch erfüllt. Er kaufe ſich nun folgendes Werk: Fr. Aug. Carus Pſychologie, Leipzig, bei Barth und Kummer 1808. 1 Band XXVI. u. 518 S. 2ter Band 472 S. in gr. 8. Der eben ſo ſachkundige, als gewiſſenhafte Herausgeber M. Ferd. Hard in Leipzig giebt in der leſenswürdigen Vorrede zum erſten Theile ſelbſt genaue Rechenſchaft über ſein Verfahren bei der Ausgabe dieſer Vorleſungen: und ſo können wir ſicher ſeyn, daß durch eine ſo geſchickte Löſung einer nicht leichten Aufgabe wir Alles beſitzen, was Carus vortrug, ohne Verfälſchung und fremdartige Zuſätze. Nach einer gedrängten Einleitung zerfällt das Ganze in drei Hauptabſchnitte, in die allgemeine, Special- und Individualpſychologie. Den Schluß macht eine ſach- und gedankenreiche Prüfung der Galliſchen Schädeltheorie, die Carus gleich, nachdem Doctor Gall in Leipzig ſeine Vorleſungen gehalten hatte und alſo weit früher, als irgend ein anderer Gegner aufgeſtanden war, nach ſei-

nen eigenen Ansichten und Ueberzeugungen mit ausgezeichnetem Beifall eines zu dieser Absicht sich sehr zahlreich versammelnden Zuhörerkreises vertrug. Darauf folgen noch einige lesenswürdige psychologische Skizzen, als ausgeführtere Belege zu einzelnen Abschnitten der Psychologie. Ueberall sind in den Anmerkungen, die der Herausgeber hinzu that, die Schriftsteller und vorzüglichsten Stellen angedeutet oder citirt, die Carus bei seinem oft polemischen Gang vor Augen hatte. Aber die eigentliche Literatur, so wie die ganze Geschichte der Psychologie, wozu der Verstorbene mit vieljährigem Fleiße Alles gesammelt und vorbereitet hatte, konnte hier nicht mit eingewebt werden, sondern wird als dritter Theil der nachgelassenen Werke — von welchen diese Psychologie die ersten zwei Theile ausmacht — zunächst besonders erscheinen. Wer mag nicht in die gerechte Klage darüber mit einstimmen, daß es dem edeln Verf. nicht selbst vergönnt war, seine Psychologie ganz für den Druck auszuarbeiten. Aber was nur immer aus Papieren und treubewahrten Erinnerungen, die wieder mit andern verglichen wurden, restaurirt und in lichtvolle Ordnung aufgestellt werden konnte, ist von dem würdigen Hard, dessen Pietät gegen den geliebten Lehrer mit der Achtung vor's Publicum hier im schönsten Einklang erscheint, treulich und ohne Ge-

fährde geleiſtet worden. Wir ſind durch dies Werk wirklich reicher geworden. Auch ſein Aeußeres entſpricht dem innern Vollgehalt vollkommen. Ein zierliches Portrait des Verſtorbenen, von Roßmäßler gezeichnet und geſtochen, ziert den Titel.

B.

* * *

Es giebt keinen Theil der Philoſophie, in welchem jeder Jüngling und Mann, auch vor allem Studium der eigentlich wiſſenſchaftlichen Philoſophie, wenigſtens Etwas zu wiſſen glaubt, als gerade die Erfahrungsſeelenkunde. Geſetzt, er hätte nie über die Seele an ſich Unterſuchungen angeſtellt, ſo ſind ihm doch eine Menge von inneren Gemüthsregungen in ſeinem Leben vorgekommen und genug Menſchen bekannt worden, um ſich eine ſolche Menſchenkenntniß zuzutrauen. Allein eben dieſer Wahnglaube hemmt nicht bloß die reine Auffaſſung der Menſchheit, ſondern auch die Erhebung zum philoſophiſchen Leben, Wirken und Denken.

Wir haben daher nöthig, beim Eintritte in dies Gebiet mit der gehörigen Unterſcheidung des Verworrenen zu beginnen. Dieſe Unterſcheidung aber iſt eine dreifache.

Eine gemeine Menſchenkunde haben wir vor Allem von einer höhern Menſchenkenntniß zu trennen. Die gemeine iſt zufällige Kunde von einzelnen Menſchen in ihren einzelnen Aeußerungen und zwar entweder nur eine oberflächliche Bekanntſchaft mit vielen Menſchen, oder eine feinere Auffaſſung ihrer ſchwachen, gefährlichen oder verführbaren Seite. Ihr entgegen ſteht die höhere Menſchenkenntniß, eine abſichtliche Ergründung ganzer Menſchenclaſſen, von ihrer ſchwachen und ſtarken Seite, und der menſchlichen Begebenheiten im Zuſammenhange. Auch dieſe zeigt ſich als eine doppelte; entweder als hiſtoriſche (Geſchichte der Menſchheit) oder als wiſſenſchaftliche, d. i. als eigentliche Menſchenkenntniß; — als eigentliche, das heißt, in ihrem unmittelbaren Verhältniſſe zu den Urſachen und Wirkungen, Bedingungen und Folgen.

Dennoch ſind beide Arten von Kenntniſſen nur Kenntniß der Menſchen — nach gewiſſen Zeiten, Orten, Lagen, — nicht des Menſchen, in jeder Zeit, an jedem Orte und in jeder Lage.

Wir unterſcheiden ferner eine unächte und ächte Menſchenlehre. Menſchenlehre, Anthropologie, ſagt ſchon dem Namen nach etwas

Der

Teutſche Merkur.

Des dritten Bandes Erſtes Stück.

BIBLIOTH. ALBERTINA UNIVERS. LIPS.
EX DONO
GEORGII ET [illegible]
KESTNER
1892

Julius 1773.

Weimar
Im Verlag der Geſellſchaft.

Syſtematiſches aus. Dies Syſtematiſche aber kann willkührlich erſonnen, aus Schulbegriffen ohne Erfahrung geſponnen, und alſo ein todtes Wiſſen ſeyn. Entgegenſtehend der lebendigen, eignen Erfahrung macht es dann ein Einſeitiges, entweder verkleinernd oder vergrößernd, ein Abgeſchloſſenes und Erlernbares aus, mit dem man wohl fertig zu werden vermag. Dieſe Menſchenlehre, welche die unächte heißt, iſt oberflächlich und läßt nicht allein kalt, ſondern erkältet wirklich und iſt ſelbſt oft todt.

In einem andern Lichte erſcheint die ächte Menſchenlehre, beruhend auf lebendiger Erfahrung und auf allſeitiger Beobachtung.

Wie eine ächte Phyſik den phyſikaliſchen Schein in das wahre Seyn auflöſt, ſo löſt auch die ächte Menſchenlehre den pſychologiſchen Schein (wie von Großmuth, von Schonung) in das wahre Seyn (wie von Herrſchſucht) auf. Sie überſetzt mit andern Worten das Scheinbare in das wirkliche Erſcheinende und mißt das beſtimmte Verhältniß der veränderlichen Erſcheinung zu dem unveränderlichen Geſetze und zu dem innerſten Beſtande des Menſchen ab. So löſt ſie z. B. auch das

(ſcheinbare) Stagniren und Zugleichſeyn in Succeſſion und Wechſelwirkung auf.

Sie erklärt nicht (wie der Idealiſt) das Seyn aus dem Scheinen; denn dies wäre, nach dem Ausdrucke Jean Pauls, als ob man den Schall aus dem Echo, das Beſtehen aus dem Bemerken deduciren wollte. Sie erklärt das Scheinen aus dem Seyn, gleich wie die Nebenſonnen aus der wahren Sonne, das falſche Licht aus dem reinen.

Sie vereinfacht ferner das Geſchehene ohne zu verkleinern, und ohne Alles einförmig, oder nach einer Norm zu bilden, das heißt, ſie läßt Hauptbedingungen, Geſetze und Nothwendigkeit, ja das Unbedingte ahnen, und findet große Mannichfaltigkeit im hohen Reichthume der Menſchennatur. Allein eben ſo vervielfältigt ſie auch die menſchlichen Thätigkeiten und, da jede Erſcheinung nur Ein Mal geſchieht, Jede anders entſtand als fortgeſetzt und geendet wurde, Jede anders bedingt und zuſammengeſetzt war, ſo läßt ſie auch in jeder Veränderung eine andere, neue und eigne Thätigkeit erblicken, ohne ſie deshalb zu vergrößern, und ohne ſie als durchaus anders, als unbedingt neu und als ganz unerhört anzuſtaunen.

Die ächte Menschenlehre zeigt etwas Unerschöpfliches statt eines Abgeschlossenen, das heißt, sie zeigt, daß keine Seelenlehre die Erfahrung der ganzen Vergangenheit auch nur Eines Menschenlebens erschöpfe, geschweige die Zukunft Aller, oder das, was die Menschheit künftig noch, vollends in außerordentlichen Genien, leisten und vermögen werde. Der wirkliche Mensch ist nie zu durchdringen in seiner ganzen Individualität, auch von ihm selbst nicht; denn er ist sich selbst ein Räthsel. Er ist nie ganz zu ergründen in der Beobachtung, mithin noch weniger im Urtheile. Jene ächte Lehre zeigt aber zugleich die Gränzen unsers Wissens über den Menschen, namentlich für gewisse Menschen. So weiß man, daß Physiognomiker und noch mehr manche praktische Männer die Menschen, und sey es nur einen Kreis derselben, sehr bald gefaßt haben (weg haben), das ist, die individuelle Hauptrichtung derselben kennen. Aber wie wenig tief dringen sie ein! Wie viele vergrößernde und verkleinernde Machtsprüche werden über einzelne Menschen gefällt! Wer kann sagen, was der Mensch überhaupt könne? Viele sind es, welche über den Menschen aussprechen: er kann seine Persönlichkeit nie ganz vergessen. Doch woher dieses Wissen? Offenbar stammt es aus Beob-

achtung ihrer selbst und für ihre Persönlichkeit mag dies wohl wahr seyn. Allein nichts berechtigt sie, das Maaß ihres Vermögens oder Nichtvermögens als allgemeinen Maaßstab auf das Vermögen der Gattung überzutragen. Der Edle kann allerdings wissen, wie dem Unedlen zu Muthe ist, sofern es auch ihm Kämpfe kostete, sich aus der ursprünglichen Trägheit und dem ursprünglichen Egoismus aufzuarbeiten zur neuen Natur. Nie aber kann der Unedle wissen, wie dem Edlen zu Muthe ist, da er nie in die Welt des Edlen gedrungen, noch auch wie der Edle durch die Welt des Unedlen ursprünglich einen Durchgang machen mußte. Der Unedle umfaßt nur die eine Welt, die ihn gefangen hält, der Edle beide Welten; so wie der Sehende nicht bloß die Welt des Blinden, sondern auch des Sehenden, der Wachende nicht bloß die des Träumenden zu sehen vermag. Also Niemand kann sagen, daß er wisse, wie viel der Mensch überhaupt oder eine vielleicht verehrte Nation, vermöge, bevor er nicht für sich selbst in der höhern Welt des Menschen angelangt, das heißt ein Held geworden ist, wie wenige Tapfere, — ein Held, der sich selbst überwindet.

Daraus folgt: der Mensch ist etwas zu

Tiefes, was mehr als einen Augenblick zur Entwicklung fordert, und also auch etwas zu Wichtiges um ein Gegenstand, geschweige ein rascher Fund schon des Kindes und des Pöbels zu heißen oder zu werden. Das Kind wirkt nach außen hin, der Pöbel übergiebt sich dem Genusse. Ja wir Alle finden spät erst den Menschen, finden ihn aber nie unter der Menge und noch weniger, wenn wir selbst zu ihr uns halten, gleich ihr handeln, gleich ihr urtheilen. Daher werden sich auch Zerstreute, Flache und bloß Genießlustige nie zur Idee der äußeren Menschengattung, geschweige zur Idee der innern Menschheit erheben.

Dies führt zur dritten Unterscheidung — eines Irdischen am Menschen und eines Ewigen in ihm, eines Vergänglichen und eines Unvergänglichen. Diese Unterscheidung zeigt Ihnen nun den wahren Gränzpunct des Physischen und Metaphysischen in der Psychologie. Nennen Sie das Ewige des Menschen seinen Geist, so kann dieser zwar geahnet, aber nimmer ganz durchdrungen werden, so lange der Körper ihn fesselt. Das Irdische läßt sich messen, — aber nicht Alles kann man wissen, was im Menschen liegt, also auch nicht messen so wenig als die Gottheit. Das Ewige ist

die tiefste innere Welt, die sich nur in einzelnen Blitzstrahlen äußert und plötzlich im Genius hervorbricht, ohne sein Wollen und Wissen und Verdienst. Diese innere Welt hat einen andern Himmel, und eine andere Sonne als die, an der sich die äußere nährt, und man nennt sie, nach Jean Paul, mit Recht nicht eine zweite Erde, sondern eine zweite Welt. Daher aber kann man auch behaupten, daß es eine ächte Seelenlehre geben könne, ohne eigentliche Lehre über die Seele, nämlich über die Seele an sich.

Ueberdies trägt jeder seine innere Welt, d. h. seinen Brennspiegel für die ewige Sonne in sich, mit dessen Licht und Schatten und Farben er die äussere beleuchtet. So frage Jeder sich, wie ihm die äußere Welt erscheine, ob düster, bunt, klar; — und die Antwort zeigt ihm schon einen Theil seines Selbst.

In der ganzen Sinnenwelt finden wir schon den Menschen angedeutet (nie in der Verwandtschaft mit dem Steine) und alle sinnliche Erscheinungen kehren wieder am gebildetsten Menschen; — doch nicht seine eigentliche Natur, sein Wesen. Dies scheidet sich aus der weiten Natur zuerst als ani-

mali-

liſche, und noch enger, als menſchliche Sphäre aus. Zwiſchen welchen Hauptextremen der Menſch lebt und ſich lebend bewegt — unruhig oder ruhig, zerſtreut oder vertieft, erhitzt oder kalt, offen oder verſchloſſen, — zwiſchen dieſen muß ſich auch die Pſychologie halten, und ſie deutet den Wechſel an, mißt Grade, Uebergänge u. ſ. w. In der Mitte der Extreme liegt ein Maaß, das ſchon dem Kreiſe des Ewigen und Unendlichen, nicht dem ſtets Veränderlichen, angehört und über allen Wechſel endlicher Erſcheinungen erhoben iſt.

Was aber führt zu dem Menſchen? das am meiſten, was von den Menſchen abführt. So führt von dieſen ab Aberglaube und Unglaube am Menſchen. Unſer Zeitalter ſagt, die Wunder haben aufgehört, alſo auch der Wunderglaube, oder mit dieſem jene. Iſt dies wahr? Kann irgend etwas ganz aufhören, was irgend einmal in einer Menſchenbruſt ſich regte? Keineswegs! Noch giebt es viel willkührlichen Wunderglauben an Dinge, welche keine Wunder ſind, noch einen Wunderglauben an Genies, mit denen man Abgötterei treibt. Dagegen finden wir auch noch viele Wunder, welche die Menge doch nie für ſolche hält. Wir betreten den Kreis der ſich verjüngenden Natur und es thut dem Herzen wohl;

aber wir ſtaunen über dieſe Verjüngung und dieſes Fortſtreben. Größere Wunder bieten ſich in der geiſtigen Welt dar, oft an den alltäglichſten Erſcheinungen. Was iſt's, was mich in den Stand ſetzt mein Auge jetzt zu öffnen, jetzt zu ſchließen? Was iſt's, was den Körper bewegt? — Von den Menſchen ab und zu dem Menſchen führt ferner die Natur überhaupt. Denken Sie ſich in eine Leidenſchaft, in eine blühende oder ſchaudervolle, allein, ungeſtört, und die Idee der Menſchheit kommt Ihnen näher, näher in einzelnen Beſſeren und Liebenswürdigern. Doch tritt nur Ein Menſch auf, ja, läßt er ſich nur hören, ſo werden Sie, wo nicht erſchrocken oder verlegen, doch gewiß immer minder ruhig, minder unbefangen. — Wahrhaft menſchlicher Sinn führt endlich ſicher zu dem Menſchen und dieſer iſt ein reines Herz. Dies faßt den Sinn für das wahre Verhältniß aller Erſcheinungen im und am Menſchen. Nahen kann und darf ſich dem Menſchen, nicht der zudringliche Rohe, ſondern der anſpruchloſe Zarte; nicht der überverfeinerte, verſchloſſene Vielgewandte, der von Allem Etwas und in Nichts ein Selbſtſtändiger iſt, ſondern der gerade, offene, freimüthige Mann, dem ſein Geſchlecht mehr gilt als ſeine Generation; nicht der Unvorbereitete und der bewußtloſe Empfänger fremder Einbildungen, Vorſpiegelungen und Reize,

ſondern der durch Grundſätze Genährte, der durch das Ideal reiner Menſchheit Befruchtete; der durch des Menſchen Beſtimmung Erhobene. —

V.

Ueber Gefühl und Empfindung.

Ein Schreiben an einen Preuß. Feldprediger.

Ihrer gütigen Aufforderung zu Folge ſollen ſich hier meine Paar Gedanken über Gefühl und Empfindung vor Hauptmanns Quartier ſtellen. Wenn ſie nicht alle dienſtfähig befunden werden ſollten, ſo halten, Sie, mein Theurer, ihnen eine patriotiſche Straf- und Muthpredigt; vielleicht ſetzen ſich dann die halb erlahmten Glieder noch ein wenig in's Zeug. — Ich ſetze voraus, Sie haben Herrn Profeſſor Eberhards ſynonymiſches Handwörterbuch zur Hand, und werde mich an das halten, was Sie darin von S. 166 bis 168 finden werden; vielleicht bringt mich dies am Ende auf ein ſicheres Reſultat. Die

Sache geht ins Feine. Wir müſſen ſie unter das Microſcop halten. — S. 166: „Empfinden heißt, das Gegenwärtige ſich vorſtellen, es mag Etwas in unſerer Sele ſelbſt, oder Etwas außer uns ſeyn, das auf unſere Sinnglieder wirkt. Die Vorſtellungen der erſtern Art ſind innere, der letzteren äußere Empfindungen. Wir ſetzen daher das Empfinden dem Einbilden entgegen. — Abgeſehen davon, daß einbilden in ſeiner urſprünglichen Bedeutung (ein Bild, eine Vorſtellung in die Sele bringen), welche auch bei der hier Statt findenden noch immer zum Grunde liegt, als antecedens, empfinden, als deſſen consequens erſcheint; ſo wird auch noch das Eingebildete als ein Gegenwärtiges gedacht, und wirkt ſowohl auf die innern Sinnglieder, als auch oft ſogar auf die äußern ſo ſtark, daß ſie es als wirkliches Object vor ſich zu haben glauben. Empfinden iſt demnach dem Einbilden wohl nicht ſo uneingeſchränkt entgegen zu ſetzen. — S. 166: „Wenn wir den Begriff des Gefühls verallgemeinern: ſo begreift es das Vermögen, die wahre Beſchaffenheit der Dinge nebſt ihren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten derſelben (?)

W-Bch 543
:3.4.

anſchauend vorzuſtellen." — Hieraus ſcheint mir nicht begreiflich, wie das Gefühl von der Empfindung verſchieden ſey; denn das hier beigefügte anſchauend gehört nicht minder der Empfindung an, da jedes Vorſtellen erſt durch die Anſchauung davon zu einem menſchlichen Vorſtellen wird. Ohne dies iſt es einem Sterne gleich, den, ob er gleich wirklich am Himmel ſteht, dennoch kein Sternkundiger kennt. Uebrigens bezieht ſich das Fühlen eben ſo gut auf das Gegenwärtige, als das Empfinden, ob es gleich nach Herrn Profeſſor Eberhard nicht ſo ſcheinen ſollte. Eben daſelbſt wird Empfindung für ein Vermögen und eine Empfänglichkeit, und Gefühl für eine Fertigkeit erklärt, da doch beide Reſultate oder Producte von Vermögen, Empfänglichkeiten und Fertigkeiten ſind, Erſcheinungen, denen Vermögen ꝛc. als wirkende Urſachen voran gehen müſſen. Zwar ſagt man z. B. Gefühl für Schönheit, und es könnte ſcheinen, als ſey hier Gefühl ein Vermögen; doch heißt im Grunde auch hier Gefühl ein Reſultat des Gefühlsvermögens, wodurch wir zum Bewußtſeyn unſeres Verhältniſſes zur Schönheit gelangen. — S. 168: „Die Empfindung iſt alſo die Fertigkeit, von den Dingen Eindrücke zu erhalten; das Gefühl zuvörderſt die Fertigkeit, ſinn-

lich zu urtheilen, und hiernächst durch Gefallen und Mißfallen, Begehren und Verabscheuen zu wirken" Dem Gefühle soll also ein sinnliches Urtheil zukommen. Hat das nicht auch die Empfindung, da jeden Eindruck ein sinnliches Urtheil begleiten muß? Oder kann dem Empfinden Gefallen und Mißfallen, und also sein Einfluß auf das Begehrungsvermögen abgesprochen werden? Man halte Jemand eine Blendlaterne vor die Augen. Mißfallen und Nichtbegehren des Eindrucks (der Empfindung) davon wird die Folge seyn.

Vielleicht ergiebt sich hieraus, daß gerade das, worein Herr Professor Eberhard das Characteristische und mithin das Unterscheidende des Gefühls und der Empfindung setzt, sinnliches Urtheil auf der einen, bloße Eindruckfähigkeit auf der andern Seite, Einwirkung auf das Begehren auf jener, dumpfes Verhalten, möcht' ich sagen, auf dieser, sehr unbestimmt ist, und daß, selbst wenn man sich Alles in völligster Bestimmtheit zu denken vermöchte, große Willkühr dabei obgewaltet zu haben scheint. Unstreitig würde ein bestimmterer und sicherer Unterschied fest gesetzt werden können, wenn man zeigte, wie und durch welche Organe das Gefühl und die Empfindung im Menschen entstehen.

Das Empfindungsvermögen hat nämlich 5 Organe. Das ſind die ſogenannten 5 Sinne; von jedem einzelnen derſelben kann mithin die Empfindung Product ſeyn. Daher ſagen wir auch: Mein Auge, mein Ohr, meine Naſe, mein Gaumen, mein Rücken hat es empfunden. Das Gefühl hingegen hat nur ein Organ, durch deſſen Wirkſamkeit ſeine Entſtehung möglich iſt. Dies iſt der Gefühlsſinn oder das Gefühlsvermögen. Demnach wäre empfinden das Allgemeine, fühlen das Beſondere. Dieſes drückt die Wirkſamkeit eines einzigen Sinnes, jenes aller aus, und wäre dadurch ſynonym mit dem ebenfalls allgemeinen Wahrnehmen. Der Sprachgebrauch ſpricht dafür, der Etymus iſt nicht dagegen. Denn was heißt empfinden anders, als in ſich finden (wahrnehmen), was durch irgend ein Organ in das Ich gekommen? Hierauf läßt ſich ein wahrer Unterſchied des Gefühls und der Empfindung gründen, indem die Natur ſelbſt ſich dabei zum Grunde gelegt hat. — Empfindung, als Sache und nicht als Wort genommen, iſt Reſultat aller Sinnenorgane; Gefühl iſt Reſultat eines einzigen derſelben. Als Wort iſt die Empfindung Bezeichnung jenes Reſultats einer allgemeinen Sinnenwirkſamkeit; Gefühl, Bezeichnung des Reſultats des einzigen Gefühlsſinnes. Beide drücken eins und

daſſelbe aus; denn Empfindung, als allgemeine Bezeichnung der Sinnenwirkung bezeichnet eben ſo gut die Wirkung des Gefühlsſinnes, als Gefühl, nur daß Letzteres in ſeiner größten Allgemeinheit nur das bezeichnen kann, was jenes (die Empfindung) in ſeiner engſten Eingeſchränktheit ausdrückt. Gefühl iſt gleichſam der Kunſtausdruck in der Sprache des Gefühlsvermögens, Empfindung der Ausdruck aller übrigen Vermögen, wenn ſie als Laien von den Geheimniſſen der Gefühlskraft reden. Daher will auch Engel, einer unſerer größten Technologen des Gefühlsvermögens, in ſeinem Aufſatze: Ueber einige Eigenheiten des Gefühlsſinnes (kleine Schriften S. 162), wo er das Gefühl zu den gröbern und feinern Sinnen rechnet, das Wort Getaſt- als ſynonym von Gefühl einführen. Nur Schade, daß er Getaſt dem höhern, Gefühl dem niedern Gefühlsvermögen beizulegen bemüht iſt, da es im umgekehrten Falle ein trefflicher Vorſchlag wäre. Auf jede Weiſe iſt es ein großer Vorzug unſerer teutſchen Sprache und Vorſtellungsart, daß wir dieſen Unterſchied zwiſchen empfinden und fühlen denken und bezeichnen können. Andere Sprachen, z. B. die franzöſiſche, kennen dieſen Unterſchied nicht. Der Geſichts-, Gehör-, Geruch- und Geſchmacksſinn, alle haben da beſondere Bezeichnun-

gen für den Zuſtand ihrer Wirkſamkeit; nur der Gefühlsſinn muß ſich damit begnügen, von ſeinen übrigen Brüdern den Namen für die Seinige zu leihen. Iſt es nicht, als wenn der Teutſche dazu berufen wäre, wahrer und inniger, aber auch beſonnener zu fühlen und zu empfinden, als Andere?

Doch wird es nöthig ſeyn, meine Meinung auch in ihrer Anwendung auf einige beſondere Fälle zu zeigen. Noch ein Paar Worte alſo über moraliſch-äſthetiſche Gefühle und Empfindungen, über Empfindſamkeit ꝛc. — Alle Seelenkräfte zerfallen bekanntlich in höhere und niedere. Wenn nun empfinden die Wirkſamkeit der niedern Sinne bezeichnet, und ſonſt die Prädicate der niedern Sinne immer den ihnen homologen höhern zugleich beigelegt werden; ſo muß auch wohl empfinden von allen höhern Sinnen gelten. Wir empfinden demnach mit der Vernunft, als höherem Geſichtsvermögen eben ſo gut, als mit dem niedern, und es giebt moraliſche, äſthetiſche, akuſtiſche, logiſche Empfindungen, d. h. Wahrnehmungen moraliſcher, äſthetiſcher, akuſtiſcher, logiſcher Verhältniſſe in unſern höhern Seelenkräften. Jeder richtige Begriff von irgend einem moraliſchen Verhältniſſe in der moraliſchen Vernunft, als höchſtem Erkenntnißvermögen oder als höchſtem

Geschichtssinne, wäre daher eine moralische, jede ästhetische Anschauung in der ästhetischen Vorstellungskraft eine ästhetische, jede innere Anschauung melodischer und harmonischer Verhältnisse der Töne in der akustischen Einbildungskraft (höherem Gehörsinne) des Musikers eine akustische, jede Wahrnehmung der logischen oder Wahrheitsverhältnisse eine logische Empfindung. Sobald aber diese Empfindungen (Anschauungen, Wahrnehmungen ꝛc.) der höhern Seelenkräfte ausschließender Gegenstand und Inhalt des höhern Gefühlsvermögens werden, erhalten sie den ihnen eigenthümlichen Namen der Gefühle, obwohl sie auch hier noch immer Empfindungen heißen können. Daraus ergiebt sich, daß man moralische Empfindungen sowohl, als moralische Gefühle sagen könne, und welcher Unterschied dazwischen obwalte. Dem zu Folge wäre Empfindsamkeit die Eigenschaft eines Menschen, dessen höhere und niedere Seelenkräfte ihre Functionen mit Schnelligkeit verrichten und die Resultate ihrer Wirksamkeit (Empfindungen) leicht hervorbringen. Der Empfindsame wäre das Genie in seiner höchsten Vollkommenheit. Empfindlichkeit wäre die zu feine Reizbarkeit aller wahrnehmenden (empfindenden) Kräfte; Empfindelei der Hang, sich mit Wahrnehmungen der hö-

hern und niedern Seelenkräfte Kurzweil zu machen, gleichsam ein Blindekuhspiel mit Empfindungen. Sobald aber alle diese Nüancen in den Resultaten der empfindenden Seelenkräfte dem Gefühlsvermögen allein angehören, müssen sie in der Kunstsprache des Gefühlsvermögens auch besondere Benennungen erhalten. Ich werde hier diese Gefühlsbezeichnungen den allgemeinen Empfindungsbezeichnungen entgegenstellen.

Aus der Pasigraphie der wahrnehmenden Seelenkräfte.	Aus der Kunstsprache der Gefühlskraft.
empfinden	fühlen
Empfindung	Gefühl
(E) empfindsam (keit)	(G) gefühlsam (keit) *)
(E) empfindlich (keit)	(G) gefühlig (keit)
empfindeln (d)	fühleln (d)
Empfindelei	Gefühlelei.

*) Gefühlsamkeit rechnet der Recensent der Lebensbeschreibungen berühmter Königinnen Ir Th. Nürnberg 1804 in der allgem. D. Bibliothek Bd. 65. St. 1. S. 105 zu den ungewöhnlichen Ausdrücken. Aus obigem ergiebt sich, daß dieses Wort wenigstens zu den höchst nöthigen zu rechnen ist.

d. Verf.

Es ließe ſich noch Manches bewerken über die Unrichtigkeit des alten Sprachgebrauchs, die 5 Sinne Geſicht, Gehör ꝛc. und nicht Geſichtsſinn, Gehörſinn ꝛc. zu nennen, da doch Geſicht, Gehör u. ſ. w. die Reſultate der wirkenden Sinne bezeichnen. Vom Gefühl iſt dies ſchon oben erinnert worden. Vom Geſicht heißt es bei Luther ſehr richtig: ſie glaubten, ſie ſähen ein Geſicht. Vom Geruch und Geſchmack erlaubt es der Sprachgebrauch ebenfalls. Nur vom Gehör nicht. Könnte man darauf nicht dringen?

Verzeihen Sie, Beſter, meinen Lehrton. Ich wußte keinen kürzern Weg zur Darlegung meiner Ideen, und bei meinen mancherlei Geſchäften muß ich darauf bedacht ſeyn, durch die leeren Zwiſchenräume meiner Mußeſtunden nur ſenkrechte Linien zu ziehen *). ꝛc.

1804. J. S. Roſenheyn.

---

*) Auch dieſe Ideen werden ihre Abſicht nicht verfehlen und die Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher auf ſich ziehen. Schon vor zwei Jahren theilte dieſe Zeitſchrift die Idee deſſelben Verfaſſers über die Zeiten der Zuſtandswörter mit, und was in dieſer nur noch unvollſtändig ausgeſprochen

VI.

Ueber die Gemälde-Gallerieen zu München und Schleisheim.

Aus einem Briefe.

Die königliche Gemälde-Gallerie zu München hat nun das allgemein bewunderte Gemälde, den heil. Hieronymus, wieder, dessen Stelle länger als ein Jahr leer war, indem das Gemälde von unserm berühmten Kupferstecher, Prof. Heß, gestochen, und zugleich ausgebessert wurde. Ich lege Ihnen hier jenen trefflich gerathenen Kupferstich bei; aber das Frische der Farben, und alles das Unausdrückbare, was dem Original eben die Ehre verschafft hat,

werden konnte, ist jetzt in seinem doppelten Cursus grammatischer Uebungen für die lateinische Sprache, Königsberg, bei Göbbels und Unger 1808 noch genügender aus einander gesetzt worden. Manche Unbestimmtheit in der so schwierigen und durch vielfache Erklärungsversuche nur noch mehr verwickelten Consecutio temporum ist da mit vielem Scharfsinn beseitigt worden.

M.

ein Werk Raphaels von Urbino zu heißen, iſt freilich im Kupferſtiche nur zu jahnen, nicht zu ſehen.

Da bekanntlich das Lokale der Münchner Gallerie nur etwa 1300 Gemälde faßt, ſo iſt die zweite königl. Gallerie zu Schleißheim der Aufbewahrungsort der übrigen vielen Gemälde, die unſer an Kunſtſchätzen dieſer Art ſo reicher König beſitzt. Das ganze Schleißheimer Schloß zu ebner Erde und im Hauptſtock iſt damit angefüllt; ihre Zahl beträgt gegen drittehalbtauſend. Es exiſtirt ein alter Catalog der Gallerie von Schleißheim, der aber jetzt durchaus unbrauchbar iſt; der Director von Mannlich hat vorigen ganzen Sommer in dieſem Jagdſchloß zugebracht, um die Gemälde zu ordnen, zu numeriren, und den neuen Catalog herzuſtellen. Jetzt iſt er bald mit dieſem Geſchäfte fertig, und wenn nur noch ein Transport Gemälde, den er aus Italien erwartet, angekommen und eingeſchaltet ſeyn wird, ſo ſoll auch der Druck des Catalogs ſogleich begonnen werden. Was für ein Genuß in jenem einſamen ruhigen Tempel der Malerei den Freunden der Kunſt bereitet iſt, können Sie daraus ſchließen, wenn ich Ihnen ſage, daß dort eine Reihe alttentſcher Gemälde nach ſtufenweiſer Entwickelung der Kunſt im Mittelalter neben einander

Der

Teutſche Merkur.

Julius 1773.

I.

Epiſtel

über die Starkgeiſterey.

Ihr Brüderchen, laßt uns fein chriſtlich leben;
Wir müſſen doch uns einmal drein ergeben!
Je länger ihrs verſchiebt, je ſaurer kömmts euch an;
Doch jung gewohnt, iſt alt gethan.
In meinem Lenz hab ich den Wolluſtknechten
Auch zugeſehn, wie ſie zu ganzen Nächten
Mit Antveſtalinnen zechten.

aufgeſtellt iſt, wie ſich ohne Uebertreibung nirgends mehr bei einander findet; daß die ganz-großen Stücke, die hier auf der Gallerie nicht Raum fanden, als das prächtige Altarblatt von Tintoretto, ehemals im hieſigen Auguſtiner-Kloſter befindlich, das große jüngſte Gericht von Rubens, ehemals eine Zierde der Düſſeldorfer Gallerie, der Sturz Lucifers von Rubens ꝛc. ꝛc. dort aufgeſucht werden müſſen.

Mit großem Intereſſe habe ich dieſen Catalog im Manuſcript durchblättert, deſſen Erſcheinung alle Freunde der Kunſt mit Verlangen entgegen ſehen müſſen. Ich gebe Ihnen heute eine Probe daraus, die außer dem Intereſſe der Kunſt, auch noch ein zweites ganz unerwartetes, nämlich das von prophetiſchen Geſichten hat, deren höchſt ſinnige, nun ganz und bis auf das ſechste Gemälde eingetroffene Allegorie hier ſo treffend gedeutet wird. Wie manche Beſchauer mögen zeither gleichgültiger vor dieſen Bildern vorüber gegangen ſeyn, beim Mangel eines Wegweiſers den vielfachen Sinn kaum ahnend, den ein geiſtvoller und gelehrter Künſtler vor mehr als 200 Jahren in ſie gelegt hatte!

Der Gang der chriſtcatholiſchen Kirche und ihrer Lehrſätze, von ihrer Entſtehung an bis in die

Zukunft, durch Sieges-Wägen und allegoriſche Figuren in ſechs Gemälden vorgeſtellt,

von Otto van Veen. *)

11°. 2135. Erſter Zug.

Die heil. Schrift, oder die Offenbarung, ſitzt auf einem offenen, einfachen, eiſernen Wagen; neben ihr die Tradition, oder das ungeſchriebene göttliche Wort.

Der Wagen wird von vier Pferden gezogen, die durch vier Kirchenlehrer der erſten Jahrhunderte, Juſtin, Tertullian, Euſebius und Auguſtin geleitet werden. Nebenher geht Thomas von Aquin. Dem Wagen folgen freiwillig alle Völker.

Der einfache eiſerne Wagen deutet auf Stärke, Dauer und ungeſchmückte Wahrheit der Lehre Jeſu.

Ganze

*) Octavius van Veen, gewöhnlich Otto Vëenius genannt, war zu Leyden 1556 geboren. Iſaak Claes und Joas v. Winghen waren ſeine Lehrer, und P. P. Rubens ſein Schüler. Er ſtudierte ſieben Jahre in Rom und arbeitete in Frankreich, Spanien, Teutſchland; er ſtarb zu Brüſſel 1634, und genießt den Ruhm, die Verbreitung des guten Geſchmacks in den Niederlanden befördert zu haben.

Ganze Figur auf Holz. Hoch 2 Sch. 4 Z.; breit 3 Sch. 3. Z. 5 Lin., welches Maaß allein sechs Gemälden gleich ist.

2136. Zweiter Zug.

Hier sitzt auf einem goldenen, schon etwas bedeckten Wagen das Wort; dieses legt in der Richt Schoos die Schrift und den Unterricht. Der Wagen wird von den Attributen der Evangelisten, einem Löwen, einem Stier, einem Adler und einem Engel gezogen; geleitet durch die Apostel Peter und Paul. Jakobus und Judas Thaddäus gehen zur Seite.

2137. Dritter Zug.

Hier sitzt mit steigender Pracht die Kirche allein auf dem Wagen. Die Weltkugel dient ihr zum Sitze, auf ihrem Schoos liegt die heil. Schrift und der Unterricht, zu ihren Füßen die Schriften der Kirchenlehrer. Zwei Pferde ziehen an dem Wagen und werden durch das Wort geleitet.

Die Vernunft, welche die Offenbarung erkennt, folgt nach, und hält den Zügel des rechten Pferdes. Engel und der heil. Geist kommen aus den Wolken herab, und bestätigen die Macht der Kirche.

Hinter dem Wagen folgen die Irrlehrer Donatus aus dem 3ten Jahrhunderte; Johann Wikleſ aus dem 13, und Johann Huß aus dem 14. Ueber ihnen, in einer ſchwarzen Wolke ſchwebt ein in Engelsgeſtalt vermummter Teufel.

2138. Vierter Zug.

Hier ſitzt die Kirche mit immer ſteigender Pracht, unter einem Baldachin auf der Weltkugel in einem goldenen Wagen. Sie hält in ihrer Rechten den Unterricht, und auf ihrem Schoos die Lehre der Apoſtel. Vor ihr ſitzen die Dauer, die ununterbrochene Nachfolge der Päpſte, und die Allgemeinheit der Kirche (der Catholicismus), in deren langen Mantel rechts und links Engel eingehüllt ſind. Der Wagen wird durch vier weiße Pferde gezogen. Zwei Kirchengeſchichtſchreiber Irenäus und Vincentius Lerinenſis, und zwei Kirchenlehrer, Ambroſius und Hieronymus führen die Pferde.

2139. Fünfter Zug.

Hier ſitzt die Kirche in größter Pracht auf dem Throne in einem mit Purpur ganz bedeckten goldenen Wagen. Auf ihrem Schooſe liegt das Wort und der Unterricht. Sie hält hier zum erſten Male den Stab oder das Zeichen der Gewalt und des Zwangs-

rechts und überreicht dem demüthig vor ihr knieenden Glauben die Glaubens-Artikel und ihre Geseze.

Neben ihr sizen ihre Eigenschaften, als die Dauer und ununterbrochene Folge der Päpste und die Allgemeinheit der Kirche, deren langer Mantel von einem nebenhergehenden Engel getragen wird.

Die eifrigen Vertheidiger der Kirche gegen die Irrlehrer Arius, Macedonius, Nestorius, Eutyches ꝛc. — als Hosius, Lucentius, Cyrillus und Paschasius leiten die raschen, mit reichem Geschirr bedeckten vier weißen Pferde, welche zum Zeichen der ausübenden Gewalt der Kirche durch Feuer und Schwert, — feuer- und blutrothe Mähnen und Schweife haben.

Der Zug geht rasch und mit starken Schritten nach einem Triumphbogen, der zu einer entfernten Stadt (wahrscheinlich Rom) führt; denn man entdeckt in derselben einen Tempel, der dem Pantheon ähnlich ist. Hinter dem Wagen folgen gedemüthiget obengenannte Irrlehrer, als Arius, Macedonius, ꝛc. ꝛc.

Aus einer himmlischen Glorie bringen mehrere Engel die Attribute der Päpste, als die dreifache Krone, Schlüssel und das dreifache Kreuz.

2140. Sechster und letzter Zug.

Hier geht die Vernunft dem einfachen, ganz offenen, aber reich mit Edelgesteinen besetzten Wagen voran, und leitet das vordere Pferd. Ihr zuversichtlicher Blick ist auf das ihr folgende Wort gerichtet, welches die braunen Deichselpferde am Zaume führt. Diesem folgt mit Ernst und einfacher Würde die Kirche zu Fuß nach. Sie hat nur das ihr vorgehende Wort im Auge, welches mit der Vernunft den Siegeswagen allein leitet. Die christlichen Tugenden sitzen hier auf dem Siegeswagen und die Kirche folgt, als bescheidene Fußgängerin, der Vernunft und dem Worte. Alle ihre Eigenschaften, die in den vorhergehenden Siegeswägen sie umgaben und neben ihr auf dem Throne saßen, so wie die Attributen der Päpste sind verschwunden, und nicht mehr in ihrem Gefolge; statt ihrer sitzt der Gehorsam, der Glaube und die Liebe auf dem Wagen. Diese sind durch Abraham, welcher im Begriff ist, seinen Sohn zu opfern, durch die allegorischen Figuren des Glaubens und der neben ihm sitzenden Liebe vorgestellt. Die letzte erwartet den

Dolchstoß des Hasses, dem sie, unter seinem auf sie gezückten Mordgewehr, Brod und Wein liebevoll darreicht. Dieses ist das Vorbild des Todes Jesu, welcher hier am Kreuze auf dem Siegeswagen abgebildet ist.

Engel umschweben den Zug. Dem Wagen folgen abermals alle Völker, als Juden, Heiden und Türken. Unter ihnen schleicht schüchtern und gebeugt der Fanatismus mit brennendem Gehirne einher. Die Reinheit der Lehre hat ihn ohne Zwang entwaffnet. Er trägt seinen Helm als unnütz in der Hand.

* * *

Hätte man zu Madrid, wo damals Philipp II. regierte, den wahren Sinn und die Prophezeihung geahnet, die Otto zu Brüssel in diese Reihe von Gemälden zu legen den Muth hatte, er wäre wahrscheinlich dem Sanbenito nicht entgangen.

M. G.

VII.

Das Cultur-Leben, insbesondere das unsers gegenwärtigen Zeitalters, betrachtet als ein vorzügliches Erregungs- und Beförderungsmittel der Langweile.

Die Langweile ist ein gewaltiger Plagegeist, wenn man bedenkt, wie ausgedehnt seine Herrschaft über den Erdboden ist und wie viele Menschen er immer drücket und ängstigt im Süden und Norden, im Osten und Westen. Täglich seufzt vielleicht das halbe Menschengeschlecht auf einige Stunden unter seinem Drucke, wenigstens in den cultivirten Ländern; und je weiter sich diese Cultur verbreitet, desto weiter verbreitet sich auch das Reich der Langweile. Mit dem Luxus und allen ihn begleitenden physischen und moralischen Modekrankheiten trägt der Europäer auch seine Langweile über das Meer — zu den Asiaten und Amerikanern; und nimmt dafür von ihnen Schutzmittel gegen seine Langweile, wie Tabak, Kaffee u. s. w. zurück. Mit der Extension der Cultur gewinnt also auch die Langweile mehr und mehr Land, und kann als klimatische Krankheit der Cultur-

Länder angesehen werden. Unter dieser Cultivirung verstehen wir aber nur die gewöhnliche, d. i. die auf der Mittelstufe zwischen Civilisirung und Moralisirung inne stehende, die somit zur höhern Vollendung des Menschen im Sittlichen und Heiligen noch lange nicht durchgedrungen ist.

Der halbnackte Natursohn oder Wilde in den andern Welttheilen hat sich vor dem europäischen Langweil-Teufel, falls er ihm nicht eben aus Europa zugebracht wird, wenig oder nichts zu fürchten; denn selbiger trifft hier keine entwickelten und durch die Entwickelung seinen Angriffen bloßgestellten, zärtlich reizbaren Geister. Die dicke physische Hülle verwahrt und umschließt hier noch das geistige Ichlein, wie der Mutterleib den Fötus. — Auch mitten im Schooße der Unthätigkeit und des einförmigsten, ideenarmsten Lebens, wo der Wilde in enger Hütte, auf seiner Hängematte hingestreckt faullenzt oder Tage lang im Freien herumirrt, fühlt und ahnet er wenig von jener peinigenden Leere und Mißlaune, die den Europäer so oft verfolgt, mitten in gesellschaftlichen Cirkeln und beim geräuschvollsten Wechsel des Culturlebens. Jener verträumt dafür höchstbehaglich seine Existenz im Mittelzustande zwischen Wachen und Schlafen, im Dämmerlichte seiner Phan-

tasieen und wenigen Ideen, lullt an seiner Tabakspfeife, knet seinen Betel und fühlt, wenn nur der Körper abgefertigt und zufrieden ist, kein Bedürfniß einer geistigen Unterhaltung. Mag ja der Lappländer seine öde, beschneiete Heimath so wenig verlassen, wie der glücklichere Otaheiter die seinige. —

Gern verweilt der Uncultivirte überall in seiner Uncultur, in seiner einfachen und müßigen Lebensart, eben weil er dabei keine Langweile, kein Bedürfniß eines erweiterten und lebhaftern Ideengangs fühlt. Sobald er das letztere fühlt und von Geistesleere unbehaglich afficirt wird, so tritt er damit aus der Uncultur heraus und erhebt sich allmählich zur Bildung. Dann macht schon nicht mehr der physische Mensch allein Ansprüche auf Genuß und Befriedigung, sondern es will auch der geistige abwechselnd gereizt und lebhaft beschäftigt seyn.

Im policirten gesellschaftlichen Leben erhebt sonach die Langweile erst eigentlich ihr Haupt, neben und mit der Geistesluxuriosität und Körperabschwächung. Beide gehen hier gewöhnlich Hand in Hand; eines erzeugt das andere und wechselseits wirken sie auf einander ein und zurück, bis sie endlich in der Langweile ihr gemeinschaftliches Resultat

Die Vögel waren überall,
Im Caffeehaus, im Schauspiel, auf dem Ball —
Nur in der Kirche nicht. Sie brachten, sich zu mästen
Und wohlzuthun, ihr faules Leben hin,
Und hatten oft, so boshaft war ihr Sinn,
Die lieben schwarzen Herrn zum besten.
Was kömmt heraus? Der böse, böse Tod,
Mit seinem krachendem Gerippe,
Mit seiner fürchterlichen Hippe,
Stellt sich, am frühen Morgenroth,
Den starken Geistern gegen über;
Ein hitziges, am Styx erzeugtes Fieber,
Geführt von schwarzer Phantasie,
Hinkt an ihr Lager, schüttelt sie,
Verwirrt ihr witziges Gehirnchen;
Nun sitzt der Angstschweiß auf dem Stirnchen,
Sie werfen sich herum, sie winseln, fluchen, schreyn;
Die Aerzte gehen aus und ein
Und schütteln die Perück und murmeln ihr Latein;
Und eine Wärterin ruft endlich widerwärtig
Dem Kranken durch den Kopf: „Herr, machen Sie
sich fertig!
„Wo wollen Sie begraben seyn?“
Auf einmal wollen sie sich nun in Himmel schwingen.
Sie lassen Bußgesänge singen,
Und stammlen matt ein Reimgebet hervor,
Da Blick und Mund schon mit dem Tode ringen.

und Ziel gefunden haben. Der üppige Geist will nun immer genießen und der geschwächte, durch vielerlei Reize abgestumpfte Körper nicht arbeiten. Daraus entstehet ein beständiges Mißverhältniß zwischen Genuß und Arbeit, zwischen Reizung und Reizempfänglichkeit; und so schwächen sich Geist und Körper zusammen ab, verlieren ihre gesunde Erregung und Lebenskraft. Mattigkeit und Leere des Gefühls und der Ideen ist die Folge; und diese Mattigkeit und Leere sind um so quälender, je mehr sie mit der vorherigen Lebensfülle und Munterkeit contrastiren. Weniger also die einfache, als die verdrießliche Langweile und die Langweile aus Uebergenuß wird nun den Cultur-Menschen plagen; und darneben zugleich die sympathetische, als Zusatz fremder Langweile, gleich als ob es an der eigenen nicht schon genug wäre! Mit doppelten Stacheln sticht nun dieser Doppel-Teufel, sobald wir unsern lebhaftern Ideengang gehemmt, unsern Trieb nach steter Abwechslung von Empfindungen und Gedanken unbefriedigt, unsere unruhige Thätigkeit und Lieblings-Zeitvertreibe auf eine Weile eingestellt sehen müssen. — Alles dies ist Resultat der Cultur auf ihrer Mittelstufe, d. i. der Entwickelung des Sensual- und Intellektual-Menschen, der seine höhere Gesammtbildung im Sittlichen und Heiligen

noch nicht erſtrebt hat. Auf jener Mittelſtufe iſt eben ſowohl die niedere (animaliſche), als die höhere (menſchlich geiſtige) Sinnlichkeit erweitert und verfeinert; die Bedürfniſſe des Körpers, wie des Geiſtes, ſind vermehrt und dieſer iſt wie jener zärter, reizbarer und anſpruchsvoller geworden. Alles im Menſchen iſt beweglicher und genußgieriger, die körperlichen Sinnenreize müſſen mannichfaltiger und pikanter ſeyn, Phantaſie und Gefühl müſſen feiner und ſtärker angeſpielt, der Verſtand muß mit lebhafteren und mit abwechſelndern Vorſtellungen unterhalten werden. Die Ausbildung des Intellektual-Menſchen ſchwächt die körperliche Muskelkraft und erhöht die Reizbarkeit des ſenſiblen Syſtems; ſo wird der innere geiſtige Menſch regſamer und thätiger, während der äußere, der Körper, an Kraft und Haltung, jene vermehrte Thätigkeit zu unterſtützen, mehr und mehr verliehrt. Aus dieſer Disharmonie, dieſem Kampfe zwiſchen dem geiſtigen Rieſen und körperlichen Zwerg erzeugen ſich dann ſo mancherlei bekannte Verderbniſſe der Cultur; und unter dieſe gehört auch die Langweile. — Der Cultur-Menſch hat einen verwöhnten vornehmen Magen, der immer gereizt ſeyn will durch neuen Genuß und doch immer zu bald überfüllt wird — bis zur Ausleerung auf dem umgekehrten Wege. Die Schwelgerei und kränk-

liche Reizbarkeit des Empfindens und Denkens bindet und schwächt beide Vermögen nur zu bald und zu leicht; dann fühlen wir Mangel und Unfähigkeit angemessener Erregung, folglich Langweile, und gar oft, wie der Vornehme sich ausdrückt, tödtliche Langweile!

Je activer und erweiterter nämlich die Denkkraft mittelst der Ausbildung geworden ist, und je mehr sich das Empfindungs-Vermögen im Kunsttreibhause entfaltet, sublimirt und bedürfnißreicher expandirt hat, desto häufiger und stärker müssen beide Vermögen bei jeder Hemmung ihrer Wirksamkeit und ihres regen Strebens leiden. Je beweglicher eine Kraft überhaupt, desto schwerer läßt sie sich in ihrer Richtung aufhalten; je größer ihre Weite, desto schwerer ihre Beschränkung. Wie viele Gelehrte, die aus ihrer Studierstube oder ihrem gewöhnlichen literarischen Cirkel in andere Gesellschaften *versetzt* werden, geben nicht diese Versetzung durch Pedantism und Verlegenheit zu erkennen und geben Langweile, weil sie Langweile empfangen? Die zartfühlende Dame gähnt oder bekömmt gar Vapeurs, sobald ihre Seele nicht von süßen Romanen oder süßen Herren gekitzelt wird. Und wie oft findet nicht der

allenthalben glatt geschliffene und verwöhnte Höfling oder Weltling außerhalb seiner Sphäre — nur Monotonie, spießbürgerliche Flachheit, höchstens zupante Unterhaltung?

Der Cultur-Mensch liegt überdies in mancherlei andern Fesseln, auch abgesehen von seiner natürlichen Freiheit, die er der bürgerlichen opfert. Ueberall ist er nicht bloß von Rechtsbanden, sondern noch vielen andern Ketten umstrickt; die Gesellschaft fordert überall gewisse Rücksichten, Einschränkungen und Einbiegungen seiner Kraft. Er kann und darf sich, viel weniger als der Naturmensch, ungestört selbst genießen; weniger dem freien Laufe und Drange seiner Empfindungen und Gedanken nachgeben. Und eben diese häufige, stets neu wiederholte Hemmung seiner eigenen Weise stumpft das innere Leben am meisten ab, verrückt am meisten den Schwerpunct der selbstthätigen Kraft, die allein das Leben wahrhaft erfüllt, und überliefert solchergestalt den Menschen am häufigsten der Lebensmüdigkeit und Leerheit.

Auch dem sonst freien Manne fällt dies Loos im bürgerlichen Leben nicht selten. Es kann nicht anders seyn; denn eben im bürgerlichen Zusammenleben

liegt ſchon eine reciproke Aufregung und Hemmung der thätigen Kräfte. Je größer dieſes An- und Gegeneinandertreiben, je lebhafter dieſes geſellſchaftliche Zuſammenwirken iſt, deſto mehr Thätigkeit findet zu einer, deſto mehr Hemmung und Bindung derſelben zur andern Zeit ſtatt. Auf übergroße Thätigkeit folgt immer Erſchlaffung und Erſchöpfung der Kraft; dies finden wir bei ganzen Geſellſchaften ſo gut, wie bei dem Einzelnen. Gewaltſamen langwierigen Staatsrevolutionen (etwa die Nordamerikaner und Schweizer mit ihren ruhigern und kürzern Umwälzungen ausgenommen) folgte immer größere oder geringere Apathie der Nation gegen Staatsangelegenheiten, ſo zu ſagen politiſche Langweile, die dann auch ein thätiges, zur Staatsherrſchaft geſchicktes und gebornes Genie immer trefflich zu gebrauchen gewußt hat. —

Alſo ſchon in der Natur des Staatslebens finden ſich mehrere Keime der langen Weile, weil da nicht Jeder und nicht immer dem ſelbſtſtändigen Triebe ſeiner Kraft folgen kann. Nehmen wir hiezu noch gewiſſe, gleichſam eigends etablirte Inſtitute der Langweile, als z. B. Höflichkeitsviſiten, Mahlzeiten, Feſt-, Galla-, Audienz-Täge, Hochzeit-, Tauf- und Leichen-Ceremonien u. ſ. w; wie könn-

te es doch da unserm Cultur-Leben an langer Weile fehlen? Und welcher Sterbliche unseres Himmelstrichs könnte sich rühmen, durchaus noch in keinem dergleichen Institut als Zögling gewesen, oder in irgend einem Zwinger derselben, zuweilen wenigstens, eingesperrt worden zu seyn? Da soll nun der Körper ruhen und sitzen (denn alle diese Anstalten zielen auf ein feierliches, gravitätisches Sitzleben) und der unruhige Geist nöthigte immer weiter, und ist nirgends gerne, wo sein Körper ist.

Fassen wir sonach die Resultate des Cultur-Lebens kurz ins Ganze, so finden wir Folgendes. Die Cultur entwickelt und vermehrt alle Bedürfnisse, die animalischen, wie die geistigen. Durch die Reizbarkeit des Körpers und Geistes verlangen jene Bedürfnisse stechend ihre Befriedigung. Aber der Geist und Körper sind zu anspruchsvoll und delikat, als daß sie diese Befriedigung leicht finden könnten; und daneben zu schwach und verwöhnt, um sich die Befriedigungsmittel durch rechte Arbeit — die Vorbedingung des wahren Genusses — zu verschaffen. Mit der größtmöglichen Gemächlichkeit möchte nun jeder — so viel möglich auf Kosten des andern genießen; und nun entstehet neben dem Kampfe zwischen Bedürfniß und Gemächlichkeit in dem Einzel-

weſen, zugleich ein Antagonism der Bedürfniſſe und Genußſtrebungen im Geſammtweſen. Nicht das Bedürfniß — dieſer Sporn zu Thätigkeit — iſt ſolchergeſtalt die Quelle des Verderbens, ſondern unſere Gemächlichkeit und Faulheit, die von Natur fortdauernd uns anklebt. Nur aus dieſem Mißverhältniß zwiſchen Bedürfniß und Thätigkeit, zwiſchen dem Phyſiſchen und Geiſtigen, dem Intellektual- und Rational-Menſchen gehen die Gebrechen des policirten Lebens und damit auch die Langweile hervor. Aber auf dieſem Puncte bleibt die Cultur nicht ſtehen; nothwendig tendirt ſie weiter zum Höhern, um alle jene Disharmonieen auszugleichen und aufzulöſen im Vernunftleben. Nothwendig aber muß ſie jene Epoche der Zwietracht durchlaufen; und alle Einwürfe, die von daher gegen die Cultur und ihre Beförderung, beſonders durch Künſte und Wiſſenſchaften, gemacht werden, ſind nach obigem Geſichtspuncte leicht widerlegt. Das berühmte Rouſſeauiſche Paradoxon über die Nachtheile der Künſte und Wiſſenſchaften hat in eben dieſer Hinſicht wohl Niemand ſchöner und treffender erklärt und aufgelöſt, wie Fichte *); und daß wir durch die

*) In ſeinen frühern Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, 5. Vorl.

bezeichnete Epoche auf dem Culturgange nothwendig hindurch müſſen, hat gleichfalls dieſer neuere Philoſoph in den Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters mit ſeiner gewohnten eindringlichen Schärfe gezeigt.

Auch ſelbſt dasjenige Product des Culturſtandes, welches unſere Aufmerkſamkeit eigentlich beſchäftigt, die Langweile, vertreibt ſich ſelbſt im weitern Bildungsfortſchritte, und enthält, als Stachel und Reiz zu neuer Thätigkeit — ſelbſt auch ein Beförderungsmittel der Cultur, wie ſich weiterhin näher ergeben wird.

Unſerm Zeitalter, dem hochcultivirten, macht man aber beſonders Vorwürfe über Gemüthshohlheit, Leere und Langweile, ſo daß es zu einem wichtigen Stück der neueren Erziehung gerechnet wird, Kinder zum Dulden der langen Weile bei Zeiten abzuhärten. Je höher der Stand, deſto mehr Aufforderung zur frühzeitigen Er- und Einlernung dieſes Duldens; nn obgleich niederdrückend und ſchwer machend, ſteigt die Langweile ſelbſt doch immer mehr auf- als abwärts. — Wie kommt nun ein Zeitalter, worin doch ſo viel Thätigkeit und Reibung, ſo viel Veränderliches und Verändertes, ſo viel Geiſt (esprit),

(esprit), Witz und Lachen, so viel Kunst und Wissenschaft herrscht, zu jenen Vorwürfen und in wie fern sind sie gegründet? — Gegründet möchten sie nun allerdings seyn; aber wir wollen darum die bekannten Jeremiaden über die Zeit und den Geist der Zeit nicht wiederholen. Wie dieser im Ganzen beschaffen sey, wissen wir so ziemlich alle; und Fichte und Arndt und Jean Paul (in der Levana) haben ihn ohne Zweifel besser geschildert, als es der Verfasser dieses vermöchte. Indessen strahlt uns die Vergangenheit stets schöner, als die Gegenwart; und wir vergessen über diesen Rückblicken ins Vergangene und dem betrübten Hinsehen auf das Jetzt, zu sehr das hoffnungsvolle Vorwärtsblicken in die Zukunft. Möchten wir dies doch nie, möchten wir nie auf dem Culturgange am Fortschritte zum Bessern verzweifeln! Nur dadurch befreundet wir uns wieder einigermaßen mit dem Jetzt, das edle Gemüther so wenig beruhigt und befriedigt. Fichte *) stellt die gegenwärtige Zeit gerade in den Mittelpunct der gesammten Zeit. Er theilt diese nämlich überhaupt in fünf Epochen: 1) in die der unbedingten Herrschaft der Vernunft durch den Instinct — Stand der

*) in seinen Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters S. 19 u. 34.

Unſchuld; 2) die Epoche, da der Vernunftinſtinkt in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt iſt — das Zeitalter poſitiver Lehr- und Lebensſyſteme, der Stand der anhebenden Sünde; 3) die Epoche der Befreiung unmittelbar von der Bothmäßigkeit des Vernunftinſtincts und der Vernunft überhaupt in jeglicher Geſtalt — das Zeitalter der abſoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden, der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit; 4) die Epoche der Vernunft-Wiſſenſchaft, das Zeitalter, wo die Wahrheit als das Höchſte anerkannt und am höchſten geliebt wird — der Stand der anhebenden Rechtfertigung; 5) die Epoche der Vernunft-Kunſt, das Zeitalter, da die Menſchheit mit ſicherer Hand ſich ſelber zum getroffenen Abdrucke der Vernunft aufbauet — der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung.

Die gegenwärtige Zeit ſtehet nun nach ihm in der dritten Epoche und vereinigt ſo die Enden zweier in ihrem Prinzip verſchiedenen Welten, der Welt der Dunkelheit und der der Klarheit, der Welt des Zwanges und der der Freiheit, ohne doch einer von beiden zuzugehören. — Daß dieſe Fich-

Der Prieſter kömmt, der Küſter läuft zu Chor,
Man bittet in der Kirche vor,
Man wills mit Gnadenmitteln zwingen,
Man ſchreyt den Segen noch in ihr verſchloßnes Ohr,
Umſonſt — Beelzebub weicht nicht vom Bettgeſtelle,
So lang der Sterbende noch mit den Zähnen klappt,
Spreizt ſeine Klauen aus, und ſchnappt
Das arme Seelgen weg und ſchleppt es in die Hölle.
Voltair hat Recht; allein, ſo ſüß als er auch pfeift,
Man kennt den Vogel ſchon; er predigt nur zum Spotte,
Und wenn er ſo den Schalk verbirgt, dann läuft
Sein Steckenpferd in vollem Trotte.
Gnug, der Prolog dient jetzt in meinen Kram,
Was ſchadets, daß ich ihn aus der Pucelle nahm?
Kein ſtolzres Volk, Ariſt, als jene Rotte
Von Cynickern, die ihren Bauch nur pflegt,
Die alles läugnet, widerlegt,
Verkleinert, läſiert, was den Stempel
Von Heiligkeit an ſeiner Stirne trägt;
Kein feigres Volk, wenn nun an ihrer Götzen Tempel
Der Tod mit ſeiner Senſe ſchlägt.
Du ſtaunſt mich an? Gehäßig ſind Exempel,
Sonſt nennt' ich dir ein Männchen, welches nie
An Sakrament und Prieſter dachte,
Und über uns gebückte Sünder lachte,

reſche Epochen-Abtheilung gut durchgeführt und fruchtbar an Reſultaten iſt, unterliegt keinem Zweifel; aber daß er unſerm Zeitalter gerade die ſchlimmſte Zutheilung, die vollendete Sündhaftigkeit, aufgebürdet hat, damit können wir uns wohl nicht ganz zufrieden geben. Sollte unſere Zeit, geſetzt ſie ſtände auch mit ihrem Hauptpfeiler in jener dritten Epoche, doch nicht ſchon zum Theil in die vierte vorgerückt ſeyn? Wo bleibt denn unſere geſammte neuere Philoſophie, wenn wir die Epoche der Vernunftwiſſenſchaft, als nach Fichte die vierte Entwickelungs-Periode, noch nicht einmal angefangen haben ſollen? —

Doch wir kehren zurück zu der ſpeciellern Aufgabe, woher die Leere und lange Weile in die gegenwärtige Zeit komme? — Eben die bloß intellectuelle Cultur, die Vergeiſtigung, der esprit, wodurch ſich das Zeitalter characteriſirt, erhellt und erweitert zwar den innern Menſchen, aber füllt ihn nicht aus, befriedigt zwar ſeinen Geiſt, aber nicht ſeine Seele. — Die Seele trachtet nach dem Seligen, aber ſie findet dieſes nicht — weder in den feinern ſinnlichen, noch erhöheten Verſtandes-Genüſſen. Das Ueberſinnliche und Heilige, die Sphäre der Ideen und des Lebens darin iſt ihre

Sphäre. In diese hineingezogen und darin lebend und wirkend, kann sie sich erst befriedigt, belebt und erfüllt finden. Aber dieses Ideale und Heilige findet sich nicht in unserer wirklichen Zeit, wenn gleich in vielen Büchern unserer Zeit; es lebt nur erst in wenigen Einzelnen, nicht in der wirkenden größern Menschenmasse. Hier lebt und webt nur die verfeinerte Sinnlichkeit und der Begriff; und in diesen liegt die hohle Aufklärung der Zeit. Selbst das Heilige will man in die Region des Begriffs herabziehen und durchsichtig machen, bis nichts davon übrig bleibt. Und nicht viel besser ergeht es dem Sittlichen, das — vom reinern Gefühl verlassen — praktisch todt liegt oder in der Vermischung mit der Klugheit und dem Egoism seine eigne Gestalt verliert.

Der Egoism ist der tiefe Brandschaden unserer Zeit. Jeder möchte mit der größtmöglichen Schonung eigener Kräfte — so viel möglich auf Kosten des andern genießen und lauert bei dieser Genußgier immer darauf, daß ihn der Andere nicht störe oder seine Absicht vor der Zeit ergründe. Nun entsteht ein gegenseitiges Aufpassen, Zeitabgewinnen, Ueberlisten — kurz das ganze Gefolge der Selbstsucht und Weltklugkeit, womit es einer dem an-

dern hervorzuthun ſtrebt. Vermöge ſeiner Natur iſt ein ſolcher Egoism — der alles hinein in ſein Ich ſammeln und verſchlingen möchte — unmittheilbar und untheilnehmend und weiß nichts von der Warmherzigkeit und hingebenden Aufrichtigkeit, wo ſich Seelen in Seelen ergießen. Sein höchſter Triumph iſt der gefällige Schein, den er im Umgange um und von ſich wirft; und die wohlwollende Gebärde und das Schönreden. Je mehr Begriff, deſto weniger Gefühl; je weniger inneres Wohlwollen und gemeinnütziger Thatdrang, deſto gefälligere Miene und Sprache; ſtatt Thatworte — Wortthaten. Wir ſind (nach der Levana) Maulmenſchen geworden, die bei ihrer Armuth an Gefühl und Thatkraft und ihrem Reichthum an theoretiſchen Begriffen, überfließen in gewaltiges, laut tönendes Geſchwätz. Aber dieſes Geſchwätz bewegt bloß die Zungen, nicht einmal immer den Verſtand und noch weniger das tiefere eigentliche Leben des Gemüths. Solches bleibt dabei leer, ohne kräftige Anregung und Richtung auf kräftige That.

Mit dem Zurücktreten des Idealen und Heiligen verſchwindet auch die Poeſie der Seele, dieſe höhere Lebensanſicht und Schwingung, vermittelſt der wir alles Irdiſche ſelbſtſtändig frei tragen, ohne

von ihm getragen zu werden. Denn nicht die irdiſche träge Materie, ſondern der überirdiſche Geiſt, giebt dem Leben Fülle, Bewegung und Haltung in ſich ſelbſt. — Durch die Cultur iſt uns der klare Kindesblick, die lebendige ſinnliche Anſchauung ohnedies untergegangen, was bleibt uns nun, wenn auch der ideale Sinn und Blick verſchwunden? nichts, als eine zwiſchen der Senſual- und Intellektual-Philoſophie ſchwebende oder vielmehr aus beiden zuſammen gemiſchte Sophiſtik; nun verwandelt ſich alles unſer Anſchauen, Begreifen und Handeln in ein kaltes Räſonnement, in Klügelei und engherziges Calkuliren nach dem eigenen Intereſſe.

Im überall vorherrſchenden Begriff hat ſich alles Gefühl aufgelöſt und bis zur Ohnmacht verdünnt, der Ideal-Menſch iſt untergeſunken im Weltmenſchen, alle Gemüthsbegeiſterung und Aufopferung für's Ganze, aller edle Ernſt, alle ſchärfere Unterſcheidung zwiſchen Recht und Unrecht, Pflicht und Vortheil iſt verwiſcht. Um dieſe Gefühlsleere zu überkleiſtern, oder zu beſchwichtigen, nimmt man jetzt zum Lächerlichen ſeine Zuflucht. Der alles verhöhnende oder gleichmachende Witz, der allgewaltige esprit (dieſer wahre Schutzpatron

und zugleich Poltergeiſt der Zeit) kommt jetzt an die Tages-Ordnung; und nur wer ihn loslaſſen oder bei ſich herbergen kann, hat Welt, d. h. ſtehet in und mit der Zeit feſt. „Die Idee und allein die Idee, ſagt Fichte *), füllet aus, befriedigt und beſeliget das Gemüth; ein Zeitalter, das der Idee entbehrt, muß daher nothwendig eine große Leere empfinden, die ſich als unendliche, nie gründlich zu hebende und immer wiederkehrende Langweile offenbart; es muß Langweile ſo haben, wie machen. In dieſem unangenehmen Gefühl greift es nun nach dem, was ihm als das einzige Gegenmittel dafür erſcheint, nach dem Witze; entweder, um ihn ſelber zu genieſſen, oder um die Langweile anderer, welche es durch ſeine Darſtellungen zu erregen ſich wohl bewußt iſt, dadurch von Zeit zu Zeit zu unterbrechen und in die langen Sandwüſten ſeines Ernſtes hier und da ein Körnchen Scherz zu ſäen.“ Nach dieſem Scherz, den Fichte dort weiter vom tiefern wiſſenſchaftlichen Witze treffend unterſcheidet, nach dieſer perſifflirenden und Lachen erregenden Welt-Anſicht und Darſtellung haſcht alſo unſer Zeitalter und ſucht ſich damit ſeine Langweile zu vertreiben. Je un-

*) in den Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters S. 158.

poetiſcher und gemüthloſer eine Nation iſt, deſto mehr Geſchmack wird ſie auch am Lächerlichen und an der Perſiflage finden. Die in unmittelbarer Anſchauung gegebene und dargeſtellte Verkehrtheit gefällt ihr, als den Geiſt aufreizend und unterhaltend; aber dieſe Verkehrtheit begreift nur den Unverſtand, den Mangel an Weltſinn und Weltgebrauch, nicht die Verkehrtheit des Gemüths und der Vernunft. Letztere ſieht ſie nicht und will ſie nicht ſehen, weil ſie ſelbſt in eben dieſer Verkehrtheit ſteht. Alſo nur das Verſtandeswidrige iſt die Quelle des Lächerlichen, um das es hier gilt. Der Unverſtand, in unmittelbarer Anſchauung dargeſtellt, ſetzet dann Körper und Geiſt in ſchaukelnde Bewegung und erhöhet damit das Lebensgefühl. Durch das verkehrte Spiel und regelloſe Wechſeln der Vorſtellungen werden nämlich auch die körperlichen Organe und zunächſt die des Denkens, Gehirn und Nerven, lebhaft erregt und theilen ſofort vermöge des organiſchen Conſensus ihre Erſchütterung den übrigen Theilen des Körpers, namentlich dem Zwergfelle mit. Und ſo erzeugt ſich alsdann die phyſiſche Wirkung des Lachens, tiefes Einathmen und ſtoßweiſes Ausathmen, wodurch die Eingeweide des Unterleibes beſonders in heilſame Motion geſetzt und die organiſchen Thätig-

keiten überhaupt impulsirt werden. Die erhöhete Körper-Thätigkeit wirkt nun hinwieder auf den Geist zurück und vermehret sein Leben, so daß der Fluß der Vorstellungen immer lebhafter und leichter wird. Kurz, das Lächerliche hebt unser Vorstellungs-Vermögen aus dem Gleise des gewöhnlichen geregelten Denkens, aus der Alltagssphäre heraus; der Geist wird frei und gleichsam in einen für den Augenblick reizenden, höchst behaglichen Naturstand versetzt, wo er sich außerhalb der strengen Verstandes-Gesetzgebung in losgebundener Abspannung fühlt. Es ist, so zu sagen, ein freier Wahnsinn, dem uns das Lächerliche überliefert; und wir überliefern uns selbst ihm um so lieber, je mehr wir vom gewöhnlichen Leben, von dessen Einerlei und Leere unangenehm ergriffen und dabei vom idealen Sinne verlassen sind. Aber dieses Lächerliche wird immer um so weniger pikant und gediegen seyn, je weniger wir zur andern Zeit den Ernst lieben und treiben. Der Scherz des gehaltvollen, denkenden und tiefen Kopfs gehet leicht in den ächten wissenschaftlichen Witz, in Humor und Satyre über; *) der des immer lachenden

*) „Die Sparter, Kato, Seneca, Tacitus, Baco, Young, Lessing, Lichtenberg sind Bei-

und Lachen erregen wollenden Flachkopfes hingegen — in Possenreißerei und Wortspiele, als die schlechteste Waare.

Gehen wir inzwischen vom Lächerlichen über zu noch einigen andern Erscheinungen und Gebrechen der Zeit, die aus Langweile kommen und wieder zu ihr führen — Mit der Gefühlsleere und dagegen vertretenden Begriffsherrschaft, wovon die Rede gewesen, verbinden sich ferner — indem das Ich sich mehr und mehr rein-egoistisch ausprägt — in natürlicher Folge der Vielgenuß und auch, bei aller zugleich vorhandenen Gemächlichkeit und Thatscheue, eine gewisse Vielgeschäftigkeit. Die mancherlei Genußstrebungen veranlassen ein ewiges Laufen, Rennen und vielgestaltiges Treiben. Aber ohne Richtung auf Einen, das ganze Leben herausfordernden letzten Zweck, ohne ruhige Besonnenheit und Haltung, ohne gehörige Concentrirung der Kräfte, ist mit jener Vielgeschäftigkeit immer nur wenig gethan, multum agendo nihil agimus. Unsere unruhige Regsamkeit läßt uns heute

spiele, wie die Kraftschwere, volle, befruchtende Gewitterwolke des Wissens ins Wetterleuchten des Witzes ausbricht." Levana Th. II. S. 377.

Plane entwerfen, die wir morgen wieder aufgeben: wir möchten gerne recht viel zugleich thun und gewinnen, und thun und gewinnen es dann nur halb oder gar nicht. Es ist ein beständiges und immer verändertes Versuchen, aber nirgends ein wahrhaft vollkommenes und befriedigtes Gelingen. Dahingegen entfaltet sich die starke gediegene Kraft ruhig und fest aus sich, unabgebeugt und unabgelenkt durch veränderliche Außendinge, und schreitet gehalten fort bis zum vollendeten Product.

Durch jene unbefriedigende und die Kräfte nutzlos zerstreuende Vielthätigkeit reibt sich nothwendig Körper und Geist vor der Zeit ab und auf; die Selbstconsumtion wird nach allen Seiten hin beschleunigt, und alle Freuden und Genüsse, die aus angemessenem Kraftgebrauche entspringen, werden anticipirt und verkümmert. Zuletzt folgt dann allgemeine Atonie und Apathie, Ekel und Unfähigkeit zu jeder anstrengenden Arbeit *).

*) „Der Genius seculi, sagt Hufeland in dieser Hinsicht (s. s. Kunst das menschliche Leben zu verlängern S. 391) bringt es mit sich, daß Selbstdenken, Thätigkeit, Speculationen, Reformationen den Menschen weit natürlicher sind, als sonst, und alle ihnen beiwohnenden Kräfte sich weit lebhafter

Unter diesem Vielthun zeichnet sich, wie das Vielreden, so auch besonders das Vielleſen aus. Eine leider nur zu oft wiederholte Klage! Wenn du, nach Lichtenberg, nicht leicht zu viel denken kannſt, ſo kannſt du dafür leicht zu viel leſen; und um ſo leichter, je weniger du gerne denkſt. Das Wenigdenken und Vielleſen hängen aber meiſt zuſammen, wie Urſache und Wirkung. Encyklopädiſch durcheilſt du nun alle Wiſſenſchaften und Bücher, oder, um den Extract von allen in möglichſter Kürze und Schärfe, wie du glaubſt, zu bekommen, wenigſtens alle Journale. Damit iſt dir aber die Blüte und das Salz von allem vorausgenommen; und wenn du nun ans ernſtliche, wiſſenſchaftliche Leſen und Durchſtudieren kommen willſt, ſo hat kein Buch mehr Intereſſe und lebendi-

regen. Der Luxus kommt dazu, der durch ſeine immer vervielfältigten Bedürfniſſe, immer neue Anſtrengungen der Kräfte, immer neue Unternehmungen nöthig macht. Daraus entſteht nun jene unaufhörliche Reaſamkeit, die endlich alle Empfänglichkeit für innere Ruhe und Seelenfrieden zerſtört, den Menſchen nie zu dem Grade von Nachlaß und Abſpannung kommen läßt, der zu ſeiner Erholung unumgänglich nöthig iſt und ſeine Selbſtconſumtion auf eine ſchreckliche Art beſchleunigt."

Bis leidige Hypochondrie
Ihn ſchnell zum Proſelyten machte.
Erröthe nicht! Das Wort, philoſophie
Klingt gar zu ſchön; die Mode ſchützet ſie;
Mehr als ein Reich hat ſie im Pachte.
Komm, daß ich ſie auf ihrem Thron
Ein wenig näher kennen lerne.
Es geh' ihr, ſaget man, wie manchem Schuzpatron;
Er leuchtet herrlich in der Ferne;
Nehmt ihm den Nimbus ab — Was bleibt?
Ein Menſchchen ſo wie wir — ein Afterbild vom Sterne
Der Nachts den Wanderer von Sumpf in Sümpfe treibt,
Den Fuhrmann neckt, dem Roß die Mähne ſträubt.
Du biſt noch krank, ich ſchwatze gerne,
Hier ſitz ich ſchon — ſchläfſt du darüber ein,
Ih! beſſer noch für dich!
Frey in die Welt zu gaffen
Und in der Denkungsart nicht Affen,
Wie in dem Klejderbrauch, zu ſeyn,
Sich ſelber ein Syſtem zu ſchaffen,
Sich mit der Wahrheit diamantnen Waffen
Vom Glaubensjoche zu befreyn,
Des Aberglaubens Träumereyn,
Der Vorurtheile Kindereyn,
Und allen Schulpedantereyn

dige Neuheit für dich. Es geht dir dann, wie so manchem Vielgereisten, dem endlich kein Land und kein Ort mehr interessant und genügend ist.

Doch wozu mehrere Aufzählungen solcher Zeit-Auswüchse, da überall Thatsachen sprechen? Also überhaupt nur noch dies: dem Cultur-Menschen unserer Zeit (Segen und Achtung den Wenigen, die sich über sie erheben!) fehlt es am innern Schwer- und Lichtpuncte, am Gefühl und Sinn für's Idealische und Heilige; und darum zerstreut und verliert er sich im Veränderlichen und Verwirrenden der Zeit. Aber eine weitere Cultur wird das tiefere Gefühl mit dem Begriff, den Verstand mit der Vernunft, den Kopf mit dem Herzen wieder versöhnen; und dann wird der bisher zertheilte innere Mensch sich wieder in seiner Totalität finden und genießen und die Leere des Gemüths nicht mehr kennen — gleich dem vollendeten Weisen, der ruhig stets fortwirkt und lebenserge- und froh ist.

Langenbeck.

H. W. Weber.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

1.

Marienwerder d. 4. Jul. 1808.

Die Noth in unserm Lande ist groß. Viele Felder liegen immer noch unbesäet, es mangelt an Vieh und der Wucher zehrt im Marke des Volks. Am härtesten ist die, obwohl unter diesen Umständen höchst nöthige Reduction unserer kleinen Münze gefallen. Die Düttchen, deren vorher 30 auf einen Thaler giengen, und welche die gangbarste Münze im Lande waren, haben gesetzlich ⅓ ihres Werths verloren, und schon stehen sie gegen Courant wieder 22 pro Cent im Nachtheil, obschon ihr jetziger Nominalwerth zugleich ihr reeller ist. Tägliche schreckliche Gerüchte vermehren noch die Trauer dieser Zeiten. Bald nahet der Krieg von dieser, bald von jener Seite von Neuem, und das Schlimmste zu glauben sind die Gemüther jetzt nur zu gewohnt. Das Uebelste für uns Arme ist, daß unser noch sehr im Argen liegendes Schulwesen auf sehr lange Zeit die Hoffnung verloren, die ihm so schön entgegenglänzte, sich aus der Dürftigkeit empor zu heben. Wollen wir aber dennoch nicht verzagen! Der Himmel führt die Seinigen wunderbar. Er wolle uns alle, und auch mein liebes Vaterland Sachsen segnen!

H.

2.

Altona d. 20. Jul. 1808.

Keine Zeiten ſind gewöhnlich fruchtbringender an leichter Waare auf den papiernen Jahrmärkten, als gerade die ſchweren Zeiten. So war es denn auch hier, nach der engliſchen Räuberexpedition. Die Indignation, freilich die gerechte, hat ſich auf allerlei Weiſe, in Proſa und in Verſen ergoſſen. Unter den letztern ſind die „Patriotiſke Digte" eines Högh-Guldberg, Sohnes des bekannten ehemaligen Miniſters, wegen ihres guten Zwecks beſonders merkwürdig. Der Verfaſſer knüpfte an die Herausgabe eine Collecte für unglücklich gewordene Kopenhagener Familien, die in der kürzeſten Zeit mehrere tauſend Thaler ergab. Die Gedichte ſelbſt ſchnauben Haß und Verderben, leider! nicht allein gegen die Britten: der Verfaſſer hat öffentlich erklärt, daß er Alles verachtet, was nicht-däniſch iſt, und ſomit hat er ſich ſelbſt auf das treffendſte ausgeſprochen. In einem ſolchen Sinne wüthen und knirſchen noch immer einige, ſich Patrioten nennende, Enragé's in ihren Tagblättern und Zeitungsartikeln, vornehmlich gegen die Teutſchen, und gegen eine Ausgeburt ihrer Phantaſie, die ſie „Teutſchheit" (Tydſkhed) benennen. Es vergeht kaum ein Monat, ohne daß ſolche Ausfälle in den geleſenſten

Kopenhagener Blättern wiederho't werden. Noch erſt kürzlich wurde das gelehrte Kind von Merſeburg, wovon eine Erzählung im Hamburger Correſponden-ten war, die unſchuldige Veranlaſſung zu einer höchſt abgeſchmackten Invective auf die — „Aufſchneiderei" der Teutſchen, die, wie der Scribler verſicherte, ſchon Tacitus gerügt haben ſollte. Dieſes, und vie-les Andere, was nur noch viel ungereimter und plat-ter iſt, ſteht, wie geſagt, in den geleſenſten Blät-tern, und man muß glauben, daß alles der Art von dem größern und beſſern Theile des Publicums tief verachtet wird, weil keine Polizeibehörde es der Mühe werth hält, Einſchränkungen zu treffen. Das Weſen dieſer Schreier beruht in der höchſten geiſtigen Beſchränktheit, die ſie über ihre Inſelküſten nicht hinauskommen läßt, und eine wahre Xenelaſie, im ſpartaniſchen Sinne, haben möchte, wenn ſie könnte. Ob man ſie beſſert, wenn man ſie gehen läßt, iſt eine andere Frage. — Die politiſche und hiſtoriſche Literatur der letzten Periode brachte wenig Bedeutendes. Ausnahmen machen, außer der ſehr leſenswürdigen Münter'ſchen Schrift, die Beant-wortung der Frage: „Iſt es England gelungen, ſei-nen Raubzug gegen D. zu rechtfertigen," und eine, alles am beſten erläuternde Sammlung von Briefen: „Seeland im Sommer 1807." Hier ſind auch die

militärischen Blicke und die historischen Anecdoten nicht zu übersehen. Das historische Gedicht mit dem schauderhaften Titel: „Der Mordbrandraub der Dänenflotte" von Klauſſen, einem wackern Schulmann in Altona, iſt wenigſtens wegen ſeiner patriotiſchen Tendenz bemerkenswerth.

Die gelehrten Univerſitäts-Republiken zu Kopenhagen und Kiel, ſtehen freilich auch unter dem Gebote der beengenden Zeit; aber beiden ſind die beruhigendſten Zuſicherungen bei der neuen Regierungsveränderung zu Theil geworden. Die Kopenhagener hat ſehr großen Verluſt erlitten, hauptſächlich durch die Einäſcherung ihrer koſtbarſten Gebäude und Profeſſorenwohnungen; ſie war noch neulich — aber nicht durch die Britten, ſondern durch patriotiſche Rathgeber — in Gefahr geſetzt, ihr unerſetzliches Obſervatorium zu verlieren, welche Gefahr nun durch die eifrigſte Gegenwirkung glücklich abgewandt iſt. Wer ſollte glauben, daß auch nur der Einfall möglich ſeyn könnte, mit freundlicher (!) Hand zu verwüſten, was feindliche Bomben und Brandraketen nicht erreichen konnten! Vielleicht liegt auch hierin eine Beſtätigung von dem, was Münter verſichert, daß die ſchrecklichen Septemberſcenen noch immer neue Verſtandesverwirrungen entwickeln. — Es gieng die Idee umher, die, ſchon frühern Urſprungs, nur jetzt neue, ſehr erhebliche Gründe für ſich gewann,

durch Vereinigung der beiden hohen Schulen, am dritten Orte eine einzige Central-Universität für das ganze Reich zu Stande zu bringen. Die däniſchen und teutſchen Gelehrten, und die wichtigen Fonds der beiden Universitäten, zu Einem Hauptzwecke vereinigt, was würden ſie, durch Eifer und Eintracht, nicht Alles zu leiſten vermögen! Der Zeitgeiſt ſelber, der überall vereinzelte Kräfte zuſammen bindet, muß einer ſolchen Idee begünſtigend zu Hülfe kommen. Die Schwierigkeiten dabei, ſo wie die Regungen der Gemächlichkeit dagegen, wären wohl zu überrechnen; doch giebt es der wichtigen Bedenken und Einwürfe mehrere, die zur Zeit noch die Oberhand zu behalten ſcheinen. Die Kieler Universität leidet ſeit längerer Zeit an ihrer Juriſtenfacultät, da Etatsrath Reitemeier ſeit einem Jahre nicht mehr im Lectionsverzeichniß erſcheint, und von allen Amtsverrichtungen ſuſpendirt werden mußte. Die vierte Facultät verlor im Laufe des Jahres ihr celebreſtes Mitglied, den Naturhiſtoriographen Fabricius; und nun iſt auch der ehrwürdige Kirchenrath Geyſer zur ewigen Ruhe eingegangen. Der feierliche Leichenconduct, der ihn zur Stätte begleitete, zeugte für die Auszeichnung, die man ihm unter den Veteranen der Univerſität ſo willig zugeſtand. In einem Alter von 70 Jahren ließ er noch einen halbjährigen Leibeserben zurück; und wie das phyſiſche Vermögen,

erhielt ſich auch das geiſtige in friſcher Thätigkeit bis zum Ende. Kinder des Geiſtes hinterläßt er viele und wenige; viele, in der großen Zahl ſeiner Schüler, wenige, wenn von der literariſchen Verlaſſenſchaft die Rede iſt. Die Münchener Akademie der Wiſſenſchaften, die ſich von Kiel aus mit auswärtigen Mitgliedern verſah, nahm, außer den drei in öffentlichen Blättern genannten Worthies, auch noch einen vierten, den Dr. Kleuker in ihre Reihen auf, deſſen oft verkanntes und im nächſten Umkreis freilich weniger wirkſames Verdienſt gewiß einer ſolchen Auszeichnung werth war. Wäre es auch nur die empfehlende Stimme Jacobi's, die den biedern Mann zu der Ehrenſtelle in den neuen Areopagus gefördert hätte, ſo wäre ſchon dagegen wenig zu erinnern. Wohl nur zufällig iſt Kleukers Mitgliedſchaft bisher öffentlich mit Stillſchweigen übergangen worden. Der Curator, Graf von Reventlow, hat nun ſeinem Poſten entſagt, und die Univerſität trat in ihr vormaliges Verhältniß zu der Regierung zurück, deren unmittelbarer Sorgfalt ſie mindeſtens nicht weniger zu verdanken haben wird. Zu entſcheiden, ob und in wiefern jene Entſagung als ein bedenkliches Zeichen gewürdigt werden müſſe, machte die noch zu ſtarke Diſſonanz der Meinungen hierüber, wenigſtens bis jetzt noch mißlich. Neuere Ereigniſſe ſind zu vielſeitig zur Sprache gebracht.

als daß dem größern Publicum verwehrt seyn könne, darüber ebenfalls eine Meinung zu haben. Hermes ruht, und seine Thorheit mit ihm. Eben so ruht in einem Winkel der Kieler Universitätsbibliothek ein gelehrtes Vermächtniß von ihm, ein Etwas von einem lateinischen Commentarius über allerlei biblische Angelegenheiten. In jedem Fall hätte die Facultät der Tübinger Theologen ein Vorrecht an dieses Vermächtniß geltend zu machen, da die Kieler Universität sich bescheiden muß, zu solchem Wohlwollen niemals irgend eine Veranlassung gegeben zu haben.

K....

Inhalt.

	Seite
I. Gedichte.	
1. Der Regenbogen.	247
2. Die Tempelweihe.	249
3. An die Römer.	251
II. Von der Fränkischen Glasmalerei in Nürnberg.	252
III. Von den Nürnberger Eierlein.	261
IV. Eingang zu einem Cursus der Psychologie. Von Fr. A. Carus.	267
V. Ueber Gefühl und Empfindung. (Ein Schreiben an einen Preuß. Feldprediger.)	281
VI. Ueber die Gemälde-Gallerie in München und Schleisheim. (Aus einem Briefe.)	291
VII. Das Culturleben, insbesondere das unsers gegenwärtigen Zeitalters, betrachtet als ein vorzügliches Erregungs- und Beförderungsmittel der Langweile.	300
VIII. Auszüge aus Briefen.	
1. Aus Marienwerder vom 4. Jul. 1808.	314
2. Aus Altona vom 20. Jul. 1808.	325

Auf ewig gute Nacht zu ſagen —
Wen nimmt nicht die Idee mit edlem Eifer ein,
Sich muthig an das Werk zu wagen?
Nun wohnt die Wahrheit nicht auf dem gebahn-
ten Weg;
Man muß, der Göttin Schloß zu finden,
Durch manchen Dornenzaun ſich winden,
Muß über manchen ſchmalen Steg,
Muß auf die ſteilſten Felſen klimmen;
Da wird zuletzt ein junges Herrchen ſchwach,
Verliehret die Gedult und ſchleichet falſchen Stim-
men,
Die hier und dort im Walde ſchallen, nach.
„Was ſucht ihr? rufen die Sirenen,
Ein Nichts! die Wahrheit iſt ein Schall.
Wollt ihr in ſichrer Ruhe gähnen,
So glaubet nichts! der Erdenball
Sprang aus des blinden Zufalls Schooſe,
Durch eben die Metamorphoſe
Kehrt er einſt in ſein Nichts zurück;
Das Leben iſt ein Augenblick,
Der Menſch, ein Hauch; der Zukunft Strafen
Und Freuden für den Pöbel gut,
Der ſchwerlich ſonſt an ſeiner Ketten ruht;
Des Alterthumes Götter ſchlafen,
Der Neuern Gott iſt ein Gedicht, wie ſie;
Der Weiſe liebt aus Sympathie

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1808.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Weimar 1808.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue

Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1808.

I.

Zwei Wiegenlieder für Ihre Majeſtät die Königin von Dänemark.

Im April 1808.

1.

Schlafe, mein Kind!
Du Liebesblüte,
Schleuß deine Aeugelein zu!
Schlafe, mein Kind!
Denn ſeelig hüte
Ich Engeleins ſeelige Ruh!

Schlafe, mein Kind!
Da draußen ſtürmet
Ein Geiſt wohl feindlich und kalt:
Schlaf' doch, o Kind!
Ein Engel ſchirmet
Die Unſchuld mit heilger Gewalt.

Schlafe, mein Kind!
Dir nahe ſtehet
Der Engel der Liebe, geſellt.
Kind, o mein Kind!
Die Welt vergehet,
Sein Reich iſt von ewiger Welt.

Schlafe, mein Kind!
Des Frühlings Roſe
Hat er dir ins Händchen gedrückt:
Liebliches Kind!
O ſelber Roſe,
Im Himmel der Liebe gepflückt!

Kind, o mein Kind!
Wenn er dich ſchmückte,
Der Engel des Friedens, zugleich,
Und dir, mein Kind!
Ins Händchen drückte
Der Palme geheiligten Zweig!

Doch, o mein Kind!
Fern iſt er, ferne,
Der einzig dich liebet, wie ich!
Schlaf' nicht, mein Kind!
Wie Hoffnungsſterne,
Erfreun deine Aeugelein mich!

v. St.....b.

2.

Schlaf, holder Engel, ſchlaf dich ſatt,
Blümlein aus Gottes Garten!
Gott der dich herverpflanzet hat,
Wird hier auch deiner warten.

Ihm hab' ich dich, und Ihm allein
Vertraut und hingegeben:
Ohn' Ihn kann man nicht ſicher ſeyn,
Ohn' Ihn nicht glücklich leben.

Gott iſt allein der rechte Mann,
Der alle Noth entfernet —
Schlaf Kind, wohl dem, der ſchlafen kann;
Die Mutter hat's verlernet. —

Denn fern iſt der, und nicht bei mir,
Dem nur mein Leben lebet
Den meine Liebe für und für
Und mein Gebet umſchwebet. —

Sey mit Ihm und mit ſeinem Heer,
Herr! — Denk an uns hienieden,
Erbarm Dich deiner Menſchen, Herr,
Und gieb Uns wieder Frieden.

Ach Alles, Alles in der Welt
Iſt Staub, wird bald zerrieben;
Was hoch und herrlich war, zerfällt
Und nichts beſteht als Lieben.

Claudius.

II.

Chöre für das Ackerbaufeſt in Hofwyl.

Vorwort.

Ein und vierzig Schulmeiſter aus dem Canton Bern wurden im Laufe dieſes Sommers 6 Wochen hindurch auf dem Gute des Hrn. Fellenberg in Hofwyl von dem als practiſchen Pädagogen und Schriftſteller rühmlich gekannten Hrn C. A. Zeller *) in der Peſtalozziſchen Lehrmethode, die Hr. Zeller vorher ſelbſt in Yverdun mit innigſter Aneignung erfaßt hatte, täglich unterrichtet Ein edler Menſchenfreund aus Bern hatte 50 Louisd'or, die Berner Regierung 30 Louisd'or zur Förderung dieſes Unternehmens entrichtet. Hr. Fellenberg übernahm die Verpflegung, und machte es nicht ohne

*) Seine neueſte Schrift: Die Grundlage einer beſſern Zukunft. In Briefen. Zürch, Orell. 1808. verdient von recht vielen zur Beherzigung und Stärkung in dem Guten, was alle Stürme nicht zertrümmern können, geleſen zu werden.

große Beschwerlichkeit möglich, daß für Speisung und Unterkommen dieses zahlreichen Personals in diesem ganzen Zeitraume gesorgt wurde. Den Schulmeistern war eine Scheuer und einige Zelte zum Schlafen und Essen angewiesen. Hr. Zeller wohnte in Fellenbergs Hause. Der Hörsaal war im Freien unter Bäumen, mit einer holzernen Verdachung, aufgeschlagen.

Der 12. Julius war dazu bestimmt, nach einer nochmaligen Prüfung dieser alten Zöglinge, in Gegenwart des Kirchenraths aus Bern, in der Kirche zu Buchsee das ganze Werk zu beschließen, worauf Nachmittags zu Hofwyl eine Cantate aufgeführt und die jährige Preisvertheilung von Fellenberg vorgenommen werden sollte. Ein Augenzeuge von offenem Sinn und fühlendem Herzen, der aus einer ferneren Gegend gerade damals anwesend war, theilte uns darüber folgende Nachricht mit: „Halb 9 Uhr früh langte der Kirchenrath aus Bern in der Kirche zu Buchsee an. Eine große Anzahl Standespersonen von daher, mit Einschluß des kais. österreichischen Gesandten, Baron v. Schraut, fanden sich gleichfalls ein. Das Landvolk strömte von allen Seiten herbei. Wegen Kürze der Zeit war die Prüfung diesmal — eine weit strengere, aber durchaus be-

friedigende, war 8 Tage vorhergegangen — nur sehr summarisch. Bloß in Betreff der Schuldisciplin gieng Zeller heute tiefer ein. Er endigte mit einer kurzen Anrede an den Kirchenrath, an die Schulmeister, und zuletzt an die ganze Versammlung. Hierauf nahm zuerst der wahrhaft edle Präsident des Kirchenraths von Muralt, dann der ehrwürdige Decan Ith das Wort. Beide bezeigten ihre volle Zufriedenheit, dankten Zellern und Fellenbergen für dies rühmlich ausgeführte Geschäft und ermahnten die Schulmeister zur gewissenhaftesten Anwendung des Gelernten mit Zusicherung des Beifalls und der unfehlbaren Unterstützung von der Landesregierung. Der älteste unter den Schulmeistern hielt nun eine Gegenrede, mit so viel Wahrheit und innerm Zusammenhang, mit solcher Herzenseinfalt, Innigkeit und demüthiger Bescheidenheit gesprochen, daß die ganze Versammlung tief, tief dadurch gerührt wurde. Auch sein Ansehen war das eines Apostels und es war, als verklärte sich sein Angesicht. Ein Psalm aus dem reformirten Gesangbuche, in den die ganze Versammlung einstimmte, beschloß diese seltene Feierlichkeit. Hr. Fellenberg kündigte darauf an, daß Nachmittags von dem Schulmeister in Hofwyl eine Cantate abgesungen und von ihm damit die jährliche Preisvertei-

lung an ſeine Dienſtboten und Handwerker, nebſt der Vorzeigung und Probirung ſeiner Ackerinſtrumente verbunden werden ſolle. — Um 4 Uhr Nachmittags begann dieſe Feierlichkeit. Von Buchſee hatten ſich die Glieder des Kirchenraths auch eingefunden. Man begab ſich zu dem mit Brettern überdeckten Platz, wo Zeller und Fellenberg den Schulmeiſtern bisher Unterricht ertheilt hatten und nahm auf Bänken Platz. Die Schulmeiſter bildeten mit ihren beſten Sängerinnen einen Halbzirkel, in deſſen Mitte Zeller eine Cantate mit dem Fortepiano begleitete, die von ihm ſelbſt componirt war. Nach deren Beendigung überreichten die Schulmeiſter Hrn. Zeller auf einer umkränzten Schüſſel eine ſilberne Doſe mit der Inſchrift: Herrn Educationsrath Zeller von ſeinen dankbaren Schülern, zum Geſchenk. Wie rührend war dieſe freiwillige Gabe von Leuten, die zum Theil nur 30 Rthlr. Gehalt genießen, und die während einer ſechswöchentlichen Abweſenheit von Hauſe nicht geringe Beſchwerden von übler Witterung ausgehalten hatten. Zeller dankte den beiden Ueberbringern mit herzlicher Gegenrede und Umarmung. Nun ließ Fellenberg ſeine beiden Voigte nebſt 10 Knechten und den in ſeinem Hofe arbeitenden 4 Handwerkern (Schmidt, Stellmacher, Böttcher und Tiſchler) ebenfalls der

„Die Tugend, und bedarf nicht knechtiſcher Geſetze
„Um edel, groß, ein Menſchenfreund zu ſeyn;
Doch hindert ihn auch keine Furcht, der Schätze,
Die die Natur ihm beut, ſich ungeſtört zu freun,
„Und jeden Augenblick der Sinnenluſt zu weyhn.
Der arme Thor! die Lehren kitzeln
Sein ſtolzes Herz, ſein warmes Blut;
Er ſchlürft ſie ein, geht weiter, faßt ſich Muth,
Wagt, über die Religion zu witzeln,
Wird angehört, belacht; ihm wächſt der Kamm;
Nun wagt er gar ein Epigramm,
Nun ſammlet er die ſeichteſten Brochüren,
Die London oder Amſterdamm
Und etwas myſtiſches auf ihrem Titel führen;
Nun will er ſelber laboriren;
Gießt ihren Geiſt in eins, fängt an zu diſtilliren—
Ach! aber die Phiole ſpringt, da liegt
Des Weiſen Stein am Boden, und verfliegt.
Hätt er ſich doch, gleich andern Thieren,
Statt dieſes Uebermuths, mit dem Inſtinkt begnügt!
Ihn lohne Spott für die verlohrne Mühe!
Dem Jüngling aber, welcher frühe,
Als noch die ungeſalzne Brühe
Der Ammen Nahrung in ihm gohr,
Durchs Beyſpiel angeſteckt, den rechten Pfad verlohr,

Sein

Ordnung nach in den Kreis treten. In einer kraftvollen Rede dankte er zuerst Zellern für seine Bemühungen und verabschiedete die Schulmeister. Hierauf kam er auf eine passende Weise auf den Zusammenhang eines verständigen Ackerbaues mit der Beförderung geistiger Cultur überhaupt. Diesem fügte er eine Art von Censur über das Betragen und den Fleiß seiner Untergebenen bei und reichte jedem ein Geschenk an Gelde. Die beiden Voigte zeichnete er überdies durch Umarmung im Angesicht der großen versammelten Volksmenge aus. Die Cantate hatte so sehr gefallen, daß man allgemein um Wiederholung bat, worauf die Honoratioren in Hr. Fellenbergs Haus Thee und Erfrischungen nahmen, den Schulmeistern aber, so wie sämmtlichen Dienstleuten, zusammen leicht an 100 Personen, im Freien ein Mahl gereicht wurde, welches mit häufigen Gerichten und Wein besetzt war." So weit unser theilnehmender Erzähler.

Indem wir hier diese zwei Mal gesungene Cantate mittheilen, ergreifen wir zugleich die Gelegenheit, nochmals unsere gefühlteste Hochachtung für den edeln Fellenberg und alle Erwählte, die ihm zur Seite stehen, laut und unverhohlen auszudrücken. Der N. T. Merkur war eine der

erſten Zeitſchriften, worin Fellenbergs bis dahin nur im Stillen wirkendes Verdienſt verlautbarte. Möchte dieſe Publicität dem trefflichen Manne nur nicht auch manche trübe Stunde gemacht haben! Es ſtrömten freilich aus allen Gegenden Schauluſtige ſeitdem nach Hofwyl. Leider waren aber wohl nicht bei Allen die Beweggründe ſo lauter, als bei unſerm trefflichen Landsmann, dem wir dieſe Mittheilung verdanken. Auch engherzige Plusmacher und Finanzer, wie ſie ſchon Luther nannte, kamen und ſchauten mit Schalksargen und rechneten — nicht zum Beſten ihrer Mitbrüder! Doch das Wahre hört durch keinen Mißverſtand auf, wahr, das Gute hört durch keinen Mißbrauch auf, gut zu ſeyn. Ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ.

Böttiger.

* * *

A-

Alle.

Groß, o Herr! ſind deiner Hände Werke,
Wer ſie ſchaut, hat ſeine Luſt daran!
Preis dir, Herr! dem Gott der Macht und Stärke!
Preis und Dank! — o nimm ihn gnädig an!

Vater Dank! daß deine ſchöne Erde
Eine Welt von Menſchenkindern füllt,
Und daß nur durch Arbeit und Beſchwerde
Fleißes Löhn, die Menſchenfreude, quillt.

Chor der Knaben.

Fluren ſchafft aus Wüſteneien
Gottes Bild, des Menſchen Fleiß.

Chor der Mädchen.

Seinem Pflanzen lohnt Gedeihen,
Ruh' und Freude iſt ſein Preis.

Chor der Jünglinge.

Aechte Luſt iſt keines Standes,
Keines Bodens Eigenthum.

Vier Stimmen.

Suchſt du ſie, o Sohn des Landes!
Schaff' in Fluren Wüſten um.

Alle.

Groß, o Herr! ſind deiner Hände Werke ꝛc.

(Trommelwirbel.)

Alle.

Ach! er ſelbſt, der Menſch, er trübt die Quelle,
Die ſo rein in ſeinem Garten floß.
Was er baut' und ſchuf, ſtürzt Eine Welle
In des Abgrunds nimmerſatten Schoos.

Tobend reißt vom reichbeladnen Baume
Kriegessturm die goldnen Früchte ab.
Jammerklage tönt in weitem Raume
Und der Garten wird ein weites Grab.

(Trommeln und Trompeten.)

Herr! wie lange noch
Darf der Krieg in deinem Garten wüthen?
Herr! wie lange noch
Mord und Brand, wo Menschenfreuden blühten?
Herr! wie lange,
Herr und Vater!

(Kriegerischer Marsch — unterbrochen mit den Worten)

Verstummet, Kriegstrommeten!
Der Gott der Liebe blickt
Erbarmend auf uns nieder,
Die Wunden, die er schlug,
Er heilt sie wieder.

Chor der Männer.

Es werden die Völker — ihre Schwerdter zu Pflugscharen, — und ihre Spieße zu Sicheln machen; — ein jeglicher — wird unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum wohnen — ohne Scheu. *)

Alle.

Heil dir, Vaterland!
Ein Tempel ewgen Friedens

*) Mich. 4: 3, 4.

Stehst du herrlich da!
Tausende nah'n in festlichen Reihn,
Menschen fern und nah
Kommen sich deines Segens zu freun.

Was deiner Söhne Heldenkraft
Mit altem Muthe schützt und schafft;
Der Sitten Einfalt, Bürgertreu
Und Mutterliebe, täglich neu,
Erhalte dir, o Vaterland!
Dann hält dich Gottes Hand.

* * *

B.

Alle.

Es lebe, wer die Erde baut
Mit fleißgewohnter Hand,
Das Seine thut, auf Gott vertraut
Und wirket mit Verstand,
Was unser Ochs und Esel kann,
Das ziert noch wenig den Bauersmann.
Wer nährt und ehrt das Vaterland
Muß wirken mit Verstand.

Chor der Jünglinge.

Doch wer es liebt, sein Vaterland,
Muß wissen, es zu schützen.

Wer dieſer Bürgerpflicht vergißt,
Sagt, Brüder, ob er würdig iſt,
Des Friedens Gaben zu nützen?

2.

Woher das Glück, daß unſer Gott
Den Vätern einſt beſchieden?
Im Frieden rüſteten ſie ſich,
Im Kriege ſtark und fürchterlich
Erkämpften ſie ſich den Frieden.

3.

Was unſre Berge ſind dem Thal,
Ein Damm und Schutz vor Stürmen;
Das iſt der Bürger Kraft und Muth,
Bereit und ſtark mit Gut und Blut
Das Vaterland zu beſchirmen.

Alle.

Es lebe, wer die Erde baut ꝛc.

III.

Die Pforte. *)

Von meiner Heimath, meinem Welttheil' fern,
Sucht' ich auf rauhem Pfad' der Weisheit Stern.
Bald sah' ich seinen Strahl durch Nebel funkeln,
Und freundlich winkte mir der Hoffnung Blick;
Bald sich sein Licht schnell wiederum verdunkeln,
Und hingeschwunden war des Geistes Glück.
Ich sehnt' mich nach dem Kuß' des Ideales,
Dem schwelgenden Genuß' des Göttermahles;
Doch in der schönsten Saat fand ich den Loch,
Und wenn ich wähnte mich am fernsten Ziele,
Zerschnitt mein Herz des Zweifels giftger Dolch,
Und schnell entflohen meine Hochgefühle.
In Erz gegraben war der Jugend Lehr',
Gestützt durch Beispiel übermächtges Heer;
Ich irrt' im Labyrinth' von Vorurtheilen;
Heißt es, dacht' ich, nicht schänden Väter Ehr',
Den langgewohnten Schranken zu enteilen,

*) Einleitung zu einem größern philosophischen Gedichte, welches in Jerusalem angefangen wurde.

Herzen.

Dem Werk' der Denkkraft, nicht des Ungefähr?
Wie? irren blindlings jene Millionen
Von Sterblichen in nahen, fernen Zonen,
Wenn für der Lehre Wahrheit, ihnen werth,
Sie bieten gern zum Opfer Haab' und Leben?
Doch warum das, was Dieser liebt und ehrt,
Was Lehrer ihm für Götterwillen geben,
Dünk't Jenen Wahn und Trug? Was Ihn belebt
Iſt Dieſem Dämons Werk, wofür er bebt?
Spielt die Natur mit menſchlichen Organen
Und modelt ſie nach Welttheil, Zon' und Volk?
Webt' einſt ein andrer Geiſt in unſern Ahnen,
Und Sonnenlicht däucht Enkeln düſtre Wolk'?

So forſchte ich auf meines Lebens Bahne,
Verleitet oft durch Irrwiſchſchein vom Wahne:
Da ſchwebt' zu mir herab ein Genius,
Und freundlich winkte mir die Engelmiene;
Komm', ſprach er, folge mir jetzt zum Genuß
Der Wahrheit auf der Welt erhab'nen Bühne;
Doch weiche weder rechts, noch links vom Steig',
Und meide ferne das Ideenreich!

Du warſt es, du o göttliche Erfahrung!
Entzückend leuchtete dein Silberlicht,
Das ohne Phantaſien Zaubernahrung,

Von Dunſt und Blendung fern das Dunkel bricht.
Nie wankt dein Fuß auf rauhen Felſenzinnen,
Um einſt zum Lohn die Weisheit zu gewinnen.
Phantasmen und Chimären ſcheuchest du,
Und bannest ſie zum Chaos, ihrer Wiege,
Sie, welch' die Menſchheit ſtörten in der Ruh',
Und drückten oft ihr auf des Tigers Züge.
O Göttin! leite meinen Forſcherhang
Zur Wahrheit; zeige mir den rechten Gang
Bei deinem Fackelſcheine zu entwirren,
Der Menſchen Meinung, Glaube und ihr Thun;
Wo weislich handeln ſie, und wo ſie irren,
Auf Felſen oder Sumpf Syſteme ruhn!
O! ſende du zur Sühne Friedensboten,
Wenn wider mich erheben ſich Zeloten,
Und im Gewand' ſcheinheilger Hierarchie,
Von kalter Prüfung ferne mich verdammen,
Und ſtempeln das zur argen Blasphemie,
Was zeugten nur der Wahrheit heilge Flammen.
Vergeſſend Väter Sitt', Religion,
Frei von den Vorurtheilen einer Zon',
Als Bürger einer Welt wag' ich zu engen
Des Menſchen-Wiſſens Reich, wo Wahrheit wohnt,
Und Wirklichkeit vom Wahne zu entmengen,
Der nur auf Irrthums morſchen Stützen thront.
Wenn ich bekämpfe muthig in Verzäunung

Des grau'ſten Alterthums die falſche Meinung,
Bigotte Schwärmer, Metaphyſiker
Den Bannſtrahl ſchnell auf den Verwegnen ſchleudern:
Dann wahre du, Erfahrung! deine Lehr'
Mit ſchützender Aegid', daß einſt von Neidern
Geprieſen werde deines Namens Ehr',
Und Feinde bilden ein Verehrer Heer!

IV.

Nichtigkeit menſchlicher Größe.

Ein moraliſches Gedicht nach einer engliſchen Ueberſetzung aus dem Indiſchen. Kahira. Sept. 1807.

Zügl' den Durſt, du Bethörter! die Schätz' zu erwerben;
Mache verächtlich ſie deinem Verſtande und Neigung.
Nur mit Schätzen, erworben auf geiſtigem Grunde,
Schmücke die Seele!

Wer, dein Weib und dein Sohn, ſind ſie? Iſt nicht das Weltall
Ausdrucklos wundervoll, welchem verdankſt du das Daſeyn?

Sein unerfahrnes Herz bethören ließ, sein Ohr
Verführern lieh, dem sey des Mitleids Zähre,
Dem sey der Wunsch geweyht, daß ihn sein Gott
bekehre!
Er irrt in einem Labyrinth
Von metaphysischen Sophismen, Hypothesen,
Die noch verworrner, als Mäanders Krümmen sind;
Vom unerschaffenen, nothwendig freyem Wesen,
Von allgemeiner Kraft, von blindem Ohngefähr,
Von todtem Urstoff, ewiger Bewegung,
Und was dergleichen mehr.
So vieler Widersprüche Heer,
Von Doppelsinn und dunkeln Worten schwer,
Raubt ihm die Kraft der Ueberlegung.
Der hält die Welt für Gott, ihm sind der Mond,
Die Luft, der Pavian, der Baum, die Marmorsäule,
Der vierte Heinrich und sein Mörder, alles Theile
Von diesem GOtt, der um und in uns wohnt.
„Wie thöricht! ruft ein andrer, macht das Lassen,
Nicht Denkern weiß! GOtt ist ein Geist voll Ma-
jestät,
Von Ewigkeit hat er die Welt erschaffen,
Und sitzt auf seinem Thron, der in den Wolken steht,
„Und läßt sie gehen — wie sie geht.“
Je tiefer Er sich wagt, je mehr durchkreu-
zen Grillen
Des Grossen Irrgangs Dunkelheit;

Woher kamſt du? o Bruder! Erwäge die Frage!
Sinne darüber!

Rühme nimmer der Pracht dich, des Zahles der
Diener,
Nimmer der blühenden Jugend! Es eilet im Fluge
Unaufhaltbar die Zeit, und in Augenblicks Währung
Schnellt ſie fort Alles.

Gleich dem Maya verſcheuche dies Blendwerk,
und freudig
Lege dein Herz zu den Füßen des mächtigen Brahma!
Von ihm müh' dich zu lernen mit offenem Geiſte
Goldene Weisheit.

Wie ein Tropfen von Waſſer auf Blättern des
Lotus
Zittert: ſo ſchwankend iſt menſchliches Leben. Es währet
Ein Moment nur der Umgang mit Edeln, die Fährſchiff
Irrdiſchen Meeres.

Ohne Kraft iſt der Körper; es grauet das Haupt;
der
Mund iſt ſchon zahnlos; es zittert das Stöcklein in
Händen
Des, der träget es; nimmer doch gießeſt du leer die
Flaſche der Habſucht!

Wie ſo ſchnelle geboren! ſo ſchnelle im Grabe!
Weilten wir lange nicht, lange im Schooße der Mutter?
Uebermächtig iſt's Laſter hier: dennoch hiernieden
Findſt du Behagen?

Tag wird Nacht, und der Abend wird Morgen,' der Winter
Wechſelt mit Frühling, die Abreiſ' mit Rückkehr. Es ſpielt die
Zeit; das Leben vergeht: und doch wehen ohn' Zügel
Winde der Hoffnung?

An dem Fuß' eines Baumes ſeyn unter der Wohnung
Herrlicher Götter, die Erde zum Bett', und zum Kleide
Haut; entſagen der Luſt: wer iſt, den nicht ſolch' Andacht
Füllt' mit Entzücken?

Laß die Leidenſchaft nimmer nicht zaumlos, ob Feinde
Treff' ſie, ob Freunde, den Sohn, den Verwandten, im Kriege,
Frieden. Allen, wenn Viſchnu's Natur du erſehneſt,
Gegne mit Gleichmuth!

Seezen.

V.

Siegel-Stein eines Römiſchen Augenarztes, im Beſitz Sr. Durchlaucht des reg. Herzogs von Gotha.

Es iſt eine ganz eigene Erſcheinung, daß ſich die Heilkunde im alten Rom mit den Augenkrankheiten mehr als mit jeder andern Krankheit beſchäftigt und unzählige Heilmittel derſelben, deren lange Liſte man z. B. beim Celſus nachleſen kann, ausgedacht hat. Sieht man die ältern griechiſchen Aerzte nach, ſo findet man eine einfachere Behandlung der Augenübel, die ſehr gegen diejenige abſticht, welche ſich bei den Römern ungefähr vom Auguſtiſchen Zeitalter an verbreitet. Hier treten auf einmal ganze Schaaren beſonderer Augenärzte auf, deren mehrere ſich einen großen Namen machen; jeder erfindet nach blinder Empirie eigene Mittel, Salben, Pulver, Paſtilli, die er nach ſeinem Namen oder nach ihren Beſtandtheilen oder von andern Umſtänden benennt und zum Theil als Arcana diſpenſirt *); es iſt keine

*) S. Wesseling de vett. medicis ocularibus in Walchs Actis soc. lat. Jen. V. 3. p. 48 f.

Art von Augenbeſchwerden denkbar, für die nicht ſogleich ein eigenthümliches Collyrium — dies der allgemeine Ausdruck dafür *) — in Bereitſchaft wäre; Quackſalber und Hauſirer ziehen damit auf Märkten und Meſſen herum. War etwa Italien Augenleidenden vor andern Ländern, und zwar gerade von dem angegebenen Zeitpuncte an beſonders unterworfen? Ein heißer, ſonniger Himmel, ein feuchter, ſumpfiger Boden, wie der von Roms Umgegend, konnten wohl viel zur Entwickelung ſolcher Uebel beitragen, und in der That werden die lippi nicht ſelten bei den Römern genannt. **) Auch bringt eine Zeit vor der andern Krankheiten in Menge zum Vorſchein, die eine andere nicht kennt. Oder kam vielleicht aus Aegypten, wo Augenübel vorherrſchen, und wo es von uralter Zeit her eigne Aerzte für jedes Glied des menſchlichen Körpers und namentlich für die Augen gab, mit manchem Zweige ägyptiſcher Weisheit und Afterweisheit auch dieſes Heer von

*) S. J. H. Jugler de collyriis veterum. Bützow 1784 zu Anfang.

**) Horaz Sermonen I, 5, 30. klagt zu Anxur: Hic oculis ego nigra meis collyria lippus illinere. Des collyrium nigrum gedenkt Jugler S. 49. aus dem Actius und Marcellus.

Augenärzten und Augenmitteln nach Italien? Und erhob etwa erſt die Menge der neuen ausländiſchen Augenärzte die Augenübel in Rom zum Rang der Modekrankheiten?

Dieſe römiſchen Aerzte nun hatten die Gewohnheit, auf ihre Augenarzneien oder auf die Büchſen, in denen ſie dieſelben aufbewahrten, Siegel zu drücken, auf denen gewöhnlich das Collyrium nebſt dem Namen des Erfinders oder Verfertigers genannt war. Sie liebten es, ſich dazu kleiner, graugrünlicher Steine zu bedienen; auf deren Kanten in einer Zeile oder auch in ein Paar Zeilen über einander die Inſchrift gegraben war, die in Wachs oder weichem Thon abgedruckt wurde. Sonderbar, daß man nach und nach achtzehn ſolcher Steine mit Etiketten für Augenmittel gefunden hat, während, ſo viel mir bewuſt, kein einziger mit ähnlichen Inſchriften für Arzneien anderer Art entdeckt worden. Da ſie zum Abdrucken beſtimmt waren, ſo mußte die Schrift, um ſie auf dem Gefäße von der Linken zur Rechten erſcheinen zu laſſen, auf dem Steine von der Rechten zur Linken gehend eingegraben werden. Es iſt alſo eine Art von Steindruck oder von Stereotypen. Wie nahe war man hier ſchon der Erfindung der

Druckerei! *) Es ſind wirklich noch zwei in Wachs abgedruckte Etiketten dieſer Art vorhanden **); auch giebt es noch eine Scherbe eines thönernen Augenſalbengefäßes ***), auf welchem die Adreſſe ſogleich dem geformten, aber rohen Thon, ehe er in den Ofen gekommen, eingedruckt worden iſt. Auch iſt die Vermuthung von Jugler ****) ſo übel nicht, daß man trockenen Collyrien, deren feſten Maſſen verſchiedene Geſtalten gegeben wurden, vielleicht ſelbſt ſolche Siegel, zum Theil auch wohl gewiſſe Zeichen und Bilder, aufgedruckt habe, wie er denn z. B. aus dem Galenus ein Collyrium anführt, das Leontarium genannt wird, weil ihm das Zeichen eines Löwens eingedruckt geweſen.

Die Abſicht, die man bei jenen Siegelſteinen hatte, war unſtreitig dieſelbe, in welcher ſich auch heut zu Tage Aerzte, Apotheker und andere Arzneienverkäufer ähnlicher Etiketten oder Adreſſen be-

*) Vgl. Sare Epist. de vet. medici ocularii gemma sphragide p. 11 f.

**) Walch Antiquitates medicae p. 84.

***) Walch a. O. p. 59 f. Sare a. Schrift. S. 60.

****) De collyrr. p. 51.

dienen. Der Arzt beurkundete durch dieſe Stämpel die Aechtheit der Collyrien, die er ſelbſt erfunden und zuſammengeſetzt hatte, und verbreitete mit dem Namen des Collyriums zugleich ſeinen eigenen; Apotheker und Augenſalbenhändler mußten durch Inſchriften, die ſie den einzelnen Büchſen aufdruckten, verhindern, daß mit jenen zahlloſen Medicamenten keine ſchädlichen Irrungen und Verwechslungen vorgiengen, vorſichtiger in dieſem Stücke verfahrend, als die Apotheker des neuen Roms, von denen Bonſtetten *) berichtet, daß ſie die Arzneien ohne alle Adreſſe ausgeben. Daß aber die aufgedruckten Siegel nicht immer [illegible] Bürgen der Aechtheit des Inhal[illegible] Büchſen geweſen, und daß der Betrug bei den Römern wie bei uns ſein Spiel oft damit getrieben haben werde, iſt leicht zu vermuthen.

Die Siegelſteine dieſer Art, die ſich aus dem Alterthume erhalten haben, ſind von verſchiedenen Gelehrten geſammelt und erläutert worden, als von Caylus, Walch, Triller und Jugler **).

*) Voyage dans le Latium p. 252. in der Anm.

**) Caylus Recueil d'Antiquités T. I. p. 225—32
J. E. J. Walch Antiquitates med. selectae. Jena 1772. vorzüglich N. 1 u. 2. p. 1—92. D.

am vollſtändigſten aber von Saxe. *) In letzterm werden achtzehn ſolcher Siegelſteine und die ſchon vorhin erwähnte Büchſe mit dem Abdrucke der Inſchrift verzeichnet und erläutert.

Dieſen füge ich hier als Nachtrag die Beſchreibung des bisher noch nicht bekannt geweſenen Steines bei, den Sr. Durchlaucht, der regierende Herzog von Gotha, beſitzt, und, weil er vermuthlich in hieſiger Gegend (ſo wie ein anderer, den Walch beſchrieben, auf einem Jenaer Acker) gefunden worden, für den Siegelſtein eines römiſchen Feldarztes hält, der ſeine Arzneyvorräthe auf den römiſchen Feldzügen, die ſich ſelbſt bis in unſere Nachbar-

W. Triller pr. de varr. vett. medicor. ocularior. collyriis, quorum memoria in priscis lapidd. inscriptis adhuc superest. Wittenberg 1772. J. H. Jugler biblioth. ophthalmicae specimen I. Rühow 1783, das nachher 1785 mit deſſen Abhandlung de collyr. vett. 1784. wieder zuſammen gedruckt worden iſt.

*) Chph. Saxe Epist. de vet. medici ocularii gemma sphragide. Alii simul duodeviginti ejus generis lapilli, quotquot adhuc in notitiam hominum venerunt, recensentur et illustrantur. Utrecht 1774.

ſchaft erſtreckt haben ſollen, mit ſich geführt habe. Die nämliche Vermuthung unterhält Sare *) von einem Siegelſteine dieſer Gattung, der in Holland bei Maſtricht gefunden worden.

Der Gothaer Siegelſtein gleicht ziemlich an Größe und übriger Beſchaffenheit den bisher gefundenen. Es giebt deren mit zwei, mit vier, mit Einer Inſchrift verſehene. Der Gothaer hat auf zwei Rändern zwei Inſchriften, weicht jedoch darin von den übrigen ab, daß er auf jeder Inſchrift den Namen eines andern Arztes nennt, alſo einem Arzt angehört zu haben ſcheint, der nicht bloß ſeine eigenen, ſondern auch Collyrien anderer Aerzte dispenſirte.

Die eine Inſchrift heißt ſo:

T. CL. APOLLINARIS DI
ALEPIDOS AD CLARI

Der Name Claudius kommt unter den römiſchen Aerzten nicht ſelten vor und wurde von Freigelaſſenen nach dem Namen ihrer zur Familie der

*) p. 18 ff.

Claudier gehörigen Freilaſſer angenommen *). Der unſre ſcheint jener Tiberius Claudius Apollinaris geweſen zu ſeyn, den uns eine Grab-Inſchrift bei Gruter **) als Freigelaßnen und Erben eines Tiberius Claudius Onitus und als geſchickten Arzt nennt:

DIS. M. TIB. CL. APOLLINARIS. TI
CL. ONITI. LIB. ET. HERES. ARTIS.
MEDICINE
DOCTISS. H. S. E. TITVLVM. POSVIT.
IVL. RHODINE
VXOR. MARITO. B. M. ET. CL. IVLIANE.
POTENTIA
PATRI. PIENTISSIMO

Noch iſt beim Muratori ***) von einem TI. CLAVDIO MEDICO OCVLARIO die Rede, deſſen Verſchiedenheit von jenem aber ſchon daraus hervorgeht, daß der Name der Gattin, die ihm die Grab-

*) Saxe p. 64. So ſteht in Muratori's Inſchriften p. 945. 4. TI. CLAVDIVS BIASTVS MEDICVS.

**) p. 633, 6.

***) p. 945, 8.

Von Vorſicht, von Unſterblichkeit,
Von Ausſicht in die Ewigkeit,
Moralität und freyem Willen,
Vom Uebelsquell, von veſter Harmonie,
Und der Natur Oekonomie.
Ein jeder preiſet ſeine Waare,
Will ſeinem Nachbar in die Haare,
Und ſchlägt ſich ſelber auf den Mund;
Ein jeder demonſtrirt, aus einem andern Grund,
Wie dieſer Ball am Firmamente ſchwebe,
Ihm Sonn und Mond die rechte Wärme gebe,
Und ſich kein Rad aus ſeinem Gleiſe hebe.
Der glaubt, das Feuer ſey der Geiſt,
Der die Natur von Pol zu Pol belebe,
Der ſpricht: das Waſſer iſts! da doch ein dritter,
dreiſt,
Der Luft die Kraft ertheilt, und ſeinen Satz beweiſt.
Der mahlt die Tugend uns, als eine ſanfte Schöne,
Im Schooß der frommen Mutter aufgeblüht,
Voll Grazie, voll Reitz, die ihres Landes Söhne
Unwiderſtehlich an ſich zieht;
Die Tugend, der empfindungsloſe Herzen
Den Kolorit von ihrem Blute leihn;
Die Tugend, über die die Hippiaſe ſcherzen
Und ſie als Hirngeſpinſt verſchreyn.
„Den Himmel mögen Wolken ſchwärzen,
Ruft Epikur, „laß Uns ſtets heiter ſeyn.

„Denn

inſchrift geſetzt hat, ein anderer iſt. Das Collyrium, welches auf der Inſchrift Dialepidos genannt wird, wurde aus Abgängen von Eiſen *) verfertigt. Daß man fälſchlich auf andern Siegelſteinen, wo DIALEPID. ſtand, Dialepidium geleſen hat, bewies ſchon Sare **) aus einem Steine bei ihm ***), worauf vollſtändig DIALEPIDOS ausgeſchrieben iſt, und unſer Stein beſtätigt das Nämliche. AD CLARItatem iſt ein auf den Siegelſteinen und in den beim Celſus u. a. vorkommenden Recepten üblicher Ausdruck von Mitteln, welche die Augen helle und klar machen ſollen.

Die zweite Inſchrift beſteht aus etwas kleinern Buchſtaben:

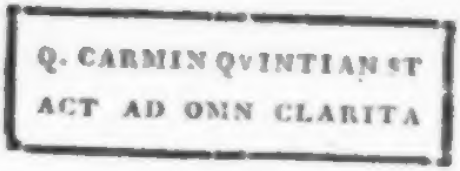

*) Ἀερις, welches von Schneider Hammerſchlag überſetzt wird. S. Wesseling l. c. p. 52. Jugler bibl. ophth. p. 68. 81. Einerlei oder verwandt damit ſcheint das zu Collyrien benutzte σκέμμα, ἄτος, aeris squama, ſ. Bernard ad Nonni epitom. de curat. morbor. c. 51. Targa ad Cels. 6, 6, 5.

**) p. 43.

***) N. 19.

Was den Namen des hier genannten Arztes betrifft, so kommen bei Muratori allerdings Inschriften mit den Namen Carminius, andere mit Quintianus vor; indeß ließ sich vielleicht vermuthen, daß ein unwissender Steinschneider die Abkürzung des Namens, den er schneiden sollte, falsch gelesen, und daß eigentlich hätte stehen sollen: Q. CAERELL. QVINTILIANI; wenigstens kommt ein Stein eines Aufsehers dieses Namens vor *), worauf er einmal mit seinem ganzen Namen Q. Caer. Quintilianus und dreimal bloß Quintilianus heißt; auf der einen von diesen drei Seiten steht auch dieselbe Salbe, wie auf unserm Stein:

QVINTILIANI.
STACT AD CLA

Stactum **) ist ein aus verschiedenen Pflanzen und Gewürzen zusammengesetztes Collyrium zur Beförderung heller Augen, dessen Recept beim Marcellus Empiricus ***) steht. Etwas dem Gothaer Stein ganz eignes ist der Ausdruck ad *omnem* claritatem, da sonst nur vorkommt ad clar. Zwar liest man auf andern Siegelsteinen ad *omnem* lippitu-

*) Saxe, p. 42 f.

**) Στακτόν.

***) De medicamm. S. Wessel. p. 52. Saxe, p. 36.

pitudinem *); ad caligines et scabritias *omnes* **); allein das geht auf verſchiedene Arten von Blödigkeit ꝛc., die ſich aber nicht bei der Klarheit der Augen annehmen laſſen. Allem Vermuthen nach hat aber der Augenarzt ſeine Collegen überbieten und recht ſtark ausdrücken wollen, daß ſein Mittel den Augen ihre vollkommene, vollſtändige Klarheit herſtelle.

Gotha. C. G. Lenz.

* * *

Nachſchrift.

Es iſt allerdings eine faſt gar nicht zu bezweifelnde Thatſache, daß Augenentzündungen und Augenübel aller Art in den letzten Zeiten der römiſchen Republik und ſofort unter den Kaiſern zu den Modekrankheiten in Rom gehörten. ***) Die Augenärzte

*) Saxe, p. 59—67.

**) Saxe, p. 68.

***) In dem ſeltenen Werke des römiſchen Arztes *Alexandri Petronii* de victu Romanorum et de sanitate tuenda libri V. ad *Gregorium XIII.* (Rom, 1681. in Fol.) finden ſich libr. IV. c. 1. p. 168 allerdings als endemiſche Beſchwerden auch spontaneae

oder sogenannten Ophthalmosophen, um einmal mit dem Lucianischen Lexiphanes zu sprechen, begegnen uns noch auf hundert Inschriften. Im Familienbegräbnisse oder Columbario der Kaiserin Livia fand man unter ihrem Hofgesinde auch ihrer Augenärzte erwähnt. Doch dies ist von den Gelehrten, die in der vorstehenden Abhandlung mit großer Belesenheit und Sachkunde aufgerufen worden sind, schon zur Genüge erwiesen worden, oder um mit Horaz, der selbst die Zahl der Augenkranken vermehrte, zu reden:

„ist schon Allen bekannt, Triefäugigen so wie Barbieren."

Interessanter würde die Untersuchung seyn, aus welchen Quellen die große Ausbreitung und Vervielfältigung dieser Augenübel geflossen sey. Einige Winke und Muthmaßungen darüber findet man schon im vorstehenden Aufsatze angedeutet. Vielleicht läßt sich Vieles auch aus folgenden Puncten erklären, deren weitere Prüfung und Ausführung freilich einem gelehrten, diätetischen Arzte überlassen bleiben

lacrymae et oculorum palpebrarumque rubores im neuern Rom. Allein keineswegs als etwas Auffallendes. Wo käme dies nicht vor?

muß. 1) Nichts ſchadet bekanntlich den Augen ſo ſehr, als das ſogenannte Prall-Licht oder der Reflex von weiß getünchten Wänden und Mauern. Rom in ſeiner höchſten Blüte und Bevölkerung mußte von der bei den Alten ſonſt allgemein gewöhnlichen, auch in den Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum wiedergefundenen Bauart, keine Häuſer von mehreren Stockwerken zu haben (für die Ausſicht hatte man bei den Villen und Landhäuſern an der See terraſſenförmige kleine Pavillons, (turres), natürlich ganz abweichen, da hier auf anderthalb Quadratmeilen wenigſtens 2 Millionen Menſchen auf einander gehäuft wohnten. *) Darum waren die Häuſer hier ſo hoch, daß wenn es im unterſten Stockwerk brannte, man es oben noch nicht wußte. **) Dies mußte nun nicht nur überhaupt

*) Ohne die übertriebenen Berechnungen eines Lipſius oder gar des Iſaak Voſſius anzunehmen, glaube ich doch, daß Gibbon's Annahme, der (Decline and Downfall of the Roman Empire. T. V. p. 286. ed. Lond.) nur an 1,200,000 Einwohner rechnet, viel zu gering iſt für jene Weltherrſcherin, die Lucan I, 511 generis humani capacem nennt. Die Beweiſe liegen in den Korn- und Brodvertheilungen.

**) Juvenal III, 200. Zu der Hauptſtelle bei Vitruv II, 8. 17. hat Schneider Comment. T. II,

die Luft ſehr verpeſten und hundert verdrießliche Miasmen erzeugen, ſondern auch an der Höhe der von außen weiß getünchten Häuſer die Sonnenſtrahlen vielfach zurück brechen, und konnte, beſonders wo die Augen ſchon durch andere prädisponirende Umſtände gereizt und geſchwächt waren, allerdings Entzündung und andere Uebel ſtark vermehren. 2) Dieſe Licht-Reflexe konnten für die in Rom wohnenden, ſich faſt den ganzen Tag in der Stadt herumtreibenden und im Lichte, wie man ausdrücklich zu ſagen pflegte, d. h. vor dem Publicum wirkenden Menſchen — denn ein ſogenanntes Stubenleben kennt ſelbſt jetzt der Italiäner kaum — um ſo ſchädlicher für die Augen werden, als wenigſtens in Rom ſelbſt, in der Ordnung, Niemand eine Kopfdecke irgend einer Art trug *) und dieſe durch allgemeines Herkommen feſtbeſtehende Barhöpfigkeit alſo auch nirgends etwas, was einem Augenſchirm ähnlich geweſen wäre, zuließ. Freilich trug man im Theater

p. 135 Mehreres geſammelt. Noch vollſtändiger findet man alles bei *Everard Otto* de tutela viarum. P. III, c. 5. p. 476—81.

*) S. *Lipsius* de Amphitheatr. c. 19. T. III. p. 1039 ff. Opp. Dieſer Sammler macht alle ſpätere Aehrenleſe überflüſſig.

unter den Kaisern mancherlei Arten von ledernen und wollenen Ueberwürfen gegen den Regen, an welchen Kapuzen befindlich wären, die man nöthigen Falls über den Kopf ziehen konnte (cucullos, bardocucullos); allein von Umbrellos, Sonnenhüten und Schirmen, die von Männern in der Stadt getragen worden wären, findet man sicher nirgends einen gültigen Beweis. Dagegen konnten 3) die sogenannten Schwitz- und Dampfbäder (Sudationes, Laconica), welche besonders seit den Zeiten Augusts in Rom so beliebt und ein wesentliches Bedürfniß der Gaumenkützlinge, wurden, die, wie Columella einmal sagt, ihre Unverdaulichkeiten im Magen dadurch auskochten *), wohl auch den Augen unmöglich sehr zuträglich sein. So wie denn überhaupt 4) die ganze Verweichlichung und Entnervung jenes Zeitalters, verbunden mit den zügellosesten und unnatürlichsten Ausschweifungen in Tafelgenüssen und in der Liebe, das Ihrige gewiß auch zur Schwächung des edelsten unserer Sinnes-Organe und zur Entwickelung mannichfaltiger Augenübel beitrugen, da es noch täglich durch die Erfahrungen unserer einsichtsvollsten Augenärzte bestätigt wird, wie sehr alle Augenübel durch Unmäßigkeit

*) E. Schneider zu Vitruv. T. II, p. 337 f.

gereizt und verstärkt, oder auch erst erzeugt werden. *) Endlich möchte man auch 5) die ungeheuere Vervielfältigung der Augensalben, Augenwasser, Pastillen und Mittel aller Art in den Händen gewinnsüchtiger Verkäufer und unwissender Quacksalber und selbst die Mode, die im Alterthum so gut ihre Herrschaft ausübte, wie bei uns, unter die Ursachen rechnen, wodurch das Uebel selbst oft vervielfältigt, und — wie auch wohl in andern Fällen zu bemerken ist — aus dem Gegengift neues Gift zubereitet wurde. Keine Quacksalberei ist gefährlicher, als

*) Unsere heutigen bösartigen lippitudines sind wohl meist scrophulöser Natur. Man kann also in alten Aerzten Nachrichten von dieser Dyskrasie nicht suchen wollen. Sie existirte damals schwerlich so, wie bei uns, da durch die Ausbreitung der siphylitischen Uebel das Lymphensystem wohl ganz anders modifizirt wurde. Allein, darum fehlte es nicht an allerlei Krankheiten und faulen Früchten, die der Baum Wollust auch damals in großer Menge seinen Pflegern in den Schoos schüttete. Die berühmte Streitfrage über das Alterthum der Lustseuche hat uns auch Register von Geschwüren und Hautkrankheiten aus den alten Aerzten verschafft, die nur Folge gränzenloser Ausschweifungen, wenn auch nicht wirkliche Incunabeln der Lustseuche seyn konnten. Vergl. *Platner* de luxu gravissimorum morborum fonte. Lips. 1786.

die mit metallischen Augensalben und unvorsichtig zubereiteten Augenwassern ihr Unwesen treibt. Wie sehr aber der Droguisten- und Salbenmarkt (Seplasia) in Rom sich aufs Verfälschen verstand, und mit welcher verwahrlosenden Unkunde die elendesten Stümper damals ihre Collyrien und Augenmittel zubereiteten, lehrt uns Plinius in einer Stelle, die für diesen ganzen Theil der Materia Medica der Alten ungemein wichtig ist. *) Außerdem scheint es wirklich auch zum guten Ton gehört zu haben, sich sein Augensälbchen mit theatralischer Grazie aufzulegen **), so wie jetzt mancher jüngere und ältere Zier-

*) *Plinius* XXXIV, 21 S. 24. Unstreitig gab es auch apotelesmatische (nach dem Sternenlauf astrologisch zubereitete) Augenmittel. Ich schließe dies aus Juvenal VI, 379.

**) Wenigstens sollte man dies aus einem Fragmente des Antyllus schließen, welches Matthäi vor Kurzem zuerst griechisch in seinen XXI Medicorum Graecorum varia opuscula (Mosquae, 1808. in gr. 4.) p. 319 edirt hat. Antyllus bemerkt dort, daß Augensalbe in die auswärts gekehrten Augenlieder zu bringen, zwar mehr theatralischen Anstand hätte, aber nichts helfe, Θεατρικὸν μὲν τι ἔχουσιν, ἀνίατον δέ.

benael, mancher schmachtende Adonis und Narcis mit einer Brille auf der Nase eine entschiedene Blödsichtigkeit affectirt, da er doch —

tam cernat acutum
Quam aquila aut serpens Epidaurius. —
Böttiger.

VI.

Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der teutschen Sprache, von J. H. Campe. *)

Ihr Götterbote, verehrter Freund, welcher aus dem Himmel der Wissenschaft und Kunst noch immer herabsteigt, um uns fast aus jedem Himmel

*) Wir bewillkommnen mit allem, was die segnende Euphemie je Fröhliches zum Empfange einer guten Erscheinung ausgesprochen hat, diesen zweiten Theil eines Werkes, das in seinem ununterbrochenen, kräftigen Fortschritt zu einer Zeit, wo unsere altadelige und reiche Sprache nicht selten als ein böser Jargon gescholten wird, uns mit Hoffnungen

„Denn wie die Blümchen auf der Aue,
„Neigt unſer Köpfchen ſich im kühlen Abendthaue,
„Mein Seelchen, morgen biſt du nichts!“
„Nein, Seele, ruft, vom Nectar trunken,
Freund Plato, „nein, du biſt ein Götterfunken
„Und kehrſt zurück zum Ocean des Lichts.“
Der Jüngling ſteht, in Zweifeln ganz verſunken.
„Wie glücklich war ich, ſeufzt er tief,
Wie glücklich, als ich noch im dunkeln Chaos ſchlief!
Wie elend nun! — Giebts eine Gottheit? — Rief
Sie mich zum Glück — zum Unglück? — darf ich wollen? —
Bin ich ein Uhrwerk? — Rollen
Die Räder unaufhaltſam mit mir fort? —
Sind Lieb und Haß die Würkung meiner Säfte?
Bleibt Tugend nur umſonſt mein ſüſſeſtes Geſchäfte,
Weil ich in Ketten ſchmachte — nicht den Ort,
Der mir gefällt, frey wähle — weil, im Buche
Des Schickſals, ich vielleicht zum Böſewicht, zum Fluche
Der Menſchheit auserſehen bin? —
Iſt meine Seele nur ein Sinn,
„So, ſtocket, mit der Nerven letztem Zücken,
„Auch das Gedankenrad — die taube Maſſe ruht —
Kehrt in der Schöpfung Ebb' und Flut
Zurück, — fängt wieder an unmerklich fortzurücken.
Ein Wurm — dann eine Pflanze — dann ein Thier —

Dann

vertriebene Teutsche mit Nachrichten und Ausbeute aus jenen Gebieten zu erfreuen, hat im vorigen Jahre schon eine wichtige, und ich darf wohl auch sagen erfreuliche, Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften — dem einzigen, auf welchem die Teutschen jetzt noch glänzen und sich unverwelkliche Lorbern pflanzen — zur öffentlichen Kenntniß gebracht, ich meine das von Hrn. Schulrath Campe veranstaltete und herausgegebene Wörterbuch der teutschen Sprache. Sollten Sie, einer unserer Pfleger

belebt und unsern Glauben an ein esto perpetua stärkt. Wie leicht ist es hier zu mäkeln und zu tadeln. Nur Wenige können es mit der Gründlichkeit, mit der der würdige Veteran Nicolai in mehreren Stücken der sachreichen Berliner Monatsschrift Zusätze und Berichtigungen liefert. Der hier zu liefernde Aufsatz ist aus der Feder des rastlos thätigen, sich diesem mühsamen Werke ganz aufopfernden Hrn. Vered in Braunschweig, der unter und neben dem verdienstvollen Campe dies Wörterbuch allein ausarbeitet. Wir danken dem braven, uneigennützigen Mann hierdurch öffentlich, daß er unsere Aufforderung dazu statt finden ließ. Der Meister soll ja wohl auch am gründlichsten von seinem Werke sprechen können. Und hier ist beides, fari et sapere, bei einander.

D.

urtheilungen, wie sie unsere Gelehrtenzeitungen und Zeitschriften gewöhnlich liefern, leider so seltene, obgleich so nöthige und wünschenswerthe Sache [1]).

Seit der Zeit jenes Aufsatzes ist nun der zweite Theil des Wörterbuches der teutschen Sprache in

[1]) Häufig rühren solche Beurtheilungen zwar von sachkundigen — wiewohl auch dies nicht einmal immer — aber nicht genug unparteiischen Männern her, die unzufrieden damit, daß man nicht von ihrem Gesichtspuncte ausgieng, oder daß man ihnen mit einem Werke, dessen Ausarbeitung in ihrem eigenen Plane lag, zuvor kam, oder die aus irgend einem andern Grunde geneigt sind, sich schon im Voraus gegen ein Werk zu erklären, — nun auch entweder einseitig oder selbst gehässig und feindlich urtheilen, unbekümmert um allen noch so großen Nachtheil, welchen die gute Sache, für deren Verfechter sie gern angesehen seyn möchten, dadurch leiden könnte und oft auch mehr oder weniger leidet. An ganz einseitigen — um sie nur so zu benennen — Urtheilen hat es auch dem in Rede stehenden Wörterbuche nicht gefehlt; an Gasttischen, wo man dergleichen zu hören sich verwundern muß, von Gastgebern, welchen zwar der Tadel leicht fällt, von welchen man aber Belehrung und Bessermachen vergeblich verlangen würde.

ter diesjährigen Ostermesse, F — K. 1116, und IV Seiten erschienen. Auch in meinem Munde bleibt es nicht weniger wahr und unparteiisch, daß der Herr Herausgeber desselben den Dank des gesammten Teutschlands dafür verdient, daß er fortfährt auf die Vollendung des wichtigen Unternehmens, welches dieses Wörterbuch unbezweifelt ist, bei so geringer Unterstützung von außen und so äußerst ungünstigen Zeitumständen, rastlos hinzustreben. Es ist nun die Frage: gewann das Werk in diesem zweiten Theile auch an Vollkommenheit und Werth? — vorausgesetzt, daß schon dem ersten Theile das Anstreben zur Vollkommenheit und daraus entsprungener Werth nicht abgesprochen wurde. Diese Frage, wenn Sie sie an mich richten, darf ich Ihnen und jedem Kenner und Freunde unserer Sprache mit gutem Gewissen nicht nur bejahen, ich darf sie auch zum Besten der Angelegenheit unserer Sprache und — warum soll ich es nicht sagen — zum Besten vielleicht des Wörterbuches selbst, öffentlich und mit Beweisführung bejahen; und Sie wie alle Sprachkundige darüber zu richten aufferdern.

1. Vollkommener konnte das Wörterbuch in seinem Verfolge werden, wenn es mit immer grö-

ſerer Sorgfalt dem Plane gemäß ausgearbeitet und allem dem, was die einzelnen Puncte deſſelben verſprechen, immer mehr Genüge geleiſtet wurde, wenn ferner auf die Bemerkungen, Rügen, Vorſchläge ſachkundiger Männer *) ſorgfältige Rückſicht genommen wurde und ihre Forderungen und Wünſche zum Beſten des Werkes nicht unerfüllt blieben. Dies Alles, glaube ich verſichern zu dürfen, iſt ſo viel, als möglich war, geſchehen.

Es hat nämlich dieſer zweite Theil an Vollſtändigkeit oder an Wörtermenge und in der Angabe der Bedeutungen ſehr gewonnen, was ſich augenſcheinlich mit Zahlen darlegen läßt. Er enthält in den Buchſtaben F bis K, die er umfaßt — wie auch ſchon die Vorrede anführet — 34,256 **)

*) Wie diejenigen, von welchen die Beurtheilung in der Halliſchen Allgemeinen Literaturzeitung 1807. Nr. 229—231, die Anzeige im Tübinger Morgenblatte 1807, Nr. , und der Aufſatz im teutſchen Merkur, 1807, im 10ten und 11ten Stücke herrühren.

**) In dieſer Zahl ſind diejenigen Wörter nicht begriffen, die von der unbeſtimmten Form der Ausſagewörter abgeleitet werden, z. B. das Fällen, die Fällung, wie auch die von Beilegungswörtern durch

Wörter und Artikel *), also, da das Adelungsche Wörterbuch in denselben Buchstaben nur 13,781 Wörter und Artikel enthält, 20,475 mehr als eben dieses Werk. Von dieser Zahl kommen auf den Buchstaben F. 6873 (b. Ad. 3356), G. 7887 (b. Ad. 3586), H. 11,729 **)

Anhängung der Silbe heit, keit ꝛc. gebildeten, wenn sie nicht eigene Artikel ausmachen. Eben so sind nicht gezählet viele zusammengesetzte Wörter, welche gleich unter dem Hauptworte eine Stelle und Erklärung gefunden haben, z. B. Färberhandwerk, Färbergeselle, Färberjunge ꝛc. unter Färber; Flachsblüte, Flachssame, Flachsstengel ꝛc. unter Flachs; Kinderbett, Kinderhemde, Kinderhaube, Kindermütze ꝛc., Kindertrommel, Kinderwagen ꝛc. unter Kind; Kirchdach, Kirchfenster, Kirchthor, Kirchthür ꝛc. unter Kirche u. s. w

*) Dieses Wort, welches — zu strenge — in diesem Wörterbuche für unzulässig und in allen seinen Bedeutungen für durch andere Wörter ersetzbar gehalten wurde, fehlt im ersten Theile. Als von dieser Strenge nachgegeben wurde, war der Buchstabe A schon abgedruckt. In den folgenden Buchstaben aber sind die damit zusammengesetzten Wörter aufgenommen, z. B. Glaubensartikel, Handwerksartikel ꝛc. Doch fehlen Friedensartikel und Handelsartikel.

**) In diesen Buchstaben sind alle gewöhnliche mit herab, heran, herauf, heraus, herbei ꝛc., mit hin-

(b. Ad. 3184), J. 292 (b. Ad. 224), J. 761 (b. Ad. 311) und auf K. 6714 (b. Ad. 3120). Dieſe Reichhaltigkeit wurde nur dadurch möglich, daß fortwährend aus den beſten Quellen, alten ſowohl, als auch, und vorzüglich, neuen geſchöpft wurde. Anſtatt Hunderte von Namen der Schriftſteller, aus deren Schriften geſchöpft worden iſt, herzuzählen, wird ſchon die Verſicherung genügen, daß hauptſächlich immer mehr aus den frühern und ſpätern Schriften unſerer beſten Schriftſteller, als Schiller, Göthe, Voß, Herder, Klopſtock, Wieland ꝛc.; ferner aus denen von J. P. Richter, Benzel-Sternau, Baggeſen, Sonnenberg ꝛc. Wörter, Bedeutungen und Stellen von mir geſammelt worden ſind und noch ferner geſammelt werden. Ungeachtet dieſes auffallend großen Reichthumes an Wörtern aller Art, und des zur Herbeiſchaffung und Aufſtellung deſſelben angewende-

ab, hinan, hinauf, hinaus ꝛc. zuſammengeſetzte, zwar aufgeführte, aber meiſt nicht beſonders erklärte Wörter mitgezählt, ſo wie auch bei den Wörtern, welche das Ad. Werk im Buchſtaben H enthält, alle unter den Artikeln herab, heran, herauf ꝛc. ꝛc. befindliche zuſammengeſetzte Wörter mitgezählet ſind.

ten Fleißes iſt jedoch an keine völlige Umſchließung unſeres Sprachſchatzes zu denken, weil theils noch vieles unbekannt und unerreicht Gebliebene zurück iſt, theils noch immer Neues hinzu geſchaffen wird. Dies, braucht für Sachkundige nicht erſt bemerkt zu werden, und bedarf nur bei ſolchen einer Erinnerung, die ein fehlendes Wort dem Werke ſchon als ein Gebrechen anrechnen, und die nicht bedenken, daß ein Wörterbuch in einer lebenden Sprache, wie die teutſche iſt, nie alles in der Sprache Vorhandene und daraus zu bildende in ſeinen Umfang beſchließen könne und werde. Der Verfaſſer eines Wörterbuches in einer ſolchen Sprache thut, glaube ich, ſchon genug, wenn er alles Gute und Brauchbare, was er erreichen konnte, liefert und zugleich alle Mittel anwendet, welche dienen können, die unvermeidlichen Lücken in Zukunft ſo viel als möglich auszufüllen; welche Mittel auch ich anwende, indem ich bereits den Stoff zu künftigen Nachträgen, Ergänzungen und Berichtigungen ſammle, ſo daß ſchon nach Verlauf einiger Jahre eine reiche Ausbeute erwartet werden kann.

Der zweite Theil des Wörterbuches hat ferner an Vollſtändigkeit und Vollkommenheit gewonnen, indem den theils öffentlich, theils brieflich geäußer-

ten

ten Wünschen gemäß weit mehr auf landschaftliche Wörter und Formen Rücksicht genommen worden ist. Es sind dazu die landschaftlichen Wörterbücher von der Bremer teutschen Gesellschaft, von Richey, Stredtmann, Schütze, die Wörterbücher von Fulda und Popowitsch, ferner die von Zaupser, Berndt, Reinwald, Schmid ꝛc. [6]), anderer hieher gehöriger Schriften, wie Arnoldi's Beiträge zu teutschen Glossarien, Höfer über die Volkssprache in Oesterreich ꝛc., nicht zu gedenken, fleißig benützt worden, wovon man im Werke häufig Spuren finden wird, z. B. bei Hagebutte [7]), Handbesetz, Jäse, Kaul-

[6]) Stalders Versuch eines schweizerischen Idiotikons, dessen erster Theil nur bis zum Buchstaben Gi reicht, erschien zu spät, um ihn bei diesem zweiten Theile des Wörterbuches benützen zu können. Allein auch dieses Werk wird man in den folgenden Theilen benutzt finden.

[7]) Die hier angeführten landschaftlichen Namen lassen sich noch mit folgenden vermehren: Butten, Hagebotten, Hainhöcken, Hahnebödchen, Hahnenbödlein, Hahneklöschen, Hissen, Hufen, Hüsten, Wiepen, Hanewüpten, Kippen, Wirbchen, Mussele, Schlafkauz; der Strauch selbst heißt am besten gemeine wilde Rose, landschaftlich auch noch Feldrose, Heckenrose, Hornrose, Dornrose, Kornrose, Haidrose, Hagedornrose, Hahnrose, Hundsrose, Mariendorn.

quappe, Kinderdulte ꝛc. Aus alten Wörterbüchern, außer denen von Stieler, Schottel und Frisch, wird man nicht selten brauchbare Wörter aufgenommen finden, und von Wörterbüchern für einzelne Wissenschaften und Künste, die seiner und in Ansehung ihrer Zahl immer mehr benützt worden sind, nenne ich nur die von Hennich und Rödiug. — Man hat seit längerer Zeit angefangen, die alten Fundgruben für unsere Sprache, die altteutschen Dichterwerke und andere Schriften mehr zu durchsuchen, um daraus viel mit Unrecht in Vergessenheit Gerathenes und außer Gebrauch Gekommenes von neuem in Erinnerung zu bringen und einzuführen, und man hat viel Edles daraus zu Tage gefördert. Wenn dies bis jetzt noch nicht Alles dem Wörterbuche, in so weit nämlich dasselbe darein gehört, einverleibt und so unserm Sprachschatze beigefügt worden ist, so möge man dies der Unvermögenheit eines Einzelnen zu gute halten, der nicht Alles wissen und sammeln konnte, der aus neuen Schriften zu sammeln theils früher schon für sich gewählt, theils zum Behuf des Wörterbuches bestimmt übernommen hatte, und der sich in Ansehung des aus altteutschen Schriften Brauchbaren und der Erneuung Würdigen größtentheils mit dem begnügen mußte, was Andere dazu lieferten; daher des Eigenen in

Dann wieder Mensch. — Was hilfts nun mir,
Daß ich, wie Cato, strenge lebte,
Vor Wallungen des Blutes bebte,
Gott suchte, den ich niemals fand? —
Ja, wenn, in einem Spiegel, dieser Sand
Der Vorsicht vor den Augen schwebte?
Wenn sie das kleinste Körnchen, mich,
Auch kennte? — Doch was nährst du dich
Mit einem süß beredten Wahne? —
Woher entstünde Hunger, Pest
Und jede Noth, die Thränen uns erpreßt?
„Woher der Krieg und die Chikane?
„Wie kämen die Domitiane
Zum Thron der Welt? Zum Bettelstab
Der Menschenfreund? der Held zur Krücke?
Wie stürbe, lebensatt, in ungestöhrtem Glücke,
Der graue Böswicht? — indeß ein frühes Grab,
In ihrem Lenz, von Kind, und Gatten
Die gute Hausfrau trennt? Wie sucht ich meinen
Freund
Schon in dem Aufenthalt der Schatten? —
Doch Ewigkeit — ein Licht, das immer scheint —
Ein Ocean, der dieses All verschlinget —
Ein Leben dort — ein Richter, dessen Hand
Die fürchterliche Wage schwinget —
Vergeltung — Rettung seiner Ordnung? — „Tand!
„Ein neuer Wahn, der lieblich klinget!

„O zeigt

dieſem Theile der Sprache in dem zweiten Theile des Wörterbuches nur ſo wenig ſeyn konnte, daß es keine beſondere Erwähnung verdient. Daß man aber auch hierin für die folgenden Theile eine reichere Ausbeute zu erwarten habe, mögen zur Probe folgende wenige Anführungen beweiſen, die zugleich Berichtigungen ſind:

Auserkennen. Hier iſt das Zeichen der Neuheit wegzuſtreichen, weil das Wort ſchon in der Nibelungen Liede V. 2896 *) vorkommt, für, aus mehren **) heraus erkennen, wählen:

Darum er ſchlug zu Tode viel manchen Ritter auserkannt.

Darſenden [10]) iſt nicht neu.

*) Nach Herr von der Hagens Ausgabe, Berlin, 1807.

**) Mehre ſtatt mehrere iſt wol ausgemacht beſſere Form (vergl. die Vorrede zum erſten Theile, S. 16.), und man ſagte auch ehemals ſo:
Da erweinten ihrer mehre, d. Klage, V. 3323.

[10]) Die Zuſammenſetzungen mit dar, welche oft recht brauchbar ſind, waren ſonſt häufiger. Aus alten und neuen Schriften habe ich für künftige Nachträge bereits folgende geſammelt: darbeſcheiden, Henisch (teutſche Sprache und Weisheit, Augsburg,

Die ferren waren dargesandt. d. Klage. B. 3768.

Entflechten, schon in Scherz. Glossar. Herausg. von Oberlin.

„Empfohten von im Henten wiz nait 'ir sidin valwes har."

16r(Fol). Darbeugen, Henisch. Darbilden, S[illegible]nenberg. Darbilligen, Henisch. Darblasen, Henisch. Dargehen, d. Nibelungen Lied, B. 7713 und 9061. Dargeben, Nibel. B. 7750. Darjagen, Henisch. Darkehren, Henisch. Darkriechen, Henisch. Darkrümmen, Henisch. Darladen, Nibel. B. 5643. Darlaufen, Darliegen, Darmachen, Darmahlen, Darmessen, Darmurmeln, Darnahen, Darnehmen, Darneigen, Daropfern, Darrechnen, Darreihen, Henisch. Darreiten, Nibel. B. 6168. Darrücken, Darsagen, Darschaffen, Darschauen, Darscheinen, Darschicken, Darschieben, Darschiffen, Darschlagen, Darschleichen, Darschleifen oder Darschleppen, Darschreiben, Henisch. Darschreiten, Darschütten, Henisch. Darsehen, Henisch. Darspringen, Nibel. B 3870. Darstecken, Henisch. Darstehen, Sennenberg. Darstehen, Erbergs Wörterbuch, Nürnberg, 1710. Dartreiben, Hulsius Wörterbuch, Frankf. 1628. Dartreten, Darzaubern, Darzeichnen, Darziehen, Henisch.

Entretten, ſchon bei Scherz — Oberlin, für entreißen.

Entſaften, ſchon bei Scherz — Oberlin, wo es entſaffen lautet.

Entſchreiten, ebendaſ. für entgehen, entkommen.

Entſchweben iſt ebenfalls nicht neu, indem es ſchon in dem Nibel. L. V. 7368 dichteriſch ſchön in überleitender Bedeutung gebraucht wird [11]).

[11]) Dieſe Bedeutung erklärt Herr von der Hagen in ſeinem Gloſſar zu d. Nibelungen L. auf eine gelehrte, aber, wie mir ſcheinet, gezwungene Art. Er ſagt: „Es muß eine alte beſondere Bedeutung dabei zum Grunde liegen. Vergl. Gl. Blas. A. p. 9. sopor, Suubito. Isl. Saese, sopio, neco (Schwed. Söfva); Svese somnus, sopor. Daher heißt auch in der Wolf. Saga K. 29. der Dorn, womit Odin die Brynhilda in einen zauberiſchen Schlaf verſenkt, Svefn-Thorne. — Hängt Sofa damit zuſammen?" Am natürlichſten iſt es aber wohl zu erklären: in die Höhe ſchweben machen und entfernen; dann uneigentlich, aus einem Zuſtande (des Gemeinen und Niedern) in einen andern (höhern) Zuſtand verſetzen, in dieſen andern Zuſtand hinüberſchweben, d. h. allmählig und ſanft gerathen machen.

Da klungen ſeine Saiten, daß all das Haus
ertoß [12]).
Seine Stärke und ſeine Fuge [13]), die waren
beide groß.
Sänfter [14]) und ſüßer Fiedelen [15]) er begann.
Da entſchwebt' er in dem Bette viel manchen ſor-
genden Mann.

Eben ſo ſtehet das Zeichen der Neuheit [16]) un-richtig bei folgenden Wörtern:

12) Eine jener alten im Nibel. L. oft vorkommenden unregelmäßigen Formen. Außerdem kommt ſie unter andern auch V. 3236 vor. Doch iſt dieſes ertoß (erdoz) wohl richtiger von dem alten erdieſen, erdiezen, ertönen, wiedertönen, herzuleiten.

13) Eine unter Fuge im Wörterbuche noch nicht angegebene Bedeutung für Gefügigkeit, Geſchick, Kunſt.

14) Eine alte Form für ſanfter. V. 650 kommt davon das gute Wort ſänften, ſanft machen ꝛc. vor, welches im Iwain 12, 121 mit der ehemals ſo gewöhnlichen Vorſylbe Ge- geſanften lautet.

15) Dies Wort hatte eben ſo wie Fiedel ehemals keine verächtliche Nebenbedeutung, und man gebrauchte es, wie van der Hagen bemerkt, überhaupt für ſpielen auf einem Tongeräthe.

16) Daß dieſes Zeichen nicht ſelten vor Wörtern ſtehet, welche ſchon in der Sprache waren, iſt aller-

Entſchwellen, bei Mahler, in der nicht angeführten Bedeutung, den Zuſtand des Geſchwollenſeyns verlaſſen, und wieder zuſammenfallen, zuſammenſinken.

Entſenden.

Nach mir entſandte niemand. — d. Nibel. Lied. B. 7165.

Entſtieben.

dings ein Irrthum, aber ein ſehr leicht zu begehender und — ich darf hinzuſetzen — verzeihlicher, da man nicht von jedem Worte wiſſen kann, ob es nicht vielleicht ſchon irgend einmal gebraucht worden ſey. Den Fall, in welchem ich mich bei Bezeichnung der Wörter in Anſehung ihrer Neuheit oder Altheit befinde, beurtheilt der Verfaſſer des Aufſatzes im 11ten Stücke des teutſchen Merk. S. 214 ganz richtig, und mir mag das, was er ſagt, wol zur Entſchuldigung gereichen. Uebrigens bin ich mit dem Zeichen der Neuheit in dieſem zweiten Theile noch behutſamer und ſparſamer geweſen, als im erſten Theile und werde es ferner immer mehr ſeyn. Zuweilen trifft es ſich auch wol, daß Wörter das Zeichen der Neuheit haben, welche ſchon anderwärts bei Adelung vorkommen, z. B. Empfindungslaut und Fallſucht, welche Ad. unter den Artikeln z. O. und Sucht hat. Vor dem Worte Klauen ſtehet das Zeichen der Neuheit unrichtig durch ein Verſehen.

Der Staub auf der Straße dieweile nie gelag,
Er entſtob, als ob es brunne [17]), allenthalben
dann. Nibel. K. V. 5351.

Entſtricken.

Die Frauen die Riemen aufſchnitten,
Die ſie nicht entſtricken kunnden. Die Klage,
V. 1779.

Entragen, ſchon bei Scherz — Oberlin, in M. von Erbergs Wörterbuche, Nürnberg 1710, befindlich [18]).

17) Eine ehemals gewöhnliche Form; auch entbrann, ſo wie man auch ehemals brinnen ſagte.

18) Von dem Zuwachſe an mit Ent- zuſammengeſetzten Zeitwörtern, welche noch nicht im Wörterbuche ſtehen, urtheile man nach folgendem Verzeichniſſe: Entbarten, Erbergs Wörterb. Entbaſten, Scherzens Gloſſar. von Oberlin. Entbilden, Erberg.. Entbürgern, Scherz-Oberlin. Entfeſten, d. Klage, V. 4059. Entformen, Mahler (Pictorius). Entfreien, Scherz-Oberlin. Entfreunden, Ebend. Entfrieden, Ebend. Entfrieren, Mahler. Entfrohnen, Scherz-Oberlin. Entgällen, Ebend. Entgänzen, Schilter (engenzen). Entgeizen, Sonnenberg. Entgeſtalten, Mahler. Entgluten, Baggeſen. Entgraben, Boners Fabeln, 57. Entgrinſen, Sonnenberg. Enthaften, Scherz-Oberlin. Enthalſen, Erberg. Enthauſen, Scherz-Oberlin. Enthelfen, Ebend.

Entwanken, ehemals, ſich entfernen, fliehen, vermeiden.

Entweilen, wurde ehemals für verweilen,

Enthellen (Enthällen), Ebend. Entherzogen, Göthe. Entklauben, Entklauen, Mahler. Entklingen, Sonnenberg. Entkneifen, Scherz-Oberlin. Entkrachen, Sonnenberg. Entkümmern, Scherz-Oberlin. Entlächeln, Sonnenberg. Entläſtigen, Scherz-Oberlin. Entlenzen, Sonnenberg. Entlieben, Scherz-Oberlin. Entlöthen, Mahler. Entmägten, derſ. Entmiethen, Scherz-Oberlin. Entmönchen, Göthe. Entmoofen, Mahler. Entnachten, Baggeſen. Entnicken, Mahler. Entnüchtern, Mahler. Entplündern, derſ. Enträhmen, Scherz-Oberl. Entreden, Ebend. Entreinen, Ebend. Entrieſen, Boners Fabeln, 15. Entrüſten, der Rüſtung berauben, b. Klage, B. 1771. Entſäubern, Scherz-Oberl. Entſchärfen, Mahler. Entſchicken, Scherz-Oberl. Entſchläfen, Mahler. Entſchlichten, Scherz-Oberlin. Entſchlieſen, Ebend. Entſchönen, Ebend. Entſchrecken, Sonnenberg. Entſchwindeln, derſ. Entſitzen, Mahler. Entſklaven, Sonnenberg. Entſpänen, Wachter. Entſtirnen, Baggeſen. Entwältigen, Scherz-Oberlin. Entweiden, Mahler. Entwettern, Sonnenberg. Entwüten, derſ. Entzahnen, Göthe. Entzieren, Mahler.

und in engerer Bedeutung für, ſich aufhalten, wohnen, gebraucht.

Erüben, bei Scherz — Oberlin.

Erwarmen, bei Mahler.

Fernen, als trs.

Siegfried hatte gefernet des Königes Guntheres Tod. Nibel. L. V. 1872.

Freudenarm.

Da ſprach die Freudenarme: — Nibel. V. 4316.

Goldroth, mit röthlichem Golde geſchmückt.

Viel goldrother Sätteln ſie führten in das Land. Nib. V. 1085.

Grimmen, für ergrimmen, ſchon bei Heniſch.

Hauptlos.

Da ſie Ortlieben funden,
Mit einer ſtarken Wunden,
In dem Blute liegen hauptelos. d. Klage. V. 927.

Helmhut, der Helm, ſo fern er den Kopf hütete, beſchützte, oder auch von einem beſonderen Theile des Helmes.

Doch wundet [19]) Ering Hagenen durch ſeinen Helmehut. Nibel. V. 8291.

19) Eins jener einfachen guten Wörter, woran die alte Sprache ſo reich iſt, die immer mehr erneuet

Hochmuthen [20]) kommt auch ſchon in der Nibelungen Liede vor. Hübſchen. Wir wollen hübſchen reiten ferren in fremde Land. Nibel. B. 1415. Klingen als trs. [21])

Die frühere Sprache iſt unter andern auch ſo reich an einfachen kräftigen Zeitwörtern überhaupt,

zu werden verdienen und deren das Wörterbuch ſchon viele enthält. S. Anmerk. 37.

20) Auch Wörter dieſer Art verdienen immer mehr erneuet oder gebildet zu werden, z. B. Hochzeiten, welches auch in der Nibel. L. vorkommt, ingrimmen („Steh nur, ſieh! wälze die teufliſchen Augen ingrimmend im Kopfe herum," Göthe), ſtolzen ꝛc.

21) Es thut mir leid, hier eine Nachläſſigkeit bekennen zu müſſen, durch welche eine auf ein beſonderes Blättchen geſchriebene und der Handſchrift beigefügte Beiſchrift verloren gieng, welche in einem eigenen Artikel Klengen — worauf bei Klängen verwieſen worden iſt — beſtand und zufälliger Weiſe bei der Druckberichtigung nicht vermißt wurde. Dieſer Artikel lautet: Klengen, v. trs. klingen, ertönen machen; ein Wort wie ſprengen, ſpringen machen ꝛc. N.

Wie kleng' ich nu die döne ſeint ich verloren ha'n die hand. Nibel. N. (B. 7928).

von welchen wir meiſt nur die entweder hinten oder vorn gelängten Formen in gewöhnlichem Gebrauche haben, und an Zuſtandwörtern beſonders, welche alle für den Dichter ſo vorzüglich brauchbar ſind. Auch von ſolchen Wörtern ſtellt der zweite Theil des Wörterbuches ſowohl aus alten, als aus neuen Schriften eine nicht geringe Menge auf. Zu den erſten gehören z. B. feinen [22]) und feinern für verfeinen und verfeinern; fernen für entfernen (Henisch); feſten [23]) für befeſtigen; feuchten für

Wer mit kunſt auff Herpfen (Harfen)
Nur einen ſeyten (eine Saite) klenget.
Tyturel K. 25. R.

So auch erklengen, erklingen machen. „Das Horn tut erklengen." Tyturel. „ir wart da meni ſeiten ſpil ze priſe erclenket inte" Konr. v. Würzb. Trojan. Krieg. Das Klengen. Die Klengung.

22) Dies Wort iſt wahrſcheinlich auch ſchon alt; wenigſtens findet es ſich im Holländiſchen, fynen auch fineeren.

23) Dies Wort kommt in d. Nibelungen L. V. 4566 auch für feſt verſprechen, geloben, zuverläſſig machen vor; daher die Feſte, handfeſte.

Da hatten ſies gefeſtet mit Eiden alſo ſtark.

Unter den Neuern hat es Tiedge gebraucht: „Das

„O zeigt mir erſt den Mann, der aus dem dunkeln
Land
„Die frohe Botſchaft wiederbringet? —
Wo warſt du, wo, mein ſchwindelnder Verſtand? —
Altvater! — oder wie der Sphären Jubellieder
Dich nennen — ewiger, gerechter, weiſer Geiſt,
Vergieb! — hier fall ich reuig vor dir nieder —
Vergieb mir, wann ich irre! Herr, du weißt,
Ob ich nicht Tugend über alles ſchätze!
Du zählſt die Thränen, in verſchwiegner Nacht,
Mit denen ich mein Lager netze —
Siehſt, wie das Herz mir klopft, in deiner Pracht
Dich zu erkennen! Ach enthülle
Mir deine Wege! Send, aus deines Lichtes Fülle
Nur einen Stral herab, der mir den Ausgang zeigt
Aus dieſem Abgrund von Gedanken! —
Ach! immer dunkler wirds um mich — der Boden
weicht —
Die ungewiſſen Füſſe ſchwanken —
Unendlicher, erbarme dich der Schranken
Des Endlichen! Nur einen Stral —
Er ſchweigt,
Sein Blick erſtarrt, die trübe Stirne neigt
Sich zu der Bruſt, Gehör und Sprache fehlen
Dem Staunenden. Die Krankheit edler Seelen,
Melancholey, nimmt ſtündlich in ihm zu.
Für jede Freude todt, beſtimmt ſich ſelbſt zu quälen,
Unſchlüſ-

befruchten; flecken für beflecken; fleißen [24]) für befleißigen (Mahler); freien für befreien (Heinisch); freunden für befreunden; frieden für

fest dein Vertrauen.“ Das zu dieser Klasse von Worten gehörige fälſchen ſ. verfälſchen hat Hr. Voß, dem wir die Erneuung ſo vieler guter, ſchöner Wörter, Formen und Fügungen zu danken haben, verſchiedentlich gebraucht, wie im Wörterbuche unter fälſchen zu erſehen iſt; daſelbſt iſt aber das zu der Familie des Wortes fälſchen gehörende Grundwort Falſch zu berichtigen, welches der Falſch (wie auch ſchon Adelung hat) lauten muß.

Der valſch dem rechte hat die tuir beſtozen.

Boners Fabeln. 35.

Daſelbſt iſt ferner künftig die Fälſche (zu einer Art Grundwörter gehörend, Eigenſchaften zu bezeichnen, deren wegen ihrer Kürze und Brauchbarkeit immer mehre einzuführen ſind und deren das Wörterbuch ſchon viele enthält, z. B. Aelte (dazu ſollte man das Gegenwort die Jünge bilden), die Bittere, die Dünne, die Enge, die Feine, die Gelbe, die Gräne, die Gröbe, die Grüne, die Heitere, die Herbe, die Jähe, die Karge (unter Kargheit), die Kleine ꝛc.) nachzutragen:

Der König von dem Tiſche ſprang in Falſche dar.

d. Nibel. L. B. 3870.

24) Ehemals gebrauchte man ſich fleißen auch in weiterer Bedeutung:

Sich fliſſen Kurzeweile die Kön'ge. Nibel. B. 529.

befriedigen [25]) (Mahler); gänzen für ergänzen [26]); gehren für begehren [27]); grimmen für ergrimmen; größen (Heniſch) und größern (Mahler) für vergrößen und vergrößern; güten für vergüten [28]); hagen für behagen; harten für ſich verhärten; hehlen für verhehlen [29]); heitern für aufheitern; höhen für erhöhen [30]); höhlen für

25) Dieſe Bedeutung iſt noch nicht angeführet — „ſie friedet auf allen Wegen.“ Nibel. B. 5982.

26) Heniſch hat dies Wort als Ntr. in uneigentlicher Bedeutung für heil oder geſund werden, geneſen. Derſelbe hat auch die Gänze.

27) Ehemals hatte man auch die Gehr — „ihn'n war zu einander Gehr.“ Nibel. B. 6438.

28) Dieſe Bedeutung iſt zwar nicht angeführt, man kann ſie aber dem Worte güten mit Recht geben.

29) Ehemals gebrauchte man es auch für verſchweigen, — „das ſoltu hel'n.“ Boners Fabeln, 49. Auch hatte man das Grundwort die Hehle, das Hehlen, die Verhehlung. Nibel. B. 5491. Davon ließen ſich ohne allen Zwang alle unter Hehl vorkommende Redensarten erklären.

30) Der Ausdruck, den Muth höhen kommt ſchon in d. Nibelungen L. vor: Deß ward da wohl gehöhet den zieren Helden der Muth. B. 1148.

ausböhlen; jüngen für verjüngen; kalken für bekalken [31]); kalten für erkalten; kehren für umkehren, zurückkehren; klagen für beklagen; kleinen, kleinern (Mahler) und kleineln für verkleinern ꝛc.; köſten für beköſtigen; kranken für erkranken [32]); kreiden für bekreiden, ankreiden; künden ſ. verkünden oder verkündigen [33]) ꝛc.

31) Dieſe Bedeutung, mit Kalke verſehen, überziehen, iſt im Wörterbuche nicht angegeben.

32) Dieſe Bedeutung iſt im Wörterbuche vergeſſen worden.

33) Auch Wörter dieſer Art ſind noch viele zurückgeblieben, z. B. fremden, fremd machen; in entfremden, befremden ganz üblich. In d. Nibel. Liede kommt es auch noch in anderer Bedeutung vor für, gegen die Fremde laſſen oder vertauſchen, verlaſſen.

Soll aber ich dich fremden, ſo wär ich ſänfter todt.

B. 1155.

So hätte auch unter gelten angeführt werden ſollen, daß es auch für entgelten gebraucht wird.

Ihr müßet mir die gelten, die todte vor euch ſind.

Nibel. L. B. 8266;

und für vergelten:.

Du gilteſt mir mit nibel guot. Boners Fabeln, 70.

Ehemals hatte man auch Gelt, Gelte für Vergeltung:

— Zu den letzten gehören z. B. froſten, fugen [34]). funkeln, geiſten, geſunden, grauen für grau werden, grau ſeyn, greiſen, grillen [35]), gu-

ten

Der nibelkuot der vindet wol
Gelte als er von rechte ſol. Boners Fabeln, 18;

und der Gelt, für Bürge, Vergelter.

Was ihr hier verlieret, deß will ich weſen Gelt.
d. Nibel. L. B. 6646.

34) Dieſes gute Wort hätte einen eigenen Artikel ausmachen ſollen. In den angegebenen Bedeutungen wurde es ehemals häufig gebraucht, z. B. „Sie fuiget dir und ganz und gar nit mir." Boners Fabeln, 14. „Ein ſelde (Glück) fuigt der andern wol." Ebend. 41.

35) Dieſes Wort iſt auch nicht neu. Es kommt zwar nicht in der im Wörterbuche angegebenen Bedeutung vor, wurde aber doch in einer andern gebraucht, nämlich von dem Getöne, welches die Grillen hören laſſen; im Renner des Haugs von Trimberg V. 5584, wo es grellen lautet:

Der ſtelz grill nit anders gert,
Dann das er lauf und ſpring ſnell
Durch Buſch bromme und laut grell
Ueber die lichten heid.

Dieſe Stelle iſt aus einem Theile der Handſchrift genommen, welche der verſtorbene Leſſing aus drei Handſchriften der Wolfenbüttler Bücherſammlung

ten [36]), harmen, harſchen, harten [37]), hauſen, herden,

in Eins zuſammenzog, indem er eine aus der andern ergänzte und verbeſſerte. Die Einſicht dieſes Bruchſtückes der Leſſingſchen Handſchrift verdanke ich der Güte des Beſitzers derſelben, des Herrn Hofraths Eſchenburg, dem hier öffentlich für die gütige Unterſtützung an Hülfsmitteln, die er mir bei meinen Arbeiten zu Theil werden läßt, den verbindlichſten Dank abzuſtatten, ich die Gelegenheit mit Vergnügen ergreife.

36) In einer andern im Wörterbuche nicht angegebenen Bedeutung kommt es in Boners Fabeln, 68 vor, nämlich für, ſich vermehren.

Wer von wiben (Weibern) nit enwirt (wird)
Betrogen, des lob guoten wirt.

37) An dieſes gute Wort, welches in erharten bekannter iſt, hat Hofrath Wolke in Dresden mit Recht wieder erinnert. Solche einfache Zuſtandwörter, die beſonders dem Dichter ſo gut fugen, theils aufzuſuchen, theils, in der Vorausſetzung, daß ſie ehemals ſchon gebräuchlich waren, weil ſie es noch in den Zuſammenſetzungen ſind, aufs neue zu bilden, ſie zu ſammeln und mit den dazu gehörenden überleitenden Zeitwörtern, die gewöhnlich nur durch den Umlaut von jenen verſchieden ſind, aufzuſtellen, iſt eine ſo verdienſtliche, als für den Sprachfreund angenehme Arbeit. Hofr. Wolke hat dieſe Arbeit unternommen, die alles hieher Gehörige vollſtändig

hufen, hulben **), knorpeln **), kopfen, kraus-

liefern und jedem Sprachfreunde angenehm seyn wird. Aus seiner gütig mitgetheilten Handschrift rühren im zweiten Theile des Wörterb. außer dem genannten harten die Wörter hammern, harmen, haufen, klaren, kopfen, krausen und kunden her. Die von ihm ebenfalls in Erinnerung gebrachten krummen und kurzen sind durch ein Versehen weggeblieben. Hingegen die Wörter farben, Farbe gewinnen, annehmen, finstern, ntr. finster werden, und trs. finster machen; flachen, flach werden, nach dem tosenden Sturme flachte das Meer zum glanzigen Spiegel; flächen, trs. flach, eben machen, nur seine Allmachthand vermag die Berge zu flächen; glanzen, erglanzen, ntr. Glanz von sich werfen, zum Unterschiede von glänzen, überglänzen, trs.; glatten, glatt seyn; gramen, ntr. Gram empfinden (was gramst du? dein Glück ist ja nicht fern); futtern, ein Futter abgeben, z. B. Klee futtert gut; gallen, zu Galle oder bitter werden, bitter seyn; ganzen, ganz werden (b. Heuisch gänzen, s. Anm. 26.) grauen, grau machen; groben (b. Scherz-Oberlin) ergroben, grob seyn, werden; eigentlich und uneigentlich; gröben, gröbern, vergröbern, grob, gröber machen; großen und großern, groß und größer werden, konnten nicht mehr aufgenommen werden, weil die Buchstaben F und G schon abgedruckt waren. Solcher Wörter werden sich noch immer

ſen ꝛc. Daß auch derlei Wörter noch mehre vorhanden ſind, als das Wörterbuch aufſtellet, leidet kei-

mehre auffinden laſſen, und ich ſetze noch folgende aus den Buchſtaben F—K her, dem verdienſtvollen Sammler derſelben zur Beurtheilung und zu beliebigem Gebrauche. Fetten, fett werden; gluhen, gluh werden, gluh ſeyn; glühen, gluhen machen. Haupten, ein Haupt bekommen, häupten, mit einem Haupte verſehen; häuſen, mit einem Hauſe verſehen ꝛc. das Nebenwort zu hauſen; hauten, Haut bekommen; hohlen, hoh werden; holzen, Holz anſetzen, holzicht werden (verholzen); hölzen, mit Holze verſehen, bekleiden (behölzen). Hüngern, hungern machen (ſ. d. Wörterb.) Jungen, jung werden (Mahler). Kraften, Kraft erlangen (erkraften, davon begunnte erkraften der guten Recken Leib, d. Nibel. k. B. 8563); kräften, Kraft mittheilen (bekräften, entkräften, wie ſtarken und ſtärken und das entgegengeſetzte ſchwachen [erſchwachen, ſ. d. Wörterb.] und ſchwächen). Knochen, zu Knochen werden (verknochen). Koſten, bei jemand in der Koſt ſeyn, in die Koſt gehen; köſten, beköſten, Koſt geben (ſ. d. Wörterb.) Kronen, eine Krone gewinnen, bekommen, von den Bäumen. Kuhlen, kuhl oder kühl werden, bis es beginne kuhlen, — d. Nibel. k. B. 2398.

38) Bei dieſem Worte iſt im Wörterb. zu bezeichnen vergeſſen, daß es auch ntr. ſey.

nen Zweifel, indem ſchon in der Anmerkung 37) eine Zahl ſolcher Wörter als im Wörterbuche fehlend angemerkt ſind; und es kann dies von mir am wenigſten bezweifelt werden, da ich bereits auch Wörter dieſer Art für die Zukunft bereits von neuem geſammelt habe, wovon folgende wenige mit Er — zuſammengeſetzte aus frühern Schriften gezogene Wörter zur Probe dienen mögen:

Erbleichen, erbleichen machen; uneigentlich, unterdrücken. „Du ſolt ſmacheit begeren, dine begierde erbleichen, und alle dine geluiſte entreten.“ h. Scherz.. Auch, vor Furcht, Schreck, erbleichen machen.

— was ſollte mich die Nacht erbleichen? —
Herder.

Erkraften (ſ. Anmerk. 37.)

Erkuhlen.

Und erkuhlten ihnen die Minge, ſo wärt ihr alle verloren. d. Nibel. L. B. 8495. [40]).

39) Hier iſt im Wörterb. I) ntr. ſtatt I) trs. zu berichtigen, und die Bedeutung, zu Knorpel werden, welche es in verknorpeln hat, hinzuzuſetzen.

40) Im Wörterb. iſt bloß die Form erkühlen angeführt und die Bedeutung deſſelben als ntr. angege-

Erlauchten [41]), Licht, Glanz von ſich werfen.

Aus den Saumeſchreinen [42]) viel mannich edel Stein,
Erlauchtet' in gutem Gewande, — d. Nibel. L. V. 3230.

Erlauten, laut werden, laut ertönen [43]).

Erſatten, ſatt werden. „D" machſt doch deinen pauch mit mir nit erſatten." Gesta Romanorum.

Erſchreien, in der Bedeutung, anfangen zu ſchreien, aufſchreien.

Daß er viel lute erſchrie. d. Nib. L. V. 1991.

Erſchwären, anfangen zu ſchwären.

ben. Ehemals ſagte man aber richtig ſowohl erkuhlen, als kuhlen. S. Anmerk. 37 zu Ende.

41) Ehemals unterſchied man lauchten und leuchten, wie man aus dieſer Stelle erſiehet.

42) Saumeſchrein, ein Schrein, Behältniß auf einem Saumthiere fortzuſchaffen, ein Reiſekaſten, Reiſekoffer.

43) Auch als intrs. laut ſchreien ꝛc. —
Und daz der michel knab
Als ein Ochs erluote. Iwain, 7, 698.
— da erlautet' allzuhand
Viel laute das Gehunde — d. Nib. L. V. 3838.

In minen fuoz (Fuß) ſtach mich ein torn,
Davon iſt mir das Bein erſworn. Boners Fabeln. 50.

Ertrüben, trübe werden [44]).

Erwagen, bewegt werden, hin und her ſchwanken, in wogende, ſchwankende Bewegung gerathen. „Dar von (iner ſtimme) erwagete beide turne und palas. d. Klage. — Da erwaget' ihm ungefuge das Schwert an ſeiner Hand. d. Nibel. L. V. 8294.

Erzurnen [45]), in Zorn gerathen. Allererſt erzurnte Hagene — d. Nib. L. V. 8988.

44) In der Nibel. L. V. 7067 auch als trs. trübe machen, und uneigentlich betrübt, traurig machen:
Was ihr ſo ſchier ertrübet hätt' ihren hohen Muth.

45) Im Wörterb. erzürnen; welches aber eigentlich nur für zornig machen, zum Zorne reizen gebraucht werden ſollte. Dies erzurnen iſt abermals ein Beweis, daß man ehemals ntr. und trs. durch verſchiedene Form im Ganzen fleißiger unterſchied, als wir zu thun pflegen. So unterſchied man ehemals auch erzunden und erzünden, erarmen und erärmen (erarmen machen, arm machen, bei Mahler), erſticken und erſtecken, erblinden und erblenden, entſitzen und entſetzen, ꝛc. ſo wie wir noch erworgen und erwürgen richtig unterſcheiden. — Zu den oben genannten mit Er- zuſammengeſetzten Wörtern füge

Unſchlüßig zu verdammen, zu erwählen,
Wirft er Voltairen oder Baylen,
Voll Unmuth aus der Hand und findet nirgends Ruh.
Auf! eile, Jüngling, in des Oelbergs Schatten,
Eh ſich die Zahl der Feinde häuft,
Fühlloſigkeit den kranken Geiſt ergreift,
Und deine Kräft' im ſauren Kampf ermatten.
Eh die Verzweiflung — [Ah! welch Angedenken faßt
Beym Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,
Daß das Gebein mir kracht und meine Wang' erblaßt!
Nein! — der geliebte Nahm' entſchlüpfe nie der Lippe,
Sey heilig meinem Schmerz in dunkler Einſamkeit,
Sey von dem Pöbel unentweyht! —
Er hat die Ruhe nun, die er geſucht, gefunden]
Eh die Verzweiflung, ſie, die immer in Geſtalt
Von einer Tröſterin zu deiner Seite wallt,
Den falſchen Schoos dir beut, in deine Wunden
Gift, ſtatt des Balſams, gießt, ein Irrlicht in der Nacht
Dir zeiget, und nun ganz von ihrem Arm umwunden,
Dich, in der ſchrecklichſten der Stunden,
Unwiederruflich elend macht.
Ja, 'land' im freundſchaftlichen Haven
Des Evangeliums, eh deinen morſchen Kahn
Das Meer verſchlingt; eh die Gerichte nahn,
Die deine Sittenlehrer ſtrafen. —

2. Damit der im zweiten Theile des Wörterbuches aufgespeicherte große Wörterreichthum, zu welchem noch Tausende von Zusätzen und fehlende Bedeutungen zu Wörtern, die sich schon im Adelungschen Wörterbuche befinden, kamen, nicht eine zu

ich hier noch das Verzeichniß der übrigen, die ich von neuem zu künftigem Gebrauche gesammelt habe: Erathmen, Göthe. Erbeiten, Erbeizen, Scherz. Oberlin. Erbessern, Mahler. Erblähen, Scherz. Oberlin. Erblättern, Mahler. Erblenden, Scherz. Oberl. (Wörterb. v. 1482. erplenden). Erbolgen, b. Nibel. L. B. 9578. Erbüßen, Nibel. L. B. 3463. Erbauern, Scherz-Oberl. Erdehnen, Baggesen. Erfällen, Nibel. L. B. 3763. Erfaulen, Mahler. Erfeinen, Sonnenberg. Erfinanzen, Hänisch. Ergaffen, Scherz-Oberl. Ergallen, Ebend. Erganzen, Wolke. Ergeilen, Scherz-Oberl. Ergellen, Ebend. Erglanzen, Mahler. Ergroben, Scherz-Oberl. Erherrschen, Sonnenberg. Erhinken, J. P. Richter. Erkehren, Scherz-Oberl. Erkinden, Ebend. Erklaren, Wolke. Erklauben, Hänisch. Erklengen, s. Anm. 21. Erknien, J. P. Richter. Erkräften, Scherz-Oberl. Erkräftigen, Ungen. Erlangen, lang werden, Wolke. Erleeren, d. Klage, B. 2491. Erlinden, Mahler. Erlocken, Boners Fabeln, 55. Ermögern, Mahler. Ermehren, Scherz-Oberl. Ermiethen, Ebend. Ermitteln, Sonnenberg. Erpicken, Göthe. Errächen,

große Wegenzahl erfordern möchte, wurde es dringende Nothwendigkeit, der Kürze und alles deſſen, was den Raum ſparen könnte, ſich noch mehr zu befleißen, als im erſten Theile des Wörterbuchs bereits geſchehen war.

d. Nibel. L. B. 2048. Erraſen, Sonnenberg. Erſauren, Henisch. Erſchämen, d. Nibel. L. B. 2319. Erſchmecken, Iwain. Erſchnauben, Erſchnaufen, Mahler. Erſchranzen, Göthe. Erſeigen, Scherz-Oberl. Erſiegen, anfangen zu ſiegen, d. h. zu trocknen, Mahler. Erſtaben, Scherz Oberl. Erſtauben, Mahler. Erſtieren, derſ. Erſtocken, derſ. Erſtären, Scherz-Oberl. Erſtutzen, Ebend. Erſtatten, Wenzel-Sternau (ſ. Scherz-Oberl. erdattet). Erſtäuſchen, Sonnenberg. Erſtheuern, Scherz-Oberl. Erſtören, Ebend. Erſtollen, Sonnenberg. Erſtrachten, Scherz-Oberl. Erſtrocknen, Erberg. Erſtwähren, Scherz-Oberl. Erwaſchen, Erberg. Erweiben, derſ. Erweichen für entweichen, Nibel. L. B. 9513. Erweiten. Erwenden, d. Nibel L. B. 6294 und Boners Fabeln, 54. Erwirthſchaften, Göthe.

VII.

Ankündigung der erſten Ueberſetzung des ächten Oſſians.

Es iſt ja wohl endlich einmal Zeit, daß das Ueberſetzen des Macphersonſchen Machwerks, das uns bisher unter dem Titel: Oſſians Gedichte, immer aufs neue und bis zum wahrhaften Ueberdruß aufgetiſcht wurde — wobei übrigens keinem Verdienſte, keiner gelungenen Annäherung, wie die von Herrn Ludewig Schubart in Wien bei Degen neuerlich erſchienene, gewiß iſt, im geringſten ihre Gebühr entzogen werden ſoll — es iſt Zeit, daß dies alles einmal ein Ende nehme. Denn man kann wohl in ſüßer Unwiſſenheit und Umnebelung der Sinne einmal einen Mißgriff thun, einmal eine Wolke ſtatt der Juno umarmen. Aber wenn nun ſchon das Phantom enthüllt, das Trugbild laut für das erklärt iſt, was es iſt — auch da noch in ſeinem Irrthum beharren wollen, dies zeugt entweder von unheilbarer Verblendung oder einem ſchlechten, ohne Hoffnung verdorbenen Geſchmack, ja es ſetzt uns wirklich in die weitver-

breitete Landsmanschaft der weiland Phrygier, die, einer alten sprichwörtlichen Ueberlieferung zu Folge, sehr spät gewitzigt werden, und deren Sultan selbst unter seinem Turban zwei etwas sehr lange Ohren verbirgt. Der wahre, höchst fragmentarische Ossian, wie ihn der ehrenwerthe Baronet John Sinclair nach der Veranstaltung des wackern Chairman der dazu niedergesetzten Committée der Hochländischen Gesellschaft zu Edinburg, Henry Mackenzie*), schon seit länger als einem Jahre in 3 Bänden herausgegeben hat, kam gerade noch zur rechten Zeit in des Professor und Rector Ahlwardt's zu Oldenburg Hände, bevor noch aller Verkehr mit England verschlossen wurde. Mit seltener Anstrengung erwarb er sich selbst die Kenntniß des altschottischen Gaelic, und ist nun wohl unter sehr wenigen einer in Teutschland, der diese Kenntniß mit

*) S. den trefflichen Report of the Committee of the Highland Society of Scotland on the Authenticity of the Poems of Ossian. Edinburg 1805. — 155 S. nebst einem Appendix von 242 S. in gr. 8. Nach der Erscheinung dieses, auch in Teutschland zeitig genug bekannt gewordenen Report's konnte doch eigentlich gar nicht mehr von einer Uebersetzung des Macphersonschen Werkes unter uns die Rede seyn.

allen übrigen Hülfsmitteln, die allgemeines Sprachstudium und Bekanntschaft mit den Gesetzen der Metrik darbieten, und mit einem schon an den alten Classikern erprobten schönen Uebersetzertalent verbindet. Könnte aber auch noch Jemand einen Zweifel darüber hegen, so müßte dieser durch eine von ihm noch zu Ende des vorigen Jahres durch den Druck bekannt gemachte Probe völlig verschwinden. Auch haben schon mehrere kritische Blätter ganz zu Gunsten derselben entschieden. Es ist daher nur gemeine Billigkeit, daß Jeder, dem die Ehre unserer Literatur oder des germanischen Europa, wie es Villers so treffend characterisirt *), wirklich etwas mehr als eine klingende Phrase ist, dies Unternehmen nach Kräften befördere und die von Herrn Ahlwardt angekündigte Subscription darauf nicht ohne Unterstützung lasse. Es sey mir erlaubt, hier einige Worte aus Herrn Ahlwardt's Brief selbst abzuschreiben, da sie die Ursache enthalten, warum er den Weg der Subscription einschlug und seine Ansichten über die Sache mit achtungswürdiger Bescheidenheit aussprechen.

*) S. les deux Europes in dem (sachreichen) Conservateur von 1808. Vol. VI. n. 9, 10. p. 168.

„Bei der jetzigen traurigen Lage des Buchhandels, welche der Poesie besonders sehr ungünstig ist, bleibt mir keine andere Wahl, als entweder die schon im Herbste vorigen Jahres angekündigte Uebersetzung Ossians, den wir Teutschen eigentlich noch wenig oder gar nicht kennen, gänzlich aufzugeben, oder das leidige Geschäft des Verlags selbst zu übernehmen und die Uebersetzung auf Subscription herauszugeben. Das Erstere würde mir, der großen und mühsamen Vorarbeiten ungeachtet, nicht schwer werden, wenn ich wüßte, daß irgend ein Gelehrter in Teutschland vom Zufall, wie ich, begünstigt, die äußerst schwere gaelische Sprache von gebildeten Eingebornen zu erlernen Gelegenheit gehabt hätte, und im Besitze der zu dieser Uebersetzung erforderlichen Hülfsmittel wäre. Da ich mit Recht dies bezweifle, und eine Uebersetzung Ossians aus der Ursprache für wahren Gewinn für unsere Literatur halte: so wähle ich das Letztere, den Selbstverlag, und zur Ausführung dieses Zwecks den Weg der Subscription in der schmeichelnden Hoffnung, fast möchte ich sagen, in der Ueberzeugung, daß die Freunde der Dichtkunst dies Unternehmen thätig zu unterstützen nicht verfehlen werden."

N. S.

Die beigeſchloſſenen Ueberſetzungen bitte ich mit Güte und Nachſicht aufzunehmen, und darüber gelegentlich im N. T. Merkur, beſonders über die des Oſſian, ein Paar Worte zu verlieren.

Wir hoffen, daß der brave Mann in ſeiner zuverſichtlichen Erwartung nicht werde getäuſcht werden, bieten uns ſelbſt mit Vergnügen zur Sammlung von Subſcriptionen an, und theilen hier nur noch die Ankündigung ſelbſt mit, da ſie zugleich eine literariſche Ueberſicht der ächt Oſſianiſchen Literatur gewährt, welcher wir nur noch die Bemerkung beifügen, daß das Vorzüglichſte, was über Aechtheit Oſſianiſcher Geſänge geſagt werden konnte, von dem edeln Schotten, James Macdonald in ſeiner (von Herrn Soldau in Lüneburg aus der engliſchen ungedruckten Handſchrift überſetzt, bei Göſchen, Leipzig 1808 in 3 Bänden erſchienenen, ungemein wichtigen) Reiſe durch Schottland, ſeine Inſeln, Dänemark und einem Theile von Teutſchland Th. 1. S. 188 ff. mit der zuverläſſigſten Sachkunde — Herr Macdonald kann ſelbſt mehrere Oſſianiſche Lieder aus früher Ueberlieferung auswendig, und das Gaeliſche

iſt ſeine Mutterſprache — zuſammen geſtellt iſt. Hier iſt Hrn. Ahlwardt's Ankündigung!

Böttiger.

* * *

Subſcriptionsanzeige.

Von mehrern der beſten Köpfe Teutſchlands zur baldigen Vollendung aufgemuntert, biete ich den Freunden der Dichtkunſt und des Schönen

Oſſians Gedichte,

zum erſten Mal aus dem Gaeliſchen metriſch verteutſchet und mit den nöthigen Erläuterungen begleitet, auf Subſcription an.

In der vor einem halben Jahre gegebenen Probe glaube ich hinlänglich bewieſen zu haben, daß wir Teutſchen bisher ſo wenig, wie die Engländer, Oſſian's Gedichte kannten, oder kennen konnten, und daß wir ſtatt eines Göttergebildes nur Wolken und Dunſt dumpfſtaunend bewunderten; getäuſcht durch den Bombaſt, und nicht ſelten durch den Unſinn, womit der engliſche Ueberſetzer Macpherſon, theils aus Unkunde der Sprache, theils aus falſchem

Geschmacke und Mangel an Dichtergefühl, sein erhabenes Urbild entstellte. Aus dieser trüben Quelle ist denn auch die ganze Schaar der teutschen Uebersetzungen, die in dieser Messe noch einen Zuwachs von zwei neuen und einer wieder aufgelegten erhalten hat, hervorgegangen, die alle, mehr oder weniger, die Fehler des englischen Uebersetzers durch kleinere und größere Fehler vermehrt haben, und die Mängel und Gebrechen, die von Uebersetzungen aus Uebersetzungen unzertrennlich sind, an der Stirne tragen. Der Character dieser Dollmetschungen, die beste schlechter sind, je genauer sie Macpherson nachtreten, spricht sich durch sich selbst aus, so daß es unnöthig ist, mehr Worte darüber zu verlieren. Eine Blumenlese ihrer schreiendsten Verirrungen würde Stoff zu einem nicht uninteressanten Aufsatz für das Morgenblatt oder eine ähnliche Zeitschrift geben. Eine ehrenvolle Erwähnung indeß unter denen, die sich als Uebersetzer oder Kritiker mit Ossian beschäftigt haben, verdient Herder. Hätte dieser große Geist mit dem lebendigen Gefühl, das ihn für jedes Schöne, Große und Erhabene begeisterte, den Plan einer Reise nach Schottland (s. Herders Werke V. 8. S 14), den er vor beinahe 40 Jahren faßte, ausgeführt, um

dort, wie es S. 14 heißt, die Gesänge des lebenden Volks lebendig zu hören, die Oerter zu sehen, die allenthalben in Ossians Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten zu studiren, eine Zeitlang ein alter Kaledonier zu werden, und dann diese Gedichte zu übersetzen: dann wäre ihm (S. 15) die Aeußerung eines gerechten Unmuths, daß die Macphersonsche Probe der Ursprache ganz verunebens abgedruckt sey, nicht entschlüpft, und wir hätten eine Uebersetzung erhalten, die jede andere überflüssig gemacht hätte. Durchdrungen von dem Geiste des alten Barden gab er, ohne das Gaelische zu kennen, in den Volksliedern (Werke V. B. S. 259 — 265) Proben aus dem von mir übersetzten siebenten Gesange der Temora, die alles leisten, was man ohne Kenntniß des Originals leisten kann, denn, einige Verirrungen abgerechnet, ahnen sie den Bau der rhythmischen Periode, und zum Theil sogar das Sylbenmaaß der alten Gesänge. Hätte Herder Ossian's Sprache und Sylbenmaaße gekannt, so würde sein biegsamer Geist sich diesen letztern angeschmieat, und den Schluß dieses Gesanges, wenn nicht besser, doch gewiß nicht schlechter, als folgender Versuch im Sylben-

Der Vorhang rauſcht.— Weh Euch; ich ſeh
die Frucht,
Ihr Neuerer, die euer Beyſpiel ſtiftet —
Jahrhunderte, durch eure Zweifelſucht
Und Spötterey und Tollkühnheit vergiftet!
Ich ſeh die Bande der Natur
Zerriſſen; Redlichkeit im Staube; Wohlſtand, Ehre,
Verbannet; und zertrümmert die Altäre
Der Freundſchaft; und gebrochne Pflicht und
Schwur.
Ich ſeh den Untergang der edelſten Geſchlechter,
Verruchte Väter, Mütter ohne Schaam,
Zu frechen Künſten auferzogne Töchter,
Und Männer ohne Bart, gebohrne Haremswächter,
In denen nie der Mann zur Reife kam.
Ich ſeh die Ruh der ſchönſten Ehe
Durch einen Lovelace geſtöhrt,
Ein junges, ſchwaches Weib, durch Leidenſchaft
bethört,
In einem Augenblick, von ihrer Tugend Höhe
Herabgeſtürzt, in Thränen ſchwimmen — ſehe
Verführter Jungfraun Angſt; Sie ſchreyen Wehe!
Wehe!
Und zücken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach
An ihrer Bruſt, im Schlafe zu durchbohren.
Ach! ohne Rettung iſt ein ganzes Volk verlohren,
Vertrocknet ſeine Kraft, als wie ein Regenbach,

Erſtickt

benmaße des Originals, (ſiehe Probe e. neuen Ueberſ. S. 43, 44) überſetzt haben:

Ullin, Carril und Riño,
Ihr Stimmen entſchwundener Vorzeit!
Hört' ich euch doch im Dunkel von Selma!
Erwecket den Geiſt des Geſangs!
Nicht hör' ich euch Kinder der Lieder!
Wo ruht ihr in Hallen der Wolken?
Schlagt ihr ſie die luftige Harfe,
Bekleidet mit Nebel der Frühe,
Dort, wo praſſelnd entſteiget die Sonne
Weißhäuptigen Wogen?

Das Sylbenmaaß und der Bau der rhythmiſchen Periode des Originals wird, ſo viel unſere Sprache es erlaubt, in der Ueberſetzung beibehalten werden. Wer dieſe den Dichtern erſter Größe raubt, wer einen Arioſto in Hexametern, einen Homer in wohlgereimten Zeilen wiedergiebt, raubt ihnen die Hälfte ihrer Schönheiten, faſt möchte ich ſagen, ihres Weſens, und vielleicht noch mehr.

Die Ueberſetzung wird vier Bände in Octav ausmachen. Der erſte Band wird Sinclair's Abhandlung über die Aechtheit der Gedichte Oſſian's und den Fingal enthalten; der zweite Band die kleinern Gedichte, Cathloda, Comala, Carricthura, Carthon u. ſ. w.; der dritte Band

die Temora. Jedes Gedicht wird mit den zum Verſtändniß erforderlichen Erläuterungen begleitet werden. Der vierte Band wird eine Bearbeitung des bekannten Berichts (Report) der ſchottiſchen Hochländiſchen Geſellſchaft über Oſſian, oder eine hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über Oſſian's Gedichte, und über die ſämmtlichen Schriftſteller enthalten, die für und gegen die Aechtheit dieſer Gedichte geſchrieben haben. Dieſem Bande werden einige ſchätzbare Nicht-Oſſianſche Gaeliſche Gedichte beigefügt werden.

Die Subſcription für jeden Band auf Schreibepapier, iſt 1 Rthlr. 6 g. Groſchen in Golde, die Piſtole zu 5 Rthlr., und den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 g. Groſchen gerechnet. Alle gute Buchhandlungen nehmen Subſcription an. Die Sammler von Subſcribenten erhalten auf 5 Exemplare das 6te frei. Der nachherige Ladenpreis wird um die Hälfte erhöhet werden.

Oldenburg, im Herzogthum,
1808, im Mai.

C. W. Ahlwardt,
erſter Profeſſor und Rector am herzoglichen Gymnaſium.

Inhalt.

Seite

I. Wiegenlieder für Ihre Majeſtät die Königin von Dänemark. Im April 1808. 3

II. Chöre für das Ackerbaufeſt in Hofwyl. . . . 7

III. Die Pforte. 17

IV. Nichtigkeit menſchlicher Größe. 20
(Ein moraliſches Gedicht nach einer engliſchen Ueberſetzung aus dem Indiſchen Kehira Sept. 1807.)

V. Siegel-Stein eines Römiſchen Augenarztes, im Beſitz Sr. Durchlaucht des reg. Herzogs von Gotha. 23

Seite

VI. Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der teutschen Sprache, von J. H. Campe. . 40

VII. Ankündigung der ersten Uebersetzung des ächten Ossians. 73

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

9. Stück. September 1808.

I. Neuigkeiten der Cottaiſchen Buchhandlung in Tübingen.

Europäiſche Annalen 1808. 7tes Stück.

Inhalt.

I. Oſtindiſche Miſcellen, aus dem Essai sur l'Indoustan par Mr. Legoux de Flaix. Zweite Lieferung. Seite 1.

II. Die Philoſophie des Pythagoras als politiſche Erſcheinung. Drei Geſpräche von Archytas. S. 18.

III. Nachrichten über den Feldzug der Oeſterreicher in Tirol vom Jahre 1805. S. 49.

Sammlung von Beobachtungen und Thatſachen, die die häutige Bräune (Croup) betreffen, aus dem von der Pariſer mediziniſchen Schule im Junn 1808 bekannt gemachten franzöſiſchen Originale überſetzt von D. M. M. Friedländer, gr. 8. Preis 12 gr. oder 54 kr. Tübingen in der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.

Der Titel zeigt hinlänglich, wie wichtig dies Werk für alle Aerzte iſt.

Allgemeine Polizei-Blätter für den Monat Juny 1803.

Inhalt.

Ueber Priesterärzte — von dem berühmten Russisch-Kaiserlichen Staatsrathe und Leibmedicus Peter Frank, dem Begründer der medicinischen Polizey. Constitution für das Königreich Baiern. Belohnung der Armenpfleger in Neuenburg. Regulirung der Taglöhne für die Bauleute in der Oberpfalz. Verbot des Läutens der Glocken bei Gewittern in Würzburg. Belohnung des Arztes Dr Neureuther in Wien. Polizeiverordnung in Paris wegen des Begießens der Strassen während der Sommerzeit. Befreiung der zur Leipziger Messe kommenden westphälischen Juden von den gewöhnlichen Lasten. Entlassung des Polizeidirectors Büsching in Berlin und Ernennung des Herrn Teulon an dessen Stelle. Verbot gegen den Münzhandel im Preußischen. Maaßregeln zur Abschaffung des Gassenbettelns in Stanz. Einführung einer neuen Forstverwaltung im Königreiche Italien. Einführung des Gober Napoleon im Herzogthum Warschau. Auswanderungen aus den Rheingegenden nach der Crimm und Maaßregeln zur Verhüthung derselben. Gebrauch des Kermes statt der Cochenille beim Färben. Eifer der franz. Gensd'armerie in den Maingegenden. Etablirung eines neuen Brief- und Postwagen-Courses von Salzburg nach Grätz. Freizügigkeit zwischen den Kais. Königl. und großherzogl. Würzburgischen Staaten. Verbot des Einbringens gebundener Bücher in den Canton Basel. Nachricht von der Armenanstalt in Basel. Untersuchungen über den innern Gebrauch der Angustura-Rinde von der medicinischen Facultät in Wien; hierauf erlassene Maaßregeln. Verfügung über die Aufhebung und Behandlung verunglückter Personen zu Paris. Sorge für den öffentlichen Unterricht im Großherzogthume Baden. Geistlicher Unfug in Trochtelfingen. Schul und academisches Fest in Bern. Verbesserung des Unterrichts für die Juden in Mailand. Ueber die Klopfsprache unter den Gefangenen. Censur-Edict für die Königlich Wirtembergischen Staaten. Quacksalberei. Neues peinliches Gesetzbuch für Frankreich. Zweite Auflage von Beauforts Schrift über die Vereinigung der christlichen Religionsparteien. Bemer-

kungen über den, in den Nummern 28 und 29 der allgemeinen Polizei-Blätter von diesem Jahre enthaltenen Aufsatz: Reformen der Medicinal-Verfassung in Teutschland. Großherzogl. Badische Verordnung, die Abhaltung und Beifangung des liederlichen Gesindels betreffend. Nachricht von der Königl. Westphäl. Lotterie. Traurige Folgen des tollen Hundbisses. Maaßregeln gegen die Bettelei in Frankreich Polizei in Rom. Feuerlösch-Ordnung für das Königreich Wirtemberg. Verordnung wegen der Taufe der Kinder im Herzogthum Nassau. Maaßregeln in Betreff des Vaganten Schubs in Baiern, Wirtemberg und Baden. Beantwortung des in dem 6sten Hefte des Staats-Archivs befindlichen Aufsatzes: Ueber eine Königl. Preuß. Cabinets-Entscheidung, in Sachen der Gebrüder Freiherrn von der Reck, wider die Freiherrn von Boselager und von Landsberg, die Abtretung einiger Güter betreffend. Kann die Polizei wohl verbieten, das Getraide mit Baumzweigen aufzubinden? Oeffentliche Bauten in Neapel. Vorschläge zur Verminderung der Kosten der Straßenbeleuchtung. Fabricirung des Zuckers aus Traubenmost. Erziehungswesen in Neapel. Vorschläge zur Verbesserung der Criminalgesetzgebung in England. Kann eine durch locale Ursachen erzeugte Viehseuche sich auch über benachbarte Gegenden, wo diese Ursachen nicht Statt haben, durch Ansteckung verbreiten? Königl. Wirtembergische Verfügung über die Beerdigung der Selbstmörder. Besorgung der Censurgeschäfte in Wirtemberg. Beförderung der Kuhpocken-Impfung in Mähren. Brodmangel in Preußen. Handelspolizei in Holland. Rechtshändel in der Schweiz.

Justiz- und Polizei-Anzeiger. Er enthält: 2 Miscellen. 56 Steckbriefe. 1 Warnung. 5 Vorladungen. Demnächst mehrere Widerrufe, Aufforderungen, Nachträge, Bekanntmachungen, literärische Ankündigungen.

Die allgemeinen Polizeiblätter, von welchen, nebst dem dazu gehörenden allgemeinen Justiz- und Polizei-Anzeiger, jede Woche 4 halbe Bogen und, nach Erforderniß, auch außerordentliche Beilagen erscheinen, kosten halbjährig 3 Fl. 30 kr. rhein. oder zwei Thaler preuß. —

Sie sind eine Fortsetzung der allgemeinen teutschen Justiz- und Polizei-Fama, erhalten daher auch für die Besitzer derselben ein zweites Haupttitelblatt. Man kann sie auf allen Postämtern und in allen Zeitungs-Expeditionen posttäglich, von allen soliden Buchhandlungen aber in Monat-Heften beziehen. Wer dieselben monatlich nimmt, macht sich zu einem Jahrgange verbindlich. — Abonnirten Civil- und militärischen Justiz- und Polizei-Behörden werden alle Steckbriefe, Beschreibungen und Warnungen vor verdächtigen Personen, so wie auch Anzeigen von Landesverwiesenen unentgeldlich eingerückt, wenn sie solche portofrei an die Redaction der Polizei-Blätter zu Coburg einsenden. — Zweckmäßige Beiträge und Correspondenten-Nachrichten werden mit Vergnügen unentgeldlich aufgenommen, wenn sich der Einsender nennt, der, auf Verlangen, steter Verschwiegenheit seines Namens versichert seyn darf.

Allgemeine Polizei-Blätter für den Monat July 1808.

Inhalt.

Ueber den Unterschied zwischen Strafanstalten und öffentlichen Arbeitsanstalten, zur Besserung der zur Arbeit angehaltenen Subjecte. Königl. Westphäl. Circular an die Präfecten, in Hinsicht der die Polizei handhabenden Gensd'armerie. Landstreicherschule des Hrn. Cyraud zu Mayland. Königl. Preuß. Reglement wegen Abhaltung des Handelsverkehrs mit England und Schweden. Arretirung 10 entwichter Bösewichter in dem Walde Bellona bei Rom. Errichtung einer Baumwollenspinnerei zu Neapel für Waisenmädchen von Maria Isnard. Ueber das Polizeiwesen mit besonderer Rücksicht auf Preußen. Verordnung wegen des Einlasses fremder Bettelfuhren in den Fürstl. Primat. Landen. Apollos Saal in Wien. Alfons Leroi Erfindung eines China-Surrogats. Zunahme des cultivirten Landes um ein Drittheil in Frankreich. Verweisung aller fremden Bettler aus dem Gebiete von Lucca. Verhaftung mehrerer Kaufleute zu Antwerpen. Entdeckte Seltenheiten von Kamtschatka durch den Hofrath Dr. Langsdorf. Einrichtung einer Armenschule zu Moskau durch den geheimen Rath und Ritter von Sievers.

Beantwortung des in dem 62sten Hefte des Staatsarchivs befindlichen Aufsatzes: Ueber eine Königl. Preuß. Cabinets-Entscheidung, in Sachen der Gebrüder Freiherrn von der Reck, wider die Freiherrn von Boeselager und von Landsberg, die Abtretung einiger Güter betreffend. Entwurf einer Instruction für Centamtsdiener. Merkwürdiges Decret des Präfecten zu Sträßburg in Ansehung der im Niederrhein. Departement angesessenen Juden. Einfuhr des fremden Getraides in England. Aufhebung des Benonisten-Ordens im Herzogthume Warschau. Gründe, durch welche in einem Fürstl. Rescript im Jahre 1512 einem adelichen Fräulein erlaubt wurde, ein Kleid von Damast, und eine Schleppe an demselben zu tragen. Uebersicht der Arbeiten, welche in den Industrie-Schulen der Fürstl. Lippis. Lande geliefert wurden. Belobung des Pfarrers Pfleger zu Burghausen, wegen Einführung eines Doppelspinnrads. Ausdehnung des Verbots der Hazardspiele auf die Provinz Anspach. Errichtung eines Forstinstituts an der Bergakademie zu Schemnitz. Erfindung einer verbesserten Buchdruckerpresse von J. W. Sudorius zu Cöln. Erbauung einer steinernen Brücke über den Sitterfluß im Canton St. Gallen. Briefe über den Zustand der Polizei in der Oberpfalz. Verordnung des Magistrats zu Schwabach, im Fürstenthume Anspach d. d. 18. July 1651 das Tabaktrinken (Tabakrauchen) betreffend. Fortgang der Rumfordischen Suppenanstalt zu Schweinfurt. Festsetzung der Statuten der weibl. Erziehungsanstalt zu Olsberg im Canton Argau. Lob der Neuverlobten in den amerikanischen Freistaaten. Einige Züge zum Vergleich der östreich. und preuß. Polizei, nach von Cölins Gemählden. Königl. Wirtembergische Verordnung, die Errichtung von Zwangs-Arbeitshäusern in den Kreisen des Königreichs betreffend. Bestrafung verschiedener Bäcker zu Berlin. Rechnung der Canton St. Gallischen Hülfscasse für das Jahr 1808. Erneuertes Verbot fremder Scheidemünzen im Canton Basel. Verschiebung des Ackerbaufestes zu Hofwyl. Uebersicht der vom Thurgauischen Criminalgerichte erster Instanz vom 1. April 1807 bis dahin 1808 ausgesprochenen Criminalurtheile. Runkelruben-Zucker-Fabrik des Generalmajor von Blankennagel, im Gouvernement Tula und Empfehlung derselben vom Minister des Innern. Die Colonie Waldorf; eine neue Art von

Karthäusern. Auszug aus der Darstellung der Lage des Königreichs Westphalen in Beziehung auf administrative und gerichtliche Polizei-Gegenstände. Erwählung des geheimen Regierungs-Raths Dr. Hartleben zu Coburg, von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, zu ihrem associirten Ehren-Mitgliede. Erbauung einer neuen hidraulischen Maschiene zu Reichenhall, von dem Kön. Baier. Oberst-Berg- und Salinen-Rath Jos. v. Baader. Bevölkerung des Fürstenthums Baireuth im J. 1807; desgleichen der Residenzstadt Petersburg. Verordnung des Fürst Primas, die Einführung des Code Napoléon betreffend. Feier des Schutzpockenfestes zu Brünn. Anfang der Erndte in Niederbaiern. Bekanntmachung, und Thatsachen von der Pariser Medizinal-Schule über die häutige Bräune. Einige Blicke auf den jetzigen Zustand der Polizei zu Bamberg überhaupt und der medizin. polizeilichen Anstalten daselbst insbesondere. Königl. Wirtemberg. Verordnung über die Bestrafung der Baumverderber. Allgemeine Visitation der Apotheken in den Fürstl. Primat. Landen, in Hinsicht des zu besorgenden Mangels ost- und westindischer Arzneyartikel. Vorschrift, wie das Begraben der Todten in den verlegten Kirchhöfen vor die Thore zu Münster geschehen soll. Aufhebung der verbotenen Lumpen-Ausfuhr zu Schwerin. Methode, einen entzündeten Schornstein und sonstige Feuersbrünste geschwind zu löschen. Organisation der obersten Staatsbehörden im Großherzogthum Baden. Verbot geschlossene Briefpakete an auswärtige Posten im Königreiche Westphalen anzunehmen. Anstellung mehrerer Rechtsgelehrten bei der Rechtsschule zu Wetzlar. Einführung des Franz. Gesetzbuches zu Danzig. Wohlfeile Feuereimer. Ausschließliche Annahme der Conventionsmünze im Nassauischen. Polizei-Verordnung für die Prager Städte v. J. 1626. a. d. Böhmischen übersetzt. Ermordung des Uhrmacher Kapeller. Heillose Folgen der Wahrsagereien. Cautions-Verpflichtung der Postbeamten in Baiern. Verordnung der Kön. Baier. Landesdirection zu Bamberg, wegen Errichtung eines Schullands. Fernere Bekanntmachung der Polizeidirection daselbst, die Straßen des Morgens mit Wasser zu besprengen. Abermalige Wohlthätigkeit der Berliner. Empfehlung des Hederichs als Spinat. Bewegliche Bücherschränke. Erfindung einer besondern Windbüchse.

Erſtickt die Frucht in ihrem Flore.
Die Tugend flieht, und ſeufzt noch einmahl Ach!
Und ſteigt empor zu ihrer Freunde Chore.
Siegprangend zieht das Laſter durch die Thore
Und alles Elend wimmelt nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Sitone
Sind nun ein freyer Staat,
Den Thron entweyhn Nerone,
Narciſſe den Senat.
Ich ſehe Tonnen Golds, wie Schnee im Lenz zerrinnen;
Ihr ſtolzer Herr ſeufzt in des Kerkers Staub,
Und ſeine Sklaven, ſeine Kupplerinnen
Bewohnen ſeine Schlöſſer, theilen ſeinen Raub,
Und ſtoſſen ſeine hülfentblößen Kinder,
Die, bleich, um Brod nur flehn, mit ihren Füſſen fort.
Der Freund erwürgt den Freund — dort fallen beyde — dort!
In allen Freveln ausgelernte Sünder!
Sie wälzen ſich im Blut und fluchen, fluchen ſich,
Wie Teufel thun, verzweifeln — ſterben. —
Wer brüllt zu meiner Linken fürchterlich
Auf kaltem Stroh? Tod und Verwäſung färben
Schon ſeine Lippen; Gift, ſein letzter Troſt, durchwühlt,
Wie Feuer, ſein Gebein; Er aber fühlt

Nicht

Milch und Eier lange zum Gebrauche aufzubewahren. Gelbe Farbe, Baumwollenzeuche zu färben, von inländischen Pflanzen, vom Kaufmann Pantelejew in Moskau.

Justiz- und Polizei-Anzeiger. Er enthält: 65 Steckbriefe. 1 Warnung. 5 Vorladungen. Demnächst mehrere Widerrufe, Anforderungen, Nachträge, Bekanntmachungen, literärische Ankündigungen.

II. Neuigkeiten der Nicolovius'schen Buchhandlung in Königsberg.

Bei Friedrich Nicolovius in Königsberg ist erschienen:

Pharmacopoea castrensis borussica cura *Goercke* et *Hermbstädt*. Editio altera emendatior. geh. 9 gr.

Nach dem Urtheil des Recensenten in der Jenaischen Literaturzeitung gebührt dieser Schrift ohne Zweifel die erste Stelle unter den ihr ähnlichen; sie verdient bei allen Armeen eingeführt zu werden. Die höchste Einfachheit, verbunden mit der überdachtesten Auswahl der kräftigsten Mittel zeichnen diese Schrift besonders aus. Nachdem zuerst eine bequeme Uebersicht der Gewichte und Maaße gegeben worden, folgt in alphabetischer Ordnung der Selectus medicaminum simplicium et compositorum. Bei jedem Mittel ist zugleich die Dosis bemerkt worden nach drei verschiedenen Graden. Der zweite Theil enthält die formulas medicas, an der Zahl 90, und gewiß hinreichend alle Bedürfnisse eines Militärhospitals zu befriedigen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Biene. Eine Quartalschrift von A. von Kotzebue. 18 Heft. 1 Rthlr. 4 gr.

Inhalt.

Briefe eines reisenden Lübeckers, geschrieben auf den westlichen Hebriden 1807. — Volksaufruhr in England

1381. — Die räthselhaften Gäste, eine wahre Begebenheit. — Vondel. — Wer kann für sich stehen? eine wahre Begebenheit. — Plato's Republik. — Fielbings Portrait. — Die Republik St. Marino. Die Hochzeitnacht, eine wahre Begebenheit. — Piron und der Blinde, politische Unterredung. — Ludwig XIV., ein Physiognomiker. — Fragment aus einer spanischen Chronik. — Wer hat Recht? — Die Glücksquelle, eine wahre Begebenheit. — Vermählungsgeschichte Ludwig des XIV. — Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem IV. sein erstes Kind brachte. — Das Tulpenfest. — Das brave Weib. — Der Zweizüngige. — Die Farbe der Trauer. — Die gefährliche Liebesprobe. — Vertheidigung der Menschenfresser. — Quodlibet.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Biene. Eine Quartalschrift von A. von Kotzebue. 26 Heft. 1 Rthlr. 4 gr.

Inhalt.

Die Kraft des Glaubens. — Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend. — Der bestrafte Muthwille. — Livius und Sallust. — Die eigenmächtigen Censoren. — Wundersame Bekehrung einer Schauspielerin. — Der Kleinigkeitsgeist. — Parallele zwischen Maria Stuart und Margarethe von Valois. — Montesquieu und Piron. — Besuch der Königin Christine von Schweden in Frankreich. — Der heilige Ludwig. — Crebillon und die Ratze. — Die Wuth der Zweikämpfe. — Der gesegnete Strand. — d'Anbigné. — Ein Schreiben des Cardinal Granvella. — Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin. — Sie und Du. — Das Kloster auf Montserrat. — Sobiesky. — Voltaire's Portrait. — Urtheil eines Engländers über das französische und englische Theater. — Die heilige Catharina als Doctor der Theologie. — Frage. — Die Neutralen. — Quodlibet.

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1808.

I.

Gedichte.

1.

Poetiſche Variazionen. *)

Thema.

Nur Liebe ſchafft Verſchönerung
Des armen Erdenlebens.
Drum lieb' ich alt, wie weiland jung.
Wer nicht liebt, lebt vergebens.

*) Eine Spielerei, nach Art des allbeliebten muſikaliſchen Variazionen-Geklingels.

Erſte Variazion.

Wer möchte ohne Liebe leben
Auf dieſem öden Erdenrund?
Der Liebe ſanftes Wonneleben
Erhält das Menſchen Herz geſund.
Drum, ſollt' ich alt wie Neſtor werden,
So küß' ich mich wie Tithon jung.
Daß Liebe ende, giebt's auf Erden
Ein Mittel nur: — Verſteinerung.

Zweite Variazion.

So lang ich im Staube hienieden wallfahrte,
Soll Liebe, ja Liebe mein Steckenpferd ſeyn.
Sie, die ſchon die Aeltern in Eden einſt paarte,
Wird, traun! nicht vergeſſen, mir Roſen zu ſtreun.
Ich ſchätze den Tag und die Stunde verloren,
Die kußlos und liebloß vorüber mir ziehn.
Ja, würd' ich, noch einmal zu leben, geboren,
Kein Augenblick ſollte mir kußlos entfliehn.

Dritte Variazion.

Heitre mir, freundliche
Liebe, den Pfad,
Da ſich das feindliche
Alter mir naht!
Laß, wenn die ſinkenden

Sinne vergehn,
Mich noch die blinkenden
Aeuglein gern sehn!

Vierte Variazion.

Menschliches Leben, was bist du? Ein Traum voll Schrecken und Elends,
Wenn dir der Zauber gebricht, welchen die Liebe gewährt.
Darum will ich, wenn einst die Locken der Scheitel sich bleichen,
Wie Aurorens Gemahl, trunken von Liebe noch seyn.
Fiele mir auch sein Loos, durchs Küssen von neuem zu altern,
Blieb' ich als liebender Greis doch am Gefühle stets jung.
Trollet Freund Hein mit der Hippe herbei: er finde mich — küssend,
Und mein sterbender Hauch sey mein entzückendster — Kuß!

Buri.

2.

Todtenopfer.

An Ferdinand Feurers *) Ruheſtätte.

— — Bene placideque quiescas.
TIBULL.

Dir, Jüngling mit dem heitern Dichterſinn,
Deß ſüße Laute lön. ſt — ach lävaſt! verklungen,
Pflanzt treue Freundſchaft ſpäten Roſmarin
Auf's Grab, das deinen Staub ſo früh verſchlungen.

*) Dieſer liebenswürdige Dichter, deſſen Muſe das Vaterland zu den ſchönſten und größten Erwartungen berechtigte, ſtarb im May 1785 zu Wien als Sekretär des lutheriſchen Conſiſtoriums, welche Stelle er, von Klopſtock an Kaiſer Joſeph empfohlen, erlangt hatte. Er war zu Abersbach bei Sinzheim in der Pfalz, im Februar 1760 geboren. Während ſeines Aufenthalts zu Hamburg wardigte Klopſtock dieſen genialiſchen Jüngling ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit und ſeines nähern Umgangs. Der Verfaſſer dieſes kleinen Gedichts, der ſeiner Aſche dies Todtenopfer weiht, machte auf der hohen Schule zu Marburg im Jahr 1778 ſeine unvergeßliche Bekanntſchaft.

Die düstre Pflanze grüne manches Jahr,
Ein Trauersinnbild der gerechten Klage!
Sie biete Wandrern hundert Zweige dar,
Wo jedes Blättchen wehmuthliispelnd sage:

„Wie Hölty, sang Er; früh, wie Hölty, starb
Der Jüngling, dessen Aschenrest hier modert,
Der Klopstocks Freundschaft durch sein Lied erwarb.
Wie Vieles ist mit ihm der Erd' entlodert!

„Der mich gepflanzt, war in der Rosenzeit
Dem Sänger auf des Lebens Pfad begegnet.
Erinnernd hat er mich dem Schmerz geweiht,
Und Deurer's frühe Schlummergruft gesegnet."

Buri.

3.

Duldergröße.

Adversis rerum immersabilis undis.

Hon.

Mann, der in schweren Unglücksstürmen,
Mann Wetter sich auf Wetter thürmen,
Fest wie Ulyß und Philoktet,
Gestemmt auf eigne Spannkraft, steht,
Sey du der Heros, den mein Sang
Erhebt zum höchsten Heldenrang!

Ulyß *) ſchifft auf Kalypſo's Floße,
Es knackt bei jedem Windesſtoße.
(Zertrümmert hatt' ihm Zeus das Schiff
Durch Blitzesſchlag am Felſenriff,
Getödtet die Gefährten all,
Nach jener Flucht aus Circe's Stall.)

Er kämpft, allein, auf morſchen Brettern.
Mit Flut und Aeol ihr zu ſchmettern,
Rafft, kämpft er mit Poſeidons Wuth.
Das letzte Brett erhaſcht ſein Muth.
Erbarmende Leukothea,
Da warſt du ihm mit Hülfe nah.

Durch deines Wundergürtels Gabe
Treibt ſchwimmend er dem naſſen Grabe.
Doch ach! damit iſt's nicht gethan.
Den Schwimmer peitſchet der Orkan
Drei Tage, bis ihn Brandung ſchlürft,
Nackt an ein ſandig Ufer wirft.

Aus Binſen baut er und Geſtrüppen
Ein Lager für die wunden Rippen.
Die Nacht durchwacht er zweifelsvoll,

*) Odyſſee. Geſ. V. 270 u. f.

Ob Leu, ob Froſt ihn tödten ſoll.
Der nackte Wanderer, wohin
Soll er auf fremdem Boden fliehn?

Die Heldenſeele ringt mit Kummer.
Athene ſendt ihm Morgenſchlummer.
Horch! welch ein greller Freudenſchrei
Erweckt ihn aus der Träumerei?
Froh ſpielt mit Zofen Ball am Fluß
Die Tochter des Alcinous,

Gewahrt des Fremdlings, der, mit Schilfe
Sich ſchamhaft hüllend, fleht um Hilfe.
Sie nannt' ihm liebreich Ort und Stand,
Reicht' ihm ein purpurnes Gewand,
Und wieß ihn zu des Königs Schloß,
Wo er viel Ehr' und Luſt genoß. — — —

Wer denkt nicht mit Erbeben deiner,
Held, welcher duldete, wie Keiner,
O Philoktet *), der, ungeheilt
Von giftger Wund', auf Lemnos weilt?
Wenn ſie dein Leid nachfühlen ſoll,
Zollt dir die Menſchheit Trauerzoll.

*) Ovid. Metamorph. L. XIII. v. 45 u. f.

Du ſchaust von Lemnos Uferhöhen
Der Griechensegel letztes wehen.
Die Helden all, berauscht von Ruhm,
Ziehn vor das stolze Ilium.
Ein fürchterliches Mißgeschick
Hält dich auf fremdem Strand zurück.

Rings die Natur in tiefer Trauer —
Der wilden Felsenhöhle Schauer —
Empörter Meeresfluth Geräusch —
Des Raubthiers hungriges Gekreisch —
Das ganze Eyland allerwärts
Bewohnt von Schreckniß nur und Schmerz.

Verlassen, ruhmlos, peinbeladen,
Wer hätte nicht des Lebens Faden
Gekürzt? Du, männlichstark und groß,
Trugst wie ein Gott des Jammers Loos,
Gerettet nur durch Selbstvertraun
Aus grenzenlosen Elends Graun. — —

Mann, der in schweren Trübsalstürmen,
Wann Wetter sich auf Wetter thürmen,
Fest wie Ulyß und Philoktet,
Gestemmt auf eigne Spannkraft, steht,
Sey du der Heros, den mein Sang
Erhebt zum höchsten Heldenrang!

Buri.

Nicht dieſe Glut; ihn tödten andre Qualen;
Furchtbare Hände fahren aus der Wand,
Die ſeine Thaten all auf ſchwarzem Teppich mahlen;
Er ſchaudert vor dem Bild zurück — ſinkt an den
Rand
Der Ewigkeit — und ſchaudert wieder —
Ach! meine Seele blutet — falle nieder
Grauſamer Vorhang! Greuelvolle Gruft,
O ſchließe dich vor meinen Blicken wieder! —
Wohl mir! ich ſchöpfe friſche Luft;
Die Phantaſey ſchwingt ihr Gefieder
Und brütet nicht mehr über mir.
Ha! wie mein Pferdchen ſchwitzt! das arme
Thier! —
Friſch eingelenkt! Wo blieben wir? —
Recht! in der modiſchen Philoſophie Revier.
Wenn ich in meines Eifers Strenge
Den Pfuſcher in der Kunſt, den Meiſter, der ſie kennt,
Auf einen Augenblick, dem Scheine nach, vermenge,
Ey! ſo verzeih es mir, wohlweiſes Parlament!
So geht es, wenn, von Schwärmerey geblendt,
Mit der Vernunft der Kopf zum Henker rennt.
Nein, wegen ungerathner Glieder,
Verdamm ich deinen Nutzen nicht,
Und Ehrfurcht gegen dich iſt meine Lieblingspflicht.
Allein geſetzt, daß, unverfälſcht und bieder,
Ein Theil von euch dem ſonnenhellen Licht

4.

Frühling und Liebe.

An Cily.

Auf ſonnigem Raſen
Auf luftigen Höhn
Möcht' ich dir, Geliebte,
Zur Seite ſtehn;

Wo Quellen ſich gießen
Die Wälder hinein,
Dich ſchwankend geleiten
Von Stein zu Stein.

Was hält dich der Garten
Mit Blumen beſä't,
Zu gießen, zu pflegen
Manch buntes Beet.

Wohl draußen entblühen
Der Blumen genug,
Da ſchweifen die Zephyrn
In duftigem Flug.

Da ziehn die Gefühle
Den Bienen gleich,
Die ſummend ſich regen
Im Blütenzweig.

O Wonne der Fluren
Der Frühlingsluft,
Im Dufte zu kühlen
Die heiße Bruſt.

Mit dir zu belauſchen
Die Quellen im Thal,
In dunkelen Zweigen
Die Nachtigal!

Es klingen die Töne,
Die Seele zieht
Dem Körper entnommen
Vom Schlummerlied.

Sie ſchwebet und reget
Die Flügel kaum
Dich ſtill zu beſchauen
Im ſüßen Traum.

Den lieblichen Buſen
So innig bewegt
Die Thrän' im Auge
Vom Lied' erregt.

O Wonne der Jugend
Der Liebe Licht!
Du schätzest den Frühling,
Die Sonne nicht.

Fr. Giersch, in Göttingen.

5.

Der Verschmähte.

Endlich erscheint die verschwiegene Nacht und die liebliche Kühlung
Gießt balsamischen Thau still in die Wunde der Brust.
Frei nun mögen im Liede der Sehnsucht Gluthen hervorwehn,
Oder im ewigen Raum rosiger Träume verglühn.
Denn jetzt siehst du den Klagenden nicht, unbändiger Phaiden,
Spottend mit frevelem Wort über den nahenden Freund.
Ruhig umfängt dein himmlisches Bild bei nächtlicher Klarheit
Mir die verlangende Brust, leget mit lächelndem Blick

Sich dem Erglühenden ſanft in die Arm': er rühret mit Inbrunſt
Dir an die Wangen und küßt leiſe den blühenden Mund.
O nie ſo ſchön du biſt, Holdſeliger! — Warlich die Anmuth
Wölbt dir ſelber die Stirn, gießet das goldene Haar
Ueber die ſüße Geſtalt und die glänzende Schulter im Flug' aus,
Daß ſein lockiger Fall ſchlägt um die ſteigende Bruſt,
Und um das Haupt hinweht, wo von Anmuth thauender Klarheit
Leuchtend der Blick aufſtrahlt, wann du im tanzenden Chor
Hoch hergehſt, wo die holde Geſtalt nur im leichten Gewand ſchwebt
Und zu den himmliſchen Höhn ſchauet das göttliche Bild.
Wie wann Eros ſelbſt in unſterblicher Schöne der Jugend
Führte den Reihn zum Tanz hebend den ſtrahlenden Fuß,
Daß er in Leuchtungen ſanft aufſchwebete, menſchlichem Anblick

Zeigend der Schön' Urbild, welche die Götter beſchau'n.
Dann ſehn blühende Jungfrau'n dir mit unendlicher Sehnſucht
Nach und die Jünglinge glühn heiß in der männlichen Bruſt.
Aber es ſteht dein heißeſter Freund im Gewühle der Reigen
Innig im Herzen erfreut; doch von den Wangen herab
Schleichet die heimliche Thrän' und die Bruſt bangt unter dem Fluthdrang
Ach! und ſo hoffnungsleer ſchweiget das tiefſte Gemüth.
Denn vor allen zu mir Unglücklichen wendet der Hoheit
Tödtenden Ernſt er allein, wenn ich im bangen Geſpräch
Ihm annah' und es bricht mein Herz vor den ſchneidenden Worten,
Wann er die heilige Gluth ſchilt, die mich Armen erfüllt,
Die mein Leben verzehrt und der Jugend Blum' um die Wangen
Bleicht und im raſcheſten Flug hemmet den mächtigen Geiſt.

Nicht mehr üb' ich im Sturme der Jagd und im Kampf der Paläſtren
Männliche Kraft und der Muth trägt zu der brauſenden Schlacht
Nimmer das Herz, um den Drang zu beſänftigen, welcher dem Jüngling
Flügelt den Geiſt und den Arm ſchwingt zur gewaltigen That.
Einſam ſchleich ich umher in dem Wald und beſchaue die Blümlein
Neben dem Bach: dann fließt gleich der enteilenden Fluth
All mein Leben dahin und zu Sehnſucht löſet die Mannheit
Leiſe ſich auf, mein Leid klagend dem Hain und der Flur.
Senk' o heilige Nacht von der Ruh' und dem himmliſchen Frieden
Sanft umweht dich herab, lindre den brennenden Schmerz;
Oder vermag kein Gott von der mächtigen Qual zu erlöſen,
Nimm mich ſelber im Tod auf an die ſchweigende Bruſt.

Fr. Gierſch.

6.

Abendgefühl.

Von milder Sehnſucht möcht' ich ganz entglühen
Wie Blütenhauch in lauen Lüften wallen,
In ſanftem Lied die Töne wiederhallen,
Die wunderbar durch meinen Buſen ziehen;
Zu goldnen Au'n der Abendröthe fliehen,
Dort an dem Heiligthume niederfallen,
Wo in dem lieben Schein der ſtillen Hallen
Die Roſenfluren durch den Himmel blühen.

Still ruht der See; auf ſeinen klaren Wogen
Im Widerſchein der Fluthen hingezogen
Sinnt Melodie'n der liederreiche Schwan;
Doch ſeine Töne ſchlummern; ach es tragen
Nur in der goldnen Zeiten Jugend-Tagen
Ihn zum Geſang die Flügel himmelan.

Fr. Gierſch.

II.

Ueberſetzungen.

1.

Probe einer Ueberſetzung des Oedipus aus Seneca's Trauerſpielen.

Vorwort.

Mit Vergnügen übernimmt der Teutſche Merkur die Aufſtellung dieſer Ueberſetzer-Probe, die ſchon jetzt durch Treue und Bemühung, die Farbe des (freilich nicht überall einladenden) Originals wieder zu geben, zu den gelungenen gezählt werden dürfte. Es ſey erlaubt, aus dem Briefe des Verfaſſers, der in Jena lebt, folgende Stelle auszuziehen, da ſie den prüfenden Leſer noch beſſer in den Geſichtspunct des Ueberſetzers ſtellt:

„Ich habe eine von den zehn lateiniſchen Tragödien, die gewöhnlich dem Luc. Annäus Seneca zugeſchrieben werden, metriſch überſetzt, und überſende Ihnen hiebei eine Probe davon. Ich darf wohl

wohl nicht erſt erwähnen, wie ſchwierig es ſey, das Schwülſtige und Gezierte, ſo wie von der andern Seite das Erhabene der Sprache dieſer Tragödien nachzubilden. Wie weit mir das gelungen und dabei Wörtlichkeit und Metrum doch nicht vernachläſſigt ſey, ſtelle ich der Beurtheilung prüfender Kenner anheim. Sollte dieſe günſtig ausfallen, ſo würde ich die ganze Tragödie herausgeben. Ich habe ihr eine Einleitung vorangeſchickt, worin über den dichteriſchen Werth dieſes Trauerſpiels, des Königs Oedipus, vornämlich in Vergleich mit dem des Sophocles, die Rede iſt, zugleich mit einer Apologie der Ueberſetzung wenigſtens Einer Tragödie dieſes vergeſſenen und vielleicht mit Recht verachteten Schriftſtellers. Nämlich als Uebergangspunct von der alten Zeit und Kunſt zur neuen ſcheint er mir mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen, als ihm bisher zu Theil geworden iſt, was ſchon daraus hervorgeht, daß wir noch keine nur einigermaaßen den Namen verdienende Ueberſetzung Eines ſeiner Stücke beſitzen. Denn die Uebertragung der Trojanerinnen und des Thyeſtes von Franz Horn ſcheint doch, bei vielen Vortrefflichkeiten im Einzelnen, im Ganzen etwas flüchtig gearbeitet, wie ſchon die Vernachläſſigung des Metrums und die Auslaſſung einzelner Stellen bezeugt.

Um zu erforschen, weshalb Theben von der Pest verheert würde, hatte der König der Stadt, Oedipus, den Seher Tiresias holen lassen. Als dieser auf dem gewöhnlichen Wege durch Opfer und die Beschauung der Eingeweide die Ursach nicht entdekken konnte, so nahm er seine Zuflucht zur Nekromantie, und suchte von dem Schatten des Lajus den Zusammenhang der Sache zu erfahren. Denn das Orakel hatte verkündigt, daß nur nach Bestrafung des Mörders des Lajus die Pest aufhören würde. Hierüber sollte Lajus selber dem Tiresias Auskunft geben. Der Schwager des Oedipus, Creon, ist bei dieser Nekromantie gegenwärtig gewesen, und erzählt sie nach einigen Weigerungen dem Oedipus folgender Maßen: (Von V. 530 bis 658.)

Creon.

Ein düstrer Eichenhain ist von der Stadt entfernt,
Der sich um Dirces feuchtes Thal beschattend zieht.
Hier ragt mit hohem Haupte die Cypresse weit
Hervor, und schmückt mit immergrünem Stamm den Hain,
Und ihre krummen moosbenagten Aeste streckt
Die alte Eiche aus. Bei dieser hat die Zeit
Zerstört die Seite. Jene trägt die Wurzel nicht.

Der Wahrheit nachgespüret hätten;
Die Knoten, die um unsre Wiegenbetten
Die liebe fromme Dummheit flicht,
Wie Philipps Sohn, zerhaun; den ersten Unterricht,
Der an uns hängen bleibt, wie Kletten,
Rein von sich abgeschüttelt; ihr Gesicht
Vom Stahr befreyt; und ihnen wärs gelungen;
Sie wären, wie der Mann mit seiner Löwenhaut,
Ans Ne plus ultra der Vernunft gedrungen;
Sie hätten alles tief durchschaut,
Verschlungen, wiederkäut, verdaut,
Was einst dem Sokrates sein Genius vertraut;
Und nun auf diesem Felsengrunde
Von Weißheit aus der Alten und der Neuern Munde,
Von der Natur und der Geschichte Kunde,
Ihr herrliches System erbaut;
Ist ihr Verstand dann aufgeklärter,
Ist ihre Redlichkeit bewährter,
Ihr Mitleid thätiger, als unser Mitleid ist?
Sind sie getreure Bürger, beßre Diener,
Im Unglück ruhiger, und bey Gefahren kühner?
Sind sie versönlicher im Zwist?
Sind ihnen Weib und Kinder lieber?
Geniessen sie des Lebens kurze Frist
Mit stärkerem Gefühl? Und schlummern sie hinüber
Gelaßner, heitrer, als der Christ?

Gut

Sie ſinkt und ſchwebt, geſtützet von des Nachbars Stamm.
Lorbeer mit bittern Früchten, zarte Linden ſtehn,
Und Paphos Myrte, Erlen, die durch's weite Meer
Die Ruder führen, Fichten, die der Sonne beu'n
Ihr Haupt, weil ihre glatten Seiten trifft der Weſt.
Immitten ragt ein mächt'ger Baum, das klein're Holz
Mit dickem Schatten drückend, und im weiten Raum
Zerſtreu'n die Aeſte ſich; er ſchützt allein den Wald.
An ſeinem Fuße ſtockt ein Waſſer, das nicht Licht
Noch Sonne kennt, im ew'gen Froſte ſtarret es.
Den trägen Quell umſchließet ganz ein ſchmutz'ger Sumpf.
ebald der alte Seher ſich hiehergewandt,
Da zögert' er nicht länger. Nacht gewährt der Ort.
Drauf gruben ſie die Erde auf, und machten Glut
Vom Holze andrer Scheiter. Es verhüllt den Leib
In dunkles Kleid der Seher, ſchüttelt dann das Reis.
Bis an die Knöchel reicht das trauernde Gewand,
Im finſtern Anzug ſchreitet ernſt der Greis dahin.
Der düſtre Tarus windet ſich um's graue Haar.
Schwarzfließ'ge Lämmer, dunkle Rinder, deren Kopf

Zur Erde blickt, bringt man herbei. Die Flamme
glüht,
Die Thiere zittern bei des Opferfeuers Glanz.
Er ruft die Manen, und dich auch, der Manen
Herrn!
Dich, der des todten Sees Pforten streng bewacht!
Drauf flüstert er ein magisch Lied, und stößt hervor
Rasch Drohungen, besänftigt oder zwinget so
Die leichten Schatten. Blut benetzt den Heerd,
und Er
Verbrennt die Opferthiere ganz, und füllt mit Blut
Die Grube; gießet eine weiße Flut von Milch
Darauf, und mit der linken Hand hierüber Wein.
Von Neuem flüsternd, schauet er den Boden an.
Und ruft den Manen mit gewalt'gem lautem Ton.
Der Hecate Gefolge bellte. Dreimal scholl
Ein Klageton im Thale. Bei dem Beben kracht
Die ganze Erde. Heil mir! rief der Seher aus,
Ich bin erhört, das blinde Chaos öffnet sich,
Gestattet ist dem Volk des Dis der Weg zu uns!
Das Haar des Waldes sträubte sich vor Schreck
empor.
Die Rinde riß, und Grausen überfiel den Wald
Ringsher, und aus einander bog die Erde sich
Und seufzte innen, mochte ungern Acheron
Das Dunkle, tief Verborgne angetastet sehn,

Oder erſcholl die Erde, mit Gewalt geſprengt,
Den Todten einen Weg zu bahnen, oder klang
Des wüth'gen Cerberus bewegte Kette ſo.
Die Erde gähnt, und eine ungeheure Kluft
Reißt plötzlich auf. Die bleichen Götter ſah ich ſelbſt
Unter den Schatten wandeln, ſah die öden Seen
Und wahre Nacht. Es ſtarrte in den Adern mir
Das eiſ'ge Blut. Die wilde Rotte ſprang hervor,
In Waffen ſtand der Schlange ganze Brüderſchaar,
Die Saat, die aus dem Zahne ſproß an Dirces Quell,
Und das Verderben des Thebaniſchen Geſchlechts.
Da tobt die grauſe Furie, die blinde Wut,
Der Schrecken auch, und was ſonſt noch die ew'ge Nacht
Erſchafft und birgt: der Jammer, der das Haar zerrauft,
Die Krankheit, die mit Mühe hält das ſchwere Haupt,
Das Alter, ſelbſt zur Laſt ſich, und die bange Furcht.
Der Muth entſank mir. Manto, die des Greiſes Kunſt
Und Weiſen kennt, ſelbſt ſtutzet. Unerſchrocken ruft

Der Vater kühn durch Blindheit nun die bleiche
Schaar
Des wilden Dis. Wie leichter Nebel flattern sie
Hervor, und schöpfen an dem freien Himmel Luft.
Nicht sprosset auf dem Erzr so viel welkend Laub,
Noch zeugt im Frühling Hybla solchen Blumenflor,
Wenn um ihn sich ein dichter Bienenhaufe drängt,
Nicht bricht so viele Wellenflut Joniens Meer,
Noch stieb'n so viel der Kraniche des Strymons
Drob'n,
Das Eis vertauschend, und erwählen, rasch die Luft
Durchschneidend, statt des Nordens Schnee den war-
men Nil;
Als jenes Wort des Sehers Schaaren aufwärts rief.
Die Schatten zittern, fliehen schüchtern in des
Hains
Verborgnes Dunkel. Zethus flieg zuerst hervor,
Auf eines Stieres Hörner seine rechte Hand
Gedrückt, Amphion, welcher Felsen regte mit
Dem süßten Klang, die Leier in der Linken, folgt.
Drauf Niobe, die endlich ihrer Kinder sich
Mit Stolz bewußt seyn darf, erhebt voll Trotz das
Haupt,
Und zählt die Schatten. Ihre böse Mutter kommt,
Die wütende Agave, der die ganze Schaar
Der Königsmörderinnen folgt, auch Pentheus folgt,

Zerfleiſcht von den Mänaden, und blickt drohend noch. —
Vielfach beſchworen endlich zeiget Er ſein Haupt
Beſchämt, und ſtellt vom ganzen Haufen fern ſich weg.
Und hüllt ſich ein. Der Prieſter drängt, verdop, peind ſein
Gebet zum Styx, bis Lojus ſein verdeckt Geſicht
Uns zeigt. Mich ſchaudert, daß ich es ausſprechen ſoll.
Er ſtand, die Glieder deckte ihm entfloßnes Blut,
Mit ſchmutz'gem Wuſte das verworrne Haar befleckt.
Und ſchäumend rief er: Du des Cadmus wütend Haus,
Das ſtets ſich des verwandten Blutvergießens freut,
Schwingt gegen eure Kinder doch den Thyrſusſtab!
Zerreißt begeiſtert lieber ſie! Der größte Gräul
In Thebä iſt die Mutterliebe. Nicht der Zorn
Der Götter, Frevel ſtürzt dich, Vaterland! Nicht iſt
Der Süd dir tödtlich, nicht der Erde trockner Dunſt,
Weil ſie zu wenig Regenflut geſättigt hat;
Der blut'ge König iſt's, der als des Mordes Lohn
Des Vaters grauſes Ehebett und Scepter hat,
Ein fluchbeladner Sprößling, doch als Vater noch
Viel ſchlimmer denn als Sohn, der zum unſel'gen Schoos,
Zu ſeinem Urſprung wandte ſich zurück, und gab

Der Mutter Kinder, Brüder ſo ſich zeugte, was
Den Thieren fremd iſt; viel verſchlungen iſt die That,
Und mehr verworrnes Scheuſal noch, als ſeine Sphinx.
Dich, der Du hältſt in blut'ger Hand den Herrſcherſtab,
Dich faſſ' ich unverſöhnt als Vater mit der Stadt,
Und führe Geißeln ſchwingende Erinnyen,
Die Deine Hochzeit weihten; das verruchte Haus
Vertilg' ich und zerſtör' im grauſen Krieg den Heerd!
Dann treibt aus euren Gränzen den verſtoßnen Herrn
In die Verbannung. Welche Flur ſein Todesſchritt
Verläßt, da ſproſſen, wie im Frühling jung das Gras,
Die Blumen auf. Geſunde Luft gewähret dann
Erſt reinen Hauch. Friſch pranget dann des Waldes Grün.
Die Seuche, Tod und Drangſal, Schmerz, Verderben, Peſt
Entflieh'n, als ſeiner würdige Begleitung, mit.
Er ſelber wird mit raſchem Schritte unſern Sitz
Verlaſſen wollen. Feſſeln will ich ſeinen Fuß,
Ihn halten; tappen ſoll er auf verborgnem Weg.

Den öden Pfad ausspähend mit des Greises Stab!
Verstoßt ihn aus dem Lande: ich raub' ihm das Licht!

2.

Fortsetzung der Proben einer neuen Uebersetzung des Coran. Die zwei und achtzigste Sura.

Wenn sich spaltet der Himmel,
Wenn die Sterne sich zerstreuen,
Wenn sich mischet der Meere Getümmel,
Wenn die Gräber ihre Todten ausspeien:
Dann weiß die Seele was war, und kommen wird.
O Mensch, was verführte dich wider deinen Herrn,
der dich erschaffen?
Der dich gebildet, und in Ordnung gebracht,
Der dir eine Gestalt wie du gewünscht, gemacht?
So ists. Doch zeihet ihr Lügen den jüngsten Tag.
und des Richters Macht!
Ihr werdet von zwei Schutzengeln bewacht.
Sie schreiben Euere Verse bei Tag und Nacht,
Sie wissen was ihr thut, wenn ihr schlafet und wacht.
Die Gerechten werden im Paradiese seyn,
Die Lasterhaften in höllischer Pein.
Am jüngsten Tag gehn sie in selbe ein

Und werden ſich nimmer davon befrein.
Sag: was iſt der jüngſte Tag?
Und wer vermag dir zu erklären den jüngſten Tag?
Es iſt der Tag, wo keine Seele über die andere etwas
vermag,
Und Gottes iſt die Herrſchaft an jenem Tag.

Juſſuf.

III.

Zwei Gedichte an Sophie la Roche.

1.

Die Rieſenlilie.

An Frau von la Roche. *)

Eine Lilje ſah ich jüngſt im Bilde,
Das dein heitrer Geiſt mir vorgemalt,
Eine Lilie von Baumsgeſtalt,
Schattenreich dem Wandrer im Gefilde,

*) Als ſie mir die Abbildung dieſer Blume, welche ſie in einem naturhiſtoriſchen Werke geſehen, beſchrieben hatte. — Ein reiſender Naturforſcher

Prächtig durch die ſpielende Gewalt
Schöpferiſcher Natur emporgerufen
Auf die höchſte aller Blumenſtufen.

Wie die Rieſenlilje unter Blumen,
Ragſt du unterm ganzen Schweſterchor
Sanfter Menſchenlehrerinnen vor;
Wandelſt zu den ew'gen Heiligthumen,
Sichern leichten Schwebetritts, empor,
Wo des Ruhms gerechte Göttin thronet,
Sterblicher Verdienſt unſterblich lohnet.

2.

An Sophie von la Roche.

(Am Jahrfeſte ihrer Geburt, 6ten December 1804.)

Der Tag, an dem die Silberquelle,
Sophie, deines ſchönen Seyns entſprang,
Die ſo wohlthätig und ſo helle
Sich durchs Gefild der Menſchheit ſchlang,
Der Tag, da Weisheit ſich zu deiner Wiege

fand in Botany-Bay eine Gattung Lilien, wovon die größten 20, die kleinſten 13 Fuß hoch waren. Sie bildeten ſchattichte Haine, und der Finder nannte ſie Rieſenlilien.

Ließ vom Olymp herab,
Zur künftigen Gehülfin ihrer Siege
Einweihend dich, dir ihren Namen *) gab
Und sprach: „Die Menschheit werde weiser
Durch sie, zur Tugend sanft bekehrt!“
Der Tag ist hundert Lorbeerreiser
Und hundert Oden werth.
Doch ach! mir ist von Lorbeerzweigen
Ein einz'ges Blättchen nur,
Ein einz'ges armes Blättchen eigen;
Mehr gab mir nicht Natur.
Und Oden, wie sie Dichter singen,
Die einst die späte Nachwelt preist,
Wie sollten einer Ader sie gelingen,
Die nur vom Herzen fleußt?
Ein Lied ist alles was ich habe,
Ein Liedchen, das der Zahn der Zeit nicht schont.
Doch Glücks genug, wenn diese kleine Gabe
Sophie durch ein sanftes Lächeln lohnt!
Fahr' hin dann, lustigster der Träume,
Geträumt auf diesem Erdenball,
Du Nachruhm, flüchtig wie die Schäume
Des Bachs, wie Echo's Seufzerhall!
Mein Lied erhebt sich höher, strebt gen Himmel,

*) σοφία, Weisheit.

Gut mögt ihr seyn, ihr Herrn, doch besser bleibet besser;
Held Scipio war groß und Alexander grösser.
Das Unglück ist, daß wir uns nicht verstehn.
Ihr stoßt euch an die Schlacken; Wohl! Laßt sehn,
Ob in dem Tiegel sich das Gold bewähre!
O kenntet ihr die reine Lehre,
Rein, wie sie von dem Lehrer gieng,
Eh Stolz und Eigennutz mit Lumpen sie behieng,
Du redlicher Jean Jaques, du beissender Voltaire,
Ihr gäbt ihr heute noch die Ehre,
Und eiltet ihrem Tempel zu!
Mein guter Freund, für die Cathederrichter
Schwatz ich, als wie ein Kakadou;
Wahr ists — ich neige mich, sie sind Europens Lichter —
Wahr ists, bey Lieb und Wein verweile sich der Dichter!
Der Schuster bleibe bey dem Schuh!
Ein Restchen von Lektür, ein Restchen von Erfahrung
Machts noch nicht aus. Doch wer zu scharf mich prüft,
Verstatte mir rechtmäßige Verwahrung.
Mit Vorsatz hab ich mich in kein System vertieft;
Du nimmst mit Milch vorlieb, weil keine starke Nahrung
Dem Geiste des Genesenden gebührt.

Lobpreisend einen Bund, geknüpft für Ewigkeit,
Erhaben über irdisches Getümmel,
Gekrönet mit Unsterblichkeit.
Willkommen mir, begeisternde Empfindung,
Du, mit der Seligkeit im Thränenblick!
Ich harrte dein, zu singen die Verbindung,
Die köstlicher mir ist, als jedes Erdenglück;
Am Altar dieser Festesweihe
Ein heilges Lob zu weihn dem edeln Freundschaftsband,
Das seit so vieler Jahre Reihe,
Verehrte Freundin, dich und mich umwand.
Zweifarbig, wie die Pfirsichblüte,
Und doppelnahmig ist dies Band.
Auf deiner Seite wird es Güte,
Auf meiner Hochachtung genannt.
Wie dieses Band, so giebt es keines,
So geistig, himmlischrein geknüpft.
Unmöglichkeit verwehrt, daß Eines
Von den Verbundnen ihm entschlüpft.
Denn — Wunderbar! — die beiden Enden
Des himmelwärts gekehrten Bands
Hält über Sternen fest in Händen
Dein jugendlicher Engel, Franz *);

*) Mein unvergeßlicher Freund Franz von la Roche, Sophiens frühverklärter Sohn.

Und wird, es fester stets zu halten
Und zu bewahren, nimmer müd',
Bis er daran — nach Gottes Walten —
Uns ganz zu sich hinüber zieht.

Buri.

IV.

Beitrag zu einer Biographie der verewigten Sophie von la Roche.

Eine vollständige Biographie dieser merkwürdigen, berühmten Frau, dieser Magnatin des weiblichen Geschlechts aufzustellen, forderten mich längst öffentliche Blätter und gütige Privatwinke auf. Allein in dem vollen und gewiß richtigen Begriffe, welchen ich mit diesem Worte verbinde, ist diese Aufgabe fürwahr eine Sache, die meine Kräfte weit überbietet. Unter Biographie verstehe ich eine von der Kindheit angehende, durch alle Perioden und Katastrophen der Erziehung, des Lebens, und der Schicksale fortlaufende, alles Gegebene psychologisch, pragmatisch, gründlich und individuell entwickelnde Darstellung. Das Glück der Bekanntschaft mit der

verewigten Sophie ward mir erst in ihren späteren Jahren zu Theil. Also weder Augenzeuge ihrer frühern Laufbahn und Bildungsgeschichte, noch auch durch Augenzeugen davon unterrichtet, vielmehr von allen Hülfequellen verlassen — wie könnte, wie dürfte ich's wagen, ein hohes biographisches Gebäude aufzuführen? Nur eine kurze unvollständige Skizze, einige isolirte Materialien und Bruchstücke, nur einzelne Characterzüge und Anecdoten, vermag ich zu liefern, einer besser unterrichteten geschickteren Hand es überlassend, mit des Felsenbeseelers Amphions Kraft und Kunst dereinst ein prachtvolles Mausoleum zu errichten, und jene rohen Stoffe dazu mit zu verwenden.

Wahrlich, nur selten betritt ein so reichlich an Geist und Körper ausgestattetes weibliches Wesen, wie Sophie, den irdischen Schauplatz. Und noch seltener vereinigen sich Zeitumstände, Situationen des Lebens, und alle zufälligen Verhältnisse so glücklich, um ein solches Wesen so zweckmäßig, und vielseitig, gleichsam zum Ideal edler Menschheit auszubilden, wie das Ihrige.

Man muß — ihre Schriftstellertalente hier ganz ungerechnet — diese warme Menschenfreundin, diese feine Menschenkennerin, diese vielgewandte heitere

Humoriſtin, perſönlich gekannt, man muß ſie in ihrer mannichfaltigen Converſation mit Höheren, Gleichen, Geringeren, geſehen und bewundert haben, man muß von ihrem majeſtätiſchen Körperbau, ausdrucksvoller Phyſiognomie, ſeelenvollem Auge, Belebtheit ihres ganzen Weſens, Adel ihres ganzen Benehmens bis auf die geringſte Bewegung und Gebärde, bedeutungsvollem Thun, Anſtand, Haltung und Grazie, heller Beſonnenheit, Leichtigkeit und Unverlegenheit des Geſprächs, gewürzt mit dem feinſten attiſchen Salze, und voll der naivſten Wendungen des Witzes — von allem dieſem, und noch unzählich mehreren Individuellem, das Ihr eigen war, muß man (ſage ich) ſich anſchaulichen Begriff durch leibliche Augen und Ohren zu erwerben Gelegenheit gehabt haben, um den ganzen Sinn meiner obigen Behauptung wahr zu finden, ſie nicht für hyperboliſche Uebertreibung, und mich nicht für einen Schwärmer oder abſichtlich eitlen Lobredner zu halten. Wie viele Jahrhunderte voriger Zeit giengen hin, ehe ein Edelſtein weiblicher Menſchheit von dieſer ſeltnen Größe in den weiten Schachten der Schöpfung nicht allein erzeugt, ſondern zugleich nachher ſo vielſeitigſtrahlend gebildet und geſchliffen wurde! Und — wie viele folgende können ohne dergleichen vielleicht hingehen!

Sophie

Sophie von Gutermann*) erblickte zu Käufbeuern am 6ten December 1731 das Licht der Welt. Ihr Vater, ein gelehrter Arzt, verlegte seinen Wohnort nach Augsburg, als Decan der dortigen medicinischen Facultät. Er erzog Sophien, sein erstes Kind, mit der zärtlichsten Sorgfalt und mit literarischer Tendenz. Frühzeitig flößte er ihr die Liebe zu Büchern ein. Schon als Kind von zwei Jahren trug er sie oft in seine Bibliothek, wo er ihren Schönheitssinn durch die Zierrathen der Einbände und Titelblätter zu wecken und zu unterhalten suchte. Mit drei Jahren konnte sie schon vollkommen lesen, und mit fünf Jahren hatte sie die Bibel ganz durchgelesen. Ihre Mutter nährte des Kindes Empfänglichkeit für das Schöne auf andre Weise, indem sie die Kleine auf ihren Spaziergängen ins Feld oder in den Garten mitnahm, sie dort in Blumen setzte, mit Blumen schmückte, ihr Kleidchen damit einfaßte, und sie Sträuße pflücken und binden ließ, die sie dann zu Haus unter die Kinder der Nachbarschaft austheilte. Sie erhielt frühzeitig Unterricht im Französischen, Zeichnen, Sticken, Geschichte, Musik, Tanzen und Haushaltungsgeschäften.

*) Der größte Theil der folgenden biographischen Notizen ist aus Sophiens eigener Aufzeichnung (in den Briefen über Mannheim) entlehnt.

Der Vater hatte wöchentlich an bestimmten Tagen eine Gelehrten-Gesellschaft, wobei manchmal Bücher aus seiner Bibliothek geholt werden mußten. Er machte die zwölfjährige Tochter im Scherze zu seinem Bibliothekar, sie mußte die Bücher aufsuchen und wieder aufstellen; wodurch sie an Ordnung und Aufmerksamkeit in diesem Fache gewöhnt wurde. Er führte sie oft in schönen Sommernächten auf einen hohen Altan, von welchem man, da ihr väterliches Haus in Augsburg eben am Berge lag, einen ausgedehnten Himmel übersehen konnte, wo sie durch ihres Vaters Unterricht alle Sternbilder des Horizontes und das Allgemeine der Sternkunde kennen lernte.

Im 17ten Jahre ihres Alters ergab sich Gelegenheit zu höherer wissenschaftlicher Geistesbildung dadurch, daß der Fürstbischöflich-Augsburgische Leibarzt Bianconi aus Bologna (nachheriger Kursächsischer Resident in Rom) sich um Sophiens Herz und Hand bewarb, sie mit italiänischen Dichtern und Schriftstellern, mit Kupferstichen römischer und griechischer Denkwürdigkeiten bekannt machte, sie zur Ausbildung ihrer schönen Singstimme durch einen Singmeister am Clavier aufmunterte, und ihren Singübungen beiwohnte, auch sie in der Mathematik unterrichtete u. s. w.

Ihre gute gefühlvolle Mutter ſtarb, als Sophie im 18ten Jahre ſtand. Die Eheverbindung mit Bianconi ſollte ein Jahr hernach vollzogen werden. Man arbeitete an den Artikeln des Ehevertrags. Der Braut Religionsfreiheit wurde geſichert. Aber Bianconi wollte alle Kinder aus dieſer Verbindung katholiſch, Sophiens Vater hingegen die Töchter lutheriſch haben. Durch dieſen beiderſeitigen Religionszwiſt, in welchem weder Nachſicht noch Nachgeben Plaz fand, wurde die Verbindung aufgehoben, und die neunzehnjährige Sophie natürlich in vielen Kummer verſezt. Bianconi wollte ſie heimlich heurathen, mitnehmen und der Welt mehr als dreißig Briefe vorlegen, worin ſie ihm verſprochen war. Sie verſagte es, weil ſie ihren Vater nicht betrüben, nicht ohne ſeinen Segen aus ſeinem Hauſe gehen wollte. Den Tag nach ſeiner Abreiſe mußte ſie dem Vater alle deſſen Briefe, Verſe, Arien, ſammt ihren pünctlich ausgearbeiteten mathematiſchen Uebungen, in ſein Cabinet bringen, mußte Alles zerreißen und in einem Windofen verbrennen. Bianconi's Porträt mit der Scheere in tauſend Stücke zerſchneiden, einen Ring mit ſeinem Namenszug, in Brillanten gefaßt, mit zwei in den Ring entgegen geſteckten Eiſen entzwei brechen und die Brillanten auf dem Bo-

den umherrollen sehen. So wollte man das Andenken des Mannes aus ihrer Seele auslöschen, dem ihr Geist so viel Schönes und Gutes zu verdanken, von dem ihr Herz so viel Glück zu hoffen hatte. Noch in dem Zimmer ihres Vaters that ihre empörte Seele tief in ihrem Innersten das Gelübde:

„Ich bin von dem Manne losgerissen, von dem ich das Beste, was ich weiß, gelehrt wurde; ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben. Er wird keine Frucht von seiner verehrungsvollen delicaten Bemühung, seiner künftigen Gattin Kenntnisse und Ausbildung der Talente zu geben, genießen. Nun so soll auch Niemand mehr jemals meine Stimme, mein Clavierspiel, die italiänische Sprache, die mathematischen Anfangsgründe, oder irgend etwas, so er mich lehrte, von mir hören, oder nur in mir vermuthen!"

Und sie hielt Wort, hielt streng und buchstäblich lebenslang Wort. Alles dies, was ihrer Eigenliebe so sehr hätte schmeicheln können, wurde dem Andenken Bianconi's geopfert — wie die Alten den Manen eines geliebten Freundes Opfer zu bringen pflegten.

Stilles zurückgezogenes Leben wurde nun ihr Loos. Aber eine neue Epoche für Sophiens Geistesbildung nahte heran: die Freundschaft mit Wieland, welcher sie mit den besten und schönsten Geistesblüten der Alten und Neuen bekannt machte. Sie verehrte und liebte ihn dankbar, war auf seine Kenntnisse stolz, weil sie solche durch ihr ganzes Leben zu theilen hoffte. Welche zärtliche Freundschaft der edelsten Art es war, läßt sich aus jenem Gedichte Wielands, das an Psyche gerichtet und die erste Liebe überschrieben ist, abnehmen. Sophie sollte mit ihm verbunden werden. Mißverständnisse aus den edelsten Beweggründen hinderten dieses Bündniß, aber ihre wechselsweise Freundschaft dauerte lebenslang ungeschwächt fort. Durch Wieland hatte sie auch die Bekanntschaft und das Wohlwollen seiner schätzbaren Freundin Julie von Bondeli in Bern erworben, deren 16 Jahre hindurch gedauerter Briefwechsel ein Theil des Glücks und des Stolzes ihrer Seele wurde, und von der sie bis an ihr Ende nie anders als mit zärtlicher Verehrung sprach.

Das Schicksal hatte Sophiens Hand für den nachher Kurtrierischen Canzler und Staatsrath von la Roche bestimmt, einen aufgeklärten vorurtheilsfreien Mann (wofür er sich unter andern durch seine

ſpäterhin geſchriebenen Briefe über das Mönchsweſen beurkundet hat). Damals, als er Sophien ehlichte, führte er die Oberdirection über alle Beſitzungen der Gräflich-Stadionſchen Familie in Schwaben, Böhmen und Wirtemberg, und ſein Aufenthaltsort war das gräfl. Reſidenzſchloß Warthauſen in Schwaben. Er beſaß eine ſchöne Sammlung engliſcher Bücher. Sophie lernte dieſe Sprache drei Monate vor ihrem erſten Wochenbette, und verſäumte keine Gelegenheit, in der prächtigen Bibliothek des Grafen Stadion mit allem Schönen und Nützlichen bekannter zu werden, ſah an ſeiner Tafel ſechzehn Jahre hindurch viele kluge bedeutende Menſchen, hörte ſie mit dem Grafen über tauſend intereſſante Gegenſtände ſprechen. So erweiterte ſich der Kreis ihrer Kenntniſſe in der wirklichen, wie in der Bücherwelt.

Nach dem Tode des Grafen wurde la Roche in Kurtrieriſche Dienſte nach Coblenz berufen. Hier floſſen Sophien zehn glückliche Jahre am Ufer des herrlichen Rheins mit ſeinen Waſſern vorüber. Sie bekam hier Gelegenheit, auch den Fürſtenſtand, ſeine Tugenden, ſeine Fehler, ſeine Freuden, ſein Wehe, neben ſeinen großen Pflichten, in der Nähe zu betrachten; viele vortreffliche Menſchen und Verdienſte

Wohl dem, Arist, den Zweifelsucht nicht rührt!
Ach! auf dem Pfühl der Offenbarung
Schläft sichs so sanft! Sophisten, wüßtet ihr,
Wie gut uns Schlaf, Caffee und Braten schmecken,
Ihr ließt das ewige Geschmier
Und höretet auf Phantomen auszuhecken!
Bedenkt doch selbst! das Auge dieser Welt
Hat sichs, durch einen Stoß, vom blinden Chaos
trennen
Und so den Platz am Himmel nehmen können,
Daß es uns nicht verzehrt, nur wärmet, nur erhellt?
Wer hieß die Millionen Lichter brennen,
Die kühle Ruh und sanften Wiederschein
Von ihrer Majestät auf unsre Hütten streun?
Und wer gebot dem Mond, die Erde zu begleiten,
Und durch verborgne Kraft den Ocean
Zu halten, daß er nicht, aus seinem Ufer gleiten
Und uns die Sündflut wieder bringen kann?
Wer hatte Kraft, den Wolkenmantel auszubreiten,
Der tausendfarbigt über unserm Haupte fließt,
Des Lenzens Hofnung und des Herbstes Schätze
In seiner Falten Schoos verschließt?
Wer gab dem Wasser und der Luft Gesetze,
Daß keines in das andre sich verlohr?
Wer schrieb den Winden ihre Laufbahn vor?
Ist euer Auge blind, verschlossen euer Ohr,
Daß ihr des Schöpfers noch nicht achtet,

So

aller Art wurden ihr bekannt; viele der ersteren wurden ihre Freunde. Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie sich aus dem Sonnenschein des Glücks in den Schatten zurückziehen sollte. La Roche hatte in jenen Briefen das Mönchswesen geschildert und gerüget — Grunds genug zu Herbeiführung jener Katastrophe!

Von jetzt an lebte Sophie mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, Anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo sie im Jahre 1789 Wittwe wurde. Zu Speier gab die, schon längst durch ihre Sternheim und Rosaliens Briefe rühmlichst bekannte Schriftstellerin ihre Pomona heraus; und zu Offenbach bezeichnete sie fast jedes Jahr ihres Lebens mit einem neuen Werke ihrer Feder. Daselbst, wo ich als practischer Rechtsgelehrter wohnte, erwarb ich die unschätzbare nähere Bekanntschaft mit ihr, theils durch Gelegenheit meines Freundschaftsverhältnisses mit ihrem (nachher frühzeitig verstorbenen) Sohne Franz von la Roche, theils dadurch, daß ich als Rechtsconsulent in Angelegenheiten ihres Hauses gebraucht wurde, theils durch einige meiner jugendlichen Poesieen, welche die Aufmerksamkeit Sophiens auf sich zogen.

Da ihr Leben in den letzten zwanzig Jahren, wie ein ruhiger Wiesenbach, geräuschlos hinfloß, der

durch nichts in seinem geraden Laufe unterbrochen wurde, nur durch den Tod des eben genannten liebenswürdigen Jünglings Franz, welcher 1791 starb, in beständige sanfte Cypressenschatten gehüllt blieb und öftere Seufzer lispelte: So breche ich den Faden biographischer Notizen hier ab, welchen ich — nach Einschaltung einiger Characterzüge und Eigenheiten der seltenen Frau — nur wieder aufnehmen werde, um ach! der mir so wehmuthsvollen Periode ihres Todes Erwähnung zu thun.

Eine auffallende Eigenheit Ihres Wesens, gleichsam eine Idiosynkrasie ihres Geistes, war die schnelle Beweglichkeit oder Versatilität ihrer Ideen, die Leichtigkeit des Uebergangs von einer Vorstellung zur andern, oft bei der größten Verschiedenartigkeit. Diese individuelle Besonderheit äußerte sich auch, und manchmal allzu sehr, in ihren Schriften. Sie pflegte selbst zu sagen, daß Lavater Recht gehabt, als er sie zwischen vier sehr ausgezeichneten Physiognomieen mit dem ganz neuen Ausdruck: Die Verschwebteste, characterisirt und, als sie sich Erklärung darüber ausgebeten, solche dahin gegeben habe: „Jener Ausdruck stimme mit der Bemerkung überein, welche er gemacht habe, daß sie mit außerordentlicher Leichtigkeit von einem Gegenstande der Unterredung zum andern übergehe."

Ein in ihr Weſen gleichſam eingewebtes vorzügliches Wohlgefallen (wie ſie mir oft im traulichen Geſpräche ſagte) hatte ſie an drei Dingen:

1) An Allem, was die Naturgeſchichte und Naturlehre betrifft. Daher ihr faſt enthuſiaſtiſches Wohlgefallen an der Pflanzenwelt. Daher auch ihre außerordentliche Vorliebe für Bernardin de St Pierre, aus deſſen Naturbetrachtungen ſie ganze Auszüge in ihr letztes Werk: Meluſinens Sommer-Abende, einſchaltete.

2) An ſchönen Formen und Geſtalten, ſowohl in den Reichen der Natur, als beſonders im Gebiete der Künſte*).

3) An allem Antiken, z. B. an den ehrwürdigen Reſten und Trümmern der Vorzeit.

Sophie war eine in hohem Grade moraliſche Seele. Alles Edle, Hohe, Schöne und Große der ſittlichen Welt zog ihr Herz unwiderſtehlich an. Er-

*) Die Malerei zog ſie weit und ohne Vergleich der Bildhauerkunſt vorz und ſie konnte das nicht verſchmerzen, daß dieſe das Auge des Menſchen, den Spiegel des geiſtigen und gemüthlichen Lebens ſchlechterdings nicht darſtellen könne.

zählte oder hörte ſie eine menſchliche Edelthat, ſo glänzte ihr Auge wie von ätheriſchem Lichte, und warf höhere Strahlen um ſich, bis eine feuchte Perle den Glanz milderte. Die volle jugendliche Zartheit und Wärme ihres gefühlvollen Herzens beſaß ſie noch ungeſchwächt in ihrem hohen Alter — und bei ihr traf es recht ein: daß die Grazien nie altern. Die ſchönſten und hinreißenden Stellen ihrer Schriften ſind die, wo ſie ihr ganzes volles Herz im Drang der Empfindung reden läßt. Sie war raſtlos ſtrebſam, im moraliſchen Gebiete Gutes und Heilſames zu ſtiften, Sinn für Edelmuth und feine Gefühle zu erwecken und zu nähren. Der tiefe Sinn des Spruches: „Gott hat die Welt in des Menſchen Herz gelegt,“ konnte Einem nicht beſſer erläutert und verſinnlicht werden, als indem man Sophien in ihrer Eigenthümlichkeit leben, weben, reden und handeln ſah. Dieſer Adel ihrer Geſinnungen, dieſe warme Theilnahme an Anderer Wohl und Wehe, prägten ſich in ihrem ganzen Thun und Weſen, im Umgang und Geſpräche aus, und gab ihnen etwas Sublimes, Reinmenſchliches, Idealiſches. Sie ſchien wie die Seele des Leonardo da Vinci, immerdar von Grazien und Muſen ſchwebend getragen zu ſeyn, und nie den Boden der gemeinen Wirklichkeit zu berühren.

Witz und Scherz, wovon ihr eine reiche Ader verliehen war, äußerten sich meistentheils gutmüthig, selten satyrisch. Sie warnte mündlich und in Schriften vor dem boshaften Witze, den sie mit einer Lanzette verglich, die im Schimmern verwundet.

Die Stunden ihrer Tage hatte sie mit der pünctlichsten Ordnung eingetheilt. Alle ihre Vormittage waren dem Schreibtische und der Feder (da sie neben der Autorschaft eine starke Correspondenz unterhielt) gewidmet, worin sie sehr ungern sich durch Fremde unterbrochen sah. Freunde waren ihr allezeit willkommen. Und ich konnte es als eine ehrende Prärogative ansehen, daß sie, vermöge ausdrücklicher Erklärung, mich an Vormittagen gern in ihrem Sprachzimmer sah, mir jedesmal heiter und gütig aus dem Schreibezimmer entgegenschwebte, und sich halbe und ganze Stunden mit mir unterhielt. — Die Nachmittage waren theils den Arbeiten der Nadel, theils der Lectüre, theils der Annahme von Besuchen Fremder und Einheimischer, welche zahlreich sie zu sehen kamen, gewidmet. Reisende von hohem und Mittelstande, aus Vaterland und Ausland, machten oft Umwege vieler Meilen, um die teutsche Aspasia, die teutsche Leontium, kennen zu lernen oder wiederzusehen.

Die Bücher ihrer zahlreichen Bibliothek ſtanden allen Menſchen zu Dienſten; und ſie war im eigentlichen Verſtande mittheilungsſüchtig. Sie verlieh ihre Bücher nicht bloß einzeln, ſondern oft Duzzendweiſe, und pflegte zu ſagen: „Wie viel Gutes kann ein gutes Buch ſtiften oder wecken, das alſo verſäumt wird, während es ungeleſen auf meinem Bücherbrette ſteht.“

Seit ihres Gatten und Sohnes Tode war ihre Kleidung ein beſtändiger Traueranzug. Sanftes Dunkelgrau war die erwählte Favoritfarbe ihres Kleides; und ein ſchwarzer zurückgeſchlagner Flor umſchlang die Spitzenhaube, aus welcher die Locken des ſilberweißen Haars ſich hervorringelten. Dieſe Trauer um ihre lieben Verſtorbenen gieng ſo weit, daß ſie nie andre als ſchwarze Stecknadeln gebrauchte. Kleine Beilagen ihrer literariſchen Briefe und Billets (deren ſie faſt täglich in Morgenſtunden mit mir wechſelte) fand ich mit ſchwarzen Nadeln angeheftet, oder mit ſchwarzen Bändchen zuſammen gebunden.

Die Tugend der höchſten Reinlichkeit hielt ſie für eine Cardinaltugend des weiblichen Geſchlechts, oder — wie ſie ſich ausdrückte — für die eſſentielle

Stütze aller häuslichen Glückseligkeit, für die Grundlage, ohne welche sich fast keine andere weibliche Tugend gedenken lasse.

Durch die eingetretene große Weltverwirrung hatte sie den größten Theil ihrer Einkünfte verloren. Ihr gerechter Kummer darüber vermochte jedoch nicht ihre angeborne Geistes-Heiterkeit und die Ruhe ihrer starken Seele zu unterdrücken. — Im Gespräche über das Thema, ob und wie fern sich der Krieg sammt allen seinen Gräueln, und besonders das wachsende Welt-Elend, mit der Idee von der göttlichen Vorsehung vereinbaren lasse, äußerte sie sich oftmals: „Der Tod an sich sey kein Uebel, darum lasse es Gott zu, daß oft an einem Tage viele tausend Menschen dem großen Ziele ihrer Bestimmung durch gewaltsamen Tod zugeführt würden. Ueberhaupt gebe es in den Augen der Providenz gar kein physisches, sondern bloß allein moralisches Uebel."

Ein großer Stolz, Trost und Wonne ihres sinkenden Alters war ihr würdiger verdienstvoller Sohn, Herr Geheimer Bergrath Carl von la Roche in Berlin. Seine geistreichen Briefe theilte sie mir im mütterlichen Entzücken oft mit, und unterhielt mich noch öfter von der süßen Hoffnung, ihn und seine

Familie bald bei sich in Offenbach zum Besuche, zu sehen. Auch ich freute mich für mein Theil herzlich auf dieses Ereigniß, wovon uns nur noch wenige Monate trennten. Ach! im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen!

Ich will mich keine kleinliche Bedenklichkeit von scheinbarer Indiscretion abhalten lassen, noch eine in näherem Bezuge auf mich stehende Anecdote hier einzurücken, da sie das Feingefühl und die Wärme der Empfindung der vortrefflichen Frau im hellsten Lichte zu zeigen geeignet ist.

An einem ihrer Geburtsfeste hatte ich ihr in der Morgenfrühe ein kleines poetisches Angebinde gesandt, worin unser schönes, reines Freundschaftsband besungen war, und welches sich mit den Versen schloß:

— — — Die beiden Enden
Des himmelwärts gekehrten Bands
Hält über Sternen fest in Händen
Dein lichtverklärter Engel Franz,
Und wird, es fester stets zu halten
Und zu bewachen, nimmer müd',
Bis er daran — nach Gottes Walten —
Uns ganz zu sich hinüber zieht.

Eine Stunde hernach erhielt ich folgendes Billet, das ich, die Seele voll Wehmuth, abschreibe:

„Offenbach den 6ten Dec.

„Heute vor 73 Jahren weinte ich die ersten Thränen unangenehmer Gefühle über Erdenweh an dem Busen meiner Mutter — und heute, theurer edler Buri, durch Sie vielleicht die letzten Thränen einer wehmuthsvollen Freude in dem Arme der Freundschaft. Dank sey Ihnen für die Verschönerung dieses Tages, für die Weihe, welche Sie so süß, so feierlich durch den Namen des Engels Franz ihm gaben! Gott gebe Ihnen schöne Jahre — für diese Thränen, für Ihre Freundschaft, welche das Ende meines Lebens so höchst angenehm erheitert — wie Sonnenstrahl vor einbrechender Nacht noch eine Landschaft, selbst entblätterte Baumstorren, verschönert und sanft beleuchtet. — Ich umarme Sie herzlich, mit Segen, Hochachtung und Liebe. Bleiben Sie immer Freund der

Mutter von Franz la Roche"

Dieses seelenvolle Billet ist mir eine heilige Reliquie der verewigten, unersetzlichen, unvergeßli-

chen Mutter la Roche, und ich wähle es als feierlich ernsten Uebergang zu dem düstern, Schwermuth athmenden Theile meiner Skizze, zur Berührung — — ihres Ausgangs aus der Welt!

Es war in der ersten Hälfte des Februars 1807, als sie plötzlich von einer Krankheit befallen wurde, welche die Aerzte für eine gänzliche Atonie und Entkräftung der Verdauungswerkzeuge erklärten. Am 18. Febr. verließ ihr Geist leidensfrei und sanft seine irdische Hülle, und kehrte zu den Unsterblichen zurück — der niedergehenden Sonne ähnlich, welche die Laufbahn eines schönen hellen Tages, an welchem sie über eine ganze Hemisphäre nichts als Segen und Wachsthum verbreitet hat, in verklärter Heiterkeit vollendet, um jenseits in neuer Glorie empor zu steigen.

Während der Krankheit ließ sie Niemand, weder Freunde noch Freundinnen, die sie zu besuchen kamen, vor sich; sey es, um sich und ihnen den Schmerz der Trennung zu ersparen, oder sey's, um in diesen wichtigen Momenten mit sich und Gott allein zu seyn. Ach! ich hatte sie also, ohne es zu wissen, zum letztenmal gesehen, da ich sie etliche Tage vor der Krankheit besucht — und sie mich

So kehrt in euer Herz zurück;
Vielleicht entdeckt ihn euer Blick,
Wenn ihr euch selbst, von Wahne frey betrachtet.
Das Ding, das in euch wohnt, das nach Unsterblichkeit,
Voll heissen Durstes, schmachtet,
Mit zitternder Begier, die Dunkelheit,
Die euch umhüllet, zu durchbrechen trachtet,
Sich muthig in die Wolken schwingt,
Und Klarheit aus der Sonne trinkt;
Das alles um euch her, zu eurem Dienste zwingt,
Und, Herr der Schöpfung, selbst erfindet,
Zusammen trägt, erbaut, verbindet,
Verschönert, übertreibt, zerstöhrt;
Was euer Herz bey fremdem Leid empfindet;
Die Wollust, die ihr oft in stillen Thränen findet;
Der Schauder, der durch euer Wesen fährt,
Wenn eure Jugendstärke schwindet,
Euch Alter oder Krankheit überwindet,
Und ihr den Tritt des Todtengräbers hört.
Ach! alle diese Stimmen klagen
Euch Himmelstürmer an; sie zwingen euch zu zagen,
Und vor dem Herrn von euern Tagen,
Von allem, was da lebt, anbetend hinzuknien.
Doch deutlicher erkennt jhr ihn
In Männern, die sein Bild auf ihrer Stirne tragen,
In Newton und in Antonin.

mich bei'm Weggehen noch einmal aus der Thüre zurückgerufen hatte, um mir noch Etwas — ach! wer hätt' es gedacht? das Wort des Scheidens — zu ſagen.

Ich rücke eine Stelle eines Briefes hier ein, den ich drei Wochen nach Sophiens Tode an ihren vertrauten alten Freund, Herrn Hofrath Wucherer in Karlsruh, ſchrieb:

„Eben komme ich von dem Grabe Sophiens zurück. Sie wurde, wie ſie es in einem ihrer Bücher (in der Reiſe von Offenbach nach Schönebeck) gewünſcht hatte, auf dem Kirchhof zu Bürgel, an der Seite' ihres Gemahls und Sohnes beerdiget. Dieſes, eine kleine halbe Stunde von Offenbach, am Main gelegene Dorf beſitzt die theuern Ueberreſte der Einzigen, zu welcher, wenn Humanität, wie der Fanatism, auf das Menſchengeſchlecht wirkte, Wallfahrten angeſtellt werden würden.

Tritt hin, Germania, zur Gruft und weine,
Wo deiner ſtrahlenreichſten Seelen Eine,
Groß an Verdienſt, an Tugend groß,
Des ſchönſten Lebens Laufbahn ſchloß!

Wie könnte ich Ihnen, verehrungswürdiger Freund der Verewigten! die Empfindungen be-

schreiben, die mich bei dem Anblick der Paar Schaufeln voll Erde durchdrangen, welche mir das seelenvolle Antlitz der Priesterin der Humanität auf ewig verbargen? So groß die Trauer und der Schmerz der zahlreichen entfernten Freunde Sophiens ist, so schätze ich doch jeden derselben vergleichungsweise weit minder gebeugt als mich. Die entfernt Wohnenden waren an die Trennung von ihr durch Raum und Zeit gewöhnt.

Ich, an ihrem Wohnorte lebend, konnte sie zu jeder Stunde des Tags sehen, sprechen, bewundern. Ihr gefühlvolles Herz male Ihnen die Verschiedenheit dieser Situationen mit allen Farben und Nuancen aus! Ach, ich muß die Straße, die durch sie mein Helikon war, wandeln, muß das Haus, das durch sie der Tempel der Musen und Grazien war, sehen und vorbeigehen — mit welchen Gefühlen!" — —

Welch eine Erscheinung auf Erden war sie! wie herzerhebend ihr Anblick, ihre Gegenwart! Ihr ganzes Wesen und Character war hohe schöne Idealität. Weit entfernt, daß ihr Alter diese Eigenschaften vermindern sollte, so vermehrten sich solche, je älter sie ward. Ich betrachtete sie oft mit dem Gedanken:

daß ſie ein lebendiger Beweis der Unſterblichkeit der Seele ſey. Solch ein Geiſteslebewe muß unmittelbar aus höheren Regionen in ſeine irdiſche Hülle geſandt worden ſeyn, und unmittelbar zu jenen zurückkehren. Wunderbares Weſen voll Himmels im Staube! Von Dir gilt Petrarca's Ausruf:

In qual parte del cielo, in quale idea,
Era l'essempio, onde natura ti tolse?

Ich ſchließe mit den Zeilen, welche ich unter Sophiens Bildniß in Meluſinens Sommerabenden — dem letzten ihrer Werke — ſchrieb:

Betrachte die ſeltene Frau, du, der ſie niemals geſehen!
Der du ſie kannteſt, verſink' in der Erinnerung Traum!
Die dieſes Angeſicht trug, war eine Zierde der Menſchheit;
Hell, aufgeſchloſſen ihr Sinn; warm und umfaſſend ihr Herz;
Den Grazien heilig ihr Wandel; ihr Geiſt aus Lichtſtoff gewebet.
Enteilend der Erde Gefild, flog ſie zur beſſeren Welt.

Burl.

Späterer Nachtrag.

Sie hatte eine kindliche Freude an dem Garten ihrer Wohnung, an den Bäumen, Blumen und Gewächsen darin. In jedem Frühling erwartete sie mit Sehnsucht die Tage, welche die Blüten des zartern Steinobstes, z. B. der Aprikosen, Pfersiche u. dgl. früher als das junge Laub hervorrufen, und ganze Bäume in Blumensträuße verwandeln. Diese schöne Naturerscheinung zeigte sie mir fast alljährlich mit einigen Zeilen an, und lud mich ein, mit ihr im Blütenschatten zu wandeln; wo sie mir dann jedes Bäumchen in seiner Glorie zeigte und mich zur Bewunderung aufforderte. Ach! meine Seele war dann gewöhnlich mehr zur Wehmuth als zur Mitfreude gestimmt, weil ich mitten in der Verjüngung der ganzen Natur nur sie, die Vortreffliche, auf immer veraltet, sie allein ohne Wiederkehr hinwelken sah.

Ihr Schreibtisch stand so, daß sie die Blicke aus dem Fenster auf die hohen Pappeln ihres Gartens und des daran gränzenden Bernardischen Boskets heften konnte. Diese Aussicht gab ihr zwischen den Beschäftigungen ihres Geistes eine angenehme Erholung. Oft machte sie mich auf die graziösen Be-

wegungen der ſich zuſammen neigenden ſchlanken Pappeln aufmerkſam, und ſagte: „Scheint es nicht, als wolle die gute Mutter Natur durch ſolche liebe ſanfte friedliche Geſchöpfe des Pflanzenreichs ihre Menſchen Sympathie, Anmuth und holdes Weſen lehren?“ —

* * *

Ihren als Einleitung zu Meluſinens Sommerabenden vorangedruckten Brief ſchloß die Verewigte mit den herzlichen Worten, gleichſam ihrem letzten Seufzer für die unglückliche Menſchheit: „Man ſagt, ich würde den allgemeinen Frieden noch ſehen, Gott wolle es bald!“ — Ach, dieſer fromme Wunſch (den wir Ueberlebende noch jetzt in gleicher Ungewißheit inbrünſtig ihr nachbeten) ſollte der guten alten Mutter nicht in dieſem irdiſchen Leben, ſondern in jenen Gefilden des ewigen allgemeinen Friedens erfüllet werden.

V.

Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der teutschen Sprache von J. H. Campe.

(Beſchluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Abhandlung.)

II) Damit der im zweiten Theile des Wörterbuchs aufgeſpeicherte große Wörterreichthum, zu welchem noch Tauſende von Wörtern und fehlende Bedeutungen zu Wörtern, die ſich ſchon bei Adelung finden, kommen, nicht eine zu große Bogenzahl erfordern möchte, wurde es dringende Nothwendigkeit, bei möglichſter Kürze die größte Erſparniß des Raums noch ſtrenger anzuwenden, als im erſten Theile geſchehen war.

Zum Beweiſe, daß dies geſchehen ſey, ſcheint es hinreichend zu bemerken, daß im zweiten Theile auf 138 Bogen 34,256 Wörter und Artikel abgehandelt worden ſind, da der erſte Theil auf 128 Bogen nur 26,835 Wörter und Artikel enthält, und da die Zahl derſelben im Adelungſchen Wörterbuche auf 116 Bogen, als ſo viel die Buchſtaben F — K anfüllen, gar nur 13,781 beträgt. Dieſe Menge von Wörtern ꝛc. auf jene Bogen zu beſchränken, und zwar

ohne Nachtheil für die Deutlichkeit und die nöthigen Beispiele und Beweisstellen, wurde mir nur dadurch möglich, daß ich viele zusammengesetzte Wörter Einer Art zusammenfaßte und ihnen eine gemeinschaftliche Erklärung beifügte, wie z. B. viele mit fort zusammengesetzte Zeitwörter, oder daß ich Wörter dieser Art bloß anführte und auf eine früher gegebene allgemeine Erklärung hinwies, wie viele mit der Vorsilbe ge- [46]) gebildete, viele der mit her

46) Kaum dürfte es nöthig seyn, zu bemerken, daß sehr viele Wörter mit der meist müßigen Vorsilbe ge- (s. d. Wörterb. ge- 1.) im Wörterbuche absichtlich nicht angeführt worden sind, weil sie jetzt entweder überhaupt nicht mehr gewöhnlich sind, oder doch in guten Schriften nicht vorkommen. Dergleichen Wörter sind z. B. gebeißen f. beißen, d. Nibel. L. V. 3805; gebinden f. binden, Nibel. V 1942; gebitten, Nibel. V. 5025; gebrechen f. brechen, d. Klage V. 1865; gebringen, Nibel. V. 1327; Gebuße f. Buße, Nibel. V. 7578; gebören f. hören, d. Klage V. 725 ꝛc.; gemehren, Iwain 5, 725 geschaffen f. schaffen, Iwain 9, 183; gebessern, Boners Fabeln, 42; gehelfen, Ebend. 47; gesehen f. sehen, Ebend. 49; gestehen f. stehen, Ebend 33. Gezeug, der Zeuge, Ebend. 66; gefüllen f. fullen. der Nenner, V. 4676; gerichten f. richten, Ebend. V. 5387; gewachen, Ebend. V.

und hin, besonders aber die meisten der mit heran herauf, heraus, herbei, herein, hernieder, herüber, herum, herunter, herzu, hinab, hinan, hinauf, hinaus, hinein, hinüber, hinum, hinunter, hinweg und hinzu zusammengesetzten Wörter; ausgenommen solche, welche mehrer Bedeutungen, oder uneigentlicher Gebrauchsarten, oder auch anderer Ursachen wegen besonders abgehandelt werden mußten. Ferner wurde größere Kürze der Artikel dadurch möglich, daß von Beispielen aus der Umgangssprache und aus Schriftstellern nur solche und so viele angeführt wurden, als nöthig waren, die gegebenen Er-

4675. Dieser Gebrauch der Silbe ge- war ehemals noch ausgebreiteter und selbst bei zusammengesetzten Aussagewörtern üblich, z. B. abgebinden, d. Nibel. L. V. 8318; angenehmen f. annehmen, Nibel. V. 181; aufgebinden, Nibel. V. 6385; beigestehen, Nibel. V. 7121; dargereiten, Nibel. V. 6168. — Aber bemerkt hätte noch werden können und sollen, daß die Vorsilbe ge- zuweilen auch für die Vorsilbe be- gebraucht wurde, z. B. gederbe f. bederbe, biderbe, bieder, Boners Fabeln, 62; gehalten f. behalten:

Das si das guot an (ohne) allen has
Gehalten solt uns auf die stunt.

Boners Fabeln, 73;

gestehen f. bestehen:

Er muigent vor im vol gesten. Ebend. 43.

klärungen deutlich zu machen, und die verschiedenen Fügearten zu erläutern. Man wird daher, ausgenommen solche Fälle, wo es darauf ankam den Werth und die Gültigkeit eines Wortes, einer Form, einer Gebrauchsart aus mehren Schriftstellern zu beweisen, weit weniger Stellen aus Schriftstellern — gewöhnlich nur eine oder ein Paar — bei einem und demselben Worte, oder bei einer und derselben Bedeutung desselben angeführt finden, als im ersten Theile, eine Mäßigung, die der Beurtheiler in der Hallischen Literatur-Zeitung, welcher No. 231. S. 601 die oft überflüssige Menge von Beispielen tadelt, loben wird, die aber oft Ueberwindung kostete, da in den Sammlungen sehr häufig eine Menge schöner Stellen für dieselben Wörter und Bedeutungen ꝛc. aus verschiedenen guten Schriftstellern vorhanden waren. Die Wahl wurde dadurch oft schwer gemacht, wobei nicht selten der Umstand entscheiden mußte, daß ich auch Stellen aus selten oder seltner als andre angeführten und aus ältern Schriftstellern, aus welchen schon Adelung geschöpft hatte, anführen wollte, damit man eines Theils nicht glauben möchte, unsere Beispielsammlungen seyen nur aus einer geringen Zahl von Schriftstellern, etwa als einzig gültigen Gewährmännern geschöpft, und andern Theils uns nicht

einer Verachtung der ältern Schriftſteller, z. B. Gellert, Weiße, Duſch, Zachariä, Schlegel ꝛc. beſchuldigen möchte. Einigen, wenn auch nur ſehr wenigen, Raum ſparte es, wenn mehrere Artikel, in welche Adelung ein und daſſelbe oder doch gleichlautende Worte vertheilt hatte, des Zuſammenhanges der Bedeutungen oder auch der leichtern Uebersicht wegen, in wenigere, wenn nicht in einen einzigen, zuſammen gezogen wurden. Dergleichen ſind z. B. die Artikel Feder, Flucht, Froſch [47]), Fuder, Galle, Geile, Geilen, Gleißen, Hagel, Kamm, Karren, Karten [48]), Kaſten, Katze [49]), Klecken, Kupfer [50]). — Ob nun bei dieſer grö-

47) In dem Artikel 2. Froſch iſt das Wort krankhaften, weil es zu eng bezeichnet und ſich bloß auf die erſte Bedeutung bezieht, wegzuſtreichen.

48) Karten für karden, mit der Karde bearbeiten, iſt eben ſo wie Karte für Karde, nach ſchlechter O. S. Ausſprache, gar nicht angeführt, ſondern findet ſich weiter vorn richtig als Karde, Karden.

49) Wenn gleich die unter 2. Katze zuſammengefaßten Bedeutungen nicht alle innern Zuſammenhang haben, ſo konnte das Gemiſch von Bedeutungen doch eben ſo gut in Einem Artikel, als in mehrere vertheilt, angeführt werden.

50) Auf ſolche Weiſe hätten wohl noch mehre Artikel können zuſammengezogen werden, z. B. Finne und

Ja, lauter, als die Sonnenkreise
Und der Planetentanz um sie,
Als der Kometen ungemeßne Reise,
Des ganzen grossen Baues Harmonie
Und der Geschöpfe wunderbare Stufen
Vom Wurme bis zum Behemoth,
Vom Schwamme bis zur Eiche — lauter rufen
Die Tugend, das Genie: Es ist ein Gott!
Ihr fühlt es, doch um neu, um sonderbar zu scheinen,
Treibt euch der Stolz, es zu verneinen,
Ob euer Herz gleich widerspricht.
O! lernt erst dies Gefühl bekämpfen,
Lernt des Gewissens Aufruhr dämpfen,
Sonst seyd ihr Atheisten nicht.
War je ein Mensch, der keine Gottheit glaubte,
So wußt er nichts von innerlichem Streit,
Und grübelnder Spitzfindigkeit;
Er schwamm im Strom der Dinge fort, erlaubte
Sich jeden Wunsch, blieb in der Freude kalt,
Und kalt im Schmerz. Vom heftigen Verlangen,
Der Wesen Triebwerk zu umfangen
Und jedes Rad zu sehn, hat nie sein Blut gewallt;
Vertieft in traurige Chimären
Schlich er dahin, vom Kitzel fern,
Sie im Marktschreyerton zu lehren,
Und kleine Geister zu bekehren;

fern Kürze die Deutlichkeit nirgends verloren habe, ob das Werk nicht dabei in irgend einem Stücke

Hofe. Mit Recht hätte dies im erſten Theile bei den Artikeln 2. und 3. Elend geſchehen ſollen. Denn von 2. Elend, das Ausland überhaupt, die Fremde, kommt gewiß 3. Elend her (ob es gleich Wachter — ſ. deſſen Glossar. p. 365. — von ill, malus, male ableitet), indem es unſern Vorfahren das größte Elend oder Unglück war, im Elende oder Auslande, vom Vaterlande, vom eignen Herde, von Weib und Kind getrennt zu leben. Derſelbe Fall findet bei dem Beilegungsworte elend Statt. Dieſes bedeutete ehemals, im Elende oder Auslande, in der Fremde befindlich, dann, ausländiſch, fremde. Elelendig, extraneus. Ellendiga, advenam. Elelendis, peregrinationis. Glossae Lipsii in Schilteri glossar. Ellende als alle myne altforderen, Psalm 38. Ebend.

Da kußte die Elende an Frauen Gotelinden Mund

d. Nibel. k. M. 5256.

Ein ins Ausland geſchleppter, alſo gefangener Krieger war und hieß bei unſern Vorfahren ein ellender (Monſeiſche Gloſſe, S. 338.), die Gefangenſchaft war und hieß ein ellentuom, Elendthum (Monſeiſche Gloſſe, S. 337.) Da dieſes Leben im Auslande, beſonders aber als Gefangene, unſern Vorfahren das größte Unglück ſchien, ſo wurde dasjenige, wobei oder wodurch man ſich unglücklich, oder überhaupt, wobei man ſich nicht wohl befand,

mangelhaft geworden seyt — diese Frage darf ich im Allgemeinen verneinen, wenn ich meiner Ueberzeugung trauen darf und wenn ich an mein Bestreben, allen billigen Forderungen zu genügen, denke. Den guten Willen wenigstens wird man in diesem zweiten Theile noch weniger verkennen als im ersten, über dessen Ausarbeitung sich der Herr Beurtheiler in der Hallischen Literatur-Zeitung No. 230. S. 594 f. und No. 231. S. 601 ff. im Ganzen zufrieden geäußert hat. Dem, was derselbe S. 594 in Ansehung der bestimmteren Erklärung der Begriffe, der sprach- und vernunftmäßigen Folge der Bedeutungen bemerkt, habe ich schon zuvorzukommen gesucht, und er und jeder Urtheilsfähige findet vielleicht zu meiner

und in weiterer Bedeutung, was schlecht, der Absicht und Bestimmung nicht angemessen war, elend genannt. Diese alte Bedeutung giebt zu der Bemerkung Anlaß, daß die jetzigen Teutschen und ihre Vorfahren fast wie Nacht und Tag verschieden sind. Diesen war das Einheimische, Vaterländische vor Allem lieb und werth, sie waren nur daheim glücklich und zufrieden; jene geben nur dem Ausländischen den Vorzug, nicht allein in Sitten, Moden, Wörtern, sondern auch in wichtigern Dingen, und sie bezeichnen das Schlechte und Verächtliche mit dem sie selbst ganz bezeichnenden Ausdrucke: das ist nicht weit her.

Genugthuung, daß der zweite Theil des Wörterbuches auch in dieſer Hinſicht vor dem erſten Theile Vorzüge habe, wenn er auch noch nicht Alles leiſtet, was man verlangen könnte. Auch muß ich bemerken, daß in dem zweiten Theile der Artikel ſehr wenige ſind, wo veraltete Bedeutungen geſchichtlich nur am Ende des Artikels angeführt ſind, ſtatt daß ſie als älteſte und erſte Bedeutungen, woraus die ſpäteren und gegenwärtigen zu entwickeln ſind, hätten vorangeſtellt werden ſollen. — Was der Herr Verfaſſer des Aufſatzes im Teutſchen Merkur von 1807, im 11ten St. S. 227 f. in Betreff der Verwechſelung mancher verb. recipr. mit verb. trans. gerügt hat, wird man im zweiten Theile überall vermieden finden. Im erſten Theile des Wörterbuchs entſchlüpfte mir freilich in dieſer Hinſicht manchmal etwas Fehlerhaftes, indem ich mich noch zuweilen durch die gewöhnliche, aber fehlerhafte Benennung recipr. irre leiten ließ, nach welcher man die meiſten Zeitwörter, die man mit ſich verbindet, verba reciproca nennt, was ſie doch bei weitem nicht alle ſind *1) Was in dem gedachten Aufſatze S. 138

*1) Die Lehre von den Zeitwörtern überhaupt und ihrer in ihrem Weſen gegründeten Eintheilung, und inſonderheit die Lehre von den verbis reciprocis verdiente immer noch mehre Unterſuchung und Aus-

ferner bemerkt wird, daß im Wörterbuche das Wi
ſtreben, die Geſchlechtsbezeichnung der Pflanzen, da

einanderſetzung. Meine Eintheilung derſelben mit ihren ganz kurz angegebenen Gründen hat der Herr Herausgeber in die Vorrede zum erſten Theile des Wörterbuches S. 17 f. eingerückt, über welche ich, ſofern ſie etwa mangelhaft iſt, oder hier und da etwas Neues hinzufügt, bis jetzt noch nirgends Bemerkungen gefunden habe, ſo angenehm ſie mir auch wären. Ueber verba reciproca bemerke ich hier nur, daß, wenn ſie dieſen Namen mit Recht führen ſollen, ſie ihrem Weſen und ihrer Bedeutung nach nur verba intransitiva und neutra ſeyn können, wenn die letzten gleich der Form nach als trans. in uneigentlicher Bedeutung betrachtet werden können. Reciproca heißen mit allem Rechte z. B. folgende Wörter: ſich ekeln, ſich fürchten, ſich ſchämen, ſich ſcheuen, ſich ſehnen, ſich wundern, ſich verſehen ꝛc. ꝛc. wie auch, ſich aufmachen, ſich fortmachen, ſich begeben ꝛc., wenn man anders dieſe Wörter nicht für Umſchreibungen von den v. trs. machen, geben ꝛc. herausklären will. Hieher ſind auch Wörter wie, ſich entſchließen, ſich einlaſſen ꝛc. zu rechnen, die als uneigentliche trs. zu erklären zu gezwungen ſeyn möchte. Eben ſo haben mit Recht verba reciproca viele Zeitwörter, der Bedeutung nach neutra, der Form nach trs., z. B. ſich etwas, eine Art anmaßen, gewöhnen, ſich eine Art gebärden, ſich beſſern, beſſer werden, von Kranken und Zuſtänden; ſich

wo der Geschlechtsname angeführt wird, genau anzugeben nicht zu verkennen sey, daß sie aber doch nicht überall genau genug scheine, ist, was ich gern zugebe, nicht ungegründet. Allein die einzelnen Artikel des Wörterbuchs aus den verschiedenen Wissenschaften, Künsten ꝛc. so abzuhandeln, daß der in denselben Bewanderte darin nichts vermissen sollte,

bilden, sich formen, sich gestalten, eine Bildung, Form, Gestalt annehmen, bekommen, gleichsam sich eine Bildung ꝛc. geben; sich bläuen, sich bräunen ꝛc., blau, braun werden, gleichsam sich blau ꝛc. machen; sich blättern, sich brechen, von den Lichtstrahlen ꝛc., sich heitern, sich hellen, sich aufheitern, sich aufhellen, vom Wetter ꝛc. sich trüben, sich verdunkeln ꝛc. ꝛc. Mit gutem Grunde endlich werden auch solche Zeitwörter reciproca zu nennen und als solche aufzuführen seyn, die zwar ganz eigentlich trans. sind, aber doch eine zustandliche Bedeutung bekommen haben, und die man nicht gut für eine weitere Ausdehnung der überleitenden Bedeutung erklären kann. Dergleichen sind z. B. sich ängsten, sich ärgern, sich betrüben, sich freuen, sich härmen ꝛc. Angst, Aerger, Betrübniß ꝛc. empfinden, nicht sich selbst Angst machen, Aerger verursachen ꝛc., obgleich etwas außer uns uns Angst, Aerger ꝛc. verursachet. Hingegen Wörter, wie, sich balgen, sich hauen, sich raufen, sich schlagen, sich fassen, sich herzen, sich kampeln, sich kennen ꝛc. ꝛc. sind trs. und unter der Abtheilung v. trs. anzuführen.

iſt bei einem Werke, deſſen Zweck vorzüglich iſt, die teutſche Sprache als Sprache in ihrem ganzen Umfange, ſo weit als dies möglich und rathſam iſt, darzuſtellen, und welches an Sacherklärungen nur das Nothdürftige enthalten kann, wenn das Ganze nicht ein Werk von unendlichem Umfange werden ſoll, ganz unmöglich. Es folgt daraus, daß unter andern auch die Angabe der Zeichen der Pflanzengeſchlechter und ihrer Arten nicht vollſtändig gegeben werden kann, was die Sache der eigenen Werke über das Pflanzenreich iſt, und daß man ſich künftig immer mehr mit wenigen Hauptkennzeichen werde begnügen müſſen, welche die bedeutendſten ſcheinen, beſonders ſofern ſie den Namen der Pflanze erklären. Allein auf Sinnverwandtſchaft der Wörter, ein wichtiger Theil der Sprachkunde, iſt doch gewiß mehr Rückſicht genommen und darin mehr geleiſtet, als der Herr Verfaſſer der Anzeige im Tübinger Morgenblatte, in Anſehung des erſten Theils glaubte [52]), wenn auch noch nicht auf die Art, als der dieſe

52) In dem mehr genannten Aufſatze im Teutſchen Merkur 116 St. S. 226 f. iſt eine Reihe von Wörtern aus dem erſten Theile angeführt, welche beweiſen, daß in demſelben auf Sinnverwandtſchaft geſehen worden ſey; wiewohl der Verfaſſer deſſelben auch mehre Berückſichtigung derſelben wünſchet.

diese Berücksichtigung anerkennende Herr Beurtheiler in der Hallischen Literatur-Zeitung S. 604 für dienlich erachtet. Dieser thut nämlich den guten und ausführbaren Vorschlag, daß bei den sinnverwandten Wörtern diese verwandten Wörter wenigstens angeführt würden und darauf verwiesen werden möchte, um sie selbst vergleichen zu können, da in einem Wörterbuche dieser Art die Zusammenstellung derselben mit ihren Erklärungen nicht möglich ist. Dies nämlich würde zu häufige Wiederholungen nöthig machen, indem ein Wort, das früher schon bei dem sinnverwandten Worte in der verwandten Bedeutung erläutert worden wäre, späterhin doch wieder erklärt werden müßte, um die übrigen Bedeutungen daraus herzuleiten oder daran anzuknüpfen. Dieser Vorschlag aber, die sinnverwandten Wörter jedesmal nachzuweisen, konnte in diesem zweiten Theile weder durchgängig, noch vollständig ausgeführt werden, weil davon zur Zeit, als ich denselben las, schon viel abgedruckt war. Dies ist jedoch häufig schon geschehen, z. B. bei Fast, Fell, Fittig, Hagel, Hast, Haut, Hecken, Heerführer, Jäh, Käsich, Kerker, Kette, Klang, Kleid, Klettern, Klopfen, Knabe, Knecht, Kochen, Körper, Köstlich, Kraft, Kraftlos ꝛc. Bei andern sinnverwandten Wörtern, wo diese Hinweisung unterblie-

ben iſt, habe ich mich bemüht, dasjenige, was ſie von den verwandten Wörtern unterſcheidet, ſchon mit in die Erklärung zu verweben, ſo daß Jedem, der ſolche Wörter mit einander vergleicht, die Verſchiedenheit derſelben erſichtlich wird. Wer ſich davon überzeugen will, leſe nur im Buchſtaben F. z. B. folgende Artikel nach: Fehlen, Feiſt, Felſen (zu vergleichen mit Klippe), Fern, flach, Flamme (zu vergleichen mit Lohe), Flehen, Fleiß, fliehen (zu vergleichen mit flüchten und vermeiden), fodern, forſchen, Frau, frech, friſch, (zu vergleichen mit jung, neu), Friſt, früh, führen (zu vergleichen mit leiten und lenken); ferner die Wörter Habe, Hader, hager (zu vergleichen mit mager) Hall, halsſtarrig, Hang, Harm, Harniſch, harren, hart, Haß, Haupt, helfen, Herz, Jammer, Jungfrau, karg, Kaſten, Klaue ꝛc. ꝛc. Bei allen Bemühungen aber, die Erklärung ſolcher Wörter noch beſtimmter abzufaſſen, und bei allen Hinweiſungen auf die ſinnverwandten Wörter wird ein eigenes Werk über die Sinnverwandtſchaft in der teutſchen Sprache, wie das Eberhardſche, in welchem ein großer Schatz von belehrenden Unterſuchungen und feinen Bemerkungen niedergelegt iſt, demjenigen, der die Feinheiten dieſer Sprache kennen lernen will, nie überflüſſig gemacht werden.

Die Campeſchen Wortgebilde betreffend, ſo weit ſie in das Wörterbuch der teutſchen Sprache aufgenommen ſind, hat man ſich nach Erſcheinung des erſten Theils auf verſchiedene Art geäußert. Einige, die, wenn nicht allen, doch den meiſten den verdienten Werth laſſen, ſcheinen der Meinung zu ſeyn, daß deren wenigere aufgenommen werden möchten; Andere, welche dieſelben wahrſcheinlich nur aus den frühern Verſuchen dieſes Sprachforſchers, oder höchſtens aus ſeinem i. J. 1801 zu Braunſchweig herausgekommenen Wörterbuche zur Erklärung und Verteutſchung der unſerer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke kennen, ſcheinen der Meinung zu ſeyn, das neue Wörterbuch der teutſchen Sprache enthalte alle dieſe frühere und ſpätere Wortgebilde, und der große Reichthum deſſelben beſtehe vorzüglich in dem Zuwuchſe dieſer Wörter. Den Erſten darf ich aber verſichern, daß mir die Strenge des genannten Sprachforſchers gegen ſeine eigenen Gebilde, mit welcher er ſie ſichtet und die frühern unhaltbaren entweder ganz zurücknimmt oder durch beſſere erſetzt, eine ſtrengere Auswahl derſelben ſehr leicht mache. Den Letzten hingegen diene zur Nachricht, daß ſie ſich nur mit dem Wörterbuche näher bekannt zu machen belieben mögen, um zu ſehen, daß der ſo große Zuwuchs an neuen guten Wörtern oder auch an al-

ten, die im Adelungschen Wörterbuche vergessen oder absichtlich weggelassen sind, nur einem sehr geringen Theile nach aus Campeschen Wortgebilden besteht, und daß der bei weitem größte Theil der, in seinem Verteutschungs-Wörterbuche von ihm aufgestellten Wörter nicht von ihm, sondern theils von andern guten Schriftstellern herrührt, theils aus der frühern und landschaftlichen Sprache nachgewiesen ist. Wie ungerecht und verächtlich es sey, ein und das andere solcher Wörter, welches für einen Fall in der einen Bedeutung sehr brauchbar seyn kann, aufzuhaschen, ihm alle andere Bedeutungen für alle Fälle, wofür andere Wörter in Menge vorhanden und oft nachgewiesen sind, aufzuzwingen, und, wenn dieser Zwang nun natürlich als widerlicher Zwang erscheint, dasselbe lächerlich zu machen, und das ganze Werk, welches nach ihrer unmaaßgeblichen Meinung von so lächerlichen und untauglichen Wörtern strotzt, in ein nachtheiliges Licht zu setzen, — fühlt jeder Unparteiische und Billige [53]). Die-

53) Dies Schicksal hat z. B. das Wort Druffel gehabt, von welchem Hr. Schulr. Campe in seinem Verteutschungswörterbuche unter Grouppe (Gruppe ist übrigens als ein in das Wörterbuch zulaßliches Wort aufgenommen worden) Folgendes sagt: „Sollte vielleicht das veraltete Wort Dresse (s. Adelung

Sah ungerührt der Wiſſenſchaften Kern
In Folianten eingetragen,
Die Narren, die ſich blähn, und Narren die verzagen,
Das Laſter auf dem Thron, die Tugend auf dem Block;
Ihm galt ſein Leben, wie ſein Rock,
Er zog ihn aus, wenn er ihn drückte;
Kein Kummer nagte, keine Hoffnung jückte
Sein welkes Herz; Nichts band ihn an die Welt;
Der goldnen Feyenmärchen müde,
Mit denen ſich die Jugend unterhält,
Umgab ihn Todtenſtiller Friede.
So glomm er langſam weg, verloſch und merkt es kaum,
Sein Tod war wie ſein Leben, nur ein Traum.
Doch Muſe halt! Zurück in deiner Kräfte Raum!
Du, Schmetterling, wirſt dir den Fittig ſengen!
Bin ich der Mann, den Unſinn zu verdrängen,
Der von der Seine her, wie manches Unheil, kömmt,
Und unſer Teutſchland, ungehemmt;
Mit Wörterbüchern, mit Romanen und Geſängen
Voll ſchalen Witzes, überſchwemmt;
Umſonſt hat mancher ſchon entgegen ſich geſtemmet,
Die Schlüſſe umgeſtürzt, gefegt die Anekdoten,
Entblößt des Spottes traurige Figur.
Umſonſt hat man — weil keine Kur
Gelingen will — Fiskal und Henker aufgeboten.
Die Herrn gefallen ſich in der Karrikatur,

jenigen aber, welche es bedauern, daß aus dem neuen Wörterbuche der teutschen Sprache alle

unter Troß), und da, wo nicht von Personen, sondern von Sachen, z. B. von Bäumen, Bergen u. s. w. die Rede ist, das N. O. Drussel, der Veredelung fähig seyn? Letztes wird in der genannten Mundart von Allem gebraucht, was traubenmäßig nahe bei einander ist und ein Ganzes bildet, z. B. eine Drussel Aepfel oder Birnen ꝛc." Von diesem, nur für einzelne bedingte Fälle als brauchbar angeführten Worte nun hat ein Witzling eine allgemeine lächerliche Anwendung gemacht, selbst ein neues Zeitwort, druffeln (gruppen, grouppiren) davon abgeleitet, und damit etwas zusammengewitzelt oder, um das von ihm witzig abgeleitete druffeln zu gebrauchen, zusammengedrusselt, was jenem unbefangenen Nachweiser des Wortes Drussel nicht im Traume einfallen konnte, und barer Unsinn ist. — So fragte mich auch schon Mancher, der es oft wohl nur einem andern Witzkumpane nachsprach: ist es wahr, daß Hr. Campe Stallbruder für Camerad vorschlägt? — Und man lese nun, was Hr. Schulr. Campe zum Uebergange auf die für das unteutsch betonte Camerad vorgeschlagenen brauchbaren Wörter schrieb: „Camerad heißt nach Adelung in der O. D. Mundart Stallbruder und Spießgesell. Allein das erste kann wohl nur von Stallknechten gesagt werden, wenn es gleich ursprünglich einen Schlafgesellen bedeutet haben

Unterſuchungen über Urſprung und Ableitung der Wörter wegblieben, welche dem Adelungſchen Werke immer noch ſeinen Werth neben dieſem neuen erhalten werden, haben Recht, wenn ſie in dieſer Weglaſſung einen Mangel erblicken. Doch auch dieſen Mangel erbietet ſich der Herr Unternehmer und Herausgeber des neuen Wörterbuchs zu heben, und

mag ꝛc." — Auch würden ſolche Herren über den Stallbruder gar nicht lachen, wenn ſie bedächten, daß man dies Wort nur anzeigte, in der Bedeutung, die es ehemals hatte, übrigens aber es in derſelben nicht etwa wieder erneuern wollte, wenn ſie ferner wüßten, daß Stall (Stelle) ehemals Ort überhaupt und in engerer Bedeutung auch Wohnung, Wohnſitz bedeutete, daß Stallung, ehemals auch Verbündung, Bündniß, und Nothgeſtatten, Vaſallen, Soldaten oder, nach Scherz und von der Hagen, Gehülfen, Erſähnten in der Noth (ſ. Schilteri glossar. p. 641. und von der Hagens glossar. zu d. Nibelungen k. S. 568, welcher auch mehre Stellen aus alten Schriften nachweiſet) bedeutet habe, wofür man auch Nothſtreben ſagte; daß Stallbruder ſelbſt noch in den nordiſchen Sprachen vorhanden ſey, worüber Suhm im 2ten Bde. der Dän. Geſch. S. 91, und das Munkerhorn S. 120 zu vergleichen ſind, und daß in Ottokars Kronik K. 109 auch Stallfreund vorkomme.

er, der ſich ſchon ſo große Verdienſte um unſere Sprache erwarb und erwirbt, will ſich auch noch das Verdienſt der Herausgabe eines bloß ableitenden und Wortforſchungen enthaltenden Wörterbuchs für die Sprachforſcher als eines ergänzenden Bandes zu dieſem Hauptwörterbuche, der jedoch auch ein beſonderes Ganzes für ſich ausmacht, erwerben. Ich wiederhole demnach mit Vergnügen die Aufforderung des Herrn Herausgebers, welche in ſeinem Namen ein verdienſtvoller Gelehrter ſchon im vorigen Jahre im Tübinger Morgenblatte ergehen ließ, an alle teutſche Sprachforſcher, ein ſo nützliches und erwünſchtes Unternehmen zu unterſtützen und zu begünſtigen. Es wird dem Herrn Unternehmer erwünſcht ſeyn, wenn ſpäterhin ein Gelehrter, der mit allen zu einem ſolchen Werke, wenn es die Erwartungen und Forderungen der Sprachforſcher Teutſchlands befriedigen ſoll, erforderlichen Kenntniſſen und Vorarbeiten auch noch die zur Ausarbeitung deſſelben nöthige Muße verbinden kann, mit ihm ſchriftlich in Verbindung treten und ſich der Ausarbeitung des Werkes unter anſtändigen Bedingungen, welche allein die Ausführung eines ſolchen Unternehmens möglich machen würden, unterziehen will.

Ich ſchließe dieſen Aufſatz mit der Bemerkung, daß auf den Tadel der geehrten Herren, welchen ſie

über eine Einrichtung des Wörterbuchs brieflich äußerten, daß nämlich eine Anzahl Wörter, welche man großen Theils noch unter dem Buchstaben C zu suchen gewohnt sey, z. B. Krist, Kor ꝛc., Zeder, Zipresse, Zitrone ꝛc. nach den Buchstaben K und Z verwiesen worden sind, — einen Tadel, über dessen Grund oder Ungrund Andere urtheilen mögen, nicht Rücksicht genommen werden konnte, auch selbst wenn ihr Tadel für gegründet erachtet würde, weil jene Wörter einmal unter dem Buchstaben C fehlten und nun ihre Stelle unter K und Z finden mußten und müssen.

Theodor Bernd.

VI.

Zu den literarischen Erscheinungen in Baiern im 6ten Stück d. J.

Wer sich versucht oder veranlaßt findet, eine Schrift, die vor 3 bis 4 Jahren einiges Aufsehen erregte, wieder zu nennen: den möchte ich im Namen der Wahrheit sowohl, als der Menschlichkeit — in Rücksicht dessen, was bei dieser Gelegenheit vorgieng — auffordern,

1)

1) zu vergleichen und wohl zu prüfen, was über dieſelbe Schrift im Intelligenzblatte der Jenaiſchen Allg. Literatur-Zeitung Jahrg. 1805 Nro. 101 geſagt ward;

2) zu bedenken, daß der gröſſere, bedeutendere Theil derſelben aus ſolchen Aufſätzen beſteht, die im N. Teutſchen Merkur vorkommen;

3) eben damit wohl zu verbinden, was in dieſer Zeitſchrift über die „bavaria rediviva", wenn hier dieſer Ausdruck erlaubt iſt, früherhin ſtand: ſeit 1799 — alſo die ſpätere Sammlung beſonders nicht ohne die frühere („die Aufklärung in Baiern" ꝛc.) aufzufaſſen; und

4) überdies wohl zu erwägen, wie die individuelle Ueberzeugung durch beſondere Umſtände oder Umgebungen — zumal nach dem, was etwa da Männer von anerkannter Würdigkeit mitgetheilt hatten — beſtimmt werden können.

So, denke ich, wird man im Stande ſeyn, auch das Einzelne nach dem Total-Eindrucke zu beurtheilen. Denn ich ſetze voraus, daß man der Wahrheit, nicht dem Parteigeiſte, ein Opfer zu bringen gedenke. Und wer möchte dieſen Geiſt, wo er etwa ſchlummert, wieder aufwecken?

Was aber die Jugendschrift oder, im guten Sinne, das jugendliche Erzeugniß betrifft, welches dort beurtheilt ward: so möchte ich zuvörderst die schöne Hoffnung, welche darin dem Vaterlande aufgieng, nicht verkennen, und dann gegen dasjenige, was darin wider den ehrwürdigen Präsidenten der Academie der Wissenschaften in München gesagt ist, vornämlich zwei Puncte — nachdem einmal so viel ins größere Publicum gekommen ist — erinnern:

1) es wurde nicht bemerkt, daß Jacobi es war, welcher schon vor 23 Jahren bestimmt und nachdrücklich der Berlinischen Aufklärerei *) sich widersetzte — man sehe das „Teutsche Museum"; — und

2) die „Kritik" gegen die Jacobische Ansicht der Philosophie wurde ganz aus dem „kritischen Journale der Philosophie" von Schel-

*) „Borussismus." Aber noch einmal: man übersehe oder vergesse doch nimmer — was auch sonst eine neuere Wendung des Zeitgeistes mit sich bringe, das Wahre und Wohlthätige der Aufklärung zumal selbst von dieser Seite im teutschen Vaterlande! D. V.

ling und Hegel genommen, ein reiner Nachhall dieſer früheren. — Und da iſt denn, indem jenem Ehrwürdigen der Vorwurf des „Poſitiven" ꝛc. gemacht wird, gar nicht ergründet, wie ihm das „Wahre" poſitiv ſey: nämlich ein urſprünglich Geſetztes, im Vergleiche mit den ſog. nannten demonſtrirten Wahrheiten des Leibnitziſch-Wolfiſchen Syſtems; und daß ſein „Zeugniß" ein innere s, aus der Tiefe des Gemüths hervorgegangenes, ſey.

Uebrigens ſtimmt zu Jacobi's Darſtellung des Unterſchieds und Zuſammenhangs zwiſchen Vernunft und Verſtand allerdings nicht, was ihm ſo eben ein idealiſtiſcher Kritiker anderswo entgegen ſtellte: ein „Enthuſiasmus, der über alle Vernunft hinausgeht." — Und hiſtoriſch unrichtig iſt es, wenn derſelbe andeutet, Rumfort ſey vor Jacobi (wirklich) Präſident geweſen; und folglich iſt in jeder Hinſicht grundlos, was darauf gebaut wird. Jedoch ein äußerer Umſtand mag dieſen Mißgriff entſchuldigen.

Landshut, im Sept. 1808.

J. Salat.
K. B. R. und Prof.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Poetische Variazionen. 85
2. Todtenopfer. 88
3. Duldergröße. 89
4. Frühling und Liebe. 93
5. Der Verschmähte. 95
6. Abendgefühl. 99

II. Uebersetzungen.

1. Probe einer Uebersetzung des Oedipus aus Seneca's Trauerspielen. 100
2. Fortsetzung der Proben einer neuen Uebersetzung des Coran. Die zwei und achtzigste Sura. 109

III. Zwei Gedichte an Sophie la Roche.

1. Die Riesenlilie. 110
2. An Sophie von la Roche. 111

IV. Beitrag zu einer Biographie der verewigten Sophie von la Roche. 114

V. Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der teutschen Sprache von J. H. Campe. (Beschluß.) 138

VI. Zu den literarischen Erscheinungen in Baiern im 6ten Stück d. J. 156

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

10. Stück. October 1808.

I. Novitäten der Cottaischen Buchhandlung in Tübingen.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind von Michaelis 1807 bis Ostern 1808 erschienen:

Almanach des Dames pour l'an 1808. avec estampes. relié. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Der siebente Jahrgang dieser mit großer Sorgfalt gepflegten Sammlung interessanter prosaischer und poetischer Aufsätze zeichnet sich seinem innern Gehalt, so wie seiner äußern Verzierung nach, eben so wie seine Vorgänger aus, und ist daher auch in Frankreich mit eben so verdientem Beifall aufgenommen worden, wie in Teutschland.

Annalen (europ.) 1808. 4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Diese Sammlung wichtiger Aktenstücke unserer Zeitgeschichte, erhält sich stets in gleichem Interesse und Reichhaltigkeit.

Anzeiger, (literarischer neuer) unter Redaction des Freiherrn von Aretin 1808. 6 Monate. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Archiv (jurid.) von Amelin, Gönner und Tafinger. 6r Bd. 2s St. 4 Hefte. 3 Rthlr. 5 fl. 20 kr.

Archives Littéraires de l'Europe ou Mélanges de Littérature, d'Histoire et de Philosophie, par M. L. Suart, Segur l'aîné, Pastoret etc. Suivis d'une Gazette littéraire universelle. 1807. Prän. Preis 7 Rthlr. 4 gr. 14 fl. 24 kr.

Das Publikum kennt zur Genüge diese drei, ihrem Zweck vollkommen entsprechende, periodische Schriften, und es ist nur zu bedauern, daß der Drang der Zeitumstände ihre Fortsetzung hindert.

Autenrieth, (J. H. F.) Versuche für die prakt. Heilkunde aus den klinischen Anstalten von Tübingen, 1 Bd. 1s Heft. gr. 8. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Der verdienstvolle Vorsteher des klinischen Instituts in Tübingen will in diesen Versuchen nur solche Erfahrungen und Beobachtungen bekannt machen, wodurch die Heilkunde wirklich bereichert wird, und dieses erste Heft bezeuget hinlänglich, wie gewinnvoll für die Wissenschaft diese Sammlung werden muß, da die verschiedenen Abhandlungen desselben den seltenen Scharfsinn und Beobachtungsgabe des Verfassers, so wie seinen unermüdlichen Eifer auf ein bestimmtes Resultat zu kommen, begründen.

Biographie Peter des III. 1r Band. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Diese Lebensbeschreibung rührt von einem Manne her, dem jede Quelle, die Wahrheit zu erforschen, offen stand, und der mit voller Unparteilichkeit diese wichtige Periode der russischen Geschichte schildert.

Bolley, (H. G. F.) das Wichtigste von den Rechten und Verbindlichkeiten Wirtemberg. Bürger. 2te verm. Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 36 kr.

Collin, (M. von) Weibs Krieg mit dem Vater. Schausp. 8. 12 gr. 54 kr.

Ein interessantes Schauspiel aus der wirklichen Geschichte geschöpft.

Damenkalender von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. 1808. mit Kupf. gebund. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Halb Sceptiker und halb Deiſten,
Und wiſſen ſtets den Weg ſich tiefer einzuniſten.
Sie leſen nichts, was ihren Kopf beſchwert,
Und halten ſies der Müh, es zu durchblättern werth,
(Statt Opiums, wenn ihnen Schuldenliſten
Quer durchs Gedächtniß ziehn) bringt ihr fruchtbarer Hohn
Des Teutſchen trocknen Ernſt, die Opponentenmine,
Den feyerlichen Kanzelton
Gleich paradirend auf die Bühne.
Wir ärgern uns, und ſchreiben noch einmal:
Logik, Metaphyſik, Dogmatik und Moral
Wird ausgekramt; Man glaubt ſie nun gewiß zu haſchen;
Sie drehen ſich — weg war der Aal!
Ha! lieber wollt ich Mohren waſchen!
Sprich aber Freund, was wollen nur
Die philoſophiſchen Deſpoten?
Vertilget iſt der falſchen Eifrer Spur,
Die der Vernunft mit Nacht und Feſſeln drohten,
Vertrocknet das vergoſſne Blut,
Verſchmerzt der Riß der Patrioten,
Und ausgelöſcht der Scheiterhaufen Glut.
Die orthodoxiſchen Scholaſten,
Die, wie ein Prieſter wild, wenn Phöbus in ihm ſtürmt,
Sich über Dogmen, die ſie ſelbſt nicht faßten,

Und

Dieser Almanach erhält sich immer in gleichem Werth und verdient daher in jeder Damenbibliothek eine vorzügliche Stelle, da sein Inhalt nicht bloß von vorübergehendem Interesse ist.

Glatz, (J.) Waldemars Vermächtniß an seinen Sohn, ein Buch für Jünglinge, 8. Schreibpapier 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 24 kr.
Ein reichhaltiger Schatz der Belehrung und Anfeuerung zum Guten für die Jugend.

von Goethe Faust, eine Tragödie, geh. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

von Goethe's Werke, 21e und 22te Lief. oder 5r bis 12r Bd. gr. 8.

Velinpapier	23 Rthlr.			45 fl.
Schweizer Pap.	19	—		33 —
Schreibpapier	15	—	12 gr.	27 —
Weiß Druckp.	12	—	16 —	22 —
ord. Druckp.	9	—	12 —	16 — 30 kr.

Mit diesen beiden Lieferungen sind nun die sämmtlichen Werke des unsterblichen Verfassers ausgegeben, und da die Pränumeranten für 5 bis zu 15 Kandthalern diese reichhaltige Sammlung erhalten konnten, so war für jedes Bedürfniß gesorgt.

Hartigs, (G. L.) Lehrbuch für Förster und die es werden wollen, 3 Theile mit Kpf. und Tabellen, gr. 8. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr.
Ein vollständiges Handbuch aller der verschiedenartigen Zweige der Forstwissenschaft.

Herder, (J. G. von) sämmtl. Werke, 5te Lief. in 4. Bänden, gr. 8.

Subscript. Preis Velinp.	13 Rthlr.	8 gr.	24 fl.
Weiß Druckp.	7 Rthlr.	9 gr.	13 fl. 18 kr.
ord. Druckp.	4 —	22 —	8 — 52 kr.

Mit dieser neuen Lieferung nähern sich die sämmtlichen Werke Herders ziemlich zum Ende, die weiteren 6—8 Bde. werden in kurzen Zwischenräumen nachfolgen.

Hormayr, (Joseph von, Freiherr) Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol, 1r Theil, 2te Abth. gr. 8. 3 Rthlr. 5 fl. 30 kr.
Die Geschichte Tirols hat an dem berühmten Verfasser einen Bearbeiter gefunden, der alle Kenntnisse,

Fleiß und Talente, welche von einem großen Historiker gefordert werden, vereinigt und ein Werk zu liefern im Stande ist, das unter die ersten seiner Gattung gehört.

Hug, (Dr. J. L.) Einleitung in die Schriften des neuen Testaments, 1r. Theil. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

In 2 Bänden wird diese Einleitung alle umfassen, was zur Erläuterung und genauen Kenntniß der Schriften des N. T. gehört, und was die vorzüglichsten Schriftsteller in diesem Fache bis jetzt geliefert haben.

Humboldt, (Alex. v.) Ansichten der Natur, 1r Bd. 12. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Ein eben so glücklicher als seltener Zusammenfluß von Umständen und Kenntnissen vereinigt in dem berühmten Verfasser, was man noch bei keinem naturkundigen Reisenden beisammen traf. Indem er alle Klimate durchreiste, allen Gefahren und Beschwerden trotzte, hat er mehr Thatsachen beobachtet, als irgend ein Reisender; durch die verschiedenartigsten und tiefsten Studien vorbereitet, und mit dem glücklichsten Gedächniß begabt, und in seinem Kopfe gleichsam die Bücher aller Sprachen besitzend, hat er seine Beobachtungen mit einer Sorgfalt und Ausdehnung verglichen, wie noch kein anderer Naturkundiger. Wenn er den Lesern die großen Ansichten der Natur darstellt, so scheint er sie stets betrachtet zu haben; wenn er die Thatsachen an einander reihet, die verschiedenen Meinungen aufzählt und prüft, glaubt man, er habe seine Bibliothek nie verlassen, wenn er die Skizze seiner großen Resultate entwickelt, scheint er unaufhörlich blos dem Nachdenken sich gewidmet zu haben.

Humboldt, (Alex.) und Bonpland Reise nach den Tropenländern des neuen Continents.

VI. Abtheilung. Botanik, 1r Abschnitt. Plantes Equinoxiales. Livr. 1—6. Velinp. Präm. Pr. 23 Rthl.

— — 2r. Abschnitt. Monographies de Melastoma. Livr. 5—6. Velin. Präm. Pr. 18 Rthl.

Die Fortsetzung des botanischen Theils des großen Reise-Werks, dem der berühmte Verfasser nun zunächst die Beschreibung von Mexico und astronomische Beobachtungen folgen läßt.

Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft von Marcus und Schelling, 3r Bd. 1s. Hft. 8. jeder Band 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 42 kr.

Die verdienstvollen Verfasser fahren fort, ihre Ansichten der medicinischen Wissenschaften in diesem Werke darzustellen.

Kartenalmanach, 3r Jahrg. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Das Publikum kennt aus den zwei vorhergehenden Jahrgängen die glückliche Idee, ein ganzes Kartenspiel in eine Sammlung geistreicher und anmuthiger Bilder umzuschaffen, und die geschmackvolle Ausführung derselben von einer Dame, deren Talente und Kunstsinn in einer seltenen Verbindung stehen. Verhindert, ihre Muse diesem Gegenstande für dieses Jahr zu widmen, hat ein anderer Künstler diese Arbeit vorgenommen, und auf eine Art ausgeführt, die allgemeinen Beifall ärndten wird.

Ein vierter Jahrgang ist bereits wieder von der ersten Künstlerin gezeichnet, und die Kunstfreunde werden in diesen abwechselnden Produkten einen doppelten Genuß finden.

Kausler, (E. A.) die wichtige Lehre von den Logarithmen und ihrem Gebrauche, gr. 8. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

Durch dieses Werk ist eine wichtige Lücke in dem Lehrunterricht der mathematischen Wissenschaft ausgefüllt, indem nun die wichtige Lehre der Logarithmen für jeden verständlich und mit allen möglichen Anwendungen ausgeführt ist.

Klingeman's Theater, 1 Bd. enthält: Heinrich der Löwe, Trauerspiel; und Luther, ein Schauspiel, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Das Publikum kennt theils aus der Aufführung, theils aus Bruchstücken den Werth dieser beiden Theater-

stücke, und hat den Verfasser als einen unserer besten Theaterdichter anerkannt.

Klüber, (D. J. L.) Baden bei Rastadt, nach den unterirdischen Gängen und Kammern des Schlosses, nach den neuesten und künftigen, und nach den ehemaligen römischen öffentlichen Gebäuden und Anlagen der Stadt, gr. 8. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Unter den vielen Bad-Oertern in Teutschland, Frankreich und Italien wird man schwerlich einen finden, der an Vortrefflichkeit des Wassers zum Baden und zum Getränk, an Mannichfaltigkeit, Fruchtbarkeit und Schönheit des Lokals, an Annehmlichkeit der Umgebungen, an bequemen Wegen, die dahin führen, an Vergnügungen und an Wohlfeile, — dem seit der Römer Zeiten bekannten Baden bei Rastadt gleicht. In obiger Schrift ist in Kürze alles dies geschildert, und, wie der Titel anzeigt, das ehemalige und jetzige Baden in treuen Abbildungen dargestellt.

Meiner's, (C.) vom Leben der Erde, 8. 12 gr. 54 kr.

Eine dichterische Phantasie herrscht in dieser Beschreibung, die den Layen und Kenner angenehm unterhalten wird.

Morgenblatt für gebildete Stände 1808. der Jahrgang 8 Rthlr. 15 fl.

Daß die Bemühung des Verlegers, dieses Blatt immer interessanter und gehaltvoller zu machen, nicht fruchtlos ist, beweist der täglich zunehmende Absatz und der laute Beifall, den es überall erhält.

Mozin, (Abbé) A B C Neues französisches und teutsches, der Fassungskraft der Kinder angemessenes, gr. 8. 2te verm. und verb. Aufl. 12 gr. 54 kr.

— — Anecdotes Françoises - Allemandes zum Uebersetzen in beide Sprachen, mit Nachweisungen auf die letzten Ausgaben der franz. Sprachlehre, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 30 kr.

— — Französische Sprachlehre, in einer

neuen und faßlichen Darstellung der auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln durch viele Beispiele erläutert, 3te verb. Aufl. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 20 kr.

— — vollständiger Auszug der franz. Sprachlehre, oder Anweisung auf die neueste und leichtere Art französisch zu lernen, besonders für das zarte Alter und für Damen bestimmt, gr. 8. 2te verm. Aufl. 12 gr. 54 kr.

— — Französische und teutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen in beide Sprachen mit Nachweisungen auf die letzten Ausgaben der franz. Sprachlehre, 3te verbesserte Auflage, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl 30 kr.

Man kennt die Verdienste des Verfassers hinlänglich und die immer benöthigten neuen Auflagen beweisen hinreichend, daß seine Lehrbücher zu den vorzüglichsten für die Erlernung der franz. Sprache gehören.

Persoon Synopsis plantarum seu Enchiridium Botanicum, Tom. II. P. II. 8. Velinpapier 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr. Schreibp. 2 Rthlr. 4 gr. 4 fl.

Mit diesem Band wäre das bis jetzt vollständigste Handbuch der Botanik geschlossen, das in compendiöser Gestalt, niedlichem Druck und wohlfeilem Preis Alles leistet, was man nur wünschen kann, und das für jeden Botaniker ein unentbehrliches Taschenbuch ist.

Plato in Italien, aus einer griechischen Handschrift ins Italienische übersetzt ꝛc. Herausgegeben von P. J. Rehfues 1r B. gr. 8. 18 gr. 1 fl. 24 kr.

Anacharsis Reise nach Griechenland wurde als eine musterhafte Darstellung des ehemaligen Zustandes von Griechenland mit dem höchsten Beifalle aufgenommen; obiges Werk ist ein Gegenstück dazu, eben so gelungen wie jenes, und also gleicher Aufnahme würdig.

Ploucquet, (Dr. G. G.) Literatura medica digesta, sive repertorium medicinae practicae, chirurgiae atque rei

obstetriciae. 4. Tomi. 4 maj. 3 Carolin oder 6 Ducaten im Subscript. Pr.

Diese neue Auflage eines längst bekannten Werks, das Alles, was im medicinischen und chirurgischen Fache bis auf die neueste Zeit beobachtet, versucht und vorgeschlagen worden ist, enthält, ist mit einer solchen Oeconomie des Raums eingerichtet, daß, was sonst 14 Bände erforderte, nun in Vier geliefert werden konnte. Neben der Bequemlichkeit des Aufsuchens wurde dadurch auch der oben bemerkte niedrige Preis möglich gemacht, um bei der Nützlichkeit des Werks, das jedem mit seiner Wissenschaft fortschreitenden Arzt unentbehrlich ist, den Ankauf zu erleichtern.

Polizeiblätter (allgemeine) herausgegeben von Hartleben 1808. als Fortsetzung der allgemeinen Polizei-Fama. 4. 4 Rthlr. 7 fl. 30 kr.

Diese der Polizei im weiten Sinn gewidmete Zeitung ist den Polizei-Behörden um so unentbehrlicher, als sie hauptsächlich auch die leichtere Auffindung der Verbrecher, beabsichtigt.

Posselt's (D. E. L.) chronologisches Register über die französ. Revolution, bedeutend vermehrt und fortgesetzt von Jochmus. 12 W. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Hr. Geh. Secr. Jochmus hat die für die Geschichtsforscher und Weltbeobachter verdienstliche Arbeit, übernommen, die von Posselt angefangene chronologische Darstellung der französ. Revolution fortzusetzen, und mit den gehörigen Actenstücken zu belegen.

Posselt's (D. E. L.) Staatsgeschichte Europa's von der Verwandlung der franz. Consular-Gewalt in erbliche Kaisermacht bis zum Preßburger Frieden. 3r Jahrg. mit 6 Porträits und 3 Charten. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Die Fortsetzung dieser Staatsgeschichte zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit der Darstellung des Verfassers, durch die wichtigen Beilagen und durch die interessanten Geschichts-Charten: — das Königreich Neapel und Sicilien — das teutsche Reich nach dem Preßburger Frieden — Darstellung des Feldzuges der Fran-

gesen gegen die russische und österreichische Armee im Jahre 1805 — und ähnlichen Portraits vom König von Baiern, König von Holland, König von Neapel, König von Wirtemberg, Großherzog von Baden, Großherzog von Berg — für jeden Zeitgenossen aus.

Réflexions sur les projets de Campagne par Fréderic, Roi de Prusse, on y a joint un mémoire raisonné du Duc de Brunswic touchant la campagne de 1792 gr. 8. 6 gr. 24 kr.

Zwei bis jetzt unbekannte, auf die Zeitgeschichte wichtig eingreifende Aufsätze, die für das Militair eben so lehrreich sind, wie für den Weltbeobachter.

Rehfues (P. J.) neuester Zustand der Insel Sicilien. 1r Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Eine getreue Schilderung des neuesten Zustandes dieser ziemlich unbekannten Insel.

Ritter (J. W.) Siderismus; oder neue Beiträge zum Galvanismus. 1s Heft. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 45 kr.

Dieses erste Heft enthält die detaillirte Geschichte der so viel Aufsehen erregenden Gamperttischen Erscheinungen; den dadurch veranlaßten kön. baierischen Auftrag an Hrn. Akademiker Ritter, die Sache genau zu prüfen, so wie die Resultate seiner Meinung. Es ist nicht zu läugnen, daß mehrere Menschen die Gabe besitzen, wenn Wasser, Metalle ꝛc. unter ihnen verborgen sind, dieses zu fühlen, und es ist auch zu glauben, daß dies mit dem Galvanismus zusammenhänge; es ist daher sehr zu wünschen, daß diese wichtige Sache mit Unbefangenheit geprüft und die Resultate mit Treue mitgetheilt werden möchten — hiezu gehören Männer mit den gehörigen Kenntnissen, mit der so seltenen kalten Beobachtungsgabe, ferne vom Hypothesenkram und derjenigen glühenden Phantasie, die dasjenige, was sie zu sehen wünscht, auch zu sehen glaubt.

Das Publicum harrt mit Erwartung der Resultate, die Hr. Ritter nach diesem ersten Hefte der Prüfung solcher Physiker vorzulegen hat.

Rom und London, oder über die Verfassung der nächsten Universal-Monarchie. Vom

Verf. des neuen Leviathan. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Ein genialisches Product, dessen Verfasser auch bei der verschiedensten Ansicht eine seltene Darstellungsgabe und eine tiefe Einsicht in die Weltbegebenheiten nicht abgesprochen werden kann.

Salat's (J.) Vernunft und Verstand, eine wissenschaftliche Darstellung, dem gebildeten Mann, nicht der Schule zunächst gewidmet, 1 Bd. 8. 1 Rthlr. 6 gr. 2 fl. 15 kr.

Der beabsichtigte Zweck des Verfassers spricht sich in dem Titel aus.

Schillers (Fr. von) Reuterlied in Steindruck. Fol. baar 2 Rthlr. 16 gr. 4 fl.

Dieses Kunstproduct zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß es alle Arten des Steindrucks darstellt, welche bis jetzt versucht worden sind, sondern auch dadurch, daß diese verschiedenen Versuche auch kunstwürdige Producte sind.

— — Theater, 5r und letzter Band, enthaltend Wilhelm Tell, Phädra, der Neffe als Onkel, Semele, gr. 8.

Velinp.	5 Rthlr.	9 fl.
Schrdp.	2 Rthlr. 16 gr.	4 fl. 48 kr.
weiß Drckp.	1 Rthlr. 16 gr.	3 fl.
ord. —	1 Rthlr.	1 fl. 48 kr.

Hiermit wären nun alle Theaterproducte bekannt gemacht, die der verewigte Verfasser für's Publicum bestimmte.

Schuckmann (Fr. von) Ideen über Finanz-Verbesserungen, 8. 6 gr. 24 kr.

Eine kleine sehr gehaltvolle Schrift, in der Alles mit Sachkenntniß vorgetragen ist, und die von Jedem, dem es um gründliche Kenntnisse der Staatswissenschaft zu thun ist, studirt werden sollte.

Voss (J. H.) Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen, Vollendete Ausgabe. 8. Postpr. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 40 kr. Drkpr. 1 Rthlr. 6 gr. 2 fl.

Dieses Lieblingskind unserer Dichtkunst hat in dieser neuen Ausgabe den Beifall der Vollendeten mit Recht verdient.

Wenzel's (J. u. K.) Bemerkungen über die Structur der ausgewachsenen Schwung- und Schweiffedern, 4. 9 gr. 36 kr.

Die berühmten Verfasser haben in der Behandlung dieses besondern Gegenstandes gezeigt, was dem scharfsichtigen Beobachter und dem unermüdeten Fleiß aufzufinden möglich ist.

Werner's (G. A.) griechisches Lesebuch für Anfänger in einer grammatischen Ordnung, nebst einem Anhange von vermischten Aufsätzen und einem vollständigen Wortregister, 8. 12. gr. 54 kr.

Zeitung (allgem.) 1808. der Jahrg. 10 Rthlr. 16 fl.

Dieses Institut wird allgemein als das Erste seiner Art erkannt, das jedem Diplomatiker, so wie Jedem, der die Zeitgeschichte genau kennen lernen will, unentbehrlich ist, es hat dabei das undankbare Verdienst, die Quelle zu seyn, aus welcher der größte Theil der übrigen Zeitungsschreiber schöpft.

* * * *

Bis M. M. 1808 sind erschienen und erscheinen noch:

Almanache:

Almanach des Dames 1809.
Damencalender von Goethe, Lafontaine ꝛc. ꝛc. 1809.
Kartenalmanach 4r Jahrg.
Staatsgeschichte Europa's 4r Jahrg.

Fortsetzungen:

Annalen (europäische) 1808. 5—9s.
Archiv (jurid.) VI. 3s Heft.
Autenrieth Versuche Ir Bd. 2e.
Entdeckungsreise nach den Südländern. 2r Bd.
Flatt Magazin. 1st.
Hug Einleitung. 2r Bd.

Humboldt Beobacht. aus der Zoologie ꝛc 30 Lfg.
— — — Molastoma Livr. 7. 8.
— — — Obs. de Zoologie Livr. 3.
— — — Plantes équinoxiales. Livr. 7. 8.
Morgenblatt. 1808 Mai — Sept.
Pfeffel, poetische Versuche. gr.
Polizeiblätter. 1808. 5 — 9te.
Salat, Vernunft. 2r Bd.
Schelling, Jahrbücher. III. 2te.
Zeitung (allgemeine) 1808. Mai — Sept.

Neuigkeiten:

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge, der während den Monaten Sept. u. Oct. 1806 unter dem Commando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gegen Franzosen königl. preußischen und kurfürstl. sächsischen Truppen von M. v. L. gr. 8. 2te Auflage.
Eggers (C. U. D. Freiherrn von) Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten. gr. 8.
v. Goethe Werke, 3 Lieferungen 2te Aufl.
Hartig, G. L. Lehrbuch für Förster. 3 Thle. gr. 8. 2te Aufl.
Humboldt (*Alex. de*) Recueil d'observations astronomiques, d'opérations trigonométriques, et de mesures barométriques avec conspectus 4. br.
— — — Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne. 2e Livr. avec atlas.
— — — Tableaux de la nature. 2 Vol.
Klüber, D. J. L. Staatsrecht des Rheinbundes gr. 8.
— — Referirkunst.
Morin, Lettres familières.
Pallas 1808. 10. 2te.
Pleuequet, Literatura med. digesta. T. 3. 4.
Sammlung von Beobachtungen über die häufige Bräune.
Seidensticker, Einleitung in den Code Napoleon.
Voss, Uebersetzung der griechischen Bukoliker.

Und Träumereyn, aus ihres Hirns beſtäubtem Kaſten
Geſponnen und auf Träumereyn gethürmt,
Zum Aergerniß der Layen haßten,
Sich bis ins Grab verfolgten — ach! ſie raſten,
Tief in des Lethe Strohm getaucht!
Der Zinzendorfe Schwindel iſt verraucht.
Die Fürſten weiden ihre Nationen,
Als gute Hirten, mit gelindem Stab;
Im Frieden werden wir gebohren, wohnen
Im Frieden, ſinken friedlich in das Grab,
Und alles geht nun fort im ſanften Schlendriane.
Kein Bannſtrahl aus dem Vatikane
Schreckt die Regenten, keine Kreuzesfahne
Ruft das betrogne Volk von ſeiner Pflugſchaar ab;
Der Bund, der, wie mit einem Talismane,
Von Rom bis Paraguay der Welt Geſetze gab,
Er iſt zerſtöhrt; die trägern Tagediebe
Fliehn ſcheu zurück zur Zelle — zum Altar.
Die Prieſter lehren einen Gott der Liebe
Und zwingen nicht zum Glaubensformular.
Wer mild und gütig iſt, wie einſt ihr Meiſter war,
O dem verzeihen ſie des ſchwachen Fleiſches Triebe.
Ruft einer unter ihnen noch:
„Streng iſt ſein Wille, hart ſein Joch
„Und den trift ewig Fluch, der weicht von den Geboten!“
So ſpottet ſelbſt die Menge des Zeloten.

II. Pallas.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Pallas eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst, herausgegeben von K. v. C. Zweites Stück 1808. nebst einem Plane.

Inhalt.

A. Kriegskunst.

1) Relation succincte de la Bataille de Jena, par le Colonel Jomini. Auszug aus dem Tagebuche des damaligen Fahnjunkers von Raumdorf vom 3ten Fußregimente von Rechten. 2) Geschichtlicher Abriß der Kriegsoperationen in Preußen. I. Beschreibung des Kriegsschauplatzes. II. Gang des Krieges bis zur Schlacht bei Preußisch-Eylau. 3) Kritische Untersuchung der Lage der preußischen Armee vom 8 bis 14. October.

B. Staatskunst.

1) England im Gegensatz des Kontinents. Vom Herausgeber. a) England. b) Der Kontinent. 2) Ueber Hrn. Cabinetsrath Brandes Betrachtungen des Zeitgeistes in Teutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Vom Herrn Adam Müller. 3) Marginalien zu einigen Stellen in den Ansichten des Rheinbundes. Vom Herausgeber. Plan über die Bewegungen der franz. Truppen in der Schlacht bei Jena, nach der vom Herrn Obersten Jomini mitgetheilten Zeichnung.

III. Europäische Annalen 1808. 3tes Stück.

Inhalt.

I. Codex diplomaticus zu den Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahre 1805. S. 97.

II. Die Schlacht von Vierzehnheiligen, vom Obersten von Massenbach. S. 137.

III. Oestindische Miscellen. Dritte Lieferung. S. 154.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20665 / 434

IV. Briefe des General Toussaint Louverture an den Bischof und Senator Gregoire. S. 173.
V. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
Verstümmelte Parolbefehle aus den Europäischen Annalen (4 H. 1808.)
Parolbefehle, wie sie wirklich gegeben worden sind. S. 186.

Cotta in Tübingen.

IV. Morgenblatt für gebildete Stände. 1808. Julius oder Nro. 157 — 182.

Inhalt.

Friedenspredigt an Teutschland, gehalten von Jean Paul. — Architektonische Bemerkungen über die wesentlichsten Theile der Säulenordnungen, (Forts.) Erster Prospect, mit einer Beilage. — Bestimmung sinnverwandter Wörter, (Forts.) — Miscellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Amsterdam und Wien. Voyage d'Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. III Partie. J. L. IV. P. I. L. (Forts.) — Frauenwürde 2. von r... — Korrespondenz-Nachrichten aus Stettin. — Logogriph. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 152. Schriftproben, von Peter Hammer, 1808. — Friedenspredigt an Teutschland, gehalten von Jean Paul, (Beschl.) von R... — Literarische Notizen aus Holland. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Voyage d'Alexandre de Humbold et Aimé Bonpland, (Forts.) — Schriftproben von Peter Hammer, 1808. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Dresden. — Teutonia, Rundgesänge und Liederchöre von Hans Georg Nägeli. Von Horstig. — Ewige Liebe. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien und Paris. — Uebersicht der statistischen Literatur, (Fortsetzung) — Ewige Liebe. Von Karl Stein, (Beschl.) — Amerikanische Miscellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Münster. Voyage d'Alexandre de Humbold et Aimé Bonpland, (Beschl.) — Notizen. Von — r, der

Redaction, ꝛc. — Korrespondenz-Nachrichten aus Cassel und Bonn. Versuch über den Roman, nicht von Blankenburg, sondern von einer Mamsell. Von Hans Heldunkel. — Freiheits-Dank. — Amerikanische Miscellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Berlin, München. — Charade. — Logogriph. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro. 158. Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers. Von Isidorus Orientalis. — Erinnerung an Voß. Noch ein Fragment aus C. F. Cramer's ungedrucktem Tagebuche und Briefwechsel. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg und Paris. Briefe aus Frankreich. Von R—s. — Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers von Isidorus Orientalis. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg. Vorlesung über die Vorlesungen. — Architektonische Bemerkungen über die wesentlichsten Theile der Säulen-Ordnungen, (Forts.) Zweiter Prospekt. Mit einer Beilage. — Einige Nachrichten über den berühmten Kupferstecher Wille. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg und München. Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, mit 8 Kupfern. Von Alex. von Humboldt. — Vorlesung über die Vorlesungen, (Beschl.) Von Z. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Breslau. Der kranke Königssohn. Von Z. — Anekdoten. — Die goldne Hüfte. Von Zinkerling. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Indier. Von Wn. — Charakterzüge aus dem Leben des Professor Hofrath Moritz in Berlin. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Logogriph. — Charade. — Auflösung der Charade und des Logogriphs in Nro. 164. Ueber die Verfassung der neuen königl. Akademie der bildenden Künste in München. — Charakterzüge aus dem Leben des Prof. Hofraths Moritz in Berlin, (Forts.) — Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg. Ueber die Verfassung der neuen königl. Akademie der bildenden Künste in München, (Forts.) — Cochinchina. Von Horstig. — Korrespondenz-Nachrichten aus Regensburg und Münster. — Anzeigen. Ueber die Verfassung der neuen königl. Akademie der bildenden Künste in München, (Beschl.) — Zeve

und Hera. Eine Ehestands-Scene aus der Götterwelt. — Korrespondenz Nachrichten aus Hamburg. Bruchstücke aus Briefen über den gegenwärtigen Zustand der teutschen Bühne, (Forts.) — Etwas über Böhmens Tonkunst. Von Gl. — Die häßliche Nestoria. Kann man alles kaufen. Beide von Kl. — An Sylvan. Die Thränen. Beide von L. Mz. — Gerechte Kritik. Der Wundermann. Beide von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Heidelberg. Napoleon als Gesetzgeber. — Bruchstücke aus Briefen über den gegenwärtigen Zustand der teutschen Bühne, (Forts.) — Vermuthung. Von Hg. — Instruktion des Grafen Fr Heinrichs von Seckendorf, wornach sich sein Vetter, Chr. Ludw. Freiherr von Seckendorf, die Zeit über als er in Leipzig studiren wird, wie, ingleichen Hr. Crisenius, dem die Inspektion über solchen aufgetragen worden, zu richten und zu reguliren. — Literarische Notizen aus Holland. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg. Georg Ritter, (königl. preuß. Kammer-Musikus.) Von K. Stein. — Handschriften in der Sanskrit-Sprache auf der kaiserl. Bibliothek zu Paris. — Instruktion des Grafen Fr. Heinr. v. Seckendorf, ꝛc. (Beschluß). — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Räthsel. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro. 170. Entdeckungsreise nach den Südländern, im Jahre 1800—1804. Von Hrn. Péron, Naturforscher der Reise. Aus dem Französischen übers. von Prof Hausleutner, 1r Bd. — Das Höchste. (Eine persische Erzählung.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Berlin, Augsburg. Der Königin Christina von Schweden Niederlegung der Krone, nach Leibnitz. Von F. C. Schloßer. — Le Veglie di Tasso. Tasso's Nächte. Frei übersetzt, nebst des Dichters Leben von Theodor von Haupt. — Entdekkungsreise nach den Südländern, ꝛc. (Forts.) — Entschluß. Von Hg. — Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stettin, Berlin, Paris. Der neue Proteus, Original-Lustspiel in 4 Akten von Gustav Linden. Von R. — Anekdote aus dem Privatleben des Prinzen Heinrich von Preußen. Von C. M—r. — Maximen und Gedanken. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin — Bemerkung. Der Kalif und Zoroine, Eine orientalische Erzählung. Von — g. — Ent-

Entdeckungsreise nach den Südländern, ꝛc. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Eusèbe; par J. L. Laya, Professeur des belles-lettres au Lycée Charlemagne. Nouvelle édition. — Notiz über ein merkwürdiges Bildniß von Herrn Direktor Langer in München. Von S. — Französische Miscellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Darmstadt, Berlin. Entdeckungsreise nach den Südländern, ꝛc. Neu-Holland und Diemensland. — Eusèbe, par J. L. Laya, etc, (Beschl.) — Charaden. — Auflösung der Charaden und des Räthsels in Nro. 176.

Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

V. Allgemeine Polizeiblätter für den Monat August 1808.

Inhalt.

Polizei-Verordnung für die Proger Städte v. 1626. Denkart über Religionsgebräuche einiger Juden zu Bamberg. Bevölkerung von Wien im Jahr 1807. Mißlingen der Polizeiverfügung zu Paris, die Hunde durch Maulkörbe unschädlich zu machen. Probates Mittel gegen Zank und Schlägerei zu Ahrweiler. Kornsurrogate in Norwegen. William Beylers Erfindung Wagen aufzuhalten. Beförderung der Heirathen auf dem Lande in Baiern. Freigebung der Schlachterei zu Wiesbaden und Befehl das Fleisch nach dem Gewichte zu verkaufen. Abkühlungsmaschiene Curaudaus. Verbot zu Paris an Unternehmer gewisser Schauspiele nichts der dramatischen Kunst Angehöriges vorzustellen. Neue Ranzordnung für das Großherzogthum Baden. Bestimmung der Summe, welche von den Besoldungen der Staatsdiener im Königreich Westphalen mit Arrest belegt werden darf. Aufschluß über den hohen Preiß der Lebensmittel im Oesterreichischen. Verfügung gegen die Plakereien gegen die Juden zu Straßburg. Erforderniß sich in das Buch der Volksmenge eintragen zu lassen, oder Caution zu leisten, um einen Paß im Herzogthum Marschau zu erhalten. Geschäftsordnung der obern Staatsbehörden im Großherzogthum Baden. Un-

sicherheit in manchen Gegenden von Sachsen. Einlieferung der Sträflinge nach Hohenasperg. Pflichten der Gensdarmerie im Kippischen. Volksaufstand zu Breslau. Absendung des Großherzogl. Baden'schen Ministers, Freiherrn von Ittners in die Schweiz, verschiedene Verträge abzuschließen. Rettung zweier zu Niort in Schlamm versunkener Personen. Execution zweier Räuber zu Rom und Piperno. Beförderung der Vaccination in Holland. Enthebung des Freiherrn v. Summerau von der obersten Polizei-Hofstelle. Aufhebung des Verbots im Herzogthum Warschau, Gelder ins Oestreichische auszuführen. Nachgiebigkeit gegen Bettler. Plan vom Canale von Languedoc. Verlassung des Ortes Montignoso von sämmtlichen Einwohnern. Mangel der Gassenbeleuchtung zu Lissabon. Gewaltsames Eröffnen der Gefängnisse zu Cadix. Ueber Weinverfälschung, Weinvergiftung und schädliche Künstelei bey dem Bierbrauen. Einführung einer verbesserten Pharmacopöe zu Erfurt. Beunruhigung des Erzgebirges durch Räuber. Bevölkerung von Heidelberg von 1805. Anzahl der Studierenden daselbst 1803. und Bevölkerung von Baireuth 1807. Verbesserung der Feuerspritze. Nachtrag über die Unruhen in Breslau. Der Nordkanal in Frankreich. Circularschreiben des Präfecten zu Cölln, wegen Errichtung von Arbeitshäusern und Abstellung der Bettelei. K. Baier. allgemeine Verordnung, die Pensionsanstalt für die Wittwen und Waisen der Advocaten betreffend. Verschönerung der Stadt Augsburg. Verleihung des Eigenthums an die Immediat-Einsassen in den Domainen von Ostpreußen, Littauen und Westpreußen. Bericht der eidgenössischen Commissarien über die Landwirthschaftl. Anstalt Fellenberg zu Hofwyl. Reform des Erziehungswesens der Russischen Geistlichkeit. Entvölkerung der Insel Island im 18ten Jahrhundert. Die vermeintliche Aufklärung der Juden zu Bamberg betreffend. Runkelrüben-Zuckerfabrik des Major Koppy zu Krain in Schlesien. Verbot der Bettelei in ganzen französischen Reiche. Abschaffung des Mißbrauchs der Polizeibedienten zu Rom, Geschenke einzufordern. Verdammung zum Tode einiger widersetzlicher Deserteurs zu Nipi. Guter Fortgang der katholischen Missionen in dem Gebiete der Nordamerikanischen Freistaaten. Erlaubniß für die Nonnen aus dem Kloster zu treten im König-

reich Baiern. Bekanntmachung der K. M. Generalpostdirection das Postwesen im Königreich Westphalen betreffend. Warnung der Frankfurter Polizei gegen die Aufnahme flüchtiger französischer Conscribirten. Einführung des Codex Napoleon in Darmstadt. Warnung gegen den Gebrauch des Mutterkorns. Liste der im Monat Februar dieses Jahres vom Polizei-Cordon in der Provinz Bamberg angehaltenen Individuen. Errichtung einer eigenen Studien-Hofcommission in Oesterreich. Berichtserstattung des Herrn Laplace und Guyküzac über die Blitzableiter. Rede des Herrn Staatsrath von Gomar, über die Einführung der Polizei-Tribunäle in den Municipalitäten, gehalten in der Sitzung vom 6 August. Einführung eines französischen Censurbüreaus in Berlin. Bevölkerung von Ettlingen v. J. 1806. Ergiebigkeit der Erndte in Pohlen. Bevölkerung von Island. Bestand des Strandrechts in der Mitte des 18ten Jahrhunderts auf der Jeverschen Insel Wangeroie. Königl. Baiersche Verordnung, die Beschränkung des Botenwesens betreffend. Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde. Schweizerisches Münzwesen. Verbot der Haselnüsse in Sammercy. Rede über den Gesetz-Entwurf: die Errichtung der Municipal-Polizei-Gerichte betreffend, gehalten in der Sitzung am 6ten August, v. d. Hrn. Präsidenten von Kaisenburg, Mitglied der ständischen Commission für die peinliche Gesetzgebung. Verleihung der Verdienstmedaille an den Professor Placidus Heinrich, und den Schiffmeister Jacob Ziegler zu Regensburg. Vermehrung der Wittwen- und Waisen-Verpflegungsanstalt zu Basel. Abschaffung des Läutens bei Gewittern im Rhonedepartement. Montfleuris Wasserwamms. Das neue Schlachthaus zu Schaffhausen. Handwerks-Ordnung für den Schweizer-Canton Aargau. Großherzogl. Badensche Aufforderung an praktische Landwirthe und Staatswirthschaft studierende Jünglinge, die Fellenbergische Anstalt zu Hofwyl zu besuchen. Errichtung von Schulgärten in verschiedenen Baierschen Landgerichts-Distrikten. Nachricht von Falschmünzern in dem Weserdepartement des Königreichs Westphalen. Einführung der Feuer-Assecurationsanstalten in dem Oesterreichischen Kaiserstaat.

Justiz- und Polizei-Anzeiger. Er enthält 2 Miscellen, 58 Steckbriefe, 2 Warnungen, 4 Vorladungen. Demnächst Widerrufe, mehrere Aufforderungen, Nachträge, Bekanntmachungen, Literärische Ankündigungen.

Cottaische Buchhandlung.

VI. Pränumerations-Anzeige.

Die 1807 vom Herrn Domprediger Rotermund auf 40 Seiten bekannt gemachte Ankündigung der Fortsetzung des Jöcherschen allgemeinen Gelehrten-Lexicons ist, so wie seine Beiträge zu Meusels Lexicon, der von 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller in den gelehrten Zeitungen allgemein gebilliget, auch die Erscheinung des versprochenen Werks selbst kürzlich im Intelligenzblatt der Leipziger Literatur-Zeitung pag. 467 ausdrücklich verlangt worden. Unterzeichnete Buchhandlung hat sich entschlossen, dieses von Literatoren so sehr gewünschte Werk drucken zu lassen, wenn sich bis zu Martini dieses Jahrs hinlängliche Pränumeranten finden. Sie bietet die ersten 3 Alphabete in gr. 4. zu vier Reichsthalern Vorausbezahlung, den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, an, und ersucht alle Buchhandlungen und Gelehrte Pränumeranten zu sammeln. Sie verspricht auf 5 Exemplare Bestellung ein halbes, und auf 10 ein ganzes Frei-Exemplar.; bittet aber die Anzeige, mit den Namen der Herren Pränumeranten so bald als möglich anzuzeigen. Nach einer im Hamburger Correspondenten geschehenen Anzeige sind von den 575 Gelehrten, die Jöcher im Buchstaben K anführt, 268 Artikel ganz umgearbeitet oder berichtigt und ergänzt, 1361 neue Artikel aber hinzugefügt. Uebrigens wird nach der Berechnung des Herrn Verfassers das Ganze nicht stärker als das histor. literar. Handbuch von Hirsching werden.

Bremen den 1. Sept. 1808.

Johann Heinrich Müller.
Buchhändler.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1808.

I.

Gedichte.

1.

Der Wandrer.

(Des Sarbiewski 14te Ode 4ten Buches.)

Nah' ich leichter Wandrer, mit Reiſebündeln
Unbepackt, dem winkenden Heimathlande:
Sing' ich, reich bei weniger Habe, fröhlich
Scherzende Lieder.

Du Gefährte ſchweigeſt ſo traurig. Scheucht die
Musen blaſſe Sorge, des Goldes Bürde,
Und der Wuſt von Sachen, die dich am Ziele
Treulos verlaſſen?

Und dennoch ſchreyn die aberklugen Herrn
Noch über Wahn und Blindheit, ſchickten gern
Ihr Licht zu uns herab, zu uns Lebendigtodten.
Nein, nein! behaltet nur die Fackel der Vernunft!
Wir ſcheuen allzugroſſe Helle,
Des Glaubens Lämpchen gnügt für unſre kleine Zelle.

Doch ſchon genug von der Apoſtelzunft!
Laß uns, mein Freund, den Gott im Stillen lieben,
Der uns zuerſt geliebt, der uns an Kindesſtatt
Von Ewigkeit gewählet hat,
Mit Blut uns in ſein Herz geſchrieben
Und für ein Glück, das nicht verblüht, beſtimmt;
Der gern das Schaaf, das aus der Irre kehret,
Zur groſſen Heerde wieder nimmt;
Der ſanfte Pflichten nur uns lehret,
Die Mäßigkeit, die durch ſich ſelbſt uns lohnt;
Die Menſchenliebe, die, der unſichtbaren Güte
Statthalterin, in edlen Seelen wohnt,
Und die Gedult, die bey zerſchlagner Blüte,
Verheerter Saat, beym Sarg des Sohnes und der Braut,
In die entflohne Tage ſchaut
Und nicht vergißt, daß Er, der ungern kränket,
Zum Beſten ſtets die kurzen Leiden lenket;
Und ruhige Genügſamkeit;
Und himmliſche Verträglichkeit,

Wer nichts hat, nur der iſt ein wahrhaft Reicher.
Schätze, die kein Räuber der Hand entwindet,
Und ſein Ich, begleiten ihn treulich, wo die
Wallfahrt auch hingeh'.

Mir, der nichts begehret, was kann mir mangeln?
Mir gefallen einzig des Pindus Thale,
Mir, heidel'ge Muſen! des Lorbeerhaines
Heil'ge Umſchattung.

Welch ein Pfad auch mein in der Zukunft harre:
Mit mir gehn die delphiſchen Hügel, lagern
Um den müden Sänger ſich her mit lieblich
Säuſelnder Kühle.

Mag der Goth' in Ketten mich grauſam ſchmieden;
Schleppe mich der Scythe gefangen: freien
Geiſts, Kamönen! werd' ich mit euch die furchtbaren
Könige ſchauen.

Buri.

2.

An die Cicade.

O Cicade, die du hoch auf der Pappel dich wiegst,
Und, vom thränenden Thau lauticher Nacht berauscht
Mit dem Liedchen dich selber
Und den horchenden Hain entzückst!

Winternächte, die lang trübrig die Welt umhüllt,
Sind vorüber. Drum auf! Ehe des flüchtigen
Sommers Stunde verrauschet,
Zirp', o zirpe, du Sängerin!

Jeder freundliche Tag, welcher geschlichen kommt,
Flieht im Sturme davon. Nimmer ach! weilen lang
Glück und Freude hienieden:
Nur der bleierne Schmerz verweilt.

Buri.

3.

An meine Laute.

Der Himmel lächelt wonnig und wolkenlos;
Kaum Zephyr wiegt in lispelnden Blättern sich.
So lang die Heitre währet, bange,
Traute Gespielin, am Stamm der Pappel!

Entlocken mag der säuselnde Zephyr dir
Accorde; sey heut Harfe des Aeolus!
Indessen hingestreckt dein Sänger
Murmelnden Quellen und Bienen lauschet.

Horch, rollt nicht Donner? Finsteres Gewölke deckt
Des Aethers Bläue. Heulender Sturm beginnt.
Ach! Täuschung war der Traum von Ruhe!
Laß uns, Gefährtin, von hinnen eilen.

Buri.

4.

Nero und Marcell.

Kaum gebrüllt sind die Befehle:
„An vier Ecken zündet Rom!“
Setzet sich mit ruh'ger Seele
Nero auf des Söllers Dom.
Schauend seiner Stadt Verheerung,
Zeitvertreib dem Wüterich,
Singt er Ilions Zerstörung,
Dem jetzt rauchend Roma glich.

In der rothen Gluten Prasseln
Mengt sich wilder Jammerlaut;
Tempel stürzen, Mauern rasseln,

Die das große Volk gebaut.
Tändelnd durch der Cythar Saiten
Rauscht sein Finger auf und ab:
Treffend Bild vergangner Zeiten!
So sank Priams Burg ins Grab!“ —

Kehre von der Scheusalscene
Sanfte Muse, weg den Blick
Zu der menschlich-schönen Thräne
Um Besiegter Misgeschick.
Kaum ist siegreich eingezogen
In die Feindesstadt Marcell,
Kaum hat er ihr Loos erwogen,
Schauend hoch vom Citadell:

Faßt sein großes Herz Entschlüsse,
Eines güt'gen Halbgotts werth,
Und geheime Thränengüsse
Sind die Eide, die er schwört. *)

*) Marcellus, als Sieger in Syrakus eingezogen, übersah von der Zinne des Schlosses die eroberte Stadt. Da stieg die Thräne des Mitleids in sein Auge, das Gefühl des Wechsels menschlicher Dinge in sein Herz. Die Abgeordneten der Stadt trafen ihn in diesen Empfindungen, und auf der Stelle gab er Befehle, die Stadt mit

Syrakus, befreit vom Leide,
Dankt ihm Rettung aus der Noth.
Doch des Helden Götterfreude
Trübet Archimedes Tod.

Buri.

5.

Frommer Sinn.

An —lia.

Hebe den ahnenden Blick und das Herz' voll heiliger Regung
Oft zu den himmlischen Höh'n, welchen du selber entschwebt.
Laß da der Seligen Ruh und den Aufgang göttlicher Heheit
Dir in die Gründe der Brust leuchten mit doppeltem Strahl.

Plünderung und Verheerung zu verschonen. Aber noch eine Thräne stand ihm bevor, als er nach dem großen Meßkünstler Archimedes, der ihm in der Belagerung durch seine Maschinen vielen Schaden zugefüget, fragte, und vernahm, daß ihn ein Soldat unter seinen Cirkeln getödtet. So erzählen Plutarch und Valerius Maximus.

Eins ja ſchmücket den Menſchen allein, daß er in der Heimath
Himmliſchen Auen den Geiſt immer zu weiden vermag,
Wann ihm Stürm' um die irdiſche Bruſt fortwehten die Hoffnung,
Wann ein Frevel die Ruh mordet im reinen Gemüth,
Oder das Weh ihn innig ergreift, das die Wonne der Unſchuld
Tilgt, und im Auge den Strahl feuchtet mit bitterem Schmerz.
Doch auch du, die den Schmerz nicht kennt, die der lächelnden Unſchuld,
Die du der Anmuth ſtill ruhſt an der blühenden Bruſt,
Wandele gern in die himmliſchen Au'n, wo ätheriſche Lüfte
Ueber die goldene Flur gießen den kühlenden Hauch,
Wo ein ewiger Morgen am roſigen Himmel emporblühet,
Stets von der Frühlinge Kuß ſchauert die Wies' und der Hain.
Allda ruhet im Duft holdſeliger Blüten verſchleiert

Neben dem rauſchenden Quell Friede der irdiſchen Bruſt.
Um ihn tönet der Hain, und im Anhauch lieblicher Kühlung
Rollt ſein golden Gelock über des Schlummernden Herz;
Doch wo die ragenden Höh'n den unendlichen Himmel erreichen,
Und aus ſtrahlendem Blau quillt die erquickende Luft
Schwebet die Hoffnung hin mit dem Ruhumleuchteten Antlitz.
Hebet die Arm' und den Blick ſtill in die ſeligen Höh'n,
Und an den Hügel geſunken, umweht von den Schwingen der Allmacht
Betet die Andacht an, labend den ahnenden Geiſt
An balſamiſchen Quellen des Anſchauns, daß der Entzückung
Heilige Schauer gelind glühn in der ſeligen Bruſt.
Ach! und der Jungfrau Seele, die oft zu den Auen emporſteigt
Nahen die Dreye ſo gern, küſſen und legen ſich ihr

Sanft in die blühenden Arm', und es träuft gleich linderndem Balsam
Leis' einthauend und sanft über die bebende Brust,
Daß nun die Hüll' aufweicht, und die Seel' in unendlichem Schauer
Nahender Wonne den Flug geistiger Flügel versucht,
Die von den Rosen am Morgengewölk und den Strahlen des Urlichts
Rein und heilig gewebt unter dem irdischen Band
Lagen im Busen gefesselt und matt; doch wann die Bethauung
Feuchtender Wonne sie rührt sprossen in üppiger Kraft,
Daß nun die Seel' in Entzückungen bebt, und vom Lande der Heimath
Hoch aufschwebend im Flug keimender Fittige zieht.

Göttingen. Fr. Thiersch.

6.

Epigramme und Sprüche.

Paradoxon.

A. Aecht philoſophiſchen Geiſt preiſ' ich an dem würdigen Teutſchen;
Aber die Philoſophie jag' er den Tempel hinaus.
B. Freund! du zerſtöreſt den Bau, der die goldene Kuppel emporträgt,
Meinſt du ſie bleib' auch allein unter den Wolken zurück?

Die Gelegenheit.

Ja wohl; ein großer Schatz liegt uns in Geiſt und Herzen
Aus dieſem Schacht allein ſteigt jedes Große auf;
Doch dunkel iſt der Weg und die geweihten Kerzen
Hält die Gelegenheit nur ſelten zum Verkauf.

An A bis Z. in Preußen.

Die Heimath geißelt ihr mit kühnem Spott und Hohne.
Wißt ihr, welch' ein Geſetz einſt Vatermord gerügt?
Doch welcher Rächer ſtraft den Frevel an dem Sohne,
Der ſeine Mutter ſchlägt, die ſterbend vor ihm liegt?

7.

Sprüche.

Beſtändigkeit.

Wandle nie des Herzens Kern,
Denn er iſt der Angelſtern,
Der in Nacht und Sturmes Wehen
Durch die Wolken wird geſehen
Und das Schifflein wohlbewahrt
Heimführt aus der Klippenfahrt.

Freundſchaft und Menſchenliebe.

Deines Herzens tiefſten Sinn
Gieb allein dem Freunde hin;
Aber ſeine Früchte und Gaben,
Sollen alle Menſchen laben,
Freundſchaft wohnt im innern Haus,
Menſchenliebe quillt heraus. —

Treue.

Was dein feel Gefühl erwählt,
Davon bleibe ſtets beſeelt:
Das iſt Treue, nie zu wanken,
Sondern wie des Epheu Ranken
Stürzen mit der Säule Laſt,
Die du inniglich umfaßt. —

Göttingen. Fr. Thierſch.

Die dem Beleidiger verzeyht
Und den nicht haßt, der irrig denket.
Ein guter Gott iſt er, dem unerſchrockner Muth
Und eines reinen Herzens Lallen
Mehr, als der jungen Rinder Blut
Und Hekatombenſtolz gefallen;
Der uns von Tag zu Tag erhält,
Dem unbewußt kein Haar von unſerm Haupte fällt;
Der alle meine Werke kennet
Und jede Luſt, die im verborgnen brennet,
Und jeden Wind, der meine Seegel ſchwelt.
Wär er zu groß, um mich ſich zu bekümmern,
Ein Gott Homers, der auf dem Ida ſchlief,
Indeß aus tiefer Noth das Heer der Teukrer rief?
Ließ, unter ihres Glückes Trümmern,
Er, ohne Troſt, die Unſchuld ewig wimmern;
Wo bliebe ſeine Macht? wo ſeine Gegenwart?
Hält den Unendlichen im Himmel wer gefangen?
Iſt ſeinem Blick der kleinſte Wurm entgangen?
Hat je ein Menſch umſonſt auf ihn geharrt?
Nur fordre nicht, du Narr, daß ſich auf deine Bitte
Die Ordnung der Natur zerrütte,
Sich aus der Dinge Kett' ein Glied
Verdrehe, daß, erweicht durch eines Schwärmers
Lied,
Auf dürre Flur der Himmel Regen ſchütte;
Die Peſt verſchwinde, die dem Volk verheert,

Und

II.

Orientaliſche Gedichte. *)

I.

Der Beſuch.

Kahira 1808 im Jan.

Nimmer, nimmer werde ich vergeſſen
Jener Holden, die mit ſchüchternem Vermeſſen
Kam zu meinem Zelte her.
Auf der Augenlieder ſanften Bogen
Ruht der läſt'ge Schlaf; doch Herzens Federn flogen;
Denn der Armen bangte ſehr.

Vor dem Drachen ihres Stamms verhehlet,
Schwand der Schauder für Gefahr, der ſie gequälet:
Ablegt' ſie das Dingepaar,

*) Der ruſſ. kaiſ. Collegienaſſeſſor Seezen, der dieſe Gedichte aus einer fernen Weltgegend für dieſe Zeitſchrift einſandte, befand ſich im Junius 1808 noch in Kahira, rüſtete ſich aber ernſthaft zum Verfolg ſeiner Reiſe in das glücklich Arabien und an die ſüdweſtliche Küſte von Afrika.

B.

Schmückend ihrer Füßchen zarten Aenkel,
Daß verrieth ſie Spähern nicht ſich durch Geklinkel,
Stürzend ſie in Todesgefahr.

Sie beklagt' ſich ob des Pfades Dunkel,
Bergend ihr des Morgenſternes hell Gefunkel.
Eine Nacht war's, wenn geſchwärzt
Sich der Mond der Augenränder Helle
Mit des Köhlers Düſterheit, wenn, wie Kameele,
Emſig graſen und beherzt

Wolken an den Sternen, und wenn ſcheinen
An dem hellen Rand' des Firmaments zu weinen
Himmelsaugen kummervoll;
Selbſt erſtaunend ob dem Phänomene
Der Verând'rung zeigt' der Blitz die Flammenzähne;
Felſen, wenn der Donner ſcholl,

Faſt zerſchmettert' er die tauben Ohren. —
Zu umarmen mich ach! hatt' ihr Herz erkohren:
Doch, zu ſittſam, wehrt' ſie mich
Zu umfah'n ſie. Von dem Thränenthaue,
Netzend ihre Wangen, eine Roſenlaube
Dünkt' zu ſehn gewäſſert ich.

Sprach ſie: fühlt ich in dem Herzen ſchlagen
Flammen, angefacht von ihren Seufzern. Klagen

Lockt' ihr aus mein Wanderhang.
O! rief ſie, du haſt mein Herz erweichet,
Und gemacht, daß es des Kummers Zinn' erreichet,
Heißer inn'ger Liebe krank!

Lohnſt du ſo die zärtlichſten Gefühle,
Folgend blindlings nur dem weit entfernten Ziele,
Das dein Rath, dich täuſchend, zeigt?
Wandernd ſtets umher von Land zu Lande,
Biſt zufrieden nie mit einem ſeyen Stande,
Welcher ſtille Ruhe reicht.

Bald rollſt du umher auf wilden Wogen;
Bald ſeh' unſtät ich von dir das Land durchflogen.
Mühe nur, nie Nutzen fließt
Vom Durchſtreifen fremder Regionen.
Stehſt im Bund' mit Antilopen, die bewohnen
Wilde Wüſten, und vergißt

Zahmer Hindin? Biſt du unſrer Nähe
Ueberdrüſſig? — Wer Geliebte flieht, dem Wehe! —
Hab' Erbarmen ach! mit mir!
Tiefer Kummer hat mein Herz erfüllet;
Ueberall ſucht linden Troſt es: doch verhüllet
Iſt der Pfad zur Ruhe mir! —

Anmerkung. Eine englische proſaiſche Ueberſetzung von dieſer ſchönen arabiſchen Elegie findet

man in den gehaltvollen Asiatick researches Vol. I. Lond. 1801. p. 40. Der Verfaſſer, ein philoſophiſcher Gelehrter, Namens Mir Mohammed Holſein, theilte es Hrn. Richard Johnſon bei ſeinem Aufenthalte in Haiderabad mit.

Aenkel: Fußknöchel; ein den Platteutſchen ſehr bekanntes Wort; ich bin aber ungewiß, ob es ſchon, wie es verdiente, teutſches Bürgerrecht erlangt habe? Es iſt das engliſche: Ankles.

2.

Saïd.

Eine Elegie aus dem Arabiſchen des Abdel Malex el Hăriszy.

Ja! weiden muß ich Verblichener Heimath:
Ruht beim Gräbervolk Saïd doch nun!
Ihn miſſe ich, und die feindliche Menge
Mehret ſich immer!

Wen, ihm gleich, rief ich zu Hülfe jetzund?
Ach! ſchon ſeh' ich mein ſchneidendes Schwert
Beſiegt, und fühle die Wunde vom Stahle
Sühnloſer Rache!

Wir kamen, ihn zu beſuchen. Bewirthet
Mit dem Mahle von Kümmerniß und
Der Krankheit wurden wir, welche befället
Freunde des Zechens.

Geſtrenter Saamen der Sehnſucht entkeimte
Unſrer Bruſt, und er ſchoßte empor,
Das Beet gewäſſert als wurde vom Guſſe
Fließender Thränen.

Als hin wir giengen, zu theilen den Nachlaß,
Fanden Schätze von Spendungen wir;
Des Ruhmes Schätze, vergeßlich traun! nimmer
Kommender Nachwelt.

Bei ſeiner ſchweigenden Stille vernahmen
Dennoch deutlich die Antworten wir.
In ihm o! ſehet das Wunder der Redner,
Schweigend der redet!

Anm. Eine proſaiſche Ueberſetzung von dieſer gedankenreichen Elegie findet ſich in der arabiſchen Sprachlehre des verdienſtvollen Orientaliſten Michaelis; 2te Ausg. Göttingen, 1781. S. CIX der Vorrede, wo man auch eine Erklärung der ſchwierigſten Stellen antrifft.

3.

Wallfahrt.

Aus dem Arabiſchen des Dichters Dscherir ibn Abd el Asy el Mutellmäes.

Kabira im Jan. 1808.

Siehſt du nicht, daß dem Tode verpfändet
Jedermann ſeye, möge er dienen
Vögeln zum Futter, möge er ruh'n im
Schooße der Erde?

Darum Beleidigung dulde du nimmer,
Fürchtend den Tod! Nein! ſtirb als ein Freier,
Daß nicht des Leibes Glanz dir entſtelle
Schändende Makel!

Rache nur ſinnend ſchnitte einſt Kosgir
Ab ſich die Naſe, und mit dem Säbel
Stürzte ſich in des Todes Gefahren
Vaihes Naäma.

Als ihm verloſch die zahlreiche Sippſchaft.
Was er verhehlte, kündets Gewand traun! —
Mannheit erzeuget Nachtwandeln; Feigheit
Schlafen, ſich Sonnen.

Siehe! wie glänzte Dschân nicht durch Muth! Ob
Fehd' es umgab: doch tummelt' es ſich, und
Trotzte Ayyâ, der Städte als fielen
Manche in Trümmer.

Haudegen waren Mauern ihm, ſpendend
Schläge nur. Sieh'! wie pranget die Saat hier!
Siehe! wie kreiſen, Waſſer ſtets ſpeiend,
Koſende Räder!

Fliegen doch, merke! ſummen im Thale,
Düſter vom Dickigt des ſchattigen Waldes;
Wüthen dort ſieh' den Weſpenſchwarm, und den
Spähenden Schwarzen!

Anmerkung. Eine proſaiſche Ueberſetzung davon findet man in Hrn. Michaelis arabiſcher Sprachlehre.

III.

Hektor's Abſchied von ſeiner Gemahlin Andromache.

(Nach Hom. Iliad. VI. 390 — 502.)

Hektor war aus der Schlacht in die Stadt geeilt, daß ſeine Mutter Hekabe zur Athene flehe, ſich zu erbarmen der heiligen Ilios, und abzuwehren den ſiegenden Streiter Diomedes. Dann fordert er Paris zur Rückkehr in die Schlacht auf, und eilt zu ſeinem geliebten Weibe.

Hektor, aus der Troer hart umengten Mauern
Rufet dich die heiße Schlacht zurück,
Wo verzagt die Kampfgenoſſen trauern,
Daß von ihnen ſich gewandt das Glück. —
Scheidend die Gemahlin zu umarmen
Eilt er in das ſchön erbaute Haus;
Doch ſie trieb ſchon, flehend um Erbarmen,
Die Beſorgniß auf den Thurm hinaus.

Und es ſtürzt, kaum hat er dies vernommen,
Durch der Straßen Prachtgebäu der Held.
Als er an das Skai'ſche Thor gekommen

— Denn dort führt der Ausgang ihn ins Feld. —
Eilt ihm da Andromache entgegen,
Vielbeschenkte Tochter des Eetion,
Welcher an des Plakos waldigen Gehegen
Herrscht', in Theb' auf der Kiliker Thron.

Dieser trug den kleingedank'gen Knaben,
Hektors Sohn, die Dienerin am Busen nach.
Er nannt' ihn Skamandrias, die Andern haben
Astyanax ihn genannt, weil Troja's Schmach
Hektor abhielt. — Als den Knaben er erblickte,
Lächelt er ihn schweigend an. So fort
Nahte sich Andromache und drückte
Thränend ihm die Hand und sprach dies Wort:

Mit dem schwachen Kinde hast du kein Erbarmen,
Trauter Mann? — Dich tödtet noch dein Muth —
Nicht mit mir, der bald verwaisten Armen,
Unterliegst du der Achaier Wuth?
Ach, sänk ich, von dir getrennt doch in die Erde!
Denn es bleibt, vollendest du dein Loos,
Mir kein Trost, nur Jammer und Beschwerde;
Bin verwaist, bin vater-, mutterlos.

Meinen Vater hat Achilleys ja erschlagen,
Als er der Kiliker Stadt verheert,
Thebe, dessen Thore hoch auf ragen.

Doch hat er ihn durch Entwaffnung nicht entehrt,
Hat ihn mit der Rüstung Schmuck begraben,
Ihm gehäuft ein unvergänglich Mahl:
Nymphen Zeus, des Aigithalers Töchter haben
Ulmen drum gepflanzt in großer Zahl.

Sieben Brüder, die daheim geblieben,
Wandelten an selb'gem Tag zur Unterwelt,
Bei den Heerden tödtete die Lieben
Mir Achilleus auch, der schnell befußte Held.
Meine Mutter, Fürstin an des Plakos Höhen,
Führt' er weg in andrer Beute Troß,
Und ließ für unendlich Lösegeld sie gehen,
Bis daheim sie fiel von Artemis Geschoß.

Flieh nicht, blühender Gemahl, aus meinem Kreise,
Du bist Vater, Mutter, Bruder bist Du mir.
Mache nicht das Kind und mich zur Waise,
Bleib bei uns auf diesem Thurme hier.
Stell' an jenem Feigenbaum die tapfern Schaaren,
Wo die Mauer leicht ersteigbar ist.
Dort drohn uns die schrecklichsten Gefahren
Von des Feindes hoch verwegner List.

Ihr entgegnet Hektor: traun, das alles, Theure,
Schmerzt auch mich tief; doch das Schamgefühl
Will, daß ich, nicht feig, den Kampf erneure

Und daß der Untergang verſchone deine Hütte,
Wenn du ſie ſelbſt durch Schwelgerey zerſtöhrt!
Nur murre nicht, kurzſichtiger Bewohner
Des kleinſten Punkts, wenn dir ein Plan mißlingt,
Wenn Undank triumphirt, Verdienſt mit Mangel ringt,
Wenn, deinem Dünkel nach, der Schoner
Des Frevlers Stolz zu lange trägt!
Was biſt du gegen den, der Recht und Unrecht wägt?
Du ſiehſt dich um — und ſtirbſt! der Wiege folgt die Bahre.
Ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahre,
Und tauſend Jahre wie ein Tag.
Er ſah den Keim, der in der Erde lag —
Den Baum — den Blitz, der ihn zerſplittert,
Mit Einem Blick. Der Sturm, der hier ein ganzes Land
In ſeinem Mittelpunkt erſchüttert,
Treibt dort ein hoffnungsloſes Schiff zum Strand.
Vor ihm entwickelt ſich, was ungleich und verſchlungen
Hienieden ſcheint; des Lebens Dämmerungen
Zerfließen ihm in Licht.
Dein Auge folgt dem Flug der Lerche nicht,
Und will bis in den Himmel reichen?
Ein guter Gott iſt er, der nicht von mir begehrt:
„Du ſollſt in finſtre Wüſten ſchleichen,
Von deiner Sünden-Laſt beſchwert

Den

Wer der Frauen Kleid nachſchleppendem Gewühl.
Auch der Muth gebeut's: der Tapferſte im Streite
Bin voran zu kämpfen ich gewohnt,
Daß des Vaters Ruhm der Meinige zur Seite
Wandle, der den Tapferſten nur lohnt.

Wohl ahn' ich den Tag, wo rettungslos zertrümmert,
Einſt hinſinkt die heil'ge Ilios:
Doch der Troer Unglück nicht bekümmert,
Nicht der Hekabe, nicht Priamos,
Noch der Brüder all, der vielen, Lieben,
Sinken ſie von Feindes Händen in den Staub,
Wie das Deine mich, wirſt Du einſt weggetrieben,
Eines erzumpanzerten Achaiers Raub.

Wenn Du dann nach deiner Herrin Foderungen
Webeſt, oder aus Meſſeis Waſſer trägſt,
Zwar unwillig, doch von harter Noth gezwungen,
Und dies Wort durch deine Thrän' erregſt:
Hektors Weib war die, des Tapferſten in Schlachten,
Als man kämpfend einſt um Troja lag:
Nun dann wird Dein Herz nach ſolchem Manne ſchmachten,
Der Dir helf' aus ſchwerer Knechtſchaft Tag.

Daß mich Todten doch ein Erdenhügel deckte,
Ziehſt Du jammernd in das fremde Land! —
Alſo ſprach der Glänzende, und ſtreckte
Nach dem Knäblein ſeine Vaterhand.
Doch es bog ſich an der Amme Bruſt mit Thränen,
Von des lieben Vaters Anblick aufgeſchreckt,
Scheuend ſich vorm Erz und vor dem Buſch aus Mähnen,
Der den Helm ſo furchtbar wehend deckt.

Lächelnd ſahen beid' ihn ab ſich wenden. —
Hektor ſetzt den Helm zur Erde hin,
Küßt das liebe Kind, und wiegt es auf den Händen.
Zu den Göttern fleht dann ſein gerührter Sinn:
Zeus, und all' ihr Götter, laſſet dieſen Knaben
Ausgezeichnet ſeyn im Troervolk, wie ich,
Laßt den Starken einſt gewalt'ge Herrſchaft haben,
Und man ſag': Er läßt den Vater hinter ſich.

Laßt mit blut'ger Beut' ihn aus dem Kampfe kehren,
Und des Wackern freue ſich der Mutter Herz. —
Sprach's, und der Gemahlin gab, der theuern, hehren,
Er den Sohn in banger Ahnung Schmerz.
Aber ſie drückt ihn mit thränendem Entzücken

An des Buſens duftendes Gewand.
Hektor ſieht es, und mit wehmuthsvollen Blicken
Streichelt, alſo tröſtend, er ſie mit der Hand:

Nicht zu ſehr laß, Theure, dich den Schmerz umfangen!
Gegen Schickſal Keiner mich zum Hades beugt:
Keiner auch iſt dem Geſchick entgangen,
Schlecht und gut, nachdem er einmal ward gezeugt.
Geh nach Hauſe, Traute! ſpinnen, weben
Laß die Dienerinnen, und geſchäftig ſeyn,
Nur den Männern iſt der Krieg gegeben;
Und vor allen Troern mir allein.

Drauf nahm er den Helm. Andromache enteilte,
Oft umblickend. Manche Zähre floß,
Bis daheim ſie bei den Dienerinnen weilte,
Denen ſie das kummervolle Herz ausgoß.
Alle trauerten, laut ſchollen ihre Klagen,
Viel ward der noch Lebende beweint:
Nimmer kehret, hörte man ſie ſagen,
Er zurück, der es ſo edel meint.

Marienwerder.

J. C. Roſenheyn.

IV.

Miltiades. Die Schlacht bei Marathon. *)

Fernher brauſet die Fluth mit gewaltigem Andrang — wehrlos.
Stehet das Volk, bleich zittert's der nahen Verwüſtung entgegen:
Hütten verſchlang ſie und blühende Saaten und weidende Heerden — —

*) Es ſey erlaubt, hierbei noch einige Worte aus dem Briefe des Verf. der bis jetzt Collaborator in Schulpforte war, anzuführen. „Des alten Herodotes treuherzige Erzählung begeiſterte mich zu dieſem Verſuch. Ich denke, daß dieſer Mann und dieſe Schlacht jedem merkwürdig ſeyn muß, beſonders in unſern Tagen. Meinen Plan, einige griechiſche Grammatiker und beſonders den Kleomedes zu bearbeiten, hab ich nicht aufgegeben, allein es fehlt mir noch an einigen kritiſchen Hülfsmitteln.“ Mögen dieſe und dann Muße, ſie zu benutzen, dem würdigen Verf. bald zu Theil werden!

B.

Wehe! Sie kommt. Nichts wagt es, die reißende Woge zu hemmen, — —

Also nahete zahllos Athen der gefürchteten Perser Heerschaar. „Sieh, dicht starren von Lanzen umher die Gefilde,

Weithin flammen die dunkeln Gebirge vom Blitze der Schwerdter,

Furchtbar im Frühroth, drohend ertönt gleich fernen Gewittern

Schlachtruf.“ „Laß ihn ertönen, er rufet zum nahen Verderben

Attika's Feind, laß flammen die Schwerdter, sie leuchten zum Grabe

Persiens Heere, das bald sich in Marathons Fluren ihm aufthut.“

So sprach einer der Tapfern, und blickte mit stolzem Vertrauen

Auf zum Lenker der Schlacht, Miltiades. — Schweigend und ernst steht,

Fernhin schauend, der Held, dicht ihn umdrängend, die treue,

Muthige Schaar; schwer lieget auf ihm des kommenden Tages

Große Entscheidung, mit harrendem Blick sehn alle Helle en

Jetzo auf ihn; er hatte zur Feldschlacht selber vor Allen

Feurig geſtimmt, und zu ſiegen verheißen auch ohne Spartaner.
Klein iſt die Schaar, um das heimiſche Land, um Ehr' und um Freiheit
Gilt es den furchtbaren Kampf; doch, größer als die Gefahr, ſteht
Eigener Kraft er vertrauend und Hellas ſchützender Gottheit. —
Sieh, im Triumpf bald kehr' ich zurück zu dem friedlichen Heerde,
Sprach er mit ruhigem Blick, und reichte die kräftige Rechte
Scheidend der zärtlichen Gattin, der lieblichſten Blume von Hellas,
Als ſie mit blutigem Schwerdt ihm zitternd die Seite gegürtet. —
Doch, jetzt halte mich nicht, du ſollſt mich als Sieger umarmen.
Spricht das geflügelte Wort, ſchnell dann von dem Weibe der Jugend
Reißt er ſich los, fortſtürmend ins Feld; doch einmal noch muß er
Rückwärts ſchaun, laut flehend umklammert der blühende Knabe
Feſt ihm die Knie „o, Vater, ich gehe mit Dir die verruchten

Perſer, ſie ſollen mich fürchten; denn ſchreien kann ich und laufen;
Deinen Achilleus ja nannteſt du mich, da des alten Homeros
Herrliches Lied Du mich lehrteſt am Abend, und ſtaunend ich horchte.
Sieh, mein ſchimmerndes Schwerdt, das Du mir ſelber gegeben.
Wie es ſo prächtig mir ſteht; ach, ſoll ich mit Dir nicht ſiegen?"
Lächelnd führt er den weinenden Knaben zur Mutter — „da, nimm ihn
Chlorik, den rüſtigen Perſerbezwinger; er möchte zu mild uns
Schnell in die dichteſten Reih'n eindringen und alles verderben."
Aber noch viele der Feind', o Sohn, noch ſchlimmere Feinde
Drohen Athen, Du ſollſt noch kämpfen dereinſt und ſiegen.
Heiterkeit ſtrahlte die Stirn; doch lags wie ein dichtes Gewölke
Laſtend auf ſeinem Herzen — auf Marathons Ebnen, im Schimmer
Fliegender Lanzen, beim Schwerdtergeklirr, im Sturme der Schlacht, hob

Freier die Bruſt ſich und kühner, in dunkeln Gefahren erglänzte
Heller des Geiſtes Geſtirn; — er wußte zu ſiegen, zu ſterben.
So fließt ſchweigend im Thale die glühende Lava, des Aetna
Finſteren Klüften entſtrömt; jetzt nahet ſie hemmenden Mauern;
Drohend empergethürmt und gewaltig erhebt ſich des Stromes
Furchtbare Fluth — da wanken die trotzigen Maſſen, ſie ſtürzen —
Ueber die Trümmer hinweg wallt hoch die bezwingende Woge,
Leuchtend im Dunkel der Nacht, dem verwegenen Volke zum Schrecken. —
Schnell nun, denkend der feindlichen Meng', am Fuße des Berges
Ordnet er weislich das Heer, daß nicht umringend der Feind ihm
Raube den Sieg. Jetzt tönt die Trompet', heiß brennend von Kampfgier,
Jauchzen die vorderſten Reihen — ſie führte Themiſtokles — länger
Mochte der Jüngling nicht hemmen die Flamme, nicht länger die eigne

Stürmiſche Gluth; wild ſtürzen dem Feind ſie entgegen — er ſtaunet —
Wankt; doch bald ſich ermannend, voll Ingrimm, bringet er wüthend
Auf die Verwegenen ein; Myriaden ergießen, gedränget
Von Myriaden, ſich unaufhaltſam — es zittert die Erde.
Tauſende fallen vom Griechiſchen Schwerdt; doch über die Todten
Wogen die Lebenden dichter heran, — ſchon glühet die Sonne
Mitten am Himmel — die wenigen Tapfern, von feindlichen Speeren
Alle verwundet, ermattet vom Würgen, ziehen ſich endlich
Langſam zurück. Vergebens gebietet Themiſtokles: Stehet!
Stehet! Ruft er verzweifelnd noch einmahl: Sollen die Perſer
Höhnend einſt rühmen: Sie flohen! ſie flohn! O, ewige Schande! —
Aber indeß ſo, mit ganzer Gewalt einſtürmend, das Häuflein
Rückwärts dränget das feindliche Heer, das ſiegend ſchon frohlokt.

Schon als ſtolze Trophäe auf Attika's Boden den Marmor
Kühn zu erheben gedenkt, den köſtlichen, den, des Triumpfes
Sicher, es Paros Geklüft entführt, ein gewaltiges Felsſtück —
Siehe! da rauſchet auf Flügeln des Siegs, hellſtrahlend, der Retter
Schnell durch die Ebne heran — und die Weichenden wenden ſich — fliehen.
Plötzlich zur flammenden Lohe entbrennt der verlöſchende Funke
Heiligen Muthes, es ſteigt die verzehrende Flamme gen Himmel.
Auf! Miltiades kommt! Wir ſiegen! Wir ſiegen! — die Perſer
Starren, betäubet vom donnernden Ruf — Miltiades! ſchallt es
Laut durch das Waffengefild, es erbeben die Feinde, ſie fliehen,
Fliehen, und laſſen dem Sieger den prahlenden Marmor zur Beute.

Pforte.

C. C. G. Schmidt.

Den Kopf ſtets hängen, an den Rägeln kauen,
Dich nähren, wie der Stier ſich nährt;“
Der nicht umſonſt, ſo lieblich anzuſchauen
Das Weibchen und die Traube ſchuf;
Der Vater Noahn den Beruf,
Der Sorgen Gegengift zu brauen,
Und mir den Trieb verlieh, mein Neſtchen auch zu
bauen;
Der Vögel für uns ſingen, Quellen rauſchen, Auen
Im Lenze blühen heißt und lauhe Weſte wehn;
Ach! der nicht ſauer ſieht, wann wir mit friſchen
Kränzen
Des Frühlings Wiederkehr, der Ernde Feſt begehn,
Und, unter Liedern, unter Tänzen,
Gerührt gen Himmel ſehn;
Wenn wir der Tonkunſt Reitz tief in der Seele fühlen,
Wenn Schweizers Zaubermacht den wonnetrunk-
nen Geiſt
Hinüber in das Land beglückter Schatten reißt —
Dann, unſre Phantaſie zu kühlen,
Ein Liedchen aus der Jagd von Choens Lippen fleußt;
Wann wir, am Feuer, mit Poeten,
Den edlen Söhnen der Natur,
Die langen Winterſtunden tödten
Und, aus Geſundheitsliebe nur,
Die trägen Geiſter zu erwärmen,
Mit weiſen Freunden weiſe ſchwärmen;

Bald,

V.

Ueber eine neue Antwort auf die alte Frage: was ist die Wahrheit!

Wer die Wahrheit wahrhaftig, folglich um ihrer selbst willen, liebt, der kennt Sie, und vertraut Ihr; er glaubt an Sie, auch wenn er Sie noch nicht erkennen gelernt hat, nicht weiß, was und wie Sie ist, und daher über Ihr Wesen sich selbst so wenig als Andern Rechenschaft zu geben vermag.

Gefühl der Wahrheit findet sich im Menschen unausbleiblich mit der Sprache und mit dem Gewissen ein, äußert sich durch jede Ueberzeugung im Bewußtseyn, und begleitet jedes mit Besonnenheit gefällte Urtheil und jede mit Besonnenheit beschlossene Handlung; wenn auch die Frage: Was ist die Wahrheit? dem Urtheilenden und Handelnden noch nie in den Sinn gekommen ist, oder demselben unbeantwortlich scheint.

Durch die Unterscheidung der Wahrheit selbst von dem bloßen Gefühle derselben findet sich die

Idee

Idee der Wahrheit im Bewußtseyn ein; und die zum Gefühl hinzugekommene Idee macht erſt die Kenntniß der Wahrheit aus.

Die dem Gefühle nach klare, aber der Idee nach undeutliche Kenntniß iſt das bloße Glauben der Wahrheit; und iſt genügende, befriedigende, zweifelfreie Bekanntſchaft mit der Wahrheit, ſo lange und in ſofern als die Undeutlichkeit der Idee durch die Klarheit des Gefühls überſtrahlt wird, folglich die Unvollkommenheit, Mangelhaftigkeit, Unbeſtimmtheit derſelben noch unmerklich iſt.

Das aus der Klarheit, Lauterkeit und Lebhaftigkeit des Gefühls hervorgehende Intereſſe an der Wahrheit iſt die Liebe derſelben; und erwacht zwar erſt mit der zum Gefühle hinzugekommenen Idee, folglich nicht ohne die Kenntniß der Wahrheit; aber in wiefern es zunächſt im Gefühle und durchs Gefühl beſteht, findet es zwar ungeachtet der Undeutlichkeit der Idee, aber nie durch dieſelbe Statt.

Daher wird auch der einmal erwachte lebendige Glauben an die Wahrheit durch die Wahrnehmung der Undeutlichkeit der Idee auf keine Weiſe aufgehoben.

Die Ungewißheit und der Zweifel, welche das Bewußtwerden der Mangelhaftigkeit und Unbeſtimmtheit der Idee begleiten, betreffen keineswegs die Wahrheit ſelbſt, ſondern nur die bisherige Vorſtellung von derſelben. Die Unangemeſſenheit und das Widerſprechende einer ſchwankenden und wandelbaren Anſicht der Wahrheit erregt in dem wahrliebenden Gemüthe eine Unruhe, die demſelben um ſo unerträglicher wird, je reiner und lebendiger ſein Intereſſe für die Wahrheit iſt; und es findet ſich das Bedürfniß, das Vorgefühl und das Verlangen nach der angemeſſenen, übereinſtimmenden, beſtimmten, unwandelbaren, mit Einem Worte! deutlichen Kenntniß der Wahrheit im Bewußtſeyn ein. So entſteht, und dadurch beſteht das Beſtreben nach derjenigen Bekanntſchaft mit der Wahrheit, durch welche der Menſch wiſſen ſoll und will: was? und wem? er durch ſein Gewiſſen glaubt., — nach der Erkenntniß der Wahrheit alſo, die mehr als bloßes Glauben, die das eigentliche Wiſſen, ja die Wiſſenſchaft κατ' ἐξοχήν, iſt.

Wer nur den Schein der Wahrheit glaubt und liebt, vermag auch nur nach der ſcheinbaren Erkenntniß derſelben zu ſtreben. Seitdem es Philoſophen gegeben hat, hat es auch Sophiſten gege-

ben; und dieſe haben aus ſehr begreiflichen Urſachen bei der Menge ungleich mehr Beifall gefunden, als jene. Was Herzen, die von Eigenliebe, Wollüſtigkeit, Eigendünkel eingenommen ſind, wünſchen müſſen wahr zu finden, das hat die ſophiſtiſche Speculation von jeher wahr zu machen geſucht; und oft genug, durch außerordentliche Fähigkeiten des Kopfes unterſtützt, mit glänzendem Erfolge für Wahr geltend gemacht. Nie aber hat dieſer Erfolg lange gedauert. Aus der Geſchichte der Philoſophie geht einleuchtend hervor, daß jedes noch ſo glänzende Lehrgebäude der vernünftelnden Phantaſie in demſelben Verhältniſſe, in welchem es das geſunde Wahrheitsgefühl empörte, nur die fortſchreitende Entwickelung der ihm entgegengeſetzten beſſeren Anſicht der Wahrheit veranlaßt und befördert hat.

Ohne Zweifel hat bei der, in den letztern Zeiten eingetretenen, Umwälzung der Schickſale ganzer Staaten und Völker, das überwiegende Intereſſe am ſinnlichen Wohl und Weh, und der Unglaube und die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit ſehr beträchtlich zugenommen. Auch unter den gebildeteren Claſſen iſt die Frage: was iſt die Wahrheit? theils unverſtändlich, theils unverſtändig geworden; und die durch die Dunkelheit des neuen Elends und

den Glanz des neuen Glückes geblendeten Augen sind mehr als sonst für das farbenlose Licht der Wahrheit unempfänglich geworden. Aber eben so gewiß ist auch in den Gemüthern derjenigen, deren Glaube die beispiellose Probe! der Zeit überstanden hat, die Empfänglichkeit und das Interesse für die Wahrheit mehr als je geläutert und gestärkt worden; und diejenigen unter ihnen, welche das Bedürfniß fühlen: wissen zu lernen was die Wahrheit ist, und denen dieses Bedürfniß durch den gegenwärtigen Zustand der moralischen, wissenschaftlichen und politischen Cultur näher als sonst ans Herz gelegt wird, — müssen durch die gegenwärtige Beschaffenheit der teutschen Philosophie, in der Hoffnung eines beispiellosen Erfolgs ihres Bestrebens vielmehr ermuntert und unterstützt, als abgeschreckt und irre gemacht werden.

In dem wissenschaftlichen Bestreben, die Erkenntniß der Wahrheit zu ergründen, ist schwerlich in einem anderen Zeitalter und bei einem andern Volke so Vieles geleistet worden, als in Teutschland seit der Erscheinung von Kants Kritik der Vernunft bis auf den heutigen Tag. Ist zwar durch die mannichfaltigen neuen Aufschlüsse, welche während dieses Zeitraumes über die logische und

metaphyſiſche, die empiriſche und transcendentale, die theoretiſche und practiſche, die formale und materiale, die ideale und reale, die ſubjective und objective, die abſolute und relative Wahrheit bekannt geworden ſind, die Frage: was iſt die Wahrheit? noch keineswegs beantwortet, ſondern vielmehr den durch dieſe Aufſchlüſſe befriedigten Forſchern aus dem Auge gerückt worden: ſo iſt dieſelbe deſto mehr für die zur Zeit noch unbefriedigten Forſcher eben durch die Eigenthümlichkeiten jener mancherlei Aufſchlüſſe mit einer beiſpielloſen Beſtimmtheit vorbereitet, herbeigeführt und eingeleitet worden.

Denn es liegt nun endlich wohl am Tage, daß die Aufgabe der Philoſophie, nachdem ſie die Erforſchung der Wahrheit unter den eben genannten Characteren und Beinamen verſucht hat — noch erſt die Erforſchung der Wahrheit ohne Beinamen, der Wahrheit als der Wahrheit, folglich desjenigen Characters übrig habe, der den andern durch die angeführten Beinamen bezeichneten Characteren zum Grunde liegen muß, wenn dieſelben Characteren der Wahrheit ſeyn ſollen, und ohne deſſen vorläufige deutliche Kenntniß von keiner logiſchen u. ſ. w. und von keiner abſoluten Wahrheit die Rede

ſeyn kann, ohne dabei von grundloſen Vorausſetzungen, verworrenen Begriffen und eingebildeten Anſchauungen auszugehen.

Unſtreitig iſt es weder das Logiſche u. ſ. w., noch das Abſolute, ſondern lediglich das Wahre der Wahrheit, die Wahrheit, als ſolche, woran das Gewiſſen des Gewiſſenhaften glaubt, und nach deren wiſſenſchaftlicher Kenntniß die wahrheitliebende, und nur in ſofern wahre, Philoſophie ſtrebt. Je weniger dieſe bei ihrem Beſtreben durch dunkle Ahnungen, verworrene Begriffe, und eingebildete Anſchauungen, je mehr ſie durch den reinen und lebendigen Glauben geleitet wird, deſto gewiſſer iſt ſie ſchon vor ihrem Forſchen und bei demſelben, daß die Wahrheit, die ſie erkennen lernen will, keine andere, ſondern eben dieſelbe ſeyn muß, die von ihr vorläufig, aber undeutlich durch den Glauben gekannt wird; und daß die Wahrheit, als die Wahrheit, im Glauben, im Seyn und im Wiſſen nur die Eine und Ebendieſelbe ſeyn könne.

Wie könnte Sie es alſo bei den angenommenen Gegenſätzen der logiſchen und metaphyſiſchen u. ſ. w., abſoluten und relativen

Wahrheit, und bei den mancherlei kritiſchen Ausgleichungen dieſer Gegenſätze durch den Gegenſatz des Wiſſens und des Glaubens (z. B. durch die Combination eines theoretiſchen Wiſſens der ſubjectiven Wahrheit mit einem practiſchen Glauben der objectiven) bewenden laſſen?

Bei ihrem, durch das klare Gefühl der Wahrheit angeregten, Beſtreben die undeutliche Idee der Wahrheit zu verdeutlichen, iſt ſich die wahre Philoſophie nothwendig bewußt: daß die Idee, von der Sie ausgehen kann und muß, nur die Undeutliche, nur die Unbeſtimmte und erſt noch zu beſtimmende Anſicht der Wahrheit ſey. Nur allein durch dasjenige Verwirren des Gefühls mit der Idee, wodurch das ganze Weſen des philoſophirenden Strebens verwirrt und verrückt wird, kann die Speculation im vollendeten Dogmatismus von einer abſoluten Anſchauung der Wahrheit an ſich ſelbſt ausgehen; und nur vermittelſt derſelben Verworrenheit kann ſich der vollendete Skepticismus auf den widerſinnigen Beweis einlaſſen: daß ſich nicht wiſſen laſſe, was die Wahrheit iſt.

Durch das klare Gefühl der Wahrheit, als ſolcher, würde die Aufmerkſamkeit der Wahrheit

liebenden Forſcher ſchon längſt auf die Idee der Wahrheit, ohne Beinamen, und auf den Verſuch der unmittelbaren Verdeutlichung derſelben gelenkt worden ſeyn; wenn nicht dem Auffaſſen dieſer Idee eine Verworrenheit im Wege geſtanden hätte, die keine bloße Undeutlichkeit, nicht bloße Unbeſtimmtheit, ſondern falſche Beſtimmtheit, nicht bloße Mangelhaftigkeit, ſondern Fehlerhaftigkeit der Anſicht iſt.

Dieſe bisher unbemerkte, aber höchſt merkwürdige Verworrenheit beſteht in dem verworrenen Vorſtellen der Einheit, welche nach dem allgemeinen Eingeſtändniſſe zum weſentlichen Character der Wahrheit gehört; aber durch die bisher unmerkliche, gemeinübliche und herkömmliche Verwirrung der Einheit mit dem Zuſammenhang, und der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede, durchaus verkannt und gemißdeutet werden mußte.

Die uralte, tiefeingewurzelte, allgemein verbreitete Gewohnheit des Nichtſehens (Ignorirens) des Unterſchiedes der Einheit mit dem Zuſammenhang, und der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede, — würde noch lange, durch ihre unbemerkte und unbeſchränkte Herrſchaft, das Auffaſſen und Ver-

deutlichen der Idee der Wahrheit ohne Beinamen unmöglich gemacht haben; — wenn sie nicht endlich in dem, der Kantischen Critik eigenthümlichen, Synthesiren, (Vereinigen des Mannichfaltigen); und in dem, der Schellingschen Speculation eigenthümlichen, Indifferenziren (Anschauen der Identität der Einheit und des Gegensatzes) so auffallend hervorgetreten wäre, daß sie sich jedem, durch jenes Synthesiren und Indifferenziren nicht zu sehr befangenen, Wahrheitsforscher nun augenscheinlich nachweisen läßt.

Unstreitig muß durch die besagte Gewohnheit des Nichtsehens, auch nachdem jener wichtige Unterschied entdeckt und aufgewiesen seyn wird, die Anerkennung seiner Sichtbarkeit und Wichtigkeit unter dem gegenwärtigen sehr kleinen philosophischen Publicum erschwert; aber unmöglich kann sie dadurch auf immer verhindert werden. Noch nie war die Herrschaft der Gewohnheit über die Gemüther im Schlimmen, wie im Guten tiefer und allgemeiner erschüttert als eben jetzt. Jene Unterscheidung, durch welche allein die Idee der Wahrheit richtig aufgefaßt und mit Erfolg verdeutlicht werden kann, wird freilich noch eine geraume Zeit als eine unfruchtbare Grübelei, unnütze Spitzfindigkeit, ein leeres Spiel

Bald, bey der Journaliſten Katzenwuth,
Nicht ohne Schadenfreude, kittern,
Bald, über Tobys Laun' und Trümms gelaßnes Bluk,
Den Bürgermeiſterbauch erſchüttern;
(Denn Lachen, ſagt man, iſt für Nier und Zwergfell gut)
Der minder furchtbar, als die G**n,
Die ſchwere Sünd uns auch verzeiht,
Daß wir uns an Jayrens Leid
An Werners guter Seel' ergötzen
Und nicht dem Mann, der unſer Herz erfreut,
Für ſeine Müh aus Dankbarkeit,
Ein Stühlchen in der Hölle ſetzen.
Wer dieſen Gott mir zu entziehn vermeynt,
Sein theures Bild aus meinem Herzen
Mit Pfeilen der Satyre merzen,
Mich ſo erleuchten will, der iſt mein Feind
Und, ſo gelehrt und klug er immer ſcheint,
Mir iſt er nur ein gifterfüllter Schwätzer.
Ich lobe mir geſunden, ſchlichten Sinn,
Und danke Gott, daß ich kein Grübler bin;
Schlende ich auch dann und wann auf einen Abweg hin,
So ſeys mit Nothanker, dem Ketzer,
Und ſeinen Brüdern in dem Herrn,
Dem nachtſichtvollen, ſanftem Stern
Und o! dem guten Wakefilder.

mit Begriffen, eine armſelige Verſtandesquälerei, theils ſtillſchweigend verachtet, theils laut verſchrieen werden. Die billigſten Beurtheiler werden Ihr noch zu viel Ehre zu erweiſen glauben, wenn ſie dieſelbe mit der Schellingſchen Nichtunterſcheidung in Eine Claſſe ſetzen. Allein der ewige, im Weſen der Wahrheit ſelbſt begründete, Unterſchied, der durch jene Unterſcheidung zum Bewußtſeyn gelangt, kann nur ſo lange verkannt werden, als er noch nicht ausdrücklich zur Sprache gekommen iſt. Einmal wahrgenommen kann er ſchlechterdings weder bezweifelt noch verläugnet werden; und indem er nur bewußtlos und unabſichtlich, nicht geſehen werden konnte, iſt ſein Nichtgeſehenwerden mit Bewußtſeyn und Abſicht durchaus unmöglich.

Der noch unverſuchte Verſuch, dieſen Unterſchied aufzuklären und zu verdeutlichen, iſt zugleich der Verſuch, die noch unentwickelte Idee der Wahrheit ohne Beinamen zu entwickeln. Er hat die erſten, und noch unbekannten Anfangsgründe einer durch die beſagte Verwirrung bisher unmöglichen, aber nach der Entdeckung derſelben unvermeidlichen Erforſchung aufzuſtellen; und kann ſonach nicht mehr und nicht weniger als eine Fibel für Anfänger in dem Beſtreben nach der Erkenntniß der Wahrheit ohne Beinamen ſeyn.

Die vorläufige Aufweiſung jener Verwirrung, und der dieſelbe aufhebenden Unterſcheidung, iſt in dem folgenden, als Ankündigung der Fibel auch beſonders abgedruckten Aufſatze enthalten: *)

Ueber das denkende Unterſcheiden.

So ausdrücklich auch der Unterſchied der Einheit (Identität) mit dem Zuſammenhang (Nexus) und der Verſchiedenheit (Diverſität) mit dem Unterſchiede (Differenz), durch die Sprache angekündigt wird; und ſo ſehr Er ſich für Jeden, der die genannten Worte gebraucht, von ſelbſt zu verſtehen ſcheint: ſo ſehr iſt derſelbe in der Wiſſenſchaft des Denkens, und durch dieſelbe, einer Unbeſtimmtheit überlaſſen geblieben, durch die Er immer ungewiſſer, räthſelhafter, unverſtändlicher und dunkler geworden iſt. Die ältere, vorkantiſche, Logik hat ihn nur undeutlich wahrgenommen und nur bewußtlos geltend gemacht; die neuere aber ſo ganz aus den Augen verloren, daß ſie nicht nur von ihm keine Kenntniß mehr nimmt, ſondern ihn durch ihr ganzes Verfahren verläugnet.

*) Der Einfluß der beſagten Verwirrung auf die Logik iſt in der Recenſion des Kieſewetterſchen Lehrbuchs in der dießjährigen jenaiſchen L. Z. in dem Stücke vom 13. Sept. dargeſtellt. R.

Denn indem die modernen Logiker bekanntlich von dem Unterſchiede der Gegenſtände (von dem Inhalt) des Denkens abſichtlich wegſehen, um lediglich auf das Denken als ſolches (auf die Denkform) hinzuſehen, läuft ihnen dabei, unvermerkt, aber unvermeidlich, das unabſichtliche Nichtſehen des Unterſchiedes der Einheit mit dem Zuſammenhang und der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede mit unter.

Gleichwohl iſt dieſer Unterſchied keineswegs jenem Inhalt, von dem man wegzuſehen die Abſicht hatte, eigenthümlich; und dürfte, wenn er nur erſt geſehen iſt, für etwas dem Denken als ſolchem Weſentliches, zur Grundform alles Denkens Gehöriges, befunden werden müſſen. Er dürfte für die Logik, und für die geſammte Philoſophie, unerwartete und folgenreiche Aufſchlüſſe veranlaſſen, wenn es ihm endlich gelänge, von mehreren Lehrern, Kennern und Freunden der Logik bemerkt, und in eine ſeiner Wichtigkeit angemeſſene Erwägung gezogen zu werden.

Aus dem Nichtſehen (Ignoriren) des beſagten Unterſchiedes, und nur aus dieſem Nichtſehen, folgt unvermerkt, aber unvermeidlich: daß die Ein-

heit ſowohl, als auch der Zuſammenhang, Beides ohne Unterſchied und als Einerlei vorgeſtellt, und dieſe Verwirrung von Beiden für die ſogenannte Vereinigung angenommen wird, und daß die Verſchiedenheit ſowohl, als auch der Unterſchied, Beides ohne Unterſchied und als Einerlei vorgeſtellt, und dieſe Verwirrung von Beiden für die ſogenannte Mannichfaltigkeit angenommen wird; — während das ſogenannte Vereinigen des Mannichfaltigen im Bewußtſeyn, folglich die Combination jener beiden bewußtloſen Verwirrungen im Bewußtſeyn, für das Denken als ſolches, für die Grundform alles Denkens, gilt.

Dieſelbe Verworrenheit der Einheit und des Zuſammenhangs, und der Verſchiedenheit und des Unterſchiedes, läßt ſich in jeder andern Formel, durch welche die Grundform des Denkens in den Lehrbüchern der Logik aufgeſtellt wird, z. B. in dem Vorſtellen durch Begriffe, dem Bewußtwerden durch gemeinſame Merkmale, dem nothwendigen Verbinden, Verknüpfen, Syntheſiren u. ſ. w. nachweiſen. Das Nichtunterſcheiden der Einheit und des Zuſammenhangs, und der Verſchiedenheit und des Unterſchiedes, iſt ihnen Allen gemeinſchaftlich, und macht das eigentlich Allge-

meingiltige des allgemeingeltenden Grundbegriffes vom Denken aus.

Die moderne Speculation hat das in der Logik herkömmliche und gemeinübliche Nichtsehen des Unterschiedes der Einheit u. s. w. nicht nur beibehalten, sondern dasselbe ausdrücklich in das Sehen des Nichtunterschiedes verwandelt; und sonach das bisherige Nichtdenken der Differenz der Einheit zu dem Anschauen der Indifferenz erhoben. Dieselbe methodisirte Verwerrenheit, welche durch das nichtsehende Wegsehen von dem Unterschiede der Einheit u. s. w. in der Logik das Mannichfaltige vereiniget, indifferenzirt auch in der Speculation durch dasselbe nichtsehende Wegsehen — die Einheit und den Gegensatz; und dasselbe logische Chaos, welches den modernen Logikern die Denkform und die logische Wahrheit ist und heißt, ist und heißt den modernen Sehern der ewigen Wahrheit das absolute Erkennen, und die Wahrheit an sich selber. Denn es ist derselbe Nichtunterschied der Einheit, welcher die logische und welcher die absolute Indifferenz ausmacht, je nachdem derselbe entweder mit Einschränkung auf das sogenannte Denken — oder aber ohne diese Einschränkung — angenommen, in dem Ersten Falle

zum Character der logiſchen — im zweiten — der abſoluten Einheit, wird.

Daß das Nichtunterſcheiden der Einheit und der Verſchiedenheit, das Indifferenziren, Vereinerleien von Beiden im Vorſtellen, das In- und Durcheinander von Beiden im Bewußtſeyn — wirkliche Verworrenheit, unläugbarer Widerſpruch, eigentliches Nichtdenken ſey, wird wohl Niemand durch ſein Denken zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, vermögen. Auch hat ja die moderne Speculation, um die nichtdenkbare Indifferenz der Einheit und der Verſchiedenheit geltend zu machen, über das Denken hinausgehen und zum nichtdenkenden Anſchauen ihre Zuflucht nehmen müſſen. Wir haben es hier nur mit den Logikern, folglich mit Denkern zu thun, denen der in der beſagten Indifferenz augenſcheinliche Widerſpruch nicht unſichtbar geworden iſt, und denen derſelbe ſchon darum nicht unſichtbar werden kann, weil ſie das Denken nicht aufgeben, nicht von dem Denken wegſehen können, um in dem nichtdenkenden Anſchauen ſich dem ſpeculirenden Verſteckenſpielen mit dem Widerſpruche zu überlaſſen.

Wem der Widerſpruch im Nichtunterſcheiden der Einheit mit der Verſchiedenheit noch nicht un-

sichtbar geworden ist, dem läßt sich auch der Widerspruch im Nichtunterscheiden der Einheit mit dem Zusammenhang und der Verschiedenheit mit dem Unterschiede nachweisen, und zwar wie folgt:

Da der Nichtunterschied der Einheit und der Verschiedenheit Widerspruch ist: so ist die Einheit mit der Verschiedenheit schlechterdings unmischbar. Beide sind nicht in und durch einander, sondern sie sind, was sie sind, durch den Unterschied. Aber dieser Unterschied ist nicht die Verschiedenheit, auch ist er nicht etwa ein der Verschiedenheit mit der Einheit gemeinschaftlicher Unterschied, sondern es ist der eigenthümliche Unterschied der Einheit, in welchem die Einheit als die Einheit, folglich durch sich selbst, über der Verschiedenheit steht; diese aber nur erst unter der über ihr stehenden Einheit die Verschiedenheit als solche ist; und sonach nur erst durch den Unterschied der Einheit auch den ihr als Verschiedenheit eigenthümlichen Unterschied erhält.

In Kraft des der Einheit eigenthümlichen, unwandelbaren, oberherrlichen, bestimmenden Unterschiedes kann die Einheit nie in die Verschiedenheit und diese nie in Jene übergehen; und die Mischbarkeit, das In- und Durcheinander, ja!

das Einander überhaupt, und die Unterwürfigkeit, Beſtimmbarkeit, Wandelbarkeit kann nur allein der Verſchiedenheit als ſolcher unter der über ihr ſtehenden Einheit eigenthümlich ſeyn.

Aber ſo wenig die Einheit und die Verſchiedenheit in einander und durch einander ſeyn, und in einander übergehen können, eben ſo wenig ſind ſie trennbar von einander, können ſie außer einander ſeyn. Die Unmiſchbarkeit der Einheit mit der Verſchiedenheit iſt keine Trennung; ſie iſt der nichttrennende Unterſchied. Die Trennung, der trennende Unterſchied, das Außereinander iſt nur der Verſchiedenheit als ſolcher unter der über ihr ſtehenden untrennbaren Einheit eigenthümlich, und die Verſchiedenheit iſt zwar nicht von der Einheit, aber das Verſchiedene iſt in der Verſchiedenheit als ſolcher trennbar und getrennt, außer einander.

Unter dem voranſtehenden nichttrennenden, in der Unmiſchbarkeit beſtehenden Unterſchiede ſteht der nichtmiſchende, und in der Untrennbarkeit beſtehende Zuſammenhang, welcher der Einheit eigenthümlich iſt, in welchem dieſe durch ſich ſelbſt, als die Einheit, mit

der Verschiedenheit zusammenhängt; und also nicht als Verschiedenes mit Verschiednenen, auch nicht als Gleiches mit Gleichen, oder Aehnliches und Verwandte mit Aehnlichen und Verwandten — sondern als das Unterwerfende mit dem Unterwürfigen, das Unwandelbare mit dem Wandelbaren, das Unabhängige mit dem Abhängigen, das Bestimmende mit dem Bestimmbaren.

Durch das Nichtunterscheiden, das Verwirren der Einheit mit dem Zusammenhang, und der Verschiedenheit mit dem Unterschiede, wird also auch der der Einheit eigenthümliche Unterschied und Zusammenhang mit dem der Verschiedenheit eigenthümlichen Unterschiede und Zusammenhange — nicht unterschieden, verwirrt; und wird eben darum das Eigenthümliche der Einheit mit dem Eigenthümlichen der Verschiedenheit indifferenzirt, die Indifferenz sonach der Einheit und der Verschiedenheit unabwendbar herbeigeführt.

Durch dasselbe Nichtunterscheiden wird der trennende und der nichttrennende Unterschied und der mischende und der nichtmischende Zusammenhang ohne Unterschied vorgestellt; und die Verwirrung von Beiden im Bewußtseyn gilt

für den sogenannten Unterschied und Zusammenhang überhaupt. Alles Vereinigen und Unterscheiden im Bewußtseyn wird dadurch zugleich mischend und nichtmischend, trennend und nicht trennend, folglich mit Doppelsinnigkeit und Widerspruch behaftet.

Durch dasselbe Nichtunterscheiden endlich wird das unwandelbare, durch Einheit bestimmende, unterwerfende, eigentlich logische, Unterscheiden und Vereinigen, mit dem wandelbaren, durch Verschiedenheit bestimmenden, das Aehnliche und Contrastirende vergleichenden, eigentlich analogischen, Unterscheiden und Vereinigen ohne Unterschied vorgestellt; und als das sogenannte gleichsetzende Entgegensetzen und entgegensetzende Gleichsetzen geltend gemacht, welches mit dem Vereinigen des Mannichfaltigen gleichbedeutend ist, und das in und außer der modernen Logik allgemeingeltende Denken ausmacht.

Der hier vorläufig aufgewiesene logische Unterschied ist in einer kleinen Schrift: Die Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefrie-

Ich haſſe Fanatiſmus, der uns wilder
Als Cannibalen macht.
Mich ſchrecken Fabeln nicht, in öder Zellen Nacht
Von blödem Müßiggang erdacht,
Noch von der Barbarey in Holz geſchnitzte Bilder
Des pferdefüßigen Monarchs vom Schwefelpfuhl;
Im Dunkeln thront des Richters Stuhl,
Im Dunkeln ſchlafen ſeine Blitze.
Weh dem, der mit verwegner Hitze
Den Vorhang zu zerreiſſen wagt,
Den ſchwarzen Ausfluß ſeiner Galle
Der Gottheit unterſchiebt, mit hohler Stimme Schalle
Furcht in die ſchwächern Seelen jagt,
Und raſch das Urtheil ſpricht, daß Sokrates, der
Weiſe,
Der für die Wahrheit, unverzagt,
Begann die ungewiſſe Reiſe
Daß Mark Aurel und Titus und Trajan,
Für ihrer Großmuth güldne Thaten,
Nun ewig an dem Spieß und auf dem Roſte braten,
Weil ſie den Stern aus Morgenland nicht ſahn!
Schreyt, wie ihr wollt, mein Herz ſetzt ſich darwider,
Naturaliſt, Deiſt, Papiſt und Proteſtant
Sind alle meine lieben Brüder,
Und nur auf den ſeh ich voll Abſcheu nieder,
Der Menſchenliebe nie empfand;
Auf euch, die ihr mit Feuer und mit Schwerde,

digte Forscher nach dieser Erkenntniß von Carl Leonhard Reinhold — Kiel in der akademischen Buchhandlung 1808 — vollständig entwickelt, und in seinen merkwürdigsten Folgen dargestellt. Kiel den 25sten August 1808.

Reinhold.

* * *

Nachschrift.

Der Redacteur dieser Zeitschrift, der sich stets durch solche Beiträge, wie der oben stehende ist, geehrt fühlen muß, und der sich dabei an frühere schöne Tage erinnert, darf sich durchaus kein Urtheil über die hier angekündigte Fibel anmaaßen, aber auch von seiner Seite darf er darauf, als auf eine wichtige Erscheinung, die billig von keinem, der auf die Zeichen der Zeit achtet, übersehen werden sollte, und als auf ein Henotikon, das eine Frucht des reifsten Nachdenkens und des redlichsten Ernstes ist, hier aufmerksam machen.

B.

VI.

Ueber Philoſophie. Auch ein Wort an die Teutſchen.

(Aus einem Briefe von dem königl. geiſtl. Rath und Prof. Salat in Landshut.)

Bei jedem weiteren Nachdenken, bei jeder weiteren Beobachtung erſtarkt in mir die Ueberzeugung: ſoll die Philoſophie ſich im teutſchen Vaterlande wieder zu größerem Anſehen erheben; ſo kommt es beſonders darauf an, daß ſie hervortrete als Gemeingut der Menſchheit, in der ſchöneren (idealiſchen) Bedeutung des Wortes „Menſch", — von der leeren Speculation und einem gewiſſen Myſticiſm gleich weit entfernt!

Wohl bedarf die Philoſophie ſolcher Erhebung: als Wiſſenſchaft, in dieſem Lande der Erſcheinung! Sie bedarf ihrer, nach ſo manchem tragiſchen und komiſchen Vorſpiele, wie da zumal auf teutſchem Boden ein Syſtem das andere verdrang, verſchlang. . . . Wer kennt, wer bedauert nicht die, eben daher vornämlich entſtandene (einge-

riſſene und noch einreißende), Gleichgültigkeit gegen die „Philoſophie"? Aber das groſſe Intereſſe der Einen Philoſophie darf nicht aufgegeben werden. Sie iſt eine himmliſche Erſcheinung; ſie ſchwebt jedem Würdigen idealiſch, aber ſo als die wahre, vor. Und dieſer Genius muß, ſoll es je — nicht ärger werden, zumal jetzt die Erde beſuchen, nicht etwa nur tröſtend, ſondern mehr noch erweckend, ermunternd, kräftigend. Denn, mein Freund, würde nicht, ſo wie der Himmliſche ganz oder ſtets mehr verſchwände, das Pfaffenthum oder der Despotismus (vielleicht beide im hölliſchen Bunde) Platz greifen? Ja, es muß wieder gelten, jenes göttliche Wort: „Glückſelig die Reiche, wo entweder die Philoſophen regieren, oder die Regenten philoſophiren."

Dahin ſtrebt, wem es mit der Sache wahrer Ernſt iſt. Daß die Wahrheit ſiege, darauf kommt es an. An dem Individuum iſt, in ſolcher Vergleichung, nichts gelegen. Aber daran liegt mir allerdings, daß der Standpunct meiner „wiſſenſchaftlichen Darſtellung" *) recht erfaßt werde.

*) „Vernunft und Verſtand u. ſ. w." Tübingen in der Gottaiſchen Buchhandlung 1808.

Denn vornämlich durch diese Schrift wünschte ich zu wirken für die Wissenschaft: für die Wissenschaft in ihrem Bunde mit dem Höchsten!

Allerdings, da ich diese Darstellung unternahm, — da hatte ich auch einen Schul-Apparat, ein Gerüst: aber ich riß es nieder, so wie der Bau fertig war, wie dieser vor dem Geistesauge mir stand. Ausgehend, beginnend mit der „Idee" sollte der Kreis — dann in sich aufnehmend, was zur Hauptsache gehört — mit der „Philosophie" schließen. Und so, dachte ich, müßte „die reine Menschheit in ihrer realen innern Verbindung mit dem absolut Höhern als der Centralpunct des Ganzen hervortreten."

VII.

Fellenberg's Argicultur-Institut zu Hofwyl.

Der N. T. Merkur war eines der ersten Journale außer der Schweiz, welches des edeln Fellenberg's redlichen und vielumfassenden Bestrebungen

zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf richtete. Es ſind ſeitdem in Jahresfriſt viel Nachrichten darüber zur Kenntniß des Publicums gekommen und zahlreiche Wallfahrten, ſelbſt von Königen und Fürſten, auf den Wyl-Hof bei Bern angeſtellt worden. Der wackere Fellenberg hat alles Unheil der mißverſtandenen Publicität erfahren müſſen und wohl oft in ſeinem Herzen die Horaziſche fallentis semita vitae ſich wieder zurück gewünſcht! Indeß wird das wirklich Gute durch Mißbrauch und Mißverſtändniß nie ſchlecht, und darum ſoll auch dieſe Monatsſchrift in ihren redlichen und wahrheitliebenden Abſichten, auch in Beziehung auf Fellenberg, ſich nicht irre machen laſſen. Wir wollen fortfahren Actenſtücke, Briefe, Nachrichten mitzutheilen, die alle in Hofwyl ſelbſt geſchrieben wurden, und denen man alſo das wenigſtens nicht abſtreiten wird, daß ſie aus der erſten und reinſten Quelle floſſen. Wir enthalten uns dabei aller weitern Bemerkungen. Was hier berichtet und mitgetheilt wird, mag für ſich ſelbſt ſprechen. Alſo zuerſt zwei Schreiben Fellenberg's, Anreden an ſeine eidgenöſſiſchen Mitbürger, die zwar auch ſchon im Schweizerboten vom 7. October 1808 abgedruckt ſtanden, aber doch wohl in unſere Gegenden ſchwerlich aus jenem

Blatt durchdrangen und doch in mancher Rückſicht auch in einem weitern Kreiſe gekannt zu werden verdienen; dann noch zwei handſchriftliche Briefe aus Hofwyl ſelbſt von Männern, die unmittelbar dort eingreifen und mitwirken. B.

A.

Emanuel Fellenberg von Hofwyl an ſeine Eidsgenoſſen aus allen Schweizerkantonen.

Hofwyl, den 20 Sept. 1808.

Eidsgenoſſen!

Der Heldenruhm unſerer Väter iſt von uns abgezogen, unſere Kriegsmacht iſt zerſtört, den einen und die andere wieder zu gewinnen, würde uns durch Frankreichs Loos einſtweilen unmöglich ſeyn, wenn wir ſchon ſonſt dazu geeignet wären; giebt es Kriegsluſtige unter uns, ſo mögen ſie ſich in fremden Schulen zur Befriedigung ihrer Neigung bilden. Eidsgenoſſen! wir müſſen uns als eine den Künſten des Friedens ausſchließlich geweihete Nation conſtituiren. Durch unſere Lage, durch unſere Verfaſſung, durch unſere Verhältniſſe, durch unſere Nationalcharactere, ja ſelbſt durch unſere ökonomiſche Beſchränktheit und durch die Ruhe, die uns die Vorſehung gewährt, iſt es uns aufgegeben, allen leidenden europäiſchen Völkern die Heilmittel zu bereiten, deren ſie ſo ſehr bedürfen; ſo werden wir uns beſſer

als auf keine andere Weise die Liebe und die Achtung der Welt erwerben, jede Anfechtung unserer Nationalrechte von uns abwenden, und auch in unsern innern Verhältnissen allen Bedürfnissen der Regierungen, wie denjenigen des Volks, genug thun können.

Eidsgenossen! erkennet die Laufbahn, die ehrenvoller, als keine andere mit dem Wohlstande unsers geliebten Vaterlandes auch das Glück unserer Kinder und Kindeskinder versichern wird. Würdiget den Erfolg, mit welchem uns der erhabene und edle Geist des liebevollen Pestalozzi die segenreiche Bahn eröffnet hat. Es wird bald auf dem ganzen Erdenrund kein gesittetes Land mehr zu finden seyn, das der Schweiz nicht Dank wissen und unsere Nation nicht segnen werde, um der Hülfe willen, die der wohlthätige Pflegevater und Erzieher aus unserer Mitte allen Völkern der Erde zu gewähren trachtet. Eidsgenossen! würdiget auch das Glück des Unternehmens von Hofwyl, denn auch auf dieser Stelle hat unser Vaterland bereits aus den meisten Ländern von Europa einen Zuspruch gewonnen, der in mannichfaltigen Beziehungen für uns und unsere Nachkommenschaft die gesegnetsten Folgen haben soll.

Aus den meisten Ländern unsers Continents werden die Ackergeräthschaften von Hofwyl begehrt,

von allen Seiten her werden mir Zöglinge angeboten und bereits gebildete von mir verlangt; ich könnte nun besonders auch eine gewisse Anzahl gut erzogener, lernbegieriger und thätiger Landleute wohl versorgen. Hofwyl würde ihnen sehr befriedigend als Uebungs- und Anwartschaftsplatz zu noch vortheilhaftern Anstellungen dienen, aber zu diesem Ende müßten sie vier volle Jahre bei mir zubringen, während welchen ich sie jedoch für ihre Arbeiten, wie meine Bedienten, nach ihren Verdiensten wohl belohnen würde. Die Biedermänner, die ich in dem hier nachstehenden Schreiben der Dankbarkeit des Vaterlandes empfehle, gehen ihren Brüdern aus den Schweizer-Cantonen und aus Teutschland bereits mit dem befriedigendsten Beispiele auf der neu eröffneten Laufbahn voran. Möchten es doch die bessern Hausväter unsers Landes beherzigen, wohin ihre Söhne auf diesem Wege vermittelst eines guten Betragens gelangen könnten — möchten auch die Biedermänner der Schweiz, die sich der Landwirthschaft widmen, und durch keine besondern Verhältnisse gebunden sind, die schöne Gelegenheit auffassen, sich landwirthschaftlich noch mehr auszubilden, sich um ihr Vaterland und um die Menschheit verdient zu machen, und ihr Glück also aufs vortheilhafteste und ehrenvollste zu begründen; aber ohne zuverlässige Zeugnisse einer

untadelhaften Aufführung und befriedigender Geſchicklichkeit kann in Hofwyl Niemand aufgenommen werden.

Der Vorſteher des landwirthſchaftlichen Inſtituts zu Hofwyl an die von Sr. Exzellenz dem Herrn Landamman der Schweiz zur Unterſuchung dieſer Anſtalt abgeordneten Herren Committirten.

Hochgeachte Herren!

Ihrer gütigen Erlaubniß zu Folge habe ich anmit die Ehre, Euer Wohlgeboren diejenigen meiner Gehülfen, welche Sr. Excellenz dem Herrn Landammann der Schweiz und der eidgenöſſiſchen Tagſatzung als einer außerordentlichen Ehrenmeldung würdig vorgeſtellt zu werden verdienen, beſtens zu empfehlen.

Es iſt nun ſchon mehr als drei volle Jahre, daß Herr Heinrich Zwicki (Sohn des Herrn Pfarrer von Mollis) ſich als Inſtituts-Secretär meinen Arbeiten mit einer Dahingebung beigeſellt hat, die nur durch die lobenswertheſte Menſchen- und Vaterlandsliebe ſo ausdauernd wie bei dieſem edeln jungen Mann beſtehen kann; ſein Eifer iſt unermüdlich, kein Hinderniß ſchreckt ihn ab, und keine Anſtren-

gung ist ihm zu mühsam, um das Ziel zu erreichen, das wir uns zum Besten der leidenden Menschheit und unseres Vaterlandes vorgesteckt haben. Ihr Dank und der Gottheit Segen möge ihn, besser als ichs zu thun vermag, für sein Thun und Lassen belohnen.

Jacob Studer von Marschwanden, Kantons Zürich, ist mir nun bald seit fünf Jahren mit einer Fähigkeit, Behülflichkeit und Treue zu meinen landwirthschaftlichen Geschäften an die Hand gegangen, die auch des ausgezeichnetsten Lobes würdig sind.

Die Hindernisse, die sich uns entgegensetzten, vermochten immer nur eine raschere Kraftentwicklung bei diesem wackern Manne zu bewirken; seine Geschäfte faßte er nicht nur leicht auf, er zeichnet sein Beginnen auch mit Ueberlegung aus, so wie die Ausführung durch Sorgfalt und Pünctlichkeit. Sein Bewußtseyn der Dienste, die er zu Hofwyl dem Vaterlande leistet, giebt uns die erfreulichste Gewährleistung für ihre Ausdauer. Zweimal schon erhielt er von mir die höchste landwirthschaftliche P.-mie mit dem Beifall des anwesenden Publicums. Möge das Vaterland den Dank bestätigen, den ich Studern bereits aus vollem Herzen zugesagt habe.

(Wozu verführst du nicht, verfluchter Durst nach Gold!)
Die Bürger einer halben Erde,
Geschwinder als der Donner rollt,
Von ihrem väterlichen Herde,
Von ihren Tempeln weggeschreckt,
Sie, wie des Waldes Thier, erschlagen,
Mit euren Seuchen, euren Lastern angesteckt,
Und über sie die schrecklichste der Plagen,
Die Sklaverey gebracht;
Ihr habt des Christen Ruhm, mit welchem ihr euch brüstet,
Zum Fluch der halben Welt gemacht!
Wie werd ich gegen euch entrüstet,
Wenn Schwermuth meinen Geist auf jene Küsten bannt,
Wo ihr mit Menschenblut erkauft, was euch gelüstet,
Wo Menschen, so wie Ihr, mit Thränen nach dem Land,
Aus dem ihr sie entführtet, schauen,
Mit Thränen eure Felder bauen,
Vom Hunger abgezehrt, von Arbeit übermannt,
Gespenstern gleich, die Nachts um Gräber schleichen,
Entkräftet, wund, in ihrem Joche keichen;
Wo für ein Nichts ihr sie auf Foltern spannt
Und ihr Geschrey und eurer Peitsche Knallen
Erschrecklich mir von Felsen widerhallen!

Philo-

Nicht weniger verdienstvoll hat sich Johannes Widmer von Rüschlikon in dem hauswirthschaftlichen Theil der Anstalten von Hofwyl erwiesen, dem er nun auch bald fünf volle Jahre vorgestanden ist. Aufrichtig und treu, wie wenige, sorgt und arbeitet er unermüdlich für die Angelegenheiten des Vaterlandes zu Hofwyl, wie für seine eigene. Musterhaft in seiner sittlichen Aufführung setzt er mich in allen Beziehungen in den Fall, die Eidgenossenschaft in ihm auf Verdienste aufmerksam zu machen, deren öffentliche Belohnung mir seit lange schon bei jeder Gelegenheit zur größten Freude gereichte.

Ferner darf ich hier auch den Kaspar Scheerer von Schönenberg unter den Preisgekrönten von Hofwyl nicht mit Stillschweigen übergehen. Mit vielen Kenntnissen und Fertigkeiten im Fache der Sennerei leistet er den Anstalten zu Hofwyl wesentliche Dienste in ihren Kommercialgeschäften. Vor sechs Jahren schon kam er zuerst zu mir, und gab mir seither oft Gelegenheit, eine Vaterlandsliebe und ein Interesse für das gemeinnützige Bestreben, zu welchem wir uns vereinigen, in ihm zu würdigen, die allerdings ehrenvoll ausgezeichnet zu werden verdienen.

Endlich kann ich nicht umhin, auch den Schlossermeister Johann Heide aus Nassauen, und den

Wagnermeiſter Heinrich Müller aus Baiern der Dankbarkeit der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft zu empfehlen. Bei der Ausführung meiner Ideen zur Vervollkommnung unſerer Ackergeräthſchaften, iſt mir der erſte bereits ſeit ſieben und der andere ſeit ſechs Jahren mit ſeltener Geſchicklichkeit, Luſt und Beharrlichkeit an die Hand gegangen. Ich habe zwar die Erleichterung, die mir durch ihre Hülfe zu Theil ward, bereits vermittelſt wiederholter öffentlicher Dankesbezeugung und Prämienvertheilungen belohnt, aber die Theilnahme, die ſie für unſere höhern Intereſſen bezeugen, ſprechen auch eine höhere Erkenntlichkeit von unſerer Seite an.

Hochgeachte Herren! Ich habe es oft gewagt, die Männer, die ich die Ehre habe Euer Wohlgeboren vorzuſtellen, im Namen unſers geliebten Vaterlandes in Anſpruch zu nehmen, um der Aufgabe von Hofwyl genug zu thun, und ich habe Sie gegen dieſe vaterländiſche Stimme niemals taub gefunden, ja ſie haben meinen Aufruf immer mit verdoppelter Anſtrengung für unſer gemeines Beſte erwiedert. Dieſe Erfahrung und der Erfolg des Beſtrebens meiner Gehülfen laſſen mich mit Zuverſicht hoffen, daß ich auch die Erkenntlichkeit unſers Vaterlandes für ſie keineswegs unerhört angeſprochen haben werde.

Hochgeachte Herren! sollte wohl eine dankbare Anerkennung des Guten, das in unserer Mitte aufblüht, nicht eines der besten Mittel seyn, unserm althergebrachten Wohlstand wieder herzustellen, und unserm Vaterlande zu einem befriedigenden Daseyn zu verhelfen?

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu verharren

Hochgeachte Herren

Euer Wohlgebohren

gehorsamer Diener,

Emanuel Fellenberg.

B.

Erster Brief aus Hofwyl. *)

d. 12ten October 1808.

— Die hier mitkommenden Schriften werden Sie über Alles, was hier vorgeht, am besten unter-

*) Briefe über die Fellenbergische Landwirthschaft in Hofwyl. Zürch. Orell, Füßli u. Comp. 1808. 58 S. gr. 8. Hauptideen des Buchs voll reifer Erfahrungsfälle sind der Wunsch, daß F. Project der Bildungsanstalt ausgeführt werde, und daß der Ackerbau die Hauptabsicht von Fellenberg's Landwirthschaft sey, dieß auf die Aelpner weniger Anwendung leide u. s. w.

terrichten können. Sie können keinen sichrern und parteilosern Augenzeugen hören, als den Verfasser der ersten dieser Schriften. Sie sind von Herrn von Escher aus Zürich geschrieben und die darin vorkommenden günstigen Zeugnisse und Urtheile — bei weitem in der Mehrzahl — sind um so unverdächtiger, als ihr Verfasser vor seiner Reise nach Hofwyl der Fellenbergischen Sache äuſerst abgeneigt war. Die zweite Schrift *) kömmt aus der Feder des fürstl. Thurn und Taxischen

*) Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätze zu den Briefen über die Fellenbergische Landwirthschaft zu Hofwyl, von einem Augenzeugen. Aarau, bei Sauerländer. 1808. Es werden gegen mehrere von Escher erhobene Zweifel, z. B. gegen das Tiefpflügen in Hofwyl, gegen die kostbare Entwässerungsmethode, verständige, aus der vertrautesten Bekanntschaft fließende Bemerkungen gemacht, über andere Gegenstände, z. B. über die zur höchsten Vollkommenheit gediehenen Fellenbergischen Maschinen, über die Dünger-Erzeugung, über Produktions-Fähigkeit und das Verhältniß des Aufwandes zum Ertrag treffende Winke ertheilt, und am Ende mit Bedauern angemerkt, daß die ernannte Commission damals (im August) noch immer nicht erschienen sey. Dieß ist indeß seitdem wirklich der Fall gewesen.

Regierungsraths, Baron von Imhof, der einige Monate mit dem rastlosesten Eifer allen Theilen der Fellenbergischen Wirthschaft seine Aufmerksamkeit geschenkt und auch über das vielbesprochene Schulmeisterexamen durch Zeller scharfsinnige, aber durch den Druck nicht bekannt gewordene, Bemerkungen niedergeschrieben hat *). Nächstens wird der schweizerische National-Bericht der zur Untersuchung der hiesigen Anstalt niedergesetzten Commission im Druck erscheinen. Man sagt, er werde sehr günstig ausfallen. Es sind gegenwärtig drei Lehrer für die häusliche Erziehung bei Fellenberg. Den Fellenbergischen Kindern sind 8 Zöglinge beigesellt. Dazu dürfte Fellenberg etwa noch 4 andere Zöglinge annehmen. Höher soll und darf sich dies häusliche Erziehungeinstitut nicht erstrecken. Davon ist das landwirthschaftliche Institut völlig unterschieden, obgleich in der Folge die Zöglinge aus dem häuslichen in dies übergehen, auch frühzeitig schon mit manchen, ihrem Alter angemessenen, Vorkenntnissen daraus bekannt gemacht werden könnten. Für dies rein ökonomische

*) Wir haben eine Abschrift davon erhalten, und hoffen, sie im nächsten Stücke mittheilen zu können.

Institut hat Fellenberg jetzt erst einen Gehülfen und vor dem Frühjahre auch keinen Platz mehr. Zöglinge dazu aufzunehmen. Im Laufe dieses Winters wird eine Sammlung von Abbildungen der in der hiesigen Wirthschaft erprobtesten Acker- und Hausgeräthschaften publicirt werden. Es würde gut seyn, wenn dies überall im Voraus angekündigt würde, weil schon früher viele Zeichnungen davon aufgenommen worden sind und es irgend Jemand leicht einfallen könnte, gleichfalls auf ihre Bekanntmachung zu speculiren.

E . . . .

C.

Zweiter Brief aus Hofwyl.

(Von einem der Lehrer der dortigen Erziehungsanstalt.)

Das Fellenbergische Institut hat nicht allein einen landwirthschaftlichen, sondern vielmehr einen allgemein pädagogischen Zweck.

Sein frühester Plan war zwar nur darauf berechnet, dem tiefgefühlten Bedürfniß des schweizerischen Vaterlandes zu begegnen. Da aber das Bedürfniß der Bildung zu ächter Energie des Geistes und des Herzens, zu entschiedener sittlicher

Kraft des Charakters, verbunden mit der vielseitigsten Innigkeit des Wirkens nicht allein die gute Schweiz fühlt: so freuen wir uns, den Wünschen rechtschaffener Aeltern guter unverdorbener Kinder auch außerhalb den Gränzen unsers lieben Vaterlandes die Hand bieten zu können. Väterliche Aufsicht, mütterliche Sorgfalt und Pflege, sowohl moralische, als ästhetische Reinheit der Umgebung, deren sich unser schönes Hofwyl wohl mit Recht erfreut, sichern uns die Hoffnung, daß die übrige Bildung des Geistes und Herzens unserer lieben Zöglinge durch Wissenschaft und Kunst, die den Weg zu keinem der verschiedenen Berufs-Fächer versperrt, desto ungestörter gelingen werde.

Möge das offene Geständniß, daß wir keiner der bekannt gewordenen Erziehungs-Systeme, Methoden oder Manieren einseitig anhängen, sondern daß es vielmehr unser eifrigstes Bestreben ist, Alles das zu leisten, was in unserer Zeit nach allen bis jetzt gemachten Erfahrungen im Gebiet der Erziehung pädagogisch möglich ist, die Aeltern befriedigen, die uns ihre guten unverdorbenen Kinder anvertrauen wollen.

So wird dann auch Pestalozzi's Methode

des Unterrichts nicht ihres ausgedehnten Rufes, sondern ihrer anerkannten Vorzüglichkeit wegen, bei der Elementarbildung unserer lieben Zöglinge ihre Anwendung finden. *)

Damit man aber wisse, was hier geschehen soll, so wird sehr bald die ausführliche Darstellung des Planes, den wir uns zur Befolgung vorgezeichnet haben, dem allgemeinen Urtheil zur Prüfung vorgelegt werden.

Hofwyl, d. 25. Septbr.

1808. E . . .

*) Ueber die mannichfaltige Anwendung der Pestalozzischen Methode, ihre Vortheile und die großen Bedenklichkeiten und Zweifel, denen sie ausgesetzt ist, ist uns neuerlich nichts Treffenderes und Beherzigenswertheres vorgekommen, als was der großherzogl. badensche Kirchenrath und Doctor der Theologie auf der Universität Heidelberg, Dr. Schwarz, in der zweiten Abtheilung des dritten Bandes seiner Erziehungslehre (Leipzig, Göschen, 1808. 356 S. in gr. 8.) darüber bemerkt hat. Er spricht als prüfender Augenzeuge von Pestalozzi's Formen- und Sachlehre. Wer des trefflichen Hrn. v. Türk Briefe und diese Schwarzische Unterrichtslehre critisch und unbefangen mit einander vergleicht, wird die richtigsten Resultate leicht selbst ziehen können.

E.

VIII.

Denkſtein auf die ehemalige Reichsſtadt Nürnberg.

„Nun und nimmermehr!“ — ruft die Stimme des Herolds bei der geöffneten Gruft, in welche der Leichnam eines Edeln, des Letzten ſeines edeln Stammes, hinabgeſenkt wurde; es wiederhallt der Ruf: „nun und nimmermehr!“ Zertrümmert ſtürzen hinab Schild und Helm mit dumpfem Geraſſel in die Gruft — hinab auf die Edeln, welche einſt in ritterlichen Spielen und im ernſten Kampfe Schild und Helm durch männliche Thaten verherrlichten. Der Verehrer des Verdienſtes, wo es ſich auch finden mag, verweilt bei der Gruft, welche nun einen ganzen edeln Stamm, der Jahrhunderte hindurch der leidenden Menſchheit zum Schutze voll Saft und Kraft da ſtand und ſeine Aeſte weit um ſich her wohlthätig verbreitete, auf immer verſchließt. Trüben Blicks ſchaut er zurück in die Vergangenheit und weidet ſeinen Geiſt und ſein Herz an der Vergegenwärtigung der glänzenden Reihe der Edeln, deren edles Herz durch mannhafte Thaten

ſich erprobte und deren reger Geiſt ſich unſterbliche Verdienſte um die Menſchheit erwarb.. Ihn umſchweben gleichſam die Schatten aller jener Edeln; ihre Gruft dünkt ihm ein Heiligthum, ein Pantheon zu ſeyn.

„Nun und nimmermehr!“ wiederhallte es dumpf und düſter und furchtbar in Nürnbergs Mauern, als die Sage zur Gewißheit wurde, daß dieſe alte, ehrwürdige freie Reichsſtadt ihre Reichsſtandſchaft, ihre Freiheit, ihre Selbſtſtändigkeit verloren habe. Der Bürger begegnete dem Bürger, der Nachbar dem Nachbar, der Freund dem Freunde; trübe Blicke begegneten trüben Blicken; Einer drückte dem Andern herzlich die Hand; das Herz war gepreßt; der Mund verſtummte; ſchweigend gieng jeder ſeine Straße.

Die erſten bangen Gefühle des Schmerzes ſind überwunden; der Sturm, der den Bürger betäubte, hat ſich gelegt; den Verluſt, den dieſer Sturm verurſachte, fängt der Bürger nach und nach an zu verſchmerzen; er entſchließt ſich, ſich dem Schickſal zu fügen und in die neue Ordnung der Dinge zu ſchicken.

Wer mag es ihm verargen, wer mag es ihm

Philoſophie — ich hab es ſchon bekannt —
Philoſophie laß ich in ihrer Würde;
Sie zeuget Freyheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz für Gott, von dem ſie ſtammt;
Erleichtert menſchenfreundlich uns die Bürde
Des Lebens; iſt ein Quell in dürren Wüſteneyn;
Der Pharus, deſſen ſanfter Schein
Mein Schiffchen wahrt, daß es nicht ſtrande;
Entweichet ſie aus einem Lande,
So wankt der Thron und der Monarch
Kan ſich durch keine Schweizer ſchützen!
So läßt den Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blitzen,
So wird die Freyſtatt der Vernunft — ein Sarg!
So ſteigen unzählbare Stimmen
Im Schlaf erwürgter Opfer himmelan,
Im blutbedeckten Bette ſchwimmen
Der Säugling und der Mann;
So ſieht das Weib mit hölliſch frohem Lächeln
Des Gatten Scheiterhaufen glühn,
Der Vater hört entzückt des Sohnes Röcheln,
Er tödtete ja Gott zu Ehren ihn;
So ſchleichet im tartüffiſchen Gewande,
Das Laſter frech von Haus zu Haus
Und bringt in die Geſchlechter Zwiſt und Schande
Und ſaugt das Mark des Landes aus;
So ſchließt uns Geld und Geiſſelung die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreyt vom Kropf, vom Stein, vom Zipperlein;

übel deuten, wer es ihm zum Verbrechen anrechnen, wenn sein Auge sich nicht sogleich an den Anblick der neuen Ordnung der Dinge gewöhnen kann? wenn er von Zeit zu Zeit gleichsam verstohlne Blicke auf die Vergangenheit wirft? wenn sein Geist in den Tempel der Unsterblichkeit tritt und darin das Andenken an alle Edle, welche Jahrhunderte hindurch für ihr Vaterland Gutes schufen und wirkten, im herben Gefühle des noch nicht ganz verschmerzten Verlustes erneuert? wenn er bei dem Grabe der Reichsstadt, welcher er sein Daseyn und sein Glück und seine Lebensfreuden zu verdanken hat, in stiller Wehmuth, in heiliger Einsamkeit, mit ängstlichem Herzen nachdenkt, was seine Vaterstadt war und wodurch sie geworden ist, was sie war?

Hony soit qui mal y pense!

So sey es denn gewagt, ein Bild der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg zu entwerfen! Zwar wird es unvollkommen, unvollständig und schwach seyn; vielleicht ist es nicht ganz treffend; vielleicht sind die Farben zu schwach aufgetragen; doch werden die Züge, aus denen das Bild zusammengesetzt ist, nicht täuschend seyn. Dem Bildner, der der Wahrheit immer und überall frohen und hehren Muthes huldigte, wird die Wahrheit zur Seite

ſtehen. Er liebt die Wahrheit — und nichts als Wahrheit.

* * *

Die ehemalige freie Reichsſtadt Nürnberg, welche ſich unter vielen Städten Teutſchlands durch Induſtrie und Handel, durch Wiſſenſchaften und Künſte, durch Bürger- und Chriſtenſinn, durch religiöſe Duldung und Sittlichkeit, durch kraftvollen Muth und uneigennützige Wohlthätigkeit, durch Gutmüthigkeit und Aufopferungen aller Art, ſeit Jahrhunderten unverkennbar auszeichnete, kann den erſten Anfang ihrer Exiſtenz nicht beurkunden. Das Daſeyn Nürnbergs verliert ſich in das graueſte Alterthum. Sobald die Geſchichte ein Nürnberg aufführt, läßt ſie dieſen Ort als eine Stadt erſcheinen. Heinrich III., welcher zwiſchen 1039 und 1056 regierte, verlieh dem Orte Nürnberg die Marktfreiheit, den Zoll und die Freiheit eigene Münze zu ſchlagen, wie aus einer 1062 zu Mainz von K. Heintich IV. ausgefertigten Urkunde *) erhellet.

*) Dieſe Urkunde iſt in Kupfer geſtochen zu finden in dem Cod. diplom. der Bamberg. Deduction Fürth betr. Num. 55.

Daß Nürnberg schon im zwölften Jahrhundert mit dem Auslande Handel getrieben habe, ersieht man unter andern aus jener Urkunde, welche K. Friedrich I. den Städten Bamberg und Amberg im Jahre 1163 ertheilt hat *). Nach dieser Urkunde erlangten diese Städte das Recht, mit eben der Sicherheit und Freiheit, wie die Nürnberger, im ganzen Reiche zu reisen und Handel zu treiben; auch ist beigefügt, daß da, wo von Nürnbergs Handelsleuten kein Zoll und keine Abgabe gefordert würde, auch sie von Zoll und Abgaben befreit seyn sollten. Seit dem Jahre 1112 war zwischen Nürnberg und Worms ein Vertrag wegen gegenseitiger Zollfreiheit errichtet. Nach einiger Zeit entstand ein gleicher Vertrag Nürnbergs mit den Städten Regensburg und Speier.

In dem dreizehnten Jahrhundert erscheint Nürnberg schon als eine volkreiche Stadt. Es siedelten sich bald nach Anfang desselben (1218 oder 1225) Augustiner-Eremiten an; sie waren

*) Fries Abhandlung vom Pfeifergericht. (Frankf. 1752. 8.) S. 203 ff. — Feßmaiers diplomat. Skizze von dem Bizthumamte Lengenfeld. (s. T. 1800. 8.) S. 75—77. Nro. XV.

die erſten Mönche, welche nach Nürnberg kamen. Sie erbauten ein Kloſter oder eine Kapelle für reiſende Auguſtiner. Und es iſt bekannt, daß die Bettelorden für ihre Klöſter nur volkreiche Orte wählten, weil ſie von den Einwohnern ihre tägliche Verſorgung zu erbetteln gezwungen waren. Nürnberg wird auch vom Marner, einem Minneſinger des dreizehnten Jahrhunderts, in einem ſeiner Gedichte als ein volkreicher und bedeutender Ort angeführt, denn er ſingt:

„Swas Egerland der gulte hat
Vnd Nurnberg lute (Leute) vnd der Sant"
(Sand) *) u. ſ. w.

Im Jahre 1219 erhielt dieſe Stadt von K. Friedrich II. ein wichtiges Privilegium oder vielmehr eine ganze Sammlung von Freiheiten. Dies iſt der älteſte Freiheitsbrief, welchen Nürnberg noch im Original aufzuweiſen hat und welcher die Beſtätigung vieler ältern, bereits vor dieſem Zeitpuncte erhaltenen Rechte und Freiheiten in ſich ſchließt **).

*) Die Gegend um Nürnberg iſt ſehr ſandig.

**) Nirgends iſt dieſe Urkunde ganz ohne Fehler abgedruckt; im Jahre 1746 iſt ſie von Johann Wilhelm

Im Jahre 1255 errichteten die Städte am Rhein zu Mainz einen Bund, welcher zwar während des damaligen Zwiſchenreichs die ſtreitigen Königswahlen zunächſt betraf, doch aber das Beſte des teutſchen Handels zugleich mit bezweckte. Dieſem Rheiniſchen Städtebunde trat Nürnberg ſogleich im folgenden Jahre bei *) Im Jahre 1264 traf Nürnberg mit der Stadt Mainz einen Vergleich, daß die Bürger beider Städte gegen einander zollfrei ſeyn ſollten. Beide Städte gaben darüber einander Brief und Siegel. Dieſen Vergleich bewirkte ein Nürnbergiſcher Senator, Martin Pfinzing, welcher deswegen nach Mainz abgeordnet worden war **).

Stör nach dem Originale auf Royalfolio in Kupfer geſtochen worden, und Herr Waagamtmann v. Murr hat im Jahre 1772 einen mit dem Original genau verglichenen Abdruck beſorgt.

*) Dieſe Urkunde (d. Nurenberg MCCLVI. VI. Idus Octob. XV. Indict.) iſt abgedruckt in Hrn. Dr. Siebenkees Materialien zur Geſchichte Nürnbergs II. 745.

**) Die Mainziſche Urkunde (Acta A. D. MCCLXIV. In Crastino beati Bonifacii) findet man abgedruckt im Journal von und für Franken. B. I. H. III. S. 311—313.

Bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts beschränkte sich Nürnbergs Handel größtentheils nur auf das Inland und auf die wichtigsten Städte und Orte Teutschlands. Von diesem Zeitpuncte an aber erweiterte er sich immer mehr und mehr, und verbreitete sich auch über das Ausland. Schon gab es in den damaligen Zeiten zahlreiche Handwerker in Nürnberg, welche Waaren in Menge lieferten, um sie gegen ausländische Handelsartikel mit Vortheil absetzen zu können. Nun wird es aber auch in der Geschichte Nürnbergs immer heller und heller.

In dem vierzehnten Jahrhundert erhielt diese Stadt neue Handelsprivilegien von den Kaisern Heinrich VII., Ludwig V., Karl dem IV. und K. Wenzel. Mehrere Landesfürsten ertheilten ihren Handelsleuten sicheres Geleit durch ihre Gebiete; der Bischof von Würzburg, die Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Werthheim und Hohenlohe, die Grafen von Würtemberg. K. Karl IV. ließ sie durch Böhmen, Mähren und Polen ungehindert reisen und gab ihnen sicheres Geleit.

Bedeutend war schon in diesem Jahrhundert der

Handelsverkehr Nürnbergs mit den Niederlanden. Sie erhielt im Jahre 1314 Zollfreiheit zu Beaune in Burgund; Graf Ludwig von Flandern und die Städte Gent, Brügge und Ypern ertheilten ihr im Jahre 1361 ein aus 50 Artikeln beſtehendes Handelsprivilegium. Dieſe Acte beſteht aus vier beſondern Urkunden; die beiden großen in Royalfolio betreffen die Handelsfreiheit im Allgemeinen, wovon die Eine Graf Ludwig von Flandern, und die andere die drei Städte Gent, Brügge und Ypern ausſtellten; die beiden kleinern aber beſtimmen das Nöthige in Anſehung des Zolls, welcher von den verſchiedenen, darin verzeichneten Handelsartikeln entrichtet werden ſollte, wovon die Eine wieder vom Grafen Ludwig, und die andere von den genannten drei Städten gegeben iſt. Dieſe 4 pergamentnen Urkunden ſind in Flandriſcher Sprache ausgefertigt und haben einerlei Datum des Tages und des Jahres.

Mehrere Commerzfreiheiten wurden Nürnberg auch von den Herzogen und Churfürſten von Baiern ertheilt. *) Mit Böhmen, Polen, Mähren, Un-

*) S. Hiſtor. diplom. Magazin ꝛc. B. I. St. III. S. 245 ff.

garn, Trier, Sulzbach, Oeſtreich und Italien ſtand ſie bereits in lebhaftem Handelsverkehr. Die Venetianer wählten die beiden Städte Augsburg und Nürnberg zu Niederlagsorten für ihre Waaren; dieſes dauerte fort, bis der neu entdeckte Weg nach Oſtindien dem ganzen Handel einen ganz andern Umſchwung gab. Schon zu dieſer Zeit beſuchten die Nürnbergiſchen Handelsleute den bekannten Safranmarkt in Aquileja, daher ihnen der daſige Patriarch Johann im Jahr 1390 volle Handelsfreiheit in ſeinem ganzen Patriarchat ertheilte. Dieſe Verbindung fand noch im ſechszehnten Jahrhundert Statt *)

Gegenſeitige Zollfreiheiten beſtanden — zum Theil ſchon ſeit dem vorhergehenden Jahrhundert — zwiſchen Nürnberg und folgenden Städten: Eger, Bern, Regensburg, Kamb (Chamb), Neuburg, Heilbronn am Neckar, München, Schwäbiſchgemünd, Augsburg, Baſel und St. Gallen. Im Jahr 1334 befreite es Churfürſt Wolfram zu Cölln vom Pfundrecht, behielt ſich aber das Amtmannsrecht vor. Der einzige Fall dieſer Art iſt, daß Cölln in Nürnberg nicht zollfrei war.

*) G. Roth, Geſchichte des Nürnberger Handels. I. 43 f.

Um das Andenken dieser Verträge zu erhalten, bediente man sich symbolischer Abgaben und verschiedener Gebräuche. Der erste Bürger, der mit Waaren in eine Stadt kam, mußte der dasigen Obrigkeit ein Pfund Pfeffer, ein Paar weiße Handschuhe und ein weißes Stäbchen überreichen. Es wurden feierliche Umzüge gehalten, die fremden Handelsleute wurden auf Kosten eines jeden Handelsplatzes, welcher zollfrei war, bewirthet u. s. w. Diese Ceremonien waren aber nicht überall gleich; am bekanntesten ist das Pfeifergericht, welches zu Frankfurt am Main gehalten wurde. *)

Im Jahr 1380 mußten sich auf Veranlassung des Römischen Königs Wenzeslaus sammtliche Städte Oberteutschlands dem ältern Rheinischen Bunde beigesellen, welcher jedoch von dem hundert Jahre später errichteten Schwäbischen Bunde zu unterscheiden ist. Jener ältere Bund war im Jahr 1388 schon bis auf siebenzig Städte angewachsen. Nürnberg trat demselben im Jahr 1384 bei. **)

*) Joh. Heinr. Herm. Fries schrieb eine eigene Abhandlung vom Pfeifergericht. Frankf. 1752. 8.

**) Nicht erst im Jahre 1387, wie Joh. ab Indagine (d. i. von Falkenstein) in seiner Geschichte Nürnbergs, S. 513 f. 8. behauptet.

Mit dieſem Bunde waren mehrere Fürſten Teutſchlands unzufrieden. Sie legten den Handelsſtädten allerlei Hinderniſſe in den Weg, und die reiſenden Handelsleute litten vielfältigen Schaden. Die Pfalzgrafen beim Rhein und die Herzoge von Baiern ließen den Nürnbergiſchen Kaufleuten auf allen Straßen auflauern. In Oettingen wurden ihnen neun Wägen mit Waaren aufgehalten, zwei der Nürnbergiſchen Handelsleute gefangen geſetzt, und nicht eher wieder losgelaſſen, bis ſie eine anſehnliche Summe Geldes zum Loskauf erlegt hatten.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts trat zum Vortheil Nürnbergs der Umſtand ein, daß wegen der zwiſchen dem Biſchof von Würzburg, Albrecht II., und den daſigen Bürgern im J. 1357 entſtandenen Zwiſtigkeiten viele reiche Einwohner Würzburgs nach Nürnberg zogen; bei welcher Gelegenheit die Chronikenſchreiber bemerken, daß von dieſer Zeit an der Handel Nürnbergs erſt recht zu blühen angefangen habe.

Die Urkunden dieſes Zeitraums führen ſchon die angeſehenſten Nürnbergiſchen Familien auf, deren Mitglieder Handel trieben, z. E. die Behaim, die Ebner, die Förnberger, die Fürleger, die

So bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, von eines Raben Schrey:
Den Landmann treibet Schwärmerey,
Daß er in Wälder flieh, in Mauern sich versperre;
Todt liegt der Acker — eine Wüsteney;
Die Wissenschaft wird Barbarey
Und die Religion Geplärre.
So jammervoll, durch Glaubenszwang entstellt,
Gehüllt in öde Finsternisse,
Lag Teutschland auch — daß aus den Chronicken der Welt
Ein Genius die schwarzen Blätter risse!
Doch mit hellglänzendem Panier
Fuhr Weißheit wieder von dem Himmel,
Mit ihr der Friede; das Gewimmel
Der Dummheit floh; die Nacht verschwand; die Thür
Des Elends wurde zugeriegelt —
Dank sey ihr, ewig Dank dafür!
Nur wenn sie sich vermißt, sich ungezügelt
Ins Meer der Gottheit stürzt, und klügelt
Wo, tief anbetend der Verstand
Der Leibnitze, der Haller stille stand,
Wo selbst der Seraph seinen Mund versiegelt,
Wird sie zum Schwerd in eines Narren Hand.
So denk ich, lieber Freund, und lasse
Die Geister von der höhern Classe
Den alten Wein aus Rom und Griechenland
Mit ihrem schalen Witz durchwässern
Und unsre beste Welt regieren und verbessern;

Groß, die Grundherr, die Glockengießer, die Gewandschneider, die Hirschvogel, die Mendel, die Muffel, die Nüthel, die Paumgärtner, die Praun, die Schürstab, die Stromer, die Tucher, die Wagner u. a.

Da man sah, daß der Handel zum Erwerb großer Reichthümer führe, und da das damals geltende Faustrecht das Land weit und breit umher unsicher machte, so verließen viele Edelleute ihre Wohnsitze auf dem Lande, und suchten Schutz und Sicherheit hinter den festen Mauern der Städte. Diesem Umstande verdankte Nürnberg eine nicht unbedeutende Anzahl neuer Ankömmlinge; der Landedelmann that gern auf seinen freien Adelstand Verzicht und — ward Bürger. Denn in Nürnberg galt kein Adel; nur der Stand, die Würde und das Amt verschafften dem, der es bekleidete, Rang, Ansehen und Titel, nicht aber — die Geburt. Das Wort „Herr" erhielten bloß obrigkeitliche und geistliche Personen; dies ward noch in den neuesten Zeiten bei den berüchtigten Losungszetteln beibehalten.

Während sich nun Nürnbergs Handel immer höher und höher emporschwang, und sich nicht nur

in dem Innern von Teutſchland, ſondern auch ſelbſt im Auslande immer weiter ausbreitete, ſtemmten ſich demſelben große Hinderniſſe entgegen, welche die damaligen Befehdungen verurſachten. Von ihren Burgen und Veſten lauerten die Edelleute auf vorüberziehende Reiſende, beſonders auf die Handelsleute und deren Waaren. Sie unternahmen häufig Ausfälle auf ſie, beraubten ſie ihrer Güter, warfen die Handelsleute und Fuhrleute ins Gefängniß, bis ſie ſich und ihre Güter mit ſchwerem Gelde loskauften. Man nannte dieſe Edelleute damals bald Halbritter, bald Sattelritter, bald Schnapphähne, weil ſie nur gleichſam vom Sattel und Stegreife lebten. *)

Als Gegenſtände des damaligen Handels kommen in den gleichzeitigen Urkunden folgende Artikel vor:

Aus dem vom Kaiſer Friedrich dem II. im Jahr 1219 der Stadt Nürnberg ertheilten Privilegium erſieht man, daß deren Bürger auf dem Markte (Meſſe) zu Donauwöhrt, Nördlingen u. ſ. w. mit Nürnbergiſcher Münze handeln und dafür

*) S. Roth, Geſchichte des Nürnberger Handels. I. 59 ff.

Gold und Silber wechseln durften. Der Nürnbergiſche Münzmeiſter erhielt die Freiheit, dahin zu reiſen und ſeine Münze daſelbſt zu prägen.

Daß der Weinhandel ſchon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Nürnberg geblühet habe, erhellt aus einer Urkunde vom Jahr 1383, welche die beiden Brüder Herzoge von Baiern, Stephan II. und Johann, ausgeſtellt haben. Es wird darin geſagt: „daß man von zehen Saumen einen Goldgulden, — von einem großen Faſſe Wein einen halben Gulden, — von einem Spitzfaſſe, das halb ſo groß iſt, einen Ort eines Guldens Zoll geben ſoll.“ Im J. 1397 wurde in Würzburg ein neuer Weinaufſchlag eingeführt, welches, wie ein gleichzeitiger Chroniſt bemerkt, den mit Wein handelnden Nürnbergiſchen Bürgern ſehr zur Laſt fiel. Der Platz, auf welchem fremde Weine verkauft wurden, heißt noch jetzt „der alte Weinmarkt“ nahe an der Sebalder Kirche.

Nicht minder blühend war ſchon in dieſem Zeitraume Nürnbergs Tuchhandel. Seine Tuchhändler wurden im J. 1339 in Prag vom Ungeld befreit. Im J. 1364 verglich ſich Rudolf IV. Herzog von Oeſtreich, mit Nürnberg, wie viel Tuch

von jeder Sorte auf einen Saum gerechnet werden ſollte. Die Gewandſchneider, eine angeſehene Kaufmannsfamilie, ſollen ſich ſchon um das J. 1300 in Nürnberg durch den Handel mit Gewand (d. i. Tüchern) ſehr bereichert, auch ihren Familiennamen dadurch erhalten haben. Das ſchöne Harsdorferiſche Haus am Tuchgäßchen, wo das alte Rathhaus ſtand, war das Haus dieſer Gewandſchneider, von welchem auch die Straße den Namen erhielt.

Die Verbindung Nürnbergs mit Italien verſchaffte dieſer Stadt bald den Spezereihandel. Schon oben gedachten wir des Safranmarktes zu Aquileja, welchen ihre Handelsleute beſuchten. Der Hauptort, dieſen Handelszweig zu betreiben, war für ſie Venedig; doch kommen in Nürnbergs Annalen mehrere Städte Italiens vor, worin ſeine Landsleute Handel trieben. Ein Marquard Mendel befand ſich im Jahr 1379 zu Verona in Handelsgeſchäften. Mehrere von der hieſigen Familie der Behaim ließen in dieſem Zeitraum Spezereien von Venedig kommen und ſetzten ſie in andern Ländern und Orten, namentlich in Böhmen, Prag und ſo weiter wieder mit Vortheil ab. Auch die Familie der Ebner trieb Spezereihandel; ein Hans Eb-

ner handelte (1336) mit den aus Italien erhaltenen Spezereien nach Ungarn; ein Albrecht Ebner beſuchte (1397) die Frankfurter Meſſe, und trieb mit ſeinen Spezereiwaaren einen bedeutenden Handel in der ganzen Gegend des Rheinſtroms. Ein Conrad Ebner erwarb ſich durch ſeinen Handel mit Spezereiwaaren, die er aus Italien bezog, ein ſo großes Vermögen, daß er im J. 1276 dem Kaiſer Rudolf I. eine anſehnliche Geldſumme leihen konnte.

Auch des Rauhhandels (Handels mit Pelzwerk) wird in Nürnbergs Geſchichtbüchern gedacht. Man tauſchte dieſes gegen Nürnbergiſche und andere Waaren mit großem Vortheile ein.

(Der Beſchluß folgt.)

Nürnberg. J. J. Roth.

Inhalt.

I. Gedichte. Seite

1. Der Wandrer 161
2. An die Cicade 163
3. An meine Laute 163
4. Nero und Marcell 164
5. Frommer Sinn 166
6. Epigramme 17
7. Sprüche 171

II. Orientaliſche Gedichte.

1. Der Beſuch 172
2. Said 175
3. Blutrache 177

III. Hektors Abſchied von ſeiner Gemalin Andromache 179

Seite

IV. Miltiades. Die Schlacht bei Marathon 185

V. Ueber eine neue Antwort auf die alte Frage: Was iſt die Wahrheit? 192

VI. Ueber Philoſophie. Auch ein Wort an die Teutſchen 213

VII. Fellenbergs-Agricultur-Inſtitut zu Hofwyl 215

VIII. Denkſtein auf die ehemalige Reichsſtadt Nürnberg 230

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutſchen Merkurs.

11. Stück. November 1803.

I. Verzeichniß neuer Bücher, welche in der Meyerſchen Buchhandlung in Lemgo zur Oſtermeſſe 1808 erſchienen ſind.

Auguſti, Dr. J. C. W. die katholiſchen Briefe. Neu überſetzt und erklärt, und mit Excurſen und einleitenden Abhandlungen herausgegeben, zweiter Theil, gr. 8. 20 Sgr.

Ebermaier, Dr. J. C. pharmaceutiſche Bibliothek für Aerzte und Apotheker, 2ten Bandes 1ſtes, 2tes Stück, 8. 12 Sgr.

Funk, Fr. C. Th. Beiträge zur allgemeinen Waſſer-Baukunſt, oder ausführliche Beſchreibung der großen und zahlreichen hydrometriſchen Verſuche, welche in der Weſer und Werra, hauptſächlich im Bezirk des Fürſtenthums Minden, zur Bereicherung und Berichtigung der hydrotechniſchen Wiſſenſchaften angeſtellt ſind; nebſt einer Critik der bisher in der Strom-Baukunſt gangbarſten Theorien und Grundſätze, mit 4 Kupfern, gr. 4. 3 Rthlr.

Herodoti Halicarnassei et Ctesiae Cnidii quae existant Opera et Fragmenta graece. Recensuit et Wesselingianae recensionis varietates adiecit Dr. *A. C. Borheck*, Tom I. Editio altera priori correctior et auctior, 8 maj. 1 Rthlr. 16 Sgr. Schreibpapier 2 Rthlr. 16 Sgr.

Meuſel, J. G. Teutſches Künſtler-Lexikon, oder Verzeichniß der jetztlebenden teutſchen Künſtler. Nebſt

einem Verzeichniß ſehenswürdiger Bibliotheken, Kunſt- Münz- und Naturalienkabinette in Teutſchland und in der Schweiz. Zweite umgearbeitete und ſehr vermehrte Ausgabe. 1ſter Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Sgr. Schreibpapier 2 Rthlr. 20 Sgr.

Ovidii, P. Nas. Metamorphoseon Libri XV. Des Ovidius 15 Bücher der Verwandlungen, mit Anmerkungen zum Nutzen der Jugend, nebſt einem Wortregiſter, herausgegeben von A. G. Meineke, 2ter Theil, 8. 1 Rthlr. 8 Sgr.

— — Wörterbuch zu Ovids Metamorphoſen apart, herausgegeben von A. G. Meineke, 8 8 Sgr.

Pothmann, M. C. weſtphäliſcher Volks-Calender auf das Jahr 1808, 8. 8 Sgr.

Roman: Glück aus Unglück (der verlorne Sohn), oder Liebe, Freundſchaft und Edelmuth. Ein romantiſches Gemälde von Conr. Queſtenberg, 2 Theile, 8. 1 Rthlr. 8 Sgr.

Weber, F. G. allgemeine Anweiſung der neueſten Schönſchreibekunſt, neue Aufl. 4. netto 18 Sgr.

Wolfrath, Dr. F. W. Verſuch eines Lehrbuches der religiös-moraliſchen Catechetik und Didactik. Zum Gebrauch für academiſche Vorleſungen, als Fortſetzung des Verſuchs eines Lehrbuchs der allgemeinen Catechetik und Didactik, 8. 1 Rthlr.

Xenophons ſämmtliche Schriften. Aus dem Griechiſchen neu überſetzt von Dr. A. C. Borheck, 6ter Th. welcher die Schutzſchrift für Socrates, das Gaſtmahl, die Schrift von der Pferdekunde, die Hipparchik und Kynegetik, nebſt vollſtändigen hiſtoriſch-geographiſchen Regiſtern über alle Xenophontiſche Schriften enthält, gr. 8. 1 Rthlr. 14 Sgr.

II. Allgemeine Polizeiblätter für den Monat September 1808.

Inhalt.

Handwerksordnung für den Schweizer Canton Aargau. Anzeige eines vollſtändigen Handbuchs der Polizeiwiſſenſchaft und ihrer Hülfsquellen v. D. Joh. Paul Harl. Verbot der Aufnahme ſolcher Waaren, die nach

den franz. Mauthgesetzen in dem Herzogl. Nassauischen nicht erlaubt sind. Freiheit der Ehen zwischen Katholiken, Reformirten und Lutheranern das. Zuchthaus des Cantons Aargau zu Baden. Anrathung der Vaccination und Armenwesen in Dänemark. Aufhebung des Verkaufs der Kirgisenkinder. Die weibliche Erziehungsanstalt zu Olsberg, im Schweizer Canton Aargau. Vorschrift zur Gültigkeit der Reisepässe im Fürstl. Reußischen. Verbot der Obern. Oberpolizei-Commission zu Meiningen, die Kinder ꝛc. von den Strassen zu entfernen. Vermehrung der Bettstellen im Hospital zu Sinntes. Strafbestimmung wegen verweigerter Requisition von Wagen durch die Maires. K. K. franz. Decret in Betreff der Juden. Auswanderungs-Versuch einiger Studenten in Tübingen. Einführung des franz. Handlungscodex im Königreich Italien. Einschärfung der alten Gesetze wegen Verfertigung, Verkauf und Tragung der Waffen das. Eröffnung einer Hauptstraße von Paris nach Madrid. Errichtung des Zwecks der Zwangs- und Arbeitshäuser in Frankreich. Hinrichtung zweier Soldaten in Rom, und Anordnung der Reinigung der Treppen und Höfe das. Bevölkerungsliste v. April bis Julius in Neapel. Beschränkung des Aufenthalts der Franzosen in der Schweiz. Beschwerden einiger Juden zu Bamberg, als Beitrag zur Beleuchtung der in öffentlichen Blättern unlängst erschienenen Berichtigung. Verordnung über die bessere Einrichtung der Begräbnißplätze im Schweizer Canton Aargau. Uebersicht der Einnahme und Ausgabe der Armen-Instituts-Casse zu Wetzlar. Fortsetzung der Arbeiten an den neuen Straßen in Dalmatien. Beiträge zur Unterstützung der Staatsdiener im Herzogthum Warschau. Militär-Erziehungs-Schule in Holland. Zustand des Fonds des Armenwesens in Dänemark. Instruction für die General-Kreis-Commissäre im Königreich Baiern. Amalgamation der höhern Lehranstalt bei der Confession zu Augsburg. Theoretisches Bildungs-Institut für Bergwerksbeamten zu Halle. Vermächtniß des Regierungsraths G. L. May. Verbot der Heidelbeeren zu Dresden. Einführung des Code Napoleon im Herzogthum Anhalt-Köthen. Erforderniß der philosophischen Studien zur juridischen Prüfung im Oesterreichischen. Raub der Gattin Sohn in Neapel. Geschenk für die Armenanstalt in Hamburg. Bevölkerungsliste des Bezirks Rastadt im J. 1806. Aufenthalt der Fremden in Wien.

Auch laß ich gern den Unverſtand,
Wie's ihm beliebt, die Scheidewand
Des Himmels und der Hölle ſetzen
Und Zion wider den verhetzen,
Der Spott mit ſeinen Bullen treibt;
So wiſſen mich Apoll und Freundſchaft und Vergnügen
Um meine Muße zu betrügen,
Daß zu Sophiſtereyn und Glaubens-Ritterzügen
Kein Viertelſtündchen übrig bleibt.
So leb ich, ohne ſchwarze Sorgen,
Gemächlich in dem Tag hinein
Und denke nur am frühen Morgen,
Ihn ganz mit Blumen zu beſtreun;
Um mich, ſo lang es währt, zu freun,
Ward mir der Zukunft Nacht verborgen.
Ja Freund, haushältriſch mit der Zeit
Und mit der Freude karg verfahren,
Genieſſen die Gelegenheit,
Für trübe Stunden Heiterkeit
Und Hofnung, wann ein Sturm uns dräut,
Und einen Wunſch für morgen ſparen,
Hat keinen Weiſen noch gereut.
Und daß ich nicht von dieſem Grundſaz wanke,
Verdank ich Ihm, dem ich mein Leben danke.
Ah! welch ein Mann! Voll Menſchenfreundlichkeit,
Voll ächter teutſcher Redlichkeit!
Ihm gleich zu ſeyn— welch ein Gedanke!
Froh that er ſeine Pflicht, und fürchtete nur Gott
Und dient' ihm treu und haßte frechen Spott.

Punzirung der Gold- und Silberwaaren zu Salzburg und Berchtoldsgaden. Erste Versammlung des Königl. Instituts zu Utrecht. Bevölkerung von Finnland. K. K. franz. Decret vom 12. und 20 Julius verschiedene Gegenstände betr. Untersuchung der Backöfen zu Bamberg. Abzugsbefreiung der Staats- und Kirchendiener im Hohenzollerisch., Sigmaring. und dem Fürstl. Fürstenberg. Standes-Gebiete. Anstellung der Medicinalreferenten als correspondirende Medicinalräthe bei der Sanitätscommission im Großherzogthum Baden. Bevölkerung des Schulvisitatur-Bezirks Schwarzach v. 1806. Vereinigung der Militärschule mit dem Carolinum in Braunschweig und Errichtung eines großen Lyceums. Revision und Kompilation der bestehenden politischen Verordnungen in Oesterreich. K. K. franz. Decrete zu Niort, Napoleon und Nantes. Versuche mit Kräutern des D. Tenore zu Neapel um ausländische Medicinal-Kräuter zu ersetzen. Lob des Schullehrer-Unterrichts des ꝛc. Zellers zu Hofwyl. Verschiedene Unterstützungen zu verschiedenen wohlthätigen Zwecken in Ungarn. Vermehrung der Betten im Hospital der Militärtöchter zu Turin und Unterstützung der Einwohner des Thals Zigneral. Schwimmexamen über die Zöglinge der Berner Academie. Geschärfte Aufsicht über franz. flüchtige Conscribirte in die Schweiz. Anlage von Canälen und Heerstraßen in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Prämien auf die Einführung des ersten spanischen Widders nach Neuyork. Generalversammlung der Methodisten zu Baltimore. Generale, die aus auswärtigen in die hiesigen Lande durch den sogenannten Schub kommenden Armen und andern Personen im Königreich Sachsen betr. Verfügung der Polizeidirection zu Stuttgart gegen das unbefugte und gefährliche Hintenaufsitzen auf die Gefährten. Ermunterung des Raths zu Hildburghausen zum Raupenablesen und andere Warnungen. Oeffentliche Sitzung der Aufmunterungsgesellschaft der Nationalindustrie zu Paris. Neue Straße von Porto venere nach Spezzia. Rechnung der Züricher Cantonal-Armenpflege von 1807. desgl. von Basel. Ein Paar Worte über Nachtwächter und deren Gesang. Gesetz vom 6. Aug. 1808, die Errichtung von Polizeigerichten in den Municipalitäten im Königreich Westphalen betr. Behandelte Gegenstände von der Polizei zu Augsburg im Monat Aug. 1808. Verbot der Ausfuhr der russisch.

Silberrubel aus der Moldau und Wallachei nach dem Oesterreichischen. Angabe der in England und Wales in Inquisition gerathenen Individuen. Ist das Stürzen der Ertrunkenen schädlich oder nützlich? K. Baierische Verordnung, die Errichtung der Schulen für Landärzte betr. Feuergefährlichkeit der Gloskugeln. Vergiftung mehrerer Personen durch den brandigten Fliegenschwamm. Wiederaufblühung der Academie der Wissenschaften zu Pavia. Ergiebigkeit der Aerndte im Königreich Neapel. Ertrag und Nützlichkeit der Brauhäuser in Wien. Verhaftung mehrerer Räuber in den Bergen Calabria ulter. Cultur und Bevölkerungszustand von Amerika. Einrichtung des Zuchthauses in Baden im Schweizer Canton Aargau. Vorsichtsmaasregeln gegen den Milzbrand des Rindviehes. Normen über das Maaß, die Güte und den Preis der Ziegelsteine in der Provinz Bamberg. Bestrafung dreier Jünglinge von Sisteln. Einweihung der Kirche des neuen Armenhauses für Ober- und Staabsoffiziers-Wittwen in Petersburg.

Justiz- und Polizei-Anzeiger. Er enthält: 1 Miscelle. 51 Steckbriefe. 2 Warnungen. 3 Vorladungen. Demnächst Widerrufe, mehrere Aufforderungen, Nachträge, Bekanntmachungen und literärische Ankündigungen.

III. Allgemeine Polizeiblätter für den Monat October 1808.

Inhalt.

Einrichtung des Zuchthauses in Baden im Schweizer Canton Aargau. Forts. Anordnung einer Polizeisection bei dem Ministerium des Innern im Königreich Baiern. Verordnung über Aufnahme und Beherbergung französischer Bürger ꝛc. im Canton Basel. Oekonomische Anstalten zu Hofwyl. Allgemeine Beisteuer für die im Kriege Verunglückten im Königreich Sachsen. Königlich-Baier. organisches Edikt über die gutsherrlichen Rechte. Plan zu einer allgemeinen Schulreform im Königreich Westphalen. Sterblichkeit zu Berlin. Spielhäuser zu Breslau. Ungewöhnlich häufige Gewitter in

der Schweiz. Gesetzesentwurf über die Erbfolge in St. Gallen. Anzahl der Gesundheitsbeamten zu Paris. Verbot des Einwanderns der Conscribirten der Rheinbundstaaten nach Frankreich. Vertheidigung Hrn. Fontanes als Großmeister der k. k. Universität. Anordnung, Verzeichnisse von den im Königreich Neapel gefangen sitzenden Personen einzuliefern und Einführung der Postwagen daselbst. Liste der Besitzungen der Jesuiten in Rußland. Vereinigung der drei höheren Schulen zu Halle zu einer einzigen Hauptschule. Fortsetzung des Gesetzesentwurfs über die Erbfolge in der Schweiz. Anstellung eines Bischofs vom griechischen Ritus in Dalmatien. Marien-Canal in Rußland. Ueber das Wandern der Handwerksburschen. Herzogl. Nassauische erweiterte und näher bestimmte Verordnung französische Conscribirte und Deserteurs betreffend. Untersuchungs-Commission wegen des Zustandes der Universität Leipzig. Chemische Erfahrungen des Hrn. Manfredi zu Cöln. Verschiedene wohlthätige Verfügungen des Königs Joachim zu Neapel. Wegnahme mehrerer Wagen mit eingeschwärzten Colonialwaaren zu Ostfriesland, und Bestrafung mehrerer k. Gardisten. Großherzogl. Badensche Landesherrl. Verordnung das Abzugsrecht ꝛc. betreffend. Erlaß des medicinischen Collegiums zu Erfurt die Schutzpocken-Impfung betr. Kaiserlich-Französisches Decret über die Universität zu Paris. Organisations-Urkunde und Statuten der Rechtsschule zu Wetzlar. Industrie der Stadt Mühlhausen. Anzeige des Jahrbuchs der Staatsarzeneikunde von J. H. Kopp. Erscheinung des 2ten Theils des Canton St. Gallischen Entwurfs des Strafgesetzbuchs. Königl. Würtembergische Verordnung vom 15. Septbr. 1808. Die Entfernung der die Vorlesungen der Professoren nicht besuchenden Studirenden von der königl. Universität Tübingen betr. Polizeiverordnung das Tabakrauchen zu Stuttgart betr. Hartleys Methode, die Häuser vor Feuersbrünsten zu bewahren. Reglement wegen Aufbringung einer anderweitigen Steuer in dem Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen. Verbesserung der Argandischen Lampen. Gewohnheit in Frankreich am Sonntage zu arbeiten. Bestürmung des Schlosses von Neus im Canton Baad. Sorge für nächtliche Sicherheit in der Grafschaft Nieder Kazenelnbogen. Verbot der Ausfuhr der Gewehre aus dem Preußischen ins Herzogthum Warschau. Sicheres Mittel gegen die

Raupen. Maßregeln gegen Gewaltthätigkeiten in Spanien. Das Maienfeſt oder Schulfeſt in der Schweiz. Einnahme der Armenkaſſe zu Berlin. Verbeſſerung der Hauptſtraßen in verſchiedenen Theilen Frankreichs. Herſtellung der Secours Vatelottes in Nancy. Verweiſung der Engländer aus Holland. Abhaltung eines Bettags in der Schweiz, und Verordnung über die Bildung der Militärgerichte für die Schweizer Truppen. Generalpardon für die Deſerteurs in Neapel. Auswanderung des italiäniſchen Poſtcourirs. Ordnung für die Hatſchier oder Polizei-Soldaten im Schweizer Canton Baſel. Königlich-weſtphäliſches Decret vom 13. Septbr. 1808 wegen Errichtung einer Generaldirection der höhern Polizei. Erfindung des Chemiſten Einrich, verſchiedene Manufacturwaaren waſſerdicht zu machen.

Juſtiz- und Polizei-Anzeiger. Er enthält: 2 Miscellen. 54 Steckbriefe. 2 Warnungen. 8 Vorladungen. Demnächſt mehrere Widerrufe, Aufforderungen, Nachträge, Bekanntmachungen, literäriſche Ankündigungen.

IV. Almanach des Dames pour l'an 1809.

In Tübingen bei J. G. Cotta iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen Frankreichs und Teutſchlands gebunden mit goldenem Schnitt für 3 fl. zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1809. avec 8 gravures.

Dieſe von einer geiſtvollen Dame in Paris beſorgte Sammlung der vorzüglichſten Produkte der franzöſiſchen Muſe empfiehlt ſich durch die kluge Auswahl, Anmuth und Lieblichkeit der Aufſätze jeder Kennerin der franzöſiſchen Sprache.

Das Aeußere zeichnet ſich beſonders durch die Schönheit des Druckes und der Kupfer aus: dieſe ſtellen Gemälde aus dem kaiſerlichen Muſeum dar, und ſind von dem Pariſer Künſtler mit einer Treue und Wahrheit nachgebildet, welche bei dem kleinen Format ſehr ſchwer zu erreichen ſind, und der in dieſem neuen Jahrgange fortlaufenden Gallerie der großen in Paris befindlichen

Meisterwerke einen besondern Werth für die Kunstliebhaber geben.

V. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen sind zur Michaelis-Messe 1808 fertig geworden.

Almanach des Dames pour l'an 1809. avec estampes. relié. 1 Rthlr 16 gr. 3 fl.

Annalen (europ.) 1808. der Jahrg. 4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Archiv (jurid.) von Gmelin, Gönner und Tafinger. 6r Bd. 3s St. gr. 8. 4 Hefte. 3 Rthlr. 5 fl. 20 kr.

Autenrieth (J. H. F.) Versuche für die practische Heilkunde aus den klinischen Anstalten von Tübingen. 1r Bd. 2s Heft. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge, der während der Monate Sept. und Octob. 1806. unter dem Commando des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen königlich preußischen und churfürstl. sächsischen Truppen, von K. v. L. 2 Thle. 2te verb. u. verm. Auflage. gr. 8.

Eggers (C. U. D. Freiherrn von) Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Entdeckungsreise nach den Südländern des neuen Continents von F. Peron. Aus dem Franz. übers. von Ph. W. G. Hausleutner. 1r Bd. mit 40 Kupf. gr. 4. 2 Bde. 44 fl.

Flatt (D. J. F.) Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Fortgesetzt von D. F. G. Süskind. 14s St. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Goethe (von) sämmtliche Werke. 12 Bde. gr. 8. 2te Auflage. Weiß Dr.-P. Subscr. Pr. 2 Carolin. ord. Dr.-P. Subscr. Pr. 1½ Carolin.

Hartig, (G. L.) Lehrbuch für Förster und die es werden wollen, 3 Thle. 2te Aufl. mit Kupf. und Tabellen, gr. 8. Subscr. Pr. 2 Rthlr. 18 gr. 4 fl. 48 kr.

Hug, (D. J. L.) Einleitung in die Schriften des neuen Bundes. 2r Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Humbold (Alex. von) und Bonpland Monographie des Melastoma Livr. 7. 8. gr. Fol.

— — Plantes équinoxiales. Livr. 7. 8. gr. Fol.

— — Recueil d'observations de Zoologie et d'Anatomie comparée. Livr. 3. gr. 4.

— — deutsche Uebersetzung. 2s 3s Heft. gr. 4.

— — und Bonpland Recueil d'observations astronomiques, d'opérations trigonométriques, et de mesures barométriques. Livr. 1. gr. 4.

— — Conspectus longitudinum geographicarum per decursum annorum 1799 ad 1804 in plaga equinoctiali astronomice observatarum. gr. 4. br. Belinp. 19 Rthlr. 33 fl. Schrp. 13 Rthlr. 20 gr. 23 fl. 52 kr.

— — Tableau de la nature ou considerations sur les deserts, sur la physiognomie des végétaux, et sur les cataractes de l'Orénoque. T. 1. 2, 8. br. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

— — Essai politique sur le Royaume de la nouvelle Espagne. Livr. 1. gr. 4.

— — Atlas géographique et physique du Royaume de la nouvelle Espagne. gr. Fol.

Kartenalmanach, 4r Jahrg. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Kleist Penthesilea, Trauerspiel. 1 Rthl. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Klüber (D. J. L.) Staatsrecht des rheinischen Bundes. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl 36 kr.

— Lehrbegriff der Referirkunst. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände 1808. der Jahrg. 8 Rthlr 15 fl.

Mozin (Abbé) la Correspondance familière ou choix de lettres assorties aux diverses situations de la vie, extraites des meilleurs auteurs anciens ou modernes nationaux et étrangers. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 1 fl 36 kr.

Pfeffel (G. C.) poetische Versuche, 9r Thl. 8.

Belin Ppr. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.
Schreib Ppr. — — 20 gr. 1 fl. 30 kr.
Druck. Ppr. — — 12 gr. — 54 kr.

Ploucquet (Dr. G. G.) Literatura medica digesta, sive repertorium medicinae practicae, chirurgiae

atque rei obstetriciae. 4 Tomi. 4 maj. 19 Rthlr. 33 fl.

Polizeiblätter (allgemeine) herausgeg. von Hartleben 1808. als Fortsetzung der allgem. Polizei-Zeitung. 4. 4 Rthlr. 7 fl. 30 kr.

Reinbeck (G.) Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807. in Briefen. Nebst einem merkwürdigen Beitrage zum Prozesse der Publicität gegen ihre Widersacher, nebst einer Beilage. 8. br. 21 gr. 1 fl. 36 kr.

Sator (J.) Vernunft und Verstand, eine wissenschaftliche Darstellung, dem gebildeten Manne, nicht der Schule zunächst gewidmet, 2r Thl. 8. 1 Rthlr. 18 gr. 3 fl. 15 kr.

Sammlung von Beobachtungen und Thatsachen, die die hautige Bräune (Croup) betreffen. Von M. M. Friedländer. gr. 8. 12 gr. 54 kr.

Schelling und Marcus Jahrbücher der Medicin, als Wissenschaft. 3r Bd. 1s u. 2s St. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 42 kr.

Seidenstücker (J. A. L.) Einleitung in den Codex Napoleon, gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Staatsgeschichte Europa's, 4r Jahrg. als Fortsetzung von Pesselt's Taschenbuch, mit Kupf. und Karten. 12. br. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809. mit Beiträgen von Göthe, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter, Stolberg und andern, mit Kpf. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Voss (J. H.) Theokritos Bion u. Moschus. 8. 2 Rthl. 8 gr. 4 fl.

Zeitung (allgemeine) 1808. der Jahrg. 10 Rthl. 18 fl.

VI. Europäische Annalen 1808. 9tes Stück.

Inhalt.

I. Die Schlacht von Vierzehnheiligen vom Obersten von Massenbach. (Beschluß.)

II. Codex diplomaticus zu den Nachrichten über den Feldzug der Oesterreicher in Tirol vom Jahre 1805. (Beschl.)

III. Ueber die Geſichtspunkte, aus welchen eine Geſchichte Napoleons geſchrieben werden müßte.
IV. Die Revolution von Aranjuez.

VII. Europäiſche Annalen 1808. 10tes Stück.

Inhalt.

I. Blicke auf Spanien.

II. Schreiben an den Herausgeber der europ. Annalen.

III. Politiſche Betrachtungen über die Proclamation des Kaiſers an die Spanier. (Salamanca 1808.) a. d. Span.

IV. Diplomatiſche Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und der Schweiz, in den Jahren 1789 bis 1798. (Beſchluß.)

XXI. Denkſchrift über die Folgen äußerer Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten der Schweiz, die dem Geſchäftsträger Mengaud, während der Tagſatzung in Aarau (im Jan. 1798) überreicht ward. (Vgl. Europ. Annalen 1808. St. 4 S. 16.)

V. Ueber die Einführung mündlicher Verhandlungen in den Gerichtshöfen Teutſchlands.

VI. Oſtindiſche Miſcellen. Vierte Lieferung.

XXI. Politiſche Betrachtungen über die europäiſchen Niederlaſſungen in Indien, und zuerſt über die Franzöſiſchen.

XVII. Holländiſche Niederlaſſungen.

XXIII. Engliſche Niederlaſſungen.

XXIV. Däniſche und ehemalige öſterreichiſche Niederlaſſungen.

XXV. Portugieſiſche Niederlaſſungen.

XXVI. Einfuhr-Artikel aus Europa nach Indien.

VII. Polizei in Spanien.

VIII. Taſchenbuch für Damen auf 1809 mit Beiträgen von Goethe, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter, Schiller und andern. Mit Kupfern und niedlichem Einband. Preiß 2 fl. 24 kr.

Die auf dem Titel angeführten berühmten Verfaſſer ſind hinreichend zur Empfehlung dieſes Taſchenbuchs, das ſeit ſeiner Entſtehung als das Vorzüglichſte in ſeiner Art anerkannt wird.

Noch andere dem Publicum werthe Namen haben es mit Beiträgen beehrt, und eine unbekannte weibliche Feder lieferte eine Erzählung, die allgemein gefallen wird.

Die Kupfer ſind nach vorzüglichen Zeichnungen geſtochen, und erheben den Werth dieſer niedlichen Sammlung.

Wer ſich vor Ende Octobers unmittelbar an uns wendet, erhält das Exemplar mit erſten Kupfer-Abdrücken für 2 fl. freie Einſendung.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung
in Tübingen.

IX. Pallas, eine Zeitſchrift für Staats- und Kriegs-Kunſt. 1808. Drittes Stück.

Inhalt.

A. Kriegskunſt.

1. Geſchichtlicher Abriß der Kriegsoperationen in Preußen. III. Belagerung von Danzig. IV. Die Kriegsoperationen in Preußen. 2) Relation der Gefechte, welche das preußiſche Armeecorps unter dem Generallieutenant von Leſtocq am 8ten Februar 1807 von ſeinem Abmarſch von dem Rendezvous bei Huſſehnen bis zu ſeiner Vereinigung mit der ruſſiſchen Armee bei Althof, mit den Franzoſen gehabt, ſo wie vom Antheil, welchen daſſelbe an der Schlacht bei Preußiſch-Eylau nahm.

B. Staatskunst.

1) Ueber Preußen und seine politische Lage. Aus dem Französischen des Malte-Brun 2) Von der Intrigue. 3) Fichte's Reden an die teutsche Nation. 4) Aus Jean Pauls Friedenspredigt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

X. Pallas, eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst. 1808. Viertes Stück.

Inhalt.

1) Schlacht bei Friedland. (Beschluß des geschichtlichen Abrisses der Kriegsoperationen in Preußen.)

2) Einleitung der Marginalien zu den Grundsätzen der höheren Kriegskunst für die österreichischen Generale, von E. v. W.

3) Frédéric Louis Prince de Hohenlohe Oehringen, von einem königl. preußischen Hauptmann.

4) Randglossen zu einigen von den über den Heereszug nach Indien erschienenen Aufsätzen und Flugschriften, vom Herausgeber.

5) Ueber die inneren Unruhen in Spanien während des Erbfolgekrieges.

6) Ueber die schlechte Zeit, oder die Klage wegen täglich zunehmender Theurung.

7) Die Selbstbefreiung der spanischen Truppen aus Dänemark. (Eingesandt.)

8) Anzeige der Druckfehler in der Relation succincte de la Bataille de Jena par Jomini im zweiten Hefte der Pallas, eingesandt von Thaddäus M.

Ein guter Vater, liebevoller Gatte,
War er vergnügt mit seinem Loos,
War ohne Stolz im Glück, im Leiden groß
Und fand, wenn er die Last des Tags getragen hatte,
Den süßten Lohn in seiner Freunde Schoos,
Im Schoose häuslich stiller Freuden,
Die das Geräusch der grosen Häuser meiden.
Ach! meine Brust bleibt ewig sein Altar!
Heil ihm, daß er mich früh zu gutem Muth gewöhnte;
Daß er sein Werk mit einem Ende krönte,
Das lehrreich, wie sein Leben war!
Die immer währende Gefahr
Erschreckt' ihn nicht, sein Herz blieb still, sein Auge klar,
Es lächelte, da seine Lippe stöhnte
Und Tod durch alle Nerven drang.
Das Einzige, nach dem sein Wunsch sich sehnte,
War Klopstock, dein vollendeter Gesang. (*)
„Ich gehe, sprach er, meiner Väter Gang;
„Was weinet ihr, wenn ich mich freue? —
Weg mit der Feder! — Fließt ihr Thränen, fließt
aufs neue!
Gedanke stell ihn mir auf jedem Schritte dar!
Verflucht sey, wenn ich ihm verkenne
Und auf die Bahn des Lasters renne,
Verflucht der Tag, da mich sein Weib gebar! —
Wann auch mein Stundenglas gemach zum
Ende rinnet,
Die Ewigkeit vor meinen Blicken tagt,

Das

(*) Er starb vor Erscheinung des 4ten Bandes der Messiade, die sein Lieblingsbuch war.

XI. Neue Verlagsartikel der Darnmannschen Buchhandlung zu Züllichau.

Folgendes nützliche Schulbuch ist in allen teutschen Buchhandlungen für 22 Groschen zu haben:

Ciceronische Anthologie, oder Sammlung interessanter Stellen aus den Schriften des Cicero. Für die mittleren Classen in den Gelehrtenschulen, bearbeitet von M. K. H. Sintenis. Erster Theil. 8. Züllichau, bei Darnmann.

Sowohl hiervon, als von den früher erschienenen Schriften dieses würdigen Verfassers, welche so vortheilhaft recensirt und mit dem besten Erfolge in viele Schulen eingeführt worden sind, wird das dreizehnte Exemplar gratis gegeben.

* * *

Zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken verdienen folgende Bücher empfohlen zu werden, welche zum Theil schon früher den Beifall des Publicums erhielten:

Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde, von Gallus. 6 Bände. Zweite verbesserte Auflage. 8. . . 7 Rthlr. 12 gr.
Dasselbe Werk auf holländisch Papier. 9 — 20 —

Der 5te und 6te Band sind auch besonders zu haben unter dem Titel:

Abriß der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelm I., Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. Auf Druckpap. 4 Rthlr. 6 gr.
Auf holländisch Papier . . 5 — 2 —
Mannichfaltigkeiten zur Beförderung guter Gesinnungen, gemeinnütziger Kenntnisse, angenehmer Unterhaltung, und erlaubten Scherzes. 8. . . 18 gr.
Die allgemeine Menschenreligion. Ein Buch für jeden gebildeten Leser. gr. 8. . . . 1 Rthlr.
Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit, v. Fr. Rochlitz. 2 Thle. 8. 4 Rthlr. 16 gr.
Charactere interessanter Menschen, in moralischen Erzählungen dargestellt v. Fr. Rochlitz. 4 Thle. 8. 6 Rthlr.

Der 2te Band davon ist auch einzeln unter folgendem Titel zu haben:
Victors Reise um Menschen kennen zu lernen. 1 Rthlr. 12 gr.
Der 3te und 4te Band hat auch den Titel:
Die Verwandten, Biographie in 2 Theilen. 3 Rthlr.
Beispiele bewundernswürdiger Handlungen aus der römischen Geschichte, von moralischen Maximen begleitet. Für die Jugend, von F. O. C. Scherwinsky. 8. . . . . 14 gr.
Beicht- und Communion-Buch für nachdenkende und gute Christen nach den Bedürfnissen unserer Zeit, von J. G. Seliger. Zweite mit einem Anhange für Kinder und einer Titel-Vignette von Lips vermehrte Auflage. 8. Auf Druckpapier . . . 14 gr.
Auf Schreibpapier . . . . 18 gr.
Die Titel-Vignette, Ein Christuskopf von Lips ist auch einzeln um 4 Groschen zu haben.
Obige Schriften sind sowohl bei Darnmann in Züllichau, als auch in allen übrigen teutschen Buchhandlungen zu bekommen — ingleichen die schön gearbeiteten Portraits des Arioste, Cervantes, Göthe, Schiller und Shakespeare, von Lips in Zürich à 9 Groschen.

XII. Im Verlage der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo ist so eben erschienen:

Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Aus dem Griechischen übersetzt von Dr. J. D. Heilmann. Zweite Auflage mit Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträgen von G. G. Bredow. gr. 8. . . . . 4 Rthlr.

Die Berichtigungen, Anmerkungen und Nachträge zum Thucydides, von G. G. Bredow apart für die Besitzer der ersten Auflage abgedruckt. 1 Rthlr.

Der Verfasser des Repertoire de Literature ancienne, ou choix d'auteurs classiques grecs et latins. gr. 8. Paris chez Fr. Schöll. fällt im ersten Theile S. 151 über diese teutsche Uebersetzung des Thu-

cydides folgendes Urtheil: „Parmi tous les literateurs dont les travaux sur Thucydide ont été imprimés, celui qui l'a le mieux compris, est le Traducteur allemand, *Heilmann*. Sa Traduction et ses notes sont le meilleur Commentaire sur cet Auteur.“

Noch mehr ist der Werth dieses Werks durch die bei der zweiten Auflage hinzugekommenen Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge des Herrn Prof. Bredow erhöhet worden.

No. VI

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Junius. 1808.

I. Ankündigungen.

Ein Wort zur Beherzigung an das literarische Publikum über das Allgemeine Repertorium der Literatur und dessen Fortdauer.

Das dritte Quinquennium des Allgemeinen Repertoriums der Literatur vom Jahr 1796—1800 ist nun erschienen und von uns an die Subscribenten versendet worden. Wir zeigten schon im Jahr 1805, in der Hallischen Allg. Lit. Zeitung, so wie in unserm Monatsberichte, Februar, die Schwierigkeiten an, mit welchen wir bei dieser Unternehmung zu kämpfen hatten, und das beträchtliche Risico, welches wir dabei übernahmen. Wir erklärten schon damals, daß wir diese kostbare Unternehmung aufgeben müßten,

wenn das literarische Publikum sie nicht, durch Ankauf dieses unentbehrlichen und täglich nöthiger werdenden Leitfadens in dem ungeheuern Labyrinthe der neuesten Literatur, kräftiger unterstützen und uns wenigstens schadenfrei bauen wolle, und daß dieses dritte Quinquennium der letzte Versuch seyn müsse, den wir damit machen wollten.

Von allen Seiten giengen uns Beifall und Lob unserer Beharrlichkeit für die gute Sache, so wie auch Versicherungen ein, daß wir gewiß keinen Schaden dabei leiden würden. Der würdige Herr Professor Ebeling zu Hamburg unterstützte unsere damalige Ankündigung sogar noch mit folgendem Zurufe an unser Publikum:

„Das Allgemeine Repertorium der Literatur, welches in sechs Quartbänden die Uebersicht des größten Theils der Europäischen Literatur vom J. 1785 bis 1795 enthält, schien ein Unternehmen zu seyn, dem es an Aufmunterung und an Unterstützung gar nicht fehlen konnte, und dessen lange Fortsetzung man allgemein wünschen würde. Wer dies Werk und die Literatur kennt, weiß, daß es ein unentbehrliches Nachschlagebuch ist; daß es nicht etwa bloß den Bibliothekaren und den Literärhistorikern die wichtigsten Dienste leistet, die kein andres Buch zu leisten vermag, sondern auch jedem Gelehrten, selbst dem, der sich bloß auf sein Fach einschränkt, eine Uebersicht desselben gewährt, welche die jetzigen schnellen Veränderungen in allen Wissenschaften und die endlose Bücherschreiberei doppelt nothwendig machen. Desto unerwarteter war es, daß Hr. Prof. Erſch, dessen Einsicht und Fleiße man dies Repertorium vornehmlich verdankt, schon bei der Herausgabe des letzten Theils im Jahr 1800 zweifelhaft war, ob er nur eine Fortsetzung bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts versprechen dürfe. Dies von einem Werke gesagt, das meinem Bedünken nach in der Bibliothek jedes Gelehrten seyn muß, dessen Lage ihm erlaubt Geld an Bücher zu wenden, schien anzuzeigen, daß man entweder den Werth und Nutzen desselben nicht genau kannte, oder daß die Lage der Gelehrten in Teutschland sich sehr verschlimmert haben müsse. Die Verlagshandlung machte in der Folge einen Unterzeichnungsvorschlag für die Fortsetzung bis 1800 bekannt, erklärte aber nach einiger Zeit, daß sich zu wenig Subscribenten gefunden hätten, um ein so kostbares Unternehmen ohne großen Verlust zu wagen. Wenn ich von mir und meinem kleinen Kreise schließen dürfte, worin mehrere die Unterzeichnung versäumten und doch das Buch gewiß gekauft hätten, so müßte die Verlagshandlung an einem schadloshaltenden Absatze noch nicht verzweifeln. Sie scheint auch neue Ermunterung erhalten zu haben, ein so nützliches Unternehmen nicht aufzugeben, und ich freue mich, daß ich jetzt die Ankündigung des Hrn. Dr. Erſch von der wieder vorgenommenen Fortsetzung anzeigen kann.

„Möge sich doch nun keiner von uns, die wir den Wissenschaften ernstlich obliegen, bedenken, ungesäumt, als guter Gelehrter und als patriotischer Teutscher seinen Namen zu der Unterzeichnung einzusenden!

„Ich wünschte durch diese Anzeige etwas beitragen zu können, daß das Repertorium fortgesetzt würde, und fordre deswegen die Gelehrten Teutschlands auf, dazu bald aufs thätigste mitzuwirken. Uns allen ist bekannt, daß Bücherkenntniß noch keine Gelehrsamkeit ausmacht, aber wir sollten doch alle wissen, daß ohne sie die Gelehrsamkeit weder gründlich noch ausgebreitet seyn könne, und daher die Verfertigung ihrer brauchbarsten Hülfsmittel zu befördern suchen. Unterdessen gestehe ich doch gern, daß auch das Repertorium, selbst nach dem eingeschränkten Plane, ein sehr willkommenes Unternehmen ist. Wer mit mir darüber gleich denkt, der zögere ja nicht, sich bei der Verlagshandlung in postfreien Briefen deshalb zu melden."

C. D. Ebeling,
Prof. am Gymnasium und Bibliothekar
zu Hamburg.

In dieser Hoffnung unternahmen wir dies dritte Quinquennium, glaubten es nach einem von dem Herausgeber, Hrn. Prof. Erſch, etwas beschränkteren Plane, auf 100 Bogen mit Petit-Schrift gedruckt, zusammen drängen, und den Preiß desselben dadurch beträchtlich erniedrigen zu können; allein der Erfolg hat bewiesen, daß dies wegen des enormen Reichthums der Materie unmöglich war, und es ist statt 100 Bogen nun 162 Bogen stark geworden. Wir haben dabei den Wunsch aller Gelehrten erfüllt, und außer dem Ganzen, auch noch alle einzelne Fächer der Wissenschaften aus diesem Quinquennium besonders geliefert, wie folgende Liste zeigt:

1) Wissenschaftskunde und philologische Literatur. 1 Rthlr.
2) Theologische Literatur. 1 Rthlr. 20 gr.
3) Juristische Literatur. 1 Rthlr.
4) Medicinische Literatur. 1 Rthlr. 4 gr.
5) Philosophische Literatur. 15 gr.
6) Pädagogische Literatur. 12 gr.
7) Staatswissenschaftliche und kriegswissenschaftliche Literatur. 18 gr.
8) Physikalische, naturhistorische, gewerbswissenschaftliche und mathematische Literatur. 2 Rthlr.
9) Historisch-geographische Literatur. 1 Rthlr. 18 gr.
10) Allgemeine Literatur-Geschichte und vermischte Literatur. 16 gr.

11) Autoren- und Materien-Register zu diesem Quinquennio. 1 Rthlr. 12 gr.

und haben den Preiß des ganzen dritten Quinquenniums auf 9 Rthlr. Sächs. oder 16 fl. 12 kr. Reichsgeld gesetzt, obgleich es eben so stark als das zweite Quinquennium ist, welches 10 Rthlr. kostete.

Allein unsre sichere Erwartung ist auch diesmal leider wieder getäuscht worden, und wir sehen unsre Verlagskosten, welche nur ein Debit von 791 Exemplaren nothdürftig decken kann, durch unsern bisherigen Debit von 421 Exemplaren bis jetzt kaum zur Hälfte gedeckt; und es fehlen uns also noch wirklich 370 Exemplare zur völligen Deckung unsrer Kosten.

Bei dieser Lage der Sache also und so lange wir nicht völlig gedeckt sind, an eine Fortsetzung und an die Unternehmung des vierten Quinquenniums von 1801—1805 zu denken, wäre Übereilt. Wir legen daher diese dringende Angelegenheit der ganzen gelehrten Welt, und dem literarischen Publikum nochmals zur Beherzigung vor, und erklären hiermit öffentlich:

> daß wir bloß in dem einzigen Falle, daß die uns zur Kostendeckung noch fehlenden 370 Exemplare bis zu Weihnachten dieses Jahres wirklich noch debitirt und verkauft werden, die Fortsetzung des Allgemeinen Repertoriums der Literatur unternehmen können und wollen, da wir dies für ein Zeichen halten, daß das Publikum uns dabei ferner unterstützen wolle.

Wir bitten also jeden Gelehrten in und außer Teutschland, den es interessiren kann, sich dafür thätigst zu verwenden, und offeriren jedem, der nur wenigstens 4 Exemplare sammelt; und direct von uns verschreibt, das vierte als ein Frei-Exemplar, oder 25 Procent Rabbat von dem Betrage, dessen baare Bezahlung wir uns aber zugleich mit der Bestellung erbitten müssen; so daß uns der Besteller an Statt 36 Rthlr. für vier Exemplare nur 27 Rthlr. baar einzuschicken hat.

Sollten aber bis zu Ende dieses Jahres gedachte 370 Exemplare nicht abgesetzt seyn, und wir unsre Hoffnung, daß das Publikum sich ein so unentbehrliches Werk erhalten wolle, auch bei diesem letzten Versuche getäuscht finden, nun so schließt sich das allgemeine Repertorium der Literatur mit diesem dritten Quinquennium für immer, und die gelehrte Welt darf — wenn nicht eine höhere und außerordentliche Unterstützung eintritt — nie wieder hoffen, ein Allgemeines Repertorium der gesammten Literatur durch die Kräfte eines Privatmannes zu erhalten.

Wir werden also zu Ende dieses Jahres dem Publikum das Resultat dieses letzten Versuchs treulich anzeigen.

Weimar, den 1. Junius 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten

im Junius

UND DEREN INHALT

1.

Journal des Luxus und der Moden 1808. VI. Stück.

Inhalt.

I. Liebeszwist. — Eine dramatische Unterhaltung in Versen. II. Kunst. 1. Kunstausstellung in Dresden am Friedrichstage den 5ten März 1808. (Fortsetzung und Schluß.) 2. Portrait-Büsten von Tiek und Weiser. 3. Zoega Bassirilievi antichi di Roma. Drittes Heft. III. Musik. 1. Musikalische Neuigkeiten. 2. Bernhard Romberg in Leipzig. 3. Bernhard Romberg in Weimar. IV. Miscellen. 1. Miscellen aus Wien. Gustations Akademien, oder die Tafeln der Wiener Großen. — Schluß des Carnevals. — Ball bei dem Fürsten Lichtenstein. — Französisches Liebhabertheater und italienische Oper. — Concert von B. Romberg und Giuliani. — Haydns Huldigung. — Fr. v. Staël. — A. W. Schlegels Vorlesungen. 2. Miscellen aus Petersburg. Erster Brief. Petersburg in der Osterwoche. Zweiter Brief. Dankfest wegen der Einnahme der schwedischen Festung Sweaborg. 3. Miscellen aus München. — Moden. Musik. Theater. V. Moden. 1. Modenbericht aus Paris. Mitte Mai's. 2. Neue Moden, als Erklärung zu Taf. 17 und 18. VI. Ameublement. Französischer Lüstre von Bronze Taf. 19. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Junius 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Wielands Neuer Teutſcher Merkur 1808. 5s St.

Inhalt.

I. Blumen auf edle Teutſche. 1. Dem Herrn v. Archenholz, bei Gelegenheit ſeiner 25jährigen Jubelfeyer als Journaliſten. 2. Schülerbank und Lehrerfreude. II. Noch einige Proben aus dem Renner des Hugo von Trimberg. (Nach einem Codex der großherzogl. Hof-Bibliothek in Darmſtadt. Fortſetzung.) 4. Der Mönch und der Krug. 5. Der Prälat mit den Birnen. 6. Der Halbritter, oder Geburts- und Verdienſtadel. 7. Die Ohrenbeichte. III. An die Freunde der höheren Cultur. IV. Ueber ein Paradoxon der Platoniſchen Republik (Fragment aus einer ungedruckten Schrift: über die Poetik der Alten.) V. Probe einer Ueberſetzung des Salluſt. Cato's Rede im Senat bei der Berathſchlagung über die Beſtrafung des Catilina und ſeiner Anhänger.

Weimar im Junius 1808.

F. G. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgemeines Teutſches Garten-Magazin 1808. 4. Stck.

Inhalt.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Verſuch einer Ueberſicht und Anleitung zur Erziehung, Wärtung und Pflege der Orangeriegewächſe, in und außer dem Glashauſe IV. Blumiſterei. 1. Ueber die ſchöne Pflanzengattung der Proteen oder Silberbäume und ihre Cultur nach practiſchen Erfahrungen. (Mit zwei Abbildungen auf Taf. 9 und 10.) 2. Teutſche Ziergewächſe für teutſche Gärten. VI. Obſt-Kultur. 1. Einige Bemerkungen über die Obſt-Orangerie 2. Eine pomologiſche Merkwürdigkeit XI. Garten-Miſcellen 1. Die Laufkäfer (Carabus L.), und ihre Nutzbarkeit in den Gärten. 2. Ueber Ausrottung perennirender Unkräuter.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen.

Taf. 9. und 10. Proteen oder Silberbäume.

Weimar, im Junius 1808.

F. G. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Neueſte Länder- und Völker-Kunde. 1808. V. Bds. VIs Stück.

Inhalt des VI. Stücks.

Italien.

Vierte Abtheilung.

Beſchreibung der einzelnen Theile.

C. Unter-Italien.

Das Königreich Neapel. 1. Name. Skizzirte Geſchichte. 2. Allgemeine Anſicht des Landes. — Lage, Gränzen, Größe. 3. Naturbeſchaffenheit überhaupt. Klima und Boden. 4. Gebirge und Gewäſſer. 5. Naturprodukte. 6. Einwohner. Ihre Zahl. Ihre Abſtammung und ihr Charakter. Ihre Sprache, Sitten und Gebräuche. 7. Beſchäftigungen. Landbau und deſſen Zweige. Bergbau. Jagd. Fiſcherei. Induſtrie. Fabriken, Handel und Schiffahrt. 8. Religion. Erziehung Künſte und Wiſſenſchaften. 9. Staatsverfaſſung und Regierung, Juſtiz-, Finanz-, Kriegs- und Seeweſen. 10. Topographie. Eintheilung des Königreichs.

D. Die italieniſchen Inſeln.

I. Die Inſel Sizilien. 1. Name, Geſchichte, Lage, Geſtalt und Größe. 2. Naturbeſchaffenheit. Klima, Boden, Gebirge, Flüſſe und Seen, Produkte. 3. Einwohner. Ihre Zahl, Sprache, Charakter, Sitten und Beſchäftigungen. 4. Fabriken und Handel. Künſte und Wiſſenſchaften. Erziehung und Religion. 5. Politiſche Verfaſſung. 6 Topographie. II. Die Inſel Sardinien. 1. Name. Skizzirte Geſchichte. Lage und Größe dieſer Inſel. 2. Naturbeſchaffenheit. Klima, Boden, Gebirge, Flüſſe und Naturprodukte. 3. Einwohner. Erziehung. Künſte. Fabriken. Religion und bürgerliche Verfaſſung. 4. Topographie. III. Die Inſel Malta mit den dazu gehörigen kleinern Inſeln. 1. Die Maltheſiſchen Inſeln überhaupt. 2. Die Inſel Malta insbeſondere. 3. Die Inſeln Comino und Gozo. Literatur der Kunde von Italien.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Charte von Sicilien und Malta. Taf. 10. Anſicht des Aetna von der Seeſeite. Taf. 11. Das Innere vom Crater des Aetna.

Weimar im Junius 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Das ſchreckliche Verhör beginnet,
Dem der verborgenſte Gedanke nicht entrinnet —
Und dann kein Fluch verführter Unſchuld mich verklagt,
Kein Haß in meinem Buſen ledert,
Kein Mündel ſeiner Väter Schweiß, kein Freund
Das anvertraute Pfand von meinen Händen fodert,
Noch über mich des Armen Wittwe weint;
Wenn der Gedank' an mitvergoßne Thränen,
An einen Waſſertrunk dem Dürſtenden gereicht,
Mich ſüß durchſchaurt — mein Haupt ſich ſanfter neigt;
Wann meines Lebens bunte Scenen,
Von Schwachheit überall und Irrthum ausgefült,
Des Vaters Lieb' in ihren Schleyer hüllt,
Des Vaters, der durch Reue ſich verſöhnen
Und Gnade nur, nicht Recht ergehen läßt;
Wenn um mein Ohr der Freundſchaft Seufzer tönen
Und ihre Hand nicht meine Hand verläßt —
Soll ich dann noch vor Menſchendrohung zittern
Und meiner Augenblicke Reſt
Durch ſelbſtgemachte Furcht verbittern?
Das gebe deine Huld nicht zu,
Du liebevoller Quell der Ruh!
Erhöre mein Gebet, das, mit dem Dank der Biene,
Das mit der Lerche Lied, ſich himmelan erhebt;
Verleih, daß dieſe leidende Maſchine
Dem Geiſt, der immer aufwärts ſtrebt

5.

Topograph. militairiſche Charte von Teutſchland in 204 Blättern. VII. Lieferung.

Hiervon iſt die VII. Lieferung erſchienen, und an die Herren Subſcribenten verſendet worden. Sie enthält die Sect. 22. Neugardten. Sect. 32. Stargard. Sect. 41. Königsberg. Sect. 42 und 43. Landsberg und Filehne, und jeden Monat erſcheint eine ſolche Lieferung von 4 Blättern. Die Subſcription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subſcriptions-Preiß iſt für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächſ. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunſthandlung darauf ſubſcribiren. Einzelne Blätter koſten 2 Gr. mehr.

Weimar im Junius 1808.

Das Geographiſche Inſtitut.

6.

London und Paris 1808. I. Stück.

Inhalt.

I. London. 1. Literariſche Sperrung. — Engliſches Journal in Paris. 2. Ueber Englands Verfaſſung, Macht, Größe und gegenwärtige Verhältniſſe. Nelſon; Pitt. Ueberſicht der neueſten Literatur und Kunſt in England. II. Paris. 1. Davids Gemälde der kaiſerlichen Krönung. Zweiter Brief. (Hierzu das Kupfer Taf. II.) 2. Neuer franzöſiſcher Muſenalmanach auf 1808 von Kraseur und Capelle. 3. Gallizismen über den Doctor Gall in Paris. 4. Schilderung des Pariſer Carnavals überhaupt, nebſt den dabei vorkommenden Charakter-Masken. — Rückblick auf den letzten Carnaval. 5. Muſikaliſcher Zuſtand von Paris, zur Zeit der erſten Hälfte von 1808. 6. Anſicht des Schloſſes Malmaiſon, des Sommeraufenthaltes des Kaiſers Napoleon, von der Gartenſeite gezeichnet. (Hierzu Taf. I.) 7. Neueſte franzöſiſche Denkmünzen. (Hierzu Taf. III.)

Rudolſtadt im Junius 1808.

Hof-, Buch- und Kunſthandlung.

No. VII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs
und des Geographiſchen Inſtituts
zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung
zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Julius. 1808.

I. Ankündigungen.

Memmert's neues Teutſch-Franzöſiſches und Franzöſiſch-Teutſches grammatiſches Wörterbuch, welches alle gebräuchlichen Hauptwörter, eigne Namen, und unregelmäßige Zeitwörter enthält,

(Nouveau Dictionnaire grammatical allemand-français et français-allemand, de tous les Noms substantifs et Noms propres usités, et des Verbes irreguliers primitifs.)

welches wir in 3 Bändchen, Taschenformat, vor einigen Jahren lieferten, fand wegen seiner neuen Einrichtung und bequemen Brauchbarkeit allgemeinen Beifall. Es empfiehlt sich vornehmlich dadurch vor andern, daß sein Teutsch-Französischer Theil, durch seine sorgfältige grammatische Bezifferung, den Ausländern, und besonders den Franzosen, die Erlernung der Teutschen Sprache, welche eben durch ihre Nomina substantiva, propria und Verba irregularia so schwierig ist, ungemein erleichtert.

Jetzt, da die neueren politischen Verhältnisse Teutschlands und Frankreichs, das Verkehr beider Nationen mit einander unendlich vermehrt haben, müssen eine Menge Franzosen Teutsch, und viele Teutsche Französisch lernen, die keine Gelehrten sind, und dieß sonst nicht nöthig hatten. Diesen wird das Memmertsche Lexicon sehr gute Dienste leisten. — Um aber dieser oft nicht bemittelten Classe den Ankauf dieses Wörterbuchs, das bis jetzt 4 Rthlr. im Ladenpreise kostete, zu erleichtern, wollen wir denselben von jetzt an um die Hälfte erniedrigen, und von jetzt an bis zu Weihnachten d. J. auf 2 Rthlr. Sächs. Crt. oder 3 Fl. 36 Kr. Reichsgeld, gegen baare Zahlung herabsetzen, als wofür man dieß Werk in 3 broschirten Bänden, entweder bei uns, oder auch in allen soliden Buchhandlungen haben kann.

Weimar, den 20. Julius 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Julius

UND DEREN INHALT.

I.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1808. V. u. VI. Stück.

Inhalt des V. Stücks.

Abhandlungen. Abd-Ulrizak's Reiſe aus Perſien nach Indien, in den Jahren der Hedſchra 845. 848. Aus dem Perſiſchen von D. *Langles.*

Bücher-Recenſionen. 1. Almanach impérial pour l'an 1805. 2. Voyage dans les Iles Baléares et Pithiuſes, fait dans les années 1801 — 1805. par *Graſſet de St. Sauveur*, jeune. Paris 1807. 3. *C. C. Beſts* Briefe über Oſtindien, das Vorgebirg der guten Hoffnung und die Inſel St. Helena. Leipzig 1807. 4. Abriſs der Statiſtik und der Staatenkunde von *A. Niemann.* Altona 1807. 5. Die Statiſtik als Wiſſenſchaft, bearbeitet von Dr. *W. Butte.* Landshuth 1808.

Charten-Recenſionen. 1. Carte d'Espagne et de Portugal en 9 feuilles par *Mentelle* et *Chanlaire.* Paris 1807. 2. Carte générale du Golfe de Mexique et de l'Archipel des Antilles, par le Dépot général de la Marine. — 1807. 3. Neue topographiſche Charte von *Friaul*, und der angränzenden Grafſchaft *Görz* und *Gradiſca* ſamt *Trieſt*, von *J. E. (Schmidt.)* Wien. 4. Neue Post- und General-Charte von Europa etc. Wien bei Artaria. 1807. 5. Neueſte Charte des Ruſſiſchen Reichs, und der neuen Statthalterſchaften und Kreiſe. Wien Artaria 1807.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Vergleichung der Bevölkerung Frankreichs in den Jahren 1789 und 1807 mit der Volksliſte im Almanach impérial von 1808. 2. Sammlung aller bekannten Geograph. Ortsbeſtimmungen von allen Ländern der Erde. I. Portugal. II. Spanien. 3. Erklärung des Kaiſerl. Oeſterr. Wappens. 4. Der neue Königl. Sächſ. Orden des Rautenkranzes. 5. Journaliſtik.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Portrait des Hrn. Forſtraths *F. L. Güſſefeld.* 2 Das Kaiſerl. Oeſterr. Wappen. 3. Die Abbildung des Königl. Sächſ. Ordens des Rautenkranzes.

* * *

Inhalt des VI. Stücks.

Abhandlungen. 1. Die Baſkiſchen Provinzen, und das Königreich Navarra nach *Marchena.* 2. Notiz von den Sandwich-Inſeln, von D. *Man. Quimper.*

Bücher-Recenſionen. 1. Abriſs der Statiſtik; von *Niemann.* 2. Die Statiſtik als Wiſſenſchaft; von *Butte.* 3. Esquiſſe de la Statistique du Royaume de Weſtphalie; par *Hoffe.* 4. Statiſtiſche Darſtellung des Königreichs Weſtphalen; von *Haſſel.* 5. *Kaulitz*, Alphabet. Verzeichniſs der Städte, Flecken, Dörfer und Weiler des Königr. Weſtphalen. 6. St. Petersburger Kalender a. d. Jahr 1808. 7. Büſchings neue Erdbeſchreibung von Europa. — Portugal und Spanien von *Ebeling.* 1te Abtheilung. 8. *Ficks*, neueſte Reiſen zu Waſſer und zu Lande.

Charten-Recenſionen. 1. Charte des Königreichs *Weſtphalen* von *Streit.* Weimar 1808. 2. Charte des Königreichs *Holland*; von *Stieler* und *Streit.* Weimar 1808. 3. Special-Charte von *Neu-Oſtpreuſſen* in XV Blättern von *Textor* und *Sotzmann.* Sect. I. II. und III. a. b. 5. Carte de *l'Empire Françoiſ*; dreſſée au Depót général de la Guerre. 1807.

Vermiſchte Nachrichten. 1. *Ficks* Beſchreibung der Däniſchen *Erdholmen*, oder der kleinen Inſeln *Chriſtians Oe* und *Friedrichsholm.* 2. Bericht des National-Inſtituts zu Paris über die Fortſchritte der Geographie, von *Delambre.* 3. Sammlung aller bekannten geographiſchen Ortsbeſtimmungen. III. *Frankreich.* 4. *Avantcoureur* neuer geographiſcher und ſtatiſtiſcher Schriften. 5. *Avantcoureur* der neueſten Land-Charten, Plane und Grundriſſe. 6. Das neue Heiländiſche Reichsſiegel. 7. Biographiſche Notiz von Franz Ludwig *Güſſefeld.*

Zu diesem Hefte gehören:
1. Die Charte der Dänischen *Erdholmen.* 2. Abbildung des neuen *Holländischen Reichssiegels.*

Weimar im Julius 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1808. 6stes Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Die Insel und der Genius. (Eine psychologische Parabel.) 2. Mahnung. 3. Der Hermannskobel. (Ein österreichisches Volksmährchen.) II. Literärische Erscheinungen in Baiern. III. Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufsatze über die Mystik im N. T. Merkur. IV. Bemerkungen über einen neuen Versuch einer Uebersetzung der Lusiade von Camoens. V. Einiges über Gegenstände der Kultur und Literatur in Oestreich.

Weimar im Julius 1808.

F. S. A. priv. Hof-Buchhandlung.

3.

Neueste Länder- und Völkerkunde 1808. VI. Bds. 15 u. 26 Stück.

Inhalt des I. Stücks.

Das Königreich Holland.

Erste Abtheilung.

1. Allgemeine Uebersicht. Geschichte. 2. Lage, Gränzen, Größe. 3. Oberfläche, Abdachung, Boden. 4. Gewässer. 5. Klima. 6. Naturprodukte. 7. Einwohner. 8. Producirende Industrie. 9. Veredelnde Industrie. 10. Handel, Münzen, Maaße und Gewichte. 11. Wissenschaftliche Cultur. 12. Sittliche Cultur. 13. Religionszustand. 14. Staatsverfassung. 15. Staatsverwaltung. 16. Kolonieen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:
Charte vom Königreiche Holland. Taf. 1. Nationaltrachten aus Holland. Taf. 2. Neues Wappen des Königreichs Holland. Taf. 3. Die Börse von Amsterdam.

* * *

Inhalt des II. Stücks.

Das Königreich Holland.

Zweite Abtheilung.

17. Topographie. 18. Geographische und statistische Literatur.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Plan von Amsterdam. Taf. 4. Stadthaus von Amsterdam, jetzt Königl. Residenz. Taf. 5. Haus der Gesellschaft der Wissenschaften (Felix meritis). Taf. 6. Hütte Czaars Peters des Großen zu Saardam. Taf. 7. Pyramide von Zeist.

Weimar im Julius 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Journal des Luxus und der Moden 1808. VII. Stück.

Inhalt.

I. Göthe's Werke. II. Züge zu einem Gemälde von St. Petersburg im J. 1807 und 1808. III. Neuigkeiten aus München. IV. Miscellen. 1. Teutsche Typographie als Luxus. Von Reinbeck. 2. Miscellen aus Cassel. V. Modenberichte. 1. Pariser Modenbericht. 2. Teutscher Modenbericht. 3. Bericht über die neuesten Modezeuche in der Leipziger Jub. Messe. VI. Ameublement. Fauteil, Stuhl und Tisch. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Julius. 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Thalie et Melpomène Française, ou Recueil périodique de pièces de théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs théâtres de Paris. Tom. II. 1. et 2. Cahier. Jedes Heft 12 gr. oder 54 kr.

Wir zeigen dem Publikum hier die Fortsetzung der Sammlung der neuesten und besten französischen Theaterstücke an, welche zum feinern Studium dieser jetzt so unentbehrlichen Sprache das beste Hülfsmittel sind.

Der zweite erschienene Band hat, so wie der erstere, zwei Cahiers oder Hefte, deren Inhalt ist:

Tom. II. 1. Cahier.

1. *La mort de Henry IV.*, Roi de France, tragédie en 5 actes par *Legouvé.*
2. *M Têtu*, ou la cranomanie; Comédie folie en un acte, par *M. Delabosse.* — Gegen das Gallische System gerichtet.
3. *Le Paravent*, Comédie en un acte par *M. E. Planard.*

2. *Cahier.*

1. *Plaute ou la comédie latine*, Comédie en trois actes et en vers par *N. L. Lemercier.*
2. *Les époux avant le mariage, ou ils sont chez eux*, Opéra comique en un acte, paroles de *M. Désaugiers*, musique de *M. Alexandre Siccini.*

Rudolstadt im Julius 1808.

F. S. R. pr. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

6.

Topographisch-militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern. VIII. Lieferung.

Hiervon ist die VIII. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Sie enthält die Sect. 51. Frankfurt a. d. Oder. Sect. 52. Sternberg. Sect. 62. Grossen. Sect. 63. Schlawa, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preiß ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten, 2 Gr. mehr.

Weimar im August 1808.

Das Geographische Institut.

7.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutschen, französischen, englischen, italienischen Erklärungen, und mit ausgemalten oder schwarzen Kupfern. 4. No. CV. und CVI. Nebst dem

Ausführlichen Texte dazu. 8.

Dieselben Hefte sind so eben erschienen und enthalten folgende interessante Gegenstände:

CV. Heft.

Tab. 1. Das Pferd mit seinen verschiedenen Racen. Fig 1. Das friesische und holsteinische Pferd. Fig 2. Das dänische Pferd.

— 22 Fig. 1. Das englische Pferd. Fig. 2. Das französische Pferd.

— 23 Fig. 1. Das neapolitanische Pferd. Fig. 2. Das spanische Pferd.

— 24. Der Mangustan-Baum.

— 25. Verschiedene einheimische Grillenarten. Fig. 1. 2. 3. Die Hausgrille. Fig. 4. 5. Die Feldgrille. Fig. 6. 7. Die Maulwursgrille.

CVI. Heft.

— 26. Das Pferd mit seinen verschiedenen Racen. Fig. 1. Das ungarische Pferd. Fig. 2. Das polnische Pferd.

— 27. Fig. 1. Das türkische Pferd. Fig. 2. Das russische Pferd.

— 28 Fig. 1. Das arabische Pferd. Fig. 2. Das barbarische Pferd.

— 29. Der Eispallast auf der Newa zu St. Petersburg.

— 30. Cochinchinesische Gebräuche und Kleidertrachten. Fig. 1. Opfer dem Gotte Fo gebracht. Fig. 2. Gruppe von Cochinchinesen.

Auch sind immer sowohl ganze Exemplare vom Anfange an, als auch einzelne Hefte um den gewöhnlichen Preiß zu haben.

Weimar im August 1808.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1808.

I.

Laodamia.

Menelaos ſchöne Gattin
War des Räubers Eigenthum:
Eris Fackel brannte lodernd,
Und empörte Rache fodernd
Hellas gegen Ilium.

Kampfgerüſtet ſteh'n die Fürſten,
Graue Helden ſind erregt,
Droh'n Verderben den Dardanen,
Und es ſtrömt zu ihren Fahnen
Wer ein Herz im Buſen trägt.

Und wieder nieder sinkt und an dem Boden klebt,
Zu einen sanften Kerker diene,
Bis sein Arrest sich hebt!
Geliebter, dessen holde Miene,
Stilllächelnd, mir vor Augen schwebt
Wenn sich mein Geist, von Traurigkeit durchbebt,
Mit seinen Schlummernden begräbt;
Der, seines Lohnes werth, jetzt unter Engeln lebt,
Zu gut für eine Welt, wo zartgeschaffnen Seelen,
Die, Mißtrauns unbewußt, oft nach dem Scheine
wählen,
Auf jedem Tritt der Meineyd Netze webt
Und eine Gruft für ihre Treue gräbt. —
Mein Seebach (*), der mich unter seinen Füssen
Verlassen irren sieht — Komm dann herabgeschwebt,
Den letzten Kampf mir zu versüssen,
Zu stärken meinen müden Geist
Und ihn, wann er sich loß von seinen Fesseln reißt,
Mit Siegesliedern zu begrüssen.

G — r.

II. Bey-

(*) Er starb im Anfang dieses Jahres, als Hofmeister zu Göttingen, seinen Freunden, wegen seines Herzens, unvergeßlich.

Trauernd folgt Proteſilaos.
Ruf des Vaterlands und Wahl
Drängt zur thatenreichen Scene;
Doch Laodamiens Thräne
Floß auf ſeines Panzers Stahl.

Ach! es hatte kaum ſeit Monden
Treue Liebe ſie vereint.
Angſtvoll hält ſie ihn umſchlungen:
Hat die Ahnung ſie durchdrungen,
Daß ſie ew'ger Trennung weint?

„ O des grauſamen Entſchluſſes!
Meinem Arm willſt du entfliehn?
Willſt durch ungetreue Meere,
Für des fremden Streites Ehre,
Fernem Tod entgegen zieh'n?

„ Helena's gekränkter Gatte
Ahnde ſeines Hauſes Schmach;
Strafe folge dem Verbrechen:
Doch warum an Troja rächen,
Was der Eine nur verbrach?

„ O und du, den Liebe heiligt,
Willſt den Arm zum Morde leih'n?
Statt den Grazien, den Keren,
Und — auf eiſernen Altären
Ares blut'ge Opfer weihn?

„ Wenn dein Schwerdt zum Todesſtreiche
Ueber einem Troer ſchwebt,
Wird es dich im Buſen mahnen,
Daß vielleicht mit bangem Ahnen
Eine Gattin um ihn bebt.

„ Und vergeſſen magſt du nimmer,
Welcher Gott dir auch erſcheint,
Unter kranzverleih'nden Thaten,
Daß bei trauernden Penaten
Dir Laodamia weint.

„ Doch vergebens! dich erweichet
Meiner Liebe Flehen nicht.
Wohl, ſo ſey's! doch läß mich wähnen,
Daß die Stimme meiner Thränen
Fern auch hörbar zu dir ſpricht.

„Ach, ſie flehet um Erhaltung,
Fleht um Wiederkehr, für mich;
Von des Lebens heil'gen Rettern,
Von den nieerzürnten Göttern,
Und von dir, erfleht ſie dich.

„Nennt von des Skamandros Ufern
Eine bange Kunde mir:
Wiß', untrennbar dir verbunden,
Fall' auch ich an deinen Wunden,
Und zum Hades folg ich dir."

Eine Thrän' im Heldenauge,
Stand Protesilaos ſtumm,
Schloß die Theure — Liebewarme
Einmal noch in ſeine Arme,
Und zog fort gen Ilium.

Fremd blieb Ihr fortan die Freude,
Einſam war Sie im Gemach,
Sann dem Schönen, das verſchwunden,
Und des Wiederſehens Stunden
— Ach, ſo fern — ſo fern Ihr! — nach.

Ihres ſtillen Wehes Zeuge
War allein des Gatten Bild.
Dort verhaucht Sie ihre Klagen.
Wie Er ſelbſt, in beſſern Tagen,
Lächelt liebend es und mild.

Weihrauchdüfte ſteigen täglich
Von dem flammenden Altar;
Täglich bringen ihre Hände
Eines Opfers reiche Spende
Allen Himmelsherrſchern dar.

„Eins gewährt, ihr hohen Mächte:
Gebt den Liebling mir zurück.“
Doch die ernſten Schweſtern weben,
Und, von tiefer Nacht umgeben,
Schweigt das ewige Geſchick.

Monden waren hingeſchwunden,
Keine Kunde kam vom Heer.
Banger ward der Gattin Zagen,
Leiſer tönten ihre Klagen
Und ihr Auge hieng am Meer.

Aber lange wirſt du harren,
Sehnende! Er kehret nicht.
Sieh ſchon naht auf Rabenſchwingen,
Todeskunde dir zu bringen
Das betäubende Gerücht.

Schon umwehten Hella's Segel
Den verhängnißvollen Strand,
Wo mit brauſendem Verlangen
Kämpfer kämpfend zu empfangen,
Troja's Heer gerüſtet ſtand.

Und zum ernſten Waffenſpiele
Sind die Nahenden bereit.
Pfeile ziſchten, Speere flogen;
Aber die empörten Wogen
Wehrten trennend noch den Streit;

Bis zuerſt Proteſilaos
Durch die Flut ans Ufer ſprang,
Und, nicht achtend der Gefahren,
Unaufhaltbar in die Schaaren
Der erſtaunten Feinde drang.

Mächtig war der Arm des Kriegers,
Eines ſpätern Lorbeers werth'
Seiner erſten Thaten Bühne —
Ach, da ſank der heldenkühne
Jüngling unter Hektor's Schwerdt.

Und die Gattin faßt erſtarrend
Niobens erhabner Schmerz.
Doch, wie Balſam durch die Wunde,
Zuckt der Schwur der Scheideſtunde
Durch das tiefzerriſſne Herz.

Still in thränenloſem Jammer,
Sinkt ſie nieder am Altar,
Wo ſie oft mit Fleh'n und Klagen,
Ach, vor Göttern die verſagen!
Fruchtlos hingeſunken war.

„ Hier, wo ich umſonſt geflehet,
Wo der Glaube mich verließ,
Daß der treuen Liebe Zähren
Götter liebend ſeh'n und ehren;
Wo mich der Olymp verſtieß:

„ Hier zu Euch, ihr Unsichtbaren,
Wend' ich jetzt den Trauerblick.
Herrscher in des Orkus Nächten!
Siegend trotzt den Himmelsmächten:
Gebt den Liebling mir zurück!

„ Als Euch Orpheus Klage rührte,
War es Liebe, die Er sang,
War's der heil'ge Schmerz des Gatten,
Der dem stillen Reich der Schatten
Eine Bürgerin entrang.

„ Ehrend habt der Treu' Alzestens
Durch die Rückkehr Ihr gelohnt.
Daß der Orkus menschlich werde,
Gab der Himmel und die Erde
Die an Pluto's Seite thront.

„ Treuer war Alzestens Liebe,
Heißer Orpheus Sehnen nicht.
Und der höchsten Liebe Rechte
Ehre selbst der Höllenmächte
Unbestechliches Gericht.

„ Doch, wenn ſich die finſtre Pforte
Jedem Leben ewig ſchließt,
Dann erſcheine — o erſcheine,
Theurer Schatten! daß der meine
Sanft mit dir hinüberfließt.

Wie ein Schiff, vom Sturm geſchleudert,
Das verborgnes Riff erreicht,
Plötzlich feſtgehalten ſchwebet:
So die Trauernde; ſie bebet,
Und ihr ganzes Weſen ſchweigt.

Naht, verdrängend die Gewährung,
Ihr der hehre Augenblick?
Starrend liegt ſie auf den Stufen,
Und die Dienerinnen rufen
Fruchtlos ihren Geiſt zurück.

Aber wie, auf's neu' entfeſſelt
Die befreite Barke fliegt,
Von geheimer Kraft getragen,
Schwankend, aber ohne Zagen,
Ueber Sturm und Wellen ſiegt:

So erſtand Laodamia.
Glanz erfüllte das Gemach;
Die Begleiterinnen flohen.
Nahend kündten ſich die Hohen;
Eine Geiſterwelt iſt wach.

Und entzückt, voll hoher Ahnung
Harrt des Gottes ſie, der naht:
Als aus Schimmerwolkenhülle,
In der Götterſchönheit Fülle,
Eros lächelnd vor ſie trat,

An der Hand Proteſilaos.
„Deine Wünſche ſind erhört.
Nicht des Orkus Mächte ſenden,
Nein, empfang aus meinen Händen,
Den das Schickſal dir gewährt.

„Doch des Orkus ſtrenge Rechte
Ehret ſelbſt des Schickſals Schluß.
Wieder iſt Er dir gegeben,
Beut für ihn ein andres Leben
Weihend ſich dem Erebus.

Wallend ſchlug der Gattin Buſen
Hoch von Schmerz und Seligkeit.
Ach ſie waren eng verbunden!
„Ja, das Leben iſt gefunden,
Das ſich für dein Leben weiht.

„Doch, daß ſelig, eh' dein Auge,
Wieder ſterblich, um mich weint,
Einmal noch dies Herz erwarme,
Komm!" — — Sie ſtürzt in Geiſtesarme,
Und die Schatten flieh'n vereint.

Nicht wo Minos furchtbar richtet,
Nicht wo Dis umnachtet thront,
Hat ihr Staunen ſich gefunden:
Ewig leben ſie verbunden
Wo beglückte Liebe wohnt.

V. G. Z. S.

II.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit

aus den Annalen der Teutschen.

Fortsetzung des ersten Abschnitts.

IV.

Von dem Eigenthum der alten Teutschen.

Der alte Teutsche war also kein Wilder; hingegen doch ein roher Barbar. In diesem Zustande sind zwar die Bedürfnisse nicht so einfach, als sie in der Wildheit zu seyn pflegen. Sie sind aber auch nicht so tausendfach, als sie durch die beynahe ins unendliche fortsteigende Kultur vervielfältiget werden. Doch waren ihrer, bey einer täglich mehr anschwellenden Bevölkerung, und kärglich gebenden Natur in dem alten Germanien so viel, als nöthig sind für die Furcht, den Mangel auf seiner gefährlichen Seite als möglich vorzustellen, und für die Begierde, das Eigenthum in die Reyhe der übrigen Bedürfnisse zu setzen.

So gedankenlos auch der Zustand des alten Teutschen war, so fehlte es ihm doch nicht an der

II.

Gedichte.

I.

Die zwei Muſen.

(An Hrn. Grafen Vollrat zu Solms.)

Jezt mit einer Schimmerwelk' umwebt,
Jetzt in Roſenflohr verſchleiert, ſchwebt
Deine Muſ' einher, die Seelenmalerin,
Blickt nach Jenſeits mehr, als Diſſeits, hin.

Meine Erato indeſſen ruht
An dem Blumenrand der Wieſenflut,
Schöpft, und ſpiegelt ſich im klaren Wellentanz,
Windet ſingend einen Veilchenkranz.

„Laß — ſo ſinnt ſie — von dem Aetherpfad
Dich herab zum Wieſenbachesſtad,
Schweſter! und empfang den Kranz aus Schweſterhand,
Den ſie liebend dir zuſammenband."

Und es naht die Hehre, Mild' im Blick,
Nimmt die Blumenſpend', und eilt zurück.
Folgſam und getreu dem innern eignen Zug,
Schwebt ſie fort im angebornen Flug.

Buri.

2.

Die Abende.

(An Ebendenſelben.)

Vergib, daß ich nach Abenden ſo geize!
Kenn' ich nicht aus Erfahrung ihre Reize?
Ein Lichtſtreif aus der Ideale Welt
Iſt's, der auf die gemeine Erde fällt,
Erblick' ich Dich.

Mit trägem Flügel ziehen leere Stunden.
Doch Abende bei Dir, fliehn gleich Secunden;
Wie beutbeladne Adler, flüchten ſie,
Was ſie gewonnen, in die Sacriſtie
Der Ewigkeit.

Buri.

3.

An die Göttin Bona Mens.

Mens bona, si qua dea es, tua me in Sacraria conde.
PROPERTIUS.

Aller täuſchenden Götter und ihrer ſich nennenden Prieſter
Satt und müde nunmehr, flieh' ich zu deinem Altar.
Zärtliche Lieder zur Lyra ſang ich der falſchen Dione;
Von der erotiſchen Lei'r reiß' ich die Saiten herab.
Freundſchaft, die Iris im Graſe des Morgens, wie iſt ſie entſchwunden
In des Mittages Strahl; trocken der Pfad, und entwelkt!
Ein mitleidiger Gott ſah meiner Täuſchungen Elend,
Hauchte — der Nebel verflog. Einzeln nun ſteh' ich, doch klug.
Dir, gutmüthige Göttin, der Weisheit Bundesgenoſſin,
Sey mein geheiletes Herz, Leben und Lyra geweiht!

4.

Troſt.

Ewigklarer Azur thront überm fliehnden Gewölke.
So thront Ruh des Gemüths; Sorgen, ſo zieht ihr vorbei.

5.

Das Geburtsfeſt.

(Properzens 8te Elegie 3ten Buches.)

Wundernd ſtaunt' ich heut früh, was wohl die Muſen mir brächten,
Als ich im Oſtglanz ſah meinem Lager ſie nahn?
Mahnen wollten ſie mich an meines Mädchens Geburtsfeſt,
Und begrüßten den Tag dreimal mit Händegeklatſch.
Wolkenlos gehe der Tag vorüber! Es ſchweigen die Winde!
Und die Woge des Meers ſchlage das Ufer gelind.
Heut am Tage der Luſt, heut will ich nichts Trauriges ſehen;
Selbſt der Niobe Bild halte die Thräne zurück.

Alcyone's Gewimmer verſtumm' an der ſchlummernden Küſte;
Itys Mutter, o heut jammere nicht um den Sohn!
Cynthia, meine Geliebte, für mich zum Heile geboren,
Hüpf' aus dem Bettchen geſchwind! Opfre den Göttern, wie Recht!
Haſt du mit reiner Quelle den Schlaf aus den Augen geplätſchert:
Ringle das glänzende Haar flugs mit dem Däumchen zurecht!
Jenes Gewand, worin du zuerſt mein Auge bezaubert,
Flatte' um dich, und die Stirn ſey mit der Roſe geſchmückt.
Flehe die Götter, daß ſtets der Schönheit Allmacht dir daure,
Stets dir mein Leben geweiht, immer dir huldigend, ſey.
Haſt auf blumenbekränztem Altar du geopfert den Weihrauch,
Hat die heilige Glut ſegnend erleuchtet das Haus:
Auf! geſorgt für das Mahl! Uns finde die Nacht bei den Bechern,
Und es berauſche den Sinn köſtlicher Salben Gedüft.

Ueber

Ueber den nächtlichen Tänzen ermatte die gellende Flöte;
Schalkheit und neckenden Scherz sprudle dein Mündchen heraus.
Unwillkommenen Schlaf verscheuche die gastliche Feier,
Und die Lüfte ringsum sey'n vom Gelächter durchschwirrt.
Der weissagende Würfel, er soll uns die Frage dann lösen:
Wen mit dem Fittig, erzürnt, Amor der Mächtige schlägt?
Unter unzähligen Bechern sind dann die Heren entschwunden:
Heischet Cypris für sich auch noch ein Stündchen der Nacht,
Daß wir das Jahrgelübd' entrichten dem Bündniß der Liebe. —
Sieh, so feiern wir heut würdig das Fest der Geburt.

Buri.

III.

Probe einer Ueberſetzung des Argonautenzugs des Valerius Flaccus *).

(Libr. I, 774–851.)

Alſo ermannt er das Opfer. **) Im Dunkel der alten Cypreſſe

*) Eine metriſche, erſchöpfend treue und doch genießbare Ueberſetzung des Valerius Flaccus, die einer armen Pſyche gleichſam nur zur Buße aufgelegt werden können. Kennern braucht es nicht erſt vordemonſtrirt zu werden. Wir haben, nach allen Bemühungen der Kritik, bis auf die neueſte Zeit nicht einmal einen, bis zur ſichern Deutlichkeit verbeſſerten Text. Und doch ſind die erhabenſten Stellen in dieſem nur zu oft unreif geſcholtenen Dichter. Was der in vielen Fächern gleich tief eindringende Verfaſſer — er erwirbt ſich in dieſem Augenblick durch Vorleſungen über Statiſtik und Topographie der merkwürdigſten Länder und Städte in franzöſiſcher Sprache, um Leipzigs ſtudirende Jünglinge ein wahres Verdienſt — trotz aller Schwierigkeiten auch hierin zu leiſten vermöge, wird dieſe Probe denen, welche den Grundtext vergleichen und den Versbau beurtheilen können, von ſelbſt ſagen. Es wurde das ganze erſte Buch dieſes Epos in der Ueberſetzung mitgetheilt. Alles iſt mit gleichem Fleiß bearbeitet. Es war ſchwer, eine kleinere Stelle daraus zu wählen. B.

**) Nämlich der zum Tode geweihte alte Aeſon,

Steht ihm ein Stier: voll Schmutz, und gebleicht von roſtiger Bräune.
Bläuliche Bänder durchſchlangen die Hörner, die zottige Stirne
Krauſete Taxus Geſträuch; der Farre ſelbſt unmuths und keuchend
Und unleidſam der Sperre, entſetzte ſich ſcheu vor dem Schatten.
Ihn hat Alcimede kühnlich erwählt nach des gräulichen Volkes
Sitte: und aufgeſpart ihn zur ſpäteſten Weihe des Pluto.
Drauf verſühnt ſie die dreifache Göttin, beſchwört mit der letzten
Flamme des Styx Behauſung: ſchon rückwärts murmelnd des Zaubers
Schatten erflehendes Lied: denn eher entführet der Schatten
Keinen der Fährmann: und harrend ſtehn ſie am Schlunde des Orkus.
Als er den Farren, bewahrt der Zeit des ſchrecklichen Opfers.

Jaſon's Vater, den der unverſöhnlich haſſende Pelias umbringen zu laſſen beſchloſſen hatte.

Nun erblickt, da weiht' er dem Tod ihn, und sprach dann zuletzt noch:
Selbst mit der Hand des geweiheten Stieres Hörner berührend:
Die ihr Jupiters Herrschaft entrückt, die Reise des Lebens
Rüstig vollendet: im Rathe mir längst und im Kriege bekannte
Namen: ihr durch den Ruf der trefflichen Enkel geheiligt,
Und Du Vater den Schatten entboten, daß meine Bestattung
Du hier sähst und vergessnen Kummer der Oberwelt fühltest!
Leite den Weg mich zum ruhigen Sitz. Euch sühne dies Opfer
Eurer Wohnung vorangesandt: die du Frevler, o Jungfrau,
Rügest vor Zevs und mit wögendem Blick die Erde beschauest!
Rächende Göttinnen! Recht! der Erinnyen Mutter, bejahrte
Strafe! Zieht ein in die Wohnung des Königs, die schwer es verdiente!
Schwinget die heiligen Fackeln auf sie: es ergreife die wilden

Seelen ein heiliger Schauer: nicht rächende Waffen, das Schiff nicht
Meines Sohns nur erblick' er im Geist: auch Flotten, des Pontus
Schaaren, und deren Geſtade verletzt ward, zürnende Fürſten
Ahnde ſein Herz; voll Bangigkeit renn' er raſtlos zum Ufer.
Schwingend die Waffen; ihm ſperre den Weg der verſuchten Entweichung
Zögernd der Tod; nie müß' er meiner Verwünſchung entteilen!
Nein, ſtets wiederkehrend erblick' er die Männer: von Golde
Funkelnd den Weg; hohnſprechend dann ſteh ich, erhebe dann jauchzend
Händ' ihm und Antlitz zum Troz; und wißt ihr noch nie gewagten
Tiefer verborgenen Frevel, noch unbekanntes Verhängniß
Bittrern Todes, ſo ſendet dem tückiſchen treuloſen Alten
Schmählichen Ausgang; ein ſchimpfliches End; nie ſey er gewürdigt
Er im Felde den Waffen, ich ſteh', dem Schwert zu erliegen

ſich von ſelbſt ihm zudringenden Ueberlegung: „daß er etwas mehr, als ſeine tägliche Nah„rung im Eigenthum haben müſſe, wenn bey der „ſo ungewiſſen Zukunft, und den ſo oft fehlſchla„genden Hofnungen ſeine Erhaltung in Sicher„heit ſeyn ſollte.“

Die Erhaltungsmittel gegen ſeine Bedürfniſſe, jene mochten auch noch ſo roh und ungekünſtelt, dieſe hingegen noch ſo einfach und wenig ſeyn, waren doch koſtbar. Sie mußten mit vieler Arbeit erworben, und der Natur ſo zu ſagen, abgedrungen werden. In dem innerſten Grund der menſchlichen Seele liegt für dieſen Fall ein unwiderſtehlicher Trieb zum Eigenthum, der, des Menſchen Zuſtand mag nun roh oder kultivirt ſeyn, ſo bald und ſo weit thätig wird, als ſich Gefahr für zukünftigem Mangel zeigt. Des Wilden groſſe Armuth an Eigenthum iſt im Grunde nicht eine Folge ſeiner Unwiſſenheit. Unterſuchen wir ſeinen Zuſtand etwas genauer, ſo finden wir ihn nur in gewiſſen Gegenden, und zwar blos deswegen ſo arm, weil für ihn eben daſelbſt die mildthätige Natur ſo reich iſt, und er vornemlich darum keines Eigenthums bedarf, weil dieſe ihn ohne vieles Zuthun ſeiner Hände mit einem Ueberfluß des Nothdürftigen verſehen hat, und täglich verſieht. Aber ein ſo wohl verpflegter Sohn der Natur war der alte Teutſche nicht. Beynahe nichts als das Leben, hatte er von ihr zum Geſchenke: wie er es erhalten wollte, dafür mocht' er ſelbſt ſorgen; und daher war ſeine

ganze

Meines Sohns: die treue Hand, die werthe der Seinen
Müsse zerreißen, zerfleischen den Greis, es müsse kein Grab ihm
Decken die Glieder: dies sey die Sühnung, die unser Geschlecht dann
Räche am König, und jegliches Volk, das aufs Meer er geschleudert!
Sieh! es naht' und berührte die Becher vom schwarzen Geblüte
Schäumenden selbst der Furien Erste mit giftiger Rechte.
Gieriger schöpfend fing man in Schalen das rinnende Blut auf.
Krachen erschallt: es brechen herein mit Lärm die Verkünder
Harter Befehle: die Schwerter gezuckt aufs Geheiß des Beherrschers,
Ringend schon mit dem Tode die Alten, die Augen im Sterben
Schon getrübt und auf wallende Kleider das Blut hinspeiend
Sahen sie hier. Und Dich auf des Lebens Schwelle noch stehend
Zarter Jüngling, erblaßt beim Anblick sterbender Aeltern,

Dich ergreifen, dich reißen ſie fort mit den Deinen: es ſchaudert
Sterbend Aeſon, ſchwebt im Gewölk ein bewußtvoller Schatten.

Unter der Achſe der Erde, entrückt der Oberwelt Grenzen,
Ruht des tartariſchen Herrſchers Pallaſt: ihn würde der Pol nicht,
Stürzt' er zuſammen, erreichen: wenn Zeus die zertrümmerte Schöpfung
Löſen wollt', in das Chaos zurück die Welten zerſtäuben.
Gähnend liegt mit weitem Rachen die Hölle: ſie möchte
Bald die zerlechzende Maſſe, den ſinkenden Weltbau verſchlingen.
Ewig ſtehn zwei Pforten: die eine nach harten Geſetzen
Immer geöffnet, empfängt die Völker und ihre Beherrſcher;
Doch die zweite iſt nicht zu verſuchen erlaubt, noch zu ſprengen.
Selten, freiwillig, thut ſie ſich auf: wenn etwa ein Leidherr

Rühmlicher Wunden die Bruſt voll, dem prangende Wagen und Helme
Stehn vor dem großen Pallaſt, der menſchliche Leiden zu ſcheuchen
Strebte, der Treue pflog, dem Furcht und Lüſternheit fremd war —
Oder im reinen Gewand und Hauptſchmuck erſcheinet ein Prieſter.
Alle führt leis tretenden Fußes, und ſchwingend die Fackel
Atlas Erzeugter: es ſtrahlt in die Ferne hin, weit von des Gottes
Flamme, der Weg; bis man zu dem Haine gelangt, zu der Frommen
Luſtgefilden, den Au'n, wo das ganze Jahr lang die Sonne
Schimmert und heiterer Tag: wo der Thiaſus ſchallt und der Reihntanz,
Spiel und Geſang und alles, was jetzt das Volk nicht begehret.
Dieſem Sitz und den ewigen Mauern zu führte der Vater
Jetzt den Sohn und die Schnur: zeigt ihnen die Strafe, die links her
Schrecklich des Pelias harrt; und die Pforte dann, der ſie entſchwebet.

Staunend ſehn ſie das Toben, der Stürzenden wüſtes Getümmel
Und den Wohnſitz und Preis der beglückenden Tugend im Orkus.

Ende des erſten Geſangs.

Leipzig. J. R. W. Beck.

IV.

Nekrolog.

Carl Ludwig Fernow.

Se la terra bagnar lagrime molte
Per la pietà di quel alma gentile
Chi l' vide, il sà. —

PETRARCA.

In der Nacht zwiſchen dem 3 und 4ten December endete ein wahrſcheinlich ſchneller und für die letzten Augenblicke ſchmerzloſer Tod die langen Leiden eines Mannes, dem beide, ſowohl der Herausgeber, als der Redacteur dieſer Zeitſchrift ſeit einer Reihe von Jahren mit Achtung und Freundſchaft zugethan wa-

ren und deſſen fachreichen und gehaltvollen Aufſätze ſeit langer Zeit eine Zierde dieſer älteſten aller teutſchen Monatſchriften geweſen ſind.

Hr. C. L. Fernow, Profeſſor auf der Univerſität Jena und Bibliothekar der verewigten Herzogin Anna Amalia von Sachſen-Weimar, lebte ſeit dem Tode dieſer erhabenen und allen Teutſchen unvergeßlichen Fürſtin mit Beibehaltung ſeines Bibliothekargehalts in Weimar, ein Liebling der Muſen und aller Huldgöttinnen, deren älteſte nach dem ächteſten Stammbaum die göttliche Freundſchaft, Philia-Euphroſyne, ſelbſt iſt. Zu Freunden im reinſten Sinne des Worts hatte er alle, die ihn kannten. Feinde hatte er keine. Denn er verdrängte und verdunkelte Niemand und ſein Leben war nur eine Kette nützlicher Thätigkeiten und raſtloſer Anſtrengungen für das Reich des Wahren und Schönen.

Als er im Frühling des Jahres 1803 mit ſeiner römiſchen Frau, die er aus reiner Dankbarkeit geheirathet hatte, und mit einem einjährigen Knaben Italien verließ, geſtattete ihm der nur kärglich zugemeſſene Zehrpfennig keineswegs, die Reiſe über den St. Gotthard und durch die Schweiz mit der Bequemlichkeit zu machen, auf die er in ſo vieler

Hinsicht Anspruch machen konnte. Er selbst nur Fußgänger trug auch noch seinen Liebling, den kleinen Römer, fast ganz allein über das Gebirge auf den Armen. Doch würde seine feste und kräftige Natur, die noch aus jenem nordteutschen Eichenholz gezimmert zu seyn schien, wovon bei dem jetzigen Verbrauch bald kein Spänchen mehr übrig seyn wird, dieser ungewöhnlichen Anstrengung nicht unterlegen seyn, wenn ihn nicht gerade bei der Ueberfahrt über den Wallenstädter-See eine plötzliche Höhe oder Sturm ergriffen und so eingenäßt hätte, daß er von Stund an von einem kalten Fieber überfallen wurde. Diese heillose Quartana setzte sich, wie ein Vampyr, auf seine Brust und saugte so hartnäckig, daß sie ihn während der ganzen Reise nicht mehr verließ, auch nach Jena begleitete und dort aller ärztlichen Hülfe um so sichrer trotzte, da seine neue Professorlaufbahn ihm ungewöhnliche Arbeit auflegte und nicht gestattete, sich irgend einige Ruhe und Abspannung zu gönnen. War irgend jemand ein praktischer Stoiker in Erdulden und Entbehren — quem duplici panno patientia velat, — so war es Fernow, wobei er aber nie den Cynismus affectirte, nie die Tonne oder den Knotenstock zur Schau stellte, und auch wohl zuweilen sich umsah, wie sich die Leute in Aristipps Lustzelten befänden. Er hatte es daher, ohne sich dieses Sieges ge-

gen irgend jemand zu berühmen, in der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Jena wirklich ſo weit gebracht, daß er ſelbſt im Fieberparoxysmus noch ſein Collegium ſertlas. Der Tod des verdienſtvollen Literators und Bibliothekars Jagemann in Weimar gab der huldreichen Fürſtin, die den Mann doppelt ſchätzte, der durch ſein neunjähriges Kunſtleben in Wälſchland ſein teutſches Gemüth nicht verloren hatte, die willkommene Veranlaſſung, ihn zu ſich für dieſelbe Stelle zu berufen, die Jagemann bei ihr bekleidet hatte. Der erſte Frühling, den er in dem kleinen Elyſium, — für Teutſchlands blühendſte Literaturepoche ein klaſſiſcher Boden — im lieblichen Tiefurth zubrachte, erquickte ihn mit friſchen Lebenshauchen und beſchwichtigte ſogar auf Augenblicke ſeine ſehnſüchtigen Seufzer nach den Heſperidengärten jenſeits. Allein ſeine feſte Conſtitution war auf immer untergraben. Am Kern derſelben nagte fortdauernd ein böſer Wurm. — Auch über ſeinem Haupte brauſete der furchtbare Orkan des 14. Octobers und der darauf folgenden Tage, für deren hundertfache Leiden und Schreckniſſe Alles, was in den jüngſten Tagen Herrliches in und bei Weimar geſchah, doch noch nicht als volle Entſchädigung gelten kann. Auch er blieb bei der faſt allgemeinen Plünderung in jenen Tagen nicht verſchont und mußte mit dem beſten Theil ſeiner Leib-

wäsche und seines Tischzeugs bezahlen. Allein dies erfuhren seine Bekannten nur zufällig und nie gedachte er seines eignen Verlustes gegen seine auswärtigen Freunde auch nur mit einer Sylbe. Zunehmende Kränklichkeit und Kraftlosigkeit bewogen ihn, im Sommer 1807 die Heilquellen von Carlsbad zu besuchen. Im täuschenden Gefühl einer gewissen Stärkung bediente er sich des erhitzenden Sprudels zum Trinken und Baden und legte dadurch ohne Zweifel den Grund zu jener unheilbaren Pulsadergeschwulst, die in den letzten 6 Monaten mit immer steigenden Schmerzen und Beängstigungen ihm weder einen ruhigen Sitz bei Tage, noch eine schmerzlose Lage bei Nacht mehr gestattete. Aber auch hier verließ ihn seine wahrhaft bewundernswürdige Gleichmuth, ja selbst jener unerschütterliche und mehr durch die richtige Würdigung der Güter dieses flüchtigen Lebens, als durch betäubende Reizmittel zu behauptende Frohsinn nicht, womit er im engern Kreise einigen Vertrauten, die ihm mit eigener Aufopferung gern die höchste Liebe bewiesen, jeden Augenblick erheiterte, wo er sich von seiner Folter nur etwas abgespannt fühlte. Schmerzlosere Momente wandte er noch immer auf die Bearbeitung der Ausgabe seines Winkelmanns, die nicht beenden zu können sein einziger Schmerz war. Am liebsten sprach er aber mit

einer edeln, mit allen Blüthen der Künste und Wissenschaft sich froh umringenden Freundin, in deren Behausung ihm bis zum Scheiden auf immer die zärtlichste Aufmerksamkeit und schonendste Pflege zu Theil ward. Noch wenig Stunden vorher sprach er mit ihr von jenen sonnenreichen Gefilden jenseits der Alpen und von jenem goldenen Zeitalter der Kunst und Poesie an den Ufern des Arno und der Tiber mit seiner gewöhnlichen Begeisterung und Weihe, die nun um so uneigennütziger und rührender war, als er seit Monaten durch die Lectüre des Scarpa sich selbst sein Todesurtheil ganz unerschrocken angekündigt hatte. Endlich erfolgte der unvermeidliche Schlag, da in der Nacht vom 4ten December eine Ruptur der Lungenpulsader seine langsamen Leiden endete und ihn der sanfte Genius an das Ziel dessen führte, was sein Petrarca schon so zart besang,

di questa morte, che si chiama vita.

Man erwartet hier gewiß keine eigentliche Biographie. Für so etwas fühlt sich der Schreiber dieser flüchtigen Zeilen, wenn er auch sonst die erforderlichen Eigenschaften und Kenntnisse dazu hätte, die ihm doch ganz abgehen, in dieser Frischheit des Schmerzes viel zu sehr bewegt. Ist eine Nemesis fürs Gute, wie fürs Böse, so wird ihm, der seinem einzigen

und unvergleichlichen Carſten ein ſo herrliches und lehrreiches biographiſches Denkmal ſtiftete,*) auch hier wieder vergolten, ſo wird auch ihm von würdiger Freundeshand ein Denkſtein errichtet werden, an welchem wir ſtill weinen und dankbar lernen möchten. Sein Pylades unter den noch Lebenden, der geiſt- und gemüthreiche Gerhard v. Kügelchen hat uns ſein kraftvolles Conterfei erhalten. Die Abſchattung deſſelben durch den Grabſtichel wird hoffentlich nicht ausbleiben und auch jenem Denkmal

*) Leben des Künstlers *Asmus Jacob Carstens*, ein Beitrag zur Kunstgeſchichte des 18ten Jahrhunderts, von *C. L. Fernow*. Leipzig, Hartknoch. 1806. 315 S. in 8. Unmöglich kann dieſe Biographie, die ein Handbuch und Taſchenliebling jedes Kunſtjüngers, der nicht faſelt oder ſchwärmt, zu ſeyn verdient, und über die Hauptbedingungen der Malerei die erprobteſten Rathſchläge in erläuterndem Beiſpiel edel und gemeinfaßlich darſtellt, durch den mächtigen Zeitgeiſt und die Fluth des Neueſten ſchon verſchlungen ſeyn. Freilich ſpöttet es gewiſſen Verirrungen und Modethorheiten unſerer allerneueſten Kunſt-Tendenz mit keinem Buchſtaben, und predigt tüchtige Wahrheiten. Man leſe z. B. nur, was er dort über die Raſerei, die wahre Kunſtweihe ausſchließlich in einer gewiſſen Confeſſion zu finden, beibringt!

ganze Lebenszeit ſo zu ſagen ein beſtändiger Kampf mit der Kargheit der Natur. Er lebte von ſeiner Arbeit, Mühe und Sorgfalt — von dem **Ackerbau** und der **Viehzucht**. Dieſe zwoo vornehmſten Quellen der menſchlichen Nahrung und Erhaltung hatten alſo die alten Teutſchen, ſo barbariſch noch ihr Zuſtand war, mit der kultivirteſten Nation gemein. Sie ſcheinen überhaupt, der ganzen Oekonomie der Menſchheit nach, beynahe die **einzigen** zu ſeyn. Selbſt der Wilde holt ſeine Nahrung aus dem Pflanzen- und Thierreich: nur lebt er als der ſorgenloſe Pflegſohn der Natur, nicht von **ſeinem** Eigenthum oder dem **Werk ſeiner Hände**; gerade der **Umſtand**, wodurch er ſich von beyden, dem Barbaren ſowohl als dem kultivirten Menſchen unterſcheidet. **Aber** in dem alten Teutſchland, das erſt auf der zwooten Stufe der Menſchheit ſtand, fehlte es an den hundert und tauſendfachen Ableitungen, die durch Kultur und Induſtrie von jenen eigentlichen und unmittelbaren Nahrungs-Quellen gemacht werden: und hierinn beſtund der groſſe Abſatz des alten Teutſchlands von dem Nahrungs-Stand eines jeden policierten Volks.

Zog aber der alte Teutſche ordentlicher Weiſe ſeine Nahrung von dem Ackerbau und der Viehzucht, ſo ſchließ ich hieraus, als eine ſehr natürliche Folge, „daß damalen ſchon Heerden und „Land **im Eigenthum** müſſen geweſen ſeyn, „und Land-Eigenthum ſo wohl als eigne Vieh-

zur Ausſtattung mitgegeben werden können. Wollte aber die plaſtiſche Kunſt, der er ſelbſt ſo oft vor allen Schweſterkünſten die Palme reichte, ihm einen kleinen, anſpruchloſen Grabkegel (cippus) ſetzen; ſo dürfte im beſcheidenen Relief unten am Sockel eine Lyra, auf einer Löwenhaut ruhend, nicht ohne mannichfaltige Ausdeutung ſeyn.

Fernow, der Literator, iſt zwar ſchon mitten in der Vorbereitung zu dem, was ihm hohen Ruhm bringen ſollte, abgemähet worden und es läßt ſich nun kein ſtehendes Hauptwerk von ihm anführen. Die ſtrenge Göttin mit dem clavo trabali, die Heb- und Säugamme ſo vieler Schnellgeburten, übte auch an ihm ihr Machtgebot. Denn manches erſchien jetzt ſchon als Ganzes, was in ſeinem Plane nur ein ſehr kleiner Theil eines Ganzen war. Dennoch ſind auch die Erſtlingsgaben ſeiner grammatiſchen und äſthetiſchen Forſchungen ſo vollendet und gereift, daß ihnen in jeder Büchersammlung jedes Freundes der redenden und bildenden Künſte, der kein Götzendiener iſt, der Ehrenplatz nie verweigert werden wird. Alle ſeine Schriften zeichnen ſich durch lichtvolle Anordnung und eine bewundernswürdige Klarheit des Ausdrucks aus, die einen durch die ſchönſten Muſter guter Schreibart gebildeten Geſchmack und eine durch das Studium der

kritiſchen Philoſophie geſchärfte Urtheilskraft beweiſen. Er verſtand ſich ſelbſt vollkommen und wird daher auch ſtets Andern verſtändlich ſeyn, die ſicherſte Gewähr, daß er auch ſpäter noch geleſen werden wird, welches vielen jetzt bewunderten Meteoren im Fache der neueſten Aeſthetik und Kunſtkritik ſchwerlich zu verbürgen ſeyn dürfte.

Seine literariſchen Verdienſte und Ehrenkränze wurden theils im Felde der Kunſtkritik, theils in der Grammatik erworben. Er hatte einſt ſchon in Rom für ſeine dort befindlichen teutſchen Landsleute, Künſtler und Kunſtgenoſſen, in teutſcher Sprache eine Aeſthetik geleſen, zu welcher er damals gleich große Vorarbeiten machen mußte. Die trefflichſten Aufſätze in den drei Bänden artiſtiſcher und kritiſcher Abhandlungen, wovon der letzte erſt in voriger Oſtermeſſe erſchien, aber gewiß ſchon in aller ächten Kunſtfreunde Händen iſt, ſind nur als einzelne Bruchſtücke und Glieder eines organiſchen Ganzen anzuſehen, das einmal unter der Benennung einer Aeſthetik für Künſtler erſcheinen ſollte. Darum gab er ihnen die Aufſchrift: römiſche Studien. Es

*) Römiſche Studien, I. Theil. (Zürich, H. Geſsner. 1806. 450 S.) II. Theil. Ebendaſ.

waren Versuche, Vorbereitungen, Vorübungen; kurz Vorschulen zu jenem Werke, was eine der gefühltesten Lücken in unserer Literatur ist, in Rom angelegt und vorgearbeitet und lauter Männern und Frauen, die in der ewigen, heiligen Roma selbst sich zu gleichen Zwecken einst vereinigt hatten, einzeln zugeeignet. In diesen Dedications-Episteln an Friderike Brun, und Frau von Humboldt, an Hirt, Wächter, Reinhart, Weinbrenner, Seume

1806. 414 S. III. Theil. 1808. 543 S. Gleich der erste Aufsatz über den berühmten Canova hat große Sensation unter den Vergötterern jenes hochgepriesenen Phidias Roms und um so unangenehmere Sensation gemacht, da Fernow in Manchem dem Dänen Thorwaldsen die Palme zuerkannte. Indeß sind doch Fernow's gründliche Urtheile bisher nirgends mit Gegengründen widerlegt worden. Er pflegte wohl den Aufsatz über den Begriff und die Gränze der dramatischen Malerei, der zum Anfang des dritten und neuesten Theils abgedruckt und dem trefflichen Uhden in Berlin zugeeignet ist, vor allen den Vorzug zu ertheilen. Ein Gedanke Lessings wird hier weiter verfolgt und die Grenzlinie der bildenden Künste selbst genauer gezogen, als bisher geschehen ist, welches er selbst auf das, was zuerst über Leben und Tod eines Kunstwerks entscheidet, auf dankbare und widerstrebende Gegenstände führt.

Frye, Kügelgen und Zoega, — die man als eben so viele Epistolae ex Ponto, Seufzer der Sehnsucht eines armen Verbannten in das Land, das nach einem längern Aufenthalt daselbst Niemand ungestraft verläßt, anzusehen hat, — ergießt sich die ganze Seele des Hochbegeisterten und sein künftiger Biograph darf nur die hier angedeuteten Verhältnisse und mannichfaltigen Berührungspuncte genauer zu entwickeln wissen, um darin den Leitfaden für Fernow's ganzes römisches Leben zu finden. Uebrigens ist es mehr zu wünschen als zu hoffen, daß sich in seinem literarischen Nachlaß wenigstens eine Skizze zu jener Aesthetik für Künstler, die sein Jahre lang gepflegter Lieblingsgedanke war, nebst einzelnen Ausführungen vorfinden möge. Eine systematische Tabelle über die schönen Künste überhaupt, wie er sie am Ende seiner Vorlesungen in Jena an seine zahlreichen Zuhörer austheilte, soll im ersten Stück des künftigen Jahrgangs dieser Monatsschrift geliefert und so wenigstens der Vergessenheit entrissen werden.

Die neue Ausgabe von Winkelmanns teutsch geschriebenen Werken, wovon die ersten zwei Bände nun wirklich erschienen sind,*) kann man ein größe-

*) Winkelmanns Werke. Herausgegeben von Fernow. Erster und zweiter Theil in gr. 8. 563

nes Sühnopfer für die Manen des antik-fühlenden und schreibenden Schöpfers der Kunstgeschichte nennen, als jenes von Azara in Marmor dargebrachtes im römischen Pantheon. Wenigstens trifft uns nun der Vorwurf des Auslandes nicht länger, daß wir von dem Werke dieses Heros in seiner Wissenschaft nicht einmal eine kritisch besorgte und durchaus correcte Ausgabe besäßen. Es läßt sich darüber Manches sagen und fragen, ob nicht in den Ansichten und Behauptungen Winkelmanns jetzt fast nach einem halben Jahrhunderte, wo Alles so kräftig vorgeschritten ist, vielleicht mehr als die Hälfte anders geordnet und verbessert werden könne? Ein schöner Tummelplatz für einen Herausgeber, der mehr Noten als Text zu

und 774 S. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung. Mit diesen zwei Theilen sind alle einzelne Schriften, selbst die Briefe an Bianconi, schon abgedruckt. Die drei folgenden Bände werden die Geschichte der Kunst nach einer von dem Herausgeber selbst noch besorgten critischen Revision des Textes, mit allen dazu gehörigen Anmerkungen und Nachträgen, der letzte aber eine Uebersetzung des Discorso preliminare zu den Monumenten und einige Bruchstücke von Aufsätzen und Auszügen enthalten, wozu schon alles in Bereitschaft ist.

geben Luſt gehabt hätte! Allein ein ſo feindlicher Gedanke konnte unmöglich in die reine Seele Fernows kommen. Man will ja nicht wiſſen, was Winkelmann jetzt ſagen würde, ſondern was er vor 50 Jahren wirklich geſagt hat. Die Götter des Stroms wohnen nicht am breiten Ausfluß deſſelben, ſondern da, wo er in heiligen Grotten dem nie verſiegenden, unentweihten Urborn entſpringt. Ob Fernow übrigens in Winkelmann's Geiſt und Art eindringen und dieſem gemäß eine ſolche Sammlung veranſtalten konnte, zweifelt wohl Niemand, wer auch nur die kurze, gediegene Vorrede zum erſten Bande und den ungeſchminkten Abriß von Winkelmann's Leben eben daſelbſt einzuſehn Veranlaſſung und Geneigtheit hatte. Der beſcheidene Mann ſpricht übrigens ſchon in dieſer Vorrede von Theilnehmern an dieſer Ausgabe. Auch darf man nur die ſcharfſinnigen und gelehrten Zuſätze zu Winkelmann's Verſuch einer Kunſtallegorie, der nun den Beſchluß des zweiten Bandes macht, eines Blicks würdigen, um zu begreifen, daß, wer ſo ergänzte, als der Herausgeber ſelbſt noch in voller Wirkſamkeit war, auch füglich ganz an die Stelle des zu früh vom Werk abgerufenen Herausgebers treten könne. Die Hauptſache iſt gethan. Die kritiſche Vergleichung des Textes in der Dresdner Origi-

nalausgabe und in dem von Riedel in Wien nach Winkelmann's Tod seltsam genug zusammengesetzten Nachdruck. Diese kritische Sichtung hat Fernow selbst noch bei seinen Lebzeiten vollendet.

Und er war ganz dazu geeignet, auch in der Wortkritik etwas Vorzügliches zu leisten. Die Grammatik in jenem umfassenden Sinn, in welchem das frühere Alterthum die ganze Encyklopädie der Sprachkunde und Kritik mit dieser Benennung umschloß, verliert durch seinen Tod einen ihrer eifrigsten und thätigsten Verehrer und Verkündiger. Hier erscheint er als einer unserer gründlichsten Literatoren. Seine verdienstvollste Arbeit in diesem Fache ist die von ihm noch vor seiner Abreise aus Rom vollendete italienische Sprachlehre für Teutsche.*) Man

*) Sie erschien in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1804 in zwei Abtheilungen, zusammen 900 Seiten im größten 8., und ist ihrem gediegenen Wellgehalte gemäß durchaus in keinem unserer kritischen Blätter gewürdigt worden. Hoffentlich findet sich unter den Papieren des Verfassers sein mit viel Nachträgen und Berichtigungen beschriebenes Handexemplar, aus welchem ein Kenner die vorzüglichsten besonders bekannt machen sollte. Es war mehrmals im Werke, einen kleinen Auszug

kann ohne alle Uebertreibung behaupten, daß wir Teutschen über keine neuere Sprache eine durchdachtere und vollständigere Grammatik besitzen, als die genannte von Fernow ist. Es ist eine schön gereifte, auf ein vieljähriges, mühseliges Studium und die gewissenhafteste Benutzung der seltensten Quellen gegründete Arbeit, mit philosophischem Scharfblick geordnet und mit Geschmack, so weit es die Trockenheit und Widerspänstigkeit des Stoffes gestattete, ausgearbeitet und abgeglättet. Gerade seine seltene Gründlichkeit und der dadurch nöthwendig gewordene Umfang des Werks mag diesem grammatischen Meisterwerke einen großen Schaden gethan haben. Denn noch treiben die Veneroni, Valenti, Meidinger Filippi u. s. w. ihr Wesen in unsern Schulen und Sprachstunden. Nur Jagemann würde eine ehrenvolle Ausnahme machen, wenn nicht auch von ihm Alles viel zu kurz abgefertigt worden wäre. Fernow sah indeß weder diese, noch eine andere teutsche Sprachlehre, außer Moritz, vor Vollendung seiner ihm ganz allein zugehörigen Arbeit. Dankbar benutzte er die italienischen Grammatiker, von welchen er jedoch nur den Buommattei und Corticel-

daraus zu liefern. Aber auch diesen Faden zerschnitt die Parze.

li einer ehrenvollen Erwähnung werth hält. Der Syntax fehlte in allen dieſen Sprachlehren gänzlich, und doch ſchien deſſelben die auch in ihren Wortfügungen ſo reiche Sprache vor allen andern zu bedürfen. Um ſich die vollſtändigſte Ueberſicht des ganzen vorliegenden Stoffes zu verſchaffen, gieng Fernow für jeden Redetheil das ganze große Wörterbuch der Crusca und das von ihm hochgerühmte Rimario des Pedro Roſasco durch, und es gelang ihm dadurch die genauezſte Anſicht aller Abweichungen und Beſonderheiten zu erhalten. Bei den Nennwörtern verfolgte er manche von Moritz ſehr gut angedeutete, nur nicht hinlänglich ausgeführte Winke. Man vergleiche z. B. die Lehre von den Fallzeichen und den ſehr intereſſanten Abſchnitt von den Augmentationen und Diminutiven nebſt ihren liebkoſenden und tadelnden Schattirungen Th. 1. S. 161. ff. Bei den Zeitwörtern brachte der unermüdete Forſcher in die noch unbeſtimmten Formen der dritten Conjugation zuerſt Licht, ſo miſslich es auch iſt, da allein vordringen zu wollen, wo die einheimiſchen Sprachlehrer ſelbſt noch nicht im Reinen ſind. Auch der etymologiſche Theil wurde ganz neu ausgearbeitet. Bei dem Syntax, der, wie ſchon geſagt, gleichſam erſt geſchaffen werden mußte, folgt der Verfaſſer dem Adelungiſchen Lehrgebäude, ſo wie er überhaupt über-

all die Eigenheiten der italieniſchen und teutſchen Sprache mit philoſophiſchem Geiſt neben einander ſtellt und dadurch dem Titel: für Teutſche, vollkommen Genüge leiſtet. Ein ausführlicher Anhang beſchäftigt ſich mit den Regeln der italieniſchen Verskunſt ſo erſchöpfend, daß man wohl ſagen kann; es ſey hier zum erſten Mal der ganze Mechanismus jener neuen Muſterformen, die wir auch neulich mit ſo zweideutigem Erfolg ſo oft ſclaviſch nachzubilden ſtrebten, ganz und mit reinem Sinn für Rhythmus und Wohlklang aufgeſchloſſen. Nachdem alles dieſes ſchon geordnet und niedergeſchrieben war, gieng der ſich ſelbſt äußerſt ſtrenge Grammatiker, bevor er die letzte Feile ans Werk legte, das Ganze noch einmal mit einem ſprachkundigen italieniſchen Gelehrten genau durch, wo Alles ſtreng geprüft und oft ſehr lebhaft discutirt wurde. Es iſt dies Hr. Pietro Giuntotardi in Rom, dem er auch dies Werk als Denkmal eines vieljährigen freundſchaftlichen Zuſammenlebens dankbar zugeeignet hat. Weniger einſeitig, als Adelung, hatte er doch denſelben eiſernen Fleiß, dieſelbe Beharrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, wie dieſer unvergeßliche und Trotz aller kleinlichen Anfechtungen in ſeinen wahren Verdienſten unantaſtbare Mann. Auch unſers Fernow's Arbeit wird ein ſtehendes Monument teutſcher Gründ-

„Heerden das Vermögen jedes wohlhabenden „oder reichen Hauswirths ausgemacht haben,“ hingegen die Armuth, die überall in allen Zeitaltern im Mangel des Eigenthums besteht, nichts anders, als der Mangel an Landeigenthum und eigenthümlichem Vieh gewesen sey. Doch von dem Reichthum und Armuth des alten Teutschlands handeln wir zu seiner Zeit. Für jetzo kömmt es noch blos darauf an, ob in dem alten Teutschland **Eigenthum** gewesen, und, wenn es an dem ist, daß es nicht allein in eigenthümlichen Viehheerden, sondern auch im **Landeigenthum** bestanden habe? Gegen dieses Letztere möchten unsere Leser die meiste Bedenklichkeit haben, besonders wenn sie sich einiger Stellen im Cäsar und Tacitus, die sie vielleicht mehr gelesen als geprüft haben möchten, erinnern, welche gerade das Gegentheil zu sagen scheinen.

Von dem Schulknaben bis zum Geschichtschreiber hinauf sagt immer einer dem andern nach, daß die alten Teutschen von der **Jagd** und **Fischerey** gelebt hätten. Gerade als wenn es möglich, oder wohl gar etwas leichtes gewesen wäre, auf diese Art in dem alten Teutschland von einem Tag zum andern seine tägliche Nahrung zu erhaschen. Wenn man unter einem weit glücklicheren Himmelsstrich eine Anzahl Wilden antrift, die unter ganz veränderten Umständen auf diese Art zu ihrer täglichen Nothdurft auch jeden Tag so viel Vorrath finden; kan uns wohl diese Erfahrung

lichkeit und Kritik bleiben und wo nicht immer laut und nach Verdienst belebt, doch im Stillen um so häufiger benutzt und zur Einführung einer bessern Methode verständig angewandt werden.

97.

Ein Freund des Verstorbenen, mit welchem er während der Ausarbeitung jener Sprachlehre darüber oft Briefe wechselte, ermunterte ihn, bei seinen Sprachforschungen doch auch vorzüglich auf die so abweichenden und charakteristischen Mundarten des obern und untern Italiens Rücksicht zu nehmen und uns auch darüber seine Resultate mitzutheilen. Auch darauf richtete er nun seine ununterbrochne Aufmerksamkeit und die für die Charakteristik der ältern und neuern Bewohner Italiens, so wie für Linguistik, für Ab- und Ausbildung des romanischen Sprachstammes ungemein lehrreichen Resultate konnte er uns selbst in diesem Jahre noch vorlegen,*) wodurch ein neuer bedeuten-

*) Im dritten Theile der römischen Studien von S. 211–543. Ein treffliches kleines Werk für sich, das der bescheidene Verfasser indeß nur als Skizze zu einem größern angesehen wissen will. Die voranstehende Einleitung zeigt, wie richtig derselbe diese Forschung der allgemeinen Ethnographie unterzuordnen und als Actenstück zur Welt- und Menschengeschichte zu benutzen wußte. Ein critis-

der Zuwachs für die italienische Sprach- und Wortforschung gewonnen wurde.

Natürlich leiteten diese und mehrere verwandte Forschungen auf ein noch weit größeres Unternehmen, durch dessen Vollendung Fernow sich einen wahrhaft unsterblichen Namen erworben haben würde. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Art von Etymologicum magnum aller aus dem Lateinischen abstammenden, oder sogenannten romanischen Tochtersprachen, von der alten Provençalischen bis zur Rhätischen und Wlachischen herab auszuarbeiten. Er blieb auch nicht bei dem bloßen Entwurf stehen — wie denn überhaupt der Mann auch in allem übrigen nur ein sehr mittelmäßiger Luftbaumeister genannt werden konnte — sondern es wurde rüstig Hand ans Werk gelegt, excerpirt, gesichtet, verglichen. Davon soll bald anderswo die Rede seyn.

Fernow fühlte sich, wie jeder Ehrenmann, mit einer unaussprechlichen Liebe zu seiner kraftvol-

sches Verzeichniß von mehr als 500 Schriften in den verschiedenen italienischen Mundarten, woron mehr als ein Drittel der Verfasser selbst in seiner ausgesuchten Bibliothek besaß, ist als Anhang beigefügt und zeigt, mit welcher erschöpfenden Gründlichkeit er überall zu Werke gieng.

len, reichen und hilfsamen Mutterſprache durchdrungen und konnte über manche neue Sprach- und Begriffverdreher in einen recht lebhaften, heiligen Eifer gerathen. Er erinnerte ſich mit vielem Vergnügen einiger Unterredungen, die er mit Vater Voß, als er mit dieſem im erſten Sommer noch in Jena zuſammenlebte, und die froheſten Stunden der Erquickung nach einem ſauern Tagewerk oder einem heimtückiſchen Fieberparoxysmus Abends in ſeinem Garten zubrachte, über dieſen Gegenſtand gehabt hatte und wäre in der Folge bei der Preißaufgabe der Münchner Academie und anderer preißwürdigen Beſtrebungen, unſere Sprache zu immer höherem Glanz zu erheben, gewiß kein unthätiger Zuſchauer geblieben. Beſonders ſchmerzte ihn der unſelige Zwieſpalt in unſerer Rechtſchreibung, die nur zu oft aus Eigenſinn und Rechthaberei eine wahre Linkſchreibung ward. Wie er darüber gedacht, giebt er uns ſelbſt in ſeiner leſenswürdigen Vorrede zur italieniſchen Sprachlehre zu erkennen. Ich kann mich nicht enthalten, dieſe Stelle auch hier abzuſchreiben, da das köſtliche Buch bis jetzt nur in ſo wenige Hände kam. „In der Orthographie, ſo heißt es hier, iſt die italieniſche Sprache dem Ziele ihrer Cultur weit näher gerückt, als die teutſche, und das Verfahren der Italiener in derſelben ſollte

uns zum Muſter dienen. Sie haben die Grundregel derſelben: zu ſchreiben, wie ausgeſprochen wird, vielleicht unter allen Nationen am treueſten befolgt und ſind, nach der einmal angenommenen Bedeutung ihrer Schriftzeichen, in der Schrift faſt durchgängig mit der Ausſprache übereinſtimmig. Aber ſie haben auch längſt den thörichten Reſpect für Herkommen, Sprachgebrauch und Etymologie ſowohl, als für die ausländiſche Phyſiognomie der Wörter, die ſie aus fremden Sprachen in die ihrige aufnahmen, bei Seite geſetzt. Wie das Wort im Munde des Italieners klingt, ſo wird es von ihm geſchrieben; und die ſichtbare Geſtalt ſowohl, als der Klang des Wortes, das in ſeine Sprache eingebürgert iſt, muß ſich den Geſetzen derſelben unterwerfen. Wenn unſre teutſchen Schriftſteller nach eben dieſen Grundſätzen, die vernünftig und den Geſetzen der Schreibung gemäß ſind, verfahren wollten; ſo würden wir bald eine beſſer geregelte Orthographie haben, aber —" Das was hier, weil es die Epiſode zu lang gemacht haben würde, unterdrückt wurde, gedachte der liebe Mann in einem kleinen Werk über die teutſche Orthographie ſchon im künftigen Jahre recht con amore auszuführen. *) Allein auch hier ſprach die hohe Anan-

*) Schon hatte er mit der Hofmanniſchen Buchhandlung in Weimar den Verlag beſprochen. Dieſe

ke ihr unwiderſprechliches aber dazwiſchen. — Bei ſolchen Geſinnungen mußte ihm ein ſo gehaltreiches und ſcharfſinniges Werk, als das Buch iſt, welches die Aufſchrift führt: Ueber den Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache und beider Anlage zur Poeſie (Leipzig, Reclam 1806. 2 Theile) bald nach ſeiner Erſcheinung *) einen ſeltenen Genuß gewähren. Er

Handlung mußte ihm, dem Mann von ſehr beſchränkten Einkommen, jährlich doch für 150 Rthlr. neue Werke liefern. Denn er darbte lieber und unterwarf ſich der ſtrengſten Entbehrung in andern Sachen, um nur an den nothwendigern literariſchen Apparat, den man nicht von fremden oder öffentlichen Bibliotheken zuſammenborgen und betteln müſſe, keinen Mangel zu leiden. So hatte er es ſchon in Rom gemacht, wovon uns vielleicht einer ſeiner Freunde, der dies dort beobachten konnte, einige ſehr heroiſche Proben erzählen könnte.

*) Der anfangs unbekannte Verfaſſer iſt ſeitdem ſchon ſo oft im Publicum genannt worden, daß ihn nun nicht zu nennen, leere Affectation ſeyn würde. Es iſt Hr. Kolbe, Hofkupferſtecher des Herzogs von Deſſau, der ſo eben das liebliche Kupferwerk nach Salomo Geßner's Landſchaften mit Ruhm beendet und ſich nun wieder von Zürch, wo er drei Jahre

beſchloß eine ausführliche Anzeige davon für die Jenaiſche Allgemeine Zeitung zu machen, *) der er mehrere, bei der Würdigung ſeiner literariſchen Tendenzen nicht zu überſehende Anzeigen, zugetheilt hat. Ob es ihm möglich geweſen ſey, eine andere Recenſion des großen Canipiſchen Wörterbuchs, die er ſich gleichfalls vorgenommen hatte, zu vollenden, zweifle ich, da dieſer Entſchluß ſchon in ſeine entſchiedene Krankheitsperiode und in die Zeit fällt, wo er zuletzt noch bei den Najaden des Liebenſteiner Bades die Lethe für ſeine Schmerzen ſuchte und nicht fand. So viel iſt uns aus ſeinen Aeußerungen bekannt, daß er die Vorzüge dieſes Herkuliſchen Werks mit Dankbarkeit anerkannte, wenn er auch gegen gewiſſe allzu ſtark durchklingende Eigenheiten des verdienſtvollen Herausgebers erhebliche Zweifel mit mehrern Oberalten im teutſchen Areopagus theilte. Darum ſchrieb er mit lebhafter Zufriedenheit, als ihm gemeldet wurde, daß in einem

lebte, nach Deſſau zurückgegeben hat. Auch dieſe Zeitſchrift erhielt ſchon mehrere ſchöne Beiträge von ihm.

*) Irre ich nicht, ſo iſt die gründliche und gerechte Recenſion in der Jenaiſchen Literaturzeitung 1807, Nr. 196. 197, von Fernow's Hand.

eigenen Supplementband der bisher ganz beseitigte etymologische Theil noch nachgetragen werden sollte. Denn ohne Wurzelgraben, wie Klopstock das Etymologisiren nannte, war ihm gar keine Sprach- und Wortsammlung gedenkbar.

Zum Grammatiker im alten, ehrwürdigen Sinne, wie er im ältesten, aber seitdem auch noch nie wieder erreichten Museum zu Alexandria galt, gehört auch der kritische Bearbeiter und Herausgeber classischer Werke. Selbst darin zeigte sich Fernow als einen Musenpriester, der alle Weihen empfangen hat. Und was hätten wir erst noch von ihm zu erwarten gehabt! Doch nun müssen wir, wie Kaiser Augustus zu sagen pflegte, auch wohl mit diesem Cato schon zufrieden seyn. Durch die Dienemannische Prachtausgabe des Dante wurde er zuerst zu einer kritischen Ausgabe dieses Urvaters der italischen Poesie veranlaßt, an welche sich dann später Ariost und Petrarca anschlossen. *) Es ist das einstim-

mige

*) Die ganze, aus zehn Bänden bestehende Sammlung führt den gemeinschaftlichen Titel: Raccolta di autori classici italiani, Poeti, und ist bei Frömmann in Jena in den Jahren 1805—7 erschienen. Die ersten drei Bände, die aber zuletzt abgedruckt wur-

mige Urtheil sachkundiger und vollkommen urtheilsfähiger Kenner, daß diese auch durch ihre saubere Außenseite und bequemliche Taschenform sich sehr empfehlenden Handausgaben für Correctheit und kritische Wahl der besten Lesarten sowohl, als für die zum Verständniß unentbehrlichen erklärenden Anmerkungen, Einleitungen und Biographien bei weitem die brauchbarsten und wohlfeilsten sind, die bis auf die neueste Zeit selbst in Italien davon veranstaltet wurden. Mit der divina commedia des Dante, dieser Figlia primogenita del Parnaso moderno, wie die Italiener sie zu nennen pflegen, sollte diese Sammlung anfangen. Allein da der Herausgeber noch immer die von dem gelehrten Poggiali in Livorno angekündigte Ausgabe erwartete, so kam indeß Arioſt und Petrarca an die Reihe. Doch obgleich jene Ausgabe nicht abgewartet werden konnte, iſt ſie doch keineswegs ein bloßer verkürzter Abdruck

wurden, enthalten die divina commedia, die folgenden fünf Arioſts Orlando furioso, und die letzten zwei die Rime di Petrarca. Man kann jeden Dichter auch einzeln kaufen, wird aber ſicher nie die kleine Summe zum Ankauf des Ganzen bedauern. Eine eigene Reihe ſollten die Prosatori machen. Auch von einer neuen Ausgabe des Vaſari war die die Rede!

der vortrefflichen Ausgabe des Lombardi (zu Rom 1791 in drei Quart Bänden) zu nennen. Zwar wäre das Verdienst immer schon sehr groß gewesen, wenn wir auch in dieser kleinen und leichter käuflichen Handausgabe nur das Beste und gleichsam den Fünftelsaft aus jenem herrlichen, aber kostspieligen Werke erhalten hätten. Dennoch ist hier noch Mehreres und Neueres zu finden. Der Catalog der Ausgaben beim zweiten Theile ist ganz neu und nach eigener Ansicht vieler der seltensten und vortrefflichsten Ausgaben verfertigt. Der dritte Theil liefert Auszüge aus des Constanzi vom Monte Casino in Rom zu Anfange dieses Jahrhunderts erschienenen Werke über eine der ältesten Handschriften der göttlichen Comödie und die Quellen, welche Dante selbst bei seiner wunderbaren Dichtung benutzte. Und dann bleibt ihr immer der unbestrittene Ruhm, diesseits der Alpen die erste wahrhaft correcte und mit allen Hülfsmitteln zum Verständniß des oft sehr räthselhaften Dichters ausgerüstete Ausgabe zu seyn. Weit mühsamer und also auch größer war das Verdienst bei der Berichtigung des Textes von Ariost's großem Heldengedicht und von den Rime des Petrarca. Hier sind überall die erwähltesten Lesarten aufgenommen und in den am Ende jedes Bandes folgenden Dichiarazioni aufgeführt, mithin eine ganz neue und

nach abgewogenen Entscheidungsgründen aus den beſten Ausgaben hergeſtellte Recenſion des Textes, verbunden mit der Auswahl fremder und Anfügung eigener Sach- und Worterklärungen. Ganz vorzügliche Liebe und Pflege wandte der bei allem diesen nach einem höhern Ziele, als dem klingenden Ehrensold ſtrebende Herausgeber auf die unſterblichen Geſänge des Sängers der Laura und der Triumfe. Es iſt möglich, daß man hier und da in einzelnen Erklärungen ſeltener Wortbedeutungen und Wortfügungen anderes Sinnes ſeyn kann, aber es iſt nicht möglich, daß man die zärtliche Sorgfalt und den feinen Tact verkenne, womit überall das Zweckmäßigſte gewählt und mit der fruchtbarſten Kürze die befriedigendſte Auskunft gegeben wurde. Wie gründlich iſt aus den beſten Quellen, aus Beccadelli, Bandini, de Sade und vor allem aus Baldelli, und wie unterhaltend zugleich das Leben von Petrarca und ſeiner Laura erzählt. Zwar nur ein untergeordnetes, aber doch immer bemerkenswerthes Verdienſt iſt hierbei der fließende und einfach zierliche Ausdruck im Italieniſchen. Freilich war ſie dem Herausgeber zur zweiten Mutterſprache geworden!

Zunächſt nach dieſen drei Dichtern ſollte nicht gleich Taſſo, ſondern eine Sammlung italieniſcher

fahrung die häusliche Wirthschaft der alten Teutschen begreiflich machen, die doch beynahe in allen ihren häuslichen Umständen so wenig Aehnlichkeit mit dergleichen Wilden hatten? Man überlege doch, wenn anders verjährte Vorurtheile zum Ueberlegen so viel Gedult übrig lassen, die Menge aller der teutschen Völkerschaften, die beysammen auf dem, Verhältnisweise zu reden, kleinen Strich Landes zwischen dem Rhein und der Elbe gewohnt haben, und von deren einer wenigstens wir wissen, daß sie jährlich hunderttausend streitbare Männer in den Krieg zu schicken pflegte. (*)

Man vergesse bey der Betrachtung ihres ganzen Zustandes, ihrer täglichen Schmausereyen (eines hier sehr wichtigen Umstandes) nicht; und denke dabey, daß die rohe Lebensart des alten Teutschen, der im Essen und Volltrinken seine meisten Vergnügungen gesucht und gefunden haben soll, gerade das Gegentheil von dem kärglichen und dürftigen Leben eines Wilden ist. Die Ungereimtheit dieser gemeinen Meynung von der Lebensart der alten Teutschen dünkt mir schon hieraus handgreiflich genug zu seyn, und um so mehr muß man sich über den Beyfall, den sie dem ohngeachtet gefunden hat, wundern, da sie nicht durch ein einziges deutliches Zeugniß irgend eines alten glaubwürdigen Schriftstellers unterstützt wird. Diese gedenken wohl hie und da der Jagd

(*) Cäsar im 1. Cap. IV. B. seiner Geschichte des Gallischen Kriegs.

Satyriker folgen. Zu dieſer Abſicht hatte Fernow ſchon Arioſt's ſieben Satyren in die Arbeit genommen. Da ihre Erklärung mit ganz eigenen Zweifelknoten verſtrickt iſt und manche nicht leicht zu löſende Aufgabe bietet, ſo reizten dieſe Schwierigkeiten ſelbſt den Mann, der ſeine Kraft nicht an leichteres Spiel verſchwenden wollte. Die ganze Bearbeitung lag ſchon ſeit vielen Monaten ganz fertig zum Druck und es iſt kaum zu zweifeln, daß der verſtändige und nichts ſparende Herausgeber jener ganzen Sammlung auch dieſen Satyren noch ein eigenes Bändchen als Zugabe zum Orlando widmen werde. Sehr ernſtlich dachte übrigens Fernow auch an eine correcte Handausgabe der Luſiade des Camoens. —

Den vier Heroen des goldenen Zeitalters Italiens, den Dante und Arioſto, Michel Angelo und Rafael wollte Fernow biographiſche Denkmale ſtiften und gedachte dabei noch auf eine andere Weiſe, als Roscoe es gethan hat, dem Zeitalter des Lorenzo und Leo X. neue und für uns Spätlinge noch immer lehrreiche Seiten abzugewinnen. Dant's dichteriſche Laufbahn liegt ſelbſt mit der letzten Feile vollendet, zum Druck bereit. Arioſt aber iſt (bei H. Geßner in Zürich) wirklich in dieſem Augenblick ſchon abgedruckt. Er wird

den Stachel heißer Sehnsucht in unsere Brust drücken, wenn wir ihn lesen, den Schwanengesang unsers Freundes. Zwischen argen Schmerzen ward er doch in voller Liebesglut empfangen und vorgetragen.

Den Stoff zu allen diesen Arbeiten schöpfte Fernow meist aus seinem eigenen, ganz erlesenen Bücher-Vorrath, dessen Transport allein aus Italien ihm eine sehr bedeutende Summe gekostet und lange Zeit sehr bekümmert hat. Es wäre Schade, wenn der Catalog davon durch den Druck nicht mitgetheilt würde, aber noch mehr Schade wäre es, wenn so Vieles, was jetzt selbst in Italien mit Gold aufgewogen nicht mehr zu erhalten stünde, auf dem Wege der gewöhnlichen Auction in alle Winde zerstreuet werden sollte. Lebte auch noch einmal ein so kluger Sammler so viel Jahre in Rom, die Gelegenheit zeigte ihm doch nimmer die so bequem zu fassende Stirnlocke. Während der furchtbaren Stürme, die uns Fernow zum Theil selbst in seinen Sittengemälden Rom's *) so meisterhaft zu schildern

*) Es erschien als Taschenbuch unter dem Titel: Sitten und Culturgemälde von Rom (Gotha, Perthes 1802, mit Kupfern), ohne seinen Namen.

verſteht, floß manche ſonſt auf immer verſchloſſene Bücherquelle, die nur durch ſolche Erſchütterungen eröffnet werden konnte. Ich kenne nur einen ganz würdigen Platz für ſie. Es iſt derſelbe, der ſchon früher ſeines vorausgegangenen Freundes Carſten's höchſt genialiſche Zeichnungen aufnahm. Der Wunſch des Sterbenden ſelbſt wurde dadurch erfüllt!

Um ſeinen theuern Schatten noch auf einige Augenblicke zu beſchwören, theile ich in dieſem und dem folgenden Stücke dieſer Zeitſchrift einige Bruchſtücke aus ſeinen Briefen mit, die, könnten ſie ganz hier abgedruckt werden, ſchon allein durch Gemüthlichkeit und treffende Urtheile jede andere Lobrede auf ihn völlig überflüſſig machen würden.

Starb er für uns zu früh, ſo hat er doch für ſeinen Ruhm nicht zu wenig gelebt!

Ch'è bel morir mentre la vita è destra.

Böttiger.

Ein zweites über Neapel ſollte folgen. Es unterblieb aber. Sollte dies treffliche und jedem Reiſenden faſt unentbehrliche Buch eine neue Auflage erleben, ſo würden die Zuſätze aus dem April- und Maiſtücke des Modejournals 1803, von derſelben Meiſterhand, nicht zu überſehen ſeyn.

V.

Auszüge aus Briefen, von Fernow an B...

I.

Rom, den 1. Mai 1901.

Ich hatte während der ersten drei bis vier Jahre meines Aufenthalts in Rom, wo interessantere Gegenstände, und mein Hauptzweck, das Studium der Kunst, meine ganze Aufmerksamkeit fesselten, der italienischen Sprache kein besonderes Studium gewidmet, sondern mich bloß mit dem begnügt, was sich durch Zeit und Umstände von selbst lernte und hinreichte, die classischen Schriftsteller dieser Nation zu verstehen und mich den Eingebornen zur Nothdurft verständlich machen zu können. Indessen veränderten sich die Zeitumstände dergestalt, daß Rom in gewisser Rücksicht nicht mehr Rom blieb; der ruhige Fortgang meines ohnehin fast beendigten Kunststudiums wurde gestört, und dieses Studium selbst mir dadurch auf eine Zeit lang verleidet; so daß ich mich nach einer anderen Geistesbeschäftigung umsehen mußte, um mir den verlängerten Aufenthalt in

Italien interessant und nützlich zu machen. Das Studium der italienischen Sprache bekam nun neue Reize für mich, und ich entschloß mich, demselben die übrige für meinen Aufenthalt in Italien bestimmte Zeit zu widmen. Allein kaum hatte ich die ersten Schritte in diesem mir nicht mehr ganz fremden Gebiete gethan, als ich schon das dringende Bedürfniß einer gründlichen, vollständigen, philosophischen Sprachlehre fühlte; denn ich mußte oft acht bis zehn Bücher dieser Art nachschlagen, ehe ich fand, was ich suchte und nicht selten, wenn ich tiefer forschen wollte, ließen mich alle unbefriedigt. Ich sah bald; daß unter den zahlreichen Grammatikern dieser gebildetsten unter allen neueren Sprachen kein einziger, selbst den umständlichen Buommattei nicht ausgenommen, seinen Gegenstand philosophisch behandelt hat, und die sonst sehr unvollständige italienische Sprachlehre des verstorbenen Moritz giebt über einige Materien mehr Licht, als alle italienischen Grammatiken zusammen, weil er die Sprache mit einem philosophischen Blick angesehen hat. Im Syntax lassen die italienischen Grammatiker den Forschenden völlig im Stiche, weil sie diesen Theil der Sprachlehre gewöhnlich ganz und gar nicht berührt haben. Mir blieb also, bei allen vorhandenen Hülfsmitteln, noch genug eigene Arbeit übrig.

Nachdem ich mich endlich in Jahresfrist durch dies Labyrinth einmal ziemlich glücklich hindurch gewunden und eine große Menge selbst gemachter grammaticalischer Studien angehäuft hatte, kam mir der Gedanke, daß es jedem andern, der, wie ich, diese Sprache gründlich studiren möchte, aber nicht, so wie ich, alle Hülfsmittel dazu und das Wichtigste unter allen, den Aufenthalt im Lande selbst und den Rath sachverständiger italienischer Gelehrten zu benutzen Gelegenheit hätte, seine Mühe außerordentlich erleichtern würde, wenn ich im Stande wäre, eine Sprachlehre auszuarbeiten, die jene Eigenschaften, welche ich bei meinem Studium an den vorhandenen Werken dieser Art vorzüglich vermißte, philosophische Gründlichkeit und möglichste Vollständigkeit, in solchem Maaße in sich vereinigte, daß es sich der Mühe verlohnte, die nicht kleine Zahl der schon vorhandenen Sprachlehren mit einer neuen zu vermehren. Ich schritt aufs neue mit allem Eifer zum Werke, begann die zuerst mit vieler Mühe durchlaufene Bahn von neuem, und bin nun nach einer beharrlichen Arbeit von etwa zwei Jahren, die nur selten auf kurze Zeit unterbrochen worden, so weit damit fortgerückt, daß ich seiner nahen Beendigung während dieses Sommers entgegen sehe. Dieses Werk wird nach dem mir dabei vorgesetzten Zwecke, keine Sprach-

lehre für Anfänger seyn, sondern vielmehr für die, welche tiefer in den Geist der Sprache einzudringen, und sie sowohl ihrem ganzen Umfange, als ihrem innern Wesen nach, gründlich und genau zu kennen wünschen. Ich zweifle auch, daß beide Zwecke sich in einem und demselben Werke vereinigen lassen.

Bei der Ausarbeitung meiner Sprachlehre habe ich keines der Hülfsmittel, die mir die Arbeiten meiner Vorgänger darboten, unbenutzt gelassen, um demselben die möglichste Vollständigkeit und Richtigkeit zu geben, und nie hat eine Schwierigkeit mich abgeschreckt, da einzudringen und selbst Bahn zu brechen, wo noch kein Vorgänger einen Pfad geebnet hatte; eben so wenig hat die Furcht, ein zu voluminöses Buch zu liefern, mich abhalten können, so ausführlich zu seyn, als der Gegenstand und die Vollständigkeit des Werks erforderten. Meine Sprachlehre ist daher freilich stärker geworden, als Bücher dieser Art gewöhnlich sind; so z. B. ist der Abschnitt vom Verbo, als dem wichtigsten unter allen Redetheilen, allein stärker als des Moritz ganze Sprachlehre; indessen ist das Ganze doch nicht viel stärker als etwa der erste Theil des Adelungschen Lehrgebäudes der teutschen Sprache. Ich würde es demnach der Bequemlichkeit wegen in zwei Bände von un-

gefähr gleicher Größe theilen, wovon der erste die Erklärung der Redetheile, der zweite die Wortfügung, die Rechtschreibung und, als einen außerwesentlichen, aber für den Teutschen sehr nöthigen Anhang, die Regeln der italienischen Poesie enthalten würde.

Warum ich Sie mit diesem langen Detail ermüde? Meine Absicht ist: Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten, auf welche Weise ich meine Arbeit am besten, das heißt für mich am vortheilhaftesten ins Publicum bringen könne. Ich bin nicht nur von dem Markte der teutschen Literatur zu weit entfernt, sondern auch zu fremd und unbekannt auf demselben, als daß ich im Stande wäre, für mich allein von hier aus etwas zu unternehmen. Ihnen sind mehrere Buchhändler bekannt, und Ihnen würde es ein Leichtes seyn, mich an einen ehrlichen und billigen Mann zu weisen oder zu empfehlen, *) dem ich mein Manuscript sicher zur Durchsicht anvertrauen könnte, und der sich zu einem verhältnißmäßig billigen Ho-

*) Hr. Cotta, der sich schon früher durch großmüthige Vorschüsse um Fernow sehr verdient gemacht hatte, übernahm sogleich den Verlag dieser Sprachlehre, bei der wenigstens kein schneller Absatz zu erwarten war. Durch seine fernere Unterstützung

norar verſtände; denn da ich von meinem Fleiße leben muß, ſo bin ich genöthigt, auch hierauf Rückſicht zu nehmen und wenigſtens einigen Erſatz für die aufgewandte Zeit zu fordern. Ueberdies will ich Ihnen nicht bergen, daß ich die für dies Werk zu erhaltende Summe als Reisegeld zur Rückkehr in mein Vaterland anzuwenden wünſche, um ſo mehr, da ich bei dem Druck deſſelben, wo möglich ſelbſt gegenwärtig ſeyn möchte, um für die Correctur Sorge zu tragen. Mich Ihrem gütigen Wohlwollen empfehlend, beharrt mit aufrichtiger Achtung und Ergebenheit

Ihr

ganz ergebenſter Diener

Fernow.

2.

Rom, den 3. December 1802.

Hr. Perthes hat mir neulich gemeldet, daß er das Gemälde von Neapel für künftiges Jahr zu haben wünſcht, und ſich erboten mir zur Reiſe dahin

wurde es auch allein möglich, daß Fernow mit Frau und Kind Rom verlaſſen konnte. Dank dem edeln, oft ſo hämiſch angefeindeten und verkannten Manne!!

B.

den Vorſchuß von 100 Piaſtern zu machen. Diß müßte aber wohl ſobald als möglich geſchehen, wenn etwas aus der Sache werden ſoll; denn ich wünſche, wo möglich im März meine Rückreiſe anzutreten und ich muß mich doch wohl einige Monate in Neapel aufhalten. Die von Ihnen gewünſchten Nachrichten über Canova und ſeine Kunſt, ſollen Sie in Kurzem mit einem oder zwey Contouren erhalten. Ich will in dieſen Tagen zum Werke ſchreiten. Die Einſammlung der Materialien zu meinem Opus über die Dialecte Italiens raubt mir jetzt meine meiſte Zeit. Ich wünſchte auch dieſerwegen die Reiſe etwas langſamer machen zu können, damit ich Zeit gewänne in Oberitalien mir noch die fehlenden Notizen einzuſammlen, da überhaupt dieſe Dialecte mehr Schwierigkeit machen, als die ſüdlichen. Ich möchte gern ein Werk liefern, deſſen gleichen noch nicht exiſtirt. Wenigſtens haben die Italiener ſelbſt noch nie daran gedacht über ihre Mundarten Etwas zu ſammeln; und ich denke der Erſte zu ſeyn, der überhaupt die ſämmtlichen, Dialecte eines Landes abgehandelt hat, welches aber für einen Fremden auch nur in Italien möglich iſt. Der gemeine Dialect in Turandot von Gozzi iſt kein Bergamaskiſch, ſondern Venezianiſch; überhaupt haben die Masken nur in frühern Zeiten in ihrem eigenen Dialect ge-

Jagd der alten Teutſchen, und auch ohne ihr Zeugniß will ich gerne glauben, daß neben der Jagd auch die Fiſcherey unter ihnen bekannt und üblich geweſen ſey. Aber daß Jagd und Fiſcherey die zwoo einzigen Nahrungsquellen, und nicht vielmehr blos Quellen von wirthſchaftlichem Vergnügen geweſen ſeyn ſollten, dies wird mir deſto unwahrſcheinlicher, da ſie nirgend mehr, als in dem alten Germanien, wirthſchaftlich behandelt, und mit einer gewiſſen Art von Sparſamkeit benutzt werden mußten, wenn ſie nicht früher oder ſpäter, endlich einmal gewiß gänzlich verſiegen ſollten. Die Natur der Sache ſelbſt iſt hievon der bündigſte Beweiß, und die tägliche Erfahrung beſtätiget ihn augenſcheinlich. Läßt ſich aber wohl die hiebey nothwendig erforderliche Sparſamkeit ohne Eigenthum denken? und bey der alten rohen teutſchen Freyheit können wir eine eigenthümliche Jagd und Fiſcherey wohl anders, als mit dem Landeigenthum verknüpft und von ſolchem untrennbar, vermuthen? „Vermuthungen geben freylich noch keinen hiſtoriſchen Beweiß,“ inzwiſchen haben ſie doch ihr Gewicht gegen eine Meynung, die noch vielweniger Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

Ich gehe aber weiter, und unterſtütze meine ſcheinbare Muthmaſung mit einem andern Umſtand, dadurch ſie einen Grad mehr von Wahrſcheinlichkeit erhält.

Nach

ſprechen; ſpäterhin läßt man ſie gewöhnlich die Sprache der Provinz reden, worin die Stücke geſpielt werden. Den wahren Bergamaſker und Bologneſer Dialect würde man auch in Venedig wohl unverſtändlich finden; denn ſie ſind die barbariſchſten unter allen italieniſchen Dialecten. Künftig mehr.

Ihr

treu ergebenſter

Fernow.

3.

Tiefurth *), den 4. Junius 1804.

Es iſt nun ſo lange, wertheſter Freund, daß ich keine Sylbe von Ihnen, Sie keine von mir erhalten haben, daß ich nicht länger warten kann, meinem Wunſche und Verlangen, einmal wieder ein Freundeswort von Ihnen zu vernehmen, nachzugeben und den durch Ihre und meine Translokation für eine kurze Zeit unterbrochenen Briefwechſel wieder anzuſpinnen. Ich bin ehergeſtern Nachmittag hier mit Sack und Pack ein-

*) Der kleine Landſitz, eine Viertelmeile von Weimar an der Ilm, wo die verewigte Frau Herzogin Amalie im kleinen, aber erwählten Kreiße ihre Villeggiatura zu halten pflegte. B.

gezogen, und habe von meinen kleinen Wohnungen, die übrigens bequem genug für uns sind, Besitz genommen. Die Herzogin ist noch nicht hier, auch ist bis heute Ihre Herüberkunft noch nicht auf den Tag bestimmt; wahrscheinlich aber wird diese in Zeit von 8 Tagen Statt haben. Das schöne Frühlingswetter und die Ahnung, daß ich hier wohler seyn werde als im halbverödeten Jena, haben mich früher hergetrieben und die Ankunft der Herzogin nicht erwarten lassen. Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen. Die Natur ist jetzt hier unaussprechlich schön, und ich habe gestern den ganzen kleinen Park die Kreuz und Quere durchstrichen. Ich finde ihn nicht nur schöner als den Park in Weimar, sondern auch, wenn Sie es für keine Blasphemie nehmen wollen, in Rücksicht auf bloßen Naturgenuß schöner, als — rathen Sie was? — als die Villa Borghese bei Rom, die freilich im Kunstgenuß, und in dem was man pittoresk nennt, dieser lieblichen teutschen Naturtochter wieder unendlich überlegen ist. Aber das erquickende Gefühl eines reinen Naturgenusses, der uns für den Augenblick ganz genügt und beseligt, ist, wie ich meine, wohl auch so viel werth, als das namenlose Sehnen und Streben, welches eine Natur im höheren Style und mit den Idealen der Kunst gegattet, in uns erregt. Für mich

wenigſtens, als einen Wiedergeneſenden, der einer bloß erquickenden Gegenwart bedarf, die ſeine Kräfte neu belebe und ſeinen Geiſt erheitere, iſt dieſe Empfindung jetzt wohlthätiger, als irgend ein höherer Genuß, der gewiß auch ſeinen höhern Werth hat, aber mentem sanam in corpore sano vorausſetzt; und Sie wiſſen, wie in dieſem concreten Leben Eins von dem Andern abhängt. Die froheren Stunden geiſtreicher Unterhaltung, die auch den Geiſt mächtiger belebt und ſtärkt, als die idealiſche Kunſt-Natur, erwarte ich noch, wenn erſt die wohlthätige Fee, die dieſen reizenden Aufenthalt beherrſcht, mit ihren dienenden Geiſtern, ihren Muſenprieſtern und Grazien hier eingetroffen ſeyn wird. Indeſſen will ich hier fortfahren meiner Geſundheit, die, wie es ſcheint, jetzt auf guten Wegen iſt, zu pflegen. Der Hofgärtner und ſeine Frau ſind ſo gute, gefällige dienſtwillige Leute, daß mir hier nichts mangelt. Noch dieſen Morgen werde ich nach Weimar hineingehen und die Herzogin im Namen aller Nymphen und Driaden und Nachtigallen Tiefurth's einladen, ihre Herauskunft zu beſchleunigen.

Nun wiſſen Sie ungefähr, wie es mir ergeht, im Ganzen nämlich nicht übel; denn die Kleinigkeiten kommen, wie Sie wiſſen, bei mir nicht in

Rech-

Rechnung. Jetzt wünsche ich denn auch herzlich bald von Ihnen etwas Näheres zu hören, und zu vernehmen, daß es Ihnen nicht allein negativ, sondern auch positiv gut in Ihrem königlichen Dresden ergehe. Ein Brief von Ihnen wird mir innige Freude machen, denn ich habe schon lange auf ein Paar Zeilen gehofft; jetzt habe ich ja wohl ein kleines Recht sie zu erwarten?

Der alte wackere Voß ist jetzt recht wohl und zufrieden; er bereitet sein Manuscript der Uebersezzung des Theokrit zum Drucke zu, welche wahrscheinlich zu Ostern 1805 erscheinen wird. Ungern habe ich mich von dieser guten Familie getrennt, in der ich beinahe heimisch geworden war, und deren Umgang mir so genügte, daß ich, wenn ich auch länger in Jena geblieben wäre, wahrscheinlich keinen andern gesucht haben würde.

Mit Hr. Frommann bin ich jetzt wegen der Handausgabe der italienischen Classiker einig geworden und wir fangen in einigen Wochen mit dem Druck derselben an. Da es nach einem gedruckten corrigirten Exemplar abgesetzt wird, so habe ich nur eine Correctur zu besorgen. Nächstens wird er seine Ankündigung davon bekannt machen. Meine Kisten

ſind endlich glücklich in Tenningen angelangt, und in 6 bis 8 Wochen werde ich wohl das Vergnügen haben, ſie in Weimar zu empfangen. Sie werden mir noch über 200 Rthlr. koſten. Doch bin ich nur froh, daß ſie auf feſtem Lande ſind. Das Blatt iſt voll beſter Freund, und ich kann jetzt kein neues mehr anlegen, da ich im Begriff bin nach Weimar hinein zu gehen. Adieu. Erhalten Sie mir ferner Ihre Liebe und Freundſchaft. In Jahr und Tag hoffe ich Sie in Dresden zu umarmen.

Ihr

Fernow.

4.

Weimar, den 10. Februar 1805.

— Jetzt etwas über das große Opus, mit deſſen Ausführung ich umgehe: Mir kam die Idee, es müßte intereſſant ſeyn die geſammten Nachkommen und Abſtämmlinge der verſtorbenen lateiniſchen Sprache, welche ſich in den Tochterſprachen derſelben, der Italieniſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen und Franzöſiſchen erhalten haben, gleichſam unter einen Geſichtspunct, etymologiſch unter ihre Stammwörter geordnet, aufzuſtellen, und ich bekam Luſt mich an

dieſer Arbeit zu verſuchen. Da aber auf dieſe Weiſe aus allen 4 Tochterſprachen nur ein anſehnlicher Theil, und keine einzige vollſtändig in einem ſolchen Werke erſcheinen würde, ſo ſchien es mir nachher beſſer, die italieniſche als die erſtgeborne und am reichſten ausgeſtattete Tochter vollſtändig alphabetiſch nach ihren Nennwörtern geordnet, aufmarſchieren zu laſſen, und ihren Ableitungen dann die lateiniſchen Abſtämmlinge in jenen andern 3 Schweſtern beizuordnen; auf dieſe Weiſe würde wenigſtens eine der Tochterſprachen vollſtändig gegeben, und da dieſe zugleich eine große Menge Wörter nordiſcher Abſtammung enthält, welche von den italieniſchen Etymologen, die keine der nördlichen Sprachen verſtanden, faſt alle irrig vom Griechiſchen, Arabiſchen, Hebräiſchen, Syriſchen, Armeniſchen ꝛc. ſind abgeleitet worden, ſo hätte ich da ein weites Feld eigener Wortforſchung vor mir, wenn ich auch bereits viele Materialien geſammelt habe. Meine erſte Beſchäftigung zu dieſem Zwecke würde nun ſeyn, die alphabetiſche Ordnung der italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Wörterbücher zu deſtruiren und dagegen alle abgeleiteten Wörter ihren Stammwörtern unterzuordnen und bloß dieſe letztern alphabetiſch zu ordnen. Dieſes habe ich auch bereits mit dem Wörterbuch der italieniſchen Sprache gethan und

dabei volle drei Monate unter täglicher, wenigſtens fünfſtündiger Arbeit zugebracht. Ein Gleiches fange ich jetzt mit dem franzöſiſchen Wörterbuche an. Nun iſt mir aber bei dem weitern Fortrücken in der Arbeit eine neue Erweiterung meines Planes in den Sinn gekommen, nach welcher die Ausführung alle 4 Sprachen in ihrer Vollſtändigkeit umfaſſen würde, wobei denn doch immer die etymologiſche Ordnung nach den Stammwörtern, denen alle ihre Abſtämmlinge nach den Graden der Verwandtſchaft untergeordnet würden, herrſchen ſollte, aber die Stammwörter aller 4 Sprachen ſollten nur zuſammen ein Alphabet formiren und jedes Wort durch it. ſp. p. fr. unterſchieden werden, zu welcher der 4 Sprachen es gehöre. Auf dieſe Weiſe hätte man ein vollſtändiges Polyglott der von der lateiniſchen abſtammenden Tochterſprachen. Da in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Sprache eine Menge Wörter aus dem Arabiſchen abſtammen, ſo würde ich mir für dieſe allenfalls fremder Beihülfe bedienen müſſen; doch hat man auch hierin ſchon mehrere gute Vorarbeiten, die ich ſo viel als möglich benutzen werde. Ich hoffe, wenn keine bedeutende Hinderniſſe dazwiſchen kommen, in Jahresfriſt mit der Unterordnung der Wörter unter ihre Stammwörter in allen 4 Sprachen fertig zu werden. Erſt dann kann ich an die Recon-

ſtruction denken, wodurch alle in ein Alphabet vereinigt werden müſſen. Um dann aber in dieſem Werke jedes abgeleitete Wort aufzufinden, ſo müßte ein vollſtändiges alphabetiſches Wortverzeichniß aller 4 Sprachen als Index in einem beſondern Bande, mit Angabe entweder des Stammwortes oder der Seitenzahl, dazu geliefert werden. Da dieſes Werk nun keinen teutſch - italieniſchen Theil bedarf, auch alle Phraſen und Redensarten wegbleiben und bloß die eigentlichen und figürlichen Bedeutungen der Wörter angegeben werden, und überdies auch durch die etymologiſche Unterordnung Vieles kürzer gefaßt, oder gar weggelaſſen werden kann, was in einer ſolchen Anordnung ſich von ſelbſt verſteht, und da es überhaupt kein Werk für Schulknaben und Anfänger wird, ſo bin ich der Meinung, daß dies Werk ſich etwa in einem Volumen würde liefern laſſen, das dem kleinern Schwanſchen Wörterbuche in 4 Bänden bei Cotta etwa gleich, wenigſtens nicht viel ſtärker werden würde. — Was halten Sie von dieſer Unternehmung? Sind Sie der Meinung, daß ich den letztern erweiterten oder den andern, bloß die italieniſche Sprache vollſtändig umfaſſenden, Plan zur Ausführung wähle? Dieſer wird weniger Zeit und Arbeit und Papier erfordern; der größere Plan reizt mich mehr wegen ſeiner

Vollständigkeit, obgleich ich wohl einsehe, wie viel größer die Schwierigkeiten der Ausführung sind; indessen mache ich mich auch nicht anheischig, jedes Wortes Ursprung anzugeben, sondern bloß den Ursprung derer, wo ich ihn habe auffinden können. Ich wünsche erst über den Plan mit mir selbst völlig einig zu seyn, und dann die Arbeit selbst bis auf einen gewissen Punct gebracht zu haben, ehe ich davon etwas im Publicum möchte verlauten lassen; wenigstens will ich den Stoff dazu erst vollständig beisammen haben. Mit den Hülfsmitteln zu dieser Arbeit, z. B. den besten Wörterbüchern aller 4 Sprachen bin ich versehen, auch hat die hiesige Bibliothek einen guten Vorrath an etymologischen Werken; ich hoffe also, daß mir nichts Vorzügliches, was ich als Vorarbeit benutzen könnte, entgehen wird. In ein Paar Jahren glaube ich mit der Arbeit so weit vorzurücken, daß ich dann an den Druck denken kann, und mit dieser Arbeit denke ich denn auch dem wackern Cotta, der mich bisher noch nie gemahnt, sondern bloß nach dem Druck der Grammatik den Bestand meiner Rechnung bei ihm zugesandt hat, meine Schuld abzutragen. Ich habe ihm bereits von meinem Project geschrieben und erwarte noch seine Antwort; e tanto basti! —

Es iſt hier kürzlich ein Buch über Herder erſchienen unter dem Titel: Characteriſtick Herder's von Danz und Gruber, der verwittweten Herzogin zugeeignet, die gewiß Alles gern und mit dem größten Intereſſe lieſt, was Herder angeht. Sie hat mit größter Freude das geleſen, was Richter am Schluß ſeiner Aeſthetik über Herder ſagt.

Mein zweites Blatt iſt auch bereits voll, alſo genug für heute; ich habe noch vier Bogen Arioſt zu corrigiren. Ich verſpreche Ihnen, daß ich künftig fleißiger ſchreiben werde. Unaufhörlich

Ihr

treu ergebenſter

Fernow.

5.

Weimar, den 20. September 1805.

Ich hätte Ihnen ſchon eher auf Ihre beiden letzten Briefe geantwortet, wenn mich nicht einige dringende Geſchäfte daran verhindert hätten. Wir denken jetzt allmählich an den Druck des Petrarca zu gehen, und dazu habe ich einige Vorarbeiten vollenden müſſen, die mich während der

Nach den deutlichen und glaubwürdigen Zeugniſſen des Cäſars ſowohl, als des Tacitus zogen die alten Teutſchen den meiſten Theil ihrer Nahrung aus der Viehzucht. (*)

Dieſe Nahrungsart ſcheint die natürlichſte, und beſonders dem teutſchen Climat und der damaligen rohen Beſchaffenheit ihres Landes am angemeſſenſten geweſen zu ſeyn.

Bey

(*) Cäſar (im IV. B. Cap. 1. vom Galliſchen Krieg) erzählt von den Sueven, einer gewiſſen teutſchen Völkerſchaft, die wir unſern Leſern nächſtens etwas näher bekannt machen wollen, folgendes: „Sie leben nicht viel von Getraide, ſondern meiſtentheils von Fleiſch und Milch, und treiben ſtark die Jagd.“ Im VI. Buch macht er von der Lebensart der Teutſchen überhaupt, eine ähnliche Beſchreibung: „Sie treiben nicht ſehr den Ackerbau; ihre meiſte Nahrung beſteht in Milch, Käſe und Fleiſch.“ Tacitus, der nach Cäſar geſchrieben, und allem Anſehen nach, deſſen Nachrichten vor ſich liegen gehabt (Cap. 28. von den Sitzen der Teutſchen) giebt uns von der Nahrung der alten Teutſchen ähnliche Nachrichten: Cap. 23. ebendaſ. „Ihre Speiſen ſind ungekünſtelt; wild Obſt, Wildpret oder geronnene Milch.“ Im Cap. 5. merkt er von ihren zahlreichen Heerden an: „Daß ſie die einzigen und liebſten Reichthümer der Teutſchen wären;“ aller Wahrſcheinlichkeit nach in der Bedeutung, als bey andern Nationen baar Geld iſt, weil deſſen Stelle bey den alten Teutſchen das Vieh vertrat.

letzten 14 Tage beschäftigt haben; eine derselben war auch, den de Sade mit der Feder in der Hand durchzulesen und aus demselben, in Verbindung mit andern ihn berichtigenden Quellen, eine gedrängte Biographie desselben für unsern Zweck zu entwerfen; und jetzt erwarte ich in einigen Tagen den Verleger des Petrarca, Hr. Frommann hier, um über die Oekonomie des Drucks mit ihm überein zu kommen; denn ich wünsche den Text möglichst zusammen zu drängen, um zu den nöthigen Erklärungen Raum genug zu bekommen; ich habe mich bei der letzten Durchlesung des Petrarca aufs neue überzeugt, daß er ohne eine genaue Kenntniß seines Lebens, und ohne darauf sich beziehende Erläuterungen theils gar nicht, theils nur halb verständlich ist; und da möchte ich gern so viel Raum gewinnen, ihn ganz verständlich zu machen, welches geschehen würde, wenn es Frommann gelänge, zwei Sonette auf Eine Seite zu bringen. Davon wird nun zum Theil die Brauchbarkeit und innere Güte unserer Ausgabe abhängen.

Gall hat hier in Weimar recht sehr gefallen. Ich für mein Theil bin der Meinung, daß Gall's Lehre in der Hauptsache, sowohl was

seine anatomischen Entdeckungen, als was auch die von so vielen bezweifelte und angefochtene Organenlehre betrifft, Wahrheit zum Grunde hat; und sie stimmt mit dem, was ich sonst wohl über die Natur unseres Wesens geahnet und vermuthet habe, und was zwischen dem Materialismus und Idealismus in der Mitte liegt, recht gut überein. Schade nur, daß es dem guten Gall zu sehr an Ausbildung der philosophischen Denkkraft fehlt, um die Brühe des Raisonnements, die er doch durchaus über seine Erfahrungsklöße gießen muß, etwas schmackhafter und tüchtiger zu bereiten. Gewiß ist seine Lehre Theil eines großen Ganzen, wozu eben so nothwendig die Empirie als die transscendentale Naturphilosophie gehören; nur wäre zu wünschen, daß beide neben einander friedlich hergehen und einander in gebührenden Ehren halten möchten; aber leider! Gall schimpft auf die Philosophie, ohne sie zu kennen, und die Naturphilosophen schimpfen auf Gall und wollen den menschlichen Schädel nach ihrem dreieinigen Triangel construiren. Neulich hatte ich auch Gelegenheit, einen unserer größten Männer über diese neue Erscheinung sprechen zu hören, und es hat mich gefreut, daß er mit so vielem Antheil und doch so unbefangen darüber sprach. Wie hat Ihnen neu-

lich in dem Meierschen Programm über den Riepenhausenschen Polygnot die kleine Aeußerung über das Sternbaldisirende und Klosterbrudrisirende Unwesen gefallen?

Jetzt soll ich Ihnen auch Etwas von mir sagen. Meine Frau hat mir vor 4 Wochen einen zweiten Sohn geboren. Alles ist gut und glücklich dabei von statten gegangen, und beide sind jetzt wohl und gesund. Mit der löblichen Pathenschaft habe ich niemanden belästigt, sondern diese kleine Mühe, wie billig, selbst über mich genommen. Indessen ist dabei, wie Sie leicht denken können, aller Einschränkungen ungeachtet, der Säckel ein wenig schlaff geworden. Es ist mir deshalb sehr angenehm, daß endlich ein Geburtshelfer für meinen kleinen Carstens in Hr. Hartknoch gefunden worden ist. Ich bin schon zufrieden, daß das opusculum nur zur Welt gefördert wird, in diesen drangvollen Zeiten, wo wenig zu hoffen und viel zu fürchten ist. Nun wünschte ich aber auch, daß es in einer nicht ungefälligen Gestalt zur Welt käme, und sich auch durch sein Aeußeres ein wenig bei den Freunden der Kunst empföhle. Ich habe ein sehr ähnliches, von mir selbst gezeichnetes Portrait von Carstens; dieses wollte ich dazu geben, wenn

Hr. Hartknoch es wollte von einem guten Künſtler in Kupfer ſtechen laſſen; und, ich wünſchte ſehr, daß dies durch Hr. Lips in Zürch geſchehen möchte, der unter allen am beſten ein gutes Portrait zu ſtechen im Stande iſt. Mir däucht, das Portrait eines merkwürdigen Menſchen iſt bei der Lebensbeſchreibung gewiſſer Maßen eine nothwendige und jedem Leſer willkommene Zierde derſelben. Mir iſt es vornämlich auch darum zu thun, daß ich mit dieſer Biographie, worin ich zuerſt als Autor im Felde der Kunſt erſcheine, eine gute Aufnahme beim Publicum finde; ich möchte mir dadurch den Weg bahnen für mehrere Arbeiten in dieſem Fache. Meine vermiſchten Aufſätze nimmt vielleicht Jemand in Zürch, wenn der Krieg nicht dazwiſchen kommt. Ich habe ſo viele derſelben umgearbeitet, daß ich zu Einem Bande Manuſcript bereit liegen habe; nur iſt der Aufſatz über den Styl, den ich völlig neu ſchreibe, noch nicht ganz fertig; in einigen Wochen aber wird er ebenfalls vollendet ſeyn. Dann hätte ich noch eine dritte wichtigere Arbeit, die ich bloß noch in die gehörige Form ſchmelzen darf, meine Aeſthetik für bildende Künſtler, die ich denn auch mit der Zeit zu Tage fördern, und die vielleicht, da ein ſolches Werk bis jetzt noch nicht vorhanden iſt, dem Bedürf-

niß lehrbegieriger junger Künstler willkommen seyn möchte. Daß mir Einer mit einer ähnlichen Arbeit in den Weg trete, fürchte ich sobald noch nicht, da ich Keinen kenne, der Gelegenheit gehabt hätte, die zu einem solchen Werke nöthigen Studien unter den besten Werken der Kunst zu machen. Für jetzt bin ich zufrieden, wenn der Carstens zur Welt gefördert wird.

Ich habe neulich einige kleine Anzeigen von Ihnen gelesen. Erlauben Sie mir, daß ich freimüthig einige kleine Erinnerungen deshalb mittheile. In der einen sagen Sie, daß die Kunstschätze der Villa Albani bekanntlich dem Pariser Museum einverleibt seyen. Bekanntlich aber ist bei weitem der größte Theil derselben wieder an seinen alten Platz zurück gekehrt, und eine verhältnißmäßig nur kleine Anzahl von vorzüglichen Stücken ist dem großen Pariser Museum einverleibt. In der Villa Albani fehlen von den vielen Hunderten der vorhandenen Monumente etwa 80, aber auch von diesen ist zu zweifeln, daß sie alle ins Pariser Museum gekommen sind. Ich habe noch vor meiner Abreise aus Rom die wieder hergestellte Villa Albani besucht, und ich versichere Ihnen, daß man gut um sich sehen muß, um die

Lücken der fehlenden Stücke zu bemerken, so groß ist der Reichthum dieser Sammlung.

In einer andern sagen Sie, daß in der Farnesina unter den Abbildungen aus der Geschichte der Psyche von Rafael sich auch eine befinde, welche die ermüdete Psyche darstellt, die vom Amor erquickt und getröstet wird. Eine solche Darstellung findet sich aber in der Farnesina nicht. Unter den 32, nach Rafaels Zeichnungen von Marc Anton gestochenen Blättern aus der Fabel der Psyche findet sich diese Scene bloß als Episode oder Nebenhandlung auf einem Blatte im Hintergrunde.

In Tiefurt ist Alles recht wohl; ich bin den Sommer über wegen des schlechten Wetters und kothigen Weges nur selten unten gewesen. Oefter aber gehe ich seit einiger Zeit in den heißen Septembertagen, die wir jetzt genießen, hinunter. Es ist jetzt in der That eine recht italienische Hitze, und ein so eherner, rein entwölkter Himmel, wie man ihn nur im sehnsuchtswerthen Ausonien findet. Schade, daß diese Gunstbezeugungen so selten und von so kurzer Dauer sind, und bloß dienen, die Sehnsucht nach Italien wieder um so lebhafter aufzuregen. Der ist glücklicher, der nie da war; denn er kennt dieses Heimweh nicht, und ist an die nordische Dürftigkeit und prosaische Gemein-

heit der Natur gewöhnt. Hätte ich nur die Mittel, ſo wollte ich gleich wieder meine Lenden gürten und zurückkehren in die glückliche Wüſte, wo es ſich, Trotz dem Bonſtettenſchen Jammer, beſſer lebt, als in jedem nordiſchen Paradieſe, wo man der ſtiefmütterlichen Natur zum Trotz Vergnügen und Genuß in Treibhäuſern und Schießhäuſern zu erzielen ſucht! Unwandelbar und ewig

Ihr

Fernow.

VI.

Berichtigungen.

1.

Durch den Herrn Etatsrath und Profeſſor Reitemeier in Kiel iſt die Redaction aufgefordert worden, Folgendes als Berichtigung einrücken zu laſſen:

„Das S. 328 im achten Stücke des diesjährigen Merkurs von dem Etatsrath Reitemeier Angeführte ſoll ſich neuern Nachrichten zu folge ganz anders verhalten, daher daſſelbe bis zu einem nähern Aufſchluſſe hierüber für unverbürgt erklärt werden muß.“

Da dem Merkur über den dort angeführten Fall aus weiter Ferne keine weitere Cognition zuſteht: ſo glaubte ich die Bekanntmachung dieſer Erklärung gegen einen anonymen Brief der Billigkeit und Hochachtung gegen einen Mann ſchuldig zu ſeyn, dem ich früh ſchon als Philologen manche Belehrung verdanke. Uebrigens gilt überall der alte Senarius des griechiſchen Trauerſpieldichters.

Ἤθους δικαίου φαῦλος οὐ ψαύει λόγος.

Böttiger.

2.

Dr. Feßler arbeitet an der Reviſion ſeiner pragmatiſchen Geſchichte der Hungarn und ihrer Landsaſſen. 6 Bde. in gr. 8. unermüdet fort, ungeachtet der Schwierigkeiten, die von verſchiedenen Seiten dem günſtigen Erfolge ſeiner wiſſenſchaftlichen Unternehmung in den Weg treten wollen. Da die Nachricht von derſelben zu den Freunden der hiſtoriſchen Kunſt in entfernteren Ländern nur ſehr ſpät gelangen konnte, ſo hat er den Pränumerationstermin bis zu dem 1ſten Mai 1809 verlängert. Auch wird er nicht wie in dieſer Zeitſchrift VII. St. S. — — durch ein

Verſehen ſtand, für Einen Ducaten zwei Bände von ſechs und dreißig Bogen, ſondern ungeachtet der geſteigerten Papier- und Druckerpreiße zwei Bände von wenigſtens 72 bis 82 Bogen liefern. Das Werk umfaßt die meiſten Völker des nördlichen und ſüdöſtlichen Europa; es wird alſo nicht nur die Hungarn und ihre Landſaſſen, ſondern auch Bayern, Oeſterreiche, Böhmen, Polen und Ruſſen intereſſiren. Liegt Sinn in der Forderung, daß der Geſchichtſchreiber in ſeinen Anſichten von dem Werden und Seyn der Völker weder ſeine Individualität, noch ſeine Vorliebe für ſein Vaterland, noch ſeine Religion, in ſo weit ſie das Erzeugniß ſeines Geiſtes iſt, verrathe, und keiner kirchlichen Secte angehörig ſich zeige; ſo können die Geſchichtsfreunde von dem Verfaſſer der Geſchichte der Hungarn ꝛc. die Erfüllung dieſer Forderung in vollem Maße erwarten. An eine Entehrung der Wahrheit durch Unbeſcheidenheit oder Animoſität iſt bei ihm nicht zu denken; der beſcheiden, ruhig und kalt ausgeſprochenen Wahrheit wird auch die in der teutſchen Bücherwelt jetzt ſtrengſte Cenſur ihr tolerantes Transeat ſchwerlich verweigern.

Inhalts-

Inhalt

des

ganzen Jahrganges 1808.

Januar.

Seite

I. Johannes von Müller.

1. Weihe. Johann Winkelmann und Johann von Müller. 3

2. Lebens-Anſichten Johannes v. Müllers'. . 5

3. Auszug eines Briefes aus Berlin über Müller's Büſte von Schadow. 14

II. Der Improviſator Scotes. 15

III. Ideen. 28

IV. Idee, Idealität. 37

(Aus einer Vorleſung des Hrn. Prof. Salat.)

V. Etwas aus der Edda, nebſt einigen Bemerkungen über ſie und die nordiſche Mythologie überhaupt. 41

VI. Einige Bemerkungen über Krats Gedicht. . 51

Bey dem Mangel an Industrie und Kultur, unter einem schon ziemlich weit nördlich gelegenen Himmelsstrich, der folglich um so viel mehr Arbeit erfordert, wenn das Land mildthätig werden soll, in einem rauhen, meistens durch Berge und Thäler mit Ströhmen und Flüssen überall durchschnittenen Land — war die Viehzucht natürlicher Weise eine weit bequemere Nahrungsquelle, als der Ackerbau. Wiesen und Triften bedürfen bey weitem nicht einer so arbeitsamen Hand, einer so mühsamen Hülfe und unermüdeten Sorgfalt des Landwirths, als unter eben denselben Umständen ein Frucht tragendes Ackerfeld. Desto glaubwürdiger wird uns die Nachricht von der so gewöhnlichen Viehzucht der alten Teutschen, und hoffentlich wird man keinen weitläufigen Beweis von mir erwarten, daß die Heerden im Eigenthum gewesen wären. Tacitus zählt sie unter ihre vornehmsten Reichthümer, und wie hätten anders davon Geschenke oder Strafen können entrichtet werden, wenn sie nicht im Besitz und im Eigenthum einzelner und derer gewesen wären, die damit ihre verübte Ungerechtigkeiten büssen, oder die wohlthätigen Verdienste ihrer Fürsten und Anführer belohnen sollten? (*) Aber war wohl in dem alten Germanien ohne Landeigenthum so viel eigenthümliche Viehzucht möglich? Diese Frage, so wenig vielleicht noch daran mag gedacht worden seyn, verdient gleichwohl eine nähere Untersuchung. Hoffentlich wird man

(*) Cap. 15. 18. 25.

Seite

VII. Korreſpondenz-Nachrichten.
1. Aus Kahira. 62
2. Aus Baiern. 69

Februar.

I. Ueberſetzungs-Proben.
1. Dante's Hölle. Fünfter Geſang. . . 73
2. Probe einer Ueberſetzung von Giovanni Boccaccio's Fiammetta. 80
3. Blumen aus dem Orient. 86
II. Pſyche. 92
Amor. (Antwort an Pſyche.) . . . 94
III. Ergänzungen zu dem Werke über den Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache. 96
IV. Fellenbergs landwirthſchaftliche Anſtalten zu Hofwyl in Bern. 114
Fragment aus einer Schweizer-Reiſe, für den teutſchen Merkur beſtimmt. . . 121
Auszug eines Briefes. 141

März.

I. Cicero's Briefe. Erſtes Buch.
Der 16. Brief. An Publius Seſtius, Proquäſtor, 145
— 17. — An Pomponius Atticus. . 150

Seite

II. Gedichte.

1. Meine Lebensfahrt. Von Burk. . . 163
2. Der Steg. Eine Parabel von Ebend. . 170
3. Der Tropfen. Eine Parabel, von Ebend. 172

III. Literarische Parallelen.

Phye und Johanna d'Arc 174
Die Glossalgia und die Furien. 178
Mörus und Phintias. 183

IV. Aus und über Pohlen.

Zweiter Brief. 191

V. Nekrolog.

1. Otto Baron von Schönaich, der Sänger Hermanns. 208
2. Johann Tobler. 215

VI. Ankündigung einer Kulturgeschichte der teutschen Städte. 217

April.

I. Gedichte.

1. Der Talisman. 223
2. Die Erscheinung. 226

II. Probe einer Uebersetzung des Sallust. Cäsars Rede, gehalten im Senat bei der Berathschlagung über die Bestrafung des Catilina und seiner Anhänger. 230

III. Bruchstück aus einer Schrift: Anordnung an-

Seite
tiker Münzen zur Erläuterung der Geſchichte der Kunſt. 238
IV. Friſche Proben teutſcher Dichtkunſt aus dem 12ten Jahrhundert. . . 250
(I.) Stellen. 258
(II.) Fabeln und Erzählungen. 266
1. Ein Auge gegen zwei. 266
2. Die vier Königsſöhne. 268
3. Die Ciſterne. 272
V. Correſpondenznachrichten über die neueſte Literatur des öſterreichiſchen Kaiſerthums. . . 277
VI. Johannes v. Müller's Antwort an die Univerſität Helmſtädt. 281

Mai.

I. Blumen auf edle Teutſche.
1. Dem Herrn von Archenholz, bei Gelegenheit ſeiner 25jährigen Jubelfeier als Journaliſten. 8
2. Schülerdank und Lehrerfreude. 5
II. Noch einige Proben aus dem Renner des Hugo von Trimberg. . . . 20
(Nach einem Codex der großherzogl. Hof-Bibliothek in Darmſtadt. Fortſetzung.)
4. Der Mönch und der Krug. 20
5. Der Prälat mit den Birnen. 22

Seite

6. Der Halbritter, oder Geburts- und Verdienstadel. 25
7. Die Ohrenbeichte. 28
III. An die Freunde der höheren Cultur. 34
IV. Ueber ein Paradoxon der Platoniſchen Republik. 49
(Fragment aus einer ungedruckten Schrift: über die Poetik der Alten.)
V. Probe einer Ueberſetzung des Salluſt. Cato's Rede im Senat bei der Berathſchlagung über die Beſtrafung des Catilina und ſeiner Anhänger. 70

Junius.

I. Gedichte.
1. Die Inſel und der Genius. . . . 76
(Eine pſychologiſche Parabel.)
2. Mahnung. 82
3. Der Hermannskobel. 83
(Ein öſterreichiſches Volksmährchen.)
II. Literäriſche Erſcheinungen in Baiern. 91
III. Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufſatze über die Myſtik im N. T. Merkur. . . 112
IV. Bemerkungen über einen neuen Verſuch einer Ueberſetzung der Luſiade von Camoens. . 125

Seite

V. Einiges über Gegenstände der Kultur und Literatur in Oestreich. 153

Julius.

I. Gedichte.

1. An den Tod.
2. Nachtgedanke. 163
3. Die bittenden Kinder. 165

Eine Blume auf Sophiens Grab. 167

4. An eine Kaiserkrone, die im Garten der Frau von la Roche blühte. 169
5. Cellamy unter den Mördern. 171

II. Noch eine Probe einer neuen Uebersetzung des Nibelungen Liedes. . 173

Wie Gunther mit Brunhilden zu Worms Hochzeit hielt. 174

III. Jährliches Freudenfest der Findlinge in Nürnberg. 190

IV. Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufsatz über die Mystik im N. T. Merkur. . . . 209

(Beschluß).

V. Fortgesetzte Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Cultur des österreichischen Kaiserstaates. 230

VI. Auszug aus Briefen. 237

Seite

VII. Ankündigung von Feßler's Geſchichte der Hungarn. 242

August.

I. Gedichte.

1. Der Regenbogen. 247
2. Die Tempelweihe. 249
3. An die Römer. 251

II. Von der Fränkiſchen Glasmalerei in Nürnberg. 252

III. Von den Nürnberger Gierlein. . . . 261

IV. Eingang zu einem Curſus der Pſychologie. Von Fr. A. Carus. 267

V. Ueber Gefühl und Empfindung. 261
(Ein Schreiben an einen Preuß. Feldprediger.)

VI. Ueber die Gemälde-Gallerie in München und Schleisheim. 291
(Aus einem Briefe.)

VII. Das Culturleben, insbeſondere das unſers gegenwärtigen Zeitalters, betrachtet als ein vorzügliches Erregungs- und Beförderungsmittel der Langweile. 300

VIII. Auszüge aus Briefen.

1. Aus Marienwerder vom 4. Jul. 1808. . 324
2. Aus Altona vom 20. Jul. 1808. . . 325

September.

Seite

I. Wiegenlieder für Ihre Majeſtät die Königin von Dänemark. Im April 1808. 3
II. Chöre für das Ackerbaufeſt in Hofwyl. . . 7
III. Die Pferde. 17
IV. Nichtigkeit menſchlicher Größe. 20
(Ein moraliſches Gedicht nach einer engliſchen Ueberſetzung aus dem Indiſchen Kehira Sept. 1807.)
V. Siegel-Stein eines Römiſchen Augenarztes, im Beſitz Sr. Durchlaucht des reg. Herzogs von Gotha. 23
VI. Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der teutſchen Sprache, von J. H. Campe. . 40
VII. Ankündigung der erſten Ueberſetzung des Achten Oſſians. 73

October.

I. Gedichte.
1. Poetiſche Variazionen. 85
2. Todtenopfer. 88
3. Dulbergröße. 89
4. Frühling und Liebe. 93
5. Der Verſchmähte. 95
6. Abendgefühl. 99
II. Ueberſetzungen.
1. Probe einer Ueberſetzung des Oedipus aus Seneca's Trauerſpielen. 109

Seite

2. Fortsetzung der Proben einer neuen Uebersetzung des Coran. Die zwei und achtzigste Sure. 109

III. Zwei Gedichte an Sophie la Roche.

1. Die Riesenlilie. 110

2. An Sophie von la Roche. 111

IV. Beitrag zu einer Biographie der verewigten Sophie von la Roche. 114

V. Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der teutschen Sprache von J. H. Campe. (Beschluß.) 138

VI. Zu den literarischen Erscheinungen in Baiern im 6ten Stück d. J. 156

November.

I. Gedichte.

1. Der Wanderer. 161

2. An die Cicade. 163

3. An meine Laute. 163

4. Nero und Marcell. 164

5. Frommer Sinn. 166

6. Epigramme. 170

7. Sprüche. 171

II. Orientalische Gedichte.

1. Der Besuch. 172

2. Said. 175

3. Blutrache. 177

Seite

III. Hektors Abſchied von ſeiner Gemalin Andromache. 179

IV. Miltiades. Die Schlacht bei Marathon 185

V. Ueber eine neue Antwort auf die alte Frage: Was iſt die Wahrheit? . . . 192

VI. Ueber Philoſophie. Auch ein Wort an die Teutſchen. 213

VII. Fellenberg's Agricultur-Inſtitut zu Hofwyl 215

VIII. Denkſtein auf die ehemalige Reichsſtadt Nürnberg. 230

December.

I. Laodamia. 249

II. Gedichte.

1. Die zwei Muſen. 260

2. Die Abende. 261

3. An die Göttin Bona Mens. 262

4. Troſt. 263

5. Das Geburtsfeſt. 263

III. Probe einer Ueberſetzung des Argonautenzugs des Valerius Flaccus. 266

IV. Nekrolog.

Carl Ludwig Fernow. 273

V. Auszüge aus Briefen von Fernow an B . . . 303

VI. Berichtigungen. 316

No. VIII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs
und des Geographiſchen Inſtituts
zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunſthandlung
zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

August. 1808.

I. Erſchienene Neuigkeiten
im August
UND DEREN INHALT.

I.

Allg. Geograph. Ephemeriden. 1808. VII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. *Olivier's* kleine Reiſe durch die Inſel *Corfu*. 2. Die Balkaniſchen Provinzen und das Königreich *Navarra*. (Beſchluß.)

man ſich doch nicht unter den von der Viehzucht lebenden alten Teutſchen ſo was ähnliches von den herumziehenden Horden der Araber vorſtellen, die gewohnt ſind, mit ihren Heerden von einer fetten Trift zur andern fortzuwandern, und das ganze Jahr hindurch unter ihrem warmen Himmelsſtrich bald an dieſem bald an einem andern Ort für ſich und ihr Vieh unter einem lachenden Himmel ein mildthätiges Land finden. So hold war der Anblick der Natur in dem alten Teutſchland nicht. Inzwiſchen hatte das Vieh, als das vorzüglichſte Erhaltungsmittel und Eigenthum ſeinen gehörigen Werth; und nothwendiger Weiſe muß auch die Fütterung für das Vieh von einem verhältnißmäßigen Werth geweſen ſeyn, da einmal daran, der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens und des Landes nach, kein allgemeiner Ueberfluß war.

Es mögen hie und da, wie noch bis auf den heutigen Tag, gemeine Triften und Wälder ganzer Gemeinheiten und Völkerſchaften vorhanden geweſen ſeyn. Man kan dahin das Vieh zuſammengetrieben haben, um die ganze Heerde beyſammen die gute Jahrszeit hindurch weyden zu laſſen. Aber die meiſte Schwierigkeit bey der damaligen Viehzucht machte der rauhe langdaurende Winter. Hier bleibt kein anderer Ausweg übrig. Entweder muß jeder Hauswirth nach der heutigen Weiſe für die Ueberwinterung mit wirthſchaftlicher Sparſamkeit und Sorgfalt einen verhältnißmäßigen Vorrath von der Heuerndte aufbehal-

Bücher-Recenſionen. 1. *Dureau de la Malle,* Géographie phyſique de la Mer noire. 2. *Malte-Brun.* Annales des Voyages, de la Géographie et de l'Hiſtoire etc. T. I. II. 3. *Lemaiſtre,* Travels through parts of France, Switzerland, Italy et Germany. 4. *Galetti's* Geograph. Taſchen Wörterbuch für Reiſende. 5. Deſſ. Atlas dazu. 6. Deſſ. Handatlas für Schulen, Kaufleute und Reiſende. 7. Deſſ. Allgemeine Weltkunde. 8. Entdeckungs-Reiſe nach *Auſtralien,* beſchrieben von *Peron.* 1. Theil.

Charten-Recenſionen. 1. Die beiden Halbkugeln der Erde, von *Sotzmann.* Nürnberg, bei Weigel und Schneider. 2. *Späth's* Charte vom Ruſſiſchen Reiche. Nürnberg, Ebendaſ. 3. *Sotzmann's,* Polen nach dem Tilſiter Frieden von 1807. Nürnberg, Ebendaſ. 4. *Deſſelben* General-Charte von Königreich *Preuſſen* und dem Herzogth. *Warſchau.* Ebendaſ.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Catalogue des Cartes et Livres, qui ſe vendent au *Depot général de la Guerre à Paris.* 2. Specielle Bevölkerungs-Liſte des Königr. *Weſtphalen* im J. 1807. 3. Topograph. Skizze von *Sydney-Town* in Neu-Süd-Wallis, nebſt Plan. 4. Auszug eines Briefes aus St. Petersburg. 5. Journaliſtik. 6. Novelliſtik. 7. Einige Berichtigungen zur allgemeinen Ueberſicht der ſämmtlichen geograph. ſtatiſt. Veränderungen im Jahre 1807. im 1. Stück der A. G. E. von 1808.

Zu dieſem Stücke gehören:

Das Portrait von *Durand.* Das Wappen des Königreichs *Wirtemberg.* Der Plan von *Sydney-Town.*

Weimar im Auguſt 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie Comptoir.

2.

Journal des Luxus und der Moden. 1808. VIII. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Bei Ueberſendung eines Portraits im Medaillon, wozu die Halskette noch nicht fertig war. 2. Jungfrauen Sinn. 3. Bruchſtück. Der Jüngling. Das Mädchen — der Mann. Der Greis. 4. Gnomen. II. Skizzen über Caſſel im Junius und Julius 1808. III. Neueſte poetiſche Literatur der Teutſchen. IV. Ueber Anwendung der Mythologie zu allegoriſchen Zimmerverzierungen. V. Theater. Theater Nachricht aus Wien. VI. Miſcellen.

I. Ankunft von Ihr. Kais. Hoh. der Großfürstin Maria Paulowna Erbprinzessin von Sachsen Weimar mit ihrem Gemahle in S. Petersburg. 2. Miscellen aus München. Erster Brief. Beschluß der Feierlichkeiten während der Vermählung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Wirtemberg und der Prinzessin Charlotte Auguste von Baiern. — Große jährliche Fronleichnams-Prozession. Zweiter Brief. Theater und Musik. — Gastrollen von Madame Hendel und Hrn. Rose. — Concert von Demoiselle Weber. Dritter Brief. Der Persische Gesandte Aker Mirza Chan auf seiner Durchreise nach Paris in München. — Das Geburtsfest der Königin. VII. Moden. Pariser Modenbericht. VIII. Ameublement. Silberaufsätze von geschmackvoller Form. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im August 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Wieland's Neuer Teutscher Merkur. 1808. VII. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. An den Tod. 2. Nachtgedanke. 3. Die bittenden Kinder. Eine Blume auf Sophiens Grab. 4. An eine Kaiserkrone, die im Garten der Frau von la Roche blühte. 5. Coligny unter den Mördern. II. Noch eine Probe einer neuen Uebersetzung des Nibelungen Liedes. Wie Günther mit Brunhilden zu Worms Hochzeit hielt. III. Jährliches Freudenfest der Findlinge in Nürnberg. IV. Ergänzende Bemerkungen zu einem Aufsatz über die Mystik im N. T. Merkur. (Beschluß.) V. Fortgesetzte Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Cultur des österreichischen Kaiserstaates. VI. Auszug aus Briefen. VII. Ankündigung von Feßlers Geschichte der Hungarn.

Weimar im August 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allgemeines teutsches Gartenmagazin 1808. V. Stück.

Inhalt.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Versuch einer Uebersicht und Anleitung zur Erziehung, Wartung und Pflege der Orangerie-Gewächse, in und außer dem Glashause. (Beschluß.) IV. Blumisterei. 1. Die prächtige

Monsonie. (Mit Abbild. auf Taf. 11.) 2. Die vierkantige Sophore. 3. Die braunrothe Glycine. (Beide abgebildet auf Taf. 12.) 4. Teutsche Ziergewächse für Teutsche Gärten. (Fortsetzung.) XI. Garten-Miscellen. 1. Witterungslehre für Gärtner; oder Bemerkungen über die Witterung, ihre physischen Gründe und die Mittel ihren Gang zu erforschen (Von Hrn. Hofr. und Prof. Voigt in Jena.) 2. Noch eine schöne Pflanze zur Einfassung der Gartenwege.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 11. Die prächtige Monsonie. Taf. 12. Die vierkantige Sophore. Die braunrothe Glycine.

Weimar im August 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Topograph. militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern. IX. u. X. Lieferung.

Hiervon ist die IX. u. X. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die IX. Lief. enthält die Sect. 14. Aurich, Sect. 15. Jever, Sect. 24 Emden, Sect. 25. Oldenburg. Die X. Lief. die Sect. 5. Tonningen, Sect. 6. Kiel, Sect. 7. Eutin, Sect. 18. Lübeck, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preiß ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im August 1808.

Das Geographische Institut.

No. IX.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs
und des Geographiſchen Inſtituts
zu Weimar,
ſo wie auch der
F. S. N. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung
zu Rudolſtadt
von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

September. 1808.

I. Erſchienene Neuigkeiten
im September
und deren Inhalt.

1.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Mich. Meſſe 1808 erſchienen ſind.

Archiv für Ethnographie und Linguiſtik von F. J. Bertuch und J. C. Vater. m. Kpfrn. u. Charten. 16 Stück. gr. 8. 3 Rthlr.

Barrow, J. Esq. Reise nach Cochinchina in den Jahren 1791 und 1792. nebst Nachrichten von diesem Königreiche und den übrigen auf dieser Reise besuchten Ländern. Aus dem Engl. herausgegeben, und mit einer Einleitung und Zugabe von L. F. Ehrmann. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od 4 fl. 3 kr.

Bertuch, F. J. möglichst vollständige Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen, zum Gebrauch der Geographie-Freunde. gr. 8. 6 gr. od. 27 kr.
(Aus den A. G. Ephemeriden besonders abgedruckt.)

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, mit ausgem. Kupf. No. 105. 106. 107. u. 108. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupf. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— Desselben, Ueber Stereotypen und Stereotypie in Frankreich, Didots und Herhans Methode. mit Kupf. gr. 8.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten gesammelt und herausgegeben von M. S. Sprengel, fortgesetzt von L. F. Ehrmann. XXXVIII. Band enthält: J. Barrows Reise nach Cochinchina in den Jahren 1792 u. 1793. a. d. Engl. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 fl. 3 kr.

Ehrmanns, Th. F., neueste Kunde der Schweiz und Italiens. Nach ihrem jetzigen Zustande aus den besten Quellen dargestellt, mit Charten und Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geogr., verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von *F. J. Bertuch*. XI. Jahrgang. 1808. 6tes, 7tes und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Funke's, C. Ph., ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. (Fortgesetzt und bearbeitet von verschiedenen Gelehrten.) No. 105. 106. 107. u. 108. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Gartenmagazin, Allgemeines Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des practischen Gartenwesens. Vr Jahrg. 1808. 6s, 7s und folg. Stücke, mit

ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 4. der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von C. Bertuch. XXIII. Jahrg. 1808. 6s, 7s und folg. Stücke mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. od. 9 fl.

Vollſtändige Muſtercharte der neueſten Moden-Zeuche, als Extra-Beilage zum Journal der Moden. 1808. 2te Lieferung. Michaeli-Meſſe. Im Portefeuille 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Länder- und Völkerkunde, neueſte, ein geographiſches Leſebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern. 1808. oder Vr und VIr Bd. gr. 8. der Band von 6 Stücken 1 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. NB. 2 Bde. machen einen Jahrg. von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr. koſtet.

Marginalien zu den Grundſätzen der höhern Kriegskunſt für die öſtreichiſchen Generale von E. v. W. 8. mit 1 Charte. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr. (In Commiſſion.)

Repertorium, Allgem. der Literatur. Drittes Quinquennium für die Jahre 1796 bis 1800. 2 Bde. gr. 4. 9 Rthlr. od. 16 fl. 12 kr.

Einzelne Fächer der Wiſſenſchaften des *Repertoriums*, wie ſie beſonders zu haben ſind.

— *Syſtematiſches Verzeichniſs*, aller in der *Wiſſenſchaftskunde* und *philologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— aller in der *theologiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen teutſchen und ausländiſchen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.

— aller in der *juriſtiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— aller in der *mediciniſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr.

— aller in der *philoſophiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 15 gr. oder 1 fl. 3 kr.

— aller in der *pädagogiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 12 gr. od. 54 kr.

— aller in der *Staatswiſſenſchaftlichen und Kriegswiſſenſchaftl. Literatur* in d. J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

— aller in der *phyſikaliſch-naturhiſtoriſchen*, ge-

werkswiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Literatur in den J. 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

— aller in der *hiſtoriſch-geographiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

— aller in der *belletriſtiſchen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

— aller in der *allgemeinen Literaturgeſchichte* und *vermiſchten Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen Schriften. gr. 4. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— Autoren und Materien-Regiſter, ſo wie auch Ergänzungen und Verbeſſerungen zu dem 3ten Quinquennium des *allgem. Repertoriums der Literatur* v. d. J. 1796 bis 1800. gr. 4. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

NB. Das 3te Quinquennium des Allgem. Repertoriums der Lit. iſt nunmehr vollſtändig.

Rommel, C. die Völker des Caucaſus nach den Berichten der Reiſebeſchreiber. Nebſt einem Anhange zur Geſchichte des Caucaſus, mit 1 Charte und 4 colorirten Kupfertafeln. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.
(Aus dem Archiv für Ethnographie beſonders abgedruckt.)

Wieland's, C. M., Neuer Teutſcher Merkur vom Jahre 1808. 7s, 8s u. folg. Stücken 8. mit Kupf. der Jahrg. von 12 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Portraits.

Portrait von *Fr. Ludw. Güſsefeld.* gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— von *J. Bte. Leonard Durand.* gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— von *Vincent Coronelli.* gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Commiſſions-Artikel.

Baſſirelievi antichi di Roma inciſi da *T. Piroli* colle illuſtraz. di G. *Zoega* publ. da *P. Piraneſi.* Diſtrib. 1—8. gr. 4. auf ord. und Velinpap.

Maleriſche Scenen aus Schillers Trauerſpielen. No. 1. Wallenſteins Lager nach einem Gemälde von Kraus, in punctirter Manier geſtochen von C. Müller, colorirt. 17 Zoll hoch, 22 Zoll breit. 5 Rthlr. od. 9 fl.

2.

Neue Charten und geograph. Werke, welche im Verlage des Geograph. Inſtituts zu Weimar zur Leipziger Mich. Meſſe 1808 erſchienen ſind.

A. Geographiſch-militairiſche Werke.

Topographiſch-militäriſche Charte von Teutſchland, in 204 Blättern. VI. VII. VIII. IX. X. XI. u. XII. Lieferung. Jede Monats-Lieferung enthält 4 Blätter in Fol. Der Subſcriptionspreiß für die Abnehmer des Ganzen auf ord. Papier für jede Lieferung iſt 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr. auf Velinp. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. Einzeln koſtet jedes Blatt auf ord. Pap. 8 gr. auf Velinpap. 10 gr.

B. Charten in großem Rojal-Format.

Specialcharte von dem Harzgebirge, und den umliegenden Ländern nach den beſten Hülfsmitteln und neueſten Ortsbeſtimmungen entworfen. Als Gegenſtück zu der Specialcharte vom Thüringer Walde, in 4 Blättern auf ord. Papier illuminirt 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

— Dieſelbe auf Velin Papier ſchwarz 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Special-Charte der Küſten-Länder, der Nordſee, an den Mündungen der Weſer, Jahde und Elbe nebſt den Gebieten der drei Hanſe-Städte, Hamburg, Lübeck und Bremen nach Original-Quellen der neueſten Ortsbeſtimmungen und beſten Hülfsmitteln entworfen in 8 Blättern. Fol. auf ord. Papier. 2 Rthlr.

— Dieſelbe auf Velin-Papier. 2 Rthlr. 16 gr.

Special-Charte vom ehemaligen Eichsfelde, oder den jetzigen drei Harzbezirken des Königreichs Weſtphalen, Heiligenſtadt, Oberſtadt, und Nordhauſen, nach eigenen Vermeſſungen und den beſten Hülfsmitteln entworfen im Jahr 1806, und nach der neuen Bezirks Eintheilung im Jahr 1808 berichtiget von J. G. Lingemann. Rojalfol. auf ord. Papier. 8 gr. od. 36 kr.

Dieſelbe auf Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Königreiche Wirtemberg u. dem Großherzogthume Baaden, nach den bewährteſten Hülfsmitteln, und den neueſten Ortsbeſtimmungen, bearbeitet von F. W. Streit. 1808. Rojalfol. auf ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Charte von den Großherzogthümern Berg und Heſſen,

nach den bewährteſten Materialien, und neueſten Ortsbeſtimmungen, entw. von F. W. Streit. 1808. Rojalfol. auf ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Ober- Unter und Vor-Harz, nach der neueſten politiſchen Eintheilung des Königreichs Weſtphalen, die Bezirke Halberſtadt, Blankenburg, Oſterode und einige Theile der anliegenden enthaltend, vorzüglich für Reiſende, welche den Harz und Brocken beſuchen, entworfen von F. L. Güßefeld, Rojalfol. ord. Papier. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Charte vom Königreiche Baiern, nach ſeinen dermaligen Beſtandtheilen, und der neueſten Eintheilung in XV Kreiſe berichtigt im Auguſt 1808. entworfen von Güßefeld. Rojalfol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

C. Kleinere Charten.

Charte von dem Königreiche Weſtphalen, nach ſeinen dermaligen Beſtandtheilen entworfen von F. W. Streit. fol. 4 gr. oder 18 kr.

Charte der Däniſchen Erdholmen oder der Inſeln Chriſtians-Oe. 3 gr. od. 15 kr.

Charte vom Ruſſiſchen Finnlande. 3 gr. od. 15 kr.

3.

Neue Verlagsbücher der Hof- Buch- und Kunſthandlung in Rudolſtadt. Leipziger Mich. Meſſe 1808.

Fuhrmann, W. D., Handbuch der claſſiſchen Literatur oder Anleitung zur Kenntniſs der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, ihrer Schriften und der beſten Ausgaben und Ueberſetzungen derſelben. 2r Bd. 2te Abth. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Auch unter dem Titel: *Handbuch der claſſiſchen Literatur der Griechen*, 2ten Bandes 2te Abth. gr. 8.

Garten-Memorandum, für Liebhaber, welche ihren Gartenbau entweder ſelbſt beſorgen oder doch richtig überſehen und leiten wollen. A. d. Jahr 1809 zuſammengetragen von dem

Herausgeber des Allg. T. Gartenmagazins mit 2 Kupfern. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Gemälde nach dem Leben, in Teutschland gesammelt. I. Band enthält: Selbstgeständnisse einer Verführten. 1r u. 2r Theil. kl. 8. broschirt 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

London und Paris, eine Zeitschrift, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 11r Jahrg. 1808. 37, 46 und folg. St. Der Jahrg. von 8 Stücken geh. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Sicklers J. B. Beschreibung der gemeinnützigen Schäferschen Masch-Maschine, und der Methode wie die Wäsche darin behandelt wird; von ihm verbessert und herausgegeben mit 2 Kupfern. gr. 8.

Sprachlehre, französische, für Frauenzimmer und überhaupt für junge Leute, welche nicht lateinisch gelernt haben. Nebst einem kleinen, nach den Hauptgegenständen geordneten Wörterbuche; von dem Verfasser des französischen Nothhelfers. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Thalie et Melpomène Française, ou Recueil periodique de Pièces de Théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs Théâtres de Paris. Avec des Notes et des Explications necess. pour les Etrangers. T. II. Cah. 1 u. 2. gr. in 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

(Die hierin enthaltenen Stücke sind auch einzeln zu haben, nämlich:

La Mort de Henry IV. Roi de France, Tragédie en 5 Actes. p. *Legouvé*. gr. in 8. 6 gr. od. 27 kr.

M. Têtu, ou la Cranomanie, Comédie folie en un Acte et en Prose p. M. *De la Boffe*. gr. in 8. 3 gr. od. 15 kr.

Le Paravent, Comédie en un acte et en vers. p. *M. E. Planard*. gr. in 8. 3 gr. od. 15 kr.

Plaute ou la Comédie latine. Comédie en trois actes et en vers. p. *N. L. Lemercier*. gr. in 8. 8 gr. od. 36 kr.

Les Epoux avant le mariage ou ils sont chez eux. Opéra com. en un acte p. *M. Désaugiers*. gr. in 8. 5 gr. od. 21 kr.

Derselben Tom. III. Cah. 1. gr. in 8. 12 gr. od. 54 kr.

(Die hierin enthaltenen Stücke sind auch einzeln zu haben, nämlich:

Haine aux femmes, comédie en un acte; par *J. N. Bouilly*. gr. in 8. 4 gr. od. 18 kr.

La Vallée de Barcelonette. Comédie-Vaudeville en un Acte par M. M. *Dieulafoy* et *Gersin*. gr. in 8. 4 gr. od 18 kr.

behalten haben, oder — es ist gar keine Viehzucht von einiger Bedeutung in dem alten Teutschland gewesen. Wir nehmen vernünftiger Weise den ersten Satz für wahr an, da wir keinen Grund haben, der gegen die Wahrscheinlichkeit der Sache stritte, und das Gegentheil von dem letztern historisch erwiesen und gewiß ist. In diesem Fall aber stund die Anzahl der eigenthümlichen Heerde, und von dieser Seite das Maas der eigenen Erhaltungsmittel, deren Werth bey denen, die damit versehen waren, immer höher stieg, je gröſſer die Anzahl derer ward, die nicht damit versehen waren, und also das Maaß des Vermögens mit dem Vorrath an Winterfütterung in einem nothwendigen Verhältniß. Hat nun jemand Lust, in das alte Germanien ein arkadisches Leben hinein zu träumen, und sich unter dem alten Teutschen ein uneigennützigeres Geschöpfe vorzustellen, als gewöhnlicher Weise nach dem ordentlichen Lauf der Natur und der Welt, jeder vom Weibe gebohren ist, und gewissermassen den Umständen nach, seyn muß: der mag es auf seine Kosten thun; aber er mache auf eines andern Beyfall nicht eher Ansprüche, als bis er seine Träumereyen durch einen historischen Beweiß zur Würde der Wahrheit erhoben hat. Uns bleibt bey so bewandten Umständen nichts übrig, als zu der eigenthümlichen Heerde Vieh, auch Fütterung und Wieswachs im Eigenthum, also Landeigenthum in einer verhältnismäßigen Gröſſe für eben so wahr und richtig hinzu zu denken, als es ausgemacht ist, daß eines ohne das

andere

Le Retour au comptoir, ou *l'éducation deplacée*. Comédie-Vaudeville en un acte, par *G. Duval*. gr. in 8. 4 gr. od. 18 kr.

Voigt, J. G. allgemeine Witterungslehre oder Entwickelung des phyſiſchen Zuſtandes unſerer Atmoſphäre und der daher rührenden Witterung. gr. 8. 12 gr. od. 54 kr.

4.

Neueſte Kunde von Portugal und Spanien.

Im gegenwärtigen Zeitpuncte, wo die Aufmerkſamkeit eines Jeden auf Portugal und Spanien gerichtet iſt, können wir folgendes reichhaltige Werk über dieſe Länder mit Recht empfehlen.

Neueſte Kunde von Portugal und Spanien, nebſt einer allgemeinen Einleitung zur neueſten Länder- und Völkerkunde. Aus Quellen bearbeitet von Th. Fr. Ehrmann, mit 3 Charten, 3 Grundriſſen, 5 Anſichten merkwürdiger Städte und Gebäude, und 7 andern Kupfern, Nationaltrachten und Gebräuche vorſtellend. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Dieſe Kunde von Portugal und Spanien macht zugleich den erſten Band der Neueſten Länder- und Völkerkunde, ein geographiſches Leſebuch für alle Stände, aus. Sie beſteht bis jetzt aus ſechs Bänden und wird monatlich als Journal fortgeſetzt. Der zweite Band enthält Frankreich; der dritte das ruſſiſche Reich in Europa und Aſien; der vierte Dänemark, Norwegen und Schweden; der fünfte die Schweiz und Italien; und der ſechſte Holland und Weſtphalen. Sie ſind ſämmtlich mit den nöthigen Charten, Grundriſſen und andern Darſtellungen intereſſanter Gegenſtände verſehen. Jeder Band iſt, eben ſo wie die Kunde von Portugal und Spanien, in allen angeſehenen Buchhandlungen für 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. beſonders zu haben. Liebhabern, welche ſich mit Beſtellungen von mehrern Exemplaren unmittelbar an uns ſelbſt wenden, gewähren wir ſehr annehmliche Vortheile.

Weimar im September 1808

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1808. VIII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Total-Anſichten der Ebenen Nord-Teutſchlands.

Bücher-Recenſionen. 1. Statistique générale de la France etc. Departement du Mont-Blanc, par M. de Verneilh. 2. Handbuch über das Königreich Weſtphalen. 3. Peru nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande dargeſtellt aus dem Mercurio Peruano. IIr. Thl. 4. Büſchings Erdbeſchreibung XI. Thls. 4te Abtheilung. Aſien: nämlich Hindoſtan, Dekan, nebſt den Inſeln Lakediven, Malediven und Ceylon von *Wahl*. D'Haafner, Reize in geen Palanquin langs de Kuſten Orixa en Choromandel. I. Deel.

Charten-Recenſionen. 1. *Güſſefelds* Charte vom Königreiche Baiern, nach ſeiner neueſten Eintheilung in XV Kreiſe berichtigt. Weimar im Geograph. Inſtitut. 1808. 2. Frhrn. M. von *Liechtenſterns* Charte von Mittel-Europa, oder von den Erb-Monarchien Oeſtreich, Preuſſen, dann den ſämmtlichen Teutſchen Ländern. Sect. 30. 35. 44. 45. 51. 52. 53. 59. 60 62. *Wien* im Cosmographiſchen Inſtitute. 3. Special-Charte vom ehemaligen Eichsfelde, oder den jetzigen 3 Harzbezirken des Königreichs Weſtphalen, *Heiligenſtadt*, *Dudenſtadt* und *Nordhauſen*, von *J. G. Lingemann* neu berichtigt. 1808. Weimar im Geograph. Inſtitut. 4. *Güſſefelds Charte vom Ober-* und *Vorharze*, nach der neueſten Eintheilung des Königreichs Weſtphalen, die Bezirke *Halberſtadt*, *Blankenburg*, *Oſterrode* und einige Theile der umliegenden Gegend enthaltend. 1808. Weimar im Geograph. Inſtitut. 5. *Special-Charte von dem Harz-Gebirge*, in 4 Blättern, als Gegenſtück zu der Special-Charte vom *Thüringer* Walde. 1808. Weimar im Geogr. Inſtitute.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Journaliſtik. 2. Statiſtiſches Tableau über das Königr. Italien f. d. J. 1808. 3. Auszüge aus Briefen. a. Von Herrn Strom-Director *Reinke* in Hamburg. b. Von Herrn *Péron* in Paris. 4. Wappen des Herzogthums Neufchatel. 5. Biographiſche Notiz von *Vincenz Coronelli*.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Portrait von *P. V. Coronelli*. 2. Das Wappen von Neufchatel.

Weimar im September. 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Journal des Luxus und der Moden. 1808. 9s Stück.

Inhalt.

I. Drei Scenen aus einer ungedruckten Ueberſetzung des engliſchen Trauerſpiels: Johanna Shore von Rowe. II. Fliegende Blätter, aus dem Porteſeuille eines Reiſenden im Junius und Julius 1808. Erſter Brief — Gotha. — Nürnberg. — Augsburg. — München. III. Bade-Chronik. 1. Das Bad zu Liebenſtein im Julius 1808. 2. Bruchſtück einer Reiſe von Frankfurt nach Wisbaden, Langenſchwalbach, Schlangenbad und Brückenau, nebſt Nachrichten von dieſen Bädern im Auguſt 1808. IV. Miſcellen. 1. Schiffsfeſte in St. Petersburg. 2. Schilderungen aus München. Erſter Brief. — Ueber die Sommervergnügungen der Münchner. — Theater und Muſik. Zweiter Brief. Der große Violiniſt Lafont aus Paris in München. — Das Fronleichnamsfeſt. 3. Der 15te Auguſt in Caſſel. V. Moden. 1. Pariſer Modenbericht. (Aus Briefen.) 2. Teutſcher Modenbericht. (Von einer Dame.) VI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im September 1808.

F. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Allgemeines teutſches Garten-Magazin. 1808. 6s Stück.

Inhalt.

IV. Blumiſterei. 1. Vier ſchöne Zierpflanzen. (Mit Abbildungen auf Taf. 13 u 14.) 2. Teutſche Ziergewächſe für teutſche Gärten. Von Hrn. D. Dennſtedt. (Fortſetzung.) VI. Obſt-Kultur. 1. Ueberſicht aller bis jetzt bekannten Pfirſchenſorten, nebſt einigen Bemerkungen über ihre Pflege und Wartung. 2. Erfahrungen über die Gewinnung neuer Obſtſorten. X. Garten-Literatur. Verzeichniß der in der Leipziger Oſter-Meſſe 1808 erſchienenen Garten- und botaniſchen Schriften.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 13. 1) Browallia elata. (Die hohe Browallie.) 2) Plumbago rosea. (Roſenrothe Bleiwurz.) Taf. 14. 3) Chei-

ranthus maritimus. (Die Meer-Levkoje.) 4) Melaleuca sesparia. (Neuseeländischer Thee.)

Weimar im September 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst, für die Generale der östreichischen Armee, von C. v. W. Nebst 2 Planen. Weimar, in Commission des Landes-Industrie-Comptoirs 1808.

Unter dem Titel: Grundsätze der höhern Kriegskunst erschien vor Kurzem in der kaiserl. Staatsdruckerei zu Wien eine officielle Instruction der höhern Tactik für die östreichischen Generale, welche hier von einem erfahrenen Militair in den Marginalien geprüft werden, ob diese Grundsätze dem Geiste der Zeit angemessen und von einem so hohen Standpuncte gegeben sind, als es die, in Hinsicht ihres Einflusses auf die höchste Höhe getriebene Kriegskunst erfordert. Vorzüglich sollen die Marginalien auch zeigen, daß die Mathematik keine unumstößliche Regel des Kriegs, und einen Leitfaden giebt, woran man sich halten kann.

Zur Uebersicht geben wir hier noch den Inhalt der Marginalien. Ueber den Angriffspunct. — Ueber den Aufmarsch in einer Linie. — Ueber das Avanciren einer Linien-Infanterie. — Ueber die Reserven. — Ueber den Unterschied, wenn ein Souverain oder sein General die Armee commandirt. — Ueber den Einfluß der Festungen auf die Operationen nach der heutigen Kriegsführung. — Ueber das Tirailleursystem. — Ueber die Entscheidung der Gefechte durch geschlossene Truppen. — Beispiel eines Angriffs. — Beispiel einer Defensive. — Ueber die künstliche Tactik. Die natürliche Tactik. — Ueber die Führungs-Organisation einer Armee. Ueber ihre Zusammensetzung. — Ueber den Operationsplan.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

9.

Topographisch-militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern. XI u. XII. Lieferung.

Hiervon ist die XI. u. XII. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die XI. Lief.

enthält." Sect. 59. Dessau. Sect. 74. Wohlau. Sect. 75. Oels. Sect. 88. Breslau. Die XII. Lief.: Sect. 98. Leitmeritz. Sect. 111. Saaz. Sect. 112. Prag. Sect. 123. Pilsen, und jeden Monat erscheint eine solche Lieser. von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im Septbr. 1808.

Das Geographische Institut.

10.

London und Paris 1808. II. Stück.

Inhalt.

I. London. Neueste Uebersicht über Englands Literatur. II. Paris. 1. Kunstwanderung in Paris zu teutschen Künstlern. Altarblatt von Hetsch. — Neueste Compositionen von Catel. — Kolbe's und Oliviers Arbeiten. 2. Commentar über Racine, von Geoffroy. 3. Ansicht von Paris von der Höhe bei S. Cloud gezeichnet. (Hierzu die Abbildung Taf. IV.) 4. Theaterbericht aus Paris. 5. Neueste französische Denkmünzen. (Hierzu Taf. V.) 6. Karikaturen.

Rudolstadt im September 1808.

F. G. priv. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

No. X.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

October. 1808.

I. Erschienene Neuigkeiten

im October

UND DEREN INHALT.

I.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. gr. 4. CVII und CVIII. Heft. Nebst dem Ausführlichen Texte dazu. 8. Dieselben Hefte.

ist erschienen und enthält folgende interessante Gegenstände:

CVII. Heft.

Taf. 31. Seltene Thiere aus Neuholland. Fig. 1. Das gestreifte Känguruh. Fig. 2. Der Wombad.
— 32. Die Vandiemens Länder.
— 33. Die Ceder von Libanon.
— 34. Unterirdische Merkwürdigkeiten in Aegypten. Fig. 1. Katakomben in Alexandrien. Fig. 2. Unterirdische Kammer bei den Pyramiden von Ghizé.
— 35. Der Nilmesser auf der Insel Raudah bei Kahirah.

CVIII. Heft.

Taf. 36. Der Löwenaffe.
— 37. Teutsche Erdsternpilze. Fig. 1. 2. Der gekrönte Erdsternpilz. Fig. 3. 4. Der braunrothe Erdsternpilz. Fig. 5. Der hygrometrische Erdsternpilz.
— 38. Teutsche Nachtfalter. Fig. 1. Der Glanzweißling. Fig. 2. Der große Hermelinvogel. Fig. 3. Das Täubchen.
— 39. Die Pompejus-Säule.
— 40. Die Kalmücken. Fig. 1. Ein Kalmückenlager. Fig. 2. Eine Kalmückenwirthschaft.

Alle Vierteljahre erscheinen zwei Hefte von diesem Werke; auch sind noch immer sowohl ganze Exemplare vom Anfange an, als auch einzelne Hefte davon zu den gewöhnlichen Preißen zu haben.

Weimar im October 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Neueste Länder- und Völkerkunde. VI. Bds. 3s, oder 1808 9s Stück.

Inhalt.

Das Königreich Westphalen.

Erste Abtheilung. 1. Allgemeine Uebersicht. Entstehung. 2. Lage. Gränzen. Größe. 3. Oberfläche. Abdachung. Boden. 4. Gebirge. Waldungen. 5. Gewässer. 6. Klima. 7. Naturproducte. 8. Einwohner. 9. Producirende Industrie. 10. Veredelnde Industrie.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer.

Charte vom Königreich Weſtphalen. Charte vom Weſer-Gebirge. Wappen vom Königreich Weſtphalen.

Weimar im October 1808.

F. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgemeines teutſches Gartenmagazin 1808. VII. Stück.

Inhalt.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Anlage eines kleinen Frucht- und Blumenhauſes für Privat-Gärten. (Mit Abbildung auf Taf. 15) IV. Blumiſterei. Der immerblühende Garten, oder wie man ohne große Mühe für jeden Monat Blumen in Gärten erzeugen kann. VI. Obſt-Cultur. 1. Characteriſtik der Obſtſorten. Pflaumen. A. Die zweimal tragende Pflaume. (Mit Abbildung auf Taf. 16.) B. Die frühe gelbe Pflaume aus Catalonien. (Mit Abbildung auf Taf. 17.) 2. Ueber den Anbau der Oſtheimer Reichſelkirſche. VIII. Garten-Botanik. Botaniſche Heterodoxien.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 15. Anlage eines Frucht- und Blumenhauſes. Taf. 16. Die zweimal tragende Pflaume. Taf. 17. Die frühe gelb Pflaume aus Catalonien.

Weimar im October 1808.

F. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Wieland's Neuer Teutſcher Merkur. 1808. VIII. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Der Regenbogen. 2. Die Tempelweihe. 3. An die Römer. II. Von der fränkiſchen Glasmalerei in Nürnberg. III. Von den Nürnberger Eierlein IV. Eingang zu einem Curius der Pſychologie. Von Fr A Carus V. Ueber Gefühl und Empfindung. (Ein Schreiben an einen Preußiſchen Feldprediger.) VI. Ueber die Gemälde-Gallerie in München

und Schleisheim. (Aus einem Briefe.) VII. Das Cultur-leben, insbesondere das unsers gegenwärtigen Zeitalters, betrachtet als ein vorzügliches Erregungs- und Beförderungsmittel der Landgewerbe. VIII. Auszüge aus Briefen. 1. Aus Marienwerder vom 4. Julius 1808. 2. Aus Altona vom 20. Julius 1808.

Weimar im October 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Allgemeine Geograph. Ephemeriden. 1808. IX. u. X. Stück.

Inhalt des 9. Stücks.

Abhandlungen. Geographische Beschreibung vom Russischen Finnland, vom Hrn. Staatsrath *Pet. Friccius.*

Bücher-Recensionen. 1. Voyage aux Indes orientales par le Père *Paulin* de *St. Barthélemy.* 2. Voyage dans l'Indostan, par *M. Perrin.* 3. *Sonnerat,* Voyage aux Indes orientales et à la Chine; nouvelle Edit. par *M. Sonnini.* 4. *Biffingers* General-Statistick des Oesterreichischen Kaiserthums. I Th. 5. *v. Liechtenstern's* statistische Uebersicht der sämmtlichen Europäischen Staaten nach ihrem Zustande in der zweiten Hälfte des Jahrs 1806 dargestellt.

Charten-Recensionen. 1. *d. Stielers* Charte von Italien etc. berichtigt im April 1806. Nürnberg bei Weigel und Schneider. 2. *Dessen* Charte von Corsika und Sardinien etc. Nürnberg ebendaselbst. 1805. 3. *Dessen* Charte vom Königreiche Neapel und Sicilien, in 2 Blättern. Nürnberg ebendaselbst. 4. *Lesage,* les Faites Napoléennes de 1796—1806. — Mappemonde historique. — L'Europe en Janvier 1808. Des contrées Transrhénanes ou l'Allemagne politique, en 1808. 3 Paris chez l'Auteur 1808. 5. *Topograph. militairische Charte von Teutschland* in 50 Blättern, IV—XI Lieferung. Weimar beim Geographischen Institute.

Vermischte Nachrichten. 1. Extract des zwischen Würzburg und Sachsen Meiningen geschlossenen Staats-Vertrags d. d. Würzburg den 20. Jun. 1808. wegen Berichtigung der Landes Gränze, und Ausgleichung gegenseitiger Besitzungen. 2. Französische Ausgabe der Asiatic Researches etc. par *Labaume, Langles, Cuvier, De-*

Iambre, *Lamark*, und *Olivier*. I. u. II. Bd. 3. Contingente der Staaten des Rhein-Bundes. 4. Ankündigung eines neuen geographiſchen Werks über Spanien. 5. Einige literariſche Nachrichten aus Griechenland. 6. Neue Kabinets-Charte von Weſt-Gallizien vom Hrn. General *Meyer v. Heldensfeld* zu Wien.

Zu dieſem Hefte gehören:

Das Portrait von *C. C. Robin*, Verfaſſer der Voyage dans l'interieur de la Louiſiane. Das Chärtchen vom Russischen Finnland.

* * *

Inhalt des 10. Stücks.

Abhandlungen. 1. Schilderung des Gebirgs Gargano in Apulien, von dem Dr. *Nobile*. 2. Bevölkerung des Königreichs Wirtemberg im J. 1807.

Bücher-Recenſionen. 1. Tableau des revolutions de l'Europe etc. par M. *Koch*. Tom. III. à Paris, 1807. 2. Gemälde der Revolutionen in Europa u. ſ. w von Chr. Wilh. *Koch*. Aus dem Franz. von J. D. *Sander*. Bd. 1. und 2. Berlin, 1807. 3 Dicuili liber de Menſura orbis terrae etc. a Car. Athan. *Walkenaer*. Paris, 1807. 4. Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſen, von M. G. *Sprengel*, fortgeſetzt von T. F. *Ehrmann*. Bd. XXXIV. XXXV. XXXVI. XXXVII und XXXVIII. Weimar, 1807. 1808. 5. Edward Scott *Warings* Reiſe nach Sheeraz auf dem Wege von Kazroon nach Feerozabad u. ſ. w. Aus dem Engl. Th. I. Rudolſtadt, 1808. 6. Voyage à l'iſle d'Elbe, par Arſenne Thiébaut *de Berneaud*. à Paris, 1808. 7. Voyage dans les départemens du midi de la France, par A. L. *Millin*. T. III. Paris, 1808.

Charten-Recenſionen. 1. Charte von Schwaben, von J. Q. *v. Ammon* und J. G. F. *Bohnenberger*. Nro. 4, 9, 24, 34, 35, 42. Tübingen, bei Cotta. 1808. 2. Totius regni Bohemicae mappa geograph. miner. hydr. commerc. cum comitatu Glacenſi, et diſtrictu Egerano, par *Artaria*. 1808. 3. Nouveau plan routier de la ville de Paris et de ses faubourgs etc. à Paris, 1808. chez Esnault.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Sammlung aller Ortsbeſtimmungen. Fortſetzung. Schweiz und Italien. 2. Auszug aus einem Briefe von Tehran (in Perſien) vom 1. Junius 1808. 3. Antikritik.

andere in der Fortdauer nicht wohl hätte bestehen können. Es ist mir um der daraus folgenden Grundsätze willen, zu viel daran gelegen, meiner Meynung von dem Landeigenthum der alten Teutschen alle mögliche Wahrscheinlichkeit zu geben. Ich wage dahero noch eine dritte Hypothese, um die beyden vorhergehenden noch weiter zu unterstützen. Mir dünkt noch ein scheinbarer Grund für das Landeigenthum übrig zu seyn, und dieser liegt im **Ackerbau** der alten Teutschen selbst. So mißlich dem ersten Ansehen nach diese Wendung zu seyn scheint, und so sehr meine Leser über diese meine kleine Verwegenheit stutzen werden, da bekanntermassen **Cäsar** in einigen Stellen mit klaren Worten gerade das Gegentheil versichert, und seiner Erzählung nach nicht nur wenig Ackerbau, sondern so gar die wenigen Aecker in dem alten Germanien nicht einmal ein Eigenthum gewesen seyn sollen, und **Tacitus** durch seine übereinstimmende Nachricht die Sache um so glaubwürdiger machen sollte: so muß ich doch gestehen, daß sich mir der Gedanke von dem Landeigenthum der alten Teutschen nie so leicht und so zu sagen, von selbsten zudringt, und von allen Seiten so wenig anstößiges, hingegen so viel wahrscheinliches an sich hat, als wenn ich alle die übrigen in diesen beyden Geschichtschreibern befindlichen Zeugnisse von der Lebensart und dem Ackerbau in dem alten Teutschland damit vergleiche. Die Sache verdient also, je mehr Widerspruch darinn

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Portrait des Grafen *Vincenz Ratthyany*, Verfaſſers der Briefe über das Ungariſche Küſtenland. 2. Die Abbildung des Großherzoglich Würzburgiſchen Ordens des *Heil. Joſephs*. (Die Geſchichte und die Statuten dieſes Ordens liefern wir in einem der folgenden Stücke unſerer *A. G. E.* nach.)

Weimar im October 1807.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Journal des Luxus und der Moden. 1808. X. Stück.

Inhalt.

I. Scene aus dem Trauerſpiele Catilina von Kuffner. II. Kurze Ueberſicht deſſen, was die bildenden Künſte in Rom während der letzten vier oder fünf Jahre hervorgebracht haben. III. Mode Chronik. 1. Pyrmont im Jahre 1808. 2. Töplitz im September 1808. 3. Doberan und Hof-Geismar. IV. Fliegende Blätter aus dem Portefeuille eines Reiſenden im Junius und Julius 1808. Zweiter Brief. Ueber Wien. — Joſeph Haydn — Der junge Mozart. — Das Taubſtummeninſtitut. — Einrichtung der K. Kunſtſammlungen. — Das Fronleichnamsfeſt. — Debachs Amphitheater. — Muſik bei dem Fürſten Kuralin. — Ueber Theater und Muſik überhaupt — V. Le troubadour de Loewenbourg. VI. Weimar und Erfurt im September und October 1808. Erſter Brief. — Ankunft des Kaiſers Alexander in Weimar. — Abreiſe nach Erfurt. Zweiter Brief. — Schilderung von Erfurt. — Ankunft der beiden Kaiſer. Dritter Brief. — Erfurt vom 28ſten September bis 2ten October. Vierter Brief. — Der 6te October 1808 in Weimar. Fünfter Brief. — Dejeuner auf dem Napoleonsberg bei Jena. — Beſichtigung des Schlachtfeldes. VII. Moden. Pariſer Modenbericht am Ende des Septembers. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im October 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Thalie et Melpomène Française, ou Recueil périodique de pièces de théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs théâtres de Paris. Tom. III. 1. Cahier. gr. 8. 12 gr. oder 54 kr. Rheinl.

Wir zeigen hiermit das erste Cahier des dritten Bandes unserer Auswahl der besten neuesten Theaterstücke an. Dieser Heft enthält folgende interessante, mit Commentaren begleitete Stücke:

1. *Haine aux femmes.* Comédie en un Acte, par *J. N. Bouilly.*
2. *La Vallée de Barcelonette*, ou le *Rendez-Vous de deux Ermites.* Comédie-Vaudeville en un Acte, par *M. M. Dieulafoy* et *Gersin.*
3. *Le Retour au comptoir*, ou *l'Education déplacée.* Comédie-Vaudeville en un Acte, par *G. Duval.*

Liebhaber können diese Stücke auch einzeln erhalten, jedes zu 4 gr. oder 18 kr.

Rudolstadt im October 1808.

F. C. pr. Hof-Buchhandlung.

II. Vermiſchte Nachrichten.

Bücher zum Verkauf,

deren Commiſſion das F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar übernommen hat.

In Folio.

1. *Liber veritatis;* or a Collection of two Hundred Prints after the original Designs of *Claude Lorrain.* Lond. 1777. Hlrzb. 10 Carolin.
2. *Sinclair-Beaufort* Voyage pittoresque au Cap du Nord. Cah. I—IV. 2 Carolin.
3. Le Sacre de Louis XV. 1722. Maroq. m. goldn. Schn. 4 Carolin.
4. Oeuvres de *J. Vernet*, gravées par Cochin, Lebas, le Veau. Fol. Pap. 5 Carolin.
5. Descript. des Fêtes données par la Ville de Strasbourg, pour la Convalescence du Roi. 1831. HFrzb. 4 Carolin.
6. Opere varie incise da *Piranesi.* T. I. Roma, 1750. Pap. 4 Carolin.
7. *Piranesi* Magnificenza d'Architettura di Roma. Pap. 3 Carolin.
8. *Piranesi* Antichità di Roma. P. I. Pp. 2 Carolin.
9. Imitations of original Drawings by *Hans Holbein*, published by J. Chamberlaine. London, 1792. Halb Frzb. 20 Carolin.
10. *Bayle* Dictionnaire. T. I—III. Rotterd. 1702. Frzb. 6 Rthlr.
11. *Moreri* Dictionnaire. T. I—VI. Amsterd. 1716. Frzb. 7 Rthlr.
12. *Aubigné* Histoire universelle. T. I—III. Maillo. 1616. Frzb. 1½ Rthlr.
13. *Gueudeville* Atlas historique. T. I—IV. Amst. 1708. Frzb. 5 Rthlr.
14. *Dapper* Description des Isles de l'Archipel, avec Pl. et Fig. Amst. 1703. Frzb. 2 Rthlr.
15. *Daniel* Histoire de France. T. I—III. Paris. 1713. Frzb. 1½ Rthlr.

16. *Calmet* Dictionnaire historique de la Bible. T. I. II. avec fig. Par. 1722. Frzb. 2 Rthlr.
17. *Fl. Joseph* Histoire des Juifs, trad. par Arn. d'Andilly, avec fig. Amst. 1700. Frzb. 1 Rthlr.
18. *Terentii* Comoediae, cum Personar. figuris ex Ms. Cod. Biblioth. Vaticanae. Urbin. 1726. Frzb. 3 Rthlr.
19. Pentateuchus; Liber Josuae; Liber Judicum; Libri Regum; Novum Testamentum. Wittenb. 1559. Lederb. 3 Rthlr.
20. *Savary* Dictionnaire univ. de Commerce. T. I—IV. Nouv. Edit. Copenh. 1759. Frzb. 3 Rthlr.
21. *Noel Chomel* Dictionnaire oeconomique. Sec. Edit. T. I. II. Par. 1718. Frzb. 1½ Rthlr.
22. *Beaurain* Histoire militaire de Flandre. T. I—IV. N. Edit. avec Pl. Haye, 1776. Frzb. 6 Rthlr.
23. *Puységur* Art de la guerre. T. I. II. avec Pl. Haye, 1749. Frzb. 2 Rthlr.
24. *Marsigli* Stato militare dell' Imperio Ottomanno. P. I. II. Ital. et Fr. Haye, 1732. Frzb. 3 Rthlr.
25. *Beaurain* Histoire de la Campagne de Pr. de Condé, en Flandre, avec Pl. et C. Paris, 1774. Frzb. 3 Rthlr.
26. *Beaurain* Histoire des dernières Campagnes du Maréchal de Turenne, avec Pl. et C. Paris, 1782. Frzb. 3 Rthlr.
27. *Basnage* Annales des Provinces unies. T. I. II. Nouv. Edit. Haye, 1719. Frzb. 2 Rthlr.
28. *Iache* Gotha Numaria, cum fig. Amst. 1730. Frzb. 3 Rthlr.
29. *Tiregale* Medailles de l'Empire de Russie, avec fig. Potsd. 1772. br. 1½ Rthlr.
30. *Furetière* Dictionnaire universel. N. Edit. augm. par Basnage et Bruhl de la Riviere. T. I—IV. Haye, 1727. Frzb. 5 Rthlr.
31. *Richelet* Dictionnaire de la langue françoise. Tom. I—III. Lyon, 1759. Frzb. 5 Rthlr.
32. *Happelii* Schatzkammer ausländischer Seltenheiten, mit Kupf. Hamb. 1688. Frzb. 1 Rthlr.
33. Nordberg's Leben Karls XII. 1r u. 2r Th. m. Kupf. 1740. Frzb. 3 Rthlr.
34. Fischer's historische Architektur, m. Kpf. Lpz. 1725. Frzb. 5 Rthlr.
35. Alb. Dürers vier Bücher von menschlicher Proportion, mit Holzschn. 1528. Lbd. 2 Rthlr.
36. Millers Gartner-Lexikon; übers. von Huth. 1—3r Th. mit K. Nürnb. 1750. Frzb. 2 Rthlr.
37. v. Trebra Erfahrungen aus dem Innern der Gebirge, mit ill. K. Dessau, 1785. Pp. 1 Carolin.
38. Diarium der Wahl und Kaiserkrönung Leopolds II. m. K. Frkf. 1791. 1 Rthlr.
39. Ridingers Verstellungen der Schulpforte, mit 62 Kpf. Augsb. 1760. Lbd. 1½ Rthlr.

40. *Saunier* la Connoissance des Chevaux, av. fig. Haye, 1734. Frzb. 2 Rthlr.
41. Monumens de Nismes, avec Pl. Paris, 1778. Pp. 5 Rthlr.
42. Voyage pittoresque de Naples et de Siciles, avec fig. T. I—IV. en 5 Voll. Par. 1785. Frzb. 6½ Carolin.
43. Voyage pittoresque de la Grèce. T. I. avec fig. Paris, 1782. Frzb. 6 Rthlr.
44. Tableau topogr. pittoresque de la Suisse, avec fig. T. I. II. en 3 Voll. Par. 1780. Frzb. 5 Carolin.
45. *Norden* Voyage de l'Egypte et de Nubie, avec Pl. C. et fig. T. I. II. Copenh. 1755. Frzb. 4½ Carolin.
46. *Fontenelle* Oeuvres, avec fig. p. Picart. Tom. I. II. Haye, 1728. Pp. 2 Carolin.
47. Das Sederische Universal-Lexikon. 64 Bände. Pgb. 10 Carolin.
48. *L. Materne* et *Ursini Durandi* Thesaurus novus Anecdotorum. T. I—V. Par. 1717. Frzb. 5 Carolin.
49. *Plutarque* Les Vies des Hommes illustres. T. I. II. Par. 1559. Gerb. m. g. Schn. 1½ Carolin.
50. Les oeuvres morales et meslées de *Plutarque*. T. I. II. Par. 1575. Gerb. m. g. Schn. 1½ Carolin.
51. Hardert Hoheit des teutschen Reichsadels. 1—3r Theil. Schw. Ldr. 1½ Carolin.
52. Neukirch's Telemach. Frzb. 2 Rthlr.

In Quarto.

53. *Rapin de Thoyras* Histoire d'Angleterre. T. I—XVI. Haye, 1740. Pp. m. led. Rück. 2 Carolin.
54. *Le Gendre* Vie du Cardin. d'Amboise. Rouen, 1724. Frzb. 1 Rthlr.
55. Memoires de *Comines*. T. I—IV. Londr. 1747. Frzb. 3 Rthlr.
56. *Thevenot* Voyage des Indes. Par 1684. Frzb. 1 Rthlr.
57. *Anson* Voyage autour du Monde, avec fig. Genev. 1750. Frzb. 1½ Rthlr.
58. *Dietrich* Descript. des Gites de Minerai, des Forges et des Salines des Pyrenées. T. I. II. av. fig. Par. 1786. Pgb. 2 Rthlr.
59. Allgemeine Geschichte der Länder und Völker in Amerika. 1r u. 2r Th. m. v. K. Halle. 1752. Pgb. 2 Rthlr.
60. Keyßlers Reisen. 1r u. 2r Thl. Hannov. 1751. Frzb. 1½ Rthlr.
61. Oberteutsche allgemeine Literaturzeitung. Salzb. Jahrg. 1788—94. München, 1800—1802. 14 Ppb., die andern roh. 1½ Carolin.
62. Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Jahrg. 1804 bis 1807. roh. 3 Rthlr.
63. Xanthier Feldzüge des Vicomte Turenne, mit Kupf. Kpz. 1779. Frzb. 1 Carolin.

64. Harte Leben des K. Guſtav Adolph. 1r u. 2r Th. Lpz. 1760. Frzb. 2 Rthlr.
65. v. Pfau Geſchichte des preußiſchen Feldzugs in Holland. 1787, m. K. u. Pl. Berl. 1790. Engld. 3 Rthlr.
66. *M. de Silva* Pensées sur la Tactique, av. Pl. Turin, 1778. Frzb. 3 Rthlr.
67. *Scheel* Mémoires d'Artillerie, av. fig. Copenh. 1777. Frzb. 2 Rthlr.
68. *Turpin* Essai sur l'Art de la Guerre. T. I. II. avec Pl. Par. 1754. Maroq. m. g. Schn. 3 Rthlr.
69. Mémoires de la Maison de Brandenbourg. 1751. Maroq. m. g. Schn. Pracht-Exempl. 3 Rthlr.
70. Medailles du Regne de Louis XV. 54 Pl. 1736. Pp. 2 Rthlr.
71. *Bougainville* Voyage autour du Monde, avec fig. Par. 1771. Frzb. 2 Rthlr.
72. *J. R. Forster* Observations made during a Voyage round the World. Lond. 1778. Engld. m. g. Schn. 2½ Rthlr.
73. Histoire universelle, d'apres l'Anglois. T. I—XLV, avec Pl. et C. Par. 1772—92. Pp. 5 Carolin.
74. *Mallet* Histoire de Danemarc. Copenh. 1754. Frzb. 1 Rthlr.
75. *T. Hofmann* Portraits hist. des hommes illustres en Danemarc. P. I—VI. et Mém. de Griffenfeld, av. Portr. et Pl. 1746. Frzb. 1 Carolin.
76. *Barre* Histoire générale d'Allemagne. T. I—X. Par. 1747. Frzb. 2 Carolin.
77. Mémoires de *Condé*. T. I—VI. avec fig. Haye, 1743. Pp. 1 Carolin.
78. Mémoires de *Sully*. T. I—III. Londr. 1747. Frzb. 1 Carolin.
79. *Robertson* The History of Scotland. The 3. Edit. T. I. II. Lond. 1759. Frzb. 2½ Rthlr.
80. *Rochefort* Histoire des Antilles, avec fig. Roterd. 1665. Frzb. 1½ Rthlr.
81. Rimius Geſchichte des Hauſes Braunſchweig. Koburg, 1773. Frzb. m. g. Schn. 1 Rthlr.
82. Helyot Geſchichte der Ritterorden. 1—8r Th. m. v. K. Lpz. 1753. Frzb 6 Rthlr.
83. Büſchings hiſtor. geogr. Magazin. 1—23r Th. Pgb. 2 Carolin.
84. *de Thou* Histoire universelle. T. I—XI. Haye, 1740. Frzb. 2 Carolin.
85. *Neufville* Histoire de Portugal. T. I. II. Par. 1700. Frzb. 2 Rthlr.
86. *Arckenholtz* Mémoires concern. Christine R. de Suede. T. I—IV. Amst. 1751. Frzb. 1 Carolin.
87. *Longus* Les Amours pastorales de Daphnis et de Chloe. N. Edit. avec fig. Par. 1757. Frzb. 1 Rthlr.
88. L'Agriculture. Poëme. Par. 1774. Frzb. 1 Rthlr.

89. *Denys d'Halicarnasse*; trad. par le Tay. T. I. II. Par. 1722. Frzb. 2 Lbthlr.
90. *Reaumur* Histoire des Insectes. T. I—VI. avec fig. Par. 1739. h. Maroq. 3½ Carolin.
91. Göze Naturgeſchichte der Eingeweide-Würmer, mit 44 Kpf. Blankb. 1782. Frzb. 2 Lbthlr.
92. Hirſchfeld Theorie der Gartenkunſt. 1—5r Th. mit K. Lpz. 1779—85. Atl. m. g. Schn. 1 Carolin.
93. Catholicon: ou Dictionnaire universel de la Langue françoise. T. I—IX. Hamb. 1772. P. 3 Lbthlr.
94. Hist. de l'Académie R. des Sciences et des belles Lettres de Berlin. T. I—X. XIV—XXV. Nouveaux Mémoires. A. 1762—60 et 1783. Frzb. 2½ Carolin.
95. Ideen-Magazin, m. v. K. R. 1—45. br. 5 Lbthlr.
96. Rammler's Werke. 1r u. 2r Th. m. v. K. Die Prachtausgabe. HFrzb. 5 Lbthlr.

In Octavo.

97. Barrow Reiſen nach Afrika, m. Kp. Lpz. 1801. HFrzb. 1 Lbthlr.
98. *Girard* Histoire de la Vie du Duc d'Espernon. T. I—III. Par. 1673. Frzb. 1 Lbthlr.
99. *Montchal* Mémoires. T. I. II. Rotterd. 1718. Frzb. 1 Lbthlr.
100. *Pontis* Mémoires. T. I. II. Par. 1715. Frzb. 1 Lbthlr.
101. *Montglat* Mémoires. T. I—IV. Amst. 1728. Frzb. 1 Lbthlr.
102. Platons Gespräche, überſ. von Stolberg. 1—3. B. Königsb. 1797. HEngld. 1½ Lbth.
103. London und Paris. 1—9r Jahrg. mit v. Kpf. broſch. 1½ Carolin.
104. Journal des Luxus und der Moden. Jahrg. 1786—1806. m. v. K. broſch. 2 Carolin.
105. Allgemeines Europäiſches Journal. Brünn. Jahrg. 1794 bis 1797. m. v. ill. u. ichw. K. 42 Bde. br. 5 Lbthlr.
106. Göttingiſches hiſtoriſches Magazin. 1—8. B. N. Magaz. 1. B. Pp. 2 Lbthlr.
107. Archenholz Annalen der brittiſchen Geſchichte. 1—6. B. Frzb. 1½ Lbthlr.
108. Schlözers Briefwechſel. 1—10. B. Pg. 2 Lbthlr.
109. Deſſen Staatsanzeigen. 1—18. B. br. 1 Carolin.
110. Politiſches Journal. Jahrg. 1780—1792. 22 Bde. Pp. 2 Lbthlr.
111. Neue Europäiſche Staats- und Reiſe-Geographie. 1—16. B. mit K. u. Kp. Dresd. u. Lpz. 1770. Frzb. 1 Carolin.
112. Neue nordiſche Beiträge. 1—4. Th. mit Kpf. Petersb. 1781. P. 2 Lbthlr.
113. Histoire métallique de la Rép. d'Hollande. T. I—III. avec fig. Amst. 1688. Frzb. 1 Lbthlr.
114. *Gilpin* Essai sur les Gravures. Bresl. 1800. — Es-

Mais sur le Beau pittoresque. — Observ. pittor. sur le Cours de la Wye. 1800. mit vortreffl. K. br. 5 Rthlr.

115. *Goldoni* Mémoires. T. I—III. Par. 1787. brosch. 1 Rthlr.

116. Esprit de la Fronde. T. I—V. Par. 1772. Frzb. 1 Rthlr.

117. Daſſelbe Werk. 1 Rthlr.

118. *Vieilleville* Mémoires. T. I—V. Paris, 1757. Pp. 1 Rthlr.

119. Mémoires d'*Anne d'Autriche*. T. I—VI. Amst 1750. Frzb. 1½ Rthlr.

120. *Artagnan* Mémoires. T. I—III. Par. 1787. brosch. 1 Rthlr.

121. *Scoto* Itinerario d'Italia, c. fig. di Murocho. Padov. 1669. Pg. 1 Rthlr.

122. *Gemelli Careri* Voyage autour du Monde. T. I—VI. Par. 1719. Frzb. 2 Rthlr.

123. *Labat* Voyages en Espagne et en Italie. T. I—VIII. Par. 1730. Frzb. 1½ Rthlr.

124. *Young* Voyage en France. T. I. II. avec fig. Paris, 1793. Halbenglb. 1½ Rthlr.

125. *Billings* Voyage dans le Nord. T. I. II. und ein Kupfer Atlas. Pp. 1 Carolin.

126. Voyage de l'Ambassade de la Comp. des Indes Orient. Holland. en Chine. T. I. II. Par. 1708. 1 Rthlr.

127. *Standrinni* Voyage en 3 Voll. Par. 1795. br. 1 Rthlr.

128. Homers Ilias, überſ. von Stolberg. Flensburg, 1788. Engl. m. g. Schn. 1 Rthlr.

129. Homers Werke, überſ. von Voß. 1—4. Th. Königsb. 1802. br. Die Prachtausgabe auf Velinpap. m. Gans neu. 2 Carolin.

130. Zimmermann über die Einſamkeit. 1—4. Th. Lpz. 1784. Die Prachtausgabe. Frzb. 1 Carolin.

131. Triſtram Shandi. 1—9. Thl. Hamburg, 1774. Frzb. 1½ Rthlr.

132. Don Quixote, überſ. von Bertuch. 1—6. Th. Weimar, 1775. Frzb. 2 Rthlr.

133. Kramers Gedichte. 1—3. Th. Leipzig, 1782. Frzb. 1 Rthlr.

134. Shakespeare Schauſpiele, überſ. v. Eſchenburg. 1—12. Th. N. A. Zürich, 1775. Frzb. 1 Carolin.

135. Zachariä Schriften. 1—9. Thl. Frzb. m. g. Schn. 2 Rthlr.

136. Bartels Briefe über Sicilien und Calabrien. 1—3. Th. Atlas m. g. Schn. 2 Rthlr.

137. Pauli Leben großer Helden. 1—9. Th. 4te Aufl. Halle, 1761. Pp. 3 Rthlr.

138. Robertſons Geſchichte K. Karls V., überſ. von Mitteiſtedt. 2te Aufl. 1—3. B. Hpbanglb. 1½ Rthlr.

139. Wendeborn's Zuſtand von Großbritannien. 1—3. Thl. Frzb. 1 Rthlr.

140. Fischers Geschichte König Friedrichs II. von Preußen. I. u. 2. Th. Halle, 1787. Frzb. 1 Rthlr.

141. *Beaumarchais* Le Mariage de Figaro, avec fig. Die Prachtausgabe. br. 1 Rthlr.

142. Oeuvres de Mr. Houdar de la *Motte*. T. I—VI. VIII—IX. et Suppl. Par. 1751. Frzb. 1½ Rthlr.

143. *Marmontel* Oeuvres posthumes. T. I—IV. Paris, 1804. Pp. 1½ Rthlr.

144. *Le Vaillant* Voyage dans l'intérieur de l'Afrique. T. I. II. avec fig. Par. 1790. Frzb. 2 Rthlr.

145. *Felibien* Vies des Peintres. T. I—VI. Trevoux. 1725. 1½ Rthlr.

146. *Palissot* Oeuvres. T. I—III. Londr. 1763. Frzb. 1 Rthlr.

147. *T. Gage* Voyages. T. I. II. avec fig. 1694. Frzb. 1 Rthlr.

148. *Racine* Oeuvres. T. I—III. avec fig. Amst. 1750. Frzb. 1½ Rthlr.

149. *Gherardi* Théâtre Italien. T. I—VI. Amst. 1701. HFrzb. 2 Rthlr.

150. Le Théâtre de la Foire. T. I—IX. Amst. 1722—32. Frzb. 5 Rthlr.

151. *Voltaire* Oeuvres. T. I—LXX. Kehl, 1784. HEngl. 5 Carolin.

152. *Montesquieu* L'Esprit des Loix. N. Edit. T. I—III. Amst. 1749. Frzb. 1 Rthlr.

153. Le véritable Esprit de J. J. Rousseau. Tom. I. II. Metz, 1804. br. 1 Rthlr.

154. Il Decamerone di Boccaccio. T. I—V. avec fig. Londr. 1757. Frzb. m. g. Schn. 1½ Carolin.

155. The Spectator. Tom I—VIII. Lond. 1757. Frzb. 2 Rthlr.

156. Abrégé de la Vie des plus fameux Peintres. T. I—IV. avec Portr. Par. 1762. Frzb. 1 Carolin.

157. *Arnaud* Oeuvres. Tom. I—VIII. Par. 1783. Frzb. 2 Rthlr.

158. Les Comédies de *Térence*, trad. par Md. Dacier. T. I—III. N. Edit. avec fig. Frzb. 2 Rthlr.

159. Mémoires de Mlle. de *Montpensier*. T. I—III. Par. 1728. Frzb. 1½ Rthlr.

160. *Racine* Oeuvres. T. I—IV. Amsterd. 1750. Frzb. 1½ Rthlr.

161. *B. de Trenck* Mémoires. T. I—III. avec fig. Strasb. 1789. Pp. 1 Rthlr.

162. *Le Comte* Cabinet des singularités d'Architecture, Peinture etc. T. I—III. Bruss. 1702. Frzb. 1 Rthlr.

163. *Montgon* Mémoires. Tom. I—V. Par. 1749. Frzb. 1½ Rthlr.

164. *Mezeray* Histoire de la France. T. I—VIII. Frzb. 1½ Rthlr.

165. *Millot* Elémens d'Histoire générale. T. I—IV. Par. 1773. 1 Rthlr.

166. *Choisy* Hist. de France. T. I—IV. Par. 1750. Frzb. 1½ Rthlr.

167. *Rollin* Histoire ancienne. T. I—XI. avec fig. Frzb. 5 Rthlr.

168. *Hume* Histoire de la Maison de Stuart. T. I—VI. Lond. 1761. Frzb. 2½ Rthlr.

169. *Hume* Histoire de la Maison de Tudor. T. I—VI. Amst. 1763. Frzb. 2½ Rthlr.

170. L'Esprit de la Ligue. T. I—III. Par. 1767. Frzb. 1 Rthlr.

171. *Millot* Hist. d'Angleterre. T. I—III. Paris, 1773. Frzb. 1½ Rthlr.

172. *Robertson* Histoire d'Ecosse. Tom. I—III. Lond. 1764. Frzb. 1½ Rthlr.

173. *Desormeaux* Histoire d'Espagne. T. I—V. Paris, 1759. Frzb. 1½ Rthlr.

174. *Duclos* Histoire de Louis XI. T. I—III. Amsterd. 1746. Frzb. 1 Rthlr.

175. *Leti* Vita dell' Imp. Carolo V. P. I—IV. c. fig. Amst. 1700. Frzb. 1½ Rthlr.

176. *Strada* Hist. de la Guerre de Flandre. T. I—III. av. fig. Anvers. 1705. Frzb. 1½ Rthlr.

177. *Desormeaux* Hist. du Prince de Condé. T. I. II. av. Pl. Par. 1766. Frzb. 1 Rthlr.

178. *Vertot* Histor. des Chevaliers de Malthe. 3. Edit. T. I—IV. Par. 1727. Frzb. 1½ Rthlr.

179. *Schuckford* Hist. des Juifs. T. I. II. Leyde, 1738. Frzb. 1 Rthlr.

180. *de la Force* Descript. de la France. T. I—VII. avec fig. N. Edit. Par. 1722. 2 Rthlr.

181. *Crevier* Hist. des Empereurs Romains. T. I—XII. Amst. 1756. Frzb. 5 Rthlr.

182. Histoire du Duc d'Albe. T. I. II. Par. 1699. Frzb. 1 Rthlr.

183. *Le Vassor* Hist. du Regne de Louis XIII. T. I—VIII. en 13 Vol. avec fig. Amst. 1750. Frzb. 1 Carolin.

184. Mémoires du Cardin. *Retz*. Nouv. Edit. T. I—IV. Amst. 1731. Frzb. 1 Rthlr

185. Histoire de Pierre le Grand. T. I—III. avec Pl. Amst. 1742. Frzb. 1 Rthlr.

186. *Adlerfeld* Hist. de Charles XII. T. I—III. avec Pl. Ibid. 1740. Pp. 1 Rthlr.

187. *Puffendorf* Hist. de Suède. Nouv. Edit. T. I—III. Amst. 1743. Pp. 1 Rthlr.

188. *Diodore de Sicile*; trad. par Terrasson. T. I—IV. Par. 1741. Pp. 1 Rthlr.

189. *Raynal* Hist. des Etabliss. des Européens d. l. deux Indes. T. I—VII. Haye, 1774. Frzb. 1½ Rthlr.

zu seyn scheint, eine desto genauere Prüfung, wenn anders unsere Leser so viel patriotische Gedult haben wollen, mir in der Aufklärung eines Umstandes in der ältesten Geschichte des Vaterlandes, der doch allerdings interessant genug seyn dürfte, Schritt vor Schritt zu folgen. Wir können wohl hierinn nicht unpartheyischer zu Werke gehen, als wenn wir unsern Lesern alle die vorhandenen Nachrichten von dem Ackerbau der alten Teutschen zuvörderst mittheilen, um sie dadurch zu überzeugen, wie wenig Ursache man habe, an der Wahrheit dieser Sache zu zweifeln: Sie werden aber eben dadurch auch desto mehr in Stand gesetzt werden, von der Richtigkeit der Schlußfolge zu urtheilen, die ich von dem Daseyn des Ackerbaues auf die Nothwendigkeit des Landeigenthums zu machen gedenke, um meiner Hypothese davon einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Der Hauptknoten dabey bleibt freylich noch immer übrig, und hängt davon ab, ob der Widerspruch, der in den ihme gerade entgegen stehenden Stellen der beyden alten Geschichtschreibern liegt, gehoben werden kan, oder nicht. Die Auflösung des Knotens beruht auf deren ungezwungenen Erklärung, in wie ferne und in wie weit dieser Schriftsteller Meynung nach, kein Landeigenthum in dem alten Teutschland statt gefunden habe. Da aber solche Erklärung nicht anders als mit einer etwas ausführlichen Erzählung

190. *Velly* et *Villaret* Hist. de France. T. I—XVIII. Par. 1767. Frzb. 5 Lbthlr.

191. Häberlins Auszug aus der Allgemeinen Weltgeschichte. Neue Geschichte 1—12. Th. HFrzb. 1 Carolin.

192. Hist. et Mémoires de l'Académie R. des Sciences de l'An 1699—1740. Avec les Tables des Matières. Amst. 1706—45, en 47 Voll. Pg. 2 Carolin.

193. Hist. de l'Académie R. des Inscriptions et belles Lettres. T. I—VI. Amst. 1743. Frzb. 1½ Lbthlr.

194 Jablonsky Naturſyſtem der Inſekten. Die Schmetterlinge. 1—7. Th. Die Käfer. 1—6. Th. m. ill. K. Berlin, 1783—95. Pp. 2 Carolin.

195. Galerie ariechiſcher weiblicher Schönheiten in ihren reizendſten Attitüden. 1. Samml. Tüb. 1801, mit vier weibl. Wachsfiguren in Käſtchen, in kl. Fol. Größe. 1 Carolin.

In Duodecimo.

196. *Fenquet* Oeuvres. T. I—XVI. Frzb. 1½ Lbthlr.

197. *le Clerc* Bibliothèque choisie. T. I—XXVIII. Amst. 1713. Pg. 1½ Lbthlr.

198. La mille et une Nuit; trad. p. Galland. T. I—XII. Frzb. 1½ Lbthlr.

Dieſe Bücher ſind mir zum Verkauf übergeben worden. Briefe und Gelder erwarte ich und das k. J. Comptoir poſtfrei. Abgeſchickt werden die Bücher nach eingegangenem Gelde.

Weimar, den 16. September 1808.

Dr. Vulpius,
Herzoglicher Bibliothekar.

No. XI.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

November. 1808.

I. Ankündigungen.

Beſchreibung der Feierlichkeiten, welche bei Anweſenheit I. I. Majeſtäten der Kaiſer ALEXANDER *und* NAPOLEON, *und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6ten und 7ten October* 1808 *von Sr. Durchl. dem Herzoge von Sachſen-Weimar veranſtaltet wurden.* Nebſt einem Ueberblick ihrer merkwürdigen Zuſammenkunft in Erfurt.

Mit teutschem und französischem Text und 5 grofsen Kupfertafeln. Imper. Folio. 8 Rthlr. Sächs. oder 14 fl. 24 Kr. Rhl.

Zu den merkwürdigsten Epochen der neuern Geschichte gehört unstreitig die Zusammenkunft der mächtigsten Monarchen der Erde, der Kaiser *Alexander* und *Napoleon*, nebst den Königen von *Baiern*, *Sachsen*, *Würtemberg*, *Westphalen* und so vieler Fürsten und Herrn im September und October 1808 in *Erfurt*. Hierdurch wurden auch die glänzenden Feste veranlafst, welche Se. Durchl. der Herzog von *Sachsen-Weimar* den hohen Herrschaften am 6. und 7. October in *Weimar* und *Jena* zu Ehren gab. Diese würdig zu schildern, kündigen wir hierdurch dem Publicum ein *Prachtwerk* an, welches in einigen Wochen erscheinen wird, und wobei kein Aufwand und Mühe gespart ist, es dem Gegenstande angemessen zu machen. — Der Text, aus den sichersten Quellen bearbeitet, wird in gespaltenen Columnen *Teutsch* und *Französisch*, splendid auf geglättet Schweizerpapier gedruckt. Die fünf *Kupfer* in Folio enthalten folgende, an Ort und Stelle von guten Künstlern aufgenommene Gegenstände:

Taf. 1. *Ansicht der grofsen Hirschjagd* am 6. October auf dem *Ettersberge* bei *Weimar*. Ein sorgfältig *ausgemaltes Blatt*, wo man das ganze Jagen mit dem kaiserlichen Pavillon, und den darinnen befindlichen Herrschaften übersehen kann.

Taf. 2. Die *Portraits der beiden Kaiser*, der Könige von *Baiern*, *Sachsen*, *Würtemberg*, des Fürsten *Primas*, des *Herzogs* und *Erbprinzen* von *Sachsen-Weimar*, welche der Jagd beiwohnten. — Nach den besten Originalen geistreich radirt; in schwarzem Abdrucke.

Taf. 3. *Ansicht des Napoleonsberges* bei *Jena*, mit der ganzen [illegible] Gegend. Nach der Natur gezeichnet; und radirt von Herrn *Geifsler*, dem berühmten Zeichner von *Pallas Reisen*. Ein *grofses colorirtes Blatt* auf Velinpapier, welches durch die reizenden Umgebungen von *Jena* vorzüglich pittoresk ist. Im Vordergrunde sieht man den auf der Höhe des Napoleonsberges errichteten Tempel auf dem Puncte, wo S. M. der Kaiser *Napoleon* am 14. October 1806 den Angriff der Schlacht commandirte, und davor die *beiden Kaiser*, die Könige von *Baiern* und *Sachsen*, den Grofsfürsten *Constantin*, den *Herzog* und *Erbprinz* von *Sachsen-Weimar*, wie Kaiser *Napoleon* auf einem Plane S. M. dem Kaiser von *Rufs-*

land das Schlachtfeld zeigt. Etwas entfernter stehen französische Marschälle und russische Generale und Suite. Die Figuren sind 1½ Zoll hoch und sehr ähnlich.

Taf. 4. Ansicht des zur Illumination am 6. October erbauten, 60 Fuss hohen Obelisken vor dem Schlosse in *Weimar*, nebst Umgebungen. In Aquatinta ausgeführt.

Taf. 5. No. 1. Abbildung der auf diese merkwürdige Zusammenkunft geprägten Medaille.

No. 2. Anordnung der kaiserlichen Tafel am 6. October in *Weimar*, im Grundrisse.

Auf dieses interessante Prachtwerk kann man in jeder soliden teutschen Buchhandlung Bestellung machen. Für Rufsland nimmt Hr. *Klostermann* in Petersburg, in Moskau Hr. Buchhändler *Horn*, für Frankreich Hr. Buchhändler *Tourneisen Sohn* in Paris und Cassel, die Hrn. *Treuttel* und *Würz* in Paris, für Holland das *Kunst- und Industrie-Comptoir* zu Amsterdam, für Dänemark Herr Buchhändler *Brummer* in Kopenhagen Aufträge an.

Weimar, den 20. November 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten

im November

und deren Inhalt.

I.

Wielands Neuer teutscher Merkur. 1808. 9. u. 10. St.

Inhalt des 9. Stücks.

I. Wiegenlieder für Ihre Majestät die Königin von Dänemark. Im April 1808. II. Ghöre für das Ackerbaufest in Hofwyl. III. Die Pforte. IV. Nichtigkeit menschlicher Größe. (Ein moralisches Gedicht nach einer englischen Uebersetzung aus dem Indischen Kehira Septbr. 1807.) V. Siegel-Stein eines Römischen Augenarztes, im Besitz Sr. Durchlaucht des regierenden Herzogs von Gotha. VI. Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der teutschen Sprache, von J. H. Campe. VII. Ankündigung der ersten Uebersetzung des ächten Ossians.

* * *

Inhalt des 10. Stücks.

I. Gedichte. 1. Poetische Variazionen. 2. Todtenopfer. 3. Duldergröße. 4. Frühling und Liebe. 5. Der Verschmähte. 6. Abendgefühl. II Uebersetzungen. 1 Probe einer Uebersetzung des Oedipus aus Seneca's Trauerspielen. 2. Fortsetzung der Proben einer neuen Uebersetzung des Coran. Die zwei und achtzigste Sura. III. Zwei Gedichte an Sophie la Roche. 1. Die Riesentulpe. 2. An Sophie von la Roche. IV. Beitrag zu einer Biographie der verewigten Sophie von la Roche. V. Ueber den zweiten Theil des Wörterbuchs der

teutschen Sprache von J. H. Campe. (Beschluß) VI. Zu den literarischen Erscheinungen in Baiern im 6ten Stück d. J.

Weimar im November 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1808. VI. Bds. 4s oder 10 Stück.

Inhalt.

Das Königreich Westphalen.

Zweite Abtheilung. 10. Handel, Münzen, Maaße und Gewichte. 11. Wissenschaftliche Cultur. 12. Sittliche Cultur. 13. Religionszustand. 14. Staatsverfassung. 15. Staatsverwaltung.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Plan von Cassel.
Cascade auf Napoleonshöhe.

Weimar im November 1808

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Allgemeines teutsches Gartenmagazin. 1808. VIII. und IX. Stück.

Inhalt des VIII. Stücks.

IV. Blumisterei. 1. Ueber Blumistik und ihre Fortschritte. 2. Teutsche Ziergewächse für Teutsche Gärten. Von Hrn D. Dennstedt. (Fortsetzung) V. Gemüsebau im Garten und auf dem Felde. Einige den Gemüsebau betreffende Beobachtungen und Erfahrungen. VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obst-Sorten. A. Aepfel. Der Beer-Apfel. (Mit Abbildung auf Taf. 18.) B. Birnen. Der Wiltling von Montigny. (Mit Abbildung auf Taf. 19.) 2.

Ueber Fortpflanzung edler Kirschensorten durch Steckreiser. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber die vorzüglichsten Düngungsmittel für Gärten. 2. Ueber die Zucker-, Kaffee- und Tabak-Surrogate aus der Runkelrube. A. Patriotische Aufforderung zur Betreibung der Zucker-Fabrikation aus Runkelrüben. B. Subscriptions-Anzeige auf das zu Michaelis 1808 erscheinende Werk unter dem Titel: Die Europäische Zucker-Fabrikation aus Runkelrüben. ꝛc. C. Die Runkelrübenblätter als Surrogat des Rauchtabaks. 3. Anfragen. 4. Todesanzeige.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen.

Taf. 18. Der Beer-Apfel. Taf. 19. Der Wildling von Montigny.

* * *

Inhalt des IX. Stücks.

IV. Blumisterei. Teutsche Ziergewächse für teutsche Gärten. Von Hrn. D. Hennstedt. (Beschluß.) VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Kirschen. A. Die rothe Oranien-Kirsche. (Mit Abbildung auf Taf. 20.) B. Die doppelte Vogelkirsche. (Mit Abbildung auf Taf. 20.) C. Die englische Weinkirsche. (Mit Abbildung auf Taf. 21.) D. Die große weiße Frühkirsche. (Mit Abbildung auf Taf. 21.) 2. Ueber M. Burbachs neuerfundene leichteste und sicherste Art zu enliren. IX. Saamenbau, Sämerei- und Pflanzenhandel. Räthsel, Blumenliebhabern, Gartenfreunden und Botanikern insbesondere zur Lösung aufgegeben, nebst daraus fließender Warnung. X. Garten-Literatur. Neue Garten- und botanische Schriften der Leipziger Michaelismesse 1808. XI. Garten-Miscellen. 1. Herrn Stagers Mittel gegen die nackten Schnecken. 2. Auszug aus der Abhandlung der Fürstl. Prim. Hofgärtner Seiz und Reißer zu Aschaffenburg, über die Frage: „Welche Wirkungen haben die verschiedenen Arten des Düngers, bei einerlei Land, auf die Eigenschaften der aufgezogenen Pflanzen?" welcher die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen im Jahr 1807 den Preiß zuerkannt hat.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 20. A. Die rothe Oranienkirsche. Taf. 20. B. Die doppelte Vogelkirsche. Taf. 21. C. Die englische Weinkirsche. Taf. 21. D. Die große weiße Frühkirsche.

Weimar im November 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Journal des Luxus und der Moden 1808. XI. Stück.

Inhalt.

I. Aladdin, oder die Wunderlampe, von Adam Oehlenschläger. II. Kunst 1. Ueber den Zustand des Herzogl. freien Zeichen-Instituts zu Weimar 1808. III. Theater. Saraino von Paer auf der Bühne in Cassel. — Namenstag des Königs. IV. Fliegende Blätter aus dem Portefeuille eines Reisenden im Junius und Julius 1808. Prag. Töplitz. Dresden. V. Musik. Hrn. Riotte's Concert in Weimar. VI. Neuigkeiten aus Wien. VII. Neuigkeiten aus München. Erster Brief. — Theater und Musik. — Malerei. Zweiter Brief. — Namenstag Sr. Maj. des Königs. Fahnenweihe und Eidesleistung. Oeffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften. VIII. Miscellen 1. Taschenbücher und Almanache auf 1809. 2. Ausflucht in das Baierische Lager bei Augsburg den 11ten September 1808. IX. Moden 1. Ueberblick der Novitäten der Michaelismesse in dem Modemagazine der Herren Böhring und Gerhard in Leipzig. 2. Teutscher Modenbericht. X. Ameublement. XI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im November 1808.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Thalie et Melpomène française, ou Recueil périodique des meilleurs pièces des théâtres de Paris. Tom. III. 2. Cah. 12 gr. oder 54 kr.

Von dieser beliebten Sammlung der neuesten und besten französischen Comödien und Trauerspiele ist so eben des dritten Bandes zweites Heft erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Es enthält folgende Lustspiele:

1. *L'homme aux convenances*, comédie en un acte et en vers, par *M. de Jouy*.

2. *Mademoiselle de Guise*, opéra-comique en 3 actes, par *Dupaty*.

3. *Bon naturel et vanité, ou la petite école des femmes*, comédie en un acte et en vers, par *H. F. Dumolard*.

Liebhaber können ſämmtliche Stücke auch einzeln jedes zu 4 gr. oder 18 kr. erhalten.

Rudolſtadt im November 1808.

F. S. R. pr. Hof-, Buch- und Kunſthandlung.

6.

London und Paris. 1808. V. Stück.

Inhalt.

I. Paris. 1. Heloiſe — Büſte von Deſeine, Bildhauer in Paris. (Hierzu das Kupfer Taf. VI.) 2. Luſtfahrt nach dem alten Schloſſe im Walde von Montmorency und S. Leu. (Hierzu Taf. VIII. Anſicht der Ermitage.) 3. Die Pariſer Kinder. 4. Die Thiere in Paris. 5. Canova's Bildſäule der Mutter des Kaiſers Napoleon. (Hierzu Taf. VII.) 6. Literairiſche Neuigkeiten. Maria de Brabant, von Mangenet. — Millins Sammlung hetruriſcher Vaſen. — Doctor Gall. — Veränderungen im Jardin des plantes. II. London. Engliſche Miscellen. I. Gegenſtände der Philantropie. II. Intereſſante Werke, welche bald erſcheinen ſollen. 1. Alte Literatur. 2. Geſchichte und Alterthümer. 3. Schöne Kunſte. 4. Naturgeſchichte und Erdkunde. 5. Sprachenkunde. 6. Technologie. Chemie. III. Nachrichten.

Rudolſtadt im November 1808.

F. S. R. priv. Hof-, Buch- u. Kunſthandlung.

No. XII.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. priv. Hof- Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

December. 1808.

I. Ankündigungen.

1.

Von den beiden kürzlich zu Paris erſchienenen ſehr intereſſanten Reiſebeſchreibungen:

Lettres sur la *Morée* et les îles de *Cérigo*, *Hydra* et *Zante*, par *A. L. Castellan*; und

Voyage à l'île d'*Elbe*, suivi d'une notice sur les autres îles de la Mer Tyrrhénienne, par *Arsenne Thiébaus de Bernaud*.

des alten Sueviſchen Bundes möglich iſt, und dieſes ſonderbare Phänomen für die Geſchichte der Menſchheit viel zu intereſſant iſt, als daß wir darüber hineilen ſollten: ſo verſparen wir dieſe ganze Materie in das folgende Capitel, und begnügen uns in dem gegenwärtigen blos damit, die Zeugniſſe von dem Ackerbau des alten Germaniens und den darinn liegenden Beweis für das Landeigenthum, unſern Leſern zur weitern Prüfung vorzulegen.

Daß Ackerbau in dem alten Germanien geweſen ſey, darinn ſtimmen Cäſar und Tacitus mit einander überein: doch ſind die Nachrichten des letztern hievon vollſtändiger, und darinn von des andern ſeinen in ſo weit verſchieden, daß er mehr Ackerbau unter den alten Teutſchen zuzugeben ſcheint, als jener, der zu wiederholten malen verſichert, daß der gröſßte Theil der Nahrung aus der Viehzucht, und der wenigſte aus dem Ackerbau gezogen, folglich dieſer gar wenig getrieben worden ſey. (*) Inzwiſchen erzählt er doch von einigen teutſchen Völkerſchaften, daß ſie aus keiner andern Urſache über den Rhein gegangen wären, und ſich in den fruchtbaren Gegenden Galliens niedergelaſſen hätten, als darum, weil ſie durch die Sueven von ihren Gütern vertrieben, und von ihrem Ackerbau verdrungen und abgehal-

(*) B. VI. Cap. 22. und B. IV. Cap. 1. der Geſchichte des Galliſchen Kriegs.

werden nächstens zweckmäßig bearbeitete Uebersetzungen mit Anmerkungen und Zusätzen für die Sprengel-Ehrmannische Bibliothek der Reisen in unserm Verlage herauskommen.

Weimar im Decbr. 1808.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Neue Medaillen auf die Zusammenkunft Sr. Majestät des Kaisers *Alexander* von Rufsland und Sr. Majestät des Kaisers *Napoleon* von Frankreich in Erfurt.

Die Erste, welche sich auf die Zusammenkunft der beiden Kaiser den 27. September 1808 zwischen Weimar und Erfurt bezieht, zeigt auf der Vorderseite *die Köpfe der beiden Kaiser* in antikem Costüm. Auf der Kehrseite bezeichnet ein edler alter Mann, ein *Seher*, auf einem Steine, den ein Genius hält, den Ort des Zusammentreffens zwischen Weimar und Erfurt.

Die Zweite, welche Sr. Majestät dem Kaiser *Napoleon* von Seiten der Stadt *Erfurt* aus Dankbarkeit gewidmet worden, bezieht sich auf Allerhöchst Dero Abreise von Erfurt, und zeigt auf der Vorderseite *eine Ansicht der Stadt Erfurt* mit der Unterschrift: *Erfordiae* XIV. *Octobris* MDCCCVIII.; auf der Kehrseite aber die Worte: Napoleoni grata civitas.

Die Gröfse dieser Medaillen ist die eines Laubthalers und darüber, und die Preise derselben nachstehende:

Preis der ersteren.

in Ducatengold	60 Rthlr.	sächsisch,		oder	108 Fl.	Kr.	Rhn.
in feinem Silber	3 —	—	—		5 — 24	—	—
in Kupfer	1 —	—	—		1 — 48	—	—
in Zinn	—	12 Gr.	—		— 54	—	—

Preis der zweiten.

in Ducatengold	50 Rthlr.	sächsisch,		oder	90 Fl.	Kr.	Rhn.
in feinem Silber	2 —	8 Gr.	—		4 — 12	—	—
in Kupfer	1 —	—	—		1 — 48	—	—
in Zinn	—	12 Gr.	—		— 54	—	—

Liebhaber, die diese Münzen zu besitzen wünschen, belieben sich in portofreien Briefen und beigelegtem

Geldbetrag entweder an Unterzeichneten, oder an das Landes-Industrie-Comptoir in Weimar zu wenden.

Weimar, den 12. December 1808.

Facius, Medailleur.

II. Erschienene Neuigkeiten

im December

UND DEREN INHALT.

1.

Archiv für Ethnographie und Linguistik, von *Bertuch* und *Vater*. 1. Bd. 1s St.

Inhalt.

Ethnographie.

I. Plan und Ankündigung des Archivs für Ethnographie und Linguistik. II. Umriss der allgemeinen und besondern Völkerkunde. III. Skizzirte Uebersicht der Hauptverschiedenheiten der Völker, in Betreff der Leibesfarbe. (Mit einer Charte der Menschenrassen.) IV. Die Völker des Caucasus, nach den Berichten der Reisebeschreiber. Vom Hrn. Professor *Rommel*. (Mit einer Charte und 4 colorirten Originalzeichnungen.) V. Ethnographische Skizzen, nach Herrn *Peron's* Berichte von der neuesten Entdeckungsreise in die Austral Länder. 1. Neu-Holländer. 2. Van Diemensländer. 3. Malayen auf Timor. (Mit colorirten Abbildungen und Portraits.) VI. Fragen und Antworten über den Zustand des von den Samojeden bewohnten Landes, und die Nahrungsweisen desselben. Aus Russischen Originalpapieren. VII. Ueber die Bewohner von Gingiro, südlich von Abyssinien. Von Herrn *Röntgen*. VIII. Ankündigung eines neuen wichtigen Werks über Hindustan; aus handschriftlichen Original-Quellen bearbeitet. Von Hrn. L. R. *Bertuch*.

Linguistik.

I. Bemerkungen über die Sprachen der Süd-Afrikanischen wilden Völkerstämme; nebst einem kleinen Wörterverzeichnisse, aus den gebräuchlichsten Dialecten der Hottentotten und Kaffern. Von Herrn Dr. *Lichtenstein*. II. Sprachstrahlen. Von Hrn. Leg. *Beigel* in Dresden. III. Proben Amerikanischer Sprachen, mit Uebersicht ihres Baues. Von Hrn. Dr. *Vater*. 1. Mexikanisches Vater Unser. 2. Vater Unser in der Lingua Huastica.

Miscellen und Correspondenz-Nachrichten.

1. Wallachisches Glückwünschungs-Gedicht. 2. Ostindisches Polyglotten-Neues-Testament. 3. Polyglotten-Lexicon auf Isle de France. 4. Mongolische Bibel-Uebersetzung zu Serepta. 5. Ueber Amerikanische Sprachen. Aus einem Briefe des Hrn. Kammerh. *Alex. v. Humboldt.*

Zu diesem Stücke gehören:

1. Charte der Menschenrassen nach ihrer Hautfarbe. 2. Charte der Länder am Caucasus. 3. Taf. 1. 2. 3. 4. Caucasische Völker, nach Originalzeichnungen. 4. Taf. 5. Neu-Holländer, Nora-Gal-Derri. 5. Taf. 6. 7. Van Diemens-Länder. Portraits: Bara-Uru. Arra-Maida. Gru-Agara. Paraberi. 6. Taf. 8. Malayin Canda, auf Timor. 7. Taf. 9. Naba-Leba, König von Salor auf Timor.

Weimar im Decbr. 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Allgemeine Geographische Ephemeriden 1808. XI. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. 1. Kurze Notiz von der Insel Sardinien, von Ars. Thieb. *de Bernaud.* 2. Beitrag zur Kunde der Adamanischen Inseln. 3. Notizen von der Insel Borneo; aus französischen Officialberichten. 4. Ueber die Insel Hydra und die Hydrioten.

Bücher-Recensionen. 1. *Arndt* (E. M.) Reise durch Schweden, 3r und 4r Theil. 2. *Ruders* (C. J.) Reise durch Portugal. 3. *Bourgoing* (J. Fr.) Tableau de l'Espagne moderne. IIme Edit. *Dessen* neue Reise durch Spanien. IV. Bd. a. Nachricht von Surinam und seinen Einwoh-

nern etc. 5. *Da Cunha de Azeredo* (J. J.) über Brasilien und Portugals Handel mit seinen Colonien.

Charten-Recensionen. 1. *Lipszky* (J.) Charta Hungariae etc. Sect. IV. et VII. 2. Charte des neuen Wiener Canals. 3. Plan des Territorii der freien Stadt Danzig, von *Koch*. 4. Plan des herzogl. Parks bei Weimar. 5. *Jaillot* (F.) neueste Postcharte des Erzherzogthums Oesterreich Ob- und Unter der Ens.

Vermischte Nachrichten. 1. Bevölkerungsliste des westphälischen Weser-Departements, nach seiner veränderten neuen Eintheilung. 2. Neuester Finanzetat des Grosherzogth. Baaden. 3. Ueber die französische Unternehmung einer neuen grosen Specialcharte von Teutschland. 4. Der königl. Baiersche militairische Max-Joseph-Orden. 5. Vollendung des neuen Erdglobus von 1½ Schuh im Durchmesser, von *Franz*. 6. Charte von Westgallizien, auf Befehl der österreichischen Regierung in den Jahren 1801 und 1804 aufgenommen etc. 7. Ueber Hrn. v. *Reilly's* Nachstich des grosen Cassinischen Atlasses von Frankreich.

Zu diesem Hefte gehören:

Portrait des Graf. *von Teleky*. Abbildung des königl. Baierischen militairischen Max-Joseph-Ordens.

Weimar im Decbr. 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1808. XII. Stück.

Inhalt.

I. Skizzen über Cassel im November 1808. II. Neue Musik. III. Weimar und Erfurt im September und October 1808. (Beschluß.) IV. Neue Taschenbücher auf 1809. Zimmermanns Taschenbuch der Reisen. — Leipziger Taschenbuch auf 1809. — Wiener Taschenbuch auf 1809. V. Miscellen aus München. Theater und Musik. VI. Moden. 1. Ueberblick der Novitäten der Michaelismesse in dem Modemagazine der Hrn. Göhring u. Gerhard in Leipzig. VII. Ameublement. Trinkgeschirre von böhmischem Glase in neuesten Formen. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Decbr. 1808.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allgemeines teutſches Gartenmagazin 1808. X und XI Stück.

Inhalt des X. Stücks.

IV. Blumiſterei. 1. Ueber die Paſſionsblumen und ihre beſte Cultur in unſern Treibhäuſern. (Nebſt Abbild. der Paſſiflora alata auf Taf. 22.) 2. Noch etwas über die Cultur der Lobelia fulgens. (Mit Abbild. auf Taf. 23.) 3. Ueber die Erziehung der himmelblauen Hortenſie. 4. Ueber die Volkmannia Japonica fl. pl. VI. Obſt-Kultur. 1. Meine Erfahrungen über die Erziehung geſunder Fruchtbäume. (Vom Hrn. Geh. Finanzrathe Ransleben in Berlin.) 2. Ueber die Cultur des Weinſtocks in Gärten. XI. Garten-Miſcellen. 1. Ueber die Anlegung eines Erdmagazins. 2. Welches iſt in Hinſicht auf Dauer und Nutzbarkeit und mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Localumſtände, die vortheilhafteſte Einfriedigung eines Gartens?

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 22. Abbildung der Paſſiflora alata. Taf. 23. Abbildung der Lobelia fulgens.

* * *

Inhalt des XI. Stücks.

IV. Blumiſterei. 1. Ueber die Erica concinna und die Erica splendens. (Hierzu zwei Abbildungen auf Taf. 24 und 25.) 2. Etwas über die blaue Hydrangea hortensis. V. Gemüſebau im Garten und auf dem Felde. Alter und Vaterland einiger unſerer Küchengewächſe. IX. Saamenbau, Sämerei und Pflanzenhandel. Nachtrag zu dem im Januar 1808 des Allg. T. Gart. Mag. abgedruckten Blumenſaamen-Verzeichniſſe des verſtorbenen Paſtor Schulze zu Letzum. XI. Garten-Miſcellen. 1. Ueber die Anlegung lebendiger Zäune und Hecken. 2. Anfrage.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 24. Die Erica concinna. Taf. 25. Die Erica splendens.

Weimar im Decbr. 1808.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. VI. Bds. 5s, oder 1808 11s Stück.

Inhalt.

Das Königreich Weſtphalen.

Dritte Abtheilung. 17. Topographie. A. Departement der Fulda. B. Departement der Werra. C. Departement der Weſer. D. Departement des Harzes.

Zu dieſem Hefte gehört folgendes Kupfer.

Plan von Magdeburg.

Weimar im December 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Wieland's Neuer Teutſcher Merkur. 1808. XI. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Der Wandrer. 2. An die Cicade. 3. An meine Laute. 4. Nero und Marcell. 5. Frommer Sinn. 6. Epigramme. 7. Sprüche. II. Orientaliſche Gedichte. 1. Der Beſuch. 2. Said. 3. Blutrache. III. Hektors Abſchied von ſeiner Gemalin Andromache. IV. Miltiades Die Schlacht bei Marathon. V. Ueber eine neue Antwort auf die alte Frage: Was iſt die Wahrheit? VI. Ueber Philoſophie Auch ein Wort an die Teutſchen. VII. Fellenbergs Agricultur-Inſtitut zu Hofwyl. VIII. Denkſtein auf die ehemalige Reichsſtadt Nürnberg.

Weimar im December 1808.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Topographiſch militäriſche Charte von Teutſchland in 204 Blättern. XIII u. XIV. Lieferung.

Hiervon iſt die XIII. u. XIV. Lieferung erſchienen, und an die Herren Subſcribenten verſendet worden. Die XIII. Lieferung enthält die Sect. 108. Schweinfurt. Sect. 114. Kö-

nigsgrätz. Sect. 121. Tabor. Sect. 136. Budweis. Die XIV. Lieferung enthält: Sect. 87. Schweidnitz. Sect. 109. Coburg. Sect. 113. Kauerzim. Sect. 125. Iglau, und jeden Monat erscheint eine neue Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preiß ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Cr. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im Decbr. 1808.

Das Geographische Institut.

8.

Ueberblick des neuesten Zustandes der Königreiche Spanien und Portugal, und ihrer außereuropäischen Besitzungen, bis zum Ausbruche des jetzigen Kriegs, in historischer, geographischer und statistischer Hinsicht aus den zuverlässigsten Quellen zur Erläuterung der Zeitgeschichte entworfen. Mit einer Charte. — Preiß.

Dieses so eben in unserm Verlage erschienene, allen denkenden Zeitungslesern zu empfehlende, gründlich bearbeitete Werkchen ist in allen soliden Buchhandlungen für obigen Preiß zu haben. Der wißbegierige Leser findet darin nicht nur eine gedrängte Schilderung des naturhistorischen, sittlichen und politischen Zustandes, so wie der einzelnen Landschaften, Städte und merkwürdigen Ortschaften von Spanien und Portugal, sondern auch eine ziemlich detaillirte Uebersicht ihrer auswärtigen Besitzungen mit Bemerkung ihres Werthes für das Mutterland. — Mittelst dieses Werkchens und der beigelegten genauen Charte von Spanien und Portugal kann sich nun jeder Zuschauer in dem großen Welttheater selbst orientiren.

Weimar im December 1808.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1809.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Weimar 1809.
Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

ten worden wären. (*) Dieſer Völkerſchaften ihre Nahrung muß alſo doch wohl vornehmlich im Ackerbau beſtanden haben. Wir müſſen daneben auch noch erinnern, daß eine von den oben angeführten Stellen dieſes Geſchichtſchreibers, worinn er ſo wenig Ackerbau für das alte Germanien einräumt, gleichermaſſen blos allein von den Sueven, einer einigen teutſchen Völkerſchaft, die ohnehin in ſo vielen andern Dingen ihre ganz eigene und ſonderbare Verfaſſung hatte, handelt. Wer hingegen den Tacitus nur einmal geleſen hat, wird darinn Spuren, Nachrichten und Zeugniß genug von dem häufigen Ackerbau der alten Teutſchen angetroffen haben.

Getraide iſt nach der Viehzucht beynahe das einzige Produkt, das er auf dem teutſchen Grund und Boden und zwar in einem Grad von Fruchtbarkeit angetroffen hat. (**)

So kriegeriſch er auch ſeinen Leſern den Geiſt der Teutſchen beſchreibt, daß es beynahe ſcheint, die ganze Nation habe ihre Lebenszeit blos zwiſchen Krieg und Müßiggang getheilt; (eine Lebensart, die wohl eher von einer gewiſſen Gattung Leute erweislich gemacht werden dürfte, als ſie von einer ganzen Nation begreiflich iſt:) ſo er-

(*) IV. B. Cap. 1. und 4. derſelben Geſchichte.

(**) Cap. 5. ſ. Nachrichten von den Sitten Teutſchlands.

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar 1809.

I.

Gedichte.

1.

Germania.

Auf der nährenden, weit verbreiteten Erde
Führen der Menſchen viel ihr ſterbliches Leben.
Sie knüpft das Band der Lieb' im Herzen
Hülfreich zuſammen.

Enger kettet der Zunge mächtiger Zauber,
Und des Gedankens einverſtandne Gewohnheit,
Geſetzesſchirm und Väterſitte
Ihre Gemüther.

Darum theilten ſie einſt nach ihren Geſchlechtern
Unter ſich ein der Erde ſproſſende Fläche,
Wie die Geſchlechter ſich der Blumen
Sondernd geſellen.

Welchen iſt wohl der Loſe ſchönſtes gefallen? —
Rechte, wer will und kann. — Germania preiſe,
Wem des Geſanges Himmelsgabe
Gnädig ein Gott lieh.

Wunderſames Gefild! zu Hohem erkohr dich
Einſt die Natur. Sie gab dir mildere Miſchung
Und freundlich näheres Berühren
Ihrer Extreme.

Als der Genius aufwärts ringender Menſchheit
Dann die Gerechtigkeit vom Himmel herabzog;
Sah er Germania, und baute
Allda den Thron ihr.

Und der Himmliſchen folgten himmliſche Schaaren,
Die des Olympos Höhn einſt glücklich bewohnten,
Ein neues Götterreich zu gründen
Unter den Menſchen.

Treu und Redlichkeit wohnt in kindlicher Einfalt,
Still und beseligend in jeder Behausung,
Ein sichrer Schirm vor fremder Sitte
Frecher Gebehrdung.

Hoch auf glüht auf der Weisheit Flammenaltare,
Lieblich, wie Frührothglanz, der Strahl der Erkenntniß,
Und taucht in junger Seelen Spiegel
Bildend sich nieder.

Herrlich wandelt und hehr, jungfräulichen Trittes,
Und für der Sinne Reiz zu edel sich achtend,
Die Kunst, der erdgebornen Menschen
Zärtlichste Freundin.

Süß, wie Honig, entfleußt den Lippen der Sänger,
Seelen zerschmelzend, Seelen himmelan hebend,
Des hoch'begeisterten Gesanges
Lieblicher Wohllaut.

Und ihm lohnet der seelenvollesten Frauen
Zartester Dank, des Lebens köstlichste Wonne:
Denn um Teutscher Frauen Liebe
Buhlen die Götter.

Heil Germania, dir! in deiner Geſchwiſter
Reihen empor ragt hoch das ſtrahlende Haupt dir;
In deines Gürtels Innerm wohnen
Zauber des Himmels.

Eins nur mangelt dir noch zu deiner Vollendung:
Daß an der Vorwelt deine Kinder du weideſt,
Auf daß ſie lernen, eines Sinnes
Wollen und wirken.

Roſenheyn.

2.

Der Augenblick.

Puncto saepe temporis maximarum rerum momenta vertuntur. 1) Liv. 3, 27.

Wie bläulich des Himmels gewaltiger Bogen
Der Körper ſtarrende Welt umkreiſt,
Gießt ihre ſtill verborgnen Wogen
Die Zeit um den himmelentſproßnen Geiſt.
Das Stetige ruht im trägen Raume,
Das Freie ſchwebt fort auf der Wogen Saume.

1) Auf einem Puncte der Zeit wenden ſich oft des Größten Momente.

Weit reicht zurück in die dunkelſten Fernen
Der unverſiegliche Quell der Zeit:
Sie wogt unaufhaltſam nach weiten Sternen,
Hin nach dem Geſtade der Ewigkeit.
Und der Geiſt auf ihrem mächtigen Rücken
Baut aus Hoffnung und Wünſchen ſich Wonnebrücken.

Mag wirbeln die Zeit, mag ſie ſtrudeln und kreiſen,
So wogt ſie doch ewig raſtlos fort;
Dem Wahne wird ſie den Geiſt entreißen,
Das Herz der Täuſchung geweihtem Port:
Der Vernichtung wird ſie gewiß entraffen,
Was mit himmliſcher Kraft der Menſch geſchaffen.

Nur ſchirm' er das Flämmchen, das in ihm lodert,
Den göttlichen Funken, der in ihm glüht,
Der den Aufflug zur himmliſchen Heimath fodert,
Das himmelentſtammte, das reine Gemüth'.
Wird der Menſch dieß Kleinod ſich nur erhalten;
Kann die Spur ſeines Daſeyns nie veralten.

Des Unglücks Leben zernagende Schmerzen
Heilt der Balſam der alles mildernden Zeit;
Jede Wunde vernarbt im bekümmerten Herzen,
Empfangen im rühmlich geführten Streit:

Denn der Zukunft erquickender Roſenſchimmer
Erliſcht auf der Gegenwart Fluren nimmer.

Sey verkannt des edleren Wollens Gelingen,
Dem Verdienſte ſey lange ſein Werth geraubt;
Die Zeit wird endlich ans Licht doch bringen,
Was Jahrhunderte lang kein Menſch geglaubt.
Auf die Wogen der Zeit, die ſich ewig treiben,
Muß Nemeſis Jedem ſein Urtheil ſchreiben.

Auf der Zeit unendlichen Wogengefilden
Sä't ſeine Thaten der ſtrebende Geiſt;
Sie läßt allmählich die Frucht ſich bilden,
Die dem Säenden ſeinen Lohn verheißt:
Wohin du auch fliehſt, im Verborgnen zu weilen,
Dein Lohn wird ſicher dich doch ereilen.

Doch was iſt die Zeit, die ſo mächtig waltet,
Das Unglück heilt, dem Verdienſte wägt,
Aus des Böſen Trümmern Gutes geſtaltet,
Und den Geiſt nach unendlichen Fernen trägt?
Eine Reihe iſt ſie von Augenblicken,
Die kräftig in Eins zuſammenrücken.

Des Augenblicks Wink muß die Welt ſich fügen,
Er leitet den Menſchen und ſeine That;

Bei Plataia läßt er und Mykale 2) ſiegen,
Geſellt Alexander dem Heroſtrat 3),
Rafft ſiegende Helden zum Aïs 4) hinunter,
Löſcht tobende Flammen und ſtreuet Zunder 5).

Benutze des Augenblicks kurze Momente
Wie ein hohes, ſchätzbares Himmelsgeſchenk!
Im Glück und im Kampfe der Elemente
Sey des heiligen Kleinods eingedenk!

2) An einem und demſelben Tage, den 25ſten Sept. 497 v. Chr. G. ſiegten die Griechen unter dem Athenienſer Ariſtides und dem Spartaner Pauſanias bei Plataia in Böotien zu Lande, und am Vorgebirge Mykale in Lydien unter dem Spartaner Leotychides und dem Athenienſer Xantippus zu Waſſer und zu Lande über die Perſer. Herod. 9, 90.

3) Alexander der Große wurde an demſelben Tage geboren, wo Heroſtratos der Diana prächtigen Tempel zu Epheſos in Brand ſteckte. Es war im Januar 399 v. Chr. G. Plut. Alex. 3.

4) Aïs, Aïdes, Hades, der Gott der Unterwelt. — In der Schlacht bei Marengo fiel den 14. Junius 1800 der treffliche Deſaix mit den Worten: Cachez ma mort aux soldats. In derſelben Viertelſtunde fiel auch der General Kleber in Aegypten.

5) Man denke hier an Friedensſchlüſſe, die den Keim naher Kriege enthielten.

Nie kehren ſie, einmal entronnen, die wieder,
Wie ſehr du auch flehſt, auf raſchem Gefieder.

Auch lerne von ihm, wie die Kraft ſich ſteigert
Durch Eintracht und feſte Beharrlichkeit.
Weil der Augenblick nie ſich dem Augenblick weigert,
Nur darum herrſcht ſo gewaltig die Zeit.
Aus ſchweſterlich innig vereinter Stärke
Erblühn der Sterblichen größte Werke.*)

J. G. Roſenheyn.

*) Der Verfaſſer, deſſen Geſinnungen auch zum Anfange dieſes Jahres jeder Gefühlvolle den ſeinigen ähnlich finden wird, kündigt auf Oſtern 1809 eine neue kleine Sammlung ſeiner Gedichte — wovon die obigen als Probe dienen können — für 2 Fl. Subſcription an. Möge er die verdiente Unterſtützung finden! Man ſubſcribirt in der Unzerſchen Buchhandlung in Königsberg, oder bei dem Dichter ſelbſt in Marienwerder im Königreiche Preußen. B.

3.

Die gefangene Lerche und der Kanarienvogel.

Lerche.

Ach, mir thut das Herz ſo wehe,
Blick' ich zu der Wolkenhöhe,
Wo ich einſt im kühnen Flug
Himmelan mein Liedchen trug.

Kanarienvogel.

Thöricht klagſt du, Unvergnügte!
Der Gefangne, der Beſiegte
Iſt ſehr glücklich, wenn er ſatt
Futter, Licht und Spielraum hat.

Lerche.

Ohne Freiheit, was gilt Leben?
Wer geboren iſt zu ſchweben,
Kann nicht, kriechend, glücklich ſeyn.
Draußen nur lacht Sonnenſchein.

Kanarienvogel.

Statt in Gram dich zu verzehren,
Laß mein Beiſpiel dich belehren.
Mich umſchließt des Käfichs Draht;
Dennoch ſing' ich früh und ſpat.

erzählt er doch von dieſen kriegeriſchen Müßiggängern Ackerbau, der zwar nicht von ihnen ſelbſt, aber doch von ihren Weibern und alten Leuten, die zum Krieg nicht mehr tauglich geweſen, beſtellt worden wäre. (*)

Ueberall fand er zwar in dem alten Teutſchland nicht den Geiſt von Induſtrie, Arbeitſamkeit und Wirthſchaft, der den policierten Römer von dem rohen Teutſchen, dem hingegen aber auch die tauſendfachen gemachten Bedürfniſſe unbekannt waren, ſo ſehr charakteriſirte. Dieſer Unterſchied war die natürliche Folge von dem verſchiedenen Zuſtand, worinn ſich beyde befanden. Der Umfang der Aecker und die durch Arbeitſamkeit und Induſtrie darauf möglich zu machende Fruchtbarkeit hatte mit der wirklichen gar kein Verhältniß. Da waren keine durch gezogene Canäle getränkte Wieſen; keine unabſehbare Ebenen voll von Fruchtbarkeit ſtrotzenden Felder; keine anlachende mit Obſtbäumen und Weinſtöcken angepflanzte Gärten; die ganze Jahrszeit des Herbſts fehlte in dem alten Germanien gänzlich. Dieſer war mit ſeiner angenehmen und fruchtbaren Erndte den alten Teutſchen nicht einmal dem Nahmen, geſchweige ſeiner Gaben nach, bekannt. Traurig klingt freylich dieſe Beſchreibung; öde und ungeſtalt muß nothwendig das Land ſeyn, wovon eine ſolche Beſchreibung die Abbildung iſt. Aber doch hatte der von der Na-

(*) Cap. 15. ebendaſelbſt.

Lerche.

Ach, wie ſehn' ich mich ins Freie,
In die ſonnenheitre Bläue!
Kalte Scheere, warum ſchnitt
Nicht dein Stahl mein Leben mit?

Kanarienvogel.

In der Stube Raum bewegen
Kannſt du dich; ich kaum mich regen.
Dennoch fühl' ich keinen Neid;
Lern' an mir Zufriedenheit!

Lerche.

Sklavengeiſt, der du geboren
In den Feſſeln biſt! Verloren
Iſt dein Troſt an mir, fürwahr,
Deren Wiege Freiheit war.

Burk.

4.

Das Freundschaftsmal.

An **.

Jüngst zwei trübe Männerseelen
Lud die Freundschaft in dein Haus.
Die Gewohnten, sich zu quälen,
Söhntest mit der Welt du aus.
Was sie lebenslang entbehrten,
Ehliche Glückseligkeit,
Sahn mit Lust die Gramverzehrten
Blühn in voller Herrlichkeit.

Deiner edeln Gattin Güte
Schmückte dieses Freundschaftsmal,
Wie das Beet die Rosenblüte.
Wir entschlürften dem Pokal,
Den ihr Scherz mit Anmuth krönte,
Das Vergessen herber Pein;
Und der düstre, langbethränte
Blick warf muthgen Freudenschein.

So goß in der Gäste Becher
Helena den Zaubersaft; *)

*) Odyssee, IV. 220 u. f.

Alle wurden frohe Zecher,
Frisch belebt von Muth und Kraft.
Sanft der Traurigkeit entladen,
Glänzt des Ulyßiden *) Blick.
Hoffnung trägt von Sparta's Pfaden
Ihn gen Ithaka zurück.

Wurl.

II.

Proben peruanischer Volkslieder, nebst einer Nachricht von der Fortsetzung des Adelungischen Mithridates.

Vorwort.

Allen Freunden der Linguistik und Philologie im weitern und ehrwürdigern Sinne des Worts muß die Nachricht sehr erwünscht seyn, daß die durch Adelung's Tod im Jahr 1806 unterbrochene Fortsetzung seines letzten, durch zehnjährige Vorbereitung

*) Telemachos.

gereiften Werkes seine allgemeine Sprachenkunde, oder der Mithridates nun gewiß keinen Aufschub weiter leidet und daß wir zur nächsten Jubilatemesse den zweiten Theil, der die sämmtlichen europäischen Sprachfamilien enthält, im Verlage der Vossischen Buchhandlung in Berlin unfehlbar zu erwarten haben. Daß diese Hoffnung nicht, wie wohl sonst oft der Fall ist, sich bloß auf Buchhändler-Ankündigungen gründe, beweißt dieser Aufsatz aus der Feder des hochachtungswürdigen Continuators jenes Werks, des Hrn. Prof. Vater's in Halle. Es vereinigten sich mehrere glückliche Umstände, um den jetzigen Fortsetzer und Vollender des Werks zu diesem Geschäfte einzuweihen. Adelung selbst wünschte sich ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens zum Nachfolger in diesem schwierigen Unternehmen und rief ihm gleichsam das alte: hanc tibi lampadam trado! zu. Die Adelungischen Papiere wurden ihm ausgeliefert und sie wurden von ihm aufs gewissenhafteste benutzt. Allein er fand auch überall die größte Bereitwilligkeit, ihn durch neue Hülfsmittel zu unterstützen. Alex. von Humbold theilte ihm neidlos alle seine reichen Sammlungen über amerikanische Sprachen mit. Wie groß schon jetzt seine linguistischen Schätze sind, kann Jeder aus den Bei-

trägen abnehmen, die er als Mitherausgeber des allgemeinen Archivs für Ethnographie und Linguistik (Weimar, Industrie-Comptoir.) 1 Bandes, 1 Stück in dies interessante Journal gegeben hat. Man erhält hier unter andern zwei Vater unser in der Mexicanischen Sprache und in der lingua Huasteca aus Amerika, so wie briefliche Nachrichten über die amerikanischen Sprachen von Hr. v. Humboldt selbst. Aus einer Note sieht man, wie viel Hr. Prof. Vater auch dem Hrn. Wilhelm v. Humboldt, als jener noch pr. Minister in Rom war, verdankt. Denn auch von ihm erhielt er mehrere Copieen handschriftlicher Grammatiken und Wörterbücher aus der Bibliothek des großen Linguisten Hervos in Rom. Möge der einzige Lohn, der solchen Beschäftigungen jetzt zu Theil werden kann, herzlicher Beifall aller Guten und Edlen, dem rastlosen Forscher und Arbeiter im vollsten Maaße zu Theil werden!

B.

* * *

Sie haben, theuerster Herr Hofrath, mich aufgefordert, Ihnen eine Probe meiner Beschäftigungen mit den Amerikanischen Sprachen für den Merkur zu schicken. Mich dünkt, ich könnte dazu nichts

nichts Schicklicheres auswählen, als die Reſte der alt-Peruaniſchen Poeſie, welche uns ein günſtiger Zufall erhalten hat. Denn von allen andern Sprachen der Eingebornen von Amerika haben wir kaum irgend eine andere Probe zuſammenhängender Aufſätze, als ſolche, die wir dem Eifer für die Verbreitung der chriſtlichen Religion verdanken, alſo Gebete, deren Erklärung hier nicht an ihrem Platze ſeyn würde; und wenn man bei andern Sprachen die Wahl ſolcher Proben mit Recht tadelt: ſo ſind ſie das Einzige, was man aus ſo entfernten Ländern hat.

Ein Nachkomme der Ynka's hat uns jene Peruaniſchen Liederchen erhalten, Garcilaſſo de la Vega, gebürtig aus Cozco.*) Er erzählt uns, daß ehemals, unter der Regierung ſeiner Vorfahren, Comödien und Tragödien in Cuzco vorgeſtellt worden ſeyen, von denen letztere Siege und Großthaten früherer Könige, erſtere aber Ackerbau und häusliche Scenen zum Gegenſtande gehabt; daß man aber auch verliebte Poeſien gedichtet habe,

*) In ſeinen Commentarios reales, que tratan del origen de los Yncas, reyes que fueron del Peru u. ſ. w. Liſſabon, 1609. Bl. 52. 53.

welche den Spaniſchen redondillas ähnlich geweſen. Nahe genug lebte der Mann, um noch Zeuge ſeyn, und ſeine Quellen prüfen zu können. Ob er aber dies überall gethan, und ob er ſeinen Peruanern nicht Manches beigelegt hat, was erſt durch die Spanier auf ſie übergegangen war, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Genug die folgenden Liederchen ſind gewiß alt-Peruaniſch, und ſind durch dieſe Bekanntmachung in ihrer Aechtheit erhalten, wenn auch einige Verſehen, wahrſcheinlich Folge eines nicht ganz correcten Abdrucks oder nur dunkler Erinnerung, darin ſind. Denn daß dem Ynka ſelbſt ſolche Gedächtnißfehler entſchlüpften, beweiſt Bl. 117. ſeine Erklärung des Namens Pachayachachic durch Weltſchöpfer, da es doch offenbar Welt-Lehrer bedeutet. Immer bleiben dieſe Reſte einer leider ſo unbekannten Vorwelt merkwürdig, und verdienen nicht das herabwürdigende Urtheil, welches Robertſon über ſie fällt,*) wenn er auch darin nicht ſo Unrecht hat, daß aus zwei ſolchen Liederchen noch nicht die Blüte der Peruaniſchen Poeſie folgt, von welcher G. d. l. V. ſpricht. Das erſte Liedchen ſteht bei ihm mit der

*) Geſchichte von Amerika, überſetzt von Schiller. B. 2. S. 531.

Spaniſchen, das zweite mit einer Lateiniſchen und Spaniſchen Ueberſetzung: ich füge beiden eine wörtliche Teutſche hinzu, und grammatiſche Anmerkungen, die wenigſtens einiger Maßen Blicke in die Grammatik der Peruaniſchen Sprache thun laſſen.

1.

Caylla Uapi	Al cantico	hier da
Puñunqui	Dormiras	ſchläfſt du,
Chaupi tuta	Media noche	Mitternacht
Samulac	yo vendre	werd' ich kommen.

Erklärung.

Caylla Uapi iſt ohne Zweifel Ein Wort, worin cay das Demonſtrativ-Pronomen, und pi die in dieſer, wie in vielen andern Amerikaniſchen Sprachen, hinten angehängte Präpoſition: in, an, die weſentlichen Beſtandtheile ſind; Ua wird ſo häufig an die Pronomina und Nomina angehängt, daß man es faſt für bedeutungslos anſehen muß; zuweilen finde ich auch Ualla *) angehängt, welches

*) In des *P. Diego Gonçalez Holguin* Grammatica y Arte nueva de la Lengua Qquichua o del Inca; und eben deſſelben Vocabulario. Jene 1607, dieſes 1608 in der Ciudad de los Reyes gedruckt.

wahrscheinlich hier eine schmeichelnde Verdoppelung ist.

Die Conjugation der Verben ist äuſerſt reichhaltig, und hat Formen für alle Tempora und Modi und mancherlei Modificationen des Verbal-Begriffs; aber für alle Verben ohne Ausnahme, und ſelbſt mit Inbegriff des Verbum Subſtantivum, einerlei Conjugation. Einige Formen der vorzüglichſten Tempora kommen in dieſen Liederchen vor. Alle Präſentia endigen in der erſten Perſon auf ni, in der zweiten auf nqui: puñuni iſt: ich ſchlafe; chaupi iſt: medius; tuta: Nacht; das Adjectiv ſteht immer vor ſeinem Subſtantiv.

Humuni bedeutet: ich komme, und nach der gewöhnlichen Form der Futura in der erſten Perſon deſſelben: hamulac Das S am Anfange iſt offenbares Verſehen, unter den Druckfehlern aber nicht angezeigt.

Cumac Nusta	Pulchra Nympha,	Hermoſa donzella	Schöne Göttin,
Torallay quim	Frater tuus	aqueſo tu hermano	e dein Bruder
Puſſ.yquita	Urnam tuam	el tu cantarillo	deinen Krug
Paquir cayan	Nunc infringit,	lo eſta quebrantando,	oft zerbricht,
Hina mantara	Cuius ictus	y de aqueſta cauſa	ſo nach dann
Cunuñ.nua	Tonat, Fulget	truena y relampaguea	donnert es,
Ylla pántac	Fulminatque.	tambien cayen rayos.	blitzt es,
Camri Nústa	Sed tu, Nimpha,	Tu real donzella	Und du, Göttin,
Unuy quita	Tuam limpham	tus muy liquidas aguas	dein Gewäſſer
Para munqui	Fundens pluis,	nos daràs Uoviendo,	läſſeſt regnen
May ſimpiri	Interdumque	tambien a las vezes	und zuweilen
Chichi munqui	Grandinem ſeu	granizar nos has	läſſeſt hageln,
Riti munqui	Nivem mittis.	neuaras assi mismo;	läſſeſt ſchneien,
Pacha rurac	Mundi factor	el hazedor del mundo	der Weltſchöpfer
Pacha camac	Pacha camac,	el dios que le anima	Weltbereiter,
Vira cocha	Vira cocha	el gran vira cocha	Wira cocha
Cay hinapac	Ad hoc munus	para aqueſto officio	dazu ſo
Churaſúnqui	Te ſuffecit	ya te colocaron	dich hervorbringt,
Camaſunqui	Ac præfecit	y te dieron alma	dich erſchafft.

tur ſo kärglich verſorgte, und durch Kultur noch nicht umgeſchaffene alte Teutſche, auf den kalten und lange daurenden Winter, die Annehmlichkeiten und Vortheile des Frühlings und Sommers, ſo kurz vielleicht auch jener geweſen ſeyn mochte, und zum wenigſten gab es doch für ſeine Bedürfniſſe zwoo Erndten. Eine Heuerndte hatte er aus dem meiſt natürlichen Wieſewachs. Die Kornerndte verſchafte er ſich durch ſeinen, wiewohl ungleich mühſameren, Ackerbau. (*)

Niemand glaubt, und ich ſelbſt habe nicht den Einfall, jemand zu bereden, daß die Fruchterndte von jedem Acker damals ſo kornreich geweſen, als ſie hätte ſeyn können, als ſie heutiges Tags iſt. Aber davon iſt hier nicht die Rede. Die Frage betrift blos den Umſtand, ob der Ackerbau in dem alten Teutſchland ſo ſelten geweſen ſey, als man gemeiniglich dafür hält, und man es ſich durch eine nicht genug geprüfte Stelle des Cäſars bereden läßt? Tacitus erzählt bey Beſchreibung der Sitten Teutſchlands noch ſo viel kleinere Umſtände, die mit dem damals üblichen Ackerbau in einiger Verwandſchaft ſtehen, daß Cäſars Worte nothwendig einen Abfall leiden müſſen, oder nicht von allen teutſchen Völkerſchaften überhaupt, verſtanden werden können. Unmöglich kan der Ackerbau unter den alten Teutſchen eine ſo ſeltene Sache geweſen ſeyn, als man ſich dem gemeinen Vorurtheil nach vorſtellt.

Jo-

(*) Ebendaſ. Cap. 26.

Erklärung.

Cumac bedeutet: ſchön. Bezeichnungen der Geſchlechts-Unterſchiede giebt es eben ſo wenig, als Formen des Numerus der Nennwörter.

tura (u u. o werden wenig unterſchieden) iſt: Bruder, nämlich von einem Frauenzimmer, denn dieſe Unterſcheidung der Verwandten-Bezeichnungen findet in vielen Amerikaniſchen Sprachen Statt; m iſt ein affirmirender Anhang.

Puyñuyquita iſt Ein Wort, puyñu ein Gefäß für Flüßigkeiten theils überhaupt, theils nach mancherlei Unterſcheidungen; yqui bedeutet: dein, und ta ſo angehängt iſt, die Form des Accuſativs.

Paquini bedeutet: ich zerbreche; das Präteritum perfectum lautet mit Einſchiebung des rca: paquircani ich habe, paquircan er hat zerbrochen. Wenn nach rca noch chca eingeſchoben wird: ſo bedeutet dies: ſo eben, (ya hingegen wird nicht ſo eingeſchoben, ſondern nur an Nomina angehängt, um den Begriff: werden, hinzuzubringen, und ſie ſo zu Verben zu machen.) Aber wohl wird raya vor die Perſonenbiegungen eingeſchoben, und bedeutet: fortdauernd, wo aber dann das c nach r ein Verſehen wäre.

manta hinten angehängt bedeutet: wegen, hina iſt: ſo. Es iſt dies alſo eine Zuſammenſetzung wie: ſo nach. Ra aber wird nicht ſo angehängt, ſondern rac, welches oft faſt bedeutungslos angefügt wird; das c möchte wegen des Anfangsbuchſtabens des folgenden Worts abſorbirt ſeyn.

cununununu bedeutet: donnern, das n hat im Lexicon keinen Tilde, und das Wort nicht den Nebenbegriff des Blitzens, ſondern den des Lärmens.

yllapantac iſt Ein Wort, yllapani die erſte, yllapan die dritte Perſon des Präſens: es blitzt.

cam iſt das Pronomen der zweiten Perſon, ri iſt die Adverſativ-Conjunction, und wird ſo angehängt.

unu iſt: Waſſer, yqui: dein, ta die Accuſativ-Endung, es gehört alſo zuſammen.

parani heißt: ich regne, nqui iſt die Form der zweiten Perſon, das eingeſchobene mu bedeutet: das Herbeibringen oder Machen, was das Verbum ausſagt.

mayñimpi iſt: zuweilen, ri iſt wie bei camri angehängt.

chichi iſt: hageln und riti: ſchneien, nqui und das eingeſchobene mu ſ. bei parani.

Pacha bedeutet: Zeit und Ort, wird aber beſonders mit vorgeſetztem Demonſtrativ-Pronomen oft für: Welt, Erde gebraucht. Man ſollte hier die erwähnte Accuſativ-Form, oder die Genitiv-Form, welche in einem angehängten p beſteht, erwarten. Bei ſolchen Zuſammenſetzungen iſt beides unterblieben.

rurani iſt: ich mache, wirke, und die Endung c iſt die des Activ-Particips.

cumac kömmt eben ſo von einem alten Verbum camani, welches eben die Bedeutung wie rurani gehabt haben muß, wie man aus den Derivaten, wie camay (die Infinitiv-Form): Arbeit, erſieht; es iſt nicht im Lexikon, wohl aber camak, Schöpfer, aufgeführt. G. d. l. V. erklärt es anderwärts durch: dar alma, vida; der Begriff liegt nahe genug, iſt aber ſchwerlich der eigentliche.

Vira cocha hatte ſich eine Erſcheinung genannt, welche dem älteſten Prinzen des Ynka Yahuat Huaoac erſchienen war, und demſelben Hülfe verſprochen, aber die Verſtoßung des Prinzen zur Folge hatte. Der Prinz rettet demungeachtet, als der Vater von Rebellen verjagt war, auf eine wunderbare Art das Reich, beſteigt, mit Verdrängung des letztern den Thron, worauf jener

erſchienene neue Gott Vira cocha faſt höher als die Sonne verehrt wurde.

cay das Demonſtrativ-Pronomen, hina: ſo, wie pac iſt die Endung des Dativs.

churani iſt: ich erſchaffe, bringe zum Daſeyn. Es iſt eine ſonderbare Eigenſchaft dieſer und einiger andern Amerikaniſchen Sprachen, daß ſie ganz beſondere Biegungen des Verbums bei ſeinem ausdrücklichen tranſitiven Bezug haben, und dann werden die Pronominal-Akcuſative, und zwar häufig faſt in denſelben Formen, wie ſonſt zur Flexion der Perſonen, angehängt; z. B. nqui drückt hier: dich, wie vorher die Form der zweiten Perſon aus, ohne übrigens mit cam, du, Aehnlichkeit zu haben.

camasunqui, ſ. camac und die eben gegebene grammatiſche Erklärung.

So weit dieſe kleinen Lieder. Aber ich kann unmöglich die Feder aus der Hand legen, ohne öffentlich meinen innigſten Dank dem hochverehrten Herrn Alexander von Humboldt abzuſtatten, der mir ein Dutzend in Amerika ſelbſt ſehr ſeltener, dort geſammelter Grammatiken dortiger Sprachen, und ſeinem eben ſo ſchätzbaren Herrn Bruder in Rom, der mir handſchriftliche Grammatiken von 14

anderen Süd-Amerikaniſchen Sprachen aus der Sammlung des gelehrten Sprachforſchers Lor. Hervas mit der Bewilligung dieſes trefflichen Mannes, zu langem Gebrauche auf das wohl-vollendſte zugeſendet hat. Sie können es mir glauben, th. H. H., daß ich die unbeſchreibliche Muhſeligkeit des erſchöpfenden Studiums aller dieſer Grammatiken, und der zum Theil damit verbundenen Lexika nicht bloß durch meine Beharrlichkeit und meinen Eifer für die Wiſſenſchaft der Sprachen- und Völker-Vergleichung überwinde, ſondern daß mir mein Studium gar ſehr verſüßt wird durch die Blicke auf ſolche Menſchen-Güte der achtungswertheſten Männer, die mein reges Gefühl täglich mitten in dieſen Beſchäftigungen beleben. Und ähnliche Güte erfuhr ich auch von den Herren von Struve und Adelung in St. Petersburg, Ebeling in Hamburg, Quandt in Herrnhut, durchgehends in Bezug auf die Sprachen Amerika's.

So wird dann freilich der dritte Band des Mithridates, welcher die Sprachen Afrika's und Amerika's ſchildern ſoll, eine Fülle merkwürdiger und ganz neuer Data enthalten. Zu dem zweiten Bande habe ich das Manuſcript ſchon am Ende des Septembers vollendet, und er wird in

der nächſten Zeit in die Hände des Publicums kommen. Aber ich kann Ihnen nicht ſagen, mit welcher Schüchternheit ich ihn den Sprachkennern übergebe. Vollendung und Erſchöpfung können freilich Billige in dieſem Fache überhaupt nicht fordern, aber am wenigſten dann, wenn man einen abgeriſſenen Faden ſo ſchnell wieder anknüpfen und fortſpinnen mußte, ohne den Plan ſelbſt angelegt, und die Ausführung vorbereitet zu haben. Und doch iſt es ſchon in der Vorſtellung höchſt mißlich, als der Nachfolger eines ſo ehrwürdigen Veterans, wie Adelung, aufzutreten, und gerade zuerſt mit der Schilderung der bekannten Sprachen aufzutreten, wo leicht jeder Kenner einer einzelnen Sprache meiſtert, gleich als ob derjenige, welcher die ungeheuere Maſſe der vielen Sprachen des ganzen Erdbodens mit ſeinem Blicke zu umfaſſen ſtreben muß, es jedem Einzelnen gleich thun könnte, der mit ſeinem Scharfſinne bloß eine oder ein Paar Sprachen durchſchaut und für ihre Literatur ſammelt. Ich glaube auf Nachſicht zuverſichtlich rechnen zu dürfen. Ich für meine Perſon hätte ein ſolches Unternehmen nie begonnen; Sie wiſſen am beſten, wie wenig ich es geſucht habe: aber da ich es einmal übernahm, ſo weihe ich ihm und Adelung's Manen meine beſten Kräfte. Was in dem 2ten

Band ſein, was mein Werk iſt, ſagt die Vorrede. Zum dritten Bande finde ich bloß literäriſche Notizen, die, ſo ſchätzbar ſie ſind, doch keinen Buchſtaben Text geben. Sehr ſchätzbar iſt es mir auch, mit dieſen literäriſchen Notizen die mehr als funfzigjährige Sammlung ähnlicher Art zu verbinden, welche ich von dem würdigen Sprachfreunde Herrn von Murr in Nürnberg an mich gekauft habe, unter dem Verſprechen, die von ihm angelegte Bibliotheca Glottica einſt herauszugeben. Habe ich erſt hierzu die große Menge der, durch die Erweiterung der Länder- und Sprachenkunde zuſammenſtrömenden, Notizen geſammelt: ſo hoffe ich damit für die ganze Welt zu arbeiten. Achtungsvollſt bin ich

der Ihrige

Vater.

III.

Mittheilungen aus einer noch ungedruckten Schrift: Ueber das Gelehrtenschulwesen in Preußen.

I.

Der Ruhm, ein guter Bürger zu seyn, hat mit dem Ruhme der Tugend das gemein, daß beide am herrlichsten aufsprossen auf dem Boden der Gefahr, und sich bewähren im Kampfe mit der Noth und ihrer Zwillingsschwester, der Nothwendigkeit. Daß aber der Ruhm der Bürgertugend unter einem Volke nur desto höher blühe, auf je höherer Stufe allgemein tugendlicher Vollkommenheit seine Individuen stehen, wer mag das läugnen? Und wo ist ein Staat, dem es wäre gleichgültig gewesen, in welchem Grade seine Individuen sittlich vollkommen waren? Haben nicht alle moralische Cultur nicht zu hindern, die Bessern sie zu befördern sich bemüht? Angenommen, was Niemand läugnen kann, dessen Herz der Menschheit Würde fühlt, der Staat ist ein Vehikel zur Verwirklichung des Ideals der Tugend in der Sterblichen Kreise, ein sicherer Maßstab,

an dem ſich die aufſtrebenden Kräfte der Moralität aufrichten, wie ſich die Blume auf ihrem Stängel der Sonne entgegen hebt, und an der Meßſtange das Auge den unmeßbaren Fernen des Himmels; ſo muß ihm ſelber hieraus das Bewußtſeyn ſeiner Pflicht erwachſen, ſich zu betrachten als einen Gehülfen Gottes und der Natur, im Bunde für die Erziehung der Menſchheit. Wir wollen nicht die alte Frage erneuern, ob Tugend erlernt und angebildet werde: wenn aber die Erziehung als ein nicht zu verſchmähendes Mittel ihres ſichreren Gedeihens zu betrachten iſt; ſo liegt in dem Bemerkten für den Staat das Recht und die Verbindlichkeit zugleich, ſie zu einem heiligen Augenmerk ſeiner Weisheit und Liebe zu machen. Wir nennen dies um der Kürze willen den Geſichtspunct der Humanität.

Ferner: Wir wiſſen nicht, von wem der ſchöne Gedanke ausgieng, die Fürſten anzuſehn als Väter ihrer Völker, und rühmend ſo zu nennen. Aber wir ſetzen das Verdienſt jenes unbekannten Edeln dem zur Seite, das Jeſus ſich erwarb, als er zum erſtenmal in ſeiner großen Seele dachte und laut alsdann verkündete: Gott iſt der Menſchen Vater. Welch ein Troſt und welch ein Beruf zur Bruder-

liebe für das ſterbliche Geſchlecht, an einen Vater im Himmel, an Väter auf Erden zu glauben! Wenn aber Fürſten, als Repräſentanten ihrer Staaten, jenem Vater im Himmel und edeln Vätern in ihren Landen gleichen wollen; ſo kann der Staat nicht wünſchen, daß ſie die Bildung und Veredlung ihrer Kinder dem Zufall, dem Egoismus, verblendeter Willkür anvertrauen. Dieß ſey der landesväterliche Geſichtspunct.

Endlich iſt der Staat einem Geſetzcodex zu vergleichen, der ohne Männer, die Kunde von und in ihm haben, und über ſein Verhältniß zum Menſchen wachen, in eine Art von Nichtexiſtenz fällt. Solcher Kundigen, ſolcher Wächter bedarf auch der Staat. Er nennt ſie ſeine Diener, indem ſie zugleich auch Bürger in ihm ſind. Ueber den Begriff des Dienens läßt ſich nicht minder als über den des Herrſchens philoſophiren, und vom Geſinde hängt ein größerer Theil des Glücks der Herrſchaft und Familien ab, als beide oft vermuthen. Darf ein guter Staat es blindem Ungefähr wohl überlaſſen, von welchen Dienern ihm werde hülfreiche Hand gereicht in ſeinen Functionen? Wenn er es thäte; ſo wär' er jenem Hochzeitvater ähnlich, der ſeine Gäſte von der Straße nehmen ließ, und den-

Folgende Umſtände müſſen mich hierüber rechtfertigen.

Tacitus erzählt von einer gewiſſen Art Leute, die er **Knechte** nennt, ob ſie gleich gegen allen Begriff der römiſchen Knechtſchaft ſeiner eigenen Verſicherung nach, ihr **eigen Hausweſen** gehabt haben, daß ſie die Verbindlichkeit gehabt hätten, ihren Herrn jährlich, neben einer Anzahl von Vieh und Kleidungsſtücken, ein gewiſſes Maas von Getraide abzugeben. Ich will jetzo die Urſache nicht entziffern, warum er dieſe Leute nicht **Bauren** oder **Pachter** genannt hat, da ſie doch mit dieſen ungleich mehr Aehnlichkeit, als mit den römiſchen Knechten haben mochten. Genug, daß hieraus erhellt, daß der damals übliche Ackerbau zur Entſtehung einer eigenen Claſſe von Leuten, zum Theil die Veranlaſſung gegeben hat. (*)

In dem alten Teutſchland war es Sitte, und die Gewohnheit entſtand aus der damaligen öffentlichen Verfaſſung, daß die Völkerſchaften, jede ihren Fürſten und Heerführern, freywillige Geſchenke von Zeit zu Zeit zu machen pflegten. Tacitus merkt dabey ausdrücklich an, daß **Mann für Mann** dazu beygetragen hätten. Das Geſchenke konnte aus nichts anders als den rohen Produkten des Landes beſtehen. Dinge anderer Art, Werke der Kunſt und Induſtrie hatte der

(*) Ebendaſ. Cap. 25.

noch hochzeitliche Kleider verlangte. Wir nennen dies den ſtaatsbürgerlichen Geſichtspunct.

2.

Aus einem §: über die Idee des Staatsdieners.

Jedes Mitwirken ſetzt aber, wenn es von Dienern und nicht von Knechten geſchieht, eine Mitkenntniß des zu erreichenden Zwecks, ſo wie den guten Willen und die Kraft dazu voraus. Demnach zeigen ſich in der Idee des Staatsdieners zwei weſentliche Beſtandtheile deſſelben, Intellectualität und Moralität. Deutlich aufgefaßt und in ſich zum hellen Bewußtſeyn gebracht, muß er den allgemeinen Staatszweck haben, muß die Mittel ſowohl, als die Kräfte kennen, wodurch er dieſen Zweck erreichen kann. Wohl muß er Kunde haben, wie weit er dieſem Zwecke in ſeiner Erreichung ſchon genaht. Denn — „es iſt unmöglich, dem Vaterland erſprießliche Dienſte zu leiſten, ſo lange man den wahren Zuſtand deſſelben entweder gar nicht kennt, oder ſich ihn nicht ſo vorſtellt, wie er der Wahrheit gemäß iſt.“ *) Da

*) Syſtem der chriſtlichen Moral von D. F. V. Reinhard. 3. Bd. 3. Aufl. S. 497.

Da aber der Staat bei der bloßen Einſicht ſeiner Diener eben ſo wenig beſtehen kann, als etwa das phyſiſche Leben des Menſchen, wenn Magen, Lunge und Leber nur Profeſſoren der Chymie und nicht zugleich rüſtige Proviſoren wären; ſo iſt nothwendig, daß mit ihrer Intellectualität auch Moralität verbunden ſey, aus der eine ſtrenge Unterordnung des Willens unter jene fließt, unterſtützt von Kraft, welche das Aufheben jener Unterordnung auf immer unmöglich mache. Da aber das Fleiſch oft ſchwach, wenn gleich der Wille gut iſt; ſo müſſe jene Kraft auch Nahrung aus dem Geiſte ziehen. Der Staatsdiener müſſe ſich betrachten können aus dem Standpuncte der Humanität, ſo wie aus dem landesväterlichen und ſtaatsbürgerlichen. Im erſten Falle wird ihm jene Unterordnung des Willens als eine rein moraliſche, im zweiten als eine Unterthanen-, im dritten als eine Bürgerpflicht, in beiden letzten Fällen als eine Verbindlichkeit des Patriotismus erſcheinen. Nicht minder tadelhaft ſey das Leben eines jeden Staatsdieners, als der Wandel des Geiſtlichen, und es verſchwinde das Vorurtheil, das von dieſem mehr Heiligkeit, von dem Soldaten mehr Ehre heiſcht. Sind ſie nicht alle eines Herrn Diener und eines Leibes Glieder? Bildet nicht Geiſt und Leib vereint ein Ganzes, Himmel und Erde

die Welt, von der ein groſser Theil den Namen führt?

Hier nun entſteht die Frage, wie der Staatsdiener zu jener Intellectualität gelange? — Wie anders, als durch Unterricht, ſo weit der Menſch durch dieſen wirken kann? Fehler der Natur kann keine Kunſt der Welt verwiſchen, ſonſt müßte der geſchickteſte Tanzmeiſter der beſte Arzt für Lahme und Krüppel ſeyn. Geſunde bedürfen des Arztes nicht, aber einer Vorrathskammer geſunder Nahrungsmittel. Giebt es eine reichere für die Intellectualität, als das fruchtbare Gebiet der Wiſſenſchaften? Ihre Reize wecken jede Kraft des Geiſtes. Sie reifen den Verſtand, ſchärfen die Urtheilskraft, entwickeln die Vernunft, beleben die Einbildungskraft und kommen dem Mangel an eigener Erfahrung durch fremde zu Hülfe. Sie ſchlieſſen dem Geiſte die erhabenſten Geheimniſſe der Natur und Menſchheit auf, machen ihn fähig, Ideen zu faſſen und feſt zu halten, und die Wirklichkeit nach ihnen zu ſchaffen und zu bauen. Zugleich auch wirken ſie mächtig auf ſeine Moralität. Sie halten ihm ſeine Beſtimmung und Pflichten als Menſch, als Unterthan und Bürger in tauſendfachen Geſtalten vorz bald in dem inhaltſchweren Laute eines Worts,

bald in Symbolen der Natur und Kunſt, bald in den Werken hoher Denker, bald in den Thaten edler Männer der Vorzeit. Sie regen in ſeiner Bruſt die Gefühle von dem Adel und der Würde der Menſchheit auf, lehren ihn Höheres ahnden, hoffen und glauben, gewöhnen an ſtille raſtloſe Thätigkeit und führen auf einen Standpunct der Humanität hinauf, wo der nothwendig ſtehen muß, durch deſſen thätige Mitwirkung der Staat zu einer humaniſirenden Anſtalt erhoben werden ſoll.

Wirkt der Staat durch Unterricht zunächſt auf die Intellectualität ſeiner künftigen Staatsdiener, ſo fragt es ſich, wodurch er ſich ihrer Moralität verſichern könne. Da tritt uns ein Weib entgegen, freundlich und liebreich, mit beſcheidenem Blick, doch offenen feurigen Auges, Erziehung ihr Name, und ſpricht: Ich will es dir verſuchen. Neben den runden Linien der Fröhlichkeit liegen auf ihrem Antlitz auch die geraderen Züge des Ernſtes; in ihrer Rechten trägt ſie, der Menſchheit bedachtſame Gärtnerin, eine zweiſchneidige Hippe, Baſt und eine Büchſe mit Baumwachs in der Linken. — „Mit einer Seele voll Hoffnung wandl' ich vom Morgen bis zum Abend einher in Gottes weitem Garten. Pflanzen und Pfropfen laß ich Andre, ich

leite nur, ſo viel ich kann, die Kräfte meiner Gewächſe. Bald ſchneid ich die üppigſten, bald die vertrockneten Zweige ab, und wo ich ſchlechte Richtung fürchte, zwing' ich mit Baſt die beſſere auf, und unter meiner Hand wird ſo die Tugend zur ſchönſten, zarteſten Gewohnheit. Für Hagel und Sturm, für ſchadenfrohe Knaben und gedankenloſe Wanderer kann ich nicht bürgen; doch leiſtet ſelbſt auf dieſen Fall mir meine Hipp' und dieſe Büchſe guten Dienſt. Der Herr ſegne mein Werk." —

3.

Ueber das Studium der alten Litteratur.

Die mancherlei einzelnen Vortheile dieſes Studiums, wie Schärfung der Einbildungskraft, des Witzes u. ſ. w. bei Seite geſetzt, wollen wir es von einer Seite betrachten, wo es mit himmliſcher Gewalt den ganzen Menſchen ergreift, indem es ihn zurückführt in die Welt des Alterthums. Wie ein reiſender Fremdling in weiter Ferne das heimiſche Leben vergißt, und überlegenden Blicks und behutſamen Schrittes eingeht in die Formen des fremden; ſo ſteht der Freund des Alterthums

in der Mitte des antiken Lebens, und das längſt auf den Wogen der Zeit verrauſcht geglaubte weht ſeine Sinne zauberiſch an und ein neues Erleben des alten Lebens erblüht in ſeiner Bruſt. Je gehaltvoller dieſes antike Leben war, deſto inhaltreicher wird deſſen Nachleben, und deſto herrlicher der Einfluß deſſelben auf den ganzen Menſchen und ſein modernes Leben ſeyn. Von dem Gehalte des antiken Lebens aber mag zu andrer Zeit die Rede ſeyn.

Ferner. Das Höchſte im Leben iſt die Humanität. Der Freund des Alterthums wandelt in den Gefilden antiker Humanität, und findet da den Vergleichungspunct, ohne welchen keine Schäzzung der modernen möglich iſt. Je idealiſcher nun die Humanität des Alterthums iſt, theils ihrer ganzen Natur nach, theils durch den reizenden romantiſchen Schimmer, den die Entfernung der Zeiten um ſelbige hüllen, deſto mehr werden ſich die hohen Zauber der Idealität auch um und in unſre eigne Sphäre verbreiten, und eine himmliſche Glorie wird ſich um die nackte, kalte Wirklichkeit ſchlingen, und den Menſchen himmelwärts heben, den Hügeln ſeiner Verklärung zu.

Kann daſſelbe nicht durch Ueberſetzungen ge-

ſcheben? — In gleichem Grade nie. Man denke ſich die Sprache, um in Gleichniſſen zu reden, als ein Abſteigequartier des Geiſtes, worin er bei ſeinen Beſuchen guter Freunde hauſt. Aus dem Zimmer, das eine Perſon bewohnt, läßt ſich aber viel auf die Perſon ſelber ſchließen, und ihr Geiſt ſcheint ſelbſt nach ihr, ſo lange es daſſelbe bleibt, noch darinnen zu wohnen, wie Luthers Geiſt in Wittenberg, und Friedrichs in Sansſouci. Wenn wir uns alle Überſetzungen der Werke des Alterthums auf einen Haufen denken; ſo ſteht uns ein Ritterſchloß vor, modernem Anſtrichs, und nach der neueſten Mode ausmöblirt. Auch ſind wohl hin und wieder neue Balken eingezogen, die Wand durchbrochen und neue Thüren eingeſetzt. Es iſt, ohne das alte zu ſeyn, doch auch nicht neu. Wohl mag ſich bequemer, als vorhin, darin wohnen laſſen, auch mag noch manches Alte zu ſchauen ſeyn; den alten Geiſt aber hat das Pochen des Zimmermanns, der Kalkgeruch des Maurers und das Hämmern des Tapezierers hinweggeſcheucht. Es iſt ein erkünſteltes Troja geworden. Wer, wie Aeneas (Virg. Aen. 3. 302 — 3) aus dem wirklichen kömmt, und nun die opfernde Andromache findet, wird bald ſich orientiren. Wen aber ſeine Reiſe durch Troja's Ebenen nicht geführet, der wird gewiß den falſchen

Simeïs für den wahren, den leeren Rosen für den vollen nehmen. Das in Uebersetzungen eingekleidete Alterthum ist ein Schweizer im Bardistenrocke eines auswärtigen Potentaten, und in den Annalen der Humanität eine (vielleicht) herrliche Rede in schiefer Ausdrucksart (oratio obliqua) Wer liest nicht lieber die Rede selbst, wie sie gehalten, von Wort zu Wort, kräftig in die Seele greifend und an's Herz, und ungedehnt und ungeschwächt durch freydartige inquits?

Marienwerder, im Nov. 1808.

J. S. Rosenheyn.

IV.

Bruchstück aus dem Tagebuche eines Sachsen während seines Aufenthalts in Paris, im Januar 1808.

Den 8. Januar. Meine Idee, die ich auch richtig fand und männiglich empfehlen will, war, die ersten Tage nur dazu anzuwenden, um mich

in der neuen Welt geographiſch zu orientiren; ich war auch noch nicht gekleidet, um mich ſehen laſſen zu können, weil ich mir außer einem Frack nichts mitgenommen hatte. Ich gieng deswegen in dieſem Frack und in meiner Sammtmütze aus, bemerkte aber bald, daß mich die Leute anſahen, welches eben dieſer, in Paris völlig ungangbaren, Kopfbedeckung galt. Schnell alſo einen Hut gekauft; nun konnte ich gehn wohin ich wollte, und Niemand bekümmerte ſich um mich. Vor allen ſuchte ich den Eingang ins Palais royal, der wie ich wußte, nahe bei meinem Hôtel war und fand ihn glücklich. Hier war ich nun im Mittelpuncte alles deſſen, was glänzend, ſchön und geſchmackvoll iſt. Von hier giengen ſonſt die tyranniſchen Geſetze der Mode über die cultivirte Welt aus und nur das galt unter den Leuten von Ton, was hier mit dem Siegel der Weihe geſtempelt war. — Andre Zeiten, andre Sitten! Was ſonſt nur locker und leiſe an Band, Flor, Spitzen und Seidenwaaren gegängelt wurde, hängt jetzt mit ungleich feſteren Banden von den Winken des Mannes ab, der wenige 100 Schritte entfernt mit ſichrer Hand vorſchreibt, was zu thun und was zu laſſen iſt. Statt der leichten, geſchmeidigen Emiſſarien, an Friſeurs, Parfumeurs, Gouvernanten, Putzhändlerinnen und

Köchen ſendet das wiedergeborne Frankreich uns ſeit 10 Jahren ungleich ernſtere, die, weit entfernt das Aeußere an uns zu modeln, uns zu wichtigern Zwecken bilden, zu Zwecken, die uns vor der Hand noch nicht klar, aber gewiß weit umfaſſend und von ausgebreiteter Wirkung ſeyn müſſen. —

Das Palais royal bleibt mit ſeinen Arkaden gewiß immer der Tempel des Geſchmacks; mir ſcheint jedoch, daß dieſer ſelbſt, wenigſtens in Rückſicht der männlichen Kleidung, einen ſolidern Character angenommen habe, indem, wenige unbedeutende Veränderungen abgerechnet, wir mit unſerer jetzigen Garderobe ziemlich feſt ſtehen. Ein dunkler Frack und dergleichen, Oberrock grün, blau oder ſchwarz, eine weiße oder ſchmalgeſtreifte Weſte und lichte Unterkleider mit einem runden ſchmalgekrämpten Hut war die allgemeine Tracht aller jungen Leute, die ich ſah. Stiefeln mit braunen Stolpen, wie ſie das 1ſte Stück des Mode-Journals im J. 1786 bereits zeichnete, höchſtens ſtatt der Spize ein ſtumpfer Entenſchnabel und zu Schuhen ſchwarz ſeidene Strümpfe waren ihre Fußbekleidung. Ich erinnere mich durchaus nicht, einen ſogenannten petit maitre geſehen zu haben, außer in den nie-

armſeelige Teutſche in dem rohen Zuſtand der Barbarey wenig oder gar nicht. Dieſe Produkten des Landes aber, dieſe freywilligen Geſchenke beſtanden nicht nur in Vieh, ſondern auch in Getraide. (*) So etwas ſeltenes muß alſo doch wohl der Getraidebau nicht geweſen ſeyn. Wir gehen weiter.

Die Hauswirthe hatten **Vorräthe** an Getrayde. Freylich fehlte es, wie es einer unpolicierten Nation an tauſend andern Dingen fehlen muß, vormals an ordentlichen wohlgebauten Häuſern und an mit Bequemlichkeit und Vortheil wohl eingerichteten Kornböden. Inzwiſchen wußten ſich die alten Teutſchen, ſo weit ſie ſich nicht aus der Thierheit heraus kultivirt hatten, in dergleichen Fällen ſo gut zu helfen, als die Thiere ſelbſt. Da ſie noch nicht viel von der Kunſt verſtunden, groſſe geräumige Gebäude in die Höhe aufzuführen: ſo gruben ſie ſich, um den Vorrath ihres Getraides zu verwahren, groſſe Vertiefungen unter der Erde. Damit verſchaften ſie ſich, auſſer einer Vorrathskammer für den früh kommenden und ſpät genug vorüber gehenden Winter, noch für ihre damalige Verfaſſung den beſondern Vortheil, daß bey einem jählingen Ueberfall von Feinden, ein Unglück, das zu dieſen Zeiten nicht ſelten war, ein ſolcher Vorrath von Nahrungsmittel verborgen, und ſo viel möglich

(*) Ebendaſ. Cap. 15.

dern Classen etwa Sonntags auf den Boulevards einen wohlgepuderten und bunt heraus geputzten Handwerkspurschen. Militaires erkennt man am rothen Bändchen im Knopfloche, sonst an nichts. Denn obschon auch Leute vom Civil-Etat das Kreuz haben, so sind dies doch meistentheils Leute von gewissen Jahren, und von den Garden, (dem größten Theil der hiesigen Garnison) hat wohl jeder Officier sein Bändchen. Uniformen sieht man nur im Dienste, der dreieckige Hut mit der Cocarde bezeichnet auch den Civilbeamten, und sonach verschmilzt der Officier, wie billig, im gemeinen Leben völlig mit den andern Ständen, auch in Uniform mit dem blauen Ueberrock darüber geht der Officier ohne Degen.

Zufällig befand ich mich um 12 Uhr in der Nähe der Tuilerien, und sah bei dieser Gelegenheit sowohl das Schloß mit seinem dreifarbigen Wimpel, als auch die Parade, die aus allen Arten von Truppen bestehend, ohne sonderlichen militärischen Pomp mit Schlag 12 ablöfete. Der Hof der Tuilerien, sehr schön gepflastert und reinlich gehalten, wird vom Carousel-Platze durch ein, aus eisernen Lanzen mit vergoldeten Spitzen und Quasten gebildetes, Gitter getrennt, in dessen Mit-

te ein neuer Triumphbogen den Eingang bildet. Dieſen zieren ſchöne, auf die Siege der Armee Bezug habende, Basreliefs, und die venetianiſchen wieder vereinigten 4 Pferde von Bronze vor einer dergleichen Quadriga. In dieſelbige ſoll, wie man ſagt, noch eine Fama kommen. Unter dieſem Triumphbogen mit drei Eingängen halten die beiden Schildwachten zu Pferde, die einen Tag von den Dragonern, den andern von den Grenadiers gegeben werden. Es fährt kein Wagen durch dies Thor, ſondern durch andre in dem Gitter in einiger Entfernung ſymmetriſch angebrachte Oeffnungen. Dieſes Gitter hört an der ehemaligen Reitbahn auf, fängt aber an der andern öſtlichen Seite des jardin des tuileries wieder an und ſchließt den Garten bis an die place de la concorde ein; derſelben gegenüber ſind Häuſer abgebrochen, und dadurch die neuere Straße Tivoli gebildet worden. Durch das corps de logis der Tuilerien iſt der gewöhnliche, (Leuten mit Sabots allein unterſagte) Durchgang in den Garten. Die Treppen, die links zu den Zimmern des Kaiſers führen, ſind verſchloſſen, die rechts zu den der Kaiſerin werden nur Leuten vom Hofe zu betreten erlaubt. Die Communication iſt oben durch mehrere Säle Der Kaiſer kömmt, wenn er ausfährt, links nach

ſeinem Pavillon aus einer mit einem Schleyn, wie eine Marquiſe am Zelt, gedeckten Thüre, an der 2 Grenadiers ſtehen, deren Wacht nur 30 Schritte davon am Thore, das nach der Seine führt, entfernt iſt. Die Wacht der Cavallerie iſt weiter links unter der Galerie du Louvre, wo auch der Stall für ihre Pferde ſich befindet. Wenn der Kaiſer ausfährt, formirt die Wache eine Chaine von dem Corps de Garde an bis zum Corps de Logis, innerhalb welcher die Wagen ſtehen. Die berittene Escorte iſt hinter dem Wagen, nur der Officier am Schlage. So oft ich den Kaiſer fahren ſah, giengs immer nur im kurzen Trabe, der Wagen mit dem Dienſt voraus.

Mit meinem Plan von Paris in der Hand, gieng es nun über die Brücke und längs den Quais (der wo die Buchläden ſind, iſt, characteriſtiſch genug nach dem Coryphäen der franzöſiſchen Literatur quai de Voltaire genannt) nach der Cité. Auffallend war mir die bedeutende Anzahl Handwerksleute, vorzüglich Maurer, die auf allen öffentlichen Plätzen beſchäftigt waren. Im Louvre und an den Quais, ſo wie am Palais du Corps legislatif, einem Raum von ungefähr einer franzöſiſchen Quadrat-Meile arbeiteten wenigſtens 5000

Menſchen, die nicht mitgerechnet, die an Privatgebäuden beſchäftigt waren.

Zum Diner gieng ich ins Palais royal zurück zu dem mir empfohlenen Reſtaurateur Juſta, aß für 2 Livr. (prix fixe für Suppe 4 Schüſſeln und Deſert) ſehr gut, mußte aber für eine Flaſche ſehr ordinairen Champagner 5 Lvr. 10 Sous zahlen, folglich faſt das Dreifache des Diners, das mir zur Regel diente, nie wieder Champagner zu trinken, wenn er nicht beſſer und wohlfeiler wäre. Ich machte eine ſehr angenehme Bekanntſchaft mit einem franzöſiſchen Sousinspecteur des revues, der mir über verſchiedene, vorzüglich Militär-Gegenſtände, ſehr befriedigende und richtige Aufſchlüſſe gab, auch mich veranlaßte, dieſen Abend ins Theater Vaudeville zu gehn, weil daſelbſt ein neues Stück: La marchande des modes, eine Parodie der Veſtale, die auf dem groſſen Operntheater Glück gemacht hatte, gegeben wurde.

Meinen Caffee trank ich aux mille colonnes, von den durch Spiegel ins Unendliche vervielfältigten Säulen ſo genannt, die ſtatt der herausgeſchlagenen Scheidewände die Decke tragen. Ich fand das Etabliſſement recht geſchmackvoll,

die Dekoratienen reich, aber durchaus nicht reinlich genug unterhalten; ich glaube dieſelbe Erfahrung an mehrern öffentlichen, dem Vergnügen gewidmeten Orten gemacht zu haben. Man richtet dort ein Local mit Geſchmack und Koſten ein, das Publicum genuß- und neugierig ſtrömt herzu und der Ort iſt im Auf. an der Tages-Ordnung und wird häufig beſucht. Nun glaubt man aber auch Alles gethan zu haben, und denkt, das muß nun ſo bleiben; höchſtens hält man noch darüber, daß Bedienung und was man genießt, gut bleibt, um das Locale bekümmert man ſich nicht weiter, und es wird natürlich unſcheinbar. Dies, verbunden mit dem entſchwundenen Reiz der Neuheit verurſacht, daß die Beſuchenden ſeltner werden, ein neues Etabliſſement thut ſich auf, dorthin ſtrömt nun die Menge, und ſo ſinken nach meiner Meinung alle die berühmten Luſtörter, als Idalie, Tivoli, Frascati, Ranelagh und manches berühmt geweſene Caffée im Palais royal und anderwärts ſo herab, daß nur noch die ſogenannten habitués (alte Kunden) und ein Fremder hier und da aus Neugier ſie beſuchen. — Gewiß Schade! Daß hier und beim Reſtaurateur überall Weiber und Mädchen, mitunter ſehr hübſche, am Zahltiſche ſitzen, und die Garçons unter Aufſicht halten, war mir

aus frühern Nachrichten nicht fremd; bewundert habe ich aber ihre Rechnungsfertigkeit, und manche hübsche Handschrift auf die erhaltene Carte payante, die mir beide auf eine ungleich solidere Erziehung des weiblichen Geschlechts zu deuten schienen, als bei uns, wo ein Wirthszettel und ein oft nur den Augen des Empfängers erträglich geschriebener Liebesbrief das non plus ultra der weiblichen Ortho- und Calligraphie sind; mit dem Rechnen sieht es vollends mißlich genug aus.

Abends war ich denn im Theater Vaudeville, und zwar im Orchester, weil aux premières kein Platz mehr war. Hier habe ich zum ersten Mal gesehen, was eine gut eingespielte Truppe vor einem gebildeten und empfänglichen Publicum leisten kann. Ich habe nie im Lustspiel etwas Aehnliches gesehen, geschweige etwas Vollkommneres, und wie viel entgieng mir der Sprache Unkundigen, und in so vielen vom Publicum enthusiastisch aufgenommenen Anspielungen auf Sitten und Ereignisse völlig Unwissenden?

Das Erste Stück war Arlequin afficheur. Man sollte den Harlekin doch ja nicht vom Theater verbannen; die ernstere Gestalt, in der ihn Ko-

hebue und manche Andre wieder aufs Theater gebracht haben, kleidet ihn bei weitem nicht so gut, als hier seine wahre Uniform, die bunte Jacke. Hier weiß man, daß man Lazzi von ihm erwarten kann. In unsern teutschen Lust- (leider auch manchmal Schau- und Trauer-) spielen, sind es aber zuweilen recht respectable Leute, denen diese Rolle zugetheilt ist. Das zweite Stück la Marchande des Modes wurde vom Harlequin afficheur mit folgendem witzigen Couplet angekündigt:

Vous avez soutenu l'honneur
d'une Vestale infortunée;
ah! protegez dans son malheur
la cadette ainsi, que l'ainée.
Si Vous ordonniez son trépas
On dirait (voyez quel scandale)
au Vaudeville on ne peut pas
garder une Vestale.

Die letzten Zeilen paßten nun völlig aufs Theater Vaudeville, dem man eine etwas laxe Moral zu gute hält und nahmen das Publicum im Voraus für das Stück ein, das überdies noch die Eigenheit hatte, daß der Verfasser der Vestale auch der der Parodie war. Er hatte sehr klug vorausgesehen,

aus geſehen, daß auch ſein Stück durchs Vaudeville parodirt werden würde, wie das mit jedem geſchieht, das Senſation macht, und derhalb demſelben eine eigne Parodie angeboten, die natürlich den andern vorgezogen wurde. In dieſer waren auch die Contraſte ſo grell herausgehoben, wie man nur wünſchen konnte, um Effect hervorzubringen.

Statt der Veſtale eine fille de boutique (Putzmacher-Mädchen.)

Statt der Oberprieſterin der Veſta eine Marchande des modes.

Statt des Pontifex maximus ein Maitre de boutique (ein completer Incroyable).

Statt der Veſtalinnen lauter filles de boutique.

Statt des triumphirenden Feldherrn Licinius ein Brigadier des 3ten Huſaren Regiments.

Statt des Feldherrn Cinna, ſeines Freundes, einen Trompeter derſelben Compagnie.

Statt des glänzenden Triumphzuges drei verſchiedentlich montirte Statiſten.

Statt des heiligen Feuers der Veſta war eine Quinquet-Lampe bei der die Julie die Nacht über ein beſtelltes Kleid fertigen ſollte, und die

von den beiden Liebenden im Enthuſiaſm umgeſtoſſen wurde, Statt des lebendigen Begrabens, die Beſtrafung der Pſeudo-Veſtalin mit Waſſer und Brod während 3 Tage, ſtatt der Lorbeerkrone, die dem Licinius von der Veſtale aufgeſetzt wurde, ein plumet (Federſtuz) den dem Brigadier ſeine Kameraden als ein Zeichen ihrer Liebe von der Marchande des modes hatten fertigen laſſen; und die Veſta, die das heilige Feuer wieder anzündet, war der Trompeter der ein Feuerrad an einem Stöckchen laufend hereinbrachte. Das Publicum war auch ganz Enthuſiaſm, alle Anſpielungen, Zweideutigkeiten und bon mots wurden) nicht nur von dem immer klatſchenden Parterre, ſondern von dem gewiß unparteiiſch richtenden übrigen Publicum) empfunden, vorzüglich gefiel ein Duett zweier Mädchen, die der Julie in einem Körbchen ihr Waſſer und Brod brachten.

Trempe ton pain Julie, trempe ton pain,
Julie, trempe ton pain dans l'eau claire:
Trempe ton pain Julie, trempe ton pain
Dans l'eau claire à défaut de vin;
Si l'on met à l'eau fraiche
Toute fille, qui péche
L'eau claire à la fin
Sera plus chère que le vin.

Dies hörte man 8 Tage lang in Paris von recht hübschen Leuten, dann aber von allen Garçons trällern, da die Melodie äuſserſt gefällig war. Der Dichter wurde gerufen, und in folgendem ſehr niedlichen Couplet

De cette bagatelle
que Vous daignez accueillir
l' Auteur, que l'on appelle
n'a pas droit de s'applaudir.
Vous voulez qu'on le signale
dans ce cas on Vous dira
C'est l'Auteur de la Vestale
de l'Opera.

bezeichnete Julie den Hrn. Jouy als ſolchen. Nach dem Theater promenirt man, wenn man nichts Beſſeres weiß, unter den Arkaden des Palais royal, und genieſst ein Glas Eis oder Sorbet; denn wegen des ſpäten Mittags-Eſſens ſoupirt man nicht. Gegen Mitternacht geht man nach Hauſe, wo aber noch lange nicht an Ruhe gedacht wird, denn die Fiacres unter meinen Fenſtern hörte ich oft um zwei Uhr noch und ſie würden nicht da bleiben, wenn nicht noch Gelegenheit zu Verdienſt für ſie wäre.

* * *

lich gerettet werden konnte. (*) Wer dieſes ohne Vorurtheil lieſt, dem kan unmöglich der Gedanke einkommen, daß Ackerbau in dem alten Teutſchland ſo etwas ſeltenes geweſen ſey. Ich füge dieſem Umſtand noch einen andern hinzu, durch den die hier zu beweiſende Sache nichts weniger als verlieren ſoll.

Die alten Teutſchen liebten, nach dem übereinſtimmenden Zeugniß aller alten Geſchichtſchreiber den Trunk, ein Fehler, der vormals in den Augen der kultivirten Römer auffallend war, und der ſie lange nachhero von den übrigen Europäiſchen Nationen charakteriſirte, weil die meiſten unter ihnen eher zu dem gehörigen Grad der Feinheit der Sitten, der dieſen Fehler unerträglich macht, gelangten, als wir. Es war aber nicht Wein, und noch vielweniger Waſſer, worinn ſich unſere Alten zu berauſchen pflegten, ſondern ein aus Gerſten zubereitetes Getränke, das entweder die gröſte Aehnlichkeit mit unſerm heutigen Bier hatte oder ebendaſſelbe war. (**) Dieſes Phänomen vorausgeſetzt, an deſſen Wahrheit noch niemand gezweifelt hat, ſo ſehe ich ganz und gar nicht ein, wie ſich daſſelbe mit einem ſeltenen und kärglichen Ackerbau reimen läßt, da es vielmehr die unmittelbare Würkung und eine unwiderſprechliche Folge des Ueberfluſſes iſt.

(*) Ebendaſ. Cap. 16.

(**) Ebendaſ. Cap. 23.

Den 10ten Januar.

Bei meinen Wanderungen in der Cité führte mich der Zufall in das Palais de Iustice (ehemalige hôtel des Marchands), wo ich erst einigen Verhandlungen in Civilsachen, sodann auch einer Sitzung des Tribunal de Iustice criminelle, die sämmtlich bei offenen Thüren gehalten wurden, beiwohnte. Der Saal war sehr anständig decorirt, die Hinterwand, an welcher der Präsident mit seinen Beisitzern saß, war ein schwarzsammtner hautelisse mit goldnen Sternen besäet, links saßen etwas niedriger die Geschwornen in zwei Reihen, ihnen gegenüber die Beklagten, ein Mädchen und zwei junge Leute, so daß auf jeder Ecke ein Gensdarme und zwischen jedem Beklagten auch einer saß, unter ihnen die Sachwalter. Das Costüm des Präsidenten war ein rothsammtner Mantel mit Hermelin und dergleichen Baret; das der Beisitzer ein schwarzer Mantel mit dergl. Baret, und fliegendes Haar, das der Advokaten schwarzes Kleid mit fliegendem Haare, ganz wie ehemals. Der Präsident hatte das Legions-Kreuz. Die Verhandlungen hatten bereits mehrere Sessionen gedauert und ich kam glücklicher Weise zum Schluß. Bei meinem Eintritt sprach der Advokat der Be-

, klagten noch: nachdem er geendigt, rufte der Präsident die Beklagten einzeln auf, ob sie noch Etwas zu diesem hinzuzufügen hätten, und nach erfolgter Verneinung wendete er sich zu den Geschwornen, recapitulirte in einer vortrefflich gedrängten, mir völlig verständlichen Rede von beinahe ¾ Stunden den ganzen statum causae (die 3 Inculpaten sollten einen Friedensrichter die Treppe hinuntergeworfen haben; es ergab sich aber, daß er in einem Anfall von Schwindel ohne derselben Mitwirkung hinuntergefallen war), wozu er nicht wie bei uns drei oder mehrere Volumina Acten brauchte, sondern ein Blättchen in der Hand hielt, worauf die vorzüglichsten Puncte verzeichnet seyn mochten; dann citirte er ihnen das auf diesen Fall passende Gesetz des Code Napoleon, las es ihnen vor, und vermahnte sie, ihrer wichtigen Pflichten eingedenk zu seyn, und sich zu vereinigen, ob die Inculpaten die im Gesetz auf das Verbrechen gesetzte Strafe verwirkt hätten oder nicht (ein ähnliches wie in England quitty or no, das ganze Geschwornen-Gericht ist übrigens englischen Ursprungs). Hierauf verfügten sich die Richter in ein Zimmer rechter Hand, die Geschwornen giengen durch eine ganz entgegengesetzte Thür links in ein zu ihren Berathschlagungen bestimmtes Zimmer,

und die Beklagten wurden von den Gensd'armes durch eine Thüre rechts abgeführet.

In dem Zwischenraum bis zur Rückkehr der Jury wurde die Unterhaltung sowohl innerhalb der Barre unter den Advokaten, Huissiers und Gensd'armes um einen in der Mitte des Saals stehenden runden Ofen, als auch außerhalb derselben unter der dortigen Populace fortgesetzt, die größtentheils aus Weibern und jungen Müßiggängern bestand, und deren Unterhaltung früher durch das Silence Messrs! des Huissiers, zuweilen auch durch ein: se tairont-elles ces p . . . s là, das der an der Thür stehende Grenadier ziemlich vernehmlich sprach, ob er gleich auch einigen nebenstehenden Bürgern die Manövers des Kaisers bei Austerlitz laut genug demonstrirte, unterbrochen worden war.

Nach Verlauf einer starken Stunde kam ein Huissier aus der Thüre, zu welcher die Geschwornen hinausgegangen waren und gieng quer durch den Saal in das Zimmer der Richter; aus diesem kam bald mit ihm ein Mann, in schwarzem Talar mit dergleichen Baret (der Procureur de l'Empereur, wie man mir ihn nannte, der, wenn

die Geſchwornen nicht einig ſind, den Ausſchlag giebt), welcher ſich in das Zimmer der Geſchwornen begab, und nun kamen nach kurzem Zwiſchenraum dieſe heraus, nahmen ihre Plätze ein, der Präſident erſchien mit ſeinen Beiſitzern, die Beklagten wurden von Gensdarmes herein gebracht, und der erſte Geſchworne las ſtehend die gemeinſchaftliche Entſcheidung, die die Beklagten für unſchuldig erklärte, ab. Dem hinter der Barre befindlichen Volke machte dieſe Erklärung ſo viel Freude, daß es dieſelbe durch lautes Händeklatſchen zu erkennen gab. Dies nahm aber der Präſident ſehr übel auf, und drohte dem Erſten, der wieder ein Zeichen des Bei- oder Mißfallens geben würde, mit Arretirung.

Es war Schneegeſtöber und kalt, deſſen ungeachtet gieng ich, in meinen Mantel gehüllt, an der Seine hinaus nach den Holzplätzen, die die ganze Inſel Louvois einnehmen, über die neue Brücke von Auſterlitz (hier und auf dem pont des arts zahlt man 1 Sous Brückengeld), die ich ſehr ſchön finde; auf ſchmalen Pfeilern, die den Strom nicht verengen, ſind die Bogen aus eiſernen, durch Schrauben verbundenen Schienen befeſtigt, und geben der Brücke ein Anſehen von außerordentli-

cher Leichtigkeit. Doch iſt das vogelbauerartige geflechtene Drahtgeländer hier und auf dem pont des arts kleinlich, und in keiner Hinſicht mit dem ſchönen eiſernen Geländer der Dresdner Brücke zu vergleichen. Dann giengs über den place de la Bastille, wovon ein Theil zum Boulevard gemacht iſt, durch die Straße St. Antoine und eine Menge kleine Nebengaſſen dem marché des Innocens zum Restaurateur les 3 frères provenceaux. Mein auf Leinwand gezogener Plan von Paris, den ich für 3 Lvr. kaufte, diente mir in allen meinen Wanderungen trefflich. Die Namen der Straßen ſtehen jederzeit an den Ecken angeſchrieben, und ſo kann man ſich nirgends verirren, überdies ſind die Pariſer die gefälligſten Wegweiſer von der Welt. Oft ſind Leute, die ich nach einer Straße fragte, wenn ich mein Tableau in der letzten Zeit nicht mit hatte, mit mir umgekehrt, und haben mir dieſelbe gewieſen, daß ich gewiß nicht mehr fehlen konnte. Beim Reſtaurateur kam ich recht hungrig an und war doch nicht im Stande 3 Portionen aufzueſſen, weil z. B. ein ganzes Rebhuhn eine Portion ausmacht, die dann natürlich 2 Lvr. und vielleicht mehr koſtet. Man ißt deswegen auch bei dieſen Reſtaurateurs immer zu zwei oder drei, wo man denn doch immer nur eine Portion geben

läßt, von der alle eſſen, und auf dieſe Art nicht nur gut, ſondern auch wohlfeil iſt. Die Reſtaurateurs gewinnen dabei auch, indem ein Jeder, der z. B bei Crignan, Very oder den frères provenceaux eſſen will, ſich um einen Compagnon bemüht, und demnach einen Gaſt hinbringt, der vielleich heute juſt nicht gekommen wäre. Man giebt dem Garçon überall, z. B. beim Diner zwei, beim Caffée 1, auch 2 Sous; dies ſcheint unſer einem wenig, wenn man es aber den Monat durch rechnet, iſt es bedeutend; die 3 Sous Mittag machen einen großen Theile, dies wird man nicht gewahr. Bei den Meiſten wird auch der pôt de vin vom Garçon in eine auf dem Bureau befindliche Büchſe geſteckt, woraus, wie man mir ſagte, beim Monatsſchluß ihr Gehalt, und oft reichlich bezahlt wird. Ich habe ſehr Viele geſehn, die nichts gaben, aber immer bemerkt, daß die Bezahlenden prompter bedient wurden. Abends gieng ich in die große Oper à l'Académie Imperiale de Musique, um die Veſtale zu ſehn, die denn auch auf dem ſehr großen Theater mit allem möglichen Pomp und Würde gegeben wurde; das Orcheſter war ſehr ſtark beſetzt, die Chöre voll und die Sänger gut, vorzüglich Mde Branchu als Veſtale. Sehr graziös (ich kann keinen andern Ausdruck

finden) waren die Tänze, obschon ich in einer Opera seria mich mit dem Tanze nicht vertragen kann. Denn wenn man tanzt, soll man doch lustig seyn; hier waren es indeß theils religiöse Tänze, theils Schauspiel für's Volk bei Gelegenheit des Triumphs, und als solche wohl schicklich. Bei allen den herrlichen Decorationen vermißte ich doch Manches, was an einem jeden andern Ort, in Paris aber nicht verzeihlich seyn kann, wo nicht nur die freie öffentliche Beschauung antiker Monumente, sondern die gewiß willige Belehrung der großen Alterthumskenner Denon, Millin und andrer mehr dem Erfinder und Zeichner zu Gebote steht. Hier soll Alles höchst correct seyn. Es dürfen demnach auf dem ager sceleratus den lebendig begrabenen Vestalinnen keine Leichensteine gesezt werden, auch dürfen die Dienerinnen der Vesta das heilige Feuer auf dem Altare nicht mit sich herum tragen, wie es hier ziemlich durchs ganze Stück geschieht. Daran ist aber wohl der Verfasser Hr. Jouy selbst Schuld; denn es liegt im Stück, und hieran hätte vielleicht ein Anderer in der Parodie seinen Witz geübt. Das Haus ist schön, könnte aber auch einmal neu angestrichen werden.

* * *

Den 12 Januar.

Den 12ten vom frühen Morgen an im Musée Napoléon, dieſer Sammlung des größten Theils des Schönen, was uns aus ältern Zeiten übrig geblieben. iſt. Hat man erſt den Hof des Louvre, oder eigentlich den Vorhof paſſirt, auf welchem Tauſende von Arbeitern mit Herſtellung der Façaden deſſelben beſchäftigt ſind, ſo iſt der Eingang unter der Büſte des Kaiſers des Gegenſtandes nicht unwürdig; was aber nach meiner Meinung das Gemüth des Beſchauers nicht gut vorbereitet, iſt, daß man gleich aus dem Pariſer Tumult unter die Heiligthümer der Vorzeit ohne weitere Vorbereitung eintritt und an den der öffentlichen Beſchauung gewidmeten Tagen eben dieſe Gemeinheit auch im Innern wiederfindet. Der Pariſer Pöbel ergeht ſich darin ganz nach ſeinem Gefallen (nur die Sabots dürfen nicht hinein, ſo wenig wie durch die Tuilerien, folglich iſt denen die verſprochene égalité devant la loi nicht angediehen), ja das Veſtibule und die Salle des Orateurs iſt eine Art Durchgang nach der Gallerie de Louvre. Keine Schildwacht am Eingange bezeichnet militäriſche Aufſicht; fern iſt jedes Waffengeräuſch (am Eingange müſſen Degen und Stö-

cke abgelegt werden), auch im Innern keine Wache; kein reich decorirter Portier ſteht am Eingange und im Innern führen Leute in kaiſerl. Livrée grün mit Gold, auf den metallnen Knöpfen ein Auge in einer Glorie, eine Art Aufſicht. Doch iſt dieſe keinesweges ſtreng; denn Gaſſenjungen hebten ſich in der obern Gallerie die ganze Länge hindurch und der Aufſeher verweis es ihnen, nur mit doucement, Mssrs, doucement. Es mag ſich ihre Aufſicht wohl nur darauf erſtrecken, daß an den Statuen und Gemälden nichts verletzt werde. Das Antiken-Cabinet wird durch Röhren geheizt, die aus den Zocken der Wände einige, freilich ſparſame Wärme aushauchen. In der obern Gemälde-Gallerie ſind aber Oefen, die jedoch bei meinem Daſeyn an den öffentlichen Tagen beſtändig von Leuten umlagert waren, denen man es anſah, daß ſie keine Kunſtjünger waren, ſondern um ſich einmal zu wärmen gekommen ſeyn mochten, da ſie wahrſcheinlich zu Hauſe kein Holz hatten. Denn es war mitunter grimmig kalt. Alle Tage, ausgenommen Freitags, wo die Säle gereinigt werden, ſind die Gallerien geöffnet, und es kann wohl keinen größern Beweis der Liberalität einer Regierung geben, als wenn ſie das Koſtbarſte, was ſie hat und das ſind doch Schätze von dieſer Art, die

wenn ſie verloren ſind, nicht mit Gold wieder erkauft werden können, der allgemeinen Beſchauung Preis giebt. Unter welchen Bequemlichkeiten! Ueberall ſind Sopha's und Lehnſtühle (wie man mir ſagte, Meubles aus dem Verſailler Schloß) vertheilt, auf denen man, ohne von einem läſtigen Aufſeher geſtört zu werden, ein Stück das einem gefällt, Stunden lang bequem ſtudiren kann, wenn nicht etwa gerade ein Pariſer Porte-Faix oder eine Mde Angôt ihr Mittagsſchläfchen dort hält, wie mir auch vorgefallen iſt.

Hier war ich demnach am Ziel meiner Wünſche im Kreis jener Götter- und Heroen-Geſtalten, die immer die Bewunderung des empfänglichen Gemüths geweſen ſind, und immer ſeyn werden. Vergebens würde ich mich bemühen, den Eindruck zu ſchildern, den der erſte Anblick auf mich machte. Die Bekanntſchaft durch Kupferſtichwerke zog mich natürlich zuerſt zur Mediceiſchen Venus (der Laocoon ſteht einem beim Eintritt gleich an der Hinterwand entgegen) dann zum Vaticaniſchen Apoll, der in ſeiner Herrlichkeit von Mittags-Sonnenſtrahlen umglänzt, das Auge blendete, dann zur Capitoliniſchen Venus, und erſt nachdem ich dieſer meine Bewunderung gezollt, kam die Reihe an die

Doch es sey genug gehandelt und bewiesen von dem Ackerbau der alten Teutschen selbst. Wir kommen zurück auf das Landeigenthum, wovon hier vornemlich die Frage ist, die daraus erörtert werden soll. Es ist kein Zweifel, daß, wenn Cäsar und Tacitus nicht so was dem **Gegentheil ähnliches** in ihren Nachrichten von den alten Teutschen versichert hätten, wohl niemand auf den Einfall gerathen wäre, beydes **nebeneinander** zu behaupten, ich meyne **Ackerbau ohne Landeigenthum.** Was kan aber hievon wohl anders die Ursache seyn, als dieses, weil eine natürliche Verbindung zwischen beyden zum Grunde liegen muß, indem eines durch das andre befördert wird, und **ordentlicher Weise** nicht leicht eines ohne das andere vorhanden zu seyn pflegt. An der Möglichkeit des Gegentheils wird niemand zweifeln; und ich räume jedem ein, daß **ungewöhnlicher** Weise sich diese oder jene Nation in Situationen befinden kan, wie dergleichen würklich vorhanden gewesen sind, die sie entweder in **Leidenschaften** hinreissen, oder auf **Grundsätze** verleiten, denen das Landeigenthum aufgeopfert werden muß, ohne deswegen den Ackerbau aufzugeben: ja die das eine wie das andere, also Ackerbau ohne Landeigenthum **nothwendig** machen. Aber dies sind keine **gewöhnliche** Situationen der Menschheit, und immer von der Art, daß sie weder **allgemein** sind noch **lang dauren.** Doch ich wollte hierüber noch nicht reflektiren, sondern meine Leser blos bitten, einsweilen

Deos minorum gentium, an den Antinous, Meleager, den ſterbenden Krieger (es iſt kein Fechter), den Faun mit dem Panther, ſo wie die Büſte des Faune à la tâche und an ſo viele, deren genauere Bekanntſchaft ich mir ſelbſt bald zu machen zuſagte.

Nach einer zweiſtündigen Wanderung ſtieg ich in die Gallerie hinauf, fand auch da des Herrlichen mancherlei, aber zugleich etwas, was dem Vollgenuß deſſelben widerſtrebte, weswegen ich Jedem rathen möchte, aus der Gallerie in die Antiken-Säle herabzuſteigen, aber nicht umgekehrt.

In letztern nämlich verweilt das Auge nur auf ſchönen Formen und dem beſchauenden Blick angenehmen Gegenſtänden; ſtatt deſſen findet man aber an den Meiſterſtücken der Malerei den Pinſel größtentheils mit Martern und Qualen beſchäftigt. Die vorzüglichern Stücke der franzöſiſchen Schule gleich am Eingange, was ſind ſie anders als die Niederlage des Porus von le Brün, ein ſchauerliches Schlachtengemälde, deſſen geſteinigter St Etienne, die Enthauptung von Bourdon, Abels Tod von Coppel, die von der Peſt und den Ratten gepeinigten Philiſter von Pouſſin und weiterhin, in

der italienischen Schule, Kreuz-Abnehmungen, Kreuzigungen, Geißelungen und Grablegungen; mit einem Worte nichts als Gegenstände des Schmerzens. Was für eine Mißgestalt ist unser Teufel gegen den alten Beherrscher der Unterwelt? wie schlecht stehen größtentheils unsern Engeln die Flügel, und wie hold sehn die alten Genien aus? — Nein, um ein guter Christ zu bleiben, muß man diese Vergleichungen nicht machen. Sehr selten haben sich die Maler mit Gegenständen der heidnischen Mythologie beschäftigt, sie arbeiteten ums Brod, und mußten demnach dem Zeitgeist fröhnen, sonst hätten sie gewiß freudigere Sujets gewählt. Eine Landschaft von Ruisdael und Wouvermann, ein Fruchtstück von de Heem, ein Blumenstück von Huysum, ein Stilleben von Teniers und andre haben ihre köstlichen Reize; mit Freuden erinnere ich mich vieler angenehmen, in ihrer Anschauung verlebter Stunden; nur muß man nicht von der Antiken-Gallerie zu ihnen empor steigen. Die Hälfte der Gallerie des Louvre, die die italienische Schule enthielt, war mit Bretern verschlagen und nur den zeichnenden Künstlern, ingleichen den Fremden wurde der Eingang geöffnet. Doch war der größte Theil der Gemälde wegen der Reparaturen herabgenommen, und lehnte an den

Wänden. Dieſe Reparaturen beſtanden in Unterſtützung des gewölbten Daches, welches bis in die Hälfte der Gallerie Sprünge erhalten hatte. Meiner Meinung nach hatte die, um die Gemälde von beiden Seiten zu beleuchten, getroffene Maßregel, Fenſter an die Seitenwände der Decke (die eiförmig iſt) durchzubrechen, dieſe Sprünge verurſacht, und man ſtützte nun dieſelbe auf folgende ſehr erfinderiſche und zugleich ſichere Art. Es wurden nämlich ungefähr alle 70 Schritt an den gegenüber ſtehenden Wänden doppelte gekoppelte antike Säulen auf Piedeſtals geſtellt, auf welchen eiſerne Bogen, wie bei den Brücken, von Schienen geſchmiedet und durch Schrauben befeſtigt ruhen, die denn von einer Wand zur andern ausgeſpannt, das Dach ſehr ſicher unterſtützen. Zwiſchen den Piedeſtals kömmt alsdann wie in der vordern Gallerie ein Ofen, und ſo giebt es durchaus keinen Uebelſtand, ſondern noch eine ſehr ſchöne Decoration.

Ich konnte auch die Art ſehen, wie die Gemälde befeſtigt ſind. Dieſe ſchien mir ſehr zweckmäßig; an eiſernen Stangen, die oben, wo die gerade Wand in die Wölbung übergeht, lang hingehen, hängen nach Befinden lange und kurze Haken

ken in laufenden Ringen, welche demnach nachdem Bedürfniß der Bilder hin und her geschoben, vertauscht und verwechselt werden können. Die Stangen selbst können herausgenommen werden. An den größern Gemälden gehen hinten von einer Ecke zur andern eiserne Querbügel, dies dient zur bessern Erhaltung der Rahmen, welche sich nun in den Ecken nicht auseinander geben können.

In dem ehemaligen Apollo Saal, wo die Kupferstiche und Handzeichnungen sonst waren, sind jetzt die in den Jahren 1805 und 1806 in Teutschland eroberten Kunstschätze, größtentheils aus den Gallerien von Salzdalen, Cassel und Berlin, die Sculptur-Arbeiten ausgenommen, die in einem Unterzimmer links vom Eingange aufgestellt sind. Doch befinden sich die sogenannte Joueuse aux osselets, ein liebliches Figürchen und 10 Statuen, die man zu der Gruppe des Achilles in Scyros gehörig glaubt, eben in dem den kriegerischen Trophäen gewidmeten, an die Gallerie stoßenden runden Saal, den eine colossale Büste des Kaisers in Bronze vom Genius des Ruhms gekrönt, ziert, und worin köstliche Bernstein-Arbeiten in Pokalen, Kästchen und Schüsseln von einer erstaunlichen Größe aufgestellt sind.

Ein Paar Gemälde von dem ſogenannten Höllen-Breughel waren immer von einer Menge Leute umgeben, die die Ausgeburten der ungeregeltſten Phantaſie auf dem einen anſtaunten, und zu entziffern trachteten. Es führt den Titel l'histoire du monde. Ich will den aber ſehen, der Verſtand in dieſe Figuren, die z. B. halb Weib halb Barbiermeiſter, eine Ameiſe mit Windmühlen-Flügeln und dergleichen Unſinn ſind, hineinbringt. Durch die ganz friſche Reſtauration hat es überdies ein ſo glänzendes Colorit erhalten, daß man nicht lange darauf ſehen kann. Zwei Gemälde von Lucas Kranach waren mir wegen der vaterländiſchen Geſchichte merkwürdig; auf dem einen hat er Melanchthon in der Figur Johannes des Täufers, der in der Wüſte predigt, angebracht. Seine Figuren ſind lauter Leute damaliger Zeit in ihrem Coſtüm, unter andern der Churfürſt Friedrich der Sanftmüthige, Luther und mehrere andre. Auf dem 2ten iſt derſelbe wieder als Hercules bei der Omphale gemalt. Dieſe und noch 2 ächt teutſche luſtige Mädchen-Geſichter ſollen Portraits ſeiner Maitreſſe ſeyn. Sein Portrait iſt noch einmal beſonders da; auch erkennt man ihn in einem Gemälde, wo in einem Teiche alte Weiber durchs Bad wieder jung und

hübſch werden, die denn ſogleich Ritter und Knappen am andern Ufer in Empfang nehmen und mit ihnen in die aufgeſchlagenen Zelte wandern, unter denen iſt der Churfürſt wieder.

Hier finden ſich auch einige Gemälde von neuern Meiſtern, die mir keinen beſondern artiſtiſchen Werth zu haben ſcheinen, auch wohl nicht da bleiben werden. Es ſind die Schlacht bei Lützen von Joup, das Portrait Guſtav Adolph's aus dem Schloſſe zu Sans-Souci; Friedrich der II. der in einer Kirche ſchläft, ein andermal bei einer Revüe, umgeben von ſeinen Generälen, lauter Portraits. Man erkennt deutlich den Herzog von Braunſchweig, den verſtorbenen König, Möllendorf u. a. m. Auf Tiſchen, die lang durch die Gallerie gehn, ſtehen Bronzen, ägyptiſche, chineſiſche und andre Götterbilder, Rhinoceros- und Elendshörner, Maſken, und an der Fenſter-Seite ſind über 1000 Majolikas nach Zeichnungen von Raphael, Albrecht Dürer und andern mehr aufgeſtellt. Auch iſt in einem eine gemalte Scheibe eingeſetzt, die aus dem Hauſe genommen ſeyn ſoll, welches Peter der Große bewohnte, als er in Zaardam die Zimmerkunſt erlernte. —

Für heute war ich mit Anſchauen geſättigt und ziemlich erfroren, ich befand mich deshalb bei Juſia im warmen Zimmer ſehr wohl und gieng dann ins Theater de Vaudeville, um die Marchande des Modes noch einmal zu ſehen. Vorher gieng la Matinée Villageoise, welches allerliebſt geſpielt wurde; aber auch ohne dies des Beifalls des Pariſer Publicums verſichert ſeyn konnte, indem es die einſtimmig angenommene Meinung durchführte, daß außer Paris kein Leben ſey, und man außerhalb auch in der glücklichſten Situation, und unter den angenehmſten Verhältniſſen nur Langeweile empfinden müßte. Ein junges Pariſer Ehepaar hatte, um ſich gegenſeitig recht zu genießen, ſich auf ein Landgut ihres Oheims gleich nach der Hochzeit begeben, empfand aber dort gleich nach den erſten 8 Tagen Langeweile, die ſie jedoch einander nicht merken laſſen wollten und ſich dadurch gegenſeitig quälten, bis endlich der dienſtfertige Onkel erſchien, ſie bekehrte und ihn auf die Bahn des Ehrgeizes zu einer Anſtellung, ſie aber zu den Amüſements, der Oper, Bälle und Promenaden abrief, welches ſie denn unglaublich glücklich und das Publicum völlig zufrieden machte.

Die Marchande des Modes verſtand ich nun weit beſſer; manche Anſpielungen, die mir das erſte Mal undeutlich waren, wurden mir, beſonders deshalb klar, weil ich die Veſtale auf dem großen Theater geſehen hatte; auch das Spiel der Acteurs war mir als Parodie der andern weit intereſſanter. Der Beifall war ungetheilt. —

(Die Fortſetzung folgt).

V.

Briefe von Fernow an B.

Rom d. 8ten Januar 1803.

Verehrter Freund!

Ihre letzte gütige Zuſchrift nebſt der Einlage an Hrn. Grafen Moltke, vom 25ſten Sept. vorigen Jahres habe ich vor 14 Tagen erſt erhalten. Ich begreife nicht, wie es möglich iſt, daß Briefe aus Gotha bis Rom zwei Monate lang und drüber unter Weges ſind, da Briefe von Berlin bis hier ſpäteſtens in 4 Wochen ankommen. Dies iſt nun ſchon das zweite Mal, daß ich ſie ſo ſpät erhalte. Deſſen ungeachtet iſt der Gr. Moltke, den Ihr Brief hier ſchon vorfinden ſollte, noch nicht in

Rom erſchienen. Uhden hingegen iſt vor etwa drei Wochen von hier abgereiſet, nachdem ſein Nachfolger Hr. v. Humboldt bereits einige Wochen früher angelangt war; eine ſehr liebenswürdige Familie, in deren Mitte ich alle Wochen einige Abende zubringe, und er der Erſte, mit dem ich ſeit acht Jahren in Rom über Dinge, die mich vorzüglich intereſſiren, über Philoſophie, Aeſthetik ꝛc. Worte wechſeln kann. Ihr gütiges Urtheil über mein Gemälde von Rom ſchreibe ich Ihrer Freundſchaft zu, die den Mängeln deſſelben gern verzeiht. Wer weiß, ob das Publicum dieſelbe Nachſicht gegen den Verfaſſer zeigen wird. Ich habe es ſo gut gemacht, als ich es gerade auf die Beſtellung hin machen konnte; aber ich weiß, daß es beſſer gelungen ſeyn würde, wenn ich es auf eigenen Antrieb und mit mehr Muſe hätte ausarbeiten können, und dies Bewußtſeyn macht, daß ich damit weniger zufrieden bin, als mit andern Arbeiten, die ich aus freiem Triebe gemacht habe. Ich war bisher noch nicht gewohnt, beſtellte Arbeit zu machen; aber auch das wird ſich hoffentlich lernen. *)

*) Er hat es nicht gelernt. Und darum trugen auch ſeine ſpätern Arbeiten noch das Siegel einer Vollendung, die nur von innen heraus kommen kann.

B.

Beiliegend erhalten Sie die erſte Hälfte eines Aufſatzes über Canova; ich ſchicke Ihnen die Hälfte darum, um durch das Ganze nicht einen zu dicken Brief zu machen. Zu der zweiten Hälfte, die ich Ihnen nächſtens nachſende, empfangen Sie zugleich einige Umriſſe von den neuern Producten dieſes Künſtlers. In die erſte Hälfte etwas Metaphyſik zu bringen, habe ich nicht vermeiden können, da ich bei der folgenden ſcharfen Kritik doch die Gründe derſelben voranſchicken mußte. In der zweiten Hälfte wird von dieſer Waare nichts mehr beigepackt.

Wenn Hr. Perthes willens iſt, wie es ſcheint, daß ich ihm für ſeinen künftigen Almanach ein Gemälde von Neapel liefern ſoll, ſo wird er wohl thun, mir den dazu nöthigen Vorſchuß von 100 Piaſtern ſobald als möglich zu ſchicken; denn ich werde die Reiſe dahin nicht eher machen, bis ich das Geld in Händen habe, und wenn es zu ſpät kommt, ſo würde mich dies hindern, meine Rückkehr nach Teutſchland noch länger aufzuſchieben, und dies möchte ich auch nicht gern. Je früher ich die Arbeit anfangen kann, je mehr Zeit gewinne ich zur Ausarbeitung. Ich bitte ihm dieſes gelegentlich vorzuſtellen. Ich ſchreibe ihm heute gleichfalls. Jetzt, da ich einmal eine ſolche Ar-

weilen an die wenigen entgegen ſtehenden Stellen der alten Geſchichtſchreiber nicht zu gedenken und mir Zeit zu laſſen, von dem natürlichen und gewöhnlichen Zuſammenhang, der zwiſchen Ackerbau und Landeigenthum ſtatt hat, und in dem alten Teutſchland gewiß mehr, als an irgend einem Ort der Welt, ſtatt gefunden hat, eine ſo viel möglich richtige und deutliche Erklärung zu geben. Wenn eine Nation vom Raube lebt; welches eben nicht ihr ordentlicher Beruf iſt, und nur in wenigen Fällen angeht: ſo theilen ſie den Raub gleich unter ſich, und das von rechtswegen, weil Mühe und Gefahr dabey von allen Seiten gleich ſind. Was nun jedem bey der Theilung des Raubes zufällt, ſo viel hat er Eigenthum. Landeigenthum iſt das letzte, um das ſie ſich bekümmern. Wenn eine Nation in einer umherziehenden Horde beſteht, die gerade nicht mehr und nicht weniger Plan hat, als ihr mit herumziehendes Vieh, das an jedem Ort ſo lang bleiben wird, als Futter vorhanden iſt: ſo iſt bey ihr Nahrung und Viehzucht ohne Landeigenthum möglich. Ueberhaupt aber hat unter einem ſolchen Trupp herum wandernden Volks das mehr oder weniger haben nicht viel Bedeutung und Intereſſe: daher es ihm nicht viel daran gelegen iſt, ob einer oder der andere von ihnen bey der gemeinen Heerde viel oder wenig Viehweyden hat. Wer kan es aber wagen, die teutſche Nation und alle ihre Völkerſchaften mit ſolchen Herumſtreifern zu vergleichen?

Unſere

heit gemacht habe, hoffe ich, daß die zweite noch beſſer gelingen ſoll. *) Auch die Propyläen, das einzige vernünftige Kunſtjournal, haben aufgehört? Das iſt kein tröſtliches Zeichen für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Ich ſehe noch aus manchen andern Aſpecten, daß wir Teutſchen in Rom uns eine zu vortheilhafte Vorſtellung von den Teutſchen in Teutſchland machen. Ich glaube es wäre ſehr heilſam für unſere jungen Schriftſteller und Schöngeiſter, daß ſie ein acht oder zehn Jahre in Rom verlebten, um ihren Geſchmack an dem Großen und Schönen des Alterthums zu bilden und ihn gegen die einreißende Frivolität abzuhärten, die, wie ich höre, in unſerer Literatur und auf unſerm Parnaß immer mehr überhand zu nehmen droht.

Meine ehrerbietigſte Empfehlung an Vater Wieland. Mit aufrichtiger Achtung und Ergebenheit

Ihr

Fernow.

*) Die Reiſe nach Neapel unterblieb und das Gemälde iſt nie erſchienen. B.

Jena d. 20ten November 1803.

Ich weiß nicht eigentlich, wie das allgemeine Urtheil oder das pluralistische der Studirenden über meine Vorlesungen ausgefallen ist. Bis jetzt ist darüber noch keine Stimme zu mir gedrungen; alle Schellingianer werden wohl wenig von mir erbauet seyn, da ich Sachen vortrage, oder vielmehr bis jetzt vorgetragen habe, die so unendlich tief unter ihrem Horizont, in der Region des gesunden Verstandes liegen. Aber das soll mich nicht irre machen. Ich werde meiner Ueberzeugung folgen; und dieser auch ganz; denn auch da, wo ich mit Kant, dem ich sonst im Ganzen folge, nicht zusammenstimme, verlasse ich ihn. Ja noch mehr, ich will, sobald meine Zeit es erlaubt, das Schellingsche System studiren. Denn ich halte es für Pflicht, es zu kennen, wenn es mich auch nicht überzeugen sollte. Wenn ich etwas Wahres und Gutes darin finde, wie ich nicht zweifle, so werde ich Gebrauch davon zu machen wissen, und es in die verständliche Sphäre des gesunden Verstandes herab zu bringen trachten, damit es den Menschenkindern sammt und sonders nützlich werden könne. Noch habe ich nur tiefer heraufgeholte Prinzipien, eigentlich nichts Neues in dem, was aus der Schelling-

ſchen Lehre für mein Forum gehört, gefunden. Kant hat im Grunde daſſelbe geſagt, und noch habe ich nicht gefunden, daß man ihm einer eigentlichen Unrichtigkeit geziehen hätte; das Neue der Schellingſchen Lehre beſteht, wie es mir ſcheint, theils in der Unterlegung tieferer Prinzipien, woraus daſſelbe hervorgeht, was Kant auf ſeine Weiſe fand, theils in einer andern Methode, Form und Terminologie. Mit einem Worte, was ich jetzt noch nicht davon weiß, will ich, ſobald ich kann, kennen lernen, und Alles zu meinem Gebrauch und Nutzen treulich anwenden.

Geſtern Abend habe ich mein erſtes Publicum über die Werke der alten bildenden Kunſt, das ich als Fragment der Archäologie ankündigte, vor mehr als 100 anweſenden Studirenden geleſen. Ich hoffe durch dieſe Vorleſungen ein Intereſſe für den vollſtändigen Curſus zu wecken, den ich das folgende Halbjahr über die alte Kunſt vortragen möchte. Zwei Pferde ziehen mehr als eins: vielleicht kann ich in der Folge noch ein drittes und viertes dazu anſpannen, um mit Ehren durch dies Jammerthal hindurch zu kommen. Hierbei erfolgen ſieben Bogen von meiner Grammatik. Zwei Bogen bekomme ich nächſtens wieder, dann wird

aber ein kleiner Stillſtand Statt finden, da man erſt mehr Papier ſenden muß. Ich käme gern einmal wieder nach Weimar hinüber; da ich aber meine Vorleſungen aus Mangel an Uebung im freien Vortrage vom Blatte ableſe, ſo habe ich zu thun, daß ich täglich ſo viel vorarbeite, als ich täglich verbrauche. Mein Fieber hat mich um mehr als Einen Monat zurückgeſetzt. Um ſo mehr werde ich mich freuen, Sie nächſtens hier in Jena auf einige Augenblicke zu ſehen.

Ich habe neulich, bei Gelegenheit, wo ich an Frauenholz zu ſchreiben hatte, ihm einen Vorſchlag gethan, den ich Ihnen doch mittheilen will. Mein Vorſchlag war nämlich, das ſo koſtbare Mus. Pio-Clement. im Kleinen nachdrucken zu laſſen, mit den bloßen Umriſſen der dazu gehörigen Figuren; ganz in der Art wie die von Lamberti und Viſconti herausgegebenen Villa Pinciana und Museum Gabinum, die zuſammen 3 Bde. in gr. 8. ausmachen. Auf dieſe Weiſe könnte das ganze Mus. Pio-Clement. gleichfalls in drei 8. Bänden (zwei in einen zuſammengedrängt) enthalten ſeyn, und wenn jeder Band 2 Zechinen koſtete, ſo würde man das ganze Werk für 6 Zechinen, alſo für das, was ein Band des großen Werks koſtet,

kaufen können; und dieſe kleinere Ausgabe würde ganz den Nutzen der großen leiſten. Ich weiß nicht, ob ihm der Vorſchlag gefallen wird, denn noch habe ich keine Antwort von ihm erhalten. Ich habe noch hinzugefügt, daß er allenfalls auch eine teutſche Uebeſetzung davon geben könnte, um den Abſatz in Teutſchland noch mehr zu befördern; und daß ich in dem Falle geneigt wäre, die Ueberſetzung zu übernehmen. Ich wünſchte zu hören, was Sie von dem Vorſchlage halten. *) Die oben-

*) Dieſelbe Idee iſt zu gleicher Zeit von mehreren Kunſtfreunden in Teutſchland gefaßt, aber nirgends ausgeführt worden. Man kann den Terenz parodiren und ſagen: alia tempora alios libros popoſcerunt. Noch wäre die Ausführung dieſes Vorſchlags nicht zu ſpät, ja er wäre begehrungswerther, als jemals; da ſo viele Werke aus dem Museo Pio-Clementino ins Musée Napoléon nach Paris verſetzt worden ſind, welches nun angegeben und mit den Nachweiſungen auf die in Paris ſeitdem erſchienenen Abformungen und Abbildungen begleitet werden könnte. Allein man weiß jetzt ziemlich genau, daß Visconti in Paris auch an eine ſolche Verkleinerung ſelbſt denkt, ſo wie der 7te Band des großen Werks, wozu noch in Rom alles vorbereitet war, unfehlbar auch noch erſchienen wird, ſo bald eine ruhigere Zeit eintritt. B.

genannten Werke über die Borgheſiſchen Antikenſammlungen haben in Italien ſelbſt ſowohl, als bei allen Fremden den größten Beifall gefunden, den ſie auch in der That verdienen. Dieſe Werke ſind überdies ſelten zu haben, da nur die ins Publicum kommen, welche der Prinz Borgheſe verſchenkt; denn der alte, verſtorbene Prinz ließ ſie bloß zu dieſem Zwecke auf ſeine Koſten verfaſſen und drucken.

In der frohen Hoffnung, Sie bald hier zu ſehen,

Ihr

Fernow.

Weimar d. 20ſten April 1805.

Vor allem wäre es mir jetzt zu thun, in einer Sammlung meiner kleinern Schriften und Aufſätze das Leben von Carſtens ins Publicum zu bringen. Es iſt bereits deſſelben in dem letzten Programm der Götheſchen Ausſtellung vorläufig erwähnt worden, und in dem Werke Winkelmann und die Kunſt ſeines Jahrhunderts, welches jetzt ſeinem Erſcheinen ſich nähert, wird noch mehr über Carſtens geſagt, denn er iſt dort der

Schlußſtein des verfloſſenen Jahrhunderts in der von Meyer verfaßten Kunſtgeſchichte, und es wird daſelbſt aufs neue auf eine, von dieſem Künſtler von mir erwartete, Lebensbeſchreibung hingewieſen. Sie könnten dieſes auch irgend wo erwähnen; nächſt dem würde der intereſſanteſte Aufſatz dieſer Sammlung der über Canova werden, den Sie bereits kennen. Wenn dieſe Sammlung erſchien, ſo wünſchte ich, daß das Buch mit lateiniſchen Lettern gedruckt werde, wo möglich auf Schreib- oder recht gutem Druckpapier, ein mittleres Octavformat, und dann zu jedem Theile ein Kupfer nämlich zum erſten das Portrait von Carſtens, welches ich von meiner eigenen Hand ſehr ähnlich gezeichnet beſitze, und für den zweiten das Portrait von Canova; das ſich leicht dazu aus Rom erhalten läßt. Beide Theile könnten füglich Oſtern 1806 erſcheinen. Da es mir an Materialien nicht fehlt, ſo kann ich die Größe jedes Theiles nach Belieben beſtimmen.

Was das andere Werk, eine artiſtiſche Topographie Roms betrifft, ſo iſt die Sache noch manchen Schwierigkeiten unterworfen.

Es könnte fürs erſte doch nur auf eine Bearbeitung des von Zoega nächſtens zu erwarten-

den Werks abgeſehen ſeyn. Sie wiſſen, daß Zoega's Werk Franzöſiſch geſchrieben ſeyn wird — und da es, ſo viel ich davon kenne, des populären Zwecks ungeachtet, den er ſich dabei vorgeſetzt hat, noch immer weit gelehrter, gründlicher und tiefer eingehend ſeyn wird, als das groſſe Publicum der Liebhaber es fordert und bedarf, ſo glaub' ich, daß die Ueberſetzung wohl manche Abkürzung erlauben möchte. Vielleicht könnte ich denn in derſelben mein Vorhaben zugleich mit ausführen, und mit jener abgekürzten Topographie des alten Rom, das was vom Neuern dem Reiſenden zu wiſſen merkwürdig ſeyn kann, verbinden. Wer ſich gründlicher inſtruiren will, wird auch Franzöſiſch genug verſtehen, um das gröſſere Werk zu nutzen. Die Ueberſetzung müßte wohlfeiler und auch weniger prächtig ſeyn, als das Original, da man für den Abſatz des letztern auch auf England, Frankreich und Italien rechnen kann, wo Zoega's Name bei gelehrten Kennern und Alterthumsforſchern hinreichend bekannt iſt. Der Gegenſtand intereſſirt mich; meine Liebe zu Rom würde dadurch eine angenehme Nahrung erhalten. Es ſollte mich recht freuen, wenn das Werk nun endlich einmal zu Stande käme; ich habe um ſo mehr Hoffnung dazu, da jetzt Borgia nicht mehr exiſtirt, der

den guten Zoega immer für ſein Muſeum in Beſchlag genommen und ihm oft Arbeiten aufgenöthigt hat, die ihn von intereſſanteren Beſchäftigungen abzogen, ſo wie noch die letzte: den Catalog der koptiſchen Membranen, die nichts als elende Legenden und Stücke aus den Evangelien und anderen aſcetiſchen Werken enthalten. Jetzt wo dies hoffentlich nicht mehr geſchehen wird, hat Zoega auch keine Störungen weiter, und vielleicht iſt die Herausgabe ſeiner Topographie Veranlaſſung, daß auch von ſeinen übrigen antiquariſchen Arbeiten, deren er noch einen Schatz im Pulte hat, etwas ins Publicum komme; leider iſt das Publicum, das für dergleichen Producte Sinn und Intereſſe hat, nur gar klein, und die Unternehmung würde, wegen der Kupfer, Koſten machen, die unter ſolchen Umſtänden ein Unternehmer ſcheuet. Indeſſen wer weiß, wie die Umſtände ſich ergeben. *)

Für

*) Zoega's Topographie iſt bekanntlich nicht erſchienen und ſo unterblieb auch, was F. damit zu thun gedachte. Dafür lieſet jetzt jeder Alterthumsfreund mit Genuß und Belehrung die ſeit vorigem Jahr in Rom Heftweiſe erſcheinenden Bassirilievi antichi di Roma, wovon Fernow ſelbſt noch die 11 erſten Diſtribuzioni ſah. B.

Für mein groſses Werk, mein etymologiſches Wörterbuch, arbeite ich immer neben andern kleinern Beſchäftigungen ſo eben fort. Das Einſchalten von 7 bis 8000 italieniſchen Wörtern, die Jagemann noch nicht in ſeinem Wörterbuche hat, und mit deren Zahl ich es vermehren kann, nimmt mir viel Zeit weg; indeſſen werde ich auch bald damit fertig ſeyn, und dann hätte ich wenigſtens die Materialien des italieniſchen Sprachſchatzes aufs reine. Dann geht es an die andern. Am liebſten möchte ich, wie auch Sie mir rathen, das Werk in ſeinem ganzen, alle 5 Sprachen umfaſſenden Umfange ausarbeiten, wenn es dann auch eine Arbeit vieler Jahre, oder auf die noch übrige Lebenszeit würde; ich müſste dann freilich mich nicht ausſchlieſsend damit allein beſchäftigen, ſondern andere Arbeiten daneben treiben, damit ich leben kann. Hätte ich ſo viel, daſs ich nicht nöthig hätte für meinen Unterhalt zu ſorgen, ſo würde ich mich, für einige Jahre wenigſtens, ausſchlieſsend damit beſchäftigen, und dann einen tüchtigen Fortſchritt damit gemacht haben. Cotta will, daſs ich den beſchränkteren Plan ausführe und dann iſt er geneigt, die Hand zur Ausführung zu bieten. Könnte man nicht Eines und auch das Andere? ſo wäre die kleine Arbeit eine Vorübung zu der gröſsern, und ich hätte

Unsere Väter waren von den ältesten Zeiten her eine stehende Nation: wie uralt, einheimisch und unveränderlich sind nicht die Nahmen der meisten grossen Ströhme und Berge: und wie wenig davon wäre verloren gegangen, wenn sie nicht durch die Schriftsteller (denn die ältesten waren Fremde: und die Einheimischen, die auf sie folgten, schrieben nicht in ihrer Muttersprache) nach fremder Mundart und Sprache wären verstümmelt, geradbrecht oder gar verwandelt worden.

Unsere Nation hätte nach dem Maas ihrer Bevölkerung, welche eine natürliche Folge ihrer rohen Sitten und Verfassung war, einen engen Strich eines an sich kalten unfruchtbaren und rauhen Landes in Besitz, der alle die erforderlichen Nahrungsmittel, die aus der Viehzucht und dem Ackerbau gezogen wurden, in einen Werth setzte, und sie gewissermassen kostbar machte.

Dies brachte einen Geist von Wirthschaft und Sparsamkeit unter sie; erzeugte das Wesen des Eigenthums; heftete darauf die erste und letzte Absicht aller Thätigkeit, und machte es zu dem grossen Triebrad in der Gesellschaft.

Der Ackerbau war davon die einzig andere Quelle. Aber wie viel Sorgfalt, Fleiß, Arbeit und Schweiß forderte der Acker nicht von seinem Landwirth, ehe sich in ihm die um so viel kostbarere Quelle von Fruchtbarkeit aufthat? Wie untrüglich war nicht und mußte das Wahrzeichen

indeſſen mehr Zeit und Veranlaſſung zum Forſchen; denn von den Etymologien der Wörter wird wohl manche unaufgefunden und unerklärt bleiben müſſen; da ich die Waghalſerei ſowohl, als die Windbeutelei nicht leiden kann und mich zu keinem von beiden verſtehen würde, wenn ich auch das Geſchick und die Kühnheit dazu hätte. — Mit herzlicher Freundſchaft

Ihr

Fernow.

VI.

Ueber die neue Ueberſetzung Oſſians von Hrn. Prof. Ahlwardt.

Da die von Hrn. Prof. Ahlwardt bearbeitete Ueberſetzung Oſſians nach dem Gaeliſchen Original mit Recht die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigt: ſo dürfte die Mittheilung des nachfolgenden Briefs an mich, für viele Leſer dieſer Zeitſchrift einiges Intereſſe haben und ſie bewegen, auf dies Werk, welches zu Oſtern 1809 unfehlbar erſcheint, bei Zeiten Beſtellung zu machen.

B.

Oldenburg d. 28ten November. 1798.

E. W. bin ich für Ihr Anerbieten, mir die Cochruinneucha T. d. Sh. n. Bard Gealach zu borgen, sehr verpflichtet. Dieses Buch, wovon in dem 3ten Bande des Gaelischen Ossian angehängter Notiz der gedruckten Gaelischen Bücher gesagt wird: S. 565. „it contains many fragments of the most eminent buris of the last four centuries, with several pieces ascribed to Ossian;“ und S. 566. „it is to be wished the editors would take the trouble of giving to the public a literal English or Latin translation of all the poems ascribed to the most ancient bards in this collection, that the beauty of the originals may appear to those ignorant of the Gaelic language.“ Dieses mir in mancher Rücksicht unentbehrliche Buch fehlt mir gerade, und die Hoffnung es einmal aus London zu erhalten, ist auch darum schon sehr zweifelhaft, weil Gaelische Bücher in den Englischen Buchläden eben so selten sind, als in den unsrigen die Portugiesischen oder Russischen. Der Ossian, wozu die Subscription bis Ostern offen bleibt, wird bei Hrn. Göschen in mehrern Ausgaben gedruckt. Mein Wunsch, die Probe von

einem des Gaelischen kundigen Gelehrten beurtheilt zu sehen, ist leider! nicht erfüllt worden. Ein Recensent in der Hallischen L. Z., der sich die Miene giebt, Gaelisch zu verstehen, hat von einem Irischen Soldaten etwas Irisch gelernt, und glaubt nun den Ossian lesen und verstehen zu können, ob er gleich nicht richtig lesen kann, und das Gaelische ungefähr so ausspricht, wie die Bauern in mancher Gegend Teutschlands, die, statt zu sagen: dort liegt ein Brod, ein Messer und ein Knochen, aussprechen „to lia ä Masser ä Pruait unn ä Kanúchen.“ Das Lustigste ist, daß er, ohne die Londner Ausgabe des Gaelischen Ossians zu besitzen, meine Uebersetzung nach dem fehlervollen Abdruck des Gaelischen im Anhange der Macphersonschen Uebersetzung beurtheilt, und aus Unkunde die dort befindliche heillose Orthographie beibehält. Daß nicht ich, sondern mein Censor falsch übersetzt, mag folgende Probe aus der Londner Ausgabe zeigen:

O linne doir-choille na Légo
Air nair eiridh ceò taobh ghorm nan tonn,
'nuair a dhùnas dorsa na h-oidhche
Air iolair-shùil gréine nan speur.

Dies überſetzt Macfarlon richtig ſo:

„E lacu nemorosae silvae Legae
„Nonnunquam surgit nebula (κυανόπλευρος)
latere-caeruleo undarum,
„Quando occluduntur portae noctis
„Aquilino-oculo solis caelorum.“

Ich bitte dies mit jener Recenſion zu vergleichen.

Der erſte aller Ueberſetzer, Voß, und deſſen trefflicher Sohn, haben meiner Probe ihren Beifall geſchenkt, und mich dringend zur baldigen Vollendung aufgemuntert. Ihr Urtheil wiegt das aller Recenſenten auf. Das Ganze wird in vieler Rückſicht die Probe weit zurücklaſſen, die in großer Haſt, in etwa drei Wochen, überſetzt und gedruckt ward. Erſt am Schluſſe der Arbeit, die ſo wie ſie niedergeſchrieben war, in die Preſſe gieng, kam ich zur hellen Klarheit über die Gaeliſchen Sylbenmaße und über die Möglichkeit, ſie in der Ueberſetzung darzuſtellen. Den Beweis hievon habe ich von V. 398 bis zu Ende zu führen geſucht, und halte dieſe für die gelungenſten der Ueberſetzung.

Da Shaw's Wörterbuch ſehr ſchlecht iſt, ſo habe ich mir nach Art der Holländiſchen Philolo-

gen, die, wenn ſie einen Claſſiker bearbeiten, ſich über ihren Autor ein Wörterbuch, oder eine Art von Concordanz machen, um alle Stellen gleich bei der Hand zu haben, eine ähnliche Concordanz über den Gaeliſchen Oſſian gemacht, um die ſchwierigen Stellen, die ſehr häufig ſind, den Autor aus dem Autor zu erklären. Dies Verfahren wird gewiß auch Ihren Beifall haben. Fände ſich ein Verleger, ſo hätte ich wohl Luſt, nach Vollendung der Ueberſetzung den Gaeliſchen Oſſian mit Macfarlans lateiniſcher Ueberſetzung wieder abdrucken zu laſſen, und ein Gaeliſches Wörterbuch nebſt einer Sprachlehre beizufügen, um das Studium des Originals, das kein Ueberſetzer durchgängig erreichen kann, zu befördern. Dies würde vielleicht deſto nützlicher ſeyn, da wir noch mehrere und treffliche Gaeliſche Gedichte von der Hochländiſchen Geſellſchaft zu erwarten haben. Mit der größten Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenſter

W. Ahlwardt.

Inhalt.

I. Gedichte. Seite

1. Germania. 3

2. Der Augenblick. 6

3. Die gefangene Lerche und der Kanarienvogel. 11

4. Das Freundschaftsmal. 13

II. Proben peruanischer Volkslieder, nebst einer Nachricht von der Fortsetzung des Adelungischen Mithridates. 14

III. Mittheilungen aus einer noch ungedruckten Schrift: Ueber das Gelehrtenschulwesen in Preußen. 29

Seite

IV. Bruchstück aus dem Tagebuche eines Sachsen, während seines Aufenthalts in Paris, im Januar 1808. 39

V. Briefe von Fernow an B. 69

VI. Ueber die neue Uebersetzung Ossians von Hrn. Prof. Ahlwardt. 82

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1809.

I.

Gedichte.

1.

Nachtphantaſie. *)

Heilge Nacht! zu tröſtender Erhebung
ruft dein ausgeſpanntes Sternenzelt.
Freier herrſcht der Zauber innrer Welt
in der äußern Stille der Umgebung.

*) Der Verfaſſer, einer der gefühlvollſten und zarteſten Dichter unter unſern Zeitgenoſſen, ſtellte in der Form dieſes Gedichts zugleich ein Muſter auf, wie der ſtets wiederkehrende Reim, auch ohne das Geklingel eines Sonnets, Wohlklang

Seyd gegrüßt, ihr köſtlichen Minuten,
wo die Seele mit ſich Rechnung hält,
wo die Binde von dem Auge fällt,
wo Gefühle auf und nieder fluten!

Fühl es, Geiſt! wenn Kraft und Muth entweichen:
Höhre Weſen ſind dir zugeſellt,
die dir, noch auf niedern Grad geſtellt,
ungeſehne Schweſterarme reichen!

Ihre Näh, ihr geiſtererntſtes Mahnen
kannſt du, wenn für Recht dein Innres ſchwellt
wenn ein Lichtſtrahl Gottes dich erhellt,
Klar empfinden, nicht bloß ſchüchtern ahnen!

Steure drum, ob dir nach Ruh gelüſte,
über dieſes Lebens ſchmalen Belt!
Jene Woge die dein Boot zerſchellt,
trägt dich an des Jenſeits ſchöne Küſte!

Arthur.

mit tiefem Sinn vermählen könne. Möchten die Sonnetdrechsler, bei welchen noch etwas zu retten iſt, ſich doch öfterer in dergleichen Formen verſuchen! B.

2.

Blick in die Natur.

Der Lenz beginnt und mächtig ſtrebt
der Keim aus lockrer Hülle.
Aus aufgebrochner Knoſpe webt
ſich reiche Blätterfülle.
Die Jugend raſch hervor ſich drängt
aus Keimen, die das Kind gezwängt.

Und was im Keim verborgen lag,
es wird im Sonnenlichte
gefördert, trägt am Sommertag
die ſchnellgereiften Früchte.
Im Glanz und Licht der Außenwelt
die Jugend Männerkraft erhält.

Doch tief im Innern wohl verwahrt,
bleibt Keim und Kern verſchloſſen,
für unvertilgt Gedeihn gepaart
zu Blättern, Zweigen, Sproſſen.
Das Aeußre die Natur erſetzt
blieb nur das Innre unverletzt.

chen seyn, das er von dem Fleiß oder Unfleiß seines Hauswirths, an seiner Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit so zu sagen auf seiner Stirne trug? und wie sehr hatte dieser Ursache, das einmal mildthätig gemachte Feld gewissermassen zu seinem eigenen Selbst zu rechnen, und es als einen Theil davon anzusehen? Was es war, das ward es nicht durch sich oder die schöpferische Natur, sondern durch die Hand dessen, der es sich also als eine hingeworfene rohe Masse der Natur durch seinen Schweiß und Fleiß zu seinem Eigenthum im eigentlichen und wahren Verstand umgeschaffen hatte.

Man sage mir, ob es irgend ein zuverläßigeres Zeugniß vom Landeigenthum giebt und geben kan als dasjenige, das auf diese Weise im Daseyn des Ackerbaues selbst liegt, und ob man nicht mit allem Recht Ackerbau — ohne Landeigenthum, jederzeit als ein ganz sonderbares ungewöhnliches Phönomen halten muß, das desto stärkere Beweise erfordert, wenn es Glauben finden soll: je ausserordentlicher die Ursache ist, dadurch es entstehen kan. Doch der römische Geschichtschreiber muß selbst das Landeigenthum bey dem Ackerbau als etwas gewöhnliches angesehen haben, das keines besondern Zeugnisses bedürfe, und das er, im Durchschnitt genommen, durch ganz Teutschland für wahr voraus gesetzt hat. Denn hätte er sonst wohl von einer gewissen Gattung Leute des alten Germaniens erzählen können, daß sie jährlich ihren Herrn, nach Art der römischen Pachter

Treu ſollſt du folgen ihrer Spur
und wie ſie waltet, walten.
Nach außen hin wirkt die Natur
Das Innre zu erhalten;
denn, ob Blatt, Zweig und Frucht vergeht,
der innre Keim bleibt und beſteht.

Arthur.

3.

Die Buſen-Nadel.

Du liebes Herz, das oft an meinem Herzen
Bald ſeufzend bebte, bald vor Freude ſprang,
Da, geh nun hin, und ruh' an ihrem Herzen!
Und ſey da glücklicher, als ich, noch Jahre lang!

In Flor und Spitzen ſchwebſt du auf dem Throne
Von ihrem ſchönen, frommen Buſen dann,
Wenn ich — wer weiß: in welcher Narrenzone? —
Auch nicht den Saum von ihrem Kleid berühren kann!

Um dieſen Wohnplatz in dem Thal der Freude
Beneidet wahrlich Mann und Jüngling dich!
Auch ich geſteh', daß ich die Herrſchaft neide,
Wohin verſtohlen nur mein Auge ſchlich.

Nun, für den Vorzug eine große Bitte
Hab' ich an dich, du liebes Herzchen, nur.
Sey du der Schutzgeist künftig in der Mitte
Von Kriechern, über das, was sie mir schwur!

Du sollst sie nicht in ihren Busen stechen,
Wie Melusinen's allzustrenger Ring
Sie in den Finger stach, für jegliches Verbrechen,
Das sie so dann und wann beging.

Das thät ja weh! Nein! Zeig' ihr nur den Rücken,
Zwar freilich nicht das feinste Compliment,
Doch frisch gewagt; und so, daß sie im Bücken
Des theuren Namens scharfen Zug erkennt.

Wie wird sie dann dich, böses Herzchen, necken
Für deinen kühnen Vorwitz! — doch was thut's?
Das schlimmste wär': dich tiefer zu verstecken,
Und das ist immer noch was Gut's!

So willst denn zu ihr eilen auf ihr Zimmer?
Ach! leb denn wohl! — fast seufzt' ich: ewig! — doch
Die Zukunft zeigt ja hoffentlich auf immer
Mir Glücklichen das Herzchen noch! —

Adelheim

II.

Ein Wort über subjective Religion.

Es ist erst neulich bemerkt worden, daß Religion in ihrem Wesen und in ihrem letzten Grunde nichts anders als Gefühl sey. Ist dem also (nach meiner Ueberzeugung ist aber diese Bemerkung sehr richtig), so können wir nicht umhin, die Religion als etwas Subjectives, als eine Eigenschaft des Menschen selbst, zu betrachten, welche, an und für sich, von jedem Lehrstoffe und von jedem conventionellen Cultus unabhängig ist. Ueberhaupt kann, an und für sich, nur wenig darauf ankommen, auf welche Art sich jenes Gefühl, das Gefühl der tiefsten Demuth gegen das höchste Wesen, (stelle man sich dieses vor, wie man will) ausspricht, und was jeder nöthig zu haben glaubt, um dies Gefühl auf die der Gottheit würdigste Weise an den Tag zu legen. Nur so viel ist richtig, daß ein Gefühl ohne Nahrung nicht von langer Dauer seyn kann, und daß ein Gefühl ohne Ausdruck so gut als kein Gefühl ist: und in sofern läßt sich allerdings Reli-

gion ohne alle Erkenntniß und ohne allen Cultus nicht wohl denken. Erwecken kann Erkenntniß und Cultus das Religionsgefühl eigentlich nicht; beide ſetzen vielmehr dies Gefühl ſchon voraus, und dienen nur, um daſſelbe zu erhöhen und zu beleben. Die Art, wie dies geſchehen kann, iſt unendlich verſchieden, ſo wie die Faſſungskräfte, und die erhaltene Bildung höchſt verſchieden ſind; und es iſt unmöglich, hierüber im Allgemeinen Etwas als Regel und Richtſchnur zu beſtimmen. Nur ſo viel kann man, wie ich glaube, als ausgemacht annehmen, daß man ſich des Offenbarungsglaubens nicht zu ſchämen braucht, um dem Glauben an Vernunft-Religion aufrichtig ergeben zu ſeyn. Mein Religionsgefühl wohlthätig für mich und, ſo weit es möglich iſt, auch für andere, zu machen: darauf kommt, wie ich glaube, zuletzt Alles an. Was ich, nach meiner individuellen Ueberzeugung, hierzu zu bedürfen glaube: darauf kann nur wenig ankommen. Weit mehr kommt darauf an, daß ich mich mit meinen Ueberzeugungen nie am Ziele glaube, daß ich mich da, wo alles auf Demuth ankommt, nie einem lächerlichen Stolze überlaſſe, daß ich keiner fremden Ueberzeugung ſpotte, daß ich mit Schwachen Geduld habe, und daß ich in meinen Augen ſelbſt ein Schwacher bin, und nie

Etwas verſchmähe, was mein Religionsgefühl, ſey es auch nur für den Augenblick, ſtärken und erhöhen zu können ſcheinet, oder was für das Religionsgefühl Anderer vielleicht von Nutzen ſeyn kann. Dieß, denke ich, iſt der höchſte Sieg, den wir, wenn von Religion die Rede iſt, über uns ſelbſt erringen können.

Zerbſt.

Lobethan.

III.

Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines Teutſchen in Paris.

(Beſchluß.)

Den 14ten Januar. Ich widmete den heutigen Tag vorzüglich dem Saal des Apollo und nie werde ich die Stunden vergeſſen, die mir in Betrachtung dieſes Meiſterſtücks alter Sculptur verſchwanden. Nie iſt wohl Würde und Hoheit ſchöner ausgedruckt worden, als in der Figur und vorzüglich dem Kopfe des Delphiſchen Gottes.

Nicht Verachtung des erſchlagenen Feindes, ſondern Gewißheit des leichten Sieges malt ſich in derſelben. Man vergißt über dem Total-Eindruck der herrlichen Figur die Vollendung der Arbeit und die Schönheit des Marmors, der in dem über den linken Arm herabhängenden herrlichen Gewande bis zur Durchſichtigkeit gearbeitet iſt. Stände doch dieſer Apoll frei und würde nicht der Eindruck, den er macht, durch die Stange die ihn hinten an die Niſche befeſtigt, ſo ſchmerzlich geſtört! Es giebt dies eine Idee von Schwäche, die mit dem Idol von göttlicher Stärke und Kraft durchaus unvereinbar iſt. Wie — ſagt man ſich ſelbſt — dieſer Gott kann nicht allein ſtehen, und in ihm ſoll ſich alles vereinen, was das perſonificirte Ideal des ſchönſten männlichen Körpers erfordert? — Ich ſollte meinen, daß dieſer Uebelſtand noch zu vermeiden wäre; und wie nützlich wäre es dann dem künſtleriſchen Studium ihn von allen Seiten ſtudiren zu können! Nach dem Apoll war ſeine Nachbarin die Leukothea mit dem jungen Bacchus, mein Liebling. So viel mütterliche Liebe, ſo viel Zartheit des Ausdrucks in Stellung und Haltung hatte ich noch nie geſehen, ſo viel Abbildungen der Mutter (mit dem Kinde) ich auch, und gewiß ohne Vorurtheil betrachtet hatte. Auch iſt die Idee,

daß der kleine Bacchus gleichsam par anticipation mit einer Vase (einem Weinkrug) spielt, sehr sinnreich. Noch gefielen mir vorzüglich eine Büste der Ariadne von köstlicher Arbeit und noch eine der jüngern Faustine; wo die Kenner viel an der Zeichnung desideriren, die aber ein so liebliches Profil hat, daß man alles Andre übersiehet. — Mittag bei Clement, wohin ich nicht wieder komme; zum Abend aux Français, wo le tyran domestique und les rivaux d'eux mêmes gegeben wurden. Von allen Pariser Theatern scheint mir dies am schönsten decorirt. Die herrlich marmorirten Säulen mit der schönen blaue Draperie, der schöne Plafond, und alles dies so gut unterhalten als man sonst nirgend es findet, haben mir sehr gefallen. Die kaiserl. Loge ist klein, aber mit Geschmack decorirt. Auch sahe ich hier die ersten wirklich schönen Französinnen. Bis jetzt war mir nur manches hübsche Gesicht, mit muntern Augen, schönen Zähnen und reichen Formen (Busen sagt man nicht mehr in Paris), dem Erbtheil des größten Theils von Evens Töchtern in Frankreich, vorgekommen, aber kein auffallend schönes Gesicht; hier waren mehrere wirklich, wenn auch nicht allen Erfordernissen der strengen Kritik genugthuende, griechische Profile, wirklich recht sehr schöne

Geſichter, die mir nach ihren Umgebungen und Betragen zu den höhern bürgerlichen Familien zu gehören ſchienen. Wie vortrefflich wurde aber auch der tyran domestique gegeben? Dieſe Wahrheit der Darſtellung (fern von aller Uebertreibung, welche ich überhaupt weniger, als ich erwartete, und nur im hohen tragiſchen Styl gefunden habe) mit der Fleuri den Valmout gab, die Naivetät der Oſſe Mars als Eugenie, die Würde von Mde Talma als Mde Valmout, die Treuherzigkeit des Dazincourt von Picard, der ſich nicht als Bedienter, ſondern als Mitglied der Familie, der er ſeit langen Jahren nur Liebes und Gutes erzeigt zu haben ſich bewußt war, anſah, waren unübertreffbar. Hier muß man Familien-Scenen darſtellen ſehen, dies durch die neuere Theaterkritik verſchriene genre iſt völlig für dieſes Theater, und die großen Voltairſchen Tragödien, die auf ſeinem Repertoire ſtehen, können gewiß nicht ſchöner gegeben werden. Das gerechteſte Lob zolle ich auch den franzöſiſchen Schauſpielern wegen ihres vortrefflichen Memorirens, alles geht Schlag auf Schlag, die Perſonen mögen auf der Mitte des Theaters, im Fond oder an den Couliſſen ſprechen, ſtatt daß leider bei uns die Converſation oft in dem Maaße ſteckt, als die Unterredenden ſich von

dem Souffleur-Kaſten entfernen, ja, nicht genug, daß der verlegene Schauſpieler ſeinen Freund oder Freundin oft bei der Hand zum Souffleur-Kaſten hinzieht, nein, er verſucht auch mit den Augen von des oft übertauten Einbläſers Munde das Benöthigte abzuleſen. Solche Unſchicklichkeiten können in Paris nicht vorkommen. Minder gefielen mir les rivaux d'eux mêmes, es iſt dies ein Stück, das ſie dem Vaudeville und Variétés überlaſſen ſollten. Hr. v. Kotzebue hat, ohne es zu nennen, es in ſeinem dramatiſchen Almanach von 1808 etwas verändert aufgenommen.

Den 16ten. Dieſen Morgen wanderte ich nach dem Jardin des plantes, beſah dort die Menagerien; der Elephant iſt ein Weibchen 21 Jahr alt, das Männchen iſt geſtorben; im Freien ſind nur die Thiere aus den kalten Gegenden, die aus den wärmern ſind in Ställen. Ich geſtehe, daß meine Idee von den dort getroffenen Anſtalten, jedes Thier in der Mitte von Bäumen und Sträuchen, die ſeinem Klima angemeſſen wären, einzuhägen, nicht befriedigt wurde; es iſt und bleibt kleinlich, und entweder hat man die Bäume und Sträuche nicht erhalten können, oder die Thiere leiden ſie nicht. Denn es ſind

dieſe Grasplätze mit lebendigen Hecken eingeſchloſſen, in deren Mitte die Thiere irgend ein Gebäude, Ställchen oder Schoppen haben. Um in den Serres (Gewächshäuſern) den Reichthum zu ſchätzen, bin ich nicht Botaniker genug; ich gieng deshalb nicht erſt hinein, ſondern nur auf eine Art Schneckenberg, den ein auf Säulchen von Bronze ruhender offener Pavillon ziert, von dem man eine reizende Ausſicht auf den gegenüber liegenden Theil der Vorſtadt St. Antoine und die Seine hat. Dann in die Manufacture des Gobelins, wo herrliche Sachen gearbeitet werden, deren Bereitung man mit Liberalität zeigt, und von da ins Palais du Senat Conservateur, das ehemalige Luxemburg. Hier weidete ich mich an den Meiſterſtücken von Rubens, der idealiſirten Geſchichte der Marie von Medicis, den le Sueurſchen Gemälden, den Titians, Rembrands und vor allen an den köſtlichen Vernets. Ungeſtört war mein Genuß, denn außer einigen zeichnenden Artiſten, worunter 2 Frauenzimmer, war Niemand da. Unter den Sculptur-Arbeiten war eine Nymphe, die ins Bad ſteigt, (obſchon modern) mir wegen der Reinheit und Weiße des Marmors, ſo wie der Vollendung der Arbeit intereſſant. Die Ordnung der Aufſtellung, die Schönheit der Rahmen

ter, ein gewisses Maas an Getraide abgeben müßten, wenn es keine Landeigenthümer gegeben hätte, da doch die Sache nothwendig ein Verhältniß von derjenigen Art, als zwischen dem Herrn und Besitzer des Guts in zwoo verschiedenen Personen ist, voraus setzt?

Ich muß aufrichtig bekennen, je mehr ich alle die bisher angeführten Umstände erwäge; dem Schriftsteller in seinen Erzählungen nachspüre, und die Schlußfolgen, die unmittelbar daraus fliessen, überdenke: desto unwahrscheinlicher wird mir die gemeine Vorstellung von der Lebensart der alten Teutschen: desto glaubwürdiger wird mir die Sache des Landeigenthums, und des daraus eher erklärbaren Ackerbaues und der Viehzucht, als der beyden ordentlichen Quellen der menschlichen Nahrung, und, desto mehr werde ich eben dadurch auf die Vermuthung ungewöhnlicher ausserordentlicher Vorfälle unter diesen oder jenen teutschen Völkerschaften geführt, die eine gänzliche Aufhebung des Landeigenthums unter diesen einzelnen Völkerschaften veranlaßt haben, und der wahre Schlüssel seyn möchten, um damit von den gerade entgegenstehenden Stellen beyder alten Schriftsteller den gehörigen Aufschluß zu geben. Auf diese Art fiel aller besorgte und so sehr auffallende Widerspruch bey diesen würdigen Geschichtschreibern in dieser Materie sowohl gegen sich selbst, als unter einander, nicht nur, sondern auch der wichtigste Zweifel gegen meine aufgestellte Hypothese gänzlich hinweg;

unsere

und das herrliche Ensemble des Locals übertreffen bei weitem die im Musée. Auch war eine angenehme Wärme durch alle Zimmer verbreitet, statt daß man im Musée friert, wenn man lange darin weilt. Schönere Landschaften als die französischen Häfen von Vernet sieht man doch nicht; auch ist die Staffage merkwürdig, theils wegen der Costümes der damaligen Zeit, theils wegen der Verschiedenheit der Trachten, die in Hieres, Toulon und Marseille südlich, und in Boulogne, Calais u. a. nördlich sind. Einige Seegemälde von neuern Meistern, deren eins den Besuch Napoleons im Hafen von Boulogne und das andre ein Seegefecht einer französischen Fregatte gegen zwei engl. Schiffe vorstellt, stechen sehr gegen die Vernets ab. Heut Abend ins Théâtre de l'Imperatrice. Dies ist von allen Pariser Theatern, die ich gesehen habe, am schlechtesten decorirt; auch war es gar nicht besucht. In den Logen kein Mensch von Stande, auf den Gallerien konnten Bürger und Leute aus Bureaux seyn wie es mir schien, — keine fille, die auch ihre Rechnung nicht gefunden haben würde, denn es war kein Elegant da, und überhaupt das Theater nur zum 6ten Theile voll. Nichts desto weniger wurden les voisins, le volage und les ba-

dauds de Londres mit viel Feuer und Laune gegeben. Dies iſt nur ein Theater vom 2ten Range und ich wüßte kein teutſches vom 1ſten, bei welchem ſämmtliche Schauſpieler die feinen Nüancen und Beziehungen ſo wohl gefaßt und ſo herrlich gegeben hätten als hier. Gar köſtlich ſpielte Mer. Valmout, Dlle. Arſere, und Mde. Dúval im volage, auch der Vetter war brav.

* * *

Den 21ſten. Endlich hatte ſich nach einem unaufhörlichen Regenwetter, das mir meinen Aufenthalt zu verleiden anfieng, Kälte und derber Froſt eingeſtellt, und die Sonne ſchien ſchön, die Bäume im Palais royal hiengen voll Reif. Ich beſchloß demnach dieſen Tag zu einem weiten Spaziergang zu verwenden. Ich frühſtückte au caveau, wanderte durch die Tuilleries, wo ich die Wache aufziehen ſah, die Champs elisées und die Barrière de Neuilly ins Freie. Da ich den Montmartre zum Ziel meiner Reiſe auserſehen hatte ſo wandte ich mich rechts; außerhalb der Barrière erhielt ich einen mit dem nämlichen Zweck ſpazierenden Franzoſen aus Orleans zum Gefährten. Wir beſtiegen gemeinſchaftlich den Montmartre und durch ein Paar Jungens geleitet, durch

die Kirche den Telegraphen, wo uns der Aufseher desselben freundlich mit dem ganzen Detail bekannt machte, auch dem mit ihm Correspondirenden im hotel de Commerce ein Signal gab, welches von diesem beantwortet wurde. Dieser Telegraph correspondirt nach Brüssel und Calais, war also einer der wichtigsten. Seine jetzige Position zeigte an, daß in der Gegend von Brüssel Nebel wären, mithin nicht correspondirt werden könnte. Noch während unsrer Anwesenheit gab der Pariser ein Signal, welches nach der Versicherung des Telegraphisten die Frage war, ob sich der Nebel noch nicht verzogen hätte? der unsre gab es weiter und während Ablauf von 5 Minuten kam die Antwort verneinend zurück. Die Position des Aufsehers ist in der Mitte des Zimmers zwischen 2 Fernröhren, die durch die Mauer nach den 2 correspondirenden Telegraphen gerichtet sind. Neben ihm steht ein Tisch, worauf das Journal das er führen muß, mit den nöthigen Schreibmaterialien liegt. Wenn er die telegraphische Depesche von dem einen erhalten und in sein Journal eingetragen hat, giebt er dem andern mittelst der im Zimmer befindlichen Maschine, die den über ihm stehenden Telegraphen in Bewegung setzt, das Zeichen (Hab' Acht), und wenn er dies nachmacht, zum Beweis, daß er aufmerksam

iſt, dann giebt er ihm die in ſeinem Journal verzeichneten »Characterе in derſelben Ordnung, wie er ſie erhalten hat, ohne zu wiſſen was ſie anzeigen. Ein an der Wand des Zimmers befindlicher kleiner Telegraph wird durch die zur Bewegung des großen angewendeten Leinen mitgezogen, und zeigt ihm, ob er recht ſchreibt oder nicht. Wir giengen unter Anweiſung ſeiner Frau, oben auf der Platform unter dem Telegraphen herum, und genoſſen der herrlichen Ausſicht über Paris. Bis zur Seine weiter hin zu ſehen, verhinderte der aus ſo viel 1000 Eſſen emporſteigende Rauch. Während wir ſo in Betrachtungen vertieft waren und mich der Franzos bereitwillig orientirte, fieng der Telegraph über uns an zu arbeiten, (die Antwort auf die Anfrage wegen des Nebels) und ſetzte uns in kein geringes Schrecken, weil wir glaubten, die langen Arme könnten uns erreichen. Die Verſicherung unſerer Führerin aber, ſo wie die nähere Betrachtung belehrten uns vom Gegentheil. Für 34 Sous war der Telegraphiſt ſehr dankbar; er war Soldat geweſen, hatte bei der italieniſchen Armee gedient, und fand in meinem Compagnon einen Camerad aus dieſen Kriegen. Mit vieler Feinheit entſchuldigte er ſich, daß er uns nicht das Geleite geben könnte. Rückwärts giengen wir

über die Boulevards und ich in mein Muſée. Von Artiſten (wahren oder eingebildeten, wage ich nicht zu entſcheiden) hörte ich heute ein langes Lamento über die Reſtaurations. Sie behaupteten ſie könnten nur ſchaden, (bei Gemälden) indem die Manier des Reſtaurateurs von der des Meiſters allemal abwich, und ſie nie erreichte; auch thäte der Firniß, der ſie in den Augen des Dilettanten ſo ſchön machte, nicht nur größtentheils dem Effect, ſondern beſtimmt der Conſervation Schaden.

* * *

Den 24. Noch ein Beſuch im Muſée. — Ich gieng zuerſt in die lange Gallerie, verſchaffte mir den Eingang in die verſchloſſene Hälfte, wo die italieniſche Schule größtentheils wegen der Reparatur der Decke abgenommen war, die ich das letzte Mal nicht hatte ſehen können, dann durchſtrich ich noch ein Mal den Saal des Apollo mit den durch die letzten Campagnen gemachten Eroberungen, und blieb die übrige Zeit bis zum Schluß des Muſée ununterbrochen in den untern Sälen.

Nie wollte ich von den übrigen Herrlichkeiten der großen Hauptſtadt Etwas wiſſen und willig auf jede andre Unterhaltung verzichten, wäre es mir nur

vergönnt, wöchentlich ein Mal dieſe Säle zu durchwandern. — Es ſoll nicht ſeyn. — Heilige Pflichten und die ſtärkere Stimme des Herzens rufen mich in meine heimiſchen Fluren, wo, wenn auch nicht Götter und Heroen, doch liebliche Menſchengeſtalten meinem Herzen, und ſtatt dieſer idealen Weſen lebende Arme mir winken, und zu meinem Empfange ſich öffnen. So ſeyd mir denn zum letzten Male gegrüßt! Du Delphiſcher Gott in ewig jugendlicher Schöne, und du Erycina, die Lächelnde, vom Capitol, zweifach aber Du den mediceiſchen Hallen entrißne Freudengeberin, Du Leukothea mit dem kleinen Bacchus auf mütterlichem Arme, auch du Götterbote Merkur, Du indiſcher Bacchus, Ariadne Du Holde, und Du ſchelmiſcher Faun à la tâche, Meleager und Venus genitrix! — Nie wird die Erinnerung an Eure holden Geſtalten aus meiner Seele weichen; oft, ſehr oft! werde ich in Eure Mitte mich denken, und dem großen Genius danken, der Euch hier verſammelte im würdigen Verein, zum Nutzen und Entzücken aller derer, denen τὸ καλὸν καὶ ἀγαθόν heilig iſt. Mittag bei Grignon, dann in die große Oper, wo unter andern Pſyche gegeben wurde. Köſtliche Ballets! Doch wollte ich Herrn Gatbel rathen, bei mythologiſchen Sujets Hr. Millin, Denon oder das Mu-

ſée zu Rathe zu ziehen, damit er ſeinen Tartarus nicht wieder mit ordentlichen chriſtlichen Teufeln bevölkert, indem ſeine Pſyche im Wortverſtande vom Teufel geholt wurde. Die Genien wurden von kleinen Kindern ganz allerliebſt gemacht und manche zeigten zur Mimik vortreffliche Anlage. Ueberhaupt war die Toilette der Pſyche, umgeben und umflattert von dieſen lieblichen Kleinen, ein höchſt maleriſches Tableau. Das erſte Stück hatte 3 Acte und Pſyche auch 3, deshalb ſpielten beide von 6 bis bald um 12 Uhr. Hier hat man doch noch etwas für ſein Geld, das man bei uns ſo oft für eine ſchlechte Poſſe weggiebt, wo man froh iſt, wenn der Vorhang fällt, und ſeine ſchöne verſchwendete Zeit bedauert.

Den 25. Der heutige Tag war für Verſailles beſtimmt, und da ich einen gefaßten Vorſatz nicht gern aufgebe, mir auch nicht viel Zeit mehr übrig blieb, ſo ließ ich mich durch den trüben Himmel, welcher mit Regen drohete, nicht abhalten, ſondern gieng an die Tuilerien, wo ich auch gleich ein nach Verſailles abgehendes Cabriolet fand, das nach einer Viertelſtunde ſeine volle Ladung hatte und abfuhr. Wir waren im Cabriolet vier Perſonen, und zum Kutſcher ſetzte ſich noch ein Bürger

aus St. Cloud, der seinen Hund Namens Poliſſon auf die Imperiale ſetzte. Daran war nun das arme Thier nicht gewöhnt, ſprang deshalb auf ſeinen Herrn herunter und fiel, da dieſer es nicht erwartete, hinter den Pferden nieder. Kaum hatte er den Boden berührt, als er ein jämmerliches Geſchrei erhob, ſo daß wir nicht anders glaubten, als das Rad müßte über ihn gegangen ſeyn. Sein Herr ſtieg ab, nahm ihn auf, er klagte über ein Bein, entzwei war aber nichts; nun behielt ihn der Herr auf dem Schooſe, litt jedoch dabei viel an ſeiner Garderobe, da der Hund über und über kothig war.

Der Weg gieng zu großem Verdruſſe des Kutſchers und der übrigen Reiſenden, aber zu meiner großen Freude über St. Cloud, weil man den Brücken bei Sevres nicht trauete. Das erſtere liegt ſehr angenehm gegen Südoſt auf einer waldichten Höhe, auf deren höchſten Spitze der Kaiſer einen Thurm errichten laſſen, der in dem weitläuftigen Park den Jägern zum Richtungspuncte dient. Das Städtchen St. Cloud hängt faſt mit Sevres zuſammen, welches an der Straße ziemlich eine halbe Stunde ſich hinzieht. Die Laternen, die ſonſt bis Verſailles brannten, ſobald es dunkel war, gehen jetzt nur bis St. Cloud; doch iſt man mit

dem Oel weniger ſparſam, als bei uns, indem wir um 10 Uhr noch unter brennenden Reverberen wegfuhren. In Sevres hielt der Kutſcher, und während meine Reiſegeſellſchaft frühſtückte, gieng ich um die Manufactur zu beſehen, wo einem der ganze Proceß mit vieler Bereitwilligkeit und ohne Reſervation der Geheimniſſe (von denen bei uns einige Employés den Titel Arcaniſten haben) gezeigt wird. Für den ruſſiſchen Kaiſer war ein Service in der Arbeit, von dem die Zeichnungen ganz vortreflich waren. Auch ſind ihre Formen ganz nach antiken Modells der beſten Zeit; dies, nebſt der unerreichbaren Vergoldung, läßt einen vergeſſen, daß die Maſſe nicht ſo gut iſt als unſre Meißner; doch iſt ſie weit beſſer, als das, was jetzt ſo häufig zu uns gebracht wird, und welches Privatleute in und um Paris fertigen; dies iſt eigentlich eine Art Beinglas. Nicht weit von der Manufactur iſt eine Caſerne zum Dienſt der Garden des Kaiſers, wenn er in St. Cloud iſt.

Wenn man aus Sevres herauffährt, ſieht man ſchon Barrieren von Verſailles, und ich ſchätze es von den Tuilerien nicht weiter, als von Dresden nach Pillnitz.

Der feine Regen, der von Paris aus gefallen war, verwandelte sich, als wir in Versailles ankamen, in dichte Schneeflocken; ich ließ mich deshalb, da eine Pariserin, die mit im Cabriolet war, den nämlichen Weg hatte, durch den Garten durch bis nach Trianon fahren, wo ich ausstieg und das Schloß besehen wollte. Auf meine diesfalsige Anfrage erhielt ich aber die Antwort, le Concièrge n'est pas là, worüber ich mich gern tröstete, da die Außenseite nicht viel versprach, und ich des Sehenswerthen für meinen kurzen Aufenthalt noch genug wußte. Ich hüllte mich demnach in meinen Mantel und durchstrich mit einer Pfeife Tabak den Park in einem Wetter, wie man es gewöhnlich zum Spazierengehen in einem Garten nicht wählt, indem Wolken von Schneeflocken herabfielen, die mich zuweilen ganz einhüllten.

Die Anlagen sind köstlich und im großen Styl, nur müssen die Wasser springen, sonst sind nach meiner Meinung die großen freien Plätze zu kahl und nackt. Vor den Sonnenstrahlen sich zu schützen, ist auch wenig Gelegenheit. Denn, obschon die Hecken hoch sind nach altfranzösischem Geschmacke, so sind keine Gänge durch die von ihnen eingeschlossenen Bosquets; mit einem Worte, die Benennung

unſere Begriffe von der innern Oeconomie und Verfaſſung des alten Teutſchlands erhielten dadurch deſto mehr an Wahrheit, Glaubwürdigkeit, Beſtimmung, Vollſtändigkeit und Ueberzeugung, je weniger Schwierigkeit und Romanhaftes daran übrig bliebe; und eine wahrſcheinliche Erklärung der Sueviſchen Verfaſſung, auf welche ſich das ſonderbare und ungewöhnliche Phönomen einſchränkte, und von welcher allein die entgegenſtehenden Nachrichten beyder Schriftſteller zu verſtehen wären, würde als ein wahrer Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit anzuſehen ſeyn, und hiſtoriſch darthun, zu welchen Entſchlieſſungen eine barbariſche Nation greifen könne, die von auswärtigen Feinden unaufhörlich gedrückt, aus Mangel einer ordentlichen in ein politiſches Syſtem gebrachten Verfaſſung und innern Stärke hülflos gelaſſen, und dadurch zur Verzweiflung gebracht worden wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Der Mohr von Venedig.

Eine Erzählung nach dem Italiäniſchen des *Giraldi Cinthio.*

S. deſſen Hecatomith. Deca III. Nov. 7.

In Venedig war vor Zeiten ein ſehr tapferer Mohr, deſſen ſtreitbarer Arm ſowohl, als ſeine groſſe Klug-

Garten kann man dieſem Werke nur uneigentlich geben. Nachdem ich an den Fröſchen der Latona vorbei auf die Terraſſe gekommen war, und dort tüchtig gefroren hatte, eilte ich in das Schloß ſelbſt, fand dort unter Leitung einer alten Frau bald einen Caſtellan, der mir mit der größten Bereitwilligkeit Alles, auch auf mein Verlangen die ſogenannten petits appartemens zeigte. Auch hier iſt an gewiſſen Tagen freie Entrée. In den großen Zimmern ſind die Gemälde aus der neuern franzöſiſchen Schule aufgehangen, auch die Schlacht von Quiberon und ein Uebergang über den St. Bernard. Mit heiligem Schauer durchſtrich ich die kleinen Zimmer, die nach dem Hofe herausgehen, in welchen Ludwig XVI. und die unglückliche Marie Antoinette gewohnt hatten. Alles war noch hier ſo unverſehrt, als wären ſie eben erſt hinweggegangen, in den Garderoben waren noch die Schränke zu Wäſche und Kleidern, und die herrliche Vergoldung war noch wie neu, während in den großen Prachtſälen Alles von Rauch und Dampf angelaufen war, indem eine Zeit lang ein Militär Hoſpital hierher verlegt worden; auch waren durch die Feuchtigkeit, die nach des Caſtellans Meinung, außer den heißen Sommermonaten, das ganze Jahr hindurch hier herrſchte, und wegen der in allen Sälen noch jetzt Oefen

gebrizt werden, und durch die Vernachläſſigung des Dachs während der Revolutionszeit, die Decken der Säle verfault, und die ſchönſten Deckengemälde von le Brun und Andern kaum mehr kenntlich. - Ein heiliger Schauer, erregt durch die großen Weltbegebenheiten, zu denen der erſte Zunder hier glomm, ergriff mich, und wenig fehlte, ſo ſah' ich im Oeil de boeuf das Blut der Gardes du corps an dem Ofen kleben, der wirklich aus jenen Zeiten noch ſtand. Jeder Schritt in dieſen, durch die Schlachten Ludwigs XIV. verſchönerten Sälen war mit einem denkwürdigen Ereigniſſe bezeichnet, und willig kam der aus jenen Zeiten gern ſchwatzende Begleiter meinem Gedächtniß durch ſeine Localkenntniß zu Statten.

Die Capelle iſt ſchön und vorzüglich erhalten. Nachdem ich ſie beſehen, wanderte ich nach dem Opernſaale, der wegen der Schnelligkeit, mit der er zur Vermählung des damaligen Dauphin Ludwig XVI. gebaut wurde, und dem beſonders glücklichen Mechanismus, vermittelſt welchem er in einem Tanzſaal, und vice versa verwandelt werden kann, ſo wie der ungeheuern Verſchwendung der Vergoldung merkwürdig iſt. Von hier aus gieng ich nach der Manufacture des armes, vor der ich aber einen

jeden Reiſenden warnen will, der mit ſeiner Zeit Haus zu halten genöthigt iſt, indem er dort weiter nichts ſieht, als was er bei einem jeden wohlbeſchäftigten Büchſenmacher auch ſehen kann; auch wird dort bloß für die Armee gearbeitet, was mir auch der Cicerone von Luxus-Waffen ſagen mochte. Denn in den Zimmern, wo die Maſchinen zum Einſchneiden der Züge, Poliren, Graviren und Auslegen waren, arbeitete kein Menſch und auf den Maſchinen lag der Staub Finger dick. Auf meine Anfrage, wie viel Menſchen hier beſchäftigt wären, ſagte er 5 bis 600, fügte aber, da er meiner Miene den Unglauben anſehen mochte, weil ich die Arbeitsſäle durchwandert hatte und die Zahl überſchlagen konnte, hinzu, ſehr viele wohnten in der Stadt, und erhielten ihre Arbeit mit nach Hauſe. Dies war jedoch, nach ſpätern in der Stadt gemachten Nachfragen, ungegründet. Es konnte wohl ſeyn, daß man bei der ungeheuern Menge von Waffen aller Art, die man im vorigen Jahre den allirten Herren abgenommen hatte, nicht für nöthig fand, neue ſchmieden und fertigen zu laſſen, deshalb auch die Zahl der Arbeiter verringert hatte, und auch die Vorräthe, die außer den für die Mameluken gemachten kurzen Carabinern mit Trompetenmündungen etwa in 500 Garnituren Flinten und

Piſtolen beſtanden, einige Dutzend zum Verſenden gepackte Kiſten ungerechnet, deshalb gering waren. Warum zeigte man mir eben bei der Aeußerung, daß ich etwas kaufen wolle, nicht das Magazin der feinern Jagd- und Luxus-Waffen? und verwies mich auf die Niederlage in Paris, rue de la Lux No. 9., wo ich ſpäterhin zwar recht artige Sachen, aber doch durchaus nichts Außerordentliches fand, wie ich erwartete, da man Kaiſern und Königen Geſchenke damit macht. Sey es nun, daß ich nicht an den rechten Mann gekommen bin, kurz ich gieng unbefriedigt von der Manufacture des armes in Verſailles, wie ſie jetzt iſt, hinweg und zum Reſtaurateur, den mir meine Pariſer Reiſegefährtin als den beſten bezeichnet hatte, fand mich aber auch dort betrogen. Denn trotz der langen in den Preiſen der Pariſer völlig gleichen Karte beſtand mein dîner doch nur aus Nudelſuppe, Rindfleiſch und einer cotelette, wovon das Rindfleiſch faſt allein genießbar war. Für 1 Bouteille vin de Somard, der in Paris 3 Livr. koſtet, mußte ich 4 Livr. bezahlen, vermuthlich weil er ſchlechter war.

Nach eingenommenem Caffee, den man in Frankreich doch in der ſchlechteſten Guinguette beſſer hat,

als in Teutſchland im erſten Hotel, und weil der Franzoſe doch noch ſein petit verre gießt, gieng ich auf den Schloßplatz, wo ſo eben ein Cabriolet nach Paris abfahren wollte. Da es voll war, mochte der Kutſcher den Platz neben ſich, mir, der ich ihm dazu zu honett ſchien, nicht anbieten wollen, ich erbat mir ihn aber ſelbſt, weil ich Tabak rauchen, und mich umſehen wollte, welches Beides im Wagen nicht gieng.

IV.

Briefe von Fernow an B.

Weimar d. 11ten October 1805.

Von meiner Ausgabe des Petrarca hoffe ich alles Gute; ich kann ſie ſo ziemlich nach meinem Wunſch ausführen. Ich bin jetzt ſeit einiger Zeit unausgeſetzt mit dem Commentare und mit der Vergleichung der Ausgaben beſchäftigt und werde in zwei bis drei Wochen mit meiner Arbeit zu Stande ſeyn. Der Druck wird etwas enger zuſammen geſchroben, ſo daß auf jeder Seite 2 Sonetts zu ſtehen kommen; dadurch gewinne ich faſt

die Hälfte des Bandes an Raum für die Erklärungen. Am Apparat fehlt es mir nicht, ich habe in Allem an 12 verschiedene Ausgaben und unter diesen alle commentirten und wegen der Correctheit vorzüglichen, so daß ich keinen Mangel oder Abgang an Etwas spüre, und also mit doppelter Lust arbeite. Voran kömmt ein Leben, viel ausführlicher als die kurze Notiz von dem Leben des Arioſt vor dem Orlando; ich habe dazu nicht bloß das große Werk des de Sade in 3 Quartbänden durchgeleſen, ſondern auch Alles das benutzt, was wieder zur Berichtigung dieſes Werkes von Italienern geliefert worden iſt, nebſt einer chronologiſchen Ueberſicht ſeines Lebens, ſo daß ich nicht glaube, daß es bis jetzt irgend eine Ausgabe des Petrarc giebt, worin das Leben deſſelben im Kurzen richtiger dargeſtellt iſt; auch die Notizen über Laura, die man den Nachforſchungen des de Sade verdankt, kommen mit hinein *), alle

*) Der Verfaſſer durfte dies Selbſtgefühl wohl laut werden laſſen. Man kann dies Leben die Quinteſſenz von vielen Quartanten nennen. Er wollte in den bei H. Geßner in Zürich erſcheinenden Biographien, wo er Arioſt wirklich noch vollendet hat, auch Petrarchs Leben ausführlicher ſchreiben!! B.

dunkelſten Stellen, die wohl nie aufgehellt werden können, weil der Grund der Dunkelheit in dem Dichter ſelbſt liegt, habe ich alle verſchiedenen Muthmaßungen der Ausleger angegeben, und wo ich ſelbſt eine andere hatte, auch die hinzu gethan. Und ſo wird denn in zwei Bänden eines Formats, wie die Bände des Orlando ſind, ein hinlänglich vollſtändiger Petrarc erſcheinen. Was den Text betrifft, ſo wird der hoffentlich in der Correctheit nichts zu wünſchen übrig laſſen, und alle abweichenden Lesarten vorzüglicher, nach beſondern Handſchriften gemachter Ausgaben werden in den Anmerkungen angezeigt.

Jetzt würde übrigens eine Anzeige dieſer Ausgabe noch zu früh ſeyn, und der gute Eindruck derſelben würde wieder erloſchen ſeyn, ehe der Petrarca erſchiene. Ich wünſchte, daß der wackere Frommann durch guten Abſatz Muth und Luſt behielte, ſeine Unternehmung noch mit der Zeit auf einige andere vorzügliche Producte der italieniſchen Literatur auszudehnen. Was mir am meiſten Freude macht, iſt das Vergnügen eine correcte Ausgabe und correcter wie Italiener ſelbſt ſie haben, zu beſorgen, und der Genuß, den mir bei dieſer Arbeit die Werke ſelbſt geben, da man doch einen Au-

tor nie so genau studirt, als wenn man ihn zu einem solchen Zweck bearbeitet.

Ich sende Ihnen hier beigehend den Brief meines Freundes Keller, des Bildhauers aus Zürch zu, der nach seinem letzten Briefe jetzt schon wieder nach Rom zurückgekehrt ist. Wollen Sie die Güte haben, die Probe des Trauerspiels Ines de Castro*), die er mir darin zusendet, abschreiben zu lassen, so werden Sie ihn und mich verbinden. Wollen Sie von der vorläufigen Notiz über den Plan des Stückes gleichfalls Gebrauch machen, so handeln Sie damit nach Belieben. Der Aristodem, von dem Keller in dem Briefe redet, ist ein in Italien bekanntes Trauerspiel von dem Dichter Monti, der sich durch seine Bassevilliade so berühmt machte, und der jetzt post varios casus mit einer Pension von 6000 Lire Historiograph des italienischen Königreichs geworden ist. Von demselben Keller ist auch die Uebersetzung der notti Romane, die bei Quien in Berlin herausgekommen ist. Der Arme hat vor ein Paar Jahren das Unglück gehabt, in Rom dreimal das Bein im Schen-

*) Das Ganze ist seitdem, soviel uns bewußt, anderwärts erschienen. B.

Schenkel durch einen Fall zu brechen. Dies hat ihn beinahe zur Ausübung seiner Kunst untauglich gemacht, und ihn mehr auf literarische Beschäftigungen geführt.

Ich habe noch Anstand genommen, das Porträt von Carstens sogleich an Lips nach Zürich zu schicken, aus Furcht, daß die Schweiz durch den Krieg gesperrt werden könnte. Ich will darüber erst des Verlegers Hartknoch's Gutachten hören. Ich wünschte sonst recht sehr, daß Lips es stäche, weil dessen Stich mir für Porträts in künstlerischer Hinsicht die meiste Satisfaction leistet, und ich des Carstens Bild nicht gern durch einen Pfuscher möchte stechen lassen.

In der Göthe'schen Ausstellung sind dies Jahr einige gute Sachen; unter den Preisstücken ist eines, das den Hercules vorstellt, wie er den Stall des Augias ausmistet, ganz vorzüglich gut erfunden, so daß ich zweifle, ob dieser Gegenstand je so glücklich ist dargestellt worden, um so mehr, da es gerade kein sehr glücklich sich eignender Steff ist, wenn der Künstler ihn nicht erst dazu umschafft, und das ist dem Verfasser jenes Stückes gelungen. Von Weisser ist des verstorbenen jungen Bode aus Berlin Por-

Klugheit und Lebhaftigkeit des Geiſtes in Kriegsſachen ihn einer Republik ſehr werth machte, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle andere übertroffen. Die Tugenden dieſes Mohren (und zwar dieſe allein, keine niedrigen Begierden, die Frauenzimmer ſonſt zu bewegen pflegen) bewegten ein tugendhaftes Frauenzimmer von wunderbarer Schönheit, Nahmens Disdemona, ſich in ihn zu verlieben, und er, von der edlen Geſinnung der Schönen beſiegt, verliebte ſich gleichfalls in ſie. Die Liebe war ihnen ſo günſtig, daß ſie ſich beyde durch die Ehe verbanden, ob gleich die Eltern des Frauenzimmers alles anwandten was in ihrem Vermögen ſtand, ſie zu bereden, einen andern Mann als den Mohren zu heyrathen, und ſie lebten beyde, ſo lange ſie in Venedig waren, in ſo vollkommener Einigkeit und Zufriedenheit zuſammen, daß kein unzärtliches Wort, geſchweige Handlung, jemals unter ihnen vorfiel. Unterdeſſen trug es ſich zu, daß die Herren von Venedig ihre Soldaten, die ſie in Cypern zu halten pflegten, abwechſelten, und der Mohr wurde zum Anführer derer, die ſie dahin ſchicken wollten, von ihnen erwählt. So ſehr vergnügt dieſer auch über die angetragene Ehre war, ſo verminderte doch der Gedanke, daß die Länge und Beſchwerlichkeit dieſer Reiſe ſeine Disdemona kränken würde, ſeine Freude um kein geringes. Disdemona, die auſſer dem Mohren

trät in hocherhabener Arbeit sehr gelungen und in seiner Art wirklich originell behandelt. Andere Sachen übergehe ich der Kürze wegen. Mich treulich Ihrer fortdauernden Freundschaft empfehlend. Ihr

Fernow.

Weimar, den 3ten December 1809.

Meinen besten Dank für Ihre Güte, werther Freund. Die Brochüre des Van de Vivere über Canova's Monument der Erzherzogin Christine hat mich wenig erbaut; indeß ist die detaillirte Beschreibung des Monuments darin sehr treu, und ich werde von derselben hier und da Gebrauch machen. Uebrigens ist der Signor Van de Vivere ein unkritischer Herr Lobesan, der alles trefflich findet. Er giebt sich vergebliche Mühe, die armselige sentimentale Allegorie sowohl der ganzen Composition, als besonders des Genius mit dem Löwen in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Als plastische Composition wird sich die Composition nie rechtfertigen lassen und noch weniger der Gedanke. Hingegen über die Ausführung läßt sich so viel Gutes sagen, daß ich glaube, man kann eine strenge Kritik an dem Werke üben, und der

Meiſter bleibt doch dabei in Ehren, und ſo wollen wir es auch zu machen ſuchen. Ich habe es nicht wagen mögen, der Herzogin das Kupfer von Canova's Grabmal zu empfehlen. Sie iſt, nicht mit Unrecht, wider das Werk eingenommen und ich konnte ihr mit gutem Gewiſſen dieſe Vorſtellung doch nicht ganz benehmen. Am Ende habe ich das Werk ſelbſt hinlänglich geſehen, daß ich es auch entbehren kann. Manches Erloſchene erwacht wieder in der Erinnerung, indem ich wieder zu den Details der Beſchreibung zurück komme, und zu meiner Kritik über das Werk, die mehr auf den Gedanken, als die Ausführung gehen wird, kann ich auch der Details entbehren. *)

Der junge Bildhauer Weiſſer, der ſich in unſerer diesjährigen Ausſtellung mit einigen Arbeiten ſo vortheilhaft ausgezeichnet hat, hat kürzlich die Büſte des hier verſtorbenen Herzogs Friederich von Braunſchweig-Oels modellirt, und obgleich er dazu bloß eine über das todte Geſicht abgeformte Maſke zum Vorbilde gehabt hat, ſo iſt ihm doch die Arbeit ſo ausnehmend wohl gelun-

*) S. in Fernow's römiſchen Studien (Zürich, Geßner 1806) 1 Theil S. 152—183. B.

gen, daß an derselben kaum etwas zu wünschen übrig ist. Die Aehnlichkeit ist nicht allein höchst sprechend, sondern zugleich auch der Ausdruck so geistvoll lebendig, daß sie nach dem Leben gebildet nicht besser hätte gelingen können. Daß es eine rührende Ueberraschung für unsere Herzogin Amalia war, können Sie denken; Sie ist völlig damit zufrieden, so wie jeder der sie gesehen hat. Man hofft, daß der Künstler dereinst diese Büste für die hiesige Bibliothek, der der verstorbene Herzog seine gegen 30,000 Bände starke Bibliothek vermacht hat, in Marmor ausführen werde. Vielleicht würde eine öffentliche Empfehlung dieser Büste dem Künstler, der dafür jede Ermunterung verdient hat, einen Absatz von Abgüssen in Berlin und Braunschweig verschaffen, den ich ihm um so eher gönnen möchte, da hier der Absatz davon nicht groß seyn wird. Nächstens erhalten Sie vielleicht von mir einige Nachrichten aus Hrn. Jagemann's Werkstatt, wo allerlei Opera fertig und halbfertig stehen, über die sich wohl etwas Gutes sagen läßt.

Ihr

Fernow.

V.

Antwort an Herrn Friedrich Nicolai in Berlin.

Wenn ich auch Herrn Nicolai für die Ehre, die er mir durch Zueignung einiger Blätter in der Berliner Monatsſchrift *) erwieſen hat, nicht danken kann, ſo hat er mir dadurch doch willkommene Gelegenheit gegeben, zu bekennen — wie es die Ehrlichkeit und Liebe zur Wahrheit erfordert, — daß ich ihm Unrecht gethan habe. Indem ich mich nämlich in meinem Aufſatze **) im teutſchen Merkur, in einer Anmerkung ***) über die witzige Anwendung des Wortes Druffel nach einem natürlichen Gefühle äußerte, nahm ich mir nicht die Zeit im Wörterbuche der teutſchen Sprache nachzuſehen, ob das Wort druffeln überhaupt, und auf welche Art das Wort Druffel inſonderheit, in daſſelbe aufgenommen worden ſey, ſondern begnügte mich nach-

*) Berliner Monatsſchrift, 1809 1ſt St. S. 35 ff.

**) Im teutſchen Merkur 1808, im 9ten St. S. 40 ff., und im 10ten St. S. 138 ff.

***) Teutſch. Merkur 1808. 10tes St. S. 152.

zuweiſen, was Hr. Rath Campe von dem letzten Worte in ſeinem Verteutſchungs Wörterbuche ſagte. Da das Wort druſſeln mir ſelbſt nicht glücklich gebildet zu ſeyn ſcheint, glaubte ich, es habe auch in dem Wörterbuche keine Aufnahme gefunden, und ſey nicht einmal vom Hrn. Rath Campe vorgeſchlagen worden. Daher kam es denn, daß ich die Bildung deſſelben Hrn. Nicolai, der es in Verbindung mit dem Worte Druſſel gebrauchte, jedoch mit Unrecht, zuſchrieb. Dieſe übereilte Beſchuldigung nehme ich hiermit öffentlich zurück und bitte Hrn. Nicolai deßhalb um Verzeihung. Es bleibt Hrn. Nicolai demnach nur jene ſcherzhafte Anwendung dieſer beiden und einiger anderer Wörter, um die ihn ſchwerlich ein ernſter, billig denkender und ſchonend ſprechender Mann beneiden wird. Gefiel es übrigens Herrn Nicolai in ſeinem Tone über mich und das Wörterbuch, welches ich ausarbeite, zu ſprechen, ſo gefällt es mir ſeinen Ton nicht zu erwiedern, ſondern in dem meinigen zu ſprechen, was ihn davon wenigſtens überzeugen kann, daß mich die Galle nicht ſo leicht anteitt. Findet auch ferner Hr. Nicolai keinen Grund ein beſſeres Urtheil über mich zu fällen als er fällte, ſo wird er wenigſtens erlauben, daß ich mich des günſtigern Urtheils meh-

rerer ſehr achtungswürdiger Männer erfreue, und in demſelben eine groſse Aufmunterung finde, dem Wörterbuche und überhaupt meinen Bemühungen um die teutſche Sprache alle meine Kräfte und Zeit zu widmen, überzeugt, daſs ich that und thue was ich zu thun vermag, und durch dieſe Ueberzeugung beruhiget, wenn es mir nicht gelingt durch das, was meine Kräfte zu leiſten geſtatten, Alle zufrieden zu ſtellen.

Was Hr. Nicolai in der gedachten Berl. Monatsſchrift S. 36 über das von Hrn. Rath Campe herausgegebene Wörterbuch ſagt, iſt zu allgemein, ſo daſs man nicht verſucht ſeyn kann, darüber und dagegen viel zu ſagen, ſo viel ſich auch dagegen ſagen lieſse. Ich erlaube mir hier nur ganz kurz dies zu ſagen: *) daſs Herr Rath Campe (nach S. IX der Vorrede zum Wörterbuche) keine unbe-

*) Jeden, dem dieſe ganze Sache nicht gleichgültig iſt, muſs ich bitten, meinen Aufſatz im 9ten und 10ten Stücke des teutſchen Merkur, 1808, und auch den Aufſatz eines Ungenannten im 10ten und 11ten Stücke derſelben Zeitſchrift 1807 zu leſen, weil er dadurch mit dem in Rede ſtehenden Wörterbuche bekannter und mehr in Stand geſetzt werden kann, über daſſelbe richtig zu urtheilen.

dingte Vollſtändigkeit verſprach und verſprechen konnte, daß für dieſe Vollſtändigkeit und dadurch zu erreichende äußere Vollkommenheit durch fortgeſetztes Sammeln für Nachträge geſorgt wird *), daß für Vollſtändigkeit des Wörterbuchs auch in ſeiner jetzigen Geſtalt ſehr viel geſchehen iſt, indem von dem Herrn Unternehmer, von mir und zum Theil auch von Andern ganze Jahre zur Sammlung des Stoffes aus mehrern hundert teutſchen Schriftſtellern, unter welchen, wie man ſich denken kann, die beſten am meiſten benützt worden ſind, verwendet wurden **); daß aus der landſchaftlichen Sprache alles Brauchbare in die allgemeine teutſche Sprache übergenommen wird ***) daß die Wörter ihrer Sinnverwandtſchaft nach mit einander verglichen und auf einander verwieſen werden †); daß dem Mangel, welchen das Wörterbuch durch Ausſchließung der Unterſuchungen über Ab-

*) Daß ich auch ſelbſt während der Ausarbeitung des Werkes fortfahre zu ſammeln, habe ich durch einige Proben in dem gedachten Aufſatze im Merkur, im 9ten St. S. 51. ff. S. 68 ff. und Anmerk. 10, 18 und 45 bewieſen.

**) S. teutſcher Merkur 1808, St. 9. S. 47 f. 51 ff.

***) S. t. M. 1808, 9tes St. S. 49.

†) S. t. M. 1803, 10s St. S. 143 ff.

ſtammung und Verwandtſchaft der Wörter erleidet, auf eine Art abgeholfen werden wird, die alle billige Forderungen befriedigen ſoll *); daß endlich neu erdachte Wörter im Wörterbuche gar keinen Platz finden und daß die Campeſchen Wortbildungen **) nicht den 50ſten, ſchreibe funfzigſten Theil des großen Wortreichthums, welchen das von ihm herausgegebene Wörterbuch vor dem Adelungſchen voraus hat, ausmachen. Nach allem dieſen wird es jeder uneingenommene, unparteiiſch urtheilende Mann von ſelbſt nach Verdienſt zu würdigen wiſſen, wenn Hr. Nicolai ſagt: „daß dies Wörterbuch wenig mehr als den Reichthum des Idiotismus eines einzigen zwar ſehr verdienten, aber in Abſicht auf teutſche Sprache inconſequent eigenſinnigen Schriftſtellers enthält.“

Theodor Bernd.

*) S. d. M. 1808, 108 St. S. 154. f.

**) Ueber dieſelben in Bezug auf das Wörterbuch ſehe man d. M. 1808, 108 St. S. 151.

VI.

Nekrolog.

Der Barde Ringulph.

Den 15. Jan. d. J. ſtarb in ſeiner Vaterſtadt, der Sechsſtadt Zittau in der Oberlauſitz, Karl Friedrich Kretſchmann, geb. d. 4. Dec. 1738. unter dem rühmlichen Zunamen der Barde Ringulph, ſchon ſeit 1768, wo in Leipzig der Geſang des Barden Ringulphs erſchien, auf dem teutſchen Parnaß bekannt. Auch dieſer Monatsſchrift hat er von Zeit zu Zeit willkommene Beiträge zugetheilt. Der letzte betraf die Streitfrage: haben die alten Germanen Barden und Druiden gehabt, oder nicht? die dem 11ten Stück des Jahrgangs 1800 einverleibt worden iſt und allerdings bei ihm, der ſich in der wiedererweckten Barden- und Skaldenperiode unſrer Literatur im 6. Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts ſelbſt die Bardentaufe ertheilt hatte, nicht viel weniger als ein Streit pro aris et focis war. Der teutſche Merkur hält es hier ganz mit dem Griechen, der, wie aus Lucians Geſprächen männiglich bekannt iſt, unter ſeinen vielfachen Aem-

tern keines ſo ungern verrichtete, als das des Pſycho-pompos oder die Verpflichtung, den Abgeſchiedenen das letzte Geleite zu geben. Indeß iſt's ihm doch heilige Pflicht, die Namen der Edeln, in deren Aufbewahrung und dankbaren Verehrung wir unſer eigenſtes Eigenthum beſchützen, wenigſtens zu nennen, bis die, welche näherer Beruf und vertrauterer Umgang mit den Abgeſchiedenen dazu verbindet, die ſchmückenden Todtenkränze geflochten haben.

Kretſchmann's bürgerliche Verhältniſſe und Lebensumſtände bieten dem Biographen durchaus keinen weitern Stoff dar, als den jeder Leichenſtein in vier Reihen aufzählen kann.

Er hatte in Wittenberg die Rechte nicht bloß dem Namen nach*) ſtudirt, und war in frühern Zeiten als Gerichtsactuarius in ſeiner Vaterſtadt, auch als ein vortrefflicher Concipient in Rechtshändeln ungemein geſchätzt. Allein in ſpätern Jahren erlag ſeine

*) Von ſeinen tiefen Blicken in die Gebrechen der Rechtspflege und ſeinen klaren Anſichten darüber zeugt ein Aufſatz von ihm in der (unter den teutſchen Provinzialſchriften ſich rühmlich auszeichnenden) Lauſitzer Monatsſchrift vom Jahr 1796, S. 76 ff., von der deutſchen Gerechtigkeitspflege.

ren kein Glück auf Erden kannte, und die über die Achtung, die eine so mächtige und ansehnliche Republik der Tugend ihres Geliebten bezeugte, sehr zufrieden war, sahe die Stunde nicht, in der ihr Gemahl mit seinen Leuten sich auf den Weg machte, und sie ihn nach einem so berühmten Orte zu begleiten hoffte, sondern sah zu ihrem größten Leidwesen den Mohren ganz bestürzt. Da sie die Ursache davon nicht wußte, sagte sie ihm eines Tags über Tische: Wie kömmt das, mein Geliebter, daß du so traurig bist, da du von dem Senat eine so rühmliche Würde erhalten hast? Die Liebe, antwortete ihr der Mohr, die ich gegen dich trage, trübt das Vergnügen über diese erhaltene Ehre. Denn eins von diesen beyden Dingen ist nothwendig: Entweder ich muß dich mit mir allen Gefahren des Meeres aussetzen, oder ich muß, dir diese Beschwerlichkeiten zu ersparen, dich in Venedig zurück lassen. Im ersten Falle würde jede Beschwerde, die du ausstehen müßtest, jede Gefahr, die uns zustieß, mir den äußersten Kummer verursachen. Und soll ich dich zurück lassen? Wie schwer wird das für mich! Denn wenn ich mich von dir trenne, so trenn' ich mich von meinem Leben. Was für Gedanken kommen dir in den Sinn? sagte Disdemona, als sie dies hörte; warum läßt du durch so was dich beunruhigen? Ich folge dir, wohin du gehest. Durch das Feuer würde ich dir folgen, wenn

Gesundheit den mit diesem Amte verbundenen Anstrengungen, und er zog sich mit einem anständigen Jahrgehalt zurück. Seine Engbrüstigkeit nahm in dem Maaße zu, als Mangel an hinlänglicher Bewegung seinen körperlichen Umfang vergrößerte. Dieser asthmatische Zustand war auch die letzte Veranlassung seines Todes.

Vater Gleim hat auf seine Bildung zum Dichter und auf die ersten Blüthen seines Geistes entschiedenen Einfluß gehabt. Vielleicht kann aus dem Gleimischen literarischen Nachlaß auch darüber noch mancher interessante Beleg beigebracht werden. Die erste Sammlung seiner Musenpfleglinge, die unter der Aufschrift: komische, lyrische und epigrammatische Gedichte in Budissin 1764 erschienen, zeigen schon die Art von Dichterweihe, die die scherzende Thalia vor vielen andern ihm ertheilt hatte, seinen entschiedenen Beruf zur komischen Erzählung und zum Epigramm ganz deutlich, obgleich nach dem Stande der Litèratur in jener Periode mehr Blütenknospen, um mit Quintilian **) zu reden, als vollendete, gereifte und ausgebildete Früchte.

Seine letzte poetische Sammlung, die, als 7ter Theil seiner Werke, erst im Jahr 1805 erschien, ent-

**) Flosculos, necdum certos et deformatos fructus ostendunt. *Procem.* ad libr. VI.

hielt lauter Singgedichte, und so endigte er in der Gattung, in welcher er auch angefangen hatte. Schade, daß er bei der Veranstaltung dieser letzten Sammlung den alten Hesiodischen Spruch, daß die Hälfte oft mehr sey, als das Ganze, hinlänglich zu beherzigen, von allzu großer väterlicher Zärtlichkeit abgehalten wurde. Das Reinkomische kann sehr wohl mit dem Erhabenen bestehn. Dies scheint auch Kretschmann's Ueberzeugung gewesen zu seyn, als er seine Gesänge und Klagen Ringulphs des Barden, bald an Kleist's, bald an Gellert's Grabe hören ließ und seine Hymnen herausgab. In einigen dieser Gedichte wetteiferte er mit seinem Freunde, dem patriotischen Barden Sined an der Donau, oder dem Dichter Denis in Wien, und sie werden so lange dauern, als es überhaupt eine teutsche Literatur geben wird. In seinen spätern Jahren beschäftigte ihn ein episches Gedicht lange Zeit fast ausschließend, wo Friedrich der Große sein Held war. Er gieng dabei von der Ueberzeugung aus, daß zwischen das eigentliche epische Sylbenmaaß auch lyrische Metra, so wie in den letzten Gesängen der Messiade, treten könnten. Eine Probe davon wurde in der Lausitzer Monatsschrift mitgetheilt, und erregte bei allerlei wohlgegründeten Bedenklichkeiten über die Form, dennoch große Erwartung im Ganzen, wozu der Plan

sehr geistreich angelegt zu seyn schien. Auf jeden Fall wäre es keine so ephemerische Erscheinung geworden, als die schnell vollendete, schnell vergessene Borussias eines Berlinischen Dichters. Aber eben darum, weil Kretschmann die Schwierigkeiten erkannte und begriff, wie sauer man sich die Pflegung und Erziehung eines solchen Kindes werden lassen müsse, unterblieb das Ganze. Democh wäre es sehr Schade, wenn nicht auch die bedeutenden, in der Handschrift gewiß noch vorhandenen Bruchstücke gerettet werden sollten *).

Kretschmann wurde in der letzten Hälfte seiner literarischen Laufbahn einer unserer gewandesten und angenehmsten Erzähler. Er würzte seinen Stoff.

*) Die Britten, die als Muster von Gewissenhaftigkeit in der Pflege und Bewahrung ihrer Nationalliteratur aufgestellt zu werden verdienen, haben unter dem Titel Foundling-Hospital schon längst ein Magazin für Bruchstücke und leicht zu verlierende Aufsätze ihrer bessern Dichter und Prosaisten gehabt, und wer kennt nicht Dodsley's und anderer Sammlungen zu ähnlichem Zwecke? Wo könnten wir, die wir mit jedem Tage die Farbe unserer Literatur wechseln, uns so einer Sammlung rühmen? Oder vielmehr, wer würde eine solche Sammlung kaufen und fördern?

ohne ihn durch zu viel Würze ungenießbar zu machen. Er ſtreute Dichterblumen dazwiſchen, aber er ſchüttete nicht ganze Körbe voll davon aus. Ein kleines Meiſterſtück im leichten, erzählenden Tone iſt ſeine Reiſe nach den Badeörtern Karlsbad, Eger und Töplitz. Leipzig 1798. Wäre das im Geiſt des Rochoumert und ſeiner Collegen geſchriebene Werkchen in Frankreich oder England geboren, ſo ein genialiſches Kind wäre längſt in allerlei Format, mit Kupfern und Holzſchnitten geziert, ein Lieblingsbegleiter aller Reiſenden in die beſuchteſten Badeplätze des nördlichen Teutſchlandes geworden. So iſt es aber längſt ſchon in die böſe Lethe getaucht und nicht einmal mehr im Buchladen zu haben. Am Scheidepuncte der zwei Jahrhunderte erſchienen in Leipzig zwei Bändchen Romane und Erzählungen von ihm, wobei die Kritik nur gegen die Wahl Manches zu erinnern hatte. Ein Bändchen wäre ganz untadelhaft geweſen. Seitdem erſchien in Beckers zwei geſchmackvollen Sammlungen, ſeinen Erholungen und ſeinem Taſchenbuche für geſelliges Vergnügen bis auf den diesjährigen Almanach herab, manche Erzählung, die nicht untergehen ſoll und des Aufbewahrens in einer eignen Sammlung würdig iſt. — Möchte doch ein kritiſcher Freund der Muſen und des Verſtorbnen uns in 3

bis 4 Bändchen mit ſtrenger Auswahl, und wo es nöthig iſt, mit kurzen literariſchen Andeutungen das Erleſenſte von Kretſchmann's Muſe geben, wobei ſein handſchriftlicher literariſcher Nachlaß nicht unbefragt bleiben dürfte.'

Böttiger.

* * *

Nachſchrift.

Kretſchmann verfiel, nachdem er die Idee zu einer lyriſchen Epopöe auf Friedrich den Großen aufgegeben hatte, auf den Gedanken, eine heroiſche Oper, Melodrama, oder wie man es ſonſt nennen mag, zu dichten, deren Inhalt Hercules auf Oeta ſeyn ſollte. Er legte auch muthig Hand ans Werk und vollendete das Ganze wirklich nach einer angeſtrengten Arbeit von mehrern Monaten. Einige Männer von Geiſt und Geſchmack in der Oberlauſitz, die ihn ſelbſt dies Gedicht vorleſen hörten, verſichern, daß es große, einzelne Schönheiten gehabt, aber ſich ſeinem Umfange und Plane nach zur Aufführung durchaus nicht geeignet habe.

Ein

*) Mehrere größere Abſchnitte dieſes Heldengedichts finden ſich in Becker's Quartalſchrift: die Erholungen.

Ein Freund theilt mir eben nachfolgende Sinngedichte mit, die ihm Kretschmann handschriftlich zuschickte. Es ist mir wahrscheinlich, daß sie sich auch in der zuletzt von ihm herausgegebenen Sammlung: K. F. Kretschmann's letzte Sinngedichte in 8 Büchern, Zittau und Leipzig 1805 befinden. Allein ich habe diese Sammlung nicht gleich bei der Hand, und kann also den Zweifel mir selbst nicht lösen. Auf jeden Fall gehören sie zu seinen besseren und verdienen, weil sie in mehr als einer Rücksicht characteristisch und seine eigne Denkart malend sind, auch hier wohl eine Stelle. Sehr lesenswerth ist bei der eben angeführten Sammlung eine vorgesetzte ausführliche Abhandlung über Epigramm und Epigrammatisten. Für die Theorie des Epigramms und seine Geschichte unter den Teutschen ein sehr vollwichtiger Beitrag!

B.

* * *

Auf Malabett, den Wucherer.

Viel Silber hat sein grauer Skopf,
Viel Gold sein Kasten aufzuweisen;
Die Nase Kupfer, Blei sein Kopf;
Die Stirn viel Erz, das Herz viel Eisen.
Kurzum, der ganze Malabett
Ist Satans Stufenkabinett.

N. T. M. Februar 1809. K

Das Gastgebot.

An Pharens letzterm Feste
War alles, traun, aufs beste!
Speckfette Gänse drei;
Großmächt'ge Hasen zwei;
Ein Dutzend stumme Fische;
Und dann ein wildes Schwein. —
„Das alles gab er?" — Nein!
Die saßen nur bei Tische.

Die Vergleichs-Pfänder.

Friedlich trat mit Hymen, Liber jüngst zusammen;
Pfand und Brüderschaft versöhnt' itzt ihren Zorn.
Bruder Hymen gab ihm seine Flammen;
Bruder Bacchus ihm sein Horn.

Die frühzeitige Krise.

Durch Gicht und Krampf geplagt, vom Wirbel zu den Sohlen,
Läßt Schwelger Star den Arzt geschwind zu Hülfe holen.
„Ach!" — (stöhnt er ihm entgegen; schwitzt
Vor Angst, und beißt vor Schmerz die Zähne fest zusammen:)

„Ich leide groſse Pein in dieſen Höllenflammen!“
Da rief der Arzt verwundert: Hm! Schon itzt!

Geduld-Schule.

Geh angeln, will Geduld Dir fehlen:
Das Schachbret ſey Dein Zeitvertreib;
Leih groſsen Herren Geld; verſuche Mohn zu zählen;
Und will die Ungeduld noch immerfort Dich quälen:
So nimm Dir ein empfindſam Weib!

VII.

Correſpondenznachrichten.

1.

Auszug eines Briefs aus Kiel.

Kiel den 25ſten Januar 1809.

Im achten Stücke des neuen teutſchen Merkurs 1808, der mir erſt in dieſen Tagen zu Händen kömmt, finde ich S. 325, in einem Schreiben aus Altona vom 20. Jul. 1808, von einigen von mir herausgegebenen „patriotiſche Dichte“ Folgendes geſagt:

„Die Gedichte ſelbſt ſchnauben Haß „und Verderben, leider! nicht allein ge„gen die Britten: der Verfaſſer hat öf„fentlich erklärt, daß er Alles verachtet, „was nicht-däniſch iſt, und ſomit hat er „ſich ſelbſt auf das Treffendſte ausge„ſprochen."

Ueberzeugt, daß das Blatt, worin ich ſo hart angeklagt bin, auch meiner Rechtfertigung einen Platz gönnen wird, erbitte ich mir dieſen Brief an Sie in den N. T. Merkur eingerückt.

Daß jene meine Gedichte Haß und Verderben gegen die Britten athmen, iſt Wahrheit; und ich würde erröthen, wenn ſie es nicht thäten. Mein Vaterland iſt auf eine in den Jahrbüchern unerhörte Art überfallen: nur dadurch, daß alle Individuen deſſelben, Alle wie ein Mann, von Harm erglühen, und aufgeweckt zur Vertheidigung da ſtehen, kann fernere Gewaltthätigkeit zurückgetrieben und die Ehre deſſelben gerettet werden. Dazu muß der Dichter, lebendig und warm, ſeinen Beitrag liefern. Dies iſt mein Glaube.

Diejenigen, gegen welche jene Gedichte noch außerdem Haß und Verderben athmen oder ſchnauben

ſollen, kenne ich nicht. Eine Satyre in dieſen Gedichten, „de hire Stuer" genannt, züchtigt allerdings die kalten, die politiſchen Kannegießer und einige bei uns eingedrungene Ausländer, die, windig und anmaßend wie ſie ſind, weder unſers Landes Glück ſind, noch irgend eines Landes Glück ſeyn können; aber manche einzelne in dieſe Satyre eingeflochtene Perſonen laſſen auch den Beſſergeſinnten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Wenn alſo der Altonaer — deſſen ganzes Referat im N. T. Merkur da, wo er des Tones gedenkt, den die däniſchen Schriftſteller, wie der Referent will, aber nicht wahr iſt, gegen die Teutſchen überhaupt anſtimmen ſollen, voll von Unrichtigkeiten und Mißdeutungen iſt, die anderswo beleuchtet werden können — ſich die gegen die Erſteren ausgeſprochenen Wahrheiten zu Herzen nimmt, ſo iſt an ihm in Erfüllung gegangen, was ich in der Vorrede geſagt habe — daß durch eine gute Satyre ſich immer Einige getroffen fühlen und ſchelten. Der teutſche Recenſent, der in der neuen Leipziger Literatur-Zeitung, St. 21 v. 17. Febr. 1808. S. 344 f., ſo viel ich weiß, zur Zeit allein dem teutſchen Publicum die Exiſtenz dieſer Gedichte angezeigt hat, hat nichts dergleichen zu rügen

es seyn müßte, nicht nur in einem sichern und bequemen Schiffe über das Meer. Wenn auch Gefahren und Beschwerden uns bevorstehen, so will ich mit dir sie theilen, und ich würde nur wenig von dir geliebt zu seyn glauben, wenn du gedächtest, mich in Venedig zurück zu lassen, um mich nicht zur Gefährtin auf dem Meere zu haben, oder von mir glaubtest, daß ich lieber hier in Sicherheit bleiben, als mit dir in derselben Gefahr mich befinden wollte. Schicke dich also nur mit aller der Fröhlichkeit, die eine so vorzügliche Würde, die du erhalten, verdient, zur Reise an. Der Mohr schlang bey diesen Worten seine Arme, entzückt vor Freuden, um den Hals seiner Gattin, und sagte ihr unter den zärtlichsten Küssen: Gott erhalt' uns lange in dieser Zärtlichkeit, mein bestes Weib! Bald darauf machte er seine Sachen zusammen, und gieng mit seiner Gemahlin und seinen Leuten zu Schiffe, seine Reise nach Cypern anzutreten, wo sie auch mit den besten Winden sicher ankamen.

Der Mohr hatte unter seinen Leuten einen Fähndrich, der zwar sehr gut aussah, aber zugleich der boshafteste Mensch auf der Welt war; und er hielt sehr viel auf ihn, weil er von seiner Bosheit nicht das geringste argwohnte. Denn so niederträchtig dieser Bösewicht war, so wußte er doch durch seine scheinbaren Worte und durch sein gutes Ansehen die Niederträch-

gefunden, und muß ſich ſicher nicht getroffen gefühlt haben.

Was endlich dies betrifft, daß ich öffentlich erklärt haben ſoll, daß ich Alles verachte, was nicht-däniſch iſt, ſo bin ich mir eines ſolchen Ausdrucks, wodurch ich mit meinen ſonſtigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in den geradeſten Widerſpruch gerathen wäre, nicht bewußt, und fordre hiemit den Altonaer auf, ohne Umſchweife die Stelle und Worte zu citiren. Ich habe einmal in einer Erläuterung, die ich genöthigt ward in Kiel herauszugeben, von einem Betragen geſprochen, daß ich undäniſch nannte, aber auch die Erklärung hinzugefügt: „d. h. nicht wie es einem Dänen geziemet und anſteht" Sollte ich denn ein ſolches Betragen eines däniſchen Bürgers achten? Iſt denn nicht-däniſch und undäniſch, nicht-däniſch und nicht däniſch einerlei?

Hochgeehrteſter Herr! Sie kennen mich nicht; aber in Allem, was ich geſchrieben habe, meinen Ueberſetzungen teutſcher Meiſterwerke, meinen Ueberſetzungen von den Klaſſikern des Alterthums, meinen originalen proſaiſchen und poetiſchen Schrif-

ten habe ich allemal, wo Gelegenheit dazu war, von dieſem der Teutſchen hohen Werth mit tiefer Achtung geſprochen. Wie wäre es auch anders möglich! Daher bin ich ſtolz darauf, manchen teutſchen Mann, der mich ſicher richtig beurtheilt, unter meine liebſten Freunde zu zählen. Aber gleichwohl bin, war und werde ich ſtets der Meinung bleiben: daß diejenigen Ausländer, die, wenn mein Vaterland ſie freundlich in ſeinen Schooß aufgenommen hat, unſere Sprache verſchmähen, mit Hohn auf alle unſere wiſſenſchaftlichen und politiſchen Einrichtungen herabſehen und Alles, was Däniſch iſt, gering ſchätzen, weder Achtung noch Schonung verdienen. Sicher werden weder Sie, noch ein anderer teutſcher Biedermann mir deshalb einen warmen aufrichtigen Händedruck verſagen. Haben die Teutſchen denn niemals über Ausländer zu klagen gehabt?

Ich habe, Hochgeehrteſter Herr! durch mehr als eine Handlung meinen Patriotiſmus bewieſen, immer in dem feſten Glauben, daß dieſer am beſten durch Handlungen bewieſen wird. Mehr darf nicht ich ſagen. Von Ihnen verkannt zu werden, würde mir ein unangenehmer

Gedanke seyn, wenn wir auch niemals in der Welt einander sehen sollten. Sie erlauben mir also, unter Anderm, die von jenem Altonaer unter Anklage gesetzten „patriotiske Digte," meine Rechenschaft für die Anwendung der dafür eingekommenen Summe nebst einer in diesem Jahre ausgearbeiteten Rede, der Patriot überschrieben, beizufügen, der Ihnen meinen Patriotismus so schildern wird, wie er ist, nicht wie Mißdeutung und Mißgunst ihn entstellen. Dann urtheilen Sie, ob ich Achtung oder Geringachtung von ehrenvollen Männern verdiene!

Empfangen Sie, hochgeehrtester Herr! von einem ehrlichen Dänischen Manne, der nicht andere Nationen verachtet, weil er keiner lieber angehören möchte, als der Dänischen, der keine Furcht kennt und sich daher auch nicht zu Schmeicheleien erniedrigt, empfangen Sie die Versicherung wahrer Hochachtung, womit ich verharre

Ihr

F. Högh-Guldberg,

Professor und Lehrer Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzessin Caroline.

* * *

Nachschrift.

Der Redacteur des neuen T. Merkurs macht es sich zur Pflicht, diesen Brief ganz unverändert abdrucken zu lassen und freut sich, in Herrn Prof. Guldberg einem ächt patriotischen Mann die Hand bieten zu können. Es ist mir sehr leid, daß meine Unkunde der dänischen Sprache mich des Genusses beraubt, die Schriften, Reden und Gedichte des Herrn Professors in ihrer ursprünglichen Gediegenheit und Kraft lesen zu können. Von seiner metrischen Uebersetzung der Tibullischen Elegien und der Terenzischen Lustspiele, die in Kopenhagen 1803 und 1805 erschienen sind, fällten sachkundige Kunstrichter ein sehr günstiges Urtheil. Wie werkthätig er zur Linderung der Noth in Kopenhagen nach dem mörderischen Bombardement von 1807 eingriff, beweist die auch im Druck erschienene Rechenschaft über den Belauf und die Anwendung der Subscriptionsgelder zum Besten der in Kopenhagen zu Grunde gerichteten, und seine ganz neuerlich am Tage des Königs den 29sten Januar 1809 gehaltene Rede: der Patriot, wovon ich die gedruckte Uebersetzung vor mir habe, athmet durchaus den reinsten und tadellosesten Patriotismus. Die mit tiefer Empfindung ausgesprochenen Ermahnungen darin, die Vatersprache

und Vaterſitte hoch und heilig zu halten, muß in der Bruſt jedes Biedermanns einen fröhlichen Widerhall wecken. Freilich giebt es auch einen patriotiſchen Fanatiſmus, der, ſo wie der religiöſe gegen ſeinen nächſten Kirchennachbar, ſelbſt gegen den, der mit ihm aus einer Schüſſel ißt, höchſt intolerant ſeyn kann und ſtets aus engherziger Beſchränkung entſpringt. Die däniſche Nation iſt eine der aufgeklärteſten und großherzigſten. Wie befremdend muß daher die ſelbſt mit auffallenden einzelnen Beiſpielen belegte Miſerenie der Dänen ſeyn, die wir ſo eben im 6ten Theile der vielgeleſenen vertrauten Briefe im 7ten Brief S. 250 ff. nicht ohne Verdruß leſen. Es iſt dort ſogar von Hunden und Affen die Rede, womit zuweilen der Teutſche in Kopenhagen ziemlich unfreundlich in Parallele geſtellt werde. So harte Beſchuldigungen verdienen allerdings die ſtrengſte Prüfung und Widerlegung, wenn ſie möglich iſt.

B.

2.

Literariſche Nachrichten aus Wien.

Wien im Januar 1810.

Das hier allgemein beliebte und geſchätzte Sonntagsblatt dauert noch ununterbrochen fort. Ja, es ſind ſogar, wie ich ſo eben vernehme, die Anſtalten getroffen, es im künftigen Jahre mit noch ungleich höherem Intereſſe fortzuſetzen; indem noch mehrere Mitarbeiter an dieſer Wochenſchrift Theil nehmen ſollen. Die Monatsſchrift Prometheus hingegen gerieth ganz ins Stocken. Die beiden Herausgeber Stolt und v. Seckendorf ſollen ſich getrennt haben; und der Letztere iſt nun, wie die Rede geht, geſinnt, den göttlichen Feuerräuber ganz allein unter ſeiner Firma, und zwar in einer anderen Verlagshandlung, als in der Geiſtingeriſchen, wieder auferſtehen zu laſſen. Der Plan und Inhalt dieſer Zeitſchrift ſchien übrigens nicht zweckmäßig genug für Wien berechnet geweſen zu ſeyn; denn der größte Theil der Leſer war höchſt unzufrieden mit derſelben; da er für ſein theures Abonnement, ſtatt des erwarteten himmliſchen Feuers, nur wenige irdiſche Funken zur Beute bekam. Ein ſehr

allgemein geleſenes Journal ſind auch die Vaterländiſchen Blätter, wovon der in ſo mancher Hinſicht verdienſtvolle und patriotiſche Herr Hofſecretär Armbruſter Redacteur und Herausgeber iſt. Die öſterreichiſchen Annalen, eine critiſche Monatsſchrift, athmen ebenfalls, aber weit ſchwächer als ſonſt, noch fort; indem die Zahl ihrer Abonnenten bereits merklich abgenommen hat. Gedichte auf den Tod unſerer mit Recht allgemein betrauerten, und in der That unerſetzlichen Schauſpielerin Eliſabeth Roſa ſind allerdings genug erſchienen. Allein dieſer ganze Trauerſang war nichts als eine bloße Uebung in Reimen, worin unſere jungen Schüler in Apollo ſich um die Wette gegen einander verſuchten. Faſt alle dieſe Todtennelken findet man in dem diesjährigen Theaterkalender des Hrn. Heinr. v. Collin beiſammen, der hier den ganzen Strauß gleichſam in einer Extraſine dem Publicum wieder zum Beſten auftiſchte. Auf dies ganze Reimſpiel läßt ſich übrigens ganz ſchicklich das Sinngedicht, welches einſt der gute Michaelis auf die Leichenſänger bei Gellert's Grab verfaßte, nur mit einer geringen Veränderung anwenden, nämlich:

Was hilft ihr all die Reimerei?
Mit ihrem Leben iſt's vorbei;

Und könnte sie es auch zurück erhalten:
Sie würde drob zum zweiten Mal' erkalten.

Sie fragen mich über einige Dichternamen, die Sie aus dem diesjährigen Apollonion *) kennen lernten. Hier meine Antwort. Die edle Gabriele Batsányi lebt in Wien, und ist sehr glücklich mit einem edlen Ungar, der als Concipist bei der K. K. Hofkammer angestellt ist, verehlichet. Der Dichter Drexler ist von Geburt ein Deutschböhme, und Erzieher eines hiesigen jungen Fürsten v. Lobcowitz. Hr. Ulrich Petrak, Geistlicher des Benedictinerstiftes zu Mölk, einer meiner geliebtesten Freunde, ist Pfarrherr und Amtsverwalter zu Ravelsbach, einem ansehnli-

*) Dieß vom Hrn. Gottlieb Leon, einem um Literatur und Musenkunst verdienten und lange schon rühmlich gekannten Mann, auch für 1809 fortgesetzte Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht verdient in vieler Rücksicht einer ehrenvollen Erwähnung, da es uns mit mehreren Dichtern der österreich. Kaiserstadt, denen gewiß die wahre und klassische Musenweihe nicht abgestritten werden wird, in geistiger Verbindung erhält, und da der feine und geläuterte Geschmack des Herausgebers diese Sammlung von allem frei erhält, was nur die Mode stämpelt und — vergißt.

chen Marktflecken in Unteröſterreich. Nebſt ſeinen dichteriſchen Talenten iſt er auch als ein vortrefflicher Oekonom allgemein geſchätzt. Hr. Sonnleithner iſt ſeit Joſephs II. Tode nicht mehr Official in des Kaiſers Cabinete, ſondern gegenwärtig Secretär des K. K. Hoftheaters. Dies iſt Alles, was ich Ihnen auf Ihre Anfrage zu berichten habe.

3.

Auszug aus einem Briefe aus Marburg im December 1808.

Der heutige Tag war für jeden theilnehmenden Bürger Marburgs ein trauriger Leichentag; denn heute wurde unſer würdiger Profeſſor der Rechte D. Philipp Friedrich Weis zu ſeiner Ruhe beſtattet. Die Univerſität verliert in dieſem, ſeinem wahren Werthe nach kaum genug gekannten Manne abermals eine ihrer vorzüglichſten Zierden; einen Rechtsgelehrten, der Gründlichkeit mit Eleganz verband, einen wackern Facultäts-Arbeiter und einen der trefflichſten Docenten; ſeine

brave Gattin und zahlreichen Kinder (wovon der älteste Sohn kaum das 16te Jahr erreicht hat) weinen einem zärtlichen Gatten und Vater nach, seine Freunde vermissen einen treuen Freund, und jeder Teutschgesinnte einen hochherzigen, bis zu seinem letzten Athemzuge für edlere Teutschheit glühenden Mitbürger. Weis war geboren zu Darmstadt, den 15ten April 1766, und hatte erst sein 42stes Lebensjahr zurück gelegt, als ihn eine schmerzliche Schwindsucht am 23sten Novbr. d. J. dahin riß. Seine erste Bildung hatte er auf dem Gymnasium zu Darmstadt erhalten; dann studirte er zu Gießen, wo er sich hauptsächlich der Leitung des nun auch verstorbenen Höpfner's bediente, und vollendete seine academische Laufbahn zu Göttingen. Seit 1789 war er Privatlehrer auf der Universität zu Marburg, seit 1790 außerordentlicher, und seit 1793 ordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer der Juristen-Facultät daselbst. Er betrieb sein Fach mit Liebe und Gewissenhaftigkeit, und war ganz Professor im schönern Sinne des Worts. Obgleich nicht vorzüglich besoldet, schlug er dennoch vor einigen Jahren einen ansehnlichen Ruf als Ober-Appellationsrath in auswärtige Dienste, aus reiner Liebe zu den Wissenschaften und der ihm theuer gewor-

trächtigkeit seines Herzens so gut zu verbergen, daß ihn jedermann für einen Hektor oder Achilles hätte halten sollen. Dieser Bösewicht hatte auch seine Frau mitgenommen, ein sehr schönes und gutartiges junges Frauenzimmer, welche die Gemahlin des Mohren, weil sie eine Italiänerin war, sehr liebte, und den größten Theil des Tages mit ihr zubrachte. Unter den Leuten des Mohren befand sich auch ein Hauptmann, der ihm sehr werth war, und der daher oft in sein Haus kam, und mit ihm und seiner Gemahlin speiste. Disdemona, weil sie wußte, wie viel er bey ihrem Gemahl galt, gab ihm viele Zeichen ihrer Gewogenheit, und der Mohr war sehr damit zufrieden.

Der schändliche Fähndrich, ohne sich weder um die Treue, die er seiner Gattin, noch um die Freundschaft, Treue und Verbindlichkeit, die er dem Mohren schuldig war, im geringsten zu bekümmern, verliebte sich auf das heftigste in Disdemonen, und suchte ihr seine Liebe auf verschiedene Weise, so heimlich als möglich, zu verstehen zu geben. Aber sie, die nur den Mohren in ihren Gedanken hatte, dachte weder an den Fähndrich, noch an sonst jemanden, und alles was er that, sie zur Gegenliebe zu bewegen, war eben so viel, als wenn er es nicht gethan hätte. Er bildete sich ein, es käme dies daher, weil sie in den Hauptmann verliebt wäre, und dachte darauf

denen Universität aus. Die Verkümmerung der erstern und die Aufhebung der letztern würde seinem Herzen tiefe Wunden geschlagen haben.

Sein geschäftvolles Leben ließ ihm nur wenige Zeit zur Schriftstellerei übrig; was er aber geschrieben hat, wie zum Beispiel Historiae novellarum literariae particula prima, periodum antehaloandrinam complexa. (Marburg. 1800. 40 S. in 4.), das war, nach dem Urtheile der Kenner, in Absicht auf Inhalt und Darstellung, trefflich, und die in der Handschrift leider! noch nicht vollendete ausführliche Bearbeitung dieses Gegenstandes, zu deren Abdruck man nur wenige Hoffnung hat, würde vollendet seinen Namen rühmlich auf die Nachwelt gebracht haben. Möge seine Stelle bald wieder durch einen, eines solchen Vorgängers würdigen Mann besetzt werden! Wir setzen in dieser Hinsicht unser ganzes Vertrauen auf unsern vortrefflichen Staatsrath und General-Studien-Director, Hrn. Johann von Müller zu Cassel. Binnen acht Wochen verlor unsere Academie zwei der vorzüglichsten Professoren, im Septbr. den Professor der Mathematik, Johann Karl Friedrich Hauff, der einem Rufe nach Wien

folgte,

folgte, und im Novbr. unſern Weis. Dergleichen Wunden dürften der Univerſität nicht oft geſchlagen werden! — Weis wurde nicht feierlich, als Prorector, ſondern, ſeinem Wunſche gemäß, Morgens um acht Uhr in der Stille beerdigt. An ſeinem Grabe wurde Klopſtock's Auferſtehungsgeſang vollſtimmig von den hieſigen Seminariſten geſungen, dann ſprach ein Freund des Vollendeten, Hr. Profeſſor Creuzer, einige gefühlte Worte des Troſtes, und mit dem erhebenden Geſange: Wiederſehen ꝛc. wurde dieſe Leichenfeier beſchloſſen. Tiefgerührt ſchieden wir von dem Grabhügel des unvergeßlichen Mannes. Have sancta anima! —

J.

4.

Aus Weſtpreußen.

Marienwerder in Weſtpreußen.

Im December 1806.

Je mehr zuweilen die Hoffnung untertaucht im Gewühle des Lebens, deſto freundlicher ſtrahlt ſie oft unvermuthet auf aus neuen Entwickelungskriſen, und beut ſchon aufbrechende Knoſpen einer noch tief in trocknem Keim geglaubten Wirklichkeit. So ſchien mir und Vielen in dem Augenblicke, wo ich das Schreiben entwarf, woraus Sie, ſelbſt ohne meinen Wunſch, die Güte gehabt, den Leſern des Merkurs im Auguſtſtück deſſelben ein kleines Bruchſtück mitzutheilen, die vor dem Ausbruch des ſo unglücklichen Krieges ſo nahe Hoffnung einer vortheilhaften Aenderung in unſerm Schulweſen auf lange Zeit entſchwunden zu ſeyn; und vielleicht ſind gerade in demſelben Augenblicke die edeln Geiſter, welche unſerm in dieſer gefährlichen Zeit ſo ſehr gelähmten Staatskörper neues Leben einzuhauchen bemüht ſind, damit beſchäftigt geweſen, dieſe uns entſchwundene Hoff-

nung nur in deſto herrlicherem Glanze hervor zu rufen. So viel iſt gewiß, daß an den uns bereits ſehr ſicher angedeuteten trefflichen Organiſationen auch das Schulweſen einen ſehr großen Antheil haben wird. Und wenn uns auch die Zeit, die für den nervus rerum gerendarum ſo viele Ableitungscanäle erbaut hat, wohl viele Feſſeln anlegen dürfte; ſo wird doch ein ernſtlicher Wille das Mögliche nicht unmöglich laſſen. Vielleicht iſt es vorzüglich in dieſer Hinſicht gut, daß in Zukunft das Schulweſen mit den königl. Kriegs- und Domainenkammern verbunden ſeyn wird. In Königsberg war das ſchon ſeit etwa 3 Jahren der Fall. Für Weſtpreußen gehört dieſe Anordnung zu den allerneueſten Ereigniſſen. In wenigen Tagen wird ſich das Conſiſtorium und eine beſondere Schulcommiſſion bei hieſiger Kammer organiſiren. Man hofft, es werden dabei beſonders nicht allein mit den Grundſätzen der Pädagogik und mit den Geſchäften des Schulmannes vertraute, ſondern auch mit ächt wiſſenſchaftlicher Bildung und gründlicher Schulgelehrſamkeit verſehene Männer in Thätigkeit geſetzt werden. Es läßt ſich wenigſtens von dem edeln Geiſte der neuen Organiſation das Schönſte und Würdigſte erwarten.

Die Nothwendigkeit einer Reform trägt unſer Schulweſen, wie leichtlich wohl allenthalben theils in ſich ſelbſt, theils liegt ſie auch in dem Kryſtalliſations- und Läuterungsproceſſe dieſer Zeit. Schon die Art der künftigen Exiſtenz unſerer kleinen Armee macht dieſe Reform allein nothwendig; denn der Sinn und Geiſt des Conſcriptionsſyſtems iſt ohne eine allgemeine Cultur im Volke ein Geiſt, von dem man ſagen muß: es iſt nicht gut, daß er allein ſey; ihm mangelt eine Gehülfin. Schwerlich aber kann er dieſe in unſern Schulen finden. Das platte Land beſitzt deren immer noch zu wenige, und die meiſten Lehrer in dieſen ſtehen in ſo ſchlechten Gehalten, daß es ein Wunder wäre, wenn ſie viel leiſteten. Die mehſten Landſchulen in Oſtpreußen ſind noch in demſelben Zuſtande, worein ſie ihr in der Humaniſirungs-Geſchichte Preußens unſterblicher Stifter Friedrich Wilhelm I. verſetzte, indem er allein deren mehr als 1600 anlegte. In Weſtpreußen ſtammen die meiſten von Friedrich dem Großen her, wie er ſie bald nach der Occupation dieſer Provinz gründete. Das alles will nicht wenig ſagen, wenn man bedenkt, wie ſich ſeitdem die Zeiten geändert haben. — In unſern gelehrten Schulen iſt nur zu oft das Per-

ſonale der Lehrer zu ſchwach. Sehr viele dimittirende Stadtſchulen haben immer noch nur drei, höchſtens vier Lehrer, und ihre Gehalte ſind nicht ſelten ſo gering, daß der Gedanke ſelbſt eines kümmerlichen Lebens von ihrem Amte, kaum möglich iſt. Aber mehr, als alles ſchadet einem kräftigen Aufblühen ächter Gelehrſamkeit die in der Perlode von Gedike's Annalen zuerſt ſich regende und ſeitdem als Geſetz ausgeſprochene Maxime, daß alle Candidaten der Theologie, bevor ſie zu einem Predigtamte gelangen können, einige Jahre in der Schule gearbeitet haben müſſen. Daher kommt es, daß in unſern gelehrten Schulen nur allzu oft nicht Gelehrte arbeiten, und dieſe ſie leider oft gegen ihre Wünſche mit reichlicher dotirten Predigerſtellen zu vertauſchen genöthigt ſind. Ich habe Gelegenheit gehabt, das Gelehrtenſchulweſen, vorzüglich in Oſtpreußen, auf den verſchiedenſten Puncten zu beobachten, und mein ganzes Herz hat immer dem edeln Manne im voraus entgegengeſchlagen, der früh oder ſpät hier ein wohlthätiges — „es werde" — ausſprechen würde. Dieſer Zeitpunct iſt nun vielleicht ſehr nahe, und künftige Geiſter, die das Schickſal an das Geſtade der brauſenden Oſtſee ſtellen wird, werden den Augen-

blick dankbar segnen, wie ich es freudig thue. Der Himmel erhalte uns nur seinen Frieden, und unsern theuern König, der ihn in eben dem Grade liebt, als selbst Er seiner würdig ist.

R.

Inhalt

Seite

I. Gedichte.

1. Nachtphantaſie. 89

2. Blick in die Natur. 91

3. Die Buſen-Nadel. 92

II. Ein Wort über ſubjective Religion. . 94

III. Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines Teutſchen in Paris. (Beſchluß.) . . 96

IV. Briefe von Fernow an B. . . . 116

V. Antwort an Hrn. Friedrich Nicolai in Berlin. 125

VI. Nekrolog. Der Barde Ringulph. . . 130

VII. Correſpondenznachrichten.

1. Auszug eines Briefs aus Kiel. . . . 139

Seite

2. Literariſche Nachrichten aus Wien. . . 147
3. Auszug aus einem Briefe aus Marburg im December 1808. 150
4. Aus Weſtpreußen. 154

Monats-Berichte

des

F. S. privilegirten

Landes-Industrie-Comptoirs

und des

Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privilegirten

Hof-Buch- und Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe jedes Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Jahrgang 1809.

Weimar, 1809.

ihn aus dem Weg zu räumen. Aber er war nicht nur darauf bedacht, dies ins Werk zu richten, sondern verwandelte auch seine Liebe gegen die Disdemona in den bitterſten Haß, und ließ es ſich äuſerſt angelegen ſeyn, ein Mittel auszufinden, ſie mit in das Unglück zu verwickeln, das er dem Hauptmann zugedacht hatte.

Nachdem er zu diesem Ende mancherley Bubenſtücke bey ſich überdacht, ſo beſchloß er endlich, ſie des Ehebruchs bey ihrem Gemahl anzuklagen, und ihm zu verſtehen zu geben, daß der Ehebrecher der Hauptmann wäre. Aber da ihm ſowohl die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemonen, als ſeine Freundſchaft gegen den Hauptmann bekannt war, ſo ſahe er wohl ein, es würde unmöglich ſeyn, ihm weder eines noch das andere glauben zu machen, wenn er nicht die feinſte Liſt anwendete, ihn zu hintergehen. Er nahm ſich daher vor, es abzuwarten, bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einer ſo ſchändlichen Unternehmung eröfnen würden. Es ſtand nicht lang' an, daß der Mohr den Hauptmann, weil er gegen einen Soldaten den Degen gezogen, ſeiner Stelle entſetzte. Disdemona, der dieſes ſehr leid war, verſuchte oft, ihren Gemahl mit ihm auszuſöhnen. Bey dieſer Gelegenheit ſagte der Mohr zu dem boßhaften Fähndrich, ſeine Gemahlin läg' ihm ſo ſehr um den

Haupt-

No. 1.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Januar. 1809.

I. (Wiederholte Ankündigung.)

J. Ph. Schellenberg's kaufmännische Arithmetik oder allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufacturisten, Fabricanten und deren Zöglinge. — Erster und zweiter Cursus, gr. 8. Ladenpreis 3 Rthlr.

Dies, in der letztern unglücklichen Katastrophe erschienene, und mit unverkennbarem Fleiße ausgearbeitete Rechenbuch, verdient gewiß die größte Aufmerksamkeit, nicht nur von Seiten des Standes, dem es dem Titel nach vorzüglich gewiedmet ist, sondern überhaupt eines jeden Menschen, der

in einem so unentbehrlichen Theile des menschlichen Wissens sich gründlich unterrichten will. Wir haben zwar eine Menge Rechenbücher, allein keins von allen befriedigt die gerechten Forderungen so vollkommen, als eben dieses. Der Verfasser hat vom Anfange bis zu Ende die beste Methode des Unterrichts beobachtet. Er hat die Regeln zu den vielen und so verschiedenen Rechnungsoperationen auf wenige zurückgeführt, keine derselben aber ohne faßliche Beweise und Erläuterungen durch praktische Beispiele gelassen, und alles — selbst die schwersten Aufgaben — dem gesunden Menschenverstande hell und klar vor Augen gelegt. Der darin ertheilte Unterricht erstreckt sich, wie aus nachstehendem Inhalts-Verzeichnisse zu ersehen ist, über alle Zweige der Arithmetik im Allgemeinen und der kaufmännischen insbesondere. Die niedere und höhere Praktik, die Reductions-, Agio-, Discont- und Interessenrechnungen, ferner die Berechnung älterer und neuerer Münzen, die Wechselreductionen, die Erklärung der Geld- und Wechselkurszettel, haben den Beifall aller Sachverständigen zu gewärtigen. Die zahlreichen Uebungsbeispiele sind mit kritischer Strenge so gewählt, daß die Waaren immer nach dem in den verschiedenen Handelsplätzen, beim Ein- und Verkaufe, üblichen Gewicht und Maaß, und selbst nach den neuesten Preisen angegeben sind, welches schon allein für angehende Kaufleute und Handlungsschulen ein wichtiger Vorzug vor vielen andern Rechenbüchern seyn wurde. Druck und Papier entsprechen dem innern Werthe des Buchs vollkommen. Mehr wollen wir von diesem Werke, das auch ohne unsern Ruhm sich empfiehlt, nicht hinzufügen, sondern wir bedauern nur mit jedem Freunde gemeinnütziger Unternehmungen, daß dem Verfasser Lobe Gönner fehlten, durch deren Einfluß sein Werk in Deutschlands Schulen allgemein eingeführt zu werden verdient.

Inhalt.

Erster Cursus. Erster Theil.

1. bis 9. Abschn. Die vier Rechnungsarten gleich- und ungleich benannter Zahlen.
10. Abschn. Die vier Rechnungsarten mit Brüchen.
11. — Decimalbruchrechnung.

Zweiter Theil.

12. Abschn. Proportionsregel.
13. — Einfache Regeldetri mit directen Verhältnissen.
14. — Einfache Regeldetri mit indirecten Verhältnissen.
15. — Regula quinque, a) mit directen und b) mit indirecten Verhältnissen.
16. — Kettenregel. Regula multiplex. Basedowsche Regel.

17. — Gesellschaftsrechnung; a) einfache, b) zusammengesetzte.
18. — Niedere und höhere Praktik.
Anhang. Kurze Anweisung, sich Tarifs und Rechenknechte zu machen.

Zweiter Cursus. Erster Theil.

Geldberechnungen.

1. Abschn. Geld. Münzen. Rechnungsgeld. Zahlungsmünzen. Währung. Valuta. Pari. Geldkurs. Bankogeld. Girobanken. Zettelbanken.
2. — Deutschlands Münzfüße in Silber. Berechnung der Münzen nach ihrem Schrot und Korn. Berechnung des Pari der Münzen. Gold- und Silberverhältniß.
3. — Gold- und Silberrechnung.
4. — Alligations- oder Vermischungsrechnung.
5. — Reductionsrechnung. Vom Procentweisen.
6. — Agiorechnung. Verwechselung der Münzen al pezza, al corso und al marco. Leipziger und Hamburger Geldkurs.
7. — Zinsrechnung. Einfache Zinsrechnung. Terminrechnung und zusammengesetzte Zinsrechnung.
8. — Von Wechselbriefen und Wechselgeschäften. Formulare zu Wechselbriefen. Avisbriefe. Wechselprotest. Indossiren. Sicht. A dato. A Uso. Respecttage. Wechselfähige Personen.
9. — Wechselreductionen ohne und mit Spesen. Erklärung der Wechselkurszettel von Leipzig, Frankfurt, Breslau, Bremen, Hamburg, Amsterdam, London, Livorno.
10. — Arbitragerechnung, nebst Gewinn und Verlust beim Wechselhandel.
11. — Uebersicht des Rechnungsgeldes, der Maaße und Gewichte in den bekanntesten europäischen Handelsplätzen.

Zweiter Theil.

Waarenberechnung.

12. Abschn. Vom Waarenhandel im Allgemeinen.
13. — Berechnung der Tara und des Gutgewichts. Verzeichniß einiger Waaren, die in Hamburg bestimmte Tara und Gutgewicht haben.
14. — Berechnung des Rabatts.
15. — Waarenberechnungen. Einkaufs- und Verkaufsrechnungen.
16. — Waarencalculaturen.

Anhang. Waarenpreiszettel von Amsterdam, Berlin, Bremen, Danzig, Hamburg, Livorno, London, Malaga, St. Petersburg, Triest.

Liebhabern, welche sich deßhalb direct an uns wenden, und ihr Bedürfniß partienweise verschreiben wollen, geben wir immer das vierte Exemplar frei, oder 25 Procent gegen baare Zahlung Rabatt.

Rudolstadt, im Jan. 1809.

F. S. K. priv. Hof- Buch- u. Kunsthandlung.

II. Erschienene Neuigkeiten

im Januar

UND DEREN INHALT

1.

W. D. Fuhrmanns Handbuch der Classischen Literatur der Griechen; oder Anleitung zur Kenntniß der Griechischen Classischen Schriftsteller, der besten Ausgaben ihrer Schriften und Uebersezzungen derselben. Zum Gebrauch der Schullehrer, der Studierenden auf Gymnasien und Universitäten, und aller Freunde der Classischen Literatur; in 3 Bänden. gr. 8.

ist nunmehr in unserm Verlage fertig, und bereits vorigen Herbst an die Subscribenten versendet worden. Der Werth und die Unentbehrlichkeit dieses vortrefflichen Handbuchs ist allgemein anerkannt. Zur Oster- und Michael-Messe dieses Jahres folgen die Classiker der Römer in 2. Bänden nach, womit sodann das Ganze geschlossen ist.

Die nun fertigen Classiker der Griechen in 3 Bänden, werden auch separat verkauft (indem sie auch schon für sich ein Ganzes machen) und kosten 6 Rthlr. Sächs. Crt. od. 10 Fl. 48 Kr. Reichsgeld. Auf mehrere Anfragen von Schulmännern deßhalb an uns, erklären wir hierdurch ergebenst, daß wir jedem Schullehrer oder anderem Literatur Freunde, der Subscribenten sammeln, und sich mit seinen Bestellungen direct an uns wenden will, gegen baare Zahlung das 5te Exemplar, oder 20 pr. Ct. Rabbat vom Ladenpreiße geben, und die Exemplare franco Leipzig, Frankfurth a. M. oder Nürnberg, liefern. Wir fordern daher alle geehrteste Schulmänner in höheren und niederen Classen auf, dies schätzbare und unentbehrliche Handbuch in ihren Wirkungskreise einzuführen, und uns ihre Bestellungen darauf bald gefälligst zu melden.

Rudolstadt den 6. Januar 1809.

F. S. R. priv. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

2.

Thalie et Melpomène Française. Tom. IV. Cahier 1. 12 gr. oder 54 kr.

Von dieser interessanten Sammlung der neuesten und besten Theaterstücke ist so eben des 4ten Bandes 1s Heft erschienen und enthält folgende Stücke:

1) *L'Assemblée de famille*, comédie en cinq actes et en vers, par Mr. *F. Riboutté*.

2) *La Marchande de modes*, parodie de la Vestale, par *Mr. C. Jouy*.

Diese Stücke sind auch einzeln zu haben,

L'assemblée de famille. 8 gr. oder 36 kr.

La marchande de modes. 4 gr. oder 18 kr.

Rudolstadt im December 1808.

F. S. R. pr. Hof-Buchhandlung.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1809. I. Stück.

Inhalt.

I. Die Berathschlagung der griechischen Helden vor Troja. Ein Gemälde vom Herrn Wagner in Würzburg. (Als Erklärung des Titelkupfers.) II. Spanische Lieder. (Hierzu das Musikblatt Taf. 3.) 1. Der Schiffer der Liebe. 2. Drei Spanische Minnelieder. III. Kunst. Uebersicht dessen, was die bildenden Künste in Rom während der letzten vier oder fünf Jahre hervorgebracht haben, von Fernow. Nebst einer Nachschrift des Herausgebers. IV. Musik. Steibelt's Concert in Leipzig. V. Miscellen aus München. Erster Brief. — Nachrichten für Liebhaber der Alterthümer. Zweiter Brief. — Bildende Künste. — Theater und Musik. — Wintervergnügungen. VI. Pariser Moden. VII. Erklärung der Kupfer.

Weimar im Jan. 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

London und Paris. 1808. IV. Stück.

Inhalt.

I. Paris. 1. Nachricht über die Stereotypie und die stereotypischen Ausgaben in Paris. 2. Neueste Romane der Frau von Genlis. 3. Versetzung der Antiken der Villa Borghese von Rom nach Paris (Hierzu Taf. X. und XI.) II. London. Heidegger, Oberaufseher der öffentlichen Vergnügungen in London, unter der Regierung Königs Georg II. III. Englische Karikaturen. 1. Der Londner Pfahlbürger (Hierzu die Karikatur Taf. IX.)

Nota. Bei diesem Stücke folgt zugleich das noch zum dritten Stücke von London und Paris gehörende Portrait der Heloise, Taf. VI.

Rudolstadt im Jan. 1809.

F. S. R. priv. Hof-, Buch- u. Kunsthandlung.

5.

5.

Allgemeines Teutſches Garten-Magazin 1808. 12. Stk.

Inhalt.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber Bauart, Anlage und Beſtellung der Miſtbeete (Nebſt Kupfertafel 26.) IV. Blumiſterei. 1. Vermehrung der Camellia Japonica durch Stecklinge. 2. Etwas über die Viola matronalis. VI. Obſt-Cultur. 1. Characteriſtik der Obſtſorten. Weinreben. Der Diamant-Wein (Mit Abbildung auf Taf. 27.) Auszug eines Schreibens an den Herausgeber. 2. Erfahrungen über die Unfruchtbarkeit mancher Weinſtöcke. VIII. Garten-Botanik. Botaniſche Heterodoxien (Fortſezzung und Beſchluß.) Ein Wort des Herausgebers an die Leſer des Allg. T. Garten-Magazins, zum Schluſſe des V. Jahrgangs.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen: Taf. 26. Anlagen der Miſtbeete. Taf. 27. Der Diamant-Wein.

Weimar im Januar 1809.

H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden 1808. XII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. I. B. Freſſange's Reiſe nach Madagascar, in den Jahren 1802 und 1803.

Bücher-Recenſionen. 1. Bibliothèque univerſelle des Voyages etc., par *G. Boucher de la Richarderie.* T. I—VI. 2 a. Geſchichte einer Druſen-Familie, von *Dalberg.* 2 b. *v. Dalberg's* Ueberſetzung des Dabiſtan von *Gladwin.* 3. *v. Zimmermann's* Taſchenbuch der Reiſen für das Jahr 1809. 4. *A. de la Borde* maleriſche Reiſe in Spanien. Erſtes Bändchen. 5. *Stein's* Handbuch der Geographie. I. u. II. Thl. 6. *Winkopp's* Darſtellung der preuſs. Monarchie etc. 7. Preuſsens Länderverluſt und Länderbeſtand nach dem Frieden zu Tilſit. 8. Hiſtoriſche Charte von den Erwerbungen und Veränderungen des preuſsiſchen Staates vom Jahre 1417—1807.

Charten - Recenſionen. 1. *A. v. Riedl's* Strom - Atlas von Baiern. III. Lief. 2. *A. v. Riedl's* hydrographiſche Charte von Baiern etc. 3. *J. E. v. Gorkum's* Kaart van een Gedeelte der Departementen van *Amſtelland*, *Maasland en Utrecht*. Amſterd. bei Mortier et Govens. 4. *Topographiſch - militäriſche Charte von Teutſchland*, in 204 Blättern, des Geogr. Inſtituts zu Weimar XII., XIII. und XIV. Lieferung.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Nachtrag zur biographiſchen Notiz von *Joh. Keppler*, im XXV. Bde. 1. St. der *A. G. E.* 2. Ankündigung von zwei neuen Cabinets - Charten von Baiern, vom Hrn. Oberſt *v. Riedl.* 3. Das Wappen des Fürſten von *Benevent.*

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das Wappen des Fürſten von *Benevent.* 2. Tableau d'Aſſemblage der *v. Gorkum*ſchen Charte von Amſtelland, Maasland und Utrecht.

Weimar im Jan. 1809.

H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Neueſte Länder- und Völker-Kunde. VI. Bds. 66 oder 1808. 128 Stück.

Inhalt.

Das Königreich Weſtphalen.

Vierte Abtheilung. 17. Topographie. E. Departement der Leine. F. Departement der Oker. G. Departement der Saale. H. Departement der Elbe. 18. Geographiſch-ſtatiſtiſche Literatur. Anhang. Neueſte Bevölkerungsliſte des weſtphäliſchen Departements Weſer.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer.

Plan von Braunſchweig. Das neue Brockenhaus.

Weimar im Jan. 1809.

H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

8.

Wielands Neuer Teutſcher Merkur 1808. 12ſt St.

Inhalt.

I. Laodamia. II. Gedichte. 1. Die zwei Muſen. 2. Die Abende. 3. An die Göttin Bona Mens. 4. Troſt. 5. Das Geburtsfeſt. III. Probe einer Ueberſetzung des Argonautenzugs des Valerius Flaccus. IV. Nekrolog. Carl Ludwig Fernow. V. Auszüge aus Briefen von Fernow an W. VI. Berichtigungen.

Weimar im Jan. 1809.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

9.

Beitrag zur Geſchichte und Empfehlung der Kartoffelfrucht, beſonders in Rückſicht ihres mannichfaltigen Küchengebrauchs, ein phyſikaliſch-ökonomiſch-diätetiſcher Verſuch; nebſt einem Anhange.

Unter dieſem Titel iſt ſo eben eine Schrift erſchienen, welche eine kurze deutliche Belehrung ſowohl über die erſte Herkunft, verſchiedene Beſchaffenheit, Fortpflanzung, ländliche Bearbeitung, Zeit und Merkmale der Reife, Aufnahme und dauerhafte Aufbewahrung, als auch über den wirthſchaftlichen Gebrauch dieſer Frucht zu Suppen, Saucen, Gemüſe, Salat, Klöſen, Pudding's, Würſten, Pfannkuchen, Torten, gutem Hausbackenbrod, Käſen, Gries, Grütze, feinem Mehl, Sago und weißer Stärke — enthält; in dem Anhange aber werden angehende Hausfrauen kürzlich belehret, wie ſie ihren Speiſetiſch anzuordnen, bei eintretenden kleinen Gaſtmahlen ſymmetriſch zu beſetzen, die Speiſen auszuwählen, zierlich anzurichten, und den Küchenzettel auf das ganze Jahr zu reguliren haben. 8. 12 gr.

Rudolſtadt, den 15. Jan. 1809.

F. S. K. pr. Hof-, Buch- und Kunſthandlung.

Hauptmann an, daß er fürchtete, er müſſe ihn noch um ihrentwillen wieder in ſeine Stelle einſetzen. Dies ſahe der Böſewicht ſogleich als einen Wink an, ſeine gottloſen Entwürfe auszuführen und ſagte: Disdemona hat vielleicht Urſache dies gerne zu wollen. Und warum? verſetzte der Mohr. Ich wollte nicht gerne Mann und Frau an einander bringen, antwortete der Fähndrich, aber ihr dürftet nur die Augen aufthun, um es ſelbſt zu ſehen. Hier ſchwieg er ſtill, ſo ſehr der Mohr in ihn drang, ſich weiter zu erklären, und ſeine Worte lieſen einen ſo ſcharfen Dorn in der Bruſt des Mohren zurück, daß er darüber ganz trübſinnig wurde, und an nichts dachte, als was doch wohl die Worte des Fähndrichs zu bedeuten haben möchten? Seine Gemahlin verſucht's eines Tags aufs neue, ſeinen Zorn gegen den Hauptmann zu beſänftigen, und bat ihn, er möchte doch die treuen Dienſte und die Freundſchaft ſo vieler Jahre um eines kleinen Fehlers willen nicht vergeſſen, zumal da der verwundete Soldat ſchon wieder mit dem Hauptmann ausgeſöhnt wäre. Der Mohr gerieth hierüber in den heftigſten Zorn, und ſagte ihr: Es iſt doch ſonderbar, Disdemona, daß du ſo viel Sorge für den Hauptmann trägſt. Er iſt doch weder dein Bruder noch dein Anverwandter, daß er dir ſo ſehr am Herzen liegen ſollte. Ganz Leutſeeligkeit und Demuth erwiederte ſie ihm: Mit

10.

Anzeige.

Als Beantwortung vieler Anfragen machen wir hierdurch bekannt, daß das Prachtwerk:

Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei Anwesenheit I. I. Majeſtäten, der Kaiſer Alexander und Napoleon am 6. und 7. October 1808. in Weimar und Jena veranſtaltet wurden, mit 5 groſsen Kupfertafeln.

zu Ende des Februars gewiß erſcheint.

Die ſorgfältige Bearbeitung der Kupfer, von denen zwei ausgemalt ſind, erforderte längere Zeit, als wir anfänglich glaubten; wir ſchmeicheln uns aber auch, daß das Werk an Güte dadurch gewonnen hat.

Weimar, den 22. Januar 1809.

H. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1809.

I.

Gedichte.

1.

Den Manen meines Freundes Fernow *).

Der Du vom Staub' auf lichten Geiſterſchwingen
Zur Höh' empor der ew'gen Klarheit ſteigſt,
Wenn zu Dir auf der Freundſchaft Klagen dringen,
Du noch dein Ohr zur niedern Erde neigſt;
O ſo vernimm der Laute ſanft Erklingen,
Und wenn Du auch dem Schmerzensrufe ſchweigſt,
So laß mich ahnen in des Haines Säuſeln,
Daß Du mich hörſt; und in der Welle Kräuſeln.

*) Der N. T. Merkur erinnert ſich mit Vergnügen

Denn ach, Du biſt, o Theurer, mir entſchwunden,
Eh ich noch ein Mal Dich an's Herz gedrückt.
Durch tauſend ſchwere Feſſeln eng gebunden,
Ward deiner Seit' ich allzubald entrückt;
Da mußte mich der wilde Schmerz verwunden:
Ich ſah den Todespfeil auf Dich gezückt;
Ich ſah der Krankheit Natter Dich umſchlingen,
Und konnte nicht zu Dir hinüber dringen.

Ich durfte nicht der matten Glieder pflegen,
Nicht mit der Linderung Kelch die Lipp' erfreun,
Nicht an die Bruſt das theure Haupt mir legen, —
Ach, ſtille ferne Wünſche nur Dir weihn,
Und zwiefach blutend von des Schickſals Schlägen,
Sankſt Du dahin, gedrängt von herber Pein.
Das theure Weib, ein Engel deinen Tagen,
Vor deinem Blick ward es in's Grab getragen.

einer Epiſtel, von dem Verfaſſer dieſes Epicedion, an ſeinen Fernow im Jahre 1797 nach Rom geſchrieben, die damals auch von ihm aufgenommen wurde.

B.

Doch rühmlich gingst Du Edler aus dem Streite,
Und ob dahin des Lebens Strom entquoll,
Stets gift'ger, schmerzender, in Deiner Seite
Der Natternbiß der wilden Krankheit schwoll;
Fest hielt Dein männlich Herz, und im Geleite
Der Weisheit, unbezwungen, rein und voll,
Hob mit gewohnter Kraft der Geist die Flügel,
Hoch über Leid und Schmerz und Grabeshügel.

So laß mich dann an deiner Kraft mich stärken.
Entsag', o Herz, der Klage banger Lust!
Geneuß den Freund in seines Geistes Werken.
Ein Seufzer nur, entflohn der wunden Brust,
Er lasse wohl den tiefen Kummer merken,
Und dieses Leid, nur Dir, nur Dir bewußt;
Denn, ach, das Herz, dem Du, o Freund, entrissen,
So lang' es schlägt, wird sehnend Dich vermissen.

In der Erinnrung sanftem Dämmerscheine
Umwalle mich Dein freundlich heitres Bild;
Wie in der Jugend herrlichem Vereine
Einher wir schwärmten, gut und froh und wild!
Du irrst mit mir im kühlen Buchenhaine,
Wo noch der alte Born vom Hügel quillt:
Noch grünt die Weide, wo beglückt wir ruh'ten,
Nach frischem Bad', o See, in deinen Fluthen.

Dem Hauſe wandl' ich ſinnig oft vorüber,
Wo uns des Stübchens enger Raum umfing,
Wann nun umher des Himmels Wölbung trüber
Voll dichter Herbſtgewölke trauernd hing.
Den Weg zu Dir, o Stübchen, wallt' ich lieber,
Als jemals ich zu Feſtgelagen ging.
Dich ſtillen Ort verſchmähten nicht die Muſen,
Hier nahmſt du uns, o Kunſt, an deinen Buſen.

Und wie alsdann, nach bitterm frühen Scheiden,
Getrennt von Dir durch manch entlegnes Land,
Bei allen meinen Freuden, meinen Leiden,
Dein theures Bild vor meinem Geiſte ſtand;
So ſoll noch jetzt an ihm mein Blick ſich weiden;
Denn ewig knüpft der Freundſchaft himmliſch Band.
Du biſt mir nah in unermeßnen Fernen;
Einſt ſehen wir uns wieder ob den Sternen.

Ratzeburg den 18. Febr.
1809.

Ludw. Nauwerck.

2.

Roſa's letztes Lied.

So lächelt denn kein Lenz mir mehr?
Mein Leben welkt dahin;
Den Himmel ſchwärzt ein Wolkenheer,
Nur Tod iſt mein Gewinn!

Einſt war mein krankes Herz geſund,
Kein Wetter mir noch droht',
Wohl färbte Purpur mir den Mund,
Die Wangen Roſenroth.

Dann log die Liebe Himmel mir,
Dem Herzen ſüße Ruh,
Ein Heuchler brach der Unſchuld Zier,
Und lächelte dazu!

Drum rinnt, o Thränen, nur herab;
Bald endet ſich mein Lauf;
Und auf dem ſtillverborgnen Grab
Blüh'n Roſ' und Veilchen auf! —

J.

3.

Ausſicht.

Was die Geſchichte gelehrt? — dem Bethöreten ſchweiget die Weiſung;
Doch in die Zukunft auch hebt ſie den ſtaunenden Blick.
Wach' auf zagender Geiſt! Europa ſank in Zerrüttung,
Denn an dem morſchen Gebäu wankte der alternde Grund.
Doch jenſeits da erhebet Amerika ſich zu der Freiheit
Sonnengebieten und nährt Völker an Völker empor.
Staaten entblühn in des Indus Au'n und der heilige Ganges
Rollt in der Fremdlinge Reich ſtolz die beſegelte Fluth.
Siehe! ſo weit der Oceanus rauſcht, blühn über die Inſeln
Blühn an die Küſten geſä't Städte zu Völkern heran.
Wonneberauſchender Blick in die Zukunft! wann der Verknüpfung

Feſſel zerſpringt und ſo weit Meere die Län-
der umziehn
Staaten an Staaten gereiht zahllos und in Fülle
der Kraft ſtehn,
Frei nun den Weltenverein bindet der Völ-
ker Verkehr. —

Fr. Thierſch, in Göttingen.

II.

Probe einer Ueberſetzung des Tacitus.

Der Jahrbücher *)

Erſtes Buch.

1. Die Stadt Rom beherrſchten Anfangs Könige. Freiheit und das Conſulat ſtiftete Lucius Brutus. Die Dictatur wurde nur auf gewiſſe Zeit übernommen; weder galt das Decemvirat über zwei

*) Dem kundigen Verfaſſer dieſes Verſuchs — des wie vielſten, wird wohl der fleißigſte Literator nicht zählend angeben können — waren gewiß die tauſend Bedenklichkeiten, Schwierigkeiten, Fehlſchlagungen, Unvereinbarkeiten in zwei ſo verſchiedenartigen Sprachen, ſelbſt noch auf dem heutigen Stand-

Jahre, noch lange der Tribunen Consulargewalt. Nicht Cinna's, nicht Sylla's Herrschaft war dauernd; des Pompejus und Craſſus Gewalt gieng ſchnell auf Cäſar, des Lepidus und Antonius Macht auf Auguſtus über, der das durch Bürgerzwietracht entkräftete Reich unter dem Namen eines Fürſten in ſeine Gewalt bekam. Doch der früheren Republik 1) glückliche oder unglückliche Schickſale ſind von berühmten Geſchichtſchreibern erzählt worden; und auch der Geſchichte des Auguſteiſchen Zeitalters hat es nicht an würdigen Männern gefehlt, bis durch

punct unſerer vielverſuchten Sprache, nicht unbekannt. Er ſtellt ihn aber doch hier aus, und denkt nach dem alten Severus: σὺν μυρίοισι τὰ καλὰ γίγνεται πόνοις. Wir wünſchen, daß ihm ermunternde Stimmen zurufen mögen! Seine, dem edeln Villers zugeeignete Memoria Martini Lutheri (Hamburg, Perthes 1808. 114 S.) verdient beſonders um der lehrreichen Zuſätze und Excurſe willen, in Vieler Hände zu kommen.

B.

1) Nach der Lesart veteris reipublicae; denn veteris populi kommt nicht vor. Die Verwechslung in Handſchriften P. R. aus R P. i. e. reip. war leicht.

fortglimmende Schmeichelei ſie abgemahnt wurden 2). Des Tiberius, Cajus, Claudius und Nero Thaten wurden, bei ihrem Leben, aus Furcht verfälſcht 3), nach ihrem Tode mit friſcher Erbitterung dargeſtellt. Daher iſt meine Abſicht, vom Auguſtus wenige und nur die letzten Merkwürdigkeiten zu erzählen; dann von Tiberius Regierung, und das Uebrige, ohne Leidenſchaft, ohne Parteigeiſt, deren Urſachen mir fern ſind.

2. Als nach des Brutus und Caſſius Fall die Waffen für den Staat nun geſchwunden, Pompejus bei Sicilien geſchlagen, und nach des Lepidus Entwaffnung, des Antonius Selbſtmord,

2) Nach der einzig richtigen Lesart deterrerentur. S. Wolf. *Decora* ingenia überſetzen Andere: blühende Köpfe. Sind es nicht ingenia seu scriptores, *quos decet* scribere, die würdig ſind, zu ſchreiben?

3) Wolf will falso oder falsa für *falsae;* ſo ſey die Sprechweiſe ächt römiſch, auch gewönnen die Gegenſätze, wegen recenti odio mehr Concinnität. Wahr, doch unnöthig, deshalb zu verändern, was auch nicht unrömiſch iſt. Man könne nicht ſagen: fallere res gestas s. historiam. Möglich: man kann aber ſagen: has res composuit falsas; warum nicht alſo auch: *scriptae sunt falsae?*

mir wirst du deswegen nicht zürnen; nichts bewegt mich dazu, als daß es mir leid thut, dich eines so werthen Freundes beraubt zu sehen, wie ich aus deinem eignen Zeugniß weiß, daß der Hauptmann immer gegen dich gewesen ist; und sein Fehler scheint mir doch in der That nicht so groß, daß er von dir so sehr gehaßt deswegen zu werden verdiene. Aber so seyd ihr Mohren, ihr seyd so hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zum Zorn und zur Rache bewegt. Ueber diese Worte noch mehr erzürnt, antwortete der Mohr: Dies könnte vielleicht mancher erfahren, der es nicht dächte; ich will die mir zugefügten Beleidigungen so rächen, bis ich gesättiget bin mit Rache. Die gute Dame erschrack bey diesen Worten, und da sie ihren Gemahl wider seine Gewohnheit gegen sich erzürnt sah, sagte sie ganz demüthig: Keine andere als die beste Absicht hat mich angetrieben, mit dir hievon zu reden; aber um dich nicht ferner böse zu machen, werd' ich kein Wort mehr hierüber verlieren. Da der Mohr sah, wie sehr seine Gemahlin sich aufs neue zum Besten des Hauptmanns bemüht hatte, bildete er sich ein, daß die Worte, die ihm der Fähndrich gesagt hatte, wohl nichts anders bedeuten könnten, als daß Disdemona in den Hauptmann verliebt sey. Er begab sich ganz melancholisch zu diesem Verräther und fieng an, in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären möchte. Der

Fähnd-

ſelbſt der Julianiſchen Partei nur Cäſar noch als Führer übrig war: betrug er ſich, nach abgelegtem Triumvir-Namen als Conſul, um mit Tribunicischer Gewalt das Volk zu ſchützen, ſich begnügend; nachdem er aber die Soldaten mit Geſchenken, das Volk mit Getraideſpenden, den Staat durch die Süßigkeit der Ruhe gewonnen, da erhob er ſich allmählich und ſuchte des Senats, der Magiſtrate, der Geſetze Geſchäftskreis ſich anzueignen, ohne Eines Widerſtand, dieweil die Gefürchtetſten theils durch Proſcriptionen, theils in Schlachten gefallen, die Uebrigen des Adels aber, je geneigter einer zum Herrendienſt, zu deſto mehr Schätzen und Ehrenſtellen gelangten, 4) und durch die neue Verfaſſung gehoben, das Sichere und Gegenwärtige lieber wollten, als das Alte und Gefahrvolle. Selbſt die Provinzen waren dieſem Zuſtande der Dinge nicht abhold. Da des Senats und des Volks Herrſchaft wegen der Streitigkeiten der Mächtigen und der Habſucht der Magiſtrate verhaßt war, kraftlos aber

4) Opibus et honoribus ſind, wie Wolf richtig erinnert, Ablativen, nicht Dativen, für ad opes, wie z. B. Mitſcherlich noch das Horaziſche ter geminis tollere honoribus erklärt. So iſt es teutſch gedacht; römiſch: erhoben werden durch Reichthümer.

der Schutz der Geſetze, die durch Gewaltthätigkeit, durch Betrug, durch Beſtechungen endlich zerſtört wurden. 5)

3. Uebrigens erhob Auguſtus, ſeiner Herrſchaft zu Stützen, den Claudius Marcellus, ſeinen Schweſterſohn, der noch Jüngling war, zum Pontificate und der curuliſchen Aedilität, den M. Agrippa, von Geburt unedel, aber geübt im Krieg' und ſeines Siegs Genoſſen, zum verdoppelten Conſulate; bald darauf, nach des Marcellus Tode, nahm er ihn auch zum Schwiegerſohn an. Den Tiberius Nero und Claudius Druſus, Stiefſöhne, beehrte er mit dem Imperatortitel, wiewohl ſeine eigene Familie damals noch 6) beiſam-

5) Leges ſind die judicia repetundarum, eingeſetzt durch die lex Calpurnia A. U. 604. oder 605. Cic. Verr. IV, 25. die quaestiones perpetuae, Cic. Brut. 27. durch Cornelius Sylla, Julius Cäſar ꝛc. vermehrt. S. Ernesti Ind. legg. Dieſe wurden zerſtört vi, indem oft Meuchelmorde die Richter hinderten, ihren Ausſpruch zu thun, ambitu, durch geheime Beſtechungen, pecunia, durch offene, laute Beſtechungen, wo den Richtern für eine Sentenz öffentlich Geld geboten wurde.

6) Nach Wolf etiam tum. Man ſagt nihil dum, nec dum, nie aber poſitiv oder affirmativ.

men war, denn er hatte Agrippa's Söhne, den Cajus und Lucius in die Familie der Cäsarn aufgenommen, und noch, als sie das Knabenkleid trugen, mit der Miene des Verweigernden auf eifrigsten Antrieb Jugendfürsten (principes juventutis) titulieen und zu Consuln ernennen lassen. Nach Agrippa's Tode raubte den Tiberius Cäsar, der zu den spanischen Armeen zog, und den Cajus, der aus Armenien zurückkehrte und an einer Wunde litt, ein frühzeitiger Tod oder der Stiefmutter Livia Tücke; und als auch Drusus unlängst verstorben war, so war Nero noch allein von den Stiefkindern übrig; auf ihn also richtete Alles seine Aufmerksamkeit. Als Sohn ward er zum Mitregenten und Mitgenossen der Tribunégewalt angenommen, und bei allen Armeen gezeigt, nicht mehr, wie vorher, durch geheime Künste der Mutter, sondern auf lautes Begehren. Denn sie hatte sich des alten Augustus so bemeistert, daß er seinen einzigen Enkel, Agrippa Postumus, auf die Insel Planasia verbannen mußte, der zwar ein ungebildeter Mensch war und einfältig trotzend auf seine Körperstärke, aber doch keines Verbrechens überwiesen. Gleichwohl setzte er den Germanicus, Drusus Sohn, über acht Legionen am Rheine, und Tiberius mußte ihn adoptiren, ob

auch in Tiberius Familie ſchon ein Sohn da war, um auf deſto mehr Grundfeſten zu ſtehen. Krieg ward zu der Zeit nirgends, außer gegen die Germanen, geführt, mehr um die Schande der unter Quintilius Varus erlittenen Niederlage zu tilgen, als aus Begierde, das Reich zu erweitern oder ſonſtigen Ruhmes wegen. In Rom herrſchte Ruhe; noch dieſelben Titel der Staatsämter. Die jüngeren Bürger waren nach dem Sieg bei Actium, ſelbſt die älteren meiſtens nur noch während der Bürgerkriege geboren worden; wie viele alſo übrig, die das freie Rom geſehen hatten?

4. Nach ſolcher Umwandlung der Verfaſſung war nirgends mehr alte, ächt römiſche Sitte; 7) alle beugten ſich, nach geſchwundener Freiheit vor des Fürſten Befehlen; ohne Beſorgniß für die Gegenwart, ſo lange Auguſtus noch in der Kraft des Alters ſich, ſeine Familie und den Frieden aufrecht erhielt. Als er aber, ein betagter Greis, ſogar noch an Krankheiten litt, und das Ende der alten Ausſichten neuer Herrſchaft ſich zeigten; pra-

7) Man bezog dies auf die Sittlichkeit der Römer; irrig. Mos bezieht ſich auf Verwaltung und Anordnung der Staatsform. Es iſt die Rede vom Verfalle der alten, ächt römiſchen Verfaſſung.

chen nur wenige, doch vergebens, von den Vorzügen der Freiheit; mehrere fürchteten, andere wünschten Krieg; bei weitem der größte Theil ſtreute mancherlei Gerüchte aus von Herrſchern, die ihnen bevorſtünden: „Agrippa, der Finſtere, noch durch Schmach gereizt, ſey weder an Alter, noch Erfahrung ſolcher Laſt gewachſen; Tiberius Nero ſey reif an Jahren, bewährt im Kriege, aber voll des alten, der Claudier-Familie eingeborenen Stolzes, auch mehrere Spuren der Grauſamkeit, wie er ſie auch verhehle, brächen hervor. Von Jugend auf ſey er in einem herriſchen Hauſe erzogen, über ihn, den Jüngling, Conſulate und Triumphe gehäuft worden; nicht einmal in den Jahren, wo er unter dem Schein der Entfernung als Verbannter zu Rhodos gelebt, 8) habe er auf anderes, als auf

8) Tiberius hatte ſich aus freier Willkür eine Zeitlang aus Rom entfernt, weil ſeine Gattin ihn verſchmähete. Das Volksgerücht aber ſagte, Tiberius lebe im Exil, vom Auguſtus verſtoßen. Letzteres führt Tacitus an. Lieſt man: exulem egerit, ſo iſt das: speciem habuerit exulis, was der Verfaſſer nicht ſagen will. Wolf tilgt daher exulem. Ohne Noth ſcheint es. Man leſe mit Muret: *exul* egerit. Exulem agere iſt: Verbannter ſcheinen wollen, exul agere i. q. vitam transigere, als

Rache, Verſtellung und geheime Wollüſte geſonnen. Dazu komme die Mutter mit ihrer weiblichen Zügelloſigkeit; einem Weibe müſſe man gehorchen, und zwei Jünglingen dazu, die eine Zeitlang den Staat unterdrücken und dann zerſtören würden."

5. Während man dies und ſolcherlei ſprach, wurde Auguſtus Krankheit bedenklicher, und einige ahneten Bosheit ſeiner Gemahlin. Denn ein Gerücht hatte ſich verbreitet, Auguſtus ſey vor wenigen Monaten, mit einigen Vertrauten und dem einzigen Gefährten, Fabius Maximus, nach Phanaſia gefahren, den Agrippa zu beſuchen; man habe dort von beiden Seiten viel Thränen und Beweiſe der Zärtlichkeit bemerkt, und die Hoffnung gefaßt, der Jüngling möchte wieder ins großväterliche Haus aufgenommen werden. Das habe Maximus ſeiner Frau entdeckt, dieſe der Livia; Auguſtus habe das wieder erfahren. Nicht lange hernach, als Maximus geſtorben, ob eines unnatürlichen Todes, iſt ungewiß, will man bei ſeinem Leichenbegängniß die Marcia ſeufzen und ſich ſelbſt anklagen gehört haben, als ſey ſie Schuld

Verbannter lebe'; alſo i. q. exul degerit, vixerit, aber unter dem Scheine, als ſey er freiwillig entwichen. So war ja das Volksgerücht.

am Tode ihres Mannes. Wie dem auch ſey, Tiberius wurde, da er kaum Illyrien betreten, durch Eilboten der Mutter geholt, und man hat nicht recht erfahren, ob er den Auguſtus in Nola noch am Leben oder ſchon verſchieden gefunden habe. Denn Livia hatte das Haus und die Straßen durch ſcharfe Wachen beſetzt; von Zeit zu Zeit gab man dem Volke gute Nachrichten, bis endlich, nach Vorbereitung deſſen, was die Umſtände heiſchten, alsbald, Auguſtus ſey todt und Nero Regent geworden! Eine Nachricht erſchell.

6) Die erſte Schandthat der neuen Regierung war der Mord des Poſtumus Agrippa, den überraſcht und unbewaffnet ein Centurio, wenn auch voller Entſchlöſſenheit, doch nur mit Mühe tödtete. Von dieſem Vorfalle trug Tiberius dem Senate nichts vor; vielmehr gab er Befehle des Vaters vor, durch welche er den wachehabenden Tribun angewieſen, ohne Säumen den Agrippa umzubringen, ſo bald er ſelbſt verſchieden ſeyn würde. Ohne Zweifel hatte Auguſtus durch viele bittere Klagen über den Character des Jünglings bewirkt, daß ſeine Verbannung durch einen Senatsſchluß beſtätigt wurde; aber nie hatte er ſich bis zum Mord eines ſeiner Verwandten verhärtet; auch war es

nicht

nicht glaublich, daß Auguſtus den Mord ſeines Enkels für die Sicherheit ſeines Stiefſohns verhängt haben ſollte; wahrſcheinlicher vielmehr, daß Tiberius und Livia, jener aus Furcht, dieſe aus ſtiefmütterlichem Haß, den Mord des verdächtigen und verhaßten Jünglings beſchleunigten. Als der Centurio nach Kriegsſitte meldete, der Befehl ſey vollzogen, erwiederte Tiberius, er habe nichts befohlen, und es müſſe beim Senat darüber Rechenſchaft abgelegt werden. Als Salluſtius Criſpus, der um das Geheimniß wußte, (er hatte den ſchriftlichen Befehl abgeſchickt) dies erfuhr, und fürchtete, er möchte ſelbſt als Schuldiger untergeſchoben werden, in gleicher Gefahr, ſagte er die Wahrheit oder das Falſche: warnte er die Livia, doch die Geheimniſſe der Familie, doch die Rathſchläge der Vertrauten, die Dienſtleiſtungen der Soldaten nicht bekannt zu machen; Tiberius möchte die Kraft der Herrſchaft nicht auflöſen, indem er alles dem Senate vorlegte; ſo müſſe man die Regierung einrichten, daß nicht anders die Rechnung richtig ſey, als wenn ſie einem abgelegt werde.

7. Aber in Rom ſtürzten die Conſuln, Väter und Ritter in die Sclaverei; je vornehmer von Geburt, um ſo mehr Verſtellung und Betriebſamkeit;

mit trügeriſcher Miene, um weder froh über Auguſtus Ende, noch traurig über die neue Regierung zu ſcheinen, miſchten ſie Thränen mit Freude, Klagen mit Schmeichelei. 9) Die Conſuln Sextus Pompejus und Sextus Appulejus ſchworen zuerſt dem Kaiſer Tiberius den Eid der Treue; den Conſuln folgten Sejus Strabo und Cajus Turranius, jener Oberſter der Prätorianer, dieſer Proviantaufſeher; bald der Senat, die Soldaten und das Volk. Denn Tiberius fieng die ganze Staatsverwaltung durch die Conſuln an, als ſey noch die alte Republik und er unentſchlüſſig, zu regieren. Selbſt das Edict, wodurch er die Väter in die Curie beſchied, ertheilte er nur mit der Unterſchrift der, unter Auguſtus empfangenen tribuniſchen Gewalt. Wenig Worte enthielt das Edict und von ſehr beſcheidenem Inhalt: „über die Ehrenbezeugungen ſeines Vaters wolle er Rath halten, werde ſich aber nicht vom Leichnam entfernen,

9) Ueber die Lesart dieſer Stelle gilt, was Wolf ſagt: certi aliquid statuere, difficile est. Vor allen ſcheint Muret's lacrimas gaudio, questus adulatione m. kraftvoll; noch beſſer aber, wie Erneſti will: lacrimis gaudium, questus adulatione; die Folge der Wörter iſt verſchieden, aber die Caſus alterniren.

und dies allein maße er ſich an von den öffentlichen Geſchäften.“ 10) Allein gleich nach Auguſtus Hinſcheiden hatte er den Prätorianern die Parolen, als Imperator gegeben; hielt Wachen, Waffen, alles ſonſt zum Hofſtaat gehörige; Soldaten begleiteten ihn auf's Forum, Soldaten in die Curie; an die Armeen ſchickte er ſchriftliche Befehle, gleich als nach ſchon angetretener Regierung; nirgends verlegen, bloß wenn er dem Senate etwas vortrug. Die Haupturſache war die Beſorgniß, Germanikus, dem ſo viele Legionen, eine ſo unermeßliche Zahl Hülfstruppen zu Gebote ſtand, dieſer größte Liebling des Volks, möchte die Regierung lieber haben, als erwarten wollen. Auch gedachte er des Rufs, um lieber aufgerufen und erwählt vom Staate zu ſcheinen, als ſich durch Weiberbewerbung und eines alten Mannes Adoption eingeſchlichen zu haben. Hinterdrein hat man erfahren, daß er dieſe Unentſchloſſenheit annahm, die Willensmeinung der Vornehmen recht zu durchſchauen; denn Worte und Mienen prägte er ſich tief ein, ſie zu Verbrechen auszudeuten.

Hamburg.

Fr. Gottl. Zimmermann.

10) Die Böcler'ſche Erklärung, der auch Wolf beipflichtet, ſcheint allein den wahren Sinn zu treffen.

Fähndrich, der den Untergang der armen Disdemona zur Abſicht hatte, ſtellte ſich anfänglich, als wenn er nichts, was dem Mohren mißfällig ſeyn könnte, ſagen wollte, endlich aber that er, als wenn er ſeinen Bitten nicht länger widerſtehen könnte, und ſagte; Ich kann nicht läugnen, daß es mir ſehr leid thut, euch etwas entdecken zu müſſen, das euch mehr als alles in der Welt kränken muß: Aber da ihr einmal darauf beſteht, daß ich es euch ſage, und da mich überdies die Sorge, die ich für eure, als meines Herrn, Ehre haben muß, anſpornt, es euch zu ſagen, ſo wiſſet denn, daß eure Gemahlin aus keiner andern Urſache über eure Ungnade gegen den Hauptmann unzufrieden iſt, als wegen des Vergnügens, das er ihr macht, ſo oft er in euer Haus kömmt. Dieſe Worte durchbohrten das Herz des Mohren bis auf den Grund. Aber, ob gleich der Verdacht, den er bereits gefaßt hatte, ihn nicht an der Wahrheit deſſen, was der Fähndrich ihm ſagte, zweifeln ließ, ſo wollte er doch gerne noch mehr wiſſen, und ſagte mit wüthendem Geſichte: Ich weiß nicht, was mich hält, daß ich die dreiſte kühne Zunge nicht ausreiſſe, die die Verwegenheit hat, meiner Gattin ſolche Schande nachzuſagen. Eines ſolchen Lohns für meine Treue gegen euch, antwortete der Fähndrich, konnt' ich mir wohl vermuthen: aber da mich meine Pflicht und die Sorge für eure Ehre nun einmal

III.

Einige Anſichten über das Reiſen, nach einer Reiſe durch die Mark bis Stralſund im Jahr 1808.

Reiſen und Reiſen, welch eine Differenz! Es hat die Erde und das Leben andere Anſichten, wenn man zu Fuße durch beide geht, andere, wenn man aus einer bequemen Chaiſe in beide hineinſieht. Zu Fuß ſieht Alles proſaiſcher aus. Die poetiſchen Reiſebeſchreibungen ſind alle von Leuten gemacht, die mit Extrapoſt oder eigener Equipage durch die Welt kutſchirten. Wie viel gieng Thümmel auf ſeinen wirklichen Reiſen durch's mittägliche Frankreich zu Fuß? Vornehme Paſſagiere ſieht man überall gern; ſie finden höfliche Markörs, artige Dienſtmädchen, jeder iſt zu ihren Dienſten — ſie finden Alles in veredelter Form. Laſſen Sie einen Fußwanderer in daſſelbe Wirthshaus einkehren, ob der es auch ſeinen Freunden empfehlen wird? Die Welt hat nur eine Anſicht — objectiv, aber tauſend ſubjective. Die Grobheit eines Viſitators an der Gränze verſtimmt oft durch's ganze Königreich, und die ganze

Nation muß es entgelten, was ein hungriger oder allzu rechtlicher Aufpaſſer verbrochen hat. Wie viel Reiſende aus dem ſüdlichen Teutſchland hat die erſte Stunde Poſtweg im königlichen Sachſen von Weimar aus, auf mehrere Tage verſtimmt!

* * *

Um Naturſchönheiten kennen zu lernen, reiſe keiner nach Norden, der Teutſchland im Süden geſehen hat. Um menſchliche Raritäten kennen zu lernen, iſt die ganze Erde kennens- und bereiſenswerth. Um die Menſchen auf Reiſen ſchätzen und lieben zu lernen, verſehe man ſich mit Goldſtücken, die überall gewechſelt werden, reiſe zu Pferde oder zu Wagen, ſey honett gegen die Markörs und Poſtillons mit Tractiren und Biergeld, ſorge für gute Empfehlungen und Briefe, und bringe einen kleinen oder großen Namen mit.

* * *

Naturreiſen tragen allerdings zur Humaniſirung bei. Neue Scenen, große furchtbare Naturerſcheinungen, niedliche Thäler und Gefilde, die See, ſchroffe Gebirge — wecken Empfindungen, große Gefühle, zuweilen auch Gedanken: doch öf-

ters wieder geſehen und empfunden, rühren ſie nicht mehr und werden bald vergeſſen. Wer ſchon viel Gegenden geſehen hat, wird nicht ſelten beläſtigt durch gutmüthige Zudringlichkeit, die kleinen Naturſchönheiten und Gärtchen zu ſehen, der man namentlich in ebenen Gegenden nur zu oft ausgeſetzt iſt. Man iſt nicht immer für die Natur geſtimmt. An den Menſchen wird man nicht müde, ſo lange man ſelbſt ſeiner Menſchheit noch nicht ſatt iſt. Humane Seltenheiten, wahre Originale in praxi, nähere Bekanntſchaften mit berühmten Gelehrten; ſo etwas reizt immer, hält länger nach und geht tiefer ein. Das Menſchliche ſpricht doch immer leichter am Menſchlichen an. Ein Unfall, der mir begegnet, iſt bald vergeſſen; ſobald ich trocken bin, denk' ich nicht mehr an den Regen — eine Kränkung von Menſchen haftet — und der Name des Beleidigers wird jedem nach 30 Jahren noch erinnerlich ſeyn.

* * *

Der nächſte eigentliche Zweck des Reiſens iſt, denk' ich, Erſchütterung. Man ſollte daher auf Reiſen nicht dem Körper bloß, ſondern auch dem Geiſt und dem Herzen Motion machen, daß Alles

einmal wieder in raſcheren Gang komme, und das Leben nicht in dem einförmigen bequemen Berufsleben ermatte.

* * *

Wer blöde iſt und menſchenſcheu, der reiſe; aber allein, gleichviel zu Fuß oder zu Pferd. Die Nothwendigkeit ſich immer an fremde Menſchen anzuſchließen, an Leute ſich abreſſiren zu laſſen, von denen man Schlimmes und Gutes zu erwarten hat — iſt ein ſicheres Mittel, ſich nach und nach nicht mehr vor ihnen zu ſcheuen, über manche Mißhandlungen ſich wegzuſetzen, mit ihnen zu ſprechen, und ſelbſt für und gegen ſie zu handeln. Haud inexperta loquor.

* * *

Minuit praesentia famam. Dies fand ich oft beſtätigt. Es ſcheint als ob der Ausdruck des Schmerzes, wie der Freude, an ſich ſchon vergrößere. Die Klage vergrößert immer. Die Noth der Mark ſchien in der Nähe erträglich. Die Gefahr vermindert ſich an Ort und Stelle. Die Großthaten der Sieger in dem Platz, wo ſie geſchehen, erzählt, ſetzen ſie in der Regel auf die Hälfte der Größe herab.

Der Anblick der See machte nur die Hälfte des Eindrucks, den ich erwartet hatte. Die Seeschiffe waren viel kleiner in natura, als sie in der Idee gewesen waren. So geben Reisen die gemäßigte Ansicht der Dinge. Phantastische Schilderungen und poetische Gemälde des Lebens und der Natur werden am liebsten und schönsten von solchen gemacht, die zeitlebens zu Hause bleiben. Wer mit Wahrheit und Leben sein Daseyn für sich und andere beschließen will, verliere sein inneres höheres Gefühl nicht in der platten Wirklichkeit — das Leben in und für die Idee muß er bewahren — aber in seinem Wirken muß man von der bestehenden Ordnung der Dinge ausgehen, das poetische Leben für sich behalten und für eine prosaische Welt handeln lernen. Diese lernt man kennen im Kleinen in seinem Amt und Stand, im Großen auf größern und weitern Reisen.

* * *

Wenn nichts die Teutschen mehr zu einem gemeinsamen Sinn bringen kann: so wird es das Verhängniß dahin bringen, daß wir jetzt alle für's Allgemeine bezahlen und dulden müssen.

* * *

Daß durch neue interessante Bekanntschaften die Liebe zu den Menschen gewinne, ist wahr; daß aber die alte Freundschaft auf Reisen erkalten sollte, kann zum wenigsten ich mir nicht vorstellen. Alte Freunde sind wie alter Wein, an den man gewöhnt ist; der neue, fremde, ungewohnte schmeckt, man naſcht, aber er bekommt nicht. Ich finde mich immer bei der Rückkehr behaglicher, als bei dem Weiterreisen, auch darum weil mir schon der Gedanke Genuß gewährt, wie ich nun die kleinere oder größere Summe meiner Bemerkungen meinen Freunden erzählen, mit allen Kleinigkeiten aufkramen und in der Erzählung den ganzen Genuß des empfundenen Glücks und des überstandenen Unglücks nochmals mir bereiten kann.

* * *

Nichts macht mir mehr Freude, als die Bekanntschaft mit wohlbesetzten und schöngeordneten Familien. Ich habe das Glück gehabt, auf meiner kleinen Tour deren fünf näher kennen zu lernen. Solche kleine Hausrepubliken, wo Einfachheit, stiller Frohsinn, eine über das Ganze verbreitete Zufriedenheit, bei mäßigem Wohlstand oder auch im Ueberfluß wohnt — so im Speciellen und in Praxi

zu ſehen, es macht auf mich einen unbeſchreiblich guten Eindruck. Wie Mancher, dem die Wahl in dem bekannten Kreiſe ſchwer und faſt immer bedenklicher wurde, hat auf der Durchreiſe bei einem gelegentlichen Zuſpruch das Mädchen auf den erſten Blick gefunden, die ihn ins Alter begleiten ſollte. Jede Familie hat ihr Gepräge, wie jeder Staat und jeder Menſch. An den Mädchen, die in der Familie groß wachſen, iſt es am reinſten ausgeprägt.

* * *

Ein gewaltſames Gegengift gegen die Kargheit ſind Reiſen. Da läßt ſich Alles bezahlen und Alles muß mit Metall aufgewogen werden. Faſt jede Stunde wird der Beutel in Requiſition geſetzt. Geprellt oder ungeprellt braucht man Gold für den Magen, für die Füße, ſogar für den Schlaf. Zu Hauſe erwiedert man eine Gefälligkeit durch eine andere. Der Reiſende kann nur durch Geld erſetzen. Ueberraſchung, ein Unfall, der ſchleunige Hülfe nöthig macht, zuweilen auch ein uneigennütziger Dienſt führen allmählich die Hände ſo leicht und unwillkürlich in die Börſe, daß man mit einer Art von Empfindungsloſigkeit das Me-

tall wieder giebt, die ja am Ende doch der Anfang zur Liberalität werden kann.

* * *

Man hört oft: Reiſen mache erfahrner. Ich zweifle. Man bleibt beim Reiſen mit Allem, was man ſieht und hört, zu ſehr auf der Oberfläche. Die Erfahrung will verarbeitet ſeyn. Dazu iſt auf Reiſen keine Zeit. Nicht daß man viel erfährt, macht erfahren, ſondern daß man viel übt und geübt wird. Aber diſponiren zur Erfahrung kann das Reiſen; anregen kann es zum Beobachten, zum Materialienſammeln; ableiten von den Träumereien der Studierſtube; weitere Ausſichten geben; das Praktiſche wichtig machen; Rutine geben im Auskommen mit den Leuten; praktiſche Talente wecken und für den gewöhnlichen Train des Lebens brauchbar machen. Daher man auch junge Gelehrte, die ſich auf der Erde umgeſehen haben, öfters ſchnell pouſſirt hat. — Wer ohne gute Vorkenntniſſe reiſt, und nicht wenigſtens Kopf und Geſichtspuncte zur Nothdurft mitbringt, verliert auf Reiſen zum Geld gewöhnlich auch noch

ſein bischen geſunden Verſtand, und — welches das Schlimmſte iſt — den Charakter.

H . . .

Sch . . . .

IV.

Rückblick auf Schweden

(geſchrieben nach einem Aufenthalte daſelbſt bis im Dezember 1808.)

An Herrn K**

Ihren Wunſch, über das ſüdlichere Schweden, welches ich bei meinem dortigen Aufenthalte näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, Etwas zu hören, befriedige ich mit der größten Bereitwilligkeit. Nur erwarten Sie nicht mehr, als einzelne zerſtreuete Bemerkungen, individuelle Anſichten einiger Gegenſtände, durchaus kein in allen ſeinen Theilen vollendetes Gemälde. Dazu habe ich nicht ſorgfältig genug geſammelt, dazu beſitze ich auch nicht die erforderliche Darſtellungsgabe. Die Vergleichung

mit Ihrem Vaterlande überlaſſe ich Ihnen; das kennen Sie gegenwärtig beſſer als ich. Zu meinem großen Bedauern wurde es mir, beim Mangel an allem Verkehr unter den noch währenden kriegeriſchen Umſtänden, ganz aus den Augen gerückt.

Doch nichts von jenen faſt unaufhörlich in einander verſchlungenen und größtentheils mit Kiefern und Tannen bedeckten Gebirgen, graubemooſten Felſen und braunen Haiden; nichts von den dazwiſchen ſich eindrängenden, oft reizenden und mit fetten Saaten oder grünen Wieſen prangenden Gründen und Thälern; nichts von den fruchtreichen Ebenen in Schonen; nichts von dem in den verſchiedenen Gegenden ſehr von einander abſtechenden Klima; kurz nichts von der todten Natur überhaupt, die bei allem ihren Wechſel ihren ewigen Geſetzen mehr oder weniger getreu bleibt; — das Alles kennen Sie ſchon aus Büchern, darüber belehren Sie die zahlreichen Reiſebeſchreibungen über dieſes Land. Auch nichts von den bedeutendſten Städten und ihren Merkwürdigkeiten. Ihre Aufmerkſamkeit — das weiß ich — zieht beſonders der vernünftige Bewohner (jenes Landes), wie er jetzt dort iſt, ſeine wiſſenſchaftliche und moraliſche Kultur, ſein gegenwärtiges Thun und Treiben, ſeine Verhält-

ſo weit gebracht hat, ſo wiederhol ichs hiemit, ſo ſteht die Sache, wie ich euch geſagt habe, und wenn eure Gemahlin durch ihre verſtellte Liebe euch die Augen ſo ſehr geblendet hat, daß ihr nicht geſehen habt, was ihr hättet ſehen ſollen, ſo iſt es drum nicht weniger wahr, was ich euch ſage. Der Hauptmann ſelbſt hat mirs vertraut; denn ſein Glück würde ihm nicht vollkommen geſchienen haben, wenn er es niemand hätte entdecken können; und hätt' ich euren Zorn nicht gefürchtet, ſo ſollt' ihm mein Degen gleich damals, als er mirs entdeckte, den Lohn, den er verdient, gegeben haben. Aber da mir meine Ehrlichkeit, mit der ich euch das, was euch mehr als jeden andern angehet, entdeckt habe, ſo ſchlecht von euch belohnt wird, ſo wollt' ich lieber, daß ich geſchwiegen hätte; ſo hätt' ich mir doch eure Ungnade nicht zugezogen. Voller Ingrimm ſagte hierauf der Mohr: Machſt du nicht, daß ich mit dieſen meinen eignen Auge ſehe was du mir geſagt haſt, ſo kannſt du ſicher ſeyn, daß es beſſer für dich wäre, du wäreſt ſtumm gebohren. Nichts würde mir leichter geweſen ſeyn, fügte der Böſewicht hinzu, ſo lang' er noch in euer Haus gekommen: aber nun, da ihr ihn nicht deswegen, wodurch er es verdient, ſondern um eine viel geringere Urſache weggejagt habt, ſo kann es mir nicht anders als ſehr ſchwer fallen. Denn ob ich ſchon glaube, daß Disdemona noch immer

niſſe im bürgerlichen und häuslichen Leben und ähnliche Gegenſtände, auf ſich.

Aber hierin herrſcht in den mannichfaltigen Provinzen, ſo wie in den beſondern Ständen eine ſehr auffallende Verſchiedenheit. Und alle dieſe Schattirungen zu bemerken und aufzufaſſen, geſtatteten meine Verhältniſſe nicht hinreichend. Auf der andern Seite würde es ſehr übereilt heißen, wenn ich von Erſcheinungen bei Einzelnen ſogleich auf das Ganze ſchließen, Eigenheiten Einiger, auf Temperament und individuelle Denkart gegründet, auf die Mehrheit wenigſtens, oder wohl gar auf Alle übertragen wollte. Sie entſchuldigen mich daher, wenn ich ſo wenig als möglich über den gegenwärtigen Character der Schweden im Allgemeinen zu beſtimmen verſuche, und das um ſo viel mehr, da er ſich, wie mich dünkt, nicht ſo beträchtlich verändert hat, daß man ihn nicht leicht in ihrer frühern Geſchichte erkennen könnte. — Größtentheils vereinigen ſie noch immer in einem ſtarken feſten Körper eine männliche kraftvolle Seele; äußern in ihrem Betragen ein geſetztes ruhiges Weſen; ſind bieder, gaſtfreundſchaftlich, höflich, theilnehmend und menſchlich beim Unglück Anderer; muthig und ausharrend in Gefahren;

von großem Patriotism und Anhänglichkeit an den Regenten — wenn nicht irre geleitet — beseelt; betriebsam, einfach in ihrer Kleidung und häuslichen Lebensart. Ihre wissenschaftliche Bildung zeichnet sich von mehrern Seiten sehr vortheilhaft aus; in Manchem sind sie, mit andern Nationen verglichen, noch zurück. —

Ihre Sprache mit allen ihren Mundarten ist eine unverkennbare Schwester der Teutschen, Dänischen, Englischen, Isländischen und alten Mösogothischen, gehört also zu den Germanischen. Nicht nur die einzelnen Worte und ihre Bildung, sondern auch die Grammatik fast in allen ihren Theilen, legen den deutlichsten Beweis davon ab. In Schonen nähert sie sich ihrer Nachbarin der Dänischen schon mehr. An Wohlklang übertrifft sie diese, welche auch dadurch gegen das Ohr verstößt, daß sie mit einem so sonderbaren Accent ausgesprochen wird. Ob sie aber mit ihren Schwestern Tochter der Persischen sey, davon habe ich mich noch nicht ganz überzeugen können, so wahrscheinlich auch die Sache ist. Zur Vervollkommnung derselben und Berichtigung ihrer sonst so bunten Orthographie haben die Schwedische Academie in Stockholm und einige vorzügliche neuere Schriftsteller beigetragen.

An Bereicherung ihrer schönen Literatur scheint man unter dem jetzigen Waffengeräusch wenig zu denken; nichts von Bedeutung hat das Licht erblickt, und das Frühere ist Ihnen nicht fremd. Neben dem noch lebenden Adlerbeth, dem geschickten Uebersetzer der Aeneide in wohlgelungenen schwedischen Hexametern und Verfasser anderer Gedichte, und Leopold, der sich am meisten durch dramatische Arbeiten hervorthut, nenne ich Ihnen, mit Uebergehung Anderer, nur einige jüngere vielversprechende Dichter, Franzén, Wallmark, Wallin ꝛc. Es wird nun ein stärkeres Bestreben sichtbar, sich von dem französischen Geschmacke, der bisher fast Alles durchwässerte, loszureißen. — Die Geschichte Schwedens fand neuerlich — wiewohl nur in kleinern Handbüchern — an Fant und Silverstolpe achtungswerthe Bearbeiter. Sjöborg, welcher früher in einem eignen Werkchen die nordischen Alterthümer beschrieb, giebt jetzt in Heften eine Beschreibung von Schonen heraus. Der Historiograph, Hallenberg, mehr ein schätzbarer Sammler, als geschmackvoller Geschichtschreiber, auch bekannt durch seinen weitläuftigen Commentar über die Apokalypse, hat das Leben Gustav Adolphs immer noch nicht vollendet. — Von der unter Demonstrator Afzelius Leitung in Upsala 1807 errichte-

richteten Linneiſchen Geſellſchaft werden jetzt einige Hefte über einzelne Gegenſtände der Naturgeſchichte heraus ſeyn. In andern Wiſſenſchaften iſt nichts erſchienen, was Ihre Wißbegierde rege machen könnte. —

Ueberhaupt ſind die ſchwediſchen Gelehrten an den Univerſitäten zu ſehr mit Diſputationenſchreiben beſchäftigt, als daß ſie dann weiter, — auch bei ihren mehr als halbjährlichen Ferien, und den wenigen Vorleſungen, die ſie, wöchentlich etwa vier bis zwölf Stunden höchſtens, halten, — an Ausarbeitung größerer Werke dächten. Nämlich alle drei Jahr ſind Magiſterpromotionen. In Lund, wo unter funfzehn bis ſechzehn Profeſſoren — die Adjuncten und Docenten nicht gerechnet — gewöhnlich gegen 300 junge Leute ſtudiren, können dann zu der Zeit vierzig, in Upſala, wo etwa 23 wirkliche Profeſſoren und über 600 Studenten leben, funfzig promovirt werden. Oft iſt ihre Anzahl ſtärker. So wurden z. B. 1808 in Lund 72 zu Magiſtern gemacht. Jeder von dieſen Herren nun muß in der Perſon des Reſpondens zu verſchiednen Zeiten zwei Diſputationen vertheidigen, wovon die erſte ein Magiſter docens oder Adjunct, die letzte gewöhnlich ein Profeſſor für den Ertrag von 10 Rthlr. ſchreibt.

Dies raubt ihnen einige Zeit, und zerſtreuet ſie, wiewohl ſie ſich meiſtens auf einen Bogen beſchränken, und nicht immer viel Gehaltreiches liefern. Die guten Beſoldungen, — in Lund 300, in Upſal 200 Tonnen Roggen; — der ſchlechte ſchriftliche Abſatz — man muß gemeiniglich auch zugleich Verleger und Buchhändler ſeyn; — die geringe Aufmunterung und andere Urſachen tragen wohl auch das Ihrige dazu bei. — Aber Sie wundern ſich vielleicht über die große Menge von Magiſtern? Man drängt ſich dort zu dieſer koſtſpieligen Würde hauptſächlich ſo eifrig, weil man dadurch nähere Anſprüche auf eine Anſtellung erhält, und man wohl mitunter ein Freund von Titeln iſt. Eine ſich zwar auf viele Wiſſenſchaften ausdehnende, aber nicht tief gehende Kenntniß — mehr Sache des Gedächtniſſes — macht zu dieſem Grade fähig. Die vorangehenden Examina erfolgen nicht auf ein Mal, ſondern zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem man ſich in dem einen oder andern feſt genug zu ſeyn glaubt. —

Im Durchſchnitte werden dort (ich meine beſonders Lund) in den nur kurze Zeit dauernden öffentlichen Vorleſungen, nämlich vom Monat Februar bis Junius hin, und vom October bis gegen

acht Tage vor Weihnachten, die Studien ziemlich mechaniſch, oberflächlich und geſchmacklos betrieben. Das gilt namentlich von der Theologie, zum Theil auch von der Philologie, Philoſophie und Rechtslehre. In der Exegeſe, der Grundlage jedes vernünftigen theologiſchen Syſtems, wird äußerſt wenig, nicht viel über einige Dicta probantia hinaus, gethan, und nach welchen hermeneutiſchen Grundſätzen? Die rechtgläubigſten Teutſchen ſind dort blendende gefährliche Lichter. Es geht ſo weit, daß ein älterer, im Orientaliſchen nicht unbewanderter, und mit der theologiſchen Literatur im Auslande, wenigſtens durch kritiſirende Zeitſchriften bekannter Theolog ein exegetiſches, von einem teutſchen Profeſſor verfaßtes ſehr geſchätztes Werk, das öffentlich verſteigert werden ſollte, vorher im Stillen wegkaufte, „damit es ja nicht zur Schändung des Namens Chriſti in Anderer Hände gerieth.“ Daher denn auch häufig die ſinnloſen Deutungen und der verkehrte Gebrauch bibliſcher Stellen auf der Kanzel. Und wenn ich weiter aus dieſen Predigten, denen es gewöhnlich an einem beſtimmten Texte, an wohl überdachter richtiger Auseinanderſetzung deſſelben, kurz oft an Allem fehlt, was entweder den Verſtand belehren, oder das Herz rühren, erwärmen und für die göttliche Wahrheit gewinnen, und den Willen

zu ihrer Befolgung wahrhaft bereitwillig machen könnte, einen Schluß auf ihre Homiletik machen darf, wie muß es da ſtehen? In der Kirchengeſchichte, jener großen Lehrerin und Aufklärerin, ſieht man ſich eben ſo wenig um. Was da Dogmatik und Moral ſey, läßt ſich nach dem Geſagten leicht ermeſſen, anderer Zweige der Theologie nicht zu gedenken. Kann es unter ſolchen Umſtänden befremden, wenn man ſich noch mit abergläubiſchen, der Gottheit ſehr unwürdigen, Begriffen herumträgt? wenn Myſticism und Schwärmerei in manchem Kopfe ihr Unweſen treiben? — Es giebt zwar einige tiefer und richtiger Blickende; aber wehe ihnen! wenn ſie mit der Sprache hervortreten wollten. Die Klugheit räth ihnen an zu ſchweigen. Und darf man wohl hoffen, daß es auf dem Lande heller ſey, wenn die erſten Bildungsanſtalten, von wo denn doch die höhere Cultur ausgehen ſoll, einen ſolchen Schatten werfen? — Aber woher das, höre ich Sie fragen? Die Urſachen liegen im Mangel an geſunder Philoſophie überhaupt, der oberſten Aufſicht, in ſelbſteignem Intereſſe, Bequemlichkeit, Trägheit, Unfähigkeit. Und doch ſind die Prediger, welche den Geſetzen gemäß erſt im dreißigſten Jahre ihr Amt antreten dürfen, gemeiniglich recht wohl beſoldet. Sie halten ſich gewöhnlich einen Gehülfen,

auf den ſie für ein ſehr geringes Gehalt faſt die ganze Laſt ihrer Amtsgeſchäfte wälzen. — Der Begriff Theologie iſt alſo, wie Sie ſehen, hier ziemlich eng und herabgewürdigt. Daher kommt es denn auch wohl, daß ſich faſt jeder Studirende Theolog zu ſeyn dünkt; denn alle müſſen ja ein ſogenanntes theologiſches Examen überſtehen, und die, welche Magiſtri werden wollen, ſollen auch die morgenländiſchen Sprachen kennen. Daher vielleicht, daß man aus Profeſſoren ganz fremdartiger Wiſſenſchaften wohl Profeſſoren der Theologie macht. —

Auf die lateiniſche Sprache wird viel gehalten und ein mühſamer Fleiß verwandt. Man drückt ſich hier auch richtiger und fertiger darin aus, als in Upſal, wo man groſſen Theils ein geziertes, verſchrobenes, ſchwülſtiges Latein ſchreibt. An die meiſten macht man die Forderung, daß ſie wenigſtens eine kurze Chrie ohne grammaticaliſche Fehler darin aufſetzen lernen. In Vorleſungen wird ein oder der andere Geſang von Virgils Aeneide, und etwas vom Cicero, z. B. ſein Brutus, die Bücher de officiis, interpretirt, aber an keine andere als grammaticaliſche, bis zum Decliniren und Conjugiren herabſteigende und hiſtoriſche Auslegung gedacht; von äſthetiſcher und philoſophiſcher iſt die

Rede nicht, eben ſo wenig von Kritik. Unmöglich lernt man aber wohl dabei die Sachen, den Zweck des Schriftſtellers, ſeinen Plan, die Ausführung deſſelben kennen, das Schöne, Erhabene, Große fühlen; unmöglich wird ſo das Nachdenken hinlänglich geweckt, der Verſtand gebildet, die Urtheilskraft geſtärkt, die Vernunft geübt, der Geſchmack verfeinert und veredelt, die Einbildungskraft gehoben und geläutert; unmöglich wird man ſo mit dem Geiſte der alten Meiſterwerke bekannt und vertraut. Alles was man von da mit wegbringt, ſind einige moraliſche Sentenzen, Phraſen, ziemlich ſchiefe mythologiſche Anſichten.

Aber hier darf man freilich, um billig zu ſeyn, den übeln Umſtand nicht überſehen, daß die jungen Leute, beſonders die Söhne der Adlichen und einiger Begüterten, theils zu frühzeitig, theils überhaupt zu ſchlecht vorbereitet der Univerſität zueilen, und von dieſen Anſtalten, die doch eigentlich für die Wiſſenſchaften in ihrer Vollendung beſtimmt ſind, auch — aufgenommen werden. Man ſieht dort häufig Knaben von vierzehn, zwölf Jahren und darunter, die dann unter der ſpeciellen Aufſicht eines ältern Studenten, oder Magiſters ſtehen und Collegien beſuchen. Die Bejahrtern,

welche von den mit ſechs bis acht Lehrern beſetzten Gymnaſien, wo noch Pennalismus mit allen ſeinen Schreckniſſen herrſcht, und neben ſchlechter Methode zur Bequemlichkeit der Lehrer auch elende Lehrbücher beibehalten werden, herkommen, ſind gewöhnlich ebenfalls nicht am beſten berathen. Was Wunder alſo, wenn da der Profeſſor bisweilen zu einem Tertius herabgezogen wird? —

Die alten, ſo tief denkenden, ſo fein empfindenden Griechen und ihre Literatur, dieſe unſere vortrefflichen Lehrer und Veredler unſeres Geſchmacks, werden dort faſt ganz vernachläſſigt. Ueber den Vortrag eines hiſtoriſchen Stücks von Xenophon, der Incredibilia des Paläphatus, des Tractats: de educatione puerorum, vorgeblich vom Plutarch, verſteigt man ſich in öffentlichen und Privat-Vorleſungen wohl ſelten. Man trifft wohl junge Leute, die, wie man zu ſagen pflegt, ausſtudirt haben, und nicht einmal die erſten ihrer Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Dichter den Namen nach kennen. —

Die Unterweiſung in den Anfangsgründen der morgenländiſchen Sprachen, hat viel Eigenthümliches und verdient alle Empfehlung, ja ſie iſt

ſeine Begierden erfüllt, ſo oft ihr ihnen Gelegenheit dazu laßt, ſo muß er doch nun, da er ſich euren Haß zugezogen hat, viel vorſichtiger bey der Sache zu Werke gehen, als vorhin. Dem ohngeachtet aber geb ich noch die Hofnung nicht auf, euch das augenſcheinlich zu zeigen, was ihr mir nicht glauben wollt. Mit dieſen Worten giengen ſie auseinander. Der unglückliche Mohr begab ſich, gleichſam von dem giftigſten Pfeil verwundet, nach Hauſe, und erwartete den Tag, an dem ihm der Fähndrich dasjenige zeigte, was ihn auf immer unglücklich machen ſollte. Nicht geringern Kummer gab dem verruchten Fähndrich die Keuſchheit, die Disdemona, wie er wohl wußte, auf das heiligſte beobachtete; denn es ſchien ihm nicht wenig ſchwer, ein Mittel ausfindig zu machen, den Mohren von dem, was er ihm fälſchlich geſagt hatte, zu überzeugen. Nachdem er lange darüber hin und her nachgedacht hatte, verfiel er endlich auf eine neue Bosheit. Die Gemahlin des Mohren beſuchte öfters, wie ich bereits geſagt habe, die Frau des Fähndrichs, und brachte einen guten Theil des Tages bey ihr zu. Der Niederträchtige hatte bey dieſer Gelegenheit bemerkt, daß ſie ein Schnupftuch bey ſich trug, von dem er wußte, daß es ihr der Mohr geſchenkt hatte. Dies Schnupftuch war ſehr fein auf mohriſche Art gearbeitet, und war Disdemonen und dem Mohren ſehr werth, und dies dachte

muſterhaft in mehrern Rückſichten zu nennen. — Für diejenigen, welche ſich zu Philologen von Profeſſion bilden wollen, habe ich keine eigentlich dazu beſtimmte Vorleſungen, oder Anſtalten getroffen. —

Was kann aber in der Philoſophie, dieſer Königin der Wiſſenſchaften, beſonders in der ſpeculativen — wozu überhaupt die Schweden weniger geneigt zu ſeyn ſcheinen — geleiſtet werden bei jungen Leuten, deren phyſiſche Entwickelung zum Theil noch ſo weit zurück iſt, in einer Wiſſenſchaft, deren erhabne Lehren durchaus eine gewiſſe Feſtigkeit und Reife des Geiſtes erfordern? Denn gewöhnlich beeifert man ſich auch, dieſe Bildungsanſtalten ja recht bald wieder zu verlaſſen, um ſeine Laufbahn im Geſchäftsleben ſo früh wie möglich beginnen zu können. Der Erfolg vorzüglich davon iſt, daß man höchſtens etwas Philoſophie, aber gewiß nicht philoſophiren lernt. — Uebrigens werden die Kantiſchen Ideen immer gangbarer, vornämlich bei jüngern Männern, nachdem es manchen harten Kampf gekoſtet, und man das auffallende Beiſpiel geſehen hat, daß jemand in der eigenthümlichen Bedeutung des Worts an Kant durch eine Schrift gegen ihn wirklich zum Ritter geworden iſt. Ein Anderer ſoll ſeinem

freieren Denken die Entfernung von ſeinem Amte und fortwährende anderweitige Hintanſetzung zuzuſchreiben haben. Auch die idealiſtiſche Philoſophie iſt dort, wenigſtens hiſtoriſch, etwas bekannt; Bardili nicht zu vergeſſen.

Geſchichte, namentlich Schwediſche, in Verbindung mit Alterthümern, Mathematik, die Naturwiſſenſchaften überhaupt werden fleißig ſtudirt. Von den übrigen ſchweige ich, um nicht zu weitläuftig zu werden. Faſt das Nämliche gilt von Upſal; nur in manchen bewegt man ſich unter dem liberal denkenden Erzbiſchof etwas freier, feſſelloſer. —

Zwiſchen den Profeſſoren und Studenten findet übrigens eine engere Verbindung Statt, als auf den teutſchen Univerſitäten der Fall zu ſeyn pflegt. Dazu tragen, wie ich glaube, die ſogenannten Nationen oder Landsmannſchaften viel bei, nach welchen alle Studirende abgetheilt ſind, und die mir in Upſala zweckmäßiger, überhaupt aber wohlthätig eingerichtet zu ſeyn ſcheinen. Alle Studenten nämlich aus einer, oder auch zwei Provinzen ſtehen, ſo bald ſie eingeſchrieben ſind, unter einem Curator, gewöhnlich einem Adjunct und

unter einem Inſpector, der ein Profeſſor iſt. Erſterer wacht über ihr ſittliches Verhalten, oft über ihre ökonomiſchen Verhältniſſe, und über ihre wiſſenſchaftlichen Fortſchritte. Und damit dieſe deſto beſſer bemerkt werden können, hat man in Upſal wöchentlich etwa zweimal Diſputationsübungen feſtgeſetzt, wo nach und nach alle, nach einer gewiſſen Ordnung bald lateiniſch, bald ſchwediſch über verſchiedne Theſes unter der Leitung ihres Aelteſten diſputiren. Daneben hält ſich auch die Geſellſchaft für beſtimmte kleine Geldbeiträge der einzelnen Mitglieder wenigſtens ſchwediſche Zeitungen. Dem Inſpector iſt die etwas entferntere oberſte Aufſicht anvertraut; er ſpricht in bedeutendern wichtigern Fällen zum Beſten Einzelner und dem der ganzen Nation, und ladet ſie im Termine (der Zeit der Vorleſungen) wenigſtens ein Mal zu ſich zu Tiſche. Dadurch, wie durch andere öftere Beſuche, werden ſie einander bekannter, der Umgang wird zutraulicher, lehrreich. Auch ſonſt iſt es nicht ſelten, daß Studirende, vorzüglich Adliche, von den Profeſſoren zu Abendgeſellſchaften gezogen werden, beſonders in Lund. Das muß einen edlern Ehrgeiz, ein Beſtreben, ſich ihren Lehrern durch Fleiß, Ordnung, guten Anſtand mehr werth zu machen, in ihnen erwecken, kann ſie mehr in die wahren

Verhältniſſe des menſchlichen Lebens einführen. Aber ihr gewöhnlicher Zeitvertreib iſt da leider! Kartenſpiel, ein Vergnügen, welches man neben dem häufig eintretenden Tanz den jungen Leuten faſt nur allein übrig laſſen zu wollen ſcheint. Denn Schauſpiele ſind verboten; es darf ſich während der Termine kein Schauſpieler an einer Univerſität erblicken laſſen. Wenn dann aber die Ferien hindurch in Abweſenheit der Studenten die Erlaubniß dazu ertheilt wird, ſo erſtreckt ſie ſich in Lund nicht auf die Sonn- und Feſttage, um ihrer Heiligkeit keinen Eintrag zu thun. Auch Billards werden hier aus dieſem Grunde nicht geduldet. Aber gegen Trink-, Rauch- und Spielgeſellſchaften ſcheint man nichts einzuwenden. — Muſikaliſche Unterhaltungen trifft man unter den Studenten nicht an, weil, ob ſie gleich unentgeldlich darin unterrichtet und geübt werden könnten, doch wenige Gebrauch von dieſer ſchönen Gelegenheit machen, und dieſe dann ſelten über die erſten Anfangsgründe hinauskommen. — Von Duellunfug habe ich nichts gehört; eben ſo wenig von Ordensſpielereien, die aber deſto häufiger in der Hauptſtadt getrieben werden. —

Die ſämmtlichen Profeſſoren und Adjuncten leben hier äußerſt geſellig und gaſtfreundſchaftlich unter ein-

ander; es iſt der gegenſeitigen Schmauſereien faſt kein Ende. Aus Furcht, Ihre Aufmerkſamkeit zu mißbrauchen, hebe ich jedoch aus der Anzahl dieſer ſehr achtungswürdigen Männer in Lund diesmal nur Einen aus, um Sie auf ihn und das, was die literariſche Welt vielleicht bald von ihm zu erwarten hat, vorläufig aufmerkſam zu machen. Es iſt Norberg, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, ein vortreffl icher, biederer, äußerſt gefälliger, anſpruchsloſer Mann, unermüdeter gründlicher Sprachforſcher, der neben mehrern neuern Sprachen jetzt noch Arabiſch ſpricht, in ſeinem Fache einzig vielleicht in Europa. Seine Reiſe nach England, beſonders aber die, vor 29 Jahren ungefähr, für ſeine Wiſſenſchaft in Geſellſchaft mit Björnſtähl über Frankreich und Italien nach Conſtantinopel unternommene, machte ihn früher ſchon bekannt. Seit ſeiner Rückkehr lebte und arbeitete er nur in ſeiner Lieblingsſphäre, und gab eine Menge den Orient, auch die griechiſche und ebräiſche Sprache betreffende Diſſertationen, großen Theils die Früchte ſeiner Reiſe, Arabiſch und Lateiniſch, ferner einen Codex Syriaco-Hexaplaris, den Jeremias und Ezechiel enthaltend, ſyriſch und lateiniſch heraus. Auf ſeinem Wege nach dem Orient fand er in der Pariſer, damals königlichen Bi-

bliothek ein anſehnliches Manuſcript mit Schriftzügen, die ihm durchaus unbekannt waren. Seine Neugierde, den Inhalt deſſelben kennen zu lernen, und die Hoffnung bei Aſſemann in Italien, oder wenigſtens im Morgenlande ſelbſt nähern Aufſchluß darüber zu erhalten, gaben ihm Muth genug, jene Handſchrift auf einem mäßigen Folianten von 300 und einigen Seiten abzuſchreiben. Aber von Aſſemann erfuhr er nichts darüber. Erſt in Conſtantinopel bekam er durch einen gelehrten Maroniten zu wiſſen, daß dieſe Schrift Galiläiſch wäre, die Sprache des Volkes, unter welchem Chriſtus viel lebte, und die er, wie Norberg weiter folgert, ſelbſt ſprach. Seit etwa 150 Jahren wohnen dieſe Galiläer, gemeiniglich Johannisjünger genannt, auf dem Libanon in Merkab. Mehrere Nachrichten über ſie, ihre Religion, Sprache und Schrift theilte er in ſeiner Reiſebeſchreibung und in einer Diſſertation mit, wodurch er im Jahre 1782 Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen wurde. An Entzifferung des galiläiſchen Codex aber arbeitete er nachher, von mehreren gelehrten Orientaliſten aufgefordert, zehn volle Jahre.

Unter unbeſchreiblicher Mühe und Anſtrengung drang er endlich mit Hülfe der übrigen

orientaliſchen Sprachen in dieſe, bisher in Europa unbekannte, ein, ſahe, daß ſie der ſyriſchen am nächſten kam, und keine Gutturalen hatte, machte ſich ein Lexicon und eine Grammatik darüber und überſetzte die Handſchrift ins Lateiniſche. Sie enthält äußerſt wichtige Aufklärungen über den Gnoſticiſm und die orientaliſche Philoſophie um Chriſti Zeiten überhaupt, und würde daher eine erhebliche Lücke, in unſerer Kirchengeſchichte beſonders, ausfüllen, wenn ſie zum Drucke befördert werden könnte. Dieſen zu erleichtern, will er, beim Mangel an galiläiſchen Lettern, die galiläiſchen Buchſtaben mit ſyriſchen vertauſchen, und die dort fehlenden Gutturalen hier beifügen. Das Ganze, auf der einen Seite das Original, auf der andern die mehr wörtliche, lateiniſche Ueberſetzung — würde auf 150 Bogen etwa vier Quartbände ausmachen. Wäre er ſo glücklich, hierdurch in Teutſchland einen Verleger zu finden — ein Unternehmen, welches alle Unterſtützung verdiente, — ſo würden wir uns bald eines ſo ſchätzbaren Werks erfreuen können. Käme es nicht bald zu Stande, ſo fürchte ich, es ſtirbt mit dem Verfaſſer dieſe ganze Acquiſition der Literatur überhaupt, beſonders aber der orientaliſchen, ab. — Seit einiger Zeit hat ſich Norberg weiter damit beſchäftigt,

die Abſtammung der griechiſchen Sprache von der ebräiſchen und den übrigen orientaliſchen zu erweiſen, worauf ihn früheres Nachdenken über die wahre Natur und das Weſen derſelben brachte. Die Reſultate ſeiner Forſchungen will er in einem etymologiſchen Lexicon auf einigen 30 Bogen, welches er auch gern in Teutſchland verlegt wiſſen möchte, und in einer griechiſchen Sprachlehre zu Tage legen. Möchten die Wünſche dieſes treffli-chen Mannes realiſirt werden! Wie manche neue, intereſſante, fruchtbare und, wie ich glaube, im Ganzen ſehr richtige, Anſichten wird dadurch das Sprachſtudium überhaupt gewinnen! —

Für den Vertrieb der Geiſteſproducte iſt hier nicht recht wohl geſorgt. Es fehlt zwar an Buch-händlern, beſonders in Stockholm, nicht; aber man findet, wenn man etwa ein Paar ausnimmt, wovon der eine vorzüglich in Upſal mehrere aus-erleſene teutſche Werke in verſchiednen Fächern der Wiſſenſchaften, auch manche gute Ausgaben der Claſſiker, der andere — neben den vorzüglichen ſchwe-diſchen Schriftſtellern — Mehreres in der engliſchen und franzöſiſchen Literatur hat, wenig mehr, als eine Menge von Geſang-, Gebet- und elenden Pre-digtbüchern, Ueberſetzungen, ſelbſt der ſchlechteſten teutſchen Romane, bei ihnen. Will man zu ſeinem

Gebrauche etwas ſolides Neues aus dem Auslande haben, ſo treten gewöhnlich Mehrere zuſammen und laſſen ſich das Gewünſchte aus Teuſchland oder von Kopenhagen kommen, was auch jetzt unmöglich iſt. Und von Stockholm Etwas zu erhalten, hat wieder ſeine Schwierigkeiten. Weil nämlich keine Diligence oder ordinairfahrende Poſt dort exiſtirt, ſo muß man entweder eine Gelegenheit abpaſſen, oder es zur See beſtellen, und dies letztere geht nur im Sommer und bei nicht geſperrter Schifffahrt. Ueberdies ſind dort die teutſchen Bücher ſehr theuer; ſie koſten ein Drittheil, oft die Hälfte über den bei uns beſtimmten Ladenpreis. —

Der von Guſtav III. für die Kunſt geweckte und in manchen bis zur völligen Ausbildung veredelte Sinn äußert ſich noch in mehrern Zweigen derſelben, der Malerei, Bildhauerkunſt, auf eine ſehr erfreuliche Weiſe. —

Die Landleute ſind fleißig, genügſam, reinlich. Schon ihre Kleidung deutet auf einigen Wohlſtand hin, beſonders in Schonen. Bis jetzt lebten ſie hier meiſtens in kleinen Dörfern beiſammen; nun aber ſind ſie genöthigt, dieſe zu verlaſſen, und einzeln, weiter von einander abgeſon-

dert

dert, auf ihrem Acker zu wohnen, der ihnen in einem ununterbrochenen Zusammenhange nach geschehener Theilung durchs Loos zugefallen ist. Für ihre physische Subsistenz einen bequemern Feldbau wird dadurch vielleicht gewonnen; aber auch für ihre moralische Bildung? — Die Dalkarlar sind wohl die ärmsten. Sie kommen mit Zurücklassung ihrer Weiber und Kinder, im Sommer von ihren Gebirgen herab nach der Hauptstadt des Reichs, Upsal und andern Orten, und verdienen sich Etwas durch Handarbeit, wovon sie dann im Winter leben. Unter ihnen hat sich noch die uralte Sitte erhalten, sich der Kalender mit Runenschrift auf hölzernen Täfelchen oder Stäben zu bedienen. Sie kennen, was unter den Neuern, vorzüglich Ihre und Sjöborg über jene so zahlreichen literarischen Steine herausgegeben haben.

Doch nun keine Sylbe mehr! Schon zu lange habe ich Ihre Geduld auf die Probe gestellt. Zu einer andern Zeit und unter andern Umständen vielleicht mehr, wenn Sie so etwas interessiren kann. Möchte sich nur der Genius des Friedens recht bald auf jenes Land herabsenken, das schon zu viel von den Drangsalen des Kriegs erlitten hat, und nach Aufhebung mehrerer Hindernisse und her-

er ihr heimlich zu entwenden, und dadurch ihr äuſſerſtes Verderben zu würken. Er hatte ein Kind von drey Jahren, das Disdemona ſehr liebte; dies nahm er, als ſie eines Tags in ſein Haus kam, in ſeine Arme und ſetzt' es ihr auf den Schoos. Disdemona umarmt' es und drückt' es an ihre Bruſt, und indeß nahm ihr dieſer Betrüger, der ſich vortreflich aufs Taſchenſpielen verſtand, das Schnupftuch von dem Gürtel ſo geſchickt hinweg, daß ſie nicht das geringſte davon merkte, und gieng voller Freuden damit von ihr fort. Disdemona, die davon nichts wußte, gieng nach Hauſe, und dachte, da ſie mit andern Gedanken beſchäftigt war, nicht an das Schnupftuch. Einige Tage aber hernach, da ſie es vergebens ſuchte, war ſie voller Furcht, der Mohr möchte, wie er öfters that, darnach fragen. Der gottloſe Fähndrich ſah ſich indeß eine bequeme Zeit aus, gieng zu dem Hauptmann, und ließ mit der argliſtigſten Bosheit das Schnupftuch zu dem Haupt ſeines Bettes zurück. Der Hauptmann ward es nicht eher, als den folgenden Tag gewahr, da er, indem er aus dem Bette aufſtand, auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war, trat. Er erkannt' es, daß es der Disdemona zugehörte, ob er ſich gleich nicht vorſtellen konnte, wie es in ſein Haus gekommen wäre und beſchloß es ihr wieder zu geben. Er wartete bis der Mohr ausgegangen war, gieng an die Thüre ſeines

Hauſes

beigeführter Aufmunterung gewiß um ſo eifriger einer höhern Stufe der Vollkommenheit und Aufklärung entgegenſtreben wird!

Im Februar 1809.

Kuhnert.

V.

Auszüge aus Briefen.

I.

Brief eines Reiſenden.

Heidelberg im Februar 1809.

Dieſer alte teutſche Muſenſitz blühet mit neuer Kraft verjüngt auf. Vieles hat ſchon die wohlwollende humane Regierung dafür gethan, und noch Einiges iſt zu thun übrig, beſonders was die doch 40,000 Bände enthaltende öffentliche Bibliothek und mediciniſchen Anſtalten betrifft, wodurch denn auch mehrere Zöglinge des Heilgottes hieher gelockt wurden. Im ſcherzenden Ernſte wird deswegen auch dieſe ehrwürdige hohe Schule zuweilen eine Juriſten-Schule genannt, wie denn unter 500 Studirenden, die man hier, wie weiland in Mainz, bloß Juriſten nennt, etwa 300 Zöglinge der Themis ſich befinden. Wirklich iſt auch dieſes, in der letzten

Zeit ſelbſt durch den franzöſiſchen Codex neu belebte Fach mit trefflichen Lehrern beſetzt. Thibaut bearbeitet ſchon die 4te Auflage ſeines Pandecten-Syſtems, und ſchrieb gegen 100 Bogen Bemerkungen zum neufranzöſiſchen Geſetzbuch, über welches er nächſten Sommer leſen wird. Er war es, der voriges Jahr zu Karlsruh cum Deputatione, in einer eindringenden Anrede bei'm erhabenen Fürſten die alte academiſche Freiheit und ihre Gerechtſame, die man unter Polizeiaufſicht ſetzen wollte, vorläufig rettend vertheidigt hat. — Im Fache der Philoſophie ſind Daub und Fries bedeutende Lehrer. Jener hat ein ſtarkbeſuchtes Auditorium über philoſophiſche Anthropologie, nach eigenen Heften und vielfach geſammelten Anſichten, die er einſt herausgeben will; und dieſer trägt nach ſeiner Kritik der Vernunft und Urtheilskraft, auch Kantiſche Philoſophie vor, welche hier noch nicht einwurzeln will, und als ein glänzendes Meteor, das die Begriffe erhellte, nun den Cyclus in Teutſchland ſo ziemlich vollendet zu haben ſcheint. Stärkeren Eindruck macht noch die Schellingſche Naturphiloſophie.

Philologie wird mit vielem Beifalle von Hofrath Kreuzer, Profeſſor Voß und Profeſſor Böckh gelehrt. Kreuzers eben hier erſchienener

Dionysus in lateinischer Sprache, giebt neue gelehrte Ansichten vom Bacchus-Dienste der Griechen, und die Fortsetzung davon soll erfolgen. Auch setzt er, mit Daub vereint, die Studien fleißig fort, wovon kürzlich ein neuer Heft erschien. Die hiesigen Jahrbücher kommen nun in zweckmäßigen Abtheilungen heraus, und sollen hinfort ganz parteilos das Reich des Wissens beleben, quod felix faustumque sit!

Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit trägt Professor Wilken vor, nach eigenen gründlichen Heften, woraus derselbe späterhin ein Lehrbuch bilden wird. —

Diplomatik lehrt mit Liebe für dieses Fach der (vorläufig hier angesiedelte ehemalige Kurhessische Geh Kab Rath) Kopp, und liefert, selbst nachgestochene, Urkunden dazu.

Ueber das natürliche Völkerrecht, Aesthetik und teutsche Sprache, liest Professor Schreiber. Sein Lehrbuch der Aesthetik erscheint auf Ostern, und es wird auch in Hinsicht der bildenden oder zeichnenden Künste (worüber die bisherigen Leitfäden gar leise wegglitten,) lehrreich seyn, da der vielseitig gebildete Verfasser auch in diesem anziehenden Fache ganz zu Hause ist. — Durch höhern Auftrag dazu veranlaßt, bearbeitet er die Geschichte

von Baden für Schulen, ein Gegenstück zu seiner geschichtlichen Beschreibung der Stadt Baden und ihrer Heilbäder. Auch will er eine Geschichte Heidelbergs herausgeben, (da die von Wundt, mit dem 1sten Theile durch den Tod des Verfassers, in's Stocken gerieth) die nur Resultate von Nachforschungen geben, also keine geist- und geschmacklose pragmatische Chronik werden soll. Das Heidelbergische Taschenbuch wird auch für kommendes Jahr von ihm herausgegeben, erscheinen. Ferner wird dieser bescheidene, ziemlich einzige, zugleich poetische Schreiber freundlich dazu aufgefordert, eine neue vermehrte Aufgabe seiner 1801 in Düsseldorf verlegten Gedichte, und seines durch den Verlag nicht genug bekannt gewordenen Gedichtes: die Malerei, zu veranstalten. Man nennt ihn als Verfasser der neuen Divina Comedia, und so hätte er sich bei aller Gemüthlichkeit, die seinen Character bezeichnet, denn auch als Anti-Mystiker im stacheligen Felde der Satyre versucht. Uebrigens bleibt seine dem Gegenstand angemessene Beschreibung der in Frankfurt erschienenen Rhein-Ansichten allgemein geschätzt.

Professor de Wette veranstaltet mit Augusti (zu Jena) eine neue treffliche Umarbeitung von Luthers Bibel, dessen Ton und Uebersetzung

dabei zum Grunde gelegt und dem Geiſte des Zeitalters angepaßt wird. Der 1ſte Band erſcheint nächſtens. Vorläufig gilt es dem alten Teſtamente, dem auch das Neue nachfolgen dürfte, wenn das verdienſtliche Werk Beifall findet.

Kirchenrath Schwarz hat den 4ten Band ſeines Lehrbuchs der Pädagogik vollendet, und mit eigenen wohl zuſammen geſtellten Erfahrungen über dieſen vielbearbeiteten und behofmeiſterten Lieblingsgegenſtand unſerer Zeit ausgeſtattet; wozu denn auch die Peſtalozziſche und Türkiſche neue Lehranſtalten, die er jüngſthin ebenfalls bewallfahrtete, reichlichen Stoff darboten.

2.

Aus einem Briefe aus Stockholm, im Dezember 1808.

Die Arndt'ſche Reiſe durch Schweden habe ich geleſen, ſie ſehr langweilig und in ihren Aufgaben ſehr unverhältnißmäßig gefunden. Viele Sachen ſind ganz falſch, weil der Verfaſſer aus Unkunde im ökonomiſchen und kameraliſtiſchen Fache die erhaltenen Nachrichten nicht recht hat benutzen können. In einigen Sachen hat er der Nation durch ſein Lob beinahe eben ſo ſchlechte Dienſte ge-

leiſtet, als Acerbi durch ſeinen Tadel. Er iſt doch dankbar und gutmüthig, obgleich nicht ſcharfſinnig.

* * *

Schon ſeit einiger Zeit privatiſirt Hr. Arndt zu Stockholm und giebt eine Zeitſchrift heraus, die den Titel führt: Norrske Controllören (der Nordiſche Controllör). Schweden iſt aber kein Land, wo Journale und Zeitſchriften gedeihen, wie z. B. in Dänemark und Teutſchland. Selbſt die nach einem guten Plane angelegte Åboer Literaturzeitung erhielt ſich nur ſehr kurze Zeit.

Die wichtigſte Neuigkeit in der Gelehrtenwelt Schwedens iſt die Einrichtung eines Seminariums in Upſala unter Aufſicht unſers berühmten Ödmann's,*) wo die Prieſter-Candidaten zu geſchickten Predigern gebildet werden.

Unſere berühmteſten Dichter ſind gegenwärtig, außer den Mitgliedern der ſchwediſchen Academie: Wallerius, Kullberg (die ſich beide in Stockholm aufhalten) und Tegnér, Docent bei der Univerſität Lund.

*) Ueber dieſen Gelehrten ſ. Eck's Reiſen in Schweden. S. 118.

Inhalt

Seite

I. Gedichte.

1. Den Manen meines Freundes Fernow. . 161
2. Rosa's letztes Lied. 165
3. Aussicht. 166

II. Probe einer Uebersetzung der Jahrbücher des Tacitus. 167

III. Einige Ansichten über das Reisen, nach einer Reise durch die Mark bis Stralsund im Jahr 1808. 180

IV. Rückblick auf Schweden (geschrieben nach einem Aufenthalte daselbst bis im December 1808). 188

V. Auszüge aus Briefen.

1. Brief eines Reisenden. 210
2. Aus einem Briefe aus Stockholm, im December 1808. 214

Intelligenz-Blatt
des
Neuen Teutschen Merkurs.

3. Stück. März 1809.

I. Die Biene, von A. v. Kotzebue.

Die Biene von Aug. von Kotzebue wird auch für dieses Jahr fortgesetzt, sie erscheint aber jetzt in monatlichen Heften von 8 Bogen. Der Pränumerations-Preis für den ganzen Jahrgang ist 8 Rthlr. Man wendet sich mit Bestellungen an die Nicolovius'sche Buchhandlung zu Königsberg in Preußen.

Die Biene, eine Quartalschrift von A. v. Kotzebue. 3. Heft 1 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt.

Die barmherzigen Schwestern. — Die Okcenz der Türken. — Winke und Warnungen für Geschichtschreiber. — Ueber Theater. — Die Waldenser und die Feldmäuse. — Der letzte Dauphin. — Die Kapelle am Ufer des adriatischen Meers. — Lamoignon. — Pedro de la Gasca. — Lobrede auf das Roß des Kaiser Kaligula. — Die Feengrotte. — Die Ziffern. — Empfehlungswürdiges Beispiel für zanksüchtige Schriftsteller. — Die Kniffgenies. — Ein Vorbericht. — Preißfrage. — Der Prätendent. — Eine alberne Supplik. — Warnung für politische Journalisten. — Thamas Kuli Chan. — Fragmente aus der Geschichte der Etikette. — Das abgeschnittne Haar der Morgenländer. — Fragmente aus der Geschichte der spanischen Dichtkunst. — Quodlibet.

II. Neue Verlagswerke von Fr. Nicolovius in Königsberg.

Bei Friedrich Nicolovius in Königsberg in Preußen iſt erſchienen:

Die Biene, eine Quartalſchrift von A. v. Kotzebue 3. Heft. 1 Rthlr. 4 gGr.

Johanna die erſte, Königin von Neapel. Trauerſpiel in 5 Akten — 18 gGr.

Die Familien-Neckereien. Luſtſpiel in 3 Akten. Nach Goldoni bearbeitet — 16 gGr.

Kraus (Ch. Jac). Staatswirthſchaft nach deſſen Tode herausgegeben von Hans von Auerswald 3 und 4. Bd. 3 Rthlr.

— deſſen kleine Schriften, herausgegeben von Hans von Auerswald 1. Bd. Aufſätze ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts 1 Rthlr. 16 gGr.

Können die Guthsbeſitzer die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit wünſchen? — 5 gGr.

Klein's (E. E.) zwei Vorleſungen, gehalten in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin in den zur Feier des Königl. Geburtstages beſtimmten öffentlichen Sitzungen. — 5 gGr.

III. Rambach's hiſtoriſches Taſchenbuch.

Bei Friedrich Nicolovius zu Königsberg in Preußen iſt erſchienen:

Rambach (Friedrich) Vaterländiſch hiſtoriſches Taſchenbuch auf alle Tage im Jahre, ein Leſebuch zur Unterhaltung für Freunde der vaterländiſchen Geſchichte und zur Belehrung für die vaterländiſche Jugend. 3 Theile, wohlfeile Ausgabe. 2 Rthlr.

Dieſes Werk können wir den Freunden des Guten jedes Standes und Alters dringend empfehlen. Die Tendenz deſſelben, durch Erinnerung an die Vorzeit, Bürgertugend und Patriotismus zu wecken und zu befördern, iſt durch den Titel klar ausgeſprochen und wir glauben nicht, daß es irgend Jemand unbefriedigt aus den Händen legen werde. Die Erzählungen und Darſtellungen, welche es enthält, ſind ſo gewählt, daß auch

der in der Geschichte Bewanderte manches Belehrende darin finden wird. Vorzüglich eignet es sich zur Lectüre für die Jugend; auch verdient es in jeder Schulbibliothek einen Platz; jeder Lehrer wird es zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Schulen sehr brauchbar finden. Da der Preis äußerst mäßig ist, so hoffen wir es recht bald in recht vielen Händen zu finden.

IV. Fr. Max. Klinger's Werke in 12 Bänden.

Der Verfasser hat seine Schriften aufs neue revidirt, zum Theil umgearbeitet und will, so wie sie sämmtlich nur von Einem Geiste belebt werden, auch in einer äußern harmonischen Gestalt sie erscheinen lassen. Den Verlag dieser neuen Ausgabe hat er mir übertragen. Da das Publikum bisher die Stimme dieses ächtteutschen Mannes der Aufmerksamkeit werth geachtet hat, so bedarf es hier keiner lobpreißenden Ankündigung, sondern ich kann zuversichtlich lebhafte Unterstützung bei diesem Unternehmen erwarten.

Druck und Format werden ganz wie bei der Großoctavausgabe von Wielands Werken seyn. Es erscheinen drei Ausgaben, nämlich auf geglättetem Velin-, auf weißem Schreib- und weißem Druckpapier. Die Pränumeration für jedes Alphabet auf Velinpapier ist 3 Rthlr. 8 ggr. Sächs. Cour., auf Schreibpapier 1 Rthlr. 16 ggr. Sächs. Cour. und auf Druckpapier 1 Rthlr. 8 ggr.; der Ladenpreis wird um den vierten Theil höher seyn. Die Pränumeration auf die erste Lieferung, die in der Jubilatemesse 1809 erscheint und ungefähr vier Alphabete enthält, beträgt also auf Velinpapier 13 Rthlr. 8 ggr., auf Schreibpapier 6 Rthlr. 16 ggr. und auf Druckpapier 5 Rthlr. 8 ggr. Bis zur Jubilatemesse wird die Pränumeration auf die erste Lieferung angenommen. Sollte sie weniger als vier Alphabete enthalten, so wird das zu viel gezahlte bei der Pränumeration auf die zweite Lieferung abgerechnet. Alle solide Buchhandlungen, wie auch alle Verehrer des Verfassers werden ersucht, Pränumeration anzunehmen, und den Betrag derselben entweder an meine hiesige Buchhandlung, oder zur Jubilatemesse an mich nach Leipzig, nebst dem Verzeichnisse

Hauſes und klopfte an. Nun wollt' es das Schickſal, welches ſchien ſich mit dem Fähndrich zu dem Tod der Unglücklichen verſchworen zu haben, daß der Mohr gerade in der Stunde wieder nach Hauſe gekommen war, und da er an der Thüre klopfen hörte, machte er ſich aus Fenſter und rief: Wer klopft? Der Hauptmann, als er die Stimme des Mohren hörte, und fürchtete, daß er zu ſeinem Unglück herab käme, begab ſich ohn' ein Wort zu antworten auf die Flucht. Der Mohr ſtieg herab, machte die Thür auf, gieng auf die Straſſe hinaus, ſahe ſich überall nach ihm um, konnte ihn aber nirgends finden. Er gieng darauf voll Zorn ins Haus zurück und fragte ſeine Gemahlin, wer da unten geklopft hätte? Die Frau antwortete, wie es denn auch wahr war, daß ſie es nicht wüßte. Mir dünkt, es war der Hauptmann, ſagte der Mohr. Ich weiß es nicht, ob er, oder ein anderer es geweſen. So ſehr der Mohr von Zorn glühte, ſo hielt er doch ſeine Wuth zurück, und wollte nichts vornehmen, bis er mit dem Fähndrich geſprochen hätte, zu dem er ſich ſchleunigſt begab, ihm erzählte, was vorgefallen wäre, und ihn bat, den Hauptmann ſo genau als möglich hierüber auszuforſchen. Der Fähndrich über einen ſo angenehmen Vorfall höchſt erfreut, verſprach ihm, es zu thun. Er ſäumte auch nicht lange, und redete mit ihm an einem Orte, wo der Mohr ſie zuſammen konnte

reden

der Pränumeranten, welche dem Werke vorgedruckt werden ſollen, einzuſenden; die Sammler erhalten für ihre Bemühung 16 Procent Rabatt, wenn ſie auf 10 Exemplare pränumeriren. Beim Empfang der erſten Lieferung wird auf die zweite, und beim Empfange dieſer auf die dritte pränumerirt. Die ganze Herausgabe wird innerhalb zwei Jahren vollendet. Mit dem erſten Bande erhält man des Verfaſſers wohlgetroffenes Bildniß.

Die Werke erſcheinen in folgender Ordnung:

Erſte Lieferung beſteht aus den Betrachtungen, der Geſchichte eines Deutſchen, dem Weltmann und dem Dichter, oder dem 8. 9. 11. und 12. Bande.

Zweite Lieferung aus dem Raphael, Giafar, den Reiſen vor der Sündfluth und dem Fauſt der Morgenländer, oder dem 4. 5. 6. und 7. Band.

Dritte Lieferung aus der Vorrede zu den Romanen, dem Fauſt, Sahir und Theater, oder 1. 2. 3. und 10. Bde.

Königsberg in Preußen, den 28. Decbr. 1809.

Friedrich Nicolovius.

V. Staatswirthſchaft von Chriſtian Jacob Kraus, nach deſſen Tode herausgegeben von Hrn. von Auerswald, 4 Theile, 8. Königsberg bei Fr. Nicolovius, 5 Rthlr. 20 gr.

Der im Auguſt 1807 zu Königsberg verſtorbene Profeſſor Kraus hatte einen äußerſt ausgebreiteten und entſcheidenden Einfluß auf die Meinungen und Anſichten, welche in Bezug auf ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände in einem großen Theile des preußiſchen Staats, und ſelbſt außer demſelben in Nordteutſchland, eben jetzt unter den gebildetſten Männern und vielen der angeſehenſten öffentlichen Beamten herrſchen. Dieſen Einfluß ſchafften ihm nicht ſowohl Schriftſtellerei, als vielmehr der äußerſt klare mündliche Vortrag, wodurch er ſehr viele dankbare Schüler anzog, und die trefflichen hand-

schriftlichen Aufsätze, welche seine zahlreichen Freunde benutzten, und es ist daher nur seinen nähern Umgebungen bekannt geworden, daß Er ihn verbreitete.

Um so interessanter muß es jedem gebildeten Manne seyn, endlich diesen so vielfältig wirksam gewordenen Gelehrten auch durch öffentlich verbreitete Schriften näher kennen zu lernen, und in einem Augenblicke, wo das Schicksal des preußischen Staats so ausgezeichnet die Aufmerksamkeit beschäftigt, zu erfahren, welcher Geist und welche Ansichten unter einem großen Theile der angesehensten Diener und Bürger dieses Staates jetzt herrschend sind, und welche Verbesserungen sich in der Verwaltung desselben erwarten lassen, seitdem das öffentliche Unglück die Selbstsucht gezügelt und durchgreifenden Reformen den Weg gebahnt hat.

Diese vier Bände enthalten das staatswirthschaftliche System, welches der Verstorbene seit vielen Jahren mit unablässiger Sorgfalt bearbeitet hat, und das mit Recht als sein Hauptwerk betrachtet werden kann. Der Verfasser ist größtentheils Smith gefolgt; aber ihm eigenthümlich ist die große Klarheit der Darstellung, welche das Buch zu einer eben so gemeinfaßlichen als anziehenden Lektüre macht, und es auch ohne unmittelbaren Bezug auf den preußischen Staat allen denen empfehlen muß, die, geweckt durch den Geist der Zeit, sich jetzt erst eine helle Uebersicht des in unseren Tagen so wichtig gewordenen Feldes der Staatswirthschaft ohne mühsame Anstrengung erwerben wollen.

VI. Der Kartenalmanach für 1809

im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen, erprobt den Beifall, welchen die drei ersten Jahrgänge erhielten und verdient schon darum eine besondere Auszeichnung, weil diesmahl der Stein der Kupferplatte glücklich nacheiferte.

Er wird am Spieltische ergötzen, kann zu Visiten-Karten dienen und in seinen sinnvollen Blättern die Stelle von mehr als einer Art von Briefen vertreten.

VII. Allgemeine Polizeiblätter für den Monat November 1808.

Inhalt des November-Stücks 1808.

Ueber den Getraidehandel. (Auszug aus einem noch ungedruckten Werke, von einem Westphalen.) Errichtung einer Forstschule in Burkersdorf. Vervollkommnung der Flachsspinnerei in Cambrai. Nutzen der Gensd'armerie in Holland. Organisches Edict über das Medicinal-Wesen im Königreiche Baiern. Bestimmung der Hebammen-Visitation im Badenschen. Gründung der Militäracademie Ludovicea in Ungarn. Vermehrung der Schaafzucht in Böhmen und Verbesserung derselben in Rußland. Regeneration der ganzen preußischen innern Verwaltung. Verlegung der Kirchhöfe aus den Städten und Dörfern im Würtembergischen. Uebergabe des Gymnasiums zu Klagenfurt an die Benedictiner von St. Blasien. Cultur des Zuckerrohrs in Frankreich. Vermehrung der Bibliothek für die Warschauer k. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften durch den Fürsten Alexander Sapieha. Ueber Rettungsmittel vom Scheintode, und das Stürzen der Ertrunkenen, von D. Ludwig Vogel. Allgemeine Verordnung die katholischen Elementarschulen im Königreiche Würtemberg betreffend. Anzahl der Geimpften mit Schutzpocken im Großherzogthume Baden. Uniformen von inländischen Farben bei den Collegien, Lyceen, Erziehungsanstalten, Pensionen ꝛc. in Frankreich. Biards Webmaschinen. Wiedereröffnung der Universität Pisa. Entscheidende Maaßregeln gegen die 1806 im Gouvernement Astrachan und Kaukasien herrschenden ansteckenden Krankheiten. Bemerkung zu der in No. 116. d. A. P. Blätter befindlichen Bekanntmachung von D. L. Vogel. Plan zur Vereinigung der Elbe mit der Weser. Beschlüsse der Cantone St. Gallen und Argau gegen Ausreißer und französische Conscribirte und Vorschläge zur Errichtung einer Wittwen-Assecuranz-Anstalt. Arrest-Befehl des Herzogs von Valmy gegen spanische Militärpersonen. Installation des Centralconsistoriums der Juden zu Paris von dem Staatsrathe, Präfecte des Seine-Departements. Vollziehung des k. Decrets in Ansehung der Namensveränderung der Israeliten zu Strasburg. Erprobung der Nationalität der Italiener bei Gesandten, Geschäftsträgern und Consuln im Auslande. Fultons

Erfindung eines Schiffes, das mit Hülfe einer Dampfmaschine stromaufwärts fährt. Anstellung des Herausgebers d. A. P. Blätter im Großherzogthume Baden. Arretirung von sieben Räubern in den Gebirgen zu Materna und Lippe. Einladung geschickter auswärtiger Tuchfabrikanten nach Rußland. Feuerordnung für die Stadt Arnstadt v. J. 1803. Organisches Decret zu Strasburg wegen Vollziehung des Fundamentalgesetzes der k. Universität. Ein Beitrag zu dem Post-Unwesen. Großherzoglich Badensche Verfügung die Kundschaften der Handwerker betreffend. Tagsatzungs-Beschluß über die Lintharbeiten in der Schweiz. Organisation der katholischen Schulen, Plan zu einer jüdischen Schulanstalt, Gründung einer Unterstützungs- und Sparcasse zu Frankfurt. Verwandlung des beschränkten Nutzungsrechts der ost- und westpreußischen Domainenbauern auf ihre Höfe in ein volles Eigenthum. Einführung eines allgemeinen Maaßes und Gewichts im Großherzogthume Baden. Rückkehr der Verbannten im Königreiche Neapel. Streitigkeiten zwischen den Juden und Christen in Turin und Alexandria und Entscheidung derselben. Auswechselung verschiedener Verträge zwischen Baden und der Schweiz. Versuch zur systematischen Darstellung eines möglichst vollständigen Staats-Gränz-Vertrags. Von J. L. Klübe, Commissionsrath in Pappenheim. Critik der Schrift: Ueber das Princip, die Gränzen und den Umfang der Polizei. Ein Versuch, 8. Leipzig bei Göschen; und Empfehlung der Schrift: Practischer Entwurf eines neu zu errichtenden Urbariums, Saal- oder Lagerbuchs, von J. B. Roppelt, Nürnberg im Verlage der Rawschen Buchhandlung 1794. Summarische Uebersicht sämmtlicher Academiker auf der Ludwigs-Maximilians-Universität zu Landshut im Jahre 1807—8. Trauriger Vorfall zu Haasenthal. Bevölkerung von Ungarn und dem angränzenden Provinzial-Districte im Jahre 1804. Entwurf eines allgemeinen peinlichen Gesetzbuchs für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Autorisation der Kopenhagner Regierung zum Verkaufe des Pferdefleisches. Austrocknung der Sümpfe und Moräste von Castel Volturnä. Vereinigung der Stadt Sofia mit Zarskoje-Selo unter dem Namen Zaroskoje Selo oder Sofia.

* * *

Justiz- und Polizei-Anzeiger. Er enthält: 1 Miscell. 48 Steckbriefe. — Warnungen. 1 Vorla-

dung. Demnächſt mehrere Widerrufe, Aufforderungen, Nachträge, Bekanntmachungen, literäriſche Ankündigungen.

* * *

Inhalt des Januar-Stücks der Juſtiz- und Polizeiblätter 1809.

Abhandlungen.

Panorama der Juſtiz und Polizei. Blicke auf die Zukunft. — Religion und kirchliche Einrichtungen, ein höchſt wichtiger Gegenſtand der Oberaufſicht des Staates. — Nothwendigkeit der Vorſicht der Richter bei Anwendung der Grundſätze juriſtiſcher Schriftſteller, erläutert durch einen Zug aus der Biographie eines ehnlängſt verſtorbenen berühmten Rechtslehrers. — Die Kriegsſteuer, ein Fragment aus der römiſchen Geſchichte. — Vorſchlag eines Mittels zur ſucceſſiven Ausrottung der mediziniſchen Pfuſchereien. — Merkwürdige Rede des gelehrten Iſraeliten Jakobſon bei Eröffnung der Synode in Kaſſel mit Bemerkungen.

Geiſt der neueſten Geſetzgebung.

Organiſation der Medizinal-Kommittéen im Königreich Baiern. Ausgezeichnete Einrichtung der Prüfungen der Aerzte und Apotheker. — Fracht-Amts-Ordnung für Wien.

Tableaux von Polizei- und Kultur-Anſtalten.

Das Armen-Mahl und tolerante Kirchenfeſt an der achtzigſten Geburtsfeier des Neſtors der teutſchen Regenten. — Oeffentliche Rechenſchaft der Großherzoglich Badiſchen Polizei-Kommiſſion zu Mannheim von ihrer Geſchäftsführung im J. 1808. — Ueberblick der Polizei-Verwaltung des Fürſtenthums Baireuth im J. 1808.

Oeffentliche Verhandlungen von Tribunalen und Polizei-Gerichten.

Zuchtgericht zu Paris. — Kriminal-Tribunal zu Brügge. — Peinlicher Gerichtshof zu Mainz.

Literatur.

Kritiken über Günthers Geſchichte und Einrichtung der hamburgiſchen Rettungs-Anſtalten für im Waſſer verunglückte Menſchen. — von Bergs Handbuch des teutſchen Polizei-Rechtes.

Zeitgeschichte.

Kuhpocken-Impfung in Holland. — Fortschritte des Frankenbergischen Instituts. — Rußlands neuer Zinsfuß. — Verpflanzung eines chinesischen Reißes nach Europa. — Die Bürgergarde zu Berlin. — Armen-Mahl zu Königsberg. — Preußens Regeneration. — Schulanstalten zu Basel. — Kultur in Spanien. — Privilegirte Gerichtsstände in Baiern. — Polizei in Westphalen. — Das Waisen-Institut zu Königsberg. — Der Protector der Franziskaner. — Code Napoleon im Badischen. — Die Familien-Register zu Stuttgard. — Dotation der französischen Universitäten. — Verbesserung der Juden in Holland. — Des Königs von Neapel Grundsätze über Polizei-Verwaltung. — Sicherheits-Polizei in Bologna. — Uniformirung der bairischen Staatsdiener. — Ober-Präsidium der Berliner Polizei. — Kuhpocken-Impfung in Oestreich. — General-Direktion der Polizei in Westphalen. — Schreckliche Mordthat zu Wien. — Das Armenhaus für das Seine-Departement in Frankreich. — Verfälschung der Gewürze in Frankreich. — Schilderung der Einrichtung und Vortheile der französischen Kriminal-Rechtspflege. — Auszeichnung des nürnbergischen Oberpostamtes. — Falsche Angriffe auf den Werth der Kuhpocken-Impfung. — Fortschreiten der Armen-Anstalten zu Frankfurt am Main. — Sonderbare Wohlthätigkeit. — Mailands Verschönerungen. — Austheilung der Fieber-Rinde in Frankreich. — Das Spital zu Neapel. — Beschränkungen von der Polizei im Theater zu Berlin. — Begünstigung des Hopfenbaues im Badischen. — Post-Reglement für Westphalen. — Verordnung über Maaße und Gewichte in Frankreich. — Großer Diebstahl zu Mailand.

* * *

Justiz und Polizeianzeiger. Er enthält: 48 Steckbriefe, mehrere Vorladungen, Aufforderungen, Warnungen und Publikationen.

* * *

Die allgemeinen Justiz- und Polizei-Blätter, von welchen, nebst dem dazu gehörenden allgemeinen Justiz- und Polizei Anzeiger, jede Woche vier halbe Bogen und, nach Erforderniß, auch außerordentliche Beilagen

erscheinen, kosten halbjährig 3 fl. 36 kr. rhein. oder zwei Thaler preußisch. — Sie sind eine Fortsetzung der allgemeinen teutschen Justiz- und Polizei-Fama, erhalten daher auch für die Besitzer derselben ein zweites Haupttitelblat. Man kann sie auf allen Postämtern und in allen Zeitungs-Expeditionen, posttäglich, von allen soliden Buchhandlungen aber in Monats-Heften beziehen. Wer dieselben monatlich nimmt, macht sich zu einem Jahrgange verbindlich. — Abonnirten Civil- und militärischen Justiz- und Polizei-Behörden werden alle Steckbriefe, Beschreibungen und Warnungen von verdächtigen Personen, so wie auch Anzeigen von Landesverwiesenen unentgeldlich eingerückt, wenn sie solche portofrei an die Redaction der Justiz- und Polizei-Blätter zu Freiburg einsenden. — Zweckmäßige Beiträge und Correspondenz-Nachrichten werden mit Vergnügen unentgeldlich aufgenommen, wenn sich der Einsender nennt, der, auf Verlangen, steter Verschwiegenheit seines Namens versichert seyn darf.

Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen.

VIII. Morgenblatt für gebildete Stände 1809. Januar oder No. 1—26.

Inhalt.

An das neue Jahr 1809, von Baggesen. — Bittschrift an den im Jahr 1809 uns alle regierenden Planeten Merkurius, von Jean Paul. An Messalinus, Messala's Sohn, von Voß. — Erziehung und öffentlicher Unterricht in Spanien. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus München, Wien. Schiller und Göthe, 1806. Von Baggesen. — Erziehung und öffentlicher Unterricht in Spanien. (Beschluß.) — Schiller's Jungfrau von Orleans in Strasburg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Die teutschen Städte, von Böttiger. — Die drei Gürtel, eine morgenländische Erzählung nach dem Französischen des Andrien de S... — Notizen aus der Schweiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Paris. Das Morgenblatt an seine Leser. Von J. G. Jacobi. — Die drei Gürtel, (Fortsetzung.) — Italienische Miscellen. — Correspondenz-Nachrichten aus Frankfurt am Main. An Henriette Hendel. Von Baggesen. — Aus den

Liedern an Franziska. Von G. Graß. — Die drei Gürtel, (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Logogriph von Matthisson. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro. 314. Moralische Eigenschaften der Neger. — Miscellen aus Dänemark. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Ueber die literarische Betriebsamkeit in einigen Ländern. — Moralische Eigenschaften der Neger (Fortsetzung). Korrespondenz-Nachrichten aus München. Die schöne Literatur unserer Tage. Erster Brief. — Ueber die teutsche Gesellschaft in Königsberg. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Ungarn und Königsberg. Die schöne Literatur unserer Tage. Erster Brief. (Beschluß.) Das Schul- und Erziehungswesen im Königreich Baiern. Von G. H. Keyser. — An Reisende in der Schweiz. Von H. Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Noch ein Bruchstück aus des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz ꝛc. Von Jean Paul. — Kurze Nachrichten aus Neapel und der Gegend von Neapel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg. An den Hrn. Geheimerath v. Thümmel am 27. Mai 1807. Von Frau von der Lühe. — Die Mode des Tages. Von E. L. Schreiber. — Kurze Nachrichten aus Neapel und der Gegend von Neapel. — Literarische Anzeigen aus Paris. — Korrespondenz-Nachrichten aus London, Kassel, Celle. — Charaden. — Auflösung des Logogriphs in Nro. 6. Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten, mit authentischen Belegen. Von C. U. D. Freiherr v. Eggers. — Der Eremit. Eine Schweizer-Legende. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Mannheim. Nachricht von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens ꝛc. (Beschluß.) — Der Eremit. (Fortsetzung.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Preußen und Berlin. Einweihung des Kepplerschen Denkmals in Regensburg. — Der Eremit. (Fortsetzung.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Ueber die Namen der Pflanzen und der Gestirne. — Der Eremit. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien und Paris. Hans Sachs und Grübel. Von J. K. Höck. — Die Geistererscheinung im Carolinum zu Braunschweig 1747. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin und aus der Schweiz. — Beurlaubungen eines Greises. — Die Geistererscheinungen im Carolinum zu Braunschweig 1747. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Königs-

berg. — Charade. — Auflösung der Charaden in Nro. 12. Die Villa Mäcenas zu Tibur. Das Einzigbleibende. Beide von Fr. Brun, geb. Münter. — Moraliſche Eigenſchaften der Neger ꝛc. (Fortſetzung.) — Italieniſche Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. Gleim an Uz. — Moraliſche Eigenſchaften der Neger ꝛc. (Fortſetzung.) — Notizen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München. Viktorine d'Olmond, oder die doppelte Ehe. Nach dem Franzöſiſchen. — Schinkel's Kunſtausſtellung in Berlin. Von B. — Kaiſer Auguſt's Statiſtik des römiſchen Reiches. Von J. K. Höck. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Zu welcher Zeit ſchon war man in Teutſchland über Geſpenſterglauben erhaben? Von J. W. Petersen. — Viktorine d'Olmond, oder die doppelte Ehe. (Fortſetzung.) — Mein erſtes Sonett. Von Malateſta. — Anekdoten. Von Pfeffel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Viktorine d'Olmond, oder die doppelte Ehe. (Fortſetzung.) — Apollonion. Ein Taſchenbuch zum Vergnügen und Unterricht, 1809. Von G. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, München, Schwärmerei in der Schweiz. — Viktorine d'Olmond, oder die doppelte Ehe. Von Haupt. (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Logogriph. — Charaden-Sonett. — Auflöſung der Charade in Nro. 18. Uebergang geträumter Liebe zu der Wirklichkeit zärtlicher Freundſchaft. Von M. A. v. Th. — Ueberſetzung eines Briefes des oberrheiniſchen Präfecturraths, Hrn. Knoll, an Hrn. Landon in Paris. — Der Zürcher Geſellſchaften Neujahrsgeſchenke an die Jugend, für das Jahr 1809. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Gärten im Meeresgrunde. Von X. — Gloſſe, von Hg. — Statiſtiſche Skizzen vom Königreich Baiern. Vom Prof. Keyſer. — Der Zürcher Geſellſchaften Neujahrsgeſchenke an die Jugend, für das Jahr 1809. (Beſchluß.) — Italieniſche Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen.

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1809.

I.

Gedichte.

1.

Naturwinke.

Jüngling, der der Dichtkunſt Ehre
Liebt und ſorglich ſie bewacht,
Sänger! Hab' auf Bild und Lehre
Im Gebiet der Schöpfung Acht!
Angedeutet iſt dort Vieles,
Was dem offnen Sinn verräth,
Wo des künſtleriſchen Zieles
Palme dem Geweihten weht.

reden ſehen, ohne hören zu können, was geredt wurde, und ohne daß er von dem Hauptmann geſehen werden konnte. Er brachte das Geſpräch auf alles andre, als auf Disdemonen, und ſchlug einmal über das andere ein lautes Gelächter auf. Sobald ſie aus einander waren, gieng der Mohr zu dem Fähndrich, um von ihm zu hören, was der Hauptmann ihm geſagt habe. Dieſer, nachdem er ſich lange hatte bitten laſſen, ſagt' ihm endlich: Er hat mir alles, ohne das geringſte zu verhehlen, entdecket, und mir geſtanden, daß eure Gemahlin alle ſeine Wünſche erfüllt hätte, ſo oft ihr ihnen durch eure Abweſenheit dazu Zeit gelaſſen, und daß ſie ihm das letztemal, da er bey ihr war, das Schnupftuch geſchenkt hätte, das ihr an dem Tag eurer Verbindung mit ihr, ihr geſchenkt habt. Der Mohr dankte dem Fähndrich, und er war der Meynung, daß wenn es ſich würklich ſo fände, daß Disdemona das Schnupftuch nicht hätte, ſo müß' es klar ſeyn, daß die Sache ſich ſo verhielte, wie der Fähndrich ihm geſagt habe. Er forderte daher eines Tags, da er ſich nach Tiſche in verſchiedene Geſpräche mit ſeiner Gemahlin eingelaſſen hatte, das Schnupftuch von ihr. Die Unglückliche, die eine ſolche Nachfrage ſchon lange gefürchtet hatte, glühte darüber im ganzem Geſichte, und um ihre Röthe, die der Mohr gar wohl bemerket hatte, zu verbergen, lief ſie zu ihrem Schrank, und ſtellte ſich, als wenn

ſie

Nicht in des Gedränges Hallen,
Nicht im goldnen Sonnenſchein,
Läßt die Nachtigall erſchallen
Ihre ſchönſten Melodei'n.
Wann der Nacht Geſtirne funkeln
Durch der Büſche Ueberhang:
Tönet anſpruchlos im Dunkeln
Ihr entzückendſter Geſang.

Nimmer in der Erde Nähe
Klingt der Lerche Jubellied,
Nur wann ſie erreicht die Höhe,
Und ihr Schwung die Staubwelt flieht.
Sieh! Auf ſinkendem Gefieder
Schwebt ſie jetzt zur Saat herab:
Schnell verſtummen ihre Lieder,
Stille herrſcht nun wie im Grab.

Sänger! fleuch, wie Philomele,
Eitler Ruhmſucht Schimmerbahn;
O erhalte deine Seele
Unbefleckt von ſtolzem Wahn!
Und ob auch kein Ohr vernähme
Deines Liedes ſtillen Laut —
In ſich trägt es Diademe;
Iſt's mit Schönheit nur vertraut.

Nur in der Begeiſterungen
Lerchenflug, wann ſich dein Geiſt,
Voll der reinſten Huldigungen,
Zu des Schönen Urquell reißt:
Geuß in deiner Harfe Saiten
Lieder, hoher Weihe werth;
Daß der Wand'rer aus den Weiten
Paradieſes-Töne hört.

Müde Fröhner in dem Thale
Horchen froh und hochentzückt,
In die Welt der Ideale
Durch den Zauberklang entrückt;
Laſterſclaven werden weiſe
Und der Tugend zugethan;
Bräute, Jünglinge und Greiſe
Wandelt Himmelsſehnſucht an.

Buri.

2.

An Selmar.

Hehr und prachtvoll ſtrahlt der Sommermorgen,
Wenn, von keines Wölkchens Flohr verborgen,
Phöbos Wagen durch Karmin und Gold
In des Himmels Azurfelder rollt.

Stolz, in ungeſchwächtem Strahlenglanze,
Bei der freudetrunknen Horen Tanze,
Fliegt er heiter durch die Aetherbahn,
Heiter bis zum Abend-Ocean.

Aber rührender iſt's, wenn nach Stürmen,
Hinter ſchwarzer Wetterwolken Thürmen,
Die den Erdkreis bang gehüllt in Nacht,
Gütig nun die Sonne wieder lacht.

O wie jauchzt dann Alles ihr entgegen!
Wie ergießt ſich jedes Herz in Segen!
Sanfter Rührung Wonnezähre miſcht
Sich zum Thaue, der das Feld erfriſcht.

Dieſen Bildern gleichet oft das Leben
Eines Edeln. Unverdunkelt ſchweben
Lang' die Tugenden in Herrlichkeit,
Und bewundern muß ſie ſelbſt der Neid.

Leidenſchaften ſtürmen, ihn zu prüfen,
Jetzt. Verſinkt der Edle in den Tiefen
Der Entwürd'gung? Nein, nach kurzer Nacht
Hebt er ſich in vor'ger Geiſtespracht.

Geiſt, gewöhnt an raſtlos thät'ges Streben!
Ja, du wirſt dich glorreich wieder heben,
Deiner Freunde Stolz und Wonne ſeyn.
Herrlich flammt nach Stürmen Sonnenſchein.

Burk.

3.

Cilia.

(Anekdote aus dem Jahre 1800.)

In jene heil'ge Friedenszeiten,
Wo nur der Tugend Rechte gelten,
Verzückt, lag träumend Cilia.
Von allem Gräuel, der geſchah
In unſern Eiſenzeiten,
Wie von der Zukunft Schreckbild, abgewandt.
Entflog ihr Geiſt ins gold'ne Land
Der überird'ſchen Seligkeiten.
Die Ephemere Menſch, die ſich im Wahne brüſtet,
War — ſammt dem ganzen Erdenball,
Den namenloſes Elend jetzt verwüſtet —
Ihr hingeſchwunden in dem großen All.
Auf tauſend ſternbeſtrahlten Wegen
Lacht ihr ein mildes Licht entgegen,
Ein ſanftes Morgenroth, gebrochen in Kriſtall.

Erfüllt, durchdrungen wird von dieſem Licht ihr
Geiſt,
Wie Wärmeſtoff durch ird'ſche Körper kreiſt.
Die ſeligen Bewohner dieſer Sphären
Wetteifern, ihr des Himmels Recht zu lehren.
Hier wogt kein Zeitenſtrom, der alles mit ſich reißt;
Nur ew'ge Gegenwart, ein ew'ges Währen,
Das wonnig in ſich ſelber ruht,
Trägt alle Weſen auf äther'ſcher Strahlenflut.
Geſättigt, athmet jede Seele Frieden —
Kein Wunſch, kein Hoffen, kein Ermüden —
Kein ängſtlich Streben nach entferntem Gut —
Ein ewiggleicher Vollgenuß der Tugend
Und Wahrheit, in unwandelbarer Jugend —
Und der Gedanke: Gott, das Element,
In dem der Geiſter Heerſchaar liebend brennt.

Zu groß, zu reich war des Entzückens Fülle,
Zu hoch der Viſionen Flug
Für eine Sterbliche. Ihr Herzpuls ſchlug
Gewaltſam in der eingepreßten Hülle.
Sie fand — erwachend — ſich in ihrer Kammer;
Umringt, wie vor, von Erdennoth und Jammer.
Der durch die ſchwüle Luft
Wilddröhnende Kanonendonner ruft

Der Traverſcene Bild vor ihre Seele,
Wie kurz zuvor ihr Mann in dieſer Unglückshöhle
An Mavors Wunden ſtarb, und ſeiner Margaris
Zwei Kinder — ſeine einz'ge Habe — ließ,
Die Brod von ihr vergeblich fodern.
Ein Blick aus ihrem Fenſter zeigt
Des Schlachtfelds Dörfer, wie ſie lodern,
Wie Qualm und Dampf und Staub gen Himmel
ſteigt.
Vorbei an ihrer Thüre raſſeln Wagen,
Beladen mit Verſtümmelten der Schlacht,
Wohinter wilde Feinde ſchnaubend jagen,
Dem Tod noch abzujagen ſeine Fracht.
Sie höret Kinder ſchreien, Weiber weinen —
Sie ſchrein und weinen in den Wind.
Hausväter, die von Weib und Kleinen,
Hausſöhne, die von Eltern weggeriſſen ſind,
Sieht ſie wie Opferheerden wanken,
Und hört die Treiber jauchzen, fluchen, zanken.

Die kaum Entſunk'ne aus dem Himmel,
Herabgeſtürzt in dies unſelige Getümmel,
Fühlt ſich der Ohnmacht nah; den Odem engt
Ein Lungenkrampf — — da wird die Thür ge-
ſprengt.

Zwei Krieger dringen ein mit blut'gen Klingen
Und gräßlichem Geſchrei. Sie ſehn das junge Weib,
Das, halbverhüllt den zarten Leib,
Ohnmächtig niederſinkt. „Hier, Bruder, muß ge-
lingen — — — !“

Die Arme hört's — der Krampf ſchnürt Herz
und Kehle —
Dem Staub entflieht die fromme Seele,
Und Engel tragen ſie zur Friedenswelt empor,
Die ſie im ſchönen Traum erblickt zuvor.
Ihr erſt Gebet zu Gott war: „Ach erbarme
Dich, laß mich bald die armen Kindlein ſehn!“
Und Gott vernahm des Mutterherzens Flehn,
Und rief die Kindlein ab in ihrer Mutter Arme.

Buri.

II.

Ueberſetzungen aus Sarbiewski.

1.

An Lycus.

(Nach Sarbiewski's erſten Buches vierter Ode.)

Meid' unwürdige Klage, Freund!
Laß den Buſen gepreßt dir nicht von Seufzern ſeyn,
Gram umwölke die Stirne nicht,
Wenn die Sonne dir nicht, wie du gewohnt biſt, lacht,
Und die wechſelnde Glücksgöttin,
Dir einmal des Geſchicks ſchwereren Würfel wirft.
Das vom Sturm heut empörte
Meer wird morgen vom Hauch lieblicher Luft geküßt.
Phöbus, heute das Haupt umwölkt,
Morgen ſteigt er empor golden aus roſ'ger Flut.
Frohes Lachen und Weinen, ſie
Löſen wechſelnd ſich ab. Wenn noch die Thräne perlt,
Lauſcht ſchon Jocus im Hinterhalt.

Aus dem Schooſe der Trauer wird uns geboren Luſt.
So gebeut es der Schickung Schluß,
Daß des Wechſels Geſetz' unterthan alles ſey.
Geſtern lenkte die Stier' am Pflug,
Der, zum Conſul erwählt, heut über Römer herrſcht;
Das den Stieren entſchirrte Joch,
Siegreich bürdet er es feindlichem Nacken auf.
Heſper, der ihn noch arm geſehn,
Schon als Phosphor beſtrahlt er des Gewalt'gen Thron.
Doch, gefällt es Fortunen, Scherz
Anzuknüpfen an Ernſt: kehrt er als Baur zurück
Zu dem geſtrigen Hüttendach:
Ein erhabener Stoff für das Geſpött des Volks.
Mit umlorbeertem Beile, das
Geſtern Welten regiert, ſpaltet er Küchenholz.
Und die Faſces der höchſten Macht,
Wenn's an Reiſig gebricht, wärmen der Armuth Heerd.

Buri.

2.

An Crispus.

(Nach Sarbiweski's erſten Buches zweiter Ode.)

Neidiſch fliehn, o Jüngling, die ſchnellen Monde
Und die zu beweglichen Sternenbilder.
Drum geneuß bedachtſam der ſüßen Jugend
Köſtliche Stunden;

Ob du gleich in ſchimmernden Goldgewändern
Prangſt, demantne Gürtel dein Flugkleid bänd'gen,
Spangen deinen purpurnen Mantel heften
Ueber der Schulter.

Siehe! Sinnvoll weigert die Feder deines
Helmes, einen Augenblick ſtill zu ruhen.
Sieh! dein Gold am Kleide verblaßt, ſchon jetzt die
Scheere befürchtend.

Was dieſelbe Hora dir mit der Rechten
Spendet, wird ſie rauben mit ihrer Linken;
So wie Mütter täuſchen die zarten Kindlein,
Scherzhaft ſie foppend.

Unbeſtand der Dinge und Ungewißheit
Sind Regenten über der Menſchen Leben.
Unſre Zeit, dem Ziele zueilend, fleucht im
Sturme von dannen.

ſie nach dem Schnupftuch ſuchen wollte. Nachdem ſie lange geſucht hatte, kam ſie zurücke und ſagte: Ich weiß nicht wie es kömmt, daß ich's izt nicht finden kan; haſt du's vielleicht wo gefunden? Wenn ichs gefunden hätte, würd ichs von dir nicht verlangen, ſagte er. Du wirſt ein andermal ſorgfältiger darnach ſuchen. Mit dieſen Worten begab er ſich weg, und dachte darauf, wie er ſeine Gemahlin und zugleich den Hauptmann umbringen könnte, ohne daß ihm die Schuld von ihrem Tode beygemeſſen würde. Da er Tag und Nacht dieſen ſchrecklichen Gedanken bey ſich herumwälzte, ſo konnt' es nicht anders kommen, als daß Disdemona endlich merkte, daß er nicht mehr derjenige gegen ſie war, der er ſonſt zu ſeyn pflegte. Sie ſagte ihm daher öfters: Was beunruhigt dich doch ſo ſehr? Was macht dich doch auf einmal ſo finſter und melancholiſch, da du ſonſt der aufgeräumteſte Mann von der Welt zu ſeyn pflegteſt! Der Mohr fand verſchiedene Urſachen ihr zu antworten, aber ſie wurde durch keine befriedigt; und ob ſie gleich wußte, daß keine ſträfliche Handlung auf ihrer Seite an der Beunruhigung des Mohren ſchuld ſeyn konnte, ſo zweifelte ſie doch, ob er ihrer nicht überdrüßig geworden ſey. Oft ſagte ſie zu der Frau des Fähndrichs: Ich weiß nicht, was ich von meinem Gemahl denken ſoll. Er, der ſonſt lauter Liebe und Zärtlichkeit gegen mich war, iſt ſeit wenig Tagen,

Rascher als, von Rudern gepeitscht, im adriat'schen
Meer die Barke theilt die Gewässer, wenn, durch
Schnell empörte Winde gespannt, die mächt'gen
Segel erschwellen.

Allen Horen setzte der Weltenschöpfer
Schwingen an, zu kommen und zu entfliehen.
Tausend Andre schlummern im Nest noch, wächsen
Künft'gem entgegen.

Burk.

III.

Ueber Schröckh's Studienweise und Maximen.

(An den Redacteur des N. T. Merkurs.)

Vorwort.

Das Leben eines Gelehrten ist dann oft das fruchtbarste und wohlthätigste in seiner Wirksamkeit, wenn sich am wenigsten davon erzählen läßt. Es gleicht in dieser Rücksicht vollkommen dem Leben einer wahrhaft tugendhaften und ihre Bestimmung ganz erfüllenden Frau, die, nach dem bekannten

Sprüche des Alterthums, dann die beste ist, wenn man am wenigsten von ihr sprechen hört. Darum möchte auch wohl die Schildkröte, welche der größte Bildner des classischen Alterthums, Phidias, seinem Venusbilde symbolisch zugesellte, ein angemessenes und gar nicht lächerliches Sinnbild der Gattung von Gelehrten seyn, die als solche am meisten wirken und nützen. Den guten Frauen und den wackern Gelehrten ist es am gemüthlichsten, wenn sie zu Hause sind. Und eben darum mag auch das Bild der Schildkröte, das freilich für beweglichere Bestimmungen mehr zum Schimpf, als zum Ernst gegeben seyn könnte, auf beide passend erfunden werden.

Die wahre Biographie des Gelehrten ist also bibliographisch, wenn er bloß mit der Feder wirkte, und dann steht sie dem Sehenden mit klaren Buchstaben in Meusel's Lexicon, wenn er ein Teutscher ist. Wirkte der Gelehrte aber auch zugleich durch Wort und mündlichen Vortrag, wie dies bei jedem Universitätsgelehrten mit Recht vorausgesetzt werden soll: dann ist der schönste Theil seines Lebens in seinen Schülern und Zuhörern. Ich nenne ihn den schönsten: denn dieser lebt am sichersten fort und ist für uns, die wir an Unsterblichkeit und eine

unſichtbare Welt glauben, im buchſtäblichſten Sinne unſterblich.

Der ehrwürdige Veteran und Jubelgreis, Johann Matthias Schröckh, die Zierde und der Stolz der hohen Schule zu Wittenberg, gehört zu den Gelehrten, deren Leben bloß in ihren Schriften und Zuhörern zu ſuchen iſt. Er, der ſelbſt im Felde der Lebensbeſchreibungen die Blumen zu ſo manchem ſchönen und unverwelklichen Kranz pflückte, beurtheilte auch dies mit der richtigſten Selbſtſchäzzung, und konnte durch kein Zureden bewogen werden, eine ausführliche Biographie über ſich ſelbſt aufzuſetzen.

Aber gelten ſeine Schriften und ſeine Wirkſamkeit von der Lehrkanzel herab für Thaten, ſo hat er ein ſehr thatenvolles Leben gelebt, und es läßt ſich darüber Vieles mit Würde und Belehrung für die Zeitgenoſſen und die Nachgebornen anführen. Seine erſte Diſputation wurde im Jahr 1756 geſchrieben. In der jetzigen Oſtermeſſe 1809 erſcheint der vollendende 8. Theil ſeiner Kirchengeſchichte nach der Reformation. Welch eine ausgebreitete und vielſeitige literariſche Thätigkeit liegt zwiſchen dieſen beiden Endpuncten! Und wo lebt nicht jetzt noch

ein dankbarer Schüler dieſes, auch durch Lehre in ſchöngeordneten Vorträgen wirkenden Mannes? Das bekannte Horaziſche: difficile est *propprie communia* dicere leidet, wie allen Kennern bewußt iſt, eine mannichfaltige Auslegung. Aber: es gilt ganz beſonders von den Vorträgen, die Schröckh über die allgemeine Geſchichte in ihren verſchiedennen Theilen in einer langen Reihe von Jahren zu hhalten hatte. Denn wer mag läugnen, daß hhies communia ſind? Und dennoch wußte ſie Schröckh auf eine wahrhaft eigenthümliche Weiſe vorzutragen, ſo, daß er dabei immer neu blieb. Dasſelbe gilt von den meiſten Gegenſtänden, die ihn als Schriftſteller beſchäftigt haben. Wie fieng er dies an? Wie erwarb er ſich die Fertigkeiten dazu? Welche Methoden und Lebens-Maximen beobachtete der Mann? Seine Muſe war die große Lehrerin des Lebens, die Muſe der Geſchichte. War ſie auch die Lehrerin ſeines Lebens? Er hat zwei treffliche Programme geſchrieben, worin er lehrt, wie hhie Neuerungsſucht durch die Geſchichte geregelt werdee, und wie die Geſchichte nicht bloß für die Schuhle und für das Leben, ſondern auch für Gewiſſeen und inneres Bewußtſeyn zu erlernen ſey. Hast, der das ſo ſchön ſchrieb, es auch eben ſo ſchön in eigener Lebens- und Handlungsweiſe ausgedrückt?

Da eine erſchöpfende Beantwortung dieſer Fragen eben ſo ehrenvoll für den ehrwürdigen Schröckh, als lehrreich für ſeine jüngern Zeitgenoſſen ausfallen mußte; ſo war es gewiß ſehr erfreulich, daß einer der vertrauteſten Freunde des Verſtorbenen, dem ſo manches Verhältniß und alles, was guten Menſchen von jeher das Heiligſte war, in einer langen Reihe von Jahren an ihn knüpfte, der Hr. General-Superintendent Dr. Nitzſch in Wittenberg meinen wiederholten Bitten nachgab, und aus dem Schatze ſeiner Erinnerungen das niederſchrieb, was gewiß jeder Leſer dieſer Zeitſchrift, die der Verſtorbene ſeit ihrer Entſtehung immer geachtet und oft über ſie geſprochen hat, nicht ohne Vergnügen, ja ich darf hinzuſetzen, nicht ohne Heimkehr in ſich ſelbſt, leſen wird. Gewiß, giebt es irgend eine fromme, den Abgeſchiedenen ſelbſt, haben ſie noch Berührungen mit uns Lebenden, wohlgefällige Todtenſpende, ſo iſt es ein ſolcher Nachruf von einem Manne, dem neben dem fari et sapere auch noch ein fühlendes Herz und ein reiner Sinn für jene beata simplicitas zu Theil ward, die Schröckh einſt ſelbſt uns ſo beredt ſchilderte. Wir danken dem edeln Verfaſſer durch das Horaziſche: Fini paratis!

Böttiger.

Theu-

* * *

Sie verlangen von mir Reminiſcenzen, theurer Freund, aus meinem Umgange mit Schröckh, beſonders in Anſehung ſeiner Studienweiſe und Maximen. Allerdings vermag ich einiges dieſer Art mitzutheilen. Faſt ſechs Jahre lang war ich einſt ſein Zuhörer und vertrauter Schüler; dann gegen funfzehn Jahre ſein nicht ganz unfleißiger Correſpondent; und ſeit dem Jahre 1790 ſein College, nachdem ſeine und Reinhard's Einladungen mir Muth gemacht hatten, den Ruf zu meiner gegenwärtigen Stelle anzunehmen. Zwar beſuchten wir einander als Collegen äuſerſt ſelten; er mich noch weniger, als ich ihn. Auch war es nicht leicht, ihn zur Theilnehmung an einem Gaſtmahle, oder zum Spazierengehn, dem er damals ſchon ſeit vielen Jahren ganz entſagt hatte, zu bewegen. Der Spruch, qui bene latuit, bene vixit, den er oft im Munde führte, wurde von ihm faſt ganz dem Buchſtaben nach befolgt. — Allein als Reinhard uns verließ, welches ſehr zeitig, und ſchon im Jahr 1792 geſchahe, drang ihm dieſer auf eine ungemein freundſchaftliche und wohlwollende Weiſe ſeine Pferde und ſeinen Kutſcher auf. So bekam Schröckh den heilſamen Stoß, der ihm nöthig war, um ſich zu täglichen Spazierfahrten, eigene

Pferde und Wagen zu halten; die er denn auch über vierzehn Jahre beibehielt und brauchte, bis der October des Jahres 1806, furchtbaren Andenkens, dieser seiner häuslichen Gesundheits-Anstalt ein Ende machte. Seit jener Zeit nun habe ich ihn auf seinen Spazierfahrten, die eine Stunde und darüber zu dauern pflegten, Sommer und Winter, wöchentlich einmal, und gewöhnlich allein, begleitet. Da konnte es nun, ungeachtet der Verschiedenheit unserer gelehrten Ansichten und Stimmungen, welche sich schon in den Zeiten meiner Jüngerschaft, als ich unter ihm disputirte, zu äußern anfieng, und die bis ans Ende fortdauerte, auch eine wechselseitige Schonung nöthig machte; es konnte dessen ungeachtet zwischen alten, theilnehmenden und vielfach gleichgesinnten Freunden nicht an traulichen Mittheilungen und Unterhaltungen fehlen. Diese besonders werden mich in den Stand setzen, Ihrer Aufgabe einiger Maßen Genüge zu thun; wobei ich jedoch Nachrichten solcher Personen, die täglich um ihn waren, insonderheit seiner Frau Witwe, meiner Curandin, und seines letzten Amanuensis, des Herrn Diaconus M. Arnold, zu Hülfe nehmen muß.

Immer ist es der Nachfrage werth, wie ein Mann, der, ohne Buchmacher gewesen zu seyn,

eine sehr respectable Reihe von Bänden, welche gelehrte Forschung und fortgesetztes Quellenstudium erforderten, der Nachwelt hinterläßt, sein gelehrtes Tagewerk zu treiben pflegte? aber bei unserm Schröckh vereinigen sich noch Umstände, welche dieser Frage ein besonderes Interesse geben können. Die Hauptquelle seiner gelehrten Thätigkeit war freilich sein von Natur regsamer, mit vorzüglichen Gaben und sehr bestimmten Trieben ausgerüsteter Geist, der durch günstige Umstände frühzeitig für sein Fach geweckt und gebildet. Alles, was ihm zusagte, mit Leichtigkeit ergreifen, es eben so leicht in eigener Form wieder zurückgeben, was ihn aber nicht sogleich ansprach, mit Entschlossenheit von sich stoßen, oder vorbeigehen, mithin auf seinem Wege immer muntern Schrittes vorwärts kommen konnte. Allein diese Bemerkung kann bei der vielseitigen Geschäftigkeit, die unsern Schröckh so rühmlich auszeichnete, jene Frage nicht überflüssig machen. Er war gewohnt, täglich drei, (in frühern Jahren fünf, und nachher zuweilen vier,) Collegia zu lesen, Sonntags dem Vormittags-Gottesdienste beizuwohnen, an den Angelegenheiten seiner Facultät sowohl, als der Universität, einen vorzüglichen Antheil zu nehmen, und sich bei einem nicht geringen persönlichen und schriftlichen Anlauf den

Pflichten der Humanität nie zu entziehen. Ueberdies lag ihm ein Censurgeschäft von bedeutendem Umfang, das ihm auch oft Verdruß und Unruhe verursachte, unaufhörlich ob. Als Professor der Geschichte hatte er, nach der hiesigen Verfassung, nicht nur alle eigentlich historischen Werke, sondern auch alle Romane, das Wochenblatt, und die literarischen Zeitschriften, z. B. die allg. Deutsche Bibliothek, die seit 1775 hier gedruckt worden ist, zu censiren. Nicht weniger wurde sein Fleiß durch die ihm aufgetragenen Recensionen, deren er jedes halbe Jahr eine beträchtliche Anzahl, zuweilen gegen zwanzig bis dreißig, zu liefern pflegte, in Anspruch genommen. Wenn nun ein schon so beschäftigter, übrigens von Vielthuerei entfernter, Mann noch halbjährlich einen Band von ungefähr vierzig Bogen mit gelehrter Selbstständigkeit, und unter fortdauerndem Beifall, zu schreiben im Stande war; so muß wohl, wenn diese Thätigkeit sich ganz erklären soll, die gelehrte Lebensweise, die er befolgte, mit in Betrachtung kommen.

Seine Tagesordnung war im Sommer und Winter ein und dieselbe. Früh halb fünf Uhr pflegte er zu erwachen, und mit dem Schlage fünf saß er schon an seinem Schreibtische, wo ihn der Kaffee

bewillkommte. Nun ſchrieb er, oder beſchäftigte ſich ſonſt in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht, bis ſeine vormittägigen Collegien, welche er unmittelbar hinter einander, im Sommer von ſieben, im Winter von acht Uhr an, zu leſen pflegte, bald angehen ſollten. Eine kleine Vorbereitung gieng allezeit vorher. Nach Endigung der Vorleſungen mußte er auf kurze Zeit ſich erholen, umhergehen, oder eine vorkommende Kleinigkeit, einen academiſchen Umlauf, ein Cenſurgeſchäft, aber deß etwas, beſorgen, ehe er wieder zu ſeiner Schriftſtellerei zurückkehrte; die ihn jedoch gewöhnlich wieder bis gegen Mittag, da er Zeitſchriften und andere Novitäten ergriff, beſchäftigte. Gegen zwölf Uhr hielt er, eine Viertelſtunde lang, ſein Mittagsmal, und dann Mittagsruhe bis Eins, um welche Zeit ihm wieder Kaffee gebracht wurde. Dieſen trank er jetzt in der Geſellſchaft ſeiner Gattin, ſprach dabei, oder las etwas Zerſtreuendes, war aber bald wieder bei irgend einer Arbeit, wenn er nicht ſchon halb zwei ausfuhr; wie er im Winter zu thun pflegte, um zu ſeiner nachmittäglichen Vorleſung, die jedes Mal um drei Uhr gehalten wurde, und auf welche zuweilen noch ein Privatiſſimum folgte, wieder zu Hauſe zu ſeyn. Im Sommerhalbenjahre erfolgten ſeine Spazierfahrten ſpäter, doch immer ſo, daß er um, oder gegen ſechs Uhr

gen, ich weiß nicht warum, ganz das Gegentheil geworden. GOtt gebe, daß ich jungen Mädchen nicht ein Beyspiel werde, sich nicht gegen den Willen der Ihrigen zu verehlichen, und daß die Italienerinnen von mir lernen, sich nicht mit einem Manne zu verbinden, den Natur, und Himmel und Lebensart gänzlich uns ungleich macht. Er ist ja der Freund deines Mannes, und vertraut ihm alle seine Angelegenheiten an; wenn du also so etwas hören wirst, das mir zur Nachricht dienen kan, so beschwöre ich dich, entstehe mir nicht mit deiner Hülfe, — und dies alles sagte sie ihr mit Worten, die durch häufige Thränen öfters unterbrochen wurden. Die Frau des Fähndrichs, welche alles wußte (denn ihr Mann hatte sie zur Mittelsperson zu dem Tod der Disdemona gebrauchen wollen, ob sie gleich nie darein gewilligt,) unterstand sich doch nicht aus Furcht vor ihrem Manne, ihr das geringste zu entdecken, sondern sagt' ihr nur bloß: Hütet euch, eurem Gemahl nicht den geringsten Verdacht zu geben, und laßt es euch angelegen seyn, ihn von eurer Liebe und Treue zu überzeugen. Das thue ich, sagte die Unglückliche, aber ach! was hilft es mich! — Der Mohr suchte indeß sich von demjenigen noch gewisser zu überzeugen, was er gerne als falsch gefunden hätte, und bat den Fähndrich, er möchte doch zu veranstalten suchen, daß er das Schnupftuch in der Gewalt des

Haupt-

wieder in ſeiner Studierſtube ſeyn konnte. Die übrigen Zwiſchenräume des Nachmittags wurden meiſtentheils mit zufälligen Beſchäftigungen, an denen es nie fehlte, oder mit kleinen Leſereien dieſer Art, ausgefüllt; doch richteten ſich ſeine Gedanken gegen Abend wieder auf ſeine ſchriftſtelleriſche Arbeit, die er ſchon vor, inſonderheit aber nach dem kleinen Abendmale, welches ſpäteſtens drei Viertel auf ſieben Uhr bereit ſeyn mußte, noch einige Stunden fortſetzte. Halb zehn Uhr legte er die Feder hin; in den letzten Jahren geſchah dies ſchon um Neun. Dann gieng er noch eine Zeitlang in ſeinem Zimmer umher, reflectirte über die Aufgabe des folgenden Tages, ſuchte auch wohl, und trug zuſammen, was dazu nöthig ſeyn konnte, und begab ſich zur Ruhe.

Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe beharrliche Ordnung, und dieſer angemeſſene Wechſel der täglichen Geſchäfte und Erholungen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu ſtatten kommen mußte. Die Vorleſungen, die er hielt, ſtanden mit ſeinen Arbeiten für das Publicum in einer für beide ſehr zuträglichen Wechſelwirkung. Je weiter er in dieſen vorrückte, deſto mehr Selbſtſtändigkeit und Gewandtheit fühlte er in jenen, die denn wiederum für ihn,

als Schriftſteller und einſamen Stubengelehrten, etwas Reſtaurirendes hatten. Sein körperliches Wohlbefinden verbeſſerte ſich, wie er oft verſicherte, wenn nach beendigten Ferien die Vorleſungen wieder angegangen waren, und ſein Geiſt erhielt durch ſie, bei der ihm eigenen Fertigkeit im freien Vortrage, ein wohlthuendes Bewußtſeyn von der Kraft, die ihm beiwohnte. Sie waren alſo für ihn, als Schriftſteller, ein fortdauerndes Belebungs- und Stärkungs-Mittel; um ſo eher konnte es ihm gelingen, faſt mit jedem halben Jahre einen Band von ſeinen hiſtoriſchen Werken zu vollenden. Kamen nun die Oſter- oder Michaelis-Ferien, ſo veränderten ſich ſeine Geſchäfte. Vor allen Dingen mußte nun die etwa noch übrige Schriftſtellerarbeit beendigt werden. Und da dies gemeiniglich mit vermehrter Anſtrengung geſchahe, ſo pflegte er ſich, wenn die letzten Bogen in die Druckerei geſchickt waren, einige Tage lang, meiſtentheils durch Dichterlectüre, zu erholen. Dann aber gieng er ſogleich an die zu recenſirenden Schriften, welche oft, und beſonders in den Oſterferien, in beträchtlicher Anzahl auf ihn warteten. Bekannt durch frühzeitige und vieljährige Uebung mit allen kleinen Vortheilen und Erleichterungen des Recenſenten-Geſchäftes, wußte er ſich dieſer Arbeit, die ihm nur ſelten recht angenehm wurde, bald zu

entledigen; aber ſie gab ſeinem Geiſte, durch die Abwechſelung, welche ſie gewährte, neue Schnellkraft zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen und academiſchen Arbeiten, und verurſachte, daß er zu dieſen, nach vollendeten Ferien, in welchen er auch jederzeit ſeine halbjährliche Communion-Andacht hielt, mit Luſt und Verlangen zurückkehrte.

Dieſer beharrliche, ſich immer gleich bleibende, Fleiß wurde nun auch durch ſeine körperlichen Genüſſe begünſtigt, welche der ſanften Lebendigkeit ſeines Geiſtes völlig angemeſſen waren. Kein Uebermaaß nöthigte ihn, ſeinen Schlaf zu verlängern; kein Bier- oder Wein-Dunſt beſchränkte oder erhitzte ſeine Thätigkeit. Er trank, außer dem erwähnten zweimaligen Milch-Kaffee, nur Waſſer, und dies pflegte er ſo kalt zu trinken, als er es haben konnte. Ueberhaupt ſchien er gegen die Kälte minder empfindlich zu ſeyn. Ob dies, nach jener launigen Aeußerung Käſtner's, beweiſen konnte, daß er ein Leipziger Magiſter geweſen war, will ich nicht entſcheiden. Kurz, er ließ die Heizung ſeines Zimmers, Trotz aller Witterung, nur nach einer herkömmlichen Zeitbeſtimmung beginnen und aufhören. Seine Malzeiten waren eben ſo einfach, als kurzdauernd. Mittags genoß er jedes Mal etwas Fleiſch, und Abends ohne

Ausnahme Milch mit Semmel; im Sommer ſtiſch, im Winter als Suppe bereitet. Wein, auch der beſte, war ihm unſchmackhaft, und wurde nur als Arznei von ihm getrunken; wie er denn in den letzten Jahrzehenden ſeines Lebens, lediglich aus Gehorſam gegen den Arzt, Mittags ein einziges Glas Rheinwein zu trinken pflegte. Da ihm aller Tabak zuwider war, ſo mußte ihm ein anderes, der oſtindiſchen Betel-Doſe ähnliches, Mittel den öfteren kleinen Sinnenreiz verſchaffen; deſſen er bei ſeiner Lebhaftigkeit allerdings auch bedurfte. Er pflegte ein kleines Chocoladen-Täfelchen bei ſich zu führen. Ich ſah ihn einſt an einem fremden Orte einem meiner Kinder davon mittheilen. Auch genoß er, während der Arbeit, von Zeit zu Zeit ein wenig Obſt, ſobald es nur, und ſo lange es gut zu haben war, inſonderheit Trauben, die er ſich bis ſpät in den Winter hinein zu erhalten wußte. Alle dieſe Genüſſe hatten bei ihm eine eben ſo feſte Regel und Ordnung, wie die Arbeiten, denen ſie dienſtbar wurden. Um ſo abgeneigter mußte er ſeyn, dieſer gewohnten häuslichen Verfaſſung und Freiheit zu entſagen, und ſich dem Despotismus eines Gaſtmals zu unterwerfen. Die Einladungen wurden von ihm abgelehnt, ſobald es nur ohne Verletzung des Wohlſtandes geſchehen konnte. Auch beſuchte er weder kleinere, noch größere

Gesellschaften, die gottesdienstlichen ausgenommen, wofern nicht Amtsverhältnisse ihm dies zur Pflicht machten.

Man darf sich nicht wundern, daß Schröckh bei seiner nicht geringen Lebhaftigkeit eine so sehr einförmige und zurückgezogene Lebensweise vertragen konnte. Kein Umhertreiben in Gesellschaften hätte ihm die mannichfaltigen Aufheiterungen gewähren können, die er sich in seiner Einsamkeit zu verschaffen wußte. Seine Einsiedelei hatte gleichsam die lebendigsten Umgebungen, und er lebte auf seiner Studierstube wie auf einer Warte, von der es nahe und fern viel zu sehen giebt. Was außer derselben in der Stadt, im Lande und in der Welt Neues und Merkwürdiges vorgieng, erfuhr er gemeiniglich früher und vollständiger, als irgend ein hiesiger Einwohner. Seine Zugänglichkeit machte, daß ihm die mündlichen Nachrichten, die ihn interessiren konnten, selbst von Stadtneuigkeiten, nie fehlten; von gelehrten und gebildeten Fremden, die hier durchreisten, wurde er vor Andern besucht; alle Zeitungen, die er las, wurden ihm zuerst zugeschickt, bedeutende Neuigkeiten ihm vor Andern mitgetheilt, und Zeitschriften von politischem, literarischem und gemeinnützigem Inhalte, (das Modejournal nicht

ausgenommen,) hielt er in sehr beträchtlicher Menge, da er sich dessen, was darin für ihn seyn konnte, geschwind zu bemächtigen wußte; auch durften ihm angesehenere Modeschriftsteller, überhaupt solche, die viel Aufsehen erregten, nicht ganz unbekannt bleiben. So hatte er z. B. von Lafontaine den Naturmenschen, von Kotzebue Menschenhaß und Reue, und von andern Günstlingen der gemeinen Lesewelt irgend etwas, gelesen. Immer mußten gewisse Belebungsmittel für ihn in Bereitschaft seyn. Fehlte es hierzu an Novitäten und zufälligen Aufheiterungen, so hatte er eine Auswahl alter guter Freunde, von launiger oder gemüthlicher Art, in der Nähe, zu denen er seine Zuflucht nahm. „Es giebt Stunden", schrieb er mir einst, „da ich schlechterdings im Landprediger von Wackefield lesen muß." Dies galt aber auch von mehreren englischen Romanen und andern Schriftstellern jener Art; am meisten von den vier Dichtern, deren Werke er zum Theil unter seinen nächsten Handbüchern, ganz in der gedachten Absicht, neben einander aufgestellt hatte, und von welchen er gewisse Stücke immer nach einiger Zeit wieder las, vom Lucian, Swift, Voltaire und Wieland; insonderheit von den beiden letztern. Diesen gab er einen gemeinschaft-

lichen Schmeichelnamen, durch den er ſie für ſeine vorzüglichſten Reſtaurateurs erklärte.

Sein Zimmer ſelbſt hatte, wenigſtens für ihn, als einſamen Stubengelehrten, ebenfalls etwas Belebendes. Zwar ignorirte er die neumodiſche Eleganz in Geräthſchaften und Verzierungen. Das Nothdürftige zu ſeiner Bequemlichkeit reinlich und anſtändig zu haben, war ihm genug. Doch wählte er jedes Mal zu ſeiner Studierſtube das beſte und größte Zimmer, das er haben konnte. Da ſaß er denn an einem großen, mit Büchern und Druckſchriften reichlich bedeckten Tiſche, ſahe um ſich her eine Auswahl ſeiner liebſten Bücher auf einigen Repoſitorien, und mehrere Bildniſſe von Männern, deren Andenken ihm theuer war, als von Luther, Grotius, Mosheim, Erneſti und einigen andern; und weil er nur ſitzend arbeitete, pflegte er zur Abwechſelung oft aufzuſtehen und umher zu wandern. Außer dieſen angenehmen Erinnerungen mußte er immer etwas Lebendiges um ſich haben; zwei Canarienvögel und eine Nachtigall in Käfigen, und ein Paar freundliche Hausthiere. Dieſe Stubengenoſſen waren ihm ſehr werth, und er gedachte ihrer oft mit Liebe und Laune bei unſern Spazierfahrten. Seine Zuneigung, die über-

haupt bestimmt und lebhaft war, auch nicht leicht wieder los ließ, was sie einmal ergriffen hatte, richtete sich mit besonderer Kraft und Beharrlichkeit auf Alles, was ihm in seiner Einsamkeit einige Unterhaltung zu gewähren, und die Lebendigkeit seines Geistes anzusprechen vermochte. Dahin gehörte nun noch Verschiedenes; insonderheit auch ein Feigenbäumchen, das er vor einem südlichen Fenster seiner Wohnung sorgfältig warten ließ. Auch dies blieb unvergessen bei unsern traulichen Unterhaltungen auf der Spazierfahrt. Ich konnte darauf rechnen, daß er mir jeden Sommer, wenigstens ein Mal, von diesem Schützlinge Bericht erstatten würde. Waren die Feigen wegen kalter Witterung unreif abgefallen, so klagte er darüber, wie man über einen bedeutenden Verlust zu klagen pflegt. Hatte aber ein wärmerer Sommer sie zur Reife kommen lassen, so unterließ er nie, mir die kleine Anzahl der gewonnenen Feigen anzugeben, und ihnen ihren süßen Geschmack nachzurühmen. — Sie sehen wohl, die particularistische Bestimmtheit und Lebhaftigkeit seiner Zuneigung, die ihn eigentlich isolirte, verschaffte ihm wieder allerlei Entschädigung für den Mangel gesellschaftlicher Zerstreuungen und Aufheiterungen. Desto treuer blieb er diesem Separatismus. Nie trat er z. B. auf der Spazierfahrt in einem Garten ab,

wo vielleicht andere Gesellschaft sich hätte finden können; er suchte jeden Anlaß hierzu abzulehnen. Dagegen führte er mich alle Jahr während der Pflaumenzeit mehrmals auf einen Weinberg, wo einer seiner Obstlieferanten, ein armer alter Pächter, seine Nachthütte aufgeschlagen hatte. Hier allein wurde ausgestiegen, der Alte mit seinem Hunde aufgesucht und begrüßt, und nun der Berg, insonderheit eine kleine Allee von niederhängenden Pflaumenbäumen, unter Genuß und Gespräch, eine halbe Stunde lang durchwandelt. Fast nie sah ich ihn so heiter, als bei diesen kleinen Pflaumen-Fêten. Sie galten ihm für eine Jahresfeier, auf die er sich lange vorher freuen konnte. — Weitere Lustreisen zu seiner Zerstreuung stellte er wohl auch an, besonders nach Wörlitz; doch nur selten, und keineswegs alljährlich.

Ich glaube, Ihnen nun Scheöckh's Studienweise, durch Beschreibung seiner Tags- und Jahresordnung und anderer Begünstigungen seiner gelehrten Thätigkeit, hinlänglich, wenigstens der Außenseite nach, geschildert zu haben. Das Innere derselben, so weit es nicht durch seine Werke selbst sich offenbart, ist mir weniger bekannt. Ueber die Art und Weise seines Sammelns, Vergleichens und

anderer ſchriftſtelleriſcher Vorkehrungen pflegte er ſich nicht zu äußern. Doch weiß ich, daß er immer, ſobald er geleſen und geprüft hatte, gleich dem Druker in die Hand arbeitete, ohne vorläufig auch nur zu excerpiren, oder etwas zum Verſuch auf Nebenpapieren aufzuſetzen. Höchſtens waren es kleine Skizzen, bloße Winke und einzelne Worte, was er auf ein Nebenblatt hinwarf. Wenn er ſich für ſein kirchenhiſtoriſches Werk vorläufig Schriften oder Schriftſtellen anmerkte, ſo geſchahe dies auf ſeinen Collegien-Heften, die er, jedes Mal, ſo weit das Werk über ſie hinausgerückt war, zu verbrennen, und, zum Behuf ſeiner Vorleſungen, durch Randbemerkungen im Lehrbuche zu erſetzen pflegte. Uebrigens wollte er, als Geſchichtſchreiber, überall mit eigenen Augen ſehen; und, ſo wenig er fremde Hülfe und Vorarbeit unbenutzt ließ, ſparte er doch weder Mühe noch Koſten, um ſich der Quellen ſelbſt zu bemächtigen, und was in der Nähe nicht zu erhalten war, von auswärtigen Bibliotheken kommen zu laſſen. Hierin war er unermüdet. Es verdroß ihn nicht, in dieſer Abſicht, nach drei vergeblichen Briefen noch den vierten zu ſchreiben. So erinnere ich mich z. B. daß er des Ammonius chriſtliche Moral endlich noch aus Wolfenbüttel erhielt, nachdem er ſie auf allen ſächſiſchen Bibliotheken, und

Hauptmanns ſähe; und obgleich dies dem Böſewicht ſehr ſchwer fiel, ſo verſprach er doch alle Mühe anzuwenden, ihn hievon zu überzeugen. Der Hauptmann hatte eine Frauensperſon in ſeinem Hauſe, die vortreflich ſeine Leinwand ausnähte. Dieſe ſah das Schnupftuch, und da ſie hörte, daß es der Gemahlin des Mohren zugehörte und ihr wieder zugeſtellt werden ſollte, ſo machte ſie ſich, ehe dieſes geſchehen konnte, darüber, um es nach zu ſtücken. Indem ſie über ihrer Arbeit begriffen war, bemerkte ſie der Fähndrich eines Tags (denn ſie arbeitete am Fenſter, ſo daß ſie von jedem Vorübergehenden konnte geſehen werden) und führte ſogleich den Mohren dahin, um es ihm zu zeigen, der es nun für ausgemacht hielt, daß ſeine vortrefliche Gemahlin eine Ehebrecherin wäre. Er beſchloß daher mit dem Fähndrich, ſie nebſt dem Hauptmann umzubringen. Sie berathſchlagten ſich über die Mittel, wie dies geſchehen könnte, und er bat den Fähndrich, er möchte den Kapitain aus dem Weg ſchaffen, mit dem Verſprechen, daß er ihm ewig dafür verbunden ſeyn würde. Der Fähndrich weigerte ſich dies zu thun, indem er ihm vorſtellte, wie ſchrecklich und gefährlich eine ſolche That wäre, da es dem Hauptmann weder an Klugheit noch an Tapferkeit fehlte; da aber der Mohr nicht abließ, ihn zu bitten, und ihm überdies eine gute Summe Geldes anbot, ſo ließ er ſich endlich

auch in Berlin, vergebens gesucht hatte. Nur selten verließ er sich ganz auf fremde Auszüge; welches jedoch bei den neuesten theologischen Schriften meistentheils der Fall war. — So viel von der ihm gewöhnlichen Art zu arbeiten. Denn die Einrichtung seiner Vorlesungen kennen Sie schon aus dem kleinen Nekrolog seines Nachfolgers, des Herrn Professor Pölitz. Da Sie indessen zugleich von seinen Maximen überhaupt näher unterrichtet seyn wollen, wozu das Bisherige nicht hinreichen kann; so werde ich über Schrödh's Denkart, besonders in gelehrter, pragmatischer und moralischer Hinsicht, noch einige Bemerkungen beifügen.

Die Geschichte war bekanntlich der vornehmste, ja in gewissem Betracht der einzige, Gegenstand seiner gelehrten Thätigkeit. Was er sonst trieb, wurde, den Nothfall ausgenommen, nur für sie, und zu seiner Stärkung in ihrem Dienste, getrieben. Er las, um erzählen zu können, oder um sich zu diesem Geschäfte aufzuheitern; und nichts gelang ihm besser, als der schriftliche oder mündliche Vortrag der Geschichte. Die Amtspoesien, die er als Professor der Dichtkunst in seinen ersten Jahren hier zu liefern hatte, und die Vorlesungen, die er zu eben dieser Zeit über lateinische Dichter, ja auch

einige

einige Jahre, gereizt durch eine vergebliche Denomination zur hiesigen orientalischen Professur, über die poetischen Bücher des A. T. hielt, zeugten zwar, wie Alles, was von ihm kam, von Gewandheit des Geistes und vielseitiger Kenntniß; allein es schien doch, als diente er hier fremden Göttern. Seinen Gedichten legte er selbst keinen Werth bei, und die Vorlesungen, in welchem er lateinische und hebräische Dichterwerke cursorisch erklärte, befriedigten bei allem Beifall, den sie fanden, den reiferen Zuhörer doch weniger, als die historischen, die er immer daneben, und zuletzt ganz allein, hielt. Sein Genius hatte ihn eben so wenig zum eigentlichen Sprachforscher, als zum Dichter, und am wenigsten zum Philosophen bestimmt. Ein sehr ausgezeichneter practischer Verstand, verbunden mit einer reizbaren Einbildungskraft, treuem Gedächtnisse, feinem Witze und zartem Gefühl für das Anständige und Gefällige, machte es ihm leicht, das Historische richtig und zusammenhängend aufzufassen, und auf eine ihm eigene interessante Art darzustellen. Und da er nichts treiben mochte, was ihm nicht leicht wurde; da überhaupt seine Thatkraft noch mehrere Lebhaftigkeit, als Stärke hatte: so war es um so weniger seine Sache, bei bloßen Worten und deren Formen lange zu verweilen, oder über

bloßen Gedanken und Begriffen zu brüten. Nur Thaten und Begebenheiten konnten seine Aufmerksamkeit fesseln, und ihm die teutsche gelehrte Geduld abnöthigen. Bei dieser natürlichen Stimmung war es zu erwarten, daß nur die Geschichte seine Geisteskraft recht ansprechen würde; und dies mochte schon in Göttingen, als er Mosheimen hörte, in einem vorzüglichen Grade geschehen seyn. Schon damals entsagte er dem Predigtamte wieder, dem er sich anfangs widmen wollte, und das er in der Folge nie aufhörte zu schätzen. Unstreitig war es das noch dunkle Gefühl einer sich schon entwickelnden ausgezeichneten Kraft, die aber durch das Predigtamt beschränkt zu werden fürchtete, was ihm dazu Entschlossenheit gab. Aber diese Kraft hatte, wie der Erfolg es bestätigt hat, keinen andern Gegenstand, als eine gründliche und fruchtbare Bearbeitung der Geschichte, in sofern es dazu weder kritischer Sprachkenntnisse, noch eines philosophischen Tiefblicks, in einem vorzüglichen Grade bedarf. Auch mußte sich gleich Anfangs seine Hauptneigung zur Kirchengeschichte hinwenden. Er studierte Theologie, war in einer bedrängten protestantischen Gemeinde erzogen, mit großer Vorliebe für seinen Kirchenglauben erfüllt, und hörte nun jene Geschichte von Mosheim auf eine für ihn anziehende, und sein historisches Ta-

lent anregende, Art vortragen. So blieb ihm bei der Lebhaftigkeit und Bestimmtheit seiner Neigungen und Abneigungen keine andere Wahl übrig. Ungeachtet mancher andern Lehrgeschäfte, welche die Umstände ihm abnöthigten, wurde doch die Kirchengeschichte der Hauptgegenstand seiner gelehrten Thätigkeit, und sein kirchenhistorisches Werk begann schon, als er eben die Professur der Dichtkunst hier angetreten hatte. Schon seine ersten Vorlesungen in Leipzig kennten seine Vorliebe für diese Geschichte beweisen; sie auch dadurch auf immer befestigen, daß ihm hier bei einer theilnehmenden und selbstständigen Bearbeitung seine Kraft und Bestimmung recht fühlbar wurde. Diese Vorlesungen hatten nämlich die Reformationsgeschichte zum Gegenstande, eine Geschichte, die er vorzüglich liebte, und die ihm seitdem so geläufig geworden war, daß er versicherte, sie ganz frei, ohne Heft oder Buch, vom Anfang bis zum Ende vortragen zu können.

Zwar hielt er auch sehr viel auf Sprachgelehrsamkeit, und hatte berühmte Philologen, in Göttingen besonders J. D. Michaelis, und zuletzt noch in Leipzig Christ und Ernesti, zu Lehrern gehabt. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller nannte er seine lieben Heiden, und hörte

nie auf, die mit ihnen errichtete alte Freundschaft bei jeder Veranlassung zu cultiviren. Einige derselben wurden vorzüglich von ihm gefeiert, und unter diesen waren Horaz, dessen Gedichte er großem Theils im Gedächtniß hatte, und Tacitus, seine vornehmsten Günstlinge. Diese beiden kamen nie von seinem Schreibtische. Auch fehlte es ihm nicht an der Kenntniß neuerer Sprachen. Nach der teutschen, deren Sprachschatz ihm bekanntlich sehr zu Gebote stand, war ihm die französische, die er mit ziemlicher Fertigkeit schrieb und sprach, die geläufigste. Etwas weniger war er mit der italienischen, und in noch geringerem Grade mit der englischen und spanischen vertraut; allein völlig unbekannt war ihm fast keine einzige europäische Sprache, und er wußte sich in vorkommenden Fällen mit Hülfe der Wörterbücher, die er in großer Anzahl besaß, überall durchzuhelfen. Im Teutschen hielt er sehr viel auf Reinheit, und vermied mit beharrlicher Sorgfalt, so weit es ohne Zwang geschehen konnte, fremdartige Wörter. So gewiß aber seine Sprachkenntniß zu seinen Zwecken, als Geschichtschreiber, hinreichte, so war sie doch im Ganzen mehr mannichfaltig, als genau und schulgerecht, mehr die Frucht seiner vorzüglichen Gewandheit und Gelehrigkeit, als eines recht sorg-

fältigen und selbstthätigen Studiums. Sie war bei ihm der Geschichtskunde in jedem Betrachte untergeordnet.

Noch mehr war dies die Philosophie. Diese wurde zwar sehr von ihm geschätzt, in sofern sie, ohne ihn anzustrengen, sein Urtheil in der Geschichte leiten und seinen historischen Gesichtskreis aufhellen, oder auch, wie in philosophirenden Dichtern, z. B. dem Juvenal, Lucan, Haller, aus denen er lange Stellen im Gedächtniß hatte, sein ernsteres Gefühl ansprechen, und ihn begeistern und stärken konnte. Allein wenn sie ihm in theoretischer Hinsicht gefallen sollte, durfte sie sich wenig über den historischen Horizont erheben. Das Idealische, in sofern es durch Speculation, oder auch durch eine besondere Tiefe des Gefühls, erreicht seyn will, war nicht für ihn; daher er auch von manchen neuen Dichtern und Philosophen lieber gar keine Notiz nehmen mochte. Die alte Abneigung gegen Crusius und dessen Lehrgebäude, welche bei ihm, seiner Achtung und Liebe für Ernesti gegenüber, eine große Lebhaftigkeit erhalten hatte, und die er in früheren Jahren vielfältig auf eine thätige Art äußerte, hieng mit seinem Widerwillen gegen die Speculation überhaupt zusammen. Der kennt-

nißreiche Gelehrte war ihm lieb und werth, nicht der tiefſinnige Denker, und er pflegte, auch auf Unkoſten des letztern, der philologiſchen und hiſtoriſchen Polyhiſtorie bei jeder Gelegenheit das Wort zu reden. Selbſt die ältere Philoſophie, die er in allen Ehren hielt, wurde in Rückſicht auf Speculation mehr mit kalter Achtung von ihm reſpectirt, als mit inniger Theilnahme gefeiert; die neuere aber würde er lieber ganz ignorirt haben, wenn ihm die Literärgeſchichte das geſtattet hätte. Sie wurde ihm ein Aergerniß, durch das Geräuſch, das ſie veranlaßte, und er ſuchte den Spruch, daß nichts Neues unter der Sonne geſchehe, zur Verherrlichung der Geſchichtskunde wider ſie geltend zu machen. Hier waren wir nun verſchiedener Meinung und blieben es; hatten aber auch einander von dieſer Seite frühzeitig kennen und ertragen gelernt. Schon als ich unter ſeiner Aufſicht im J. 1776 eine lateiniſche Probeſchrift über die Geſchichtsbeweiſe für die Vorſehung ſchrieb und vertheidigte, offenbarte ſich dieſe verſchiedene Stimmung. Ich hielt jene Beweiſe für bloße Erläuterungen einer höheren Wahrheit, welche durch Beiſpiele der Geſchichte eben ſo ſehr verdunkelt, als ins Licht geſetzt werden könne; er aber wollte ſie für zwingende Beweiſe angeſehen wiſſen. Wie

ſtritten damals Stunden lang, ohne einander um einen Schritt näher zu kommen. Doch ließ er mir meine völlige Freiheit; behandelte mich auch mit vieler Achtung und Schonung, als unſre Uneinigkeit bei der öffentlichen Vertheidigung jener Diſputation zufälliger Weiſe zum Vorſchein kam. So wurde ſchon damals der Grund zu der wechſelſeitigen Duldung gelegt, bei der ſich unſre nachherige kollegialiſche Freundſchaft bis ans Ende in fortdauerndem Wachsthume erhielt. Aber ſo mußten auch die Grundſätze der neuern Philoſophie eine ganz verſchiedene Aufnahme bei uns finden. Mich intereſſirten ſie ungemein durch die Anſicht vom Chriſtenthum, zu der ſie mich allmählich hinleiteten. Aber ich durfte es gar nicht verſuchen, ihn damit unterhalten zu wollen. Wahr und hiſtoriſch galt ihm gleichviel, und nichts fand Gnade bei ihm, was die Geſchichte im mindeſten herabzuſetzen ſchien. Die Vernunftkritik, die er in der Born'ſchen lateiniſchen Ueberſetzung, unfehlbar als Geſchenk, beſaß, wurde von ihm zu ſeiner Beluſtigung gebraucht. In einer Aufheiterungsſtunde mußte zuweilen ſein Amanuenſis ihn ſelbſt daraus vorleſen hören, und nun die Gloſſen aushalten, die er mit jovialiſcher Laune, als hätte er die Epistolas obscurorum virorum in Händen, darüber machte.

Schröckh legt dem sel. Ritter in seiner Vorrede zu dessen Meißnischer Geschichte, eine „gleichsam historische Seele" bei. Der Ausdruck sollte nach dem Zusammenhange Ritters Geradheit und Zuverlässigkeit andeuten. Ihm selbst konnte man eine solche Seele noch in einem andern und weiteren Sinne beilegen. Alles was in ihm hasten und ihn interessiren sollte, mußte entweder Geschichte seyn, oder erst Geschichte werden und eine historische Form annehmen. Bei dem bloßen reinen Gedanken mochte er nicht verweilen, noch sich auf ihn verlassen und mit Bewußtseyn von ihm ausgehen. Dies wurde besonders durch seine theologischen Ansichten und Ueberzeugungen merklich. Sein Religionsglaube gründete sich hauptsächlich auf die heilige Geschichte, die ihn zuerst entwickelt und befestigt hatte; und so war es nicht zu verwundern, daß er die positiven Geheimnisse, die durch Vermischung des Historischen und Idealen in den christlichen Lehrbegriff gekommen sind, ganz wohl vertragen konnte, so weit sie ihm biblisch erweislich schienen. Ueberhaupt war seine Ergebenheit gegen den Kirchenglauben, in dem er erzogen war, groß und beharrlich. Er tolerirte zwar die Ansicht vom Christenthum, die meine öffentlichen Vorträge gaben; und dies war um so eher zu

erwarten, da dieſe Anſicht die heilige Geſchichte, als eine göttliche Darſtellung und kräftige Promulgation der Gewiſſenswahrheiten, überall in hohen Ehren hielt, auch wohl ihren ausnehmenden Werth mehr, als es die gewöhnliche Vorſtellungsart vermag, fühlbar machte, ohne doch der letzteren unmittelbar zu widerſprechen. Inkeſſen ſchien er doch dieſer völlig treu zu bleiben, wie gelegentliche Aeußerungen und Kritiken meiner Vorträge mich nicht zweifeln ließen. Selbſt nach einer Predigt über die Communionfeier der Chriſten,' da ich die ganze chriſtliche Religionsanſtalt, als eine Anſtalt zum gemeinſchaftlichen geiſtlichen Genuß einer heiligen Geſchichte, mithin jede Feier des Abendmals als eine erneuerte Verbrüderung zu dieſem Genuß vorgeſtellt hatte, gab er mir mit nicht ganz freundlicher Miene zu erkennen, daß ich Zwinglianiſch gepredigt hätte. Aehnliche Urtheile erfolgten auf ähnliche Veranlaſſungen. Es war mir daher faſt unerwartet, als er ſich über die Ihnen bekannte Schrift: de revelatione rel. publica, mit den Worten erklärte, \, meine Anſicht ſey gut, nur werde ſie ſich nicht hiſtoriſch erweiſen laſſen." Mehr, als dieſen eingeſchränkten Beifall, konnte ich billiger Weiſe von ihm nicht verlangen; und es würde vergebens geweſen ſeyn, ihn überzeugen zu wollen,

lich bewegen zu versprechen, daß er sein Glück versuchen wollte. Da dieser Entschluß gefaßt war, so machte sich der Fähndrich eines Abends an den Hauptmann, da er eben aus dem Hause einer lüderlichen Frauensperson kam, mit der er sich zuweilen die Zeit zu vertreiben pflegte, und hieb ihm in Finstern die Rippe entzwey, daß der Unglückliche nieder stürzte. Sobald der Fähndrich dieses merkte, eilte er hinzu um ihn vollends umzubringen. Aber der Hauptmann, dem es an Herz nicht fehlte, und der zu Blut und Tod gewöhnt war, zog den Degen, und richtete sich, so verwundet wie er war, auf, sich zu vertheidigen, und schrie mit lauter Stimme: Ich bin meuchelmörderischer Weise überfallen. Der Fähndrich ergriff daher, da er Leute und einige Soldaten, die in der Gegend herum einquartirt waren, kommen hörte, die Flucht, um nicht ergriffen zu werden; und indem er schnell eine Volte machte, so stellt' er sich, als wenn er gleichfalls auf dem Lärm herbey gelaufen wäre. Er machte sich unter die andern, und da er die Wunde sah, die er ihm beygebracht hatte, so schloß er, daß er, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiß daran sterben müßte; und so froh er darüber war, so bezeugte er doch dem Hauptmann deswegen so viel Schmerz, als wenn er sein leiblicher Bruder gewesen wäre. Den folgenden Morgen verbreitete sich die Sache durch die ganze Stadt, und kam auch zu den Ohren der

Dis-

daß ein hiſtoriſcher Beweis, ſo wie Er ihn meinte, hier gar nicht gefordert werden dürfe; daß da, wo nur praktiſche Lebensweisheit ſpreche, keine Schulweisheit zu erwarten, mithin auch keine ausdrückliche Unterſcheidung der Darſtellung vom Dargeſtellten zu ſuchen ſey.

Gewiß war Schröckh's Religionsglaube von edler Art. Wenn er das Aufregungs- und Belebungs-Mittel dieſes Glaubens von dem eigentlichen Grunde deſſelben nicht deutlich genug unterſchied: ſo war dies die Folge einer beſonderen natürlichen Stimmung und Lebhaftigkeit, die es ihm zum Bedürfniß machte, mit dem Unſichtbaren zugleich das Sichtbare zu ergreifen, und Religion und Kirchenthum gleichſam zu amalgamiren. Die hiſtoriſche Anſicht war überall bei ihm die vorherrſchende; allein ſie wurde dem Geiſte der Religion dienſtbar. Er trug kein Bedenken, das Kirchengehen einen Hofdienſt zu nennen, den man Gott leiſte; ich erinnere mich einer ſolchen Aeußerung in einem vertraulichen Geſpräche; doch war er ſehr weit entfernt, den Afterdienſt zu meinen, den etwa der Philoſoph mit jenem Namen bezeichnet. Seine muſterhafte Theilnehmung an dem öffentlichen Cultus war eben ſo wenig paradirend, als ſchwärmeriſch; ſie war herzlich

und verſtändig; nicht nur Gewohnheit und Verlangen nach abwechſelnder Unterhaltung, auch ſein Wohlgefallen an einer chriſtlich-religiöſen Gemüthsſtimmung, hatte ſie ihm zum Bedürfniß gemacht. Er verlangte und ſchätzte hauptſächlich Vorträge und Geſänge, welche Liebe predigten und aufregten; auch mußten beide kurz, und die Geſänge von angenehmer Melodie, auch wohl von Dichtern ſeyn, die er lieb hatte; und er unterließ nicht, es zu rühmen, wenn ihm Predigt und Geſang von dieſen Seiten beſonders genügt hatten. Das Einförmige unſrer Liturgie tolerirte er da, wo es ſich der Verfaſſung nach nicht abändern ließ; ja er mißbilligte einzelne willkürliche Veränderungen als anſtößig, und für den Cultus im Ganzen herabſetzend. Uebrigens war er bekanntlich eifriger Proteſtant, und den Grundſätzen der römiſchen Kirche ſehr abhold; — obwohl, daß er das Letztere bei weitem noch nicht genug ſey, ihm einſt ein Prediger in Oſtpreußen in einer ſchriftlichen Herzenserleichterung vorwarf. Nichts konnte ihn mehr in Bewegung ſetzen, als wenn die Verdienſte Luthers und der Reformation auf eine ſcheinbare Art, wie in dem 5ten und 6ten Theil der Schmidt'ſchen Geſchichte der Teutſchen, verkleinert wurden; und nirgends hat ſich ſein Eifer für dieſe Verdienſte mit aller Beſonnenheit ſo kräftig ausge-

ſprochen, als in der Recenſion dieſer Theile, die ſich in der ältern Allgem. Deutſchen Biblioth. B. 72. S. 219—252 findet. Sie dürfen nur das Reſultat ſeines Urtheils S. 250 f. anſehen, welches mit einer Gewiſſensrüge endet. Unter den unzähligen Recenſionen, die aus ſeiner Feder gefloſſen ſind, und deren eigenhändiges Verzeichniß ſeit 1778 ich vor mir habe, iſt dieſe vielleicht die merkwürdigſte.

In Hinſicht auf die bürgerlichen Verhältniſſe war er ſeiner Denkart nach eben ſo ſehr Teutſcher, als in Anſehung der kirchlichen Proteſtant; und wie er von dieſer Seite der römiſchen Kirche abgeneigt war, ſo war er es von jener dem großen Reiche, deſſen Nachbarſchaft unſerm immer uneinigen Teutſchlande von jeher Gefahr und Nachtheil gebracht hatte. Dies war mir längſt bekannt, wurde es aber noch mehr auf unſern Spazierfahrten, wo ſich die Unterhaltung natürlich oft um die politiſchen Neuigkeiten, um Frankreich und England und das Uebrige, drehen mußte. Er glaubte, eine Handelsherrſchaft zur See werde es wohl immer geben müſſen, und die engliſche dürfte in Beziehung auf Teutſchland wohl nur das kleinere Uebel ſeyn. Von jeher hatte er für England wi-

der Frankreich mit Innigkeit Partei genommen. Als ich noch von ihm entfernt lebte, unterließ er nie in seinen Briefen eines, etwa mittlerweile vorgefallenen, z. B. Rodney'schen Sieges, und der Freude, die er ihm verursacht habe, selbst mit Berufung auf das Zeugniß seiner Gattin, zu erwähnen. Seit meinem Hiersein aber konnte ich, da er wichtige Neuigkeiten immer früher, als Andere, hatte, mit Sicherheit darauf rechnen, einen Sieg der Engländer über die Franzosen zuerst durch ein Schröckh'sches Billet zu erfahren. Seine Bewegung darüber war so lebhaft, daß er sich mittheilen mußte. Bei allem dem war er fast immer mit den Maaßregeln der brittischen Regierung unzufrieden; und wenn der Moniteur etwa gesagt hatte, daß England den Krieg auf die lächerlichste Art führe, so gab er diesem Urtheil einen uneingeschränkten Beifall, und beklagte es sehr, daß die Steifheit der stolzen Engländer, der französischen Gewandheit gegenüber, sich so übel ausnähme. So wie ein unkluges Benehmen ihn zuweilen zur Bitterkeit, selbst gegen Freunde, reizte, so konnte eine ausnehmende Klugheit ihn gewisser Maßen mit dem wieder aussöhnen, dem er nicht wohl wollte: und dies schien auch etwas zu seiner Beruhigung beizutragen, als er den Riesenschritten Frankreichs

zuſehen muſte. Ueberhaupt entſtand ſeine Abneigung nicht eigentlich aus Mißfallen an den Eigenthümlichkeiten dieſer geiſtreichen Nation. Er ſelbſt hatte für einen Teutſchen viel franzöſiſche Lebhaftigkeit; und wie er, bei aller Abneigung gegen die römiſche Kirche und die päpſtliche Würde, doch manche Päpſte ſehr in Ehren hielt, ſo ſchätzte und liebte er auch die Gelehrten, die Helden und Dichter Frankreichs, den großen Heinrich und ſeinen Sänger, ungemein. Es war die ihm eigene Teutſchheit und Vorliebe für ſein Vaterland, die ihn bei ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit zum innigen Antigallicaner machte.

In dem academiſchen Gemeinweſen, oder auf Univerſitäten, wollte er, daß Gelehrſamkeit allein adeln, und der Profeſſortitel für den größten Ehrennamen gelten ſollte. So willig er ſich auch jeder herkömmlichen und rechtlichen Convenienz, die dieſem Grundſatz entgegen war, fügte, ſo ſträubte er ſich doch faſt leidenſchaftlich gegen Neuerungen ſolcher Art. Als die Mitglieder der hieſigen Juriſtenfacultät, welche insgeſamt zugleich Hofgerichtsaſſeſſoren ſind, ihren Hofrang, vielleicht durch einige Neckereien gereizt, dem Herkommen entgegen geltend zu machen ſuchten, welches ihnen auch ſehr

vollſtändig gelang: war Schröckh gewiſſer Maßen das Haupt der Oppoſition. Aber er hatte auch ſelbſt, eine lange Reihe von Jahren hindurch, jenem Grundſatze gemäß gehandelt, und den Profeſſortitel, ſo viel an ihm lag, verherrlicht. Uebrigens war er unſerm Wittenberg aufrichtig ergeben. Die Ehre dieſer Univerſität war ihm heilig, und er unterzog ſich den Aufträgen, die zuweilen in ihrem Namen an ihn ergiengen, mit eben ſo vieler Sorgfalt, als Bereitwilligkeit. Zwar hätte er ſie in früheren Jahren gern mit einer blühendern vertauſcht; und als ſein Verſuch, nach Leipzig an Böhme's Stelle zu kommen, mißlang, konnte er dies nicht ſogleich wieder verſchmerzen. Ich erinnere mich, daß er damals in einem Briefe an mich die Swift'ſchen Sarcasmen auf Irland, und die Verſicherungen des ſtolzen Engländers an die ihn dort beſuchenden Fremden, daß er nicht in dieſem Erdäpfellande geboren ſey, auf ſich und den Ort ſeines Aufenthalts anwandte. Aber dieſe üble Laune gieng völlig wieder vorüber. Wo es die Ehre unſrer Univerſität galt, war er der Erſte, der in Bewegung gerieth; und das Bewußtſeyn von dem vorzüglichen Einfluſſe, den er auf ihre Ehre hatte, mußte ihn auch je länger, je mehr, mit

dieſem Irland ausſöhnen und hinlänglich entſchädigen.

An Umgang mit gelehrten Freunden fehlte es ihm nie; und obwohl der ſchriftliche weit ausgebreiteter war, als der perſönliche, ſo konnte er doch auch den letztern nicht ganz entbehren. Immer ſtand er an dem Orte, wo er lebte, mit einem und dem andern in einer engeren gemüthlichen Verbindung. In ſeinen früheren Jahren war er mit Klotz eine Zeit lang vertraut geweſen; und beide hatten wechſelſeitig die Celebrität, zu der ſie früh gelangten, durch ihre Recenſionen mit befördern helfen. Unter ſeinen Papieren fand ſich eine ſehr beträchtliche Anzahl lateiniſcher Briefe, welche Klotz von Jena, Göttingen und Halle, in den Jahren 1761 bis 65, über gelehrte und ſchriftſtelleriſche Angelegenheiten des Tages an ihn geſchrieben hatte, und die eben ſo ſehr von Herzlichkeit und ſeiner Zudringlichkeit gegen Schröckh, als von Klotziſchem Muthwillen zeugten. Allein dieſer freundſchaftliche Verkehr konnte bei der verſchiedenen Denkart Beider nicht gar lange fortdauern, und er ſcheint ſich nicht über jenen Zeitraum hinaus erſtreckt zu haben. In Leipzig waren, ſo viel mir bekannt worden iſt, Klauſing und

Thale-

Thalemann seine vertrautesten Freunde. Besonders hieng er mit vieler Zärtlichkeit an dem letztern; wie sich denn auch unter seinem Nachlasse von Niemand so viele Briefe gefunden haben, als von diesem. Hier in Wittenberg wurde zuerst Ritter sehr von ihm geschätzt, auch durch einseitige Besuche gefeiert. Nach dessen Tode wurden nach und nach Tittmann, Leonhardi, zugleich sein Arzt und ein Anverwandter seiner Gattin, und vorzüglich Reinhard, dessen Predigten er ausschließend hörte, seine vornehmsten Vertrauten. Und als diese drei Gelehrten einer nach dem andern Wittenberg verlassen hatten, gieng auch seine Verbindung mit mir, die mehr auf gegenseitigen Lehrer- und Jüngersinn, als auf gleichmäßige Gefühle gegründet war, allmählich in eigentliche Freundschaft über; indem sich mit den Jahren zu seiner Liebe für mich die Achtung, und zu meiner Achtung für ihn die Liebe, in zunehmenden Graden gesellte.

Seine Unterhaltung im Umgange, die mündliche sowohl, als die schriftliche war immer geistvoll und lebendig. In Ansehung der schriftlichen wird man dies Niemand erst sagen dürfen, der bisweilen Briefe von ihm erhalten hat. Auch das alltäg-

lichſte Billet, das er ſchrieb, zeugte davon. Ein Rentbeamter, an den er halbjährlich bei Ueberſendung der Penſionsquittung einige Zeilen ſchreiben mußte, verſicherte mich einſt, daß ihm dieſe kleinen Schröckhſchen Handſchreiben wegen ihrer durchgängigen Verſchiedenheit und Munterkeit, jederzeit Vergnügen machten, und daß er bei ihm nie, wie bei andern, dieſelben Worte wieder leſen dürfe. Schröckh, der ſelbſt gar keine Geduld hatte, daſſelbe wieder zu hören, und eine läſtige Unterhaltung zu ertragen, war ſehr weit entfernt, andern auf dieſe Art beſchwerlich zu werden. Bei Erzählungen brauchte er große Vorſicht; um ſich nicht zu wiederholen, und ich erinnere mich nicht, daß ſeine Erzählungen mich jemals ermüdet hätten. Auch waren ſie kurz, und ſeine Unterhaltung wandte ſich mit Leichtigkeit hin und her. Intereſſirte ihn jetzt ein Gegenſtand, ſo wurde bald etwas dem Aehnliches in ihm lebendig; eine Dichterſtelle, von denen ihm ein reicher Vorrath beiwohnte, eine Anekdote, eine Begebenheit, eine Benennung. Seine Quellen waren hier unerſchöpflich, zumal da er auch die Kirchengeſchichte mit zu Hülfe nahm. Ruhr z. B. eine Kindtaufkutſche vorüber, ſo denuncirte er, daß hier Paedobaptismus getrieben werde; ſchieden wir vor einem Feſte von

einander, so konnte ich auf einen witzig anspielenden Abschiedsgruß Rechnung machen ꝛc. Zwar verweilte er in unsern traulichen Unterhaltungen auch zuweilen bei ernsten und rührenden Gegenständen mit der innigsten Theilnehmung: allein im Ganzen war die muntere Laune bei ihm vorherrschend. Er spottete gern, und war sehr überzeugt, daß die Thorheiten dazu da wären, um vor allen Dingen belacht zu werden. Dazu mußten sie ihm nun vielfältig dienen, die Thorheiten des Tages so wohl, als die der Geschichte. Die Neigung zu dieser Art von Restauration war bei ihm eben so groß, als die Gabe der feinen Spottrei. Aber eben daher waren ihm größere Gesellschaften gefährlich, oder doch lästig. Sein schalkhafter Witz wurde leicht intolerant und schneidend, wenn mehrere zugegen waren. Jede kleine Ruhmredigkeit, die er mit anhören mußte, konnte ihn schon empfindlich reizen, auch da, wo es gar nicht schwer war, sie zu übersehen, z. B. bei einem sonst gutmüthigen Schwächlinge, dem man einen kleinen Genuß dieser Art ganz gern zu gestatten pflegt. Ihm verdarb es denn doch wenigstens die gute Laune, wenn er eine Eitelkeit gleichsam gelten lassen mußte, und sie nicht gleich auf der Stelle bestrafen durfte. Diese Reizbarkeit, welcher er sich wohl bewußt war, und die ihn Manchem furchtbar und

Disdemona, und ſie, die von ſehr gefühlvollem Herzen war, und nicht daran dachte, daß dies ſchlimme Folgen für ſie haben könnte, bezeugte über dieſen Vorfall den aufrichtigſten Schmerz. Der Mohr legte dies auf das ſchlimmſte aus, und gieng wieder ſeinen Fähndrich aufzuſuchen, dem er ſagte: Kanſt du denken, die Närrin von meiner Frau iſt in ſolchem Kummer über den Hauptmann, daß ſie raſend werden möchte. Und wie (antwortete der Fähndrich) kan das anders ſeyn? War der Hauptmann nicht ihre Seele? — Ihre Seele? Ha! erwiederte der Mohr, ich will ihr die Seele aus ihrem Leibe reiſſen, und ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich dieſes ſchändliche Weib nicht von der Welt ſchafte. Sie beredeten ſich hierauf, ob ſie mit Gift oder Dolch Disdemonen umbringen wollten. Keines von beyden ward beliebt. Mir fällt was ein, ſagte der Fähndrich endlich, wie ihr euch Genugthuung verſchaffen könnet, ohne daß der geringſte Verdacht auf euch fällt. Das Haus, wo ihr wohnt, iſt alt, und die Decke eurer Kammer über und über ſchadhaft. Ich dächte alſo, wir ſchlügen Disdemonen mit einem Sacke voll Sand ſo lange, bis ſie todt wäre, damit man keine Spur, daß ſie geſchlagen worden, an ihr wahrnehme: wenn ſie nun todt iſt, ſo wollen wir einen Theil der Decke herabfallen machen, und ihr den Kopf zerſchlagen, und dann vorgeben, daß ein Balke im Her-

unangenehm machte, trug mit dazu bei, daß er um ſo mehr große Geſellſchaften vermied, und wenigen Vertrauten mit Innigkeit anhieng.

Doch von dieſer ſcheinbaren Beſchränkung ſeiner Menſchenfreundlichkeit war keine Spur mehr übrig, wenn man ſich mit Zutrauen, beſonders in Noth oder Verlegenheit, an ihn wandte. Da hatten Jude und Grieche, Freund und Feind, gleiche Anſprüche auf ſeine Hülfe und Theilnahme; und ich weiß Beiſpiele, daß er in ſolchen Fällen Perſonen, denen er ſonſt ſehr abgeneigt war, bedeutende Dienſte geleiſtet hat. Er hatte ſich einiges Vermögen erworben. Sein vieljähriger Fleiß und ſeine eingeſchränkten Bedürfniſſe ließen dies nicht anders erwarten. Allein es konnte, ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Rechte und Einkünfte ſeines Amtes ungeachtet, nicht ſehr beträchtlich ſeyn. In früheren Jahren hatte er nach und nach alte Schulden tilgen müſſen, und die Geldunterſtützungen, die er einigen ſeiner Geſchwiſter von Zeit zu Zeit leiſtete, hörten nie auf; auch waren die Honorarien, die er von Buchhändlern erhielt, vergleichungsweiſe, noch aus wohlfeilern Zeiten. So wenig er aber im gewöhnlichen Sinne des Worts reich war, ſo pflegte er doch faſt immer als einer der Reichſten mitzutheilen. In den Büchern

auswärtiger Collectanten, wo ich ſeinen Namenszug erkannte, ſtand immer neben demſelben ein bedeutender Beitrag; und an dieſem ließ er es noch weniger fehlen, wo einheimiſchen Bedürfniſſen abzuhelfen war. Als z. B. der hieſige Stadtrath zur Verbeſſerung der Schullehrer-Beſoldungen eine beſondere Caſſe ſtiftete, und zu dieſem Behuf auch milde Beiträge zu erhalten ſuchte, unterzeichnete er ſich mit funfzig Thalern. Nicht leicht wandte er ſich von dem, der ihm abborgen wollte. Ausländer, die hier ſtudierten, erhielten in Verlegenheiten beträchtliche Vorſchüſſe von ihm, und nur mehrere unangenehme Erfahrungen hatten ihn zuletzt hierin etwas zurückhaltender gemacht. Zu anderen gefälligen Dienſtleiſtungen, zur Mittheilung ſeiner Bücher, ſeines Rathes, an Gelehrte oder an Studierende, zu Empfehlungen aller Art, hatte er eine in der That ſeltene Bereitwilligkeit, und eben daher die häufigſten Veranlaſſungen. Sehr oft wandte man ſich an ihn, um durch ſeine Vermittelung einen Verleger zu erhalten; und es wurde ihm ſchwer, hier ſeine Dienſte zu verſagen, auch wenn die Sache mißlich ſchien, beſonders wenn etwa der Verfaſſer der ihm zugeſchickten Handſchrift zugleich über Dürftigkeit geklagt hatte. Da verſuchte er Alles, und ließ die Handſchrift durch mehrere Hände gehen. Kam ſie nun am Ende doch ohne Troſt und

Hoffnung wieder bei ihm an, ſo konnte er ſie nicht anders, als mit etlichen Speciesthalern bepflaſtert an den Verfaſſer zurückſenden.

In ſeinen häuslichen Verhältniſſen war er liebender Gatte und wohlwollender Hausvater. Seine Liebe für die treue und vieljährige Gefährtin ſeines Lebens war bei ihrem Entſtehen, durch Hinderniſſe, die ſich ihr entgegengeſtellt hatten, bis zum Romantiſchen leidenſchaftlich geworden; ein Umſtand, von dem ich das Beſtimmtere nicht erfahren habe, auf den er aber ſelbſt einmal in einem vertrauten Briefe an mich anſpielte. Seine Verbindung war ſehr glücklich, nur daß ſie ihm die ſo ſehnlich gewünſchten Vaterfreuden immer nur auf wenige Tage, und höchſtens auf einige Jahre gewährte. Er behielt keins ſeiner Kinder, und das einzige, welches bis in's vierte Jahr lebte, und die Blattern ſchon glücklich überſtanden hatte, ein ſchönes, ihm ſehr ähnliches Töchterchen, verlor er plötzlich durch einen Stickfluß. Dies war und blieb ihm der ſchmerzhafteſte Unfall ſeines ganzen Lebens, und er hätte gern, wie er wenigſtens ſelbſt einige Male verſicherte, auf allen Beifall des Publicums Verzicht geleiſtet, wenn er dies Kind hätte behalten dürfen. Gewiß war er ein ungemeiner Kinderfreund. Auch fremde Kinder hatte

er gern um ſich. Er beſchenkte ſie und tändelte mit ihnen auf eine liebenswürdige und jeden Augenzeugen für ihn ſelbſt einnehmende Weiſe. Bei ſeiner großen Neigung zur häuslichen Eingezogenheit, hatte er vorzüglich auf Vaterfreuden gerechnet, und von dieſen das beſte Lebensglück erwartet. Um ſo eher werden Sie mir glauben, wenn ich bezeuge, daß jener Verluſt ſeine Heiterkeit und muntere Laune auf viele Monate ganz vernichtete, und daß eine lebhaftere Erinnerung an denſelben ihm noch nach dreißig und mehreren Jahren den empfindlichſten Schmerz verurſachen konnte. Die glücklichſte Periode ſeines Lebens pflegte er immer mit den Worten zu beſchreiben: „als mir Gott noch mein Kind ließ.“ — Auch beſuchte er das Grab dieſer kleinen Tochter alljährlich an ihrem Sterbetage. — Gegen Perſonen, die ihm dienten, oder für ihn arbeiteten, oder ſonſt von ihm abhiengen, war er im Ganzen ſehr liebreich und wohlwollend. Zwar hielt er ſtreng auf die einmal feſtgeſetzte Ordnung der Dienſtarbeiten, und ſeine Verweiſe waren ſcharf und durchgreifend; ſonſt aber war er ſchonend gegen ſie, lohnte ihnen reichlich, liebte auch die Sitte der kleinen gelegentlichen Geſchenke und ſogenannten Trinkgelder ſehr. Für alle Perſonen, die mit ihm in nä-

herer Verbindung ſtanden, hatte er eine eigene Vorliebe. So wenig er ausgieng, beſuchte er doch z. B. einen Handwerker, der für ihn arbeitete, in ſeiner Krankheit. — Als er ſich einſt gegen mich über einen Untergebenen heftig beſchwert hatte, und ich die ſtrenge Maaßregel, zu der er vollkommen berechtigt war, erwähnte; ſo erwiederte er: „da würde ich ihn ganz unglücklich machen: das kann ich doch auch nicht.“ — Mit den Hausbeſitzern, bei denen er wohnte, erfolgte zuweilen ein Mißverſtändniß, welches denn auch wohl, da ſeine Empfindlichkeit ſich ſehr lebendig ausſprach, eine Trennung veranlaßte. Doch hat er in den ein und vierzig Jahren ſeines Hierſeyns die Wohnung nur fünf Mal verändert, und einige Mal bloß, weil ſich ſeine Umſtände verbeſſert, und ſeine Büchervorräthe vermehrt hatten.

Im Ganzen hat Schröckh unſtreitig hienieden ein frohes Leben geführt, wie es von einer ſich immer gleichen lebendigen Thätigkeit zu erwarten iſt. Mäßigung in der Anſtrengung ſowohl, als in dem geiſtigen und körperlichen Genuſſe, war ihm natürlich. So blieb er immer arbeits- und genußfähig, und Beides ſtand bei ihm in der glücklichſten Wechſelwirkung. Er konnte ſich des einen,

wie des andern, kindlich freuen. Bei der Arbeit freute er sich, z. B. gegen Abend, auf seine Milch, und bei dieser wiederum auf das, was er diesen Abend noch zu vollenden gedachte. Unfälle, die seine Thätigkeit eine Zeit lang hemmten, und ihn dem Trübsinn Preis gaben, trafen ihn selten. Der Verlust seines dreijährigen Kindes, sein vergebliches Ansuchen um die historische Professur in Leipzig, und das Geräusch, welches die critische Philosophie zum Nachtheil des Geschichtsstudiums vor einiger Zeit machte, gehörten, meines Erachtens, vorzüglich unter dieselben. Ueber jeden dieser Fälle äußerte sich seine Empfindlichkeit auch in den Vorreden, die er zu solcher Zeit schrieb; und einige Jahre nach dem Leipziger Repulse bemerkte ich, daß er das Martialische: Qui sis, esse velis, nihilque malis! statt einer anderen, ihm sonst gewöhnlichen Dichterstelle, in die Stammbücher zu schreiben pflegte. Wenn indessen bei solchen unangenehmen Eindrücken ihm weder kaltes Blut, noch stoische Kraft zu Hülfe kam; so waren sie doch vorübergehend, und jene Prinzipien seines Frohsinns, die in ihm blieben, wußten sich bald wiederum geltend zu machen. Auch eine sehr gefährliche Krankheit, die ihn noch während meiner Entfernung von Wittenberg traf, gieng ver-

über, ohne ſeine Lebenskraft merklich zu ſchwächen. Er ſchrieb mir damals, mit welcher Freude er nach überſtandener Gefahr ſeinen Reinhard wieder umarmt habe. — Doch die Vorſehung wollte, daß dieſes im Ganzen frohe Leben in den letzten beiden Jahren noch viel Peinliches haben, und ſelbſt peinlich enden ſollte.

Er hatte eine gewiſſe Furchtſamkeit zu überwinden, ehe er ſich entſchließen konnte, im ſiebzigſten Lebensjahre ſeine neuere Kirchengeſchichte noch anzufangen, und — wie er ſich ſelbſt darüber gegen einen Freund ausgedrückt hat, — mit gelehrter Kriegsehre, la plume à la main zu ſterben. Sobald indeſſen der Vorſatz gefaßt und dieſes gelehrte Schwerdt wieder ergriffen war, gieng es mit ihm beinahe im Sturmſchritt vorwärts, und ſein Unternehmen erhielt allerdings einige Aehnlichkeit mit einem Kampfe auf Tod und Leben. Die ihm gewöhnliche Mäßigung und Gleichmüthigkeit ſchien ihn jetzt zu verlaſſen, da die Beſorgniß, dieſe neue Laufbahn vielleicht nicht zu vollenden, und der Gedanke, daß die Anzahl der Zuſchauer und Richter um ihn her jetzt — bei der neuern Kirchengeſchichte — ſich vermehren müſſe, ihn in Bewegung und Unruhe ſetzten. Er arbeitete ſchneller,

vollendete mehr als sonst in einem Jahre, schlief aber auch unruhiger, und oft so, daß er in Gedanken seine Arbeit halb wachend den größten Theil der Nacht fortsetzte. Eben die natürliche Lebendigkeit seines Geistes, die ihn sonst bei der Schriftstellerei vor aller Aengstlichkeit oder Hastigkeit verwahrte, wurde unter diesen Umständen und bei der zunehmenden Altersschwäche eine Veranlassung derselben. Auch die Blutwallungen, die ihn in seinen späteren Jahren in der Nacht aufweckten, und ihm, bei einem brennenden Durste, Erfrischungen — mit gewissem Obste, das zu diesem Behuf vor seinem Bette immer in Bereitschaft stand — nöthig machten, wurden jetzt häufiger und angreifender. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß jene anstrengende Arbeit schon zur Verkürzung des ihm noch übrigen Lebens den Grund legte, und alles das, was der October von 1806, herbeiführte, für ihn empfindlicher und gefährlicher machte.

In diesem merkwürdigen Monate, da wir uns plötzlich von dem französischen Kriegsheere, wie von einer Lawine, überschüttet und gehemmet, und in ärmliche Aufwärter und Dollmetscher verwandelt sahen; da ungestüme Forderungen, eigener Mangel am Nothdürftigen, und das Ungewisse der

Zukunft uns drängten und ängsteten, mußte mein guter Schröckh das alles reichlich mit dulden; auch wurde er genöthigt, seine beiden Wagen und Pferde, theils herzugeben, theils abzuschaffen. Von dieser Zeit an, da unsere Spazierfahrten zu Ende waren, besuchte ich ihn öfter als jemals; auch schon in jenen ersten Bedrängnissen, als die Einquartierungen ununterbrochen fortdauerten. Natürlich mußte ein solcher Zustand dem, die stille Häuslichkeit so sehr liebenden, und ihrer von jeher gewohnten, Gelehrten doppelt empfindlich seyn. Seine Tagesordnung, und das System seiner kleinen Hausfreuden waren nun vernichtet. „Jetzt freue ich mich nur auf die Nacht," sagte er damals, „der Tag ist mir verhaßt!" — Und doch mußte er auch einige Male in der Nacht seine Betten hergeben, und sich auf dem Canapee, so gut er konnte, behelfen.

Kurz vor den Kriegsunruhen hatte eine Veränderung seiner Wohnung ihn in eine kleine Mißlage versetzt, — vielleicht auch sein Inneres etwas angegriffen. Seine Bücher fanden nicht Raum genug, und die Folianten lagen aufgethürmt in einem Vorzimmer, als harrten sie schon der Auction entgegen. Doch dies würde ihn nicht sehr

angefochten haben. Vielleicht hätten ſich auch ſelbſt die Eindrücke jener Bedrängniſſe wieder verloren, hätte er nur noch die gewohnte Bewegung haben, und zugleich ſeine Vorleſungen, die auch etwas Reſtaurirendes für ihn hatten, fortſetzen können. Er verſuchte das Letztere, als die Kriegsſtraße nicht mehr über Wittenberg gieng; allein da es an dem erſtern fehlte, und er nicht mehr ausfuhr, entwickelten ſich neue Uebel in ſeinem ſchon ſehr geſchwächten Körper. Im Sommer 1807 bekam er heftige Gichtſchmerzen, mußte zu ſeinem großen Leidweſen ſeine Vorleſungen einſtellen, und konnte nur noch in den leidlichſten Stunden an der Fortſetzung ſeiner Kirchengeſchichte arbeiten, welche nun zugleich die einzige Stärkung für ihn wurde. Und hierzu kam im Winter dieſes Jahres eine Art von Schlagfluß, der ihn noch mehr ſchwächte. Deſſen ungeachtet hatte ſein Arzt, unſer Herr Dr. Seiler, den er ungemein ſchätzte, ihn von ſeinen Gichtſchmerzen durch einen künſtlichen Ausſchlag wieder befreit, und ihn in den Stand geſetzt, bisweilen — freilich nur langſam und Schritt vor Schritt — auszufahren, auch den achten Theil ſeiner neueren Kirchengeſchichte zu vollenden; und ſchon glaubte man ihm noch einige Lebensjahre verſprechen zu können: als der unglückliche Fall

abfallen ihr den Kopf so zerschlagen und sie getödtet hätte. Auf diese Weise werdet ihr bey keinem Menschen in Verdacht kommen, und jedermann wird ihren Tod einem bloßen Zufall zuschreiben. Dem Mohren gefiel dieser grausame Rath. Er paßte die Zeit ab, die ihm hiezu am gelegensten schien, und da er eine Nacht mit ihr im Bette war, machte der Fähndrich, den er bereits in ein Kabinet, das an die Kammer stieß, versteckt hatte, genommener Abrede gemäß, ein plötzliches Geräusche. Der Mohr hörte es sogleich, und sagte zu seiner Gemahlin: Hast du dies Geräusche gehört? „Ich habe es gehört" — Hurtig steh' auf und siehe zu, was es seyn mag. — Die unglückliche Disdemona stand auf, und sobald sie sich dem Kabinette genähert hatte, brach der Fähndrich heraus, und gab ihr sogleich aus allen Kräften einen so grausamen Schlag mit dem Sacke voll Sand mitten über den Rückgrat, daß sie zur Erde fiel, und kaum mehr zu athmen vermochte. Aber mit dieser wenigen Stimme, die sie noch hatte, rief sie den Mohren zu Hülfe. Hier hast du den Lohn, (rief er ihr zu, indem er aus dem Bette sprang) den deine Untreue verdient. Die arme Frau, da sie dies hörte, und sich ihrem Ende nahe fühlte, (da ihr indeß der Fähndrich einen zweyten Streich beygebracht hatte) sagte: daß sie zum Zeugen ihrer Treue die göttliche Gerechtigkeit anrufe, da ihr die auf der Welt entstünde;

von einer Bücherleiter, der ihm nur noch sechs peinliche Lebenstage gestattete, an seinem 76sten Geburtstage erfolgte. Er hatte den Schenkelbeinhals zerbrochen, und ich traf ihn, als man ihm schon fest gelegt hatte und zur Einschienung schreiten wollte. Sein Blick war ruhig und sanft; er sprach mit Gelassenheit Einiges von seinem nahen Tode: hieß mich auch, beim Fortgehen, den Coup-d'oeil sur les Universités d'Allemagne von Villers, den ihm dieser eben zugeschickt und worin er Einiges gelesen hatte, — die letzte gelehrte Freude seines Lebens, — mitnehmen. Seine Lage blieb nun peinlich. Die körperlichen Schmerzen, welche Tag und Nacht fortdauerten, wurden noch durch einen Seelenschmerz vermehrt, da er sich selbst der Unklugheit, die er so wenig vertragen konnte, wegen des unglücklichen Falles gegen seine Gattin im höchsten Grade beschuldigte. So mußte denn die noch übrige Lebenskraft bald schwinden. Was er in seinen letzten Tagen noch sprach, wurde schwach, und mehrentheils unverständlich, doch immer schnell, von ihm gesprochen, und — verlangte er nicht etwas, so waren es Ausdrücke von Gefühlen oder Phantasieen, welche aufwärts strebten und sich auf den Zustand, dem er entgegen sahe, bezogen. Als ich ihn wenige Stunden vor seinem Ende zum

letzten Male besuchte, erkannte er mich noch, und reichte mir die Hand; auch erheiterten sich seine Züge auf einen Augenblick, so gut sie es noch vermochten. Ich verstand seine Worte nicht mehr, und fand es rathsam, ihn seinen Phantasieen ganz ungestört zu überlassen.

Auffallend war die Veränderung seines Gesichts in diesen Tagen. Schröckh konnte, selbst noch in dem letzten Drittheile seines Lebens, für einen schönen Mann gelten. Er war fast mittler Statur, von feinem regelmäßigen Gliederbau und körperlicher Gewandheit, jedoch eben so weit entfernt von soldatischer Kraft und Haltung, als von Schlaffheit und Unbehülflichkeit. Sein Gang war ein Ausdruck der sanften Lebendigkeit seines Geistes, in frühern Jahren etwas figuriet, doch immer gefällig. Die Gesichtszüge waren sehr sprechend. Sie verkündigten einen feinen Sinn, und ein durch Wohlwollen gemildertes Selbstgefühl, und sie gaben ihm, bis in's Greisenalter hin, ein munteres Ansehn. Wer ihn als einen Vierziger verlassen hatte, und ihn nun als Siebziger wiedersahe, glaubte ihn ganz und gar nicht verändert zu finden; wie dies dem preußischen General von Lecoq, einem ehemaligen Zuhörer von Schröckh, zu seiner großen

Verwunderung wiederfuhr. Allein das Schmerzgefühl ſeiner letzten Tage hatte, bei der längſt vorhandenen Schwäche, ſeine Geſichtszüge ſo ganz vernichtet, daß ihn in dieſem Zuſtande ſelbſt ein vieljähriger Freund nicht wieder erkannt hätte.

So traurig nun dieſes Ende eines langen, rühmlichen, immer thätigen und gemeinnützigen Lebens war, ſo diente es doch, die Theilnehmung des hieſigen Publicums auf einen höheren Grad zu treiben, und die Verdienſte des Mannes, der ſo lange Zeit die Ehre unſerer Stadt und Univerſität geweſen war, um ſo fühlbarer zu machen; immer eine Art von Compenſation für die Menſchheit, welche durch das, was ſie in dem einen Subjecte dulden mußte, in ſo vielen andern kräftiger angeregt wurde. Bei ſeinem Leichenbegängniſſe wetteiferten alle hohen und niedern Stände in unſerer Stadt durch eine ſo feierliche Theilnehmung, daß ſich Niemand einer ähnlichen zu erinnern wußte. Auch das damals hier ſehr zahlreiche vornehme Militär befand ſich ohne Ausnahme unter den Leidtragenden. — Ich erfuhr ſpät, daß die Standrede, welche einer der hieſigen Herren Diaconen zu halten hat, die aber in den meiſten Fällen wegbleibt, nicht beſtellt ſey. Um nun das ſtumme

me Hinweggehen von dem Grabe eines ſolchen Mannes zu verhüten, entſchloß ich mich noch am Begräbnißtage, ſelbſt einige Worte zu dieſem Behufe zu ſprechen, die ich mir aufſetzte. Vermuthlich haben Sie ſie geleſen, da ſie aus Achtung für den Verſtorbenen, welches ich nicht wohl hindern konnte, drei Mal abgedruckt ſind. Ich fand die Leichenbegleitung weit zahlreicher und feierlicher, als ich ſie erwartet hatte, und hätte nun dem ſo verdienten und merkwürdigen Manne, beſonders unter dieſen Umſtänden, gern einen lebendigern oder wenigſtens beſſer vorbereiteten Lobredner gewünſcht. Ich ſprach, wie Sie wiſſen werden, nur wenig, und, da ich es überhaupt nicht beſſer vermag, bloß mit Klarheit und Ruhe. Indeſſen mußten meine Worte bei der Innigkeit der allgemeinen Theilnahme doch Eindruck machen, und durch ihren Gegenſtand eine Kraft erhalten, die ſie ſelbſt nicht hatten. — Uebrigens geſtehe ich ganz gern, daß ſie an ſich den Abdruck ſo wenig verdienten, als ſie dazu beſtimmt ſeyn konnten.

Empfangen Sie nun, verehrteſter Freund, meinen herzlichen Dank für die Veranlaſſung, Sie mit Umſtändlichkeit von einem Manne zu unterhalten, der mittelbar oder unmittelbar ſo vielen

Einfluß auf meine Bildung und meinen Lebensgenuß gehabt hat, und deſſen Bild mir vollſtändig zu vergegenwärtigen, eine ſehr angenehme Beſchäftigung für mich ſeyn mußte. Vielleicht habe ich Ihnen Manches erzählt, was Sie nicht zu wiſſen verlangten; und vielleicht vermißten Sie wiederum Einiges von dem, was Sie erwartet hatten. Indeſſen war es doch immer Ihre Aufgabe, der ich zu folgen ſuchte, und was mir auf dieſem Wege aufſtieß, wurde von mir mitgenommen. Nehmen Sie denn freundſchaftlich hin, was ich auf dieſe Art zu geben vermochte. Nie hatte ich den vortreflichen Mann in der Abſicht beobachtet, um über ihn Bericht erſtatten zu können. Es waren alſo in der That bloße Wiedererinnerungen, nebſt einigen Reflexionen, was ich über ihn mitzutheilen hatte. Und in ſofern erhalten Sie denn doch, was Sie verlangt haben.

Wittenberg, den 12ten April, 1809.

Dr. Carl Ludwig Nitzſch.

IV.

Johann August Eberhard,
als Mensch und als Bürger. *)

Der Verlust, den neulich die Universität Halle durch den Tod eines ihrer würdigsten Mitglieder

*) Dem edlen Verfasser des Anyntor und des Unchristenthums und alles dessen, was in 4 Decennien zwischen innen liegt, hätte der N. T. Merkur gern auch einen kleinen bescheidenen Kranz geflochten. Noch giebt er die Hofnung nicht auf, über seine literarischen Verdienste einen belehrenden Aufsatz mittheilen zu können. Was er als Mensch und practischer Lebensweiser gewesen, sagt uns der edle, als Mensch und Gelehrter gleich achtungswürdige Curt Sprengel, laudator laudatissimus, in folgendem kleinen, aber gediegenen Aufsatz, der, für das patriotische Hallische Wochenblatt bestimmt, wohl auch das größere teutsche Publikum interessiren dürfte und daher mit Erlaubniß des Hrn. Verfassers hier abgedruckt wird. Eine dem Verstorbenen sehr theure Hand hat am Ende noch einige Bemerkungen beigeschrieben. Dank auch ihr! Von so menschlichen Menschen ist uns auch der kleinste Zug eine köstliche Reliquie.

M.

erlitten, iſt gewiß von allen gebildeten Teutſchen mitempfunden worden. Denn ſelten ſind die Gelehrten, die bei dem weiteſten Umfange der Kenntniſſe und bei der ungewöhnlichen Tiefe des Wiſſens, ſo ſehr, im edelſten Sinne des Worts, Menſchen geblieben. Selten ſind die Beiſpiele, wo ſo große Talente mit ſolcher Einfachheit der Sitten, ſo viel Liebenswürdigkeit und Sanftheit mit ſo großer Kraft, wo ein ſo vorzüglicher Geiſt mit einem ſo edeln Herzen verbunden iſt.

Der dieſe Blume auf das Grab des Edlen ſtreut, ſtand ſeit zwanzig Jahren mit ihm in freundſchaftlichen Verhältniſſen, und warb mehrere Jahre lang ſeines faſt täglichen Umgangs gewürdigt. Seinem verewigten Freund wird er hier dieß, dem Zwecke dieſer Blätter gemäß, als Menſchen und Bürger ſchildern, und nur ungern enthält er ſich aller Bemerkungen über Eberhard's literariſchen Charakter, wie lehrreich und fruchtbar für jeden angehenden Gelehrten auch dieſe ſeyn dürften.

* * *

Reine Menſchlichkeit im edelſten Sinne des Worts, war der Hauptzug in Eberhard's Charakter. Der edle Sinn, den man mit dieſem Worte verbindet, und den man gewöhnlicher noch durch

das fremde Humanität auszudrücken pflegt, bezieht sich aber auf das klare Bewußtseyn des Standpuncts, auf dem wir uns hienieden befinden, auf das lebendige und innige Gefühl unserer heiligen Verhältnisse zu der übersinnlichen Welt, aus der das Göttliche in uns abstammt, unserer Verhältnisse zu denen, die unseres Geschlechts sind, und in denen derselbe göttliche Athem weht, als in uns. Wenn jenes Bewußtseyn in uns erwacht, wenn dieses Gefühl in uns lebendig geworden, so wird die Menschlichkeit zur Religion, so geht sie in Menschenliebe über. Wer, der das Glück hatte, dem verewigten Weltweisen näher zu stehen, mag es läugnen, daß auch seine Religion nur auf Humanität sich gründete, und in die thätigste, umfassendste Menschenliebe überging.

Sein unbeschreiblich zartes und tiefes Gefühl, im höhern Alter so wenig abgestumpft, daß es nur noch lebendiger wurde, ließ ihn überall, in der Natur, wie in den Weltbegebenheiten, die Spuren der ewigen Weisheit, Güte und Gerechtigkeit anerkennen. Ohne selbst Naturforscher zu seyn, wie lebhaft fühlte er den Werth dieser Studien, die uns überall, im Kleinsten wie im Größten, Ordnung, Zweckmäßigkeit, Uebereinstimmung und Weis-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20666 / 435

lich in eine herrliche Morgenröthe übergehen würden. Und, hat er dieſen wahrhaft chriſtlichen Glauben nicht noch während der letzten Zeiten bewieſen? Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes gieng gerade an dem verhängnißvollen Tage, der auf das Treffen bei unſerer Stadt folgte, mit dem Verewigten in einer für die Univerſität wichtigen Angelegenheit. Auch er hatte bei dem Einzuge der Sieger ſehr gelitten, auch ihn beugte die Noth des Vaterlandes und das Unglück ſeiner Mitbürger; aber mit welcher Erhebung verwies er ſich und ſeine tief bekümmerten Freunde auf das Höhere in uns! Mit welcher Zuverſicht erinnerte er ſie an den, der aus großen Gefahren retten könne! .. Die folgenden Ereigniſſe erſchütterten ihn freilich um ſo tiefer, je lebendiger ſein Gefühl, je reger ſeine Einbildungskraft, und je größer auch ſein perſönlicher Verluſt war. Aber muthlos und verzagt hat ihn gewiß Niemand geſehen: denn er ſetzte ſeine Zuverſicht nicht auf Menſchen. Gerade in jener Zeit, wo Mehrere ſich der Jagd nach Neuigkeiten und dem Müſſiggange ergaben, unternahm er mit ſeltener Stärke des Geiſtes ein Werk, worin er ſeine Ueberzeugungen von dem Urchriſtenthum und von der Weisheit der alten Welt niederlegte; ein unſterbliches Denkmal ſeines Geiſtes und Herzens! Mit einer in

ſtünde; und indem ſie Gott um Hülfe rief, blieb ſie von einem dritten Streiche des verruchten Fähndrichs todt. Er und der Mohr brachten ſie darauf ins Bette, zerſchlugen ihr den Kopf, und machten, wie ſie unter einander verabredet hatten, die Decke der Kammer herabfallen. Der Mohr fieng ſodann an um Hülfe zu rufen, denn ſein Haus fiel ein. Die Nachbarn liefen auf ſein Geſchrey herzu, und da ſie das Bett entdeckten, fanden ſie Otobemonen todt unter den Balken. Jeder bedauerte ſie, wegen ihres vortreflichen Wandels, und ſie ward mit allgemeiner Betrübniß des Volks den folgenden Tag begraben. Aber Gott, der gerechte Herzenskündiger, wollte nicht, daß eine ſo abſcheuliche Bosheit ohne ihren verdienten Lohn bleiben ſollte. Der Mohr, der ſeine Gemahlin wie ſeinen Augapfel geliebt hatte, fieng nun an, da er ſich ihrer beraubt ſah, ein ſo heftiges Verlangen nach ihr zu empfinden, daß er ſie, wie auſſer ſich, in allen Winkeln des Hauſes aufſuchte; und da er betrachtete, daß der Fähndrich die Urſache geweſen, daß er mit ſeiner Gattin alle Annehmlichkeiten des Lebens und ſich ſelbſt verlohren hätte: ſo faßte er einen ſolchen Haß gegen den Böſewicht, daß er ihn mit keinem Auge mehr ſehen konnte, und wenn er ſich nicht vor der unverbrüchlichen Gerechtigkeit des venetianiſchen Senats gefürchtet hätte, ſo würd' er ihn öffentlich umgebracht haben. Da er dies nicht

seinem Alter bewundernswürdigen Beharrlichkeit sah man ihn unaufhörlich mit der erhabenen Idee beschäftigt, der Entstehung der Religion, der er sein Leben gewidmet hatte, nachzuspüren, und den Geist der alten griechischen und morgenländischen Weisheit zu entwickeln. So wandte Eberhard seine unfreiwillige Muße während des Krieges an!

Eberhard's Religion war gleich weit von Schwärmerei, wie von bloß kalten Vernunft-Begriffen entfernt. Er sah freilich in dem Stifter unserer Religion nicht das, was Viele in Ihm sehen, die sich Rechtgläubige nennen; aber auch er beugte voll tiefer Verehrung sich vor dem heiligen Urheber des neuen Bundes: auch er sah in Ihm das höchste Muster menschlicher Vollkommenheit: auch er sprach voll Bewunderung von Seinen unendlichen Verdiensten um die Menschheit, und von der Kraft Gottes, die durch Ihn und durch Sein Evangelium wirkt. Nur vernünftig wollte er den Gottesdienst: nur nicht verachtet wissen wollte er die Vortrefflichkeit seines Socrates, seines Seneca und seines Mendelssohn. Nur nicht Fanatismus, nicht Aberglauben, nicht Unduldsamkeit sollte die Religion des Lichts, der Wahrheit und der Liebe werden. Ihm gründete sie sich hauptsächlich auf den beseligenden Glauben an Unsterblich-

keit. Mehrere seiner Freunde wissen, wie er sich so wenig dieses Glaubens schämte, daß er ihn vielmehr bei jeder Gelegenheit mit Begeisterung predigte. Wir haben ihn in Gesellschaften und an öffentlichen Orten jede schickliche Veranlassung ergreifen gesehen, um seine Ueberzeugung von der ewigen Fortdauer des Götterfunkens in uns, von dem unendlichen Wachsthume an Vollkommenheit, mittheilen zu können. Mehrmals geschahe dies von ihm bei Anlässen, wo viele Andere es nicht für schicklich gehalten hätten; aber wie groß kam er jedem Freunde des Guten in solchen Augenblicken vor, und wie liebenswürdig! Dem, der sich über diese seine Sitte verwunderte, rief er ein Mal zu: „Was sollte ich denn nicht dem Sokrates nachahmen, der in den Werkstätten der Künstler, wie auf öffentlichen Plätzen, in den Häusern der Freude, wie in den Kampfschulen der Jugend, Wahrheit und Tugend predigte? Und hat uns Jesus nicht selbst auch darin mit seinem Beispiele vorgeleuchtet? Lasset uns wirken, weil es Tag ist: es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann."

Eberhard's Religion war der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Er kannte keinen andern. Allgemeine Menschenliebe, Duldsamkeit,

Sanftmuth, Geselligkeit, Treue gegen seine Freunde, unerschütterliche Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe! Wer hätte ihn näher gekannt, und nicht diese Eigenschaften vorherrschend bei ihm gefunden?

Ein Feind rauschender Gesellschaften, liebte er den Umgang mit wenigen Freunden, denen er eine Anhänglichkeit bewies, die selbst der Tod nicht vermindern konnte. Rührend war seine Freundschaft gegen den seligen Nösselt: herzerhebend war es für den Dritten, den Abendzusammenkünften dieser beiden liebenswürdigen Weisen beizuwohnen. Da hörte man classische Worte, Worte für die Ewigkeit. Wie ehrte Eberhard das Andenken seines seligen Mendelssohn! Und wie rührend war es für die Anwesenden, als er, der ehrwürdige Senior, das neue Oberhaupt der wiederhergestellten Universität, mit den Ausdrücken der herzlichsten Freundschaft in der Versammlung empfieng, und seine Thränen beredter waren, als seine herzlichen Worte!

Ja wahrlich, man möchte mit König Artus ausrufen:

„Einen Mann von solchem Schrot und Korn
„gesehen hab' ich nie vor diesem Tage.

„Von solcher Mannheit, solchem festen Sinn;
„so über Ehr' und Recht und Wahrheit haltend,
„so bieder, so dem Freunde treu und hold,
„so off'nen Angesichts und offnen Herzens.
. . . . Nein, bei meinem Gott!
„Nie werd' ich solche Männer wieder sehn!"

Dennoch ward Eberhard's Character von Vielen, die ihn nicht näher kannten, falsch beurtheilt. In den höhern Kreisen und im Umgange mit den ersten Geistern seiner Zeit gebildet, hielt seine feine Sitte auch an den Formen der Höflichkeit, und verachtete, was dieser fremd war. Oft lächelte er über den Mißbrauch des Wortes Ehrlichkeit, um damit eine rauhe Außenseite, eine barsche, auffahrende Geradheit, beim Mangel anderer vorzüglicher Eigenschaften, zu bezeichnen. Wo es den Kampf für Recht und Wahrheit, für Tugend und Freundschaft, für Ordnung und Verfassung galt, da war Niemand gerader, offener, strenger, als Eberhard. Aber im Umgange und im gewöhnlichen Leben machte seine feine Sitte, seine Sanftheit und Humanität, daß er Jedem gern etwas Verbindliches sagte, nicht gern Jemanden zurück stieß, und dadurch wohl bei rohen Gemüthern einen Verdacht erregte, von dem,

die ihn näher kannten, ihn gänzlich frei sprechen mußten.

Eberhard's Umgang hatte unglaublich viel Annehmlichkeit. Seine ausgebreitete und seltene Kenntniß des Besten, was uns die Vorwelt hinterließ, und was die gebildetsten Männer unserer Zeit gesagt und erfunden haben, seine angenehme Gabe sich mitzutheilen, seine Empfänglichkeit für fremde Ueberzeugungen, seine Herablassung gegen Schwächere, selbst gegen Kinder, die er ungemein liebte, seine redliche Theilnahme an den Schicksalen seiner Freunde, sein immer reges feuriges Gefühl für Schönheit, Güte und Wahrheit, seine jugendliche Heiterkeit, sein feiner, lebhafter Witz, die Stärke und oft wirkliche Erhabenheit seiner Gedanken; alles das machte ihn zu dem liebenswürdigsten Gesellschafter. Man kann auf ihn anwenden, was Labruyere sagt: „Die Erhabenheit der Seele wird durch die Gewohnheit genährt und gestärkt, sich nur mit großen und edlen Empfindungen zu erfüllen. Es ist nicht möglich, daß ein Geist, der nur im Staube kriecht, und sich mit den Kleinigkeiten des täglichen Lebens beschäftigt, etwas Großes, der Nachwelt Würdiges hervorbringen sollte. Das Erhabene ist gleichsam der Ton, den eine große Seele von sich giebt."

So geſellig Eberhard war, ſo zog er das häusliche Stillleben doch jeder Geſellſchaft weit vor. Glücklich war er zu preiſen, daß auch ihm „in ſeinem eignen Hauſe Wohl bereitet ward.“ Im Umgang mit ſeiner gebildeten Gattin und in der Erziehung liebenswürdiger Nichten fand er die angenehmſte Erholung von ſeinen Geiſtes-Anſtrengungen und den reichſten Erſatz für alle Zerſtreuungen außer dem Hauſe. Körperliche Beſchwerden machten die zärtlichſte weibliche Pflege nothwendig, und er vergalt dieſe mit der innigſten Liebe. Wie glücklich pries er ſich oft gegen ſeine vertrauteren Freunde, daß die Vorſehung ihm für ſein Alter gerade dieſe häuslichen Verhältniſſe bereitet habe! Wie er auf ſein ganzes Leben mit Dank gegen die Führungen des Höchſten zurückblickte, ſo drückte ſich ſeine Zufriedenheit über ſeine äußern Verhältniſſe im Alter immer am ſtärkſten aus.

So liebenswürdig Eberhard in dem Umgange mit ſeinen Freunden und in ſeinem häuslichen Leben war; ſo ehrwürdig erſchien er Jedem in öffentlichen Verhältniſſen. Seine nächſte Pflicht zu lehren, erfüllte er mit einer Treue und Gewiſſenhaftigkeit, die nicht übertroffen werden konnte. Als die Rede davon war, daß die Univerſität viel-

leicht mit andern vereinigt und die ältern verdienten Mitglieder derselben, mit Beibehaltung ihres Ehrensoldes, zur Ruhe gesetzt werden sollten; da erhob er sich mit Jugendfeuer: „Auf mich rechnen Sie dabei nicht. Ich gehe mit, wohin meine Freunde gehen, und wanken gleich meine Kniee, so kann und will ich doch noch lehren und wirken, bis Gott es anders beschließt.“

Was Eberhard als Prorektor, was er als Senior für die Universität gethan hat, ist Allen noch in frischem dankbaren Andenken. War es nicht seine gründliche Vorstellung, war es nicht die schöne Sprache, von der die Minister selbst gestanden, daß sie der besten Schriftsteller der französischen Nation würdig sey, was der Universität den Beifall der Regierung erwarb? Nur die Schwäche seines Alters hinderte ihn, die ihm späterhin aufgetragenen Geschäfte zu übernehmen und noch mehr und kräftiger für die Universität und Stadt zu wirken. Aber, wo er konnte, da half er mit Wort und Rath und That.

Sein schönes Leben ward durch den glücklichsten Tod gekrönt. Dank, inniger Dank dem Geber alles Guten, der diesen Lehrer der Weisheit

der Welt gab, der ihn zum Segen der Wissenschaft so lange erhielt, und ihn durch einen so schönen Tod in das Reich der Wahrheit einführte. Er ist unsterblich, und sein Andenken wird es unter uns seyn!

Curt Sprengel.

Noch einige Bemerkungen über Eberhard.

Seine vielseitige, belehrende Unterhaltung, seine angenehme Gabe sich mitzutheilen, war es insbesondere, die junge Männer von guter Erziehung und feinerem Gefühl fest an ihn kettete. Er hatte deren, bis auf die letzteren Jahre, gewöhnlich einige an seinem Tische, die ihm von Aeltern, Verwandten oder Freunden besonders empfohlen waren, und es war höchst anziehend, zu hören, wie er ihnen diese nähere Gesellschaft nützlich zu machen suchte, wie er sich bald über wissenschaftliche Gegenstände, bald über die Geschichte des Tages lebendig mit ihnen unterhielt, wie er in ihre Ideen gern und willig eingieng, und diese entweder zu befestigen oder zu berichtigen suchte, und wie er

ihnen

gegen Verirrungen aller Art väterlich und liebevoll warnte.

* * *

Seinen näheren Anverwandten bewies er überall die größte Zärtlichkeit. Selbst kinderlos, sahe er seine Neffen und Nichten mit sichtbarer Wonne um sich versammelt, und nahm insbesondere an der Erziehung der letztern, mit welcher sich seine Gattin so gern und so treu beschäftigte, stets den lebhaftesten Antheil. Mit seltner Herzlichkeit hieng er besonders an seinem einzigen, in Halberstadt noch lebenden Bruder, den er jährlich regelmäßig während der academischen Ferien besuchte, und bei dem er die ihm angenehmste Erholung von seinen Arbeiten fand.

* * *

Die Gabe, sich mit Kindern zu freuen, und sich zu ihnen herabzulassen, war ihm in seltenem Grade eigen, und ihre Annäherung war ihm, bis zur Zeit seiner vermehrten körperlichen Schwäche, sogar Bedürfniß. Mit inniger Theilnahme sah er ihren Spielen zu, und die Kleinen, welche ihn als ihren Freund kannten, und wußten, daß er sich selbst Vieles von ihnen bieten ließ, zeigten sich gegen ihn in ihrer ganzen Natürlichkeit. Oft brach er mit

voller Seele in die Worte aus: „O glückliches Alter der Illusion!“

* * *

Ein characteristischer Zug war sein fast ununterbrochener Frohsinn, die stete Zufriedenheit mit seiner äußern Lage, und besonders eine entschiedene Vorliebe für Halle, so wie für das akademische Leben auf dieser Universität, die jeden Gedanken an irgend eine Ortsveränderung stets weit von ihm entfernt hielt. Alles, was irgend zur Ehre des Instituts, dem er so gern und so thätig diente, gereichen konnte, war ihm vorzüglich wichtig. Dieses, und sein wahrer Edelmuth, bestimmten ihn denn auch, in seinen Unterhaltungen mit Fremden, von denen er häufig besucht war, und die er mit besonderer Freude bei sich sahe, über Männer, mit denen er in Orts-Verhältnissen stand, immer auf das Beste zu urtheilen, und selbst bei solchen, zu denen er sich sonst wegen Verschiedenheit der Denkungsart wenig hingezogen fühlte, jederzeit die guten Seiten hervorzusuchen, und ihren Verdiensten die strengste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

* * *

Das Alter hatte seine Geisteskräfte nicht im Mindesten geschwächt. Man fand ihn kurze Zeit vor seinem sanften Hinscheiden in dieser Hinsicht ganz

mit Sicherheit thun konnte, so nahm er ihm die Fahne, und wollte ihn nicht mehr unter der Compagnie dulten, worüber die heftigste Feindschaft zwischen ihnen entstand. Der Fähndrich, der alle Böswichter an Bosheit übertraf, dachte daher auf das Verderben des Mohren. Er suchte den Hauptmann auf, der schon wieder von seiner Wunde geheilt war, und sagte zu ihm: Die Zeit ist nun gekommen, daß du dich wegen deiner Wunde rächen kanst, und wenn du mit mir nach Venedig kommen willst, so will ich dir sagen, wer der Thäter gewesen ist, denn hier kan ich es aus vielen Ursachen nicht zu thun wagen, und will dein Zeuge vor Gericht seyn.

Der Hauptmann, der sich gewaltig beleidigt fand, ohne zu wissen warum, dankte dem Fähndrich und gieng mit ihm nach Venedig. Da sie daselbst angelangt waren, so sagt er ihm, daß der Mohr es gewesen, der ihn verwundet, weil er sich eingebildet, daß er seine Gemahlin zur Untreue verführt hätte, und daß er aus eben der Ursache auch sie umgebracht und dann vorgegeben, daß die herabgefallene Decke sie erschlagen hätte. Da der Hauptmann dieses hörte, so klagte er den Mohren sowohl wegen seiner Wunde, als des Mordes an seiner Frau bey dem Senate an, und führte den Fähndrich zum Zeugen an, der beydes als wahr bekräftigte, weil der Mohr alles mit

ihm

unverändert. Dieselbe lebendige Theilnahme, sowohl an allem Wissenschaftlichen, als an jeder Angelegenheit, die für das Ganze oder Einzelne ein gegründetes Interesse hatte: dasselbe wohlgefällige Verweilen bei heiteren Lebensansichten und Hofnungen, dieselbe geflissentliche Vermeidung aller finsteren Vorstellungen von der Zukunft. Mit immer gleicher Geduld bekämpfte er die mannichfaltigen Schwächen seines Körpers. Unter diesen war in den letzten Monaten eine fast gänzliche Beraubung seines Gesichts unstreitig die empfindlichste, da sie ihn seiner gewohnten äußern Thätigkeit entriß, und ihn lediglich an seinen gesammelten reichen Schatz im Innern verwies. Mehrere Stunden vergiengen ihm gewöhnlich im Genuß des stillen Denkens. Aber dann fühlte er bald wieder das Bedürfniß der Gesellschaft, und der Lectüre, und ließ sich entweder aus neueren Schriften vorlesen, oder dictirte bald Briefe an Auswärtige, bald kleinere Aufsätze über verschiedene Gegenstände. — Zu seiner besonderen Aufheiterung diente noch immer die Musik, die er von jeher in einem ganz vorzüglichen Grade geliebt hatte, und die er nicht allein theoretisch genau kannte, sondern auch selbst practisch übte. — Noch immer liebte und nuzte er die Unterhaltung mit Menschen aller Art. So ergriffen ihn z. B. wenige Worte eines

Arbeiters in seinem Garten, der ihm, auf die Frage: Wie geht es? zur Antwort gab: Was nicht geht, muß man tragen! Er wandte diese einfache Lebensregel sofort auf seinen Zustand an, und sie ward der Text zu einem sehr interessanten Abendgespräche für seine Familie.

G . . . .

V.

Correspondenznachrichten.

1.

Aus Italien.

Berlin den 12ten März 1809.

Ich eile, um mit Ihnen den Kummer über den Verlust eines Freundes zu theilen, den Sie, wie Alle, die gründliche Gelehrsamkeit zu schätzen wissen, verehrten und liebten. Zoëga ist nicht mehr; ein gallichtes Nervenfieber entriß ihn uns am 10. Februar, nach einem zehntägigen Krankenlager. Edle Freunde nehmen sich seiner zwei kleinen verwaisten Kinder an; die Brun nimmt die kleine Tochter zu sich, der Dänische Gesandte Schubart den Sohn; seine älteste Tochter (19 — 20 Jahr alt) wird wohl von Dänemark aus einige Unterstützung erhalten. Auch

ohne dies gröſste Unglück wären die Vaſſirielievi doch mit der Villa Albani geſchloſſen worden; aus Mangel an hinlänglichem Abſatz. So ſchreibt der Prälat Marini, der als Nicht-Römer, durch das bekannte franzöſiſche Dekret Rom mit den auſsſtädtiſchen Cardinälen und Prälaten verlaſſen muſste, nun aber durch ein Dekret des Vicekönigs die Erlaubniſs erhalten hat, auf ſeinen Poſten an der Vatikaniſchen Bibliothek, und zwar auf immer zurückkehren zu dürfen. — In Neapel ſind in einer Handſchrift einer dortigen Bibliothek zwei und dreiſſig neue Phädriſche Fabeln gefunden, und bereits herausgegeben worden durch den Avellino, der in der Literatur der Numismatik bekannt iſt. Die Anzahl dieſer neuen Producte möchte beinahe die Unächtheit der meiſten ſchon vorhandenen angeblichen Fabeln des Phädrus noch mehr beſtätigen. — Auch der alte Lanzi hat ein neues Specimen ſeines ungeheuren Fleiſſes gegeben, eine neue Ausgabe der Werke des Heſiodus mit einer wörtlichen lateiniſchen, einer metriſchen italieniſchen Ueberſetzung und einem weitläufigen Commentar. Von dem neuen Museo Chiaramonti, welches Filippo Viſconti und der bekannte Abbate Guattoni herausgeben, wird nächſtens der erſte Band erſcheinen.

2.

Ueber D. Chladni und D. Langguth.

Wittenberg den 13. April 1809.

Wissen Sie wohl, daß Dr. Chladni, in Paris sehr fleißig an der vom Kaiser selbst ihm aufgetragenen französischen Uebersetzung seiner Akustik arbeitet — daß ferner die Nachricht von ihm in einigen öffentlichen Blättern dahin zu berichtigen sey, daß er nur anfänglich Eine Stunde des Tages zu der Ansicht seiner Instrumente ausgesetzt hatte, um des Ueberlaufs zu allen Stunden überhoben zu seyn, daß er aber späterhin dieses ganz abgestellt habe, da es nicht mit besondern Vortheilen verbunden gewesen. Der Kaiser hat überaus vielen Antheil an seiner Erfindung genommen, besonders an dem physischen Theile derselben; es ist auch eine Preisfrage auf seinen Befehl, wie diese krummen Klangflächen dem Calcul zu unterwerfen seyn möchten, sogleich ausgesetzt worden.

Ich lege Ihnen hier Chladni's, zu Paris gestochenes, Bildniß *) nebst einem über sein Instrument gefällten Urtheil mit bei.

*) Das sprechend ähnliche Bildchen ist von Chretien mit seinem bekannten Physionotrace gearbeitet. Der

Ferner melde ich Ihnen, daß Dr. Langguth auf Empfehl unſers vormaligen Intendanten Coutelle, der mit Hr. Geoffroy in Aegypten geweſen, von letzterem einen completten einbalſamirten Ibis in ſeinem irdenen Gefäße erhalten. Dies wird hoffentlich Veranlaſſung werden, daß eine neue Fortſetzung ſeiner gelehrten und mit Beifall aufgenommenen Abhandlungen über die Ibis-Mumien bald herauskommt. — Desgleichen erhielt er durch Chladni's Mitwirken von Cuvier für ſeine anthropologiſchen Vorleſungen ein Affenſkelet. — Beides iſt ſchon unterwegs; er freuet ſich ſehr auf den Eingang dieſer Sachen. Aus Holland bekam er im vorigen Jahr eine Klapperſchlange und einen elektriſchen Aal.

Bericht der Commiſſion, die aus den Phyſikern Lacépède und Hauy und aus den Tonkünſtlern Grétry, Goſſek und Mehul beſtand, und vom Secretär der Claſſe Delambe abgefaßt iſt, iſt ſehr vortheilhaft für Herrn Dr. Chladnis Clavicylinder und iſt unſern Leſern unſtreitig ſchon aus dem Moniteur bekannt, wo er in No. 12. von dieſem Jahre zuerſt abgedruckt ſtand. B.

Berichtigung.

Im Novemberhefte des N. T. Merkurs 1808 iſt bei der erſten Sarbiewskiſchen Ode: der Wanderer bemerkt, daß ſie dieſem Dichter zugehört, bei den beiden folgenden aber iſt daſſelbe zu bemerken vergeſſen worden.

Im Aprilhefte d. Journ. 1809 lies ſtatt: Sarbiweski's, Sarbiewski's.

Inhalt

Seite

I. Gedichte.
1. Naturwinke. 217
2. An Gelmar. 219
3. An Cilie. 221
II. Ueberſetzungen aus Sarbiewski.
1. An Lycus 225
2. An Criſpus. 227
III. Ueber Schröckh's Studienweiſe und Maximen. 228
IV. Johann Auguſt Eberhard, als Menſch und als Bürger. 283
V. Correſpondenznachrichten.
1. Aus Italien. 300
2. Ueber Dr. Chladni und Dr. Langguth. . 302

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1809.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Weimar 1809.
Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

ihm überlegt habe, und ihn zu dieſem doppelten Verbrechen habe verleiten wollen, und daß er ihm, da er ſeine Frau aus ſchändlicher Eiferſucht erwürgt, die Art und Weiſe erzählt habe, wie er das gemacht. Der Senat von Venedig, da er die Grauſamkeit des Barbaren gegen eine ihrer Bürgerinnen vernahm, ließ ſich des Mohren in Cypern bemächtigen und ihn nach Venedig bringen, und ſuchte durch viele Martern hinter die Wahrheit der Sache zu kommen. Er aber überwand durch die Standhaftigkeit ſeiner Seele jede Marter und läugnete alles ſo beſtändig, daß man nicht das geringſte aus ihm herausbringen konnte. Aber ob er gleich durch ſeine Standhaftigkeit dem Tod entgieng, ſo konnte er es doch nicht hindern, daß er nicht nach einer Gefangenſchaft von vielen Tagen auf ewig ins Elend verwieſen wurde, wo er von den Anverwandten der Disdemona, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähndrich kehrte nach ſeinem Vaterlande zurück, und da er von ſeiner Sitte nicht laſſen konnte, ſo klagte er einen ſeiner Gefährten an, daß er ihn erſucht habe, einen ſeiner Feinde, der ein Edelmann wäre, tod zu ſchlagen. Der Angeklagte ward ſogleich ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er läugnete, daß das, was ſein Ankläger gegen ihn ausgeſagt, wahr wäre, ſo wurde der Fähndrich gleichfalls auf die Folter geſpannt, wo ihm das Einge-

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai 1809.

I.

Der Weihe des Maimonds.

Die Nachtfeier der Venus.

Ein Verſuch, das bewundernswürdige *Pervigilium Veneris*, welches gemeiniglich dem Catull, von vielen Kritikern aber einem Dichter des Mittelalters zugeſchrieben wird, zu verteutſchen.

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Ver novum, ver jam canorum,
Ver renatus orbis est.
Vere concordant amores,
Vere nubunt alites,
Et nemus comam resolvit
De maritis imbribus.
Cras amorum copulatrix
Inter umbras arborum
Implicet casas virentes
De flagello myrteo.
Cras Dione jura dicit,
Fulta sublimi throno.
Tunc cruore de superno
Spumeo pontus globo
Caerulas inter catervas
Inter et bipedes equos
Fecit undantem Dionen
De maritis imbribus.

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Ipsa gemmis purpurantem
Pingit annum floribus,

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.
Frühling lacht, Geſänge ſchallen,
Frühling iſt der Welt Erneurer.
Frühling ſchlingt der Liebe Bande,
Frühling paart, was fliegt im Hain,
Und das Laub der Wälder ſchließet
Bräutlich ſich dem Regen auf.
Morgen in der Haine Schatten
Wird der Liebe Königin
Aus geweihter Myrten Zweigen
Duft'ge Lauben ſich erbau'n.
Morgen ſpricht Dione Gnade,
Gnad' und Recht vom Thron herab,
Sie aus Wogenſchaum geboren,
Sie, des Himmels reinſtes Blut,
Die, umwimmelt von Delphinen
Und von blauer Robben Schaar,
In der Muſchel feuchtem Runde
Der verliebten Flut entſtieg.

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.
Sie iſt's, die das knospenreiche
Jahr mit Blumenſchmelze ſtickt;

Ipsa surgentes papillas
De Favoni spiritu
Urget in notos penates.
Ipsa roris lucidi,
Noctis aura quem relinquit,
Spargit humentes aquas.
Lacrimae micant trementes
De caduco pondere.
Gutta praeceps orbe parvo
Sustinet casus suos.
Hinc pudorem florulentae
Prodiderunt purpurae.
Humor ille, quem serenis
Astra rorant noctibus,
Mane virgines papillas
Solvit humenti peplo.
Ipsa jussit, mane ut udae
Virgines nubant Rosae.
Facta Cypris de cruore,
Deque Amoris osculis,
Deque gemmis, deque flammis,
Deque solis purpuris,
Cras ruborem, qui latebat
Veste tectus ignea,
Unico marita nodo
Non pudebit solvere.

Sie belebt des Reifes Augen,
Welche Zephirs Odem ſchwellt,
Daß ſie ſtrotzen in der Hülle.
Sie iſts, die des funkelnden
Thaues milden Saft verſpendet,
Den der Hauch der Nacht erzeugt.
Große Thränentropfen ſchimmern,
Zitternd von der eignen Wucht,
Sich erhaltend in der Schwebe
Durch den runden Perlenſchluß.
Thaubenetzte Blüten öffnen,
Minder ſchamhaft, ihren Schoos.
Jenes Naß, das den Geſtirnen
In der heitren Nacht entſank,
Löſ't die jungfräulichen Knospen
Aus der Hüllen feuchtem Schlei'r.
Morgen fei'rt — ſo will's die Göttin —
Jede Roſ' ihr Gattenfeſt.
Blum', aus Cypris Blut gewoben,
Aus des Liebesgottes Kuß,
Aus Juwelenglanz, aus Flammen,
Aus der Sonne Purpurſtral,
Morgen darfſt die zarte Röthe,
Die der warme Knoten barg,
Obgleich ihm allein vermälet,
Du enthüllen ohne Scheu.

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Ipsa Nymphas Diva loco
Jussit ire myrteo.
It puer comes puellis,
Nec tamen credi potest
Esse Amorem feriatum,
Si sagittas vexerit.
Ite Nymphae; posuit arma;
Feriatus est Amor;
Jussus est inermis ire,
Nudus ire jussus est;
Neu quid arcu, neu sagitta,
Neu quid igne laederet.
Sed tamen Nymphae cavete,
Quod Cupido pulcher est.
Totus est in armis idem,
Quando nudus est Amor.

Cras amet, qui nunqam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Compari Venus pudore
Mittit ad te virgines;
Una res est quam rogamus:
Cede virgo Delia,
Ut nemus sit incruentum

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.

Alle Nymphen ſind berufen
In der Göttin Myrtenhain;
Und ihr Sohn ſoll ſie geleiten.
„Aber — fragt geheime Furcht —
Feiert Er und ruht vom Tagwerk,
Der Geſchoß und Bogen trägt?“
Nymphen, kommt! er legt die Rüſtung
Nieder; Amor feiert. Kommt!
Den Befehl hat er empfangen,
Wehrlos heut und nackt zu gehn.
Sein Geſchoß darf nichts verletzen,
Nichts auch ſeiner Fackel Brand.
Dennoch, Nymphen, ſeyd behutſam;
Seht, o ſeht, wie ſchön er iſt!
Nackt und unbewaffnet, geht er
In furchtbarer Rüſtung noch.

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.

Nymphen, Dir an zücht'ger Sitte
Aehnlich, ſendet Cypria
Dir mit dieſer einz'gen Bitte:
Weich', o keuſche Delia!
Morgen ſey'n vom Blut des Wildes

De ferinis stragibus.
Ipsa vellet te rogare,
Si pudicam flecteret.
Ipsa vellet ut venires,
Si deceret virginem:
Jam tribus choros videres
Feriantes noctibus,
Congreges inter catervas
Ire per saltus tuos,
Floreas inter coronas,
Myrteas inter casas.
Nec Ceres nec Bacchus absunt,
Nec poëtarum Deus.
Detinet et tota nox est
Perviglanda cantibus.
Regnet in silvis Dione;
Tu recede Delia.

Cras amet qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Jussit Hyblaeis tribunal
Stare Diva floribus;
Praeses ipsa jura dicet,
Adsidebunt Gratiae.
Hybla, totos funde flores,
Quotquot annus attulit,

Unſre Haine nicht entweiht.
Dich auch eingeladen hätte
Venus ſelber, ließ' der Ernſt
Deiner ſtrengen Zucht ſie hoffen;
Ziemt' es, Jungfrau, dir, zu ſehn
Wie die Jubelchöre feiern
Drei geweihte Nächte durch,
Wie ſie gruppenweis verſchlungen
In den Hainen ſich ergeh'n,
Oder unter Blütenkronen
Zwiſchen Myrtenlauben ruh'n.
Ceres wird das Feſt beſuchen,
Bacchus auch, und Cynthius.
Dieſe Nacht der hehren Feier
Wird in Hymnen durchgewacht.
Venus herrſche in den Hainen;
Weich', o keuſche Delia!

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.
Unter Blumgehängen Hybla's
Ward der Göttin Thron erbaut.
Hier wird ſie Geſetz' ertheilen,
Von den Grazien umringt.
Hybla's Flur! Vergeude eines
Ganzen Jahres Blumenſchatz,

Hybla florum ut super exstet,
Quantus Ennaeo campus est.
Huris hic erunt puellae
Vel puellae montium,
Quaeque silvas, quaeque lucos,
Quaeque montes incolunt.
Jussit omnes adsidere
Pueri mater alitis;
Jussit et nudo puellas
Nil Amori credere.

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Et recentibus virentes
Ducat umbras floribus.
Cras erit, quo primus aether
Copulavit nuptias.
Ut pater totis crearet
Vernus annum nubibus,
In sinum maritus imber
Fluxit almae conjugis,
Unde foetus mixtus omnes
Aleret magno corpore.
Ipsa venas atque mentem
Permeante spiritu
Intus occultis gubernat

weibe zerriſſen wurde, ſo daß er, da er aus dem Gefängniß nach Hauſe gebracht wurde, elendiglich ſtarb. So rächte GOtt die Unſchuld der Disdemona. Alles dieſes erzählete die Frau des Fähndrichs, die um alles wußte, nachdem er, wie ich erzählt habe, ums Leben kam. (*)

IV.

Von der
Zuläßigkeit irriger Phantaſien
beym
moraliſchen Gefühle.

Daß der Menſch ſeiner eigenen beſſern Erkenntniß zuwider Böſes thut, iſt ein Beweis ſeiner irdiſchen Unvollkommenheit. Aber vielleicht iſt

(*) Da dieſe Erzählung des Cinthio dem groſſen Shakeſpear den Stoff und die Grundſtriche zu einem ſeiner beſten Schauſpiele gegeben hat: ſo habe ich den Verehrern dieſes unvergleichlichen Dichters Vergnügen zu machen geglaubt, wenn ich ſie ihnen mittheilte, um durch die Vergleichung beyder Stücke mit eignen Augen zu ſehen, was ein groſſes Genie aus dem Werke

Daß ſo groß, als Enna, deiner
Blütenkränze Umfang ſey!
Alle Töchter der Gefilde,
Alle Jungfraun des Gebirgs,
Die in Wäldern, die in Hainen
Wohnen, oder auf den Höh'n,
Alle will des Flügelknaben
Mutter bei dem Feſte ſeh'n.
Doch dem Nackten nicht zu trauen,
Hat ſie allen eingeſchärft.

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.
Jeder zieh' um Schattenlauben
Neugeborner Blumen Zier!
Morgen iſt des Tages Jahrfeſt,
Da einſt Aether ſich vermält.
Daß aus zeugenden Gewölken
Leben fließe für das Jahr,
Sank im Regen Er hernieder
An der fruchtbar'n Gattin Bruſt,
Daß ſich in dem Mutterſchooſe
Bilde jegliches Geſchöpf.
Und Diene mit geheimen
Kräften ihres Odemzugs
Dringt durch jedes Lebens Adern,

Procreatrix viribus,
Perque coelum, perque terras,
Perque pontum subditum,
Pervium sui tenorem
Seminali tramite
Imbuit, jussitque mundum
Nosse nascendi vias.

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Ipsa Trojanos nepotes
In Latinos transtulit;
Ipsa Laurentem puellam
Conjugem nato dedit;
Moxque Marti de sacello
Dat pudicam virginem;
Romuleas ipsa fecit
Cum Sabinis nuptias,
Unde Ramnes et Quirites,
Proque prole posterûm
Romuli, patrem crearet
Et nepotem Caesarem.

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.
Rura fecundat voluptas:

Haucht in jede Hülle Geiſt.
Durch den Himmel, durch die Erde,
Durch des Pontus Tiefen geußt
Sie den Samen der Befruchtung.
Und ſie will, die Schoſſende,
Daß auch dem Geſchöpf der Zeugung
Weiſe kein Geheimniß ſey.

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.
Sie, die Göttin, führte Troja's
Abkömmling' in Latium;
Gab der Jungfrau von Laurentum
Ihren tapfern Sohn zum Mann;
Führte Ares aus dem Tempel
Die geweihte Jungfrau zu;
Hat die Töchter der Sabiner
Roma's Kriegern angetraut,
Daß dem Ehenbund' entſproßten
Ramnen- und Quiritenſtamm,
Und, zum Heil der Romuliden,
Vater Cäſar und Auguſt.

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.
Seht! die Au'n befruchtet Wolluſt;

Rura Venerem sentiunt.
Ipse Amor puer Dionae
Rure natus dicitur.
Hunc ager, cum parturiret
Ipsa, suscepit sinu,
Ipsa florum delicatis
Educavit osculis.

Cras amet, qui nunquam amavit:
Quique amavit, cras amet.
Ecce, jam super genistas
Explicant tauri latus,
Quisque tutus, quo tenetur,
Conjugali foedere.
Subter umbras cum maritis
Ecce balantum greges:
Et canoras non tacere
Diva jussit alites.
Jam loquaces ore rauco
Stagna cygni perstrepunt:
Adsonat Terei puella
Subter umbram populi,
Ut putes motus Amoris
Ore dici musico,
Et neges queri sororem
De marito barbaro.

Liebe athmet durch's Gefild.
Amor ſelber — lehrt die Sage —
Iſt entſproſſen im Gefild.
Als Dione ihn geboren,
Nahm die Flur ihn in den Schoos,
Wo mit zarter Blumen Küſſen
Ihn die Mutter groß genähret.

Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.
Seht nur! Stiere dort, vertrauend
Dem geknüpften Gattenbund,
Lagern ſich im Ginſtergeſträuche
In ſorgloſer Sicherheit.
Seht! Im Kühlen mit den Gatten
Ruhen fromme Schäfchen hier.
Tönend kündet das Geflügel
— Venus will es — Lieb' und Luſt.
Horcht! Veredte Schwäne ſingen
Gellend aus der Teiche Schilf.
Aus des Pappelhaines Schatten
Flötet Philomele drein;
O Fürwahr! Der Liebe Sehnſucht
Haucht aus ihrem Liedermund,
Nicht der Seufzer banger Klage
Ueber Tereus Grauſamkeit.

Illa cantat. Nos tacemus?
Quando ver venit meum?
Quando faciam ut chelydon,
Ut tacere desinam?
Perdidi musam tacendo,
Nec me Phoebus respicit.
Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet.

Süß ſingt ſie. Ihr, Menſchen, ſchweiget?
Wann erſcheinet euer Lenz?
Folgt dem Beiſpiel! Das Entzücken
Mach' euch alle liederreich!
Stumm ſeyn, ſcheucht die Pierinnen
Und verſcherzt Apollons Gunſt.
Wer nie liebte, liebe morgen;
Morgen liebe, wer geliebt.

Buri.

Nachschrift

des Uebersetzers an den Redacteur des N. T. Merkurs.

Sie erhalten hier den Versuch, für welchen ich unlängst ein Plätzchen im Maiheste des T. Merkurs zu erbitten, die Freiheit nahm. Ich habe langen und vielen Fleiß an diese, gleichen Schritt mit dem Original haltende Nachbildung des wunderschönen und süßen Pervigilii Veneris verwendet; und befürchte nicht, wegen der trefflichen Bürgerschen Nachtfeier den Vorwurf zu verdienen: Cur Ilias post Homerum? Bürger hat weder übersetzt noch nachgebildet, er hat nachgeschaffen. Er setzt willkürlich hinzu oder läßt weg; er verschiebt und verändert den Ideengang und die Bilderreihen des Lateiners fast durchgängig. Er wollte ein eigenes selbstständiges Poem in ganz verschiednem Silbenmaaße erschaffen, und nur die Grund- und Hauptzüge aus jenem alten Gemälde entlehnen. Hingegen meine Absicht war, im eigentlichsten Verstande zu übersetzen, d. h. sinngetreu, und genau in eben demselben Rhythmus, zu verteutschen, dem Dichter so viel möglich Schritt vor Schritt zu folgen, diese Zauberpflanze mit allen ihren Blättern, Blüten und Düften auf teutschen Boden zu verpflanzen.

Möge es mir, nach Ew. Wohlgebornen Urtheil, nicht gänzlich mißlungen seyn! — Vorsätzlich habe ich in den Schlußzeilen etwas freier und von dem Original abweichender verfahren, und glaube deßfalls gerechtfertigt zu seyn. Denn wirklich, der Schluß ist im ganzen Pervigilio die schwächste und — fast möcht' ich sagen — tadelnswürdigste Stelle. Wie konnte der Dichter, der uns das ganze Stück vorgesungen, den Vorwurf des Schweigens bei dem allgemeinen Jubel der Natur, an sich selbst richten? Sehr passend hingegen wird solcher an die Gefühl- und Liederlosen, deren Name Legion heißt, gerichtet. u. s. w.

Hanau den 8. April 1809.

Buri.

II.

Sapho von Mitylene.

(Bruchstück aus dem I. Capitel des 17. Buches.) *)

Eben auch in Mitylene lebte ein Jüngling, Phaon genannt, Herr vieler Schiffe. In einem

*) Jedermann kennt und nennt mit Achtung des Grafen Verri Notti Romane, die uns so ergreifend und dramatisch in die alte Römer-Welt zaubern. Aber viel unbekannter ist ein früheres Werk desselben Dichters: Le avventure di Saffo, poetessa di Mitilene, traduzione dal Greco originale nuovamento scoperto, ohngeachtet dasselbe schon 1782 zu Padua erschien. Der geistreiche Verfasser hat unter allen, die dieß oft bearbeitete Thema auf ihren Kunstamboß legten, ohnstreitig den meisten Kunstsinn zur Ausschmückung dieser Fabel gebracht. Der mit den Blüten der alten und neuen Kunst schon sehr früh vertraut gewordene Uebersetzer und Commentator des Persius, wovon in dieser Messe der erste Band erschien, versuchte, aufgefodert von dem unvergeßlichen Fernow, eine Uebersetzung dieser lieblichen Dichtung, die auch schon zum größten Theil vollendet ist. Folgendes Bruchstück wird den Leser des Merkurs aufs Ganze

iſt ein eben ſo ſtarker Beweis davon dieſes, daß zu unſern guten Handlungen die Vernunft bisweilen das wenigſte beyträgt; daß die edelſten Triebe aus dem Zuflusſe irrthumsvoller Phantaſien ſo viele Nahrung ziehen.

Selbſt bey der Unterſuchung deſſen, was einſtimmig für Pflicht erkannt wird, findet ſich einiges, wovon ſich kein hinlänglicher Grund aus der Wahrheit, ſondern zum Theil nur aus

ke eines ſehr mittelmäßigen Kopfes machen kan, in ſo ferne nur Stoff und Anlage darinn iſt. Ich bemerke nur noch, daß ſchwerlich etwas unangenehmeres ſeyn kan, als Cinthio Giraldis und der meiſten welſchen Novellenſchreiber Styl und Art zu erzählen. Der Ueberſetzer ſcheint (mit einer Treue, wofür ihm niemand Dank wiſſen wird) ſich recht befliſſen zu haben, alles das Schleppende und Schwerfällige ſeines Originals, die äuſerſte Nachläßigkeit in der Wahl der Ausdrücke und in der Conſtruction, und einen ſo gänzlichen Mangel an Symmetrie und Numerus, daß er in den ſchlechteſten Calenderhiſtorien nicht gröſſer ſeyn kan, in ſeine Ueberſetzung überzutragen. Die Mühe, die der Herausgeber angewandt, dieſen unausſtehlichen Gebrechen hier

und

Alter von fünf Olympiaden zeichnete er ſich noch durch nichts, weder durch die Kraft, noch durch die Geſchmeidigkeit, noch durch die Schönheit ſeines Körpers vor ſeinen andern Jugendgenoſſen aus; ſo daß das Auge des Beſchauers an ihm weder zum Lobe, noch zum Tadel Anlaß gefunden hätte: denn ihm fehlte gleichviel zur Schönheit und zur Häßlichkeit. Einmal war er von Lesbos nach Chios gefahren. Als er dort ſeine Handelsgeſchäfte abgethan hatte, wollte er ſich wieder einſchiffen, und harrte ſchon am Geſtade des Fahrwinds. Das ſtille Meer war einer blauen Fläche gleich, auf welcher das Himmelsgewölbe mit den Gränzen der Erde zuſammenfloß. Alle Segel waren aufgeſpannt, und den Seefahrern, die bänglich von einer Himmelsgegend zur andern blickten, verlangte, in der Ferne ein dunkles Gewölk oder Bewegung in den Fluten, als Anzeichen eines nahen Windes, wahrzunehmen: aber ihre Hoffnungen, die mehrere Male des Tags entſtanden und verſchwanden, wurden getäuſcht. Denn

einen ſichern Schluß machen laſſen. Es iſt von mir ohne weitere Auswahl aus der ganz fertigen Ueberſetzung des erſten Buchs, die vor mir liegt, zur Probe ausgehoben worden. Möge das Ganze bald erſcheinen!

W.

regten ſich kaum von Zeit zu Zeit die weiten Segel, ſchmeichelnde Hoffnung in ihren Gemüthern erweckend, ſo eilten ſie, unter Jubel und Freudengeſchrei die Anker zu lichten. Aber bald legten ſich die trüglichen Hauche des launenhaften Windes wieder, ſtumm wie in Einöden ſenkte die Luft ſich aufs neue in tiefes Schweigen, und der größte Theil der Seeleute ſchlief, ermüdet von langem Harren, ausgeſtreckt im Schatten der Segel.

Phaon ſaß indeſſen am Geſtade, in der friſchen Kühle einer ſchattigen Grotte, während er, theils um die lange Weile zu verſcheuchen, theils aus Sehnſucht nach günſtigem Winde, Seefahrergebete an Poſeidon und Thetis ſang: als ſich ihm, dem Nebel gleich, der plötzlich aus dem Meer emporſteigt, eine wunderſchöne Frau darſtellte, ohne daß er am leiſeſten Geräuſch ihrer Tritte, oder am Rauſchen des flatternden Kleides oder des Mantels ihren Eintritt in die Grotte früher bemerkt hätte. Er ſchrieb es aber auf die Zerſtreuung ſeiner Gedanken, daß die Erſcheinung der Schönen ihm ſo überraſchend war. Hatte er ſich auch zuerſt erſtaunt zu ihr gewendet, ſo weilte er doch bald mit Luſt an ihrem Anblick, und ſagte: „Was iſt Dein Begehren ſchöne Frau? und dann fügte er, indem

er ſchnell aufſtand, hinzu: „Tritt ein, und ſetze Dich, denn der brennende Strahl der Sonne würde Deine zarten Glieder verletzen.“ „So ſey es!“ antwortete ſie, und ſie ließ ſich ihm zur Seite nieder, und indem ſie ſich faſt traulich zu ihm neigte, begann ſie: guter Phaon!“ — Aber ihre Rede unterbrechend rief er aus: „Wer hat Dir meinen Namen entdeckt? denn Phaon iſt ja nur ein Seefahrer, wie viele Lesbier, und er kann ſich nicht einbilden, im Munde fremder Menſchen, geſchweige in einem ſo ſchönen und lieblichen, ein gekannter und gefeierter Name zu ſeyn.“ Und ſie erwiederte: „Vielleicht begiebt es ſich, daß Dein Name berühmter wird, als Du vermutheſt; für jetzt genüge Dir, einen Wunſch von mir zu vernehmen. Ich will, daß Du mich nach Cypros überſetzeſt, und daß Du mir auf der Stelle zu Gefallen biſt, ſollteſt Du Dir auch eine Fahrt nach andern Geſtaden vorgeſetzt haben, und von ihr ablenken müſſen.“ „Aber“ antwortete Phaon, „wie kann ich Deinem Willen auf der Stelle genügen? Sieh, wie das Meer ein unbeweglicher Cryſtall iſt. Aeolos, ſo unerbittlich in Stürmen, weigert mir jetzt den leiſeſten Lufthauch. Beſſer iſt's, Du weilſt indeſſen hier mit mir, und troteſt vom ſichern Ufer, wie es zarten Schönen zukommt, den Schlägen

der ſtürmiſchen Flut, und blickſt ohne Zagen auf die Klippen, die durch das unermeßliche Meer verſtreut ſind. Wie wollteſt Du auch allein, allen Beſchwerlichkeiten einer langen Seereiſe ausgeſetzt, die Fahrt wagen?“ So redete der Schiffer, der ſchon größeres Verlangen trug, ſich in der Grotte ſo reizender Geſellſchaft zu freuen, und auf das ruhige Meer zu ſchauen, als es, von Gefahren umgeben, zu durchſchiffen. Er wünſchte jetzt, daß ſich kein Wind erhöbe, um nicht genöthigt zu ſeyn, die Anker zu lichten: denn das Anmuthige ſeiner gegenwärtigen Muſe hatte das frühere Verlangen in ihm ausgetilgt, und er war geneigt, die Bitten, die er vorher zum Himmel erhoben hatte, nun an ſie zu richten. Aber die unbekannte Schöne ſagte: „Ich bin gewohnter, als Du glaubſt, die blauen Gefilde von Poſeidons Reichen zu durchziehn. Nothwendige Geſchäfte rufen mich nach Cypros, und ſtatt die Hauche der Winde langen Schweigens anzuklagen, ſieh, wie ſie ſchon die Backen ſchwellen, und nach Cypros zu treiben.“ Mit dieſen Worten erhob ſie ſich, und trat aus der Grotte. Mit erwartungsvollen Mienen, unverwandten Blicken und feſtgeſchloſſenen Lippen folgte ihr Phaon auf dem Fuße, um zu ſehn, was ihre Abſicht ſey. Sie bückte ſich, nahm mit

der rechten Hand so viel Sand, als sie fassen konnte, hob ihn empor, und warf ihn in die Luft. Und so ruhig auch das Meer erschien, und so unbeweglich die Blätter des rankenden Epheu's über dem Eingang der Grotte schwebten; so zog sich gleichwohl dieser Sand, wie von heftigem Winde fortgetrieben, in einem langen Streif gerade nach Cypros zu. „Jetzt sieh, ob der Wind günstig ist," sprach die Schöne. „Indeß," erwiederte Phaon, nicht sowohl aus Lust mit ihr zu plaudern, als aus Verlangen, in ihrer Nähe zu bleiben, „seh ich die gewaltigen Segel meines Fahrzeugs noch immer nicht bewegt! Und sie rief: „Schau auf! jetzt erreicht der Wind auch sie," und kaum hatte sie's gerufen, so regten sie alle sich, und fiengen zu schwellen an, die Schiffsleute jubelten vor Freude, und deuteten ihm durch Zeichen an, zurück zu kommen. Da er jetzt nicht länger zögern konnte, eilte er, die Schöne in das Boot zu führen, in welchem er vom Schiff nach der Grotte gefahren war, ließ sie im Vordertheile niedersitzen, ruderte selbst mit zwei Rudern aus dem Hintertheile, und erreichte so das Fahrzeug. Nicht ohne Staunen empfieng man die schöne Frau, und ein Jeder ließ seine Arbeit ruhn, um sie zu beschauen: weil sie jedoch vom Schiffsherrn geführt wurde, standen sie ohne zudringliche

Fragen ſtill und ehrfurchtsvoll, wenn ſie gleich nicht wußten, ob ſie ihm freiwillig folge, oder ob er ſie auf ſeinen frühern Reiſen an dieſen Ufern als wirkliche Sclavin an ſich gekauft habe. Aber Phaon brach dies müſſige Staunen ab, indem er die Fremde in den anſtändigſten Raum des Schiffs führte, und das Zeichen zum Lichten der Anker gab. Die Flut kräuſelte ſich vom gleichmäßigen Wehen des friſchen, lieblichen Fahrwinds, und der Schiffer, der das Steuer lenkte, und die alte Hymne von den Argonauten nach einer gefälligen Weiſe ſang, überſchaute die ruhige Fahrt bis zu den Geſtaden des Cyprus. Schon ſenkte die Sonne ſich gegen das Meer, und die Wellen, bereit ſie zu empfangen, ſchienen zu glühen, als ſie ihnen den ſtrahlenden Rand ihrer gewaltigen Scheibe zuneigte. Endlich ſenkte ſie ſich verlöſchend hinunter, dem Stahl der Cyklopen vergleichbar, wenn ſie ihn funkenſprühend vom Ambos heben, und in die ungeheuren Waſſerkufen tauchen, die um die Blaſebälge her in der Eſſe ſtehen. Beim Entſchwinden des Tages, als dunkle Schatten ſich über das weite Flutenreich verbreiteten, während der günſtige Wind in ſeinem gleichmäßigen Wehen ausharrte, und alle Zeichen beglückter Fahrt am Himmel erglänzten, überwältigte der Schlaf einen Schiffer nach dem andern; den Steuer-

mann und diejenigen ausgenommen, die bei den Segeln angestellt waren. Auch Phaon, dem der dunkle Schleier der Nacht das holde Antlitz der unbekannten Pilgerin verbarg, und die quälenden Pfeile ihrer Blicke, die den Schlummer von den seinigen verscheucht haben würde, abwendete, schloß die Augenlieder, gleich den Uebrigen, ruhig wie das Meer, während der Kiel unter günstigem Winde sanft dahin glitt. So segelte von wenigen Leuten gelenkt, das Schiff glücklich die ganze Nacht durch, und schon erschien im Osten ein bleiches Frühroth wieder, das sich allmählich am Himmel und auf dem Meer ausbreitete, und noch frischere und erquickendere Winde herbei führte: als der Himmel sich plötzlich, nach der trügerischen Fluten Weise, in Gewitterwolken verhüllte, denen das Meer brüllend antwortete. Aufgeschreckt aus dem Schlafe lief ein Jeder an sein Geschäft. Sie zogen die Segel ein, und wo das wegen der verknüpften Taue in der Eil nicht ausgeführt werden konnte, zerhauten sie diese mit dem Schwerdt. Mit Geschrei und Aufruhr gehorchten die Schiffer Phaons Befehlen, während das Fahrzeug, für jetzt ohne Segel nur den Wellen folgte: dem Geier gleich, der vom Sturm überwältigt die Schwingen ausbreitet, und sich der unwiderstehlichen Gewalt desselben hingiebt. Todten-

bläſſe war auf den Geſichtern aller Schiffer, denn mit Herzpochen ſahen ſie die ſchäumende Flut von allen Seiten gegen das Fahrzeug toben, das dem Untergang nahe war, und bedenklich arbeitete der Steuermann am Steuer, das er kaum zu lenken vermochte, weil es von der gewaltſamen Bewegung des ſchwankenden Schiffs geſchleudert wurde. Nur die unbekannte Schöne ſaß wie bisher ruhig da, als ſchwebte ſie im leichten Wagen unter Blumen daher. Die übrigen, die alle Aufmerkſamkeit, welche ihre eigene drohende Gefahr ihnen übrig ließ, auf ſie gerichtet hatten, waren höchlich erſtaunt, daß ein ſo furchtſames und unerfahrnes Mädchen an alle Tücken des Meers gewöhnte Männer an Muth übertraf, und ſie konnten nicht unterſcheiden, ob dieſe Unerſchrockenheit aus einem großen, erhabenen Gemüth, oder aus ſtumpfer Verzweiflung entſpränge. Aber bald ließ ſie ſie noch größere Wunder ſchauen, denn ſie erhob ſich mit den Worten: „Seyd gutes Muths; ich will das Schiff lenken!“ von ihrem Sitz, ſtellte ſich auf das Vordertheil des Schiffes, löste einen weiten Schleier von den zarten Hüften, um die er gegürtet war, breitete ihn gegen den Wind aus, und faßte das eine Ende mit der rechten Hand, die ſie über ihr Haupt erhob, während ſie das andere mit der linken unter den

Knien zuſammenfaßte. Nun ſchwellte der Wind den Schleier über ihrem Haupte zu einem gewaltigen Bogen auf, unter welchem ſie heiter vom freundlichen Antlitz lächelte. So glitt der Kiel, nicht länger den Winden, ſondern dieſem ſchwellenden Schleier, wie einem wohlbedienten Segel gehorchend, über die Fläche: und der Kampf der Wellen beunruhigte das Fahrzeug nicht mehr, das leicht über ſie hinfloß, wie ein Blatt, das in einen ſtillen Bach gefallen iſt. So ſehn wir in der Säulenhalle des Areopagos Galateien abgebildet, wie ſie in eben der Stellung über das Meer gleitet. Unnöthig iſt's zu erzählen, wie groß die Verwunderung der Schiffer war. Auch übertraf ſie jeden Ausdruck durch Worte ſo weit, daß ſie ſie ſchweigend und in ſo ehrfurchtsvollerer Stille anſtaunten, je deutlicher das Wunder ihnen zeigte, daß ſie, die ſolche Herrſchaft übte über die unbezähmte Wut der Elemente, entweder eine Göttin, oder doch von göttlichem Stamme ſeyn müſſe.

Schon zeigte ſich das ferne Geſtade, ähnlich einem langen Streif bleichen Nebels, der aus dem blauen Meer aufſteigt, und die Schiffer, ſchon unbeſorgt wegen des Schiffbruchs, brachen in das Freudengeſchrei: Land! Land! aus; denn ſie er-

kannten die Küſte von Kypros, wo ſie den Schiffern ſichere Zuflucht darbeut. Die Schöne indeß, noch immer in derſelben Stellung, richtete den Lauf des Fahrzeugs, indem ſie ihre himmliſche Schönheit noch anmuthiger machte durch ihren heilbringenden Beiſtand, und mit heiterm Lächeln führte ſie das Schiff durch die ſchäumenden Wellen in die ſtille Flut des nahen Meerbuſens. Sie warfen Anker, ſprangen ans Ufer, und Phaon, der noch kaum Ausdrücke finden konnte, ſein inneres Staunen auszuſprechen, rief: „Wer Du auch ſeyſt, Göttin oder doch himmliſcher Abkunft, gewiß entſpricht der Weisheit Deines Geiſtes und der Schönheit Deiner Geſtalt auch die Milde Deines Gemüths; denn es gefiel Dir, unſere zagenden Seelen von dem unbezwinglichſten aller Schreckniſſe, dem Grauen des nahen Todes im Angeſicht des ſtürmenden Meers, zu befreien. Was aber vermag ich, nicht um eine Wohlthat zu vergelten, deren Größe jede Vergeltung unmöglich macht, ſondern um Dir wenigſtens zu zeigen, daß unſere Herzen nicht unerkenntlich ſind, wenn wir auch nicht im Stande ſind, ihnen durch Handlungen auf eine angemeſſene Weiſe zu entſprechen? „Nein," ſagte ſie, „ich muß Dir es lohnen, daß Du von Deinem Lauf ablenkend mich hieher gebracht haſt." Mit dieſen Worten zog ſie

Illuſion der Einbildungskraft angeben läſſet. Man nehme ſich als ein Beyſpiel zum eigenen Nachdenken nur die bey allen Völkern ſo heilig geachtete **Pflicht der Begräbniſſe.** Und überhaupt **die Pflichten gegen Verſtorbene**, je mehr man ſie als Pflichten, die wir den Verſtorbenen ſchuldig ſind, und nicht vielmehr als Pflichten gegen lebendige anſehen will, deſto weniger wird man, ich will nicht bloß ſagen, die Gründe ihrer gemeinen Anerkennung, ſondern die Gründe des möglichen Beweiſes in den richtigen Begriffen der Vernunft finden.

Ich

und da zu helfen, hat zu nichts helfen können, als das Uebel ein wenig erträglicher zu machen; und alles was ihn einigermaßen dabey tröſtet, iſt, daß dieſes Stück (was die Schreibart betrift) als ein Ideal des elenden Styls, und alſo als ein Muſter, wie man nicht ſchreiben ſoll, brauchbar ſeyn könnte. Wer aus dieſem Cinthio und ſeinen Geſellen, ja ſelbſt aus dem Bocaz überſetzen will, muß ſich zum erſten Geſetze machen, ſich an die Schreibart und Conſtruction dieſer Welſchen gar nicht zu binden; und wer kein Ohr hat, das durch einen ſolchen Styl beleidiget wird, der kan leſen was er will, aber ſchreiben wird er niemals lernen.

D. H.

ihn bei Seite in ein kleines Gebüſch, und reichte ihm ein zierliches Gefäß von durchſichtigem und glänzendem Alabaſter, indem ſie hinzufügte: „Empfange dieſe köſtliche Salbe, und wenn das, was Du bis jetzt geſehn haſt, Dir genügt, um an meine Verheißungen zu glauben, ſo netze mit ihr Dein Antlitz und alle Glieder, und der Erfolg wird Dich dafür zufrieden ſtellen, daß Du mir geglaubt haſt.“ Mit dieſen Worten händigte ſie ihm das Gefäß ein, und indem er es mit Verwunderung hinnahm, ſetzte er hinzu: „Sage mir wenigſtens, welche Göttin Du biſt, damit ich mich rühmen kann, Dein Schiffer zu ſeyn. „Ich bin,“ ſagte ſie, „die Wonne und die Pein der Sterblichen: der ſüßeſte Bronnen und der herbſte zugleich: mein Lächeln iſt mit Thränen untermiſcht; und ich bin die Mutter der ſchwächſten und der fürchterlichſten Gottheit, die im Olympos wohnt.“ „O wahrhaft unbegreifliche Sprache der Himmliſchen,“ rief Phaon aus, „deren Geheimniſſe zu durchdringen mir Kraft und Muth fehlt!“ „Nein,“ erwiederte ſie, „Du wirſt Alles verſtehen, wenn Du weißt, daß ich die Mutter des Eros bin:“ ſo ſprach ſie, und verſchwand wie ein Nebel vor der Sonne. „Verweile, ſchöne Göttin,“ rief Phaon, auf die Kniee ſinkend, ihr nach, „und vergönne mir, daß ich Deine weißen Füße küſſe und

die immer von Ambroſia duftenden Hände.“ Aber ſeine Stimme verhallte umſonſt in der Luft, denn die flüchtige Göttin ſchwebte ſchon über der hohen Zinne des Olympos. — Eine Weile ſtand der Jüngling unbeweglich vor Erſtaunen: dann kehrte er zum Fahrzeuge zurück, und hinterbrachte den Schiffern das wunderbare Entfliehn der Göttin, ohne doch ihres Geſchenks zu gedenken: und alle, von frommem Schauer getrieben, flehten ſie demüthig an, ihnen auch abweſend und auf ihrer Heimfahrt nach Lesbos gnädig zu ſeyn. Sie erreichten es unter günſtigem Winde, und kaum war das Schiff im Hafen von Mitylene gelandet, als Phaon, der während der ganzen Ueberfahrt bei ſich überlegt hatte, welche Götterkraft wohl in dem engen Gefäß verſchloſſen ſeyn möchte, voll Ungeduld ans Ufer ſprang, getrieben vom Verlangen, den Verſuch zu machen; denn er erwartete nur wohlthätige Wirkungen von dem Götterbalſam. Er gieng alſo geradeswegs zu ſeiner Wohnung; und ſobald er ſeinen bejahrten Vater, der ihn immer mit banger Sehnſucht erwartete, wieder umarmt hatte, zog er ſich, ohne ihm die erlebte Erſcheinung erzählt zu haben, um nicht die Ruhe ſeines Gemüths durch ungewöhnliche und überirdiſche Wunderzeichen zu ſtören, in ſein Gemach zurück, als verlange ihm auf die

Stürme der Seefahrt nach Ruhe. Sobald er allein war, und die Thüren verriegelt hatte, hob er, feſt entſchloſſen, den ungewiſſen Verſuch zu wagen, im Gemüth zwiſchen Furcht vor der Götterkraft und zwiſchen Hoffnung irgend eines außerordentlichen Glücks getheilt, mit zitternder Hand und unverwandten Augen den Deckel vom Gefäß. Der ſüßeſte Duft hauchte ihn aus dieſer Urne an; in Vergleich mit dem der Wohlgeruch der Violen ſchaal erſchienen wäre, und wären ſie feucht geweſen vom Morgenthau, und angeregt vom linden Hauche des Weſtes, der ihren Duft durch den heitern Frühling verbreitet. Ein ſo anlockender Anfang ermuthigte den Jüngling, die Befehle der Göttin mit erhöhter Zuverſicht zu vollziehn; und ſo tauchte er die äußerſte Spitze des Zeigefingers von der rechten Hand ins Gefäß, und ſalbte mit ihr die linke, geſpannt in Erwartung deſſen, was erfolgen würde. Aber kaum hatte die Salbe ſich über die gebräunte Hand verbreitet, als die dunkle Farbe derſelben, wie ſie bei denen zu ſeyn pflegt, die den heißen Seelüften ausgeſetzt ſind, ſich in das friſcheſte Lilienweiß verwandelte; und zugleich wurde ſie ſo zart und weich, daß ſie ihm jemand andern anzugehören ſchien, als er ſie mit ſeiner rechten berührte. „Was aber," rief Phaon aus, halb erſchreckt von der

wunbervollen Umgeſtaltung, „was ſoll ich mit einer Hand machen, die von der andern ſo ſehr verſchieden iſt, daß ihre Schönheit ſelbſt, wie ein unnatürliches Abzeichen, zur Misgeſtalt wird? Jetzt muß ich alſo durchaus die Vollendung des verheiſſenen Glücks verſuchen.“ So ſprach er, und warf ſein Gewand von ſich; und nachdem er die Hand reichlicher mit dem Balſam gefüllt hatte, verbreitete er ihn über die Bruſt. Da er hier daſſelbe Wunder wahrnahm, verwandelte ſeine Hoffnung ſich in Gewißheit, und er ſalbte ſich nun auch den übrigen Leib.

Schwerlich ließen ſich Worte finden, um lebendig auszudrücken, mit welcher Wonne der Jüngling unter ſeinen eigenen Händen die blühendſte Jugend, und das reinſte Ebenmaß aller Glieder, ſo wie zuletzt auch der Züge des Antlitzes entſtehen ſah: Als er ſich darauf in einer glänzenden Tafel wohl geglätteten Erzes betrachtete, ſtrahlte ihm aus ihr ſeine eigne Geſtalt entgegen. Dem Narkiſſos gleich ſchwelgte er unerſättlich in ſeiner eigenen Schönheit, und wirklich war ein ſolches Wohlgefallen an ſich ſelbſt der Entſchuldigung werth, ſo ſehr es auch gemeiniglich jedem andern zu misfallen pflegt; denn die Anmuth, welche ein Geſchenk der Natur iſt,

wächst und bildet sich mit uns von Tag zu Tag, und darum stumpft sich der Sinn für sie, wie für ein gewohntes, alltägliches Gut, leicht ab: aber eine unvorhergesehene, göttliche Schönheit, die in wenig Augenblicken eine nicht schöne Form durchdringt, muß den Umgestalteten, in sich selbst fremd Gewordenen zum Bewunderer seiner Gestalt machen. Sobald Phaons Staunen etwas ruhiger geworden war, erhob er sein Flehen zur Aphrodite, daß auch die Folgen des köstlichen Geschenks, welches sie ihm verliehen habe, wohlthätig seyn möchten. Aber unfähig, ein so erfreuliches Glück länger zu verbergen, und voll Ungeduld, dasselbe Erstaunen bei andern zu erregen, das er an sich selbst erfahren hatte, nahm er aus einer Kiste die zierlichsten Gewänder, hüllte sie um seine Glieder, und stellte sich mit wohlgefälligem Selbstbehagen seinem Vater dar. Aber dieser würde ihn nicht wieder erkannt haben, hätte er nicht seine unverwandelt gebliebene Stimme und zugleich sein ganzes außerordentliches Abenteuer mit jeder Einzelheit vernommen. Und hier mögen diejenigen, denen selbst Söhne geboren wurden, erwägen, welche Wonne der Vater empfand, als er sah, daß die Götter selbst sein Geschlecht durch himmlische Kraft hatten verherrlichen wollen. In der That ist auch die Freude der Aeltern beim Anblick ihrer, mit

ſchöner Geſtalt ausgeſtatteten Kinder ein angeborenes Wohlgefallen, indem ſie ſich als Urheber beifallswerther und geprieſener Werke betrachten; darum konnte auch der alte Schiffer ſeine Augen nicht von Phaon wenden, und was ſein Staunen erhöhte, je genauer er des Sohnes Züge betrachtete, deſto mehr erkannte er die früheren, nun aber vollendeten wieder. Dies ſchien ihm eine beſondere Gunſt der Göttin auch gegen ihn; denn er genoß die Trefflichkeit der neuen Schönheit ſeines Sohnes um ſo mehr, als er in ihr die gewohnten Züge der Familienähnlichkeit erblickte.

Weimar.

Paſſow.

III.

Ueber Wortmengerei von K. W. Kolbe.

Vorwort.

Das im Jahr 1806. (bei Reclam) erſchienene Werk über Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache gehört anerkannt

zu den lehrreichſten kritiſchen Forſchungen, *) die wir über unſere, an Bildungsfähigkeit und eigenthümlicher Wortfülle keiner andern Schweſter oder Halbſchweſter weichenden, Sprache beſitzen. Der Verfaſſer dieſes trefflichen Werks, der ſich damals noch nicht genannt hätte, iſt ſeitdem allgemein bekannt worden. Es iſt Hr. Karl Wilhelm Kolbe in Deſſau, der zwei, ſonſt ſelten ſich einigende Eigenſchaften beſitzt, ein ſeltener Künſtler mit der Radiernadel für die Landſchaftsmalerei und ein gründlicher und geiſtreicher Schriftſteller, ausgeſtattet mit alter und neuer Sprachkunde, zu ſeyn. Der wackere Wort- und Bildkünſtler, aufgemuntert durch den unzweideutigen Beifall, den ſeine Schrift von allen Kennern erhielt, legte die Hand an eine neue vervollſtändigte und geordnetere Ausgabe. Als er aber an die Note kam, und über die uns ſo feſt anklebende Wortmiſcherei einige Worte geſagt hatte, drängten ſich ihm ſo viele Beiſpiele und Betrachtungen über dieſen Erbfehler unſerer geleſenſten Schriftſteller auf,

*) Wir vermiſſen die Anführung dieſes Werks ungern in dem ſo eben erſchienenen zweiten Theil des Adelungſchen Mithridates, vom Prof. Vater mit unvergleichlicher Treue fortgeſetzt und ausgearbeitet, da wo S. 294. die Literatur unſerer Sprache ihren Hauptwerken nach aufgeſtellt iſt.

daß die Ausführung derselben bald zu einer eigenen Abhandlung erwuchs. Er entschloß sich, diese als Vorläufer der zweiten Ausgabe seines größern Werks besonders abdrucken zu lassen. Sie ist in der letzten Messe mit der Aufschrift: „über Wortmengerei, Anhang zu der Schrift über den Wortreichthum der teutschen und französischen Sprache von K. W. Kolbe" (Leipzig 1809. bei Reclam, 114 S.) erschienen, und wird gewiß der Aufmerksamkeit aller, die in unserer Sprache unser heiligstes und nun auch fast einziges Erbgut erkennen, nicht entgehen. Möge sie nur auch überall da, wo man, um mit unserm Verfasser zu reden, im Element der Wortmischerei noch nicht steif geworden ist, und aus demselben nun nicht mehr heraustreten kann, volle Beherzigung und — Anwendung finden. Der Verfasser drückt sich in einem seiner Briefe darüber folgender Maßen aus: „Daß die Wortmischung in unserer Sprache roher und barbarischer und geistloser beschaffen ist, als in irgend einer andern gebildeten Sprache, glaube ich bis zum handgreiflichen erwiesen zu haben; dennoch bin ich weit entfernt, mit der Hoffnung mir zu schmeicheln, daß meine Schrift das Heer unserer Schreibenden bekehren werde. Theils hat das Uebel schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, theils scheint überhaupt der Teutsche für Frei-

heit und Schicklichkeit des Ausdrucks weniger Sinn zu haben, als andere Nationen. Letzteres beweist schon unsere schlottrige Gesellschaftssprache, die ihren Inhalt hinschüttet, unbekümmert um das wie. In den Kritiken der Franzosen gilt der Styl für eine Hauptsache mit. Dieser wird von allen Seiten beleuchtet und mit Gründen entweder gelobt oder getadelt. Unsere Recensenten übergehen den Ausdruck entweder ganz, oder sie sprechen ein allgemeines, das heißt, ein nichts sagendes, Wort darüber aus. Man wird mir Heftigkeit vorwerfen. Aber gegen das, was ich für schlecht erkenne, habe ich einen so erbitterten Haß, daß ich entweder gar nicht darüber schreiben muß, oder wenn ich darüber schreibe, nicht anders als heftig und leidenschaftlich schreiben kann. Schlimm wäre es nun freilich, wenn ich diesen bittern Ton an ein bloßes Gespenst ausgelassen hätte. Doch ich habe hier neben meinem, wahrlich nicht erkünstelten Gefühl, noch den Consensus gentium für mich, und dies kann mich beruhigen."

Beim Durchlesen der schon gedruckten Schrift wurde es dem rastlos fortschreitenden, in seinen Forschungen nie still stehenden teutschen Mann bald hell, daß er einen Umstand, auf den es hier vorzüglich ankam,

den Umstand, daß durch die Wortmischung die Einheit der Sprache gänzlich zerstört wird, nicht genug herausgehoben habe. Er sucht diesem Mangel durch Zusätze abzuhelfen, und wünscht diese Zusätze in dieser Zeitschrift abgedruckt zu sehen, die schon im vorigen Jahrgang (Februar S. 96—114.) gehaltreiche Ergänzungen zu dem Werk: über Wortreichthum aus der Feder des Verf. aufgenommen und dadurch, wie uns unverwerfliche Zeugnisse kund thaten, manchem Leser, der in dieser Zeitschrift nicht bloß leere Unterhaltung sucht, ein Vergnügen machte. Auch die folgenden Zusätze werden gern gelesen werden und auch ohne die Schrift, auf welche sie sich zunächst beziehen, zur Seite liegen zu haben, verständlich seyn. Brächten sie übrigens zugleich die Wirkung hervor, daß die Schrift selbst von diesem und jenem früher in die Hand genommen und reiflich erwogen würde, so wäre das fungar vice colis, welches der Verf. dort zu seinem Wahlspruch gemacht hatte, um so besser und schneller erreicht.

Böttiger.

Wie wir Ableitungssilben aufgenommen haben aus Sprachen, die mit der unsrigen durchaus in keiner Berührung stehen, so haben wir auch —

Ich will mich nicht in die ganze weitläuftige und in verſchiedener Rückſicht wichtige Frage einlaſſen, unter welchen Umſtänden und Bedingungen man ein pflichtmäßiges Verhalten auf irrige Vorſtellungen gründen oder darauf gegründet laſſen könne? Aber ein nah angrenzender Gedanke hat ſich ehedem in meiner Seele entwickelt, wovon ich die Geſchichte und das Reſultat itzt anzeigen will.

Agathias hatte für ſeine Kalliſte Bäume gepflanzet. Als ſie zum erſten male Früchte trugen, ſtarb Kalliſte, noch ehe die Früchte zur Reife gekommen waren. Und Agathias, ſonſt von ernſthaftem aber zärtlichem Gemüthe, kan ſich nicht entſchlieſſen von dieſen Früchten zu eſſen. Bey der erſten Gewahrwerdung dieſer Gemüthsbewegung will er ſich ſeine Schwachheit verweiſen. Doch bey öfterer Beobachtung entdeckten ſich ihm Gründe und Folgen, um deren willen er ſein Urtheil änderte. Eben dieſe Empfindlichkeit, welche die für die Geliebte beſtimmten Früchte ihn nicht koſten ließ, eben die Illuſion der Phantaſie, die ihm dieſelbe als gegenwärtig, als ſeine Begleiterin und Beobachterin vorſtellte, hatte auf das ganze moraliſche Gefühl und Betragen des Agathias einen merklichen vortheilhaften Einfluß, beſchleunigte wenigſtens den Eindruck der vernünftigen Vorſtellungen, half die widrigen Vorſtellungen ſchneller unterdrücken, und machte die Pflicht angenehmer.

denn ein Fehltritt verleitet zu dem andern — Biegungsſilben des Auslands (das Factum, des Facti, dem Facto, die Facta, der Factorum, den Factis; der Codex, des Codicis, die Codices; ꝛc.) das Bürgerrecht eingeräumt. Biegungen ſchließen ſich als Elemente der Rede an die Silben der Ableitung an, und was von dieſen, das gilt auch von jener. Wenn es ungereimt und barbariſch iſt, fremden oder wilkürlich zuſammengedrehten Ableitungsſilben freien Zugang zu verſtatten, ſo mus es nicht minder ungereimt, nicht minder barbariſch ſeyn, fremden Biegungsſilben die Thore zu öfnen.

Den Biegungen iſt faſt noch mehr als den Ableitungsſilben die reinſte Anſchaulichkeit unentbehrlich, weil ſie die beſtimmteſten Beziehungen auszudrücken haben. Man begreift kaum, wie man hat auf den widerſinnigen Einfall kommen können, in eine Urſprache Biegungen des Auslands einzuführen, — alſo etwas, das nur in ſeinem Element lebendige Kraft haben kann, und in jedem andern zum nichtigen Schall wird. Was mag ſich der Ungelehrte, was mag ſich ein Frauenzimmer (und auch für dieſe ſchreibt ja doch der Schriftſteller), bei Formen, wie i, o, um, orum, is, em, ibus etc. wol denken?

Der Artikel, meint man, deutet die Beziehungen ſchon hinreichend an. Dann ſind ja die ſteifen Biegungen überflüſſig; und was in einer Sprache, ohne zum Schönen beizutragen, überflüſſig iſt, kann doch wol nur ſchlecht heißen. Auch gibt es Fälle, z. B. bei Eigen-Namen, wo der Artikel wirklich fehlt.

Für die Gelehrten iſt die Beziehung nun zwei Mal vorhanden, lateiniſch und deutſch, im grellſten, ſchreiendſten Gegenſaz, und der Ungelehrte vermag ſich aus dem labyrinthiſchen Silbengewirr nicht herauszufinden. Da er die Bedeutung dieſer Endformen nicht faßt, da ſie ihm nur todter Klingklang, ein unverſtändliches Abrakadabra ſind, ſo weis er ſie nicht an ihre Stelle zu bringen, und läuft Gefahr, wo er ſie gebrauchen will, bei jedem Schritt auf das lächerlichſte zu ſtolpern.

Anders war es mit den Römern, die doch die griechiſchen Biegungen nur äußerſt ſelten aufnahmen. Sie hatten keinen Artikel, und ſo ſtand ihnen die Beziehung nur ein Mal da. Ferner konnten, weil die römiſchen Biegungen (wie die Ableitungsſilben) urſprünglich größtentheils aus den griechiſchen erwachſen waren, die letzteren die erſteren wirklich ver-

treten; ſie erinnerten durch ihren Gleichlaut den Römer an ſeine einheimiſchen Formen, deren Gehalt ſofort lebendig vor ſeine Seele trat. Endlich wurden ſie faſt nur im wiſſenſchaftlichen Gebiet zugelaſſen, und ſo fand ſich der Ungelehrte zum Gebrauch derſelben nicht aufgefordert.

„Die verſchiedenen Tempora der Verborum, heißt es in einer vielgeleſenen kritiſchen Zeitſchrift, hat der Verfaſſer ſehr richtig erklärt, und bei Unterſcheidung der relativa (relativorum?) Temporum vielen Scharfſinn gezeigt. Eben das muß Recenſent auch von der Erklärung der Casuum, nämlich des Genitivs, Dativs und Accusativs, (warum nicht auch, um wenigſtens folgerecht zu ſeyn, des Genitivi, Dativi und Accusativi?) rühmen.“

Wird ein Fremder es wol für möglich halten, daß mit ſolchen unglaublichen Geſchmackloſigkeiten eine gebildete Sprache noch verbrämt, daß durch ſo ſcheuslichen Unrat nicht blos das Geſpräch des Umgangs bei uns, ſondern ſelbſt der beſonnene Vortrag in Schriften noch befleckt und geſchändet werden darf? —

Eine der wundeſten Stellen der Wortmiſcherei

iſt folgende: Sie hebt die Einheit ihres Elementes auf; ſie zerſtört die Sprache, ſofern dieſe ein in ſich beſchloſſenes gleichgeartetes Ganzes, einen, in allen ſeinen Gliedern harmoniſch gefügten, Körper bilden ſoll; ſie zerſchneidet ſie in zwei Hälften, die bei einem Volke mehr, bei einem andern minder ſchroff und gebrochen aus einander gehn, je nachdem ſie ſelbſt in ihrer Beſchaffenheit und in ihrem geſamten Weſen, hier minder, dort mehr, unbehülflich und barbariſch ſich geſtaltet hat; ſie legt endlich durch Eindrängung fremden Stoffs, der zur Maſſe des Ganzen nicht ſtimt, durch Aufſtellung einer zwiefachen (bei uns gar dreifachen!) Grammatik, eines zwiefachen Zeit- und Tonmaßes, einer zwiefachen Form im Klang der Wörter, den Grund zum Verderbnis, ja zur völligen Auflöſung der Sprache. Die Wortmiſchung iſt alſo, äſthetiſch betrachtet, in ihrem innerſten Weſen ſchlecht. Denn wie möchte, was die Einheit eines Kunſtwerks vernichtet, und ſeiner Natur nach notwendig vernichten muß, wol gut oder ſchön oder auch nur gleichgültig heiſſen können?

Dennoch dürfte bei dem gegenſeitigen Verkehr gleichgebildeter Nationen, wo eine unmittelbar ſich an die andere lehnt; wo der Geiſt der einen an dem

Geiſt der andern ſich gleichſam entzündet, der Gebrauch abheimiſcher Wörter nicht durchaus zu vermeiden ſeyn. Es gibt Fälle, — wo die Lehnfarben uns fehlen; wo unentbehrliches Fremdes, das durch die nähere Bekantſchaft mit angrenzenden Völkern auch bei uns wurzelte, nichts Einheimiſches zu erſezen vermag; wo willkürlich erdachte Formen in den Begriffen Verwirrung erzeugen würden. Iſt es tadelhaft, auf jeden Wink der Bequemlichkeit mit blind zutappendem Grif in frembem Eigentum herumzuwühlen und durch geſezloſes Einſchleppen widerartiger Elemente die Einheit der Mutterſprache von Grund aus zu verwirren, ſo ſcheint es nicht minder tadelhaft, die ſcheidende Linie hier zu ſcharf zu ziehen und jede ausländiſche Bezeichnung, ſie ſey welche ſie wolle, ganz und ohne Einſchränkung auszuſchlieſſen. Die Frage entſteht demnach: Läst ſich zwiſchen beiden Aeuſſeren kein Mittelweg auffinden? Iſt es nicht möglich hier Grenzen abzuſtecken? beſtimmende Regeln feſtzuſezen?

Wir können wol in dieſem Punct nicht ſichrer treten, als wenn wir den Grundſätzen, die die Muſtervölker des Altertums in gleichem Fall befolgten, nachzuforſchen ſuchen. Ihre Sprachen waren Urſprachen, wie die unſrige. Auch iſt in Anſehung

einheimischen Reichtums der Abstand der deutschen Sprache von der römischen (denn die Römer kommen hier zunächst in Betracht, weil die Griechen, als eine Urnation, fremde Bezeichnungen nur äußerst selten aufnahmen) mindestens nicht größer, als der römischen von der griechischen.

Auch die Römer ließen, durch herrisch gebietendes Bedürfnis gedrängt, Wörter des Auslands zuweilen zu; aber fast immer nur als Nothehelf, fast immer nur als vertretende, zum gemeinen Verkehr unentbehrliche Münze, höchst selten als lebendig darstellende, Schönheit im Ausdruck bezweckende Farbe; — höchst selten, sage ich, und nur als Ausnahme, wie der Tonkünstler, um Wirkung zu erzwingen, sich auch wol hie und da einen falschen Griff erlaubt.

Der Verfasser hat in Hinsicht auf den vorliegenden Gegenstand mehrere Stellen im Sallustius, Livius, Tacitus, Cicero mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und die Ausbeute seiner Untersuchungen war im Ganzen diese:

„Wenn die classischen Römer sich fremde Formen erlaubten, so nahmen sie größtenteils nur Neu-

Nennwörter auf; Beiwörter ungleich seltener; seltener noch Zeitwörter und Nebenwörter; Partikeln, außer in Zusammensetzungen, nie."

Partikeln zwar haben auch unsere rüstigsten Wortmischer noch nicht einzuschleppen versucht. Es wäre doch eine natürliche Frage: warum nicht? Sie könten ja, wenn schon nicht für Münze, doch für Farbe gelten.

Oder fühlten sie das Widerwärtige, Geschmacklose, Sprachverwirrende im Gebrauch fremder Partikeln (Bindewörter, Vorwörter; ꝛc. auch der Fürwörter, Hülfszeitwörter, Artikel; ꝛc. (warum fühlten sie es nicht auch im Gebrauch der Zeit- und Bei- und Nebenwörter? im Gebrauch vornämlich fremder Ableitungs- und Biegungssilben, die, wie die Artikel, Hülfszeitwörter, Fürwörter, ꝛc. Elemente der Rede sind?

„Nämlich Nennwörter, als Bezeichnungen der Dinge selbst, begreifen Selbstständiges, Besonderes unter sich. Abgezogeneres und algemeineres Inhalts sind Beiwörter; und noch abgezogeneres und algemeineres Zeitwörter und ihre Nebenbestimmungen, Partikeln, Umstandswörter ꝛc.

In Zeitwörtern und ihren Ableitungen tritt der sehr bedeutende algemeine Begrif der Handlung oder des Zustandes, den sie enthalten, schärfer, bestimter hervor, als in Beiwörtern die minder wichtigen Beziehungen, welche sie aussprechen.

Auch greift grammatisch das Zeitwort durch seine häufigere Wiederkehr, durch die Menge seiner Abwandlungsformen, und weil es mehr oder minder in allen Verbalwörtern sich wiederholt, ungleich kräftiger in die Masse der Sprache ein, als irgend eine andere Wortart: daß demnach der Akten, der hier von einem Teile ausgeht, in vervielfachtem Nachhal durch das Ganze, mehr oder minder vernehmlich, wiederklingt."

Dies gibt uns einen Wink, warum auch bei uns die zeitwörtlichen Formen, zumal mit ihrer ganzen Sippschaft, einen so unaussprechlich widerwärtigen Ausdruck haben: persifliren, (Persiflirung, Persiflage, persiflant, persiflirend, Persifleur, Persiflirer); chagriniren, praestiren, brilliren, (brillant); motiviren, (Motif); reflectiren, (Reflexion, Reflex, reflectirend); moderiren,

(Moderation, moderat); distinguiren, (Distinction); démasquiren, prostituiren, (Prostitution); poussiren, pressiren, (pressant); modificiren, (Modification); disculpiren, discutiren, (Discussion); soulagiren, (Soulagement); aigriren, caressiren, (Caresse); interessiren, (Interesse, interessant, Interessent, — das letztere eine Krüppelform, die weder französisch noch lateinisch ist. Französisch müßte es Interessant oder Intéressé, lateinisch Interens oder Interent lauten. Auch ist hier, wo das Wort sich aus interessiren bildet, die tätliche Form offenbar widersinnig. Denn es sol nicht Einer, der interessirt, bezeichnet werden, sondern Einer, der interessirt ist); ménagiren, (Ménagement); outriren, prévéniren, (prévenant); protestiren, (Protest, Protestation); molestiren, agréiren, (Agrément); reduciren, (Reduction); multipliciren, (Multiplication); dividiren, (Division, Divisor, Dividendus); disgustiren, (dégoutiren; — denn wir haben manchmal die französische und die lateinische Form zugleich); restituiren, (Restitution); frappiren, (frappant.)

Hier sey mir eine Abschweifung erlaubt, — die doch wirklich eine Abschweifung nur scheint. Son-

derbar, daß wir frappant, interessant, brillant, piquant, plaisant, persiflant, génant, imposant, Exulant, Fabricant, cohaerent, incohaerent, competent, stringent, Student etc. ſchreiben, da es, der Analogie gemäs, doch interessirend, brillirend, piquirend ꝛc. nur heißen müste? Oder nehmen wir in Einem und demſelben Zeitwort etwa auch eine zwiefache Abwandlung an, eine deutſche und eine franzöſiſche? Eben ſo gut könten wir intéressé und interessirt, piqué und piquirt, choqué und choquirt, indigné und indignirt ꝛc. ſagen. Nicht minder unanalogiſch iſt es, daß wir aus usurpiren, continuiren, dividiren, restauriren, Usurpator, Continuator, Divisor, Restaurator; aus frisiren, parfumiren, Friseur, Parfumeur; aus collidiren, combiniren, construiren, Collision, Combination, Construction; aus ménagiren, établiren, Ménagement, Etablissement; aus caressiren, Caresse, aus persilliren Persiflage; aus tendiren, Tendenz etc. bilden. Offenbar müste es, wenn man die Form iren einmal als gültig annahm, Usurpirer, Continuirer, Dividirer, Restauriren, Frisirer, Parfumirer, Collidirung, Combinirung, Construirung, Ménagirung, Etablirung, Caressirung ꝛc. lauten, wie Hau-

Ein philoſophiſcher Freund des Agathias, den er ſein Herz und dieſe ſonderbare Miſchung der Empfindungen entdeckte, wollte dieſes erſtlich für Anomalien eines ſonſt gründlichen Geiſtes erklären. Aber eine längere Unterſuchung beſtimmte auch ihn zu andern Urtheilen.

Warum ſollte man ſchimäriſchen Vorſtellungen ſich widerſetzen, wenn ſie nicht nur gute Dienſte thun, ſondern man auch, deſſen, was ſie im Grund ſind; ſich bewußt, ſo oft man nachdenket ihren Wirkungen Einhalt thun kan! Warum ſollten wir von Vorſtellungen, die uns gegen Schande oder Lob, ſo nach dem Tode bevorſtehn, empfindlich machen, mit aller Gewalt uns loßreiſſen, wenn ſie unſern Abſcheu vor dem Schändlichen unterſtützen, unſern Eifer um Verdienſte anflammen? Warum ſollte ich nicht, wenn ich es kan, meine Imagination dazu gewöhnen, nur bey denjenigen Eigenſchaften einer Perſon, die ich pflichtmäßig liebe, zu verweilen, die ſie liebenswürdig und mich glücklich machen, nur dieſe im helleren Lichte mir vorzuhalten, und gefälligen Schatten auf andere Eigenſchaften fallen zu laſſen, die meine Zufriedenheit mindern würden! Ich nährte einen Irrthum, aber wäre mein Verhalten zu tadeln? Ein Dichter, der nicht wenig Philoſoph war, muntert zu dieſem Irrthum wohlmeynend auf. (*)

Zwar

(*) Vellem in amicitia ſic erraremus, et illi Broti nomen virtus poſuiſſet honeſtum.

ſirer, Handtirer, Regirer, Polirer, Barbirer, Caſſirer, Lakkirer, Schattirung, Grundirung, Handtirung, Halbirung, Characterisirung, Regirung, Nuancirung, Gruppirung, Conſolidirung, Iſolirung, Recognoscirung, Détaillirung ꝛc. Ein Beiſpiel unter vielen, wie gedankenlos und roh mechaniſch unſere früheren Wortmiſcher bei ihrem Zuſammenſtoppeln zu Werke geſchritten ſind. Welch' barbariſches, ſprachverwirrendes Durcheinanderwerfen deutſcher grammatiſcher Formen und lateiniſchfranzöſiſcher in Einer und derſelben Wortfamilie! *)

*) Auch in den Wörtern auf izare entſtand eine Verwirrung der Grammatik beider Sprachen; der griechiſchen und der römiſchen: baptizare, baptizatio, baptizatus, baptizans, baptizator, baptista, baptisterium, baptisma, baptismus, baptismalis; etc. und dies iſt wol ein Hauptgrund mit, warum den feingeſinten Römer dieſe Form ſo anwiderte. Dennoch waren Wörter wie baptista, baptismus, baptismalis, etc. im Lateiniſchen erträglicher als im Deutſchen die ähnlichen Ménagement, Construction, Restaurator, Caresse, Friseur, etc. instructiv; weil ſie wenigſtens mit der vaterländiſchen Endung, wenn

Nämlich zu den Wörtern regiren, characterisiren, gruppiren, consolidiren, nuanciren, isoliren, recognosciren, détailliren ꝛc. gab die Grundsprache keine Verbalwörter her. (Isolement ist neuerer Schöpfung). So wurden also jene Männer, da sie diese Abgezogenheiten nicht entbehren zu können glaubten, notgedrungen auf ihre französisch-deutsche Analogie zurükgewiesen. Denn eigenmächtig rein französische Formen zu prägen, mochte ihnen doch wol zu anmaßend dünken. Zu den übrigen Zeitwörtern hatte die Grundsprache wirklich nennwörtliche Ableitungen. Diese griffen sie hastig auf, wie sie sie eben vorfanden, und schlepten sie, weil dies bequemer war, roh und unumgebildet, in unsere

schon nicht mit der, Regel nach hieher gehörigen ausgingen.

Anders verhält es sich mit Wörtern wie thesis, poëta, basis, metaphora; etc. (bei uns Nation, Natur, Religion ꝛc.), zu diesen hatten die Römer kein Zeitwort: so wurden sie nicht veranlaßt, an ihren grammatischen Bau zu denken. Solche Formeln, die ohnehin nur selten vorkommen, konten in ihrer Sprache für bloße Stammwörter gelten. — Triumphus ist nicht aus triumphare herzuleiten, sondern umgekehrt triumphare aus triumphus.

Rede ein, — unbekümmert um ihre Lieblingsform in iren, die ſie ganz vergeſſen zu haben ſchienen. Uebrigens würde Schattation und Grundement, Schatteur und Grundator, ſchattant und grundent, aus ſchattiren, grundiren, nicht ungereimter ſeyn, als Combination, Arrangement, aus combiniren, arrangiren, Friseur, Usurpator aus frisiren, usurpiren; interessant, stringent aus interessiren, stringiren, — oder Zierrateur aus zieren und Lieferant aus liefern.

Die Formen in ant, ent, haben nicht zeitwörtlichen, nur beiwörtlichen Gehalt, erinnert man vielleicht. Allerdings ſind ſie Beiwörter, aber ſolche, die Handlung ausdrükken vermöge der zeitwörtlichen Endung: piquant, was piquirt; frappant, was frappirt ꝛc., und alſo noch immer Teile ihres Zeitworts bleiben. So ſagen wir auch wirklich reflectirend, culminirend, diffamirend, studirend, (hier freilich auch Student, wie dissidirend, und Dissident, génirend und génant, imponirend und imposant, persiflirend und persiflant, inhaerirend und cohaerent, correspondirend, und Correspondent, repraesentirend und Repraesentant etc.; welch ein ſeltſamer Wirwar! —)

characterisirend, collidirend, concrescirend, divergirend, speculirend, impulsirend, motivirend etc., wenn schon hier gleichfals nur beiwörtlicher Gehalt ist. Die Regel müste demnach so lauten: Wenn das tätliche Wechselwort als Zeitwort wirkt, so nimt es irend; wenn es für ein Beiwort steht, abwechselnd, und wie der blind würfelnde Zufal es eben fügt, bald irend, bald ant oder ent als Endung hinter sich. Ein Gleiches gilt von dem leidentlichen Wechselwort, das wir gleichfals aus der Fremde oft herübernehmen — entweder in seiner rohen Gestalt, oder, wenn es der lateinischen Sprache angehört, verkürzt: absolut, obsolet, (obsolescirt); contract, praecis, Attribut, concret, abstract, compact, concis, confus, probat, parat, Illuminat, separat, (separirt); desolat, moderat, (moderirt), direct, abrupt, corrupt, (corrumpirt); abstruses Resultat etc.; Protégé, (protégirt); Parvenu, Apperçu, Employé, Envoyé, Associé etc.

So möchte vielleicht auch die Beibehaltung der französischen Form in den mit ion, esse, age, ment, etc. sich schließenden Verbalwörtern (Combination, Caresse, Persiflage, Etablissement etc.) manchem Freunde des Sprachgewirs als einen

Beweis des Feingefühls unserer älteren Wortmischer sich anempfehlen, weil unter diesen Verbalwörtern einige auf die Handlung, andre auf das durch die Handlung Bewirkte oder auf andre Bestimmungen der Handlung hinweisen. Als ob in unseren Formen in ung derselbe Unterschied der Bedeutung nicht gleichfals stat fände! Als ob Schenkung, Einrichtung, z. B. nicht bald das Schenken, das Einrichten, bald das Geschenkte, das Eingerichtete andeutete! Als ob selbst in Schattirung, Regirung nicht sehr oft dort das Bewirkte, hier das Bewirkende der Handlung gemeint würde!

Noch andere Beispiele jener Verwirrung inländischer und ausländischer Formen bietet unsre, durch Verwahrlosung barbarischer Zeiten herabgewürdigte Sprache dar. So bilden wir aus Friseur, Parfumeur, Gouverneur, Restaurateur, Sappeur, Maraudeur; Farceur, etc. den Zeugefal deutsch: des Friseurs, des Parfumeurs etc.; und die Mehrheit französisch: die Friseurs, die Parfumeurs etc. So: Fourier, Passagier, Officier, Polisson, Etablissement, Raisonnement etc.; des Fouriers, des Passagiers, des Polissons, des Raisonnements

ꝛc.; die Fouriers, die Passagiers, die Polissons, die Raisonnements ꝛc. Aus passager, fourier, officier, muste analogisch Passagirer, Fourirer, Officirer gebildet werden, wie aus barbier, caissier etc. Barbirer, Cassirer ꝛc. So wäre der Uebelstand der französischen Mehrheitsform vermieden worden. Doch was kümmert sich unsere Wortmischerei um Analogie und Regelmäßigkeit und Einheit? Derbe, hausbakkene Brauchbarkeit ist einzig ihre Losung.

Offenbar sind Formen, wie ant, ent, Facti, Facto, Factorum, Codices, Codicum, Codicibus, or, eur, age, ment, ion, esse, Maraudeurs, Raisonnements, moderat, compact, Envoyé, Parvenu, Dividendus, Multiplicandus etc. Formen, die zu einer ganz andern Grammatik gehören, in unsrer Rede ein Staat im Staat. —

Eine Ursprache kann, als ein selbständiges, in sich begründetes Ganzes, von festem, bestimtem, eigentümlichem Charakter nur durch ihre Wörter, den rohen Stof derselben, und durch ihre Formen, die belebenden Bildnerinnen dieses Stofs, bestehn. Zu den letzteren gehören Ableitungssilben und Bie-

gungssilben und Abwandlungssilben wesentlich mit. Drängt man ihr gesezlos fremde Wörter ein, und mehr noch fremde oder wilkührlich erdachte grammatische Formen, so greift man sie in ihrem Körper nicht blos, sondern in ihrem inneren Leben; man greift sie in dem, was sie eben zu einem in sich beschlosnen Kunstwerk, zu einem in allen Teilen mit sich selbst übereinstimmenden Ganzen erhebt, gewaltsam und zerstörend an; sie ist dan wirklich schon nicht eins mehr, sondern zwei. Denn ihr steht nun neben dem ungleichartigen Stof auch j des Mittel zu Gebot diesen Stof nach Wilkühr zu bearbeiten. Sie kan auf fremdem Gebiet sich frei bewegen; und wer mag sie hindern, was sie kan, nun auch zu wollen? Eine solche Sprache wird zuerst Farbe und Charakter verlieren, dan bei zunehmender Mischerei zu einem gestaltlosen Chaos, zu einer todten faulenden Sumpflache aus einander fließen, aus der nach langer Zeiten Umlauf, wan die widerstrebenden, wild zusammengeworfenen Elemente nun endlich ausgegoren und sich einander wieder angeähnlicht haben, unter begünstigenden Umständen eine neue Sprache hervorgehen mag; sie selbst ist keine Sprache mehr. So entstanden die Mischlinge des heutigen Europa, deren Stammütter einst waren.

Doch was Einheit und Ganzheit, und immer wieder Einheit und Ganzheit! Mus denn eine Sprache ein gleichgeartetes, harmoniſch in ſich beſchloſſenes Ganzes eben ſeyn? — Die Frage klingt ſo ſonderbar, daß ſie im Ernſt wol nur Dem zu beantworten wäre, der Beantwortung derſelben im Ernſt verlangen könte. Bei den übrigen gebildeten Nationen würde hier der Fragende und der Antwortende ſich gleich lächerlich machen. Anders iſt es freilich bei uns. — Jezt nur dies: Woher wol die Erſcheinung, daß alle Urvölker ohne Ausnahme ihre Sprachen aus lauter gleichartigen, in Form und Klang übereinſtimmenden Elementen zuſammenſezten; daß alle Nationen, die nicht unmittelbar und gewaltſam von dem Ausland berührt wurden, jeden Ausdruk, ſo ſie etwa aus der Fremde entlehnten, ſofort den Grundformen ihrer Rede anzugleichen ſich beſtrebten: wäre es nicht Wink der Natur, daß Gleichartigkeit und Uebereinſtimmung der Teile hier nicht entbehrlicher Ausſchmuk, ſondern notwendige Bedingung ſey? daß eine Sprache, eine Urſprache zumal, ein mit ſich ſelbſt im Einklang ſtehendes, von Einem Geiſte beſeeltes Ganzes durchaus ſeyn müſſe?

Was aus Einer Form hervorging, aus

dem beſtimten Geiſt eines beſtimten Volks, und wie ein getreuer Spiegel die ihm, und nur ihm, eigentümliche Sinnesart rein und unverfälſcht zurückgibt, dem ſolte Einheit nicht weſentlich ſeyn? das ſolte dieſe Einheit aufgeben können, ohne zu einem unentſchiedenen, charakterloſen Halbding zu verfallen?

Ich frage jeden Unbefangenen, welcher von beiden Sätzen ſeinem natürlichen Gefühl am willigſten entgegenkomt: Eine Sprache ſol und mus, als der Geiſtesabdruk Einer Nation, als eins der höchſten, edelſten Kunſtwerke, die menſchliche Kraft erzeugt hat, ein harmoniſch gefügtes, in allen Teilen zuſammenhängendes Ganzes notwendig bilden? oder: Eine Sprache braucht, wenn ſchon durch ſie ein Volk von beſtimter Anlage als Eine Geſamtheit ſich ausſpricht; wenn ſchon ſie als Kunſtwerk ohne Einheit ſich ſelbſt zerſtört, ein ſolches ebenmäſſig gegliedertes, mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes, in ſeinen Elementen gleichgeartetes Ganzes dennoch nicht zu ſeyn? Zu dem lezteren Satze bekent ſich offenbar und unbedingt, wer ohne irgend ein Geſez mit fremden Formen eine Sprache überſchwemt, — das ganze, groſſe, unüberſehliche Heer unſerer raſtlos geſchäftigen Wortmiſcher.

Zwar — es gibt ſinnreiche Köpfe unter dieſen, lebende dialektiſche Aerzte, die gegen jeden Schaden, ſcheine er auch noch ſo unheilbar, ein kräftig wirkſames Mittel raſch auszuſinnen gewandt ſind; und ſo möchte es wenig befremden, wenn nächſtens Einer aufträte mit dem Beweiſe: daß die Wortmengerei, ſtat eine Sprache als Ein Ganzes zu vernichten, vielmehr die höchſte, blöden Augen nur wenigst bemerkbare Einheit derſelben wirklich erſt erzeuge und begründe.

Ich kehre zu unſeren zeitwörtlichen Unformen zurück: confundiren, (Confusion, confus), acquiriren, (Acquirent, Acquisition), poetisiren, abrutiren, (Abrutissement), nuanciren, (Nuance, Nuancirung), reſtauriren, (Reſtauration, Reſtaurator, Reſtaurateur), ſich prononciren, (Prononciation), influenciren, (aus dem neufranzöſiſchen influencer. Denn es taucht bei den Franzoſen nicht ſobald ein neues Wort auf, ſo brennen uns ſchon die Finger es auf unſern Boden zu ſchleppen); ſich géniren, (Gêne, génant, génirend), ſich geriren, gesticuliren, (Gesticulation, Geste), paradiren, (Parade), ſecundiren, (Secundant), tractiren, (Tractat, Tractirung, Tractament, Traiteur!) ſchwa-

Zwar kan man einwenden, daß zu jedweder wahren Pflicht hinlängliche Gründe in den wahren Beschaffenheiten und Verhältnissen der Dinge sich finden lieſſen, und daß derjenige, deſſen Rechtverhalten Tugend seyn soll, eben durch diese getrieben werden müſſe.

Aber wenn er die aus den wahren Gründen erkannte Pflicht doch nun mit gröſſerer Lust ausübt, beym Einflusse der süſſen Phantasien? Wenn bey der Schwachheit der menschlichen Tugend jedwede unschädliche Beyhülfe nicht schlechterdings verachtet werden darf? Wenn das ganze Triebwerk der menschlichen Natur auf einer unaufklärbaren Vermischung der Empfindungen und Vorstellungen beruht?

Sollten diese Betrachtungen nicht wenigstens Nachsicht und einige Achtung für die durch angenehme Phantasien belebte Tugend zu bewirken im Stande seyn?

Nur eines ist hauptsächlich dabey ein wichtiger Einwurf, daß, wenn die Empfindungen einmal aus dem Gleichgewichte der Wahrheit herausgerückt sind, jedwede Verrückung überall leichter entstehen kan. Die schwebenden Ideen, die nicht auf dem Grunde der einen ewigen Wahrheit befestiget sind, werden leicht zerstreut und in Unordnung gebracht, beym Sturme einer aufwachenden Begierde. Aus dem wohlthätigen elysischen Traume wird leicht eine Seele in tiefen

Schlaf

droniren, (Schwadroneur. Dieſe Form erinnert an Zierrateur), recitiren, (Recitation, Recitativ), corrigiren, (Corrector, Correctheit!) — Es wäre der Unterſuchung wol wert, woher es komt, daß dieſes Wort unter allen ſeinesgleichen: Perfection, Attention, Affection etc. das einzige iſt, das die deutſche Ableitungsſilbe angenommen hat. Wahrſcheinlich erinnerte der Erfinder ſich nicht, daß die Franzoſen das Wort correction — in der Kunſtſprache wenigſtens: la correction du dessin, — auch in dieſem Sin nehmen, und um andere Nebenbegriffe auszuſchließen, ſchuf er ſo ohne weitere Rückſicht auf Analogie dies ἅπαξ λεγομενον in dem ausländiſchen Teil unſerer Sprache); Arrondiren, (Arrondissement), torquiren, (Tortur), emballiren, (Emballage), produciren, (Product, Production, Productivität, Producent), annihiliren, (Annihilation), séquestriren, (Sequester, Sequestration), détailliren, (Détail, Détaillirung, Détailleur), divulgiren, protégiren, (Protector, Protection, Protégé), privilegiiren, Privilegium, Privilegiirung, Privilégié) requiriren, inquiriren, (Inquisition, Inquisitor), praesumiren, praedominiren, choquiren, (choquant), tumultuiren, (Tumul-

tuant), cajoliren, praepariren, administriren, praesentiren, placiren, déplaciren, (Déplacement), affectiren, (Affectation), afficiren, (Affect, Affection), affichiren, (Affiche), affiliiren, brouilliren, (Brouillon), débrouilliren, (Débrouillement), embrassiren, (Embrassade), embarassiren, (Embarras, embarrassant) cassiren, intimidiren, subtilisiren, applaudiren, (Applaudissement, Applaus), tendiren, (Tendenz), digeriren, (Digestion), deliriren, (Delirium), ennuyiren, (Ennui, ennüyant), découragiren, (Découragement), Studiren, (student, studios, Studium, studirend), assimiliren, engagiren, (Engagement), adhaeriren, (Adhaesion) inhaeriren, (inhaerent), attestiren, (Attest), cadenciren, (Cadenz, Cadence), influiren, (Influenzi), documentiren, (Document), pulverisiren, sentiren, (Sentiment, sentimental, Sentimentalität, Sentenz); falliren, (Falliment), assentiren, (Assentiment), turbiren, excusiren, (Excuse), recusiren, pulsiren, impulsiren, (Impuls), arrêtiren, (Arrest, Arrestation, Arrestant, nach der altfranzöſiſchen Rechtſchreibung arrester. Es iſt überflüſſig zu bemerken, daß Arrestant analogiſch nicht den Verhafteten bezeichnet,

zeichnet, ſondern den Verhaftenden), cabaliren, (Cabale), indigniren, (Indignation), imponiren, (imponirend, imposant), insistiren, coliren, (Cultus, Cult. — Welchen feineren Ein empört hier nicht ſchon das Buntſcheckige der Ableitungen, die aus Einer Form, iren, bald franzöſiſch, bald lateiniſch ſich bilden: Geste, Charge, Dezoute, Raisonneur, Raisonnement, Plaisanterie, frappant; etc. Impuls, Studium, Delirium, Cultus, Postulat, Protector, Potenz, Affect, etc!) adjungiren, (Adjunctus, Adjunct), tituliren, (Titel, — wie Sequester, Register, etc. Titulatur;) aboliren, (Abolition) floriren. cultiviren, (Cultur), plaisantiren, (Plaisanterie), civilisiren, commandiren, (Commandant, Commando!) recommandiren, (Recommendatiòn), instruiren, (Instruction, Instructor, instructiv, Instrument), raisonniren, (Raisonnement, Raisonneur, raisonnirend, raisonnabel), postuliren, (Postulat), agiren, (Action, Agent, Activität, activ, Acteur, Actus, Act), reagiren, (Reaction, Reagent) potenziiren, (ein abſcheuliches Wort. Potenz — von potentia. Ein Frauenzimmer möchte es von potence herleiten), (incommodiren, admittiren, offendiren,

changiren, (Changement), rangiren, arrangiren, (Arrangement), divagiren, invitiren, (Invitation), irritiren, isoliren, (Isolirung), complimentiren, (Compliment), tergiversiren, provociren, abrégiren, (abbreviiren), brigiren, (Brigue), limitiren, approviantiren (Proviant), desertiren, (Desertion, Deserteur), recognosciren, (Recognoscirung), déployiren, (Déployement), approvisionniren, (Approvisionnement), bivouaquiren, (aus bivouaquer, das die Franzoſen ſelbſt zuerſt umgebildet von uns entlehnten, und das wir ihnen dan mechaniſch in ſeiner neuen Form, unumgebildet, wieder abnahmen. Eben ſo bekamen wir die guten altdeutſchen Wörter blamen, trotten, galoppen in veränderter Geſtalt: blamiren, trottiren, galoppiren, von ihnen zurük. Méprisiren, von miſpreiſen, ſchreibt man noch nicht, doch wird es im Umgangsgeplauder nicht ſelten bereits gehört), ranzionniren, (von rançonner, mit lateiniſcher Ausſprache und Umbildung der Laute: nächſt dem oben angeführten schwadroniren wol das einzige Beiſpiel dieſer Art in zeitwörtlichen Formen; — Ranzion), avanciren, retiriren, (Retirade, Retraite), chargiren, (Charge), attaquiren, (Attaque), déroutiren, (Déroute), débandiren etc.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Ein Brief von Klopstock.

Als im Jahr 1800 Klopstock die Prachtausgabe seiner Messiade nach Pforte schickte, deren Zögling Er bekanntlich war, so begleitete Er dieses herrliche Geschenk mit einem Briefe an den damaligen Rector Heimbach, worin sich seine dankbare Liebe zu der Pflegerin seiner Jugend auf eine rührende Weise aussprach. Er hatte unter andern den Wunsch geäußert, daß einer der würdigsten Schüler einige Frühlingsblumen mit leiser Nennung des Namens Klopstock auf das Grab seines unvergeßlichen Lehrers, Stübel, streuen möchte. Es wurde eine angemessene Feierlichkeit veranstaltet, und die Beschreibung nebst jenem Briefe gedruckt. Wie innigen Antheil der ehrwürdige Greis an dem Schicksal der Schule nahm, der er seine erste Bildung verdankte, bezeugten einige folgende Briefe. Einer von diesen, der noch nicht gedruckt ist, verdient um so mehr die öffentliche Bekanntmachung, da er des großen Mannes Gedanken über die Declamation, oder wie er es genannt; wissen will, die Sprechung, enthält, die in unsern Tagen um so mehr beherzigt werden möchten, wo,

wie in den alten Zeiten die Rhapſoden, Männer und Frauen umherziehn, mit dem lebenden Wort, wie Schiller ſagt, horchende Völker entzückend. — Der Dichter hat ſich auch hier nicht verläugnet. Das dieſem Briefe eingewebte Epigramm iſt eines ſeiner ſinnvollſten und ſchönſten. Sehr Vieles ließe ſich wohl über das, was Klopſtock andeutet, ſagen; doch ich enthalte mich aller Zuſätze, und laſſe den unſterblichen Sänger ſein kräftiges, ächt teutſches Wort allein ausſprechen. Der Brief iſt übrigens mit allen ſeinen Eigenheiten diplomatiſch genau vom Original copirt.

Pforte.

C. C. G. Schmidt.

Herr Klopstock an Herr Heimbach.

Ich habe Ihnen etwas zu sagen, das Ihnen Vergnügen machen wird. Ein Freund von mir hat jedem von 4 Pförtnern, die aus dem Messias vorlesen werden, eine kleine goldne Medaille bestimmt. Jeder liest drei Mahl vor, und jede der 3 Vorlesungen geschieht an einem andern Tage. Der Ungenannte (mein Freund will Unbekannt bleiben) wünscht folgende Einrichtung der Sache: Sie selbst setzen den Tag der Vorlesungen, und bestimmen von ungefähr auch ihre Dauer. Sie nennen die Stelle, wo gelesen werden soll. Vielleicht gefällt es Ihnen, diese zuweilen im Freien, in dem Schulgarten, oder im nahen Walde, anzuweisen. Die Alumnen wählen unter sich (die Obersecundaner sind auch wahlfähig) den jedesmahligen Vorleser. Dieser hat die Wahl der zu lesenden Stellen. Der Lehrer welcher die Woche hat giebt die Medaille. Ich denke, daß die Wählenden nicht übel thun werden, wenn sie sich von denen, welche sie für wählbar, oder auch wohl von denen, die sich selbst dafür halten, vor der Wahl manchmahl vorlesen lassen. Von der Declamazion, oder wie wir es, mich dünkt, nennen sollten, von der Sprechung, hätte ich zwar nicht ganz wenig zu sagen, aber ich schränke mich

auf folgende Bemerkungen ein: 1) den Ton nach Beſchaffenheit des Inhalts nicht ſelten verändert. (Ich drücke mich blos der Kürze wegen als Geſetzgeber aus, der ich doch auf keine Weiſe ſeyn will.) 2) Nichts Geſuchtes, oder Uebertriebenes in der Sprechung. Dieſe ſey ſo, als wenn das Gehörte eben jetzt erſt gedacht, oder empfunden würde. (Die Franzoſen, Italiener, und ſelbſt die Engländer, haben eine gemachte, künſtliche oft verkünſtelte und dadurch zugleich eingeſchränkte, beynahe nichts erſchöpfende Declamazion, die — ⏑ — —) 3) Nach dem Schluſſe des Perioden unterweilen eine nicht ganz kurze Pauſe. 4) Ja keine Aktion, außer etwa der, welcher man ſich im Feuer der Sprechung nicht enthalten kann. 5) Richtige Ausſprache des Deutſchen. 6) Die lange Sylbe nicht vernachläſſigt. Alsdann kommt der nicht zu ſkandirende Vers von ſelbſt heraus. Wie vielbedeutend mir die gute Sprechung überhaupt vorkomme, ſehn Sie aus folgendem Epigramm:

Das Entſcheidende.

Wenn ich die ſchöne Sprechung dir nenne, ſo mein' ich nicht jene,

Die durch erhebenden Ton, künſtelnden, Schmeichlerinn iſt,
Oberrichterinn iſt des Gedichts die Sprechung, was ihr nicht
Ganz ſie ſelber zu ſeyn mächtiger Reiz iſt, vergeht.

Die erwähnten 12 Vorleſungen werden binnen Jahresfriſt gehalten. Das Jahr fängt mit dem nahen August (Julius) 1800 an. Sie empfangen die Medaillen, ſobald man ſolche gefunden hat, die man ſchicken mag. Wenn Sie uns, meinem zu beſcheidenen Freunde, und mir, bisweilen etwa eine kleine Nachricht von einer Vorleſung geben wollen, ſo wird uns dieß, wie Sie ſich leicht vorſtellen, nicht gleichgültig ſeyn.

Wir haben auch nichts dawider, wenn einer der Wählenden den Auftrag der Nachricht bekommt. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Hamburg d. 14 May 1800.

P. S.

Sie ſind Verredner einer Ode geweſen, die mir auch deswegen gefiel, weil ſie keine ambitiosa

ornamenta hat. Liebt unſer Küttner vielleicht das Vorleſen?

Anmerk. d. Einſenders: Die vier goldnen Medaillen (nicht klein, ſondern von großem Werthe) wurden wirklich bald nachher geſchickt, und, der Vorſchrift gemäß, an vier Vorleſer vertheilt. Zugleich überſandte Klopſtock ein Oelblatt vom Oelberge, welches neben der Meſſiade in der Schulbibliothek aufbewahrt wird. Ein Reiſender hatte es ihm aus Paläſtina mitgebracht. Küttner, der in der Nachſchrift genannt wird, war der erwählte Jüngling, der Blumen auf des Lehrers Grab ſtreute und den heiligen Namen ausſprach. Er machte eine teutſche Ode an Klopſtock, deren edle und gemuthvolle Einfachheit Ihm ſo wohl gefiel.

Schlaf verſenket; oder in wilden verführeriſchen Träumen Abgründen zugeführet, wenn ſie ſich einmal dem Schwunge phantaſtiſcher Vorſtellungen überlaſſen hat. Wie ähnlich iſt nicht oft das Ende heiliger Schwärmereyen dem Anfange derſelben geweſen?

Darum will der Stoiker ſo gar nichts von Ueberredung und Leidenſchaft beym Betriebe der Tugend wiſſen; nur auf Wahrheit und ernſte kaltblütige Weisheit Rechtverhalten gegründet wiſſen; der Stoiker, deſſen Syſtem die Ehrfurcht derjenigen, die es ergründen, allemal gewinnet.

Doch ſelbſt der Stoiker erkennt den Unterſchied zwiſchen dem **vollkommenen Weiſen**, dem Ideale, bey deſſen Erreichung wir uns erſt völlig beruhigen und an uns ſelbſt genug haben könnten; und der **gemeinen Tugend**, die man an andern wenigſtens mit Nachſicht beurtheilen muß.

Ohngefähr dieſen Gang hatte die Unterredung Agathias und ſeines Freundes genommen, als ſie bey dem Urtheile ſich vereinigten, **daß man irrigen Phantaſien einigen Einfluß auf ſein moraliſches Gefühl verſtatten könne, wenn man nur die ächten Gründe des Wahren und Guten vorher erkannt, und ſtets dabey das wachſame Auge des Verſtandes auf ſie gerichtet hat.**

* *

V. Anek-

V.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden über Heidelberg.

Voß, der ehrwürdige Dichter und unermüdete kraftvolle Verteutscher der Alten, hat nun, nachdem er noch kürzlich unsere Literatur mit dem Theokrit, Bion und Moschus beschenkt, auch den sanften Tibull lieblich übersetzt, wovon das verkündende Morgenblatt schon eine Probe gab. Dieser soll auf Ostern, (in Tübingen, bei Cotta) mit Anmerkungen herauskommen, und zugleich die zerrissenen Elegieen im beigedruckten Originaltext herstellen. Vossens jüngst (in Mannheim bei Schwan und Götz erschienene) berichtigende Briefe über den Dichter Götz und Ramlers Herausgabe desselben, geben interessante Aufschlüsse. Professor Voß, welcher, — eine allzu seltne Erscheinung — die väterliche Bahn so rühmlich schon betreten, hat mit besonderem Fleiße und scharfem Blicke in den Genius der Alten, eine gediegene metrische Uebersetzung des Aeschylus zu liefern unternommen, die zur Hälfte bereits fertig ist; auch hat derselbe jüngst während der Ferien, den Macbeth in des Originals Metrum übersetzt.

Alſo werden die Fluren des Wiſſens und der ſchönen Künſte, hier im neuentblühten Neckar-Athen, emſig genug angebaut. Unter der einſichtsvollen Curatorſchaft eines hochverdienten Muſageten, des Geh Raths Grafen von Wenzel-Sternau in Carlsruhe, ſteht nun das verjüngte wiſſenſchaftliche Heidelberg, das unter ſeiner weiſen und ſorglichen Leitung, gewiß immer ſchöner fortblühen und gedeihliche Früchte bringen kann. Auch dem vormaligen, hier wohnhaft geweſenen Lenker des Inſtituts, dem Geh. Rath von Reitzenſtein, der ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen nach dem ſüdlichen Frankreich reiſete, iſt man hier Dank und ſorgſame Pflege ſchuldig. Heil jedem guten Fürſten, der die Muſen liebt und wieder von ihnen geliebt wird, und Heil auch Badens Carl.

Inhalt

Seite

I. Die Weihe des Maimonds. 3

II. Sapho von Mitylene. 22

III. Ueber Wortmengerei von K. W. Kolbe. . . 38

IV. Ein Brief von Klopstock. 67

V. Auszug aus dem Briefe eines Reisenden über Heidelberg. 73

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius 1809.

I.

Aus Shakesſpeares Cymbeline. *)

Vierter Act. Vierte Scene.

Belarius.

Erhabene Natur, wie präſt du dich
In dieſen jungen Prinzen ab! Sie ſind
Sanft wie die Weſte, die um Veilchen koſen,

*) Shakesſpear galt ſeit dem Aufblühn unſerer Literatur für die wohlthätigſte und wirkſamſte Ueberſetzerſchule. Man ſehe, was ein vollaiftiger Beurtheiler über Wieland's Ueberſetzung und ihren

Und nicht ihr ſüßes Haupt erſchüttern; aber
Auch rauh, reizt man ihr fürſtlich Blut, gleichwie
Der Sturmwind, der des Berges Fichte beim Wipfel
Faßt und ins Thal ſie beugt. 'S iſt wunderbar,
Daß ein verborgner Trieb zum Königsſinn
Sie führt, zum nicht erlernten Ehrgefühl,
Zur Höflichkeit, die ſie nicht ſahn von andern,
Zum Muth, der wild in ihnen wächſt, doch Früchte
Schon bringt, als wär' er eingeimpft. Indeß
Begreif' ich nicht, was uns Cletens Hierſeyn
Bedeutet, was ſein Tod uns bringt.

Guiderius (tritt auf.)

Guiderius.

Wo iſt
Mein Bruder? Cletens Haupt ſandt' ich ſtromab
Zur Mutter hin. Sein Rumpf iſt Geißel, daß er
Heimkehren wird.

(Feierliche Muſik.)

Einfluß auf unſere Literatur im 2ten Stück des 3ten Bandes der Beiträge zu Sulzer treffend bemerkt. Darum werden Verſuche, dieſen Dichter uns durch möglichſt treue und annähernde Ueberſetzungen wiederzugeben, ſtets willkommen ſeyn. Der Sprach- und Sachkundige Verfaſſer dieſes Verſuchs wird bald ſelbſt entdecken, wo Steigerung und wo Milderung noch mehr die Farbe des Urbildes erreichen, wo die Feile noch einige Striche zu thun haben wird. B.

Belarius.

Mein künſtlich Inſtrument!
Horch, Polydor! es tönt! Doch welchen Grund
Hat Cadwal es in Gang zu bringen? Horch!

Guiderius.

Iſt er im Hauſe?

Belarius.

Eben gieng er fort.

Guiderius.

Was mag es ſeyn? Seit meiner Mutter Tod
Ward es nicht mehr gehört. Was feierlich,
Muß man zur Feier auch nur brauchen. Denn
Triumphe über nichts und nicht'ges Klagen,
Iſt Affenfreude nur und kind'ſches Zagen.
Iſt Cadwal toll?

(Arviragus tritt auf, Imogen feſt in ſeinen Armen haltend.)

Belarius.

Da kömmt er her,
Und trägt den Trauergrund in ſeinen Armen,
Weshalb wir ihn geſchmäht.

Arviragus.

Todt iſt der Vogel,
Den wir ſo ſehr geliebt! Ich wäre lieber

Von ſechzehn Jahr zu ſechzig hingeſprungen
Und hätte jene Zeit des Sprungs die Krücke
Getragen um den Anblick.

Guiderius.

Süß:, ſchöne Lilie!
Mein Bruder trägt dich nun nicht halb ſo ſchön,
Als du vorher dich ſelber trugſt.

Belarius.

O Schwermuth!
Wer konnte deine Tiefe je ergründen?
Den Strand entdecken, wo dein träges Schiff
Ausruhte in der Bucht? — Du ſelig Weſen!
Was für ein Mann wärſt du vielleicht geworden?
Doch ſüßer Knabe, du ſtarbſt an der Schwermuth. —
Wie fandeſt du ihn?

Arviragus.

Narr, wie ihr ihn ſehet.
Lächelnd, als kitzelt' ihn im Schlaf 'ne Fliege
Und nicht des Todes Pfeil; die rechte Wange
Auf einem Kiſſen ruhend.

Guiderius.

Wo?

Arviragus.

Am Boden.

Die Arme feſt verſchränkt. Ich dacht' er ſchlief
Und zog die ſchweren Schuh' aus, daß ſo laut nicht
Ertönten meine Tritte.

Guiderius.

Ja er ſchläft nur.
Da er hin iſt, wird ihm ſein Grab ein Bett,
Und Elfen tanzen rund um ſeinen Hügel —
Dir nahet kein Gewürm.

Arviragus.

Mit ſchönen Blumen
So lang es Sommer iſt und ich hier bin
Will ich dein Grab beſtreun. Die ſoll nicht fehlen
Die Blume, bleich, wie dein Geſicht, die Primel;
Die Aglei, blau wie deine Adern, nicht
Der Hagebutten Laub, das kaum an Süße
Dein Athem übertraf. — Rothkehlchen würden
Mit liebevollem Schnabel — (der die Erben
Beſchämt, die reichen, die ſelbſt nicht ein Denkmal
Den Vätern ſetzen!) — dir dies Alles bringen
Und warmes Moos dazu, wenn Blumen fehlen,
Dein Grab vor rauhem Sturm zu ſchützen.

Guiderius.

Laß ab,
Und ſpiel' in Buhler-Worten nicht mit dem,

Was heilig iſt. Komm laß uns ihn begraben
Und nicht durch Lob aufſchieben unſre Pflicht. —
Zum Grabe dann.

Arviragus.

Wo legen wir ihn hin?

Guiderius.

Bei der Euriphile der Mutter.

Arviragus.

Gut:
Und laß uns, Polydor, da unſre Stimmen
Nun männlich tief ſind, ihm ein Grablied ſingen,
Wie unſrer Mutter einſt; die Weiſ' und Worte,
Nur ſtatt Euriphile, Fidele.

Guiderius.

Cadwal,
Ich kann nicht ſingen. Weinend will ich's ſprechen,
Denn ärger ſind, mißtautend, Trauertöne,
Als wie der Prieſter Lüge.

Arviragus.

Nun, wir ſprechen's.

Belarius.

Ein größrer Gram heilt kleineren. Denn Cloten
Vergeßt ihr ganz. Er war Sohn einer Kön'ginn,

V.

Anekdote.

Als Rousseau nach Mottier Travers geflüchtet war, beschäftigt' er sich damit, zwischen jungen Mädchen im Grase zu sitzen, und Schnürbänder zu machen. Ein Frauenzimmer, das heyrathen wollte, bat sich eins auf ihren Hochzeit-Tag aus. Rousseau schickt' es ihr, mit folgendem Briefe:

„Hier haben Sie, Mademoiselle, das schöne Geschenk, welches Sie verlangten. Sollte daran etwas überflüßig seyn; so sorgen Sie, als eine kluge Haushälterin, dafür, daß es bald genutzt werden könne. Tragen Sie, unter guten Vorbedeutungen, dieses Sinnbild der Bande von Sanftmuth und Liebe, womit Sie Ihren glücklichen Gemahl umschlingen werden; und bedenken, daß es von eben der Hand gewirkt ist, welche die Pflichten der Mütter aufzeichnete. Ein solches Schnürband tragen, ist so viel, als sich zur Erfüllung jener Pflichten anheischig machen.“

C. J.

Und kam er auch als unſer Feind, bedenkt,
Er hat dafür bezahlt. Gering' und Große,
Wenn ſie verweſen, haben gleichen Staub!
Doch Ehrfurcht, der Schutzengel dieſer Welt,
Trennt hoch und niedrig. Unſer Feind war Prinz;
Nahmt ihr das Leben ihm als unſerm Feind,
Begrabt ihn doch als Prinzen.

Guiderius.

Holt ihn her.
Thersites Körper iſt ſo gut als Ajax,
Wenn beide todt.

Arviragus.

Holt ihr ihn her. Wir wollen
Indeß das Lied herſagen. Fang' an Bruder!

(Belarius geht ab.)

Guiderius.

Es muß Cadwal, ſein Haupt nach Oſten liegen,
Mein Vater weiß den Grund davon.

Arviragus.

'S iſt wahr.

Guiderius.

Komm dann und nimm ihn auf.

Arviragus.

So — nun beginne.

Guiderius.

Lied.

Scheu nicht mehr der Sonne Glühen,
Noch des rauhen Winters Drohn;
Haſt vollbracht der Erde Mühen,
Gingſt zu Haus mit deinem Lohn.
Goldne Buben, Mägdlein werth,
Alles wird in Staub verkehrt.

Arviragus.

Scheu nicht mehr der Großen Mienen,
Haſt erduldet ihre Streiche;
Brauchſt um Brod nicht mehr zu dienen;
Gleich iſt Rohr dir, was die Eiche.
Krone, Weisheit, hochgeehrt,
Alles wird in Staub verkehrt.

Guiderius.

Scheu nicht mehr des Blitzes Strahl;

Arviragus.

Nicht des Donnerkeiles Macht;

Guiderius.

Lob und Tadel allzumal;

Arviragus.

Freud und Leid haſt nun vollbracht.

Beide.

Was der Liebe Glut verehrt,
Alles wird in Staub verkehrt.

Guiderius.

Kein Beſchwörer mög' dich quälen!

Arviragus.

Nie ein Zauber dir befehlen!

Guiderius.

Mögſt du, Geiſt, die Ruh' empfahen!

Arviragus.

Und kein Uebel je dir nahen!

Beide.

Ruhige Vollendung habe,
Nachruhm werde deinem Grabe!

Belarius (tritt auf mit Clotens Leiche.)

Guiderius.

Die Feier iſt vollendet. — Legt ihn nieder.

Belarius.

Hier bring' ich Blumen, mehr um Mitternacht.
Die Kräuter mit dem kühlen Thau der Nacht
Geziemen wohl den Gräbern. — Auf ihr Antlitz. —
Ihr wart wie Blumen, nun verwelkt; ſo auch
Die Blümchen euch geſtreut nach frommem Brauch.

Wehlan, hinweg, und fallt auf eure Knie.
— Die Erde, die ſie gab, nahm wieder beide,
Entnommen nun der Freude und dem Leide.

Kortum.

II.

Gedichte.

An die Tugend.

Tugend, Licht im Erdenthale,
Tochter Gottes, leuchte mir!
Deine Glorie umſtrale
Meine Pfade für und für!

Von der Gottheit Sonnenthrone
Kamſt du, Himmliſche, herab,
Auf dem Haupt die Palmenkrone,
In der Hand den Zepterſtab.

Jedes Laſter niedrer Seelen
Flieht vor deinem reinen Blick
Zu den ewigfinſtren Höhlen
Der Avernus-Nacht zurück.

Wer in deinem Himmelsglanze
Einmal, Tugend, dich geſehn,
Mag ſich im Tarantelltanze
Eitler Weltluſt nimmer drehn.

Dir für ewig zugeſchworen
Hat er Seele, Herz und Sinn,
Fühlt ſich nur für dich geboren,
Geiſterreiche Königin!

Wie ein Gott in Ungewittern,
Steht er frei und feſſellos.
Seine Bruſt kann nichts erſchüttern,
Auch im Unglück bleibt er groß.

Unter deinem Diamantſchilde,
Der mit Flammen ihn verbirgt,
Wandelt er durch Nachtgefilde,
Wo Verderben Völker würgt.

Furchtlos ſieht er Thronen zittern;
Seine eigne Welt biſt du.
Mag der Erdenball zerſplittern!
Nichts erſchüttert ſeine Ruh.

Einſt im dämmernden Gefilde,
Wenn ſein letzter Abend ſinkt,

Wiſt du es, die göttlichmilde
Ihn zur beſſern Welt entwinkt.

Marburg.

Eliſe Sommer, geb.
Brandenburg.

Der Zeiſig und der Goldammer.

Ein Knabe haſcht' einſt einen Zeiſig
Und einen feiſten Ämmerling.
Ein Käfich-Paar im Stübchen hing,
Das flugs die Fremdlinge umfing.
Der Zeiſig war im Singen fleißig,
Im Freſſen war's der Ämmerling.
Wenn jener ſüße Klagelieder
Um die verlorne Freiheit ſang,
So preiſ'te dieſer heitern Klang,
Sah ſtolz auf ſeinen Nachbar nieder,
Und ſpreizte hoch ſein Goldgefieder.
„Wie ſchön, o ſchön des Zeiſigs Lied!
Wie krächzt der Wicht!" rief manches Bübchen,
Das zu Beſuche kam ins Stübchen.
Des Krächzers Neid darob erglüht.

„O, dacht' er, dieſe Ehre, dieſen
Triumph kann ich bald auch genießen.
Ich brauche nur zu wollen, ich,
So ſing' ich mehr als meiſterlich.“
Flugs ahmt' er jedes ſüße Ach
Des Nachbarchens durch Pfeifen nach,
Und milderte die grellen Töne
Des Schreis, den ihm Natur verlieh,
Herab zu ſchmachtendem Geſtöhne.
So trieb er's lange, ſpat und früh,
Und kurz, das goldige Genie
Ward — trotz Minerven! — ganz Copie
Der zarten grünen Sängerin.
Doch welche Schmach erwartet' ihn!
Der Trupp der böſen Jungen lachte,
So oft er nur ſein Liedchen machte.
Einſt fand, dem Käfich zu entfliehn,
Und, huſch! durchs Fenſterloch der Kammer,
Der Zeiſig freien Paß. O Jammer!
Nun hatt' es mit dem Singtalent
Des Virtuoſen ſchnell ein End'.
Aus war das à-la-Zeiſig-Singen.
Unbändig ſcholl der Spötter Spaß.
Wer zählt das Heer von Ämmerlingen
Auf unſrem heutigen Parnaß!

Burl.

Der Schiffer.

Ruhig gleitet mein Nachen
Durch die bläulichen Fluten,
Und mein triefendes Ruder
Blinket im Mondschein.

Feiernd ſingen im Thale
Schnitter und Schnittermädchen,
Und die ländliche Flöte
Tönet von ferne.

Matt vom haſchenden Wettlauf,
Tauchen muthwillige Weſte
Unter ſchwankenden Binſen
Sich in die Fluten.

Rund umgaukelt von tauſend
Blitzenden Funken, wie ſchwebet
Sanft mein Schiffchein hinabwärts
Näher dem Ziele.

Rings verengen die Ausſicht
Düſterbeſchattete Ufer,
Und im Hintergrund ragen
Einſame Ulmen,

Sie, das Ziel meiner Reiſe.
Dort beſtattet das Landvolk

Seine Müden zur Ruhe —
Und ich bin müde.

Wo das weiße Gemäuer
Unter den Ulmen hervorblinkt,
Dort, dort ruhen ſie lieblich
Aus, von den Mühen.

Führ', o Schifflein, mich dorthin,
Wo die Schlummernden ruhen,
Unter die einſamen Ulmen!
Eil', ich bin müde!

Schauend noch einmal zurücke
Auf die durchſchiffete Fläche,
Leg' ich mein Ruder ſtill nieder
Dort, und entſchlummre.

Buri.

III.

Wanderung von Erlangen nach dem Streitberger Thal. *)

Burg Neideck.

Die höchst malerischen Ruinen dieser Burg sind ein Haupttheil jenes Hintergrundes. Dem Schlosse Streitberg gegen über, sobald man die Brücke in der Mitte des Thals hinter sich hat, führt ein verborgener Pfad durch ein junges Buchengehölz hinauf,

*) Möge uns der Verfasser dieser Wanderung in diese romantische Gegenden Frankens, die damals noch Thäler und Höhen des Friedens waren, noch mehrere Bruchstücke aus seinem Tagebuch mittheilen. Er ist durch die verständige und gelungene Verpflanzung der Pestalozzischen Lehrart in eine Hauptstadt des nördlichen Teutschlands und durch reifdurchdachte Schriften darüber und Elementarbücher rühmlichst gekannt. Möge auch auf diesem nicht immer mit Rosen geschmückten Pfad die lieblichste Blüthe, die süßeste Frucht ihm im innern Gemüth da Erquickung darbieten, wo der äußere Lohn nur kärglich zugemessen wird. B.

VI.

Aufgabe eines Preises.

Herr Paſtor Reſewitz in ſeiner vortreflichen Schrift, die Erziehung des Bürgers, zum Gebrauch des geſunden Verſtandes, entwirft von S. 58-64. einen Plan eines Lehrbuchs für Land- und Ackerſchulen. Er beſtimmt darinn weiter:

„Der Innhalt muß ſich auf den Zuſtand „des Landvolks paſſen, und auf ſeine Ge„ſchäfte beziehen. Die Ordnung der Ma„terien muß der Natur folgen; ſo wie ſich „das Leben des Landmannes ſelbſt entwi„ckelt, und der Unterricht für jeden Auf„tritt ſeines Lebens Brauchbarkeit hat. „Der Vortrag muß ſich immer nach dem „Umfange ſeiner Sinne und Erfahrungen „richten, und jede ihm nöthige Lehre allein „durch Erfahrung, Augenſchein, und na„türliche Empfindung faßlich gemacht wer„den. Es muß endlich in der Sprache „des gemeinen Verſtandes geſchrieben, „und (wir ſetzen hinzu) ſo kurz abgefaßt „ſeyn,

auf, aus welchem die Felsenpfeiler geheimnißvoll, wie Geister, hervorschauen, und sich gleichsam zu wundern scheinen, daß ein menschlicher Fuß sich zu ihnen verirre. Ist man aber angelangt, so erblickt man zunächst, aus dem lebendigen Grün vorragend, ein Stück der Burgmauer, die sich in Bruchstücken um den Felsenrand hinzieht, und im Innern derselben Ackerland, mit wildem Gesträuch umkränzt, eine offne Felsenhöhle, auch ein Paar eingestürzte Thürme, deren Fundament noch steht. In den Mauern, die sie mit einander verbanden, sind ebenfalls weite Lücken, durch die man in den innern Burgraum gelangt, der aber ganz mit Schutt und wildem Gesträuch bedeckt ist. In den Tiefen der Thürme sieht man die halbverschütteten Eingänge zu unterirdischen Gewölben und Gefängnissen, in welchen man noch in neuern Zeiten Menschengebeine und Urnen gefunden hat. Es sind die Bilder der Vergänglichkeit und Fortdauer, die hier den Gedanken fesseln. Die allgewaltige Zeit haßt, was sie aus hinfälligem Stoff gebildet; wie herrlich und groß es ist, sie läßt es allein stehen und in sich zerfallen. Sie liebt nur ihr jüngst Geborenes, und wenn sie es gepflegt und gezogen und die glänzende Schöpfung entfaltet, verstößt sie es gleichgültig und fühllos gegen seine Klagen. Die Natur selbst, mit deren

Kraft ſie baut, muß ihr ihre Stürme, ihre Schloſſen, ihre Blitze leihen, um ihr eignes Werk zu zerſtören. Umſonſt klagen dieſe morſchen Steine um ihre prangenden Hallen; um die heiligen Ahnenbilder, die ſie beſchützten; um das geſchäftige Leben, was in ihren Räumen glühte; um die Stimmen der Freude, von denen ſie wiederhallten; um die Liebesarme, die ſich in ihrer Stille umſchlangen; um die Liebesworte, deren ſtumme Zeugen ſie waren. — Nichts giebt ihnen die feindliche Zeit zurück. Sie klagen es dem gleichen Himmelsbogen, der ſie umſpannt, der nämlichen Sonne, die ſie beſtralt, den nämlichen Felſen, die ſie umringen. Und die Natur, die treue, iſt mitleidiger als die Zeit. Sie giebt wieder, was ſie vermag; ſie lockt den Halm aus dem Schutt hervor; ſie pflanzt auf dem zerfallenen Gemäuer ihre Tannen und ihre Blumen; ſie füllt die Spalten mit Moos und deckendem Gezweige, als wollte ſie noch ſchirmen die erſtorbenen Kinder der Zeit. Der Wanderer verweilt in grauenvoller Betrachtung. Er ſieht in dieſer Scene der Zerſtörung ſein eignes Bild; auch er iſt ein Zögling der Zeit. Früh oder ſpät löſcht ſie aus die Flamme des Blutes, die ſie anfachte, mit der ſie die ſüßeſten Hoffnungen und Entwürfe in ſeiner Bruſt entzündete; die ſeine Thatkraft lenkte, die

ſein Herz zur Liebe erwärmte. Still ſtehen die Pulſe; die ausgetrockneten Gefäße zerfallen; die Hülle ſinkt in Staub und nur ein niedriger Raſen trauert ewig um das entflohene Leben.

Am beſten hat ſich von den Ruinen dieſer Burg ein Thurm auf der Morgenſeite erhalten, der auf der ſteilſten und höchſten Felſenecke noch einige Stockwerke mit Fenſterhöhlen zeigt, und in der Tiefe eine Kelleröffnung. Die Ausſicht auf ein mit Felſen geſperrtes Thal, deren ſchroffe Seiten mit jungen Tannen bekleidet ſind, aus welchen viele phantaſtiſch gruppirte Klippen und Abſtürze vorragen, iſt ſehr romantiſch. Der Thurm iſt in ſchlängelnder Linie abgebrochen, und ſein Rand mit Moos bewachſen. Zwiſchen ihm und der den Felſenrand auf- und abſteigenden, doch lückenhaften Mauer ſieht man noch die Spuren des Burggrabens, der aber ebenfalls verſchüttet iſt. Wer die Ruine von Neideck zeichnen wollte, müßte meines Erachtens ſeinen Standpunct dieſem Thurme gegen über auf der Morgenſeite nehmen, nicht weit von der erſten Brücke über die Wieſent, auf dem Fahrwege, der von Streitberg nach Muggendorf führt. Da fällt ſie als Hauptheil mit ihren Beiwerken am beſten ins Auge. Die Felſenecke, auf welcher der Thurm ſteht, iſt von

coloſſaliſchen Säulen aufgeſchichtet, als hätte die Hand der Kunſt ſie geformt, die Burg zu tragen. Von ihrer Höhe, wo ſie nur gerade ſo viel Umfang hat, als der Thurm einnimmt, dehnt ihre ſäulenförmige Maſſe ſich nach der Grundfläche zu, in immer größern Bogen aus, ſo daß ſie mit der Thurmruine eine pyramidaliſche Geſtalt hat, und bedeutungsvoll mit ihrer ſtolzen Zierde in den Thalgrund vortritt, wo ſich um ihren Fuß die Wieſent ſchlingt, und wie fließendes Silber den dunkeln Raſenteppich durchblitzt. Auch das Colorit ihres Fußes iſt vortrefflich. Seine ſtahlgraue Felſenfarbe, und das hellgrüne Laubwerk, das ihn umkränzt, geben harmoniſche Contraſte, ſo wie die vielen mit Geſträuch und Moos verwachſenen Riſſe, Spalten, Brüche und Abdachungen in den obern Säulenlagen dem Pinſel Freiheit laſſen, ſeine ganze Kraft zu zeigen. Welche vortreffliche Wirkung der Lichter und Schatten muß bei guter Beleuchtung aus ſolcher Anordnung der Theile und aus ſolcher Miſchung der Farben entſpringen! Auch deshalb möchte die Ruine auf dem angewieſenen Standpuncte am beſten zu zeichnen ſeyn, weil das Auge da zugleich ihre Nebenpartieen am vortheilhafteſten überſieht. Die Burgecke iſt nämlich durch ein lückenhaftes Mauerwerk auf der Morgenſeite mit einigen kleineren Sei-

tenfelſen verbunden, die wieder ähnliche, abgebrochene, mit Bäumen bewachſene Thürmchen tragen, ſo daß die entfernteren perſpectiviſch immer niedriger fallen, und alſo Haupt- und Nebentheile zu einem Ganzen gehörig untergeordnet erſcheinen. Auch die einzelnen Trümmer der Burgmauer mit der üppigen Vegetation in ihren Lücken verſtärken die maleriſche Schönheit dieſer Seitenanſicht.

Man kann den Neidecker-Felſen als die Scheidewand betrachten, die das Streitberger- von dem Muggendorfer-Thal trennt. Erſteres hat mehr Wildheit, beſonders auf der Morgenſeite, letzteres mehr Sanftheit. Die Felſen winden ſich längs den Krümmungen der Wieſent; ihr Schoos iſt mit leckerem Gebüſch bekleidet; ihre Scheitellinie ſteigt und ſinkt in leichten Schwingungen; im Hintergrunde ſieht man Muggendorf mit ſeinem zierlichen Thurme; mitten in der Tiefe des Thals liegt eine Mühle, umringt von den ſchönſten Fluren. Aber dieſer Abſtich der ſanftern Partieen gegen die Wildheit des Ganzen, macht eben das Muggendorfer-Thal romantiſcher, beſonders bei dem Bauerhofe Wehr, wo die Felſen in grotesken Maſſen überall aus dem grünen Laubwerk hervorſteigen und viele Schründe und Klüfte bilden, die wild verwachſen ſind, dagegen

ihr Fuß mit an einander gereihten schwarzen Tannen umkränzt ist. Aus allen diesen Theilen entspringt außer dem harmonischen Contrast der Formen ein gleich harmonisches Farbengemisch von Hellgrün, Schwarz, Violet, Stahlblau in den mannichfachsten Uebergängen und Schattirungen. — Das Thal zieht sich noch hinter Muggendorf zwei Stunden weiter östlich, und theilt sich dann in drei Thäler; eins geht rechts nach Bodenstein und ist von der Bila durchflossen; das andere, von der Aebach durchflossen, geht nach dem Abornthal. Das dritte, worin die Wiesent weiter fließt, bleibt das Hauptthal und theilt sich nach anderthalb Stunden wieder in zwei andere Thäler.

Die Ostwaldshöle.

Der Weg führt von Muggendorf über einige Berge durch junges Laubholz, bis man an einen, mit Buchen und Fichten überhangenden Felsen gelangt und den Eingang der Höhle entdeckt. Er ist bis auf eine viereckige Oeffnung vermauert, was der Maler sehr bedauern muß. Wer ihn zeichnen wollte, müßte das Mauerwerk weglassen, oder die Oeffnung durch vorgeschobene Felsenblöcke verengen.

Dann würde sie sehr malerisch seyn. Die Vertiefung vom Rande des überhangenden Felsen bis zur Hinterwand der Höhle beträgt etwa 8 Fuß. Die Seitenwände haben im Innern viele Brüche und Aushöhlungen; ihre Grundfarbe ist stahlgrau, untermischt mit ockergelben, schwarzen, moosgrünen und weißen Flecken. Sechszehn Schritt vom Eingange entfernt, tragen zwei Pfeiler die gewölbte Decke der Höhle, die im Mittelpunct von der Grundfläche 40 Fuß hoch absteht. Zwischen ihnen bilden sich mittelst der Decke drei bogenförmige Thore, deren Colorit moosgrün ist, mit gelblichten und weißen Flecken und Streifen gemischt. Durch das mittlere Thor, was am weitesten ist, sieht man die Decke der Höhle sich wolkenartig in den Hintergrund hinabsenken, von andern Pfeilern getragen, und Grotten bilden von gleichem Colorit, nur im verkleinerten Maßstabe. Unter allen Naturwundern der Schweiz sahe ich keine Höhle, die sich in Absicht ihrer malerischen Schönheit mit dieser und der Witenhöhle vergleichen ließe. Das Meiste trägt insonderheit die perspectivische Anordnung der Theile dazu bei, gleichviel, ob die Kunst dabei mitgewirkt oder nicht. Man bemerkt wenigstens nichts, was die Illusion störte, daß das Ganze ein Werk der Natur sey. Außerdem müßte ein Gemälde, davon auch

durch eine gute Beleuchtung des Innern sehr interessant werden, weil das Helldunkel mit den Schattenpartieen so schön contrastirt.

Die Wunderhöle

hat keinen so malerischen Eingang. Die Vorderseite ist flacher, weiß und grau schattirt, und mit keinem Laubwerk bedeckt. In das Innere tritt man ebenfalls durch eine viereckig gemauerte Oeffnung. Die Tiefe bis zur Hinterwand beträgt etwa sieben Schritt. Das Gewölbe wird von keinen Pfeilern getragen; auch ist der innere Umfang bei weitem nicht so groß als von der Ostwalds-Höhle. Kriecht man durch eine an der Grundfläche befindliche Oeffnung der Hinterwand etwa 18 Fuß fort, und steigt dann wieder 6 Fuß tief hinab, so kommt man in eine ähnliche Höhle, als die vordere ist. Aus dieser gelangt man über einen Felsen (Sattel genannt) in die dritte Höhle, die 50 Schritt tief ist. Die Wunderhöhle hat auf der dem Eingange entgegengesetzten Seite keinen Ausgang, wie die Ostwaldshöhle. Ihren Namen führt sie von dem Vater des jetzigen Aufsehers, der sie entdeckte. Die Seitenfelsen am Eingange sind groteske Gestalten,

aus phantaſtiſch aufgeſchichteten Maſſen gebildet, deren Spalten und Abſprünge mit wildem Geſträuch und Moos bewachſen ſind. Dieſe und die folgende ſogenannte Witenhöhle, liegen auf einer Berginſel, welche durch die ſie umfließende Wieſent (die in Wieſenfels, eine Stunde von Hohlfeld, entſpringt) und auf der andern Seite durch die Aufſeß gebildet wird.

Die Witenhöhle.

Sie hat den Namen von einem Götzen, der darin verehrt wurde. Vor ihrem Eingange, der wieder bis auf eine viereckige Oeffnung vermauert iſt, liegen ein Paar Felſenblöcke von grauer Farbe mit Mooſsflecken gemiſcht. Ueber ihn ragt die Decke der Höhle, eine coloſſaliſche ſenkrechte Mauer von gleichem Colorit hervor, die auf ihrem obern Rande in der Mitte einen Ahornbuſch trägt. Die Seitenfelſen des Eingangs ſind eben ſo coloſſaliſche Mauerwerke mit röthlichen, grauen und ſchwarzen Mooſsfarben, und mit Geſträuch wild bewachſen. Die Ausſicht von dieſem Standpuncte in die Tiefe des Felſenthals, durch welches ſich die Wieſent krümmt, iſt ſehr romantiſch. Das innere Gewölbe der Höhle hängt wolkenartig herab, ohne von Pfeilern getragen

zu werden, und imponirt wegen seines frei schwebenden Bogens, der von weitem Umfang ist, etwa 30 Fuß im Diameter, außerordentlich. Die Hinterwand ist vom Eingange etwa 30 Fuß entfernt, und schwarzgrünlicht colorirt. Die wolkenartigen Steinwölbungen der Decke geben, besonders wo sie in die Tiefe hinabsinkt, herrliche Contraste des Halbdunkels. Es ist gewiß die grauenvollste unter den Muggendorfer Höhlen. Ihre Windungen gehen in tiefe Klüfte und Grotten hinab, die so finster sind, daß kaum das Licht sie zu erleuchten vermag. Die großen Steinklumpen, welche an den Seiten vortreten, überhängen und zu stürzen drohen, vermehren das Schrecken, so wie die aus ihren Schlupfwinkeln aufschwirrenden und in schwarze Klüfte hinschießenden Fledermäuse. Ein treffliches Nachtstück müßte es seyn, wenn ein Mater eine Räuberfamilie schmausend in einer solchen finstern Grotte salvatorisch darstellte, die Scene schwach mit einer Laterne beleuchtete und passende Accessorien wählte. Oft muß man wieder aus der Tiefe schmale und steile Schlusten hinaufklimmen. Mit allen Windungen soll die Höhle 200 Schritt lang seyn. In einer Grotte, die niedrig überwölbt ist, wird ein flacher viereckiger Stein gezeigt und für den Opferaltar der Heiden ausgegeben. Unter ihm hat man in ei-

„ſeyn, als es der abgezielte Nutzen nur „immer zulässt.“

Auf ein ſolches Lehrbuch wird hiemit ein Preis von Sechzig Ducaten geſetzt. Die Expedition des Merkurs macht ſich anheiſchig, den Freunden, welche dieſen Preis beſtimmet haben, die Preisſchriften (die an ſelbige mit einem verſiegelten Zettul, worinnen nebſt dem Nahmen des Verfaſſers die Deviſe befindlich iſt, welche über der Schrift ſtehet, eingeſandt werden) zuzuſtellen, und dem, der den Preis erhalten hat, ſolchen auszuzahlen. Bis zu Ende Junii 1774. werden Schriften angenommen, und mit dem Merkur vom September 1774. wird die Deviſe und der Nahme deſſen, der den Preis erhalten, bekannt gemacht. Die Paquets und Briefe werden franco eingeſandt, und darauf geſetzt: **das Lehrbuch betreffend.**

Der Herausgeber.

ner tiefen Gruft Urnen mit Aſche und Menſchengebeinen gefunden. In einer andern befindet ſich eine von Tropfſtein gebildete Säule, worauf das Götzenbild geſtanden, das der Markgraf von Anſpach in ſeinem Luſtſchloſſe Driesdorf aufbewahrt. .. Es iſt ein weibliches Bruſtbild mit einem Stierkopfe, das die Hände über die Brüſte zuſammenfaltet. Wieder in einer andern Grotte wird die finſtre Oeffnung einer Kluft gezeigt, die ſich ſo weit in die Tiefe erſtrecken ſoll, als die ganze Höhle lang iſt, in der man aber wegen ihres ſchlammigen Bodens nicht fortkommen kann. Sie ſoll den Verbrechern des Vehmgerichts zum Gefängniß gedient haben. Menſchenſchädel und Beine hat man genug darin gefunden. Auch behauptet der Aufſeher dieſer Höhlen, daß die Vehmrichter ſich in dieſem Gewölbe verſammelt hätten, und er will ſogar in den Steinwänden ihre Sitze entdeckt haben.

Das Engelherzbergerthal.

Es hat ſeinen Namen von dem Dorfe Engelherzberg, und iſt unſtreitig die größte und am meiſten romantiſche von allen dieſen Bergſcenen. Seine Felſenwände ſchwingen ſich auf beiden Seiten um

die Krümmungen der Wiesent, theils senkrecht, theils mit vielen vortretenden, wild bebuschten Klippen und Abstürzen, und indem sie oft so eng zusammenrükken, daß ihre Seitenlinien sich durchschneiden, und geheimnißvolle Einwicklungen bilden, entstehen wieder kleinere gesperrte Thälchen, eine Anordnung der Theile, die dem Begriff des Romantischen ganz entspricht, da überall senkrechte mit Bogenlinien, Größe mit Sanftheit in harmonischen Contrasten erscheint. Ihre vielen Spalten und Schlüfte sind mit dem herrlichsten Pflanzenwuchs ausgefüllt. Ueberhaupt ist die Farbenmischung von außerordentlicher Wirkung und zum Charakter der Scene passend. Wo die Felsen und Klippen sich nackt zeigen, sind sie schwarzblau und gelblicht kolorirt, wogegen die mannichfachen Schattirungen von Moosgrün und Laubfarben herrlich abstechen, so wie das schwarze Tannengrün auf ihrem Schoose gegen das helle Wiesengrün im Thalgrunde und den Silberglanz des sich schlängelnden Flusses. Sieht man außerdem auf die Mannichfaltigkeit der Formen in der Gruppirung, Verästung und Belaubung der Bäume, so erstaunt man, daß bei den unendlich verschiedenen regellosen Mischungen des Rauhen und Weichen, des Zierlichen und Phantastischen, dennoch Alles zu einem so bezaubernden Ganzen übereinstimmt.

Die Riesenburg.

Auf einem breiten und hohen Bergrücken hat die Natur eine coloſſaliſche Felſengruppe ſo angeordnet, daß ſie die Geſtalt einer Burg gewinnt. Auf der Abendſeite hat ſie ein Thor gebildet, was in das vorher beſchriebene Thal hinausführt, deſſen Seiten von dieſem Standpuncte noch mit mehr Größe und Einheit ſich ausbreiten. Durch dieſes Thor gelangt man in den innern Raum der Felſengruppe, und ſieht auf der Mitternachtſeite eine ihrer Mauern furchtbar überhängen, und eine weite Grotte bilden, in deren Innerm gelbliche, röthliche, ſchwarze und blaue Farben ſich in einem romantiſch widerſtreitendem Wechſelſpiel verbinden. Einzelne Stellen der Grotte ſind mit Geſträuch überhangen. Noch ſchöner iſt eine tiefere Grotte linker Hand von der vorigen, deren Gewölbe aus tropfendem Kalkſtein vermittelſt der vielen Aushöhlungen und Brüche außerordentlich kräftige Schattirungen in braunen, weißen und grauen Farben bewirkt, die in regelloſen Streifen und Flecken in einander fließen. Eben dadurch und durch ihre rauhe gebrochene Oberfläche werden auch die innern Bände dieſer Grotte intereſſant. Vor derſelben hangen die Seitenfelſen, welche ſie gegen Morgen und Abend einſchließen, durch eine

Art von Felſenbrücke zuſammen, oder vielmehr durch zwei auf dem Abhange des Berges ruhende Thore, die eine von der Natur gewölbte Brücke tragen, ſo daß ſie ſich an die Ringmauer der Rieſen- oder eigentlicher Felſenburg anlehnen. Durch dieſe von der Natur gebildeten Thore ſieht man auf das Wieſenthal hinab, ohne indeß von demſelben mehr wahrzunehmen, als ein Stück des Raſenteppichs mit einem ſich ſchlängelnden Streife des Fluſſes. Die vollſtändigſte Idee der Burg erhält man, wenn man unten im Thale nicht weit von dem Waſſerfalle ſteht, den die Wieſent bildet, wohin man gelangt, wenn man unter jener Felſenbrücke den Berg hinabgeht. Da überſieht man das ganze Naturſpiel, und die Totalwirkung iſt täuſchend. Man ſieht den Grundfelſen in verſchiedenen mit Moos bedeckten Abſätzen ein Mauerwerk tragen, das der Ringmauer einer Burg ſehr gleich kommt. Über demſelben ragen zwei Felſenblöcke wie hohe Thürme hervor, und zwiſchen ihnen ſind die vorher bemerkten Felſenthore über einander aufſteigend, durch die man in das Innere der ganzen Gruppe hineinſchaut. Sie hat mit den ſie umgebenden Partieen den Character des Wild-Romantiſchen. Auf ihrer linken Seite treten die Felſen, wie in einander fallende Säulen, quer über das Thal hin, und bilden mit den jenſeit der Wie-

ſent hinanſteigenden ähnlichen Säulenſchichten ein neues Thor, unter welchem man den kleinen Waſſerfall der Wieſent erblickt. Wahrlich die Kunſt hätte nicht abſichtlicher die Theile zu einem ſolchen Ganzen anordnen können.

Die Roſenmüllers-Höhle.

Auf dem Berge Kurſe genannt.

Die Ausſicht von dieſem Berge iſt entzückend. Man überſieht das ganze Wieſenthal zwiſchen Neideck und Muggendorf und noch weiter öſtlich in allen ſeinen Krümmungen. Die in den Thalgrund vortretenden Felſen mit ihren Abſtürzen und Klippen ſondern es in einzelne Partieen ab, die alle der Hauptſcene, der Burg Neideck, mit gehöriger Haltung untergeordnet erſcheinen, und ein Naturgemälde bilden, das in Abſicht ſeiner romantiſchen Größe von außerordentlicher Wirkung iſt, beſonders bei einer guten Abendbeleuchtung, wenn ein kräftiges Licht auf die Burgruinen fällt, während die hohen Thalwände ihren breiten Schatten auf einander werfen, der um die lockern Gebüſche ihres Schooſes und um die friedlich in der Tiefe ruhenden Hütten ein geheimnißvolles Dunkel webt, aus welchem verloren der matte Silberſchimmer des ſich

ſchlängelnden Fluſſes aufleuchtet. Die Hütten des Bauerhofes Wehr und Muggendorf machen ziemlich die Mitte dieſer Thalanſicht, die man von dieſem Berge in der Breite, ſo wie man ſie von der Burg Neideck in der Länge hat.

Der Eingang zur Roſenmüllers-Höhle, war vorher eine Schlucht zwiſchen ziemlich ſenkrecht aufgethürmten Felſenblöcken, die jetzt etwas ausgeweitet und mit einer hölzernen Thür verſchloſſen iſt. Er hat nicht ſo viel maleriſche Schönheit, als die Eingänge der übrigen Höhlen, weder ſo überhangende Felſen, noch eine ſo romantiſche Bekleidung mit Laubwerk. Man ſteigt 40 Sproſſen in die Tiefe der Höhle hinab, die nach Art gothiſcher Bogen gewölbt, 70 Fuß hoch und 80 Fuß lang iſt. Wegen ihrer Naturwunder iſt ſie von allen übrigen die merkwürdigſte. Im Innern iſt ſie ganz mit Steinzapfen überhangen, deren Formen ungleich mannichfaltiger, zierlicher und reiner ſind, als in den andern Höhlen. Sie bilden hängende Fahnen mit Franzen verziert, Kaskatellen, Muſcheln, Erbſen und andere Figuren, die, wenn man daran klopft, einen zarten Klang hören laſſen. In der Tiefe haben die Tropfſteine ſich zu großen Klumpen aufgehäuft, über die man in verſchiedene Grotten und Niſchen gelangt,

die

die ebenfalls ſehenswerthe Verſteinerungen enthalten; beſonders die ſogenannte Wachskammer, welche von den zartgeformten gelben Stalaktiten den Namen hat. Uebrigens iſt die Höhle wegen des unabläſſig tropfenden Waſſers ſehr ſchlüpfrig und ſchmutzig.

Pi.

IV.

Miſcellen.

1.

Aus den Papieren eines Hypochondriſten.

Es kommen in jedes Menſchen Leben gewiſſe Zeitpuncte vor, wo es für ihn nöthig wird, mit ſeinen Schickſalen zuſammen zurechnen, und nach dem Reſultate dieſer Rechnung ſeine künftige Lebenshaushaltung einzurichten. Derjenige muß dies um ſoviel mehr thun, deſſen gerader und feſter Character das Schickſal zu keinen günſtigern Wendungen auffordern kann.

Wer aus mehrern Erfahrungen wissen kann, daß er kein Glück hat, muß sich's zum Grundsatze machen, auch in der geringsten Sache auf keinen glücklichen Zufall zu rechnen. Er muß in Allem nur nach dem Gewissesten seine Maßregeln nehmen, sollte auch das Ungewissere noch so wahrscheinlich seyn.

Ist nach mancherlei Zufällen und Aussichten endlich eine Entscheidung gekommen, die man für das Ultimatum halten muß, so ist es weise, den ganzen Umfang des Verlustes und Gewinnstes auszumessen, um, wo keine Hülfe sich mehr zeigt, in ruhiger Verwahrung dessen, was etwan noch übrig bleibt, resignirend sich zu trösten.

Wenn Geist und Herz durch Kleinmuth abgespannt sind, so pflegt oft nichts mehr wieder zu spannen und zu erheben, als eine Gesellschaft, in der man sich selbst unerwartet als der Bessere vorkommen muß. Das Gefühl von eignem Werth durchdringt dann stärkend die ganze Lebenskraft.

Die Fortschritte in den Jahren kann jeder, besonders durch Geburtstagsfeiern an sich zählen,

aber nicht jeder im Spiegel bemerken. Zu eigner und zu anderer Beruhigung thut der Mann von lebendigem Geiſte wohl, wenn er in ſpätern Jahren ſich täglich im Spiegel beſchauet, und ſich nach dem Geſichte, das darin erſcheint, in ſeinem Betragen richtet.

Den ächt feinen und urbanen Ton der vornehmern Römer zur letzten Zeit der Republik kann man aus Cicero's Briefen an ſeinen Freund Papirius Pätus (9tes B.) genau kennen lernen. Es verdienten dieſe Briefe beſonders überſetzt und mit Bemerkungen für die jetzige Welt begleitet zu werden, um dieſer zu zeigen, wie fein und naiv ſchon die alte Welt war, und wie das Bekannte: c'est tout comme chez nous auf die ganze cultivirte Welt paßt.

F....

2.

Bemerkung zu Vellej. II, 80, 4,

als Probe aus einem Commentar über den Vellejus.

Lepidus — genibus ejus (Caesaris) advolutus est. — Das Alterthum ſymboliſirte gern, wobei es oft von ſehr feinen Naturbeobach-

tungen ausgieng. Vergl. Cic. pro Rosc. Amer. c. 26. und Plin. H. N. XI, 45. — So wie nämlich das Falten der Hände, als Symbol freiwilliger Entwaffnung, so iſt auch das Knieen als freiwillige Entäußerung der Schnelligkeit, Symbol der Ergebung. Doch kniete bei den Alten der Bittende nicht bloß im Staube; ſondern er griff auch dem Gebetnen an die Kniee (ἅπτεσθαι). Vielleicht war dieſes Hingreifen nur ein Symbol des Umarmens (Virg. Aen. III. 607.). Der Bittende ſchien den Gebetnen hierdurch zum Stillſtehen (eine Art von in die Zügel fallen) und zur ruhigen Aufmerkſamkeit auf ſeine Bitte auffordern zu wollen, auch ſeine Sache jenes ruhiger Ueberlegung anzuvertrauen, und die Verwirklichung ſeines Geſuchs ihm ſo anheim zu ſtellen, wie etwa den olympiſchen Göttern das Künftige auf den Knieen lag (Homer.). Dabei ſchien er aber auch ſagen zu wollen, daß er ſchnelle Erhörung und Hülfe brauche, wünſche und zutraue; denn er deutete auf den Sitz der Schnelligkeit *). So legte der bittende Hebräer die Hand auf des Gebetnen Hüfte, die Burg männlicher Stärke,

*) Daß bei den Römern Hülfe und Mittel ein Nebenbegriff der Schnelligkeit war, ergiebt ſich außerdem auch aus der Bedeutung von telum als Mittel. Vergl. Vorstius de latinitate selecta p. 63-64.
D. V.

als wollte er ſagen: Du biſt ſtark und mächtig zur Hülfe. — Damit aber alle dieſe Symbole zugemutheter Hülfe nicht nach Gewaltthat ausſähen, ruhten ſie ſelbſt auf einem Symbole, dem gebeugten Knie, dem Zeichen der Ergebung. Wenn dieſe Erklärung einer alten Sitte, wie ſehr auch natürlich, doch immer noch zu ausſtudiert ſcheinen ſollte, als daß man glauben möchte, jeder ἱκέτης habe dies alles ſo gedacht; ſo bedenke man, daß die heiligſten Regungen der Natur in geheimer, oft bewußtloſer Stille entſpringen und wohnen, und erinnere ſich an die Stellung der Mediceiſchen Venus nach den Andeutungen in Seume's Spaziergang nach Syrakus. Uebrigens hat Jeder das Recht, hierbei nach ſeiner Weiſe zu denken. Ein Alter ſelbſt (Plin. H. N. XI., 45.) äußert ſich darüber anders.

Marienwerder, im Nov. 1808.

J. S. Roſenheyn.

Ueber Sünde.

In No. 102 der neuen Lpz. Liter. Zeit. 1808. S. 1625 wird behauptet, das Wort Sünde komme von ſühnen her, und leite demnach leicht auf irrige Nebenbegriffe. Mir ſcheint es aber ab-

zuſammen von ſündeeen, d. h. ſondern, abſondern. Ein Sünder würde demnach heißen derjenige, der ſich abſondert (entfernt, abweicht) von ſeinen Verbindlichkeiten und Pflichten. Die Abſonderung (Entfernung, Abweichung) ſelbſt aber wäre die Sünde. Von hier aus das Wort betrachtet, dürfte ſich ſeiner auch der aufgeklärteſte Religionslehrer nicht ſchämen. Das Wort ſündeeen aber hab' ich vor einigen Jahren in einem alten Buche gefunden: Ein ſchön luſtig Troſtbüchle von den Empfengknuſſen. Den weiteren Titel kann ich nicht ſogleich finden.

Marienwerder,
1808.

J. S. Roſenheyn.

3.

Nachträge zu der Schrift: Ueber Sprachmengerei.

Von K. W. Kolbe.

(Beſchluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufſatzes.)

Man denke ſich Cicero's Schrift über die Pflichten, die tuskulaniſchen Fragen und

andre Werke, die er für die Nation schrieb, in der buntscheckigen Manier einiger seiner Briefe verfaßt. Würden sie in so roher Gestalt wol oben geblieben sein auf dem Strome der Zeit? Dennoch gleicht diesem gretgemischten Vortrag die Einkleidung mancher unsrer filosofisch-ästhetischen Abhandlungen wie ein Ei dem andern. Denn Modification, Combination, Intonation, Construction, Intention, Reflexion, Nuance, Délicatesse, Applaudissement, Interesse, Persiflage, Badinage, Plaisanterie, Boufonnerie, Raisonnement, Détail, Arrangement, Acteur etc., und selbst die Formen: Receptivität, Objectivität, Subjectivität, Individualität, Differenz, Tendenz, Potenz ꝛc. (daß diese Wörter mit den ganz unveränderten völlig in Einer Linie stehn, ist S. 17 u. folg. auf das unwiderſprechlichſte erwiesen worden;) diese Formen sind doch wol nicht mehr deutsch als die Formen καλος, αἱρετος, ἡδονη, ἀταραξια, φιληδονος, φιλοκαλος, ἀντιμυκτηριζω etc. (ad Fam. XV.) lateinisch sind. Nur daß hier die griechischen Fremdlinge auch im Aeußeren als solche auftreten. Wir kleiden die franzöſiſchen schlau in deutsche Lettern, und meinen dann mit deutscher Tracht ihnen auch deutschen Geiſt gegeben zu haben. —

Das zwar wol nicht, erinnert man hier; deutſche Lettern können freilich ſonſt unveränderte franzöſiſche Wörter zu deutſchen nicht umbilden. Aber wie geſchmaklos wär's in Einem Buch, auf Einem Blat fremde Schriftzeichen mit einheimiſchen zuſammen zu bringen! Das bunte Gemiſch ungleichartiger, gegen einander ſchreiender Elemente, würde den Druk ſchänden und dem Auge empfindlich wehe thun. — So fühlen wir doch hier das Widrige geſtörter Einheit! Unſer Auge iſt ſtolzer als unſer Ohr!

Das gothiſche Gemeng deutſcher und franzöſiſcher Lettern ſchaften wir ab, von geläutertem Geſchmak angeregt. Das noch gothiſchere Gemeng deutſcher und franzöſiſcher Wörter in Einer und derſelben Rede behielten wir bei, aus Gemächlichkeit, oder auch aus Ziererei. Wirklich dünkt es Manchem vornehmer, ausgeſuchter zu lauten, wenn er ſeinen Vortrag mit franzöſiſchen Lappen verbrämt. Gleichſam als genügte die plumpe Mutterſprache nicht, die feineren Formen ſeines Geiſtes aufzunehmen! — Ich ſagte: das noch gothiſchere Gemeng. Denn die Sprache iſt mehr als ihre Zeichen; und was in den Zeichen Uebelſtand iſt, das mus es in der Sprache dreifach ſein.

Einige Freunde der Wortmischerei haben behauptet, (denn was behauptet man nicht um ein verjährtes bequemes Herkommen aufrecht zu erhalten?) die Einmischung griechischer und lateinischer Wörter, auch französischer, könne die Einheit der deutschen Sprache nicht verletzen, weil alle Sprachen mehr oder minder zusammenhingen und die deutsche insbesondre mit der griechischen und lateinischen, also auch mit der französischen, auffallend verwandt sei. Eine ähnliche Verwandtschaft findet zwischen unserm Alfabet und dem Alfabet der Römer, ja selbst der Griechen, statt. Auch die Schriftzeichen aller gebildeten europäischen Nationen sind ursprünglich unmittelbar aus Einer Quelle geflossen. Gleichwol was würde eben diesen Männern von dem Feingefühl eines Verlegers wol dünken, der den barbarischen Einfal hätte, in einer Prachtausgabe die Wörter aus deutschen und lateinischen und griechischen Lettern bunt zusammen zu flechten? etwa so: Verwandtschaft schließt die γνῶσις Unähnlichkeit νίχτ aus. Wäre es auch hier mit der Ausflucht schon getan: Die Sache ist an sich nicht schlecht; nur sind unsre Augen zu dem grellen Gemisch noch nicht gewöhnt?

Fremden Klang und fremde Betonung hat der Franzose in den Bezeichnungen, die er dem

Ausland abborgte, nie aufgenommen. Ueberal muß ſich in ſeinem Munde das Abheimiſche den Grundformen des Einheimiſchen anbequemen. Selbſt Wörter wie Quarz, Glimmer, Feldspath etc. ſpricht er nach der eigentümlichen Weiſe ſeiner Rede aus. Das bei uns ſtattende grelle Ueberſpringen von vaterländiſchem Tonmaas und Wortklang auf franzöſiſchen und dann wieder auf lateiniſchen oder griechiſchen; dieſes wilde, alle Einheit zerſtörende Durcheinanderwerfen ungleichartiger, widerſtrebender Sprachlaute, gegen deſſen Unnatürliches, Empörendes unſer Ohr auf eine wirklich unbegreifliche Art ſich verſchwielt hat, würde ihm ein Greuel ſein und mit Recht das Aeußerſte der Barbarei heißen.

Schwebte jedem Schreibenden der Gedanke lebendig vor dem Sin: Fremde Zeichen, zumal für Algemeinbegriffe, ſind in Werken der beſonnenen Rede weſentlich geſchmaklos und ſchlecht, und hätte er den feſten Willen ſie zu vermeiden: er würde ſich wundern, wie leicht bei einiger Aufmerkſamkeit und gewandter Benuzung des vorhandnen Einheimiſchen ſie wirklich, ſelbſt im wiſſenſchaftlichen Vortrag, zu vermeiden ſind.

Der Gewin an Wolklang, den man noch wol vorzuſchüzen pflegt, iſt nur ſcheinbar. Denn

ein Wolklang, der zu dem Ganzen nicht ſtimt, der vielmehr überal demſelben' widerſpricht, iſt nicht Wolklang, ſondern wirklicher Uebelklang. Wie möchten auch wol dem Deutſchen, er müste denn für Uebereinſtimmung und Einheit in den hörbaren Beſtandteilen der Sprache durchaus keinen Sin haben, Wörter wie Détail, Grille, Brouillon, Brouillerie, Applaudissement, Polisson, Papillon, Raisonnement, Balancement, Compagnon, Campagne, Guignon, Pointe, Lointain, Équipage, Négligé, Mantille, Douceur, Gage, Bredouille, Charge, Andouille, Bonmot, Jouailler, Jargon, génant, Génie, Jalousie, temporair, Nuance, Avantage, Contenance, Demoiselle, Toilette, déployiren, clairvoyant, Canaille etc., Wörter, deren Klang und Bewegung und Ton von dem, was hier ſeine eigne Rede ihm bietet, ſo ganz abſpringt, wie möchten ſie dem Deutſchen, ich wil nicht ſagen wollautend und ſchön, nur nicht ohrzerreißend und abſcheulich heißen? Oder er dient nur, dieſer Wolklang, die angeborne Rauhigkeit der Sprache durch Gegenſaz noch greller herauszuheben, wie bei eingemiſchten Flötentönen das Gekreiſch der Serpentine noch widriger kreiſcht.

Es iſt ein unverzeihlicher Uebelſtand, daß wir

— wiederum ohne bestimte Regel; denn eine solche läst unsre wild ausgreifende Wortmischerei, weil Barbarei sie erzeugte, nirgends zu, — einige Wörter nach lateinischer Art aussprechen, obschon sie die französische Endsilbe haben, wie Convention, Consideration, Confusion, conventionel, sentimental, Distinction, Compliment, Instrument, Argument, Moment, penetrant, frappant, interessant, indifferent, eminent, consequent etc.; andre als französische, wie Raisonnement, Etablissement, Gouvernement, Nuance, Complaisance, Bienséance, confidence etc.; (Auch Anciennetät möchte hierher zu ziehen sein, — ein ἅπαξ λεγομενον. Dies Wort ist unter allen Formen in tät, wie ich meine, das einzige, das die französische Aussrede beibehält. In Souverainetät, das auch für sich da steht, vermischt sich französischer und deutscher Vortrag auf die widerwärtigste Art;) — noch andre mit buntgefärbter Aussprache, lateinischfranzösisch: clairvoyant, attrayant, amusant, nonchalant, génant, complaisant, brillant, choquant etc.; daß wir bald der römisch-französischen Endsilben enz (anz) und ur uns bedienen: Convenienz, Licenz, Inconsequenz, Tendenz, Eleganz, Praeponderanz, Allianz,

Extravaganz, Dressur, Abbreviatur, (Bravour!) etc. bald der rein französischen ence, (ance) und ure; Insouciance, Connoissance, Suffisance, Confidence, Nuance, Mésalliance, Lecture, Ouverture etc.; daß wir unsre Beiwörter bald lateinisch-deutsch: grammaticalisch, genialisch, musicalisch ꝛc.; litterarisch, exemplarisch, elementarisch, bibliothecarisch, fragmentarisch, antiquarisch; ꝛc. bald lateinisch mit verbiegner Endsilbe: perpendicular, titular, particular, popular etc.; bald französisch mit lateinischer Aussprache: fatal, original, vertical, liberal, total, horizontal etc.; bald ganz französisch: intermédiair, précair, imaginair, temporair, (hier sagen wir sogar familiair und militairisch, honorair, und doch wiederum Honorar! So auch: versatil und mercantilisch!) bald französisch mit gemischter Aussrede: populair, revolutionnair, contrair etc.; bald weder lateinisch, noch französisch, noch deutsch: generel, speciel, nationel, provinciel etc. (und doch wiederum national, provincial, general, special etc.; in Nationalversammlung, Generalbaß, Provincialwort, Specialcharte ꝛc.;) particulair, singulair etc. endigen; daß wir in Einer und derselben Wortfamilie einige Formen lateinisch bilden:

Lector, Honorar, Allianz, particular, subject, Conductor, Protector, Pronunciation, recognosciren, Actus, Applaus, Tractament etc.; andere französisch: Lecture, honorair, Mésalliance, Particulier, Sujet, Conduite, protégiren, prononciren, Connoissance, Acteur, Applaudissement, Traiteur etc.; daß wir ohne irgend ein bestimmtes Gesetz die fremden Wörter jezt abgeändert, das heißt, verstümmelt: (denn eine andre Art der Umbildung kennen wir fast nicht, und selbst diese entlehnten wir von den Franzosen); Horaz, (Horac-e); Métal (métal); fatal, (fatal); Act, (Act-e); Chor, (choeur); Program, (Programm-e); Tendenz, Abbreviatur, Consequenz, Jurisprudenz, Congres, Cultur, Patriotism, Despotism, Insect, Honorar, Affect, Metafysik, Princip, System, Notiz, Notar, Referendar, Epigram, Instinct, Tractat, Interpret, (von Interprètes) Cadenz, Permanenz, Bajonnet, Succurs, Disciplin, Edict, Diminutiv, Symbol, Inventar, Justiz, Dispüt, Präjudiz, Corsar, Allianz, Propriétair, Commissair, temporair, honorair etc.; jezt unabgeändert: Privilegium, Evangelium, Individuum, Publicum, Datum, (Data, Datis etc.), Studium,

Der

Teutſche Merkur.

Des dritten Bandes

Zweytes Stück.

Auguſtus 1773.

Weimar

Im Verlag der Geſellſchaft.

Syndicus, Anonymus, Medicus, Luxus, Schisma, Clima, Prisma, Flegma, Fatalismus, Rhythmus, Anagramma, Dilemma, Thesis, (Hypothese, Antithese!) Spondeus, Trochäus, Choreus, Genus, Species, Apperçu, Drapperie, Pièce, Morceau, Avantpropos, Parvenu, Brouillon, Brouillerie, Particulier, Ressource, Employé, Envoyé, Médisance, Jalousie, jaloux, Métier, Rendez-vous, Turlupinade, Mannequin, Misère, Lecture, Caprice, Débauche, Débauché, Ineptie, Extase, Excuse, Attitude, Chapeau, Ouverture, Disgrace etc.; jetzt nur im Laut umgebildet, aufnehmen: Invective, interessant, simpel, Patient, Naturel, honorabel, Credit, galant, Galanterie, Intrigue, indifferent, transparent, solide, Magazin, Institut, Appetit, Resultat, Cavalier, Sentiment, Emfase, sentimental, Magie, Pardon, Reputation, Filologie, Théologie, (Contour, Bouquet;) insolent, impertinent, competent, (Souverain!) Principal, Signal, Quartier, Soldat, Cuirassier, Officier, Grenadier, Patron, Adjudant, Concert, Maxime, Infamie, Attentat, Compliment, universel, Garnison, Infanterie, General etc.; (plaisantirtn, ennu-

yiren, amusiren, choquiren, applaudiren ꝛc.; complimentiren, individualisiren, intriguiren, interessiren ꝛc. *).

Bei

*) Die verworrene Grammatik des fremden Teils unſrer Sprache auch nur notdürftig ins Reine zu bringen und auf eine Art von Einheit zurückzuführen, dürfte eine in der Tat unmöglich zu lösende Aufgabe ſein, — vornehmlich in Hinſicht auf die Ausſprache. In früheren Zeiten fühlte der Deutſche noch, daß Einheit im Klang einer Sprache weſentlich ſei. Daher er die fremden Wörter nach deutſcher Art vortrug. Späterhin, in der barbariſchen Periode, nach dem dreißigjährigen Krieg, verdumpften auch hier unſre Sinne. Wir begnügten uns nicht, ohne Maaß und Ziel, ohne Geſez und Regel aus der franzöſiſchen Sprache zu ſchöpfen; wir nahmen, weil dies natürlicher ſchien, die Fremdlinge auch im Laut unverändert auf: daß alſo ſelbſt im ausländiſchen Anteil unſrer Rede, ja ſelbſt in den Wörtern, die wir Einer Sprache abnehmen, an keine Einheit mehr zu denken iſt. — Noch dies: Müßte ein Fremder, wenn er auf die ungeheure Menge ausländiſcher Formen zurückblickt, die man unſrer Sprache bereits eingeſchleift hat, nicht notwendig auf den Gedanken geraten, daß dieſe unter allen ihren gebildeten Schweſtern bei weitem die ärmſte, unberatenſte ſei?

Bei den Römern wurde durch die Einmischung fremder Zeichen die Einheit der Sprache nur zwiefach verletzt: im Klang der Wörter und ihrer Anschaulichkeit. Bei uns auf fünffache Weise: im Klang und in der Anschaulichkeit der Wörter, dann in ihrer Bildung, (die Wortbildung geht in abgeleiteten Sprachen einen ganz andern Weg als in Ursprachen; dort ist sie willkührlich und ein Werk des Zufalls, hier festen Gesezen unterworfen; dort ist sie selbst dem Gebildeten dunkel, hier auch dem Ungebildeten klar und verständlich); ferner im Zeit- und Tonmaas, und endlich in den grammatischen Formen. Die Römer konnten die griechischen Bezeichnungen immer noch als einen Teil ihrer Rede betrachten, weil sie sie mit vaterländischen Elementen versezten und durch diesen Kunstgrif ihrem wirklichen Eigentum näher brachten und anähnlichten. Bei uns treten die abheimischen Wörter aus der Sprache völlig heraus; sie bilden einen von der Masse des Ganzen unabhängigen Haufen, der auch nicht durch das lockerste Band mit ihr zusammenhängt. Denn entweder nehmen wir sie unverändert, in ihrer ganz wildfremden Gestalt, auf; oder, wenn wir sie umbilden, so haben die Teile der Umbildung mit der Sprache selbst doch nichts gemein. Verstüm-

melte Wörter, wie Consequenz, Praeponderanz, Politur, Princip, Honorar, Notiz, Despotism, Diplom etc.; oder durch charakterlosen Zusaz verbildete, wie Autorität, divertiren, Realisirung ꝛc. gehören eigentlich zu keiner Rede.

V.

Dr. Heinrich Philipp Conrad Henke.

Der für die Gelehrsamkeit und für den weiten Wirkungskreis, den ihm die Vorsehung in immer ausgedehnteren Gränzen anzuweisen beschlossen hatte, viel zu früh abgerufene Vicepräsident und Abt Henke in Helmstädt, nahm zu der Zeit, wo er durch eine Weimarische Buchhandlung das Archiv für die neueste Kirchengeschichte als Fortsetzung des von Schneider und Schröder schon früher angefangenen Werks herausgab, auch an dem neuen T. Merkur lebhaften Antheil, und mehrere literarische Nachrichten, besonders aus England, waren damals von seiner Hand. Sein schönstes und dauerhaftestes Denkmal ist in seinen Schriften, wovon einige gewiß in die Classe gehören, die in Swift's battle of books unbeweglich stehen bleiben, d. h. denen die Fortdauer auf jede Folgezeit gesichert ist. Natürlich

wird hier zuerſt ſeine Kirchengeſchichte genannt. Warum war es ihm nicht vergönnt, dieſes ſchöne und mit jeder neuen, ſchnell folgenden Ausgabe vollerbetere Werk ganz zu vollenden! Der einzige, nicht mit Unrecht dieſem Werke gemachte Vorwurf, daß hier und da eine gewiſſe Heftigkeit in Behauptung ſeiner Anſichten ihn die erſte Pflicht des ruhigen Geſchichtſchreibers aus den Augen verlieren ließ, würde ſich im erſten Theil, worin ſie am meiſten herrſcht, immer mehr gemildert haben. Auch in ſeinen Ueberzeugungen über die wahre Tendenz des Proteſtantismus hätte ſich wahrſcheinlich durch die Gefahren der Zeit noch Manches abgeändert, wovon die Keime in ſeinem trefflichen Excurſe zu Villers Preißſchrift über die Reformation ſich ſchon entdecken laſſen. Der Triumph ſeines Fleißes und ſeines Scharfſinns ſind die zwei letzten Theile der Kirchengeſchichte. Ganz unerſetzlich iſt der Verluſt, daß er nicht wenigſtens die katholiſche Kirchengeſchichte, die im 5ten Theil bis 1773 geführt werden ſollte, in einem 6ten Theil ganz ſchließen konnte. Er hatte noch in der letzten Zeit, beſonders durch ſeine freundſchaftlichen Verbindungen mit dem Biſchof und nunmehrigen Reichsgrafen Gregoire und ſeine Berufsreiſe nach Paris die intereſſanteſten Materialien dazu geſammelt, wie dem Schreiber dieſes Aufſatzes

aus ſeinen eigenen Briefen bekannt iſt. Es ließe ſich eine ſehr belehrende Parallele zwiſchen ihm und dem Sohn, unvergeßlichen Verfaſſer der Kirchengeſchichte in Wittenberg, dem nun auch vollendeten Schröckh ziehn. Es würde nicht an ſchneidenden Contraſten fehlen, und ſo gewiß der Wittenberger Geſchichtſchreiber in allem, was ruhige Forſchung und ſelbſtgefundene Reſultate anbetrifft, die durch Quellenſtudium und bloße Buchſtabenweisheit im beſchränkteren Kreiſe des Bibliothekzimmers und Hörſaals erreichbar ſind, den Helmſtädter weit übertreffen mußte, ſo ſehr dürfte der practiſche Blick, der nur durch mannichfaltige Berührung mit den Welthändeln ſelbſt und durch thätiges Eingreifen in die obern Verwaltungsgeſchäfte erworben wird, Henken in andern Rückſichten ein unbeſtrittenes Uebergewicht geben. Denn er war allerdings, was der große Spener in einem ſeiner theologiſchen Bedenken ſo ſchön zu erklären weiß, ein politiſcher Theolog und das Horaziſche — principibus placuisse viris non ultima laus est, paßt ganz vorzüglich auf ihn. Er genoß eine lange Reihe von Jahren hindurch das ausgezeichnete Zutrauen des letzten Herzogs von Braunſchweig, und war dieſem, als Vater ſeines eignen Volks, hochachtungswürdigen Fürſten mit ganzer Seele ergeben. Dies Ge-

fühl verleugnete er auch in der letzten Predigt, die er überhaupt in der Helmstädter Collegienkirche gehalten hat, in der bei der Krönungsfeier des großen Napoleons am 2. Decembr. 1806 gehaltenen, auch ins Französische und Lateinische übersetzten, höchstmerkwürdigen Predigt nicht, als er mit so viel Kraft zur Pflicht und Unterthänigkeit gegen die neue Obrigkeit aufrief.

Wir hoffen, durch allerlei sehr willkommene Mittheilungen bald in den Stand gesetzt zu seyn, diesem merkwürdigen und wahrhaft gelehrten Mann auch in diesen Blättern ein ihm ziemendes Denkmal setzen zu können. Bis dahin sey es uns gestattet, wenigstens einige kleine Bruchstücke zu seiner Biographie zu sammeln. Wir theilen zuerst Auszüge aus einem Brief über seinen Tod und die ausgezeichnete Todtenfeier mit, die ihm von seinen gelehrten und ungelehrten Mitbürgern zu Theil ward. Dann einige Nachrichten über seine Jugendbildung und ausgezeichnete Geistesgaben von der Hand eines sehr ehrwürdigen, mit dem Verstorbenen vielfach befreundeten Mannes. Endlich mögen auch einige Bruchstücke aus seinen eignen Briefen seine dankbaren Gesinnungen gegen den Herzog und seine Verhältnisse mit ihm andeuten. Wir berufen uns übri-

gens über die Denkart und Handelsweise dieses Fürsten, in Absicht auf wahre und falsche Aufklärung und Förderung alles Schönen in Kunst und Wissenschaft, auf das in letzter Messe erschienene, sehr lesenswürdige, biographische Gemälde: Carl Wilhelm Ferdinand Herzog von Braunschweig (Cotta. Tübingen 1809. 268 S.) wo von S. 109. an über seine Religiosität und sein Benehmen gegen die neuen Reformatoren von der Hand eines vertrauten Beobachters viel Treffendes bemerkt wird. B.

A.

Ueber Henke's Tod.

Helmstedt d. 4ten Junius 1809.

Der Inhalt Ihres letzten Briefs erinnert mich auf das lebhafteste an den großen Verlust, den alle gut Denkende durch den Tod des unvergeßlichen Henke erlitten haben. Ich erfülle Ihren Wunsch, das, was auf seinen Tod bisher bekannt gemacht ist, zu besitzen, in den Anlagen. Sein Leichenbegängniß am 7. Mai war sehr feierlich, und die Versicherung seiner Wittwe und

Kinder, daß er nie ein Freund von Gepränge und öffentlichen Aufzügen gewesen wäre, konnten nicht die Bezeugungen der Hochachtung und des tiefgefühlten Schmerzes verhindern. Die Gedächtnißpredigt wurde von Dr. Vollmann, Privatdocenten auf unserer Universität, gehalten. Sie ist dem Gegenstand vollkommen angemessen. Das Gebet wurde von dem Herrn Studiosus Wolf, einem würdigen Sohne des Herrn Kirchenrath Wolf in Braunschweig, über seinem Grabe gesprochen, worauf Dr. Pott, der zeitige Ex-Prorector, das auf diesen Fall besonders angewandte Vater-Unser sagte. An das Gefolge aller Behörden, Professoren, Studirenden, schloß sich eine zahlreiche Bürgerschaft, die mit der Universität den Schmerz über den Verlust theilet. Denn er war auch ein wahrer Vater der Stadt und der Armen.

Von der hinterlassenen großen Bibliothek des seeligen Mannes wird, unter des würdigen Hofrath Bruns Aufsicht, ein Catalog von einigen geschickten Männern gefertigt. Die Auction wird im künftigen Jahre seyn. Die Zahl übersteigt 10, oder gar 12,000 Bände. Schade, daß der Besitzer nicht Muße genug gehabt hat, ein Verzeichniß selbst zu fertigen, welches zu thun er sich

vorgenommen hatte, wie ich dieſes von ihm mehrmals gehört zu haben mich erinnere.

Die Reiſe nach Paris und Braunſchweig, die er in den letzten Jahren ſeines Lebens als Landſtand und Mitglied des Wahl-Collegiums im Departementalrathe machen mußte, haben ſeine ſchon ſeit einigen Jahren geſchwächte Geſundheit vollends untergraben. Er glaubte ſein Ende nicht ſo nahe, als es ſeine Freunde in ihm fürchteten. Das Blutſpeien konnte durch keine Arzeneimittel gehoben werden, ſeine Geiſteskräfte ſchwanden allmählich, und an dem vorletzten Tage ſeines Lebens war er ohne alles Bewußtſeyn. —

B.

Biographiſche Notiz.

Der ſelige Henke, Sohn des ehemaligen hieſigen Garniſonpredigers, war der jüngſte von drei Brüdern, und ward ſchon als Knabe von etwa zehn bis zwölf Jahren vaterlos. Seine Mutter, eine geiſtvolle, vortreffliche Frau, erſetzte ihm aber den Verluſt des ohnehin ſehr kränklichen Va-

ters durch die verdoppelte Fürsorge, die sie für ihn und seine Geschwister bewies. Sie fand hierin einen treuen Beistand an ihres verstorbenen Mannes Collegen, dem Garnisonprediger und Senior des hiesigen geistlichen Ministeriums, Pabst. Dieser rechtschaffene Mann sorgte nicht bloß, bei den sehr eingeschränkten Umständen der Mutter, für die Unterstützung der Familie, sondern er nahm sich auch der Erziehung der Söhne und besonders seines Lieblings, des jüngsten, mit Vatertreue an. Sein Hauptverdienst um den letztern war, daß er bei ihm schon früh eine Neigung für die lateinische und griechische Sprache weckte und ihn zum Studium der alten Classiker aufmunterte. Dies hat der Selige nachher oft dankbar gerühmt, wie ihm denn überhaupt das Andenken seines Wohlthäters ehrwürdig und unvergeßlich war. Jene Aufmunterungen wurden die Grundlage der entschiedenen Vorliebe für die Philologie, womit sich der junge Henke auch noch auf der Universität mehr, als mit dem eigentlichen Studiren der Theologie, beschäftigte. Die letztere, so wie auch die Kirchengeschichte, ward erst der Gegenstand seines Fleißes, als er Magister und Professor war, und das, was er hierin geleistet hat, beweiset theils seinen eisernen Fleiß, theils die Leichtigkeit und

das Talent, mit dem er sich in kurzer Zeit Alles anzueignen wußte, worauf sein Fleiß verfiel. Sein vorzüglich glückliches Gedächtniß kam ihm, wie sein Scharfsinn und seine durchdringende Urtheilskraft, hierbei gar sehr zu Hülfe.

In seinen frühesten Jahren besuchte er die hiesige Warsenhausschule und nachher das Martinsgymnasium. In beiden Bildungsanstalten hatte er zum Theil zwar gute Lehrer, besonders auf dem Gymnasium den damaligen Prof. Schrodt, einen Mann von schätzbaren philologischen Kenntnissen; allein die ganze Schuleinrichtung und Lehrmethode war zu jener Zeit hier, wie so ziemlich überall noch, sehr mangelhaft, und der Privatfleiß mußte beinahe Alles thun. Dieser Umstand, der alle minder guten und trägern Köpfe ganz verdarb, ward ihm, dem talentvollen, zum Privatstudiren so sehr ermunterten Jünglinge, sogar vortheilhaft. Denn nicht nur gewann er durch die Anstrengung, wozu er genöthigt war, an geübter Geisteskraft, sondern dies eigne emsige Studiren gab ihm auch die Originalität und den geschärften Forscherblick, der ihn so sehr ausgezeichnet hat — Vorzüge, die vielleicht selten, selbst bei trefflichen Anlagen, da zur Reife gelangen, wo dem Jüng-

linge im öffentlichen Unterrichte Alles zu leicht gemacht und nicht genug auf Selbſtdenken, Selbſtforſchen und Privatfleiß gedrungen wird.

Der junge Henke ſchien bei allen ſeinen Fähigkeiten als Schüler und auch noch auf der Univerſität, gar nichts Ausgezeichnetes zu verſprechen. Er hatte nichts Aeußeres, was ins Auge fiel, und war dabei faſt bis zur Schüchternheit beſcheiden. Wenige kannten ihn und er lebte in ſtiller Eingezogenheit. Zuerſt entdeckte der damals in Helmſtädt angeſtellte Profeſſor Schirach ſeine vorzüglichen Sprachkenntniſſe, und nahm ihn zum Mitarbeiter bei der lateiniſchen Zeitung an, die er herausgab. Hier bildete Henke vollends ſeinen Styl in dieſer Sprache aus, erwarb ſich noch manche literariſche Kenntniß, kam mit auswärtigen Gelehrten in Verbindung, und faßte die erſte Neigung zum akademiſchen Leben, wozu ihn der Prof. Schirach ermunterte und ihm auf alle Weiſe behülflich war. Durch ſeine Unterſtützung ward Henke nicht nur Magiſter, ſondern auch bald darauf außerordentlicher Profeſſor der Theologie, wo er ſich denn nun ſelbſt durch Fleiß und Verdienſte den Weg zu den Ehrenſtellen bahnte, die er nachher bekleidet hat.

Das Studium der Kirchengeſchichte flößte ihm

eine ganz eigene Hochachtung gegen Luther ein. Dieſer ward ganz ſein Held, ſo wie nach dieſem Georg Calixtus *). Von beiden, ſo ungleich ſie auch in gewiſſem Betrachte unter ſich waren, lag etwas Aehnliches in ſeinem Gemüthe; beiden ward er bei dem öftern Blicke auf das Bild ihres Lebens und Handelns immer ähnlicher. Er beſaß Luther's Feuereifer und nichts ſchonenden Muth in Behauptung der Wahrheit, dabei gleichwohl aber auch Calixt's Friedensliebe, ſo weit ſich dieſelbe ohne Verletzung der Wahrheit behaupten ließ. Nichts war ihm verächtlicher als Streit über Nebendinge und gleichgültige Sachen. Hieraus läßt ſich auch die große Toleranz erklären, die ihm bei ſeinem heftigen Eifer für Wahrheit eigen war. Seine Verehrung für Luther und die öftere Beſchäftigung mit deſſen Schriften hatte einen merklichen Einfluß auf ſeinen Styl, worin er ſelbſt gefliſſentlich und faſt zu ſehr den großen Mann nachahmte. Daher denn das Gedrungene und Kraftvolle in ſeiner Schreibart, zu-

*) Dieſe bewies er unter andern durch eine neue kritiſche Ausgabe der berühmten Schrift de conjugio Clericorum, die mit einer leſenswürdigen Vorrede begleitet, zu Helmſtädt 1783 in 4to. erſchien.

P.

gleich aber auch die Härte und Ungeſchmeidigkeit, deren er ſich oft ſelbſt beſchuldigte.

Unter ſeinen vielfachen Verdienſten in der gelehrten Welt ſteht freilich das um die Kirchengeſchichte mit Recht oben an; aber nicht minder groß, obgleich noch nicht genug erkannt, iſt das, was er ſich durch ſeine Dogmatik und unübertreffliche Erklärung des Neuen Teſtaments auf dem Catheder erworben hat. Durch dieſe und durch den Vortrag der populären Religionslehre, ſo wie auch durch die praktiſchen Uebungen im Canzelvortrage, hat er eine beträchtliche Anzahl ſelbſtdenkender, mit dem Geiſte der Religion und Bibel vertrauter Prediger gebildet, und ſo ſich um die Volksaufklärung unberechbar verdient gemacht. Seine exegetiſchen Vorleſungen ſollten billig der Welt mitgetheilt werden. Sie enthalten ſo glückliche Auflöſungen ſchwieriger Bibelſtellen und ſolche Beweiſe von Scharfſinn und gelehrter Kenntniß des Alterthums, wie man ſie in ähnlichen Schriften ſchwerlich findet.

Ueber ſeinen moraliſchen Charakter brauche ich dem Manne, der ſein Leben zu beſchreiben Willens iſt *), und der ihn hierzu ſelbſt hinreichend gekannt

*) Niemand hat mehr äußern und innern Beruf dazu, als der ehrwürdige und durch ſeine lichtvoll gedach-

hat, nichts zu ſagen. Ich habe bloß das anführen wollen, was beſonders aus ſeiner Jugendgeſchichte und von der Art, wie er ſich ſelbſt zu dem Manne bildete, der er ward, vielleicht nicht genug bekannt ſeyn möchte.

J. W. C. Wolff.

C.

Bruchſtücke aus Briefen.

Helmſtädt, am 13ten Mai 1791

— Genug! es iſt ein reiner Herzenserguß, was Sie da leſen; geſchmeichelt habe ich gewiß nicht. Nur wünſchte ich, Eins noch angebracht zu haben: den Wunſch, daß nun der Herzog auch Etwas thue für die Univerſität, die Verlaſſene. — Verſprochen hat er viel und wiederum ſchriftlich und mündlich nach ſeiner Rückkunft. Schon ſah ich ihn in Braunſchweig, als er ankam. Ich war dort zur Meſſe. So iſt ſchwerlich ein Vater von ſeinen Kindern bewillkommt, als er von Einheimiſchen und Fremden.

ten und ausgeſprochenen Reden und Prediaten auch in größeren Publikum rühmlich bekannte Herr Verfaſſer dieſes Aufſatzes. B.

Ohne alle Pracht und Begleitung; aber als er zum Wagen herausſtieg, das lauteſte Freudengeſchrei, mit lautem Weinen vermiſcht; das Volk zupfte ihn hier, und zupfte ihn da, am Rock und an Erweln; wie wenn eine Kraft aus ihm herausgienge, die heilen und helfen könnte; und als er endlich mit beiden Händen wehrte, wurden beide Hände gepackt und gehalten, und zerküßt. Dem braven Heren waren die Thränen nahe; er konnte aber nichts vorbringen, als: Kinder, was habe ich denn gethan! — Hernach ſchlich er ſich zu Fuß zu ſeiner Frau Mutter. Aber gleich war er wieder von einer dickgedrängten Menge Leuten aus verſchiedenen Ständen umgeben, die ihn hin ſchoben. Am erſten Morgen ſeines Dortſeyns war eine große Cour, wie man ſie wohl nie in einem Fürſtenſaale geſehn hat: Hier ein Miniſter, und neben ihm ein Bäcker oder Schuſter; ein Ordensband und ein Prieſterkragen — alles pêle mêle unter einander. Der Empfang in der erſten Operette, die er beſuchte, übertraf Alles. Er kam, ungern, aber genöthigt, von Gemahlin, Mutter und Tochter, doch endlich mitten im Spiele. Viele Tauſend Menſchen hatten nicht können eingelaſſen werden; die empfiengen ihn nun in der Nähe des Löwen auf dem Domplatze, und verkündigten durch ein wildes Rufen, Hoch! Hoch! dem Schauſpielhauſe

die Ankunft des Herzogs; das Haus ſtimmte gleich ein, und das Spiel hörte auf. Als er ſelbſt auf der Loge erſchien, ward der Tumult noch ſtärker, und jede Verbeugung von ihm war wieder neue Herausforderung. Das währte eine halbe Stunde fort. Das Spiel fieng wieder an; aber zwiſchen jedem Acte auch wieder das Rufen. Niemand achtete auf die Sänger. Der Rückgang nach Hauſe war wie die Ankunft. Und ſo gieng das in den erſten Tagen immer, ſo oft er ſich blicken ließ. — Die Freigebigkeit, welche die Braunſchweiger bei dieſer Gelegenheit gegen die Armen bewieſen haben, iſt der ſchönſte Beweis ihrer dankbaren Freude über ihren Fürſten. Nicht allein reichliche Einlagen und Lieferungen erfolgten an alle milde Inſtitute der Stadt, ſondern es ward auch durch Subſcription ein Capital zuſammengebracht, von welchem künftig jährlich am Tage der Rückkunft des Herzogs die Intereſſen an Arme vertheilt werden ſollen. Jezt ſoll das Capital ſchon zu 15,000 Rthlr. angelaufen ſeyn. — Eine große Menge von Geſängen mit und ohne Muſik iſt heraus. — Doch eben fällt mir ein, daß ich mir dieſe ganze Beſchreibung hätte erſparen können, und Sie noch ferner von unſern Volksfreuden unterhalten kann, wenn ich Ihnen ein eignes davon herausgekommenes Büchelein

lein ſchicke, das, auf Befehl des Herzogs, gleich der Beſchreibung des Einzugs unſers Erbprinzen mit ſeiner Gemahlin vor vier Jahren, außer dem Lande nicht verkauft werden darf. — Von unſerm Univerſitätsdankfeſte kömmt auch noch eine Beſchreibung heraus. —

Helmſtädt am 30ten Januar 1796.

Die drei erſten Wochen dieſes Jahrs habe ich in Braunſchweig zugebracht, und über acht Tage muß ich wieder hin. Vielleicht haben Sie ſchon von dem Vorſchlage, unſre Univerſität nun gar nach Braunſchweig zu verlegen, gehört. Das eben iſt die Angelegenheit, die mir dies Hin- und Herreiſen auferlegt, weil ich auch diesmal Mitglied der vom Herzoge niedergeſetzten Commiſſion bin, die den Vorſchlag prüfen und über ihn entſcheiden ſoll. Das iſt aber zugleich die Angelegenheit, die mir zu der Wahl des Thema Anlaß gab, das ich in der anliegenden Rede ausgeführt habe. — Wie es kommen werde, wollen Sie wiſſen? ich glaube, es werde heißen: veteres migrate coloni! ob ich gleich nicht vollkommen damit einverſtanden und zufrieden bin. — Doch den Erfolg, und vermuthlich den Aus-

gang der Sache, erfahren Sie eheſtens mit Gewiß-heit von mir; denn das iſt nur mein Betrieb, daß bald ein Ende davon werde. Der immer noch ſchwankende Zuſtand der Univerſität iſt mir unerträglich; es geſchieht nichts, gar nichts, aller Verſprechungen ungeachtet.

Wenn ich wieder ſchreibe, erhalten Sie zugleich die Actenſtücke einer Fehde, die mir ein Juriſt in Wolfenbüttel zugeworfen hat. Er klagt mich in einem beſondern Blatte: Fragen betitelt, darüber an, daß ich die Braunſchweiger Kirchenagende, eine alte und unnütze genannt habe; darüber hat ſich nun eine Deputation der Landſchaft und das Conſiſtorium in Wolfenbüttel gerührt, und beim Herzoge nachgeſucht, daß er mir mehrere Vorſicht im Schreiben ꝛc. gebieten möchte. Der Herzog will es nun mit keinem verderben; mündlich hat er mich ſogar, ihn in dieſen Zwiſt nicht einzumiſchen. Denn er ſelbſt war es freilich, der mich ermuntert hatte, noch das dritte periodiſche Werk: Euſebia ꝛc. zu veranſtalten, von dem Sie die vorläufige Anzeige hierbei erhalten. — Noch weiß ich nicht, was die Sache für eine Wendung nehmen werde; das aber weiß ich, daß ich nächſtens die Schwächen unſerer Kirchenagende aufdecken werde, weil es unverantwortlich iſt, daß

Der

Teutſche Merkur.

Auguſtus 1773.

I.

Vorbericht zum Anti-Cato.

Ein ſchlafender Endymion, den ich einſt mit beſonderm Vergnügen betrachtete, brachte mir eine Stelle des Cicero in den Sinn, wo dieſer groſſe Schriftſteller, aus Gelegenheit des Satzes — daß der Menſch zur Thätigkeit gebohren ſey — ſagt: „und wenn wir auch verſichert wären, daß wir „die angenehmſten Träume von der Welt haben „ſollten, würden wir uns doch Endymions „Schlaf nicht wünſchen; im Gegentheil, der

um des völlig Veralteten willen dem jetzigen Geschlecht der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes verleidet werde, der doch so Noth thut. — Gleich nach meiner Rückkunft das Weitere. —

Helmstädt am 6ten Febr. 1797.

Ihre Freundschaft, mein Verehrtester, ist sehr großmüthig. Sie machen mir nicht nur nicht die Vorwürfe, die ich mir selbst mache; Sie entschuldigen mich sogar bei Ihnen und bei mir selbst. Wahr ist es, daß ich seit Jahr und Tag ein geplagter Mensch war; die Commissionsreisen, die Amtscorrespondenz, die Prorectoratsgeschäfte stumpften mich ab für die Empfänglichkeit angenehmerer Unterhaltungen, oder bewirkten wenigstens durch die Hoffnung, die sie in mir erweckten, große Dinge auszurichten, daß ich mich von manchen Pflichtleistungen der Freundschaft, die mir sonst so heilig sind, entbunden glaubte. Aber, siehe da, ich habe nichts ausgerichtet, so weit ich jetzt urtheilen kann. Des Herzogs politische Bänglichkeit, oder soll ich es im gläubigen Bekenntniß meiner Kurzsichtigkeit, weise Circumspection nennen, will vor dem Frieden sich über die Universitäts-Angelegenheiten nicht laut erklä-

ren; man könne ja nicht wissen, wie es noch komme; die Unzuverlässigkeit der ganzen Verfassung Teutschlands und der nördlichen Provinzen insbesondre erlaube es nicht, im Innern eine so große Operation vorzunehmen; die schweren Kosten, welche erforderlich seyen, müssen jetzt noch eingehalten werden, bis man gewiß wisse, daß die Sicherheit des Vaterlandes nicht zu andern Dingen weit größere Summen fordere; möge das Ausland und die Nachwelt Ihn tadeln, das müsse und wolle er gern dulden; in seinem Gewissen finde Er sich vor ourisfrei u. s. w. So heißt es; so spricht und schreibt Er. Man muß Ihn nur lieben, wenn er so spricht, wie peinlich dieser Zustand der Ungewißheit immer seyn mag, den ein Fürst, bei seiner Unbekanntschaft mit dem häuslichen und Familienleben seiner Bürger, nicht beurtheilen kann. Es ist demnach wohl gewiß, was der Brief aus Helmstädt im T. Merkur sagte, daß wir nach B. wandern; aber wenn, that is the question. — Vielleicht kann ich Ihnen indessen mit nächstem etwas Bestimmteres melden, da es scheint, als wenn der Herzog, ehe er zur Demarcationsarmee zurückkehrt (welches im Anfange des künftigen Monats geschieht) noch alle Vorbereitungsanstalten zur Ausführung des Werks scheint abmachen zu wollen. Eben jetzt ist Bruns nach B. gefordert, um zur Auf-

ſtellung der Wolfenbüttelſchen und hieſigen Bibliothek im großen Zeughauſe (das mit dem Naturalienkabinette zuſammenhängt) Rath zu ertheilen. Schon dies Werk würde in Zukunft der Academie ein Prachtſtück geben, das nicht leicht eine andere aufzuweiſen hat; zugleich aber auch ein Hausgeräth von dem unſchätzbarſten Werthe. — Sie glaubten ſchon im vorigen Sommer, mein Gegner ſey beſchwichtigt; aber bringen Sie einmal Gänſe zum Schweigen! Er baut auf die Toleranz des Herzogs, der ihm zwar ſein Mißfallen bemerklich genug gemacht, aber ſich wohl gehütet hat, Partei zu nehmen. Und das iſt löblich! Aber, wie er ihm nicht verbietet zu ſchreien, ſo gebietet er mir nicht, mein Stillſchweigen zu brechen. Und dies werde ich beobachten, wenn er ſich auch heiſcher ſchreien ſollte. Sein letzter Angriff iſt gegen Klein, und die Recenſionen im lit. Anzeiger. —

VI.

Nachricht.

Bei dem Kriege, den ein ſehr erbitterter Feind bei ſeinem Ueberfall aus Böhmen auch ſogar den un-

schuldigsten Briefen auf den Posten zu Meißen und Leipzig zu erklären für gut fand, hat auch das um selbige Zeit in die Druckerei abgesandte Manuscript zum 6ten Stück des Merkurs die Ehre gehabt, ihm zu mißfallen und verworfen oder vertilgt zu werden. Ehe das neue verfaßt und redigirt werden konnte, verflossen einige Wochen. Dies ist die Ursache der etwas verspäteten Erscheinung dieses Monatsstück. Besonders thut mir die Vernichtung eines Aufsatzes leid, worin ich mich über einige harte Verunglimpfungen, die sich der Verfasser des 6ten Theils der vertrauten Briefe gegen die so ehrwürdige und uns Teutschen so freundlich verschwisterte dänische Nation zu Schulden kommen ließ, nach Maßgabe von No. 6—15 der in Kiel erscheinenden Zeitung für Literatur und Kunst in den Königl. dänischen Staaten erklärt, und den Ungrund dieser Beschuldigungen angegeben hatte. Da es mir jetzt die Zeit nicht gestattet, jenes alles noch einmal niederzuschreiben, so fordert es wenigstens die Pflicht der strengsten Unparteilichkeit, die Leser des N. T. Merkurs auf jene Widerlegung in der Kieler Literatur-Zeitung, die auch in anderer Hinsicht allgemeine Beachtung verdient, aufmerksam zu machen, indem in einem frühern Stücke des Merkurs jene Anklagen in den vertrauten

Briefen zwar berührt, aber bei unſrer völligen Unbekanntſchaft mit dem Gegenſtand, weder gebilligt noch gemißbilligt worden waren. Mancher luſtige teutſche Projectmacher erregt den Unwillen der edeln und tapfern däniſchen Nation mit vollem Rechte. Möge aber nie der Unſchuldige mit dem Schuldigen verwechſelt werden!

Böttiger.

Inhalt

Seite

I. Aus Shakespeares Cymbeline. . . . 77

II. Gedichte.

An die Tugend. 86

Der Zeisig und der Goldammer. . . . 88

Der Schiffer. 90

III. Wanderung von Erlangen nach dem Streitberger Thal. 92

IV. Miscellen.

1. Aus den Papieren eines Hypochondristen. . 109

2. Bemerkung zu Vellej. II, 80,4. . . 111

3. Nachträge zu der Schrift: Ueber Sprachmengerei, von K. W. Kolbe (Beschluß.). . . 114

V. Dr. Heinrich Philip Conrad Henke. . . 126

A. Ueber Henke's Tod. 130

B. Biographische Notiz. 132

C. Bruchstücke aus Briefen. . . . 138

VI. Nachricht. 143

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1809.

I.

Ueberſetzungen und Nachbildungen.

I.

Tibull's zweite Elegie des erſten Buches. *)

Wein noch hinzu! bezähme mit Wein die erregeten Schmerzen,

*) Noch iſt der im letzten Meßcatalog als fertig angekündigte Catull und Tibull, von dem Meiſter ſelbſt überſetzt, nicht erſchienen. Bis dahin mag

Daß auf die Augen herab ſinke dem Müden der Schlaf.
Keiner auch, wenn mir Bacchus Geſchenk die Schläfe durchſtrömet,
Wecke mich, während beſiegt ruhet des Liebenden Gram.
Denn ein gefühlloſer Wächter iſt meinem Mädchen gegeben,
Und ein Riegelverſchloß ſperret mir grauſam die Thür.
Thür des eiferſüchtigen Herrn, dich peitſche der Regen,
Dich, auf des Zeus Gebot, treffe der zuckende Blitz.
Thür, nur mir ſey offen, ich fleh, erweicht durch mein Klagen;
Knarr' auf den Angeln auch nicht, heimlich geöffnet von mir.
Stieß ich Verwünſchungen gegen dich aus, bethöret vom Wahnſinn,
So verzeihe; der Fluch fall' auf mein eigenes Haupt.

alſo auch der Verſuch eines Jünaers noch nicht ganz überflüſſig ſcheinen. Vielleicht iſt der ſanfte und zarte Tibull unter allen Elegikern die ſchwierigſte Ueberſetzer-Aufgabe. B.

Dir ziemt's, deß zu gedenken, was oft ich flehte mit Demuth,
Wenn an die Pfoſten ich hing Blumen, gewunden zum Kranz.
Du auch, Delia, müſſeſt nicht furchtſam täuſchen die Wächter;
Muthig gewaget! Es hilft Kühnen Cythere ja ſelbſt.
Sie begünſtigt den Jüngling, der neuen Schwellen ſich nähert;
Sie das Mädchen, ſo dreiſt öffnet die Riegel der Thür.
Sie lehrt heimlich dem weichgepolſterten Lager entſteigen,
Sie lehrt, ohne Geräuſch nieder zu ſetzen den Fuß;
Sie, vor dem Mann' unerſpäht geſchwätzige Winke zu tauſchen,
Und dem koſenden Wort hüllende Zeichen zu leihn.
Doch nicht lehrt ſie es alle, nur die, ſo Trägheit nicht lähmet,
Nicht die Furcht ans Bett feſſelt im Dunkel der Nacht.
Auch läßt keinen ſie nahn, der den Leib mit dem Schwerte verwunde,

Keinen, welcher, ſich Raub ſuchend, entriſſe das Kleid.
Welchen die Liebe durchglüht, der gehe geſchützt und geſichert
Hin wo er will; vor Gefahr beben geziemt ihm nicht.
Mir nicht ſchadet der ſtarrende Froſt in winternden Nächten,
Mir nicht der Regenerguß, rauſcht er in Fluten herab.
Dieſe Beſchwerlichkeit ſchadet mir nicht, wenn Delia mir nur
Oeffnet die Thür, und mich ruft, ſchweigend, durch Fingergetön.
Weg die Augen gewandt, ob ein Mann, ob ein Weib mir begegne;
Nicht zu erſpähen gebeut Venus der Liebenden Tritt.
Schrecket mich nicht durch der Füße Geräuſch, erforſcht nicht den Namen,
Nähert euch auch mit dem Glanz ſtrahlender Fackeln mir nicht.
Wenn zufällig mich jemand erblickt, der verhehl' es, und ſchwöre
Bei den Göttern, er ſey deſſen ſich gar nicht bewußt.

„Zuſtand eines Menſchen, dem dies begegnete, „würde in unſern Augen dem Tode ähnlich „ſeyn.“ (*)

Dieſe Stelle führte mich zu einer Folge von Betrachtungen über den Gegenſtand des berühmten Monologen in **Shakeſpears Hamlet, — Seyn und Nichtſeyn** — einen Gegenſtand, der dem gedankenloſen Haufen der Menſchen ſo klar und einfach vorkömmt, daß ſie nicht begreifen, wie man etwas darüber ſollte denken können; während daß der Philoſoph mit Schwindeln in deſſen Tiefe hinab ſieht.

Es war an einem ſchönen Sommertage, (**) und ich befand mich eben ohne irgend etwas, das meinen Geiſt verhindert hätte, ſich aus dem erſten beſten Gegenſtande, der ſich ihm anbieten mochte, ein Geſchäfte zu machen. Ein Ueberreſt von der Laune, in welcher der **neue Amadis** entſtanden war, machte meine Gedanken in Verſe hinflieſſen; und ſo entſtund unvermerkt das Gedicht (wenn man ihm die Ehre erweiſen will, es ſo zu nennen) welchem Herr **Boie** einen Platz in ſeiner **Poetiſchen Blumenleſe** auf das Jahr 1773. S. 81. einzuräumen beliebt hat. — Ein Gedicht, welches mehr einem Werke der Natur als der Kunſt ähnlich ſieht, und keinen andern Plan hat, als die oft unſichtbaren Faden, wodurch freywillige Gedanken in einem Dichterkopfe

(*) De Finib. L. V. 19. (**) Im Jahr 1771.

Denn wer die Zunge nicht zähmt, der wird es empfinden, daß Venus
Aus des tobenden Meer's Fluten entsprang und aus Blut.
Doch ihm trauen wird selber dein Gatte nicht; wahrhaft verhieß es.
Eine Zauberin mir, mächtig durch magische Kunst.
Diese sah die Gestirne herab vom Himmel ich ziehen;
Diese wendet des Stroms reißenden Lauf durch Gesang.
Diese zerspaltet durch Lieder den Grund; auch die Geister aus Gräbern
Lockt sie hervor, und entruft lautlichem Brand das Gebein.
Bald verweilet ihr Zaubergeräusch die Schaaren des Orkus,
Bald gebeut, mit Milch sprengend, sie ihnen die Flucht.
Will sie, so scheucht die Wolken sie weg vom traurigen Himmel;
Will sie, so sammelt ihr Ruf Schnee in der sommernden Luft.
Sie soll kennen allein Medea's giftige Kräuter,

Sie bezähmen allein Hekatens Hunde voll Wut.

Dieſe gab mir ein Lied, das der Täuſchung Kraft dir verliehe;

Sing es dreimal, und ſpei dreimal auch, fangſt du es, aus.

Jener wird keinem alsdann vermögen zu traun, der es wagte

Uns zu verrathen, nicht ſich, ſäh' er beiſammen uns ruhn.

Andrer jedoch enthalte du dich; das übrige alles

Wird er erſpähn; nur allein kann er nichts merken von mir.

Soll ich's glauben? — ſogar verhieß durch Kräuter und Lieder

Sie zu löſen das Band, welches mich feſſelt an dich.

Sühnend umging mit Fackeln ſie mich; den magiſchen Göttern

Fiel ein ſchwarzes Schaf, blutend in heiterer Nacht.

Tilgung aber erflehet' ich nicht, nur Erwiedrung der Liebe;

Nimmer wünſcht' ich getrennt leben zu können von dir.

Eiſenumgürtet iſt der, ſo erfreun ſich deines Beſitzes
Könnt', und dennoch als Thor wählete Waffen und Raub.
Er mag treiben daher beſiegeter Cilicer Schaaren,
Und auf eroberter Flur kriegriſche Lager beziehn;
Ganz auch mag er mit Gold, und ganz mit Silber verbrämet,
Angeſtaunet vom Volk lenken das eilende Roß:
Ich will lieber bejochen den Stier, und auf einſamen Bergen,
Delia! kann ich bei dir leben nur, weiden mein Vieh;
Und darf zärtlich mein Arm ſich um dich nur ſchlingen, ſo ſcheinet
Mir zum ſanfteren Schlaf, ſelbſt nicht die Erde zu hart.
Ach! was frommt es zu ruhn auf tyriſchem Polſter, wenn Liebe
Uns nicht beglückt, und die Nacht ſchlaflos zu Thränen ſich naht.
Denn nicht Federn vermögen alsdann, nicht farbige Decken,
Nicht des gleitenden Bachs Murmeln zu fördern den Schlaf.

Hab' ich mit Worten verletzt der Venus mächtige Gottheit?
Duldet anitzo dafür Strafen mein frevelnder Mund?
Hab' ich, die Hände befleckt, mich genaht den Sitzen der Götter,
Und vom heiligen Heerd' ihnen die Kränze geraubt?
Nicht will zweifeln ich, hab' ich gefehlt, auf geweihete Schwellen,
Vor die Tempel mich hinstreckend, zu drücken den Kuß;
Nicht, auf den Knieen zu kriechen im Staub', aufflehend zur Gottheit,
Und an der heiligen Thür Pfoſten zu ſtoßen das Haupt.
Doch du, welcher ſo froh des Liebenden lächelt, gewahre
Deiner nur bald: nicht ſtets gleicht ſich im Zorne der Gott.
Oft ſchon ſah' ich den Spötter der traurigen Liebe des Jünglings
Unter der Venus Joch beugen den Nacken als Greis;
Hört' ihn mit bebender Stimm' in Schmeichelreden ſich üben,

Sah ihn das graue Haar ämſig zu locken bemüht.
Schmach auch war es ihm nicht, vor der Thür zu ſtehn, und auf offnem
Markte ſich koſend der Magd ſeiner Geliebten zu nahn.
Ihn umringt in gedrängter Schaar der Knab' und der Jüngling,
Und auf die zarte Bruſt ſpeit ſich ein jeder vor ihm.
Aber, o ſchone Cythere du mein; ſtets diente mein Geiſt dir
Willig: warum verſengſt eigene Saat du im Zorn!

Braunſchweig.

Wagner.

2.

An den Main.

(Freie Nachbildung des Sarbiewskiſchen Liedes: Ad Narviam).

Unter Blüten weißer Roſen,
Unter Liljen und Violen,
Hat der junge Tag geſchlummert,

Den mein erſtes Lied geweckt.
Das der ſorgenfreie Knabe
An des Maines ſchönen Ufern
Zur Pier'ſchen Laute ſang.
Heil dem Tag! Die lange Reihe
Meiner ſüßen Liedertage,
Sie begann mit ihm. Wenn jetzo
Phöbus frühſter Stral mit Golde
Meine Lyra überzieht,
Tönet ſie, und nicht von Helden,
Nicht von Ares Kampfgewühl.
Nur der Landluſt liebenswürdge
Reize feiern ihre Klänge:
Bald wie von dem Thau bepurpurt
Duftge Roſenbeete glühn,
Bald wie das beſcheidne Veilchen
Aeugelt aus dem zarten Grün,
Bald wie deine ruh'ge Wellen,
Main! vom Lenz umſäuſelt, fliehn.

Helder Flußgott, der des Knaben
Erſtem Saitenklang gelauſcht!
Deiner grünen Eiche Rinden
Grädt des Dankes Griffel ein:
„Mögen dich, den Vater Phöbus
„Und die frohen Muſen lieben,

„Immerdar die Sänger ehren,
„Dir die Mädchen Lieder weihn!“
Dieſen Vers voll ſchlichter Einfalt
Sollen Jünglinge und Jungfraun
Aus der Rinde Wund' erlernen;
Und an Feſttagen ſey er,
Wenn am Strand, Kryſtall und Muſcheln
Leſend, gruppenweis ſie irren,
Ihrer Chöre Wechſelſang!

Buri.

3.

Die lehrreichſte Schule.

(Des Sarbiewski 27ſte Ode 2ten Buches.)

Nicht Kernſprüche des Demokrit,
Nicht die Hallen Athens, horchender Schüler voll,
Nicht Katheder, von ſchwätzigen
Philoſophen gepaukt unter gelehrtem Zank,
Auch nicht was des Paukius
Jünger, ſchwächlich an Geiſt, donnernd an Stimme, lehrt,
Und des greiſen Pythagoras

Secte räuſpernd entkramt; all das genügt mir nicht.
Mir bewährtere Lehrer ſind
Pyramiden Aegypts, Gräber beweinten Ruhms.
O was ſagen dem Sinnenden
Nicht des Romulusvolks Mäler in jedem Land;
Ihre Aſchen, des ſpottenden
Weſts verächtliches Spiel; ſtolzer Eroberer
Nogus; Reiche, in Schutt verſenkt;
Stumme Redner für mein innigtlich trauernd Herz!
Des Pompejus Leichnam, in
Heißer Sonne verqualmt an dem verlaßnen Strand,
Einſt Beherrſcher erſiegter Welt,
Jetzt ermangelnd des Thaus, welchen die Thräne
zollt,
Lehrt mich kürzer und bündiger,
Als Panätius hochtrabender Phraſenprunk,
Wie ich Jed'ſches würd'gen ſoll,
Lehrt, daß Zepter und Thron tief unterm Wunſche
ſey.
Weg mit Büchern der Weltweisheit!
Abgemagert von Schweis, nächtlicher Lampe Dunſt
Athmen, iſt es der Mühe werth?
Da auf fürſtlichem Staub, blitzender Urnenſchrift,
Namen mächtiger Könige,
Hoher Cäſaren Ruhm, wandeln mein Fußtritt
kann.

Buri.

4.

Vollendung.

Herz, wie gleichſt du dem vielfach beſaiteten Harfenſpiele!
Deine Gefühle, ſie ähneln den Tönen, die willenlos klingen.
Wem vergleich' ich dich aber, Vernunft, gebietende Hohe?
Du biſt des Meiſters Hand, beſonnen regierend die Saiten.
Grade ſo ſoll es auch ſeyn. Es iſt die Vollendung der Menſchheit;
An Empfindungen reich, doch ſtark an beherrſchendem Grundſatz.

Buri.

II.

Fragmente aus dem Tagebuche auf einer Reiſe am Rhein durch die Schweiz.

I.

Das Schweizer Nationalfeſt zu Interlaken.

Den 16ten Auguſt 1808.

Die Nacht war ohne Regen vorübergegangen. Kaum hatten wir uns aber um 6 Uhr früh wieder zu Pferde geſetzt, ſo fieng das Regenwetter von neuem an. Der vorige ſchlimme Weg dauerte ebenfalls noch 2 Stunden lang fort, bis wir in das ſchöne Thal von Meiringen oder das ſogenannte Haslithal kamen. Sehr viel Genuß der prächtigen Natur verlieren wir hier durch die uns umgebenden Nebel. Indeß blieben uns doch einige vortreffliche Waſſerfälle nebſt dem Grindelwald-Gletſcher zur Beſchauung. Das Dorf Meiringen ſelbſt zeichnet ſich ſehr vortheilhaft aus. Um 12 Uhr langten wir zu Brienz, einem am See unmittelbar gelegenen, ebenfalls ſehr ſchönen Dorfe an. Ungewiß, ob unſre Freunde zu Interlaken eingetroffen ſeyn,

kopfe zuſammen hangen; aber, ſeiner anſcheinenden Unordnung ungeachtet, ein **Ganzes**, in der kunſtmäßigen Bedeutung dieſes Wortes, geworden wäre, wenn die Dazwiſchenkunft zufälliger Umſtände deſſen **Vollendung** nicht verhindert hätte.

Die Skizze davon iſt ungefehr dieſe:

„In jeder Vorſtellung, die für die Seele **Empfindung** iſt, iſt **ſubjective Wahrheit.** Endymion hat in ſeinem langen Traume die angenehmſten **Geſichte.** Es ſind **Einbildungen**; aber dieſe Einbildungen ſind **Empfindungen für ihn**: er genießt, weil er zu genieſſen glaubt. Die Wirklichkeit der angenehmen Gegenſtände **auſſer ſeinem Gehirne** würde die Wonne dieſes Genuſſes nicht vergröſſern. Was geht es ihn an, ob ſie für andre, ob ſie für ſich ſelbſt wirklich ſind? Sie ſind wirklich **für ihn**; dies iſt ihm genug. Er iſt in dieſem Falle ſo glücklich als in jenem. (Wohl bemerkt, daß hier der Zuſtand, worinn er ſich **vor** dieſem langen Traume, wovon die Rede iſt, befunden, und der Zuſtand, in welchen er **durchs Erwachen** verſetzt werden mag, hier in keine Betrachtung kommt.) Sein Zuſtand während des beſagten Träumens iſt alſo vom Tode ſo verſchieden, als Leben und Tod verſchieden ſind, und Cicero hat Unrecht.“

„Unſre Seele kan auch wachend träumen. Der ſpeculative Weiſe — ein **Demokrit**, der

und Quartier für uns gefunden haben möchten, hielten wir für gut, das beßre Wetter hier zu erwarten, und uns bis zum folgenden Morgen in einem warmen Stübchen, das wir eben vorfanden, auszuruhen. Ich sorgte zugleich für die Wiederaufrichtung meiner Gesundheit durch Gebrauch einiger Medizin, aus dem mich begleitenden Vorrathe. Das Wirthshaus wurde nach und nach von Fremden, welche gleich uns zu dem Feste von J. reiseten, ganz erfüllt, und es war viel Glück, daß wir, um Nachtruhe zu haben, ein gutes Lokal zuerst eingenommen hatten.

Den 17ten August.

Die Witterung blieb immer noch ungewiß, doch regnete es nicht mehr. Wir bestiegen um 6 Uhr das schon Tags zuvor gemiethete Fahrzeug, und nahmen einige festlich gekleidete Ortseinwohner aus Gefälligkeit mit auf. Vor, neben und hinter uns ertönten fröhliche Gesänge von ähnlichen, mit Schweizer Jugend besetzten Barken. Wir kamen halb 9 Uhr an, und durchwanderten nun, indem unsere Schiffleute das Gepäck trugen, sowohl Interlaken, als das unmittelbar daran liegende, noch größere Dorf Interseen, um Quartier zu erhalten. Endlich fanden wir einen der vorausgegangenen Freunde, der uns ein Quartier be-

ſtellt hatte. Die Regierung von Bern hatte nämlich den hier wohnenden Maler König dazu beauftragt, für die ſich anmeldenden Fremden Quartier zu beſorgen, und zugleich die ganze Verpflegung beim Wirth zu verdingen. Wir erhielten daher ebenfalls ein mit 8 Schweizer Franken täglich zu honorirendes Einquartirungsbillet, bei einem Kramer zu wohnen, der bereits vier andere Perſonen aus Zürich aufzunehmen gehabt hatte. Der Zufluß der Fremden war unglaublich groß. Auch Herr von Türk aus Iſſerden, kam mit einem Baron von Stackelberg angefahren, und erzählte mir, daß unſere Gefährten heute gleichfalls hier eintreffen wollten. Wir kleideten uns nun beim zweiten Frühſtück anſtändig, und lange blieb es unentſchieden, ob wegen der ungewiſſen Witterung das Feſt vor ſich gehen könne. Endlich begann daſſelbe um 11 Uhr mit einer lang dauernden Proceſſion von Unterſeen aus zu dem Orte, welchen die Natur zum ſchönſten Amphitheater für einen ſolchen Zweck gebildet zu haben ſcheint. An der Spitze gieng, ein Anführer mit großem Barte und geſchultertem Streitſchwert in alter Schweizertracht. Hierauf folgten zwei Paar dergleichen, dann zuerſt ein Chor Berner Militär-Muſik, an welche ſich ungefähr zwanzig Hirten mit

ihren

ihren langen krummgebogenen Alpenhörnern schlos-
sen. Jetzt folgte abermals ein roth und schwarz gekleideter Schweizer, ein groſses Schwert vor sich tragend, an welchem ein Eichenkranz hieng, dann vier Fahnenträger, und noch einige in alter Schweizertracht. Es wurde sodann eine Lade, mehrere Insignien und schöne Blumenkränze, letztere von zwei auserlesen schönen Landmädchen gebracht, woran sich nunmehr die anwesenden Directoren des Festes und Repräsentanten der verschiednen Cantone nebst einer groſsen Menge andrer Menschen, jung und alt, paarweise schlossen. Abwechselnd mit der Instrumentalmusik wurden festliche Lieder gesungen. Die Wiese, wo das Fest gehalten wird, ist sehr groß und von zwei Seiten mit sanft emporsteigenden Berglehnen umgeben. Man hatte einen weit ausgedehnten runden Cirkus in Schranken gefaſst, an welchen mehrere Reihen Bänke angebracht waren. Dem Eingange gegenüber, wodurch der ganze Zug eintrat, war eine Erhöhung, zu welcher man auf einer Rasentreppe hinanstieg, und wo die Directoren und Judicier ihre Sitze hatten. Der Oberamtmann Thormann von Unterseen, hielt hier (mit bedecktem Kopfe und einen braunen Ueberrock über der schwarzen Kleidung tragend) eine ziemlich lange Rede, worin er an

die alte Verfassung der Schweiz, welche den eigentlichen Stoff zum heutigen Feste gab, an die neuerdings eingetretnen Weltveränderungen, und an die Nothwendigkeit, durch Sitteneinfalt, Redlichkeit, Gewerbfleiß und brüderliche Eintracht sich an einander zu schließen, wenn weiterhin von Selbstständigkeit der Nation die Rede seyn solle, erinnerte, und zuletzt zu Begehung der ebenfalls dahin abzweckenden Spiele aufforderte. Da ich mich ganz nahe hinter den, gleichfalls gegenwärtigen und das Fest nicht wenig verherrlichenden, Kronprinzen von Baiern gestellt hatte, so konnte ich alles gut vernehmen. Die Rede war sehr wohl geordnet und kraftvoll, daher aber auch das Beste von der ganzen Feierlichkeit. Denn die nun folgenden Uebungen kann man der fortgeschrittenen Cultur und unserm jetzigen Zeitgeiste schwerlich angemessen finden. Sie bestanden 1) im Werfen eines 184 Pfund schweren Steins, den der Werfende auf die Schulter legte, nach einem gesteckten Ziele; 2) im Schwingen, d. h. Ringen zweier Personen, welche sich wechselseitig zu Boden zu strecken, aus allen Kräften anstrengten; ein zum Halsbrechen eingerichtetes und besonders für den weiblichen Kreis der Zuschauer unanständiges Schauspiel; 3) im Wettlaufen zweier Personen, wovon die eine ein

gewiſſes weites Ziel zu erreichen ſuchen mußte, während die andere im Kreiſe eine Art von Eiertanz zu vollenden hatte. Mich langweilte das Eine wie das Andere, und ich hörte von ſehr Vielen eben dieſes Urtheil. Jene Uebungen dauerten bis nach 1 Uhr, während welcher Zeit bald das militairiſche Muſikchor, bald die Alpenhörner, bald die Singchöre, oft auch zur abſcheulichen Ohrengälle alles dies zugleich ſich hören ließ. Nunmehr folgte die Vertheilung der nicht ſonderlich bedeutenden Preiſe, und hierauf das Eſſen mit Pokulirn in mehrern aufgeſchlagnen Zelten, auch unter freiem Himmel; denn zum Glück hielt die Witterung den ganzen Tag, obwohl ohne Sonnenſchein, aus.

2.

Allgemeine Bemerkungen.

den 21ſten Auguſt.

Den größten, für alle Wünſche und Anſtrengungen anderwärts nicht erreichbaren, Vorzug giebt der Schweiz die ganze phyſiſche Natur mit ihren zauberiſch ſchönen Abwechslungen in Thälern, Bergen, Seen, Flüſſen, lachenden Gefilden, hellgrü-

nenden oder buntbeblümten Wieſenteppichen u. ſ. w., alles von der mannichfaltigſten Art und Anſicht. Da ich bei meiner Kränklichkeit, bei deſſen Erblicken noch der Empfänglichkeit fähig wurde, die mir in den glücklichſten Stunden einer frühen, durch äußeres und inneres Ungemach nicht getrübten Jugendzeit eigen war; ſo läßt ſich daraus ſchließen, welchen Erfolg die Eindrücke jener Umgebungen auf das Gemüth und die ganze Exiſtenz der von der Wiege bis ins Grab hier einheimiſchen Menſchen haben müſſen. Auch wiſſen die Schweizer dies wohl zu ſchätzen. Nicht nur wird der Kunſtſinn und die Empfänglichkeit für ſolche Scenen unter ihnen durch häufige Nachbildung der hervorſtechendſten Naturſcenen in Kupferſtichen, Gemälden, Modellen u. ſ. w. gepflegt und genährt, ſondern man betritt auch nicht leicht eine Dorfſchenke, ohne dergleichen Darſtellungen aus entfernteren Gegenden des Landes darin anzutreffen, welches zugleich für den fremden Reiſenden theils die Erwartung anfacht, theils der Wiedererinnerung nachhilft. Die Kunſthandlungen von Füßli und Orell zu Zürich und von Burgdorfer zu Bern, enthalten faſt nichts als vaterländiſche Producte. — Unmittelbar damit hängt der unverkennbar wohlthätige Einfluß auf Geſundheit und

Lebensfülle zusammen. Auch hierüber kann ich das bestimmteste Zeugniß ablegen. Bis zu meiner Ankunft in der Schweiz, mußte ich mich noch immer streng an meine Diät binden, am wenigsten aber durfte ich gesunden Personen in der Befriedigung des Appetits mich gleich setzen. Während des Aufenthalts daselbst aber fand sich nicht nur der letztre in verstärktem Maaße ein, sondern ich nahm auch wiederum an allem Genießbaren mit dem besten Erfolge Theil. So viel auch hierbei auf Rechnung der vielen körperlichen Bewegung, der angenehmen erheiternden Gesellschaften und der guten Beschaffenheit von Speisen und Getränken selbst kommen mag; so ist doch Jedermann darüber einverstanden, daß Luft und Wasser dazu am meisten wirken. Nach meiner Ueberzeugung kann man daher einen temporären Aufenthalt daselbst dem Gebrauche angreifender Brunnenwässer und Bäder nicht bloß gleich setzen, sondern vorziehen.

Nicht minder zeichnet sich aber zugleich, selbst in diesen Zeiten allgemeiner Umwälzungen, das Menschenvolk aus, welches diesen Erdstrich bewohnt. Schon die äußere Gestalt flößt Achtung und Zuneigung ein. In den Cantonen, welche

ich durchreiſet bin, ſahe ich größtentheils nur Leute mit heitern, ſorgenfreien, verſtändigen Angeſichtern einhergehen. Weder die Spuren eines übermäßigen Drucks von Arbeit, noch die der vorherrſchenden Genußgierde, beſonders der bei uns gewöhnlichen Völlerei von Branntwein, die man dort nicht wahrnimmt, entſtellen dieſelben. Alles ſieht wohl genährt aus. Das weibliche Geſchlecht iſt beſonders im Ganzen von ſchöner Bildung, und es gewährt einen angenehmen Anblick, wenn man die Bauerdirnen bei ihren Arbeiten auf dem Felde anſtändig gekleidet, und mit den feinſten weißen Baſthüten bedeckt ſieht. — In der Unterhaltung mit Vornehmen und Gemeinen herrſcht Offenheit, Biederkeit, ruhige Beſonnenheit, und gutmüthige Höflichkeit. Beim Handel und Wandel braucht man wenig Worte. Man zahlt, was gefordert wird, oder geht weiter. Dies iſt ſelbſt der Fall bei dem allenthalben ſehr abgefeimten, begehrlichen Volke der Lohnkutſcher. Für reichliches Geld erhält man gute Bedienung, ohne überſchätzt zu werden. Der Grund von dieſem allen liegt nicht in einer vorzüglichen geiſtigen Cultur, ſondern in der freien republikaniſchen Verfaſſung und in der, von den Uraltern angeerbten, naturgemäßen Lebensordnung.

Vor der Revolution waren die Unterrichtsanſtalten faſt allenthalben von ſchlechter Beſchaffenheit, und der Sitz der höhern Bildung, Baſel, ſoll nach einſtimmigem Urtheile in dem kläglichſten Verfalle noch jetzt ſich befinden. Eben dieſem weſentlichen Mangel ſchreibt man aber auch die Ausbrüche und Gräuel der letztern Revolution vornehmlich zu, und damit ſie nicht wiederkehren, die wegen allzugroßer Anhänglichkeit am Alten, weil es alt iſt, noch fortwährenden ſchädlichen Vorurtheile aber entfernt werden mögen, iſt jetzt die Aufmerkſamkeit aller Cantonsregierungen auf Verbeſſerung des Schul- und Erziehungsweſens unabwendig gerichtet. Indeß trägt auch eben jener weniger verderbene naturgemäße Sinn viel dazu bei, daß man für das wahre Gute leichter empfänglich iſt. Ohne dieſes wären die Veränderungen unerklärbar, welche der Zellerſche Unterricht ſo ſchnell in den 41 Schulmeiſtern zu Hofwyl und die Fellenbergs tugendhafter Sinn und Handelsweiſe bei ſeinen Dienſtboten hervorbrachte. — Von den verſtändigſten Männern hörte ich die Revolutionsepoche als eine wahre Wohlthat für die Schweiz erklären, weil die Ausartung jenes Sinns bei den Regierenden und Regierten immer mehr vorwärts gegangen; und was

die neue Conſtitution betrifft, ſo iſt jetzt ſelbſt der Rath zu Bern, welcher gleichwohl das meiſte an Gebiet und Anſehn dabei verloren hat, damit aufs vollkommenſte zufrieden. Man hat ſich nicht vorgeſtellt, daß die übergroße Anzahl der in den großen und kleinen Räthen mitrepräſentirenden Mitglieder aus dem Bauernſtande ſich durch Vorſtellungen ſo leicht würde gewinnen und leiten laſſen. Auch dies iſt Erfolg jenes offnen Sinns für Wahrheit und einleuchtende Vernunftgründe, wenn ſie mit gegenſeitiger Schäzung und mit Wohlwollen geäußert werden. Der Führer, welcher uns über die Hurka und Grimſel leitete, war nach ſeinen Aeußerungen ganz geeignet, ein ſolcher Mitrepräſentant zu ſeyn. Hierzu kommt die vielleicht in keinem Lande in dieſer Art ſonſt Statt findende Gütervertheilung. Sowohl an unbeweglichem als beweglichem Vermögen, ſcheint Niemand übermäßig reich zu ſeyn. Die Ländereien beſtehen in kleinen Portionen, welche von Vornehmen und Geringen, Stadt und Landbewohnern, ohne Unterſchied beſeſſen und eben um deswillen vortrefflich bebauet werden. Das Gütchen Hofwyl gehört zu den größten, und die Einwohner von Bern ſind vornehmlich um deswillen mit Hrn. H. unzufrieden, weil er ihrer bisherigen Landescultur zu ſehr den

(wie Horaz sagt) sein Vieh auf seinen Aeckern weyden läßt, indessen sein Geist in idealischen Welten herum wandert — ein C*** L***, welcher, statt daß wir andere Erdensöhne uns auf gewöhnlichern Steckenpferden zu erlustigen pflegen, auf einem Cherub in die unsichtbaren Welten hineinritt — Leute von dieser Art gelangen oft dazu, von dem, was sie wachend träumen, von ihren Hypothesen, Vermuthungen, Wünschen, sich so stark zu überreden, als ob es empfundene oder erwiesene Wahrheiten wären. Ohne es zu bemerken, oder bemerken zu wollen, däucht ihnen die Fertigkeit, womit sie sich ihre Einbildungen anschauend denken, für die Gewißheit derselben gut zu sagen. Was sah nicht der Philosoph Poiret, dieser scharfsinnige Vernunftkünstler, nachdem er es einmal bis zu der muthigen Entschliessung gebracht hatte, die Realität der Geschichte der Antoinette Bourignon, a priori zu beweisen? Was sind die wunderbarsten Feenmährchen gegen die erstaunlichen Träume, womit sein Buch von der Oeconomie GOttes angefüllt ist? Und was für ein demonstratives Ansehen hat er diesen Träumen nicht zu geben gewußt?“

„Die Seher dieser Art finden einen wesentlichen Theil ihrer Glückseligkeit in dergleichen Träumereyen, welche für sie Wahrheit sind: und sie würden Ursache haben, denjenigen, der sie ihrer Gesichte berauben, der sie in den Stand gemeiner unbegeisterter Menschen setzen wollte, — wie jener

Corin-

Werth abspricht. — Durch die von jeher gewöhnlich gewesene Abschickung der jungen Mannschaft in auswärtige Kriegsdienste, ist auf der einen Seite der Uebervölkerung, (da auf diese Weise weniger Ehen geschlossen, und die weiblichen Dienstboten zu treuerer Dienstleistung veranlaßt werden,) vorgebeugt, und dem Staate die Unterhaltung einer eignen lästigen Armee zum Theil erspart; auf der andern Seite liegt aber noch der Vortheil darin, daß dergleichen mit Pension entlassene Militärs durch ihren spätern Aufenthalt im Vaterlande fremdes Geld in Circulation bringen. In Luzern lebte die Wittwe eines schweizerischen Generals in englischen Diensten, welche noch vor Kurzem eine sehr große Pension bezog. Dieses, nebst dem Zufluß so vieler fremden Reisenden zur Sommerszeit, sind Quellen des Erwerbs für die Schweiz, welche wenig andere Länder aufzuweisen haben.

Was sonst die politischen Einrichtungen betrifft, so sind die Verhandlungen der Tagsatzungen Zeugniß genug, wie sehr man bei dem neugeordneten Föderativsysteme überall auf Einverständniß, auf Einheit des Zwecks und weise Wahl gleichartiger Mittel hin zu wirken strebt, obschon hier und da noch immer kleinliche und selbstische Maßre-

geln mit unterlaufen. Für ächte Volksaufklärung, für Gleichheit im Tragen der öffentlichen Laſten, für Beförderung des Handels und der Gewerbe, für Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und Steuerung alles Bettelweſens iſt man allenthalben gleich beſorgt. Die Vagabunden, worunter die verabſchiedeten Soldaten fremder Nationen hauptſächlich gehoren, werden, wie ich beſonders auf der Reiſe von Bern nach Luzern mehrmals bemerkte, von Canton zu Canton durch bewaffnete Polizeidiener fortgeſchafft, und es war zum Verwundern, wie ein einziger Menſch vier Kerls dieſer Art ungefeſſelt vor ſich her trieb und ſich Gehorſam von ihnen zu verſchaffen wußte. Durchgängig, wo ich reiſete, bemerkte ich die vollkommenſte Ruhe und Sicherheit. Nach dem Gange der Civil- und Criminaljuſtiz fragte ich wenig. Ich war froh, mein Nachdenken von dieſem, mir aus meinem Vaterlande nur zu ſehr vorſchwebenden, Gegenſtande auf andere richten zu können, welche für mich als Menſchen und Staatsdiener mehr Anziehendes haben. Zum Mißfallen gereichte es mir indeß, aus den Publicandis an öffentlichen Orten zu ſehen, daß die Verweiſung von Verbrechern nicht bloß außerhalb Landes, ſondern auch nur aus dem Canton, noch ein ſehr gewöhnliches Strafmittel iſt. Todesſtrafen ſind

ebenfalls nicht selten. Von dem Leben und Weben in den Vierwaldstädter Cantonen, so wie in denen von Appenzell und St. Gallen, wo das Fabrik- und Manufacturwesen nebst andern Religionsbegriffen auf Character und Lebensart der Bewohner besonders großen Einfluß hat, müßte freilich besonders gesprochen werden. Unendlich interessant aber muß es seyn, die Eigenheiten jedes Cantons mit Muße bei längerem Aufenthalte zu beobachten und Vergleichungen darüber anzustellen. Noch andere reichhaltige Quellen der Belehrung, stehen für den Alterthumsforscher, Mineralogen und Botaniker offen, welche in der neuesten Ausgabe von Ebel's klassischem Buche fleißig verzeichnet stehn. Kurz! wem Gott Vermögen und Mäße geschenkt hat, der kann, nach meiner gewonnenen Ueberzeugung, nirgends unschuldigern und nützlichern, folglich rechtmäßigern Gebrauch davon machen, als in der Schweiz. So lange mir die Augen offen stehen, soll das Andenken an die dort verlebten Tage und die dabei gemachten Verbindungen mich nicht verlassen. Möge der Schutz des Allmächtigen dieser Nation ihre Selbstständigkeit zu weiterer Förderung der neubegonnenen Wiedergeburt stets erhalten!!!

II.

Ueber Glauben an Vervollkommnung und geiſtige Fortdauer.

Eine Vorleſung, gehalten d. 27. April 1806.

Vorwort.

Der verewigte Profeſſor Carus in Leipzig — ſein Denkmal iſt in den Seelen ſeiner zahlreichen Freunde und Schüler, und wie dieſe ſelbſt, unſterblich — verlebte gewöhnlich die Oſterferien, wo in Leipzig der gewerbkundige und erwerbluſtige Merkur an die Stelle des Apollo Muſagetes und ſeiner geweiheten Schaar tritt, im traulichen Kreiſe ſeiner Verwandten und älteſten Freunde in der Hauptſechsſtadt der Oberlauſitz, in Budiſſin, ſeinem Geburtsort. Was andern ſchwere Arbeit und Anſtrengung geweſen wäre, war ihm, dem ſchon in der Abwechslung der Geſchäfte hinlängliche Erholung findenden, angenehme Unterhaltung, und ſo nahm er in dieſer, ihm ſo fröhlichen und genußreichen Beſuchszeit an den Beſchäftigungen und Unterhaltungen eines Bundes, der ſich in ſeiner Vaterſtadt unter dem Namen Humanitäts-Verein gebildet hatte, und die erſten Staats-

und Geschäftsmänner der Provinz in seiner Mitte zählte, als eines der thätigsten Mitglieder dieses Vereins, stets thätigen Antheil, beurtheilte mit der ihm eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit, Strenge für die Sache, Milde für die Person die Aufsätze, die den Gesetzen dieser Gesellschaft gemäß, von den Mitgliedern vorgelesen und dann in Umlauf gebracht wurden, und gab selbst reichlicher noch, als er empfieng.

So entstand unter andern auch der Aufsatz, der hier mitgetheilt wird, eigentlich nur als Abstimmung über einen Gegenstand, der gerade damals einige der achtungswürdigsten Mitglieder dieses Bundes sehr lebhaft beschäftigte und zu Aufsätzen veranlaßt hatte, die bei gleichen Wünschen und Tendenzen doch zu sehr entgegengesetzten Resultaten geführt hatten. Zum Druck war diese Abstimmung von ihrem Verfasser wohl eben so wenig bestimmt worden, als so vieles Andere, was jetzt nach seinem Tode in seinen nachgelassenen Werken dem Publicum mitgetheilt und bei aller Unvollkommenheit im Einzelnen doch überall, wo überhaupt diese Art von Philosophiren nicht vom Zeitgeist verschlungen wurde, mit gerechtem Beifall aufgenommen wurde.

Wir haben in der letzten Oſtermeſſe zwei neue Bände dieſes Nachlaſſes erhalten, den 4ten und 5ten, und halten ſie beide, auch in der unvollkommnen Geſtalt, in welcher ſie die Herausgeber, biedre Schüler und Sinneserben des Verſtorbenen, mit gewiſſenhafter Scheu zum Druck beförderten, für einen wahren Gewinn der hiſtoriſchen Forſchung in der Philoſophie, da nirgends das Selbſtdenken vermißt war, ſelbſt da, wo er das Fremde ſich aneignet. Der 4te Band, welchen der (neuerlich auch durch ein gelehrtes Specimen über den Catull bekannt gewordene) Privatlehrer auf der Univerſität Leipzig, Ferdinand Hand, ſo wie auch die drei vorhergehenden, edirte, enthält die Ideen zur Geſchichte der Philoſophie, und in dieſen überall treffliche Winke zur weitern Ausführung für ſolche, die ihren Autor auf halbes Wort verſtehn. Sie können von der im dritten Band abgedruckten Geſchichte der Pſychologie (dem reichſten und vollendetſten Werk in dieſem ganzen Nachlaß) nicht füglich getrennt werden. Der 5te Theil iſt beſonders den Theologen — denn auf Theologie im umfaſſendſten und edelſten Sinn, bezog auch Carus ſein ganzes Studium — dringend zu empfehlen, und enthält in einzelnen Partieen die

fruchtbarſten Winke zur practiſchen Benutzung der Bibel, indem zugleich ein in der Geſchichte der Pſychologie etwas zu dürftig abgehandelter Abſchnitt in der Pſychologie des Orients hier ſeine Ergänzung empfängt. Dieſer Theil, welcher den Titel führt: Pſychologie der Hebräer, hat den verdienten Prediger Goldhorn in Leipzig zum fleißig berichtigenden und treupflegenden Herausgeber erhalten! Möchte durch ihn die Lücke ausgefüllt werden, die er ſelbſt in der Vorrede andeutete, deren Ausführung er aber mit zu großem Mißtrauen in ſeine Kräfte von ſich ablehnt. Möchte auch die Idee, die er als Lieblingsidee des ſeligen Carus bezeichnet, die Darſtellung des Geiſtes der bezüglichern neuern Predigtſammlungen und die pſychologiſche Critik derſelben, in dem Geiſte, in welchem Carus ſelbſt in ſeiner Geſchichte der Pſychologie (nachgelassene Werke B. III. S. 720 f.) die Meiſterſtücke pſychologiſcher Entwickelungen, Reinhard's Predigten, beurtheilt, von Hr. M. Goldhorn, weiter beherzigt werden. Es wäre ja ſeine Schuld, wenn eine religiöſe Anthropologie nach Carus Vorſtellung und in ſeinem eigenen Sinne daraus nicht erwüchſe.

B.

Zwei Wege führen zum Thun wie zum Handeln. Die meisten Menschen leitet das Gefühl, die wenigsten die Einsicht. Beide liegen eben so weit von einander, als der Glaube und das Wissen. Glaube und Wissen, oft genannt, doch selten streng festgehalten, sind es wohl werth, vorerst in ihrem Verhältnisse erwogen zu werden. Wie Viele wähnen an Etwas zu glauben, oder glauben zu können, weil sie von etwas wissen, oder zu wissen meinen! Wie Viele von Etwas zu wissen, oder wissen zu können, an das sie glauben oder zu glauben meinen! In dem Zeitalter des Glaubens erschien das Wissen als Zeichen des menschlichen Uebermuths und Hochverraths an den Gegenständen des Glaubens; in den Zeiten des Wissens, vollends des Vielwissens dagegen, das Glauben als Zeichen der Blindheit, der Gemeinheit oder gar der Schwärmerei. Jedem das Seine! sey auch hier die Losung der Humanität! Aber ach! auch der sogenannte wahre Glaube war so oft nicht der wahre, sein Bild so oft kaum der Schatten dessen, welcher glaubt, sondern welcher weiß, wissen möchte, wissen will; Alles, auch das Geheimniß der Gottheit, auch das Räthsel der Ewigkeit, herabziehen möchte in handgreifliche Begriffe, und dagegen den, der weniger

niger begreifen, und mehr wahrhaft glauben wollte, als einen Ungläubigen verdammte.

Würden Sie mir es nicht verargen, wenn ich Ihnen ſchulmeiſterliche Definitionen aufzwänge? Definitionen ſind Begriffe, und noch dazu begränzte, alſo von andern Begriffen geſchiedene und abgeſonderte. Wo aber Abſonderung und Trennung iſt, da iſt auch Verſchiedenheit der Anſichten, da wird ſie ewig bleiben. Ihrem geübten Begriffsvermögen nur Aufregungen durch einige Fragen zu geben, ſey jezt das Nächſte.

Ich frage alſo: Iſt wohl Wiſſen und Vielwiſſen mehr mit Glauben oder Unglauben verbunden? Mehr mit kindlich unbefangenem oder mit ſtolz anmaßendem Sinne? Mit wem haben wir lieber zu thun, mit dem, deſſen Wiſſen unerſchütterlich bleibt, oder dem, welcher feſt im Glauben iſt? — Sagen Sie wohl, oder können Sie ſagen: Ich weiß von Herzen, oder nur: ich glaube von Herzen, oder von ganzer Seele, oder aus tiefer Seele. Sagen Sie wohl, oder können Sie ſagen: ein zartes, ſchönes, heiliges Wiſſen, oder nur ein zarter, ſchöner, heiliger Glaube? — Kann man mehr zum Wiſſen oder

zum Glauben gezwungen werden, oder welche von beiden Blüten verlangt mehr zarte Schonung, fordert mehr Freiheit? — Spricht man von Wissenszwang oder nur von Glaubenszwang? Lernt man den Glauben aus Büchern wie das Wissen? Ist der Menschheit Glaube oder ihr Wissen öfter verändert oder gewechselt, leichter erschüttert, ja oft bis auf die letzte Spur weggetilgt worden? — Endlich worin treffen, leben, wirken die Menschen mehr zusammen, im Wissen oder im Glauben?

Wozu nun diese Fragen? Sie sind nur Anregungen Ihrer eigenen Erinnerung, daß das Wissen Stoff sammelt in der Welt, und leicht den Wisser aufbläht; daß es Alles, auch das Uebersinnliche mißt, nach dem Maßstabe der endlichen Sinnenwelt, welche vor Augen ist; daß das Wissen, wenn es sich von dieser Welt entfernt, nothwendig keine anderen als todte Begriffe zimmern, trockne Schlüsse verstatten, abstracte Systeme bauen muß, um die verworrenen Sinnenerscheinungen zu sondern, die chaotischen zu ordnen — daß es dessen Allem ungeachtet, ewiges Flick- und Stückwerk bleibt, wie die ganze Geschichte der Philosophie lehrt, ob es gleich immer hinweist zu

Corinthier, (der in einer Art von Wahnſinn ganz allein im Schauplatz ſitzend die ſchönſten Tragödien zu hören glaubte) ſeinen Freunden, welche ihn mit Nieſewurz geheilt hatten, an ſtatt des Dankes zuzuruffen: Pol me perdidiſtis!“

„Doch, wozu haben wir nöthig, unſre Beyſpiele aus der Claſſe der ungewöhnlichen Menſchen herzuholen? Iſt nicht das Leben der meiſten eine Kette von angenehmen oder unangenehmen ſinnlichen Eindrücken und Vorſtellungen? Geſetzt, es wäre aus allem, was die Sinne vergnügen und berauſchen kan, zuſammengewebt, und dauerte ſo lange als Neſtors Leben, — wenn es vorüber iſt, was iſt es anders als ein verſchwundener Traum?“

„Von jeher fanden die Weiſen, daß es ſo leicht nicht ſey als viele meynen, ſich zu überzeugen, daß Alles, was einem Sterblichen unterm Monde von ſeiner Geburt an bis zum Erwachen in eine andre Welt (denn was iſt der Tod anders?) begegnet, etwas mehr als ein langer Traum ſey, in welchem die Sachen nur allzuoft wenig ordentlicher, weiſer und zweckmäßiger zugehen, als in einem Sommernachtstraum. Vermuthlich dachte der weiſe Salomo ſo etwas, da er ſein berühmtes Vanitas vanitatum über alles, was unter der Sonne iſt, ausrief. Aus dieſem Grunde vermuthlich fand es Diogenes nicht der Mühe werth, in einem Leben, das

ewig wiederkehrenden und ewig feſtſtehenden Leitſternen über der Sinnenwelt — zu erhabenen Gedanken, für welche der Name: Begriffe, zu wenig ſagend iſt, die wir nur Ideen nennen können und wollen. — Wenn der Wiſſer Alles erreicht hat, was er konnte, ſo errang er in Erklärung der Widerſprüche und Räthſel der endlichen Welt — keine Gewißheit, als höchſtens eine mittelbare.

Doch auf eben jene Fragen geben Sie im Stillen die poſitive Antwort, daß der Glaube im Herzen, und der wahre nur im reinen Herzen wohne, da nur dieſes frei iſt von Leidenſchaft, und mithin auch der Herzensglaube nicht, wie der phantaſtiſche Aberglaube, in Schwärmerei verfällt; — daß der Menſchenglaube älter ſey, als alle logiſch unrichtigen und richtigen Begriffe und Glaubenslehren; daß er als Sache des ächten Gefühls, nicht wie die von dem Gefühl himmelweit verſchiedenen äußern ſinnlichen Empfindungen, nicht von dem äußern zufälligen Eindruck abhänge, ſondern von dem freien Willen, ſich zu erheben über die ſinnlichen Erſcheinungen und ihre Bedingungen, Zeit und Raum, zu dem Höchſten und Reinſten, zu den Quellen alles Lebens und Seyns in und über

uns; — daß der Glaube, der an der sinnlichen Gestalt, dem Bilde, der Formel haftet, Aberglaube sey; daß also endlich auch dieser Glaube über das Spiel mit Begriffen und erkünstelten Zweifeln erhoben sey, so weit als das reine Gewissen über alle Gewissensscrupel, doch eben so weit auch über alle Schwelgerei in Gefühlen, zu denen der Sterbliche nie Zeit haben darf. Des Glaubens Ziel ist unmittelbare Gewißheit; doch dieser so beseligende Zustand wird nur als Vorkost des Himmels in großen Augenblicken genossen, das heißt da, wo der Mensch über sich selbst steht, oder wo er nur als moralische Natur handelt, und in Ideen, das ist in jenen höchsten, allgemeinen, unwandelbaren, lebenvollsten Vernunftgedanken lebt, wo er also mitten im Endlichen den Sinn für das Unendliche nie aufgiebt. Nur phantastische Ideale können irre leiten den blinden Enthusiasten, nicht jene Ideen von Wahrheit, Sittlichkeit und Ewigkeit den heilschenden Begeisterten. In das Unendliche drang der kühnste Wisser nicht, und was dort kein Verstand der Verständigen sieht, das übt, das glaubt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Beide, Wissen und Glaube, sind aber in ein Bewußtseyn vom Urheber der menschlichen Natur

verbunden worden, und am meiſten harmoniſch in der lebendigen Ueberzeugung. Nur folgt daraus nicht: daß Begriffe den Glauben geben; denn dann müßte er ſich auflöſonniren laſſen — eher vielleicht, daß ſie ihn ſtützen, doch wehe dem Glauben, der ſich nicht ſelbſt im tiefſten Herzen ſtützt! leicht wirft er von dem Zweifel oder dem Sinnenrauſche berückt, auch dieſe Krücke weg und — ſinkt. Um ein Wiſſen nur zu verſtehen, geſchweige zu ſichern, bedarf es Apparate, Methoden, Begriffs- und Schlußverbindungen: der Glaube verſteht ſich von ſelbſt! Zu den Reſultaten des Wiſſens iſt der Weg lang, zu denen des Glaubens, kurz.

Wozu dies Alles? Zu nichts Anderem, als um eines doppelt freundlich ſchönen Glaubens, welche Zwei von Ihnen bereits in zwei beſondern Vorträgen ſo eindringend empfohlen haben, wo möglich, nur noch froher und gewiſſer zu werden, des Glaubens an die Menſchheit — und an die Unſterblichkeit.

Wenn, wie wir annehmen mußten, der ſeinen Namen verdienende Glaube nur auf das Höchſte und Ueberſinnliche geht, ſo kann Glaube

an die Menschheit nicht heißen: der Glaube an die Menschen, wie sie gelebt und gestorben sind, oder leben und sterben werden, kurz nicht der Glaube an einzelne Sinnenwesen, mit menschlichen Leibern, und das Fortwachsen ihrer bestehenden Begriffe, das Vermehren ihres wirklichen Wissens, auch nicht der Glaube an die bloße Kraft der menschlichen Natur und ihren blinden Mechanismus. Tausende verloren schon den Glauben an einzelne Menschen und werden ihn verlieren, weil ihr Glaube Aberglaube war, das heißt: weil sie von dem einzelnen Menschen zu viel oder gar alles, weil sie es zu schnell oder gar auf einmal, kurz, weil sie es in einer bestimmten Zeit oder in einem bestimmten Raume und Kreise erwarteten. Und dennoch blieb ihnen immer noch der Glaube an die Menschheit, als an den innern wesentlichen und übersinnlichen Character der Menschennatur; denn dieser Glaube ist eben sowohl Anlage als das Gefühl, mithin unverlierbar, aber keine besondere, sondern eine allgemeine Anlage aller Menschen, die sie nur in sich irgend entwickeln könnten oder wollten, also endlich auch kein Glück, sondern eine allgemeine Himmelsgabe, deren reinster Genuß nur erworben seyn will. Denn dieser wahre Glau-

be an die Menſchheit iſt ein Glaube an den, über der endlichen Menſchennatur ſchwebenden, erhabenen und unendlichen Menſchenberuf, als Einzelner zu leben für das Ganze, durch das allein er erſt wahres Seyn und Bedeutung erhält. In der That ein hoher Glaube, welchen nur der hat, der ſeine endliche Natur beſitzt, das heißt, ſeine leidenſchaftlichen Wünſche und Anſprüche in der Gewalt hat, und welche zu erwerben es in ſofern Pflicht iſt, als es Pflicht iſt, ſeinen Sinn für das Unendliche nicht in dem Unendlichen thatlos ſchweigen zu laſſen, ſondern in die nächſten endlichen oder ſinnlichen Kreiſe überzutragen, es dadurch zu verſtehen, adeln und zugleich entbehren zu lernen. Kurz es iſt Pflicht, die Höhe der Menſchheit und ihren ſinnlichen Adelsbrief ſuchen zu wollen in der Tiefe der Menſchen, das iſt, in den eigenen reinen Herzen, oder ſelbſt in der Herabgeſunkenheit des verirrteſten Verbrechers. Es iſt Pflicht, den allgemeinen Glauben an die unſichtbare Menſchheit willig zu individualiſiren, im Vertrauen zu den ſichtbaren einzelnen Menſchen.

Dieſen Glauben an die Menſchheit zu faſſen, iſt ſchwer und iſt leicht. Schwer dem, der

gebannt an zufälliges oder übertriebenes Sinnesbedürfniß, und hingerissen von dem Strom der Welt, nichts an sich selbst kannte und schätzte, als seinen Trieb. Leicht aber auch dem, der an die Gottheit, und zwar recht glaubt, das heißt, nicht in todten Voraussetzungen dogmatischer Glaubensartikel, denn der Glaube an die Menschheit ist nichts anders, als der Glaube an den göttlichen Geist in der Menschheit, und eben darum ist der Glaube an die Menschheit älter als alles Wissen und Reflectiren über die Menschen, als alle Psychologie und Anthropologie. Daher giebt es sogar einen Schein dieses Glaubens gewisser Maßen schon in den practischen Verhältnissen des Lebens, ja sogar in den bürgerlichen, der jedoch nur zur Erlangung jenes reinen Glaubens dienen kann, den wir meinen. Dieser bloß auf eingebildeten Verhältnissen ruhende Glaube ist der sogenannte Credit, in dem Jemand nicht bloß als Kaufmann, sondern als Bürger überhaupt steht. So wie man Credit eigentlich nicht zu dem ökonomischen oder geistigen Vermögen hat, sondern vielmehr zu der Person, die es zweckmäßig verwalten kann, nicht sowohl zu seiner Anlage, als zu seinem festen Willen und seiner erworbenen Geschicklichkeit, so auch hier. Kurz die

zu einem gewiſſen Grade glaubt auch der Menſchenfeind, auch der Egoiſt, an die Menſchheit, bis zu dem nämlich, bis zu dem er an Gott, und an ſeine eigene göttliche, das heißt, uneigennützige Geſinnung glaubt. Und da die Menſchen, wie ſie erſcheinen, ſo verſchiedene Seiten zeigen, da ſie oft andere Menſchen ſind als Sprecher unter vier Augen, andere als Sprecher vor Mehreren, vor Collegen, vor Fremden, vor Frauen, vor Kindern; andere wieder als Schreibende, andere als Wirkende und Handelnde, ſo giebt es ja immer eine, wenn auch ſchwache Seite, wo, wie man ſagt, mit den Menſchen etwas anzufangen ſey, auch das Höchſte; — daher wir die ſogenannte ſchwache Seite oft die beſſere nennen könnten. Wo dieſer Glaube am reinſten iſt, da verräth er ſich durch ein zartes Gefühl auch für die kleinſten und verborgenſten beſſern Züge Anderer, durch eine reine Sympathie mit ihnen, welche kein Egoismus zu verdrängen, und keine trübe Erfahrung an Menſchen, die wir oft erſt im ſpäten Alter recht verſtehen lernen, ganz auszulöſchen vermag.

Doch dieſer ſchöne Glaube an die Menſchheit iſt unvollendet oder droht zu ſterben, ohne Werke, welche zu ihm gehören, wie die Wärme zur Sonne.

Und zu dieſen Werken rechne ich nun auch die Humanität, die Humanität (ſo ſagte unſer edler Freund vortrefflich) kann ewig nicht der aufgeſirnſte äußere Anſtrich einer ſchimmernden Artigkeit ſeyn, welche ſo oft die Larve großer innerer Ausartung iſt. Aber dieſe Humanität iſt eben ſo wenig ein Zuſtand, etwas Vorübergehendes. Vielmehr iſt ſie die nächſte Frucht jenes wahren Glaubens an die Menſchheit, das heißt, des zwar aus überwiegender Sympathie hervorgegangenen, doch zum tiefen Charakterzuge gewordenen innigen Bewußtſeyns, daß ich nur ſey in dem Ganzen, welchem ich nicht als ein zufällig angehangener Theil, ſondern als eingewurzeltes Glied zugehöre — daß meine Kraft und Mühe ein Werk in den Wind ſey, und in Nichts verwehe, wenn ſie ſich für ſich iſoliren und nicht mit reinem Wohlwollen begegnen will dem göttlichen Funken, den jeder von uns in ſeiner Bruſt trägt, und der zu der ewigen Sonne einer beſſern und wahrern Welt gehört, die ſchon hier leuchten, ſchon hier beginnen ſoll.

Darf ich nun noch ein Wort von den Erweckungsmitteln jenes Glaubens an die Menſchheit ſagen? Von der Lectüre, auch der beſten, allein, erwarte ich wenig, denn ſie ver-

feinert oft, ohne zu veredeln, ſie giebt nur Wiſſen, und macht aus Egoiſten noch obendrein Sophiſten. Man kann ſogar ein Prinzip der Moral feſtgeſetzt, und ſelbſt die reinſten allgemeinen Grundſätze inne haben, und dennoch ſie nicht anzuwenden, Einſicht oder Willen haben. Auch der bloße Umgang mit Menſchen macht's nicht aus, denn oft zerſtreut er in dem Sinnlichen, ſtatt das Gemüth zu ſammeln im Ueberſinnlichen, — ermüdet durch Spuren von Trägheit, ſtatt anzutreiben zum Siege über die Schwierigkeiten, giebt endlich die ſogenannte Erfahrung, die Manche nach den Jahren abzählen, ohne zu ahnen, daß es auch unerfahrne Greiſe geben könne! Nein, andere der Humanität feindliche Dämonen ſind wegzubannen, die der Selbſtſucht, des, das Kleinſte an ſich ſelbſt vergötternden Menſchen, der Verkleinerungsſucht des Großen im Menſchen, der Trägheit und Feigheit im Kampfe mit den, doch vor dem ganz uneigennützigen Muthe erzitternden, Feinden beſſerer Einrichtungen. Wer ſich retten will vor dieſen Dämonen, der halte feſt an den ewigen Ideen des Heiligen und Wahren in allen Colliſionen mit den Wünſchen der Menſchen, in allen Widerſprüchen des Lebens — der lerne herabrufen dieſe Himmelstochter, zu der nach ihr dürſtenden Erde, der hüte ſich vor

Verwechselung dieſer ewigen und erhabenen Ideen, mit oft ſehr ſinnlichen und phantaſtiſchen Idealen. So wahr iſt's, daß Religioſität, nur recht verſtanden, als hohe practiſche Reſignation in den feſten Willen des Unendlichen, daß dieſe göttliche Geſinnung auch eine menſchlichere vorbereiten könne und werde.

Der zweite hohe Glaube — der an Unſterblichkeit, ruht auf einer gleichen Grundlage, und verſteht ſich auf dem Standpuncte des vollſtändig ſittlichen, das iſt des religiöſen Menſchen von ſelbſt. Nur zwei Fälle konnte es im Menſchengeſchlecht, und kann es im Einzelnen noch geben, wo Menſchen gewiſſermaßen ohne Unſterblichkeit leben konnten: 1) ohne Begriff, ohne gehörig begränzte und klare Vorſtellung der Unſterblichkeit in dem ungebildeten Thatmenſchen und Ständen, wie in den Wilden. 2) Ohne Glaube an ſie — in Begriffs-Menſchen, das iſt in einſeitig gebildeten Menſchen. Doch der vollendete Menſch, und welcher könnte dies ſeyn, als der ſittliche und glaubensvolle — in ihm regt ſich auch der lebendige Glaube an ein höchſtes Leben, das

einem Traume so ähnlich ist, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie und warum wir so und nicht anders träumen? — (*) oder wenn er in seiner Tonne gemächlich lag, sich herauszubegeben, um bey Alexandern Gefahr zu laufen, auf persischen Polstern übel zu liegen. Aber aus eben diesem Grunde fand Aristipp, indem er die Sache von einer andern Seite betrachtete, daß nichts thörichter wäre, als in einem Leben, worinn der künftige Augenblick so wenig in unsrer Gewalt ist, den gegenwärtigen ungebraucht, oder ungenossen entschlüpfen zu lassen. „Ein weiser Mann, sagte er, geht nicht auf die Jagd des Vergnügens aus — denn wie oft findet man gerade das Gegentheil dessen, was man sucht? — Aber ein unschädliches Vergnügen, das man — wie ein Wanderer im Vorübergehen eine Blume, die

(*) Die Cyniker — ein alter philosophischer Orden, der sich den Diogenes vornehmlich zum Meister und Vorbild wählte — verachteten alle Wissenschaften, die sich mit Untersuchung der Ursachen und Eigenschaften der natürlichen Dinge beschäftigen. Ob sie Recht daran thaten, ist eine andere Frage — oder, ist vielmehr keine Frage; es wäre denn, daß man dem menschlichen Geschlechte für zuträglich halten wollte, wieder in die Zeiten der goldnen Legende und aus diesen, mittelst eines sanften Abhangs, in den seligen Zustand der Kamtschadalen, Hottentotten und Californier zurückzusinken; den ersten Zustand aller Völker, aus welchem Einige blos durch die Künste und Wissenschaften herausgeführt worden sind.

iſt, an ſeine Ewigkeit, ſeine Unendlichkeit. Nur darum iſt alſo die Ueberzeugung von der Fortdauer unſers Weſens nicht nothwendiges Bedürfniß rechtſchaffner Geſinnung, weil die letzte vorausgehen muß, und die Auffaſſung der Idee Unſterblichkeit, nur die Tochter eines reinen Sinnes für unſträfliches Handeln ſeyn kann, welches verewigungswerth nicht bloß, ſondern in ſich ſelbſt ewig erſcheint. Wie jede religiöſe Geſinnung, ſo iſt auch die, die ſich zum Ewigen erhebt, die reinſte Blüte der erhabenſten ſittlichen Geſinnung, welche ſelbſt nur darum erhaben iſt, weil ſie nicht bloß die Gegenwart aus der Vergangenheit, ſondern auch die Zukunft aus der Gegenwart herausbildet. Nur darum entſteht im guten, aber kalten Menſchen, ohne dieſen Glauben eine Lücke, nur darum hat er in Leiden Troſtloſigkeit zu fürchten. Die gemeine Freude führt freilich in das Endliche hinein, aber auch die gemeine Unluſt verſinnlicht den Menſchen; doch der Schmerz des Edeln führt zum Himmel, wie ſeine reine Seeligkeit zum Himmel führet. Aber auch nur ihm kann tröſtend ſeyn der Glaube an Seyn in jeder Beziehung, denn nur Er glaubt, nur Er iſt, nur Er lebt in der Ewigkeit, ohne ſie bloß in Träumen ſchwebend, zu hoffen, oder erſt jenſeits zu erwarten. Ihn erhebt

so wenig, als das arme Volk der (endliche) Begriff der Pflicht, und die Hinankletterung durch Schlußreihen. Statt in Abstractionen sich zu isoliren von der Welt, faßt er sie zusammen mit sich in ein Ganzes, und trennt sich nur von ihren Erscheinungen und Schattenspielen. Statt alles nur sinnlich hell wissen zu wollen, statt das Erkenntnißvermögen auf das Unerkennbare, auf welches wir nicht wirken können, hinzuwenden, gilt ihm nur Wahrheit, das heißt, unmittelbare Verknüpfung des Wirklichen mit dem Höchsten, durch welches erst das Wirkliche verstanden wird.

Das Ewige also ist nicht im Sinnlichen, nur im Uebersinnlichen — nicht ein hie und da ausgedichteter Begriff aus der Sinnenwelt hinaufgeläutert, sondern eine Idee, die in Jedem lebt, welcher in seinem Gewissen die Stimme der Gottheit öfterer und als eine Stimme an sich selbst, als einen Ruf zum Bessern vernahm. So wahr Gott nicht fern ist von einem Jeglichen ꝛc., so wahr auch die Ewigkeit nicht, denn unser Wandel ist schon im Himmel.

Seyn — dieses große Wort, welches nicht weggeworfen werden darf, an das Aeußere verän-

derlicher Dinge — dieſes ruhige, von Raum und Zeit unabhängige Beharren — hat immer nur das Lebendige und Freie. Das Todte und Gebundene iſt nicht, ſo wenig als der Sterbliche, oder ſchon jetzt Abſterbende, ſo wenig als irgend ein Veränderliches, welchem höchſtens nur ein Daſeyn zugeſchrieben werden kann. Nur der, der in dem Unſichtbaren ſehen will, ſehen aus Neugier oder Vielwiſſerei — nur er kann hier, wo es das Glauben an eine unſichtbare Welt gilt, in der man leben muß, um ſie zu ahnen, nur er kann Begriffe, Schlüſſe, Beweiſe fordern, und durch ſie einſtweilen und auf einige Zeit befriedigt werden. Auch hier iſt der ſelig, der die Ewigkeit nicht ſieht, und dennoch, um deſto mehr glaubt, wie an den Freund, der aus ſeinen Augen, nicht aus ſeinem Herzen ſchwand. Kann wohl ein Mißtrauen an die Liebe eines Menſchen, ja des Ewigen ſelbſt, kann es durch augenſcheinliche Beweiſe getilgt werden? Nimmer ſicher. Nur durch Glauben, nur durch Herzensergebung an das Höchſte in einem Menſchen, oder in dem Ewigen wird es verſchwinden. Tod bleibt ein Verhältnißbegriff, der ſich auf flüchtige Formen bezieht, wie Sterblichkeit nur eine Art der allgemeinen Wandelbarkeit, alles Endlichen oder Irdiſchen iſt; nur Seyn iſt ein

Unendliches, über Zeit und Raum Erhobenes. Wir ſind, ſofern wir uns für und als metaphyſiſche Weſen halten — wir ſind, heißt alſo: wir haben ſchon hier Ewigkeit. Der Menſch, welcher lernte, daß das gegenwärtige Daſeyn an ſich allein nichts, und das ewige Seyn Alles iſt, iſt ſeiner Unſterblichkeit am gewiſſeſten.

Wieland ſchien in ſeiner, auf die wohlgemüthliche Euthanaſia allein, und nicht auf die Athanaſia berechneten Schrift der Spinne zu gleichen, welche ſich in einen engen Kerkerwinkel feſt eingeſponnen, und bei Zertrümmerung des Kerkers an Verluſt der Freiheit glauben kann, ſich anderswo anzuſpinnen. Er band nicht bloß die Erinnerung an ein Organ, was ſchon ein Salto mortale war, ſondern ſogar die Perſönlichkeit. Geſetzt, das Gedächtniß ſey nichts mehr als ein blindes Einfaſſen in Gehirnfibern, was iſt nun das über den Gehirnfibern ſchwebende Freie, was jetzt und in dieſem Maße — dieſer Mattigkeit oder Lebendigkeit — Erinnerungen weckt? Sollen die, oft halbe Lebensalter hindurch ungebrauchten Gedächtnißfibern nun plötzlich wieder Gelenkſamkeit erhalten? Oder ſchafft der Geiſt des Aehnlichen nicht vielmehr wieder und ſchöner,

wie der Geist der Schöpferkraft zu äußern pflegt, aus gegebenen Stoffen?

Doch Bewußtseyn ist mehr als Gedächtniß, mehr als Erinnerung; es ist das allumfassende rück- und vorwärtsgehende Gedächtniß über den Räumen, und das reinste — eine innigste Ueberzeugung von der Allgegenwart und Allgemeinherrschaft des Guten, Schönen, auch des eignen, das ist, in uns angeregten Guten. Nun können wir wenigstens ein doppeltes Selbstbewußtseyn unterscheiden, ein niederes und ein höheres 1) das erste wäre Bewußtseyn unsers physischen Daseyns — seines sogenannten Ichs, das ist seines lieben Ichs; da wird auch der liebe Körper, wie weiland bei den Aegyptiern, zum fortdauernden Ich gezogen, und mancher Geist, möchte sich wohl noch heute, nur mit Haut und Haar, unter den Engeln in völligem Wohlseyn denken. 2) Das Höhere ist das Bewußtseyn der Person und der Persönlichkeit, denn beides läßt sich noch trennen. Man ist sich einmal bewußt seiner Person, das ist, seiner persönlichen Selbstständigkeit, oder der Ueberzeugung, daß das Veränderliche, mithin alle sinnliche Gegenstände außer uns, von denen ich mich als Mensch, als Ich

unterscheiden kann, also auch dieser Körper, nicht zu meinem wahren Ich und Selbst gehören, daß, indem ich sie nicht, wiewohl das Thier durch seinen Instinct dazu getrieben ist, zu Mir nothwendig gehörend mir vorstellen muß, sondern vielmehr mich von ihm unabhängig und selbstständig denken darf, also sie herbeiziehend oder entfernend, anziehend oder ausschließend, nähtend oder verweisend, oder, wenn sie da sind, frei verändernd vorstellen kann. Je weiter es der Mensch so feststehend bringt, das ist, seinen Stand haltend, und der Sinnlichkeit trotzend, desto mehr Bewußtseyn seiner persönlichen Selbstständigkeit behauptet er mitten in seinen endlichen Verhältnissen, desto mehr trachtet er nach dem Wahren Mein und Dein im All.

Man ist sich sodann bewußt seiner Persönlichkeit, das ist, seiner persönlichen Höhe, seiner errungenen Kraft, seiner Würde, das heißt, nicht mehr bloß seines Strebens, sondern seines Bestehens, und zwar eines Sittlichen, das heißt, mit Resignation in jene sinnlichen Objecte, so zuletzt in die ganze, immer mehr unter sich erblickte, Sinnenwelt — die vorüber- und untergehende! Hier auf dem weiten und allein sichern

Gebiete der Freiheit, iſt der Menſch ſich ſelbſt Geſetzgeber und Unterthan.

Zu dieſem doppelten Bewußtſeyn muß ſich der Menſch frei erheben, — ſelbſt, durch Kraftanwendung und durch das Licht klarer Vorſtellungen, hindurcharbeiten — das Bewußtſeyn kömmt nicht in Träumen. Man war zwar von Geburt an ein Individuum, bleibt es auch mitten in dem urſprünglichen Seelen-Chaos, — man wird es nicht erſt — allein ein Individuum iſt noch kein Selbſt, geſchweige jenes höchſte und individuellſte Selbſt, was man Genie nennt. Man wird aber auch dann, wenn man es hat, nicht ſogleich deſſen inne, noch weniger hat man es ganz in der Gewalt, bis man ſich, ganz individuell, kennen und begreifen lernte, nachdem man ſich zuweilen erſt noch verloren hatte. Wie? wenn man auch einſt ſich ſelbſt ſo wird wiederſuchen und — wiederfinden müſſen.

Dürfen wir nun noch fragen: wie wir ſeyn werden? Was iſt denn eigentlich die Frage nach dem Wie? Entweder ſoll dadurch nur das nothwendige Verhältniß eines an das Selbſtbewußtſeyn gebundenen Zuſtandes ausgedrückt werden,

dann liegt's ſchon in der obigen Unterſuchung des Ob? Oder das beſondere, concrete Detail des künftigen Fortſeyns ſoll aus einander gelegt werden, dann erſcheint die Rückſicht darauf als eine Frage der Neugier, des Rathens, bei dem man Dichtungen für Wahrheit, und dieſe zuletzt aus dem, dann ſchon geblend-ten Auge verliert — eine Frage, nach der zufälligen Lage, nach dem Veränderlichen, dem Neuen. —

Wiederfinden? Ja — da wo ſich jetzt Jeder, auch von fern, auch ohne Sprache verſteht, — die Wirkungskreiſe des Herzens, und zwar des reinen Herzens, alſo auf der Bahn des Rechten und des ewig Wahren. Nimmer werden unter den Sterblichen jene ausſchweifenden Irrſterne zuſammentreffen, welche der innere Widerſpruch herumtreibt, bevor nicht auch ſie die erwärmende Sonne, von der ſie ausſchweiften, wieder anziehen, und als freundliche Sterne, als leuchtende erkennen laſſen wird. Auch ſchon in dem alten Bilde der Seelenwanderung war kein Rückgang, denn Thiere und Sterne waren den Alten ganz etwas Anderes, etwas Lebendiges, und in der That etwas Höheres als der Menſch, vollends der Menſch jener Zeiten. Eine einige See-

lenwanderung auf Erden, in der Runde, wo der Schmetterling aus einer Raupe gekrochen, wieder Raupen produciren ſoll, iſt zwecklos. Heil dem, in welchem, mitten im Genuſſe der Reize des Erdenlebens, der Glaube wach iſt: „Dies Leben ſey der Güter Höchſtes — nicht!“

Carus.

V.

Nekrolog.

Carl Gotthold Lenz.

Der am 27. März d. J. für die ganze Alterthumskunde und für ſeinen Wirkungskreis in Lehre und Schrift viel zu früh verſtorbene S. Weimariſche Rath und Profeſſor am Gymnaſium in Gotha, C. G. Lenz, nahm ſeit mehrern Jahren an dem N. Teutſchen Merkur einen reichlich fördernden und vielfach erfreulichen Antheil. Sein letzter Aufſatz über die Augenärzte in Rom, iſt im Septemberſtück 1808 abgedruckt worden. Der Merkur iſt ihm alſo ſchon in dieſer Rückſicht aus Dankbarkeit eine kleine Spende, ein γέρας θανόντων ſchuldig. Allein ſeine entſchiedenen Verdienſte als Gelehrter und Menſch berechtigen ihn auch in jeder andern Rück-

ſicht dazu, und wir hoffen, bald in Stand geſetzt zu ſeyn, dieſe bitterſüße, aber heilige Pflicht gegen einen Verſtorbenen zu erfüllen, den der Herausgeber ſchon damals aufrichtig ſchätzte, als Lenz ſeine treuen Dienſte dem Hofrath Schütz in Jena als Amanuenſis bei der Herausgabe der erſten Jahrgänge der Allgemeinen Literaturzeitung widmete, und den der Redacteur dieſer Zeitſchrift als einen ſeiner frühern Jugendgefährten ſtets mit inniger Freundſchaft umfaßte, und von ihm faſt bis zum letzten Hauche die unzweideutigſten Beweiſe von treuer Liebe empfieng. Denn Lenz gehörte zu der kleinen, jetzt immer kleiner werdenden Anzahl von Humaniſten, die dieſen Ehrennamen nicht κατ' ἀντίφρασιν führen, und der bei einem großen Umfang von Kenntniſſen auch außer ſeinem eigentlichen Hauptfache, ſich ſelbſt zu veredeln und mit dem Köſtlichſten, was das Alterthum uns gewähren kann, mit dem reinen Geiſt der Humanität zu durchdringen, nie vernachläſſigt hatte. Auch hat er nie Feinde und Ankläger gehabt, als ſolche, bei welchen das Wiſſen jene edle Frucht der Geſinnung und Handlung nie trug, und die daher bei aller Gelehrſamkeit doch nur glänzende Sophiſtenkünſte treiben. Wer ihn genauer kannte, ſchätzt nicht nur ſeine raſtloſe Wißbegierde, die ſich nie genug that, und

die an ſeinem Wege ſteht — pflücken kan, nicht zu pflücken, würde eine groſſe Sünde — gegen uns ſelbſt ſeyn.“

Man hat dem ehrlichen Ariſtipp dieſe Maxime übel ausgedeutet; und gleichwohl enthält ſie mit Grunde nichts, als einen Gedanken, welchen Epiktet (*) noch ſtärker und ernſthafter ausdrückt, da er ſagt: „Es würde Gottloſigkeit „ſeyn, die Annehmlichkeiten, womit uns die Göt„ter dieſes mühſelige Leben verſüſſen wollen, zu „verſchmähen.“

So weit ſpricht der Dichter der zufälligen Rhapſodie, von welcher wir hier die Skizze

 geben,

(*) Wir können nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit einen unangenehmen Druckfehler zu bemerken, der in dem oben bemeldten Gedichte über einen ſchlafenden Endymion, im Göttingl. Muſen-Allmanach S. 89. ſich eingeſchlichen hat. Bey den Verſen —

Ich dächte ſelbſt, (mir gab den Unterricht
Ein Biedermann von unbeſcholtnem Leben)
„Genieſſen was die guten Götter geben,
„Sey aller frommen Menſchen Pflicht.

ſagt eine Note, dieſer Biedermann ſey Epikur. Dem Verfaſſer des Gedichts konnte dies nicht wohl in den Sinn kommen. Denn fürs erſte, hat Epikur nie ſo was geſagt, noch vermöge ſeiner Grundſätze ſagen können; und zweytens, kan man vom Epikur (wiewohl Gaſſendi, Temple, Heumann, Brucker und andre ſich ſeines ſittlichen

seine vielseitigen und mannichfaltigen Kenntnisse, sondern auch seinen reinen Eifer für alles Gute, Wahre und Schöne. Treue, unermüdete Dienstbeflissenheit, strenger Pflichteifer, Dankbarkeit gegen frühere Lehrer und Wohlthäter, Unverdrossenheit und freundliche Nachhülfe und Berathung der Jüngern, uneigennützige Theilnahme an fremden Leiden, herzliche Mitfreude, wenn es dem Nachbar wohl gieng, das waren Grundzüge seines erprobten und durch manche Leiden und Unfälle bewährten Characters. In und außer unserm Vaterlande werden dies hundert unbestochene Stimmen bezeugen, so wie es früh schon das Testament eines seiner treuen Schüler aus dem Wichmannischen Institut in Celle, eines Hrn. v. Knigge beurkundete, der ihm, bevor dieser seine Reise nach Griechenland antrat, im Fall seines Todes, 1000 Thlr. als Legat, zum Zeichen unvergeßlicher Dankbarkeit vermachte. Und er erhielt sie, als der Fall wirklich eintrat.

Viele Jahre lang weihete er seine Nebenstunden einer Bearbeitung des Statius, die er für die Göschensche Autorenfolge übernommen hatte. Die mit mancherlei Aufwand von Zeit und Mühe veranstaltete Vergleichung mehrerer wichtiger Handschriften, und der zum Theil schon sehr weit ver-

gerückte Commentar ſelbſt, verlangen eine treue, pflegende und vollendende Hand, und ſie iſt, wie wir hoffen dürfen, durch die Mitwirkung ſeines ehrwürdigen Lehrers und väterlichen Freundes, des Hrn. G. J. R. Heyne in Göttingen, ſchon jetzt gefunden. Seit zwei Jahren wandte er jeden Augenblick ſeiner Muße auf den Schatz, der ſeiner Aufſicht beſonders anvertraut worden war, auf das Herzogl. Gothaiſche Münzcabinet. Wie dieſe unvergleichliche und in unſern Gegenden wahrhaft einzige Sammlung zum Beſten der Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeinen Händen gewuchert haben würde, läßt ſich aus einer kleinen Probe ſchließen, die nur wenige Wochen vor ſeinem Tode in Druck erſchien, aus der Abhandlung: die Göttin von Paphos auf altem Bildwerke und Baphomet *). Sie eröffnet über den Theil der alten Mythen-

*) Sie trägt zwar ſchon die Jahrzahl 1808, iſt aber erſt in dieſem Jahre ausgegeben worden, 26 S. in 4. (in der Beckerſchen Buchhandlung in Gotha). Die zwei beigefügten Bildertafeln, worauf die wichtigſten Münzen, theils nach Originalen, die ſich im Gothaiſchen Münzkabinet befinden, theils nach Mionnetiſchen Poſten abgebildet worden, ſind, ſo wie der geſchmackvolle Umſchlag mit den Tauben und der Mond- und Sonnenſignatur, Steindrücke und Be-

Mythenkunde, der aus den Ueberlieferungen des Orients erläutert werden muß, über den phönizischen, asiatischen Mythencyclus oft nur in leisen Andeutungen, viele neue Ansichten, und kommt in mehrern Puncten, z. B. in der Erklärung der kegelförmigen Steine und zwei Tempelsäulen, mit den interessanten Forschungen überein, die um dieselbe Zeit Hr. Professor Creuzer in Heidelberg, nun in Leiden, mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit angestellt, und im zweiten Theil seines, für die ganze Mythologie so wichtigen Dionysius mitgetheilt hat. Es ist diese Abhandlung aber nur ein kleines Bruchstück aus einer weit umfassendern Schrift, die er eigentlich über die alten Münzen von Rhodus, besonders über die darauf vorkommenden Strahlenköpfe des Helios (wobei eine neue Untersuchung über die Medusenköpfe angestellt worden war) und über das

lege von den Fortschritten, welche der in Gotha wohnende Hauptmann von Schlotheim mit der Lithographie gemacht hat, die gerade zu solchen antiquarischen Abbildungen die größte Bequemlichkeit darbietet. Herr v. Schlotheim verdient nach diesen und anderen Proben, wovon schon einige Hefte erschienen sind, die kräftigste Unterstützung und Aufmunterung.

bekannte Valuetium auf der Kehrseite dieser Münzen, zu schreiben sich vorgenommen hatte. Es wäre in der That sehr zu beklagen, wenn die bedeutenden Vorarbeiten zu dieser Abhandlung ganz ungenutzt begraben werden sollten. Zu der Herausgabe der kleinern Schrift, über die Abbildung der paphischen Göttin auf Münzen, die nur als Excurs jener größern beigefügt werden sollte, veranlaßte ihn besonders eine scharfsinnige Muthmaßung über den räthselhaften Baphomet der Tempelherrn, welche Se Durchlaucht, der regierende Herr Herzog von Gotha, als Kenner der Alterthümer, dem verstorbenen Verfasser mittheilte, indem er vermuthete, Baphomet bedeute nichts anders, als Paphi meta, der Kegel zu Paphos. —

Am 20. April dieses Jahres eröffnete der Director des Gymnasiums zu Gotha, der Kirchenrath Döring, einer der gelehrtesten und verdientesten Schulmänner Teutschlands, der an Lenz einen seiner treuesten Collegen und Freunde verlor, den neuen Schulcursus dieses noch immer blühenden Gymnasiums mit einer Gedächtnißrede auf den Unvergeßlichen, die auf dringendes Verlangen der Anwesenden auch in Druck gegeben worden ist *).

*) Oratio in Memoriam *Caroli Goth. Lenzii* habita in Gymnasio Gothano a. d. XX. April. MDCCCIX. 19 S. in 8.

Mit jener ungeschminkten und natürlichen Beredsamkeit, die keiner müßigen Blumen und Schnörkelzüge bedarf, um zu rühren und zu überzeugen, schildert hier der Redner in der ihm so vorzüglich zu Gebot stehenden classischen Sprache die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen, führt uns in seine Jugendjahre zurück, und läßt uns dann auch an sein Sterbebette treten. Gewiß mußte ein solches Gedächtnißwort, so vorgetragen, sich tief in die Brust aller edeln Jünglinge graben, die es hörten, es mußte sie alle mit guten Vorsätzen erfüllen! Am Ende schreibt der Parentator eine treffende und von jedem, der den Verstorbenen persönlich gekannt hat, gewiß als wahr erkannte Grabschrift auf seinen Denkstein, die auch hier angeführt zu werden verdient:

Lenzius hic quamvis viridi sub cespite nuper
Deposuit fragilis corporis exuvias:
Ille tamen fama et meritis post fata superstes
Vivet, donec honor stabit, Apollo, tibi.

Böttiger.

Inhalt

Seite

I. Ueberſetzungen und Nachbildungen.

1. Tibull's zweite Elegie des erſten Buches . 149
2. An den Main. 157
3. Die lehrreichſte Schule. 159
4. Vollendung. 161

II. Fragmente aus dem Tagebuche auf einer Reiſe am Rhein und durch die Schweiz.

1. Das Schweizer Nationalfeſt zu Interlaken 162
2. Allgemeine Bemerkungen. . . . 167

III. Ueber Glauben an Vervollkommnung und geiſtige Fortdauer. 176

V. Nekrolog. — Carl Gotthold Lenz. 201

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1809.

I.

Freie Ueberſetzung des erſten Buches der Aeneide*).

(Von V. 5. bis V. 173.)

1.

Krieg ſing' ich und den Mann, der einſt von Tro-
ja's Strande,
Verfolgt durch Juno's unverſöhnten Haß,
Von Meer zu Meer, von Land zu Lande

*) Der N. T. Merkur freut ſich bei der Bekanntmachung dieſes Verſuchs einer freien Ueberſetzung des Anfangs der Aeneide ein Geſchäft zu uber-

Umher geirrt ohn' Unterlaß,
Ein Flüchtling, Latiums Geſtad'
Und die Gefild' Italiens betrat;
Wo heiß'ge Kriegesflammen ſich entzünden,
Eh' ihm vergönnt wird, Stadt und Reich zu gründen.

nehmen, was die ihm verwandte Thalia einſt für die Schillerſche Ueberſetzung des zweiten und vierten Buchs der Aeneide ſich ſo gern übertragen ſah. Es hat jemand jene, in ihrer Art meiſterhafte Uebertragung die größte Sünde genannt, die Schiller je gegen den guten Geſchmack und die klaſſiſchen Rechte unſrer Sprache begangen habe. Wäre doch nur oft ſo geſündigt worden! Der ächte Genius des guten Geſchmacks behüte uns doch vor aller Einſeitigkeit und Unduldſamkeit! Wer wird die immer höher ſteigende Vollendung, Biegſamkeit und Bildſamkeit unſrer Sprache, ſich die proſodiſchen, rhytmiſchen und metriſchen Formen der alten klaſſiſchen Dichter in gediegenen Ueberſetzungen anzueignen, nicht willig anerkennen, die Meiſter und großen Vorbilder darin nicht willig ehren und die Vorzüge, die dadurch unſere Sprache vor allen jetzt in Europa geſprochenen erhält, als die rühmlichſte Errungenſchaft teutſchredender Völker ſchätzen! Allein darum muß jede andere romantiſche Form des Reims und der Stanze auf jedes alte und neue Dichterwerk nach wie vor an-

2.

Enthüll', o Muſe, mir den Quell der Schmerzen,
Warum der Götter Königin
Solch langen Groll genährt im Herzen,
Den Mann von hohem frommem Sinn
In Ungemach verſtrickt, in Noth und Streit verflochten,
Warum unlöſchbar Zorn in ihr geglüht?
Ach! daß in einem himmliſchen Gemüth
Sich Rach' und Wut ſo wild entflammen mochten!

3.

Italien gegenüber lag am Meer,
Erbaut von tyriſcher Auswanderer Heer,
Karthago, jene mächt'ge, reiche,
Durch kriegeriſchen Muth berühmte Stadt,

gewandt werden können! Wir müſſen nur erſt Ueberſetzungen und Uebertragungen gehörend unterſcheiden lernen. Nur die langweilige Gattung iſt ſchlecht. Uebrigens ruft uns der Schiedsrichter in den Hirtenliedern des Calpurnius noch heute zu:

Este pares et ab hoc concordes vivite! —

B.

An welcher Zeus Gemahlin Wohlgefallen hat.
Sie will, daß dieser Stadt kein Reich auf Erden
gleiche,
Selbst Samos an Begünstigung ihr weiche.
Hier stand verwahrt ihr Wagen, Waff' und Wehr.

4.

Gestattet's das Verhängniß ihr,
So soll Karthago Herrscherin auf Erden,
Soll Weltgebieterin vor allen werden.
Den Plan verfolgt die Göttin mit Begier.
Doch eine Sage ging, die sie erschrecket:
Einst werd' ein tapfres Herrschervolk, erwecket
Aus Trojer-Blute, nach der Parzen Schluß
Karthago stürzen unter seinen Fuß.

5.

Dies quält der Göttin sorgendüstres Herz.
Auch jenes alten Kriegs, als sie in Pergams
Landen
Den Söhnen Hellas kräftig beigestanden,
Erinnert sie sich mit erneutem Schmerz.
Der Ursprung selbst von allen Uebeln, allen,
Des Paris schmählich Urtheil, ist
Der Göttin Angedenken nicht entfallen,
Und daß zum Mundschenk Zeus den Ganymed er-
kiest.

geben, gleichſam mit ſich ſelbſt. Aber nun fängt er zu dialogiſiren an — denn, in der That, die beſten Monologen, wenn ſie zu lange währen, ſchläfern ein. Er ſtellt ſich einen Stoiker vor, der ihn behorcht hat, und über die Maxime des Ariſtipps oder überhaupt über den Ton, worinn der Dichter von Träumen und Leben philoſophirt hat, den Kopf ſchüttelt. Er redet ihn an: „Du höreſt, ſagt er, daß ich nicht viel dawider einwenden werde, wenn du alle Vergnügungen der Sinne und der Einbildung — wenigſtens in Rückſicht auf ihren Gegenſtand, auf ihre Dauer, auf ihre Ungewisheit — für eitel Eitelkeit erkläreſt. Aber, guter Seneca! wenn dies nun einmal das Loos der Erdenbewohner wäre; was gewänneſt du dabey, wenn du dich von

lichen Charakters getreulich angenommen haben) keineswegs ſagen, daß er ein Mann von unbeſcholtnem Leben geweſen ſey. Nicht Epikur, ſondern Epiktet iſt der unbeſcholtne Biedermann, den der Dichter meynt, und der das wirklich geſagt hat, was er ihn ſagen läßt. Ob der Irrthum dem Abſchreiber des Gedichtes, oder dem Corrector in der Druckerey beyzumeſſen ſey, wiſſen wir nicht; dies iſt gewiß, daß dieſer oder jener ſich eingebildet haben muß; der Autor, der in ſeiner Urſchrift den Epiktet citirt hatte, müſſe ſich verſchrieben haben; denn ein Stoiker wie Epiktet könne doch unmöglich ſo was leichtſinniges und gefahrliches geſagt haben. — Und wie häufig ſehen wir nicht Leute, von denen man billig noch mehr fodert, eben ſo gelehrt urtheilen!

6.

Drob zürnend, ſchleudert ſie im offnen Meer
Weit weg von Latium, was von der Teukrer Heer,
Ein ſchwacher Reſt, entrann des Feindes Wut,
Und läßt ſie Jahre lang der Wünſche Ziel nicht finden.
So ſchwer war es, das Römervolk zu gründen!
— Der Flotte ſchwinden jetzt Siciliens Felſenriffe;
Man jauchzt, die Segel wehn, die muth'gen Schiffe
Durchpflügen raſch der Tethys ſalz'ge Flut.

7.

Und Juno, in der Bruſt die ew'gen Wunden,
Beginnt ein Selbſtgeſpräch: „Ich alſo überwunden?
Kann meine Ohnmacht länger nicht
Dem Trojer-Fürſten Latium verwehren?
Das Schickſal winket bloß, und Juno's Wille bricht!
Nur Pallas durft' in ſtolzer Zuverſicht,
Zu eines einzelnen Verbrechers Strafgericht
Der Griechen Flotte rächeriſch zerſtören.

8.

Hat ſie nicht Jovis Wolkenflamm' entwandt.
Die alles Jodiſche im Hui zerſtöret?

Die Schiffe theils vertilgt durch Brand,
Theils in dem Meer zerſtreut, das ſie durch Sturm empöret?
Den Ajax, der aus blitzgeſpaltner Bruſt
Die Flammen ſpie, ließ ſie von Wirbelwinden packen
Und ſchmetternd ſpießen an die Felſenzacken.
So kühlte ſich der wilden Rachſucht Luſt.

9.

Das durfte ſie. Die ich als Königin
Der Götter im Olymp regiere,
Gemahlin Jupiters und Schweſter bin,
Mir ziemt der lange Hader, den ich führe
Mit einem Völkchen! Wer wird auf Altären
Hinfort mir Opferweihrauch ſtreun?
Wer wird anbetend einen Namen ehren,
Den Schmach und Schande ſo entweihn?"

10.

Hoch loderte und ſchwoll ihr Herz,
Indem ſie ſprach, von Grimm und Schmerz.
Zur Heimath wilder Regenſtürme,
Zum wetterſchwangeren Aeolien,
Eilt ſie hinab, wo hinterm Klippenſchirme
Der König Aeolus dem widerſtrebenden

Orkan gebeut, und brausende Gewitter
Einkerkert in sein Steingegitter.

11.

Aufrührisch sausen sie in der Gebirge Bauch,
Wo auf dem Thron, von Felsen unterstützet,
Den Zepter schwingend, Aeol sitzet,
Und die Empörung dämpft nach weiser Herrscher Brauch.
Es würden, thät' er's nicht, die wilden Heere
Der ganzen Welt Verderber seyn,
Sie würden Luft und Erd' und Meere
Im reißenden Tumult zerstreun.

12.

Dies zu verhindern, hat der mächtige Kronide
In tiefe Felsenschluchten sie versenkt,
Den Herrscher eingesetzt, der Zucht und Friede
Zu halten weiß, und sie zur Ordnung lenkt.
Ihm nahet jetzt die Königin
Mit Freundlichkeit, wie Flehnde pflegen:
„Du, welchem Zeus Gewalt verliehn,
Die Wasserwelt zu stillen und erregen!

13.

Ein mir gehässig Volk schwimmt im Tyrrhener Meer,
Der Troja Laren in Italien zu tragen.

Wollst, Aeol, sie mit Sturm danieder schlagen,
Versenken theils der Schiffe feindlich Heer,
Theils aus einander schleudern. Sieh! ich habe
Der schönsten Nymphen zweimal zehn.
Die reizendste, geschmückt mit jeder Anmuth Gabe,
Soll als dein Weib dein Glück erhöhn.

14.

Die schöne Dejopea sey dein eigen,
Getreu begleite sie durchs Leben dich.
Sollst zarte fuße Kinder mit ihr zeugen!
Denn dein Verdienst ist wahrlich groß um mich."
Drauf Aeol sprach: „Olymps Beherrscherin!
Dir ziemt allein, zu wünschen und zu winken;
Und mein Beruf ist, Wunsch und Wink vollziehn.
Du laßt in Jovis Gnade mich nicht sinken;

15.

Dir dank' ich Reich und Zepter, dir das Recht,
Der Götter hohen Tafeln beizuwohnen;
Du würdigst deinen treuen Knecht,
Daß er als Fürst der Winde hier mag thronen."
Sprach's, und durchstieß die Felsenwand
Mit umgekehrter Zepterspitze.
Die Wind' entstürzen flugs dem alten Sitze
Zum Riß hinaus, durchrasen See und Land.

16.

Es kämpfen West- und Ost-
Und Südwind gegen sich, und wühlen
Die ungeheuren Wogen, wild erboßt,
Aus tiefstem Schlund herauf, und spülen
An's Felsgestad' sie mit Gewalt.
Der Männer ängstlich Rufen schallt,
Das Tauwerk knarrt, die Woge brüllet,
Indeß ein Nachtgewölk des Tages Licht verhüllet.

17.

Den Pontus birgt ein rabenschwarzes Dunkel,
Am Pole rollt des Donners dumpfer Laut,
Der Blitze schlängelndes Gefunkel
Stürzt nieder, wo den Tod vor Augen Jeder
schaut,
Ein kaltes Graun befällt Aeneens Herz,
Und droht der Glieder Bande aufzulösen.
Er seufzt, die beiden Arme himmelwärts
Erhebend: „Hochbeglückt seyd ihr gewesen,

18.

Ihr, die im Angesicht der Väter dort,
An Troja's Mauern rühmlich durftet sterben,
Den vaterländ'schen Sand mit eurem Herzblut
färben!

O Diomed, der Griechen ſtärkſter Hort,
Warum konnt' ich im Feld vor Ilium nicht fallen,
Von deiner Hand geſandt zu Hades dunklen Hallen?
Wo Hektor, den das Schwerdt des Aeakiden traf,
Und Sarpedon ruhn in des Todes Schlaf;

19.

Wo Simois in ſeine trübe Fluten
Zahlloſe Helm' und Schilde ſchlürft,
Und Leichname der Tapfern und der Guten
In ſeinem Bette ſtrudelnd wirft."
Indem ſein Mund die bitt're Klag' ergoß,
Brach wütend ein Ocean aus Norden los,
Zerriß das Segel, trieb den Schaum der Wogen
Empor zum hohen Sternebogen.

20.

Ueberſtne Kiele hier, dort Ruder abgekürzt,
Auf die ein Waſſerberg herabgeſtürzt.
Ein Theil der Schiffe hängt auf hoher Wellen Rücken,
Ein Theil im Schlund, wo die zerrißne Flut
Ergähnt, daß ſie den Grund erblicken;
Den Meerſand wirbelt des Oceanes Wut.

Der Sturmwind wirft drei maſtberaubte Schiffe
An mitten in dem Meer verborgne Riffe.

21.

Drei andre ſchleudert er zu ſeichten Bänken,
Wo ſie ein Wall von Kies, hoch aufgedämmt,
Im Ruderſchlag und Laufe hemmt.
Das Fahrzeug, das Oront und ſeine Lykier lenken,
Begräbt vor des Aeneas Aug' die Welle,
Der Führer taumelt vom Verdeck
Kopf über in die Flut, das Schiff dreht auf der Stelle
Drei Mal der Wirbel um, reißt's dann auf ewig weg.

22.

Hier Einzelnſchwimmende im wilden Flutgetümmel,
Schiffstrümmer da, zerſtreute Waffen dort —
Ein thränenwürdig klägliches Gewimmel! —
Die Waſſer ſchwemmen Troja's Reichthum fort.
Beſchädigt waren ſchon die Barken
Des Ilioneus, und Achats des Starken,
Des Abas Schiff, und das Alethen trug,
Daß allerwärts in ſie die Flut durch Spalten ſchlug.

23.

Neptun indeß in dem kryſtallnen Schloß
Vernimmt der Meere Aufruhr, hört den Stoß
Des losgelaßnen Sturms, der mit gewalt'gem Brauſen,
Von keines Gottes Macht gezügelt,
Den Pontus aus der Tiefe wiegelt.
Hoch über den Gewäſſern außen
Hebt er ſein ruhig Haupt empor, und ſieht,
Wie alles rund umher im Aufruhr glüht;

24.

Sieht in der See zerſtreut Aeneens Flotte,
Erblickt der Trojer Noth und Drang
Und ihrer Schiffe nahen Untergang.
Verborgen bleibt auch nicht dem Gotte
Der Schweſter Juno Liſt und Grimm.
Er ladet Oſt- und Weſtwind, zu erſcheinen,
„Dürft' ohne mein Geheiß ſolch Ungeſtüm
Ihr auf der See erlaubt euch meinen?

25.

Woher euch dieſe Aufgeblaſenheit?
Wie dürft ihr wagen, Erd' und Himmel zu erregen?

Euch will ich — — —! Doch mir gnügt für heut,
Der Wellen stürm'sche Wut zu legen.
Flieht! Eure Strafe bleibt euch vorbehalten.
Sagt eurem König: Von dem Schicksal sey
Des Dreizacks Macht, im Pelagus zu schalten,
Mir, und nicht ihm, verliehn. Fügt diese Warnung bei:

26.

Der grause Kerker, wo die Winde nisten,
Die Felsenklause dort sey seine Residenz;
Dort möge nach Gefallen er sich brüsten,
Dort sey der Spielraum seines Regiments."
Kaum ist verhallt Poseidons letztes Wort,
Urplötzlich sinkt der Wogen laut Getümmel,
Die Wetterwolken fliehen fort,
Die Sonne lächelt sanft vom heitern Himmel.

27.

Zur schnellen Hülfe eilen nun,
Wo Schiffe festgeschraubt auf Klippen ruhn,
Cymothoe und Triton, der, gestemmt an Felsen,
Sich müht, die Kiele flott zu wälzen.
Selbst mit dem Dreizack hebt Neptun,
Zertheilt der Strudel ungeheure Kreise,

Und drängt das Meer zurück in seine Gleise,
Die Oberfläche streift sein Wagen leicht und leise.

28.

Wie, wenn in wildem Volksgedränge
Der Aufruhr schon mit blut'ger Fackel dräut,
Die Wut sich fortwälzt durch die Pöbelmenge,
Und ihr zum Mord schon Stein' und Waffen leiht,
Wie dann, bei'm Anblick eines greisen
Durch Frommheit und Verdienst ehrwürd'gen Weisen,
Sogleich die Rotte schweigt, und lauschend auf ihn sieht;
Er spricht — und Friede herrscht, und aller Hader flieht:

29.

So bricht sich der Tumult der Wasserwogen,
So schweigt der brüllende Ocean,
So bald Poseidon, vom Gespann gezogen,
Den Herrscherblick ringsum versendend,
Die Ross' am lockern Zeitseil wendend,
Entgegenfliegt auf dem Ocean.
So rollt hinweg die Wolkennacht,
Der offne blaue Aether lacht.

von unſern Kinderſpielen abſonderteſt, in deinem Winkel ernſthafte Grillen fiengeſt, und nichts angenehmes fühlen, ſehen, hören, ſchmecken und riechen wollteſt, weil alles, was wir fühlen, ſehen, hören, ſchmecken und riechen, ein Spiel der Sinne iſt?“

Der Stoiker antwortet dem Dichter, der ihn in der Perſon Ariſtipps anredet, in dem hohen Ton, der dieſe Secte unterſcheidet. „Der Weiſe, ſpricht er, hat andre Dinge zu thun, als ſich zu beluſtigen. Lebt er etwa für ſich ſelbſt? Was iſt Vergnügen oder Schmerz für den Mann der nichts bedarf, nichts wünſchet, nichts fürchtet? Der keine andere Geſetze kennt, als das ewige Geſetz des Rechts, und unbeweglich der einzige auf ſeiner Seite bleibt, wenn gleich die ganze Welt zum glücklichen Laſter übergienge? Immerhin mag das Leben eines Craſſus, eines Antonius, eines Cäſars, den Nahmen eines Traumes verdienen; aber das Leben eines Cato — iſt das Leben eines Gottes!“

Natürlicher weiſe, kan der Dichter ſeinen Ariſtipp nicht ſogleich verſtummen laſſen. Dieſer hat noch etwas zu ſagen, eh er ſchweigen muß; und es wäre unbillig, ihn mit Strohhalmen fechten zu laſſen, da es ihm nicht an beſſern Waffen fehlt. „Es ſteht bey dir, (erwiedert Ariſtipp) einem in deiner Phantaſie erzeugten Menſchen die Eigenſchaften, die Selbſtgenugſamkeit, die Unabhängigkeit, die immer weiſe, immer wohlthätige

30.

Das nächſte beſte Ufer zu gewinnen,
Beſtreben ſich die müden Teukrier,
Und ſo geſchieht's, daß ſie nach Libyen entrinnen.
Ein Buſen, der das Meer
Tief in ſich aufnimmt, iſt der Landungsort.
Der Küſte Rand auf beiden Seiten
Ragt hoch, und bildet einen Port,
Worin der See Gewäſſer ſich verbreiten.

31.

Zwei ungeheure Felſenthürme
Stehn rechts und links, die in die Wolken dräun,
Und hinter ihrem ſichern Schirme
Ruht ſtill die Flut. Ein alter Hain
Streut von den Gipfeln lange ſchwarze Schatten,
In denen Schauer ſich mit Schauern gatten,
Und hie und da zeigt unterbrochner Wald
Dem Blick theaterähnliche Geſtalt.

32.

Vorn unterm Ueberhang der Felſenwälle
Wölbt eine Grotte ſich, und ladet Müde ein.
Da rieſelt Waſſer einer ſüßen Quelle,
Da winken Sitze aus lebendigem Geſtein,

Der Nymphen Aufenthalt. Die müden Schiffe nahn
Sich diesem reizenden Asyle.
Kein Uferseil befestigt hier die Kiele,
Und in den Boden beißt kein Ankerzahn.

(Wird fortgesetzt.)

Buri.

II.

Gedichte.

I.

Abschied an A.

Als ich verhin, Dir Lebewohl zu sagen,
Durch mein Verstummen nur beredter sprach,
Und des empfundensten Moments Bewegung
Gleich einem Feuerkuß den Geist entflammte —
Da lieh die Muse ihren Griffel mir,
Um ein noch frisches Bild der Schmerzensstunde
Dem ruhigen Gedächtniß einzugraben. —

Doch

Doch Sehnen nach Vergangenheit soll nicht
Zerstören mir die Ruh der Gegenwart.
Erinnerung sey ruhiger Genuß
Und Hoffnung hebe sich in sanftem Fluge.

So tilg' ich aus, was von der Trennung Weh
Mit Feuerschrift die Muse abgezeichnet —
Es zählt doch nur die Zeit, was Abschied kostet;
Da wandelt sich in Ernst des Lebens Spiel
Und wohlzuthun wird neuer Hochgenuß,
Verrath an sich ist sinnen nur auf sich.

O Freundin, Holdliche, mein Dank folgt Dir;
Die holde Unschuld Deiner Heiterkeit
Erschien am meines Herzens Horizonte
Wie Hesperus der Abenddämmerung.
Oft wirkt dem Leidenden ein Himmelsauge
Zurück in seine mildere Natur,
Und klaret ihn zur Freude wieder auf,
Und lehrt ihn wieder neuen Muth erschwingen,
Wie ihn noch je ein stiller Geist erschwang.

Drei Mal beglückt — erheitere hinfür,
Du Holdeste, auch meine ernste Bahn;
Und geht sie endlich aus und ist mein Seyn
Das kürzere, verschwunden Deiner Zeit.

So möge doch Erinnerung und Geiſt
Von mir noch wehen über Dein Gemüth —
Dann wird vielleicht für mich ein Lied der Andacht
Aus Deiner Stimme Silberton erklingen,
Dann noch von Dir auf meines Grabes Moos
Nur eine Roſe — keine Thräne fallen.

* * * * *

2.

Odyſſeus.

Weinend ſitzt Odyſſeus an dem Strande,
Schauend in den öden Ocean;
Sehnſucht zieht ihn nach dem Mutterlande —
„Soll ich nimmer den Geliebten nahn!
Nur den Rauch von deinen Hütten ſchauen
Möcht' ich, einmal nur, o Ithaca,
Land der Väter, meiner Kindheit Auen,
Süßer als Ambroſia."

Nicht der Göttin Liebe mag ihm gnügen;
Ew'ge Jugend beut Kalypſo ihm,
Ew'gen Wonnetauſch in vollen Zügen:

Doch des Heimweh's heilger Ungeſtüm
Reißt ihn aus den feſtverſchlung'nen Armen,
Einſam wandelt er im düſtern Thal;
Götter! Götter! — fleht er — habt Erbarmen!
Pallas, ende meine Qual!

Und ſie hört des theuren Mannes Flehen,
Und beweget des Kroniden Sinn.
Schnell, geſandt von des Olympus Höhen,
Schwebt Hermeias zu Kalypſo hin:
„Endlich ſoll des Dulders Leiden enden,
Die Geliebten wird er wieder ſchaun.
Eilend, Zeus gebot es, ihn entſenden
Sollſt du zu der Heimath Au'n."

Starr vernimmt ſie die verhaßte Kunde;
Doch Kronions Wille muß geſchehn:
Aber freudig hört aus ihrem Munde
Jetzt Odyſſeus, daß ſein brünſtig Flehn
Nicht umſonſt zu Zeus ſich aufgeſchwungen.
Schnell vergeſſen iſt der lange Harm,
Und er hebt, von Jugendglut durchdrungen,
Kühn den lang erſchlafften Arm.

Sieh! ſchon eilt ſein Schiff dahin, und Lieder
Schallen, von der Woge leis umtont.

Alle Götter ſchau'n voll Huld hernieder;
Nur Poſeidon zürnt ihm unverſöhnt.
Weh! er naht, umbrauſt von dunkeln Wettern,
Und empört voll Grimm des Meeres Wut.
Hoch auf thürmt ſich's ſchäumend — Donner ſchmettern —
Ihn verſchlingt die wilde Flut.

Doch ihn ſchützt Kronion — ohne Zagen
Schwebt er durch den Sturm — an Scheria's Strand
Wird er ſanft durch Ino's Huld getragen.
Gaſtlich beut der König ihm die Hand.
Feſtlich blinkt der Wein in goldner Schaale;
Doch der Fremdling weint, das Haupt geſenkt,
Wenn der Harfner bei dem frohen Mahle
Der gefallnen Freunde denkt.

Länger kann Odyſſeus ſich nicht halten;
Seines Irrſals wundervollen Gang —
Wie er, trotz den feindlichen Gewalten,
Lebend in des Orcus Tiefen drang;
Was er gegen Polyphem begonnen,
Der Sirenen lockenden Geſang,
Wie der Scylla Rachen er entronnen,
Und der Circe Zaubertrank;

Alles thut er kund, und ſchweigend hangen
Greis und Jüngling an der Red' Erguß. —
Eilet, denn gerecht iſt ſein Verlangen,
Ruft frohlockend aus Alcinous —
„Eilet, ihn der Heimath zuzuſenden,
Reich beſchenkt mit Gaben aller Art.
Dank den Göttern, die von unſern Händen
Ihm verleihen dieſe Fahrt.“

Aber viel der Kämpf' im Vaterlande
Harrten ſeiner, eh er Ruhe fand.
In der Armuth dürftigem Gewande
Naht er ſeiner Wohnung, unerkannt;
Doch dem treuen Argus nicht — verlaſſen
Liegt er ſterbend da, doch froh begrüßt
Er den Herrn noch ein Mal, dem vom blaſſen
Antlitz eine Thräne fließt.

Und Eumäus beut in ſeiner Hütte
Gern dem Pilger Alles, was er hat.
Wie Herakles tritt in ihre Mitte
Bald Telemachus; — von Neſtors Stadt
Und von Sparta troſtlos heimgekehret,
Klagt er um den Vater, ahnet nicht,
Daß ihm Gott den liebſten Wunſch gewähret,
Bis das Herz zum Herzen ſpricht.

Doch, es ſchweigen noch von fremdem Gute
Dort die Freier — Tanz und Jubelklang
Schallen — ſie, im tollen Uebermuthe,
Hören nicht des nahen Rächers Gang.
Endlich iſt der blut'ge Sieg errungen,
Hingeſtrecket liegt die freche Schaar,
Und er hält die Gattin feſt umſchlungen,
Die ihm treu geblieben war.
Pforte.

Schmidt.

3.

An Aurelius Fuscus.

(Des Gardiewski 3ten Buches, 12te Ode.)

Zögſt du äußere Rind' irdiſchen Dingen aus:
Würd', o Freund, Dir in Nichts ſchwinden der nackte Reſt,
Gleich des Frühlinges Schnee, der von der lauligen Wolke leiſeſtem Hauche ſchmilzt.

Kraft verlieret den Reiz, nimmſt du die Schönheit ihr.

Aeußres herrſcht über uns. Hätte der Trojer Prinz
Durchſchaun können die Bruſt ſeiner ihm heuchelnden
Angebeteten Helena:

Nie den glänzenden Raub griechiſchen Ehebetts
Hätt' er mitten durch Sturm, mitten durch dräuende
Meeresgötter entführt. Weislich hat Zeus geſorgt
Für der Dinge Zuſammenhalt,

Daß er Schwarzes verhüllt' unter dem hellen Schleier
Und den traurigen Kern unter der Lieblichkeit.
Wer aus buntem Gewühl Gutes enthülſen kann,
Hat den Göttern es abgelernt.

Buri.

III.

Auszüge aus dem persischen Werke Adschaibul-machlukat, des Zacharia Ben Mohammed El kazwini.

Vorwort des Redacteurs.

Schon die Auszüge aus dem berühmten Khadi Mahmud El Kazwini (d. h. aus Kasbin, einer der berühmtesten Hauptstädte Persiens) war schon vor mehreren Jahren gefertigt und durch den verewigten Staatsrath Johannes von Müller, der damals noch Kaiserl. Königl. Hofrath bei der geheimen Staatskanzlei in Wien war, sorgfältig revidirt und verbessert worden. Sie sind durch einen Zufall, der hier nicht erwähnt werden kann, erst jetzt zurück in die Hände des Redacteurs dieser Zeitschrift gekommen, dem sie schon damals, als er sie zum ersten Male aus Constantinopel zugeschickt erhielt, für den Merkur zugesandt worden waren. Der Name des Kazwini ist in der neuesten Zeit für alle Freunde der morgenländischen Literatur doppelt anziehend geworden, theils durch die bedeutenden Auszüge, welche der ehrwürdige

thätige Wirksamkeit, mit einem Worte, die ganze Grösse des vollkommensten Wesens zu geben. Aber dies steht nicht bey dir, uns auf dem ganzen Erdboden einen Menschen zu zeigen, der diesem Ideal, das du den Weisen nennst, gleich wäre. Die Rede ist von Erdensöhnen, und du sprichst uns von einem Gott. Denn dies ist der Weise, den du ohne Leidenschaften, ohne Ungleichheiten, ohne Bedürfnisse, ohne Schwachheit schilderst; er ist ein Gott, oder — er ist ein Schwärmer, dem es träumt, daß er ein Gott sey. Dein Cato, zum Exempel — "

Bey diesem Nahmen brennt der Stoiker auf. „Wie? (ruft er) und selbst einen Cato, selbst den Helden der Tugend, verschont dein sträflicher Leichtsinn nicht?"

„Die Tugend; (antwortet jener) — dies Wort umfaßt alles, was gut, schön und groß ist! Aber die Tugend giebt keinen Freybrief gegen das Urtheil der gesunden Vernunft; und nicht alles ist Tugend, was ihren Stempel trägt. Die Tugend ist die Göttin der schönen Seelen; nichts ist liebenswürdiger als sie; aber ein Schwärmer, ein Mensch, der nicht Herr von seiner Einbildung ist, kan die Tugend selbst nicht weislich lieben. Dein Cato, mit allen seinen grossen Eigenschaften, war gleichwohl nur ein Don Quischotte; er kämpfte sein ganzes Leben durch mit phantasierten Ungeheuern, wie dieser mit Riesen und bezauberten Mohren. Es

ist

Sylvestre de Sacy im ersten Bande der Crestomathie Arabe von Seite 516 — 578 aus dem naturhistorischen Theile seiner Mirabilia rerum creatarum abdrucken ließ, wovon Ghezy im dritten Theile jener Chrestomathie eine französische Uebersetzung lieferte, theils aus dem Abschnitt aus dem kosmographischen Theil desselben, welcher die Sternkunde enthält, woraus einiges Wahl in seiner arabischen Anthologie mittheilt. Neuerlich hat diesen ganzen Abschnitt Herr Professor Ideler in Berlin aus einer, in Berlin auf der Königlichen Bibliothek befindlichen, vollständigen Handschrift im arabischen Original abdrucken lassen, und mit einem sehr gelehrten und gründlichen Commentar begleitet in der Schrift, welche wir unbedenklich zu dem schönsten und reichsten Gewinn der letzten Messe rechnen können: Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen. Ein Beitrag zur Geschichte des gestirnten Himmels. (Berlin, bei Weiß. 1809. 452 S. in gr. 8.) Herr Ideler wurde in der Ausarbeitung dieses Werks, das wohl in keiner philologischen Bibliothek fehlen darf, da die hier vorkommenden Untersuchungen in alle Theile der Alterthumskunde einschlagen, von zwei großen Orientalisten in Deutschland, dem Hrn. Hofrath

Tychsen in Rostock und dem Herrn Legationsrath Weigel in Dresden, aufs thätigste unterstützt. So ist durch vereinte Kraft ein Werk von ächter teutscher Gründlichkeit entstanden. Was hier im Auszuge mitgetheilt wird, gewährt gewiß allen Freunden morgenländischer Fabeln und Darstellungen eine vielfache Unterhaltung und Belehrung.

B.

Dieses Werk, das sich in dem seltenen Bücherschatze des Hrn. Hofraths von Jenisch befindet, *) und dessen Titel die Wunderwerke der erschaffenen Dinge heißt, wird von morgenländischen Schriftstellern häufig angeführt und als ein classisches Werk, sowohl im Fache der Naturkunde, als der Erdbeschreibung unbekannterer Länder betrachtet. Wenn man auf die Mannichfaltigkeit des

*) Es befindet sich auch, so viel ich weiß, auf der kaiserl. Bibliothek in Wien und auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Der Uebers. Eine der vollständigsten Handschriften ist auf der königl. Bibliothek in Berlin, eine weniger vollständige auf der königl. Bibliothek in Dresden. S. Ideler Untersuchungen über den Ursprung der Sternnamen. S. LIII. f. B.

Stoffes, den es umfaßt, und auf die Vollſtändigkeit, in ſo weit dieſelbe bei Orientalen gefordert werden darf, Rückſicht nimmt, mag man es für einen perſiſchen Herbelot gelten laſſen. Es lohnt vielleicht um ſo viel mehr der Mühe, einige Auszüge davon zu geben, da Herbelot das Werk wohl dem Titel, aber nicht dem Inhalte nach, gekannt hat, und da es mir nicht bekannt iſt, daß an einem andern Orte umſtändlichere Nachricht davon mitgetheilt worden ſey. Selbſt der Recenſent des Werks, dem Herbelot nachſchrieb, ſcheint nicht ſowohl dieſes Buch, als vielmehr einen Auezug davon, deren es mehrere, beſonders im Türkiſchen, giebt, gekannt zu haben, weil er es in eine Vorrede und zwei Tractaten eintheilt, was doch mit der Eintheilung unſers Manuſcriptes, wie wir weiter unten ſehen werden, nicht übereinſtimmt. S. Herbelot Agiaibout-machlou Cat.

Die am Ende des Buchs beigeſetzte Jahrszahl iſt 431 der Hedſchra, das iſt 1039 nach Chriſti Geburt, folglich zwei Jahre nach der Thronbeſteigung des Ebi Taleb Togrul Ben Arslan, den der Verf. in der Vorrede als den Monarchen ſeiner Zeit preiſet. Das Manuſcript iſt von dem 1433ſten Jahre unſerer Zeitrechnung: ein Alter, das für einen neuperſiſchen

Schriftſteller und für einen Codex aus dieſen Gegenden immer ehrwürdig genug iſt, und das ſich theils durch die Schriftzüge, theils durch die Sprache deutlich zu erkennen giebt.

Nach dem gewöhnlichen Eingange ſucht der Verfaſſer die Vortheile der Wiſſenſchaften mit Erzählungen zu beweiſen und ſchließt die Vorrede mit einer Anmerkung uber den Nutzen ſeines Buchs überhaupt: „wie es oft geſchehe, daß man von den „merkwürdigſten Dingen, die man doch in der Nähe „hat, ununterrichtet bleibe, und daß man deſto „ſchwerer Etwas von den entfernten erfahre. Seine „Hauptabſicht ſey, die Rechtgläubigen zur Betrachtung uber die Wunderwerke des Schöpfers zu leiten."

Dann folgt die Eintheilung in zehn Hauptſtücke:

I. Von den Engeln, den Himmelspolen, den Sternen, der Sonne und dem Monde. II. Von den Erſcheinungen zwiſchen Erde und Himmel; vom Feuer, Donner, Blitze, Regenbogen, von den Winden und Wolken. III. Von den Flüſſen, Meeren, Quellen und Brunnen. IV. Von der

Erde und ihrer Eintheilung; von Ländern, Städten, Meeren, Kirchen und verödeten Ländern, nach alphabetiſcher Ordnung. V. Von den Bäumen, Geſträuchen, Garten- und Feldfrüchten. VI. Von Gemälden, Statuen und Grabmälern berühmter und heiliger Männer*). VII. Vom Menſchen, ſeiner Natur und Eigenſchaften; von Weibern und Verſchnittenen; von verſchiedenen Menſchengattungen und Völkern; von wahren und falſchen Propheten; von der Chymie, der Arzneikunde, der Vorherbeſtimmung, dem Tode und dem jüngſten Gerichte. VIII. Von den Diwen, Waldteufeln und anderen Gattungen der Dämonen. IX. Von gewöhnlichen und ſeltenen Vögeln. X. Von verſchiedenen Gattungen wilder und zahmer, nützlicher und ſchädlicher Thiere.

*) Es finden ſich zwar in dieſem Kapitel keine neuen Nachrichten über die Ruinen von Perſepolis und die Gräber der Könige; aber an einem anderen Orte redet der Verfaſſer umſtändlich von der Grotte zu Kirmanſchah und beſtätigt vollkommen, was Sacy in ſeinen Memoires darüber ſagt, und wovon ſchon der Engländer Hyde, den der franzöſiſche Gelehrte hierüber nicht anführt, in der Vorrede des Werkes de religione Persarum aus einem Perſiſchen Schriftſteller beſtimmte Erwähnung thut.

Da dieſe Eintheilungen in keiner Verbindung unter einander ſtehen, ſo gilt es gleichviel, woher die Auszüge genommen werden, und wir fangen damit von rückwärts an, weil ſich die Neugierde der Leſer vielleicht aus den letzten zwei Hauptſtücken einige Beiträge zur Naturgeſchichte verſprechen dürfte. Wenn dieſelbe auch nicht in dieſer Rückſicht befriedigt wird, ſo können vielleicht die Anecdoten vom Anka einige Augenblicke intereſſante Lectüre gewähren.

Dieſer Anka, der, ſeiner Größe wegen, Simorg (d. i. der Dreißigvogel) genannt wird, iſt ein und daſſelbe Geſchöpf mit unſerm allberühmten Vogel Greif. Nur hat ihm die Sage in ſeinem Vaterlande, beſonders in ſpätern Zeiten, eine Würde verliehen, die weit über die Geſtalt, in der ihn unſere Mährchenerzähler darzuſtellen gewohnt ſind, erhaben iſt, und man hüte ſich daher, dieſe geringſchätzigen Begriffe zu den folgenden Scenen mitzubringen.

Wie ſehr die Morgenländer mit ihm vertraut ſind, erhellt daraus, daß der Verfaſſer, welcher ſeine Vögel in bekannte und ſeltnere eintheilt, den Simorg nicht nur zur erſten Claſſe zählt, ſondern als den bekannteſten aller Vögel anführt.

Daß die Ausbildung deſſelben zu einem ſo vernünftigen und ſonderbaren Geſchöpfe erſt ein Werk ſpäterer Fabeln und neuerer Romane ſey, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen; aber eben ſo gewiß iſt es, daß die erſte Idee davon ſchon aus den älteſten Zeiten des perſiſchen Reichs, aus den Zeiten Zoroaſter's, hergeholt werden muß *). Nach den jüngern Traditionen erſcheint er als ein, durch langes Alter und Erfahrung weiſe gewordenes Thier, dem die Dichter Ermahnungen und moraliſche Lehren in den Mund zu legen pflegen. Seit Erſchaffung der Welt, und lange vor Adam, lebte er, ohne ſich fortzupflanzen, weil er keinen ſeines Gleichen hat; der Erſte und Mächtigſte der gefiederten Schaaren, aber keineswegs ihr vielgeliebter König, wie der ariſtofaniſche König Peithetairos, (πειθεταιρος) ſondern allen fürchterlich und ſchrecklich, als ein mächtiger, fürſtlicher Räuber und gewaltiger Tyrann. Die glänzendſte Periode ſeines Lebens fällt in die Zeiten Salomons, um deſſen Thron Thiere und Vögel, (die damals freilich noch vernünftig reden konnten,) eben ſo gut als die Miniſter und Großen des Reichs erſchie-

*) Siehe Heeren's vortreffliche Ideen, II. Th. S. 248. der alten Ausgabe.

nen. Anka*) hatte das Glück, ſich oft mit Salomon zu unterhalten, und ward nur deſto mehr gefürchtet. Die herrſchende Meinung iſt zwar, daß er ſeitdem auf immer ſich der Geſellſchaft der Menſchen entzogen habe; doch iſt ſie nicht ſo allgemein angenommen, daß man bei Dichtern nicht davon Abweichungen fände**). Die übrigen Züge, mit denen ich ſeinen Umriß ſchärfer bezeichnen könnte, ſind in den folgenden Excerpten zuſammengeſtellt.

IX. Hauptſtück.

Von den Vögeln.

Nachdem der Allmächtige Engel und Geiſter, die in der Luft von einem Klima zum andern fliegen

*) S. Herbelot *Anka* et *Simorganka*.

**) Die dritte Erzählung vom Anka ſteht in dem Hauptſtücke von den Menſchen, wo man ſie dem Titel nach nicht geſucht hätte; die erſte findet ſich auch mit einer kleinen Veränderung in dem, zu Conſtantinopel gedruckten perſiſchen Wörterbuche, Kerhenpiſchnuri.

fliegen ſollten, erſchaffen hatte, ſchuf er auch Vögel, weil er wohl wußte, daß Mehrere das Daſeyn fliegender Weſen, und folglich auch das Daſeyn der Engel, läugnen könnten. Im Koran: Warum betrachtet ihr nicht die Vögel, wie ſie ſchaarenweis fliegen in den Lüften, und Niemand ſorgt für ſie, als der Herr.

Man ſagt *), daß die Engel gegen 70 Flügel (einige mehr, andere weniger,) haben, weil Gott der Herr ſelbſt geſagt hat: ihre Flügel ſind zweifach, dreifach, vierfach u. ſ. w. Nun ſagt man, daß dies wohl mit gleichen, aber nicht mit ungleichen Zahlen möglich ſey, daß ſie wohl zwei- und vierfache, aber nicht drei- und fünffache Flügel haben könnten. Allein wir antworten: Erſtens iſt die Zahl drei in der Zahl vier enthalten, und dann hat Gott ja Vögel erſchaffen, die mit drei Flügeln fliegen, ſo wie er das Einhorn und den indiſchen Eſel mit einem Horn, und die Fledermaus ohne Flügel erſchaffen hat. Warum alſo nicht die Engel?

*) Ich habe dieſes Muſter einer dramatiſchen Auflöſung, das weiter unten vorkommt, des Zuſammenhanges wegen heraufgerückt.

Bekannte Vögel.

Anka.

Der König der Vögel lebt einsam und verborgen auf dem Berge Kaf. Die Urſache davon wird uns folgende Geſchichte lehren. Er ſprach einſt Salomon ab, daß Alles nach Gottes Vorherbeſtimmung geſchehe. Widerſpreche mir nicht, ſagte Salomon: „in dieſer Nacht (ſo hat mir Gott geoffenbart) wird in Weſten ein Mädchen, in Oſten ein Knäblein geboren werden, und beide ſoll einſt das Band der Ehe vereinigen. Verhindere es, wenn Du kannſt.“ „Ich werde es verhindern,“ ſprach Anka. „Das kannſt Du nicht,“ erwiederte Salomon. „Verhindern werd' ich's,“ wiederholte er, „und alle Vögel Deines Hofes verbürgen ſich für mich.“ Er raubte daher das Mädchen, trug ſie nach dem Berge Kaf und ſetzte ſie in ſein Neſt auf den Gipfel eines, weit in das Meer überhangenden Baumes. Lange hierauf ward der Jüngling als Kaufmann in dieſe unwirthbaren Gegenden verſchlagen. Er ſah das Mädchen. „Wer biſt Du?“ redete er ſie an. „Meine Mutter iſt der Simorg,“ antwortete ſie. „Und Du fürchteſt dich nicht, daß er Dich eines Tages in das Meer hinunter ſchleudre?“ „Was ſoll ich thun?“ — „Sieh dort, fuhr der Jüngling fort, die ausgeweidete Haut eines Ele-

ist wahr, er liebte die Tugend über alles; er blieb ihr getreu — bis sie ihn auf eine gar zu harte Probe setzte; er unternahm das Unmögliche für sie: aber seine Tugend — war eine Dulcinee.“

Hier wurde der Dichter unterbrochen. Andre Beschäftigungen brachten ihm dieses Spiel einiger müßiger Stunden aus dem Sinne; und seine Rhapsodie blieb ein Fragment. Seinem ersten Plan nach sollte es hier nicht aufgehört haben. Nicht der Stoiker sollte siegen; aber sein vorgeblicher Aristipp eben so wenig. Der Dichter wollte in seiner eignen Person zwischen sie treten, und Friede unter ihnen machen. Er wollte in einem lebhaften Gemählde vorstellen, wie viel Schimären, wie viel Träumerisches selbst in dem Leben der besten Menschen ist. Aber er wollte auch in der warmen, kunstlosen Sprache der Empfindung beweisen: „daß die Thätigkeit des Weisen und Tugendhaften allein den Nahmen eines wahren Lebens verdient; und daß, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuschungen unsrer innern und äusern Sinne, die Vervollkommung unsrer Selbst, und die Bestrebung, alles Gute ausser uns zu befördern, unserm Daseyn Wahrheit, Würde, und innerlichen Werth mittheilen, und ein Leben, welches ohne sie der Zustand einer sich einspinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine bessere Zukunft, zu einem wirklichen Fortschritt auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geister einem

Ziele,

phanten. Darein will ich mich verbergen; und wenn der Simorg zurückkehrt, so bitte ihn, daß er Dir dies Gehäuse ins Nest zum Spielwerk bringe." Anka willfahrte dem Begehren des Mädchens. Wann er ausflog, schlüpfte der Jüngling aus der Haut und war beim Mädchen, und wann von fern der Schall der Zurückkunft Simorg's ertönte, verbarg er sich wieder in den häutenen Käfig. Endlich sprach einst Salomon zu Anka: „Gott's Rathschlüsse sind erfüllt; geh' und bring' mir das Mädchen." Sogleich hinterbrachte er dem Mädchen den Befehl Salomon's, sie aber entgegnete ihm: „Ueber das Meer willst Du mich führen in Deinem Schnabel? Wie mußt Du mich tragen, ohne mit demselben mich zu verwunden? Laß mich in diesen Käfig hineinschlüpfen und trage mich so." Stolzierend ergriff denselben der Vogel und setzte ihn vor dem Throne Salomon's nieder. Da sprach der weise König: „Du Jüngling, und Du, o Mädchen, und euer Kind, kommt alle heraus." Beschämt ward Anka und überzeugt, daß Gutes und Böses nur aus Gottes Händen komme. Er flog zurück nach dem Berge Kaf und verbarg sich dort voll Beschämung. Seitdem hat ihn kein Auge bei Tage gesehen, und nur in finstern Nachten wagt er den Ausflug.

Ein Beherrſcher Siſtans reiſete nach Indien, um dort den Simorg zu ſehen, und kam auf die Inſel Ramu. Dort ſah er einen Berg, deſſen Haupt in den Himmel emporragte, und auf dem Gipfel des Berges einen hohen Baum, und auf der Spitze des Baumes ein ungeheures Neſt, und in der Mitte des Neſtes ſchlief verborgen Anka.

Als er heraufgieng, ſpielten Regenbogen in den Lüften, es erſchollen wunderliche Stimmen und Töne, und Feuer ſtrömte aus ſeinen Flügeln. Es däuchte dem König, als ſchritt er einher in lieblichen Gärten, in denen Tonkünſtler ihre Harmonieen ausgöſſen, als lägen Paradieſe vor ihm offen, als wallte er in Ambradüften, als flöhen hunderttauſend goldne Wolken über die Fittige Anka's. Er ſetzte ſich im Neſte nieder, ein Krokodill entſtürzte ſeinen Klauen und Erſtaunen befiel den König. — Die Indier ſagen, zur Zeit, wann er ſein Neſt beſucht, fliehen Löwen und Drachen aus dieſen Gegenden, weil er ſie alle verſchlingt, und alle Vögel fliehen aus Furcht vor ihm.

Als Anka zum erſten Male vor dem Throne Salomon's erſchien und die Geſchlechter der

Thiere, Elephanten, Löwen, Kameele, Schafe und Stiere dem Menſchen unterwürfig und gehorſam erblickte; als er ſah, wie ſich die Menſchen mit dem Fleiſche der Thiere und mit den Früchten der Erde nähren, wie ſie ſich mit Baum- und Schafwolle, mit Leinen, Seide, Zobel und Hermeline kleiden; war er darüber hoch verwundert.

Er holte einen Edelſtein, deſſen Glanz meilenweit ſtrahlte, legte ihn zum Schemel Salomon's und ſprach:

„Erhalte mir vom Schöpfer, daß ich Menſch werde."

Salomon, wohlwiſſend, daß dies unmöglich ſey, antwortete ihm: „Dieſes kann ich von Gott nicht erbitten, doch ſteht Alles in ſeiner Macht;" und Anka kehrte verzweifelnd zurück. Einſt, als er wieder bei Salomon war, ſah er einen Waffenſchmidt, der Schwerdter, Speere und Dolche verfertigte. „Zu was gehört dieſes?" fragte er. „Es ſind Waffen, mit denen die Menſchen ſich morden." Ein ander Mal ſah er einen Wundarzt eintreten mit Schröpfgläſern, Meſſern, Zangen und Scheeren. „Zu was gehört dieſes?" fragte er. „Um den Menſchen ihre Beine auszu-

reißen, um ihr Blut auszusaugen und ihr Fleisch zu zerschneiden." Endlich gieng er eines Tages bei einem Spitale vorbei, darin sah er Kranke, theils liegend, theils sitzend, welche am Seitenstechen, an der fallenden Sucht, am Fieber, am Krampfe, an der Gelbsucht und an Hirnentzündungen litten. „Was ist dies Alles?" fragte er wieder. „Die Menschen, war die Antwort, haben dreimalhunderttausend Krankheiten; davon kennen sie hunderttausend mit ihren Arzneien, und hunderttausend andere kennen sie, ohne die Mittel dafür zu wissen, und vom dritten Hunderttausend kennen sie weder Gattung noch Mittel. Wenn die Menschen von diesen Krankheiten befallen werden, flüchten sie sich in dieses Haus und harren geduldig, bis daß sie genesen oder sterben." Da flog Anka davon, und brachte dem weisen König einen noch glänzenderen Edelstein, als den ersten. „Verzeih mir, sprach er, den Wunsch, ein Mensch zu werden!"

Viele Vortrefflichkeiten besitzt der Mensch, aber viele Uebel begleiten ihn; die Thiere gehorchen ihm, aber sie kennen sein Elend nicht."

Der Adler. (Ukab) *).

Ein groſser, ſtarker, ſchwarzer Vogel. Die übrigen Vögel fürchten ſich vor ſeinem Geſchrei und vor der Schärfe ſeines Schnabels, mit dem er Steine durchbohrt. Ein Adler ſoll einſt ein Schaf geraubt und, als der Hund Lärm machte, das Schaf losgelaſſen, den Hund ergriffen und hoch in die Luft geführt haben. Dort ließ er ihn los und, als er zur Erde kam, war er zerſchmettert. Ein frommer Mann ſagte einſt, daß, wenn ihm Gott die Wahl ließe, ein Thier zu werden, er der Adler ſeyn möchte, den die Vögel fürchten, vor dem die Löwen zittern, und der aus ſeinen Flügeln Feuer ſprüht.

Der Geier. (Neſr).

Ein gefräßiger Vogel, der mehr frißt, als er zerreißen kann; er hat Hahnenklauen. Wenn er blind wird, ſucht er Menſchengalle, mit der er ſich die Augen beſtreicht, bis er geheilt iſt. Er fürchtet ſich vor nichts, als vor der Fledermaus, und niſtet deswegen auf Ahornbäumen, welche die Fledermaus nicht verträgt. Er ſoll auch Biſamgerüche verbrei-

*) Dieß iſt der Name, der im Manuſcripte übergeſchrieben und bald arabiſch, bald perſiſch iſt.

ten, weil er ſich mit Bisam nährt. „Es iſt doch wunderlich, ſprach er einſt zum Aale, wie die Menſchen mit zwei Füßen gehen, mit den Händen ſich Speiſe erwerben und mit dem Munde reden.“ ... „St! St!, ſagte der Aal, wenn er erfährt, daß wir von ihm geſprochen haben, ſo wird er dich aus der Höhe der Luft herunter ziehen, und mich aus der Tiefe des Waſſers hinaufholen; denn er beherrſcht die Lüfte und ihm gehorchen die Meere.

Der Paradiesvogel. (Huma).

Im Lande Sagun ſichtbar, fliegt er in Städten herum. Wem er ſich auf den Kopf ſetzt, der wird Herrſcher des Landes. Ein Indier ſprach einſt zu ſeinem Freunde: „Wenn ſich der Paradiesvogel auf meinen Scheitel ſetzte, wollte ich ganz Sagun verwüſten“ „Und ich,“ fiel ihm der Andere ins Wort, „ich würde die Länder beglükken.“ Sogleich kam der Paradiesvogel, und ruhte auf dem Haupte des Erſten aus. Er ward wirklich in der Folge König, und zwar ein Tyrann. Als ihn nun der Andere einſt bat, ſich ſeines Volkes zu erbarmen, ſprach er: „Ich bin im Zorne Gottes geſandt, der durch mich die Völker ſtraft; hätte Gott ihnen Gutes gewollt, ſo hätte

ſich der Paradiesvogel auf Deinen Scheitel geſetzt" — —.

Der Strauß (Struthiocamelus. Naame).

Er hat die Füße vom Kameel, die übrigen Glieder vom Vogel. Er läuft nicht ſo ſtark, wie das erſte; er fliegt nicht ſo gut, wie der zweite. Andere Thiere, wenn ſie ſich einen Fuß brechen, erhalten ſich auf dem andern, der Strauß aber fällt zuſammen. Er lebt, bis er erſchlagen wird. Er verſchlingt Steine und Flammen, und kann auch zehn Jahre im Feuer leben. Er verdaut Pferde- und Vogelbeine, aber keine Dattelkerne. Er legt gewöhnlich dreißig Eier, einige über, einige unter der Erde, und durchlöchert ſie, daß die Wärme hineindringe. Er fürchtet ſeinen eigenen Schatten, und geht deswegen immer gegen die Sonne.

Der Weihe (Iladaet).

Ein Feind der Krähe. Wenn ihm die Krähe ſeine Eier verwüſtet, und er kein Junges bekömmt, dann ruft er die übrigen Vögel zuſammen, und tödtet das Weiblein.

Die Taube (Hamame).

Ein bei allen Menſchen beliebtes Thier, das beſonders eine Richtungsgabe hat, vermöge der es

ſich auf hundert und mehrere Meilen zurückfindet. Sie küſſet und girret, wenn ſie ſich begattet. Sie fliegt auch bei der Nacht, und verſteht ſich auf die Richtung der Winde. Sie vertheidigt ſich mit den Flügeln, die ſchärfer als die Fittige des Falken ſind. Doch fürchtet ſie ſich vor dieſem, und ſtürzt ſich zur Erde, um ſich zu retten. Warnung: Entfernt ja die Tauben von den Augen der Weiber! denn ihr beſtändiges Liebkoſen und Schnäbeln facht in ihnen auch die erſtorbenſten Begierden zu hellen Flammen an. So, ſagt man, habe ein König eine ſchöne Sklavin gehabt, die ſeit geraumer Zeit alle Empfindung für die Reize des Liebesgenuſſes verloren hatte. Der König gab ihr auf Einrathen des Arztes ein Paar Tauben zur Geſellſchaft, und ſiehe in wenig Zeit hatte das Girren und Schnäbeln ſie wieder in Stand geſetzt, den Wunſch des Königes zu befriedigen. — — Taubenfleiſch verdirbt den Magen.

Der Hahn (Choros).

Als Moawije einſt einen Hahn ſah, der ſein Futter gierig verſchlang, ſagte er: „das iſt ein alter Hahn, denn wenn er jung wäre, ſo hätte er ſein Futter mit den Hühnern getheilt. „Das Haus, wo ſich ein Hahn befindet, iſt frei von Un-

glück. Man pflegt die Jungen, die aus dem Ei auskriechen, beim Schnabel in die Höhe zu heben; wenn ſie ſich ſträuben, ſo ſind es Hähne; wenn ſie ruhig ſind, Hühner. Naſſar Ben Iſſa ſagt: die Könige müſſen ſechs Eigenſchaften haben. Die Tapferkeit des Hahnes, die Nachgiebigkeit des Huhns, die Stärke des Löwen, die Hitze im Angriff vom Eber, die Treuloſigkeit des Wolfes, und die Liſt des Fuchſes. — — Der Löwe fürchtet das Hahnengeſchrei.

Der Faſan (Tezrew).

In Maſenderan und andern warmen Ländern. Ein buntgefiederter Vogel, auf deſſen Federn ſich manchmal wunderbare Zeichnungen befinden.

Der Stieglitz (Saka).

Ein ſchön gefiederter Vogel. Man lehrt ihn, das Waſſer ſich ſelbſt mittelſt eines Fadens aus einem Gefäße in ſeinen Käfig heraufziehen. Es iſt ein großer Vogel, in deſſen Magen eine Menge Waſſers Platz hat, mit dem er in den Wüſten viele Vögel, die ihm nachziehen, tränkt.

Der Kranich (Külenk).

Im ſüdlichen Ocean ſoll ein Fels ſeyn, wo ſich alle Kraniche zur Winterszeit verſammeln, und

ihre Eier hinlegen. Sie sind so treu, daß wenn von einem Paare das eine stirbt, das andere sich zu Tode hungert. Wenn sie wandern, stellen sie Wachen aus.

Der Papagey (Tutak).

Ein Vogel, der die menschliche Stimme nachahmt. Ein eingesperrter Papagei beklagte sich gegen einen seines Geschlechts über den Verlust seiner Freiheit. Dieser gab ihm den Rath sich todt zu stellen, und auf diese Art seine Freiheit durch List zu erhalten. Gesagt, gethan. Der Besitzer öfnete den Käfig, und warf den todtgeglaubten Vogel zum Fenster hinaus. Lernet hieraus, daß man durchs Reden die Freiheit verliere, und durch Stillschweigen dieselbe wieder erhalte! —

Seltene Vögel.

Mamun schickte einen Menschen zum Ebi Mussa Ben Hafs, um sich von der Lage des Johak zu unterrichten. Dieser berichtete, er habe mitten unter Schneelawinen auf der Spitze der Berge einen großen weißen Vogel erblickt, dann sey er einem alten Manne begegnet, der sich erbot,

Ziele, das sie nie erreichen können, sich ewig zu nahen, bestimmt sind.“

Den Anfang dieses Theils des unvollendet gebliebenen Gedichtes, habe ich noch unter meinen Papieren gefunden. Vielleicht mache ich einigen Lesern ein kleines Vergnügen, wenn ich ihn hier mittheile.

* * *

Hört eine Wahrheit, liebe Leute!
Nur ärgert euch, ich bitte, nicht daran.
Der meisten Lebenslauf ist, von der schönsten Seite,
Ein kläglich Lustspiel ohne Plan,
Und ihr Verdienst oft blos ein angenehmer Wahn.
Kaum daß wir aus dem Traum der Kindheit aufzuwachen
Beginnen, kaum die Freude da zu seyn,
Durch Ueberlegung uns beginnen wahr zu machen;
So wiegt die Phantasie uns zwischen Lieb und Wein
In süsser Trunkenheit zu neuen Träumen ein.
Von Liebesgöttern und Freuden umgeben
Däucht dem bezauberten Jüngling die Welt —
Ein ewiges Paphos, unsterblich — sein Leben,
Und eine Venus —, die erste in deren Netz er fällt.
Gesetzt (ein seltner Fall!) daß seine beßre Jugend
Am Arm der Weisheit und der Tugend
In edlern Uebungen verfließt,
Und daß Homer sein Spiel, sein Lehrer Plato ist;

Auch

ihn zum Johak *) zu bringen, und ihn zu einem eisernen Thore führte, worauf geschrieben stand: „hier ist der Satan verschlossen, noch Niemand ist von hier unbeschädigt zurückgekommen, und daher ist die Meinung, Johak sey kein Mensch, sondern ein Teufel gewesen.“ **)

In Chusistan ist ein Vogel, so groß, daß er Kameele und Elephanten raubt, und Esel und Stiere davon führt. Ein Kaufmann will an dem Gestade des Meeres große, wie Krystall durchsichtige Kugeln gesehen haben, welches Eier dieses Vogels seyn sollen.

Der Salamander, ein Feuervogel, den seit Mohameds Zeiten Niemand gesehen hat.

Der Purpurvögel, ein weißer Vogel im chinesischen Meere, der gewöhnlich auf einem Felsen sitzt. Wer diesen Felsen ansieht, muß sich zu Tode lachen, doch hat er diese Wirkung nicht, wenn der Vogel darauf sitzt. Wer ihn tödtet, muß sich zu Tode weinen.

*) Ein böser König aus der Dynastie der Pischdadier.

**) Dieß mag als ein Beispiel von dem gewöhnlichen Abspringen des Autors auf ganz fremde Dinge dienen.

Ein anderer Vogel iſt in Taberiſtan immer im Frühlinge ſichtbar, und trägt auf ſeinem Schweife hundert Sperlinge, von denen er jeden Tag einen verzehrt.

Böſe und verworfene Vögel.

Der Wiedhopf (Hudhud).

Er hält ſich meiſtens dort auf, wo Waſſer aufdünſtet, und geht beſonders auf Quellen. Man fragte einſt den Ibni Abbas Razulkah, wie es komme, daß der Wiedhopf das Waſſer von ferne entdecke, und doch das nahe Netz, mit dem er gefangen wird, nicht ſehe. Er antwortete: wenn uns das Schickſal überfällt, iſt das Geſicht blind. Wenn man ſich mit getrockneten Wiedhopfsaugen und Eſelsleber die Augen beſtreicht, ſo ſieht man bald nach Sonnenaufgang hie und da Dünſte in der Luft aufſteigen, welche Anzeigen des dort in der Erde verborgenen Waſſers ſind.

Der Chamäleon (Boklamun).

Ein Vogel, der des Tages öfters ſeine Farbe verändert.

Die Fledermaus (Chaffasch).

Sie lebt länger, als alle übrigen Thiere. Sie

hat ein ſo fürchterliches Geſchrei, daß ſie ſchon öfters Heere damit in die Flucht getrieben hat.

Der Rabe (Garab).

Er bricht Früchte von den Bäumen ab, und begräbt ſie wo anders hin, wenn er ſie auch in der Folge nicht genießen kann. Das Zeugungsglied des Raben iſt der Schnabel, und er ſchwängert das Weiblein mit dem Speichel.

Wenn man einen Raben im Traume ſieht, ſo bedeutet es einen böſen, treuloſen, niederträchtigen Menſchen.

Im Herbſte ſetzt er ſich beſonders gern auf zeitige Dattelbäume, ohne doch die Datteln zu berühren. Dies iſt eine beſondere Vorſicht Gottes für die Erhaltung der Datteln. Denn da er die Datteln ungemein liebt, und dieſelben, wenn ſie nicht mehr auf dem Baume ſind, begierig aufſucht, ſo würde, wenn er ſie ſchon vom Baume herabfräße, zuletzt keine einzige übrig bleiben.

Die Nachteule (Bum).

Eine Feindin der Krähe, deren Eier ſie überall, wo ſie kann, zu Grunde richtet. Schlangen und Nattern fürchten ſich vor ihr. Sie ſchläft im-

mer nur mit einem Auge. Will man wiſſen, welches Auge ſchläft, ſo wirft man die Eule ins Waſſer. Das Auge, welches ſich auf der Seite, die unter das Waſſer geht, befindet, iſt wach. Unwiſſende erzählen, daß die Geiſter der Abgeſchiedenen ſich in Geſellſchaft der Eulen aufhalten.

Ein Mann aus Oman erzählt, er habe im Traume zwei Eulen geſehen, deren eine der andern auf die Frage, wer ſie ſey, zur Antwort gab: „Ich bin der Vater des Abdulmelek; ich ſtarb eben jetzt.“ Als er erwachte, ſah er wirklich zwei Eulen aufſliegen, und es beſtätigte ſich, daß zur ſelben Stunde wirklich der Vater des Abdulmelek geſtorben ſey. — Die Vögel beklagten ſich einſt bei Salomon mit dieſen Worten über die Eule: „In unſerem Kreiſe iſt ein Vogel, Eule genannt, der die Geſellſchaft flieht, von Menſchen keine Speiſe nimmt, lange Ohren hat, auf Dächern ſitzt, beſtändig heulet, und in Wüſten einſam lebet.“ Als nun Salomon die Eule darüber zur Rede ſtellte, ſprach ſie: „Ja! ich fliehe die Geſellſchaft, um dem Neide zu entfliehen, denn das größte Unglück iſt, mit Menſchen bekannt ſeyn; ich nehme keine Speiſe von ihnen, damit ſie mich nicht ſchlagen, denn wenn ſie mir Futter gäben, würde ich Ohrfeigen und Verachtung erdul-

erdulden müſſen. Ich habe zwei lange Ohren, damit ich nicht gut hören möge, denn viel hören bringt Unglück. Ich ſitze und heule auf Dächern, weil ich unter denſelben nichts als Beweinenswürdiges ſehe, und wohne in Wüſten, weil alle Paläſte nichts als glänzende Gräber ſind. Sag, o König! hab ich recht oder unrecht geredet? Und Salomo ſprach: Verachtet dieſen Vogel nicht, denn er iſt weiſe.

IV.

Der Genitiv.

Eine lateiniſch-grammatiſche Probenacht.

von

J. S. Roſenheyn.

Es haben an der Grammatik ſchon viele berühmte und ehrwürdige Männer gearbeitet. Und dennoch darf man, ohne daß die lauſchende Göttin Beſcheidenheit den drohenden Finger aufheben wird, behaupten, daß nicht leicht in irgend einer Region des menſchlichen Denkens ſo wenig geſche-

hen, und des Verkehrten, Verwirrten, Halbwahren und Unbeſtimmten ſo viel übrig gelaſſen iſt, als eben in der Grammatik, dieſer Vor- und Pflanzſchule der Logik, und alles höhern, philoſophiſchen und poetiſchen Denkens. Warum das alſo gekommen, und was die Geiſter, die in dieſem Theile des Weinbergs Gottes arbeiteten, gefangen hielt, das dürfte leicht zu belehrenden, und in dem Gebiete der Geſchichte der Wiſſenſchaften nicht unwichtigen Unterſuchungen führen. In Zeiten, wo ſo Vieles, was meinentlich bleiben könnte, verrückt wird von der Stelle, die ihm ein Wink des Schickſals vor Jahrhunderten anwies, wo alle Kräfte in der Hand des Menſchen ſich mehr, als jemals, am Vernichten des Alten üben, und wo in den Knochen des Phönix *) Menſchheit mit zartem Schnäbelchen das Junge pickt, in dem ſie weiter leben ſoll, in ſolchen Zeiten, mein' ich, wär' es ein Wunder, wenn nicht geſtaltende Hände auch in das Gebäude der Grammatik griffen, um hier ein unblutiges Werk zu vollführen. Viele mögen in dieſem Augenblicke mit mir bei dieſem Gedanken verweilen. Ich be-

*) Ex ossibus deinde et medullis ejus nasci primo ceu vermiculum: inde fieri pullum. Plin. H. N. X, 2. —

gegne ihnen freundlich und reiche ihnen die Rechte zur Vereinigung, auf daß durch ſie die vereinzelte Kraft wachſe. Seit zwei Jahren, in denen Vieles anders gegangen, als man wünſchte, hoffte, dachte und glaubte, iſt meine wenige Thätigkeit auf Unterſuchungen gezogen worden, die vordem in dieſem Umfange außer dem Kreiſe meiner Beſtrebungen lagen, in Unterſuchungen über die Grammatik. Sey es immer! Auch hier iſt, wie geſagt, Weinberg, und der Herr bedarf der Arbeiter, wenn's auch, wie dort, um ihrentwillen wäre. Einige Reſultate meines qualicunquiſchen Forſchens, wiewohl nur wenige, da mich die leitende Norm einer gewählten Grammatik band, hab' ich bereits in meinem doppelten Curſus zu Tage gelegt. Einige Freunde und andere, nicht allein von mir verehrte Perſonen haben ſich günſtiger über ſie geäußert, als ich erwarten durfte. Dieſe gütigen Aufmunterungen haben meinen Muth bedeutend gehoben, und meine Ideen dürften wohl bald zur Reife gediehen ſeyn. Da aber die Ideen eines Schriftſtellers Bräute ſind, welche von dem Publicum unter die Haube gebracht zu werden wünſchen, ins Haus nämlich und an den Heerd des Lebens, der nach der ältern kuriſchen Bauart nicht ohne Bedeutung in der Mitte des Hauſes ſteht, während

wir ihn jetzt, vielleicht nicht minder ohne Bedeutung, in das graufe Reich des Orkus verlegen, so tragen die Meinigen kein Bedenken, ſich zur Erneuerung einer alten Sitte willig finden zu laſſen, welche ſie mir in der Ueberſchrift dieſes, wiewohl nicht ohne Erröthen, anzudeuten erlaubt haben. Sie werden die Kunſtfertigkeit ihrer Häuslichkeit am Genitiv zeigen. Sie rechnen auf Rath und Warnung, wird ihnen die Haube nicht zu Theil.

* * *

Ich gehe von der Bemerkung aus, daß durch die ſogenannten Caſus die Worte, denen ſie eigen ſind, die gegenſeitigen Verhältniſſe der Dinge andeuten, deren Vorſtellungen jene Worte bezeichnen. Ich halte die Caſualformen in der Sprache für das, was die Verhältnißzeichen in der Mathematik ſind. Wie dieſe z. B. in $(6 + 2) . 3 : (12 - 4) = 3$ die gegenſeitigen Verhältniſſe andeuten, in welchen der Verſtand ſich dieſe Größen denkt; ſo ſchlingt die Sprache das ſanfte Verhältnißband der Begriffe um ſie durch jene Formen. Kinder, die von dieſen Banden noch keine Ahnung haben, ſtellen die

bloßen Begriffe hin, und laſſen die Verbindung errathen. Kleid ſchön Mamma heißt ihnen: das Kleid der Mamma iſt ſchön.

Was auch der Genitiv immer bezeichne; ſo deutet er im Lateiniſchen dennoch nur zwei weſentlich verſchiedene Verhältniſſe an:

A. Den Gegenſtand, der im Verhältniß zu einem andern zu betrachten iſt, als der, an (in, auf, bei) welchem jener andere als vorhanden gedacht wird.

B. Den Gegenſtand, der im Verhältniß zu einem andern zu betrachten iſt, als der, welcher an (in, auf, bei) jenem gedacht wird.

Beweis.

a. Für A ſprechen unzählige Fälle, wie sum Romae, domi; Dubius rerum; angi animi und ähnliche, wo der Genitiv entweder in in aufgelöſt werden kann (sum in domo, dubius in rebus), oder in den bloßen Ablativ (sum domo, angi*) animo), welcher nach

*) Herr Prof. Ehler in ſeiner latein. Grammatik, Breslau 1804. S. 49. und mit ihm viele andere Grammatiker, halten den hier Statt findenden

antiker Denkart das in in ſich begreift, oder wo, wenn auch der Sprachgebrauch dieſer Auflöſung das Edikt des Nichtgebrauchs entgegen hält, doch der ſchlichteſte Menſchenverſtand das in in der Genitivform inbegriffen fühlt und denkt, nie Romae ſtatt in Roma.

b) Für B iſt der Beweis eben ſo leicht und überführend. Vir praeclari ingenii iſt nicht nur dem Sinne, ſondern auch anderweitig erlaubtem Sprachgebrauche nach ſo viel, als vir, *in quo* praeclarum est ingenium, wo der durch ingenii bezeichnete Begriff und Gegenſtand erſcheint, als der in dem vir als vorhanden gedacht wird.

Ablativ für einen reſpectiven. Wenn das wäre, ſo mußte der ihm hier gleiche Genitiv auch ein reſpectiver ſeyn. Herr Ehler führt aber einen ſolchen Genitiv nicht auf. Auch iſt ein ſolcher reſpectiver Ablativ darum eine ſehr unglücklich gewählte Art, weil ſie ihren Namen von dem Weſen der Gattung hat, indem das Weſentliche aller Caſus Reſpectivität iſt. Pater filii deutet einen Vater an in Rückſicht auf ſeinen Sohn, und einen Sohn in Rückſicht auf ſeinen Vater.

Der Verf.

Auch dann, im Mittagspunkt von ſeiner Weisheit, ſchwärmet
Sein Kopf, warm wie ſein Herz. Dem Unerfahrnen däucht
Das Leben — ein Syſtem, und jede Tugend — leicht.
Athen und Rom iſt ſeine Welt,
Sokrat ſein Genius, und Phocion ſein Held.
„O warum konnt' er nicht in ihren Tagen leben!
„Wie häßlich findet er die Gothen ſeiner Zeit!"
Doch fehlts der Phantaſie wohl an Gelegenheit
Auch Gothen ſelbſt zu Griechen zu erheben?
Voll von der hohen Würdigkeit
Der Menſchheit, o! wie leicht ſieht er in ihren Söhnen
Und Töchtern überall Geſchöpfe beßrer Art?
Diotima's in allen ſanften Schönen,
Und einen Epiktet in jedem — weiſen Bart?
Sein Ideal, (von Bildern abgezogen,
An deren Schönheit ihm Plutarch und Xenophon
Vielleicht den dritten Theil gelogen)
Iſt ihm des Schönen Maas, — ein Gott, Timoleon;
Der Sohn des Klinias, (*) ein ſchönes Ungeheuer;
Der ſtolze Caßius, des Vaterlands Befreyer;
Und ein Tyrann, der Sieger vom Anton.
So lebt er unbeſorgt im Lande der Ideen,
Glaubt wunder, wenn er phantaſiert,

Wie

(*) Alcibiades.

Zu bemerken iſt hierbei noch, daß dieſer Genitivbegriff ſowohl dem Raum, als der Zeit, als ihrem Kinde, der Begebenheit (z. B. bellum) angehören kann.

Indem nun in jene zwei weſentlich verſchiedenen Verhältniſſe Begriffe eintreten, deren Objecte in der Wirklichkeit zu verſchiedenen Zwecken vorhanden ſind, oder in ihr von dem theilenden oder unterſcheidenden Verſtande unter verſchiedene Denkformen gebracht ſind, in ſo fern brechen oder ſpalten ſich jene zwei Hauptverhältnißbegriffe des Genitivs gleichmäßig in verſchiedene Unterarten. Und zwar auf folgende Weiſe:

I. In dem in A angegebenen Verhältniß wird der durch den Genitiv bezeichnete Gegenſtand gedacht:

1) als beſitzend, Beſitzer, Eigenthümer. Z. B. Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Ingenium Caesaris; nomen urbis. — Das Regierende (regimen) iſt hier das Beſitz- oder Eigenthum, und immer ein Subſtantiv. Interest *patris* oder *judicis* est judicare machen hiervon keine Ausnahme, da hier das Regierende der zu ſupplirende Begriff der

Selbſtſtändigkeit, und alſo ein Subſtantivum iſt.

2) Als verurſachend, als Urſache, Veranlaſſung oder Urheber. Das Regierende wird hier, als Verurſachtes, als Wirkung gedacht und iſt

a) ein Subſtantiv, z. B. opus Praxitelis; studium litterarum;

b) ein Adjectiv, z. B. froh des lieblichen Anſchauens. Parthenais 2, 254; laetus *laborum*;

c) ein Verbum, z. B. mich jammert des Volks; pudet (poenitet etc.) me *hujus rei*; accusare aliquem *criminis*.

3) Als beſtehend, als Geſammtes, Allgemeines. Hier wird das Regierende gedacht als Beſtandtheil, Einzelnes, Beſonderes, und iſt

a) ein Subſtantiv, z. B. *populorum* cives; pars *orationis*; copia *rerum*; Vorrath hatten ſie ſelber des Brods. Parthenais 9, 29.

b) ein Adject. singuli *horum*; uter *vestrûm*; doctissimus *omnium*.

c) Ein Adverbium, *omnium* maxime.

4) Als enthaltend, als Behältniß. Hier wird das Regierende gedacht als Inhalt und ist

a) ein Subſtantiv, z. B. Codrus, rex *Athenarum*; vasa ex auro et gemmis *abacorum novem*, Plin. H. N. 37, 2; vita *LX. annorum.*

b) ein Adjectiv, z. B. *domi militiaeque* nobilis; constans *fidei* anxius (dubius, diligens etc., rei; *hujus temporis* clarissimus;

c) ein Verbum, *domi* se tenere; vivere *Romae*; angi *animi*; jacere *humi*;

d) Adverbium, z. B. ubi *locorum.*

5) Als werthes, als das, was einen Werth hat. Hier wird das Regierende gedacht als der Werth und ist

a) ein Subſtantiv, z. B. Pretium *hujus rei*; pretium *redemtionis.*

Fälle dieſer Art ſchwanken gewöhnlich zwiſchen 1, 3 oder 4. Denn das Werthe läßt ſich denken als Beſitzer ſeines Werths, oder als das aus ihm Beſtehende, in ſo fern der Werth und das Werthe

als gleiche Gröſsen gelten, von denen man nach mathematiſcher Denkart die eine ſtatt der andern nehmen kann; oder als das ihn Enthaltende.

II. In dem in B angegebenen Verhältniſſe wird der durch den Genitiv bezeichnete Gegenſtand gedacht

1) als Beſitzthum, Eigenthum, Eigenſchaft. Hier wird das Regierende gedacht, als der Beſitzer und iſt

a) ein Subſtantiv, z. B. vir *magni ingenii*, urbs *ejusdem nominis*.

In Fällen, wie: Cato erat *magnae virtutis*, iſt der Genitiv nicht vom Verbum, ſondern von dem ausgelaſſenen Begriffe einer Selbſtändigkeit, alſo von einem Subſtantiv abhängig;

2) als verurſacht, als Wirkung oder Folge. Hier wird das Regierende gedacht als Urſache und iſt

a) ein Subſtantiv, z. B. causa *morbi*, remedium *amoris*;

3) als Beſtandtheil, als Einzelnes oder Beſonderes. Hier wird das Regierende gedacht als Beſtehendes, Geſammtes, Allgemeines und iſt

a) ein Subſtantiv, z. B. gens *Phoenicum*; talentum *auri*, multitudo *hominum*;

4) als enthalten, als Inhalt. Hier wird das Regierende gedacht als das Enthaltende, als Behältniß, und iſt

a) ein Subſtantiv, z. B. das Füllhorn ſeines Segens; T. Livii *Historiarum* libri, *consilii* ratio; mentio *huius rei*;

b) ein Adjectiv, z. B. Sie ſind voll ſüßen Weins; plenus (vacuus) *alicuius rei*;

c) ein Verbum z. B. implere, abundare *alicujus rei*.

d) ein Adverbium abunde, satis, affatim.

5) Als Werth oder Preis. Das Regierende wird hier gedacht als das, was einen Werth hat, und iſt

a) ein Subſtantiv: arma *C. boum*; vestis *parvi pretii*.

In Fällen, wie aestimare (emere, vendere etc.) qd. *magni* iſt der Genitiv nicht ab-

hängig von dem Verbo, ſondern von dem hinzu zu denkenden Begriffe der Selbſtändigkeit, und alſo von einem Hauptworte. Eben ſo bei mea interest *magni*.

Uebrigens ſchwankt auch hier, wie 5 in I. das Verhältniß zwiſchen 1, 3. 4. Denn der Werth oder Preis läßt ſich denken als Eigenthum deſſen, worin er gefunden und wofür er gegeben wird. Daher ſagt man auch, daß Jemand ſeinen Werth (wie ſeine Schönheit) fühle, kenne u. ſ. w. Auch läßt derſelbe ſich von dem Geſichtspuncte der Mathematik aus, als Beſtandtheil, ſo wie als Inhalt denken.

Und ſomit wäre denn auch dieſe Brautnacht dahin. Möchte doch meine Leſer freudiger nach ihr zurückſchauen, als mancher Bräutigam auf die Seinige. Ich darf geſtehen, daß dieſe Anſicht das Reſultat eines angeſtrengten und anhaltenden Denkens von mehreren Wochen iſt. Wäre mir gelungen, was meine Abſicht war, den Gedanken, wie er, getragen vom tönenden Worte, auf den Wogen wehender Lüfte dahin ſchwebt, den Geiſtern Oſſians ähnlich, zu erfaſſen in ſeinem Mittelpuncte, auf daß er ſtehe und Antwort gebe über die Verhältniſſe ſei-

nes einzelnen Theile; so würd' ich glücklich seyn für mich, weil ich Umgang gepflogen mit ihm, dem Walter aus jenseit der, und auch um jener willen, die da für seinen Umgang sollen gezogen und gebildet werden. Denn mich jammert der armen Jugend, die sich muß peinigen lassen mit Regeln, die, wie es scheint ein Windstoß des Zufalls zusammengewirbelt, und mit Lehren, die nicht belehren. Meines Dafürhaltens sind in einer vollendeten Grammatik, außer vielen andern, diese zwei Forderungen als die höchsten anzusehen: 1) Zusammenhang. Er ist die Seele des Denkens und Lehrens; er ist die Seele der Wissenschaft; 2) beständige Hinweisung auf das Denkerde in uns und dessen Kinder, die Gedanken, und die Gesetze in dieser ultramundanischen Familie. Denn die Sprache ist der tönende Schatten, den der Geist auf seiner Wallfahrt durch das Leben von sich wirft. Wenn wir den Schatten bloß bemerken und mit neugierigem Blicke nur seine lustigen Sprünge verfolgen, so sind wir Kindern gleich, die sich freuen über das Schattenhäschen an der Wand, und nach der Hand nicht blicken, die hinter ihnen das Häschen macht. Wenn wir aber aus den Schatten der Gestirne ihre Größe berechnen, erst dann sind wir Männer.

In wiefern in den vorangedeuteten Ideen über den Genitiv jene erste Forderung herrsche und zu der zweiten Gelegenheit sey, wünsch' ich auf öffentlichem oder anderm Wege von Männern zu erfahren, welche die Sprache lieben und kennen, und ihren Geist, und das Beste der Jugend wollen. Dieser Wunsch liegt mir um so mehr am Herzen, da ich an einer philosophischen und lateinischen Grammatik arbeite, und an einem lateinischen Lesebuche in drei verschiedenen Cursen, das nächsten Sommer erscheinen soll, und dessen syntactischen Theil ich durchaus nach diesen und ähnlichen Ansichten einzurichten gesonnen bin. Heil und Segen mit allen!

Marienwerder in Westpreußen,
den 17ten Januar 1809.

Nachschrift.

Der wackere Verfasser, dem die philosophischen Sprachlehren eines Bernardi, Vater u. a. gewiß nicht unbekannt sind, und der darin gewiß das, was er mit unverkennbarem Scharfsinn und auf seine eigene Weise fand, noch vielseitiger angesehen und erläutert finden wird, verdient gewiß einen größern Wirkungskreis, als der, welcher ihm

bisher angewiesen war, da er nach mehr als einem Kranze nicht ruhmlos greift und gerade für Sprachforschung und Sprachphilosophie am meisten Beruf zu haben scheint. Es wird zu Michaelis ein lateinisches Lesebuch von ihm in drei Cursen erscheinen, wo in jedem das für ihn Gehörige aus der Grammatik beigefügt werden soll. Die Uebungsstücke sind alle aus Cicero und Plinius gezogen. Dabei soll der Syntax in einer ganz neuen Gestalt erscheinen und das obige als Probe der von ihm gefaßten Ansichten dienen. Außerdem beschäftigt er sich mit einer kritischen Ausgabe und einer Uebersetzung des Vellejus Paterculus, wovon im letzten Stücke des N. T. Merkurs eine kleine Probe mitgetheilt wurde. Möge sein redlicher Eifer alle verdiente Aufmunterung finden!

M.

Inhalt

Seite

I. Freie Ueberſetzung des erſten Buchs der Aeneide. 210

II. Gedichte.

1. Abſchied an A. 224
2. Odyſſeus. 226
3. An Aurelius Fuscus. 230

III. Auszüge aus dem perſiſchen Werke Abſchaikul-machlukat, des Zacharia Ben Mohammed Elkazwini. 232

IV. Der Genitiv. Eine lateiniſch-grammatiſche Probenacht. Von J. S. Roſenheyn. . 257

Wie tief er die Natur ſtudiert
Und bleibt ſo unbekannt mit dem, was ſtets geſchehen,
Und iſt ſo ungewohnt, was vor ihm liegt, zu ſehen,
Als hätt' ihn ein Komet zu uns herab geführt.
„Nur das, was wirklich iſt, (wie ihn ſein Plato lehret)
Iſt unſrer Neigung werth.“ Er glaubts! Und doch bethöret
Ihn tauſendmal (wie kan es anders ſeyn
So lang er ſchwärmt?) ein falſcher Augenſchein.
Was wollen wir? Wie ſoll er Andre kennen?
Er ſieht ja gar ſich ſelbſt durch Platons Augen an.
Beglückt vielleicht in ſeinem Wahn,
So gut als Täuſchungen uns glücklich machen können!
Doch ſtündlich in Gefahr, wenn er, wie Demokrit,
Vor lauter Himmel nicht die Erde vor ſich ſieht,
An irgend einen Baum die Naſe anzurennen.
Und wenn dies oft genug geſchieht,
So wißt' ich nicht, wie ich den Träumer nennen wollte,
Der nicht zuletzt erwachen ſollte.

Er wache dann!— Wie lange?— Nur zu bald
Läßt Göttin Thorheit ihm in anderer Geſtalt
Den Zauberkelch entgegen blinken.

Wir

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1809.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Weimar 1809.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1809.

I.

Der Löwe des Androclus.

Vorwort.

Der Löwe des Androclus iſt ein Geſchichtchen, das unſere Kinder aus der Acerra philologica gelernt haben. Wie oft iſt dieſer Gegenſtand durch die bildenden und ſingenden Künſte verherrlicht worden, auch als Seitenſtück zu der eben ſo berühmten, beſungenen und abgebildeten Geſchichte des Löwen zu Florenz, der ſo wunderbarlich der Mutter mit dem Kinde ſchönte! Noch vor wenig Jahren wurde dieſer Androclus von einem braven Schüler des berühmten David Harriet, der

als Pensionär der französischen Kunstschule in Rom lebte, zu dem Gegenstande eines Preisstückes gewählt, das er zuerst in Rom und dann auch in Paris ausstellte. Einen Umriß nach demselben finden unsere Leser in Landon's französischen Kunst-Annalen Band II. Taf. 2. *) Mit Vergnügen werden die Leser des Merkurs finden, daß dieselbe Geschichte hier von unserm gefühlvollen Buri in dem Gewand einer reizenden Dichtung wieder dargestellt und gleichsam angefrischt worden ist.

Doch ist das, was so schön klingt und auch im Bild ein Effectstück macht, mehr als eine Fa-

*) Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß die teutsche Ausgabe dieser Kunstannalen, die in Absicht auf Normand's treffliche Umrisse in nichts geringer ist, als die Pariser Originalausgabe, da sie die Originalkupfer hat, in Absicht auf den Text aber noch gründlichere Nachrichten enthält, zwar auf eine lange Zeit unterbrochen war, jetzt aber in der soliden Fleck'schen Handlung in Basel fortgesetzt wird. Die ersten 6 Bände kamen bis zum Jahr 1803 bei Schöll in Basel heraus. Jetzt ist der 7te bei Fleck erschienen und wird ohne Unterbrechung bis zur Vollendung des im Französischen schon geschlossenen Werks fortgeführt werden; ein unentbehrliches Handbuch für alle Liebhaber! B.

bel, gehört es etwa auch nur zu dem berühmten Delphinenritt des Knaben zu Jassus und zu ähnlichen Erzählungen, die uns das fabelnde Griechenland von den Liebschaften der Thiere gegen schöne Knaben und Mädchen so reichlich auftischt?

Schon Conrad Geßner in seinem Thierbuche spricht mit einigem Achselzucken von dieser Löwenfreundschaft. Es ist auffallend, daß Plinius da, wo er so viel ähnliche Anecdoten zur Ehre des Löwens anführt, gerade diese, die interessanteste von allen, ignorirt (VIII. 16. p. 20), und doch mußte ihm die Erzählung selbst aus dem Quell, aus dem sie die einzigen zwei Berichterstatter, der Compilator Aelian (de anim. VII, 48. p. 438 Gron.) und später Gellius schöpften, des Allwissers Apion ägyptische Wunderschau gar wohl bekannt seyn, da er selbst in der Vorrede zu seiner Naturgeschichte dies cymbalum oder tympanum mundi, diese Welt-Trommel, wie man ihn hieß, treffend characterisirt. Denn Apion lebte und schrieb unter dem Kaiser Tiberius. Freilich sagt Apion, er habe dieß bei einer großen Thierhetze in Rom selbst mit angesehen. Allein der allwissende Apion scheint von der Unart, die der ernsthaftere Römer Graeculam levitatem nannte,

und die ſich um der leidigen Verſchönerungs- und Gefallſucht willen, in damaligen Zeiten alles erlaubte, ſtark angeſteckt, ja etwas von dem geweſen zu ſeyn, was wir in einem mehr characteriſtiſchen als edeln Ausdruck einen Windbeutel zu nennen pflegen. Man leſe nur, um ſich davon zu überzeugen, was der gelehrte und Wahrheit liebende Joſephus in ſeinem noch vorhandenen polemiſchen Werk gegen ihn mit gerechter Indignation bemerkt hat. Auffallend iſt dabei auch noch der Umſtand, daß der Kaiſer oder ſein Stellvertreter, der bei der Thierhetze den Vorſitz führte (editor venationis), in Apion's Bericht nicht genannt wurde. Denn ſonſt hätten ihn Aelian und Gellius gewiß angeführt. Nun iſt aber die Unwahrheit gern sine die et consule.

Doch ich bin keineswegs geſonnen, die Geſchichte geradeswegs in jenen Limbus zu verweiſen, in dem Milton in ſeinem verlornen Paradies alle Erdichtungen und Unwahrheiten fliegen ſieht. Es gehört ſogar zu meinen angenehmſten Ueberzeugungen, daß wir die Thiere, auch die wildeſten, weit beſſer zähmen und zu unſerm Gebrauch mannichfaltig abrichten könnten, als es bisher geſchehen iſt. Darin ſcheint uns ſchon die alte Welt, die doch,

von dienenden Sclaven umringt, die Thiere noch weit eher entbehren konnte, uns weit vorausgeeilt zu seyn. Wahrscheinlich ist diese weit vielseitigere Benutzung der Thiere unsern Enkeln und Urenkeln in glücklichern Tagen, als wir erleben, vorbehalten. Unterdessen verdient doch eine so oft nacherzählte Geschichte nach den Gesetzen der historischen Critik und nach den Erfahrungen neuerer Zeit aufs strengste geprüft zu werden. Dazu gehört aber auch die genaueste Bekanntschaft mit der Naturgeschichte des Löwen, dem, wie bekannt, durch Sparrmann und andere Reisende in der neuesten Zeit viel von seinem alten Ruhm abgestritten worden ist. Ich appellire also deswegen öffentlich an meinen ehrwürdigen Freund, den Hofrath Blumenbach in Göttingen.

Böttiger.

Hunc ergo adspiciat, qui nescit amare, leonem.

Sautel. Lus. allegor. L. III. Eleg. 5.

Ein ungeheurer Leu durchstrich mit Brüllen,
Des Hungers grimm'ge Pein zu stillen,
Der libyschen Gebirge Felsenschlucht.

Unwegſam thürmt ſich Klipp' an Klippe.
Auf einmal ſticht ein wuchernd Dorngeſtrüppe,
Das er zu überſpringen ſucht,
Den Dorn ihm in die Tatze tief,
Daß aus der Wunde Blut in Bächen lief.

Der Schmerz ſpornt ihn in das bewohnte Thal.
Er ſtöhnt und heult nach Hülfe — nur vergebens!
Wo wär' ein Arzt, der mit Gefahr des Lebens
Sich annähm' eines wilden Thieres Qual?
Könnt' auch das Stöhnen Mitleid wecken:
Das Heulen ſetzt das Land in Angſt und Schrecken.
Das Flehn um Hülfe rührt: doch jeder Blick
Bebt ſchaudernd vor dem Ungethüm zurück.

In einer tiefen Höhl' am Fuß der Schluchten,
Die Raubthier nur und Wild beſuchten,
Hielt ſich vor des Gebieters Zorn verſteckt
Ein Sclave, den die Furcht der Geißel ſchreckt,
Androclus. Mitten in den Schauern
Der grauſen Wildniß, Menſchen ungeſehn,
Will er ſein Daſeyn lieber bang vertrauern,
Als jemals wieder zum Tyrannen gehn.

Welch ein Geheul durchdringt die Lüfte?
Rings zittern alle Felſenklüfte.
Fliehn will der Unglücksſohn — da ſchritt,

Wir werden nie zu weiſe, noch zu alt,
Ihr ſüſſes Gift mit Luſt hinein zu trinken.
Unmerklich ſchläfert es die Weisheit wieder ein;
Wir träumen fort, und glauben wach zu ſeyn.

Wenn Ritter Don Quiſchott den beſten Platz im Himmel,
Und noch vorher in dieſem Weltgetümmel
Ein hübſches Kayſerthum ſich zu erfechten denkt;
Wenn Sancho hinter ihm, auf ſeinem frommen Schimmel,
Den Inſeln, die ſein Herr ihm vor der Hand geſchenkt,
Getroſt entgegen trabt; wenn Harpax, reich begraben
Zu werden, dürftig lebt; wenn Phlox den Schlaf vergißt,
Um einen neuen Stern zuerſt begrüßt zu haben;
Wenn in gelehrtem Staub vergraben
Sich Rufus blind an alter Mönchsſchrift lieſt;
Marullus ſein Gehirn mit Wörtern ſo belaſtet,
Daß ſelbſt Homer für ihn nur Wörter ſchreibt,
Wenn (was, auch wenn's geſchieht, noch unwahrſcheinlich bleibt)
Ein Bonz in vollem Ernſt ſich zur Pagode faſtet;
Wenn Niphus, als getreuer Hirt,
Nach ſiebzig Wintern, noch verliebte Seufzer girrt;
Wenn Brutus, ein Geſpenſt von Freyheit zu erlöſen,
Aus Tugend laſterhaft, zum Vatermörder wird;

Vermeidend des verletzten Fußes Tritt,
Auf Dreien hinkend, in die Höhle
Der kranke Löwe. Kaum vermag
Er durch Geſtein, das in dem Eingang lag,
Zu ſchleppen ſich, und brüllt aus voller Kehle.

Der Mähne borſt'ge Zotten ſträuben ſich
Vor Pein und Schmerzen fürchterlich,
Und funkenſprühend ſtellt der Augenhöhlen Paar
Zwei große rothe Feuereſſen dar.
Androclus bebt, als ſäh' er den Tyrannen,
Da er ein Thier, wie einſt Alcid bezwang, erblickt,
Und wünſcht ſich hundert Meilen weit von dannen,
Und birgt ſich, in ein Winkelchen gedrückt.

„Grauſames Schickſal, deſſen feindlich Walten
Mich ſolchem Ende aufbehalten!
Wozu entrann ich jener Noth
Der Peitſchenhiebe und der Sclavenketten,
Wenn es nicht frommte mich zu retten
Von einem martervollen Tod,
Wenn dieſes Unthiers Rachen meiner harrt,
Von blut'gen Zähnen fürchterlich umſtarrt?"

Dies der Gedank' Androclus. Anders dachten
Die Götter, die ſein Loos bewachten.

In ihrem Rath beſchloſſen war
Ein' Freundſchaftsbund, ſo wunderbar,
Daß Nachwelt einſt in nahen, fernen Tagen
Den Glauben faſt dem Sänger wird verſagen.
Tön', o Polymnia, es nach,
Was längſt die Muſe der Geſchichte ſprach!

Der Löw' erblickt den Menſchen, naht ſich ihm,
Beugt ſanft den Mähnenhals zur Erde,
Legt gänzlich ab das wilde Ungeſtüm
Und ſchmeichelt ihm mit freundlicher Geberde,
Erhebt den ſiechen Fuß, und weiſt,
Wie in der Wunde, die von Eiter überfleußt,
Der Dornenſtachel ſich verſchworen,
Und ſeufzt, in tiefe Traurigkeit verloren.

Was ſoll er thun, der bange Mann?
Er könnte wohl den Arzt hier machen:
Doch allzu nahe gähnt der hauervolle Rachen.
Das Mitleid ſpornt zur Hülf' ihn an,
Die Furcht hält ihn zurück. Doch endlich ſieget
Das Mitleid in dem zweifelhaften Streit;
Der warme Trieb im Herzen überwieget
Die ängſtliche Bedenklichkeit.

Der Zitternde fühlt ſich zur That ermannt,
Und, während er dem Thier mit Wink und Worten ſchmeichelt,

Tritt näher er hinzu, / und ſtreichelt
Die Mähne, doch mit halbverzagter Hand.
Die Freude ſtralet aus des Löwen Blicken,
Und preßt aus offnem Schlund ein ſanft Getön;
Faſt redend macht ihn das Entzücken,
Verſtanden ſich vom Mann zu ſehn.

Er hinkt zu einem minder ſtein'gen Platze,
Sitzt nieder, ſtreckt die wunde Tatze
Empor, als wollt' er ſagen: Greif!
Und wedelt freundlich mit dem Schweif.
Androclus faßt beherzt die Pfote mit der Hand,
Erforſcht der Wunde ſchlimmen Eiterbrand.
Nach mannichfach vergeblichem Bemühen
Gelingt es ihm, den Dorn aus ihr zu ziehen.

Dann reißt ein Stück er vom Gewand,
Das ſpärlich ſeinen nackten Leib verhüllet,
Und legt es um den Schaden als Verband;
Wobei der Löwe laut vor Freuden brüllet.
Sanft leckend die wohlthät'ge Menſchenhand,
Die ihm den langen Folterſchmerz geſtillet,
Weiß er des Herzens Dank nicht gnugſam auszudrücken,
Sanftmüthig wie ein Lamm in Thun und Blicken.

Der in der Wüſt' ein Schreckenkönig war,
Aus deſſen Räuberklau'n kein Weſen ſich befreite,

Der Fürſt der Thiere — Wunderbar! —
Iſt nun freiwillig ſelber eine Beute.
Er legt ſich, wie getreue Hündchen thun.
Zur Seit' Androclus hin, ſieht er ihn müde ruhn;
Und wandelt der, ſo folgt er deſſen Schritten,
Als wollt' er Schutz und Gunſt vom Herrn erbitten.

Oft kehrt ſich dieſer um, und ſtreichelt
Den furchtbarn Freund, der liebevoll ihm ſchmeichelt.
Geſchloſſen wird, obwohl mit ſtummem Mund,
Der ſeltnen Freundſchaft trauter Wechſelbund.
Die Pfote reicht, zum Siegel dem Verein,
Der Löwe dar — die Menſchenhand ſchlägt ein.
Des Thierreichs König, jetzt leibeigen,
Strebt auch in Werken ſeine Treu zu zeigen.

Früh Morgens, eh' ſein Herr erwacht,
Bei'm erſten Wink von Eos Roſenfinger,
Verläßt der Starke oft den ſelbſtgewählten Zwinger,
Und eilt auf die gewohnte Jagd.
Bald Lamm und Ziege wird dann heim gebracht,
Bald Reh' und Hirſch mit feiſten Flemen.
Und wenn des Hauſes Herr vom Schlaf erwacht,
Hat er den Raub nur in Empfang zu nehmen.

So blieb das Thier Ernährer ſeines treuen
Erprobten Arzts, durch dreier Jahre Lauf.

Die Eine That, ſie wog der edelſte der Leuen
Mit Gegendienſten tauſendfältig auf.
Ach! Wie der Wechſel jedes Glück ereilet,
So ſollt' auch dieſer Bund nicht lang beſtehn.
Androclus, der ſo lang in dieſer Gruft verweilet,
Verläßt ſie, nicht mehr bang vor der Verfolgung Spähn.

Sein unverſöhnter Herr, ein römiſcher Präfect
In Africa's Provinz, erhält durch Späher Kunde.
Der Sclave wird entdeckt,
Ergriffen, und zur Stunde
Nach Rom geſchleppt, um dort, den wilden Thieren
Zum Fraß beſtimmt, das Circusſpiel zu zieren.
Der Löwe ſucht indeß den Freund, von Gram gerührt,
Fällt in ein Netz, und wird gleich ihm nach Rom geführt.

Des grauſamſten der Spiele ſich zu freuen,
Sitzt in vergnügten Reihen
Das Volk im Circus Kopf an Kopf.
Man freut' unmenſchlich ſich, als der unſel'ge Tropf,
Erwartend jeden Augenblick das Ungeheuer,
Den grauſenvollen Tod im Vorgefühl ſchon litt.
Man frohlockt wie zu einer Freudenfeier,
Als aus des Zwingers Thor ein Löwe brüllend tritt.

Des Rachens Abgrund aufgeriſſen, ſchreitet
Der Hungrige mit Eile auf den Plan.
Androclus, himmelwärts die Hände ausgebreitet,
Seufzt laut: „O Zeus! nun iſt's um mich gethan!
Leb wohl, du Stadt, die mich geboren!
Lebt, alte Aeltern, wohl! beweinet meinen Fall!"
Des Leu'n Gebrüll entzog des Volkes Ohren
Der weitern Klagen Jammerſchall.

Urplötzlich — beiſpielloſe Scene! —
Erkennt der Würger ſeinen alten Freund.
Das Brüllen ſinkt zum freundlichen Getöne,
Zum zahmen Lamm wird der furchtbare Feind.
Er krümmt ſich ſeinem guten Herrn zu Füßen,
Und ſchmeichelt freudig mit dem langen Schweif,
Den er, gleich einem Liebesreif,
Um des Geliebten Buſen ſucht zu ſchließen.

Androclus banges Herz ſchlägt neugekräftigt,
So bald auch er der Höhle Gaſt erkannt.
Ganz mit der Seligkeit des Wiederſehns beſchäftigt,
Die ihn zurückreißt von des Orcus Rand,
Netzt er des Löwen Hals mit einer Thräne,
Und ſtreichelt glatt die wilde Zottenmähne;
Und, da das letzte Reſtchen Furcht verſchwand,
Greift in den Rachen er mit nackter Hand.

Der Gaffer Menge ſtaunt.
Gemurmel, wie der Meereswogen, taunt
Die Reihen durch, hinauf hinab die Stufen.
Dem Beifallklatſchen folgt ein allgemeines Rufen:
„O unerhörte Kataſtrophe, die,
So lang der Circus ſteht, noch nie
Sich zutrug! — Auf! enträthſ'le die Geſchichte,
Androclus! Du vermagſt's. — Berichte!"

Androclus drauf beginnt mit Freuden
Redſelig die Geſchichte ſeiner Leiden.
Wie dem tyranniſchen Gebieter er entflohn —
Des wilden Raubthiers Heilung, Dank und Lohn —
Der Bund bewährter Freundſchaft, zwiſchen Beiden
Mit That geſtiftet, feſter als mit Eiden —
Der öden Kluft dreijähr'ger Aufenthalt —
Das Alles wird von ihm getreu und wahr gemalt.

Der Rede lauſchen hunderttauſend Ohren,
Und nicht ein Wörtchen geht verloren.
Androclus endet — und ein Jubelſchrei,
Von Myriaden Zungen ſchallend
Und an des Himmels Wölbung prallend,
Erklärt den Sclaven und den Löwen frei.
Die Kette Beider fällt — doch jeder ſinkt
Zurück in andre Feſſel, die ihm winkt;

In deine Feſſel, alter Freundſchaftsbund!
Durch Rom's Marktplätz' und Gaſſen ſchreitet
Androclus, von dem zahmen Wild begleitet,
Das ſeiner Ferſe folgt, nachtrippelnd wie ein Hund.
Helljauchzend ſtrömt herzu Mann, Jüngling, Greis und Schöne,
Das wunderſeltne Paar zu ſchaun.
Doch, blickt das Thier herum, und ſchüttelt ſeine Mähne:
Flieht Alles, rückgeſchreckt vom Graun.

Die Kindlein ſtreuen Blumen auf die Wege,
Wo ſich des Paares Zug erwarten läßt.
Androclus, daß kein Kind ſich fürchten möge,
Knüpft eine Schnur von wenig Fäden feſt
Um des Begleiters Hals, ihn dran zu lenken.
Und wo, ſanft wie ein Lamm am Band,
Er den Furchtbaren führt durch Stadt und Land,
Wetteifert man, ihn reichlich zu beſchenken.

So ärntet' er noch ſpät der Heilungswohlthat Lohn —
Und lebenslang hat ihn der Löwe nicht verlaſſen.
Androclus ſah, mit Schmerz, ihn alterſchwach erblaſſen,
Und pflanzt' auf deſſen Grube Trauermohn.

Die

Die mächt'gen sieben Hügel klangen
Von Hymnen zu des edlen Löwen Preis:
„Er, er verdient, am Sternenpol zu prangen.
Erhöh' ihn an das Firmament, o Zeus!"

Und Zeus erhört die Bitte, als gerecht.
Zur ew'gen Lehre für Deukalions Geschlecht,
Daß dankbar es Wohlthäter lieben lerne,
Brennt dort Androclus Löw' im Bilderkreis der Sterne.
Eiskaltes Menschenherz! Bei stummer Nacht,
Wenn im Azur das Löwenbild dir lacht,
Dann lern' in heil'ger Freundschaftsglut erwarmen,
Zerschmilz in Dank und Treu' und seligem Erbarmen!

Buri.

II.

Gedichte.

An L.

Endlich schweigen die Donner, es sprossen aus blutiger Erde
Palmen empor um die Gruft — ängstlicher harret die Braut.

Unter den Palmen beginnet der Reihn, und über die Gräber
Hüpfen, mit Blumen bekränzt, Knaben und Mädchen voll Luſt.
Liebe ſchmücket auch Dir mit unverwelklichen Blüten,
Freund, die Locken, auch Dein harret die liebende Braut.
Heil Dir! Hold wie der Engel des Friedens, mit himmliſchem Lächeln,
Bringet Sie Segen und Troſt Dir aus der höheren Welt.
Laß um den ſiegenden Lorbeer die Myrte ſich ſchlingen, und wandle
Stark die rühmliche Bahn, ſtark durch die Liebe zu Ihr.
Süß tönt Hellas Geſang zur ruhigen Fahrt durch das Leben,
Mancher liebliche Kranz ſchmücket den ſchwebenden Kahn;
Aber wann wild aufwoget die Flut in der Nacht, und die Sterne
Alle verbleichen, hält heilige Liebe das Herz.
Lieb' iſt zart, wie die Blüte des Frühlings; vom froſtigen Hauche

Und Timon, um von allem Böſen
Auf einmal frey zu ſeyn, in eine Wildniß irrt;
Was ſind ſie? — Und was ſind Sie, die man uns zu preiſen
Gewohnt iſt, ohne recht zu wiſſen, was man preiſt,
Die ganze Zunft der Helden und der Weiſen
(Den nehm' ich aus, den Delphi weiſe heißt) (*)
Der Virtuoſen, und — der Reimer,
Wo ſie am beſten ſind, was ſind ſie ſonſt als Träumer?
Traum iſt der Wahn von ihrer Nützlichkeit;
Die Hofnung Traum, als ob noch in der ſpätſten Zeit
Ihr Nahm', im Reyhn der Götter unſrer Erde,
Auf allen Lippen ſchweben werde!
Traum der Gedank, als ob ganz Paphos Marmors kaum
Genug beſitze, d'rein zu graben,
Durch welche Thaten ſie die Welt verpflichtet haben;
Kurz, ihr Bemühn, ihr Stolz, ihr ganzes Glück — ein Traum!

* * *

Dieſes unvollendete Gedicht, wovon bisher die Rede geweſen iſt, ſollte, meiner Abſicht nach, entweder vollendet werden, oder, wenn es Fragment bliebe, unter zwanzig andern verunglückten Ge-

(*) Sokrates; wiewohl dieſer nicht die einzige Ausnahme iſt.

Welket ſie bald, und ſenkt, tödtlich getroffen, das Haupt.
Lieb' iſt ſtark, wie der Leu; es mögen die Pforten des Todes
Sie nicht halten, ſie trotzt muthig dem Sturme der Schlacht.

E.

III.

Blätter aus Natalien's Taſchenbuche.

I.

Vom Lande.

Ihr fühlt nicht ſelten Anwandlungen von Langweile auf dem Lande? Ja, wer heißt es euch auch ſo verkehrt anfangen, und bloß Vergnügen hier ſuchen? Wer ſich auf dem Lande — oder in der Ehe, oder in jedem menſchlichen Verhältniß, das länger dauert, als ein Luſtſpiel — bloß vergnügen will: der wird überall dieſelbe Erfahrung machen, die ihr macht. Iſt er gewaltig, ſo mag's

ihm einige Zeit gelingen, ſich dies auszureden und in gefliſſentlicher Selbſttäuſchung — (wie man ſpricht) ſeinen Himmel nur voll Geigen hängen zu ſehn; doch lange dauert es ganz gewiß nicht, und ſelbſt eh' es verflogen, wird ihn ſein innres Bewußtſeyn mahnen, daß — ſogar Geigen mit Fleiß und guter Kunſt geſpielt ſeyn wollen, wenn ſie angenehm forttönen ſollen.

Der Menſch iſt nun einmal zu wohlgeordneter Thätigkeit da. Nur indem er ſich durch ſie mit den Anforderungen ſeiner Natur und der Welt gleichſam abfindet, wird ihm jenes ſtille, ſüße, durch keine andern Mittel erreichbare Genüge; und eben dies Genüge würzt nicht etwa nur ſeine Freuden, ſondern iſt die erſte Bedingung, die eigentliche Grundirung derſelben, indem es erſt die Fähigkeit und Stimmung verſchafft, jede Freude recht auszukoſten.

Darum ſorgt der landluſtige Städter, wie mir's ſcheint, nicht nur für ſeinen Vortheil, ſondern auch für ſeinen Genuß, wenn er ſeine Beſitzung ſelbſt verwaltet. Freilich wird ihm dies zugleich manche Unannehmlichkeit aufladen. Unſre Landleute ſind keine Geßnerſchen, ja noch bei

weitem keine Rouſſeau'ſchen; in der Nähe der Städte ſind ſie meiſtens neidiſch, anmaßend, eigennützig, betrügeriſch; in der Ferne, hartköpfig, läſſig, ſtumpfſinnig; indeß, wenn man es nur erſt mit ſich ſelbſt dahin hat, daß man weder in eitler Einbildung ſein liebes Selbſt als den Mittelpunct der Welt anſiehet, noch in gutmüthiger Schwärmerei Mittel als Zwecke behandelt: ſo findet ſich's, mit Hülfe einiger Erfahrung und gefaßten Weſens, ja wohl!

Beſſer, glaub' ich, ſind aber diejenigen daran, deren Arbeiten an keinen Ort gebunden und daher an jeden mitzunehmen ſind: die Gelehrten und Künſtler. Laßt ihnen wenigſtens dieſen Vortheil, ihr Vornehmen, Reichen und Weltleute, die ihr ihnen ſonſt keinen mehr laßt! Die Einfachheit des Landlebens überhebt ſie ſo vieler läſtiger und zerſtreuender Obliegenheiten, welche ſtädtiſche Verhältniſſe ihnen aufbürden; die Stille um ſie her richtet ſchon von ſelbſt ihre Blicke zurück in ihr tieferes Innere oder hinaus in die unendliche Welt der Wiſſenſchaft und Kunſt, wo ſie angebürgert ſind; die Ruhe um ſie her erleichtert ihnen, was ſie hier oder dort gefunden, rein aufzufaſſen, feſt zu halten, ſich ganz anzueignen, weiter zu verar-

beiten; und die wenigen Hülfsmittel, deren ſie dazu bedürfen, finden auch im kleinſten Landhäuschen Raum.

Am allerbeſten trifft ſich's indeſſen, wie mich dünkt, beim Geſchlecht der Frauen. Unerwähnt noch, daß den Frauen, ſelbſt vielen recht eingefleiſchten Städterinnen, immer noch viel Sinn für Einfachheit des Lebens, Neigung zu freiwilliger Beſchränkung der Mittel, und eine gewiſſe Natürlichkeit im Geſchmack und Genuß bleibt — welchem allen ſie auch gern folgen, wenn ſie nicht durch Anderes den Männern gefallen oder den Rivalinnen imponiren wollen: — dies, ſag' ich, noch unerwähnt: ſo führen ihnen ſchon ihre Verhältniſſe von ſelbſt zu, was Männer ſich, oft mühſam genug, erſt bereiten müſſen, und was ich doch für die Grundlage jeder dauerhaften Zufriedenheit, beſonders aber eines glücklichen Landlebens betrachte; nämlich: den Kräften und Neigungen angemeſſene Arbeit, im Wechſel mit leicht zu erreichendem Vergnügen. Die Frauen finden auch auf dem Lande ihr Hausweſen, dem vorgeſtanden, ihre Familie, die verſorgt ſeyn will; es giebt auch da Tauſenderlei, was eingerichtet, geordnet, erhalten, geſchmückt werden ſoll; an ſie wendet ſich,

ſchon ihrer Geſprächigkeit halben, der Landmann am liebſten, wenn er mit den Seinigen Rath, Troſt und Hülfe bedarf; die ſtädtiſchen Verhältniſſe, alle die Verbindungen mit zurückgelaſſenen Freunden und Bekannten, ſollen ebenfalls hübſch fortgehalten werden, und jeder ſoll es recht beſtimmt erfahren, wenigſtens Schwarz auf Weiß, daß Einem daran ſo ſehr viel liege, nur daß der Mann zu läſſig ſey, es oft genug und gehörig zuzuſichern; — der Gaſt, der hier um ſo willkommener eintritt, ſoll auch um ſo ſorgfältiger bewirthet werden; es ſoll ihm das Haus, der Garten, die ganze Einrichtung und Lebensweiſe, gänz vorzüglich gefallen, weil es Einem ſelbſt ganz vorzüglich gefällt — und das will hier um ſo ſorgſamer angeſtellt ſeyn, da er länger zu verweilen und mehr Gelegenheit zu haben pflegt, als in der Stadt, das Innere näher kennen zu lernen; — manch ländlich Feſt ſoll bereitet werden, und an geſchickten Händen, wie an allerlei Bedürfniſſen, fehlt es hier mehr, als in der Stadt; der Sommer — Himmel! er iſt ſchon vorbei, und der Herbſt da, dem ja der vielbedürftige Winter nachdrängt: was will da nicht im Voraus bedacht, eingeſammelt, vorbereitet, wie alles hier zur unnachtheiligen Ruhe, dort zum erfreulichen Gebrauch eingerichtet ſeyn!

Lacht über meine vielgegliederte Periode, die mich ſelbſt geängſtet und außer Athem gejagt hat; aber gebt mir Recht, denn ich hab' es. Ihr ſollt dafür nun auch meine wackere Hausfrau genießen ſehn! Still; dort kömmt ſie und glaubt ſich unbelauſcht! Es iſt Nachmittag; die mildeſten Tagesſtunden beginnen. Sie hat heute viel gethan, und nicht weniges mit Anſtrengung: das ſehet ihr leicht, denn ſie iſt körperlich etwas ermüdet und geiſtig etwas überreizt. Aber aus ihrer freien, ſichern und heitern Miene leſet ihr auch eben ſo leicht, ſie fühlet, daß ſie ihre Obliegenheiten nun treulich erfüllet hat, und daß ſie das Glück zu ſchätzen weiß, dieſe eben mit ihren Lieblingsneigungen übereinſtimmend zu finden. Sie durchſtreift mit leichtem Schritt ihr ganzes Gärtchen, ſich gleichſam durch erneuetes Gefühl des ſchönen Beſitzes erſt wieder ſicher zu ſtellen. Jetzt hält ſie ein Veilchen innen; wo ſoll ſie ſich niederlaſſen, der erquickenden Ruhe zu genießen? Da, richtig da! es iſt wirklich, bei dieſer Beleuchtung und Temperatur, das ſchönſte Plätzchen, auch wenn ihre Lieblingsblumen es nicht umblüheten. Nicht zierlich, nicht zimperlich, ſondern ſo getroſt, wie man ſich ſetzt, wenn Einem wirklich um's Sitzen zu thun iſt — ſo läßt ſie ſich nieder, holet ein Paar Mal recht tief Athem, als

wolle ſie damit ihre körperliche Ermattung der geiſtigen Friſchheit nachheben, lächelt, und ſchauet hinaus ins Freie, ohne noch im Einzelnen irgend etwas zu ſehen. Sie legt die Hände feſt in einander, ſie drückt ſie verbunden feſt an ihre Bruſt; ihr ganzes Weſen ſpricht unverkennbar aus: O ich möchte die ganze Welt glücklich machen — wenn's nur gleich in der Geſchwindigkeit anginge! Und da das nicht geht, will ſie, allenfalls ein wenig über die Gebühr, den Kindern den Willen laſſen, dem Manne den Willen thun — ja, das will ſie! ſie werden's ja nicht gleich mißbrauchen; und ſo wird doch Einigen durch ſie ſo vollkommen wohl, wie ihr ſelbſt iſt!

Doch ich laſſe es wohl bleiben, weiter zu malen! Geht lieber hin und ſehet's ſelbſt; und wollt ihr's ſo haben, wie ſie — ſo ſeyd ſo gut, wie ſie, und thut's ihr dann nach! —

„Die Frauen ermangeln des Talents freier, origineller Erfindung, in Künſten, in Dichtungen, und wohl auch im Leben. Sie können nicht unmittelbar und abſichtlos aus ihrem Innern Ideen und Bilder ziehen, aus welchen ſie hernach eine eigene Welt frei geſtalteten.“

Das hat man oft gesagt; und hätte man's auch nicht: es wäre doch wohl wahr.

Dafür soll man ihnen aber auch nicht streitig machen, daß sie, was geistreiche Männer erfunden haben, oder was das Leben in seinen einfachsten und schönsten Verhältnissen darbietet, aufs schnellste zu erkennen, aufs klareste zu fassen, aufs festeste zu halten, und aufs reinste und vergnüglichste auszubilden vermögen. Nur müssen sie dazu still seyn und unzerstreuet; müssen damit weiter nichts erreichen wollen — am wenigsten Interesse für sich selbst bei Männern oder Rivalinnen; denn sonst machen sie etwas Anderes daraus, und das wird hernach meist Stückwerk und Künstelei, wird leeres, kaltes, fruchtloses Nachtreten.

Aber, aber — wie gelangen sie zu dieser Stille, Klarheit und Absichtlosigkeit? wo und unter welchen Verhältnissen gelangen sie dazu? Ich will's verrathen, wenn ich erst die gestrige Abendstunde geschildert habe!

Der Tag war heiß gewesen und die Luft ermattend. Einige Gewitterwolken hatten sich am Horizont gezeigt und des Nachmittags vereinigt. So zogen sie etwas näher, ließen uns fernen Don-

ner vernehmen, und goſſen dann einen erquickenden Regen aus. Der Abend ſtieg auf aus den Thälern, und klärte den Himmel ab. Wir giengen in den Garten.

Aus dem ſchönen Hauſe, über das reinliche Gehöfe hinweg, kömmt man in dieſen. Auf dem großen Raſenplatze duftete friſches Heu. Drüben, über dem Platze, grünet die lange, geſunde Lindenallee, welche gerad' aus zum Pavillon führt, welcher, dem Wohnhauſe gegenüber ſtehend, den Schluß des Gartens macht. Unten im Pavillon, Angeſichts des Lindengangs, des Raſenplatzes, und der mittlern Fronte des Hauſes, hat die ſinnige Erbauerin eine Art von offenem Cabinet recht eigentlich für ſolche Abende errichten laſſen. Man findet darin nichts von Schmuck und Zierrath; nur bequeme Sitze, und Schutz gegen nachtheiligen Einfluß der Feuchtigkeit und Kühle.

Hierhin ſetzten wir uns. Die Stille des Gartens — oder beſſer, die einer ſchönen Seele, herrſchte umher: Leben überall, aber keine Bewegung, als die der leuchtenden Johanniswürmchen, welche unſern Sitz umflirreten, ohne uns ſelbſt zu berühren. Wir ſprachen wenig: was bedurft' es

der Worte! Die Tochter meiner Freundin hatte das Köpfchen auf die rechte Schulter der Mutter gelegt und sahe mit klaren Augen behäglich ins Weite; der Sohn, der den Tag über viel geschwärmt hatte, saß an meiner Linken, und drückte sich, von mir umfaßt und dem Einnicken nahe, still an meine Seite. Wie ruhig, wie glücklich waren wir!

Da verbreitete sich ein matter Schimmer, gleich dem Heiligenschein um das Haupt einer Vollendeten, um den Mittelpunct unsrer Aussicht; und kaum hatten wir ihn gewahret, so quoll das Silberlicht des Vollmonds herüber: und nun stand er selbst da, wendete uns sein freundliches Antlitz zu, und, wie von Freudenschauern sanft bewegt, spielten alle Blätter, über die sein blasses Licht hinschlich, in zartem Widerschein und schienen ihm Willkommen zuzunicken.

Gott, wie schön ist deine Welt! flüsterte die Freundin; und ich, fast ohne mir dessen bewußt zu seyn, stimmte Claudius' herziges Lied an: Der Mond ist aufgegangen. Leise sang die Freundin mit, heller die Tochter, die freilich die tiefern Beziehungen mancher Zeilen noch nicht empfand;

Geſchöpfen der Laune, unbemerkt vermodern. Aber ſein Schickſal wollte es anders. Der Herausgeber des Göttingiſchen Muſenalmanachs erſuchte mich, mit einer ſo verbindlichen Art, um einen kleinen Beytrag zu ſeiner Blumenleſe für das Jahr 1773., daß es mir um ſo weniger möglich war, ihn mit Entſchuldigungen abzuſpeiſen, da viele freundſchaftliche Dienſte, wodurch er mich verpflichtet hatte, der Verweigerung einer ſo geringen Gefälligkeit, einen Schein von Unerkenntlichkeit zu geben ſchienen. Gleichwohl fand ſich unter meinen Papieren nichts, als dies nemliche Fragment, was im Nothfall den Mangel eines vollendeten Stückes einiger maſſen erſetzen konnte. Ich ſchickte es ihm alſo zu, mehr zum Zeichen meines unvermögenden guten Willens, als in der Meynung, daß es eines Platzes, in einer Sammlung, die mit den Nahmen unſrer beſten Dichter prangt, würdig ſey. Ein freundſchaftliches Vorurtheil hieß den Hrn. Boie anders denken, und ſo wurde dieſes Fragment (wiewohl durch einige Schreib- oder Druckfehler verunſtaltet) dem Publico bekannt.

Was ſich der Verfaſſer von dem Urtheile, das manche darüber fällen würden, zum voraus vorgeſtellt hatte, traf nun ein. Er vermuthete, daß die wackern Leute, die ihn ſchon ſeit mehrern Jahren nicht verſtehen oder verſtehen wollen, auch diesmal nicht errathen würden, was er mit dieſen zufälligen Gedanken über einen ſchlafenden Endymion haben wolle. Und ſo gieng es.

und der Knabe ſummete nur, faſt tonlos und wie angenehm träumend, manche Sätze, beſonders die Ausgänge, mit:

„am Himmel hell und klar" —
„der graue Nebel, wunderbar" —
„wie Kinder, fromm und fröhlich ſeyn" —

Das Lied war beendigt, wir ſchwiegen alle eine Weile. Dann nahm die Freundin das Wort: So wollen wir ſcheiden!

Und ſo ſchieden wir. Sie gieng, die Tochter engverſchränkt am Arme leitend, ich, auf dem meinigen den ſchlafenden Knaben, der ſich derb um meinen Hals ſchlang und ſeine Wange an der meinigen ruhen ließ. — —

Und das iſt meine ganze Schilderung! Etwas Einfacheres, und auch Gewöhnlicheres, läßt ſich wohl nicht darſtellen. Alle Tage könnte man ſo was ſehen und erfahren — könnte es: und gleichwohl ſiehet und erfährt man's ſo ſelten! Und es iſt doch — könnt ihr läugnen? — ſo lieblich, ſo erquickend, es erfreuet und belebt das innerſte Herz ſo ſehr!

Warum ſiehet und erfähret man's denn nun ſo ſelten? Das iſt es, was ich ſagen wollte: Weil

man in der Stadt lebt, wo man nicht Zeit, noch Gelegenheit, nicht Ruhe, noch Neigung, und selten Empfänglichkeit hat für die einfachsten Verhältnisse des Zusammenseyns! Da macht man wenig oder nichts aus dem, was nicht einen gewissen Apparat verlangt; da will jedes sich immer zusammennehmen, sich bestens geltend machen, Keines will das Andere mit dem behelligen, was sein eigenes Innere angeht, nicht in die Augen fällt, gemißdeutet werden könnte, nicht eine leidliche Anecdote, eine Sentenz, eine witzige Replik bildet! Wahrlich; nirgends, oder im Schooße der einfachen Natur, die nichts von ihrer Schöne verbirgt, aber auch nichts hervordrängt, die nie anders erscheinen will, als sie ist, und eben in diesem Augenblicke ist — nirgends, oder da sind auch wir einfach, anspruchlos, aufrichtig, und auch achtsam genug, zu nehmen und zu geben, zu leisten und zu genießen, was der Augenblick bringt! Nirgends oder da finden wir die Ruhe und Stille, bei welcher wir auch das Einfachste und Kleinste auffassen und würdigen — die süße Vergessenheit alles dessen, was nicht wir selbst sind und eben jetzt sind! Nirgends, oder da fühlen wir uns entbunden der ewigen Absichtlichkeit und Rücksichtlichkeit, und des unseligen Voraussetzens beider bei Andern; entbunden

der Eitelkeit, die Fremdes nicht gern — wie der Schüchternheit, die Eigenes nicht frei aufkommen laſſen will; unſer Auge blickt nur auf den Moment, aber auf dieſen auch haftend, ungetrübt und unſchuldig. Und dies, dies allein, gewährt ja doch das volle Bewußtſeyn und ungemiſchte Gefühl rein-menſchlichen Daſeyns; ein Gefühl, das dem Guten ſchon an ſich ein ſchöner Genuß iſt, das aber auch allem andern, was wahren, dauerhaften, würdigen Genuß verleihet, zu Grunde liegen muß. — —

2.

Morgenbetrachtung der Frau Anna Barbara Mehlfäſſelin.

Wittwe des Schulmeiſters in Kleinſchneuß.

Sey mir willkommen, du ſchöner, heller Tag, den ich zwar noch nicht ſehen kann, weil's noch ſtichdunkel iſt, aber doch fröhlich verhoffen, da mir's Niemand wehrt! Gern möchte ich dem lieben

Gott recht herzlich danken: aber wo fang' ich an, da ich gar zu glücklich bin, und gar zu reich? Schon das warme Bettchen, aus dem ich steige, und das überdies erst gestern vor acht Tagen frisch überzogen ist und noch gleißet — wie viel ist das nicht werth! Und hab' ich denn den schönen damastenen Ueberzug nicht obendrein von meiner Frau Schwiegertochter, die sonst als Nähjungfer die gnäd'gen Fräulein lehrte, und jetzt die ganze Dorfjugend, wenn mein lieber Sohn einmal hinausgeht, Luft zu schöpfen? Aber nun auch das helle Feuerchen, das mir wohlthut vor Vielen! und die warmen Socken, worein ich, wenn's Feuerchen nicht gnügt, die Füße — und das Federmüffchen, worein ich die Hände stecken kann: kömmt denn das nicht alles von oben, und ist unschätzbar?

Heute haben wir Sonntag, und wenn ich mich im Datum dort über der Thür nicht verzählt habe, sogar den zwölften November: wo will ich nur Zeit hernehmen, alles, was hierin liegt, zu bedenken, ehe das Kaffeewasser (ach, eine neue Gnade!) brodelt und wallt? Den zwölften! Du guter Gott, das ist ja gerade derselbige Tag, wo ich vor sieben und dreißig Jahren meinen Fritz zur Welt brachte ... nun, wenn auch nicht eben am

zwölften

zwölften November, doch am zwölften Februar! Wenn ich mich besinne, wie mir das Kind sauer ward, und ich's darum nur desto lieber hatte; und wie's der Vater, seel'ger! auf die Arme nahm, und sagte mit Jakob: Er soll dem Herrn geheiligt seyn, und wird uns ein Trost werden in unserm Alter — und wie nun das alles wunderbar in Erfüllung gegangen ist: er seit zwei Jahren wirklicher Schulmeister drüben in Großschneuß, und ich von ihm eingekauft hier in das Gütchen: soll ich denn da nicht die Hände falten, und denken: du guter, wundervoller Gott, da droben?

Doch der Mensch soll ja nicht bei den leiblichen Gütern stehen bleiben, sondern bald auf die geistlichen kommen! Nur Eine Bitte handelt vom täglichen Brod, und sechs von andern Dingen! Nun, du lieber himmlischer Vater, so verleihe denn, daß heute mein guter Sohn glücklich herüberkömmt zum Einläuten, und daß er zwischen dem ersten und zweiten Male hübsch heruntersteigt und sieht, was ich mache; und wenn er hernach vor der Orgel sitzt und mit allen Registern präludirt, so gieb ihm recht schöne, fromme Gedanken! Ob denn die freundliche Frau Schwiegertochter auch mit herüberkommen wird? Ich wollt's ihr doch nicht rathen in

ihren Umſtänden: es iſt ſchlackerig draußen und leicht auszuglitſchen! Lieber geh' ich mit hinüber, hernach, nach der Andacht; und wir erzählen ihr von der Predigt, bis es genug iſt. Wir können ja ſogar Nachmittags nach der Betſtunde die Morgenlieder noch ein Mal ſingen, und der Sohn mag ordentlich dazu ſpielen auf dem Spinet! —

Ach wie ſchön iſt's, daß Oſtern künft'ges Jahr ſo zeitig fällt: ſo kann wirklich, hab' ich recht gezählt, die gute Tochter am Himmelfahrtstage oder gar zu Pfingſten niederkommen! und geſchäh's auch ein bischen zeitiger, ſo können wir doch taufen an einem dieſer heiligen Feſttage! Wie werd' ich dann weinen vor Freuden, da ich mir ſchon jetzt beim Gedanken daran die Augen trocknen muß; und da ich (ich will doch hoffen!) mit dem Herrn Paſtor Gevatter ſtehen werde, wozu mir die liebe Tochter (ich trau' ihr's zu) ihr Spitzenhalstuch leihen kann. Zu thun wird's da freilich genug geben; denn auf wem wird denn da alles liegen, als auf mir? Aber das thut man gern, und der liebe Gott wird ſchon Kräfte verleihen, und das Schweinchen, das dazu gekauft iſt, legt ja auch ſchon recht hübſch an. — —

Da fängt das Waſſer an zu wallen! Nun, mein lieber himmliſcher Vater, habe du Dank für alles;

und mache doch ja, wenn's dein heiliger Wille iſt, alle Menſchen ſo glücklich und ſo reich, wie ich bin! Und die großen Herrn auch, die, wie neulich der Herr Paſtor beim Evangelio vom böſen Haushalter ſagte, jetzt einen ſo ſchweren, traurigen Stand haben! Rechne du es ihnen nicht zu, daß ſie ſo viel tauſend ehrlicher Leute Kinder einander todtſchlagen laſſen: wer weiß denn, ob ſie's gerne thun, und ob ſie's ſo einſehen, wie unſer Einer! Und wenn du es in deinem hohen Himmel beſchloſſen haſt, ſo gieb uns bald den lieben Frieden, daß die armen Mütter ihre Söhne wiederkriegen, und die Waiſen ihre Verſorger; und daß uns auch unſer Bischen Getraide nicht von Pferden zertreten wird, ſondern wir's einbringen können zu deiner Ehre, und es ruhig genießen, und denen 'was abgeben, denen der Krieg das Ihrige genommen hat. Ach, was wird das für eine Freude ſeyn, wenn wir zum Friedensfeſte die Häuſer mit Maien beſtecken und die Kinder mit Blumen; und der Herr Paſtor die Friedenspredigt hält, wozu mein lieber Sohn — ja wahrhaftig, das ſoll er — eine ordentliche Muſik aufführt mit den Hoboiſten aus der Stadt, und ...

Ei, beinah' wär' er mir übergelaufen! Nun, ſo laß mich, lieber Vater im Himmel, geſund mein

Schälchen genießen, und ſegne hernach meine Andacht und alle, die das Ihrige thun, bis du uns einmal in dein himmliſches Freudenreich nimmſt, wo wir dein Antlitz ſchauen werden von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen! —

R.

IV.

Etwas über teutſche Proſodie.

Ich wage vielleicht ein kühnes philologiſches Wagſtück, ein kritiſches Paradoxon, eine proſodiſche Neuerung, über welche mancher gelehrte Literator und Archäologe mich verketzern wird, indem ich den Satz aufſtelle: daß die einfache Accent-Proſodie der teutſchen Sprache vor der complicirten vielgeregelten Proſodie der griechiſchen und lateiniſchen Sprache unverkennbare Vorzüge habe. Nichts wird leichter ſeyn, als den Beweis deſſen zu führen.

Jeder wird und muß mir z. B. (um nur bei einer Regel der Alten ſtehen zu bleiben) einräumen, daß die Betonung (der Accent) der teutſchen Wörter in der Ausſprache ſich nicht nach der Anzahl der Mit-

lauter, ſondern nach dem Sprachgebrauche richtet, indem viele Sylben kurz (d. h. ohne Accent, unbetonet) ſind, die mehrere Mitlauter hinter dem Selbſtlauter haben, und umgekehrt viele Sylben lang oder betonet ſind, die weniger Mitlauter haben. Der Grieche und Römer aber nimmt auf die Betonung der Sylben nach dem Sprachgebrauch in gebundener Rede keine Rückſicht, ſobald zwei Mitlauter auf einen Selbſtlauter folgen. Alsdann gebraucht er in der Scanſion die Sylben als lang, die doch im Sprachgebrauch kurz ſind. Der gebundne Styl kommt alſo dadurch in eine unnatürliche Oppoſition gegen den Sprachgebrauch, d. h. gegen die Pronunciation der ungebundenen Rede und des gemeinen Lebens. Folgendes Beiſpiel wird dieſes zur Genüge erläutern. Die Aneide hebt an:

Arma vĭrūmque cănō, Trojae qui primus
ab oris
Italiam fătō prōfŭgŭs Lavinaque venit
Littora. — —

In teutſcher Ueberſetzung würde es heißen:

Krieg und den Helden beſing' ich, der, vom trojaniſchen Strande
Durch das Schickſal verfolgt, an Italiens Küſte gelandet.

Jede Sylbe dieſer zwei teutſchen Verſe hat, ungeachtet der hier und da zuſammenkommenden Mitlauter, ihre natürliche richtige Quantität behalten, während die Scanſion der beiden lateiniſchen Verſe es mit ſich bringt, die erſten Sylben in virum, cano, fato und prolugus als kurze Sylben zu leſen, die doch in der ungebundenen Rede als lange ausgeſprochen werden.'

Wir können zwar nicht beſtimmt wiſſen und ſagen, wie z. B. die Römer ihre gebundene Rede recitirt *) haben, ob ſie das Metrum mit allen ſei-

*) Die Römer recitirten theils unter Freunden, theils öffentlich, ihre Werke ſowohl in gebundener als ungebundener Rede, um die Urtheile und Verbeſſerungsvorſchläge Anderer zu benutzen, ehe ſie ſolche ans Licht treten ließen. Auf dieſes Recitare ſetzten ſie einen großen Werth, wie z. B. aus des Plinius 17ten Briefe 7ten Buches erhellet: Itaque nullum emendandi genus omitto: ac primum, quae scripsi, mecum ipse pertracto; deinde duobus aut tribus *lego*, mox aliis trado adnotanda; novissime pluribus *recito*, ac tunc acerrime emendo. — Hierinn waren die Römer offenbar weit klüger als wir. Bei uns würde man über diejenigen ſpotten, oder ſie als ruhmredige Menſchen verſchrien, die ihre Arbeiten in Rede-

Man fand sehr ärgerlich, daß er von Aristipp in einem Tone, der wenigstens keine deutliche Mißbilligung merken läßt, gesagt hatte:

Und eine Lust in Unschuld, die ein Mann
Wie einen Schmetterling geschwinde
In seinem Wege haschen kan,
Nicht haschen, hielt der weise Mann
Für eine grosse Sünde.

Aber noch ärgerlicher fand man, daß er sich nicht gescheuet hatte, eine höchstanstößige Vergleichung zwischen dem Tugendhelden **Cato**, und dem irrenden Ritter **Don Quischotte von Mancha**, anzustellen, ja die Tugend des erstern gar für eine blose **Dulcinee** auszugeben. „Dies ist entsetzlich, sagte **Quidam**. Dulcinee, so zärtlich und inbrünstig sie auch von dem Ritter von „Mancha geliebt wurde, war im Grunde doch „weder mehr noch weniger, als eine Schimäre. „Wenn also Catons Tugend eine Dulcinee war, „so war sie ein blosses Hirngespenste. Welche „Lästerung!“ — Gleichwohl hat es eine Menge gelehrter Männer, ja sogar Heilige gegeben, welche mit Catons Tugend noch weit unfreundlicher umgegangen sind. Eine Schimäre ist, nach der Erklärung der **Gräfin Orsina**, ein Ding, das kein Ding ist; und ein Ding, das kein Ding ist, (sagt eben diese Dame) ist soviel als gar nichts. Nun frage ich alle ehrlichen Leute, ob es ihnen nicht auch so zu Muthe ist, wie dem guten **Plutarch**, der irgendwo sagt:

Ich

das Anhören teutſcher Herameter thue dem Ohre wehe, weil unſere Sprache zu viele Mitlauter habe, und Sylben mit mehreren Mitlautern dennoch als kurze gebrauche u. dgl. Dieſen Rigoriſten wollte ich nur die Bemerkung entgegenſetzen, daß bei der unſrigen, ſo wie bei andern jetzt lebenden Sprachen, die Anzahl der Conſonanten gar nichts mit der Quantität der Sylben zu ſchaffen habe, ſondern dieſe ſich bloß nach der Betonung oder dem Accente richtet, den das Wort urſprünglich und nach dem Sprachgebrauche hat. Die Länge und Kürze unſerer Sylben beruhet auf dem Klange, die der griechiſchen und lateiniſchen aber auf andern Regeln, z. B. auf der Zahl der Buchſtaben, oder der Poſition. Welches von beiden iſt am natürlichſten und richtigſten? Jeder Unbefangene prüfe und urtheile ſelbſt, ohne ſich von Vorurtheilen des Anſehens, des Alterthums u. ſ. w. gängeln zu laſſen. Als Verwahrungsmittel gegen ſolche Vorurtheile erinnere ich an Horſtig's beherzigungswerthen Aufſatz im Morgenblatt 1809 No. 120, der die Aufſchrift: Morgendämmerungen, führt.

Burl.

V.

Bemerkung über Oſſian.

Genau beſehen, ſcheint mir der vortreffliche Naturſänger Oſſian eine hohe Stelle unter den maleriſchen und ſentimentalen, aber nicht unter den eigentlich-dichteriſchen Sängern zu behaupten. Alle ſeine Gemälde ſind Nachbildungen der wirklichen Natur, höchſtens Darſtellungen des Entfernten, Abweſenden, Vergangenen; aber nicht Fiction des Möglichen. Seine Phantaſie und ſein innrer Sinn ſind nur geſchäftig, bald das Gegenwärtige, ihn Umgebende, oder in ihm Erregte, anſchaulich darzuſtellen, bald das Vergangne lebhaft zu erzählen, und beides ſowohl in klarer Anſchauung, als in warmer Empfindung treffend und mit wenigen kraftvollen Zügen zu verſinnlichen. Er bildet nach, was er ſieht oder ſah, was er fühlt oder fühlte, was er erlebt hatte oder durch Tradition wußte; und in dieſem Nachbilden iſt er ein unübertroffner Meiſter. Aber von der eigentlich dichteriſchen Fiction, von Schöpfungen der productiven Einbildungskraft, von Hervorrufung des Möglichen durch den Zauberſtab des Genius, ſcheint faſt keine Spur in ſeinen Geſängen anzutreffen zu ſeyn. Man müßte denn

jene heiligen Nebelgeſtalten und Wolkenerſcheinungen, die er aus den Religionsbegriffen der alten Caledonier entlehnte, hierher rechnen wollen. Seine Poeſie malt und erzählt nur, ſie ſchafft nicht. In poetiſcher Hinſicht ſteht er alſo weit hinter Homer, welcher beides thut; ſo wie hingegen Oſſian den griechiſchen Sänger an edler Humanität, an zarter reiner Menſchlichkeit weit übertrift. Seine Helden z. B ſind die edelſten großmüthigſten Krieger, die je die Erde trug oder die Phantaſie bildete; ſeine Mädchen zartfühlende Weſen, deren liebevolle Seelen am Grabe des Geliebten auf der Winde Hauch entflattern u. ſ. w. Buri.

VI.

Noch etwas über Auguſtin Hirßfogel.

Der im achten Stücke des vorjährigen neuen teutſchen Merkurs befindliche Aufſatz des Herrn J. F. Roth in Nürnberg: Von der Frankiſchen Glasmalerei in Nürnberg, enthält eine nur kurze Biographie des Auguſtin Hirßfogel. Der kleinen Anzahl teutſcher Kunſtkenner (denn für bloße Di-

lettanten haben ſolche Nachrichten keinen Werth) wird es daher nicht unangenehm ſeyn, wenn auch ich zu jener Biographie einen Beitrag hier liefere.

Sein Geburtsjahr meldet weder Herr J. F. Roth, noch der von ihm angeführte Neudörfer, auch findet ſich daſſelbe nicht in Füeßli's allgemeinem Künſtler-Lexicon, als woſelbſt dieſer groſſe Künſtler nur mit einem Paar Worten, nebſt Bemerkung ſeines Todesjahrs abgefertigt wird; und im Roſtſchen Handbuche für Künſtliebhaber ꝛc. B. 1. iſt zwar ſein Geburtsjahr — aber unrichtig angegeben, wenn es daſelbſt heißt: daß er um ao. 1560 zu Nürnberg geboren und auch daſelbſt ao. 1560 geſtorben ſey. Dieſe Nachricht iſt alſo um nichts beſſer als nichts, und ſein Geburtsjahr würde ungewiß und unbekannt ſeyn, wenn er es nicht ſelbſt in einem ſeiner Kunſtwerke, deſſen auch im Roſtſchen Handbuche gar nicht erwähnt wird, aufbehalten hätte.

Ich beſitze nämlich von ihm ein aus 53 Folioblättern beſtehendes Buch mit folgendem Titel: „Vorredt vnd eingang der Concordantzen alt vnd Newes Teſtaments, durch Pereng Petri eins teils, vnd nachuolgents durch

Auguſtin Hirßfogel, ſampt mer Figuren vnd Schrifften erweytert, vnd in Druck pracht). Unter dieſem Titel befindet ſich ein kleiner Kupferſtich wie ein aufgeſchlagenes Buch, deſſen beide Blätter das Alte und das Neue Teſtament vorſtellen. Auf einer Seite iſt die Bundeslade abgebildet, mit der Unterſchrift: Moses — mandavit legem, und unten auf dem Schnitte des aufgeſchlagenen Buches: Via. Auf dem zweiten Blatte ſteht das Lamm mit der Siegsfahne und darunter: Christus reconsiliavit (ſtatt reconciliavit) peccatores und unten auf dem Schnitte des abgebildeten Buches: vita. Ueber dieſen beiden Vorſtellungen des Alten und Neuen Teſtaments iſt zu leſen: ecce agnus Dei qui tollit peccata mundi; miserere nobis; und ganz unten, zwiſchen der Jahrszahl 1550 iſt des Künſtlers Name in ſeinem bekannten Monogrammate (in Roſt's Handbuche S. 390) zu ſehen. Eben dieſer Namenszug (A. H. F.) beweiſt nun aber auch, daß er ſich nie Hirſchvogel, ſondern Hirßfogel geſchrieben habe, wie ſolches auch die in Herrn Roth's Nachricht erwähnte Medaille erſehen läßt. Auf des Titelblatts Rückſeite befindet ſich eine kurze Vorrede über den Inhalt dieſes Werkes und nun folgen auf 51 Blättern, jedesmal zwei bibliſche Vorſtellungen auf jedem Blatte,

alſo zuſammen 104 kleine Kupferſtiche von der Hand des Auguſtin Hirßfogel. Seine Zeichnungen ſind zwar ganz correct, aber die Kupferſtecharbeit iſt bei ihm noch in ihrer Kindheit und bei weitem nicht ſo fleißig, als die ſeines gleichzeitigen Landsmannes Albert Dürer's, von welchem er eine ſchon angenehmere Manier hätte erlernen können.

Aus dem Werke ſelbſt, das unter die älteſten Kupferbibeln, und unter die ſeltenen Ueberbleibſel der älteſten Kunſtarbeiten gehört, da es über drittehalb hundert Jahre ſchon alt gerechnet werden muß, will ich nur noch bemerken, daß jeder der 104 Kupferſtiche mit vier teutſchen Reimen über- oder unterſchrieben iſt. Die Hand dieſer Schrift iſt gleichzeitig mit den Kupferſtichen, und ſo alt, daß es ſich vielleicht annehmen ließe, daß der brave Auguſtin Hirßfogel dieſe Verſe ſelbſt verfertigt und eigenhändig in mein Exemplar geſchrieben habe, zumal die Bibel um jene Zeit noch nicht ſo allgemein bekannt war, daß eine Erklärung unnöthig geweſen wäre. Zur Probe will ich einige derſelben hier herſetzen: No. 35. enthält die Vorſtellung, wie Joſeph von ſeinen Brüdern an die Midianitiſchen Kaufleute verkauft wird, und die darüber geſchriebene völlig kunſtloſe Erklärung lautet:

der Brueder neid bracht Joseph vnrath
dann In Juda verkaufft umb ein spot
das In darnach ir Gwissen sagt
Vnnd ein jeder in im selbst verzagt.

Die dieser Abbildung gegen über gestellte Concordanz aus dem N. T. enthält die Geschichte, als Judas, dem Verräther Christi die 30 Silberlinge ausgezahlt werden; mit folgender Ueberschrift:

dergleichen Judas auch was verblend
Vnd Christum mit segen nit kend
vermeint durch dreißig Pfennig willen
Seines verderbnis fürnemen zu erfüllen.

Da übrigens diese Kupferstiche mit Numern zur Seite versehen sind, und die letzte dieser Doppelvorstellungen mit der Zahl 86 bemerkt ist: so folgt hieraus, daß das vor mir liegende Exemplar, da es statt 172 nur 104 Abbildungen enthält, sehr defect sey, welches bei einem Bilderbuche, das so viele Jahre durch mancherlei unverständige Hände gegangen ist, wohl nicht zu verwundern seyn wird.

Nun muß ich noch die oben erwähnte Nachricht von dem Geburtsjahre des Künstlers, hier beifügen. Das eben beschriebene Werk hat zur Seite des Titels, als Frontispiz das von ihm selbst verfertigte eigene Portrait.

Sein ausdruckvolles, kunstgerechtes Gesicht en profil, siehet links. Sein Habit besteht in einem weiten Rocke mit einem Pelzkragen. Das Ganze ragt, als Büste hinter einem getäfelten Tische hervor, auf welchem ein, mit vielen Cirkellinien versehener Globus liegt, wogegen ein metallener Zirkel lehnet, und unter diesen beiden Instrumenten stehen die Worte: circulus mensurat omnia. Unten in der Füllung des Tisches oder Altars liset man folgendes Distichon:

Hic Augustini picta est pictoris imago
Ille novem postquam vixit Olimpiades.
(statt Olympiades).

und oben, zur linken Seite des Gesichts:

feci Anno MDXXXXVIII.

woraus denn erhellt, daß er, da er im Jahr 1548 neun Olympiaden (36 Jahre) zurückgelegt gehabt (postquam) im Jahre 1512 das Licht der Welt erblickt habe. Da er nun, wie alle Nachrichten sagen, 1560 sein Leben beschloß; so hat er dasselbe nur auf 48 Jahre gebracht.

Ob er verheirathet gewesen, und wo er begraben sey, ist mir noch nicht bekannt worden. Denn in des Dr. J. Mart. Trechsel's erneuertem Gedächt-

niſſe des Nürnbergiſchen Johannis Kirchhofes, Frft. 1735. 4. findet ſich zwar S. 318 einige Nachricht über die Grabmähler des Veit Hirſchvogel des ältern und des jüngern, wovon dieſer der Bruder, jener aber der Vater unſers Auguſtin war; aber von dieſem und ſeiner Grabſtelle geſchiehet daſelbſt keiner Erwähnung. Sollte er vielleicht, da er ſo gern ſich auswärts aufhielt und noch kein hohes Alter erreicht hatte, im Auslande ſein Grab gefunden haben?

Wolfenbüttel,
den 30. Dec. 1808.

C. H. Wäterling.

VII.

Ueber Sprache und Redetheile. *)

Das, wodurch der Menſch erſt Menſch wird, wodurch er ſich eigentlich allein über die übrigen auf der

*) Dieſer Aufſatz ſtand zwar ſchon früher im Braunſchweigiſchen Magazin abgedruckt, verdient aber wegen ſeines Scharfſinnes in einer bleibendern Zeit-

Ich würde mich weit weniger beleidiget halten, wenn man von mir ſagte, es giebt keinen Plutarch, es iſt kein ſolcher Mann wie Plutarch geweſen, Plutarch iſt eine Schimäre; als wenn man ſagte, Plutarch iſt ein hoffärtiger, ungerechter, neidiſcher, hartherziger, boshafter Mann. Geſetzt nun auch, der Dichter hätte Catons Tugend eine Schimäre genennt: Was wäre dies gegen das, was der heil. Auguſtinus gethan hat, da er die Tugenden Catons, und aller andern weiſen und guten Heyden geradezu für Laſter ausgiebt? Wer vergreift ſich wohl mehr an der Tugend des Cato, derjenige, der ſie für eine Dulcinee hält, oder die unendliche Menge von Theologen, die den guten Mann zuſamt ſeiner Tugend in die Hölle geworfen haben? Wenn der Dichter dies letztere gethan hätte, hätte er nicht die ehrwürdigſten Autoritäten, und eine unendlich überwiegende Mehrheit der Stimmen auf ſeiner Seite? Aber er hat nie keinen ſolchen Gedanken gehabt. Er iſt ein gutherziger Menſch, der gerne lebt und gerne leben läßt; aber wie Plato, es den Poeten ein wenig übel nimmt, wenn ſie dem Vater der Natur ungerechte und ſeiner unwürdige Dinge nachſagen. Er hat (mit Erlaubniß des Quidams) Catons Tugend nicht einmal für eine Schimäre ausgegeben, wiewohl er ſie eine Dulcinee genennt hat. Sollte Quidam nicht aus der Geſchichte des Ritters von Mancha wiſſen, daß Dulcinee keine Schimäre, ſondern ein hübſches Bauermädchen von Toboſo war, Alonza Lorenzo genannt, welche dadurch

der Erde lebenden Geſchöpfe erhebt, iſt die Sprache. Die Sprache iſt mit der Vernunft ſo nahe verſchwiſtert, und ſteht mit derſelben in einer ſo engen Verbindung, daß dieſe, wenigſtens in einem etwas erhöheten Grade, eben ſo wenig ohne jene Statt finden kann, als die erſtere ſelbſt ohne die letztere gedenkbar iſt. Und dennoch ſuchen wir uns ſo wenig mit dem Weſen der Sprache näher bekannt zu machen! Wie wir uns der Sonnenſtrahlen erfreuen, die überall Leben und Fruchtbarkeit verbreiten, ohne über ihre Natur nähere Unterſuchungen anzuſtellen, ſo benutzen wir auch die Sprache, um unſerm höheren Leben Wirklichkeit zu geben, ohne den Gedanken daran in unſerm Geiſte aufſteigen zu laſſen, was ſie denn eigentlich ſey, und wie ſie ſich dem Auge des philoſo-

Zeitſchrift aufbewahrt zu werden. Dem trefflichen Grammatiker und Sprachforſcher, dem Deutſchland nicht nur einen Abdruck des Shakſpeare und eine noch immer unübertroffene vollſtändige engliſche Sprachlehre (für die Sprache der Britten das, was Fernow für die der Italiener geworden iſt) verdankt, ſondern auch durch ſeine tiefeindringende Unterſuchung: Lehre über den griechiſchen Accent, Helmſtädt, Fleckeiſen 1807, als einen gründlichen Philologen im engeren Sinne des Worts ſchätzen lernte, unſere Hochachtung! B.

phiſchen Zergliederers zeige. Und doch iſt nicht bloß, um mit einer einzigen Sprache ſich völlig vertraut zu machen, und ſich auf eine etwas zuverläſſige Art in zweifelhaften Fällen des Ausdrucks Entſcheidung zu verſchaffen, eine ſolche philoſophiſche Anſicht der Sprache von unendlicher Wichtigkeit, ſondern ſie erleichtert auch in einem unglaublichen Grade die jetzt beſonders ſo nothwendig gewordene Erlernung mehrerer Sprachen. Iſt dieſe Behauptung wahr, ſo wird auch in dieſen Blättern eine gedrängte Ueberſicht deſſen, was über Sprache und ihre Beſtandtheile, aus einem philoſophiſchen Geſichtspuncte betrachtet, geſagt werden kann, nicht unwillkommen ſeyn, beſonders da man ſelten in jüngern Jahren darauf aufmerkſam gemacht wird, und die Werke, welche dieſen Gegenſtand aus einander zu ſetzen beſtimmt ſind, meiſtens einen zu großen Umfang haben, als daß ſich jeder dazu aufgelegt fühlte, mit der erforderlichen Aufmerkſamkeit das Ganze durchzugehen.

Die Sprache iſt in dem hier feſtzuſetzenden Sinne Ausdruck unſerer Gedanken und Vorſtellungen durch vernehmliche Laute oder durch Wörter. So wahr und treffend nun dieſe Erklärung iſt, ſo wenig giebt ſie uns doch den Geſichtspunct an, aus welchem wir die Sprache in ihrem ganzen Umfange zu über-

ſchauen und bis in ihre innerſten Tiefen zu dringen vermögen. Wir müſſen uns vielmehr die Wörter, um gleich zu dieſen Beſtandtheilen der Sprache fortzuſchreiten, als die Umriſſe und Farben gedenken, womit wir die ſeelenvolleſten Gemälde zu entwerfen im Stande ſind, Gemälde, in denen wir nicht auf einen einzigen Augenblick, auf einen einzigen Moment einer Handlung beſchränkt ſind, ſondern worin Alles lebt, Alles voll Kraft und Thätigkeit iſt, und die Zeit in ihrem unermeßlichſten Umfange uns zu Gebote ſteht. So wie wir aber nun bei Gemälden nicht auf die Umriſſe und Farben, als ſolche, zunächſt unſere Aufmerkſamkeit richten, ſondern vielmehr die dadurch vorgeſtellten Gegenſtände ſelbſt, ſo wie die unter denſelben herrſchenden Verbindungen und Verhältniſſe unſerer Betrachtung unterwerfen, ſo müſſen wir auch, wollen wir uns von der Sprache und den Theilen, woraus ſie beſteht, eine richtige Vorſtellung machen, nicht bei den Wörtern verweilen, ſondern zu den Begriffen fortſchreiten, welche durch dieſelben bezeichnet werden; denn unter den Wörtern, als Wörter betrachtet, iſt kein Unterſchied; ſie kommen alle darin überein, daß ſie vernehmliche Laute ſind.

Faſſen wir nun die Idee wieder auf, daß die Wörter als Umriſſe und Farben anzuſehen ſind, mit

denen wir die seelenvollsten Gemälde entwerfen, so muß die Sprache, und zwar in einem höhern und vollkommnern Grade, uns alles das aufstellen, was die Bestandtheile eines unserer Aufmerksamkeit würdigen Gemäldes ausmacht. Wir müssen auf Gegenstände stoßen, die durch innere Kraft, durch Leben und Thätigkeit unser Interesse rege machen, ihre Eigenschaften müssen entwickelt, ihre Verhältnisse und Verbindungen unter einander bemerkbar gemacht, und alle Umstände aus einander gesetzt werden, welche Licht und Verständlichkeit über das Ganze zu verbreiten im Stande sind. Daß dieses bei der Sprache der Fall sey, davon werden wir durch eine genauere Betrachtung ihrer Bestandtheile überzeugt; ja wir finden selbst bei einer oberflächlichen Untersuchung auch die Behauptung gegründet, daß sie viel weiter zu gehen im Stande sey, als es dem todten Abdruck der unserer Seele vorschwebenden Bilder möglich ist.

Wie in Gemälden, so machen auch in der Sprache die Gegenstände, welche uns aufgestellt werden, die Hauptsache aus. Die Wörter, welche dieselben bezeichnen, sind diejenigen, welchen man den Namen Substantive oder selbstständige Wörter gegeben hat; im Teutschen können sie am besten Sachwörter genannt, und alsdann mit den ihre Stelle

vertretenden Fürwörtern unter dem Namen Gegenſtandswörter zuſammengefaßt werden. Es ſind aber dieſe Sachwörter nicht von einerlei Art, ſondern ſo mannigfaltig die durch ſie ausgedruckten Begriffe ſind, ſo verſchieden ſind auch die Claſſen, in welche ſie zerfallen. Zuerſt nämlich haben wir Wörter, durch welche nur einzelne Gegenſtände jedesmal bezeichnet werden. Dahin gehören die Namen von Ländern, Städten, einzelnen Menſchen u. ſ. w. Dieſen iſt ſchon allgemein die Benennung Eigennamen oder Eigenwörter (Nomina Propria) beigelegt worden. Allen Gegenſtänden nun aber beſondere Namen zu geben, fühlte ſich der Menſch unfähig; — auch würden, wenn es hätte geſchehen können, die Sprachen einen ſolchen Umfang erhalten haben, daß ſchon die Erlernung einer einzigen alle Geiſteskräfte überſtiegen hätte; — er faßte daher mehrere, in den vorzüglichſten Eigenſchaften mit einander übereinkommende, und ſo zu einer Claſſe gehörenden Gegenſtände unter einen Namen zuſammen, als Löwe, Pferd, Hund (Wörter, wodurch nicht dieſer oder jener beſondere Gegenſtand bezeichnet, ſondern die einer ganzen Claſſe zukommenden Eigenthümlichkeiten angedeutet werden); und ſo entſtanden die Wörter, welche unter dem Namen Gattungswörter (Nomina appellativa) bekannt ſind.

Nicht indeß auf dieſe beiden Arten allein beſchränken ſich die Gegenſtände, die ſich unſern Sinnen darbieten, und welche zu benennen der Menſch ſich gezwungen ſah; wir treffen noch auf eine dritte, von jenen ſehr verſchiedene Art, nämlich auf ſolche, die weder zu den Einzelweſen gerechnet, noch auch als Glieder einer Claſſe angeſehen werden können. Es ſind dieſes die Gegenſtände, welche ſich uns als Maſſen, oder in Menge zeigen, und bei denen wir entweder überhaupt keine einzelnen, von einander verſchiedenen Theile unterſcheiden können, oder auch, wenn dieſes möglich iſt, der Kleinheit der Theile wegen dieſe Unterſcheidung nicht für erforderlich halten. Zu den erſten gehören Gold, Silber, Eiſen, Milch, Butter u. ſ. w. Zu der lezten Roggen, Weizen, und ähnliche Sachen. Den Wörtern, welche Gegenſtände dieſer Art bezeichnen, hat man den Namen Sammelwörter (Nomina collectiva) gegeben.

Durch dieſe drei Claſſen der Wörter werden ſolche Gegenſtände bezeichnet, welche ſich unſern Sinnen darbieten, und in der Natur wirklich vorhanden, oder, wie es in der Sprachlehre heißt, ſelbſtſtändig ſind. Man hat ihnen den Namen Nomina concreta beigelegt, wofür im Teutſchen die ſchon in

Vorſchlag gebrachte Benennung echte Sachwörter eingeführt werden könnte. Der menſchliche Geiſt iſt bei der Ausbildung der Sprache aber noch weiter gegangen. Er hat auch Eigenſchaften der Dinge, ja ſelbſt Kraftäußerungen derſelben als ſelbſtſtändig ſich gedacht, und ihnen ſo Namen verliehen, welche mit in die Claſſe der Sachwörter gehören. Von dieſer Art ſind Freundſchaft, Tugend, Größe, Güte, das Gehen, Reiten u. ſ. w. Der Kunſtausdruck für dieſelben iſt Nomina abſtracta, d. i. Namen abgezogener Begriffe, der im Teutſchen gleichfalls durch unechte Sachwörter erſetzt werden könnte.

Daß dieſe Eintheilung der Sachwörter von Wichtigkeit ſey, erhellet ſchon aus dem ſich unmittelbar an dieſelben anſchließenden Artikel, d. i. Glied, eine Benennung, welche dieſem Redetheile daher zu Theil wurde, weil die alten Grammatiker ihn gleichſam für ein Glied des Sachwortes anſahen. Sein Gebrauch, nach welchem allein ein paſſender teutſcher Name für ihn ausfindig gemacht werden kann, wird ſich am beſten aus folgenden Bemerkungen ergeben. — Rede ich zu Jemand von einem Pferde, das demſelben noch völlig unbekannt iſt, ſo ſage ich nicht, ich habe das Pferd geſehen, ſondern ich

habe ein Pferd geſehen; iſt es ihm aber einmal mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten, wodurch es ſich von andern Pferden unterſcheidet, bekannt geworden, ſo bediene ich mich, wenn ich wieder davon rede, des Ausdruckes das Pferd. Das Nämliche findet bei allen den Sachwörtern Statt, welche nicht einzelne, ſondern mehrere, zu einer Claſſe gehörende Gegenſtände bezeichnen, und folglich Gattungswörter ſind. Bei Eigennamen hingegen wird man ſich nie jenes Artikels bedienen, ſo wie dieſes auch den Vorſchriften der allgemeinen Sprachlehre zufolge bei den Sammelwörtern und abgezogenen Sachwörtern nicht geſchehen kann, wenn nicht die erſteren, die Eigennamen nämlich, mehreren, gerade zu unterſcheidenden und näher zu beſtimmenden, Einzelweſen zukommen, und die durch die letzteren, die Sammelwörter und abgezogenen Sachwörter, bezeichneten Gegenſtände als in mehrere Arten zerfallend gedacht werden oder beſtimmte Theile des Ganzen ausmachen. Dieſem gemäß ſagt man alſo nicht, das Braunſchweig iſt groß, das Teutſchland iſt volkreich, ſondern ohne Artikel, Braunſchweig, Teutſchland. So auch: er hat Wein bekommen, ſie hat Butter geholt, er will Weizen kaufen, und nicht den Wein, die Butter, den Weizen, indem dieſes auf eine

bestimmte Masse dieser Gegenstände hinweisen würde, wie dieses z. B. der Fall ist, wenn jemand sagt, den Wein, welchen Sie für zu theuer hielten, hat mein Bruder gekauft. Nur bei den Namen abgezogener Begriffe macht die teutsche Sprache Ausnahmen. Man sagt: die Tugend macht den Menschen glücklich, die Freundschaft versüßt das Leben, statt daß man richtiger, wie im Englischen, Freundschaft und Tugend ohne Artikel in diesen Fällen gebrauchen sollte, (welches jedoch zuweilen auch geschieht). Doch auch bei den Sammelwörtern geht hier die teutsche Sprache zuweilen von der allgemeinen Regel ab, und zwar vorzüglich, wenn von einer Masse oder Menge überhaupt etwas behauptet wird, als: der Kaffee wird theuer, der Roggen ist im Preise gefallen; aber auch noch unter andern Umständen macht der Genius der teutschen Sprache dieses nothwendig, welches indeß hier nur angedeutet, nicht aber ausführlich gezeigt werden kann.

Der Artikel dient also dazu, aus einer Classe von Gegenständen, die einen gemeinschaftlichen Namen haben, ein Einzelwesen, es sey nun ein unbestimmtes (durch ein, eine) oder ein bestimmtes (durch der, die, das), herauszuheben; und die

paſſendſte Benennung für dieſen Redetheil ſcheint daher noch immer Vereinzelungswort zu ſeyn.

Den Namen eines Gegenſtandes, wenn ſeiner in fortlaufender Rede oft nach einander erwähnt wird, jedesmal zu wiederholen, oder ſeinen eigenen Namen zu nennen, wenn man von ſich ſelbſt redet, würde die Rede theils langweilig, theils widrig machen; und dieſes nun zu verhindern, wurden die Wörter gebildet, welche unter dem Namen der perſönlichen Fürwörter ſchon allgemein bekannt ſind. Dieſer bedient man ſich indeß nicht bloß, wenn man von einem Gegenſtande etwas ausſagt oder behauptet (als: er hat es geſchrieben), ſondern auch, wenn man denſelben als den Zweck oder das Ziel einer Handlung aufſtellt, ſie mag nun von einem außer ihm befindlichen Weſen oder von ihm ſelbſt ausgehen; nur in dem letztern Falle mit der Abweichung, daß alsdann in der dritten Perſon, um Zweideutigkeit zu vermeiden, ſich ſtatt ihm, ihn, u. ſ. w. geſagt wird, als: du haſt dich geſtoßen, er hat ſich angekleidet, er hat ſich einen Hut gekauft. Er hat ihm einen Hut gekauft; er hat ihn angekleidet, würde auf eine Perſon hinzeigen, die von der handelnden verſchieden wäre. Sie werden in dieſem Falle zurückführende oder zurückleitende Fürwörter genannt.

nichts von ihrer Wirklichkeit, Perſonalität, auch übrigen Eigenſchaften und jungfräulichen Ehren verlohr, daß der Ritter ſie in ſeiner Einbildung zu einer Prinzeſſin von Toboſo und zu ſeiner Dame erhob. Und hier liegt eigentlich das tertium comparationis, welches Quidam zu überſehen beliebt hat. Der Dichter, indem er von Cato ſagt — und deine Tugend war nur eine Dulcinee; ſagt weiter nichts als dies: Cato liebte die Tugend, wie Don Quiſchotte die ſchöne Alonza Lorenzo liebte. Beyden war es ihr vollkommener Ernſt. Aber in beyder Kopfe ſtund es nicht immer ſo ganz richtig. Don Quiſchotte erhob das Bauermädchen Alonza Lorenzo in ſeiner Einbildung zu einem Ideal der Schönheit und weiblichen Vollkommenheit, und von dieſem Augenblick an war ſie für ihn nicht mehr Lorenzo, ſondern die Prinzeſſin Dulcinee von Toboſo. Cato machte ſich ein Ideal von der politiſchen Tugend, welches nicht die Tugend eines weiſen Staatsmannes, ſondern die Tugend eines politiſchen Schwärmers war; und eben dadurch hörte ſie auf, ächte Tugend zu ſeyn, und wurde für ihn eben das, was Dulcinee für den Ritter von Mancha. Die Tugend konnte nichts dazu, daß Cato ſich übertriebne Begriffe von ihr machte; ſo wie Alonza Lorenzo nichts dazu konnte, und ſich wenig darum bekümmerte, daß Don Quiſchotte ſie zu ſeiner Dulcinee adelte. Dieſe war darum nicht weniger Alonza Lorenzo, jene nicht weniger Tugend; und Quidam gab ſich alſo eine ſehr vergebliche Mühe, da er dem Dichter

— Man hat noch andere Arten von Fürwörtern, die aber darin von den aufgestellten abweichen, daß sie nicht bloß allein stehen, sondern auch gleich dem Adjectiv in Verbindung mit einem Sachworte gebraucht werden, und die man daher von jenen Fürwörtern absondern und unter eigene Abtheilungen bringen muß. Es sind dieses die zueignenden Fürwörter (mein, dein, sein u. s. w.), die hindeutenden oder anzeigenden (der, dieser, jener), die bestimmenden (derjenige, derselbige u. s. w), die beziehlichen (welcher, der), die fragenden (wer, welcher, was), die zu bekannt sind, als daß sie einer weitern Erwähnung bedürften.

Alle unsere Vorstellungen von sinnlichen Gegenständen sind an und für sich nichts weiter, als Zusammensetzungen der verschiedenen Eigenschaften, welche uns an denselben bemerkbar werden, und die unser Geist zu einem Ganzen vereinigt: das Wesen der Körper selbst können wir nie durchschauen. Denke ich mir z. B. eine Blume, so ist es ihre Gestalt, ihre Farbe und ihr Geruch, welche meiner Seele vorschweben, und die ich durch den ihr beigelegten Namen vereint bezeichne. Da indeß die Benennungen der Gegenstände nur die Haupteigenschaften umfas-

ſen, welche ſie unſerer Bemerkung darbieten, ſo war es unvermeidlich, daß nicht eine groſse Menge von andern Eigenſchaften, welche wir an ihnen wahrnehmen, hätten beſonders bezeichnet werden müſſen: ja es konnte ſich ereignen, daß man eine in der Benennung liegende, allgemein anerkannte, Haupteigenſchaft durch eine andere ausdrücklich bezeichnete Eigenthümlichkeit verdrängen mußte, wie z. B. die rothe Farbe der Roſe, wenn dieſe durch Kunſt in grün verwandelt war, da man denn von einer grünen Roſe zu ſprechen Gelegenheit bekam. Die zur Bezeichnung dieſer, zum Hauptbegriff hinzuzufügenden Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten gebildeten Wörter heiſſen Adjective. Da dieſe Eigenthümlichkeiten von der mannichfaltigſten Art ſind, indem ſie ſogar von Ort und Zeit (der hieſige, dortige, heutige) hergenommen werden können, ſo iſt es unmöglich, wenn man nicht die Benennung Eigenheits- oder Eigenthümlichkeitswörter aufnehmen will, aus den durch die Adjective bezeichneten Begriffen ſelbſt einen teutſchen Namen für dieſen Redetheil herzuleiten: es iſt daher am beſten, wie es beſonders aus den Bemerkungen über das Particip erhellen wird, das Weſen dieſer Wörter ſelbſt bei der Bildung einer teutſchen Benennung zum Grunde zu legen, und den Namen Adjectiv mit Einver-

leibungswort zu vertauschen, indem die Adjective das Eigene haben, daß sie die durch sie bezeichneten Eigenthümlichkeiten eines Gegenstandes in einem solchen Grade mit demselben verbinden, daß dieser nachher ohne jene durchaus nicht wieder gedacht wird. Ist einmal eines scheckigen oder lahmen Pferdes erwähnt worden, so bleibt das Pferd in unserer Vorstellung scheckig oder lahm, so lange von demselben die Rede ist. Es bleiben diese Wörter, gegen die Behauptung der meisten Grammatiker, auch dann Adjective, wenn sie vermittelst des Wortes seyn zu einem Sachworte hinzugefügt werden, als: das Pferd ist lahm; denn dieses lahm ist nicht eine Bestimmung des ist, sondern des Pferdes selbst.

Bisher haben wir nur solche Wörter kennen lernen, welche dazu dienen, Gegenstände zu bezeichnen, sie näher zu bestimmen, und ihre Eigenthümlichkeiten uns aufzustellen. Hier ist aber noch alles ruhend und todt. Was uns aber anziehen, unsere Seelenkräfte in Bewegung setzen und beschäftigen soll, das muß Leben und Kraft haben, womit wir uns daher auch die leblosesten Gegenstände begabt denken, wenn wir sie zum Gegenstande unserer Rede machen. Sagen wir, das Buch liegt auf dem Tische,

der Stock ſteht im Winkel, ſo finden wir hier, ſo wie überall, Ausdrücke, welche von Kraftäußerungen der lebenden Natur hergenommen, und auf die todte übertragen worden ſind. Ausdrücke für Kraftäußerungen ſind es daher, durch welche auch der Sprache Leben und Intereſſe verliehen wird, und ohne die wir eigentlich gar nicht reden, oder andern einen tönenden Abdruck unſerer ſtets regen Vorſtellungen mittheilen können. Dieſe Ausdrücke, ſonſt Verba genannt, hat man im Teutſchen Zeitwörter nennen wollen, aber gewiß auf eine ſehr unpaſſende Art; denn wenn auch Zeitbezeichnung zum Theil in ihre verſchiedenen Umwandelungen verwebt worden iſt, ſo iſt ihnen dieſelbe doch durchaus nicht von Natur eigen, ſondern ſchließt ſich nur deswegen an ſie an, weil wir uns keine Kraftäußerung als von einem Weſen ausgehend denken können, ohne zugleich den Begriff der Zeit damit zu verbinden. Wollen wir nun einen teutſchen Namen für dieſe Wörter bilden, ſo ſcheint es in jeder Hinſicht am angemeſſenſten, ſie Kraftäußerungswörter zu nennen. Kraftäußerung iſt es, was durch ſie bezeichnet wird; und daß dieſes der Fall ſey, leuchtet bei genauerer Unterſuchung ſelbſt aus den Verbis hervor, deren Bedeutung dem erſten Blick nach dieſer Behauptung zu widerſprechen ſcheint. Wer würde z. B.

wohl in dem Satze, dieſer Hund gehört mir, Kraftäußerung ſuchen? und doch liegt ſie bei gehörten zum Grunde; denn dieſes Wort hieß ehemals eben ſo viel als gehorchen.

Die Kraftäußerungen können nun aber nicht nur verſchiedenen Perſonen beigelegt, ſondern auch als mit verſchiedenen Zeitbeſtimmungen verbunden aufgeſtellt werden. Man kann es von ſich ſelbſt behaupten, daß man Etwas thue oder gethan habe, ſo wie von dem, zu welchem man redet, und auch von einer dritten Perſon. Dieſes muß an dem Kraftäußerungsworte bezeichnet werden; daher die Umbildung (Conjugation) deſſelben durch die erſte, zweite und dritte Perſon; dann kann aber auch eben ſo gut von einer als von mehreren Perſonen die Rede ſeyn; daher denn die Einheit (der Singular) und die Mehrheit (der Plural) entſtanden ſind. Die Zeitbeſtimmung ferner kann verſchieden ſeyn. Die Auseinanderſetzung und Entwickelung der verſchiedenen Zeitbeſtimmungen indeß iſt noch immer einiger Verwirrung unterworfen geweſen. Vielleicht daß folgende Anſicht darüber das erforderliche Licht verbreitet.

Die Zeitbeſtimmungen haben entweder eine einfache Beziehung, oder eine doppelte. Die erſtern

ſind diejenigen, welche bloß auf den gegenwärtigen Augenblick Bezug haben, und ſo die abſolute Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft beſtimmen; die letztern hingegen ſind die, welche zugleich auf einen andern, außer der Gegenwart liegenden Zeitpunct hinweiſen. Zu den erſtern gehören ich ſchreibe, ich habe geſchrieben, ich werde ſchreiben; denn hier iſt durchaus nur von einem einzigen Zeitpuncte jedesmal die Rede: Beiſpiele der letztern Art ſind, ich ſchrieb, ich hatte geſchrieben, ich werde geſchrieben haben, wo zwar auch, wie dort, Beziehung auf die Gegenwart mit ausgedruckt, aber auch zugleich, wie jeder fühlen wird, auf einen andern, außer der Gegenwart liegenden Zeitpunct hingewieſen wird, da man ſchrieb, geſchrieben hatte, oder wird geſchrieben haben. Da nun die Beziehung auf die Gegenwart beiden Arten der Zeitbeſtimmungen gemein iſt, ſo kann man ſie ganz übergehen, und bei der hier zu treffenden Eintheilung die andere allein zum Grunde legen.

(Der Schluß folgt künftig).

VIII.

VIII.

Auszüge aus Briefen.

I.

Ueber Shadow's neueste Arbeiten.

Berlin, den 12 August 1809.

Von vier Büſten, welche der Director Shadow in dieſem Jahre für das teutſche Pantheon des edeln Kronprinzen von Baiern zu machen hatte, ſind zwei fertig, und zu den zwei andern die Modelle; viele Mühe hat es ihm gekoſtet, von Kaiſer Conrad dem Salier ein Vorbild aufzufinden; erſt wurde er durch das große Werk, welches alle Kaiſer enthält, von Gollzius abgeſchreckt, da dieſer gerade dieſen Kaiſer ausgelaſſen hat, indem er behauptet, es ſey von demſelben nichts vorhanden; aber im Beckmann, Gericke und andern, fand Shadow das Anhaltſche Archiv angeführt, welches von dieſem Kaiſer Urkunden mit bleiernen Siegeln hat. Er ſchrieb nach Deſſau, und bekam die Antwort, die Fürſtl. Anhaltſchen Häuſer hätten ſich in das Archiv ge-

theilt, und was er ſuchte, ſey in Bernburg, von wo er auch wirklich einen Abdruck erhielt. Das Bewunderungswürdigſte ſowohl von dieſem Siegel, als vom Siegel Kaiſer Otto des Großen aus dem 10. Jahrhundert, iſt die gute Arbeit, die man daran erblickt, und die keineswegs zu der Schilderung des rohen Zuſtandes der Künſte paßt, welche die Geſchichtſchreiber aufſtellen.

Kennen Sie Hirt's Baukunſt? Das iſt ein Werk, das unſerm Zeitalter Ehre macht und das die Reſultate eines ganzen Menſchenlebens enthält. Als dieſer Tage in einer Geſellſchaft die Rede vom Kloſterleben war, und daß wir jetzt nicht mehr ſolche große Werke hervorkommen ſähen, wurde auf Hirt gewieſen, und er ausgezeichnet als der Autor eines Folianten.

Shadow's älteſter Sohn, der Bildhauer, hat ſeine Gruppe für die Mailänder Academie vollendet, auch iſt ſolche ſehr glücklich aus dem Brande gekommen, iſt aber nicht abgeſchickt worden, weil der beſtimmte Termin abgelaufen war, und jetzt alles ſo unſicher iſt.

2.

Aus der Schweiz.

Ueber das Zehnderſche Inſtitut bei Albau.

Gottſtadt bei Albau, im Canton Bern
den 26 Jul. 1809.

Ich bin in dem gelobten Lande Goſen, — ſehe aber, gleich Moſes, die Wunder der Natur nur von ferne; denn ich kann die hohen Eis- und Schneeberge, die den Canton Bern von dem Walliſer-Lande trennen, an hellen Morgen und Abenden von meinem Schreibetiſche aus en amphithéatre überſehen, ob ſie gleich auf achtzehn Stunden von uns entfernt liegen. Doch bin ich mit unſern nahen Umgebungen auch ſehr zufrieden; könnte ich Sie und jeden Naturfreund unter den ſchattigen, wohlbelaubten Nußbaum führen, den ich mir zum ruhigen Le'ewinkel auserleſen habe, um Auge und Herz an dem Anblick der herrlich ſchönen Natur zu weiden, Sie würden mich um dieſen Ruheplatz in dieſen ſo ſtürmiſchen Zeitläuften ſchier beneiden. Die ſchiffbare Ziel windet ſich durch Wieſen und Felder, und ſtrömt das helleſte, klarſte Waſſer in die Aar, mit der ſie ſich

vereinigt. Die Vorgebirge des Chasseral, eines der höchsten Berge des Jura-Gebirges, welches wir von Biel bis hinter Solothurn in majestätischer Fronte hinter unserm Wohnsitz liegen sehen, mit Dörfern, Wald- und Landhäusern bedeckt, machen den Hintergrund dieser reizenden Landschaft, welche Huber und Härtmann von dieser Stelle aufgenommen haben. Reisende sind schon hierher gewallfahrtet, deren Führer das Gemälde dieser schönen Gegend auf dem Rücken trugen, um die Copie mit dem Original zu vergleichen und sich zu überzeugen, daß der auf die Leinewand hingezauberte Prospect in der Wirklichkeit existire. Da ich einmal von unsern friedlichen, durch keine Durchzüge feindlicher Truppen gestörten Umgebungen spreche, so will ich gleich noch einige Bemerkungen über die, von dem Herrn Pfarrer Zehender allhier errichtete Erziehungsanstalt hinzufügen. Sie beschränkt sich gegenwärtig auf sechszehn Zöglinge von neun bis sechszehn Jahren, wobei stets noch Familienten erhalten werden kann. Den Unterricht in Religion, Moral, Botanik, französischer und teutscher Sprache ertheilt der Herr Pfarrer selbst; Mathematik, Algebra, Stereometrie und Geometrie lehrt sein Sohn, ein schöner Jüngling von achtzehn Jahren, der zwei Jahre in Genf studirt

in einer langen gereimten Epiſtel, aus Gründen die keinem Schulknaben unbekannt ſind, bewies, **die Tugend ſey keine Schimäre.** Davon war ja gar die Rede nicht; und der müßte wohl ein übel organiſierter, unglücklicher Menſch ſeyn, der eines ſolchen Beweiſes vonnöthen hätte. **Ob die Tugend eine Dulcinee ſey,** kan unter vernünftigen Leuten niemals eine Frage ſeyn. Aber ob **Catons Tugend** eine Dulcinee war, darüber läßt ſich wenigſtens reden; und wer es behauptete, wäre darum noch lange kein Menſch, gegen welchen man das Kreutz predigen müßte. Es laſſen ſich zwar ganz gute Gründe angeben, warum **Eſprit, Mandevill,** und andre, welche ganze Bücher über die Falſchheit der menſchlichen Tugenden geſchrieben, der Tugend eben nicht den wichtigſten Dienſt geleiſtet haben. Denn **Montaigne** hat ſehr Recht, da er ſagt: „Man gebe mir die allerſchönſte und reinſte Handlung, und es müßte mir übel fehlen, wenn ich nicht ganz wahrſcheinlich funfzig ſchlimme oder unlautere Beweggründe dazu finden wollte.„ (*) Aber wer ſich darum ein Bedenken machen wollte, die Tugend eines Dion, Cato, Seneca, Julian, oder irgend eines andern Sterblichen, den man uns für ein Muſter giebt, zu prüfen, um das Aechte von den Schlacken, das **Uebertriebne** von

(*) S. deſſen Eſſays L. I. c. 36. Wir werden in der Folge Gelegenheit bekommen, einen Einwurf, der aus dieſer Stelle des Montaigne gegen den Anti-Cato gemacht werden kan, zu beantworten.

hat und als ein ächter Sohn der Natur ein Virtuos im Schwimmen ist, wozu die schöne Ziel gleich hinter unserm Garten die schönste Gelegenheit darbietet, die auch von unserer, Gymnastik aller Art liebenden Jugend mit frohem Jubel täglich benutzt wird. Für Musik ist ein eigener Lehrer angestellt, der unsere Knaben auch Singen lehrt. In einigen Wochen erwartet man dreißig Exemplare der Schnepfenthaler Liedersammlung nebst Melodieen; dann sollen jene schönen Gesänge auch in diesen freundlichen Zirkeln und Umgebungen widerhallen und unsere frugalen, ländlichen Mahlzeiten würzen. Teutsche Sprache und Latein, Geschichte und Geographie, lehrt Herr Zeis aus Dresden. Da die französische Sprache die Muttersprache der meisten unserer Zöglinge ist, so läßt er das lateinische Pensum allemal erst in die französische und sodann erst in die teutsche Sprache übersetzen, um den Knaben das Verstehen des lateinischen Autors zu erleichtern. Der Herr Pfarrer ist ein überaus biederer, rechtlicher Mann, und stammt aus einer sehr guten Berner Familie her. Er hat in Göttingen studirt und ist viel auf Reisen gewesen. Er hat das Vertrauen vieler guten Familien, deren Namen Sie auf der Liste der hiesigen Zöglinge finden werden, und wünscht sehr, das Institut zu vergrößern, wozu

der eine Flügel des Hauses, der dreifache Kornböden enthält, sehr füglich ausgebauet werden könnte. Die Pensionsunkosten betragen nur vierzig Louisd'or, (in Schnepfenthal 60 Louisd'or). Die Kost ist nahrhaft, reichlich, gut und reinlich.

Inhalt

Seite

I. Der Löwe des Androclus 3

II. Gedichte.

An L. 17

III. Blätter aus Natalien's Taschenbuche.

1. Vom Lande. 19

2. Morgenbetrachtung der Frau Anna Barbara Mehlsäffeln . . . 31

IV. Etwas über teutsche Prosodie . . . 36

V. Bemerkung über Ossian 41

Seite

VI. Noch etwas über Auguſtin Hirſchfogel 42

VII. Ueber Sprache und Redetheile . . 48

VIII. Auszüge aus Briefen.

1. Ueber Shadow's neueſte Arbeiten . 65

2. Aus der Schweiz. Ueber das Zehenderſche Inſtitut bei Nidau. 67

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. October 1809.

I.

Beiträge zu einer Theorie vom Schönen und von den Künſten des Schönen.

Das Ideal der höchſten Uebereinſtimmung und Vollendung, die Sonne der abſoluten Vollkommenheit, offenbaret ſich uns Sterblichen in ihren drei Strahlen, in den Begriffen des Wahren, Schönen, Guten.

Wahrheit des Gegenſtands iſt die Uebereinſtimmung aller Theile oder Merkmale deſſelben, die jeden innern Widerſpruch ausſchließt; Wahrheit der Vorſtellung, die Uebereinſtimmung

unſerer Vorſtellung mit dem vorgeſtellten Gegenſtande. (Hier iſt noch von keiner Wohlgefälligkeit des Gegenſtands oder der Vorſtellung, ſondern bloß von der Gedenkbarkeit, d. h. der innern Widerſpruchsloſigkeit, die Rede).

Schönheit entſteht durch Uebereinſtimmung der mannichfaltigen Theile oder Merkmale eines Gegenſtandes oder einer Vorſtellung zu Einer *) wohlgefälligen Anſchaulichkeit.

Schönheit iſt entweder natürliche oder künſtliche Schönheit. Jene wird bei Producten der Natur, dieſe bei Gebilden und Vorſtellungen der Kunſt angetroffen. **)

*) Omnis *pulcritudinis* forma *unitas* est, lehrte ſchon *Augustin.* Ep. 18. Einheit im Mannichfaltigen giebt Schönheit. Das Mannichfaltige iſt der Stoff, Einheit die Form; jenes die Blumen, dieſe der Verein zum Kranze. Die Schönheit iſt deſto größer oder geringer, je nachdem mehr oder minder Mannichfaltiges in Einheit zuſammenfließt.

**) Schönheiten der Natur ſind z. B. der Apfel, die Rose, der Baum, der Löwe, das Pferd, der Menſch. „Hohe Schönheit (ſagt Heinſe) hat die Erdkugel; höhere Schönheit die Sonne mit ihren ſie umkreiſenden Planeten; noch höhere Schönheit die unermeßliche Natur in den ungeheuern weiten Räu-

Die künſtliche Schönheit theilt ſich in zwei Arten: in die mechaniſche, gemeine Kunſt-Schönheit, d. i. wohlgefällige Anſchaulichkeit des Wirklichen, Gegenwärtigen, als ſolchen; und in die künſtleriſche, höhere, äſthetiſche Schönheit, d. i. wohlgefällige Anſchaulichkeit des Wirklichen, Gegenwärtigen, als Zeichens oder Bildes des Abweſenden oder bloß Möglichen *).

Das Weſen und der Zweck der Wahrheit hat es mit der Erkenntniß der Gegenſtände

men des Aethers, mit ihren heiligen furchtbaren Kräften, die bis in den kleinſten Staub ſich regen, und ewig lebendig, ewig harmoniſch wirken."

„In dem Naturgeſetze: Viel mit Wenigem zu thun, und die größte Mannichfaltigkeit an ein zwangloſes Einerlei zu knüpfen, liegt der Apfel der Schönheit;" lehrt der große Lehrer Herder.

*) Wenn innere Anſchauungen und Zuſtände, z. B. Gemüthsbewegungen, Gefühle, Leidenſchaften u. dergl. die Gegenſtände einer äſthetiſchen Darſtellung ſind: ſo werden ſolche als gewiſſermaaßen abweſende, wenigſtens verborgene Gegenſtände angeſehen und behandelt. Sie werden gleichfalls, wie jene vergegenwärtigt, indem ſie aus der innern Welt hervorgezogen, und in der äußern durch Zeichen, Wort oder Bild dargeſtellt werden.

zu thun, alſo mit dem Erwerb von wahren Anſchauungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, d. h. ſolchen, die mit dem Gegenſtand übereinſtimmen.

Das Weſen und der Zweck der Schönheit hingegen hat es durchaus nicht mit Erkenntniß der Gegenſtände, nicht mit Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, ſondern bloß mit Anſchauungen, und zwar nur, in ſofern ſie wohlgefällig ſind, zu ſchaffen. Das Wohlgefallen, oder das Gefühl des Schönen, dieſer reine, zarte, ſelige Genuß quillt bloß aus der Anſchauung. Schönheit als ſolche wird bloß in der Anſchauung genoſſen, nicht durch Anſchauung erkannt, vielweniger durch Begriffe, Urtheile und Schlüſſe. Der Anſchauende kann wohl das Daſeyn ſeines äſthetiſchen Wohlgefallens oder Mißfallens ausdrücken und ſagen: „Das iſt ſchön! Das iſt nicht ſchön!“ Alsdann fället er ein einfaches Geſchmacksurtheil, das nur ſein äſthetiſches Gefühl ausſpricht, alſo das Gebiet des Schönen nicht überſchreitet. Es iſt das Gefühl ſelbſt, nur in Form eines Urtheils (die es bloß entlehnet) ausgeſprochen; gleichſam ein Ausruf des Gefühls. Sobald aber über die Gründe dieſes Wohlgefallens oder Mißfallens nachgedacht, geurtheilt, d. h. logiſch-kritiſche Geſchmacksurtheile

gefället werden, iſt das Schöne zum Object der Erkenntniß geworden, und in das Gebiet des Wahren hinübergezogen. Oft wird auch Wahrheit ſelbſt als Schönheit behandelt, und zum Gegenſtande äſthetiſcher Darſtellung gewählt. Daher das Lehrgedicht, die Fabel u. ſ. w. Ein wahrer Gegenſtand, wahre Vorſtellung können zugleich auch ſchön ſeyn; aber ein ſchöner Gegenſtand, ſchöne Vorſtellung müſſen zugleich wahr in jenem logiſchen Sinn, d. h. gedenkbar, innerlich widerſpruchslos ſeyn.

Wenn im Reiche der Wahrheit oder Erkenntniß die Sinnlichkeit (äußere und innere), der Verſtand, die Urtheilskraft und die ſchließende Vernunft, hauptſächlich in Beſchäftigung ſind: ſo ſind hingegen im Gebiete der Schönheit zunächſt und weſentlich folgende Vermögen der Seele beſchäftiget.

a) Der innere Sinn, als der auffaſſende Schauplatz der äußeren *) und in-

*) Von äußeren Anſchauungen können ſich nur die des Geſichts und Gehörs zur äſthetiſchen Darſtellung eignen, oder gebraucht werden.

neren *) Anſchauungen. In dieſer Beziehung auf das Schöne heißt derſelbe der Geſchmack, Schönheitsſinn, sensus aestheticus, das Gefühl des Schönen.

b) Die reproductive Phantaſie, welche vormals angeſchaute, jetzt abweſende Gegenſtände, in der Nachahmung durch das Gegenwärtige, anſchaulich darſtellt.

c) Die productive Phantaſie, das eigentliche Dichtungsvermögen, welches mögliche Gegenſtände in der Nachahmung durch das Gegenwärtige, anſchaulich darſtellt.

Das Weſen der natürlichen Schönheit ſowohl, als der mechaniſchen gemeinen Kunſtſchönheit, ſchließt alles Häßliche oder Nichtgefällige von ſich aus, und der Gegenſtand hört durch deſſen Beimiſchung gänzlich oder theilweiſe auf, ſchön zu ſeyn. Von der künſtleriſchen oder äſthetiſchen Schönheit hingegen,

*) Oft iſt, beſonders in der Muſik und Dichtkunſt, der innere Sinn, dieſes anſchauende Vermögen in uns, zugleich auch Gegenſtand der Darſtellung, indem die ſucceſſiven inneren Anſchauungen, Empfin-

dem Wahren, darum abzusondern, würde dem abergläubischen Andächtigen gleichen, der aus Furcht, zu wenig zu glauben, dem Gebrauch seiner Vernunft entsagte, und lieber Gefahr laufen wollte, die ungereimtesten Mährchen für Wahrheiten anzunehmen, als zu untersuchen, ob der Gegenstand seines Vorurtheils die Hochachtung auch wirklich verdiene, die er auf Hörensagen demselben gewidmet hatte.

Ueberhaupt scheint der ehrliche Quidam sehr übel zu finden, daß man sich die Freyheit genommen, einen so ehrwürdigen Mann, wie Cato, mit einem so grossen Narren, wie Don Quischotte, zu vergleichen. Vermuthlich gehört der Quidam unter die weisen Männerchen, welche ihre Zeit übel anzuwenden glaubten, wenn sie ein Buch, das ihnen nur zum Zeitvertreib gemacht zu seyn scheint, mit Aufmerksamkeit lesen sollten. Gleichwohl sind wenig Bücher in der Welt, welche ernsthafter gelesen und öfter wieder gelesen zu werden verdienten, als der Don Quischotte; ja, wir erdreisten uns, zu behaupten, daß ein Professor, der dazu angestellt würde, öffentliche Vorlesungen über den Don Quischotte zu halten, der studierenden Jugend und dem gemeinen Wesen ungleich nützlicher seyn würde, als ein Professor des Aristotelischen Organons. Hätte Quidam das Buch des weisen Cervantes gelesen, wie man lesen soll, so würde er vermuthlich klug genug daraus geworden seyn, um sich über einer Vergleichung zwischen Cato und Don Quischotte nicht zu ärgern.

die man vorzugsweiſe Kunſtſchönheit nennt, ſind auch Gegenſtände, die in der Wirklichkeit ungefällig, ſogar häßlich oder ſchrecklich ſind, nicht unbedingt ausgeſchloſſen; z. B. Gemälde von Würgeſchlachten, Zweikampf u. dgl., der von Schlangen umwundene Laokoon; Gedichte von Peſt, Erdbeben, Hungersnoth u. dgl. Denn das Weſen und der unterſcheidende Charakter der künſtleriſchen Schönheit liegt, neben der künſtleriſchen Abſicht oder äſthetiſchen Tendenz und Richtung, hauptſächlich in dem Scheine, in dem freien Spiele der Phantaſie, in der lebendigen anſchaulichen Darſtellung des Abweſenden oder Möglichen. Dieſer Schein, dieſes freie Spiel iſt die Grundlage aller Künſte des Schönen. Naturſchönheit iſt: durch ſich gefällige Mannichfaltigkeit, in Einheit verſchmolzen. Kunſtſchönheit iſt: bedeutſam gefällige Mannichfaltigkeit in Einheit verſchmolzen. Die Wohlgefälligkeit liegt hier nicht in dem Gegenſtande, ſondern vornehmlich in der Bedeutſamkeit deſſelben, in eben jener täuſchenden, anſchaulichen, lebendigen Erſcheinung des Abweſenden und Möglichen; nicht in dem Dargeſtellten oder Nachge-

dungen, Gefühle u. ſ. w. ſymboliſch, durch Zeichen, Töne, Worte dargeſtellt werden.

ahmten, sondern in der Art, wie es dargestellt, nachgeahmt wird *).

*) Durch die Darstellung wird z. B. Satan, in den Dichtungen Milton's und Klopstock's, ästhetisch schön. So sind Guarini's und Ovid's Schilderungen der Pest, Dante's Beschreibung der Hölle, Ovid's und Voltaire's Darstellungen des Hungers, Ovid's Bild des Neides u. a. m. schön im Kunstsinne. Hier ist kein Kunstproduct wegen seines Gegenstandes vom Prädicat der Schönheit ausgeschlossen. Wenn nur das Wesen des Gegenstandes nach seiner Eigenthümlichkeit mit lebendigen, treffenden Zügen dargestellt, und das Mannichfaltige zur geschlossenen Einheit geschickt verbunden ist: so ist die Darstellung schön, der Gegenstand sey, welcher er wolle, eine Grazie oder eine Furie und Meduse, ein Thersites oder ein Adonis. „Daher geben (sagt ein älterer Aesthetiker) Laster so gut Stoff für die Kunst, als Tugenden, ein Böswicht sowohl als ein Heiliger, ein Nero wie ein Titus." Das Schöne liegt hier, wie schon gedacht, nicht im Gegenstande, sondern im täuschenden Scheine.

D'un pinceau délicat l'artifice agréable
Du plus affreux objet fait un objet aimable.

Boileau.

Nicht der Stoff, sondern die Behandlungsweise ist es, was den Künstler und Dichter zeigt. Baumgarten's Unterscheidung: inter pulcritudinem

Wo und wann das Reproductions- und das Dichtungsvermögen, mit der künſtleriſchen Tendenz des Schönen begleitet, ſich wirkſam erzeigt, d. h. ſich mit anſchaulicher Nachahmung und Darſtellung abweſender oder möglicher Gegenſtände ohne fremden äußern Zweck, lediglich um der Darſtellung ſelbſt willen, und in der Abſicht, dadurch Wohlgefallen zu erregen, beſchäftiget: da und alsdann entſteht Poeſie im weiteſten Sinne, freie

objecti et pulcritudinem *cogitationis*, zielt vielleicht eben hierauf ab. Die letzte ſcheint keine andere zu ſeyn, als die Schönheit der Erfindung, Anordnung, Ausführung, die poetiſche Behandlungsweiſe des Gegenſtandes, das freie Spiel der Phantaſie, der Schein. Je vollkommener erreicht und getroffen der Gegenſtand (das Abweſende, Mögliche) iſt, je wahrer er ſeinem individuellen Weſen und Character gemäß dargeſtellt iſt, deſto ſchöner iſt die Darſtellung. „Kunſtſchönheit (ſagt Heinſe) „iſt unverfälſchte Erſcheinung des ganzen Weſens, „wie es nach ſeiner Art ſeyn ſoll. Wer die Ei„genheiten aller Geſtalten der Weſen von ihrem „Leben abempfunden hat und wieder ſo darſtellen „kann, der rühme ſich, der höchſte Meiſter in „der Kunſt zu ſeyn, und alle Art der Schönheit „inne zu haben. Der iſt noch nicht erſchienen und „wird auch nicht erſcheinen.“

Kunſt. Die Alten definirten ſie per artem imitandi (Nachahmungskunſt). Schon Ariſtoteles ſetzte in der Nachahmung die Grundquelle alles Schönen der Kunſt. Und Horaz nennt den Dichter Imitatorem, (Nachahmer der Natur).

Poeſie im weiteſten Sinne, oder freie Kunſt hat zu ihrem eigenthümlichen ausſchließlichen Objecte das künſtleriſch-Schöne, die höhere Kunſtſchönheit, d. h. die lebendige anſchauliche, ſich ſelbſt zum Zweck habende, wohlgefällige Darſtellung abweſender oder möglicher Gegenſtände. Sie iſt die Kunſt, das Unſichtbare ſichtbar oder empfindbar, das Vergangene und Entfernte gegenwärtig zu machen, eine Welt von Gegenſtänden, Bildern und Empfindungen, durch Worte, Töne, Farben u. ſ. w. darzuſtellen, und zwar nicht zu andern Zwecken, ſondern um dieſer Darſtellung ſelbſt willen. Der äſthetiſche Künſtler (Schönkünſtler) ſtrebt, ſeinen abweſenden oder möglichen Gegenſtand dem Betrachter, dem Leſer, dem Hörer, ſo anſchaulich, als er vermag, zu machen, dem Auge der Phantaſie den Gegenſtand lebendig und leibhaftig vorſchweben zu laſſen, die Einbildungskraft und den innern Sinn bis zur Illuſion zu beſchäftigen. Man denke z. B. an des Zeuxes Trauben, an

des Parrhasius Vorhang, an Myrons Kuh, u. dgl. und schließe von dieser niedrigen Stufe bloßer Natur-Nachahmung auf höhere Stufen der Kunst.

Von der freien Kunst ist die mechanische, von dem Künstlerisch-Schönen das gemeine oder Mechanisch-Schöne dadurch unterschieden, daß die mechanische Kunst das Gegenwärtige Wirkliche als solches, die freie Kunst aber ebendasselbe als darstellendes, nachahmendes Zeichen und Bild des Abwesenden oder Möglichen aufstellt, und zwar in der Absicht, ein wohlgefälliges Ganzes zu bilden. Diese Absicht des Wohlgefälligen darf nicht mit der Beifallsucht verwechselt werden. Denn es ist genug, wenn das Kunstwerk jene Absicht durch sich selbst beurkundet, ungeachtet von niemand als seinem Urheber gesehen.

Bloße mechanische Schönheit, ungeachtet durch Kunst hervorgebracht, ist, als solche, niemals Schönheit im höheren Sinne; jedoch dient sie zuweilen als Hülfsmittel der künstlerischen Schönheit, indem sie zu dem Zwecke des Ganzen, ein Abwesendes oder Mögliches anschaulich zu repräsentiren, beiträgt. Ohne diese Absicht kann ein Kunstproduct oder ein Theil desselben zwar schön (im gemeinen Sinne)

ſeyn, aber nicht künſtleriſch-ſchön, oder — welches einerlei iſt — nicht poetiſch-ſchön. Denn dazu wird erfordert, daß es ein Erzeugniß des Reproductions- und Dichtungsvermögens, und zwar mit der Abſicht, einen abweſenden oder möglichen Gegenſtand mittelſt ſich ſelbſt bezweckender wohlgefälliger Nachahmung anſchaulich darzuſtellen, hervorgebracht ſey.

*) Man wendet mir vielleicht ein, daß nach dieſen Beſtimmungen die ſtümperhafteſte Darſtellung, z. B. die Roſe des Tünchers, künſtleriſche oder höhere Schönheit haben würde. Ich antworte darauf: Künſtleriſche, äſthetiſche Schönheit, ſo wie die Kunſt ſelbſt, iſt ein Unendliches, eine continuirliche Größe, deren Grade in einander fließen, deren Gränzen, in der Tiefe wie in der Höhe, nicht beſtimmt werden können, ſondern die aus endloſen Ab- und Aufſtufungen beſteht. Hier läßt ſich kein Maximum und kein Minimum annehmen. Iſt z. B. jene Tüncherei mit dem Gedanken gemacht, das Bild einer Roſe, wie ſie, eben vom Stock abgepflückt, blühet, in künſtlichtäuſchender Anſchauung darzuſtellen, und entſpricht das rauhe Bild durch Einheit im Mannichfaltigen der Grundregel alles Schönen: ſo nehme ich keinen Anſtand, demſelben künſtleriſche Schönheit in einem der niedrigſten Grade zuzugeſtehen. Ein anderes Beiſpiel! Geſetzt, das

Poeſie im weiten Sinne oder freie Kunſt, (nach Bouterwek's Ausdruck, die Ur-

Kind, nachdem es kaum den erſten Clavier-Unterricht empfangen, bemühte ſich, ſeine inneren Anſchauungen, Regungen, Gefühle durch ſelbſt gewählte Töne und ſelbſt erfundene Modulation anſchaulich, und nicht etwa zu Erreichung anderer kleiner Zwekke, auszudrücken; ſo hätte ſein roher Verſuch nicht allein künſtleriſche Tendenz, weil es die innere (verborgene) Welt ſeiner Empfindungen äußerlich darzuſtellen ſtrebte, ſondern auch — harmoniſche Verbindung der Töne vorausgeſetzt — künſtleriſche oder äſthetiſche Schönheit, obwohl auf einer ſehr niedrigen Stufe. Die Kunſt iſt eine Leiter von unüberſehbaren Sproſſen, deren Fuß, wie Jacobs Leiter, im Staube ſteht, und deren Gipfel ſich im Aether verliert. Der Bildner, der eine ſchöne Urne, zum Gebrauch als Potpourri, auf den Kauf verfertigt, iſt in ſofern kein freier, ſondern bloß mechaniſcher Künſtler, und die Urne hat nur gemeine Schönheit. Schuf er aber eine Urne mit der Idee, ein Aſchengefäß der Griechen- oder Römerwelt nachahmend darzuſtellen, ſo iſt er in ſofern äſthetiſcher Künſtler, und die Urne ſchön im höheren Kunſtſinne, obwohl noch auf einer ſehr niedrigen Stufe. Stellt aber der bildende Künſtler ſeine Urne in die Hand einer weinenden Römerin, als das Behältniß der Aſche ihres Gemahls, mit der

kunſt aller Künſte) zerfällt in ſo viele Zweige, als es ſolche einzelne Künſte giebt, bei welchen die künſtleriſche Schönheit (das Schöne im höheren Kunſtſinne), der Hauptzweck oder die vorherrſchende Tendenz iſt. Dadurch unterſcheiden ſich die einzelnen freien Künſte von den gemeinen oder mechaniſchen Künſten. Z. B. die Malerei bezweckt die nachahmende und zwar wohlgefällige anſchauliche Darſtellung abweſender oder bloß möglicher Gegenſtände durch Farben. Darum iſt ſie, in ſo fern ſie dieſem Zwecke entſpricht, keine mechaniſche, ſondern freie Kunſt, Poeſie im weiten Sinne.

Abſicht, eine Scene der Witwentrauer aus der alten Welt zu vergegenwärtigen, z. B. die Agrippina, wie ſie mit dem Aſchenkruge des Germanicus zu Schiffe geht; ſo iſt die Darſtellung in einem weit höheren Grade poetiſch oder künſtleriſch-ſchön, als jene. — Daher erklären ſich auch in der Dichtkunſt die unendlichen Grade von äſthetiſcher Schönheit der Gedichte, je nachdem das Ganze oder deſſen Theile poetiſcher oder gemeiner erfunden, die Mannichfaltigkeit der Theile größer oder geringer, das Mannichfaltige mehr oder minder harmoniſch zur Einheit verbunden, das Ganze mehr oder minder bedeutungsvoll iſt u. ſ. w.

So mit allen übrigen Künſten des Schönen *). Sie ſind ſämtlich Poeſie im weiten Sinne **), freie Spiele der Einbildungskraft, Ausflüge der Phantaſie in die Ferne, oder in das ideale Reich der Möglichkeit, von wannen ſie mit reicher Ausbeute zurückkehrt.

Da die Gegenſtände der freien Künſte oder der Poeſie im weiten Sinne theils das Abweſende, theils das Mögliche ſind, ſo eröffnet ſich ein zwiefacher weiter Spielraum für ſie, wovon beſonders das Feld des Möglichen unüberſehbar, unermeßlich, unerſchöpflich iſt. Hier gebietet der eigentliche Zauberſtab der Phantaſie, hier erſchafft ſie im eigentlichen Sinne, hier entlehnt ſie den Stoff zu ihren tauſendfachen Productionen, hier erſcheint ſie in ihrem höchſten ſchöpferiſchen Glanze.

*) „Schöne Künſte" halte ich für eine unſchickliche, und daher Abſchaffung verdienende Benennung.

**) Da Poeſie im weiten Sinne und freie Kunſt gleichbedeutende Dinge ſind: ſo erklärt ſich hieraus, daß man ſehr richtig und angemeſſen von äſthetiſchen Kunſtproducten, z. B. Gemälden, Meiſelgebilden, Tonſetzungen u. ſ. w. ſage: ſie ſeyen poetiſch gedacht, poetiſch ausgeführt, oder das Gegentheil.

Unter dieſen verſchwiſterten freien Künſten, die zuſammen unter dem Begriff der Poeſie im weiten Sinne enthalten ſind, ſteht die Poeſie im engern Sinne, oder die eigentliche Dichtkunſt oben an. Sie iſt die Kunſt, abweſende oder bloß mögliche Gegenſtände, durch nachahmende wohlgefällige Darſtellung mit Wort und Sprache, lebhaft und anſchaulich zu vergegenwärtigen.

Die Dichtkunſt (Poeſie im engern Sinne) unterſcheidet ſich alſo von andern Künſten des Schönen durch ihr Material (in ſo fern ſich von Zeichen dies Wort gebrauchen läßt), deſſen ſie ſich zur Ausführung ihrer Darſtellungen bedient, nämlich durch Wort oder Sprache; nur von der Redekunſt nicht, welche ſich des nämlichen Materials bedient. Daher iſt es von Nöthen, einen ſpecifiſchen Diſtinctiv-Charakter der Redekunſt aufzuſuchen; und dieſer kann wohl nirgend anders liegen, als in dem Zwecke der Redekunſt zu überreden, zu überzeugen, zu belehren, folglich in der Haupttendenz oder vorherrſchenden Beziehung auf das Wahre, es ſey nun das wirklich- oder nur ſcheinbar-Wahre) (d. h. einer ſolchen Beziehung auf das Wahre, wobei die Beziehung auf das Schöne nur untergeordnet, außerweſentlich, zufällig iſt. Wenn Dichtkunſt,

ärgern. Es iſt immer noch eine Frage, ob Cato oder der Held von Mancha mehr dabey zu verliehren hat. Don Quiſchotte war freylich ein Narr, was den Punkt der irrenden Ritterſchaft anbetraf, aber, ſeiner Narrheit ungeachtet, ein ſo edelmüthiger, frommer und tugendhafter Mann, als irgend eine wahre Geſchichte einen aufzuweiſen hat. Es würde ſehr überflüßig ſeyn, den Beweis hievon führen zu wollen. Seine ganze Geſchichte, von Anfang bis zu Ende, enthält dieſen Beweis. Er hatte ſich den erhabenſten Begriff von dem Charakter und den Pflichten eines irrenden Ritters aus allem, was man jemals edel, gut und lobenswürdig genennt hat, zuſammengeſetzt; und er war, ſeiner Abſicht und den Geſinnungen des Herzens nach, der Mann wirklich, der er zu ſeyn wünſchte. Daß die äuſſern Gegenſtände ſeinen Vorſtellungen nicht immer entſprachen, daß der Ausgang ſeine edelſten und wohlthätigſten Abſichten ſo oft zu Schanden machte, war ſeine Schuld nicht. Was konnte er dazu, als er mit ſo viel Großmuth und Unerſchrockenheit dem guten König **Pentapolin mit dem aufgeſchürzten Arm** gegen den mächtigen Kayſer **Alifanfaron**, Herrn der Inſel Taprobana, und gegen den Rieſen **Brandabarbaran**, Herrn der drey Arabien, zu Hülfe kam, und eine ſo groſſe Niederlage unter dem zahlreichen Heere der Unglaubigen verurſachte, was konnte er dazu, daß am Ende, was er für zwey furchtbare Kriegsheere angeſehen hatte, zwoo Heerden Schafe waren? Und als er den wackern

kunſt, wie Bouterwek ſagt, die ſchöne Gedankenkunſt iſt, ſo iſt hingegen die Redekunſt die Kunſt, wahre Gedanken vorzutragen.

Aber nach dieſer gefaßten Anſicht bin ich nunmehr geneigt oder vielmehr genöthigt, die Redekunſt, als ſolche, gänzlich vom Gebiet der freien Künſte oder der Künſte des Schönen auszuſchlieſſen, und ihr vielmehr ihre Sphäre ausſchließlich im Gebiete des Wahren anzuweiſen. Ich ſage mit Bedacht: als ſolche. Denn ſobald die Redekunſt in ihren Producten, es ſey im Ganzen oder ſtellenweiſe, eine vorherrſchende Richtung oder Tendenz auf das Schöne, d. h. auf das, was oben künſtleriſche oder höhere Schönheit hieß, zeiget: in eben dem Augenblicke wird das Product ganz oder zum Theil Poeſie, nämlich poetiſche Proſe, welche ich für eine Gattung der Poeſie — was ihr Viele haben abſtreiten wollen — anzuerkennen keinen Anſtand nehme.

Auf den Rhythmus, das Metrum, den Reim, kommt es mithin bei Abſteckung der Gränzlinien zwiſchen Redekunſt und Dichtkunſt gar nicht an. Ein metriſcher oder gereimter Vortrag, ohne vor-

herrſchenden Zweck des (künſtleriſchen) Schönen iſt keine Poeſie, ſondern Rede, verſificirte Proſe, oder vielmehr bloße Faſelei (Nugae). Ein Vortrag in ungebundenem Stiele, in Proſe, aber mit dem ebengedachten vorherrſchenden Zwecke des Schönen, iſt keine Rede, ſondern Poeſie, Gedicht, Dichtung, poetiſche Proſe.

Poeſie, ſowohl im weiten als engen Sinne genommen, leitet ihren Namen von dem griechiſchen Zeitworte ποιέω, (fingo, facio, creo) her; welches auf ihr eigenthümliches Weſen ſprechend genug hindeutet, auf das Bilden, Nachbilden, Erſchaffen, Erfinden, als Operationen der reproductiven und productiven Phantaſie; auf bedeutſame, täuſchend vor Sinn und Phantaſie gezauberte Anſchaulichkeit des (abweſenden oder möglichen) Dargeſtellten.

Bedeutſame Anſchaulichkeit — ja ſie iſt der weſentlichſte Charakter, das Arcanum aller Künſte des Schönen. Wir wollen, um dies zu erläutern, beiſpielsweiſe bei der Dichtkunſt ſtehen bleiben. Anſchauungen und überall Anſchauungen, aus den Vorrathskammern der Seele, aus Gedächtniß und Phantaſie geſchöpft, oder durch die letzte erſchaffen, ſodann bis zur möglichſt erreichbaren Le-

bendigkeit der Darſtellung geſteigert, bis zur Idealität, d. h. bis zur Anſicht der Welt und des Lebens aus dem höhern Standpunct der Ideen, z. B. der Idee des Unendlichen, der reinen Menſchheit u. ſ. w. erhöhet und verfeinert. — Wer dieſe Anſchauungen lieblich an einander zu reihen verſteht, wer ſie in harmoniſch verſchlungener Mannichfaltigkeit, wie kleine, cykliſch zuſammengehörige Gemälde, zur Einheit unmerklich verbunden, (denn wer darf den Bindfaden am Blumenkranze ſehen?) darſtellt, und zwar ſo, daß ſie nicht für ſich, ſondern als Symbole eines entfernten oder möglichen höheren Gegenſtandes gelten, und eben hierdurch beziehungsvoll, bedeutſam werden: der — nur der hat gedichtet, ſchön gedichtet.

Gedichte, die mit Begriffen oder Schlüſſen zu Erweiterung der Erkenntniß — anſtatt mit Anſchauungen zum Genuß — durchwebt ſind, erregen Mißfallen, weil die Darſtellung aus dem Spielraume des Schönen in das ernſte Gebiet der Wahrheit hinüberſchweift. Die zarte Blume der Schönheit vertrocknet im fremden Boden. Bloße Wortmalereien, ohne ſinnvollen Gehalt, bedeutungsleere, beziehungsloſe Anſchauungen, ſelbſt von der ſchönſten

Gattung, laſſen ebenfalls unbefriedigt. Warum verhält ſich dies alles ganz anders, wenn z. B. Kleiſt's, Wieland's, Hölty's, Jacobi's, Schiller's, Mathiſſon's, Salis Bildergallerieen vor unſre Seele treten? Warum offenbart ſich uns hier Leben und Geiſt? weil in ihnen idealiſch vervollkommnete Anſchaulichkeit, beſeelt von geiſtiger, d. h. auch die höheren Seelenkräfte beſchäftigender und befriedigender Bedeutſamkeit, lebt und webt.

Dieſe ſinnvolle geiſtige Bedeutſamkeit eines Kunſtwerks, ja aller ſeiner Theile, iſt es eben, was — nebſt der engen Verbindung aller Theile oder dem genauen, gleichſam organiſchen Zuſammenſchluß derſelben in Ein Ganzes — ihm das weſentliche Gepräge eines äſthetiſchen Kunſtwerks aufdrückt. Von ihr, dieſer Bedeutſamkeit, wird jeder Theil des Kunſtwerks, wie von lebendigem Odem, durchhaucht. Der Künſtler, der Dichter, iſt der liebevolle Pygmalion, der ſeine Gebilde beſeelt, ſie mit einem inwohnenden Geiſte durch und durch erfüllt, mit einem Geiſte, welcher jeden empfänglichen Beſchauer, Hörer, Leſer, ahnen läßt, daß in der Kunſt etwas Mächtiges, Dämoniſches wohne, welches ihn in die Regionen einer höheren Exiſtenz

zu entzücken, ihn aus den Schranken der Sinnen- und Erfahrungswelt in die Unendlichkeit der Ideale emporzuheben vermag.

Frägt man, was für Gegenstände zur Dichtkunst (zur poetischen Behandlung) geeignet seyen? so läßt sich hier gar keine Art von Gegenständen im Allgemeinen ausschließen. Schon der alte biedere Hederich (in der Anleit. zu den philolog. Wissensch. S. 655) antwortete auf diese Frage: „Die Poesie hat zu ihrem Object alle und jede Dinge." — Und Bouterwek: „Das Eigenthümlichste der poetischen Schönheit ist ihre intellectuelle Universalität. Das Reich der Poesie umfaßt' alles Denkbare." Ihre Sphäre umspannt die ganze Natur, alles was ist oder seyn kann, die Körper- und Geisterschöpfung, die sichtbare und unsichtbare Welt. Das Genie weiß auch die abstractesten, übersinnlichsten Dinge poetisch zu behandeln, und es lassen sich durchaus dem Genie keine Gränzen setzen, wo es hieße: „bis hieher und nicht weiter!" — Selbst die ernstesten, trockensten Lehrsätze der Wahrheit und Vernunftweisheit dürfen und können in das Gebiet des Schönen hinübergespielt, aber Schönheit darf nie in das Reich des Wahren hinübergezogen werden. Mit andern Worten: das Schöne darf in der Darstel-

lung nie als Wahres, aber wohl das Wahre in der Darſtellung als Schönes behandelt werden. So wird z. B. in der Fabel eine moraliſche Wahrheit oder Regel ſinnlich, anſchaulich, dargeſtellt. Auf dieſem Satze beruht auch die Zuläſſigkeit des Lehrgedichts. Hier kommen zwar Begriffe und übrige Erkenntnißarten vor, aber in dem Colorit und mit der Verzierung von Anſchauungen, und mit vorherrſchendem Zwecke des Schönen.

Das Gute (moraliſch Gute) hat bloß und ausſchließlich praktiſche Bedeutung; welche Bedeutung das Wahre und Schöne als ſolche nicht haben, ſondern rein theoretiſche Begriffe ſind. Das Gute (die Güte) beſteht in der Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Handlungen mit dem Sittengeſetze (Moralprincip) und dem damit im Einklang ſtehenden moraliſchen Sinne (Gewiſſen) oder Tugendſinne.

In ſo ferne das Schöne Geſinnungen athmet und erweckt, oder Handlungen darſtellt, die mit dem Sittengeſetze harmoniren, oder im Widerſpruche mit demſelben ſtehen: pflegt man dem Schönen das Lob der Sittlichkeit, oder den Tadel der Unſittlichkeit beizulegen. Allein dieſes Lob oder dieſer Tadel

ſind ihm, an und für ſich betrachtet, außerweſentlich. Das Schöne als ſolches iſt, ſeinem Weſen und Begriffe nach, von dem Guten unabhängig, und hat ſeine eigenthümliche Selbſtſtändigkeit, wie ſeine eigenthümliche Wirkungsſphäre.

Noch minder Zweifel leidet die Außerweſentlichkeit bei dem Nebenzwecke des Nützlichen, der oft bei Producten ſchöner Kunſt angetroffen wird; wie auch bei dem Zwecke zu rühren, d. h. Gefühle, Leidenſchaften zu erregen. Alles dieſes liegt außer dem Weſen und eigentlichen Gebiete des Schönen, und iſt folglich nur zufällige Eigenſchaft bei den Werken der Künſte des Schönen, deren weſentlicher Zweck ſich einzig und allein auf das bloße Wohlgefallen an der Anſchauung, auf das, was ohne irgend ein anderes Intereſſe an und für ſich gefällt, beſchränkt. Schönheit (ſagt Leßing im Laokoon) iſt das höchſte Geſetz der Kunſt.

Soll aber ein Kunſtproduct, außer dem Prädicate der äſthetiſchen Schönheit, auch auf die Prädicate der Vortrefflichkeit, der Vollendung, der Vollkommenheit Anſpruch machen, ſo darf ihm allerdings der Charakter der Sittlichkeit, Uebereinſtimmung mit Tugend und Moralität, nicht feh-

len. Selbst jene geistige Bedeutsamkeit, die wie ein lebendiger Odem das Kunstwerk beseelt, sichert ihm diese Vollkommenheit, diese Vortrefflichkeit nicht. Es ist ein — wenigstens negatives — Erforderniß: daß ein Kunstwerk, welches auf jene höhere Vollkommenheit Anspruch macht, nicht in Disharmonie mit der sittlichen, reinmenschlichen Natur des Menschen stehen dürfe. An dem schönsten, aber unsittlichen Gemälde vermißt man mit Bedauern, unmittelbar nach dem Kunstgenusse der Beschauung, den Einklang mit den ewigen Gesetzen des Guten. Der Tugendsinn in uns erwacht neben dem Schönheitssinne, fühlt sich in seinen heiligen Rechten gekränkt, und rächt sich an dem Kunstwerk durch Kaltsinn. Aechte Objectivität, d. h. Bezug auf die reine Menschennatur, auf den Typus der Menschheit, macht das Gepräge eines vollendeten Kunstwerks aus.

Nur dann also, wenn die sinnliche (ästhetische), und die geistige, besonders moralische Tendenzen sich bei einem schönen Kunstwerke vereinigen, kommt demselben das Elogium der Vollendung oder der Vortrefflichkeit zu. Denn nur alsdann fühlen sich alle Seelenkräfte des Menschen angezogen, in wohlthätige Beschäftigung gesetzt, be-

friedigt. Alsdann erſt hat das Kunſtwerk harmoniſchen Bezug auf den ganzen Menſchen und auf ſeine Geſamt-Entwickelung, Geſamt-Veredlung; nicht bloß auf Sinn, Phantaſie und intellectuelle Geiſtesvermögen, ſondern auch auf Herz, Gefühlvermögen, und ſittliche Willenskräfte, mit Einem Worte, auf Humanität, auf reines Menſchenthum, reine Menſchenwürde. „Die Kunſt" ſagt Schiller, „ſoll ein „Spiel ſeyn, aber ein poetiſches. Alle Kunſt iſt der „Freude gewidmet, und es giebt keine höhere und „keine ernſthaftere Aufgabe, als die, Menſchen zu „beglücken. Die rechte Kunſt iſt nur dieſe, welche „den höchſten Genuß verſchafft. Der höchſte „Genuß aber iſt die Freiheit des Gemüths in dem „lebendigen Spiel aller ſeiner Kräfte." — Der Künſtler, der Dichter gebe alſo ſeinen Werken, neben der äſthetiſchen Schönheit, auch ſittliche Schönheit, moraliſche Güte, und mit dieſer den Grad von Vortrefflichkeit und Vollkommenheit, der ihm erreichbar iſt; das wahre καλον κ'αγαθον der Griechen! Es iſt der Gipfel der Kunſt, ſich auf die reine Menſchheit zu beziehen, und durch dieſe Beziehung die Menſchen zu veredeln. „Es ſey" (ſagt Herder, der humane Lehrer der Humanität,) „der höchſte Triumph der Künſte, den Menſchen als „Menſchen auszubilden, das Thieriſche in ihm gegen

„ſich und die Geſellſchaft allmählich auf die ſanfteſte, „wirkſamſte Art hinwegzuthun. Daher ihre Benen„nung: Humaniora.“

Auf dieſer Idee von cultivirender Kunſt beruht auch die Lehre von äſthetiſcher Erziehung des Menſchen. Ars emollit mores, nec sinit esse feros. „Unſre Vergnügungen“ lehrt Vater Wieland, „werden deſto feiner, edler „und ſittlicher, je mehr die Muſen Antheil daran „haben.“ Selbſt der bei dem Schönen, als ſolchem, außerweſentliche Zweck, zu rühren, auf das Herz zu wirken, es in Gefühle, Wünſche, Thränen aufzulöſen, es bis zum Enthuſiasmus der Tugend zu entflammen, wird in dieſem Bezug auf das Gute ehrwürdig, und erhöhet die Vortrefflichkeit eines ſchönen Kunſtwerks.

In der Dreikrone des Menſchenthums: Erkenntniß, Freude, Tugend, iſt die Tugend der höchſte Edelſtein, der die Strahlen der Vollendung ausgießt.

Buri.

Ritter **Don Gaiferos** und die ſchöne **Meliſandra**, mit ſo vielem Eyfer gegen die Mauren beſchützte; hatte er darum weniger Recht, ſich mit dem Bewuſtſeyn, eine tapfere und wohlthätige That gethan zu haben, über die Bosheit der Zauberer, ſeiner Feinde, zu beruhigen; weil ſichs beym Ausgang zeigte, daß Don Gaiferos, die ſchöne Meliſandra, der König Marſilius und alle ſeine Mauren bloße Marionetten waren? Freylich ſind wir andern, welche dies ſchon vorher wußten, nicht zu verdenken, wenn wir die Achſeln zücken, da er, nachdem er die Unglaubigen in die Flucht gejagt und einen der edelſten Ritter von Carl des Groſſen Hofe ſo glücklich befreyt zu haben glaubt, mit dem Triumphe der ſüſſeſten Selbſtzufriedenheit ausruft: „Nun möcht' ich „doch gleich alle diejenigen vor mir haben, welche „nicht glauben wollen, wie nützlich der Welt die „irrenden Ritter ſind! Man ſehe mir einmal, „was aus dem Don Gaiferos und der ſchönen „Meliſandra ohne mich geworden wäre? Es „lebe die irrende Ritterſchaft, Trotz ihren Nei„dern, und dem Unglauben derjenigen, welche „nicht Muth genug haben, ſich einem ſo gefahr„vollen Stande zu widmen! u. ſ. w.—“ Allein dem ungeachtet gieng in der Seele des guten Ritters das nehmliche vor, was in ihr hätte vorgehen können, wenn der wirkliche Don Gaiferos und die wirkliche Meliſandra ſeines Armes vonnöthen gehabt hätten; und er hatte, da er von Meiſter Petern, dem Eigenthümer des Marionettenſpiels, aus ſeinem ekſtatiſchen Gemüths-

II.

An einen Jünger der Kunſt.

Ein rhapſodiſches Fragment.

Sanft, wie der Weſte Hauch um die Roſen,
Schwebe leicht und leiſe Dein Genius,
Jüngling! um die Blüten der Phantaſie
Und ihrer Vermählten, der ſtillern Empfindung,
Sorgſam, daß nicht die zarten Schmelze
Dieſer überirdiſchen Flora
Des weilenden Fittichs Schwinge berühre.
Sehnend die Blicke herniedergeſenkt,
Tief im Anſchaun der Schönheit verloren,
Harr' er — ſie ſind nicht fern — der Minuten der Weihe,
Da ihm, der ätheriſchen Roſen etwelche
Zum Kranz zu erleſen, vergönnt wird.
Aber ſie pflück' er mit zartem enthaltſamen Finger,
Fern von jener böotiſchen Rohheit,
Welche, gierig die heiligen Beete plündernd,
Aufrafft, was ſie zu raffen vermag.
Ihm zur Strafe verwelken die Roſen
Unterm Drucke der unzarten Hand.

Auch zum edlen Geſchäft des Ordnens in Kränze
Erwart', o Jüngling, der Begeiſtrung Hore!
Zwiefacher Zartheit und Sorgfalt bedarf's hier —
Traun! Nicht frommet des Ganzen Verfert'gung,
Nicht die ſtrotzende Füll' und Ründe
Nicht der Farben üppiger Prunkglanz:
Zeuget einzelner Theile Ort und Stellung
Von der Ungeſchicktheit der flechtenden Hand.
Hier iſt freiwillige Armuth Reichthum.
Spärlichen Zierrath ſoll weiſe Auswahl,
Die vom Gröbern nicht bloß das Feine,
Die vom Feinen das Feinſte noch ſcheidet,
Sinnig erkieſen und ſinnvoll ordnen.

Anſchauliche Schönheit, vermählt mit geiſtiger
Bedeutſamkeit — ſie iſt das Leben der Künſte;
Jene die reizende Hülle, dieſe die Seele.
Leerer Tand bleibt auch das ſchönſte Gebilde,
Wird's von tief einwohnendem Sinne nicht,
Wie von beſeelendem Odem, lebendig durchhauchet.
Auch mangl' ihm nicht, o Künſtler! der Vollendung
Höchſtes, des Guten unverletzliches Kleinod.
Nicht ungeſtraft trennt ſich die Kunſt,
Ein Mißlaut, von dem reinen großen Einklang
Erhabner menſchlicher Beſtimmung und Natur,

Vom Drei-Accorde: Wahrheit, Schönheit, Tugend.

O präge ſtets und überall in Deinen Werken
Das Ideal der reinen Menſchheit aus! —

Iſt Dir ein Kranz voll Anmuth, o Jüngling,
Ein zarter, ſinnvoller, ſchöner, reiner,
Gelungen einſt: dann tritt andächtigen Sinns
Mit dem Gewind', ein würd'ger Opferer,
In den Tempel der hohen himmliſchen Grazie,
Wo in heil'ger Stille die Göttin verſchleiert thronet;
Lege ſchüchtern den Kranz am Fußgeſtell nieder,
Voll des beſcheidnen künſtleriſchen Bewußtſeyns,
Daß der Göttin Haupt unerreichbar,
Keinem Sterblichen es zu krönen vergönnt ſey.

Buri.

III.

Correſpondenznachrichten.

1.

Literäriſche Beſchäftigungen Marburger Profeſſoren.

Auf meiner neulichen Reiſe nach F. ſah ich auch das mir liebe, romantiſch gelegene, durch einige ältere Kunſtwerke ausgezeichnete, und als mehrhundertjähriger Sitz der Wiſſenſchaften ehrwürdige Marburg wieder. Sie wiſſen, daß Orte, wo ſeit Jahrhunderten die guten Genien der Wiſſenſchaften walteten, und noch manches Denkmal an eine kräftige und hochherzige Vorzeit erinnert, etwas ſehr Anziehendes für mich haben. So iſt auch Marburg ein ſprechendes Denkmal des großmüthigen Landgrafen Philipp's und ſeiner preißwürdigen Nachfolger, die in wohlthätiger Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte ihren höchſten Ruhm ſuchten. Noch blüht die dortige Univerſität, trotz den Stürmen der Zeit, und ihre Lehrer wirken, ohne viel Geräuſch zu machen, Gutes und Heilſames. Noch beſtehen, ſo viel ich weiß, auch die verſchiedenen, zum Theil ausge-

zeichneten Institute der Universität. Tiraden über neue wichtige Fortschritte der Lehranstalt im Zeitungsstile erwarten Sie von mir nicht, wohl aber eine kurze Erzählung dessen, was ich dort wirklich fand.

An mancherlei Vergnügungen und Zerstreuungen fehlt es dem kleinen Orte nicht, und die vielen lebendigen Zirkel, die ich hier kennen lernte, scheinen dem ernstern Weltbürger, dem der stürmische Zeitgeist rauschende Genüsse verleidet, eines andern überzeugen zu wollen. Nie war ich ein Freund großer Zirkel, worin Spiel, Wein und politisches Gerede, das jedoch gegenwärtig überall gehörig abgemessen seyn muß, an der Tages-Ordnung sind; an kleinern angenehmen Zirkeln fehlt es Marburg auch nicht. Diesmal jedoch nur ein Paar Worte über die löbliche literarische Betriebsamkeit einiger dortigen Gelehrten! Ohne aber der wackern Männer zu erwähnen, die als Dozenten Gutes wirken, will ich nur auf einige der neuesten erfreulichen Erscheinungen im gelehrten Fache hindeuten.

Von Münscher's schätzbarer Dogmengeschichte ist der vierte Band erschienen, der die baldige Vollendung des ganzen Werkes lebhaft wünschen läßt. Wachler und Rommel haben am 14ten Junius

d. J. des edeln Joh. v. Müller Andenken in ſchönen Reden gefeiert, welche nunmehr beide im Druck erſchienen ſind. Die neuen theol. Annalen des erſten, die jetzt in Frankfurt am Main gedruckt und verlegt werden, behaupten ihre vorige Brauchbarkeit. Von Tennemann's Geſchichte der Philoſophie iſt ein ſiebenter Band erſchienen, der die fünfte Periode: „Philoſophie im Dienſte der Kirche" mit Geiſt, Umſicht und Unpartheilichkeit behandelt. Juſti hat kürzlich ſeine Blumen althebräiſcher Dichtkunſt herausgegeben; — eine den Freunden orientaliſcher Dichtkunſt erfreuliche Sammlung, die das Schönſte, Rührendſte und Erhabenſte, was die hebräiſche Poeſie in den verſchiedenen Zeiträumen ihrer Blüte, Reife und ihres allmähligen Verfalls aufzuweiſen hat, in neuen metriſchen Ueberſetzungen mit Erläuterungen und Anmerkungen giebt, und wozu, außer dem Herausgeber, von Marburgiſchen Gelehrten Arnoldi und J. M. Hartmann, und von auswärtigen Auguſti, Eichhorn, Dahl, Hufnagel u. a. treffliche Beiträge geliefert haben. Gegenwärtig iſt Juſti mit der Herausgabe einer zweiten verbeſſerten und vermehrten Auflage ſeiner, im vorigen Jahre erſchienenen Gedichte beſchäftiget. Sie haben bereits mehrere öffentliche günſtige Beurtheilungen derſelben geleſen; es wird Ihnen

aber

aber gewiß auch angenehm seyn, wenn ich Ihnen hier die schriftliche Beurtheilung dieser Gedichte von dem geistvollen Johann von Müller mittheile, die der Verewigte in einem ausführlichern und inhaltsreichen Briefe an den Verfasser, der ihm seine Poesieen zugeschickt hatte, gegeben hat. Justi, der mir eine Abschrift dieses Briefs erlaubte, wird um so weniger über diese öffentliche Mittheilung zürnen, da ich nur denjenigen Theil des Briefs einrücke, den das literarische Publicum lesen darf. Vielleicht wird in der Folge der ganze gedankenreiche Brief abgedruckt. Da jeder anonyme Kunstrichter, er stehe selbst so hoch, oder so niedrig als er wolle, seine Stimme in einem kritischen Blatte ablegen darf, so darf ja wohl auch das ermunternde Urtheil eines Mannes bekannt gemacht werden, dessen hohes Gemüth zu rühren, unstreitig des Dichters süßester Lohn seyn muß. Wer aber wird nicht gern das Urtheil eines Joh. v. Müller über Poesieen mit Interesse lesen, da der Verewigte zwar nicht selbst poetischer Schöpfer des Quinquenniums, aber doch einer der geistvollsten Männer unsrer Nation und vertraut mit den Dichtergenien der Alten war? —

„Einen Abend, (so schreibt er unterm 14ten Februar 1809) welcher hier häufig in Tanz und

Muſik verſchwindet, ſtehle ich, um endlich, edelſter Sänger der heiligſten Gefühle, für den Genuß, für die Rückkehr in die Tiefen meiner eignen Seele Ihnen zu danken, ſo ich ſeit mehrern Tagen Ihnen ſchuldig bin. Sie wiſſen, daß ich Ihre Muſe ſehr liebe, noch mehr, ſeit ich ſie ganz kenne. Sie berührt die zarteſten Saiten der Seele; ſie erhebt ahnungsvoll in unvergängliche Wohnungen; ſie führt in uns und dann heim. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, geliebteſter Dichter, wie dieſe Geſänge mich anziehen. Sonſt hörte ich ſie gern bei der Davidiſchen Harfe, und noch lüſtert mich unausſprechlich, Sie bald wieder auf dieſer zu hören. Aber ich erfahre, daß Sie von ſich, aus ſich zu hören ein eigener Genuß iſt, welchen in der Reinheit kaum ein anderer Vates (das iſt Ihr wahrer Name) gewährt. Haben Sie Dank, Sie haben mir einen Schatz für viele Stunden des Lebens geſchenkt, wo ich ſeiner bedürfen werde. Ich kann mir nun Ihre Seele denken, und begreife, wie Sie ſo brav ſind und ſo liebenswürdig: aus einem Gemüthe, wo dieſe Weltanſicht herrſcht, kann lauter Schönes und feſſelnde Hoheit der Gedanken entquellen. Wie waren Sie Sohn, wie Vater, Gatte und Freund! Könnt' ich jetzt meine Bande abwerfen, um mit Ihnen meine Gefühle zu miſchen! Es herrſcht auch in mir der

häusliche Sinn, lang, ja noch, meines Volkes Nationalsinn. Das ächte Glück, die wahre Würdigkeit, und der unüberwindliche Glaube keimt aus demselben, wie er in Ihnen ist. Daher auch die Vorsehung ihre Menschenerziehung nicht von Helden, sondern mit dem Erzväterleben anfieng. Wie Sie die ganze Natur beseelen, so, daß Alles spricht, daß über alle Kreatur die Sympathie sich ergießt! daß der Mensch nie einsam, und seine letzte Revolution ein kaum merkbarer Uebergang ist! Es ist etwas, das der Philosoph nicht erklärt, etwas, das im Sturm der Welt unbeachtet verhallt, aber es ist — ich weiß nicht was, wie so ein Wiederschein oder ein unbegreiflicher ernster Hall aus einer andern Welt, welche uns umgiebt, und in die wir einst erwachen. Dieses Θειον fühlte ich oft, und giebt Ihren Werken einen unbeschreiblichen Reiz. Das ist die ποιησω, welche, was wir nicht sehen, uns zeigt, und den durch Sinnlichkeit obruirten Sinn weckt. Mögen viele Trostbedürftige Ihnen das ablernen, und hinübergezaubert werden durch Sie in Edens unvergängliche Auen!" u. s. w. — —

Der im Fache der Zoologie berühmte Merrem hat vor Kurzem auch ein Handbuch der Botanik herausgegeben. Rommel's interessante Schrift:

die Völker des Kaukasus nach den Berichten der Reisebeschreiber, nebst einem Anhange zur Geschichte des Kaukasus. Weimar 1808, ist Ihnen schon bekannt. Vom Prof. Bauer ist ein Lehrbuch des französischen Civilrechts erschienen, worüber der Verfasser Vorlesungen hält. Einige neuerdings erschienene kleine, zum Theil schätzbare Schriften, Programme u. s. w. akademischer und anderer Gelehrten Marburgs übergehe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden. Die Stellen des im Nov. 1808 gestorbenen vortrefflichen Rechtsgelehrten Weis, und des unglücklichen Mediziners Sternberg's sind noch unbesetzt. Die General-Direction der Studien ist, an Joh. v. Müller's Statt, dem Staatsrathe Leist übertragen worden. Möge Marburg's ehrwürdige Lehranstalt, die, wie man mich versicherte, zugleich die Hauptquelle der Subsistenz der dortigen Bürger ausmacht, noch lange, im Geiste ihres unsterblichen Stifters L. Philipp's, die Pflegerin der Wissenschaften, Künste und Sitten, und die Wohlthäterin der braven Bewohner Marburg's bleiben, und mögen die aufmunternden öffentlichen Versicherungen ihres fernern Flors in erfreuliche Erfüllung gehen! — —

— — n.

müthszuſtande zurückgebracht wurde, vollkommen Recht, ſich mit dem Gedanken zu tröſten; „daß er bey der ganzen Sache keine andre Abſicht gehabt, als die Pflichten ſeines Standes zu erfüllen. Entſpricht der Erfolg meiner Abſicht nicht, ſetzt er hinzu, ſo iſt es nicht meine, ſondern der verfluchten Zauberer Schuld, die mich aufs äuſerſte verfolgen.“ Alles dies beweißt wenigſtens ſoviel, daß die Vergleichung, welche den Quidam ſo ſehr erhitzte, daß er in ſeinem Unwillen die Feder ergriff, und eine Epiſtel voll platter Verſe gegen den armen Dichter ſchrieb — dem Herzen und der Tugend des groſſen Cato keine Schande macht. „Aber Don Quiſchotte war doch ein Narr, (ſagt man) ein Narr, der in einen Keficht eingeſperrt zu werden verdiente?“ Gut, und nun fragt ſichs, ob der groſſe Cato, da er in dem äuſerſt verdorbenen, geſetzloſen, und einer neuen monarchiſchen Verfaſſung ſchlechterdings bedürftigen Rom die Rolle ſeines Urgroßvaters ſpielte, und durch eine moraliſch unmögliche Wiederherſtellung jener Sitten, die ehmals das arme Rom groß gemacht hatten, dem verzweifelt-böſen Zuſtande des zu einer ungeheuren Gröſſe aufgeſchwollenen Roms abhelfen wollte, ob er da was weiſeres und ſchicklicheres unternommen habe, als Don Quiſchotte, da er unternahm, den in Verfall gerathenen Stand der irrenden Ritterſchaft (einen Stand, der in den Zeiten der Kreuzzüge ſo wohlthätig und gewiſſermaſſen unentbehrlich geweſen war) in den Zeiten

Phi-

2.

Nachrichten aus Schweden.

Stockholm, den 20. Julius 1809.

— Ich eile, um Ihnen die wichtigſten politiſchen Neuigkeiten mitzutheilen, die wir erlebt haben, und dann werde ich mit einigen literariſchen ſchließen. — Die merkwürdigen Umſtände der Revolution vom 13ten März ſind Ihnen unſtreitig ſchon ſo bekannt, daß ich davon nichts zu erwähnen brauche. Die Reichsſtände, welche hier ſeit dem erſten Mai verſammelt waren, haben im vergangenen Monate eine neue Regierungsform unterſchrieben und durch den Druck bekannt gemacht. Durch dieſelbe wird zwar die Sicherheitsacte verworfen, die königliche Macht aber nicht mehr eingeſchränkt, als durch die vom Jahre 1772. Guſtav Adolf IV. und ſeine Familie haben, bisher ſtreng bewacht, zu Gripsholm gelebt und alles erhalten, was zur Bequemlichkeit ihres Lebens dienen konnte. Unſer nunmehriger König Karl XIII. ward am 29ten Junius gekrönt, und am erſten d. M. huldigten ihm die Reichsſtände. Dieſe Feierlichkeit war äußerſt ſchön und von großem Eindrucke. Sie geſchah unter freiem

Himmel vor der Bildsäule Gustav's III. *). Der König erschien im Krönungsornat mit Krone und Zepter; der ganze Hof war in Gala, und die Ritter in ihren Ordenskleidern. Der Wahlspruch unsers Monarchen: Das Wohl des Volks ist mein höchstes Gesetz! versichert meinem Vaterlande glücklichere Zeiten als die letztverflossenen. Er hat Schweden gerettet und besitzt daher die Herzen der Staatsbürger. Die Russen, welche schon Westerbotten eingenommen hatten, haben sich, aus Mangel an Proviant, zurückgezogen. Man ist mit der Wahl eines Thronfolgers jetzt beschäftigt. Hernach soll unser Königreich nach der neuen Constitution ein Erbreich werden, eben so, wie es dies nach der alten war. In den Kirchen bittet man jetzt für den König, die Königin, die verwittwete Königin und die Prinzessin Sophia Albertina; allein für niemanden aus Gustav Adolf's IV. Familie, die gänzlich vom Throne ausgeschlossen ist. — Der Bischoff Rosenstein, ein junger wohlredender Prälat, hat sowohl die Reichstags-, als Krönungspredigt gehalten. Er ist nun zum Doctor Theologiae

*) Eine genaue Beschreibung dieses Meisterstücks hoher plastischer Kunst findet sich in J. G. Eck's Reisen in Schweden S. 156. u. f.

und Mitglieder des Nordſternordens ernannt worden. Der König hat bei Gelegenheit ſeiner Krönung ſehr viele Beförderungen vorgenommen. — Am 18ten und 19ten Junius wurden in Upſala 70 Häuſer ein Raub der Flammen. Die Domkirche nebſt den Univerſitätsgebäuden waren in Gefahr, wurden aber glücklicher Weiſe noch gerettet. Bei der feierlichen Magiſterpromotion, die im vorigen Mónat dort gehalten wurde, erhielten fünf und ſiebenzig den philoſophiſchen Lorbeerkranz. Zu Upſala ſowohl, als zu Lund ſind nunmehr Predigerſeminarien errichtet, welche uns geſchickte Kanzelredner (die wir ganz vorzüglich nöthig haben) verſprechen. In Stockholm iſt jetzt auch ein Taubſtummen-Inſtitut angelegt worden, welches den Einſichten ſeines Stifters, Herrn Secretär Borg ſehr zur Ehre gereicht. Auch erſcheint daſelbſt eine Zeitung ſeit Kurzem, die den Titel führet: Journal für Litteratur und Theater.

3.

Nachricht über die jetzt in Paris lebenden Philologen.

Paris, im August 1809.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welcher Dienstfertigkeit man alle meine Wünsche auf der kaiserlichen Bibliothek erfüllte, und wie viele Gefälligkeit mir die Herrn Conservateurs Du Theil und Millin während meines zweimonatlichen Aufenthalts in Paris bewiesen haben. Ich erzähle Ihnen von jedem etwas. Herr Du Theil ist ein durch seine französische Uebersetzung des Aeschylos berühmter Mann, der sich während der Revolution wie mancher andre würdige Mann versteckte und zurückzog. Er hatte die Wissenschaften geliebt, war im Umgange der Musen aufgewachsen und hatte mit ihnen fortgelebt. Wie die Ruhe wieder hergestellt wurde und für die Wissenschaften gesorgt werden sollte, sah man sich wegen der Männer in Verlegenheit, denen man Lehrstellen und Bibliothek anvertrauen könnte. Da zog man auch Herrn Du Theil aus seinem Dunkel hervor und übertrug ihm die Aufsicht über die griech. Mss. Es sind drei Conservateurs der Mss. auf der kaiserl. Bibliothek. Herr Du Theil ist über die griechischen gesetzt.

Die Wahl hätte in Anſehung des Herrn Du Theil, den ich kenne, ſchwerlich beſſer ausfallen können, ſo wie ſie ſehr gerecht war, denn die Stelle beträgt 6000 Franken; dazu iſt er Mitglied des Inſtituts von der Akademie, welches auch 1 500 Fr. einbringt, und Mitglied der Ehrenlegion, ſo daß er nun, Trotz ſeines in der Revolution erlittenen groſſen Verluſtes in ſeinem Alter mit Anſtand leben kann.

Er iſt ein Mann von groſſer Liebenswürdigkeit, gefällig, gutmüthig, herzlich, voll einer, ſeinem Alter und ſeinen Verdienſten angemeſſenen Würde. Die Schrecken der Revolution ſcheinen aber noch Spuren in ihm zurückgelaſſen und ſeinen, wohl an ſich etwas ſchüchternen Charakter noch ängſtlicher gemacht zu haben. Die Behutſamkeit, Aengſtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, mit der er arbeitet, bewahrt ihn vor vielen Fehlern der heutigen Gelehrten. Er will nicht durch Paradoxieen glänzen, nicht durch neue Ideen die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich ziehen. Ihm iſt das Alterthum heilig, und er ſucht eher alles Mögliche auf, um eine Stelle in einem alten Schriftſteller zu vertheidigen, als er zu einer gewagten Conjectur ſeine Zuflucht nimmt. Er arbeitet jetzt an einer, ihm von der Regierung aufgetragenen Ueberſetzung des Strabo.

Das Publicum kann ſich von dieſem Manne etwas Ausgezeichnetes verſprechen, denn er iſt, außer ſeiner gründlichen und nicht bloß in Frankreich, ſondern überall ſeltnen griechiſchen Sprachkenntniß, einer der eleganteſten franzöſiſchen Schriftſteller. Die Thätigkeit und Beharrlichkeit, mit der er beſonders in ſeinem Alter arbeitet, iſt unter Franzoſen ziemlich ſelten. Er war in den ſieben Wochen, die ich bisher die kaiſerliche Bibliothek beſuchte, faſt alle Tage von 10 bis 2 Uhr gegenwärtig, und arbeitete, wenn er nicht von Fremden geſtört wurde, ununterbrochen fort. Ich rechne es als einen hohen Gewinn meiner Reiſe hieher mit an, daß ich dieſen Veteranen kennen lernte. An ſeiner Seite arbeitete ich und mir war allemal wohl, wenn ich ihn als einen Schutzgeiſt neben mir ſitzen ſah. Auch muß er aus meinen Augen die hohe Achtung und Ehrfurcht, mit der ich ihm huldigte, geleſen haben. Es iſt ein eignes Gefühl, mit einem großen Mann in ſolchen Verhältniſſen zu arbeiten und zu einem Zwecke thätig zu ſeyn. Bald belebt ſein Beiſpiel und macht Muth, bald hält ſeine Ruhe den Raſchen zurück, bald erregt es die Hoffnung, nicht namenlos unterzugehen. Ich verdanke ihm und ſeiner Bereitwilligkeit mir alle Handſchriften, die ich wünſchte, mit der größten Schnelligkeit zu verſchaffen, meine ſchön-

ſten Freuden in Paris, die des Geiſtes. Gott ſegne ſein Alter und kröne ſeine Verdienſte! Die Erinnerung an ihn und an die auf der kaiſerlichen Bibliothek verlebten und benutzten Stunden, werden ein weſentlicher Theil meiner künftigen Freuden ſeyn. Als ich einſt mit teutſcher Genügſamkeit ſagte: daß ich mit dem, was ich hier gefunden und beſonders beim Vergleich der Mss. gelernt hätte, zufrieden wäre, gab er mir das ſchöne Zeugniß: Vous n'avez pas perdu votre tems!

Ein andrer Wohlthäter für mich war Herr Millin, Mitglied der Ehrenlegion und des Inſtituts, das Napoleon wieder aus dem Staube hervorzog, für die Mitglieder wieder einen Gehalt ausmittelte und zuſicherte. Denn auch dieſes war während der, alles Gute und Ehrwürdige vertilgenden, Revolution eingegangen. Daß er ein ſcharfſinniger Forſcher der Alterthümer und gründlicher Kenner der Medaillen, deren Conſervateur er iſt, weiß die ganze Welt. Er iſt ein Mann von feinem Ton, heiter, froher Laune, witzig, lebhaft, ein fröhlicher, die Geſellſchaft belebender Gelehrter, von ächter griechiſcher und römiſcher Hoſpitalität, auch gegen den, der keine tessera bringt. Sein Haus iſt ein Tempel und Gymnaſium, eine Lesche für jeden Fremden ho-

mogener Art, Damen und Männer. Hier hat Bredow mit teutſcher Beharrlichkeit die Mss. der Geographen benutzt. Man findet in ſeiner ziemlich anſehnlichen Bibliothek das Neueſte, wie die beſten Ausgaben der alten Claſſiker und die beſten Werke der Geſchichte, beſonders die beſten Schriften über Kunſtſachen und Alterthümer. Daß er ein Mann von weitumfaſſender und vielfacher Gelehrſamkeit ſey, beurkunden mehrere ſeiner Schriften. Ich wunderte mich ſehr, daß ein Mann, der ſo erſtaunlich große Bekanntſchaft hat, einen ſehr ausgebreiteten Briefwechſel führt, und in den größten Häuſern bekannt iſt, doch ſo viel arbeitet. Aber er iſt wie alle Männer lebhaften Geiſtes. Wenn ſie nur wechſeln können, ſo ermüden ſie nicht und leiſten, mit Leichtigkeit arbeitend, in einer Stunde mehr, als langſame in mehreren Stunden. Er fliegt durch die Bücher und ergreift die beſten Gedanken bei den Schwingen. Sein Blick iſt ſcharf, ſein Auge geübt, ſeine Phantaſie thätig, ſeine Sprache blühend. Heilig bleibt mir der Mann und der Ort, ſeine Bibliothek, wo ich gewöhnlich von zwei bis fünf und ſechs Uhr arbeitete. Der Gedanke an die nahe Trennung von dieſem Muſageten und ſeinem Muſentempel macht mich traurig, wenn ich bedenke, wie viel ich verliere, wenn ich Paris verlaſſen muß. — Bei den Medaillen iſt

der würdige Sohn des allgemein geschätzten gründlichen Philologen Oberlin angestellt und arbeitet gewöhnlich des Tages einige Stunden bei Herrn Millin. Unter die interessanten Gelehrten, die ich hier kennen lernte, gehört der hessendarmstädtsche Legations-Secretär Herr Bast. Ihn schätzt jeder Freund Hellas und der Musen. Seine paläographischen Bemerkungen sind ein wahrer Schlüssel zu den Schätzen der griechischen Manuscripte. Er dürfte nicht leicht einen Zug in den Manuscripten finden, der ihm unauflöslich wäre. Die verzogensten und verzerrtesten Kreuz- und Querstriche liest er mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Fertigkeit und wohnt in den Scholiasten. Von ihm hat die gelehrte Welt, besonders in Ansehung des Plato, viel Gutes zu hoffen. Auch ihn hatte ich oft das Vergnügen auf der Bibliothek zu sehen, wo er mit unermüdetem Eifer wie ex professo, nicht wie Dilettant, arbeitet. Er ist bieder und gefällig, teutsch, selbst in seinem Aeußeren. Ihn ändert Luft, Wind und Klima nicht so leicht; er ist ein Mann in vollem Sinn des Worts. Es freut mich allemal, wenn das Innere mit dem Aeußern vereint bleibt, und sich der ganze Charakter des Teutschen in seiner Reinheit und Aechtheit, selbst unter einem fremden, besonders so ansteckenden Volke, erhält und behauptet. An ihm erkennt man das

teutſche Gepräge noch ganz. Man erblickt ihn und ſagt: das iſt ein Teutſcher!

Ein anderer Gelehrter, dem ich unendlich Viel ſchuldig bin, iſt Herr Haſe, Mitaufſeher über die griechiſchen Manuſcripte, unter der Oberaufſicht des Herrn Du Theil. Er hat mich mit zuvorkommender Gefälligkeit aufgenommen, mir in Anſehung der griechiſchen Handſchriften manche belehrende Winke gegeben. Auch er hat eine erſtaunliche Fertigkeit im Leſen der ſchwerſten Handſchriften und im Erklären der Scholien, wozu unſtreitig auch ſeine nicht gewöhnliche Kenntniß des Neugriechiſchen viel beiträgt, die er ſich durch den Umgang mit Neugriechen, deren es Mehrere hier giebt, und mit denen er gewöhnlich griechiſch ſpricht, erworben hat. Es iſt ein wahres Glück für die Literatur, beſonders für diejenigen, welche hier griechiſche Manuſcripte vergleichen wollen, daß Herr Haſe hier angeſtellt iſt, denn er macht ſich ein Vergnügen daraus, literäriſche Wünſche zu befriedigen. Die Epistolae parisienses, die Herr Baſt und Haſe mit einander gewechſelt haben, und die nächſtens im Publicum erſcheinen werden, enthalten, ſo viel ich gehört habe, ſehr intereſſante Nachrichten. Seine Muſterung der hieſigen, noch ungedruckten griechiſchen Handſchriften, von denen er eine nach der andern

Philipps des dritten wieder herzuſtellen? Alles wird wohl bey Beantwortung dieſer Frage darauf ankommen, ob und in wie ferne die Umſtände, unter welchen Cato die Sitten und Grundſätze des hölzernen Roms in dem marmornern Rom wieder herſtellen wollte, ſich gegen ſeine Unternehmung eben ſo verhielten, wie ſich zu Don Quiſchottens Zeiten die Verfaſſung Spaniens gegen das Unternehmen dieſes tapfern und wohlmeynenden Junkers verhielt; — und dies wird der Gegenſtand des erſten Theils des vor einiger Zeit verſprochenen Anti-Cato ſeyn. Wenn dieſe Unternehmung den Charakter dieſes Römers von Seiten der moraliſchen Gröſſe durch den Contraſt mit der Verdorbenheit ſeiner Zeitgenoſſen nur deſtomehr erheben wird; ſo wird ſie hingegen nicht weniger das Urtheil rechtfertigen, das Cicero, ſein Freund und Bewunderer, in einem ſeiner vertrauten Briefe, von ihm fällt; (*) und Catons Beyſpiel wird die Wahrheit des Verſes im Endymion beſtätigen:

Doch ſelbſt die Tugend kan kein Schwärmer
weislich lieben!

Dieſem erſten Diſcours ſoll ein andrer folgen, worinn wir die Tugend Catons gegen das Ideal der Tugend halten werden, von welchem der Dichter ſagt:

Sie

(*) Im erſten Briefe des zweyten Buches der Briefe an den Atticus.

mit einer lateiniſchen Verſion drucken läßt und wovon eben jetzt der Anfang, Unterhaltung über das Chriſtenthum mit einem mahomedaniſchen Lehrer unter der Preſſe iſt, wird dem gelehrten Publicum angenehm ſeyn.

Durch Herrn Baſt's und Herrn Hafens, Bemühung wird noch manches literariſche Product reifen und mancher Edelſtein aus dem großen Schatz der hieſigen Bibliothek bekannt gemacht werden.

Ich komme nun zu dem liebens- und verehrungswürdigſten unter allen hieſigen Gelehrten, von dem mein Herz nicht ſchweigen kann. Es iſt der edle L'Auger, ein 84 jähriger Greis, die Liebe, Sanftmuth, Humanität ſelbſt. Ich würde ihn den teutſchen Gellert in Anſehung ſeines Charakters oder Morus nennen. Er iſt, wiewohl er nie eine beſonders ſtarke Geſundheit genoß, doch in ſeinem hohen Alter noch ganz heiter, munter, voll Gegenwart des Geiſtes und mit noch immer wachen und ihre Functionen verrichtenden Sinnen. Es war eine hehre Stunde, die von 10 bis 11 Uhr, früh, wo ich ihn ſprach. Sein Blick, ſeine Sprache, ſein Ton, ſeine Bemerkungen, Alles verräth einen guten, biedern, edeln und freimüthigen Mann, den Gelehr-

ten alter Art, den Menſchen alter Sitten. Auf manche Menſchen, ſelbſt Künſtler und Gelehrte hat, wie bekannt, die Revolution einen furchtbaren Eindruck gemacht und den in ihnen ſchlummernden Dämon geweckt; Manchen in finſtrer Nacht, Andre im ſchönſten Licht gezeigt. Bei Andern ſtreifte ſie wie ein Luftphänomen, das außer ihnen war, vorbei. Dahin gehört L'Auger. Von keinem bin ich mit dieſem religiöſen und frommen Gefühl geſchieden, als von ihm. Ich ſah ihn nur einmal und glücklicher Weiſe allein; aber ſein Bild iſt mit unauslöſchlichen Zügen in meine Seele gegraben und er ſteht in der Gallerie großer edler Menſchen und Gelehrten, die ich ſah, und die in meinem Herzen leben, oben an. In Beurtheilung der Gelehrten iſt er ſtreng und fodert viel und ſchätzt beſonders die engliſchen, holländiſchen und teutſchen Gelehrten, d. h. einen Wolff, Wyttenbach, Beck, Hertzmann und ähnliche. Seine Urtheile über verſtorbene und noch lebende Gelehrte, beſonders der alten Literatur, ſchienen mir durchaus ſehr wahr und richtig zu ſeyn und waren faſt mit Jünglings Beſcheidenheit ausgedrückt.

Chardon de la Rochette wohnt auch, ich möchte ſagen, in dem gelehrten Viertel von Paris, wo L'Auger, Gail, Wailly und andre wohnen.

wo das Collège de France, Lycée Napoléon und Impériale, die école polytechnique, das Panthéon, die Sorbonne, das Taubſtummen-Inſtitut iſt ꝛc. Dieſer iſt einer der gründlichſten Literatoren in Frankreich, ein origineller Mann voll Kraft, Feuer und durchaus kernig. Als er in Rom war, ließ er ſich die einzige vollſtändige und vortreffliche Handſchrift der griechiſchen Anthologie auf ſeine Koſten abſchreiben und vermochte den damaligen Général en Chef, Napoléon, dieſen Schatz nach Paris zu ſchaffen, wo er jetzt auch iſt. Ich ſah dieſe Kleinodien bei Herrn Chardon. Er will ſeine Ausgabe in Oxford drucken laſſen, und, um das große Werk nicht durch Druckfehler entſtellen zu laſſen, will er ſelbſt dahin reiſen. Die ganze Literatur ſeufzt nach dem allgemeinen Frieden. Auch Chardon's Anthologie wartet darauf. Seine Urtheile ſind gewaltig, wie der ganze Mann gewaltig iſt; ſeine Bemerkungen tief eindringend und ſcharf.

Boiſſonade iſt allenfalls ein Philologe der erſten Größe. Ein liebenswürdiger Mann, in der Kraft ſeiner Jahre, ſo einfach und ſchlicht, wie ein Teutſcher, gutmüthig und herzlich, wegen ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und ſeiner Humanität allgemein geſchätzt. Auch er iſt Einer von den ſelt-

nen Gelehrten, die ruhig und langsam prüfen, lieber erst alle Mss. vergleichen, ehe sie halsbrechende Conjecturen wagen. Solidität des Characters und der Kenntnisse sind in ihm vereint. Die gelehrte Welt wird noch manche herrliche Früchte seines Eifers und seines Geistes genießen. Heil sey dem Edlen!

Coray, gebürtig aus Smyrna, der berühmte Herausgeber des Heliodor, Aelians, Isocrates, Polyän, Hippocrates, Plutarch's Biographien erster Theil und Uebersetzer mancher englischer Werke, hat den großen Vortheil vor den abendländischen Gelehrten, daß ihm wegen seiner Muttersprache Vieles in den alten Schriftstellern in einem andern Lichte erscheint als jenen, und daß ihm sein griechisch Ohr zuweilen der beste Schiedsrichter ist. Allein jene haben auch wieder den nicht unbedeutenden Vorzug vor ihm voraus, daß sie die, in den Scholiasten zerstreuten, Bemerkungen über die Alten und die zum Theil scharfsinnigen Beobachtungen der neuern Herausgeber der Classiker kennen, die ihm völlig unbekannt sind, und die er gerade deswegen, weil er sie nicht kennt, verachtet. Es scheint in der That unbegreiflich, wie ein Gelehrter wie Coray bei der Herausgabe seines Plutarch's und andrer

Claſſiker den ſchönen Vorrath von Mss. habe verſchmähen, und ſie nicht einmal eines Anblicks würdigen können. Sein Ohr möchte wohl hier und da falſch hören und ſeine Kenntniß der neugriechiſchen Sprache nicht ausreichen! Sollte wohl ein Teutſcher des neunzehnten Jahrhunderts die Sprache der Minneſänger und Barden der frühern verſchiedenen Jahrhunderte von verſchiednem Stiel, Alter, Charakter, Dialekt und Umſtänden allein durch ſein Ohr verbeſſern können? Homer, Aeſchyl, Pindar, Euripides, Plutarch, Aelian, wie ungleich klingen die nicht! Man kann ſich ja ſehr leicht überzeugen, daß die in den Handſchriften verſchiedenen Lesarten gar nicht in Bauſch und Bogen zu verſchmähen ſind. Doch auch bei uns Teutſchen iſt, wie ich ſchon im Anhange zum zweiten Theil meiner Ueberſetzung des Sophokles ſagte, ſeit einiger Zeit eine nicht zu entſchuldigende Verachtung der Scholiaſten Mode geworden, die ſich aber nicht lange mehr halten kann. Ehe müſſen wir wenigſtens die beſten Handſchriften verglichen haben, ehe wir unſern Einfällen und Vermuthungen freien Lauf laſſen wollen.

Coray iſt übrigens ein äußerſt thätiger und arbeitſamer Mann, was ſchon ſeine vielen Schrif-

ten beweiſen, bieder und männlich. Daß er viel Scharfſinn habe, beweiſen mehrere ſeiner Conjecturen, wenn ich auch manche nicht mit zähle.

Auch den Herrn Profeſſor Gail hatte ich das Vergnügen kennen zu lernen. Er iſt ein einfacher, ſchlichter, höchſt gutmüthiger Mann, der während meines Hierſeyns endlich zum Mitglied des Inſtituts aufgenommen wurde, welche Freude er mir auf der kaiſerlichen Bibliothek mittheilte. Er vorzüglich verhindert, ſo viel an ihm liegt, daß die griechiſche Literatur, die ohnedies hier wenig Freunde und Gönner hat, nicht ganz ſinke und ſucht die Liebe für ſie in den jungen Gemüthern anzufachen und zu nähren.

Er lebt nur für die griechiſche Literatur. Kräfte, Zeit, Geld, Alles opfert er ihr auf, denn die Koſten, die er auf die Vergleichung griechiſcher Mss. verwendet hat, ſind nicht unbedeutend und betragen mehrere tauſend Franken. Ueberdies hat er auch, wie Ihnen bekannt iſt, ſeine Ueberſetzung des Thucydides und Xenophon auf ſeine eigne Koſten drucken laſſen. Wie eifrig und unermüdet thätig der Mann ſey, erhellet ſchon aus der Menge ſeiner Schriften. Sein Thucydides, griechiſch und la-

teiniſch in 10 Bänden, worüber er dreizehn Mss. verglichen hat, mit literariſchen und kritiſchen Noten, welche Beweiſe von Thätigkeit und Scharfſinn enthält er nicht! Davon zeugt auch ſein griechiſch-franzöſiſch-lateiniſcher Xenophon in 4. — ſeine Reden des Thucydides — ſeine Essais sur les Desinences des mots grecs, latins et français. 1 Vol. in 8. und ſein Homère grec, français et latin mit einem Schlüſſel über Homer, der freilich keinen beſondern Werth hat.

Ein Mann von ſolchem eiſernen Fleiß, von ſolcher unermüdeten Thätigkeit und Beharrlichkeit verdient die größte Achtung, wenn auch manche ſeiner ſehr gekünſtelten, erzwungenen und oft unerklärbaren Erklärungen und gewagten Conjecturen den erwarteten Beifall nicht erhalten können. Schade, daß er das Griechiſche ohne Accent drucken läßt und noch ſchlimmer, daß er die ganze Sache für gleichgültig und unnöthig anſieht. Ich verdanke übrigens dieſem edeln Manne von der reinſten Herzensgüte die freundſchaftlichſte Aufnahme und einige recht ſelige Stunden und werde mich der Güte, mit der er mich aufgenommen hat, immer mit der größten Dankbarkeit erinnern.

Unter manche andere interessante und gelehrte Männer, die ich das Glück hatte hier kennen zu lernen, gehört auch Herr Pilat, bisher östreichischer Gesandtschafts-Secretär beim Herrn Grafen Metternich. Er hat mehrere fehlende Stellen in den sogenannten Basiliken in einem Coislianschen Codex der hiesigen kaiserlichen Bibliothek aufgefunden. Hofrath Hugo in Göttingen äußerte in seinem Lehrbuch eines civilistischen Cursus den Wunsch, daß ein gelehrter Reisender diese Lücken aus dem hiesigen Codex ausfüllen möchte. Dieser Wunsch wird nun bald erfüllt werden. Herr Pilat will in etwa funfzehn Bogen in groß 4. auf drei Columnen den griechischen Text, die lateinische Uebersetzung davon, und den lateinischen Urtext der Digesten mit Noten und Varianten, den Anmerkungen von Reiz und von Fabrotti und seinen eignen drucken lassen. Neunzig Stellen werden hier das erste Mal bekannt gemacht und manche andre Stellen werden ergänzt, verbessert und berichtigt. Der Codex besteht aus 269 Folioblättern, enthält alle Bücher und Titel sauber geschrieben. So beweisen mehrere Teutsche in Paris, selbst Männer, die Gelehrsamkeit und Wissenschaften nicht ex professo treiben, welcher Nation Kinder sie sind, und behaupten auch im Auslande durch ihre Thätigkeit, ihre Liebe und ih-

ren Eifer für die alte Literatur, ihre Beharrlichkeit und Gründlichkeit, die Würde der teutschen Nation und zwingen den Siegern Achtung für die Besiegten ab.

Hier haben Sie einige Nachrichten, von denen Ihnen vielleicht Einiges nicht ganz uninteressant ist. Ich schrieb Ihnen zuerst von Gelehrten, weil Sie dieses vielleicht am ersten wünschten. Ich hätte Ihnen manches Andre mittheilen können, wenn ich hinlängliche Muse gehabt hätte.

4.

Nachricht an das theilnehmende Publikum.

Es giebt Fälle, wo es weder unbescheiden, noch unanständig ist, von sich selbst zu sprechen. Wir berufen uns der Kürze wegen nur auf die belobte Abhandlung des weisen Moralisten aus Chäronea, der in seinem goldenen Büchlein: wie man sich selbst loben dürfe ohne anzustoßen, die Grenzpfähle dieser, allerdings nicht ganz leicht zu übenden, Peri-

autologie *) mit kundiger Hand alle abgeſteckt hat.

Ein ſolcher Fall tritt gewiß auch für unſern Merkur ein, wenn er es für ſeine fromme Kindespflicht hält, ſeinen Freunden und Gönnern, beſonders denen, welche von früher Zeit an mit ihm Bekanntſchaft errichteten, und gleichſam mit ihm alt geworden ſind, die frohe Nachricht mitzutheilen, daß der ehrwürdige Vater und Herausgeber dieſer Monatsſchrift, die nun mit dem künftigen Jahre ihren ſieben und dreißigſten Kreis- und Jahreslauf beginnen wird, von einer ſehr ſchweren Krankheit, die ihn zu Anfang dieſes Monats plötzlich überfiel, und nahe an die Pforten des Todes brachte, nicht nur gerettet, ſondern auch auf dem Wege der Beſſerung ſo weit fortgerückt iſt, daß ſeine völlige Wiederherſtellung mit ungeſchwächter Geiſtes- und Körperkraft auch der zärtlichſten Bekümmerniß nicht mehr zweifelhaft ſeyn kann. —

Als

*) Ich fordere die Kenner und Verwalter unſers teutſchen Sprachſchatzes auf, das ganz erſchöpfende teutſche Wort für dieß griechiſche aufzufinden. Selbſtlob oder ein anderes, in dieſer Analogie zuſammengeſetztes Wort kann die Sache doch nur von der einen Seite ausdrücken.

Sie iſt den ſchönen Formen gleich,
Die jungen Künſtlern zu Modelen
Ein Polykletus giebt.

Man wird darinn unterſuchen, ob und wie ferne die Tugend Catons als ein Muſter angeprieſen zu werden verdiene; und ob der Dichter Recht gehabt habe, mit Ariſtipp und Ariſtoteles gegen Catons Grundſätze und Beyſpiel, zu ſagen:

Die Tugend hält in allem Maas und Zeit;
Dem ſtrengen Recht vermiſcht ſie Billigkeit;
Sie wird ſogar aus zweyen Uebeln wählen,
Wenn ihr die Noth die ſchwere Wahl gebeut:
Fehlt dem geraden Weg, (wie öfters) Sicherheit,
Läßt ſie die Klugheit ſich durch Seitenwege führen;
Und wenn der Widerſtand ihr Werk zu hemmen dräut,
So giebt ſie Etwas nach, nicht Alles zu verlieren.

Uebrigens muß noch angemerkt werden, daß man ſich irren würde, wenn man die erwähnte Epiſtel des ungenannten Quidams für die Veranlaſſung des Vorſatzes, einen Anti-Cato zu ſchreiben, halten wollte. Der Verfaſſer des Endymion hat ſchon vor mehrern Jahren ſeinen Freunden von dieſem Vorhaben geſprochen; und die

Ver-

Als einſt der geprieſene Günſtling des Herrſchers der alten Römerwelt und der Freund des Dichters Horaz und jeder holden Muſenkunſt, Mäcenas, nach einer tödtlichen Krankheit ſich zum erſten Mal wieder dem im Theater verſammelten römiſchen Volk zeigte, wurde ſein Eintritt mit einem ſo lauten, dreimal wiederholten Beifallklatſchen der ganzen Verſammlung bewillkommt, daß ſelbſt der ferne vaticaniſche Hügel vom Wiederhall ertönte. Kaum konnte damals einem Lebenden eine glänzendere Apotheoſe widerfahren, als was Mäcenas hier aus freiem Antrieb des Volks, dem, in dieſem Fall wenigſtens, noch der alte republicaniſche Freiheitsſinn in Bruſt und Händen ſaß, ſo unerwartet empfieng. Horaz erinnert an einigen Stellen ſeiner Oden (I. 20. 3. II. 17. 25.) ſeinen erhabenen Freund mit eben ſo viel Gemüthlichkeit als Feinheit an dieſe Scene ungebotener Anerkennung und Verherrlichung des Mannes, dem es Rom vorzüglich dankte, daß aus dem blutig rächtenden Imperator ein heilender und rettender Vater des Volks geworden war.

Wielands, des Ehrwürdigen, teutſche Sprachgenoſſen können ſich weder in ein Theatrum Pompeji gemeinſchaftlich verſammeln, noch durch ein kunſtgerechtes — denn auch das Beifallklatſchen war bei

den Alten eine Kunſt, die bei uns Teutſchen wenigſtens noch unter die verlornen zu rechnen ſeyn dürfte — durch ein von der Donau bis zur Oder wiederhallendes Beifallklatſchen dem Geneſenen ihren Beifall, ihre theilnehmende, glückwünſchende Freude zu erkennen geben. Aber alle, die es wiſſen und erwägen, was wir dem Einzigen in ſeiner Art ſchuldig ſind, werden auf die Nachricht, daß er uns wieder geſchenkt ſey, gern den ſchönen Hymnus des alten Aripbron auf die Göttin der Geſundheit, die mitlächelnde Hygiea (Brunk's Analecten I. 159) mit uns anſtimmen, welcher ſo anhebt:

Geſundheit, Du verehrungswürdigſte,
Du ſeel'ge Göttin,
Möcht' Er bei Dir wohnen
Sein übriges Leben!
O wärest Du freundlich Seines Hauſes
Genoſſin — denn iſt
Irgend ein andres Ergötzen
Den Menſchen verliehen,
Oder Erquickung nach Arbeit gezeigt;
So blühet mit Dir nur, göttliche Geſundheit,
Alles, und glänzt der Grazien Lenz!

Wie werden ſich dieſer Geneſung beſonders auch die Manen des beredteſten aller Romuliden, des Cicero,

freuen! Nun wird es unſerm Vater Wieland auch noch vergönnt ſeyn, ſeine Ueberſetzung der ſämmtlichen Briefe Ciceros als das letzte Vermächtniß an ſeine Zeitgenoſſen, ſo zu vollenden, daß der großherzige Römer, erſtünd er unter uns wieder zum neuen Leben, laut eingeſtehen müßte: hier ſprächen ſeine wahren Empfindungen; es ſey der lebendigſte Abdruck ſeines Geiſtes von einem geiſtreichen, ihm ſelbſt vielfach verwandten, durch lange Erfahrung, Welt- und Menſchenanſicht gereiften Kenner aufgefaßt und wiedergegeben.

Es bedarf für alle Leſer dieſer Zeitſchrift gewiß nicht erſt bei dieſer Veranlaſſung der Anzeige, daß von dieſer Ueberſetzung vor wenig Monaten, eben als der vertrautere Kreis von Wielands Freunden ſich rüſtete, ſeinen ſechs und ſiebzigſten Geburtstag zu feiern, auch der dritte Theil (Zürich, bei Geßner) wirklich erſchienen ſey, welcher das ſechſte und ſiebente Buch nach der neuen, vom Ueberſetzer ſelbſt entworfenen, und zu einem fortlaufenden Zeitgemälde kunſtreich verbundenen, Ordnung dieſer Briefe enthält.

Böttiger.

Inhalt.

I. Beiträge zu einer Theorie vom Schönen und von den Künsten des Schönen. . . 73

II. An einen Jünger der Kunst. 99

III. Correspondenznachrichten.

1. Literärische Beschäftigungen Marburger Professoren. 102

2. Nachrichten aus Schweden. 109

3. Nachricht über die jetzt in Paris lebenden Philologen. 112

4. Nachricht an das theilnehmende Publikum. 127

No. II.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs
und des Geographiſchen Inſtituts
zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung
zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Februar. 1809.

Erſchienene Neuigkeiten

im Februar

UND DEREN INHALT.

I.

Beſchreibung der Feierlichkeiten, welche bei Anweſenheit J. J. M. M. der Kaiſer Alexander und Napoleon und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6. u. 7. Octbr. 1808 von Sr. Durchl. dem Herzoge von Sachſen-Wei-

mar veranſtaltet wurden. Nebſt einem Ueberblick Ihrer merkwürdigen Zuſammenkunft in Erfurt. Mit teutſchem und franzöſiſchen Texte und 5 großen Kupfertafeln. Imperial = Folio. 8 Rthlr. Sächſ. oder 14 Fl. 24 kr. Rheinl.

Hiermit zeigen wir dem Publicum an, daß dieſes intereſſante Prachtwerk vollendet und ſo eben bei uns erſchienen iſt. Es beſchreibt mit größter hiſtoriſcher Treue die merkwürdigen Feſte, welche zu Ehren der erhabenen Kaiſer von Rußland und Frankreich im Herbſte 1808 zu Weimar und Jena gegeben wurden. Zugleich liefert es auch eine Ueberſicht der merkwürdigen Zuſammenkunft der hohen Häupter in Erfurt, ſo daß das Ganze als ein höchſt intereſſantes Actenſtück der neueren Zeitgeſchichte betrachtet werden kann, und für die Nachwelt ſtets ſeinen Werth behalten wird. Die fünf Kupfertafeln enthalten folgende intereſſante Gegenſtände:

Taf. 1. Anſicht der großen Hirſch = Jagd am 6. October auf dem Ettersberge bei Weimar. Nach der Natur gezeichnet und geſtochen von Schwerdgeburth. Ein ſorgfältig ausgemaltes Blatt.

Taf. 2. Die Portraits der beiden Kaiſer, der Könige von Baiern, Sachſen, Würtemberg, des Fürſten Primas, des Herzogs und Erbprinzen von Sachſen = Weimar, welche der Jagd beiwohnten. Geiſtreich radirt.

Taf. 3. Anſicht des Napoleonsberges bei Jena, im Moment, wo die Kaiſer am 7. October 1808 das Schlachtfeld beſehen. Nach der Natur gezeichnet. Ein großes ausgemaltes Blatt.

Taf. 4. Anſicht des Obelisken vor dem Schloſſe zu Weimar. Aquatinta.

Taf. 5. No. 1. Medaille auf dieſe merkwürdige Zuſammenkunft geprägt. No. 2. Anordnung der kaiſerlichen Tafel am 6. October in Weimar.

Wir beziehen uns übrigens auf unſere erſte ausführliche Ankündigung davon. Liebhaber können ſich entweder unmittelbar an uns oder an ihre nächſte Buchhandlung wenden. Weimar den 4. März 1809.

H. S. pr. Landes = Induſtrie Comptoir.

2.

Allgemeine Geogr. Ephemeriden. 1809. I. Stück

Inhalt.

Abhandlungen. Allgemeine Ueberſicht der ſämtlichen geographiſchen Veränderungen und der Fortſchritte der Länder- Völker- und Staaten-Kunde im J. 1808. (1. Abtheil. *Europa.*).

Bücher-Recenſionen. 1. *A. de Laborde* Itinéraire deſcriptif de l'Eſpagne etc. avec Atlas. *C. C. Robin*, Voyages dans l'interieur de la Louiſiane etc. T. I—III. 3. *Robin's* Reiſen nach dem Innern von Louiſiana etc. 4. *J. G Ebel*, über den Bau der Erde in dem AlpenGebirge etc

Charten-Recenſionen. 1. *Fr. v. Liechtenſtern'* Charte von Mittel-Europa. Sect. 28 29. 37. 39 46. 54. 61 63. 64. Wien. Verl. 2. *Fr. v. Liechtenſtern's*, Königreich Böhmen mit ſeinen Angränzungen, Wien. Verl. 1808. 3 Plan des Engl. Gartens bei München, von *Richauer* München, 1808. 4. Plan von München, von *J. Canſoni* München, 1808. 5. *F. W. Streit*, Charte des Groſsherzogthums Berg, Heſſen und der fürſtl. Primat. Länder Weimar, geograph Inſtitut, 1808. 6. *J. Pongraz*, neueſte allgemeine Poſt Charte von Europa. Wien, Mollo. 1808 7. Chärtchen der Inſel Elba.

Zu dieſem Hefte gehört:

1. Portrait des Herausgebers, *F. J. Bertuch.* 2. Chärtchen der Inſel Elba.

Weimar im März. 1809.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgemeines teutſches Gartenmagazin. 1809. I. Stück.

Inhalt.

I. Landſchafts-Gartenkunſt. Ein Garten für Kinder. III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Ueber die Wartung der Miſt- und Treibe-Beete für das Klima in Teutſchland. IV. Blumiſterei. Auswahl ſchöner und ſeltener Gewächſe und Angabe der Vortheile bei ihrer Kultur und Vermehrung. (Vom Plantagen-Gärtner Hrn. Käſer in Zwickau). 1. Rochea falcata (die mennigrothe Rochea) (Mit Abbild. auf

Taf. 4.) 2. Mesembrianthemum coccineum 3. Mesembrianth. acinaciforme. 4. Mesembrianth. spectabile Willd. 5. Mesembrianth. violaceum. 6. Mesembrianth. felinum Willd. 7. Mesembrianth. aureum. Willd. 8. Mesembrianth. aurantiacum. Wendland 9. Mesembrianth. bellidiflorum. L. 10. Mesembrianth. micans. L. 11. Mesembrianth. dolabriforme. L. 12. Mesembrianth. noctiflorum. L. 13. Mesembrianth. pugioniforme. 14. Mesembrianth. cavinum. L. 15. Mesembrianth. calamiforme. 16. Mesembrianth. scabrum. 17. Mesembrianth. glomeratum. L. V. Gemüse-Bau. Noch Etwas über die Arakatscha (Nebst ihrer Abbild. auf Taf. 2.) VI. Obst-Kultur. 1. Charakteristik der Obstsorten. Aepfel. Der rothe Klapperapfel. (Fr. Pomme sonnante) (Mit Abbildung Taf. 3) 2. Ueber die Veränderungen der Obstsorten und zwar ihren Arten nach. Vom Hrn. Pf. Sickler. 3. Ueber die Baumlitte. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber Einrichtung der Stellagen und zweckmäßige Zusammenstellung der Gewächse in Gewächshäusern, für Garten- und Blumenfreunde 2. Antwort auf die Anfrage im A. T. G. M., Stes St. 1808, wegen exotischer Pflanzen. 3. Einige ökonomische sehr bewährte Mittel gegen Sperlinge, Mäuse und Raupen, die oft in Feldern und Gärten so großen Schaden anrichten. 4. Vertheidigung der Baumwanzen. Auszug eines Schreibens an den Herausgeber. (Vom Hrn. Prof. Hammer zu Straßburg) 5. Ueber die Schädlichkeit der Blumen in Zimmern, besonders in Schlafzimmern.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 1. Grundriß eines Kindergartens. Taf. 2. Die Arakatscha. Taf. 3. Der rothe Klapperapfel. Taf. 4. Rochea falcata, die mennigrothe Rochea.

Weimar, im März. 1809.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Neueste Länder- und Völkerkunde. VII. Bds. 15 oder 1809 16, Stück.

Inhalt.

Großbritannien und Ireland.

Erste Abtheilung. 1. Allgemeine Uebersicht. 2. Lage. Gränzen. Größe. 3. Oberfläche. Abdachung. Boden. 4. Küsten. Gebirge. 5. Gewässer. 6. Klima. 7. Naturprodukte. 8. Einwohner.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer.

Charte von England. Wappen und Flagge der vereinigten Königreiche von Großbritannien. Plan der Gegend von London, 12 Engl. Meilen in der Runde.

Weimar im Febr. 1809.

F. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

London und Paris. 1809. V. Stück.

Inhalt.

I. Paris. 1. Kunſtausſtellung in Paris, im Herbſte 1808. 2. Der neue Erbadel Frankreichs (Hierzu Taf. XIII.) 3. Neueſte Revolutionen, die mit den Pariſer Kaffeehäuſern vorgegangen ſind. 4. Millin's archäologiſche Vorleſungen 5. Cuvier's und Brongniart's mineralogiſche Beſchreibung der Gegend um Paris. 6. Miscellen und kleine Notizen aus Paris. II. London. 1. Ueberſicht der neueſten engl. Literatur-Geſchichte. 2. Kurzer Auszug aus dem engliſchen Staatskalender vom Jahre 1808. III. Engliſche Karikaturen. Das Leben auf dem Dorfe. 1. Der Barbier. — Der Landprieſter (Hierzu die Karikatur, Taf. XII.)

Rudolſtadt im März. 1809.

F. C. R. priv. Hof-, Buch- u. Kunſthandlung.

6.

Journal des Luxus und der Moden 1809. II. Stück.

Inhalt.

I. Sitten und Gebräuche der Spanier. II. Winterunterhaltungen in Caſſel im December 1808 und Januar 1809. III. Kunſt. 1. Wallenſteins Lager gemalt von Kraus, geſtochen und colorirt von C. Müller. 2. Denkmünzen auf die Zuſammenkunft der Kaiſer von Rußland und Frankreich in Erfurt. IV. Muſik. 1. Neue Muſik. 2. Conzerte des Herrn Dulon und der Fräulein Thereſe v. Winkel in Weimar. V. Etwas über C. Petersburg im Winter 1808. VI. Beſchreibung der Maskenzüge auf der Redoute zu Weimar am

zten Februar 1809. VII. Moden. 1. Pariser Modenbericht im Januar 1809. 2. Modenbericht aus Cassel. VIII. Ameublement. Pariser Bibliothek Sekretair. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Febr. 1809.

F. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Wieland's Neuer Teutscher Merkur. 1809. I. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Germania. 2. Der Augenblick. 3. Die gefangene Lerche und der Kanarienvogel. 4. Das Freundschaftsmal. II. Proben peruanischer Volkslieder, nebst einer Nachricht von der Fortsetzung des Adelungischen Mithridates. III. Mittheilungen aus einer noch ungedruckten Schrift: Ueber das Gelehrtenschulwesen in Preußen. IV. Bruchstück aus dem Tagebuche eines Sachsen, während seines Aufenthalts in Paris, im Januar 1808. V. Briefe von Fernow an W. VI. Ueber die neue Uebersetzung Ossians von Hrn. Prof. Ahlwardt.

Weimar im Febr. 1809.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Vergleichung des Caton mit dem Helden von Mancha iſt kein raſcher Einfall einer vorübergehenden Laune, ſondern das Reſultat langer Beobachtungen und wohlgeprüfter Grundſätze. Er empfindet indeſſen ſehr wohl, daß die Frage: wie fern Cato als ein Beyſpiel der Tugend angeſehen und nachgeahmet werden könne, nur zu ſehr verdiene, von Cicero ein **archimediſches Problem** (*) genennt zu werden; und wenn er dieſes Problem aufzulöſen verſucht, ſo giebt er auch ſeine Arbeit für nichts mehr als einen Verſuch, deſſen beſtes Verdienſt vielleicht, blos darinn beſteht, andre zu einer gründlichern Auflöſung zu veranlaſſen. Irret er ſich, ſo entſchuldiget ihn das allgemeine Loos der Menſchheit, und niemand iſt williger als er, ſich zu rechte weiſen zu laſſen. Alles was er verlangt, iſt Freyheit zu unterſuchen, und zu ſagen was er, ſeiner Ueberzeugung nach, für wahr und gut hält. Dieſe Freyheit iſt ein unverlierbares Recht des Menſchen, und das wahre Palladium des allgemeinen Wohls unſrer Gattung. Was für eine Stirne müßte der haben, der ein Recht, welches er nur mit dem Leben verliehren möchte, irgend einem ſeiner denkenden Mitgeſchöpfe abſprechen wollte?

II. Die

(*) L. XII. ep. 4. *ad Attic.*

No. III.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

März. 1809.

Erſchienene Neuigkeiten

im März

UND DEREN INHALT.

I.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden, 1809. II. Stück.

Abhandlungen. 1. Allgemeine Ueberſicht der ſämmtlichen geographiſchen Veränderungen und Fortſchritte der Länder- und Völker-Kunde im Jahre 1808.

(Fortsetzung und Schluſs.) 2. Statiſtisches Tableau der Europäiſchen Staaten-Syſtems im Jahre 1808.

Bücher-Recenſionen. 1. Ueber den Bau der Erde in den Alpengebirgen etc. von *J. G. Ebel.* (Fortſetzung). 2. Voyage à Peking, Manille et l'Ile de France etc. par M. *de Guignes.* 3. Journal d'un Voyage dans la Turquie d'Asie et la Perse etc. par M. A. *de Gardane.* 4. *Caſtellan* (A. L.) Lettres sur la Morée etc. 5. *Humboldt* (*A. de*) Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle-Espagne. Livr. 1. T. II.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Sammlung von Ortsbeſtimmungen. (Fortsetzung) *Groſsbritannien* und *Holland;* von Hrn. O. Lieut. *Streit.* 2. Ueber Hrn. Kr. R. *Sotzmanns* neue Charten von den Preuſs. Provinzen u. Königreich Sachſen. 3. Neueſter Titel des Kaiſers von Ruſsland.

Zu dieſem Hefte gehört:

Das Portrait des P. *Paulin de St. Barthelemy.*

Weimar, im *April.* 1809.

F. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Allgemeines Teutſches Garten-Magazin 1809. II. Stck.

Inhalt.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Die Roſentreiberei, nach eigenen, vieljährigen Erfahrungen. IV. Blumiſterei. Auswahl ſchön blühender exotiſcher Pflanzen. (Fortſetzung) 18. Gloriosa superba. L. (Mit Abbildung auf Taf. 7.) 19. Sarracenia purpurea. Willd. (Mit Abbildung auf Taf. 8.) 20. Veltheimia sarmentosa. 21. Embothrium speciosissimum. Smith. 22. Banksia serrata. L. 23. Lampertia formosa. Smith. (Protea nectarina Wendl.) VI. Obſt-Kultur. 1. Characteriſtik der Obſtſorten. Birnen. Der graue Junker Hans. (Fr. Messire Jean gris.) (Mit Abbildung auf Tafel 6.) 2. Ueber die Veränderung der Obſtſorten und zwar nach ihren Arten. Vom Hrn. Pf. Sickler. (Fortſetzung.) Nebſt Abbildung auf Taf. 5. X. Garten-Literatur. Des Herrn von Günderode und Borkhauſen Abbildung und Beſchreibung aller Pflaumenſorten. V. u. VI. Heft XI. Garten-Miſcellen. 1. Der Schneckengarten, oder die Schneckeninſel. 2. Ein bewährtes Mittel zur Vertilgung der

nackten Gartenschnecken. 3. Wie man den Gemüse- oder Gartengewächssaamen, dessen Alter man eigentlich nicht kennt, probiren kann.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen.

Tafel 5. Anatomie des Apfels. Taf. 6 Der graue Junker Hans. (Birn.) Taf. 7. Gloriosa superba. Taf. 8. Sarracenia purpurea.

Weimar im April 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1809. III. Stück.

Inhalt.

I. Scene aus dem Trauerspiel Tarpeja von Kuffner. II. Belletristische Neuigkeiten. Erster Brief, — Schiller's Wallenstein bei den Franzosen. III. Kunst. 1. Costüm der kaiserl. königl. National- und der andern privil. Theater in Wien. 6r, 7r, 8r Heft. 2. Dresden mit seinen Prachtgebäuden und schönsten Umgebungen. IV. Winterpergnügungen in München. Erster Brief. Musik und Theater. Zweiter Brief. Die Dult. Kunstprodukte und andere Sehenswürdigkeiten darauf. Theater und Musik. Malerei. Dritter Brief. Feierlichkeiten am Namensfeste von Ihro Maj. der Königin. V. Miscellen. 1. Gedichte an Madame Wolf in Weimar. 2. Ankunft von J. J. M. M. des Königs und der Königin von Preußen in St. Petersburg. 3. Ueber die Verfertigung der ächten Rosen-Essenz in Indien. Vom Oberst-Lieutenant Polier. 4. Fest des französischen Gesandten in St. Petersburg. 5. Königlich Holländischer Hofstaat. VI. Moden. 1. Moden in Paris im Februar 1809. 2. Teutscher Modenbericht aus Cassel. VII. Ameublement. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im März. 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1809. II. Stück.

Inhalt.

Ij. Gedichte. 1. Nachtphantasie. 2. Blick in die Natur. 3. Die Busen-Nadel. II. Ein Wort über subjectiver

Religion. III. Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Teutschen in Paris. (Beschluß.) IV. Briefe von Fernow an B. V. Antwort an Hrn. Friedrich Nicolai in Berlin. VI. Nekrolog. Der Barde Ringulph. VII. Correspondenznachrichten. 1. Auszug eines Briefs aus Kiel 2 Literarische Nachrichten aus Wien. 3. Auszug aus einem Briefe aus Marburg im December 1808. 4. Aus Westpreußen.

Weimar im April. 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Topographisch-militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern. XV u. XVI. Lieferung

ist erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die XV. Lieferung enthält: Sect. 68. Heiligenstadt, Sect. 73. Bunzlau, Sect. 81 Gotha, Sect. 91. Meiningen Die XVI. Lief. enthält Sect. 60 Luckau, Sect. 71. Torgau, Sect. 86 Greifenberg., Sect. 148. Krumau. und jeden Monat erscheint eine solche Liefer. von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preiß ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im März 1809.

Das Geographische Institut.

6.

Thalie et Melpomène Française. Tom. IV. Cahier 2. 12 gr. oder 54 kr.

Contenant

1) *Un jour à Paris, ou la leçon singulière*, opéra-comique en 3 actes, par Etienne et Nicolo. 2) *Les Querelles des deux frères*, ou la famille *Bretonne*, comédie en 3 actes, en vers par Collin d'Harleville.

Rudolstadt im März. 1809.

F. S. R. Hofbuchhandlung.

No. IV.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

April. 1809.

Erſchienene Neuigkeiten

im April

UND DEREN INHALT.

I.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipz. Jubil. Meſſe 1809 erſchienen ſind.

Archiv für Ethnographie und Linguiſtik von F. J. Bertuch und J. S. Vater. m. Kpfrn. u. Charten. 1ſt Stück. gr. 8 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

(Das zweite Stück erſcheint zu Johannis.)

Bertuch, F. J. möglichſt vollſtändige Sammlung aller bekannten geographiſchen Ortsbeſtimmungen, zum Gebrauch der Geographie-Freunde. II. Liefrg. gr. 8. 9 gr. od. 40 kr.

(Aus den A. G. Ephemeriden besonders abgedruckt.)

Bertuch, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Erklärungen, mit ausgem. Kupfern. No. u. 109. 110. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Daſſelbe mit ſchwarzen Kupf. gr. 4. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bertuch, C., Bemerkungen auf einer Reiſe aus Thüringen nach Wien im Herbſte und Winter 1805 bis 1806, mit Kupf. 2s und letztes Heft. gr. 12.

(Wird zu Johannis fertig.)

Beschreibung der *Feierlichkeiten*, welche bei Anweſenheit J. J. M. M., der Kaiſer *Alexander* und *Napoleon* und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6ten und 7ten Oct. 1808 von Sr. *Durchl. dem Herzoge von Sachsen-Weimar* veranſtaltet wurden. Nebst einem Ueberblick ihrer merkwürdigen Zuſammenkunft in Erfurt. Mit teutſchem und franzöſiſchem Texte und 5 groſsen Kupfertafeln. Imperl. Folio. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann. XXXIX. B. gr. 8.

(Wird nach der Meſſe fertig.)

Description des Fêtes, données à leurs M. M. les Empereurs *Alexandre* et *Napoléon* et à plusieurs autres Têtes couronnées le 6. et 7. Octobre 1808 à Weimar et à Jena par *S. A. S. Msgnr. le Duc de Saxe-Weimar*. Accompagnée d'un apperçu de leurs mémorable Entrevue à Erfort; en allemand et français. Le tout orné de 5 grandes planches. Folio Imperl. 8 Rixdalers argent de Saxe, ou 14 fl. 24 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geogr., verfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von *F. J. Bertuch*. XII. Jahrgang. 1809. 1tes, 2tes und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Funke's, Ch. Ph., ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und

Schüler bedienen wollen. (Fortgesetzt und bearbeitet von verschiedenen Gelehrten.) No. 109. u. 110. gr. 8. 8 gr. od. 36 kr.

Gartenmagazin, Allgemeines Teutsches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des practischen Gartenwesens. VI. Jahrg. 1809. 1s, 2s und folg. Stücke, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. der Jahrgang von 12 Stücken 9 Rthlr. od. 16 fl. 12 kr.

Haafners, F., Landreise längs der Küste Orixa und Koromandel aus dem Holl. 1 u. 2r Thl. gr. 8.

(Wird nach der Messe fertig).

Hassels, G., Allgem. Europäisches Staats- und Adreß-Handbuch f. d. Jahr 1809 1r Bd. Mit Kupfern. gr. 8. 3 thlr 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

— dasselbe auf besseres Papier. gr. 8. 4 thlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr.

(Der 2te Band wird Joh. fertig.)

— dessen geographisch-statistischer Abriß des Königreichs Holland mit Kupf. und Charten. gr. 8. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

— dessen geogr. statist. Abriß des Königreichs Westphalen, mit Charten und Kupf. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von C. Bertuch. XXIV. Jahrg. 1809. 6s, 7s und folg. Stücke mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. od. 9 fl.

Vollständige Mustercharte der neuesten Moden-Zeuche, als Extra-Beilage zum Journal der Moden. 1809. 1te Lieferung. Oster-Messe. Im Portefeuille 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Introduction au Guide des Voyageurs en Europe par Mr. *Reichard*. gr. 8. 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Itinéraire de l'Italie. Orné de la nouvelle Carte itinéraire de l'Italie et de la Dalmatie. gr. 8. 2 thlr. ou 3 fl. 36 kr.

Itinéraire de la Suisse, orné de la Carte de Coxe, rectifiée. gr. 8. 1 thlr. 18 gr. ou 3 fl. 9 kr.

— de l'Espagne et du Portugal. gr. 8. 1 thlr. ou 1 fl. 48 kr.

— de l'Allemagne, orné d'une carte itinéraire et de 2 Panoramas. gr. 8. 3 thlr. 6 gr. ou 5 fl. 51 kr.

— de la Grande Bretagne, de l'Irlande et de la Hollande. gr. 8. 1 thlr. 6 gr. ou 2 fl. 15 kr.

— de Danemarc, Norwège et de la Suède. gr. 8. 1 thlr. ou 1 fl. 48 kr.

tinéraire de la Russie, Hongrie et de Constantinople orné d'une Carte itinéraire et de deux Panorames. gr. 8. 1 thlr. 6 gr. ou 2 fl. 15 kr.

Calender, Allgemeiner kathol. protestantischer mit einer tabellarischen Nachweisung für die Jahre der christlichen Zeitrechnung von 1 bis 2200 und einer chronologischen Einleitung in die Geschichte des Kalenderwesens von *J. H. Voigt*. Broschirt oder im Futterale, gr 8. teutsch und französisch.

Auch unter dem Titel:

Calendrier universel des Catholiques et des Protestans avec des tables indicatives pour y trouver toutes les années de l'Ere chrétienne depuis 1. jusqu'à 2200; etc. par *J. H. Voigt*. Broschirt 3 thlr. od. 5 fl. 24 kr.

- derselbe einzeln geheftet im Futteral, zum Zerlegen, beim Geschäfts- und Comptoirgebrauch, 3 thlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr.

Rahmen dazu von Mahagony und Glas mit einem Schieber zum Einlegen. 18 gr. od. 1 Fl. 21 kr.

Länder- und Völkerkunde (neueste), ein geographisches Lesebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern. 1809. oder VII. und VIII. Bd gr. 8. der Band von 6 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. NB. 2 Bde. machen einen Jahrg. von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr. kostet.

Lexikon Allgemeines Mythologisches, aus Original-Quellen bearbeitet. Zweite Abthl. welche die altklassischen Mythologien der Aegyptier, Griechen und Römer enthält, von Dr. J. G. Gruber. Mit Kupfern. 11 Bd. gr. 8.

(erscheint zu Johannis.)

Memoires du Prince Eugène de Savoye, écrits par lui meme. gr. 8. 1 thlr 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. (In Commission.)

Rosenmüller, J. C., chirurg. anatom. Abbildungen für Aerzte und Wundärzte, latein. und teutsch. II Thl. welcher die Theile der Brust und die Brustglieder begreift, 3. Lief. m. Kupf. gr. fol. 4 thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Ueberblick des neuesten Zustandes der Königreiche Spanien und Portugal und ihrer aussereuropäischen Besitzungen bis zum Ausbruche des jetzigen Kriegs ꝛc. mit 1 Charte. gr. 8. 15 gr. oder 1 fl. 8 kr.

Wielands, C. M., Neuer teutscher Merkur vom Jahre 1809. 68 75 und folg. Stücke. 8. mit Kupf. der Jahrg. von 12 Stücken 3 thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Kupferstiche, Portraits und Kunstsachen.

Abbildungen, fortgesetzte, aller Obstsorten, aus dem teutschen Obstgärtner und Gartenmagazin. Birnen 2te Lieferung gr. 4. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Blumenkabinet, oder Abbildungen der schönsten Blumen und exotischen Pflanzen, aus dem teutschen Gartenmagazin 1ste und 2te Lieferung gr. 4. jede 1 thlr. 8 gr. 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Musterblätter für Schreiner-, Tapezier-, Gottler-, Wagner-, Bildhauer-, Silber-, Kupfer-, Bronze-, Flaschner- und Töpfer-Arbeiten. Aus dem Journal des Luxus und der Moden für Handwerker besonders abgedruckt. XI. XII. XIII. Heft. gr. 8. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Portrait von C. C. Robin. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Graf Vincenz Batthiany. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Domin. Gr. v. Tefoki gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— Dr. F. J. Bertuch gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— P. Paulin de St. Barthelemy. gr. 8. 4. gr. od. 18 kr.

— Talma, gr. 8. 8 gr. od. 36 kr.

— Heloise. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Pomologisches Cabinet, enthaltend alle im teutschen Obstgärtner und Gartenmagazine beschriebenen Obstfrüchte Teutschlands, über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet und herausgegeben, unter Aufsicht v. J. B. Sickler. XXII. Lieferung in einem Kästchen, 3 thlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Commissions-Artikel.

Portrait Sr. Durchl. des Hrn Erbprinzen Carl Friedrich von S.-Weimar, gemalt von Schröder, in punctirter Manier gestochen, von C. A. Schwertgeburt kl. fol. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Malerische Scenen aus Schillers Trauerspielen. No. 2. Thekla in den astrologischen Thurm von Seni geführt, nach einer Zeichnung von Rohl in Cassel in punctirter Manier gestochen von C. Müller, colorirt. 17 Zoll hoch, 22 Zoll breit. Subscriptions-Preis 5 Rthlr. od. 9 fl.

2.

Neue Verlagswerke des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar. Leipziger Jubil. Meſſe 1809.

A. Geographiſche Atlanten.

Atlas, (topographiſch militäriſcher), von den Herzogthümern **Pommern**, Schwediſchen und Preußiſchen Antheils in 20 Blättern. Mit lavirter Gränz-Illumination. gr. fol. Ord. Ppr. 6 thlr. 16 gr. Sächſ. od. 12 fl. Rhein. Velin-Ppr. 8 thlr. 8 gr. od. 15 fl.

Atlas (topographiſch militäriſcher) von der **Mark-Brandenburg**, nebſt dem Antheile von **Magdeburg**; in 23 Blättern mit illum. Gränzen. gr. fol. Ordin. Pap. 7 thlr. 16 gr. Sächſ. od. 13 fl. 48 kr. Velinpap. 9 thlr. 16 gr. Sächſ. oder 17 fl. 24 kr.

Atlas (topographiſch militäriſcher) der beiden Herzogthümer **Mecklenburg Strelitz** und **Schwerin**, in 10 Blättern, mit illum. Gränzen. gr. fol. ordin. Pap. 3 thlr. 8 gr. Sächſ. oder 5 fl. 36 kr. Velinpap. 4 thlr. 4 gr. Sächſ. oder 7 fl. 30 kr.

(NB. Dieſe 3 Special-Atlanten ſind bekanntlich aus der großen topogr. milit. Charte von Teutſchland in 204 Blättern ausgehoben.)

Special-Atlas des Königreichs Weſtphalen, beſtehend aus acht Departements- und einer General-Charte; auf Königl. Befehl nach Official-Quellen entworfen und herausgegeben von dem Geographiſchen Inſtitute. Gr. Roj. Fol. Auf ordin. Papier 5 thlr. od. 9 fl.

— Derſelbe auf Olif. Papier 6 Rthlr. Sächs. od. 10 fl. 48 kr.

NB. Jede Charte der einzelnen Departements iſt auch beſonders zu haben, näml.:

1. Departement der Fulda.
2. — — — der Weſer.
3. — — — der Leine.
4. — — — des Harz.
5. — — — der Ocker.
6. — — — der Elbe.
7. — — — der Saale.
8. — — — der Werra.
9. General-Charte des Königreichs.

und koſtet auf ord. Papier 10 gr. od. 1 Fl. 12 kr. auf Olif. Papier 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Hassel.

II.

Die Wahl des Herkules.

Eine dramatiſche Cantate.

an dem

hohen Geburtsfeſte

des Durchlauchtigſten Herzogs,

Carl Auguſt,

Erbprinzen zu Sachſen-Weimar und Eiſenach,

den 3. Sept. 1773.

auf dem Schloß-Theater zu Weimar

aufgeführt.

Der Text und die Muſik von den Verfaſſern der Alceſte.

Vorbericht.

Der Stoff zu dieſem kleinen lyriſchen Drama iſt genommen aus einem der koſtbarſten Ueberbleibſel der Griechiſchen Litteratur, aus einer Erzählung des Xenophontiſchen Sokrates, welche unter dem Nahmen: **Herkules auf dem Scheidwege**, oder **die Wahl des Herkules**, wenigen ganz unbekannt ſeyn wird. Es iſt das

Süjet

Hassel, G., *Repertorium* zum *Special Atlas des Königreichs Westphalen*, in 9 Blättern, oder Verzeichniß aller im K. R. Westphalen befindlichen Orte mit Beifügung der Zahl der Einwohner und Feuerstellen in alphabet. Ordnung. gr. 4.

(Der Atlas wird auch ohne dies Repertorium und dieses ohne jene, besonders verkauft.)

Charte, topographisch-militärische, von Teutschland, in 204 Blättern. XIII. bis XVIIIte Lieferung. Jede Lieferung enthält 4 Blätter in Fol. Der Subscriptionspr. für die Abnehmer des Ganzen ist 1 Rthlr. auf ord. Papier und 1 Rthlr. 8 ar. auf Velinp. für jede Lieferung. Einzeln kostet jedes Blatt auf ord. Pap. 8 gr. auf Velin-Pap. 10 gr.

* * *

B. Charten in großem Royalformate.

Charte von Spanien und Portugal nach Murdochischer Projection, so wie auch nach den neuesten und zuverlässigsten Ortsbestimmungen entworfen und in Rücksicht der innern Eintheilung. Neue Ausgabe, berichtiget im December 1808. Royal fol. 8 gr. od. 36 kr.

— dieselbe auf Olifant-Papier. 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Italien nach seiner neuesten Eintheilung und den vorzüglichsten Hülfsmitteln. Neue berichtigte Ausgabe. 1809. Royal fol. auf ord. Papier 8 ar. oder 36 kr.

— Dieselbe auf Olif.-Papier mit engl. Gränzillumination 12 gr. od. 54 kr.

General Charte von Teutschland, mit Angabe aller Post-Straßen von Paris bis Warschau, und von Triest bis Stralsund; nach den besten Quellen entworfen von F. L. Güssefelt und nach den neuesten politischen Gränzen berichtigt im März 1809. in 2 Blättern Royal fol. ord. P. 16 gr. od. 1 Fl. 30 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier. 1 thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Post-Charte von Spanien und Portugal, mit Bezeichnung aller neuangelegten Post-Straßen in beiden Königreichen 1809. ord. Papier 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Papier 12 gr. od. 54 kr.

* * *

Kleinere Charten und Plane.

Charte von der Insel Elba, entworfen von J. B. Poirson. fol. 3 ar. od. 15 kr.

Plan der Stadt Braunschweig fol. 6 gr. od. 27 kr.

— der Haupt- und Residenz-Stadt Cassel fol. 6 gr. od. 27 kr.

— der Stadt Magdeburg fol. 6 gr. od. 27 kr.

* * *

In Commission.

General-Charte, neueste, des Erzherzogthums Oesterreich ob der Ens nach der verbesserten Bonnischen Projection, den neuesten und zuverlässigsten Orts-Bestimmungen und den ächtesten topographischen Hülfsmitteln entworfen von E. von Greipel. in 6 Blättern. gr. fol. Velin-Papier 12 thlr. oder 21 fl. 36 kr.

Post-Charte des Königreichs Sachsen und der angränzenden Länder; nach astronomischen Orts-Bestimmungen, und andern sichern Hülfsquellen, entworfen von F. L. Güßefeld. 1809. 1 Blatt im größten Imperl. fol. 2 thlr. Sächs. od. 3 Fl. 30 kr.

— Dieselbe aufgezogen und im Futteral 3 thlr. 8gr. od. 6 Fl. Rheinl.

— Dieselbe mit Bande gesäumt und lackirt, zum Aufhängen und Abwaschen. 2 Rthlr. 16 gr.

3.

Neue Verlagsbücher der Hof- Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt. Leipziger Jubilate-Messe 1809.

Fuhrmann, W. D., Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniss der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften und der besten Ausgaben und Uebersetzungen derselben. 4, IIte Abth. Ir Bd. gr. 8.

Auch unter dem Titel: *Handbuch der classischen Literatur der Römer*, I. Band. gr. 8.

Garten-Memorandum, für Liebhaber, welche ihren Gartenbau entweder selbst besorgen oder doch richtig übersehen und leiten wollen. A. d. Jahr 1809 zusammengetragen von dem Herausgeber des Allg. Teut. Gartenmagazins mit Kupfern. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Gruber, J. G., poetische Anthologie der Teutschen für Frauenzimmer II. Bd. gr. 8.

London und Paris, eine Zeitschrift, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. IIr Jahrg. 58 66 und folg. St. Der Jahrg. von 8 Stücken geh. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

La Mythologie des Indous: travaillée sur des manuscrits authentiques apportés de l'Inde par Mr. le Colonel *de*

Polier, par Mdme la Chanoinesse L. M. *de Polier*. T. I. gr. 8.

Nothhelfer, der französische, oder kurzgefaßte Anleitung mit leichter Mühe, in kurzer Zeit, und ohne Sprachmeister französisch sprechen zu lernen, um sich wenigstens im Nothfalle verständlich machen zu können. 2te unveränderte Auflage. gr. 8. broch. 9 gr. od. 40 kr.

Schellenberg, J. Ph., Eintausend praktische Aufgaben für junge Kaufleute, wie auch für alle diejenigen, welche nach einer leichten und kurzen Methode rechnen lernen wollen. Nach den neuesten Wechsel-Courszetteln und Waarenpreisen entworfen; als Anhang zur kaufmännischen Arithmetick. gr. 8.

(Wird nach der Messe fertig.)

Sickler's, J. V., Beschreibung der gemeinnützigen Schäferschen Wasch-Maschine; und der Methode wie die Wäsche darin behandelt wird; von ihm verbessert und herausgegeben. Mit 2 Kupf. gr. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Sprachlehre, französische, für Frauenzimmer und überhaupt für junge Leute, welche nicht lateinisch gelernt haben. Nebst einem kleinen, nach den Hauptgegenständen geordneten Wörterbuche; von dem Verfasser des französischen Nothhelfers. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Thalie et Melpomène Française, ou Recueil périodique de Pièces de Théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs Théâtres de Paris. Avec des Notes et des Explications nécess. pour les Etrangers. T. III. Cah. 2. T. IV. Cah. 1. 2. T. V. Cah. 1. à 12 gr. 2 thlr. od. 3 Fl. 36 kr.

In Commission.

Beitrag zur Geschichte und Empfehlung der Kartoffelfrucht, besonders in Rücksicht ihres mannichfaltigen Küchengebrauchs, ein physikal.-ökonomisch, diätetischer Versuch; nebst einem Anhange 8. 12 gr. od. 54 kr.

4.

Journal des Luxus und der Moden 1809. IV. Stück.

I. Belletristische Neuigkeiten. Zweiter Brief. — Iffland's Theateralmanach für 1809. Mittheilungen von Neu-

me — Kind's Tulpen 4tes und 5tes Bändchen. II. Der Carneval in Cassel 1809. III. Kunst. Ueber einige Landschaften des Malers Friedrich in Dresden. IV. Musik. 1. Concerte der Fräulein von Winkel und des Hrn. Cammer-Musikus Tieck aus Dresden, gegeben in Leipzig. 2. Neue Musik. V. Miscellen. 1. Miscellen aus München. Der diesjährige Carneval. Hrn. Mechanikus Mälzel's Trompeter. — Mlle. Barensfeld die 11jährige Sängerin. Theater. 2. Meine zwei Unterredungen mit J. J. Rousseau. Vom Prince de Ligne. 3. Hrn. v. Sydow's Declamatorium in Leipzig. 4. Hofstaat des Königs und der Königin von Italien. 5. Der berühmte französische Seiltänzer Kurioso in S. Petersburg. VI. Moden. Cassler Modenberichte im Februar und März 1809. VII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im April 1809.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

No. V.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

zu Weimar,

sowie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

May. 1809.

I. Ankündigungen.

1.

Anzeige für Jagd-Liebhaber und Militair's.

Da es der Wunsch mehrerer Liebhaber ist aus der größern Beschreibung der Feierlichkeiten, welche den 6ten u. 7ten October 1808 zu Weimar und Jena Statt fanden, die beiden colorirten Abbildungen der Hirschjagd auf dem Ettersberge bei Weimar, so wie der Ansicht des Napoleons Berges am 7ten October 1808 bei Jena besonders zu besitzen, so zeigen wir hierdurch an, daß wir dieß Verlangen erfullt haben und jedes dieser Kunstblätter nebst einer besonders gedruckten Erläuterung zu 2 Thlr. Sächs. Crrt. od. 3 Fl. 36 Kr. Rheinl. bei uns zu haben ist. Das größere Werk ko-

ſtet 8 Rthlr. Currt. oder 14 Fl. 24 Kr. Rheinl. und iſt in jeder guten Buchhandlung zu haben.

Weimar im Mai 1809.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Beobachtungen über den Krieg von 1809. Von einen Augenzeigen.

Der in Süd-Teutſchland zwiſchen Frankreich nebſt deſſen Verbündeten und Oeſterreich ausgebrochene blutige Krieg wird ſeiner Natur nach für den künftigen Geſchichtsſchreiber von äußerſter Wichtigkeit ſeyn, und es iſt Pflicht der Zeitgenoſſen; authentiſche, möglichſt unpartheiiſche Materialien darüber zu ſammeln. — Deswegen kündigen wir unter dem Titel: Beobachtungen über den Krieg von 1809, ein aus mehreren Lieferungen beſtehendes Werk an, welches ein erfahrener Augenzeuge der erſten militäriſchen Evenements für uns bearbeitet. Die erſte Lieferung welche baldigſt erſcheinen wird, führt den Titel: Die Oeſterreicher in München. Der Verfaſſer wird die unter ſeinen Augen vorgegangenen Thatſachen treu erzählen, und die wichtigen Begebenheiten von allen Seiten betrachten. Die nachfolgenden Lieferungen werden eine getreue hiſtoriſche Erzählung der 5 tägigen Schlacht zwiſchen Landshut und Regensburg nebſt dem Plane davon enthalten. Dieſe Relation nebſt Plane wird abſichtlich ſpäter geliefert, um ihr durch Benutzung mehrerer Privat-Berichte, welche Militairs (die dieſen Schlachten beiwohnten) dem Verfaſſer verſprochen haben, die möglichſte Vollkommenheit zu geben.

Weimar im Mai. 1809.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten

im Mai

UND DEREN INHALT.

1.

Allgemeines Europäisches Staats- und Addreſs-Handbuch für das Jahr 1809, von G. Halsel. Erster Band, welcher die sämtlichen Europäischen Staaten ausser denen des Rheinbundes enthält. Mit 6 Kupfern. Weimar im Verl des l. Industrie-Comptoirs. Auf ordin. Papier 3 Rthlr. 12 gr. Sächs. od. 6 Fl. 18 Kr. Rheinl. auf besser Papier 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 Fl. 6 Kr.

Dieſs neue, nach einem schönen, lichtvollen Plane entworfene, und vom Hrn. Prodes. Halsel vortrefflich ausgearbeitete, jeder Staats Kanzeley so wie jedem Geschäftsmanne unentbehrliche Handbuch ist in unserm Verlage erschienen, und wird jährlich richtig fortgesetzt werden, so dafs immer der neue Jahrgang frühzeitig genug, und in der Leipz. Jubil. Messe erscheint Das allgemeine Bedürfniſs eines solchen Werks wurde, bei den jetzigen grofsen Veränderungen in der Europäischen Staatsverwaltung, und nachdem das bekannte Varentrapsche Staats Handbuch schon seit einigen Jahren aufgehört hatte, immer fühlbarer und dringender, und wir entschlossen uns daher, die Bearbeitung desselben einem allgemein geschätzten Schriftsteller aufzutragen, welcher der Schwierigkeit dieser Unternehmung vollkommen gewachsen war Seinen schönen Plan entwickelt derſs lbe in der Vorrede, und wir dürfen uns über die Ausführung desselben sicher mit dem Beifalle des Publicums schmeicheln.

Um die Gemeinnützigkeit unsers A. Europ. Staats Hand- u. Addreſsbuchs zu erhöhen und es auch für die Zukunft zu einem bleibenden Bibliotheken Werke zu machen, fanden wir für nöthig jedem Jahrgange auch 12 Kupfer zu geben, welche nach und nach, die im Texte selbſt beschriebenen, Reichs Wappen, Rit

ter Orden, Flaggen und die neuesten Münzen aller Staaten liefern werden, so daſs dadurch jeder Sammler unsers St. Handbuchs ein vollständiges Heraldisches Kabinet bekommen wird, welches anjetzt durchaus noch nicht existirt. Wir haben zugleich für einen schönen, reinen und möglichst ökonomischen Druck gesorgt, um den Preiſs des Werks so wohlfeil und billig als möglich zu stellen.

Weimar im Mai 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Allgem. Geogr. Ephemeriden. 1809. III. Stück.

Inhalt.

1. Ueber die Geographiſche Literatur, ihren gegenwärtigen Umfang, und ihre noch auszufüllenden Lücken. 2. Ueber die neueſte Kunde von Perſien.

Bücher-Recensionen. 1. *Ebel*, über den Bau der Erde in den Alpengebirgen u. ſ. w. (Fortſetzung). 2. *Joh. Carr.* Voyage en Hollande et dans le midi de l'Allemagne etc. trad. de l'Anglais par Mdme. de *Keraglio-Robert.* 3. *Al. de Humboldt.* Eſſai polit. ſur le Royaume de la Nouvelle Eſpagne etc. (Fortſetzung). 4. *Hieroglyphen*, oder Blicke aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft, in die Geſchichte des Tages von R. v. L.

Charten-Recensionen. 1. *Streit* (*F. W.*) Charte vom Königreiche Würtemberg und dem Grosherzogthume Baden. Weimar 1808. 2. Charte von Oſtpreuſsen, nebſt Preuſs. Lithauen und Weſt-Preuſsen, nebſt dem Netzdiſtricte unter Direct. des Hr. Miniſter *v. Schrötter.* Sect. XVI. Berlin 1809. 3. *Wiens Umgebungen*, von Maxim. v. Liechtenſtern, dem Sohne. Wien, 1809.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Urkunde einer neuen Einrichtung des Danebrog-Ordens vom 18. Jun. 1808. 2. Reſultate der Meridian Meſſung in Frankreich und Spanien im Jahr 1807. 3. Ueberſicht der Bevölkerung Frankreichs, zu Folge der 3 Jahre 1806, 1807 und 1808. 4. Nachricht von *Thadd. Hänke* und ſeinen geographiſchen Forſchungen in Südamerika.

Zu dieſem Hefte gehören:

Portrait von *Wadſtröm.* Abbild. des Danebrog-Ordens.

Weimar im Mai. 1809.

H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgemeines teutſches Gartenmagazin 1809. III. Stück.

Inhalt.

IV. Blumiſterei. 1. Auswahl ſchön blühender exotiſcher Pflanzen. Von Hrn. P. G. Mäſer, in Zwickau. (Fortſetzung.) 24. Alſtrömeria Ligtu. L. (Mit Abbildung auf Taf. 9.) 25. Antholyza aethiopica. L. 26. Antholyza cunonia. L. 27. Justicia coccinea. (Mit Abbildung auf Taf. 10.) 28. Gardenia florida fl. pl. L. 29. Aloe brevifolia. 30. Aloe picta, Thunb. 31. Aloe umbellata. 32. Aloe mitraeformis. 33. Aloe humilis. 34. Stachis coccinea. Willd. 35. Rezealmia nutans. Willd. 36. Cistus Oleaefolius. Wendl. 37. Capparis spinosa. L. 38. Wachendorfia thyrsiflora. L. 2. Auflöſung eines der im Allg. T. G. Magazin No. IX. 1808 zur Löſung aufgegebenen Räthſel, die Yucca gloriosa (L.) betreffend. V. Gemüſe-Bau im Garten und auf dem Felde. Auch ein Wort über Anlegung und Verpflegung der Spargelfelder. (Vom Hrn. Paſtor Dr. Wundram zu Wolſten.) VI. Obſt-Kultur. 1. Characteriſtik der Obſtſorten. A. Pflaumen. Die Pflaume mit gefüllter Blüte. (Mit Abbildung auf Taf. 11). B. Birnen. Birn mit dem Weidenblatte. (Mit Abbildung auf Taf. 12.) 2. Ueber die Veränderung der Obſtſorten und zwar nach ihren Arten. (Vom Hrn. Pfarrer Sickler.) (Fortſetzung) XI. Garten-Miſcellen. 1. Erfahrungen von der Vegetation des Majoran 115 2. Ueber das Wäſſern der Blumentöpfe durch Regen und Begießen. 3. Sind die Bäume im Winter ganz ſaftleer, oder haben ſie auch da noch ihren Saft?

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen

Tafel 9. Alſtrömeria Ligtu. Taf. 10. Justicia coccinea. Taf. 11. Die Pflaume mit gefüllter Blüte. Taf. 12. Die Birn mit dem Weidenblatte.

Weimar im Mai 1809.

F. G. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1809. VII. Bds. 2s Stück.

Inhalt.

Großbritanien und Irland. Zweite Abtheilung. 9. Producirende Industrie. 10 Veredelnde Industrie. 11. Handel, Münzen, Maaße und Gewichte.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Charte von Schottland. Taf. 1 Englische Horn-Vieh-Rassen. Taf. 2. Englische Schaaf-Vieh-Rassen.

Weimar im Mai 1809

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Journal des Luxus und der Moden. 1809. V. Stück.

Inhalt.

I. Gemälde von Braunschweig in seinem jetzigen Zustande. II. Neuigkeiten aus Cassel. Erster Brief. — Geburtstagsfeier der Königin von Westphalen Zweiter Brief. — Belustigungen der Cassler Messe. — Theater. Dritter Brief. — Resultate der Messe. — Die Jacht des Königs von Holland in Minden. — Partie des Königs von Westphalen dahin. III. Correspondenz Nachrichten aus München. Erster Brief. — Ueber die Organisation der Akademie der bildenden Künste. Zweiter Brief. — Traurige Stimmung während der Fastenzeit — Theater und Musik — Feier des Stiftungs-Tages der K. Akademie der Wissenschaften. IV. Kunst. 1. Schreiben eines Kunstfreundes, die neulich in München erschienenen litographischen Blätter betreffend. 2. Malerische Reise nach einigen Städten Italiums von Marianne Dionigi. V. Musik. 1. Concert von Herrn und Madame Werner am 9 März zu Weimar. 2 Neue Lieder-Compositionen von Herrn Harder in Leipzig. VI. Miscellen. 1. Beschreibung der Feste, welche im October 1808 zu Ehren der Kaiser Alexander und Napoleon in Weimar gegeben wurden. 2. Alruna. Eine neue Oper von Reinhard und Spohr. 3. Literarische Neuigkei-

Süjet von einem der erträglichſten Gemählde im neuen Amadis,

Wo Herkules zwiſchen der Tugend und Wolluſt unentſchloſſen
Zu ſchweben ſchien —

und wo der junge Amadis (der, ſeitdem er ſich zu fühlen angefangen, ſtundenlang vor dieſem Gemählde zu verweilen pflegte) unvermerkt ſich ſelbſt an die Stelle des jungen Herkules ſetzt, und, von beyden Göttinnen gleich ſtark angezogen, ſehnlich wünſcht, ſein Herz unter ſie theilen zu können.

Wie göttlich ſcheint ihm Dieſe! Doch Jene lächelt ſo ſüß!
Iſt mit ſo lieblichem Reiz übergoſſen,
Und ihres Sieges ſo gewiß!
Wie ſoll er widerſtehn
Dem ſchmachtenden Blick, der ſo ſehnlich
Ihn an den Buſen lockt, der ihm entgegen wallt?
Gut! Aber dieſe, wie ſchön,
Wie ganz ſich ſelber ähnlich,
Wie ſtiller Gröſſe voll in ihrer ganzen Geſtalt!
Schön iſt in allen ſeinen Zügen
Ihr bräunlich Angeſicht, wo, wie auf glatter Fluth
Der Sonne Bild, das reinſte aller Vergnügen,
Vergnügen an ſich ſelbſt und innrer Friede ruht.
Durch ihre Wangen ſcheint ein unbeflecktes Blut;

Ihr

ten aus Holland. VII. Pariſer Moden-Berichte. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im May. 1809.

F. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

London und Paris. 1808. VI. Stück.

Inhalt.

I. Paris 1. Kunſtausſtellung in Paris im Herbſte 1808. Beſchluß. Hierzu Taf. XV. und XVI. 2. Hector, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Luce de Lancival. 3. Neujahrs-Anſtalten in Paris. 4. Bettler-Virtuoſität in Paris. 5. Winkelmanns Manuſcripte auf der kaiſerlichen Bibliothek. 6. Miſcellen aus Paris. Concerts im Winter 1808 — 9. — Parodie des Trauerſpiels Hector. — Urtheile über Conſtants Wallſtein. — Panorama von Tilſit. —

II. London. 1. Ueberſicht neuer Erſcheinungen der Engliſchen Literatur. Biographie. Reiſen. Poeſie. 2. Miſcellen aus London. Merkwürdige Rettung Carl's II.

III. Engliſche Karikaturen. Zwei Scenen aus dem engliſchen Landleben. Der Sachwalter und der Friedensrichter. (Hierzu Taf. XIV.)

Rudolſtadt im Mai. 1809.

F. S. R. priv. Hof-, Buch- und Kunſthandlung.

7.

Wielands Neuer teutſcher Merkur. 1809. III. St.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Den Manen meines Freundes Fernow. 2. Roſa's letztes Lied. 3. Ausſicht. II. Probe einer Ueberſetzung der Jahrbücher des Tacitus. III. Einige Anſichten über das Reiſen, nach einer Reiſe durch die Mark bis Stralſund im Jahr 1808. IV. Rückblick auf Schweden (geſchrieben

nach einem Aufenthalte daſelbſt bis im December 1808). V. Auszüge aus Briefen. 1. Brief eines Reiſenden. 2. Aus einem Briefe aus Stockholm, im December 1808.

Weimar im Mai. 1809.

H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

8.

Thalie et Melpomène Française Tome V. Cahier 1.

Contenant

Artaxerce, Tragédie en 5 Actes, par M. Delrieu.

Rudolstadt im Mai 1809.

F. S. R. priv. Hof-Buch u. Kunſthandlung.

No. VI.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Junius 6. 1809.

Erschienene Neuigkeiten

im Junius

UND DEREN INHALT.

I.

Special Atlanten aus der großen top. milit. Charte v. Teutschland.

Das Geographische Publikum kennt bereits aus dem Prospectus unsrer topograph. militär. Charte von Teutschland in 204 Blättern, welche bekanntlich keine politischen

Gränzen hat, unsern Plan, von allen Reichen und Ländern Teutschlands, sobald die sie betreffenden Sectionen der großen Charte fertig sind, einzelne Special-Atlanten, mit illuminirten Gränzen davon zu liefern. Mit Pommern Mecklenburg und der Marck Brandenburg haben wir dieß bereits gethan und zur heurigen E. Oster-Meße geliefert, den Top. Mil. Atlas

1. von Pommern, der enthält 20 Blätter; u. kostet auf ord. Papier 6 Rthlr. 16 gr. Sächs. od. 12 fl. Rheinl. Velin Ppr. 8 Rthlr. 8 gr. S. od. 15.

2. von Mecklenburg, der enthält 10 Blätter, und kostet auf ord. Ppr. 3 Rthlr. 8 gr. S. od. 6 fl. Rheinl. Velin Papier 4 Rthlr. 4 gr. od. 7 fl. 30 kr.

3. von der Marck Brandenburg, nebst dem Antheile von Magdeburg, der enthält 23 Blätter u. kostet auf ord. Ppr. 7 Rthlr. 16 gr. S. od. 13 fl. 48 kr. Rhl. Velin Ppr. 9 Rthlr. 14 gr. S. od. 17 fl. 16 kr.

Zu diesen 3 bereits gelieferten Atlanten, ist nun der 4te, nemlich:

der Topogr. militär. Atlas der Marckgrafschaft Mähren in 13 Blättern

gekommen, und kostet auf ord. Papier 4 Rthlr 8 gr. Sächs. od. 7 fl. 48 kr Rheinl. Velin Pap. 5 Rthlr. 10 gr. od. 9 fl. 45 kr.

Wir schmeicheln uns daß dieser Special Atlas von Mähren der einen großen Theil des jetzigen Kriegs-Theaters enthält, bei der dermaligen politischen Lage Teutschlands das Publikum doppelt interessiren werde. — Liebhaber, welche wenigstens 5 Exemplare davon, gegen baare Zahlung, direct von uns nehmen, erhalten das 5te Ex. frei, od. 20 pr. Ct. vom Geld-Betrage.

Weimar, den 16ten Junius 1809.

Das Geographische Institut

2.

Anzeige für Garten und Blumenfreunde.

Den Liebhabern des Gartenbaues und der Blumenzucht zeigen wir hiermit die Erscheinung folgender Kunstsachen an:

1) Blumenkabinet, oder Abbildungen der schönsten Blumen und exotischen Pflanzen, aus dem teutschen

Gartenmagazin 1ste u. 2te Lieferung, in Portefeuille, nebst Verzeichniß mit Nachweisung auf das teutsche Gartenmagazin, jede Lieferung von 6 Bl. 1 Rthlr. 8 gr. — 2 Rthlr. 16 gr. — Sächs. od. 4 fl. 48 kr. Rheinl. Die Fortsetzung erscheint von Zeit zu Zeit in gleichen Lieferungen zu 6 Blatt.

2) Abbildungen, fortgesetzte, aller Obstsorten, aus dem teutschen Obstgärtner u. allgem. teutschen Gartenmagazin. Birnen, 2te Lieferung in 6 Bl. gr. 4 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 kr. Alle vorhergehenden Lieferungen sind ebenfalls noch, zusammen oder einzeln, bei uns zu haben.

3) Pomologisches Cabinet, enthaltend alle im teutschen Obstgärtner und Gartenmagazin beschriebenen Obstfrüchte Teutschlands, über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet und herausgegeben unter Aufsicht von J. M. Sickler. XXI. Lieferung, in einem Kästchen. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr. — Alle XXI. Lieferungen zusammen: 73 Rthlr. 12 gr. od. 132 fl. 18 kr. Hiervon sind auch einzelne Lieferungen, jede von 12 Stück, zu 3 Rthlr. 12 gr. besonders zu haben.

In allen guten Buch- und Kunsthandlungen kann man darauf Bestellungen machen, und wer sich in portofreien Briefen unmittelbar an uns selbst wendet, und uns den Betrag baar einsendet, dem werden wir den Ankauf, besonders von vollständigen Exemplaren, so viel möglich zu erleichtern suchen.

Weimar im Junius 1809.

F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Ueber J. M. Schröckh's Studienweise und Maximen, von D. Carl Ludwig Nitzsche. 2½ Bog. 6 gr. oder 6 kr.

Hr. General-Superintendent D. Nitzsche in Wittenberg hat auf Veranlassung des Hrn. Redacteurs des N. T. Merkurs, dem verewigten Schröckh, seinem vieljährigen Freunde in jener Zeitschrift unter obigem Titel ein interessantes biographisches Denkmal gesetzt. — Hiervon haben wir diesen besonderen Abdruck veranstaltet, welches den zahlreichen Verehrern jenes würdigen Veteran der teutschen Literatur gewiß sehr angenehm seyn wird.

Weimar im Junius 1809.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Ueber die durch den Tilsiter Frieden am 9. Jul. 1807 veranlaßte Theilung von Westpreußen, deren Flächen-Inhalt und die jetzige neue Gränze von der Drage bis zur Weichsel ꝛc., von Sotzmann. Mit einer Charte. gr. 8. 18 gr. Sächs. oder 1 fl. 21 kr. Rheinl.

ist soeben bei uns fertig geworden, und in allen guten Buch- und Landcharten-Handlungen zu bekommen.

Weimar, im Junius 1809.

Das Geographische Institut.

5.

Neueste Post-Charte des Königreichs Sachsen und der angränzenden Länder, nach astronomischen Ortsbestimmungen und officiellen Hülfsquellen entworfen von F. L. Güßefeld; berichtigt und vollendet beim Geograph. Institute zu Weimar. Mit Königl. Sächs. Privilegio. 1809. Im größten Imperial-Formate.

Von dieser schönen, auf Königl. Kosten angefertigten Cabinetscharte, deren General-Debit uns übertragen worden ist, sind sowohl bei dem Königl. Sächs. Oberpostamte zu Leipzig, als auch bei allen andern soliden Buch- und Kunsthandlungen Exemplare, mit ordinärer verwaschener Umgränzung zu 2 Rthlr. Sächs. Crt. zu haben. Man kann dieselbe auch auf Leinwand gezogen im Futteral, lackirt, um sie an die Wand zu hängen und abwaschen zu können, und nach den inneren Kreisen illuminirt, haben, wenn man deshalb besondere Bestellung bei uns macht.

Weimar im Junius 1809.

Das Geograph. Institut.

No. VII.

Monats-Bericht

des

L. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt,

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Julius. 1809.

Erſchienene Neuigkeiten

im Julius

UND DEREN INHALT.

I.

Neue Auflagen von A. C. Gaspari's Lehrbuche der Erdbeſchreibung.

Erster Cursus. *Zehnte*, nach den neuesten Veränderungen bis zum 1. April 1809 berichtigte.

zum Theil ganz umgearbeitete Ausgabe. gr. 8. 18 Gr. od. 1 Fl. 21 Kr.

Methodischer Schul-Atlas dazu; *zehnte* Auflage. gr. 4. 1 Rthlr. 4 Gr. od 2 Fl. 6 Kr.

Zweiter *Cursus*. *Siebente*, bis zum 1. April 1809 berichtigte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Methodischer Schul-Atlas dazu; *siebente* vermehrte Auflage. gr. 4. 2 Rthlr. 12 Gr. od. 4 Fl. 30 Kr.

Verkleinerter Hand-Atlas für Bürgerschulen und Zeitungsleser. Neue, und dem *Zweiten Cursus des Gasparischen Lehrbuchs* durchaus *adaptirte* Ausgabe. gr. Fol. 10 Rthlr. oder 18 Fl.

* * *

Wir liefern hiermit von diesen beiden Lehrbüchern der Erdbeschreibung, deren Werth längst allgemein anerkannt ist, neue, mit gröfster Sorgfalt bis *Ostern d. J. berichtigte* Auflagen, welche der Wechsel der Dinge jetzt nöthig machten.

Vom *ersten Cursus*, welcher in dem gröfsten Theile von Teutschland, sowohl in öffentlichen als Privatschulen, als Lehrbuch eingeführt ist, und wovon wir jetzt die *zehnte* Ausgabe liefern, haben wir nichts weiter zu sagen, als dafs er, mit seinem *methodischen Schul-Atlasse* vollständig berichtigt sey. — Destomehr müssen wir vom *zweiten Cursus*, und seiner neuen Auflage bemerken.

Aufmerksame Leser und Prüfer dieser, bis zum 1. April d. J. sorgfältigst berichtigten *siebenten Ausgabe*, werden besonders in der ersten Abtheilung, von Europa, fast auf jedem Blatte sehr wesentliche Berichtigungen, und manche Artikel nach den neu eingetretenen politischen Veränderungen ganz umgearbeitet finden; eine Sorgfalt, die ein solches Lehrbuch, das schon seit mehreren Jahren die allgemeine Handgeographie aller gebildeten Stände geworden ist, nothwendig erfordert.

Ebenso mufste auch der dazu gehörige zweite Cursus des *neuen methodischen Schul-Atlasses* durchaus berichtigt, und mehrere Chärtchen dazu noch neu entworfen und gestochen werden. Dies ist geschehen, und so hat nun dieser Atlas, der zuvor aus 34 Charten bestund, deren jetzt 36 erhalten.

Da uns aber zeither viele Liebhaber, und selbst Lehrer der Geographie, den Wunsch äufserten, auch unsern *verkleinerten Hand-Atlas für Bürgerschulen und Zeitungsleser*, diesem Gasparischen *Lehrbuche* adaptirt und mit demselben in Verbindung gesetzt zu sehen, so haben wir auch diesen Wunsch erfüllt, diesen Atlas durch mehrere neue Charten und Ergänzungen bis auf den 1. April d. J. berichtigen, und im Texte des Lehrbuchs *jede Charte desselben* sowohl, als die *des Schul-Atlasses*, bei ihrem Lande *citiren* lassen.

Der *verkleinerte Hand-Atlas*, welcher Blatt für Blatt nochmals genau revidirt und dem Texte angepafst worden, besteht nun aus folgenden 60 Charten.

* * *

Inhalt des verkleinerten Hand-Atlasses.

I. Oestliche und westliche Hemisphäre.
II. Nördliche Hemisphäre.
III. Südliche Hemisphäre.
IV. *Europa.*
V. Teutschland.
VI. Oesterreichisches Kaiserthum.
VII. Südwestl. Theil des österr. Kaiserth., oder Erzherzogthum Oesterreich.
VIII. Nordwestl. Theil des österr. Kaiserth., oder Böhmen.
IX. Mähren und Schlesien.
X. Nordöstl. Theil des österr. Kaiserth., oder Gallizien.
XI. Südöstl. Theil des österr. Kaiserth., oder Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien.
XII. Königreich Westphalen.
XIII. Grofsherzogthum Würzburg.
XIV. Grofsherzogthum Berg und Hessen, Fürstl. Primatische Länder, Nassau etc.
XV. Königreich Baiern.
XVI. Königreich Wirtemberg und Grofsherzogthum Baaden.
XVII. Der ehemalige westphälische Kreis.
XVIII. Hannover und die drei Hansestädte.
XIX. Die Mark Brandenburg und Pommern.
XX. Königreich Preufsen und Herzogthum Warschau.
XXI. Königreich Sachsen.
XXII. Helvetien und Wallis.
XXIII. Italien.
XXIV. Nördliches Italien.
XXV. Neapel.

XXVI. Sicilien.
XXVII. Frankreich.
XXVIII. Nordwestl. Theil von Frankreich.
XXIX. Nordöstl. Theil von Frankreich.
XXX. Südwestl. Theil von Frankreich.
XXXI. Südöstl. Theil von Frankreich.
XXXII. Spanien und Portugal.
XXXIII. England.
XXXIV. Schottland.
XXXV. Ireland.
XXXVI. Königreich Holland.
XXXVII. Dänemark.
XXXVIII. Schweden und Norwegen.
XXXIX. Europäisches Rufsland.
XL. Europäische Türkei.
XLI. *Asien.*
XLII. Asiatisches Rufsland.
XLIII. Asiatische Türkei.
XLIV. Persien.
XLV. Vorder-Indien.
XLVI. Hinter-Indien.
XLVII. China.
XLVIII. *Afrika.*
XLIX. Aegypten.
L. Die Barbarei.
LI. Senegambien und Ober-Guinea.
LII. Nieder-Guinea.
LIII. Süd-Afrika.
LIV. Madagaskar und afrikanische Ostküste.
LV. *Amerika.*
LVI. Nordamerika.
LVII. Vereinigte nordamerikanische Staaten.
LVIII. Westindien.
LIX. Südamerika.
LX. *Australien.*

Auf diese Art werden nun sowohl Lehrer der Geographie auf Gymnasien und Akademien, bei ihren Vorlesungen, als auch Privat-Liebhaber und Zeitungsleser für ihren Handgebrauch völlig befriedigt seyn.

Liebhaber, die sich unmittelbar an uns wenden, und von einem oder dem andern wenigstens 5 Exemplare nehmen, erhalten das 5te frei oder 20 Procent Rabatt.

Weimar den 1. Julius 1809.

Das Geographische Institut.

Ihr offnes Aug, voll edlem Selbſtvertrauen,
Erlaubt bis auf den Grund von ihrer Seele zu
schauen;
Stillwirkende Güte, die minder ſpricht als thut,
Und Redlichkeit und unbezwingbarer Muth
Mahlt ſich darinn, und flößt ein ehrfurchts-
volles Grauen,
Mit Liebe gemiſcht, dem der ſie anſieht, ein;
Man liebt ſie und wünſcht zu verdienen, von ihr
geliebt zu ſeyn.

Weder Sokrates noch Xenophon, ſondern **Prodikus**, einer von den berühmten Sophiſten der Zeit des Perikles iſt der Erfinder dieſes **Apologen**. Sokrates, in einer Unterredung mit dem Ariſtippus, ſpricht davon als von einem Stücke, welches Prodikus öfters vorgeleſen, und entſchuldigt ſich, daß es (da er es blos aus dem Gedächtniß nacherzähle) die Pracht des Ausdrucks, die dem beredten Erfinder eigen geweſen ſeyn ſoll, in ſeinem Munde verlohren habe. Wer ſo glücklich iſt, mit einem innern Sinn für die ſchöne Einfalt, Wahrheit, Harmonie und unnachahmliche Grazie, welche Xenophons Schreibart auszeichnen, begabt zu ſeyn, der wird in ſeiner Erzählung, wiewohl er ſie nur für eine Copie ausgiebt, die ſchimmernden Farben des Originals ſchwehrlich vermiſſen. Dreymal und öfters hat es der Verfaſſer des folgenden muſicaliſchen Dramas verſucht, dieſes Meiſterſtück der Sokratiſchen Grazien aus Xenophons Sprache, das

2.

Plan der Gegend um Wien, nebſt Poſitionen der Schlacht von Aſpern, am 21. u. 22. May. 1809. 1 Bog. gr. Fol. 12 gr. Sächſ. od. 54 kr. Rheinl.

Wir übergeben hier dem Publikum einen nach den beſten Hülfsmitteln nach großem Maasſtabe entworfenen Plan der Gegend um Wien bis Preßburg, oberwärts bis Wolkersdorf, und unterwärts bis Oedenburg, auf dem man das ganze merkwürdige Feld der neueſten Schlachten überſchauen kann. — Von der mörderiſchen zweitägigen Schlacht von Groß-Aſpern am 21. u. 22. May d. J. ſind hier nach den beiderſeitigen Offizialberichten, wie ſie in mehreren Zeitſchriften (z. B. im politiſchen Journale) mitgetheilt wurden, die Poſitionen verzeichnet, und der zweite Schlachttag durch einen Carton oder Klappe unterſchieden worden.

Von der entſcheidenden großen Schlacht von Teutſch-Wagram am 5. u. 6. Julius werden wir auch unverzüglich einen Plan in noch größerem Maasſtabe als der obige, nebſt den Schlachtberichten dazu liefern.

Weimar, den 20. Julius. 1809.

Das Geographiſche Inſtitut.

3.

Topographiſch militäriſche Charte von Teutſchland in 204 Blättern.

Hiervon iſt die XVII. u. XVIII. Lieferung erſchienen, und an die Herren Subſcribenten verſendet worden. Die XVII. Lieferung enthält die Sect. 69. Eisleben. Sect. 71. Sprembergs. Sect. 81. Dresden. Sect. 97. Annaberg. Die XVIII. Lieferung enthält: Sect. 61. Guben. Sect. 76. Reichthal. Sect. 85. Bautzen. Sect. 100. Glatz, und jeden Monat erſcheint eine ſolche Lieferung von 4 Blättern. Die

Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preiß ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar, im Junius 1809.

Das Geograph. Institut.

No. VIII.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt,

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

August 1809.

Erſchienene Neuigkeiten

im August

UND DEREN INHALT.

I.

Beobachtungen und hiſtoriſche Sammlung wichtiger Ereigniſſe aus dem Kriege zwiſchen Frankreich, deſſen Verbündeten und Oeſterreich, im J. 1809. Er-

ſter Heft. (Mit der Charte der Gegend von München und Freiſingen.) 12 gr.

Von dieſer, vor Kurzen von uns angekündigten, und in die ſo äußerſt wichtige Geſchichte des Tages eingreifenden periodiſchen Schrift, iſt bei uns das Erſte Heft — die Oeſterreicher in Baiern im J. 1809 überſchrieben — und mit einer Topogr. Charte der Gegend von München und Freiſingen begleitet, erſchienen.

„Eine treue, auf Wahrheit gegründete, chronologiſche Erzählung der wichtigſten Ereigniſſe dieſes Krieges, größtentheils als Augenzeuge zu liefern — ſagt der Verfaſſer in der kurzen Einleitung — iſt, als Reſultat meiner Beobachtungen, der Zweck dieſer Schrift; und die hier erzählten Thatſachen werden ohne Zweifel dem künftigen Geſchichtſchreiber des J. 1809 nützlich, und für die Zeitgenoſſen und die Nachwelt von hohem Intereſſe ſeyn.“ Dieß beſtimmt genau den Geſichtspunct, aus welchem dieſe höchſt intereſſante Lectüre genommen werden muß.

Dieſer erſte Heft enthält folgende Artikel. I. An den Leſer. II. Die Oeſterreicher in München. III. Das Glück bietet dem General Jellachich die Hand, aber Baierns guter Genius zog ihm eine Binde über die Augen. IV. Ueber das Gefecht und die Poſition bei Landshut am 16. April. V. Ueber das Gefecht bei Schierling an der großen Laber. Von einem Augenzeugen. VI. Züge von Characterfeſtigkeit, Seelengröße, Gutmüthigkeit, ſo wie von Grauſamkeit. VII. Proclamationen No. 1 — 5.

Der 2te Heft, welcher unverzüglich ſo wie die übrigen, nachfolgt; liefert die Schlachten von Abensberg und Eckmühl, und Blicke über die andern Ereigniſſe, bis zu dem Puncte, wo die Oeſterreicher Baiern verließen; und eine genaue Charte von Baiern und Tyrol, nebſt den Schlachtplanen von Abensberg und Eckmühl.

Der 3te und 4te Heft führt dann den Leſer zur Einnahme von Wien, und durch die großen Scenen der beiden Schlachten von Gr. Aſpern und Teutſch-Wagram bis zum Waffenſtillſtande von Znaym.

Dieſer kurze Ueberblick wird hinreichen, um dieſe intereſſante literariſche Erſcheinung in ihr gehöriges Licht zu ſetzen.

Weimar im Auguſt. 1809.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Nachricht von der Schlacht bei Enzersdorf und Teutsch Wagram, am 5ten u. 6ten Julius 1809, und den darauf folgenden Gefechten bis zum Abschluße des Waffenstillstandes zu Znaym den 12ten Jul. Mit dem ausführlichen Plane der Schlacht.

Apperçu de la Bataille d'Enzersdorf et de Teutsch-Wagram le 5 et 6 Juill. 1809; et des combats suivans jusqu'a l'armistice de Znaym le 12 Juill. Avec le Plan détaillé de la Bataille.

Als Fortsetzung unserer bisher gelieferten Schlachten-Plane folgt nun dieser so wichtige, von der ewig merkwürdigen Hauptschlacht bei Teutsch-Wagram, wo Napoleons, des Großen, erstaunenswürdiges Feldherrn Talent sich in seiner ganzen Größe zeigte. Dieß durch einen richtigen, detaillirten, und zum französischen Schlachtberichte passenden Plan genau darzustellen — was mehrere uns zu Gesicht gekommene Karikaturen davon ganz verfehlt und elend verwirrt haben — war unser Zweck; und wir schmeicheln uns, daß dieß uns geglückt sey, da wir vortreffliche Quellen dabei benutzen und unsern Plan nach dem Entwurfe eines verdienstvollen Augenzeugen und Theilnehmers an der Schlacht liefern konnten; welches ihm für den Militair sowohl, als für den künftigen Geschichtschreiber einen entschiedenen Werth geben muß.

Der Schlacht Plan ist in Rojalfolio sauber gestochen, mit colorirten Positionen; der teutsche u. französische Text in 4to broschirt, in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben. Preiß 15 gr Sächs. oder 1 fl. 6 kr. R. Geld.

Weimar im August 1809.

Das Geographische Institut.

3.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systemat. Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von M. G. Sprengel, fort-

geſetzt von T. J. Ehrmann XXXIX. Band gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 Fl. 30 kr.,

iſt ſo eben bei uns erſchienen und verſandt worden. Dieſer Band enthält folgende Reiſen, welche auch einzeln zu den beigeſetzten Preiſen zu haben ſind: 1) Haafner's Landreiſe längs der Küſte Orixa und Koromandel. a. d. Holländiſchen. 2 Theile gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr. — 2) Arſ. Thieb. von Bernaud, Schilderung der Inſel Elba. Nebſt Notizen von den übrigen kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres. a. d. Franzöſ. mit Einleitung und Anmerk. v. T. J. Ehrmann mit 1 Charte. gr. 8. 18 gr. oder 1 Fl. 21 kr. Für Liebhaber, welche ſich das ganze Werk auf einmal anzuſchaffen wünſchen, haben wir den Preiß der erſten 36 Bände (wobei zwei Register, nemlich zum 1ten bis 2ſten und zum 25ſten bis 36ſten Bande befindlich ſind) zu 1 Rthlr. 12 gr. — oder 2 fl. 42 kr. für den Band geſetzt. Alle 39 Bände koſten daher zuſammen 60 Rthl. 18 gr. oder 109 fl. 21 kr. und es ſind beſtändig ſowohl vollſtändige Exemplare, als auch einzelne Bände zu haben.

Weimar im Auguſt 1809.

H. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

4.

Bertuchs, C Bilderbuch für Kinder, mit teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen, Erklärungen und mit ausgemalten oder ſchwärzen Kupfern. 4. No. CXI. und CXII. Nebſt dem

Ausführlichen Text dazu. 8.

Vorſtehende Hefte ſind ſo eben erſchienen und verſandt, und enthalten folgende intereſſante Gegenſtände.

CXI. Heft.

Taf. 51. Das Schulerloch in Baiern.
— 52. Der Triumphbogen des Kaiſers Septimius Severus.

Tafel 53. Teutſche Nachtfalter. Fig. 1. Der Eppich. Fig. 2. Der Purpurbär. Fig. 3. Der Linden-Spinner. Fig. 4. Der Erlen-Spinner.

— 54. Merkwürdige Berge. Fig. 1. Der Groß-Glockner. Fig. 2. Der Schneeberg.

— 55. Süd-Amerikaniſche Fackel-Diſteln.

CXII. Heft.

Taf. 56. Die Wertſchauer.

— 57. Das Koloſſeum oder das Amphitheater des Kaiſers Flavius Veſpaſianus.

— 58. Die prächtige großblumige Fackel-Diſtel.

— 59. Hinduiſche Merkwürdigkeiten.

— 60. Ruſſiſche Volksluſtbarkeiten. Fig. 1. Die Eisberge. Fig. 2. Ruſſiſche Schaukeln.

Auch ſind immer ſowohl ganze Exemplare von Anfang an, als auch einzelne Hefte um den gewöhnlichen Preiß zu haben.

Weimar im Auguſt 1809.

H. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Topograph, militairiſche Charte von Teutſchland in 204 Blättern.

Hiervon iſt die 19te und 20ſte Lieferung erſchienen und an die Herren Subſcribenten verſendet worden. Die 19te Lief. enthält die Sect. 99. Jung-Bunzlau. Sect. 102. Neiſſe. Sect. 115. Freudenthal. Sect. 137. Taltſch. Die 20ſte Lief. Sect. 90 Czenſtochau. Sect. 127 Olmütz. Sect. 138 Brünn. Sect. 139 Auſterlitz; und jeden Monat erſcheint eine ſolche Lieferung von 4 Blättern. Die Subſcription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subſcriptions Preiß iſt für

den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier und 8 gr. auf Velin Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im Junius 1809.

Das Geographische Institut.

No. IX.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs
und des Geographischen Instituts
zu Weimar,
so wie auch der
F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung
zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

September. 1809.

Erschienene Neuigkeiten

im September

UND DEREN INHALT.

I.

Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich i. J. 1809. Mit Charten und Planen. II. und III. Heft. gr. 8. broschirt.

1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr. nemlich 2r. Heft 21 gr. od. 1 fl. 34 kr. 3r. Heft. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

Von dieser höchst interessanten Uebersicht der so wichtigen Begebenheiten unsrer neuesten Zeit, aus guten Urquellen bearbeitet, ist der zweite und dritte Heft so eben bei uns erschienen, und in allen guten Buchhandlungen und bei den löbl. Postämtern zu haben.

Der zweite, Heft enthält die Vorfälle in Baiern während des Aufenthalts der Oesterreicher darinne; folglich die Beschreibung der Schlachten bei Abensberg und Eckmül, von einem Augenzeugen, nebst mehreren interessanten Aufsätzen. Zur Erläuterung derselben die neueste Charte von Baiern und Tyrol, nebst den Schlachtplanen von Abensberg und Eckmül.

Der dritte, Heft umfaßt sodann die Kriegs-Operationen der Armeen von 23ten April bis zur Einnahme von Wien den 13ten Mai: nebst der Charte vom Erzherzogthume Oesterreich, zur Erläuterung derselben.

Der vierte Heft, welcher ungesäumt nachfolgen wird, liefert sodann die Uebersicht der Begebenheiten von der Einnahme Wiens bis zum Waffenstillstande von Znaym den 12ten Julius; folglich auch die der beiden großen Schlachten von Gr. Aspern und Wagram, nebst ihren detaillirten Planen. Das Publicum erhält also hierdurch einen höchst interessanten Leitfaden durch das Feld dieser verwickelten äußerst, wichtigen und folgenreichen Begebenheiten unserer verhängnißvollen Zeit.

Weimar im August 1809.

H. S. priv. Landes Industrie Comptoir.

2.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipz. Mich. Messe 1809 erschienen sind.

Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse, aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im J. 1809, mit Charten und Planen, 11 Heft, mit der Charte der Gegend von München. gr. 8. Weimar. 12 gr. oder 54 kr.

Derselben II. Heft, mit der Charte von Baiern, den Schlacht-Plänen von Abensberg und von Eckmül. gr. 8. 21 gr. od. 1 fl. 34 kr.

iſt, aus der Sprache der Muſen, in die unſrige über zu tragen; aber Muth und Hände ſanken ihm jedesmal bey den Schwierigkeiten, die er in der letztern, und ohne Zweifel noch mehr in ſeinem eignen Unvermögen fand. Die Grazien Xenophons können empfunden und gedacht werden: aber auch überſetzt? Ich habe keine Hofnung dazu: doch wünſchte ich durch die That widerlegt zu werden. Unendlich mal leichter war es eine Ueberſetzung eines engliſchen Gedichts über dieſes Sûjet, welches ſich unter dem Titel, The Choice of Hercules, im dritten Bande der bekannten Collection of Poems befindet, zu unternehmen. Einer meiner jüngern Freunde, den ich dazu aufgemuntert, hat ſich daran gewagt, und da es eigentlich blos eine freye poetiſche Ueberſetzung der Proſe Xenophons iſt, (wiewohl eine Ueberſetzung im Geſchmack des Popiſchen Homers) ſo habe ich den Freunden der Litteratur was angenehmes zu erweiſen geglaubt, wenn ich ſie meinem kleinen Drama beyfügte, damit ſie ſich das Vergnügen machen könnten, die verſchiedene Behandlung des nehmlichen Sûjets in beyden Stücken zu vergleichen.

Der Gedanke, die Erzählung Xenophons in ein lyriſches Drama zu verwandeln, machte ſo viele Abweichungen von dem griechiſchen Original nothwendig, daß der teutſche Verſuch dadurch ſelbſt zum Original geworden iſt. Der junge Herkules mußte den Zuſchauern intereſſanter gemacht; er mußte die erſte Figur des Gemähldes

und

Derſelben III. Heft, mit der Charte von dem ehemaligen öſterreich. Kreiſe. gr. 8. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

Derſelben, IV. Heft. gr. 8. (erſcheint nach der Meſſe.)

Berneaud, Arſ. Thieb. von, Schilderung der Inſel Elba. Nebſt Notizen von den übrigen kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres. A. d. Franzöſ. mit einer Einleitung und Anmerkungen, von Th. F. Ehrmann, mit 1 Charte, gr. 8. 13 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Erklärungen, mit ausgem. Kupfern. No. 111. 112. 113 u. 114. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

— Daſſelbe mit ſchwarzen Kupf. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausg. v. M. C. Sprengel, fortgeſetzt von T. F. Ehrmann. XXXIX. Band, enthält: 1) Haafners Landreiſe, längs der Küſte Oriza und Koromandel. 1r. u. 2r Theil. 2) Berneaud Schilderung der Inſel Elba, mit einer Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Derſelben XXXX. Band enthält: 1) Caſtellans Briefe über Morea. 2) Neueſte Beiträge zur Kunde der aſiatiſchen Türkei; von Hrn. S. de Sacy. 3) Gardane Reiſe nach Perſien. Mit 1 Plane. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 Fl. 3 kr.

Caſtellan, A. L., Briefe über Morea und die Inſel Cerigo, Zante und Hydra. A. d. Franz. Mit 1 Plane. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geogr., verfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von *F. J. Bertuch*. XII. Jahrgang. 1809. 6tes, 7tes und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Funke's, Ch. Ph., ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. (Fortgeſetzt und bearbeitet von verſchiedenen Gelehrten.) No. 111. 112. 113 u. 114. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Gardane, A. von, Tagebuch einer Reiſe durch die aſiatiſche Türkei nach Perſien, in den Jahren 1807 u. 1808. A. d. Franz. gr. 8. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

Gartenmagazin, Allgemeines Teutſches, oder ge-

meinnützige Beiträge für alle Theile des practischen Gartenwesens. VI. Jahrg. 1809. 6s 7s und folg. Stücke, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. der Jahrgang von 12 Stücken 9 Rthlr. od. 16 fl. 12 kr.

Haafner, F., Landreise längs der Küste Orixa und Koromandel aus dem Holl. 1 u. 2r Thl. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Haberle (Dr. C. C.) Meteorologisches Jahrbuch für das Jahr 1810, zur Beförderung gründlicher Kenntnisse von Allem, was auf Witterung und sämmtliche Lufterscheinungen Einfluß hat; nach Hrn. Lamark's Annuaires météorologiques bearbeitet. Mit Kupfern und meteorologischen Charten. gr. 8. Auch unter dem Titel:

Haberle (Dr. C. C.) Vermuthliche Witterung für das Jahr 1810. Nach Hrn. Lamark's Annuaire météorologique. Ausgehoben aus den meteorologischen Jahrbüchern für 1810. gr. 8. (Wird nach der Messe fertig.)

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von C. Bertuch. XXIV. Jahrg. 1809. 6s, 7s und folg. Stücke mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. der Jahrg. von 12 Stücken 5 Rthlr. od. 9 fl.

Introduction au Guide des Voyageurs en Europe par Mr. *Reichard*. gr. 8. 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Itinéraire de l'Italie. Orné de la nouvelle Carte itinéraire de l'Italie et de la Dalmatie. gr. 8. 2 thlr. ou 3 fl. 36 kr.

Itinéraire de la Suisse, orné de la Carte de Coxe, rectifiée. gr. 8. 1 thlr. 18 gr. ou 3 fl. 9 kr.

— de l'Espagne et du Portugal. gr. 8. 1 thlr. ou 1 fl. 48 kr.

— de l'Allemagne, orné d'une carte itinéraire et de 2 Panoramas. gr. 8. 3 thlr. 6 gr. ou 5 fl. 51 kr.

— de la Grande Brétagne, de l'Irlande et de la Hollande. gr. 8. 1 thlr. 6 gr. ou 2 fl. 15 kr.

— de Danemarc, Norwège et de la Suède. gr. 8. 1 thlr. ou 1 fl. 48 kr.

Itinéraire de la Russie, Hongrie et de Constantinople orné d'une Carte itinéraire et de deux Panoramas. gr. 8. 1 thlr. 6 gr. ou 2 fl. 15 kr.

Kalender, Allgemeiner kathol. protestantischer mit einer tabellarischen Nachweisung für die Jahre der christlichen Zeitrechnung von 1 bis 2200 und einer chronologischen Einleitung in die Geschichte des Kalenderwesens von *J. H. Voigt*. Eroschirt oder im Futterale, gr 8., teutsch und französisch.

Auch unter dem Titel:

Calendrier universel des Catholiques et des Protestans avec des tables indicatives pour y trouver toutes les années de l'Ere chrétienne depuis 1. jusqu'à 2200; etc. par *J. H. Voigt.* Broschirt 3 thlr. od. 5 fl. 24 kr.

— derselbe einzeln geheftet im Futteral, zum Zerlegen, beim Geschäfts- und Comptoirgebrauch, 3 thlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr.

(NB. Da dieser Kalender jährlich neu ist, so wird er auch immer in unserer Novitäten-Liste von jeder Mich. Messe, als ein neuer Artikel erscheinen.)

Länder- und Völkerkunde (neueste), ein geographisches Lesebuch für alle Stände; mit Charten und Kupfern. 1809. oder VII. und VIII. Bd. gr. 8. der Band von 6 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. NB. 2 Bde. machen einen Jahrg. von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr. kostet.

Lexikon Allgemeines Mythologisches, aus Original-Quellen bearbeitet. Zweite Abthl. welche die altklassischen Mythologien der Aegyptier, Griechen und Römer enthält, von Dr. J. G. Gruber. Mit Kupfern. 11 Bd. gr. 8.

(Wird nach der Messe fert g.)

Nitsch, Dr. F. L., über J. M. Schröckh's Studienweise und Maximen. 8. 6 gr. oder 27 kr.

Reinhold, C. F., Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweisen. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

Sacy, Hrn. S. de, neueste Beiträge zur Kunde der asiatischen Türkei. A. d. Franz. Mit Anmerk. gr. 8. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

Wielands, C. M., Neuer teutscher Merkur vom Jahre 1809. 66 76 und folg. Stücke. 8. mit Kupf. der Jahrg. von 12 Stücken 3 thlr. od. 5 fl. 24 kr.

* * *

Kupferstiche, Portraits und Kunstsachen.

Pomologisches Cabinet, enthaltend alle im teutschen Obstgärtner und Gartenmagazine beschriebenen Obstfrüchte Teutschlands, über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet und herausgegeben, unter Aufsicht v. J. V. Sickler. XXII. Lieferung in einem Kästchen, 3 thlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Portrait von G. B. Wadström. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.
— — Don Felix d'*Azara*. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.
— — Adr. von *Riedl*. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.
— Conr. *Peutinger* gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Commissions-Artikel.

Malerische Scenen aus Schillers Trauerspielen. No. 2. Thekla in den astrologischen Thurm von Seni geführt; nach einer Zeichnung von Rahl in Cassel, in punctirter Manier gestochen von C. Müller, colorirt. 17 Zoll hoch, 22 Zoll breit. Subscriptions-Preis 5 Rthlr. od. 9 fl.

3.

Neue Verlagswerke des Geographischen Instituts zu Weimar. Leipziger Mich. Messe 1809.

A. Geographische Werke und Atlanten.

Gaspari's, A. G., Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses. 1r Curs. Zehnte berichtigte Auflage. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

— desselben II. Cursus. Siebente berichtigte Aufl., gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

— dessen neuer methodischer Schulatlas, entworfen von J. C. Güssefeld. 1r Curs. in 15 Blättern. Zehnte berichtigte Aufl. 4. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 fl. 6 kr.

— desselben II. Curs. in 36 Blättern. Siebente berichtigte und vermehrte Auflage. 4. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Handatlas, verkleinerter, in 60 Charten über alle Theile der Erde für Bürgerschulen und Zeitungsleser. Neue verbesserte Auflage, nach den neuesten Veränderungen und Eintheilungen. gr. fol. 10 Rthlr. od. 18 fl.

Atlas, topographisch-militärischer, der Markgrafschaft *Mähren* in 13 Blättern, mit verwaschener Gränz-Illumination. gr. fol. ord. Pap. 4 Rthlr. 8 gr. od. 7 fl. 48 kr. Velin-Papier 5 Rthlr. 10 gr. od. 9 fl. 45 kr.

Topograph.-militärische Charte von Teutschland in 204 Blättern, XIX. XX. XXI. und XXII. Lieferung. Jede Lieferung enthält 4 Blätter in fol. Der Subscriptionspreis für den Abnehmer des Ganzen ist 1 Rthlr. auf ord. Pap. und 1 Rthlr. 8 gr. auf Vel. Pap. für jede Lieferung. (Da die XXII. Lieferung 2 grosse und 2 kleine Section enthält, so kostet dieselbe auf ord. Pap. 1 Rthlr. 3 gr. und auf Vel. Pap. 1 Rthlr. 12 gr. für den Abnehmer des Ganzen.) Einzelne Blätter kosten jedes auf ord. Pap. 8 gr. oder 30 kr., auf Vel. Pap. 10 gr. od. 45 kr.

Ueber die durch den Tilsiter Frieden vom 9. Jul. 1807 veranlaſete Theilung von Westpreuſsen, den Flächen-Inhalt, und die jetzige neue Gränze von der *Drage* bis zur *Weichsel*, nebst einer geograph. statist. Beschreibung derjenigen Güter etc., welche in den getheilten *Cronschen* und *Caminschen* Kreiſsen des *Netz-distrikts* Preuſsen geblieben und derjenigen, welche zum Herzogthume *Warschau* gezogen worden sind; auch einer Nachweisung der Güter des *Dirschauer* Kreises, welche Preuſsen der Stadt *Danzig* abgetreten hat. Mit einer Charte. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Nachricht von der Schlacht bei *Enzersdorf* und *Teutsch-Wagram* am 5. und 6. Jul. 1809 und den darauf folgenden Gefechten, bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes zu *Znaym* den 12. Julius, mit dem Plane der Schlacht. Franz. und Teutsch; auch unter dem Titel:

Apperçu de la Bataille d'Enzersdorf et de Teutsch-Wagram le 5. et 6. Juillet 1809 et des combats suivans jusqu'à l'armistice de Znaym le 12e Juillet, avec le Plan detaillé de la Bataille. gr. 4. 15 gr. od. 1 fl. 9 kr.

* * *

B. Charten in groſsem Rojalformate.

Charte von Spanien und Portugal. Nach den beſten vorhandenen Hülfsmitteln, als Lopez, de Laborde, Jefferys, Faden ꝛc. und den sichersten astronomischen Bestimmungen entworfen und gezeichnet von J. W. Streit. Rojalfolio ordin. Pap. 12 gr. od. 54. kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

— von Frankreich, nach seiner neuesten Eintheilung. Nach den sichersten Ortsbestimmungen und den beſten Hülfsmitteln entworfen von J. W. Streit. Rojalfolio; ordin. Pap. 8 gr. od. 36. kr.

— dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

C. Charten zum verkleinerten Hand-Atlas gehörig, welche theils verändert und berichtiget, theils ganz neu gestochen worden.

Charte von Europa. 4 gr. od. 18 kr.

— — Teutschland, nach den neueſten Eintheilungen. 4 gr. od. 18 kr.

— — der Oeſterreichischen Monarchie. Neu entworfen von F. Cöge. 4 gr. od. 18 kr.

— — dem ehemal. Oeſterreich. Kreiſe. Nach der Charte des Freiherrn von Schmidtburg. 4 gr. od. 15 kr.

— — Königr. Weſtphalen nach ſeinen dermaligen Beſtändtheilen entworfen von F. W. Streit. 4 gr. od. 18 kr.

— — Großherzogthum Würzburg. 4 gr. od. 18 kr.

— — den Großherzogthümern Berg und Heſſen, den Fürſtl. Primatiſchen Ländern, dem Herzogth. Naſſau und den übrigen darin begränzten, zum Theil noch nicht vertheilten Ländern. 4 gr. od. 18 kr.

— — dem Königreiche Baiern, nach ſeiner neueſten Eintheilung vom Jahre 1808. 4 gr. od. 18 kr.

— — vom Königreich Würtemberg und dem Großherzogthum Baden. 4 gr. od. 18 kr.

— — ehemal. weſtphäl. Kreiſe. 4 gr. od. 18 kr.

— — von Hannover und den drei Hanſeſtädten. 4 gr. od. 18 kr.

— — der Mark Brandenburg und Pommern. 4 gr. od. 18 kr.

Charte von dem Königr. Preußen und Herzogthume Warſchau. 4 gr. od. 18 kr.

— — Italien, nach den neueſten Eintheilungen. 4 gr. od. 18 kr.

— — dem nördlichen Italien. 4 gr. od. 18 kr.

— — — Königreich Holland, nach der neueſten Begränzung und Eintheilung. 4 gr. od. 18 kr.

— — Europ. Rußland. 4 gr. od. 18 kr.

D. Kleinere Charten und Plane.

Skizze des Herzogthums Berg nach ſeiner neueſten Eintheilung in Departements und Bezirke ꝛc., von F. W. Streit. fol. 3 gr. od. 15 kr.

Carte itinéraire du Danemark et d'une partie de la Suède. fol. 6 gr. od. 27 kr.

Special-Charte von demjenigen Theile des Netzdiſtrikts, wodurch die im Tilſiter Frieden beſtimmte neue Gränze zwiſchen dem Königreiche Preußen und dem Herzogthume Warſchau läuft, und von beiderſeitigen Kommiſſarien feſtgeſetzt worden. Auf das genaueſte zuſammengetragen von D. F. S. im Jahre 1808. gr. fol. 6 gr. od. 27 kr.

Charte eines Theils von Paraguay und der Provinz Buenos-Ayres, nach d'Azara entworfen und reducirt. fol. 6 gr. od. 27 kr.

Plan

Plan der Schlacht von Eßlingen, und der Gegend zwiſchen Wien, Neuſtadt, Preßburg und Oedenburg mit den Stellungen der kaiſerl. Franzöſ. und kaiſerl. Oeſterreich. Armee am 21. 22. und 23. Mai bei Groß-Aſpern. Aus Lipszky's, Schmidt's und Liechtenſtern's Materialien zuſammengetragen von F. W. Streit. fol. 12 gr. od. 54 kr.

Plan der Schlachten bei Abensberg und Eckmühl, am 20. und 22. April 1809, in 2 Blättern. fol. u. 4to. 15 gr. od. 1 fl. 9 kr.

Darſtellung der drei Humboldſchen Profilaufriſſe, vom Neuſpaniſchen Boden. Nach viermal verkleinertem Maaßſtabe. Bel. 3 gr. od. 15 kr.

4.

Neue Verlagsbücher der Hof- Buch- und Kunſthandlung in Rudolſtadt. Leipziger Michaelis-Meſſe 1809.

Fuhrmann, W. D., Handbuch der claſſiſchen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniſs der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, ihrer Schriften und der beſten Ausgaben und Ueberſetzungen derſelben. IIIr Bd. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Auch unter dem Titel: *Handbuch der claſſiſchen Literatur der Römer*, I. Band. gr. 8.

Garten-Memorandum, für Liebhaber, welche ihren Gartenbau entweder ſelbſt beſorgen oder doch richtig überſehen und leiten wollen. A. d. Jahr 1810 zuſammengetragen von dem Herausgeber des Allg. Teut. Gartenmagazins mit Kupfern. gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Gruber, J. G., poetiſche Anthologie der Teutſchen für Frauenzimmer II. Bd. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

London und Paris, eine Zeitſchrift, mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. IIr Jahrg. 78 und 86 St. Der Jahrg. von 8 Stücken geh. 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

La Mythologie des Indous: travaillée sur des manuscrits authentiques apportés de l'Inde par Mr. le Colonel *de Polier*, par Mdme la Chanoinesse L. M. *de Polier*. T. I. — II. gr. 8. 6 Rthlr. od. 10 Fl. 48 kr.

Schellenberg, J. Ph., Eintauſend praktiſche Aufgaben für junge Kaufleute, wie auch für alle diejenigen, welche nach

einer leichten und kurzen Methode rechnen lernen wollen. Nach den neueſten Wechſel = Courszetteln und Waarenpreiſen entworfen; als Anhang zur kaufmänniſchen Arithmetick. gr. 8. 14 gr. od. 1 fl. 4 kr.

Sickler's, J. V., Beſchreibung der gemeinnützigen Schäfer'ſchen Waſch = Maſchine; und der Methode wie die Wäſche darin behandelt wird; von ihm verbeſſert und herausgegeben. Mit 2 Kupf. gr. 8. 12 gr. od. 54 kr.

Thalie et Melpomène Française, ou Recueil périodique de Pièces de Théâtre nouvelles, représentées avec ſuccès ſur les meilleurs Théâtres de Paris. Avec des Notes et des Explications nécess. pour les Etrangers. T. V. Cah. 2. T. VI. Cah. 1. 2. à 12 gr.

Contenants

T. V. Cah. 2.

1) Un *Jour à Paris*, ou la leçon singulière, opera comique en 3 actes, p. Etienne et Nicolo. 8 gr. ou 36 kr.

2) Les *Querelles des deux frères* ou la famille Bretonne. Coméd. en 3 actes et en vers. 8 gr. ou 36 kr.

Tom. VI. Cah. I. *Artaxerce*, tragédie en V. actes par Delrieu.

Cah. II. 1) *Ninon chez Mad. de Sevigné.* Comédie en 1 Acte par Dupaty.

2) *Jadis et aujourd'hui.* Opera Bouffon en 1 Acte par Sewrin.

3) *Poisson chez Colbert*, comédie en 1 Acte par Moreau et Lafortelle.

5

Thalie et Melpomène Française. Tom. V. Cahier II.

Contenant

1) *Ninon chez Madame de Sévigné, Comédie en un acte et en vers par M. E. Dupaty.* 2) *Jadis et aujourdhui, Opéra Bouffon en un acte; Parolles de M. Sewrin.* 3) *Poisson chez Colbert; Comédie en un acte et en prose par MM. Moreau et Lafortelle.*

Rudolstadt im September. 1809.

F. S. R. Hofbuchhandlung.

6.

Topographisch-militärische Charte von Teutschland in 204 Blättern.

Hiervon ist die XXI u. XXII. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die XXI. Lieferung enthält die Sect. 89 Creutzburg, Sect. 126 Zwickau, Sect. 128 Kulmuk, Sect. 140 Ungar. Brod. Die XXII. Lief. enthält Sect. 28 Dömitz, Sect. 48 Helmstädt, Sect. 102 Kosel, Sect. 103 Beuthen Sect. 104 Zarnowik. Jeden Monat erscheint eine Lief. von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. od. 27. Kr. auf ord. Papier und 8 Gr. od. 36 Kr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Die der XXII. Lief. beigelegte kleine Section 104 Zarnowik kostet für den Subscribenten auf ord. Papier 3 Gr. od. 14 Kr. und auf Velin-Papier 4 Gr. od. 18 Kr.) Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im Septbr. 1809.

F. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder; mit teutschen, französischen, englischen und italienischen Texte dazu, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. CXIII. und CXIV. Heft. 4. Nebst

Funke, P. C., ausführlichen Texte dazu. 8. Eben diese Hefte. Diese zwei Hefte sind so eben erschienen, und enthalten folgende interessante Gegenstände.

CXIII. Heft.

Taf. 61. Amphibien. Fig. 1. Das Crocodil von St. Domingo. Fig. 2. Der Schädel eines Nil-Crocodils mit aufgerissenem Rachen.

Taf. 62. Die brustförmige Fackel-Distel.

Taf. 63. Ein Stück eines ausgegrabenen Elephanten-Wassen-Zahns.

Taf. 64. Fig. 1. Die Grotte von Ahti-Paros. Fig. 2. Der Eingang der Höhle.

Taf. 65. Mikroskopische Darstellung von dem Baue des Distel-Markes.

CXIV. Heft.

Taf. 66. Die Trajans Säule in Rom.

Taf. 67. Versteinerte Blätterformen aus der Urzeit.

Taf. 68. Scenen aus Afrika.

Taf. 69. Ansicht eines Theils der Stadt Batavia.

Taf. 70. Seltene ausländische Pflanzen.

Weimar, im October 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

und der Held der Action werden — da er im Griechiſchen nur Zuhörer iſt. Daher der Monologe der die erſte Scene ausmacht; daher die genauere Beſtimmung der weſentlichern Umſtände und der gegenwärtigen Gemüthsverfaſſung des jungen Halbgottes; daher der innere Streit worinn ſeine Seele arbeitet, noch ehe die Göttinnen erſcheinen, und wodurch er, wie durch eine (dem göttlichen Theile ſeiner Natur ohnedies anſtändigen) **Divination** auf die ihm bevorſtehende Erſcheinung vorbereitet wird; daher die Dichtung ſeiner Liebe zu der jungen Dejanira, die er zu Calydon an den Ufern des Achelous, bey einem Bachusfeſte kennen lernte, eine Liebe, deren er ſich ſchämet, die er bekämpft, weil er fühlt, daß ſie ihn von ſeiner Beſtimmung abziehen würde. Die Natur des Drama, ſo einfach es immer ſeyn mag, erfordert, daß alles darinn Bewegung und Handlung ſey. Die Bemühungen der Wolluſt, den jungen Helden zu beſtricken, konnten und durften nicht ohne alle Würkung bleiben. Wir müſſen ihn in Gefahr ſehen, zu unterliegen; er muß ſchwach werden, aber ohne die Hochachtung ganz zu verliehren die er uns in ſeinem Monologen eingeflößt hat. Die Erſcheinung der Tugend wird dadurch dramatiſch, daß wir ſie nicht eher als in dem Augenblicke, da ihr junger Freund in Gefahr iſt, dazwiſchen kommen laſſen. Dieſer erblickt in ihr keine Unbekannte; ſeine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion, hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht; ſein Herz

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November 1809.

I.

Aus dem Liede der Niebelungen*).

Wie die Herren von Burgund zu den Hunnen zogen.

Der König gab den tauſend Reichsvaſallen,
Und Hagen's tapfrer Schaar nun ſein Gewand;
Hoch ſtrebt' ihr Muth, und Freude glüht' in Allen;
Nie zog man froher in ein fremdes Land.

*) Ich habe das Vergnügen den Leſern, welche die, von dieſer neuen Ueberſetzung des Liedes der Niebelungen bereits im N. T. Merkur mitgetheilten Proben eines ausgezeichneten Beifalls würdig ge-

Neuntauſend Knechten, die mit hinzuziehen
Sich drängten, ward Gewand und Roß verliehen;
Die Thräne der Zurückgebliebnen rann,
Ach nur zu bald, für Knecht und Rittersmann!
Bei Uten ſaß ein Biſchof, der von Speier,
Ein frommer Greis; und in den Burghof trug
Man Reiſezeuch; „Gott geb' es, nicht zu theuer
Werd' unſern Freunden, ſprach er, dieſer Zug!"
„Bleibt hier, ſprach Ute, bleibt ihr kühnen Helden!
Laßt meinen Traum euch, liebe Kinder, melden:
Die Vögel ſanken aus der hohen Luft;
Das Land Burgund glich einer weiten Gruft."
„„Wer Träumen glaubt, ſprach der entſchloßne Hagen,
Verirrt ſich von dem Weg der Ehre leicht,
Der König kömmt, euch Lebewohl zu ſagen;
Beurlaubt ihn, ſo iſt ſein Zweck erreicht.
Ihm dienend werden dort in Etzels Gauen
Sich Helden freu'n, Kriemhilden's Feſt zu ſchauen.""

funden haben, mit gegenwärtigem Geſang, (einem der ſchönſten des ganzen Gedichts) zugleich die Nachricht zu geben, daß mein vieljähriger edler Freund, der Verfaſſer, mir ſichere Hoffnung gemacht hat, daß das ganze, ſeiner Vollendung nahe, Werk im Lauf des Jahres 1810 ans Licht treten werde.

W.

So war's nun Hagen, der zum Abzug rieth,
Bald quälte Reue ſein empört Gemüth.
Doch war's auch jetzt nicht ſeines Herzens Stimme,
Was aus dem Munde des Throneckers ſprach;
Er gab den Rath, gereizt zu innerm Grimme
Durch Gernots Wort, und ſeines Vorwurfs Schmach.
„Das Hunnenland, ſo dacht' er, ſey denn Zeuge,
Daß nimmer mir die Furcht den Nacken beuge!"
Und ſieh, zerſpalten fiel von ſeiner Hand
Bald mancher Helm und Schild, manch Leben ſchwand.
Die Schiffe harrten auf des Stromes Wogen;
Man füllte ſie mit Waffen, und Gewand
Bis an den Abend, und die Krieger zogen
Mit lautem Jubel an den andern Strand.
Dort ſah man Zelte ſich im Gras erheben,
Den Rittern Obdach für die Nacht zu geben;
Den König hielt ſein ſchönes Weib zurück;
Die Nacht verſchleierte der Minne Glück.
Poſaunen- und Trompetentöne klangen,
Zum Abzug rufend mit des Morgens Strahl,
Da hielten Liebende ſich feſt umfangen;
Und ſchmerzlich ſchied Brunhilde vom Gemahl.
Ein Dienſtmann von geprüftem Heldenmuthe,
Rumold, getreu dem Haus der Mutter Ute,

Trat warnend noch zu ſeinem König hin:
„Herr, ſprach er heimlich, iſt's dahin gediehn?
Vermag nichts mehr den Sinn euch abzuwenden?
Ha! wie mir vor Kriemhildens Botſchaft graut!
Nun ſagt mir noch, mein König, weſſen Händen
Habt ihr zur Obhut Leut' und Land vertraut?"
„„Das Land will ich, ſprach Gunther, Dir vertrauen;
Nimm ſorgend wahr des Kindleins und der Frauen:
Sey allen Weinenden zum Troſt bereit;
Und fürchte nichts für unſre Sicherheit."
Bereit war Alles, und die Roſſe ſcharrten;
Vom Liebchen ſchied mit Küſſen, wohlgemuth
Manch edler Held; ach ſchöne Frauen harrten
Umſonſt! und bald floß manche Thränenflut.
Mit einem Blick voll banger Ahnung ſahen
Den Roſſen ſie die muth'gen Ritter nahen;
Auf ihren Herzen lag die Trennung ſchwer;
In dunkle Fernen ſchwand die Wiederkehr.
Hinritten die Burgunden, da vereinte
Sich Stadt und Land in einen Trauerbund;
Dieſſeits und jenſeits der Gebirge weinte
Der Mann, ſo wie das Weib, in ganz Burgund.

Sie zogen hin, bedeckt mit blankem Stahle,
Froh, voll des Muths, beglänzt vom Sonnenstrahle;
Ach nimmer sah ihr Auge mehr den Rhein!
Von Siegfried's Wunden litt Kriemhilde Pein.

Dem Maine zu, durch Osterfranken führte
Sie Hagen; denn er kannte Weg und Land;
Sein Bruder dient' als Marschall, ihm gebührte
Zu sorgen, daß man Speis' und Pflege fand.
Bewundert von dem Frankenlande nahmen
Sie ihren Weg durch Schwanenfeld, und kamen
Am zwölften Tag zur Donau; stets voran
Ritt Hagen auf der schicksalvollen Bahn.
Er war der Trost, die Hülfe der Burgunden
Auf ihrem Zug' in's ferne Hunnenland.
Er stieg vom Roß; an einen Baum gebunden
Ließ er es stehen an des Flusses Strand.
Ergossen war das Wasser in den Auen,
Und nah' und ferne war kein Schiff zu schauen;
Und mancher Ritter stieg besorgt vom Roß,
Den Strom anstaunend, der so reißend floß.
„O Herr des Rheines, sprach der kühne Hagen,
Seht ihr den Strom, wie breit und wild er fließt?
Wohl Manchen könnt' ihr heute noch beklagen,
Der diesen Zug mit seinem Leben büßt!"

„„Laßt ab, laßt ab, um eurer Ehre willen,
Sprach Gunther, uns mit Kummer zu erfüllen!
Sucht eine Fürthe, die zum andern Strand
Uns bringen soll mit Roſſen und Gewand!““
„So feil iſt nicht, rief Hagen, mir mein Leben,
Daß ich ertrinken möcht' in dieſer Flut;
Ich will vorher den Tod noch Manchem geben
In Etzels Land; mein Will' iſt wahrlich gut!
Bleibt, ſtolze Ritter, hier an dem Geſtade,
Ich geh', und forſche nach dem Waſſerpfade,
Wo uns das Ruder in des Fährmanns Hand
Hinüber bringen ſoll in Gelfrats Land.“
Er nahm den breiten Schild; an ſeiner Seite,
Zweiſchneidig, breit, vom Panzer niederhieng
Sein gutes Schwert; und furchtbar'n Schimmer
ſtreute
Der Helm umher, der ſeine Schläf' umfieng.
Den Fährmann ſuchend, hört' er Waſſer rauſchen,
Hört' ein Geplätſcher, und begann zu lauſchen.
Sieh einen Born im Felſen nahm er wahr!
Da bot ſich ihm ein ſeltſam Schauſpiel dar.
Im Bade ſah er weiſe Frau'n ſich kühlen;
Und leiſe ſchlich er an der Grotte Rand;
Da floh'n ſie ſchnell, und die Gewänder fielen
Als gute Beut' in ſeine kühne Hand.
„Gieb das Gewand uns, edler Ritter Hagen,

Wir wollen Dir, was Euch bevorſteht, ſagen,
Rief Eine der geheimnißvollen Frau'n,
Hadburg genannt, kommt ihr in Etzels
Gau'n."
Sie ſchwebten gleich den Vögeln auf den Wellen;
Und weiſ' und hehr ſchien ihm ihr Sinn zu ſeyn.
Mit Kraft begabt, die Zukunft aufzuhellen;
Und gläubig gieng er Hadburgs Antrag ein.
„Zieht hin, ſprach ſie, noch keine Helden fanden,
(Mein Haupt verpfänd' ich euch), in fremden Landen
Das Glück, das Euch bei Etzeln wiederfährt;
Und kein Beſuch ward je ſo hoch geehrt."
Als Hagen dies vernahm, legt' er mit Freuden
Den Meerfrau'n hin den wunderlichen Fund;
Sie ſäumten nicht, ſich wieder anzukleiden;
Und machten jetzt ihm erſt die Wahrheit kund;
Sieglinde ſprach: „o Hagen, kühner Degen,
Sohn Aldrians, nur der Gewänder wegen
Log meine Muhm'; jetzt aber höre mich:
Verderben harrt im Hunnenland auf Dich;
Kehr' um, noch iſt es Zeit, ihm zu entfliehen;
Zu ſterben lud man euch in's Hunnenland;
Wiß', Alle, die in Etzels Gauen ziehen,
Ergreift der Tod mit ſeiner blut'gen Hand."
„„Umſonſt, rief Hagen, wollt ihr mich betrügen;
Und müßte Mancher auch dem Tod' erliegen,

Mißgönnt ihm gift'ger Haß der Sonne Licht,
Uns Alle, ha, erreicht er dennoch nicht!""
Sie warnten ihn noch mehr; „das Land am Rheine
Soll der Kaplan des Königs wiederseh'n;
Von euch wird, sprach der weisen Frauen Eine,
Kein Mann dem Tod' im Hunnenland entgeh'n."
„„Es wäre, sprach erzürnt der kühne Hagen,
Mir peinlich, dies nur meinen Herrn zu sagen;
Du Ausbund weiser Frau'n, jetzt zeige doch
Die Ueberfahrt an diesem Strand mir noch.""
„So magst Du denn, lenkt von dem Todespfade
Kein Rath dich ab, sprach sie, stromaufwärts
geh'n;
Bald wirst Du dort die Herberg am Gestade,
Des Fährmanns Wohnung vor den Augen sehn."
Hin eilte Hagen jetzt in seinem Grimme;
Ein Meerweib rief ihm nach mit lauter Stimme:
„So harrt doch noch, Herr Hagen, bis ihr
wißt,
Wie ihr zur Ueberfahrt euch schicken müßt!
In dieser Mark herrscht Else, dort gebietet
Sein Bruder Gelfrat in der Baiern Land;
Der wehrt euch durchzuzieh'n; den Eingang hütet
Der Fährmann, der ihm dient, an jenem Strand.
Mit ihm betragt euch glimpflich, und bescheiden;
Es frommt fürwahr euch, seinen Grimm zu meiden;

Gebt ihm getreu den Lohn der Ueberfahrt,
Daß ihr vor dem Verderben euch bewahrt.
Kömmt er nicht ſchnell, ſo ruft mit lauter Stimme
Den Strom hinüber; nennt euch Amelrich;
So heißt ein Held, ein tapfrer, der vor'm Grimme
Blutgier'ger Feindſchaft aus dem Lande wich."
Dank nickte zu der übermüth'ge Hagen
Den Waſſerfrau'n; und, ohn' ein Wort zu ſagen,
Begann er an dem Strom hinauf zu geh'n;
Bald ſah er denn die Herberg jenſeits ſteh'n.
„Hol' über, Fährmann, rief der kühne Degen,
Die wilde Flut hinüber, großen Sold
Verdienſt Du Dir mit Deinen Ruderſchlägen;
Sieh dieſe Spange! ſieh dies rothe Gold!"
Der Fährmann war zu reich, und ließ nur ſelten
Des Ruders Dienſte ſich mit Lohn vergelten;
Die Knechte feierten, ſo ſtolz wie er;
Kein Schiffer kam von Gelfrats Ufern her.
Strom und Geſtad' erſchollen von der Stimme,
So laut rief Hagen: „ich bin Amelrich,
Bin Elfens Lehenmann, der vor dem Grimme
Blutgier'ger Feindſchaft aus dem Lande wich."
Hoch oben an dem Schwerte bot zum Solde
Er ihm die Spange, roth von ſchwerem Golde;
Der Fährmann gönnte ſich nur den Gewinn,
Und nahm das Ruder mit begier'gem Sinn.

Ha, wie so oft ein jammervolles Ende
Die heiße Gier nach großem Gute nimmt!
Froh streckten schon des Schiffers geiz'ge Hände
Nach Gold sich aus, der Tod war ihm bestimmt.
Er kam herüber an den Strand und wandte
Sein Aug' umher nach dem, der sich ihm nannte;
Er fand ihn aber in dem Fremdling nicht;
Da stieg ihm schnell der Zorn in's Angesicht.
„Heißt ihr, sprach er, auch Amelrich, betrogen
Habt ihr mich doch; den Bruder wollt' ich seh'n;
Zu seinem Dienst durchschifft' ich diese Wogen;
Ihr mögt mir lange gut am Ufer steh'n."
„„Beim heil'gen Gott beschwör' ich euch, rief Hagen,
Für biedre Degen muß ich Sorge tragen;
Fremd sind wir, doch ist mein Gemüth euch hold;
Führt uns hinüber, und nehmt hin mein Gold.""
Der Fährmann sprach: „von Feinden rings umgeben
Sind meine lieben Herrn; hä in ihr Land
Kömmt mir kein Fremdling! liebst Du nun Dein Leben,
So hebe Dich schnell wieder an den Strand."
„„Nein, führt mich, Freund, mit tausend Kampfgenossen,
Versetzte Hagen, und so vielen Rossen,
Den Strom hinüber! nehmt mein Gold nur hin!

war für sie gebildet; und er fühlt die unmittelbaren Einflüsse ihrer Gegenwart in seiner Seele. Dieser Umstand, verbunden mit allen denen, deren wir bereits gedacht haben, giebt dem Wettstreit der beyden Göttinnen, und dem Kampf des jungen Helden dramatisches Interesse, ohne welches die schönsten Reden, die man sie hätte halten lassen mögen, eine sehr schwache Würkung gethan hätten — Doch wir wollen den Liebhabern der Dichtkunst das kleine Vergnügen, die Gründe warum der Plan gerade so angelegt, die Umstände so bestimmt, die Theile so zusammengesetzt, und Licht und Schatten im Ganzen so vertheilt worden, selbst zu entdecken, nicht entziehen, und überhaupt ihrem Urtheil in keine Weise vorgreifen. Nur dies mög uns erlaubt seyn noch zu sagen: Daß die Bestrebung den moralischen Endzweck, welcher diesem Gedichte das Daseyn gegeben hat, mit den Gesetzen der dramatischen Ausführung in einem musikalischen Stücke zu vereinbaren, Schwierigkeiten hatte, die beym ersten Anblick nicht einem jeden in die Augen fallen. Wie glücklich oder unglücklich der Dichter und der Componist (der auch hier wieder wie aus der Seele des ersten gearbeitet hat) in Ueberwindung dieser Schwierigkeiten gewesen, kan vielleicht nur die Würkung, die das Stück bey der Aufführung auf die Meisten thun wird, gewiß entscheiden. Wir werden daher nicht unterlassen, zu seiner Zeit, davon einige Nachricht zu geben.

Die

Wir kommen, friedlich durch das Land zu zieh'n.""
„Fort! sprach der Grimmige, mit beiden Händen
Ein Ruder nehmend; ein gewalt'ger Schlag
Traf den Thronecker, der ihn abzuwenden
Verſäumte, daß er auf den Knieen lag.
Noch nicht genug! der Fährmann ſchlug die Schalte,
Daß Berg und Thal vom Schlage wiederhallte,
Auf ſeines Gegners Haupt, und ſie zerſprang;
Entſchieden war des Schiffers Untergang!
Denn Hagen's breites Schwert war kaum gezogen,
Als ſchon das trotz'ge Haupt vom Rumpfe fiel;
Bald lag es mit dem Leichnam in den Wogen,
Doch rauchend Blut floß in des Schiffes Kiel.
Das Schiff trieb, abgelöſt von dem Geſtade,
Indeſſen auf dem wilden Waſſerpfade,
Doch Hagen nahm das Ruder in die Hand,
Bot alle Kräfte auf, und lenkt' an's Land.
Das Ruder brach, zu kräftig angezogen;
Vom Uferſeil trennt' ihn ein weiter Raum;
Doch ſeine Hand entriß das Schiff den Wogen;
Sein Schildriem band es feſt an einen Baum.
Er ließ das Schiff am Ufer ſteh'n, und eilte
In einen Wald am Strand, wo Gunther weilte;
Entgegenflogen, die ihn kommen ſah'n,
Dem Rittersmann', ihn grüßend zu empfah'n.
Zum Schiffe führte ſie der kühne Hagen,

Wo man das frische Blut noch rauchen sah;
Schnell öffnete sich jeder Mund zu Fragen;
Und Alle standen sie betroffen da.
„Sagt an, wo ist der Fährmann hingekommen?
Mich dünkt, ihr habt den Namen ihm genommen;
Freund Hagen, sprach der König von Burgund;
Wie gieng das zu? macht uns die Wahrheit kund!"
„„Das Schiff lag dort an jener wilden Weide,
Log der Thronecker, nah' und ferne fand
Ich keinen Fährmann, und aus dieser Scheide
Zog ich mein gutes Schwert mit keiner Hand.""
Doch Gernot sprach: „ich fürchte, heute sehen
Wir manchen lieben Freund noch untergehen;
Daß hier kein Schiffer sich an's Ruder stellt,
Ist eine Sache, die mir schlecht gefällt."
„Schnallt ab das Zeug, rief Hagen laut, ihr Knechte,
Der beste Schiffer war ich dort am Rhein;
Legt Alles nieder auf das Gras, ich dächte,
Auch hier sollt' ich kein schlechter Fährmann seyn."
Getrieben in den Strom, laut schnaubend rangen
Die Rosse mit den Wogen; alle drangen
Hinüber; obgleich mehr als Eins das Land
Weit unten erst mit müdem Hufe fand.
Jetzt wars zu spät, die Fahrt noch abzuwenden;

Man trug in's Schiff das Gold, und das Gewand;
Als Steuermann, das Ruder in den Händen,
Beförderte sie Hagen an den Strand.
Die tausend Ritter von Burgund gewannen
Das Land zuerst; dann holt' er seine Mannen;
Die große Zahl der Knechte ward zuletzt
Vom Unermüdlichen an's Land gesetzt.
Geborgen war nun Alles; und zur Stunde
War der Gedank' in Hagen's Brust erwacht
An jene Wasserfrau'n, und ihre Kunde;
Ein Priester ward zum Rand des Grabs gebracht.
Den Kapellan am heil'gen Schreine sitzen,
Und mit der Hand auf's Heiligthum sich stützen
Sah der Thronecket mit vermeßnem Blick;
Das Heil'ge hielt nicht seine Hand zurück.
Er warf ihn aus dem Schiff; mit lauter Stimme
Rief Alles: „helft, o rettet den Kaplan!"
Und Giselher sah mit gerechtem Grimme
Den Frevler, ihn zur Rede stellend, an.
„Was nützt des Priesters Tod euch? Hagen redet,
Sprach Gernot, hätt' ein Andrer ihn befehdet,
Gewiß er hätt' auf euern Schutz gezählt!
Wie hat er, sprecht, sich gegen euch verfehlt?"
Der Priester strebt' empor; leicht war er wieder
Durch eine treue Hand herauszuzieh'n;

Doch Hagen ſtieß ihn bis zum Grunde nieder;
Ein Werk, das Allen bös und gottlos ſchien.
Sieh Gottes Diener, ſo verſtoßen, kehrte
Sein Antlitz ab; die Kunſt zu ſchwimmen lehrte
Ihn Gott der Herr; des Höchſten ſtarke Hand
Half ihm hinüber an den andern Strand.
Da ſtand der Arme nun an dem Geſtade,
Uno ſchüttelte ſein triefendes Gewand;
Und Hagen ſah, daß ohne Hülf' und Gnade
Der wilden Frau weiſſagend Wort beſtand.
Das Schiff ward ausgeleert; ſogleich war Hagen
Geſchäftig, es in Stücke zu zerſchlagen;
Er überließ den Fluten jedes Stück;
Die Ritter ſah'n es mit erſtauntem Blick.
„Was thut ihr denn, ſprach Dankwart, Bruder, denket
Ihr an die Heimkehr nicht in's Vaterland?"
„„Nein, war die Antwort, zu der Heimkehr lenket
Sein Roß nicht Einer mehr an dieſen Strand.
Iſt Jemand feig genug, uns zu entrinnen,
So ſoll er doch ſein Leben nicht gewinnen;
Kein Schiff ſoll hier, ihm fortzuhelfen, ſeyn!
Die Hand des Todes hol' ihn ſchmählich ein!""
Auch Volker ſtund am Strand', ein Held vom Rheine,
Ein Sänger, hoch berühmt in ganz Burgund;

Die Meinung des Throneckers war die seine;
Laut gab ihm Beifall sein beredter Mund.
Bald war man fertig, und gerüstet stunden
Saumthier, und Roß; aus ihrer Zahl verschwunden
War der Kaplan des Königs noch allein;
Ihn trug sein Fuß nun wieder an den Rhein.

Hinsberg.

II.

Der Kyklop. Theokrits eilfte Idylle.

Nikias, gegen die Liebe da giebt's kein anderes Mittel,
Kein Strenpulver, so wie mich bedünkt, auch keine der Salben
Als die Musen. Nur dies so süße, so schmeichelnde Mittel
Ward den Sterblichen; doch so leicht nicht ist es zu finden.
Gar wohl mußt Du das wissen, so glaub' ich, Du selber bist Arzt ja,
Und ausnehmend geliebt von den neun kastalischen Jungfraun.

Alſo lebte bei uns der alte Kyklop Polyphemos,
Sich das Gemüth erquickend, als er Galatea nun liebte.
Da ihm eben das Haar aufſproßt' um das Kinn und die Schläfe;
Nicht gab kund er die Liebe durch Roſen und Äpfel und Locken,
Nur durch verzehrenden Wahnſinn. Er kümmert um nichts ſich, um nichts mehr.
Oftmals kehrten, von Niemand geführt, zum Stalle die Lämmer
Heim von der grünenden Weide; doch er, Galatea beſingend,
Saß, von Liebe verzehrt, am graſigen Strande der Meerflut
Früh von des Tages Beginn, im Buſen die feindliche Wunde,
Die mit dem Pfeil in's Herz ihm geſchlagen die mächtige Kypris.
Aber da fand er dies Mittel, und hoch auf dem Felſen nun ſitzend,
Schauend hinab in die Woge des Meers, ſang dieſen Geſang er:
„O Galatea! du weiße, warum den Geliebten verwirfſt Du?

Weißer als Käſe zu ſchaun, wie das Lamm Du weicher, und muntrer
Als wie das Kalb, am Glanz unzeitige Trauben verdunkelnd.
Du wohl kommeſt hieher, ſobald mich der liebliche Schlaf hält,
Doch entfernſt Du Dich gleich, ſobald mich der liebliche Schlaf läßt.
Fliehſt wie das Lamm, das den Wolf, den grauen, anſichtig geworden.
Mägdlein, ich liebte Dich ſchon, als zum erſten Male mit meiner
Mutter hieher Du kamſt, begehrend die Blum' Hyakinthos
Auf dem Berge zu pflücken, und ich Wegweiſend euch führte.
Seit ich Dich ſah, da konnt' ich fortan nun nimmermehr ruhen,
Kann es auch jetzt noch nicht; doch, beim Zeus, das kümmert Dich ja nicht.
Liebliches Mägdlein, ich weiß es gar wohl, warum Du mich fliehſt,
Weil auf der Breite der Stirn ein einziges zottiges Augbraun
Lang von einem zum anderen Ohre ſich wölbt und darunter

Nur Ein Aug' und platt mir über den Lippen die Naſ' iſt.
Aber, wie immer ich ſey, doch Tauſende weid' ich von Schafen,
Und die köſtlichſte Milch, von ihnen gemelket, die trink' ich;
Käſe nicht fehlt mir im Sommer, er fehlet mir auch nicht im Herbſte;
Auch nicht im härteſten Winter; beſchwert ſind ſtets mir die Darren.
Weiß auf der Syrinx zu ſpielen, wie keiner von allen Kyklopen,
Dich, Du Aepfelchen, ſüß mit mir zuſammen beſingend
Oft bis tief in die Nacht. Hirſchkälber erzieh' ich Dir eilfe
Mit Halsbändern ſie all; auch vier der Jungen vom Bären.
Aber ſo komm' auch zu mir, Du ſollſt dann alles das haben,
Laß doch das kläuliche Meer nur brauſend ſich ſchlagen an's Ufer.
Süßer wirſt in der Grotte bei mir hinbringen die Nacht Du.
Lorbern ſind in der Grotte, da ſind auch ſchlanke Kypreſſen

Dort iſt ſchwärzlicher Epheu, da grünt ſüßtraubig ein Weinſtock;
Auch erfriſchendes Waſſer, das Aetna, der Wälderbedeckte,
Ein ambroſiſch Getränk aus blendendem Schnee, mir hinab gießt'.
Wer wohl erwählte dafür ſich lieber das Meer und die Wogen!
Scheln' ich Dir aber doch gar zu zottig, ſo magſt Du mich ſengen.
Drinnen iſt eichenes Holz, ſtets glimmt in der Aſche das Feuer.
Dulden ja könnt' ich von Dir, daß Du mir die Seele verbrennteſt,
Und mein einziges Auge, was mir doch von Allem das Liebſte;
Ach, warum hat die Mutter mich nicht mit Kiemen geboren,
Daß in die Wog' ich tauchte zu Dir, die Hand Dir zu küſſen
Wenn Du nicht ließeſt den Mund; bald Lilien, glänzende, brächt' ich
Dir, bald auch weicheren Mohn mit röthlichen Blättern zum Klatſchen,
Und auch andre, wie ſie bald Sommer und Winter hervorbringt;

Darum könnt' ich zugleich die Blumen nicht alle Dir bringen.
Wahrlich, noch jetzt, o Mägdlein, noch jetzt will ſchwimmen ich lernen
Hier, ſobald mit dem Schiff ankömmt ein reiſender Fremdling,
Daß ich es wiſſe, warum ſo gern ihr die Tiefe bewohnet.
Komm herauf, Galatea, vergiß, wenn herauf Du gekommen,
Gleich wie ich nur ſitzend allhier, nach Hauſe zu kehren,
Wolle die Heerden mit mir zuſammen dann weiden, und melken,
Machen den Käſe gerinnen, beimiſchend das ſäurende Kab ihm.
Weh nur thut mir die Mutter allein, ſie muß ich auch ſchelten,
Sie hat gewiß noch niemals von mir Dir Liebes erzählet,
Und ſie ſieht doch von Tage zu Tage mich mageret werden;
Nun ich will's ihr ſchon klagen, wie Kopf und die Füße mich ſchmerzen,
Daß auch ſie verzehre der Gram, weil mich er verzehret.

Die Wahl des Herkules.
Ein
lyriſches Drama.

Perſonen.

Herkules als Jüngling. Die Wolluſt.
Die Tugend.

Der Schauplaz ſtellt einen Wald vor. Die Handlung beginnt Abends, und endet ſich bald nach der Sonnen Untergang.

Herkules allein.

O! nehmt mich auf, ihr ſtillen Gründe!
Gewogne Schatten, hüllt mich ein!
Hier athm' ich wieder frey, empfinde
Des Daſeyns Werth, bin wieder mein!

Ich ſollte Amors Feſſeln tragen?
Die Thorheit ſchleppte mich an ihrem Siegeswagen?
Ein feiger Sclave ſollt' ich ſeyn?
Beym Himmel, nein!
Ich fühl' ein Herz in meinem Buſen ſchlagen!
Ich fühl' —
O! Götter, darf ichs wagen,
In dieſem unbehorchten Hayn
Um ein Geheimniß euch zu fragen?

O Kyklop, o Kyklop, wohin iſt entflohen der Verſtand Dir?
Wahrlich, wenn Körbe Du flöchteſt und ſproſſende Reiſer den Lämmern
Brächeſt: es würde vielleicht weit beſſer um Deinen Verſtand ſtehn.
Welche Du haſt, der freu Dich, warum nur der Fliehenden folgen?
Wirſt noch mehr Galateen vielleicht und noch ſchönere finden;
Mädchen gar viele mich rufen, mit ihnen die Nacht zu durchkoſen.
Kichernd lachen ſie alle, wenn ihnen gehorchend ich folge;
Denn wahrhaftig, ich bin auf Erden ſo gut noch wie Einer.
So vertrieb ſich die Liebe mit Muſengeſang Polyphemos,
Und mehr Ruhe gewann er, als Gold ihm zu kaufen vermochte.

Paris, im Aug. 1809.

Pilat.

III.

Gedichte.

1.

Die Tulpen.

Tulpen! wie prangt ihr ſo ſchön, wie hebt ihr die ſilbernen Kelche,
Flammend die Blätter geſtreift, ſeidene Faden im Schoos!
Warum würzen nicht Düfte die reizende Schönheit der Formen?
Warum entzücket ihr nur des Beſchauenden Blick?
Weil die Seele euch fehlt, den inneren Sinn zu erlaben,
Und den Freund der Natur zu erquicken mit Duft!
Drum erhebt ihr ſo ſtolz die ſchimmernden ſeidenen Kelche,
Denn die Beſcheidenheit geht, mit dem Verdienſte gepaart!

Eliſe Sommer,
geb. Brandenburg.

2.

Kurze Dauer der Jugend und Freude.

Elegie.

Aus dem Griechiſchen des Mimnermos.

Gleich den Blättern, erzeugt vom blumenprangenden Lenzmond,
Wenn ſich nun plötzlich verſtärkt Helios ſtrahlende Glut,
Labet auch uns nur kurze Weile die Blüte der Jugend,
Während kein Gott uns je weder des Böſen belehrt,
Noch des Guten; doch ſtehn zur Seit' uns die finſteren Keren,
Jene führet das Ziel läſtigen Alters herbei,
Dieſe bringet den Tod. Es dauern die Früchte der Jugend
Nur ſo lang', als die Sonn' über dem Erdkreis erglänzt.
Ist vorüber jedoch die Zeit der Blüte des Lebens,
Dann iſt's beſſer, ſogleich ſterben, als leben forthin!

Viel des Böſen quälet uns hier; bald zehren des Haushalts
Sorgen uns ab, bald trifft Mühſal des Mangels uns ſchwer.
Kinderloß klaget der eine, höchlich verlangend nach Kindern,
Muß er in's Schattengebiet unter die Erde hinab.
Zehrende Krankheit naget am andern. Jeglichem Menſchen
Theilete Zeus ja ſchon viel des Mißgeſchicks zu! —

J.

3.

Der Tempel des Marcellus *).

Tempelbau! verwirklichter Gedanke,
Den ein großer Römer einſt gedacht!
Sey mein Leitſtern, wann durch's Thal ich wanke,
Eine Lichtſäul' in der Mitternacht!

*) Daß Marcellus, der großmüthige Eroberer von Syrakus einen Tempel Virtuti et Honori gewidmet habe, erzählt Valer. Max. L. I. cap. 1.

Düfte ſtrömen, Farben ſchmeicheln: „Weile!“
Und die Schönheit fodert Liebe laut.
Hin zum Tempel ſtrebt des Wandrers Eile,
Der nach keiner Blüt' am Wege ſchaut.

Nicht mit Goldprunk, nicht mit Demantflimmer
Winkt die Kuppel aus des Hochwalds Grün.
Sie umfließt ein ruh'ger Sonnenſchimmer,
Gleich dem Frühſtrahl, wann die Schatten fliehn.

Steile Klippen, Dornenranken, weichet!
Wer den hehren Glanz geſehn, der ruht
Nicht, bis er die Tempelſchwell' erreichet,
Bis ihn wärmt des heil'gen Opfers Glut.

Offen ſind' ich die geweihten Pforten;
Ehrfurcht führt den Sehnenden hinein,
Wo, umſäuſelt wie von Himmelsworten,
Zwei Altäre mildes Licht verſtreun.

„Heilig den untrennlichen Geſchwiſtern,
Tugend, dir, und wahre Ehre, dir!“
Spricht die Inſchrift; und ein geiſtig Flüſtern
Wiederholt es leiſe drei Mal mir.

Ein Gelübd' entringt ſich, groß und heiter,
Dem erhobnen Herzen, dieſer Stunde werth.

Auf, mein Stab! Wir ziehn durch's Erdthal weiter!
Götter haben mein Gelübd gehört!

Buri.

IV.

Ueber das Schweizeriſche Teutſch.

Die Vortrefflichkeit einer Sprache gründet ſich auf den Reichthum und Wohlklang. Der Reichthum beſteht darin, daß man jeden Begriff und Gedanken der Seele mit ſeinen Nüancen adäquat, vollkommen und möglichſt kurz in ihr ausdrücken kann; ein Vorzug, der eben ſowohl von der Verbindung und dem Verhältniß der Worte, als von ihrer Anzahl abhängt, denn je weniger Worte eine Sprache hat, deſto mehr iſt man genöthiget, mit Einem verſchiedne Begriffe zu bezeichnen, deſto einförmiger und dunkler wird ſie, deſto weniger endlich ein Bild und Spiegel des Innern. Der Wohlklang entſpringt aus der ſchönen Verſchmelzung der Buchſtaben, und er erlangt ſeine Vollendung in der Eintracht und dem Gleichgewichte der Conſonanten und Vokale; aus der Störung derſelben entſteht Weichlichkeit oder Härte. Alle dieſe Tugenden nun beſitzt in einem ausgezeichneten Grade

die griechiſche, ſo daß keine der neueren, ſo ſchön und gebildet ſie auch an ſich ſeyn mögen, mit jener die Vergleichung aushält, denn ſie beſitzen nur einzelne von den Vorzügen, welche ſich dort zu einem einzigen und unnachahmlichen Ganzen verſchlangen. Am verwandteſten indeſſen iſt ihr die teutſche, eine Sprache, die ſeit funfzig Jahren Rieſenſchritte zu ihrer Bildung gethan hat, und immer größerer Vollkommenheit entgegen geht; indeſſen beſitzt ſie noch zu viel Härte, das einzige Gebrechen, deſſen man ſie zeihen kann, und das aus dem Uebergewicht und der Häufung der Conſonanten entſteht. Doch es iſt die Abſicht dieſes Aufſatzes nicht, die Conſtruction unſrer Sprache in's Detail zu verfolgen, als vielmehr über eine Abart derſelben, die Schweizeriſchen Dialekte einige Bemerkungen zu machen, wozu ich in meiner jetzigen Lage viel Gelegenheit hatte, und die vielleicht Manchem nicht ganz unangenehm ſeyn dürften.

Die Schweiz iſt unſtreitig eins der merkwürdigſten Länder Europen's. Eine wunderreiche Natur, bald fürchterlich wild, majeſtätiſch, dann wieder anmuthig, reizend, entzückend; — Menſchen, die vormals durch Einfachheit im Leben und Handeln, durch Biederkeit, Treue, Vaterlandsliebe und Tapferkeit

ſich ein ewiges Denkmal gegründet und ihren Namen den glänzendſten der Geſchichte angereihet haben; Tugenden, die durch den gegenwärtigen Zuſtand derſelben Cantone nur noch mehr gehoben werden. Aber indem die Natur jene erhabnen Gebirge, gleich bewaffneten Rieſen, zur Schutzwehr hinſtellte, ſo rechnete ſie auch auf den Geiſt der Bewohner; jene ſollten nur ſo lange jedem Angriffe eines mächtigern Feindes undurchdringlich ſeyn, als ſich dieſe durch Tugenden auszeichneten; als daher der giftige Hauch des frivolen Zeitalters auch dieſe friedlichen Thäler berührte, als ſtatt der Mäſigung der alten Zeit Ausſchweifungen und Prachtliebe um ſich griffen, ſtatt der Biederkeit und Religioſität Gleichgültigkeit gegen das Heilige, und ein unverzeihlicher Leichtſinn, ſtatt der Bundestreue Zwietracht herrſchten, — da konnten auch jene nicht mehr ſchützen, und die Schweiz unterlag. Noch ſtehen die Alpen, die erlauchten Zeugen der Thaten der Väter, aber ſie ſehen nur die Entkräftung der Enkel, die kalt und gleichgültig an den geheiligten Stellen des Vaterlandes vorüber wandeln, wo der Bund beſchworen und die Freiheit gegründet worden. Das Einzige, was die Schweizer von ihren Vorfahren noch ganz erhalten haben, iſt die Sprache, welche noch den Stämpel der alten ungeſchminkten Zeit trägt, und uns das Leben derſel-

ben verſinnlicht. In der That, die Schweiz bietet ein ſehr intereſſantes und einziges Schauſpiel dar; ein Land, von dem mäßigen Umfange einer Provinz in neunzehn kleine Staaten getheilt, die durch Größe, natürliche Lage, Verfaſſung, Sitten, Religion, Sprache und Bildung ſehr von einander abſtechen, die aber, da ſie einzeln nichts, vereinigt Vieles vermögen, unter ſich einen Bund errichtet haben, theils zur Vertheidigung, theils um durch Verkehr ſich den Genuß des Lebens zu erleichtern. Ueberall finden ſich Spuren eines Nationalcharacters, doch zeigen ſich ſowohl in der körperlichen, als geiſtigen Bildung die verſchiedenſten Modificationen deſſelben, die wahrſcheinlich eine Folge der Freiheit und der mannichfaltigen Kraft der Nation ſind, denn je deſpotiſcher ein Staat, deſto einförmiger iſt der Schnitt der Leute. Man betrachte nun entweder die Städter, den gravitätiſch einherſchreitenden Basler, oder den ſchwelgenden Solothurner, oder den frommen Freyburger; oder man werfe einen Blick auf die Landleute, ſo zeigt auch hier jeder Kanton eine eigenthümliche Farbe; die magern hypochondriſchen Berner mögen kaum noch ihr ſchmutziges Kegelſpiel als eine Ergötzung treiben, während den genialiſchen Entlibuchern das Leben durch Muſik, Poeſie und Gymnaſtik froh

verſtreicht *). Die Schwyzer ſind ein trefflicher Stamm, Kraft, Muth und Entſchloſſenheit ſprechen aus jedem Geſichte, und jeder iſt in ſeiner Hütte Hausvater, Unterthan und König **); in Appenzell wohnen die ächten Hirten; und von den ſchüchternen, einſiedleriſchen Unterwaldnern mit dem dunklen, melancholiſchen Auge, wendet man ſich gern zu den

*) Keine von den kleinen Schweizervölkerſchaften hat ſo viel Originalität und Naturſinn, keins erinnert mehr an die Verwandſchaft der Europäiſchen Völkerſtämme mit den Griechiſchen. Den Fremden, welche bei ihnen übernachten, bringen ſie Nachtmuſiken, und alle Frühjahre reitet ein Herold von Haus zu Haus und ladet das Volk zu jenen poetiſchen Spielen ein, wo die Thorheiten des ganzen Jahres in Knittelverſen beſungen, und lächerlich gemacht werden. Aber ihre Lieder ſind ohne alle poetiſche Schönheit, ein Beweis, wie die Poeſie nur durch intellektuelle Bildung vollendet werden könne. Auch iſt ihre Sprache wohl am wenigſten zur Poeſie geeignet, indem ſie durchaus nichts Edles hat, weder in Worten, noch Bildern; ja viele Begriffe können darin gar nicht ausgedrückt werden.

**) Die Schwyzer ſind ſtolz auf ihre Freiheit, und wenn zwei auch ſchwer beladene Landleute einander auf der Straße begegnen, ſo bleiben ſie ſtehen im Gefühl ihrer Würde, und rufen einander zu: „guten Tag gefreiter Mann!“

Wes ist die Stimme, die ich tief im Heiligthum
Der Seele höre? Oder, täuschet mich,
Indem ich sie zu hören glaube,
Ein falscher Wahn?
Wer bin ich? — Diese Gluth in meinem Busen,
Diese Ungeduld nach Thaten,
Dieses Hüpfen jeder Ader wo andre beben,
Dieses, was ich besser fühlen
Als mir erklären kan —
Wie nenn' ichs, was den andern Erdensöhnen mich
So ungleich macht?
Was mich auf ihre Spiele,
Was auf den ganzen Kreis von ihren kleinen Sorgen,
Entwürfen, Freuden, Plagen,
Kalt und unbewegt mich niederblicken heißt,
Wie man auf einen Haufen von Kindern blickt,
Die sich um einen Apfel raufen.
Wer bin ich? Gab ein Halbgott,
Gab ein Gott das Leben mir?
Wie wallt mein Blut
Bey diesem grossen Gedanken auf!
Ich zittre nicht
Indem ich ihn zu denken wage!
Ja! es ist kein Wahn,
Ich fühl's, ich fühl's,
Es ist der Götter Blut, was diese Adern schwellt!
O du, der mir das Leben gab,

ſchlanken, blühenden, idealiſchen Geſtalten der Oberhasler.

Doch nun zur Sprache. Dieſe theilt die Schweiz in die teutſche, franzöſiſche und italieniſche, wovon die erſtere bei weitem die größere iſt. Einige Kantone ſind gemiſcht, wie z. B. Freyburg und Bern in ſeiner ehemaligen Geſtalt. Daher ſpricht man in der Stadt Freyburg in der untern Hälfte Teutſch, in der obern Franzöſiſch, und in Bern ſpricht faſt Jedermann beide Sprachen gleich geläufig. Die Erziehung iſt Teutſch und auf den Schulen wird der Unterricht in derſelben Sprache ertheilt, aber dann ſchickt man gewöhnlich die jungen Leute einige Zeit ins Pais de Vaud, damit ſie ſich dort im Franzöſiſchen vervollkommnen. Dieſer Zweck wird denn auch erreicht, ſie machen ſich franzöſiſche Sitten eigen, und da ſie ſchon gut vorbereitet hinkommen, ſo wird ihnen das Franzöſiſche bald ſo geläufig wie die Mutterſprache, aber ſie lernen es nur ſo, wie man es gewöhnlich dort ſpricht, d. h. fehlerhaft, übeltönend und voll Germanismen. Man hört hier keinen Unterſchied zwiſchen b, d, p, t, oder den verſchiednen Lauten des e, wovon vorzüglich das ſtumme am Ende vieler Worte auf eine unausſtehliche Art gedehnt wird; eben ſo wenig verbindet man die Worte richtig

in der Ausſprache, daher wird es denn einem Ausländer, der die Sprache grammatiſch und nach Prinzipien erlernt hat, viel ſchwerer, die Schweizer zu verſtehn, als geborne Franzoſen. Man trifft z. B. in Bern nur wenig Perſonen, welche das Franzöſiſche richtig, geſchweige denn elegant ſprechen und ſchreiben. Noch weit fehlerhafter aber iſt das hieſige Teutſch, dieſes iſt ein vollkommnes patois, eine Bauernſprache, voll Bilder und Ausdrücke, welche ihren ſchmutzigen Urſprung verrathen. Die Bauernſprache iſt die ältere, denn Dörfer und Flecken waren früher als Städte; mit der Entſtehung dieſer wuchs die Geſelligkeit, und mit der Verfeinerung der Sitten und der Cultur des Geiſtes bereicherte und bildete ſich auch nothwendig die Sprache, und dieſe wurde ein fixer Unterſchied zwiſchen dem Städter und Landmann, oder der gebildeten und rohen Natur. Daher reden in andern Ländern, z. B. in Teutſchland, Frankreich, Italien, die höhern Stände faſt einerlei Sprache, die Schriftſprache, obgleich mehr oder minder vollkommen, während die Landleute der verſchiednen Provinzen einander nicht verſtehn, hingegen iſt in der Schweiz die Bauernſprache durch alle Stände verbreitet, und es entſteht daraus das Eigne, daß z. B. im Kanton Bern ein Bauer vom Belpberge das Teutſche eben ſo gut ſpricht, als ein

Mit-

Mitglied des groſsen Raths. Aus eben diesem Grunde findet man noch weniger Schweizer, welche das Teutsche richtig sprechen, (vorausgesetzt, daſs sie nicht lange in Teutschland gelebt, oder mit Teutschen vielen Umgang gehabt haben,) weil die Schweizerischen Mundarten von dem Hochteutschen, wie man es hier nennt, weit mehr abweichen, als die Sprache des Pays de Vaud von dem Aechtfranzösischen. Die Bauernsprache ist, wie gesagt, die in der Bildung zurückgebliebne, und da sie ihr ursprünglichstes Gepräge am treuesten behalten hat, so kann sie in etymologischer Rücksicht von wesentlichem Nutzen seyn. Die durch alle Stände verbreitete Gleichheit der Sprache eines Cantons hat wohl ihren Grund in der Verfassung der Schweiz, und in der Liebe und Ehrfurcht des Schweizers für das von seinen Vorältern Geerbte. Auch hier ist es jetzt leider anders, und die Wuth zu französeln scheint sich aller Classen bemächtigt zu haben. Mit Verachtung legt man die besten teutschen Schriften bei Seite, während man sich an den fadesten französischen Romanen erbaut; überhaupt herrscht überall eine groſse Unkunde der teutschen Literatur. Es geht hier wie mit den Franzosen, die, wenn sie von unsrer Literatur sprechen, immer noch die Periode von 1720—1760 vor Augen haben, wo die teutsche Schriftsprache noch sehr roh war, und

durch lateiniſche und franzöſiſche Floſkeln verunſtaltet wurde. Wenn man aber jezt noch ſolche elende Urtheile hört, ſo iſt wohl die Urſache davon theils grobe Unwiſſenheit, theils die Unfähigkeit, ein ausländiſches Kunſtprodukt nach ſeinem wahren Werthe zu ſchäzen, theils endlich die Art, wie ſie mit denſelben bekannt werden. Sie erhalten nur Ueberſezzungen von den ſchlechten Romanen, vor denen jedem geiſtvollen Teutſchen ſelbſt ekelt, das Beſſere verſtümmelt und in Waſſer aufgelöſt, das Beſte hingegen gar nicht. Gewiß iſt, die teutſche Literatur übertrifft jezt die der Franzoſen, Engländer, Italiener in vielen Fächern, in keinem aber braucht ſie ſich vor ihnen zu ſchämen. Ich nenne nur die Philoſophie, als die Wiſſenſchaftslehre. Die Franzoſen z. B. haben hier kaum einen Kant, Fichte, Schelling, viel weniger einen Leibnitz. In der Poeſie werden Göthe und Schiller unſer ewiger Stolz ſeyn, vorzüglich der erſtere, gleichſam der Gott unter den Dichtern, der einzig und unerreicht daſteht. Kühn können wir alle Nationen, ältere und neuere, auffordern, uns einen Dichter zu zeigen, der in allen Gattungen der Kunſt die Vollendung erreicht oder berührte, und zugleich ein groſſer Kritiker und genialiſcher Naturforſcher war.

Doch zurück zu der Schweiz. Wir haben gesagt, das Schweizerische Teutsch sey das ältere, in der Kultur zurückgebliebene. Davon sind unter andern ein Beweis die Lieder der Minnesinger; denn diese versteht, vorzüglich in Zürich, jeder gemeine Mann gröſten Theils, während sie in Teutschland auch dem Gebildeten schwer werden. Jeder Canton hat bekanntlich seinen eignen Dialect; der Bernsche zeichnet sich aus durch geschmeidige Weichlichkeit; der Zürichsche ist tonlos und trocken; der von Appenzell eine stark accentuirte Nasensprache, alle aber stoßen die Worte unter convulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln hervor, und sind für den Teutschen unverdaulich. Sonderbar aber ist es, und wohl schwer zu erklären, warum der Basler Dialect mehr Aehnlichkeit mit dem von Zürich habe, als der von den Gegenden jenseits der Thur, welche doch unmittelbar an Zürich gränzen, und wo gleichwohl in der Aussprache der zwei ersten Vokalen und der Diphthongen eine so plötzliche Verschiedenheit sich zeigt, die selbst in den entferntern südlichen kleinen Cantonen nicht so groß ist. Den Vokal a sprechen fast allein die Berner Oberländer richtig aus; au wird ganz verschieden gesprochen, z. B. Baum lautet in Solothurn wie Boum, in Unterwalden Bouim, in Appenzell, Glarus Bohm, in Bern Bum.

K als Anfangsbuchstabe wird meistentheils so tief aus der Kehle heraufgehaucht, daß man glauben sollte, der Schweizer kenne diesen Buchstaben gar nicht; statt Krieg, kratzen kreischt der Schweizer Chrieg (Ch—rieg) u. s. w. Am gebildetsten sprechen ihn indessen die Berner aus. Noch sonderbarer ist, daß sowohl die Volks-, als Conversationssprache keinen Indicativ des Imperfectums kennt, ja daß dieses in den meisten Gegenden gar nicht verstanden wird. Diese Abwesenheit des Imperfectums ist um so auffallender, da es sonst in der Schriftsprache, auch der ältesten teutschen Urkunden und Chroniken, eben so häufig oder noch häufiger vorkommt, als das Perfectum. Man braucht überall das letztere, und im Affect das Präsens. Eine andere Sonderbarkeit ist diese, daß die Schweizer nur vier Sinne haben, und den Geruch durch Schmecken bezeichnen, was man auch im Oestreichischen findet. Einige von dem Teutschen ganz abweichende Ausdrücke sind folgende: de stotzig Chnubel, wo wohl Niemand errathen wird, daß es der steile Hügel bedeutet. Eben so schwer zu errathen sind folgende: aberhämmisch (eigensinnig), Aehni, auch Großatt, der Großvater, dessen Vater heißt Pfuchähni, und dessen Vater in Zürich Pfuipfuchähni und in Luzern

Stinkähni. — Braschel heißt ein verworrner Haufe meist schlechter Dinge, und Bengel die mittelste Rippe des Krauts oder Sallats. Schön aber ist das alte, kräftige, ächt-teutsche Ihr, statt des modernen Sie, welches, verbunden mit dem herzlichen Ja Herr, in dem Munde eines biedern Schweizers etwas Unwiderstehliches hat.

Ferner giebt es einige Sprachformen, die unverkennbare Spuren des Alters an sich tragen, und zum Theil verdienen, in die Schriftsprache aufgenommen zu werden. Z. B. Galgen im Entlibuch ein Hosenträger, fläth, hübsch, geputzt, wovon unfläthig, Bühne, Gerüst, überhaupt ein erbauter, oben aangbarer Ort, daher Heuboden; un, den Begriff verstärkend, als Untiefe, Unthier, Unkind, ungroß, unerkannt schön, überaus schön. Schutz statt Schuß, was schützt, daher Schütze; Wesen von jedem Dinge, z. B. was ist das für ein Wesen? Brunst ohne den Zusatz des Feuers, z. B. eine helle Brunst. Fuggern, Diebesgriffe versuchen, daher Fugger, ein kleiner Dieb; aben, abnehmen, daher Abend; Broß, Knospe, davon wohl Sproß; frech 1) frisch, wohlgewachsen, eine freche Dirne (Hans Sachs); 2) geizig, dieser ist anziehend, daher der freche Mag-

net; amern, ſich Etwas ſehr wünſchen (amare.) *)

Nun will ich noch einige Worte anführen, welche wegen der richtigen Bezeichnung und als wirkliche Bereicherungen in die Schriftſprache aufgenommen zu werden verdienen. Dahin gehören z. B. die neutralen Verba, die aus Adjectiven oder Subſtantiven durch Hinzufügung der Sylbe en gebildet werden. Z. B. winden, luften, da wir ſtatt deſſen ſagen: der Wind geht, oder es iſt; windig, aber dieſen Zuſtand ſelbſt nicht mit Einem Worte ausdrücken. Auch ſagen die Schweizer richtiger der Luft; denn daß die Luft etwas ſehr Männliches und Kräftiges ſey, empfindet Jedermann. Eben ſo gut ſind ſommern, herbſten, lenzen, ſaften, heitern, friſchen, dicken, bauchen, magern, theuern. Sehr gut ſind auch die auf len, um die Nachahmung auszudrücken, z. B. kin-

*) Die hier angeführten, ſo wie die folgenden Worte habe ich größtentheils ſelbſt bemerkt und geſammelt, einige aber aus folgendem Werke entlehnt: Verſuch eines Schweizeriſchen Idiotikons von F. J. Stalder, I. Bd. Baſel, 1806, welches viel Gutes enthält, und vielleicht in Teutſchland noch wenig bekannt iſt.

belen, wie ein Kind handeln, Bernerlen; eben ſo könnte man ſagen dichterlen, gern den Dichter machen wollen. Ferner die Diminutiva der Subſtantiven mit angehängtem li, welche mir neben den gewöhnlichen teutſchen einen Platz zu verdienen ſcheinen, weil ſie ſich auf einen Vokal endigen, und weicher ſind, z. B. Bäumli, Häusli, Frauli, ja an einigen Orten ſelbſt Duli. Doch darf man dieſen Grundſatz der Verweichlichung nicht zu weit treiben; denn es liegt einmal in dem Character des Teutſchen etwas Hartes, Rauhes, Schwerfälliges; dieſes darf alſo auch in der Sprache nicht ganz verwiſcht werden; wenn die teutſche Sprache das Schmelzende der italieniſchen annehmen wollte, ſo würde ſie lächerlich. —

Folgende Worte fehlen uns ganz: bämmeln, flache Steinchen ſchief über die Oberfläche eines ruhigen Waſſers werfen; der Ausdruck iſt nicht der beſte, allein wir haben keinen; thäuelen, in zarten Tropfen regnen; federſtill, vom Waſſer; Brusle, eine lebhafte rüſtige Dirne; füdeln, komiſch, im Gehen den Hintern hin und her bewegen; dampen, 1) durch jede Kleinigkeit ſich aufhalten laſſen; 2) viel und langweilig reden; prächtlen, mehr Aufwand machen, als es das Vermögen zu-

läßt; der ſchöne, poetiſche Ausdruck: der Himmel blüht, wenn die weißen Wolkenſtreifen ganz zerriſſen, und in mehrere Gruppen zertheilt ſind.

Belp bei Bern,
den 16ten October,
1809.

Dr. Wachmann.

V.

Nekrolog.

Gottfried Chriſtoph Beireis.

Der den 17ten Septbr. d. J. in Helmſtädt als Senior der Univerſität im 79ſten Jahr ſeines geſchäft- und betriebvollen Lebens verſtorbene Profeſſor und Hofrath Beireis in Helmſtädt verdient auch nach ſeinem Tode noch ein Ehrendenkmal in dieſer Zeitſchrift. Sein ganzes Leben iſt eine Kette ſonderbarer Erſcheinungen. Sein Haus war eine Schatzkammer voll naturhiſtoriſcher, artiſtiſcher und antiquariſcher Seltenheiten, deren innern Gehalt zu ſchätzen, bei der Unſicherheit ſo mancher Angaben,

Unſterblicher, warum verbirgſt du dich vor mir?
O zeige dich! O lehre deinen Sohn
Die Wege zum Olympus!
Lehr' ihn, ſich deiner würdig machen!

Aber — wenn ich mich zuviel erkühnte?
Wenn die ſelbſtbetrogne
Vermeßne Seele, was ſie feurig wünſche,
Für Ahnung hielte?
Alcid, du träumſt, du träumſt von Gottheit? du?
O! ſink in Schaam verlohren
Tief in die Erde! — du,
Den noch vor wenig Augenblicken
Ein roſenwangichtes,
Der ſcherzenden Natur noch unvollendet entſchlüpftes
Ding,
Ein Mädchen, deiner ſelbſt vergeſſen machte!

O! daß mein böſer Dämon dir entgegen mich führte,
Als du, bekränzt mit Epheu,
An der Spitze der Töchter Calydons,
Von traubenvollen Hügeln
Herunter in die Myrtenſchatten
Des Achelous ſtiegſt, o Dejanira!
Seit dieſem Augenblicke find' ich dich
Wohin ich flieh in meinem Wege.
Jedem edeln Vorſatz

allerdings große Schwierigkeiten hatte, die aber doch den Kenner auf den ersten Blick in das größte Erstaunen setzten und immer auf's neue zu der Frage reizten: wie konnte ein einfacher Privatmann mit so unverhältnißmäßigem Aufwand solche Natur- und Kunstseltenheiten in solcher Menge (er selbst zählte acht verschiedene Sammlungen, wovon ihm manche für sich allein 10,000 Thlr. zu stehn gekommen war, wie er versicherte,) mit immer neuem Zukauf zusammenbringen? Doch fast noch merkwürdiger, als all' jene aufgehäuften Seltenheiten, war der Mann selbst, der mit einer gewissen Schlichtheit und einnehmenden Gefälligkeit in seinem Aeußern doch das stärkste Selbstgefühl und eine Art, von seinen Verdiensten und Besitzthümern zu sprechen hatte, die nicht selten Jeden, der ihm gegenüber stand, in Verlegenheit setzte. Hätte der als praktischer Arzt, als vielseitig gelehrter Polyhistor, als thätiger Menschenfreund, als rastloser und einsichtsvoller Universitätslehrer, als überall eingreifender, verständig rathender, energisch-wirkender Geschäftsmann höchst achtungswürdige und auch von seinen Kollegen und dem unvergeßlichen Herzog von Braunschweig selbst nach Verdienst geschätzte Mann sich das berühmte: Quod sis esse velis, nihilque malis, noch mehr empfohlen seyn lassen, was

hätte er mit allem, was er war und was ihn umgab, wirken können. So aber widerfuhr es ihm oft, daß man ihn für den wahren Bombastus Paracelsus unserer Tage hielt und über seine, oft an Uebertreibung gränzenden, Aeußerungen seine unläugbar großen und wahren Verdienste vergaß. Vielleicht entschließen sich alte Freunde und Theilnehmer dieser, nun schon selbst alt gewordenen Zeitschrift, uns über diesen seltenen Mann Beiträge mitzutheilen, über dessen Vermächtnisse und Dispositionen nach dem Tode noch so Vieles im Dunkeln ist. Unterdeß sey es gestattet, drei kleine Beiträge zu seinem Leben und Wirken hier aufzustellen. Ein vor mehr als vierzig Jahren von ihm an den Leibmedicus Brückmann in Braunschweig geschriebener Brief, der uns nebst andern Actenstücken zur Bekanntmachung überlassen worden ist, mag die Reihe eröffnen. Dann dürften des, jetzt noch im Königreich Holland, für Kunst und Wissenschaft so wohlthätig wirkenden Hrn. Meyermann, Freiherrn von Dalem Bemerkungen über Helmstädt und Weireis wohl einen neuen Abdruck verdienen. Zuletzt stehe ein Bruchstück aus einem 1793 aus Celle geschriebenen Brief. Mögen wir bald mehr liefern können!

B.

n.

Wolgeborner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Leibmedicus.

Ew. Wohlgeb. werden ſonder Zweifel bei meinem ſo langen Stillſchweigen oft gedacht haben, daß ich das Recht der Wiedervergeltung gebrauchen wolle, weil Sie mich ſo ſehr lange auf ein angenemes Schreiben von Ihnen hatten warten laſſen. Allein dieſer Gedanke iſt mir niemalen eingefallen, ſo natürlich er auch ſonſt entſtehen könnten.

Zerſtreuungen von unendlich vielfacher Art, Reiſen von acht und mehreren Tagen, beſchwerlicher Briefwechſel wegen der Sächſiſchen und Oeſterreichiſchen Fabriken, nebſt denen dahin gehörigen Experimenten, Beantwortungen ſo vieler, im alchymiſtiſchen Labyrinth herumirrender Goldkocher, Abfertigungen der Afterchymiſten, die aus Küchenſalz mit großem Vorteil Salpeter machen wollen, Arbeiten wegen der Unterſuchung des Biers hieſiger Lande, ſieben Stunden täglicher Experimentalvorleſungen, und hauptſächlich die Beſorgung von einer ſo großen Menge Kranken, wovon viele des Tages drei bis vier-

mal besucht werden müßen, und worunter der nunmehr von seiner Bauch- und Brustwassersucht von mir wieder hergestellte und so oft todt gesagte Hr. Hofrath Häberlin, wenigstens in den neun Monaten seiner Krankheit, etliche hundert Besuche allein bekommen hat. Dieses sind die Ursachen, weswegen ich nicht der angenemen Muße habe teilhaft werden können, an denjenigen zu schreiben, den ich sowol wegen seiner Gelersamkeit, als des besten Karakters, besonders aber wegen seiner Freundschaft gegen mich am höchsten schätze und liebe.

Jezt aber konnte ich nicht länger auf eine solche, für die Sele recht freie, Stunde warten, da mein äuseres Glück einen Zuwachs bekommen hat, und ich weis, daß Sie, bester Freund darüber mit mir gleiches Vergnügen empfinden werden. Ich verziehe also nicht länger, Ihnen davon Nachricht zu erteilen, daß Serenissimus meinen järlichen Gehalt aus den Zinsen des dotis Academiae mit 200 Rthlrn. huldreichst zu vermehren geruhet haben. Ew. Wolgeb. haben hiezu nicht wenig durch Ihre, bei Hofe oft gegen mich geäuserten guten Gesinnungen und ein vorteilhaftes Urteil von mir, beigetragen, und ich fühle es mehr,

als ich es auszudrücken vermögend bin, welchen Dank Ihnen meine Sele schuldig ist.

Mir waren in dem leztverwichenen Jare von zwei Orten aus, fast zugleich, die ansehnlichsten Anträge geschehen; da ich aber die Akademie noch nicht zu verlassen geneigt war, so habe solche von mir abgelehnet, ohne dem Hofe davon einige Nachricht zu geben. Ich habe auch selbst hier niemanden davon etwas bekannt werden laßen, weil ich, der großen Anerbietungen ungeachtet, keine Lust dazu empfand.

Für die mir gütigst überschikten Dissertationen danke ich gehorsamst, es hat mir besonders eine davon recht sehr gefallen. Melden mir Ew. Wolgeb. nur bei nächster Gelegenheit, von was für Materien Sie wol vorzüglich akademische Streitschrifften zu haben wünschten, vielleicht kann ich aus meinem Vorrate mit einigen aufwarten.

Wie sehr ist es schade, daß der kleine Ferdinand, hat ein Opfer derer bösartigen Pokken werden müßen. Sind Ew. Wolgeb. bei seiner Krankheit zu Rate gezogen worden, oder Selbst in Wolfenbüttel gewesen? Indeßen ist es recht gut, daß die sel. Frau Oberstin nicht noch vor ihrem Tode

diesen Selenschmerz empfinden müßen. Ew. Wohlgeb. ersuche gehorsamst, mir den Aufsaz oder den Verich:, von dem was bei der Oefnung der Leiche der sel. Frau Oberstin gefunden habe, wieder zuzusenden, denn auf meine Schrift ist etwas durch ein Versehen gegoßen worden, wodurch viele Worte unleserlich sind. Ich will sogleich denselben mit ehester Post wieder an Ew. Wolgeb. schicken, damit Sie nicht nöthig haben, wenn es anders nicht schon geschehen ist, denselben abzuschreiben.

Haben Sie auch in Braunschweig so bösartige Frieſel, mit Katarrhalfiebern verbunden, gehabt? Bei dieser Epidemie habe ich die allermerkwürdigsten Beobachtungen gemacht. Unter andern hat des hiesigen Hrn. Postmeisters Tochter bei dem mit Pokken vermischten Frieſel einen vomitum et mictum cruentum, haemoptysin, haemorrhagiam narium et alvum cruentam gehabt, welches ich noch bei keinem Beobachter angemerkt finde. *)

Ist es denn nicht möglich, daß Ew. Wolgeb. auch nur auf etliche Tage hierher kommen können? Sie sollen gewiß Ihre Zeit nicht schlecht zubringen.

*) Was ich für eine Reireissche Observation halte.
B. d. Hand d. Einsenders.

Machen Sie mich doch in künftigen Ferien so glücklich, mir etliche Tage Ihren so schäzbaren Umgang zu gönnen.

In Erwartung dieser vorzüglichsten Glückseligkeit bin ich mit der reinsten Verehrung

Ew. Wolgeb.
Meines theuersten Freundes

aufrichtigster Freund
und gehorsamster Diener
G. L. Beireis.

In Eile.
Helmstädt d. 20. März.
1767.

---

b.

Aus J. Meermann's Fr. v. Dalem Reise durch Preußen, Oesterreich u. s. w. Aus dem Holländ. übersetzt vom Prof. Lueder. (Braunschw. 1794.) 1 Th. S. 87—81.

Helmstädt, im September 1791.

Die einzige Universität der braunschweigischen Lande hat man in Helmstädt. Vier ordentliche theo-

logiſche Profeſſoren, eben ſo viel juriſtiſche, drei in der mediziniſchen und ihrer ſieben in der philoſophiſchen Fakultät bilden hier mit noch einem Dutzend außerordentlicher Profeſſoren und einigen Magiſtern ein Paar hundert junge Leute zu den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Namen einiger dieſer Herren ſind auch außerhalb den Mauern Helmſtädts bekannt, wie z. B. die eines Crell, Beireis und Bruns. Der letzte theilt, wie jeder weiß, mit dem oxfordiſchen Kennicott den Ruhm der hebräiſchen Varianten-Bibel. Außer ſeinem Profeſſorat hat man ihm noch die Aufſicht über die Univerſitäts-Bibliothek anvertrauet, die aber, obgleich in einem geräumigen ſchönen Saale aufgeſtellt, nicht viel Merkwürdiges aufzuweiſen hat; auch wird wenig zugekauft. Die Zahl der Bücher, unter welchen viele hiſtoriſche ſind, mag ſich auf 30,000 belaufen. Die Univerſitäts-Gebäude erinnern noch an die Architektur des Mittelalters. Merkwürdiger als dies alles und für einen aufmerkſamen Reiſenden aus mehr als einem Geſichtspunkt, in mehr als einer Rückſicht intereſſant iſt hier ein Mann, deſſen Namen ich eben nannte, nämlich der Hofrath und Profeſſor Beireis. Er iſt ein Mühlhäuſer von Geburt; lebt bereits dreißig Jahre lang in Helmſtädt, vereinigt in ſich das Profeſſoramt in ſieben Wiſſen-

ſchaften, und lieſt nach ſeiner eigenen Ausſage, funfzehn Kollegia des Tags, keinen Tag, als nur den Sontag, ausgenommen. Der Schlaf entreißt ihm nur zwei von den vier und zwanzig Stunden, und eine Mahlzeit reicht nach Ablauf derſelben hin, ſeine durch Arbeiten, Denken und Sprechen verlohrenen Kräfte wieder herzuſtellen. In ſeinen akademiſchen Jahren entſagte er zum Vortheil ſeiner Geſchwiſter dem Erbtheile, das ihm beim Tode ſeines Vaters zugefallen war; doch erwarb er ſich, nach ſeiner Verſicherung, ſtatt jenes Erbtheils durch ſeine phyſiſchen und chemiſchen Kenntniſſe ein Vermögen, das ihn in den Stand ſetzte, ſich gegen zehnerlei Kabinette von Seltenheiten verſchiedener Art zu ſammeln. Man darf nur wählen, ob man Merkwürdigkeiten von altem Druck, von Münzen, von Medaillen, oder von Naturalien, oder den Vorrath des Mannes von anatomiſchen Präparaten, oder von phyſiſchen Inſtrumenten, oder, der Himmel weiß von was allem mehr, beſehen will. Ich werde nur von den wenigen Proben, die mir von dem einen und andern gezeigt ſind, Bericht abſtatten. Und meine Leſer werden es wohl ſchwerlich erwarten, daß darunter ſich auch ein ungeſchliffener Diamant befand, vor welchem die größten, die Europa bis jetzt bewundert hat, der Pitt und der Regent, der der portugieſiſchen Krone und

der des Mogul's schon in weitester Ferne die Flagge streichen müssen. Dieser ungeheuere Diamant ist nicht viel kleiner als ein Ei, und über tausend Karat schwer, und wenn auch gleich Hr. Beireis, wie er mir sagte, so ganz genau ihn noch nicht gewogen hat, so ist doch so viel wenigstens klar, daß der innere Werth dieses Steins nach der angenommenen Bestimmungsart, auch nicht von allen Monarchen Europen's zusammen bezahlt werden kann.

Seine Gestalt ist so, daß man ihn zu einem Brillanten schleifen könnte, aber dieß Schleifen allein würde nicht weniger als eine halbe Million kosten. Hr. Beireis versicherte, daß er alle Untersuchungen mit ihm vorgenommen habe, und daß diese die Aechtheit seines Adels bewiesen hätten. Ein Engländer ließ ein Wort von diesem Diamant gegen Hrn. Beireis fallen, und dieser wußte unmittelbar aus Ostindien, wo er versteckt lag, seiner habhaft zu werden.

Weit nützlicher als dieser romanhafte Stein, an dem das Auge nichts, als ein Stück rohen Krystalls entdeckt, und dessen Werth, wie man auch über die Rechtmäßigkeit seiner Geburt denken mag, stets ein eingebildeter Werth bleibt; weit nützlicher, sage ich, als dieser, ist das Kästchen mit Infusien, von dem

Begegneſt du!
In meinen Träumen ſelbſt verfolgſt du mich!
Ich ſeh dich — jugendlich wie Hebe,
Schimmernd wie Aurora, wollustathmend
Wie Cytherea, da die Welle ſie
An's Ufer von Paphos trug —
Ich ſeh dich, und vergeſſe der Lehren
Die vom Nektarmund der Söhne des Muſengottes
In Citharons heiligen Grotten
In meine Seele floſſen! —
Ach! vergeſſe jeden Schwur, den ich der Tugend that,
So oft beym Lob der Helden mir
Die junge Wange glühte!

O, weich' aus meiner Seele, Zauberin!
Nicht länger will ich deine Feſſeln tragen.
Nur Roſenketten ſinds; wie leicht zerbrech' ich ſie!
Nicht länger ſoll dein Bild — in dieſe Bruſt
Grub es mit ſeines ſchärfſten Pfeiles Spitze
Der Gott der Herzen ein! —
Allein, heraus will ich es reiſſen, oder fliehn
Wohin kein Menſchenfuß mir folgt,
Um meine Schand', und mich
Der Welt auf ewig zu verbergen!

Unglücklicher! bin ich es, deſſen Worte
Mein eignes Ohr empören?

berühmten Anatom dem Hrn Lieberkühn zu Berlin verfertigt, und nach dem Tode desſelben von ſeinem jetzigen Beſitzer angekauft. Weiter als Lieberkühn gieng keiner in ſeiner Kunſt. So unendlich fein ſind die kleinen viereckigen Stücke (jedes etwa von drei Linien in's Quadrat und gegen kleine Gläſer gelegt), daß der unſterbliche Mann, um ſie wohl überſehen zu können, ſich ein Mikroſkop dazu ausdachte, welches 36.000 Millionen Male vergrößerte. Man darf in der That ſelbſt gar nicht ein Mal Anatom ſeyn, um hier die Meiſterhand des Künſtlers zu bewundern; und man muß der Menſchheit entſagen, wenn man nicht zugleich in dem, hier dem Auge dargeſtellten, unſichtbarſten Gewebe der kleinſten Theile unſers Körpers die Allmacht und Weisheit des großen Schöpfers der Welt bewundert und verehrt. Das zarte Netz an dem hinterſten Häutchen unſerer Augen, zarter noch, als in den Augen eines Thieres gleicher Größe; die hervorragenden Papillen im Magen, durch die der Magenſaft durchträufelt; die Lunge bis zur erſten Urſach ihrer Arbeit erforſcht, und ſo viele andere Stücke, ziehen hier die höchſte Aufmerkſamkeit auf ſich. Eine der Vorleſungen des Hrn. Beireis hat dieſe Sammlung zum Gegenſtande, die den Menſchen gleichſam von einer neuen Seite kennen lehret; und hier iſt es, wo Hr. Beireis in einer

verzeihlichen Entzückung ausruft: „so lange Helmstädt diesen Schatz besitzt, wird man außer Helmstädt keinen Arzt bilden können!“ Von seinen Gemälden sahe ich nur einen Jesus und einen Johannes den Täufer von Raphael, beide als Kinder, und dieser Stücke allein wegen hat ein Fremdling wiederholt Reisen von Braunschweig nach Helmstädt gemacht. Eine Rechenmaschine, die zur großen Ehre des Kopfs ihres Erfinders die vier Species selbst rechnet, gehört noch zu den merkwürdigen Stücken des Hrn. Professors, so wie auch der berühmte Flötenspieler und eine Ente von Vaucanson. Durch Tausende von Rädern werden beide in Bewegung gesetzt. Jener spielt jede Musik, die man ihm vorlegt, und die Ente macht alle Bewegungen und läßt alle Töne einer Ente hören; sie ißt und verzehrt sogar das Genossene. Beide Stücke sind bewundernswürdig. In Nürnberg hatte man dies Kunstwerk in Arrest genommen; Hr. Beireis zahlte dreißigjährige Prozeßkosten, löfete es ein und gab ihm einen Platz unter seinen Seltenheiten. Von den übrigen Merkwürdigkeiten dieses Mannes sah ich nur das Zimmer der physischen Instrumente und der ausgestopften Vögel; unter den erstern befinden sich ohne Zweifel kostbare Stücke, doch würde die Ordnung und die Un-

terhaltung derſelben bei weniger ausgebreiteter Liebhaberei ihrem inneren Werthe mehr entſprechen. *)

Die Stadt Helmſtädt iſt klein, ſchlecht gebaut, und hat ſchlechte, bald auf- bald abwärts gehende Gaſſen; doch iſt ſie in einigen Theilen noch geräumig genug; die Gegend umher iſt angenehm und ein ſchattenreicher Wall umſchließt ſie.

---

c.

Celle, d. 18ten Aug. 1793.

Ich ſprach Jemand, der bei Beireis in Helmſtädt geweſen, und ſich einen Theil ſeiner Schätze

*) Beireiſen's Kunſtkennerſchaft in Gemälden zeigte ſich z. B. in einem weitläuftigen Schreiben über neue, von ihm angekaufte Kupferſtiche in Meuſels Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts. St. V. S. 18 ff. Auch hat H. Hofrath Hirt in Berlin über ſeine Gemäldeſammlung ein, im Ganzen ſehr günſtiges, Urtheil ausgeſprochen. Nur wegen ſeiner Kenntniß alter Münzen hatten Kenner gegründeten Zweifel, ob er gleich ſelbſt noch im Jahr 1793 eine lateiniſche Rede: de notis, quibus nummi antiqui genuini a fictis discerni queant (in 8) in Druck gegeben hat.

B.

zeigen laſſen. Der Fremde ließ ſich Abends melden, und wurde auf den andern Morgen ſechs Uhr eingeladen. Hier wurde er mit Chokolade empfangen und gefragt, wie lange er ſich aufhalten könne, um nur einige oder alle acht Kabinette zu ſehen. Um alle zu ſehen, muſſe er ein halbes Jahr dableiben. Der Fremde bat, ihm nur das Münzkabinet, die Gemäldeſammlung und die mechaniſche Sammlung zu zeigen Er führte ihn nun bis Mittag zwei Uhr herum, worauf er unmittelbar ein Collegium ungegeſſen las, (er nimmt oft aus Mangel an Muße, eine Brodrinde mit aufs Catheder, um ſie da zu verzehren). Die Gemäldeſammlung ſchien nicht von großem Belang. Er führte die Fremden nicht hinein, ſondern brachte einzelne Bilder herausgetragen. Er behauptete, einen ächten Rubens, dergleichen gar nicht in Salzdalum, und in Dresden nur zwei wären, zu beſitzen, welches aber falſch ſeyn ſoll. Seine Münzſammlung fand man außerordentlich vollſtändig und wichtig. Die Automate waren noch nicht völlig hergeſtellt; die Ente war noch unbekleidet als Skelet, und er ließ ſie, vermuthlich um den Mechanismus nicht zu verrathen, nur einige ihrer Künſte, als Bewegungen und Schnattern, machen. Er behauptete, immer wenigſtens 10,000 Rthl. vorräthig liegen zu haben, auf vorkommende Fälle, wo irgend eine wichtige Acquiſition, die kein Fürſt

bezahlen könne, für seine Kabinette zu machen sey. Er ist wegen seiner Freigebigkeit und Wohlthätigkeit berühmt. Er ist sehr gastfrei. Er lud die Fremden zu einem Soupé, welches sie ausschlugen. Sie sahen in dem einen Zimmer noch die Ueberbleibsel eines, vermuthlich Tags vorher gehaltnen Gastmahls. Alles war prächtig und von Silber. Er behauptet, deswegen nicht bestohlen zu werden, weil er einen großen Theil der Nächte hindurch aufbleibe. In der That arbeitet er fast Tag und Nacht unermüdet und unzuermüdend. In seinen Vorlesungen macht er geflissentlich immer sehr kostbare Experimente; bringt ungeheure Stangen Goldes mit u. dgl. Er trägt große Ringe an den Fingern. Er hat eine künstliche Uhr, von welcher er versichert, er habe sie in seiner Herrschaft, indem sie auf seinen Befehl aus der Ferne anzeige, welche Stunde er wolle. Er gieng aus dem Zimmer und erlaubte den Fremden, dieselben Foderungen an die Uhr zu thun, und sie solle auch ihnen folgen. Es geschah. Er ist der Sohn eines Stadtschreibers aus einem kleinen Oertchen, *) und hat kein Vermögen gehabt. Er hat in Strasburg promovirt; alle Exemplare seiner Inauguraldisserta-

*) Glaubwürdigern Nachrichten zu Folge war er aus Goslar gebürtig und studirte in äußerster Dürftigkeit in Jena. B.

tion, die er verſchenkte, ließ er auf Atlas und mit goldnen und ſilbernen Buchſtaben drucken. Man hat ihn ein Mal nach Göttingen zu ziehen geſucht, er hat aber jeden Ruf verbeten. Man behauptet, er ſey nie krank, ſcheine nicht älter zu werden, und bringe oft mehrere Tage ohne Genuß von Nahrungsmitteln zu. Er iſt unverheirathet und lebt mit einem alten Bedienten.

VI.

Die allgemeine muſikaliſche Zeitung.

Die Definition, die Horaz von einem wahren Weiſen giebt — ganz in ſich ſelbſt, wie geglättet, gerundet, (totus, in se teres atque rotundus) paßt auch noch auf viele andere Dinge in dieſer ſublunariſchen Welt. Auch auf ein gutes Journal iſt ſie anwendbar. Je geſchloſſener ſein menſchenwürdiger Zweck, je gerundeter die Ausführung mit unverwandtem Blick auf dieſen Zweck iſt, deſto vollendeter in ſich ſelbſt und deſto nützlicher im edlern Sinne des Worts, der auſſer der monatlichen Valvationstabelle liegt — muß es genannt werden.

Ohne irgend einem andern Tag- oder Monats-Blatt in unſerer kinderreichen Journaliſtik, die alle Farben, Götter- und Städtenamen ſchon längſt erſchöpft hat, auf irgend eine Weiſe zu nahe treten zu wollen, wage ich doch zu behaupten, daß die ſeit eilf Jahren in Leipzig bei Härtel und Breitkopf erſcheinende muſikaliſche Zeitung zu den Zeitſchriften gehört, auf welche das zuerſt angeführte Horaziſche Motto ganz unbedenklich geſetzt werden könnte. Nur wenige unſerer Journale behalten ihren Zweck ſo unverrückt im Auge, erfüllen ihn ſo vollſtändig und bei der möglichſten Allgemeinheit ſo gründlich, und wiſſen die zwei Pole aller unſerer Schriftſtellerei, das Nützliche und Angenehme, ſo geſchickt zu ihren Wendepunkten zu machen, als dieß ſelbſt ſchon durch ſeine lange Dauer, wo Sterblinge ähnlicher Beſtimmung rechts und links zu Dutzenden beſtattet wurden, das günſtigſte Vorurtheil erregende Wochenblatt.

Cicero ſagt irgendwo, daß die Leute, die viele Grabſchriften läſen, das Gedächtniß verlöhren. Dieſe Reflexion hat zu mancherlei, zum Theil ſehr ſeltſamen Erklärungen Anlaß gegeben, und ſie mag für die Experimentalſeelenkunde noch immer eine würdige Aufgabe heißen. Aber in einem gewiſſen Sinn läßt ſich

die Sache noch jetzt recht gut auf unſern literariſchen Umtrieb und auf das buntſcheckige Jahrmarktgetümmel unſerer Leſe- und Recenſionsinſtitute anwenden. Indem wir kaum etwas anders zu thun haben, als die mit jeder Meſſe aufs neue hervorflutenden Neuigkeiten unter Dach und Fach zu bringen, und die in unſern Literaturzeitungen und andern kritiſchen Gerichtshöfen darüber ausgefertigten Recenſionen oder Grabſchriften — denn was ſind die meiſten Anzeigen anders, als Inſchriften auf Verſtorbene? — emſig durchzuleſen — oder, wie es einer der Altväter unſerer Literatur, Wieland oft auszudrücken pflegte, durchzuſchnüffeln — verlieren wir nur allzu oft das Gedächtniß für die noch Lebenden, für unſre ältern lebensluſtigen und lebenswürdigen Bekannten. Und — ſagen wir nur was wahr iſt — unſre geprieſenſten Recenſionsanſtalten tragen ſelbſt die größte Schuld davon. Vor lauter Begierde, nur das Neueſte recht bald auszurufen, geht uns der Odem aus, um des Alten, oft weit Beſſern und Erwähnungswertheren, wär es auch nur in einem nebenherkeuchenden Ergänzungsblatt, noch einige Erwähnung zu thun. So iſt faſt nirgends von Fortſetzungen, ſelbſt der intereſſanteſten und gehaltreichſten Werke, die Rede. Faſt ſollte man denken, daß man ſich über einen Sünder, den man zu verdammen, und aufs arme Sünder-

ſtäblichen zu bringen hofft, mehr freuet, als über neun und neunzig Gerechte!

Ich wüßte mich nicht zu erinnern, ſeit langer Zeit in irgend einer unſerer gelehrten Zeitungen von der muſikaliſchen Zeitung auch nur ein freundlich erwähnendes Wort gefunden zu haben. Dies iſt nicht recht! Unſer Publikum iſt veränderlicher, launenhafter und fiebartiger, als jener atheniſche Demos, wie ihn Ariſtophanes einſt als ein altes vergeßliches Männchen auf die Scene brachte und Parabaſins machte. Wir vergeſſen morgen, was wir heute gehört haben. Darum thut's ſehr Noth, daß von guten literariſchen Erſcheinungen ihre kräftige Lebensdauer von Zeit zu Zeit gerühmt werde. Hundert vergaßen es, und funfzig, die ſeit vorgeſtern nachwuchſen, haben noch gar nichts davon gehört. Darum will ich es in dieſem geleſenen und neidloſen Blatte hier ein Mal laut ſagen: wir beſitzen in der muſikaliſchen Zeitung ein Inſtitut, deſſen ſich kein anderes Volk in Europa rühmen darf, wo anmuthige Mannichfaltigkeit mit erſchöpfender Gründlichkeit einen ſeltenen Bund feiern!

Denn auch dieſem Vorurtheil wünſchte ich hier zu begegnen, daß mancher, der das Vorhandenſeyn die-

ſes Kunſt-Blattes nur vom Hörenſagen kennt, ſich einbilden mag, dieſe Zeitung ſey nur für Meiſter und Jünger, Eingeweihte und Adſpiranten der himmliſchen Tonkunſt berechnet, entbehre aber der leichtern und ergötzlichen Abwechslung und jener darſtellenden Lebhaftigkeit, wodurch eine Zeitſchrift ſich in alle, auch die gemiſchteſten Leſezirkel Zutritt erwirbt. Das iſt nun wieder ganz darneben geſchoſſen, und das ſollten eben unſere Ariſtarche auf den kritiſchen Richtſtühlen den Leuten von Zeit zu Zeit recht verteutſchen und aus einander ſetzen.

Freilich iſt es wahr, daß jenes leidige Beſtreben: allen alles zu ſeyn, nur zu oft, ſo wie bei Menſchen, ſo auch in Schriften, zu ſeichter Oberflächlichkeit und Halbheit, und dieſe wieder zur politiſchen und literariſchen Nullität führt. Dies beweiſt ſelbſt das Schickſal der meiſten Miſcellanjournale, die ohne beſtimmtere Zwecke und Kreiſe die allgemeine Leſeluſt in Anſpruch nehmen wollten. Mehr als funfzig ſind in den letzten fünf Jahrzehenden zu Grabe getragen worden, und nur zwei: der teutſche Merkur und die Berliner Monatsſchrift machen aus augenfälliger Urſache eine ehrenvolle Ausnahme von dieſer Sterbeliſte. Auch die muſikaliſche Zeitung hätte in dieſen Fehler fallen können, wenn

O! noch immer wie räthſelhaft mir ſelbſt!
Wie groß! wie klein!
Izt, muthig, jedem Ungeheuer Troz zu bieten,
Izt, verzagt vor einem Blicke!
Izt, ganz durchdrungen von der hohen Schönheit
Der Tugend, ganz von ihrer Gottheit voll,
Zu welcher edeln That, zu welchem Opfer, fühl' ich mich
Nicht ſtark genug?
Doch bald, betrogner Jüngling,
Bald wird, unter Zauberroſen,
Dich die ſchnöde gürtelloſe Wolluſt
Zum Entſchlummern
An ihrem Buſen locken!
Süſſes Gift aus ihren Augen
Wirſt du in dich ſchlürfen;
Und, gleich den Seelen die aus Lethe tranken,
Vergeſſen wer du biſt, und was du werden ſollſt!

So niedrig ſollt' ich ſeyn? So ſchwach!
So unwerth deiner Tugend,
Alkmena! Eurer Lehren ſo uneingedenk,
Ihr Führer meiner Jugend!
Nein! dieſer Tag ſey Zeuge meiner Schwüre;
Und du, allſehend Auge des Olymps, und du, o Rhea,
Der Götter Mutter und der Sterblichen!
Seyd meine Zeugen ——

ſie nicht die gewiſſenhafteſte Pflege eines Redakteurs, dem ſeyn und nicht ſcheinen heilige Lebens- und Schriftſtellerpflicht iſt, ſtets davor bewahrt hätte. Muſik bezeichnet im alten klaſſiſchen Sinn den ganzen Umfang aller darſtellenden und dramatiſchen Muſenkünſte. Der Augenſchein lehrt es, daß der wakre Herausgeber jener Zeitung ein Vertrauter und Eingeweihter der Muſik in dieſer höhern Potenz, und alſo nie verlegen iſt, dem Gründlichen das Siegel der Anmuth aufzudrücken.

Der lezte (eilfte) mit dem September d. J. geſchloſſene Jahrgang der Zeitung liegt, indem ich dies ſchreibe, faſt ganz vor mir. Ich ſelbſt ermangle jeder Weihe in der himmliſchen Tonkunſt, ob ich ihr gleich aus voller Bruſt huldige. In einer Kloſterſchule erzogen, und auf ganz andere Gegenſtände von Jugend an hingeleitet, konnt' ich ſpäter nie erſezen, was früh verſäumt wurde. Demungeachtet darf ich verſichern, daß ich dieſem Blatt die angenehmſten und lehrreichſten Unterhaltungen verdanke, und jedem neuen Stück mit Verlangen entgegen ſehe. In den Beurtheilungen und Recenſionen, wo ich die Sache nicht zu beurtheilen vermag, gewährt mir die Form Vergnügen. Man ſieht es, Kenner ſprechen; aber eben darum, weil es wahre Kenner und

Meiſter ſind, mit hoher Beſcheidenheit und williger Anerkennung ſelbſt des geringern Verdienſtes. Nur der aufgeblaſenen Anmaßung und Windbeutelei wird ohne Schonung die Maske abgenommen. Wie anziehend ſind die faſt in jedem Stück mit erſchöpfenden Kritiken, fruchtbaren Winken, und tiefeindringenden Würdigungen neuer Methoden und Inſtrumente (wie z. B. in dieſem Jahrgange über Guitarren-Violoncell-Harfenverbeſſerungen, über Riſſelien's Melodikon) abwechſelnden theatraliſchen und biographiſchen Nachrichten (z. B. die durch ſechs Stücke fortlaufende meiſterhafte Biographie des ehrwürdigen Vater Haydn vom ſächſ. Legationsrath Griesinger) und die darſtellenden Aufſätze, in welchen man die Hand des Herausgebers ſelbſt kaum verkennen kann, z. B. die gediegnen Bruchſtücke aus den Briefen eines teutſchen Künſtlers, Glucks letzte Plane und Arbeiten, Beifall in Italien und Beifall in Teutſchland, ein Dialog, und die gehaltreichen Briefe eines in Italien reiſenden Teutſchen. Wie überraſchend oder vielmehr erſchütternd iſt der Geiſt Glucks, eine Erſcheinungsanekdote, die ſo bedeutungsvoll nach Berlin verſetzt iſt! — Die regelmäßigen Berichte aus Wien, Berlin, München, Frankfurt, Königsberg und vor allen aus Leipzig, ſelbſt über den Stand der Muſik in Virtuoſität und Dilettantismus ſind,

wie man bald findet, nicht von feilen Löhnlingen, sondern von Männern verfaßt, denen Wahrheit alles gilt, nur daß es besser werde. Daher fast nie schneidende Urtheile und noch weniger heillose Persönlichkeiten. Ein Geist reiner Humanität wehet durchs Ganze.

Einer, der wahren Beruf dazu hat, müßte nun den Gehalt der theoretischen Aufsätze, die geschmackvolle Auswahl der als Beilage gelieferten Musikalien, (vielleicht nur möglich bei einer solchen Fülle des Stoffs, als die durch ihren Musikverlag berühmte Breitkopf-Härtelsche Buchhandlung, bei welcher diese Zeitung erscheint, in wöchentlicher Erneuerung darbietet) und den rein scientifischen Theil dieser Zeitschrift nach Gebühr würdigen.

Die zweite Tugend bleibt in allen Dingen: das Errungene behaupten. Sie ist oft rettender, als jene bloß erwerbende und erobernde erste. Aber getade darin begehen wir Teutschen oft die schreiendste Ungerechtigkeit. Wir ehren und pflegen unsere Nachbaren jenseits des Rheins, wie die stelzen, aber patriotischen Britten ihre älteren literarischen Institute, ihre älteren Klassiker oft sogar mit Unbilligkeit gegen das frisch erblühende, jüngste Erzeugniß!

Möge dieſer unpartheiiſche, aus reinem Eifer für das Geſammtwohl unſerer Literatur entſpringende Aufruf, etwas dazu beitragen, ein ähnliches Uebel von einem ſehr achtungswürdigen Inſtitut abzutreiben.

Böttiger.

VII.

Nachricht über Hofwyl, aus dem Briefe eines Augenzeugen.

Unſtreitig haſt du, lieber Karl, viel von dem, in ganz Europa rühmlich bekannten Hofwyl, und deſſen Beſitzer Fellenberg gehört und geleſen, welches deine Begierde, daſſelbe, ſo wie die Anſtalten in landwirthſchaftlicher und pädagogiſcher Hinſicht näher kennen zu lernen, rege machen muß. Dein mir bekanntes Zutrauen auf mein Herz, das ſo gerne dem Guten und Edlen huldigt, veranlaßt mich, dir meine Gedanken und Bemerkungen über Hofwyl mitzutheilen.

De gustibus non est disputandum iſt ein altes Sprüchwort, und wenn mir hier Alles gefällt,

so giebt es vielleicht andere, denen nur dies oder jenes, und wieder andere, denen vielleicht gar nichts gefällt. Dies beruht nun auf eben so verschiedenen Gründen und Ansichten, als die urtheilfällenden Personen selbst von einander verschieden sind, oder, um mich bestimmter auszudrücken, von dem Guten verschieden sind; welches Letztere namentlich bei Fellenberg's Gegnern der Fall ist. Zum Beweise mag dir Folgendes dienen: Als ich im Falken zu Bern an der table d'hôte speißte, welches mehrere Mal während meines Aufenthalts in Bern geschah, saßen zwei Herren da, die die Sache von Hofwyl so herunterwürdigten, daß ich mich ein paar Mal besann, dahin zu gehen; allein mein guter Genius trieb mich an, die Sache näher zu untersuchen — und, lieber Karl, wie fand ich gerade das Gegentheil von dem, was dagegen angebracht wird? Wie oft fand ich das Edle, das Gute, das für die Menschheit Glühende in Fellenberg's Brust, in seinen Handlungen, in seinem sanften Auge, und wie selten auf seiner Zunge? Parteigeist und Neid sind die Triebfedern jenes menschenfeindlichen Tadels, bei dessen obwaltender Leidenschaftlichkeit sich alles gegen das Gute erwarten läßt, und in soferne du also Fellenberg öffentlich angefochten erblickst, so wirst du den

Gehalt dieſer Anfechtung nach ihren ſo unreinen und unverkennbaren Quellen zu würdigen wiſſen.

Ich bin, wie du weißt, nie Landwirth geweſen, und bin eben deswegen auch kein competenter Richter, aber ich kann doch unterſcheiden, an welchem Orte die Früchte ſchöner oder ſchlechter ſtehen, und da muß ich denn ſagen, daß ich auf allen meinen Reiſen kein ſo ſchönes Korn, ſo ſchönen Waizen, ſo ſchöne Gerſte, Klee und Wieſewachs ꝛc. geſehen habe, als gerade in Hofwyl, daß man wahrſcheinlich nirgends mit ſo viel natürlichen Hinderniſſen zu kämpfen hatte, als eben in Hofwyl, und zwar beſonders mit dem Waſſer, welches Fellenberg meiſterhaft bekämpfte. Und alles dieß wird ihm verkleinert, getadelt, wohl gar abgeläugnet. Muß ſo etwas nicht das Gefühl des tiefſten Unwillens in der Bruſt jedes guten Menſchen, gegen Fellenberg's Gegner erregen? Doch die gute Sache wird ſiegen, und, in ihrer ganzen Reinheit daſtehend, Liebe, Achtung und Seegen einerndten.

Die Anſtalt oder das Inſtitut zerfällt in zwei Theile:

Erſtens: In die Elementaranſtalt für Kinder, welche hier zu allem vorbereitet werden, ſo daß ihnen

in ihrem sechszehnten Jahre der Antritt jeder Berufsbildung frei steht, sie mögen Staatsmänner, Soldaten, Juristen, Cameralisten, Theologen oder Mediziner werden wollen. Wer sich zum Landmann bilden will, bleibt dann hier, der andere aber kann nun die Universität beziehen. Der Prospekt der Elementar-Erziehungsanstalt, der nächstens im ersten Heft des pädagogischen Journal's von Hofwyl erscheinen soll, wird dir das Detail und den Umfang des da zu findenden Unterrichts mittheilen.

Zweitens: In das für die Agrikultur, wovon du den vollständigen Studienplan im zweiten Heft von Fellenberg's landwirthschaftlichen Blättern, das ich dir beilege, finden kannst. Mathematik, Chemie, Physik, Botanik, Mineralogie, Zoologie und Landwirthschaft im ganzen Umfange werden hier theoretisch und praktisch vorgetragen, wobei gewisse Stunden festgesetzt sind, in welchen drei Oberknechte den Studierenden praktische Anweisungen in allen landwirthschaftlichen Arbeiten geben, z. B. Pflügen, Säen, Mähen, Füttern, Düngeraufschichten, Melken, Buttern, Käsemachen ꝛc. Ich sah oft zu, und wunderte mich über die Geübtheit, mit der diese, von geistiger Bildung entblößte Männer, den Studierenden die Vortheile mit, von Fellenberg erfunde-

nen Ackerwerkzeugen zu fahren und umzugehen, beibringen, wie sie, von der Natur geleitet, das hypomochlion beim Wenden eines Pflugs z. B. so bestimmt angeben, als hätten sie mathematisch und physikalisch die Gesetze des Hebels studiert; daher sind diese Männer für Fellenberg's praktische Landwirthschaft Schätze. Sie heißen: Stufer, Widener und Scheerer; ersterer hat sich durch seinen Eifer für Fellenberg und sein Vaterland rühmlich ausgezeichnet.

Nachdem ich dir nun über die Anstalten meine Bemerkungen geschrieben habe, will ich dir eine Skize von den Lehrern derselben zu entwerfen suchen.

I. Fellenberg, das sac totum, trägt das landwirthschaftliche, durch seine Bemühungen bedeutend erweitert, im ganzen Umfange vor, und aus seinem Vorträge erkennt man den Denker, den rastlos thätigen und den für Nationalreichthum und Staatenwohlfarth arbeitenden Mann, den ich nicht mehr leben will — denn ihn loben seine Handlungen, deren Lohn der Segen glücklicher und besserer Menschen seyn soll, und hoffentlich auch seyn wird.

II. Griepenkerl, Lehrer der Mathematik, Sprachen und der Musik für die Knaben, ein

vortrefflicher Pädagog, ein ſchöner, und in jeder Hinſicht ſchätzenswerther Mann. Er iſt durch ſeine Gattin mit einem der erſten Häuſer Braunſchweigs verbunden, und beide tragen durch ihren prächtigen Geſang zur Angenehmmachung des hieſigen Aufenthalts außerordentlich viel bei.

III. Lippe, gleichfalls Pädagog, und zum Aufſeher, ſo wie zum Lehrer gymnaſtiſcher Uebungen geboren, der den ſich enthüllenden Keim zu irgend einem Fache eben ſo ſchnell entdeckt, als benutzt, Spiele erfindet, die er in den Erhohlungsſtunden der Knaben mit ihnen ſpielt, und die alle ſo eingerichtet ſind, daß Scharfſinn, Beſonnenheit, Geradheit und Schnellkraft entwickelt Hand in Hand mit einander gehen.

IV. Albrecht, Naturhiſtoriker, Forſtmann, Geograph und als Botaniker ein Mann für dich, lieber Karl, der mir mitkommendes Paquet getrockneter Pflanzen, unter welchen die hypophae rhamnoides, der ranunculus glacialis und — doch mach' nur auf, du wirſt dann ſchon finden, was du längſt ſchon hätteſt haben mögen, zum Präſent machte. Er und ſein Freund

V. Dr. Med. et Chyr. Giesberger aus Ansbach in Franken, ein vortrefflicher Physiker und noch besserer Chemiker, haben mir durch ihren Umgang unstreitig meinen zweimonatlichen Aufenthalt in Hofwyl zu den angenehmsten gemacht, den ich je im Auslande hatte. Giesberger liest Chemie und Physik, bekanntlich meine Lieblingsstudien, mit einem solchen systematischen Vortrage, und experimentirt so vortrefflich, daß ich mit Stolz an unsern Landsmann Hildebrand denke, dessen Schüler er ist, und von dem er immer mit dankbarer Rührung und unbegränzter Hochachtung spricht In der Physik begann er mit der Erklärung der Körper, dann betrachtete er mit schönen Versuchen die verschiedenen Eigenschaften derselben, gieng dann auf die Gesetze des Gleichgewichts, dann auf die Bewegung fester, flüßiger, elastischer Körper über, handelte dann von den Erscheinungen der Wärme, des Lichts, die atmosphärische Luft ꝛc. ab, so wie er in der Chemie mit den allgemeinen Grundsätzen begann, da die meisten seiner Zuhörer noch keine Vorgründe in beiden Wissenschaften besaßen, die verschiednen Operationen aufstellte, und dann alle praktisch abhandelte, namentlich Mengung, Mischung, Lösung,

(Der Schauplatz verwandelt ſich in einen romantiſchen Luſtgarten. Die Wolluſt zeigt ſich dem Herkules gegenüber, auf eine Art von Ruhebette, in einer ihrem Charakter gemäßen Attitüde, reizend hingeſtreckt.)

Götter! welch ein Anblick!
Wo bin ich? Träum ich wachend?

Die Wolluſt.

Willkommen, Götterſohn,
Im Reich der Freude!
Erheitre deinen Blick!
O! komm, o! meide
Nicht länger deiner Thron
An ihrer Bruſt!

Hier leben wir, ferne
Vom Erdengetümmel,
Das ſelige Leben
Der Götter im Himmel:
Uns ſtrahlen die Sterne
Nur Wonne, nur Luſt! W. A.

Du fliehſt die Welt, Alcid?
Im Alter des Vergnügens
Entweichſt du ihr in einen öden Wald;
Sprichſt mit dir ſelber, ſtaunſt, verliehrſt dich in Gedanken,
Zweifelſt, welchen Weg des Lebens
Du nehmen ſollſt?

Sieh

Auflösung, Schmeltzung, Destillation, Sublimation, Präcipitation, Chrystallisation, Oxydation, Desoxydation, Wahlanziehungen, Feuer, Löschmittel, Gasbereitungen, Zerlegungen verschiedener Ackerkrumen, Pflanzen- und thierischer Theile; kurz mein Aufenthalt in Hofwyl war für mich ein wahres chemisches und physikalisches Kollegium. Außer seinen chemischen und physikalischen Kenntnissen muß man ihn auch noch als Arzt schätzen, denn seine Kranken finden an ihm einen sorgfältigen, denkenden und für ihre Leiden fühlenden Mann, der mithin ganz zum Arzt geschaffen ist.

VI. Stähli, Maler, Zeichner und Kupferstecher, ein talentvoller Mann, der vom Hirtenknaben ausgieng, und sich selbst in Italien bildete. Mitfolgende Gemälde und Zeichnungen mögen dir zum Beweise des Gesagten dienen.

Dies sind nun die in dem Institut wirkenden Lehrer und Männer. Was sich von einer solchen Anstalt erwarten läßt, sieht man leicht ein, obgleich Neid und Parteigeist dagegen zu wirken trachten.

Wenige Minuten von Hofwyl ist Münchenbuchsee, ein Schloß, welches die Studierenden und Herr

und Madame Colomb bewohnen, die daſelbſt Morgen- Mittag- und Abendtiſch geben. Beide ſind äußerſt gebildete franzöſiſche Schweizer, die nicht wenig zum Angenehmen des Ganzen beitragen, indem ſie vorzüglich geſchickt ſind, ankommenden, der franzöſiſchen Sprache noch nicht ganz kundigen Perſonen, durch Sprechen mit ihnen den Geiſt, die Schönheiten und die Feinheiten der franzöſiſchen Sprache zu verſchaffen.

Hier haſt du nun einige Bruchſtücke meiner Beobachtungen über Hofwyl, mündlich ſprechen wir mehr davon. Von Stuttgard aus bekömmſt du den letzten Brief von mir, bis zu meiner Ankunft. Küſſe deiner Amalie in meinem Namen die Hand, und bleibe gut

Deinem

Wilhelm Wagner.

Baſel am 23. Jul.

1809.

Nachschrift.

Mit der Nachricht des wackern Mannes, der seine Aussage mit seiner Unterschrift bestätigt, stimmen die Aussagen anderer Augenzeugen, woraus ich Auszüge in der Zeitung für die elegante Welt im September-Hefte gegeben habe, vollkommen überein, und ich kann daher meine, schon früher darüber, auch in dieser Zeitschrift, laut ausgesprochenen Wünsche und Hoffnungen, so sehr ich deswegen öffentlich und in Privatschreiben getadelt worden bin, auch heute noch nicht für übereilt oder ungegründet halten. Man lese doch nur Hrn. Fellenberg eigene Erklärungen und Erläuterungen im zweiten Hefte seiner Nachrichten über Hofwyl, die in Aarau bei Sauerländer vor kurzem erschienen sind. Man wird dann wenigstens den rastlos thätigen, seiner Idee für Menschenwohl alles aufopfernden, Mann nicht mehr, wie so oft geschieht, einer engherzigen Speculation oder sich selbst aufreibenden Vielthuerei beschuldigen. Seine Institute greifen zwar in so wohlthätiger Wechselwirkung in einander, daß man auch hier das Horazische:

alterius sic
Altera poscit opem res et coniurat amice.

vollkommen anwenden kann. Allein ſie verwirren ſich einander doch im geringſten nicht, und für jedes ſind eigne tüchtige Gehülfen. In dieſem zweiten Hefte ſind auch die Anlagen, Wirthſchaftsgebäude und Ackerbegränzungen des Wylhofs in mehreren Kupfertafeln abgebildet, ſo wie einige der dort erfundenen oder verbeſſerten Werkzeuge.

B.

Inhalt.

Seite

I. Aus dem Liede der Nibelungen. . . 134

II. Der Kyklop. Theokrits eilfte Idylle. . 147

III. Gedichte.

1. Die Alpen. 154

2. Kurze Dauer der Jugend und Freude. . 155

3. Der Tempel des Marcellus. . . . 156

IV. Ueber das Schweizerische Deutsch. . . 158

Seite

V. Nekrolog. Gottfried Christoph Weikel. . 178

VI. Die allgemeine musikalische Zeitung. . 188

VII. Nachricht über Hofwyl, aus dem Briefe eines Augenzeugen. 196

Nachschrift. 205

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December 1809.

I.

Freie Ueberſetzung des erſten Buches der Aeneide *).

(von v. 174. bis v. 440.)

33. Hier war's, wo mit der Schiffe ſieben,
Die von der ganzen Zahl ihm übrig blieben,
Aeneas landet. Heiß entbrannt
Von Liebe zum erreichten feſten Land,
Springt Alles zum erſehnten Boden nieder.
Sie breiten ihre ſalzdurchwürzten Glieder

*) Fortſetzung des im Auguſthefte des N. T. Merkurs 1809 eingerückten Bruchſtücks.

Gemächlich aus im Uferſand.
Aus Kieſeln ſchlägt zuerſt Achates Funkenbrand,
34. Fängt ihn in dürren Blättern auf,
Legt Reiſicht, und was ſonſt zu nähren
Die Glut vermag, ringsum zu Hauf,
Geſchäftig, raſch die Flamme zu vermehren.
Der Ceres Gabe, Flutdurchnäßt,
Wird von den Müden ſamt dem Kochgeſchirre
Herbeigetragen, um ein Ruhefeſt
Zu feiern nach der langen Irre.
35. Jetzt an dem Feuer röſtet man die Früchte,
Zermalmet ſie zu Mehl durch Steingewichte:
Indeß Äneas einen Fels erklimmt,
Um hier, wo nichts die freie Umſicht nimmt,
Das Meer zu überſchaun, ob kämpfend mit den Wellen
Sich Antheus oder Capys Barke zeigt,
Ob Caicus Flagge noch im Winde fleugt,
Ob phryg'ſche Trümmer ſich dem Aug' darſtellen.
36. Nichts iſt, ſo weit die ſchärfſten Blicke reichen
Von Schiffen oder Trümmern zu erſpähn.
Landeinwärts ſieht er unter Ufer-Eichen
Drei große Hirſche weidend gehn,
Anführer einer langen Heerde, die
Im Thale hinter ihnen kommt gezogen.

Er ſteht, und greift mit Haſt nach Pfeil und Bogen,
Die ihm Achat, der Treue, dienend lieh.

37. Zuerſt die Führer alle drei,
Mit vielfach zackigem Geweih,
Zum Luftraum, wie mit Bäumen, ragend,
Empor die ſtolzen Häupter tragend,
Fällt ſein Geſchoß; da flieht die ganze Schaar
Dem Wald zu mit verwirrter Eile,
Wo wildernd Dickicht und der Bäume Haar
Ein Obdach beut vor'm Jägerpfeile.

38. Umſonſt! Nicht eher ruht des edlen Schützen Pfeil,
Bis ſieben ſtattliche mit ſechzehn Enden,
Für ſieben Schiffe auserlehn zu Spenden,
Im Staube liegen. Dann kehrt er zum Landungsplatz.
Und jeder Dardaner empfängt vom Wild ſein Theil,
Auch ſpendet er des Nektars reichen Schatz,
Entſprudelt aus ſicilſchen Reben,
Den ihnen Fürſt Aceſt beim Scheiden mitgegeben.

39. Äneas heitert ſanft die bangen Herzen,
Und richtet ſie mit Troſtesworten auf:

„Gefährten! (Wir ſind ja vertraut mit Noth und Schmerzen!)
Ihr, die auf unſrer Irrfahrt langem Lauf
Viel Schwereres gelitten! Muth gefaßt!
Zeus wird auch dieſer Trübſal Ziel gebieten.
Des Polyphems geworfne Felſenlaſt,
Der Scylla ungeheures Wüten,
„Die Donner in Trinakriens Geklüft,
Habt ihr beſtanden. Die Erinnrung ſtähle
Das Herz zum Kampf, womit die Gegenwart euch triſt!
Verbannt die Furcht aus eurer Seele!
Vielleicht entquillt einſt Troſt auch dieſem Angedenken.
Durch Zufall, durch Gefahr und tauſend Ungemach
Wird unſer Lauf nach Latium ſich lenken,
Wo das Geſchick uns ruh'gen Sitz verſprach.
„Dort, dort ſoll Troja glorreich auferſtehen.
Erhaltet euch für beſſre Folgezeit,
Und dauert aus!" — So tief auch Wehen
Des Anchiſiden ſorgend Herz erfüllen:
Der Stirn des Redenden entſtralt doch Heiterkeit,
Der Kummer weicht dem heldenmüth'gen Willen,

Sieh eine Freundin,
Die willig iſt, zum Glück der Götter dir
Den Weg zu zeigen!

Herkules.

Und wie, o Göttin, — denn ſo kündigt dich
Dein ganzes Weſen an — mit welchem Nahmen
Soll ich dich verehren?

Die Wolluſt.

Freude nennen mich meine Freunde;
Aber in der Sprache des Himmels
Iſt mein Nahme Seligkeit.
Denn ſelbſt die Götter leben nur durch mich
Ihr ewig ſorgenfreyes Wonneleben.
Ich bin die Schöpferin der Freuden im Olymp
Und auf der Erde. Scherze, Grazien,
Sind mein Gefolge. Selbſt die Muſen, die du liebſt,
Sind meine Dienerinnen.
Meinen Freunden zollt der ganze Weltkreis Luſt.
Nur ihnen ſcheint die Sonne;
Nur ihnen duftet Amors Lieblingsblume;
Nur ihnen ſprudelt im kriſtalnen Becher
Der Erde Nektar; ihnen nur
Beleuchtet den Roſenpfad zu Cythereas Schlummer
Der ſtille Mond.
Sie, ſie allein genieſſen des Lebens,
Scherzen ſeine Sorgen weg,

Im Busen tief bleibt, was ihn quält, verschlossen.
Indeß bereiten sich zum Festschmaus die Genossen.

42. Des Wildes Bälge werden abgestreifet,
Das Fleisch zerstückt, die Stücke aufgespießt;
Derweil die Kessel dort mit Wasser vollzuhäufen,
Hier Feur zu zünden man geschäftig ist.
Mit Speis' und Trank sich zu erquicken,
Streckt alles sich ins Gras; in froher Ruh
Verzehret man der Hirsche feiste Rücken,
Und schlürft der Traube Rebensaft dazu.

43. Kaum aber ist des Magens Gier gestillt,
Kaum sind die Tafeln abgetragen:
Beginnt um die Verlornen man zu klagen,
Unendliches Gespräch erneut ihr liebes Bild.
Bang zwischen Furcht und Hoffnung schweben
Die Treuen, ob die Brüder annoch leben,
Ob sie bereits des Elends Raub
Geworden, jedem Freundeszuruf taub?

44. Vor allen klagt mit herber Rührung Schmerz
Äneens väterliches Herz,
Du tapferer Oront, um Dich;
Betrauert tief und inniglich
Das grausame Geschick des Lykus,

Den Fall des trefflichen Amycus,
Das Loos Kloanths und Gias, jener star-
ken
Gebieter ihrer Waffenbarken.

45. Auf Erden dieß. — Indeß steht Jupiter
Hoch auf Olymps äther'scher Spitze,
Und überschaut das schiffbedeckte Meer,
Der Menschenkinder weit verbreit'te Sitze,
Das Küstenland, der Völker reg Getümmel,
Am libyschen Gestade weilt sein Blick;
Ihn rührt der armen Flüchtlinge Gewimmel,
Und sorgend überdenkt er ihr Geschick.

46. Doch sorgenvoller noch, als er,
Den Veilchenblick getrübt von stillen Zähren,
Tritt Venus itzt zu Vater Jupiter,
Und läßt sein lauschend Ohr dies Flehen hören:
„Du, der mit ewger Herrschermacht
Hoch über Göttern, über Menschen thronest,
Mit Blitzen aus Gewitternacht
Den Frevler schreckst, und den Gerechten lohnest!

47. „Was, sprich! was sündigte mein frommer Sohn?
Was für Beleid'gung sindt dein Zorn zu rächen?
Worin besteht der Trojer schwer Verbrechen,
Daß ihnen, dem Gewürg entflohn,

Nachdem ſie lang von Meer zu Meer geirrt,
Der ganze Erdenkreis verſchloſſen wird,
Damit ſie nur Italien nicht betreten?
Verſprachſt du einſt nicht, ungebeten:
48. „Es ſollt' ein mächt'ger Stamm aus Dardanus Geblüt,
Ein Volk Gewaltiger, im Zeitenlauf entſpringen,
Und ſiegreich jedes Land und Meer bezwingen?
Sprich, Vater, was verbrchte dein Gemüth?
In dieſer göttlichen Verheißung Pfande
Beſaß mein Herz des Troſtes reichen Schatz,
Fand ſelbſt für Troja's Untergang im Brande,
Für jeden Schickſalſchlag genügenden Erſatz.
49. „Allein bis jetzt verfolgt das Mißgeſchick
Das fliehnde Häufleins ſtets in ungeſchwächtem Grade.
Wann, Weltbeherrſcher, neigt ſich deine Gnade
Zu dem verſcheuchten Volk zurück?
Antenor durfte doch dem Griechenkampf enteilen,
Durch die illyr'ſche Nacht zu den Liburnern ziehn,
Vordringen ſicher, wo Timavus Quellen ſprühn,
Der neunfach brauſend ſtürzt, des Meeres Schooß zu theilen:

50. „Und durfte dort, wo über fette Auen
Der Brandung Schwellflut donnernd sich erhebt,
Patavium, den Sitz der Teukrer Waffen, bauen,
Fürst des berühmten Volks, wo er jetzt friedlich lebt.
Wir — dein Geschlecht mit Sitz und Stimm' im Himmel —
Verlieren unsre Flott' im Ocean-Getümmel!
Und weil, o Schmach! uns eine Einz'ge feind,
Wird uns der Landung Recht in Latium verneint!

51. „Heißt dieses, kindlichen Gehorsam lohnen?
Sind dieses die verheißnen neuen Thronen?" —
Mit jenem Blick, womit er oft den Himmel läutert
Und die umwölkte Atmosphär' erheitert,
Küßt lächelnd sie der Vater, und beginnt:
„Verbann doch alle Furcht, mein süßes Kind!
Weiß! das den Deinen zugedachte Loos
Steht ewig ohne Wanken hehr und groß.

52. „Du wirst Lavinium's versprochne Mauern sehen,
Wirst zu des Himmels Sternaebiet
Den heldenmüthgen Sohn erhöhen,
Verdreht hat sich mit nichten mein Gemüth.

Ihm dräut (denn, weil bei dir die' Sorgen ſich erneuern,
Will ich der Schickungen Geheimniß dir entſchleiern)
Dräut in Italien ein fürchterlicher Krieg;
Doch trotzge Völker unterjocht ſein Sieg.

53. „Wann ihn als mächtgen Ueberwinder
Drei Sommer ſchon die Rutuler verehrt,
Drei Winter ihnen ſich durch Mondenlauf verzehrt:
Wird er des Volkes Ordner Mauergründer,
Aſcan der Knabe, Julus jetzt genannt.
(Einſt hieß er Ilus, da noch Ilium ſtand)
Wird dreißig große Sonnenwenden
Als Herrſcher Völkern Wohlfahrt ſpenden;

54. „Wird von Lavinium den Königsſitz entführen
Nach Alba, durch Gewalt befeſtigt. Und allda
Wird drei Jahrhundert' Hektors Stamm regieren,
Bis einſt die königliche Prieſterin Ilia,
Vom Mars geſchwängert, Zwilling' wird gebähren,
Und Romulus, der Wölfin, die ihn ſäugt',
zu Ehren
Mit ihrem dunkelgelben Fell behängt,
Des Volkes Zepterſtab empfängt.

55. „Er wird der Mavors-Mauern Stifter werden
Von ihm nennt Römer sich das Volk der Tapferkeit,
Dem ich vertrauen will die Obermacht auf Erden,
An Umfang gränzenlos, und gränzenlos an Zeit.
Selbst Juno, die, von altem Groll ermüdet,
Jetzt Himmel, Erd' und Meer in ihren Aufruhr zieht,
Wird späterhin des Bessern sich besinnen,
Und mit mir fördern Roms weltherrschendes Beginnen.

56. „So steht des Schicksals Schluß. Der Zeiten Welle
Wälzt einen Tag der Nach' herbei,
Der Phtia und Mycen' in röm'sche Sklaverei
Versenken wird, und Fesseln zubereiten
Dem Vaterland des trotzgen Diomed,
Entsprießen wird aus schönen Stammes Samen
Held Cäsar — ein glorreicher Namen! —
Der Herrscher, dessen Ruhm bis an die Sterne geht.

57. „Des Zepterschwung den Ocean umspannt.
Nach Julus, seinem Ahn, einst Julius benannt.
Er, mit der Beute Orients behangen,

Wird ſicher einſt von dir im Himmelsſaal empfangen,
Er, ſelbſt ein Gott, und der Verabttrung werth,
Vom Volke mit Gelübd' und Opferdienſt verehrt.
Dann werden alle Kriegesflammen ſchwinden,
Und harte Säcuin wechſeln mit gelinden.

58. „Die graue Treue, Veſta, und Quirin
Mit Remus, herrſchen dann auf Roma's ſieben Hügeln.
Verſchloſſen wird mit ſtarren Eiſenriegeln
Des Kriegestempels Thor. Die Wuth verweilt darin,
Sitzt auf gethürmten Waffen, raſſelnd dröhnen
Die Ketten, deren Erz mit hundertfältger Laſt,
Rückwärts geknüpft, das Ungeheur umfaßt,
Das ſcheußlich knirſcht mit blutgen Rachenzähnen."

59. Zeus ſpricht's, und ſendet Maja's Sohn zur Erde,
Daß in Karthago's neuem Staat
Aeneas gaſtlich aufgenommen werde,
Daß, unbekannt mit dem Beſchluß im Götterrath,
Die Landung Dido nicht verſage.
Merkur auf roſcher Flügel Ruderſchlage

Durcheilt im Nu den weiten Aetherpfad,
Bis er ſich ſchnell der Küſte Libyens naht.

60. Alsbald vollzieht er Jupiters Befehle.
Berührt, wie von unſichtbarm Zauberſtab,
Legt jeder Punier des Sinnes Wildheit ab.
Des Gottes Einfluß fühlt die Seele
Der Königin vor allen. Sie empfand
Im Buſen Ruh', und Neigung für die Gäſte,
Die Flüchtlinge aus Pergams Land,
Die jetzt ſich nahn Karthago's neuer Feſte.

61. Gedanken auf Gedanken wälzt derweilen
Die Nacht hindurch Aeneens frommer Sinn.
Er faßt den Schluß, bei'm erſten Roſenglühn
Des jungen Tags hinaus ins Land zu eilen,
Sich und den Seinen Kundſchaft einzuziehn,
An welches fremden Welttheils Küſten
Der Sturm ſie trieb, und ob in dieſen Wüſten
Geſchlecht von Menſchen wohnt, ob wilde Thiere niſten.

62. Die Flotte wird, wo unterm Felſenhange
Mit Schattennacht ſich Graun und Schauer paart,
Umwölbt von hoher Waldung, aufbewahrt.
Er ſelbſt, gefolgt auf ſeinem Spähergange
Von niemand als Achat,
Schwenkt in der Hand zwei breite ehrne Spieße.

Auf einer rings von Wald umſchloſſnen Wieſe
Iſt's, wo ihm unerkannt die Mutter naht.

63. Jungfräulich von Geſicht und Thun; ſie ſchien
An Tracht und Waffen eine Sparterinn.
Sie glich Harpalicen, der Roſſe-Bänd'gerin,
Die vorgeeilt des jähen Hebrus Wogen.
Es hing, nach Jägerinnen-Brauch,
Die Schulter ihr herab ein leichter Bogen,
Die aufgelöſten Locken flogen
Zerſtreut in linder Wüſte Hauch.

64. Ein nacktes Knie ſchob das Gewand
Zurück, entquoll verrätheriſchen Falten,
Die Nebeln gleich um tauſend Reize wallten,
Nachläßig aufgeſchürzt mit Schleifenband.
Sie rief zuerſt die Fremdling' an:
„Hört, junge Männer! Saht etwan
In dieſem Forſt verirrt ihr eine meiner Schweſtern
Im fleck'gen Luchsfell? ich ſuche ſie ſeit geſtern.

65. Mit Köcher und Geſchoß bewehrt,
Verfolgt ſie rufend eines Ebers Fährt'." —
„Wir haben (ſprach Aeneas gütig)
Von deiner Schweſter nichts geſehen, nichts gehört.
O Jungfrau! oder wie ſoll ehrerbietig

Mein Gruß dich nennen, überirdſche Schöne?
Denn dieß ſind keiner Erdenſtimme Töne,
Die mein erſtauntes Ohr gehört.

66. „Biſt du Apollons Schweſter ſelbſt, der Haine
Erhabne Göttin? oder Eine
Der Nymphen? Wer du biſt, ſey uns nicht abgeneigt,
Die namenloſes Ungemach gebeugt!
Nimm hülfreich unſrer Noth dich an!
Gieb Kunde, unter welche Himmelskreiſe,
In welchen Theil des großen Ocean,
Uns ſchleuderte die irre Reiſe?

67. „An dieſer Küſte Klippenſcheeren,
Uns ganz, wie ihre Wohner, unbekannt,
Trieb Sturm und Flut uns auf den Strand.
Dir, Göttin, ſoll an dankbaren Altären
Manch Opfer bluten." — „Solche Ehren
Mag ich (entgegnet Venus) nicht verlangen.
Sitt' iſt es ſo bei Tyrus Jungfernſtand,
Mit Köchern und mit purpurnem Kothurn zu pranken.

68. „Dieß Reich iſt, was dein Aug' hier überſchaut,
Ein Puniſches; die Stadt — von Tyrern aufgebaut;

Und — gleich der Roſe,
Die an einer Nymfe Buſen verduftet —
Athmen ſie, im Schoos der Luſt,
Ihr frohes Daſeyn aus.
O du, der Götter Liebling,
Was zögerſt du? —
Du zweifelſt? — hat ein Leben, aus Luſt gewebt,
Nichts was dich reizen kan?

Herkules.

Du ſagſt mir, Göttin, nur, was deine Freunde genieſſen;
Sage mir auch, was ſie thun?
Womit verdienen ſie
So ſchön belohnt zu werden?

Die Wolluſt.

Verdienen? — denke richtiger
Vom Glück der Weiſen die ſich mir ergeben.
Genieſſen, Freund, und vom Genuſſe ruhn
Zu ſüſſerem Genuß, iſt alles was ſie thun!
Genieſſen ohne Arbeit,
In Gefühl ganz aufgelößt
Mit jedem trunknen Sinne
In einem Ocean von Wolluſt ſchweben:
So leben die Olympier,
So lebt wer mich beſitzt,
Und dies nur nenn' ich leben!

Der Boden — Theil von Libya.
Ein kriegrisch unbezwingbar Volk, entwichen
Mit Fürstin Dido aus Phönicia,
Von ihr beherrschet, wohnt in diesen Erden-
strichen,
Beglückt, Pygmalions Gewaltthat zu entrinnen.
Zu lang wär's, der Geschichte Faden spinnen.
69. „Berührend nur, sey dir das Wichtigste er-
zählt!
Prinzessin Dido, dem Sichäus anvermält,
Dem reichsten Bürger in Phöniciens Landen,
Hing am Gemal mit heißer Liebe Banden.
Vom Vater war die reinste Braut
Dem Hochbeglückten festlich angetraut.
Pygmalion, der Dido stolzer Bruder,
Der Tyrer König, lenkt des Staates Ruder,
70. „Ein Fürst, an Grausamkeit der schlimmste
unter allen.
Erbittrung setzt sich zwischen Beiden fest.
Gespornt von blindem Golddurst, läßt
Sichäen am Altar der Wüterich
Durch Meuchelmörder Dolche fallen,
Grausam und nicht bekümmernd sich
Um seiner armen Schwester Liebe,
Doch sorgend, daß die That vor ihr verschwie-
gen bliebe. «

71. „Lang hielt man das Geſchehne ihr verborgen.
Durch liſtiges Erfinden und Verdrehn
Täuſcht der Tyrann von einem Morgen
Zum andern ſie mit leeren Hoffnungen;
Bis einſt, im Nachtgeſicht, des Gatten
Entſtellter bleicher, unbegrabner Schatten
Sich ihr mit Dolch durchbohrtem Buſen naht,
Den Blutaltar entdeckt, ſamt der verruchten That.

72. „Er räth zur Eilflucht aus dem Vaterlande;
Ein Wink ſagt ihr, in welchem Sande
Sein Gold und Silber — jetzt ihr Reiſegeld —
Vergraben liegt vor'm Blick der Welt.
Dieß alles und noch mehr verkündet,
Erhebend wunderbar Geſicht und Blick,
Ihr die Erſcheinung, und verſchwindet,
Und läßt die Bebende voll Schmerz zurück.

73. „Von Stund' an rüſtet ſich zur Flucht
Die Fürſtinn, wirbt im Stillen ſich Gefährten,
Die gegen den Despoten Todhaß nährten,
Und vor ihm zitterten. Die Schiffe, in der' Bucht
Juſt ſegelfertig liegend, raubt man ſchnell,
Belädt mit Gold ſie, ſelbſt mit Schätzen des Tyrannen;

Und

Und auf des kühnen Weibs Befehl
Fliegt man mit günſtigem Wind von dannen.
74. „Sie landeten, wo du jetzt im Entſtehen
Karthago's Stadt und Burg wirſt ſehen,
Erkauften ſo viel Boden vom Revier,
Das Byrſa ſeitdem heißt, als mit der Haut vom Stier
Umſpannbar war. — Doch, Männer, wer ſeyd ihr?
Stillt nun auch meine Neubegier!
Von welchen Küſten liefen eure Kiele,
Und welches Land ſetzt ihr der Fahrt zum Ziele?
75. Der Held erwiedert dieſen Fragen,
Und tiefe Seufzer athmen aus der Bruſt:
„O Göttin, wollt' ich dir die Unfäll' alle klagen,
Und hätteſt du zum Hören Zeit und Luſt,
Die Sonne würde, eh die lange Kunde
Geendet, ſich entziehn dem Erdenrunde.
Vom alten Troja (denn vielleicht
Hat Troja's Name je dein Ohr erreicht)
76. „Entrannen wir, und unſre Schiffe
Durchſchweiften manches Meer mit irrem Flug,
Bis endlich hier an Libyens Felſenriffe
Ein wilder Seeſturm uns verſchlug.
Ich bin Aeneas, bis zum Sternenzelt bekannt,
Der Fromme, der aus Feindeshand

Entriß das Bild von manchem Larengotte,
Und jetzt sie mit sich führet auf seiner Flotte.

77. „Italien ist das Ziel von unserm Lauf,
Dort suchen Vaterland und Jovis Stamm wir auf.
Das Schicksal winkt', ich war bereit;
Und Mutter Venus wieß uns selbst die Pfade.
Der Schiffe zwanzig waren mein Geleit
Beim Auslauf vom karpathischen Gestade.
Kaum sieben hast beschädigte Pinassen:
Hat Wind und Welle übrig mir gelassen.

78. „Ich selbst, von zwei Weltteilen ausgestoßen,
Durchirre jetzt in dunkler Dürftigkeit
Die Steppen Libyens, die öden menschenlosen!"
Cythere unterbricht mit Freundlichkeit
Den Trauernden in seiner Klagen Mitte:
„Wer du auch seyst — ich glaube, weil die Schritte
Zur Tyrer Stadt gelenkt du hast,
Dein Odem, Fremdling! ist den Göttern nicht verhaßt.

79. „Nur fürder auf dem Pfad! er wird dich leiten
Zu Dido's neuer Königsstadt.
Auch wiß! Unsonnen sind den Sterblichkeiten

Die Deinen; ihre Flotte hat,
Nachdem der Nordwind ſich ihr zugewandt,
Sich glücklich angelegt am Strand:
Trügt anders nicht des Vogelfluges Deutung,
So mir gelehrt der Aeltern kundge Leitung.
„Denn ſieh! Zwölf Schwäne, froh beiſammen,
Jagt', Aetherhöhn entſtürzt, der Vogel, der die Flammen
Des Donners trägt: ſie ſtehn zerſtreut
Im offnen Luftraum; jetzt hat weit und breit
Die Schaar in Reihn theils wieder Land gewonnen,
Theils eilet ſie, den Blick geſenkt, ihm zu.
Sieh! Wie, der Rückkehr froh, ſie jetzt im ſüßen Ruh
Das rauſchende Gefieder ſonnen!
„Wie ſie, verſammelt im geſchloſſnen Kreiſe,
Die Rettung feiern durch Geſang!
Just ſo entkommen ſind nach Nireus Weiſe
Die Schiffe und das Volk dem Untergang.
Theils ruhn am feſten Land, wie jene Vögel,
Theils fliehn dem Hafen zu mit vollem Segel.
Nur vorwärts, auf dem graden Pfade fort!
Er leitet dich zum ſichern Ort.“ —

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20667 / 436

82. Sie sprach's und wandte sich; ein Rosenschimmer floß
Um ihren Nacken, wie sie schwebte;
Ambrosische Gerüche goß
Ihr Scheitelhaar, gleich Götterduft,
Rings durch die laue Frühlingsluft.
Leicht wogte das Gewand, das sie umwebte,
Zu Füßen ihr herab in langen Falten.
Sie gieng, und glich im Gehn olympischen Gestalten.

83. O wie des Sohnes Herz entbrannte,
Als die erhabne Mutter er erkannte!
Er rief der Fliehnden nach: „Auch du bist hart dem Sohn?
Was äffst du ihn so oft mit gaukleriſchem Hohn?
Warum gönnst du ihm nie das selige Vergnügen,
Daß seine Hand sich dürf' in deine Rechte fügen,
Daß er von Dir ein wahrhaft liebend Wort
Empfange und erwiedre?" — Eilend fort

84. Reißt ihn, indem er klagt, sein Schritt der Stadt entgegen
Und Venus webt um ihn und um Achat

Verhüllendes Gewölk, damit auf Weg' und Stegen,
Wo sich das Heldenpaar den Mauern naht,
Sie niemand hindre, niemand sähe,
Und niemand nach des Kommens Absicht spähe.
Das Nebelkleid zieht um die Wanderer
Sich wie ein dichter Schleier her.

85. Sie selbst entschwebt nach Paphos durch die Lüfte,
Zum Heimathland, wo ihre Tempel stehn,
Und wo ihr Saba's Weihrauchdüfte
Von hundert frischbekränzten Hochaltären wehn.
Ihr Sohn indeß und sein Gefährt Achat
Verfolgten eilend den gebahnten Pfad.
Der Hügel letzten hatten sie erstiegen,
Und sahn vor sich die Stadt mit ihren Thürmen liegen,

86. Bewundernd schaut Aeneas, wo vor Zeiten
Strohhütten standen, jetzt Paläste stehn,
Gethürmte Thore, das Gewühl von Leuten,
Und rings die steingepflasterten
Fahrdämme. Welch ein reges Leben!
Hier wälzt man Steine, werden Mauern aufgeführt,
Dort wird Geländ zu Wohnungen planirt,
Und eingefaßt mit Scheidegräben.

87. Hier hält man über die Geſetze Rath,
Dort wird durch Wahl erkieſt der richtende Senat.
Ein Theil gräbt dort den Haven aus,
Ein Theil legt Grund zum hohen Schauſpielhaus,
Zu deſſen Schmuck aus nahgelegnen Felſen
Sie ungeheure Granitſäulen wälzen.
Wie wenn zur Blumenzeit die emſ'gen Bienen
Sich regſam tummeln im beſonnten Grünen;
88. Die Brut der Jungen prüfet ihre Kräfte
Im erſten Ausflug; Während dem
Verdicken dort die Alten ſüße Säfte;
Wachszellen bilden ſich geräumig und bequem;
Den Honigträgerinnen, welche kommen,
Wird flink die Ladung abgenommen;
Den trägen Drohnen wird der Zugang ſtreng verwehrt;
Von würz'gen Düften dampft der rege Honigherd.

(Wird fortgeſetzt.)

II.

Schillers Parabeln und Räthsel *).

Τῶν γρίφων ἡ ζήτησις οὐκ ἀλλοτρία φιλοσοφίας ἐστί. Clearchus apud Athenäum.

Parabeln und Räthsel sind eine sehr alte Erfindung des menschlichen Geistes. Sie dienten frühzeitig im Munde der Weisen zur Belehrung und an den Tafeln der Fürsten zur Unterhaltung.

*) Dieser Aufsatz war zunächst für eine gesellschaftliche Unterhaltung bestimmt. Uebrigens äußert der Verf., einer unsrer geschmackvollen Philologen, der durch Schrift und Wort lehrt, den Wunsch, daß doch Schillers poetische Werke, dieses köstliche Eigenthum der Nation, durch Erläuterungen aller Art dem Publikum verständlicher und selbst genießbarer gemacht werden möchten. Wie viel könnte z. B. ein Petersen in Stuttgart dazu beitragen. Auch sollten wohl in gewissen Lehrinstituten, wo es nicht unmittelbar auf schulgerechte und gelehrte Bildung abgesehen ist, eigne Vorlesungen über Schillers Gedichte und Dramen statt finden!

Bey Hebens Nektarſchalen,
Beym Luſtgeſang der Muſen,
Iſt euer Selbſtbetrug,
Sind eure Qualen,
Bethörte Sterbliche!
Der Götter Spott:

Du, Jüngling, den die Sterne lieben,
O! kämpfe nicht mit deinen Trieben!
Komm, Glücklicher, an meinen Buſen
Und werd' ein Gott!

Herkules.

Allmächtige Götter!
Kan auch wider unſern Willen
Ein fremder Reiz Gewalt der Seele thun?
Zu ſehr, zu ſehr empfind' ich deiner ſüſſen Töne
Wollüſtige Zauberey, Verführerin!
Ich ſtrebe dir entgegen —
Fühle, daß ichs ſoll —
Und — folge dir!

(Der hinterſte Theil des Schauplatzes öfnet ſich, und entdeckt eine rauhe Gegend, die durch ſteile Wege zum Gipfel eines hohen Berges führt, wo aus einem Lorbeerhayn der Tempel der Tugend hervor glänzt. Die Tugend erſcheint in dem Augenblicke, da Herkules die Worte, ich folge dir, geſprochen hat.)

Die

Davon zeugen die älteſten heiligen Schriften der Juden, und bei den Griechen auſser den Orakeln, die oft wahre Räthſel ſind, unter andern das bekannte Räthſel der Sphinx, das uns auf einen noch höheren und zwar ägyptiſchen Urſprung rathen läßt.

Auch darf uns dieſer frühe Urſprung nicht Wunder nehmen. Wie angenehm und angemeſſen mußte es dem Kindersinn der Urwelt ſeyn, in Gleichniſſen zu mahnen und zu unterrichten; wie leicht ergänzt ſolche Bilderrede ſelbſt die Armuth und Unbehülflichkeit der Sprache, wie leicht ſelbſt der Zufall, der von dem muntern Kopf benutzt, und zumahl unter Mitwirkung eines gewiſſen Wettſtreits oder auch unter den Eingebungen einer geheimnißvollen Weisheitskrämerei, zu mannichfaltigen und ſeltſamen Erfindungen dieſer Art angewendet und geſtaltet werden könnte.

Aber was ſind denn eigentlich Parabeln und Räthſel, und wie ſind ſie von einander zu unterſcheiden? Das wird am leichteſten durch Beiſpiele klar werden.

Sadi, ſagt eine alte perſiſche Sage, irrte funfzig Jahre umher, um die Glückſeligkeit zu

finden, und fand ſie nicht. Am Abend ſeines Lebens verirrte er ſich in einem dicken Walde und ſtand ermüdet plötzlich vor einem Thore, das zu einem Tempel führte. Hier las er die Aufſchrift am Portal: „Wandrer, hier wohnt kein Leiden.“ Entzückt öffnete er die Thüre, trat ein und fand einen Sarg. Damit vergleiche man das bekannte Räthſel:

Wer's ſieht, für den iſt's nicht beſtellt;
Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
Wer's macht, der wills nicht ſelbſt ausfüllen;
Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Willen.

In beiden iſt eine gewiſſe Dunkelheit; in beiden erfahren wir nicht ſogleich und unmittelbar, was und wie es gemeint iſt; dort wird uns nicht dazu geſagt, was der Sarg bedeute, und hier nicht, daß es ihn bedeute. Indeß nehmen wir auch ſogleich eine auffallende Verſchiedenheit wahr. Wir erkennen nämlich, daß es dort nicht darauf abgeſehen ſey, uns den Sinn der Erzählung zu erſchweren, ſondern nur eine überſinnliche Wahrheit durch ein anſchauliches Bild näher zu bringen; daß aber hier eine abſichtliche Verſteckung Statt hat, daß alles mehr darauf angelegt iſt, uns zu verwirren als zu unterrichten. Knüpft ſich

in jener Parabel, — deren poetiſcher Werth jetzt dahin geſtellt ſeyn möge — an das Bild des Sarges ſehr leicht und natürlich die Vorſtellung des Todes, und ſonach der Gedanke, daß nur im Tode Glückſeligkeit ſey, ſo ſcheint ſich hier in dem Räthſel mit den Merkmalen des Sehens und nicht Beſtellens, des Brauchens und nicht Bezahlens gar keine Sache auf den erſten Blick in Uebereinſtimmung bringen laſſen zu wollen. Und das iſt der weſentlichſte Unterſchied, der zwiſchen Parabel und Räthſel Statt hat. Parabel iſt bildliche Einkleidung einer Sache zum Behuf ihrer anſchaulichen Darſtellung; Räthſel bildliche Einkleidung einer Sache zum Behuf ihrer Verhüllung. Beide ſtreben darnach, einen Gegenſtand durch bildliche Merkmale ſo zu charakteriſiren, daß er nicht mit andern verwechſelt werden kann, aber die Parabel iſt um ſo vollkommner, je mehr ſie ihren Gegenſtand, ohne ſich aus ihrer Sphäre zu verlieren, kenntlich; das Räthſel, je mehr es ihn unkenntlich macht; verhüllt ſich die Parabel in einen zu dichten Schleier, ſo nähert ſie ſich auf eine ihr nicht vortheilhafte Art der Natur des Räthſels, ſo wie dieſes leicht fad wird, wenn es ſeinen Schleier allzu ſehr lüftet.

Hieraus ergiebt ſich, daß, wie die Art der Einkleidung, auch der eingekleidete Gegenſtand bei Beiden von verſchiedener Beſchaffenheit ſeyn wird. Da die Parabel auf eine ſinnbildliche Belehrung zielt, ſo kann es ihr nicht gleichgültig ſeyn, welchen Gegenſtand ſie wähle; er muß ihrer würdig, das heißt reichhaltig, wichtig für das Nachdenken und Leben ſeyn; dem Räthſel iſt ſein Gegenſtand völlig gleichgültig; ſey er auch noch ſo geringfügig, ſo beſchränkt, ſo abgeſchmackt, wenn er nur auf eine ſinnreiche Art ſich verſtecken läßt; ſein Intereſſe beruht lediglich auf der Schwierigkeit errathen zu werden. Ferner, bei der Parabel bedarf es zur Einkleidung nicht gerade eines individuellen Gegenſtandes, eines einzelnen Dinges, öfterer iſt es eine allgemeine Wahrheit, eine große und wichtige Erfahrung, oder Maxime, welche unter der Parabel verſchleiert liegt.

Anders beim Räthſel; dieß würde ſolche allgemeine Sätze oder Betrachtungen zu ſeinen Problemen weder wählen können, noch wollen; nicht können; weil es zu ſchwer halten würde, ſie bei genauer Unterſcheidung doch unkenntlich zu machen; nicht wollen, weil ihm in dem überſinnlichen Gebiete das Unterhaltende und Frap-

pante abgeht, deſſen es um zu gefallen, nicht entbehren kann; und wenn man ſich auch denken könnte, daß ein Philoſoph mit dichteriſcher Anlage dergleichen metaphyſiſche Räthſel erſinnen könnte, ſo möchte er ſie nur auch müſſigen Metaphyſikern aufzurathen geben. Die ganze Sache würde eine Unterhaltung ſeyn zum Spiele zu ernſt, zum Ernſt zu ſpielend.

Denn, was wohl aus dem Geſagten ſchon einleuchten wird, das Räthſel iſt ſeiner Natur nach ſcherzhaft. Die Parabel kann ſehr ernſt, ſie kann feierlich ernſt ſeyn, — man denke an einige Parabeln unſrer heiligen Schriften — allein, das Räthſel iſt nichts als ein verkapptes und vermummtes Ding, das mit uns ſein Kurzweil treibt; die Laute, die es von ſich giebt, ſind wie die Laute bei einem wohlbekannten Spiele, die zugleich verrathen und verbergen ſollen; zutrauensvoll und mit erhabenem Haupte tritt die Parabel vor uns; das Räthſel gleichſam neckend von der Seite, und mit niedergebücktem Geſichte. Daher iſt es auch erklärbar, daß man ſich länger und theilnehmender mit jener, als mit dieſem beſchäftigen kann, da nach einer bekannten Beobachtung, wenn die Freude groß ſeyn ſoll, der Scherz kurz ſeyn muß.

Haben wir auch bei der Parabel gefunden, was ſie andeuten ſoll, ſo unterhält ſie uns doch immer fort durch die vielfältigen Beziehungen, die wir zwiſchen Bild und Gegenbild wahrnehmen und aufſuchen, durch die reichen Anläſſe zu Betrachtungen über die verhüllte Wahrheit, durch die Erwägung der oft wunderbaren Harmonie zwiſchen geiſtiger und ſinnlicher Welt; das Räthſel zieht an, ſo lange man daran räth, es giebt gleichſam ſeinen Geiſt auf, ſo wie es entdeckt iſt. Man könnte in dieſer Hinſicht die Beſchäftigung mit der Parabel und dem Räthſel mit der Auflöſung eines künſtlich verſchlungenen Knotens, und einer intereſſanten mathematiſchen Aufgabe vergleichen. Wenn jene alles Intereſſe verliehrt, ſo bald ſie geſchehn iſt, ſo gewährt dieſe erſt dann den anziehendſten Stoff zum Nachdenken und fortgeſetzten Betrachtungen.

Gelegentlich erkläre ich mich über einige der Parabel und dem Räthſel verwandte Gattungen.

Beſteht die Parabel aus einem ganz einfachen ſinnlichen Zeichen für einen überſinnlichen Gegenſtand, ſo heißt ſie Symbol, Emblem: wählt ſie die Thierwelt zur ſinnlichen Form, in der ſie das Höhere darſtellen will, ſo pflegt man ſie Fabel,

Äsopische Fabel, Apolog zu nennen, und bedient sie sich eigends durch poetische Kunst erschaffener idealischer Wesen, so heißt sie Allegorie; Herkules am Scheidewege, dem die Tugend und das Laster begegnen; Amor und Psyche; Amor mit der Beute des Herkules, die Liebesgötter in der Aurora des Guercino, welche die Vögel wecken, werden darum Allegorien genannt, weil sie nicht bloß auf sinnbildliche Art etwas Geistiges gleichsam verkörpern, sondern dazu noch Wesen wählen, die selbst Geschöpfe der Einbildungskraft sind; nicht nur die Art der Darstellung ist poetisch, auch der Stoff ist es.

Das Räthsel hat nicht minder eine Sippschaft von Logogryphen, Charaden, Anagrammen, Atropen ꝛc. die alle das mit dem Räthsel gemein haben, daß sie sich durch eine Art von Gaukelei zu verstecken, oder gar zu verkriechen suchen, sich aber dadurch von dem eigentlichen Räthsel unterscheiden, daß sie insgesammt von schlechterm Gehalte sind. Die Charade z. B. ist schon darum geringfügiger, weil sie blos an eine bestimmte Sprache gebunden ist, und ihr Gehalt an Witz ist daher sehr unbedeutend. Wie kommt es da, daß sie bei geselligen Unterhaltungen fast immer den Vorzug vor dem Räthsel

hat? Weil ſie leichter iſt, und zwar weniger von Seiten des errathenden, als des aufgebenden Theiles. Bei dem Räthſel will Ein Gegenſtand dergeſtalt fixirt ſeyn, daß er durch ſattſame Bezeichnung zugleich von allen andern unterſchieden, und doch auch in Vieldeutigkeit und Dunkelheit eingehüllt wird; bei den Charaden genügen für die einzelnen Silben nur allgemeine Angaben; zuſammengenommen, und in Verbindung mit einer eben ſo allgemeinen Angabe des Ganzen, bilden ſie einen Inbegriff ſattſam unterſcheidender Merkmale; die Sprache und die Silbenabtheilung iſt daher gleichſam zur Erfindung der Aufgabe beiräthig; es ſind zwei oder mehrere einzelne Räthſel, deren Stichwörter ſich in der uns bekannten Sprache in ein Einziges vereinigen, und die Fehlerhaftigkeit in der Bezeichnung der einzelnen Räthſel wird durch die Menge der Aufgaben, wovon immer eine auf die andere ein Licht wirft, von denen immer eine die andere ohne Zuthun des Aufgebers beſtimmt, gleichſam gedeckt und wieder gut gemacht. Die Charade, die dem Räthſel am nächſten kommt, iſt die einſylbige, und darum die ſchwerere.

Bey der Charade iſt das Verhältniß deſſen der ſie giebt, und deſſen, der ſie löſ't, ziemlich

deſſelbe; bei dem Räthſel hat der erſtere ein ungleich ſchwereres Geſchäft. Wie einer, der um einen gegebenen Punkt einen Kreis ziehen ſoll, muß jener aus unzähligen denkbaren Merkmalen eine glückliche Wahl treffen, um Einen gegebenen Gegenſtand zu umſchreiben; der Errathende muß wie einer, der in einem gegebenen Kreis den Mittelpunkt treffen ſoll, aus einer beſtimmten Zahl von Merkmalen den Einen Gegenſtand herausfinden.

Nun noch im nächſten Bezug auf die Schillerſchen Parabeln und Räthſel, ein Wort von ihrem beiderſeitigen Verhältniß zur Poeſie. — Niemand wird die Parabel aus dem Gebiete derſelben verweiſen. Ihre ganze Natur erwirbt ihr zu dieſem Platze ein Recht, und es iſt ihr durch die vortreflichſten Dichter aller Nationen, unter uns vornämlich durch Herder, Göthe, Schiller geſichert worden. Letzterer hat in ſeinen Gedichten mehrere Parabeln, die nicht gerade dieſen Namen zur Ueberſchrift führen. Der Reiz iſt nichts als ſinnbildliche ſchöne Einkleidung der allgemeinen Weltenharmonie. Die Lehre der Weisheit:

„Weh

„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld

„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn —

wird durch die Parabel des verschleierten Bildes zu Sais mit großem Nachdruck vorgestellt. Beide Bilder sind nicht um ihrer selbst, sondern um eines in ihnen verborgenen höheren Sinnes willen entworfen, und darum tragen sie den Geist und Charakter der Parabel; denn nicht eine jede moralische Erzählung oder Legende von sittlichem Werthe ist darum Parabel, sonst würde unter diese Kategorie wohl auch das Trauerspiel, und wenn man kühn combiniren wollte, selbst die Universalhistorie gezogen werden können. Von dieser Seite scheint der ungemein liebenswürdige und anmuthige Verfasser neuer Parabeln, Krummacher, gefehlt zu haben, daß er sich nicht scharf genug die Gränzen dieser Dichtart gezogen hat; oder wir wollen lieber sagen, nicht alles, was er unter diesem Namen gegeben hat, gehört zu den Parabeln.

Was das Räthsel anlangt, so glaube ich, wird gegentheils Niemand seyn, der ihm eine eigentliche und rechtmäßige Stelle im Gebiet der Poesie ein-

Die Tugend.

Halt ein, o Herkules!
Sieh, wer die Hand dir reicht!

Herkules.

Welch eine Stimme— o! bist du's
Bist du's, du Göttin meiner Seele!
Ja! dein ganzer Anblick,
Diese Majestät voll hohen Reizes,
Diese Wunderkraft die von dir ausgeht,
Meine schwankende, entnervte Seele faßt,
Mit neuem Muthe sie anhaucht,
Alles, Göttin, verkündigt dich!
Du bist die Tugend— die ich liebe—
Der ich untreu bin!

Die Tugend.

Dein Herz, o Herkules— wiewohl ich deinen Augen
Noch niemals sichtbar ward —
Dein Herz erkennt mich, deine Freundin,
Deines Geschlechtes Freundin!
Mich, die durch den Mund
Der Weisen, die dich bildeten,
Das göttliche Gefühl des Adels deiner Seele
In dir entflammte.
Sieh, ich komm, ich zeige mich deinen Augen;
Dieser grosse Tag
Soll deines ganzen Lebens
Entscheidung seyn!

räumen wird. Es wird höchstens daselbst nur geduldet. Denn man mag auf den Gegenstand, oder die Einkleidung, oder den Zweck des Räthsels sehen, so ist es in allen diesen Beziehungen höchst unpoetisch.

Der Gegenstand ist gleichgültig; er kann gemein, unwürdig, verächtlich seyn, dieß thut dem Werth des Räthsels keinen Abbruch.

Die Einkleidung soll so geheimnißvoll als möglich seyn; daher das Verschrobene und Verworrene hier an seinem Orte ist; scherzende Widersprüche, die, wenn nicht die Gesetze des Denkens, doch die Erfahrung und Natur verletzen, auffallende Verstoße gegen scheinbar zulässige Schlüsse der Induction und Analogie, bizarre Vergleichungen, unmäßige Hyperbeln, das sind ungefähr die Elemente, aus denen die Form des Räthsels besteht, die den Witz bisweilen unterhalten, den Verstand aber, der sich bis zur Enträthselung in Geduld fassen muß, gröblich beleidigen. Daher kommt es, daß ein Räthsel selten für sich, und außer Verbindung mit seiner Auflösung ein wohlgefälliges Bild gewährt, was bei der Parabel gar wohl der Fall seyn könnte, wofür ich nur das

Mädchen aus der Fremde von Schiller selbst anführe*).

Der Zweck des Räthsels ist endlich kein anderer, als zu berücken; neugierig, verlegen und bisweilen wohl gar ärgerlich zu machen. Wie vertrüge sich dieser Zweck mit den schönen Illusionen wahrer Poesie, mit ihrer unbefangenen und holden Aufrichtigkeit! Ist die Parabel in dieser Rücksicht einem geflügelten Amor gleich, der zwar in Kindergestalt, aber mit ungewöhnlichem Feuer der Augen, mit den Strahlen des Gottes herumschwebt, so möchte ich das Räthsel einen kleinen tückischen Kobold nennen, der die Leute nur in dunkeln Orten neckt, und dem der Zugang zum Olymp aus seinen Schlupfwinkeln nimmer gestattet ist.

Dem Räthsel kann nur dadurch Duldung unter den Poesieen verschafft werden, wenn sein Gegenstand edel und ästhetischer Art, seine Behandlung geist- und phantasiereich, und endlich die Absicht zu

*) Ein russischer Edelmann fragte einst den Dichter, was denn eigentlich das wunderbare Mädchen bedeute. „Wer wird alles wissen wollen," war seine Antwort.

betrügen und irre zu leiten, nicht offenbar iſt. Aeſthetiſche Gegenſtände werden ſolche ſeyn, die einen Reichthum von Ideen und Bildern in ſich faſſen; die Behandlung wird poetiſch, nicht blos durch gewählten und blühenden Ausdruck, und durch den Wohlklang des Verſes, ſondern mehr noch durch die Anmuth, Zierlichkeit und Neuheit der Merkmale und Wendungen, durch treffende Vergleichung, durch Ausbildung der Nebenpartieen, durch ſchickliche Parodie, durch kräftige Belebung des Ganzen, kurz, um es empiriſch zu beſtimmen, durch eine ſolche Darſtellung, die auch an ſich, ohne Bezug auf die Auflöſung, etwas Wohlgefälliges hat.

Und zuletzt erſcheint das Räthſel freier von der mißfälligen Abſicht quälen und verwirren zu wollen, d. h. poetiſcher, wenn es nicht allzu ſchwer zu errathen iſt. Daher man behaupten kann, daß ein jedes Räthſel um ſo mehr an poetiſchem Eindruck verliehrt, je mehr es an der kleinen Ehre einer unauswirrbaren Verwickelung gewinnt, daß es um ſo mehr den Werken der reinen Kunſt ſich nähert, je unbefangner es ſein Geheimniß gleichſam verrathen zu wollen ſcheint. Schillers Muſter wird auch in dieſen kleinen Arten und Abarten der edlen Poeterei, eine beſtätigende und geſetzgebende Kraft haben.

1. Von Perlen baut ſich eine Brücke
Hoch über einen grünen See ꝛc.

Ueber die Deutung dieſes anmuthigen und ſinnreichen Räthſels iſt kein Zweifel. Man vergleiche nur den Dichter ſelbſt. „Spaziergang. Ged. I. 59.

Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom.

Deutlicher noch die Vergleichung in der „Gunſt des Augenblickes. Ged. II. S. 22.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchwebt.

2. Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch ſtets an ſeinem Ort ꝛc.

Mancher dachte hier an die Erde, an den Gedanken, die Phantaſie; alle Merkmale zuſammen genommen bin ich geneigt, das Auge zu verſtehen, das der Dichter in der letzten Zeile — ihm iſt ein Augenblick genug — wie abſichtlich verrathen zu haben ſcheint.

3. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schaafe silberweiß ꝛc.

Die Deutung dieser lieblichen Parabel, die hier in die Form eines Räthsels gekleidet ist, liegt nahe genug. — Wie sehr sie im Geiste der Kinder und des Volks sey, lehren alte Lieder. Z. B. das Wiegenlied:

Schlaf Kindlein schlaf!
Am Himmel ziehn die Schaaf;
Die Sternlein sind die Lämmelein,
Der Mond der ist das Schäfelein,
Schlaf Kindlein schlaf.

und in Cedrons Klage (Spee Trutznachtigall S. 225.)

Mond und Daphnis ihr allbeiden
Oft enthieltet euch vom Schlaf,
Kamet in Gesellschaft weiden
Du die Sterne, er die Schaaf;
Nicht hinführo wacht allbeide
Schlaf, o matter Mond! entschlaf,
Nie zusammen werdet weiden
Du die Sterne, er die Schaaf.

(s. Wunderhorn. I. 171.)

Ueber eine ähnliche Idee der Alten s. die Ausleger zu Virgil. Aen. I. 608.

4. Es ſteht ein groß geräumig Haus
Auf unſichtbaren Säulen ꝛc.

Hier haben wir wohl nichts Geringeres, als mit einem neueren Philoſophen zu reden, das Räthſel der Welt; doch um ſeines Gehalts und beſonders ſeines ernſten Schluſſes willen, iſt es eher den Parabeln beizuzählen.

5. Zwei Eimer ſieht man ab und auf
In einen Brunnen ſteigen ꝛc.

„Vergangenheit und Gegenwart, oder „Jugend und Alter" ſind dieſe Eimer nicht; wahrſcheinlich aber „Tag und Nacht".

6. Kennſt du das Bild auf zartem Grunde
Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz.

Auch ohne die Zettel der Doktoren des großen Kaiſers Altoum zu erbrechen, hätten wir wohl in dem Bilde auf zartem Grunde, und in dem Kryſtall daſſelbe geſehen, was der Prinz Kalaf ſah; er ſpricht es aber wohllautend aus:

„Dieß zarte Bild, das in dem kleinſten Rahmen
Gefaßt das Unermeßliche uns zeigt,

Und der Kryſtall, in dem dieß Bild ſich malt
Und der noch Schönres von ſich ſtrahlt,
Es iſt das Aug', in das die Welt ſich drückt,
Dein Auge iſt's, wenn es mir Liebe blickt.

7. Ein Gebäude ſteht da von uralten Zeiten,
Es iſt kein Tempel, es iſt kein Haus ꝛc.

Wie der Dichter auf die Wahl dieſes Gegenſtandes — die chineſiſche Mauer gefallen ſey, erräth man leicht aus der erſten vermuthlichen Beſtimmung dieſes Räthſels für die Turandot. — Man wird die ihr gegebenen Prädikate nicht übertrieben finden, wenn man ſich erinnert, daß dieſe im Durchſchnitt 30 Fuß hohe, oben, (weil ſie eigentlich aus zwei neben einander und mit einem Erdwall verbundnen Mauern beſteht) 10 Fuß breite Mauer 500 Meilen in die Länge hat, und ſelbſt hin und wieder durch geöffnete Berge geführt iſt. Uebrigens, was zum Verſtändniß der letzten Verſe dient, iſt bekannt. daß ſie ſchon vor 2000 Jahren gegen die Einfälle der mogoliſchen Nomaden errichtet worden iſt.

8. Unter allen Schlangen iſt Eine,
Auf Erden nicht gezeugt.

Auf dieſes Räthſel konnte ſchon der metaphoriſche Ausdruck eines ſich ſchlängelnden Blitzes, oder Feldſchlange von einer Gattung von Geſchütz führen. Das Verdienſt deſſelben liegt aber in der ſinnreichen Darſtellung, nach welcher die beſonderen Eigenſchaften der elektriſchen Kräfte räthſelhaft erſcheinen; wie in den Worten, der Harniſch — lockt ſie an — es ſtirbt im eignen Feuer. Sehr entſtellt iſt dieſes Räthſel durch einen, noch in der neueſten Ausgabe gebliebenen Druckfehler. Und dieß Ungeheuer hat zweimal nur gedroht, nie gedroht muß es heißen.

9. Wir ſtammen unſrer ſechs Geſchwiſter
Von einem wunderſamen Paar ꝛc.

Dieſe geheimnißvollen ſechs Geſchwiſter waren bisher verſchleiert, ohngeachtet mancher ſein ganzes Talent zu rathen aufbot; bis endlich einer in der Angſt ſeines Herzens eine Anfrage deshalb in dem Anzeiger der Deutſchen that. Darauf theilte ein Freund des Dichters angeblich aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren in N. 74. 1808 deſſelben Anzeigers folgende Auflöſung mit:

Die ſechs Geſchwiſter, die freundlichen Weſen,
Die mit des Vaters freundlicher Gewalt

Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben sind des Lichtes Kinder und der Nacht.

Vortreflich! Und so sieht wohl mancher auch früher; die Worte:

von beiden (Vater und Mutter) erbten wir die Tugend,
von ihr die Milde, von ihm den Glanz —

verglichen mit dem Epigramm (Gedichte I. 315.)

Licht und Farbe

Wohne du ewiglich Eines dort bei dem ewiglich Einen,
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab.

konnten ihn schon dahin führen; aber nur die leidigen sechs! — Sagt nicht der Dichter selbst in den Künstlern!

Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht —

und in der Huldigung der Künste:

Und wie des Iris ſchönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit ſchönvereintem Streben
Der hohen Schönheit ſieben heilge Zahlen,
Die Herrliche den Lebensteppich weben.

10. Wie heißt das Ding, das wenige ſchätzen,
Doch ziert's des größten Kaiſers Hand ꝛc.

Hier mag uns wieder der Prinz Kalaf zu Hülfe kommen, der, nachdem er ſich von dem Anblick der ſchönen Turandot geſammelt, alſo redet:

Dieß Ding von Eiſen, das nur wen'ge ſchätzen,
Das China's Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hand
Zu Ehren bringt am erſten Tag des Jahres *)
Dies Werkzeug, das unſchuld'ger als das Schwert

*) Wenn die Sonne in das Zeichen des Waſſermannes tritt, feiern die Sinenſen ein ländliches Feſt zu Ehren des Ackerbaues, genannt Himhun, und von dem Kaiſer Uen geſtiftet. An dieſem Tage pflügt der Kaiſer ſelbſt, ſ. Martinii Sinicae historiae decas prima. Monachii, 1658.

Die Wolluſt.

Alcid, die Zeit iſt koſtbar!
Willt du ſie verliehren?
Dies Wortgepränge raubt die Augenblicke
Die ungenoſſen fliehn,
Die nichts zurücke bringt!

Die Tugend.

Die Wahrheit, Herkules, ruft keine Rednerkünſte
Zu ihrem Beyſtand. Sie gefällt, ſie rührt,
Sie überwältiget durch ihren eignen Reiz.
Ich komme nicht ein Leben ohne Arbeit,
Ruhmloſes Glück, und unverdiente Freuden
Dir anzubieten.
Heilig iſt die Ordnung mir des Vaters der Natur;
Nichts Gutes gaben den Sterblichen
Die Götter ohne Mühe.
Soll dir die Erde ihren Reichthum zollen?
Du mußt ſie bauen!
Soll dein Vaterland dich ehren?
Arbeite für ſein Glück!
Soll deinen Nahmen
Der Ruhm den Völkern und der Nachwelt nennen?
Verdien es um die Welt!
Sey ein Wohlthäter der Menſchheit,
Lebe, ſchwitze, blute zu ihrem Dienſt!
Was könnten dir die Menſchen,
Um die du nichts verdienteſt, ſchuldig ſeyn?

Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterwor-
fen —
Wer träte aus den öden wüſten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger ſchwärmt,
Der Hirte weidet, in dieß blüh'nde Land,
Und ſähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte ſteigen,
Von friedlichen Geſetzen ſtill beglückt,
Und ehrte nicht das köſtliche Geräthe,
Das allen dieſen Segen ſchuf — den Pflug?

11. Ich wohne in einem ſteinernen
Haus,
Da lieg ich verborgen und ſchlafe ꝛc.

Die beiden Schweſtern ſind ohne Zweifel die verſchmiſterten Elemente des Feuers und der Luft. — Jedoch hat man ſich die letztere mehr in Bewegung, oder als Wind zu denken.

12. Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Raſt und Ruh ꝛc.

Vermuthlich der Schatten einer Sonnenuhr; doch liegt darin eine Bedenklichkeit, daß dann in dem erſten Satze der Schatten der Sonnenuhr, in dem zweiten die Sonne ſelbſt verſtanden werden müßte.

13. Ein Vogel iſt es und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug ꝛc.

Dieſes Räthſel iſt aufrichtig genug, um keine Auflöſung zu bedürfen; und ſo trennen wir uns dankbar von dem weiſen Sänger, der ſelbſt im Spiel uns eine ernſtere Unterhaltung zu gewähren verſtand. — Denn ſo, legt der Dichter ein Räthſel

Künſtlich mit Worten verſchränkt oft der Verſammlung ins Ohr.
Jeden freut die feltne Verknüpfung der zierlichen Bilder;
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich gefunden, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Göthe. (Alexis und Dora).

* * *

Litterariſche Zugabe.

Zu der Litterargeſchichte des Räthſels dient bei den Alten vornehmlich Athenaeus Deipnoſoph.

l. X. 448. ſqq. Unter den Neueren außer Nic. Reusner in ſeiner Aenigmatographie, Meiners in der Geſchichte der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom Th. I. S. 55. ff. und J. C. Wernsdorf in dem prooemio ad Coelii Symposii aenigmata. Poet. lat. min. T. VI. p. 410 ſqq.

Das älteſte Räthſel ſoll nach der Meinung einiger Theologen das des Simſons ſeyn (Jud. c. 14.); Wellermann hat über die im alten Teſtament vorkommenden Räthſel (z. B. Proverb. XXX. 11—15.) mehrere beſondre Programmen zu Erfurt herausgegeben. Von arabiſchen Räthſeln und Charaden findet man angenehme Proben, unter andern in der neuerlich erſchienenen arabiſchen Chreſtomathie von Sylveſtre de Sacy.

In dem griechiſchen Alterthum erſcheinen die Räthſel frühzeitig. Die albernen Mährchen abgerechnet, die ſich in den älteren Lebensbeſchreibungen Homers finden, werden, außer der mythiſchen Sphinx *) noch Sappho und Cleobu-

*) Zu deren Auflöſung der gordiſche Knoten ein Pendant iſt.

line als Dichterinnen des Räthsels genannt. Mit der letztern mag es seine Richtigkeit haben. Daß aber Sapphö Räthsel gedichtet, gründet sich, wie so manches Lügenhafte in dem Leben dieser edlen Sängerinn, auf das Zeugniß eines Athenienſischen Komikers, Antiphanes, der in einem Schauspiele, das ihren Namen führte, sie unter andern folgendes Räthsel aufgeben ließ. (Athenaeus. XI. p. 450.)

Kennet ihr eine Mutter? Sie trägt viel Kinder im Schooſe
Stumme Kinder und doch sprechen sie tönenden Schall.
Ueber das Weltmeer hin und über die Weite der Erde.
Wenn sie wollen: es hört auch der entferntere sie.
Selbſt der Taube vernimmt der Kinder schweigende Sprache,
Und erzählet es laut, was ihm die Stummen gesagt.

Einer unter den Anwesenden räth ziemlich querfeld ein auf den Staat, und macht bittre Auslegungen; darauf erwiedert Sapphö:

Ein Brief iſt dieſe Mutter; trägt ſie nicht
In ihrem Schooſe viel der Kinder, die
Weit über Länder, über Meere weit
Abweſenden zuſprechen, ſelber ſtumm;
Doch wer ſie lieſ't, hört er nicht ihre Worte?
(nach Herder zerſtr. Bl. II. p. 58.)

Hier möchte man nur dieß Eine fragen, wie ſich mit dieſem Räthſel, als einem ächten der Sappho die Nachricht ihres Landsmannes, Hellanikus, vereinigen laſſe, nach welchem Atoſſa, Königinn der Perſer, die einen guten Theil ſpäter, als Sappho lebte, die Erfinderinn des Briefſchreibens geweſen ſeyn ſoll. (Vergl. Bentl. Opusc. phil. p. 450. ed. Lips.)

So wenig kümmerte einen griechiſchen Dramatiker ein Anachronismus. Gleichwohl legt Euſtathius ad Il. ξ p. 488. dieſe Räthſel ohne Weiteres der Sappho bei. —

Die älteſte und wahrhaftig nicht die ſchlechteſte Definition des Räthſels iſt vom Ariſtoteles Polit. c. 22. *αἰνίγματος ἰδέα ἄυτη ἐϛί, τὸ δαγοντα τὰ ὑμάρχοντα ἀδυνατὰ συνάψαι.* „Das iſt der Begriff des Räthſels, daß einer das

Wirk-

Wirkliche nennend Unmögliches verknüpfe." Doch sind die ersten Linien dieser Definition schon beim Plato in der Apologie des Socrates. c. 14. vergl. Arist. Rhetoric. III. 2. Cicero de oratore III. 42. ad Att. II. 20. Quint. Inst. VIII. 6.

In dem Troß der griechischen Anthologie befindet sich eine Menge arithmetischer und anderer Räthsel, vor Kurzem mit einigen, vorhin noch unedirten, durch Huschke in den Analect. critic. vermehrt. Mehrere darunter sind noch unaufgelöset, und erwarten den Scharfsinn eines Buttmann, der an einigen bereits eine rechte Virtuosität des Rathens bewiesen hat.

Auch die Römer waren dieser Spielerei des Witzes nicht abhold, ja sie ließen sich bis zu Charaden wie folgende herab:

Semel minusne, an bis minus, non sat scio,
An utrumque horum; ut quondam audivi dicier
Jovi ipsi regi noluit concedere —

die Gellius (XII. 6.) unerklärt läßt, um den Scharfsinn seiner Leser auf die Probe zu setzen.

Mehr Kopfbrechens als dieser Spaß, wozu man im magister ein würdiges Gegenstück aufstellen könnte, hat den Auslegern das Räthsel gemacht, das Virgil einer seiner Idyllen einzuweben nicht verschmähte.

Dic quibus in terris et eris mihi magnus Apollo
Tres pateat coeli spatium non amplius ulnas.

und noch mehr, wo möglich, die Aelia Lälia Crispis, oder das sogenannte Bononische Räthsel; es ist eine Inschrift, die bei Bologna in einem kleinen Landhause sich findet, und nach einer genauen Copie so lautet: D. M. Aelia Lälia Crispis nec vir nec mulier nec androgyna nec puella nec juvenis nec anus nec casta nec meretrix nec pudica sed omnia sublata neque fame neque ferro neque veneno sed omnibus nec coelo nec aquis nec terris sed ubique jacet Lucius Agatho Priscius nec maritus nec amator nec necessarius neque moerens neque gaudens neque flens hanc nec molem nec Piramidem nec sepulcrum sed omnia scit et nescit cui posuerit. Was

hat man nicht alles gerathen! Das Meerwaſſer — Niobe — vernünftige Seele — die Idee des Plato — die erſte Materie, — der Eunuch — der Stein der Weiſen, die Zwietracht — die Liebe — der Schatten — die Muſik — der Teufel u. ſ. w. Der Rechtsgelehrte Malvaſia, der 1683 darüber ſchrieb und es erklärt durch „filia Lälio nascitura, eademque sponsa Agathoni designata, sed non filia sed non sponsa quia concepta, non edita, quia non orta, sed aborta — zählt 43 Autoren auf, die ſich daran verſuchten. Nach der Zeit ſind wenigſtens noch zwei hinzugekommen. Rebellatus und Mastrius, die ihre Erklärungen in Einem Jahre 1702 zu Venedig herausgaben. Vielleicht iſt das Ganze eine neuere und nichtsbedeutende Ausgeburt eines neckluſtigen Spaßmachers.

III.

Ueber Zoega.

(Bruchstück aus einem Briefe.)

— Man hat in teutschen Blättern viel von Zoegas, des Unvergeßlichen, Mißgeschick gesprochen. Zum Theil ist es nicht ungegründet. Das Ungünstige seines Schicksals besteht vorzüglich darin: (denn ich möchte nicht mehr erwähnen, da er selbst zu vergessen liebte) er verlor viele, zum Theil erwachsene Kinder an langen Krankheiten, seine Frau, einst eine der schönsten Römerinnen, eben so nach langem Elend, und seine literarischen Unternehmungen, von denen auch seine äußeren Umstände Erleichterung erwarteten, waren ausgezeichnet unglücklich. Dies letzte erwähnte er oft und fühlte überhaupt, daß ihn das Glück nicht wie die andern behandelt habe, (vielleicht weil er ihm nicht so bereitwillig den Hof machte, was immer von Stärke und dem Gefühl einer würdigen Bestimmung, wenn das Gegentheil nur von Klugheit zeugt). Ich weiß von einer geistvollen Person, die so gut als jemand dies zu schätzen versteht, daß die Zärtlichkeit und Geduld, mit der Zoega seinen hinsterbenden Kindern lebte,

deren Sorge faſt auf ihn allein fiel, der rührenden Selbſtvergeſſenheit glich, die wir in dieſem Fall häufiger an Frauen finden, und daß er die Laſt der Liebe und des Elends mit ſteter Heiterkeit trug. Auch durch die Krankheit ſeiner Frau, die bei meinem Aufenthalt in Rom ſtarb, war ſeine ganze Thätigkeit geſtört und er ertrug dies Schmerzliche, ohne es kaum zu nennen. (Nach ihrem Tod war ſein Leben ruhiger und bequemer). Seine Kinder behandelte er äußerſt ſanft und gütig; und wußte durch das Geſpräch ſeinem Sohn, einem kleinen Knaben, viel Sinn und Kenntniſſe unvermerkt einzuflößen. Solche Zartheit und Treue im Hauſe verſpricht auch außerhalb Innigkeit, Treuherzigkeit, feines Gefühl und thätigen Antheil.

Du erwarteteſt nach dem Obigen vielleicht ſchon in ihm die antike Ironie, (den reinen Gegenſatz des Pedantiſchen), die er über alles Irdiſche verbreitete, am liebſten über ſeine eignen Bemühungen, weil ihm die am nächſten lagen und oft genug erinnern mußten, wie einer, der mit den Alten zu leben ſich getraute, daran iſt, wenn er nun von ihnen lehren, und was die Zeiten zerriſſen, zuſammen buchſtabiren ſoll. So ſagte er von ſeiner Römiſchen Topographie, die er mit möglichſter Gründlichkeit ſtudirt

Verdienen nicht die Götter selbst
Den Weyhrauch, der ihre Tempel füllt,
Durch alles Gute, das sie der Erde thun!

Die Wollust.

Du hörst es! Alles was die Freudenstörerin
Dir anzubieten hat, ist Arbeit, Müh,
Gefahren, Wunden, Tod!
Für Andre,
Für Undankbare sollst du leben,
Nicht für dich!
Mühselig leben, daß dereinst dein Grab
Dem Vorwiz später Enkel melde:

Hier liegt ein Thor, der leben konnt', und starb,
Um, wenn er nicht mehr wär', auf andrer
Thoren Lippen
Ein ungefühltes Daseyn zu erhaschen!

Würdige Vergütung
Für alles was du ihr zum Opfer bringen sollst!
Ich, junger Freund,
Verkaufe meine Gunst dir nicht so hoch.
Genieſſe du des Lebens
Im weichen Schoos der Ruhe!
Andre sollen für dein Vergnügen schwitzen!
Eine ganze rastlose Welt
Soll deinen Freuden dienen;

hatte, mit leichtem Scherz: „Sie ſey eine Mataleyo-nie, wohl, daß ſo vieles unſicher ſey, ſonſt würde man ſich ja wenig drum kümmern, und die ſich damit abgäben, trieben doch ein harmloſes Studium und hätten Gelegenheit, Scharfſinn, einer über den andern, zu zeigen „Der Hauptertrag iſt freilich aus den meiſten Zweigen der Alterthumskunde für den Weiſen ſchon geſammelt; die wetteifernde oder ſammelnde Neugierde iſt oft mehr fürs Individuum als fürs Ganze. Wenn er oft als von etwas Gewöhnlichem von der Kunſt ſprach und meinte die Oltramontaner ſeyen über die einzelnen Kunſtwerke nicht anzuhören, ſo floß das freilich nicht aus jener Quelle; ſondern es kam daher, daß er täglich mitten in dieſem Vorrathe gelebt hatte und daher, wie die Alten, die ſelten die Eindrücke nennen und loben, die ſie ſich allgemein zutrauen, vorausſetzte, es müſſe natürlich ſo ſeyn, und die Kunſt werde ja ſchon von allen erkannt ſeyn, gerade ſo wie wir uns hüten würden, Nutzen und Art bekannter Handwerke zu erheben. Wir verzeihen übrigens, daß einer von ſeinem Landgut, das er bewohnt, öfter noch rede, als von den Schönheiten der Natur. Seine Aecker nun waren ein Scholiaſt des Apollonius und Lykophron, Apollodor u. dgl. Warum nicht die Arbeiten mit Behagen nennen, Stunden

der Weihe davon übrigens absondern; nicht den historischen und antiquarischen Stoff in so weit vom Kunstwerthe trennen, als eins durch das andre verwirrt werden würde? Die Liebe zur Malerei war bei Zoega in den letzten Jahren zurückgetreten, und daß ihm auch bei allem Gefühl und Studium der Schönheit in der Antike das eigentlich Göttliche weniger vernehmlich geworden sey, durch die Platonischen und Neuorphischen Mystiker, die er in den besten Lebensjahren mit grosser Neigung gelesen, und die zu einem Ueberschwenglichen führen, dem keine sterbliche Hand Genüge thun kann, möchte ich vermuthen. Er war dabei zu sehr ins Antike versenkt, um den Versuch, in jenem Geiste überhaupt zu bilden, anzurathen oder gut zu heißen. Das Unhistorische und nicht aus der Natur Entwickelte in der Kunst, die reinidealen Stoffe, die ätherdünn, fast nur Form sind, waren nicht für ihn. Das Mythische, das nun durchsichtig geworden ist, und sein reales verloren hat, liebte er noch als Allegorie *).

*) Ich erinnere mich einiger Urtheile über Kunstsachen von ihm: z. B. Canova, sagte er, sollte Maler seyn, (er hat ziemlich viel gemalt und als Venetianer treflich colorirt) weil in den Malern das Genie nicht so eingeschränkt wird, sondern leb-

Im Ganzen gehörte Zoega wohl zu denen, die, wenn auch nicht ohne Ausnahme einzelner Stimmungen, den heiligen Enthusiasmus für Wissenschaft und Kunst, für weltliches Glück und Aufsteigen vertauscht haben. Ihre Begeisterung fürs Ideale stieß zu grell an die hemmenden Klippen im Strom, und zersprützte sich in die Lüfte, statt mit minderer Auflösung sich sanfter durchzu-

haster ausströmen kann. Immer neigt er sich etwas zu Berninis genialer Verkehrtheit oder verunglückten Talenten hin. — Mehr Künstler sind durch zu viel Genie, als durch zu wenig verunglückt, besonders in der Architektur. — Das jüngste Gericht von Michel Angelo ist eine Parodie aufs jüngste Gericht, eine herrliche burleske Darstellung. — In Mich. Angelo und Rafael liegt der Anfang des Kunstverderbs. — Der Herkules Farnese ist nur zum Lasttragen gut, ein Berg von Fleisch, auch die Inschrift γλυκων ceto ist ganz wie aus dem zweiten Jahrhundert. — Die Flora ist d'una leggierezza affettata assieme con un pesantore reale, so hell im Glanz der reichen Farnese, daß man vor lauter Blendung die kolossale Muse nicht sah. — Der Torso von Belvedere ist dem Künstler herrlich, ein anderer hat nicht viel mit ihm zu schaffen. — Das Paradoxe, was in manchem liegt, löst sich durch nähere Bestimmung und Erklärung leicht auf.

drängen. Sie aber glauben, indeß Waſſerwolken um die Klippen dampfen, es werde nie zum einigen Durchbruch kommen. Die ſich fürs Heilige bis zur Darbringung des eigenen Lebens entzünden, betrachten ſie dann als eine Klaſſe neben den andern, als eine ſchöne Naturerſcheinung, oder vergleichen ſie mit einer ſtarkergriffenen ehrwürdigen Prieſterklaſſe. Sie meinen, der Geiſt der Natur und Geſchichte, deſſen gewaltiges Erſcheinen ihre Selbſtverläugnung gewirkt hat — denn ſo ſcheint dies Aufgeben des höchſten Ziels — täuſche alle, mit zärtlicher Schonung ſterblicher Natur, wie die Erziehung die Kinder, ihnen undurchſchaulich, leitet, und glauben am liebſten, wie Lälius bei Cicero, weiſe ſey niemand. — Was wir hiezu auch ſagen mögen, ſo kann ſich doch damit gewiß verbinden ein geübtes Ergeben an das Schickſal, ein geduldiges Ertragen und Achten alles Lebenden, gute Miene ſelbſt zur Thorheit, die Gewohnheit, jedem ohne Mühe ſeine Meinung zu laſſen, ohne Arges daraus zu nehmen.

In Hinſicht des Ruhms läßt ſich erwarten, daß er wie jeder Kraftvolle, der nicht ein Sonderling zugleich iſt, nicht gleichgültig dagegen geweſen ſey. Doch ſchien es, als ich ihn kannte,

und behauptete z. B. daß er alle Arbeiten nur seiner Kinder wegen unternehmen würde. Wenigstens schien ihm die verschlossene Knospe des Ruhms besser, als die entfaltete Blume zu gefallen; oder ob er an dem innern Keim desselben noch mehr Freude hatte, der in seinen Ideen und seinen Studien lag, und nur guter Luft wartete, um zu treiben. Vielleicht war auch diese Misachtung des Ruhs die Folge der Wohlhabenheit, in Ansehung desselben; aber er hätte auch gewiß nicht mit größerer Lust daran gesammelt, wenn ihm noch mehr zugeflossen wäre, wie sonst oft Reichthum geizig macht. Daß ihm in der Gelehrten Republik Ehre bleiben und wachsen würde, konnte er sich überzeugt halten; (schon wegen seiner Obelisken, die in Italien wie in Teutschland noch nicht recht durchgedrungen sind, als ob man sich vor dem großen, hoch geordneten, Werke scheute, oder mindestens, in so fern man an solchem Umfang und Ernste kein Beispiel nimmt). Dann gilt auch in Italien der Mann gewöhnlich noch außer dem Werk mehr als bei uns, weil das Schreiben oft mehr von Umständen abhängt. Aber ihm galten überhaupt die allgemeinen menschlichen Angelegenheiten höher und der literärische Ruf hätte ihm nicht mit dem vollen Lebensgenuß in Collision kommen dürfen, wenn er im Fall

gewesen wäre, diesem mehr nachhängen zu können. Das Sorgenfreie und Ungehemmte im Leben der Reichen und Vornehmen, (die zu leben verstehen) schlug er wohl an, und daß sich dagegen eine große Menge Wissens, das bloß Troß und Träger ist, sehr vortheilhaft vertausche. Er kannte die Widerwärtigkeiten des gelehrten Standes, und besonders kein Antiquar sollte ihm sein Sohn werden; wobei vielleicht etwas Empfindlichkeit, wie bei Rousseau, darüber im Spiel war, daß seine antiquarischen Arbeiten ihm kein Glück, wenn auch kein bestimmtes Unglück, gebracht hatten. Vorzüglich interessant war seine Unterhaltung in der Zeit, als durch die lange Krankheit seiner Frau, und Mangel alles äußeren Anstoßes eigentlich literärische Arbeiten ganz fern von ihm waren, er alle Vorarbeiten und Ansichten für die Unterhaltung seiner Spaziergänge und beschränkten Gesellschaft, wie ein Spiel mit angeerbtem Reichthum, bestimmte, solche Fälle in so bescheidnen Kreis concentrirte und gemüthlich darin ausruhte. Die leichte Berührung, die so vielartige Menschen in Rom unter einander haben, bewahrt vor allem Zunftartigen; ja die öftern Veränderungen in der Gesellschaft, das eigene Hinkommen, und das Weggehn, das man sich denkt, geben die Vorstellung

gleichsam von mehreren Welten, um noch mehr von versteinernden Ordnungen zu entfernen und in leichte und spielende Mischung mit der Welt zu setzen. Gegen die gelehrten Gesellschaften behauptete Zoega sogar einen gewissen Cynismus in der Gesinnung. Er liebte still zu leben, der Weisheit und seiner Kunst sich zu erfreuen, ohne die Prätension, über andre zu glänzen und ohne seine Kunstverwandten mit andern Klassen zu messen, wie doch sonst in jeder Meisterschaft der Fall ist. Diese Eingezogenheit ist Schuld daran, daß hier und da sein Werth noch nicht richtig angeschlagen wird, wo man andre Sitte gewohnt ist; aber er wird stärker hervortreten, wenn schon viele von denen, die sich durchgedrungen oder seine Consorten glauben, unter den großen Schleier gerathen sind, der die vielen bedeckt. Man schrieb neulich *), Zoega habe die erhaltene teutsche Bildung in sich verspürt, wie wir denn auf unsere Philologie gern stolz sind. Er sagte mir, daß er in Göttingen studirt habe, wie die meisten, lustiger gelebt, als ihm lieb sey, daß er erst, als er mit einem numismatischen Auftrag (durch Bekanntschaft) nach Rom kam, ein eigentliches Studium angefangen

*) Morgenblatt Nr. 72.

habe, beklagte, daß er da alſo ſchon in Jahren geweſen, worin andre bereits im Zug ſeyn ſollen, weshalb er ſich aber um ſo feſter und eifriger beſtimmt habe, und bald nach ſeiner Heimreiſe über Paris nach Rom zurückgekehrt ſey, wo er geiſtig erzeugt worden und erwachſen iſt. Er ſchätzte ſehr Haynen, namentlich deſſen Apollobot; aber ſo antik ſein Geiſt und ſeine Grundanſichten, ſo theils Italiäniſch, theils eigen war ſeine Gelehrſamkeit und er hatte viel eher gegen, als für die Teutſchen, ſogar in dem, worin ſie neuerlich glänzen, wie vielmehr in ſeinem Fach, Vorurtheil und ſcherzte ſogar zuweilen mit über das Bärbarenartige, das den Nordländern die Römer in vielem Verdacht noch gern vorwerfen. So war er auch von ſeiner Nation nicht über die Gebühr eingenommen. Mit Unruhe ſoll er zuweilen von ſeiner Verſetzung nach Kiel geſprochen haben, die eine Zeitlang entſchieden war, (aber durch die Milde der Regierung mit freier Penſion vertauſcht wurde). Doch das kann aus der ſüßen Gewohnheit des Römiſchen Lebens allein erklärt werden. Mir ſagte er in der letzten Zeit mehrmals, wie ein Alter von Athen, Rom müſſe man nie, oder fürs ganze Leben ſehen.

So falſch iſt auch das andere, das ich geleſen habe, daß ihn in den letzten Jahren eine anhaltende

Freudenloſigkeit gedrückt habe. Die Satire und Kraft in ſeiner Rede muß man mit mürriſchem unzufriednem Sinn, den ſanften Ernſt mit Unempfänglichkeit, die Freiheit, ſich nicht immer nach der Geſellſchaft zu richten, mit Ueberwältigung verwechſelt, alle Lichter auf dem kräftigen Grundton übersehen und die Vereinigung „griechiſcher Lebensfriſche und Indiſcher Lebensmüde," nach Jean Pauls Ausdruck, nicht begriffen haben. Bei den kleinen Gelagen der Künſtler war er mehrmals ſo fröhlich, daß er in den Geſang des jungen Volks einſtimmte, und ſeine Unterhaltung war oft jovial, beſonders in ſeinen kleinen Abendzirkeln, gewöhnlich aber ſtillheiter, ehrwürdig. Doch ſein letztes Werk zeigt ja hinlänglich durch ſchnelle Förderung und einzelne Stellen in Menge eine gute Stimmung. Er liebte nicht, wie oft die Frohen, die Gedanken und Empfindungen, wie ſie eben entſtehen, auszuſchütten. Die Strenge der Kunſt ſchreckt aber viele zurück; ſo vielleicht auch die Art, in Schweigen und Sprüche die Unterhaltung zu theilen. Zoegas Urtheil über die großen Männer, lebende und todte, war ſcharf und kühn, gewöhnlich ſanfter geäußert, nur bei Freunden nach Maasgabe der ſtrengeren Forderungen, als die Menge aufſtellt, ohne Arg verrathen. So ſprach er auch von ſeinem Leben und

Eigenſchaften in Apophtegmen, nach Art der Alten; ſo auch gern die tiefſten Ideen ſcharf, kurz und kindlich. Im Politiſchen verglich er das Neue ſehr gern mit dem Alten, und war in der Römiſchen Herrſchergeſchichte ſehr wohl zu Hauſe; socios habuisse. Er konnte darum über einſeitige Klagen und Verwunderungen über das Einzelne, die Unbekanntſchaft mit dem Ganzen der Zeit verriethen, heftig werden. Die Kraft und Feſtigkeit, womit er Gefahr, Tod und Umformung im Großen betrachtete, contraſtirte übrigens mit ſeiner perſönlichen ängſtlichen Vorſicht. Ob er zur katholiſchen Religion in Rom erſt getreten, weiß ich nicht. Ihn darüber zu ſprechen, war keine Veranlaſſung. Die Geiſtlichkeit zog er ſo durch, wie bei uns viele den Adel, d. h. ſo daß ſie ſich auf die Idee des Standes nicht einlaſſen, ſondern ſich über die Unwürdigen zugefallenen großen Vortheile ärgern.

Von dem Widrigen in ſeiner literäriſchen Laufbahn will ich doch einiges erwähnen. Als eben das koloſſale Werk über das ägyptiſche Alterthum vollendet war, in das er den Vortheil wahrgenommen hatte, in der vierten Section, auch über das Klaſſiſche viele Unterſuchungen nieder zu legen, und als er nun eine bedeutende Penſion zu erwarten

Soll ſich beeyfern
Deinen Wünſchen ſelbſt zuvor zu eilen!

Die Tugend.

Thörin, höre auf mit deiner Schande
Zu prahlen! Höre auf,
Mit täuſchenden Syrenenliedern
Unerfahrne Seelen
In deinen Schlund zu ziehn!
Wer kennt dich nicht?
Und wen wirſt du bethören, der dich kennt?
Du prahlſt mit Götterwonne, du,
Die keine Freuden kennt,
Als die du mit den Thieren des Feldes theileſt?
Die keinen innern Sinn für Wahrheit hat,
Noch für die ſüſſe Ruhe
Der mit ſich ſelbſt und mit der ganzen Natur
Im Friede lebenden ſchuldloſen Seele:
Du, deren Buſen nie die Wärme der Sympathie,
Der heil'gen Liebe des Vaterlands,
Der Menſchenliebe fühlte,
Von deren Wange nie die fromme Thräne
Des Mitleids floß, du ſprichſt von Götterwonne?
Wenn jemals hat dein Ohr von allem Wohlklang
Den ſüſſeſten, verdientes Lob, gehört?
Sprich, wenn genoß dein Auge je des ſchönſten
Von allem was die Augen ſehen können,

hatte, ſtarb Pius VI. und ſeine Anſprüche zerfielen. Nur 100 Exemplare des Werks im Vorverkauf ließ man ihm. Dabei war jedoch Pius VII. wie ſein Vorfahr, ſehr wohlgeſinnt gegen den Verfaſſer. — Das Borgiaſche Muſeum hat Zoegan vielfältig beſchäftigt. Er übernahm endlich, auf die dringendſten Bitten, das Geſchäft, die Koptiſchen Manuſcripte deſſelben zu bearbeiten. Er ſtudierte die Sprache, wurde in ihr der erſte, bearbeitete dieſe Manuſcripte, d. i. alle Memphitiſchen, Basmyriſchen (wovon nur 12 Blätter vorhanden waren) und Sahidiſchen (die meiſten) des Muſeums, indem er das meiſte Geographiſche und Hiſtoriſche auszog, das Theologiſche meiſt nur anzeigte. (Darin kommt eine Himmelfahrt Pauli und von der Thekla vor, auch am Ende ein gereimtes Stück aus dem erſten Jahrhundert, alſo vielleicht die älteſten Reime). Das Werk war fertig gedruckt, als Borgia auf der Reiſe ſtarb, der gegen die wiederholteſten Verſprechen und Verbindlichkeiten, durch eine eigennützige Perſon in ſeinen letzten Tagen beherrſcht, in ſeinem Teſtament ein ſo langes Verhältnis gänzlich vergaß. Die Exemplare des Werks hatte Borgia dem Verfaſſer verſprochen. Aber die Propaganda, von ihm zum Erben eingeſetzt, mit

Aus-

Ausnahme des Museums zu Velletri, aus welchem eben die ägyptischen Münzen, Steine und Handschriften zufällig nach Rom gebracht worden waren, benutzt diesen Umstand und führte einen Prozeß, dessen Ende nicht abzusehen war, mit dem Bruder des Cardinals, dem Erben des Museums. Man behielt das Werk zurück, bot Zoega einen unbilligen Vergleich an, und es hat bis itzt noch nicht das Licht gesehen, indessen der gelehrte de Rossi in Rom ein großes Koptisches Werk und Ackerblad, der mit seiner ungewöhnlichen Leichtigkeit das Koptische von Zoega gelernt und alle Handschriften in Paris benutzt hatte, sein Wörterbuch dieser Sprache auf dessen Erscheinung zurückhielten. — In der Zeit der Römischen Republick entstand ein literärisches Institut; die vorgelesenen Abhandlungen, worunter Zoega mehrere mit großem Fleiß vollendet hatte, lagen zum Druck bereit, als Republik und Akademie zu Grund ging. — Die großen Rüstungen zur Erklärung der Römischen Basreliefs blieben Jahre lang aus Mangel an einem Verleger, der bis nach Berlin gesucht wurde, ungenutzt, und das Werk, das durch Ackerblad begann, ist durch die Zeitumstände, ohnerachtet einstimmiges Lobes, doch nicht zu schneller Verbreitung gelangt — und nicht zum Ende ge-

ziehen. Doch enthält es die Basreliefs von Albani, Winkelmanns Manen eine schöne Gabe, der in einem seiner Briefe sagt, die Beschreibung der Werke von der Villa Albani werde eins der nützlichsten Unternehmen seyn, die in diesem Fache gemacht werden könnten. —

Es war demnach nicht Zoegas Schuld und Absicht, wenn so viele ausgearbeitete Werke, zum Druck abgeschrieben, und zu vieler Steff in seinem Pult blieb. Darunter ist z. B. ein größeres Werk, ein beschreibendes Verzeichniß eines Theiles des Museums Borgia, wo ich nicht irre, Aegyptische Münzen und Gemmen, ferner del dio primigenio dei Orfici; über den Mithras, (diese ungemein gelehrte und höchst vollständige Abhandlung ist indessen vermuthlich übersetzt in den Abhandlungen der Kopenhagener Akademie erschienen). Ueber mehrere der Basreliefs im Museo Pio-Clementino, so wie über andre besonders interessante, sind Ausarbeitungen fertig. Kurz hingeworfen sind wahrscheinlich seine abweichenden Meinungen über alle; denn er hatte alle zugänglichen in Bezug auf die Herausgabe studirt, und die Excerpte aus der ganzen antiken und archäologischen Literatur, deren Indices, fast blos in Zahlen, eine Reihe starker

Bände ausmachten, sollten die Ausarbeitungen leiten. Sodann viele Randnoten zu den Obelisken und die Varianten aus allen Italiänischen Handschriften des Orpheus, die aber den Gesnerischen sehr analog seyn sollen, indem sie sämtlich aus zwei Codd. geflossen zu seyn scheinen, von denen der eine die Zusätze hatte, die sich auch bei Gesner finden, der andre nicht. Auch die Hymnen des Proklos, die Iriarte zuerst aus dem Escurial erklärte, fand und verglich er in mehreren dieser Handschriften. (Die Argonauten setzte Z. in die späteste Zeit, worin die Rückfahrt ihre letzte Erweiterung erhalten habe, bei Irrland (Jerria) vorbei. Uebrigens hatte ihn der Pantheismus der Hymnen so sehr angezogen, daß er sich die Ausgabe des ganzen Orpheus vorsetzte). Vorzüglich wichtig endlich ist der Römisch-Topographische Nachlaß. Er hatte dies Werk schon mehrmals umgearbeitet; einmal schrieb ers Französisch zum Behuf der Fremden; dann für einen teutschen Prinzen, mit dem er besonders gern und viel lebte, Teutsch, und endlich hatte er wieder angefangen, die Angaben zu prüfen, hatte auch eine ausführlichere Darstellung Italiänisch in wenigen Bogen angefangen, als die Basreliefs eine Unterbrechung machten. In dem letzten

Entwurf fieng er mit dem Kapitol an, und wollte die allmählige Verbreitung vom Mittelpunkt aus zur Regel der Arbeit nehmen, da er im Teutſchen jeden Haupttheil für ſich angefangen hatte. Die beiden letzten beſitze ich in Abſchrift und vom Franzöſiſchen einzelne Theile. Zoega betrachtete dieſe Arbeiten als durchaus unzulänglich; ſie enthalten in vielem nicht ſeine ſpätere Anſicht, und gehn über das Willkührliche, das ſich die Topographen faſt vor allen erlaubt haben, oft abſichtlich ohne Kritik hinaus. Denn durch die häufigen Belehrungen der Fremden ſicherte er ſich hierin vor dem Vergeſſen ſeiner Meinungen ohnehin. Er hielt übrigens das Werk, dieſen Gegenſtand ſo weit zu verfolgen, als kritiſchem Sinne, und wandernder Unermüdlichkeit, auch geſuchten und gewagten Zugängen möglich iſt, für ſein Alter zu umfaſſend. Ein Nardini neuerer Zeit müßte ſein ganzes Leben verwenden.

Zoega ſtarb den 10. Febr., nachdem ihn, wie er mir am 24. Decbr. 1808. ſchrieb „die außerordentlichen Fröſte aller Arbeit unfähig gemacht, ihm Kopf- und Magenweh und Schmerz in den Gliedern zugezogen, und er beim eintretenden Regen ſich wieder beſſer gefühlt hatte," vermuthlich an den Folgen dieſes Uebels, äußerſt

abgezehrt, unmittelbar, wie ich von ſeinem Arzt hörte, an einem plötzlichen nervöſen Gallenfieber. — Daß er ſeinen Kindern eine beträchtliche Summe zurückgelegt hat, ſetzt in Erſtaunen. Wenn denn ein Mann, der bei ſo viel Geiſt, Beharrlichkeit und Willen, der Wiſſenſchaft zu dienen, mehr vor hartem Behelf hätte geſchützt ſeyn ſollen, durch äußerſte Sparſamkeit vielfach entbehrte, ſo hat er doch die Beruhigung genoſſen, ſtatt Verwandten und Verſorgung, ſeinen drei Kindern einen erſten Schutz zu hinterlaſſen.

Den Dänen bleibt noch der edle große Künſtler Thorwaldſen in Rom, ihren Namen zu ehren, der Wißbegierde bleibt die Lehre in den Werken, für die Nachwelt iſt geſorgt; aber welches Hinterbliebene tröſtet die Dankbarkeit und Freundſchaft? — —

Nachſchrift. Von den Basreliefs wird nun das letzte Heft gedruckt ſeyn, noch von Zoega ganz vollendet, und ſo bleibt kein Basrelief des Pallaſtes und der Villa Albani übrig, das Z. nicht herausgegeben hätte. Dieſem letzten Heft wird ſein Bildnis von Thorwaldſen vorgedruckt, und einige Notizen von Visconti (dem Bruder des berühmten). Thorwaldſen wird die Büſte nach der Todtenmaske machen. Ueber die

letzten Wochen Zoegas wüßte ich Ihnen nichts erhebliches zu sagen, als daß er noch zwei Tage, ehe er starb, nicht die leiseste Idee zum Sterben hatte, und mit mir noch über allerlei Dinge scherzte. — Dem Vernehmen nach werden die Dänen in Rom ihrem Landsmann in der Kirche S. Andrea delle fratte ein Monument errichten. Die Dänische Regierung ist sich auch hier treu geblieben. Der König von Dänemark hat die hinterlassenen Kinder sehr edel behandelt. Dem Sohn, der immer große Lust zur Malerei hatte und gewiß wenig Trieb zum Militär, sind 500 Rthlr. Dänisch bis zum 25. Jahr, jedem der beiden Mädchen — die älteste ist schon mannbar — auf Lebenslang 200 Thlr. Dänisch bestimmt. Dann wächst den Kindern noch ein schönes Kapital zu, aus dem Werke über die Koptischen Manuscripte, das der alte Baron Brown (von Norwegen, der sehr lange in Rom gelebt hat) endlich von der Propaganda erpreßte, indem er ihr nur 15 Exemplare abgiebt, (es sind 480 gedruckt worden). Die Dänen Koes und Broedstedt haben sich sehr um den literarischen Nachlaß und durch Verfertigung der Kataloge verdient gemacht. Sie treten mit Anfang des künftigen Frühlings ihre Reise nach Griechenland an. Auch darf der

Edelmuth der däniſchen Sapphe, Friederike Brun nicht vergeſſen werden *).

F. G. W.

*) Aus beſondren Ankündigungen und öffentlichen Anzeigen in den gelehrten Zeitungen iſt hinlänglich bekannt, daß Hr. Prof. Welcker in Gießen unter dem Titel: Die albaniſchen antiken Reliefs, die 16 Hefte der Bassi-Relievi von Zoega teutſch bearbeiten, und dazu von Piraneſi in Rom die Originalkupfer erhalten werde. Man erhält ſie durch die Taſché und Müllerſche Univerſitätsbuchhandlung in Gieſen für den Subſcriptionspreis von 16 Rthlr. 6 gr. das ganze Werk mit den Originalkupfern, welches nur ein Drittel des Preiſes von der Originalausgabe iſt; eine gewiß erfreuliche Erſcheinung für teutſche Alterthumsfreunde und Kunſtliebhaber. Daß Hr. Prof. Welcker, durch ſeinen langen perſönlichen Umgang mit Zoega in Rom und durch ſeine neuerliche Kunſtreiſe und gelehrte Vorbereitung dazu gerade der rechte Mann zu einer ſolchen Unternehmung ſey, darf nicht bezweifelt werden. So wird uns das Herrlichſte, was unſern Winkelmann täglich begeiſtert, durch den gelehrteſten Archäologen Roms mit unglaublicher Beleſenheit ausgeſtattet, und durch Autopſie faſt alles deſſen, was noch vorhanden iſt, erläutert, auf eine ſehr erwünſchte Weiſe zugänglich gemacht!

Inhalt.

I. Freie Uebersetzung des ersten Buches der Xenide. 209
II. Schillers Parabeln und Räthsel. . . 231
III. Ueber Zeega. 260

Inhalt
des
ganzen Jahrganges 1809.

Januar.

Seite

I. Gedichte.

1. Germania. 3
2. Der Augenblick. 6
3. Die gefangene Lerche und der Kanarienvogel. 11
4. Das Freundschaftsmal. 13

II. Proben peruanischer Volkslieder, nebst einer Nachricht von der Fortsetzung des Adelungischen Mithridates 14

III. Mittheilungen aus einer noch ungedruckten Schrift: Ueber das Gelehrtenschulwesen in Preußen. 19

IV. Bruchstück aus dem Tagebuche eines Sachsen, während seines Aufenthalts in Paris, im Januar 1808. 30

Des Anblicks einer guten That von dir?
Und selbst die einzigen Freuden, die du giebst,
Wem giebst du lauter sie und unvergällt?
Erwartet jemals deine Lüsternheit — den Ruf —
Gehorcht sie je der Warnung — der Natur?
Wann achtest du im Taumel deiner Lüste
Ihr heiliges Gesetz?
Doch, bald ereilen dich auch ihre Strafen;
Und Töchter deiner eignen Thorheit sind
Die Furien die deine Frevel rächen!
In deinem Innern zehrt ein schleichend Gift
Des Lebens Quellen auf; Ein frühes Alter
Welkt deine Wangen;
Stumpf und nur zum Schmerz noch mit Gefühl gestraft,
Gepeinigt vom Vergangnen und von der Zukunft,
Schmachtest du ein schrecklich Daseyn hin,
Das keine Hofnung,
Kein tröstendes Bewußtseyn guter Thaten
Erträglich macht.
Unglückliche! was helfen dir
Die Rosen dann die deinen Weg bestreuen?
Durch Blumen führt sein sanfter Abhang
Aber führt in unausbleibliches Verderben!
Mein Weg ist rauh und steil;
Er schreckt den Weichling ab,
Doch, sieh, o Göttersohn, wohin er führt!

Seite

V. Briefe von Fernow an B. 69
VI. Ueber die neue Ueberſetzung Oſſians von Hrn. Prof. Ahlwardt. 81

Februar.

I. Gedichte.
1. Nachtphantaſie 89
2. Blick in die Natur. 91
3. Die Buſen-Nabel. 92
II. Ein Wort über ſubjective Religion . 94
III. Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines Teutſchen in Paris. (Beſchluß.) . . 96
IV. Briefe von Fernow an B. . . . 116
V. Antwort an Hrn. Friedrich Nicolai in Berlin. 125
VI. Nekrolog. Der Barde Ringulph. . . 130
VII. Correſpondenznachrichten.
1. Auszug eines Briefs aus Kiel. . . . 139
2. Literariſche Nachrichten aus Wien. . . 147
3. Auszug aus einem Briefe aus Marburg im December 1808. 150
4. Aus Weſtpreußen. 154

März.

Seite

I. Gedichte.

1. Den Manen meines Freundes Fernow. . 161
2. Rosa's letztes Lied. 165
3. Aussicht. 166

II. Probe einer Uebersetzung der Jahrbücher des Tacitus. 167

III. Einige Ansichten über das Reisen, nach einer Reise durch die Mark bis Stralsund im Jahr 1808. 180

IV. Rückblick auf Schweden (geschrieben nach einem Aufenthalte daselbst bis im December 1808). 188

V. Auszüge aus Briefen.

1. Brief eines Reisenden. 210
2. Aus einem Briefe aus Stockholm, im December 1808. 214

April.

I. Gedichte.

1. Naturwinke. 217
2. An Selmar. 219
3. An Silia. 221

II. Uebersetzungen aus Sarbiewski.

1. An Lycus. 225
2. An Crispus. 227

Seite

III. Ueber Schröckh's Studienweise und Maximen. 228
IV. Johann August Eberhard, als Mensch und als Bürger. 283
V. Correspondenznachrichten.
1. Aus Italien. 300
2. Ueber Dr. Chladni und Dr. Langguth . . 302

Mai.

I. Die Weihe des Maimonds. 3
II. Sappho von Mitylene. 22
III. Ueber Wortmengerei von K. W. Kolbe. . 38
IV. Ein Brief von Klopstock. 67
V. Auszug aus dem Briefe eines Reisenden über Heidelberg. 73

Juni.

I. Aus Shakespeares Cymbeline. . . . 77
II. Gedichte.
An die Tugend. 86
Der Zeisig und der Goldammer. . . 88
Der Schiffer. 90
III. Wanderung von Erlangen nach dem Streitberger Thal. 92

IV. Miſcellen.

1. Aus den Papieren eines Hypochondriſten. . 109
2. Bemerkung zu Vellej. II, 80,4. . . 111
3. Nachträge zu der Schrift: Ueber Sprachmengerei, von K. W. Kolbe. (Beſchluß.) . 114

V. Dr. Heinrich Philipp Conrad Henke. . . 126
A. Ueber Henke's Tod. 130
B. Biographiſche Notiz. 132
C. Bruchſtücke aus Briefen. . . . 138

VI. Nachricht. 143

Juli.

I. Ueberſetzungen und Nachbildungen.

1. Tibull's zweite Elegie des erſten Buches . 149
2. An den Main. 157
3. Die lehrreichſte Schule. 159
4. Vollendung. 161

II. Fragmente aus dem Tagebuche auf einer Reiſe am Rhein und durch die Schweiz.

1. Das Schweizer Nationalfeſt zu Interlaken 162
2. Allgemeine Bemerkungen. . . . 167

III. Ueber Glauben an Vervollkommnung und geiſtige Fortdauer. 176

IV. Nekrolog. — Carl Gottlob Lenz. . . 201

August.

Seite

I. Freie Ueberſetzung des erſten Buchs der Aeneide. 210

II. Gedichte.

1. Abſchied an A. 224

2. Odyſſeus. 226

3. An Aurelius Fuscus. 230

III. Auszüge aus dem perſiſchen Werke Abſchaikul-machlukat, des Zacharia Ben Mohammed Elkazwini. 232

IV. Der Genitiv. Eine lateiniſch-grammatiſche Probenacht. Von J. S. Roſenheyn. . . 257

September.

I. Der Löwe des Androclus 3

II. Gedichte.

An L. 17

III. Blätter aus Natalien's Taſchenbuche.

1. Vom Lande. 19

2. Morgenbetrachtung der Frau Anna Barbara Mehlfäſſeln 31

IV. Etwas über teutſche Proſodie . . . 36

V. Bemerkung über Oſſian. 41

VI. Noch etwas über Auguſtin Hirſchfogel 42

VII. Ueber Sprache und Redetheile. . . 48

VIII. Auszüge aus Briefen.

1. Ueber Shadow's neueſte Arbeiten . 65

Seite

2. Aus der Schweiz. Ueber das Zehnderſche Inſtitut bei Nidau. 67

October.

I. Beiträge zu einer Theorie vom Schönen und von den Künſten des Schönen. . . . 73
II. An einen Jünger der Kunſt. 99
III. Correſpondenznachrichten.
1. Literäriſche Beſchäftigungen Marburger Profeſſoren. 102
2. Nachrichten aus Schweden. . . . 109
3. Nachricht über die jetzt in Paris lebenden Philologen. 112
4. Nachricht an das theilnehmende Publikum. 127

November.

I. Aus dem Liede der Niebelungen . . 134
II. Der Kyklop. Theokrits eilfte Idylle. . 147
III. Gedichte.
1. Die Tulpen. 154
2. Kurze Dauer der Jugend und Freude. . 155
3. Der Tempel des Marcellus. . . . 156

Seite

IV. Ueber das Schweizerische Teutsch. . . 153
V. Nekrolog. Gottfried Christoph Beireis . 172
VI. Die allgemeine musikalische Zeitung. . 188
VII. Nachricht über Hoswyl, aus dem Briefe eines Augenzeugen. 196
Nachschrift. 205

December.

I. Freie Uebersetzung des ersten Buches der Aeneide. 209
II. Schillers Parabeln und Räthsel. . . 231
III. Ueber Zoega. 260

No. X.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

October. 1809.

I. Ankündigung.

Prospectus.

Meteorologisches Jahrbuch zur Beförderung gründlicher Kenntnisse von Allem, was auf Witterung und sämmtliche Lufterscheinungen Einfluß hat; nach des Herrn *Lamarck Annuaire météorologique*, mit Zuziehung der wichtigsten neuesten teutschen Ent-

rechungen und Beobachtungen in diesem Fache, bearbeitet von einer Gesellschaft gelehrter Witterungsforscher und herausgegeben von Dr. C. C. Haberle. Erster Jahrgang 1810. Mit Kupfern und meteorologischen Charten. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs 1810.

Das Wohl und Wehe ganzer Länder, so wie von Millionen Menschen, und das Gelingen oder Mißlingen ihrer Unternehmungen und Gewerbe hängen großen Theils von Wind und Wetter ab. — Dem Landwirthe, dem Gärtner, dem Kaufmanne und Seefahrer, so wie dem Reisenden zu Lande, dem Feldherrn, so wie dem Admirale, dem Arzte, so wie dem technischen Fabrikanten, dem Hausvater und der Hausmutter ist günstige oder ungünstige Witterung ungemein wichtig. Kurz Menschen aller Classen und aller Länder der Erde befinden sich mithin in der Lage, sich so viel wie möglich über den kommenden Zustand und Wechsel von Wind und Wetter zu belehren, um ihre Geschäfte darnach einzurichten, und wahrscheinlich drohenden Unfällen dabei möglichst auszuweichen.

So lange man aber dem Zeitpuncte nicht näher gekommen war, die Veranlassungen und wirkenden Ursachen der äußerst mannichfachen Abwechselungen von Wind und Wetter gründlich beurtheilen und selbst voraussehen zu lernen; so lange mußte man das Gelingen oder Mißlingen aller Unternehmungen, auf welche günstige oder nachtheilige Witterung Einfluß hat, dem guten Glücke und dem Zufalle überlassen; denn die Witterungsregeln unserer guten Alten halten nicht immer Stich, und können sich nicht als Regeln beweisen; da Wind und Wetter weit seltener von gewissen Naturbegebenheiten abhängen, die stets an ein und denselben Tagen eines jeden Jahres eintreten, sondern vielmehr von kosmischen, electrischen und magnetischen Einwirkungen der uns zunächst umschwebenden Himmelskörper, also vorzüglich von jenen Einwirkungen der Sonne und des Mondes und der uns zunächst befindlichen größeren Mitplaneten unseres Sonnensystems auf unsere Erde und der ähnlichen Rückwirkung unserer Erde auf jene Himmelskörper.

Der Stand und die Entfernung dieser Himmelskörper sowohl zu einander, als zu unserer Erde, wechseln aber beständig, und es sind sich sämmtliche Verhältnisse in Stand und Entfernung zu einander in keinem Jahre völlig gleich; auch ist uns noch kein großer Cyklus bekannt, nach dessen Umlaufe Stand und Entfernung von Sonne und Mond und Erde zu einander durchaus und vollkommen wieder derselbe würde; wir kennen mit Gewißheit noch keine einzige periodische Wie-

derkehr vollkommen gleicher Witterungszustände und Witterungswechsel; sondern jedes Jahr hat seine eigenthümlichen Witterungs-Zustände und Abwechselungen; die ihren höchsten Grund in der jedesmaligen, besonderen (jedoch astronomisch lange voraus bestimmbaren) Reihenfolge von Stand und Entfernungen der am mächtigsten auf unsere Erde einwirkenden Himmelskörper unseres Sonnensystems finden.

Zwar ahneten dieses unsere aufmerksamen Alten; da sie aber fast noch gar keine gründlichen Kenntnisse von den, sowohl physikalische als chemische Wirkungen hervorbringenden, electrisch-magnetischen Einflüssen der Himmelskörper unseres Sonnensystemes zu einander hatten; so verfielen sie bei ihren Vorstellungen auf Chimären und allegorische Sterndeutereien, die der Natur zuwider laufen; und welche deshalb auch den einsichtsvolleren neueren Calender-Verfassern beseitigt worden sind; da diese ehemaligen Ansagen auf keine, für die Vernunft klar sich entwickelnde, Grundsätze zurückgeführt werden können.

Wie in jedem gegenwärtigen Augenblicke die Witterung beschaffen ist, heiter oder trübe, feucht oder trocken, kalt oder warm ꝛc., davon überzeugen Jeden seine eigenen Sinne. Wer weiter nichts darüber zu sagen weiß, als was Jeder bereits sieht und fühlt, der kann, ohne Lächeln zu erregen, in Gesellschaft nicht mehr von Witterung sprechen. Wer aber aus Bekanntschaft mit dem Laufe, dem Stande und der Entfernung der Himmelskörper unseres Sonnensystems und mit den physikalischen und chemischen Wirkungen ihres wechselseitigen magnetisch-electrischen Einflusses Gründe anzugeben weiß, weshalb mit Wahrscheinlichkeit Wind und Wetter gegenwärtig so oder so beschaffen sind, zu einer gewissen Zeit waren oder seyn werden; der wird Gehör finden, Interesse erregen, und man wird seiner nicht spotten. —

In letzterem günstigeren Falle soll hoffentlich unser neues meteorologisches Jahrbuch bei seinem Eintritte in die große Gesellschaft des Publikums sich befinden; denn bei dessen Ausarbeitung ist außer den wichtigsten und neuesten teutschen Entdeckungen und Beobachtungen Alles benutzt worden, was der rühmlichst bekannte französische Naturforscher Herr *Lamarck* seit zehn und eilf Jahren in seinem Annuaire météorologique Gründliches über Witterungslehre vorgetragen hat. So wie jenes französische Jahrbuch mit jedem neuen Jahrgange an Umfassung und Gründlichkeit gewonnen hat; so hoffen auch wir, daß nach Ablaufe von einigen Jahren, (besonders bei den zeitherigen raschen Fortschritten in den Fächern der Astronomie, Physik und Chemie, als ersten Grundlehren der Meteorologie) durch Mitwirkung dieses meteorologischen Jahrbuches und durch die Bemühungen seiner jetzigen und künftig noch beizutretenden Verfasser sämmtliche Verhältnisse, durch welche die Witterung bestimmt wird,

Der ſteile Pfad, auf den ich leite,
Dräut mit Dornen, ſtarrt von Klippen;
Des Mittags Hitze ſaugt dein Blut:
Mit trübem Blick, mit dürren Lippen,
Siehſt du, wenn Muth und Kraft ermatten,
Vergebens dich nach milden Schatten
Nach einem Quell vergebens um.
Getroſt! ich ſchwebe dir zur Seite,
Ich helf' in jedem Kampf dir ſiegen!
Du dringſt empor mit neuem Muth:
Der Gipfel naht — er iſt erſtiegen!
Da weht unſterbliches Vergnügen,
Und alles iſt Elyſium!

Herkules.

O Göttin! löſe mir
Das Räthſel meines Herzens auf!
Zwoo Seelen — Zu gewiß fühl ichs! —
Zwoo Seelen kämpfen in meiner Bruſt.
So laiig du redeſt ſiegt die beßre Seele!
Allein kaum faſſet dieſe Zauberin mich wieder
Mit ihrem Blick: ſo fühl' ich eine Andre
In jeder Ader glühn, die wider Willen mich
In ihre Arme zieht.

Die Tugend.

Erröthe, Götterſohn!
Erröthe vor dir ſelbſt,

noch viel genauer, umfassender und zuverlässiger erörtert seyn sollen; so daß man dann dem vorgesteckten Ziele: eine wahrhafte Witterungslehre herbeizuführen, die auf richtige, aus erprobten Erfahrungen hergeleitete Grundsätze sich stützt, um Vieles näher gekommen seyn wird. Wir wünschen daher, daß es noch mehreren gelehrten Witterungsforschern, besonders innerhalb Teutschland gefällig seyn möge, sich zur Erreichung jenes großen Zweckes mit uns in Verbindung und Correspondenz zu setzen, um gleichzeitige Witterungsbeobachtungen aus sämmtlichen teutschen und benachbarten Ländern zur Vergleichung zu erhalten, woraus vorzüglich die Local-Abweichungen in einzelnen Gegenden zu entnehmen sind.

Unser meteorologisches Jahrbuch zerfällt daher natürlich in drei Abschnitte.

I.

Der erste Abschnitt enthält die Entwickelung der Grundsätze für eine (künftig zu vollendende) allgemeine und besondere Witterungslehre; wodurch gezeigt werden soll:

1) von wie mancherlei zusammenwirkenden Ursachen der Zustand und die Abwechslungen der Witterung abhängig sind; welche unter denselben die vorherrschenden und entscheidenden Ursachen sind;
2) welche von denselben einander unterstützen; und welche einander entgegen wirken; sodann
3) wie stark und von welcher Art die Wirkung eines jeden Einflusses sey;
4) ferner, welche von den Ursachen, von denen Beschaffenheit und Wechsel der Witterung abhängen, zur Zeit schon vorausgesehen und voraus bestimmt werden können, und welche nicht; und was uns zur Zeit bei unseren Witterungsforschungen noch mangelt, durch gleichzeitiges fleißiges Zusammenwirken mehrerer Witterungsforscher in verschiedenen Ländern endlich aber doch erhalten werden kann. Auch soll hoffentlich jeder folgende neue Jahrgang dieses Werkchens neue Ausbeute an Fortschritten in diesem höchst nützlichen Fache der Naturforschung enthalten.

Zu Folge der Entwickelungen jener Grund- und Erfahrungs-Sätze soll jeder, der sich hinlänglich mit denselben vertraut gemacht hat, in den Stand gesetzt werden, den zwar äußerst mannichfachen, aber dessen ungeachtet nichts-weniger als zufälligen Gang der Witterung, den Hauptmomenten nach, selbst durchschauen zu können; und vermittelst der Erforschung der besonderen physisch-geographischen Lage und Beschaffenheit der Landschaft seines Wohnortes auch die nothwendig zum öftern hieraus entspringenden

localen Modificationen von Wind und Wetter von selbst ausmitteln zu lernen.

Es ist leicht einzusehen, daß eine Reihe von Jahrgängen dieses meteorologischen Jahrbuches, wegen der Bearbeitung von so viel und mancherlei auf Witterung Einfluß habenden Naturverhältnissen, in der Folge einen interessanten Beitrag einer Seits zu einer populären Naturlehre, und anderer Seits zu einer meteorologischen Erdkunde gewähren müsse.

Indem wir nun ebenfalls auch die Geschichte der Witterungsforschung früherer und älterer Zeiten durchgehen werden; so wird sich's zeigen: in wie fern die guten Alten hierin auf richtigem oder falschem Wege waren; und auf wie viel oder wie wenig Zutrauen die Witterungsregeln aus der Vorzeit Anspruch machen können.

II.

Der zweite Abschnitt hat die Voraussbestimmung der Witterung zum Gegenstande. Da der practische Zweck der Witterungsforschung vorzüglich darin besteht, die bevorstehende Reihenfolge von Witterungszuständen und Abwechselungen mit möglichster Gewißheit voraussehen zu lernen, um bei allen Unternehmungen und Geschäften, auf welche Witterung einen günstigen oder nachtheiligen Einfluß haben kann, sich darnach zu richten und, so viel wie möglich, den nachtheiligen Folgen der Witterung ausweichen oder sich dagegen sichern, so wie die günstigen Folgen benutzen zu können; so wird das meteorologische Jahrbuch für jedes bevorstehende Jahr, nach den aufgestellten Grund- und Erfahrungssätzen, die Zeitpuncte anzugeben suchen, innerhalb welchen Stand, Neigung und Entfernung unserer Erde zur Sonne, dem Monde und den uns zunächst befindlichen Mitplaneten (vermöge des daraus entspringenden größeren oder geringeren, physikalisch und chemisch wirkenden, electrisch-magnetischen Einflusses auf unsere Atmosphäre) nach Verschiedenheit der zusammenwirkenden Verhältnisse, entweder eine heitere oder trübe oder gar regnerische, eine entweder ruhige, oder windige, oder gar stürmische, eine entweder heiße oder sehr kalte, oder gemäßigte Witterungsbeschaffenheit bewirken zu können, ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden ist.

Dieser zweite Abschnitt des Jahrbuchs wird als ein kleiner Wetter-Calender besonders ausgehoben, auch ein zeln unter dem Titel:

Tagebuch der wahrscheinlichen Witterung für das Jahr 1810,

für Liebhaber zu ihrem Hausbedarfe, einzeln zu haben seyn.

Den verschiedenen Stand derjenigen Himmelskörper unseres Sonnensystems, welche sich auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde vorzüglich wirksam beweisen; werden wir, so wie er während des nächsten Jahres sich ändert, immer durch einen Kupferstich anschaulich zu machen suchen.

Desgleichen werden auch andere Verhältnisse, welche auf Witterung mächtig wirken, (z. B. die herrschenden regelmäßigen Winde und die Strömungen der Meere in den verschiedenen Theilen der Erde) durch meteorologische Charten vor Augen gelegt werden. — Das meteorologische Jahrbuch wird also jedesmal mit Kupfern und Charten bereichert erscheinen.

III.

Ein dritter Abschnitt des Jahrbuchs wird die Witterungszustände und Begebenheiten des letztverflossenen Jahres, nach den angestellten Beobachtungen in verschiedenen Ländern, aufstellen; so daß daraus sowohl die Uebereinstimmungen mit den vorjährig geäußerten Witterungsvermuthungen, als auch die besonderen (oft von physisch-geographischen Lokalverhältnissen herrührenden) Abweichungen von jenen allgemeinen Witterungszuständen sich ergeben werden. Hierdurch wird eine jährliche Prüfung und Berichtigung der Grundsätze zur Beurtheilung der wirksamsten Ursachen, so wie der Art und Stärke ihrer Wirkungen bezweckt werden, wodurch das Ganze der Witterungskunde an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit immer mehr gewinnen muß.

Dieser Uebersicht von dem Gange und der Beschaffenheit der Witterung und der Lufterscheinungen in den verschiedenen Ländern Europa's, ganz vorzüglich aber Teutschland's, während des zunächst verflossenen Jahres, soll dann auch eine Uebersicht beigefügt werden, einer Seits, welche Erzeugnisse des Bodens bei der Land- und Garten-, Wiesen-, Wein-, Obst- und Forst-Cultur die Witterung des verflossenen Jahres in den verschiedenen Ländern entweder besonders begünstigt oder beeinträchtigt hat; und wo dadurch an verschiedenen Producten vorzüglich entweder Mangel oder reicher Vorrath entstanden ist — Da diese meteorologische Uebersicht des verflossenen Jahres aber erst mit Schlusse desselben gemacht werden kann, so erscheint dieselbe immer als Anhang zum vorigen Jahre in der nächstfolgenden Leipziger Ostermesse.

Auch die Sanitäts-Polizeicollegien und practischen Aerzte sollen nützliche Anzeigen von dem Statt findenden und Statt gefundenem Einflusse der Witterung auf den Gesundheits-Zustand der Menschen und der nützlichen Hausthiere in diesem Jahrbuche finden.

Kurz wir werden unſer meteorologiſches Jahrbuch für alle Claſſen und Stände des Publicums ſo populär, nützlich und belehrend zu machen ſuchen, als es in unſeren Kräften ſteht.

Weimar, den 1. September 1809.

Dr. C. G. Haberle.

* * *

Die obige Ankündigung zeigt die Wichtigkeit und höchſt-Gemeinnützigkeit eines Meteorologiſchen Jahrbuchs und Witterungs-Calenders, und wir wagten dieſe Unternehmung, welche der bekannte ſchätzbare Naturforſcher, Herr Dr. Haberle dirigirt, in der ſichern Zuverſicht, das thätige und immer rege Publicum werde uns dabei durch ſeinen Beifall unterſtützen, um ſo mehr, da wir den Preis unſers Meteorol. Jahrbuchs und des dazu gehörigen Witterungs-Calenders und nachfolgenden Anhangs, gewiß ſo billig ſtellen werden, daß er auch den ſonſt keine Bücher kaufenden Bürger und Landmann nicht abſchrecken wird, ſich jährlich mit dieſem nöthigen Hausbedarfe zu verſehen.

Das Meteorologiſche Jahrbuch und der Witterungs-Calender für das Jahr 1810 wird gewiß noch vor Ende des Decembers und der Anhang in künftiger Oſtermeſſe erſcheinen.

Weimar, den 1. September 1809.

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten im October

UND DEREN INHALT.

I.

Poetische Anthologie für Frauenzimmer. Nebst Poetik und Biographie der Dichter, herausgegeben von J. G. Gruber. 2. Bde. gr. 8. 5 Rthlr. Sächs. oder 9 fl. Rhein.

Zu einer Zeit, wo man von ästhetischer Bildung und Erziehung immer mehr sprechen hörte, ohne daß Viele gewußt hätten, was nun eigentlich damit gemeint sey, war es gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, gerade dem weiblichen Publikum ein Buch in die Hände zu geben, das, indem es durch Beispiele die ästhetische Bildung selbst, zugleich durch Belehrung auch die Einsicht in die Natur derselben, befördert. Daß gegenwärtige Anthologie ein solches Buch sey, darüber hat das öffentliche Urtheil entschieden, welches der Auswahl der Gedichte Geschmack, den theoretischen Zusätzen des Herausgebers Einsicht und leichten angenehmen Vortrag zugesteht. Macht nun schon die Mode ein solches Buch der weiblichen Welt nöthig, so wird die Einrichtung es auch Erziehern und Aeltern empfehlen; denn sie ist auf den Gang weiblicher Ausbildung und schöner Weiblichkeit berechnet. Von allen ähnlichen Sammlungen unterscheidet sie sich übrigens noch dadurch, daß sie nach den Dichtungsarten und chronologisch geordnet, jeder Dichtungsart die Theorie derselben, von jedem Dichter dessen Biographie, und erklärende Anmerkungen zu den Gedichten beigefügt hat.

Der erste Band enthält die Idyllen (von 7) und die Lieder (von 60 Dichtern); außerdem die Biographien der Idyllendichter, und folgende Abhandlungen: 1) über Poesie; 2) über die Idylle; 3) über die lyrische Poesie.

Der zweite, so eben erschienene, Band enthält: lyrische Eklogen (von 24), Oden (von 10), Elegien (von 20), Hymnen (von 8), religiöse Gesänge (von 15 Dichtern); einen Anhang einiger Gedichte gleichen

Inhalts von verschiedenen Dichtern, und Briefe über die lyrischen Dichtungsarten und über die Versekunst, welche eine eben so unterhaltende, als nöthige Belehrung hierüber ertheilen. Die Biographieen und der Commentar sollen im dritten und letzten Bande folgen. — Nicht also blos zu einem flüchtigen Vergnügen, sondern zu einem wirklichen Bildungsmittel für die weibliche Welt bestimmt und diese Bestimmung zweckmäßig erfüllend, darf man diese Anthologie, die das Angenehme mit dem Nützlichen so schön verbindet, und die man als ein ästhetisches Handbuch von nicht schnell vergänglichem Werthe zu betrachten hat, allen Aeltern und Erziehern zu einem Neujahrsgeschenk für Frauenzimmer mit Recht empfehlen.

Rudolstadt, im October 1809.

F. E. R. pr. Hofbuch- und Kunsthandlung.

2.

Von den Beobachtungen und der historischen Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im Jahre 1809 ist so eben der vierte Heft bei uns erschienen und enthält folgende interessante Aufsätze:

1) Vorwort an den Leser; 2) Gedanken zur Berichtigung der öffentlichen Meinung über Tyrol und seine Bewohner in der neuesten Zeit; (ein mit strenger Unpartheilichkeit geschriebener vorzüglicher Aufsatz); 3) die Blokade und Belagerung der Festung Kufstein in Tyrol, von einem Augenzeugen; 4) Anekdoten.

Der Preis dieses Heftes ist 12 Gr. Sächsisch oder 54 Kr. Rheinl.

Der fünfte Heft, welcher die Schlachten von Aspern und Teutsch-Wagram mit dem Frieden von Schönbrunn enthält, wird sogleich nachfolgen, und diese ganze interessante Sammlung schließen, durch welche der Liebhaber unserer so höchst wichtigen Zeitgeschichte einen hellen Ueberblick des ganzen so folgereichen letzten Kriegs erhält.

Weimar, im October 1809.

H. G. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1809. VI. VII. und VIII. Stück.

Inhalt des VI. Stücks.

I. Proben aus einer nächstens erscheinenden Uebersetzung des Tibullus von Kereff in Paris. II. Beiträge zur Geschichte der Gebräuche und Sitten der Teutschen im 16ten Jahrhundert von Gewler in Dresden. III. Kunst. 1. Gerhard von Kügelgens Portraits von Göthe, Wieland, Schiller und Herder, (Von einer Dame). 2. Vue de Caub et des châteaux de Pfalzgrafenstein et de Gutenfels. Dessiné par Schütz, gravé par Radl. IV. Züge aus dem gesellschaftlichen Leben in St. Petersburg. Erster Brief — Tanzgesellschaften und Clubs in St. Petersburg 1808. Zweiter Brief — Musik und Theater 1809. V. Rückblick auf die Vergnügungen des verflossenen Winters in Wien. VI. Correspondenz Nachrichten aus München. Erster Brief. — Modebericht. — Musik. — Theater und andere Kunstnachrichten. Zweiter Brief. — Kriegs Scenen. — Siegreicher Einzug des Kron-Prinzen von Baiern. Dritter Brief. — Der 17te, 18te, und 19te Mai in München. VII. Miscellen. 1. Früher Tod der Madame Schick in Berlin. 2. Einige Bemerkungen über Wezlar. VIII. Mode. Uebersicht der Novitäten der Jubilate Messe 1809 in dem Lode'schen Waarenlager der Herren Göhring und Gerhard in Leipzig. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

* * *

Inhalt des VII. Stücks.

I. Ueber sinnreiche Hoffeste, die zugleich Volksschauspiele sind. II. Kunst. 1. Kunstbemerkungen über Cassel. — Neueste Arbeiten von Nahl, Quinçon und Ruhl. 2. Monumente auf Herder und auf Kant; gezeichnet von Janus Genelli, gestochen von Piringer und Haldenwang. 3. Neue Gemälde in München, von Seele und Konjola. III. Musik. 1. Neue Musikalische Erscheinungen. IV. Correspondenz-Nachrichten aus Cassel. Erster Brief. — Schauspiel. Oper. Zweiter Brief. — Beerdigung des Staatsraths und großen Geschichtsschreibers Johannes v. Müller. Teutsches und Französisches Theater. V. Tages-Neuigkeiten aus München. Der Geburtstag Sr. Majestät des Königs. — Fest im Museum. — Musik und Theater. VI. Miscellen. 1. Teutsches Lied auf die Melodie: Quand

le bien-aimé reviendra. 2. Schreiben aus St. Petersburg vom 7 Mai 1809. 3. Etwas über Carlsruhe. 4. Der Kranz. 5. Vermischte Nachrichten aus Paris. VII. Luxus und Moden. 1. Anekdoten und Miscellen zur Geschichte des Luxus älterer und neuerer Zeiten. 2. Pariser-Moden Berichte. 3. Mode-Nachricht aus München. 4. Costume zur Promenade. VIII. Ameublement. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

* * *

Inhalt des VIII. Stücks.

I Das Geheimniß. Lustspiel in 1. Act. — Von einer Dame II. Kunst. 1. Portrait Sr. Durchl. des Erbprinzen Carl Friedrich von Sachsen-Weimar. 2. Nachricht von Gemälden und Zeichnungen des Landschafts Malers Herrn Kaaß's aus Dresden, welche in Weimar ausgestellt waren. 3. Melling's Voyage pittoresque de Constantinople. — Vierter Heft. 4. Kunst-Reminiscenzen von der Leipziger Ostermesse. 1809. III. Bemerkungen über die Wirkungen des Abschneidens der Haare vom Dr. Harcke. IV. Bade-Chronik. 1809. Baden bei Carlsruhe. V. Miscellen. 1. Sommer-Vergnügungen in Petersburg. 2. Theater in Carlsruhe. 3. Miscellen aus München. VI. Moden. 1. Pariser Modenbericht. 2. Französisch teutscher Modenbericht. VIII. Ameublement. Theekessel von neuer geschmackvoller Form. VIII. Erklärung der Kupfertafeln.

4.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1809. IV. V. VI. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

Abhandlungen. Ueber Louisiana, dessen Entdekkung, Lage, Beschaffenheit und Gränzen.

Bücher-Recensionen, 1. *A. v. Humboldt*, Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne. (Schluss.) 2. *J. Townsend*, Voyage en Espagne etc. trad. par. J. P. *Pictet-Mallet.* 3. *Voyages d'un Naturaliste* etc. par M. E. *Descourtils.* Tom. I. 4. *J. Haafner*, Reize in eenen Palanquin, langs de Kusten Orixa en Coromandel. II Deel. 5. *Koninlijke Almanak* vor den Jare 1808. Amsterdam. 6. Almanac de la Cour, pour l'année 1809. Amsterdam. Maaskamp.

Chartern-Recenſionen. 1. *J. M. Freiherr v. Liechtenſtern*, Charte von Mittel-Europa XIII. und XIV. Lieferung. 2. *J. M. Freiherr v. Liechtenſtern*, Charte des weſtl. Oeſterreichs. 3. *Deſſelben*, Charte von Ungarn, Croatien und Sclavonien. 4. *C. Mannert.* Die Baieriſche Erb-Monarchie in 2 Blättern. Nürnberg, b. Homanns Erben. 1808. 5. Die Baieriſche Monarchie, aus Sotzmann's Charte v. Deutſchland. Nürnberg, *Schneider* u. *Weigel.* 6. *Gelbke*, die Herrſchaft Schmalkalden.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Bemerkungen auf meiner Rückreiſe aus Sibirien nach St. Petersburg. 2. Ein Paar Worte an das Geographiſche Publikum, über Berichtigungen der groſsen topographiſch-militär. Charte von Teutſchland in 204 Blättern. 3. Abbildung und Beſchreibung des neuen, nach dem Beitritte zum Rheiniſchen Bunde veränderten Königl. Baieriſchen Wappens und Reichs-Siegels.

Zu dieſem Hefte gehören:

1. Das neue Wappen von Baiern. 2. Höhen-Profile des Bodens von Neu-Spanien, zur Erläuterung der Recension von A. v. Humboldt Essai polit. ſur la nouvelle Espagne. S. 321.

* * *

Inhalt des V. Stücks.

Abhandlungen. 1. Ueber die durch den Tilſiter Frieden vom 9ten Jul. 1807 veranlaſste Theilung von Weſtpreuſsen. Von Hrn. *K. R. Sotzmann.* 2. Eine Eigenthümlichkeit unſrer Zeit, an Frankreich erwieſen.

Bücher-Recenſionen. 1. Voyages dans l'Amérique meridionale, par *Don Felix d'Azara.* T. I.—IV. — 2. Almanach Impérial pour l'Année 1809. 3. Itinéraire de l'Espagne et du Portugal. 4. *Lingemann's* Vergleichung des neuen Franzöſis. Maſs-Münz- und Gewichts-Systems, mit den verſchiedenen Maſsen im Harz-Departem. des Königreichs Weſtphalen. 5. *Luder:* die National Industrie und ihre Würkungen.

Charten-Recenſionen. 1. *E. v. Greipels:* Neuſte Charte des Erzherzogthums *Oeſterreich ob der Ens.* Linz, beim Ind. Comptoir. 2. Nouvelle Charte polit. et itinér. de l'Espagne et du Portugal etc. Paris chez Langlois 1809. 3. *Topographiſch-militäriſcher Atlas, mit illuminirten* Gränzen, von den Herzogth. *Pommern*, Schwediſchen und Preuſsiſchen Antheils in 20 Blättern. 4. *Derſelbe* von der *Marck-Brandenburg*, nebſt dem *An-*

theile von Magdeburg in 23 Blättern. 5. *Derselbe* von *Mecklenburg*, und den darinne begriffenen Ländern in 10 Blättern. (Alle drei herausgegeben von dem Geograph. Institute zu Weimar.)

Vermischte Nachrichten. 1. Bemerkungen auf meiner Rückreise aus Sibirien nach St. Petersburg. (Fortsetzung). 2. Novellistik. 3. Berichtigung, die vorgeblich unterirdische Festung Kudara in Sibirien betreffend.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Charte über die Gränzen der Theilung von Westpreufsen. 2. Tableau d'Assemblage der 3 top. milit Atlanten, von Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg.

* * *

Inhalt des VI. Stücks.

Abhandlungen. 1. Ueber die Theilung von Westpreufsen. (Fortsetzung). 2. Neue Eintheilung des Grofsherzogthums Berg.

Bücher-Recensionen. 1. *D. Fel. d'Azara*, Voyages dans l'Amérique meridionale etc. (Fortsetzung und Schluss). 2. *Sinsteden.* (M. F. S). Communications commerciales de l'ancien Continent, moyennant des navigations intérieures. 3. Connaissance des Tems ou des mouvemens célestes. etc. pour l'an 1809. 4. *Corn de Jong.* Reize naar de Middellandsche Zee. etc. 5 *Derselbe*, Reize naar de Caribische Eilanden. etc. 6 *Derselbe.* Tweede Reize naar de Middellandsche Zee etc. 7. *Derselbe*, Reize in en door het Kanal. etc. 8 *Brede*, Reisen durch Teutschland, Frankreich und Holland. 1. Bd.

Charten-Recensionen. 1. Charte der Oesterreichs. Monarchie und der angränzenden Länder, von *Freyherrn. v. Liechtenstern.* Wien K. u. Industr. Comptoir. 1808. 2. *D. F. Sotzmann's* Erdglobus von 1½ Paris. Fufs im Durchmesser; verfertigt von *Franz* jun. in Nürnberg 1809.

Vermischte Nachrichten. 1. Nachricht von dem Leben des *Don Felix d'Azara.* (Mit dessen Portrait) 2. Bemerkungen auf meiner Rückreise aus Sibirien (Fortsetzung und Beschlufs). 3. Berichtigungen.

Und dem, der dir das Leben gab!
Die beßre Seele, von der du sprichst, bist du!
Sie ist dein wahres Selbst!
Wag' es, zu wollen, und der Sieg ist dein!

Die Wollust.

Du wendest dich, Alcid? du scheuest meinen Blick?
Wie wenig kennst du mich! Ich kam aus gutem Willen
Dir meine Gunst
Und Dejaniren anzubieten.
Du wirfst sie von dir! Glaubest du,
Ich werde den erst lange suchen müssen,
Der mir für beydes danke?

Herkules.

Du? — Dejaniren? — Mir? — o Göttin!

Die Wollust.

Ja, Dejaniren solltest du
Aus meiner Hand empfangen haben,
Die schönste meiner Töchter: Sie, die ich auf Rosen
Für dich erzog —
Doch, du verschmähest sie!

Herkules.

O Dejanira! Dir entsagen sollt ich, dir?
Grausame Tugend, kanst du es verlangen?

Die Tugend.

Und du, Alcid, dem Ruf der Götter untreu,

Zu diesem Hefte gehören:

1. *Don Felix d'Azara's* Portrait. 2. Charte von der District-Eintheilung des Groß-Herzogthums Berg.

5.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1809. VIII. Bds. 16 u. 23 Stück.

Inhalt des I. Stücks.

Afrika.

Einleitung. Allgemeine Uebersicht Afrika's und der Eigenheiten dieses Erdtheils. 1. Allgemeine Ansicht. — Name. — Lage. — Gränze. — Größe. 2. Naturbeschaffenheit im Allgemeinen. — Klima, Boden, Gebirge und Gewässer. 3. Uebersicht der Naturprodukte dieses Erdtheils. 4. Einwohner. 5. Allgemeine Schilderung der Neger, als der Haupteinwohner Afrika's insbesondere 6. Die Europäer in Afrika. — Der Handel dieses Erdtheils, und insbesondere der Sklavenhandel. 7. Kurze Uebersicht der Geschichte der Kunde von Afrika. 8. Blick auf den heutigen politischen Zustand und den Länderbestand von Afrika.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:

General-Charte von Afrika. Charte von Nord-Afrika. Taf. 1. Afrikanischer Negern-Handel.

Inhalt des II. Stücks.

Afrika.

Beschreibung der einzelnen Länder von Afrika. Erste Abtheilung.

A. Nord-Afrika.

I. Aegypten. 1. Name. — Blick auf die Geschichte dieses Landes. — Lage, Gränzen, Größe. 2. Natur-Beschaffenheit. — Klima. 3. Oberfläche des Landes. — Boden und Gebirge. 4. Gewässer. — Flüsse. — Kanäle. — Seen und Sümpfe. 5. Naturprodukte. 6. Einwohner. — Eintheilung. — Physische und sittliche Charakteristik derselben

ben. 7. Lebensweiſe und Beſchäftigungen der Einwohner Aegyptens. 8. Sitten und Gebräuche der Bewohner von Aegypten. 9. Handwerke. — Fabriken. — Handel und Schiffarth. — Münzen, Maaße und Gewichte. 10. Sprachen, Künſte, Wiſſenſchaften, Erziehung und Religion der Aegypter. 11. Staats-Verfaſſung, Regierung und Verwaltung. 12. Topographie. Beſchreibung der einzelnen Theile dieſes Landes mit ſeinen bemerkenswertheſten Ortſchaften.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer.

Charte von Aegypten. Tf. 2. Aegyptiſche Trachten. Tf. 3. Die große Pyramide von Dſchiſſe.

6.

Wielands Neuer Teutſcher Merkur 1809. IV. V. u. VI. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

I. Gedichte. 1. Naturwinke. 2. An Gelmar. 3. An Cilia. II. Ueberſetzungen aus Sarbiewski. 1. An Lycus 2. An Criſpus. III. Ueber Schröckh's Studienweiſe und Maximen. IV. Johann Auguſt Eberhard, als Menſch und als Bürger. V. Correſpondenznachrichten. 1. Aus Italien. 2. Ueber Dr. Chladni und Dr. Langguth.

* *

Inhalt des V. Stücks.

I. Die Weihe des Maimonds. II. Sapho von Mitylene. III. Ueber Wortmengerei von K. W. Kolbe. IV. Ein Brief von Klopſtock. V. Auszug aus dem Briefe eines Reiſenden über Heidelberg.

* * *

Inhalt des VI. Stücks.

I. Aus Shakeſpeares Cymbeline. II. Gedichte. An die Tugend. Der Zeiſig und der Volhammer. Der Schiffer. III. Wanderung von Erlangen nach dem Streitberger Thal. IV. Miſcellen. 1. Aus den Papieren eines Hypochondriſt-

en. 2. Bemerkung zu Vellej. II, 80, 4. 3. Nachträge zu der Schrift: Ueber Sprachmengerei, von K. W. Kolbe (Beschluß.). V. Dr. Heinrich Philip Conrad Henke. A. Ueber Henke's Tod. B. Biographische Notiz. C. Bruchstücke aus Briefen. VI. Nachricht.

7.

Allgemeines Teutsches Garten-Magazin 1809. IV. V. u. VI. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. 1. Kurzgefaßte und auf Erfahrung gegründete Anweisung zum Melonenbau. IV. Blumisterei. Auswahl schön blühender exotischer Pflanzen. Von Hrn. P. G. Röser, in Zwikau. (Fortsetzung.) 39. Phlox setacea. W. 40. Phlox subfruticosa. W. 41. Phlox ovata. W. 42. Melaleuca hypericifolia. Smith. 43. Melaleuca thymifolia. Smith. 44 Melaleuca armillaris. Smith. 45. Metrosideros lanceolata. Smith. 46. Metrosideros linearis. Smith. 47. Metrosideros Lophantus. Ventenat. 48. Metrosideros pinifolia. Smith. 49. Leptospermum scoparium. Forster. 50. Campanula versicolor. 51. Veltheimia uvaria. Willd. VI. Obst-Kultur. 1. Characteristik der Obstsorten A. Die Zwetsche mit gefüllter Blüte. (Mit Abbildung auf Taf. 15.) B. Die Pfirsche mit gefüllter Blüte. (Mit Abbildung auf Taf. 16.) 2. Formentafeln der Obstbäume, so wie auch der Aepfel und Birnen. (Aus Sickler's teutschem Obstgärtner I. Bd. 1 Et. S. 44 ausgehoben.) (Mit Taf. 13 und 14.) Die Aepfel (Formentafel 13.) Die Birnen. (Formentafel 13.) Der Obstbaum. (Formentafel 14.) 3. Ueber die Veränderung der Obstarten. (Fortsetzung.) XI. Garten-Miscellen. 1. Welchen Einfluß hat das Klima auf die Pflanzen? und wie lassen sich ausländische Gewächse an unser Klima gewöhnen? 2. Beschreibung eines mit Treibhäusern verbundenen Fruchtbaum-Gartens in Berlin mit den zu ersteren gehörigen Zeichnungen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 13. Formen-Tafel der Aepfel und Birnen. Tafel 14. Formen-Tafel der Obstbäume. Tafel 15. Die Zwetschge mit gefüllter Blüte. Tafel 16. Die Pfirsche mit gefüllter Blüte.

Inhalt des V. Stücks.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Kurzgefaßte und auf Erfahrung gegründete Anweisung zum Melonenbau. (Beschluß). IV. Blumisterei. Auswahl schön blühender exotischer Pflanzen. Von Herrn P. G. Mäser, in Zwickau. (Fortsetzung). 52. Arum divaricatum. L. 53. Amaryllis vittata. Ait. 54. Mentha citrata. Ehrh. 55. Ipomaea heteronhylla. mihi. 56. Cyrilla pulchella, L'Herit. 57. Nymphaea alba grandiflora. 58. Menianthes trifolia. 59. Serissa Japonica fl. pl. VI. Obst-Kultur. 1. Characteristik der Obstsorten. A. Der gestreifte Winter-Calville. (Mit Abbildung auf Taf. 19). B. Die englische Bergamotte. (Mit Abbildung auf Taf. 20.) 2. Ueber die Veränderung der Obstsorten und zwar nach ihrem Arten. Vom Hrn. Pfarrer Sickler (Fortsetzung). XI. Garten-Miscellen. 1. Geräth zur Vertreibung der Maulwürfe. Von Herrn Geheimen Ober-Forstrath von Essen. 2. Versuch, Winter-Obst und feinere Garten-Gemüse im Freien gut aufzubewahren. Von Ebendemf. 3. Ueber Düngung der Obstgärten. Von Ebendemf. 4. Ueber Zuckersyrup aus Birnsafte. 5. Ueber Zuckersyrup von Möhren.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 17. Aloe picta — Taf. 18. Aloe brevifolia zu S. 89 des März-Heftes gehörig. Taf. 19. Der gestreifte Winter-Calville, Taf. 20. Die Englische Bergamotte.

* * *

Inhalt des VI. Stücks.

IV. Blumisterei. 1. Ueber die Kultur der Cobaea scandens. Cav. (Mit Abbildung auf Taf. 21). 2. Bemerkungen über die Narcissen-Arten. (von Hrn. Schneevogt zu Harlem) 3. Auszug eines Schreibens von Hrn. Schneevogt in Harlem. V. Gemüse-Bau. Anweisung, Bitsbohnen und Gurken bei der größten Dürre zu pflanzen. VI. Obst-Kultur. 1. Characteristik der Obstarten. Die kleine gelbe Süßkirsche. (Mit Abbildung auf Taf. 23). 2. Bemerkuug über den Pyrus spectabilis, (von Hrn. Schneevogt in Harlem). (Mit Abbildung der Frucht Taf. 24). 3. Ueber die Veränderung der Obst-Sorten. (Fortsetzung). 4. Schreiben des Hrn. J. B. van Mons, M. D. an den Herausgeber. X. Garten-Literatur. Neue Garten- und Botanische Schriften, von der Ostermesse 1809. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber Gartenkunst überhaupt und die Ursachen ihres Fortschreitens. 2. Einfaches Mittel der Chinesen verschiedne Arten von Fruchtbäumen fortzupflanzen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 21. Cobbea scandens. Taf. 22. Antholiza Cunonia. Zu S. 87. des März-Heftes gehörig. Taf. 23. Die kleine gelbe Süßlirsche. Taf. 24. Frucht des Pyrus spectabilis. (Hierbei das Intelligenz-Blatt No. IV.)

8.

London und Paris. 1808 — 9. VII. Stück.

Inhalt.

I. Paris. 1. Die Martyrer oder der Triumph der christlichen Religion von Chateaubriand. 2. Sitzung im Hospital der Blindgebornen. 3. Kunstausstellung 1808. (Hierzu Taf. XVIII. und XIX 4. Das heutige Frankreich und der französische Hof. 5. Alfieri's Leben. 6. Miscellen aus Paris. Tod von Dazincourt. Tod des berühmten Malers Vien. Dihl's Glas-Gemälde. La Borde Beschreibung der Schlösser und Gärten Frankreichs. II. Englische Karikaturen. Das Leben auf dem Dorfe. Der Gutsverwalter. — Der Livreebediente. (Hierzu Taf. XVII.)

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1810.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Weimar 1810.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

138

Der Neue Teutſche Merkur.

1. Stück. Januar. 1810.

I.

Zwei Gedichte aufs Jubiläum der Univerſität Leipzig *).

1.

Heil dir, Heil! in deiner Schöne
Holde Mutter, ewig jung!
Jubelnd bringen deine Söhne
Dir des Herzens Huldigung.

*) Der am 5. December 1809 begonnene fünfte Säkular-Lauf der ehrwürdigen Philyrea wurde natürlich auch zum ſtrömenden Muſenquell. Die ſchon im Druck angekündigten Saecularia werden gewiß jede Ergießung und Begeiſterung, die davon aus-

Du wollteſt, eh du ihr entſagteſt,
Dem Ruhm, der Tugend, der Unſterblichkeit entſagen?
Du kanſt noch wanken?

Herkules. Die Wolluſt. Die Tugend.

Herkules zur Tugend.
O trag Erbarmen
Mit meinem Schmerz!
Der innre Aufruhr
Zerreißt mein Herz!

Die Wolluſt.
Dir winkt in meinen Armen
Der Liebe Glück;
Dich lockt ihr ſüſſer Blick,
Und du verzieheſt?

Die Tugend.
Beſinne dich! Du flieheſt
Das wahre Glück!

Herkules.
Iſt nicht für beyde Raum
In meiner Seele?

Die Tugend.
Weg mit dem eiteln Traum!
Erwach, und wähle!

Herkules.
Ich lieb, o Göttin, dich,
Und Dejaniren:

Herk. Woll. à 2.
Und ich entſchlöſſe mich
Und du entſchlöſſeſt dich
Euch / Sie zu verliehren?

Heil dir, Mutter, Segensreiche,
fest und frei und wandellos,
wie die heilge teutsche Eiche
in der teutschen Erde Schoos.

ströwte, sorgfältig aufbewahren. Der neue teutsche Merkur, der vielfache Veranlassung in sich fühlt, an dieser schönen Säkularfreude auch von seiner Seite Theil zu nehmen, glaubt diesen neuen Jahrgang nicht schicklicher eröfnen zu können, als durch folgende zwei Gedichte von den Hrn. Heimroth und Matth. Müller, die am Tage des eigentlichen Jubelfestes, in einem der achtungswürdigsten Leipziger Gelehrtenvereine mit Umgebungen und Feierlichkeiten abgesungen wurden, welches uns auch öffentliche Blätter schon erzählt haben. Auch diese Gedichte erschienen schon besonders abgedruckt. Aber eine solche Weihe darf wohl auch hier noch einmal seine Stelle finden. — Was ist Leipzig gerade in der so viel entscheidenden Mitte des vorigen Jahrhunderts durch das Zusammentreffen einiger der vorzüglichsten Köpfe, die sich hier ihre ersten Beiträge vorlasen, für Teutschlands Sprache und Kunst geworden? Wie wohlthätig hat Leipzigs Buchhandel, besonders in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Vermehrung und Verbreitung unsers unveräußerlichen Gemeinguts gewirkt, und welchen Einfluß hat die angeachteten Schriftstellern so reiche Universität gehabt? Ueber diese Fragen, die gewiß noch eine mannich-

Trübe Dämmerungen lagen
drückend auf dem Vaterland.
Sieh! da ließest du es tagen,
und das düstre Dunkel schwand.
Von dem Himmel stiegst du nieder,
wo der Freiheit Urborn quillt,
und du gabst uns segnend wieder,
was die ewge Sehnsucht stillt;

Friede dem bedrängten Herzen,
Glauben dem beengten Geist,
Hoffnung, die für kurze Schmerzen
ew'ges reines Glück verheißt.
Die entzückten Zeiten sanken
an die treue Mutterbrust,
und der Erde Kinder tranken
Himmelskraft und Himmelslust.

faltige Erörterung und Beantwortung zulassen, möchte der teutsche Merkur gern seine Leser noch länger unterhalten. Und was ist aus der einst so blühenden teutschen Gesellschaft, und den in ihr verwahrten zahlreichen Abschriften der ältesten teutschen Dichter aus der schwäbischen Periode geworden?

W.

In der Wahrheit Wunderspiegel
zeigtest du den Wettenlauf,
lösest still die strengen Siegel
des verborgnen Wissens auf.
Du entfesseltest die Schätze
tiefverschloßner Natur,
Du enthülltest der Gesetze
und des Rechtes Götter-Spur.

Und in deinem Heiligthume
pflegtest du mit zarter Kunst
früh im Keim die holde Blume
edler teutscher Liederkunst.
Ihre Blüte, nun entfaltet,
unsres Vaterlandes Zier,
zeigt sie jetzt sich schön entfaltet:
Mutter, sie verdankt es dir.

Drum für alles sey gepriesen!
sey uns hoch gebenedeit!
Nimmer wird dein Ruhm verfließen
Mit dem schnellen Strom der Zeit.
Einst, in gleicher Feier-Stunde,
in beglückter Zeiten Ruh,
jauchzen Enkel noch im Bunde
dir den Mutter-Namen zu.

2.

Es ſchwinden die Zeiten, es wanket das Glück,
Die Hoheit der Erde vergehet;
Wohin ſich auch wendet dein prüfender Blick,
Kein irdiſcher Zauber beſtehet;
Und glaubſt du zu finden den flüchtigen Geiſt,
Er ſelbſt im verſchlingenden Strudel dich reißt.

Doch Eines beſtehet, wenn Alles auch wankt:
Des Gedankens erhabneres Leben!
Was der Blüte des Geiſtes ſein Daſeyn dankt,
Das muß zur Unſterblichkeit ſchweben.
Des Guten, des Schönen, des Wahren Spur
Bewahret getreu die allmächt'ge Natur.

Drum, wem ſie lächelt, des Schickſals Gunſt,
Dem verlieh ſie mit ſinnender Güte
Den lieblichen Zauber veredelnder Kunſt,
Der Wiſſenſchaft himmliſche Blüte;
So ringt ſich die Menſchheit auf ſicherer Bahn
Zum Tempel der edelſten Größe hinan.

Drum preißet die Väter, die frei und groß
Ein Heiligthum ihnen gegründet,
Wo der Geiſt, beengender Feſſeln los,
Den Pfad zur Unſterblichkeit findet!

Zwar trennt uns der fernesten Zeiten Raum,
Doch ruhn wir noch unter dem schattenden Baum.

Jahrhunderte flohen, doch brechen wir
Noch immer die goldenen Früchte;
Nicht gelang es zerstörender Herrschbegier
Zu entziehn uns dem himmlischen Lichte;
Ihr Jubelfest feiert in Jugendkraft
Die Pflegerin edeler Wissenschaft.

Und Heil dem König! deß milde Hand
Dies Heiligthum treulich bewahret,
Wo innige Liebe zum Vaterland
Mit Freiheit des Geistes sich paaret;
Stets krône dafür mit weihendem Blick
Den edelsten König das heiterste Glück.

II.

Gedichte.

I.

Morgenbilder.

Der Morgen erwacht!
In ſtrahlender Pracht.
Die Nebel entfliehen
Die Wolken erglühen
Im roſigen Glanz
Zum lieblichen Kranz;
Vergoldet umrauſcht mich der duftende Wald,
Die jubelnde Hymne der Lerche erſchallt!

Das blühende Feld,
Von Zephyr geſchwellt,
Gleicht ſilbernen Wogen,
Von Sylphen gezogen.
In ſchmeichelnder Luft
Strömt würziger Duft,
Er wallt von den Blüten im lachenden Thal
Und tränket ätheriſch den ſonnigen Strahl.

Vardale erhebt
Sich ſingend und ſchwebt

In künft'gen Räumen
Zu blühenden Bäumen,
Mit Wehmuth und Luſt
Beengt ſie die Bruſt,
Sanft wie der Harmonika Glocke verhallt
Ihr göttliches Lied im belebenden Wald.

Najade begrüßt
Die Quelle, ſie fließt
Durch Blumengewinde
Und ſchaurige Gründe,
Bald ſonnig erhellt,
Dann trübe geſchwellt;
So hebet im Leben bald Wonne das Herz,
Bald weiht uns das Schickſal zu ewigem Schmerz.

Abendbilder.

Wie ſchön und erlabend
Beſchleicht uns der Abend!
Nach drückender Schwüle
Umarmt uns die Kühle;
Die ſchmachtenden Blumen erheben
Die ſinkenden Kelche zum Leben,
Es ſcherzen die gaukelnden Winde,
Mit Blüthen der duftenden Linde;

Am Himmel dort glänzet
Diana und kränzet
Die dämmernden Haine
Mit ſtehlendem Scheine,
Sie küſſet im magiſchen Reihen
Die ſilbernen Sternen des Maien
Und hüpft mit dem leuchtenden Bogen
In blaue, ſanft fluthende Wogen!

Schon ſchimmern von Ferne
Die goldenen Sterne,
Wie duften die Wälder,
Wie rauchen die Felder.
Hoch ſchweben im luftigen Gefilde
Geſtalten, wie Nebelgebilde
Bald wankend, dann wolkig ſich hebend,
Wie Sylphen im Aether verſchwebend!

So malen und weben
Im irrdiſchen Leben
Der Hofnung Gebilde
Uns Roſengefilde.
Sie lindert die ſchmerzlichſten Wehen!
Sie ſtärkt uns im Kampfe; wir ſehen
Das Ziel unſres Strebens uns winken!
Wir haſchen die Schatten — ſie ſinken!

Eliſe Sommer, geb. Brandenburg.

2.

Die tragiſche Minute.

Die Spinne fieng Fliegen gar liſtig und fein,
Und ſtrickte mit ſeidenen Fäden ſie ein:
„Das ſoll mir ein herrliches Schmäußchen einſt
ſeyn!“

Da flog ein Vöglein von ungefähr,
Sich Atzung ſuchend, vom Buſche daher,
Das fraß zum Frühſtück das Spinnennetz leer.

Zur Gegenwehr ſchlüpfte, behend wie der Blitz,
Die Spinn' aus verborgenem Lauerſitz.
Wozu als zum Tode war es ihr nütz?

Und ſieh! in demſelbigen Augenblick
Ein Sperber dem Vogel durchſtößt das Genick
Und kehrt im Triumph mit der Beute zurück.

Juſt ſtreifet ein Krieger des Weges einher.
Niſch! aus dem blitzenden Feuergewehr
Ein Knall — und der Sperber iſt nicht mehr.

Ach! Mars, der Grauſame, lauert nicht weit.
Feldjäger in Klüften der Einſamkeit,
Sie zielten — dem Tod iſt der Krieger geweiht.

Wiſt du, der Minute erſtaunlich Geflecht.
Nur Zufall? Des Stärkern blindes Gefecht?
Wie? oder vergeltender Nemeſis Recht?

Wallers Lied am Bach.

Gewäſſer, rein wie Ormus Perlen,
Das ſanft auf Moos und Kreſſen ſchwimmt,
Doch bald aus dieſem Hain von Erlen
Den Lauf in die Verwildrung nimmt!

Klar ſpiegelte der Frühlingshimmel
In deiner Silberflut ſich ab;
Doch dort im rauhen Dorngewimmel
Wird ſie getrübt, und ſind't ihr Grab. —

Ach! einſt ſtand ihm ein Eden offen,
Dem Jüngling, der den Lauf begann.
Es blühten Roſen ſeinem Hoffen,
Und Engel ebneten die Bahn.

Weh! Jetzt wallt er, durch Ungeheuer,
Den öden Pfad, ſteil und bedornt,
Auf dem ihn der Verzweiflung Feuer
Zum grauſen Felſenabſturz ſporat.

Buri.

Herk. allein. Iſt nicht für beyde Raum
In meinem Herzen?

Die Tugend. Weg mit dem eiteln Traum!

Herkules. Glich meinem Schmerzen
Wohl je ein Schmerz?
Der innre Aufruhr
Zerreißt mein Herz.

Die Tugend. } Der Tugend Götterglück
Die Wolluſt. } Der Liebe ſüſſes Glück
à 2. Willt du verſcherzen?
O flieh, o flieh zurück!

Herkules. O, aus Erbarmen,
à 3. } Nur einen Augenblick!
Tug. Woll. } O flieh, o flieh zurück!

Herkules. Nur einen Augenblick!

Die Wolluſt. In meinen Armen
Winkt dir der Liebe Glück
Und du entflieheſt?

Die Tugend. Dir winkt der Götter Glück
Und du verzieheſt?

Die Wolluſt.

Iſts möglich, holder Jüngling?
Kan zwiſchen mir und dieſer Spröden
Dein Herz im Zweifel ſeyn?

III.

Probestück einer neuen Uebersetzung des Sophokles von Ludwig Burgold.

Der Verfasser dieses Bruchstücks hat sich auf eine höchst unerwartete Weise fast genöthigt gesehen, eine Uebersetzung des Sophokles zu unternehmen. Er hat sich schon seit längerer Zeit untergezogen, und wird sie vollenden, sie würdig des hohen Griechischen Dichters, würdig unserer Sprache und Nation zu vollenden.

Die teutsche Literatur ist in den neuesten Zeiten durch eine beträchtliche Zahl von Bearbeitungen und Uebersetzungen des großen Tragikers schon vermehrt worden. Wie sehr ihr aber dennoch eine wahre klassische Uebersetzung noch mangle, die bei größter Treue der Uebertragung und Nachbildung zugleich auch in unserer Sprache wahres poetisches Kunstwerk wäre, dem Griechischen Urbild gleich, — darüber hat das öffentliche Urtheil fast schon entschieden. Der Verfasser des folgenden Bruchstücks, der mit anspruchlosem Eifer für die Sache unserer Sprache und Litératur und des großen Griechischen Dichters es wagt, hier eine Probe seiner neuen Be-

erbeitung darzulegen, meint nicht, daß es ihm geziemte, diesem Urtheil sein eignes beizufügen. Er glaubt nur anführen zu müssen, daß er sich bei der Ausarbeitung der ganzen Uebersetzung an alle die Forderungen erinnert hat und erinnert, die man an eine wahre künstlerische Nachbildung eines Dichters von so hoher Vollendung zu machen berechtigt ist, eines Dichters, der allerdings vom tragischen Pomphaft, aber auch von einer gemeinen, prosaisch-wässerigen, unwahr sich verdrehten, unnazionellen Sprache (wären die Alten wohl sonst vom tragischen und Sophokleischen Kothurn redend?) gleich weit entfernt ist. Der Verfasser darf bekennen, daß er sich mit Strenge an sein Urbild gehalten und sich Treue, mit dem Streben nach allen den Vollkommenheiten eines geglätteten, tragisch-poetischen Ausdrucks, die er in dem hohen Dichter erkannte, oder des wahren Kothurns, zum Gesetze gemacht hat.

Uebrigens wird das Ganze jener Uebersetzung des großen Tragikers vielleicht erst nach längerer Zeit und nicht eher öffentlich erscheinen, bis der Uebersetzer von jenem Bilde der Vollendung, das er sich selbst als Ziel gesetzt hat, nicht mehr allzu weit entfernt zu seyn glauben darf. Auch selbst dieses Probestück soll noch keineswegs sich als so ge-

lungen ankündigen, es macht auf jene höhere Vollendung noch keine Ansprüche; eine noch länger angewandte Feile wird auch hier noch so manches verbessern. Indeß darf er es doch auch vielleicht mit einigem Vertrauen dem Urtheil derjenigen Kenner der Griechischen Sprache, die zugleich als Kenner und Künstler der teutschen Sprache, so wie durch poetischen und musikalischen Sinn allein dazu berufen sind, jetzt schon unterwerfen; und sie werden vielleicht bei einer genauen Vergleichung des Stückes mit dem Original und mit andern bisherigen Uebersetzungen, wenigstens das Streben nach wörtlicher, jedoch nicht ängstlicher, sklavischer Treue und leichter, geglätteter Harmonie der vollen Uebertragung in teutsche Sprachreinheit bemerken, mit der er oft auch den Ausdruck der Nebenideen und den höhern euphonischen und symmetrischen Wohlklang des Originals zu verknüpfen nach Kräften gerungen hat.

Der Uebersetzer ist nach bester Ueberzeugung größtentheils der Brunkischen Recension gefolgt; oft aber, wo er von dessen Text, oder von der gewöhnlichen Erklärung abwich, glaubt er seine guten wohlerwognen Gründe dafür zu haben, deren Auseinandersetzung nur hier zu weitläuftig und am unrechten Orte seyn möchte.

Er sieht sich aber dabei gezwungen, zugleich hier und da auf seine frühere Schrift (Observationes critic. in Sophocl. Euripid. Anthol. Graec. et Ciceronem. Jenae et Lips. 1802. etc. etc.) einige Rücksicht zu nehmen, theils um mehreres zu berichtigen, theils um manche Vermuthungen, die er noch jetzt nicht zurücknehmen kann, neu zu unterstützen, oder in besseres Licht zu setzen. Indeßen kommt es nicht darauf an, hier öffentlich zu zeigen, daß sich der Verf. in einer jugendlichen Schrift nie geirrt habe, (wer sollte das auch von seiner reifsten, wichtigsten vermögen oder wollen?); — aber wohl, daß er noch etwas mehr von den edel- und hochgesinnten Alten gelernt habe, als — blos ihre Sprache! — Eben darum wird er auch möglichst den Mann schonen, der unter der Maske der Freundschaft und der Wahrheitsliebe, wie es scheint, nur unedlen Leidenschaften fröhnend, oft ohne den Sinn der Worte jener Schrift richtig zu fassen, oder fassen zu wollen, zuweilen mit einer niedrigen Verdrehung ihres Sinnes, die er vor sich selbst verantworten möge, sich mühsam gewunden hat, in den dort aufgestellten Vermuthungen, soweit sie den Sophokles betreffen, nichts wahres zu finden. Es müßte dem Verf. dieses Bruchstücks in der That

ſehr leicht werden, jenen Ueberſetzer wie als Menſchen, ſo als teutſchen Nachbilder des Sophokles, theils von Seiten der Wahrheit und Richtigkeit der Uebertragung des griechiſchen Textes, theils von Seiten der Kenntniß und Handhabung der teutſchen Sprache, durch genaue Darlegung öffentlich zu beſchämen; — wenn ſich jener nicht einem Freund des Verf. wenigſtens genannt hätte, wenn dieſem nicht ſein Herz litte beim Andenken daran, — aber nichts gehäßiges hier bei dem edelſten griechiſchen Dichter; — denn nur der verſteht wahrhaft Griechiſch und der Römer Sprache und Weſen, der auch ſo handelt und ſchreibt, wie die edelſten Griechen und Römer an ſeiner Stelle gehandelt und geſchrieben haben würden — und nichts unwürdig perſönliches bei einer Ueberſetzung, deren Ziel einzig das Streben iſt und ſeyn ſoll, unſerer großen Sprache und Nation nicht ganz unwürdig zu erſcheinen.

Philoktet, Trauerſpiel des Sophokles.

v. 219—506.

Philoktetes.

He, Fremde dort!

Wer ſeyd ihr, die ihr mit dem Schifferruder treibt
An dieſes hafenloſe, unbewohnte Land?
Nach welchem Vaterland und welcherlei Geſchlecht
Soll rathend ich euch nennen? Ja, Helleniſch zwar
Iſt eurer, vielfach mir geliebten, Kleidung Tracht,
Doch eure Rede möcht' ich hören. — O entſetzt
Euch furchtſam ſcheuend nicht vor mir Verwildertem;
Euch eines Unglückſeligen, Verlaſſenen,
Einſam hier freundlos Leidenden erbarmend ſprecht, —
Wenn ihr mit Freundesſinn mir hier gelandet ſeyd. —

(Sie ſchweigen.)

So redet doch ein wechſelnd Wort; denn wahrlich nicht
Geziemt's euch, dieß mir zu verſagen, noch mir euch.

Neoptolemos.

Nun, Fremdling du, ſo wiſſe dieß fürerſt denn, daß

Wie Griechen sind. Dieß ists ja, was du wissen willst.

Philoktetes.

O süßer Klang der Red', ach nach so langer Zeit
Die Töne solches Mannes zu vernehmen hier!
Wer lenkte Kind dich hierher, welch Verlangen trieb,
Welch Trachten dich herzu? Wer der Winde holdester?
Sprich alles laut mir her, daß ich dich kennen mag!

Neoptolemos.

Aus dem umflossnen Skyros bin ich von Geschlecht,
Und nach der Heimath schiff' ich, und man nennet mich
Achilleus Sohn, Neoptolem. Jetzt weißt du's ganz.

v. 239. Skyros, eine Insel des Aegäischen Meeres. Neoptolemos, der Sohn einer der Töchter des dortigen Königs Lykomedes, der Deidamia und des Achilleus, welchen die Mutter Thetis, in weibliche Kleidung verborgen, dort erziehen ließ, um ihn von der Anwerbung zum Troischen Zuge und seinem geahneten Schicksale zu retten.

Philoktetes.

O vielgeliebtes Vaters Sohn, aus werthem Land,
O Pflegling du, des greisen Lykomedes, was
Und welche Fahrt trieb an dieß Land, von wannen, dich?

Neoptolemos.

Jetzt segl' ich freilich wohl von Ilium daher.

Philoktetes.

Wie sagst du? Nun du schifftest ja mit uns
Den ersten Zug vor Ilium doch nicht.

Neoptolemos.

Wie? nahmst auch du denn Theil an diesem Plagekrieg?

Philoktetes.

Ach, Kind, du kennst wohl den nicht, den du vor dir siehst?

Neoptolemos.

Wie sollt ich dich auch kennen, den ich nie noch sah?

Philoktetes.

Auch meinen Namen nicht, von meiner Leiden Ruf.

Die mich vernichten, auch vernahmst du nichts?

Neoptolemos.

Mein Wort, ich weiß von dem nichts, was du hier mich fragst.

Philoktetes.

O vielfach ich Unsel'ger, Gottgehaßter ich!
Daß auch die Sage meines Elends nicht einmal
Ins Land der Heimath, nirgends hin nach Hellas drang!
Da haben sie mich ausgeworfen, schändlich mich,
Und lachen heulend noch; und meiner Krankheit Quaal
Wächst immer höher auf, und blüht in gift'ger Kraft!
Ach Kind, o des Achilleus edelbärt'ger Sohn,
Sieh der bin ich, von dem du einst vielleicht gehört,
Er sey der Waffen des Herakles mächt'ger Herr,
Der Poias Sohn, der Philoktet, den jene zwei,
Des Heeres Feldherr'n, und der Kephallener Fürst

v. 264. Der Kephallener Fürst, Odysseus (Ulysses). Unter den Kephallenern werden hier alle

Schmachvoll verſtießen in die Oede hier, den wild
Von Körperpein verzehrten, den der Otterwurm,
Der männermordende, mit wildem Biß gerißt.
Mit ihr nun ſetzten, o mein Sohn, ſie mich hier aus,
Den Hülfentblößten fliehend, als ſie am Geſtad
Vom meerbeſpühlten Chryſe ſegelnd landeten.
Froh damals ließen ſie, als ſie mich hier
Matt von der Stürme Schaukeln ſchlummern ſah'n am Strand
In eines Felſen Schutzdach einſam mich und flohn;
Wie einem gottverfolgten Manne warfen ſie
Nur wenig Lumpen mir und ſchlechte Koſt noch nach.
O geh' es ihnen ſo! — — Nun, Sohn, wie glaubſt du wohl,

Einwohner des Landes des Odyſſeus, Ithaka, Same u. ſ. w. begriffen.

v. 270. Chryſe, eine kleine Inſel nahe bei Lemnos, auf der vom Jaſon der Athene ein Altar geweiht war, bei welchem Philoktet von einer Schlange am Fuß gebiſſen wurde, der Urſache ſeiner Wunde und ſeiner Leiden.

Die Tugend.

Die Tugend leidet keine Nebenbulerin,
Alcid! und der entsagt ihr schon
Der zwischen ihr und ihrer Feindin wankt.
Wenn Schaam und Reue dich dereinst
Aus deinem Traume wecken,
Dann, Herkules, erinnre dich
Was ich für dich gethan!
Izt kan ich nichts,
Als dich bedauren, und— verlassen!

Herkules.

Ich sollte dich verliehren, Göttin, dich!
O eher laß mir alles, was ein Sterblicher
Verliehren kan, entrissen werden,
Alles was ich liebe,
Das Leben selbst!— Was wär' es ohne dich?
Weh mir! Wie könnt' ich dir entsagen?
Dir, die ich über alles lieb', o Tugend!
Vergieb, vergieb dem Taumel meiner Sinne!
Verlaß mich nicht!— Zu deinen Füssen schwört,
O Tugend, Herkules sein ganzes Herz dir zu!
Sieh ihn bereit dir alles aufzuopfern,
Alles für dich zu thun, für dich zu leiden,
Freudig dir in den Tod zu folgen!

Die Tugend.

Steh auf, mein Sohn! So bist du deines Ursprungs

Daß mein Erwachen war, als ſie geſchwun-
den rings!
Wie ich geweint! o welche Flüch' ich aufge-
ſchluchzt!
Als ich die Schiffe, die ich ſelbſt in See ge-
führt,
Verſchwunden ſah, und keinen Eingebornen
hier,
Nicht einen Menſchen fand, der mich noch
wartete,
Nicht einen, der mich Eichen ſtützte! — Rings umher
Fand ich nur, ſuchend, Kümmerniß und
grauſe Noth.
Doch die in vollem, reichen Uebermaaß, mein
Sohn. —
Indeß ſchlich eine Zeit, die andre drängend
fort,
Und einzeln mußt' ich unter dieſem engen
Dach
Mich ſo bedienen. Zwar des Leibes Nothbe-
darf
Fand dieſer Bogen auf, die leicht beſchwin-
geten
Holztauben treffend, und ich wand zu dem,
was mir

Der kranggeſchnellte Pfeil etwa getroffen, ſelbſt,
Ich Armer, elend kriechend mich, den Fuß heraus
Hinſchleppend; mußt' ich mir noch Trank auch ſchaffen dann,
Und, wenn im Winter etwa Reif gefallen war,
Wohl etwas Holz mir brechen, ſo errang ich dieß
Vorſchleichend wohl, ich Armer, auch. Dann war etwa
Kein Feuer da, und Stein an Stein ausreibend, zog
Ich mühſam das verborgne Licht hervor, das mir
Das Leben friſtet noch. Denn alles reichet mir
Beim Feuer der bewohnte Fels, nur Heilung nicht
Der Wunden mir. — Nun kenn' auch dieſe Inſel, Kind.
Kein Seemann nahet dieſer Küſte willig je;
Denn keinen Hafen trifft er, noch wo ſchiffend er
Gewinn austauſche, noch ein freundlich, wirthlich Dach.

Nicht hierher lenkt der kluge Mann die Fahrt des Schiffs.
Doch mancher fuhr nicht wollend an; denn viel deß muß
In diesem langen Menschenalter wohl geschehn.
Die, wenn sie kamen, Kind, mit eitlen Worten zwar
Beklagten sie mich, gaben von der Schiffskost auch
Mitleidig einen Theil wohl, oder ein Gewand;
Doch keiner wollte, wenn ich deß gedachte, je
Mich in die Heimath retten; und ich schmachte hin,
Ich Armer, schon das zehnte Jahr im Hunger hier,
Im Elend nährend nur die nimmersatte Quaal.
Das haben die Atriden mir, das des Odysseus Kraft,
Mein Sohn, mir angethan; o gäben die Olympier,
Daß sie Entgeltung litten meines Wehes einst!

Chor.

Mir ist, als kommt auch mir, gleich jenen landenden

v. 315. Die Olympier — die Olympischen Götter.

Fremdlingen, Mitleid an mit die, o Poias Sohn!

Neoptolemos.

Ich ſelbſt auch bin dir Zeuge deſſen, was du ſagſt.

Ich weiß, wie wahr es iſt, zuſammentreffend mit

Den ſchändlichen Atreiden und Odyſſeus Kraft.

Philoktetes.

Ach fährſt auch du um dieſe allverderblichen,

Um die Atreiden Klag' und zürnſt beleidigt auch?

Neoptolemos.

O würd' es meinem Unmuth, daß ihn dieſe Hand

Einſt ſtillte, daß Mykén erführ' und Sparta, wie

Auch Skyros edel-kräft'ger Männer Mutter war!

v. 325. In Mykene war Agamemnon, in Sparta Menelaos König, die beiden Söhne des Atreus.

v. 324. 25. Mit Recht hat ſich Herr Bothe neulich wider der alten Lesart, die Brunk veränderte,

Philoktetes.

Nun wohl, mein Sohn! Doch warum warfst du denn
Auf sie, hierher dich flüchtend, solchen großen Groll?

Neoptolemos.

O Poias Sohn, ich wills erzähl'n, kann's kaum erzähl'n,
Mit welcher Schmach geschändet ich von ihnen schied. —
Denn als das Schicksal den Achill ins Grab gerafft —

Philoktetes.

Weh mir! sprich mir nicht weiter, bis ich dieses erst

angenommen; die Art der Erklärung und Vertheidigung aber, daß er χειρα für einen periphraſtiſchen Ausdruck erklärt, möchte, wenn ſie auch vor dem Richterſtuhl der demonſtrirenden Grammatik auskäme, doch ſchwerlich vor dem des guten Geſchmacks oder des Sophokleiſchen guten Ausdrucks beſtehen. Brunk fühlte dieß ſehr gut. Warum hat man aber die leichtere und wohl die richtigſte Erklärung nicht ſogleich gefunden? Man conſtruire Συμφ γενεσθαι, (acc. c. inf. — την) Χειρα πληξασαι nämlich αυτον, Συμφ, welche Art der ergänzenden Wiederholung ſo häufig iſt. —

Nur weiß, ob Peleus Abkömmling gefallen iſt.

Neoptolemos.

Er fiel, durch Menſchen nicht, von eines Gottes Pfeil

Erreicht, von Phoibos, ſagen ſie, gebändiget

Philoktetes.

Nun, edel war der Sieger, auch der Todte wäre!

Ich weiß nicht, lieber Sohn, ob ich dien Mißgeſchick

Zuerſt erprüfen oder jenem weinen ſoll.

Neoptolemos.

Mir dünkt, es gnüg' an eignen Leiden, Armer, dir,

Daß du nicht trauern möchteſt um der Freunde Weh.

Philoktetes.

Wohl ſprachſt du wahr! Nun ſo erzähle wieder denn

Mir deinen Handel weiter, wie ſie dich verhöhnt.

Neoptolemos.

Es kam nach mir auf buntem Schiff der göttliche

Odyſſeus mit dem Pfleger meines Vaters her,
Mir ſagend, ſey's nun wahr, ſey's nur ſo eitel hin,
Es wäre nimmer recht, weil doch mein Vater fiel,
Daß Pergama ein Anderer erſtürm' als ich.
Dieß, Freund, ſo zu mir redend, hielten ſie mir nicht
Gar lange vor, daß ich nicht ſchnell mich eingeſchifft.
Vor allem ſchon aus Sehnſucht nach dem Todten, ihn
Zu ſehn noch unbeſtattet, den ich nie noch ſah.
Dann war mir freilich auch ein ſchönes Wort dabei,
Ob ich wohl Troja's Burg erobern könnte dort. —
Bereits verſtrich der zweite Tag mir Schiffſendem,
Als mich das günſt'ge Ruder trug zum ſchmerzlichen
Sigeion; kaum war ich ans Land geſtiegen, ſchnell

v. 347. Pergama, die Burg von Troja. v. 356. Sigeion, — ein Vorgebirge bei Troja, wo Achilleus begraben lag.

Umringte grüßend mich das ganze Heer und ſchwor,
Achill'n, den todten, lebend wieder jung zu ſehn.
Doch der war nun dahin, und ich unſeliger
Als ich bewein't ihn eine kleine Weile, trat
Zu den Atreiden, billig wie zu Freunden, hin.
Die Waffen meines Vaters und ſein andres Gut
Begehrt' ich; doch die ſprachen, weh! dieß arge Wort
„O Same des Achill, des Vaters andres Gut
„Iſt dir vergönnt zu nehmen; doch der Waffen iſt
„Ein andrer Mann jetzt Meiſter, des Laertes Sohn."
Da werd' ich weinend mächtiglich empört
Von ſchwerem Groll, und ſchmerzvoll rief ich alſo aus:
Unglückliche, wie wagtet ihr, eh' ihr mich frugt,
Statt meiner Andern meine Rüſtung zu ertheil'n?

v. 366. Des Laertes Sohn, — Odyſſeus.

Odyſſeus aber, der mir eben nahe weilte, ſprach:

„Ja, rechtlich haben die, mein Sohn, ſie mir ertheilt,

„Denn ich errettete mit ſeinem Leichnam ſie.“

Und raſch ergrimmt brach ich mit allen Schmähungen

Da los auf ſie, nicht eine nur vergaß ich wohl —

Wenn der mir rauben würde meiner Waffen Wehr.

Doch er, ſo weit gebracht, nicht leicht erzürnend ſonſt,

Verſetzte drauf, von meinem Schmähn verwundet, ſo:

„Du wareſt nicht, wo wir; warſt wo du nicht geſollt;

„Und nimmer wirſt, zumahl du ſprichſt ſo trotz'ges Munds,

„Du wehl die Wehr mit tragend hin nach Skyros ziehn.“

Die Läſterworte mußt' ich hören, ſo beſchimpft Schiff'

v. 372. Odyſſeus rettete den Leichnam des Achilleus ſammt ſeinen Waffen in das Lager der Griechen.

Schiff' ich ins Heimathland, des Meinen so beraubt
Vom schändlichen Odyß, den Schändliche gezeugt.
Doch zeih' ich mehr die Oberherr'n, als ihn, der Schuld;
Denn nur dem Führerhaupte folgt der ganze Staat
Und das gesammte Heer; und das Gemeng des Volks
Der Menschen wird nur durch der Lehrer Wort verführt.
Du weißt das Ganze nun, und wer die Söhne haßt
Des Atreus, sey mein Freund, so wie der Götter Freund!

Chor.

Allnährende Berghüterin, Gä,
Mutter selber du des Zeus,

v. 391. Gä, die Mutter Erde, wird hier mit der Cybele verwechselt, die gewöhnlich auf einem mit Löwen bespannten Wagen, besonders in Phrygien am Fluß Paktolus, wegen seines Goldsandes berühmt, verehrt wurde.

*) v. 392. Wer ein Ohr für Sophokleischen Rhythmus hat, wird zugestehn, daß Sophokles wahr-

Und meiner Hofnung würdig!
Glorreich, Herkules, wird deine Laufbahn seyn,
Und groß der Preis, der dich am Ziel erwartet!

Herkules.

Und dir, Syrene, dir und allen deinen Gaben
Entsag' ich hier, im Angesicht des Himmels
Und der Tugend, der ich mich zum Diener weyhe.
Ein Tag, für sie gelebt,
Ist einer Ewigkeit, voll deiner Freuden, vorzuziehn.

(Die Wollust entfernt sich mit einem Verdruß, den sie durch höhnisches Lächeln und einen verächtlichen Blick zu verbergen sucht.)

Die Tugend.

O glaube mir, Alcid, indem du ihr entsagst,
Entsagst du keiner Lust, an welche unbeschämt
Ein denkend Wesen sich erinnern kan.
Die Freuden der Natur
Schmeckt rein und unvergällt der Weise nur;
Er, der sie sparsam im Vorübergehn genießt,
So wie ein Wanderer die Rose
An seinem Wege pflückt.
Allein des wahren Glückes Quelle
Liegt in deiner eignen Brust.
Vergebens würdest du sie auswärts suchen.
Wisse, Herkules,
Was an dir sterblich ist,

Die am Paktol, am großen, goldreich wall'n-
den thront!
Auch dort rief, Mutter,
Heil'ge, ich zu dir,
Als der Atreiden Schmach ſich
Ganz auf dieſen häufte,
Als ſie den herrlichen Panzer, den väterlichen,
O ſel'ge, hörs, ſtiertödtender Leuen Lenkerin
Verſchenkten an Laertes Sohn,
Den allbeſtaunten Schmuck.

Philoktetes.

Ihr ſeyd, mir dünkt, mit klarem Zeugniß, Freunde, mir
Verbundnes Leides alſo zu mir hergeſchifft.
Und euer Grußgeſang auch ſagt er mir, daß dieß
Das Werk von Atreus Söhnen und Odyſſeus iſt.
Ich kenn' ihn ganz; wie er von jedem Schel-
menwort
Mit ſeiner Zunge naſcht, von jedem Bubenſtück,
Von dem er nimmer was zu gutem Zweck vollführet.

ſcheinlich ſchrieb: μητερ αυτου του Διος und in der Gegenſtrophe: δυσποτοτατων πονων.

Doch das nicht nimmt mich Wunder, aber wohl, daß dieß
Der größre Ajas zugab und mit ansah' so.

Neoptolemos.

Der lebte, Freund, nicht mehr; denn nimmer hätten sie,
So lang der lebte, jene Waffen mir geraubt.

Philoktetes.

Was sagst du? Ist auch dieser denn dahin? ist todt?

Neoptolemos.

Ja, denk', auch er genießt nicht mehr der Sonne Licht.

Philoktetes.

O weh, der Arme! Aber nicht des Tydeus Sohn
Nicht der des Sisyphos, verfeilscht nur an Laert,

v. 416. Des Tydeus Sohn. Diomedes, der mit Odysseus den Philoktet ausgesetzt hatte.

v. 417. d. d. Sisyphos. Odysseus galt, nach Einigen, für einen untergeschobnen Sohn von Sisyphos, dem berühmten listigen Erbauer von Korinth, der die Mutter des Odysseus, Eurikea, vor ihrer Verheirathung an Laertes verführt haben sollte.

Die ſind nicht todt? ſie, die zu leben nie verdient!

Neoptolemos.

O nein, das wiſſe; ſondern noch gar leben die
In ihres Glückes Flor jetzt im Argiver Heer.

Philoktetes.

Wie aber? er, mein alter, guter, lieber Freund,
Neſtor aus Pylos, lebt er? denn der hielt doch ſonſt
Klug Rath erſinnend jener Männer Frevel auf.

Neoptolemos.

Ja, dem geht's übel jetzt, ſeit auch Antilochos
Ihm hinſtarb, ſein allein ihm noch gebliebner Sohn.

Philoktetes.

Weh mir, die zweite Schreckenspoſt ſagſt du ſo leicht!
Wer deren Tod zu hören ich am wenigſten
Gewünſcht. Weh, weh! wohin denn, hoffend blicken, wenn
Die ſtarben, aber wohl Odyſſeus dort noch lebt,
Wo man von ſeinem Tod, ſtatt ihrer, reden mag!

Neoptolemos.

Ein feiner, ſchlauer Fechter iſt er; aber auch
Der ſchlaue Sinn, o Philoktet, verſtrickt ſich oft.

Philoktetes.

Nun ſage, um der Götter willen, nur, wo war
Denn Patroklos, der Liebling deines Vaters, hin?

Neoptolemos.

Auch der war todt! O lerne dieß in kurzem Spruch
Von mir: Der Krieg nimmt willig keinen ſchlechten Mann
Hinweg, die braven, edlen, einzig immer nur!

Philoktetes.

O das bezeug' ich mit dir; darum eben auch
Noch frag' ich nach dem Mann, der faſt nichtswürdig war,
Doch von der Zunge ſtark und ſchlau, was macht er jetzt?

Neoptolemos.

Von wem noch, außer von Odyſſeus, redeſt du?

Philoktetes.

Nicht dieſen meint' ich; ein Therſites war auch da,

Der nie zu reden auftrat, wo nicht einer ihn
Gezügelt hätte; weißt du nicht, ob der noch
lebt?

Neoptolemos.

Ich sah ihn nicht, doch hört' ich wohl, daß
er noch lebt.

Philoktetes.

Der mußte wohl, nie starb ja noch das Böse
aus!
Ja herrlich wahren, sorgsam es die Himmli-
schen
Und sich ergötzend wenden sie das Tückische,
Verschmitzt-durchtriebene zurück vom Ha-
des; — nur
Das Biedre schicken sie, das Wackre stets
hinab!
Wie soll ich's fassen, loben, wenn ich auf ihr
Werk
Zurückgeh'nd tadelswerth die Götter finden
muß?

Neoptolemos.

Ich werd', o Sohn, Oetäischem Geschlecht ent-
stammt,

v. 451 u. 452. Noch immer kann ich den Vorschlag statt der gewöhnlichen Lesart ἐκπίνων zu lesen:

Von Fern nach Ilion und den Atreiden
nur
Hinblickend, künftig nun mich wahrend, ſcheu
ſie fliehn.

ἀναπτύσσω — trotz dem erwähnten Ueberſetzer, der dieſe Verſe alſo überträgt:

„ — Kann ich's leben, da
„Ich ſchlecht die Götter finde, lobt' ich auch
ihr Werk?"

keineswegs zurücknehmen. Denn obgleich derſelbe verſichert, daß der Sinn ſonnenklar ſey: ſo bitte ich doch jeden unpartheiiſchen, nicht ſpitzfindigen Leſer, ſelbſt zu verſuchen, ob daraus nur irgend ein paſſender, nicht ſpitzfindiger, des Sophokles würdiger Sinn zu ziehen ſey. Uebrigens iſt in jenen Observatt. (S. 223.) keineswegs behauptet worden, wie ſich jener Ueberſetzer hier einer neuen Wortverdrehung ſchuldig macht, daß ἀναπτύσσω „betrachtend" unmittelbar heiße oder heißen ſolle, ſondern zurückgehend auf die Werke der Götter, welches denn freilich mittelbar endlich auch gleichbedeutend ſeyn kann mit betrachtend (eigentlich zurückſehend, respiciens, welches am angeführten Orte der Observatt. nur ſteht), wie wohl jeder Verſtändige ohne weitern Beweis von ſelbſt einſehen konnte. Jene Bedeutung von ἀναπτύσσω aber iſt ſo ſicher, daß ſie keinem Zweifel wahrer, unpartheiiſcher Kenner der griechiſchen Sprache unterworfen ſeyn möchte.

Denn wo der Schlechte vor dem Guten mehr vermag,
Und wo das Wackre ſtirbt, der Feige mächtig herrſcht —
O ſolche Männer kann ich nimmer liebend ehr'n!
Des rauhen Skyros Felſenland ſoll künftig mir
Genügen, mit der Heimath Troſt mich zu erfreu'n!
Jetzt eil' ich nach dem Schiff. Und du, des Poias Sohn,
Leb wohl, o lebe höchlich wohl! und mögen dich
Die Götter von der Noth erlöſen wie du wünſch'ſt.
Uns laßt nun gehn; denn ſchnell, ſobald nur uns ein Gott
Die Fahrt verſtattet, ſtoßen wir vom Ufer ab.

Philoktetes.

Ihr wollt ſchon ſchiffen, Kind?

Neoptolemos.

Die gute Stunde ruft,
Nicht zögernd nur von fern zu denken an die Fahrt.

Bei deinem Vater, deiner Mutter denn, mein Kind,
Bei dem, was dir daheim vielleicht noch theuer iſt.
Fleh' ich gebeugt vor dir, laß mich nicht ſo allein,
So einſam in dem Ungemach, wo du mich ſiehſt,
Wo eingebannt, du hörteſt es, ich dulden muß!
Nimm wie ein Nebending mich auf. Zwar viel der Laſt,
Ich weiß es, ſchafft dir freilich dieſe Ueberfahrt;
Und dennoch wag' es tragend. Denn den Edlen iſt
Das Schändliche verhaßt, das Gute nur ihr Ruhm.
Dir würde, ſagteſt du dich los, kein ſchönes Leb;
Doch für die That, mein Sohn, des Ruhmes höchſter Lohn.
Wenn ich ins Land des Oeta lebend rückgekehrt.
Komm, komm! ich bin ja keines ganzen Tages Laſt.
O übernimm's! wirf, führend, mich wohin du willſt,

Tief in den Raum, ins Vorschiff, an den Spiegel, wo
Ich den Gefährten nur am wenigsten zur Pein.
Beim Zeus der Flehenden, nick, o mein Kind, Gewähr,
Eil nach! — Auf meine Knie sink' ich vor dir, obgleich
Ohnmächtig elend, ich gezähmter. Aber laß
Mich nicht so einsam fern von aller Menschen Pfad.
Bring, sey's in deine Heimath, rettend mich hinaus,
Sey's an Euböas Chalkodontisches Gestad.
Von dort ist mir die Fahrt zum Oeta nicht mehr weit
Und nach Trachinia's Berghöh'n und dem hellen Strom
Sperchios, daß du mich dem lieben Vater zeigst,
Von dem ich längst gefürchtet, daß er mir wohl schon
Dahin geschieden sey. Drum oft sandt' ich an ihn
Die Landenden mit heißen Flehensbitten hin,

Daß er mich rett', heim ſendend mich auf eigtem Schiff.
Doch ſtarb er, oder auch die Boten wohl
Wie leicht zu ſehen, dünkt mir, wenig achtend mein,
Beſchleunigten zum eignen Heerd nur ihre Fahrt.
Jetzt aber, denn ein Bot' und Helfer kommſt du mir
Zugleich, errette du mich, du erbarm dich mein, und ſchau',
Wie alles furchtbar und bedroht den Sterblichen
Hienieden ſchwankt, des Glückes Höh', des Glückes Grund.
Vom Unglück fern ſchau des Geſchickes granſe Macht,
Und wenn du glücklich lebſt, o dann vor allem ſieh;
Daß dir geheim verzehrt des Lebens Glück nicht ſtirbt!

Iſt nur die Hülle des Unvergänglichen,
Und Götterfreuden nur ſind eines Gottes würdig!
Ja, ein Gott, ein Gott
Iſt dieſe Flamme, die in deinem Buſen lodert!
Verwandt dem Himmel, und zum Wohlthun bloß
Auf dieſe Unterwelt geſandt
Kehrſt du, wenn einſt dein göttliches Geſchäfte
Vollendet iſt, zurück,
In höhern Kreiſen zu leuchten!
Schau empor, Alcid!
Sie, die in jenen Sphären herrſchen,
Womit verdienten ſie
Den Göttern beygeſellt zu werden?
Sie lebten einſt, wie du, in irdiſcher Geſtalt,
Doch nicht ſich ſelbſt,
Sie lebten bloß der Erde wohl zu thun!
Sie warens, die den rohen Menſchen
Durch die Zaubermacht der Muſenkünſte
Seinem Wald entlockten,
Durch Geſetze ſeine Wildheit zähmten,
Ihn umgeſtalteten, und ſeinen Blick
Empor zum Vater der Natur
Erheben lehrten!
Der goldne Friede, mit der ganzen Schaar der Künſte
Die er nährt, der Ueberfluß mit ſeinem Füllhorn,
Alles, was das Leben adelt, ſchmückt, beſeliget,
Es war ihr Werk!

IV.

Der Pariſer Tivoli im Sommer 1809.

(Aus dem Briefe eines Teutſchen.)

Berbſt, den 20. Auguſt 1809.

— Ich nehme mir heute die Freiheit, Ihnen ein andres Gemälde mit dem Wunſche, daß es Ihnen nicht mißfallen möge, zu überſchicken. Es iſt unmittelbar nach dem Genuß hingeworfen und die Farbe dürfte daher hie und da noch etwas zu ſtark glühen. Umändern und umtuſchen kann ich es nicht. Nehmen Sie daher das Gute, wenn etwas daran iſt, mit ſeinen Fehlern in ſeiner urſprünglichen Geſtalt. Es war mir ein ſchönes Spiel der Phantaſie und es war wohl nicht zu vermeiden, daß ſich nicht dieſe ein wenig mit ins Spiel gemiſcht hätte.

Daß die Werkeltage mir im ſtrengſten Sinne des Worts auch hier Werkeltage ſind, die Sonntage der Beſchauung geheiligt, habe ich Ihnen, denk ich, ſchon geſagt. Suchen Sie mich etwa in der weiten Entfernung einmal, ſo treffen Sie mich die ganze Woche von Montag bis Sonnabend von 10 bis 2

Uhr auf der kaiſerl. Bibliothek, von 2 bis 5, auch wohl 6 Uhr bei Hr. Millins. Faſt alle Sonntage ſtehe ich von 10 bis 12 Uhr in tiefer Bewunderung vor dem Apoll von Belvedere, und bringe ihm meinen Dank für die für mich immer ſehr bedeutende, wenn auch für andre minder große Ausbeute der Woche, verkleſe mich in ſeiner Majeſtät, ſtärke mich an ſeiner Kraft, ſtaune über ſeine Größe, bewundere ſeine hohe Würde und wandle in dem Musée Napoléon von Gottheit zu Gottheit, von Heiligthum zu Heiligthum. Dann geh ich in die Sammlung der Monumens français, und finde auch hier tauſendfache Nahrung für Verſtand und Herz und Veranlaſſung zu freilich oft mich traurig machenden Bemerkungen. So lebe ich die Sonntage in den gewölbten Sälen der freien Kunſt, und dann eile ich in die freie Natur. Begleiten Sie mich heute nach Tivoli. Der Name ruft eine Menge der lieblichſten Erinnerungen und Ideen in die Seele zurück. Unſer Tivoli iſt ein engl. Garten von großem Umfang und vieler Abwechslung theils der Natur, theils der Kunſt, die hier in tauſendfachen Formen ſpielt. Die arbeitende Claſſe, wie der Pflaſtertreter, Palais-Royal-Menſch und Kaffeehausbrüter, eilt in die freie Natur. Die Weihe beginnt, iſt das charakteriſtiſch? mit einer Farce,

Ein Grimacier, auf deſſen Stirn alle Leidenſchaften thronen, in deſſen Augen alle Empfindungen ſpielen, in deſſen Händen alle Muskeln zucken, in deſſen Kleider ſich alle Bouffonnerien einen Stelldichein gegeben, in deſſen Füßen Gelenkigkeit und Haſenſchnelligkeit regſam iſt, ſteht im Vorhofe der großen Verwandlungen und in den grünen Treppyläen der magiſchen Welt in ſeiner kleinen hölzernen Sphäre. Mit dem einen Auge weint er, mit dem andern lacht er, itzt wird er wüthend und brummt wie ein böſer Kater, itzt lächelt er mit jungfräulicher Zartheit, der Scherz lächelt auf den Lippen und duckt ſich in den Backengrübchen, lacht nun laut auf mit einer Stärke und Kraft des Ausdrucks, daß der elektriſche Schlag den ganzen dichten Kreis durchſchüttelt, weint und heult wie ein altes Mütterchen, dem der letzte Zahn bei einem Schluck Kaffee eben herausgefallen iſt, mault itzt und ſchmeichelt dann mit den zärtlichſten Liebkoſungen. So wechſeln ſeine Leidenſchaften wie ſein Ausdruck. Er iſt ein lebender Prometheus. Alles kommt und geht, nur ſeine ungeheuer große Brille wackelt unaufhörlich an der feinen lakoniſchen Spitze ſeiner Naſe, die den Balken der Schaukelmaſchine ausmacht. Es folgen Kunſtſtücke auf Kunſtſtücke, wie ſein nicht unwürdiger Kollege, der Escamo-

teur, in der nämlichen Bude macht. Pfeifen tanzen auf einer Degenspitze, die auf der Nasenspitze wie auf einem unbeweglichen Grunde ruht, Kugeln fliegen aus der linken in die rechte Hand, aus der rechten in die linke unter hohen, sich durchkreuzenden Bogen u. s. w. Es ertönt, indem das Mädchen schon zu räuspern und Sehnsucht nach Abwechslung zu verrathen anfängt, eine Drommete. Der Strom wogt, wogt, wohin die schmetternde Lockstimme ruft, neuen Zerstreuungen entgegen. Ein schön gebauter, in Gold und Silber gekleideter Künstler tritt aus seinem größern, unter Bäumen und zwischen Nischen erbauten Theater hervor.

Er ist Artist im höhern Sinn des Worts, denn hier ist man mit dem Titel Artist, marchand, professeur, ebeniste etc. sehr freigebig, oder vielmehr nachgiebig. Jeder schlägt sich selbst zu einer beliebigen Münze, und setzt sich in Cours. Daher giebt es marchandes d'allumettes et d'amadoue, gewöhnlich armselige Mütterchen, marchands d'encre double et luisante pour écrire, marchands d'oiseaux achetés, des pinçons, des linottes, marchands de lunettes, marchands d'habits, die einen alten Hut in

der einen Hand, in der andern einige alte Lumpen, sich fast die Kehle den ganzen Tag abschreien, (Marchand d'habits, marchand d'habits!) und vorzüglich auf den Kreuzwegen ihre Niederlage haben und die Ecken der Straße belagern. Jeder Schreibmeister ist ein professeur d'écriture und fast jeder Schuhflicker ein Artist. Aus unsers Artisten Hand wandeln Dosen und goldne Ringe in Kästchen eingesperrt mit überirdischer oder schwarzer Kunst, oder wie es im Sächs. Erzgebirge heißt, mit Kräutern, in die andre, durchbrechen Schlösser und Kästchen, durchlaufen Reihen von Menschen, öffnen die muskulöseste Hand der rüstigen Normandischen Kohlenträger (der Riesen Paris und Frankreichs) und die zärtlichste Hand der liebenden Schöne, wenn sie auch ihren Geliebten noch so fest hält. Aber auch diese Kunst sättigt, und man will doch immer noch mehr genießen. Da öffnet sich im Rücken ein neues Theater und alle Stühle drehen sich um, ein freudiges Getümmel entsteht und nur die gewaltige Donnerstimme des mit Klatschen empfangnen und bewillkommneten Schauspielers, wie seine graziösen Muskelverzerrungen, übertäuben endlich das Geknarr der Stühle und stillen das Brausen der wogenden Menge. Ich hatte Flügelschuhe und eilte,

um

um das noch Wichtigere nicht zu verſäumen. Da fand ich, um in der Sprache der Pariſer zu reden, einen See, d. h. ein Baſſin mit einigen Pfund Waſſer, aus dem ſich auch wohl eine Maus hätte retten können, und wo kein Orkan noch Waſſerhoſe zu fürchten war. Auch Knaben wollen ihre Freude haben, die ſich denn auch tapfer auf den kleinen Kähnen herumſchaukelten. Darneben hatte ein armes Pferd Stunden lang geſchwitzt, um das Waſſer in die offenbare See und den großen Kanal heraufzupumpen. Weiter! hier empfängt mich eine ſchöne, geräumige, duftende Wieſe. Da lagert ſich Vater und Mutter mit ihrem Kranz von Kindern umblüht, hier liegen liebende Freunde aneinander geſchmiegt, da girren ein Paar Turteltäubchen, dort koſen ein Paar Philoſophen, hier hüpfen Reihen von Nymphen, Dryaden und Najaden, dort ſuchen andre den kühlenden Schatten, und die ſpreitzenden Bäume, hier ſpringt eine Schaar leichter und flinker Jünglinge Einer über des Andern Rücken in einer Reihe über 6 bis 8 ſtammhaftere weg, Andre klettern Seile hinauf in die Lüfte und laſſen ſich von ihren muthwilligen Mitgeſpielen herumſchaukeln. Hier, hier labte ſich mein Herz an den Blumen der Natur und an den Blüten der Menſchheit. Es iſt doch

kein innigeres, wohlthuenderes Vergnügen, als das, die fröhlichen Sprünge der Kindheit und die muntern Freuden der Jugend zu sehn! Ich durchstreife noch die vielfachen Windungen des englischen Gartens, und kehre dann zurück auf den großen Tummelplatz der Vergnügungen und finde auf einem großen Plan unter freiem Himmel 10 bis 12 Chöre von Grazien bei einer schönen Musik in leichten Zügen hinschweben. Groß und einzig ist der Franzose im Tanz. Sein Geist, wie sein Körper, ist für dieses leichte Spiel geschaffen.

Darneben schaukeln sich auf Rasenplätzen unter Knaben, blühende Jünglinge und ziemlich bejahrte Kinder. Dort schießt man mit Armbrüsten nach einem Ziele, und hier läßt ein eiserner, an eine Schnur gebundner Vogel eine Kanone los. Da hat ein Silhouetten-Maler seine Boutique aufgeschlagen. In großen Buchstaben ruft die Inschrift: Hier silhouettirt man im Augenblick auf das sprechendste! Und wer es nicht glauben will, sehe den Helden der Zeit an, der sagt, wer er ist, wenn auch kein großes N dabei stünde, das man sonst viele tausendmal in Paris findet. Die Sonne neigt sich und überläßt der Nacht die übrigen Spiele. Tivoli! Seile spannen sich, Theatergerüste heben sich. Da

ſteigt ein niedliches weibliches Weſen, leicht wie der Aether, in Luft gekleidet wie ohne Fleiſch und Bein, ein Nichtkörper gen Himmel und ſcheint zu taſten, ob da ein Seil gezogen iſt, glaubt es nicht, ſchwinget ſich hoch, ſteigt herab zu den Sterblichen unter ihren Füßen, hebt ſich wieder mit magiſcher Kunſt und beweiſt ihre himmliſche Abkunft. Menſchen ſtellen Stühle dem ätheriſchen Weſen auf die Seile, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, aber ſie ſetzt ſich wirklich nicht, wiewohl ſie ſich aus Gefälligkeit zu ſetzen ſcheint. Jetzt iſt ſie hier an dieſem Ende des Seils, in dem nämlichen Augenblick am andern, ſie iſt hier, ſie iſt da, ſie iſt überall und nirgends. Dein ſterbliches Auge ſucht die Unſterbliche umſonſt, leichter als der Aether, ſchneller als das beflügelte Wort und die Gedanken des Menſchen ſchwebt ſie dahin. Die plumpe Sprache ſoll das Seiltanzen nennen. Unwürdiger Ausdruck! Das Uebermenſchliche hat keinen Namen, und ehe ichs entweihe, umſchreibe ich es lieber: Es ſind Genien mit einem Aetherkörper und einem Gewande von Blumenſtaub.

Die Göttin iſt weg! Aber damit du nicht zur Beſinnung kommeſt, ſo bricht hinter dem Rücken der Donner der Kanonen los, durch die Lüfte dahinrollend, ein Vulkan ſpeit Feuer aus, verfinſtert die

Lichter der Sterblichen und die Gestirne des Himmels, und zeigt in seinen flammenden Gluthen einen Antipoden in den Lüften, der mit den Füßen in den Wolken schreitend, mit dem Haupt zur Erde herabhängend, im Nu herabzustürzen droht und das Herz des Zuschauers mit Furcht und Schrecken erfüllt. Er aber wandelt ruhiger auf seinem Kopf, als mancher Nüchterne auf seinen Füßen. Selbst der Dampf erstickt ihn nicht und Plinius lebt. Lavaströme ergießen sich, aber sie verbrennen ihn nicht, Donner krachen, aber sie betäuben ihn nicht. Ruhig und gefaßt steigt er herab und wer ihn sah, sah ihn nicht. Das große Nachtstück ist vollendet, aber die Schrecken des Vulkans müssen verscheucht werden, und das donnernde Krachen der Kanonen muß sich in Harmonieen auflösen. Es ertönt eine liebliche Musik, die die Füße zum Garten hinauszaubert. Es wogt und wallt der Strom Menschen, wie die Saat vom Zephyr bewegt, fort. Noch eine Station ist; da sieht man eine ländliche Szene. Schafe ruhen auf einer Aue, andre klettern auf Bergen. Mild ist der Hauch der Luft, freundlich der Blick des Himmels. Von dieser Schattenwelt, die wegen der erhöheten Phantasie einer Realwelt ganz nahe kömmt und fast mit ihr zusammenfällt, zieht endlich die Musik weg und verdrängt den Strom der Kom-

menden. Man lauscht und lauscht und will nicht fort. Gerne möchte man bei diesen Harmonieen verweilen oder sie wenigstens mit sich nehmen. Sie gingen auch mit mir, der Nachhall des hospitalen musikalischen Begleiters tönte bis in meine Ruhestätte, in Harmonieen schlief ich ein und erwachte mit Harmonieen.

F.

V.

Bruchstück eines Werkes, betitelt: Sparta's Untergang, dargestellt in den Lebensbeschreibungen der Könige Agesilaos, Agis und Kleomenes.

Inzwischen hatten die Thebaner, nachdem Platäa von ihnen überfallen und eingenommen war, die Einwohner vertrieben und die Stadt zerstört [78]). Als nun die Flüchtigen sich an die Athe-

78) Xen. H. 6, 3, 1. Diod. S. 15, 46. Paus. 9, 1. — Die Platäer gingen damit um, ihre Stadt den Athenienſern zu übergeben. Als die Thebaner dieſes erfuhren, überfielen ſie dieſelbe, und verfuhren mit ihr, wie hier erzählt wird.

Beſchützer, Lehrer, Hirten der Völker waren ſie,
Und glänzen nun im Chor der Götter,
Selig durch den Anblick des Guten ſo ſie thaten!

Herkules.

O Göttin, führe, führe mich
Den Weg den dieſe Helden giengen!
Was ſäumen wir?
Er mag dem Weichling furchtbar ſeyn,
Er mag mit Dornen dräun, von Klippen ſtarren,
Bey jedem Schritte mögen Ungeheuer
Sich mir entgegen ſtürzen!
Mich erſchreckt kein Hinderniß, kein Feind,
Ich folge dir!

Herkules. Die Tugend.

Herkules. Allmächtig iſt das Feuer
Das du in mir erweckſt,
Mir, dem du ohne Schleyer
O Tugend, dich entdeckſt!

Die Tugend. Von deiner erſten Jugend
Hab ich dich auserkohren;
Du biſt dazu gebohren,
Alcid, der Held der Tugend,
Der Menſchen Luſt zu ſeyn!

Herkules. Dich hab ich mir auf ewig
Zur Göttin auserkohren.

ner wandten, zürnten diese den Thebanern; denn die Plataer waren von Alters her ihre Freunde, und hatten sich in der Noth der Persischen Kriege ihnen vor allen treu bewiesen. Auch andere ihnen befreundete Städte klagten über die Thebaner, und Artaxerxes gab sich Mühe, den Frieden in Griechenland wieder herzustellen [79]). Da beschlossen die Athener, Frieden mit Sparta zu machen. Sie wollten nicht gegen die Thebaner ziehen; aber auch nicht Gemeinschaft mit ihnen haben in ihrem Unternehmen. Deshalb schickten sie Gesandte an die Thebaner, und luden sie ein, ihnen des Friedens wegen nach Sparta zu folgen. Dieses ward angenommen. Also ward eine große Versammlung der Lakedämonier und Bundesgenossen in Sparta angesagt [80]). Dahin begaben sich die Gesandten der Athener und Thebaner. Perser waren zugegen. Ganz Griechenland war des Ausgangs begierig.

[81]) In dieser Versammlung stand Epaminondas, der Thebaner, dem Agesilaos gegenüber,

79) Diod. S. 15, 38.

80) Xen. H. 6; 3, 1—3. Plut. Ages. 27.

81) Plut. Ages. 27. 28. Corn. Nep. Epam. 15. Man vergl. Diod. 15, 38. — In diesem Abschnitte

mit der Hoheit der Seele, die ihm eigen war. Er redete von dem Wohl Griechenlands, hintansetzend den Vortheil seines Vaterlandes, und that dar, wie der Friede nur auf gleichmäßig vertheilter Macht beruhen könne. Und da andre sich vor dem Spartanischen Könige beugten, schalt er mit freiem Muthe Sparta's Herrschsucht, seine Treulosigkeit und das Verderben, in welches es Griechenland gestürzt. Alle Anwesende hörten ihn mit großer Bewunderung; denn er redete mit Kraft, und die Wahrheit sprach aus seinen Worten. Also — daß auch Cornelius sagt, [32]) Epaminon-

(zu Olymp. 101, 2.) erwähnt Diodor eines Friedens, von dem die Thebaner seyen ausgeschlossen worden. Zu Ol. 102, 1. eines neuen Friedens, an welchem wiederum die Thebaner keinen Antheil gehabt haben. Der erstere ist wohl der, dessen auch Xenophon (H. 6; 2, 1.) erwähnt, der aber nicht zu Stande kam. Diodor scheint aus dem eigentlichen Frieden einige Umstände in den von ihm so genannten zu tragen. M. s. auch Wesseling zu der angeführten Stelle des Diodor.

32) Corn. Nep. Epam. 6. — Xenophon nennt den Epaminondas gar nicht bei Gelegenheit dieser Zusammenkunft. Er erwähnt seiner überhaupt erst gegen das Ende seiner Geschichte. Trug er etwa Bedenken, ihn seinem Helden Agesilaos

das habe an dem Tage Sparta überwunden, nicht weniger als an den Tagen seiner Siege.

Athen und Sparta mit ihren Bundesgenossen kamen eines Friedens überein, [83]) in welchem beschlossen ward, die Heere zu Lande und auf dem Meere zu entlassen und alle Städte, die bis dahin besetzt gewesen wären, frei zu geben. Die Spartaner sollten sofort ihre Harmosten zurückberufen. Dieser Frieden war von ihnen beschworen. Aber die Thebaner weigerten sich, demselben in allen Punkten beizutreten [84]). Sie verlangten, man solle sie für ganz Böotien unterschreiben lassen. (Sie hielten sich nicht sicher mit ihrem kleinen Besitzthum gegen Athen und Sparta.) Darauf fragte Agesilaos, in großem Zorn über die Rede des Epaminondas: „Hältst du es dem Recht und der Billigkeit gemäß, Böotien in allem frei zu machen?“ Dieser fragte dagegen ge-

gegenüber zu stellen? — Xenophon hat die Reden einiger Athenienser, die nach Sparta gesandt waren, aufgezeichnet (6; 3, 4—18), aus denen man die Stimmung gegen Sparta abnehmen kann; welches besonders von der zweiten gilt.

83) Xen. H. 6; 3, 18.

84) Diod. S. 15, 50. man vergl. 38. Plut. Ages. 28.

laſſen: „Hältſt du es, o Ageſilaos, dem Recht und der Billigkeit gemäß, Lakedämon in allem frei zu machen?“ [85]) Da ſprang Ageſilaos in ſeinem Zorn auf, und rief: „Ich frage dich zum letzten Mal, ob du willſt, daß Böotien frei ſey?“ — Aber Epaminondas wiederholte, was er zuvor gefragt hatte. Alſo kündigte Ageſilaos den Thebanern den Krieg an; und hieß die Geſandten ſich wegbegeben.

Dieſe Verſammlung entſchied über Sparta's Geſchick; und bedeutungsvoll ſtanden die Männer einander gegenüber, auf denen das Schickſal ihres Vaterlandes beruhete. Die Gerechtigkeit ſprach aus Epaminondas Munde, und der König der Lakedämonier, in ſeinem Zorne, vergaß der Mäſſigung, und achtete nicht auf die Zeichen der Zeit; wie die Götter den verblenden, deſſen die rächende Gerechtigkeit harrt. — Ageſilaos verdankte die meiſten ſeiner glänzenden Eigenſchaften einer günſtigen Natur. Den thebaniſchen Helden machte ſein Wille groß.

85) Epaminondas deutete auch auf Meſſene.

Dritter Abschnitt.

Nach diesem Frieden riefen die Spartaner und Athener alle Besatzungen aus den Städten; Kleombrotos aber mit dem Heer blieb in Phokis [1]). Dieser fragte an, was er zu thun habe. Die Gemeinde versammelte sich zu Sparta. Da trat einer, mit Namen Prothoos, auf, und ermahnte mit feuriger Rede, das Heer zurückzurufen und den Willen der Götter in Acht zu nehmen. Aber er ward nicht gehört. Die Spartaner trieb ihr böser Geist; sie jauchzten, als wäre Theben schon in ihrer Gewalt, und Agesilaos drang auf den Krieg [2]). Also ward an Kleombrotos der Befehl gesandt, er solle die Thebaner angreifen, wenn sie nicht sofort die Böotischen Städte frei gäben. Zugleich wurden die Bundesgenossen versammelt, welche unwillig gehorchten. Da nun Kleombrotos sah, daß die Thebaner nicht gesonnen seyen, jener Forderung Genüge zu leisten, und daß sie ihr Heer gerüstet hielten, drang er alsbald in Böotien ein, und lagerte sich bei Leuktra. Ihm gegenüber die Thebaner mit den Böotern.

1) Xen. H. 6; 4, 1. 2. Man vergl. Diod. S. 15, 51.
2) Plut. Ages. 28.

froh ihres Heerführers, und im Kriege geübt. Epaminondas führte sie; in dessen großer Seele Wort und That eins war. Er hielt es für sein Tagewerk, die Spartaner zu strafen, wegen ihres Uebermuths; und in seinem Gemüthe war der Gedanke lebendig, wie sie an Theben gefrevelt. Als er aus Theben auszog, das Heer führend, wurden die Alten auf böse Zeichen aufmerksam, und warnten ihn, und mahnten ihn ab von dem Zuge. Aber Epaminondas, mit der Gesinnung, welche sich jegliches Geschick unterwarf, antwortete: „Das sey die einzige Vorbedeutung und die beste, daß ihr für das Vaterland auszieht [3]). Die Thebaner standen, wo sich seit alter Zeit ein Denkmal zweier thebanischen Jungfrauen erhob, die durch Gewalt von Lakedämonischen Jünglingen geschändet, hier durch freiwilligen Tod ihre Schmach geendet hatten [4]). Ein Götterspruch drohte den Spartanern an dieser Stelle eine große Niederlage. Das Grabmal ward von den Thebanern bekränzt. Alle waren voll Muthes.

3) Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης. — Il. 12. 243. Dieses erzählt Diodor (15, 52).

4) Xen. H. 6; 4, 7. Diod. S. 15, 51.

[5]) Am zwanzigsten Tage nach der Versammlung zu Sparta, wo Epaminondas redete, ward die denkwürdige Schlacht bei Leuktra gefochten, in welcher der Thebaner Sparta überwand. Die Niederlage der Spartaner war groß. Von ihrem Heere fielen viertausend; darunter vierhundert Spartaner, von siebenhundert, welche in die Schlacht zogen [6]). — Unter diesen war Kleom-

5) Am 14ten des Skirrophorion, sagt Plutarch, ward das Bündniß zu Sparta geschlossen; am 5ten des Hekatombäon war die Niederlage bei Leuktra.

6) Nach Polyan (2; 2, 12.) hatten die Lakedämonier 40,000 Mann. Gewiß übertrieben. Mit ihnen war auch, dem Diodor zu Folge, Archidamos, des Agesilaos Sohn. Die Thebaner hatten in der Schlacht 6000 Mann, denen Jason aus Thessalien 500 zu Fuß und 100 Reiter zuführte. Diod. S. 15, 52. 54. Pelopidas war mit im Heere. Die Nachrichten über die Schlacht sind sehr verschieden. Xen. H. 6; 4, 1—15. Plut. Pel. 20—23. Ages. 28. Diod. S. 15, 52—56. Paus. 9, 13. — Diodor giebt die Zahl der gefallenen Lakedämonier auf 4000 an, die der Böoter auf 300. Pausanias sagt, es seyen mehr als 1000 Lakedämonier geblieben, nur 47 Thebaner. Xenophon giebt 1000 gefallene Lakedämonier an; zu wenig. Man sehe Schneider zu Xen. H. 6;

bretos, der König; um ihn die edelſten Spartaner; auch Ephobrias und ſein Sohn, der ſchöne Kleonymos. Dieſer hatte das Wort wahr gemacht, das er dem Archidamos gab. Er focht tapfer an der Seite des Königs. Dreimal fiel er im heftigen Andrang der Feinde vor den Augen deſſelben nieder; dreimal erhob er ſich, und ſtritt, bis er, tapfer zum letzten Augenblick, das Leben verlor [7]).

Aber Sparta bewies ſich auch in ſeinem Falle groß [8]). Es wurden eben damals die Gymnopädien gefeiert; es war der letzte Tag des Feſtes, und Schaaren von Fremdlingen ſahen den Kampfſpielen auf dem öffentlichen Schauplatze zu. Der Chor der Männer war aufgetreten. Da kam ein Bote mit der Nachricht von der Niederlage bei Leuktra. Die Ephoren vernahmen ſie. Jedoch ließen ſie die Spiele fortgehn, und ordneten ſelbſt

4, 15. und Weſſeling zu Diod. S. 15, 56. der eine Stelle aus Xenophons Ageſilaos. (2, 24.) anführt, die aber, wie Schneider richtig bemerkt, nicht klar genug iſt, um hier zum Beweiſe zu dienen.

7) Plut. Ages. 28. Xen. H. 6; 4, 14.

8) Xen. H. 6; 4, 16. Plut. Ages. 29.

alles an. Dann sandten sie die Namen der Gefallenen in die Häuser der Angehörigen, und befahlen den Weibern, sie sollten kein großes Klagegeschrei erheben, sondern schweigend das Unglück ertragen. Des andern Tages sah man die Väter, Brüder und Verwandten der Gefallenen auf den Markt hervorgehn, und mit freudigem Stolze und heiterm Gesichte sich umarmen. Die aber die Ihrigen am Leben wußten, hielten sich zu Hause; oder, wenn sie hervorgiengen, sah man sie mit niedergesenkten Augen und trauriger Miene einhergehen. Vor allen groß zeigten sich die Weiber. Diejenigen unter ihnen, deren Söhne oder Männer umgekommen waren, eilten, Stolz und Freude in den Gebehrden, zusammen und giengen in die Tempel, während die andern in großer Betrübniß und Scham die Ihrigen erwarteten.

Damals gedachten die Spartaner des Orakels, welches sie vor einem hinkenden Könige warnte [9]), und waren in großen Sorgen. Jedoch die großen Eigenschaften des Agesilaos und seine ruhmvollen Thaten erhielten ihn in seiner Würde. Er selbst verzweifelte nicht an sich. Auch die Epho-

9) Plut. Ages. 30.

ren und die übrigen Spartaner gaben das Vaterland nicht auf. Es ward eilends ein neues Heer zusammengebracht. Die Aeltesten, bis auf die, welche vierzig Jahre gedient hatten, dienten in diesem, und Archidamos, der Sohn des Agesilaos, ward zum Heerführer ernannt [10]). Der König war noch nicht von seiner Wunde genesen. Sein Rath aber ward in allem gesucht. Auch darin, wie diejenigen, die in der Schlacht ihre Reihen verlassen hatten, zu bestrafen seyen. Es waren deren viele und angesehene, so daß man einen Aufstand befürchten mußte, wenn sie nach dem strengen Gesetze behandelt würden. Nämlich die Feigen konnten sich um kein Amt bewerben. Es war einem Spartaner schimpflich, solchen eine Tochter zum Weibe zu geben, oder ihre Töchter zu heirathen. Jedermann durfte sie schlagen, oder sonst beschimpfen; und sie mußten in demüthigem Aufzuge, in zerrissenen, besonders gefärbten Kleidern, und mit halb geschornem Barte umhergehn [11]). — In dieser Zeit durfte Sparta sich

10) Xen. H. 6; 4, 7. — Das Heer, das geschlagen war, begriff die Krieger unter 55 Jahren. — Archidamus der zweite betrauerte seines Vaters Kleombrotos Tod.

11) Plut. Ages. 30.

Tugend. Du biſt für mich gebohren!

Herkules. Ich bin für dich gebohren!

Herk. Für dich— Tug. Für mich allein!

Herkules. Dir weyh' ich meine Kräfte!

Tugend. Dein ſüſſeſtes Geſchäfte
Sey, alle deine Kräfte
Dem Glück der Welt zu weyhn.

Herkules. Mein ſüſſeſtes Geſchäfte
Sey, alle meine Kräfte
Dem Glück der Welt zu weyhn!

Tugend. Dich hab ich auserkohren!

Herkules. Dir weyh ich meine Jugend!

Tugend. Du biſt dazu gebohren
Ein Held, der Held der Tugend,
Der Menſchen Luſt zu ſeyn.

Beyde. Du biſt / Ich bin } dazu gebohren,

Herkules. Durch dich allein, o Tugend,

Beyde. Den Göttern gleich zu ſeyn.

---

nicht vieler Krieger berauben. Deshalb ward Agesilaos zum Gesetzgeber gewählt, und ihm ward Freiheit gegeben, in diesem Falle zu entscheiden, wie es ihm am weisesten dünke. Und er entschied, wie es die Noth gebot und die Zeit, welcher auch das Stärkste unterliegt. „Heute, sprach er, da er in die öffentliche Versammlung trat, sollen die Gesetze schlafen; aber morgen sollen sie, und in Zukunft wieder gültig seyn.“ — Also suchte er das Gesetz zu erhalten, und rettete die Bürger von der Schmach.

Archidamos war indessen mit dem Heere ausgezogen. Als er aber Megara erreicht hatte, begegnete ihm das Heer, das bei Leuktra geschlagen war. Es hatte einen Waffenstillstand erlangt [12]). Deshalb entließ Archidamos das seine, und kehrte nach Sparta zurück.

In dieser Zeit giengen die Mantineer, die früher, von den Lakedämoniern genöthigt, sich in ein-

12) Xen. H. 6; 4, 19—22. Die Thebaner hatten die Athener und den Pheräer-Jason um Beistand ersucht. Aber die Athener waren eifersüchtig auf Theben; und Jason vermittelte den Abzug der Spartaner

einzelne Ortſchaften vertheilt hatten, [13]) damit um, ſich wieder in eine Stadt zu vereinigen, und dieſe mit einer Mauer zu umgeben [14]). Das Unglück der Spartaner bei Leuktra hatte ſie dazu ermuntert. Dies war den Spartanern bedenklich; und deshalb ſchickten ſie den Ageſilaos, der eben geneſen war, an ſie, ihnen Vorſtellung zu thun. Aber er ward nicht gehört, und kehrte zornig nach Sparta zurück. Darauf, weil indeſſen auch Arkader von der Gegenparthie des Tegeaten Kallibios vor dieſem nach Sparta geflüchtet waren, und die Einwohner gegen die Mantineer und andere Städte, die dem Kallibios beiſtanden, und Arkadien zu einem einzigen Reiche zu machen trachteten, [15]) um Hülfe baten, zog er

13) Xen. H. 5; 2, 1. u. f. Dies war der Anfang der Gewaltthätigkeiten der Spartaner, gleich nach dem Antalcidiſchen Frieden.

14) Xen. H. 6; 5, 3. Plut. Ages. 31.

15) Xen. H. 6; 5, 3–5. Diod. S. 15, 59. — Damals fieng man an Megalopolis zu bauen. S. Schneider zu Xen. 6; 5, 3. — Diod. (15. 72) ſetzt den Anfang von Megalopolis gleich nach der thränenloſen Schlacht, und ſagt, ſie ſey aus 40 Dörfern der Arkadiſchen Parrhaſier und Kynalier entſtanden und bevölkert worden. — Vielleicht

mit einem Heere gegen Mantinea. Die Heräer und Lepreaten waren mit ihm Er ſah dieſen Krieg gern, und hoffte, durch ein glückliches Unternehmen den Spartanern wieder Muth einzuflößen und Vertrauen auf ihre Kraft. Auch begann er ihn mit gutem Glücke [16]). Er nahm Eukéa, deſſen Krieger zu den Arkadern gezogen waren. Die Zurückgebliebenen behandelte er menſchlich. Er erwartete hier die Orchomenier, welche den Spartanern treu anhiengen, und die Miethsvölker, die ſich bei Korinthos verſammelten, unter Anführung des Polytropes. Die Mantineer aber ſchlugen dieſe, da ſie zu Ageſilaos ziehen wollten. Da nun die Miethsvölker ſäumten, zog er gegen Mantinea, und verheerte die Aecker um die Stadt. Ein Treffen vermied er; denn die Arkader, die ſich zu Tegea verſammelt hatten, waren mit den Mantineern vereint. Aber drei Tage ſtand er unter den Mauern der Stadt; [17])

ruhete der Bau von Megalopolis eine Weile und ward nach der angeführten Schlacht eifrig fortgeſetzt. M. ſ. eine Beilage zu Manſo's Sparta. Bd. 3.

16) Ueber dieſen Krieg ſ. Xen. H. 6; 5, 10. Ages. 2, 23. Plut. Ages. 31. Diod. S. 15, 62.

17) Die Mantineer kamen nicht hervor; ſie erwarteten die Hülfe der Thebaner.

und führte alsdann, weil der Winter hereinbrach, das Heer nach Euböa. Von da begab er sich nach Sparta.

Nicht lange darnach vereinigten sich die Thebaner unter ihrem großen Feldherrn, und ihre Bundesgenossen mit den Arkadern [18]). Wie eine große Fluth standen die Heere, mehr denn vierzigtausend Mann, am Eingang Lakoniens und drohten einzubrechen. Es geschah. An vier ver-

18) Xen. H. 6; 5, 23, u. f. Ages. 2, 24. Diod S. 15. 62—65. Plut. Pel. 24. Ages. 31. 32. — Die Bundesgenossen der Thebaner waren die Phocenser, die ihnen gehorchten, die Eubäer aus allen Städten; beide Locrer, die Acarnaner, Heracleoten, Malirer, und Thessalische Reiter und Peltasten. — Nach Diodor war das Thebanische Heer, nachdem die Acarnaner dazu gestoßen waren, über 50,000 Mann stark. — Plutarch sagt, außer einem Heere von 40,000 Mann, seyen viele Leichtbewaffnete gewesen und ein großer Troß, so daß in allem an 70,000 Mann in Lakonien eingedrungen wären. Plutarch hat auch den Theopompus vor Augen gehabt. — Mit den Arcadern waren Eläer und Argeier. Sie machten das größeste Heer. — Pelopidas war mit bei den Thebanern. Diodor nennt den Epaminondas und ihn Hörtarchan.

ſchiedenen Orten drangen ſie ein. Die Arkader bei Jos, an der Grenze Arkadiens; woſelbſt der Spartaner Iſcholaos den Tod des Leonidas ſtarb, in der Mitte ſeiner alten Krieger; denn die jüngern hatte er weggeſandt, damit ſie ſich für Sparta erhielten.

Bei Karyä vereinigten ſich die Heere. Von da zogen ſie nach Sellaſia. Alles fiel auf dem Zuge in ihre Hände; Sellaſia ward verbrannt; alſo, daß man den Rauch der Verheerung in Sparta ſah. Deß erſchracken die Spartaner; denn ſeit fünfhundert Jahren hatte kein Feind ihre Grenzen betreten [19]). Vor allen entſetzten ſich die Weiber; ſie kannten ſolchen Anblick nicht, und vermochten nicht ihn zu ertragen. Die Hände ringend und in Verzweiflung rannten ſie wie raſend umher und erfüllten die Stadt mit Geſchrei und Aufruhr. Die Greiſe, voll Unwillen über das Ge-

19) Man ſehe Perizon. ad Ael. 13, 42. — Plutarch ſagt: Es waren 600 Jahre, ſeitdem die Dorer Lakedämon bewohnten. In der ganzen Zeit ſahen ſie keinen Feind in ihrem Lande. — Ageſilaos pflegte oft rühmend zu ſagen, die Spartaniſchen Weiber haben niemals feindlichen Rauch geſehen.

ſchehene, geſellten ſich zu ihnen. Die Männer aber griffen entbrannt zu den Waffen, damit Sparta nicht ungerochen bliebe. Aber Ageſilaos und die Aeltern hielten ſie zurück, damit nicht die Stadt ohne Schutz ſey, und die Jugend Sparta's umſonſt falle. In dieſer Noth verhießen die Spartaner den Heloten, welche die Waffen ergreifen würden, die Freiheit. Es fanden ſich alsbald mehr als ſechstauſend; ſo daß die Spartaner erſchracken, da ſie ſie in Ordnung ſahen. Jedoch wurden ſie beruhigt, da die Söldner von Orchomenos bei ihnen blieben. Zu dieſen kamen bald Heere aus Korinthos, dem getreuen Phlius und aus andern Städten.

Indeſſen zog Epaminondas den Taygetos hinab, den Eurotas zur Rechten, weiter, Sparta vorüber gen Amyklä, wo der Uebergang über den Fluß leichter war. Dieſer war von geſchmolzenem Schnee und von Regen hoch geſchwollen; denn es war Winter. — Ageſilaos ſah hier den Epaminondas an der Spitze ſeines Heeres. Er ſtand lange Zeit ſtarr, und ſah ihn mit unverwandtem Blicke an. Endlich rief er, über den Anblick erſtaunt, aus: „O der kühne, unternehmende Mann! — Mit großer Gewalt widerſetzten ſich

die Spartaner dem Uebergange. (Sie hatten in Hoffnung, den Feinden Widerſtand thun zu können, da ſie wegen des hohen Stromes in Unordnung geriethen, die Alten, die Weiber und Kinder zum Schutz der Stadt zurückgelaſſen). Sie fochten, ihres alten Ruhmes würdig. Aber Epaminondas drang hindurch. Da zogen ſie ſich in ihre Stadt zurück. Die Feinde lagerten ſich nunmehr im Angeſicht Sparta's, und ihre Reiter ſprengten bis an die Rennbahn und den Tempel des Poſeidon, wie zum Trotze, heran [20]). Aber Ageſilaos hielt mit ſeinem Heere die Mitte der Stadt und die höhern Plätze beſetzt; entſchloſſen, die alte heilige Stadt aufs äußerſte zu vertheidigen. Er achtete nicht den Trotz der Feinde, die ihn zum Kampf in die Ebene forderten, eingedenk, daß auf dieſer Stunde Sparta's Heil beruhe. Wenn aber eine Schaar der Feinde zu kühn vordrang, ward ſie mit tapferm Widerſtande zurückgeworfen. Da zog Epaminondas ſein Heer zurück; die Höhen, auf welchen Sparta lag, ſchreckten ihn.

20) Es fiel noch ein kleines Gefecht bei dem Hauſe der Tyndariden vor, wo 300 Spartaniſche Schwerbewaffnete ſich in Hinterhalt gelegt hatten; die Spartaner hatten darin den Vortheil.

Ageſilaos hatte den größten Wechſel des menſchlichen Glückes erfahren. Aber darin zeigte er ſich groß, daß er nicht verzweifelte, da das äußerſte Verderben hereinbrach. Der Ruhm, den Sparta hatte, da er König ward, und welchen er noch erhob, war dahin. Der Unwille ſeiner Bürger erhob ſich in lauten Klagen um ihn; nahe der Stadt der drohende Feind; drinnen Aufruhr. Aber auch da zeigte er ſich als König; und ihm verdankt es vor allen Sparta, daß es nicht gänzlich untergieng. — Bei dem Aufruhr zeigte er große Klugheit [21]). Zweihundert Spartaner rotteten ſich, da Epaminondas abzog, zuſammen, und beſetzten Hiſſorion, einen feſten Ort der Stadt, auf welchem ein Tempel der Artemis ſtand. Das übrige Heer wollte ihn erſtürmen. Aber Ageſilaos, bedenkend, wie theuer jetzt das Leben eines Kriegers ſey, ging allein, ohne Rüſtung, von einem Diener begleitet, zu den Aufrührern, und rief ihnen zu: ſie haben ſeinen Befehl falſch verſtanden; nicht dahin ſollten ſich alle begeben, ſondern vertheilt auf die umliegenden Höhen. Darüber waren die Aufrührer froh (ſie fürchteten das drohende Heer), und meinten, man wiſſe um ihre

21) Plut. Ages. 32.

Verſchwörung nicht. Sie verließen die Höhe, und begaben ſich nach den Oertern, die Ageſilaos ihnen angewieſen hatte. Die Nacht darauf aber ließ er funfzehn von dieſer Rotte greifen und tödten.

22) Bald darnach ward eine größere Verſchwörung entdeckt. Viele Spartaner verſammelten ſich heimlich, und giengen mit Aufruhr um. Dieſe ließ Ageſilaos, einverſtanden mit den Ephoren, überfallen, und im Stillen umbringen. Es war zu der Zeit nicht ſicher, ſie vor ein öffentliches Gericht zu ziehen. — Und wenn von den Heloten, oder den Lakedämoniern Nachts welche zu den Feinden überliefen, ließ der König früh Morgens aus den Schlafgemächern die Waffen der Entronnenen wegnehmen, damit ihre Zahl nicht bemerkt und das Heer nicht muthlos werde. Einer ſolchen Vorſicht und Klugheit bedurfte man dazumal in Sparta, wo vormals jeder Bürger frei und vor den Augen aller lebte, und wo auf nichts geachtet ward, als auf die Geſetze.

Das Heer des Epaminondas zog indeſſen immer tiefer den Peloponnes hinab, über Helos, die

22) Plut. Ages. 32.

nach Gythion, am Meere gelegen, woselbst die Schiffswerfte der Spartaner waren. Vor diesem Orte lag es drei Tage. Es war schwer mit Beute beladen, und viel Landes lag verheert. Dort aber sah Epaminondas, daß viele von den Arkadern und Bundesgenossen das Heer verlassen hatten. Deshalb, und wegen des Winters, und weil Mangel an Lebensmitteln in Lakonien war, begab er sich nach Arkadien; von da nach Böotien. Die Athenienser, um deren Hülfe Sparta gefleht hatte, und die am Isthmos versammelt standen, unter Iphikrates, ließen das Heer ziehen.

R. A.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Nekrolog

Ernst August Schmid.

Der zu Ende Novembers in Weimar gestorbene Herzogl. Weimarische Bibliothekar, Ernst August Schmid ist länger als 24 Jahr ein

Die Tugend
an den
Durchlauchtigsten Herzog.

Prinz, den des Himmels Gunst an diesem sel'gen
Tage
Den Wünschen deines Volkes gab,
Erhabner Carl August!
Sie, der Du in des Lebens Morgenröthe
Dich weyhtest, die Du liebst, die Deines Hauses
Freundin
Von je her war — Die Tugend, theurer Prinz,
Weissagt der Welt und sich in Dir
Die Stütze ihres Throns, den Mehrer ihres Reiches.
Dein groses Fürstenherz
Umfasset, fühlt die ganze Würde des Berufs,
Zum Wohlthun bloß auf diese Unterwelt
Herabgesandt zu seyn;
Der Vater eines Volks zu werden
Das einst durch Dich Asträens goldne Zeiten
Zurückgebracht zu sehen hofft.
Dir hat die Vorsicht einen Ruhm bestimmt,
Der selten — Ach! zu selten für das Glück der
Welt! —
Das loos der Fürsten ist. Du bist dazu gebohren

Ein

treuer Theilnehmer und Beförderer dieſer Zeitſchrift geweſen. Der Seelengeleitende Gott kann nicht vor ſeinem Schatten vorbeifliegen, ohne ihm wenigſtens ein Zeichen mit dem Stabe zu machen, womit er, um mit des Verſtorbenen Liebling, dem Mantuaniſchen Sänger, zu ſprechen:

Schlummer giebt und enthebt und vom Tod
auch die Augen entſiegelt.

Schmid gehörte zu den Seelen, von welchen der Platoniker Marſilius Ficinus in Florenz, am Hofe des großen Cosmus zu ſagen pflegte, daß ſie zu früh in männliche Körper eingewandert wären, da ſie noch länger Frauen hätten bleiben ſollen. Seine argloſe, nervloſe Weichheit hatte ungemein viele weibliche Paſſivität. Er bedurfte, um etwas hervorzubringen, durchaus eines gewaltigen Anſtoßes, und auch da war es mehr Nachbildung, Ueberſetzung, Aneignung des fremden Stoffes, als aus ihm ſelbſt hervorgegangen. Das erſte, womit er als Schriftſteller auftrat, die Ueberſetzung der Briefe des jüngern Plinius, wurde nur durch dringendes Zureden ſeines Mannes zur Welt gebracht, deſſen Anſehn er durchaus keine Ausflucht entgegenſetzen konnte. An ſeiner

nachfolgenden Schriftſtellerei hatten zwei Männer in Weimar viel Theil, die er ſelbſt für ſeine Wohlthäter erkannte. Der ſo manche ſchlummernde Kraft von jeher weckende und bethätigende Bertuch gewann ihn früh für ſein Magazin der ſpaniſchen Literatur, worin er den Erzſchalk Tacanno aus Quevedo überſetzte. Später gab ihm Bertuch des Muñoz Geſchichte der neuen Welt zu überſetzen, wovon aber nie mehr als der erſte Band erſchienen iſt. Bertuch, deſſen Verdienſte um die Erweckung und Beförderung des Studiums der ſpaniſchen Literatur zur Engherzigkeit oder Unwiſſenheit verkennen konnte, hatte durch die Herausgabe ſeines Manual de la Lengua Espanola das erſte brauchbare Leſebuch gegeben, und drang nun ſo lange in den ehrlichen Schmid, der gegen einen kleinen literariſchen Erwerb auch nicht unempfindlich war, bis dieſer ſich zur Ausarbeitung ſeines Diccionario Español y Aleman entſchloß, wovon der ſpaniſch-teutſche Theil ſchon 1795, der zweite, teutſch-ſpaniſche, aber erſt 1805 erſchien. Die mühſame Lexicographie war Schmids Natur eigentlich ganz zuwider, da er von Haus aus ein Schmecker und Näſcher von poetiſchen Süßigkeiten und Merkwürdigkeiten

aus dem Leben groſser und kleiner Männer war und keine gröſsere Seligkeit kannte, als mit Schmetterlings-Lüſternheit bald auf dieſer, bald auf jener Blume im geräumigen Muſengarten ſich anzuſaugen. Wer mag die Seufzer zählen, die auf dieſem ſpaniſchen Wörterbuch ruhen, oder wie oft während der Ausarbeitung der vielgeplagte Sammler das Wort des Joſeph Scaliger citirt habe: quem Jupiter oderit, Lexicographum fecerit. Gewiß, hätte der brave Mann je die Sünde gegen den heiligen Geiſt begehen können, wie er ſich wirklich in den letzten Tagen ſeines Lebens vorſtellte und darüber viel litt; ſo hätte ſie ihn doch wohl um dieſes lexicographiſchen Fegefeuers willen nicht zugerechnet werden können. Der unvergeſsliche Herder hielt viel auf ihn, wegen ſeines Bienenfleiſses und ſeiner treuen Anhänglichkeit an die Claſſiker aller Nationen. Von ihm erhielt er Lord Monboddo's Werk: On origin and progreſs of the language zur Ueberſetzung. Auch begleitete Herder den erſten Theil deſſelben mit einer Vorrede. Als Herder aus Italien zurückkam, brachte er die Reiſebriefe, oder Car'as familiares des Abate Juan Andre's über Italien mit, und rieth, da er ſie auf ſeiner Reiſe ſelbſt von mancherlei Nutzen erfun-

den hatte, Schmiden ſie zu überſetzen *). Seine Liebe zu biographiſchen und literariſchen Anekdoten beweiſen zwei kleine, bald abgebrochene Sammlungen: Biographiee u berühmter Männer, nebſt ihren Portraits. Er hatte eine ſehr willfährige Muſe, die ihm überall erſchien, wo es etwas zu bewundern und zu lobpreiſen gab, und ſo entſchlüpfte ihm manches oft nur verſtohlen ausgetheilte Gedicht auf ſchöne Frauen und ſchöne Gegenden. Den Park zu Weimar hat er zu verſchiedenen Malen beſungen. Pope's berühmte Heroide, Heloiſe a Abälard ſtand zuerſt in dieſer Monatsſchrift, und erſchien ſpäter auch in einem beſondern Abdrucke. Das alles war wenigſtens ſehr gut gemeint und harmlos, und ſo wie ſeine Poeſie, war auch ſein ganzes Leben. Have candida anima! Tu morsus Cerberi non expavesces. Beifolgende Skizze iſt aus der Feder eines Mannes, der nach ſeinen Verhältniſſen ihn genau ken-

*) Dieſe noch immer ſehr empfehlungswürdige und für die Literatur des neuen Italiens faſt unentbehrliche Sammlung iſt unter dem Titel: Don Juan Andre's Reiſe durch verſchiedene Städte Italiens. Weimar, Induſtriecomtoir 1792. in 2 Bänden erſchienen.

nen mußte, und der das Gute und Liebenswürdige in ihm nie verkannte.

B.

Schmid war 63 Jahr alt, als er ſtarb, und 28 Jahr bei der Bibliothek. Vorher Acceſſiſt; 1794 Sekretair, und mit Hrn. Vulpius zu gleicher Zeit 1805 Bibliothekar. Sie kennen ihn, und wiſſen, wie ganz unerſättlich (ſo zu reden) er war, Sprachen zu verſchlingen, Anekdötchen, beſonders von ſeinem Liebling, Voltaire, aufzuhaſchen, und wie ſeelenvergnügt, gelehrte Zeitungen und Notizen zu leſen; aber nur halb war ſein Vergnügen, kam nicht ſogleich einer auf die Bibliothek, dem er den Fund mittheilen konnte. Den Fremden war er ein erwünſchter Führer. Es iſt nicht Jedermanns Sache, alles mit Jedem zu beſchwatzen, und ſtets vorzuzeigen, und zu ſagen, dies iſt eine Bibel, dies iſt eine Paſſionale ꝛc. Es iſt ein rares Stück! teste Panzere etc. — Schmid aber unterhielt ſich ſtets dabei, weil er die Fremden zugleich examinirte. Kamen Altonaer, Hamburger ꝛc., als Klopſtock noch lebte, ſo mußten ſie alle meinen, er ſey mit ihm verwandt. So war's, wenn ein Göttinger kam, mit Heynen ꝛc. So ſehr er ein Mann nach der Uhr war, ſo wenig wußte

er von der Zeit etwas, wenn er von Gelehrten: Anekdoten ꝛc. erzählen hörte. Er ſtand wie unbeweglich dabei, mit eingeſchlagenen Händen, und zuckte nur mit den Geſichtsmuskeln. Von allen Anſtrengungen war er ein geſchworner Feind, und Folianten konnte er gar nicht leiden. Dabei waren ihm auch die beſten Bücher nicht ganz lieb, wenn ſie nicht ſchön eingebunden waren. Er hieng ſehr am Aeußern. Obgleich die Muſen ihm eigentlich nicht ſehr hold waren, machte er doch gern Verſe, als er noch verliebt war; und da war er oft ſehr hart. Daher gerieth er auch ganz in Extaſe, wenn er an Damen die Bibliothek zeigen konnte. Er liebte eigentlich von Büchern keine Klaſſe, als die ſogenannte Philologiſche. Durchleſen mochte er ſie nicht, aber er ſah ſie gern daſtehen. Länderbeſchreibungen waren ihm am fremdeſten. Bruce Reiſe nach Abyſſinien zu leſen, (ob er es gleich oft wagen wollte,) wär ihm eine herkuliſche Arbeit geweſen. Aber Biographien verſchlang er. Wie hat er auf Alfieri gelauert, ehe er kam! Die Sünde gegen den heil. Geiſt wollte ihm nicht recht aus dem Kopfe, die ihm aber nicht erſt Oſtern 1809, als er zum erſtenmale krank wurde, zum erſtenmal in den Kopf gekommen ſeyn kann. Er ſprach ſchon ſehr beredt vor 3 Jahren mit ſeinem Kollegen Hrn. Vulpius,

einmal davon. Damals achtete es dieser noch nicht. Da die Idee für wurde, so nahm er ihm nach seiner Wiedergenesung den Real-Catalog mit dem Artikel de Spiritu S. hinweg, denn er dachte, er liest am Ende noch alles, was darüber vorhanden ist. Zuletzt schien er sich Vorwürfe zu machen, Voltairen zu hoch geachtet zu haben. Der Rath und Bibliothekar Spilker sagte einmal zu ihm: „Lassen Sie doch die Affenliebe zu diesem Freigeiste! Auf dem Todtbette werden Sie dieselbe bereuen." — Nun schien es, als fühlte er dieses, kurz vor seinem Abschiede aus der Welt. Aber er war sehr verschlossen, und mißtrauisch, und sagte nichts, wenigstens nicht mit ganzen Worten. — Er war zu eitel, sein Alter wissen lassen zu wollen. Nur als er vor 3 Jahren mit auf die Bürgerwache ziehen sollte, sagte er endlich, daß er 60 Jahr alt, und also frei davon sey. Bei dieser Gelegenheit erzählte er auch, er sey in Holland zu — ich weiß nicht mehr wo, — gebohren, wo sein Vater Feldprediger gewesen sey. Diesen habe Ernst August, Herzog von Sachs. Weimar und Eisenach in Holland predigen hören, und darauf ihm die Superintendentur zu Kreutzburg gegeben; der Herzog sey sein Pathe geworden, woher er auch Ernst August heiße. — Gegen das Ende seines Lebens wurde

er noch mißtrauiſcher als er es ſchon war. — Dieſen Sommer hat er noch einmal bei mir geſpeiſet, und da fieng er, gegen ſeine Gewohnheit, mit meiner Frau von Haushaltungsſachen an zu ſprechen, kam aber gleich wieder auf die Zeiten, die ihm gar nicht gefielen. Er wollte nur Ruhe und Friede haben, und ſeit den Schreckenstagen vom 14. und 15. October 1806. ging's ihm, wie es uns allen noch jetzt geht, wenn wir Soldaten ſehen.

— e.

Inhalt.

Seite

I. Zwei Gedichte aufs Jubiläum der Universität Leipzig. 3

II. Gedichte.

1. Morgenlieder. 6

2. Die tragische Minute. 12

III. Probestück einer neuen Uebersetzung des Sophokles von Ludwig Purgold. . . . 14

IV. Der Pariser Tivoli im Sommer 1809. . 44

V. Bruchstück eines Werks, betitelt: Sparta's Untergang, dargestellt in den Lebensbeschreibungen der Könige Agesilaos, Agis und Kleomenes. 53

VI. Nekrolog. Ernst August Schmid. . . 73

Hierzu das Intelligenz-Blatt. No. I.

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

1. Stück. Januar 1810.

I.

Plan und Ankündigung der meteorologischen Hefte. Herausgegeben von Dr. Carl Constantin Haberle.

»Da zur Begründung einer allgemeinen und besonderen Witterungslehre, nicht nur vielfache und zahlreiche, stets fort zu setzende Beobachtungen, sondern auch viele wissenschaftliche Untersuchungen und Prüfungen, theils der bisher für wahrgehaltenen, theils der neu aufzustellenden Lehrsätze durchaus nothwendig sind; die Jahrgänge unseres bereits angekündigten, und nunmehr bald erscheinenden meteorologischen Jahrbuches aber immer nur die Resultate solcher Vorarbeiten, als Grundsätze und Lehrsätze wirklich aufnehmen und in Anwendung bringen können; dasselbe auch jährlich nur einmal erscheinet; so wird deshalb ein wissenschaftliches Magazin als Sammelplatz alles dessen, was an Vorarbeiten zur Begründung und Erweiterung der Witterungslehre nothwendig erforderlich ist, durchaus unentbehrlich.

Ein Held, — kein Held, der allzutheure Lorbeere
Mit Thränen ſeines Volks, mit Bürgerblute tränkt! —
O prinz, du biſt dazu gebohren
Ein Beyſpiel jeder Fürſtentugend
Und Deines Volkes Luſt zu ſeyn!
Ergieb Dich ganz dem göttlichen Gedanken!
Verſchmäh den Reiz der lockenden Syrenen,
An deren Klippen oft der Ruhm der Fürſten ſtrandet!
Die Weisheit Friederichs, die Tugend ſeines
Neffen, (*)
Sey deine Führerin! Alsdann, o Fürſtenſohn,
Wird glorreich deine Laufbahn ſeyn, und herrlich
Der Preis, der dich am Ziel erwartet!

Es iſt ein ſeliges Geſchäfte,
Es iſt das ſchönſte Loos auf Erden,
Der Schutzgeiſt eines Volks zu werden,
Der Gottheit Ebenbild zu ſeyn!

O prinz! Dies groſſe Loos iſt dein!
O weyh ihm alle deine Kräfte!

Es iſt ein ſeliges Geſchäfte!
Es iſt das ſchönſte Loos auf Erden,
Der Schutzgeiſt eines Volks zu werden,
Der Gottheit Ebenbild zu ſeyn!

(*) Friedrich der weiſe, und Johann Friedrich, der ſtandhafte, Churfürſten zu Sachſen.

Unter dem Titel:

Meteorologische Hefte für Beobachtungen und Untersuchungen zur Begründung der Witterungslehre

wird daher in freien, an keine Zeit gebundenen Heften eine Zeitschrift erscheinen, welche enthalten wird:

1) Neue ausführliche Witterungsbeobachtungen, im In- und Auslande angestellt.

2) Ausführliche Schilderungen von besonders merkwürdigen Witterungsbegebenheiten und solchen Naturereignissen, welche auf Witterung Einfluß haben, und mit derselben in Verbindung stehen.

3) Nachrichten von Entdeckungen und Verbesserungen meteoroskopischer Instrumente und Apparate, nebst Abbildungen derselben.

4) Nachrichten von solchen neuen Beobachtungen und Entdeckungen; a) aus der Sternkunde, b) aus der allgemeinen Physik und Chemie, c) aus der allgemeinen Geognosie, d) aus der Thierkunde, e) aus der Pflanzenkunde, f) aus der Heilkunde ꝛc. ꝛc., welche in einer planmäßig umfassenden Witterungslehre nothwendig in Anwendung zu bringen sind.

5) Mittheilungen von zweckmäßigen Medizinal-Polizei-Verordnungen, und Sanitäts-Polizei-Anstalten, welche theils wegen besorglicher, theils schon eingetretener Folgen von Witterungszuständen in manchen Gegenden sich nothwendig gemacht haben; so wie nützliche Vorschläge zu dergleichen Verordnungen und Anstalten.

6) Neue Ansichten und Entwickelungen solcher natürlichen Verhältnisse, welche in das Fach der Witterungslehre eingreifen; also theils Widerlegungen älterer Ansichten, theils Aufstellungen neuer Ansichten, nebst Zulassung aller unparteiischen Gründe dafür und dawider.

7) Der Zweck der Meteorologischen Hefte, ist auf Beförderung von Wahrheit und Gründlichkeit, folglich auch auf Beförderung unparteiischer Prüfungen gerichtet, und erstreckt sich daher auch auf Anzeigen und Prüfungen neuer meteorologischer Schriften.

Wir laden daher alle Liebhaber der Naturforschung dringend ein, an unsern meteorologischen Heften Theil zu nehmen, und uns ihre gütigen Beiträge, unter Adresse der Verlagshandlung, unfrankirt, gefälligst einzuschicken.

Weimar, den 12. November 1809.

Dr. C. T. Haberle.

* * *

Auch diese Zeitschrift, welche nun mit dem meteorologischen Jahrbuche, und dem Witterungs-Kalender, einen ganzen interessanten Cyklus der Witterungskunde ausmacht, werden wir auf's beste besorgen, und den billigen Preis eines jeden Hefts bei seiner Erscheinung anzeigen. Man kann sich bei allen Buch- und Kunsthandlungen und Postämtern darauf abonniren. Wir bitten jeden Naturwissenschaftsfreund sich dafür zu interessiren, und Subscribenten zu sammeln. Jeder Sammler erhält das fünfte Exemplar frei, oder 20 pr. Ct. als Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar, den 12. November 1809.

H. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

II.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Almanach des Dames pour l'an 1810.
à Tubingue, chez Cotta. Prix 2 fl. 45 kr.

Um ein günstiges Vorurtheil für diese niedliche Sammlung zu erzeugen, dürfen wir nur Andrienne, Chateaubriand, Delille, Lebrun, Millevoye u. s. w. nennen, die nebst vielen Andern diesen Almanach mit Beiträgen beehrten. Die Kupfer, wie gewöhnlich nach den besten Gemälden des Pariser Musäums ge-

wählt, und von Lambert vorzüglich gestochen, sind folgende:

Les trois âges par *Gérard;* Boaz et Ruth par N. *Poussin;* Venus caressant l'Amour par *Battoni;* L'Espérance soutient le Malheureux jusqu'au tombeau par *Girodet;* Agar renvoyée par Abraham par *Van Dyck;* Hercule entre le Vice et la Vertu par *Carrache;* und Clelie par *J. Stella.*

III.

Europäische Annalen 1809. Neuntes Stück.

Inhalt.

I. Ostindische Miscellen. Sechste Lieferung.

II. Bedarf die europäische Welt außer dem politischen Reformator noch eines religiösen?

III. Beiträge zur Kenntniß der inneren Verhältnisse der helvetischen Republik und ihrer Regierung im Jahr 1799.

1. Auszug aus den Protocollen des helvetischen Vollziehungsdirectoriums.
2. Antrag des Directors Laharpe an das Vollziehungsdirectorium vom 7ten Jun. (1799.)
3. Des Directors Glaire, im Jun. 1799. eingereichte Denkschrift, über die einzuleitenden Unterhandlungen für die Herstellung der Neutralität der Schweiz.
4. Zwei Briefe Johann Müller's, über die Verhältnisse der Schweiz, im Mai 1800 aus Wien geschrieben.

IV. Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungs-Systems. (Fortsetzung.)

V. Ueber das Betragen der königlich-baierischen Truppen im Inn-Kreise.

IV.

Europäiſche Annalen 1809. Zehntes Stück.

Inhalt.

I. Unterredung des Fürſten von Ligne mit Friedrich dem Großen.

II. Aeneas Sylvius und Markgraf Albrecht, genannt der teutſche Achilles.

III. Ueber die Geſchichte der Kreuzzüge.

IV. Die Engländer in den Südländern.

V. Kleine hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. Ueber die franz. Oekonomiſten von Dupont de Nemours.

V.

Inhalt der allgemeinen Juſtiz = und Polizei= Blätter von dem Regierungs = Rathe Hartleben, für den Monat September 1809.

Abhandlungen.

Beitrag zur Geſchichte des Armen=, insbeſondere des Findelweſens in den europäiſchen Staaten. — Erfahrungsmäßige Schilderung des Ausbruchs und Verlaufs der Tollheit der Hunde von einem großen Beobachter dieſer Thiere, Herrn Meuel. — Glaubensbekenntniß über die gegenwärtige Polizei = Verfaſſung in Teutſchland, veranlaßt durch die neueſten Unruhen in mehreren teutſchen Staaten. Von dem Prof. Hart in Erlangen. Mit Bemerkungen begleitet von dem Regierungsrath Hartleben zu Freiburg. — Etwas über das Bierausſchenken in Gärten um willkürliche Preiſe. Zur Berückſichtigung für Polizei = Behörden und Magiſtrate vom Polizeicommiſſär Bonhoefer.

Polizei = Anſtalten.

Inſtitut für Blinde zu Prag. — Das Waiſenhaus zu Zürich. — Das Königl. Waiſenhaus zu Königs-

berg in Preußen. — Einladung zu Errichtung einer Erziehungsanstalt für arme Blinde in Zürich.

Neueste Gesetzgebung und Literatur.

Instruction für das Land-Dragoner-Corps im Königreich Würtemberg, in Rücksicht auf den Polizeidienst. — Bestimmungen über Aufnahme der Signalements der Landstreicher und Verbrecher im Großherzogthum Berg. — Urtheile und Gutachten in peinlichen und anderen Straffällen, vom Prof. Meister 1808.

Varietäten.

Fortschritte der Polizei-Kultur zu Böhringen. — Neue Sternlampen für die Straßen-Beleuchtung. — Aussichten für die Reform des Fabriken-Systems in Preußen. — Art der Schuldentilgung zu Berlin. — Erweiterter Wirkungskreis für den General-Kommissär zu Straßburg. — Polizeiliche Handlungen des Königs von Neapel am Napoleons-Fest. — Behandlung der Fremden zu Lissabon. — Andenken an die am Reichskammergericht verhandelten Rechtsstreite. — Schaden durch die Kienraupe im Preußischen. — Censur-Methode der französischen Polizei in Oesterreich. — Vorschriften über die Behandlung der Arretirten vom Sicherheits-Magistrat zu Straßburg. — Vormaliges Spionirungs-System in Portugal. — Wache-Instruction für die National-Garden in Baiern. — Neue Gesangbildungslehre nach Pestallozischen Grundsätzen. — Zustand der Universität Kasan. — Ideen über die Armen-Assekuranz von Krug. — Neue Armenhäuser in Frankreich. — Todesfall des österreichischen Howards. — Ein Armenhaus zu Kiachta an der chinesischen Grenze.

Der allgemeine Justiz- und Polizei-Anzeiger enthält:

Miscellen.

Bemerkungen und Zusätze zu dem, von dem geh. Rath Hufeland empfehlnen Mittel wider das kalte Fieber. — Straßen-Laternen. — Erfreuliche Aussichten auf eine Radikalkur der Post-Anstalten. — Eine Gespenster-Erscheinung zu Hofwyl in der Schweiz.

Ferner: 23 Steckbriefe, mehrere Vorladungen, Landesverweisungen und andere Bekanntmachungen.

* * *

Die allgemeinen Justiz- und Polizei-Blätter, von welchen, nebst dem dazu gehörenden allgemeinen Justiz- und Polizei-Anzeiger, jede Woche 3 halbe Bogen, und, nach Erforderniß, auch außerordentliche Beilagen erscheinen, kosten halbjährig 3 fl. 30 kr. rhn. oder 2 Thaler preuß. — Sie sind eine Fortsetzung der allgemeinen deutschen Justiz- und Polizei-Fama, erhalten daher auch für die Besitzer derselben ein zweites Haupttitelblatt. Man kann sie auf allen Postämtern und in allen Zeitungs-Expeditionen posttäglich, von allen soliden Buchhandlungen aber in Monat-Heften beziehen. Wer dieselben monatlich nimmt, macht sich zu einem Jahrgange verbindlich. — Abonnirten Civil- und Militärischen Justiz- und Polizei-Behörden werden alle Steckbriefe, Beschreibungen und Warnungen vor verdächtigen Personen, so wie auch Anzeigen von Landesverwiesenen unentgeldlich eingerückt, wenn sie solche portofrei an die Redaction der Justiz- und Polizeiblätter zu Freiburg einsenden. — Zweckmäßige Beiträge und Correspondenz-Nachrichten werden mit Vergnügen unentgeltlich aufgenommen, wenn sich der Einsender nennt, der auf Verlangen steter Verschwiegenheit seines Namens versichert seyn darf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
in Tübingen.

VI.

Theodor Arnold's Englische Grammatik. Mit vielen Uebungsstücken. Zwölfte Ausgabe, ganz umgearbeitet und sehr vermehrt von Dr. J. A. Fahrenkrüger. gr. 8. 1 Rthlr.

Daß seit 1736 von dieser Grammatik, aller ihrer neueren Nebenbuhler ungeachtet, in Teutschland eilf Auf-

lagen nöthig wurden, beweiſt, daß ſie ihrer groſſen Mängel ungeachtet, auch bedeutende Vorzüge hatte. Dieſe waren Einfachheit, Klarheit, Reichhaltigkeit. Jene Mängel auszumerzen, dieſe Vorzüge zu erhöhen, das Ganze den Bedürfniſſen, wie den Fortſchritten unſerer Zeit anzupaſſen, war die Pflicht, wie der Zweck des neuen Herrn Herausgebers, ſchon rühmlichſt bekannt durch ſeine Umarbeitung des Bailey'ſchen Dictionary's.

Mit Wahrheit, ohne alle Anmaßung und mit Einſtimmung von Kennern kann ich aber dem Publikum verſichern, daß es in dieſer neuen Ausgabe wirklich ein ganz neues Buch erhält, und zwar eine engliſche Grammatik, die im Ganzen keiner vorhandenen nicht nur nicht nachſteht, ſondern alle an Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit übertrifft. Man prüfe ſie genau, und man wird finden, daß ich nicht zu viel ſage. Der groſſe Reichthum von Uebungsſtücken aller Art wird ſie beim Unterricht auch ſehr empfehlen, und ein bedeutender Nebenvorzug derſelben iſt bei einem anſtändigen deutlichen Druck, eine hohe, zwar ſeltene und doch ſo nöthige Correctheit deſſelben.

Jena im Nov. 1809.

Friedrich Frommann.

VII.

Dr. Fr. *Jakobs* Elementarbuch der griechiſchen Sprache für Anfänger und Geübtere. I. Thl. 1r u. 2r Cursus. Dritte verb. Ausgabe. 8. 18 gr. Deſſelben. II. Thl. 3r Cursus. Zweite verb. Ausgabe. 8. 1. Thlr.

Hat auch den beſondern Titel:

Attika oder Auszüge aus den Geſchichtſchreibern und Rednern der Griechen, in Beziehung auf die Geſchichte Athens. Für die mittlern Claſſen gelehrter Schulen.

Diese, so bald nöthig gewordenen neuen Auflagen beweisen am besten, wie zweckmäßig man dieses Elementarbuch beim Unterricht in Schulen, wie zum Privatgebrauch gefunden, und macht jedes ruhmredige Anpreisen desselben eben so unwürdig als unnöthig. Das Urtheil der Kenner hat dafür entschieden, und die Erfahrung dasselbe bestätigt. Der Text hat bei diesen neuen Auflagen, wie billig, keine wesentlichen Veränderungen erhalten, aber bedeutende Verbesserungen haben beide Theile im Index, wie in den Anmerkungen erhalten, ja diese letzten sind im zweiten Theile ganz umgeschmolzen worden.

Schulmänner, die sich an mich selbst wenden wollen, erhalten: 12 Exemplare vom I. Thl. für 7 Thlr. Sächs. oder 12 fl. 12 kr. rhein. 12 Exempl. vom II. Thl. für 9 Thlr. 12 Gr. Sächs. oder 17 fl. Rhein.

Jena im Nov. 1809.

Friedrich Frommann.

VIII.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind seit Michaelis 1808 bis Ostern 1809 erschienen:

Almanach des Dames pour l'an 1809, avec estampes, relié. 12. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Eine fortdaurende Sammlung des Interessantesten, was die französische Muse uns schenkt, und durch die beigefügten Kupfer zugleich eine sehr wohl gelungene Abbildung der vorzüglichsten Meisterwerke des französischen Museums.

Annalen (europäische) 1809. 4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Diese politische Zeitschrift sucht sich in ihrem Interesse zu erhalten, und das Wichtigste der neuern Ereignisse durch Zusammenstellung mit interessanten Epochen aus der ältern Geschichte zu heben.

Archiv (Juridisches) von Gmelin, Gönner und Tasinger, 6r Bd. 3s Heft, 4 Hefte. 3 Rthlr. 5 fl. 20 kr.

Der Rechtsfreund findet in diesem Archiv eine unpartheiische Kritik der wichtigern neuen Werke, mit mehreren gehaltvollen Aufsätzen verbunden.

Autenrieth (Prof. J. H. F.) Versuche für die practische Heilkunde aus den clinischen Anstalten von Tübingen, 1r Bd. 2s Heft. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Auch diese Schrift zeugt von den Verdiensten des Verfassers, der mit rastloser Thätigkeit, und einzig von der Wichtigkeit seines Berufs beseelt, alles anwendet, um durch die vortrefflichen clinischen Anstalten Tübingens den möglichsten Gewinn für die Arzneikunde zu bewirken; die in obigem Heft angeführten Versuche sind neue Belege dazu, und bringen dem Scharfsinn und der Kenntniß des Verfassers gleiche Ehre.

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der, während den Monaten September und October 1806 unter dem Commando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen, königlich preußischen und churfürstlich sächsischen Truppen. Von A. v. L. 2 Theile mit Planen, 2te verbesserte Ausgabe. gr. 8. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr.

Dieser mit der möglichsten Treue und Unpartheilichkeit verfaßte Bericht, hat in der zweiten Auflage beträchtliche Zusätze und Verbesserungen erhalten. Die Pläne wurden neu aufgenommen und gestochen, und was dem talentvollen Verfasser seit Erscheinung der ersten Auflage von Berichtigungen und neuen Nachrichten zukam, ist mit Gewissenhaftigkeit nachgetragen, so daß man nun dieses Werk als classisch über diesen merkwürdigen Feldzug ansehen kann.

Biographie Peter III. 2r und letzter Band. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Der Verfasser dieser Biographie hat sich lange in Rußland aufgehalten, und da er daselbst in sehr wichtigen Verbindungen stand, so setzten diese ihn in Stand, über das Leben und Schicksale jenes unglücklichen Monarchen die zuverlässigsten Nachrichten einzuziehen. Diese sind nun in obigem Werke von 2 Bänden mit großer Wahrheitsliebe in ein Ganzes zusammengestellt, und damit ein wichtiger Beitrag zur russischen Geschichte

geliefert, der dabei von so allgemeinem und ansprechendem Interesse ist, daß er die zahlreichsten Leser verdient.

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein biographisches Gemälde dieses Fürsten. Mit dem Portrait des Herzogs. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Diese Denkwürdigkeiten von unpartheiischer Hand mit Treue und Wahrheit gesammelt, gehen von den einzelnen Notizen, die im Ien Abschnitte aus der Jugend- und Erziehungsgeschichte des Herzogs aufbewahrt sind, — im IIten zu seiner kraftvollen physischen Organisation und Form, und dann im IIIten Abschnitte zu der Originalität seines lebendigen und reizbaren Temperaments und jener Eigenheiten über, welche damit als Bedingungen seines Naturells, seiner großen Leidenschaftlichkeit, seines regen Thätigkeitstriebes und seines persönlichen Muthes verbunden waren. — Im IVten und Vten Abschnitte folget die Zeichnung seiner vorzüglichsten Charakterseiten, seiner hohen Ehrliebe, seiner Bescheidenheit gegen sich selbst, seiner Güte als Regent, seiner Gründe zu dem Mistrauen gegen andere, seiner Popularität u. s. w. Im VIten Abschnitte wird von der Religiosität dieses Fürsten, und von seiner Denkweise über Aufklärung, Duldung und Volksreligion geredet. — Der VIIte Abschnitt beleuchtet die intellectuellen Anlagen und geistigen Vorzüge dieses großen Mannes, seinen Scharfblick in Geschäften, seine große Menschenkenntniß, seine practische Vernunft, seine Liebe zu den Wissenschaften und Sprachen. — Der VIIIte Abschnitt schildert sein großes Talent zur Musik, seine Liebe zum Theater, zur Baukunst u. s. w., und die Gründe, warum er für die schönen Künste in seinem Lande nicht mehr aethan? Den Schluß dieses Abschnitts machen verschiedene Bemerkungen über den politischen Glauben dieses Herrn, und seine Tadler. — Im IXten Abschnitte folgen die Notizen über seine Reisen nach England, Frankreich und Italien in den Jahren 1766 und 1767, und im Xten Abschnitte findet man das Gemälde seiner letzten Lebenstage kurz vor und nach der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt.

Eggers (C. U. D. Freiherr von) Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unter-

III.

Die Wahl des Herkules.

Nach
dem Engliſchen eines Ungenannten.

Reif, in der Jugend ſchönſten Flor ſtand nun
Der Sohn des Jupiters, wo Jugend ſtolz
Hinaus ins Leben tritt, und feſſelfrey
Dem ſchmeichelhaften Ruf der Leidenſchaften
Folgt, oder Weisheit ſich zum Führer wählt;
In jenen zweifelhaften Jahren,
Wo in des Jünglings unbefleckter Seele
Des Laſters Saam' entweder giftge Wurzel
Schlägt, oder ſich der höhern Tugend Keim
Gemach entwickelt, ſchöne Blüthen trägt.

Als eines Tags die Bahn die vor ihm lag
Alcides überſah, floh er Geräuſch,
Und ſuchte Einſamkeit, des Denkens Mutter.
Schritt folgt' auf Schritt, und ein Gedank dem andern.
Ein ſtilles Thal nahm unſern Denker auf,
Der, todt für die Natur, mit ſich nur ſprach.
Mit ſeiner Seele geiſt'gem Blick ſah er
Enthüllt des Lebens Doppelweg vor ſich;
Hier lag der Tugend rauher, ſteiler Pfad,
Dort des Vergnügens blühnder Schattengang.

richtswesens in den österreichischen Staaten mit authentischen Belegen, gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Das öffentliche Unterrichtswesen in den österreichischen Staaten verdiente eine Verbesserung, und es ist ein Unglück, daß die in obigen Nachrichten enthaltenen Vorschläge dazu nicht ausgeführt wurden, — sie zeugen von großen Talenten und Einsichten, besonders des nun verewigten Staatsministers von Rottenhan, und sie verdienen von jedem, der diesen Gegenstand abzuhandeln hat, beherziget zu werden.

Entdeckungsreise nach den Südländern, ausgeführt auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs, auf den Corvetten dem Geographen, dem Naturalisten und der Goelette, dem Casuarina, während der Jahre 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804. Herausgegeben vermöge kaiserlichen Dekretes unter dem Ministerium des Herrn von Champagny, und verfaßt von Herrn F. Péron. Aus dem Französischen übersetzt von Ph. W. G. Hausleutner, 2 Theile, mit Atlas, 4.

Man wird schwerlich eine Reisebeschreibung finden, die in Hinsicht ihres innern Gehalts und äußerer Verzierung mit obiger sich vergleichen läßt. Kein Zweig der dahin einschlagenden Wissenschaften ist ohne Gewinn ausgegangen, Alles in einem lebhaften und anziehenden Styl mit solcher Deutlichkeit vorgetragen, daß selbst das Strengwissenschaftliche jedem Leser verständlich, und die Erzählung des Ganzen aufs lehrreichste und unterhaltendste ist. — Charten und Kupfer sind auszeichnend, vorzüglich und einzig in ihrer Art — ein großer Theil davon illuminirt, die sprechendsten Copien der Originalien. Die Ausführung ist in jeder Rücksicht dem schönen Zweck der großen Regierung würdig, der wir sie verdanken, und die sich auch dadurch verdient machte, daß sie die Original-Kupfer auch für die teutsche Ausgabe großmüthig abgab.

von Göthe's Werke, 12 Bände, gr. 8. 2te Auflage.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage bei den für den Bücherverkehr ungünstigen Zeiten ist ein Beweiß, wie mächtig das Große und Einzige anzieht.

Gregoire (H.) über die Literatur der Neger, oder: Untersuchungen über ihre Geistesfähigkeiten, ihre sittlichen Eigenschaften und ihre Literatur; beglei-

tel von Notizen über das Leben und die Schriften derjenigen Neger, die sich in Wissenschaften und Künsten auszeichneten. Aus dem Französischen gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der edle Zweck ist vom Verfasser vollkommen erreicht, der Beweiß nämlich, daß es den Negern nur an Kultur fehlt, um mit den Weißen gleichen Schritt zu halten. Möchten wir doch von der armseligen, von einem teutschen Professor noch jetzt gehegten, Idee zurückkommen, als wären wir etwas mehr als unsere schwarzen Brüder.

Hartig (G. L.) Anleitung zur Forst- und Weidmanns-Sprache, oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen; Ein Handbuch für Förster, Jäger und Jagdliebhaber, und alle, welche mit dem Forst- und Jagdwesen zu thun haben, gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Jedem Forst- und Weidmann muß dieses Wörterbuch willkommen seyn, aus welchem er über alle Kunstwörter in seinem Fache die erforderliche Erklärung erhält.

Hartig (G. L.) Lehrbuch für Förster und die es werden wollen, 3 Theile, 2te Aufl. gr. 8.

Die erste Auflage dieses Jahrbuchs war kaum gedruckt, als ihr Absatz eine zweite erforderte, die, unverändert, gleich der ersten, Alles in deutlicher Darstellung umfaßt, was zur Forstkunde erforderlich wird.

Hiob (das Buch) bearbeitet von J. F. Saab, gr. 8. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

Der würdige Verfasser ist durch seine tiefe Kenntniß der orientalischen Sprachen und durch die Gewandtheit, mit der er die teutsche zu behandeln weiß, im Stand gewesen, das Buch Hiob, durch sein Alter und Inhalt gleich merkwürdig, in einer treuen Uebersetzung zu liefern, die, so wie die beigefügten Erläuterungen, besonders den Studierenden von großem Vortheil seyn müssen.

Hug (D. J. L.) Einleitung in die Schriften des neuen Testaments, 2ter und letzter Band, gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Obige Einleitung ins N. T. zeichnet sich vor den bisherigen vorzüglich durch ihre Vollständigkeit und gedrängte Kürze aus, denn ohne weitschweifig zu seyn,

iſt doch nichts übergangen, was von Bedeutung iſt, was bei den ſeltnen Kenntniſſen und Talenten des Verfaſſers uns ein Werk verſchaffte, das nicht blos dem angehenden Theologen von der größten Wichtigkeit, ſondern auch dem kundigen Schriftforſcher als ein Handbuch in ſeinem Fache von vielem Nutzen ſeyn wird.

Humbold (Alex. v.) und A. Bonplands Reise nach den Tropenländern des neuen Continents:

II. Abthlg. Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, 2te u. 3te Lieferung. Prän. Pr. Velin Pap. 9 Rthlr. 12 gr. 16 fl. 30 kr. Schrpp. 7 Rthlr. 8 gr. 12 fl. 20 kr.

— Recueil d'Observations de Zoologie et d'Anatomie comparée, Livr. 3. Prän. Pr. Velin Pap. 4 Rthlr. 18 gr. 8 fl. 15 kr. Schrpp. 3 Rthlr. 16 gr. 6 fl. 20 gr.

III. Abthlg. Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne, 1re 2de Livr. Avec Atlas. Prän. Pr. Velin Pap. 25 Rthlr. 8 gr. 44 fl. Schrpp. 19 Rthlr. 33 fl.

IV. Abthlg. Recueil d'observations astronomiques, d'observations trigonométriques et de mesures barométriques. Avec Conspectus longitudinum et latitudinum geographicarum per decursum annorum 1799 ad 1804. in plaga aequinoctiali. Par Jabbo Oltmanns. Livr. 1. Prän. Pr. Velin Pap. 14 Rthlr. 6 gr. 24 fl. 45 kr. Schrpp. 10 Rthlr. 9 gr. 17 fl. 54 kr.

Wenn die zeither erſchienenen Reſultate von Humboldt's fünfjährigem Aufenthalt in den Tropenländern nur für einzelne ſcientifiſche Claſſen, für Aſtronomie, Phyſik, Geographie und Naturgeſchichte hauptſächlich beſtimmt, auch nur für einen kleinern Theil der literariſchen Welt von ausgezeichnetem Intereſſe ſeyn konnten: ſo umfaßt dagegen l'essai politique sur le royaume de la nouv. Espagne ſo vielfache Theile des menſchlichen Wiſſens, daß jeder, der auf literariſche Bildung nur irgend Anſpruch macht, dem daran liegt, den Kreis ſeiner Ideen durch neue Notizen, neue Anſichten über Länder-, Völker-, Gewerbs- und Handelskunde zu erweitern, das intereſſante Bild, welches uns der genialiſche Verfaſſer in einem prachtvoll blühenden Style hier von dem politiſch-ſtatiſtiſchen Zuſtande jenes großen, ſchönen, unbekannten Continentes entwirft,

nicht unbetrachtet lassen darf. Gewiß mit Recht kann man behaupten, daß dieses Werk, — welches uns zum ersten Male mit dem Königreiche Neu-Spanien, mit dessen Bevölkerung, Flächen-Inhalt, Culturverhältnissen und physisch-geographischem Zustande bekannt macht, welches uns zum ersten Male mit Klarheit und Bestimmtheit zeigt, was dieses ausgedehnte Reich jetzt ist, und was es einst noch für Europa und seine Beherrscher werden kann, welches eine Menge neuer Aufschlüsse über die möglichen Verbindungen des atlantischen Meeres mit dem großen Ocean gewährt, welches mit sinnreichem Scharfsinn die relativen Verhältnisse der englischen und spanischen Besitzungen in Asien und Amerika entwickelt, und uns auf den rechten Gesichtspunct stellt, den Werth beider richtig beurtheilen zu können — einzig in seiner Art ist.

Humbold (Al.) Tableau de la nature, 2 Voll. Prän. Preis 1 Rthlr. 6 gr. 2 fl. 15 kr.

Eine treue Uebersetzung der so viel umfassenden „Ansichten der Natur," wovon eine baldige Fortsetzung zu wünschen ist.

Allgemeine Justiz- und Polizei-Blätter. Herausgegeben von Hartleben, 1809. 4. 4 Rthlr. 4 gr. 7 fl.

Diese der Justiz- und Polizei gewidmete Blätter haben durch die Veränderungen des Wohnorts und Amtsverhältnisse des Verfassers sehr gewonnen, und es ist nur zu wünschen, da sie der Polizei so viel Vortheil gewähren, und unentgeldlich Alles aufnehmen, was von Abonnenten eingesandt wird, daß alle Justiz- und Polizei-Behörden sich dieses schnellen Mittels der Verbreitung bedienen möchten.

Karten-Almanach. 4r Jahrg. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Wie unerschöpflich die Phantasie des Künstlers ist, zeigt dieser neue Jahrgang der, mit Geist und Anmuth entworfenen Charten; in Steindruck ausgeführt, mag er in manchem verlohren haben, weil die beginnende Kunst mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, auf die der Kupferstich nicht mehr stößt.

Karte von Schwaben, von Ammann und Bohnenberger, Nr. 4. 9. 24. 34. 35. 42.

Von dieser wichtigen Karte, die etwas langsam fortschreitet, weil man die möglichste Vollkommenheit

ihr zu geben wünscht, sind nun 26 Blätter erschienen, denen nächstens 4 neue folgen werden.

Klüber (D. J. L.) Lehrbegriff der Referirkunst. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Zweckmäßige gerichtliche Vorträge machen zu können, ist eine Haupterforderniß des Rechtsgelehrten; in obigem Lehrbegriffe ist nun alles angegeben, was in Civil- und Criminal-Relationen vorkommt, und es kann sich also Jeder über alles in diesem Fache Nothwendige daraus belehren.

Klüber (Dr. J. L.) Staatsrecht des Rheinbundes, gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Der Verfasser hat in diesem Werke alles zusammen gestellt, was aus der Rheinischen Bundesacte in staatsrechtlicher Beziehung sich folgern läßt, und dadurch ein staatsrechtliches System gebildet, worinnen man alles findet, was für den Rheinbund und seine Beziehungen bis jetzt Bedeutendes sich ereignet hat.

Laun (F.) Seifenblasen. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Wie die Seifenblasen in einem leichten Gewand die schönste Form darstellen, und mit den lieblichsten Farben spielen, so weiß der Verfasser in diesen Erzählungen aus Ereignissen des Lebens liebliche Gemälde zu bilden, die anziehend und belehrend durch ihren Gehalt in fließender Schreibart den Leser ergötzen und mit nützlichen Wahrheiten bekannt machen.

Morgenblatt für gebildete Stände, 1809. 4. der Jahrgang 8 Rthlr. 16 gr. 16 fl.

Es ist eine seltene Erscheinung in der Literatur, daß periodische Schriften mit ihrem Fortgange an innerm Gehalt gewinnen, und es gereicht uns daher zum besondern Vergnügen, von dem vor uns liegenden „Morgenblatte" versichern zu können, daß das Bemühen des Verlegers, ein für die gebildeten Stände gleich interessantes und belehrendes Institut zu begründen, mit jedem Monatshefte durch reichhaltigere und ausgezeichnetere Aufsätze sich seinem Ziele nähert. — Durch die ausgebreitete Correspondenz, die für diese Zeitung unterhalten wird, ist der Leser immerdin von dem Neuesten belehrt, was in Deutschland, Frankreich, Italien ꝛc. vorzügliches in Künsten und Wissenschaften erscheint. Die Aufsätze selbst, indem sie jedes Gebiet der

Wissenschaften und Künste berühren, suchen in einem gemeinfaßlichern Vortrag mit Allem bekannt zu machen, was für den Leser zur weitern Bildung dienen kann.

Unter den Kupfern bemerken wir die Umrisse von den vorzüglichsten Arbeiten der neuern Kunst mit trefflichen Abbildungen alter großen Denkmale und andern interessanten Darstellungen vermischt, auch zeichnen sich die vielen Musik-Beilagen durch vorzügliche Compositionen besonders aus. Wie sehr sich der Verleger bemüht, dieß Institut, das so großen Beifall fand, daß die Subscribenten erst durch eine neue Auflage befriedigt werden konnten, — immer gehaltvoller zu machen, beweist die für dieses Jahr nun beigefügte Uebersicht der Literatur, und der Beitritt des berühmten Herrn Prof. Fischer in Würzburg, der das Fach der Reisen übernommen, und in der schönen Darstellung, die man aus seinen Gemälden von Madrid, Valencia ꝛc. kennt, das Vorzüglichste dieses Zweigs bekannt machen wird.

Moxin (Abbé) petit Cadeau destiné aux enfants, ou nouvel ABC français, gr. 8. 6 gr. 30 kr.

Moxin (Abbé) premier ABC de l'enfance, gr. 8. 2 gr. 10 kr.

— la correspondance familière, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 36 kr.

— Französische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln durch viele Beispiele erläutert. 6te Auflage. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 20 kr.

Die Verdienste des unermüdeten Herrn Abbé Moxin zur Erleichterung des Studiums der französischen Sprache sind allgemein bekannt — und wir dürfen, indem wir die Erscheinung obiger Werke anzeigen, nur darauf aufmerksam machen, daß man sich an die Original-Ausgaben halte, und sich vor den fehlerhaften Nachdrucken in Acht nehme, die auch im Druck und Papier dem Originale weit nachstehen.

Nemnich (P. A.) Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise, 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 4 gr. 5 fl. 36 kr.

Die vorliegenden zwei Bändchen einer Reise enthalten die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Fabriken, so wie überhaupt der Industrie und des Erwerbs, von folgenden Plätzen: Hannover; Göttingen; Cassel; Eisenach; Kulda; Fulda; Ha-

neu; Frankfurt am Main; Offenbach; Mainz; Creuznach und Bingen; Johannisberg; Diez und Limburg; Siegen; Coblenz; Neuwied; Bonn; Köln; Aachen; Stolberg; Düren; Montjoye; Eupen und Verviers; Malmedy und Stablo; Spa; Lüttich; Maſtricht; Gladbach und Rheyd; Crefeld; Neuß; Kaiſerswerth; Mühlheim am Rhein; Düſſeldorf; Elberfeld und Barmen; Lennep; Remſcheid; Solingen; Lüdenſcheid; Altena und Iſerlohn; Hagen und Enneperſtraße; Schwelm; Ketwig und Werden; Mühlheim an der Ruhr; Duisburg; Meurs; Orſoy; Weſel; Cleve.

Viele andere Oerter, die der Verfaſſer theils ebenfalls beſucht, theils zuverläſſige Nachrichten darüber aus ihren eben genannten Nachbarſchaften eingezogen hat, ſtehen am Ende des zweiten Bandes alphabetiſch verzeichnet und nachgewieſen.

Pallas, eine Zeitſchrift für Staats- und Kriegskunſt, von R. v. L. 1808. 1809. der Jahrg. 6 Hefte. gr. 8. broch. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr.

Dieſe Zeitſchrift, welche der Staats- und Kriegskunſt gewidmet iſt, enthält vorzügliche Aufſätze, die beſonders in Bezug der neueſten Zeitgeſchichte von groſſem Intereſſe ſind.

Penthesilea, ein Trauerſpiel von H. v. Kleiſt. gr. 8. broch. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Die Genialität des Verfaſſers bewährt ſich auch in dieſer Arbeit, und es iſt nur zu wünſchen, daß ſie ſich weniger excentriſch zeigen möchte.

Pfeffel (G. C.) poetiſche Verſuche. 8ter u. 9ter Theil. Velinpap. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl. Schreibp. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Druckp. 12 gr. 54 kr.

Der würdige Greis, deſſen heiterer Geiſt und unermüdete Thätigkeit groſſe körperliche Leiden zu überwinden wußte, zeigt ſich auch in den Ergieſſungen ſeiner Muſe als der vortreffliche Menſch, der er im Privatleben in ſeinen Umgebungen war, — frohe Laune, die reinſte Sittenlehre, tiefe Beobachtung des menſchlichen Herzens, die heiterſte Erwartung der Ewigkeit — finden ſich in ſeinen Gedichten verwebt, wie ſie der Gegenſtand ſeiner Unterhaltungen waren.

Wir werden noch 2 Bände seiner poetischen Versuche und einige seiner prosaischen, die er geordnet hinterlassen hatte, in Kurzem erhalten.

Ploucquet (Dr. G. G. de) Literatura medica digesta sive Repertorium medicinae practicae, chirurgiae atque rei obstetriciae, 4 Tomi. gr. 4. 19 Rthlr. 33 fl.

Die neue Ausgabe eines Werks, welches längst und mit allem Recht als das reichhaltigste Repertorium der medicinischen Literatur, desgleichen kein anderes Fach der Wissenschaften aufzuweisen hat, anerkannt worden ist, und welches nun durch die unermüdet fortgesetzten Bemühungen seines Verfassers an Brauchbarkeit ungemein gewonnen hat. — Jedem Praktiker und Theoretiker gleich wichtig.

Reinbeck (G.) Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807. In Briefen nebst einem merkwürdigen Beitrage zum Prozesse der Publicität gegen ihre Widersacher, und eine Beilage. 8. broch. Postpapier. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. Schreibpap. 21 gr. 1 fl. 36 kr.

Heidelberg und seine Umgebungen — wer sie gesehen hat, erfreut sich gewiß in der Rückerinnerung bei Lesung obiger Briefe, wer sie nicht gesehen hat, wird sie daraus kennen lernen — jeder aber viel Unbekanntes und interessantes über die Universität, deren Glieder und das berüchtigte Unwesen gegen das Morgenblatt darinnen finden.

Richter (J. P.) des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz, mit fortgehenden Noten; nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne. 8. Velinpap. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. ord. Pap. 20 gr. 1 fl. 20 kr.

Unter Jean Paul's Schriften wird die Obige gewiß eine der ersten Stellen einnehmen — sie ist voll genialer Gedanken, und berührt die verschiedenartigsten Gegenstände mit Witz und Scharfsinn.

Salat (J.) Vernunft und Verstand. Zweiter Theil: Eine kritische Uebersicht des Interessanteren, was zeither im Gebiete der Philosophie erschienen ist. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. 3 fl. 15 kr.

Mit diesem Theile wäre die Uebersicht des Interessanten, was nach des Verfassers Ansicht zeither im Gebiete der Philosophie erschienen ist, nun beendigt.

Sammlung von Beobachtungen und Thatsachen, die die häutige Bräune (Croup) betreffen, aus dem Französischen von M. M. Friedländer. gr. 8. 12 gr. 54 kr.

Die französische Regierung hat in obiger Sammlung alles zusammenstellen lassen, was bis jetzt über die häutige Bräune bekannt geworden ist, um dadurch die Bewerber des von Napoleon ausgesetzten Preises für die Auffindung eines zuverlässigen Mittels gegen diese Krankheit in Stand zu setzen, das ganze Feld dieses Gegenstandes zu übersehen.

Seidensticker (Dr. J. A. L.) Einleitung in den Codex Napoleon, handelnd von dessen Literatur — Geschichte — Plan und Methode — Verbindung mit der übrigen französischen Legislation — Quellen — Verhältnifs zu den älteren Gesetzen und Rechten, zu den supplementarischen Dispositionen und zur Doctrin-Verbreitung. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Der Titel dieses Werks giebt eine vollständige Anzeige des Inhalts desselben: die Ausführung ist des berühmten Verfassers würdig und vom größten Interesse für jeden Rechtsfreund, so wie für Jeden, dem der Codex Napoleon in Staats- und weltbürgerlicher Beziehung wichtig seyn muß.

Staatsgeschichte Europa's von dem Preßburger Frieden bis zum Frieden von Tilsit. 4r Jahrg. mit 6 Portraits und 2 Charten. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Inhalt. 1) Staatsgeschichte Europa's von dem Preßburger Frieden bis zum Frieden von Tilsit. 2) Constitution des Königreichs Westphalen. 3) Verfassungs-Statut des Herzogthums Warschau. 4) Der rheinische Bund nach dem Frieden von Tilsit, von Prof. Kayser. Portraits. König von Westphalen. — Alex. Berthier, Fürst von Neufchatel. — Großfürst Constantin. — Herzog von Braunschweig. — Prinz von Brasilien. — Prinz von Asturien, resignirt den 8. Mai 1808. Charten. Europa im Jahre 1808. — Feldzug der Franzosen und Verbündeten unter Napoleon gegen Preußen, Sachsen und Rußland im Jahre 1806 und 1807.

Es wäre überflüssig, die Aufmerksamkeit auf ein Werk lenken zu wollen, dessen Gegenstand Jedem, für

den die Zeitgeschichte einiges Interesse hat, von der größten Bedeutung ist. Die beigefügten Charten und Portraits werden Jedem (diese wegen ihrer Treue und der dargestellten Personen, jene wegen des Ueberblicks, den sie gewähren) sehr willkommen seyn.

Süßkind (Dr. K. G.) Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. 1ste St. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Die Aufsätze dieses Magazins zeichnen sich durch ihre Tendenz, die reine christliche Lehre gegen jeden Angriff festzustellen und zu vertheidigen, vorzüglich aus.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809. Mit Beiträgen von Göthe, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter, Schiller und andern, mit Kupf. 12. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Die ausgezeichnete Stelle, welche dieses Taschenbuch seit eilf Jahren behauptet, verdient es auch in diesem zwölften Jahrgang, da das Aeußere mit vieler Sorgfalt gehandhabt, und das Innere von Männern, wie sie der Titel nennt, geliefert, nicht anders als ausgezeichnet seyn kann.

Versuch, junge Offiziere zum Studium der Kriegsgeschichte aufzumuntern. Mit dem Plane des verschanzten Lagers bei Pyrna. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Diese Anleitung, junge Offiziers auf das Wesentlichste ihres Studiums aufmerksam zu machen, verdanken wir einem, durch wichtige Erfahrungen und vorzügliche Kenntnisse sich auszeichnenden General, und sie kann ihres Zweckes nicht verfehlen bei allen, denen das Studium der Kriegswissenschaft am Herzen liegt.

Voss (J. H.) Theocritos, Bion und Moschos. 8. Postpap. 2 Rthlr. 8 gr. 4 fl. ord. Pap. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Voß's Uebersetzungen haben den wesentlichen Vorzug, daß, indem sie das Original aufs treuste geben, sie zugleich Muster für unsere teutsche Sprache sind, und also in doppelter Beziehung Gewinn für unsere Literatur.

Wagner (E.) Reisen aus der Fremde in die Heimath. 2r Band. Nebst einem Kupfer und einem Notenblatte. 8. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

O, welch ein Kampf zerriß bey dieſer Ausſicht
Des Jünglings ſchwankend Herz! Bald glühet er
Von edlem Durſt nach Ruhm, bald ſchmelzet Hang,
Der ſüſſe Hang zur Luſt die Seele ihm;
Als er von fern zwey weibliche Geſtalten
Von Götterform und Wuchſe kommen ſieht.
Schön waren beyde, mehr als menſchlich ſchön.
Doch auf verſchiedne Art gefielen beyde.
Der einen Blick goß heilge Furcht ins Herz,
Der andern Lächeln zauberte ihm Liebe.

Der erſten Reiz war angebohrne Würde;
Natürlich, ungeſchmückt gefiel ſie mehr.
Geſundheit gab den reinen Blicken Glanz;
Weiß, wie der hellſte Schnee, war ihr Gewand,
Erhaben war ihr Gang, beſcheiden ſtolz,
Ihr Auge himmliſch heiter, doch ihr Blick
Warf Götterſtrahlen von ſich. — Näher kam
Sie nun, und wurde näher immer ſchöner.
Die hohe Grazie in ihren Zügen
War ſüſſer Ernſt und ſanfte Majeſtät.

Zwar ſchien von fern die andre Dame ſchöner,
Doch freyer ihre Stirn, ihr Auge frech;
Und bald verrieth die höher blühnde Wange
Dem nähern Auge ihr geborgtes Roth.
Mit künſtlich ſüſſen Wendungen ſchwamm ſie,

Wer den liebenswürdigen Verfaſſer in ſeinem Privatleben kennt, findet ihn in jedem Gewand ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten wieder, die durch ihren reinen Sinn, edle Zwecke, heitre Laune und geiſtvolle Aeußerungen jeden Leſer von Kopf und Herz aufs innigſte anziehen.

Zeitung (allgemeine) 1809. 4. der Jahrgang 10 Rthlr. 16 ſl.

Dieſes vortreffliche Inſtitut, das gewiß die erſte Stelle unter den politiſchen periodiſchen Schriften verdient, wird ſtets mit gleicher Treue und Sorgfalt gepflegt, und zeichnet ſich durch die Vollſtändigkeit und Unparteilichkeit ihrer Darſtellungen und durch die mannichfaltigſten Aufſätze und Nachrichten aus, wodurch ſie ſich zu einem Repertorium der Geſchichte eignet, und für die meiſten Zeitungen die einzige Hülfsquelle iſt.

* * *

Auf Michaelis 1809 erſchienen:

Almanach des Dames pour 1810.
Annalen (europ.) 1809, 10ſt St.
Archiv (juridiſches) 6r Band. 4ſt u. letztes St.
Hartlebens Polizei-Blätter 1809. 10ſt St.
Herders ſämmtliche Werke, 6te Lieferung.
Hubers Nachlaß, 2r Bd.
Humbold Recueil d'Observ. astron. Liv. II. III. IV.
— Recueil d'Observ. de Zoologie et d'Anatomie comparée, Liv. IV.
— Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne, avec un Atlas, IIIme Liv.
— Plantes equinox. etc. la IIIme Liv. du II Vol.
— Monographie des Melastomes, Vime, VIIme et VIIIme Liv.
Kartenalmanach für 1810.
Morgenblatt 1809. Oktober.
Pallas 1809, 4ſt St.
Plato in Italien, 2r Bd.
Poſſelt chronolog. Regiſter der fränk. Revolution, 2r Band.
Taſchenbuch für Damen, für das Jahr 1810.
Zeitung (allgem.) 1809. Oktober.

* * *

Neuigkeiten.

Baggesens Taschenbuch für Liebende auf 1810.
Geschichte von Bonapartes Feldzügen, Schlacht von Marengo.
von Göthe. Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. 2 Thle.
Günstlinge (russische).
Humbold (Alex. v.) Versuch über den polit. Zustand des Königreichs Neu-Spanien, 1r Band. Velin mit Atlas und Druckpap. ohne Atlas.
— Nivellement barométrique de la Cordillère des Andes.
— Tables hypsométriques ou tables auxiliaires etc.
Klingklingel Almanach für vollendete Romantiker und angehende Mystiker.
Klüber Kryptographik.
Mozin nouvelle grammaire allemande françoise.
Nemnichs Tagebuch einer Reise, 3r, 4r Bd. oder Original-Beiträge zur eigentlichen Kenntniß von Holland, 1r u. 2r Bd.
Richter (Jean Paul Friedrich) Dämmerungen.
Schultes Reisen in Ober-Oesterreich, in den Jahren 1794. 1795. 1802. 1803. 1804 und 1808. 2 Thle. mit Kupf.
Wagners Ferdinand Müller, ein Roman.
Weinbrenner über Theater, mit Kupf.
Wunderlich, Versuch einer medicinischen Topographie der Stadt Sulz.

IX.

Europäische Annalen. 1809. Eilftes Stück.

Inhalt.

I. Tagebuch des französisch-österreichischen Feldzugs im Jahre 1809.

Erster Abschnitt. Vorspiele des Kriegs bis zum Uebergang der Oesterreicher über den Inn.

II. Materialien zur Geſchichte des öſterreichiſchen Revolutionirungs-Syſtems.

3. Die Oeſterreicher in Dresden im Jahre 1809. Von einem Sachſen. (Fortſetzung.)

III. Berechnung des Menſchenverluſtes der öſterreichiſchen Monarchie durch den Friedensſchluß von Wien, von Malte-Brun.

Anmerkungen zu Herrn Malte-Bruns Berechnungen.

IV. Die Rivalität Frankreichs und Englands, in ihren merkwürdigſten Epochen.

V. Napoleon, als römiſcher Kaiſer, ein Blick in die nächſte Zukunft. (Eingeſandt.)

VI. Ueber die Zurückführung des Pabſtes auf die geiſtliche Macht.

X.

Inhalt der allgemeinen Juſtiz- und Polizei-Blätter von dem Regierungs-Rathe Hartleben, für den Monat Oktober 1809.

Abhandlungen.

Gedanken über die ſchon in Vorſchlag gebrachte Einführung einer allgemeinen Münze für die rheiniſchen Bundes-Staaten von dem Großherzoglich Badiſchen Rent-Kammer-Aſſeſſor Meerwein zu Karlsruhe. — Votum über die Abſchaffung der Titel der Profeſſoren und die unrichtige Behandlung dieſer Staatsdiener in dem Fachwerke des Staats-Mechanismus verſchiedener teutſcher Staaten. — Anſicht des Hrn. von Rambohr, wie die Geſetzgeber Abweſende in Hinſicht ihres Vermögens und ihrer bürgerlichen Exiſtenz behandeln ſollten. — Beiträge zu einer Sammlung uralter Klagen über die Polizei. — Ausführlichere Anſicht des gerichtlichen Regiſtraturweſens nach der neueſten Darſtellung von dem Präſidenten Freih. v. Völderndorf zu Baireuth.

Polizei- und Kultur-Anstalten.

Wirksamkeit der hamburgischen Gesellschaft zu Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe im Jahre 1808. — Armen-Versorgung in der Residenzstadt Karlsruhe. — Stufen der Erlaubniß bei der Wiener Bücher-Censur. — Polizeipraxis in M..gen.

Varietäten.

Neue ächt katholische Organisation der Universität Würzburg. — Züge von Schlözers Biographie. — Faßdauben von Acacienholz. — Veranlassung der Bildung mehrerer Räuberbanden. — Benehmen der Berliner Polizei bei der letzten Feuersbrunst. — Fortschreitende Polizei- und Kulturanstalten zu Rio de Janeiro. — Erinnerung an Aufmerksamkeit der Kuhpockenimpfer zur Schonung der Blutgefäße. — Westphälisches Dekret über die Führung der Inquisitionen. — Ein außerordentliches medizinisches Ereigniß mit einem von Raitern gequälten Mädchen. — Verordnung über Paßertheilung in Frankreich. — Bevölkerungszahl auf der ganzen Erde. — Universität zu Berlin.

Der allgemeine Justiz- und Polizei-Anzeiger enthält:

Miszellen.

Herrn Professor Harls zu Erlangen, Vermächtniß, Stammbuch und Schwanengesang. — Bekanntmachung der Direktion der Landwirthschafts-Schule zu Oberthores in Betreff einiger neuen Einrichtungen dieser Lehranstalt. — E. Fellenberg an die Redaktion der Polizei-Blätter. — Einiges über den Zustand der Medizinal-Polizei im Kanton St. Gallen. — Letzter Revolutionsplan vor dem nun eingetretenen Friedens-Schlusse. — Geist der neuesten Steuer-Verordnung im Großherzogthum Würzburg.

Ferner: Mehrere Steckbriefe, Vorladungen, Landesverweisungen und andere Bekanntmachungen.

* * *

* Die allgemeinen Justiz- und Polizei-Blätter, von welchen, nebst dem dazu gehörenden allgemeinen Justiz- und Polizei-Anzeiger, jede Woche 3 halbe Bogen, und,

nach Erfoderniß, auch außerordentliche Beilagen erscheinen, kosten halbjährig 3 fl. 30 kr. Rheinisch oder 2 Thlr. Preußisch. — Sie sind eine Fortsetzung der allgemeinen teutschen Justiz- und Polizei-Fama, erhalten daher auch für die Besitzer derselben ein zweites Haupttitelblatt. Man kann sie auf allen Postämtern und in allen Zeitungs-Expeditionen posttäglich, von allen soliden Buchhandlungen aber in Monatheften beziehen. Wer dieselben monatlich nimmt, macht sich zu einem Jahrgange verbindlich. — Abonnirten Civil- und militärischen Justiz- und Polizei-Behörden werden alle Steckbriefe, Beschreibungen und Warnungen vor verdächtigen Personen, so wie auch Anzeigen von Landesverwiesenen unentgeldlich eingerückt, wenn sie solche portofrei an die Redaktion der Justiz- und Polizeiblätter zu Freiburg einsenden. — Zweckmäßige Beiträge und Correspondenz-Nachrichten werden mit Vergnügen unentgeldlich aufgenommen, wenn sich der Einsender nennt, der auf Verlangen steter Verschwiegenheit seines Namens versichert seyn darf.

XI.

Ankündigung der Herausgabe der sämmtlichen Werke Johannes von Müller.

Eine vollständige Sammlung der Werke meines seligen Bruders, des Königl. Westphälischen Staatsraths und Generaldirektors des öffentlichen Unterrichts, Johannes von Müller, liegt, wie ich zuverlässig weiß, in den Wünschen seiner Freunde und des gebildetsten Theiles des Publikums; — der sämmtlichen Werke, sowohl des ungedruckten Nachlasses, als der bereits vor Jahren durch den Druck publicirten: denn von letztern sind mehrere kleine Schriften wenig verbreitet geworden, oder haben sich vergriffen, oder sind hie und da in großen Sammlungen zerstreut. Ich glaube also der gerechten Erwartung des Publikums, das diesem Geschichtschreiber eine so reine und allgemeine Hochachtung schenket, zu entsprechen, wenn alle seine literarische Arbeiten gesammelt ihm vorgelegt werden. Es sollen aber die Ungedruckten, deren beträchtlich mehr sind, (so viel die Zusammenordnung des Ganzen

erlaubt) zuerſt im Druck erſcheinen. Gegen das Publikum ſowohl, als gegen den Verfaſſer halte ich mich ferner verpflichtet, von den letztern nur das Erleſenſte in Druck zu geben. Bei einer weniger ſtrengen Auswahl könnte zwar die Zahl der herauszugebenden Bände leicht, um wenigſtens die Hälfte vermehrt werden; lieber aber will ich nach Vollendung der hier angekündigten Sammlung die Aufmunterung hören, aus dieſem reichhaltigen Nachlaß mehr zu geben, als den Vorwurf: des Gegebenen ſey zu viel!

Sie wird im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen erſcheinen, und auch ſie wird ſich beſtreben, an ihrem Theil alle gerechten Wünſche des Publikums dabei zu befriedigen, und die Herausgabe ſo vertheilen, daß der Ankauf derſelben möglichſt erleichtert wird.

Joh. Müller's Werke ſind durchaus hiſtoriſch; auch wenn ſie nicht eigentlich erzählend ſind, oder Hiſtorie zum nächſten Gegenſtand haben, immer im Zuſammenhang mit dem großen Ganzen der Geſchichte gedacht.

An Oſtern 1810 wird zuerſt herauskommen, ein noch nie gedrucktes univerſalhiſtoriſches Werk (in drei Bänden) unter dem Titel: Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten, beſonders der europäiſchen Menſchheit, vom Urſprunge der Staaten bis auf die gegenwärtige Zeit (bis 1783). Der Verfaſſer hatte es ſeit 1780 mehrere Male umgearbeitet, und 1797 ſelbſt ins Reine und zum Druck fertig geſchrieben; aber theils Hemmungen in ſeiner äußern Lage, theils eine gewiſſe Schüchternheit vor dem Publikum hervorzutreten, die ihm in ſpätern Jahren immer mehr eigen ward, und das Beſtreben, dieſem Werke eine immer größere Vollkommenheit zu geben, waren die Urſachen, warum er es nicht ſelbſt herausgab. Dieſes Werk enthält die Reſultate ſeiner Geſchichtforſchung bis 1797. Die Grundlage deſſelben ſind ſeine Excerpten aus 1833 hiſtoriſchen Werken alter und neuer Zeiten, auf mehr als 18000 abbrevirt geſchriebenen Folioſeiten (und etwa einem Drittheil ſo viel in andern Formaten) die er bis auf zehn Tage vor ſeinem Tode fortſetzte. Viele tauſend eigene Be-

merkungen über Geschichte, Politik, Moral und Literatur sind noch, außer diesen, vorhanden, von welchen eine sorgfältige Auswahl in dieser Sammlung erscheinen wird.

Verschiedene Abhandlungen von größerm oder geringerm Umfange sind entweder als weitere Ausführung einzelner Materien in jenem Geschichtbuch anzusehen: (wie z. B. Bellum Cimbricum; Reisen der Päbste; Essais historiques; eine (ungedruckte) Abhandlung über die alte Zeitrechnung u. a.) oder sie gehören zu unserer Zeitgeschichte: (wie die Schriften über den teutschen Fürstenbund 1785; la Gloire de Frédéric; einige über den Revolutionskrieg u. a.)

Zu seinen historischen Arbeiten gehören ferner: eine beträchtliche Anzahl von Recensionen neuer historischer Bücher, welche er von 1772 — 1807 für verschiedene kritische Journale schrieb, und die nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner, allerdings verdienen gesammelt zu werden. Auch von diesen werde ich nur die wichtigsten auswählen.

Eine andere Abtheilung dieser Sammlung wird biographische Denkwürdigkeiten von ihm enthalten — nicht eine vollständige Biographie, wozu mehrere Jahre erforderlich sind: aber wichtige Beiträge dazu, von ihm selbst. Von diesen allen ist noch nichts gedruckt, als seine (3 Bogen starke) Selbstbiographie, die in der Löwe'schen Sammlung (Berlin 1806) herausgekommen. Als Fortsetzung und weitere Ausführung derselben sind anzusehen, seine Briefe in das väterliche Haus, bis 1781, und an mich, von 1781 bis 1809: sie werden über seinen Charakter, der sich nirgends so treu und unbefangen gezeichnet hat, über viele seiner Schicksale, über die Entstehung der meisten seiner Schriften und über seine wahren Grundsätze, in welchen er sich immer gleich blieb, die beste Auskunft geben, und ihn gegen gewisse Verunglimpfungen der letztern gewiß rechtfertigen. Von diesen, wie von den folgenden, wird nur das allgemein Interessante ausgewählt werden; den Briefen nämlich an Andere, sofern Abschriften von ihnen vorhanden sind oder von seinen Correspondenten erhalten wurden. Von Briefen gelehrter oder sonst ausgezeichneter Personen an

ihn (in teutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache) ſoll (ſo wie von jenen von ihm) nichts im Druck erſcheinen, deſſen Publikation irgend einem ſeiner Correſpondenten unangenehm ſeyn könnte; auch gegen längſtverſtorbene diejenige Schonung immer beobachtet werden, welche das Vertrauen der Freundſchaft heilig zu halten weiß.

Auszüge aus ſeinen Tagebüchern werden dieſe biographiſchen Denkwürdigkeiten vervollſtändigen.

Ein ausführliches Werk über die Bibel und über Lehre und Geſchichte des Chriſtenthums lag immer in ſeinen Wünſchen, und er ſtudierte jene in den Grundſprachen bis an ſein Ende. „In der Bibel der Gottheit Sprache durch die Geſchichte der Führungen Iſraels zu erklären," das war nach ſeinen eigenen Worten ſein Zweck dabei. Vorarbeiten dazu ſind viele vorhanden, einige bereits ausgearbeitet, andere einer ſtrengen Auswahl bedürftig. Ob Fragmente dieſes Werkes mit dieſer Sammlung herausgegeben werden können, oder erſt künftig, in Supplementen? das hängt zum Theil von Umſtänden des Herausgebers und davon ab, wie fern er für dieſe Arbeit Hülfe findet?

Die Sammlung, die hier angekündigt wird, ſoll aus achtzehn bis zwanzig Bänden beſtehen; in jeder Meſſe werden einige Theile, nie weniger als drei, herauskommen.

Ich enthalte mich aller voreiligen Lobpreiſungen der hier angekündigten Werke meines Bruders; die Vertrauten ſeiner Muſe wiſſen, was ſie zu erwarten haben.

Schaffhauſen, den 28ſten Oktober 1809.

Johann Georg Müller,
Profeſſor.

* * *

Den Verlag der in dieſer Anzeige angekündigten ſämmtlichen Werke Johann von Müller's hat unterzogene Buchhandlung übernommen, und wird für gefälligen, ſchönen und correcten Druck, ſo wie für

die möglichste Beschleunigung der Herausgabe besorgt seyn.

Um den Ankauf zu erleichtern, wird jeder Band von ungefähr 30 Bogen denjenigen, die auf sämmtliche Werke unterzeichnen, für 2 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr. geliefert werden. Der Ladenpreis für diejenigen, die nicht unterzeichnen, wird 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr. seyn.

Es werden nie weniger als 3 Bände zugleich erscheinen, und zwar Ostern 1810 die erste Lieferung.

Exemplarien auf Velin werden nur auf ausdrückliches Verlangen gedruckt. — Der Preis von diesen ist der doppelte.

Nach dem Wunsch des Herausgebers, wird die Weltgeschichte, um deren Verbreitung möglichst zu erleichtern, zum Besten junger Studierenden, auch einzeln in einer wohlfeilern Ausgabe auf geringerm Papier verkauft werden. Der Band à 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr. für diejenigen, die darauf unterzeichnen.

Wer die Mühe übernimmt, Subscribenten zu sammlen und die Zahlung dafür zu übermachen, erhält das 11te Exemplar unentgeldlich.

Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt; man bittet daher sie leserlich geschrieben vor Ende März 1810 einzusenden.

In jeder soliden Buchhandlung kann man Bestellungen machen; doch sind folgende besonders dazu erbeten worden:

Für die

Schweiz:

Löbl. Hurter'sche Buchhandlung in Schaffhausen.

Baiern:

Löbl. Wohler'sche Buchhandlung in Ulm.
Hr. Lentner, Buchh. in München.
Hr. Wagner, Buchhandl. in Inspruck.
Löbl. Mayr'sche Buchh. in Salzburg.
Hr. Felsecker, Buchhandl. in Nürnberg.

Oesterreich:

Hr. Schaumburg und Comp. in Wien.
— Wappler und Beck, Buchh. in Wien.

Ungarn:

Hrn. Gebrüder Kilian, Buchh. in Peſt.
— Schwaiger, Buchh. in Preßburg.

Mähren:

Hr. Gaſtl, Buchh. in Brünn.

Böhmen:

Hr. Calve, Buchhändler in Prag.
— Widtmann, Buchh. in Prag.

Schleſien:

Hr. M. G. Korn, Buchh. in Breslau.

Pohlen:

Hr. Pfaff, Buchh. in Warſchau.

Preußen:

Hr. Nicolai, Buchhändler in Berlin.
— Maurer, Buchh. in Berlin.
— Unzer, Buchh. in Königsberg.

Rußland:

Hr. Friedrich, Buchh. in Liebau.
— Hartmann, Buchh. in Riga.
— Kloſtermann, Buchh. in Petersburg.
— Horn, Buchh. in Moskau.

Schweden:

Hr. Widorg, Buchh. in Stockholm.

Dännemark:

Hr. Brummer, Buchh. in Coppenhagen.

Nord-Teutſchland:

Hr. Perthes, Buchh. in Hamburg.
— Gebrüder Hahn in Hannover.

Weſtphalen:

Hr. Hemmerde und Schwetſchke, Buchh. in Halle.
Löbl. Schulbuchhandl. in Braunſchweig.
Hr. Griesbach, Buchh. in Caſſel.
— Dankwerts, Buchh. in Göttingen.
— Heyer, Buchh. in Gießen.

Mehr als sie gieng, im leichten Tanz einher.
Ihr Flohrgewand, der dünnste seidne Nebel,
Der um sie floß, schattirte Reize kaum
Zu deren Decke es geschaffen schien,
Stohl keins der zarten Glieder dem Gesicht,
Und hob nur mehr die Weisse ihrer Haut.
Oft schielte sie gefällig auf sich selbst,
Und lächelte auf ihren eignen Schatten.
Kaum waren beyde näher, als sie sich
Mit schnellen Schritt von der Gefährtin riß,
Mit wilder Freyheit und mit offnen Armen
Dem jungen Göttersohn entgegen eilte,
Den weissen Arm um seinen Nacken warf,
Ins Aug' ihm sah und zaubrisch lächelnd sprach:

„O Herkules! woher die finstre Stirne,
„Der trübe Blick in deinem schönen Auge?
„Wie? Nagt in deiner Jahre Rosenblüthe
„Dich schon ein Kummer, theurer Jüngling? Komm,
„Komm, folg mir sicher; meine Hand soll dich
„Durch blühnde Fluhren des Vergnügens leiten.
„Entflieh mit mir der Arbeit, Angst und Plage
„Des Lebens, in den Arm der süssen Ruh,
„Rauh ist der Pfad des Ruhms, durch Blut und Schlachten,
„Durch Wunden und Gefahr führt er dich nur.
„Laß Ehre jenen Thoren, die sich selbst

„Für

Sachſen:

Hr. Kummer, Buchh. in Leipzig.
— Walther, Buchh. in Dresden.

Holland:

Hr. Heſſe, Buchh. in Amſterdam.

Großherzogthum Berg:

Hr. Schreiner, Buchh. in Düſſeldorf.

Fürſt Primatiſche Staaten:

löbl. Andräe'ſche Buchh. in Frankfurt am Main.

Großherzogthum Heſſen:

Hr. Heyer, Buchh. in Darmſtadt.

Großherzogthum Baden:

Hr. Phil. Macklot, Buchh. in Carlsruhe.
— Wagner, Buchh. in Freiburg.

Frankreich:

Hrn. Treuttel und Würz, Buchh. in Strasburg und Paris.
Hr. Kupferberg, Buchh. in Mainz.
Hrn. Pauli und Comp., Buchh. in Coblenz.
Hr. ter Meer, Buchh. in Crefeld.
— Remerskirchen, Buchh. in Cöln.

No. XI.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkriten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

November. 1809.

I. Ankündigungen.

I.

Plan und Ankündigung der meteorologischen Hefte. Herausgegeben von Dr. Carl Constantin Haberle.

Da zur Begründung einer allgemeinen und besonderen Witterungslehre, nicht nur vielfache und zahlreiche, stets fortzusetzende Beobachtungen, sondern auch viele wissenschaftliche Untersuchungen und Prüfungen, theils der bisher für wahrgehaltenen, theils der neu aufzustellenden Lehrsätze durchaus nothwendig sind; die Jahrgänge unseres bereits an-

gekündigten, und nunmehr bald erscheinenden meteorologischen Jahrbuches aber immer nur die Resultate solcher Vorarbeiten, als Grundsätze und Lehrsätze wirklich aufnehmen und in Anwendung bringen können; dasselbe auch jährlich nur einmal erscheinet; so wird deßhalb ein wissenschaftliches Magazin als Sammelplatz alles dessen, was an Vorarbeiten zur Begründung und Erweiterung der Witterungslehre nothwendig erforderlich ist, durchaus unentbehrlich.

Unter dem Titel: Meteorologische Hefte für Beobachtungen und Untersuchungen zur Begründung der Witterungslehre; wird daher in freien, an keine Zeit gebundenen Heften eine Zeitschrift erscheinen, welche enthalten soll:

1) Neue ausführliche Witterungsbeobachtungen, im In- und Auslande angestellt.

2) Ausführliche Schilderungen von besonders merkwürdigen Witterungsbegebenheiten und solchen Naturereignissen, welche auf Witterung Einfluß haben, und mit derselben in Verbindung stehen.

3) Nachrichten von Entdeckungen und Verbesserungen meteoroskopischer Instrumente und Apparate, nebst Abbildungen derselben.

4) Nachrichten von solchen neuen Beobachtungen und Entdeckungen; a) aus der Sternkunde, b) aus der allgemeinen Physik und Chemie, c) aus der allgemeinen Geognosie, d) aus der Thierkunde, e) aus der Pflanzenkunde, f) aus der Heilkunde ꝛc. ꝛc., welche in einer planmäßig umfassenden Witterungslehre nothwendig in Anwendung zu bringen sind.

5) Mittheilungen von zweckmäßigen Medizinal-Polizei-Verordnungen, und Sanitäts-Polizei-Anstalten, welche theils wegen besorglicher, theils schon eingetretener Folgen von Witterungszuständen in manchen Gegenden sich nothwendig gemacht haben; so wie nützliche Vorschläge zu dergleichen Verordnungen und Anstalten.

6) Neue Ansichten und Entwickelungen solcher natürlichen Verhältnisse, welche in das Fach der Witterungslehre eingreifen; also theils Widerlegungen älterer Ansichten, theils Aufstellungen neuer Ansichten, nebst Zulassung aller unparteiischen Gründe dafür und dawider.

7) Der Zweck der Meteorologischen Hefte, ist auf Beförderung von Wahrheit und Gründlichkeit, folglich auch auf Beförderung unparteiischer Prüfungen gerichtet, und erstreckt sich daher auch auf Anzeigen und Prüfungen neuer meteorologischer Schriften.

Wir laden daher alle Liebhaber der Naturforschung dringend ein, an unsern meteorologischen Heften Theil zu nehmen, und uns ihre gütigen Beiträge, unter Adresse der Verlagshandlung, unfrankirt, gefälligst einzuschicken.

Weimar, den 12. November 1809.

Dr. C. C. Haberle.

Auch diese Zeitschrift, welche nun mit dem meteorologischen Jahrbuche, und dem Witterungs-Kalender, einen ganzen interessanten Cyklus der Witterungskunde ausmacht, werden wir auf's beste besorgen, und den billigen Preis eines jeden Hefts bei seiner Erscheinung anzeigen. Man kann sich bei allen Buch- und Kunsthandlungen und Postämtern darauf abonniren. Wir bitten jeden Naturwissenschaftsfreund sich dafür zu interessiren, und Subscribenten zu sammeln. Jeder Sammler erhält das fünfte Exemplar frei, oder 20 pr. Ct. als Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar, den 12. November 1809.

H. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Nachricht wegen der Fortsetzung von London und Paris.

Die gehemmte Communication mit England, so wie der Abgang einiger ältern Mitarbeiter in Paris, hat veranlaßt, daß der Jahrgang 1808 — 1809 von der Zeitschrift London und Paris jetzt erst geschlossen werden konnte. — Wir bemerken hier von neuem, welches viele Buchhandlungen übersahen, daß London und Paris von seinem ersten Beginnen an, von Johannis zu Johannis in zwanglosen Heften erschien, — bei jährlichen 8 Heften schon die gewöhnliche Eintheilung in Monatshefte nicht Statt finden konnte, und daher auch nie mit dem laufenden Jahre zu schließen brauchte, wie man immer verlangte. — Daß aber auch dieser Schluß vom Jahre 1808 — 1809 nicht veraltete Aufsätze enthält, beweisen Pariser Artikel, welche in dem eben erschienenen VIII. Stück bis zum September 1809 gehen. —

Da uns nun die gütige Unterstützung des Publicums aufmuntert, London und Paris fortzusetzen, und wir neue thätige Mitarbeiter dafür erhalten haben, so zeigen wir hiermit an, daß diese Zeitschrift ununterbrochen fortgeht. —

Um aber das scheinbare Veralten zu vermeiden, wenn wir auf den nächsten Band noch die Jahrzahl 1809 setzen wollten, da wir am Schlusse desselben Jahres schon stehen — so überspringen wir lieber den halben Jahrgang von 1809, und fangen nun sogleich den Jahrgang mit dem neuen Jahre 1810 an.

Da 1808 der Eilfte Jahrgang oder Band XXI. und XXII. von London und Paris war, so wird nun 1810 der zwölfte Jahrgang, oder Band XXIII. und XXIV. — Auf diese Weise kann in der Folge bei der Berechnung, so wie bei Rangirung dieser Zeitschrift kein Irrthum entstehen.

Solches bitten wir die Herren Buchhändler und geneigten Leser zu berücksichtigen, und empfehlen unsere Zeitschrift ferner Ihrer geneigten Theilnahme.

Rudolstadt im November 1809.

F. C. R. Hof-, Buch- u. Kunsthandlung.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im November

UND DEREN INHALT.

I.

Geographische Anzeige.

Folgende Charten sind, theils ganz neu, theils nach dem Französisch-Oesterreichischen *Wiener Frieden* vom 14. October, theils nach dem Schwedisch-Russischen *Friedrichshammer* Frieden vom 17. Sept. 1809, *berichtigt*, bei uns erschienen, und in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

I. Charten zum *grosen Gasparischen Hand-Atlasse*, in Homannischen Formate, zu 8 und 12 Gr. S. Crt. 1) Neueste Charte von Teutschland, von *Güfsefeld* und *Streit*. 2) Oesterreichische Monarchie. 3) Königreich Ungarn. 4) West- und Ost-Gallizien. 5) Schweden und Norwegen. 6) Teutschland, als *Post-Charte*, in 2 Blättern. 7) Europa.

II. Charten zum *verkleinerten Hand-* oder sogenannten *Bürger-Schulen Atlasse*, zu 4 Gr. Sächs. Crt. 8) Europa. 9) Oesterreichische Monarchie. 10) Inner-Oesterreich oder ehemaliger Oesterreichischer Kreis. 11. Teutschland. 12. Königreich Ungarn. 13) Ost- und West-Gallizien. 14) Schweden und Norwegen. 15) Europäisches Rufsland. 16. Europa.

Alle diese Charten sind nach den beiden obgedachten Friedensschlüssen bis zum *November dieses Jahres*, genau berichtigt, und die Liebhaber können nun ihre Charten-Sammlungen sicher damit ergänzen.

Aufserdem ist auch der *Wiener Friedens-Tractat* vom 14. October dieses Jahres französisch und teutsch in 4to besonders abgedruckt, mit einer denselben *erläuternden Charte* (Preifs 12 Gr. Sächs. od. 54 Kr. Rheinl.) in unserm Verlage erschienen, und in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Weimar den 8. November 1809.

Das Geographische Institut

2.

Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich; Jahr 1809. Mit Charten und Planen. — V. Heft. gr. 8. broschirt. 1 Rthl. 6 gr. Sächs. oder 2 Fl. 15 Kr. Rheinl.

Von dieser für die neueste Tagesgeschichte sehr interessanten Sammlung, ist so eben der fünfte und letzte Heft erschienen. Folgendes ist der Inhalt davon.

I. Fortsetzung der historischen Darstellung der Kriegsoperationen von der Einnahme von Wien bis zum Waffenstillstande von Znaym am 12 Jul. 1809, und dem darauf folgenden Wiener Frieden am 14. October 1809. 1) Die Schlacht vom 21sten und 22sten Mai bei Groß-Aspern und Eßling. 2) Die Schlacht bei Enzersdorf und Teutsch-Wagram am 5ten und 6ten Julius.

II. Unparteiische Bemerkungen eines alten Soldaten über die Schlachten von Groß-Aspern, Eßling, Enzersdorf und Teutsch-Wagram.

III. Anekdoten.

IV. Beilagen. 1. Waffenstillstand von Znaym den 12. Julius 1809. 2 Friedenstractat zwischen Frankreich und dessen Alliirten und Oesterreich; geschlossen zu Wien den 14. October 1809.

Zu diesem Stücke gehören 1. und 2. die Plane der Schlachten von Groß-Aspern und Teutsch-Wagram 3. Charte zur Erläuterung des Wiener Friedens vom 14. October 1809.

Mit diesem fünften Hefte sind nun die Beobachtungen bis zum Wiener Frieden fortgeführt, und hiermit geschlossen. — Doch dürfen wir uns schmeicheln, daß, da sie aus Originalquellen eine gedrängte Geschichte dieses Feldzuges vom Einmarsch der Oesterreicher in Baiern bis zur entscheidenden Schlacht von Wagram und den darauf folgenden Wiener Frieden enthalten, auch ihr Werth bleibend seyn werde. — Wir zeigen daher den Liebhabern an; daß kompletté Exemplare dieser 5 Hefte, welche einen Band zusammen ausmachen, und 3 Rthlr. 18 gr. Sächs. oder 6 Fl. 45 Kr. Rheinl. kosten, so wie auch einzelne Hefte immer bei uns zu haben sind. Wer 5 Exemplare davon zusammen

nimmt, erhält das 5te frei, oder 20 pr. Ct. Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar den 20. Nov. 1809.

H. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Topograph. militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern.

Hiervon ist die XXIII. und XXIV. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die XXIII. Lieferung enthält die Sect. 116. Troppau, Sect. 117. Pleß, Sect. 129. Jablunka, Sect. 111. Bassano. Die XXIV. Lieferung enthält die Sect. 180 Kavik, Sect. 100. Botzen, Sect. 202. Triest, Sect. 204. Biben, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preiß ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Cr. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar den 10. Nov. 1809.

Das Geographische Institut.

4.

Garten-Memorandum für Liebhaber, welche ihren Gartenbau entweder selbst besorgen, oder doch richtig übersehen und leiten wollen; auf das Jahr 1810 zusammengetragen von dem Herausgeber des Allg. Teut. Garten-Magazins. Mit zwei Kupfern. Rudolstadt, in der Hofbuchhandlung. Gebunden 18 Gr. sächsisch oder 1 Fl. 21 Kr.

Das Publikum kennt schon die Einrichtung dieses beliebten und wahrhaft practisch nützlichen Taschenbuchs. Der voranstehende bequeme Schreib-Kalender hat seine vorige Einrichtung

behalten, und die darauf folgenden zwei stehenden Artikel sind gleichfalls, als immer brauchbar und immer unentbehrlich, unverändert geblieben. Sodann folgen 3) Hrn. A. Thouin's, Oberaufsehers des Jardin des plantes zu Paris, Abhandlung über die Erfindung verschiedener Geräthschaften, zur Sicherung ausländischer zärtlicher Pflanzen im Freien; 4) Mäsers Anweisung zum besten Arrangement der Blumen-Stellagen zur Durchwinterung der Pflanzen im Gewächshause; 5) v. Essen Vorschlag zur Sicherung der Durchwinterung von Gemüse und Obst im Freien.

Dieses Garten-Memorandum ist bereits von uns versendet, und in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Rudolstadt, d. 2ten Novbr. 1809.

F. S. K. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

5.

Journal des Luxus und der Moden. 1809. IX. X. u. XI. Stück.

Inhalt des IXten Stücks.

I. Schilderungen aus dem heutigen Griechenland.

II. Ansichten aus Cassel. (Aus dem Tagebuche eines reisenden Kunstfreundes). Napoleonshöhe. — Zurückkunft des Königs am 19ten Julius. — Joseph von Mehul. — Privat-Sammlung von Gemälden und Kupferstichen.

III. Kunst. Heinrich Fueßli's sämtliche Werke, 1r. und 2r. Heft.

IV. Musik. Neue Gesangs- und Pianoforte-Compositionen von Himmel.

V. Bade-Chronik. Liebenstein im Jahre 1809.

VI. Miscellen. 1. Die Provinz Kaschmir in Asien, und etwas über die dort verfertigten kostbaren Tücher. 2. Helvetischer Almanach auf das Jahr 1809. 3. Miscellen aus Cassel. 4. Vermischte Nachrichten aus München. Staatszug Sr. Majestät des Königs von Baiern nach der Maltheser Kirche. — Der Geburtstag der Königin. Theater. Malerei und Bildhauerkunst. 5. Mein dreitägiger Aufenthalt in Wezlar. 6 Denkmünze auf Joseph Haydn. (Hierzu der Holzschnitt Taf. 27.)

VII. Moden. 1. Pariſer Modenbericht. 2. Neue Moden aus Caſſel.

VIII. Erklärung der Kupfer.

* * *

Inhalt des X. Stücks.

I. Ueber den Begriff der Verſchönerung.

II. Bade-Chronik. 1. Pyrmont im Julius und Auguſt 1809. 2. Töplitz im Auguſt 1809. 3. Die neue Reilſche Bade-Anſtalt in Halle. 4. Drieburg und Hof-Geismar im Sommer 1809.

III. Kunſt. 1. Die Ruinen Griechenlands, von Nabe, 1s Heft. 2. Das Gewitter, von Gesner und F. Hegi. 3. Reinermann's Anſichten der Lahngegenden.

IV. Anſichten aus Caſſel. 1. Der Napoleonstag oder 15. Auguſt 1809. 2. Auguſt-Meſſe 1809 in Caſſel.

V. Miſcellen. 1. Joſ. Haydn's Gedächtnißfeier in Berlin. 2. Anweſenheit S. M. des Königs von Weſtphalen in Glausthal auf dem Harze. 3. Miſcellen aus München. Die Jacobi-Oult oder die Sommer-Meſſe. — Muſik und Theater. — Modebericht. 4. Der elegante Theetiſch, von *François le Goullon*. 5. Das Caldariſche Erz, ein Gold- und Silber-Surrogat.

VI. Moden. Pariſer Moden-Berichte vom Auguſt und September 1809.

VII. Ameublement. Beſchreibung eines zur Arbeit bequemen Armſtuhls.

VIII. Erklärung der Kupfer.

* * *

Inhalt des XI. Stücks.

I. Ideen über einen dramatiſchen Geſammtverein der Teutſchen.

II. Nachricht von neuen Werken aus der ſchönen Literatur.

III. Muſik. Hr. und Madame Spohr Concert in Leipzig.

IV. Kunſt. 1. Koch's Anſichten vom Harz. 2. Adam und Eva, gemalt vom Direktor Langer in München.

„Für einen leeren Schall ihr Glück entziehn.
„Dich, Jüngling, schufen die Unsterblichen
„Zu Freuden und zu ewig neuer Lust.
„Genieſſe sie; flicht Rosen in dein Haar;
„Gieß Salben auf dein Haupt, umkränz die Stirne
„Mit jungem Epheu; fühle Götterglück!
„Bey mir, geliebter Jüngling findest du
„Für jeden deiner Sinne Sättigung;
„Ja was der kühnste deiner heißen Wünsche
„Begehren kan, — sey dir durch mich gewährt.
„Ich führe dich an volle Tafeln, wo
„Ambrosia dich speißt, Musik dein Ohr
„Entzückt, und Liebe deine Seele schmelzt;
„Zu Lauben wo dir Balsam duftet, wo
„Die jüngsten Nymphen dir ein Blumenbette
„Nach einem Bad, das dich erfrischt, bereiten,
„Entzücken dich in seine Arme nimmt.
„Und ewig sollen dieſe Freuden währen!
„Komm, folge mir, Alcides; sie sind dein
„So bald du willst; und du bist Göttern gleich!“

Mit langen Zügen trank der Göttersohn
Den Zauberton der lächelnden Sirene;
Er horchte staunend, sah' sie lüstern an,
Und seufzend fragt er sie nach ihrem Nahmen.
„Ich heiße Glück, sprach sie. O Herkules,
„Frag meine Freunde nur, sie können dir

V. Bade-Chronik. Das Seebad Doberan im Sommer 1809.

VI. Ansichten aus Cassel. 1. Gesellschaftliche Aussichten für den nächsten Winter. 2. Königl. Westphälischer Hofstaat. 3. Kurze Uebersicht des Reglements und der Etiquette, so wie der Functionen der ersten Stellen des Westphälischen Hofstaates.

VII. Miscellen aus München. Erster Brief. Musik und Theater — das Farbensystem des Hrn. Hofmalers Kleh. Zweiter Brief. Die Ankunft Sr Majestät des Kaisers Napoleon bei München und in Nymphenburg. Dritter Brief. Fortsetzung der Feierlichkeiten während der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers Napoleon in Nymphenburg. — Illumination in Nymphenburg. Die Ratification des Friedens. Abreise des Monarchen. — Das Namensfest Sr. Majestät des Königs von Baiern. — Theater und Musik.

VIII. Moden. Uebersicht der Moden-Neuigkeiten der Michaelis-Messe 1809 aus dem Waarenlager der Herrn Söhring und Gerhard in Leipzig.

IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar im Nov. 1809.

H. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Allgemeines teutsches Gartenmagazin. 1809. VII. VIII. u. IX. Stück.

Inhalt des VII. Stücks.

IV. Blumisterei. Auswahl schön blühender exotischer Pflanzen Von Hrn P. G. Näser, in Zwickau. (Fortsetz.) 60. Protea ochroleuca Smith. (Mit Abbild. auf Taf. 25.) 61. Protea rosacea Linn. (Mit Abbild. auf Taf. 26.) 62. Persoonia ferruginea, Smith. 63. Lichnis coronata, Wild. 64. Linum trigynum, Smith. 65. Cymbidium hyacinthinum, Smith. 66. Campanula pyramidalis. L.

V. Gemüse-Bau im Garten und auf dem Felde. 1. Bemerkungen über Rübsen, (Rübsaamen) und Raps, wie auch über verschiedene Rüben-Arten. Von Hrn. Walter in Gunnersdorf. 2. Einige auf Erfahrung sich gründende Vortheile, bei der Behandlung des stechbaren Spargels.

VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtarten. Kirſchen. Die Dankelmans- oder weiße Herzkirſche. (Mit Abbild. auf Taf. 27.) 2. Ueber die Veränderung der Obſt-Arten durch den Blumenſtaub. (Fortſetz. und Beſchluß.) (Mit Abbild. auf Taf. 28.)

XI. Garten-Miſcellen. 1. Beſchreibung eines mit Treibhäuſern verbundenen Fruchtbaum-Gartens in Berlin mit den zu erſtern gehörigen Zeichnungen. (Fortſetzung.) (Mit Zeichnung auf Taf. 28.) 2. Bitte an alle Roſenliebhaber.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen: Taf. 25. Protea ochroleuca. Taf. 26. Protea rosacea. Taf. 27. Die Dankelmanns-Herzkirſche. Taf. 28. Sonnen-Treiberei für Wein.

Inhalt des VIII. Stücks.

IV. Blumiſterei. Auswahl ſchön blühender exotiſcher Pflanzen. Von Hrrn. P. G. Wäfer, in Zwikau. (Fortſetz.) 76. Cyamus Nelumbo, Smith. (Mit 2 Abbildungen auf Taf. 29 und 30.) 68. Iris pavonia. L. 69. Eugenia Malaccensis. L.

V. Gemüſe-Bau im Garten und auf dem Felde. Ueber zweckmäßige Eintheilung eines Gemüſe-Gartens in Quartiere und Beete; ſowohl in Hinſicht auf vortheilhaften Stand der Gewächſe unter einander, als auch mit Rückſicht auf den ſo nöthigen Fruchtwechſel. (Mit Grundriß. Taf. 13).

VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſtarten. A. Kirſchen. Die große Glas-Herzkirſche. (Mit Abbildung auf Taf. 31.). B. Pflaumen. Die frühe große ſchwarze Pflaume. (Mit Abbild. auf Taf. 32.) 2. Practiſche Bemerkungen über die beſte Art Obſtbäume zu verſchneiden, zu beſchneiden, tragbar zu machen und von Krankheiten zu heilen. 3. Ueber Anlage und fernere Behandlung einer Kirſchplantage oder eines Kirſchgartens.

XI. Garten-Miſcellen. 1. Verbeſſerte Obſt-Eſpaliere. Von Hrrn. Geh. Ober-Forſtrath von Eſſen zu Berlin. (Mit Zeichnung Taf. 33 Fig. 2). 2. Einige Regeln zur zweckmäßigen Vertilgung des Unkrauts in den Gärten. 3. Die Meere, und Mittel zu ihrer Vertilgung. 4. Neue Erfindung einer Bewäſſerungsmaſchine. 5. Bitte an die verehrten Leſer des A. Z. Gartenmagazins, beſonders an die Blumen-Liebhaber.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen: Taf. 29 u. 30. Cyamus Nelumbo. Taf. 31. Die große Glas-Herz-

kirsche. Taf. 32. Die frühe große schwarze Pflaume. Taf. 33. Gemüse-Garten und neue Obst-Spaliere.

* * *

Inhalt des IX. Stücks.

IV. Blumisterei. Auswahl schön blühender exotischer Pflanzen. Von Hrn. P. G. Mäter, in Zwickau, (Fortsetz.) 70. Erythrina Crista galli. L. (Mit Abbildung auf Taf. 34.) 71. Erythrina herbacea. L. 72. Bignonia undulata, Smith. (Mit Abbildung auf Taf. 35.)

VI. Obst-Kultur. 1. Characteristik der Obstsorten. Aepfel. Der rothe Mammen-Apfel. (Mit Abbildung auf Taf. 36.) 2. Practische Bemerkungen über die beste Art Obstbäume zu versetzen, zu beschneiden, tragbar zu machen, und von Krankheiten zu heilen. (Fortsetzung.)

XI. Garten-Miscellen. 1. Beschreib. eines mit Treibhäusern verbundenen Fruchtbaum-Gartens in Berlin, mit den zu ersteren gehörigen Zeichnungen. (Fortsetzung.) Mit Rissen auf Taf. 37. u. 38.) 2. Wie wirkt der Frost auf die Pflanzen? und welche Umstände vergrößern oder verringern die Gefahr des Erfrierens derselben? 3. Ueber das Durchgehen der zweijährigen Ananas-Pflanzen. 4. Eine botanische Muthmaßung über die Arakatschapflanze und ihre Wurzeln.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen: Taf. 34. Erythrina Crista galli. Taf. 35. Bignonia undulata. Taf. 36. Der rothe Mammen-Apfel. Taf. 37 u. 38. Zeichnung von Treibhäusern in Berlin.

Weimar im Nov. 1809.

H. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Allgemeine Geogr. Ephemeriden. 1809. VII. VIII. IX. u. X. Stück.

Inhalt des VII. Stücks.

Abhandlungen.

1. Ueber die Theilung von West-Preußen. (Schluß.) 2. Was hat das Königl. Haus Sachsen an den ehemaligen

Preuſs. Herrſchaften Cottbus und Peiz in der Nieder-Lauſitz gewonnen?

Bücher-Recensionen.

1. Alpina; von *v. Salis.* und *Steiamüller.* II. u. III. Bd. — 2. Helvetischer Almanach für 1809. 3. *Bongards* (A. J.) Reize door Duitschland's nordelijke Helft en de nieuwe fransche Departementen. 4. *Potter.* (H.) Reize door de oostel. Departem. van het Koningr. Holland, en het Hertogd. Oldenburg.

Charten-Recensionen.

1. *Lipszky.* (J. de). Charte von Ungarn. Sect. VI. et XI. oder Schluſs der Charte, nebst Repertorio. 2. *Haas.* (H.) Special-Charte von dem Odenwald, dem Bauland, und einem Theile des Spessarts. Darmstadt. 3. *Eschstadt.* (J. C.) Situations-Charte von Darmstadt und der umliegenden Gegend. Darmstadt.

Vermischte-Nachrichten.

1. Ueber die wildlebenden südamerikanischen Völker in den Provinzen *Buenos-Ayres* und *Paraguay.* 2. Biographische Notiz über den Königl. Bairischen Obersten *A. v. Riedl.*

Zu diesem Hefte gehören

1. Portrait des Obersten *A. v. Riedl.* 2. Charte der Provinzen *Buenos-Ayres* und *Paraguay.*

* * *

Inhalt des VIII. Stücks.

Abhandlungen.

Entwurf und Ausführung, oder der *Chev. de Robillant* und der *Frhrr. Al. v. Humboldt.*

Bücher-Recensionen.

1. *H. Grégoire.* De la Littérature des Nègres, etc. 2. *J. Haafner.* Lotgevallen op eene Reize van Madras naar het Eiland Ceilon. P. II. 3. *Hassel's* (*G.*) Allgemeines Europäisches Staats-und Adreſs-Handbuch für. 1809.

Charten-Recensionen.

1. *Seidels.* (*G. E. F.*) Charte vom Departement Ostfriesland. Nürnberg. Homanns Erben. 1808. 2. Nouvelle

Carte du Royaume de Hollande, où l'on trouve la route itinéraire, etc. Amsterdam by Maaskamp. 1809. 3. Charte von Ostpreufsen nebst Pr. Lithauen, und dem Netzdistricte; unter Leitung des königl. preus. Staatsministers *Frhrn. v. Schrötter*. Sect. XIII. XIV. — Berlin 1809.

Vermischte Nachrichten.

1. Geographische Ortsbestimmungen von Teutschland, mit Ausschlufs der Preufs. teutschen Länder, gesammelt von *F. W. Streit*. 2. Biographische Notiz von *Conrad Peutinger* und die sogenannten *Tabulas Peutingerianas*. 2. Vereinigung des Kirchenstaates mit dem Französichen Reiche.

Hierzu gehört:

Das Portrait von *Conrad Peutinger*.

* * *

Inhalt des IX. Hefts.

Abhandlungen.

1. *Giraud* (*P. E. T. J.*) über die politischen und commerziellen Vortheile des französischen Guiana. 2. Die Ruinen von *Mawelliewaram* od. Maveliepuram.

Bücher-Recensionen.

1. Description du Pachalik de *Bagdad*, suivie d'une notice histor. sur les *Wahabis*, et de quelques autres pièces relatives à l'histoire de l'Orient. 2. *Hegewisch* (*D. H.*) Geographische und historische Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend. 3. *v. Uklanski*, (*E. T.*) Briefe über Polen, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Italien, Etrurien, den Kirchenstaat und Neapel, an die Comtelle Constance de H—. I. u. II. Theil. 4. *Nemnich*, (*Ph. A.*) Tagebuch einer der Cultur und Industrie gewidmeten Reise. 1. u. 2. Bd. 5. *Hartmanns*, (*G. L.*) Versuch einer Beschreibung des Bodensees; 2te Aufl.

Charten-Recensionen.

1. Special-Atlas des *Königreichs Westphalen*, bestehend aus 8 Departements und einer General Charte, auf Königl. Befehl nach offic. Quellen entworfen und herausgegeben von dem Geograph. Institute zu Weimar. 2. Topograph. militär. Atlas der Markgrafschaft *Mähren* in 13 Blättern; herausgegeben von dem Geograph. Institute

zu Weimar. 3. Plan der Gegend zwischen Wien, Neustadt, Prefsburg und Oedenburg und der *Schlacht von Gr. Aspern*, von *Streit*. Weimar. Geographisches Institut. 4. *Charte von Ostpreufsen* etc. unter Leitung des K. Pr. Staats Ministers *v. Schrötter* aufgenommen. Sect. IX. Berlin.

Vermischte Nachrichten.

1. Fortsetzung der Anzeige des im XII Jahrg. der *A. G. E.* Februar S. 241. verbesserten *Wielandschen Atlasses von Schlesien*, von *D. F. Sotzman*. 2. Bericht von dem Fortgange der verschiedenen Werke über Hrn. *Al. v. Humboldt's* u. *Aimé Bonpland's* Reise durch America.

Zu diesem Hefte gehört:

Die Abbildung der Ruinen von *Mawelliwarem*.

* * *

Inhalt des X. Hefts.

Abhandlungen.

Skizzirte Geschichte der Geographischen Entdeckungen; oder chronologische Uebersicht aller bemerkenswerthen Land und See-Reisen älterer und neuerer Zeiten, welche zu Erweiterung der allgemeinen Erd- und besondern Länder- und Völker-Kunde beigetragen haben. —

Bücher-Recensionen.

1. *Rehfues* (P. J.) Briefe aus Italien während d. J. 1801 — 1805. 1r. und 2r. Bd. 2. Koninklijke Almanak voor den Jare 1809. Te Amsterdam. 3. Journal für die neusten Land- und See-Reisen etc. I Jahrgang. Jan. bis Decbr. 1803. Berlin bei Braunes. 4. *Townsend* (J.) Voyage en Espagne dans les Années 1786. 1787. T. I — III. Avec Atlas.

Charten-Recensionen.

1. Charte von Ost-Preufsen; unter Direct. des K. P. Staats-Minist. *v. Schrötter*. Sect. XX. Berlin. 2. Post-Charte des Königreichs Sachsen und der angränzenden Länder; auf Königl. Befehl und Kosten unternommen und gezeichnet von *Güfsefeld*. Weimar. Geogr. Institut. 3. Nachricht von der Schlacht bei Enzersdorf und Teutsch-Wagram am 5ten und 6ten Jul. d. J. nebst dem Schlacht-Plane. Weimar. Geogr. Institut. 4.

Sotzmann's, Charte von Teutschland in 4 Blättern; berichtigt im J. 1808. Nürnberg *Schneider* und *Weigel*.

Vermischte Nachrichten.

1. Schreiben des Hrn. E. R. *v. Zimmerman*, an den Herausgeber, sein neues Werk über das Süd-Meer betreffend. 2. Biograph. Notiz von dem Salzburg. Hofkanzler Erbern *v. Kleinl*. 3. Biograph. Notiz von *Joh. Ulrich Wallich*, zu dessen Portraite. 4. Neue Eintheilung des ehemaligen Kirchenstaats. 5. Herabgesetzter Preis von E. A. W. von *Zimmermann's* Taschenbuch der Reisen 1r — 7r Jahrgang.

Zu diesem Hefte gehört:

Joh. Ulrich Wallich's Portrait.

Weimar, im Nov. 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Neueste Länder- und Völkerkunde. VII. Bds. 3s St. 1809.

Inhalt.

Großbritanien und Irland. Dritte Abtheilung. 12. Wissenschaftliche Kultur. 13. Sittliche Kultur. 14. Religionszustand. 15. Staatsverfassung. 16. Staatsverwaltung. Kolonieen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Charte von Irland. Plan von London.

Weimar im Nov. 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

9.

Wieland's Neuer Teutscher Merkur. 1809. VII. VIII. IX. u. X. Stück.

Inhalt des VII. Stücks.

I. Uebersetzungen und Nachbildungen 1. Tibull's zweite Elegie des ersten Buchs. 2. An den Main. 3. Die lehrreichste Schule. 4. Vollendung.

II. Fragmente aus dem Tagebuche auf einer Reise am Rhein und durch die Schweiz. 1. Das Schweizer Nationalfest zu Interlaken. 2. Allgemeine Bemerkungen.

III. Ueber Glauben an Vervollkommnung und geistige Fortdauer.

IV. Nekrolog. — Carl Gotthold Lenz.

* * *

Inhalt des VIII. Stücks.

I. Freie Uebersetzung des ersten Buchs der Aeneide.

II. Gedichte. 1. Abschied an X. 2. Odysseus. 3. An Aurelius Fuscus.

III. Auszüge aus dem persischen Werke Abschaikul-machlukat, des Zacharia Ben Mohammed Elkazwini.

IV. Der Genitiv. Eine lateinisch-grammatische Probenacht. Von J. S. Rosenheyn.

* * *

Inhalt des IX. Stücks.

I. Der Löwe des Androclus.

II. Gedichte. An L.

III. Blätter aus Natalien's Taschenbuche. 1. Vom Tande. 2. Morgenbetrachtung der Frau Anna Barbara Mehlfäßlein.

IV. Etwas über teutsche Prosodie.

V. Bemerkung über Ossian.

VI. Noch etwas über Augustin Hirschfogel.

VII. Ueber Sprache und Redetheile.

VIII. Auszüge aus Briefen. 1. Ueber Shadow's neueste Arbeiten. 2. Aus der Schweiz. Ueber das Zehendersche Institut bei Nidau.

* * *

Inhalt des X. Stücks.

I. Beiträge zu einer Theorie vom Schönen und von den Künsten des Schönen.

II. An einen Jünger der Kunst.

III. Correspondenznachrichten. 1. Literärische Beschäftigungen Marburger Professoren. 2. Nachrichten aus Schweden. 3. Nachricht über die jetzt in Paris lebenden Philologen. 4. Nachricht an das theilnehmende Publikum.

Weimar im August 1809.

H. G. priv. Landes Industrie Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar. 1810.

I.

Gedichte.

1.

Ode, am Jahresmorgen 1810.

Welche Flammen zücken hinter Hügeln,
Die noch Nacht-umflort, empor? —
Phöbus Roſſe, mit verhängten Zügeln,
Sprengen raſch des Aufgangs Thor! —
Ueber Feldern, weiß von Todtenbeinen,
Leichenhügeln ohne Zahl,
Ueber blutbetrieften Eichenhainen,
Glänzt der Friedensſonne Strahl.

„Mein Lob am beſten ſchildern, da ſie mich
„Und meine Seligkeiten kennen.
„Zwar nennt mich die Verläumdung Trägheit; doch
„Gieb böſen Läſterzungen kein Gehör.
„Wo ſind Verdienſte die Verläumdung ſchont?
„Ein groſer Rahme, den ihr Zahn nicht nagt!“

Indeſſen hatte ſich die andre Frau
Mit ſanfter Würde und beſcheidnem Schritte
Dem Jünglinge genaht: „O Herkules,
„Sprach ſie, dein Götterblut, dein zartes Alter
„Das gern des Unterrichtes Stimme hörte,
„Verſprach in dir den edlen weiſen Mann.
„Soll deine Mannheit nun die Wahl beſtät'gen,
„So ſchwinge dich empor; beweiß der Welt
„Daß du ein Götterſohn, ein Sohn des Zevs,
„Und deiner hohen Abkunft würdig ſeyſt.
„Gros iſt der Preis, rein ſind die Seligkeiten,
„Die du zum Lohn aus meiner Hand empfiengſt.
„Doch hör' der Wahrheit Stimme, die dir ſagt
„Wodurch du dir den hohen Preis erwirbſt.

„Für Tapfere und Kühne hat die Ehre
„Nur Kronen; träge Feigheit haſſet ſie.
„Müh', Arbeit, Sorgen und Gefahr bewachen,
„Auf Jupiters Befehl, ſtets ihren Thron.
„Wer ſie begehrt muß dieſe überwinden.

„Willſt

Noch betäubt von Mavors Donnerſchlägen,
Blickt die arme Menſchheit ſcheu
Dir, o Jahr, und zweifelhaft entgegen:
Ob's ein Traum, ob's Wahrheit ſey?
In den Freudenkelch rinnt eine Zähre,
Und der Menſchheit Schutzgeiſt bebt,
Weil ob fernem Theil der Hemiſphäre
Noch des Krieges Wolke ſchwebt.

An des Dankes lodernden Altären,
Wo der Engel opfernd ſteht,
Läßt ſein heißer Seufzerlaut ſich hören,
Der für Brüder ängſtlich fleht.
Denn Irene, aus den Nachtgewittern
Nur von Einer Seit' enthüllt,
Birgt die andre noch in Wolkengittern
Vor dem halben Erdgefild.

Tod von Bergen, Tod von ehrnen Schiffen
Schläudert noch des Kriegsgotts Hand;
An des Abendlandes Felſenriffen
Lodert ſeiner Fackel Brand.
Läßt ſich rein des Friedens Wonne koſten,
Wann das Schwerd noch Völker raſft?
Iſt die Menſchheit nicht in Weſt und Oſten
Eine große Brüderſchaft?

Dankesthränen, die dem Aug' entquollen
Für das Heil, das Gott uns gab,
Sie verwandeln ſich im Lauf, und rollen
Als des Mitleids Thau herab. — —
Doch, o Hoffnung, wenn dein Wink nicht trügt,
Naht des groſsen Friedens Glück,
Und die Hyder Zwietracht ſinkt, beſieget,
Zum Avernus bald zurück!

Dann ſchmilzt Mulciber und ſein Geſelle
Schwerd und Lanz' in Sicheln um;
Frohes Landvolk, auf des Schlachtfelds Stelle
Dreht in Tänzen ſich herum.
Wo der Ruf der rauhen Heerdtrommete
In der Trommeln Wirbel klang,
Tönet die melod'ſche Hirtenflöte
In des Friedens Preisgeſang.

Roſſe graſen ohne Zaum und Zügel;
Und ihr Eigner ruht am Heerd
Mit dem trauten Weibe, wo kein Riegel
Sicherheit dem Mahl gewährt.
In dem Kittel ſchaukelt ſich der Knabe,
Noch an Wiegenluft gewöhnt,
Den ſein Wunſch zur liebſten Weihnachtsgabe
Von dem Väterchen erſehnt.

Liebe herrſcht im Kreis der Menſchenbrüder,
Schonung und Gerechtigkeit.
Vom Olymp erſcheint Aſträa wieder,
Und mit ihr die goldne Zeit. —
Ja, o ja! Der Sturm iſt bald geendet!
Güt' und Eintracht, Himmelspaar!
Seyd der Menſchheit Dioskuren, ſendet
Bald das große Friedensjahr!

Buri.

2.

An ein Veilchen,

meiner Tochter Friederike in Stralſund geweiht.

Schönes Blümchen! wie ſo hold
Blüheſt du im Morgengold,
Der Natur im Schooſe;
Drängeſt dich im bunten Chor
Deiner Schweſtern nicht hervor,
Wie die ſtolze Roſe!

Holde Lenzverkünderin,
Mit dem treuen zarten Sinn,
Laß gerührt dich pflücken!

Dieſes Liedchen weih ich Dir,
Dafür ſollſt du freundlich mir
Nun den Buſen ſchmücken!

Thaubeträufelt duftest du,
Schließeſt ſanft die Kelche zu,
Wenn der Abend ſinket;
Oeffnest ſie, wenn Phöbus Strahl
Von dem Thaubeglänzten Thal,
Sanft die Thränen trinket.

Friſcher äugelſt du hervor,
Wenn der Schatten dunkler Flor
Weicht von Thal und Hügel;
Wiegt des Abends ſanfter Hauch
Dich in ſüße Ruhe auch,
Mit dem Schlummer-Flügel?

Schmeichelnde Zephyre wehn
Um die blau umzognen Höh'n,
Küſſen deine Blüten.
Taumelnd auf dem zarten Moos,
Schweben ſanft um deinen Schoos
Selige Sylphiden.

Brenne dann das weiche Herz
Welt in Luſt und ſüßem Schmerz,
Schmückeſt du den Buſen;

Wenn der Andacht Feuergeiſt
Hoch entzückt den Frühling preißt,
Singen dir die Muſen!

Um der Treue holdes Bild
Schweben deine Kränze mild
In der ſchönſten Bläue;
Wenn der Schweſtern bunte Reih'n
Jedem ihre Reize weihn,
Huldigſt du der Treue!

Lobſt dem Freunde, der entzückt
Deine ſchönen Kelche pflückt,
Wenn der Lenz erſchienen;
Ihm enthülle deinen Werth
Nur des Edlen Beifall ehrt,
Such' ihn zu verdienen!

3.

Mutterfreuden

an meinen Sohn Ludwig in Gieſen

am 29. October 1809.

Sonnet.

Trüb und einſam, ohne Luſt und Feier,
Schwand mir dieſes Wiegenfeſt dahin.
Wonne nicht, nur Wehmuths-Melodien
Tönte klagend meine goldne Leyer!

Die Natur lag unterm Nebelſchleier,
Ueberall nur Trauer-Harmonien,
Düſter ſah' ich meine Tage fliehn,
Fern von allem was mir lieb und theuer.

Nimmer kämpfte ſo in meinem Herzen
Pflichtgefühl mit bittrer Trennung Schmerzen!
Ahne, Theurer! was ich da empfand,

Bei den holden Gaben deiner Hand!
Wie verklärten deine zarten Sorgen
Mir den bangen Nachtumhüllten Morgen!

Eliſe Sommer, geb. Brandenburg.

4.

Die Freunde,

oder Dreſtes und Pylades in Tauris.

(Nach Ovid.)

Einſt war ein Land, das wilde Wogen ſchlugen,
Das jedem Schiffer ſchnelle Flucht geboth;
Denn, wen die Stürme an das Ufer trugen,
Fand dort den ſichern, ſchauervollen Tod.

Schnell — ſo befahl des Volkes grauſe Sitte —
Führt man gebunden ihn zum Opferheerd:
Kein Sträuben hilft dem Fremdling, keine Bitte;
Er ſinkt, getroffen von der Jungfrau Schwerd.

Nur eine Jungfrau darf das Opfer bringen,
Aus edlem Stamm, Dianens Prieſterinn;
Sie muß zurück des Mitleids Thräne zwingen,
Gewaltſam härten ihren weichen Sinn.

An dieſe Küſte trug Iphigenieen,
Die ſie dem nahen Opfertod entriß,
Die traurigen Gebräuche zu vollziehen,
In Wolken dicht verhüllt, einſt Artemis.

Und oft ſchon mußte ſie, zum Dienſt gezwungen,
Den Fremdling tödten mit unwill'ger Hand,
Von herbem Schmerz die zarte Bruſt durchdrungen,
Voll heißer Sehnſucht nach dem Vaterland:

Da nahte, vom Verhängniß hergeführet,
Auf ſchnellem Schiff ein kühnes Jünglingspaar;
Kaum hat ihr Fuß den furchtbar'n Strand berühret,
So reißt man ſie zum blutigen Altar.

An Freundſchaft gleich und gleich an Jahren kamen,
Gefahr und Tod zu theilen längſt bereit,
Oreſt und Pylades — die hohen Namen
Bewahret der Nachruhm für die Ewigkeit. —

Die Prieſterinn beſprengt mit heil'gen Händen
Die Jünglinge, zum Tode ſie zu weih'n;
Doch eilt ſie nicht, das Opfer zu vollenden,
Und zitternd hüllt ſie ihre Schläfe ein.

O, weh mir! — ſeufzt ſie weinend — weh mir Armen!
Ich bin nicht grauſam, Fremdlinge, verzeiht: —
Ein ſtreng Geſetz gebietet ohn' Erbarmen:
Doch ſagt mir, eh ihr ſterbet, wer ihr ſeyd.

Sagt, Unglückſel'ge, wo ihr hergekommen,
Welch Schickſal euch zu uns verſchlagen hat. —
Und als des Ortes Namen ſie vernommen,
Ach! — ſpricht ſie — wir ſind Kinder einer Stadt.

Als Opfer muß, es muß der Eine fallen;
Doch mag der Andre frei zur Heimath gehn,
Die traur'ge Bothſchaft laut verkünden Allen,
Und um Erlöſung meinen Bruder flehn.

Ein Kampf beginnt: — Geh du, Oreſt, ich leide!
Ruft Pylades: — Nein! — ruft Oreſtes — Nein! —
Ein Herz und eine Seele waren beide;
Nur dieſes Eine konnte ſie entzwein.

Im edlen Streit, den Tod ſich zu erringen,
Siegt Pylades; — Iphigenia läßt
Dem theuren Bruder tauſend Grüße bringen,
Und dieſer Bruder — Wonne! iſt Oreſt.

Schnell fliehn ſie mit dem Götterbild zum Strande,
Wo noch das leichte Schiff vor Anker ruht,
Ein günſtger Fahrwind treibt ſie bald vom Lande,
Und froh durchſegeln ſie die ſtille Fluth.

Schleuſingen. Schmidt.

II.

Fragmente

aus einem noch ungedruckten Gedichte, genannt

Argonautenfahrt.

Erſtes Fragment.

Enkel der Helden nun lebten in Hellas, es ſangen der Väter
Sagen von goldener Zeit, ihnen mnemoniſch ein Lied.
Ahnung davon, unſterblich ein Sehnen nach heiliger Schönheit,
Weckt dem begeiſterten Volk ſchöpfende Geniuskraft.
Raſtlos wandert ſein Gang durch alle Gebiete des Weltraums,
Ueberall Leben empor blüht auf des Wandelnden Schritt.
Aus des Aethers bevölkertem Raum führt Iris die Botin,
Lächelnd auf farbiger Bahn gaſtlich geſellig ein Chor
Frohlicher Götter hinab zum Lebensaltare des Menſchen.

„Willſt du der Götter Gunſt verdienen, Jüngling,
„So bete ſie aus reinen Herzen an;
„Weyh' ihnen Opfer, bitte ſie um Hülfe.
„Reizt deines Vaterlandes Beyfall dich;
„Willſt du als Vater einſt von ihm geliebt,
„Als Gott verehret ſeyn; ſey ſein Beſchützer;
„Im Rath ſein Sprecher, in der Schlacht ſein
Schwerd.
„Sein beſtes Schild ſey deine kühne Bruſt,
„Dein edles Blut der Bürge ſeiner Freyheit! —
„Doch, dies zu ſeyn, beſiege erſt dich ſelbſt;
„Entſage weicher Ruh und Luſt der Sinnen;
„Durchwache Nächte, ſchenk' den Tag der Arbeit;
„Und hat dich Winter-Schnee und Sommer-Sonne
„Für jedes Ungemach des Kriegs gehärtet,
„Dann wird in Schlachten Muth den Arm dir ſtehlen,
„Und Sieg dein treueſter Gefährte ſeyn."

„Hörſt du mit welchen Ungeheuern ſie
„Dir droht, was für Gefahren ſie dir bringt,
„O ſchöner Jüngling?" Fiel die Trägheit ein.
„Schlecht ſchickt dein zartes Alter ſich für Schlachten;
„Die Götter, glaube mir, ſind nicht ſo hart
„Daß ſie zu ewgen Plagen dich erſchufen;
„Du biſt ihr Günſtling; Lieb' und ſüſſe Freuden,
„Und ſanfte Ruhe ſind daher dein Loos.
„Zu dieſen führ' ich dich den nähern Weg.

Den mit entführeter Glueth ſinnig Prometheus beſeelt.
Ihn zu beglücken entſteigt aufſchäumend gebährender Meerfluth
Aphrodite, ſie ruft aus des Okeanos Schoos
Triton hinauf und Delphin, ſchenkt einſam ſtrömender Woge
Die ſie Erzeugerin grüßt, üppig verſchwenderiſch Reiz
Weckend ins Marmorgeklüft ſieg Hellas die Bildnerin nieder,
Führt aus felſigem Schoos heitre Gebilde zum Licht
In die Tempel hinauf — der Betenden löſet den Mund ſanft
Hermes, den Lippen entklingt himmliſcher Hauch, Poeſie!
Sinnig an traulicher Wand abſchattend die Züge der Lieben,
Wecket die Schöpferin Hand zärtlich die Kunſt Malerei,
Borgt vom Strahle den Glanz, von Blüten die fröhliche Farbe
Und erheitert des Bilds düſteren Umriß mit Licht.
Forſchend ſieg in die Nacht, aufhellend des Denkens Geheimniß.

Plato; die eilende Zeit hemmet Pythagoras Hand.
Bannt den unendlichen Raum in magiſch beſchränkenden Umkreis,
Trotzt ſein geheimſtes Geſetz, zwingend, ihm ab dem Gigant.
Ueberall ſtrahlete Licht; am fernſten Ufer des Lebens
Röthet den Welthorizont noch ein Auroras Gewölk.
Jeglicher Stern ging auf, entſteigend der Tiefe des Buſens,
Dieſer gebährenden Nacht, dunkler Geheimniſſe Quell;
Nur nicht goldene Zeit; bald ſtürmte Verhängniß heran wild,
Brach die Blüte der Welt frech mit Orkanes Gewalt.
Säulengebälk ſtürzt brechend herab auf Götter und Prieſter,
Stumm verſank Poeſie unter dem Tempel-Ruin.
Von dem verödeten Strand verbannt ſich flüchtend der Enkel,
Bringet der Nachwelt nur Nachhall und Trümmergeſchenk;

Schifft auf Wogen der Zeit, um ſchönere Zonen zu finden,
Raſtlos das goldene Vlies ſuchend im Welt-ocean.

Zweites Fragment.

Nacht, zertrümmernder Kampf, deckt wieder die Woge des Lebens,
Treibt Schiffbruches Ruin in der Charybdegeheul.
Da geht über die finſtere Nacht im Oſten ein Stern auf,
Gießet Dämmerung mild ins Elementengewühl.
Sein gewahret der Menſch, ſchwimmt kühn durch zürnende Brandung
Stark mit wachſender Kraft hin zu dem Glanz-Meteor.
Nackt, ſchiffbrüchig erkletert er froh das ſteile Geſtade
Wieder zum erſtenmal fromm beuget er betend das Knie,
Setzet geſtärkt die Wanderung fort — im Auge das Sternbild

Haltend, ruft er in Nacht irrende Völker zu
ſich,
Jauchzt und lehrt, ein Apoſtel, verkündet die göttliche Sendung,
Und ſie ſammeln ſich gern fromm um den Jünger herum.
Schau! da ziehet der Stern zum Schoos des unendlichen Weltgotts,
Dem er entflog zur Geburt. Hinter ſich läßt er die Bahn
Strahlend, den Völkern zu ſeyn die nimmerverſiegende Lichtfluth
Welcher allmählich ein Strom heiteren Glanzes entquöll,
Der vom Erdhorizont die Schatten verklärend entführte,
Hell des Gebohrenen Blick badend mit himmliſchem Thau.
Ihn vom irrdiſchen Grund voll Sehnſucht zöge zum Aether,
Fromme zum Licht-Paradies führt' aus des Grab's Labyrinth
Frei von der Erde, woran er gebannt, erhoben den Blick nun
Auf zum Himmelsgebiet Völker entſühneter Welt,

Weiheten, heilig geführt aus grauſend ägyptiſcher Todnacht,
Freudig ſich ſelbſt und des Leibs irdiſch-verführenden Schmuck,
Ihm, dem duldenden Gott, jungfräulicher Mutter Gebohrnem,
Den Verblendeter Schaar ſchlug an das Märtyrer-Kreuz.
Von des menſchlichen Tags erheitertem Himmelsazur zog,
Nun zum Erebusſchoos Larven gebährender Nacht,
Abwärts Schattengewölk; ſüßduftend entſtiegen dem Erdſchoos
Jugendlich Blüten, die Kraft treulich mit Lieb' im Verein.
Eiſengepanzert, beſchirmt mit Schwerdt und mit Lanze der Ritter,
Ernſtlich im Schlachtengewühl, ſpielend im Scherz des Turniers
Damen und Religion und Ehre; den Schwachen ein Schutzwall,
Züchtiger Unſchuld ein Hort, immer des Rechts Paladin.
Kehrt dann, königlich ſchmeichelnd ein Leu, aus tobender Feldſchlacht,

In

In der männlichen Bruſt, blank wie des Stahles Kryſtall,
Hegend die Treue, zur Herrin zurück, beugt vor der Gebiethrin
Frei demüthig ein Sklav ehrend, ſein eiſernes Knie,
Legt des bezwungenen Feinds erbeuteten Schild ihr zu Füßen;
Fleht um lohnenden Sold ſittiger Minne, den Kuß;
Dankt am Altare für Sieg, ſchließt an ſich dem fröhlichen Reigen,
Singt zum vollen Pokal Lieder, beim Feſt Troubadour.
Einſam begeiſtert vermählt jungfräulich dem Bräutigam Heiland,
Betet die Nonne — der Mönch ſchwinget die Bußdisciplin.
Im einſtimmigen Chor auf rauſchend gigantiſchem Fittig
Feſtlicher Orgel entſchwingt ſühnend melodiſch Gebet
Sich dem irdiſchen Thal, ſchwebt hymniſch zum Dome des Aethers
Auf, zum thronenden Gott über das Sternengezelt.

Goldene Zeit! du wareſt nicht fern! ſchon führt uns ein Weg, durch
Gaſtliche Pforten des Grabs, ſicher zum Himmelspallaſt.

Paris. Koreff.

III.

Ueberſetzungen und Nachahmungen.

1.

Properz, I. Buch, I. Elegie.

An Tullus.

Cynthias Aeuglein, ſie haben zuerſt mich Armen gefeſſelt,
Mich, den Liebesbegier nimmer berührte zuvor.
Mir, dem Stolzen bis jetzt, ſchlug Amor die Blikke zur Erde,
Setzt', ein herrſchender, nun mir auf den Scheitel den Fuß.
Bis er mich lehrte, der Schalk, die züchtigen Mägdlein zu haſſen,

Und der klugen Vernunft nimmer zu geben Gehör.
Schon ein vollendetes Jahr verläßt mich die brennende Wuth nicht,
Da ich die Götter doch muß widrig geſinnet mir ſehn.
Tullus! Milanion hat unſägliche Mühe nicht ſcheuend
Endlich den grauſamen Sinn der Jaſide gebeugt.
Denn, ein Raſender, bald irrt' er in Partheniens Höhlen,
Vorſtennmſtarretem Gewild zog er, ein ſpähender, nach;
Auch, nachdem ihm der Aſt des Hyläus die Wunde geſchlagen,
Seufzt', ein Blutender, er auf dem arkadiſchen Fels.
So vermocht' er es endlich, das flüchtige Mägdlein zu zwingen;
Kluges Benehmen und Fleiß wirkt in der Liebe ſo viel.
Träg in mir nur allein ſinnt Amor auf keinerlei Künſte
Noch gedenkt er der Bahn, welche vordem er betrat.

Doch ihr, denen die Kunſt, den Mond zu beſchwö-
ren verliehn ward,

Und auf magiſchem Heerd heilige Opfer zu weihn,
Macht euch muthig daran, verwandelt den Sinn der
Geliebten,

Mehr als das meinige noch, blinket ihr blühend
Geſicht.

Dann erſt will ich es glauben, daß ſelbſt Geſtirn' und die Flüſſe

Dem ertheriſchen Lied folgen, wohin es ſie ruft.

Und ihr, Freunde, die ihr ſo ſpät die Gefallnen
zurückruft,

Sucht für das krankende Herz heilende Linderung
mir.

Schneidendes Erz, zerſtörende Gluth will ſtark ich
ertragen,

Sey, was der Unmuth gebeut, mir nur zu ſpre-
chen vergönnt.

Führt mich durch wogende Fluth, durch fern entle-
gene Länder,

Wo des Wandernden Bahn nimmer ein Weib
mir erforſcht.

Bleibt! ihr, denen der Gott erhörend, ein gün-
ſtiger, zuwinkt,

Freut euch des ruhigen Glücks liebend und wieder
geliebt."

Mir nur feindlich geſinnt naht Venus in bitteren Nächten
Und zur Seite mir ſteht Amor in jedem Moment.
Aehnliche Quaal, ermahn ich, vermeidet, nur ſeine Geliebte
Feſſele jeden, und nie wandt' er von Liebe zu Lieb'.
Wer, ein Schnöder, von euch nicht meinen Ermahnungen zuhorcht,
O wie ſchmerzlich wird er denken des warnenden Worts!

Paris. Pilat.

2.

An den Main.

(Freie Nachbildung des Sarbiewskiſchen Liedes: Ad Narviam.)

Unter Blüten weißer Roſen,
Unter Lilien und Violen,
Hat der junge Tag geſchlummert,
Den mein erſtes Lied geweckt,
Das der ſorgenfreie Knabe
An des Maines ſchönen Ufern

„Kein Ungeheuer soll dir ihn versperren,
„Nicht Sorgen deinen Schlummer stöhren, den
„Du sanft auf Rosen schläfst; kein innrer Kampf
„Mit deinen Trieben soll dein Herz zerreissen,
„Wenn du, wie Götter wollen, glücklich bist.
„Komm, süsser Jüngling, folge meinem Pfade,
„Und lach' der Thörin, die durch Martern dich
„Zum Glücke führt, für das kein Weiser dankt."

„Elende! „Fiel die Tugend ihr ins Wort.
„Betrügerin! Wo hast du wahre Freuden?
„Ist nicht dein Zaubertrank mit Gift gemischt?
„Du schläfst entnervt auf weichen Polstern; fliehst
„Aus Weichlichkeit gesunde Arbeit, die
„Uns den Genuß des Lebens doppelt würzt:
„Du reichst den vollen Becher eh' der Durst
„Ihn fordert; schmausest eh' es Hunger will;
„Zwingst die Natur durch selbst gemachten Reiz
„Genuß zu fordern, den sie nicht begehrt.
„Doch sie erliegt zuletzt, und deine Kunst
„Hebt nicht den Eckel, den du ihr gebahrst.
„Dein Nektar-Trank, gekühlt mit Sommer-Eise,
„Dein Tisch mit auserlesner Kost besetzt,
„Ist dir geschmacklos. Wahre Ruhe flieht
„Zur harten Streu von deinem Dunen-Bette,
„Und fauler Schlummer stiehlt dir nur die Stunden
„Des müß'gen Tags, der dir zu lange währt.

„Zwar

Zur Pier'ſchen Laute ſang.
Heil dem Tag! Die lange Reihe
Meiner ſüßen Liedertage
Sie begann mit ihm. Wenn jetzo
Phöbus früher Strahl mit Golde
Meine Lyra überzieht,
Tönet ſie, und nicht von Helden,
Nicht von Ares Kampfgewühl.
Nur der Landluſt liebenswürdge
Reize feiern ihre Klänge:
Bald wie, von dem Thau bepurpurt,
Duft'ge Roſenbeete glühn,
Bald wie das beſcheidne Veilchen
Aeugelt aus dem zarten Grün,
Bald wie deine ruh'ge Wellen,
Main! vom Lenz umſäuſelt, fliehn.

Holder Flußgott, der des Knaben
Erſtem Saitenklang gelauſcht!
Deiner grünen Eiche Rinden
Gräbt des Dankes Griffel ein:
„Mögen dich, den Vater Phöbus
„Und die frohen Muſen lieben,
„Immerdar die Sänger ehren,
„Dir die Mädchen Lieder weihn!"
Dieſen Vers voll ſchlichter Einfalt

Sollen Jünglinge und Jungfraun
Aus der Rinde Wund' erlernen,
Und an Festestagen sey er,
Wenn am Strand, Kristall und Muscheln
Lesend, gruppenweis sie irren,
Ihrer Chöre Wechselsang!

Buri.

IV.

Ueber den Gebrauch der Trochäen in der teutschen Prosodie.

1.

Irgendwo las ich den Vorwurf, der einem teutschen Hexametristen gemacht wurde, daß er dem Trochäus zu freies Spiel lasse, und hiedurch seine Hexameter meistens rauh und holpricht würden. Der Antipode dieses Satzes findet sich in Klopstock's Abhandlung: Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Teutschen; wörtlich also lautend:

„Wir haben Daktylen, wie die Griechen;
„und ob wir gleich wenige Spondeen haben,
„so verliert doch unser Hexameter dadurch,
„daß wir statt der Spondeen meistentheils
„Trochäen gebrauchen, so wenig, daß er
„vielmehr fließender durch die Tro-
„chäen wird, weil in unsern Sylben
„überhaupt mehr Buchstaben sind, als in den
Griechischen."

Wer von beiden hat nun wohl Recht? Der Gegenstand verdient, um des reinen Interesse der Kunst willen, Erörterung und Erforschung.

Ich habe bereits anderwärts *) bemerkt, und muß es hier gedrängt wiederholen, daß unsere Accentprosodie, welche die Länge und Kürze der Sylben nach dem Gehör und Sprachgebrauche bestimmt, wahre Vorzüge vor der Buchstaben-Prosodie der Griechen und Römer mir zu haben scheine; daß bei der Scansion der letzten die widernatürlichsten Betonungen auf Sylben, denen die Betonung (der Accent) gar nicht zukommt, unvermeidlich fallen; daß hingegen bei unserer, sich

*) Im neuen teutschen Merkur 1809. III. Bande, S. 36. u. f.

nach dem Sprachgebrauche richtenden Quantität der Sylben alles in seiner natürlichen Accentuation bleibe; wil ich dort mit einleuchtenden Beispielen gezeigt habe. Ich äußerte dort die Vermuthung, daß man mich vielleicht der Paradoxie und ästhetischen Ketzerei, wegen jener Behauptung anklagen werde. Allein meine Furcht hat sich um ein großes gemindert, seitdem ich erst neuerlich in gedachter Klopstockischen Abhandlung eine fast parallele Behauptung gefunden, also einen mächtigen Verbündeten auf meiner Seite habe; obgleich ich nicht leugnen will, daß ich in gewisser Hinsicht noch weiter, als jener große Vorgänger, gegangen bin. Seine Worte sind folgende:

„Es ist wahr, die Griechen (und Römer) „unterscheiden die Länge und Kürze ihrer „Sylben nach einer viel feineren Regel, als „wir. Wenn wir unsere Sprache nach ihrer „Regel reden wollten, so hätten wir fast lauter lange Silben. Dieses ist der Natur „des Gehörs zuwider, welches eine ungefähr „gleiche Abwechselung von langen und kurzen „Sylben verlangt. Die Aussprache hat sich „daher (bei uns) nach den Foderungen des „Ohrs gerichtet. Und dieses ist biegsam ge-

„nug gewesen, sich an die Kürze eines Vo-
„cals zu gewöhnen, auf welchen zwei oder
„auch wohl drei Buchstaben folgen; und es
„wird nur alsdann verdrießlich, wenn diese
„Buchstaben mit einer gewissen Ungelenkig-
„keit der Zunge ausgesprochen werden. Ob
„wir nun gleich auf der einen Seite, in Ab-
„sicht auf die Feinheit des Wohlklangs, ver-
„lieren; so gewinnen wir, in Betrachtung
„einer ganz neuen Mannichfaltigkeit, welche
„die Griechen nicht hatten, beinahe mehr,
„als uns mit der genauen Feinheit ent-
„geht." *).

Da nun die fast gleiche Abwechselung langer und kurzer Sylben, welche Klopstock im Teutschen als den Grund der fließenderen Scansion unserer Hexameter anerkennt, nichts anders als die öftere Wiederkehr des trochäischen Fußes andeutet, und darauf hinweisen will: So steht unser Ungenannter, der diesen Fuß für die Ursache der Rauhheit und Holprichkeit ausgiebt, in directer Opposition gegen diese Klopstockische Stelle.

*) S. die oben angezogene Abhandlung, vorgedruckt dem 2ten Bande der Messiade.

Fern ſey von mir das Vorurtheil des Anſehens! Es ſtehe hier Meinung gegen Meinung, Behauptung gegen Behauptung! Im Reiche der Wahrheit und Forſchung gilt kein 'αυτος ἐφα, ſo wenig als das (zufällig klangähnliche) Αυτο da fè. Das hier einzig zuſtändige und unpartheiiſche Gericht iſt das literariſche Publikum, deſſen erſte Normalregel und Baſis ſeines Prozeßverfahrens dieſe iſt: Non quis, sed quid! Und an dieſen reſpektablen Gerichtshof will ich hiermit in Betreff jener Frage appelliret, und deſſen mildrichterliches Amt geziemend aufgefodert haben.

2.

Hiernächſt iſt es aber noch ein andrer, mit jenem verwandter Gegenſtand, den ich, als in die Aufſchrift: Ueber den Gebrauch der Trochäen, einſchlagend vor eben dieſem ehrwürdigen Tribunal zur Sprache zu bringen mir erlaube, — unbekümmert übrigens, ob ich dadurch den Mißcredit der Heteroborie, den ich durch die erſte Erörterung vielleicht auf mich geladen, vergrößern werde, oder nicht. Dort handelte es ſich vom zu erlaubenden Gebrauche des Trochäen in unſern Hexametern; hier wird von deſſen Vermin-

derung in andern teutſchen Versarten die Frage ſeyn.

Man wirft nämlich häufig unſern jambiſchen und trochäiſchen Versarten den Fehler der Härte vor, weil oft lange Sylben als kurze gebraucht würden. Ich würde vergeblich dieſe Härte wegzudemonſtriren ſuchen, wenn es wirklich unerläßliche Pflicht wäre, daß in der trochäiſchen und jambiſchen Versart lange und kurze Sylben ohne Ausnahme mit einander wechſeln müßten. Selbſt bei den Griechen und Römern gab es einen Fall, wo es der Willkühr des Dichters überlaſſen blieb, ob er den Fuß des Verſes durch einen Daktylus oder durch einen Spondeus bilden wollte, nämlich den vorletzten Fuß des Hexameters, ſo daß ſolcher mit zwei Spondäen, ſtatt eines Daktyls und eines Spondäen, geſchloſſen werden konnte; welches der ſpondäiſche Vers genannt zu werden pflegt.

Auf dieſes Beiſpiel, noch mehr aber auf den freiern Genius der Sprache Teutona's, gründe ich meine Widerlegung jenes Vorwurfs, daß wir oft Härten uns erlaubten, indem wir lange Sylben als kurze gebrauchten. Ueberall, wo uns die-

ſes ſcheint, denke man ſich im Typus oder Schema des Verſes einen Spondeus anſtatt des Trochäus. Was hindert z. B. im folgenden, trochäiſch gebauten Verſe, ſich die Sylbey: ſah und welch, anſtatt kurz, vielmehr als lang zu denken, mithin ſtatt der Trochäen zwei Spondeen zu ſubſtituiren?

„Dieß ſah man, welch leichter Wahn!
„Für verfehlten Rhythmus an."

folglich das Schema, anſtatt: Dich ſäh män wĕlch ꝛc. ſo zu bilden und zu bezeichnen: Dīch ſäh män, wĕlch lēichtĕr Wähn!

Mag immerhin die Stanſion und der Fluß eines ſolchen Verſes dadurch langſamer werden! In vielen Fällen kann und wird dieſe Langſamkeit reiner äſthetiſcher Gewinn ſeyn, ſo oft ſie nämlich dem Stoffe oder dem Gedanken, den der Vers ausſpricht, anpaſſender iſt, als die Flüchtigkeit, oder das ſchnelle, gleichſam queckſilberartige Fortlaufen des Verſes, z. B.

„Und ſie ſchlugen mit den Hämmern,
„Daß die Marmorſäulen hallten.

Hier wechſeln lange und kurze Sylben im richtigſten trochäiſchen Rhythmus mit einander ab. Allein

wie viel sachgemäßer, mit wie viel höherem Grade jenes lebendigen Ausdrucks, der durch Klangwerke (wie sie Herder nennt) erreicht wird, würden sich jene zwei Zeilen ausnehmen, wenn anstatt der kurzen Sylben hier und da lange untermischt, d. h. Spondeen, anstatt Trochäen, substituirt würden, um den mit den Gedanken contrastirenden schnellen Fortlauf dieser beiden Zeilen zu hemmen.

Die ähnliche Freiheit, nach Belieben Trochäen anstatt Spondeen zu gebrauchen, wird ja auch dem teutschen Hexameter, Pentameter, und andern von den Griechen und Römern entlehnten Versarten ohne Widerspruch zugestanden. Warum wollten wir unser jambisches und trochäisches Versmaas allein davon ausschließen?

Und nun — manum de tabula! Belehrung, wo ich irre, wird mir äußerst willkommen seyn.

Buri.

V.

Bruchstück eines Werks, betitelt: Spartas Untergang, dargestellt in den Lebensbeschreibungen der Könige Agesilaos, Agis und Kleomenes.

(Fortsetzung.)

Bevor aber Epaminondas den Peloponnes verließ, vollendete er, was er Großes gethan, damit, daß er Messene frei machte von der Herrschaft der Spartaner, unter welcher es an drei Jahrhunderte geseufzt hatte. Er sammelte alle zerstreute Messenier, und führte neue Kolonien in ihr Land, dasselbe groß zu machen und mächtig gegen die Spartaner. Es ward eine neue Stadt erbaut. Diese erhielt den Namen Messene [24]).

Im folgenden Jahre führte Archidamos das Heer der Spartaner [25]). Agesilaos zog seines

24) Diod. S. 15, 66. Paus. 4, 26. Polyb. 4, 32.

25) Plut. Ages. 34. Wesseling ad Diod. 15, 66. — Die Spartaner und Athenienser schlossen gleich nach dem Abzuge des Epaminondas ein engeres Bündniß gegen Theben. Im selbigen Jahre noch fiel Epaminondas wiederum in den Peloponnes ein, wo

„Zwar an Unſterblichkeit biſt du mir gleich;
„Doch warf dich Jupiter im Zorn vom Sitze
„Der Götter auf die ſchon verdorbne Erde.
„Hier herrſcheſt du im weitem Reich' der Thoren.
„Doch Weiſe kennen dich, Verführerin!

„Was iſt das Glück, das du den Deinen gönnſt?
„Ein Jugendrauſch, ein ſorgenvolles Alter.
„Als Jünglinge entnervt; alt, nimmer weiſe,
„Verſchwenden ſie in Laſtern Zeit und Muth,
„Durchtaumeln ihren Frühling, ſammlen ſich
„Weh' auf ein Alter, das ſich kümmerlich
„Schon in des Lebens Hälfte neigt, und ſinkt.
„Verachtet leben ſie, und ſterben troſtlos,
„Der Nachwelt ungenannt.— Ich aber wohne
„Bey Göttern und bey Helden. Jupiter
„Liebt als des Himmels ſchönſte Tochter mich.
„Der Seele hauch' ich edle Thaten ein,
„Dem Herzen Muth, und menſchliches Gefühl.
„Bey mir wohnt Freundſchaft, die nur edle Seelen,
„Die ich zuvor belebt, auf ewig knüpft.

„Nie ſuchen meine Freunde deine Tafeln;
„Der Hunger würzt, ſtatt Kunſt, ihr leichtes Mahl.
„Die Arbeit iſt der Balſam ihrer Ruh.
„Süß iſt ihr Schlaf; leicht, frölich ſtehn ſie auf.

Alters wegen nicht aus). Mit ihnen verband sich ein Heer, von Dionysios, dem Tyrannen von Syrakus, gesandt. Archidamos nahm den Arkadern Karyä, welches sie besetzt hielten, und fiel darauf in Arkadien ein, das Land verheerend. Bis Parrhasia drang er tapfer vor. Da aber die Arkader und Argeier mit einer großen Macht herbeieilten, zog er sich nach Midea zurück. Hier verließ ihn Kissidas, der Anführer der Syrakuser, weil die Zeit seiner Hülfleistung verflossen war. Als er aber sein Heer, nach Sparta zu, durch eine enge Straße führte, umgaben die Messenier dasselbe; er war in großer Gefahr. Da sandte er an den Archidamos, und bat um schleunige Hülfe. Dieser eilte herbei. Aber er hatte die Messenier noch nicht erreicht, als die Argeier und Arka-

Chabrias gegen ihn stritt. Dionysius sandte den Spartanern Hülfe. In diesem Zuge drang Epaminondas nicht weit vor. Bald darauf wurde den streitenden Partheien von dem Perser Philiscus, dem Gesandten des Artaxerxes, ein Friede angeboten. Die Thebaner aber wollten ihn nicht annehmen, weil Messene den Spartanern wieder unterthan seyn sollte. Xen. H. 7; 1, 1—27. Diod. S. 15, 67—69.

Arkader, welche ihn abzuschneiden herbeigeeilt waren, sich ihm entgegenstellten [26]).

Da stellte Archidamos in der Ebene, wo die Wege nach Eutresii und Mibea zusammenlaufen, sein Heer auf, und redete also zu demselben: Lasset uns, Bürger von Sparta, wacker seyn, und als tapfre Männer uns zeigend, gerade aufblicken. Denket darauf, daß wir unsern Söhnen das Vaterland übergeben, wie wir es empfangen haben. Und lasset uns also streiten, daß wir uns fürder nicht zu schämen brauchen vor unsern Weibern, vor den Alten und Fremden; wir, auf die einst aller Augen, als auf die Tapfersten, gerichtet waren!" — Da er also geredet hatte, blitzte es aus freier Luft, und es ward ein lauter Donner gehört. Das Heer stand an einem Tempel des Herakles, des Ahnherrn der Spartanischen Könige. Dadurch muthig, drang es mit großem Ungestüm auf den Feind ein. Es konnte das Zeichen zum Angriff nicht erwarten. Wenige von den Feinden hielten den Andrang aus; sie wurden getödtet. Die übrigen flohen. Viele kamen auf der Flucht durch die Reiter um.

26) Ueber diese Schlacht: Xen. H. 7; 1, 28. u. f. Diod. S. 15, 73.

Archidamos ſandte eilends einen Boten nach Sparta mit der Nachricht von dieſer Schlacht, die man die Thränenloſe genannt hat, weil nicht Ein Spartaner umkam. Als der Bote in Sparta ankam, verſammelte ſich die ganze Stadt; und da er die Botſchaft überbracht hatte, weinte Ageſilaos vor großer Freude, auch die Ephoren weinten und alle Aelteſten, das ganze Volk weinte mit ihnen. Darauf liefen Männer und Weiber hinaus an den Eurotas, und dankten mit gen Himmel gehobenen Händen den Göttern für dieſen Sieg, und daß ſie die Schmach von den Spartanern genommen. Ageſilaos ſelbſt, begleitet von den Ephoren und den Vornehmſten, gieng ſeinem Sohne entgegen, und umarmte ihn. Ganz Sparta begrüßte ihn jauchzend.

Dieſe große Freude, wie Plutarchos [27]) weiſe bemerkt, machte deutlich die Schwäche Sparta's kund. Denn vordem hielten die Spartaner den Sieg für etwas Gewöhnliches und für das Natürliche, und opferten, ohne viel Rühmens und groſſen Jubel, nur einen Siegeshahn. Nach der großen Schlacht bei Mantinea im Peloponeſiſchen

27) Plut. Ages. 33.

Kriege ward dem, der die Botschaft von dem Siege brachte, nichts anders als ein Stück Fleisch aus dem öffentlichen Speisesaale geschickt. Die gegenwärtige Freude in Sparta war derjenigen ähnlich, wenn ein Mensch, den man todt geglaubt, noch einmal vor seinem Verscheiden die Augen aufschlägt und das gesunkene Haupt erhebt.

Nachdem der Krieg mehrere Jahre war fortgesetzt worden, [28]) wendete sich ein Theil der Arka-

28) Das Nähere über diese Jahre und über das folgende ist im Kurzen folgendes: Im Jahre nach der thränenlosen Schlacht reisete Pelopidas, der Thebaner, nach Susa, um mit dem Könige wegen der griechischen Angelegenheiten zu unterhandeln. Auch Argos, Sparta, Arkadien und Elis, schickten Gesandte dahin; aber Pelopidas, hatte damals den größten Einfluß. Artaxerxes erklärte: er wolle, Messene solle unabhängig seyn; die Athener sollen mit ihren Kriegsschiffen das Meer verlassen; wo nicht, so werde er den Krieg erklären. Darauf kehrte Pelopidas zurück. Die griechischen Völkerschaften versammelten sich; die meisten, vor allen die Arkader und Korinthier, wollten den Ausspruch des Königs nicht annehmen. Xen. H. 7; 1, 33—40. Plut. Vit. Pel. 30. Ages. 34.

So zog Epaminondas im nächsten Jahre nach Achaja, die dortigen oligarchischen Verfassungen

der, die Eleer und Achäer, zu den Lakedämoniern, besorgt, daß die Thebaner sich des ganzen Landes bemächtigen möchten. Darauf eilte Epaminondas

aufzuheben, und dadurch die Arkader fester mit sich zu verbinden. Allein die oligarchische Parthei siegte. Die Achäischen Städte verbanden sich gegen Theben und die Arkader mit Sparta, welchem Dionysius von Sicilien Hülfe zusandte. Damals giengen die Eleer damit um, die an die Arkader verlornen Städte wieder zu nehmen, weshalb sie sich mit den Spartanern verbanden, und unter Archidamus gegen die Arkader kriegten. Die Einwohner von Pisa hielten es aber mit den Arkadern und feierten die Olympischen Spiele, da die 104te Olympiade begann, statt der Eleer. Auch nahmen sie heiliges Geld aus dem Tempel des Zeus. An diesem Raube wollten die Mantineer nicht Theil nehmen; sie trennten sich von den übrigen Arkadern; diese aber riefen die Thebaner zu Hülfe in den Peloponnes. Die Mantineer wollten nichts von der Einmischung der Thebaner wissen, und versprachen den Eleern, ihnen die Aufsicht über den Olympischen Tempel und die Spiele wieder zu geben. Es fielen darauf viele Unruhen vor; und Epaminondas erklärte, der Friede, den die Mantineer mit Elis geschlossen haben, sey Verrath. Er werde nach dem Peloponnes kommen. Xen. H. 7; 4, 33—40. Man vergl. Diod. 15, 82. der von Xenophon abweicht.

mit den Thebanern, allen übrigen Böotiern, Euböern und vielen Theſſalern, ſeinen Bundesgenoſſen, ſie anzugreifen [29]). Einige Städte im Peloponnes verbanden ſich mit ihm [30]). Er ſtand bei Nemea, den Athenern den Zuzug zu den Verbündeten zu wehren. Er hofte das meiſte davon, daß er die Athener ſchlüge. Da aber dieſe nicht kamen, ſondern an den Küſten von Lakonien ein Heer ans Land ſetzten, und durch das Gebiet von Sparta den Arkadern zu Hülfe eilten, zog er nach Tegea. Inzwiſchen verſammelten ſich die Arkader, Eleer und die mit ihnen gleichgeſinnt waren, bei Mantinea, und befeſtigten daſelbſt ein Lager. Von da ſandten ſie an die Spartaner um Hülfe. Als dieſes Epaminondas erfuhr, und daß Ageſilaos mit dem Heere ſchon bei Pellene ſey (denn dieſer achtete nun ſeines Alters nicht, da dem Vaterlande eine neue Gefahr, der vorigen gleich, drohete), entſchloß er ſich zu einer kühnen That. Er ließ ſeine Krieger ſchnell zu Abend eſſen, denn es war ſpät, ſagte ihnen ſeine Abſicht, und gieng gerade auf Sparta zu [31]).

29) Xen. H. 7: 5, 1. u. f. Diod. S. 15, 82.

30) Argiver, Meſſenier, Tegeaten, Megalopolitaner, und einige andere Arkadiſche Städte.

31) Diodor weicht hier ſehr von Xenophon und Plutarch ab. Er erzählt, der Spartaniſche König

Und Epaminondas hätte die Stadt, von Vertheidigung faſt entblößt, genommen, wenn nicht durch göttliche Fügung ein Kreter, der den Heerezug ſah, in großer Eile dem Ageſilaos Nachricht davon gebracht hätte [32]). Dieſer wandte ſich mit größeſter Schnelle, ſandte einen Reiter voraus nach der Stadt, die Botſchaft zu bringen, und erreichte Sparta früher als die Thebaner; aber nur mit einem geringen Heere; denn die Reiter waren ſchon in Arkadien, auch die Söldner und ein Theil des Fußvolks. — Alsbald ließ er die engen Wege dicht an der Stadt mit den Tapferſten ſeines Heeres

Agis mit dem ſpartaniſchen Heere habe das Gebiet um Argos verheert. Da Epaminondas dieſes vernommen, ſey er ſchnell mit ſeiner Macht aufgebrochen, Sparta zu nehmen. Agis aber, hierauf gefaßt, habe ſchleunig Boten an den in Sparta gebliebenen Ageſilaos geſandt, der dann den Epaminondas wohlgerüſtet empfangen habe, ſo daß er nicht habe in die Stadt eindringen können, und bei Ankunft des Agis mit dem Heere, ſich genöthigt geſehn habe, ſeinen Plan aufzugeben. — Aber damals regierte in Sparta kein Agis. Der andre König, der Eurypontide, hieß Cleomenes, Cleombrotos Sohn. Diod. 15; 60. Paus. 1, 14. 3, 7. 8. Man vergl. Weſſeling zu Diod. 15, 82.

32) Xen. H. 7; 5, 10. Plut. Ages. 34.

besetzen; Knaben und Greise mußten die Dächer besteigen, um von da herab dem Vordringen des Feindes zu wehren. Er selbst war überall zugegen, und zeigte große Kühnheit. Denn dieser Kampf mußte ein Kampf der Verzweifelten seyn.

33) Epaminondas, mit seiner großen Heeresmacht, rückte heran. Das Heer ging im Angesicht Sparta's über den Eurotas und war an der Stadt. Von den Höhen herab brach es unaufhaltsam in dieselbe ein. Die Spartaner wurden bis in die Straßen gedrängt. Da erhob sich ein gewaltiger, staunenswürdiger Kampf. Die Spartaner stritten für ihren alten Ruhm, für ihren Heerd, für die alte, heilige Stadt; die Thebaner, von dem größten Feldherrn geführt, eingedenk ihrer vorigen Siege. Aber der Streit der Spar-

33) Die Alteren sind hier nicht ganz klar und wenig übereinstimmend. Daß die Thebaner wirklich in der Stadt waren, sieht man aus Xenophon (II. 7; 5. 11.) der ausdrücklich sagt: ἀνεβαινον εἰς την πολιν (nämlich Epaminondas). Uebrigens erzählt Plutarch (34) am zusammenhängendsten. Er hat mehrere Quellen vor Augen gehabt. Nach Polybius (9. 8.) drang Epaminondas bis auf den Markt vor. —

taner war der der Begeisterten. Die Alten riefen den Weibern und Kindern zu; nun sey die Stunde gekommen, wo sie dem Vaterlande ihre Erziehung vergelten könnten. Keiner der Spartaner wich. Agesilaos selbst focht mit der Stärke der Jugend, und reizte die Seinen an zur höchsten Vermessenheit; unter seinen Augen Archidamos, sein Sohn, des Vaters würdig. Mit nicht mehr denn hundert Kriegern drang er auf den Feind ein, wo das Gefecht am gefährlichsten war, und brachte ihn zum Weichen. Ueberall, wo in den engen Straßen die Spartaner gedrängt wurden, war er mit unüberwindlichem Muthe und großer Schnelle gegenwärtig, und überall brachte er Rettung.

Aber vor Allen herrlich erschien Isadas, des Phöbidas Sohn. Dieser, in der anmuthigsten Jugend, von hohem Wuchse und schöner Bildung, stürzte, wie von einem Gotte angehaucht, ohne Rüstung und Gewand, gleich einem Kämpfer mit Oele gesalbt, in der einen Hand eine Lanze, in der andern ein Schwerdt tragend, aus seinem Hause in das Getümmel der Feinde. Er wüthete gewaltig unter ihnen, und erlegte ihrer eine große Zahl; selbst aber erhielt er keine Wunde; sey es,

daß ein Gott ſeinen edlen Muth und ſeine Schönheit ſchützte, oder daß die Feinde ihn für einen der Unſterblichen anſahen.

Durch ſo tapfern Widerſtand der Spartaner ward Epaminondas genöthigt, Sparta zu verlaſſen. **) Er wandte ſich; und da er wußte, daß die Mantineer gen Sparta eilten, zog er mit ſeinem Heere in groſſer Schnelle gegen Mantinea, willens, die Feinde, die bei Mantinea waren, zu überfallen. Die Lakedämonier, in ihrem Kampfe entbrannt, verfolgten ihn. Da verloren ſie von den Ihrigen. Es war ihnen nur gegönnt, Sparta zu erhalten. — Archidamos aber errichtete an dem Orte, wo er die Thebaner zum Weichen brachte, ein Tropäum. Den Iſadas ehrten die Epheren mit einem Kranze wegen ſeiner Tapferkeit; dann aber ſtraften ſie ihn um tauſend Drachmen, weil er ſich ohne Waffen in die Gefahr geſtürzt und eines Spartaners Leben derſelben preis gegeben habe.

**) Als Epaminondas in die Nähe von Mantinea kam, waren von der andern Seite her die Athe-

34) Diod. 15; 84. Diodor ſcheint mir hier am deutlichſten und wahrſcheinlichſten zu erzählen. Man vergl. Xen. H. 7; 5, 14.

35) Xen. H. 7; 5, 15. Diod. S. 15, 84.

„Geſund, vergnügt durchwandern ſie die Bahn,
„Die ich ſie führe; ſteigen ſanft hinab
„An meiner Hand ins Alter, ſehn entzückt
„Zurück in ein ſo ſchön gebrauchtes Leben,
„Das keinen Vorwurf kennt, wo jeden Tag
„Zum mindſten eine edle That bezeichnet.
„Und naht ſich endlich ihrer Laufbahn Ziel,
„So ruht in heilgen Frieden ihre Aſche;
„Gerechter Ruhm verkündigt, wer ſie waren,
„Der Nachwelt noch, und ewig lebt ihr Nahme.

„Dies, Göttersohn, iſt Glück und Seeligkeit!
„Folg mir und lebe. Sieh den Weg zum Ruhm
„Vor dir; ſteig ihn hinauf, und ſchwinge dich,
„Unſterblicher, an meiner Hand zum Himmel!“

Ein himmliſch Feuer goß der Tugend Rede
In unſers Jünglings Seele, die ſogleich
Die edle Flamme fieng. Das Herz ſchwoll ihm
Hoch in der Bruſt; des Irrthums Nebel ſank
Vor ſeinen Augen hin; beſchämt ſtand nun
Die Buhlerin vor ſeinem Blicke da.
Ihr frech geborgter Reiz verſchwand; die Schminke
Ward bleich und fiel von dürren Wangen ab,
Indeß der Tugend himmliſche Geſtalt
Mit jedem Augenblicke ſchöner blühte.

ner im Anzuge. Dieſes vereitelte ſeine Abſicht. Alsbald erſchienen auch die Heere der Lakedämonier und Mantineer. Da beſchloß er, die Tapferkeit ſolle dem Streit ein Ende machen. Die Schlacht von Mantinea erfolgte [36]); die denkwürdigſte, welche Griechen gegen Griechen gefochten haben. Auf der Seite der Mantineer waren die Lakedämonier, Athener, Eleer und einige andre Völkerſchaften: zwanzig tauſend Mann zu Fuß und an zwei tauſend Reiter. Bei den Böotiern die meiſten und tapferſten Arkader, die Argeier und wenige andre Peloponneſier. Ihre Zahl war dreißig tauſend Fußgänger und drei tauſend Reiter. In dieſer Schlacht ſtritten die Lakedämonier mit großem Muthe und mit Geringſchätzung ihres Lebens, als an dem letzten Tage der Entſcheidung über Sparta's Geſchick. Der Sieg war lange zweifelhaft. Am Ende entſchied ihn die hohe Kunſt des Epaminondas, und die große Tugend, mit welcher er ſich, unter ſeinen Tapferſten, auf die Feinde warf. Da wichen ſie. Aber Epaminondas fiel; ſiegreich, wie er zu ſterben verdiente. Ein Spartaner, Antikrates, durchbohrte ihn mit einem Wurfſpieß [37]).

36) Ueber die Schlacht bei Mantinea. — Xen. H. 7: 5, 21—25. Diod. 15, 84—87.

37) So Plutarch (Ages. 35). Er fügt hinzu, die

Nach dieſer Schlacht ward Friede unter den Griechiſchen Völkern [38]). In dieſen ſchloſſen ſie Meſſene ein, als eignen Staat. Deshalb verweigerten die Spartaner die Annahme deſſelben. Sie ſetzten den Krieg mit Meſſene fort, auf den Rath des Ageſilaos. Er wollte nicht nachgeben, und ſein Haß gegen die Meſſenier war groß. Sie waren die erſte Stufe zu Sparta's Größe geweſen. — Die Thebaner verloren mit ihrem großen Heerführer den Geiſt und die Kraft, wodurch ſie in Griechenland herrſchten.

Abeken.

Spartaner nennen die Nachkommen des Antikrates, die hoch geehrt würden, noch zu ſeiner Zeit Machärionen, wie wenn Antikrates den Epaminondas mit einer μαχαιρα getödtet habe.

38) Diod. 15, 89. Plut. Ages. 35.

VI.

Nekrolog *).

Birkenstock **).

Birkenstock, den Oesterreich als Geschäftsmann und Gelehrten durch vierzig Jahre, die Welt

*) Wie gern setzte der Merkur auch dem uns unvergeßlichen Leo von Seckendorf ein kleines Denkmal. Wird niemand in Wien liebevoll die Feder ergreifen? B.

**) Geboren zu Heiligenstadt auf dem Eichsfelde den 11. Mai 1738; gestorben in Wien den 30. October 1809, im 72sten Lebensjahre. Wer seinen ganzen Titel wissen will, für den stehe er hier:

„Johann Melchior Edler von Birkenstock, Sr. k. k. Maj. wirklicher Hofrath am Generaldirektorium; Referendar des gesammten Studien- und Censur-Departements; wirklicher Rath der k. k. Akademie der bildenden Künste; Ehrenmitglied der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften, und der Churpfälzischen deutschen Gesellschaft."

Von einem deutschen Gelehrten verdient es allerdings, der Seltenheit wegen, bemerkt zu werden, daß er selbst obigen Inhalt nie gedruckt gesehen hat. Anmerk. des Verf.

ſeit dem Tode des großen Friedrich als ſeinen Lobredner kennt, iſt nicht mehr! Seine lateiniſche Lapidarſchrift auf den Einzigen iſt es ſelbſt in ihrer Art. Weil der Model, worin er die ſeinigen aus dem edlen Metalle des klaſſiſchen Alterthums goß, leicht mit ihm auf längere Zeit verlohren ſeyn dürfte: ſo iſt nicht zu hoffen, daß ihm zu Theil werden wird, was Andere durch ihn erhielten. Eine natürliche Vergeſellſchaftung der Ideen erinnert hier an das, was er einſt von ſeinem Gönner Laudon, der von Belgrad auserleſene Marmorblöcke mitgebracht hat, ſo ſchön, und leider! auch ſo wahr, ſang:

Ipse triumphatis advexit marmora Turcis,
Providus, in patria ne careat tumulo! *)

*) Vielleicht iſt es einigen Leſern willkommen, hier jene Inſchrift zu leſen, die Birkenſtock für das Zaunerſche Monument Joſephs des Zweiten in Wien verfaßt hat. Sie ſtehe hier auf Papier, weil ſie ihre Beſtimmung, in Stein gehauen, oder in Erz gegraben zu werden, verfehlt hat.

Josepho. Secundo
P. J. F.
Arduis. Nato.
Magnis. Perfuncto.
In.
Majorum. Expectatione.
Praerepto.

Den Mann von ſeiner intellectuellen, moraliſchen und politiſchen Seite zu zeigen, wird hoffentlich ein künftiger Biograph deſſelben unternehmen; ein Nekrolog, der die Hauptſtationen ſeiner Laufbahn und die Hauptmomente ſeiner Individualität darſtellt, dürfte ebenfalls bekannt werden. Hier ſollen nur aus den letzten Lebenstagen des Mannes, der an einer ſchweren ſchmerzhaften Krankheit faſt ſechs Monate lang danieder lag, einige Züge aufbewahrt werden, die den längſt erworbenen Ruhm der Wiſſenſchaften und Künſte.... in adversis perfugium ac solatium praebent... beſtätigen, ja wohl gar darthun, daß ſie uns, wie dieß bei dem Verſtorbenen der Fall war, bis an das Grab begleiten.

Am 30ſten October 1809 ſtarb er an der Bruſtwaſſerſucht, und noch am 16ten, als man in Wien ſchon von dem abgeſchloſſenen Frieden hörte, ohne noch ſeine Bedingungen zu wiſſen, dictirte er einem ſeiner Freunde, der gerade an demſelben Tage die fünf und zwanzigjährige Bekanntſchaft an ſeinem Bette wehmüthig feierte,

Ob wohl oft ſchon in weniger Zeilen die Characteriſtik eines Regenten vollſtändiger enthalten war?

Anmerk. des Verf.

mitten unter Schmerzen, die ihn kaum vernehmlich sprechen ließen, und unter Anwandlungen von Uebelkeiten, mit tiefgesenktem Haupte, das den Umstehenden lange schon den Anblick seines Gesichtes entzog, folgende Antede an Napoleon.

Stas Victor. Aequis conditionibus
Concede pacem, nullius ut tua
Expers honoris mens triumphet:
Hoc memora, moriture Caesar!

Sein gelehrter Nachlaß enthält viele Ausarbeitungen, Versuche, Fragmente, worin sich der Staatsmann, der Kunstkenner und der Menschenbeobachter ausspricht. Vieles von ihm ist aus einem Gusse, wenn auch nicht immer ganz ausgefeilt und polirt, doch nach Materie und Form des Meisters werth. War er in Beurtheilung Anderer streng, so ist er gegen sich selbst unerbittlich gewesen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Werke eines ehemaligen Censors nicht Gnade vor seinen Collegen finden sollten; wir meinen hier jene, die nur verhüten sollen: ... ne respublica detrimentum capiat... nicht die Censoren im höheren Sinn, die Kunstrichter, denen in der weniger ängstlichen gelebten Republik obliegt zu beurtheilen, was Wahr, Gut und

Schön iſt. Dieſe hätte er wohl nicht zu ſcheuen, wenn auch das, was in den Diis Manibus Frid. II. Sacrum nicht ſteht, ihnen dermaleinſt zu Geſichte kommen ſollte.

Das Schöne in den zeichnenden und bildenden Künſten hatte für ihn einen unwiderſtehlichen Reiz. Viele Portefeuilles aus ſeiner auserleſenen Kupferſtichſammlung mußten ihm auf ſein Krankenlager gebracht werden; er labte ſeine ſterbenden Blicke an den Meiſterwerken, von denen er alles wußte, was man von ihnen weiß, und in denen er ſah, was nur für Eingeweihte vorhanden iſt. Nicht ſeine Stube, ſein ganzes großes Haus war ſein Muſäum; denn es war voll von Büchern, Gemälden, Büſten, Kunſtwerken u. ſ. w. Das Seltne hat ſich um den ſeltnen Mann herum wie kryſtalliſirt. Selbſt einzelne Producte der Natur, mit der er nicht wiſſenſchaftlich bekannt war, fanden ſich bei ihm ein, oder wurden ihm zu Theil. Ein großer Aylanthus blühte in ſeinem Garten faſt jährlich, und gedieh bei ihm wie nicht immer dort, wo man ihn abſichtlich pflegt, und ſein großer Labradorſtein iſt für die Habſucht manches Kabinetsbeſitzers ein Stein des Anſtoßes geweſen.

Es ſey dem Verfaſſer dieſer kurzen Nachrichten erlaubt, dem Manne, deſſen vertrauten Umgange

er einen höchſt angenehmen Theil ſeines frühern Lebens verdankt, noch aus dem Innerſten ſeines Gemüths nachzurufen:

Deinen Geiſt und Geſchmack, des klaſſiſchen Alterthums Kunde,
Kunſtſinn, Erfahrung, und ein mannichfaltiges Wiſſen,
Alles, was Birkenſtock, Du, um dich, und in Dir vereinteſt,
Hat fünf Luſtra hindurch den ſeltenen Mann mir bewähret!
Du haſt Dein Denkmal Dir ſelbſt im Leben längſt ſchon errichtet,
Bleibend wie Friedrichs Ruhm, des Großen, den Du geſchildert.

Wien, den 12. Jan. 1810.

R***.

Inhalt.

I. Gedichte. Seite.

1. Ode, am Jahresmorgen 1810. 83
2. An ein Veilchen. 86
3. Mutterfreuden. 89
4. Die Freunde. 92

II. Fragmente aus einem noch ungedruckten Gedichte, genannt Argonautenfahrt. . . . 93

III. Uebersetzungen und Nachahmungen.

1. Properz, I. Buch, I. Elegie. 100
2. An den Main. 103

IV. Ueber den Gebrauch der Trochäen in der teutschen Prosodie. 105

V. Bruchstück eines Werks, betitelt: Sparta's Untergang, dargestellt in den Lebensbeschreibungen der Könige Agesilaos, Agis und Kleomenes. (Fortsetzung.) 113

VI. Nekrolog. Birkenstock. 126

No. XII.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

December. 1809.

I. Ankündigungen.

1.

Pallas, eine Zeitſchrift für Staats- und Kriegskunſt: herausgegeben von R. v. L. 1810.

Von dieſer Zeitſchrift, deren erſter Jahrgang 1809, im Verlage der Cottaiſchen Buchhandlung zu Tubingen herauskam, erſcheint nun der zweite für 1810, in Commiſſion bei dem H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar, und zwar monatlich ein Heft von ſieben bis acht Bogen, und je nachdem es Zeit und Umſtände erlauben, eine Zugabe von Kupfern und Charten.

„O Göttin, ich bin dein!“ Rief Herkules.
„Beſitze mich, du biſt es, die ich liebe.
„Sey meiner Seele Leben; führe mich
„Wohin du willſt, ich folge muthig nach.“

Indeß Alcid ſein feuriges Gelübde
Der Tugend brachte, glühte ſeine Bruſt
Von ihren himmliſchen Geſchenken voll.
Durch ſie that er, was nie ein Sterblicher
Vermocht, und gieng die groſſe Heldenbahn;
Durch ſie ſtieg er am Ende ſeiner Tage
Belohnt zum Himmel auf, und ward ein Gott.

B—ch.

* *

IV.

Die Regierungskunſt,

oder

Unterricht eines alten Perſiſchen Monarchen an ſeinen Sohn.

Nach dem Engliſchen.

Höre meinen Rath, geliebter Sohn, und lerne daß Tugend wahre Weisheit iſt. Fürchte nichts ſo ſehr als deine eigne Gewalt. Macht iſt nur dann ein Glück, wenn Weisheit ſie leitet.

Beförderung ächter Aufklärung über allgemein verständliche und allgemein-interessante Gegenstände aus dem Gebiete der Kriegs- und Friedenskunst, der Politik, der Statistik, der Staatswirthschaft, der geselligen Verhältnisse, der Militär- und Civil-Geschichte des Tages und früherer Zeiten, (in wie fern sie lehrreiche Resultate liefern, und eine fruchtbare Beziehung auf die Gegenwart gewähren) — Vermittelung zwischen Leben und Wissenschaft, zwischen Praxis und Theorie, — Beiträge für die Ausbildung des Menschen zum Bürger, und umgekehrt, des Bürgers zum Menschen u. s. w. sind die Tendenz dieser Zeitschrift, und bezeichnen zu gleicher Zeit das Gebiet, dem sie gewidmet ist.

Ihr Charakter soll seyn: höchste Mannichfaltigkeit bei möglichst gehaltvollem inneren Gehalte, und sie wird zu diesem Ende aus drei Elementen zusammengesetzt werden, nämlich aus historischen, scientifischen und aus kritischen Aufsätzen, denen Miszellen, Korrespondenz-Nachrichten u. s. w. als zufällige Zugaben zugesellt werden mögen.

Vierlei Uebersichten,

1. Eine Chronik aller bedeutenden militärisch-politischen Begebenheiten.
2. Eine Uebersicht alles dessen, was sich im Gebiete der Staatsökonomie ereignet,
3. Eine Uebersicht alles dessen, was auf Staatsverfassung und Gesetzgebung sich Beziehendes vorfällt und
4. Eine Uebersicht der Literatur, wie weit sie die zum Gebiete der Zeitschrift gehörigen Gegenstände umfaßt;

werden dreimal im Jahre geliefert werden, so daß in jedem Monatshefte Eine derselben gewiß erscheinet.

Der Jahrgang von 12 Heften, ist in 2 Bände, jeder von 6 Heften getheilt. Jeder Band kostet 4 Rthlr. Sächs. oder 7 fl. 12 Kr. Reichsgeld. Mit jedem Bande können die Abonnenten antreten und abgehen; nur müssen es die Neuabonnenten immer drei Monate vor dem Schlusse des Bandes anzeigen.

Man beliebe sich bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungs-Expeditionen darauf abonniren; welche sich dann mit ihren Bestellungen an das

Herzogl. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar

wenden; als welches die Haupt-Commission übernommen hat, und bei welchem auch noch Exemplare vom ersten Jahrgange zu haben sind.

A. v. F.

2.

Vorläufige Anzeige eines vollständigen Nominal-Regiſters über Bertuchs Bilderbuch für Kinder Heft 1—100, ſo wie über den dazu gehörigen Commentar von Funke.

Von mehreren Seiten dazu aufgefordert, dem Bertuchiſchen Bilderbuche für Kinder durch ein vollſtändiges Nominal-Regiſter aller, im Bilderbuche, ſo wie in dem dazu gehörigen Funkiſchen Texte oder Commentare enthaltenen Gegenſtände, einen noch größern Werth zu geben — hat der Herr Verfaſſer dieſen Wunſch des Publikums ſehr gern erfüllt. — Es erſcheint daher über die erſten fünf Bände oder Heft 1—100 des Bilderbuchs, ſo wie über die dazu gehörigen 10 Bände des Funkiſchen Commentars zur Oſter-Meſſe 1810 ein, von einem Sachkundigen Gelehrten bereits geendigtes teutſches und lateiniſches vollſtändiges Nominal-Regiſter. Dieſes Regiſter, im Format des Funkiſchen Commentars gedruckt, wird einen nicht ſehr ſtarken Heft ausmachen, und kann ſowohl dem 10 Bande des Funkiſchen Textes beigebunden, als auch von Liebhabern, welche den Funkiſchen Text nicht beſitzen ſollten, einzeln zum Nachſchlagen, und Aufſuchen der Figuren, benutzt werden. — Dieſes als vorläufige Anzeige, und zugleich als Beantwortung mehrerer Anfragen der Liebhaber.

Weimar im December 1809.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Nachricht von einer Wiener Raub-Speculation auf C. Ph. Funke's und Lippold's Natur- und Kunſt-Lexiken.

Wir haben zwar ſchon mehrmals das Glück gehabt, daß die beſten unſerer wiſſenſchaftlichen Verlagsartikel eine Beute der öſterreichiſchen Raubbienen wurden, hätten aber wirklich nicht geglaubt, daß ein Wiener Nachdrucker ſeinen Patriotiſmus ſo weit treiben könnte, daß er ſich — wie der heilige Schuſter Criſpinus, der das Leder ſtahl, um den Armen die Schuhe um Gottes willen baven zu machen — für

Unterricht seiner Landsleute selbst aufopfern, und mit seinem eignen Schaden ein gutes wissenschaftliches Werk zu ihrem Nutz und Frommen nachdrucken wolle. — Und doch ist dieser edle Mann der Buchhändler Gaßler zu Wien, der sich den Himmel mit dieser heiligen That verdienen will. Man lese seine ausführliche, in Form eines Marktschreier-Zeddels für die Straßenecken gedruckte Pränumerations-Anzeige, die wir — um sein gutes Werk zu befördern — ihm hier selbst nachdrucken wollen.

* * *

Pränumerations-Anzeige

einer neuen, wohlfeilen und verbesserten Auflage

von

C. Ph. Funke und Lippold

Natur- und Kunstlexikon

in 6 Bänden gr. 8.

„Das Studium der Natur wird in unsern Tagen in allen kultivirten Staaten Europens und selbst in fremden Erdtheilen mit so großem Eifer und so glücklichem Erfolge betrieben, daß sich die Gränzen dieser vortrefflichen Wissenschaft fast täglich erweitern, und unaufhörlich neue interessante Gegenstände entdeckt werden.

„Frankreich besitzt ein solches Werk unter den Titel: Dictionaire d'histoire naturelle appliquée aux arts, welches reich an schätzbaren Aufschlüssen, Berichtigungen und Entdeckungen ist, und das Ganze umfaßt, da die berühmtesten Naturforscher dieses Landes die Verfasser desselben, waren. Aber für den teutschen Naturfreund ist es der Sprache und des hohen Preises wegen von wenigem Interesse, da die Anschaffung beinahe ein Kapital erfordert, das für den hundertsten Liebhaber nicht leicht entbehrlich ist.

„Danken wir Teutsche daher den rastlosen Arbeitern und klassischen Forschern, den ruhigen Beobachtern und tiefen Denkern, die das Reich der Natur durch neue Entdeckungen so viel erweitert haben, unserm Funke und Lippold, daß sie uns ein Werk (wozu sie nicht nur die Arbeiten aller Vorfahren, Mitgenossen, ja selbst das große und wichtige Werk der Franzosen zu Grunde gelegt, sondern ihre eigenen Er-

fahrungen geprüft, benützt) zu Tage gefördert haben, das ein Inbegriff alles Glaubenswürdigen und Gemeinnützigen, eine Bibliothek der Natur- und Kunstbeschreibung vorzüglich für diejenigen Personen ist, die nicht aus den Quellen selbst schöpfen können, und in der göttlichen freien Natur leben, und das selbst das große Werk der Franzosen nach sich zurück läßt.

„Es ist in drei Bänden und einen Suplementband im Original komplet und kostet 12 Thaler sächsisch oder 54 fl. in Bankozetteln.

„Die unterzeichnete Buchhandlung unternimmt aufgefodert die neue Herausgabe dieses wichtigen Werks im Gebiete der Natur mit einem bedeutenden Kostenaufwande. Planmäßig soll die Herausgabe vor sich gehen; der Suplementband soll im Alphabet mit den übrigen vereint werden. Diese neue Ausgabe soll in 6 gleichen 8vo Bänden auf schönen Papier, mit neuen Lettern und reinen Druck in monatlicher Lieferung erscheinen, und die Verlagshandlung hofft, daß die Einwohner des österreichischen Staates, die so manches litterarische Unternehmen auf die ehrenvollste Weise unterstützten, auch diesem Ihren Beifall schenken werden.

„Der Pränumerationspreis eines jeden Bandes ist 4 fl. Die Pränumeration bleibt bis Ende November l. J. offen. Obgleich dieser Preis gegen obigen in gar kein Verhältniß gebracht werden kann, so sollen doch diejenigen, welche auf das ganze Werk vorausbezahlen, es für 20 fl. erhalten, jedoch müssen auswärtige die Transportkosten in diesem Fall vergüten.

„Für Böhmen nimmt Herr Karl Barth, Buchhändler zu Prag auf der Altstadt im k. Universitätsgebäude Karolin Nr. 541 an der Eisengasse die Pränumeration an.“

Wien, den 25sten Oktober 1809.

Gaßlersche Buchhandlung
unter den Tuchlauben im Seitzerhofe.

* * *

Herr Gaßler, der Ehrenmann, sagt hier so viel Treffliches und Schönes von unserm Natur- und Kunst-Lexikon (dessen entschiedenen Werth übrigens die Welt schon kennt) daß wir ihm wohl dafür danken könnten, wenn es kein Austrommeln seiner gestohlnen oder noch zu stehlenden Waare wäre. Es ist übrigens immer das sicherste Zeichen von dem Werthe eines Buches, wenn ein Nachdrucker darauf Jagd macht; und so ist's auch hier der Fall.

Um jedoch Hrn. Gaßler's schönes Vorhaben zu unterstützen, und uns auch um sein Publikum wohl verdient zu machen, müssen wir doch den Werth und die Tendenz seiner edlen That in ein helleres Licht setzen, und ein Paar Worte, als unsere Meinung und bestimmte Erklärung hinzufügen.

Herr Gaßler kündigt an und verspricht unser, 4 Bände starkes in Lexikon-Format und sehr enge gedrucktes, Funkisches Natur- und Kunst-Lexikon, davon

der I. Band	76 Bogen
der II. Band	56 —
der III. Band	75 —
der IV. oder Supplement-Band . . .	14 —
das ganze Werk also	221 Bogen

stark ist, in sechs Oktav-Bänden, auf Pränumeration zu 4 fl. in Banko-Zeddeln, für jeden Band, alle 6 Bände also zu 24 fl., und dem der auf das Ganze zusammen pränumerirt, sogar für 20 fl., zu liefern, und „hofft, daß „die Einwohner des österreichischen Staates, die so manches „dergleichen literarisches Unternehmen auf die ehrenvollste „Weise unterstützten, auch diesem ihren Beifall schenken „werden.“

Herr Gaßler geht noch weiter, und verspricht nicht allein eine wohlfeile, sondern sogar auch eine verbesserte Auflage unsers Lexikons. Was heißt das? der Supplementband soll mit seinen Artikeln in die andern drei Bände nach alphabetischer Ordnung eingeschmolzen und untergestrickt werden. — Das wird schönes Zeug geben! da die meisten Artikel des Supplement-Bandes schon in den ersten 3 Bänden existiren, und diese also nur Berichtigungen und Nachträge jener enthalten. Uebrigens weiß auch der unerfahrenste Markthelfer eines Buchhändlers, und kann berechnen, daß Herr Gaßler 221 Bogen Lexikon Format unmöglich für 20 fl. Banko-Noten, (welche anjetzt noch nicht einmal 5 fl. oder 3 Rthlr 8 gl. klingende Münze betragen) liefern kann, wenn er nicht, außer der Materie, auch das Papier dazu stehlen, und seinen Drucker um das Lohn betrügen will.

Was steht also daher zu erwarten? — Zweierlei gewiß: entweder

1) daß Herr Gaßler unser vortrefflich gearbeitetes Natur- und Kunst-Lexikon schändlich beschneiden, abkürzen und jämmerlich verstümmeln läßt, um weit weniger Bogen und kleineres Format zu liefern; und also auf diese Art das Publikum mit einem verhunz-

ein unbrauchbarem Machwerke betrügt; dieß wäre dann ein schöner Gewinn für das österreichische Publikum! — Oder

4) daß Herr Gaßler durch seine betrügliche Lockpfeife, Pränumerationen einsammelt, etwa den 8ten Band zur Probe, und, um das Publikum toller zu machen, liefert — denn umsonst und ohne Absicht sind unsere drei starke Bände wohl nicht in sechs kleinere und schwächere abgetheilt — und wenn ihm dieß Fischzug gelungen ist, die Entreprise ins Stecken gerathen läßt, und erklärt, er könne sie nicht fortsetzen; und so wären dann die Pränumeranten auch auf diese Art geprellt.

Was wäre nun also bei dieser Sache zu thun? — Die Antwort und Entscheidung müssen wir dem österreichischen Publikum überlassen, und erwarten: ob es einem Nachdrucker trauen will oder nicht.

Unser Entschluß ist gefaßt, und die nöthigen Schritte zu seiner Ausführung sind schon gethan. Wir haben bei allen guten und soliden Buchhandlungen in der österreichischen Monarchie, mit welchen wir in Geschäftsverbindung stehen, und auf deren Treue und Redlichkeit wir uns verlassen können, eine Anzahl Exemplare von unserm Natur- und Kunst-Lexiken deponirt, mit der bestimmten Ordre, so wie Hrn. Gaßler's erster Band seines Nachdrucks wirklich erscheint, sogleich auch den ersten Band unserer Original-Ausgabe, welcher bekanntlich zwei Bände des Nachdrucks ausmacht, um den nämlichen Preis des Nachdrucks zu verkaufen. Auf diese Art gewinnt das Publikum bei uns immer den Vorsprung von einem ganzen Bande vor Hrn. Gaßler, und dennoch dessen Schleuder-Preis.

Wir wissen sehr wohl, daß wir bei dieser Operation ansehnlich verlieren, allein es ist Nothwehr gegen einen Räuber, gegen welchen uns weder Gesetze noch Publikum schützen wollen, und in welchem Falle man eine Wunde nicht achten muß. Wir werden in jedem Falle, wo unser rechtmäßiges Eigenthum durch Raub-Spekulationen angegriffen wird, immer so handeln.

Uebrigens setzen wir den Preis unsers Natur- und Kunst-Lexikons, der bisher zu 12 Rthlr. Sächs. Crt. oder 21 Fl. 36 Kr. Reichs-Geld (gewiß nicht zu hoch für ein solches Werk!) auf 9 Rthlr. Sächs. oder 16 Fl. 12 Kr. Reichs-Geld, von jetzt an bis zu Johannis dieses Jahres herab, um den Käufern, denen nunmehr der Bogen nicht einmal

1 Groschen kostet, den Ankauf dieses fast unentbehrlichen Werkes möglichst zu erleichtern. Wir thun, was wir nur können; möchte doch das rechtliche und billig denkende Publikum auch Etwas für uns thun!

Weimar, den 2ten Januar 1810.

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten im December

UND DEREN INHALT.

I.

Allgemeine Geographische Ephemeriden. 1809. XI. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Skizzirte Geschichte der geographischen Entdekungen etc. (Beschluss.)

Bücher-Recensionen. 1. *Dorvo-Soulastre*, Voyage par terre de Santo Domingo. 2. *Mac-Donald's* Reise durch Schottland, seine Inseln, Dänemark und einen Theil von Teutschland. 3. Breslau, ein Wegweiser für Fremde und Einheimische, von *C. Ch. Renke.*

Charten-Recensionen. 1. Charte von West-Indien und dem Mexicanischen Meerbusen, von *H. F. A. Stieler.* Nürnberg, bei Schneider und Weigel. 2. *Streit's* (F. W.) Charte von Spanien und Portugal. Weimar, bei'm Geographischen Institute. 3. *Streit's* (F. W.) Charte von Frankreich nach seiner neuesten Eintheilung. Weimar. Geographisches Institut. 4. Das Geographische Institut zu Weimar an die Interessenten der grosen topographisch-militärischen Charte von Teutschland in 804 Blättern.

Vermischte Nachrichten. 1. Friedens-Tractat zwischen *Frankreich* und dessen Alliirten und *Oesterreich*, geschlossen zu Wien den 14ten October 1809. (Nebst Charte.) 2. Neue Reichsgränze zwischen *Schweden* und *Rufsland*, nach dem Frieden von Friedrichshamm, vom 17ten September 1809 (Nebst Charte.) 3. Nachricht von einer neuen hydrographischen Charte von Polen. 4. Zunahme der Bevölkerung des Dänischen Staates. 5. Anzeige und Rüge, wegen der Voyages au Perou.

Zu diesem Stücke gehören:

1. Charte des Oesterreichischen Kaiserthums, nach dem Wiener Frieden, vom 14ten October 1809. berichtigt.

NB. Alle durch den Frieden von Oesterreich abgetretene Länder, sind zwar noch umgränzt, aber nicht mit Farbe gedeckt, sondern weiß geblieben.

2. Charte der neuen Reichsgränze zwischen Schweden und Rußland.

2.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1809. VII. Bds. 4s Stück u. VIII. Bds. 4s Stück.

Inhalt des IV. Stücks. des VII. Bds

Großbritannien und Irland.

Vierte Abtheilung.

18. Topographie.

I. England und Wales. A. Nördliche Shires. B. Die mit Wales gränzenden Shires. C. Shires in der Mitte Englands D. Oestliche Shires. E. Südliche Shires. F. Südwestliche Shires. G. Nördliche Shires von Wales. H. Südliche Shires von Wales. I. Inseln, die zu keiner Shire gehören.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer.

Charte der Orkadischen Inseln. Taf. 3. Ansicht der St. Pauls-Kirche zu London. Taf. 4. Dergl. der Westminster Abtey, eben daselbst. (NB. Diese Tafel folgt mit dem nächsten Hefte).

* * *

Inhalt des IV. Stücks. des XIII. Bds.

Afrika.

Beschreibung der einzelnen Länder von Afrika.

Dritte Abtheilung.

B. Mittel-Afrika.

I. Senegambien oder Weſt-Nigritien. A. Ober-Senegambien. B. Mittel-Senegambien. C. Nieder-Senegambien. II. Das eigentliche oder innere Nigritien, oder die Landſchaft Sudan.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Tf. 6. Die Memnons-Bildſäulen und der große Sphynx-Kopf. Tf. 7. Der Nil-Meſſer.

3.

Journal des Luxus und der Moden 1809. XII. Stück.

Inhalt.

I. Das Serail zu Konſtantinopel. II. Fortſetzung der Nachrichten über die neueſten Werke der ſchönen Literatur. Taſchenbuch für Freunde des Südens 1810. — Friedrich Schlegels Gedichte. — Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad von St. Schütze. — Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen auf das Jahr 1810. — Taſchenbuch der Freundſchaft und Liebe auf 1810. — Taſchenbuch für das Trauerſpiel und das Luſtſpiel 1810. — Grubers poetiſche Anthologie der Teutſchen. — III. Kunſt. 1. Zweites Schreiben eines Kunſtfreundes, neue in München erſchienene lithographiſche Blätter betreffend. 2. Thekla und Seni, gemalt von Nahl, geſtochen von Müller. IV. Muſik. Großes Conzert, gegeben vom Muſikdirektor Hrn. A. E. Müller aus Leipzig am 7. Novemb. 1809 in Weimar. V. Andenken an Leo von Seckendorf. VI. Muſarion von Wieland. — Prachtausgabe von Degen in Wien 1808. VII. Beſchreibung eines italieniſchen Gaſtmals aus dem ſechszehnten Jahrhundert. VIII. Miſcellen aus München. Konzert des Hrn. Hoffmann aus Moskau. Chriſtus am Oelberge, ein neues Gemälde vom Hrn. Simon Kloz. — Friedensfeſt. IX. Moden. 1. Neue Moden in München. 2. Engliſche Moden. 3. Pariſer Modenbericht. X. Erklärung der Kupfertafeln

---

Laß bey deiner Regierung die Geſetze und die eingeführte Staatsverfaſſung niemals aus den Augen. Faſſe keinen Entſchluß, am aller wenigſten in Sachen, wobey deine Lieblingsneigung betroffen iſt, ehe du ihn aufs ſorgfältigſte geprüfet haſt; und verwirf ihn ſogleich, wenn du erröthen müßteſt, ihn öffentlich deinem Volke zu bekennen. In dieſem Falle iſt er dein Feind.

Wiſſe, daß wir nichts lieben können als was unſrer Glückſeligkeit beförderlich iſt. Lebt das Volk unter deiner Regierung in Friede und Freyheit; ſchadet ihm kein äuſerer Feind; ſind ihm die Früchte ſeiner Arbeit geſichert; findet es Gerechtigkeit bey den Richtern; leidet keiner, auſſer um Verbrechen die das Geſetz verdammt; ſo werden deine Unterthanen auch gewiß den Regenten lieben, der ihnen ſo viele Glückſeligkeiten ſchaft.

Vernachläßige keine einzige der Stunden, die du dem Staate ſchuldig biſt. Gewöhnſt du dich deine Pflicht zu erfüllen, ſo wird dir deine Pflicht leicht und angenehm werden. Verſäumſt du ſie öfters, ſo wirſt du ſie bald immer vernachläßigen. Aus Unordnung entſteht Unordentlichkeit.

Biſt du der Tugend getreu, ſo haſt du ein Recht mit dir ſelbſt zufrieden zu ſeyn; und alsdann wird das Gefühl deines eignen inneren Werthes jede laſterhafte oder ausſchweifende Begierde verſtummen machen. Das Laſter wird

deinem

4.

Allgemeines Teutſches Garten-Magazin 1809. X. und XI. Stück.

Inhalt des X. Stücks.

III. Treib- und Gewächshaus-Gärtnerei. Beſchreibung und Anwendung mehrerer Geräthſchaften neuer Erfindung zur Wartung einer großen Menge Pflanzen in den botaniſchen Gärten. Von Herrn *A. Thouin* zu Paris. (Mit Abbild. auf Taf. 41. u. 42.) IV. Blumiſterei. 1. Auswahl ſchön blühender exotiſcher Gewächſe. Von Herrn P. G. Näſer in Zwickau. (Fortſetzung). 73. Hastingia coccinea. Smith. (Taf. 43.) 2. Die gefüllte Tulpe Tournesol. (Taf. 44.) 3. Eine leichte Behandlung die Moosroſen zu vermehren. 4. Etwas über die Lobelia cardinalis. VI. Obſt-Kultur. 1. Ueberſicht aller bis jetzt bekannten Mandelſorten, nebſt einigen Bemerkungen über ihre Anzucht in Teutſchland. 2. Practiſche Bemerkungen über die beſte Art Obſtbäume zu verſetzen, zu beſchneiden, tragbar zu machen, und von Krankheiten zu heilen. Fortſetzung. 3. Einige Bemerkungen zu dem Schreiben des Herrn Dr. J. B. van Mons zu Brüſſel. X. Garten-Literatur. Neue Garten- und botaniſche Schriften, welche zur Leipziger Michaelis Meſſe 1809 erſchienen ſind. XI. Garten-Miſcellen. 1. Empfehlung zweier Fruchtbäume als Ziergewächſe. 2. Bemerkungen über die Dauer der Aucuba japonica. 3. Etwas über die Zucker-Runkeln oder gelbe Ronnen-Rüben.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Taf. 41. u. 42. Neue Erfindung mehrerer Geräthſchaften zur Wartung der Pflanzen in den botaniſchen Gärten. Taf. 43. Hastingia coccinea. Taf. 44. Gefüllte Tulpe Tournesol.

* * *

Inhalt des XI. Stücks.

IV. Blumiſterei. 1. Auswahl ſchön blühender exotiſcher Gewächſe. Von Herrn P. G. Näſer in Zwickau. (Fortſetz.) 74. Melaleuca linarifolia. Smith. (Mit Abbildung auf Taf. 43.) 75. Melaleuca thymifolia. Smith. (Mit Abbildung auf Taf. 44.) 76. Eugenia Malaccensis. L. 2. Beiträge zur Kenntniß der Geſchichte einiger ältern Garten-Blumen.

VI. Obſt-Kultur. 1. Charakteriſtik der Obſt-Arten. A. Birnen. Die Durſt-Löſche. (Mit Abbildung auf

Taf. 45.) B. Pflaumen. Die Jerusalems-Pflaume. (Mit Abbildung auf Taf. 46.) 2. Praktische Bemerkungen über die beste Art Obstbäume zu verpflanzen, zu beschneiden, tragbar zu machen, und von Krankheiten zu heilen. (Forts.)

XI. Gärten-Miscellen. 1. Wiewirkt der Frost auf die Pflanzen, und welche Umstände vergrößern oder vermindern die Gefahr des Erfrierens derselben. (Fortsetzung und Schluß.) 2. Ueber die Düngung. Aus dem Englischen des D. Darwin. Von C. F. C. N—e.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 43. Melaleuca linarifolia. Taf. 44. Melaleuca thymifolia. Taf. 45. Die Durst-Löschs-Birn. Taf. 46. Die Jerusalems-Pflaume.

Weimar im Mai 1809.

H. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1809. XI. Stück.

Inhalt.

I. Aus dem Liede der Niebelungen.

II. Der Kyklop. Theokrits eilfte Idylle.]

III. Gedichte. 1. Die Tulpen. 2. Kurze Dauer der Jugend und Freude. 3. Der Tempel des Marcellus.

IV. Ueber das Schweizerische Teutsch.

V. Nekrolog. Gottfried Christoph Beireis.

VI. Die allgemeine musikalische Zeitung.

VII. Nachricht über Hofwyl, aus dem Briefe eines Augenzeugen. Nachschrift.

Weimar im Junius 1809.

H. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

London und Paris. 1809. VIII. Stück.

Inhalt.

I. Paris.

1. Die Säule von Austerlitz. 2. Ueber die Märtyrer oder den Triumph der christlichen Religion von Chateaubriand. (Schluß). 3. Trauer- Stand- und Schutzrede am Grabe des zu früh verstorbenen Lustspiels von Picard: Die Gewissens-Capitulationen im Parterre des französischen Theaters zu Paris, von einem Teutschen, den 8. Junius 1809 stumm und ohne Geberden gehalten. 4. Alfieri's Leben. (Fortsetzung und Schluß). (Nebst seinem Portraite Taf. XXI.) 5. Prabier's Streit mit Marie de St. Ursin. 6. Monsieur et Mad. Denis, oder Geschichte eines Pariser Chanson (Hierzu Taf. XX.) 7. Kunst Miscellen aus Paris. Belle's durchgezeichnete Umrisse nach Raphaels Werken. — Fortsetzung des Musée français von Robillard und Laurent. — Laborde's malerische Reise durch Spanien. — Berichtigung über die Säule von Austerlitz. — Aeneas, gemalt von Chaubet, gestochen von Godefroy. — Rathier's Sammlung französischer Costums. — Percier's und Fontaine's Abbildungen Römischer Villen. 8. Französische Denk-Münzen. (Hierzu Taf. XXII.)

II. London.

Nachrichten über Theater, Musik, Kunst, so wie von den neuesten wissenschaftlichen Erscheinungen in England. 1. Theater. — Concert-Musik. — Dr. Callcott's Concert. 2. Malerei. — Ueber weibliche Kunstgenies, vorzüglich auch in England. 3. Naturhistorische Schriften. 4. Literarische Neuigkeiten. 5. Etwas über die neueste Opern-Musik in England.

Rudolstadt im November.

F. S. R. priv. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

7.

Topograph. militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern.

Hiervon ist die XXV. und XXVI. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die XXV.

Lieferung enthält die Sect. 156. München, Sect. 178. Ingolstadt, Sect. 183. Brixen, Sect. 196 Trient. Die XXVI. Lieferung enthält die Sect. 179. Grätz, Sect. 180. Hartberg, Sect. 187. St. Andrä, Sect. 188. Radkersburg, und für den Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subskribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar den 10. Dec. 1809.

Das Geographische Institut.

8.

Pallas.

Eine Zeitschrift für Staats und Kriegskunst

1810. I. Stück.

Hiervon ist bei uns, in Commission, das erste Stück erschienen, und hat folgenden

Inhalt.

I. Du papier monnoie, et des moyens de le supprimer, par *J. C. L. Simonde de Sismondi*, Membre de plusieurs Académies. II. Ueber die Ausführbarkeit einer Englischen Expedition gegen Kronstadt und St. Petersburg (Hierzu der Plan der Einfahrt von St. Petersburg.) III. Biographische Skizze des Brittischen General Lieutenants Joh. Moore. IV. Notiz über die Pässe und die Festung Kufstein in Tirol. V. Correspondenz-Nachrichten über Tirol. VI. Des Präsidenten der Nord-Amerikanischen Freistaaten M. Madisons Antritts-Rede, gehalten zu Washington den 4. März 1809. VII. Uebersichten der Geschichte des Tages. A. Politisch militärische Chronik. VIII. Monatliche Handelsberichte aus England. IX. Neue Englische, politisch militärische Schriften.

Zu diesem Hefte gehört:

Der Plan der Einfarth von St. Petersburg zur See.

Weimar den 30. Dec 1809.

H. G. v. Landes-Industrie-Comptoir

9.

Verkauf
einer neugefertigten großen Rohr- und Schlangen-Sprihe, nebſt dazugehörigen Zubringer.

Bei dem hieſigen Feuerſpritzen-Fabrikant Joh. Chriſtoph Engler, wohnhaft in der Jacobsſtraße No. 582, ſteht eine, von ihm ſelbſt neu gefertigte Rohr- und zugleich Schlangen-Feuerſprihe, welche auf beiderlei Art, und in Feuersnoth auch beides zuſammen, zu gebrauchen iſt, zu verkaufen. Die Sprihe ſelbſt iſt ſehr dauerhaft gebaut, mit einem doppelten eiſernen Druckwerke verſehen, und kann ſehr leicht durch 10 Mann bearbeitet werden. Sie trägt ihren ſenkrechten unterbrochnen Waſſerſtrahl 50–60 Fuß hoch, und giebt in einer Minute über 10 Kubikfuß oder 30 Feuereimer Waſſer.

Der dazugehörige Zubringer, um die Sprihe bei Feuers-Gefahr von ferne her ſtets mit genugſamen Waſſer zu verſorgen, iſt von derſelben Größe wie die Sprihe, ebenſo dauerhaft, und leicht beweglich, gebauet, und man kann 6 bis 800 Ellen hänfene Schläuche, welche bekanntlich auch hier (die Leipziger Elle zu 8 Sgr., zu haben ſind), daran anbringen.

Die Sprihe ſowohl als der Zubringer ſind vor der Hand noch ohne Schläuche, welche der Käufer ſich dann nach ſeinem Local-Bedürfniſſe dazu anſchaft, doch ſind die Schlauch-Schrauben dazu dabei. Der Verfertiger unterwirft beide Werke, vor dem Handelsabſchluſſe mit dem Käufer, jeder damit hier in loco anzuſtellenden Probe. Der Preiß für beide Werke zuſammen iſt 600 Rthlr. Sächſ. Currant. Auswärtige Liebhaber können ſich deshalb mit ihren Aufträgen an uns wenden.

Weimar den 2ten Januar 1810.

H. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Doch er verſchüttet, und das iſt ja Schade,
(der's eingebürgert hat ins teutſche Land,
das Klanggedicht, ihm ſey der Scherz entwandt)
zugleich das arme Kindlein mit dem Bade.

Er züchtige die poet'ſche Poeſie,
die jämmerlich zerkrayt die teutſchen Ohren,
Myſtik, Romantik, Urphiloſophie,
was ſonſt im All' vergeht, man weiß nicht wie:
darob entbrenn' er in gerechtem Zorne: *)
doch das Sonet, das laſſ' er ungeſchoren.

Anmerkung.

Man mag über den berühmten oder famoſen — das Beiwort hängt von der Idioſynkraſie des Liebhabers ab — Klingklingel-Almanach (Tübingen, Cotta 1810.) denken, wie man will, es ſoll ihn Niemand ungeleſen und unbeherzigt laſſen. Der romantiſche Roman von Eiszapf und Froſtblumen in 27 Sonetten, und der myſtiſche Roman zwiſchen Froſch und Kröte in 12 Sonetten werden gewiß jedem Unbefangenen eine ſehr heitere, ſehr genußreiche Stunde machen. Aber freilich ſinds nicht lauter attiſche Salzgruben, die

*) Nach unbeſtreitbaren Autoritäten.

D. Einſ.

hier eröffnet werden. Das Zuviel iſt überall zu viel. Das werden aber die Herren, die hier vor Heerd und Altar zu kämpfen haben, dem pſeudo-karfunkulirenden und ſonettirenden Herrn Daſs-waller ſchon ſelbſt zu Gemüthe führen. Der Verfaſſer des obigen Sonetts, von dem ſchwerlich je unſere Almanache viel zu erzählen bekommen dürften, ſo ſehr ſie es wünſchen müßten, will nur Gerechtigkeit gehandhabt und dem Mißverſtande, der leicht hier aus Unverſtand entſpringen könnte, begegnet wiſſen.

V.

II.

Probe einer metriſch genauen Ueberſetzung der Wolken von Ariſtophanes, welche in dieſem Jahre erſcheinen wird.

Erſte Scene. (Schlafzimmer.)

Strepſiades.

Allmächtiger Zeus, ein Ding ſind doch die Nächte wie
Was gränzenloſes. Wird es nimmermehr denn Tag?

Dabei hab' ich die Hahnen ſchon vorlängſt gehört.
Und die Bedienten ſchnarchen. Nein ſo nicht vor-
dem.
Wenn du doch zu Grunde giengſt, o Krieg, aus
manchem Grund
Und weil man die Diener nicht einmal beſtrafen
darf.
Auch dieſer brave Jüngling hier erwachet gar
Die lange Nacht nicht einmal, ſondern löſet ſich;
Kopfüber in fünf Ziegenpelze eingemummt.
Na, wenns beliebt, ſo ſchnarchen und kriechen auch
wir ein! — —
Aber ich Elender kann nicht ſchlafen, mich zerbeißt
Die Verſchwendung und das Stallfutter und die
Schuldenlaſt,
Um da dieſes Sohnes wegen. Und er, er trägt
das Haar,
Reitet zu Pferd und fährt mit ſeinem Zweigeſpann
Und treibts im Traum mit Pferden. Ich aber
geh zu Grund,
Wenn ich den Mond mir bringen ſeh den zwan-
zigſten.
Denn laufen nicht die Zinſen? — Zünde, Jung,
ein Licht,
Lange mir das Buch her, daß ichs nehm' und leſe
nach,

Wie vielen ich ſchuldig bin, und rechne meinen Zins.
Laß ſehn, was ich ſchuldig bin. „Zwölf Maas dem Paſias.“
Wofür zwölf Maas dem Paſias? was borgt' er mir? —
— Als ich den eingebrannten kauft'. Ich Armer, ach!
Wär' ihm doch zuvor ein Auge lieber ausgebrannt!

Pheidippides. (im Schlaf.)

Philon, das iſt unrecht. Fahre deine eigne Bahn.

Strepſiades.

Das iſt juſt das Unheil, das mich ins Verderben ſtürzt;
Denn von dem Pferdeweſen träumt er auch im Schlaf.

Pheidippides. (im Schlaf.)

Wie viele Touren jagt der Streiterwagen wohl?

Strepſiades.

Wohl jagſt du mich, deinen Vater, manche Tour.
Doch „was für Schuld befiel mich“ nach dem Paſias?
„Drei Maas ein Sitzchen und Räder dem Ampnias.“

Pheidippides.

Führe nun das Pferd, vorher erſt ausgewälzt, nach Haus.

deinem Herzen nicht nahe kommen dürfen, da es mit keiner Neigung desſelben in geheimen Verſtändnis ſteht. Hat dich die Sinnlichkeit einmal überwunden, dann kanſt du dich ſelbſt nicht mehr hochſchätzen; und wie ſollten andere den hochachten können, der ſich ſelbſt verachten muß?

Trägheit iſt der gröſste Fehler eines Fürſten. Ein träger Regent verräth, verkauft ſein Volk; denn er überläſst es ſeinen Dienern um der ſchlechten Urſache willen, ſeiner Gemächlichkeit pflegen zu können. Er entſagt niederträchtiger weiſe dem Ruhme, die Quelle der gemeinen Wohlfarth zu ſeyn, und vernichtiget gleichſam ſich ſelbſt zu einem Schatten, der zwar einen Menſchen vorſtellt, aber blos durch fremde Kräfte in eine anſcheinende Bewegung geſetzt wird. Der Unterthan iſt unter einem trägen Fürſten weit unglücklicher als unter einem böſen. Die Unterdrückung ſo vieler Unterregenten, deren Erpreſſungen autoriſirt ſind, erſtreckt ſich bis auf die Hütte des armen Tagelöhners: da hingegen die Wuth eines Tyrannen blos ſeinen Hofleuten gefährlich iſt. (*)

Laß das Glück deines Volkes deinen liebſten Wunſch, dein gröſstes Vergnügen ſeyn. Freue dich, wenn du deine Unterthanen frölich ſieheſt. Halt' es für einen Zuwachs deines Schatzes, wenn ſich ihre Zahl vermehrt; und ſetze deinen höchſten Ruhm darinn, wenn keiner von ihnen Urſache findet mißvergnügt zu ſeyn, oder zu klagen.

Strepſiades.

Ja ich, o weh! werd' aus dem Meinen ausgewälzt,
Da ich nach dem Spruch auszahlen muß und andre mich
Für den Zins zu pfänden drehen.

Pheidippides.

Vater, in der That,
Warum beſchwerſt und drehſt du dich die ganze Nacht?

Strepſiades.

Es beißt mich ein Demarches aus dem Bett heraus.

Pheidippides.

Laß mich, du Unglückſeliger, etwas ſchlummern ein.

Strepſiades.

So ſchlafe denn. Aber wiſſe, dieſe Schulden hier,
Sie werden auf dein Haupt ſich wälzen alleſammt. —
Ach!
Wenn doch zu Grund gehn möchte die Brautwerberin,
Die mich, zu nehmen deine Mutter angeregt.
Denn ein ſo ſüßes Leben hatt' ich auf dem Land,
Ungeputzt, wohl eingereſtet und unaufgeräumt,

Das mir von Schafvieh, Bienen und Treſtern überfloß.
Drauf nahm ich von dem Megakliden Megakles
Die Schweſtertochter, ich ein Landmann, aus der Stadt
Die ſtolze, vornehme, die das Köſyri'en *) gelernt.
Als ich nun die genommen, legt' ich mich ihr bei
Und roch nach Moſt, nach dem Wollvorrath und der Feigenhürd'.
Sie aber nach Pomad, Safran und Züngelein.
Nach Verſchwendung, Naſchen, der Genetyllis und Kolias.
Ich ſag nicht, daß ſie faul wär, nein, ſie zetteite.
So hielt ich ihr ja einmal dieſes Oberkleid
Zum Vorwand hin und ſagte: Frau, du zetteiſt ſehr.

Bediente.

Es iſt in unſrer Lampe gar kein Oel mehr da.

Strepſiades.

O weh! was zündſt du mir die Saugelamp' auch an?
Komm her, du ſollſt mir weinen.

*) Köſyra war ein bekanntes üppiges, ſtolzes Weib.

Bedienter.

Und warum denn wohl?

Strepsiades.

Weil du von den dicken Dochten in die Lampen steckst. —

Nach diesem, wie uns dieser Sohn geboren ward,
Mir nämlich und meinem braven Ehgemahl, sofort
Entstand uns über seinen Namen ein groß Gezänk.
Denn sie, sie hängt' ein Hippos ihm an den Namen an,
Xanthippos, oder Charippos, oder Kallippides.
Und ich gab vom Großvater ihm Pheidonides.
So stritten wir uns 'ne Weile. Nachher mit der Zeit
Vereinten wir uns und gaben ihm Pheidippides.
Und dieses Söhnchen nahm sie sich und schmeichelt' ihm,
„Wenn du mir groß bist und den Wagen lenkst zur Stadt,
So wie Megakles im Purpurrock" — Ich sprach:
Ja wenn die Ziegen von dem Pheilens du einmal,

So wie dein Vater in den Schafpelz eingesteckt —
Allein er folgte durchaus meinen Worten nicht:
Sondern die Roßsucht überzieht mein Hab und Gut.
Und da ich jetzt auf 'nen Weg speculiet die ganze Woche,
So fand ich ein Pfädchen, ein gewaltig glücklichs,
Wenn ich auf dieses ihn bewege, so stehts gut.
So will ich denn aufwecken ihn zuerst vom Schlaf.
Wie weckt' ich denn am sanftesten ihn auf? wie wohl?
Pheidippides! Pheidippidechen!

Pheidippides.

Vater, was?

Strepsiades.

Komme küsse mich und gieb mir deine rechte Hand.

Pheidippides.

Da hier. Was ist denn?

Strepsiades.

Sage mir, du liebst mich?

Pheidippides.

Bei diesem Poseidaon, unserm Rossegott!

Strepsiades.

O nicht mir, nimmermehr bei diesem Rossegott!

Denn dieſer Gott iſt Stifter meines Mißgeſchicks.
Nein, wenn du mich von Herzen liebeſt in der That,
O Sohn, ſo folge,

Pheidippides.

Worin denn ſoll ich folgen dir?

Strepſiades.

Kehr' auf das ſchnellſte deinen Lebenswandel um,
Und geh und lerne den ich dir anrathen will.

Pheidippides.

Sag denn, was befiehlſt du?

Strepſiades.

Wirſt du wohl auch folgen?

Pheidippides.

Ja.

Bei dem Dionyſos.

Strepſiades.

Nun ſo ſchaue zu, dahin.
Erblickſt du wohl dieſes Thürchen und das Häus-
chen da?

Pheidippides.

Ja wohl. Was iſt denn das, mein Vater, eigentlich?

Strepſiades.

Für weiſe Geiſter iſt das ein Speculiergemach,

Darin ſind wohnhaft Männer, die vom Himmel die
Behaupten und demonſtriren, ein Dämpfdeckel
Sey er ſelbſt und über uns ſey er und die Kohlen
wir.
Die unterrichten einen, wenn er nur Geld bezahlt,
Im Reden zu gewinnen, mit und ohne Recht.

Pheidippides.

Wer ſind denn die?

Strepſiades.

Ich weiß den Namen nicht genau.
Grillenſpeculanten, ſchön' und gute Männer ſinds.

Pheidippides.

Aweh. Nein ſchlechte, weiß ſchon; die Aufbinder da,
Die abgebleichten, die Barfüßer meineſt du,
Wobei der unglückliche Sokrates und Chäre-
phon.

Strepſiades.

Ei ei ſey ſtille, ſage doch nichts Kindiſches.
Nein, wenn dir was an deines Vaters Brode liegt.
Geh mir zu dieſen und laß vom Pferdeweſen ab

Pheidippides.

Nein und, bei dem Dionyſos, wenn du mir
auch gäbſt
Die Phaſianer *), die Leogoras ſich hält.

*) Roſſe, die vom Phaſis ſtammen.

Strepſiades.

Geh ich erſuch dich, „liebſter von den Menſchen mir.“

Geh laß dich lehren.

Pheidippides.

Und was ſoll ich die lernen denn?

Strepſiades.

Man ſagt, es ſey bei ihnen die zwiefache Lehre,
Die kräft'ge, was es ſeyn mag, und die ſchwächere.
Die eine von den beiden Lehren, die ſchwächere,
Soll, wenn ſie ſpricht, gewinnen das Ungerechteſte.
Wenn du mir nun dieſe ungerechte Lehre lernſt,
So gäb' ich von den Schulden, die ich itzt durch dich hab,
Niemanden etwas wieder, auch keinen Obolus.

Pheidippides.

Das thu' ich nie. Denn nicht die Ritter anzuſehn,
Wär' ich von Farbe ſo aufgerieben, traut' ich mir.

Strepſiades.

So itzt du auch, bei der Demeter, von dem Meinen nicht,
Du ſelbſt nicht, noch das Rennpferd, noch der Wagengaul;

Nein vor die Raben werf' ich dich aus dem Haus hinaus.

Pheidippides.

So wird der Oehm Megakles unberitten nicht Mich laſſen. Ich kümmre mich nicht um dich und geh zu ihm.

(Ab.)

Strepſiades.

Und ich will auch nicht liegen bleiben von dem Fall,
Sondern, zu den Göttern betend, nehm' ich Unterricht
Mir ſelbſt und wandre zu dem Speculiergemach.
Wie aber werd' ich, ſo vergeßlich, langſam, alt,
Die Schnitzel feinſtudierter Lehren lernen? Doch
Drauf los! Was drück' ich hier mich mit dem Ding herum
Und klopfe nicht da an die Thür? — Jung! Jüngelein!

III.

Ueber Fox als Schriftſteller.

Ueber Fox, in ſo fern er am Ruder des Staates ſtehend, in den Lauf der großen Weltbegebenheiten eingriff, indeß alle Blicke des Continents, mit geſpannter Erwartung, auf ihn gerichtet waren, iſt ſchon ſo viel und ſo oft geſchrieben worden, weniger über ihn als Schriftſteller; ſo daß es nicht unintereſſant ſcheinen möchte, ihn auch von dieſer Seite kennen zu lernen, da er als Redner mit ſolcher Gewalt Gegner und Anhänger zu lenken und zu regieren verſtand.

Bei ſeinem Leben hat Fox nur Weniges drukken laſſen; einige Aufſätze in einer 1779 erſchienenen Zeitſchrift, the Englishman, eine Grabſchrift auf den verſtorbenen Biſchof von Dower, und einige Sachen in Beziehung auf das Parlament. Gedichte hat er mehrere gemacht, in verſchiedenen Sprachen, aber gedruckt ſind nur die Zeilen auf Miniſter Crewe und ein kleines Gedicht an Miſtr. Fox zu ihrem Geburtstage, denn die übrigen Verſe, die unter ſeinem Namen

herumgehen, ſind offenbar untergeſchoben; z. B. eine Ode an die Armuth und ein Epigramm auf Gibbon.

Mit groſſer Liebe beſchäftigte er ſich ſtets mit dem Studium der Alten, zu denen er auch immer, wenn öffentliche Geſchäfte ihn eine Zeitlang davon abgezogen hatten, mit gleicher Wärme und gleichem Eifer zurückkehrte; und ſeine Reden, ſeine Briefe beweiſen, wie ſorgfältig er ſie ſtudiete und wie tief er in ihren Geiſt eindrang. Es läßt ſich nicht beſtimmen, wann er zuerſt den Plan entwarf, ein hiſtoriſches Werk auszuarbeiten; aber im Jahre 1797 erklärte er öffentlich, daß er nun einen gröſſeren Theil ſeiner Zeit ſeinen Privatarbeiten zu widmen geſonnen ſey. Schon damals war er entſchloſſen, allen öffentlichen Geſchäften zu entſagen und ſich ſelbſt zu leben, und nur durch das Zureden mehrerer Freunde, deren Stimme bei ihm viel galt, ließ er ſich von dieſem Plane, von deſſen Ausführung er ſtets mit groſſer Freude ſprach, abbringen. Er änderte daher ſeinen Vorſatz, und blieb nur ſeit der Zeit länger auf ſeinem Landſitze, wo ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und zu der Poeſie mit neuem Feuer erwachte, wie bei wenigen in der friſchen Blüte der Ju-

Gewöhne dich früh aufzuſtehen. Der Tag iſt verlohren, der ſpät anfängt. Verwehre deinen Unterthanen den Zutritt nie; ſie werden ſchon halb zufrieden von dir weggehen, wenn du ihr Anbringen nur angehört haſt. Ueberwinde deine Verdroſſenheit, wenn du dich zu den Geſchäften nicht aufgelegt findeſt. Nie leſe man in deinem Geſichte, daß die Beſchwerlichkeiten deines Amts dich unmuthig machen. Muntre dich durch den Gedanken auf, daß jeder wohl gebrauchte Tag zehn andre glücklich macht, und durch jede vernachläßigte Stunde zehn andre elend werden.

Berathe dich täglich mit den Häuptern deiner Collegien. Mit jedem vernachläßigten Departement ſinkt ein Pfeiler des Staats.

Gieb keinem deiner Diener Gelegenheit zu hoffen, er werde dich hintergehen, oder ein ungerechtes Verfahren durchſetzen können, ohne entdeckt zu werden. Wache über ihnen; überraſche ſie unverſehens, und bemächtige dich jeder bequemen Gelegenheit, wo du ihre Treue auf die Probe ſetzen kanſt.

Liebe die Wiſſenſchaften. Sie ſind zugleich nützlich und unterhaltend; ſie veredeln die Seele, und flöſſen ihr die Liebe zur Ordnung ein. Niemand iſt geneigter zum Aufruhr als Barbaren. Aufgeklärte, gebildete Nationen laſſen ſich an einem Faden leiten, da man für jene einen Kappzaum nöthig hat.

Suche

gend. Anfänglich ergriff er bald dies- bald jenes, wie Zufall oder Neigung ihn leiteten, und lebte auf dem Lande, in ungestörter Muße, stets beschäftigt und ein Vers aus Cowper, den er oft anzuführen pflegte,

How various his employments whom the world Calls idle.

paßt genau auf sein Leben in der damaligen Zeit.

Während dieser Zurückgezogenheit, die, so wie er glaubte, längere Zeit dauern sollte, faßte er den Entschluß, einen Theil derselben zum Schreiben zu verwenden. Eine Zeitlang schwankte er bei der Wahl des zu behandelnden Stoffs. Nicht unempfindlich gegen den Nachruhm, der so oft große Geister entflammte, voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, glaubte er die Bearbeitung eines historischen Werkes sey passender für sein bis dahin geführtes Leben und nützlicher für die Mitlebenden und die Nachwelt, als kritische und ästhetische Untersuchungen. Diese Beweggründe und seine tiefen Kenntnisse der Verfassung Englands brachten ihn natürlich dahin, die Geschichte seines Vaterlandes vorzuziehen, und eine Periode auszuheben, die zur Erläuterung der großen, allgemeingültigen Grundsätze der Freiheit, die der

Wer-

Verfaſſung Englands zum Grunde liegen, dienen könnte, denn ſeine Vorliebe für dieſe Grundſätze, das Reſultat ſeiner Beobachtungen im thätigen Leben und ſeines philoſophiſchen Nachdenkens, hatte in ſeiner Abgeſchiedenheit friſche Kraft und neue Stärke gewonnen.

Er wählte daher die Revolution vom Jahre 1688 oder die Verbannung Jacobs II. und die Thronbeſteigung Wilhelms von Oranien und ſeiner Gemahlin, die Gründung der brittiſchen Nationalfreiheit, und der noch beſtehenden Conſtitution. Dieſer Theil der Geſchichte zog ihn an und munterte ihn auf. Es war der ausgezeichnetſte Triumph der Sache, der er ſein ganzes öffentliches Leben gewidmet hatte. Er war Anhänger oder vielmehr das Haupt der Whigs und Erhaltung und Behauptung der Freiheit des Parlaments, der Conſtitution gemäß, war das Ziel ſeines Strebens. Auch die Art, wie dieſe ganze Periode von anderen, berühmten und unberühmten, Geſchichtſchreibern behandelt iſt, mußte ihn reizen. Es entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit nicht, daß ſie alle, durch Lieblingsmeinungen verführt oder abſichtlich, die Thatſachen verdreht und falſch dargeſtellt haben.

Nach dem erſten Entwurfe wollte er mit der Revolution anfangen; aber bei genauerer Durchſicht von Hume's Geſchichte, änderte er ſeinen Vorſatz, da er einſah, daß die Parteilichkeit dieſes ſchätzbaren Hiſtorikers dem Leſer eine falſche Anſicht der Lage der Dinge gebe, und gieng bis zu der Zeit zurück, da Jacob II. zur Regierung kam. Er fügte ſogar noch ein Capitel zur Einleitung hinzu, um den Charakter und die Hauptbegebenheiten der früheren Zeiten anzugeben.

Wie aus mehreren Aeußerungen im Geſpräch und in freundſchaftlichen Briefen erhellte, war er ſogar nicht abgeneigt, noch weiter zu gehen. Er ſchrieb an Lord Holland, daß die Schriften, welche ihm dieſer in Spanien aufgetrieben hatte, obgleich ſie nicht die beſtimmte Periode beträfen, ihm doch ſehr nützlich ſeyn würden: gewiß ſind ſie, fährt er fort, auf jeden Fall ſehr intereſſant, vielleicht bewegen ſie mich weiter zu gehen, als ſonſt meine Abſicht war."

So wie ſeine Arbeit fortrückte, ſprach er immer häufiger von verſchiedenen literariſchen Unternehmungen, z. B. von einer Ausgabe von Dryden's Werken, einer Vertheidigung des

Racine und des franzöſiſchen Theaters, von Verſuchen über die Schönheiten des Euripides u. ſ. w. Im Jahre 1803 ſchrieb er an einen Freund, nachdem er angeführt hatte, daß ein neuer Schriftſteller Racine nicht genug bewundere." — Es dringt mich förmlich auf. Je veux contre eux faire un jour un grós livre, wie Voltaire ſagt. Dryden ſelbſt, der mit ſo großer Achtung von Corneille ſpricht, ſetzt Racine herab. Wenn ich noch ſeine Werke herausgebe: ſo ſoll er dafür büßen, darauf können Sie rechnen. Wie herzlich wünſche ich dahin gelangen zu können, es für Recht zu halten, mein ganzes übriges Leben nur ſolchen Gegenſtänden zu widmen, und nur allein ſolchen."

Um dieſelbe Zeit ſprach er auch davon, eine Abhandlung über die Natur der Poeſie, Geſchichte und Beredſamkeit zu ſchreiben, und gerade in der Folge der Gegenſtände, wie ſie hier aufgezählt ſind. Er ſchien den Plan dazu ganz fertig zu haben, und er verſprach nicht leicht zu viel, da er ſelbſt wußte, wie langſam er arbeitete, und leicht vorherſehen konnte, daß bei irgend einer Veränderung, ſeine Freunde nicht ablaſſen würden, ihn zu bitten, wieder an politiſchen Angelegenheiten Theil zu nehmen.

Schwieriger noch war es ihm, sich gegen seine eigene Neigung zu stemmen, die ihn oft von historischen Nachforschungen ableitete, zu kritischen und ästhetischen Untersuchungen, zum Studium der Classiker und der Werke der Phantasie und Dichtkunst. Beweise von dem Einfluß, den solche Unterbrechungen auf seine Arbeiten und seinen Geist hatten, finden sich in Menge. Seine Briefe sind voll von Klagen und Störungen, die durch Staatsgeschäfte veranlaßt wurden; er spricht aber gern und mit Vergnügen von ganzen Tagen, die er dem Studium des Euripides und Virgil gewidmet hatte."

Wie er seine verschiedenen Beschäftigungen würdigte, kann man aus vielen seiner Briefe deutlich ersehen; so schrieb er an einen Freund:

Lieber Grey!

Zur Vertheidigung meiner Meinung über die Nachtigall finde ich eine Stelle im Chaucer, der von allen Dichtern die größte Vorliebe für den Gesang der Vögel gehabt zu haben scheint, er nennt ihren Gesang einen lustigen Gesang; und obgleich Theokrit sechs bis siebenmal von Nachtigallen spricht, so sagt er doch nie, daß ihr Gesang

klagend oder melancholiſch ſey. Es iſt wahr, nirgends nennt er den Geſang luſtig, wie Chaucer; da er ihn aber zugleich mit dem Geſang der Droſſel anführt und als dieſem ähnlich, ſo ſcheint darin zu liegen, daß es ein fröhlicher Geſang ſey. Sophokles iſt gegen uns; aber er ſagt, der klagende Itys und der Vergleich mit der Electra geht eher auf die Ausdauer bei Tage und Nacht, als auf den Gram. Ueberhaupt gilt ein Tragiker in ſolchen Dingen nicht halb ſo viel als Theocrit und Chaucer. Ich kann gerade nicht die Stelle finden in der Odyſſee, wo Penelopees Raſtloſigkeit mit der Nachtigall verglichen wird, aber ich weiß gewiß, daß ſie nur in Hinſicht auf ihre Raſtloſigkeit und Wachſamkeit mit ihr zuſammengeſtellt wird. Wollen Sie die zwölf letzten Bücher der Odyſſee durchblättern, ſo werden Sie ſicher die Stelle finden; und ich bin überzeugt, daß Sie für Ihre Jagd belohnt werden, Sie mögen die Stelle treffen oder nicht. Die Stelle im Chaucer iſt in der Blume und dem Blatte p. 99, die eine im Theokrit, die ich vorzüglich meine, ſteht in einem Epigramm, wenn ich nicht irre, im vierten. Dryden hat das Wort luſtig dem Dompfaffen beigelegt in der Blume und dem Blatte; vielleicht aus Nachgie-

bigkeit gegen die gewöhnliche Meinung; aber ich bitte Sie, lesen Sie seine Beschreibung der Nachtigall, sie wird Ihnen gefallen. Fast erschrecke ich, daß mir diese Untersuchung mehr Vergnügen macht, als die mit Schaftsbury, Sunderland u. s. w., so wie ich mich lieber mit diesen beschäftige, als im Unterhause bin.

Der Ihrige ꝛc. ꝛc.

C. J. Fox.

In der That kämpfte er so wenig gegen seine Lieblingsneigung, daß wenn Einer in ihn drang, seine Griechen eine Zeitlang bei Seite zu legen und sein Geschichtswerk zu vollenden, er antwortete: Ich denke nicht daran, meine Griechen wegzulegen, und würde den ganzen Plan lieber nicht ausführen, wenn es mich daran hindern sollte, meinen Lieblingen einige Zeit zu schenken.

Aber nicht bloß Staatsgeschäfte und andere Arbeiten hinderten ihn, seine Geschichte rascher zu vollenden, sondern er selbst wußte recht gut, daß er im Schreiben so langsam war, als geschwinde, wenn er öffentlich auftrat und sprach. Fox, der mit hinreißender Beredsamkeit Stunden lang im Parlamente unvorbereitet sprach, war ganz ein

anderer Mann, wenn er in ſeinem Arbeitszimmer Etwas ſchriftlich aufſetzen wollte. Er hatte mehrere Tage gebraucht, um den Brief an die Wahlherren von Weſtminſter, im Jahr 1793 zu ſchreiben, und die Durchſicht ſeiner Rede an den Herzog von Bedford raubte ihm mehr Zeit, als alle glauben, die ſeine Genauigkeit und Pünktlichkeit in Allem, was die Sprache betrifft, nicht kennen. Hiezu kam noch die gröſſeſte Gewiſſenhaftigkeit in Hinſicht auf den kleinſten Umſtand jedes Faktums, das er anzuführen oder nur zu beachten hatte, und er ſah ein, daß dieſe ihn ſehr lange aufhalten mußte, bei der Menge und Mannichfaltigkeit von Unterſuchungen, die er anzuſtellen genöthigt war. „Meine Geſchichte rückt fort, „ſchreibt er, aber ſehr langſam. Die Wahrheit iſt, „daß ich ſehr langſam ſchreibe, aber ich will aus„dauern. Ich glaube, ich bin zu gewiſſenhaft, ſo„wohl in Hinſicht auf die Sachen, als die Sprache, obgleich es bei letzterer kaum möglich iſt. „Es iſt erſtaunlich, wie viele Fakta man angeführt „findet, wofür nirgends ein Beweis aufzutreiben „iſt. Mündliche Ueberlieferung, werden Sie ſa„gen, kann bei einigen der Grund ſeyn, aber ge„wiß nicht bei allen.“

Während er die Einleitung ſchrieb, die, ſeiner eigenen Anſicht zu Folge, mehr eine Abhandlung iſt, worin auf bekannte Thatſachen nur hingedeutet wird, als eine genaue Unterſuchung über beſtrittene Punkte, und bei welcher, wie er auch zugab, es eben nicht ſo wichtig ſey, bis auf die geringſte Kleinigkeit genau zu ſeyn, ſtießen ihm doch einige Schwierigkeiten auf, für die Nachrichten der Geſchichtſchreiber die Hauptquellen aufzufinden. In ſolchen und ähnlichen Fällen wendete er ſich an den Lord Lauderdale. Der folgende Brief iſt an dieſen Freund geſchrieben im Jahr 1800.

Lieber Lauderdale!

Ich denke ernſtlich daran ein Geſchichtſchreiber zu werden, und habe ſchon den Anfang gemacht; aber was ich bis jetzt gearbeitet habe, iſt ſo unbedeutend, daß es kaum genannt zu werden verdient, wenn ich mich nicht mit dem Satze: dimidium qui cepit, tröſten will. Was man erwarten mag, weiß ich nicht; wenn man aber viel erwartet, wird man getäuſcht; indeß ſcheue ich gewiß nicht die Mühe irgend einer Unterſuchung, die ich nur im Stande bin anzuſtellen, und noch viel weniger weiſe ich irgend eine Hülfe von mir,

die ich bei ſolchen Nachforſchungen haben kann. Ich hoffe daher, daß Sie ſich nicht damit begnügen werden, mir bloß zu empfehlen, daß ich mich nach Hülfe umſehen ſolle, ſondern daß Sie mir auch einen Wink geben werden, von welcher Art die Hülfe ſeyn kann und bei wem ich darauf hoffen darf. Um Sie in den Stand zu ſetzen, dies deſto beſſer zu thun, muß ich Ihnen ſagen, daß mit dem Tode Carls II. meine Geſchichte anfängt, daß ich aber in der Einleitung eine vollſtändige Ueberſicht von ſeiner Regierung gebe, und daher mich ſehr freuen werde, neue Nachrichten über ihn zu erhalten. Dies Capitel, welches zur Einleitung dienen ſoll, iſt bis jetzt auch noch nicht fertig; denn, noch weit entfernt einige handſchriftliche Papiere unterſucht, oder auch nur angeſehen zu haben, oder einige andere Dokumente, die noch nicht ganz allgemein bekannt ſind, weiß ich nicht einmal einige von der Art zu finden, und daher würde mir jede Nachricht darüber ſehr willkommen ſeyn. Es liegt für mich eine der größten Schwierigkeiten darin, die Quellen aufzufinden, nach deren Nachrichten die Schriftſteller gewiſſe Thatſachen aufſtellen, denn ſehr oft verweiſen ſie nicht darauf. Bis jetzt, da ich mir nur eine allgemeine Ueberſicht verſchaffe, iſt es für mich noch nicht ſo wichtig. Vorzüglich bei dem Popiſch- und Rye-

Suche dein Gebiethe nicht zu erweitern. Ein Reich, das ſich nicht für ſeinen unruhigen Nachbarn fürchten muß, iſt immer gros genug; und Eroberungen ſind nie des Unglücks werth, welches der Eroberer ſeinem Volke verurſacht. Greif nie an, aber vertheidige dich muthig, wenn die Ehre deines Reiches angegriffen wird, oder deine Unterthanen leiden.

Hüte dich in Schulden zu fallen. Sey pünctlich und genau im Bezahlen, und wage dich an kein Unternehmen, wozu du die erforderlichen Mittel nicht bey der Hand haſt. Schulden des Staats werden zu unvermeidlichen und deſto unſeligern Urſachen der Unterdrückung; und haben Kriege ſie unvermeidlich gemacht, ſo kan oft der Friede ſelbſt die Bürde des Kriegs nicht erleichtern.

Verehre Treue und Wahrheit auf das gewiſſenhafteſte. Treuloſigkeit kan zuweilen einen augenblicklichen Vortheil ſchaffen; aber ſie hinterläßt gewiß allzeit einen freſſenden Schaden. Einen König, der nicht Wort hält, verabſcheuen heimlich alle ſeine Nachbarn; er ſetzt ſich immerwährender Gefahr aus, und wird nie einen Freund finden.

Verändere die Staatsverfaſſung deines Reiches nicht im geringſten Theile, ſelbſt nicht aus den ſcheinbarſten Gründen, ohne zuvor die übrigen Departements, woraus es beſteht, zu Rathe gezo-

house Plot finde ich, daß Rapin und Hume beide so vieles anführen, wobei ich nicht errathen kann, aus welcher Quelle sie es geschöpft haben, so daß ich sehr in Verlegenheit gerathen würde, wenn ich eine ordentliche Geschichte dieser Begebenheiten liefern sollte. Wenn ich mich nun in ähnlichen Verlegenheiten befinde, können Sie mir da angeben, wohin ich mich wenden kann, um Nachweisungen zu erhalten, oder wenn ich Ihnen Fragen vorlege, können Sie mir diese beantworten?

Lord Lauderdale that beides und von ihm und Herr Laing erhielt Fox manche wichtige Nachweisungen. Kurze Zeit darauf gab dieser die Geschichte von Schottland heraus, die Fox einen wahren Schatz nannte, und die ihn bei seiner Arbeit so anspornte, daß er nie eifriger war seinen Plan auszuführen, als wie er eben dies Werk gelesen hatte. Er correspondirte seit der Zeit fleißig mit dem Verfasser, und wir wollen dem Leser einige dieser Briefe mittheilen.

Sir,

Ich habe es lange verschoben, Ihnen zu melden, daß ich Ihre Geschichte von Schottland erhalten habe, und Ihnen zu danken für die frühe

Mittheilung dieſes trefflichen Werks. Es hat mich in jeder Hinſicht befriedigt; und in einigen Punkten, die Englands Geſchichte betreffen, ſcheinen Sie mir darin mehr Licht gegeben zu haben, als irgend einer von den Geſchichtſchreibern, die über die Engliſche Geſchichte geſchrieben haben.

Was Sie gegen Hume ſagen, in Beziehung auf Glamorgan, iſt ganz treffend; doch hätte ich noch lieber geſehen, daß Sie den Theil ſeines Beweiſes, den er Glamorgan's defeazance nennt, betrachtet hätten, welches der Theil deſſelben iſt, der am beifallswertheſten ſcheint.

Unter Carls II. Regierung bemerke ich, daß Sie der grauſamen Begebenheiten mit Wier nicht erwähnen, die Hume ausführlich erzählt; doch was Sie von Lauri von Blackwood ſagen, iſt ganz dem ähnlich, was er von Wier erzählt.

Ich hatte auch gefunden, daß Hume auf theatraliſche und falſche Art den Umſtand erzählt, daß Carl I. das Geräuſch bei Errichtung ſeines Schaffots höre, doch wußte ich nicht, daß er Herberts authentiſche Erzählung ſo ſpät geſehen hatte. Im Allgemeinen glaube ich, daß Sie Hume zu

ſanft behandeln. Er war ein trefflicher und ſehr geiſtreicher Mann; aber ſeine Parteilichkeit für Könige und Fürſten iſt unerträglich. Nach meiner Ueberzeugung iſt es ſehr lächerlich, und iſt der thörichten Bewunderung, die Weiber und Kinder bisweilen gegen Könige hegen, ähnlicher, als der richtigen oder falſchen Anſicht eines Philoſophen.

Ich brauchte nicht erſt überzeugendere Beweiſe in Hinſicht auf Oſſian; hätte ich ſie nöthig gehabt: ſo boten Sie dieſelben in Menge dar.

Ob Ihr Werk, das zu einer Zeit erſcheint, wo die Grundſätze, nach welchen es geſchrieben zu ſeyn ſcheint, ſo aus der Mode gekommen ſind, allgemeinen Beifall finden wird, oder nicht, weiß ich nicht; aber für alle, die eine genaue Kenntniß ihres Landes zu haben wünſchen, iſt es ein ſchätzbares Werk, und wird gewiß dazu dienen, dem Unheil entgegen zu arbeiten, das Hume, Dalrymple, Macpherſon, Somerwile und andere von Ihren Landsleuten angerichtet haben. Sie werden leicht glauben, daß ich Hume nur dieſen anderen beiordne, weil er eine eben ſo böſe Tendenz bei der Darſtellung hatte.

Ich will meinen Freund Lord Lauderdale bitten, Ihnen dieſen Brief zuzuſtellen.

Ich bin ꝛc.

N. Anne's Hill Sept. 24. J. C. Fox.

1800.

In einem andern Briefe an denſelben ſchrieb er:

Meinen aufrichtigen Dank für Ihren Brief vom zehnten. Ich habe die Stelle im Ralph gefunden, und noch viel mehr wichtigere Sachen über die Begebenheiten dieſer Zeit, die von andern Geſchichtſchreibern nur obenhin berührt ſind. Ich wundre mich täglich mehr, daß Ralph in weit geringerem Anſehn ſteht als Hiſtoriker, als er verdient.

Ich werde ganz frei mit meinen Fragen Sie beläſtigen, wenn ich Etwas nicht auffinden kann; aber es würde mir ſehr leid thun, wenn Sie in Ihrer Antwort ſich bloß auf die angegebenen Sachen einlaſſen, und mir nicht Ihre Meinung über dieſen oder jenen Punkt mittheilen wollten."

Fox und Laing ſtanden ſeit der Zeit in einem Briefwechſel, woraus erhellt, daß er ſich unermüdet beſtrebte, für jede Behauptung der

Schriftſteller, die er zu Rathe zog, die Beweisſtellen aufzufinden, und die geringſte Abweichung in ihrer Erzählung zu verbeſſern, wenn ſie auch nicht ſehr wichtig zu ſeyn ſchien. Mit der größten Genauigkeit erwog er die Gründe für und wider eine Sache, ehe er ſich zu entſcheiden wagte und ſein Werk zeigt auf jeder Seite, daß dieſe Mühe nicht ohne Erfolg aufgewendet ward.

Schwierig ward dieſe Arbeit ſehr bald durch die Art, wie Dalrymple und Macpherſon die Geſchichte behandelt hatten, er klagte häufig über ſie, und je mehr er ihre Werke prüfte und ſtudirte, deſto mehr fand er, daß er noch tiefergehende Unterſuchungen anſtellen müßte. Er ſah ein, daß er, wo möglich, die Originale der Urkunden ſelbſt aufſuchen müßte, aus welchen ſie Auszüge gemacht hatten, und daß nur eine genaue Prüfung aller Handſchriften im Schotten-Collegium zu Paris ihn in den Stand ſetzen könnte zu beſtimmen, welchen Glauben Macphersons Auszüge verdienten. Er ſcheint aber bald die Hoffnung aufgegeben zu haben, dieſes bewerkſtelligen zu können, denn er glaubte ſchon vor ſeiner Reiſe nach Paris, im Jahre 1802, daß gewiß die wichtigſten Urkunden, wenn auch nicht alle, vernichtet wären. Doch mußte er zu erfahren

ſuchen, was die Papiere enthielten, die ſo lange im Schottencollegium zu Paris aufbewahrt worden, welche früher Carte und Macpherſon benuzt hatten, und ob noch einige davon vielleicht in Abſchriften, oder auch nur Fragmente derſelben aufzufinden wären.

Was Fox darüber fand, ſchrieb er einem Freunde und unter ſeinen Papieren war ein Verzeichniß der Schriften, die bald nach dem Tode Jacobs II. nach dem Schotten-Collegium zu Paris geſchafft wurden, und dort bis zur Zeit der franzöſiſchen Revolution waren. Es waren folgende:

4 Folianten
6 Quartbände } Aufſätze von Jacobs II. eigener Hand; geſchrieben von ſeinem 16 Jahre an.

2 Manuſcripte in 4to, Briefe von Carls II. Miniſter an Jacob II. der damals als Herzog von York in Brüſſel und Schottland ſich aufhielt.

2 Manuſcripte in 4to, Briefe von Carl II. an ſeinen Bruder Jacob, Herzog von York *).

*) Dieſe Manuſcripte ſind während der Revolution in Frankreich vernichtet worden. Ehe Lord Gower, der engliſche Geſandte, aus Paris weggieng, ſchrieb er an den Vorſteher des Collegiums, Hrn. Worbon, und erbot ſich dieſe wichtigen Papiere

Fox ſchrieb an Herrn Laing:

Was Carte's Auszug betrifft: ſo zweifle ich nicht, daß er treu iſt; aber ich muß eine Bemerkung

zu retten, und ſie nach England zu ſchaffen. Was man ihm antwortete, iſt unbekannt, er erhielt indeß die Papiere nicht. Nicht lange darauf gieng auch Hr. Gordon nach England und ſein Nachfolger, Herr Alexander Innes, der einzige Engländer, der im Schottencollegium blieb, überlegte mit Hrn. Stapleton, der im Begriff war Frankreich zu verlaſſen, auf welche Art die genannten Manuſcripte noch gerettet werden könnten, und es ſchien ihnen, daß letzterer ſie aus ſeinem Wohnorte St. Omer am beſten nach England ſchaffen könnte. Man packte Alles ſorgfältig ein, und ſchickte das Packet an einen franzöſiſchen Kaufmann in St. Omer, damit um ſo weniger Verdacht erregt würde. Die Handſchriften kamen glücklich an und wurden in den Keller gelegt. Gleich darauf ward der Franzoſe eingezogen, vielleicht weil man wußte, daß er mit Engländern in Verbindung ſtand. Seine Frau, dadurch in Schrekken geſetzt, fürchtete, daß man Hausſuchung halten möchte, ſchnitt die prächtigen Bände, worauf das königliche Wappen ſtand, von den Manuſcripten ab und vernichtete ſie. Die Papiere ſelbſt wurden zuſammengebunden, nach dem Landhauſe des Kaufmanns heimlich hingebracht und im Garten vergraben.

kung machen, die ſich auf Carte und Macpherſon bezieht, und in Hinſicht auf den letztern einen Betrug aufdeckt, der ſo unverſchämt iſt, als der mit Oſſian. Die Auszüge ſind ganz offenbar nicht aus dem Tagebuche gemacht, ſondern aus einem erzählenden Auszuge; und ich habe es nun ganz unumſtößlich herausgebracht, daß im Schottencollegium zwei verſchiedene Manuſcripte waren, das eine von Jacobs eigener Hand, das aus Schriften von verſchiedenem Formate beſtand, die zuſammengebunden waren, und das andere eine Art von geſchichtlicher Erzählung, die, nach jenem eben genannten erſt ſpäter verfertigt war. Dieſe Erzählung ſollte, wie die Sage gieng, Dryden, (wahrſcheinlich Charles Dryden, der Sohn des großen Dichters) durchgeſehen und den Styl verbeſſert haben, und man wußte im Collegium nicht, ob ſie ſchon bei Jacobs Leben aufgeſetzt war, oder unter der Aufſicht ſeines Sohnes, des Prätendenten. Ich zweifle, daß Carte das eigentliche Tagebuch zu Geſicht bekommen hat, aber ich weiß beſtimmt, daß Macpherſon es

graben. Aber auch dort blieben ſie nicht lange, die Frau wars immer ängſtlicher, und zuletzt grub ſie die Handſchriften wieder aus und verbrannte ſie.

nie in Händen hatte; und doch, wenn man seine Vorrede lieſt, p. 6—7, ſollte man glauben, daß er es nicht nur genau durchgeſehen habe, ſondern daß alle ſeine Auszüge, wenn auch nicht die von Carte, aus demſelben genommen wären. Macphersons Unverſchämtheit, ſolch einen Betrug zu ſpielen, zu einer Zeit, da faſt jeder noch dieſen Betrug entdecken konnte, würde bei jedem andern Mann unglaublich ſeyn, wenn nicht die inneren Zeugniſſe ſeiner Auszüge gegen ihn, noch durch das Zeugniß der wichtigſten Perſonen aus jenem Collegio beſtätigt würden. Gordon glaubte, als ich ihn zu Paris ſah, im October 1802, daß alle dieſe Papiere verloren wären. Jetzt höre ich von Jemand, der es wohl wiſſen kann, daß die wichtigſten, nämlich Jacobs eigenhändige Schriften, in der That vernichtet ſind, und auf die Art, die Gordon angab, daß aber der erzählende Auszug, aus welchem Macpherſon ſeine Nachrichten lieferte, noch immer exiſtirt und daß Hr. Alexander Cameron zu Edinburgh, ihn entweder ſelbſt beſitzt, oder weiß, wo er zu finden iſt."

Fox ſuchte bei ſeinem ſpäteren Aufenthalt in Paris nicht allein Gewißheit über dieſe Papiere zu erhalten; ſondern, da Dalrymple ſich

oft auf Dokumente im Archiv des Departements der auswärtigen Angelegenheiten bezieht, ohne jedoch etwas abdrucken zu laſſen, ſo wünſchte er Barillon's Originalbriefe zu durchſuchen und hoffte, daß noch viele Schriften in demſelben Archive eben ſo intereſſant und wichtig ſeyn würden. Während des Krieges konnte er nicht erwarten, ſelbſt die Papiere zur Anſicht zu bekommen, und er war ſchon im Begriff einen Freund zu bitten, ihm Abſchriften von den Briefen, die er genau bezeichnen konnte, zu beſorgen, als der Friede ihn in den Stand ſetzte, ſelbſt nach Frankreich zu gehen, wo die Liberalität der Regierung ihm allen Vorſchub that, die Papiere, die er ſehen wollte, zu durchſuchen und abzuſchreiben. So lange er in Paris war, verbrachte er auch gröſtentheils den Morgen im Archiv des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, mit mehreren Freunden, die ihm bei der Arbeit hülfreiche Hand leiſteten.

In Barillon's Briefſammlung fand er, was er ſuchte; er ſchrieb ſie ganz ab, und in einem Briefe an einen Freund ſagte er: „meine Arbeit zu Paris iſt nützlicher geweſen als ich ſagen kann:" und an einen anderen ſchrieb er: daß Baril-

gezogen zu haben. Geſetze gelangen nur nach und nach zur gehörigen Feſtigkeit, und die Ehrfurcht, welche das Volk für ſie heget, gründet ſich blos auf ihre Unverletzlichkeit und ewige Dauer. Ein neues Geſetz iſt ein Bekänntniß, daß der Geſetzgeber einſtmals geirrt habe; und, kan er ſich nicht wiederum irren? (**)

Laß nie eine Bedienung des Staats erblich werden. Dieſer Fehler hat den Untergang der mächtigſten Reiche verurſacht.

Halte ſtreng über den Formalitäten der Juſtiz; denn ohne ſie iſt alles willkührlich. (***) Eine Nachſicht darinnen zu Gunſten des einen Unterthanen, ſchadet allezeit dem andern.

Ueberrede nie einen Richter; wähle auch nie beſondere Richter für beſondere Streitigkeiten oder Verbrechen. Der Schuldige der vor einem willkührlichen Richterſtuhl verurtheilt worden wäre, würde durch die öffentliche Stimme der Nation losgeſprochen werden.

Laß dich nie überreden, die Abgaben deiner Unterthanen zu erhöhen, oder gar neue zu machen. Wo ſind deine Reichthümer, wenn dein Volk arm iſt? Freue dich, wenn deine Unterthanen etwas über ihre tägliche Nothdurft haben, und im Stande ſind, des Lebens froh zu werden. Sie ſind Menſchen, und haben ihre Gefühle ſo wohl wie du.

Sorge

lons-Briefe mit Geld aufgewogen zu werden verdienten. Auch in D'Avaux Briefen ſcheint er manchen wichtigen Umſtand gefunden zu haben, denn einen Theil derſelben ſchrieb er ebenfalls ganz ab, obgleich ſchon ein Auszug öffentlich bekannt gemacht iſt.

Die Correſpondenz der eben erwähnten Miniſter mit ihrem Hofe war das Wichtigſte, was Fox mit nach England zurückbrachte; ſeine Bemühung, auch die Briefe des ſpaniſchen Geſandten zu erhalten, der in London zu jener Zeit war, hatte keinen ſo glücklichen Erfolg.

Bei ſeiner Zurückkunft verglich er ſeine bisherigen Arbeiten mit den neuen Materialien; ergänzte das Fehlende, und ſchrieb darüber ſeinem Freunde: „Ich finde, daß das Einſchieben dieſer kleinen Stücke für mich ein ſehr beſchwerliches Geſchäft iſt.“

Wäre ſein Werk ganz vollendet, ſo könnte man aus demſelben am beſten ſehen, was er beabſichtigte und wohin er ſtrebte. Unglücklicher Weiſe iſt es unvollendet geblieben und es wird daher nicht unintereſſant ſeyn, zu hören, was einer ſeiner vertrauteren Freunde darüber ſagt.

Ueber die Art, wie Geſchichte geſchrieben werden müſſe, hatte er reiflich nachgedacht, und ſich die Alten zum Muſter genommen. Er fühlte daher nicht nur einen Widerwillen gegen Anmerkungen, wie neuere Geſchichtſchreiber ſie geben, ſondern er glaubte auch, daß Alles, was ein Hiſtoriker ſagen wollte, als Theil einer zuſammenhängenden Erzählung eingefügt werden, und nie als eine Abſchweifung, noch viel weniger als eine angeknüpfte Abhandlung erſcheinen müſſe. Er ſagt daher, daß mit dem Schluſſe des zur Einleitung dienenden Capitels ſeine Pflicht darin beſtehe, die Fakta, ſo wie ſie nach einander folgten, vorzutragen, oder nach ſeinen eigenen Worten, die Geſchichte dieſer Zeiten zu erzählen. Bei einem Geſpräche über den Zuſtand der Literatur in der Zeit Jacobs II., zeigte er, wie unerſchütterlich treu er dieſen Grundideen bleiben wollte. Der Hauptinhalt dieſes Geſprächs war folgender. Er klagte, daß er nicht in ſeine Geſchichte eine Nachricht von dem Leben der damaligen Schriftſteller und ihren Werken eingeflechten habe, oder eine Beurtheilung ihres Styls. Als ihm eingewendet wurde, daß Hume und Voltaire ſolche Gegenſtände am Ende der Geſchichte eines jeden Regenten, oder in einem beſondern Capitel abgehandelt hätten, ſo bemerkte er, indem er die Art, wie

ſie dies ausgeführt hatten, ſehr erhob, daß dieſe Manier, die Gegenſtände abzuhandeln, gut ſeyn möchte, wenn man kritiſche Verſuche ſchriebe; daß aber, ſeiner Meinung nach, es mit ſeinem Unternehmen ſich nicht vertrüge, denn wenn er aufhörte zu erzählen, ſo würde er keine Geſchichte liefern.

Fox hatte ſich dieſe Regeln aus den Alten abſtrahirt und iſt ihnen in ſeiner Geſchichte in gewiſſer Hinſicht treu geblieben, da ſich keine Noten und keine Anhänge finden. Das erſte Capitel indeß iſt durchgängig eine Ausnahme von ſeinen aufgeſtellten Regeln, da es, ſo wie der Gegenſtand es auch erforderte, durchgängig Raiſonnement enthält. Auch in den beiden folgenden Capiteln hat er nur der Form nach ſie befolgt, denn ſeine Anſichten, ſeine Gefühle, ſeine Grundſätze treten allenthalben hervor, und zeigen ihn uns, wie er war und dachte. Bei ſeiner großen Gewiſſenhaftigkeit in der Unterſuchung der Fakten iſt indeß dadurch nirgends der Wahrheit Gewalt angethan.

Die Regeln des Styls hatte er reiflich erwogen. Natürlich mußte ihn ſeine Beſchäftigung dahin bringen, das Schreiben mit dem öffentlichen Reden zu vergleichen, und die verſchiedenen, ja ſelbſt die ent-

gegengesetzten Principien, nach welchen man in beiden zur Vollkommenheit gelangen kann, waren oft der Gegenstand seines Gespräches. Der Unterschied lag, nach seiner Ansicht, nicht sowohl in der Sprache oder dem Ausdrucke, als in der Anordnung der Gedanken, und Länge und Bildung der Perioden. Ein Schriftsteller müsse, meinte er, um nicht der Deutlichkeit zu schaden, diejenigen Theile einer Abhandlung trennen und sondern, die der Redner, durch Hülfe des Tons und der Action, mit einem Male vorlegen könne, ohne seine Zuhörer zu verwirren. Häufige Anspielungen, die im Sprechen so gute Wirkung thäten, machten beim Schreiben den Sinn dunkel, und störten die Einfachheit der Rede. Ebenso die raschen Wendungen, die unvorhergesehenen witzigen Einfälle, die im Augenblick entstehen, erfreuen und überraschen die Zuhörenden; aber sie erscheinen kalt und ohne Leben, wenn sie mit Bedacht in einem schriftlichen Aufsatz angebracht werden.

Sein Brief an die Wahlherren von Westminster zeigt deutlich, wie genau Fox auf diesen Unterschied achtete. Er schrieb ihn während einer Parlamentssitzung. Er handelte von solchen Dingen, über die er täglich sprach. Dennoch ist keine Abhandlung in

engliſcher Sprache weniger oratoriſch. Eine ſo genaue Beobachtung dieſer Grundſätze koſtete ihm viele Mühe und Anſtrengung. Er war ſo beſorgt, daß ſeine ſchriftlichen Arbeiten Spuren der Kunſt an ſich trügen, in deren Ausübung er den größten Theil ſeines Lebens hingebracht hatte, daß er oft Wendungen verwarf, die bei einem andern Schriftſteller der Vorwurf, daß ſie zu redneriſch wären, durchaus nicht treffen zu können ſchien.

Er ſcheint ſelbſt ſeinem Urtheile über dieſen Gegenſtand nicht getraut zu haben und ſogar, wenn er ſich die größte Mühe gegeben hatte bei der Ausarbeitung, ſo war er doch nie mit ſeiner Arbeit zufrieden. Nach der Geſchichte des Grafen von Argyle iſt das einleitende Capitel das correkteſte und ausgearbeitetſte, was er geſchrieben hat; dennoch glaubte er nicht, daß es frei von dem Fehler ſey, der vorzüglich ſeinen Werken, wie er meinte, ankleben müßte. Daher ſchrieb er: „Ich habe endlich meine Einleitung fertig die, trotz aller Mühe, doch mehr einer Rede gleicht, als ſie ſollte.“

Einfachheit in Worten und in den Wendungen gefiel ihm am meiſten, und nach dieſer ſtreb-

te er vorzüglich. Er war um ſo ſorgfältiger einfach zu ſchreiben, weil nach ſeiner Anſicht, das Beiſpiel mehrerer groſſen Schriftſteller ſeiner Zeit, den Geſchmack des Publikums verdorben hätten, und daß durch ihre Nachahmer die Reinheit der Engliſchen Sprache gefährdet wäre. Obgleich er Hume's und Blackſtone's Styl ſehr lobte und von Middleton immer mit Bewunderung ſprach, ſo verſicherte er doch, daß in ſeiner Geſchichte kein Wort vorkommen ſollte, welches nicht Dryden gebraucht hätte. Bei aller Sorgfalt für die Reinheit der Sprache, hätte er doch lieber einen niedrigen und gemeinen, als einen hochtrabenden, prunkenden Ausdruck gebraucht.

Das Manuſcript, nach welchem die Geſchichte Jacobs II. gedruckt ward, iſt faſt ganz von Miſtr. Fox geſchrieben. Bei ſeinen Arbeiten war er ſelten allein. Er hatte die Gewohnheit, ſeine Gedanken auf Couverte von Briefen oder abgeriſſene Stückchen hinzuwerfen, und ſie dann ſeiner Frau vorzuleſen, von der ſie darauf zierlich niedergeſchrieben wurden. Bei dieſem Dictiren änderte er noch oft ein Wort, oder eine Redensart. Gewöhnlich zerriß er dann das Stückchen Papier; einige ſind indeß aufbewahrt worden und zeigen, wie viel er

corrigirte, umänderte und probirte, ehe er es zum Abschreiben vorlas.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung zu geben, hielt der Herausgeber des von Fox vollendeten Bruchstücks seines Geschichtwerkes nicht für gerathen, weil sonst, wie er im Vorbericht meldet, manches Interessante weggelassen werden müßte, um noch lebende Personen nicht zu beleidigen, oder man gezwungen wäre, von der Wahrheit abzuweichen. Um indeß seinen künftigen Biographen in Stand zu setzen, genau und ausführlich Alles darzulegen, sind alle seine Briefe gesammelt und werden sorgfältig aufbewahrt.

Gotha. F. Ukert.

IV.

Beiträge zur Culturgeſchichte der vormaligen teutſchen Reichsſtädte *).

Frankfurt am Main.

Vorerinnerung.

Sie wollen ſeit einigen Jahren durchaus wiſſen, wie es nun mit dem neuen Frankfurt ſtehe. Schwer iſt es, beſonders in jetziger Zeit, ſo manche alte und neue Saiten zu berühren, ohne vielfältig anzuſtoßen, und ſtatt Dank und Freude für

*) Der würdige Verfaſſer, dem der Merkur mit ſeinem goldnen Stabe gern eine Alceſte zuführen möchte, fühlt als ein Teutſcher, und weiß was jedem Teutſchen der Gedanke an eine alte, kaiſerliche Reichsſtadt werth iſt. Möchten ſie alle, die Eingeſchmolzenen, in größere Maſſen Vereinten, einen Dalberg zu ihrem Regenten bekommen haben! Wie gern wird der teutſche Merkur auch von Augsburg, Nürnberg und andern geweſenen Reichsſtädten Aehnliches zu verkündigen ſich angelegen ſeyn laſſen. D.

die Mühe und Sorgfalt, nur Verdruß und Undank einzuärndten. Auch will man hier überhaupt nicht gern weder namentlich gelobt, noch getadelt seyn; doch jenes wohl eher als dieses. Im teutschen Merkur, als einem Archiv des Guten und Nützlichen, wurden schon 1799, 1802 und 1803, mehrere Nachrichten über Frankfurts Cultur und Bürgerglück auf Verlangen niedergelegt; zu deren Fortsetzung man erst nach näherer Reise und Prüfung der Gegenstände schreiten wollte, da gewisse Dinge und Particularitäten nicht für das gröſsere Publikum geeignet sind und im stillen Wesen der inneren Staatshaushaltung bleiben müssen. Die 1799 in Weimar ohne Hülfsmittel aus dem Gedächtniß entworfene Skizze dieser Stadt, mochte für ein Journal passend seyn; aber bald wurde sie von einem spekulativen Buchhändler, ohne Vorwissen und Ueberarbeitung des Verfassers, nachgedruckt, welcher den Gegenstand in anderer Form als Abriß einer Culturgeschichte geben wird. Indeß folgen hier Bruchstücke von Begebenheiten der neuen wechselnden Zeit. Dem Wahrheitliebenden ist es ja noch vergönnt, Manches unbefangen zu sagen; es kommt nur darauf an, wie es gesagt wird.

Im letzten teutſchen Reichs-Grundgeſetze, dem Deputations-Schluſſe von 1802, wurde die gute Stadt, welche dem Kaiſer ſtets dankbar gab, was des Kaiſers war, und dem 10jährigen Umwälzungskriege über 18 Millionen fl. zum Opfer brachte, für die Ceſſion an Naſſau der ehemaligen freien Reichsdörfer Sulzbach und Soden, mit Gütern und Gefällen ſäculariſirter Kirchen entſchädigt. — Zu Frankfurts weiterer Selbſtſtändigkeit, neben den übrig gebliebenen bedeutenden fünf Schweſter-Städten, Hamburg, Bremen, Lübeck, Nürnberg und Augsburg, den ehrwürdigen Werkſtätten alter Cultur und Betriebſamkeit, wurde nichts verſäumt, und jedes Hinderniß, jede Anfechtung vom braven Magiſtrat und den wackern Vorſtehern der Bürgerſchaft, für die Erhaltung ihres Kleinods, beſiegt.

Schon lebte man wieder auf, man vergaß ſchon alle Bedrängniſſe der unvermeidlichen Uebel und verdrußvollen Laſten der Einquartierungen, worüber Mancher verarmte, Mancher den Tod holte; man entrichtete, meiſt willig, die ſtarken Nachträge zur allmählichen Tilgung der Schulden-

Sorge dafür, daß die Landſtraſſen in gutem Stande und ſicher ſeyen. Beſchütze die Kaufleute, und beſchränke die Freyheit der Handlung nicht durch unnöthige Geſetze. Sie ſind Stützen deines Staats. Ehre ſie; dein Thron borgt ſeinen Glanz von ihrer Arbeit.

Beſchütze alle Künſte. Ermuntre ſie durch Preiſe, Beſoldungen, und Ehrenzeichen. Der Erfinder eines neuen Werkzeuges iſt ein Wohlthäter des Staats. Wer dich lehrt mehr Garben in einem Morgen Feldes einzuernden, iſt dein Bruder. Ziehe ein wohlgebautes Feld dem herrlichſten Garten vor. Der Werth aller Handlungen beſtimmt ſich nach dem Maaſe ihrer Mitwürkung zum **gemeinen** Beſten.

Zuſätze

zu den mit Sternchen bezeichneten Stellen dieſes Stücks.

(*) Die Schwäche eines Regenten iſt unſtreitig ein groſes Unglück für ſeinen Staat, und (wenn das Betragen des ſchwachen Fürſten, ſeiner Lage nach, einen groſen Einfluß auf das allgemeine Syſtem hat) oft kein kleines Unglück für die Welt. Wie viel Unheil hätte dem ganzen Europa erſpart werden können, wenn Philipp. III. von Spanien, oder Jacob I. und Carl II. von England nicht ſchwach geweſen wären! Aber es iſt falſch, daß ein Tyrann nur ſeinen Hofleuten gefährlich ſey; oder wenn es unter irgend einer Beſtim-

laſt und neuer außerordentlicher Ausgaben, wenn auch die ſobenannten Simpla, wodurch das Vermögen allein beſteuert worden, dem alten Maasſtabe zuwider und beſonders für den Capitaliſten oder Rentirer etwas drückend waren.

Auf ſo viele Zeitſtürme wurden doch Handel und Gewerbe neu beſeelt, und die Meſſen blühten, halbverwelkt, wieder auf. Das brachliegende Feld der Wiſſenſchaften und Künſte ward hie und da fleißig angebaut. Die Stadt verſchönerte ſich mit neuen, vielleicht allzuvielen, Gebäuden und hübſchen Anlagen. Das Schulweſen, dieſe Quelle von bürgerlicher und Staatsbildung, ſtrebte man zu veredlen, nach höheren Grundſätzen der neuen, auch neumodiſchen, Pädagogik. Das Theater, dieſer Spiegel der gebildeten, ungebildeten und verbildeten Welt, erſchien gleichſam verbeſſert; ein, faſt zu glänzendes, Caſino wurde, der wogenden Menge von Fremden zu Liebe, geſchmackvoll erbaut; und die beſcheidene Leſegeſellſchaft im nämlichen Fremden-Pallaſte, wo ſich auch die ältere Freimaurerloge nebſt ihrem Club verſammelt, eleganter eingerichtet. Ja! und Manches, was man nur hier für das ehrbare Vergnügen und die verſchwi-

ſterten Künſte that, oder thun wollte, zeigte, daß man es wieder leicht thun konnte. — Das patriotiſche Gefühl edeldenkender und ebenſo handelnder Mitbürger regte ſich auf; reiche Vermächtniſſe floſſen wieder in die uralten milden Stiftungen, und mancher familienlos, oder ſich ſelbſt lebende Siedler brachte ſchon in petto die geliebten Pflegelinge, welche das Reich der Natur und die bildende Kunſt ihm als Kinder verliehen, dem neubeglückten Frei-Staate zum Dankopfer Andere ſannen darauf, die Geſchichte der merkwürdigen Freiſtadt durch Geiſtes-Werke zu verewigen. Man ſonnte ſich wieder im Lenze fröhlicher Zeiten, und freute ſich, unter dem Schatten der halbverdorrten germaniſchen Eiche noch ein Plätzchen für ſinnende Ruhe und Erholung zu finden.

Frankfurt von 1806 bis 1809.

Aber das allgewaltige, das immer weiſe Staaten-Schickſal hat es anders gewollt, und nach vier verjüngt durchlebten Jahren gieng ſchon im Herbſt 1806 am getrübten Himmel des alten Frankfurts eine neue Sonne glänzend auf.

Die glückliche freie Reichs-, Wahl- und Krönungsſtadt iſt nicht mehr, wenigſtens in ihrer

angeſtammten und angeerbten Geſtalt nicht mehr. Mit dem 1000jährigen Reiche, das Carl der Große geſtiftet, ſank auch die Stadt, die ſeiner daſelbſt angelegten villa Regia ihre weitere Gründung und erſte Blüte zu danken hat. Schön und edel ſank ſie, und die letzte kräftige Proclamation vom 25. Auguſt 1806 ſprach ihre letzten Worte aus: Z. E. „Wenn es Vermeſſenheit wäre, einem ſolchen Schickſale entgegen ſtreben zu wollen" ꝛc. und wär eine Art Leichenrede. Am 9. November, dem Tage der Civilbeſitznahme durch den edlen teutſchen Staatsmann Albini (der auch 1792 dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft den letzten Reichs-Huldigungseid abnahm) wurden dieſe Reſte germaniſcher Freiheit gleichſam zu Grabe getragen. Wirklich erſchien auch der Zug des von unten hinauf (eigentlich von oben hinab) gegangenen Raths-Perſonals in den alten Kaiſerſaal zu den verſammelten Vorſtehern der Bürgerſchaft, alles in ſchwarzen Kleidern, wie ein Leichenzug. Ein Vivat, auf Anregen des franzöſiſchen Commiſſärs, konnte damals nur dumpf ertönen. Doch würdig erklangen die Worte des Sprechers:

„Mit Unterwürfigkeit verehren wir die Staats-
„veränderung, welche in dieſem Augenblicke
„über

„über das gemeine Weſen vollzogen iſt, das un-
„ſerer Verwaltung bisher anvertraut war. Der
„mächtige Wille des großen Monarchen iſt
„für uns unabweichliches Geſetz. Uns der Gna-
„de würdig zu machen, welche der beſte Fürſt uns
„durch Sie zuſichert, ſoll uns heilige Pflicht
„ſeyn.“

Die auf einem vergoldeten Kiſſen dargebrach-
ten Stadtſchlüſſel wurden den Burgemeiſtern als
„in guten Händen ſeyend“ zurück gegeben. So
wie manchem mediatiſirten Fürſten, war es auch
den guten Lenkern der weiland Freiſtadt, ſchmerz-
lich, aus gewohnter Unmittelbarkeit, ſich entrückt
zu ſehen. Dabei erkannte man jedoch das Glück,
ſogleich einem huldſamen, liberalen und weiſen
Fürſten anheim zu fallen. Der 2te Januar 1807,
als der Huldigungstag des verehrten Fürſten,
war faſt ein ähnlicher Tag, wo den teutſchen Kai-
ſern für die erneuerten Freiheiten und Privilegien
ein frohes Vivat des Dankes vom gedrängten Bür-
gerhaufen gebracht wurde. Zuerſt huldigte der Ma-
giſtrat (doch nicht mehr knieend, wie vormals dem
Reichsoberhaupt) oben im Kaiſerſaal und bil-
dete dann unten auf dem Huldigungsplatze den er-
ſten Halbzirkel um das übrige Gemeinweſen. Ja!

maleriſch groß und ſchön war die Scene, wie nach lauter Ableſung des in ernſter Stille auf dem Römerberge nachhallenden Eides der neuen Unterthanen der bewegte Fürſt an die Bruſt griff und ſein großes Herz mit wohlthätigem Arm gleichſam ausſpendete. — Man ſagt, er habe zuerſt die alte Rathsverfaſſung, nach dem Beiſpiele von Leipzig, wollen beſtehen laſſen, bis er Höchſtſelbſt veranlaßt worden ein neues Statut aufzuſetzen, das, wenn es auch hie und da Manches aus einander zu ziehen ſchien, doch vieles wieder vereinfacht. Die Fürſtl. General-Commiſſion waltet über das Ganze; das Schöffer-Appellations-Gericht, nebſt dem Stadt- und Landgericht über die Rechtspflege; der Senat über das Innere, die Collegien der Ein und Funfziger, der Neuner, und der neugehobenen Acht und Zwanziger bilden ferner die Controlle der Bürgerſchaft. Einige neue Glieder zum Senat und den Ein und Funfzigern, wurden aus ehrſamen Mitbürgern der Katholiken und Calviniſten erwählt, die zuſammen ⅓ der Bevölkerung Frankfurts ausmachen, erſt vom toleranten Fürſten ſelbſt, dann vom Wahlausſchuß und der Stimmen-Mehrzahl erkohren, wobei das Glück der alten goldenen Kugel nun der höchſten Huld und Ent-

ſcheidung heimfällt. Die Schulkommiſſion ſteht mit Eifer dem vielbearbeiteten Erziehungs-Weſen vor, und die katholiſchen Schulen erhielten auch heilſame Verbeſſerungen. Die Muſter-Schule gedieh zugleich mit dem Jüdiſchen Philantropin, das auch chriſtlicher Lehrer ſich erfreut. Und wenn jetzt das Streben zur kräftigen Bildung eines beſſeren Menſchengeſchlechtes faſt überall in Teutſchland an der Tages-Ordnung iſt, ſo wird auch hier endlich Gutes dabei herauskommen. Die Früchte davon, ſo wie von der Peſtalozziſchen (vom prüfenden und ſinnvollen, hier ſtets ungern vermißten Moſche wohl richtig genannten) Elementar-Methode ſind noch im Keimen und Treibhaus-Pflanzen konnten hier nie gedeihen, wo das einfache beſcheidene Alte noch nicht vergeſſen bleibt und gute Naturfrüchte trug. Die öffentliche Zeichen-Schule blüht ſchöner fort im neuen geräumigen Locale des Lehrers.

Den geſammten Armen-Anſtalten und den mancherlei milden Stiftungen ſteht gleichfalls eine Veränderung bevor, die wohlthätig werden und das Gute nicht auf dem einmal gewohnten Wege hindern möge. Heilſam und nüz-

lich für's Allgemeine iſt die wohlorganiſirte Polizei und Brand-Aſſecuranz, und ſo manche neue Verordnung.

Vor Allem war das Juden-Weſen hier ſehr entartet und überreif zu einem andern Ziele. Die neue Stätigkeits- und Schutz-Ordnung und andere Verfügungen, zwecken, einiger Einreden ungeachtet, dahin, das „erwählte Volk Gottes", welches durch bizarre Gebräuche und Vorurtheile davon abgeſondert war, immermehr zu humaniſiren, und der jetzigen Zeit, ſo wie ihren chriſtlichen Mitmenſchen näher zu bringen, als welches nur durch Abſchüttelung ihrer Mißbegriffe und durch eine neue bürgerliche Erziehung geſchehen kann. Schwer iſt es, bei ſolchen Einrichtungen Allen Alles recht zu machen, wozu nur von oben herab ein Fürſtl. Wort wirkſam iſt. Aecht teutſcher Grund-Charakter und National-Kernſinn athmet noch immer im neugebornen Frankfurt. Die uralte Stadt-Reformation bleibt noch ihr Grundgeſetzbuch, und ſelbſt der neue Franzöſiſche Codex dürfte nur mit Modificationen im Geiſte des ewig heiligen Römiſchen Rechtes, woraus jener entſprang und wohin er am Ende zurückweiſt, hier zweckmäßig einführbar

ſeyn. Frankfurt bleibt auch bei der jetzigen Umwandlung als neue Rheiniſche, vielleicht künftig Germaniſche Bundesſtadt, immer merkwürdig, wozu ihre günſtige Lage und ihr fortwährender Wohlſtand mithelfen. Wiſſenſchaften und Künſte finden auch hier immerfort beim überwiegenden Handelsgeiſte, manche Verehrer, und das 1808 mit Schwierigkeiten errichtete Museum giebt einen Beweis davon.

Wer dieſe Stadt ſeit 10 und 20 Jahren nicht geſehen, wird ſie kaum mehr erkennen. Beſonders neu geſtaltet iſt ſie von außen, durch das ſchon 1805 begonnene, nun raſcher vollführte gewünſchte Werk der niedergeriſſenen Wälle, (wobei die alte Stadtmauer unberührt blieb,) durch neue Stadtthore und breitere Luſtgänge ſtatt des ältern ſchmalen Spaziergangs um die Thore, worauf dermalen auch die ehemals davon verbannten Iſraeliten frei umher wandeln können, deren 1795 faſt zur Hälfte durch franzöſiſche Bomben abgebrannte Straße wieder mit modernen, zum Theil großen, Gebäuden geziert wird. Einen ſchöneren Anblick gewährt die ſogenannte neue Anlage an der Maynbrücke, wo ſich manche palaſtartige Häuſer, in verſchiedenem Geſchmacke erheben. Schade, daß der

ehrwürdige ſobenannte St. Gallus-Thurm, der älteſte, den man ſchon 1346 zu bauen anfieng, dem Syſteme der Umgeſtaltung folgen und, um Licht zu gewinnen, ebenfalls abgebrochen werden mußte. Gerettet wurden jedoch zwei Niſchen mit den Stein-Bildern des heil. Schutz-Patrons Bartholomäus und Carls des Großen. — Unter ihm durch, zogen zuerſt die auf dem nahen Main-Felde zur Wahl eingetroffenen alten teutſchen Kaiſer, und hielten dann ihren feſtlichen Einzug. Möchte man auch die Reichsſtädte Mumien nennen, die durch Luxus und Sittenverderb, den Gefährten von Handel und Ueberfluſſe, ſich ſelbſt einbalſamirten; ſie haben doch immer, wenn auch mit ihrem eigenen Nutzen, zur Bildung und Civiliſirung Europa's ihr Gutes beigetragen. Sie konnten aber dem neuen Zeitgeiſte nicht lange widerſtehen, und mußten endlich vom Erbbeben der Umwälzungen erſchüttert werden; doch wird auf ihrem fruchtbaren Boden wahres Völker- und Bürgerglück hinfort reichliche Früchte bringen.

Juden-Cultur in Frankfurt am Main.

Als Beitrag zur jüngſten Bildung der Iſraeliten erſchienen hier bereits im Jahre 1808 Bemerkungen über des Geheimen Finanz-Rath Iſrael Jacobſon: Vorſtellung an Se. Hoheit den Fürſten Primas, die neue Stätigkeits- und Schutz-Ordnung der Juden in Frankfurt am Main betreffend, von einem noch unbekannten und ungenannten einſichtsvollen Verfaſſer, woraus Folgendes als Reſultat einleuchtet:

„Nur dadurch, daß der Jude ſich die Kenntniſſe erwirbt, welche die vereinte Bemühung „aller Nationen producirt haben, kann ſein „Volk ſich veredlen, und ſeine Religion dahin „geläutert werden, daß der Staat mit ihr zufrieden ſeyn muß. Soll aber die Veredlung aus „dem Volke ſelbſt, ohne Benutzung dieſer Mittel hervorgehen, ſo wird ſie ein ewiges Denkmal „aſiatiſcher Barbarei und Rabbiniſcher „Verſchrobenheit bleiben und bleiben müſſen. „Sie wird ſich, je weiter Europa ſich empor hebt, „immer weiter von uns trennen, und die Fürſten endlich zu Zwangs-Mitteln berechtigen, die

Bestimmung wahr seyn könnte, so müßte es in dem Falle seyn, wenn ein unumschränkter Fürst, bey grosen Eigenschaften des Verstandes, einige brutale Temperamentsfehler und schlimme Gewohnheiten an sich hat, z. E. wenn er sehr gähzornig, oder dem Trunk ergeben, oder beydes zugleich ist. Aber ein solcher Fürst verdient darum noch nicht den Nahmen eines Tyrannen. Alexander und Peter der grose haben sich in Anstössen von Brutalität einiger grausamen Handlungen schuldig gemacht, und sie gehören gleichwohl unter die Helden des menschlichen Geschlechtes. Der Himmel verhüte, daß irgend ein junger Fürst sich durch diese Beyspiele, deren die Geschichte nur zu viele aufweiset, verleiten lasse, wilde Ausbrüche in Zorn und Vergnügungen für kleine Laster anzusehen! Was den gemeinsten Menschen zum Vieh herab würdigt, kan an denjenigen nichts erträgliches seyn, der ein sichtbares Bild einer weisen und wohlthätigen Gottheit seyn soll; und es ist ein wahres Unglück für die Menschheit, daß nicht in jedem Staate durch die Grundgesetze dafür gesorgt ist, daß der Regent, von dem Augenblick an da er eine brutale Handlung zum zweyten mal begangen hat, unter Administration gesetzt werde. Alles was wir hier gegen den Verfasser unsers Textes behaupten, ist, daß nur Fürsten wie Tiberius, Nero, Domitian, Phokas, P. Alexander VI. Heinrich VIII. von England, u. s. w. den Nahmen von Tyrannen verdienen; und daß solche Fürsten nicht nur ihren Hofleuten gefährlich, sondern Geisseln für ganze Nationen seyen, wird wohl niemand zu läugnen begehren.

Uebrigens scheint die Frage: ob ein schwacher oder schlimmer Regent einem Staate mehr Schaden thun könne, unter diejenigen zu gehören,

„ganz im hohen Berufe liegen, ihrer Staaten Si-
„cherheit zu befeſtigen.“

Gewiß wahre und gediegene, wenn auch etwas harte Worte zu ihrer Zeit, worauf die Gegner ſchwiegen. Der eingefleiſchten Liebe zum Handel und leichten Wucher nicht zu gedenken, welche die Juden beſeelt und noch lange von andern bürgerlichen Erwerbzweigen abhalten wird. —

V.

Auszüge aus Briefen aus Italien.

Florenz, den 15. December 1809.

— Die Handſchriften der Benedictiner-Abtei zu Florenz, die im Frühjahr 1808 von der Regierung in Beſchlag genommen wurden, ſind vor wenigen Monaten der Laurentianiſchen Bibliothek einverleibt worden. In einer derſelben, woraus einſt Xenophon Epheſius und Chariton zuerſt herausgegeben wurden und woraus noch in dieſem Jahre der Vorſteher der Laurentianiſchen Bibliothek de Furia, Fabeln Aeſops, wie ſie vor Planudes bekannt waren mit vorgeſetzten Prolegomenis, die in dem häßlichſten Latein abgefaßt ſind, abdrucken laſſen *), hat ſich auch ein noch

*) ΑΙΣΩΠΟΥ ΜΥΘΟΙ
Fabulae aesopicae
quales ante Planudem ferebantur
Ex vetusto cod. Abbatiae Florentinae
nunc primum erutae
latina versione notisque exornatae
cura et studio
Francisci de Furia
Biblioth. Laurentianae ac Maracellianae
Praefecti et graecarum literarum Publ. Prof.
Florentiae Typis Carlianis 1809. (2 Vol.
in 8. koſten 10 lire. = 3 fl. 45 kr.)

nicht bekanntes Stück von Longus, der in der Handschrift Logus heißt, gefunden, das eine bisherige ansehnliche Lücke in den Pastoralien ausfüllt. Ein Franzose wird diesen Fund nächstens zu Paris bei einer neuen Ausgabe des Longus mittheilen und soll sich schmeicheln, gemeinschaftlich mit seinem Buchhändler, etwas Erhebliches dabei zu gewinnen. Der bald 80jährige hiesige Antiquar Lanzi hat im vergangenen Jahre Hesiods opera et dies mit einer Lateinischen und Italienischen Uebersetzung herausgegeben. Ich will Ihnen auch hiervon den vollständigen Titel bemerken:

ΗΣΙΟΔΟΥ ΤΟΥ ΑΣΚΡΑΙΟΥ ΕΡΓΑ ΚΑΙ ΗΜΕΡΑΙ

Hesiodi Ascraei opera et dies.

Di Esiodo Ascreo i lavori e le giornate
Opera con L codici riscontrata
emendata la versione latina
aggiuntavi l'italiana in terze rime
con annotazioni.
Firenze 1808. Nella Stamperia Carli e C. in Borgo SS Apostoli (1 Vol. in 4.)

Rom, den 8. December 1809.

— Doch von ſo vielem Unnützen auf etwas wahrhaft Schönes zu kommen, ſo hat Thorwaldſen wieder einige Basreliefs vollendet, die in ihrer Art gewiß einzig ſind. Eines ſtellt den Hektor vor, wie er Paris und Helena Vorwürfe macht. Doch iſt er gar nicht redend dargeſtellt; vielmehr ſieht er dem Paris ernſt ins Geſicht, welcher ſich wollüſtig ſchüchtern zurücklehnt. Helena aber ſcheint fragen zu wollen, was denn dieſes vorſtelle? Sie ſtickt an einem Tuche und iſt unbeſchreiblich naiv gedacht. Doch am ſchönſten iſt unſtreitig Paris. Er iſt ſo ganz Homeriſch, daß es beinahe unmöglich ſcheint, ihn beſſer zu erfinden. Ueberhaupt iſt das Ganze ein wahrhaftes liebes Kind Thorwaldſens. So wie dieſes mehr lieblich gedacht iſt, ſo iſt hingegen der ſchaffende Prometheus, ebenfalls Basrelief, wirklich grandios. Er ſelbſt iſt eine göttliche Figur. Ruhend ſitzt er, indeß Minerva ſeinem Werke die Seele giebt. Das Sujet iſt mehrmal in Basrelief vorhanden; doch iſt Prometheus nie ſo gedacht. Minerva ließe ſich noch am erſten im Alterthum wiederfinden; aber Prometheus iſt eine wirkliche neue Schöpfung und das will nach ſo vielem Göttlichen,

welches uns die Vorſicht aus der Kunſtzeit erhalten hat, viel ſagen. — Rauch hat ebenfalls eine Skizze zu einem Basrelief entworfen, die jetzt ſchon ſehr ſchön iſt. Auch iſt das Sujet vortrefflich. Es ſtellt nämlich Jaſon vor, der im Begriff iſt, das goldne Vlies zu nehmen. Medea giebt der Schlange aus einem Füllhorn zu trinken. Orpheus ſpielt, und Kaſtor und Pollux ſtehen ihm gegenüber, ein Altar mit einer Statue, ein Baum ꝛc., welche Nebendinge alle ſehr paſſend gewählt ſind, füllen den Raum auf das Zweckmäßigſte aus. Das Ganze iſt neu und kann der vielen herrlichen Charaktere wegen, welche hier gegenwärtig ſind, gewiß ſehr ſchön werden. Rauchs ausgezeichnetes Talent zum Basrelief hat ſich ja ſchon früher hinlänglich bewährt. Er hat auch den Hippolyt, die Liebe der Phädra verſchmähend, jetzt in Marmor angefangen. Aber dies ſcheint mir nicht in dem hohen Grad gut, als jenes, und im Ganzen etwas zu kalt dargeſtellt. — Unter Canova's neueſten Arbeiten haben ſeine Tänzerinnen vielen Beifall gefunden. Sie ſind auch ſehr reizend dargeſtellt und es iſt wirklich dieſes ſein wahres Fach. Er hat darin etwas eigenes Liebliches, was kein Andrer beſitzt. Dazu kommt nun die unläugbare herrliche Ausführung, die auch beſonders

an einer jetzt fertigen Venus über alle Beſchreibung iſt. — Von Lucians entdeckten Statuen, Ornamenten ꝛc. auf der Rufinella haben wir Nachricht im Morgenblatte gegeben; alſo hier nichts davon. Die Franzoſen wollten hier ſehr viele Veränderungen vornehmen, worunter manche ſehr gut geweſen wären, vornämlich in Hinſicht der Kunſt. Aber es iſt bis jetzt auch nicht das Geringſte geſchehen, wofür einige Ausgaben zu machen wären.

Auf der neulichen Kunſtausſtellung zeichneten ſich Schicks Bilder aus. Er hat nun auch die beiden kleineren Töchter des Herrn von Humboldt in einer ſchönen Compoſition porträtirt. Ein reizendes Bild. Es iſt unmöglich, etwas Einfacheres, Innigeres und Zärteres in Anordnung und Ausdruck und etwas Lieblicheres und Harmoniſcheres von Ton und Colorit zu ſehen. Das Bild war, wie das der älteren Schweſter, die Bewunderung aller Künſtler und Kenner *). Mehrere Landſchaften und

*) Der treffliche Schick hat das Talent zu der höheren Gattung des Porträts, in der er, man kann es mit Wahrheit ſagen, Epoche macht, bei weitem am glücklichſten und faſt allein an der von Humboldtiſchen Familie in Rom entfaltet. Es iſt erfreulich, daß gerade Aeltern, die in ſo hohem

Perſpectivgemälde von Chauvin, Granet und Verſtappen ſind wahre Meiſterſtücke. Vier Sicilische Landſchaften von Graß, die ſchon nach Riga verkauft waren, zogen ebenfalls große Aufmerkſamkeit auf ſich und beſonders die des Königs von Neapel, der ſie zu kaufen wünſchte. Graß ließ ſich aber auf die wiederholten, ihm deshalb gemachten Anträge nicht ein, um ſein Wort nicht zu verletzen.

Grade der Kunſt kundig und zugethan ſind — (der Frau von Humboldt verdanken wir z. B. die klaren und innigen Beſchreibungen von Gemälden Raphaels in Spanien, die im Programm der Jen. Lit. Zeitung 1809 aus ihrer vollſtändigen Beſchreibung der beſten Gemälde in Spanien ausgehoben ſind) — einen Künſtler fanden, der in ſo hohem Grade die Forderungen eines tiefen und feinen Sinnes befriedigt und ihre Kinder nicht bloß im Bilde zu treffen, ſondern wahrhaft in den Kreis der neuen Kunſt zu ziehen verſtand.

Der Einſender.

Inhalt.

I. Baggesens Klingklingel-Almanach. . . 133
II. Probe einer metrisch genauen Ueberſetzung der Wolken von Ariſtophanes, welche in dieſem Jahre erſcheinen wird. 135
III. Ueber Fox als Schriftſteller. . . . 146
IV. Beiträge zur Culturgeſchichte der vormaligen teutſchen Reichsſtädte. 175
V. Auszüge aus Briefen aus Italien. . . 189

Der Neue Teutſche Merkur.

4. Stück. April. 1810.

I.

Auf die Vermählung Louiſens von Oeſterreich.

Eine Mythe*).

In der azurnen Halle des Olympus ſchwebte, von unſichtbarer Hand getragen, die diamantne Wage des Geſchicks; ſchwankend zwiſchen Oeſterreich und Gallien.

*) In publica laetitia silere turpe est. Dieß erwog der ehrwürdige Veteran, der zu der fröhlichſten Begebenheit, auf welche je die bekannte römiſche Münze Laetitia temporum geprägt worden iſt, auch ſei-

ren, deren Auflösung von keinem grosen Nutzen seyn könnte, wenn sie auch so leicht wäre, als sie es nicht ist. Sie gleicht so ziemlich der Frage: ob Feuer- oder Wassersnoth, Pestilenz oder theure Zeit das gröſſere Uebel sey? Es ist geradezu unmöglich eine solche Aufgabe anders als in einzelnen Fällen aufzulösen; und dann kömmt es auf die genaue Bestimmung und Aufzählung aller Umstände an. Indessen könnte man sich doch in Staaten, wo der Regent erwählt wird, zuweilen in dem unglücklichen Falle befinden, zwischen einem Schwachen und einem Schlimmen wählen zu müssen; und da würde einem Wähler, der nur einiges Gefühl für das Glück oder Unglück seiner Mitgeschöpfe, oder ein Fünkchen von dem was unsre ehrlichen Voreltern Gewissen nannten, hätte, allerdings unendlich viel daran gelegen seyn, einen beruhigenden Bestimmungsgrund seiner Entschliesung zu haben. Aber in einem solchen Falle würde die Frage nicht seyn, ob ein schwacher oder ein schlimmer Regent dem Staate schädlicher sey? sondern es würde darauf ankommen, diese Aufgabe in viele besondere Fragen aufzulösen, und durch eben so viel wohl beobachtete Facta beantworten zu können. Z. E. Wie schwach ist Caius? Wie schlimm ist Titius? Hat jener oder dieser nicht neben seiner Schwäche, oder neben seinem verkehrten Herzen Eigenschaften, welche die Schädlichkeit derselben mildern? Was für Schranken setzen ihnen die Staatsverfassung, die Beschaffenheit ihres Landes, die übrigen Verhältnisse und Umstände? u. s. w. Ein schwacher Fürst kan das Glück haben, redliche und verständige Diener zu finden. Er kan einige gute oder wenigstens ziemlich gleichgültige Neigungen haben, deren man sich bedienen kan, ihn zu vielem Guten zu bewegen. Er kan aus Schwäche, aus

Furcht

Jetzt trat der hohe Mars zur Wage des Geſchicks, und legte in die Schale Galliens das ſiegestrunk'ne Schwert: und ungeſtüm flog hoch empor die Schale Oeſterreichs.

Da umwölkten donnerſchwangere Gewitter die Hallen des Olymps; Stürme wühlten die Wogen der Oceane himmelan; des Erdballs Feſten erbebten.

Plötzlich zeigte ſich die Menſchenerhalterin, die Menſchentröſterin, die göttliche Urania, und lenkte mit bedeutungsvollem Winke den Blick des Waffenmächtigen hin, auf Oeſterreichs Gefilde: dort ſah der Waffenmächtige: Der Unſchuld, Jugend, aller Reize Zauber in *LOUISENS* Bild' vereint: und Hoffnung des Beſitzes dem Bild' zur Seite. Er ſah's — und eilte, ſchnell, das ſiegestrunk'ne

nen frommen Beitrag zollte. Der teutſche Merkur, der in frühern Jahrgängen oft dieſen Namen unter ſeine Würdigſten zählte, macht ſichs zur Pflicht, unaufgefodert dieſen kräftig empfundenen Mythus dem Monatsſtück vorzuſetzen, der in glücklichern Klimaten der Venus gewidmet iſt.

Schwerd zu reißen aus der Schale Galliens. Da ſank die Schale Oeſterreichs ſanft herab — zum Gleichgewicht'.

Nun heiterte die Halle des Olymps ſich wieder: der Aufruhr nieden *) ſchwieg: an ſeine Stelle trat furchtentladne Ruhe, und milder Friedensſchein umſtrahlte erquickend die Natur. —

Welch' Freudenruf ſchallt auf zur Halle des Olymps? Die Völker an der Donau Ufern rufen: Dem Eidam FRANZENS Heil! Entgegen vom Geſtade der Seine hallt der Völkerruf: Heil dem Schwäher **) NAPOLEONS!

*) Statt unten (subtus) das zu unedel, ſtatt unterhalb, das für den Numerus der Mythe zu gezogen iſt: Das zuſammengeſetzte Hiernieden, iſt der Beweis, daß nieden einfach teutſch iſt. Schon Herder, wie Adelung anführt, ſchrieb in eben dem Sinne, wie hier: Es läuterte ſich nieden die Erde.

**) Schwäher (ächter teutſcher Abkunft) für Schwiegervater, das für Poeſie, wie für edle, feierliche Proſa gleich ungeſchmeidig iſt. Aber Schwäher iſt veraltet — Nicht doch, es iſt

Und beider Ufer, beider Völker Stimmen, verfließen in den frohen Segenruf:

Heil *IHR*, der holden Mittlerinn der Eintracht zwiſchen FRANZEN und NAPOLEON!

SIE zieht nun hin, und unſrer Aller Herzen geleiten *SIE*. *SIE* kommt nun an, und Aller Herzen ſtrömen *IHR* entgegen: und Gallien, LOUISEN ÖST'REICHS huldigend, verſöhnet heilige Manen. —

von Sonnenfels.

in dem reichen Sprachſchatze nur beigelegt: was hindert, es wieder hervorzulangen, und in Umlauf zu ſetzen? Multa renascentur, quae jam cecidere — vocabula.

II.

Gedichte.

1.

Die Brüder *).

Wo schiffst du, frommer Pilger hin
So spät durch diese Wogen?
Nach jenem Kloster steht mein Sinn,
Zu dem ich hergezogen;
Weil oft mein Herz da Ruhe fand,
Die es verscherzt in fernem Land.
Dort ehr' ich größ're Leiden.

Sieh'st du im stillen Mondenschein
Der Mauern graue Reste
Ernst niederblicken in den Rhein,
Sonst Zeugen froher Feste.
Doch flüchtig ist des Glückes Huld,
Und oft zerstört des Menschen Schuld
Der Hoffnung schönsten Segen.

*) Ueber dem Kloster Bornhofen am Nieder-Rhein, erheben sich auf steilen Felsen zwei Burgruinen, Sternenfels und Liebenstein, die Brüder genannt, an sie knüpft sich die, hier mitgetheilte, Sage.

Ein Ritter mit zwei Söhnen wohnt
Hier froh in trautem Bunde,
Und in des Schloſſes Mitte thront
Im Engelglanz Jukunde,
Die, als der Freundſchaft heilig Pfand,
Der Ritter einſt aus fernem Land
Zur Burg der Väter brachte.

Jukunde, aller Herzen Luſt,
Erweckt der Brüder Triebe,
Dem Jüngern öffnet ſie die Bruſt,
Und ſchwört ihm Gegenliebe.
Schon nahet ſich der Gäſte Schaar,
Es ſchmückt ſich ſchon der Brautaltar,
Das ſchönſte Feſt zu feiern.

Als plötzlich zu dem Schlachtgewühl
Im fernen heil'gen Lande
Der Ritter Schaar, voll Thatgefühl,
In Kampfluſt hoch entbrannte.
Da dehnt ſich auch des Ritters Bruſt,
Durch Kampfes- und durch Siegesluſt
Will er die Braut verdienen.

Ihn rührte nicht des Vaters Flehn,
Es rühren ihn nicht Thränen,

Nur wo des Kreuzes Fahnen wehn,
Da gehet hin ſein Sehnen.
Und als der nächſte Morgen graut,
Führt er zum Bruder ſeine Braut,
Sie treu ihm zu bewahren.

Und dieſer ehrt mit Brudertreu
Der Schweſter ſtille Schmerzen,
Er naht ihr nur mit heilger Scheu,
Verſchließt die Lieb' im Herzen.
Der Vater ſinkt zur Grube hin,
Ihm konnte Freude nicht mehr blüh'n,
Er ließ die Hoffnung ſchwinden.

Des Ritters nahe Wiederkehr
Erfüllt das Haus mit Freuden;
Doch eine Botſchaft vor ihm her
Verwandelt Luſt in Leiden.
Vergeſſen hat er ſeine Braut,
Und einer andern angetraut,
Kommt er zurück zum Schloſſe.

Der Bruder iſt zum Kampf bereit,
Die Unthat ſtreng zu rächen;
Bald toben ſie in wildem Streit,
Daß laut die Lanzen brechen;

Sie, die nicht konnte Gattin ſeyn,
Räth jetzt als Schweſter zum Verein,
Und weiht ſich fromm dem Himmel.

Erſterben wollte ſie der Welt,
Daß ihr der Himmel werde,
Und ihrer Jugend Blüte fällt
Verwelkend bald zur Erde. —
Dem Ritter, der ihr untreu war,
Erwuchs im nächſten Ahndungs-Jahr
Viel Kummer, Schmerz und Leiden.

Die Griechin raubt ihm ihre Huld,
Und kränkt den Ungetreuen;
So ſtraft ſich ſeine frühe Schuld,
Nun möcht' er ſie bereuen.
„Nimm, Bruder, nimm mich an dein Herz,
Ich fühle bittrer Reue Schmerz,
Verſcherzt iſt Glück und Frieden."

„Wie kommſt du in dies Trauerhaus,
Wo ich die Todte ehre?
Du lebteſt ja in Saus und Braus,
Als wenn kein Rächer wäre.
Doch komm' zu jenem Leichenſtein,
Dort ruht der Heiligen Gebein,
Den Schatten zu verſöhnen."

Sie ſtiegen ernſt den Fels hinab,
An dem die Wogen branden,
Und ſchwören auf der Schweſter Grab
Zu flieh'n der Ehe Banden.
„So biſt, Unſchuld'ge, du gerächt,
Denn es vergehe das Geſchlecht,
Wo Einer brach die Treue.“

Und jeder zog nach ſeinem Schloß,
Die Schweſter ſtill zu ehren,
Entſagend aller Luſt, vergoß
Ihr Auge Wehmuths-Zähren.
Bis ihnen Ruh die Erde gab;
Die Burgen deckten bald ihr Grab
Mit ihren grauen Trümmern. —

Zu ihrem Grabe will ich dort,
Ich will zu jenen Mauern,
Die um der Todten Schlummerort
Mit ernſtem Schweigen trauern.
Dort lern' ich ſtets mit neuem Muth
Die Treue ehren, fromm und gut
Des Lebens Bahn vollenden.

U.

2.

Wiegenlied

im Namen der Frau von Harinau geb. von Wildungen an ihren kleinen Sohn! *)

Schließ die blauen Augen zu,
Schlummre ſanft in ſüßer Ruh,
Holdes Kind der Liebe!
Dich umſchließt mein treuer Arm;
Unausſprechlich ſüß und warm
Iſt die Mutterliebe.

Schließ die Aeuglein zu — geſchwind!
Hörſt du, liebes, ſüßes Kind!
Schlummr' in frohen Träumen,
Wie die Unſchuld ſanft und ſüß
Einſt im goldnen Paradies
Unter Lebensbäumen!

*) Wir wünſchen der holden, ſinnigen Dichterin, die uns einen Band ihrer Gedichte zu ſchenken verſpricht — Labung am ewigen Quell, Schatten im Haine des Gotts!

Dann erwach' zu neuer Luſt!
Freudig reich ich dir die Bruſt,
Trink in langen Zügen;
Deine Mutter ſtillet dich,
Keinen Miethling ließ ſie ſich
Rauben dieß Vergnügen.

Welch Entzücken, welches Glück'
Wenn dein froher ſatter Blick
Dankbar mich belohnet!
Das Bewußtſeyn, meine Pflicht,
Theures Pfand! verſäumt' ich nicht,
Mir im Buſen wohnet!

Roſen glühen, Blüthen wehn
Allenthalben wunderſchön
Ueber Flur und Höhen.
Fürchte nichts, ich bleibe hier,
Bleibe bis du kannſt mit mir
Durch die Fluren gehen!

O der Wonne, die alsdann
Unſrer harret, kleiner Mann!
Wenn im Frühlings-Fächeln
Deine ſeidnen Löckchen wehn,
Deine Blicke zart und ſchön,
Mir im Grünen lächeln!

Furchtſamkeit oder Unentſchloſſenheit viel böſes unterlaſſen. Auf der andern Seite kan der Böſe noch immer ſo viel Verſtand haben, um einzuſehen, daß er ſich ſelbſt Schaden thun würde, wenn er es gar zu arg machte. Er kan vielleicht rechtſchaffne Männer um ihrer Geſchicklichkeiten willen, und weil ſie ihm unentbehrlich ſind, etwas gelten laſſen müſſen. Er kan aus Ehrſucht, oder um ſeines eignen Vortheils willen, Gutes thun, u. ſ. w. Alle dieſe und zwanzig andre Betrachtungen müßten in Erwägung gezogen werden, wenn man die Auflöſung dieſes Problems nützlich machen und Regeln ſuchen wollte, wornach man ſich in beſondern Fällen mit einigem Grade von Sicherheit beſtimmen könnte.

Der Herausgeber des Merkurs hat die Frage, wovon die Rede iſt, in einem Manuſcript erörtert gefunden, welches ihm vor einiger Zeit durch einen Zufall in die Hände gefallen iſt, und (dem Anſehen nach von einer neuern Hand) den Titel Akademiſche Fragen bekommen hat. Dieſes Manuſcript beſteht aus einer ziemlichen Anzahl von Dialogen zwiſchen zween oder mehrern Philoſophen aus der jüngern Akademie, welche bekannter maſſen alles, was nicht durch das allgemeine Gefühl entſchieden wird, für zweifelhaft erklärte, und daher beynahe über alles für und wider diſputierte. In jedem Dialog wird irgend eine zweifelhafte moraliſche Aufgabe unterſucht und ſo zergliedert, daß ein denkender Leſer ſich im Stande ſieht, entweder den Ausſpruch zu thun, oder die Gründe an zu geben, warum er es nicht thun kan.

Schon lange haben Perſonen, denen, in den höhern Kreiſen des thätigen Lebens, die Fälle häufig

Und wenn deines Vaters Arm
Uns dann liebevoll und warm
An den Buſen ſchlieſſet —
Seiner Züge holder Blick
Strahlt aus deinem mir zurück —
Sehnſuchts-Thränen! fließet!

Meines Vaters Genius
Weihe dich mit ſeinem Kuß
Für die holden Muſen!
Was ſein edles Leben krönt,
Was das Daſeyn uns verſchönt,
Keim' in deinem Buſen! —

Hier an meiner treuen Bruſt
Weih' ich dich zu Schmerz und Luſt
Für dies Erdenleben!
Werde deiner Väter werth,
Was den Mann von Tugend ehrt,
Sey einſt dein Beſtreben!

3.

Dichter-Wonne

meinem Freunde
dem
Herrn Forst-Conservateur von Wildungen
geweiht.

Heil dem Dichter! eine Strahlenkrone
Weiht auf ewig ihn zum Göttersohne,
Auf der Morgenröthe wandelt er
Kühn sich tauchend in der Sonne Meer.

Unaufhaltsam wird er hingezogen
Zu der Hypokrene Silberwogen;
Seinen Geist erhebt mit Adlerschwung
Zu den Sternen die Begeisterung.

Flammen lodern, Feuer hebt den Busen,
Zarte Lichtgestalten holder Musen
Stimmen seiner Lyra Silberton;
Selig thront er auf dem Helikon.

Da umfaßt in süßen Sympathien
Er der Weltenkreise Harmonien;
Walten sieht er sie vom Sternenplan
Bis hinab zum grauen Ocean!

Aus dem Nebelthal der Schattenträume
Schwingt er ſich empor in Sonnenräume;
Einen Himmel in der reinen Bruſt
Flieht er leicht den Taumel niederer Luſt.

Da wo tauſend kalt vorüber gehen,
Fühlet er des Mitleids zarte Wehen:
Seiner Brüder Wonnen, ihren Schmerz
Theilt gerühret ſein leicht bewegtes Herz.

Alle Blüten, die im Glanze ſchwimmen,
Wurden ſeinem Herzen Morgenſtimmen;
Hymnen tönen von der Harfe Klang,
Die Empfindung wird ein Hochgeſang.

Die Natur jauchzt laut in ſeine Freuden,
Kalte Steine fühlen ſeine Leiden.
Sternenauen, Strom und Thal und Hain,
Stimmen laut in ſeinen Hymnus ein.

Jubel tönt die goldbeſchwingte Leyer
In den ſelgen Stunden hoher Feier;
Klagend ſingt ihr ſanftes Zauberſpiel
In der Wehmuth tiefes Schmerzgefühl.

Ihn umſchweben zarte Lieder-Seelen;
Einen Chorus ſingen Philomelen.
Wenn er ſinnend an dem Bache ruht,
Steigen Friedens-Inſeln aus der Flut.

Ihn umſchlingt ein Chor von Amoretten
Mit der Liebe ſüßen Blumenketten;
Ach! auf Erden iſt kein Glück ſo groß,
Als das ſeine, ruht er ihr im Schoos!

Wiegend ſich auf Eos Purpur-Strahlen
Lauſcht er ſelig Orpheus ſüßen Qualen;
Blüten aus der Abendröthe Licht
Werden Kränze, die er ſinnend flicht.

Aus des Aethers Düften webt er Roſen,
Weſte ſpielen, ſchmeichelnd ihn zu koſen;
Zarter Nymphen Reigen ſchwebt im Duft,
Goldne Ströme wallen durch die Luft.

Selig! ſelig wer vom Erdenthale
Sich erhebt zum höhern Ideale!
Von den eignen ſelbſt geſchaffnen Höh'n
Sieht er ruhig Welten untergehn!

Dir, o Freund! gab einſt Apoll den Segen;
Blumen warfen Muſen dir entgegen.
Sieh, dies kleine Kränzchen haſchte ich!
Nimm es freundlich auf, und denk an mich.

Eliſe Sommer, geb. Brandenburg.

III.

Bruchstücke aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland *).

Mitte Juli 1819.

— Ich folgte also dem Rath meiner Freunde, und ließ mir in Mainz ein Paar Plätze in dem Postschiff nach Cölln zusichern. Unsre Koffer waren gepackt, unser Gepäcke gerüstet, und den 11ten Juli nahmen wir von unsern gastfreien Freunden in Mosbach Abschied, um in Biberich an Bord zu gehen, wo, der in Mainz genommenen Abrede gemäß, das Postschiff landen sollte. Wir verließen uns um so sicherer auf diese Verabredung, da der gute Vitz selbst die Bestellung gemacht hatte, der durch sein Amt die Schiffer alle in Respekt hält. Der Mer-

kur

*) Wir glauben der edeln, tieffühlenden, welt- und länderkundigen Verfasserin im Namen aller Leser des Merkurs den aufrichtigsten Dank für eine solche Mittheilung versichern zu können. Möge das Ganze, wovon dieß nur ein kleines Bruchstück ist, bald uns mitgetheilt, ein Stoff vielfacher Belehrung und Unterhaltung werden!

gen war ſchön, und nach dem geſtrigen Regen, küßte die Sonne überall tauſendfarbige Juweten von den Blumen und glänzenden Weinranken weg.

Man hatte uns gerathen, doch lieber um 6 Uhr ſchon an dem Ufer zu ſeyn, damit die andern Reiſenden, die weiter eben eingeſtiegen waren, nicht warten müßten; durch unſere Pünktlichkeit vermochten wir denn auch wirklich von 6 Uhr an ſchwimmfertig, und waren es noch um 9 Uhr, ohne daß ein Poſtſchiff ſich blicken ließ. — Von 6 Uhr bis 9 Uhr warten! — und wär es an den Pforten des Paradieſes, und wär' es im Schooſe Abrahams, ſo hielt das keine menſchliche Geduld aus! Daß die meinige ſchon längſt erſchöpft war, merkte kein Menſch, denn ich machte es den Leuten ſo anſchaulich, daß es ein wahrer Genuß ſey, hier mit Muße die ſchöne Natur zu bewundern, daß keiner ſich unterſtehen durfte, auf die Schiffer zu fluchen, ſondern ſich, wenn auch mit Gift im Herzen, über die ausgedehnte Gelegenheit, ſie zu genießen, freuen mußte. Das nun abgerechnet, daß wir auch gar keinen Beruf hatten, ſie 3 Stunden lang von dieſem Standpunkt aus, zu beobachten, war ſie wirklich unendlich ſchön. Mainz lag im Sonnenſtrahle ſo ruhig an der ſtillen Fluth, die ſeine Mauern mit Lichtſtrömen umſpielte,

das Ufer, die Inseln blickten so jung der steigenden Sonne ins Antlitz. — Man begriff nicht, wie dieser liebliche Schauplatz je vom Kanonendonner, je vom Kriegsgeschrei entstellt hatte werden können? Die gute Mutter Erde hatte emsig gearbeitet, und es war ihr wohl gelungen, alle Spuren zu verdecken von den Wunden, die die Hand ihrer Kinder ihr schlug. — O wenn diese Kinder doch der Guten die Hand böten und auch heilten und neuerschafften und vollendeten — doch sie zerstören stets, wo jene nur schafft.

Biberich hat ein sehr hübsches Schloß, auf dem Rhein zu, mit einer Art Rotunde, die im Innern auf porphyrartigen Säulen mit goldner Verzierung ruht, und bei Kerzenschein und von glänzenden Leuten angefüllt, recht hübsch aussehen muß, indeß sie nach Osten hin wieder die schönste Aussicht nach Mainz und das ganze linke Rheinufer hat. Die armen Fürstenleute! sie müssen manches Kreuz haben, denn gieng's ihnen überall so gut wie in ihrer Wohnung und Aussicht, so müßten sie übermüthig seyn. Wie wir alle diese Betrachtungen bis neun Uhr fortgesetzt hatten, und ich ihre Plattheit eben nicht mehr zu ertragen vermochte, kam ein Kahn von unten herauf, und brachte uns die artige Nachricht, daß das

Postschiff vor anderthalb Stunden hinter den Inseln am jenseitigen Ufer vorübergesegelt sey. Die ganze Gesellschaft sah nun etwas dumm aus, unser gütiger Wirth, der uns an das Ufer begleitet hatte, sagte uns einige verbindliche Dinge, uns wieder nach Hause zu führen, die nur bedingt wahr waren, und die wir mit eben solchen nur bedingt wahren beantworteten, worauf wir mit anscheinender Seelengröße wieder nach Mosbach zurückgegen. Meine Papiere waren eingepackt, Reiseschreibzeug, alles blieb in Biberich, um morgen früh, bei einem zweiten Versuch abzusegeln, bei der Hand zu seyn; — und nun hatte der Tag noch viele Stunden, die ich auszufüllen gar keine Mittel hatte, wie mein Strickzeug. Das ist eine beschränkte Rettung! die Noth ist erfinderisch — ich fänd, daß das Postschiff trotz des Expressen, den ich sogleich nach Mainz schickte, um die Bestellung zu wiederholen, Morgen wieder vorbei segeln könnte, daß die Landung in Biberich, ich weiß nicht was? für Schwierigkeit hat, aber in Eltfeld, sagte man, lande es gerne und häufig; mir fiel es also ein, heute Abend auf einem Nachen mit allem meinem Gepäck nach Eltfeld zu fahren, um dort die alte Liese zu besuchen.

Um 5 Uhr schifften wir auf der bräunlichen Fluth — denn den Ruf von Smaragdgrünheit hat

der Rhein dieſes Jahr völlig verloren, er war von dem letzten Gewitter trüb, und blieb es und ward es je mehr und mehr, je weiter wir herabfuhren, bis er ſich in Holland unter dem ewigen Grün der Waſſerlinſen verliert. Wie wir in Elkfeld anlangten, fragte ich im Wirthshaus, ob man nicht eine gewiſſe Eliſabeth Stafhy kenne — he! je da komme eben ihre Baſe daher. — Ich rede die Frau an, und frage, und die ruft wie vom Gotte beſeelt: Jeſus, Marie! Sie ſind wohl gar die gnädige Frau, von der Lieſe immer erzählt — und nun ſetzte ſie ein Pack, das ſie trug, an den Boden, und war ganz von Freude verrückt. Nun, das war gut ausgeſonnen! die Freude der alten Lieſe war der Reiſe werth. Wir erſchienen da in Elkfeld wie die wohlthätigen Fürſten, Väter und Onkels im fünften Akte unſers bürgerlichen Drama, nun gab es, Gott ſey Dank, kein Laſter, das ſich erbrach. Die Tugend gieng aber zu Tiſche, wenn ſie auch ſchon nur auf der Serviette ſpeiſte. Den folgenden Morgen rufte uns denn das Poſtſchiff ab — wir wurden von manchem neugierigen Blick an das Ufer begleitet, denn Lieſens ganzes Publikum wollte die Dame ſehen, die mit ihren Kindern, der Inhalt aller ihrer Geſpräche, Beiſpiele und Vorſchriften war. Alſo waren wir nun auf dem Poſtſchiff, — dieſesmal

meine theuren Lieben, macht das Sprichwort zu Schanden, daß Anderer Beispiel niemanden nutzt — geht nie auf ein Postschiff! Man hatte mir das Ding eine Jacht genannt und hatte von Kajüte und Verdeck gesprochen und von Promenieren auf dem letzten und in der ersten.

Wie ward mir! — erst schob man mich in einen Verschlag, wo auf vielfältigen Bündeln einige französische Soldaten lagen — dagegen hatte ich nichts — sie kamen von der Donau und jedes Wesen, was daher kam, hätte ich gern sanft gebettet. Nun drang ich durch eine enge Pforte in eine schmale Kajüte, wo auf hölzernen Bänken gegen 10 Personen uns neugierig entgegensahen. Drei schwangere Frauen, ein Paar dem Gotte des Handels dienende Jünglinge, und einige problematische Wesen füllten den Raum — und ich kann wie Antonius bei Cäsars Bahre versichern, sie waren alle sehr ehrenwerthe Herren, und auch der eine von ihnen, der eine Ulmerpfeife im Munde führte — oder schon mit ihr zur Welt gekommen war — denn, da ich ihn 3 Tage lang nie ohne Pfeife sah, kann ich darüber nicht entscheiden — auch er war ein sehr ehrenwerther Herr — aber wir blickten ängstlich nach den ziehenden

häufig vorkommen, wo es unendlich ſchwer iſt, einen befriedigenden Entſcheidungsgrund für unſre Entſchließungen zu finden, den Wunſch geäuſert: daß die Sittenlehrer, ſtatt allgemeiner Theorien (die uns in der Ausübung faſt immer ungewiß laſſen) ſich häufiger mit genauer Erörterung deſſen, was in beſondern Fällen moraliſch recht iſt, beſchäftigen möchten. Das beſagte Manuſcript ſcheint dieſem Wunſche ziemlich zu entſprechen; und wir ſind deswegen geſonnen, einige von den Dialogen die es enthält, nach und nach in den Merkur einzurücken. Wir ſagen mit Bedacht nur einige; denn verſchiedene ſind mit einer Freyheit geſchrieben, welche die Zeit, worinn wir leben, ſchwerlich ertragen möchte. Es iſt wohl wahr, daß ohne Freyheit philoſophieren noch ein wenig ſchlimmer iſt als gar nicht philoſophieren. Aber es iſt auch wahr, daß es einen Grad von Licht giebt, welchen Augen, die ſeit kurzem zu ſehen angefangen haben, nicht ertragen können; und daß die Freyheit über alles kaltblütig und ohne Zurückhaltung zu philoſophieren, einen Grad von Aufklärung voraus ſetzt, deſſen ſich noch keine Nation des Erdbodens rühmen kan. Immerhin wollen wir es mit etlichen, die uns vorzüglich intereſſant ſcheinen, verſuchen; und der Dialog über die Frage, ob ein Staat unter einem ſchwachen oder unter einem böſen Regenten in gröſſerer Gefahr ſey übel regiert zu werden, ſoll die erſte Probe machen.

Es giebt auf einem gewiſſen Planeten unſers Sonnenſyſtems eine Nation, welche, unter andern wunderbaren Beſonderheiten, auch dieſe hat: daß noch kein Sterblicher einen Nahmen für ihre Verfaſſung hat ausfindig machen können. Sie enthält in einem Bezirke von ungefähr zwölftauſend Quadratmeilen eine unglaub-

Wolken, die bei unſrer Einſchiffung milde über unſer Schickſal geweint hatten — ihr Auge ward trocken — ſie gaben uns wahrſcheinlich den Unterirdiſchen dahin — und wir ſchlüpften auf wunderlichen Wegen zu dieſer Höle heraus auf das erſte Verdeck. Da nahm nun der Maſt die Weite eines 6—8 Schuh breiten Raums ein, der Steg, auf welchem man vom Lande ins Schiff ſtieg, lag quer über niedrige wackliche Gallerien, die längs den Seiten hergiengen; und auf dieſen naſſen Bretern ſchlugen wir unſere Reſidenz auf. Aus dem Loche, welches in die Unterwelt führte, tauchte von Zeit zu Zeit einer ihrer Bewohner auf und fragte, beinahe wie die Verdammten in Dantes Hölle: Was iſt an der Zeit? — das nicht, aber: was iſt für Wetter? und ich antwortete ihm, wie Dantes Teufel: Schlechtes Wetter — ſchlechtes Wetter — denn damit hoffte ich, ſie unten zu halten in ihrem Tartarus. — Nach und nach lernte ich ſie doch kennen. Die Merkuriusſöhne machten ſich beſonders bemerklich, denn das iſt ein gar zutrauliches Geſchlecht, das ſich, ſo lange es Dütchen macht und Ballen bindet, ſehr ſorglos über die Welthändel, und zufrieden mit ſeiner Miniatur-Individualität umher bewegt. Das leichte junge Blut erzählte ſich von den Frankfur-

ter ſchönen Damen, las ſich endlich gar Verſe von ihnen vor, und ſchrieb ſie ſehr mühſelig ab — ich denke, ihre Handelsbriefe ſchreiben ſie ſchneller, ſonſt hätten ihre Herren Prinzipalen klagen müſſen.

Wie die Sonne heraus kam, krochen die franzöſiſchen Soldaten auf das Verdeck — ſie waren alle verwundet, und giengen in ihr Depot, oder die Verſtümmelten in ihre Heimath zurück. Der eine that mir weh — ich bezeugte ihm mein Mitleid mit ſeinem lahmen Fuß. — O, ſagte er, Ermüdung zu tragen und Wunden, das iſt leicht, aber Verachtung, das thut weh — auf meine Antwort, die ihr euch denken könnt, erwiederte er: doch, man verachtet heut zu Tage den Krieger; wo wir hinkommen, mißhandelt man uns, und unſer Blut und unſer Leben erkauft uns Undank. — Ein anderer trug den Arm in der Binde, und ſang fröhlich in die Lüfte, ein Paar Andere ſaßen und ſchwatzten von ihren Schlachten, und erzählten ſich, wo ſie gefochten hatten, denn der Zufall führte ſie zuſammen — der Miſanthrop war in Regensburg verwundet, zwei Monate in Ulm im Hoſpital gelegen, ein anderer bei Ried, ward aus Landshut verabſchiedet — Der

eine groſse Handelsmann aus der Pfefferbude ſetzte ſich zu ihnen und ließ ſich erzählen — nun gieng es an ein Schwatzen, von dem ich beim Wellen- und Ruderſchlag in der Entfernung nicht viel verſtand, nur mußte von einer Anrede oder mehrern Perſönlichkeiten des Kaiſers die Rede ſeyn, denn ſie riefen manchmal: vive l'empereur! und ſchwangen dabei ihre Arme — das iſt ein wunderliches Volk! Der Miſanthrop erzählte eben ſo lebhaft wie die andern — das Wetter erlaubte uns, den ganzen Tag auf dem Verdeck zu ſeyn, aber mein Plan, recht viel auf dem Schiffe zu ſchreiben, war ganz thöricht, denn dazu hatte ich auch nicht die Möglichkeit. Ich ſchaute um mich und war bei Euch in Gedanken, und ſchweifte in der vielfachen Vergangenheit umher, deren Erinnerung ſich an die vorbeigleitenden Gegenſtände knüpfte — ja, ich hätte wahrſcheinlich bei den günſtigſten Umſtänden die Feder dennoch nicht in die Hand genommen. Gewiß giebt es kein ſicheres Mittel, jeden Eindruck zu ſchwächen, als wenn wir jeden vorkommenden Gegenſtand mit gröſſeren gleicher Gattung vergleichen. Mir hat mancher Reiſebeſchreiber dadurch böſe Laune gemacht, wenn er den Plauenſchen Grund eine Alpengegend und die Elbe eine Silberfluth nannte.

Eine Menge ſolcher Vergleiche, und Exklamationen von ungeheuren, majeſtätiſchen, himmelhohen und grauſenvollen, drängten ſich mir bei unſerer Annäherung nach Bingen ins Gedächtniß, und ich mußte recht über mich wachen, um nicht die nun beginnende Gegend wirklich mit der Schweiz zu vergleichen. Der Weg von Solothurn nach Baſel hat wirklich eine ſonderbare Aehnlichkeit mit den Umgebungen des Rheins von Bingen nach Coblenz, ſo weit nahe felſige Berge und alte Schlöſſer ihn karakteriſieren. So wie man auf dem Rhein, als der Tiefe eines felſigen Thals fährt, führet uns dort der Poſtweg. Am Rhein ſind alle Fleckchen Erde mühſelig mit Weinreben bepflanzt, an den Schweizerwegen wächſt auf ihnen frei und fröhlich das grüne Gras — hier ſtehn hart am Berg rauhe Steinklumpen, wo die Menſchen aus ſchmuzigen Mauern herausgucken, dort freundliche Gärten auf den grünen Auen am klaren Bache. Dort fahr ich auf ſtaubigem brennendem Felsweg, klettre hinauf und klimme herab — hier gleitet der Nachen auf kräuſelnder Fluth. Aber der Unterſchied, daß ich hier zwiſchen einem hohen Ufer hinfahre, und dort zwiſchen majeſtätiſchen Bergketten, ward mir beſonders merklich beim Anblick der alten Burgen. Dort am Solothurner Wege ſtehen die mächtigen Ruinen in der

Nähe des Weges, der auch damals ſchon einer der Durchzüge von Schwaben nach Italien ſeyn mochte, auf hohen Hügeln, wie die anſcheinende Kleinheit der Thürme beweißt, an denen man doch, wenn man nahe daran iſt, den Kopf hoch hinauf hebt — aber dieſe Hügel mit ihren hohen Thürmen reichen den hinter ihnen liegenden ganz nahen Bergen nicht bis an das Drittheil ihrer Höhe; ernſt und dunkel ſteigen dieſe hoch über das Menſchenwerk hinaus, und wo ihre dunkeln Tannen und nackten Felswände aufhören, ſteigen die Schneefelder der noch höhern Gebirge glänzend und ätheriſch über ſie alle empor.

Am Rhein zeigt die Größe, in welcher die Ruinen dem Auge erſcheinen, daß ſie in einer mäßigen Höhe liegen, und weil ſie über alle umgebende Gegenſtände hervorragen, doch auf der höchſten Höhe. — Höchſt wunderbar iſt die Wirkung, wenn man ſich ganz von der Gegenwart abzieht, um ſich die Zeit, wo jene Burgen bewohnt waren, zu vergegenwärtigen. Wie in allen dieſen Felſenneſtern die Gewaltſamkeit wachte und die Selbſtrache Recht war; wie alle dieſe Steinhaufen am Ufer mit ihren arbeitſamen Bewohnern der Willkühr jener ausgeſetzt waren; wie die Betglocke der einzige ſanfte Ton und Prieſterkünſte das einzige friedliche Regiment ausmachten. Ich ſah die alten Ritter in ihren verwor-

nen Begriffen von Freiheit und Recht aus ihren Schloßpforten reiten, ſah die Burgfrau aus den kleinen ſchmalen Fenſterchen ihnen nachblicken, hörte den Pilger an der Pforte läuten, und ihn, gaſtfrei bewirthet, die Leichtgläubigkeit des Geſindes mit abentheuerlichen Geſchichten abſpeiſen. Mir ward, als ſähe ich Abends die kleinen Lämpchen noch aus den dunkeln Gemächern blicken und eine brave Edelfrau an der Wiege ihres kranken Herrleins wachend, in der ſtillen Nacht den Wellenſchlag des Fluſſes behorchen — dann zeigte mir eine Reihe etwas größerer Fenſter die Halle, wo in roher Luſt die Becher klangen, ich dachte mir im fernen Bethäuschen, deſſen Kreuz aus dem Felſen hervorſteht, den frommen Klausner, der die erſte Hora läutend, von fern den Becherklang hört, indeß der Ton ſeiner Glocke tiefer unten am Fluß einem leidenden Kranken auf ſeinem ſchlafloſen Lager Troſt giebt. Mir ward ganz unheimlich bei der Lebhaftigkeit meiner Vorſtellungen. Ich gieng den Rhein hinauf, ſah den unglücklichen Heinrich als Kirchenknecht die Kapelle in Köln bedienen, ſah Carln auf der Ingelheimer Au an ſeinem gebrochnen Herzen ſterben, ſah jede einzelne Völkerſchaft Teutſchlands mit der andern im Krieg die Abgründe erweitern, die endlich das Volk Einer Sprache zu Feinden und Schadenfrohen

unter einander gemacht hat. — Unwillig wendete ich mein Gemüth ab, nicht von jenen Zeiten, die der Kette der Dinge klar daſtehen, wie jeder Moment jedes Daſeyns von jedem Dinge, aber über die Menſchen, die uns jene Zeiten als die Blüthezeit ihrer Nation darſtellen. — Welche herrliche Blüthezeit! die Früchte, die ſie brachte, müſſen ſonderbar ausgeartet ſeyn, um uns dahin geführt zu haben, wo wir ſtehen.

Warum uns doch Ruinen einer alten Zeit ſo poetiſch uns ſelbſt entführen, indeß neue Ruinen uns beengend an uns ſelbſt mahnen? In jenen Mauern, aus welchen hohe Bäume zu keimen ſchon Zeit hatten, freute man ſich, und dieſe Trümmer, wo die ſchwarzen Streifen noch den Gang der Flamme bezeichnen, beklemmen das Herz. — Jener Armen Schmerzenstöne, die in den dunkeln Gewölben verhallten, thun dir alſo gar nichts, weil ein Paar Jahrhunderte über ſie hinflogen? Der Bewohner dieſes Hauſes, dieſes Schloſſes, fand bei ſeinem nächſten Nachbar Schutz, ſein Haus ward ihm durch öffentliche Anſtalten faſt erſetzt, er konnte ſein Gewerbe nach 3 Wochen wieder anfangen. — Wohl wahr! allein das Schickſal jener Ruinen, von einem Häuflein Reichstruppen berennt zu werden, wird

deine Wohnung nicht haben, aber ſo wie der Beſitzer dieſes Hauſes könnteſt du einmal leiden, deswegen erhebt dich die alte Ritterburg zu ſchönen Empfindungen, und die Trümmer des verfloſſenen Jahres beſchämen dich mit der Ahnung deiner Schwäche und Hülfeloſigkeit. Dieſer Unterſchied von Ruinen zu Ruinen war mir nicht auffallender als in St. Goar. Es hatte ſchöne große Laternen, die im Anfang des Revolutionskrieges zerſtört wurden. Oben drüber liegt das alte Schloß Rheinfelden, das zu eben der Zeit eingenommen, daſſelbe Schickſal theilte. Nur als Gegenſtand darſtellender Kunſt, als Landſchaft, iſt es ſehr leicht zu entdecken, warum die Trümmer eines Schloſſes aus dem dreizehnten Jahrhundert vortheilhafter erſcheinen, als die der neuern Zeit. — Die Unregelmäßigkeit jener Bauart, die getrennten Maſſen, ſtellen in jedem Einzelnen noch etwas Ganzes, und in den unkenntlichen Trümmern ſelbſt, Größe dar. Dahingegen eine Fronte, die in gerader Linie dreißig Fenſter hatte, wenn ſie eingeſtürzt iſt, uns nur eine gerade Fronte mit 30 Fenſtern zurückruft; kein einzelner Theil giebt ein vollendetes Bild, wie der regelloſe runde Thurm des Mittelalters, oder die vollkommne Säule der Vorwelt.

Der widrige Wind und die Saumſeligkeit der Schiffleute ließ uns nur bis Boppart kommen, wo wir in einer Schenke, Krug, Kneipe oder Coupe-gorge übernachteten, die ich auf meinen Kreuz- und Querzügen nie widriger antraf. Der Begriff von reinem Bettzeuch war den Leuten ganz fremd, den von Waſchwaſſer behandelten ſie wie einen ungereimten Einfall, und ein Frühſtück, das wir um halb drei haben wollten, weil der Schiffer um 3 Uhr wieder abfahren wollte, ſchlugen ſie geradezu ab, weil ſo früh Niemand Feuer mache. — Da des Menſchen einziger wahrer Reichthum Erfahrung iſt, ſtiegen wir ſehr bereichert an dieſem Schatz, aber mit ſehr leerem Magen um 3 Uhr wieder auf unſer Verdeck. Der Mond ſank gegen das weſtliche Ufer hinab, dunkle Wolken umſchleierten ihn, durch die er zuweilen ermattet und glanzlos durchblickte, bis er endlich ſelbſt, einer blaſſen Wolke gleich, vor einer gelblichen, ſtrahlenloſen Morgenſonne erblich.

Der Morgen war trübe wie die Welt, und die Gegenſtände folgten ſich verworren, wie die Thaten der Menſchen. Ein Umſtand trug noch dazu bei, mich den Tag mit wundem Herzen anfangen zu laſſen — die verkrüppelten Krieger, wel-

che mit uns fuhren und bei weitem die selbstständigsten, ausgesprochensten, unlästigsten aus der Gesellschaft waren, hatten bei unserer Ankunft am vorigen Abend um 9 Uhr Einquartierungsbillets erhalten. Die rüstigsten waren die ersten auf dem Platze, besonders ein handloser Geselle, der um zwei Uhr schon vor dem Wirthshaus sang und schäkerte — allein zwei völlig Lahme, die mir bei unserer Ankunft im Herzen weh thaten, wie sie mit ihren zwei Krücken das Ufer hinauf klimmten — die waren noch nicht da. — O das rohe Schimpfen, Schmähen, Spotten, mit dem diese Menschen erwartet wurden! — das grimmige Schweigen ihrer Kameraden! endlich nachdem Schiffer und Schiffgesellschaft, lauter Teutsche, ihren Witz erschöpft hatten, ruderten sie fort und ließen jene Verstümmelten zurück und nahmen ihre Bündel mit sich, die sie in Coblenz ans Land werfen wollten. — Ich setze gar nichts hinzu — möchte doch von diesen Männern einer oder der andere, wenn er vielleicht in einigen Wochen gegen den Feind ziehen muß, und verwundet und verstümmelt wird — möchte er in eure Nähe kommen, meine Lieben, möchtet ihr eure Pflichten als Menschen und Bürger an ihm erfüllen können, vielleicht dächte er dann gelabt, gepflegt,

liche Menge gröſſerer und kleinerer Staaten, welche (ihrer allgemeinen Verbindung unbeſchadet) einzelnen Regenten von unterſchiedlicher Benennung unterworfen ſind; auf deren guten Willen es meiſtens ankömmt, wie viele oder wenige von ihren Untergebnen ſich täglich ſatt eſſen ſollen. Einige dieſer Selbſtherrſcher ſind mächtig genug, gröſſere Kriegsheere ins Feld zu ſtellen als Scipio und Cäſar jemals angeführt oder beſtritten haben: Andre können den ganzen Umfang ihrer Monarchie von der Spitze eines Maulwurfhügels überſehen. Verſchiedene (und unſtreitig die Glücklichſten) ſind gerade mächtig genug, um viel Gutes thun zu können, wenn ſie wollen; aber doch nicht ſo mächtig, daß ſie, bey einem nur mäßigen Antheil von Menſchenverſtande, der Verſuchung Böſes zu thun ſo leicht unterliegen ſollten. Ein ſehr beträchtlicher Theil dieſer Regenten wird erwählt; und da die Nation nicht für gut befunden hat, der Claſſe, aus welcher ſie genommen werden, eine beſondere politiſche Erziehung zu geben; ſo ſoll ſich wohl eher zugetragen haben, daß der Zufall den Abgang dieſer Vorſicht nicht völlig ſo gut erſetzt als man es ihm zugetraut hatte. Auſſerdem befinden ſich unter beſagter Nation noch vier bis fünf Dutzend kleine Republiken, deren Regiment ebenfalls durch freye Wahl beſtellt wird, und in welchen (wie man uns verſichert hat) die Ernennung eines Rathmanns oder eines Spitalvorſtehers oft gröſſere Bewegungen macht, und ſchwerer zu ſtande kömmt, als die Wahl eines Doge von Venedig, oder eines Grosmeiſters des Hoſpitals vom heil. Johann zu Jeruſalem. Unter einer Nation, wo das ganze Jahr durch ſo viel zu wählen iſt, möchte wohl der oben erwähnte leidige Fall häufiger vorkommen, als für das Beſte derſelben zu wünſchen wäre; und

ſeine zerſchmetterten Glieder von eurem leitenden Arm unterſtützt — vielleicht dächte er dann an ſeine niedrige Härte gegen ſeine Mitbürger. Beſonders die beiden Ladendiener, die geſtern empfindſame Verſe abgeſchrieben hatten, erregten mein Mitleid — die waren jung und geſund, und bei einem halben Stunden langen Warten, fiel es keinem ein, aufzuſpringen, und die Fehlenden zu rufen, und wie die Lahmen über das ſchmale Bret wankten, und im tiefen Sand beim ſteilen Ufer ſtrauchelten, bot keiner ihnen Hülfe an. —

Die zweite Nacht kamen wir nur bis Weſelingen, einem kleinen Dorfe am linken Ufer, wo ein ehemaliger Cölner Domherr einen Sitz hatte. Ob das eine Präbende war oder ein Privateigenthum iſt, weiß ich nicht — da ſie alle geiſtliche Einkünfte verloren haben, zweifle ich an dem erſten. Genug, daß man mir im Wirthshauſe ein ſchönes großes Haus am Ufer zeigte, welches ein Erbomherr bewohnen ſollte. Unſer Landen an dieſem Ort und die Nothwendigkeit, hier die Nacht zuzubringen, hatte etwas problematiſches. — Unläugbar war der Wind ſehr widrig, denn er bließ ſchnurgerade Nordweſt, ſo daß die Schiffer unaufhörlich arbeiten mußten. Unſere Reiſegeſellſchafter waren

waren nach und nach alle abgegangen, in Bingen, Boppart, Lienz, Coblenz, Neuwied giengen ſie ihre Straße lieber zu Landz nur ein Frauenzimmer blieb, die ſich in jeden niedrigkomiſchen Roman gepaßt hätte, mir aber ſehr widrig war. Doch hinderte ſie uns nicht mehr, den Schiffern zu ihrer Handthierung das Verdeck zu überlaſſen, und in der Kajüte zu ſitzen, wo ich den ganzen Nachmittag ſchrieb und ſchaute, indeß Wellen, Segel, Wogen und Regen brauſten. Wir laviren ſehr mühſam und jedesmal, wenn wir bei dieſer Bewegung an das rechte Ufer kamen, drehte ſich das Schiff ein Paar Mal im Kreiſe herum. Dann jagte es der Wind gewaltſam gegen den Strom, an das linke Ufer zurück, worauf wir dann den Wind ganz ſchräg auffangend wieder zum rechten überſegelten, und auf dieſer Ueberfahrt ſchwankte dann der Nachen, oder das Schiff ſo anſehnlich, daß unſere gute *** wo nicht bange, doch wenigſtens ſehr fragend ausſah.

Unter dieſen Umſtänden konnten wir freilich, wie wir Abends um 9 Uhr in Weſelingen anlangten, nicht ſehr verlangend ſeyn, noch drei oder vier Stunden bis Cölln, auf dem Waſſer zu bleiben. Zu meiner Verwunderung fanden wir beim

Anlanden keinen Zollbedienten, wie an allen Orten, wo bisher das Schiff anlegte, und man trug ohne Umstände aus dem Schiffe, was man gut fand. Wie wir ans Wirthshaus kamen, saßen mehrere Franzosen daselbst bei dem Weinglase, die, wie ich auf meine Frage: ob das Militär seyt hörte, Zollbediente waren. Unser Wirth war nebenbei auch Kaufmann, hatte Zucker, Kaffee, Tabak, Garn — das sah denn sehr verdächtig aus, gieng mich aber nichts an — nur kann ich hier nicht unerwähnt lassen, daß die Douane hier eben so behandelt wird, wie bei uns die Conscription, und die Mauth und die Forstgesetze — d. h. daß der Unterthan nie die Gesetzlichkeit der Sache zu seiner Regel macht, sondern die Möglichkeit, das Gesetz zu umgehen. Das Verbot der Ein- und Ausfuhr giebt hier nur die Aufgabe, wie man den Zoll betrügen könne — und damit befassen sich Menschen jeder Gattung. — Welchen heillosen Einfluß diese Handelsweise auf alle Ansicht der Gesetze hat, ist leicht zu folgern. Ich verstehe die Gerechtigkeit solcher Gesetze gar nicht, ihre Weisheit gar nicht, aber daß der Augenblick, wo ich mir erlaube ein Gesetz zu übertreten, der ist, wo keines mehr mir heilig seyn wird, sobald es die Umstände herbeiführen — das ist doch gewiß.

Doch das iſt einer der Begriffe, für den ich oft der Schwärmerei beſchuldigt ward. Das Wirthshaus zu Weſeling ſah ſo klein aus, daß ich ſehr zweifelte, ob wir Platz genug fänden; der Wirth antwortete aber ſehr fröhlich in der Finſterniß, in der wir noch vor der Thür ſtanden: doch, es wäre noch Raum ſo viel wir brauchten und ſo bald er reicher wär, wollte er's noch größer machen laſſen.

Nun führte uns ſein rundes nettes Weib eine enge Treppe hinauf unters Dach, wo wir beinahe über ein niedriges Lager geſtolpert wären, auf dem reinlich und ſtark wie die jungen Löwen, zwei prächtige Knaben ſchliefen, von 2 bis 6 Jahren. — Hier öffnete man uns ein Zimmer, wohl nur ſieben Fuß hoch, weiß wie Schnee; zwei Betten mit grünſeidnen Decken, ſchönen Kiſſen, glatt gehobnten Bettſtätten lachten uns entgegen; ſie forderte unſere Befehle — wir baten um Chocolade, die ich oft ſtatt Abendeſſen nehme auf Reiſen, wenn ich zum Thee trinken zu müde bin — und in einem Hui war ſie fertig, in artiger Fayence aufs beſte bereitet. Indeß legte das runde Weibchen ſchneeweißes Leinenzeuch auf die Betten, und erzählte uns, daß ihr Mann lange beim Marſchall Soult gedient habe, daß der Krieg

sie von ihrem ersten Kindbett an sieben Jahre von ihm getrennt habe, und sie nun seit sieben Jahren mit ihm hause. — Dabei war Alles so eng und so drollig, und die Mauer am Fenster so dünn, daß mir meine Nerven, die vom Schwanken des Schiffs angegriffen waren, immer glauben machten, das sey wieder eine Kajüte, nur sauberer und hübscher. Wer nicht dicker ist wie ich und ***, also in diesem Kämmerchen Platz hat, der gehe in dieses Wirthshaus in Weseling, wo es gar komisch und freundlich zugeht. Endlich nachdem wir noch fünf lange Stunden zwischen dem nun ganz flachen grünen Ufer geschifft hatten, langten wir am andern Morgen in Cölln an. Die Douaniers behandelten uns vollkommen nachsichtig, wollten den Koffer gar nicht selbst aufschließen, bis ich sie darum bat, blickten dann hinein, und strichen mit der Hand über das zugeschnallte Tuch, indem sie mir sagten, ich würde wissen, daß ich jeder Unannehmlichkeit aus-wich, wenn ich die etwa verbotnen Artikel angäbe.

Hier am Ende meiner Wasserreise, rathe ich euch allen, aber vor Allem, allen Weibern ab, das Postschiff zu besteigen. Da man diese Wasserreise macht, um die Gegend zu genießen, verfehlt auch der Mann seinen Zweck dabei — denn sechzehn

Stunden des Tages iſt es nicht wohl möglich, in rein philoſophiſcher Abziehung von dem Aeußern, die Natur zu genießen — und wo dieſes nicht möglich iſt, verdirbt die ſchlechte, oder läſtige Geſellſchaft jeden Genuß. Ich bin überzeugt, die unſre gehörte zu den beſten, die Leute waren alle artig, keiner gehörte geradezu zur Volksklaſſe, ich hörte von keinem in den wenigen Momenten, die ich unter ihnen war, ein unartiges Wort — aber — — „Es giebt andere Schrecken der Natur!" und der größte, und neben einer ſchönen Natur der peinlichſte, iſt die Plattheit. — Alſo kein Poſtſchiff! —

Ich eilte, in Cölln einen Eindruck zu erneuen, den mir meine erſten Jugendjahre zurückgelaſſen hatten — den Dom zu beſuchen. — O welch ein herrliches Gebäude wäre dieſes in ſeiner Vollendung geweſen! Ich fragte, ob der Kaiſer nicht darin geweſen ſey? — und wünſchte, daß man ihn im Namen ſeines Zeitalters aufforderte dieſen Tempel zu vollenden. Es iſt eine heilige Größe in dieſen Hallen, in dieſen ſchlanken Säulen, in dieſen leichten erhabenen Schwibbogen. Der Reichthum der Verzierungen, der ſonſt überall eine Laſt fur's Auge iſt, gefällt an dieſen hohen ſchlanken Formen. Ich gieng lange in den leeren Säulengängen umher und ge-

noß die Größe der Kunſt, und die Kraft des Menſchenwillens und die Nichtigkeit alles menſchlichen Unternehmens, und die eigenſinnigen Geſetze des Schickſals — einige der Millionen, die jetzt im Oſten verſchwendet werden, um zu zerſtören, würden hier ein Denkmal menſchlicher Kraft für eine lange Nachwelt vollenden — Millionen Thränen, die dort dem Jammer entriſſen werden, flöſſen hier bis in ſpäten Jahrhunderten der Andacht und dem Danke. So war ich in Träumen vertieft in den quergehenden Hallen gewandelt, ohne in das Schiff der Kirche, welches allein ausgebaut iſt, und allein eine große Kirche darſtellt, zu kommen.

Jetzt gieng ich leiſe in dem Seitengang hinauf dem Hauptaltare zu, und der erſte Gegenſtand, den ich erblickte, war ein kleiner, mit Blumen geſchmückter, mit leichten herabhängenden Mouſſelinen umgebener Kinder-Sarg, neben dem einige Weiber beteten. — Die Tracht dieſer Frauen erhöhte das Ueberraſchende dieſes Bildes — ſie tragen ein ſchwarzſeidenes viereckiges Tuch als Schleier und Mantel zugleich, welches, indem ſie knien, den Drapperien der Maria und andern heiligen Frauen ſehr gleicht. Ein Kinderſarg! — Gott erhalte mein blühendes Leben! dachte ich ſchmerz-

lich überraſcht, indem Mollys liebliches Bild vor mir ſchwebte. Es iſt als wenn ſich mir auf dieſer ganzen Reiſe, wo ich nur einen Augenblick verweilte, der Tod ſtets zuförderſt darſtelle. In *** war das Begräbniß eines Studierenden das feierliche Schauſpiel, was mich lange in der Nacht aufhielt. In Mosbach, wo ich drei Tage ausruhte, kam jeden Tag ein feierlicher Leichenzug vor dem Hauſe vorbei — und von dem nahgelegenen Wiesbaden hörte ich täglich Trauerpoſten. —

Ich ließ mir den Schatz zeigen. Mir machen dieſe Dinge immer Vergnügen, und *** hatte dergleichen noch nicht geſehen. Die heiligen drei Könige ſind unverletzt zurückgeliefert worden nach der Flucht vor der franzöſiſchen Armee. Wie ſie in Frankfurt ergriffen wurden, wollte man ſie, ſo erzählte mir der Geiſtliche, der ſie mir zeigte, eben nach Oeſterreich hineinbringen. Es war mir eine rechte Freude, dieſe alten Herren wieder zu ſehen, ſie ſcheinen ſich bei allen den Vorfällen recht paſſiv verhalten zu haben, denn ſie ſind gar nicht verändert. Der Mann, der uns den Schatz zeigte, freute mich durch die Milde, mit der er uns das Schickſal ſeiner Heiligthümer erzählte — kein rauhes Wort, kein bitterer Rückblick über das viele

Verlorne, nur ein rechtlicher Stolz über die erhaltnen Schätze, und je länger er mein Intereſſe an ſeinen Herrlichkeiten anſah, je mehr Intereſſe fand er ſie mir zu zeigen. Die Kunſt der alten Silberarbeiter iſt ein Gegenſtand meiner Bewunderung — mag doch die Welt philoſophiſch ſeyn, oder evangeliſch, oder wie ſie's nennen mag — ich möchte doch wiſſen, wie die Kunſt gemeinwirkender angewendet werden könnte, als für den Schmuck der Kirche, zum Pomp der Religionsgebräuche. Dort gewinnt des Volkes Auge Freude an der Kunſt, dort können dem Künſtler Werke aufgetragen werden, die der Privatmann nicht belohnen kann, und die beim Fürſten dem Genuſſe der Menge verweigert ſind — denn die großmüthige Erlaubniß, zu gewiſſen Tagen, unter gewiſſen Umſtänden die fürſtlichen Zimmer beſuchen zu dürfen, eignet das Kunſtwerk keinem Menſchen zu. Was in der Kirche und auf dem Rathhauſe ſteht, das umfaßt das Volk als Gemeingut. — Und die ſchönen Juwelen, blitzenden Monſtranzen und Leuchter, und Becher! Da kann ein Arbeiter mehr Kunſt anbringen, wie an einem ganzen Tafelſervice, das dem Volke nie vor Augen kommt, oder auf dem der Hungrige nur gierig eine Leckerſchüſſel vorbeitragen ſieht. „Eure Tempel glänz-

ten gleich Palläſten!" — Dieſe glänzen noch zuweilen, wenn die Sonne auf die großen Smaragden ſcheint, und die Fahnen wehen — da ſtand ein großer Kaſten, der die Ueberreſte des Heiligen? — Gott hab ihn ſelig! ich habe den Namen vergeſſen — er ward, wie es ſchien, in den holländiſchen erſten Freiheitsbewegungen ermordet. — Die getriebene Arbeit war herrlich! Sie konnte der Zeit nach von einem Schüler Benvenuto's ſeyn, und ich dachte mir die Lebendigkeit, mit der jene Künſtler arbeiteten, wie ſo ein Stück ſich mit ihrem Glauben an die Ewigkeit ihrer Kirche verband. Es ließ ſich ja leicht ein Mittel finden, die großen Momente und großen Menſchen und ihre Denkmale aus unſrer Zeit, ohne ſie zu kanoniſiren, mit der Kirche zu verbinden — und wenn ſie's würden? Wehe dem Herzen, das nicht Momente hat, wo es ſich das liebſte, höchſte, was es in der Menſchheit beſaß, nahe bei Gott denkt. Die Religion kann nur Bedürfniß des Herzens ſeyn, und zum Ueberſinnlichen gelangen wir nur durch die höchſte Ausbildung dieſes Herzens. — Wollt ihr's nur mit der Vernunft zu thun haben? Doch darüber ſcherzten wir oft. Ich wollte, ich ſäh' den Dom zu Cöln einſt ganz ausgebaut im ſchönſten Schmucke

man könnte ſich alſo ſchmeicheln ihr einen kleinen Dienſt erwieſen zu haben, wenn man ihr eine ſichere Theorie vorgelegt hätte, nach welcher ſich in jedem vorkommenden Falle die gröſſeſte Wahrſcheinlichkeit beſtimmen lieſſe, ob der Staat bey einem Klotze oder bey einem Drachen am wenigſten übel fahren werde; wenn uns erlaubt iſt auf eine bekannte Fabel anzuſpielen. Wir unterſtehen uns nicht mit Gewißheit zu ſagen, daß der verſprochne Dialog über dieſe Materie eine ſolche Theorie wirklich darſtelle; aber wenigſtens wird er denkende und die Welt aus Erfahrung kennende Freunde der Menſchheit veranlaſſen, der Sache ſchärfer als ſonſt nachzudenken, und auch dies wäre ſchon Vortheils genug.

(**) Wenn die Staatsverfaſſung und die Geſetzgebung einer Nation der ganzen Summe der beſondern unveränderlichen Beſtimmungen derſelben ſo angemeſſen, und in jeder Betrachtung ſo vollkommen wäre, als möglich, ſo würde jede Abänderung in den Grundgeſetzen den Nationalzuſtand verſchlimmern; und in ſo ferne hat der Perſiſche König recht. Aber ſo lange die Grundverfaſſung noch mit weſentlichen Mängeln behaftet iſt, d. i. ſo lange die Rechte des Volks, der Stände und des Oberhaupts nicht aufs genaueſte beſtimmt, gegen einander abgewogen, und in völlige Sicherheit geſetzt ſind: ſo lange muß noch an ihr gearbeitet werden, und vorher kan ſie auch zu keiner dauerhaften Feſtigkeit gelangen. Die Ehrfurcht des Volkes gegen die Geſetze gründet ſich allerdings auf ihre Unverletzlichkeit, und ein unfehlbares Mittel, wie ſich eine Regierung verächtlich machen kan, iſt, wenn ſie Verordnungen macht, über welchen nicht ſcharf und unpartheyiſch gehalten wird, oder welche mit ſo wenig Ueberlegung gemacht

das Feſt des Tages begehn, wo die Weiſen der drei bekannten Menſchen-Stämme, weißer, ſchwarzer und kupferfarbner herbeizogen, um das Heil der Welt zu ſehen. — Iſt das nicht ein ſchöner Mythus? —

In Cölln, ja ſchon in Lienz hatten wir einen Vorſchmack von holländiſcher Reinlichkeit in Zimmern und Häuſern. Die ſehr ſchönen Fenſterſcheiben fielen mir in Cölln beſonders auf, und die erſtaunlich reinliche Ausſtellung der Lebensmittel auf dem Wochenmarkte. Wo ehemals ein altes Auguſtiner-Kloſter ſtand, iſt jetzt ein ſchöner regelmäßiger Platz mit Bäumen bepflanzt, wo ich mit wahrem Vergnügen die hübſchen ſoliden Häuſer mit ihren ſpiegelhellen Fenſtern rund umher betrachten konnte. Von da kam man auf dem Speiſemarkt — ein Ueberfluß des beſten Gemüſes und der beſten Früchte, die niedlichſten Holzwaaren und Körbe waren hier aufgeſtellt, und die Bauersleute ſahen reinlich und geſund aus. Warum die Cölner ſelbſt ſo grundhäßlich, gelb und ſchleppenden Ganges ſind, das begreife ich nicht. Ihr Anzug iſt ſchon ſehr häßlich, und wird häßlicher, je weiter man den Rhein herabkommt. Widrige weiße Hauben, die das Kinn faſſen, und lange Jak-

ken, die eine höchſt nachtheilige Abtheilung in die Geſtalt bringen — warum ſie aber ſo gelb ausſehen, die Männer und die Weiber, das weiß ich nicht, denn die Stadt liegt lange nicht ſo feucht wie manche andere, und hat lange nicht ſo enge Straſſen wie z. B. Mainz — wie es denn überhaupt ſchöner iſt, ohne die Paar modernen Plätze zu berühren. Leer ſind die Straſſen heute wie vormals, aber die Heerden von Bettlern, die ich ehemals an den hieſigen Kirchthüren fand, waren verſchwunden. Den Stillſtand des Handels fühlt man hier ſehr ſchmerzlich. —

Von nun an näherten wir uns Holland immer mehr, und alles Folgende war mir neues Land. Von den Thoren an geht der Weg nach Neuys im Sande, der nun mehr oder weniger tief, allein nirgends mit ſchwarzem Boden vermiſcht iſt. Wir waren von unſerm Beſchützer in Cölln ſo unendlich ſchlecht beſchützt worden, daß wir für den doppelten Preis, den es in Teutſchland gekoſtet hätte, eine Chaiſe mit zwei Pferden erhalten hatten, die uns mühſelig durch den tiefen Sand zog. An einigen Stellen berührt man wieder den Rhein — dann ſind die Felder etwas beſſer, weil ſie näher an den Dörfern liegen; ſonſt kann man

ſich nichts Aermlicheres denken, als die dünnen elenden Gerſtenfelder, wo zwiſchen jedem Halm der graue Boden hervorblickt — etwas beſſer ſteht das Haidekorn, das eben in voller Blüte ſtand — höchſt ungleich, Kartoffeln und Klee — und das ſo nahe neben einander, daß nothwendig die Behandlungsart daran Schuld ſeyn muß; denn neben einem recht kräftigen, in voller Blüte ſtehenden Kartoffel- oder Kleefelde, konnte eines ſich befinden, das um drei Monate zurück war. Wir fanden hier Anſtalten zu dem vorhabenden Waſſerbau, denn die Gefahr der Ueberſchwemmung erſtreckt ſich bis hieher.

Wir fuhren an einer Niederlage von Faſchinen her, die viele Morgen Landes bedeckte. Eine Betriebſamkeit dieſer Gegend war mir neu, die ambulanten Backſteinbrennereien nämlich, die von den Einwohnern der Gegend von Neuys betrieben werden. Man läßt weit am Rhein hinauf bis gegen Coblenz, auch am teutſchen Ufer, ſolche Neuyſer Familien kommen, Vater, Mutter und Kinder, ſo ein Haushalt heißt: ein Pflug — an Ort und Stelle zeigt ihnen der Gutseigenthümer, der ſie verſchrieb, den zu ihrer Arbeit angemeſſenen Boden, das heißt Lehm und Thon an,

dieſen miſchen ſie, bilden die Steine und ſetzen ſie in die Form eines Vierecks mit abgeſtumpften Winkeln auf, bis ſie einen Ofen daraus gebildet haben, der die zweckmäßige Dicke und paſſenden Umfang hat; äußerlich wird er mit Erde und Raſen bekleidet, dann von innen mit Steinkohlen geheizt — ſo dient der Stein ſich ſelbſt als Ofen, und brennt ſich durch die geſchickten Zwiſchenräume, in die er geſetzt iſt, überall von Glut durchſtrömt, aus. Die Backſteine ſind von verſchiednem Roth, ſcheinen aber viel beſſer gemiſcht und gebrannt, als die unſrigen. Ganz in Klammern: Laßt mich doch euch noch einen Augenblick nach Mosbach zurückführen, wo ich die erſte Arbeit in pisé oder in Erdmauern ſah. Eine Gartenmauer, die ſchon fünf Jahre ſtand, nebſt Kuhſtall, und ein großes ſehr ſauberes Haus. Die Mauer war oben mit Ziegeln gedeckt, und mit Kalk beworfen, das Haus war nun drei Jahre bewohnt, und vollkommen dicht mit angenehm ſcharfgeſchnittenen Winkeln und Ecken. Die Erſparniß dieſer Bauart an ſteinarmen Orten, ſpringt wohl in die Augen.

Dieſes Haus nebſt der einen Scheune deſſelben Eigenthümers, hatte noch eine Beſonderheit in der Bauart des Daches — die Form war gerundet,

so daß der Gipfel einen gothischen Bogen bildete, wodurch für die Heu- und Strohvorräthe ein leicht zu berechnender Raum gewonnen wird. Das Gesperre des Daches kann dabei nicht von Balken seyn, sondern ist von Brettern zusammengesetzt, die durch Nägel verbunden, die Dicke des gewöhnlichen Balkens erhalten. Sie waren bei dem Dache, das ich untersuchte, fünffach. Vor der Nässe müssen solche Dächer gehütet werden, außerdem muß ihre Zusammensetzung sie durch Elastizität dauerhaft machen. Also nun zurück nach dem Weg vor Neuys. Wir kamen spät am Abend in dieses geradstraßige freundliche Städtchen — hier zu Lande muß man sich in alter Zeit nach andern Grundsätzen nachgebaut haben, als in den teutschen Städtchen — von hier an fanden wir auf unserm Wege keine krummstraßigen Orte mehr — gerade aber, wenn in Neuys auch nicht breite Straßen, und auf den Plätzen der Städtchen überall junge Bäume von sechs, acht Jahren und Spaziergänge in ungefähr gleichzeitigem Alter. Dieses letzte freute mich am meisten — wo es der elendsandige Boden erlaubte, waren am Wege Bäume gepflanzt. Von Neuys an waren die Felder weniger schlecht, der Sand nicht minder tief, aber die Dörfer einander näher.

Man behält den Rhein rechts ſehr nahe — von Neuys iſt er eine kleine Stunde, und gegenüber liegt Düſſeldorf. Wir ſahen unſere elenden Pferde kläglich im Sande waten, und zu ihrer Erquickung alle zwei Stunden eine Handvoll grobes, ſtrauchartiges Heu freſſen. Das Land fängt hier an mit lauter Baum- und Buſchſtrichen durchſchnitten zu werden, ſo daß jedes Gut durch einen Strich von Weiden, Ellern, Ulmen abgetheilt zu ſeyn ſcheint; die Dörfer ſind ſelten, deſto häufiger einzelne Höfe, oder kleine Weiler. Dieſe Abtheilungen, die ich im Hannövriſchen ehemals einen Camp habe nennen hören, gaben ein reizendes Anſehen, und die Beſitzungen wurden von Stunde zu Stunde ſchöner. Viele Höfe hatten einen kleinen Wald am Hauſe, meiſtens Eichen, wo die Schweine ſich ergötzten, und dem Genuß der reifen Früchte entgegen ſehen mochten. Wir aßen in einem ſolchen Hofe, in Hochſtraten zu Mittag. — Im daſigen Gaſthof hatte vor weniger Zeit ein komiſcher Vorfall Statt gehabt. — Der gute König von Holland, der im Ernſte als Particulier reiſt, kam mit einem Wagen hier durch, mit einem Kammerherrn, Kammerdiener, und ein Paar Damen — er gieng nach Spaa. — Wie er ſich beim Umkleiden zu barbieren verlangte, hatte der Kammerdiener die Bartmeſſer vergeſſen, der

Barbier der Gegend wurde also herbei gerufen, und der König bat ihn sein Handwerkszeug seinen Kammerdiener gebrauchen zu lassen. Der Mann erklärte aber rundweg — wenn er nicht selbst operire, gäb er auch seine Messer nicht her. Der König setzte sich nun ruhig hin, und ließ sich von dem stolzen Barbierer barbiren, und fand seine Procedur so sanft, daß er ihn höflich rühmte, und seinen Werkzeugen einen Theil seines Verdienstes beimessend, ihn um Verkauf der Messer bat. Der Barbier gieng den Vorschlag als ein großer Künstler ein, der jedes Element zu seinem Zwecke zu gebrauchen im Stande ist, und nachdem ihn der König freundlich um seine häuslichen Umstände befragt hatte, schenkte er ihm 200 fl. für seine Messer — erst nach ein Paar Tägen erfuhr man, daß es der König war, der sich hatte den Bart putzen lassen.

Noch eine Anekdote von diesem Mann, den seine blindesten Gegner selbst mit Achtung nennen. — Wie er an der Gränze von der Douane untersucht ward, fand man für zwei und achtzig tausend Livres Juwelen bei ihm, die er nicht angezeigt hatte — man muß also oft strenger seyn als man es gegen uns war, denn uns untersuchte man nicht — aber ich hatte auch nichts. — Man

nahm

nahm die Juwelen in Beſchlag, und der König reiſte ohne eine verdrüßliche Aeußerung weiter. Nach ein Paar Stunden erfährt es die Douane, daß es der Bruder des Kaiſers ſey, der ſeine Schuld gebüßt hatte; ſogleich ſendet man nach Spaa, um ihm mit Entſchuldigungen die Koſtbarkeiten wieder zuzuſtellen. Er empfieng den Boten ſehr höflich, nahm aber die verfallenen Juwelen nicht an, indem er ſagte: Un Souverain doit être le premier à remplir la loix, je suis confus de l'avoir offensé dans votre pays — natürlich wird die franzöſiſche Regierung (die Confiscation gehört der Regierung, die Douaniers haben nur ihren Gehalt) Sr. Maj. ihren Schaden zu erſetzen wiſſen, aber das procédé iſt ſehr hübſch. Der König muß viel Geiſt haben; er hat mühſeelig die Sprache gelernt, und ſpricht nur Holländiſch in Geſchäften (kein Fremder iſt angeſtellt). Letzthin ward ihm ein Vorſchlag von Entſchädigung vorgeleſen, wo der Ausdruck misschien peut être vorkam, er verſtand das Wort nicht — qu'est-ce misschien? — peut être V. M. — point de misschien, point de peut-être, très-décidemment point de misschien, point de peut être — ſo hörte ich ein Paar andere Züge, wo er den Menſchen Wahrheit geſagt, und Wahrheit geſucht hatte. — In

dieſem Hochſtralen aßen wir friſche Kartoffeln und Pumpernikel mit herrlicher Butter. — Dieſer Pumpernikel iſt ein wahrer Leckerbiſſen, und ich verlaſſe gewiß nicht das Land, ohne ein Stück ſolches Brot mitzunehmen. Vor Tiſch giengen wir in des Wirths großen Küchengarten ſpazieren, wo ein Reichthum von Gemüß war, aber auf den vielen und ſchönen Obſtbäumen wieder keine Früchte. Wir durchſtreiften ein Paar benachbarte Bauerhöfe, und fanden an einem jeden einen großen Gemüßgarten, voll Bohnen, Salat, Endivien, Kohlarten.

Eine Eigenheit bemerkten wir von hier an: der Zug an den Pflügen (l'avant-train) war ſo hoch, daß mir die Pfoſten bis an die Bruſt giengen, wodurch der Baum ſehr ſchräg lag, und dabei war das eine Rad überall viel größer als das andere — wir ſahen endlich pflügen, wo denn das große Rad in der ſchon gepflügten Furche gieng, das niedere auf dem höhern, umzuwerfenden Boden. Begreifſt du das, Cicinolus? Hier ſtand nun überall das Heu in großen Schobern auf dem Felde, auf den Höfen — an der Waal hat es ein bewegliches, auf vier Pfoſten laufendes Dach, das auf und niedergeſchoben wird.

Das iſt ja zehnmal geſcheider als Scheuern. Um Neuys fanden wir viele ſolcher obenerwähnter Ziegelbrennereien. Sie ſahen wie Hottentottenhütten aus. — Von Neuys an wirds immer grüner und angenehmer, obſchon der Sand nie aufhört. — Gegen zehn Uhr kamen wir durch ein ſehr nettes Städtchen, Udingen — gerade Gaſſen, glänzende Fenſterſcheiben; überhaupt nichts netteres wie die Städtchen, durch die wir nun kamen — alt? ja, — kleinlich? ja, aber fröhlich und wohnlich.

Abends kamen wir nach Xanten — hier hatte der Gelehrte Pau ſein Canonikat gehabt, und ich hatte von ein Paar geſcheiden Leuten ſchon geſchrieben geleſen, wie bewundrungs- und beklagenswürdig es ſey, daß ein ſo gelehrter Mann ſich in Xanten bilde, aus Xanten ſey. Ich weiß nicht, ob die Verwunderung eine Analogie hat mit der jenes Liebhabers, deſſen Braut aus Dippoltswalde war — aber etwas läppiſch iſt dieſes Erſtaunen doch über die Plätze, wo kluge Menſchen geboren und gediehen ſind, ſintemalen

Der ganze Luftkreiß iſt des Adlers Bahn —

und wenn ich nun dagegen aufſtehe und ſage: daß die Stadt Xanten recht dazu gemacht ſey, einem

worden, daß man erſt durch die unvorgeſehenen ſchlimmen Folgen belehrt wird, was man gethan habe. Aber die Unverletzlichkeit eines Geſetzes kan ſich vernünftiger weiſe auf nichts anders gründen als auf ein von der Natur ſelbſt feſtgeſetztes unveränderliches Verhältniß zwiſchen der Art zu handeln, welche das Geſetz vorſchreibt, und dem allgemeinen Beſten der Geſellſchaft und der Menſchheit überhaupt. Geſetze, welche ſich auf veränderliche Umſtände und Verhältniſſe beziehen, müſſen alſo abgeändert werden, ſo bald ſich ihre Beziehung verändert; denn das erſte aller Geſetze, das allgemeine Beſte, fodert es alsdann. Der Perſiſche Monarch (oder vielmehr der ehrliche Mann, der dieſen Aufſatz in deſſen Nahmen entworfen hat, und der es, von der Höhe ſeines ſechſten Stockwerkes herab, ſo leicht findet, unveränderliche Geſetze zu geben) indem er ſagt: Ein neues Geſetz iſt ein ſtillſchweigendes Bekenntniß, daß der Geſetzgeber ſich einſtmals geirret habe: ſcheint vergeſſen zu haben, daß Menſchen dem unvermeidlichen Loos unterworfen ſind, ſich zuweilen zu irren; und daß ein Geſetzbuch, worinn, nur auf Tauſend Jahre, für jeden möglichen beſondern Fall ein demſelben völlig angemeſſenes Geſetz zu finden wäre, weder von einem Menſchen verfaßt, noch von einem Menſchen überſehen werden könnte. So wie die Welt bisher gegangen iſt, und vermuthlich noch lange gehen wird, hängt das Glück der Menſchen viel weniger von der Feſtigkeit der Geſetze als von der weiſen Vertheilung und Verwaltung der geſetzgebenden Macht ab. Die Willkührlichkeit der Geſetze und ihrer Anwendung iſt das groſe Uebel, welchem abgeholfen werden muß, eh eine Nation ſich rühmen kan, perſönliche Sicherheit, Eigenthum und Freyheit zu haben. So lang es auf meinen Richter ankömmt,

nachſinnenden, nachforſchenden Philoſophen zu bilden? welche teutſche Stadt möchte denn wohl einladender ſeyn? Helmſtädt! Tübingen!!! — Chemnitz, Langenſalza, Ludwigsburg — und weiter und weiter — und die von den ſchönſten Bäumen umgebenen Campe, und die ſchönen Felder ſind auch nicht zu verachten, in denen es liegt. Daneben auch gerade Gaſſen, wohlgebaute Häuſer mit hellen hohen Fenſtern, an der Sonnenſeite grüne Bäume, überall wohl angemalte Fenſterrahmen und Thüren, ein ſehr gut unterhaltenes Pflaſter — und ein ſo ſchöner großer Platz, wie ich deren wenige kenne. Die Canonikatswohnungen liegen um die daneben ſtehende ſchöne Kirche herum, artige Häuſer mit Gärten — gebt dem Canonikus eine Bibliothek und einen Freund, ſo möchte ich doch wiſſen, obs ſo wunderlich wär, daß er ſeine gelehrten Unterſuchungen in Xanten machte — und wenn ein Canonikus in Xanten, zwiſchen Amſterdam und Paris mitten inne, keine Bibliothek ſammelt, iſt es ſeine Schuld, und wenn er keinen Freund hat? — Von wem möchte ich das ſagen? —

Hier mußten wir zuerſt mit einer rein holländiſchen Magd fertig werden — es gieng ſo, ſo!

— Später kam ich auf den Einfall plattteutſch mit den Leuten zu ſprechen, und das gieng herrlich. Wir fanden hier, ja von Cöln an, überall die Theekeſſel eingeführt, und die Leute gewohnt Thee zu geben. Daß man in Süddeutſchland in den meiſten Wirthshäuſern, ſelbſt in größern Städten, nur mühſelig oder gar nicht einen Theeapparat zu Stande bringt, hat mich oft verdroſſen — hier iſt's in einem Nu da, und der Thee recht erträglich — Butter und Brod, das heißt: Weißbrod und Pumpernikel gleich dabei.

Am Ausgange von Lanten fanden wir wieder eine artige, neu angelegte Promenade, und den Weg meiſtentheils mit Bäumen bepflanzt; von ihm aus aber die ſchönſten Weid- und Ackerplätze mit Bäumen eingefaßt, oder auch ganze Weidenwälder regelmäßig gepflanzt und ſchön wie ich Weiden nie ſah, ſo ſilberweiß mit großen Blättern. Die Umgebungen von Cleve ſind ganz herrlich! Bis eine Stunde vor der Stadt fuhren wir durch viele ausgehauene Waldſtrecken — dieſe Gehölze werden alle vier, fünf Jahre abgetrieben, wachſen aber in dieſer Zeit zu einer Höhe, die mir ſo unbegreiflich ſchien, daß ich mir ſpäterhin das Zeugniß eines Gutsherren geben ließ, daß ein ſchattichter Wald, in dem ich ging,

wirklich erſt fünf Jahre alt und den nächſten Herbſt zum Beile reif ſey. — — doch vor Cleve fängt ein herrlicher hochſtämmiger Wald an, durch den eine gerade Allee geht; rechts ſind zuweilen einige Weideplätze, auch ein großer Teich, zuletzt blickt Cleve mit ſeinen ſchönen Türmen und vielen Windmühlen durch die Bäume, bis ſich der Wald in eine der zahlreichen herrlichen Alleen verliehrt, die Cleve umgeben. Solche Bäume und ſolchen Schatten kennen wir in Teutſchland kaum — überall durchſchneiden um dieſe Stadt die ſchönſten Alleen Felder und Gegend, und dicht am Thore fängt ein großer Park an, der viele Holländer, beſonders Amſterdammer herzieht, die hier ihr Sommervergnügen ſuchen. Wir giengen gar nicht in die Stadt hinein, ſondern fuhren links herum an die Poſt, weil unſre Cölner Pferde nun ein für allemal nicht weiter laufen konnten. Da half auch weder Zorn noch Klage, denn die Sache blieb dieſelbe. —

Unſer Cölneſcher Protektor war ein Windbeutel, und wir Pinſel geweſen, und wir ſchliefen, wie wir uns gebettet hatten — das heißt: Verdammt ſchlecht. — Statt zu Mittag in Nimwegen zu ſeyn, wie die Abrede war, fanden wir uns zu

Mittag in Cleve, und die Pferde waren unfähig weiter zu gehen. Was war zu thun? in eben dieſer Stunde kam die Diligence von Köln an, die 24 Stunden ſpäter wie wir, abgegangen war!!! — Wir entſchloſſen uns, mit ihr den Weg bis Nimwegen fortzuſetzen. Zu unſerm Glück kamen mit ihr zwei Holländer an, die wir zuerſt in Koblenz gefunden, wo ſie mit einem eigenen Schiff nach Köln giengen, dann trafen wir ſie in Köln und waren übereingekommen, die Reiſe mit ihnen fortzuſetzen, als unſer elender, ſchon angenommener Kutſcher kein drittes Pferd liefern konnte, oder wollte — dieſe beiden Holländer waren nun vier und zwanzig Stunden ſpäter wie wir mit der Diligence abgereiſt, und glaubten eine Erſcheinung zu haben, wie ſie uns jetzt in Cleve wieder fanden, wie die verlaßnen Prinzeſſinnen. Der Genius Hollands hätte es gar nicht klüger anfangen können, um uns einen guten Begriff von ſeinen Schutzbefohlenen zu geben, als indem er uns dieſe Männer entgegen ſchickte, ſo wahrhaft männlich und hülfreich nahmen ſie ſich unſerer an. Unſere Brüder hätten nicht redlicher für uns ſorgen, noch uns achtungsvoller behandeln können. Sie beſorgten unſere Plätze in der Diligence, ſuchten jede Verlegenheit von uns zu

entfernen, belehrten uns bei unſerer Ankunft in Nimwegen von allem was uns Noth war, verſchafften uns ſogleich Wegweiſer und Träger, und eilten dann noch, Abends um ſechs Uhr — nach Arnheim zu ihren Freunden zu kommen, indeß wir in Nimwegen die Nacht blieben. Ich habe ſie nicht um ihre Namen gefragt — ich fand es ſo ſchön, daß wir nur als Menſchen, ohne alle perſönliche Rückſicht ihre Güte empfingen — jetzt reut es mich, denn ich möchte, daß keiner ihrer Freunde in unſer Land käme, in unſern Wohnort, ohne Gaſtrecht bei uns zu fordern. Und es war etwas Nationelles in ihrem Benehmen, was es noch ſchätzenswerther machte, und gar nichts Perſönliches. — Der Mann nahm ſich des Weibes an — das war Alles — und ich bin überzeugt, daß wir hätten uralt und grundhäßlich, nur ſo geſittet wie wir waren, ſeyn können, um ihre Vorſorge eben ſo gut wie jetzt zu genießen. — Ich kann nur von nun an, in jedem Holländer, den wir die Freude haben zu bewirthen, dieſen braven Männern danken. —

Da es nun gar kein eigentlicher Unſtern war, aus einer guten Chaiſe mit müden Pferden in eine, nicht ganz ſchlechte, Diligence mit ſtarken

Pferden überzugehen, ſo ſetzten wir unſere Reiſe ſehr wohlgemuth für die Reiſeangelegenheiten fort, aber feſt entſchloſſen, nie mehr ohne männliche Begleitung in fremdem Lande zu reiſen — ja auch der männliche Begleiter muß Landesſitte kennen. Hier rathe ich keinem, mit zwei Pferden ein vierrädriges Ding zu beſteigen — man kommt in dem tiefen Sande nicht fort. Wir begegneten nur zweirädrigen Chaiſen — das hätte unſer Protektor bedenken ſollen, denn wir konnten's nicht wiſſen. Außerdem ſcheinen mir die hieſigen Stunden nicht zum Scherze gemeſſen — es ſind ungeheuer lange Stunden, länger noch wie die in der Schweiz.

Von Cleve, das ſich im Rückblick herrlich ausnimmt, bis Nimwegen, hatten wir einige heftige Schlagregen, die den immer fortwährenden Sand fahrbarer machten, uns aber in unſere ambulanten Koffer einſchloſſen. Außer unſern zwei holländiſchen Beſchützern war ein Herr in Cleve aufgeſtiegen, der, wenn mich alle Anzeigen nicht trügen, auf Freiers Füßen nach Nimwegen reiſte. Es war ſo ein geſtandener Mann, wie man in Schwaben ſagt, ganz unzweifelhaft bis jetzt ein Hageſtolz — er war von Kopf bis zu Fuß neu

gekleidet, Stiefelchen mit goldnen Quaſtchen, zwei neue Uhrbänder, eine ſchöne Weſte, von der die ſeidnen Streifen quer über den ſtattlichen Bauch liefen, weiße Wäſche und einen ſpannnagel neuen Hut, an welchem allen er fleißig putzte und zupfte, um unverſehrt bei ſeiner Donna anzulangen. Ich kann mir das Nimweger Meisge von einigen acht und zwanzig Jahren recht denken, wie ſie in langer weißer Juppe, das Spitzenhäubchen unterm Kinn gebunden, die ſilberne Bügeltaſche mit Kalender, Balſambüchſe, Scheere, Fingerhut und dem ganzen Wirthſchaft Apparat an der Seite, den wohlgeſchniegelten Sponſen mit einem tiefen Knixe empfängt. — Weiter war ein Domine in dem Koffer — ach gewiß nur von einer Nebenkirche und Nebenſekte, denn er ſah gar nicht herrſchend, gar nicht nahrhaft aus (man ſagt ja eine nahrhafte Stadt, als ſey's ein Stück Rindfleiſch, alſo kann man auch ein nahrhafter Menſch ſagen, d. i. einer der ſich gut nährt) er trug einen ſchäbigen, ſchwarzen langen Rock, wie unſere Weltgeiſtlichen, und hatte ein ſchwarzes ſchlichtes Haar, aber etwas gar Gutes — ja ſo gut, daß er mich an Sebaldus Nothanker erinnerte, den man, Gottlob! in unſerm Zeitalter vergeſſen darf, aber ſtets danken müßte, denn er trug viel dazu bei, vergeſſen werden zu können. — Das

iſt klar und ſchön geſagt! — nun, ſo verſteht es auch hübſch! — Zwiſchen Cleve und Nimwegen, ſechs oder ſieben Stunden weit, fanden wir ſchöne Felder, doch nicht ſo ſchön wie jenſeits Cleve, und fuhren durch große Strecken abgetriebenen Wald. Die Leute behaupten, daß hier Berge ſind und nennens „die buckliche Welt" — darüber kann nun unſer einer nur mitleidig die Achſeln zucken; — die Dörfer ſind immer klein, aber die einzelnen Höfe ſehr zahlreich. Die Wohnhäuſer ſtehen einzeln vorn am Wege, hinterrücks liegt die Scheune, und dann folgt der Obſt- und Gemüſegarten, und die Leute haben ungemein viel Obſtbäume, die ſehr gut gepflanzt ſind. Was uns ſehr auffiel, war die geringe Zahl von Kirchen, die wir ſahen. Die Menſchen müſſen weit, weit zur Predigt gehen, und das ſahen wir auch, da wir Sonntags zwiſchen Neuys und Kanten fuhren, indem die Leute ſpät erſt, und dem Anſchein nach recht müde, von dem Kirchgang zurückkamen; — dort lagen die ſeltnen Kirchthürme alle gegen den Rhein zu. Wir ſahen nun die Waal zu unſerer rechten Seite, und fuhren neben Windmühlen und zwiſchen recht freundlichen Häuſern nach Nimwegen hinein. Hier fanden wir bei Herrn Overcamp eine ſehr angenehme Aufnahme, und große Bereitwilligkeit unſere weitere Reiſe nach Utrecht zu bewerkſtelligen;

ſie wird für den andern Morgen um fünf Uhr beſchloſſen.

Nachdem dieſes Geſchäft abgethan, und wir im Beſitz eines ſehr ſaubern, mit Matten belegten, mit glänzend gebohnten Meubles verzierten Zimmers waren, bot ſich der Herr Overcamp an, uns die Stadt zu zeigen. Es hatte ſich nämlich entdeckt, daß wir eine Art Landsleute wären, worauf ſein germaniſches Herz ſich aufſchloß. Er hatte eine Haagerin zur zweiten Frau, die kein anderes Wort als Holländiſch ſprach — wie ich ihren Mann ſuchte, fand ich ſie, ſchneeweiß angezogen, am Theetiſch, und recht behaglich umgeben. — Große Spiegel und hübſches Porzelan gefielen mir in dieſer Gegend am beſten in den großen Wirthshäuſern — doch auch in den kleinen Gaſthöfen könnte man eine allerliebſte Sammlung alter Porzelan-Gefäßchen machen. Taſſen, Kümpchen — niedliche Dinge, die von Cölln an einzeln auf den Schränken ſtanden; ſchon in dem heilloſen Boppart fanden wir deren einige. Nimwegen iſt eine ſchöne Stadt, die eine herrliche Lage hat. Die Waal iſt hier ſo breit, wie der Rhein bei Mainz und von beiden Ecken an der Waſſerſeite ſind ſchöne Spaziergänge. Wo das ehemalige alte Schloß, der Falkenhof, ſtand, iſt ſeit der Revolution ein lieber,

ſchattichter Spaziergang entſtanden, und nachdem man durch herrliche Alleen bis an die obere Spitze der ehemaligen Feſtung gelangt iſt, findet man eine Art, übrigens ſehr gleichgültigen, thurmartigen Gebäudes, von deſſen Höhe man eine umfaſſende herrliche Ausſicht auf eine zahlloſe Menge Canäle, Büſche, Alleen und Windmühlen hat. — In dieſem Gebäude verſammelten ſich Geſellſchaften und gab man Faſtmahle — jetzt weniger, wie mir mein Führer ſagte — ob aus Wankelmuth, oder anderer Urſache, konnte ich nicht erfahren, rathe aber den Nimwegern, ſo einen löblichen Gebrauch nicht abkommen zu laſſen.

Es ſind einige ſehr lange gerade und geräumige Gaſſen in Nimwegen, und die Häuſer haben ein Anſehen von Dichtigkeit, Wohlhabenheit, Gemächlichkeit, das kein Haus in Niederſachſen der neuern Bauart, und keines im Reiche aus alten Zeiten ausſpricht. ‚Von Bern haben die Straßen eher etwas, die widrigen Arkaden abgerechnet — ſtatt dieſer ſieht man hier eine Menge unverhältnißmäßig hoher Fenſter im Erdgeſchoß, hinter denen die Waaren aufs zierlichſte ausgeſtellt ſind. Größere Häuſer haben eine mit Eiſenſtäben eingefaßte Gallerie vor der Thüre mit ſauberen Bänken. Außer dieſer einen Aehnlichkeit mit Bern, die in der Solidität der

kömmt, ob er mich nach dem Römiſchen Rechte verliehren oder nach dem Teutſchen gewinnen machen will: ſo lang iſt meine und meiner Mitbürger Condition nicht viel beſſer oder vielleicht wohl gar ein wenig ſchlimmer als ſie damals war, da man ſein Recht mit der Fauſt bewies. Denn damals hatte ich doch nur gegen den verlohren, deſſen Fauſt ſtärker war als die meinige, oder der mehr Fäuſte aufbieten konnte als ich; aber wo die Geſetze willkührlich ſind, habe ich gegen einen jeden Richter verlohren, der mein Freund nicht iſt, oder Abſichten auf meine Dukaten hat. Die Frage iſt alsdann nicht: ob Hans oder Peter Recht oder Unrecht hat, ſondern, ob Hans oder Peter mehr Luſt zum gewinnen oder verliehren hat? Und da kan es denn wohl nicht anders ſeyn als daß die Schwere ihrer reſpectiven Beutel und die Wage des Richters den Ausſchlag geben muß. Daß der Zuſtand einer Nation, deren Bürger ſich in dieſem Falle befinden, ein verwünſchter Zuſtand ſey, wird vermuthlich von niemand bezweifelt werden. Aber wie unter gewiſſen gegebenen Umſtänden zu helfen ſey, möchte eine Frage ſeyn, die alle ſieben Weiſen aus Griechenland, wenn ſie ihnen collegialiter vorgelegt werden könnte, ſehr verlegen machen würde. Die Ohren hängen laſſen und leiden, iſt alles was einem ehrlichen Patrioten, der nichts beſſers thun kan, übrig bleibt. Geduld, und die Charten gemiſcht; ſagt der bezauberte Ritter Durandarte in der Höle Monteſinos zu ſeinem Vetter. — Das Spiel kan doch nicht immer wider uns ſeyn, oder gewiſſe Leute müſſen mehr Künſte können als recht iſt.

(***) Es iſt unwiderſprechlich, daß die Art und Weiſe, wie den Bürgern zu ihrem Rechte geholfen

Häuſer beſteht, bei ihrer Kleinheit — denn viele haben nur drei Fenſter, habe ich manche Schweizer-Sitte in Holland wieder gefunden, und manche nationelle Aehnlichkeit, die wohl unerklärlich iſt, wenn wir, geſcheuten Leuten zu Folge, dem Klima ſo viel Einfluß auf die Bildung des Volks einräumen. Die Schweizer ſtanden immer in holländiſchem Kriegsdienſte, aber noch mehr in Frankreich, eben ſo in Italien u. ſ. w., warum nahmen ſie von den Holländern ſo viel, von den andern Völkern ſo wenig an? amalgamirte ſie Aehnlichkeit der Regierungsform leichter, oder war eine Grundähnlichkeit in ihrem Charakter? Ich wünſchte, ein kluger Menſch verfolgte dieſen Vergleich. Ich finde ihre Anſichtsweiſe, Fähigkeit ſich zu beſchäftigen, Art zu genieſſen, auffallend analog. —

Nur einen Vortheil haben die Holländer — eine eigene Sprache, die ſie mit Recht lieben, die ſie cultiviren, in der Volk und Gebildete ſpricht, die alſo ununterbrochenen Umlauf der Begriffe durch Sprechen und Leſen geſtattet. Die Schweizer haben keine Bücher in ihrer Sprache, und die von ihnen Angenommene bleibt ihnen fremd — denn eine Sprache, in der ich nicht im Traume ſpreche, und leiſe denke, in der ich mein Kind nicht liebkoſe und

mit meinem Freunde ſtreite, bleibt mir fremd. In Bern wiſſen ſie ja gar nicht, welches ihre Sprache iſt, denn da miſcht ſich ein Franzöſiſch in die Unterhaltung, das eben ſoviel zur Ideenverwirrung und Stockung beiträgt, wie ihre brave Schweizerſprache, und ihr ſchlechtes Teutſch. Warum mögen die Schweizer nicht ihre Sprache zur Bücherſprache gemacht haben, ſo gut wie die Holländer die ihrige? — Schweizer Teutſch iſt dem reinen Teutſch nicht viel näher als das Holländiſche, und in der Natur der fremden Worte viel fremder wie dieſes. Und die Holländer behaupten ihre Sprache und thun ſehr wohl daran, denn ſobald der Teutſche ſich frei gemacht hat durch die Aehnlichkeit der Töne häufige, oft höchſt lächerliche Bilder zu empfangen, muß er dieſe Sprache lieb gewinnen. Nur wünſche ich, unſer Emil erklärte mir, wie der Holländer in ſeinen Waſſerflächen, eben ſo viele Kehlentöne, wenn gleich etwas anders moduliert, hat, wie der Schweizer in ſeinen Gebirgen? — Wir ſahen hier überall die Spuren der fürchterlichen Waſſerhöhe von dieſem Winter — der Anblick muß über alle Vorſtellung furchtbar geweſen ſeyn — von dem vorerwähnten Belvedere in Nimwegen. Je weiter wir nun giengen, je deutlicher ſahen wir, was jener Moment verwüſtet hatte, und bewunderten, was Alles wieder hergeſtellt war.

Unser Herr Overcamy hatte uns auf den Rath unserer Freunde in * — in dem, Nimwegen gegenüber liegenden ..... eine Caleſche, nach hieſiger Art auf zwei Rädern ruhend, beſtellt, welche auf den Dämmen Federleicht daher fährt. Um 5 Uhr begaben wir uns zur Ueberfahrt an die Waal, die in einem heitern Morgenlichte glänzte. Die Wimpel der wenigen hier liegenden Schiffe wehten in der blauen Luft, in ihren ſchön glänzenden Hinterdecken ſpiegelte ſich die Sonne, und die Wellen, welche ein gut Wetter verſprechender Oſtwind bewegte, plätſcherten an dem Kiele. —

Es ſchlug die Glocke in dem nahen Kirchthurm und ein Glockenſpiel tönte durch die Luft. — Die Badauds ſperren, wie ich wohl weiß, über die Glockenſpiele Maul und Augen auf, die feingebildete Welt leidet Ekel bei ſo allgemeiner Freude, und nichts bedeutendem Geklingel — man ſollte beinahe nicht davon ſprechen — und doch muß ich meinen Genuß bei dieſer Geiſterſprache in hoher Luft ausdrücken. — Der Ton iſt mir immer erſte Lebensſpur aus der erſten Vereinigung hervorgehend — und beim Glockenton da bleibt das Leben nur ſo oben in hohen Lüften; ſo wie das ſchwere Metall es erzeugt, entflieht es der Erdennähe und geht — wohin?

hin? wohin! — und das Vielbedeutende des Tons — die Unbestimmtheit, die ihn unserm Gefühl so leicht-anpassend macht — Glockenton ist mir immer ein erhebender Genuß, oder füllt mich mit Unruhe. — Auf der oberen Brücke von Zürich rathe ich jedem der meine Liebhaberei hat, an einem Sonntage Morgens die Glocken zu hören — oder an einem November Abend um sechs Uhr auf den Wällen von Mainz, wie man einst, Kaiser Josephs Exequien zu feiern, mit allen Glocken dieser Kirchenreichen Stadt läutete — oder er gebe Achtung, wenn er in katholischen Gegenden die Nacht mitten unter seinen Lieben erwacht, und hört die kleine schnelle Glocke, welche die Sterbestunde eines Kranken anzeigt. — O wer viel gefühlt hat, kann der irgend ein Gefühl bekritteln, eines dem Urtheil des Geschmacks unterwerfen wollen? — Das Nimweger Glockenspiel tönte wie fröhliche Engelstimmen, die auf den Lichtstrahlen, die von dem goldnen Thurmknopf ausgiengen, in den blauen Wolken flatterten.

Der Führer kam langsam ..... herüber geschwommen und führte uns eben so wieder jenseits hin, wo, dicht unter Bäumen versteckt, wie fortan alle Wohnungen gegen die Südseite es

ſind, das Wirthshaus lag, von dem wir abfahren ſollten. Wir hatten aber ein Mißverſtändniß begangen, wofür uns der Herr Wirth und Wagenverleiher büßen ließ — unſere Freunde hatten uns gerathen, ſogleich hier herüber zu gehen, und nicht in Nimwegen, ſondern hier zu logiren — da wir das aber vergeſſen hatten, ranzionirte uns der Herr Wirth und erhöhte uns den ſchon ſehr übertriebenen Preis unſerer Caleſche noch um zwei Gulden, unter dem Vorwande, daß unſer Koffer größer ſey, wie es ſich für ein Caleſchchen gezieme. Nun ward der Koffer um die Paar Gulden gewiß nicht kleiner, aber unſer Beutel ſicher leichter — doch bei einer Reiſe von dem Belang ſind das in Rückſicht der Oekonomie Kleinigkeiten, wenn auch nicht in Rückſicht unſers Gefühles. — Das leidet widrig, wenn wir ſehen, wie eigennützig ein Menſch ſich unſere Lage zu Nutze macht. Weiber, Fremde, Reiſende — die kann ſo ein Wirth plündern, ſo bald er nur Luſt hat, an Ort und Stelle haben ſie keine Waffen gegen ihn. Der Menſch ſagte ſehr trocken: wenn Sie nicht zwei Gulden mehr geben, fahr ich Sie nicht. Er hatte ſonſt die vierzehn Stunden bis Utrecht für vierzehn Gulden gefahren, mir forderte er ſechszehn ab, und wie er anſpannen ſoll, ſteigert er ſie zu achtzehn. Wir

nahmen die Sache sehr philosophisch, als eine Lehrstunde, und den festen Entschluß nicht mehr in Nimwegen zu übernachten, oder nicht mehr hier Pferde zu nehmen, als einen reichen Gewinn und betrachteten die zierliche Wohnung unsers unzierlichen Wirthes.

Es war jetzt sechs Uhr, die Magd wusch noch die nett mit Steinen belegte Küche, deren ganze Feuerseite mit Fliesen tapezirt war; der Heerd ganz niedrig wie in der Schweiz, das messingene Geschirr in einem Glasschrank hellglänzend aufgestellt, und um den Heerdmantel eine Falbala von Mousselin — mitten in der Küche ein blank gebohneter Tisch — kurz das netteste Zimmer wo der Heerd zugleich als Kamin dient. In der Gaststube stand unter einem großen Spiegel eine Mahagony Pfeiler-Commode, und auf ihr ein Zuber aus eben diesem Holze mit hellglänzenden messingenen Faßreifen darauf, wahrscheinlich als Schwenkkessel zu gebrauchen. — Der Platz vor dem Hause, hier wie überall, ist mit gebacknen Steinen gepflastert, die auf der kurzen Fläche ganz aufrecht neben einander gestellt sind und allenthalben ein so gut unterhaltenes Pflaster biethen, wie nirgend unsere Feldsteine noch Bruchsteine thun.

Die Dörfer und Städtchen ſind hier alle gut gepflaſtert, ſo daß der Fußgänger keinen Fuß verletzt. Wir beſtiegen nach dieſen unangenehmen Unterhandlungen über den Fuhrpreiß ein ſehr bequemes Kaleſchchen, wobei wir noch die einfache Vorkehrung, uns nicht am Rade zu beſchmützen bemerkten — der Kutſcher hieng eine wollne Decke über daſſelbe, die er dann auf ſeinen Siz ausbreitete — dieſe Erfindung empfehle ich den Leuten, die auf die Berner Wägle ſteigen, denn wir wenden ſie auch bei unſern Fiſchwagen (ſo heißt der Wagen auf dem wir zum Fiſchen fahren) die einem Berner Wägle ganz ähnlich ſind, an. — Nun giengs raſch ins Land hinein — das heißt über die Dämme her, im ſtarken Trott. Die erſten Paar Stunden hatten wir die Waal immer zur linken, oder *einen Kanal, lange auch zur* rechten einen Kanal, nachher tiefes Land. Der Weg funfzehn bis zwanzig Fuß erhoben, und ſo ſchmal, daß beim Ausweichen das Rad nur eine Hand breit Plaz behielt. Man muß das Ding gewohnt ſeyn, wie eine Holländerin, oder gleichgültig ſeyn wie ich, um nicht etwas ängſtlich in die allſeitigen Gewäſſer hinab zu ſehen.

Die Folgen der ſchrecklichen Waſſerfluth nöthigten uns mehrmals den Damm zu verlaſſen, um

rechts ab, in die Niederungen zu fahren, indem noch an den Dämmen gebaut wird; dieſe gehen immer in gerader Richtung, aber mit vielen Umwegen, indem ſie wahrſcheinlich überall, ſowohl der Nähe der Waal, als den Niederungen des Landes folgen. Links hatten wir Anfangs entweder ſehr naſſe, verſchlemmte Wieſen, oder neuausgeſtochene Teiche, oder neuaufgeworfene Dämme, aber nichts, das uns als fruchtbar oder beſonders angebaut, angeſprochen hätte. Bald änderte ſich aber die Scene. Die ſchönſten Baumgruppen begannen — nein, nicht eigentliche Gruppen, die ſind unregelmäßig — es iſt eine lange Allee, an deren Ende ein ſchönes Haus mit einem regelmäßigen Wald und Streifen, gleich gezogenen Silberfäden, die bei näherer Anſicht Kanäle ſind, fangen an. Dieſe Büſche ſtehen von halber Stunde zu halber Stunde, und den Zwiſchenraum nimmt Saatfeld und Wieſe ein — dieſe nun wieder ſind in groſſen Abtheilungen von breiten Gräben umgeben, und innerhalb dieſen jede Breite von — vielleicht einem Morgen, durch kleine Gräben durchſchnitten. Auſſer dieſen ſchönen Häuſern ſtanden nun rechts und links, auch Bauernhäuſer, oder wie ihr es nennen wollt, Landhäuſer, von der Sonnenſeite ſo in Bäume verſteckt, daß man nur nahe dabei neben den Stämmen durch,

die hellen groſsen Fenſter, das nette Pflaſter vor ihnen, die Bänke an der Thüre, erblicken konnte. Und dann neben den kleinern und gröſsern Häuſern die Wälder von Obſtbäumen! Dieſe beiden Dinge, die Liebe zum Schatten, und der Ueberfluß an Obſt ſind die beiden Ueberraſchungen, die ich in dieſem Lande fand — und welche herrliche kraftvolle Obſtbäume! alle in geſchobnem Würfel nach der Schnur gepflanzt — auſser dieſen noch am Wege her, eine ununterbrochene Allee von Eichen (die hier ſehr kleine Blätter zu haben ſcheinen) Hainbuchen und Weiden — dieſen letztern läßt man aber ihren freien Wuchs, wodurch ſie herrliche Bäume werden, die neben den dunkeln Eichen wie Silberpappeln ſtehen. — Warum benutzt ihr die Weide nicht als Baum? — Das Holz müßte ſich, ſo wie hier zu Holzſchuhen, zu vielen hölzernen Gefäßen geſchickt brauchen laſſen, zu Trögen, vielleicht zu manchen Waſſergefäßen, denn es widerſteht der Fäulniß — und wie ſchnell wächſt es! — Ueberhaupt haben die Bäume hier ein wundervolles Wachsthum! An den Wegen längs der Avennes ſind ſie unten ſehr gelichtet, um der Luft Durchzug zu laſſen; überhaupt ſind, auch an den Eichen, die Aeſte ſchlanker, aber der Stamm iſt hoch und mächtig, und das Grün jung wie der Frühling. Wir konnten den Anblick dieſer Häu-

ſer, dieſer im Schatten verſteckten Wohnungen, dieſer, eine die andere immer in rechten Winkeln kreuzenden Alleen, gar nicht müde werden. Einige der ſchönen Obſtgärten waren von der grauſamen Flut noch mit Sand überdeckt, einige ganz in Sandfelder verwandelt — auf denen die entwurzelten Bäume dürr und laublos hingeſtreckt lagen.

Nachdem wir zwei Stunden gefahren waren, ward ich durch eine — — — — rein Polniſche Manier überraſcht — der Kutſcher bog von der Straße ab in eine offne Scheune, wo er ſeinen Pferden Brod gab, und dann am andern Ende wieder hinaus auf die Straße einlenkte. Indeß er fütterte, machte er die Thüre vor den Pferden zu, welches Alles ich ſehr geſcheid finde, da das Thier und der Wagen ſo vor Sonne, Regen und Kälte geſichert iſt, außerdem daß alle Thiere im Dunkeln ruhiger freſſen. Eben ſolche Durchfahrten durch die Scheunen hat man in Polen. Um zehn Uhr kamen wir nach Tiel, einem niedlichen, von Kanälen umgebenen, mit Alleen umpflanzten Städtchen, das von Reinlichkeit glänzte. Hinter dem Wirthshäuschen (wir ſtiegen an der Hinterſeite ab) war ein, funfzehn Fuß ins Gevierte hal-

wird, oder wie Verbrechen unterſucht und be-
ſtraft werden, an genaue beſtimmte Formen ge-
bunden, und der Willkühr des Richters auch
hierinn nichts überlaſſen ſeyn muß, wenn die
Bürger eines Staates ſich der Sicherheit — des
erſten Zwecks weswegen die Menſchen in geſell-
ſchaftliche Verbindung getreten ſind — zu er-
freuen haben ſollen. Aber die Geſetzgebung muß
auch dafür geſorgt haben, daß dasjenige, was
blos zur Befeſtigung der Sicherheit und zur
Schutzwehre des Rechts erfunden worden iſt,
nicht ein Werkzeug der Beraubung und Unter-
drückung, oder einer verderblichen Strafloſig-
keit werde. Wenn ein Land wäre, wo jeder Mi-
niſter geſiegelte Briefchen im Hauſe hätte, ver-
mittelſt deren er einen jeden, der das Unglück
hätte ihm zu mißfallen, alle Augenblicke zwiſchen
vier Mauren ſtecken laſſen könnte, und worinn
es auf eine Maitreſſe, einen Kammerdiener, ei-
nen Benzen oder einen Giton ankäme, wer der
Richter eines Beklagten ſeyn ſollte; welcher Ver-
nünftige würde dies Land zu ſeinem Vaterlande
wählen? Aber wenn ein Land wäre, wo ich um
einer gerichtlichen Spitzfindigkeit willen mit dem
ſonnenklarſten Recht verurtheilt werden könnte;
wo es von der Nachläßigkeit oder Schelmerey
eines Advocaten abhienge, einen Hausvater
mit Weib und Kindern zum Bettler zu machen;
wo ich nach drey günſtigen Urtheln, die ſich auf
mein erwieſenes Recht gründeten, am Ende um
einer verſäumten Formalität willen mit groſer
Feyerlichkeit und in beſter Form Rechtens mei-
nes Eigenthums beraubt und mit dem feinen
Troſte, daß es nun in meiner Willkühr ſtehe,
mit meinem Sachwalter einen neuen Handel
auszufechten, aus dem Tempel der Göttin Ge-
rechtigkeit entlaſſen würde; — wo aber hingegen
auch ein überwieſener Böſewicht, ein Giftmiſcher,

ein

tendes Gärtchen voller bunten Blumen in schnörkeliche Beetchen gepflanzt; bunte Schmetterlinge buhlten um sie, ein großes Vogelhaus mit bunten Vögelchen zwitscherte darein, ein Bauer voll bunter Hähnchen mit ungeheuern rothen Kämmen krähte hinein, die Sonne lächelte im vollem Glanze drein — es fehlte nichts wie der Carfunkel, um es zu einem Guido'schen Garten zu machen — doch den hatte ich im Busen, denn mir war es, als sey ich im Zauberlande.

Nun setzten wir uns in eine Stube, wo alles glänzte, ein himmelhohes Fenster gieng auf den Marktplatz, die nette Wirthin brachte uns Thee, Butterbrod — noch allerlei, auf eine schneeweiße Serviette gestellt, der Theekessel kochte, ich zog mein Strickzeug heraus und dachte, ihr wär't alle ausgegangen und ich frühstückte einmal allein in meinem Zimmer. Tiel ist ein allerliebstes Oertchen! — Noch vor dem Thor, rechts, lag über das grüne Feld hin, ein freundlicher Garten mit schönem schwarzen Gatter umgeben, in lauter Alleen von Weiden und andern grünen Bäumen eingetheilt; Steck- oder Herbstrosen und Sonnenblumen erkannte ich auf die zwanzig oder dreißig Schritte weit — das sey der Kirchhof, sagte mein Kutscher, mit

dem ich mit Hülfe des Platteutſchen recht gut fort kam. O ich will lebelang Thee trinken in Tiel, und dann begraben ſeyn in Tiel — wie gut wiſſen die Leute hier zu leben und todt zu ſeyn! —

Du wunderliches Volk! Hier iſt der Menſch überall Werkmeiſter, und alles, alles Menſchenwerk — mir iſt's als ſollten die Leute Gott vergeſſen müſſen, weil ſie alles ſelbſt machen, alles bis auf den Boden, wo ſie die Bäume pflanzen — und darum iſt es ja wohl gut, wenn der Erhabene ſeine Waſſerflut einmal über ſie ſchüttet, ſie könnten ſonſt endlich fragen: wo iſt er? das haben wir alles ſelbſt gemacht. — Dagegen Eure Berge — eure Wälder — wie verſchwindet alle Mühe der Menſchen vor der Schöpfung, die der Hauch des Frühlings auf euren Höhen hervorruft — was ſind ſeine Werke, wenn er den Blick auf die erhabne Scheitel eurer Alpen richtet — wie ruft alles, alles ihm das mächtige Weſen zu, vor deſſen Thaten ſeine Kraft ſchwindet. Aber dann denke dir des Menſchen Kraft, die hier ſo auffallend wirkt, als Offenbarung der göttlichen Kraft — und wie göttlich wird dieſe künſtliche Welt! —

Von Tiel aus nahten wir uns dem Rhein, den wir bei Keilenburg auf einer Fähre paſſirten. In

ſeiner Nähe auf der linken Seite fanden wir noch manche zerſtörte Hütte, deren Bewohner ſich einen Winkel wohnbar gemacht hatten, und die nun an der Wiederherſtellung arbeiteten. Durch die offnen Wände ſah man das gerettete Hausgeräth, und nur ein Paar Breter verwehrten in einem kleinen Theil des Hauſes dem Sturm und Regen den Eingang. Die Verwüſtung kam überall vom Fluße her, ſo daß die verſchonteſte Seite des Hauſes der Straße zu ſtand, denn meiſtens waren die Wohnungen rechter Hand von dem hohen Damme geſchützt geweſen.

In der Nähe von Utrecht ward das Land weniger lachend von der Seite, wo wir herkamen, die Büſche zogen ſich mehr ſeitwärts fort, und ſtatt Weiden waren große Strecken Feldbaues, und dieſer fiel nicht durch ſeine Sorgfalt auf. Rechte ſchöne bunte Blumen erfreuten die Augen in Rocken-, Haſer- und Gerſtenfeldern, aber trotz dem habe ich nie ſchönre Gerſte noch Haſer geſehen. Viele Felder waren ſehr ſandig, viele ſo feucht, daß Schilf an den Kanten der Felder wuchs. Die Dörfer wurden ſeit Tiel ſchon größer; wir fuhren vor verſchiedenen Kirchen vorbei, die, obſchon die Bauart einiger ſehr alt war, ganz die halbpyramidaliſche Form, möcht' ich nennen, hatten, wo die Weite vom niedern Dach an zu-

nimmt, und durch die mächtigen Strebpfeiler zur abgeſtumpften Pyramide wird an der ſchmalen Seite des Gebäudes — ungeachtet dieſer uralten Bauart, ſahen ſie doch ſchmuck aus, durch die ſauber gehaltenen Mauern, die weißen Fenſterſtäbe, die wohl unterhaltenen Dächer. Einige waren auch wie unſere neue Bethäuſer ſehr freundlich gebaut. Ich ſtellte mir immer vor, die nah dabei gelegenen, ganz beſonderes netten Häuſerchen mit bunten Blumengärten, dicht gezogenen Weinwänden an der Mauer, mit glänzenden Fenſtern, die vom Boden zum Keller reichten, gehörten dem Herrn Domine, und ich fand, daß ſichs hier herrlich müßte Domine ſeyn laſſen.

Um halb vier Uhr fuhren wir zwiſchen Windmühlen und Kanälen, an denen die ſchönſten Alleen prangten, in Utrecht ein. Das Wenige, was ich dieſesmal von dieſer Stadt ſah, berechtigt mich nicht davon zu ſprechen, da ich mehr zu ſehen Gelegenheit haben werde. Die lange große Straße, durch die wir fuhren, war eine der ſchönſten, die ich in einer großen Stadt fand. Mitten durch geht ein breiter Kanal, der mit ſchönen Bäumen bepflanzt iſt, von beiden Seiten läuft eine breite wohlgepflaſterte Straße, und alle Häuſer haben ein Anſehen von Nettigkeit und dauerhaftem Wohlſtand, was eine äußerſt be-

hagliche Empfindung einflößt. Man muß hier zu Lande noch nie an die Möglichkeit einer Fenſterſteuer gedacht haben — oder vielmehr man hat darauf gerechnet, denn recht bedacht, iſt es gar nicht die Menge, ſondern die Größe der Fenſter die auffällt, und ihre Sauberkeit. — In dem Hauſe der K. G. wo wir bei unſerer Ankunft zu Mittag aßen, machte *** einen Streich, der den Glasſcheiben von Utrecht das größte Compliment machte: ſie ſtand am verſchloßnen Fenſter, als ein kleiner Schmetterling ihr über das Halstuch lief, ſie wollte ihn zum Fenſter hinaus werfen und fuhr mit der Hand heftig gegen die helle klare Scheibe, die ſie für die blaue Luft gehalten hatte. —

Ich habe Euch nun die Eindrücke geſchildert, welche die Gegenſtände bei der beſchränkten Aufmerkſamkeit des Vorüberreiſens machen; in meinen folgenden Briefen werde ich Euch viele Details von dieſer Gegend geben, die Euch gewiß intereſſiren werden, denn alles weicht hier von unſern Sitten ab. Wär's aber nicht die Neuheit, ſo hätte die Gattung der Eindrücke nichts, was ich vorzöge — das Menſchenwerk ſpricht ſich überall zu deutlich aus. Geſtern Abend drang ſich mir das ſo lebhaft auf, daß ich gegen eilf Uhr aus dem Sallon in das Freie

ging, um den Sternenhimmel zu ſehen — ich bedurfte einen Anblick, der allein Gott ausſprach.

Th...

Inhalt.

Seite.

I. Auf die Vermählung Louiſens von Oeſterreich. 197

II. Gedichte.

1. Die Brüder. 291

2. Wiegenlied. 206

3. Dichter-Wonne. 209

III. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland. . . 212

Der Neue
Teutſche Merkur
vom Jahr 1810.

Herausgegeben
von
C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Weimar 1810.
Im Verlage des L. Induſtrie-Comptoirs.

ein Vatermörder, um der geringſten Unförmlichkeit willen, die zufälliger weiſe in ſeinem Proceß vorgegangen ſeyn mochte, von der verdienten Strafe losgeſprochen würde; wenn, ſage ich, ein ſolches Land wäre, — ſollte es nicht einen jeden Menſchen, dem GOtt Vernunft und fünf Sinne gegeben hat, in Verwunderung ſetzen, in einem ſolchen Lande — Klagen über Ungerechtigkeiten zu hören? Sollte man nicht denken, dieſe müßten da etwas viel zu alltägliches ſeyn, als daß man ſich darüber beklagen ſollte? In der That macht die Gewohnheit — dieſe zweete Natur, die alles aus dem Menſchen machen kan — daß man in Ländern, wo die Schikane mit der unleidlichſten Tyrannie herrſchet, das Uebel, das man durch ſie leidet, nur halb zu fühlen ſcheint. Allein ungefühlte oder vernachläßigte Uebel ſind nur deſto ſchlimmer; und inſonderheit iſt das, wovon hier die Rede war, von ſo ausgebreiteten ſchädlichen Folgen, daß die Göttin Salus ſelbſt (wenn wir dem Terenz eine Redensart abborgen dürfen) dem Staate nicht helfen kan, worinn ein Vernünftiger lieber Unrecht leiden, als bey der öffentlichen Gerechtigkeit eine eben ſo koſtbare als ungewiſſe Hülfe ſuchen will.

V.

Der Geiſt Shakeſpears.

Shakeſpear iſt, däucht mich, unter allen Büchern das letzte, das ſich ein Mann von Verſtand und Geſchmack nehmen laſſen ſollte.

Der Neue Teutſche Merkur.

5. Stück. Mai. 1810.

I.

Die Weihe des Wonnemonds.

A) Louiſe die Braut Napoleons.

Nil parvum, aut humili modo,
Nil mortale loquar.

Hor. Lib. III. Ode XXV.

So hehr und glorreich trat aus des Chaos Nacht
Des jungen Tages ſtrahlende Königin
Hervor. Ein Gott rief ſie, zu glänzen
Durch die Unendlichkeit ſeiner Schöpfung.

So grüßten ſie die Sphären mit Jubelton;
Denn liebend zog die kreiſenden Wandler ſie
An ſich, daß feindlich ſie aus ihren
Bahnen nicht wichen und untergiengen.

So jauchzt' ihr alles Leben im Hochgefühl
Der Freude zu. So drängten voll Ahnungen
Des ſchönſten Lenzes tauſend Keime
Ihrer Entwicklerin ſich entgegen.

So lag im zarten Schooſe der Gegenwart
Die graue Zukunft. — So liegt ein Eichenwald
Schon in der Eichel. Daß er werde,
Wirket die Göttin am Himmelsbogen.

O Du, die heute ſtaunend Europa nennt,
Louiſe! Braut des größten der Sterblichen!
Empfang in Huld mein Lied der Freude,
Wie es entſtrömet dem vollen Buſen.

Denn alle Zungen, Herrliche! grüßen Dich
In Deiner Hoheit, Hymnen erſchallen Dir;
In Aller Herzen thront ein Gott; ein
Himmel, Louiſe, ſind Aller Herzen!

Drum, Völker, weint! nicht Thränen des Kummers mehr,

Nein, des Entzückens ſelige Thränen weint!
Der Freundſchaft Demantkette feſſelt
Oeſt'reich an Gallien nun auf ewig.

Auf ewig! ewig! Oder das Morgenroth
Iſt nicht des heitern Tages Verkünderin,
Die volle Blütenkrone nicht die
Reizende Bildnerin gold'ner Früchte. —

Vertraut des Schickſals mächtigem Lenker, der
In ſeiner Kraft die Berge gegründet hat; *)
Denn was er ordnet, das iſt löblich;
Seine Gerechtigkeit währet ewig. **)

Frohlocket denn und preiſ't den Unendlichen!
Es hallen alle Tempel von Lobgeſang!
Vom blauen Iſter bis zur Seine,
Töne der Jubel der Nationen!

Und du, mein Lied der Freude! verkündige
Den Wunſch — nein, das Gebet der Entzückten jetzt,
Die heut' in gottgeweihten Hallen
Ihre Gefühle dem Schöpfer ſtammeln:

*) Pſalm 65. V. 7.

**) Pſalm 111. V. 3.

Heil ſey Louiſen! Heil ſey Napoleon!
Heil allen Millionen des Erdenrunds!
Verſöhnung Allen, die ſich haſſen!
Eintracht und Friedensglück allen Völkern!

Von nun an, Vater Deiner Erſchaffenen!
Benetze keine Thräne des Jammers mehr
Ein Aug', und aus gepreßtem Buſen
Steige kein Seufzer mehr auf zum Himmel.

Und dieſen Bund, den heiligſten, ſegne Du,
O Gott der Liebe! daß noch die ſpäteſten
Geſchlechter einſt den Augenblick, in
Dem er geſchloſſen ward, wonnetrunken

Den Enkeln preiſen. Gib, Du Allmächtiger!
Dem hohen Paare Pfänder der Liebe, die
Des großen Vaters Geiſt und Thron, das
Herz der erhabenen Mutter erben.

Ant. Ferd. Dreßler.

In Vindobonam,
cum urbis propugnacula nonnulla a Gallis 16 Oct. 1809 dirui coepta sunt.

Discite, mortales, nimium ne fidere muris,
Moenia quid valeant, capta Vienna docet. *)
Corvini hoc monitum Gallorum fortius urget
Caesar, nam muros diruit ille tuos!
Quod pridem tranquilla domi effecisse potestas
Debuerat, belli heu! nunc violenta facit.

*) *Matthias Corvinus*, victor urbem 1485 ingrediens, distichon hoc protulisse traditur.

Ludovica Austriae nupta

N A P O L E O N I

11. Mart. 1810.

Jam patriae pacem bellorum fine beatae,
Conjux victoris fors *Ludovica* dabit.
Fors; nam *Napoleon* nec amori cesserat hucdum!
Fors vincet Martem nunc *Ludovica* Venus.

Ribini.

* * *

B) Anakreontiſche Lieder.

Die Lehrſtunde beim Amor 1806. *)

Wer klimpert mir in meinen Saiten?
Mit Kunſt hab' ich ſie aufgeſpannt,

*) Wir verdanken dem Verfaſſer dieſer noch nie gedruckten Phantaſieen, in welchen die ächte ioniſche Weichheit des nur zu oft durch nachlaſſende Kindereien entweiheten Sängers von Teios athmet, auch

Und jedem werd' ich's übel deuten,
Der ſich zu leiern unterſtand.

„Was tadelſt Du die kleinen Lieder,
Die vor der Thür ein Knabe ſpielt?
Bald bring' ich Dir die Laute wieder,
Hab' ich mein Lüftchen mir gekühlt."

Gleich werd' ich vor die Schwelle kommen,
Verwegner! Schalk! beſinne Dich.

ſeit kurzem eine ganze Sammlung: Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Löben, (Berlin, Sander 1810. 445 S. in 8.) Sie iſt in 6 Bücher getheilt, wovon jedes eine eigene Gattung, als Lied, Elegie, Sonnet, Romanze u. ſ. w. umfaßt, und den Beruf des Sängers, der in der Behandlung dieſes Polychords eben ſo zart, als weich erſcheint, auch denen ganz unwiderſprechlich beurkunden wird, die am Iſidorus Orientalis und an den Blättern aus dem Reiſebuche eines andächtigen Pilgers mannichfaltiges Aergerniß nahmen. Möge dieſer neue wunderbare Blütenkranz wenigſtens nicht eher verurtheilt als gekannt werden. Das letzte Buch enthält, in Dante's Form und Geiſt, Bruchſtücke eines größern Gedichts: Die Reiſe zum Parnaß, und darin viele wahrhaft liebenswürdige und beſcheidene Aeußerungen des Verfaſſers über ſeine frühern Verſuche.

B.

Das Spielwerk ſoll nicht lang' Dir frommen,
Fort ſag' ich! oder furchte mich.

„Mein liebſtes Liedchen lernſt Du ſingen,
Die Schönſten ſind dem Liede hold;
Du darſt mir auch kein Lehrgeld bringen,
Ich lohne Dir's mit ſüßem Sold."

Jetzt, kleiner Frevler, werd' ich kommen!
„Das ſchönſte Liedchen zeig' ich Dir!"
Das Spielwerk ſoll nicht lang' Dir frommen!
„Setz' auf die Schwelle Dich zu mir."

Du willſt mir gar die Finger leiten?
„Gehorche! ſieh', ſonſt ſchlag' ich Dich."
Die Hände weg von meinen Saiten!
„Du bringſt mich auf! jetzt fürchte mich."

Er ruft — wie Nebel ſich entfalten,
Entſpinnen ſich aus nächt'ger Luft
Viel wunderbare Dunſtgeſtalten,
Und regen ſich im Mondenduft.

Sie ſchienen Geiſter, doch mit Flügeln
War ihre Schulter leicht umwebt,
Und luſt'ge Pfauenfedern ſpiegeln
Im Goldgelock, das mich umſchwebt.

Und wie ich rang, mich drängt' und sträubte,
Da schlossen sie sich wild um mich;
Als nun die Schaar mich schlug und stäupte,
Fühlt' ich die Zaubermacht, und wich.

Und setzte still und sanft mich nieder,
Dem Meister horcht' ich zu, und saß,
Und lernt' und übte seine Lieder,
Bis ich die meinigen vergaß.

* * *

Der Verwundete. 1805.

Einer Rose
Tief im Schoose
Saß ein kleiner Liebesgott;
Seiner Schwinge lindes Wehen
Kühlt' des Kelches brennend Roth;
Und ich naht', ihn recht zu sehen.

Straff gezogen
War sein Bogen,

Es iſt leicht, dem Sophiſten Voltaire (welcher von dem Dichter Voltaire wohl zu unterſcheiden iſt) der weder Engliſch genug weiß, um ihn zu verſtehen, noch, wenn er Engliſch genug könnte, den unverdorbnen Geſchmack hat, der dazu gehört, ſeinen ganzen Werth zu empfinden — es iſt leicht, ſage ich, dieſem Voltaire und ſeines gleichen nachzulallen: „Shakeſpear iſt unregelmäßig; ſeine Stücke ſind ungeheure Zwitter von Tragödie und Poſſenſpiel, wahre Tragi-Komi-lyrico-Paſtoral-Farcen ohne Plan, ohne Verbindung der Scenen, ohne Einheiten; ein geſchmackloſer Miſchmaſch von Erhabnen und Niedrigen, von Pathetiſchen und Lächerlichen, von ächtem und falſchem Witz, von Laune und Unſinn, von Gedanken die eines Weiſen, und von Poſſen die eines Pickelherings würdig ſind; von Gemählden die einem Homer Ehre brächten, und von Karrikaturen deren ſich ein Scarron ſchämen würde.“ — Aber wer müßte der ſeyn, der Shakeſpearn leſen könnte, und über ſeinen Schönheiten, über ſeinen Vorzügen vor jedem andern menſchlichen Schriftſteller, über allem was man beynahe auf jedem Blatte von ihm lernen kan, ſeiner Mängel nicht vergeſſen ſollte?

Die wahre Quelle dieſer Mängel liegt nicht (wie man zu ſagen gewohnt iſt) in der Anſteckung des falſchen Geſchmacks ſeiner Zeit, — denn ein Geiſt wie der ſeinige läßt ſich nicht ſo leicht anſtecken — noch in einer unedlen Gefälligkeit gegen denſelben — denn wie frey und ſtark ſagt er nicht im **Sommernachts-Traum** und im **Hamlet** den Dichtern, den Schauſpielern und dem Publico die Wahrheit? — ſie liegt in der Gröſſe und in dem Umfang ſeines Geiſtes. Sein Genius umfaßt, gleich dem Genius der Natur, mit gleich ſcharfem Blick Sonnen und Sonnenſtäubchen, den Elephanten und die Milbe, den Engel und den Wurm; er ſchildert mit gleich meiſterhaftem Pinſel den **Menſchen** und den **Caliban**, den **Mann** und

das

Und er tändelt: wag'es nicht!
Doch ihn haltend bei den Füßen,
Schau ich ihm in's Kindsgeſicht;
„Sollſt für deine Drohung büßen!“

Wollte gaukelnd,
Luſtig ſchaukelnd,
Mit ihm ſpielen in der Hand,
Wie mit Vöglein an dem Faden;
Wollt' an dieſes Roſenband
Seine kleinen Flügel laden.

Aber, ſchweigend
Zu mir ſteigend,
Hieng er ſich an meinen Mund,
Schmiegte ſchmeichelnd ſein Gefieder,
In die Bruſt, des Neſtes Grund,
Schlüpft' er durch die Lippen nieder.

Ach! im Herzen
Fühl' ich Schmerzen,
Immer hüpft er hin und her,
Was ich fühle, was ich denke,
Alles fällt ſein ſcharfer Speer,
Daß es ſich zum Neſte ſenke.

Knabenglück. 1807.

Edelknabe, ſüßer Knab'
Siehſt du nicht der Roſe Blühen?
Roſe mag nicht länger glühen;
Faſſe Muth und brich ſie ab.

„Laßt die Roſe, laßt ſie ſtehn,
Weich verſteckt in Moosgeſtrippen;
Schönſte Magd, an euern Lippen
Muß der zarte Mund vergehn."

Liebestod iſt ſüßer Tod;
Roſe wird ſich nicht beklagen!
Mußt dich durch die Dornen wagen,
Thue, Knab', wie ich gebot. —

Edelknabe ſchweigt und geht;
Seiner Herrin hohen Willen
In der Demuth zu erfüllen,
Tritt er an das bunte Beet.

Roſe lächelt hin, und ſpricht:
Ungelehrigſter der Knaben!
Brichſt du ſo des Frühlings Gaben?
Roſen meint die Roſe nicht.

O. H. Graf von Loeben.

C. Frühlingsphantaſieen.

An eine Biene.

Komm, kleine Biene, die du gern vom Kelch
Zu Kelche flatterſt, jeder Blume Schoos
Der beſten Süßigkeit beraubſt, und dich
Damit beladſt! Komm, ſcheu dich nicht vor mir!

Mein Blick verfolgt ja nicht, ins Labyrinth
Der Roſenknoſpe dich zu fehlen, wo
Sich früh ein Schatz für deinen Fleiß vergrub.

Dir wehr' ich nicht, in jede Lilie
Zu ſchielen, ob in ihrem Buſen die
Die Blumengöttin Honig ſammelte,
Und ob kein eiferſüchtger Zephyr ſchlau
Mit ſtrenger Wachſamkeit am Rande lauſcht.

Weil' immerhin — mit Luſt ſeh' ich dir zu —
In jeder Nelke, und verkreuch dich tief
Im ſammtnen Schoos, daß Weſp' und Hummel nicht

Die ſüßen Schätze, ſo du findeſt, ſeh'n
Und dir mißgönnen. — Kleine Bienen, ihr
Seyd mir die edelſten des ganzen Heers
Beflügelter. Der junge Donnrer Zeus
Ward euch Bewohnerinnen Dikte's einſt
Von Rhea's Korybanten anvertraut.
In ſtiller Grott' ihn bergend vor Saturn,
Ernährtet ihr den Gott mit ſüßem Seim;
Und als in den Olymp er ſtieg, vergalt
Er euch die Treu', und ſprach: „Euch Bienen ſoll
An jedem Frühlingsmorgen in dem Mund
Der Roſe, auf der Hyacinthe Blatt,
Von Flora ſelbſt bereitet, Honigſtoff
Sich ſammeln; und im frohen Ordnungskreich,
Die Menſchen zu beſchämen angelegt,
Soll allzeit ein gerechter Weiſer *) euch
Beherrſchen." — — Nun ſo fleug, o Bienchen, hin
In dein beglücktes Reich, erzähl' es dort,
Daß Menſchen minder glücklich ſind, als ihr.

Buri.

*) Der Bienenweiſer oder Weiſel, examinis rex. *Virg.* Georg. L. IV. 21.

Das Vergnügen.

Der Genuß, o Freund, hat Schwalbenflügel.
Vor Minuten war er Dein:
Tausend Wünsche mit verhängtem Zügel
Holen ihn nicht ein.

Hat Vergnügen heut, im Wald voll Maien,
Unter Rosen Dir gelacht:
Hoffe nicht, es morgen zu erneuen
Steh' in Deiner Macht.

Geh' und such' es auf derselben Stelle,
Wo es gestern Dich ergötzt:
Weggeschlüpft ist's wie die Silberwelle,
Die den Sand benetzt.

Kaum als Darlehn ward es uns gegeben,
Nicht als sichres Eigenthum;
Wie ein schneller Strahl aus besserm Leben,
Aus Elysium.

In der Täuschung magisch dunkler Grotte
Ist sein liebster Aufenthalt;

Da belohnt's den Suchenden mit Spotte,
Und verſchmäht Gewalt,

Und umarmt den anſpruchloſen Finder,
Der mit frohem Dank genießt,
Und genießend niemals fragt, was hinter
Seiner Wolke iſt.

Wie ein Geiſt aus glücklicheren Welten,
Läßt's bald hier, bald dort ſich ſehn:
Aber kurz ſind die Beſuch' und ſelten
Bei den Sterblichen.

Schlöſſer, welche Stolz und Pracht erbauen,
Liegen auſſer ſeiner Bahn;
Doch der Einfalt und des Fleißes Auen
Sehn's zuweilen nahn.

Da erfeiſcht's des Wand'rers dürre Spuren,
Kühlt den Schnitter im Gefild,
Leitet liebreich ſie zu Edens Fluren,
Wo ſein Ueberm quillt.

Buri.

II.

Oſſian's Fionnghal. *)

Erſter Geſang.

Aus dem Gaeliſchen, im Sylbenmaße der Urſchrift

von

C. W. Ahlwardt.

Vorwort.

Endlich dürfen wir mit Gewißheit einer nach den gaeliſchen Originalen unmittelbar gearbeiteten Ueberſetzung der Geſänge Oſſian's entgegen ſehen. Sie wird (bei Göſchen in Leipzig) im Laufe dieſes Sommers gedruckt, und alle Nachbildungen des Macphersonſchen Flickwerks end-

*) Nicht aus Pedanterie, wie es vielleicht Manchem, dem eine Abweichung vom Herkommen für eine Todſünde gilt, ſcheinen mag, ſondern weil das Richtige dem Unrichtigen immer vorzuziehen iſt, behalte ich die Orthographie der Gaeliſchen Namen unverändert bei. Im Gaeliſchen ſchreibt man immer Oſſian, ausgeſprochen faſt wie Oſchien, mit dem Accent auf der erſten Sylbe, und Fionnghal ausgeſprochen faſt wie Fihnjahl, und nie Oſ-

lich einmal entbehrlich machen. Der Redacteur des Merkurs hat Gelegenheit gehabt, von den eben so unermüdeten, als kritisch-strengen Beeiferungen des um alle Philologie hochverdienten Uebersetzers sich hinlänglich zu überzeugen. Mit seltner Anstrengung bemächtigte er sich der caledonischen Ursprache, in der diese Gesänge durch Ueberlieferungen fortgepflanzt wurden und der in diesen Zeiten so schwer zu erhaltenden Hülfsmittel dazu. Doch die Probe selbst spreche! Die hie und da beigefügten polemischen Anmerkungen scheinen darum unerläßlich, da es noch immer der Thoren einige giebt, die, ohne das Gaelische zu verstehn und ohne die Ausgabe des Originals gesehen zu haben, es sich nicht ausreden lassen, daß die englische Uebersetzung ein Meisterstück sey.

B.

sian oder Fingal. Haben wir doch die unrichtige Schreibart: Kalmucken, Siberien, Tartarn, Barbarei, in die richtigere, Kalmükken, Sibürien, Tatarn, Berberie, verändert; schreiben wir doch alle Bourdeaux, Chester, und nicht Burdo, Tschester: warum wollen wir denn bei den Gaelischen Namen weniger consequent seyn?

A.

Cuchullin ſaß an der Mauer Tura's
Im Schatten des Baums des Geſäuſels,
Lehnend den Speer an den Felſen der Klüft',
Ihm zur Seit' im Graſe den Schild.
Es war ſein Gedank' an Cairbre,
Der, ein Held, ihm fiel im Blutkampf,
Als nahte der Späher des Meeres,
Moran, die Schritte beflügelnd:
Auf, auf, Cuchullin, auf, auf!
Schiff' erblick' ich der Starken des Nordens.
Raſch auf, o du Spender des Feſtmahls!
Groß iſt Suaran, und viel ihm des Heers!
O Moran, ſprach blauäugig der Held,
Schwach wareſt du und bange ſtets!
Dir ſind der Feind' in der Angſt viel.
Sohn Fithil's, er, Fionnghal iſt da,
Des dunkeln Gebirgs Fürſt.
Nein; ich erblickte den Führer;
Aehnlich dem Fels iſt der Held;
Sein Speer iſt der Tann' auf dem Felshang,
Aufgehendem Monde ſein Schild gleich.
Er ſaß auf der Klipp' am Geſtad'
Aehnlich dem Nebel dort an den Höhn.
„Zahlreich, o du Führer der Fremd'

V. 18. Worte Moran's zu Cuchullin.
V. 24. Worte Moran's zu Suaran.

„Erheben ſich Hände des Kampfs dir,
„Kriegshelden voll Grimm in der Schlacht;
„Scharf iſt ihr Schwert in dem Spiele der Tapfern:
„Zahlreicher jedoch ſind die Starken,
„Die kreiſen um Tura der Winde.

Suaran hierauf, wie am Felſen die Brandung:

Wer des Landes vergleichet ſich mir?
Nicht deine Gewaltigen ſtehn mir;
Sie ſtürzet zu Boden mein Arm.
Wer kann beſtehen mein Schwert,
Als Fionnghal von Selma der Stürme?
Einſt packten wir ringendes Arms uns
Auf Meallmor, und hart war der Strauß;
Waldung ſtürzte dem eiſernen Kampf hin,
Wandten die Bäche ſich, bebten die Carn.
Drei Tag' erneute der Streit ſich;
Es bebten die Tapfern der Feldſchlacht;
Am vierten ſprach Fionnghal der Held:
Es fiel in dem Thale der Meerfürſt.
Nein! Nicht fiel er, entgegnet' ich ihm.
Weiche, Cuchullin, dem Führer,
Der ſtärker iſt als ein Gebirgsſturm.

V. 27. Spiel der Tapfern, Krieg, Schlachten

das Weib, den Helden und den Schurken, den Weiſen und den Narren, die groſſe und die ſchwache, die reizende und die häſsliche Seite der menſchlichen Natur, eine Kleopatra und ein Auſterweib, den König Lear und Tom Bedlam, eine Miranda und eine Lady Macbeth, einen Hamlet, und einen Todtengräber. Seine Schauſpiele ſind, gleich dem groſsen Schauſpiele der Natur, voller anſcheinenden Unordnung; — Paradieſe, Wildniſſe, Auen, Sümpfe, bezauberte Thäler, Sandwüſten, fruchtbare Alpen, ſtarrende Gletſcher; Cedern und Erdſchwämme, Roſen und Diſtelköpfe, Faſanen und Fledermäuſe, Menſchen und Vieh, Seraphim und Ottergezüchte, Groſes und Kleines, Warmes und Kaltes, Trocknes und Naſſes, Schönes und Ungeſtaltes, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laſter, — alles ſeltſam durcheinander geworfen — und gleichwohl, aus dem rechten Standpuncte betrachtet, alles zuſammen genommen, ein groſes, herrliches, unverbeſſerliches Ganzes!

Welcher Schriftſteller hat jemals ſo tief in die menſchliche Natur geſehen? Wer ihre geheimſten Triebräder, ihre verdeckteſten Bewegungen, alle ihre Geſetze, Abweichungen und Ausnahmen, — wer das Unterſcheidende jeder Leidenſchaft, jedes Temperaments, jeder Lebensart, jeder Claſſe, jedes Geſchlechts beſſer gekannt als Er? Wer beſitzt einen gröſſern Reichthum an Bildern, die von der Natur unmittelbar abgedruckt ſind? Wer hat in einem ſo hohen Grade dieſe Anſchauungskraft, welcher, zu eben der Zeit da ſie den ganzen Kreis der Menſchheit umſpannt, die feinſten Züge, und die leichteſten Schattierungen der Individual-Formen nicht entwiſchen? Wer hat jemals jede Art und Claſſe von Menſchen, jedes Alter, jede Leidenſchaft, jeden einzelnen Charakter die ihm eigenthümliche Sprache ſo meiſterlich reden laſſen? Für welchen Gedanken findet er nicht

Ich? Ich? — sprach blauäugig der Held.
Ich weiche der Lebenden keinem!
Ein Sturm ist Cuchullin wie Er,
Groß im Kampf, und kein Makel im Tod' ihm.
Sohn Fithil's, nimm du mein Eisen,
Schlage den Schlachtschild Seuma's, den grausen,
Schau' hoch an der Mauer der Speer' ihn;
Nicht ist Flistern des Friedens sein Hall.
Schlage den Schlachtschild Seuma's geschwind,
Rufe Krieger aus Busch und Wald!
Siehe den Schild schlug er geschwind;
Ihm antworteten Busch und Wald.
Rasch durchflieget die Waldung der Ruf;
Das Rothwild fährt in der Heid' auf.
Curth springet von dem Felsen des Halls;
Conall naht mit dem Speere des Blutkampfs,
Faobhui lässet das fliehende Reh;
Cruthgheal kehret nach Tura des Festmahls.
O Ronan, höre den Schild der Schlacht!
Horch', o Cluthar, Cuchullin's Heerruf!
Vom Meere komm, o Calmar, her!
Komm' im Stahlgeschmeid' o Luthar!
Sohn Foinne's, du stürmischer Held, auf!

V. 49. Er, Snaran.

Auf, Cairbre, von Cromleac des Halls!
Rege dein Knie, Fiochi des Feſtmahls;
Komm, Cormac, vom Lena der Ströme!
Dehne die reizenden Glieder, o Caolte,
Im eiligen Wandeln von Mora,
Sie, weißer als Schaum, der ſich breitet
Aufs Meer im Toben des Sturms.
Siehe! Helden voll Thatkraft
Steigen aus ſchlängelnden Thalen empor.
In jedem erglüht die Erinn'rung
An jeden der Siege der Vorzeit.
Wild rollt ihr flammend Aug' umher
Nach düſtern Feinden Innis-Fal's.
Am Griff des Schwerts ruht jede Hand;
Blitzſtrahlen entſprühen der Rüſtung.
Wie Ström' entſtürzen dem Felsthal
So entdrängten ſich Helden den Höhn
In ſiegender Väter Geſchmeide,
Gefolget vom finſteren Heer,
Gleich wogendem Regengewölk'
Um flammende Blitze des Himmels.
Jeder Schritt tönt Waffengeklirr;
Weit hallt ſpringender Doggen Geheul:
Jedem Mund' erſtirbt der Geſang,
Und jeder Krieger heiſchet Schlacht.
Es zitterte Cromleac's Gebirg',

Als über die Heide das Heer schritt.
Sie standen am Hange der Höhn,
Wie graulicher Nebel im Herbst,
Der sich umwindet der Berghöh,
Verbindend sein Haupt mit dem Himmel.
Heil, Heil, begann er, der Heerfürst,
Dem schönen Sprosse der Bergthal'!
Heil ihnen, den Jägern des Rothwilds!
Uns erhebt sich ein anderes Spiel.
Der Feind ist am Busen des Meeres,
Umlenkend in Eile den Strand.
Wird Kampf uns mit Lochlins Erzeugten?
Wird Eirinn gegeben dem Feind?
Conall, du erster der Männer,
Du groser Zerbrecher der Schild',
Oft war Kampf dir mit Männern des Osts,
Schwingst des Vaters Schild du, o Held?
Cuchullin, begann er mit Sanftmuth,
Conall's Speer ist in Schlachten scharf.
Stets war mir Wonne, war mein Ruhm,
Vernichtung der dichtesten Schaar;
Und heischet mein Arm auch die Schlacht:
Wünscht mein Herz doch Eirinn's Ruhe.
Held, du gröster des herrlichen Cormac,
Sieh Suarans Flotte, sie steiget,
Steigt am Saum des Gestades empor,

Wie Waldung am Lego der Helden.
Ein Wald iſt die Flotte der Fremden,
Abwechſelnd ſich beugend dem Winde.
Cuchullin, für Frieden iſt Conall.
Gieb Schatzung Suaran der Schiffe.
Fionnghal ſelbſt vermiede Kampf.
Der Heerfürſt Alba's der Tapfern;
Fionnghal, der Helden zerſtiebt,
Wie Stürm' im Kampfe das Gras,
Wann brüllt der Strom Cona's der Höhn,
Und Morbheim in Hülle der Nacht ruht.
Calmar ſprach: Mit dem Frieden hinweg!
Conall eile zu heimiſchen Berghöhn!
Dort bekämpfe die Rehe ſein Speer,
Statt Heerſchaaren im Streit zu beſtehn.
Jage den Hirſch du auf Cromla;
Lena's Rehe durchbohre der Pfeil dir.
Seuma's des edelen Sproß,
Heerführer des Lands und der Bündner,
Auf! zerſtreue, verjage du Lochlin,
Schwettre nieder die Schaaren des Meers,
Bis kein Nachen ſich hebt auf der Flut
Durch Segel, und rudernde Kraft!
Auf wildem Meer von Innis-Torc
Steige der Sturm Eirinn's empor,
Senke ſich düſter die Windsbraut,

Stürz' in den Tod mich ein Geiſt,
Eilt' je ich dem Hirſche ſo raſch nach,
Als der Wunden heißem Gefecht.
Matha's Sproß, nie ſcheut' ich
Schildkämpf', innig vereint
Mit Freuden im Lanzengewimmel;
Doch vereint, nie raſſt' ich Ruhm.
Mir vor Augen errang man den Sieg,
Flucht ſchuf und Verfolgung der Held.
Seuma's des edeln Sohn,
Cormac's denk' und des ähnlichen Throns.
Gieb Schatzung Suaran und Land,
Bis Fionnghal ein Helfer ſich naht.
Iſt Wonne dem Geiſt dir der Kampf,
Die hier ſchwingt den Speer und den Stahl.
Mir tön't lieblich, erwiedert der Heerfürſt,
Der Schild' und der Schwerter Geklirr,
So lieblich wie Donner an Höhn,
Wann ſanft Frühlings-Geträufel ſich ſenkt.
Auf, Sproß Eirinn's der Siege!
Jede Schaar umglänze gereiht mich;
Wandel' über die Heide ſo raſch,
Als der Sonnenſtrahl am Gebirg,
Steigt weſtlich der Wind von der Flut,

V. 162. Die hier, die Hand —

Aufthürmend ſchweres Gewölk;
Beauſt es laut durch Mor-bheinn der Höhn,
Durch dorrende Eichen der Heide.
Wo, wo ſind mir die Freunde des Blut-
. . . kampfs.
Sie, ſtets Kraft mir der Hand in Gefahr?
Wo iſt Cathbaid, die hehre Geſtalt?
Dubhchomar der Siege, der Führer?
Feargus verließeſt du mich,
Weil hier ſchwillt mir zur Seite der Strom.
Held, groß in der Freude des feſtlichen Mahls
Und groß in Gefahr? — Sohn Roſa's der
Beute,
Wie? kommſt du von Galmar dem Reh gleich,
Gleich der Hindinn vom Hang des Gebirgs?
Heil Roſa's Erzeugtem, dem kühnen!
Was betrübet den Geiſt dir, o Führer?
Vier der Steine, Cuchullin, die ragen
Auf Cathbaid, geſenket ins Grab.
Meine Hand vertraute der Erde
Dubhchomar von düſterem Ausblick.
Sohn Armin's, Cathbaid, du warſt
Wie ſtrahlend die Sonn' an der Berghöh,
Und du, Dubhchomar des Blutkampfs,
Gleich des Himmels Wolkengeweg.
O Muirne, du ſchönſte der Jungfraun,

Sanft iſt dein Schlaf in der Kluft der Carn!
Du ſankſt, Wonne des Volks, in die Nacht,
Gleich dem nächtlichen Stern, der ins Thal blinkt!
Einſam trauert des Wanderers Schmerz,
Wann ſinket das ſpärliche Licht.
Künd' uns, ſprach blauäugig der Held,
Wie ſie ſanken die Helden des Kriegs?
Durch Lochlin ermord't auf den Höhn,
Im ſchmetternden Kampfe der Schlacht?
Was ſonſt kann feſſeln die Tapfern
An das enge, düſtre Haus?
Cathbaid ſank dem Eiſen Dubhchomar's,
Der Eiche des brauſenden Stroms nah.
Er kam zum Gebüſche der Kluft,
Und begann zur ſanften Jungfrau:
O Muirne, der Weiber ſchönſte du,
Cormacs des edelen reizender Sproß,
Wie ſo für dich im Steinekreis?
So einſam in felſiger Kluft?
Dir murmelt ein Strom zur Seit';
Alternd ſauſet ein Baum in dem Wind.
Drüben iſt Toſen im See;
Wolken dunkeln am Gipfel der Carn.
Du gleicheſt dem Schnee auf der Heide;
Cromla's Nebel dein ringelnd Gelock,

Wenn er den Berg hinan ſich wind't
Am Strahl der Sonne des Weſts;
Dein Buſen dem weißen Felſen
An des Brano hellem Strom.
Drauf die Jungfrau ſchöngeleckt:
Woher du düſterſter aller?
Stets war dir finſter die Braune;
Roth iſt dir das Aug' und nicht ſanft jetzt!
Wie? ſahſt auf dem Meere du Suaran?
Und was höreteſt du von dem Feinde?
Hier bin ich, Muirne, vom Berg her,
Vom Wald hochſpringender Rehlein;
Nichts hörte vom Feinde mein Ohr.
Drei Hirſch' erlagen der Hand,
O Tochter von Cormac, du hehre Geſtalt.
Wie's Leben ſo lieb' ich dich, Jungfrau!
Einen Hirſch erlegt ich dir, Schneehand,
Holde du, der ſich beugen die Völker!
O Dubhchomar, begann ſie ſanft,
Meiner Lieb' iſt kein Fünkchen dir!
Schwarz iſt die Braune dir, ſchwärzer der Sinn,
Dein Herz iſt wie Felſen der Höhn.
Sohn Arnim's, herrlicher Cathbaid,
Nur dir zieht Liebe mich nach!
Wie Strahlen der Sonn' iſt dein Haar,
Wann Nebel entſteiget den Höhn.

Erblicktest du Cathbaid, o Führer,
Den blühenden Sproß, auf den Hügeln?
Der Helden Cormac's Tochter harrt
Hier des Theuern, der kehrt von der Jagd.
Und lange wirst harren du, Muirne,
Sprach Dubhchomar finster und graß.
Und lange wirst harren du, Muirne,
Arnim's Sohns voll Jähzorn.
Sieh, dies Schwert mit blanker Schneid'
Umrieselt von Cathbaid das Blut.
Mir stürzte dein Krieger, der Held,
Und sehr lang wirst harren du, Muirne.
Deinem Geliebten den Stein
Setz' ich, Tochter von Cormac!
Senk' auf Dubhchomar dein Aug;
Sein Arm ist wie Donner an Berghöhn.
Sank Cathbaid hin in den Tod?
Rief mit Tönen der Liebe die Jungfrau.
Sank er auf dem Hügel dahin,
Er, der Tapfre, der Schönste des Heers,
Der Helden Haupt in der Jagd,
Er, der Würger der Fremden des Meers?
Groß ist Dubhchomar im Grimm,
Und blutig für mich ihm die Hand.
Feind du mir! — Doch gieb mir das Schwert!
Theuer ist Cathbaid mir, theuer sein Blut.

Ihren Thränen gab er das Schwert.
Ihm in die Seite ſtieß ſie den Stahl.
Hinſinkend am mächtigen Strom,
Streckt' er aus die Hand und rief:
Tochter Cormac's der bläulichen Schilde,
Früh zertrittſt du den Pfad mir des Ruhms!
Kalt iſt das Schwert, du Helden Stern;
Kalt mir im Buſen, o Muirne.
O, gieb mich Moina der Jungfrau. —
(Ich bin Traum ihr im Dunkel der Nacht!)
Meinen Carn zu erheben im Volk,
Daß Jäger erſchaun, wie mein Ruhm ſtrahlt.
Doch zieh' aus der Seite den Stahl mir,
Mich kältet die Schneid', o Muirne!
Weinend kam ſie langſam her.
Er zog aus der Seite den Stahl,
Und zerfleiſcht' ihr die weiße Bruſt.
Muirne fällt, weit ſtrömt ihr Gelock.
Laut rauſchet hinunter ihr Blut,
Ihr röthend die blendende Schneehand.
O, weiter mir nichts von der Jungfrau!
Sprach Eirinn's gebietender Heerfürſt.
Friede den Seelen der Helden
Von großer Kraft im Waffenſpiel!
Schwebten ſie mir um den Wagen des Kriegs,
Zeigten ſie mir ſich im Thalgewölk:

ein Bild, für welche Empfindung nicht einen Ausdruck? Für welche Bewegung der Seele nicht die geſchickteſte Wendung oder den richtigſten Schwung? Welche Stärke in ſeiner Zeichnung! welche Wahrheit in ſeinen Gemählden! Wie glühend ſind ſeine Farben, wenn er die Glorie der Tugend, wie ſchmeichelhaft iſt ſein Pinſel, wenn er die ſanften Wallungen der zärtlichern Leidenſchaften, wie ſtark und glücklichverwegen, wenn er die wilden Stürme der Seele ſchildert! Ich kenne die Weiſen der Griechen und Römer, und nicht von geſtern her; aber ich kenne keinen der Shakeſpearn an Kenntniß des Menſchen übertreffe; ich kenne unter allen Dichtern keinen gröſſern Dichter, unter allen Sittenlehrern keinen gröſſern Sittenlehrer. Mit dem feinſten ſittlichen Gefühl verbindet er die wärmſte Empfindung für ſeine Mitgeſchöpfe, und den lebhafteſten Eifer für die Rechte der Menſchheit. Durch alle ſeine Werke athmet Liebe der Wahrheit und Tugend, Haß der Ungerechtigkeit und Unterdrückung; alle beſeelt ein freyer, unerſchrockner, edler und wohlthätiger Geiſt. Und welcher andre Dichter iſt ſo voll von ungemeinen, ſtarken und erhabnen Gedanken? So voll von Bemerkungen, die durch ihre Neuheit und Scharfſinnigkeit treffen, und doch augenblicklich ſo ſtark einleuchten, daß man ſie unmittelbar ſelbſt zu machen glaubt? So voll von Stellen, die man dem Gedächtniß einzuprägen wünſcht?

Die Franzoſen haben uns die merkwürdigſten Stellen und die beſten Gedanken aus den Schriften des **Montaigne, Bacon, Bayle, J. J. Rouſſeau**, u. a. unter den Nahmen des Geiſtes des Montagne, Bacon, Bayle, Reuſſeau, gegeben. Wer verdient wohl mehr als Shakaſpear, daß man, auf eine ähnliche Weiſe, etwas von dem Geiſte ſeiner Werke ausziehe? Ich kan den Gedanken nicht los werden, wenigſtens einen kleinen Verſuch davon zu machen. Gefällt

mein

Stark wird mir im Kampfe der Geiſt,
Wie Donner des Himmels die Fauſt!
Sey ein Mondſtrahl du mir, o Muirne,
Wann ſchwach mir die Schärfe des Auge,
Wann wieder die Seele mir ruht,
Und Schlachten-Getümmel verhallt.
Jegliche Schaar auf! Auf zu der Feldſchlacht!
Rüſtet den Wagen der Herrſcher!
Mir zwei Speer' an jede Seite!
Hoch vor mir nach Sitte den Schild!
Folget den Roſſen durchs Blachfeld,
Ihr Lauf iſt ſo feurig und ſchnell!
Stark ſey mir die Seele vor Wonne,
Wann Schlacht ſich erhebt um mich her!
Wie ſchäumend ein Strom ſich ergeuße
Von Cromleac's Jähe felsumſtarrt,
Wann Donner durchrollt das Gebirg,
Dunkle Nacht halb ſchwärzt die Carn,
Und kalte Schemen grauer Farb'
Aus Säumen der Schauer hervorſchaun:
So ſtark, ſo wild, ſo groß, ſo ſchnell
Stürmt die Kraft der Erzeugten von Eirinn.
Ihr Führer, vergleichbar dem Wallfiſch,
Der Schwall der Gewäſſer ſich nachzieht,
Geußt hin wie Fluten die Heerſchaar.
Dem Gang' erzittert der Strand.

Lochlin's Sproß vernahm das Getöß,
Aehnlich dem Brüllen des wintrigen Bergſtroms.
Suaran, ſchlagend in Eile den Schild,
Sprach zu Airne's nahem Sohn:
Horch, ich hör' ein Geſumſ' am Gebirg
Wie ſpielender Mücken am Abend.
Sprößling' Eirinn's der Schwerter ſind's,
Oder Sauſen der Wetter im Wald.
Aehnlich dem Toſen auf Gormal,
Eh' aufſteigt Sturm von der Meerflut.
Auf, Sohn' Airne's, zum Hügel in Haſt,
Den Blick auf die Büſch' und die Heide!
Sprach's. Er geht; kehrt bebend, ſchnell,
Wild das Aug' im Haupt verdreht;
Hoch klopft an die Seit' ihm das Herz,
Irr' iſt ſein Wort, gebrochen, dumpf;
Auf, du Gebieter der Flut!
Auf, Fürſt dunkeler Schlachtſchild!
Ich ſehe den Strom des Gebirgs,
Seh' Eirinn's Sproß und den Führer!
Siehe! der Wagen, der Wagen der Mordſchlacht
Rollt durch die Heide mit Tod,
Er, der zierliche ſchnelle Wagen
Seuma's herrlichen Sohns der Gefahr.
Er kümmt ſich hinten Wogen gleich,

Wie Nebel ſich um Klippen wölbt.
Edler Steine Glanz umkreiſt ihn,
Wie Wellen ein Schifflein bei Nacht.
Blanke Eib' iſt die Deichſel,
Und der Sitz von geglättetem Bein.
Bewahrer der Lanzen iſt er,
Der Schilde, der Schwerter, der Helden.
Rechts zur Seite des Wagens
Pranget ein Roß, feurig, ſchnaubend,
Hoher Mähne, die dunkele Bruſt breit,
Hochſpringend, ein ſtarker Gebirgsſohn,
Schmetterndes Hallen den Fuß.
Die Scheitel umwallt ihm das Haupthaar,
Wie Nebel das Lager des Wilds.
Die Farb' iſt ihm glänzend, der Lauf
Schnell ihm, Sithfad ſein Name.
Gegenüber am Wagen des Kriegs
Brauſt ſchwanenhalſig ein Roß,
Dünnmähnig, voll Muth, ſtarkhufig,
Windſchnell, weißer Naſ', vom Gebirg',
Dubhſrongheal iſt der Name dem Schlachthengſt,
Der ſchmalen Riemen tauſend
Binden den Wagen empor;
Und das blanke Gebiß des Zaums
Umhüllet im Munde der Schaum.
Geſtein hellſchimmernder Pracht

Schlingt ſich über die Mähnen der Roſſe;
Der Roſſe, die Nebeln der Höhn gleich,
Hintragen den Helden zum Ruhm.
Wilder wie Wild iſt ihr Flug,
So ſtark wie der Adler die Kraft;
Ihr Wiehern wie Toben des Sturms
Auf Gormal, erſticket von Schnee.
Im Wagen ſtrahlet der Herrſcher,
Jung, ein herrlicher Schwertſohn,
Cuchullin der bläulichen Schilde,
Sohn Seuma's, den preißt der Geſang.
Gleich ſpiegelnder Eib' iſt die Wange;
Groß rollt ſein kühnes Aug' umher,
Von ſchmaler Braune ſchwarz umwölbt.
Gelbe Locken umflammen ſein Haupt,
Ihm umſtrömend das Antlitz voll Reiz,
Wenn hoch er erſchwinget den Speer.
Fleuch, o fleuch, Herrſcher des Meers,
Fleuch den Helden, der ſich naht
Wie Stürme vom ſtrömigen Thal.
Wann floh' ich? ſprach der Schiffe Fürſt,
Wann floh Suaran der dunkelen Schilde?
Wann bebt ich dem Dräu'n der Gefahr,
Sohn Airne's, du immer ſo feig?
Trotz bot ich dem Orkan,
Auf brüllendem Meere der Schauer

Trotz ich der wildeſten Schlacht:
Und jetzt ſollt' ich entfliehen dem Kampf,
Sehn Airne's der zagenden Hand?
Auf, du mein Heer, in das Feld!
Strömet wie Brauſen des Meers hin,
Wann Wolken entſtürzet die Windsbraut.
Lochlin der Waffen umkreiſe mein Schwert!
Seyd wie ein Felſen am Meerſtrand
Im heimiſchen Lande der Waldung,
Der bäumet die Tannen empor,
Im Kampf mit des Himmels Orkan.
Wie Herbſtdonner von zwei Höhn,
So ſtürmten zuſammen die Helden;
Von zwei Felſen wie Waldſtröm'
Aufs Thal ſtürzend durchbrauſen die Flur;
So laut, dunkel, groß im Kampf,
Traf der Sproß von Zal auf Lochlin.
Häuptlinge hauen auf Häuptling'
Und Krieger ins Antlitz der Krieger.
Stahl klirrt anprallend auf Stahl;
Den Hieben zerſpalten die Helme.
Blut in Strömen fleußt umher.
Sehnen ſchwirren am eibenen Bogen;
Pfeile durchfliegen die Luft;
Speere treffen, ſinken hin.
Wie Blitze der Nacht im Gebirg;

Wie ſchmetternd Brüllen des Meers,
Wann hoch das Gewoge ſich thürmt;
Wie Donner am Rücken der Felshöh'n:
So tobend, ſo graß war die Schlacht.
Und wären's Cormac's Barden all,
Erhöhen im Lied ſie die Schlacht:
Sie kündeten kaum doch die Zahl
Der Todten und Arten des Tods.
Viel ſanken der Krieger und Helden,
Weit auf die Heide ſtrömt ihr Blut.
O trauert, ihr Söhne des Lieds,
Ob Sithàluinn, dem Schlachtſohn!
Schwell', o Ebhir, die glänzende Bruſt
Ob dem herrlichen Ardan der Schwerter!
Sie erſchlug, wie Reh' im Gebirg,
Suaran der dunkelen Schlachtſchild',
Als kühn er durch Tauſende ſchritt,
Wie, hauſend in Wolken, ein Geiſt,
Geiſt, der ſitzet ſo trüb;
Halb bilden ihn die Nebel des Nordens,
Er ſenkt, ein geſcheiterter Seemann,
Trauerblick' hin auf die Flut.
Auch ſchlief nicht die Hand die zur Seite,
Fürſt der Inſel der ſanften Schauer.
Dein Schwert auf dem Pfade des Tods
Gleicht flammenverſprühendem Blitz.

Wann ſinken die Völker im Thal,
Und Flammen die Hügel umglühn.
Helden beſchnaubet Dubhſtronyheal;
Den Huf badt Sithſad' in Blut.
Im Rücken ihm liegen die Tapfern
Wie Bäum' auf Etomla der Ströme,
Fährt über die Helden ein Windſtoß
Mit nichtigen Schemen der Nacht.
O wein' auf dem Felſen des Halls,
Edles Mädchen der Inſel der Schiffe!
Senk' hold dein Aug' auf das Meer hin,
Schöner du, wie ein Geiſt auf der Höh,
Der hehr und langſam ſich erhebt,
Wie am einſamen Hügel ein Lichtſtrahl.
Schnell, ſchnell fiel er im Streit,
Dein Jüngling der Lieb' entſeelt
Vom Stahl Cuchullin's des edlen.
Was machte ſo bleich dich, ſo kalt?
Nie regt ihn wieder Gefahr;
Nie, nie vergeußt er Heldenblut!
Todt ſank dein Jüngling, Treunſbear hin!
Mädchen, den Lieben ſchaust du nie!
Ihm heulen ſo traurig die Doggen
Daheim, wenn erſcheinet ſein Geiſt.
Entſehnt iſt der Bogen, und bloß
Am Hügel ſein Winſeln des Tods.

Wie rollt zum Strand ein Wellenheer,
So nahten mit Suaran die Feinde;
Wie trotzt dem Wellenheer der Strand,
So trotzt Eirinn dem Suaran der Schiffe.
Dort halleten Stimmen des Tods,
Tos't Schlachtruf, Waffengeklirr.
Schild' und Panzer liegen zerschellt;
Jede Hand zuckt Schwerter wie Blitze.
Kriegsgeschrei ist von Seite zu Seit',
Angriff brüllend, blutig, heiß,
Hundert Hämmern gleich, die wechselnd
Funken wild entschlagen dem Amboß.
Wer jen' auf Lena der Höhn,
So finster mit wildestem Trübblick,
Vergleichbar Gewölken der Nacht;
Ihre Schwerter wie Blitz' auf die Flut?
Ein Tosen ergreifet die Höhn,
Es zittern die Klippen am Strand.
Wer ist's, als Suaran der Schiff',
Und Eirinn's Held, den das Lied preist?
Seitwärts belugt des Heeres Aug'
Die Führer, die voll Kraft sich nah'n.
Nacht sank auf der Helden Schlacht,
Sieglos hüllend der Krieger Gefecht.
Längs der Heid' an einer Höh
Thürmt auf Daorghlas das Wild.

Erlegt durch der Tapferen Jagd,
Eh ſie ſchieden vom Hügel des Wilds.
Hundert Krieger ſammelten Heide;
Zehn fachen den Funken zur Glut;
Dreihundert wählen glattes Geſtein;
Hundert zerſchneiden in Eile das Wild;
Rings um ſchaut man den Dampf und das Mahl.
Drauf ſprach der Spender des Feſtmahls,
Eirinn's Herrſcher, der große Geiſt,
Sich ſtützend am Speer, da er aufſtand,
Zum Sohn Fena's, dem herrlichen Barden:
O Carull, der Vorzeit Sohn,
Soll hier ſchmauſen den Schmaus ich allein,
Und ſoll Lochlin's Heerfürſt
Ohne Mahl ſeyn am Geſtad'?
Lochlin's Wild iſt ferne dem Helden,
Jenſeits des Meers die öde Hall'?
Ohn' Unglimpf künde mein Wort ihm;
Ruf her den Gebieter der Schiff'.
Komm' er vom Wogengewälz
Zum Feſtmahle von Eirinn;
Hör' er rauſchen die Höh'n
Im Wald, wann in Wolken die Nacht
Stürmiſch iſt, brauſend der Wind,
Der jetzt ſeinen Gewäſſern entſtrömt.

Preiſ' er die liebliche Harf',
Und unſern Geſang auf der Höh.
Fort eilt Carull voll Sanftmuth,
Rief den Führer der Schlachtſchild':
Auf von den Häuten der Eber!
Auf, auf, Suaran, König der Höhn!
Die Freude der Muſchel des Feſtmahls
Kreiſt um Eirinn's Herrſcher rings.
Aehnlich ſprach er dem dumpfen Gerös'
Auf Cromla, wenn der Sturm erwacht:
Und kämen Fal's Jungfrauen all,
Die Hände weiß wie zarter Schnee,
Den ſchönen Buſen hoch geſchwellt,
Liebe blickend aus zärtlichem Aug:
Hier blieb' unbewegt mein Sitz,
Den tauſend Felſen Lochlin's gleich;
Hier, bis der Oſten erſtrahlt,
Zu leuchten Cuchullin zum Tod.
Wann hallt mir von Lochlin der Wind,
Der aufreget das Brüllen des Meers;
Mir rückrufend im Maſtengekrach
Erinnrung des herrlichen Walds,
Gormall's Wald mit lieblichem Grün,
Der wechſelnd ſich beuget dem Wind,
Wann Blut mir umblühet den Siegsſpeer,
Blut ſchwarzer, wütender Eber.

mein Einfall den Lesern, so soll dieser Artikel fortgesetzt werden.

Ich bediene mich hiezu der bekannten teutschen Uebersetzung der Shakespearischen Werke, welche zu Zürch in acht grosoctav Bänden heraus gekommen ist. Niemand kennt ihre Mängel besser als ich selbst; aber ich kenne auch das Gute derselben, und weiß sehr wohl, daß ihr Herr Leßing, durch das was er in seiner vortreflichen Dramaturgie zu ihrem Schutze sagte, blos Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Angenehm ist es mir, daß ich dem Publico zu einer neuen, und sorgfältig verbesserten, vermuthlich auch vollständigen Ausgabe dieser Uebersetzung Hofnung machen kan, an welcher die Herren Orell, Geßner, Füeßli und Comp. wirklich arbeiten lassen. Da ich diese Verleger ersuchen mußte, die Verbesserung (welcher ich aus Mangel der dazu erfoderlichen Muse mich nicht selbst unterziehen konnte) einem andern dazu geschickten Gelehrten aufzutragen; so wünsche ich um so mehr, (und gewiß wünscht es jeder Freund der Litteratur mit mir) daß Shakespears guter Genius über dieser Arbeit wachen möge. Der Verbesserer wird nur zu manche Stellen, wo der Sinn des Originals verfehlt oder nicht gut genug ausgedruckt worden, und überhaupt vieles zu polieren und zu ergänzen finden. Aber möchte er sich vor der Verschönerungssucht hüten, unter welcher Shakespears Genie mehr leiden würde, als unter meiner vielleicht allzu gewissenhaften Treue! Mein Vorsatz, als ich (in den ersten fünf Jahren der sechsten Dekade unsers Jahrhunderts) in dieser mühsamen Uebersetzung Erholung von noch mühsamern Geschäften und curarum dulce lenimen suchte, war, meinen Autor mit allen seinen Fehlern zu übersetzen; und dies um so mehr, weil mir däuchte, daß sehr oft seine Fehler selbst eine Art von Schönheiten sind. Verschönern ist keine so grose Kunst als sich einige einbilden; und sehr oft würde mir eine

Stelle,

Gebe Cuchullin mir Schatzung,
Cormac's des Königes Thron mir.
Giebt er's nicht, erneu't ſich die Schlacht:
Mein wird Fal mit Gewäſſer und Land.
Traurig, ſprach der Bard', iſt das Wort,
Das Suaran der Schild' erhebt.
Ja, traurig ihm nur allein,
Sprach Cuchullin der Fürſt.
Carull, hoch laß ſchallen dein Lied
Von Geſchlechtern entſchwundener Zeit.
Süß ſchwind' unter Geſängen die Nacht;
Wonn' ertön' uns im Gram.
Helden viel und ſanfte Jungfraun
Wandelten einſt im Eiland Fal.
Süß tönt der Geſang von den Helden
Alba's, der hallenden Heimath,
(— Wann ſchweigt das Getöſe der Jagd —)
Singt ihn Oiſian melodiſch;
Es hallen die Höhn des Gewilds
In's Murmeln des Stromes von Cona.
Carull ſang: In Tagen der Vorzeit
Kam hierher die Kraft des Meers,
Tauſend Schiff' auf Wogen des Oſts
Zum graulichen Ullin der Wellen.
Fal's Erzeugte machten ſich auf
Nordens Männern entgegen.

Es war der grimme Cairbre da,
Und Cridh-mor der schönste des Heers.
Oft ob dem weißen Stier war ihr Streit.
Der prangt' auf dem Hügel von Gulbuinn.
Jeder verfocht sein besseres Recht;
Ihrem Stahl entschwebte Tod.
Seit' an Seit' ergieng die Schlacht;
Und es flohen die Fremden des Meers.
Wer liebte sich mehr als die Tapfern,
Cridh'-mor, Cairbre der Held?
Glücklich, brüllte der Stier nie
Auf Gulbuinns graulicher Heide!
Auf dem Hügel sahn sie ihn;
Wieder erwachet' ihr Grimm.
Sie trafen zusammen am Lubar;
Aufs Gras sank Cridh'-mor in Blut.
Cairbre kam zu der Halle des Festmahls,
Zu Braighfólnis der lieblichen Stimm',
Ihr der reizenden Schwester des Helden.
Von Cridh'-mor tönt ihr Gesang,
Dem Jüngling, den heimlich sie liebt.
Sie weint, daß er kämpft in dem Heer,
Und harrt, daß er kehr' aus der Schlacht.
Aus dem Gewande hervorblickt
Schwellend ihr Busen, dem Monde der Nacht
gleich.

Wann ſeine Scheibe hervorwallt
Aus düſtrer Umhüllung ins Licht.
Die Stimme war Harfengetön,
Weil Lieder des Grams ſie erhob:
(— Es ſtrahlt wie ein Stern ihr Aug' —)
Wann erſcheinſt im Geſchmeide du, Held?
Nimm, Braighſóluis, nimm, ſprach Cairbre,
Nimm den wölbenden Schild des Blutkampfs,
Häng' ihn, wo kein Roſt, in die Halle;
Mein, errungen vom Feind', iſt er.
Hoch ſchlug ihr das zärtliche Herz.
Leichenblaß durchſtürmt ſie die Heide;
Findt ihn todt; erbleichet am Hügel.
Hier ruht, o Cuchullin, ihr Staub.
Ein' Eib' entwächſet dem Grab.
Du warſt ſchön Braighſóluis vom Meer;
Herrlich Eridh'-mer vom felſigen Hang!
Euch wird denken der Barde vereint,
Weil das Weltmeer flutet und ebbt.
Süß tönt deine Stimme mir, Carull,
Sprach blauäugig Cuchullin;
Süß, Barde, dein Lied auf den Höhn,
Rückenſend die Zeiten des Ruhms!

V. 613. Worte, die Braighſóluis ſang.

Sie gleichen dem Thaue der Schauer,
Wann blicket die Sonn' auf die Flur,
Der Schatten am Hügel dahinschwebt,
Und leise das Lüftchen und sanft haucht.
Auf, Sohn Fena's, mit Harfengetön', auf!
Preise die ferne Geliebte du mir,
Den Lichtstrahl Dunscathachs der Wellen,
Braighgheal langsamrollendes Aug's,
Die in der Insel der Heer' ich ließ,
Sie die Gattin, jung und schön.
Erhebst du dein Antlitz voll Liebreiz,
Vom Felsen mein Segel zu schaun?
Nichts siehst du als Oede der Meerflut!
Nicht der Schaum des Gewogs ist dein Held!
Laß den Felsen! Umher ist die Nacht;
Der Berghauch weht um dein Haupt.
Nicht kehr' ich vom Feld, bis Sieg mir,
Weil noch wehret die Flucht in dem Thal.
O Conall, durch Kunde von Schlachten
Entferne die Edle dem Geist!
Reizend ist, herrlich im goldnen Gelock
Sorglan's Tochter, und groß sein Ruhm.
Conall langsamer Rede begann:
Stelle Wachen den Fremden des Meers;
Stelle Krieger dort ins Gebüsch,
Zu achten auf Suaran der Wogen.

Mein Geiſt iſt für Frieden, o Held!
Bis kommen von Alba der Höhn
Die Tapfern mit Comhal's Sohn,
Dem Erſten in Schlachten des Thals.
Er ſchlug, ein Zeichen, den Schild:
Wachen zogen längs den Höhn.
Am Hang der Heide das Heer ruht
Im Nachthauch, ſternebeglänzt.
Seemen der Helden, gefallen im Streit,
Graunweiken umſchweben ſie hier,
Und ferner her vom ſtillen Lena
Höret man Winſeln des Tod's.

* * *

Anmerkung.

Die Willkührlichkeit, womit Macpherſon ſein Original behandelte, indem er die hohe Einfalt deſſelben bald durch Schwulſt, bald durch Verwäſſerung und Zuſätze aus ſeinem Gehirn entſtellte, glaubte ich in der Vorrede zu der Probe einer Ueberſetzung Oſſians aus dem Gaeliſchen Original, Oldenburg 1807, 4. hinlänglich aus einander geſetzt und erwieſen zu haben. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß, eingewurzelte Vorurtheile auszurotten, kein leichtes Geſchäft ſey. Noch immer giebt es Stockgläubige,

die an Macpherson's Unfehlbarkeit glauben, und von der genialiſchen Behandlung des geiſtreichen Ueberſetzers, von andern Lesarten und andern Rhapſoden träumen, ohne zu wiſſen, daß der Text in der Gaeliſchen Ausgabe wörtlich nach Macpherſon's Abſchrift, die er ſchon vor vielen Jahren zum Druck ins Reine ſchrieb, und wonach er die Ausgabe der letzten Hand London 1773, 8. revidirte, abgedruckt ſey, und daß die Herausgeber nur die fehlerhafte Orthographie mit der beſſern, jetzt allgemein angenommenen, vertauſcht haben. Die bis zum Aengſtlichen gehende Gewiſſenhaftigkeit, womit man die gaeliſche Ausgabe beſorgt hat, leuchtet aus dem Anfange des Vorberichts hervor, den ich herſetzen will:

In the poems now published, some words and passages, which are to be found in Mr. Macpherson's translation, are wanting. These might have been supplied from other transcripts, or oral tradition; but the Committee appointed to superintend the printing of this Work, *were scrupulous about making any addition to the manuscripts left by Mr. Macpherson.*

Zu Nutz und Frommen jener gläubigen Seelen will ich einige der vorzüglichſten Abweichungen der Engliſchen Ueberſetzung anführen, um dadurch die Vergleichung und die Entſcheidung über Original und Copie zu erleichtern. Von Macpherſon's Fehlern wird in den Anmerkungen zu der teutſchen metriſchen Ueberſetzung, woran jetzt gedruckt wird, weiter nicht die

Rede seyn. Den scharfsinnigen Kunstrichtern, die den Verfasser der Gedichte The Hunter Death, The Highlander, u. s. w. auch für den Schöpfer des Carthonn, des Fionnghal und der Tighmora, und die das Englische für das Original und das Gaelische für die Uebersetzung halten können, habe ich bloß zu sagen, daß ich die Tiefe ihrer Weisheit staunend bewundere. Beiläufig muß ich bemerken, daß unter allen Gedichten Ossians der 1ste Gesang des Fionnghal am schwersten in die Form des Originals zu übertragen sey, und daß eine gleiche Zahl Verse in Pindars Sylbenmaaße — die 1ste pythische Ode mit eingeschlossen — zu übersetzen, mir weniger Zeit und Mühe würde gekostet haben.

V. 7. Macph. „Der Späher des Oceans kommt,
„Moran der Sohn Fithils.

Die ängstliche Eile des über Suarans Ankunft erschrockenen Spähers, der die Schritte beflügelt, ist im Original sehr gut ausgedrückt. Mit Recht wundert sich Voß S. CLII, warum Macph., der sonst mit Beiwörtern nicht kargt, vielmehr sie zu Dutzenden aus seiner Fabrik dem Dichter leihet, hier den Beisatz *Luath — — nan ceum ard* nicht übertragen habe.

V. 19 — 29 und V. 51 — 59 s. Probe e. n. Uebersetzung Ossians a. d. G. Or. S. 7 u. 8.

V. 103 Macph. „Heil euch, ihr Jäger des Rothwilds!
„Es naht sich ein anderes Spiel;
„Es gleicht dem dunklen Wagengerolle an der Küste.

„Werden wir fechten, ihr Söhne des Kriegs
„Oder das grün Erin hingeben an Lochlin?

Die Verse 105, 6, des Dr. die zur Deutlichkeit des Ganzen unentbehrlich sind, läßt Macph. aus, und giebt uns dafür einen Vers voll Schwulst, der den Zusammenhang zerreißt. Man sehe Voß S. CLV.

V. 116 Macph. „Siehe, du erster in Cormacs Kriegen
„Die düstre Flotte Guarans!
„Seiner Masten sind viel an unsrer Küste,
„Wie Schilf an Lego See.
„Seine Schiffe sind Wälder von Nebel umhüllt,
„Wem wechselnd die Bäume sich beugen im Windstoß.

Den 121ten V. läßt Macph. weg, aus dem waldumkränzten Lego s. Tighmora 7, 1, macht er einen See voller Schilf und Binsen, macht aus einem Walde Wälder, und hüllt diese in Nebel ein, den man im Original vergebens sucht.

V. 162. Nach diesem Verse hat Macph. seine Uebersetzung mit zwei Zeilen aus seinem Gehirn vermehrt, wovon das Original keine Sylbe kennt, s. Probe e. n. Ueb. S. 8.

V. 178 Macph. „Wo ist jene Wolke des Kriegs, Duchomar?

Eben dieſer Ausdruck, den das Or. nicht kennt, wird V. 186 wiederholt.

V. 193 Macph. „Und du, o tapfrer Duchomar,
„Ein Nebel des ſumpfigen Lano,
„Wenn er über die Herbſtflur wallt,
„Und Tauſenden Tod bringt.

Den 194 Vers hat Macph. verändert, und die beiden letzten ſind ganz ſeine Erfindung; eine der unglücklichſten, die es nur giebt, da die ganze Idee Oſſian völlig fremd iſt.

V. 197 Macph. „Du biſt gefallen im Dunkeln, wie ein Stern,
„Der über die Einöde hinſchießt,
„Wann der Wanderer einſam iſt,
„Und über den hinſchwindenden Strahl trauert.

Schießende Sterne und feurige Meteore, ſagt Voß, ſind Lieblingsbilder, die Macph. allenthalben anbringt, ſie mögen paſſen oder nicht. V. 198 iſt ganz aus Macphersons Gehirn, und die beiden letzten ſind durch allerlei Aenderungen entſtellt.

V. 224. Ueber die albernen Veränderungen und über die nach dieſem Verſe eingerückten Zuſätze, die mit der Stelle aus dem Hohen-Liede: „Deine Naſe iſt wie der Thurm auf Libanon", Aehnlichkeit haben, ſ. die Probe e. n. Ueb. S. 9.

V. 230 — 237. Ueber die Veränderungen und Zuſätze ſ. Probe e. n. Ueb. S. ꝛc.

V. 258 Macph. „Lange ſoll Morna warten.
„Er fiel am Strome Branno

Der letzte Vers iſt ein Zuſatz von Macph. Hier iſt Branno bei Macph. ein Strom, und V. 224 iſt er bei ihm ein felſigtes Gebirg. Von Inconſequenzen der Art wimmelt es bei Macph. Die Ueberſetzer gehen ſtumm vorüber, und vermehren z. B bei V. 224 den Unſinn noch durch allerlei ſeltſame Dollmetſchungen.

V. 275 Macph. „Er fiel wie das Ufer eines Bergſtroms,
„Und ſprach, ausſtreckend die Hand.

Den erſten V. hat Macph. durch Bombaſt gänzlich entſtellt. Im Original V. 215 heißt es:

Dir murmelt ein Strom zur Seit'.

An dieſem Strom wird Dubhchomar von Mairne durchbohrt, und ſinkt nieder. Dies iſt Macph. viel zu einfach und matt; er läßt ihn alſo niederplumpen wie das Ufer eines Bergſtroms. Doch der größte Unſinn, von dem es unbegreiflich iſt, daß keiner der Ueberſetzer ihn bemerkt hat, folgt bald nachher V. 288. Der an der tödtlichen Wunde niedergeſunkene Dubhchomar will ſich rächen. Er bittet ſeine Mörderin ihm den Stahl aus der Seite zu ziehen. Sie nähert ſich ihm unter Thränen. Wie ſie ihm nahe genug iſt, packt er ſie, zieht mit Anſtrengung ſeiner

Stelle, über welcher ich stundenlang brütete, nur einen Augenblick gekostet haben, wenn ich den Shakespear hätte reden lassen wollen, wie er selbst vielleicht sich ausgedrückt hätte, wenn er Garricks Zeitgenosse gewesen wäre. Aber ich glaube, wer in dem Falle ist sich an der Copie von dem Gemählde eines grosen Meisters begnügen lassen zu müssen, wird eine getreue Copie, die mit den Schönheiten des Originals auch seine Fehler darstellt, einer von fremder Hand vermeyntlich oder auch wohl wirklich verschönerten Copie, die eben dadurch keine Copie mehr ist, vorziehen. Ein Homer, ein Lukrez (wo er Dichter ist) ein Shakespear, muß getreu copiert werden (sollte auch der Sprache dadurch einige Gewalt geschehen) oder gar nicht. Und wer könnte dies letztere bey Shakespears Werken wünschen?

d. H.

Auszüge aus dem Hamlet.

* * *

„Gebrechlichkeit, dein Nahme ist, Weib!“

* * *

„Schändliche Thaten müssen ans Licht kommen, und wenn der ganze Erdball über sie gewälzt wäre.“

* * *

„Das gefälligste Mädchen ist verschwenderisch genug, wenn sie ihre keusche Schönheit dem Mond entschleyert. — Furcht ist die beste Sicherheit gegen die Liebe. Jugend hat einen Feind in sich selbst, wenn sie auch keinen von aussen hat.“ 34

(Regeln

letzten Kräfte das Eisen sich aus der Seite und stößt es Muirne in die Brust. Dies hat Macph. auf das scheuslichste so geändert und verzerrt:

„Sie kam. In all ihren Thränen kam sie;
„Sie zog das Schwert aus seiner Brust.
„Er durchbohrte ihre weiße Seite.
„Er spreitete ihre schönen Locken auf dem Boden umher.

V. 301 Macph. „Aber sey du auf einem Mondstraht, o Morna,
„Nahe dem Fenster meiner Ruhe

Von dem letzten Verse ist keine Spur im Original.

V. 350. Die von V. 345 — 382 eingerückte Beschreibung des Wagens und der Rosse Cuchullins, ist, wie die Beschreibung des Schildes des Achilleus bei Homeros, ein Gegenstand, an dem so oft engherzige Kritiker ihr Heldenthum zu bewähren versucht haben. Z. B. Adelung, ohne zu bedenken, oder zu ahnen, daß der geschmacklose, nach Bombast und Wortprunk haschende englische Uebersetzer das Original hier fast in jeder Zeile corrumpirt und entstellt hat.

Der hier beschriebene Wagen ist nichts mehr und nichts weniger als ein Essedum, wie es zu Cäsars Zeiten in Britannien im Gebrauch war, s. Caes. d. bello Gall. L. 3, 33. und Morus hat ganz recht, wenn er dies Wort so erklärt: Currus bellicus fuit, qui nihil nisi rotis impositam sellam (δίφρον) habuit, in qua miles et auriga sederent.

Macph. „Hinten krümmt er ſich wie eine Woge nahe am Felſen,
„Gleich dem ſonnebeſtreiften Nebel der Heide."

Das mit Schwabacher gedruckte iſt ein ſehr unglücklicher Zuſatz von Macph., eben ſo unglücklich als die Aenderung V. 346.

„Der Wagen, der Wagen des Kriegs kommt heran,
„Gleich der Flamme des Todes."

V. 352 Macph. „Eingefaßte Steine ſind ſeine Seiten,
„Sie funkeln wie die See um das nächtliche Boot."

Die hier gemeinten Steine ſind weder Diamanten, noch in Gold gefaßte Rubinen, wie unwiſſende Wizlinge faſeln, ſondern — eine Art ſehr glatter, blanker Kieſel, clocha-buadh, (Engliſch stones of virtue) womit alte Mütterchen in Schottland noch bis auf den heutigen Tag Krankheiten beſprechen und allerlei Aberglauben treiben. Blair, ſo verkehrt oft ſeine Anſicht iſt, hat ganz Recht, wenn er von Cuhullins Wagen ſagt: It was *merely a horse-litter*, set with *scotch pebbles*.

V. 355 Macph. „Die Seiten ſind gefüllt mit Speeren;
„Der Boden iſt der Ruheſtuhl der Helden."

Die letzte Zeile ist ganz Macpherson's Machwerk, und von allen albernen Zusätzen bei weitem der albernste. Ein Wagen, oder Wagenkasten ohne Boden, worin der Krieger stehen und fechten soll, ist ein Unding. Hat nun der Wagen einen Boden, so versteht es sich von selbst, daß der Krieger, der in demselben sicht, die Füße auf diesen Boden setzen muß. Es ist also eine Albernheit Macpherson's, zu sagen, der Boden im Wagen diene dazu, daß die Helden die Füße darauf setzen, oder wie er sich in seiner pomphaften Manier ausdrückt: Der Boden ist der Fußschemel der Helden." Daß keiner unsrer Uebersetzer bei dieser Stelle anstieß, könnte Verwunderung erregen, wenn man nicht wüßte, daß diese Herren in der Regel mehr mit den Fingern, als mit dem Kopfe ihr Handwerk treiben.

V. 362, 3. Macpherson's frühere Ausgabe:

„Die oben verspreitete Mähne
„Gleicht einem Dampfstrom auf der Heide.

Die Ausgabe der letzten Hand, der dies viel zu einfach war, hat mit noch größerm Wortprunk:

„Die oben verspreitete Mähne
„Gleicht einem Dampfstrom auf einem Felsenriff.

V. 365 Der Name des Rosses im Original ist Sithfadi (Weitschritt.) Macph. ändert diesen Namen in Sulin-Sifadda und einer seiner neuesten Ueber-

ſeyer in Sulin. Der Grund hievon läßt ſich nicht einſehen, denn mit Voß anzunehmen, daß Macph. die Worte des Originals — — — bu luath

„Shiubhal; sithfada b'e ainm.

in der Haſt des Ueberſetzens falſch interpungirt, nämlich nach luath, und Shiubhal sithfada als suilean chifada ſich gedacht habe, will mir nicht einleuchten. Für den teutſchem Verbeſſerer läßt ſich gar kein Entſchuldigungsgrund auffinden, eben ſo wenig als warum der tübinger Ueberſetzer, ſein Original in Wortprunk übertreffend, dollmetſchte: Glitzernd ſind des Wiehrers ſtahlne Seiten.

V. 370. Macph. „Sein Name iſt Ossronnal
„Unter den ſtürmiſchen Söhnen
des Schwerts.

Die letzte Zeile iſt ein Zuſatz Macpherſon's.

V. 372. Es iſt lächerlich, wenn Adelung, Mithridates 2. Thl. 134 S. ſagt: „Fingals (ſoll heißen Cuchullins) Wagen hieng in lebernen Riemen, wie ein pariſer Phaeton" (ſchreibe, Phaethon.) — Der Wagenkaſten, worinn der Fuhrmann und der Kämpfer ſich befinden, ſteht auf der Achſe, und iſt, um ihn gegen das Umſchlagen zu ſichern, auf allen Seiten mit lebernen Riemen, die bei Oiſſan auch die Stelle der Stricke und Schiffstaue vertreten, feſtgebunden. Dies iſt ganz einfach. Die Verſe 374, 5 ſcheinen mir wegen *chabstar*, eines ſehr modernen Worts, verdächtig, und die Verſe 375, 6 ſind in jeder Rückſicht offenbare Interpolation, die nirgends

mehr als in der Beſchreibung des Wagens gewütet hat ſ. Report S. 206 unten, wo dieſe Verſe nach einer neuern, noch mehr corrumpirten Reimerei angeführt ſind.

V. 379. Im Original:

„'S fiadhaiche na fiadh an colg.“

Wörtlich: Hirſchartiger als Hirſche iſt ihre Wildheit, (ihr hitziger Lauf) V. 380 hat Macph. interpolirt durch: „Die Kraft der Adler, die auf Beute herabſtürzen.

Den V. 402 hat Macpherſon ſehr unglücklich ſo geändert:

„Ich begegnete den Stürmen der Wolken.“

V. 404 hat Macph. weggelaſſen, und dafür folgende zwei aus ſeiner Fabrik dem Dichter geliehen:

„Wäre Fingal ſelbſt vor mir,
„Furcht ſollte meine Seele nicht trüben.“

V. 413 iſt von Macph. in zwei Verſe aufgelöſt:

„Wie des Herbſtes düſtre Stürme
„Von zwei hallenden Hügeln ſich ſtürzen.“

Macph. hat hier thoirm, donnerndes Getöſe, Donnergeroll, mit stoirm, Sturm verwechſelt, und die ganze Stelle verdorben. Die Anmerkung, die Voß zu dieſer Stelle macht, mag hier Platz finden: „Hier iſt das Gaeliſche von Macph. wieder verfehlt, oder mißverſtanden, und eine der erhabenſten Stellen des Gedichts iſt durch den Fehlgriff eines einzigen Worts in eine alberne, ſinnloſe, obgleich wort-

prunkende Tautologie verwandelt. Bei Macph. wird das Anrücken der feindlichen Heere erst mit Herbststürmen, die von zwei hallenden Hügeln herabstürzen, verglichen, und fast in demselben Athemzug wieder mit zwei tiefen Strömen, die von hohen Felsen herab auf einander treffen. Dagegen vergleicht das Original das Schlachtgeschrei vor dem eigentlichen Treffen mit dem Donner im Herbst, der von zwei Bergen zurückhallt, und das Zusammentreffen der Heere selbst mit zwei Waldströmen, die von gegenüberstehenden Felsen auf einander stürzen.

V. 425 Macph. „Pfeile durchrauschen die Luft;
„Speere fallen wie Kreise des Lichts,
„Die das stürmische Antlitz der Nacht vergolden.
„Wie das Toben des empörten Oceans,
„Wann die Wogen hoch empor rollen;
„Wie der letzte Schlag des Donners am Himmel:
„So ist das Tosen der Schlacht."

Im Original fängt mit V. 427 ein neuer Absatz und ein neues Schlachtgemälde an, das zu den trefflichsten des ganzen Gedichts gehört. Diesen Anfang eines neuen Absatzes verbindet der gedankenlose englische Dollmetscher in der Hast des Uebersetzens mit dem vorhergehenden Verse, zerreist dadurch die Gedankenfolge, und bürdet dem Dichter einen Unsinn auf, der ihm nie einfallen konnte. Was kann alberner seyn, als ge-

ſchleuderte Speere mit Kreiſen des Lichts, die das ſtürmiſche Antlitz der Nacht vergolden, zu vergleichen? Ganz recht fragte ſchon Denis in der erſten Ausgabe ſeiner Ueberſetzung B. 1. S. 23: „Sind dieſe Kreiſe des Lichts Sterne, oder Blitze, oder etwa gar der Nordſchein?“ Die Mißgriffe der Ueberſetzer, denen dieſe Circles of light ein wahres Kreuz waren, übergehe ich.

V. 442 — 449 wird Suaran im Original, mit einem Geiſte verglichen, der einſt als Seemann im Schiffbruch ſein Leben verlor, und jetzt finſter und trübe in den Wolken ſitzt, und auf das Meer, den Schauplatz ſeines Unglücks, hinabblickt. Macph. der dieſe im Gaeliſchen etwas ſchwierige Stelle nicht verſtand, überſetzt zwei Verſe falſch, zwei läßt er aus, zwei giebt er uns aus ſeiner Fabrik, und überſetzt wie folgt:

„Sie fielen — — — — —
„Durch die Hand des mächtigen Suaran,
„Als in der Mitte von Tauſenden er brüllte,
„Gleich dem helltönenden Geiſte eines Sturms.
„Er ſitzt trüb auf den Wolken des Nordens,
„Und freuet ſich des Todes des Seemanns.

In der frühern Ausgabe heißt der vorletzte V. ſo:

„Der trübe ſitzt auf den Wolken Gormals.

Herr Schubart überſetzt: „Wie der heulende Nachtgeiſt, wenn er dämmernd in den Wettern des Berges ſitzt, und Tod dem Schiffer bereitet.“ —

So willkührlich geht man mit dem Texte des großen Dichters um, und knätet ihn, wie Wachs, zu allem, wozu Unwiſſenheit und Laune des Augenblicks antreiben! —

V. 451. Nach dieſem Verſe beſchenkt uns Macph. mit zwei Zeilen, wovon im Original keine Sylbe ſteht:

„Viel waren der Tode deines Arms,
„Cuchullin, du Sohn Semo's!

Hierauf, anſtatt die Apoſtrophe fortzuſetzen, fällt M. aus der Conſtruction, verwandelt das Dein des Originals in Sein, macht aus einem Verſe zwei tautologiſche Verſe voll unnützer Zuſätze und überſetzt:

Sein Schwert war gleich dem Strahl des Himmels,
Wenn er die Söhne des Thals durchbohrt,
Wenn die Völker verſehrt ſtürzen.

V. 456 Macph. „Sithfadda badete in Blut den Huf.
„Die Schlacht lag hinter ihm,
„Wie umgeſtürzte Wälder auf Cromla's Wüſte.

Wie prächtig! In dem beſcheidenen Originale liegen die erſchlagenen Krieger hinter dem Roſſe, das über ſie forttrabt, wie Bäume an den Strömen die dem Cromla entſtürzen. Nach Macpherſon's Anmerkung zu Fionnghal 1, 95 iſt Cromla ein Hügel auf der Küſte von Ulſter. Hier hat er dies ſchon wieder vergeſſen, und macht Cromla zu einer Wüſte.

Auf Inconſequenzen der Art ſollten die Ueberſetzer billig achten, aber dies fällt ihnen gar nicht ein.

V. 460 fährt im Original der Windſtoß mit nichtigen Schemen der Nacht über die Heide hin. Dies iſt für M. viel zu ſchwach. Er überſetzt:

„Wenn der Windſtoß über die Heide fährt,
„Beladen (laden, belaſtet) mit den Geiſtern der Nacht."

Auch dieſe Verſchönerung genügt den gemüthvollen Teutſchen nicht, wie Herr Jung ſie nennt. Der Tübinger überſetzt:

„Wenn der Sturmwirbel hinübergefauſt, und von Geſpenſtern der Nacht wimmelt die Haide." Höher ſollte man denken, ließe ſich die erhabenſte Erhabenheit nicht ſchrauben. Grundfalſch! Der neueſte Ueberſetzer läßt ſie alle zurück, indem er dollmetſcht: „Wenn der geiſterbeladene Orkan durch die Haide erbrauſt."

V. 468, 9 hat Macph. in Einen Vers zuſammengezogen:

„Er iſt gefallen! Dein Jüngling liegt zu Boden."

V. 471 fehlt bei Macph.

V. 475 iſt von Macph. ſehr platt ſo verkürzt:

„O Jungfrau von Iniſtore."

V. 479 Macph. „Kein Getön iſt auf dem Hügel ſeiner Hinden.

Die frühere Ausgabe hat:

„Kein Gelön iſt auf der Heide ſeiner
„Hinden."

Von allem dieſen weiß das Original nichts.

V. 483 — 490. Faſt nirgends hat M. ſo mit Zuſätzen, Weglaſſungen und Bombaſt gehauſt, als in dieſen Verſen. Man höre und vergleiche:

„Der Tod erhebt alle ſeine Stimmen rund
„umher,
Und vermiſcht ſie mit dem Klang der Schilde.
Jeder Held iſt ein Pfeiler der Dunkelheit,
Das Schwert ein Feuerſtrahl in ſeiner Hand.
Das Schlachtfeld hallt von Flügel zu Flügel,
Wie hundert Hammer, die wechſelnd ſich erheben
Ueber dem rothen Sohn der Schmiede.

Den V. 486 und 489 hat M. ganz weggelaſſen, und dafür allerlei aus ſeinem Gehirn eingemiſcht, worunter der *pillar of darkneſs* in der dritten Zeile den Ueberſetzern viel Kummer gemacht hat. Der eine überſetzt es „Schattenſäule," ein anderer „Pfeiler der Nacht" ein anderer „finſterer Thurm," und noch ein anderer „düſterer Pfeiler."

V. 491 Macph. „Die kleinen Hügel ſind verſtört umher,
„Die Felſen zittern mit all ihrem
„Moos."

V. 500 Macph. „Viel ſind der ängſtlichen Augen
„ihrer Freunde,

* * *

(Regeln eines Vaters für seinen auf Reisen gehenden Sohn.) 37

„Gieb deinen Gedanken keine Zunge; und, wenn du ja von unregelmäßigen überrascht wirst, so hüte dich wenigstens, sie zu Handlungen zu machen.

Sey gegen jedermann leutselig, aber mache dich mit niemand gemein.

Hast du bewährte Freunde gefunden, so hefte sie unzertrennlich an deine Seele. Aber gieb deine Freundschaft nicht jeder neuausgebrüteten noch unbefiederten Bekanntschaft preiß.

Hüte dich vor Gelegenheiten zu Händeln; bist du aber einmal drinn, so betrage dich so, daß dein Gegner nicht hoffen könne, dich ungestraft zu beleidigen.

Leyh dein Ohr einem jeden, aber wenigen deinen Mund.

Nimm jedermanns Tadel an, aber dein Urtheil halte zurück.

Kleide dich so gut, als es dein Beutel bezahlen kan; aber nicht phantastisch; nicht immer kostbar, aber immer mit Geschmack. Der Anzug verräth oft den Mann.

Vor allem sey redlich gegen dich selbst, denn nur alsdann wirst du es auch gegen andre seyn.“

* * *

Polonius zu Ophelien, da er sie vor der Liebe des Prinzen Hamlet warnt. 40

„Traue seinen Schwüren nicht; traue desto weniger, je feyerlicher sie sind! Sie hüllen sich, gleich den

„So wie sie dämmernd auf der
Heide sie sehn.
„Aber Nacht verbirgt in Wolken
die Führer,
„Und endet das furchtbare Gefecht."

V. 511 u. 512 zieht M. in Einen Vers zusammen:

„Das Mahl dampft weit umher."

V. 557 — 560. Die edle Einfalt des Originals hat M. so durch Pomp entstellt:

„Laß den düstern Cuchullin mir abtreten
„Cormac's alten Thron;
„Oder Erins Waldströme sollen zeigen
von ihren Hügeln
„Den rothen Schaum des Bluts seines
Stolzes"

V. 585 heißt es bei Macph.

„Lang hatten sie gekämpft um den bunten
Stier."

Zehn Verse später (V. 595) hat M. schon wieder vergessen, daß der Stier bunt ist, er macht daher einen schneeweißen Stier daraus:

„They saw him leaping *like snow*,
„Sie sahen ihn hüpfen dem Schnee gleich."

Eine so handgreifliche Gedankenlosigkeit sollte wenigstens den Uebersetzern auffallen, aber auch nicht einer hat sie bemerkt. Voß macht hierbei die gegründete Bemerkung: That no original composer

could have committed such a blunder, — und wer wird ihm nicht beistimmen!

V. 612 hat M. ganz weggelassen und dafür zwei andere von seiner Erfindung gegeben:

„Ihre Seele hieng an Grudar.
„Der geheime Blick ihres Auges war sein.

V. 622 hat M. durch allerlei Zusätze in zwei Verse verwandelt:

„Diese einsamen Eiben entkeimten ihren Gräbern,
„Und beschatten (beschirmen) sie vor dem Sturm."

In der frühern Ausgabe lautet es noch empfindsamer so:

„Und diese beiden einsamen Eiben, ihren Gräbern entkeimt,
„Wünschen sich in der Höhe zu umarmen.

V. 625 Macph. „Der Barde wird ihre Namen bewahren,
„Und sie hinabbringen zu künftigen Zeiten."

V. 634 hat M. ganz weggelassen.

V. 646. Nach diesem Verse hat M. zwei Zeilen eingerückt, wovon im Original kein Wort steht:

„Gehe zurück in die Hallen meiner Male,
„Denke der Zeiten, die vorüber sind.

V. 658 — 660 hat M. so geändert:

„Bis Selmas Geschlecht kommt,

„Bis Fingal kommt, der Erste der Men-
„schen,
„Und gleich der Sonne unsre Gefilde
bestrahlt.

Der neueste Uebersetzer, welcher so viel als möglich den englischen an Wortprunk zu übertreffen sucht, übersetzt den letzten Vers:

„Und gleich der Sonne unsre Felder durch-
lobert.

Diese Bemerkungen ließen sich noch um das Doppelte und vielleicht Zehnfache vermehren, denn, wie Roß sehr richtig bemerkt, Macphersons Uebersetzung bietet fast in jeder Zeile Stoff zur Kritik und zum Tadel; allein es mag an dieser Probe genug seyn. Einleuchten wird es jedoch hoffentlich jedem, durch kein Vorurtheil bestochenen Leser, daß, mögen die unter Ossians Namen bekannt gewordenen Gedichte zum Verfasser haben, wen sie wollen, sie unmöglich aus Macpherson's Kopf kommen, oder kommen können.

III.

Nekrolog.

I.

Hofrath Dr. Beireis *)

Der verstorbene Professor und Hofrath Dr. Beireis zu Helmstädt gehörte unstreitig zu den interessantesten Männern, und ich hoffe, die öffentliche Mittheilung einiger Nachrichten über denselben werde um desto willkommner seyn, da der Merkur vor kurzem öffentlich dazu aufforderte. In der Gesellschaft eines der gelehrtesten Aerzte Teutschlands, brachte ich einen ganzen Tag im Hause des Verstorbenen zu, lernte die Schätze

*) Der N. T. Merkur ist dem würdigen Einsender dieser Nachricht sehr verpflichtet. Nach allem, was in manchen Blättern, besonders im Freimüthigen, neuerlich über den räthselhaften Wundermann gesagt worden ist, ist diese Materie doch bei weitem nicht erschöpft. Wohin ist sein Diamant verschwunden? Wer ist Besitzer der Lieberkühnischen Präparate geworden?

ſeines reichhaltigen Kunſt-Kabinets ſo wie die Gemälde-Sammlung kennen, und genoß durch ſeine lebendige Unterhaltung ein großes Vergnügen.

Das Aeußere dieſes Mannes hatte viel Eigenes. Er war mehr klein als groß, nicht ſtark und blaß im Geſicht, gieng etwas gebückt und zeigte in den Bewegungen ſeines Körpers, im Auge und in der Sprache viel Lebhaftigkeit. Er trug eine weiße, ziegenhaarene niedrige Perücke, hinten mit einem kleinen Knoten und an den Seiten mit weit vorgehenden Locken welche am Augenwinkel anfingen und über dem Ohr endeten. Eine weiße, dünne und ſchmale Halsbinde, wurde hinten durch eine große ſilberne Schnalle gehalten, und der Rock mit großen Schößen und Aufſchlägen, war, ſo wie die langgetaſchte Weſte und die Beinkleider, von hellblauem Tuch. Hochklappige Schuhe mit kleinen runden Schnallen und ſchwarze Strümpfe, zierten den untern Theil. Von den Merkwürdigkeiten ſeines Kunſt-Kabinets, intereſſirte mich beſonders die Rechenmaſchine des Würtembergiſchen Predigers Hahn, welche mit unglaublicher Schnelligkeit das Facit gegebener Summen herausbrachte; der ganze Apparat des berühmten Otto von Guerike, zuſammt den hal-

den Kugeln, woran er den verſammelten Ständen des teutſchen Reichs 1654 die Kraft der Luft zeigte, indem 24 davor geſpannte Pferde ſie, nachdem die Luft herausgepumpt war, nicht auseinander zu ziehen vermochten; dann enblich die bekannten Vaucanſonſchen Automaten; ein Flötenſpieler, ein Trommelſchläger und eine Ente, ſämmtlich in natürlicher Größe. Die Ente war ohne Ueberzug, wodurch man ſich noch deutlicher über das Kunſtwerk belehren konnte, und beſtand aus lauter kleinen Metallſtäben. Aufgezogen ſchien Leben in ſie zu kommen, und es regte ſich jedes der faſt unzählbaren Gelenke. Sie ahmte alle Gebärden einer lebendigen Ente nach, ſchnatterte und fraß die vorgehaltene Gerſte aus meiner Hand.

Beireis erzählte hierbei von dem enormen Preiſe dieſer Automaten, und wie er als Knabe, da er davon geleſen, ausgerufen hätte: Vater, die muß ich haben! wie ſein Vater ihn geſchlagen, ihm dieſen Ausruf und die Begierde nach den Automaten verwieſen; ihn aber um Verzeihung gebeten und geküßt habe, da er verſichert hätte, er wolle und werde ſie ſich durch groſſe Anſtrengung zu verſchaffen wiſſen. Das war

damals mein Vorsatz, fügte er hinzu, jetzt habe ich sie, denn der Wille des Menschen ist allmächtig, was ich will, das kann ich. Auch kann ich jede Sache, die Sie von mir verlangen mögen, in Zeit einiger Stunden erfinden. Ich habe die richtigste Logik, und sie führt bei meiner tiefen Kenntniß der Natur auf Alles. Bemerkenswerth war noch ein Wagen von seiner eigenen Erfindung, welcher durch ein inneres Triebwerk gieng, ein 64 Pfund tragender Magnet und ein Mikroskop, welches 64 Millionen Mal vergrößern sollte. Seine nicht unbedeutende Gemälde-Sammlung enthielt gewiß manches vortreffliche Stück. Als vorzüglich erinnere ich mich eines Abendmahls, wo Jesus das Brot brach, und eines Christusknaben, welcher in kindlicher Unschuld mit dem gleich großen Johannes spielte. Seiner Versicherung nach besaß kein Regent der Erde eine kostbarere Samlung; denn sie enthalte den ersten Versuch und das Hauptwerk eines jeden großen Meisters. Die darauf verwandte Summe überstieg alle Vorstellung, und, wenn die Russische Kaiserin oder der Herzog von Orleans in Auctionen auf 20 und 30.000 Rthlr. Kommissien gegeben hatten, so gab er sie unbedingt, und wurde der Besitzer. Einige Zeit nach meinem Besuche schrieb er: Zur

Vollkommenheit meiner Sammlung fehlen nur noch zwei Stücke. Ich hoffe aber mit Bestimmtheit, sie nächstens zu erhalten; denn aus dem Nachlasse des unglücklichen Herzogs von Orleans sind sie in England für 270,000 Pfund Sterling verkauft, und werden nun versteigert, wo ich unbedingte Kommission gegeben habe. Kostbarer aber als alles bleiben unstreitig die feinen Lieberkühnschen Präparate, wovon der, welcher sie nicht sahe, sich kaum eine Vorstellung machen kann. Sie enthalten die zartesten Theile des menschlichen Körpers, mit Wachs ausgespritzt. Jedes derselben liegt zwischen klaren Glasplättchen, und hat sein eigenes, auf einem Stiel steckendes Mikroskop. Mit bloßen Augen betrachtet, erscheint manches kaum wie ein rothes Fleckchen, von der Größe eines Nadelknopfs; durch das Mikroskop aber tritt der bewundernswürdige Bau des Innern klar vor die Augen. Lange brachte ich bei dem Beschauen einiger davon zu, und wußte nicht, in Staunen versunken, ob ich mehr die Natur bewundern sollte oder den Künstler, der sie zur Anschauung darstellte. Der ganze Schatz dieser Samlung, dessen Zahl ich nicht mehr angeben kann, wird in einem etwa handgroßen Futteral bewahrt. Als Lieberkühn gestorben war, soll er diese Präparate,

die Krone ſeiner Arbeiten, ſeinem noch unmündigen Sohne vermacht haben, mit der Bedingung, ſie ſtets in der Familie zu erhalten. Da auch dieſer bald darauf ſtarb, wünſchten die Erben ſie zu veräußern, und die Ruſſiſche Kaiſerin, im Beſitz der übrigen, trug dem Fürſten Orlow auf, ſie zu kaufen. Man verlangt 14,000 Rthlr.; der Fürſt handelt, Beireis erfährt dies, eilt mit Extrapoſt hin, zahlt, unterdeſſen die Pferde wechſeln, 14,000 Thaler, und kehrt überglücklich nach Helmſtädt zurück. Der unangenehm überraſchte Fürſt reiſet ihm nach, bietet ihm Vortheil, bittet, droht, fleht, flucht; aber Beireis bleibt unerbittlich. Fürſt, antwortet er ihm, wenn Gott ſelbſt vom Himmel ſtiege, vor mich träte und ſpräche: Beireis, ſiehe, ich will dir geben ganz Teutſchland — Europa — Aſia — Afrika — Amerika — die ganze Welt und Alles was darinnen iſt — gieb mir das Käſtchen; ſo ſpräche ich dennoch: das kann ich nicht!

Von der *Aucuba japonica*, einer bekannten Gewächshauspflanze fieng er darauf an Wunderdinge zu erzählen; wie die gelben Flecke ihrer Blätter gefährlich würden, ſie in China ausgerottet wäre, um allem Betruge dadurch vorzubeu-

gen, und nur er allein ſie zu ziehen vermöchte, indem der zehnmal des Tages abgewaſchene balſamiſche Schweiß ſeiner Hände ihre Nahrung ſey. Noch unterhaltender war die Schilderung von dem Tode ſeines Vorgängers, des berühmten Heiſter, und wie er ſelbſt die mehrfachen Profeſſuren erlangt. Als ich noch ein Jüngling war, ſo hob er an, erkannte Heiſter das in mir Verborgene. Er verſtand es zu würdigen, er wußte, was ich war und was ich dereinſt ſeyn konnte. In den Ferien, verreiſ't zu einem benachbarten Landprediger, erkrankte er plötzlich, ſahe die Gefahr, wies die Empfehlung aller berühmten Collegen von ſich, und verlangte zum Staunen der Freunde den unbemerkten Beireis. Ich kam, ſah unabwendbar den Tod, ergriff die Uhr, und verkündete die Minute, wo der große Geiſt die irdiſche Hülle verließ. Nun folgte eine Schilderung des Sterbens, die ich nie maleriſcher, nie poetiſcher weder geleſen noch gehört, und, indem Heiſter wie vor unſern Augen verſchied, athmeten wir kürzer. Der beſtürzte Geiſtliche, fuhr er fort, lag nun zu meinen Füßen; denn er hatte mich verachtet, hatte mich, da ich im Gefühl meiner Kraft als Prophet auftrat, beſchimpft. Jetzt war ich gerechtfertigt, ich mußte Verſöhnung, ich

den Gelübden, die oft dem Himmel dargebracht werden, in Religion ein, um desto sichrer zu betrügen.“

* * *

Der Geist seines Vaters zu Hamlet.

„Wäre mir nicht verboten die Geheimnisse meines Kerkers zu entdecken, ich könnte dir Dinge erzählen, wovon das leichteste Wort deine Seele zermalmen, dein Blut erstarren, deine beyden Augen wie Sterne aus ihren Kreisen taumeln, deine krause dichtgedrängte Locken trennen und jedes einzelne Haar wie die Stacheln des ergrimmten Igels emporstehen machen würde.“

* * *

Horazio. Aber das ist ausserordentlich seltsam.

Hamlet. Eben darum weil es euch fremde vorkömmt, so heißt den Fremdling willkommen. Mein ehrlicher Horazio, es giebt im Himmel und auf Erden Dinge, wovon kein Wort in unsrer Schulphilosophie steht.

* * *

Ein meisterhaftes Gemählde eines staatsklugen Pedanten nach dem Schnitt der Zeiten Jacobs I.

(Polonius spricht. Die Rede ist, dem König und der Königin die Ursache von Hamlets Wahnsinn zu entdecken.)

„Mein gnädigst gebietender Herr, und meine gnädigste Frau! weitläufig aus einander zu setzen, was Maiestät und was Pflicht, warum der Tag, Tag, die Nacht, Nacht, und die Zeit, Zeit, ist, wäre nichts

mußte Satisfaction erhalten. Ein Eilbott verkündete die Sache dem Herzog, und der nur von Heister gewürdigte und vom Prediger erkannte Beireis trat in die Stelle des Lehrers, erhielt alle Professuren desselben, ward Leibarzt; noch Student promovirte er erst und ließ seine Disputation auf himmelblauen Atlas mit silbernen Buchstaben drucken.

Die berühmte Uhr, welche die Zeit nach der Willkühr des Sehenden zeigte, sahe ich zwar, doch sollten kostspielige Reparaturen sie erst wieder in den Stand setzen, ihre Wunder zu thun.

Vom handgroßen Diamant erfuhr ich aber nur, daß er unschätzbar sey, daß kein Reich der Welt ihn zu bezahlen vermögte, und er, nach dem Tode des Besitzers in keines Menschen Hände kommen werde. Geheimnißvoll setzte er hinzu: Aufsteigen soll er zum Urquell, von dem er ausgieng. Er ist das Köstlichste meines Besitzthums, und die Menschheit, die mich nicht zu würdigen weiß, seiner unwerth.

Als wir sein Haus verließen, welches er mit einem Bedienten allein bewohnte, und unser

Befremden über die leichte Verwahrung äußerten, daß er ohne Fenſterladen bei ſo großen Schätzen zubringe, gab er nicht undeutlich zu verſtehen, wie Niemand es wagen dürfe, noch könne, ihn zu beſtehlen, und wies durch manche Aeußerung auf geheime Kräfte hin, welche ihm zu Gebote ſtänden.

Wir beſuchten darauf mit ihm den Botaniſchen Garten, überzeugten uns aber gar bald, daß hier das Feld ſeines Wiſſens ſehr beſchränkt ſey, und er lieber von ſich und ſeinen Merkwürdigkeiten ſpreche, als ſich in wiſſenſchaftliche Geſpräche einlaſſe. Kamen dieſe mitunter vor, ſo wußte er geſchickt abzuſpringen, und forderte unſere Bewunderung, indem er bald als vorzüglicher Reuter das wildeſte Pferd zu Venedig gebändigt, bald als tiefer Kenner aller Sprachen von der Ruſſiſchen Kaiſerin zum Dollmetſcher gebraucht war, um die Begrüßungen Indiſcher und Chineſiſcher Geſandſchaften zu beantworten.

Den folgenden Tag brachten wir bei dem allgemein verehrten und leider zu früh verſtorbenen Abt Henke zu, und den Abend in einer großen Geſellſchaft der angeſehenſten Bewohner Helmſtädts.

Beireis war ein Hauptgegenstand der muntern Unterhaltung und gab Stoff zu mancher Anekdote.

Als Prinz Heinrich von Preußen, den Beireis zu Braunschweig als Patient behandelt, in des Herzogs Gesellschaft nach Helmstädt kam, eilt Beireis zu ihm, und bringt als neueste Merkwürdigkeit seines Kabinets den handgroßen Diamant. Kopfschüttelnd zeigt der Prinz den Ring seiner Hand, worauf Beireis die seine erhebt, und der Prinz durch das Feuer des daransitzenden Brillantrings frappirt wird.

Beide, fängt Beireis an, sind aber nur Lumpenhunde, dies ist der ächte Diamant! indem er den großen rothen unansehnlichen Stein wieder aus der Tasche hervorholt. Doch nur der Kenner weiß ihn zu würdigen, und ich sehe schon, daß ich ihn muß abschleifen lassen. Einige hundert tausend Thaler ist er dann weniger werth, muß man aber nicht manches thun, der dummen Narren wegen?

Einem Reisenden nennt er die großen Männer der Welt, deutet auf sich hin, und kömmt dann auf Friedrich den II. Ihn ehre ich vor-

züglich, ſetzt er hinzu, und laſſe noch jetzt, lange nach ſeinem Tode, mein Gold mit ſeinem Gepräge ſchlagen. Noch werden ſich einige Kiſtchen finden. Hier holt er ein ſolches hervor, bläſet den Staub ab, und erbricht das Siegel der Berliner Münze. Ich ſchickte meine Goldbarren hin, und ließ mir Friedrichsd'or daraus ſchlagen. Das Kiſtchen war wirklich mit dieſem Golde angefüllt, welches Friedrichs Bild zeigte und eine und dieſelbe Jahrszahl hatte.

Eins ſeiner Zimmer war ſonſt mit wunderbaren Figuren geziert, worunter ein züngelnder Teufel, ohnfern vom Arbeitstiſche ſich auszeichnete. Hierher wurde der hülfeſuchende Landmann geführt. Beireis erforſchte nun die Uebel, gab eine maleriſche Schilderung vom Leiden des Kranken, verordnete die Mittel und rief nach Licht. Er wiederholte den Ruf, ſahe ſpähend ſich um, und ſpannte die Aufmerkſamkeit des Bauern, der dann ſtaunend faſt zu Boden ſank, wenn das Papier, welches Beireis ſchnell auf der phosphorbeſtrichenen Zunge des Teufels rieb, in ſeiner Hand mit heller Flamme aufbrannte.

Der ganz ungemeinen Thätigkeit dieſes Mannes gebührt übrigens alle Achtung. Sich ſelbſt

widmete er nur den kleinſten Theil ſeiner Zeit, und ſchien bloß für andere zu leben. Doch machte die Eitelkeit eine Ausnahme. Um ihr zu fröhnen, war ihm keine Zeit zu edel, ja vielleicht kein Mittel zu unerlaubt. So ſchrieb er einmal mit eigener Hand das mehrere Bogen ſtarke Pflanzenverzeichniß des Profeſſors Viborg zu Kopenhagen ab, gab es für das ſeinige aus, und erbot ſich zur Ueberſendung aller der Gewächſe und Saamen, welche Viborg zu ſenden verſprochen.

Der Schlaf war mit wenigen Stunden abgefunden, und dem Eſſen ſchenkte er kaum 5 Minuten. Etwas Backwerk, welches man immer hier und dort in ſeinen Zimmern fand, und eine Taſſe gekochter Mohrrüben war oft der ganze Genuß eines Tages. Jeden Beſuchenden nahm er mit der zuvorkommenſten Gaſtfreundſchaft auf. Freilich mußte man es ſich gefallen laſſen, bei ihm nur Dinge, einzig in ihrer Art, zu bewundern, konnte aber auch die Schwächen dieſes Mannes mannichfach benutzen. So erinnere ich mich, daß er einen Arzt Teutſchlands, als den erſten der Welt nannte, und warum? Er war, da Beireis ihm die Gemälde-Samlung gezeigt und hinausgerufen wurde, vor

einer Magdalene niedergesunken, hatte die Knie gebeugt, staunend die Natur, staunend die Kunst bewundert, und den Besitzer dieses einzigsten Meisterstücks als den glücklichsten Sterblichen gepriesen.

Als Professor sieben verschiedener Wissenschaften, hielt er Vorlesungen in ihnen allen. *Publica*, *privata* und *privatissima*, wechselten mit einander, und im Lektionskatalogus 13 Stunden täglich hierzu angesetzt zu finden, war nichts Ungewöhnliches.

Jedem Hülfsbedürftigen diente er gern, und die Geheilten hiengen mit Liebe an ihm, ja Kinder liefen ihm nach auf den Straßen und freuten sich jubelnd seiner Erscheinung. Hier kam es nie auf den thätigen Lohn an, doch lasse ich es dahingestellt, ob die Regierung es ihm wirklich befohlen, nicht mehr unentgeldlich zu heilen, da bei Zurücksetzung aller übrigen Aerzte, Stadt und Land, weit und breit, nur Vereis verlangte.

Sprach er von seinen Collegen, so waren seine Aeußerungen unedel, und erinnerten, dem Wunsche nach, an längst vergangene Zeiten. Die überraschenden Erscheinungen der Experimen-

tal-Physik und Chemie waren ein Lieblingsgegenstand seiner Unterhaltung, jedoch nicht mit der Offenheit und Deutlichkeit, welche man jetzt an Gelehrten schätzt. Ihm waren es tiefe Geheimnisse und er gab nur leise Andeutungen, oft in dunkle Formeln gehüllt. Hatte er einem Kaufmann besondere Vorlesungen gehalten, und wurde dieser ein Essigbrauer, so waren es die verborgensten Kenntnisse, welche der Schüler nur von ihm hatte erlangen können.

Man kann auch mit Bestimmtheit annehmen, daß er den Grund seines Vermögens, welches durch die höchsteinfache Lebensart nicht leiden konnte, durch diese chemischen Kenntnisse legte, indem er eine Anleitung hier zu dieser, dort zu jener Bereitung für bedeutende Summen verhandelte, und besonders in frühern Zeiten mit Holländern in Verbindung stand, welche seine Kenntnisse im Großen benutzten und sich sehr dankbar bezeigten. Vorzüglich soll er sie die bessere Bereitung des Karmins gelehrt, und dadurch einen großen Theil des Reichthums erworben haben, dessen Ruf recht stark zu vergrößern, ihm so sehr am Herzen lag.

Noch kurz vor ſeinem Tode reiſ'te Beireis durch Brandenburg, verſammelte auf dem neuen Kruge, wo er übernachtete, den Wirth und alle Hörbegierigen um ſich, und erzählte den Zweck ſeiner Reiſe, der kein anderer war, als die Hemmung einer nach ſeiner Verſicherung zu Berlin plötzlich entſtandenen peſtartigen Krankheit. Mit menſchenfreundlicher Bereitwilligkeit folgte er dem Ruf des Einſichtsvollen Ober-*Collegii medici et sanitatis*, und freute ſich zugleich, im Voraus die beruhigende Verſicherung geben zu können, daß man nunmehr von den ſchrecklichen Folgen jener Krankheit von Berlin aus nichts mehr hören werde.

Eybel.

* * *

2.

Franz Carl Hägelin.

Franz Carl Hägelin ward im Jahr 1735 zu Freyburg im Breisgau geboren. Er ſtudierte daſelbſt auf der hohen Schule; verließ ſie aber im J. 1748 aus Enthuſiasmus für den be-

rühmten Chriſtian v. Wolf,, und langte nach einer beſchwerlichen Reiſe in Halle an, wo ihn ſein hochgeſchätzter Lehrer nicht nur freundlich empfing, ſondern ſogar auch in ſein Haus aufnahm. Nach vollzogenen Studien in Halle wandte ſich Hägelin nach Wien. Seine Fähigkeiten und ausgebreiteten Kenntniſſe blieben der großen Kaiſerinn Thereſia nicht unbemerkt; und ſchon im J 1764 erhielt er bei der k. k. Niederöſterreichiſchen Landesregierung die Stelle eines überzähligen Secretärs, und dann im J. 1765. jene eines Actuars bei der in dem Enniſch-Managettaiſchen Rechnungsweſen aufgeſtellten Gerichtspflege. In der Folge ward er wirklicher Regierungsſecretär, und empfing zugleich im J. 1770. das Decret eines überzähligen Regierungsrathes, und noch im nämlichen Jahre jenes als k. k. Theatralcenſor. Durch ſeine vortreffliche Verwendung und ſeinen unausgeſetzten Fleiß ward er bald zum wirklichen Regierungsrath befördert. Als dieſer führte er durch fünfzehn Jahre unter der Regierung der K. M. Thereſia und des K. Joſeph II. die zwei wichtigen Referate ſowohl des geiſtlichen, als auch des Studienfaches. Seinem Eifer für die zweckmäßigere Anleitung, für die gründlichere Bildung der Jugend verdankt Oeſter-

reich die Errichtung der Normal- und Realſchule, ſammt deren Dotation ohne einige Auflage. Aus Hägelins Händen kamen nachher dieſe Lehranſtalten in die des würdigen Felbiger, Abts von Sagan, und in jene des, durch mathematiſche und pädagogiſche Kenntniſſe rühmlich bekannt gewordenen, Wolff; eine Wahl, die Hägelins Kopf und Herzen zu gleicher Ehre gereichte. Wie ſehr er ſich die wiſſenſchaftliche Cultur und die Aufklärung in den öſterreichiſchen Staaten angelegen ſeyn ließ, hiervon ſollen nur einige Thatſachen zeugen, die zu merkwürdig ſind, um hier übergangen zu werden. Der Cardinal Erzbiſchof von Wien, Chriſtoph Graf v. Migazzi, hatte wider den unter ſeinem eigenen Vorſitze für Oeſterreichs teutſche Erbländer verfaßten, und zugleich von ihm beſtätigten Catechismus nun, als Adminiſtrator von Waitzen, mit andern ungariſchen Biſchöfen proteſtirt. Durch einen Hofbefehl erhielt nun Hägelin den Auftrag, einen neuen Catechismus zu verfaſſen, der von ſeinen geläuterten Religionsbegriffen zeugte, und bis zur Einführung der Normalſchulen allgemein in Anwendung blieb. Der berühmte Seibt, Profeſſor zu Prag, ein würdiger Schüler des als Menſch und Schriftſteller gleich unvergeßlichen

anders als — Tag, Nacht, und Zeit verderben. Demnach und alldieweilen dann die Kürze die Seele des Witzes, und Weitläufigkeit im Vortrag nur der Leib und die äuſerliche Ausſtaffirung deſſelben iſt; ſo will ich mich der Kürze befleiſſen, und ſage alſo: Dero edler Sohn iſt toll. Toll nenn ich es: denn, um von der wahren Tollheit eine Erklärung zu geben, was iſt ſie anders, als — ſonſt nichts zu ſeyn als toll? Doch dies itzt bey Seite geſetzt —

Königin. Mehr Stoff und weniger Kunſt!

Polonius. „Gnädigſte Frau, ich ſchwöre, daß ich hier gar keinen Gebrauch von Kunſt mache. Daß er toll iſt, iſt wahr; daß es wahr iſt, iſt zu bedauren; und zu bedauren iſt es, daß es wahr iſt — eine drollichte Figur! aber ſie mag reiſen; denn ich will gar keine Kunſt gebrauchen. Alſo, zum Grunde gelegt, daß er toll iſt, ſo kommt es nun darauf an, die Urſache von dieſem Effect, oder vielmehr Defect, ausfindig zu machen. Denn dieſer Effect, wiewohl er defectiv iſt, muß eine Urſache haben; und nun frägt ſich, was für eine Urſache, und wo ſie zu ſuchen iſt? Eine kleine Geduld! Ich habe eine Tochter; habe, ſag' ich, ſo lange ſie noch mein iſt; und dieſe hat, aus Gehorſam und kindlicher Pflicht, merken Sie wohl, mir dieſes Briefchen zu Handen geſtellt.“ ꝛc.

(Polonius lieſt nun den Liebesbrief, welchen Hamlet an ſeine Tochter, Ophelia, geſchrieben, und fährt ſodann fort, in bisheriger beliebter Kürze zu referiren, wie er, Polonius, ſeine Tochter inſtruirt habe, den Prinzen abzuweiſen.)

„Das that ſie nun. Aber ſehen Sie, was die Früchte meines väterlichen Rathes geweſen ſind! Denn, daß ichs kurz mache, wie er abgewieſen wurde,

Gellert, wurde von einigen boshaften Obscuranten als Atheist angeklagt, und hierüber in eine förmliche Untersuchung gezogen. Hägelin war es, der ihn, durch eine ausführliche, vortrefflich verfaßte Apologie vor Theresien vertheidigte. Die dadurch höchst gerührte Monarchin fertigte sogleich einen Eilboten mit einem brillantenen Ring an den Verläumdeten ab, ließ ihn ihrer fortwährenden Huld versichern, und ihm zugleich melden: sie wolle seinen einst in Ruhe genossenen Stunden noch Einige derselben durch ihre kleine Gabe beifügen. Als Censor arbeitete Hägelin unabläßig an der Verbreitung guter und nützlicher Schriften. Durch seine Verwendung wurden Wielands teutscher Merkur, das teutsche Museum, Archenholzens Litteratur und Völkerkunde, dessen Minerva und noch mehrere damals blühende teutsche Zeitschriften allgemein in den k. k. Erbstaaten erlaubt. Als k. k. Theatercensor ward durch seine und des verdienstvollen Hofr. von Sonnenfels, wie des würdigen Staatsraths von Gebler, kräftige Mitwirkung das teutsche Theater in Wien zu einem Tempel der feinern Sittenbildung und des guten Geschmackes, dessen es sich nun bei weitem nicht mehr zu rühmen hat, erhoben; trotz allen den

Hindernissen, die Neid, Unwissenheit und Cabale dagegen aufbrachten. Staatsmänner und Gelehrte achteten Hägelins Verdienste, und liebten ihn als Mensch und Freund mit wahrer Herzlichkeit. Unter die Erstern gehörte vorzüglich Rudolph Graf v. Chotek, damals oberster Kanzler der vereinigten k. k. Böhmisch-Oesterreichischen Hofstelle, und die beiden Staatsräthe von Gebler und Kreßl; unter die Letzteren Franz Heufeld, Ayrenhoff, Rosalins, und Joseph Frhrr. v. Retzer. Er starb, oder entschlief vielmehr, ohne förmlich krank gewesen zu seyn, bloß aus Schwäche des Alters, den 15. Julius im J. 1809. in seinem 74sten Jahre. In seinen Canzellei-Vorträgen war er überhaupt sehr methodisch, und erörterte gern jeden minder wichtigen Umstand, bis aufs Kleinste; eine Eigenschaft, die ihm noch aus Christian Wolfens Schule anhieng. Von seinen Druckschriften ist nichts, als folgende Uebersetzung bekannt: Die aus der heil. Schrift erwiesene Wahrheit der kathol. Religions aus dem Franzöſ. des Hrn. des Mahis. Wien, 1768 in 8.

Tr.

IV.

Aus einem Briefe.

Rom d. 30. Dec. 1809.

Die Brüder Riepenhauſen haben kürzlich eine heilige Cäcilia vollendet, ein beſtelltes Bild, einige Schuh hoch. Unter der Menge von Compoſitionen, die ſie mit reger warmer Phantaſie und großem Fleiß erfinden, zeichnet ſich ein größeres Bild, das ſie ſchon lange zu malen angefangen haben, ſehr aus. Eine Amorinverkäuferin, beinahe in Lebensgröße, ſitzt und hat einen Bauer voll kleiner Amorine, die ſich alle mögliche Mühe geben, zu entwiſchen. Ein junges Mädchen hat für einige Roſen einen kleinen gekauft, den es herzt und küßt. Ein Alter kommt ebenfalls; aber der Kleine hat wenig Luſt und will fort; ein Weib mit vielem Geld von der einen Seite hinter einer andern Gruppe von einem Jüngling und Mädchen. Erſterer reicht ſeinen Amor dem Mädchen, das aber verſteckter Weiſe ſchon einen andern in ſeinen Kleidern verbirgt. Mehrere andre Motive der Art ſieht man noch im Hintergrund, ſo daß das Ganze ein hei-

teres Weſen ausſpricht. Es iſt in der That ſchwer, einen ſich ſelbſt ausſprechenden Gegenſtand zu finden, was doch wohl immer die Hauptſache bei einem einzelnen Bilde ſeyn muß. Raphael, Leonardo, wie überhaupt die alten Meiſter, haben uns dieſes in ihren Werken immer gezeigt. — Dies Bild iſt um ſo intereſſanter, da ſich die Riepenhauſen bisher weniger dem Malen gewidmet haben. Die kleine Tafel, die ſchon über ein Jahr lang vollendet iſt, Madonna mit dem Kinde, dem der junge Johannes einen Stieglitz bringt, war bisher ihr bedeutendſter Verſuch in der Oelmalerei. Es iſt in ihrem Colorit, wie in ihren Figuren und Darſtellungen etwas Originelles und Vielverſprechendes. Nur ſcheint das erſte noch nicht genug entwickelt zu ſeyn, und nicht ſo ſehr zum Feurigen und Warmen ſich zu neigen, als die andern. Sie werden auf ihrem eigenen Wege ſicher einmal mehr leiſten, als die unerfindenden bequemen Schüler einer erlernten Manier. — Graffens 4 Sicilische Landſchaften, worunter ſich die Aetnalandſchaft mit dem Waſſerfall auszeichnet, waren das erſte, was von den auf dem Capitol ausgeſtellten Kunſtwerken der König von Neapel zu kaufen wünſchte. Sie waren nach Riga verkauft und Graß verweigerte

ſie daher ſtandhaft. Sie ſind ein ſchöner Beweis, wie weit Talent und liebevolles Studium führen können. Nachdem Graß einige Zeit den Unterricht des vortreſſlichen Heß in Zürch genoſſen hatte, konnte er keinen andern Meiſter wieder gewinnen, ihn mit Rath zu unterſtützen, ihn nur zuſehen zu laſſen. Und wie weit hat ers in wenigen Jahren, abgeſehen von dem Charakteriſtiſchen und Poetiſchen, das ſeine Landſchaften auszeichnet, in der Ausführung gebracht! Rom hat über den Werth ſeiner Werke entſchieden. — Der Maler Müller las uns zuletzt ein Stück, den Adonis, vor, das, einige Unbehülflichkeiten in der Sprache abgerechnet, ganz einzig ſchön iſt. —

Inhalt.

Seite.

I. Die Weihe des Wonnemonds.

A. Louise die Braut Napoleon's. . . 3

B. Anakreontische Lieder.

Die Lehrstunde beim Amor 1806. 8

Der Verwundete 1803. 11

Knabenglück 1807. 13

C. Frühlingsphantaſien.

An eine Biene. 14

Das Vergnügen 16

II. Oſſian's Fionnghal. Erſter Geſang. Aus dem Gaeliſchen, im Sylbenmaße der Urſchrift von G. W. Ahlwardt. 18

III. Nekrolog.

1. Hofrath Dr. Weireis. 61

2. Franz Carl Hägelin. 79

IV. Aus einem Briefe.

Der Neue Teutſche Merkur.

6. Stück. Junius. 1810.

I.

Die Liebe der Waldſänger.

Verſuch einer treuen Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Jakob Thomſon.

(Siehe ſeinen Frühling V. 579–751.)

Wann erſt der Liebe Geiſt umhergeſandt
In warmen Lebenslüften, an das Herz
Harmoniſch greift, beginnt die muntre Schaar
Voll Liebesſinn die buntgemalten Schwingen
Zu putzen und das lang vergeßne Lied
Neu zu verſuchen; leiſe ſchwirrend erſt;

Doch kaum verbreitet sich der sanfte Einfluß,
Als plötzlich ihre Wonn' in Ströme von Musik *)
Allabend überfleußt: Aufschwebt die Lerche,
Hellstimmig, die Verkünderin des Morgens:
Eh' noch die Schatten fliehn, ertönt ihr Lied
Aus Thaugewölken, und entruft dem Lager
Die tonbegabten Völker. Jeder Strauch,
Der engverflochtne, jeder wilde Baum
Und jeder Busch, der thaubeschwert sich neigt
Aufs Haupt der scheuen Sänger, die dort hausen,
Verströmet Harmonie: Waldlerch' und Dieffel,
Vorausgehört im lieblich streitenden Gewühl,
Durchgehn das süßeste Gebiet der Töne;
Denn ihnen gönnte lauschend Philomele
Die Freud', im hohen Versatz, daß den Tag
Der andern ihre Nacht verdunkeln soll.
Aus dornichtem Gebüsche pfeift die Amsel,
Der weiche Buchfink giebt vom Hain die Antwort,
Die Hänfling' auch, auf kühndem Stachelginst
Volkreich verbreitet, schweigen nicht. Mit ihnen
Zahllose Sänger in dem kühlen Schatten
Der jungen Blätter, mischen ihre Lieder.

*) Die Freiheit, zuweilen sechsfüßige Verse unterzumischen, hatte ich durch den Rath und das Beispiel des Herausg. dieser Zeitschrift hinlänglich gerechtfertigt.

Die honigfließenden: die Elſter, Dohle, Häher
Und jede caulhe Pfeif', allein gehört ein Miß-
ton,
Hilft dem Concert, indeß die wilde Taube
Ein düſter Murmeln durch das Ganze haucht.

Die Liebe iſt's, die ihre Lieder ſchafft,
Und all dies Tongewühl iſt Liebesſtimme:
Sie lehrt die zarten Künſte des Gefallens
Selbſt Thier' und Vögel: Drum verſucht das
bunte Völkchen
Ein jeglich Mittel, das die Lieb' kindriſch
Gebeut, und ſtrömt die kleinen Seelen aus
In ſüßem Schmeicheln gegen die Geſpielin.
Erſt weit herum, voll Ehrfurcht, flattern ſie
Durch tauſendfache Liſt zu feſſeln ſtrebend
Den ſchielenden, wohlkund'gen, ſchlauen Blick
Des unbefangnen Liebchens: ſcheint ſie aber
Erweicht, den mindeſten Beifall zu ſchenken, *)
Dann brennen ihre Farben und beſeelt
Von Hoffnung ſchießen ſie herbei; jetzt fliehn ſie

*) Dieſer Vers iſt hart, weil mindeſten ein Dak-
tylus und Beifall ein Spondeus iſt.

W.

de, gerieth er in Traurigkeit; hernach verlohr er die Eßluſt; darauf den Schlaf; dadurch verfiel er in Schwachheit; aus dieſer in ein Delirium, und ſo von Grad zu Grad, endlich in die Tollheit, worinn er nun raſet, und die wir alle beweinen."

* * *

(Polonius hat den Auftrag erhalten, den Hamlet auszuforſchen.)

Hamlet bedient ſich der Meynung, die er von ſich erweckt hat, daß er wahnſinnig ſey, um die Fragen des alten Pedanten auszuweichen, und ihn zugleich zum beſten zu haben; und bey dieſer Gelegenheit ironiſiert er mit einer unnachahmlich launenhaften Wendung, die gewöhnliche Weiſe, wie man ſich über die Satyre, ſobald man ſich von ihr getroffen fühlt, zu beſchweren pflegt. Hamlet hat ein Buch in der Hand. Polonius will wiſſen, was er leſe. Worte, Worte, Worte, verſetzt Hamlet. Polonius frägt, was ihr Inhalt ſey. „Verläumdungen, Herr; antwortet Hamlet. Der ſatyriſche Bube da ſpricht: alte Männer hätten graue Bärte und runzlichte Geſichter, ihre Augen trieſten Amber und Pflaumenbaum-Harz, und ſie hätten vollen Mangel an Verſtand mit ſehr ſchwachen Hammen. Welches alles, mein Herr, ich zwar mächtiglich und feſtiglich glaube: aber gleichwohl halt ich es für unhöflich, ſo etwas niederzuſchreiben. Denn ihr ſelbſt, mein Herr, würdet nicht älter ſeyn als ich, wenn ihr, wie ein Krebs, rückwärts gehen könntet." „Wenn das Tollheit iſt (ſagt Polonius für ſich) wie es dann Tollheit iſt, ſo iſt doch Methode darinn," — ein Zug, der den ganzen Charakter des Pedanten vollendet!

Hamlet

Durch einen Blick verscheucht, jetzt nähern sie sich wieder,
In Liebeswirbeln schwirrt der bunte Fittig
Und vor Verlangen schauert jede Feder.

Geschlossen ist der Ehe Bund: sie eilen
Zum tiefen Walde, ganz wie Phantasie
Vergnügen, sichre Still, und Nahrung leitet,
Um zu gehorchen dem Naturgebot
Und nicht umsonst den süßen Regungen
Zu huldigen. — Die Stechpalmhecke sucht
Ein Pärchen nistend, andre gehn ins Dickicht;
Der Dornen rauhem Schutz vertrauen andre
Die schwache Brut: Auch der gespaltne Baum
Beut manchen gütig seine Hülle dar,
Sein Moos zum Nest, zur Nahrung sein Gewürm.
Ihr niederes Gewebe wirken andre,
Versteckt im grünen Thal und rauher Wildniß.
Die meisten reizet Waldeseinsamkeit
Und unbesuchtes Dunkel, struppicht Ufer,
Jäh und getheilt durch einen Murmelbach,
Der mit Geschwätz den langen Tag versüßt,
Wenn zarte Pflicht sie fesselt. Unter Wurzeln
Der Haselstaude, die den Strom beschattet,
Der klagend hinrollt, wird des Hauses Grund gelegt:

Der Bäume Reiſicht, kunſtvoll angeordnet
Und feſt verleimt. Nun ſchaut man rings umher
Nur raſtlos Schwirren durch die rege Luft,
Zertheilt von Flügeln ohne Zahl: Die Schwalbe
Beſtreift den Moderteich, ihr hangend Haus zu
baun
Bedacht, und oft vom ſorgenloſen Rücken
Der Schaaf' und Rinder zupfen tauſend Schnäbel
Sich Woll' und Haar; oft ſtehlen ſie der Scheune
Ein Hälmchen, unbelauſcht: bis weich und warm,
Nett und vollendet ihre Wohnung iſt.

Indeß nun voll Geduld das Weibchen ſitzt,
So wählt, damit nicht Hunger oder Luſt
(Denn um ſie haucht der Lenz in voller Anmuth)
Dem zärtlichen Berufe ſie entlocke,
Der gleichgeſtimmte Gatte ſeinen Stand
Hoch auf dem Gegenufer und verſingt
Raſtlos die träge Zeit; erſetzt auch wol
Ihr Amt ein Weilchen. Sie indeſſen fliegt
Voll Eil' hinweg, ihr kärglich Mahl zu picken.
Mit frommer Treu iſt nun die Zeit erfüllt:
Die fahle Brut, erwärmt und ausgedehnt
Zum vollen Leben, bricht den ſchwachen Kerker
Und kommt ans Licht: Ein armes Völkchen,
raſtlos

Nach Futter ſchreiend. — O! was für Gefühle,
Für ſchmelzende Gefühle zärtlicher Beſorgniß
Ergreift die neuen Eltern! Tief bewegt
Entfliegen ſie und bringen, ſelbſt begierlos,
Die köſtlichſten der Biſſen ihren Kindern;
Und ſind ſie gleich vertheilt, beginnt das Suchen
Von neuem. — Siehe hier ein Bild des holden Paars,
Geſtürzt durch Unglück; doch von edlerm Thon,
Beglückt durch Sorgen, die kein Pöbel kennet,
In Hütteneinſamkeit des fernen Waldes,
Erhalten nur allein durch Himmels Waltung:
Oft, fällt ſein Thränenblick auf ſeiner Kinder Reihe,
Giebt's ihnen alles, eignen Hunger zähmend.

Nicht Müh allein verachten ſie; die hehre Liebe
Vom großen Frühlingsvater eingehaucht,
Giebt feſten Muth dem ſchüchternen Geſchlecht,
Der Einfalt Liſt: Sieh! mit verſtohlner Schwinge,
(Nahe ſtörend ſich ein roher Fuß dem Waldneſt)
Entſchlüpfen ſie zum nachbarlichen Buſch,
Draus flattern ſie, wie aufgeſcheucht, und täuſchen
Den harten Buben. Darum kreiſt ums Haupt
Des Wanderers der weißbeſchwingte Kibitz

Mit lautem Flug, und ſtreicht dann übers Blach-
feld
Gradaus in langem Zug', um ihn vom Neſte
Zu locken; darum ſchwirrt die wilde Ente
Durchs Moor, und über pfadeloſe Wüſten
Das Birkhuhn (frommer Trug!), um in die Irre
Den heißen Lauf des Spürhunds abzuleiten.

Erröthe nicht, o Muſe, deine Brüder
Des Haines zu beklagen, die der Menſch
Unmenſchlich fing, und in den engen Käfich
Von Freiheit ausſchloß und von freier Luft.
Voll Trauer ſind die holden Sklaven, traurig
Und ſtruppicht ihr Gefieder, hin ſein Glanz,
Hin iſt die frohe Wildheit ihrer Töne,
Die hell und kräftig aus der Buche wirbeln.
O denn, ihr Freunde lieberregter Lieder
Verſchont das zarte Volk! laſt ab der grauſen
Kunſt,
Kann Unſchuld euren Buſen je gewinnen,
Muſik ihn feſſeln, Lieb' ihn überreden.

Vor allen laſſet nicht die Nachtigall
Bejammern ihr zerſtörtes Glück, zu zart
Iſt ſie gebaut, des Käfichts Härte zu erdu'den.
Oft wenn, heimkehrend mit beladnem Schnabel,

Beſtürzt, ein leeres Neſt die Mutter findet,
Geplündert durch des rohen Bauers Hand,
Dann ſinkt der eitle Verrath hin zur Erde,
Ihr Flügel ſträubet ſich und tief geſunken
Trägt er die Arme kaum zur Pappelſchattung:
Hier ſingt ſie, der Verzweiflung hingegeben,
Durch Nächte ihren Gram und einſam ſitzend
Auf dem Gezweige, hebt ſie ſtets von neuem
Bei jedlichem Tonfall, der leiſe hinſtirbt, *)
Das Lied des Weh's, bis weit umher die Wälder
Von ihrer Klage ſeufzend wiedertönen. —

Befiedert nun verſchmäht die alten Gränzen
Die Brut begierig, prüft die Schwingen oft
Und fodert freies Walten in der Luft:
Noch dieſen Dienſt, und dann zerfließt auf einmal
Die Elternliebe, die nun unnütz ward:
Sparſame Weisheit wirket nie umſonſt.
An einem Abend, ſonnicht, mild und lieblich,
Wenn Balſamduft die Wälder nur durchathmet,
Von goldnem Glanz beſtralt, beſucht das neue Völkchen
Den weiten Himmel und beſchaut ringsum
Der Schöpfung Feld, ſo weit ſein Blick und Fittig reicht,

*) ∪ — | ∪∪ | — — | ∪ — ∪ | — ∪ | Dies kann doch wohl für keinen jambiſchen Vers gelten.

Sein Tummelplatz und Weide nun: Sie tanzen
Die Aest' entlang, doch immer zagt ihr Vorsatz
Am Schwindelrand', und immer scheut ihr Flügel
In losem Schwanken ausgestreckt, dem Leeren
Sich zu vertraun, bis nun die Eltern leitend
Vorfliegen, schelten und ermuntern,
Und jetzt herab sie stoßen: Es empfängt die Luft
Die Flaumenbürd', ihr selbstgeliehener Fittig
Zertheilt das wallende Element — zu Boden
Herabgesunken, setzen sie den Flug
Verwegner an und weiter stets und länger,
Bis jede Furcht erlischt und jede Kraft
Erwacht zu raschem Leben: Hoch in Lüften sehn
Die pflichtentbundnen Eltern ihre Kinder
Noch einmal froh — und kennen sie dann nimmer.

J. C. W. Neuendorff.

* * *

N. S. des Herausgebers.

Der hohe classische Werth der Jahreszeiten des berühmten Englischen Dichters Thomson ist in seinem Vaterlande und im ganzen literarischen Europa längst etwas so ausgemachtes, daß es sehr überflüssig wäre, nur Ein Wort mehr darüber zu sagen. Eine möglichst

treue metrische Uebersetzung dieses großen poetischen Kunstwerks in unsere Sprache, war in mehreren Hinsichten wünschenswerth; aber gewiß eine der schwersten Aufgaben, deren glückliche Auflösung ich nicht zu erleben hoffte. Herr R. ließ sich durch die großen Schwierigkeiten der Unternehmung mehr anreizen als abschrekken, und überraschte mich vor einiger Zeit mit einer Probe, die meine Erwartung übertraf. Ich fand sie, nach genauer Prüfung und Vergleichung mit dem Original so beschaffen, daß ich es für Pflicht hielt, den Verf. zu Vollendung des ganzen Werks nachdrücklichst aufzumuntern. Ich zweifle nicht, daß die Probe, die ich hier öffentlich ausstelle, mein Urtheil in den Augen der Kenner rechtfertigen, und den Wunsch erregen werde, daß die Ausführung des Ganzen dem talentvollen Jüngling, der den Muth hatte sich daran zu wagen, eben so gut gelingen möge, wie dieses Probestück, an welchem ich kaum etwas anderes auszustellen weiß, als die Härte einiger Verse, wozu ihn nicht sowohl das Beispiel des Englischen Dichters verleitet, als der Vorsatz, die gedrungnen Verse desselben in gleichvielen Zeilen wörtlich in unsre Sprache überzutragen, gezwungen zu haben scheint. W.

II.

Gedichte.

1.

Der neue Sibyllenzweig.

An W . .

In der untermond'gen Welt,
Wo die Frevler ſich erboſen,
Wo die Egoiſten ſtoßen,
Was iſts, das Dich ſicher ſtellt?
Nicht der Glaub' an Menſchentugend;
Nicht des Mannes Thatkraft; nicht
Reiz und Anmuth froher Jugend;
Weisheit nicht, die lehrreich ſpricht;

Auch nicht Demuth, die ſich beugt. —
Aber iſt der Sitin der Weiſen,
Den ſie vollen Hafes preiſen,
Er, den Plutus Reich erzeugt,
Iſt Dir dieſer Götze eigen,
Dieſer Wundertalisman:

Brauchſt ihn nur von fern zu zeigen,
Alles macht voll Ehrfurcht Bahn.
So gelang's dem Helden, *) nur
Mit Sibyllens goldnem Zweige,
Durch die grauſen Höllenſteige
Sich zu bahnen eine Spur.
Durch der Larven, Bären, Affen,
Schlangen, Tiger, Drachen Schaar
Wirſt Du freien Paß Dir ſchaffen —
Reich' nur volle Börſen dar!

Buri.

2.

An meine Tochter,

(in ein für ſie beſtimmtes Handbuch der Naturgeſchichte geſchrieben.)

Auf Erden unſre Mitgeſchöpfe kennen,
Ein jegliches mit ſeinem Namen nennen,
Erhebt und ziert des Menſchen Geiſt.
Erſtaunt ob dem unzähligen Gewimmel;
Anbetungsvoll kehrt ſich ſein Aug zum Himmel,
Dem jedes Lebens Quell entfleußt.

*) Aeneide, im 6. Geſang.

Vom Menſchen zum Gewürm, vom Gold zum Sande,
Vom Cedernbaum zum Felſenmoos am Strande,
Welch langer Stufenleitergang!
Verdien' es, Menſch, auf dieſem Preß zu ſtehen!
Des Schöpfers Macht bewundernd zu erſpähen,
Sey dein Geſchäft, dein Lobgeſang!

Wenn alle Weſen feſſelt enge Schranke:
Fliegt frei und groß dein geiſtiger Gedanke,
Beſtimmt ſich frei dein Willensſchluß
Behaupte dieſer Freiheit Himmelsfunken!
Kühn ſey, im Denken, und begeiſterungstrunken;
Im Thun ein Tugend-Genius!

Buri.

3.

Sonnet.

Meinem verehrten Freunde, dem Hrn. Geh. Ober-Finanzrath von Goecking in Berlin geweiht.

In des Lebens ſchönſten Blüten Tagen
Tönte deine Lyra in das Chor
Hoher Sänger zum Olymp empor,
Wurdeſt du von Phantaſien getragen.

* * *

(Hamlet, zu Rosenkranz und Güldenstern, zween Hofschranzen, die ihm das Geheimniß seiner Schwermuth ablocken sollen.)

„Ich habe seit einiger Zeit, warum weiß ich selbst nicht, alle meine Munterkeit verlohren, alle meine gewohnten Uebungen aufgegeben; und, in der That, es ist mit meiner Schwermuth schon so weit gekommen, daß diese schöne Erde mir nur ein kahles Vorgebürge, dieser prächtige Baldachin, die Luft, — seht ihr, dieses kühn überhangende Firmament, dieses majestätische Gewölbe, mit goldnen Sternen eingelegt, mir nichts bessers scheint, als ein stinkender Sammelplatz pestilenzischer Ausdünstungen. — Welch ein Meisterstück ist der Mensch! Wie edel durch die Vernunft! Wie grenzenlos an Fähigkeiten! An Form und Bewegung wie vollendet und bewundernswürdig! An Wirksamkeit wie ähnlich einem Engel! Im Denken wie ähnlich einem Gott! Die schönste Zierde der Schöpfung; das Vollkommenste aller sichtbaren Wesen! Und doch, was ist diese Quintessenz von Staub in meinen Augen? Ich finde kein Vergnügen mehr am Anblick des Menschen — auch nicht am Anblick des Weibes — wiewohl ihr es durch euer Lächeln zu sagen scheint —“

* * *

(Die folgende Stelle, ein Fragment einer Erzählung von der Eroberung der Stadt Troja, welches der Poet einen Schauspieler, zur Probe, vor dem Prinzen Hamlet declamiren läßt, beweiset, was Shakespear in der hohen Epopöe hätte leisten können.)

„Der rauhe Pyrrhus — hatte nun die furchtbare Schwärze seiner Waffen mit einer noch gräßlichern Farbe befleckt; nun ist er von Kopf zu Fuß ganz blutroth, entsetzlich bespritzt mit Blute von

Jetzt gefeſſelt an der Themis Wagen
Rauſchen Klage-Formeln um dein Ohr.
Zum Ermatten plagt dich mancher Thor
Und dem Dichterglück mußt Du entſagen.

Doch der Wonne, die Apoll belebte,
Wenn er ſtrahlend dem Olymp entſchwebte,
Bleibſt entzückt Du ewig dir bewußt!

Heil dem Edlen, der die höchſte Luſt,
Die ihm anmuthsvoll entgegen lachte
Seiner Pflicht zum heil'gen Opfer brachte!

4.

Um Klopſtocks Urne.

Dem Königlich-Däniſchen Herrn Staats-Miniſter Grafen von Bernſtorf geweiht!

Trauernde Cypreſſen will ich ſtreuen,
Auf des heil'gen Sängers ſtilles Grab,
Haltet an die Flügel Abendwinde!
Thränen! thauet wehmuthsvoll herab!

Ehrfurchtsvoller, ernſter Schauer leite
Mich zu ſeinem theuern Aſchenkrug,

Hin zu ihm, den stolz sein guter Engel
In den höhern Lebens-Aether trug;

Dessen Blick die Glorie der Himmel
Schon umstrahlte in dem Prüfungsthal,
Wenn er ruhend in der Gottheit Armen
Hymnen sang im Abendsonnenstrahl.

Wenn er Töne aus Walhallas Chore
Hochentzückt auf seiner Harfe schlug,
Wenn in der Begeist'rung hoher Wonne
Ihn erhob des Seraf's Sonnenflug;

Wenn er malte Paradieses Lauben,
Der Verdammten namenlose Qual,
Tauchend seinen Pinsel bald in Flammen,
Bald in sanfter Morgenröthe Strahl;

Wenn er laut im Hochgefühl der Freude
Dich, Teutonia! so stolz besang,
Wenn sein Genius kühn über Sonnen
Und Kometen, zu der Gottheit drang;

Wenn er da im Ahnen ew'ger Wonnen
Tief empfand der Sel'gen hohes Glück,
Da sank vor dem Lichtglanz der Verklärung
Alles Irrdische in Nacht zurück.

Da enthüllte ſich dem heil'gen Sänger
Klar die Herrlichkeit auf Tabors Höh'n,
Der Geweihte jener höhern Wonnen
Fühlte hier ſchon Himmelsluͤfte wehn.

Mit der Palme in der Strahlen Rechte
Wallt er nun im beſſern Vaterland;
Geht mit ſeinem Giſeck, Ebert, Kramer
Und mit Plato traulich Hand in Hand;

Trinkt mit durſtgen Zügen aus der Quelle,
Der der Wahrheit Schönheit Strom entfließt,
Und durchſchaut der Gottheit dunkle Wege,
Deren Arm das Welt-Syſtem umſchließt;

Sinkt in Edens Amaranthen-Lauben,
Nach durchkämpftem bangem Trennungs-Schmerz
Seiner holden Eidli in die Arme,
Sinkt entzückt an ſeiner Fanny Herz.

Heil mir, edler Sänger! ich auch werde
Einſt mich dir voll hoher Ehrfurcht nahn,
O! des Wiederſehens ſüße Wonne
Iſt nicht Täuſchung, iſt nicht eitler Wahn!

Wo der Elbe Silberfluten wallen,
Da in Hamburgs Paradieſes-Flur

105

Sah ich dich in meinen Blüten-Tagen
Kindlich froh, ein Zögling der Natur.

Dort erblickt ich dich an Bernstorfs Seite
In dem Kreise edler Männer stehn,
Ihn, den Großen, den beglückte Völker
In der Asche segnen, mit dir gehn.

Freundlich hat dein Auge mir gelächelt,
Wie vor Ihm und Dir ich schüchtern stand,
Jetzt noch seh ich seinen Blick voll Güte,
Fühle noch den Druk von Deiner Hand! *)

Elise Sommer,
geborne Brandenburg.

*) Auch der T. Merkur stimmt in die Gefühle, die hier den Würdigen als Frühlingsblüten aufs Grab gestreut werden! Die durch vielfache Liebesbanden verschlungene Namenn Klopstock und Bernstorf müssen in allem, was von ihnen fortdauert, uns stets ein segensvolles Erbtheil seyn! Die zart und wohl empfindende Dichterin verdient unsere besondere Achtung. Es sey uns erlaubt, für einige Leser, die sie nicht genau kennen, zu bemerken, daß sie nicht bloß dichtet, sondern auch sieben vaterlose Kinder christlich und mütterlich bildete.

B.

III.

Bruchstücke aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf ihrer Reise durch Holland im Sommer 1809.

Im August.

— Meine Freunde hatten beschlossen, mir bei meiner Reise nach Amsterdam den doppelten Genuß zu verschaffen, sie einmal zu Wasser und einmal zu Lande zu machen. Ich bestieg also zu meiner Hinreise bis nach * * * einen Wagen, den sie hier Kieredu — Gott weiß, wie sie es schreiben! — benamsen.

Er ist ganz wie ein Berner Wägle gebaut und findet sich im armen Norden unter dem Namen Kibitka bei den Polen wieder, nur enger und mehr zum Erwärmen, also mehr zur Kälte eingerichtet. Hier ist es ein ziemlich hochrädriges, luftiges Gerüst, oben mit Wachstuch bedeckt, zu dem man hinten zwischen den Rädern einsteigt. Es giebt deren mit drei Sitzen, die also zu Landpartien vorzüglich geschickt sind. Der Weg führte durch das nördliche Städchen Woerden, bei

manchem artigen Bauergute vorbei, immer Gräben zu beiden Seiten, die man hier so gewohnt wird, daß ich bei deren Ermangelung bald sehr verwundert fragte: Wo das Wasser hin sey? — Woerden ist eine Festung, und die Wälle sind eben so zierlich und geschnitzelt, wie alles andere in dieser netten Stadt. So wie man sich der Gegend von der neuen Schleuse (nieuw Sleus) nähert, hören die Dorfwohnungen auf, und eine zusammenhängende Reihe von Landsitzen fängt an. Da der Anblick dieser allerliebsten, oft sehr prächtigen Wohnungen von dem Canal aus viel besser gesehen wird, die schönsten auch gegen das Wasser zu stehen, so will ich Euch bei Gelegenheit meiner Rückreise davon ein Wort sagen, und Euch jetzt plötzlich Abends neun Uhr vor die Thore von Amsterdam bringen. Die Amstel ist hier breiter, wie ich noch ein fließendes Wasser sah. — Der Himmel war umwölkt, aber der Mond spiegelte sich, so oft eine sanfte Luft den dunkeln Vorhang zerriß, in der stillen, kräuselnden Flut. Wie wir nahe an der Stadt waren, ward das Schauspiel bezaubernder! jenseits des Wassers sah man unter den Bäumen hervor allenthalben die Lichter der Wohnungen schimmern, welche ohne Unterbrechung an der Amstel herlaufen, und diese

Lichter spiegelten sich im Wasser, und zitterten auf der großen Fläche, und wurden jetzt von dem zarten Spiel der Zweige in tausend Funken getheilt, und zerflossen dann, von den kleinen Wellen fortgetragen, in tausend feurigen Strahlen — fern und nah glühten die Wellen, und fern und nah glühte das Ufer — um uns sehr hohe Bäume, neben uns die freundlichen Häuser, die sie versteckten, und von denen wir wieder nichts als die Lichter wahrnahmen, und zuweilen einen Ton ruhiger Menschenstimmen, die der Zauberwelt den Stämpel der Wirklichkeit aufdrückten, ohne ihr die Anmuth zu nehmen, denn es waren gemüthliche Töne, die an keinen Schmerz erinnerten. Aber hätte sich zu diesem Schauplatz von Ruhe und Größe und Unbegränztheit, durch halbes Dunkel und blendenden Glanz erzeugt — hätte sich hier der Zauber einer sanften Menschenstimme, einer Flöte — nur irgend eines Instrumentes hinzugefügt! — aber dieses Volk singt nicht, und tanzt nicht — denn das seltene Stampfen an Kirmesfesten heißt nicht tanzen — ein tanzendes Volk wartet nicht auf die Kirmes. — Die heilige Thereſe sagte vom Teufel: Der Unglückliche! er kann nicht lieben — und wenn ich die Mädchen vor ihren allerliebsten Häuserchen

ſitzen ſehe, und die Familien ſo wohlgemuth vor ihren reinlichen Thüren, immer ſitzend und immer klanglos, ſo möchte ich ſagen: Die Unglücklichen, die nicht tanzen können, nicht ſingen!

Das weite Waſſerbecken ward enger und wir kamen in die Stadt. Es iſt eine wunderliche Empfindung, im Finſtern in eine ganz fremde Stadt zu kommen — und nun noch in dieſe. Wohin ich blickte, ſchimmerte Waſſer, und ſpiegelten ſich Bäume — und Brücken, und Brücken, und wieder Brücken. An dem Ton des rollenden Wagens hörte ich wohl, daß die Häuſer hoch waren um mich her, beſonders an den Orten, wo ich keins Waſſer ſchimmern ſah, — da ſah ich auch, daß ich in einer großen Stadt war, denn die geſchmückten Kaufläden ſchimmerten von allen Seiten. — Neben den großen Canälen ſah ich nicht ſo viel Kramladen, aber überall ſchien das Licht aus dem Kellerſtock heraus, wo das Geſinde in der Reichen Häuſern wohnt, vielleicht auch noch wie ehemals mancher Hauseigenthümer, der ſo die Freude hat, ſein übriges Haus zu ſchonen. Nach der langen Zeit, die wir fuhren, zu urtheilen, mußte die Stadt ungeheuer ſeyn! Endlich kam ich an, auf einem der ſchönſten Canäle, dem Kaiſers-Ca-

nal. Meine erste Beschäftigung war das Lesen teutscher Zeitungen — ich hatte seit fünf Wochen keine rechtliche teutsche Zeitung gesehen! — Dann fragte ich auch noch Einiges, was Euch in Rücksicht dieses Landes auch interessirt — um die Bewegungen der Engländer. Wenn ihr die Einnahme von Vließingen hört, und die Bewegungen, die man wegen der Vertheidigung des Landes macht, werdet ihr sagen: aber was * * macht sie in der Galeere! — Lieben Kinder, heut zu Tage geht man dem Kriege nicht aus dem Wege! — Wenn die Sachen im April anders gegangen wären, wie der Fall war, so hätte ich mich jenseits des Bodensees gerade in den Krieg hineingeworfen, nun reise ich nach dem sechsten und siebenten Julius nach Amsterdam, und finde die Engländer in Seeland — ich könnte im October nach * * gehen, und fände dort die Franzosen. Aber die Dinge gehen hier eben so, wie bei uns, unter gleichen Umständen — das heißt man schwatzt, schreit, lügt, verwirrt die Begriffe, und vergißt nachzudenken, um nur nicht klüger werden zu müssen — gerade wie bei uns. Man war so eben durch die Nachricht einer allgemeinen Bewaffnung erschreckt — alle streitbaren Männer sollten sich — so sagte das Gerücht — bereit halten gegen den Feind zu

rücken. Streitbare Männer? — Man ſollte denken, da ſetzte ſich der größte Theil „in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle" hin und ſönne nach, wie er ſeinen Sohn zu einem anderen Dinge bilden möchte, wie er ſelbſt iſt. — Ich weiß nicht, was an der Sache wahr iſt, noch wie ſie geendet hat, aber wenn ich auf der Straße gieng, ſah ich den mir begegnenden Männern immer an, ob ſie wohl auch unter die „ſtreitbaren" gehörten, und das Häuflein ſchien mir hier, ſo wie überall in einem gewiſſen Sinne nicht ſehr groß werden zu wollen. Ein junger Menſch, den ich ſehr häufig fiſchen, jagen und eſſen ſah, ſo lange ich mit ihm auf dem Lande war, lernte mit der größten Eile die Becken ſchlagen, um unter der Feldmuſik dienen zu können — als Gemeiner zu dienen, konnte er ſich nicht entſchließen, und Offizier zu werden, konnte er nicht hoffen — alſo iſt's hier wie überall. In ** hörte ich eine Mutter ihren Sohn bitterlich beklagen, weil er in ſeinem Standquartier nicht ſeinen gewohnten Wein hatte; in *** bangte es einer andern vor der gefährlichen Wirkung, die es auf ihren neu angeworbenen Sohn haben müßte, alle Morgen früh aufzuſtehen; hier wird ein Jüngling lieber Spielmann wie Krieger — iſt's wohl im Oſten anders, wie in den andern Him-

Vätern, Müttern, Söhnen, Töchtern. In die düstre Flamme gehüllt, deren hölliſcher Schein den Weg grauſamer Mörder beleuchtet, —, von Wuth und Hitze lechzend, ſucht er mit funkelnden Augen den alten Priamus auf. Er findet ihn, von Feinden umringt, die der unvermögende Greis mit zu kurz geführten Streichen zurück zu treiben ſucht. Sein altes Schwerdt, ungehorſam dem kraftloſen Arm, führt lauter unſchädliche Hiebe, und bleibt liegen wohin es fällt. Welch ein Gegner, die Wuth des daherſtürzenden Pyrrhus aufzuhalten! Der Wüthrich holt zu einem tödtlichen Streich weit aus; aber von dem bloſſen Ziſchen ſeines blutigen Schwerdtes fällt der nervenloſe Vater zu Boden. Das gefühlloſe Ilion ſelbſt ſchien dieſen Streich zu fühlen: ſeine brennenden Thürme ſtürzen ein, und der entſetzliche Ruin macht ſogar den Pyrrhus ſtutzen. Denn ſeht, ſein Schwerdt, indem es auf das milchweiſſe Haupt des ehrwürdigen Alten herab fallen will, bleibt (ſo ſchien es) in der Luft ſtecken. Pyrrhus ſteht wie ein gemahlter Tyrann, unthätig, dem Unentſchloßnen gleich, der zwiſchen ſeinem Willen und der That im Gleichgewicht ſchwebt. Aber, ſo wie wir oft, wenn ein Sturm bevorſteht, ein tiefes Schweigen durch die Himmel wahrnehmen; das Rad der Natur ſcheint zu ſtehen; die trotzigen Winde ſchweigen und unter ihnen liegt der Erdkreis in banger Todesſtille; auf einmal ſtürzt der krachende Donner Verderben auf die Gegend herab: ſo feurt den unmenſchlichen Pyrrhus, nach dieſer kleinen Pauſe, ein plötzlicher Sturm von Rachſucht wieder zur blutigen Arbeit an;—“ u. ſ. w.

Wann iſt jemals unter allen Schriftſtellern ein vollkommnerer Mahler geweſen als Shakeſpear? Und wer

meisgegenden? — Kanns anders seyn? — wird's wohl anders werden? — Ich hatte in meinem Zimmer in Amsterdam eine herrliche Tusch-Malerei der liebenswürdigen Jennison, die Niederfahrt des Odin — eine von Hetsch's Gemälde sehr verschiedene Composition. — Ich habe auch das farbenlose Schwarz und Grau lieber wie Oelmalerei zu diesem geistermäßigen Gegenstand. — Ich stand oft vor dem Bilde und hätte die Zauberin aus ihrer Felsengruft reißen und fragen mögen, ob unserer Söhne Söhne Männer seyn würden. — — — —

In mancher feinen Beschreibung von Amsterdam, welche der lernbegierigen Jugend gegeben wird, lernt man, daß daselbst die Kutschen auf Schlitten ruhen, um durch die Erschütterung den, auf lauter Pfählen gebauten, Häusern nicht zu schaden. Das kam mir immer recht ängstlich vor — ich sah die Häuser vor mir stehen, wie ein blanc mangé — Wie es ehemals war, weiß ich nicht, vielleicht gieng man behutsamer mit den Häusern um; jetzt rollen die Wagen ohne alle Rücksicht, und es wird hier mehr gefahren, wie an irgend einem Orte, den ich kenne, denn an wenig Orten sind die Wege so weit und so viele Men-

ſchen in der ſchönen Jahrszeit auf dem Lande. Zum geſellſchaftlichen Verkehre werden die Canäle gar nicht gebraucht, leichte Gondeln giebt es alſo gar nicht; die zahlloſen Fahrzeuge, die auf den Canälen liegen, gehören alle dem Handel. Der Anblick der Straßen längs den Canälen iſt höchſt angenehm! — Das Waſſer iſt trübe, und riecht an den meiſten Orten, aber ſchlammicht ſah ich es nirgend. An beiden Seiten ſteht eine Reihe großer Bäume, an vielen Orten iſt ſie doppelt, und zwiſchen dem Canal und den Häuſern führt eine große gutgepflaſterte Straße. Die Häuſer, ſelbſt die ſchönſten, reichſten, größten, haben noch das Anſehen von Privatwohnungen, weil nirgends Höfe vor den Häuſern ſind, wie in Paris, Warſchau und dergl. auch nur wenige Häuſer große Einfahrten haben — meiſtens ſehr mäßige Hausthüren, mit ſchmalen Treppen und Geländern verſehen. Unter der Treppe der Hausthüre geht man ins Erdgeſchoß einige Stufen hinab. Aber was dieſe Häuſer ſo auszeichnet, iſt die Vollendung in ihrer Gattung, die Ganzheit, Neuheit — die vielen hellen Fenſter, das ſchöne Fenſterglas, die vortrefflich vollendeten Mauern, die ſchneidenden Farben vom Holzwerk gegen dieſelben, die das Ganze ſo heben. Die Thüren

und Läden ſind meiſt dunkelbraun, die Fenſterſtäbe ſchneeweiß.

Sehr viele dieſer Häuſer ſind ſehr ſchmal und belehren den Vorübergehenden, daß ihre Bewohner noch immer in einer glücklichen Beſchränkung leben —, wenn man eine Menge andere Umſtände damit vereinigt, fällt einem aber der fatale Brief von Werner an Wilhelm Meiſter ein, den er nach des alten Meiſters Tod ſchreibt, und worin er die Beſchränktheit ſeiner Wohnung, ſeines Tiſches, ſo herausſtreicht, und ſich freut, daß ihn die erſte verhindert Freunde zu logiren, und der letzte durch Wirthshauspartien erſetzt wird. — Die Kaufläden ſind in den Nebengaſſen, denn ſo muß ich ſie in Vergleich der Grabengaſſen doch nennen; dieſe haben nichts Aehnliches an Größe und Heiterkeit des Anblickes. — Rotterdam ſoll ſchönere breitere Gräben haben, aber nicht ſo große und ſchöne Häuſer. — Die Kaufläden ſind ſauber, die Waaren vor dem Hauſe alle in großen Glasſchränken aufgeſtellt, und an Silberzeug, Uhren, Porcellan, ſehr reich. Doch glaube ich nicht, daß Jemand, der Paris und London geſehen, hier etwas bewundern kann. In den Artikeln ſchnell wechſelnden, phantaſtiſchen Luxus, ſcheinen mir die

Amſterdamer ſogar noch zurück. Der Kreislauf muß vollendet werden, die ehrwürdige Größe muß dem zierlichen Glanze Platz machen, die mühſam erworbenen, ſorgſam gehegten Reichthümer müſſen in tauſend Canäle wieder vertheilt werden, — iſt das gut? — ich weiß nicht! in ſo fern es unvermeidlich iſt, gewiß! — Aber weh thut es mir — — vielleicht mir weher wie den Vätern, die wunderbare neue Artikel am Ende des Jahres in ihren Haushaltsrechnungen erblicken werden, weher wie den Müttern, die ihren Jugendſtaat verachten hören, und ſich ſelbſt in der ſechszehnjährigen Tochter nicht wiederſehen. — Daß der lange zuſammen gehaltene Reichthum vertheilt wird, iſt's nicht, was mich betrübt, daß ſtatt alten Sitten neue Sitten eintreten, iſt's auch nicht! — aber ich vermiſſe einen gleichen Fortſchritt in allgemeinen Kenntniſſen mit der allgemeinen Verfeinerung, — denn ſo nennt man es ja einmal! Hier und in der Schweiz — es iſt mit viel ſanftern Farben daſſelbe Gemälde, was mir der Nordweſten von Europa zeigte; — ich glaube wir Teutſchen haben das Glück gehabt, bei der überhand nehmenden Verfeinerung in der Allgemeinheit von Kenntniſſen fortzuſchreiten — was es uns genutzt hat? — das kann vielleicht nur das nächſte Geſchlecht beweiſen, — ich würde mit dem

höchſten Intereſſe denkende Männer über dieſe Verhältniſſe der Wiſſenſchaften, wozu ich das Erziehungsweſen rechne, zu der Verfeinerung ſprechen hören. — Unter den zahlloſen Buden, die hier in manchen Gaſſen unter jedem Hauſe ſind, finden ſich an der einen Seite der Börſe mehrere Obſtläden, die mir Kotzebue's lebhafte Beſchreibung des Neapolitaniſchen Obſtmarktes zurückriefen. Solche ſchöne Früchte ſehen wir weder an der Elbe noch am Rhein, noch der Donau, — bis tief in das Haus hinein ſtehen ſie amphitheatraliſch aufgeſchichtet in den mannichfaltigſten Farben, — Ananas mit ihren ſtolzen Kronen, Melonen von allen Gattungen, Pfirſchen von unbeareiflicher Größe und den glänzendſten Farben, Trauben, die an Größe und Schönheit an Sizilliens warmen Himmel erinnern; — dieſe Früchte alle werden in Treib-Häuſern, oder Glaskaſten erzogen, — der Weinſtock wird umgebogen, und einige Fuß neben der Wurzel in einen Glaskaſten gelegt, der rund herum gemauert iſt; hier zieht man ihn auf ein ſchräges Geländer, deſſen höchſter Punkt 8 — 9 Schuh Höhe hat, und wie jedes andere Miſtbeet mit Glasfenſtern bedeckt iſt. Der Stamm und die Wurzel iſt alſo der freien Atmoſphäre immer ausgeſetzt und wird im Winter gegen die Kälte ge-

ſchützt, indeß die Zweige durch den Glaskaſten gehen. So ein Weinſtock iſt meine zwei Arme dicke. Jeden Morgen geht der Gärtner in den Kaſten, ſucht Fliegen und Gewürme ab, und ſchneidet mit einer Scheere jede angefreſſne oder fleckige Beere aus der Traube, ſo daß die übrigen nicht angeſteckt, noch ihnen der Raum genommen wird, und die reife Traube endlich ein Muſter der Vollkommenheit iſt. — Eben ſo hängt man die Pfirſchbäume unter die Kaſten, nur nicht ſeitwärts, ſondern rückwärts. Die Früchte ſind von vollkommner Schönheit und Wohlgeſchmack; die ſchönſten Orangen, Citronen, Maulbeeren wetteifern mit allen Gattungen und Farben von Pflaumen; ich ſcherze oft mit meinen Freunden über die beſchränkte Fähigkeit der Menſchen, das Gute zu genießen, und möchte zuweilen weinen, daß ich ſo wenig Obſt eſſen kann. Aber auch hier drängt ſich der Gedanke des Künſtlichen auf, und wie verſchwindet dann ein Amſterdamer Obſtladen, gegen die üppige Fülle eines neapolitaniſchen! — Jeden Montag iſt ein Blumenmarkt; dort findet man in einer langen, langen Reihe alle Pracht dieſer ſinnvollen, leicht geſtalteten, ſchnell verübereitenden, unausſprechlich ſchönen Schöpfung vereinigt. Mir ward wie einem Kinde zu Muthe

vor Erſtaunen und Freude und Wehmuth. Der Reichthum! Hohe Gerüſte von der ſtolzen reichen Hortenſia, über ihnen das zahlloſe Geſchlecht der Geranien mit ihren glühenden Farben; dann die ſchönſten Nelken und Levcojen, Stängel mit zwanzig, dreißig Blumen, ſo groß wie kleine Roſen — blühende Roſenſtöcke jeder Gattung, Myrten, Granaten, Alles in der ſchönſten Blüte — unter dieſen in Töpfen gepflanzten Stauden, ſtehn dann zahlloſe Körbe voll großer Sträuße von allen Blumen der verſchiedenſten Jahrszeiten. Dieſer ganze Handel wird von Juden getrieben, — ſie kaufen dieſes holdeſte Geſchlecht der geſtalteten Weſen auf, und auch hier fallen die Fittige der Dichtkunſt matt nieder, wenn der Phantaſie die Vermittlung vorſchwebt zwiſchen der ſchaffenden Natur und dem blühenden Mädchen, das jetzt ſo einen Straus an den Buſen ſteckt — ein armſeliger zerlumpter Jude! Und mir iſt es doch, als müßte dieſes Geſchlecht heiterer und freier hier umhergehen, wo es mit Blumen handelt. Den Amſterdamern weiß ich auch recht Dank, daß ſie die Blumen ſo gern haben! Ich begreife nebenbei auch nicht, warum hier die Blumen viel mehr Schatten vertragen können, als bei uns. Hier in L. ſtehen im Eßſaal rothe Geranien und Hortenſien in dem Kamin, der jetzt nicht geheizt

wird, und blühen nun seit vier Wochen heiter und lustig fort. Die Luft muß hier ganz eigene, nährende Eigenschaften haben.

Mit welcher Neugier, nicht Erwartung — ich endlich an Hafen kam! Die Admiralität ist ein ungeheueres Gebäude, mit dem viele andere in Verbindung stehen. Gegen die Stadt zu trennt es eine sehr mäßig breite Straße von Wohnhäusern, die von Arbeitern beim Schiffsbau, oder Angestellten bei der Marine besessen werden. Bei dem ungeheuern Werth einer solchen Anstalt war es mir ängstlich, so nahe dabei die tägliche Gefahr von Feuersbrunst zu sehen. Auf der Wasserseite ist ein breiter, unabsehlich langer Quai mit den mancherlei Bedürfnissen und Handwerkzeugen bedeckt, welche der Bau des eben in Arbeit sich befindenden Schiffes erfordert, oder mit Gegenständen zur Ausrüstung, welche die Nässe und Luft nicht angreift. Der Moment, endlich in der Wirklichkeit zu sehen, was das Auge so oft in mannichfaltiger Darstellung beschäftigte, ist äußerst wunderbar. Mein Kopf ward schwindlich, in der Bemühung des vorhandenen und vorgestellten zu entdecken, er ward schwindlich, die Erinnerung von der Gegenwart zu trennen, und

die Gegenstände der Beobachtung von den Ideen-Verbindungen, in denen sie ihm immer interessant geworden waren. Der Anblick eines Kriegsschiffs machte mich bestürzt — nicht wegen seinem Ungeheueren, nein, die Größe ergriff mich gar nicht, sie wird durch den Raum in dem es steht, durch die unabsehliche Wasserfläche hinter ihm, durch die große Steinmasse des Admiralitäts-Gebäudes vor ihm, sehr herabgesetzt — meine Bestürzung rührte daher, in einem Dinge jetzt herumzugehen, das ich eben so, in jedem Detail bisher vor mir auf einem Tisch hatte stehen sehen. Das schöne Modell des Schiffes Aurora, das auf der *** Bibliothek stand, war mir so lange interessant gewesen, war mir o gegenwärtig, daß ich jeden Winkel des Admiral Ruyter von 84 Kanonen, der so eben vollendet ward, erkannte und seine Bestimmung errieth. Dieses Schiff war bis aufs obere Verdeck und die Masten fertig, aber schon im See, doch noch innerhalb des Werftes, und noch lang nicht ganz ausgerüstet. Ich wußte noch nicht, daß ein Schiff in einem so unvollkommenen Zustande, vom Stapel gelassen würde. Man machte mir hier begreiflich, daß es nöthig sey, dieser ungeheueren Maschine Wassertiefe zu geben, ehe sie durch völligen Ausbau alle

ihre Schwere erlangt habe. Mir war bei dem Umhergehen neben den Kanonen, dem Takelwerk, dem Anblick der Fenſterſcheiben in der Kajüte, bei den Näthen in den Segeln, wie es mir oft im Fieber war, wenn Gegenſtände von gewöhnlicher Größe plötzlich ſich zum Ungeheuern ausdehnen — wie Fauſt, da der Pudel zum Elephanten wird — der Admiral Ruyter, der weder Maſt noch Takelwerk hatte, fiel mir von außen nicht auf wegen ſeiner Größe, allein wie ich auf dem Verdeck umhergieng, und vom Schnabel zum Steuer hinabſehen konnte, da ergriff mich der Gedanke des Menſchenwerks! Nun malte ich mir die Auftritte, zu welchen dieſes Schiff beſtimmt war, nun dachte ich mir die Jahrhunderte die verfloſſen, eh dieſes ungeheure Gebäude bis auf jeden Zoll ſeines Raums berechnet auf dem pfadloſen Ocean ſegeln konnte — ich dachte mir Agamemnons ſchön geſchnäbelte Schiffe neben dieſer ſtolzen Wellenkönigin — ich dachte mir die Schlacht von Salamin, und den Kampf, zu welchem dieſer Rieſenbau beſtimmt iſt. — O ich hätte Vieles Vieles darum gegeben, eine halbe Stunde hier allein bleiben zu dürfen! ich ſah den Maſtenwald entlang hinab nach Oſten, und den Maſtenwald hin, wo die Sonne ſank und über die trüben Wellen, die ihre

wer muß der Dichter ſeyn, der, wenn er eine Stunde zugebracht hat, die göttlichen Werke dieſes groſſen Mannes anzuſchauen, nicht in Verſuchung kömmt, ſeine eignen ins Feuer zu werfen? Auf mich wenigſtens hat das Leſen im Shakeſpear dieſe Wirkung ſehr oft gethan; und vielleicht hab' ich es dieſer Empfindung zu danken, daß einige meiner Verſuche das Feuer weniger verdienen. O! ihr jungen und alten Söhne des Muſengottes, ächte und unächte, leſet Shakeſpearn! und wenn ihr nichts vortrefliches machen könnt, o! ſo ſchwört — ſein Geiſt ruft euch, wie der Geiſt im Hamlet, zu: ſchwört, ſchwört! — daß ihr lieber nichts machen wollt!

VI.

Beurtheilung der Geſchichte

des

berühmten Predigers

Bruder Gerundio von Campazas,

ſonſt Gerundio Zotes.

In zwey Bänden 1773. Leipzig bey Schwickert.

Horazens Meynung von der Kraft des Lächerlichen, in der bekannten Stelle,

— — Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque ſecat res,

salzige Flut mit dem nahen Ocean verbinden, und vermählte die neuen Bilder meiner Seele mit euerm Andenken, meine Kinder, und dem des theuern Todten, der im Jahre 91 an demselben Platze ein Kriegsschiff ins Meer gleiten sah. Die verschiedenen Gestalten der Schiffe sind bemerklich — die feste, breite Philistergestalt von den Kauffahrern, die leichte pfeilschlanke Form der Fregatte — es lag eine, die Morgenstunde genannt, dicht an der Brücke, so nett angestrichen, die Fenster der Kajüte so klar, die Rahmen schneeweiß, die Wimpel flatterten lustig und sie schien mir der Aal unter den Schiffen zu seyn. Ein aufgetakeltes, segelfertiges Kriegsschiff erscheint dann wie ein stolzer Schwan. Nichts Edlers wie diese Gestalt. Inniger nur Größe und Leichtigkeit nicht gepaart werden können, die Wellen wiegen es sanft, die bunten Ankerkörbe plätschern um seinen majestätischen Bau — an jedem Anker ist nämlich eine, wohl mannshohe Maschine von grober fester Korbarbeit, mit bunten Farben angestrichen, befestigt — sie haben die Form einer vollen Spule, in der Mitte dick und an beiden Enden gespitzt, sie schwimmen immer über den Ankern, und bezeichnen, im Fall daß er abriß, oder andere Schwierigkeiten eintreten, den Platz.

wo er niedergesenkt ist. Die hohen Masten, das regelmäßige Takelwerk, die zierlich gefalteten Segel geben der Gestalt etwas Geputztes, etwas Vollendetes — der feste Kern geht so allmählich in die farbigen flatternden Wimpel aus, das lange Rogspriet schwebt über der Welle und scheint es beinahe unabhängig zu machen von dem gefährlichen Element. Dann sitzen die Matrosen so heimlich und häuslich auf dem Verdeck, auf den Segelstangen rutscht eine Menschengestalt so nachlässig einher, wie Aimé, wenn er hinauf in einen Baum sich setzt — alles Angestrengte fällt hinweg, es ist eine andere Welt, das ist Alles. — Einen andern Tag bestiegen wir eine Schaluppe und segelten hinaus in das Y. Amsterdam dehnt sich in einem vollkommenen halben Mond um den Haven her. Schöne Häuser und schöne Bäume, Kirchthürme — doch keiner, der sich durch seine Höhe auszeichnete, umgeben das ganze Ufer, und weiter liegen schöne Dörfer und Städte, deren rothe Dächer über den Wasserspiegel hervorsehen — denn eine Aussicht auf das Land hat man nirgends, das niedrige, der Wasserhöhe gleiche, Ufer zeigt nirgends eine Perspektive, nirgends Fernen — so ist auch die Aussicht auf das Meer gar keine ausgedehnte — ach sie ist wie die Aussicht ins

Leben, wenn nichts Irdiſches es begränzt! — Der Himmel vermählt ſich ſogleich mit der Erde. —

Man führte mich in Amſterdam auf einen hohen Punkt, wo gegen Oſten über den Pampus hin die Zuiderſee ſich öffnet. Dort war nun keine Gränze, aber auch keine Ferne, der blaue ſtrahlende Himmel ſenkte ſich herab, und wo er den grauen ſchimmernden Waſſerſpiegel berührte, lag ein leichter Nebel. Ob es auf dem Ocean anders iſt? ich werde es vielleicht noch ſehen, — vielleicht iſt's anders vom hohen Felſen-Ufer hinab, vielleicht von dem Gipfel des Veſuvs — aber je niederer du ſtehſt, je beſchränkter iſt dieſe Unendlichkeit. Auf dem Y richtete ich mein Auge ſo, daß ich der Waſſerfläche ſo nahe wie möglich lag, und ſuchte jene Richtung nach dem Zuiderſee wieder auf, die rothen Dächer der Nordholländiſchen Dörfer blickten noch wie Johanniswürmchen über den grünen Faden des niedern Ufers, und jetzt hörte der grüne Faden auf, und der leichte Nebel vereinte Himmel und Erde. Aber der Anblick des großen ungeheuren Waſſers, ſo nahe an ſeiner Oberfläche, der iſt ergreifend. Es ſcheint ſich zu heben, zu wölben, zu ſteigen, — Du ſiehſt nichts, wie das furchtbare, formloſe, trügende, tobende,

Element, es ſcheint Dich zu locken, zu rufen, der leichte Wellenwechſel wird eine Geiſterſprache, und ich glaube, die Einbildungskraft könnte die Sinne verwirren, daß man ſich hinabſtürzte in den unendlichen Raum. Das Wetter war herrlich, an dem Tage, da ich auf dem P fuhr, die Stadt lag im hellen Sonnenglanze, und wie die Sonne ſank, ſchimmerten die Thurmknöpfe und Fenſter und Wimpel der zahlloſen Schiffe, und die Maſten ſtanden alle ſo einzeln und ſo ſteif neben einander und verſchlungen von dem ſymmetriſchen Tauwerke. Längs dem Haven waren viele Kanonier-Schaluppen poſtirt, jede mit zwei Kanonen, um auf jeden Fall eines feindlichen Angriffs bereit zu ſeyn; hinter ihnen lagen Kriegsſchiffe mit hochaufgeraften Segeln, mit ihrer ſchlanken mächtigen Form wie die Wettrenner auf dem Iſthmus von Corinth und ſchienen nur das Zeichen zu erwarten, um dahin zu gleiten auf der unendlichen Bahn. Das Herz hebt ſich bei dem Anblicke — die Bruſt wird erweitert und das Leben drängt ſich muthathmend in den Kampf mit Schickſal und Wellen. Mehrere amerikaniſche Schiffe hatten ſo eben gelöſcht und lagen vor Anker, ihre blaue und rothe Fahne mit weißem Streif verbunden, flatterte in den Lüften, mehrere Fahrzeuge mit drei Segeln, ein

großes viereckiges, ein dreieckiges und ein kleines im Würfel, durchkreuzten, nur um die Kunst des Steuerers zu üben, das weite Gewässer, — muthwillig zwangen sie den Luftstrom ihrer Geschicklichkeit zu dienen, und fuhren mit demselben Wind herauf und herab, und spielten auf dem weiten Raum, wie muntere Knaben auf dem grünen Rasen. Mehrere Fahrzeuge segelten mit günstigem Winde nach Norddholland, sie werden zu diesen Fahrten nur im Y und dem Harlemer Meer gebraucht, ihr großes Segel ist oben schmaler wie unten, und ihr Gang leicht und lustig. Andere Schiffe segelten gegen den Pampus zu; je ferner sie fuhren, je weißer schimmerten ihre Segel, bis sie dem Auge wie Schwäne erschienen, die mit der Flut spielend ihr Gefieder aufblähten. Hier und da erhoben sich bei der Annäherung unsers Fahrzeugs kleine Haufen von Vögeln, die man mir Meer-Schwalben nannte, mit weißen Bäuchen und Innern der Flügel, aber so groß wie Tauben, und wie mir däuchte, noch größer; sie plätscherten im Wasser, schwammen mit dem Wasserstrom oder ruderten ihm entgegen, leicht und kräftig, als sollten sie von ihnen die großen Menschengebäude lernen, die ihr nasses Reich durchzogen —, mit unglaublicher Leichtigkeit hoben sie sich jetzt aus der

Flut, wiegten ſich, ſchwangen ſich, die Sonne blendete das Auge, wie ſie die weißen Federn ihrer Bruſt beglänzte, — und der Vogel ſchwamm im feinern Elemente und ward zum Puncte im Aether und verſchwand. O wie das Anſchaun der Welt über die Welt erhebt, ſo wie der höchſte Moment des Glüks von dem Leben ablöſt — nur im ſchweren Nebel der Alltäglichkeit, nur im groben Bedürfniß des kümmerlichen Sinnengenuſſes kann das Leben uns feſſeln. — Wie leicht vergißt man ſich ſelbſt, wenn Alles um uns her größer iſt wie wir. — Dieſes iſt auch der Grund, warum wir ſo Vieles überleben — und nur der erliegt dem Schickſale, der nicht den Muth hat, ſelbſt zu verſchwinden vor ſeiner Macht.

Ich dachte, ich hätte viel geſehen, — ich habe nur viel empfunden, und alſo wenig zu erzählen. Wenn aber eure Freunde, eure Söhne, auf das Meer geführt werden, ſo glaubt mir, waren ſie fähig zu empfinden, ſo erhebt ſie das Auffaſſen dieſes Augenblicks über ſich ſelbſt — und das thut der Anblick der Außenwelt immer, wenn unſers Geiſtes Auge zu ſehen geſchickt iſt, — und hat es dann die Welt erblickt, und kehrt zurück in ſein Inneres, ſo findet es auch da wieder

Wunder und Größe, und die Seele wird frei, welche Fessel auch den Busen drückt, den sie belebt.

Eine schöne Stunde brachte ich im königlichen Museum zu, — so nennt man Etwas, das noch nichts ist — eine sehr unvollständige Sammlung von Gemälden, der einige Antiken ohne allen Zusammenhang beigefügt sind. Sie befindet sich im königl. Palais, dem ehemaligen Stadthaus. Dieses sehr schöne Gebäude steht auf einem großen Platz, wo es gut in die Augen fällt. Ich weiß nicht, ob es den Forderungen der Kunst entspricht, denen meines Gefühls entspricht es nicht. Es ist nicht groß genug, um in seinen einzelnen Theilen so einfach zu seyn, wie es an diesem Platze und in seiner Vereinzelung seyn müßte. Es hat eine Reihe Fenster, aber keine Colonnade, keinen Porticus, nichts als eine plumpe Galerie am ersten Stocke. Als einzelnem, in sich vollendetem Gebäude hätte ich ihm die vielen Reihen Fenster weggewünscht; als Theil eines Ganzen sollte es durch irgend etwas mit der Außenwelt verbunden seyn, — ich glaube, ich drücke mich höchst lächerlich aus? — Die Zimmer des Königs sollen sehr schön verziert seyn — das gönne ich einem Handel und Fabriken besitzenden Volke. — Den Platz vor dem Palais

ſah ich immer, und ich gieng oft vorüber, mit gaffenden Menſchen beſäet, die nach den Fenſtern ſchauten, und oft erſcheint der König an den Fenſtern oder auf dem Balkon. Wenn man das edle ſanfte Geſicht des Königs ſieht, wenn man hört, wie aufrichtig und von Herzen er Holländer iſt, freut man ſich der Badauderie, mit der die Leute da gaffen, denn ſie kann der öffentlichen Meinung nur zuträglich ſeyn. Der junge Monarch ſtrebt nach einem hohen Ziele, — er will die Liebe ſeines Volks gewinnen. Man ſagt, Liebe müſſe Liebe gewinnen — und ich glaube es. Wenn es ihm glückt, ſo hätte er eine Eroberung gemacht, die ihn der Menſchheit theuer machen müßte. Der Bewerber wird aber auf jeden Fall mehr Theilnahme erwecken, wie die Menſchen, welche mit dem kalten Hauche der Selbſtſucht die zarten Keime von Anhänglichkeit, die ſein Bemühen für's Gute ausſtreut, erſticken. Wie oft finden ſich Fürſten durch Undank gelohnt! Bedenken wir dies auch ſtets, wenn wir ſo raſch über ſie aburtheilen?

Th. H.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Ein Wort an meine teutſchen Sprachgenoſſen.

„Der Verfaſſer diſes Aufſatzes bemühte ſich ſchon ſeit 1789 di zahlloſen Swirigkeiten di ſich bei der Erlernung und bei der Ausübung der ſo genanten Rechtſchreibung oder Orthographie einſtellen, zu vermindern und eine ſehr einfache, gleichformige Darſtellung aller deutſchen Wörter den Deutſchſchreibenden möglich zu machen. Sein Hauptmittel, dis zu bewirken, beſteht, in der Bezeichnung des Lang- und Kurtstones der Grundlaute (Fr. voïelles), wodurch di als richtiggeltende Ausſprache der Wörter durchgängig ſo beſtimt, ſo ſichtbar angegeben werden kan, das ſechsjarige deutſche Kinder und di, welche im Ausland ſich mit unſrer Sprache bekant machen wollen, nach erworbener genauer Kentnis der Buchſtaben und irer Anwendung, nur wenige Stunden brauchen, um alles richtig leſen zu lernen, und dan durch Fortſetzung diſes Leſens und mit Hülfe einer Schreibregellere von ſehr wenigen Bogen, (zwei orthographiſche Schriften von Adelung betragen

deren 55) one weitere Mithülfe eines Lerers, zu der Gschiklichkeit gelangen können, eigne Gedanken wortrichtig zu schreiben.

Man kent di von Wolke angegebne, durch Klopstock veranlaste, Bezeichnung aus früher in der Berl. Monatschrift mitgeteilten Proben der Sassonsprache, später aus seinen büdischen oder saksischen Gedichten 1804 bei C. H. Reclam in L., aus seiner Schrift für Kinder und Stumme 1804 bei Crusius in L. und aus seiner Anweisung für Mütter und Kinderlehrer 1805 bei G. Woß in L.

Um 1800 kam der Artét Sayffert in Paris auf den nämlichen Gedanken, di Grundlaute einfach zu bezeichnen, aber seine gewaltsamen Veränderungen unserer Sprache und seine sonderbaren Wortgebilde namen zu sehr gegen ihn ein, das man auch seine Bezeichnung nicht beifallwürdig fand.

Aber im Julistük der vielgelesenen Monatschrift Jason, hat der geistreiche Schriftsteller und Staatman, der erlauchte Graf von Wenzel-Sternau eine Bezeichnung der Aussprache

ſcheint durch die Erfahrung auſſer Zweifel geſetzt zu ſeyn. Wenigſtens iſt das Belachen das wirkſamſte Mittel, allgemein gewordene Mißbräuche, Fehler und Thorheiten, die den Geſetzen nicht unterworfen ſind, zu beſſern oder auszurotten. Dem Dummkopfe, der aus Vortheile und Eigennutz das Tagen der geſunden Vernunft in ſeiner Sphäre aus allen Kräften zu verhindern ſucht, nützt es nichts, wenn ihm auch hundertmal ein Weiſer aus Vaterlandseifer die Wahrheit im Tone des Ernſtes prediget. Er drückt Augen und Ohren zu und hört und ſieht entweder gar nicht, oder ſchreyt über Verläumdungen und Verfolgungen, wenn er hören muß, und geht dennoch in ſeinem alten Gleiſſe fort. Dem größten Theile des Publikums geht es auf der Gegenſeite mit der Wahrheit, wie Kindern mit der Arzney; ſie nehmen ſie ungern als Arzney, aber unter ihre täglichen Speiſen, unter ihre Näſchereyen verſteckt, genieſſen ſie ſie mit Luſt, und werden geſund davon. Kan alſo ein Schriftſteller, der zum Anbau des geſunden Menſchenverſtandes und zur Erleuchtung ſeiner Nebenbürger gern auch ſein Scherflein beytragen möchte, einen ſichrern Weg wählen, als wenn er ſeine Wahrheit in den Mantel des Vergnügens und des Scherzes einhüllt, und, das charakteriſtiſche Geſchenk, ſo die Natur dem Menſchen gab, das Lachen zu ſeiner Beſſerung braucht? So machten es Cervantes, Butler und andere mehr; und eben dieſen Weg iſt (wir hoffen mit gutem Erfolg,) auch der vortrefliche Verfaſſer des **Bruder Gerundio** gegangen, die höchſtverdorbene Kanzelberedſamkeit der Spanier zu beſſern.

Das Original iſt Spaniſch, ohngeachtet dieſe Ueberſetzung aus dem Engliſchen gemacht iſt, wie der Titel ſagt. — Warum aber nicht aus dem Originale? Aus einer Urſache, die keine weitere Einwendung zuläßt, — weil durch einen Zufall, der in Spanien

angegeben und empfolen, welche di von W. noch an Einfachheit übertrift. Den C. W. brauchte vier Zeichen —, ·..· und ∪; jener aber bedarf nur zweier, eines Swerzeichens (`) (Fr. d'un accent grave) und eines Spitszeichens (´) (Fr. d'un accent aigu). Mit Vergnügen wälet daher W. bise zwei Zeichen ver ´ ſ, ſetst aber im Schreiben das ` rechts an à, è, (wie áh lautend) ò, ù, zur Bezeichnung ires Langtones, und das Zeichen des Kurtstones (´) Links wi á, é, ó, ú. Anſtat der Zeichen über i, ä, ö, ü, ſetst er, wen ſi langtonig ſein ſollen, ein `, wen ſi kurts abzubeisen ſind, ein ´ darüber, wi Bìr (Bier, Bàr fört! grün und Wike (für Wicke oder Wikke) Blätter (für Biätter) gönen (für gönnen) müriſch (für mürriſch). Nun felet noch, das augenfallig werde, wan e nicht wi áh in lebt, ſondern wi eh, Fr. é, in Alphabet auszuſprechen ſei. Dazu wälet W. ein (.), das wi bei i darüber ſteht, è oder é.

Mit Hülfe diſer drei Zeichen kan nun di als richtig angenomne Ausſprache aller deutſchen Wörter durchgehends beſtimt, jede der tauſend Aufmerkſamkeiten, welche bisher das Denken an di Hauptſache erſwerten, beſeitigt, das Leſenlernen,

das Leſen ſelbſt; das richtige Niderſchreiben der Gedanken auch, da alles Wilkürliche aus der Wortſchreibung entfernt iſt, das Drukſetzen in hohen Grade erleichtet, ferner der Vorteil erwerblich und das ungeheuere Zeit- und Geldverderben vermeidlich werden, wovon unter IX die Rede iſt. Jeder, der Deutſch ſchreiben wil, wird befreiet ſein von der Erlernung und Widerholung der hunderttauſend Regeln und der Antworten auf di Fragen; ob mit Recht in dem vorkommenden Worte auf a, å, e, i, o, ö, u, ů. ein h, auf i ein e oder h folge, oder ob ein aa, ee, oo ſtehen muſſe oder ob gar kein Dehnzeichen Mode, wen auch nötig, ſei (wi in Bart, Bär, lebt, Alphabet, Berlin, Mond, ſchön, du fluchſt, ſuchſt grün); ferner ob ein ck oder ein kk, ob ein f, ein ph oder v; ein ſ, s, ß oder ſſ; ein t oder th; ein ts oder ein z oder ein tz, ob ein einfaches b oder ein doppeltes b, d, f, k, l, m, n, p, r, t zu ſetzen ſei; ob man ein r oder chs oder gar ein chſ anwenden müſſe u. ſ. w.

So bald Jemand di Ausſprache der Wörter von Sprechendendurch Hören oder durch das Leſen der Bücher mit bezeichneten Grundlauten gelernet hat, ſo kan er auch gleich richtig ſchrei-

ben. Ein auserordlicher Gewin! Kein deutsches Wort in einem solchen buche wird enthalten ein Ae, Oe, Ue oder Ui; ein C, ck, ff, ſt, ph, ß, ſſ, th, b, r, y; in der Mitte und am Ende eines Wortes ein ſt, eben so wenig ein st oder ein ſch, es sei den, das der vorangehende Grundlaut langtonig ist, wi in Diſtel und himliſch. Keine zwei gleiche Beſtimlaute, wen man wil', dürfen vorkommen, ausgenommen, wen der Endſtabe eines vorangehenden Wortes dem Anfangſtaben eines folgenden mit ihm geeinten gleich ist: Wollust, Wohlleben, Pflichtteil, Widerrede u. ſ. w.

W. hält die Anzeige zweier Erklärungen noch für nötig. 1. Er ist entſloſſen, nach seinen Kräften für di Reinigung unſerer Sprache von iren Fehlern eifrig fortzuarbeiten, one Erwartung eines Lones oder Dankes von seinen Zeitgenoſſen, wen auch nur eine kleine Anzahl Kenner und Freunde seiner Sprachbemühung ihn mit irem Beifal erfreuet. Diſe Freude wird ihn ſtark genug machen, den Tadel und Undank von tausend Verächtern seines Beſtrebens ruhig zu ertragen.

2. Er hält es für äuſerſt ſwer, ja faſt für unmöglich, jetzo ſchon eine vollſtändige, in den

A. V. Schulen anwendbare Regellere der deutschen Sprache und Schrift auf lange Dauer zu verfassen. Da Nimand sich smeicheln darf, ein mustterhaftes Gebäude aufzufüren, wen ein Zehntel der dazu anzuwendenden Baustükke formwidrig, felerhaft oder untauglich ist, so scheint ihm, W. notwendig, das früher Jemand, frei von Nährsorgen und Amtgeschäften, während einer Reihe von Jaren di deutschen Wortformen der Nun- und Vorzeit durchmusttre. si unter einander und mit denen jeder nahe und entfernt verwandten Sprache fleisig vergleiche, das Weßliche (Fr. l'essentiel) der Sprache, ire Wurtsein und die ihr und irem Geiste (S. VI.) gemäse Ableite sondere von dem Zwek- und Formwidrigen, welches di Unwissenheit, die Grille, oder der Unverstand des Sprech- und Schreibevolks bis zu unsern Tagen hineingesuscht hat, und endlich das Ausgesonderte, das Gereinigte, das Berichtigte das Sprachmäsig-Uebereinstimmig- und Anwendbargemachte in einem Wörterbuche der deutschen Sprache und Schrift aufstelle und mitteile —

Gern wil W. in diser Aeusserung sich geirt haben, und dis laut eingestehen, wen er tatlich überzeugt wird, das einige Kenner unsrer Sprache, ein Voß, Seidenstücker, Radlof, Schlegel u. s. w.

di erwähnte Vorarbeit schon vor dem ermunternden Aufrufe der königl. Akademie fast beendigt hatten, oder das dise Vorarbeit von den Preisschriftrichtern nicht für nötig gehalten werde. In jedem Falle wird seine Freude über den ergangenen Ausruf sehr gros, nur in dem letzten nicht ganz volkommen sein. Den so eine kräftige Anrege wird auf alle Weise zur Ere und zum Nutzen der deutschen Volkheit (Fr la nation allemande) eine bemerkbare Verbesserung unserer Sprache hervorbringen und verbreiten.

Der Aufruf der vereinten Wissenschafter in M. ist und bleibt ein sprechender Beweis von irer tifen Einsicht in das Wesen der Wissenschaften, von irem lebhaften Gefüle des Bedürfnisses in unsern Zeiten und von irer warmen Libe gegen das gemeinsame Vatervolk. Also inniger Dank und hohe Vererung von allen Freunden der deutschen Sprache sei gewidmet disen einsichtvollen und edlen Männern, so wie dem hochherzigen königlichen Beförderer ires für Baiern und ganz Deutschland gemeinnützigen Wunsches!

Dresden.

Wolke.

V.

Ueber die lateiniſchen Verſe auf Schulen.

An den Redacteur des N. T. Merkurs.

Schleuſingen, im April 1810.

Ich habe nun das anmuthige Thal meiner Heimath — die gute Mutter Pforte — verlaſſen, und lebe jenſeits der Thüringer Alpen. Dort, am kaſtaliſchen Quell, wo der erhabne Sänger des Meſſias wandelte, iſt es freundlicher, und heiliger iſt die Stätte; doch auch hier, an den Ufern der Schleus, die ſich in mäandriſchen Krümmungen ſilberhell durch den friſchen Wieſengrund windet, iſt die Natur ſchön und kräftig, und mehr als ein Olympos erhebt das tannengekrönte Haupt über die Wolken. Gewiß wird es Ihnen, ſo wie jedem Freunde des Vaterlandes, dem die höhere Bildung der Jugend am Herzen liegt, erfreulich ſeyn, zu hören, daß auch hier das Studium des claſſiſchen Alterthums fröhlich gedeiht. Das hieſige Königl. und Herzogl. Sächſiſche Gymnaſium — die Hennebergiſche Landes-

schule — hat von jeher mit den übrigen Sächsischen Landesschulen rühmlich zu wetteifern gesucht; und die beträchtliche Anzahl der Schüler in den drei obern Classen, welche hauptsächlich die Gelehrtenschule ausmachen — fast lauter Franken, und zum Theil aus entfernteren Gegenden — beweist, bei der Nähe mehrerer nicht unbedeutender Gymnasien, die Vorzüglichkeit dieser Anstalt, und den guten Ruf, den sie fortwährend behauptet. Ich darf mir gegenwärtig noch nicht anmaßen, ein umfassendes Urtheil über sie zu fällen; allein als ein gültiges Zeugniß dafür, daß das Studium der alten Sprachen, namentlich der lateinischen, mit mehr als gewöhnlichem Eifer befördert und betrieben wird, glaub' ich den nicht mißlungenen Versuch in lateinischen Hexametern anführen zu können *), womit vor kurzem bei einem öffentli-

*) Es ist nur strenge Gerechtigkeit, die hier das Lob ertheilt. Der junge Mystes in den Weihungen der Musen wählte sich den Anfang des befreiten Jerusalems von Tasso für seinen Versuch, und hatte also noch die Verpflichtung des Dolmetschers zu erfüllen. Beides ist so gut gelungen, als es hier möglich war. Schade, daß der beengte Raum keine Probe zu geben gestattet.

B.

chen Rebeactus einer unſrer fleißigſten und hoffnungsvollſten Schüler, — Sauer aus Römhild — der zu Oſtern die Akademie Jena bezieht, auftrat, und verdienten Beifall ärndtete. Dieſe Verſe zeugen von früherer Uebung und Lectüre der Römiſchen Dichter; auch würden mehrere unſerer ausgezeichneten Schüler in dieſem Olympiſchen Kampfe mit ihm, nicht ohne Glück, zu wetteifern im Stande geweſen ſeyn. — Gewiß müſſen in unſern Tagen Erſcheinungen dieſer Art doppelt überraſchen und erfreuen; wiewohl es denen nicht unerwartet ſeyn wird, welche wiſſen, daß ein Mann an der Spitze des Henneberger Gymnaſiums ſteht, der ſelbſt die Dichter vorzüglich liebt. Mit Recht hält Er es für zweckmäßig, Jünglinge, die nicht zu bloßen Dilettanten gebildet werden ſollen, auch in der Verfertigung lateiniſcher Verſe zu üben; und, in der That, öffentliche Beweiſe erlangter Fertigkeit in dieſer Uebung ſind ganz dem Geiſte angemeſſen, der eine Anſtalt, wie die hieſige iſt, beleben ſoll. *) — Erlauben

*) Der ehrwürdige Walch gehört zu den trefflichſten Veteranen unter den Schulmännern unſers nördlichen Teutſchlands, der ſchon, in geiſtiger Erzeugung, natos natorum et qui nascuntur ab

Sie mir, noch einige Gedanken über den Werth und den Zweck dieſer Uebungen, der von Vielen verkannt wird, hinzuzufügen. — Natürlich kann die Abſicht nicht ſeyn, lateiniſche Dichter zu bilden; obwohl auch dies in einzelnen Fällen erreicht werden kann; ſondern, wie überall die Regel durch eigne Anwendung erſt wahres Leben bekommt, ſo werden auch die Geſetze der Metrik ihre volle Kraft und Bedeutung erſt dann erhalten, wenn der Schüler, ſie ſelbſt zu befolgen, angeleitet wird. Doch dies iſt nicht das Einzige; auch mit dem Eigenthümlichen der poetiſchen Sprache, mit dem Geiſte der alten Dichter wird er vertrauter werden; wenn er ſie ſelbſt nachahmt, und auf das Fehlerhafte oder Gelungene ſeines Verſuchs vom Lehrer aufmerkſam gemacht wird. Man wende nicht ein, daß es doch höchſtens weiter nichts, als ein mühſamer und armſeliger, geiſtloſer Centō aus Stellen der Alten, oder wohl auch aus Phraſen des gradus ad Parnassum, ſey; daß der Schüler dabei ſich nie bis zur eignen freien Thätigkeit erheben könne. Die Erfahrung lehrt,

illis, um ſich herum ſtellen kann. Möge ihm ein Blick auf dieſe gedeihende Nachkommenſchaft oft die Beſchwerden des herannahenden Alters verſüßen. B.

daß es dem Jünglinge, der Fähigkeit zur Poeſie beſitzt — und nur dieſer, den man bald erkennen wird, darf zu poetiſchen Verſuchen höherer Art aufgefordert werden — allerdings möglich iſt, ſich eine ſolche Herrſchaft über die fremde Sprache anzueignen, daß es ihm gelingt, ein eigenes Gedicht im Geiſte des Alterthums zu ſchaffen. Daß glückliche Verſuche dieſer Art dem Jünglinge von lebhafter Phantaſie vorzügliche Freude machen, und gar ſehr dazu beitragen, ſeinen Geiſt und ſein Gefühl zu bilden, ſo wie das Studium der alten Dichter ſelbſt, und der alten Sprache überhaupt für ihn zu beleben, leidet keinen Zweifel. *) Ja, man kann behaupten, daß das Beſtreben, den Geſang der alten Dichter nachzuah-

*) Dieſer Einwurf iſt allerdings, oft nicht ganz ohne Grund, gemacht worden. Aber er trifft durchaus mehr die Lehrer, als die Lehrlinge. Wo die ächte, ſtrenge Zucht Statt findet, kann kein Nachtheil aus der Blüte entſtehen, die keine Frucht bringt. Die Uebung, Abſchnitte aus Dichtern in gediegene Proſa metaphraſiren zu laſſen, die einſt in den beſſern Jeſuitencollegien ſo häufig betrieben wurde und wovon wir in den Ausgaben in usum Delphini mehrere Muſter, z. B. die von de la Rue zum Virgil, beſitzen, ſollte auch jetzt häufiger vorgenommen werden, fordert aber allerdings

nien nichts befremdendes hat, die engliſche Ueberſetzung zum Original geworden iſt. Hier iſt die Auflöſung dieſes Räthſels.

Der Verfaſſer, Pater Joſeph Franz Iſla, ein Spaniſcher Jeſuit, und ein Mann von vortreflichem Kopf und Herzen, gab im Jahr 1758. aus obengedachten Abſichten den erſten Theil ſeines **Bruder Gerundio** heraus. Er hatte nicht allein den Beyfall aller Vernünftigen, ſondern ſogar auch die Erlaubniß und Cenſur der Inquiſition auf ſeiner Seite; allein es gieng ihm nichts deſto weniger, wie es den meiſten Zeugen der Wahrheit von je her gegangen iſt. Einige geiſtliche Orden, welche die Geiſſel am meiſten fühlten, giengen, da ſie bey der Inquiſition keine Hülfe fanden, an den König, und ſtellten, durch das Anſehen etlicher Biſchöffe unterſtützt, vor: den Geiſtlichen und den Orden werde durch eine ſo liebloſe Kritik die ſchuldige Hochachtung entzogen, und die Vernachläßigung, wo nicht der ganze Umſturz der Religion im Reiche werde eine Folge davon ſeyn. Ihre Gründe waren lächerlich; aber die Hitze, mit welcher ſie von einer ſo zahlreichen Partey getrieben wurden, vielleicht auch andre Urſachen, veranlaßten den König, den erſten Theil dieſes Werkes zu unterdrücken, und dem Verfaſſer die Herausgabe des zweyten verbiethen zu laſſen. So war dies Werk ſchon ſeinem Untergange ziemlich nahe, wenn es nicht ein glückliches Ohngefähr noch gerettet hätte. Der Verfaſſer vertrauete nemlich ſeine Handſchrift einem Freunde an; dieſer nahm ſie mit nach London, ließ ſie ins Engliſche überſetzen und drucken, und ſo wurde das Engliſche wenigſtens vorjetzt noch unſer Original.

Nun auf das Werk ſelbſt! Wir möchten nicht gern unſern Leſern einen völligen reingezeichneten

men, die natürliche Folge eines nähern Umgangs mit ihnen und der Gewalt ſey, die ſie über den Geiſt des Jünglings ausüben. Wie es wohl zu gehen pflegt, daß, wenn ein herrliches Lied ertönt, Alle begeiſtert einſtimmen, ſo iſt es auch mit den alten Sängern; wo ſie ihre Lyra erſchallen laſſen, da drängt ſich die Jugend dichter zuſammen, und verſucht bald ſelbſt die lieblichen Melodien nachzutönen. Ein Gedanke noch könnte vielleicht als ein erheblicher Einwurf erſcheinen; der nämlich, daß der Schüler bei der für ihn anziehenderen Beſchäftigung mit poetiſchen Nachbildungen, die trocknere Proſa vernachläſſigen oder wenigſtens Proſa und Poeſie vermiſchen und ſich an einen unclaſſiſchen Styl gewöhnen möchte. Allein, ich ſetze die Leitung eines verſtändigen Lehrers voraus; und einem ſolchen wird eben die genauere Bekanntſchaft mit der poetiſchen Sprache des Alterthums, zu wel-

beim Lehrer ſelbſt ein ſehr geübtes Ohr und gereinigten Geſchmack. Die unausgeſetzte Lectüre Ciceronianiſcher Schriften mit kundiger Hindeutung auf oratoriſche Eurythmie, war ſtets das ſicherſte Gegengift gegen die Aufgedunſenheit und Lächerlichkeit der ſogenannten poetiſchen Proſa!

cher jene Uebungen hinführen, die beste Gelegenheit geben, das Unterscheidende derselben bemerklich zu machen. Auch hier kann wieder die Erfahrung als Zeugin aufgefordert werden; und sie lehrt, daß es mit dem Talent, gute lateinische Verse zu machen, keineswegs im Widerspruche steht, eine reine, classische Prosa zu schreiben; ja, daß beides vielmehr gewöhnlich verbunden ist. —

Dasselbe, was ich bisher zur Vertheidigung der Schulübungen in lateinischen Versen bemerkt habe, kann auch für ähnliche Aufgaben in griechischer Sprache gesagt werden. Man hat das Nützliche einer zweckmäßigen Anleitung zum Uebersetzen ins Griechische anerkannt *); nicht minder

*) Wolf im 1. Stück des Museums der Alterthumswissenschaft bemerkte sehr richtig, daß nur ein eigenes productives Talent und befähige, fremde Productionen gleicher Art ganz zu verstehen, und darin mehr, als gewisse untergeordnete Tugenden aufzufassen. Er leitet daher mit vollem Rechte die Nothwendigkeit des Lateinschreibens ab. Das gilt nun auch von jedem verständigen Versuch, griechische und lateinische Verse nachzubilden und auch in griechischer Prosa zu

zu empfehlen ſind metriſche Uebungen ähnlicher Art, wie bei dem Lateiniſchen. Man hat bei Entwerfung des neuen Lehrplans für die Königl. Sächſ. Landesſchule Pforte das Bedürfniß eines ſorgfältigern Unterrichts in der griechiſchen Proſodie gefühlt, und eine eigne Lehrſtunde dazu angeordnet, da doch überdies ſchon wöchentlich vier Stunden in jeder Claſſe für das Griechiſche beſtimmt waren. Möchten doch alle Schulen, die ſich Gymnaſien nennen, jenes vortreffliche Inſtitut auch hierin ſich zum Muſter nehmen, und die ihnen anvertraute Jugend nicht mit Lehrſtunden anderer Art überhäufen, was zu weiter nichts führen kann, als zu ſeichter Vielwiſſerei und zu Erſchlaffung, und was nothwendig Schülern ſo-

ſchreiben. Viel feine Winke über dieſe und verwandte Gegenſtände finden ſich in Göß Schrift: Die Erziehungswiſſenſchaft nach den Grundſätzen der Griechen und Römer 1808. und in einem gedankenreichen, vielfach aufregenden Programm, das Hr. Prof. Welcker in Gießen, als zweiter Lehrer des dortigen Pädagogiums vor kurzem herausgegeben hat: Bemerkungen über einen wichtigen Gegenſtand des Unterrichts in Gymnaſien, Gießen, 1810. 30 S. in gr. 4.

B.

wohl als Lehrern die Schule ſelbſt verleihen muß. Es bleibt doch ewig wahr, daß ohne gründliches Studium des Griechiſchen, das zeitig begonnen und um ſein ſelbſt willen betrieben werden muß; keine ächte gelehrte Bildung denkbar ſey, daß ſie vielmehr von ihm ausgehen müſſe. Doch ich behalte mir vor, nächſtens an einem andern Orte hierüber und über den öffentlichen Unterricht auf Gelehrten-Schulen und ihre Verfaſſung überhaupt meine Gedanken auszuſprechen.

C. C. G. Schmidt,
dritter Lehrer am Gymnaſium.

VI.

Correſpondenz-Nachrichten.

Rom den 2. März.

Geſtern war ich in der Villa-Palombara, wo ein wunderſchön getäfelter Marmorfußboden aufgegraben worden iſt. Schönere farbige Steine und Paſten habe ich nie zuſammengeſetzt ſo geſehen. Vier Tieger, die Ochſen zerfetzen, ſind in den vier Winkeln, das mittelſte Bild iſt ruinirt, der Sockel im Zimmer herum iſt vom ſchön-

ſten orientaliſchen Alabaſter in ziemlich großen Stücken und alle Gänge, in die man aus dieſem Gemache ſieht, ſind mit Marmor überdeckt. Aber denken Sie ſich, über 30 Palmen unter der Erde; man wird alles wieder verſchütten. Vor drei Wochen wühlte ein burino beim Pflügen nahe bei torre de' schiavi alle trè teste einen göttlichen Ganymedes-Kopf heraus, mit einer Mütze, die wie ein Helm hoch iſt, vom ſchönſten Pariſchen Marmor. Er iſt nicht anders beſchädigt, als was der Pflug zerriſſen hat. Ich habe ihn formen laſſen. — Camuccini hat Thorwaldſen in däniſchem Coſtüm gemalt und jetzt macht dieſer des erſten Büſte, die die Veranlaſſung zu dieſem Tauſch iſt. Koes (der für die Däniſche Regierung den Catalog von Zoega's hinterlaſſenen Schriften gemacht hat) und Brönſted, zwei junge Däniſche Philologen, die ſich zu einer Reiſe nach Griechenland anſchickten, kehren wegen der Unmöglichkeit, Päſſe zu erhalten, in ihr Vaterland zurück.

* * *

Neapel den 25. März.

— Ich habe ſchon einige ſehr intereſſante Sachen des Abzeichnens würdig gefunden, z. B.

einen sehr schönen Brunnen mit Faunen, die Wein keltern, in Relief darauf abgebildet, in Francavilla, eine der schönsten und erhaltensten Sculpturen, die ich kenne. (Ohne Zweifel dieselbe, die Caylus bekannt gemacht hat im Recueil d'Antiquités V, 58.)

* * *

Rom den 5. April.

— Rauch macht die Porträt-Statue der kleinen Fräulein Adelheid von Humboldt. Er stellt sie sitzend ruhend vor, wie sie mit einem Schmetterling spielt; zu den Füßen steht ein Körbchen mit Blumen, auf die Jugend anspielend. Sie wissen, wie schwer es ist, dies Alter in seiner Eigenthümlichkeit durch Zeichnen zu characterisiren und deswegen sieht man auch wohl sehr selten Porträts desselben aus dem Alterthum. — Ein sehr schönes Basrelief, das vor 50 Jahren in der Villa Palombara gefunden wurde, hat Frau von H. aus dem Haus Massimi gekauft. Es stellt, nach Visconti's und fast aller andern Beurtheiler Meinung, die Parzen vor und ist von Rauch und Thorwaldsen sehr glücklich restaurirt worden.

Inhalt.

Seite.

I. Die Liebe der Waldsänger. 89

II. Gedichte.

1. Der neue Sibyllenzweig. An W** . . 99
2. An meine Tochter, (in ein für sie bestimmtes Handbuch der Naturgeschichte geschrieben.). . 100
3. Sonnet. 101
4. Um Klopstocks Urne. 103

III. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf ihrer Reise durch Holland, im Sommer 1809. 106

IV. Ein Wort an meine teutschen Sprachgenossen. 130

V. Ueber die lateinischen Verse auf Schulen. . 137

VI. Correspondenz-Nachrichten. 145

No. I

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Januar. 1810.

I. Ankündigungen.

1.

Beſchreibung einer ſehr ſchön gearbeiteten Luftpumpe von dem Herrn Hof-Mechanikus Otteny, zu Jena, welche in dem Magazine des H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar zum Verkaufe ſteht.

Wir ließen i. J. 1805. unter der Aufſicht und nach Angabe des Hrn. Hofr. und Profeſſors der Phyſik J. H. Voigts des ältern in Jena, von dem geſchickten Hrn. Hof-Mechani-

aus Ottenny daselbst, eine sehr schön gearbeitete Luftpumpe, für unser Magazin, bauen, welche wir hiermit den Liebhabern der Naturkunde käuflich offeriren. Der Herr Hofr. Voigt hat bereits in seinem Magazine für die neueste Naturkunde X. Bd. 2s Stck vom Jahre 1805 S. 147 folgende nähere Nachricht und Beschreibung davon gegeben.

* * *

Beschreibung der Luftpumpe.

„Nach Vollendung einer großen van Marumischen Elektrisir-Maschine, für das H. S. priv. Landes Industrie-Comptoir zu Weimar, war ein anderes wichtiges Stück, welches Herr Ottenny in Arbeit nahm, eine Luftpumpe von der Erfindung und Ausarbeitung des Hrn. Sekretär Schröder in Gotha, die sich eben so, wie jene Elektrisirmaschine in meinem physikalischen Kabinette befindet. Es hatte diese Luftpumpe, der seit mehreren Jahren sich hier aufhaltende, Hr. Professor Dunca aus Griechenland bestellt, und die Maschine ist bereits in sein Vaterland abgegangen. Das Landes Industrie Comptoir ließ seitdem noch eine andere mit einiger Abänderung, unter meiner Aufsicht verfertigen, die als eine abermalige öffentliche Probe von Hrn. Ottenny's vortrefflicher Arbeit angesehen werden kann, anjetzt vollendet, und ganz vortrefflich gerathen ist. Sie soll ebenfalls an Liebhaber verlassen werden. Es ist dieselbe auch von außen mit der höchsten Eleganz von Mahagony gearbeitet, und die Abänderung besteht darin, daß unter dem Tischblatte ein Schrank mit Doppelthüren angebracht ist, in welchem die Recipienten und andere Geräthschaften aufgehoben werden können. Das krumme Rohr, welches die Verbindung zwischen dem Teller und Stiefel bewirkt, ist deshalb hier nicht gerade unter dem Teller hinab gelassen, sondern ganz nahe an der nach Innen gekehrten Seite des Stiefels hinauf nach dem Teller geführt, so daß der Raum im Schranke beinahe ganz frei ist. Alles Uebrige ist unverändert geblieben.

„Der Hauptheil der Maschine, ist nämlich ein vertikaler Stiefel von 9 Zoll Durchmesser im lichten und 13 Pariser Zoll Höhe, in welchem der Kolben mittelst einer gezähnten eisernen Stange, in welche ein Stirnrad greift, an dessen Achse eine Kurbel befestigt ist, auf und nieder gewunden wird. Im Boden des Stiefels liegt ein großer Wechselhahn, dessen auf doppelte Art durchbohrte Feder so nahe an den Boden des Kolbens gränzt, daß nicht der geringste schädliche Raum mehr übrig bleibt. Die Wendung dieses Hahns wird mittelst eines eisernen Quadranten unter dem Tischblatte, an welchem der Bogen gezahnt ist, ge-

öffnet und geschlossen. Es dient hierzu eine kleinere eiserne Stange, die bloß oben und unten mit so viel Zähnen versehen ist, als sich Einschnitte unten an dem Bogenstücke des Hahns, und oben über dem Tischblatte, an der Vorrichtung befinden, welche der Experimentator mit seiner linken Hand regiert. Diese Vorrichtung besteht in einem doppelarmigen Hebel, der um einen Bolzen beweglich ist, und an dem einen Arme einen gezähnten Bogen von etwa 60 Graden, am anderen aber einen hölzernen Handariff hat. Drückt man auf diesen Handariff so, daß er auf das Tischblatt zu liegen kommt, so wird dadurch der Hahn im Boden des Stiefels so gestellt, daß die Luft aus dem Recipienten, der auf dem Teller steht, in den Stiefel treten kann, so bald der Kolben aufgezogen wird. Hat dieser seine größte Höhe erreicht, so hebt man den Handgriff wieder so weit in die Höhe, als er folgen will, und dadurch wird die Verbindung zwischen Recipienten und Stiefel abgeschnitten, dafür aber eine andere, zwischen der freien Luft, und der in den Stiefel getretenen dünnern, bewirkt. Es fährt deshalb ein Theil der äußern Luft in den Stiefel, bis sie inwendig so dicht als auswendig geworden ist. Dieses Hineintreten geschieht mit einem Zischen, welches desto stärker ist, je weiter man die Luftverdünnung getrieben hat, und man kann daran merken, in wie weit man seine Absicht mit dem Auspumpen erreicht habe; auch giebt der Mangel alles Zischens zu erkennen, daß die Maschine nicht in der gehörigen Ordnung sey, z. B. die Hähne der Teller nicht richtig stehen, oder die Recipienten nicht luftdicht anschließen."

„So wie man nun nachher die Kolbenstange wieder herunter windet, tritt auch die von außen eingedrungene, nebst der aus dem Recipienten gepumpten Luft wieder ins Freie. Oberhalb des Tischblatts sind zwei Teller, ein größerer und ein kleinerer, unter deren jedem sich ein Wechselhahn befindet, angebracht, und mit einem wagrechten Luftkanale verbunden. Der kleinere Teller dient zu einer **Barometerprobe**, oder auch zu einem besondern Recipienten, wenn man eine plötzliche Luftverdünnung im Recipienten des größern Tellers bewirken will. Es lassen sich nämlich diese Teller durch ihre Wechselhähne nach Belieben bald einzeln, bald auch gemeinschaftlich mit dem Stiefel in Verbindung setzen. Pumpt man also, indem der größere Teller abgeschnitten ist, den Recipienten auf dem kleinern aus, und stellt sodann mittelst des Hahns am großen Teller die Verbindung her, so tritt auf einmal so viel Luft aus dem Recipienten dieses großen Tellers in den auf dem kleinen stehenden, als dieser aufnehmen kann, ohne daß die Luft in ihm eine größere Elasticität erhält, als die in jenem Recipienten noch zurückgebliebene besitzt. Diese Einrichtung ist sehr zweckmäßig, wenn man den Versuch anstellen will, wo das Quecksilber durch Holz gedrückt wird. Ich habe den zu diesem Versuch erforderlichen Apparat so einrichten lassen, daß im cylindrischen Recipienten, auf welchem die Quecksilberbar-

Plan dieſes Werks vorlegen, welches in ſeinem Detail ſo viele kleine und groſſe Schönheiten enthält, ſondern ihnen lieber das Vergnügen der Ueberraſchung gönnen. Ein Garten, deſſen ganze Anlage ich ſchon in der Thür mit einem Blicke überſchaut habe, reizt mich nicht ſehr zu einem Spaziergange. Eben ſo verhält ſich es mit Werken dieſer Art, wo der Plan oft trocken oder ganz gewöhnlich, die Ausmahlung und das Kolorit hingegen alles iſt. Eben das letztere iſt die Stärke des Verfaſſers, und der Stempel ſeines Genies; denn er ſchmückt mit einem Reichthum von Witz, urſprünglicher Laune, beiſſender Ironie, Gelehrſamkeit und Beleſenheit, den trockenſten Stoff ſo vortreflich aus, daß er eine der unterhaltendſten Erzählungen wird.

Der Held der Geſchichte iſt, (wie ſchon der Titel ſagt) **Bruder Gerundio von Campazas**; ein Bruder-Prediger; die allgemeinſte Benennung, ſo ihm der Verfaſſer geben konnte, um perſönlichen Deutungen auszuweichen. Seine Eltern ſind gute ehrliche Pachtersleute zu Campazas, die jeden reiſenden Bruder und Pater bewirthen, und ſich eben daher die Grille in den Kopf ſetzen, aus ihrem Sohne einen Geiſtlichen zu machen. Gerundio iſt kein Knabe ohne Kopf, hat aber das Unglück von Kindheit an lauter Narren, Pedanten, oder Dummköpfen als Lehrmeiſtern unter die Hände zu gerathen, die ihm dann, weil er wirklich von Natur Anlage hat, den Kopf auf das jämmerlichſte verwirren, und Narrheiten ſo unheilbar bey ihm machen, daß weder Beſtrafungen noch liebreiche Ermahnungen ihn in der Folge der Zeit wieder auf den rechten Weg bringen können. In dieſem Gleiſſe geht er von ſeinem Noviciat an fort, wird Bruder, und endlich gar Pater Predicador, predigt den lächerlichſten und oft ärgerlichſten Unſinn,

(wovon

be hat, noch ein anderer kleinerer, ebenfalls von Glas, aber mit einem Boden versehener, so hängt, daß zwischen seinem und dem Rande des größern noch ein Luftdurchgang Statt finden kan, daß aber der Theil der Kuppe, wo sich das Quecksilber befindet, ganz in den kleinern Cylinder hinein hängt. Hierdurch verhütet man, daß nicht das kleinste Kügelchen Quecksilber, oder Wassertröpfchen, wenn man dieses durchpressen wollte, auf den Teller, und von diesem in den Stiefel gelangen kann; welches hingegen nie zu vermeiden ist, wenn man den kleinen Cylinder wegläßt, und dafür ein Gefäß in den großen setzt. Es ist indessen auch in solchen Fällen, wo Flüssigkeiten in das Verbindungsrohr unter dem Teller laufen sollten, dafür gesorgt, daß sie nicht in den Stiefel gelangen können; es befindet sich nämlich an der untersten Stelle dieses Rohres, wo es sich wieder nach dem Hahne des Stiefels aufwärts biegt, eine Röhre angeschraubt, welche solche Flüssigkeiten aufnimmt. Die Teller sind so fein abgeschliffen, daß die Recipienten durch ihre breiten, gleichfalls abgeschliffenen Ränder bloß durch etwas Schweinefett, ohne alles naße Leder, luftdicht angepaßt werden können.

„Um diese Teller, so wie die Tellplatte selbst und den hervorstehenden Kopf für das Stirnrad, gegen alle Beschädigungen zu schützen, ist die Maschine noch mit einer besondern Glasglocke, gleichfalls von Mahagony, versehen worden, die man leicht aufsetzen und abnehmen kann. Alles ist sehr sauber, geschmackvoll und solid gearbeitet, so daß die Maschine in jedem Zimmer eine Stelle unter den elegantesten Meubeln behaupten kann, wo man von außen äußerlich nichts, als den Stiefel und das Rohr gewahr wird. Außer den schon erwähnten Apparaten befinden sich bei dieser Maschine auch zwei Magdeburger Halbkugeln von 4½ Zoll im Durchmesser, die aus Kupfer, mit messingenen auf einander geschliffenen Reifen und einem besondern Wechselhahne gearbeitet sind. Ferner ist auch noch zum Falle der Körper im luftleeren Raume, eine Vorrichtung mit drei federnden Zwingen dabei, in welche man eine Pflaumfeder nebst einer goldenen Münze einzwängen, und nach bewirkter Luftverdünnung, mittelst eines Durchstreichs in einer Federbüchse, loslassen kann. Endlich sind auch ein Paar angekürzte Heberbarometer nach van Marums Art, die sich als Verdünnungsproben auf die Teller schrauben lassen, dabei befindlich."

„Mehrere Apparate können auf Verlangen noch nachgeliefert werden, z. B. zu Versuchen im luftverdünnten Raume, zum Quecksilber-Manometer, zur Pistolenfeuerprobe, zum Pistolenfeuerregen, zum Beobachten der Schallverminderung, oder zur Verstärkung desselben bei der Luftverdichtung, wozu diese Maschine besonders bequem ist, da man für Luftverdichtung nichts weiter nöthig hat, als den Handgriff, der den Hahn des Stiefels regiert, über dem Tellblatte schweben

zu lassen, indem man den Kolben heraus windet, und dann erst ihn nieder zu drücken, wenn der Kolben wieder hinunter gewunden wird. Es gehören aber hiezu starke Metallröhren, welche zur Sicherheit noch mit Drahtnetzen versehen werden können, und durch einige Vorrichtungen an den Teller befestigt werden müssen, welches man am besten bei der von Marum'schen Beschreibung seiner Luftpumpe sehen kann."

Jena im Junius 1805.

Joh. Heinr. Voigt,
Hofr. und Professor.

* * *

Diese vortreffliche Maschine, welche die Zierde jedes großen phys. Instrumenten-Kabinets seyn kann, steht noch sorgfältig eingepackt, so wie sie aus den Händen des Künstlers kam, in unserm Magazine, und wir bieten sie den Liebhabern der Naturkunde für 60 Stück Friedrichsd'or käuflich an; und bitten, sich mit Briefen deßhalb, direkt an uns zu wenden.

Weimar den 10ten Januar. 1806.

F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

J. Ph. Schellenberg's kaufmännische Arithmetik oder allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufakturisten, Fabricanten und deren Zöglinge. — Erster und zweiter Cursus. gr. 8. Ladenpreis 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. rhein.

Dieß, in der letztern unglücklichen Katastrophe erschienene, und mit unverkennbarem Fleiße ausgearbeitete Rechenbuch, verdient gewiß die größte Aufmerksamkeit, nicht nur von Seiten des Standes, dem es dem Titel nach vorzüglich gewidmet ist, sondern überhaupt eines jeden Menschen, der in einem so unentbehrlichen Theile des menschlichen Wissens sich gründlich unterrichten will. Wir haben zwar eine Menge Rechenbücher, allein keins von allen befriedigt die gerechten Erwartungen so vollkommen, als eben dieses. Der Verfasser hat vom Anfange bis zu Ende die beste Methode des Unter-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20668 / 437

richts beobachtet. Er hat die Regeln zu den vielen und so verschiedenen Rechnungsoperationen auf wenige zurückgeführt, keine derselben aber ohne faßliche Beweise und Erläuterungen durch praktische Beispiele gelassen, und alles — selbst die schwersten Aufgaben — dem gesunden Menschenverstande hell und klar vor Augen gelegt. Der darin ertheilte Unterricht erstreckt sich, wie aus nachstehendem Inhalts-Verzeichnisse zu ersehen ist, über alle Zweige der Arithmetik im Allgemeinen und der kaufmännischen insbesondere. Die niedere und höhere Praktik, die Reductions-, Agio-, Discont, und Interessenrechnungen, ferner die Berechnung älterer und neuerer Münzen, die Wechselreductionen, die Erklärung der Geld- und Wechselkurszettel, haben den Beifall aller Sachverständigen zu gewärtigen. Die zahlreichen Uebungsbeispiele sind mit kritischer Strenge so gewählt, daß die Waaren immer nach dem in den verschiedenen Handelsplätzen beim Ein- und Verkaufe, üblichen Gewicht und Maas, und selbst nach den neuesten Preisen angegeben sind, welches schon allein für angehende Kaufleute und Handlungsgehülfen ein wichtiger Vorzug vor vielen andern Rechenbüchern seyn würde. Druck und Papier entsprechen dem innern Werthe des Buchs vollkommen.

Inhalt.

Erster Cursus. Erster Theil.

1. bis 9. Abschn. Die vier Rechnungsarten gleich- und ungleich benannter Zahlen.
10. Abschn. Die vier Rechnungsarten mit Brüchen.
11. — Decimalbruchrechnung.

Zweiter Theil.

12. Abschn. Proportionsregel.
13. — Einfache Regeldetri mit directen Verhältnissen.
14. — Einfache Regeldetri mit indirecten Verhältnissen.
15. — Regula quinque, a) mit directen und b) mit indirecten Verhältnissen.
16. — Kettenregel. Regula multiplex. Basedowsche Regel.
17. — Gesellschaftsrechnung; a) einfache, b) zusammengesetzte.
18. — Niedere und höhere Praktik.
Anhang. Kurze Anweisung, sich Tarifs und Rechenknechte zu machen.

Zweiter Cursus. Erster Theil.

Geldberechnungen.

1. Abschn. Geld. Münzen. Rechnungsgeld. Zahlungsmün-

zen. Währung. Valuta. Pari. Geldkurs. Bankogeld. Girobanken. Zettelbanken.

1. — Teutschlands Münzfüße in Silber. Berechnung der Münzen nach ihrem Schrot und Korn. Berechnung des Pari der Münzen. Gold- und Silberverhältniß.

3. — Gold- und Silberrechnung.

4. — Alligations- oder Vermischungsrechnung.

5. — Reductionsrechnung. Vom Procentwesen.

6. — Agioberechnung. Verwechselung der Münzen al pezza, al curso und al marco. Leipziger und Hamburger Geldkurs.

7. — Zinsrechnung. Einfache Zinsrechnung. Terminrechnung und zusammengesetzte Zinsrechnung.

8. — Von Wechselbriefen und Wechselgeschäften. Formulare zu Wechselbriefen. Avisbriefe. Wechselprotest. Indossiren. Sicht. A dato. A Uso: Respecttage. Wechselfähige Personen.

9. — Wechselreductionen ohne und mit Spesen. Erklärung der Wechselkurszettel von Leipzig, Amsterdam, London, Livorno, Frankfurt, Breslau, Bremen, Hamburg.

10. — Arbitragerechnung nebst Gewinn und Verlust beim Wechselhandel.

11 — Uebersicht des Rechnungsgeldes, der Maaße und Gewichte in den bekanntesten europäischen Handelsplätzen.

Zweiter Theil.

Waarenberechnung.

12. Abschn. Vom Waarenhandel im Allgemeinen.

13. — Berechnung der Tara und des Gutgewichts. Verzeichnis einiger Waaren, die in Hamburg bestimmte Tara und Gutgewicht haben.

14. — Berechnung des Rabatts.

15. — Waarenberechnungen. Einkaufs- und Verkaufsrechnungen.

16. — Waarencalculaturen.

Anhang. Waarenpreiszettel von Amsterdam, Berlin, Bremen, Danzig, Hamburg, Livorno, London, Malaga, St. Petersburg, Triest.

Zu diesem kaufmännischen Rechnenbuche hat der Vers. vor kurzem nachgeliefert:

Eintausend practische Aufgaben für junge Kaufleute, wie auch für alle diejenigen, welche nach einer leichten und kurzen Methode rechnen lernen wollen. Nach den neuesten Wechselkurszetteln und Waaren-

preißen entworfen. gr. 8. 14 gr. oder 1 fl. 5 kr. rheinisch.

Der Inhalt derselben ist:

I. Gold- und Silberrechnung	. . .	No. 1 — 20.
II. Reductionsrechnung	. . .	— 21 — 58.
III. Agioberechnungen	. . . .	— 59 — 80.
IV. Geldkurs in Leipzig	. . .	— 81 — 112.
V. Geldkurs in Hamburg	. . .	— 113—140.
VI. Abgekürzte Agioberechnungen	. . .	— 141—160.
VII. Zinsrechnung	. . . .	— 161—170.
VIII Diskontberechnung	. . .	— 171—176.
IX. Vermischte Aufgaben zu VII. u. VIII.		— 177—190.
X. Leipziger Wechselkurs	. . .	— 191—222.
XI. Frankfurter Wechselkurs	. . .	— 223—256.
XII. Breslauer Geld- und Wechselkurs	.	— 257—291.
XIII. Bremer Geld- und Wechselkurs	. .	— 292—316.
XIV. Hamburger Wechselkurs	. .	— 317—360.
XV. Amsterdamer Wechselkurs	. .	— 361—390.
XVI. Londner Wechselkurs	. .	— 391—400.
XVII. Livorner Wechselkurs	. . .	— 401—406.
XVIII. Pariser Wechselkurs nebst Erklärung		— 407—416.
XIX. Genfer Wechselkurs nebst Erklärung	.	— 417—430.
XX. Wechselreductionen mit Spesen	.	— 431—440.
XXI. Vermischte Aufgaben über I — XX.		— 441—700.
XXII. Mehrere beim en gros- und Detail-Hand-bei anwendbare Vortheile	. .	— 701—900.
XXIII. Vermischte Aufgaben.	. .	— 901—1000

Diese sehr zweckmäßig bearbeiteten Uebungs-Beispiele können auch von denjenigen, welche die kaufmänn. Arithmetik nicht besitzen, mit Nutzen gebraucht werden, um deswillen die Berechnung von mehreren Aufgaben am Ende noch besonders hinzugefügt worden. Den Beschluß machen die Resultate sämmtlicher Beispiele, die, nach des Verf. eigner Versicherung ganz zuverlässig sind. Wer diese tausend Aufgaben richtig zu berechnen im Stande ist, der kann in Hinsicht des Rechnens, auf jedem Comptoir ohne Bedenken angestellt werden. Ueberhaupt sollte in unsern Zeiten jeder Geschäftsmann mit des Verf. überaus kurzen und leichten Methode, bei einem so unentbehrlichen Theil des menschlichen Wissens recht bekannt seyn.

Liebhabern, welche sich deshalb direct an uns wenden, und ihr Bedürfniß partienweise verschreiben wollen, geben wir immer das vierte Exemplar frei, oder 25 Procent gegen baare Zahlung Rabatt.

Rudolstadt, im Jan. 1810.

F. C. A. priv. Hof-Buch- u. Kunsthandlung.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Januar

UND DEREN INHALT.

1.

Allgemeine Geographiſche Ephemeriden. 1809. XII. Stück.

I n h a l t.

Abhandlungen. Ueber den groſsen Landrücken im Inneren von Afrika. Von Hrn. *Lacepede.*

Bücher-Recenſionen. 1. *Voyage de D'Entrecasteaux* envoyé à la recherche de *La Peyrouse* etc. redigé par Mr. *De Rossel*, ancien Capitaine de Vaisseau. Paris de l'imprimerie Impériale 1808 et 1809. 4to. Tom. I. et II. Avec Atlas. 2. *Malthus*, Verſuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung. Aus dem Engl. von Dr. *F. Hegewiſch.* 8vo. 1. u. 2. Theil. Altona bei Hammerich, 1807.

Charten-Recenſionen. Neue und berichtig'e Charten des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar, nach den neueſten Wiener und Friedrichshammer Frieden.

Vermiſchte Nachrichten. 1. Oeſterreichs Verluſt durch den Wiener Frieden vom 14ten Oktober 1809. 2. Friedens-Tractat zwiſchen Rufsland und Schweden, geſchloſſen zu Friedrichshamm, den 17. Sept. 1809. 3. Franzöſiſch kaiſerl. Decrete, wegen der Illyriſchen Provinzen, und Eintheilung des Königreichs Italien in 6 militäriſche Diviſionen. 4. Auszug aus dem Briefe eines Engländers bei der von Calcutta nach Perſien abgeſchickten brittiſchen Geſandtſchaft. 5. Skizze einer Topographie des Fürſtenthums Lübek. 6. Hrn. Profeſſor *Reiſsig's*, zu Caſſel, Haut-Relief des Mondes. 7. Sammlung von geographiſchen Ortsbeſtimmungen von *Preuſsen*, vom Hrn. *O. L. Streit.* 8 Biographiſche Notiz von *A. L. v. Schlözer.* 9. Geographiſche Anzeige berichtigter Charten. 10. Ueber die Fortſetzung von *Peron's* Beſchreibung der franzöſiſchen Entdeckungsreiſe.

Zu dieſem Hefte gehört:

Das Portrait des Hrn. Hofrath *v. Schlözer.*

2.

Journal des Luxus und der Moden 1810. I. Stück.

Inhalt.

I. Der Friedenstraum (Hierzu das Titelkupfer.) II. Kunst. Geßner's Gouache-Gemälde, gestochen von Kolbe. 5tes Heft. III. Musik. 1. Neue Gesangmusik. — Göthe's Lieder von Reichardt. 2. Neue Musik für das Pianoforte. Trois Caprices par A. E. Müller. Oeuvr. 31. — Thème de Mozart, varié pour le Pianoforte par A. E. Müller. Oeuvr. 32. Konzert der Königl. Preuß. Kammer-Musici Böttcher und Schneider in Weimar. IV. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Erster Brief. — Rückkehr des Kronprinzen. — Konzert der Demois. Lunghi aus Neapel. — Theater. Zweiter Brief. — Gesellschaftliche Unterhaltungen. — Malerei — Theater. — Deklamatorium der Madame Emilie Herold. V. Winter-Vergnügungen in Cassel. VI. Unparteiische Schilderungen aus Tyrol. (Aus den Papieren eines gefangenen teutschen Offiziers.) Erster Brief. — Behandlung der Gefangenen. Zweiter Brief. — Schilderung des Landwirths Andreas Hofer. VII. Theater in Berlin. Aufführung des Waisenhauses, von Weigel, und von Lessing's Minna von Barnhelm. VIII. Miscellen aus St. Petersburg IX. Moden. 1. Modische Curiosa aus der Vorzeit. a. Eifer über übertriebenen Luxus. b. Eines Theologen Meinung vom Schauspiel und Schauspielwesen. c. Ueber lächerliche Moden. d. Kleidung der Tugend. e. Sonderbare Moden und deren Benennungen. f. Die großen Damen-Hüte. g. Der Puder. 2. Pariser Modenberichte. X. Ameublement. Kupferner Ofen, gefertigt vom Hof-Kupferschmid Hrn. Pflug in Jena. XI. Erklärung der Kupfertafeln.

3.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1810. I. Stück.

Inhalt.

I. Zwei Gedichte aufs Jubiläum der Universität Leipzig. II. Gedichte. 1. Morgenlieder. 2. Die tragische Minute. III. Probestück einer neuen Uebersetzung des Sophokles von Ludewig Purgold. IV. Der Pariser Tivoli im Sommer 1809. V. Bruchstück eines Werks, betitelt: Sparta's Untergang, dargestellt in den Lebensbeschreibungen der Könige Agesilaos, Agis und Kleomenes. VI. Nekrolog. Ernst August Schmidt.

4.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. 1810. VIII. Bds. 5s Stück u. VIII. Bds. 6s Stück.

Inhalt des V. Stücks.

Afrika.

Beſchreibung der einzelnen Länder von Afrika.

Vierte Abtheilung.

B. Mittel-Afrika.

III. Ober-Guinea. I. Die Sierra-Leona-Küſte. II. Die Pfeffer- oder Körner-Küſte. A. Küſtenländer. B. Innere Länder. III. Die Zahn- oder Elfenbein-Küſte. IV. Die Goldküſte. V. Die Sklavenküſte. VI. Die Küſte Benin und Biafara.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Charte von Senegambien und Ober-Guinea. Taf. 8. Mauren aus der Wüſte.

Inhalt des VI. Stücks.

Fünfte Abtheilung.

B. Mittel-Afrika.

Oeſtlicher Theil.

IV. Habeſſinien. V. Die Gallaerländer. VI. Die Küſte Adel und Ajan. VII. Nubien. VIII. Das Königreich Fur, oder Darfur.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Taf. 9. Thiere, welche Nordafrika eigen ſind. Taf. 10. Merkwürdige afrikaniſche Pflanzen.

5.

Pallas; Zeitſchrift für Staats und Kriegskunſt, herausgegeben von R. v. L. 1810. Zweites Stück iſt bei uns erſchienen.

Inhalt.

I. Du papier monnaie, et des moyens de le supprimer, par *J. C. L. Simonde de Sismondi*, Membre de plusieurs Académies. (Fortsetzung und Schluß.) II. Des Grafen Perrin de Prezy Geschichte des Abzugs und Untergangs der Vertheidiger von Lyon. III. Auszüge aus Grimoards Abhandlung über den Dienst des Generalstabs der Armeen. IV. Uebersicht der Geschichte des Tages. B. Uebersicht des Zustandes der Handels-Angelegenheiten von Europa.

Weimar im Febr. 1810.

H. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Allgemeines teutsches Gartenmagazin. 1810. 1. Stück.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Etwas über die Yucca gloriosa. Vom Hrn. Hofgärtner A. F. Lenz, zu Philippsruhe, bei Hanau. (Mit Abbild. auf Taf. 1.) 2. Auswahl schön blühender Gewächse. Von Hrn. Pl. Gärtner Mäser. (Fortsetzung.) 79. Asclepias carnosa. L. (Mit Abbild. auf Tafel 2.) 80. Epidendrum humile. *Smith.* (Mit Abbild. auf Taf. 3.) 3. Geschichte älterer Gartenblumen. (Fortsetzung.) V. Gemüse-Bau im Garten und auf dem Felde. 1. Aechter Teltowischer Rüben-Bau, im Großen. 2. Neue Erfindung sehr großen Spargel zu ziehen. VI. Obst-Cultur. 1. Characteristik der Obst-Arten. Aepfel. Der Kopfapfel. (Mit Abbild. auf Taf. 4.) 2. Uebersicht aller bis jetzt bekannten Aprikosensorten; nebst einigen Bemerkungen über ihre Pflege und Martung. 3. Beobachtung über die in Sicklers Teutschem Obstgärtner im 6. Stücke des XXII. Bandes aufgeführte und abgebildete Riesenpfirsche von Pomponne. Vom Hrn. Gartenmeister Wendland zu Herrenhausen bei Hannover. 4. Ueber die Cultur des Castanienbaums. IX. Garten-Miscellen. 1. Woher rührt das Umfallen junger Pflanzen? 2. Nachricht und Subscriptions-Einladung an das blumistische Publikum. Vom Hrn. K. S. A. von Martini zu Wetzlar.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 1. Yucca gloriosa. Taf. 2. Asclepias carnosa. Taf. 3. Epidendrum humile. Taf. 4. Der Kopfapfel.

(wovon etliche herrliche Pröbchen mitgetheilt werden) und ſchändet ſich und die Kanzel. Da der Verfaſſer keinen Roman ſchreiben wollte, worinnen man mit dem Helden von der Wiege an bis ans Grab fortwandert, ſo bricht er, nachdem er die elenden Prediger in Bruder Gerundio lächerlich genug gemacht hat, das Leben ſeines Helden durch die meiſterhafteſte Wendung im letzten Kapitel des zweyten Bandes ab, läßt uns über ſeine launige Unterhaltung ſehr zufrieden zurück, und erweckt uns den Wunſch, auch für unſere Bruder Gerundios ein gleiches Cordial zu haben; denn auch wir haben, zur Schande unſerer aufgeklärten Zeiten, noch welche auf unſerer Kanzel.

Mit ſo vielem Vergnügen wir übrigens dies ſeltene Produkt Spaniens durchleſen haben, ſo hat uns dennoch dies Vergnügen vor einige Fehler nicht blind gemacht, die wir bemerkt zu haben glauben. So bleibt ſich z. E. der Charakter des Bruder Gerundio nicht durchaus gleich. Der Verfaſſer zeigt ihn uns Anfangs als einen fähigen Kopf, der nicht ganz vom Genie verlaſſen iſt, läßt ihn aber zuweilen Sachen thun und ſagen, die nur ein gebohrner Dummkopf, nicht aber ein verirrter Genie thun und ſagen kan. Zuweilen kommen auch kleine Widerſprüche in der Erzählung vor, die man zwar einem Cervantes auch vorwirft, doch aber immer kleine Fehler und Flecken ſind. Inzwiſchen werden ſie uns durch ſo manche Schönheiten der Ausführung wieder erſetzt, daß man ſie entweder gar nicht bemerkt, oder ſie doch bald wieder vergißt, wenn man ſie auch bemerkt hat.

Was die teutſche Ueberſetzung betrift, ſo haben wir ſie genau mit dem Engliſchen Originale verglichen, und gefunden, daß ſie keine von den gemeinen Ueberſetzungs-Fabriken Arbeiten ſey, wovon uns der

No. II.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Februar. 1810.

Erſchienene Neuigkeiten

im Februar

UND DEREN INHALT.

I.

Meteorologiſches Tagebuch für das Jahr 1810. von Dr. C. C. Haberle. Mit 14 Kupfern. Weimar 1810. Broſchirt 1 Rthlr. 12 Gr. Sächſ. oder 2 Fl. 42 Kr. Rheinl.

Dieß von uns bereits im Septbr. verg. Jahres unter dem Titel Witterungs-Kalender angekündigte Meteorologiſches Tagebuch für 1810 iſt in unſerem Verlage erſchienen, und an

alle gute Buchhandlungen versendet worden. Es macht bekanntlich den zweiten oder praktischen Theil von Hr. Dr. Haberles Allgem. meteorologischen Jahrbuch für das Jahr 1810 aus, und wir eilten, so viel bei dieser schwierigen Arbeit dem Verfasser möglich war, dem Publikum nur wenigstens das Tagebuch schnell in die Hände zu liefern, um nach demselben seine täglichen Witterungs-Beobachtungen machen zu können. Zum compendiensen Gebrauch für den Bürger, Landmann, Reisende und jede Haushaltung hat der Hr. Verfasser einen

Kleinen Witterungs-Anzeiger, für das Jahr 1810.

auf einem einzigen Sedezbogen (Preiß 3 gr. od. 12 kr.) den man in jede Brieftasche stecken kann, und welcher die muthmaaßliche Witterung für jeden Tag bestimmt, daraus ausgehoben, der gleichfalls bey uns erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Das meteorologische Jahrbuch wird nun auch unverzüglich bei uns erscheinen, und das erste Stück der meteorologischen Hefte zur Ostermesse gewiß nachfolgen.

Dem Hrn. Verfasser, welcher für die so äußerst wichtige und gemeinnützige Witterungslehre eine gänzlich neue Bahn bricht, wird es gewiß nicht an Beifalle, noch auch an Widerspruche fehlen. Beides wird, als Beweis einer lebhaften Theilnahme des Publikums ihn und uns aufmuntern, mit kühnen, jedoch bescheidenen Schritten weiter zu dringen. Wahrheit und eine neue praktische Wissenschaft wird sicher das Resultat davon seyn. Weimar d. 1. Febr. 1810.

H. E. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Topograph. militairische Charte von Teutschland in 204 Blättern.

Hiervon ist die XXVII. und XXVIII. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die XXVII. Lieferung enthält die Sect. 182 Glurns, Sect. 194 Stein, Sect. 195 Pettau, Sect. 201. Gurkfeld, die XXVIII Lieferung enthält die Sect. 176. Windisch Gastein, Sect. 180. Klagenfurt, Sect. 198. Görz, Sect. 203. Gottschee. und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis

zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im Febr. 1810.

Das Geographische Institut.

3.

Pallas.

Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst. 1810. III. Stück.

Inhalt.

I. Bemerkungen eines Officiers vom österreichischen Generalstabe zu der in Pesth im Druck erschienenen Relation über die Schlacht bei Teutsch-Wagram. II. Die Elemente der Staatskunst, in Vorlesungen von Adam Müller. III. Geist der neuen Preußischen Staatsorganisation. Nach K. L. v. Moltmann. IV. Deliberationen im Staatsrathe zu. ? ? über die neuen Conscriptions-Einrichtungen 1808. V. Uebersichten der Geschichte des Tages. B. Fortsetzung der Handelsübersicht. C. Uebersicht der neuesten Schritte der Gesetzgebung. VI. General-Etat der Ausgaben für die westphälische Armee nach dem Decrets-Entwurf vom 8. August 1809. V. Miscellen. 1. Orientalische Litteratur und Bücher, die sich auf Ostindien beziehen. 2. Benennung von Amerika. 3. Alfons Albuquerque. 4. Schlacht von Towton. 5. Nachricht von einem neuen militärischen Zerstörungsmittel.

4.

Journal des Luxus und der Moden. 1810. II. Stück.

Inhalt.

I. Ueber die neue Bearbeitung des Nibelungen Liedes, und das Heldenspiel Sigurd. II. Wieland an die Durchlauch-

tige Prinzessin Caroline von Sachsen-Weimar. III. Kunst. 1. Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst von F. Siller und G. Reinhart. 2. Kunst-Nachrichten aus Carlsruhe. 3. Costume auf dem Königl. National-Theater zu Berlin. 18. u. 19. Heft. IV. Theater in Berlin. Berliner Nationtal-Theater. — Fehde der Madame Bethmann mit dem Publikum. V. Musik. Concert des Herrn Cammer-Musikus Hermbstedt, gegeben in Weimar. VI. Schilderungen aus Cassel. Erster Brief. — Erwartete Rückkehr des Königs aus Paris. Neues literarisches Casino. Assembleen. Neuer Saal der Reichsstände, so wie Verzierung öffentlicher Plätze. Quinson's Malereien. Zweiter Brief. — Fest des Russisch. Gesandten Fürsten Repnin, zur Geburtsfeier Se. Maj. des Kaisers Alexander. VII. Miscellen. 1. Madame Hendel in Darmstadt. 2. Einzug der Königl. Familie in Berlin am 23. December 1809. VIII. Moden. 1. Pariser Modenbericht im Januar 1810. 2. Modenbericht aus Berlin. 3. Modenbericht aus Cassel. IX. Ameublement. Schreibtisch zum Stehen für Damen. X. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Febr. 1810.
H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Thalie et Melpomène Française Tome VI. Cahier 1. 12 Gr. Sächs. od. 54 Kr. Rheinl.

Von dieser unter dem Titel: *Thalie et Melpomène française* getroffenen Auswahl, der neuesten und besten französischen Theaterstücke, wovon bis jetzt mit Beifall 5 Bände (jeder zu 2 Heften) herauskamen — ist jetzt des Sechsten Bandes, Erster Heft erschienen, und enthält folgende zwei Comödien:

1. *Les avant-postes du Maréchal de Saxe*, Comédie en un acte et en prose, mélée de Vaudevilles par Moreau et Dumolard.
2. *Comme ça vient, et comme ça passe.* Comédie en un acte, melée de Vaudevilles, par M. M. Francis et Coster.

Die Fortsetzung dieses auch zur Uebung in der französischen Sprache höchst brauchbaren Werks erscheint ununterbrochen von Zeit zu Zeit.

Rudolstadt im Februar 1810.
F. S. R. priv. Hof-Buch u. Kunsthandlung.

6.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutſchem, franzöſiſchen, engliſchen, und italieniſchem Texte dazu, und ausgemalten oder ſchwarzen Kupfern CXV. CXVI. Heft 4. Beide Hefte koſten mit den Kupfern 1 thlr. 8 gr. Sächſ. oder 2 fl. 24 kr. Rhein., ſchwarz 16 gr. oder 1 fl. 12. kr. Nebſt ausführlichem Texte dazu 8. Eben dieſe Hefte 8 gr. oder 36 kr.

Dieſe zwei Hefte ſind ſo eben erſchienen, und enthalten folgende intereſſante Gegenſtände:

CXV. Heft. Taf. 71. Arzneipflanzen. — Die Aloe von Coccotora. Taf. 72. Die Becherförmigen Polypen. Taf. 73. Sonderbare Amphibien. — Die gehörnte Kröte. Taf. 74. Scenen aus Griechenland, — Fig 1. Ein Moraitiſcher Schäfer. Fig. 2. Der Neugriechiſche Bänkelſänger. Taf. 75. Ruſſiſches Volksfeſt. CXVI. Heft. Taf 76 Der Montſerrat in Spanien. Taf. 77. Merkwürdige Cyklopen — Mauern des Alterthums. Taf. 78. Scenen aus Taurien oder der vormaligen Krimm. — Fig. 1. Der Tanz der Derwiſche. Fig. 2. Poſſenreißer in der Krimm. Taf. 79. Der Peruaniſche Rieſe. Taf. 80. Die Statue Joſeph II. vor der Kaiſerlichen Burg in Wien. — Vollſtändige Exemplare dieſes Werks, ſo wie auch einzelne Hefte ſind jeder Zeit bei uns zu den bekannten Preiſen zu bekommen.

Weimar im Februar 1810.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

7.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin. 1810. II. Stück.

Inhalt.

IV. Blumiſterei. 1. Auswahl ſchönblühender ausländiſcher Gewächſe. Von Herrn Pl. G. Mäſer. 81. Digitalis Sceptrum. *Lin.* (Mit Abbildung auf Taf. 5.) 82. Virgilia heliciides. *L'Heritier.* (Mit Abbildung auf Taf 6.) 2. Ueber die Cap-Zwiebeln und ihre Cultur 3. Wie die ältern Blumiſten die Nelken erzogen, eingetheilt und charakteriſirt haben. VI. Obſt-Cultur. 1. Ueber Abweichung einiger Obſtarten von ihres gleichen auf dem nämlichen Stamme.

Von Herrn Gart. Mstr. Wendland zu Herrenhausen. 2. Ueber die Feinde der Obstbäume und die Mittel, ihnen zu begegnen. X. Garten-Literatur. 1. Ueber Herrn Dr. C. E. Haberle's neue Witterungs-Lehre und deren Resultate für das Jahr 1810. 2. Kurzer Unterricht in der Obstbaumzucht, verfaßt von Aegidius Baumann, ehemaligem Konventualen zu Langheim XI. Garten-Miscellen. Ueber neue Ansichten und hoffnungsvolle Aussichten im Fache der Witterungs-Lehre.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen.

Tafel 5. Digitalis Sceptrum. Tafel 6. Virgilia heloides. Tafel 7 Hrn Wendland's veränderte Herbst-Bergamotte. Tafel 8. Meteorologische Wind- und Planeten-Rose.

Weimar, im Febr. 1810.

H. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Allgem. Geograph. Ephemeriden. 1810. I. u. II. Stück.

Inhalt des I. Stücks.

Abhandlungen. 1. Ueber die Hinduer, ihre Sitten und Meinungen, von *Jouy*. 2. *Harrington's* Briefe aus Schweden, in d. J. 1808 u. 1809.

Bücher-Recensionen. 1. Topographie de Paris, par *Maire*. 2. Paris in den Aanvang van de negentiende Eeuw, door A. *van der Willigen*. 3. Voyage à Tine, par *Zalloni*. 4. Nieuwe Reiziger door het Koningrijk Holland. 5. Aardrykskundige Beschryving van het Koningrijk Holland; door J. *de Gelder*. 6. Island i det attende Aarhundrede, ved. Mgn. *Stephensen*. 7. v. *Eggers*, Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Teutschland, den Elsaß und die Schweiz, in den J. 1798 bis 1799. 8. Finnland und seine Bewohner, von *Fr. Rühs*.

Charten-Recensionen. 1. Topograph. mil. Atlas von Schlesien; in 26 Blättern. Weimar, beim Geograph. Institute. 2. Tyrol und Vorarlberg, von *A. Stieler*. Nürnberg, bei Schneider. 3. Carte reduite de la Mer mediterranée et de la Mer noire; par *Rizzi Zannoni* et *Lapie*. Paris, chez Gravier. 4. Plan von der Schlacht bei Heilsberg; von *Both*. 5. Plan der Schlacht von Fried-

land; von *Both.* Beide Berlin bei S. *Schropp.* 6. Plane von Wien und dem letzten Schlachtfelde.

Vermischte Nachrichten. 1. Notiz von dem französischen Guiana. 2. Vorläufige Anzeige von Hrn. *Malte-Bruns* Précis de la Géographie universelle. 3. *Christoph Colombo*, über seinen Geburtsort und seine Familie. 4. Ueber das Russ. Kaiserl. Charten-Dépôt zu St. Petersburg. 5. Journalistik. 6. Novellistik. 7. Auszug eines Briefs aus Mailand. 8. Nachricht an die Leser.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Portrait des Hrn. Geh. Just. Rath *Niebuhr.*
2. Plan der *Napoleons-Insel* bei Wien.

* * *

Inhalt des II. Stücks.

Abhandlungen. 1. Kurze Geschichte der neuesten Gradmessungen in Spanien. 2. *Lagorio*, Reise nach Mingrelien.

Bücher-Recensionen. 1. *A. de Humboldt* Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. III. et IVme Livrais. 2. Choix des Lettres édifiantes, écrites des Missions étrangères. T. I—VIII. 3. *Laborde* malerische und historische Reise in Spanien etc. II. Bändchen. 4. *C. G. v. Murr*, Nachrichten von verschiedenen Ländern des span. Amerika. 1. Th.

Charten-Recensionen. 1. Carta della Stazione militari, navigazione e poste del *Regno d'Italia* etc. Milano 1808. 2. General-Charte von *West Galizien.* Wien, 1809. 3. Carte politique, physique, hydrographique et itinéraire d'une grande partie de l'Europe etc. par *Poirson.* Paris 1809. 4. Neueste Charte von ganz Preußen, Warschau, einem Theile von Sachsen, Mecklenburg und Schwedisch-Pommern etc. Wien bei Artaria. 1808. 5. Plan der Stadt und Festung Magdeburg, von *P. A. W. v. Hinke.* Berlin bei Schropp. 1809. 6. Grundriß von Berlin, v. *Selter.* Berl. bei Schropp. 1809. 7. Grundriß von Regensburg, von *Mannhardt*, Regensb. bei Augustin. 1808. 8. Plan von Breslau, von *Endler*, Breslau b. Korn. 1808.

Vermischte Nachrichten. 1. Ueber die innere Schiffahrt auf den Flüssen und Seen des Königreichs Italien. 2. Französ. Senatus-Consult vom 17. Febr. 1810 über die Vereinigung Roms mit Frankreich, und die

Existenz des römischen Papstes. 3. Französische Staats-Finanz-Rechnung vom Jahre 1808. 4. Biographische Notiz von *C. G. Küttner*, zu dessen Portraite. 5. Vorschlag, den sechsten Erdtheil in die Geographie einzuführen. 6. Journalistik. 7 Novellistik.

Zu diesem Stücke gehört:

Das Portrait von *C. G. Küttner.*

Weimar, im Febr. 1810.

(*H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.*

9.

Neueste Länder- und Völkerkunde. IX. Band. I. St. 1810.

Inhalt.

Afrika.

Beschreibung der einzelnen Länder von Afrika.

Sechste Abtheilung.

C Süd-Afrika.

I. Nieder-Guinea. A. Nördlicher Theil von Nieder-Guinea. I. Das Königreich Loango. II. Das Königreich Kakongo. III. Das Königreich Ngojo. B. Der mittlere Theil von Nieder-Guinea. Das Königreich Kongo. C. Der südliche Theil von Nieder-Guinea. I Das Königreich 'Ngola. II. Das Königreich Matamba. III. Das Königreich Benguela. II. Das innere Süd-Afrika.

Zu diesem Hefte gehören folgende Charten und Kupfer.

Charte von Nieder-Guinea. Charte von Bambuk. Südafrikanische Nationen. Fellup- und Mandingo-Negern, Hottentoten, Gonaken, Kaffern.

Weimar, im Febr. 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

No. III.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

März. 1810.

I. Ankündigungen.

1.

Wohlfeiler Preis von Loder's anatomischen Tafeln.

Durch viele Aufforderungen veranlaßt, das schon seit mehreren Jahren vollendete große anatomische Werk des Russischen Kaiserl. Staats-Raths Herrn von Loder, jetzt zu Moskwa unter dem Titel:

Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers in 6 Abtheilungen mit 182 Kupfertafeln, nebst vollständigem Register.

Um einen wohlfeilern Preiß als bisher, zu geben, haben wir uns dazu entschlossen und überlassen den Liebhabern, die sich dies Werk vollständig anschaffen wollen, dasselbe bis zu Michaelis d. J. für folgende um Ein Drittel verminderte Preiße, nemlich

a) Ein vollständig Exemplar mit den Kupfern auf gewöhnliches Schweizer-Papier und Einem Texte, lateinischen oder teutschen, kostete bisher 76 thlr., jetzo für 50 thlr. Sächs. oder 90 fl. Rhein.

b) auf gewöhnliches Schweizer-Papier mit beiden Texten, latein. und teutsch, bisher 86 thlr. jetzo 57 thlr. Sächs oder 102 fl. 36 kr. Rhein.

c) mit den Kupfern auf größeres Schweizer-Velin-Papier mit Einem Texte, latein. oder teutsch, bisher 88 thlr. jetzo 58 thlr Sächs. oder 104 fl. 24 kr. Rhein.

d) dasselbe mit beiden Texten, lateinisch und teutsch bisher 98 thlr. jetzo 65 thlr. Sächs. oder 117 fl.

Diese erniedrigten Preiße können aber nur dann Statt finden, wenn von einer oder der andern Ausgabe ein ganz vollständiges Exemplar zusammen genommen und der Betrag gleich baar entrichtet wird. Wir müssen daher bitten, den baaren Betrag der Bestellungen gleich beizufügen, weil wir auf Credit und in Rechnung dasselbe nur zu den alten Preißen ablassen können

Auch können wir Liebhabern, die dies Werk in einer Prachtausgabe zu besitzen wünschen, Exemplare mit den Kupfern auf Englisches geleimtes Velin Papier nach der Natur ganz ausgemalt besorgen; da wir ein unter den Augen und Direction des Herrn Verfaßers, und des Herrn Prof. Dr. Rosenmüller zu Leipzig, durch den geschickten Anatomischen Zeichner und Kupferstecher Herrn Schröter daselbst, sorgfältigst ausgemaltes Exemplar besitzen. Solche Exemplare können aber erst auf ausdrückliche Bestellung gefertiget werden; wir werden davon die Preiße so billig als möglich bestimmen.

Weimar im März 1810.

H. S. priv. Landes Industrie Comptoir.

alte ehrliche, wiewohl ein wenig langweilige Magister im Dachstübgen in Nothankers Leben und Meynungen Nachricht giebt. Schon der äusere Augenschein giebt es, daß Herr Bertuch nicht aus Gewinnsucht übersetzt habe; denn aus zwey ziemlich starken Bänden des Originals in groß Oktav, sind nur zwey mässige in der Uebersetzung worden. Viele Stellen, ja ganze Blätter und Bogen, welche entweder die Erzählung wässerig machten, oder Sachen enthielten, die den teutschen Leser weniger interessirten, sind weggeschnitten, die Perioden kürzer und gedrungener gemacht, oft erläuternde und sehr nöthige Anmerkungen hinzugefügt, und das Werk selbst dadurch interessanter und unterhaltender gemacht worden. Eben so richtig ist die launige Sprache des Originals in die unsrige übergetragen, so, daß sich dies Werk nun nicht wie eine Uebersetzung, sondern wie ein Original liest. Eine Sache, woran Uebersetzer von gewöhnlichen Schlage meistens nicht denken.

Dies möchte zwar von einem Werke, dem wir viele Leser von Geschmacke wünschen, genug gesagt seyn; aber noch nicht genug für die Absicht, unsern Lesern bey dieser Gelegenheit einen Fingerzeig auf die Spanische Litteratur überhaupt zu geben, welche in diesem Jahrhunderte noch weit mehr als in dem vorigen Teutschlande fremd zu seyn scheinet. Nur selten trift man in unserm Vaterlande einen Liebhaber und Kenner dieser so fruchtbaren und angenehmen Litteratur an. Wie gut wußten sie nicht einige Franzosen und Italiäner zu nutzen, und wie vortheilhaft könnten nicht die Werke des Geistes einer so ganz dichterischen Nation vielen unserer Dichter, sonderlich dramatischen, seyn! Herr Prof. Dietze beweißt uns dies mit seiner vortreflichen Ausgabe von des Velazquez Geschichte der Spanischen Dichtkunst.

Und

2.

Aufforderung und Bitte, um gefällige Mittheilung älterer und neuerer, nicht im Druk öffentlich erschienenen Witterungs-Beobachtungs-Register.

Die zu verschiedenen älteren und neueren Zeiten öffentlich im Drukke erschienenen, mit Sorgfalt und Genauigkeit angestellten Witterungs-Beobachtungsregister lassen gar häufig große mehr- und vieljährige Lücken zwischen sich, theils beziehen sie sich auch nur auf die Witterungsbeschaffenheit einzelner Gegenden; so daß man daraus noch keine allgemeinere, z. B. für ganz Teutschland geltende, Witterungszustände entnehmen kann.

Zur Bearbeitung einer wissenschaftlichen Witterungslehre ist es aber durchaus erforderlich, daß man einer Seits eine lange und ununterbrochen fortlaufende Reihe von Witterungs-Beobachtungsregistern zu Rathe ziehen könne, und daß man anderer Seits dergleichen aus den verschiedensten Gegenden Europa's, und in Beziehung auf Teutschland, aus den verschiedensten Ländern desselben vor Augen habe.

Nun hat es seit 100 und mehreren Jahren in allen Gegenden Teutschlands wissenschaftliche Männer gegeben, so wie es deren noch jetzt viele giebt, welche zu ihrer Privat-Notiz sehr genau und gewissenhaft mit Zuziehung mehrerlei meteorologischer Instrumente, Beschaffenheit und Wechsel der Witterung beobachtet und niedergeschrieben haben, ohne diese Beobachtungen öffentlich bekannt zu machen. Nach dem Tode solcher Männer gerathen solche schätzbare Verzeichnisse häufig unter die unnützen Papiere, welche zerrissen werden, und verloren gehen.

Im Namen der Wissenschaft und des gemeinsamen Wohls wendet sich daher der Herausgeber des *meteorologischen Jahrbuches* und der *meteorologischen Hefte* an das verehrte Publikum aller Stände, und ersuchet die Besitzer solcher, mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit angestellter und niedergeschriebener, nicht im Drucke erschienener Witterungs-Beobachtungen älterer und neuerer Zeit, ihm solche Witterungsbeobachtungsregister entweder *bloß zur Abschrift* nur auf einige Zeit zukommen zu lassen, oder *gänzlich abzutreten*, wenn man nicht selbst Willens ist, weitern Gebrauch davon zu machen. In beiden Fällen wird erbethen, solche an das *Herzogl. Sächs. priv. Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar unfrankirt* einzusenden; welches auch die gewissenhafte *portofreie* Zurücksendung, in so fern diese verlangt wird, garantirt.

Man darf nicht glauben, daß man diese Verzeichnisse abdrucken lassen wolle, denn hierzu würden sich keine Käufer

finden; sondern es soll so viel als möglich eine, weit in die Vorzeit zurückreichende Sammlung von Witterungs Beobachtungsregister angelegt werden; sowohl um den Gang der Constellation mit dem Gange der Witterung auf so lange als möglich rückwärts vergleichen zu können, als auch die allgemeiner herrschenden Stimmungen der Witterung durch Vergleichung solcher, aus den verschiedensten Ländern und Gegenden herstammenden Register auszumitteln. Die hiermit an das verehrte Publikum ergehende Bitte bezweckt also keineswegs ein Privat-Interesse, sondern die Beförderung des Studiums der neu zu begründenden Witterungslehre und in so fern das allgemeine Beste.

Weimar, den 4. März 1810.

Dr. Haberle,

als Herausgeber des meteorolog. Jahrbuchs und der meteorolog. Hefte.

Herzogl. Sächs. priv. Landes-Industrie-Comptoir, als Verlagshandlung.

II. Erschienene Neuigkeiten

im März

UND DEREN INHALT.

I.

Journal des Luxus u. der Moden. 1810. III. St.

Inhalt.

I. Die romantische Poesie. Maskenzug, aufgeführt zum Geburtsfeste der Durchlauchtigsten Herzogin von Sachsen-Weimar, am 30 Januar 1810. II. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Dritter Brief. Wirkung der Abreise des Königl. Hofes — Geburtsfest Sr. Majestät des russischen Kaisers — Weihnachtsmarkt. — Theater. — Panorama von Wien. Vierter Brief. Die drei Königs-Dult. — Anfang des Carneval. Maskenball beim Russischen Gesandten, Fürsten Baratinsky. — Feierlichkeiten am Namensfeste Ihro Majestät der Königinn. — Theater. III. Theater in Berlin, 1. Glucks Iphigenia in Aulis auf

dem Berliner großen Opern-Theater. 2. Nochs Pumpernickel, ein musikalisches Quodlibet. IV. Schilderungen aus Cassel. Dritter Brief. Oeffentliche Vergnügungen. — Musik. — Fest der Gesandten. — Ankunft des Königs aus Paris. — Apelles und Campaspe, Drama von Mr. Brugières. Vierter Brief. Vorarbeiten zum Reichstag. — Maskenball im Königl. Pallast. — Eröffnung des Reichstages. V. Neue Taschenbücher. Leipziger Taschenbuch 1810. Helvetischer Almanach für 1810. VI. Miscellen und Moden. 1. Geschenk der Engländer an den Kaiser von China. 2 Uebersicht der Diamanten der französischen Krone. 3. Modenbericht aus Cassel. 4. Costume der Brunehild und Prinzessin von Byzanz. (Als Erklärung zur Maskentafel, Taf. 7.)

Weimar, im März 1810.

Ph. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Allgemeine Geograph. Ephemeriden. 1810. III. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen. Geographisch-statistische Uebersicht der Intendanz von *Mexico*; nach *A. v. Humboldt.*

Bücher-Recensionen. 1. *Speelveldt*, (*T.*) Brieven over het Eiland *Walchern.* 2. *Servaas van de Graaff* historisch-statistische Beschriving van het Koninkryk *Holland.* I. Deel. Departement *Braband.* 3. v. *Eggers*, (*C. U. D.*) Reise durch *Franken*, *Baiern*, *Oesterreich*, *Preussen* und *Sachsen.* I—IV. Thl. 4. v. *Zimmermanns* (*L. A. W.*) Taschenbuch der Reisen, für d. J. 1810. I. Abtheilung. 5. *Sickler* und *Reinhart*, Almanach aus Rom für Künstler und Kunstfreunde, für das J. 1810. 6. *Alpina*, von *U. v. Salis* und *J. R. Steinmüller.* IV. Band.

Charten-Recensionen. 1. *A. de Humboldt*, Carte générale du Royaume de la *Nouvelle Espagne.* Paris. Schöll. 1810. 2. di *Zuccheri*, Charte des Königr. *Würtemberg* und des Gr. Herzogth. *Baaden*, nebst angränzenden Ländern. Wien. Kunst- und Industrie-Compt. 1808. 3. Charte von *Ostpreussen*, *Preussisch-Litthauen*, und dem *Netzdistricte*; unter Direct. des Hrn. Minister, Freyherrn v. *Schrötter.* Sect. XXII. 4. Topogr. Militär-Charte von *Teutschland*, in 204 Blättern, XIX—XXVIII. Lieferung. Weimar. Geogr. Institut. — Die dazu gehörige General-Charte von *Teutschland*, als *Uebersichts-Charte*, in 4 Blättern.

Vermischte Nachrichten. 1. Neuer Ritter-Orden der Westphäl. Krone. 2. Statistische Uebersichten von *Preußen.* 3. Journalistik. 4. Novellistik. 5. *A. v. Humboldt et Bonpland.* Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amerique.

Zu diesem Hefte gehören:

1. Charte des Thals von *Mexico*, nach *Humboldt.*
2. Abbildung des Ordens der Westphäl. Krone.

Weimar, im März 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

N. T. Merkur. 1810. III. Stück.

Inhalt.

I. Baggesens Klingklingel-Almanach. II. Probe einer metrisch genauen Uebersetzung der Wolken von Aristophanes, welche in diesem Jahre erscheinen wird. III. Ueber Fox als Schriftsteller. IV. Beiträge zur Culturgeschichte der vormaligen teutschen Reichsstädte. V. Auszüge aus Briefen aus Italien.

Weimar, im März 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allg. T. Garten-Magazin. 1810. III. Stück.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1) Auswahl schönblühender exotischer Pflanzen. Vom Hrn. Pf. G. Mäser. 13. Solanum pyracantha *Lamarck.* (Mit Abbildung auf Taf. 9.) Witsenia corymbosa *Smith.* (Mit Abbildung auf Taf. 10.) 2) Beobachtungen über die Blüte einer Strelitzia Reginae zu Gaiberg bei Heimar, vom Anfange bis zum Ende derselben. 3) Versuch, Saamen von Blumen auch in abgeschnittenen Zweigen, in bloßem Wasser zu erziehen. VI. Obst-Cultur. 1) Anmerkung über die, von dem Hrn. Pfarrer Glaser gelieferte Anatomie eines Apfels. Vom Hrn. Gart.-Insp. Wendland, zu Herrenhausen. (Mit Abbildung auf Taf. 12.) 2) Ueber die Feinde der Obstbäume und die Mittel ihnen zu begegnen. (Fortsetzung und Schluß.) 3) Neue Obst-Sorten. Die Theußens-Birn. (Mit Abbildung auf Taf. 11.) XI. Garten-Miszellen. 1) Ueber die Ausarten der Pflanzen. Vom Hrn. Pfarrer Münzel zu

Hermsdorf. 2) Reviſion oder genauere Zuſammenſtellung der Conſtellations- und Witterungs-Verhältniſſe während des Februars 1810 und Vergleichung mit dem meteorologiſchen Tagebuche dieſes Monats. (Fortſetzung von S. 78. des Februar-Hefts

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen.

Tafel 9. Solanum pyracantha. Tafel 10. Witsenia corymbosa. Tafel 11. Die Pheußens-Birn. Tafel 12. Anatomie eines Apfels.

Weimar, im März 1810.

H. G. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

5.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. 1810. VII. Bds. V. Stück.

Inhalt.

Großbritannien und Irland.

Fünfte Abtheilung.

18. Topographie. II. Schottland. A. Südſchottland. B. Mittel-Schottland. C. Nordſchottland I. Die Orkney-Inſeln. II. Die Shetland-Inſeln. Die Hebriden- oder weſtlichen Inſeln.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Taf. 4. Anſicht der Weſtminſter-Abtey zu London. Taf. 5. National-Tracht der Berg-Schotten. Taf. 6. Anſicht der Baſalt-Inſel Staffa und der Fingals-Höle.

6.

Neueſte Länder- und Völkerkunde. IX. Bd. II. St.

Inhalt.

Afrika.

Beſchreibung der einzelnen Länder von Afrika.

Siebente Abtheilung.

C. Süd-Afrika.

III. Das Kaffernland, oder die Südſpitze von Afrika. 1. Allgemeine Anſicht. — Name, Lage, Gränzen, Größe. 2. Naturbeſchaffenheit dieſes Landſtrichs überhaupt. 3. Einwohner. Allgemeine Charakteriſtik der Kaffern. — Einzelne Völkerſchaften. Beſchreibung der einzelnen Theile und

Völker des Kaffern-Landes, im weiteren Verstande: A. Das westliche Kafferuland. B. Das südliche Kafferuland, oder das Hottentottenland.

Zu diesem Hefte gehören folgende Charten und Kupfer.

Charte der Südspitze von Afrika.
Taf. 2. Negern vom Senegal und Cap-Verd.

7.

London und Paris. 1810. I. Stück.

Inhalt.

I. Paris. 1. Miscellen aus Paris. Der Compositeur Kienlen. — Talma's Genesung. — Die Italienische Oper. — Der Maler Schmidt. — Der Kaiser und der junge Offizier. 2. Lutherische Kirche in Paris. — Ihr erster Ursprung. 3. Einige Erinnerungen einer Reise von Paris über Bourdeaux nach Bayonne im Jahr 1808. (Hierzu die Abbildung Tafel II.) 4. Erleuchtung des Pallastes der Tuilerien am Krönungsfeste. 5. Beitrag zur frühesten Geschichte der französischen Bühne. 6. Duell über einen Brei-Umschlag. 7. Der frühe Morgen in Paris. 8. Neue Kunstwerke, welche in Paris erschienen sind. Percier und Fontaine's Ansichten Römischer Villen. — Le Iugement universel par Michel-Ange, gravé par Piroli. — Des Kunsthändlers Lebrün gestochener Kunst-Catalog seiner Gemälde-Sammlung. — Solvyn's Werk über die Hinduer. XVIII. Heft. II. London. 1. Wedgwood's großes Waaren-Magazin in London. (Mit einer Abbildung Taf. I.) 2. Bemerkungen über das Brittische Museum zu London. — Sarcophag Alexander des Großen. (Hierzu Taf. III.)

Rudolstadt, im März 1810.

F. S. R. Hof- Buch- u. Kunsthandlung.

Der Neue Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius. 1810.

I.

Gedichte.

Pompeji.

Flüſtern Schatten um mich? Wer trat die Spuren im Steine?
Wo die Wägen, die tief höhlten das ſinkende Gleis?
Wo die Pfleger des Heerds, des heiligen Heerds der Penaten?
Freundliches Salve wo iſt, der dich dem Fremdling entbot?

Seht das Triclinium hier, es ladet zum gaſtlichen Schmauſe,
Hat erſt das kühlende Bad ſchmachtende Glieder erfriſcht.
Näher ſäuſelt's mich an, wie ſchwirrender Flug der Cikaden
Weht's um die Wangen mir her. klagend mit zirpendem Laut:
„Unſtet ſchweben wir hier um halbgeſprengete Grüfte,
„Doppelt verlieh ſie Natur, Neugier verſchonte ſie nicht.
„Sängerin wölb' uns ein Grab an der Oſtſee grünenden Küſten;
„Friedlich ſchlummern wir dort, Schatten begehren nur Ruh."

* * *

Das Grab der Prieſterin Mammia mit der Exedra vor dem Thore von Pompejo.

Müde Fremdling', o Mammia, ladeſt du freundlich zur Ruhe,
So wie du ſelber auch ruhſt dort in gewölbeter Gruft.
Durch Jahrtauſende bringt die ſanfte Stimme der Wehmuth;
Dankend weilen wir hier, opfernd den lauteren Trank.

Stimme des Schattens.

„Frevelnde Hände entheben der Mammia heilige Urne,

„Ach, dieß doppelte Grab schützte die Schlummernde nicht!

„Unser Gebein ist verstreut, Unheilige schaut den Titanen!

„Wißt, der in Asch' uns begrub, heget noch Gluthen für Euch!

Neapel, im März 1810.

Friederike Brun.

2.

Die Grotte im Walde.

(Dem Andenken meines unvergeßlichen Freundes, des ehemaligen geheimen Kabinets-Sekretärs bei Friedrich dem Großen, Herrn Mehnken, geweiht.)

Hier weih ich ein Oertchen zum Heiligthum mir,
Da herrschet die heimlichste Stille,
Und nirgend bespricht sich die Seele wie hier,
Hier fesselt das Hohe der Wille!

Es schweben herauf aus dem Dämmer-Gefild
Die Geister der frölichen Jugend,

Und über ſie alle erhebt ſich dein Bild,
Verklaret vom Glanze der Tugend.

Ich ſchiffe noch einmal mit dir, o mein Freund!
Auf ſilbernen Wellen zum Garten,
Wo Kunſt und Natur ſich mit Anmuth vereint
Und Freunde uns frölich erwarten.

Wir eilen auf fliehenden Gondeln zurück
Und lauſchen den Sängern der Elbe;
Schon malet ihr Schaos uns den trauſichen Blick
Des Monds, und das Sternengewölbe zurück.

Schon längſtens entflohen im Strome der Zeit
Die Tage, wo wir uns einſt fanden;
Dieß Kränzchen ſey heute noch ihnen geweiht,
Das Freundſchaft und Wehmuth dir wanden.

Hier ſchlang ichs, wo Opfer vom heilgen Altar
Aufſteigen in lichtvolle Räume,
Hier wehen die Lüfte ſo lieblich und klar,
Wie roſige ſelige Träume!

Es küſſet die ſilberne Blüte die Luft,
Hier wölben ſich heilige Hallen;
Es wandeln Geſtalten im glänzenden Duft
Vertraulich, wie Selige wallen.

Und wenn die Spanier auch nur einen Don-Quixote hätten, so sollten Leute von guten Geschmacke Spanisch lernen, um dies Meisterstück des Witzes in der Ursprache lesen zu können. Woher kommt es aber, daß wir so wenig von der Spanischen Litteratur in Teutschland wissen? — Ohnstreitig weil unser Buchhandel mit diesem Reiche noch nicht offen ist. Welche Seltenheit ist in Teutschland ein Spanisches Buch! Die wenigen, so wir vielleicht noch davon besitzen, haben Liebhaber aus dem Lande für sich mitgebracht, und so wird einem, der Entschlossenheit genug hätte die Sprache zu lernen, durch die Schwierigkeit die Werkzeuge dazu zu bekommen, die Sache fast unmöglich gemacht. Sollten sich aber unsere Buchhändler, die doch so gerne nachdrucken, hier nicht ein wahres Verdienst um unsere gelehrte Republik machen, wenn sie uns, mit Zuziehung eines Kenners, wenigstens einige gute Schriftsteller der Spanier sauber und korrekt nachgedruckt lieferten? Die Schriften eines Cervantes, eines Boscan, Garcilasso de la Vega, Villegas, die Suennos des Quevedo, eine Sammlung der besten dramatischen Sachen der Spanier, einige von des Lope de Vega zahllosen Schriften, u. a. m. wären z. E. gewiß Sachen, die jed.. Liebhaber mit Begierde annehmen und kaufen würde.

Nicht allein unsern schönen Geistern aber würde die weitere Ausbreitung der Spanischen Litteratur ersprießlich seyn; auch unsere Liebhaber der Geschichte, der Naturkunde, unsere Kunst- und Alterthumsforscher würden ihre Rechnung dabey finden. Wo finden wir die ältesten historischen Nachrichten von Amerika, dessen Entdeckung und Eroberung, als bey den Spaniern, bey einem Antonio de Herrera, und in der Sammlung der Historiadores primitivos de

Entbunden dem kleinlichen irrdiſchen Sinn
Vermählt ſich das Schöne dem Großen.
Da winkt mir der göttlichſten Freude Gewinn,
Da prangen die lieblichſten Roſen.

Wie wandeln ſo ſelig im dämmernden Thal
Vergöttert die himmliſchen Muſen;
Allmächtig belebet ihr blitzender Strahl
Den glimmenden Funken im Buſen.

Wie ſpricht hier die Luft mit der Quelle ſo traut,
Beweht von der roſigen Blüte;
Da regt ſich ſo mancher harmoniſche Laut
Im ſelig bewegten Gemüthe.

Sie wandelt im ewigen Kreislauf dahin,
Die ſchäumende roſelnde Quelle;
So gleichen die Spiele des Lebens dem Sinn
Der wandelnden wechſelnden Welle.

Es krachen die Donner, der Blitzſtrahl verſengt
Die durſtigen Halmen und Blätter;
Wie rieſelt gleichtönig, von Kränzen umdrängt
Die Quelle im tobenden Wetter!

So wallt unter Stürmen der Weiſe dahin,
Mit ruhigem gleichem Gemüthe;

Kein Wechsel erschüttert den männlichen Sinn,
Veredelt von Tugend und Güte.

Auf leisen Erinnerungswegen zurück
Schift sinnend der ernste Gedanke;
Da blizt durch die Zweige des Morgenroths Blick,
Vergoldet umarmt es die Ranke.

Die Hoffnung entreißt mir den neblichten Flor
Sie führt mich an rosigen Banden;
Ich blicke zum friedlichen Haven empor,
Wo fröhlich die Seligen landen.

* * *

An die ersten Veilchen des Jahres.

(Die mir mein theurer Freund, Herr General-Sekretär von Baerli gab.)

Willkommen, ihr lieblichen Veilchen,
Dem Hauche des Lenzes entblüht;
Verwelket am fühlenden Busen,
Den feurig die Freundschaft durchglüht.

Ihr ersten süß duftenden Kinder
Der reizenden holden Natur,
Ein Kränzchen der Freundschaft zu weihen,
Erzog euch so lockend die Flur.

Euch ſchmücket die Farbe der Treue,
Wie thut ſie dem Herzen ſo wohl!
Sie wird ihm in ſeligen Stunden
Ein rührendes holdes Symbol.

Ihr wurdet, von Scherzen begleitet,
Geweiht mir vom edelſten Freund,
In dem mit der Tugend die Weisheit
Zum ſeligſten Bunde ſich eint.

Seyd darum mir tauſendmal wärmer
Mit hohem Entzücken gegrüßt,
Ihr Veilchen vom ſonnigen Strahle
Des göttlichen Frühlings geküſſ't!

Er naht uns ſo freundlich, den Aether
Erhellet ſein ſonniger Glanz;
Die ſeidenen Locken umwindet
Von Veilchen ein duftender Kranz.

Er trägt in der blühenden Rechte
Der lieblichen Blumen ſo viel;
Bald küſſen Zephyre die Blüten
Im ſcherzenden luſtigen Spiel.

Dann drängen Narziſſen und Tulpen
Aus ſchwellenden Knospen ſich vor;

Bald hebt über alle die Roſe
Ihr Haupt majeſtätiſch empor.

Ihr Veilchen, ihr lebet verborgen
Der Tellus ſo traulich im Schoos
Und duftet nur lieblich dem Forſcher,
Umgeben von niedrigem Moos.

Bald, Blümchen, bald ſeyd ihr vergeſſen!
Doch nie dieſes Kränzchen, es blüht,
Wo nimmer die heilige Flamme
Der göttlichen Freundſchaft verglüht!

Eliſe Sommer,
geborne Brandenburg.

3.

Das Thal Tempe.

Sonnet.

Vielgeprieſ'nes Tempe der Vergangenheit,
Wo einſt Hellas Söhn' in ſchön'rer Zeiten Stunden
Deines Zaubers ſüße Rührungen empfunden,
Und in melodienreicher Einſamkeit

Dem Genuß der ſtillen Ruh dies Herz geweiht,
Wo die Schwermuth ſelbſt Beruhigung gefunden,
All' dein Reiz iſt nun des Pilgers Aug' entſchwunden,
Ach! und die Natur hat ſich mit dir entzweit.

Hier, wo ſich der Lenz mit tauſend Blumen ſchmückte,
Wo *) Aidens Klagaccord die Seele ſanft entrückte
Auf dem Fittig **) grajiſcher Begeiſterung,
Trauerſt du um den verlor'nen Jugendſchimmer,
Doch vergebens: Was dahin iſt, kehret nimmer,
Wehmuthlächelnd weiſt hier die Erinnerung.

Anton Möbius.

*) Aide, Nachtigall.

**) Graier (woher das Beiwort grajiſch) und Gräken, woraus Griechen verdorben iſt, wurden die Hellenen genannt. S. Voß zu Virg. Ebd. I. S. 60.

* * *

Das Thal Tempe in Theſſalien, welches die Gebirge Olympos und Oſſa bildeten, indem rechts und links ſanft gewölbete Berghöhen ſich erhoben, hat ſeine viel gerühmte Schönheit gänzlich verloren. S. Dietz zu

Pomp. Mela 2, 3. Um sich eine Vorstellung von diesem paradiesischen Thale, bei dessen Namen der Grieche durch sein lebhaftes Naturgefühl schon in Begeisterung gerieth, zu machen, vergleiche man die schöne Schilderung davon in Wieser's Uebersetzung von Anacharsis Reisen, Th. 3. p. 293—295.

II.

Noch ein Wort über die Aufsätze, welche vor einiger Zeit über das neuere Baiern in dieser Zeitschrift erschienen sind.

In einem norddeutschen Journale ward dem Unterzeichneten eine gewisse „Industrie" womit er über interessantere, die neue Regierung Baierns betreffende, Gegenstände so manchen Beitrag geliefert hätte, — nachgerühmt (oder zugeschrieben?).

Willkommen war dieser Ausdruck gewissen Feinden des Bessern, das eben mit dieser Regierung erschien; willkommen — zu dieser und jener feindlichen Deutung gegen die Sache sowohl, als gegen den Mann, der (nach seiner Ansicht, nach seiner Ueberzeugung) für selbige sprach, — zumal da „selbst

ein Proteſtant" ſo Etwas bemerkt, ſo Etwas geſagt hätte!

Ein freies, offenes Wort über die Veranlaſſung dieſer kleinen Beiträge mag daher dem Verf. noch vergönnt ſeyn.

Schon vor dem Anfange der gegenwärtigen Regierung Baierns war der Verf. mit dem ehrwürdigen Herausgeber des K. M., ſo wie mit dieſem und jenem Andern, in Verbindung getreten. Denn der jeſuitiſche Druck, unter dem er Jahre lang ſtand, erlaubte ihm überall nicht, Etwas — das ſeiner Ueberzeugung entſprach — ſelbſt heraus zu geben. Wohl konnte dieſe Lage die Thätigkeit des Verf. nicht lähmen: aber ſie fiel ihm ſchmerzlich genug. Und wenn er auch, bei mehr als einem Angriffe auf ihn, negativ glücklicher war, als mancher Andere: wie drückend mußte ihm gleichwohl das ſtete Bewußtſeyn werden, daß er in einem Stande, in einer Lage ſich befinde, wo auch dem gemeinſten Rechte der Menſchheit überall keine Sicherheit gegeben war! Denn wer ſicherte ihn z. B. ſelbſt vor einem nächtlichen Einfalle des Inquiſitors? Zwar hatte er, noch glücklich in der Nacht — nach einem Angriff am Tage, einen

Theil ſeiner Papiere über die Donau .... geflüchtet: aber wem entgeht nicht, in ſolcher Lage, da und dort Etwas? Und wer möchte da nicht, um ſich der täſtigen Vorſicht auch einmal zu überheben, ſelbſt trotzen dem Schickſale bei dem erwachenden Bewußtſeyn des Rechts im eigenen Buſen, oder dem ſchönern Vertrauen auf eine höhere, allwaltende Macht ſich kindlich hingeben? — Dazu kam der ſchmerzende Anblick, wie da und dort ein Opfer fiel, wie mehr als Einer, der ihm als ein Trefflicher, als ein Edler bekannt war, verfolgt, gedrängt, ja beinahe unterdrückt wurde. So waltete damals ein bekannter Jeſuitismus, von Augsburg und München aus, nach einem beſondern, innern Bunde!

Nun begann, wie ein neuer, freundlicher Stern, die gegenwärtige Regierung Baierns: und ſchon die erſten Schritte waren ſo ſprechend, ſo entſcheidend .... Wen ergriffen, wen entzückten ſie nicht, dieſe Strahlen einer beſſern, menſchlichern Ordnung? Mächtig wirkte da zumal der Kontraſt zwiſchen vordem und jetzt. Daher denn inſbeſondre dieſe ſchöne, aufglänzende Hoffnung, dieſe neue, begeiſternde Ausſicht zum Beſſern! Frei geſteht es der Verf., wie ein neuer Sieg der guten

Sache der Menſchheit kam eine ſolche Erſchütterung ihm vor; und eben ſeine Freude, ſeine innige Theilnahme war es, was ihn zuerſt und vornehmlich antrieb, über den neuen Gang der Dinge in Baiern dem N. Teutſch. Merkur Etwas einzuſenden: nach jenem Gang' der Dinge, und bei jener Vorſtimmung! —

Hierzu kam aber hiemit verband ſich die warme, innige Freude des jüngeren Mannes an der Anſtellung ſeiner ehemaligen Lehrer „auf der neuorganiſirten Univerſität zu Ingolſtadt" (und Landshut): die Anſtellung oder Wiederanſtellung der Männer, welchen er ſo viel verdankte, und die er ſeit einigen Jahren, nicht ohne ſchmerzliche, tiefeingreifende Empfindungen, eben von jenem Jeſuitismus zu Dillingen gedruckt, und zwar in Abſicht deſſen, was ihnen das Theuerſte war, theils verdrängt, theils beſchränkt geſehen hatte: Sailer, Weber und Zimmer. O gewiß, was auch der Parteigeiſt oder die Unkunde noch dawider einwenden möchte, ſtets denkwürdig bleibt das ſchöne Decennium von 1785 bis 1795, da eben dieſe Männer im ſchönſten, harmoniſchen Vereine an der kleinen Univerſität Dillingen zuſammen wirkten; ſtets denkwürdig der große,

ausgezeichnete Flör, zu welchem sie dieselbe während dieser Zeit erhoben! — Unverkennbar ist, hoffe ich, auch das Gepräge dieser freben Theilnehmung mehr als Einem jener kleinen Beiträge über die „Bavaria rediviva" aufgedrückt.

Indessen ward der Verf. selbst „ins Baierische versetzt." Aber nicht die baierische Regierung ist es, welcher derselbe seine erste Anstellung in Baiern zu verdanken hat; sondern — das ehemal. Domkapitel in Augsburg (nach einem Rechte, welches in den Gesetzen des ehemal. teutschen Reiches sich gründete): nämlich durch eine besondere, glückliche, Einleitung von Seiten der Providenz, und durch die Vermittelung eines mächtigen Freundes, da sich eben eine Gelegenheit zu dieser „Permutation" seiner „Pfarrei" ergeben hatte, und da zumal die Franzosen vom 2ten Feldzuge (1799 und 1800) noch Augsburg und dessen Umgebungen besetzt hielten. Denn in dieser Zeit gerade war den bekannten Feinden der „Aufklärung", des „Neuen" (und Bessern) ꝛc. der Muth und die Lust zur Verfolgung — „so ziemlich vergangen;" und da mangelte selbst die sonst herrschende inquisitorische Vorsicht: ein Mangel, der, in diesem Falle, nachher nicht wenig bedauert wurde! —

las Indias Occidentales des Don Andres Gonsales Barcia? Wer hat uns noch eine richtigere und vollständigere Beschreibung der in Spanien entdeckten Alterthümer und Monumente geliefert, als Velazquez in seinem Ensayo sobre las letras desconocidas? &c. Selbst in der Mahler-Geschichte haben wir noch nicht einmal eine besondere Spanische Schule, weil es uns an den dazu gehörigen Nachrichten mangelt, die wir aber doch leicht aus des Palomino Museo pittorico Tom. III. holen könnten. — Kurz, der Nutzen davon ist augenscheinlich; doch, dies soll ja auch nur ein Fingerzeig seyn.

J. B.

VII.

Scipio

ein

heroisches Pantomim-Ballet.

Innhalt.

Scipio mit dem Zunahmen der Africaner, war kaum 24. Jahr alt, als er Neu-Carthago, in Spanien, eroberte. Unter den Gefangenen brachten ihm seine Soldaten auch eine junge Dame von ausserordentlicher Schönheit und Wuchs. Scipio erfuhr, daß sie von guter Geburt und mit dem Celtiberischen Prinz Allucius, verlobt sey. Allucius befand sich auch unter den Gefangenen. Scipio schickte nach ihm, empfieng ihn freund-

Nun ſtand der Verf. unter dem Schutze der baieriſchen Regierung, nun war er geſichert gegen jeden weiteren Angriff ſeiner jeſuitiſchen Gegner (noch erfolgte, mittelbar ſowohl als unmittelbar, mehr als ein hitziger — Verſuch); und nun bekam er auch den Ruf zur Profeſſur an dem Lyceum in München. Denn wohl hatten ſeine ehemaligen Lehrer gelegentlich bei den Männern, von denen der Vorſchlag zunächſt ausging, ein herzliches, empfehlendes oder zeugendes, Wort für ihn geſprochen: und zugleich hatten ſeine Aufſätze im „Philoſ. Journal" ꝛc., ſo wie eine etwas größere Schrift, die er nun eben ſelbſt herausgegeben, bei dieſen Staatsmännern eine günſtigere Aufnahme, als ihm zu hoffen erlaubt war, gefunden.

Natürlich wuchs, durch dieſen Schutz und dieſe Anſtellung, ſeine Dankbarkeit, ſeine Ergebung gegen die neue Regierung; natürlich wünſchte er nun, ſeine Dankbarkeit auf jede ihm mögliche Weiſe in der That zu zeigen. Und da ihm eben die Nachricht, von mehr als Einer Seite und durch glaubwürdige Männer, zukam, daß jene Beiträge über Baiern im N. Teutſch. Merkur

„ſo manchem Freunde des Beſſern in dieſem
„und jenem Theile des teutſchen Vaterlandes

„eine reine, eine schöne und große Freude ge-
„währt"

hätten: was war dann natürlicher, als der Gedanke, der Vorsatz, zu diesem schönen Ruhme Baierns noch ferner, so viel er vermöchte (und seine weitern Geschäfte ihm verstatteten), beizutragen, und mithin bei jeder Gelegenheit auch dem, was ihm als die Sache der Menschheit erschien, ein kräftiges Wort zu sprechen. — So wurde denn noch Einiges in diese Zeitschrift eingesandt.

Sey es nun, daß auch einem wackern, würdigen Manne (da oder dort) in diesen Aufsätzen, Briefen ꝛc. Eines und das Andere mißfallen habe; sey auch einem Solchen Etwas darin nicht ganz wahr, nicht ganz richtig vorgekommen: so wird man (hoffe ich) dennoch, ist man je gerecht und billig, dabei nicht übersehen,

wie der Verf. zu dieser „Schriftstellerei" eingeleitet, oder wie er da „hineingezogen" ward, und wie er, nach seiner Ansicht, nach seiner Ueberzeugung, gerade so schreiben mochte!

Was heißt nun, nach dieser offenen und einfachen Darstellung der Sache, jene sogenannte „Industrie?“ — Wollte Jemand gar eine bekannte Gemeinheit sich hierbei vorstellen: fürwahr, so könnte der Hr. Redacteur ein zeugendes Wort (wäre es je sonst nöthig) hierüber beisetzen. Genug davon!

Was dem Verf. stets nahe liegen wird, ist die Sache, welche dergestalt seine Aufmerksamkeit, seine innigste Theilnahm' erregte. Nimmer soll das Unheil, das früherhin Statt fand, unserm Gedächtniß entschwinden; nimmer, was der Drang der späteren Zeit herbeiführete, oder das Loos der Menschheit mit sich brachte, unserem Auge entrücken so vieles Bessere, Ausgezeichnete, welches da, unter der Aegide einer liberaldenkenden Regierung, bereits eingetreten ist, — zumal bei einem Rückblicke auf jene frühere Zeit, deren Schooße nun eben auch indirekter Weise noch Unheil entquoll! Wer da in Bezug auf ächte Totalbildung und deren beglückende Folgen hier oder dort noch Reineres und Tieferes wünschen möchte: der bedenke wohl, ob nicht auch dieser Mangel, wenigstens auf Einer und zwar auf der ersten, bestimmenden Seite, in dem ehemaligen Stand' der Dinge sich grün-

de? Man bedenke insbesondere den alten, feindlichen Gegensatz, welcher da zwischen Menschen und Menschen, Ständen und Ständen u. s. w. in Absicht des Einen, was die Menschheit in ihrer Tiefe und in ihrem ganzen Umfange berührt, so lange und so mächtig obwaltete! Ja, welche Nahrung oder welchen Stoß gab unter solchen Umständen überall, wo nicht eben ein besserer Genius schon glücklich eingetreten war, nothwendig das eine Extrem dem andern, — selbst hinaus bis in die entferntere Zeit? Desto schöner ist wahrlich, bei näherem Betracht und vermöge solcher Ansicht, das Licht, worin auch so manches Einzelne, was sonst (da oder dort) auffallen möchte, erscheint. Und so möge sich denn dieser neue Keim des Bessern stets weiter entwickeln — im Sonnenscheine des Friedens, und bei dem steten Blicke Aller, die eben dieser schöne Grund vereinigt, auf die Sache!

Landshut, im Mai 1810.

J. Salat,
königlich-baierischer Rath und
Prof.

Nachschrift.

Nichts kann unüberlegter und liebloser seyn, als die Aeußerung des Journalisten, welcher dem achtungswürdigen Verfasser des obigen Aufsatzes eine so unlautere Nebenabsicht zuschrieb, als das Wort Industrie durch so manche Nebenbegriffe anzudeuten scheint.

Wohl möchte man auch ihm das alte Homerische zurufen:

Welch ein Wort ist dir von der Zähn' Umzäunung entflohen?

Es ist nur strenge Gerechtigkeit zu bezeugen, daß Herr Rath Salat alle seine Beiträge zum N. T. Merkur mit der reinsten, und uneigennützigsten Absicht, auf vorhergegangene, mehrmalige Auffoderung einschickte. Der schönste Lohn war ja in seiner Brust! Möge der würdige Mann, der längst die aufrichtigste Achtung im nördlichen, wie im südlichen Deutschland genoß, durch solche Allotrationen sich nicht abhalten lassen, seinen hohen Beruf, selbst den neuesten Philosophemen die liebenswürdigste Seite abzugewinnen und den in so vieler Rücksicht traurigen Zwiespalt zwischen Verstand und Vernunft möglichst zu beschwichtigen, durch

Lehre und Schrift noch ferner zu erfüllen. Eine kleine Gelegenheitsschrift; von den Ursachen eines neuern Kaltsinns gegen die Philosophie auf deutschem Boden, (Landshut, Thomann 1810.) verdient die vollste und ausgebreitetste Beherzigung und eine schnelle Fortsetzung.

B.

III.

Bruchstück aus einem Briefe Kästners an einen seiner Schüler in Ungarn, vom 31 December 1796.

Vorwort.

Sie haben, verehrtester Freund, durch Ihren Götterboten bereits einige sehr interessante Briefe des genialen Kästner den Lesern des Merkur mitgetheilt. Ich glaube, daß auch das folgende Bruchstück eines noch ungedruckten Kästnerschen Briefs den Lesern des Merkurs willkommen seyn wird. Es zeugt auch von des gelehrten Mannes Humanität, Religiosität und Witz. Auch enthält es in-

treſſante Notizen über Käſtner ſelbſt. Uebrigens mag Ihnen die Zuſendung dieſes Bruchſtücks zugleich ein Beweis ſeyn, daß man in Ungarn den deutſchen Merkur des ehrwürdigen Vaters Wieland fortwährend mit lebhaftem Intereſſe lieſt, und daß es darin auch jetzt nicht an Bereitwilligkeit fehlt, zu dieſer älteſten der deutſchen Zeitſchriften, von Zeit zu Zeit ein Schäflein beizuſteuern.

XYZ.

* * *

— — — — — — Schon in meiner frühen Jugend ward ich gewahr, daß die Schriftſteller von den Leidenſchaften der menſchlichen Seele eine wegließen, die ihnen freilich ziemlich unbekannt mag geweſen ſeyn, die Leidenſchaft für Mathematik. Aber in ſo fern das Leidenſchaft iſt, muß man es zu mäßigen und nur gehörig zu brauchen wiſſen. Ich bin 1719 geboren, ward durch meines Vaters Beiſpiel zum Juriſten beſtimmt, habe 1729 meines Vaters Collegia beſucht, und durch meine Kenntniſſe mich bei Studenten, die natürlich noch einmal ſo alt waren als ich, in Achtung geſetzt. Ich gerieth nachdem durch Veranlaſſung der Wolfiſchen Philoſophie auf Mathematik, hatte aber auch das Schickſal, daß ich für

die letztere nicht so ganz leben konnte wie ich wünschte. Mein Vater ließ mir meine Freiheit, da er aber keinen Reichthum besaß, bloß von den Einkünften seiner Lehrstunden leben mußte, ohne einmal eine Besoldung zu genießen, so konnte ich natürlich nicht allen Aufwand auf die Hülfsmittel machen, den ich wünschte, ob ich gleich durch seinen, und meiner Mutter Bruder Dr. Remmus Unterstützung ziemlich viel Bücher erhielt. Ich setzte meinen juristischen Fleiß fort und bin 1737 Candidatus juris geworden — und nichts weiter, weil freilich die Neigung zu andern Wissenschaften immer mehr Gewicht bekam. Ich verschaffte mir die Bedürfnisse zur Mathematik meist durch andere Arbeiten als mathematische, z. B. Uebersetzungen. Ich weiß also sehr wohl, wie man seiner Liebe zu einer Wissenschaft nicht völlig folgen kann. Ich habe dabei aus Erfahrung gelernt, was man freilich so schon wissen sollte, daß der Beherrscher unsers Schicksals alles nach weiser Absicht selbst zu unserm Besten thut. Die mannichfaltigen literarischen Arbeiten, die ich aus ökonomischen Ursachen unternehmen mußte, machten mich (mit) Allerlei bekannt, um das ich mich vielleicht sonst, wenigstens nicht so genau bekümmert hätte, ob ich gleich nach dem Beispiele meiner beiden genannten

Verwandten immer Neigung zu Polyhiſtorie hatte. Hätte Wolf ein Paar Jahre länger gelebt, alſo Segnern nicht Plaz gemacht nach Halle zu kommen, ſo wäre ich nicht 1756 hieher gekommen, ſondern in Leipzig, wo ich die Anwartſchaft auf die erſte erledigte Profeſſion hatte, Profeſſor Poëseos geworden, dabei ich freilich immer noch Mathematik getrieben hätte, aber freilich mit vielen Unterbrechungen. Mir hat es immer geſchienen, wer ſtarke Neigung zu dieſer Wiſſenſchaft hat, der wendet in jeder andern Lage, in die er kommt, doch immer auf ſie die Muſe, die gewöhnliche Gelehrte zu ihren ganz unwiſſenſchaftlichen Erhohlungen anwenden. Bartholomäus Pitiscus war kurpfälziſcher Hofprediger, arbeitete dabei ſeine Trigonometrie und ſeinen groſſen Canon aus; Samuel Dörfel war Superintendent und beobachtete Kometen und entdeckte die paraboliſche Bahn; Leutmann zeigte ſich als Dorfprediger in Sachſen ſo, daß er an die Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg berufen ward. Erwünſcht ſich ein Mathematiker, der doch von ſeinem Verdienſte leben muß, ganz der Mathematik zu leben, ſo iſt gewöhnlich ein Lehramt, wo er einen groſſen Theil ſeiner Zeit anwenden muß, immer Anfangsgründe zu wiederholen. In einer praktiſchen Bedienung, z. B.

beim Bauweſen, kommen doch immer einerlei ihm längſt bekannte Geſchäfte zu wiederholen. So iſt es ſelbſt mit dem aſtronomiſchen Obſervator. Ich weiß nicht, wie eine Predigerſtelle die Sie erwarten können, beſchaffen iſt. Geſtattet Ihnen aber ein ſolches Amt Erholungsſtunden, ſo können Sie ſolche zu mathematiſchen Unterſuchungen anwenden. Von einem Liebhaber der Mathematik, der ſie nicht Amtswegen treibt, verlangt man nicht dieſe Menge von Wiſſenſchaft, die eigentlich kein einziger Geiſt faßt, in ihrem ganzen Umfange zu bearbeiten, man rühmt ihn, wenn er über einzelne Gegenſtände etwas der Aufmerkſamkeit werthes ſagt, ſelbſt wenn das, was er ſagt, ſchon von andern geſagt wäre, nur daß er für ſich darauf gekommen iſt. So was iſt leicht möglich, wenn man nicht eine vollſtändige Büchersammlung durchſtudirt hat, ja es iſt den größten Mathematikern begegnet. Immer muß man ſich in den Stand gehörig zu finden wiſſen, in den die Vorſicht uns ſetzt. Da mich, erwähntermaßen, Bedürfniſſe und Schickſale oft hinderten, in der Wiſſenſchaft alles zu thun was ich wünſchte, war allemal ein Troſt, daß es für das Wachsthum einer Erkenntniß, die Gott unſern Seelen beſtimmt, eine Ewigkeit giebt. Vielleicht werden Ihnen manchmal trübe Stunden noch

freundlich, und ſchenkte ihm ſogleich ſeine Braut und Freyheit wieder. Die Eltern der Braut boten, entzückt über dieſe edle That, dem groſsmüthigen Scipio anſehnliche Geſchenke an. Er ſchlug ſie aus. Da ſie aber noch weiter in ihn drungen, lieſs er ſie ſich zu Füſſen legen, rufte den Allucius herbey, und ſagte: „Du empfängſt deine Braut von meiner Hand, du muſst auch von mir eine Morgengabe haben; nimm, hier iſt ſie.“ Dieſe heldenmüthige Mäſsigung macht einen Scipio nicht weniger glänzend, als ſeine gröſsten Siege und unſterblichen Thaten.

Perſonen.

Scipio.

Allucius, Prinz der Celtiberier.

Demoneſſa, des Allucius Verlobte.

Eltern der Demoneſſa.

Römiſche Soldaten.

Demoneſſens männliche und weibliche Domeſtiken als Figuranten.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Das Theater ſtellt einen öffentlichen Platz in Carthago vor. Man hört eine kriegeriſche Muſik, die Scipio's Einzug in die eroberte Stadt verkündigt. Einige Einwohner fliehen ängſtlich über den Platz; andere ſuchen ihre Koſtbarkeiten vor dem kommenden Sieger zu retten. Verſchiedene römiſche Soldaten plündern bereits. Eine Mutter flieht, mit einem Kinde auf dem Arme, und einem an der Hand, von einem

durch körperliche Umstände, durch Hypochondrie verursacht, von der ich, Gott sey Dank, bei aller sitzender Lebensart nie was gewußt habe, auch nicht von Kopfschmerzen u. d. gl., da wird nun rathsam seyn, für die Gesundheit zu sorgen. Die Aerzte geben Kranken als die erste diätetische Regel: nicht nachzudenken. Vermuthlich finden sie, daß das ihnen sehr gesund ist . . Ich habe diese Regel wie viele andere nie befolgt, ohne für Ungehorsam gestraft zu werden.

Ein Siebenbürger, Binder, hat 1792 sich hier meines Unterrichts bedient, bei einer Preisfrage über die Rechnung des Unendlichen, und einer andern über die Polizei der Römer, hier das Accessit bekommen. Ich habe seitdem keine Nachricht von ihm.

Ich verharre voll Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster
Kästner.

IV.

Der Dolmar. — Döll und Kummer in Suhla.

(Fragment eines Briefes.)

— Unweit Meiningen erhebt sich der Dolmar, einer der höchsten Berge der Gegend. Durch einen herrlichen Buchenwald windet sich der Weg von dem romantisch gelegenen Flecken, Schwarza, zum Gipfel, der aus Basalt besteht, und von wo sich nach allen Richtungen hin eine vortreffliche, zum Theil sehr weite, Aussicht öffnet. Von der einen Seite übersieht man die ganze Kette des hohen, tannengekrönten, Thüringer Waldes; von der andern das entferntere Rhöngebirg; hier die beiden Gleichberge bei Römhild, dort die blauen Berge bei und hinter Eisenach; auch glaubt man links von der Coburger Festung in dem fernen Duft das Fichtelgebirg zu erkennen. Ungeachtet der Blick eine so große Strecke umfaßt, zeigen sich doch, außer Meiningen, wenig bedeutende Orte, da sie meist in Thälern versteckt liegen; allein bei einer solchen Vergaussicht verschwinden ohne dieß die Werke der Menschenhand in dem

großen Panorama, und das Erhabene und Erhebende liegt nicht in den Thürmen, die mühsam erst das bewaffnete Auge aufsuchen muß. — Angenehm überrascht eine Quelle, die crystallhell nicht weit von der höchsten Spitze des Berges entspringt, und woraus das Wild nicht selten im Angesicht des Wanderers seinen Durst löscht. Es war ein frischer, heitrer Frühlingsmorgen, als wir den Dolmar bestiegen, und dann gestärkt hinabgingen in das gewerbfleißige Suhl. Als nahte man der Werkstätte der Cyclopen, dampft und braußt und kracht es von dem Schlage der gewaltigen Hämmer.

Wie wichtig die dortigen Gewehrfabriken sind, ist bekannt; es gehen nicht selten Lieferungen in sehr entfernte Länder, und der Fremde findet da viel Sehenswürdiges. Doch ist es gegenwärtig meine Absicht nicht, davon umständlicher zu sprechen; nur zweier werkwürdigen Männer will ich gedenken, die wir hier kennen lernten. Der eine ist der königl. Hofgraveur Döll, nach dem einstimmigen Urtheile derer die ihn kennen, einer der ersten Künstler seines Fachs. Man darf behaupten, daß er in der seltnen Kunst, in Stein zu schneiden, mit den Alten nicht unrühmlich wetteifert. Er zeigte uns, äußerst gefällig, eine ganze Sammlung seiner vortrefflichen

Arbeiten. Es ist schwer zu bestimmen, was mehr Bewunderung verdient, die Zeichnung, oder die Feinheit der Ausführung. Einige seiner Figuren muß man durch das Vergrößerungsglas betrachten, um alles, was der Künstler hinein gelegt hat, deutlich zu erkennen; sie erscheinen erst dann in ihrer höchsten Vollendung. Vorzüglich schön dünkte mir ein gefesselter Negersclav mit der Umschrift: Auch ich bin ein Mensch; dann das Pantheon, und vor allem ein größres Stück: Jesus, wie er mit seinen Jüngern das heilige Abendmahl hält. Dieser große Künstler ist der Sohn eines armen Hirten in Suhl, und hat sich fast ganz durch sich selbst gebildet; seine Anspruchlosigkeit ist eben so groß, als sein Streben nach dem Vollkommenen, und es ist erfreulich, daß er einen Sohn hat, der ihm ähnlich ist und dieselbe Kunst unter seinen Augen mit glücklichem Erfolge übt. — Ein in seiner Art nicht weniger merkwürdiger Mann ist der Gewehrfabrikant Kummer. Auch er, ursprünglich aus ganz geringem Stande, und ein gemeiner Arbeiter, hat durch sein Talent und seinen Eifer Schwierigkeiten besiegt, die unüberwindlich schienen, und außerordentlich viel geleistet. Er hat unter andern eine auf mathematische Berechnungen gegründete sinnreiche Maschine gebaut, mittelst welcher er im Stande ist, Feilen zu

hauen, die den beſten Engliſchen wenig oder nichts nachgeben ſollen. Wir ſahen einige, die ſo fein waren, daß man ebenfalls das Vergrößerungsglas zu Hülfe nehmen mußte. Eben dieſer Mann hat eine eigne Werkſtätte eingerichtet, wo er das Eiſen durch einen wirklich bewundernswerthen Mechanismus zu Spinnmaſchinen bearbeiten und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, drechſeln läßt. Auch verfertigt er künſtliche Magnete von verſchiedner Größe. Dabei zeigte er eben ſo viel theoretiſche Kenntniß, als Beſcheidenheit. — Noch eins darf keiner, der das ſo vielfach merkwürdige Suhl beſucht, vergeſſen; nämlich den Ottilienſtein zu beſteigen. Dieſer ſchroffe Granitfels erhebt ſich gerade über dem anſehnlichen Marktplatze, und die Ausſicht von da auf die zu den Füßen ausgebreitete lebendige Stadt, von 900 Häuſern, mit ihren Hämmern, und Gärten und Bergen iſt überraſchend, und ſoll vorzüglich Abends, wenn die Eſſen der Schmelzöfen rings hoch auf lodern und ſprühen, unbeſchreiblich anziehend ſeyn. —

S.

V.

Ueber den Begriff der Nemesis.

Einer der gelungensten Versuche Herders ist unstreitig seine Abhandlung: Nemesis, ein lehrendes Sinnbild. Was gelehrten Arbeiten solches Inhalts selten, zumahl in Teutschland, wiederfährt, das Glück noch nach zwanzig Jahren gelesen zu werden, ist dieser zu Theil geworden. Mit immer neuem Vergnügen kehren der Denker und der Mann von Geschmack zu ihr zurück; der erste, um der Fülle reichhaltiger Ideen und der Mannichfaltigkeit feiner, treffender Bemerkungen zu genießen, der zweite, um sich der gefälligen und dem Gegenstande gemäßen Sprache zu freuen.

Weniger Ursache zufrieden zu seyn, haben vielleicht der Sprach- und Alterthums-Forscher. Beide dürften wohl, und mit Recht, an Herdern tadeln, daß er dem ursprünglichen Begriff, der dem Sinnbilde zum Grunde liegt, nicht sorgfältig genug nachspürte, sondern von einem spätern und abgeleiteten ausging, beide die ruhige Ordnung in der Untersuchung und

die Sonderung des Dichterischen vom Künstlerischen vermissen, beide endlich die Entwickelung der Idee nicht für umfassend und vollständig gelten lassen a). Ich bekenne, daß ich selbst dieser Meinung bin und deshalb auf wenigen Blättern einen Versuch zur Ergänzung und Berichtigung der Vorstellung Herders zu machen wünsche. Daß meine Absicht hierbei nicht ist, ihn zu bestreiten, oder zu meistern, versteht sich von selbst. Weit entfernt, (um seine eigenen Worte auf ihn anzuwenden,) ein Blatt von seinem blühenden Kranze zu rauben, denke ich bloß einige Blumen desselben zurecht zu rücken und mit andern zu vermehren.

Der Hauptbegriff des Wortes Nemesis, von dem natürlich die Bestimmung aller Nebenbegriffe abhängt, ist: Scheu für andere, — Achtung ihrer Urtheile und Denkweise, Schonung dessen, was der Grieche, mit einem verwandten Ausdrucke, Nomos, wir Ordnung, Sitte, Verhältnisse nennen. Nicht nur die Zeitwörter, die von dem Worte Nemesis abstammen und für scheuen, achten, ver-

a) Schon Nitsch in seinem mythologischen Wörterbuche schlug einen andern Weg ein, aber ich zweifle, ob mit Erfolg.

ehren gebraucht werden b), führen darauf; das Wort selbst kommt beim Homer in einer Stelle c), die Herder übersah, in der angegebenen Bedeutung vor. Wenn Poseidon die erschrocknen Griechen zum Kampfe auffrischt, so sagt er unter andern:

Trauteste, warlich es bringt euch bald noch gröseres Unglück
Solch ein zagender Sinn. So bewahrt doch, in seinem Gemüthe
Jeglicher, Schaam und Scheu. (αἰδῶ καὶ νέμεσιν.)

Die Meinung des Gottes ist klar. Er will, die Griechen sollen nicht vergessen, was sie sich selbst, oder ihrer eigenen Ehre, und dem Urtheile anderer schuldig sind. Eben dahin erklärt sich der Scholiast. Ein Jeder, so umschreibt er, denke der eigenen Schaam und des Tadels, der von andern kommt.

Der eigenthümliche Ausdruck Homers wird beim Hesiod bereits bildlich. Unter den mannichfaltigen Zügen, welche die Verdorbenheit des eisernen Zeit-

b) So νεμεσίζομαι Od. I. 263. und νεμεσάομαι IV. 158. beide, wie das lateinische vereor.

c) Il. XIII. 122.

alters ſchildern, kommt bekanntlich d) auch folgender vor:

Weg von dem Menſchen gewandt, ſtieg jetzt
zu der Götter Geſchlechtern
Aidos und Nemeſis auf. (Αἰδὼς καὶ Νέμεσις.)

Die alten Ausleger waren offenbar auf falſchem Wege, wenn ſie in der Nemeſis dieſer Stelle eine Dike oder Gerechtigkeit ſahn. Der kräftigſte Pinſelſtrich in dem Gemälde des Dichters würde unter einer ſolchen Deutung verloren gehn, oder wenigſtens leiden. Nein, der Sinn, den Heſiod an dies Bild knüpft, iſt bündiger und liegt tiefer. Nicht bloß das Gefühl für Recht und Geſetz (davon iſt ohnehin früher die Rede geweſen,) haben die verworfenen Menſchen eingebüßt; ſogar die Achtung für ſich und andere iſt in ihnen erloſchen. Denſelben Gedanken in demſelben Bilde ſtellen auch ſpätere Dichter dar. Ich will aus mehrern Gedichtchen der griechiſchen Anthologie, die dies beweiſen, nur eins ausheben. Alſo redet der Sardier Diodor e) zu dem Knaben Druſus.

d) Werke und Tage 199.

e) Analecta vet. poetarum Graecorum II. p. 186. 5.

Abraſtea, die Göttin, und die mit ihr wan-
delnde f) Jungfrau,
Sie, die viele getäuſcht, Nemeſis hüte
dich treu!
Deine Geſtalt und den Wuchs voll Liebreiz
fürcht' ich, o Knabe,
Und den Verſtand und die Kraft deines
erhabenen Muths,
Und den Beſchluß voll Rath und die Wiſſen-
ſchaft. Solcherlei Kinder,
Druſus, dünken uns leicht Söhne der
Götter zu ſeyn.

Was wünſcht der Dichter ſeinem Geliebten? Dies, daß die Achtung für anderer Werth und Verdienſt, die

f) Ἰχνεία (das Wort fehlt bei Stephanus und Schneider) heißt nichts anders, als (ſ. Jacobs Noten zur Anthologie) die auf dem Fuß folgende und geht-ſicher (man erinnere ſich nur an Meſomedes Νέμεσιν ἄδεμεν καὶ πάρεδρον Δίκαν) auf Abraſteen ſelbſt. Es auf, die Verfolgung der Schuldigen zu ziehen, und an deſſelben Dichters πῶρ πόδα βαίνεις zu denken, erlaubt das milde σε φυλάσσει und der ganze Ton des Gedichtes nicht. — Uebrigens iſt bemerkenswerth, daß Abraſtea und Nemeſis, die ſonſt für eine Perſon gelten, hier und (man ſehe Dorville zum Chariton S. 410.) anderwärts unterſchieden werden.

einem Feinde verfolgt. Alles ist Unruhe, alles Verwirrung.

Zwoote Scene.

Die Musik des Zugs nähert sich. Scipio erscheint mit den Häuptern der Armee. Er bezeigt seinen Unwillen über die Ausschweifungen der gemeinen Soldaten. Er will überwinden, aber nicht rauben. Zornig ertheilt er seinen Begleitern seine Befehle, und diese entfernen sich sogleich, der Plünderung zu steuern.

Dritte Scene.

Einige Soldaten bringen schon Kostbarkeiten, so sie erbeutet, und legen sie ihm zu Füssen. Sein Herz ist zu groß für solche Versuchungen. Er verabscheuet sie. Er zeigt den Räubern seinen ganzen Zorn, läßt sie für ihre niedrige That in Fesseln schlagen, und andere müssen die Kostbarkeiten wieder zurück bringen. Aber

Vierte Scene.

Nun bringen einige Krieger eine junge Dame gefangen geführt; das einzige Geschenk, welches sie ihres Feldherrn würdig halten. Sie ist im Schleyer; aber ihr Wuchs verspricht das reizenste Gesicht. Scipio geräth in Verwunderung. Er weiß nicht ob er es wagen soll seiner Gefangnen den Schleyer abziehen zu lassen, oder nicht. Sein Herz schwankt. Er fühlt die Gefahr der Verführung, die ihm süsse Reize drohen; und doch — widerspricht sein heißes jugendliches Blut der Stimme der Vernunft. Es siegt sogar auf einen Augenblick.

Er läßt den Schleyer der jungen Dame zurückschlagen. Ihr erster Anblick würkt auf ihn, wie ein

Blitz.

heilige Scheu, die entflieht, ehe man's ahnet, ihm, dem Hochbegabten, stets beiwohnen und er sich der Vorzüge, die ihn schmücken, nie unwürdig machen möge. Solches ist der Sinn des Gedichts und der ursprüngliche des Bildes.

Aber wie in unserer vielseitigen und bedeutungsreichen Sprache das Wort Scheu nicht bloß Ehrfurcht für andere, sondern auch Widerwillen gegen sinnlich und sittlich Unangenehmes bezeichnet, so nicht weniger in der griechischen das Wort Nemesis. Auch hier mag Homer beweisend vorangehen. In der Unterredung, welche Helena im sechsten Buche der Ilias g) mit Hektorn über ihre Lage zu ihm und ihrem Gatten, dem Paris, führet, sagt sie:

Aber dieweil solch Uebel für uns aufsparten die Götter,
Möchte zum mindesten doch mein Gemahl ein besserer Mann seyn,
Welcher den Tadel empfänd' und die vielfachen Rügen der Menschen!

Niemand kann zweifeln, daß das Wort Nemesis, welches im Teutschen durch Tadel gegeben ist, hier

g) 349—51.

überhaupt und noch ohne besondere Rücksicht, den Unwillen bezeichne, der eine Folge der Sorglosigkeit gegen fremdes Urtheil, der Vernachlässigung dessen, was die Menschen von uns erwarten, zu seyn pflegt. Des nähmlichen Ausdrucks bedient sich Homer h), wenn er sagen will: Das kann uns nicht in den Augen anderer herabsetzen, das kein Vorwurf für uns werden, das uns Niemand verargen. Eben diese Bedeutung finden wir in mehrern abgeleiteten Zeitwörtern i) wieder. Sowohl bei ihm, als bei andern Schriftstellern ist öfters von tadelndem Unwillen im Allgemeinen, nicht von einem bestimmten, oder durch eine bestimmte Denk- und Handlungs-Weise veranlaßten, die Rede.

Man darf indeß nur ein wenig in den Schriften der Alten belesen seyn, um zu wissen, daß sie beides, das Wort und das Bild Nemesis allerdings auch in einer beschränktern und eigenthümlichern Beziehung, ich meine von jenem Unwillen brauchen, welcher, nach Aristoteles Erklärung k), durch das

h) Οὐ νέμεσις Il. III. 156. οὐ τις νέμεσις. XIV. 80.

i) Wie in νεμεσάω Il. IV. 413. und νεμεσίζομαι VIII. 407.

k) In Ethic. II. 7. und in Ethic. magn. I. 23.

Glück der Unwürdigen oder dessen unwürdigen Gebrauch in Andern erzeugt wird und als Tugend zwischen dem Neide und der Schadenfreude in der Mitte steht. Es ist nicht nöthig, für diese Bedeutung Beispiele zu suchen, da deren überall und vorzüglich in der griechischen Anthologie eine Menge vorkommen, auch Herder ganz eigentlich dafür gesammelt hat. Eben so wenig möchte seine Erläuterung des Sinnbildes in dieser Bedeutung viele Zusätze gestatten oder bedürfen l). Nemesis, die mißbilligende Göttin, wie er sie nennt, oder die Göttin des Maßes und Einhalts und Bezähmerin des Uebermuths ist durch ihn ein wahrhaft lehrendes Sinnbild geworden und kann als solches von Niemanden verkannt werden. Wenn er in etwas fehlte, so war es, daß er einen Nebenbegriff für den Hauptbegriff ansah m) und überdem

l) Für Unwillen über ungerechte Anmaßungen kommt νέμεσις bei Plutarch oft vor, z. B. in Vit. Sullae 10. (III. p. 94. Ed. Reiskii.) Von der Göttin Nemesis, als Sinnbilde jenes Unwillens, findet sich bei Kallimachus (Hymn. in Cerer. 75.) ein merkwürdiger Ausdruck. Als Erysichthon sich mit Worten an der Ceres vergangen hat, sagt der Dichter: Also der Knab', und die Rede voll Trotz schrieb Nemesis nieder.

m) Dabei muß man jedoch auch wieder einräumen, daß

bei dieſem einen ſtehen blieb. Denn allerdings fragt ſichs jetzt noch: Iſt Nemeſis, wie Herder will, überall nichts anders, als die Göttin des Maßes und des Einhalts, die Aufſeherin der Begierden, die Herſtellerin des Gleichgewichts, nicht ſtreng, ſondern ernſt warnend, nicht rächend? Oder aber iſt ihr Einfluß auf das Leben entſcheidender, der Kreis ihrer Wirkſamkeit größer, ihr Character kalt, durchgreifend, hart?

Einige Zweifel gegen Herders Behauptung erweckt ſchon das Wort Nemeſis, das bei den griechiſchen Schriftſtellern, hauptſächlich bei ihren Tragikern, gar häufig in Verbindungen vorkommt, wo es ſchlechterdings nichts anders bezeichnen kann, als göttliche Rüge, Ahndung, Rache n). Dieſe Zweifel verſtärkt die Abkunft, die Heſiod in ſeiner Theogo-

Nemeſis im ariſtoteliſchen Sinn bei den Alten wirklich am häufigſten vorkommt. Kein Wunder! Was iſt gewöhnlicher und beleidigender zugleich, als der Uebermuth des vom Glück begünſtigten Unwürdigen?

n) So bei Apollonius IV. 1043., Sophokles im Philoktet 518. 602., Euripides im Oreſt 1361., Herodot I. 34.

mie o), und er nicht allein p), der Göttin giebt. Sie gewinnen noch mehr Gewicht, wenn man, bei der Würdigung des Sinnbildes, ſich nicht bloß an Meſomedes berühmten Hymnus und einige zuſagende Sinngedichte und künſtleriſche Beziehungen hält, ſondern die Ausſprüche der Dichter unter einander und dieſe hinwiederum mit den vorhandenen Abbildungen vergleicht. Hier ſind einige von den erſtern.

Aus dem Pindar gehören hieher zwei Stellen. In der einen q), wo er den Nachkommen des Bleppias Beſtändigkeit ihres Glücks wünſcht, ſagt er:

o) V. 223. u. f. Herder gedenkt freilich dieſer Stelle auch und muß bekennen, daß ſie und einige andere auf eine furchtbare Nemeſis hinwieſen: aber er ſucht gleichwohl dieſer Vorſtellung auszuweichen, ſo gut er kann, und widerſpricht ihr im Verfolg ſeiner Abhandlung (S. 240. u. f.) gerade zu. Herrmann, verwegener oder bequemer, als Herder, möchte (Mythologie II. S. 18.) den 223 V. oder, lieber noch, die ganze Stelle von V. 217—224. ausmerzen, um ſich ſo der harten Nemeſis mit einem Male zu entledigen: allein ich glaube nicht, daß ihm viele beiſtimmen werden.

p) Dem Hygin z. B. (in Praef. p. 2.) iſt ſie Tochter des Erebus und der Nacht, dem Pauſanias (Achaic. 5, 1.) Tochter der Nacht.

q) In Olymp. 8, 114.

Möge Zeus in die Fülle gespendeter Güter
Keine schlimm berathende Nemesis senden!

und in der zweiten r), wo von den Hyperboräern die Rede ist, rühmt er von ihnen:

Arbeitlos
Und sonder Fehden
Wohnen sie und vermeiden
Die feindselige Nemesis.

Offenbar spricht der Dichter beide Male nicht von jenem edlen Unwillen, der vor Uebermuth warnt, sondern von der häßlichen Mißgunst, die in das Leben Unruhe und Zwietracht bringt. Im Euripides wird Nemesis mit des Donnerers rächenden Werkzeugen zusammen gepaart; denn also singt in den Phönicierinnen s) Antigone:

Jo Nemesis, und ihr, des Zeus
Schwerrollende Donner,
Und du, glühende Flamme des Blitzes,
Das allgewaltige Hochgefühl
Bändigt ihr.

r) In Pyth. 10, 68.

s) V. 189.

Und von einem Uebermüthigen heißt es bei dem nämlichen Dichter t).

Begegnet deinem Blick ein Hocherhabener,
Der, prahlend, auf sein Gold und seinen Adel trotzt,
Und stolzer, als ihm ziemt, die Augenbrauen hebt,
Erwarte bald für ihn die schnelle Nemesis!
Er steigt nur darum hoch, damit er tiefer fälle.

Eben diese Nemesis wird in dem Epigramm eines Ungenannten die grausamste der Göttinnen u) genannt, und in einem andern x) ruft ein Erschlagener seinem Mörder zu:

Frevler, du mordetest mich und begrubst mich mit eben den Händen,
Die mich erschlugen. Dafür denke doch Nemesis dein!

t) Fragm. inc. 26. Tom. II. p. 482. Ed. Beck. Die Ausdrücke γαυρούμενον αὐχένα κλίνεις und νεύεις κάτω ὄφρύν in Mesomedes Hymne verdienen, da sie mit denen des Euripides so genau übereinkommen, hier auch bemerkt zu werden.

u) Μανάρων νικητήρια, (Annal. v. p. Gr. III. 154. 18.) beim Catull (50, 21.) vehemens Dea.

x) Daselbst S. 252. 477.

Auch der Rhetor Ariſtides ſagt y): „Nemeſis und Dike erlauben keinem Menſchen, ſich über ſeinen Stand zu erheben, ſondern machen leicht kleine Leute aus großen;“ anderer Schriftſteller zu geſchweigen z).

Niemand wird, glaube ich, nach dieſer Entwickelung und den beigebrachten Belegen zweifeln, daß die Griechen mit dem Worte, wie mit dem Sinnbilde Nemeſis eigentlich einen dreifachen Begriff verbanden. Nach den beiden erſtern, (ich möchte ſie den milderen heſiodiſchen und den ariſtoteliſchen nennen,) iſt Nemeſis in Wahrheit nichts anders, als die zur Perſon erhobene heilige Scheu für Götter und Menſchen a), die billige Schonung aller durch Natur und Herkommen begründeten Verhältniſſe, das Beſtreben, Jedem die Achtung zu erwei-

y) Tom. II. p. 436. Ed. Jebb.

z) Z. B. des Ammian. XIV. 11, 25. und XXII. 3, 12.

a) Den Griechen auch unter dem Namen Ὄφις bekannt und theuer. Man ſehe Phurnutus 13, wo man bald gewahr wird, daß Opis kein Beiname der Nemeſis iſt, und die Herleitung ἀπὸ τοῦ λαμβάνειν ὄπισθεν, zu den grammatiſchen Träumereien gehört.

ſen, die ihm gebührt, wovon eben die erſte und unerläßliche Bedingung iſt, ſich ſelbſt zu bewachen und durch unzeitige Erhebung und frechen Uebermuth nicht zu beleidigen. In weſſen Bruſt dieſe Nemeſis wohnt, der hat an ihr eine unſichtbare Hüterin, wie er ſich irgend nur wünſchen kann, eine Gefährtin fürs Leben, die ihn immer auf ſich zurückführt und dadurch die Liebe und Zuneigung der Menſchen gewinnt und ſichert. Vorſicht und Zurückhaltung und Billigkeit bezeichnen, was er redet und thut, und ſelbſt, wo er das Gegentheil von dem allen bemerkt, pflegt er ſich nur belehrend, warnend, ermahnend, nie ungeſtüm, viel weniger ſtrafend und verfolgend zu äußern. Dagegen, wer ſie nicht im Buſen trägt, oder auf ihre Stimme nicht hört, das iſt der Stolze, Aufgeblaſene, Anmaßende, das iſt der Mann, der keck und frech durch die Welt einherſchreitet und keinen Richter erkennt, als ſich, aber, wie keck und frech er auch ſey, weder dem tadelnden Unwillen der Menſchen, noch, in gewiſſen Augenblicken des Lebens, ſeiner eigenen Mißbilligung, der in ihm erwachenden Nemeſis, zu entrinnen vermag. Beide Begriffe hat Herder in ſeiner Abhandlung mit einander verſchmelzen, doch den ariſtoteliſchen Begriff mehr noch, als den heſiodiſchen, hervor gehoben.

Aber neben dem entworfenen Bilde ſteht ein

andres, ein Wesen gleichnamig, doch nicht dasselbe, eine Nemesis, die ich die tragische nennen möchte. Was sie mit der ersten gemein hat, ist, daß sie ebenfalls auf die Beachtung des Gesetzmäßigen und Schicklichen hält, und den übermüthigen Stolz verabscheut; in allem übrigen hingegen unterscheidet sie sich von ihr merklich. Weit gefehlt, daß sie die Beleidigung schuldiger Ehrfurcht gegen Götter und Menschen und die Verirrungen des Stolzes ausschließend beachten sollte, zieht sie vielmehr Verbrechen und Frevel überhaupt vor ihren Richterstuhl und wirft sich sogar zur Rächerin der Verstorbenen auf b). Es ist umsonst, wenn man dieser Nemesis ihre Aehnlichkeit mit der Ate, den Eumeniden, der Dike und dem Schicksale absprechen will. Sie ist ihnen nur allzuähnlich, oder gleicht ihnen vielmehr so sehr, daß man alle Hoffnung, unterscheidende Merkmale zu finden, aufgeben muß.

Was ich hier gesagt habe, bestätigen, meines Bedünkens, auch die Kunstwerke und Kunstsym-

b) Darauf scheinen, außer dem oben gegebenen Epigramm, auch die Nemeseen, ein nach ihr genanntes Todtenfest, (Suidas s. v. und Demosthenes S. 1031.), hinzuweisen.

Blitz. Seine Pantomime drückt Beſtürzung und Unruhe aus. Er will ihr entfliehen; ein geheimer Zug führt ihn zurück.

Entzückt von der Schönheit der Gefangenen, bewundern ſie die Umſtehenden, und drücken einander ihre Empfindungen auf verſchiedene Art aus. Die junge Dame fällt endlich dem Held zu Füſſen, und entdeckt ſich ihm. Es iſt Demoneſſa, die Braut des Celtiberiſchen Prinzen. Auf einmal ſiegt Scipio's große Seele. Er hebt ſie gütig auf. Er will ihren Geliebten ſelbſt ſehen. Er will ſie ihren Eltern wiederſchenken, und entſchließt ſich, ſie dahin zu begleiten.

Zweyter Aufzug.

Das Theater iſt ein in Anticken Geſchmack verzierter Saal, im Palaſt der Demoneſſa.

Erſte Scene.

Die Eltern der Demoneſſa werden, als Gefangene, von Römern bewacht. Sie ſind untroſtlich über den Verluſt ihrer geliebten Tochter. Sie hatten ſie ihnen auf ewig entriſſen. Der Schmerz der Mutter iſt noch lebhafter, als der Kummer ihres Gemahls. Sie will fort, ſie will ſich dem Sieger zu Füſſen werfen, und für ihre Tochter ihn anflehen; aber ſie wird von der Wache zurück gehalten. Da ſie dies nicht erlangen kan, wird ihr Schmerz Verzweiflung. Sie will Demoneſſens Verluſt nicht überleben, zieht einen Dolch aus ihrem Buſen, und will ſich ſelbſt entleiben; allein ihr Gemahl fällt ihr in den Arm, und entreißt ihr den Dolch. In dieſem Augenblicke

Zwoote

bole c). Die eine Nemeſis, wie wir ſie hauptſächlich aus den Beſchreibungen der griechiſchen Dichter kennen, d) und zuſammenſetzen mögen, eine weibliche Geſtalt, die mit der einen Hand das Gewand der Bruſt in die Höhe hält und mit ernſtem Blick in den Buſen ſchaut, oder den Arm zur Bruſt zurück führet, als wolle ſie von den Fingern zum Ellbogen hinab meſſen, — wer könnte vor ſie hintreten, ohne in ihr die ſinnige Beobachterin und treue Bewahrerin der ehrwürdigen Verhältniſſe

c) Die letzten hat Eckhel in der Doctrina numorum vet. Pars I. Vol. II. p. 549. am vollſtändigſten geſammelt.

d) Ich ſage mit Bedacht aus den Beſchreibungen der Dichter, (am vollſtändigſten aus Meſomedes bekanntem Hymnus,) weil Worte nicht nur beſtimmter ſprechen, als Abbildungen, ſondern auch von dieſen noch manche, die man jetzt auf die Nemeſis bezieht, bei genauerer Prüfung, eine andere Auslegung erfahren dürfte. Sollten z. B. Figuren in der Stellung, die ich ſogleich im Texte angebe und Kunſtfreunde für ein entſcheidendes Kennzeichen der Nemeſis halten, nicht vielmehr, zumahl, wenn ein ſo genanntes Rad hinzugefügt iſt, mit dem Zauberkreiſel (Rhombus) und dem theokritiſchen (6. 39. vergl. 20, 11.) τρὶς αἰς ἐμὸν ἔστυσα κόλπον in Verbindung geſetzt werden müſſen?

im Seyn und Handeln, oder bestimmter noch, wenn sie mit dem Zügel abgebildet ist, die Bezähmerin des Uebermuths, die Göttin des Maßes und Einhalts zu erblicken? Würde sie nicht gleichsam zu ihm sagen: Ich schelte dich nicht, ich drohe dir nicht. Beides liegt nicht in meinem ruhigen stillen Gemüthe. Aber ich warne dich durch Geberden, Stellung und Zeichen und rathe dir, fleißig in dich hinein zu schauen und deine Beziehungen sorgsam zu erwägen, damit du ihnen genügest und nicht, der nöthigen Schranken vergessend, die Mißbilligung und Haß zubereitest.

Zu solchen Betrachtungen werden wir schwerlich veranlaßt werden, wenn wir sie in voller Bewegung, mit Flügeln an dem Rücken, oder auf einem Wagen mit Greifen bespannt, in der Hand die Wage e) oder die Geißel, zu ihren Füßen ein Rad sehen. Ist dies vielleicht, muß man sagen, Ate, die das Laster einzuholen vorwärts strebt, oder Dike, die das Verbrechen wägt, oder der Eumeniden eine, die den Böswicht peitschen will, oder

e) Ζυγός bei Mesomedes (V. 13.) ist schwerlich, wie die Ausleger meinen, das Joch, sondern die Wage. Auch auf Gemmen (Lippert I. Nr. 713.) soll sie mit der Wage erscheinen.

Tyche, deren wandelbare Laune das leicht bewegliche Rad bezeichnet? Wie man auch die Symbole deute, — und deuten läßt sich freilich zuletzt alles f), heilige Scheu für Götter und Menschen und edle Mißbilligung des Uebermuthes, die beiden charakteristischen Merkmale der hesiodisch-aristotelischen Nemesis, spiegeln sich so wenig in ihnen, als in den angezogenen Dichterstellen. Was hier erscheint, ist ein durchaus anderes Wesen, eine Schwester, von denselben Aeltern erzeugt, wie jene, aber ihr im Innern und Aeußern, an Sitten und Gestalt ungleich. Die früher geborne kann sich der später gebornen weder freuen, noch die letztere sich wohl befinden in der Gesellschaft der ersteren. Eine schöne, obgleich ernste Weiblichkeit ist das Antheil der ältern, und dieser ist sie nie untreu geworden; bei der jüngern verkündigt sich überall in Gang und Mienen, in Denkweise und Handlungsart eine rauhe, abschreckende Männlichkeit. Jene kann man lieben, oder muß sie wenigstens achten; diese fürchtet man und trägt Sorge, sie zu vermeiden.

f) Auch Herder S. 256. u. f. hat den Versuch gemacht.

Manso.

VI.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Mai 1810.

Erst jetzt, verehrter Freund, habe ich einige Muße, Ihnen nach Herzens Lust schreiben zu können. Vergnügen war, wie Sie wissen, nicht Zweck meiner Reise; dringende Geschäfte gesellten mich — wider meinen Willen — der Schaar der Voyageurs bei, die für die Musterkarten, die sie bei sich führen, Liebhaber in Städten und Dörfern aufsuchen, oder die es sind, um — Reisebeschreibungen als eigene Fabrikwaare künftig verkaufen zu können. Beide Arten von Voyageurs sind speculative Köpfe und — ihre Speculation mißlingt ihnen nie ganz. Zunächst ist ihr Blick auf den Beutel ihrer Mitmenschen gerichtet. Ist dieser auch hie und da für die Herren Voyageurs wüste und leer, so genießen sie doch, wenn sie anders dessen empfänglich sind, ein geistiges Vergnügen. Im schlimmsten Falle wird ihr körperliches Wohl durch diese Speculation befördert. Die Veränderung der Luft, die Bewegung des Leibes, die abwechselnden und mannichfaltigen Zer-

ſtrenungen, die Freuden der Tafeln bei den Perſonen, an welche man ſich wohlweislich Empfehlungsſchreiben hat geben laſſen; u. ſ. w. — Dieß Alles äußert auf alle Fälle wohlthätige Wirkungen in Anſehung der körperlichen Geſundheit. Eine Speculation dieſer Art mißlingt alſo nie ganz.

Ob ich aber gleich weder ein Muſterkarten-Reuter, noch ein Reiſebeſchreibungs-Fabrikant bin, ſo habe ich es doch der Geſchäftsreiſe, zu welcher mich die neueſten Welt-Metamorphoſen nöthigten, zu verdanken, daß ich am Geiſte reicher und am Körper geſünder geworden bin.

Dieſer Reiſe verdanke ich es, Ihre perſönliche Bekanntſchaft haben machen zu können. Welches Vergnügen ſchuf mir Ihr liebevoller und freundſchaftlicher Umgang! Welche neue Anſichten der Kunſt und der Kunſtgegenſtände, die in Ihrem königlichen Dresden vereinigt ſind, verſchafften mir Ihre Belehrungen, indem Sie mich von Kunſtſchätzen zu Kunſtſchätzen geleiteten, meinen Kunſtgeſchmack durch den Anblick der herrlichſten Denkmäler älterer und neuerer Zeiten läuterten, berichtigten und bildeten und ſo mich — Profanen — in das hehre Heiligthum des Schönen und Großen und Edlen mit leitender Hand einführten!

Spät — aber doch nicht verspätet, wie ich hoffe und wünsche — erscheint hier auf diesem Blatte mein Dank. Möchten doch Hand und Feder im Stande seyn, ihn in derjenigen Stärke darzustellen, in welcher ihn mein Geist und mein Herz fühlen! Jedoch Sie, der Sie ein so gefühlvolles Herz haben, wissen zu gut, wie dankbare Seelen fühlen, als daß es nöthig wäre, mehr zu sagen, als: „mein Dank gegen Sie ist der gefühlteste und herzlichste Dank."

Bei dem letzten Händedruck wiederholten Sie, verehrter Freund, den Wunsch, daß ich von Zeit zu Zeit Ihnen in freundschaftlichen Briefen mittheilen möchte, was ich auf meiner Reise in mein Tagebuch einzeichnen würde. Hier einige Bruchstücke daraus!

Sobald ich das geliebte Sachsenland verlassen hatte und dem Baireuther Lande näher gekommen war, begegneten mir überall — Franzosen, weil letzteres Land noch immer im Namen Napoleon's regiert wird. Daß die Lasten der Einquartierungen und der Contributionen für die Einwohner sehr drückend sind und viele Klagen verursachen, ist leicht zu errathen. Die Ungewißheit ihres künfti-

gen Schickſals erhält ſie in einer peinlichen Lage. Die Kaufleute, die Fabrikanten u. dgl. getrauen ſich nicht für die Folgezeit Entſchlüſſe zu faſſen, an Verbindungen mit Ausländern zu denken, ihren Wirkungskreis auszudehnen und zu erweitern, neue Bekanntſchaften zu ſuchen, neues Verkehr mit dem Auslande anzuknüpfen u. ſ. w. Alles iſt in Unthätigkeit; Handel und Wandel ſtockt; der Credit iſt geſunken; der — Geldmangel groß. Wie ſchwer lag dieſe Anſicht auf meinem Herzen!

Ich eilte hinweg und eilte der Univerſität Erlangen zu und fand auch hier — Franzoſen, weil dieſer Ort noch zu Baireuth gehört. Erfreuend war es hier für mich zu erfahren, daß während der franzöſiſchen Occupation einige neue Profeſſoren angeſtellt worden ſind.

„Nun, dacht' ich, kommſt du nach Nürnberg. Dieſe Stadt iſt ſchon ſeit einem Paar Jahren ein Theil des Königreichs Baiern. Dort wirſt du nichts als Teutſche ſehen.“ Und ſiehe da! auch dort fand ich — Franzoſen. Hier wie dort — und dort wie hier gleiche Laſten — gleiche Klagen. Wie mißmuthig ward ich!

In Nürnberg mußte ich — nolens volens — einige Tage verweilen; das Geschäft, der Zweck meiner Reise, machte einen längern Aufenthalt unumgänglich nothwendig. Ein Uebel muß man sich so gering als möglich zu machen suchen. Um dies zu bewirken, um mich zu zerstreuen, um meine Kenntnisse von Ländern und Städten und Menschen zu vermehren, durchwanderte ich diese Stadt in die Kreuz und in die Quere, beaugenscheinigte die Kirchen und andere öffentliche Gebäude, bewunderte und verehrte die dasigen alten Denkmäler der Kunst und erkundigte mich nach den gegenwärtigen Umständen dieser — ehemals blühenden Reichsstadt.

Die traurigen Folgen des Seekriegs zeigen sich auch in dieser Manufactur- und Handelsstadt unverkennbar. Die Comtoirs der Kaufleute gleichen den Stübchen der Gelehrten; in beiden herrscht feierliche Stille. In den Magazinen der Fabrikanten findet man Vorrath an Waaren auf viele — viele Jahre. Geht man in die Werkstätten der Professionisten, so stehen Meister und Gesellen müssig. Das bleiche Antlitz der Menschen in den Wohnungen und auf den Straßen verkündet den Kummer, der auf ihren Herzen lastet.

Da es bei den meisten teutschen Gelehrten in

den neueſten Zeiten mehr als jemals an dem nervo rerum gerendarum — am Gelde — fehlt, ſo leidet auch der Nürnbergiſche Buchhandel ſehr. Von Leipzigs Meſſen aus werden auf der Are centnerſchwere Ballen bedruckten Papiers nach Nürnberg ſpedirt, wo dann, wie ſich's gebührt, mit aller Vorſicht die Geiſtes- und Hände-Werke der Gelehrten von ihren Feſſeln befreit werden. Man läßt ſie viſitiren, ob keine anſteckende, gefährliche, ſeelenverderbliche Artikel darunter ſind, und — wenn ſie die Feuerprobe ausgehalten haben, — bringt man ſie in ein alphabetiſches und ſcientifiſches Verzeichniß, das unentgeldlich ausgetheilt wird und deſſen Druckkoſten nicht allzuſtarke Intereſſen abwerfen. Sind die gelehrten Herren und Damen (Schriftſtellerinnen) in den Gewölbern in Reihen und Gliedern aufgeſtellt, ſo ſind ſie — Ladenhüter.

Der Frauenholziſchen Kunſthandlung gereicht es zum Ruhme, daß ſie bei den — für die Kunſt ſo ungünſtigen Zeitverhältniſſen dennoch den Glauben an den Kunſtſinn unſerer Zeitgenoſſen nicht verloren hat, ſondern denſelbigen feſt hält. Ihr werkthätiger Glaube wird ſich durch mehrere Artikel auf der diesjährigen Jubilatemeſſe abermal offenbaren. Künſtler in Nürnberg und Paris arbeiten

für Frauenholz, welchen man mit Wahrheit „Patronum Artium“ nennen kann.

Der junge, vielversprechende Kupferstecher Reindel, ein Schüler des Guttenbergs, hat sich in Nürnberg sirirt. Ein anderer würdiger Schüler Guttenbergs, Namens Geißler, ein Nürnberger von Geburt, befindet sich noch zur Zeit in Paris. Ob Guttenberg in sein Vaterland wieder zurückkehren werde, — daran wird gezweifelt.

Mich dünkt, ich höre Sie murmeln: „weiß mein Freund denn nichts von Nürnbergs Schulanstalten zu sagen, da mich vorzüglich nach Nachrichten von Schulanstalten gelüstet?“

Ei! mein lieber Freund! Dies ist meine schwächste Seite, — ich muß es Ihnen gestehen, ungeachtet ich freilich viele schwache Seiten haben mag. Aber Alles, was auf das Schulwesen und den Schulbesen Bezug hat, regt in mir gewisse unangenehme Gefühle auf, seitdem ich das Glück oder — Unglück gehabt habe, den baculum meines grundgelehrten Orbils zu fühlen. Lateinisch schimpfen konnte er, dies ist wahr. Die furchtbaren Worte — „carcinomata, pecora campi“ etc. etc. uns

Zwoote Scene.

Erſcheint Scipio von ſeinem Gefolge und Demonessen begleitet. Die Feſſeln ſind ihr abgenommen.

Scipio's Gegenwart, ſeine heroiſche Geſtalt, ſein ſanfter einnehmender Blick, erweckt bey Demoneſſens Eltern Bewunderung. Sie ſehen in ihm nicht den grauſamen, blutdürſtigen Eroberer, ſondern den menſchenfreundlichen Held. Hofnung belebt ſie wieder. Sie fallen ihrem Ueberwinder zu Fuße, und bitten für ihre Tochter.

Er hebt ſie gütig auf, und entdeckt ihnen ſeinen Entſchluß, ihnen Freyheit und Tochter, und dieſer ihren geliebten Bräutigam wieder zu ſchenken. Die Feſſeln werden ihnen abgenommen. Die Freude über die Großmuth ihres Siegers macht ſie beſtürzt. Die Mutter eilt für Entzücken ihrer Tochter in die Arme, den Vater aber entfernt ſich, dem Helden Geſchenke zu holen.

Scipio will den Allucius ſehen, und die Freude genieſſen, ihm ſeine Verlobte ſelbſt auszuliefern. Er befiehlt ihn herzubringen.

Dritte Scene.

Allucius wird hergeführet. Noch weiß er nicht, welch Glück ihn erwartet. Die Feſſeln, die er noch trägt, der eingebildete Verluſt ſeiner Geliebten, die Idee, ſo er ſich vom Scipio, als von einem übermüthigen Sieger, gemacht hat, erbittert ihn. Er glaubt, ſein Ueberwinder läßt ihn herführen, ihn zu demüthigen. Aus ſeinem Geſicht ſtralt daher ein edler Stolz, und

zitternden und zagenden Schülern zuzuwerfen, — dieſe Kunſt verſtand er. Dies — dies muß ich ihm, Gott hab' ihn ſelig! — in's Grab nachrühmen.

Damit Sie es mir aber deſto leichter glauben können, daß das Wörtchen „Schule" immer in meiner Bruſt auf ein kitzliches Fleckchen trifft, will ich Ihnen unverholen eine kleine Beichte ablegen. Ob Sie mir meine Kindheit- und Jugendſünden vergeben können, dies weiß — ich nicht; dies werden — Sie am beſten wiſſen.

Mit dem ſchönen Worte „amo, amem, ich liebe" und mit dem noch ſchönern Worte „amor, amer, ich werde geliebet" gieng es noch ſo ziemlich gut bei mir, aber als es zu dem ärgerlichen Worte „vapulo, vapulem, ich werde geſchlagen" gekommen war, da — ja! da riß der Faden der Geduld auf einmal — plötzlich — ab. Mir wollte es nicht in den Kopf, daß „vapulo, ich werde geſchlagen" heißen ſoll, da doch „amo, ich liebe" heißt. Und was war die Folge? — Ich ſchäme mich, es zu ſagen. Jedoch — Ihnen will ich es bekennen, wenn Sie es Niemanden plaudern wollen — ich bekam Schläge.

Auf Ihre Gefahr hin will ich dann Nachricht

von den neuen Schulanſtalten in Nürnberg geben, ſo, wie ich ſie in Erfahrung habe bringen können. Es kommen lateiniſche Brocken vor. Sollte hie oder da der heilige Priscian eine M—lle bekommen, ſo — ora pro nobis!

„Wo ſoll ich anfangen? oben? unten?" — Ich bin von unten auf bis in's — dritte Glied der Schulkette hinaufgeklettert, daher will ich auch bei dieſem Schulweſen mit dem unterſten Stockwerke einen geſegneten Anfang machen.

Es ſoll hier ein Schulmeiſter-Seminarium errichtet werden, das aber noch nicht organiſirt iſt. Die Muſter-Schule, welche mit jenem verbunden werden ſoll, iſt bereits in der Wirklichkeit vorhanden.

Wenn die Knaben die teutſchen Schulen verlaſſen haben, ſo ſtehen ihnen vier Muſen-Tempel offen, 1) Primär-Schule mit Inbegriff der Collaboratur, — 2) Gymnaſium mit dem Progymnaſium, — 3) Real Inſtitut mit der Real Schule, — und endlich 4) die Sing-Schule.

Die letztere, die Singſchule, nimmt diejeni-

gen Knaben auf, welche Fähigkeit und Luſt zur Muſik zeigen. Man bildet ſie zu eigentlichen Muſikern oder zu künftigen Cantoren und Landſchullehrern.

Das Real-Inſtitut und die damit verbundene Real-Schule, deren Rector Herr Dr. Schubert iſt, eröffnet ſich für Jünglinge, welche von ihren Aeltern für die Handlungswiſſenſchaft, oder für die Kunſt, oder für den Profeſſioniſtenſtand beſtimmt ſind.

Knaben, welche ſich den eigentlichen Studien zu weihen gedenken, ladet zuerſt die Collaboratur ein. Da die Menge der Knaben, welche darnach lüſtern ſind, groß iſt, ſo ſind zwei Abtheilungen gemacht, deren jede einen eigenen Lehrer hat.

Aus der Collaboratur treten die Knaben in die Primär-Schule über; auch dieſe beſteht aus zwei Abtheilungen, deren jede einen eigenen Lehrer hat.

Bei dem Austritt aus der Primär-Schule muß ſich der Knabe erklären, ob er ſich in die Real-Schule und in das Real-Inſtitut aufnehmen laſſen will, oder ob er dem Apollo, den Muſen, den Grazien — und wie die Dingerchen heißen — noch fer-

ner zu huldigen gesonnen ist. Ist es der letztere Fall, so zeigt sich den Blicken des Knaben ein Tempel mit der Aufschrift: „Progymnasium.“

Dieses ist eingetheilt in das untere und obere Progymnasium; jedes hat einen eigenen Lehrer.

Wenn der Knabe allmählich zum Jünglinge heranzureifen beginnt, und sich dahin bestimmt erklärt hat, daß er ein Bürger der Gelehrten-Republik — welches bald vielleicht die einzige Republik auf Gottes heiligem Erdboden seyn wird — zu werden wünsche; so werden ihm die glänzenden Thore des Gymnasiums aufgethan, in welchem er drei Stufen hinauf zu klimmen hat, um — Student werden zu können. Jede dieser drei Classen hat einen eigenen Lehrer. Das Rectorat über sämmtliche Studien-Anstalten bekleidet gegenwärtig Herr Professor Hegel.

Noch vor Kurzem konnten die Jünglinge Nürnbergs, wenn sie reif für die Universität erkannt worden waren, in vier Stunden Altdorfs Musentempel erreichen. Aber — seit dem vorigen Jahre existirt er nicht mehr. Einige

Lehrer sind bereits ausgewandert; Einige privatisiren in Nürnberg; Einige sind in Landshut und in München angestellt worden. Herr Dr. Siebenkees wurde Professor und Universitäts-Bibliothekar in Landshut; Herr Professor Feiler, Lehrer der Arzneikunst, kam auch dahin. — Hier (in München) sind bereits angestellt Herr Dr. Martini und Herr Professor Späth. Die beiden Theologen, Herr Dr. Sixt und Herr Dr. Meyer, bekleiden noch ihre bisherigen Kirchenämter in Altdorf. Herr Dr. von Fabrice verblieb ebenfalls daselbst als Stadt-Physicus.

Nun ist es mir leichter um's Herz, da ich mit Nürnbergs Schul-Anstalten und mit deren Beschreibung zu Ende bin. Die lateinischen Namen haben mir manchen Angstschweiß ausgepreßt.

Desto leichtern und frohern Herzens eile ich zu Nürnbergs Vergnügungen über.

Diese antike Stadt hat ein stehendes Theater; es führt an seiner Pforte — die aber doch nicht allzuweit ist — die stolze Aufschrift mit goldenen Buchstaben: „National-Theater." Von dem Innern dieses nicht allzuhohen Tempels der tragischen und komischen Muse hat Küffner einen Kupferstich geliefert.

Uebrigens giebt es in Nürnberg Concerts, Bälle, Akademien, Redouten ꝛc. Es hat in seinen Ringmauern ein Casino und eine Harmonie. Für eine neue Harmonie wird das bisherige Zucht- und Arbeitshaus, — sonderbare Metamorphose! — gegenwärtig eingerichtet und erbaut. Die darin befindlich gewesenen Sträflinge sind in höhere Regionen — auf die Veste — in die ehemaligen Casernengebäude — verpflanzt worden, worin sie reinere Lüfte einathmen können.

Da ich erst gestern hier angekommen bin, so muß ich mich erst hier orientiren, um Ihnen zu seiner Zeit von meinem hiesigen Aufenthalte Rechenschaft ablegen zu können. Und nun — leben Sie wohl, mein Theuerster! Sie werden Geduld haben anwenden müssen, um diesen langen — langen Brief auszulesen? — — In den jetzigen Zeiten ist es heilsam, wenn unsere Geduld auf allerlei Art und Weise auf die Probe gestellt wird. Man kann alsdann das Härtere desto geduldiger ertragen. Noch einmal leben Sie wohl!

Saxo Grammaticus.

VII.

Elegie um Johann von Müller. Im Sommer 1809. *)

Furchtbar rauſchet der Sturm. Die Felſen erbeben. Es leuchtet
Durch das graue Gewölk bläulichter Blitze Gezisch!

*) Unter den vielen Epikedien, die dem unvergeßlichen, allen Teutſchen heiligen Namen geſungen wurden, mag dieſe Elegie, leicht eine der tiefempfundenſten ſeyn. Ihr Verfaſſer, einſt Zögling Schlözers, der auch Müllers Lehrer war, genoß die verdiente Liebe des verewigten Müllers und erwiedert ſie nicht, wie mancher, der Diſteln auf den Grabhügel des Freundes pflanzte. Wir haben erſt in der letzten Meſſe den 4ten Theil ſeiner Geſchichte Schwedens (eigentlich eine Fortſetzung der Allgem. Weltgeſchichte) von dieſem Verfaſſer erhalten, die das glänzende Zeitalter Guſtav Adolphs, Chriſtians und Carls IX. umfaßt und mit der gründlichſten Benutzung der Quellen eine ſehr lichtvolle und kräftige Darſtellung verbindet. Vielleicht iſt in keinem Zeitpunkte die frühere Geſchichte dieſes Reichs ſo lehrreich für die Gegenwart geweſen, als gerade jetzt. Möge dies Werk im Strome unſerer Literatur nicht unbemerkt vorüber treiben!

Noch iſt, Germania, dir nicht verſöhnt das wilde Verhängniß,
Und der Götter Zorn wird durch kein Opfer erweicht.
Deine Bürger wimmern auf eingeäſcherten Städten
Und die Verzweiflung malt ſich auf dem bleichen Geſicht.
Ach was blieb von den Kronen, die uns die Väter erwarben?
Langer Jahrhunderte Werk ſtürzte, des Augenblicks Raub.
Es erlag die Treue dem Leichtſinn, der Sitte des Auslands
Wich die Stärke des Arms, der einſt den Römer bezwang.
Hin iſt die herrliche Zeit, da der Ruhm geſunkner Heroen
Schien, ein erweckender Stern, kommenden Zeiten zum Heil,
Der Begeiſterung Glut ihr leuchtendes Beiſpiel erregte,
Und ein größerer Held ſchmückte dem Helden das Grab!
Nieder ſtürzet die Eiche und ach! kein Sprößling erhebt ſich,

Der dem Folgegeſchlecht kühlenden Schatten verſpricht!
Traure, o Väterland, traure, es ſinken die Säulen des Ruhmes,
Deren nur wenige dir ließ das ergrimmte Geſchick;
Nach dem letzten der Kränze, der dir die Scheitel umwindet,
Und dem Sieger noch trotzt, ſtreckt es die neidiſche Hand.
Schrecklich ſchärft den Dorn des Schmerzes dein plötzliches Scheiden.
Edler Helvetier, uns in der bekümmerten Bruſt.
Um uns tobte der Kampf; wir hatten die Brüder beſtattet,
Fühllos wähnten wir uns gegen des Unglücks Geſchoß,
Alles gaben wir auf, der Entſagung ſtrengem Geſetze
Unterwarfen wir uns und den germaniſchen Stolz;
Da erſchallt von des Jura wolkigen Gipfeln die Klage
Und der baltiſche Strand hallet ſie traurig zurück.

Mit vernichtender Kraft verjüngt des Einzelnen Kummer
Dieser neue Verlust, drüber das Vaterland seufzt!
Unter den herrlichen Schatten, die hier dein Griffel verewigt,
Die für die Freiheit gekämpft, die den Gebo-ten der Pflicht
Freudig das Leben geopfert, unter den beſſeren Vätern
Wallſt, Unſterblicher, du mit den Unſterbli-chen, jetzt!
Schön war dein irdiſches Loos: es hat in den Tagen der Blüte
Schon der delphiſche Gott dich ſich zum Lieb-ling geweiht;
Kühn war zum Wettkampf bereit mit Hellas die jüngere Schweſter,
Lieblich ertönte und voll mancher germaniſchi Mund;
Auch den Marmor belebte mit ſchöpferiſchem Schlage der Teutſche,
Und für jegliche Kunſt ward ihm geöfnet der Sinn;
Tranken den Urquell der Weisheit Teutſchlands Denker nicht tiefer,

ſein feſter Blick ſagt ſeinem Ueberwinder, er werde ihm nicht knechtiſch zu Fuſſe fallen, und um Leben, Freyheit, und ſeine Verlobte flehen. Allein

Scipio nähert ſich mit edler Würde, löſt ihm ſelbſt die Feſſeln ab, und führt ihn ſeiner Demoneſſa zu.

Allucius ſtaunt. Eine ſo groſſe Selbſtüberwindung kan er ſich bey einem Sieger nicht denken. Er glaubt, man ſpottet ſeiner, und weigert ſich zu folgen. Demoneſſe aber kan ſich nicht länger halten. Sie benimmt ihm auf einmal ſeinen Irrthum. Sie eilt in ſeine Arme, drückt ihn voll Inbrunſt an ihr Herz, und entdeckt ihm den Edelmuth des Helden.

Allucius fällt ſeinem wohlthätigen Sieger voller Entzücken um den Hals, und wird auf einmal ſein Freund. Demoneſſa und ihre Mutter drücken zugleich die Empfindungen ihrer Herzen aus.

Vierte Scene.

Demoneſſens Vater kommt zurück, von ſeinen Domeſtiken begleitet, welche ihm goldne Gefäſſe, und andere Koſtbarkeiten nachtragen. Er bringt ſie dem Scipio, für ſeine Grosmuth, zum Geſchenk. Der Held ſchlägt ſie aus. Er will ſeiner edlen That den Werth nicht rauben. Allucius, Demoneſſa, und ihre Eltern dringen in ihn, ſie anzunehmen. Er ſcheint ſich bewegen zu laſſen. Er befiehlt die Geſchenke vor ihm niederzuſetzen, nimmt aber den Allucius bey der Hand, führt ihn darzu hin, und übergiebt ihm alles, als eine Morgengabe ſeiner Braut.

Dieſe

Maßen des Wissens Gebiet enger und sichrer sie nicht?
Doch triumphirenden Blicks erheischte der Grieche die Palme:
Mir gebührt sie, es bleibt einzig Thucydides mir!
Da erkohr dich die Muse, und gab dir den goldenen Griffel
Und in des Vaterlands Kranz strahlte das fehlende Blatt.
Schön war dein irdisches Loos; du umfaßtest des Menschengeschlechtes
Leid und sein seltneres Glück in der erhabenen Brust;
Dir war gelüftet die Decke der Zeiten, dein heiliges Auge
Schaute der Nemesis Gang, die im Verborgenen naht;
In der Geschichte vernahmst du ihr stilles, doch sicheres Wirken,
Das mit Ereigniß und That aussöhnt der Edlen Gefühl!
Tausende weckte dein Wort, gleich Sprüchen begeisterter Seher
Und von Geschlecht zu Geschlecht tönet ermunternd es fort;

Tausende hast du getröstet, in tausend Busen den Funken
Heiligen Feuers genährt und sie zu Thaten erwärmt.
Ewig blühet dein Ruhm: er lebt auf der Lippe des Teutschen,
Folgt ihm über das Meer, wo er ein Vaterland sucht.
Möge der Enkel die Säulen aus ehrendem Marmor erbauen,
Ach er kennt dich nur halb, denn ihm lebt nur dein Geist.
Uns ist die Thräne vergönnt: uns, die dein Herz wir besaßen,
Das so groß und so weich Liebe nur war und Gefühl.
Schön ist der Lorbeer, doch schöner des Herzens freiwillige Neigung,
Sie bekränzet auch dir, guter Johannes, das Grab!

Greifswalde.

Friedrich Rühs.

Inhalt.

Seite.

I. Gedichte.

1. Pompeji 149
2. Die Grotte im Walde 151
An die erſten Veilchen des Jahres . 154
3. Das Thal Tempe 156

II. Noch ein Wort über die Aufſätze, welche vor einiger Zeit über das neuere Baiern in dieſer Zeitſchrift erſchienen ſind 158

III. Bruchſtück aus einem Briefe Käſtners an einen ſeiner Schüler in Ungarn, vom 31. December 1796. 168

Seite.

IV. Der Dolmar. — Döll und Kummer in Suhla. (Fragment eines Briefes.) 174

V. Ueber den Begriff der Nemesis 178

VI. Correspondenz-Nachrichten 196

VII. Elegie um Johann von Müller. Im Sommer 1809. 209

Hierbei das Intelligenz-Blatt Nro. II.

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

1. Stück. Julius 1810.

I.

Folgende intereſſante Werke ſind erſchienen und durch alle ſolide Buchhandlungen zu haben:

1. Al. Lawrie's Geſchichte der Freimaurerei, und beſonders der Großen Loge in Schottland aus authentiſchen Quellen und Originalpapieren. Ins Teutſche überſetzt von Dr. Burkhard, mit berichtigenden Anmerkungen und Vorrede von Dr. Krauſe. 1810. gr. 8. XXXVI. und 382 S. Ladenpreis; 1 Rthlr. 20 gl.

Dieſe Schrift, welche in Großbrittannien unter Autorität und mit Genehmigung der Großen Loge von Schottland öffentlich erſchienen, iſt für jeden denkenden und gebildeten Mann — er ſey Freimaurer oder nicht — höchſt intereſſant. Sie beſchreibt dieſes Inſtitut und giebt verſchiedene Meinungen über deſſen Urſprung; über

die Chäfibäer, Tempelherren ꝛc.; über ihre Verbreitung und Verfolgung in den Europäischen Ländern. Ueber die Verhältnisse der Logen gegeneinander. Die Scheingründe der Herren Robison, Barruel und Pivati werden geprüft und widerlegt. Außer den Gesetzen und Verordnungen der Großen Loge in Schottland, enthält es auch ein vollständiges Verzeichniß der ihr zugehörigen Logen. Die Anmerkungen berichtigen manche Behauptungen, besonders in der alten Geschichte und die Aphorismen des Herausgebers enthalten Ansichten, welche zu beherzigen sind. Das Ganze ist Herrn Schröder in Hamburg dedicirt.

2. Moritz, C. F. Englische Farben- und Muster-Tabellen, oder systematisch-chemische Darstellung der vorzüglichsten bis 680 einfacher und gemischter Farben und Muster zu allerlei einfachen und melirten Tüchern, seidenen, baumwollenen und leinenen Zeuchen, wie auch zu den vorzüglichsten Tuschfarben, sowohl auf thierische, Pflanzen- und Mineral-Produkte, als andere Compositionen. 41 Bog. Fol. Ladenpreis: 3 Rthlr.

Der Hr. Verfasser hat diese Schrift nach den neuesten Entdeckungen und eigener Erfahrung bearbeitet, welche zu technologischen Vorlesungen und praktisch-chemischen Unterweisungen sich mit großem Nutzen bewiesen haben. Für Chemiker, Kaufleute, Manufakturisten, Kattunfabrikanten, Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Leinweber, auch für Färber, Maler, andere Künstler und Professionisten, sind diese praktischen Tabellen äußerst lehrreich und nützlich.

3. Regners C. G. Neues landwirthschaftliches Handbuch zum Anbau und

zur Acclimatisirung ausländischer Getraide-, Handels-, Oel- und Futtergewächsenc. mit Kupfern und Tabellen. 376 S. 8. Ladenpreis: 1 Rthlr. 12 gr.

Diese für Oekonomen äußerst wichtige Schrift hat der Hr. Verfasser nach den Grundsätzen des Hrn. Polizeidirektors Fischer in Baiern und mit dessen Vorbewußt und Approbation verfertigt und die Behandlung der vier und sechzigerlei ausländische Saamen gezeigt. Der große Nutzen des Anbaues dieser Getraideärten ist seit vielen Jahren von allen, die damit Versuche gemacht haben, bewiesen, wie noch zuletzt der Hr. von Zerboni im Februarstück der Schlesischen Provinzialblätter durch seine angegebenen Resultate gezeigt hat.

Freyberg im Königl. Sächs. Erzgebirge.

Graz und Gerlach.

II.

Preis-Aussetzungen.

Zu dem Werke: Leben großer Teutschen ꝛc. das, sobald möglich, soll vollendet werden, kann der geh. Rath v. Klein, zu sehr mit andern literärischen Gegenständen beschäftigt, nur noch einige Biographien verfertigen. Er setzt daher für Lebensbeschreibungen, bestimmt zu erwähntem Werke, folgende Preise aus: Auf die beste Biographie Friedrichs des Großen 45 Dukaten, Karls V. 20 Dukaten, Luthers 30 Dukaten, Melanchtons 16 Duk., Klopstocks 25 Duk., Schillers 33 Duk., der Kaiserin Catharina II. 36 Duk., des Prinzen Eugen 25 Duk., des Kopernikus 16 Duk., Hallers 16 Dukaten.

Bei der Verschiedenheit dieser Preise ist besonders auf die schon bekannten Vorarbeitungen zu den Biographien Rücksicht genommen. Die Preisschriften müssen

vor dem 1. August 1810 mit verschlossenen Namen der Verfasser und einem Wahlspruche an uns eingesandt werden. Man verbittet sich undeutliche Handschriften, und Sendungen mit der Briefpost. Die Beurtheilung der Preisschriften übernimmt ein literärischer Ausschuß des hiesigen Musenms Karl Stephanie. Die Erfordernisse zur Biographie sind in der Abhandlung: Ueber Lebensbeschreibungen ꝛc. vom geh. Rath v. Klein pünktlich bestimmt. Mehrere eingegangene Preisschriften veranlassen uns, an Unparteilichkeit und an den Wunsch zu erinnern, schöne und kraftvolle Darstellungen statt weitläufiger zu erhalten. Den Besitzern der zwei ersten Bände der Leben großer Teutschen machen wir bekannt, daß der 3te, 4te und 5te Band in Folio und in Oktav erschienen und zu haben sind.

Mannheim, den 27. Dez. 1809.

Pränumerations-Comptoir.

III.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen Jahrgang 1810. Erstes Stück.

Inhalt.

I. Statistische Darstellung der illyrischen Provinzen. Von J. A. Demian.
Die illyrische Militär-Provinz.
Erster Abschnitt. Landeskunde der illyrischen Militär-Provinz.
1) Lage und Größe.
2) Natürliche Beschaffenheit.
II. Zweiter Abschnitt. Völker-Kunde.
Bemerkungen über die unmittelbaren Ursachen der Dynastie-Veränderung und der Insurrection in Spanien, gerichtet an Don Pedro Cevallos, Ex-Staatsminister des Königs Carls IV., Ferdinands VII. und Josephs I. Aus dem Spanischen ins Französische übersetzt.

III. Beiträge zur geheimen Geschichte der Französischen Politik unter Ludwig XVI.
1) Joseph II. und Ludwig XVI.
2) Der Baierische Erbfolgekrieg.

IV.

Morgenblatt für gebildete Stände.
1810. Januar.

Inhalt.

Nro. 1. Des Morgenblattes Neujahrslied. Von Weisser. — Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmalers Weitsch (des Vaters) zu Braunschweig. Besonders in Hinsicht auf die Entwickelung seines Kunsttalents. Von Hofrath Pockels. — Aphorismen, von E. Frhrn. v. Göchhausen. — Correspondenz-Nachrichten aus Hanau. — Musik-Beilage: Serenade von Baggesen, componirt von Carl Marie Frhrn. v. Weber.

Nro. 2. Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmalers Weitsch, ꝛc. (Forts.) — Literarisches Allerlei. Von B. — Auf das — — Ehepaar. An Lirus. Lappalien. Sämmtlich von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 3. Die Braut von Norwegen. Von Buri. — Lelios Hoffnung. Von Hg. — Bruchstücke aus der Biographie des Landschaft-Malers Weitsch, ꝛc. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 4. Ausstellung auf dem Capitol. — Bruchstücke aus der Biographie des Landschaft-Malers Weitsch, ꝛc. (Beschluß.) — An die Zeit. Im schwäbischen Volksdialekte. Von — g. — Correspondenz-Nachrichten aus Straßburg. — Beilage: Monats-Register vom December.

Nro. 5. Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Aus Hrn. v. Humboldt's historischer Beschreibung seiner Reise.) — Ausstellung auf dem Capitol, (Beschluß) — Italienische Miscellen. Von S. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris und Berlin.

Nro. 6. Die Stadt Bagdad und ihre Bewohner. — Pittoreske Ansichten in den Cordilleren, (Beschluß.) — Grabschrift. An Lirar. Beide von Ha. — Correspondenz-Nachrichten aus dem Oesterreichischen und Ungarn. — Logogryph. — Charade. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 312.

Nro. 7. Ueber die Pariser Moden. — Volksdichter Hebel. — Correspondenz-Nachrichten aus Straßburg.

Nro. 8. Stammschloß Würtemberg. — Ueber die Pariser Moden, (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Stammschloß Würtemberg in Kupfer.

Nro. 9. Zofingen. Die Bibliothek und das Malerbuch daselbst. Von H. — Stammschloß Würtemberg, (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Hamburg.

Nro. 10. Basedow. Rochow. Pestalozzi. — Stammschloß Würtemberg. (Beschluß.) Von Mr. — Italienische Miscellen. — Correspondenz-Nachrichten aus Zürich.

Nro. 11. Ausstellung auf dem Capitol. (Nachtrag.) — Basedow. Rochow. Pestalozzi (Beschluß.) Von Pp. — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Mannheim.

Nro. 12. Fragment aus einer Poetik in Knittel-Versen, von Chr. Schreiber. Zweites Capitel. — Schlauchfahrt auf dem Tiger und dem Euphrat. — Die Araber. — Sonderbarer Hochachtungsbeweis des Mahabiten-Sheiks. — Correspondenz-Nachrichten aus Basel. — Räthsel. — Logogryph. — Auflösung der Charaden in Nro. 6.

Dieſe Vollendung ſeiner Grosmuth rührt alle Umſtehende aufs äuſſerſte. Sie drücken ihm alle ihren Dank, ihre Freude mit dem feurigſten Enthuſiasmus aus. Der Vater der Demoneſſa ordnet zur Feyer dieſes Tages ein Freudenfeſt an. Der Held nimmt in einigen Solos Theil an dem allgemeinen Vergnügen. Allucius und Demoneſſa drücken das Glück ihrer Wiedervereinigung in den zärtlichſten Ducts aus, und die Domeſtiken ſchlieſſen mit einem allgemeinem Tanze.

Nro. 13. Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Erſter Brief. Von F. — Für Theetrinker. Von J. K. Höck. — An Julien. Von Hg. — Italieniſche Miſcellen. — Correſpondenz-Nachrichten aus Bern.

Nro. 14. Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Zweiter Brief. — Aus einem Schreiben aus Franken. — Burrmann. Von K. Stein. — Italieniſche Miſcellen. — Correſpondenz-Nachrichten aus Hanau.

Nro. 15. Feldheim und Julie. — Zu dem Artikel in Nro. 307. v. J. dieſes Blattes, über die Tarantella. Von Mr. — Correſpondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Nro. 16. Feldheim und Julie, (Beſchluß.) Von Carl Müchler. — Literariſches Allerlei. Von B. — Correſpondenz-Nachrichten aus Bamberg.

Nro. 17. Weimar. Von Chr. Schreiber. — Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Dritter Brief. — Auch ein Beitrag zu der im Morgenblatte ſo oft beſprochenen Lehre von den Surrogaten. — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris und Zürich.

Nro. 18. Bruchſtücke zur Literatur und Sitten-Geſchichte Frankreichs, ſeit der höhern Ausbildung der Sprache, und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe dieſes Landes. (Epoche Richelieus.) — Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 6. Dritter Brief. (Beſchluß.) — Correſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 12. — Extra-Beilage zum Morgenblatt. Nro. 1.

Nro. 19. Goethe's Wahlverwandtſchaften. (Fragment aus einem Briefe.) — Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Vierter Brief. — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 20. Neueſte Kunſt-Nachrichten aus Stuttgart. — An — Von Hg. — Ueber Goethe's Wahl-

verwandtſchaften, (Fortſ.) — Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Vierter Brief. (Beſchluß.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 21. Der Zürcher Geſellſchaften Neujahrsgeſchenke an die Jugend für das Jahr 1810. — Ueber Goethe's Wahlverwandtſchaften, (Beſchluß.) — Notiz. — Correſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 22. Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Fünfter Brief. — Aphoriſmen von E. Frhrn. v. Göchhauſen. — Er. Von Hg. — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 23. Briefe von Klopſtock, Meta Klopſtock, Gleim und Schmidt. VII. — Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Sechſter Brief. — Correſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Nro. 24. Bruchſtücke aus einer Poetik in Knittelverſen, von Chr. Schreiber. — Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806. (Beſchluß.) — Etwas über die mimiſchen Tänze der Alten. Von E. — Correſpondenz-Nachrichten aus Caſſel. — Charaden. — Auflöſung der Charaden in Nro. 18.

Nro. 25. Ueber das Taubſtummen-Inſtitut in Paris. Von Wilhelm Küttner. — Vitalis an die Romantiker. Von G. — Wein und Liebe. Von G. — Laura. Von Hg. — Notiz. — Correſpondenz-Nachrichten aus Caſſel.

Nro. 26. Nureddin und ſeine Gemahlin. Von —e.— — Ueber das Taubſtummen-Inſtitut in Paris. Von Wilhelm Küttner. (Beſchluß.) — Franzöſiſch-literariſcher Anzeiger. — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 27. Kritiſches Jahrbuch der Gaſtereien. — Der Kalif und der Fiſcher. Von Pfeffel. — Die teutſchen Wirthshäuſer im 16. 17. und 18ten Jahrhunderte. Von J. K. Höck. —

Correspondenz-Nachrichten aus Ungarn und Wien. — Extra-Beilage zum Morgenblatte. Nro. 2.

V.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen. Jahrgang 1810. Zweites und drittes Stück.

Inhalt.

I. Tagebuch des französisch österreichischen Feldzugs im Jahre 1809.
Zweiter Abschnitt. Vom Uebergang über den Inn bis zum Treffen bei Ebersberg.

II. Bemerkungen über die unmittelbaren Ursachen der Dynastie-Veränderung und der Insurrection in Spanien, gerichtet an Don Pedro Cevallos, Ex-Staatsminister des König Carls IV, Ferdinands VII. und Josephs I. (Fortsetzung.)

III. Literatur der Geschichte und Politik.

IV. Relation über die Schlacht bei Teutsch-Wagram auf dem Marchfelde am 5ten und 6ten Julius 1809, und die Gefechte, welche derselben bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes am 12ten des nämlichen Monats folgten. Pesth, 1809. 4.

V. Marginalien zur Relation über die Schlacht bei Wagram. Eingesendet von einem Offizier des k. k. österreichischen General-Staabs.

VI. Statistische Würdigung des österreichischen Kaiserstaates nach dem Frieden von Wien.

VII. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1) Ueber den Orden vom goldenen Vließ.
2) Mark-Aurel.

VI.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. Februar.

Inhalt.

Nro. 28. Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Aus Hrn. v. Humboldts historischer Beschreibung seiner Reise. — Hrn. Richerand, Prof. der medicinischen Fakultät in Paris, Beurtheilung der Teutschen. — König Jakob I. von England, sein Hofnarr und Doctor Cameron; eine Tafel-Anekdote. Von Martiny-Laguna. — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 29. Brief eines Geometers über einige Stellen von Racine. — Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Monats-Register vom Januar.

Nro. 30. Der Taubergrund. Von Horstig. — Vermischte Nachrichten. — Räthsel. — Auflösung der Charaden in Nro. 24. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 2.

Nro. 31. Etwas über den Artikel in Nro. 10 und 11. des Morgenblattes: Basedow. Rochow. Pestalozzi. (Von v. Wangenheim.) — Promenade zu den Kamaldulensern. — Im October 1809. Von G. — Correspondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Nro. 32. Kirpatriks Mord. Von Henriette Schubart. — Etwas über den Artikel in Nro. 10 und 11 des Morgenblattes: Basedow. Rochow. Pestalozzi. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Wien, Kassel.

Nro. 33. Edgar und Emma. Legende. — Etwas über den Artikel in Nro. 10 und 11 des Morgenblattes: Basedow. Rochow. Pestalozzi. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 34. Fragment aus einem noch ungedruckten Manuscripte: Ideen zum Studium der Geschichtsphilosophie genannt. — Edgar und Emma. (Forts.) — An Rosalien. Zuspruch auf dem Rade. Beide von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro. 35. Zur Geschichte der Karakter-Epigramme. Von J. K. Höck. — Edgar und Emma. (Forts.) — Welche Umstände haben die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa verhindert? Von O. — Fabel. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro. 36. Besitzthum. Von Horstig. — Edgar und Emma. (Beschluß.) Von v. Haupt. — Die Freundschaft. Von Haug. — Die Jubiläums-Perücke. — Notizen. — Correspondenz-Nachrichten aus Gotha. — Räthsel. — Auflösung der Räthsel in Nro. 30.

Nro. 37. Wallfahrt nach Rom. Ein Tagebuch. Von Oehlenschläger. — Der Sängerin Lauretta. Von Hg. — Wissenschaftliche Propaganda für den Orient und alle außer-europäische Länder. — Merkwürdiger Reisender. — (Aus einem Schreiben von Seezen) — Correspondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 38. Die schwere Probe. Von G. — Wallfahrt nach Rom. (Forts.) — Correspondenz Nachrichten aus Paris. — Erklärung, den in Nro. 14 eingerückten Aufsatz: Aus einem Schreiben aus Franken betreffend.

Nro. 39. Wichtiges Werk über die alte Münzkunde von Dominico Sestini. — Wallfahrt nach Rom, (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — An die Leser. Von der Redaction.

Nro. 40. Wallfahrt nach Rom, (Forts.) — Wichtiges Werk über die alte Münzkunde von Dominico Sestini. (Beschluß.) Von Böttiger. Miscellen aus der Schweiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 3.

Nro. 41. Mucius Scävola. Von Wilhelm Blumenhagen. — Das Lieblings-Instrument. Von Hg. — Wallfahrt nach Rom, (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 42. Auszug eines Briefes aus Rio Verbice in Süd-Amerika. Von F. W. D. — Elegie. Frei nach Charlotte Smith. Von Hg. — Correſpondenz-Nachrichten aus Kaſſel. — Charaden. — Auflöſung der Räthſel in Nro. 36.

Nro. 43. Livius als Reliquie. — Wallfahrt nach Rom, (Fortſ.) — Theatraliſche Warnungstafeln. Von B—. — Fortgeſetzter Bericht über die Rüge eines literariſchen Falſi in der Extra-Beilage Nro. 1 des Morgenblattes.

Nro. 44. Auszüge einiger der wichtigſten Nachrichten aus Valentges Beſchreibung Oſtindiens und anderer aſiatiſcher Länder und Niederlaſſungen. Wallfahrt nach Rom, (Beſchluß). — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 45. Noch einige characteriſtiſche Züge aus dem Leben Saladins. Von Conz. — Auszüge einiger der wichtigſten Nachrichten aus Valentges Beſchreibung Oſtindiens, ꝛc. (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Kupfer-Beilage: Das wieder aufgefundene Theater in der Ruſinella.

Nro. 46. Eine weggelaſſene Vorrede. — Auszüge einiger der wichtigſten Nachrichten aus Valentges Beſchreibung Oſtindiens, ꝛc. (Fortſ.) — Notiz. — Correſpondenz-Nachrichten aus Mannheim. — Beilage: Ueberſicht der neueſten Literatur Nro. 1.

Nro. 47. Hannibal. Von P. Haaſe. — Klage. Von Hg. — Auszüge einer der wichtigſten Nachrichten aus Valentges Beſchreibung Oſtindiens, ꝛc. (Beſchluß.) Von S. — Sonnenſtäubchen. Von Weißer. — Bull's. Von ὁλς. — Vermiſchte Nachrichten. — Correſpondenz-Nachrichten aus Kaſſel.

Nro. 48. Nothwehr in fremdem und eigenem Namen, ꝛc. Von Weißer. — Notiz. Von Z. — Corre-

ſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Logogriph. — Auflöſung der Charaden in Nro. 42.

Nro. 49. Die Inſel Tine. Von F. — Sind in kleinen Landſtädten Bürgerſchulen nöthig? — Ueber das Chaos und die Art, es darzuſtellen. Von S. — Correſpondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin.

Nro. 50. Winterlied. Von S. — Die Inſel Tine, (Fortſ.) — Leſereien für die Jugend und Jugend-Zeitungen Von B. — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Muſik-Beilage: Italieniſches Lied Nro. VII. Lied des glücklich Liebenden.

Nro. 51. Noch einige characteriſtiſche Züge aus dem Leben Saladins. — Die Inſel Tine, (Beſchluß.) — Bull's. Von Alc. — Correſpondenz-Nachrichten aus Petersburg und Wien. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 4.

VII.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. März.

Inhalt.

Nro. 52. Wahre Erziehungs-Geſchichte eines ächtromantiſchen Sperlings zu Paris. — Zug aus Angelika's Künſtlerleben. Von v. Matthiſſon. — Etwas über den Verfaſſer der von Gleim herausgegebenen erſten Kriegslieder. Von Kl... — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Stuttgart.

Nro. 53. Brief von Gottfried Auguſt Bürger. Als Beitrag zur Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Studien. — Wahre Erziehungs-Geſchichte eines ächtromantiſchen Sperlings zu Paris, (Be-

schluß.) — Erasmus, Bekämpfer des Gespenster-Glaubens. Von J. K. Höck. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 54. Das Bekannte. Von Horstig. — Brief von Gottfried August Bürger. (Beschluß.) — Vermuthung. Ueber Lottchens Hut. Beide von Hg. — Kleine Mannichfaltigkeiten. Von J. W. Petersen. — Correspondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Logogriphen. — Ein altes Räthsel. — Auflösung des Logogriphs in Nro. 43.

Nro. 55. Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. — Don Carlos und die Prinzessin Eboli. — Der zweite Midas. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien und Weimar. — Beilage: Monats-Register vom Februar.

Nro. 56. Die Kette des Glücks und Unglücks. — Der Liebling und der Edelstein. Von Rb. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Postscripte von älg. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Kolmar und Nürnberg.

Nro. 57. Noch einige characteristische Züge aus dem Leben Saladins. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Die exercirenden Advokaten. — Von Martyni-Laguna. — Epigramm von ebendemselben. — Correspondenz-Nachrichten aus Kassel.

Nro. 58. Das Jägermädchen. Erinnerungen und Ahnungen treuer Liebe. Ballade. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Literarische Fehde in der Schweiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Kassel. — Extra-Beilage zum Morgenblatt, Nro. 3.

Nro. 59. Volksgesang und Volksgeist. — Pädagogische Reformatoren aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Von J. K. Höck. — Anekdoten. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 60. An Fräulein von H. Von Jacobi. — Stanzen. An eine Freundin. Von Neuffer. —

Volksgesang und Volksgeist. (Beschluß.) Von G. G. — Correspondenz-Nachrichten aus Kassel. — Doppel-Charade. — Auflösung der Logogriphen in Nro. 54. — Erklärung. Von der Redaction.

Nro. 61. Nekrolog. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Postscripte von Alk. — Correspondenz-Nachrichten aus Rom und aus Gallizien.

Nro. 62. Der Seefahrer. Ein Mährchen der Schherazade. Von Weißer. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Gotthold'sche Andacht bei einer Hinrichtung. Von Martiny-Laguna. — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 63. Jauner. — Der Seefahrer. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Wien.

Nro. 64. Ideen für den Kling-Klingelalmanach. Für romantische Künstler. Von Julius. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Freiburg im Breisgau. Von v. Reven.

Nro. 65. Vorüber gegangene Erscheinungen, Eindrücke, Erinnerungen, besonders aus der Menschenwelt. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Keine Fabel. Auf Manche. Beides von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg und Augsburg.

Nro. 66. An die Phantasie. Von F. v. Köpken. — Vorüber gegangene Erscheinungen, Eindrücke, Erinnerungen, besonders aus der Menschenwelt. Von C. G. (Beschluß.) — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflösung der Doppel-Charade in Nro. 60.

Nro. 67. Die Insel Kina. — Wichtige geographisch-statistisch-historische Neuigkeiten. Von L. von Wildungen. — Correspondenz-Nachrichten aus Ulm.

Nro. 68. Süd- und Nordteutschland. Von Dr. Nikol. Heinrich Julius. — Die Insel King. — (Beschluß) — Correspondenz-Nachrichten aus Ulm. (Beschluß.) — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 5.

Nro. 69. Historische Notiz über die Galerie des Palais Royal. — Nekrolog. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien, Heidelberg.

Nro. 70. Joann de Mascarenhas. — Historische Notiz über die Galerie des Palais Royal. (Beschluß.) — Entscheidung. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Kupfer-Beilage: Einige der vorzüglichsten Gebäude in Paris.

Nro. 71. Französisches Urtheil über Goethes Wahlverwandtschaften. Von P. — Joann de Mascarenhas. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus München.

Nr. 72. Ueber die Vermählung der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich mit dem Kaiser Napoleon. — Joann de Mascarenhas. — Von Lindau. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Wien. — Logogriph. — Charade. — Auflösung der Charaden in Nro. 66. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 2.

Nr. 73. Die romantische Poesie. Stanzen zu Erklärung eines Maskenzugs, aufgeführt in Weimar den 30sten Januar 1810. — Correspondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Nro. 74. An Maria, die Himmelskönigin. Von —xy— Einzug der Kaiserin Marie von Frankreich in München. Von —xy— Ausgabe der Iliade des Homer von Bodoni. — Postscripte von dkc. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin.

Nr. 75. Etwas über Xaver Bettinelli. — An die Redaction des Morgenblatts. Von J. G. Jacobi in Freiburg. — An Egoist. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Straßburg.

Nr. 76. Das Bett. Von L. v. Wildungen. — Jean Paul. Von Schreiber. — Correspondenz-

Der

Teutſche Merkur.

Des dritten Bandes

Drittes Stück.

September 1773.

Weimar

Im Verlag der Geſellſchaft.

Nachrichten aus Paris, München, Wien. — Extra-Beilage: Nro. 4.

Nro. 77. Bemerkungen eines Reisenden durch die Schweiz. Von St. — Römisches Theater. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris und Berlin. — Beilage: Nro. 6.

Nro. 78. Anecdote aus dem Feldzuge 1805. — Römisches Theater (Beschluß) — Correspondenz-Nachrichten aus Bamberg. Von B—n. — Räthsel. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro. 72.

VIII.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. April.

Inhalt.

Nro. 79. Brief aus Rom vom 1. März 1810. — Reise von Emden über St. Helena nach London. Von Fischer. — Anekdote von Heinrich VIII. Von W. Lb. — Elisabeth von England. — Correspondenz-Nachrichten aus Copenhagen, Paris.

Nro. 80. Empfang der Kaiserin Königin Marie Louise von Oesterreich in Strasburg. — Reise von Emden über St. Helena nach London. Zweiter Brief. — Bulls. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beilage: Monats-Register vom März.

Nro. 81. Unsere Moden. Von —r—. — Empfang der Kaiserin Königin, Marie Louise von Oesterreich, in Strasburg. (Forts.) — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 82. Reise von Emden über St. Helena nach London. Dritter Brief. — Empfang der Kaiserin Königin, Marie Louise von Oesterreich, in Strasburg. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin. — Fortgesetzter Bericht über die Rüge eines literarischen Falsi in der Extra-Beilage Nro. 1. des Morgenblatts.

Nro. 83. An die Redaction des Morgenblatts. Von Lobesan Ernst. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 84. An die Rose, womit er den ersten des Brachmonats der heiligen Jungfrau Haupt bekrönte. Von J. N. Göz. — Dithyrambe. Von Weisser. — Reise von Emden über St. Helena nach London. Vierter Brief. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, aus der Schweiz. — Logogriphen — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 78. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro 7.

Nro. 85. Der Seefahrer. Ein Mährchen der Scheherezade Von Weisser Zweite Reise. — Erläuternde Glosse über eine Stelle in der La Mallièrischen Romanze. Von Martyni-Laguna. — Die Illumination zu London, am Tage des Jubiläums den 25 Oct 1809. — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg — Musik-Beilage: Italienisches Lied Nro. VIII. Liebesbitte.

Nro. 86. Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. Die Kaskade von Taquendama. — Der Seefahrer. Zweite Reise. (Beschluß.) — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Rom, Halle.

Nro. 87. Kunstbericht aus München. — Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Beschluß.) — Römisches Theater. — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 88. Feste in St. Cloud und Paris. 1ster u. 2ter Brief. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin. — Extra-Beilage, zum Morgenblatt Nro. 5.

Nro. 89. Feste in St. Cloud und Paris. 3ter Brief. — Der Rabe. Von Prof. Lommel. — Triumph väterlicher Liebe. Von Hg — Correspondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin.

Nro. 90. An J. G Jacobi. Von v. Reveu. — Feste in St. Cloud und Paris. 4ter Brief. — Der römische Policinello. — Anekdote Von G. — Correspondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Logogriph. — Räthsel. — Auflösung der Logogriphen und der Räthsel in Nro. 84. — Kupfer-Beilage: Der römische Policinello.

Nro. 91. Ueber die Reise des Hrn. Alex. v. Hum-

holdt. — Feste in St. Cloud und Paris. 4ter Brief. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 8.

Nro. 92. Nekrolog. Fourcroy. — Ein Brief von Joh. v. Müller. — Der Stall des Augias. Von J. K. Höck — Correspondenz-Nachrichten aus Hofwyl, Mannheim. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 3.

Nro. 93. Die Hindu's, von F. Balthasar Solvyns. — Nekrolog. Fourcroy. (Beschluß.) Von U. — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien und Kaschau.

Nro. 94. Die Blume und der Quell. — Von Fr. Thiersch. — An einen großen Künstler. Von v. Klein. — Die Hindu's, von F. Balthasar Solvyns. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Frankfurt, Berlin.

Nro. 95. Ueber Erfindungen. Von P. F. — Die Hindu's, von F. Balthasar Solvyns. (Beschluß.) — Vermischte Nachrichten.

Nro. 96. Geschichte eines Zwerges, wie er sie einem Edelmanne, bei dem er Dienste suchte, selbst erzählte. — Von A. F. C. Langbein. — Vermischte Nachrichten. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin. — Logogryph. — Räthsel. — Auflösung des Logogryphs und des Räthsels in Nro. 90.

Nro. 97. Schah-Aulum, gegenwärtiger Kaiser von Indostan. Von Nbck. — Surrogate. Von P. F. — Mythologische Erläuterung. Von Hz. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Strasburg.

Nro. 98. Schah-Aulum, gegenwärtiger Kaiser von Indostan Von Nbck. (Beschluß.) — Feste in St Cloud und Paris. 5ter Brief.

Nro. 99. Bruchstücke aus Haydn's Leben. — Englische Miscellen. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 100. Bruchstücke aus Haydn's Leben. (Forts.) — Neue Erfindung. Von P. F. — Vermischte Nachrichten. — Correspondenz-Nachrichten aus Oesterreich, aus der Schweiz.

Nro. 101. Standrede, gehalten am Allerseelentage der teutschen Schriftsteller. Von — t. — Bruchstücke aus Hayn's Leben. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 102. Der Seefahrer. Ein Mährchen der Scheherezade Von Weisser. Dritte Reise. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Logogriphen. — Auflösung des Logogriphs und des Räthsels in Nro. 96.

Nro. 103. Lasset die Kindlein zu mir kommen. Von Böttiger. — Ueber die Verhältnisse der Teutschen in Warschau. Von M — n. — Correspondenz-Nachrichten aus München.

IX.

Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist zur Ostermesse 1810 erschienen:

Anleitung zum Steindruck
mit Steindrücken, 4. 2 Thlr. 4 gr. 3 fl. 48 kr.
ohne — — 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Annalen, europäische, 1810. 4 Thlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Anweisung zum Boston-Spiel. Französisch und Teutsch. 8. 6 gr. 24 kr.

Deigendesch, J., Pferd- oder Roß-Arzneibuch. Neue verb. Auflage, 12. 8 gr. 30 kr.

Dippoldt, H. K., Leben Kaiser Karls des Großen. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. 1 fl. 48 kr.

Göthe's Werke 13r Bd. (Wahlverwandtschaften).
Weiß Velinpap. 3 Thlr. 12 gr. 6 fl.
blau Velinpap. 2 Thlr. 16 gr. 4 fl. 30 kr.
Schweizer Papier 2 Thlr. 16 gr. 4 fl. 30 kr.
Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr. 4 fl. 12 kr.
Weiß Druckpap. 2 Thlr. 6 gr. 3 fl. 45 kr.
ord. Druckpap. 1 Thlr. 18 gr. 3 fl.

Göthe, v., zur Farbenlehre 2 Bde. mit 16 Kupfern.

Hartleben, allgemeine Justiz- und Polizeiblätter. 1810. 4 Thlr. 4 gr. 7 fl. 30 kr.

Herder's sämmtliche Werke, 7te Lief. in 4 Theilen. gr. 8.
Velinpap. Subscr. Pr. 11 Thlr. 18 gr. 20 fl. 42 kr.
Weiß Druckp. — — 6 Thlr. 6 gr. 11 fl.
ord. Druckp. — — 4 Thlr. 4 gr. 7 fl. 18 kr.

in einzelnen Abtheilungen:

I. Abtheilung zur Religion und Theologie, 11ter und 12ter Band.
Weiß Druckpapier Subscr. Preis. 3 Thlr. 12 gr. 6 fl. 12 kr.

ordinär Druckpapier Subscr. Preis. 2 Thlr. 8 gr. 4 fl. 6 kr.

II. Abtheilung zur Philosophie und Geschichte, 9ter und 10ter Band.

Weiß Druckpapier Subscr. Preis 2 Thlr. 18 gr. 4 fl. 48 kr.

ordin. Druckpapier Subscr. Preis 1 Thlr. 20 gr. 3 fl. 12 kr.

Herder, J. G. v., Sophron. Gesammelte Schulreden. Herausgegeben durch J. G. Müller. gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 48 kr.

Huber, C. Fr., sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802. 9ter Bd. 2 Thlr. 3 fl. 36 kr.

Humboldt, Fr. A. v., Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien, gr. 8.

1ster Bd. mit Atlas 15 Thlr. 16 gr. 27 fl.

ohne Atlas 2 Thlr. 18 gr. 4 fl. 40 kr.

2ter Bd. mit Atlas 15 Thlr. 16 gr. 27 fl.

ohne Atlas 2 Thlr. 18 gr. 4 fl. 40 kr.

— — pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente amerikanischer Völker. gr. 8.

mit Atlas 20 Thlr. 33 fl.

ohne Atlas 9 gr. 40 kr.

Kampf, der, ein Gedicht, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Laun, F., Seifenblasen 2ter Bd. 8. 1 Thlr. 4 gr. 2 fl.

Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Fortgesetzt von D. F. S. Süskind. 15tes Heft. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Marschall de Biberstein, Flora taurico-caucasica. 4. 4 Thlr. 7 fl. 12 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände 1810. 4. 8 Thlr. 16 gr. 16 fl.

Mozin, französische und teutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen in beide Sprachen, mit Nachweisungen auf die letzten Ausgaben der französischen Sprachlehre. Vierte umgearbeitete und verbesserte Ausgabe, gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 30 kr.

— — Anecdotes françaises-allemandes zum Uebersetzen in beide Sprachen, mit Nachweisungen auf die letzten Ausgaben der französischen Sprachlehre und des fürs zarte Alter ꝛc. bestimmten Auszugs. Zweite Auflage, gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 30 kr.

Mozin, Neue Sammlung französischer und teutscher, neuer und aus den besten französischen und teutschen

Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe zum Ueberſetzen in beide Sprachen. 3te vermehrte Ausgabe. gr. 8. 20 gr. 1 fl 30 kr.

Muller, Joh v., ſammtliche Werke. Herausgegeben von J. G. Muller, 1r u. 2r Bd. gr. 8.
Weiß Druckpapier Subſcr Pr. auf 3 Bde. 4 Thlr. 12 gr. 7 fl. 48 kr.

— — vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten, beſonders der europäiſchen Menſchheit. Herausgegeben von J. G. Müller, 1r und 2r Bd. gr. 8.
Weiß Druckp. Subſcr. Preis auf 3 Bde. 4 Thlr. 12 gr. 7 fl. 48 kr.
ordin. Druckp. Subſcr. Preis auf 3 Bde. 3 Thlr. 12 gr. 6 fl.

Napoleon's Feldzüge:
Bericht von der Schlacht bei Marengo, den 25. Prairial, Jahr 8., gewonnen von Napoleon Bonaparte über die Oesterreicher. Entworfen von A. Berthier und erläutert von Sanson. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. Widemann, gr. 4.
mit Kupfer 1 Thlr. 12 gr. 2 fl. 40 kr.
ohne Kupfer 12 gr. 54 kr.

Observations sur les causes immédiates du changement de Dynastie et de l'insurrection de l'Espagne adressés à Don Pedro Cevallos. Traduites de l'Espagnol. 8. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

Oehlenſchläger Hakon Jarl. Ein Trauerſpiel, 8. 20 gr., 1 fl. 20 kr.

Pfeffel, G. C., poetiſche Verſuche, 10ter Theil. 8.
Velinpapier 1 Thlr. 4 gr. 2 fl.
Schreibpapier 20 gr. 1 fl. 30 kr.
Druckpapier 12 gr. 54 kr.

Pfeffel, G. C., proſaiſche Verſuche, 1ſter Theil. 8.
Velinpapier 1 Thlr. 1 fl. 48 kr.
Schreibpapier 18 gr. 1 fl. 20 kr.
Druckpapier 12 gr. 54 kr.

Pichler, Caroline, geborne von Greiner, Gleichniſſe, 8. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Rauschenbusch, Dr. C., de manifestis in organismo vivo mutationibus usu chinae, quercus et tormentillae productis. gr. 8. 6 gr. 24 kr.

Riepenhausen, E. u. J., Geſchichte der Malerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Ausbildung und Vollendung. 1ſtes und 2tes Heft mit Kupf. Fol. Subscr. Preis 6 Thlr. 6 gr. 10 fl. 48 kr.

Schultes, J. A., Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 u. 1808. 2 Theile, gr. 8. 5 Thlr. 9 fl.

Shakspeare, W., Schauspiele, übersetzt von Heinrich Voß und Abraham Voß, 1ster Theil, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. 2 fl. 45 kr.

Simsons, K., drei erste Bücher von den Kegelschnitten, übersetzt und mit Zusätzen herausgegeben von J. W. Camerer, mit 18 Kupfertafeln, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr 2 fl. 45 kr.

Staatsgeschichte Europa's von dem Frieden von Tilsit bis zur Abreise Napoleons zur Armee in Spanien. 5ter Jahrg mit Kupfern und Charten. 12. brochirt. 2 Thlr. 3 fl 36 kr.

Weinbrenner, F., Ueber die wesentlichen Theile der Säulen Ordnungen und die jetzige Bauart der Italiener, Franzosen und Teutschen. Mit 6 Prospecten, 4. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

— — architektonisches Lehrbuch, 1stes Heft. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

Werner, F. L. Z., Wanda, Königin der Sarmaten. Eine romantische Tragödie mit Gesang in fünf Akten, 8. 18 gr. 1 fl. 20 kr.

Wiebeking, C. F., Beiträge zur Brückenbaukunde, worin auch die neue Bauconstruction wohlfeiler und dauerhafter Bogenbrücken, nach welcher mehrere große Brucken vom Verfasser angegeben und ausgeführt sind, dargestellt ist; welche als eine Fortsetzung des Perronnet'schen Werkes betrachtet werden können. Mit 20 Kupf. gr. 4. geb. 25 Thlr. 44 fl.

Zeitung, allgemeine, 4. 1810. 10 Thlr. 18 fl.

X.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen. Jahrgang 1810. Viertes Stück.

Inhalt.

I. Statistische Würdigung des österreichischen Kaiserthums nach dem Frieden von Wien.
II. Papst und Kaiser im neunzehnten Jahrhundert.
III. England im Jahre 1809.

IV. Anmerkungen zu der Schrift: Bemerkungen über die unmittelbaren Urſachen der Dynaſtieveränderung und der Inſurrektion in Spanien, im 1ſten u. 2ten Stück.

XI.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Europäiſche Annalen. 1810. Fünftes Stück.

Inhalt.

I. Der Feldzug in Spanien. (Fortſetzung.)
   Vierter Abſchnitt. Saragoſſa's Belagerung und Fall. Vom 27. Novemb. 1808. bis 21. Februar 1809.
II. England im Jahre 1809. (Fortſetzung.)
III. Ueber Frankreichs Verhältniſſe zu Italien, zur römiſchen Kaiſerkrone, und zum Oberhaupte der katholiſchen Kirche.
   I. Epoche. Uebertragung der römiſchen Kaiſerkrone auf die Karolinger. (100 Jahre.)
   II. Epoche. Uebertragung der römiſchen Kaiſerkrone auf die teutſchen Könige. (844 Jahre.)
IV. Oeſterreich nach dem Traktat von Wien.
V. Literatur der Geſchichte und Politik.
   1. Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de Henri de Bulow à Philadelphie. 1809. 8.
   2. Vertraute Briefe über Oeſterreich in Bezug auf die neueſten Kriegsereigniſſe im Jahre 1809. Erſter Theil. Stralſund. 1810. 8.
   3. De la Gloire de l'Aigle, Emblême, symbole, enseigne militaire et décoration chez les peuples anciens et modernes; récherches historiques, critiques, héraldiques et litéraires, par M. Chazot Paris, 1809. 8.
VI. Das engliſche Miniſterium im Kampfe mit den Bürgern von London
VII. Statiſtiſche Würdigung des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats nach dem Frieden von Wien. (Beſchluß.)
VIII. Bemerkungen über die im 2ten und 3ten Stück der europäiſchen Annalen enthaltenen Marginalien zur Relation über die Schlacht bei Wagram.

No. IV.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt,

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

April. 1810.

Erſchienene Neuigkeiten im April

UND DEREN INHALT.

I.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Jubilate-Meſſe 1810 erſchienen ſind.

* *D'Alton's, E., Naturgeſchichte des Pferdes*, 1ſten Theils 1. 2. Lieferung, jede mit 8 Kupfert. gr. Royal. Folio à 6 Rthlr. 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr.

* — Daſſelbe auf Imperial-Folio à 7 Rthlr. 14 Rthlr. oder 25 fl. 12 kr.

* *Histoire naturelle du cheval par E. d'Alton.* T. I. Cah. 1. 2. Royal. Fol. 12 Rthlr. ou 21 fl. 36 kr.
* — le même Imperial Folio. 14 Rthlr. ou 25 fl. 12 kr.

(In Commission).

Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich, mit Charten und Planen IV. Heft. gr. 8. 1809. 12 gr. oder 51 kr.

Beobachtungen ꝛc. V. Heft mit der Charte der Oesterreichischen Monarchie und den Schlachtplanen von Groß-Aspern und Enzersdorf und Teutsch-Wagram. gr. 8. 1809. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr., alle 5 Hefte zusammen 3 Rthlr. 18 gr. oder 6 fl. 45 kr.

Bertuch, Dr. F. J. der Rosengarten, oder Abbildungen, Namen und Cultur aller bekannten Rosen-Sorten; nebst literarischen Bemerkungen über die Rose. 1—4r Heft mit ausgem. Kupfern. gr. 4.
(Erscheint nach der Messe).

— Dessen Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen zum Gebrauch der Geographie-Freunde aus den A. G. Ephemeriden besonders abgedruckt. III. Liefrg. gr. 8. 9 gr. od. 40 kr.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, mit ausgem. Kupfern. No. 115. 116. 117. 118. gr. 4. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 48 kr.

— Dasselbe mit schwarzen Kupf. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— vollständig teutsches und lateinisches Nominal-Register dazu Heft 1—100 oder Band I—V. gr. 8. 8 gr. od 36 kr.

Bertuch, C. Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805—1806. II. Heft. mit 1 Kupfer. gr. 12. geheftet. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Beschreibung der Maskenzüge am 30. Januar und 16. Februar 1810. zu Weimar mit 2 colorirten Kupfern gr. 8. 18 gr. od. 1 fl. 21. kr.

(aus dem Journ. des Luxus und der Moden besonders abgedr.)

Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei Anwesenheit J. J. Majestäten der Kaiser Alexander und Napoleon und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6ten und 7ten October 1808 von Sr. Durchlaucht dem Herzoge von S. Weimar veranstaltet wurden. Nebst einem Ueberblick ihrer merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Mit teutschem und französ. Text und 5 großen Kupfertafeln. Imperial Folio, alle 5 Kupfer schwarz. 5 Rthlr. Sächs. oder 9 fl. Rheinisch.

— Dasselbe mit ausgemalten Kupfern, nämlich der Ansicht der Hirschjagd und des Napoleonsberges, die übrigen schwarz. 8 Rthlr. Sächs. oder 14 fl. 24 kr. Rheinisch.

— Daſſelbe mit 4 ausgemalten und einer ſchwarzen Tafel 12 Rthlr. oder 20 fl. 36 kr.

Hieraus iſt auch beſonders zu haben:

Anſicht des Napoleonsberges bei Jena, nebſt dem am 7. October 1808 darauf errichteten Tempel und der umliegenden Gegend mit 1 ausgemalten Kupfertafel. gr. Fol. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Beſchreibung der großen Hirſchjagd, welche zu Ehren J. J. Maj. der Kaiſer Alexander und Napoleon von Sr. Durchlaucht dem Herzoge zu Sachſen-Weimar am 6. October 1808 auf dem Ettersberge bei Weimar gehalten wurde, mit 1 ausgemalten Kupfertafel. gr. Fol. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

* * *

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtemat. Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von Th. A. Ehrmann XLI. Band enthält: 1) J. Meermanns Reiſe durch den Norden und Nordoſten von Europa, a. d. Holländ. 1r Theil. 2) T. Speeleveldt Briefe über die Inſel Walcheren a. d. Holländ. gr. 8. 2 Rthlr. 9 gr. od. 4 fl. 16 kr.

Ehrmann, Th. F., neueſte Kunde von Afrika, nach Quellen bearbeitet, I. Band Afrika überhaupt. Nord- und Mittelafrika. Mit Charten und Kupfern gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geogr., verfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von Dr. *F. J. Bertuch*. XIII. Jahrgang. 1810. 1tes, 2tes und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Froriep, Dr. L. F. theoretiſch-pract. Handbuch der Geburtshülfe zum Gebrauch bei ordentl. Vorleſungen und für angehende Geburtshelfer. 4te vermehrte und verbeſſerte Auflage mit 1 Kupf. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Funke's, Ch. Ph. ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. (Fortgeſetzt und bearbeitet von verſchiedenen Gelehrten.) No. 115. 116. 117. u. 118. gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

— deſſen vollſtändiges teutſches und lateiniſches Nominalregiſter dazu, Band I—X. als Anhang zum X. Bande. gr. 8. 8 gr. od. 36 kr.

Gartenmagazin, Allg. Teutſches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des pract. Gartenweſens. VII. Jahrg.

1810. 18 26 und folgende Stücke mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4 der Jahrgang von 12 Stücken 9 Rthlr. oder 16 fl 12 kr.

Grimoard, über den Generalstab der Armeen. Nach dem französischen Original bearbeitet von einem ehemaligen teutschen General-Stabs-Offizier mit Kupfern gr. 8. 1 Rthl. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Gruber, J. G., Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik, der schönen Künste, deren Theorie und Geschichte, und Archäologie 1sten Theils 1r Band. gr. 8. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Guide des Voyageurs en france par Mr. *Reichard*. Faisant partie de la sixième édition originale du Guide des Voyageurs en Europe par le même auteur et totalement refaite. Avec la Carte des postes impérial, la Carte gastronomique, la Carte des Environs et le Panorama des Curiosités de Paris. gr. 12. 1 Rthlr. 12 gr. ou 2 fl. 42 kr.

Guide des Voyageurs en Italie et en Suisse par Mr. *Reichard*. Faisant partie de la sixième édition originale du Guide des Voyageurs en Europe et c. avec deux Cartes itinéraires et les Panoramas des villes capitales. gr. 12. 2 Rthlr. ou 3 Fl. 36 kr.

Haberle, Dr. C. C., Meteorologisches Jahrbuch zur Beförderung gründlicher Kenntniß von Allem, was auf Witterung und sämmtl. Lufterscheinungen Einfluß hat ꝛc. 1r Jahrgang 1810. mit Kupfern und meteorol. Charten. gr. 8. 3 Rthl. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

— dessen meteorol. Tagebuch für das Jahr 1810, ausgehoben, aus dem meteorol. Jahrbuche, nebst angehängten Witterungsvermuthungen des Hrn. Lamark, und eines Prager Meteorologen mit Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

— dessen kleiner Witterungsanzeiger für den Bürger, Landmann und jede Haushaltung f. d. J. 1810. 12. 3 gr. oder 15 kr.

— dessen Meteorologische Hefte für Beobachtungen und Untersuchungen zur Begründung der Witterungslehre. 1r Heft. gr. 8. (wird zu Johannis fertig.)

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von C. Bertuch XXV. Jahrgang 1810. 1. 2. und folgende Stücke mit ausgemalten und schwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Kraus, J. M., ABC des Zeichners mit 10 Kupfert. 5te Auflage gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.

— Dessen Uebungen für den Zeichenschüler, als Fortsetzung des ABC des Zeichners, neue wohlfeilere Ausgabe. 4 Hefte quer 4. jeder Heft 12 gr. — 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Länder- und Völkerkunde (neueste) ein geographisches Lesebuch für alle Stände, mit Charten und Kupfern 1810. oder IX. und X. Band gr. 8. der Band von 6 Stücken 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. NB. zwei Bände machen einen

Jahrgang von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr kostet.

Lexikon, Allgemeines Mythologisches, aus Originalquellen bearbeitet. Zweite Abtheilung, welche die altklassischen Mythologien der Aegyptier, Griechen und Römer enthält von Dr. J. G. Gruber. 1r Band gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die österreichischen Generale v. C. v. W. mit Charten. Neue vermehrte Aufl gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. (In Commission)

Meermanns, J. Reise durch den Norden und Nordosten von Europa in den Jahren 1797 bis 1800. a. d. holländ. und mit Anmerk. v. Rühs. 1r Theil gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr. (a. d. Bibliothek der Reisen 11 Band.)

* *Mémoires* du Prince Eugène de Savoye écrits par lui même. Nouv. Edition gr. 8. 1 Rthlr 8 gr. ou 2 fl. 24 kr.

Nöthlichs, D. hundertjähriger Wand- oder Comptoir-Kalender vom J. 1800 bis 1900. nebst Gebrauchs-Nachricht Fol. 9 gr. oder 40 kr. (in Commission.)

Nominalregister, vollständ. teutsches und lateinisches, über Bertuchs Bilderbuch für Kinder, Heft. 1—100 oder Band I—V. so wie über den dazu gehörigen Commentar von Kunke, von Band I—X als Anhang zum 10ten Band des Commentars. gr. 8 8 gr. od 36 kr.

Pallas, eine Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst, herausgegeben von R. v. L. 2r Jahrgang 1810 1. 2. und folgende Stücke, gr. 8 der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 fl 24 kr. (In Commission)

Du Papier monnaie, et des moyens de le supprimer, par J. C. L. S. *de Sismondi*. gr. 8. 9 gr. ou 40 kr.

Poesie, die romantische, Stanzen zur Erklärung eines Maskenzugs aufgeführt d. 30. Jan. 1810. zu Weimar. gr. 4. 6 gr. oder 27 kr.

Rosenmüller, D. J. C., anatom. chirurg. Abbildungen für Aerzte und Wundärzte, latein. und teutsch. II Thl. welcher die Theile der Brust und die Brustglieder begreift, IV. Lief. m. Kupf. gr. fol. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

Schorch, D H., neueste geograph. statist. Kunde von Großbritanien und Irland, nach Quellen bearbeitet. Mit Kupfern und Charten gr. 8 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Speelveld's, T. Briefe über die Insel Walchern, a. d. Holländ. gr. 8. 15 gr. od. 1 fl. 8 kr.

(a. d. Bibliothek der Reisen 41r Bd.)

Wielands, C. M., Neuer Teutscher Merkur vom Jahr 1810. 16 26 und folg. Stücke 8. der Jahrg. v. 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

* * *

Kupferstiche, Portraits und Kunstsachen.

Abbildungen, fortgesetzte, aller Obstsorten aus dem teutschen Obstgärtner und Gartenmagazin. Aepfel, 3te Lieferung. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— derselben, Pflaumen, 1te Lieferung. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— derselben Kirschen, 2te Lieferung. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Blumenkabinet oder Abbildungen der schönsten Blumen und exotischen Pflanzen aus dem teutschen Gartenmagazin 3te, 4te, 5te Lieferung. gr. 4. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Portrait I. U. Wallich. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— — A. L. Schlözer. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — C. G. Küttner. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — Karsten Niebuhr gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

— — P. G. Bruns gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

— — Lannes, Herzog v. Montebello, K. Franz. Reichs-Marschal. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

Pomologisches Cabinet, enthaltend alle im teutschen Obstgärtner und Gartenmagazin beschriebene Obstfrüchte Teutschlands, über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet, unter Aufsicht von J. B. Sickler XXIII. Lieferung. in einem Kästchen 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

2.

Neue Verlagswerke des Geographischen Instituts zu Weimar. Leipziger Jubilate-Messe 1810.

A. Geographisch-Militairische Werke und Atlanten.

Europa nach seinen politisch-geographischen Veränderungen seit Ausbruch der franzöſ. Revolution dargestellt in Charten und statistischen Tabellen. Von R. v. L. Zweite Lieferung von 3 Charten. Fol.

(Wird zu Johannis fertig.)

Abriss von der Schlacht von *Eßlingen* und *Groſs-Aspern* den 21. und 22. Mai 1809. Nach den besten Materialien ausgearbeitet, teutsch und französisch mit einer Doppelcharte. 4. broch. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Officielle Berichte von der Schlacht von *Enzersdorf* und *Teutsch-Wagram* am 5ten und 6ten Jul. 1809. teutsch und französisch mit 3 Charten, 2te sehr vermehrte Ausgabe. 4. brosch. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Sammlung der Pläne und Nachrichten von den beiden Hauptschlachten von *Groſs-Aspern* und *Teutsch-Wagram*, auf dem Marchfelde bei Wien, zwischen der französischen und österreichischen Armee im Jahr 1809 bis zu Beendigung dieses Kriegs durch den Frieden von Wien vom 14. Octobr. 1809. Mit 4 Charten und französischem und teutschem Text. 4. brosch. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Voigt, J. G., cosmographische Entwickelung aller Begriffe und Kenntniſse, welche bei der zweckmäſsigen Benutzung der künstlichen Himmels- und Erdkugeln erforderlich sind. Mit Rücksicht auf die beiden neuen, zugleich erschienenen, zwölfzolligen Globen. Mit einer Kupfertafel. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Atlas, (topogr. milit.) von dem souverainen Herzogthume *Schlesien* mit *östreich. Schlesien* und dem dermalen zum Herzogthume Warschau gehörigen *Neuschlesien* in 26 Blättern. Fol. 1809. auf ord. Pap. illum. 8 Rthlr. 16 gr. od. 15 fl. 36 kr.

— Derselbe auf Vel. Pap. 10 Rthlr. 20 gr. od. 19 fl. 36 kr.

Topograph.-militärische Charte von Teutschland in 204 Blättern, XXIII—XXX. Lieferung. Jede Lieferung enthält 4 Blätter in einem Umschlag in Fol. und kostet für den Abnehmer der ganzen Charte auf ordin. Pap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. auf Vel. Pap. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr. Einzelne Blätter kosten jedes auf ordin. Pap. 8 gr. od. 36 kr. und auf Vel. Pap. 10 gr. od. 45 kr.

Miscellan-Atlas für Freunde der Erdkunde und Chartensammler. VI. und VII. Lieferung. Jede Lieferung von 12 Bl. Fol. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr. beide 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

* * *

B. Himmels- und Erdkugeln.

Neuer Himmelsglobus von 1 Engl. Fuſs im Durchmesser, auf welchem mehr als 3500 Sterne nach den genauesten Beobachtungen und Gilpins new celestial Globe eingetragen sind.

Neuer Erdglobus von 1 Engl. Fuſs im Durchmesser nach Cary's new terrestrial Globe und den besten Hülfsquellen entworfen.

Derselbe mit dem Meteorol. Planetarium.

* * *

C. Neue Special- und Cabinets-Charten.

Generalcharte von Teutschland in 4 Blättern, welche als Uebersichts-Tableau der großen Top. milit. Charte in 204 Blättern zugleich aber auch als vollständige Post- und orographische Charte dienen kann. Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet und gezeichnet von Fr. W. Streit. Roy. Fol. Sect. 1. u. 2. auf ord. Pap. illum. das Blatt 16 gr. od. 1 fl. 12 kr. beide 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 21 gr. od. 1 fl. 34 kr. beide 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Charte von Tyrol und Vorarlberg oder dem Inn, Eisack- und Etschkreise und einem Theile des Illerkreises des Königreich Bayerns. Nach den besten Materialien und den sichersten Ortsbestimmungen entworfen von F. W. Streit. Roy. Fol. auf ordin. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

Charte von dem Russischen Reiche, Europäischen Antheils. Nach der großen Charte der Akademie zu St. Petersburg in 100 Blättern und den sichersten Ortsbestimmungen entworfen und gezeichnet von F. W. Streit. 2 Blätter, Roj. Fol. auf ord. Pap. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

* * *

D. Post- und Reise-Charten.

General-Charte von Teutschland, mit Angabe aller Poststraßen von Paris bis Warschau, und von Triest bis Stralsund, nach guten Quellen entworfen von F. L. Güßefeld und nach dem Wiener Frieden vom 14. October 1809 berichtigt. 2 Bl. ord. Pap. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Carte itineraire de la Suisse, par Mr. *Will. Coxe* 1810. 2 Bl. Roj Fol. ord. Pap. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— Dieselbe auf Olf. Pap. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Carte itinéraire de *la France*, corrigée d'après la Carte dressée par Ordre du Conseil d'Administration des postes aux chevaux. Roj. Fol. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieselbe auf Olf. Pap. 12 gr. oder 54 kr.

Carte itinéraire de *l'Italie* et de la Dalmatie, dressée d'après les Etats des postes les plus nouveaux par *H. de Rhein*. Roj. Fol. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

— Dieselbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

* * *

E. Charten zum Gaſpariſchen Hand-Atlas gehörig in großem Royal-Format.

Charte von Europa, nach den vorzügl. Hülfsmitteln neu entworfen und gezeichnet von Ferd. Götze, berichtigt im Novbr. 1809. ord. Pap. 8 gr. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— Teutſchland, zuerſt entworfen im Septbr. 1807. von F. L. Güßefeld, in orograph. Hinſicht aber und nach dem Wiener Frieden vom 14. Octobr. 1809 berichtigt im Novbr. 1809. von F. W. Streit. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Generalcharte des Oeſterreichiſchen Kaiſerthums. Nach den vorzüglichſten Hülfsmitteln, beſten Ortsbeſtimmungen und neueſten Gränzberichtigungen entworfen von Ferd. Götze, und berichtigt nach dem Wiener Frieden vom 14. Octbr. 1809. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Charte von Schweden und Norwegen. Nach den beſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen entworfen von J. C. M. Reinecke, jetzt aber nach dem neueſten Frieden von Friedrichshamm vom 27. Septbr. 1809. berichtigt im Octbr. 1809. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. Pap. 22 gr. od. 54 kr.

Charte des ganzen Ruſſiſchen Reichs in Europa und Aſien. Nach den neueſten und ſicherſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, entworfen und berichtiget auf der Sternwarte Seeberg bei Gotha, gez. v. J. C. M. Reinecke, berichtiget im Oktbr. 1809. 2 Bl. ord. Pap. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— von Ungarn, Siebenbürgen u. ſ. f. Nach den bewährteſten Hülfsmitteln neu entworfen und gez. von Ferd. Götze. Neu berichtigt nach dem Wiener Frieden vom 14. Octbr. 1809 ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— von Oſt- und Weſtgallizien, nach den neueſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen entworfen und revidirt auf der Sternwarte Seeberg bei Gotha, gez. von G. R. v. Schmidtburg. Berichtigt nach dem Wiener Frieden vom 14. Octbr. 1809 ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— des Königreichs Holland. Nach den beſten Ortsbeſtimmungen zuerſt entworfen von Ad. Stieler und nach der neueſten Eintheilung vom 13. April 1807. und dem Länderabtretungstractat vom 11. Novbr. 1807. und vom 16. März 1810. berichtigt und mit den neueſten Poſtſtraßen und Stationen verſehen von F. W. Streit. ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Generalcharte von dem Königreiche Westphalen; zuerst entworf. im J. 1807, sodann nach den auf Königl. Befehl herausgegebenen acht Departements-Charten und als ein Tableau d'Assemblage für dieselben berichtigt, später aber nach dem Tractat vom 14. Jan. 1810. mit dem Zuwachs des ehemal. Hannöverschen Gebiets vermehrt, von E. W Streit. 2 Blätter ord. Pap. 12 gr. oder 54 kr.
— Dieselbe auf Olif. Pap. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.
Generalcharte von Amerika. Nach den neuesten Materialien, sichersten Ortsbestimmungen und den neuesten Eintheilungen entworfen von F. W. Streit 1810. ord. Pap. 8 gr. oder 36 kr.
— Dieselbe auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

* * *

F. Charten zum verkleinerten Handatlas für Zeitungsleser und Bürgerschulen gehörig.

Charte von Europa. Berichtigt im Novbr. 1809. 4 gr. oder 18 kr.
— Teutschland. Nach dem Wiener Frieden vom 14. Octbr. 1809. 4 gr. oder 18 kr.
Generalcharte der Oesterreichischen Monarchie. Entworfen von Ferd. Götze, und berichtigt nach dem Wiener Frieden vom 14. Octbr. 1809. 4 gr. od. 18 kr.
Charte von Nieder- und Inner-Oesterreich. Bericht. nach dem Wiener Frieden vom 14. Oktbr. 1809. 4 gr. od. 18 kr.
— Ost- und West-Gallizien. Bericht. nach dem Wiener Frieden vom 14. Octbr. 1809. 4 gr. od. 18 kr.
— Ungarn, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen. Bericht. im Novbr. 1809. 4 gr. od. 18 kr.
— vom Europ. Rußland. Dritte verb. Ausgabe nach dem Frieden von Friedrichshamm den 17. Septbr. 1809. 4 gr. od. 18 kr.
— von Schweden, Norwegen und Finnland. Nach dem neuesten Frieden vom 17. Septbr. 1809. 4 gr. od. 18 kr.

* * *

G. Kleinere Charten und Pläne.

Neue Charte des Thales von Mexico und der benachbarten Gebirge, an Ort und Stelle gezeichnet im Jahr 1804 von Don Louis Martin; ausgearb. und verb. im Jahr 1807. nach den trigonometr. Vermessungen von Don Joaquin Velasquez und den neuesten astronom. Beobachtungen und barometr. Messungen vom Hrn. A. von Humboldt, durch Jabbo Oltmanns. Fol. 1810. 6 gr. od. 27 kr.

Plan der sogenannten Napoleons Insel, und einiger andern kleinern Donau-Inseln bei Wien. Zur Erläut. der Geschichte des Feldzugs von 1809. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

— der Einfahrt von St. Petersburg. — Plan de l'Entrée à St. Petersbourg par *Mer* 1809. kl. Fol. 3 gr. od. 14 kr.

— von Kahira, nebst Jaffat, od. Alt-Kahira, Bulack und Dschise in Egypten. Nach C. Niebuhr. Fol. 6 gr. oder 27 kr.

* * *

II. Charten in Commission.

Carte générale du Théâtre de la Guerre en Italie et dans les Alpes. Depuis le passage du *Var* le 29. Sept. 1792. jusqu'à l'entrée des François à *Rome* le 22. pluviose an 6me *Rpblain.* avec les limites et divisions des nouvelles Republiques. Par *Bacler D'albe.* 1re Partie en 30 feuil. et

Carte générale des Royaumes de *Naples*, *Sicile et Sardaigne* ainsi, que des Iles de *Malte* et de *Gozze.* Formant la seconde Partie de 24 feuil. Fol.

3.

Neuigkeiten der Hof- Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt. Leipziger Jubilate-Messe 1810.

Fuhrmann, W. D., Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniss der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften und der besten Ausgaben und Uebersetzungen derselben. IV. Bd. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der classischen Literatur der Römer, II. Band. gr. 8. (Erscheint nach der Messe.)

Gemälde nach dem Leben, in Teutschland gesammelt II. Band. kl. 8. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

London und Paris, eine Zeitschrift, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern XII. Jahrg. 1810. 18 28 u. folg. Stücke, der Jahrgang von 8 Stücken gr. 8, geheftet 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Reise mit der Armee im Jahr 1809. 1r Theil mit Kupfern. gr. 12. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

(Der 2te u. 3te Theil erscheint Johannis.)

Thalie et Melpomène française, ou Recueil périodique de Pièces de Théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs Théâtres de Paris. Avec des Notes et des Explications nécess. pour les Etrangers. T. VI. Cah. II.

(Wird nach der Messe fertig.)

* * *

In Commission.

Amaranth von Carl Werlich 1r bis 3r Abschnitt. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Tournier-Marsch und 3 leichte Gesänge in Clavierauszug aus dem Schach Tournier-Original-Singspiel v. C. *Werlich* u. M. *Eberwein*. 4. im farbigen Umschlag geheftet 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

4.

London und Paris. 1810. II. Stück.

Inhalt.

Paris.

1. Ueber das Melodrama der Franzosen, und das Théâtre de l'Ambigu comique in Paris. — Das große Ballet. 2. Neuigkeiten vom Jardin des Plantes in Paris. 3. Einige Erinnerungen einer Reise von Paris über Bordeaux nach Bayonne im Jahr 1808. (Aus dem Portefeuille eines Teutschen.) Fortgesetzte Reise von Bordeaux nach Bayonne. Schilderung von Bayonne. — Das Schloß Marac, bewohnt vom Kaiser Napoleon. 4. Bruchstücke aus dem Leben von Lannes, Marschall von Frankreich und Herzog von Montebello. (Hierzu das Portrait Taf. IV.) 5. Der Sonntag in Paris. — Geschrieben am Ende des Februars 1810. 6. Französische Caricatur. Abreise des Schauspiel-Directors einer Provinzial-Truppe. (Hierzu Tafel V.)

Der.

Teutſche Merkur.

September 1773.

I.

Flüchtige poetiſche Stücke.

Momus.

Als neulich Vater Jupiter
Sein müdes Haupt, von Sorgen ſchwer,
Auf ſeine Götterrechte ſtützte,
Und mit der Linken mächtig blitzte;
Die groſſen Augen hin und her
Gedreht, im Lehnſtuhl überdachte,
Was nun ſein Erden-Völkchen machte:

5.

Allgemeine Geogr. Ephemeriden. 1810. IV. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen.

1. Notizen von der Insel *Elba*. 2. Nachricht über *Mozambik*: von Hrn. *Epid. Colin*. 3. Ueber die Erfindung des Compasses.

Bücher - Recensionen.

1. *A. J. v. Krusenstern's* Reise um die Welt, in den Jahren 1803. 1804. 1805. 1806. etc. I. Th. 2. Description topographique et statistique de la France, avec la Carte de chaque Departement etc. par *J. Peuchet* et *P. G. Chantaire* etc. No. I — XXI.

Charten - Recensionen.

1. *C. v. Paſsy.* Charte von Mähren und Oesterr. Schlesien, in 4 Blättern. Brünn, bei Heller. 2 Charte von Ostpreussen etc. unter Direction des Hrn. Min. *v. Schrötter.* Sect. XIX. bis XXI.

Vermischte Nachrichten.

Sammlung aller bekannten Geograph. Orts - Bestimmungen. (Fortsetzung.) Orts - Bestimmungen von Ungarn, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen; vom Hrn. O. L. *Streit.*

Zu diesem Stück gehört;

Das Portrait des Hrn. Hofraths *Bruns.*

6.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1810. IV. Stück.

Inhalt.

I. Auf die Vermählung Louisens von Oesterreich. II. Gedichte. 1. Die Brüder. 2. Wiegenlied. 3. Dichter-Wonne. III. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland.

7.

Pallas.

Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst 1810. IV Stück..

Inhalt.

I. Ueber die Relation der Schlacht bei Heilsberg, den 11. Junius 1807, nebst einem Plane. II. Ueber die Verwandtschaft der alten Bewohner Irlands mit den Hindu's. III. Deliberationen im Staatsrathe zu ** über die neuen Conscriptions-Einrichtungen 1808. (Fortsetzung.) IV. Ueber die Benutzung der in der Schlacht von Aspern erfochtenen Vortheile und über den Waffenstillstand von Znaym. V. Zur Rechtfertigung des Erzherzogs Johann. VI. Relation succincte de la Bataille d'*Eggmühl*, livrée le 22. Avril 1809 par S. M. l'Empereur *Napoléon* commandant en personne l'Armée française et celle des Alliés, à S. A. I. l'Archiduc *Charles*, commandant en chef l'Armée Autrichienne. VII. Uebersichten der Geschichte des Tages. D. Ueberblick der neuesten Erscheinungen im Gebiete der politisch-militärischen Literatur. VIII. Uebersicht der Kriegswissenschaft 1808. IX. Ueber die bessere Verpflegung der Krieger im Frieden, aus einer noch ungedruckten Schrift: Ueber die Landwehr.

8.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1810. IX. Bandes III. Stück.

Inhalt.

Afrika.

Siebente Abtheilung. (Fortsetzung.)

I. Das Kapland insbesondere. C. Das östliche Kafferland. II. Die Lagoaküste. III. Das nordöstliche Kafferland, oder die Küste Sofala und Sena.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:

Charte der Ostküste von Afrika mit Madagaskar. Taf. 8. Ein Beetjuanen-Dorf.

9.

Topograph. militärische Charte, von Teutschland in 204 Blättern.

Hiervon ist die XXIX. und XXX. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die XXIX Lieferung enthält die Sect. 34. Meppen, Sect 192. Tarvis, Sect. 193 Villach, Sect. 200. Laybach. die XXX. Lief. enth. die Sect. 175. Insbruck, Sect. 185. Gemünd, Sect. 191. (Ohne Benennung) Sect. 190. Idria. und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im Aprl. 1810.

Das Geographische Institut.

10.

Journal des Luxus und der Moden 1810. IV. Stück.

Inhalt.

I. Die Völkerwanderung und andere Maskenzüge aufgeführt zum Geburtsfeste von Ihro Kais. Hoh. der Durchl. Frau Großfürstin Maria Pawlowna, vermählten Erbprinzessin v. Sachsen-Weimar, am 16 Februar 1810. (Hierzu die Maskentafel T. 8. so wie die Notenblätter.) II. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Fünfter Brief. Ueber die Verschönerung der Stadt München und deren Vorstädte. — Teutsches und französisches Theater. — Die Kunstwerke des Hrn. Frisard. Sechster Brief. Rückkunft des Königs und der Königin von Baiern aus Paris. — Beschluß des Carnevals. — Durchreise des Fürsten von Neufchatel. — Ankunft und Abreise der Königin von Neapel. — Feierlichkeiten in München beim Aufenthalte und Abreise der Kaiserin Marie Louise von Frankreich. III. Schilderungen aus Cassel. Fünfter Brief. Der diesjährige

Carneval. — Maskirter Ball bei dem Grafen von Fürstenstein. — Theater. — Letzte Hof-Redoute. — Masken-Ball bei dem Justiz-Minister. — Arbeiten des Reichstages. IV. Masken-Ball in Gotha. V. Neuigkeiten aus Berlin. 1. Nachrichten vom Berliner National-Theater und dem diesjährigen Carneval. 2. Musiksucht oder Melomanie zu Berlin. 3. Fernere Nachrichten vom National-Theater. 4. Robertson's Luftreise in Berlin. VI. Pariser Moden im März 1810. (Aus Briefen einer teutschen Dame in Paris.)

No. V.

Monats-Bericht

des

F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen, im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen, literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Mai 1810.

I. Ankündigungen.

I.

Uebersicht der Organisation und Unternehmungen des Geographischen Instituts zu Weimar, als Vorbericht der neuesten Ausgabe seines Verlags-Catalogs von 1810.

Indem wir dem Publicum den Verlags-Catalog unserer Landcharten und anderer Geographischen Werke mittheilen, halten wir es für

Pflicht, demselben zugleich eine kurze Uebersicht unserer bisherigen Geographischen Unternehmungen, ihres Zweckes und systematischen Zusammenhangs zu geben.

Es ist nicht zu läugnen, dafs die grofse Menge neuer Entdeckungen, Untersuchungen, Berichtigungen, welche die Wissenschaften seit den letzten 30 Jahren fast in allen Ländern der Erde machten, auch der Geographie eine ganz neue Gestalt gab. Ebenso drohete die grofse politische Revolution der Welt eine nicht minder wichtige Veränderung. Der gewöhnliche geographische Unterricht in den Schulen war nicht *methodisch*. Lehrbücher und Charten davon waren gröfstentheils unrichtig, unzweckmäfsig und unbrauchbar geworden. Dies zusammengenommen gab uns vor achtzehn Jahren den Entschlufs, nach und nach, durch unsere planmäfsigen Verlags Unternehmungen, ein *Geographisches Institut* zu bilden, welches durch einen *vollständigen Cyklus von Geographischen Werken* für die Befriedigung *aller Bedürfnisse* des Publicums im Fache der Erdbeschreibung sorgen sollte. Wir sind mit Ausführung dieses Plans, welche mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft war, längst zu Stande, und das Publicum hat, ohne durch eine vorlaufende Ankündigung unserer Seits davon unterrichtet zu seyn, ihm schon seinen Beifall geschenkt. Dies konnte auch nicht fehlen, da es die Ausführung der einzelnen Theile davon in den Händen von Männern sahe, die sich längst schon durch ihre Arbeiten in diesem Fache sein vollständiges Vertrauen erworben hatten.

Um aber *alle Bedürfnisse* des Publicums im Felde der Geographie möglichst zu befriedigen, mufsten wir

1) für einen vollständigen *Schul-Apparat* zu einem *methodischen* Unterrichte in der alten und neuen Erdbeschreibung,

2) für ein vollständiges Handbuch der Geographie, sowohl für Lehrer, als andere Liebhaber, nebst neuen, richtigen, auch äuſserlich bessern und doch *wohlfeilen Charten* und andern *geographischen Apparaten*, und

3) für das Studium der Geographie, Statistik, Länder- und Völkerkunde selbst, seine täglichen Veränderungen, Entdeckungen, neuen Erscheinungen, Berichtigungen, Fortschritte der Wissenschaft und deren Resultate, für ein *geographisch-statistisches Journal*, und eine nach einem kritischen Plane bearbeitete und ausgewählte *Sammlung der neuesten Reisen* als *geographischer Hülfsquellen*,

sorgen, und alle diese verschiedenen Werke unter sich in eine *systematische Verbindung* bringen.

Um nun endlich auch Diejenigen zu befriedigen, welche die Erdkunde mehr wegen der Unterhaltung, die sie gewährt, als wegen anderer Zwecke lieben, und um den Lehrern der Geographie ein bequemes Repertorium um den Unterricht angenehmer zu machen, für einen mäſsigen Preis zu verschaffen, diente eine *Zeitschrift*, welche ein zusammenhängendes *Gemälde der Länder- und Völkerkunde* nach und nach aufstellte.

An das Ganze schlieſst sich, um auch Denjenigen, welche detaillirtere Charten nöthig haben, oder aus Liebhaberei suchen, zu genügen, unsere neueröffnete *Sortimentshandlung von geographischen Charten und Apparaten* an, die mit strenger Auswahl aufgenommen und nach den mäſsigsten Preisen bei uns zu haben sind. Der auch durch seine systematische Anordnung dem Geographen interessante *Sortiments-Catalog* derselben giebt hierüber in seiner Vorrede nähere Auskunft.

Hier ist nun die *Uebersicht unsers ganzen geographischen Cyklus*, und dessen, was die Liebhaber der Erdbeschreibung, Länder- und Völkerkunde von unserm Institute zu erwarten haben.

* * *

I.

Werke zum methodischen Schul-Unterrichte in der Geographie.

1. *Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie*, und die zweckmäfsigen Hülfsmittel dazu; von *A. C. Gaspari.* 4te Ausg. 1800. in gr. 8.

Herr Prof. *Gaspari* schrieb diese kleine Abhandlung schon i. J. 1791, zur Entwickelung seines Plans über den methodischen Unterricht in der Geographie, und sie ist daher allen Schullehrern beim Gebrauche seiner Lehrbücher unentbehrlich.

2. Gaspari's, A. C., *Lehrbuch der Erdbeschreibung, zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlasses. Erster Cursus.* 10te Aufl gr. 8. 1806.

3. *Dessen neuer methodischer Schul-Atlas zum ersten Cursus*; gezeichnet von *F. L. Güssefeld.* 15 Charten in Quer-Quart.

Dies Lehrbuch mit seinem Atlas ist für den ersten geographischen Unterricht in Bürger- und Landschulen bestimmt; und bereits in vielen teutschen Ländern in den Schulen eingeführt.

4. *Dessen Lehrbuch der Erdbeschreibung, zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlasses.* Zweiter Cursus. 7te Aufl. gr. 8. 1805.

5. *Dessen neuer methodischer Schul-Atlas*, für den *zweiten Cursus*, gezeichnet von *F. L. Güssefeld.* 36 *Charten* in Quer-Quart.

Dieses Lehrbuch mit seinem Atlas ist für Gymnasien, Akademien und den Privat Unterricht schon erwachsener Schüler bestimmt, und mit dem ersten Cursus zugleich in mehreren Ländern eingeführt.

6. *Dessen kleiner methodischer Erd-Globus.* 4 Zoll im Durchmesser.

Dieser kleine compendiöse Erdglobus ist zur Demonstration bei beiden Cursen brauchbar. Er liegt in einem sauber gearbeiteten Kästchen, welches ihm zugleich zum soliden Gestelle dient. Für Liebhaber, welche etwas Ausführliches verlangen, dient der Sotzmannsche achtzollige Erdglobus mit Schrift.

7. *Kurze geographische Uebersicht der ganzen Erde und ihrer Theile, Länder und Völker zum Selbstunterrichte für Frauenzimmer und Ungelehrte entworfen von Th. Fr. Ehrmann.* Mit 7 Charten. Weimar. 1806.

Diese mit zweckmäfsiger Kürze und Popularität entworfene Uebersicht kann, als Leitfaden bei einem kurzen kosmo-geographischen Cursus bequem zum Grunde liegen, und dem eigentlichen topographischen Unterrichte voran geschickt werden.

8. *Neuester Himmelsglobus*, nach dem v. Zachischen Sternverzeichnisse, zu *Gaspari's geographischen* und *Voigts astronomischen Lehrbüchern* gehörig; 4 *Zoll im Durchmesser*, in einem saubern Kästchen, welches ihm zugleich zum Gestelle dient. Desgl. der *Sotzmannsche neueste Himmels-Globus* von 8 Zoll Durchmesser.

9. *Neuester Himmels-Atlas*, zum Gebrauch für Schul- und Akademischen Unterricht, nach Flamstead, Bradley, Tob. Mayer, de la Caille, Le François de la Lande, und v. Zach, in einer neuen Manier, *mit doppelten schwarzen Stern-Charten* bearbeitet, durchgehends verbessert und mit den neuesten astronomischen Entdeckungen vermehrt von *E. F. Goldbach*; revidirt auf der *Sternwarte Seeberg* bei Gotha, und mit einer Einleitung begleitet vom Hrn. O. Frhr. *v. Zach*. Weimar, 1799. In Querfol.

Die schwarzen Stern-Charten dieses Atlasses, auf welchen alle Sternbilder, Sterne und Schrift weiſs und nett auf einem schwarzen sammtartigen Grunde erscheinen, sind in *dieser Manier* eine ganz neue Erfindung, und erleichtern das Studium der Astrognosie dem Dilettanten ungemein.

10. *Voigts, J. H., Lehrbuch einer populären Sternkunde*, nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft; für Schul- und Akademischen Unterricht; mit Beziehung auf einen kleinen 4zolligen *Himmelsglobus* und den neuesten *Stern-Atlas* mit schwarzen Charten. Weimar, 1799. gr. 8.

11. *Planetarium* oder Versuch einer sinnlichen Darstellung und faſslichen Beschreibung des Copernicanischen Weltgebäudes. Von *C. G. Putsche.* Mit einem Modelle in einem Kistchen. Weimar, 1805.

12. *Tellurium* oder Versuch einer sinnlichen Darstellung und faſslichen Beschreibung des Laufes der Erde und ihres Mondes um die Sonne. Von *C. G. Putsche.* Mit einem Modelle in einem Kistchen. Weimar, 1805.

II.

Vollständige Erdbeschreibung für Lehrer der Geographie und andere Liebhaber nebst dem Hand-Atlasse dazu.

13. Gaspari's *vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung.* gr. 8.

Dies Handbuch ist besonders für Lehrer und Liebhaber der Geographie geeignet, dient ihnen statt einer ganzen geographischen Bibliothek, und wird in den sechs dazu bestimmten Bänden die erste *vollständige, aus Quellen geschriebene, Erdbeschreibung* zum Handgebrauche in Teutschland liefern. Von diesem *voll-*

Da kam zum hohen Jupiter,
Mit einem Kasten auf dem Rücken,
Freund Momus, unter vielem Bücken,
Und grüßte den Olymp, und bat
Den ganzen göttlichen Senat,
Zu seinen schönen Raritäten
Ein wenig näher hin zu treten.
Man sah, und sah die weite Welt
Von Sonn' und Monden überschimmert,
Im Kleinen trefflich nachgezimmert;
Und Erde, Feuer, Luft und See,
Und alles, was darinnen je
Gewesen; Leopard und Wurm,
Und Nachtigall, und Krieg und Sturm,
Und Wäldchen, reich an Melodieen,
Und Berge, welche Flammen spieen.
Das erste Paradies, den Thurm
Zu Babel, neben einer Grotte
Bewohnt vom jüngsten Liebesgotte;
Der Ninon stilles Cabinett,
Und Magdalenens hartes Bett,
Umtanzt von höllischem Gewimmel,
Und Heilige, schon halb im Himmel;
Des jungen Peleiden Zorn;
Des Epikur gerühmten Frieden;
Und hier Egyptens Pyramiden,
Und dort ein Lied von Hagedorn.

ständigen Handbuche konnten, wegen der bisherigen grofsen Geographischen Revolutionen, und fast täglich eintretenden Veränderungen der *politischen Geographie* bis jetzt nur erst der I. II. und IV. Band geliefert werden. Der eingetretene Friede in Teutschland und die wiederkehrende Ruhe und sichere Bestimmung der Länderbesitzungen, werden uns nun auch die *Vollendung* dieses wichtigen Werks, welches mehrere Gelehrte, nach dem vortrefflichen *Gasparischen* Plane bearbeiten, möglich machen.

14. *Allgemeiner neuester Hand-Atlas, in 60 einzelnen Charten, im sogenannten Homannischen Formate.*

Das Publicum kennt bereits alle Charten davon, die wir seit 1797 lieferten, und hat ihnen seinen Beifall geschenkt. Wir wendeten auf diesen Atlas (davon wir, mit der Erscheinung eines jeden Theils des *Gasparischen Handbuchs*, den Liebhabern, die es verlangen, auch die dazu gehörigen Charten liefern,) die gröfste Sorgfalt, um ihn durch Richtigkeit der Zeichnung, Sauberkeit des Stichs und der Illumination, und dennoch *Wohlfeilheit des Preises* (denn jede Charte kostet nur 8 Gr. Sächs. oder 36 Kr. Reichs-Courant) den Schulen, Zeitungslesern und minder reichen Charten-Sammlern, welche die oft enorm theuern Cabinets-Charten nicht bezahlen können, brauchbar zu machen, und ihnen dadurch die, nun gröfstentheils unbrauchbar gewordenen, ältern Hand-Charten zu ersetzen. Da nun unsere erschienenen Charten von den besten jetzt lebenden geographischen Zeichnern entworfen, und grofsentheils auf der Herzogl. Sternwarte *Seeberg* bei Gotha revidirt und berichtiget worden sind, so empfehlen sie sich den Liebhabern vorzüglich durch ihre Zuverlässigkeit, und viele darunter könnten wohl mit mancher sehr theuern Cabinets-Charte um den Rang streiten. Nach unserm Plane enthält dieser Atlas 60 *Charten*, und umfafst damit die wichtigsten Länder der Erde alle. Wir haben für alle einerlei Format, und zwar das sogenannte *Homannische* allgemein bekannte gewählt, davon das Papier 22 Zoll Rheinl. Höhe und 26 Zoll Breite hat. Folgendes ist die *Uebersicht* davon.

Inhalt des grofsen Gaspar. Hand-Atlasses.

1. Oestl. und westl. Halbkugel. 2. Südl. und nördl. Halbkugel. 3. Europa. 4. Teutschland. 5. Oesterreichische Monarchie. 6. Königr. Baiern. 7. Königr. Würtemberg mit Baaden. 8. Kön. Westphalen. 9. Berg, Hessen

u. Gr. H. Frankfurt. 10. Nordwestl. Baiern u. Würzburg od. der Mayn. 11. Kön. Sachsen od. die Ober-Elbe. 12. Brandenburg und Pommern, oder die Oder. 13. Oestl. Kön. Westphalen, Mecklenburg, Holstein, oder die Weser und Nieder-Elbe. 14. Böhmen. 15. Mähren und Schlesien. 16. Helvetien. 17. Generalcharte von Italien. 18. Ober- und Mittel Italien. 19. Unter-Italien oder das Kön. Neapel. 20. Sicilien und Malta. 21. Sardinien und Corsica. 22. Frankreich. 23. Spanien. 24. Portugal. 25. Grofsbrittannien und Ireland. 26. England. 27. Schottland. 28 Ireland. 29. Kön. Holland. 30. Dänemark. 31. Schweden und Norwegen. 32 und 34. Europäisches und Asiatisches Rufsland. 34. Preufsen und Herzogthum Warschau. 35. Polen, nach dem Frieden von Tilsit. 36. Ungarn und Siebenbürgen. 37. Ost- und Westgallizien. 38 Türkisches Reich in Europa. 39. Asien. 40. Osmanisches Reich in Asien. 41. Persien. 42 und 43. Ostindien, dies- its und jenseits des Ganges mit seinen Inseln. 44. China. 45. Das schwarze Meer. 46. Die Caucasische Landenge. 47. Das stille Meer zwischen Asien und Amerika. 48. Afrika. 49. Nord-Afrika. 50. Aegypten mit Habesch und Darfur. 51. Senegambien, Nigritien und Guinea. 52. Nieder-Guinea. 53. Zanguebar, Kaffernküste und Madagaskar. 54. Südspitze von Afrika. 55. Amerika. 56. Nordamerika. 57. Nordamerikanische Freistaaten. 58. Westindien. 59. Südamerika. 60. Australien.

Dies ist also unser *grofser Gaspar. Hand-Atlas*, an dessen *fortwährender Berichtigung* nach jeder geographischen Entdeckung und jeder politischen Veränderung wir unablässig arbeiten, so dafs der Freund der Erdkunde hier immer den *neuesten Zustand der Länder* vor Augen hat. Das Ganze kostet dem Liebhaber und Lehrer der Erdbeschreibung, — der daran *Alles, was er von Charten bedarf*, hat, mehr nicht als 20 *Rthlr.* — eine gewifs sehr mäfsige Ausgabe für den sorgfältig geprüften Kern aller neuen geographischen Entdeckungen und Berichtigungen. Dafs man von obigen Charten auch jede einzeln für sich, zu 8 *Gr. Sächs. oder* 36 *Kr. Rhl. Ladenpreis* bei uns haben könne, versteht sich ohnedies.

Doch auch für minder bemittelte Liebhaber der Erdkunde, für *Zeitungsleser* und für *Bürgerschulen* haben wir durch unsern

15. *Verkleinerten Hand-Atlas über alle Theile der Erde in 60 Charten für Bürgerschulen und Zeitungsleser.* Roy. fol.

zu sorgen gesucht.

Dieser Atlas ist, mit Ausnahme weniger neu gezeichneter Charten, aus dem grofsen Hand-Atlass reducirt und empfiehlt sich nicht nur durch Sauberkeit des Stichs und der Illumination und durch innere Richtigkeit, da er blofs eine verkleinerte Copie des grofsen Hand-Atlasses ist, sondern auch durch sein bequemes Format — (jede Platte ist etwas gröfser als ein auseinander gelegter, gewöhnlicher Bogen) — zum Unterrichte, vorzüglich in den Schulen, in welchen *Gaspari's* Lehrbücher und Methode nicht eingeführt sind, und durch seinen sehr wohlfeilen Preis (jedes Blatt kostet 4 Gr. od. 18 Kr., das Ganze 10 Rthlr. od. 18 fl.) auch für jeden Zeitungsleser zum geographischen Hausbedarf.

Auf Verlangen mehrerer Liebhaber und Lehrer der Geographie haben wir diesen Atlas auch dem *2ten Cursus des Gasparischen Lehrbuchs* adaptirt, und in der neuesten 7ten Ausgabe desselben den *verkleinerten Hand-Atlas* mit citirt.

Inhalt

des verkleinerten Hand-Atlasses.

1. Oestl. und westl. Hemisphäre. 2. Nördl. Hemisphäre. 3. Südl. Hemisphäre. 4. Europa. 5. Teutschland. 6. Oesterr. Kaiserthum. 7. Erzherzogth. Oesterreich. 8. Böhmen. 9. Mähren und Schlesien. 10. Gallizien. 11. Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien. 12. Königr. Westphalen. 13. Grofsherzogth. Würzburg. 14. Grofsherzogth. Berg und Hessen. 15. Königr. Baiern. 16. Kön. Würtemberg und Grofsherzogth. Baaden. 17. Der ehemal. Westphälische Kreis. 18. Hanover und die drei Hansestädte. 19. Die Mark Brandenburg und Pommern. 20. Preufsen und Warschau. 21. Kön. Sachsen. 22. Helvetien u. Wallis. 23. Italien. 24. Nördl. Italien. 25. Neapel. 26. Sicilien. 27. Frankreich. 28. Nordw. Theil von Frankreich. 29. Nordöstl. Theil von Frankreich. 30. Südwestl. Theil von Frankreich. 31. Südöstl. Theil von Frankreich. 32. Spanien und Portugal. 33. England. 34. Schottland. 35. Ireland. 36. Kön. Holland. 37. Dänemark. 38. Schweden und Norwegen. 39. Europ. Rufsland. 40. Europ. Türkei. 41. Asien. 42. Asiat. Rufsland. 43. Asiat. Türkei. 44. Persien. 45. Vorder-Indien. 46. Hinter-Indien. 47. China. 48. Afrika. 49. Aegypten. 50. Barbarei. 51. Senegambien und Ober-Guinea. 52. Nieder-Guinea. 53. Südafrika. 54. Madagaskar und Afrikan. Ostküste. 55. Amerika. 56. Nordamerika. 57. Vereinigte Nordamerik. Staaten. 58. Westindien. 59. Südamerika. 60. Australien.

Auch dieser Atlas ist einer *fortlaufenden Berichtigung* unterworfen, wie solche durch Erweiterungen der Erdkunde oder durch politische Veränderungen nöthig wird.

16. *Ein paar achtzollige Erd- u. Himmels-Globen, entworfen von D. F. Sotzmann.* 1806.

Diese durch äufsere Eleganz und inneren Werth sich gleich empfehlenden Globen stehen ziemlich in demselben Verhältnisse zu unserm Hand-Atlasse und dem Gasparischen Handbuche, wie die Gasparische methodische Erd- und Himmelskugel zu dessen Lehrbüchern und methodischen Schul-Atlassen.

17. *Ein Paar neue Erd- und Himmels-Globen, von 1 Engl. Fuls im Durchmesser, nach Cary's und Gilpin's neuesten Arbeiten.* 1810.

Diese zwei Globen von höchster Genauigkeit und äufserer Eleganz sind wahre Meisterstücke, und werden jedes Museum oder Geographisches Cabinet zieren. Sie sind bei uns, unter der Direction und genauen Aufsicht des Hrn. Hofraths und Professors *Voigt* zu *Jena*, gearbeitet, welcher auch als Beschreibung derselben, und überhaupt als Unterricht über den Gebrauch der Erd- und Himmelskugeln folgende kleine interessante Schrift geliefert hat.

18. *Voigts, J. H., cosmographische Entwickelung aller Begriffe und Kenntnisse, welche bei der zweckmäfsigen Benutzung der künstlichen Himmels- und Erdkugeln erforderlich sind.* Mit Kupfern. 8. 1810.

19. *Allgemeines geographisches Lexicon, nach einem neuen Plane bearbeitet.*

An diesem Werke, welches für Liebhaber, die wegen einer geographischen oder statistischen Notiz schnell nachschlagen wollen, bestimmt ist, wird anjetzt gearbeitet, und dasselbe so bald erscheinen, als die politische Lage der Dinge in der Welt es erlaubt.

III.

Werke für das fortgehende Studium der Geographie, Statistik, Länder- und Völkerkunde selbst.

20. *Allgemeine Geographische Ephemeriden, verfasset von einer Gesellschaft Gelehrten, und herausgegeben von A. C. Gaspari und F. J. Bertuch.* Mit Kupf. u. Ch. 8. 1800 — 1802.

Dieselben von F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 1803 — 1805.

Dieselben von F. J. Bertuch. 1806 — 1810.

Von diesem Journale, das wir im J. 1798, unter Redaction des Hrn. O. H. M. *v. Zach* zu *Gotha*, zu unternehmen anfiengen, und dessen Plan und Ausführung das Publicum kennt, und mit seinem Beifalle beehrt, erscheint zu Anfang jeden Monats ein Stück von 8 Bogen, und wird durch die Postämter und Buchhandlungen geliefert. Es giebt von jeder vorfallenden geographischen Veränderung, Berichtigung oder neuen Entdeckung, so wie von den Fortschritten der geographischen Literatur, und von neu erscheinenden Charten unverzüglich Nachricht und ist, so zu sagen, der monatliche Dépôt von allen geographisch-statistischen Notizen.

20. *Neueste Länder- und Völkerkunde, ein geographisches Lesebuch für alle Stände.* Mit Charten u. Kupf. 1806 — 1810. I — VIII. Bd.

Diese zur geographischen Unterhaltung und für Lehrer, um den geographischen Unterricht angenehmer zu machen, bestimmte belehrende Zeitschrift, stellt ein Gemälde des gegenwärtigen politischen und sittlichen Zustandes der Länder und Völker und eine Schilderung der Beschaffenheit ihrer Wohnsitze in einem populären Vortrage auf und kann, in Verbindung mit dem verkleinerten Hand-Atlasse, sehr gut zum *eignen Unterrichte* in der Erdkunde dienen. Es ist eine grofse, vollständige und aus den besten Quellen, von mehreren Gelehrten nach einerlei Plan und Form bearbeitete allgemeine Erdbeschreibung, welche jedem Liebhaber statt einer geographischen Bibliothek dienen kann. Jedes Land und Reich ist auch unter einem besondern Titel, als einzelnes Werk zu haben. Wir müssen dabei die Liebhaber vor einem, zu *Prag* erscheinenden, schändlichen, höchst verfälschten,

und durch die albernsten Zusätze und Weglassungen verstümmelten *Nachdruck* unsers Werks, gegen welchen wir nur feierlichst protestiren, aber ihn leider nicht hindern können, *warnen*, damit sie ihr Geld nicht für gestohlne und verfälschte Waare verschwenden.

21. *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane gesammelt, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet und herausgegeben von M. C. Sprengel, und nach dessen Tode fortgesetzt von T. F. Ehrmann.* 8. *Mit Charten und Kupfern.* 1800 — 1810. *I — XL. Bd.*

Diese fortgehende interessante Sammlung der neuesten und besten Reisen aus allen Sprachen sammelt die Resultate aller Entdeckungen und Berichtigungen, welche Geographie, Länder- und Völkerkunde durch die Bemühungen der neuesten Reisenden in allen Ländern der Welt erhalten haben, und liefert sie kritisch bearbeitet.

* * *

Dies ist nun die allgemeine Uebersicht des ganzen Cyklus unserer geographischen Verlags-Unternehmungen, wodurch wir, wie obgedacht, ein kleines Institut zu bilden suchten, welches für die solide Befriedigung aller der verschiedenen Bedürfnisse des Publicums im Fache der Erdbeschreibung sorgen sollte. Ob wir damit unsern Zweck erreicht, oder uns ihm doch wenigstens genähert haben, werden Kenner entscheiden, und uns die Folgen lehren. Wir haben dasselbe, wie bekannt, von unsern übrigen Geschäften getrennt, unter der Firma

Geographisches Institut

für sich selbst bestehend etablirt, und empfehlen es, so wie uns selbst, dem Publicum ferner zu geneigtem Wohlwollen.

Weimar, den 30 März 1810.

Herzogl. Sächs. priv.
Landes-Industrie-Comptoir.

II. Erſchienene Neuigkeiten

im Mai

UND DEREN INHALT.

1.

Mémoires du Prince Eugène de Savoie, écrits par lui-même. *Nouvelle édition*, ornée des portraits de l'auteur et de l'Editeur. —

Die ſo intereſſanten eigenhändigen Memoiren des Prinzen Eugen wurden nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch im Auslande mit großem Beifall aufgenommen, ſo daß ſelbſt die Nachdrucker darüber herfielen und in Paris ſeit einem Jahre bereits die dritte Auflage davon erſcheinen. —

Um ſo mehr dürfen wir dem Publikum die rechtmäßige zweite Ausgabe, welche bei uns vermehrt mit dem Portrait des Verfaſſers, ſo wie des Herausgebers eben erſchienen iſt, zu empfehlen.

Weimar den 1 Mai 1810.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Ueberſetzungs-Anzeige.

Von dem ſehr intereſſanten holländiſchen Werkchen:

Reizen door een groot Gedeelte van *Zuid-Holland*. Gedaan in de Jaren 1807 en 1808. Door *H. Potter*. —

D. h.

H. Potter's Reiſen durch einen großen Theil von Südholland, gethan in den Jahren 1807 und 1808. —

Wird ehestens eine zweckmässig bearbeitete Uebersetzung für die Sprengel-Ehrmann'sche Bibliothek, und auch einzeln zu haben, in unterzeichnetem Verlage erscheinen.

Weimar im April 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

In unsern Verlage ist so eben fertig geworden, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Beschreibung der Maskenzüge am 30. Januar und 15 Februar 1810. zu Weimar. Mit 2 colorirten Kupfern. (Besonders abgedruckt aus dem Journal des Luxus und der Moden.) gr. 8. broschirt 18 gr. Sächs. oder 1 fl. 21 kr. Rhein.

Weimar im Mai 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Neueste Länder- und Völkerkunde 1809. VII. Bandes VI. Stück. und IX. Bds. 1810. IV. Stück.

Inhalt des VI. Stücks des VII. Bds.

Großbritannien und Irland.

Sechste Abtheilung.

18. Topographie. III. Irland. A. Ulster. B. Connaught. C. Leinster. D. Munster. 19. Geographisch-statistische Literatur. 20. Verzeichniß der besten und neuesten Charten von den britannischen Inseln.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:

Plan von Manchester. Plan von Liverpool.

* * *

Inhalt des IV. Stücks des IX. Bandes 1810.

Afrika.

Beschreibung der einzelnen Länder von Afrika.

Achte Abtheilung.

D. Oſt-Afrika.

A. Die Oſtküſte von Afrika an ſich, oder das feſte Land derſelben. I. Die Küſte Mozambik. II. Die Küſte Zanguebar. B. Die oſt-afrikaniſchen Inſeln. I. Die Komorriſchen Inſeln. II. Die Inſel Madagaskar. III. Die Maskareniſchen Inſeln. Kurze Beſchreibung der einzelnen Inſeln dieſer Gruppe. I. Ile-de-France. II. Inſel Bourbon, jetzt Bonaparte. III. Die Inſel Rodriguez. IV. Die Almiranten-Inſeln. V. Die Seſchellen- oder Mahe-Inſeln.

Zu dieſem Hefte gehören folgende Kupfer:

Charte von Ile de France. Charte von Ile de Bourbon. Taf. 4. Afrikaniſche Thiere. Das Rhinoceros.

5.

Journal des Luxus und der Moden 1810. V. Stück.

Inhalt.

I. Beſchreibung der Feierlichkeiten bei der Vermählung des Großherzogs Francesco Medicis mit der Erz-Herzogin Johanna von Oeſtreich. II. Muſik. Die Aufführung des Te Deum laudamus von Righini zu Berlin auf dem Königl. Schloſſe im weißen Saale am 13. März 1810. III. Theater. 1. Aufführung der Deodata von Kotzebue in Berlin. 2. Theater in München. IV. Kunſt. 1 Kunſt-Ausſtellung in Dresden, am Friedrichstage den 5ten März 1810. 2. Melling's maleriſche Beſchreibung von Conſtantinopel und den umliegenden Gegenden. V Schilderungen aus Caſſel. Sechster Brief. Die diesjährige Oſtermeſſe zu Caſſel. VI. Miscellen 1. Bemerkungen eines Reiſenden über Marburg. 2. Scenen des letzten Krieges. — Der Landſturm in Mergentheim. VII. Moden. 1. Modenbericht aus München. 2. Pariſer Modenbericht im April 1810.

6.

Beschreibungen der Schlachten von Aspern und Teutsch-Wagram.

Ueber die beiden Riesen-Schlachten des letzten Krieges sind bei uns so eben folgende, nach den besten Quellen bearbeitete Uebersichten nebst den Schlacht-Planen und Erläuterungs-Charten erschienen.

1. Abriss von der Schlacht von *Essling*en und *Gross-Aspern* den 21 und 22 Mai 1809. Nach den besten Materialien ausgearbeitet *teutsch* und *französisch* mit einer *Doppelcharte*. 4. brochirt. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

2. Officielle Berichte von der Schlacht von *Enzersdorf* und *Teutsch-Wagram* am 5, und 6. Julius 1809 nebst Nachträgen eines Augenzeugen und einer kurzen Uebersicht der Begebenheiten bis zum Frieden von Wien den 14 October 1809. Mit einem Schlacht-Plane und den Charten der *Insel Lobau*, so wie der *Oestreichischen Monarchie* nach dem *Frieden von Wien*, *Zweite, sehr vermehrte Ausgabe*, mit teutschem und französischem Texte. 4. brosch. 1 Rthlr, 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Beide Abhandlungen machen auch zusammen Ein Werk unter folgendem Titel aus:

Sammlung der Pläne und Nachrichten von den beiden Hauptschlachten von *Gross-Aspern* und *Teutsch-Wagram* auf dem Marchfelde bei Wien, zwischen der französischen und oesterreichischen Armee im Jahr 1809 bis zur Beendigung dieses Kriegs durch den Frieden von Wien vom 14. Octbr. 1809. Mit 4 Charten und franz. und teutsch. Text. 4. brosch. 2 Rthlr od. 3 Fl. 36 Kr.

Weimar im Mai 1810.

Das Geographische Institut.

7.

Pallas. Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst. Von R. v. L. 1810. V. Stück.

Inhalt.

I. Flüchtige Bemerkungen über die Apologie des Adels, von Hans Albert, Freiherrn von G., und die darin aus

Nicht minder künſtlich war zu ſehn
In ſeinem Faſſe Diogen,
Und auf der Bühne Carl der zwölfte;
Petrarch mit ſeiner lieben Hälfte;
Semiramis und Helena,
Muſarion und Pamela;
Mein Bayle zwiſchen ſeinen Zweifeln;
Und Doctor Fauſt mit ſeinen Teufeln;
Und Robinſon auf ſeiner Fahrt;
Anakreons geſalbter Bart,
Am ſchattenvollen Traubenhügel;
Candide, Solon, Eulenſpiegel,
Confucius und Aretin,
Und Schwedenborg, und Harlekin
Aus einem Ey hervorgekrochen;
Der Eremit bey Todtenknochen;
Armida bey Rinaldens Kuß;
Und endlich machten den Beſchluß
Chymiſten, Critiker, Propheten,
Druiden, Zauberer, Poeten,
Nebſt Sittenſprüchen, Wunderlehr,
Und tauſend andren ſchönen Sachen.
Da blitzte Jupiter nicht mehr,
Und alle Götter mußten lachen.

J.

dem neuen Behemoth aufgestellte Sätze. II. Bemerkungen über die Relation der Schlacht bei Friedland, den 14. Jun. 1807. III. Uebersicht der Geschichte des Jahres. A, Politisch-militärische Chronik. B. Uebersicht der Finanzverhältnisse im J. 1809. IV. Ansichten des österreichischen Finanzedikts vom 26. Febr. 1810. V. Montesquieu über das Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen VI. Ueber Alboquerque's Plan, den Nil abzuleiten.

8.

Allgemeine Geograph. Ephemeriden. 1810. IV. Stück.

Inhalt des IV. Stücks.

Abhandlungen.

1. Notizen von der Insel *Elba*. 2. Nachricht über *Mozambik*: von Hrn. *Epid. Colin*. 3. Ueber die Erfindung des Compasses.

Bücher - Recensionen.

1. *A. J. v. Krusenstern*'s Reise um die Welt, in den Jahren 1803. 1804. 1805. 1806. etc. I. Thl. 2. Description topographique et statistique de la France, avec la Charte de chaque Departement etc. par *J. Peuchet* et *P. G. Chantaire* etc. No. I—XXI.

Charten - Recensionen.

1. *C. v. Paſsy*. Charte von Mähren u. Oesterr. Schlesien, in 4 Blättern. Brünn, bei Haller. 2. Charte von Ostpreußen etc. unter Direction des Hrn. Min. *v. Schrötter*. Sect. XIX. bis XXI.

Vermischte Nachrichten.

Sammlung aller bekannten Geograph. Orts-Bestimmungen. (Fortsetzung.) Orts-Bestimmungen von Ungarn, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen; vom Hrn. O. L. *Streit*.

Zu diesem Hefte gehört:

Das Portrait des Hrn. Hofraths *Bruns*.

9.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder mit teutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. CXVII. und CXVIII. Heft. gr. 4. Nebst dem ausführlichen Texte dazu gr. 8. Ebendieselben Hefte.

Diese zwei Hefte sind so eben erschienen und enthalten folgende interessante Gegenstände.

CXVII. Heft.

Taf. 81. Die Wachs-Palme aus Südamerika. Taf. 82. Peruanische Inkas. Taf. 83. Türkische Gräber; Fig. 1. Große verschlossene und aus offenen Bogen bestehende Gräber. Fig 2. Offenes Grab von weißem Marmor, an welchem sich Säulen erheben. Taf. 84. Der Seeigelförmige Meerstern. Taf. 85. Die St. Paulskirche in London.

CXVIII. Heft.

Taf. 86. Schöne ausländische Sträuche. Der pontische Alpbalsam. Taf. 87. Der Riesendamm in Irrland. Taf 88. Der Brandpilz des Waizens. Taf. 89. Ruinen der alten Stadt Saguntum in Spanien. Taf. 90. Die Celtischen Monumente von Carnac. Sowohl vollständige Exemplare, als auch einzelne Hefte dieses Werks sind jederzeit bei uns, und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Weimar im Juni 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

10.

Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 bis 1806 von Carl Bertuch. Zweiter Heft mit 1 Titelkupfer. gr. 12. geheftet. Preis 1 rthlr. oder 1 fl. 48 kr. Weimar 1810. im Verl. des Landes-Industrie-Comptoirs.

Der Verfasser dieser vorliegenden Reisebemerkungen liefert in dem so eben erschienenen zweiten Hefte unter andern eine kurze Geschichte der Kaiserl. Akademie der Künste, so wie

der hauptsächlichsten in Wien lebenden Bildhauer, Maler und Kupferstecher und ihrer Arbeiten, wobei er nur das aus eignen Beobachtungen Zusammengetragene aufzeichnete, und dadurch einen nicht überflüssigen Beitrag zur Kunstgeschichte neuerer Zeit aufzustellen glaubte, um so mehr, da keiner der neuern Reisenden, welche über Wien schrieben, diesen Gegenstand weitläufig behandelte. Ferner findet man in den nachfolgenden Briefen Nachrichten von den Kaiserl. Naturalien Kabinetten, so wie von der Menagerie von Schönbrunn bei Wien. — Der Anhang liefert unter andern noch aus den Briefen von Wiener Freunden eine ausführliche Uebersicht des jetzigen Zustandes der obenerwähnten K. Naturalien Kabinette, über deren Reichhaltigkeit die Freunde der Naturgeschichte staunen werden, da auch diese schätzbaren Sammlungen, wie so manches Gute und Treffliche in Wien zeither im Auslande wenig gekannt wurden.

Weimar, im Jun. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

II.

Im Verlage der Hofbuchhandlung in Rudolstadt ist erschienen:

Reise mit der Armee im Jahr 1809.

Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. 1 thlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Der Verfasser kam kurz vor Ausbruch des Krieges nach Dresden, in der Absicht sich der Malerei zu widmen, und fand Veranlassung die Sächsische Armee auf ihrem Feldzuge an der Donau 1809 zu begleiten. Ohne Soldat von Profession zu seyn, fehlte es ihm nicht an Sinne für die Angelegenheiten des Kriegs, so wie an Gelegenheit theils selbst zu sehen, theils die Meinung anderer, mehr unterrichteter Männer im Haupt-Quartiere an Ort und Stelle abzuhören. Sollte dies Buch daher auch den Krieger nicht vollständig befriedigen, so wird es für das größere Publikum doch hinlänglich interessante und genügende Aufschlüsse geben, und dasselbe durch manche Bemerkung anderer Art noch überdies schadlos halten. Wo sich insonderheit dem Verfasser Bemerkungen und Ansichten über Gegenstände der Kunst aufdrangen, sind diese in seinen Briefen mit eingeschaltet, und noch außerdem jedem Theile ein besonderer, der Kunst gewiedmeter Anhang hinzugefügt worden. Der erste Theil beginnt mit der Ankunft des Verfassers in Dresden, und endet mit

dem Gefechte bei Linz am 11 Mai und enthält demnach zu gleicher Zeit die Beschreibung des Marsches vom Corps des Prinzen Ponte-Corvo, von Dresden über Altenburg, Weimar, Rudolstadt, Hof über das Fichtelgebirge durch die Ober-Pfalz und längs der Donau bis Linz, mit allen sich dabei ereignenden militärischen, politischen, und Reise-Vorfällen. Der bereits im Drucke fast vollendete zweite Theil führt die Reise und die Geschichte fort vom Gefechte bei Linz bis zur Schlacht bei Teutsch-Wagram über Ebersberg, Ens, Melk, St. Pölten, Wien, bis auf die Insel Lobau. In der Pause zwischen den beiden Schlachten auf dem Marchfelde, machte der Verfasser einen Abstecher über Lilienfeld, Mariazell und die steirischen Alpen, bis in die Gegend von Bruck, so wie einige andere nach Wien.

Der dritte Theil, welcher dem zweiten ungesäumt folgen wird, beginnt mit der Schlacht von Teutsch-Wagram; bei Anfang des Waffenstillstandes begiebt sich der Verfasser auf einige Wochen nach Wien und Schönbrunn, sodann nach Presburg, geht mit Couriergelegenheit von da nach Regensburg bis Frankfurt am Main, sodann über Weimar nach Dresden, wo er mit dem Könige von Sachsen an Einem Tage eintrifft, und das Ganze schließt mit einem Aufenthalt von mehrern Wochen in Weimar, von wo sich der Verfasser beim Abschlusse des Friedens in seine Heimath zurückzieht. —

Der Anfang des ersten Theils führt den Titel: Gelegentliche Gedanken über das Wesen der Kunst, in Bezug auf die Landschaftsmalerei. An den zweiten Theil schließen sich: Collectaneen und Randglossen über die schöne Baukunst überhaupt und über die Gothische Baukunst insbesondere an. Der Anhang des dritten Theils enthält zwei Abhandlungen: Ideen über einen dramatischen Gesamtverein der Teutschen, (bereits im Novemberstück des Journals der Moden abgedruckt) und 2. Versuch sich über das Wesen des Komischen zu orientiren.

Jedem Theil ist als Titelkupfer ein landschaftlich architektonischer Umriß beigefügt; dem Ersten das Landhaus des Fürsten Putiatin zu Schakwitz bei Dresden, dem Zweiten die Stephans-Kirche zu Wien, dem Dritten der Dom von Erfurt.

Rudolstadt, im Jun. 1810.

F. C. R. priv. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

No. VI.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts zu Weimar,

so wie auch der

F. S. K. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Junius. 1810.

I. Ankündigungen.

1.

Zur nächsten Michaelis-Messe wird in unserm Verlage erscheinen:

Mythologisches Taschenbuch, oder Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker; nach den besten Quellen entworfen von Friedrich Majer. Erster Jahrgang für das J. 1811. Klein Octav. Mit vielen Kupfern.

Der Titel bezeichnet hinreichend den Inhalt und Zweck eines wichtigen, längst gewünschten Werkes, welches hiermit

begonnen wird. Die Geschichte und Verfassung der christlichen Religion, die Mythologie und Religion der Aegypter, Griechen und Römer sind in den neuesten Zeiten, besonders unter den Teutschen, mit vieler Sorgfalt und Gründlichkeit bearbeitet worden. Unversucht ist es noch geblieben, hauptsächlich wohl wegen der diesem ungebahnten Pfade eigenen Schwierigkeiten, auch die Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche der übrigen Völker, auf gleiche Weise bekannt zu machen; noch weniger hat man daran gedacht, es im Zusammenhange mit jenen, in einem allgemeinen Werke zu thun. Und doch kann und wird jene schönste und merkwürdigste Blüte des Wunderbaumes menschlicher Cultur, in welcher das dunkle Bewußtseyn der Vergangenheit und Zukunft eines göttlichen Lebens und Daseyns, in dem schnell vorübereilenden irrdischen, unter allen Himmelsstrichen die zartesten Gebilde der Phantasie hervorgerufen, und die Anfänge aller Kunst und Wissenschaft veranlaßt hat; nur dadurch die nöthige Beleuchtung erhalten, um sich in der ganzen Herrlichkeit ihres Farbenschmuckes zu zeigen, und die tiefsten, in ihrem Kelche verschlossenen Geheimnisse deutlich zu entfalten. Beruf und Fähigkeit, ein solches Werk mit Glück und zur Zufriedenheit des Publikums zu unternehmen hat der Verfasser, durch sein Allgemeines Mythologisches Lexikon, dessen dritter Band im Laufe des nächsten Jahres gewiß erscheinen wird, hinreichend beurkundet. Der verdiente Beifall, welchen das anderen wichtigen Zweigen der Geschichte der Menschheit gewidmete Taschenbuch der Reisen von C. A. W. v. Zimmermann, fortgehend erhält, hat ihn bei der entschiedenen Vorliebe der Lesewelt für diese Form, zu dem Entschlusse veranlaßt, seine Geschichte aller Religionen, auch in einer Reihe von Taschenbüchern mitzutheilen: in einer unterhaltenden einfachen und getreuen, für den Gelehrten und Forscher aber in besonderen Anmerkungen mit beständiger genauer Nachweisung der Quellen versehenen, Darstellung. In gewisser Weise wird sich dieses Werk sogar dem Zimmermannischen anschließen, und eins wird das andere erfreulich ergänzen. Das neue soll vollständig ausführen, was in dem alten nur leicht angedeutet ist, oder gänzlich wegbleiben mußte; dieses dagegen kann durch seine Darstellungen der Sitten und Gebräuche der Völker überhaupt, jenes um vieles verständlicher machen und ihm manche Erläuterungen ersparen. Das erste Bändchen wird sich mit den Mythen, religiösen Ideen und Gebräuchen der Grönländer und der Urvölker des nördlichen Amerika beschäftigen. Die nächstfolgenden sollen, wenn auch den übrigen Originalbewohnern von Amerika ihr Recht geschehen ist, durch die Südsee nach Asien hinüberführen. Die Gründe, welche den Verf. bestimmt haben, sein Werk mit den Urvölkern Amerika's zu beginnen, wird er in dem Vorberichte des ersten Bändchens angeben. Eine Anzahl guter Kupfer wird dem Werke nicht nur größere Deutlichkeit, sondern auch eine angenehme Zierde gewähren,

und man darf erwarten, daß es mit der Zeit die kostbaren und ihres Folioformates wegen unbequemen Coutumes et Ceremonies etc. von Picard, mit den dazu gehörigen unvollständigen und oberflächlichen Erklärungen und Dissertationen, in Vergessenheit bringen wird. Erhält es den Beifall der Zeitgenossen, dessen es sich schmeichelt, und eine hinreichende Anzahl von Käufern: so können, wie von dem Zimmermannischen Taschenbuche, jährlich auch zwei Abtheilungen erscheinen, um es desto früher seiner Vollendung näher zu bringen.

Weimar im Jun. 1810.

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Mythologie des Indous, travaillée par Mad. la Chanoinesse *de Polier*, sur les Mstcpts. authentiques apportés de l'Inde, par feuMr. le Colonel *de Polier*. T. I. et II.

Schon zu Ende des vorigen Jahres erschien in unserm, und Hrn. *Schölls* zu Paris, Verlage dieſs wichtige Original-Werk, über dessen Werth wir kein entscheidenderes Urtheil, so wie über seinen interessanten Inhalt keine bessere Darstellung geben können, als wenn wir das, was Hr. Hofr. *Böttiger* in No. 294 des *Morgenblatts für gebildete Stände* vom vorigen Jahre, bei seiner Erscheinung davon sagte, hier wörtlich wiederhohlen.

* * *

Indische Mythologie.

„Unsere neueste historische Forschung gleicht der Sonnenblume am Morgen; alles wendet sich nach Indien. Die Naturphilosophie läſst es von ihrer Seite nicht an mächtigen Aufregungen dazu fehlen. Die Urreligion ist nur in den heiligen Sagen und Büchern der Indier zu finden!! So wird das Licht von Osten auch aufser den geweihten Hallen jetzt angezündet und angebetet.

„Die historische Kritik muſs also alles aufbieten, um mit dieser Tendenz des Zeitalters, der wir gern die ehrwürdigsten Motive zutrauen wollen, stets Schritt zu halten.

„Wenn wir nur erst Bücher in der Sanscrit hätten, und sie im Urtexte zu lesen vermöchten! Doch auch dazu werden von allen Seiten ernstliche Anstalten getroffen. Den neuesten Nachrichten aus England zufolge ist es dort groſser Ernst mit der Sanscrit. Während zwei gelehrte Britten zwei Sanscrit-Grammatiken in Calcutta drucken lieſsen, veranstaltete der groſse Orientalist *Charles Wilkins* in London selbst eine dritte. In London und Paris wurden zugleich Matrizen im *Devanagary*-Character geschnitten, in welchem die Sanscrit allein geschrieben werden kann. Aus beiden Welt-Metropolen werden wir also bald gedruckte Sanscrit-Bücher erhalten. Für die orientalische Akademie in Herford wird in diesem Augenblicke unter *Wilkins* Direktion die Heedopadesa wirklich im Originale der Sanscrit gedruckt. Aber auch der gelehrte *Langles* in Paris hat schon an den Druck Hand angelegt, Wenn nur erst mehrere *ächte* Handschriften davon auch *bis zu uns* durchdrängen!

„Seit mehrern Jahren war oft die Rede von einem höchstmerkwürdigen Schatze indischer Bücher und Handschriften über alle Weisheit am Ganges, welche der aus dem Waadlande gebürtige, im Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie nach Bengalen gekommene Oberst von *Polier* nach einem dreiſsigjährigen Aufenthalte in Indostan, zum Theil im Dienste des Dehli und einiger mächtigen Nabobs, nach und nach an der Quelle selbst gesammelt hatte. Selten war einem Europäer so erwünschte Bequemlichkeit, alles, was *damals* dort noch vorhanden war, zu erforschen, aufzukaufen, durch treue und verständige Dolmetscher übersetzen zu lassen, in solchem Ueberflusse dargeboten worden. Der groſse *William Jones* war sein Freund. Der Lehrer desselben, der Seik *Ramtchund*, war in den letzten Jahren bei *Polier* in Lucknow. Zwar war er nicht selbst Bramine, aber doch aus der edlen Kaste der Kättris, und stets waren zwei ihm und dem Obersten ergebene Braminen zur Seite, die er über alle Dunkelheit befragte. So schrieb *Polier*, während *Ramtchund* ihm erklärte und vordiktirte, den ganzen heiligen Kreis der indischen Weisheit, die drei epischen Gedichte, den Maroonday, den Ramein Ruby und den Machabarat, die Geschichten der Incarnation des Vischnu, die Geschichte der Chrisnen, die Legenden von den Mittelwesen (Deiotas)

und den Heiligen (Bhagts) nach und nach auf. Ja, er trennte sich erst bei seiner Abreise aus Indien von seinem getreuen *Ramtchund*. *Polier* kam 1788 wieder in der Schweiz an, verheirathete sich dort mit einer jungen liebenswürdigen Genferinn, und kaufte sich, als schon die ersten Stürme der französischen Revolution ausgetobt hatten, in dem südlichern Himmel von Avignon an. *Rosetti* hiefs sein lachender Landsitz. Dort wurde er im Jahr 1702 von den Gurgelabschneidern jener Gegend unter höchstempörenden Umständen ermordet.

„Zum Glücke hatte er noch bei seinem Aufenthalte in der Schweiz einer geistreichen und gelehrten Nichte, der Stiftsdame von *Polier*, die damals bei ihm lebte, alle seine Handschriften zur Benutzung anvertraut. Anfangs wollte *Gibbon* das ganze Werk redigiren; allein es sollte alles nach seinem Kopfe gehen. So zerschlug sich dieser schöne Plan. Schon früher hatte *Polier* eine Abschrift des ächten Baids oder Vedams (Veds), die er durch seltene Gunst der Umstände in Indien erhalten hatte, an Sir *Joseph Banks* fürs brittische Museum geschickt; aber dem Inhalte nach war für die Sammlerinn nichts verloren gegangen. Was sie sich eigentlich, nachdem sie eine Uebersetzung von *Adelungs* „Begriff menschlicher Fertigkeiten" aufgegeben hatte, aus den Materialien, die ihr Onkel besafs und mit ihr durchgieng, zu bearbeiten vorgenommen hatte, waren jene drei epischen Gedichte und die achtzehn Purams, die zum Unterrichte der Hindus dienen. Nach einer vieljährigen Anstrengung, die Masse von Materialien zu ordnen und durch eine lichtvolle Darstellung dem europäischen Leser genieſsbar zu machen, gelang es ihr endlich, das Ganze zu vollenden. Es ist so eben in zwei starken Grofsoctav-Bänden im Druck erschienen, und gehört unstreitig zu den gehaltreichsten literarischen Produkten, die allen Kleingläubigen zur Beschämung und aller Ungunst der Zeiten zum Trotz als Stimmen der edlern Menschheit häufiger als jemals erschallen und uns laut zurufen: Haltet aus im Glauben! *)

„Das Hauptwerk besteht in 18 Kapiteln, wobei alles in Unterhaltungen des Meisters mit seinem lehrbegieri-

*) Der Titel des Werkes ist folgender: *Mythologie des Indous, travaillée par Mad. la Chanoinesse de Polier, sur les manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel de Polier.* T. I. IV und 628 S. T. II. 722 S. in gr. 8. Rudolstadt, Hofbuchhandlung 1809. Paris, bei Schöll. Die gelehrte Verfasserinn hat seit einiger Zeit Rudolstadt im romantischen Saalgrunde zu ihrem Wohnsitze erwählt.

gen Schüler (*Polier*), mehr katechetisch, als in künstlicher Dialogenform, eingekleidet ist. Voran geht eine ausführliche Einleitung, in welcher die Verfasserinn alle literarische, geographische und historische Vorerkenntnisse zusammendrängte, ohne welche das indische Fabel-System stets eine unenträthselte Hieroglyphe bleiben würde. Ursprünglich waren dieser Einleitung zwei volle Bände gewidmet. Allein die Verlagshandlung wagte es unter den jetzigen Zeitumständen nicht, dem Werke eine noch gröfsere Ausdehnung zu geben. Bei der lebendigen Darstellungsgabe und Klarheit des Stils, die unsrer, als Schriftstellerinn auch sonst schon rühmlich gekannten Verfasserin eigen ist, ist dieser, obgleich nur auf das Wesentlichste sehr beschränkte Auszug dem Werke eher zuträglich als nachtheilig geworden. Die Frau von *Polier* nennt ihr Werk selbst den Schlüssel aller, in der Sanscrit vorhandenen Gedichte und heiligen Bücher. Die Stimme des unbefangenen Kenners wird ihr schwerlich widersprechen; aber das letzte Kapitel des Werkes, worin die indische Urmythologie mit den heiligen Urkunden der Christen verglichen und auf eine frühe Offenbarung in der Brust des Menschen verwiesen wird, dürfte um der daraus abzuleitenden Folgerungen willen leicht das Wichtigste von allen seyn.

„Das Werk ist dem erhabenen, alles Schöne und Gute grofsmüthig fördernden Kenner, dem *Fürsten Primas*, zugeeignet. Der hochherzige, in Beschützung der Wissenschaften wahrhaft fürstlich gesinnte Fürst, erwiederte diese Zueignung durch Uebersendung einer goldenen Tabatiere mit seiner brillantirten Namens-Chiffre und einem sehr ehrenvollen Handschreiben. Es verdient hier um so mehr eine Stelle, da der erlauchte und geistreiche Briefsteller in die Materie selbst eingeht, und sein Zeugnifs in so vieler Rücksicht hier von grofsem Gewichte seyn mufs.

* * *

MADAME!

„Je suis bien sensible au témoignage flatteur d'estime „dont Vous m'avés honoré, en me dédiant votre excel„lent ouvrage. La clarté, la précision du stile, l'agré„ment de la conversation entre Votre illustre cousin et „le savant Indou, ajoutent à l'intérêt qu'inspirent les „notions d'un système réligieux d'une haute antiquité „peu connu jusqu'ici.

Wiegen-Lied (*)

an meinen Freund C**, da er mir klagte, daß er nicht ſchlafen könne.

Man hat die Amme fortgeſchickt,
Wer ſoll den Knaben wiegen?
Wer ſorgt, daß ihn der Alp nicht drückt?
Wer ſcheucht von ihm die Fliegen?
Wer ſingt ihm, wenn er ſchlafen will?
Und wenn er weint, wer macht ihn ſtill?
Wem liegt er in den Armen?—
Seht! ſeht doch, wie er kläglich thut!
Ach! laßt das arme junge Blut
Ihr Mädchen! euch erbarmen.

* * *

Kommt, nehmt der Amme Stelle ein
Und höret meine Lehren!
Der Milch kan er, hat er nur Wein,
Zur Noth ſchon itzt entbehren.
Holt Trauben-Saft vom alten Rhein,

Und

(*) Der Herausgeber erſucht die Dichterin, die ihn (ohne ſich näher zu erkennen zu geben) mit dieſen Proben eines ſehr liebenswürdigen Talents beſchenkt hat, ſeinen öffentlichen Dank dafür anzunehmen, und er beſorgt gar nicht, der einzige zu ſeyn, der Ihr dafür dankbar iſt.

„Le XVIIIme Chapitre contient des observations importantes. Elles confirment ce que Mr. Adelung et „Vater viennent de prouver dans le Mitridate, que toutes „les langues viennent de l'Asie; et ce que Mr. Heeren „prouve si bien, que les fondateurs de la Théocratie „Egyptienne étoient des Ethiopiens navigateurs vers les „Indes par la mer rouge. Les Brames et les prêtres „Egyptiens voilèrent aux yeux des peuples sous des allegories mythologiques les traditions d'origine divine que „Moise, inspiré par l'autorisation céleste, publia ensuite dans toute leur pureté. Verité importante, que „Vous avés developpée, Madame, avec une sagacité „admirable.

„Votre idée de la lumière astrale est belle. Le tems „viendra sans doute, ou cette conception sera clairement „apperçue.

„J'ai l'honneur d'être avec respect et réconnaissance,

MADAME,

Aschaffenburg,
le 18 Octobr. 1809.

Votre très-humble
et devoué *Charles*,
Prince Primat.

A Madame la Chanoinesse de *Polier*,
à Rudolstadt.

* * *

„Möge nun das Werk wahrhaft unparteiischen und rein prüfenden Männern zur Beurtheilung in die Hände fallen! Der erhabene Fürst nennt selbst zwar dieselben in seinem Schreiben. Eine tiefer eindringende Inhalts-Anzeige, eine kritische Würdigung der Verdienste oder Mängel desselben liegt nicht in der Bestimmung dieser allgemeinen Anzeige und im Zwecke eines nur der Unterhaltung, wie sie ein sehr gemischtes Publikum fordern kann, gewidmeten Blattes."

Böttiger.

3.

Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei Anwesenheit I. I. Majestäten der Kaiser *Alexander* und *Napoleon*, und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6. und

7. Octobr. 1808 von Sr. Durchl. dem Herzoge von Sachsen - Weimar veranstaltet wurden: Nebst einem Ueberblick ihrer merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Mit teutschem und französischem Text und 5 grofsen Kupfertafeln. Imperialfolio.

Da mehrere Anfragen an uns gekommen sind, ob man von diesem interessanten Kupferwerke nicht auch Exemplare mit schwarzen Kupfern haben könne, so erfüllen wir hiermit den Wunsch des Publikums und zeigen an, dafs von jetzt an auch Exemplare mit schwarzen Kupfern zu 5 Rthlr. Sächsisch oder 9 fl. Rhein. Exemplare mit 2 ausgemalten Kupfern, nämlich die Ansicht der Hirschjagd und des Napoleonsberges, die 3 übrigen braun und schwarz, zu 8 Rthlr. Sächs. od. 14 fl. 24 kr. Rheinisch, und mit 4 ausgemalten und einer schwarzen Tafel 12 Rthlr. sächs. od. 21 fl. 36 kr. rhl., bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Weimar im Junius 1810.

H. S. pr. Landes - Industrie - Comptoir.

4.

Reise mit der Armee im Jahr 1809. Erster Theil mit einem Kupfer. gr. 12. 1 Thlr. 18 gl. oder 3 fl. 9 kr.

Der Verfasser kam kurz vor Ausbruch des Krieges nach Dresden in der Absicht, sich der Malerei zu widmen, und fand Veranlassung, die *sächsische Armee* auf ihrem *Feldzug an der Donau* zu begleiten. Ohne Soldat von Profession zu seyn, fehlte es ihm nicht an Sinn für die Angelegenheiten des Kriegs, so wie nicht an Gelegenheit im Hauptquartier theils selbst zu sehen, theils die Meinung anderer, mehr unterrichteter Männer an Ort und Stelle abzuhören, und nieder zu schreiben. So liefert dieses Werk, das aus drei Theilen bestehen wird, einen glaubwürdigen, höchst interessanten Beitrag zur Geschichte des letzten Kriegs. Der eben erschienene *erste Theil* beginnt mit *der Ankunft des*

Verfassers in Dresden, und endigt mit *dem Gefechte bei Lienz am* 17 *Mai* 1809, und erzählt alle dabei sich ereignen den militärischen, politischen und Reise-Vorfälle. — Dem ersten Theil ist der Anhang beigefügt: Gelegentliche Gedanken über das Wesen der Kunst, in Bezug auf die Landschafsmahlerei.

Der *zweite Theil*, welcher zu Johannis erscheint, führt die Reise und die Geschichte fort vom Gefecht bei Linz bis zur Schlacht bei Teutsch - Wagram.

B. Erſchienene Neuigkeiten

im Junius

UND DEREN INHALT.

I.

Bemerkungen auf einer Reiſe aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 bis 1806, von Carl Bertuch. Zweiter Heft. Mit einem Titelkupfer. gr. 12. geheftet. Preis: 1 Rthlr. Weimar, im Verlage des Landes-Induſtrie-Comptoirs. 1810.

Der Verfaſſer dieſer vorliegenden Reiſe-Bemerkungen liefert in dem ſo eben erſchienenen zweiten Hefte unter andern eine kurze Geſchichte der Kaiſ. Akademie der Künſte, ſo wie der hauptſächlichſten in Wien lebenden Bildhauer, Maler und Kupferſtecher und ihrer Arbeiten, wobei er nur das aus eigenen Beobachtungen Zuſammengetragene aufzeichnete, um dadurch einen nicht überflüſſigen Beitrag zur Kunſtgeſchichte neuerer Zeit aufzuſtellen, um ſo mehr, da keiner der neueren Reiſenden, welche über Wien ſchrieben, dieſen Gegenſtand weitläufiger behandelte. Ferner findet man in den folgenden Briefen Nachrichten von den Kaiſerl. Naturalien-Kabinetten, ſo wie der Menagerie von Schönbrunn bei

Wien. — Der Anhang liefert unter andern noch aus den Briefen von Wiener Freunden eine ausführliche Ueberſicht des jetzigen Zuſtandes der oben erwähnten Kaiſ. Naturalien-Kabinette, über deren Reichhaltigkeit die Freunde der Naturgeſchichte ſtaunen werden, da auch dieſe ſchätzbaren Sammlungen, wie ſo manches Gute und Treffliche in Wien zeither im Auslande wenig gekannt wurden.

Weimar im Junius 1810.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Ueber den Dienſt des Generalſtabs der Armee. Ein freier Auszug aus dem franzöſiſchen Werke des General Grimoard über denſelben Gegenſtand, herausgegeben und mit Zuſätzen begleitet von einem ehemaligen Offizier eines teutſchen Generalſtabs. Mit Tabellen und Plans. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. od. 3 Fl. 9 kr.

Da die neueſte Organiſation teutſcher Heere die Einrichtung der franzöſiſchen Armee ganz oder zum Theil zum Grunde hat, deren Seele der Generalſtab oder Etat-Major iſt, ſo wird eine claſſiſche Bearbeitung des vortrefflichen Werks des Generals Grimoard, des neueſten und beſten über dieſen Gegenſtand, den teutſchen Offizieren und Militairkundigen gewiß erwünſcht ſeyn. — Der Ueberſetzer, welcher ſelbſt lange bei einem teutſchen Generalſtabe mit Auszeichnung diente, hat kenntnißvoll alles Außerweſentliche von Grimoard's Werk weggeſchnitten, und ſo das Ganze für den teutſchen Standpunct gedrängt, dabei aber lichtvoll und deutlich bearbeitet. — Ferner hat der teutſche Bearbeiter die Ueberſetzung durch eine kritiſche Einleitung, ſo wie durch zwei Nachträge, über das Croquiren (nebſt 3 Muſter-Plänen) und über Läger und Poſitionen bereichert.

Weimar, im Jun. 1810.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

3.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin. 1810. V. Stück.

Inhalt.

IV. Blumiſterei. 1) Etwas über die vorzüglichſten Modeblumen und über Blumenliebhaberei überhaupt. 2) Bemerkungen über die Strelizia reginae. Auszüge aus Briefen von Herrenhauſen und Dresden an den Herausgeber. 3) Entſtehung und Behandlung des Pelargonium zonale umbellatum. (Mit Abbildung auf Tafel 13.) 4) Richtige und practiſch-erprobte Behandlung der Hydrangea hortensis. VI. Obſt-Cultur. 1) Characteriſtik der Obſtſorten. Birnen. A. Die doppeltragende Birn. (Mit Abbildung auf Tafel 14.) Pflaumen. B. Die große Damaszener-Pflaume von Tours. (Mit Abbildung auf Tafel 15.) C. Die September-Damaszener-Pflaume. (Mit Abbildung auf Tafel 16.) 2) Ueber die Veredlung auf Quittenſtämme, in wiefern ſie als Unterlagen bei Birnen zu Zwerg- oder Obſtorangerie-Bäumen dienen ſollen. 3) Ueber die Entſtehung des Mariage-Apfels, als einer neuen Aepfelſorte. XI. Garten-Miſcellen. 1) Ueber das Ausarten der Pflanzen. Vom Hrn. Pfarrer Münzel zu Nermsdorf. (Fortſetzung und Schluß.) 2) Reviſion oder genauere Zuſammenſtellung der Conſtellations- und Witterungs-Verhältniſſe während des Märzes 1810 und Vergleichung mit dem meteorologiſchen Tagebuche dieſes Monats. (Fortſ. von Seite 124 des März-Heftes.) 3) Reviſion oder genauere Zuſammenſtellung der Conſtellations- und Witterungs-Verhältniſſe während des Aprils 1810 und Vergleichung mit dem meteorologiſchen Tagebuche dieſes Monats. (Fortſetzung von S. 165. dieſes Heftes.)

Zu dieſem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 13. Das Pelargonium zonale umbellatum.
— 14. Die doppeltragende Birn.
— 15. Die große Damaszener-Pflaume von Tours.
— 16. Die September-Damaszener-Pflaume.

Weimar im Jun. 1810.

H. S. priv. Landes Induſtrie Comptoir.

4.

Neueste Länder- und Völkerkunde. IX. Band. 5. St. 1810.

Inhalt.

Afrika. Beschreibung der einzelnen Länder von Afrika. Neunte Abtheilung. F. Die Westafrikanischen Inseln. I. Die Insel St. Helena. II. Die Linien- oder Guinea-Inseln. III. Die Inseln des grünen Vorgebirgs. IV. Die Kanarien-Inseln.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:

Taf. 5. Ansicht des Havens und der Stadt St. Helena.
Taf. 6. Afrikanische Thiere. Die Giraffe.
Taf. 7. Dergl. Der Zebra, Strauß und Gnou.

Weimar, im Jun. 1810.

H. C. pt. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Journal des Luxus und der Moden. 1810. VI. Stück.

Inhalt.

I. Ueber Stickerei und ihre Gränzen. II. Kunst. Kunst-Ausstellung in Dresden, am Friedrichstage den 5. März 1810. III. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Siebenter Brief. — Theater und Musik. Achter Brief. — Geburtsfest Sr. Maj. des Königs. Theater und Musik. IV. Fragmente, gesammelt auf einer Rhein-Reise. 1. Die Frankfurter Messe 1810. 2. Das Museum in Frankfurt. 3. Vorstellung des Achilles von Paer, am 2ten Junius in Frankfurt. 4. Die Procession am Himmelfahrts-Tage in Rüdesheim. 5. Die Einweihung des neuen Saales am Himmelfahrts-Tage den 31. Mai. V. Nachrichten aus St. Petersburg, beim Anfange des Jahres 1810 (aus Briefen). Kleine Notizen. — Als Nachtrag zu obigem Briefe. VI. National-Theater in Berlin. VII. Moden. Uebersicht der

Novitäten der Oſtermeſſe 1810 in dem Modewaaren-Lager der Herrn Göhring u. Gerhard in Leipzig. VIII. Ameublement. Kronleuchter von geſchmackvoller Form. (Hierzu Taf. 14.) IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar den 1. Jun 1810.

H. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

6.

Allgem. Geograph. Ephemeriden. 1810. V. u. VI. Stück.

Inhalt des V. Stücks.

Abhandlungen.

1. Die ſieben Pagoden von Mavalipuram. Vom Freiherrn *Fr. v. Dalberg.* 2. Nachricht über die *Lekeo*-Inſeln. 3. Bevölkerung der einzelnen Departements von *Frankreich.*

Bücher-Recenſionen.

1. Almanach-Imperial pour l'année 1810. 2. Voyage d'*Al. de Humboldt* etc. IVme Part. Astronomie et Magnétisme. Recueil d'obſerv. astron. Livr. I—V. 3. Unterſuchungen über die Geographie des neuen Continents etc. von J. *Oltmanns.* I. Th. 4. Connaissance des tems etc. pour l'An. 1810. 5. *Peuchet* et *Chanlaire*, Description topogr. et statistique de la France. (Fortſetzung.) 6. *Vaters* Unterſuchungen über *America's* Bevölkerung. 7. *Nemnich's* Orig. Beiträge zur eigentlichen Kenntniſs von *Holland.* 8. *Potter's*, Reize door de oude en nieuwe oostelyke Departementen van het Koningryk *Holland.* II. Deel.

Charten-Recenſionen.

1. Frhrn. v. *Schrötter's* Charte von *Oſtpreuſſen* etc. Sect. XV, XXIII, u. XXV. als Schluſs dieſer Charte. 2. *Streit's*, General-Charte des Königr. *Weſtphalen*, mit Zuwachs des ehemaligen *Hannöver*'ſchen Gebiets. Weimar. Geogr. Inſtit. 1810. 3. *Streit's*, neue Charte v *Americä* Weimar. Geogr. Inſtitut. 1810. 4. *Streit's*, General-Charte des Ruſſiſchen Reichs, Europäiſchen Antheils, nebſt angränzenden Aſiatiſchen Provinzen; in 2 Blättern. Weimar. Geogr. Inſtitut. 1810.

Vermischte Nachrichten.

1. Ankündigung von v. *Krayenhof's* grofser chorographischer Charte des Königreichs *Holland*. 2. *Dr. Zeune's* Erdhälfte für Sehende und Blinde. 3. Vergleichs- und Cessions-Tractät vom 16. März 1810. zwischen *Holland* u. *Frankreich*. 4. Organisation der neuen französischen Departements der Rhein-Mündungen. 5. Cessions-Acte und Demarcations-Tractät über das durch den Wiener Frieden von *Oesterreich* an *Rufsland* abgetretene Stück von *Galizien*. Mit einer Charte. 6. Etwas aus *Africa*. 7. Noch Etwas über *Columbus*. 8. Ueber die Verhältnisse des Spanischen Thals *Andorre* zu *Frankreich*. 9. Notiz über den Bromberger- oder Netz-Canal in *Preufsen*. 10. Journalistik. 11. Novellistik.

Zu diesem Stücke gehören:

1. Inschriften der 7 Pagoden zu *Mavalipuram*. 2. Tableau d'Assemblage der v. *Krayenhofs*chen grofsen chorographischen Charte vom Königreich *Holland*. 3. Neue Demarcations-Charte des von *Oesterreich* an *Rufsland* abgetretenen Stücks von *Galizien*.

Inhalt des VI. Stücks.

Abhandlungen.

Auszug eines Schreibens des R. K. Hrn. Coll. Assess. Dr. *Seezen* an den Hrn. v. *Hammer* zu Wien.

Bücher-Recensionen.

1. Fundgruben des Orients; bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern. 1. Heft. Wien. 2. *Chanlaire's* Description topogr. de la France etc. 3. Voyage d'*Al. de Humboldt* et *Aimé Bonpland*. IV. Part. Astronom. et Magnetisme. I—V. Livr. (Fortsetzung.)

Charten-Recensionen.

1. Charte von Teutschland in 4 Blättern; welche als Uebersichts-Tableau der grofsen topogr. milit. Charte in 204 Blättern, zugleich aber auch als vollständige Post- u. orographische Charte dient; von *F. W. Streit*. 1. u. 2. Blatt. Weimar. Geogr. Institut 1810. 2. Carte de la Partie Européenne de l'Empire de Russie, avec indication des Chemins de poste, ainsi que des Douanes frontières et de la repartition actuelle en Gouvernemens et Di-

stricts. St. Petersbourg, au Dépôt Imper. des Cartes. 1809. In 12 Blättern. 3. *Amman* u. *Bohnenberger's* Charte von Schwaben, No. 23. 33. 39. 51. Tübingen, bei Cotta. 1810. 4. Taschen-Atlas für Baiern; nebst einer Uebersichts-Charte. München, bei der Redaction des Regierungsblatts. 1810.

Vermischte Nachrichten.

1. Vorrede der Herausgeber der neuen Zeitschrift: Fundgruben des Orients. 2. Einige biographische Notizen zu Hrn. Hofrath *Blumenbachs* in Göttingen, Portrait. 3. Territorial-Eintheilung der mit dem Königr. Westphalen vereinigten Hannöver'schen Lande. 4. Kaiserl. Französisches Decret wegen der neugestifteten Majorate in Frankreich. 5. Novellistik. A. Neueste Eintheilung des Grofsherzogthums Warschau in Departemente. B. Baumwollen-Einfuhr in England i. J. 1809. C. Salinen des Königreichs Westphalen. D. *Mungo Parks* in Africa Wiedererscheinung.

Zu diesem Stücke gehört:

Hrn. Hofr. *Blumenbachs* Portrait.

Weimar, im Jun. 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Und ſchenkt das groſſe Glas ihm ein,
Ich wett' er wird es leeren.
Nie hat der lieben Amme Bruſt
Dem Knaben ſo behaget;
Nun ſchläft er unter Freud' und Luſt
Bis morgen wenn es taget.

* * *

In jene Schatten, wo Jesmin
Und Epheu ſich vermengen,
Wo an den Roſen, die dort blühn,
Wie Schmetterlinge leicht und kühn,
Die Amoretten hängen:
Da legt auf weichen Moos ihn hin,
Und Vater Bachus gängle ihn,
Beym Lied der Nachtigallen;
So lange Luna uns gebeut,
Und Morpheus Schlummerkörner ſtreut,
Und Träume um uns wallen.

* * *

Doch ungeküßt ſchläft er nicht ein,
Und wär es auch beym beſten Wein;
Das, Mädchen, müßt ihr wiſſen.
So küßt ihn dann, nach Ammen Brauch,
Den Schlaf ihm zu verſüſſen;
Er küßt euch, liebe Mädchen auch,
Und lehrt euch noch wohl küſſen.

Der Neue Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt. 1810.

I.

Gedichte.

1.

Hanovia's Volk an den Großherzog von Frankfurt.

Quid bono Divi melius mittere *Rege* possint?
Surbiev.

Entwich von uns das ſchreckliche Kriegsgewühl?
Kehrt zu Thuiscons Völkern der Friede nun
Zurück, und fährt durch Städt' und Gauen
Mit dem Geſpanne der Silberroſſe?

Lacht vom Olympus klarer der Sonne Strahl?
Entſtrömt der Zeiten Ader mit reinerm Fluß?
Erſcheint dem bangen Vaterland der
Ruhe ſo lange vermißtes Kleinod?

Der Väter Sittenreinheit und Biederkeit,
Sie flohn einſt mit Aſträa zur Sternenwelt.
Jetzt, von den Himmliſchen geſendet,
Kehren ſie wieder zum Menſchenwohnſitz?

Wo ſie, o Fürſt! zum Länderbeglücker Dich
Wohlthätig weihen: „Jeglicher Friedenskunſt
„Vertrauter! nimm den Herrſcherzepter,
„Welchen zu führen du weiſ' erlernteſt!"

Recht, Ordnung, Ruhe und Bürgerſinn —
Aether'ſche Blumen — blühn, wo du wandelſt, auf.
Das ſahn wir jüngſt am Nachbarſtaate,*)
Sahen's, und ſegneten ihn im Stillen.

Den Segensgruß trug liſpelnd des Mains Flut
Hinab: doch keine Ahnungen liſpelten,
Daß gleiches Heil die ewge Schickung
Ueber uns Waiſen verfügen werde.

*) Frankfurt am Main.

Der Ungewißheit ängstende Wolke, sie
Umschwebt uns nimmer. Dein ist der Zepter,
Dein!
Heil uns! den Landesvater theilen
Wir mit den früher beglückten Nachbarn.

Nicht theilen! Ungetheilt bist jedem Volk
Beherrscher, Führer, zärtlicher Vater Du.
Bedarf Dein großes Herz der Theilung?
Staaten umspannt es mit gleicher Liebe.

Auch wir, auch wir Carls Kinder, nur später,
Carl liebet uns, wie Früherbeglückte, euch!
Kein Neid wird euch und uns entzweien,
Brüderlich ruhend in Seinem Herzen.

Mit frohen Wünschen werden den grauen Dom
Wir fern begrüßen, wann Er bei euch verweilt:
Und, wohnet Er in unsrer Mitte,
Werden, wie Tage, uns die Monde schwinden.

So komm, o komm — Schutzgeister geleiten
Dich! —
Zu Deinen Kindern, wohnend am Strom hinauf!
Sieh selbst in jedem Auge schimmern
Freudiger Rührung und Hoffnung Zeugen,

Der Hoffnung Zeugen, daß der Allgütige,
Vom Empyräum ſchauend zur Erd' hinab,
Dich, unſre Wonne! lang' uns gönnen,
Lange durch Dich uns beglücken möge!

Ja! Singrün, Epheu, um die erhabne Scheitel längſt
Mit unverwelktem Schmucke Dir blühend, ſey'n
Des Reſtoraters Vorbedeutung,
So Dir der Ewige zugemeſſen!

Kehr' ſpät zurück zum Wohnſitz der Tugenden,
Die Dich geweiht zum Herrſcher! Verweile lang
Bei Deinem Volk! Vernimm es gerne
Wenn es Dich: Vaterlands-Vater, grüßet. *)

Dich ſegnen Greiſe, feiernd von Lebenslaſt,
Dich Mann und Kind, und Jüngling und Mädchen Dich,
Wann Eos Purpurroſe ſchimmert,
Wann ſich die Sonn' in die Fluten tauchet.

Wuri.

*) Serus in coelum redeas, diuque
Laetus intersis populo!
Hic ames dici Pater atque Princeps!

Horat.

2.

Die Wallfahrt.

Welch' ein Tempe! Blütenäſte neigen
Die beperlten Kronen tief herab.
Unter reifenden Oliven, Feigen,
Senkt der Luſtpfad mählich ſich hinab.

Wer iſt, der, von Lorbeerlaub umkränzet,
Wandelt mit begeiſtrungvollem Schritt?
Die gedankenreiche Scheitel glänzet;
Ehrfurcht, Liebe folgen ſeinem Tritt.

Alle Bäume ſcheinen ſich zu bücken,
Wo er wandelt; Stauden liſpeln Gruß.
Ihn zu kennen bode' ich. Seinem Rücken
Naht im Graſe rauſchender mein Fuß.

Rückwärts blickend, freundlich mein gewahrend,
Hemmt er, mir zu Liebe, ſeinen Gang,
Spricht mich an, Verlegenheit mir ſparend,
Traulich, als kennt' er mich Jahre lang:

„Wollen wir zuſammen pilgern, Lieber,
Zu dem nahgelegnen Heiligthum?
Ueber dieſen Myrtenhügel hinüber,
Und um jenes Wald-Eck links herum!" —

„Glücklich, Vater, macht mich Dein Geleite.
Welchem Heiligthume nahen wir?
Darf ein Fremdling unter Eingeweihte
Treten?“ — Lächelnd sprach er: „Folge mir!

Dort ist's einsam; Weihe wird sich finden.
Ist für sie empfänglich nur dein Geist:
Wird ihr Funke, traun! wie Blitzstrahl zünden,
Daß du ewig dich den Musen weihst.“

Bald gelangten wir zur heil'gen Stelle,
Wo ein Bach krystallhell sich ergoß.
Und mein Alter schöpfte aus der Quelle,
Trank begeistert, und auch ich genoß.

„Hier umwehn uns, sprach er, mildre Weste;
Reiner lacht der Himmel, Stürme fliehn
Fern vorüber; heilge Ruhefeste
Feiert jeder Halm im Rasengrün.

Oft verließen den Parnaß die Musen
Und belauschten hier der Lyra Klang,
Die, gestimmt von ihnen, bald Anthusen *)
Warnte, bald des Lebens Lust besang.“ —

*) Ἀνθοῦσα, die Blühende; ein Beinamen des alten Roms.

Niederlassend sich, schrieb er auf Blätter;
Gütig winkt' er mir, hinein zu sehn.
Seinem Griffel folgend, sah ich — Götter! —
Strophen *) in Latein'scher Schrift entstehn.

Sarbiev, rief ich, der Musenpriester
Weilet hier in Tiburs heilgem Hain;
Flaccus Schatten hauchet im Geflüster
Lieder seinem Geistverwandten ein."

Freude ließ mich nun nicht länger — träumen.
Ach! mein himmlisches Gesicht verschwand.
O des Wechsels, als ich unter Bäumen
Einsam mich am flachen Mainbord fand.

Eure ewigen Gesänge lagen,
Venusiner und Sarmater Schwan,
Neben mir im Grase aufgeschlagen,
Sängerpaar! nimm Dank und Huld'gung an!

*) Sarbiev. L. III. Od. 16. Strophe 12. 13. 14. Sarbiewsky, der polnische Horaz, hielt sich oft Jahre lang in Rom auf. Daß er, ein so großer Verehrer seines Vorbildes, nicht selten Tibur besucht habe, läßt sich aus einigen Stellen seiner Oden schließen.

Edler Sarbiev! es rieſelt eine
Thrän' auf Dein bewundert Odenbuch,
Ach! daß nur ein Traum zu Tiburs Haine,
Liebling! mich an Deiner Seite trug;

Daß ich Spätgeborner nie, umrauſchet
Von Blandusiens melod'ſcher Flut,
Deinem Harfenſchlag' entzückt gelauſchet,
Ahnend der Begeiſtrung heil'ge Glut.

Buri.

3.

Nach dem Arabiſchen.

Weinend kamſt du zur Welt; doch freudig empfiengen die Aeltern,
Lächelnd die Freunde den Sohn:
Einſt, wenn weinend die Lieben dem Sterbenden nahen, begrüße
Heiter die beſſere Welt.

* * *

Wandele freudig und feſt empor zu dem ſtrahlenden Gipfel,

Jegliche Blum' am Weg pflückend zum herrlichen Kranz;
Viel auch sammelnd der Schätz' in der Vorwelt heiligen Trümmern —
Köstlicher Gaben so viel birgt das geweihete Land —
Aber vor allem bewahre die göttliche Flamm' in dem Herzen,
Welche durch Sturm und durch Nacht frei zu den Sternen sich hebt.

S.

II.

Nekrolog.

Friedrich Karl Heinrich von der Lith,

Hauptmann unter dem vormaligen Hessischen Regiment Kurfürst.

(Geb. zu Anspach, d. 16. Jan. 1754. Gest. zu Marburg, d. 16. Novbr. 1805.)

Dieser, durch philosophischen Geist und vielseitige Bildung, so wie durch hohen Sinn für alles

Wahre, Gute und Schöne und unerschütterliche Festigkeit des Charakters ausgezeichnete Mann ist es werth, daß die Freundschaft, geleitet von unbestochener Wahrheitsliebe, ihm ein anspruchloses Todtenopfer bringe; — er ist es werth, daß die Edlen, die ihn noch nicht kannten, ihn kennen lernen und, seine Tugenden ehrend, sinnend bei seinem Denksteine weilen, und ihm eine theilnehmende Thräne weihen. Sein Geist war gebildet durch die Griechen und Römer, durch die Klassiker der Teutschen, Engländer, Franzosen und Italiener, durch eignes Nachdenken und Erfahrungen, so, daß alle, die ihn kannten und zu fassen wußten, ihn schätzten und liebten. Der Verf. dieses Aufsatzes war so glücklich, seit vielen Jahren der vertraute Freund dieses großherzigen und eines besseren Zeitalters werthen Mannes zu seyn.

Lith stammte aus dem ehemals im Herzogthum Bremen angesessenen Geschlechte von der Lith, wovon in „Mushard's Bremischem Rittersaale" Nachrichten zu finden sind, — einem Geschlechte, das nunmehr seinem Erlöschen nahe ist, indem der letzte dieses Stammes, der einzige Bruder des Verstorbenen, Major der königl. preuß. Garde, sich nicht verheurathet hat. Lith's Vater

* * *

So klug hat Amor ihn gemacht.
Ihr kennt den Götterknaben,
Der ſchalkhaft aus dem Aug' euch lacht,
Der mit der Blicke Zaubermacht
Sein Kinderſpiel will haben,
Der euch im jungen Buſen wallt,
Nun auch auf Weſten ſchwebet,
Und aus dem Mund des Jünglings lallt,
Wenn ihr in einem Mirtenwald
Den erſten Kuß ihm gebet.

* * *

Der ſey um euren Zögling jezt
Und ſchaft' ihm frohe Stunden!
Nur daß ihn ja kein Pfeil verletzt
Von denen, die er ſcharf gewetzt
Und die ſo ſchwer verwunden!
Ja! nehmt, dem Unheil vorzubaun,
(Denn wer kan Amors Tücken traun)
Dem ſchadenfrohen Kinde,
Wenn es gleich weint, und ſtampft, und ſchlägt,
Die Pfeile alle, die es trägt,
Und laßt ihm nur die Binde.

ſtand in Markgräfl. Anſpachiſchen Dienſten, und ſtarb als Präſident des Konſiſtoriums zu Anſpach.

Schon in ſeiner frühen Jugend hatte L. eine große Neigung zum Soldatenſtande, aber Kränklichkeit, beſonders heftige Augen Entzündungen, erlaubten ihm damals nicht, ſeiner Neigung zu folgen. Man widmete ihn daher dem Civildienſte, und ſchickte ihn auf die Univerſität zu Erlangen, um ſich daſelbſt zu ſeiner künftigen Beſtimmung vorzubereiten. Aber die trockne Rechtswiſſenſchaft behagte ihm wenig, und er laß mehr über Mallebranche und Locke, als über den Pandekten; auch hatte die ſitzende Lebensart einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit, und die Aerzte ſelbſt riethen ihm, ſich eine andere Laufbahn zu wählen. Seine Luſt zu Kriegsdienſten erwachte von neuem. Sein Vater ſtarb. Der amerikaniſche Krieg brach aus, und L. beſtand jetzt auf ſeinem Vorſatze, Soldat zu werden. Er faßte ſogar, wie er ſelbſt erzählte, den Plan, nach Amerika zu gehen, und den Amerikanern ihre Freiheit verfechten zu helfen; er geſtand, daß er bloß deswegen alle die vortheilhaften Ausſichten, die in ſeinem Vaterland: ſeiner warteten, zurück wies. Das Schickſal wollte es jedoch anders; alle ſeine Verſuche, jenes Vorhaben auszuführen, ſcheiterten,

und nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, beſchloß er endlich, der amerikaniſchen Kriegsſcene auf der entgegengeſetzten Seite beizuwohnen. Er hatte die Anſpachiſchen Dienſte ausgeſchlagen, und ſuchte nun in Heſſiſche Dienſte zu treten.

Im Frühjahre 1778 begab er ſich nach Kaſſel. Hier wurde ihm die Wahl gelaſſen, entweder zu Kaſſel, oder bei einem Regimente in Amerika angeſtellt zu werden. Er wählte das Letztere, und bekam eine Offizierſtelle beim Leibregimente des Landgrafen. Hier endigte die erſte Epoche ſeines Lebens.

Ueber ſeinen damaligen Gemüthszuſtand laſſe ich den Verſtorbenen ſelbſt reden: Heftige Leidenſchaften (ſagt er in einem dem Verfaſſer hinterlaſſenen Blatte) hatten bisher in meiner Seele geherrſcht, mein Gemüth beſtürmt, und mich unglücklich gemacht. Aber gewiſſe Ideen, auf die ich einige Zeit vor meinem Eintritt in Kriegsdienſte gerieth, brachten eine gänzliche Revolution in mir hervor; und ſtellten den Frieden meiner Seele wieder her. Zwar glich dieſe Seelenruhe der Meeresſtille nach einem heftigen Sturme; denn der große Abſtand und Gegenſatz dieſer neuen Ideen gegen meine vorigen, die Stockung, worein durch dieſe Ideen alle meine Hoff-

nungen, Wünsche, Begierden und Leidenschaften auf einmal geriethen, ja selbst das Anschauen meiner vorigen Thorheiten vermittelst dieser Ideen, bewirkten in mir eine so große Unempfindlichkeit gegen alle äußeren Gegenstände, daß weder meine Reise nach Kassel, und von da nach England, noch der Anblick einer großen Kriegsflotte zu Portsmouth, noch der angenehme Aufenthalt zu Torbay, meine Aufmerksamkeit rege machen konnten. Selbst das erhabenste schauervollste Schauspiel der Natur — die See im Sturm, und die längst ersehnte Ankunft in dem neuen Welttheile, machten nur wenig Eindruck auf mich. Nach und nach aber erholte meine Seele sich aus ihrer Betäubung; der Nebel der alten Ideen verschwand, die allzugroße Unempfindlichkeit verlor sich, und eine vorher nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit verbreitete sich über mein Gemüth."

„In dieser zweiten Epoche (fährt er fort) brachte ich meine Zeit sehr einfach, aber im vollen Genusse dieses Lebens zu, besonders in Amerika, wo ich stets an den Ufern des prächtigen Hudsons-Flusses umherstreifte, mich beinahe täglich in seinen Fluten im Angesichte der auf- und untergehenden Sonne badete und mit Schwimmen mich ergötzte, und mich oft zwischen Felsen oder an andern abgelegenen Or-

ten gewandlos sonnte, — ein Vergnügen, das ich von den Alten, den Römern und Griechen, abnahm, und wovon man heut zu Tage keinen Gebrauch macht."

Einige Stellen aus Lith's, auf seiner Reise nach Amerika und in diesem neuen Welttheile gehaltenen, Tagebuche wird man hier nicht ungern lesen: „Viele glauben, die aufgehende Sonne gewähre zur See ein prächtigeres Schauspiel, als zu Lande. Ich finde es nicht. Zur See fehlen die Verzierungen, das allmähliche Beleuchten der Berge, Felder und Wälder, der Gesang der Vögel, das Blöken der Heerden. Kaum färbt die ankommende Sonne die Wolken mit ihren Strahlen, so ist sie schon über den Horizont, und das Schauspiel ist zu Ende. Herrlicher ist mir zur See der Aufgang des Vollmonds. Seine rothglühende Scheibe erscheint zur See viermal so groß, als zu Lande. Die Stille der Nacht, das sanfte Rauschen der Wellen, der Abglanz des Mondes in dem Spiegel der großen Wasserfläche, — alles dieses macht einen unbeschreiblich sanften und reizenden Anblick. „„Wer die Alpengebirge nicht gesehen hat, sagt ein teutscher Philosoph, hat die Natur nicht in ihrer Majestät gesehen."" Ich möchte dieses von der See im Sturme

ſagen. Gewiß iſt dieſes einer der erhabenſten und zugleich ſchauervollſten Anblicke in der Natur. Unzählige Reihen Waſſergebirge treiben hinter einander her, erheben das Schiff bald bis zu den Wolken, und verſenken es bald wieder bis zum Abgrunde. Das dicke ſchwarze Gewölke, welches den Horizont deckt, das Brauſen und Pfeifen des Windes, das Toben und Schäumen der Wellen, das Rollen und Werfen des Schiffs, das Geheul und Geſchrei der Matroſen bei ihrer Arbeit, — alles dieſes erzeugt eine Scene, die alle Beſchreibung übertrifft. Fürchterlich iſt ſie am Tage, des Nachts iſt ſie grauſend."

* * *

„Der Krieg hatte Yorkeiland aller Bäume beraubt, und ſeine Hügel und Felder ſtarben kahl. Man mußte über die Gränze gehen, um die Schönheit und ſchwelgeriſche Ueppigkeit dieſes Landes bewundern zu können. Die Stadt Neuyork liegt an der Spitze von Yorkeiland, und hat eine ſehr ſchöne Lage. Rechts wird ſie von einem Arm der See, der Yorkeiland von Longeiland trennt, und Oſtriver genannt wird, beſpült; und links von dem Hudſons-Fluß oder Nordriver, einem der ſchönſten Flüſſe, die ich geſehen habe. Er iſt bei Neuyork anderthalb engliſche Meilen breit.

und sein jenseitiges Ufer bestehe aus einer, zwanzig englische Meilen längs dem Fluß hinlaufenden, thurmhohen Felsenwand, die mit Bäumen und grünen Gesträuchen gekrönt ist, — ein prächtiger Anblick! O wie oft habe ich mich in seinen Fluten bei auf- und untergehender Sonne gebadet! wie oft mich an den Spielen der Meerschweine ergötzt, die mit der Flut den Strom heraufkamen, und brausend sich über die Oberfläche des Meeres wälzten! Nicht selten schlief ich auch an seinen Ufern, hingestreckt in weiches Gras und eingewiegt von dem Gesumse der kleinen Kolibri, die ihre Nahrung in den umherstehenden Blumen suchten, und mir manchmal so nahe kamen, daß ich den sanften Wind ihrer kleinen Flügel im Gesichte fühlte."

* * *

„Die Einwohner von Newyork beseelte zu damaliger Zeit der Handelsgeist in hohem Grade, und viele gelangten durch den Krieg zu großen Reichthümern. Das Frauenzimmer schien sehr zu Lustbarkeiten geneigt, woran es auch die Engländer nicht ermangeln ließen. Die Teutschen aber nahmen wenig Antheil daran, indem sie eben nicht sehr in Achtung daselbst standen. Die englischen Offiziere vermieden

auf Parade den Umgang mit den teutſchen Offizieren, die Einwohner nahmen ſie unwillig in ihre Geſellſchaften auf, die Kinder der teutſchen Einwohner ſchämten ſich, teutſch zu ſprechen, und ſuchten ihre teutſche Abkunft zu verheimlichen. Ich ſchreibe die Urſache hiervon vorzüglich dem Charakter der Teutſchen, und ihrem Mangel an bürgerlicher Freiheit zu. Der kleinliche, gefällige, komplimentöſe Charakter des Teutſchen kontraſtirt zu ſehr mit dem freimüthigen, ungezwungenen, edlen Weſen des Engländers, als daß er dieſem behagen könnte, und von bürgerlicher Freiheit hat der Teutſche kaum einen Begriff. Viele der teutſchen Officiere fühlten auch dieſen Mangel, und ſuchten ihn in ihrem äußerlichen Betragen zu erſetzen, verfielen aber gewöhnlich in einen Bramarbasten, der ſie lächerlich machte. Sie wollten freimüthig ſprechen und handeln, und verriethen dadurch nur noch mehr die ſklaviſchen Geſinnungen, worin ſie erzogen und die knechtiſche Furcht, in der ſie gehalten wurden. Wenn der jüngſte engliſche Offizier ohne Scheu an der Tafel des kommandirenden engliſchen Generals ſeine Gedanken mit größter Freimüthigkeit und Ungezwungenheit äußerte, ſaßen unſere teutſchen Generals wie Schulknaben ſteif und ſtumm, und wagten, voll ängſtlicher Scham kaum zu ſprechen und ſich zu bewegen. —

Sonderbar ist es, daß dieser kleinliche Charakter des Teutschen sich unter jedem Himmelsstriche fortpflanzt. Durch unermüdeten Fleiß und schwere Arbeit zeichnet sich der Teutsche auch in Amerika aus, übrigens aber spielt er eine subalterne Rolle, und hat wenig Antheil an den öffentlichen Verhandlungen.

* * *

„Der Kongreß hatte damals zu Prinztown seinen Sitz, und General Washington, der sich gewöhnlich anderthalb Stunden von hier auf einem Landgut aufhielt, war glücklicher Weise für mich eben hier in der Versammlung des Kongresses. Neugierig, den Mann zu sehen, der eben einen Welttheil in Freiheit gesetzt hatte, und dessen berühmter Name einst in den Jahrbüchern der Welt neben den Namen eines Epaminondas und Fabius glänzen wird, beschloß ich, meine Reisegefährten ihren Weg allein fortsetzen zu lassen, und hier zu bleiben. Ich begab mich nach des General Washingtons Absteige-Quartier, und ließ mich ihm, bei seiner Rückkunft aus dem Kongreß, vorstellen. Er war damals ein Mann von mittlerem Alter, breitschulterig, blatternarbig, an Statur ein wenig über mittlere Größe, sein Gang abgemessen, eben so sein Ton, und aus

ſeinen Augen blinkte ein gewiſſes, ich möchte ſagen, wildes Feuer hervor, das ich in keinem ſeiner Porträts ausgedrückt fand. Er trug blaue Uniform mit weißlichen Rabatten, unterhielt ſich lange mit mir, und war überhaupt ſehr artig in ſeinem ganzen Betragen.“

„In dem Gaſthofe, wo ich logirte, hatten einige Herren vom Kongreß ein Gaſtmahl beſtellt. Der Sohn eines dieſer Kongreß-Herren, ein amerikaniſcher Offizier, mit dem ich kurz vorher Bekanntſchaft gemacht hatte, brachte ſeinen Vater auf mein Zimmer, um mich einzuladen, ihnen bei ihrem Gaſtmahle Geſellſchaft zu leiſten. Freudig nahm ich einen Antrag an, der mir Gelegenheit verſchaffte, Perſonen einer ſo ehrwürdigen Verſammlung kennen zu lernen. Erfüllt mit den damals noch herrſchenden Vorurtheilen eines Europäers, der ſich Macht und Majeſtät nicht ohne Pomp und äußerlichen Prunk denken konnte, trat ich in das Zimmer, und fand — keine mit Ordensbändern und Sternen gezierte, keine von übermäßiger politiſcher Weisheit aufgeblaſene, keine auf ihre geiſterdrückende Jurisprudenz ſtolze Herren, ſondern ganz einfach gekleidete, gerade, ſchlichte Männer, deren einige abgeſtutzte, ungepuderte Haare, und einige Stutzperücken trug

gen. Sie saßen fröhlich um den Tisch herum, lachten und scherzten, sangen lustige Liedchen, und sprachen über politische Gegenstände, ohne alle Zurückhaltung. Glücklich, dachte ich bei mir selbst, glücklich muß das Land und der Staat seyn, der von Personen regiert wird, deren höchste Größe es ist, Mensch und Bürger zu seyn, die nicht auf den Stelzen der Geburt, der Erziehung, des Ranges einhergehen, sich nicht brüsten und großdünken, weil sie die öffentlichen Geschäfte führen, und sich nicht über ihre Mitmenschen erhaben zu seyn glauben, weil sie das Wohl und Wehe ihrer Nebenmenschen in Händen haben!"

* * *

„So sehr auch einem Europäer die Stadt Philadelphia durch ihre Größe, durch die Regularität ihrer Straßen und durch die sämmtlich im modernen Styl gebauten Häuser gefällt, besonders wenn er sie mit dem Gemengsel altgothischer und modernisirter Gebäude der meisten Städte seines Vaterlandes vergleicht, so gefiel mir doch, so sonderbar es auch lauten mag, der unvollendete Theil dieser Stadt noch besser, als der vollendete. Es ist eine Eigenheit der menschlichen Seele, gewöhnlich mehr Vergnügen zu finden an dem, was da werden soll, als

An eben denſelben
über ſeine Hypochondrie.

Ich dachte dieſen Morgen an Ihre Hypochondrie, und an die finſtre Miene, welche ſie Ihnen letzt zwiſchen zween liebenswürdigen Mädchen gab; und da fiel es mir wieder ein, daß ich verſprochen hatte, Ihnen, wo möglich, aus meiner Leyer Muth und Freude zu ſingen.— Hier haben Sie meinen Geſang:

Freund, wie kanſt du traurig ſeyn
In dem Schoos der Freuden?
Hier ſind Mädchen, hier iſt Wein,
Wähle eins von beyden!
Und wenn beyde dich erfreun,
Warum willſt du wählen?
Opfre beyden; Lieb' und Wein
Müſſen nie dir fehlen!
Grazien trauern um dich her,
Damon, wenn du klageſt,
Wenn du ganz von Freuden leer
Dich mit Kummer plageſt,
Und der Scherze frohes Heer
Mürriſch von dir jageſt.
Willſt du Grazien trauren ſehn?
Freunde, die dich lieben,
Die betroffen um dich ſtehn,
Kanſt du die betrüben?
Komm! ſchon ſenkt in bunter Tracht
Sich der Lenz auf ſanfter Weſte Flügel

an dem; was da iſt. Ich ſtand hier gleichſam zwiſchen dem Seyn und Nichtſeyn dieſer groſſen Stadt, und indem mein Blick auf dem faſt unüberſehbaren, noch unbebauten Raume umherſchweifte, ſah ich im Geiſte hier Tempel, dort Paläſte und unzählige Wohnungen der Erd' entſteigen, wimmelnd von künftigen Generationen, die den Stifter dieſer ſchönen Stadt, aus deſſen Ideen ſie gleichſam hervorkeimte, lobprieſen."

* * *

„— Die Geſellſchaft am Tiſche beſtand aus einem jungen Engländer, ſeiner Frau, einem Kaufmann aus London, einem amerikaniſchen Oberſten und mir. Politiſche Diskurſe wurden, ſoviel möglich, vermieden; als es aber zum Trinken kam, konnte der Engländer ſich nicht entbrechen, die Geſundheit ſeines Königs zu geben, und ſagte zu dem Amerikaner: „„mein Herr, ich hoffe, Sie haben nichts dagegen!"" Unwille durchglühte den Amerikaner bei dem Worte König, und man ſah, daß kein gehäſſigerer Name genannt werden konnte; doch mäßigte er ſich, „„weil, wie er ſagte, er jetzt nichts mehr mit dieſem Manne zu ſchaffen habe."" Er rächte ſich jedoch, und gab, als die

Reihe eine Gesundheit zu geben, an ihn kam: „„Glück und Gedeihen den vereinigten amerikanischen Staaten!“ “ wobei er spöttelnd zum Engländer sagte: „„ich hoffe, Sie haben nichts dagegen!“ “ Dieser Vorfall zog meine Aufmerksamkeit auf diesen Mann, dessen äußeres Ansehen einen ganz gemeinen Landmann verrieth, denn er trug kurz abgestutztes, ungepudertes Haar, einen grauen tuchenen, eben nicht feinen Rock, eine lange, rothe Weste, schwarze lederne Beinkleider und Schmierstiefel. Aber wie erstaunte ich, als dieser Mann einen Plan zu einer Stadt, die er am Delaware anlegen wollte, aus der Tasche zog, und als ich erfuhr, daß eben dieser Mann der Erbauer der Stadt Trenton sey, von dem sie ihren Namen erhalten hatte!“

* * *

Von dem irländischen Städtchen Castletown schreibt Lith: „Die Einwohner leben hier bloß von Kartoffeln. Ihre Wohnungen waren elende, aus Rasen erbaute viereckige Hütten ohne Fenster, ohne Schornstein. Der Rauch mußte seinen Weg durch die Thüre nehmen, und durch diese bekamen sie auch ihr Licht. Die Armuth und das Elend dieser Leute ist unbeschreiblich. Ich

glaubte mich nicht an einer europäischen Küste zu befinden, sondern etwa im Nootka-Sund oder im Feuerlande. Am Morgen, schon vor Tagesanbruch, war unser Schiff mit Booten umzingelt, die sich unter Zank und Streit herbeidrängten, ihre Kartoffeln gegen alte abgelegte zerlumpte Kleidungsstücke der Soldaten zu verkaufen. Sie waren so gierig darnach, daß sie diese Kleider gleich auf der Stelle im Boote anzogen. Ein Bauer, den wir fragten: „warum seine Hütte und sein Feld in so schlechtem Stande sey?" gab uns zur Antwort: „wenn ich das Land und die Hütte in bessern Stand setzte, würde der Grundherr mich vertreiben, um dasselbe für einen höhern Preiß an andere zu verpachten." Dies ist also die Ursache der Armseligkeit dieser Menschen; denn das Land ist fruchtbar und das Klima gemäßigt. Uneingedenk des tiefen Elends, worin hier diese Menschen leben, kehrte ein von hier aus gebürtiger englischer Soldat, der es selbst im Kriege nie schlechter als in diesem Lande gehabt haben konnte, doch wonnetrunken zurück, und jubelte den ganzen Tag in Begleitung seiner alten Bekannten durch die Straßen: So weit geht die Liebe zum Vaterheerd!"

„Chatam liegt nur dreißig englische Meilen von London; wer konnte sich da enthalten, eine Reise dahin zu machen? Die Straße führt über eine Anhöhe, von der man ganz London und die umherliegende Gegend übersieht. Wie ein Wespennest lag hier diese berühmte Stadt vor meinen Augen, über der eine Wolke von Kohlendampf weit ausgebreitet hieng. Nur die Pauls-Kirche ragte vorzüglich über die übrigen Gebäude hervor. Wie viel Sorgen, dachte ich hier bei mir selbst, wie viel Elend, wie viel Hoffnungen und Wünsche durchkreuzen sich nicht in diesem Neste! Und alle die Mord-Scenen und schauderhaften Begebenheiten, die hier vorgefallen sind, giengen bei diesem Anblicke, wie ein Schattenbild, in meinem Gedächtniß vorüber. — — — Ich suchte den Platz auf, wo Carl der erste enthauptet wurde. Das Blutgerüste gieng von dem Balkon des Banquetting-Hauß heraus. Der ganze Platz, wo die traurige Scene vorgieng, ist so klein, daß, da Cromwell das Gerüste mit Truppen umzingelt hatte, nur wenig Zuschauer gegenwärtig seyn konnten, und die Enthauptung nur aus den Fenstern der benachbarten Häuser gesehen werden konnte. — — Wie prunklos es an dem königlichen Hofe zu London zugeht, kann man aus Folgendem abnehmen: In dem Hofe von St. Ja-

mes fand ich Niemand, als eine doppelte Schildwache. Ungehindert von derſelben gieng ich die Treppe hinauf, traf aber keinen Menſchen an, gieng in ein Zimmer, welches offen ſtand, und fand auch hier Niemand. Eben aber, als ich in das nächſte Zimmer gehen wollte, kam ein Mann heraus, der ein Kammerdiener zu ſeyn ſchien; ich frug ihn, ob der König hier in dem Pallaſte ſey? und er gab mir trocken zur Antwort: er iſt hier im nächſten Zimmer, und gieng weiter, ohne ſich um mich zu bekümmern. Sachte ſchlich ich die Treppe wieder hinab, und wurde unten von der Schildwache um Geld zu Branntwein angebettelt. — — In der italieniſchen Oper ſah ich den berühmten Veſtris tanzen. Ich geſtehe, daß dieſer Mann mir Ehrfurcht für den Tanz einflößte. Man fühlte ſich bezaubert durch den Anblick. Und daß ſein Tanz nicht auf mich allein dieſe Wirkung hatte, konnte ich an den übrigen Zuſchauern abnehmen. Eine Todtesſtille herrſchte im ganzen Schauſpielhauſe, ſo lange er tanzte. Niemand wagte zu räuſpern oder ſich zu regen, oder nur laut zu athmen, gleich als wenn kein Ballet getanzt, ſondern eine Arie geſungen würde. Aber Tanz und Muſik ſind nahe verwandt, und der Tanz iſt die Muſik der Augen ꝛc." —

Lith machte in Amerika fünf Feldzüge mit, wohnte verschiedenen Expeditionen bei, und endlich wurde es Friede. Da jetzt das Land offen war, bediente er sich dieser Gelegenheit, mehrere Exkursionen nach Prinztown, Philadelphia u. s. w. zu machen, worüber wir einige Bemerkungen aus seinem Tagebuche mitgetheilt haben.

Gegen das Ende des Jahres 1782 kehrte er mit der zweiten Division des Hessischen Truppen-Transports nach England zurück. Die Truppen blieben den Winter über zu Chatam, und L: machte von hier aus die oben erwähnte Reise nach London. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, wurden die Truppen in England wieder eingeschifft, und ein günstiger Wind brachte sie in wenigen Tagen nach ihrem längsterwünschten Vaterlande zurück.

Das Schicksal hatte unsern Lith im hessischen Militärdienste eben nicht sehr begünstigt. Aber die angenehme Garnison zu Kassel, die vielen Freunde und Bekannte, so wie die Nähe von Hannover, wo er einen Prozeß wegen Lehngütern anhängig hatte, dessen Ende er aber (wie voraus zu sehen war) nicht erlebte, hielten ihn ab, sein Glück in andern Diensten zu versuchen. Neun Jahre verflossen auf diese

Art, unter dem Umgange mit ſeinen Freunden, unter wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und unter — Prozeſſiren. Ein neuer Krieg brach aus, — der Krieg mit Frankreich. L. zog abermals zu Felde. In der zweiten Kampagne gerieth er, nebſt eilf andern Offizieren und einem großen Theile ſeines Regiments, in franzöſiſche Gefangenſchaft. So ſchmerzlich ihm dieſes war, ſo gab es ihm doch Gelegenheit, eine Reiſe nach Paris zu machen, und auch dieſe berühmte Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu ſehen. Nach dem Friedensſchluſſe mit Preußen, wurden die heſſiſchen Gefangenen in Freiheit geſetzt. Er eilte nach dem Regimente, das damals im Osnabrückiſchen lag, und kam bald darauf mit demſelben glücklich in Heſſen wieder an.

Seit dem Jahre 1799 lebte L. in Marburg, wohin das Regiment des damaligen Landgrafen und nachherigen Kurfürſten verlegt wurde. Hier war es, wo der Verfaſſer dieſes Aufſatzes mit dem Unvergeßlichen, den er bereits an einem ſchönen Sommertage im Jahr 1784 in dem romantiſch gelegenen Eliſabeth-Brunnen unweit Schröck kennen gelernt hätte, in dem vertrauteſten Freundſchafts-Verhältniſſe lebte. Lith's älteſte Marburger Freunde waren, außer den verſtorbenen Profeſſoren

Tiedemann und Engelschall, der jetzige Conservateur Herr von Wildungen und der Verfasser dieser Blätter; späterhin kamen zu diesem engern Kreise noch die Herrn Professoren Hauff, Creuzer und Tennemann hinzu. Wie manches seelige Abend wurde, bei einer Bouteille Bischof, unter sokratischen Gesprächen, verlebt! Spekulative und praktische Philosophie und Bruchstücke aus die Geschichte der Menschheit waren der gewöhnliche Inhalt jener Abendgespräche. Späterhin bot der Zeitgeist und die Zeitgeschichte noch manchen andern Stoff der Unterhaltung dar; allein nie herrschte der Geist der Partei- und Verketzerungssucht, sondern der Geist der Humanität und des Kosmopolitismus in diesen traulichen Unterhaltungen.

Geistes-Beschäftigungen waren Lith's Lebens-Element. Philosophie, Geschichte der Menschheit, und die erhabensten Poesieen der Vorwelt und neueren Zeit gewährten ihm die erfreulichste Nahrung. Für die Werke der Griechen, Römer und Britten hatte er eine entschiedene Vorliebe. Aber er hatte auch Sinn für veredelten Lebensgenuß und Lebensbehaglichkeit; Baden, Genuß der Bewegung in freier Luft, zu Pferd und zu Fuß, eine geschmackvolle und bequeme Wohnung waren Dinge, die er

nicht gern entbehrte. Seine Diener, und die ihm untergebrdneten Soldaten, durften sich nur an seine Pünktlichkeit und Launen gewöhnen, und im geringsten nicht von der ihnen vorgeschriebenen Norm abweichen, und sie hatten an ihm einen guten und liberalen Herrn. Jede Abweichung und Widersetzlichkeit rügte er dagegen mit Strenge.

So fleißig Lith im Stillen arbeitete, so ist er doch als Schriftsteller nur selten, und jedesmal ohne Nennung seines Namens, aufgetreten. Folgende kleine, aber größtentheils gehaltvolle Aufsätze rühren von ihm her: 1. Schreiben eines teutschen Offiziers aus Neu-York in Nord-Amerika an seinen Freund, einen Kavalier in Teutschland (St. in der Kinderzeitung. 3. Bändchen. Nürnberg, 1781. 8. Dies ist der einzige Aufsatz des seel. v. d. L., der, wenn er ihn wirklich zum Verfasser hat, dem Freunde, der dieses schreibt, nur aus Meusel's gelehrtem Teutschlande bekannt geworden ist, und auf welchen Lith keinen sonderlichen Werth gelegt haben mag, weil er dessen nie erwähnte.) 2. Feldzug der Hessen nach Amerika. (St. in den Ephemeriden über Aufklärung, Literatur und Kunst. 1785. St. 4. S. 1 — 60. Dieser treffliche Aufsatz ist

nicht so bekannt geworden, als er's verdiente. Sie enthält unter andern eine sinnreiche Vergleichung des Feldzugs der Hessen nach Amerika mit dem der dreizehn tausend Griechen, welche Kyrus wider seinen Bruder Artaxerxes in Sold nahm, und deren beschwerlichen Rückzug Xenophon durch seine schöne Beschreibung verewigt hat). 3. Amerikanische Anekdote. (St. im Journale von und für Teutschland. 1788. St. 6. S. 563 — 566. Eine rührende Erzählung, mit malerischen Zügen, des Pinsels eines Geßner's würdig!) 4. Gespräch zwischen Turenne und einem Fähndrich. (St. in der militärischen Zeitung vom Jahr 1789. Eine Satyre auf die damalige teutsche Kriegskunst, die größtentheils in Kamaschen- und Wachtparade-Dienst bestand, und deren traurige Folgen sich in unsern Tagen genugsam offenbart haben.) 5. Ueber die Entstehung der Ideenwelt. (Ein scharfsinniger Aufsatz in Eberhard's philosophischem Magaz. Bd. III. St. 3. 1790) 6. Wilhelm, Freiherr von Knyphausen, Hessen-Kasselsch. General-Lieutenant u. s. w. (Eine biographische Skizze, in K. W. Justi's hessischen Denkwürdigkeiten, Th. III. S. 442—446.)

Der Natur in Schoos —, und ſie erwacht;
Es entflieht des Winters lange Nacht,
Sein blendendes Gewand bedeckt nicht mehr die Hügel.
Dort rollt vom aufgelöſ'ten Schnee
Ein Silberbach ins Thal und wird der Schönheit Spiegel,
Und rauſcht den Hirten in dem Klee,
Indeß daß um ſie her die frohen Heerden weyden,
Vergnügen zu, das Könige beneiden.
Ihn ſucht die kleine Lalage.
Sie ſieht ihr reizend Bild mit heimlichen Entzücken.
Ein Schäfer ſchleicht ihr nach,
Und raubt am Silberbach,
Ihr braunes Haar zu ſchmücken,
Des Lenzen frühe Pracht,
Ein Veilchen, das im Raſen lacht.
Von Zephirs erſten Kuß belebt
Drängt jede Blüthe ſich aus ihrer Hülle;
Die Schöpfung fühlt den Kuß, und reine Wolluſt bebt
Durch die erwärmte Luft, in der die Lerche ſchwebt,
Und ſingend himmelan ſich bis in Wolken hebt.
Es tönt der Vögel Chor in die ſonſt todte Stille
Des Walds, wo Amor dichte Schatten webt
Bald Liebende, bald Freunde zu bedecken;

Viel-

Außerdem hatte Lith manche schätzbare Abhandlung im Manuskripte in seinem Pulte liegen. Allein einige Tage vor seinem Tode verbrannte er fast alle seine Papiere, und es fanden sich blos einige Excerpte aus den von ihm gelesenen Büchern, ein Paar Entwürfe zu Abhandlungen, und zwei für den Druck bestimmte und schon ins Reine geschriebene Aufsätze: 1) Bruchstücke eines Dialogs über die Weisheit, mit dem Motto aus Schiller: „Griechische Weisheit hat sich eben so wenig bis auf uns erhalten, als griechische Kunst." 2) Die Entdeckung von Seemenschen, mit der Anmerkung: „verfaßt während meiner Gefangenschaft zu Amiens." Der Umstand, daß L. diese beiden Aufsätze vor seiner letzten Abreise von Marburg dem Verf. dieser Blätter, ohne sie nachher zurück zu fordern, aufzuheben gegeben hatte, hat sie vor dem Untergange gerettet, und vielleicht erhält sie das Publikum in der Folge (wenn einmal günstigere Zeiten für die Literatur eintreten) als Denkmale des eben so vielfach gebildeten, als anziehend darstellenden Mannes.

Zu größeren Arbeiten verstand L. sich nicht. Ueberhaupt schienen ihm alle literarischen Productionen zuwider zu seyn, welche blos eine Frucht

mühsamen und ausdauernden Fleißes waren. Nur für die Ergießungen eines freien Genius hegte er Achtung. Er schien den Ausspruch eines berühmten Mannes, mit dem er übrigens durchaus nicht sympathisirte*), adoptirt zu haben: „der gelehrte Pedant ist nur Lastträger des Weisen. Er schleppt mit sklavischer Mühsamkeit die Stoffe des Genusses für den Weisen zusammen. Er ist ein genußloser Geizhals, der Schätze für andere sammelt, für deren mühsame Sammlung er selten ein Wort des Dankes zu vernehmen die Freude hat."

Mit den philosophischen Ideen der griechischen und römischen Weisen, insbesondere eines Plato und Seneka, war Lith eben so vertraut, als mit denen der großen Denker der neueren Zeit, eines Locke, Hume, Spinoza, Helvetius, Mallebranche, Leibnitz, Wolf, Rousseau, Kant, Fichte, Schelling u. a. Er wußte sich leicht in ein neues System hinein zu studiren, fand aber die Keime der neuesten philosophischen Entdeckungen meist schon in den Alten, de-

*) Lavater, in seiner Classification der Reisenden; aus dem Portefeuille desselben. S. Göttingischer Taschenkalender für das Jahr 1806. S. 164.

sch klarer, sinnvoller Darstellung er den Vorzug gab, und in deren Geiste er seine eigenen Ideen niederschrieb. Man glaubt, in manchen seiner schriftlichen, philosophischen Aufsätze einen dem Plato verwandten Geist zu finden.

Bei diesen vielfachen Vorzügen war K. nicht von aller Einseitigkeit frei. Er glich einem edlen Marmor, hie und da noch unbehauen, und trotz der aufgezeichneten Geschicklichkeit und Anstrengung war es dem Künstler noch nicht gelungen, alle scharfen Ecken wegzubauen, alle Unebenheiten gleich zu machen. Manche seiner Ansichten waren, trotziger Gegengründe seiner Freunde ungeachtet, gleichsam zu fixen Ideen geworden. Der Umgang mit aufgezeichneten Briten und Amerikanern, so wie die eigene Anschauung des grossen Kampfs für die Freiheit der letztern, hatten seinen Handlungen den Charakter der Festigkeit und Unerschrockenheit gegeben; und so geneigt er in mancher Hinsicht zum Nachgeben war, so beharrlich war er in andern Behauptungen, und alles Disputiren dagegen vergeblich. Hierher gehörten vorzüglich manche Sätze der Stoa, den freiwilligen Tod betreffend, seine Ansichten des englischen National Charakters und der englischen National-Bildung, seine Verachtung

der teutschen Staatsverfassung und Dienstverhältnisse, der Nachahmungssucht und kleinlichen Anschmiegung der Teutschen an fremde, sie geringschätzende Nationen, ihres Mangels an Gemeingeist, desgleichen seine Abneigung gegen alles, was positive Religion und religiösen Kultus betraf. Ein einziges Mal wohnte L. in Marburg einer Leichen-Feierlichkeit bei, wo der Verf. dieses Aufsatzes eine kurze Rede am Grabe eines edlen Mannes hielt; — er war tief bewegt, und bezeugte seinen Beifall über dergleichen Feierlichkeiten. Aber sobald der Verf. gegen ihn äußerte, daß der christliche Kultus mehr ähnliche darbiete, war auch die Unterhaltung abgebrochen.

L. wußte die Menschen sehr richtig zu beurtheilen und ihre Masken zu durchschauen; und da er das Streben und Treiben der Menschen in den verschiedensten Verhältnissen beobachtet hatte, so war die Bemühung, besser vor ihm zu erscheinen, als man war, vergeblich. Er selbst handelte durchaus legal und brav, und verband mit hoher Geradheit und edlem Biedersinn empfehlenden äußeren Anstand und feine Sitten. Dagegen war ihm einschmeichelndes Betragen in Dienstverhältnissen durchaus fremd, weshalb er auch von manchem

seiner Vorgesetzten und Waffenbrüder nicht ganz nach Verdienst gewürdigt wurde.

Im Herbste 1806 hatte es das Ansehen, daß die Hessen zu Felde ziehen würden. Lith freuete sich hierüber, und äußerte späterhin gegen den Verf., „er habe gehofft, daß ihn eine feindliche Kugel treffen werde, denn bis jetzt habe er das Leben noch gewossen, und die Mühseligkeiten des Alters nicht geschmeckt." Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Die hessischen Truppen wurden, auf Befehl des Kurfürsten, entwaffnet, und das Land von den Franzosen, ohne Widerstand, eingenommen. Die Stabs-Offiziere und Compagnie-Chefs, wozu auch L. gehörte, bekamen Ordre, nach Mainz zu gehen, von wo sie nach Luxemburg (als Kriegsgefangene) gebracht werden sollten. Was der feinfühlende Mann bei der Entwaffnung empfand, das beweiset folgendes kleine Billet, worin er dem Verf. seine Wiederankunft in Marburg meldet: Marburg. den 3. Nov 1806. „Heute Morgen bin ich wieder hier angekommen. nicht als Gefangener, aber doch gefangen; nicht ohne Waffen, aber doch wehrlos; nicht mit Ehren, aber doch unentehrt. Ich hoffe, Sie bald zu sehen. Ihr stets getreuer Freund Lith." Seit seiner Rück-

kehr war er verſtimmt. Seine Anſichten der Zeitbegebenheiten waren finſter; ſeine Ausſichten in die Zukunft trübe. Der ihm wahrſcheinliche Tod ſeines geliebten einzigen Bruders, Majors bei der Preußiſchen Garde, wovon (leider zu ſpät!) erſt nach ſeinem Tode beruhigende Nachrichten einliefen, die Abneigung, noch ein Mal in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft zu gehen, die er bereits aus Erfahrung kannte, die Meinung, als braver Offizier und ſchuldloſer Mann durch Entwaffnung an ſeiner Ehre gekränkt zu ſeyn, die ungewiſſen Ausſichten für ſein Vaterland und ſeine eigene künftige Subſiſtenz, ſo wie ſeine ſtoiſche Anſicht des Lebens überhaupt, — erhielten jetzt ſein ohnehin reizbares Inneres in einer ſteten gefährlichen Bewegung. Vielleicht würde Freundesliebe und Sorgfalt manches Schreckbild zerſtreut haben, wenn er ſich ganz hätte mittheilen, und ſein verwundetes Herz aufſchließen wollen. Es ſcheint aber Maxime bei ihm geweſen zu ſeyn, was Roderigo beim Shakespeare ſagt: „Es iſt etwas Albernes, noch zu leben, wenn das Leben eine Marter iſt; und dann haben wir eine Vorſchrift zu ſterben, wenn der Tod unſer Arzt iſt.“ *)

*) Othello. 1 Aufz. 3 Auftr.

Leiden! drängen in einer unglücklichen Stunde düstere Gedanken so gewaltsam auf ihn ein, daß er erlag. Am 16. Novbr. war ich Nachmittags von 3 bis halb 5 Uhr noch bei ihm. Wiewohl er mehr zerstreut und beunruhigt schien, als gewöhnlich, so war doch sein freundschaftliches Gespräch noch voller Leben und Interesse. Am folgenden Tage wollten die meisten Offiziere nach Mainz abgehen. L. schien noch unentschlossen, ob er mit ihnen reisen würde. Indessen nahm er den gefühlvollsten Abschied von mir. Doch sein Herz war seiner Wohnung zu groß; der Eingekerkerte eilte nach dem Ziele der Freiheit. — Nach einer Stunde erfuhr ich, daß er die irdischen Schranken gewaltsam zerrissen habe, um in das ihm theure Land der Ideen einzugehen. Mit einem Pistolenschuß hatte er die reiche Fülle von Kraft und rühmlicher Wirksamkeit zerstört. Erschütternd war für mich der Anblick seiner Leiche. Er saß auf demselben Sopha, worauf ich vor anderthalb Stunden noch neben ihm gesessen hatte, wie ein sanft Schlummernder. Seine Hand ruhte noch auf der gegen das Sopha gestemmten Pistole. Noch war sie unentstellt, die männliche Physiognomie voll Bonhommie und Charakter! Auf seinem Schreibtische

fand man folgende Stellen aus dem Seneka, von seiner Hand geschrieben:

Sen. Epist. LI.

Libertas propo<ita est, ad hoc praemium laboratur. Quae sit libertas, quaeris? nulli rei servire, nulli necessitati, nullis casibus; fortunam in aequum deducere.

Idem, Ep. LXX.

Si me quidem velis audire, hoc medita<e, exerce te, ut mortem ei excipias, et si ita res suadebit, arcessas; interest nihil, an illa ad nos veniat, an ad illam not.

Idem, Ep. LXXVII.

Ubicumque desines, si bene desinis, tota est. Saepe autem et fortiter desinendum est, et non ex maximis causis, nam nec hae maximae sunt, quae nos tenent. Tullius Marcellin. etc.

Die Sensation über Lith's Tod war allgemein. Seine Freunde waren voll tiefen Schmerzes, aber zürnten dem Braven nicht, sondern bewein̄ten ihn. Dienstags, den 18. Novbr., Vormittags um

acht Uhr wurden seine Reste von der anwesenden französischen Garnison mit allen militärischen Ehrenzeichen bestattet. Die Leichen-Eskorte feuerte vor seiner Wohnung, sodann noch zwei Mal am Grabe, und nachher gab noch jeder einzelne Soldat eine Salve in's Grab. Eine große Anzahl der Marburger Honoratioren, das noch anwesende Hessische Offizier-Corps und der größere Theil der Studenten folgten der Leiche, und bewiesen dadurch einem der seltensten Menschen die letzte Achtung. —

Lith war ein Mann von ungewöhnlicher Geistesstärke, mannichfaltigen Kenntnissen und ächter Seelengüte; ein Selbstdenker und origineller Mensch, von fester, hoher Sinnesart, und des schönsten Looses werth. Sein sittlicher Charakter war — einige aus Hypochondrie fließende Launen abgerechnet — unbefleckt; Recht, Billigkeit, Pflichtliebe und feines Ehrgefühl leiteten alle seine Schritte; Legalität und Güte standen bei ihm im schönsten Verein. Das einzige, was ihm zu fehlen schien, war religiöser Sinn. So sehr Denken, Wissen und Thun bei ihm hervortraten, so wenig einheimisch war er im Felde des Glaubens. Er war zu sehr Grieche und Römer, und sein letzter, seine Freunde erschütternder Schritt gieng nur zu folgerecht aus seinem Ge-

müths-Zustands, seinen Maximen und Grundsätzen hervor. — Ohne viele Worte zu machen, war er ein Mann voll Muths, der keinen Feind fürchtete, der aber Beschränkung seiner Freiheit, seines geistigen Daseyns und Wirkens, so wie Alles, was seiner Ehre nur einigermaßen zu nahe zu treten schien, nicht zu ertragen vermochte. Mehrere der genossensten, seeligsten Stunden verdanke ich dem geist- und herzvollen Umgange mit diesem, einer höheren Welt würdigen Weisen!

Molliter ossa cubent!

Marburg.

D. K. W. Justi.

Vielleicht auch Dichter zu verſtecken,
Die gern ſich dem Geräuſch entziehn,
Und unter Lauben, hinter Hecken
Mit Grazien und Muſen fliehn.
Zu dieſen Lauben laß uns eilen,
Weil unſer Lenz noch währt,
Und jede ſtille Freude theilen,
Die keine Reu entehrt.
Da fühlſt du denn der Freundſchaft ganzen Werth,
Und jede ſanftere Triebe
Die nie ein Dichter flieht,
Da ſing ich denn von Wein und Liebe
Dir noch ein beſſeres Lied. —

Aber, um des Himmels willen, vergeſſen Sie nicht mir den Opitz zu bringen;

Michaelis Fluch auf den Dichter,
Der nach der heil'gen Harfe greift,
Und keinen Opitz kennt — — —

liegt mir ſehr ſchwer auf dem Herzen; was mich beruhiget, iſt, daß er vermuthlich die Dichterinnen nicht angeht — Michaelis müßte kein Dichter ſeyn, wenn er eine junge und ziemlich ſchöne Dichterin bey lebendigen Leibe verfluchen könnte — Leben Sie wohl.

C. X. geb. G.

III.

Korais Zuruf an seine Landsleute.

Unter den Griechen regt sich seit mehreren Jahren ein ungewöhnlicher Eifer, ihr Vaterland aus dem, seiner unwürdigen, Zustand zu reißen, in den es die Gewalt der Schicksale gestoßen hat. Ein schöner Enthusiasmus herrscht unter so vielen, von kühnen Hoffnungen belebten Jünglingen dieser Nation in Italien, Paris und Teutschland. In allen Theilen Griechenlands sind durch Stiftung von Schulen, Verbreitung von Büchern (z. B. von Livorno aus durch reiche Patrioten) und sich ausbildenden Handel Schritte geschehen, nach dem Ziel einer Cultur, die allein diesem Volke zu fehlen scheint, (denn die Natur verleiht ihm auch jetzt das schöne Temperament und die Fähigkeiten, die einst zu so hohem Gemüth und feinem Geist und Leben ausgebildet waren,) um sich wieder unvermuthet schnell unter den Nationen hervorzuheben, wenn seine Verfassung einmal glücklich geändert werden sollte*). — Des gelehrten und geist-

*) Unter die bedeutendsten Reisenden, die Griechenland charakterisirt haben, gehört der Baron von

vollen Koraï vielfache Verdienste um Ehre und Heil seiner Landsleute sind allgemein bekannt.

Niebesel und der treffliche Verfasser der Voyage pittoresque de la Grèce. Der erste sagt unter andern Cap. 8. (französische Uebersetzung.) Cependant je crois avoir découvert encore des traces de ce genie supérieur à celui de toutes les autres nations, de cette sagacité d'esprit, de cette délicatesse de sentiment, de ce tact sûr, de ce goût épuré, qui firent fleurir anciennement dans ce pays les arts et les sciences, de cette urbanité enfin, qui quoiqu'elle servit souvent de masque à la fausseté, à la perfidie même, distinguoit les Grecs des peuples barbares. Der andere, nachdem er, wie alle übrigen, ihre unterm Schutt der Tyrannei fortglimmende Freiheitsliebe anerkannt hat: Disons le hardiment, il existe encore dans la Grèce quelques hommes capables de rappeler la memoire de leurs ancêtres etc. (T. 1. p. VIII.) S'il n'est pas de leur destinée de redevenir libres, il l'est au moins, d'adorer toujours la liberté. — — Cette passion dominante (die Liebe zur Freiheit) quels effets ne pourroit-elle pas produire chez un peuple où il existe encore des êtres doués de l'activité la plus soutenue, de la pénétration la plus prompte et de la plus vive énergie. Que de germes de talens etouffés et perdus! et s'ils étoient re-

Merkwürdig iſt auch, was er zu ihnen mit väterlichem, warmem Ton und großer Popularität gesprochen hat in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung von dem Buch des Beccaria dei delitti e delle pene, Paris 1802, welche das beſte Werk des Neugriechiſchen Styls ſeyn ſoll. In dieſer Vorrede ſagt er zuerſt Einiges über den Charakter und die Wirkung des Buchs, über Beccaria, über die Art ſeiner Ueberſetzung, bemerkt, daß er erläuternde Anmerkungen und die politiſchen Ideen vie-

cueillis et cultivés, quels fruits ne faudroit-il pas en attendre. Je sais que pour ceux dont l'esprit timide ne rencontre partout que des obstacles et dont l'imagination lente ne conçut jamais de ressources, ce qui n'est que difficile devient impossible ou chimérique — et si quelqu'un de mes lecteurs a voyagé chez les Grecs, si en vivant parmi eux sous ce beau ciel et sur cette terre favorisée, il a senti le charme attaché au développement de leur esprit, de leur caractère et de leurs qualités aimables, s'il a reçu d'eux cette antique et touchante hospitalité, — enfin s'il a longtems porté le poids de ce contraste affligeant de leur ancienne gloire et de leur humiliation actuelle, il s'écriera peut-être avec eux, avec moi: *Exoriare aliquis.*

ler alten Philosophen und Gesetzgeber hinzugesetzt habe, vorzüglich um die jungen Hellenen zur Nacheiferung zu erwecken, wenn sie sähen, daß die Elemente der Wissenschaften, die heutiges Tages Europa erleuchten, ihrem Vaterland angehören, und fährt dann buchstäblich so fort:

„Weder diese Beispiele, noch meine schwache Stimme möchten hinreichend seyn, die Nation zur Nachahmung des Schönen zu erwecken, wenn zum Unglück die Griechen noch in jenen beklagenswerthen Zeiten wären, als — — — Doch was brauch ich des vergangenen Uebels zu gedenken? Gekommen ist endlich der Zeitpunkt, nach dem sich unsere unglücklichen Väter vergebens sehnten. Die heutigen Griechen, zwar weit entfernt von ihrer Vorfahren altem Ruhm, sind doch unbezweifelt aufgeklärter, als die meisten anderen Völker seyn möchten, wenn sie auch nur einen Theil der Schicksale von Hellas erduldet hätten. Sie, mit natürlichen Vorzügen ausgerüstet und gegenwärtig mit sorgfältigerem Unterricht erzogen, der noch mehr und mehr wächst, zeigen allen, welche die Dinge ohne Leidenschaft untersuchen, daß gewisse unglückliche Umstände das fruchtbarste Land gänzlich verwüsten, aber nicht zugleich ihm seine na-

tüchtige Anlage entreißen können. Wenig Thau des Himmels und wenig Anbau reichen hin, es wieder wie vorher in Stand zu ſetzen."

„Die heutigen Griechen ſind ſo überzeugt, daß außer dem Licht der Wiſſenſchaften kein anderes Mittel ſie heilen kann, daß ſie, alle Schwierigkeiten verachtend, alle Gefahren überſehend, überallher nach Europa eilen, um jenes Licht zu nutzen, womit ihre Vorfahren lebend die anderen Völker erleuchteten, und noch nach dem Tode die heutigen Europäer erleuchten. Ruhm und Ehre allen patriotiſchen Reichen, die die Heilung des krankenden Vaterlandes beſchleunigen, indem ſie willfährig zur Errichtung von Schulen, Anſchaffung von Büchern, und Herausgabe vieler nützlichen Schriften einen Theil ihres Vermögens beitragen. Ruhm und Ehre jenen verſtändigen Jünglingen, die Europa durchreiſen und, wie Bienen, die heilſamen Blumen einſammeln, daraus den Kranz zu flechten, womit ſie ihr Haupt und ihr Vaterland bekränzen werden."

„Die edelgeſinnten Reichen unter den Griechen ſind jetzt überzeugt, daß Gold und Silber nichts iſt, als nichtige Metalle, und nur in den Händen

derjenigen wahre Schätze werden, die den Gebrauch und die Umsetzung derselben verstehen. Sie sind überzeugt, daß der Reichthum ohne Bildung und Tugend so weit entfernt ist, den Besitzer zu schmücken, daß er nur seine Nacktheit offenbarer macht. Sie sind überzeugt, daß wenn sie auch die Schätze des Krösos besäßen, und wenn sie die Steine selbst in Gold zu verwandeln lernten *), sie keine Ehre von den andern Völkern erlangen würden, so lange ihr Vaterland sich in Armuth und Unehre fände. Sie sind überzeugt endlich, daß die Ehre, womit sie die Blöße des Vaterlandes zu bedecken streben, vielfach auf ihre Häupter zurückfällt."

„Eben so, je mehr die musenliebenden Jünglinge des Volks Licht ausstreuen, um so mehr kundige Lobredner werden sie für ihre Anstrengung und Weisheit erhalten, um so mehr Wohlwollen wird gegen sie das verpflichtete Vaterland beweisen. Was

*) „Was hülfe es auch, wenn ohne Mühe und ohne die Erde zu durchgraben, uns alles zu Gold würde. Selbst wenn wir die Steine golden zu machen verständen, würde die Kenntniß uns nichts werth seyn. Denn wenn wir das Gold nicht zu gebrauchen wissen, so leuchtet kein Nutzen desselben ein." Platon im Euthydemos.

hilft ihnen das Lob gemeiner Menschen, welche lo-
ben, was sie nicht begreifen, und ohne Urtheil lo-
ben, was ihren Leidenschaften nicht schmeichelt?
Was hilft ihnen die Weisheit, wenn das verfinsterte
Vaterland nicht Augen hat, sie zu sehen, noch Ein-
sicht, ihren Schweiß zu beurtheilen, und zu verget-
ten wie's recht ist."

„Vermehrt ferner, o ihr Bildung liebenden Jüng-
linge von Hellas, das Bestreben, das Vaterland
zu erleuchten, und den alten Ruhm unserer Vor-
fahren wieder in dasselbe zurückzurufen. Seyd
stolz, daß ihr eines Homeros, Aristoteles,
Platon, Demosthenes, Thukydides und
Sophokles und tausend anderer solcher Männer
Abkömmlinge seyd. Berechnet, wie viele Arbeiten
diese bewundernswerthen Männer ertrugen, um ihr
Vaterland zu ehren, wie viel Ruhm sie lebend von
ihm erhielten und wie vielen sie auch noch nach
dem Tode von den weisen Völkern Europa's em-
pfangen. Viele von ihnen lebten in der Fremde,
wie ihr heute, um zu sammeln, was sie Nutzbares
bei andern Völkern fänden und das Vaterland zu
bereichern. Nehmt euch besonders in Acht, daß
euch nicht eure Jugend in der Auswahl des Schö-
nen betrüge und ihr nach vielen Mühen und nach

langer Wanderung mit leeren Händen zurückkehret*), oder voll von den Uebeln Europa's. Gewiß iſt Europa erfüllt von unzählbarem Guten. Aber es hat auch viele Gelegenheiten zum Verderb und wirft viele Schlingen der unerfahrenen Jugend aus. Ahmet die Bienen nach, indem ihr das Heilſame einſammelt, und nicht die Fliegen, die ſich auf den Geſtank heften. Der mäßige Genuß würdiger Vergnügungen iſt Erholung von den Arbeiten, und erweckt zu neuen andern Arbeiten. Die Ausſchweifung flieht die nothwendigen Arbeiten, verweichlicht den Körper, entnervt nach und nach die Vermögen der Seele und blendet zuletzt die Augen des Geiſtes. Hütet euch, daß euch nicht die Wolluſt verthiere und euch verwandle, wie Kirke die Freunde des Odyſſeus, in Schweine. Leſet beſtändig die bewundernswürdige Erzählung des Prodikos von der Jugend des Herakles, und folget jenem ehrwürdigen Weibe, das die Tugend darſtellt, und nicht der ſchamloſen Sirene, welche ſich Glückſeligkeit zu nennen wagt.**) Von euch

*) Schändlich iſt's, lange zu bleiben, und leer nach Hauſe zu kehren. Ilias II., 298.

**) Dieſer Mythos findet ſich im 2. B. der Denkwürdigkeiten des Xenophon. Ihn erzählt Sokrates

verlangt das Vaterland weder stoische Apathie, noch mönchische harte Zucht und Selbstpeinigung. Es sucht Lichter, seine Blindheit zu heilen, Gewänder, seine Blöße zu bedecken. Aber weder es zu erleuchten, noch es zu bekleiden werdet ihr tauglich seyn, wenn ihr nicht die philosophische Mitempfindung habt."

„Ahmt also nach unseren sinnigen Verfahren, die, von Liebe zu den Wissenschaften entbrannt, überallher nach Athen liefen, um die wahren Freuden der Philosophie zu genießen. Dort erschienen junge Leute, wie ihr, und arm, wie viele von euch, welche den Tag die Schulen der Philosophie besuchten und die Nacht für Lohn arbeiteten, um das zum Leben Nothwendige zu gewinnen. *)

selbst den Jünglingen der Athener. Wer von den Griechen ihn lesen kann in der Sprache selbst, worin Xenophon ihn schrieb, und nicht bezaubert wird von der Feinheit des Mythos sowohl, als der unnachahmlichen Lust des Xenophontischen Styls, dessen jämmerliche Seele hat entweder angefangen, sich zu verhärten, oder ist schon gänzlich versteint.

*) Menedemos und Asklepiades, junge und arme Philosophen, denen das zum Leben und Unterricht Nöthige fehlte, miethen jede Nacht in die Mühle um zwei Drachmen Lohn. Als dieses die Richter

Solche Dürftigkeit habt ihr jetzo nicht zu fürchten. Zeiget Eifer, euch zu erleuchten und das Vaterland iſt bereit, euch reichlich das zum Leben und Unterricht Nöthige zu verſchaffen."

„Das bis jetzt Geſagte, Bildung liebende Jünglinge von Hellas, iſt nicht eine Abſchweifung vom Ziele, ſondern vielmehr eine Wegbahnung zur

des Areopagos erfuhren, beehrten und beſchenkten ſie ſie reichlich, damit ſie in Zukunft von der Nothwendigkeit der Mühle befreit wären. (Athen. IV., 18. p. 68.) Kleanthes, der berühmte Philoſoph und Schüler des Zenon wurde Brunnenſchöpfer (Φρεαντλης) deswegen genannt, weil er, nach Athen nur mit vier Drachmen gekommen, keine andere Art fand, die Philoſophen zu hören, als die Nacht Waſſer aus den Brunnen zu ziehen und um geringen Lohn in die Gärten zu ſchaffen, oder in die Beckerwerkſtätten. Weshalb auch er von den Areopagiten mit derſelben Ehre belohnt wurde. Als der König Antigonos, der ihn eben darum prächtig beſchenkte, ihn fragte: warum ſchöpfſt Du? antwortete der verſtändige und hochherzige Jüngling: ſchöpf' ich denn nur? grab' ich denn nicht, begieß' ich denn nicht auch und thue alles der Philoſophie wegen? (Diog. Laert. im Leben des Kleanthes VII, 168.)

II.

An den Herausgeber des teutſchen Merkurs.

Sollte man nicht vom teutſchen Merkur eben das ſagen können, was Virgil vom alten Götterboten ſagte:

Dat ſomnos, adimitque? (*)

Gewiß, mein liebſter Wieland, weder Sie ſelbſt, noch einer von Ihren Mitarbeitern wird am Ende des Jahrs von ſich rühmen können, es habe ihm niemand die 12 Monate durch jemals zugenickt: dat ſomnos. Der Himmel gebe, daß nur auch das adimitque alsdann über uns alle ausgeſprochen ſeyn möge!

Was der hiebeykommende Aufſatz in dieſer Abſicht zu erwarten habe, davon bin ich ſehr begierig, Ihre Ahndungen zu erfahren. Es iſt eine Erzählung; folglich ein Ding, bey dem ſich entweder ſehr gut einſchlafen, oder ſehr gut wach bleiben läßt. Ihnen, mein Freund, wird ſie gewiß gefallen: aber dem größten Haufen der Leſer auch? — Werden dieſe nicht, bey Erblickung des Nahmens Joſeph, in eine höhniſche Miene fahren, den Merkur ein andächtiges Journal heiſſen, und in ein Gelächel darüber ausbrechen,

(*) Er macht Schlaf, und benimmt ihn.

Schrift des Beccaria. Ihr seyd heutiges Tages die Erzieher und Lehrer von Hellas und die Zeit wird kommen, daß das Vaterland Gesetze von euch zu fordern hat. Wie wollt ihr hinführo die andern Rechtschaffenheit und Tugend lehren, wie wollt ihr lehren, was dem braven Bürger zukommt, Unterwürfigkeit unter die Gesetze der politischen Gemeinschaft, und wie wollt ihr sie leiten auf den Weg des Glücks, wenn ihr irret wie wilde, oder besser zu sagen, wie unzahme Thiere im Labyrinthe der Gesetzlosigkeit? Der größte Theil der vom Gesetz verurtheilten wird gestraft, weil er nicht gesorgt hat, die Leidenschaften in seinem jugendlichen Alter zu zähmen. Ein böser Mensch wird keiner in Einem Zeitpunct und die Leidenschaften sind anfänglich nur kleine Funken. Wenn die Vernunft sie regiert, so werden sie Licht, das in allen Handlungen des Jünglings strahlt, und sich seinem ganzen Vaterlande mittheilt. Wenn man sie entzügelt hinschießen läßt, so zünden sie einen verderblichen Brand an, welchen nichts anders mehr löschen kann, als die Strafen der Gesetze. Aber was nenn' ich die Gesetze? Sie müssen unedle und schlechte Seelen schrecken. Ihr, Jünglinge von Hellas, habt Hellenische Seelen. Ihr seht sehr wohl ein, daß es nicht genügt, nichts Böses gegen

die Gesetze zu thun, sondern daß von euch gefordert wird, auch, was ihr Schönes thun könnt, nicht zu vernachlässigen. Es genügt nicht, daß ihr das Vaterland nicht verachtet, sondern es wird für eine Schuld gerechnet, wenn ihr ihm nicht nützt. Ein Verräther des Vaterlandes ist nicht allein, wer die Thore desselben den Feinden öffnet, sondern auch wer nicht mit seiner Armuth Mitleid hat, nicht seine Blöße bekleidet, und ihm nicht auf alle Weise mit seinen Bemühungen nutzt. Es ist nicht sonderbar, wenn die Sklaven ein Leben der Sklaven leben, aber der Hellenischen Seelen Gesinnungen ziemt es, freier Seelen Gesinnungen zu seyn. Ihr habt die Ohren voll von so vielem schönen Gehörten und Beispielen von voralterlicher Tugend, daß ihr wagt, wenn ihr sie nicht nachahmt, für untauglicher, als selbst die Sklaven, geachtet zu werden. Wendet die Augen um, Jünglinge, nach allen Seiten und sehet, ob eines von den heutigen Völkern solche Vorväter hat, als ihr, so viele Muster der Tapferkeit, Tugend und Weisheit vereint, als wir in den Schriften unsrer Altvordern lesen. Ueberlegt, ob es ehrenvoll und schön sey, uns dieses Väteradels zu rühmen, ohne auch selbst eignen Männeradel zu zeigen. Wollen wir's ertragen, von den andern Völkern geschimpft

zu werden, als unwürdig unserer vorahnlichen Wohlgeburt und Glanzes, als ein einfältiges Volk, als eine unnütze Last der Erde?*) Ueberlegt, ô ihr jungen Abkömmlinge der Hellenen, ob ihr werth wäret des Helleniſchen Namens, wenn ihr, im Stande das Vaterland zu erleuchten, und, als andere Herakleſſe, an den Feinden die Schmähungen zu rächen, als Sardanapale dem ſchamloſen Weibe folgtet, das ihr vielleicht irrend für die wahre Glückſeligkeit gehalten habt. So viel zu den arbeitſcheuen Jünglingen, wenn zum Unglück von Hellas ſich manche ſolche finden ſollten. Aber da es möglich iſt, daß nicht alle reichen Griechen vielleicht denſelben Eifer haben, als jene, die ich oben mit Recht gelobt habe, ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, auch zu ihnen Einiges zu reden. Zu den Geldgierigen zwar ſchweig' ich, da ſie ſo unempfindlich ſind, als die Metalle, die ſie vergöttert haben. Sich zu beſtreben, ſolche Menſchen zu

*) Einfältiges Volk nennt uns Weikard, ein teutſcher Arzt. Eine unnütze Laſt der Erde hat uns Pauw genannt, ein teutſcher Philoſoph. Und zu bemerken iſt, daß dies jener bekannte Ausdruck Homers iſt ερωσιον αχθος αρουρης. Das heißt recht, die Europäer bekriegen die armen Hellenen mit den Waffen der Hellenen ſelbſt.

verändern, würde daſſelbe ſeyn, als wenn man zum Gold ſagte, werde Silber, oder zum Silber, werde Gold. Meine Rede iſt demnach an jene allein, die mit Freuden von ihrem Ueberfluß veräußern, aber vielleicht nicht ganz verſtehen, wann und wie ſie ausgeben ſollen."

„Auch ſelbſt dem nichtswürdigſten Sklaven, o lieben Reichen, kann oft das Glück große Schätze des Vermögens geben. Aber nur wer eine edle Seele hat, verſteht den wahren Gebrauch des Reichthums. Der wahre Gebrauch iſt gegenwärtig, daß ihr ihn verwendet zur Heilung des verwundeten und krankenden Vaterlandes, daß ihr Heilmittel kaufet und Aerzte in Menge ſchafft. Die Heilmittel ſind die Lichter der Wiſſenſchaften, die Aerzte ſind die unterrichteten und verſtändigen Männer. Was hilft euch der Reichthum, wenn ihr nicht lernt, ihn zur Erziehung und zum Unterricht eurer Kinder zu verwenden? Welcher Vortheil, daß ihr Schätze des Vermögens Erben hinterlaſſet, deren Bildungsloſigkeit den Reichthum zum Werkzeug der Schlechtigkeit und nicht der Tugend machen wird *)? Was Gutes erwartet ihr

*) Krates bei Plut. von der Kindererziehung: „O ihr Menſchen, wohin denkt ihr, die ihr auf den

vom Reichthum, wenn er nicht von der Ehre begleitet ist? Kann vielleicht das Gold allein die Schande heilen, daß ihr unerzogener Kinder unerzogene Aeltern, oder eines verbarbarten Vaterlandes recht barbarische Bürger genannt werdet? Ihr theilt mit Bereitwilligkeit Almosen aus. Aber es ist ohne Vergleich ein trefflicheres Almosen, wenn einer die Ursachen der Armuth aufhebt, als wenn er Arme ernährt. Die Armuth kommt oft von freiwilligem Müßiggang oder von dem gemeinschaftlichen Schicksale des Vaterlandes. Müßige und Arme sind da vorzüglich viele, wo weder Künste noch Wissenschaften sind, wo nicht gute Gesetze regieren. *)"

„Vereinigt euch in Zukunft auch ihr mit den patriotischen Reichen des Volks, um des Namens und der Liebe des gemeinschaftlichen Vaterlandes willen und tragt jeder nach seinem Vermögen bei,

Erwerb von Schätzen allen Eifer wendet, um die Söhne aber, denen ihr sie hinterlaßt, euch wenig bekümmert?"

*) Aus Isokrates Areopagitikos wird das Beispiel von Athen angeführt.

weil das Vaterland ſich im Unglück befindet, und keinen öffentlichen Schatz hat, um gemeinſchaftliche Anſtalten der Erziehung und Bildung unbemittelter Jünglinge zu errichten. Daß Lehrer öffentlich angeſtellt werden, iſt auch eine Erfindung und Geſetz der Hellenen *), deren Abkömmlinge ihr euch zu ſeyn rühmt. Vervielfacht in ganz Hellas die Schulen und Bibliotheken. Schickt mit gemeinſchaftlichem Aufwand Jünglinge von guten Anlagen nach Europa, damit ſie euch das Gute Europa's bringen und gebt in ihre Hände die Bildung der Nation. Aber vereinigt euch wacker, ſo lange Hellas der Hülfe nöthig hat, wenn ihr das Wohlwollen von Hellas beſitzen wollt. Die treuen Freunde laufen Gefahr mit dem Freunde. Die Schmeichler erſcheinen nicht, bis die Gefahr vorüber iſt. Anſtatt den Aufwand für das Schöne und Heilſame zu bedauern, müßt ihr Gottes Vorſehung preiſen, daß ſie euch in ſolche Umſtände und Zeiten geſetzt hat, in welchen ihr bloß mit dem Ueberfluſſe der Güter, mit Verſtand verwendet, ein unſterbliches Andenken und den Namen Wohlthäter von Hellas erwerben könnt. Wenn ihr eine kleine Einſicht habt, ſo kann es euch nicht verbor-

*) Des Charondas ſ. Diodor XII, 12.

gen seyn, daß die Umwandlung von Hellas zum Schönen angefangen hat. Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo das Vaterland die Gaben aller der unverständigen Reichen wegnehmen wird, die seiner Noth nicht beisprangen. Wenn euch die Nacktheit des Vaterlandes nicht zu Mitleid oder Schaam bewegt, o so bewege euch doch die Vorsorge für eure Kinder. Wenn Hellas aufgeklärt ist, habt ihr nicht mehr nöthig, sie außer Landes zu schikken; sondern dort in den väterlichen Armen und unter den väterlichen Augen werdet ihr die Früchte ihrer Bildung seyn und genießen, und um so viel größere Ehrerbietung von ihnen, als die Bildung auch was gegen die Eltern jedem zukommt, so wie das andere, lehrt. Von dieser schnellen Vereinigung der patriotischen und eifrigen Reichen hängt die Ehre und das Heil von Hellas ab. Es ist eine gemeinschaftliche Schande aller, wenn wir die Verachtung der andern Völker ertragen, wenn wir nicht gezählt werden unter ihnen „weder für die dritten, noch vierten, noch zwölften", wie der alte Orakelspruch von den Megarern sagte, sondern nicht einmal für ein Volk auf der Erde gerechnet werden. Wer? wir die Abkömmlinge des ersten weisen, des ersten großen Volks der Erde? und wann? da es in unsern Händen ist, das gemein-

schaftliche Vaterland an dem Vorwurf der Bildungslosigkeit zu rächen. *)"

„Zu dem, was ich, reiche Griechenfreunde und junge Musenfreunde, euch von unserm gemeinschaftlichen Bedürfniß gesagt habe, bewog mich dieselbe Liebe des Vaterlandes, von der ich euch gegenwärtig zum Schönen geleitet sehe, und kein anderer einer Hellenischen Seele unwürdiger Endzweck. Wenn einige (und ich hoffe, daß sich kein solcher finden wird) das Gesagte übel beurtheilen sollten, weil es sie wenig kümmert, Hellas wieder glücklich und mit seinen vorälterlichen Tugenden ausgestattet zu sehen, mit seiner alten Bildung, Wohlverfassung und Glanz, so sage ich zu ihnen, was zu solchen Zuhörern und Beurtheilern Isokrates sagte: „Mir hat an solchen Zuhörern niemals etwas gelegen, noch andern wohldenkenden, sondern an jenen, die dessen, was ich gesagt habe, vor allen Dingen gedenken und mit der Menge des Gesagten nicht unzufrieden seyn werden — — und

*) „Schändlich ist's — — da ganz Hellas beschimpft wird, keine gemeinschaftliche Rache zu nehmen, ob es uns gleich möglich ist, des Prahlens würdiges zu verrichten." Isokrates Panegyr.

am meiſten an denen, die nichts Lieberes hören, als eine Rede, die Tugenden der Menſchen und die Art eines wohlverwalteten Staats behandelt. Wenn dieſe manche nachahmen wollten und könnten, ſo würden ſie ſelbſt in großem Anſehen ihr Leben zubringen und würden ihre Städte glücklich machen." (Iſokrates Panathen.)

F. G. Welcker.

IV.

Correspondenz-Nachrichten.

Rom, den 1. Jul. 1810.

Sie irren, wenn Sie glauben, daß jetzt gute Einkaufe in Kupferwerken, Kupfern u. ſ. w. hier zu machen ſind. Gute Bücher, deren Abſatz gewiß iſt, gute Kupfer von Morghen, Volpato u. ſ. w. oder gar alte von Marc-Antonio und jenen großen Meiſtern der goldenen Zeit ſind längſt über Land und Meer ausgewandert, und es iſt Zufall, wenn einem bei einem längern Aufenthalt ein gutes Wild in das Garn läuft. Der Fremde, der ſich doch immer durch ſeine Sprache verräth, iſt in der Ordnung immer die Beute des liſtigen Maklers und Brocanteurs. Die alten Piraneſiſchen Blätter, die man zuweilen findet, ſind gewöhnlich in einem ſehr defecten Zuſtande, die neuen theuer, und was das

Schlimmſte iſt, aufgekratzt. Die 4 Bände über das alte und neue Rom, wurden neulich für 50 Thlr. verkauft. Das war aber ein bloßer Zufall! Das Museum Chiaramonti iſt noch nicht heraus, wohl aber der 7te Theil des Pio Clementino von Visconti, und dieſer koſtet 6 Zechinen. Das jüngſte Gericht von Mek bleibt noch immer die merkwürdigſte neue Erſcheinung unter den neueren Kupferwerken. Der Pränumerationspreis iſt 19 Louisd'or. Dieſe Blätter werden ſelten werden, da der Künſtler, aus Verdruß über die ſchlechte, unwürdige Zeit, auf gut Engliſch angefangen hat, die Platte wieder abzuſchleifen. Derſelbe Künſtler giebt auch die von Polydor in Rafaels Stanzen gemalten Basreliefs heraus. Sie ſind, wie das Original, braun, und gelb gehöht, und koſten, 12 Blätter, quer Folio, 3 Louisd'or. Von Lorenzo Re iſt das Museum Capitolinum in Umriſſen, ungefähr wie die Ihnen bekannte Villa Pinciana, in 12 Heften erſchienen, die wohl anderthalb Bände ausmachen können, und $6\frac{1}{2}$ Scudo romano koſten. Das ganze Werk wird 5 Bände,

jeden zu 8 Heften, bilden. Der Verfaſſer iſt ein geiſtvoller, junger Mann, der mit Fleiß und Liebe arbeitet, und ſich bei Erklärung des Sarkophags, worauf nach der alten Meinung die Geſchichte des Prometheus abgebildet iſt, trefflich gezeigt hat. Von dem berühmten Vaſenſammler Vivenzio ſind Lettere sopro i Colossi di Quirinale in 4. und Gemme antiche per la più parte inedite in 4. erſchienen, die zuſammen ungefähr 1 Thlr. 20 Gr. Sächſiſch koſten. Visconte's Bruder, ein Buch- und Kunſthändler, hat eine Sammlung unedirter Münzen auf Pränumeration angekündigt, aber man iſt etwas mißtrauiſch dagegen. Den erſten Heft der großen, aber in mancher Rückſicht etwas zu kleinlichen, Kunſtgeſchichte de la décadence des arts von Seroux d'Agincourt werden Sie wohl ſchon aus Paris erhalten haben. Von Neapel erwartet man täglich einen neuen Band papiri. — Ich wohne in der Villa Aldobrandini. Sie ſoll in Bauſch und Bogen mit Garten, Gemälden, einigen ſchönen Friſen und Basreliefs, und einer großen Zahl ſchlechter Statuen, für 12,000

Piaſter losgeſchlagen werden. Ich bin überzeugt, daß mancher engliſche Nabob für den bekannten Rozze, den Juwel dieſer Villa, allein ſo viel zahlte! —

Hartmann.

Inhalt.

Seite.

I. Gedichte.

1. Hanovia's Volk an den Großherzog von Frankfurt. 217
2. Die Wallfahrt. 221
3. Nach dem Arabischen. 224

II. Nekrolog.

Friedrich Karl Heinrich von der Lith. 225

III. Koraïs Zuruf an seine Landsleute. 267

IV. Correspondenz-Nachrichten. 276

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutschen Merkurs.

3. Stück. August 1810.

I.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen. Jahrgang 1810. Sechstes Stück.

Inhalt.

I. Anmerkungen zu der Schrift: Bemerkungen über die unmittelbaren Ursachen der Dynastieveränderung und der Insurrection in Spanien. Im 1sten und 2ten Stück. (Fortsetzung.)

II. Ueber Frankreichs Verhältnisse zu Italien, zur römischen Kaiserkrone, und zum Oberhaupte der katholischen Kirche. (Fortsetzung.)
III. Epoche. Uebertragung der römischen Kaiserkrone auf Frankreichs Herrscher. Ihre Wiedererhebung zur Occidental-Kaiserkrone.

III. Literatur der Geschichte und Politik. (Forts.)
Tableau historique de la politique de la cour

de Rome, depuis l'origine de sa puissance temporelle jusqu'à nos jours. Paris, 1810.'

Geschichte der merkwürdigsten ehelichen Verbindungen und Scheidungen der Monarchen Frankreichs von den Zeiten Kaiser Carl's des Großen bis auf Napoleon, nebst einer historischen Einleitung und einer vollständigen Genealogie dieses Zeitraums. Hamburg, 1810. 8.

IV. Journal der Operation des kaiserl. österreichischen Truppen-Corps unter dem General-Major von Am-Ende vom 12ten bis 22sten Julius 1809 in Sachsen.

V. Kataster des französischen Reichs.

VI. Kleine historische Denkwürdigkeiten.

Briefe des General Grafen von Grünne an den Fürsten von Ligne, zur Rechtfertigung seines Betragens in dem Kriege vom Jahre 1809. (Nach dem Original abgedruckt.)

Brief des Staatsministers Grafen von Stadion an den F. M. L. Grafen von Grünne.

II.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. Mai.

Inhalt.

Nro. 104. Die Dioscuren erscheinen dem Orest. (Zur Erklärung des beiliegenden Umrisses.) — Warum trinken die Teutschen so gern? — Novellen aus Rom vom 1. April. — Trübe Ahnung. Wunsch. Beide von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 105. Der Leichenfeind. Von Fr. Laun. — Correspondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro. 106. Kurze Uebersicht über die Arbeiten und Fort-

ſchritte im Fache der Naturwiſſenſchaften in Frankreich während des Jahres 1809. — Der Leichenfeind. (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — Beilage: Monats-Regiſter vom April.

Nro. 107. Der Leichenfeind. (Fortſ.) — Notiz. — Correſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. (Beſchluß.)

Nro. 108. An die Wohlthätigkeit. Von Hg. — Beſchreibung des Hochzeitfeſtes von Vazir Alli, Sohn des letztverſtorbenen Nabobs von Aude. — Bemerkungen über den Aufſatz: „Reiſe nach Rio Berdice in Süd-Amerika" in Nro. 42 des Morgenblattes. Von Lenhard. — Notizen. Von Hl. — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Chronoſtichon. — Logogriph. — Auflöſung des Logogriphen in Nro. 102.

Nro. 109. Bruchſtücke zur Literatur- und Sittengeſchichte Frankreichs, ſeit der höhern Ausbildung der Sprache und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe dieſes Landes. — Der Leichenfeind. (Fortſ.) Correſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 9.

Nro. 110. Naturhiſtoriſche Miſcellen aus Descourtils Reiſen. Von Fiſcher. — Der Leichenfeind. (Beſchluß.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 111. Zwei Gleichniſſe. Von Caroline Pichler. — Naturhiſtoriſche Miſcellen aus Descourtils Reiſen. (Beſchl.) — Bruchſtücke zur Literatur und Sitten-Geſchichte Frankreichs ꝛc. (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 112. Der Todtengräber. Von Meiſſer. — Bruchſtücke zur Literatur und Sittengeſchichte Frankreichs, ꝛc. (Beſchluß.) — Vermiſchte Nachrichten. — Correſpondenz-Nachrichten aus Hamburg, Breslau, Paris, Bamberg. — Beilage: Ueberſicht der neueſten Literatur Nro. 4.

Nro. 113. Ein Blick in das Bücherverzeichniß von der Oſtermeſſe 1810. — Sendſchreiben des Amt-

mann's Rübezahl an den Oekonomierath Zwölffinger. — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Hamburg.

Nro. 114. Das Fest der Todten in den römischen Kirchen. — Ein Blick in das Bücherverzeichniß von der Ostermesse 1810. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Wien, Hamburg und aus der Schweiz. — Charade. — Räthsel. — Auflösung des Logogriphs in Nro. 108.

Nro. 115. Die Bettenburg in Franken. — Als v. Matthison am 6. Mai 1810 sich vermählte. Von Hg. — Die beiden schweizerischen Kunstmaler Fridolin und Joh. Georg Otto. — Correspondenz-Nachrichten aus Kassel.

Nro. 116. An S. Nach dem Tode seiner Gattin. 1809. Von Gonz. — Die Bettenburg in Franken. (Beschluß.) Von Denneken. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 117. Cavendish. Von G. — Römisches Theater. Von G. — Correspondenz-Nachrichten aus Kassel. — Extra-Beilage Nro. 6.

Nro. 118. Joseph v. Hammer. — Kurze Uebersicht über die Arbeiten und Fortschritte im Fache der Naturwissenschaften in Frankreich während des Jahres 1809. II. — Correspondenz-Nachrichten aus St. Petersburg und Paris.

Nro. 119. Augustreise zum Monte Cavo im Jahre 1806. — Joseph v. Hammer. Von B. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Antwerpen, Paris.

Nro. 120. Rede des persischen Helden Sam aus dem Originale des Schah-nameh von Hirdusi, treu übersetzt von Othm. Frank, Prof. — Augustreise zum Monte Cavo im Jahre 1806. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 114. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 10.

Nro. 121. Das heimliche Sittengericht. Novelle. — Empfindungen eines Katholiken bei einer evangelischen Confirmations-Handlung. — Ueber

den Weinbau in Preußen. Von J. S. Rosenheyn. — Correſpondenz-Nachrichten aus Antwerpen.

Nro. 122. Der Ruhm der Holländer. Von Prof. Chriſtian Fr. Haug. — Das heimliche Sittengericht. Von Abck. (Beſchluß.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Antwerpen, Berlin. — Beilage: Ueberſicht der neueſten Literatur Nro. 5.

Nro. 123. Kunſt in München. Von xy—. Der Ruhm der Holländer. (Fortſ.) Potors Gebet. Von Hg. — Correſpondenz-Nachrichten aus Peſth und Rudolſtadt.

Nro. 124. Agamemnons Rückkehr aus Troja. Von E. Käſ. — Der Ruhm der Holländer. Fortſ.) Naturhiſtoriſche Miſcellen aus Descourtils Reiſen. — Correſpondenz-Nachrichten aus Hamburg, Paris, Ulm. — Beilage: Ueberſicht der neueſten Literatur Nro. 6.

Nro. 125. Schillers Gedächtnißfeier in Weimar. — Der Ruhm der Holländer. (Beſchluß.) — Werther an Lotten. Von Hg. — Vermiſchte Nachrichten. — Correſpondenz-Nachrichten aus Wien, Paris.

Nro. 126. Prinz Eugen von Savoyen. Von J. C. der v. Sartori. — Der Tarantelbiß. — Correſpondenz-Nachrichten aus Mannheim. — Räthſel. — Charade. — Auflöſung der Charaden in Nro. 120.

Nro. 127. Der Verleger des Morgenblattes und der Dämmerungen für Teutſchland an Hrn. Julian Lips. — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris, Augsburg.

Nro. 128. Der alte und der neue Kalender. Von E. — Naturhiſtoriſche Miſcellen aus Descourtils Reiſen. — Correſpondenz-Nachrichten aus Petersburg. — Muſik-Beilage: Italieniſches Lied Nro. IX. Sehnſucht.

Nro. 129. Verdanken wir den Teutſchen oder den Engländern die meiſten und wichtigſten Erfindungen? Eine Parallele. — Notiz. — Correſpon-

denz-Nachrichten aus Petersburg, Berlin. — Extra-Beilage Nro. 7.

Nro. 130. In Teutschlands Schriftsteller und Künstler. — Die Gans und der Wolf. Eine Fabel. Von Karl Müchler. — Verdanken wir den Teutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen? (Beschluß.) Von F. — An Parasit. Von Hg. — Naturhistorische Miscellen aus Descourtils Reisen. — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg.

III.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Allgemeine Justiz- und Polizei-Blätter. Herausgegeben von dem Regierungs- und Kreis-Rathe Hartleben zu Offenburg. Für Recht, Sicherheit und Kultur. Mai 1810.

Inhalt.

48. St. Historisch-praktische Bemerkungen, die Abstellung der Bettelei in der Stadt Hildesheim betreffend, nebst einer vollständigen Darstellung der dortigen, neuerrichteten, öffentlichen Arbeits-Anstalt für die Armen. — Kaiserlich französisches Verbot für die Essigfabrikanten, mineralische Säure ihrem Essig zuzusetzen.

49. St. Jagdordnung für die Herzogl. Sachs. Coburg-Saalfeld'schen Lande mit Einschluß des Amtes Themar. 1810. (Beschluß.) — Verbot gegen das Vertragen neugeborner Kinder aus dem Innern der Schweiz nach dem Findelhaus zu Mailand. —

Extenſion durch Intenſion zu compenſieren braucht. Unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Freyh. von **, ſchrieb mir jüngſt: „Sollte der Herausgeber des „Merkurs, wegen Einrückung des Charmides wohl „im Ernſte getadelt worden ſeyn? Mir iſt gar nichts „ähnliches zu Ohren gekommen. Vielmehr habe ich „Gelegenheit zu beobachten, daß ſelbſt einige von „denen, welche gerade nur ſo viel Seele haben, „als vonnöthen iſt, um ihren Leib eine Zeitlang „vor der Fäulniß zu bewahren, ihre Auſterſchalen „vom Charmides ein wenig aufgeklemmt fühlen, ob „ſie gleich nicht eigentlich wiſſen, wer ihnen dieſe „Gewalt anthue.“

Der Verfaſſer der beykommenden Erzählung iſt ein aufkeimendes Genie, welches mir jüngſt an einem Orte aufſtieß, wo ich auf ganz andre Dinge ausgieng, und leichtlich alles, was Geiſt iſt und heiſſen mag, hätte überſehen können. Das Publikum weiß noch nichts von meinem jungen Freunde; deſto angenehmer wird es dem Merkur ſeyn, mit einer für alle Liebhaber der Muſen intereſſanten Erſcheinung zuerſt hervor zu treten. Es iſt ja auch, nach dem Heſiodus, eines ſeiner Geſchäfte, „die Heerden der „wolltragenden Schafe zu vermehren.“ u. ſ. w. (*)

W. S. J.

Aſe-

(*) Der Herausgeber behält ſich ſeine Antwort auf dieſe Zuſchrift vor.

Fortgang der öffentlichen Bildungsanſtalten im Canton St. Gallen.

50. St. Die Einquartierung; als Staats-Auflage betrachtet.

51. St. Hiſtoriſch-praktiſche Bemerkungen, die Abſtellung der Bettelei in der Stadt Hildesheim betreffend ꝛc. (Beſchl.) Bemerkungen über das Erdbeben in Ungarn.

52. St. Feueranſtalten zu Paris. Pompiers. Rettungsmaſchinen. — Die Einquartierung; als Staats-Auflage betrachtet. (Beſchluß.)

53. und 54. St. Feueranſtalten zu Paris. Pompiers. Rettungsmaſchinen. (Fortſetzung.) — Plan, Entſtehung und Fortgang des neuen Armenhauſes, und des Privatvereins zu Unterſtützung der Hausarmen in Prag. Vorbilder zur Nachahmung. — Verbotene Annahme von Emolumenten auf den Wochenmärkten in Berlin. — Merkwürdige Geſchichte einer im Unterleibe einer Weibsperſon befindlich geweſenen Nabel.

55. St. Ueber die Bereitung des Ahorn-Zuckers in den öſterreichiſchen Staaten.

56. St. Ueber den Vorſchlag, die Bereitung des Ahornzuckers in den öſterreichiſchen Staaten einzuführen. — Großherzogl. Bad. Verordnung über das Verhalten derjenigen Subjecte, die ſich dem höhern Staatsdienſte widmen wollen.

57. St. Feueranſtalten zu Paris. Pompiers. Rettungsmaſchinen. (Fortſetzung.)

58. St. Feueranſtalten zu Paris. Pompiers. Rettungsmaſchinen. (Fortſetzung.)

59. St. Feueranſtalten zu Paris. Pompiers. Rettungsmaſchinen. (Fortſetzung.) — Neueſter wichtiger Wechſel-Proceß zu Paris. — Bücher-Cenſur in Frankreich. — Mordthat in der Freude zu Bern.

IV.

In der königl. akademiſchen Kunſt- und Buchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Pilgers, Carl, Roman ſeines Lebens. Ein Beitrag zur Erziehung und Cultur des Menſchen. Von ihm ſelbſt geſchrieben. 3 Theile. Neue unveränderte Auflage. 8. 3 Rthlr.

Welſerin, Philippe. Eine Geſchichte aus dem ſechszehnten Jahrhunderte. Neue unveränderte Auflage. 8. 18 gr.

V.

Hrn. Friedrich Frommann's in Jena neuere Verlags-Bücher von der Jubilate-Meſſe 1809 bis zur Jubilate-Meſſe 1810.

Arnold's, Th., Engliſche Grammatik. Mit vielen Uebungsſtücken. Zwölfte Auflage, ganz umgearbeitet und ſehr vermehrt von Dr. J. A. Fahrenkrüger. gr. 8. 1 Rthlr.

Bailey's, Nathan, Dictionary English-German and German-English. Engliſch-Teutſches und Teutſch-Engliſches Wörterbuch. Gänzlich umgearbeitet von Dr. J. A. Fahrenkrüger. Eilfte verb. u. verm. Auflage. Erſter Theil, Engliſch-Teutſch. Lexikon-Format. 2 Rthlr. 14 gr.

Der zweite Theil erſcheint im Auguſt. Ladenpreis 1 Rthlr. 18 gr. alſo beide Theile 4 Rthlr. 8 gr.

Jacobs, Dr. Fr., Additamenta Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas. In quibus et multa Athenaei et plurima aliorum scriptorum loca tractantur, med. 8. Schreibpapier. 2 Rthlr. 6 gr.
Druckpapier 1 Rthlr. 20 gr.

Jacobs, Dr. Fr., Elementarbuch der griechischen Sprache für Anfänger und Geübtere. II. Theil oder 3. Cursus: Attika. Zweite verbesserte Auflage 8. 1 Rthlr.

Kries, Fr., Lehrbuch der reinen Mathematik für die obern Classen gelehrter Schulen. Mit 160 eingedruckten Holzschnitten. 8. 2 Rthlr.

Löffler's, Dr. J. Fr. Chr., Magazin für Prediger. IV. Bd. 2s Stück, mit J. G. von Herder's Bildniß, gr. 8. 18 gr.

— — desselben V. Bd. 1. Stück, mit dem Bildniß des Herrn Gen. Superintendenten Dr. J. G. Chr. Adler. gr. 8. 18 gr.

Oken, Dr. und Prof., Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze. No. V. gr. 4. geheftet 10 gr.

— — Ueber den Werth der Naturgeschichte, besonders für die Bildung der Teutschen. No. VI. gr. 4. geh. 5 gr.

Raccolta etc. Tomo XI et XII. vide Tasso.

Tasso, Torquato, La Gerusalemme liberata. Esattamente copiata dalla edizione di Bodoni da C. L. Fernow. 2 Vol. gr. 12. Velinpapier 3 Rthlr. 16 gr.

Schreib-Papier 2 Rthlr.

* * *

Unter der Presse sind und werden im Laufe dieses Sommers fertig:

Bailey's, N., Dictionary English-German and German-English. II. Theil. Teutsch-Englisch. Lexikons-Format. 1 Rthlr. 18 gr.

Oken, Dr. und Prof., Lehrbuch des Systems der Naturphilosophie. II. Dritter und letzter Theil. gr. 8.

Elementarbuch der Lateinischen Sprache für Anfänger und Geübtere von Fr. W. Döring und Dr. Fr. Jakobs. IIItes Bändchen oder 3ter Cursus 8.

Jakobs, Dr. Fr., Elementarbuch der griechischen Sprache IV. Theil, Poetisches Lesebuch. 8.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem; übersetzt von J. D. Gries. Zweite durchaus verbesserte Auflage in 2 Theilen in gr. 8. auf Velin und Franz. Schreibpapier.

Eine von einem sprach- und sachkundigen Gelehrten bearbeitete Uebersetzung der höchst interessanten Schrift:

De la littérature française pendant le dix-huitième siècle.

VI.

Kries, Fr., Lehrbuch der reinen Mathematik für die obern Classen gelehrter Schulen. Mit 160 eingedruckten Holzschnitten. 8. 2 Rthlr.

Enthält: Arithmetik, Geometrie in ihren Abtheilungen: Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie, Kegelschnitte; also einen vollständigen Cursus der reinen Mathematik, über dessen Plan und Zweck der Hr. Vfr. in der lehrreichen Vorrede Rechenschaft giebt. Lichtvolle Ordnung, Gründlichkeit und eine seltene Klarheit

der Darstellung sind die größten Vorzüge desselben und werden bei allgemeiner Einführung in gelehrten Schulen sich durchaus bewähren. Der Druck ist rein, deutlich und sehr correct, das Papier gut, der Preis so billig, als es bei dem Umfang und den vielen, vorzüglich gearbeiteten, Holzschnitten möglich war. Schulmännern, die sich mit Bestellungen von 12 und mehr Exemplaren an mich selbst wenden, werde ich gern die Anschaffung und Einführung erleichtern.

Dies Lehrbuch steht übrigens im genauesten Zusammenhang mit desselben Verfassers bei mir erschienenem: Lehrbuch der Physik. 8. 1806. 1 Rthlr. 4 gGr. Beide zusammen werden für die obern Classen gelehrter Schulen die beste Grundlage beim mathematischen und physikalischen Unterricht gewähren.

Jena, im Junius 1810.

Friedrich Frommann.

VII.

Bailey's, Nathan, Dictionary English-German and German-English. Englisch-Teutsches und Teutsch-Englisches Wörterbuch. Gänzlich umgearbeitet von Dr. J. A. Fahrenkrüger. Eilfte verb. und verm. Auflage. Erster Theil, Englisch-Teutsch. Lexikon-Format. 2 Rthlr. 14 gr.

Der zweite Teutsch-Englische Theil erscheint im August und wird 1 Rthlr. 18 gr. kosten, also beide Theile auf großes gutes Lexikons-Druck-Papier. 4 Rthlr. 8 gr.

Der Werth dieses Lexikons ist allgemein anerkannt und hat auch diese eilfte Auflage, selbst in unsrer Zeit, nöthig gemacht. Auch diese beweist des Herrn Dr. Fabrenkrüger's und mein Bemühen unsere Dankbarkeit für die günstige Aufnahme der frühern Auflagen am würdigsten zu bezeigen. Sie ist durchaus verbessert und vermehrt. Man vergleiche sie aufs genaueste mit der roten und man wird dies auf jeder Seite bestätigt finden. Der Druck ist rein, deutlich, durchaus correct, das Papier gut, der Preis billig.

Jena, im Junius 1810.

Friedrich Frommann.

No. VII.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

Julius. 1810.

Erschienene Neuigkeiten

im Julius

UND DEREN INHALT.

I.

1. *Neuer Himmelsglobus von 1 englischen Fuss im Durchmesser, nach Cary's und Gilpins new celestial Globe und den besten Hülfsquellen entworfen und herausgegeben von dem geographischen Institut zu Weimar* 1810.
2. *Ebendaselbst. Neuer Erdglobus von einem englischen Fuss im Durchmesser, nach Cary's new terrestrial globe und den besten Hülfsquel-*

len entworfen und herausgegeben von dem geographischen Institute zu Weimar 1810.

3. *Ebendaselbst. Kosmographische Entwickelung der vornehmsten Begriffe und Kenntnisse, welche bei der zweckmäfsigen Benutzung der künstlichen Himmels- und Erdkugel erforderlich sind. Mit Rücksicht auf die beiden neuen, im geographischen Institute zugleich erschienenen zwölfzölligen Globen. Von Joh. Heinr. Voigt, Hofr. und Prof. der Mathematik und Physik zu Jena.* Nebst einer Kupfertafel, 1810. 284 Seiten gr. 8., ohne Vorrede, Inhalt und Register, desgleichen einem *Anhang* für die Einrichtung und den Gebrauch des Erdglobus zu einem vollständigen Planetarium.

Weimar, im Verlage des geographischen Instituts. 1810.

Das geographische Institut zu *Weimar*, welches sich die Beförderung und Ausbreitung kosmographischer und insonderheit geographischer Kenntnisse unermüdet angelegen seyn läfst, und zur Erleichterung des Studiums dieser Wissenschaften weder Arbeit noch Kosten scheuet, hat nun zu den bereits gelieferten *vier-* und *achtzölligen Globen* auch die gegenwärtigen *zwölfzölligen* hinzugefügt. Da sich bei einer solchen Gröfse weit mehr Vollständigkeit und Deutlichkeit erreichen läfst, so scheint hierbei nichts zu wünschen übrig zu seyn. Indessen hat sich das Institut durch eine besondere Einrichtung des Erdglobus auch noch um den *meteorologischen Theil* des cosmographischen Studiums verdient gemacht, indem aufser dem Himmel und der Erde auch noch die *Atmosphäre* der letztern einen Gegenstand der Bearbeitung darbietet, welchen man bisher bei solchen Instituten nicht so berücksichtigte, wie er es wohl verdiente. Von der zu diesem Behufe getroffenen Einrichtung werden wir an seinem Orte das Nähere angeben.

Wer *Cary's* neue Globen gesehen hat, wird eingestehen, dafs sie sowohl an Reichthum und Genauigkeit der Gegenstände, als auch an äufserer Eleganz, mit den besten wetteifern können. Das geographische Institut hat es aber doch an Versuchen nicht fehlen lassen, noch Manches hinzu zu thun, wovon es glaubte, dafs es die Brauchbar-

keit erhöhen könnte. Dahin gehört vornehmlich die Einzeichnung und Illuminirung der Sternbilder. *Cary* hat nämlich die Gestirne blofs mit feinen punctirten Gränzlinien, wie auf einer Landcharte, umzogen und den Namen des Bildes zwar mit dazu gesetzt, die Figur selbst aber nebst der Illumination ganz weggelassen. So sehr sich eine solche Darstellung durch ihre Einfachheit und selbst Natürlichkeit, indem dadurch die Himmelskugel dem Himmel selbst ähnlich gemacht wird, — empfiehlt, so hat sie doch auch gewifs für den gemeinen Gebrauch, besonders bei Anfängern, grofse Unbequemlichkeiten; denn es hält sehr schwer, die auf dem Globus verzeichneten Sterne schnell am Himmel aufzufinden, und auf gleiche Art läfst sich ein Stern Jemanden leichter dadurch beschreiben, dafs man z. B. sagt: am östlichen Knie des Hercules, — als wenn es durch Nennung eines Buchstabens oder einer Numer, z. B. α Herculis, — geschieht, — denn es sind hier die Buchstaben nicht lexicographisch, oder die Numern nach der natürlichen Zahlenreihe aufgestellt und deshalb nur durch vieles Hin- und Hersehen, mühsam aufzusuchen. Indessen dürfte man glauben, der Vortheil der Bilder setze voraus, dafs man sie nicht blofs auf dem Globus, sondern auch am Himmel selbst wieder vor sich haben müfste; — dies ist allerdings wahr, aber sobald man ein Bild auf dem Globus ins Auge gefafst hat, so trägt es die Phantasie auch an den Himmel und drückt es gleichsam dort wieder auf. Kurz, es wird sich Jeder durch Erfahrung überzeugen, welche Schwierigkeit es hat, unter einer Menge durch einander liegender Puncte, die sich in nichts, als zum Theil in Gröfse und Glanz unterscheiden, einen einzelnen bestimmten wieder aufzusuchen. Aehnliche Bewandtnifs hat es mit der *Illumination*, wenn sie anders zweckmäfsig eingerichtet wird; nämlich aus ganz feinen Deckfarben besteht, welche die Schrift und Sternzeichen nicht unkenntlich machen, und so, dafs die unmittelbar neben einander befindlichen Farben stark abstechen. Die Illumination soll übrigens nur dazu dienen, dafs sich sogleich alle Sterne, die zu einem gewissen Gestirne gehören, augenblicklich unter den übrigen herausheben lassen, indem sich an den Himmel die Illumination nicht wie das Bild, durch die Phantasie übertragen läfst, welches aber auch gar nicht nöthig ist. Da indessen weder die Figur des Bildes, noch dessen Illumination alle, zu jedem Gestirn gehörigen, einzelnen, Sterne umfassen kann, so sind die zarten Umrisse von *Cary*, auch auf dem gegenwärtigen Globus mit beibehalten worden. Was nun die Sterne selbst be-

trifft, so hat zwar *Cary*, die in den Verzeichnissen astronomisch bestimmten, bis zur sechsten Gröfse nebst einer grofsen Menge von Nebelflecken, auf seinen Globus verzeichnet, aber bei weitem nicht alle, in neuern Zeiten eingeführte *Sternbilder* aufgestellt, denn er hat in allem nicht mehr als 83 derselben angegeben. Es sind deshalb auf der vorliegenden Kugel die übrigen nicht allein nachgetragen, sondern auch noch mit neuen, wenigstens bis jetzt noch auf keinem Globus befindlichen, vermehrt worden. Dahin gehört vorerst die *elektrische Maschine*, welche *Bode* zwar in seinem grofsen Himmelsatlas, als von ihm neu eingeführt, zwischen der Bildhauerwerkstatt und dem chemischen Ofen angebracht, aber nicht auf seinem, schon vor dieser Einführung herausgekommenen, Globus verzeichnet hat. Eben dieses ist der Fall mit der, auch von ihm eingeführten und neben den Seecompafs angebrachten *Logleine*. Ueber dieses ist vom Hrn. *Voigt*, der diesen Globus revidirte und die oben No. 3. genannte Schrift dazu verfertigte, noch die *galvanisch - voltaische electrische Säule* aus einigen vacanten Sternen, die sich im *Bodischen* Atlas neben der Electrisirmaschine befinden, derselben beigefügt worden, indem er mit Grunde voraussetzte, dafs es Hr. *Bode* selbst gethan haben würde, wenn sie im Jahr 1797, wo er seinen grofsen Atlas herausgab, schon bekannt gewesen wäre. *Bode* giebt nämlich als Grund der Einführung seiner neuen Sternbilder an, dafs er solches im Geiste von *La Caille* gethan habe, welcher bei Einführung der vielen neuen Sternbilder am südlichen Himmel, zur Absicht hatte, die Erfindung gemeinnütziger Instrumente für Natur und Kunst, am Himmel zu verewigen, und dieser Gedanke ist gewifs des allgemeinen Beifalls werth, den er erhalten hat. Endlich finden sich auch die von der Leipziger Universität im Jahr 1807, im Gürtel und Schwerdte des Orion, zu Ehren des grofsen Helden und Monarchen unsers Jahrhunderts, ausgezeichneten und demselben gewidmeten Sterne, hier zuerst mit der Aufschrift: *die Sterne Napoleons*, ausgezeichnet. Durch diese Zusätze ist die Zahl aller Sternbilder bis auf 108 angewachsen, nämlich 40 nördliche, 12 im Thierkreise und 56 südliche. Von eignen Namen der Sterne kommen bereits viele auf dem englischen Globus, zuweilen von einem mehr als einer, vor. Diese sind aber auf dem vorliegenden Globus aus den ältern Verzeichnissen, wenn sich Raum dazu fand, noch weiter vermehrt worden, so wie sich auch manche Verbesserung in der Rechtschreibung hier findet, z. B. Statt *Alcalurops* im Böotes, steht das fehlerhafte *Alcaturops* auf dem

Aſe-Neitha.

Eine Orientaliſche Erzählung.

Sage mir, Schnitter, weißt du den Weg nach Sais? Ich möchte mich auf dem Fußpfade verirren.

„Du biſt ein entlaufener Sclave, ſo ſeh' ich „an deinen Kleidern. Was willſt du zu Sais „machen?“

Schnitter, ich gehe in Geſchäften eines groſſen Mannes, und bin nicht entlaufen.

„Man ſendet keine Sclaven nach dem heili„gen Tempel der Neitha. Weiche nicht einen „Schritt von hinnen; du ſollſt mein Sclave „ſeyn.“

Ich bin ehemals ein Schäfer geweſen, der Wölfe bezwungen. Nicht näher, Schnitter, oder du fühlſt die Kraft meines Stabs.

Nun lag er da, vom Schlage betäubt, der grobe Schnitter; und Joſeph eilte über das Feld weg in ein Gebüſch zur rechten Hand. Er kam auf einen Hügel, ſahe ſich um, und nicht weit von ihm ab war eine groſſe Straſſe; auf ſelbiger gieng ein Mädchen ſchleunig fort. Er lief und holte das Mädchen ein.

„Sage mir, Mädchen, wo führt dieſe Straſſe „hin?“

englischen Globus. Fast jeder Stern hat einen griechischen oder lateinischen Buchstaben nach *Bayer*, oder eine Numer nach dem *Flamsteed*ischen Verzeichnifs, neben sich. Wo sich indessen die letztere auf einen andern Catalog, z. B. *Meyer*, *La Caille*, *Herschel*, bezieht, da ist ein M oder La C. oder CH vorgesetzt worden. Die verschiedene scheinbare Gröfse der Sterne ist durch so abstechende Charactere ausgedrückt, dafs sie nicht leicht zu verwechseln sind. Die Schattirungen der Bilder, welche die kleinen Sternzeichen so leicht unkenntlich machen, sind hier fast ganz weggelassen und die Bilder blofs durch die Umrisse dargestellt worden. Die Nachmessung der Sterne nach Länge und Breite, wird bei den zum Thierkreise gehörigen dadurch sehr erleichtert, dafs von der Ekliptik bis zu den beiden Wendekreisen zarte Parallelen, und durch diese wieder Breitenkreise von 5 zu 5 Graden gezogen sind. Eine Probe von der Richtigkeit, mit welcher die Sterne nach *Länge* und *Breite* auf die Segmente vor dem Aufziehen, getragen sind, so wie von der Genauigkeit des Aufziehens selbst, kann man auf einem fertigen Globus machen, wenn man die Sterne nach genauen Verzeichnissen, wo sie nach *gerader Aufsteigung* und *Abweichung* angegeben sind, am Aequator und Mittagsringe nachmifst. Man wird auf dem vorliegenden Globus diese Bestimmungen so scharf zutreffend finden, als es irgend der Natur der Sache nach erwartet werden kann. Eine gute Einrichtung, die vom englischen Globus hier nachgeahmt worden ist, zeigt sich bei der Rosette oder dem Stundenring am Pole. Dieser Ring, den man gewöhnlich von starkem Messing verfertigt, ihn oben auf der Kante des messingenen Mittagsringes befestigt und einen Zeiger für seine Stunden am Stifte des Pols ansteckt, ist hier auf der Kugel selbst gezeichnet und der Weiser an der untern Kante des Mittagsrings, gedräng auf eine Hülse gesteckt, durch welche der Polarstift ganz willig hindurch geht. Der Stundenring ist also hier nicht unbeweglich, sondern wird mit der Kugel zugleich herum gedreht, dafür mufs eben der Weiser unbeweglich stehen bleiben, nachdem er vorher auf einen gewissen Punct gestellt worden ist; auch mufste natürlich die Ordnung der Stundenzahlen die entgegengesetzte von der sonst gewöhnlichen seyn. Diese bestehen hier aus römischen Ziffern und gehen in der Ordnung XII. XI. X. u. s. w. Es sind aber aufser denselben an der innern Gränze des Ringes, auch noch die bei uns gewöhnlichen Ziffern in der geraden Ordnung: 1, 2, 3 u. s. w. aufgezeichnet, und dienen dazu, dafs man mittelst ihrer die Anzahl von Stunden

und kleinern Theilen, die bei einer gewissen Bewegung verlaufen sind, ohne die sonst nöthige und immer etwas unbequeme Subtraction unmittelbar erhalten kann. Da nun bei dieser Anordnung der Weiser, so bald er in der Ebne des Mittagsringes zu liegen kommt, unter demselben steckt, und nun nicht mit den Fingern gefafst werden kann, so ist er mit kleinen Flügeln versehen worden. In diese besondere Art des Gebrauchs findet man sich leicht, und es ist überdem in der zugehörigen Schrift eine eigne Anweisung dazu ertheilt worden. Der Vortheil von dieser Anordnung besteht vornämlich darin, dafs man jetzt den Stundenring nicht abzunehmen braucht, wenn der Globus mit seinen Polen, wie in der Sphaera recta, in den Horizont oder nahe daran gelegt werden soll, welches bei manchen Aufgaben, z. B. für die Stellung des Globus zur Angabe der, bei den Mondfinsternissen vorkommenden, Umstände erforderlich ist. Zwar ist noch die Kappe, welche den Polarstift im Mittagsringe fest hält, etwas hervorstehend, aber dafür befindet sich ein besonderer Ausschnitt neben dem Nord- und Südpuncte des hölzernen Horizontes. Obgleich der Stundenring nur 1 englischen Zoll im Halbmesser hat, so ist doch jede Stunde durch feine Striche mit merklichen Zwischenräumen in vier Mal 3 Theile, absatzweise getheilt, wo also jeder Theil 5 Minuten angiebt. Ein scharfes Auge theilt noch jeden Zwischenraum bequem in 3 gleiche Theile und mit Hülfe eines Vergröfserungsglases, wohl gar in 5, so dafs man die Zeit ohne einen Vernier am Weiser anzubringen, bis auf einzelne Minuten erhalten kann. Freilich wird andererseits ein Stückchen Raum auf der Kugel durch diese Ziffern, Kreise und Theilstriche verdeckt, aber die wenigen Circumpolarsterne, die hier vorkommen, haben sich noch ganz gut dazwischen hineinzeichnen lassen und bei dem Erdglobus hat es noch weniger zu sagen, weil an diesen Stellen fast kein Land vorkommt.

Der messingene Mittagsring hat hier eine Dicke von 2½ englischen Linien, da er sonst bei Globen von dieser Gröfse wohl auf ein Viertel schwächer zu seyn pflegt, wodurch aber die Festigkeit der Kugel im Gestelle nicht gehörig erhalten werden kann. Auch seine Breite, die über 7½ engl. Linien beträgt, ist bedeutend gröfser als bei andern. Die Theilung und Bezifferung ist übrigens sehr sauber und accurat, aufserdem aber wie bei allen andern auf der, der getheilten Seite des Mittagsrings entgegen gesetzten, befindet sich, nach der Richtung des Umfanges eine Vertiefung von etwa 1 Linie breit und tief, eingedreht, wodurch die Kugel,

wenn sie auf eine gewisse Polhöhe gestellt worden, mittelst einer am Horizontgestelle angebrachten Preſsschraube, festgehalten werden kann. Die Kreise auf der Kugel für Aequator und Ekliptik haben nicht allein ihre besondere Benennung, sondern es ist auch jeder mit einer eignen Farbe illuminirt und sie sind übrigens auf die gewöhnliche Art getheilt und beziffert.

Das Horizontgestell hat hier ebenfalls eine besondere Einrichtung. Es ist von braunem lakirten Holze, geschmackvoll gearbeitet und auf vier, mit Alabasterrosetten verzierten, Würfeln befestiget. Unter diesen laufen vier Bogen von der Gröfse eines Quadranten, fast parallel mit der Kugel, unten in eine gedrehete Docke, aus deren niedrigstem Theile drei S förmig geschweifte Füfse ausgehen, auf welchen das Ganze ruhet. Die obere Fläche des Horizontringes ist mit einem illuminirten, und wie die Kugel sauber und dauerhaft lakirten Kupferstich überzogen, worauf folgende eingetheilte Kreise verzeichnet sind: 1) der nächste an der Kugel, der nur so weit von ihr absteht, dafs kein Schleifen zu befürchten ist, hat eine Theilung von viermal 90 Graden, die ihren Anfang bei dem Ost- und Westpuncte nehmen und sich am Süd- und Nordpunct endigen. Die einzelnen Grade sind durch Zwischenpuncte in Hälften getheilt und jede läfst sich durch Schätzung noch so weit theilen, dafs man 10 und wohl auch 6 Minuten erhalten kann. Diese Theile dienen zur Bestimmung der Azimuthe, der Morgen- und Abendweite u. s.w. und sind von 10 zu 10 Graden wie gewöhnlich, beziffert. 2) Der folgende Kreis enthält die Bezeichnung der Weltgegenden mit den gewöhnlichen Anfangsbuchstaben, wie sie auf der Windrose vorkömmen. 3) Ein hierauf folgender breiterer Streif giebt die Namen der zwölf himmlischen Zeichen mit ihren Hieroglyphen an. Er ist in 12 Abtheilungen unterschieden, deren jede ihre 30 Grade begreift. Auch diese sind durch Puncte halbirt. 4) An diesen gränzt der äufserste Streif, in welchen die 12 Monate eingezeichnet sind, deren jeder wieder in die ihm zukommenden Tage getheilt ist. Jede Tagesabtheilung wird durch kleinere Striche halbirt und jeder von solchen Zwischenräumen abermals durch Puncte in 2 Theile getheilt, so dafs jeder dieser letztern 6 Stunden begreift, welche durch Schätzung in noch kleinere Zeiten getheilt werden können. Die beiden letzterwähnten Kreise liegen dicht an einander, so, dafs man fast auf jede einzelne Tagesstunde, die Minute für den Theil der Himmelszeichen, in Einer Linie abnehmen kann. 5) In den äufsersten beiden Fel-

dern stehen die Monatsnamen selbst, so dafs man auf diesem Horizont eine ordentliche Ephemeride hat, welche wenigstens so lange zureicht, als man nicht die gröfste Genauigkeit verlangt, welche ohnehin mehr durch Rechnung, als durch den mechanischen Gebrauch des Globus erhalten werden mufs. In den Einschnitten des Horizonts, wo der Nord- und Südpunct liegen, sind Messingfedern befestigt, um bei Stellung des Globus auf eine gegebene Polhöhe, dem Mittagsringe einen ganz sanften und steten Gang zu verschaffen. Soviel über den *Himmelsglobus*.

Was nun No. 2 oben, den *Erdglobus*, betrifft, so hat er auch hier alles das mit dem Himmelsglobus gemein, was auf beiden zugleich, der Natur der Sache nach, vorkommen kann, und wir halten uns deshalb bei der gegenwärtigen Anzeige blofs an das ihm Eigenthümliche. Vorerst ist zu bemerken, dafs von dem englischen *Cary*'schen Globus hier blofs das Netz benutzt, und durch den Kupferstecher copirt worden ist. Die Zeichnung der Welttheile ist durchaus neu, und, *America* ausgenommen, nach dem *Reichard*'schen *Atlas der ganzen Erde*, in der *Central - Projection* bearbeitet. Zu *America* ist die *Streit*'sche Charte von diesem Welttheile benutzt worden, welche das Neueste und Richtigste von diesem Welttheile enthält. Bei einer Vergleichung mit *Cary*'s Globus zeigt sich übrigens am vor uns liegenden, erstlich eine zweckmäfsigere Auswahl der Oerter, z. B. in *Steyermark* nicht *Cilly*, oder *Cilley*, diese unbedeutende Stadt, sondern *Graetz*, die Hauptstadt, u. a. Zweitens eine richtigere Orthographie, wie sie wenigstens allgemein angenommen ist. Drittens die neueste Gränzeintheilung, welche vorzüglich in *Ostindien* und *America* sichtbar ist. Dieses letztere gilt auch bei einer Vergleichung mit andern ältern Globen, so wie es denn in der Natur der Sache liegt, dafs ein neuerer Globus Etwas haben kann, was sonst anders war, und also blofs damals richtig gewesen ist. In Rücksicht der Illumination bemerken wir, dafs blofs die Länder und Inseln mit schwachen Farben gedeckt, die Meere aber ganz weifs gelassen sind. Indessen ist, um die Küsten besser in die Augen fallend zu machen, Landeinwärts die Illuminationsfarbe etwas stärker aufgetragen, und gegen das Meer hin durchaus ein grünlicher Saum, der sich allmählich in Weifs verliert, angebracht worden. So wie nun der Himmelsglobus noch mit einem Höhen Quadranten versehen ist, so hat auch, wie wir schon oben erwähnt haben, der Erdglobus noch Zusätze erhalten, wodurch er die Stelle eines *Planetariums*, wenigstens zu *meteorologischem* Ge-

brauche vertreten kann. *) Die Veranlassung dazu gab eine, vom D. *Haberle* in seinem für das Jahr 1810 herausgegebenen meteorologischen Tagebuche beschriebene, Vorrichtung, wodurch die für die Witterungslehre so wichtigen und stäts wechselnden Verhältnisse des Standes von Sonne, Mond und den übrigen Planeten zur Erdkugel, anschaulich gemacht werden sollten, welche aber durch ihn hier merklich verbessert worden ist. Man findet eine instructive Abbildung davon auf der Kupfertafel, die zum Anhange der oben, No. 3. benannten *Voigtischen* Schrift gehört. Auf dieser sieht man auch die Abbildungen der *vier-* und *achtzölligen*, schon früher erschienenen Globen Fig. 1 u. 2, so wie den *gegenwärtigen zwölfzölligen* Fig. 3, wenn er allein, wie ein gewöhnlicher, ohne dem meteorologischen Apparat, gebraucht werden soll. Die Fig. 4 aber stellt eben denselben mit der Beifügung eines *beweglichen künstlichen Himmels-Aequators* vor, an welchem mehrere mit Schrauben versehene, abgetheilte und durchbohrte Stäbe zum Einstecken der an Drähten befindlichen sämmtlichen planetarischen Körper unsers Sonnensystems befestiget sind. Bei der frühern Abbildung dieses Apparats im meteorologischen Tagebuche, mußten diese Stäbe an dem feststehenden Horizonte des Erdglobus angeschraubt werden. Es hat aber die hier getroffene Abänderung mehrere nützliche Zwecke. Denn 1) werden dadurch die auf dem künstlichen Horizonte befindlichen Zeichnungen geschont, da jetzt keine Verschiebung der Schraubenstäbe mehr Statt findet. 2) Ist dadurch ein wirklicher Repräsentant des Himmels-Aequators, als eines größten Kreises, an dem Globus angebracht, so wie der künstliche Horizont des Globus, bei einer der Erdkugel gegebenen Neigung von 23½ Gr. in der That alsdann der Repräsentant der wirklichen Erdbahn oder der Ekliptik, wird. 3) Kann hierdurch den, unsere Erde umschwebenden planetarischen Kugeln, wenn es erforderlich ist, wirklich in der Ebne der Ekliptik ihr Stand angewiesen werden. 4) Wird ihnen erforderlichen Falls, auch in der Ebne des Aequators ein Stand angewiesen, sobald man die Schraubenstücke vom künstlichen Himmels-Aequator abnimmt, und sie an den künstlichen Kreis der Ekliptik anschraubt. 5) Werden auf solche Art die beiden großen Himmelskreise, Aequator und Ekliptik, un-

*) Wir haben, um dies den Lesern besser zu versinnlichen, die neu erschienene Uebersicht der, von dem Geogr. Institut bis jetzt gelieferten, Erd- und Himmels-Globen, nebst ihrer *Abbildung*, in dem Julius-Heft unserer *A. G. E.* aufgenommen.

D. H.

verrückt in ihrer Neigung gegen einander, aufserhalb der Erdkugel, beständig erhalten, welches mit der auf dem Erdglobus selbst verzeichneten Ekliptik nicht der Fall seyn kann, indem man den Globus bei Demonstrationen beständig drehen mufs, und die auf die Erdkugel selbst gezeichnete Ekliptik nur bei einer einzigen Stellung der Erdkugel in der wahren Lage sich befinden kann. 6) Endlich, werden dadurch, dafs der Himmels-Aequatorialkreis und die Ekliptik beständig in ihrer richtigen Neigung zu einander, aufserhalb der Erdkugel bleiben, nun auch die Constellations-Verhältnisse leicht, in die Augen fallend gemacht.

Wir wenden uns jetzt zu der oben No. 3. *aufgeführten Schrift*. Diese hat der Verf. zwar auf nähere Veranlassung der beiden Globen herausgegeben, und es beziehen sich viele Stellen in derselben zunächst auf diese zwölfzölligen Kugeln; man kann sie aber eben so gut für die acht- und vierzölligen, ja auch für alle andern Globen insoweit gebrauchen, als sich diese nicht von den hier vor uns liegenden unterscheiden, und sie wird deshalb nicht nothwendig mit den Globen zusammen, sondern auch einzeln, ohne dieselben, verkauft. Ueberhaupt wird Jeder, der hinlängliche astronomische Kenntnisse besitzt, keiner besondern Anleitung zum Gebrauche solcher Globen bedürfen: da indessen bei der Herausgabe derselben hauptsächlich auf blofse Liebhaber und, auf den ersten cosmographischen Unterricht junger Leute, Rücksicht genommen ist, so dürfte wohl eine gewisse Gebrauchsanleitung diesem Theile des Publicums nicht unwillkommen seyn. Der Verf. hat sie auch so eingerichtet, dafs sie selbst denen, welche ältere von *Scheibel*, *Müller* u. A. besitzen, nicht überflüssig vorkommen wird. Zur Vermeidung einer blofs mechanischen und durch beständige Wiederholungen einzelner Vorschriften, sehr langweiligen Auflösung hier vorkommender Aufgaben, war es dem Verf. vornehmlich darum zu thun, dafs die dazu erforderlichen Begriffe aus der Sternkunde, so wie sie sich aus der Einrichtung des Weltgebäudes ergeben, allmählich entwickelt, und in einem systematischen Zusammenhange aufgestellt würden. Diesen sollten denn noch diejenigen Kenntnisse beigefügt werden, die in näherer Beziehung darauf stehen, damit Jeder, der sich damit hinlänglich bekannt gemacht hätte, im Stande wäre, wenigstens die leichtern cosmographischen Aufgaben ohne weitere Anleitung, selbst aufzulösen, und für die wirklich gegebene Auflösung der nicht so leichten, sich ohne Schwierigkeit den Beweis zu suchen, und auf diese Art sollte das, was in astronomischen Lehrbüchern und

den mechanischen Gebrauchs-Anleitungen sonst einzeln vorzukommen pflegt, hier möglichst kurz verbunden werden. Aufgaben, welche ebenso auf der Erd- wie auf der Himmelskugel aufgelöst werden können, sind, wie natürlich, hier nicht doppelt vorgetragen, sondern es ist nöthigenfalls blofs auf die frühern Auflösungen verwiesen. Da die Etymologie eines Kunstwerkes sowohl das Interesse daran erhöhet, als zur Festhaltung desselben im Gedächtnisse viel beiträgt, so hat sie der Verf. allenthalben, wo sie irgend erwartet werden konnte, beigefügt. Bei der Beschreibung der Sternbilder hat er besonders den hier angezeigten *neuen Himmelsglobus* vor Augen gehabt, zumal da er die Revision derselben mit Benutzung der neuesten Hülfsmittel mit aller Sorgfalt vorgenommen hatte, weshalb denn auch alles, was der Text von den Gestirnen angiebt, pünctlich auf diesem Globus zu finden ist. Man kann diese Schrift mit Zuziehung des Globus, auch als eine *Anleitung zur Kenntnifs des gestirnten Himmels* gebrauchen. Ein Beispiel, wie dieses am besten zu bewerkstelligen ist, findet sich ganz ausführlich für den 1. Jan. Abends 8 Uhr, wornach man auch eine Anleitung für den Anfang eines jeden folgenden Monats, ja für jeden andern Tag und Stunde desselben, leicht entwerfen kann. Zur Erleichterung des Studiums ist die Schrift in besondre Abschnitte getheilt, wovon der

I. Abschn. den Zweck und die Einrichtung der künstlichen Himmels- und Erdkugel enthält.

Der *II. Abschn.* erklärt *die merkwürdigen Puncte und Kreise* auf diesen Globen: z. B. Weltpole, Axe, Mittagsring, Mittagskreis, Mittagslinie, dreifache Art des Horizonts, Polhöhe, Aequator, Parallelkreise, Stundenring und Sonnenstunden. Gerade und schiefe Aufsteigung. Abweichung. Haupteigenschaften der gröfsten Kugel-Kreise. Zenith und Nadir. Verticalkreise. Ost- u. West-, Nord- und Südpunct. Pol- und Aequatorhöhe, Culmination, Weltgegenden. Angaben, welche nach Graden des Horizonts gemacht werden, als Morgen- und Abendweite, Azimuth. Begriff von der Ecliptik und ihrer Schiefe. Nachtgleichen und Sonnenwenden; Polar- und Wendekreise. Erdgürtel. Koluren. Länge und Breite der Sterne am Himmel, so wie der Oerter auf der Erde. Erster Mittagskreis. Meridiandifferenz. Vorrückung der Nachtgleichen; daher rührender Unterschied zwischen Asterismen und Dodecatemorien. Veränderung in der Lage des Polarsterns; grofses Platonisches Jahr. Dämmerungskreis; astronomische Strahlenbrechung. Un-

terschied zwischen astronomischer und gemeiner Dämmerung.

III. Abschn. Verschiedene Lagen der Erdkugel und was damit in Verbindung steht. Schiefe, parallele, gerade Kugel. Einfluſs derselben auf die Tages- und Nachtslänge. Längster und kürzester Tag. Wie auf der ganzen Erde im ganzen Jahre die Summen aller Tages- und Nachtsstunden gleich sind. Verschiedene Lage des Schattens von der Sonne, nach jenen verschiedenen Lagen der Kugel. Periscii, Ascii, Amphiscii, Heteroscii. Benennungen der Oerter in Rücksicht der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde. Perioeci, Antoeci, Antipodes s. Antichthones. Climata. Eigentliche Gestalt der Erdkugel. Beweise dafür. Ihre Abplattung an den Polen. Meinungen der Alten von der Gestalt der Erde.

IV. Abschn. Besondere Betrachtung der Himmelskugel und der darauf verzeichneten Fixsterne. Eingedrückte Gestalt der hohlen Kugel und daher rührende optische Täuschungen. Unterschied zwischen Fixsternen, Planeten, Monden, Cometen. Verschiedne Gröſse derselben. Licht- und Nebelflecke am Himmel, Kohlensäcke, Nebelsterne, Doppelsterne. Milchstraſse; veränderliche Wunder Sterne. Hypothesen darüber. Begriffe von Sternbildern. Ursprung derselben. Beschreibung eines jeden einzelnen nach seinen Hauptsternen, mit Angabe von deren scheinbaren Gröſse, eigne Namen, Stelle im Bilde; in die Augen fallende Figur der vornehmsten zum Bilde gehörigen. Verbindung und Lage gegen die benachbarten und gegen einige der vornehmsten Kreise, z. B. gegen den Aequator, Ekliptik, oder gegen die Coluren Beschreibung der Zone, über welche sich die Milchstraſse hinzieht. Der Zodiacalschein. Sternverzeichnisse. Sternweiser. Scheinbare Verrückung ihrer wahren Stellen durch Wendung der Erdaxe und Abirrung des Lichts. Hülfsmittel zur Sternkenntniſs auſser den Globen: Halbkugeln, Sternkegel, Planiglobien, Ringkugeln.

V. Abschn. Vom Gebrauche der künstlichen Himmelskugel zur Auflösung verschiedener astronomischen Aufgaben. Stellung des Globus nach dem Himmel für einen gewissen Zeitpunct. Hülfsmittel dabei: Eine Mittagslinie zu ziehen. Ein Faden-Dreieck aufzurichten. Anweisung, wie man sich die Sternbilder am leichtesten bekannt macht. Abänderung des Standes der Gestirne zu den verschiedenen Jahreszeiten. Verbergung der

Sterne unter den Strahlen der Dämmerung. Poëtischer Auf- und Untergang der Sterne: der heliakische, cosmische, acronyktische. Wie man für einen bestimmten Ort und Tag die Zeit des Auf- und Unterganges der Sonne findet. Verschiedene ganz leichte Aufgaben, deren Auflösung sich sogleich aus dem entwickelten Begriffe des Gegenstandes ergiebt, z. B. die Rectascension und Declination, oder die Höhe eines Sterns auf dem Globus zu finden, sind nicht mit förmlichen Auflösungen vorgetragen. Allgemeine Zeitbestimmung für die Bewegung eines Punctes an der Himmelskugel. Den Auf- und Untergang eines Sterns nach Tag und Ort zu bestimmen. Anbruch von Tag und Nacht. Kürzeste Dämmerung; deren Dauer die ganze Nacht hindurch. Die Angaben der alten Dichter nach cosmischem, acronyktischem oder heliakischem Auf- und Untergange der Sterne, auf Tage des Jahres, nach unserm Calender zu bringen. Verschiedene Mittel, die Pol oder Aequatorhöhe zu bestimmen. Die Abweichung eines jeden Orts der Sonne in der Ecliptik und aus derselben hinwiederum den Ort der Sonne zu finden. Aus der Sonnenhöhe die Stunde des Tages und die Zeit des Jahres für einen gewissen Ort zu bestimmen, wo die Sonne zu einer gegebenen Stunde auf- oder untergeht. Solche Zeitbestimmung des Nachts, durch Sterne, zu erhalten. Nonagesimus. Begriff davon, und wie er für Zeit und Ort zu finden. Sterne im Parallel mit der Sonne. Gebrauch derselben zu Zeitbestimmungen.

VI. Abschn. Von den Planeten mit ihren Begleitern und dem Gebrauche des Himmelsglobus, ihren Lauf unter den Fixsternen darzustellen. Nähere Kenntnifs der Planeten. Das Vornehmste von der Theorie ihrer Bewegung. Elliptische Bahnen derselben. Kunstwörter: Intervallum s. Radius rector, Perihelium, Aphelium. Keplerische Bewegungsgesetze. Centralkräfte. Vis centripeta, centrifuga. Ursprung derselben. Knoten. Neigung der Bahn. Argument der Breite. Apsidenlinie. Excentricität. Anomalie. Gleichung des Mittelpuncts. Ungleiche Bewegung der Planeten. Parallaxe der Erdbahn. Heliocentrischer und geocentrischer Ort. Elongation. Aspect. Rechtläufigkeit, Rückgang, Stillstand. Epizykeln. Betrachtung der einzelnen Planeten und ihrer Begleiter; besonders alles bis jetzt Bekannte von den vier neuen Asteroiden: *Ceres, Pallas, Juno, Vesta.* Ausführlich von der Erde und ihrem Monde. Doppelte Art des Jahrs. Atmosphäre der Erde. Verschiedene Mondumläufe. Lichtgestalten desselben. Wahre Cycloidische Gestalt der Mondbahn etc. Finsternisse. Wie sich der Pla-

betenlauf auf einem Globus verzeichnen läfst. Ausführlich von der Sonne. Astronomische Zeitbestimmung. Wahre und mittlere Sonnenzeit, Sternzeit. Verwandlung derselben in einander. Zeitgleichung. Aeltere Vorstellungen vom Sternhimmel. Bestimmung des wahren Mittags aus übereinstimmenden Sonnenhöhen.

VII. Abschn. Nähere Betrachtung der Erdkugel. Eintheilung der Erdfläche. Ebbe und Fluth. Beständige Eis- und Schneegränze. Erste Umschiffung. Verschiedene Zeitrechnung auf dem Schiffe und dem Orte der Anfahrt. Gebrauch des Compasses und der Logleine. Bestimmung der Meereslänge. Seecharten, Loxoder mit Linien. Reducirte Charten. Verschiedene beständige und veränderliche Winde.

VIII. Abschn. Aufgaben, welche eigens mit dem Erdglobus aufzulösen sind. Sehr vollständig, und jede, wie auch bei den astronomischen, mit einem erläuternden Beispiele versehen; besondere Anleitung, wie man den Erdglobus zu gebrauchen hat, um die Umstände bei einer Sonnen- und Mondfinsternifs anzugeben. Auch hat der Verf., was sonst nicht in solchen Anleitungen vorzukommen pflegt, Manches zum Behuf der Gnomonik und wie man den Globus selbst als Sonnenuhr gebrauchen kann, mit beigebracht. Auch die verschiedenen Fälle, wie man den Abstand eines Orts vom andern in Meilen findet, nebst dem Täfelchen für die Gröfse der Grade in den verschiedenen Parallelkreisen.

Im *Anhange* wird der *meteorologische Apparat* ausführlich beschrieben, und sein Gebrauch deutlich gezeigt.

Weimar, im Julius 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Nachricht an die Abonnenten der *topogr. milit. Charte von Teutschland.*

Wir liefern anjetzt die ersten 2 Blätter (nämlich die 2te und 4te Section) der versprochenen und im März-Hefte der *Allg. Geogr. Ephemeriden* von d. Jahre S. 348 bereits angekündigten

General Charte von Teutschland in 4 Blättern; welche als *Uebersichts-Tableau* der grofsen *Topogr.*

Nach Sais. — Sie gieng geſchwinder.

„Eile nicht ſo ſehr, Mädchen! Ich bin nicht „muthwillig wie andre Sclaven. Mit meinem „Stabe kan ich dich ſchützen.“

Das Mädchen ſah' ihn an, lächelte und ſagte: „ſo dank ich der Athor, mir war Angſt; aber kanſt du nicht ſo geſchwind gehen, wie ich, freundlicher Jüngling!“

„Ich bin ſchon weit gegangen, Mädchen, „und bin müde, — aber wie weit iſt Sais noch „von hier?“

Wenn die Sonne noch einmal ſo lange geſchienen hat, wie dieſen Morgen, ſo ſind wir da. Siehſt du nicht in der Ferne jene Spitze?

„Ja, zwiſchen dem Wäldchen und dem groſ„ſen Felde.“

Dies iſt ein Obelisk neben dem Tempel der Neitha.

„So iſt es nicht weit mehr. Biſt du aus „Sais?“

Nein! — Ich komme von einem Hauſe, das zwiſchen denen Bäumen iſt, die du dort hinter dir ſieheſt, und gehe nach Sais zu dem oberſten Prieſter.

„Iſt das nicht der P-hont-phre?“

Ja, ich habe von wegen meiner Eltern etwas bey ihm zu beſtellen.

„Und

milit. Charte von Teutschland in 208 Blättern, zugleich aber auch als *Post- und Orographische Charte* dienen kann, entworfen und gezeichnet vom Hrn. Ober-Lieutenant *F. W. Streit;*

und rechnen jedes Blatt für 2 *einfache Sectionen*, beide zusammen also für eine gewöhnliche Monats-Lieferung unserer grofsen Charte; womit unsre geehrtesten Abonnenten gewifs zufrieden seyn werden.

Diese beiden Blätter enthalten die Oestliche Halbschied von Teutschland, und folglich sind alle bereits erschienene Sectionen der grofsen Topograph. militär. Charte, mit allem nöthigen Detail, um sich dadurch in den Sectionen der letzteren zurecht zu finden. Um aber diese General-Charte nicht wieder mit dem allgemeinen Sections-Netze der Topogr. militär. Charte zu bedecken, und sie dadurch undeutlich zu machen, haben wir, zur Nachweisung auf die einzelnen Sectionen, die Einrichtung getroffen, dafs der *Hauptort jeder Section*, von welchem dieselbe benannt wird, auf dieser Charte *unterstrichen*, in der unten stehenden *alphabetischen Tabelle aufgeführt*, und dabei die *Numer der Section* angegeben ist; wodurch man also gleich die verlangte Section der Topogr. militär. Charte auffinden kann. Eine bequeme Einrichtung, wofür uns unsre Abonnenten gewifs danken werden. Zu Michaelis d. J. erscheinen die beiden letzten Blätter dieser General-Charte, oder die westliche Halbschied von Teutschland zuverlässig.

Diese General-Charte ist auch bei uns *besonders* zu haben, und es kostet alsdann das *Blatt* für einzelne Käufer, auf gutes *ordin. Papier*, illuminirt 16 Gr. Sächs. oder 1 Fl. 12 Kr. R. Crrt.; auf *Olifant-Papier* 21 gGr. Sächs. oder 1 Fl. 30 Kr. R. Crrt.

Weimar, im Jun. 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Porträt von Ihro Durchlaucht der Frau Erbprinzessin Caroline Louise von Mecklenburg-Schwerin, gebornen Prinzessin von Sachsen-Weimar, nach einem Gemälde des Hrn. Prof. Jagemann in punctirter Manier gestochen von C. A. Schwerdtgeburth. Folio. In

schwarzen Abdrücken: 1 Rthlr. Sächs. oder 1 Fl. 48 kr. Rheinl., colorirt: 1 Rthlr. 8 gr. Sächs. od. 2 Fl. 24 Kr. Rheinl.

Von diesem so eben vollendeten wohlgetroffenen und sehr sauber gearbeiteten Porträt haben wir die Haupt-Commission übernommen. Liebhaber und Kunsthändler können sich daher mit ihren Bestellungen an uns wenden.

Weimar, im Julius 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allgemeine Geograph. Ephemeriden. 1810. VII. Stück.

Inhalt.

Abhandlungen.

1. Ein Blick auf das jetzige Griechenland; von Hrn. Prof. *Ukert*. 2. Neueste Nachrichten von Grönland; von Hrn. Prof. *Rühs*. 3. Notiz von der Schiffbruchsbank, bei Neu-Holland.

Bücher-Recensionen.

1. *Bode*: astronomisches Jahrb. f. d. J. 1811 u. 1812. 2. v. *Platen* Abhandlung üb. Canäle durch Schweden etc. 3. Brieven geschrieven op eene Wandeling door en gedeelte van Duitschland en Holland. I. Deel. 4. Description de la Ville de Berne, par *N. König*. 5. *Beckmann's* Literatur der älteren Reisebeschreibungen etc. III. Bds. 2. u. 3. Stück. 6. *Rumi*, geographisch-statistisches Wörterbuch des Oesterreichischen Kaiserstaats etc. 7. *Benken*, geographisch-statistische Uebersicht des Russischen Reichs, im 8. Jahre der Regierung *Alexander* I. 8. *Sartori*, Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des Oesterreichischen Kaiserthums. I—IV. Theil. 9. *Cämmerer's*, Vorlegeblätter zum Unterricht im Planzeichnen. 10. Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. 1. Jahrg. Jan. —April 1810.

Charten-Recensionen.

1. A. Neuester Himmels- u. Erdglobus von 1 Engl. Fuss im Durchmesser. Weimar, Geographisches Institut. B. *Voigt's* (J. H.) Cosmographische Entwickelung, der vor-

nehmsten Begriffe und Kenntnisse, welche bei dem Gebrauche der Erd- u. Himmels Globen erforderlich sind etc. Weimar, Geogr. Institut. 1810 2. *Streit* (F. W.) Charte von Tyrol und Vorarlberg. Weimar, Geogr. Institut. 1810. 3. *Hermelin's* (Frhr. v.) Atlas v. Schweden. No. 19. 20. 21. 22. 23. Stockholm. 1810.

Vermischte Nachrichten.

1. Tabelle über die Gouvernements-Eintheilung des Europäisch-Russ. Reichs, in Districte, nebst einigen Departements des Asiat. Rußlands. 2. Kaiserl. Franz. Decret wegen Abtretung des südlichen Tyrol an das Königr. Italien. 3. Besuch S. M. des Königs v. Sachsen in den unterirdischen Salzwerken zu *Wielicka*. 4. Verzeichniß u. Abbildungen der Erd- u. Himmels-Globen des Geogr. Instituts zu Weimar. 5. Tableau d'assemblage der beiden neuen top. milit. Atlasse von Schlesien und Mähren, aus der großen top. milit. Charte von Teutschland. 6. Novellistik. A. Thronentsagung des Königs *Louis Napoleon* von Holland. B. Statistische Notizen von den 3 neuen Departements des Königreichs Westphalen. C. Rußlands Besitzergreifung der Moldau und Walachey. D. Dotation des neuen Franz. Ordens der 3 Vliesse. E. Cracau ist als freie Stadt erklärt. F. Neueste Volkszählung von Triest. G. Uebergabe des Herzogthums Baireuth an Baiern. H. Vereinigung des Königr. Holland mit Frankr. J. Uebersicht des dermaligen Bestandes u. der Eintheilung des Franz. Kaiserthums, nach Einverleibung des Königr. Holland in dasselbe; von Hrn. *Stein*. Mit 1 Charte.

Zu diesem Hefte gehört:

1. Tableau d'assemblage der beiden Atlasse von Schlesien und Mähren.
2. Abbildung der Erd- und Himmelsgloben.
3. Neueste Charte des Franz. Kaiserthums.

Weimar, im Jul. 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Allg. T. Garten-Magazin. 1810. VI. Stück.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Herrn Wendlands Herrnhausens Untersuchung der Strelitzia reginae.

(Mit Abbildungen auf Tafel 24 und 25.) 2. Bemerkungen über die Camellia japonica und ihre schönen Varietäten. Vom Herrn Grimm in Braunschweig. (Mit Abbildungen auf Tafel 21, 22 u. 23.) 3. Richtige und sichere Behandlung des Agapanthus umbellatus. 4. Etwas über die vorzüglichsten Rosenblumen und über Blumenliebhaberei überhaupt. (Fortsetzung und Schluß.) VI. Obst-Cultur. 1. Versuch einer Anwendung der Erregungstheorie auf die Krankheiten der Obstbäume. XI. Garten-Miscellen. 1. Revision oder erneuerte Zusammenstellung der Constellations- und Witterungs-Verhältnisse während des Junius 1810 zur Vergleichung mit dem meteorologischen Tagebuche dieses Monats. (Von Herrn Dr. Haberle.)

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 21. 22. 23. Camellia japonica.
— 24. 25. Strelitzia reginae.

Weimar, im Jul. 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1810. IX. Bdt. 6s Stück.

Inhalt.

Afrika.

Beschreibung der einzelnen Theile von Afrika.

Neunte Abtheilung. (Beschluß.)

P. Die Westafrikanischen Inseln.

V. Madeirische Inseln. 1. Allgemeine Ansicht. Kurze Geschichte und Name dieser Inseln. 2. Lage, Größe, Naturbeschaffenheit dieser Inseln überhaupt. 3. Topographie. Kurze Beschreibung der einzelnen Inseln, und ihrer bemerkenswerthen einzelnen Theile und Ortschaften. VI. Die Azorischen Inseln. Topographie. Kurze Schilderung der einzelnen Inseln der Azorischen Gruppe und ihrer merkwürdigsten Ortschaften. Litteratur der Kunde von Afrika.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:

Charte der Canarien-Inseln.
Charte von Teneriffa.
Taf. 8. Ansicht des Pik von Teneriffa.

Weimar, im Jul. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

N. T. Merkur. 1810. VI. Stück.

I. Die Liebe der Waldsänger. II. Gedichte. 1. Der neue Sibyllenzweig. An B * * 2. An meine Tochter, (in ein für sie bestimmtes Handbuch der Naturgeschichte geschrieben). 3. Sonnet. 4. Um Klopstocks Urne. III. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf ihrer Reise durch Holland, im Sommer 1809. IV. Ein Wort an meine teutschen Sprachgenossen. V. Ueber die lateinischen Verse auf Schulen. VI. Correspondenz-Nachrichten.

Weimar, im Jul. 1810.

H. C. Prid, Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Bericht über das nunmehr erschienene meteorologische Jahrbuch für 1810 des Herrn Dr. Haberle.

(Ausgehoben aus dem allg. T. Garten-Magazine.)

Aus verschiedenen früheren Ankündigungen ist es dem Publicum bereits zur Genüge bekannt: daß der, als Naturforscher, vorzüglich als Mineraloge allgemein geschätzte Hr. Dr. Haberle, in Verbindung mit noch anderen Gelehrten, den muthvollen Entschluß gefaßt hat, eine wahrhaft wissenschaftliche Begründung der so höchst und allgemein nützlichen Witterungslehre zu versuchen; und zwar nach Anleitung der mehrfachen, höchst wichtigen neuesten Beobachtungen und Entdeckungen in den naturkundlichen Fächern der allgemeinen Physik und Chemie sowohl, als der physikalischen Astronomie, physischen Geographie ꝛc.

Der nunmehr erschienene erste Jahrgang des theoretischen Theils des meteorologischen Jahrbuches zeigt nun die ersten vielfach belehrenden Schritte, welche auf einer ganz neu gebrochenen Bahn bis jetzt geschehen sind. Das in alle Theile der Naturkunde gründlichst eingreifende Werk ist 478 Seiten stark; und außerdem reichten 18 Seiten kaum zu, den wesentlichsten Inhalt desselben übersichtlich anzuzeigen.

Nach der bescheidenen Dedication an seine Durchlaucht, den regierenden Herzog von Sachsen-Weimar und

Eisenach, welcher weise Regent von jeher das so nützliche Studium der Meteorologie begünstiget hat, folgt die allgemeine Einleitung und der Plan des Werkes.

In der ersten Abtheilung werden die für Meteorologie unentbehrlichsten Vorkenntnisse aus der Astronomie und die neuesten Entdeckungen in diesem Felde deutlich und faßlich vorgetragen. Ueberall sind die nächsten Beziehungen der hier entwickelten astronomischen Verhältnisse auf Meteorologie dargethan worden. Vorzüglich sind, auf die neuesten Beobachtungen sich gründende, sachrichtige neue Definitionen von Sonnen, Planeten und Kometen und von dem ätherischen Himmels-Ocean, in welchem alle Himmelskörper eingetaucht schwimmen, gegeben worden. Höchst interessante neue Ansichten hat der Verfasser an die neueren, tief in die Natur eingehenden Beobachtungen und Darstellungen der berühmten Astronomen Herschel und Schröter angeknüpft; besonders solche Ansichten und Entwickelungen, welche nicht nur auf die tellurische Meteorologie, sondern auch zugleich auf die Meteorologie des Universums sich beziehen. Die neuen meteorologischen Gesichtspunkte, welche der Verfasser aufgestellt hat, gelten nicht nur für die Erde, sondern für alle Planeten, und selbst für die Sonnenkörper des Weltalls. Es ist hierbei gewiß sehr rühmlich, daß der Verfasser das große Ganze stäts im Auge behielt, ohne doch das nöthige Detail der besonderen tellurischen Verhältnisse dabei zu vernachlässigen. Die Entwickelungen über Himmelskunde nehmen 200 Seiten ein, und enthalten alle neuesten allgemein interessantesten Beobachtungen und Entdeckungen, wie sie noch in keinem populären Werke zusammengestellt sind; auch stellt zugleich eine Kupfertafel die Bahnen aller Hauptplaneten unseres Sonnensystems dar.

Die zweite Abtheilung giebt, mit meisterhafter Hand entworfen, die für tellurische Witterungslehre nöthigsten Vorkenntnisse aus der mineralogischen Erdkunde; und zwar zuerst aus der physisch-mineralogischen Erdbeschreibung, sodann aus der physischen Erdgeschichte. Auch in dieser Abtheilung werden die mannichfachen Beziehungen dieser Verhältnisse auf Witterungslehre nachgewiesen. Das Ganze liegt stäts nach seinen wesentlichsten Beziehungen vor Augen, und doch werden zugleich die nicht außer Acht zu lassenden Einzelnheiten stäts treffend berühret.

Die dritte Abtheilung giebt die Beschreibung und Geschichte der Flüssigkeiten, welche die starre Erdkugel zunächst umgeben. Zuerst wird die Beschreibung der Lufthülle der Erde mit genialen Zügen entworfen; die neuesten Entdeckungen in der Physik und Chemie sind hierbei trefflich benutzt, und auf Witterungslehre angewendet worden. Es wird nach des unvergeßbaren jüngstverstorbenen Ritter's Erfahrungen gezeigt: daß Magnetismus nur eine schwächere Modification der Electricität sey; wovon der Verfasser eigene neue Ansichten

anknüpft. Es wird ferner entwickelt, daß Wärme und Electricität nur besonders modificirte Verlautungen des Lichtes sind. Auf Humphry Davy's neueste Entdeckungen sich beziehend, wird entwickelt: daß höchst wahrscheinlich in der ganzen Natur nur drei, wesentlich verschiedene, Grundmaterien die Basis alles materiell Existirenden ausmachen; nämlich eine einzige wägbar schwere (ponderabele) Materie, als absoluter Gegensatz des Lichtes; welche ponderabele Materie der Verfasser sinnreich die bildbare Materie nennt, und als sinnlichen Repräsentanten der Schwere, der Kälte und der Finsterniß betrachtet; ferner zweierlei Lichtmaterie, ein säuerndes oder oxygenisirendes und ein entsäuerndes oder hydrogenisirendes Licht; welches beiderlei Licht der Verfasser die bildenden Materien nennt. Die zweierlei bildenden Materien, das zweierlei Licht sind die sinnlichen Repräsentanten der Imponderabilität und der Ausdehnungskraft. Von der bildbaren wägbar schweren Materie geht der centripetale Schwerdruck, oder Gravitationsdruck, dagegen von der bildenden unwägbaren Materie geht der excentrische Expansionsdruck aus. Unter bestimmten Verhältnissen entsteht das polare Auseinandertreten des vorher vereinten neutralisirten Lichtes, so wie der neutralisirten oder absoluten Electricität; und zugleich entsteht dadurch excentrischer Spannungsdruck, welcher dem Schwerdrucke oder Gravitationsdrucke der Himmelskörper entgegen wirkt. Mit Einem Worte: es sind hier geniale Ansichten aufgestellt, welche bei weiterer Ausführung nicht nur für Meteorologie allein, sondern auch für die gesammte Physik, Chemie und Astronomie höchst fruchtbar an Folgerungen werden können, und zum Theil schon wirklich sind.

Hierauf folgt die Naturbeschreibung der Wasserhülle der Erde. Mit Recht wird diese Wasserhülle als eine besondere tiefere Atmosphäre der Erde betrachtet; so daß die Hydrologie der Atmosphärologie beigeordnet wird. Auch die innere Atmosphäre der Erde ist nicht vergessen worden; und versprechen die ferneren Entwickelungen dieser unterirdischen Regionen des Neptuns, des Aeolus und des Vulkans in den folgenden Jahrgängen ganz neue fruchtbringende Beurtheilungen des kosmischen Lebens des Erdkörpers, welchen man bisher fast allgemein sehr mit Unrecht als einen todten Erdenkloß betrachtet hat; da doch alles organische Leben aus dem kosmischen Leben der Erde und des Universums seinen Ursprung genommen hat, und in solches rückwärts wieder zerfließt, oder sich auflöst.

Die Naturgeschichte der Luft- und Wasserhülle der Erde bietet nach der hier erhaltenen Behandlung häufig geniale neue Ansichten und Entwickelungen dar.

An die neuesten Darstellungen des scharfsinnigen Himmelsbeobachters, des Herrn Justizrath Schröter's zu Lilienthal

sich anschließend, hat der Verfasser noch weiter ausgeführt, wie der Aether des Weltalls, (welchen er den ätherischen Ocean des Universums oder auch den Himmelsocean nennt;) das doppelt neutralisirte trinum nutrum sey, aus welchem alle Himmelskörper mit ihren besonderen Atmosphären hervor gegangen sind, und aus welchem sich noch so unendlich Vieles tagtäglich entwickelt; er beurtheilt diesen Aether als ein wirkliches, absolut oder neutralisirt electrisches Schöpfungsmeer, mithin als eine neutralisirte Vereinigung der beiderlei bildenden unwägbaren Materien, oder dem beiderlei Lichte, verbunden mit bildbarer Materie; welche letztere aber in dieser innigen Verbindung mit einer so großen vorwaltenden Lichtquantität für unsere Instrumente, als eine absolute oder neutrale electrische Flüssigkeit, unwägbar ist.

In der That muß diese Beurtheilungsweise in Kurzem so unendlich Vieles enträthseln; woran man bisher ohne diese Ansichten gänzlich hätte verzweifeln müssen. Auch über das Entstehen und Niederfallen der Aerolithen findet man hier sehr sinnreiche Nachweisungen.

Gestützt auf die neuesten Erfahrungen der Electricitätserregung in der galvanischen Säule ohne alle Reibung, ohne Druck und Stoß, hat der Verfasser die Electricitätserregung durch polares Auseinandertreten höchst scharfsinnig auf den ersten großen Naturprozeß der Lichtentwickelung aus dem Aether des Himmelsoceans angewandt, und gezeigt: daß der bisher ganz verkannte große Naturprozeß der Lichtentwickelung ein wechselseitiger electrischer Prozeß sey, welcher zwischen je zwei Himmelskörpern besteht, die im Verhältniß ihrer Massen einander genugsam genähert sind. Nicht nur der wechselseitige electrische Prozeß zwischen der Sonne und ihren Planeten und Kometen, sondern auch der wechselseitige electrische Prozeß zwischen Planeten und Planeten, Planeten und Kometen entwickelt Licht aus dem Aether des Himmelsoceans, welches theils als freies leuchtendes Licht, theils und häufig aber auch nur als zu Wärme und Electricität schwach verlarvtes Licht für unsere Sinne bemerkbar auftritt.

Durch diese Entwickelungen sind von selbst die öfters gemachten Einwendungen widerlegt, als könnten (den Mond ausgenommen) die übrigen Planeten gar keinen Einfluß auf die Atmosphäre und Witterung der Erde haben, weil des von ihnen zur Erde strömenden Lichtes so wenig sey. In der That hat der Verfasser zu allererst recht deutlich gezeigt, woher die Sonne und alle Fixsterne ihr Licht entnehmen, und wie solches aus dem Aether des Himmelsoceans durch die electrischen Himmelskugeln entwickelt wird. Der Verfasser macht sehr sinnreich bei dieser Demonstration zu allererst Anwendung von den vielfachen Erfahrungen, daß in der That durch Druck, Stoß und Reibung (welche letztere ebenfalls nur als Druck wirken) Licht, und durch dieses Wärme und Electricität, und

dem Aether und aus der atmosphärischen Luft heraus gepreßt wird; eine eben so einfache, als in ihrer Anwendung so höchst folgenreiche Entwickelung, daß man sich wundern muß, wie man sie nicht schon längst aufgefaßt, und auf den Lichtentwickelungsprozeß im großen Naturhaushalte, welchen je zwei Himmelskörper stäts unterhalten, angewendet hat.

Dem neu aufgestellten electrischen Systeme der Himmelskörper getreu, unterscheidet der Verfasser bei dem Barometer sehr consequent das Steigen des Quecksilbers zu Folge des Schwerdruckes der Atmosphäre, von dem Steigen desselben zu Folge des electrischen Spannungsdruckes der Atmosphäre; und ebenso das Fallen des Quecksilbers zu Folge des verminderten Schwerdruckes der Atmosphäre von dem Fallen, zu Folge des verminderten electrischen Spannungsdruckes der Atmosphäre; Verschiedenheiten der Verhältnisse, welche man bisher größten Theils ganz übersehen hat; indem man in neuerer Zeit fast allgemein vernachlässigte, neben dem Barometer und Thermometer zugleich auch das Manometer zu Rathe zu ziehen und zu beobachten; worüber auch der berühmte Physiker zu Brüssel, Hr. Dr. Van Mons in seinem Traité d'électricité kräftige Klage führt. — Sehr interessant wird man auch die angeführten magnetischen Beobachtungen nach des Hrn. Prof. Hellers Weise und die Ritterschen Entwickelungen dieser Beobachtungen finden. Sehr vielfach sind auch die herrlichen von Humboldtischen Beobachtungen mit des Verfassers neuesten Ansichten verflochten worden, und dienen denselben zur Stütze. Es ist überhaupt diese dritte Abtheilung so äußerst reichhaltig, daß es unmöglich wird, hier nur die wesentlichsten Ideen sämmtlich zu berühren. Eine Welt-Charte und eine Erläuterung dazu belehrt über die regelmäßigen Winde und Strömungen der Meere. —

Der §. 242., womit diese dritte Abtheilung schließt, wird, wörtlich hier angeführt, die Tendenz und die vom Verfasser beobachtete Behandlungsweise der abgehandelten Gegenstände sattsam charakterisiren.

„Zum Schlusse dieses Kapitels wird es gut seyn, sagt Hr. Dr. H., die Leser nochmals auf die Allmacht des Lichtes aufmerksam zu machen; indem die ganze Naturgeschichte der Atmosphäre, also auch die Witterung der Erde einzig und allein von der Vermehrung und Verminderung des in Thätigkeit begriffenen Lichtes abhängt. Die wechselnden Verhältnisse der Erleuchtung, der Erwärmung der Electricität, des Magnetismus, der Trübung und Aufheiterung des Himmels, endlich auch der Luftbewegungen; Alles, Alles ist zuletzt auf die obersten Grundursachen einer Vermehrung und einer Verminderung des einen oder des anderen, oder beiderlei Lichtes zurück zu führen, und muß auch bis dahin zurück geführt werden, wenn Meteorologie oder Physik des Himmels und der Erde wissenschaftlich begründet werden soll. Nur muß man

dabei nicht bloß die Quantitäten und Qualitäten des durch die Sonne entbundenen Lichtes, sondern auch jene Quantitäten und Qualitäten des Lichtes mit in Anschlag und Rechnung bringen, welche durch die, unter besonderen Umständen verstärkte electrische Wechselwirkung des Erdkörpers mit den Planeten unseres Sonnensystemes aus dem Himmelsocean entbunden, und in den atmosphärischen Erdprozeß hereingezogen werden. Verhältnisse, welche für das Studium der Meteorologie von höchster Wichtigkeit sind."

Bei einer solchen Tendenz hat man sicher nicht zu fürchten, daß der Verfasser in Gefahr gerathen könne, den richtigen Gesichtspunkt zu verfehlen, und in die Thorheiten der ehemaligen Sterndeutung sich zu verwickeln; vielmehr ist zu erwarten, daß er selbst bei jenen alten, oft durch Thorheiten verunstalteten Ansichten noch manches Wahre und Gute vom thörichten Aberglauben sondern werde.

Daß der Verfasser kein Kind der Finsterniß sey, dafür bürgt wohl unter anderen folgende Stelle S. 267 genugsam; wo er sagt: „Nur dasjenige Jahrhundert wird sich in naturkundiger und naturwissenschaftlicher Hinsicht das wahrhaft aufgeklärteste nennen können, in welchem man die naturgemäßesten Vorstellungen über Alles, was das so wohlthätig wirkende Licht (dessen Entwickelung und Bindung, dessen leuchtenden und nicht leuchtenden Zustand) betrifft, wird aufgefunden haben." —

Die vierte Abtheilung giebt äußerst interessante, auf die neuesten Erfahrungen sich gründende Darstellungen von den Wechselwirkungen des Pflanzenreichs mit dem atmosphärischen Reiche; handelt von dem vielfachen Nutzen, welchen die Pflanzen der tellurischen Atmosphäre gewähren, und giebt Winke, wie und wo zweckmäßig Waldanpflanzungen anzubringen sind. Der Verf. erläutert, wodurch Pflanzen belebt werden und was solche organisch thätig macht, und vergleicht diese organische vegetabilische Thätigkeit mit der Thätigkeit des kosmischen Organismus des Universums.

Die fünfte Abtheilung schildert die Wechselwirkungen zwischen dem Thierreiche und dem atmosphärischen Reiche; und verbreitet sich über das, was den thierischen Organismus belebt; erörtert und entwickelt den Einfluß der Witterung oder der atmosphärischen Zustände auf thierisches Leben und Gesundheit; so wie den Einfluß der Thiere auf die Atmosphäre. Es ist die Rede von Miasmen und relativer Salubrität der Länder ꝛc. —

Eine höchstwichtige Abtheilung ist die sechste, welche der Verfasser Meteoronomie nennt; das ist die Lehre von den Veranlassungen zur Naturwirksamkeit der ätherischen und atmosphärischen Massen, und den naturgesetzlichen Kraftäußerungen derselben. Physikalische Astronomie, Physik und Chemie gewinnen durch die hier vorgetragenen Sätze vielfache neue

„Und ich auch. Ich freue mich, Mädchen, „daß ich dich gefunden habe. Du kanst mich hinführen.“

Ich will es gerne thun; aber biſt du nicht weit her? Du haſt eine fremde Sprache.

„O ja! ſehr weit. Ich wohne zu Memphis.“

Du biſt auch kein Memphiter; deine Sprache verräth dich.

„Sey nicht vorwitzig, Mädchen! Ich darf „dir nicht alles ſagen.“

Aber ich ſagte dir alles, was du mich fragteſt.

„Deine Sachen ſind nicht geheim. Du darfſt ſie ſagen.

Joſeph und das Mädchen redeten allerley; und ſie kamen in einen Wald, wo Sittimholz und Myrtenſträuche einen angenehmen kühlen Schatten machten. Nicht weit mehr waren ſie von Sais. Laß uns hier ein wenig ſitzen, ſagte Joſeph. Ich habe nicht Zeit, ſchöner Knabe, erwiederte das Mädchen, und wurde roth. Du wirſt noch immer ſo viel Zeit haben, ein wenig auszuruhen, verſetzte Joſeph; ſetze dich hier oder dort hin; ich will neben dem Myrtenſtrauch in dem Schatten ſitzen, ſo ſieheſt du mich, und ich dich nicht. Joſeph ſetzte ſich und ſahe gerade vor ſich hin, zur Seite gegen über ſaß das Mädchen; ſie ſchwiegen beyde, aber nicht lange.

„Mädchen, ſage mir, haſt du wohl der Athor „gedient? Haſt du wohl zu ihr gebetet?“

Ansichten über Beurtheilung der Naturthätigkeit und die ursprünglichen Ursachen der verschiedenen Eigenschaften der Körper. Einige Stellen von Seite 486 bis 489 werden die Tendenz des Verfassers über diese Gegenstände deutlich zeigen. Es heißt daselbst: „dieselben Kraftäußerungen in der Natur, welche Sonnen um Sonnen, und Planeten um ihre Sonnen und Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten unaufhörlich herum treiben; die Kraftäußerungen der Schwere, der Anziehung durch verminderte electrische Spannung, der Zurückstoßung durch Zunahme der electrischen Spannung der Atmosphäre und des ätherischen Himmelsoceans; alle diese Kraftäußerungen sind auch in meteorologischer Hinsicht von höchster Wichtigkeit, und erfordern die möglichsten Entwickelungen. Druck durch Schwere und Druck durch electrische Spannung veranlaßt, sind in der Himmelskunde wie in der Meteorologie streng von einander zu unterscheiden. Indem ich alle Kraftäußerungen der Natur, welche auf Meteorologie mittelbar oder unmittelbar Bezug haben, und die daraus entspringenden Wirkungen der Reihe nach durchgehen werde, wird sich's zeigen, daß dieselben Entwickelungen auch für andere Zweige der Naturforschung gültig sind." —

Desgleichen S. 489 heißt es „In der That beginnt auch eben jetzt in diesen Jahren des 19ten Jahrhunderts erst der günstige Zeitpunkt, wo man es wagen darf, die meteorologischen Begebenheiten als Functionen des kosmischen Lebens der Natur zu betrachten; da man seit wenigen Jahren erst das Lebensprincip der Natur im Lichte und dessen Verlautungen zu erkennen anfängt. Scharfsinnige ältere Physiker, z. B. Oken, Lichtenberg ꝛc. ahneten längst, daß in der Electricität das Licht die Hauptrolle spiele. Allein die Natur hatte sich durch Herschel, Galvani, Volta, Ritter, Davy ꝛc den Menschen noch nicht manifestirt; so lange man das Licht, die Electricität und den Magnetismus noch nicht nach ihren chemischen Eigenschaften kennen gelernt hatte, war alles Streben, selbst der scharfsinnigsten tiefdenkendsten Männer, (das Streben eines Franklin's, Huyghen, Newton, Kepler, Euler ꝛc.) einen tieferen Blick in den Naturproceß des kosmischen Lebens zu thun, vergebens ꝛc. —"

Ueberhaupt enthält diese sechste Abtheilung fernere Entwickelungen der in den früheren Paragraphen angeführten Verhältnisse, mit Zurückführung auf die ersten Grundursachen derselben. Vorzüglich zeigt auch der Verfasser, daß, wie schon früher der scharfsinnige Denker Schelling erklärt hat: daß Kraft und Materie nichts von einander Verschiedenes seyen; und entwickelt, unter welchen Verhältnissen die Materie selbst als thätig, folglich selbst als Kraft wirksam auftritt, und worauf alles Leben und alle Wirksamkeit in der Natur sich gründet; ebenso wird die Begründung des kosmischen Lebens der Himmelskörper nachgewiesen.

Einige Stellen, welche die Anerkennung des electrischen Systemes der Himmelskörper näher bezeichnen, können als Beispiele von der Tendenz der neuen Ansichten des Verfassers dienen. — Seite 526 heißt es: „Den Gravitationsdruck der Himmelskörper erkannte man längst, aber den excentrisch wirkenden centrifugalen (electrischen) Spannungsdruck (des ätherischen Himmelsoceans) und dessen stäte fortdauernde Erneuerung und neue Belebung, nach den Gesetzen der Electricität hat man bisher ganz verkannt. Da nun gerade mit dieser stets sich erneuernden und vermehrenden Spannung des Aethers auch die stets von neuem beginnende Lichtentbindung aus dem Aether unmittelbar verknüpft ist, so wurden also bisher beide zugleich verkannt. Dieser wichtigste Theil der Physik des Himmels, welcher Meteorenomie und Astronomie aufs enaste verknüpft, blieb bisher unkultivirt; ohne solchen ist aber keine scientifische Witterungslehre möglich, und deshalb blieb diese noch immer bloß ein frommer Wunsch. Man sah sich genöthigt, eine dem Gravitationsdrucke der Himmelskörper entgegenwirkende Kraftäußerung in der Natur anzunehmen und in Rechnung zu bringen; ohne doch zu wissen, von wo diese Kraftäußerung ausgehe; wodurch sie sinnlich repräsentirt werde, und nach welchem Naturgesetze sie sich stets erneuere, und so wie es nöthig wird, sich verstärke."

Gleich darauf S. 528 heißt es: „Die Astronomen fürchten (bei der Bewegung der Himmelskörper) die Spannung und den Widerstand des Aethers; mir scheint es: sie hätten in der That eher dessen, gegen den Gravitationsdruck unzureichenden Widerstand befürchten sollen; um dahin geleitet zu werden, daß das kosmische Leben des Universums vorzüglich in der unaufhörlichen Erneuerung und Verstärkung dieser (durch den Gravitationsdruck der Himmelskörper) immer wieder verminderten electrischen Spannung des Aethers, als dem einzigen Gegendrucke gegen den Gravitationsdruck der Himmelskörper bestehe" —

Sodann wird S. 529 gesagt: „Ist man einmal auf diesem Standpuncte der Einsicht und Beurtheilung der Naturthätigkeit des kosmischen Lebens und dessen wechselseitigen Bedingungen angekommen; so ist man nun auch in den Stand gesetzt: alle meteorische Begebenheiten, sowohl in den höchsten Regionen (des Himmelsoceans) als in den besonderen Atmosphären der Himmelskörper als nothwendige Folgen der Organisation des Universums, und als nothwendige regelmäßige Folgen des kosmischen Lebens zu beurtheilen: welches durch die zweckmäßig bedingten, unvermeidlichen electrischen Wechselwirkungen der Himmelskugeln und des ätherischen Himmelsoceans auf einander, nothwendig besteht." —

Höchst belehrend wird man insbesondere auch den §. 284. S. 534 finden. Ueberall strebt der Verfasser, das bisher fast ganz verkannte electrische System der Himmelskörper, und somit das Bewirthschaftungs-System des großen Naturhaushal-

tes näher vor die Augen zu rücken und zu entwickeln. Die Fortsetzungen dieses Jahrbuches können allerdings für das zwischen den Himmelskörpern bestehende electrische System das werden, was Ritter's Werke für das electrische System der besonderen tellurischen Körper bereits sind.

Es ist gewiß sehnlichst zu wünschen, daß recht bald in Erfüllung gehen möge, was der Verfasser S. 552 und 492 gesagt hat; nämlich: „Möge dieses Jahrbuch Veranlassung werden, ein wissenschaftliches meteorologisches Band unter allen cultivirten Nationen der Erde zu knüpfen und zu unterhalten! mögen recht viele verdiente Gelehrte aller Länder und Continente von nun an mit frischem Eifer meteorologisch thätig werden, und ihre Beobachtungen einander liberal mittheilen! dann darf auch ich hoffen, hierbei nicht übergangen zu werden. Jeder Beitritt, jede Mitwirkung, jede Mittheilung soll mir höchst willkommen seyn; denn die Begründung einer allgemeinen Witterungslehre übersteigt die Kräfte und selbst die regste Thätigkeit eines einzelnen Menschen.

„Möchten Männer, wie Schröter, Olbers, Herschel, Alex. von Humboldt, Davy, Gehlen, Pfaff und Ermann ꝛc. sind, bewogen werden, (sagt der Verf. S. 492) mit weit kräftigerer Hand, als ich es vermag, den Faden aufzunehmen und weiter zu spinnen. Mein eigenes Verdienst hierbei sey noch so klein; so wird mir doch die Ehre bleiben: den ganzen großen Naturhaushalt, (das kosmische Leben) in Beziehung auf Meteorologie und verwandte Gegenstände, bestimmter als bisher in Ueberblick gesetzt zu haben. Auch ist ja Alles, was ich als Frucht einiger Monate Arbeit jetzt noch geben kann, bloß skizzirt; so Gott will, soll es in den künftigen Jahren noch weiter ausgearbeitet werden." —

Erst seit einem Jahre hat der Verfasser angefangen, seinen ganzen Fleiß auf meteorologische Gegenstände zu richten; und in der That zeigt dieser erste Jahrgang des meteorologischen Jahrbuches, daß des Verfassers vielseitige Kenntnisse es ihm leicht machen, in kurzer Zeit ein ihm vorher ganz fremdes Naturgebiet nicht nur zu überblicken, sondern auch mit Glück wissenschaftlich zu cultiviren. Gewiß hat sich das Publicum noch sehr viel Gutes von den Fortsetzungen dieses Jahrbuches zu versprechen. —

Die siebente Abtheilung führt die Ueberschrift: Witterungsbeurtheilungslehre. Es wird diese abgetheilt, in die Lehre von der richtigen naturgemäßen Beurtheilung der Witterungsbegebenheiten der vergangenen Zeit und der Gegenwart, und zweitens in die Witterungserspähungslehre, oder die Lehre von der richtigen Beurtheilung der veranlassenden Ursachen der zukünftigen Witterungszustände und Wechsel. — Die Entwickelung der ersteren Lehre muß nothwendig der letzteren vorangehen. Der Verfasser zeigt, wie weit er bis jetzt in Erforschung der ersteren gekommen ist, und verweist auf

seine täglichen Fortschritte in den monatlich öffentlich mitgetheilten genaueren Zusammenstellungen zwischen dem Gange der Constellation und der Witterung.

Die achte Abtheilung des Plans (die Geschichte der Witterungslehre) hat in diesem ersten Jahrgange noch nicht angefangen werden können, sondern wird in dem folgenden Jahrgange beginnen; indem ohnedies jeder folgende Jahrgang des Jahrbuches Fortsetzungen und Erweiterungen der schon angefangenen Rubriken verspricht.

Da der Beschluß zur Herausgabe meteorologischer Hefte späteren Ursprungs ist, als der Entwurf des Planes des meteorologischen Jahrbuches selbst; so wird die dritte und vierte Abtheilung des zweiten Haupttheils des Jahrbuches, oder des meteorologischen Tagebuches nicht als Nachtrag zu dem Tagebuche jedesmal besonders nachgeliefert, sondern in den Plan der meteorologischen Hefte gezogen werden; welche meteorologische Hefte daher als ein Integraltheil der ganzen meteorologischen Unternehmung zu betrachten sind.

Unstreitig erwirbt sich die Verlagshandlung ein wesentliches Verdienst durch die Besorgung dieser so allgemein nützlichen Werke von bleibendem Werthe, und verdient den Dank und die Theilnahme des Publicums um so mehr, als sie sichs auch außerdem angelegen seyn läßt, dem Verfasser alle Hülfsmittel zu verschaffen, welche sein großes Unternehmen nothwendig machen. Möge dieser unparteiische Bericht auch das Seinige dazu beitragen, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die ersten Schritte der Cultivirung eines neuen wissenschaftlichen Gebietes zu richten, dessen Cultur tausendfachen großen Nutzen für Leben und Gesundheit und alle menschliche Unternehmungen erwarten läßt, von welchen Glück und Wohlstand abhängen. —

R. H. G.

Der Neue

Teutſche Merkur

vom Jahr 1810.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Weimar 1810.

Im Verlage des k. Induſtrie-Comptoirs.

Der Neue Teutſche Merkur.

9. Stück. September. 1810.

I.
Gedichte.

1.
Die Nereide an Sappho.

Komm hernieder in die ſanfte Kühle!
Sieh der Fluten Buſen offen hier!
Lindrung ſtrömt dir in des Lebens Schwüle
Spielen Wellen um die Glieder dir!
Denn die Wogenflut
Löſcht der Herzen Glut!
Deine Qualen, Sappho, tilgen wir!

Laß ihn eilen zu den fernen Fluren
Ihr, den Liebe nicht an unsre band.
Schaue nicht nach seines Ruders Spuren,
Wenn er steuert zum entlegnen Land.
Schmerz der heiß erregt,
Hoch die Brust bewegt
Schwindet dennoch an der Lethe Strand!

Nereus Töchter auf den Felsenhöhen
Fühlen, was dein Innerstes entzweit;
Aber nimmer wird dich der verstehen
Der umher auf Land und Meeren schweift.
Sanfter Liebessinn
Wird dir Hochgewinn
Wenn du diese Hülle losgestreift.

Wall hernieder, Sappho! treu umfangen
Werden unsre Schwesterarme dich!
Deiner harrt Persiden mit Verlangen!
Die Tritonen sammeln jubelnd sich!
Sieh! im Meeresgrün
Freundlich ein Delfin,
Der den guten Menschen nie entwich.

Eurus stürmt durch die gespannten Saiten!
Deine Lyra — wie sie göttlich tönt!

Ja, lieber Jüngling, meine Mutter war mit mir nach Chusas; es ſind nun wohl drey Ueberſchwemmungen des Nils ſeitdem geweſen.

„Warum waret ihr da?“

Meine Eltern wollten gern einen Sohn haben; ſie haben kein Kind als mich. Sie wollten der Athor Geſchenke bringen, und ſie um einen Sohn anrufen.

„Beteteſt du auch, Mädchen?“

Ja, ich betete; aber nicht um einen Bruder. Höre, Jüngling, mich däucht, ich müßte dir alles ſagen; ich bat um etwas andres. Als wir in den ſchönen Tempel kamen, ſo gefiel er mir ſo wohl, daß ich gerne unter den Prieſtern und Prieſterinnen da geblieben wäre. Ich fragte, wo iſt denn die Athor? Ich möchte ſie gern ſehen, und auch anbeten. — Da ſagte mir ein alter Prieſter: „Kind, die Gottheit, ob du ſie ſchon nicht „ſieheſt, hört dich hier im Tempel, und überall, „wo du biſt.“ Ich gieng wieder hinaus unter die Bäume, und ſagte: Athor, ich weiß, du ſieheſt mich, ob ich dich ſchon nicht ſehe; du macheſt dieſe ſchönen Blumen, die großen Bäume, dieſen Wohlgeruch um mich herum. Du haſt auch mich gemacht. Ich bin nun ſechzehn Jahr alt, ich bin geſund; mache mich auch zufrieden und glücklich. Und ſo ſaß ich nieder, und ſchlief ein. Ich träumte, und, ſiehe! ich ſah' eine dunkle Wolke: Es war in der Morgendämmerung: Und aus dieſer Wolke thaut' es auf mich herüber. Ich

wurde

Liebesgram wird dich zum Ruhm geleiten,
Welcher mit Unsterblichkeit dich krönt!
Von der Klippen Höh
Rasch nur in die See
Und du bist mit deinem Schmerz versöhnt!

Sey willkommen, Sappho! Sey willkommen!
Götterhuld hat dich dem Tod entrückt!
Amfitritens Reich dich aufgenommen!
Dein Gesang das Götterreich entzückt!
Seelen, deiner gleich,
An Empfindung reich
Werden nur durch Freiheit hochbeglückt.

Wetzlar.

Bertha,
verwittwete Gräfin von Pfaffenhofen,
geborne von Bothmar.

2.

Mein Held.

Er, der für's Menschenthum mit Vorur-
theilen
Kämpft, wie Alcid mit Ungeheuern stritt;

Gerüſtet mit des Eifers Donnerkeilen,
Den Titan Egoismus niedertritt;
Als Prieſter in dem Heiligthum der Wahrheit
Lebt, wandelt, wirkt in ihrer Strahlen Klarheit;

Der Mann, der mit des Wiſſens Sonnenfackel
Die ſichre Leuchte der Erfahrung eint;
Deß thatenreiches Leben ohne Makel
Vor'm Richterſtuhle der Vernunft erſcheint;
Der, wenn kein ernſtres Tagsgeſchäft ihn bindet,
Den Muſen würd'gen Opferweihrauch zündet;

Wie Sokrates, voll warmer Menſchenliebe
Mit Warnungsruf das taubſte Ohr durchdringt;
Doch oft, weil Thorheit nur durch Geißelhiebe
Zu beſſern iſt, des Satyrs Geißel ſchwingt;
(So wechſelt, um der Fruchtbarkeit zu nützen,
Der Sonne Glut mit Wetterſchlag und Blitzen!)

Der aufgeklärte Geiſt, der — unbekümmert,
Ob Erdenheheit drob die Naſe rümpft —
Manch altes Götzenbild des Wahns zertrümmert,
Und manches Diademes Flitter ſtümpft,
Die Palme der vollendten Größe reichet,
Weil Menſchenhuld mit Königsmacht ſie gleichet;

Der bei der Menschheit-Seelenfinsternissen
Des Brudermitleids heilge Thräne weint,
Doch unbegnügt, ihr Elend bloß zu wissen,
Den Helfertrieb mit Retterthat vereint,
Wie Luther und Johannes unerschrocken,
Wie Morus kühn, trotz Gift und Henkerblocken:

Er ist mein Held! Wann, längst dem Staub entflohen,
Sein Geist noch um der Menschheit Wohlfahrt bangt,
Im Pantheon der Weisen und Heroen
Sein Bildniß neben Rousseau, Howard, prangt:
Wird späte Nachwelt unter heißen Thränen
Mit Amaranth die heilge Büste krönen.

Er ist mein Held! „Wo — flüstern zehen Fragen —
Wo ist, und Wer, der Heros deiner Wahl?
Hat er gelebt? Lebt er in unsern Tagen?"
Ihr Frager, wißt: Er ist ein Ideal;
Vollkommenheit, noch unerreicht im Leben;
Ein Muster, aufgestellt, ihm nachzustreben.

3.

Genesungsfeier.

Noch bin ich, schöne Erde, dein Bürger; noch
Schwellt meine Adern kreisende Lebensflut.
Hygea hat für mich, Saturnus
Zückte zurück die gehobne Sense.

Dich grüß' ich wieder, lieblicher Tannenhain,
Und dich, o Birkenhügel, wo Thränen einst,
Entlockt von hehren Andachtschauern,
Sich mit den Perlen des Thaues mischten.

Noch seh' ich im Gewässer der Sonne Bild,
In blauer Luft des silbernen Wölkchens Flug;
Zur Seit' euch, Feldberg, Altking*), die
Wie Gottes Altäre gen Himmel ragen.

Du trauter Main, an dessen Gestaden ich
Als Knabe täglich glitzernde Muscheln las,
Noch seh' ich deiner Nymphe Fluten
Zögernd zu Rhenus Umarmung wogen,

*) Namen der zwei höchsten Gipfel des Taunusgebirgs, die Höhe genannt.

Bedeckt mit Schiffen, welche des Handelgeists
Gewerbte schwer beluden. Es mögen von
Des Dörfchens Friedhof-Kreuz und Grabstein
Winken; sie segeln gefühllos weiter.

Gegrüßt sey mir, du ruhiger Garten, wo
Mein Franz *) sanft unterm moosigen Hügel schläft,
Gegrüßt des Jenseits heiliger Vorhof!
Stärke mein wankendes Herz im Glauben!

Oft soll der Landmann wundernd mich wandeln
sehn
Am Ufer hin in dämmernder Frühe, soll
Mich knieen sehn im Todtengarten,
Wo ich der Tugend Gelübd erneute.

Buri.

*) Franz von la Roche, gestorben 1791. Seine Grabstätte ist zu Bürgel, einem Dorfe am Main.

4.

Die ſüßeſten Thränen.

(Dem Herrn Oberſten und Generaladjudanten von Weihers in Darmſtadt geweiht.)

Sonnet.

Ausgeſtorben war mir alles Schöne,
Denn der Nord, der alle Reize ſtahl,
Brauſte ſtürmend über Wald und Thal
In der ſüßen Sänger letzte Töne.

Hinter trüben Wolken ſank Selene,
Thränend blickt' ich in den bleichen Strahl;
Trübe malte jedes Ideal
Mir des Lebens letzte bange Scene.

Da erlönte, wie aus höhern Sphären:
Neidenswerthe Mutter, weihe Zähren,
Wie ſie Dankgefühl und Freude weint!

Huldvoll ward ein edler Menſchenfreund
Gönner deines Sohnes. Heil und Seegen
Blühe, wo er wandelt, ihm entgegen.

5.

Wahre Größe.

Dem Kaiſerl. Franz. Miniſter, Herrn Reinhard zu Kaſſel, geweiht.

Sonnet.

Seh ich Menſchen, die in äußerm Schimmer
Größe ſuchen, die der Weiſe flieht,
Der ſich durch Talent zu nützen müht,
O! dann denk ich deiner Tugend immer!

Wahrer Größe weicht der leichte Flimmer,
Wie das Irrlicht, das im Nebel glüht,
Bald verliſcht, wenn Eos Kranz erblüht,
Roſig ſchwebend über falbe Trümmer.

Aechter Adel thront in deinem Herzen,
Tief empfindeſt du der Menſchheit Schmerzen
Ueberall fühlſt du dich ihr verwandt:

Und umſchlingt uns Alle nicht ein Band!
Geiſtesgröße bauet ſich Altäre,
Schatten iſt der Eitelkeit Chimäre.

* * *

An Ida.

Lauſch' ich meiner Ida Himmelstönen,
Zaubert mich die rege Phantaſie
In das Götterland des ewig Schönen,
Das ihr dieſen Himmels-Wohllaut lieh;

Der, jetzt ſanft auf Silberwogen wallend,
Zu der Freude Roſentempel ſchwebt;
Dann, in leiſem Sphären-Ton verhallend,
Das Gemüth dem Irdiſchen enthebt.

Der in zarten ſüßen Sympathien,
Wie ſie eine ſchöne Seele fühlt,
Uns elyſiſch reine Harmonien
In das Herz mit Himmelstönen ſpielt.

Zu der Jugend roſenvollen Tagen
Führt ſie das bewegte Herz zurück;
Ihn ertönen Orpheus ſüße Klagen;
Pſyche feiert das entflohne Glück.

Dieſer Töne ſanfte Melodien
Singen holde der Natur es Echo wach;
Der Entzückung Aetherblüthen fliehen
Dieſen guten Liederſeelen nach.

Von des Wohllauts Zauber fortgezogen,
Der allmächtig jeden Gram beschwor,
Schwebt' ich auf der Hoffnung goldnen Wogen
Selig zu Elysium empor.

* * *

Im Namen meiner Tochter Karoline Dunker an ihren kleinen Willy.

Wallet sanft, wie Rosenhauch, ihr Winde
Streuet süße Blüten meinem Kinde
Um die feinen Löckchen, die so schön
Aufgehaucht von euerm Kusse wehn!

Frühlingsäther schlürfen seine Lippen,
Wie aus Blumenkelchen Bienen nippen;
Sehet, wie sein dunkles Auge lacht
Und der Wangen Grübchen sichtbar macht!

Schlummern sollst du hier auf Veilchenbetten
In den Armen beider Ameretten:
Kleiner Amer! wie so still und süß
Wallt um dich ein Friedensparadies!

Wo die Genien der Unschuld feiern
Himmelsfeste, unter Blüten-Schleiern
Prangend in der Lilie weißem Kranz,
Sanft geröthet von Aurorens Glanz.

Wonnethränen weihen jede Blume
Wo mein Willy ſchläft, zum Heiligthume,
Zum Altar der Mutterzärtlichkeit
Hat der Rührung Opfer ſie geweiht.

Auf! erwache nun zu neuen Scherzen,
Wiege ſelig dich an meinem Herzen;
Mutterliebe ſchließet ewig warm
Dich mit Hochgefühl in ihren Arm!

Weihet dich entzückt an ihrem Buſen
Den Unſterblichen, den hehren Muſen
Und der großen göttlichen Natur;
Walle ſtets auf ihrer reinen Spur!

Ihr entſtrömt der Urborn alles Schönen,
Süße Himmelsharmonien tönen,
Wo ſie lebt; ihr glühe deine Bruſt,
Nimmer ſtöre Reue deine Luſt!

Edle Größe müſſe dich erheben!
Für die Wahrheit wage gern dein Leben;
Huldge dieſer Gottheit immer warm
Und der Unſchuld leihe froh den Arm.

Wo die Roheit, mit dem Neid verſchwiſtert,
Hämiſch über beßre Menſchen flüſtert,

wurde naß; aber mir war ſo wohl, als hätt' ich Balſam gekoſtet. Die Wolke kam mir immer näher, und aus derſelben gieng eine Jungfrau hervor, in einem hellen weißen Kleide; ſie hatte ihr Angeſicht verhüllt. Auf einmal trat ein herrlicher Jüngling, dir im Geſichte völlig ähnlich, aus der Wolke. Die Jungfrau führte ihn zu mir. Er faſste mich bey der Hand und leitete mich in die Wolke; da wurd' ich wach. Nie war ich ſo glücklich geweſen. Des andern Tages kehrt' ich mit meiner Mutter nach Hauſe zurück; aber noch immer denk' ich an den Jüngling. Ich fühle, mein Herz iſt dir gut, weil du ihm ähnlich ſiehſt; er aber hatte kein Sclavenkleid an, ſondern war herrlich gekleidet, wie ein König.

„Wer iſt dein Vater, Mädchen?"

Mein Vater iſt einer der älteſten Prieſter der Neitha. Er hat Acker und Hütte dort, wo ich herkomme; und jetzt iſt er daſelbſt. Aber laß uns gehen. — Höre, Jüngling, ich habe keinen Bruder: darf ich dich Bruder heiſſen?

„Ich bin ein Sclave; du eines groſſen Man-
„nes Tochter. Heiſſeſt du mich aber Bruder;
„ſo heißt mein Herz dich Schweſter. Meine
„Seele fühlt eine Ruhe, wenn ich dich anſehe,
„eine Ruhe, und ſonſt etwas, das ich nie em-
„pfand, auſſer wenn ich einen Engel ſah."

Einen Engel! . . . Was iſt ein Engel?

Röthe mit der Wahrheit Sonnenlicht
Des Verläumders blasses Angesicht!

Wo der Heuchler pranzt in falscher Größe,
Zeige jedem muthig seine Blöße.
Ach vor dieser Viper giftgem Schmerz
Warne jedes argwohnleere Herz!

Auf der Tugend heilgen Stufenleiter
Klimme muthig immer immer weiter!
Jede Lust ist ein Tarantelltanz
Der die Holde weigert ihren Kranz.

Dann umarme dich die reinste Freude!
In der Morgenröthe lichtem Kleide,
Mit der Tugend schwesterlich verwandt,
Wallt mit ihr sie immer Hand in Hand.

Sie nur müsse himmlisch dich beglücken!
Süße Hoffnung hebet mein Entzücken,
Und schon seh ich mich um Blüthenhöhn,
An dem Arm des edlen Sohnes gehn.

Weinst du einst an meinem Sarkophage,
Feierst ihn, den letzten meiner Tage
Dann mein Wille blick zu jenen Höhn
Wo die Liebenden sich wiedersehn!

Elise Sommer,
geborne Brandenburg.

II.

Bruchstücke aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf einer Reise durch Holland im Sommer 1809.

(Fortsetzung.)

Amsterdam im August.

Wir sind noch im Museum. Ich bleibe noch etwas dabei stehen. Eine Reihe Portraits von Männern aus der Geschichte dieses Landes beschäftigte mich mit einem Gewühle von Gedanken und Gefühlen. Egmont, Wilhelm von Oranien, de Witt, Oldbr, Barnweld, Moritz, Alba, Ruyter, Erasmus, Hugo — wer nennt sie alle, die ehrwürdigen oder furchtbaren Namen? Die Geschichte jener Tage gieng vor meiner Seele vorüber, und ich verlor mich im Nachdenken über die Wirkung, die es auf ein Volk haben muß, wenn es eine Geschichte hat, wenn die Männer der vergangenen Jahrhunderte ihm angehören, seinen Ahnen, seinem Namen, seinem Geschlecht. Giebt es keine Mittel, solche Andenken fruchtbringend zu machen? muß endlich jeder Ton, auch der

belebendſte verhalten? ja endigt das Staatendaſeyn eines Volkes, das eine Geſchichte hatte, nicht am niedrigſten? das Andenken an vergangenen Werth trotzt wie eine Mumie der Verwüſtung der Zeit, aber anſtatt neues Leben zu erwecken, verhindert es an der Entwickelung des vorhandenen. Die Thaten der Väter ſind wie Reliquien, an denen das Volk den Glauben verlor; ſie werden mit köſtlichen Steinen beſetzt zum todten Kapital, bei dem die Kirche verarmt und die Frömmigkeit verſchwindet. Das Andenken groſſer Vorfahren wirkt endlich wie Erbadel; weil der Ahnherr ſein Wappen vor ſieben Jahrhunderten mit den ſchönſten Thaten zierte, geſtehen wir dem Enkel unbegreifliche Vorrechte zu, er gebraucht ſie, glaubt ſie mit Recht zu beſitzen; entblöſſen wir ihn in unſerer Vorſtellung von dem Andenken jenes Vorfahren, ſo erſtaunen wir vor unſerer Nachſicht, entblöſſt er ſich in ſeiner Vorſtellung von ihnen, ſo erröthet er vor ſeiner Armuth. O wie ſollte, wie könnte der Anblick dieſer Männer wirken! Könnte ich meinen Sohn vor eine ſolche Reihe teutſcher Männer hinführen, wie müſte in ihm die Sehnſucht entglühen — nicht ihnen nachzuahmen — dazu ruft das Schickſal auf — aber heilig zu verwahren, gewiſſenhaft zu verwalten, muthig zu vertheidigen, was ihr Verdienſt ihm

erwarb — und um das zu können, muß er dann alle die Tugenden entwickeln, die ihn zum Manne machen, mit dem Schwert, der Feder oder der Pflugschaar in der Hand.

Es ist ein ganz eigener Schlag Gesichter, diese Menschen bis zum westphälischen Frieden — ich kann mir nicht helfen, ich muß diesen Zeitpunkt zum Abschnitt nehmen. — Es ist, als wenn seitdem die kräftigen einfachen Züge seltener geworden, und dem, was man im gewöhnlichen Sinne Physiognomien nennt, Platz gemacht hätte. An den Gesichtern jener Zeit muß ich so Vieles verändern, ehe ich sie in eine triviale Lage versetze — so wie Moritz von Oranien, ein Wit; — geht auch zu andern Völkern über, nehmt irgend eine Schilderei in alten Geschichtebüchern und denkt euch diese klaren, großen, offenen Züge mit einem Musenalmanach in der Hand, oder in irgend einer kindischen Beschäftigung — es geht nicht! nehmt dagegen unsere Männer seit jener Zeit, und es wird euch von wenigen wunderlich vorkommen, wenn sie den Kräusel treiben, oder einer Dame den Ridicül nachtragen. So recht plump, recht links, recht tölpisch kann ich mir jene vorstellen, lächerlich und puppisch aber nie. Keines dieser Gesichter überraschte

mich mehr wie Egmont's. — Ach ja wohl iſt das nicht der glühend muthige, leichtherzig genieſſende, Kummer abſchüttelnde Mann, der in der Blüte der Kraft und des Lebens den Tod wie den Sieg, wie Göthe ihn ſchildert, an die Bruſt drückt. — Das iſt der Vater vieler Kinder, in dem häusliche Rückſicht, Weichheit und Edelmuth ſtreitet. Dieſe Stirne furchte die Sorge, dieſe Lippen zitterten vor Schmerz, und der lange Bart deutet auf ein Alter, das ſchon jenſeits leichtherziger Hoffnungen ſteht. Da waren einige andere Geſichter, in denen ich vielmehr Göthe's Egmont gefunden hätte, Geſichter, deren Aehnlichkeit ich noch jetzt unter den Holländern begegnete. — Denn ich ſah in der Kirche, im Theater viele ſchön gebildete Männer — ſchöne offne Stirnen, die Augen à fleur de tête, edle Naſen, und nur der Mund hat etwas geiſtloſes und droht dem ganzen Geſichte, grob ſinnlich auszuſehen. Alba ſieht ſich hier ähnlich, wie überall, wo ich ihn ſah — wirklich, in ſolchen Geſichtern beruht die Grauſamkeit, die Abſcheulichkeit auf Mißverſtand, mit dieſen wohlgeordneten Zügen hätten ſich menſchliche Tugenden verbinden laſſen — es giebt Geſichter, in denen die Anlage einen Streit der Seelenkräfte aufzudringen ſcheint. — Darunter gehört Alba's nicht, ſo lebhaft der Schauder

iſt, den es erregt — und wer ſah ihm denn ins Herz und wußte wenn Zweifel ihn quälte? — wenn er in dieſem Augenblick gemalt worden wäre, würde er ſchrecklich ſeyn — hier ſieht er nur kalt und ſtreng aus.

Ein großes Gemälde von Rembrand, ein Geſchenk, das die Stadt Amſterdam dem Könige machte, würde ich gern zehnmal beſehen und mit meinem Strickzeug ihm gegenüber mir bald denken, ich ſäh aus dem Fenſter in einen wandelnden Volkshaufen. Hier geht ein Mann mit einem Stab vorüber, dort blickt ein Mädchen hell erleuchtet zwiſchen den vorn Wandelnden heraus. — Du ſiehſt ſie ſprechen und ſteckſt den Kopf weiter aus dem Fenſter, um die niedliche Figur, die ſchnell vorbei ſtreichen wird, länger zu ſehen. Mit dem wunderbaren Leben, an das doch kein beſtimmtes Intereſſe — dürft' ich es vielleicht ein dramatiſches Intereſſe nennen? — geknüpft iſt, kann ich die Zeit, die ein ſolches Gemälde koſtet, gar nicht verbinden. Ich faſſe nicht, wie der Künſtler dieſe wandelnde Scene allmälich dahin malte? ſie ſcheint mir nur die Schöpfung eines Augenblicks ſeyn zu können, ſo wie in dieſen Geſtalten allen nur der Augenblick geſchildert iſt. Der Künſtler muß an

dieſem herrlichen Gemälde einen unerſchöpflichen Schatz von Kunſt bewundern können — ich muß einigermaßen, wie Patridge, erſtaunen, daß die Menſchen da ganz natürlich wie die Menſchen auf dem Markt herumgehen. Fortan gehe ich gewiß Abends vor keinem Volkshaufen mehr vorbei, ohne an dieſen unvergleichlichen Rembrand zu denken. Ihm gegenüber ſteht ein eben ſo großes Gemälde von van der Helſt, ein Gaſtmal, das zur Feier des weſtphäliſchen Friedens gegeben ward. Die Namen aller dargeſtellten Männer ſind darunter angezeigt, und der Maler war ihr Zeitgenoß — ſo ein Gaſtmal iſt eben kein erhabener Gegenſtand, aber dieſer Künſtler gab ihm doch Bedeutung und Leben. Die Figuren ſcheinen zu leben und zu handeln, die Gruppirung, der es natürlich an Einheit fehlt, iſt dennoch bedeutend, und man intereſſiet ſich für die derben, offnen, geiſtvollen Geſichter. Vorne, rechter Hand, ſitzen zween wackere Menſchen, die eben über die Grundſätze übereingekommen zu ſeyn ſcheinen und ſich den Handſchlag gaben. Die Leute freuen einem innig, denn ſie ſehen ſo klar aus, der eine ſo wohlgemuth, der andere ſo überzeugt, daß man hoffen kann, ſie haben einander verſtanden. Eine Baieriſche Prinzeſſin, die im 15ten Jahrhundert zuerſt einen fran-

gösischen Prinzen und dann, nach vielen wunderlichen Schicksalen, den Herrn von Brüssel geheurathet hat, hängt auch da. Das Kostum ist sehr alt, und die Manier, (Gott verzeih mir das gelehrte Wort!) deutet so recht in das Zeitalter, wo Novalis seinen Helden nach Nürnberg reisen ließ. Ich sagte euch von der braven Dame nichts, wenn ich nicht eine andere Spur ihres Daseyns gefunden hätte, nämlich eine Art konischer Krüge, Töpfe, die sie selbst zu ihrem Zeitvertreibe gemacht haben soll. Man findet diese Töpfe nämlich noch zuweilen in dem Schlosse zu Hemskirchen, wo sie gelebt hat, und nennt sie von ihrem Namen Jakobe, Jakobenkrüge. Die Sache wäre ein schlechter Spaß, wenn sie erfunden wäre, und ist sehr gleichgültig, wenn sie wahr ist. Aber angenommen, so stellte ich mir das Gesicht mit steifer Beguine und unbeweglichen Zügen — das heißt von keiner Abwechslung der Gefühle beweglich gemacht, noch an keiner Leidenschaft kenntlich, so wie sie da an der Wand hieng, im gewölbten Schloßzimmer vor, auf ihrem hohen hölzernen Stuhl sitzend, denn der ist auch hier aufbewahrt, viel ungezierter, aber eben so hoch, hart und mit einer hohen, vorn übergebogenen Lehne versehen, wie seine Zeitgenossen in Konstanz, auf denen Jo-

hann XXI. und Sigismund ſaßen. Nun denkt ſie Euch bei einer rothſchimmernden Ampel den Thon kneten, unbewußt des Nachruhms, der ihr und ihren Töpfen einige Jahrhunderte von Unſterblichkeit verlieh. Manches Menſchenleben erweckt die Empfindung in mir, mit der ich immer Raupen ſich einſpinnen ſehe, Wehmuth, Demuth und jauchzende Freude; denn das ephemeriſche Daſeyn wird Symbol der ewigen Dauer, ſobald ich's mit dem All zu verbinden weiß.

Ich könnte Euch nun noch eine Reihe groſſer Namen nennen, Wouvermann und Vanderwerft u. dgl., die ich hier wiederfand; aber dann wagte ichs darauf, wie der Blinde von der Farbe zu ſprechen. Ein ſehr lebhaftes Gefühl verbindet zu ſchnell die Eindrücke in mir, um ihre Zuſammenſetzung genau zu ſondern; tritt gütig ein Wiſſender zu mir, um mich über den Werth des Einzelnen zu belehren, ſo vervielfältigt ſich mein Genuß, ja wenn ich Zeit habe, entdecke ich ſelbſt die einzelnen Theile. Aber mir ſelbſt überlaſſen, weiß ich nicht, ob dieſer Farbenton dieſem oder jenem Maler, dieſes Fleiſch dieſem oder jenem Pinſel gehört. Wir Art Leute müſſen nicht urtheilen, wir müſſen fühlen, und unſer Gefühl ſagt viel-

leicht in seinen kindlichen und kindischen Aeußerungen die Wissenden in den Stand, besser zu urtheilen. Wer las seiner Köchin seine Manuskripte vor, um über ihren Effekt zu urtheilen? —

Ein kleines Gemälde von Hackert hätte ich euch mitbringen mögen, als Typus von hiesiger Landschaft, oder Ansicht; ein Kanal mit schönen hohen lichten Bäumen und ein Landhaus daneben; gerade als sieht man in einem Spiegel sich die Landschaft abzeichnen, so natürlich! — Zwei alte Gemälde, biblische Gegenstände, von van Eick, einem Vorgänger Dürer's, sah ich mit Theilnahme; da kommt mir die Kunst vor, wie der eben ausgeschlüpfte Schmetterling, sie hebt die Flügel, sie ahnet das Reich der Farben, des Lichts, der Geister erhabenste Gedanken; aber noch hält sie Ungewohnheit zurück, noch getraut sie sich nicht, die Schöpfung zu erblicken, die sich ihr öffnet. — Mir ist's wie vor der Wiege eines Kindes in Windeln und Banden, so weich und so betend über die Kraft, die sich in ihm soll zum Menschen bilden. Von den viereckten Schleiern und flachen Gesichtern und behangenen Schulterknochen zu Raphaels Himmelskönigin! Die Idealisirung abgerechnet, ist der Mangel an Perspektive neben Rubens

„Engel sind Geschöpfe, die vortreflicher sind, „als Menschen, und die GOtt oftmals zu den „Menschen sendet.“

So war das wohl ein Engel, den die Athor aus der dunkeln Wolke zu mir führte, und der mich in die Wolke mit sich nahm?

Joseph wurde roth, sah' vor sich nieder; das Mädchen lächelte; und sie giengen neben einander. Wie von ohngefähr, trafen sich ihre Hände im Gehen; sie wuchsen plötzlich zusammen, keines dachte daran die Hand zurück zu ziehen; sie behalfen sich immer mit der andern Hand, wenn sie die eine nöthig hatten, und so kamen sie nach Saio. Ein jedes nahm die Hand zurück, sie giengen nahe bey einander bis zum Hause des P-hont-phre. Soll ich dich nimmer wiedersehen? fragte Joseph. — „Athor hat dich „heute zu mir geführt; sie wird für das übrige „sorgen. Ich behalte dein Bild in meinem Her„zen; das thue du auch, wenn du kannst.“ Dies war die Antwort des Mädchens, und es verschwand durch eine Thür zur Linken, die ins Haus des Oberprieſters führte. Joseph sah' lange in die Thür; das Mädchen war fort, und mit ihr seine Ruhe.

Nun gieng er in das Haus des P-hont-phre. Alles war prächtig, im altväterischen Geschmacke, — dunkel und still. Er gieng durch einen langen Gang fort. Auf einer Seite war ein Hof mit einem Brunnen und allerhand Thieren;

Erleuchtung sehr merkwürdig zu beobachten. Das ist wie ein frommer Stoßseufzer zu einer Opferhymne — und beide loben Gott.

Allerlei Kirchen habe ich auch besucht. Die hübscheste war die neue Kirche, nahe am Palais, ein schönes helles Gotteshaus, leer wie alle protestantischen Kirchen. Daß hier viel mehr Stühle als Bänke stehen, giebt dem Ort noch mehr Alltägliches. An der Kanzel hinauf, und in einigen anderen Kirchen an den Wänden hinauf, stehen Stovchens aufgeschichtet, die hier nebst dem Stuhl in der Kirche gemiethet werden. Stovchen ist nämlich ein Feuerkästchen, Fußwärmer, ohne dem eine Holländerin nie niedersitzt. Eigens dazu bestellte Leute füllen die Kohlpfanne auf neben der Kirchthür befindlichen Herden, und geben sie den frommen Seelen unter den Fuß. Auch im Zimmer siehst Du vor jedem Stuhle ein Stovchen hingesetzt; ein Stovchen zu bringen, ist die erste Höflichkeit, die Du einem Gaste erzeigst, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn ein holländischer Maler Abraham mit ein Paar Stovchen malte, die er seinen Hausfreunden, den Engeln unterschöb. — In dem holländischen Schauspiele hatte ich mich kaum hingesetzt, so öffnete sich die Loge,

und eine wohlthätige Hand versorgte mich mit diesem heillosen Geräthe, über das ich jedesmal stolperte, wenn ich es aus Menschenfurcht annahm, oder es unversehens weit vor mir her über den Teppich fahren machte. Geschäh dies im Winter, so gäb's Feuersgefahr, jetzt ist kein Feuer darin. Außer der Schädlichkeit dieser Gewohnheit, deren Folgen die Aerzte sehr klar darthun können, und die auch hier die Erfahrung beweis't, giebt es den Weibern eine niedrige, aller Grazie entgegenstrebende Stellung. Die Schenkel machen mit dem Oberleib und dann wieder mit den Beinen zween rechte Winkel. Sie sitzen da wie die alten Isisbilder. Nähmen sie nun noch eins ihrer viereckten Nähkissen auf den Schoos, so lief ich, wär ich ein Mann, ganz gewiß davon. Auch diese Sitte haben die Schweizerinnen mit den Holländerinnen gemein, die Feuerkästchen, Nähkissen und daraus erfolgenden regelmäßigen Winkel. — Wie unausrottbar ist doch weibliche Grazie, daß an den Alpen und an den Dünen dieses Geschlecht, dieser Abscheulichkeit zum Trotz, doch liebenswürdig ist. In der Kirche die Nase gegen die Kanzel gerichtet, den Domino mit der Wollperücke auf die Heerde herabsprechend, ist die Grazie ohnehin kein inwohnender Theil, und alles was das Erstarren abwendet,

ſehr wünſchenswerth, dort mögen ſie alſo die Stovchen behalten.

In der neuen Kirche war eine ſchöne geſchnitzte Kanzel, an der die vier Evangeliſten geziementlich mit ihren Thieren prangten. Die Küſterefrau, welche uns umherführte, hielt Matthäus Thier für einen Eſel, und ſchien die Sache nie von einer andern Seite angeſehen zu haben. Wahr iſt es, daß er ſich die Hörner ein bischen abgelaufen hatte, ſo daß die Verwechslung verzeihlich war. Ich wunderte mich nur, daß der Anblick mehr auf ſie wirkte, wie die Tradition. Der Orgel gegenüber, wo bei den Katholiken der Altar ſteht, ſtand in dieſer Kirche auch ein Altar, der von manchen Seiten dem Heiligthum der Rechtgläubigen verglichen werden könnte, das Denkmal und Grabmal eines großen Mannes — Ruyter's Denkmal, das der Staat ihm ſetzte. Es iſt von der Kirche durch ein prächtiges Gitter abgeſondert, das ganz von Meſſing, ein ſchönes Kunſtwerk in ſeiner Art iſt. Innerhalb dieſem iſt der Platz, wo man die Trauungen verrichtet, und im Hintergrunde Ruyter's Denkmal von weißem Marmor, die Ausführung kann ich nicht beurtheilen, die Erfindung koſtete kein Kopfbrechen. Ruyter liegt in voller Rüſtung

ziemlich hart auf Treppchen gebettet auf einem Sarkophag, hinter ihm stellt ein Basrelief eine Seeschlacht vor, wahrscheinlich die vor Agusta in Sicilien, wo er starb, und zur Seite stehen ein Paar allegorische Figuren, die wahrscheinlich die Wachsamkeit und den Muth vorstellen. Die Größe des Ganzen, die Isolirung machen es zu einem angenehmen Anblick und die Meinung des Denkmals macht es mir heilig und lieb. Wohl dem Volke, das solche Denkmale hat!

In eben der Kirche ist das Denkmal des Admiral Gail, der, wenn ich nicht irre, Ruyter's Zeitgenosse war. Er focht gegen die Engländer wie er, und seine Landsleute glaubten ihm dafür ein Denkmal stiften zu müssen, denn sie meinten Jahrhunderte lang, daß Albion ihr Wohl nie lieben könnte. — Wir wünschten sehr, Tromps Grabmal zu sehen, und fragten den Küster, Meßner oder Kirchenbußler, in welcher Kirche es sey? er erwiederte uns mit wegwerfender Gleichgültigkeit: es stehe in der alten Kirche, sey aber gar nicht der Rede werth gesehen zu werden, es gienge kein Fremder dahin u. s. w. Diese Verachtung jedes andern Denkmals und andern Ruhms, als dessen seines Helden, belustigte uns sehr. Wir suchten nun die

alte Kirche auf, aber es war zu spät; sie war nach dem Morgen-Gottesdienst geschlossen, und der Abendbienst war noch nicht begonnen. Die Amsterdammer, die mich führten, schienen noch nie um der Kirche willen je in einer Kirche gewesen zu seyn. Mein Vorschlag, den Küster aufzusuchen, daß er uns aufschließe, hatte, wie es schien, etwas Kirchenschänderisches für sie. Ich sah also Tromps Denkmal nicht. — Auch gut! Er focht nicht weniger gegen Abemarle, und entzündete nicht weniger Muth in mancher Jünglingsbrust. Aber ich sah sein Denkmal nicht, weil der Küster der neuen Kirche neidisch gegen seinen Marmor war, und weil der junge Amsterdammer, der mich herum führte, nicht Stolz genug hatte, um den Küster der alten Kirche zu rufen, damit ich, Fremde, das Grab seines tapfern Landsmanns ehrte. Seinen Harnisch sah ich doch — wenigstens gab man mir einen, der auf dem Museum in einem Durchgang am Boden lag, dafür aus — neben ihm standen zween ungeheure Musketen, ich weiß nicht, ob diese sechs Fuß langen Feuerröhre ehemals nicht einen andern Namen hatten? Meine armseligen Hände konnten keine aufheben, aber ich legte sie an das kalte Eisen, wie Bruder Martin an Götzens eisernen Arm. — Wäre ich an der Amstel geboren,

so führte ich meinen Knaben hierher, und an wie viel schöne Stellen könnten diese Menschen ihre Söhne führen! —

Da es also mit Tromps Denkmal nichts war, giengen wir in eine lutherische Kirche! Welch ein kleinlicher, finsterer, dumpfer Aufenthalt ist doch eine protestantische Kirche! — Die Galerien verbauten hier die Fenster, die Stühle den Boden und die Stevchen die Pfeiler. Da der Gottesdienst noch nicht angefangen, und die Kirche noch ganz leer war, setzten wir uns nieder um auszuruhen — bald hörten wir aus dem andern Ende des finstern großen Gebäudes eine Weiberstimme deklamiren, und entdeckten bei näherer Untersuchung drei alte Frauen, die sich die Predigten des Vormittags wiederholten. Die Wohlredenheit und das Gedächtniß der einen war merkwürdig. Sie wiederholte lange Perioden mit einem Feuer und einer Salbung, die mich in Erstaunen setzte. O das goldne Land für Kanzelredner! dennoch hörte ich auch hier klagen, daß die Kirchen nicht besucht werden, wie ehemals. Mir ist's je mehr und mehr, als sey der Eifer, mit dem die Holländer die Reformation annahmen, sehr natürlich in ihrem Boden, Klima und also ihrem Charakter gegründet.

Weder das Myſtiſche, noch das Phantaſtiſche, noch das Lebensfrohe des Katholizismus konnte für ſie gemacht ſeyn, und vor allem nicht das Symboliſirende, welches Schärfe und Beweglichkeit des Geiſtes zugleich erfordert. Und die Verumſtändung dazu, wo der Handelsgeiſt mit dem Reformationsgeiſt Hand in Hand gieng, da konnte eine ſo ſinnliche, leidenſchaftliche, das Gemüth beſchäftigende Glaubensübung nicht angenehm ſeyn für das Volk und nicht zweckmäßig für die Anführer. Es mußte den Leuten ordentlich ſeyn, als räumten ſie ihr Haus auf, wie ſie die Heiligen und ihre Siegesfahnen verjagten. Für das Gepränge, die Blumenkränze, die Altarkerzen gehört eine genialiſche Natur, und Menſchen, mit feurigerm oder leichterm Blute. —

Da der Tag, an welchem ich alſo in den Kirchen einherzog, ein Sonntag war, ſah ich eine große Volksmenge in ſonntäglichem Staate umherwandeln. Da würde manche unſerer Damen den glänzendſten Putz eines Gallatags für den Kirchenſchmuck einer Amſterdammerin geben, die, da ich ihnen zu Fuß begegnete, wahrſcheinlich nicht zu der erſten Klaſſe gehörten. — Nie ſah ich ſo viele und ſchöne Brillanten um mich blitzen. Einige Frauen

hatten Ohrringe von unvernünftiger Größe à jour gefaßt, die mich im Schein der Sonne entzückten! Denn ihr wißt ja die myſtiſche Freude, die mir der ſiebenfach gebrochene Lichtſtrahl in den erſtarrten Thautropfen macht. Auf der Bruſt hatten ſie große Schlaufen, oder Nuſter, wie man in Schwaben ſagt, die wie Aarons Schild blitzten. So ſtanden ſie auch in ihren Hausthüren. Eine Klaſſe der weiblichen Bevölkerung, die ich im dritten Rang ſetzen würde — oder beſtimmter, Weiber, die ich für Handwerksfrauen gehalten hätte, waren in Seide von glänzenden Farben gekleidet, hellgrün, blau, gelb, ſchillerhaft. Alles trägt ein fatales Häubchen, das alle Haare verbirgt, und unter dem Kinn gebunden iſt. Dieſe unleidliche Sucht, die Kinnladen zu umwickeln, ſollte kein junges Weib theilen. Heut zu Tage ſcheint man gar nicht mehr zu wiſſen, welcher Liebreiz in der Form vom Ohr bis zum Kinn eines jungen Weibes liegt. — Die Jugend ſpricht ſich dort am blühendſten aus, dort und auf der Stirn der Jungfrau. Sie flieht dort am ſchnellſten! — Das haben die hieſigen Weiber nie beobachten können, denn ſie verhüllen ihr Kinn im ſechzehnten, wie im ſechzigſten Jahre. Die Nordholländerinnen haben dabei noch eine ſaubere Erfindung, um auch die Ahnung eines ſchönen

Nackens unmöglich zu machen. — An ihren Hauben iſt ein faltigtes Stück Zeuch, von einer halben Elle Länge geſetzt, das über den Rücken fällt und einen artigen künſtlichen Buckel macht. Vorn über die Stirn haben ſie ein Band Perlen oder Edelſteine gebunden, unter welchem, nach einem Zwiſchenraume, der wieder die Stirne zeigt, die Haarwurzel und dann die Haube kommt. Ob dieſem Kopfputz irgend eine Schönheit widerſteht? Wir könnten ſich doch hier Maler bilden?

Meiner bekannten Liebſchaft gemäß, ſuchte ich auch die wilden Thiere auf, welche hier auf Königliche Koſten in der Nähe des botaniſchen Gartens gehalten werden. Trotz meiner Einlaßcharte ließ man uns nicht herein, wir ſahen die Beeſter aber deſſen ungeachtet auf die unſchuldigſte Weiſe, — daß man uns nicht herein ließ, war aber auch unſchuldig, denn der Wälſchmann, der uns den Eingang verſagte, that es auf die höflichſte Weiſe, es mußte ein Savoyard der Sprache nach ſeyn. Die Thür des botaniſchen Gartens iſt nämlich neben der Menagerie, und ihre niedern Fenſter gehen auf den Garten, ſo daß ich die armen Gefangenen ganz bequem beobachten konnte, denn ſie ſtanden nur ſechs Schritt von mir. — Da ſie

eine helle, hohe Galerie bewohnten, und aus vielen großen sonnigten Fenstern die Aussicht in den botanischen Garten hatten, flößten sie mir etwas weniger Wehmuth ein, als ihre Jammergenossen in dumpferen Käfigen. Uebrigens ist nicht viel Mannichfaltiges da. Eine schöne Frau Löwin, die erst vor einem Jahre Wittwe ward, und sehr friedlich mit einem Hunde mittlerer Größe in einem Bauer lebte. Den rührenden Roman, wie das feindselige Thier zu diesem umgänglichen Humor kam, erfuhr ich nicht. Dinkt es euch so interessant ihr könnt. Daß Sklaverei nicht milde macht, erfuhren wir in unsern Tagen hinlänglich an ganzen Nationen. Warum diese Löwennatur eine so auffallende Ausnahme macht, weiß ich nicht; — vielleicht ist's der Uebergang von Freiheit in Fesseln, in welchem nicht Verderbniß mitten inne stand. —. Dann war ein schöner Leopard da, denn so heißt doch das grinsende gefleckte Thier? — er ließ sich die Sonne auf seinen schönen Pelz scheinen und blinzelte, und leckte seinen Bart, und schwenkte seinen langen schönen Schwanz und sah so avantageus aus, daß man wohl merkte, er habe sich eigene Grundsätze über das Morden gemacht, so daß es seine Behaglichkeit gar nicht mehr störe. Der Tiger kommt mir vor wie die Menschen, die ohne

ren; auf der andern Seite Kammern. Gegen das Ende des Ganges begegnete ihm ein Mann mit einem langen grauen Bart, ehrwürdig anzusehen. — Wo kömmst du her, Knabe? fragte er. — Von Memphis, antwortete Joseph. — Was willst du, Knabe? — Ich habe den P-hont-phre etwas zu sagen. — Komm, ich will dich zu ihm führen. — Sie giengen fort, und kamen in einen grossen Saal. In demselben saß ein hundert und funfzig jähriger Greiß, mit einem sehr muntern Gesichte; seine Augen aber waren dunkel, so daß er nicht wohl mehr sehen konnte. Der Mann, welcher den Joseph hineingeführt hatte, sagte: Dieser ist der P-hont-phre. „Mein Herr," sprach der Jüngling, „ich habe eine Bestellung an dich vom Schatzmeister des Königs, ich komme von Memphis." — Komm her, Knabe; ich höre nicht wohl, versetzte P-hont-phre. — Joseph trat näher. — Sage an, Knabe, was willst du?

Joseph antwortete: mein Herr! — die Priester des Phthas zanken sich unter einander. Einige sagen, Phthas sey grösser als Kneph; die andern aber, Kneph sey grösser als Phthas. Sie sind von den alten Sitten und Rechten des wahren GOttes abgewichen, haben ihnen eingebildete Götter gemacht, und sind in ihrem Dichten irre geworden. Nun ist dein Knecht, der Schatzmeister, traurig; denn er fürchtet GOtt, und weiß nicht, woran er sich halten soll. Daher sendet er mich zu dir, denn er weiß, daß du

heftige Leidenschaften schlecht sind. Da lobe ich mir seinen redlichern Gefährten, den Löwen, der in den Wald hinein brüllt, daß die Eiche zittert, wenn er, Blut zu vergießen, umher irrt. Ich glaube, das fatale grinsende Tigergesicht hat gar keinen lauten Ton in seiner dicken Kehle. Ich war mit meinen Gedanken bald weit in Afrika drin, wozu die Erwartung der Südpflanzen hinter meinem Rücken im botanischen Garten viel beitrug. — Eine Gesellschaft Affen machte mich verdrüßlich, weil sie schläfriger und träumeriger da saß, als ich je Affen sah. Haben die Thiere einen größern Raum nöthig, um lustig zu seyn? denn sonst geht es ihnen hier doch gewiß gut. Mir däucht, dies widrige, nachahmende Geschlecht bedürfe der Freiheit am wenigsten. Je mehr Kraft ein Thier hat, je weher thut seine Sklaverei. — Endlich erblickte ich zwei Zebra's — die machten mich lustig! So ein Zebra sieht immer aus, als wär's ihm kein Ernst, so auszusehen. Aber hier in Holland sollten sie recht häufig seyn! in einem solchen nordholländischen Dorfe, wo das Pflaster gemalt, und die Baumstämme angestrichen sind (welches auch bei uns hier in L. geschieht), da sollte man auch Zebra's im Stalle haben. So ein Zebra sieht doch nur wie ein geputzter Esel aus, und hat

nicht ſeiner guten Wettern vernünftiges Weſen. — Dieſe Königlichen Zebra's waren ganz rund von Wohlleben, und ſchienen zur Unbändigkeit, die man ihrem Geſchlechte ſonſt Schuld giebt, viel zu fett.

Nun gieng ich, die Pflanzen aufzuſuchen, die den Hunger dieſer armen Fremdlinge in ihrem Vaterlande ſtillten, die Bäume, die ſie in Afrika's Einöden beſchatteten. Groß iſt der botaniſche Garten nicht, aber mit einer herrlichen Sauberkeit unterhalten, und an Mannichfaltigkeit und Zahl der Pflanzen ſehr reich. Wärme-Häuſer jeder Art ſind da, und alle im beſten Zuſtande. Einen Theil der ſüdlichen Pflanzen, als Piſang, Kaffeebaum, Zuckerrohr u. dergl., ſah ich an andern Orten viel größer — das iſt aber wohl ſehr gleichgültig, wenn ſie nur in geſunden Individuen da ſind — und geſund und ſaftig ſahen alle Pflanzen hier aus. Die Warmbeete ſind hier alle höher, das heißt, das Glas höher vom Boden, als ich es ſonſt ſah, und die Vollendung, die Ganzheit, welche überall herrſcht, that auch hier ſo wohl! Die ſehr reiche Anzahl von Sträuchen und Pflanzen in Kübeln und Töpfen ſtanden zu meiner Verwunderung alle in ſo dichten Reihen, am ebnen Boden, nicht amphitheatraliſch, daß ich gefürchtet hätte, es fehle

ihnen an Luft und Sonne, da ſie ſie nur im Scheitelpunkte traf. Der würdige, gelehrte Aufſeher dieſes Gartens kennt gewiß das Bedürfniß dieſes Klima's; meine Bemerkung beabſichtigt alſo bei weitem keinen Tadel, ſondern vereinte ſich nur mit meiner ſonſt gemachten Beobachtung, daß man hier zu Lande alles Buſchwerk ſo dicht pflanzt, und es doch gedeiht. Ich entbehrte einen unterrichteten Führer, der mir den geleheten Werth der Pflanzen gezeigt hätte, konnte mich aber deſto ungeſtörter meiner poetiſchen Freude an der bunten Schöpfung überlaſſen, und da war mir's bald wie den Juden, da ſie die Apoſtel am Pfingſttag hörten — die hundert Blümchen und Kräutchen ſangen aus ihren bunten Kehlchen, jede in ihrer fremden Zunge, Gottes Lob. Ich gieng zu einer und zu der andern und blickte ihr ins Auge, ſah ihr glänzendes Kleidchen an, und fragte einen freundlichen holländiſchen Gartenburſchen zuweilen, wo ihr vaterländiſcher Boden ſey? Und war ſie dann aus einem recht erhabenen wilden Lande, ſo war mir's, als ſäh ich ein verirrtes Kind unter fremden Menſchen vertraulich lächeln, und ich dachte: du kleines kurzes Leben blickſt nur nach der goldnen Sonne da über dir, deine Berge und deine ſchäumenden Gewäſſer haſt du vergeſſen, denn du ſahſt ſie nur den kleinen Au-

genblick, wo du ehemals lebteſt. Aber bei den fremden Bäumen war mir's nicht ſo heiter, die ſehen verkrüppelt aus, man mag ſie pflegen, wie man will. Die Korkeiche ſah recht arm und ſtruppicht aus, und die italieniſche Eiche recht klein und ſchwächlich. Den Kindern Eines Frühlings kann man wohl ſo ein künſtliches Klima machen, aber dieſes ausdauernde Geſchlecht läßt ſich nicht durch ſchnöde Kunſt betrügen. Eine Menge Waſſerpflanzen wuchſen in Käſten mit Waſſer gefüllt — warum? da rund um den Garten Kanäle ſind? — waren es wärmere Pflanzen? das iſt möglich. Die Ordnung, welche allenthalben herrſcht, iſt ganz herrlich. Zwiſchen jeden zwei und zwei Reihen von Pflanzen ſteht ein Faß mit Waſſer, das wahrſcheinlich dem Einfluß der Sonne ausgeſetzt werden ſoll, ehe man ſie Abends begießt. —

Ich widerlegte in einem meiner Briefe den alten Begriff, als leide die Bauart von Amſterdam nicht das Rollen der Wagen. Das hindert nun aber nicht, daß nicht wirklich ein großer Theil der Transporte innerhalb der Stadt auf Schlitten geſchieht, und daß nicht der Gebrauch der Kutſchkaſten auf Kufen ſehr häufig iſt. Um das Pflaſter für die erſteren glatter zu machen, und

die Reibung zwiſchen dem Eiſen des Schlittens und den Steinen zu vermindern, hat man gar eine einfache Vorkehrung. Vorn auf dem Schlitten liegt ein kleines Faß mit Waſſer, welches durch kleine Löcher herabfließend, die Spur der beiden Kufen im Fortrücken ſtets benetzt. Für die Kutſchen haben ſie ein wirkſameres, aber auch ſchmutzigeres Mittel gefunden. So ein ungeſchicktes Fuhrwerk wird nämlich nur mit einem Pferde beſpannt, und der Fuhrmann geht Schritt für Schritt neben her. An der Ecke des Kutſchkaſtens hängt nun ein lederner Beutel mit Schmalz oder anderem halbflüſſigem Fett, dieſer hat zarte Löcher, und der Fuhrmann erfaßt ihn von Zeit zu Zeit und ſchlägt damit unter die Kufen, wodurch ihr Vordertheil gefettet, und im Fortrücken ihre ganze Länge eingeſalbt wird. Es iſt ſicher, bedächtig und compendiös. Auch noch heut zu Tage bedienen ſich ſehr ordentliche Leute deſſelben, und ſchwangern Frauen und neugebornen Kindern, oder ſehr ſatten Leuten nach der Mittagstafel muß ich es ſehr anempfehlen. Ich wollte es mit ein Paar Freundinnen auch verſuchen. Wir befanden uns in den ſaubern rothplüſchnen Wänden, nach einem langen Wege zu Fuß, ſehr wohl. Die zwei Herren, welche uns begleiteten, giengen neben uns her,

und nichts hinderte uns, unserer Erdennähe wegen, das Gespräch fortzusetzen — nur die eine Seite des Fuhrwerks mußten unsere Begleiter unserm langsam herschreitenden Fuhrmann überlassen, der, seine braune Faust auf den Schlag gelegt, im innern Seelenfrieden alles dahin rutschen ließ, und wohl denken mochte: solche leichte Waare führe er in Amsterdamm nicht oft. — Die eine meiner Freundinnen empfand beim Vorüberfahren bei mehreren Obst-, Brod- und Käseladen einen heftigen Heißhunger, den sie mit vieler Lustigkeit unsern Begleitern äußerte, und um Lebensmittel schrie. Bald schob ihr der hülfreiche Mensch ein Papier mit Käse und Semmel in den Wagen, und nun hätte ich's doch meinen Lieben an der Donau und Aar als Rathspiel aufgegeben, was ich denselben Augenblick früh um 12 Uhr, das heißt vor Tische, machte? — Käse aß ich nun freilich nicht, denn ich kann trotz alles Reisens und Gewohnheitenveränderns das petite maitressen Wesen nicht ablegen welches den starken Geruch außer der Tischzeit verabscheut — aber ich war damals in dem Aktus begriffen, mitten im August mit Käse essenden Schlitten zu fahren. Wir lachten wie die Kobolde, und kamen so lachend zu Felix meritis an.

Was Felix meritis ist? — Ich war auch recht neugierig, denn ein jeder Holländer, der mich sah, und der meine qualité d'étrangère merkte, rieth mir Felix meritis zu sehen. Ich bat meine Freunde, mir doch endlich zu dieser lateinischen Merkwürdigkeit, von der ich mir wunderbare Begriffe machte, zu verhelfen. — Mein, jeden freiwilligen Verein zu einem nützlichen Zweck, liebendes Gemüth, ach die schöne Phrase! wollte der Sache wohl, und dabei ist es auch geblieben. Denn Felix meritis ist ein Gebäude, das eine Gesellschaft reicher Amsterdammer aufführte, um wissenschaftliche Zwecke jeder Art damit zu befördern. Diese Gesellschaft sammelt darin auf ihre Kosten Kunstwerke mancher Art, die Sammlung physikalischer Instrumente soll die schätzbarste seyn; eben so befinden sich dergleichen astronomische daselbst. Eine Anzahl Abgüsse der bekanntesten alten Bildsäulen ist mit einer Zeichenanstalt verbunden. In einem Musiksaale werden von Liebhabern, die aber fremde geschickte Künstler oft zu sich einladen, und sehr reich beschenken, Conzerte gegeben. Ein Saal ist zu Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände eingerichtet. Bei Versammlungen dieser Art läßt die Gesellschaft einen Theil des gebildeten Publikums zu, und an gewissen Tagen stehen einige

Stunden lang alle Gemächer dem anſtändigen Publikum, gegen eine leicht zu erlangende Einlaßcharte, offen. Das iſt ſehr rühmlich, das iſt eine Stiftung, wie ſie Bürger eines reichen, freien Staates bilden, und die nie ohne nützliche Folgen ſeyn kann. Das ſage ich mit tiefer froher Achtung für alles Gute in Rückſicht der Geſellſchaft von Felix meritis, denn ſo heißt ſie und die Inſchrift ihres Gebäudes — aber in Rückſicht des gläubigen Nachbetens der Beſchauer, beſonders der Fremden, die alle dahin gehen, aber wieder daher kommen und Heil lobſingen, ſag' ich: was recht iſt und die Sache verdient, daß das Gebäude, die Gemächer, die Sammlungen, die phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente ausgenommen, etwas höchſt Mittelmäßiges ſind. Die Fronte des Gebäudes hat kein Verhältniß zwiſchen der Größe der Säulen, und der Kleinheit der Breite; die Treppe iſt wie in jedem Bürgerhauſe; der Muſikſaal ſo wenig zierlich, daß er das unzierlichſte Zimmer iſt, das ich in Amſterdam ſah; und im Hörſaal muß der arme Redner, wenn ſein Auditorium zahlreich iſt, durch die Nähe der Bänke erſticken, ſo wie jenes hinwieder durch den kleinen Raum der Rotunda und die Nähe der Bänke, die im Amphitheater faſt bis unter die Decke ſtoßen, ſehr leiden

muß. Von dem Daſeyn der Zeichenſchule ſah ich keine Spur, als das Zimmer, wo man zeichnen ſoll, und die antiken Abgüſſe. Die Götter, mit denen ich in ** meine Kindheit verlebte, und die mir Jugendfreude geben, wo ich ſie wieder finde — Apoll und Venus, und Laokoon mit ſeinem ungeheuern Schmerz, ſind unter ihrer originalen Größe, und keiner der übrigen befriedigte mein Wiederſehen in der höchſt ungünſtigen Stellung, wo ſie ſind, einer dem andern ſo nahe, daß ſie ſich berühren. Die Zucht hat die Aufſeher zu der ehrbaren Nothhülfe ihre Zuflucht nehmen laſſen, die unſere Vorältern im Paradieſe erdachten. Wenn man eine Zeichenſchule ſtiftet, ſollte man da nicht vorausſetzen, daß die heilige Kunſt eben ſo unfähig iſt, Unanſtändigkeiten zu ahnen, als die Unſchuld des Paradieſes? —

Ich ſtieg auf den Thurm dieſes Gebäudes, um Amſterdam von oben herab zu ſehen. Es liegt hier wie ein Panorama um Dich her; Dein Auge ſieht von einem Punkt unbegränzten Meeres gegen Morgen über den Pampus fort, die ganze Küſte von Nordholland, Haarlem, das Haarlemer Meer, das Y, den Haven und das weite ebene Land mit Häuſern beſäet, mit Kanälen durchſchnitten, mit Alleen bepflanzt, — Ameiſenhaufen! —

Wie ſie da unten lächeln und weinen, und alle Stimmen an dem blauen Himmelszelte verhallen, und alle Halme verdorren und wieder blühen, und dieſe Waſſer verdunſten und wieder in Regen niederſinken, und oben der ewige Himmel bleibt, und des Menſchen Gemüth weich und liebend und anbetend da oben ſteht, und herunter ſchaut auf die armen guten kindiſchen Brüder. Dieſe Landcharten-Ausſichten haben keinen Reiz für mich, als durch Nachdenken. Mein ſchlechtes Geſicht kann daran Schuld ſeyn, da die Gläſer immer mehr oder weniger Guckkaſten-Licht der Landſchaft verleihen. Ich kannte aber Menſchen mit ſehr guten Augen, die eben ſo empfanden. Die weite Ferne kann kein Tableau machen, das entſteht nur durch die Verſchmelzung, oder den Kontraſt der Gegenſtände. — Es iſt da nur ſo ein unerſättliches Bewußtſeyn, auf zehn Meilen den Münſter geſehen zu haben, oder die Kirchthürme in Rotterdam. Der Zukunft gehe ich gern gläubig entgegen, und ohne Forſchen blick' ich in die Ferne. Nicht um im Tagesglanze eine unabſehbare Landſchaft recht verkleinert zu ſehen, beſteig' ich gern die Thürme, ſondern um das Himmelsgezelt und die ewigen Sterne zu betrachten. Ach dazu wär' mir kein Thurm zu hoch! meine blinden Augen thun mir nicht leid, wenn ich ſagen höre: da zehn Stun-

verständig, und in ganz Egypten berühmt bist, und Erkenntniß des wahren GOttes hast.

„Bist du in den Geheimnissen unseres Got„tesdienstes unterrichtet?“

Nein, Herr! Ich bin ein Ebräischer Knabe aus Canaan; mein Vater heißt Jacob.

„Du bist doch nicht vom Geschlechte des gros„sen Abrahams, der ehemals zu Memphis „war?“

Der war mein Urgroßvater.

„So komm her, daß ich dich küsse. — Zu „der Zeit war mein Vater einer der vornehmsten „Priester des Phthas. Er wurde mit dem „Abraham bekannt, und erlangte von ihm die „Erkenntniß GOttes. Er hörte von den Noa„chiden, wie sie unser Land angebauet, und den „wahren Gottesdienst eingeführt haben. Die „damaligen Priester zu Memphis waren aber„gläubische Leute. Sie haßten den Abraham, „und verfolgten meinen Vater; dieser zog end„lich hieher nach Sais, und wurde P-hont-phre „der Neitha. Zum Andenken Abrahams ließ „er den grossen Obelisk neben dem Tempel auf„richten, und auf demselben die Lehre des wah„ren Gottesdienstes eingraben. — Setze dich „neben mich, Knabe. Wie heissest du?“

Ich heisse Joseph, und bin zum Knechte verkauft worden an den Schatzmeister des Pharao.

„Du

den weit erkennt man Napoleonshöhe — aber wenn meinen Gefährten die Sterne aufgegangen sind, und ich sehe noch lauter Wolkenschleier, dann sehne ich mich nach Licht! —

Von der Börse muß ich euch doch auch Ein Wort sagen, denn davon machen wir uns in unserem Landstädtchen bei unserm Dütchenhandel gar keinen Begriff. — Ich dachte mir ein großes Gebäude mit vielen Sälen, wo ich wohl oft fragte: nun, was macht man denn da? und ich war nach jeder Antwort um nichts klüger. Ein ungeheures Licht ist mir auch jetzt nicht aufgegangen, allein ich will euch sagen, was sichtbar vor Augen liegt. Die Amsterdammer Börse — denn andere mögen anders seyn — ist ein großer viereckter Hof, um welchen rings umher ein offner, auf Säulen ruhender Gang läuft, über welchen eine Reihe niederer Fenster eine Reihe sehr mittelmäßiger Gemächer verspricht. Der Säulengang kann 20 Fuß breit seyn, mehr nicht. Die Säulen stehen von 20 zu 20 Fuß Entfernung, oder ungefähr so, die Wände weiß, und mehr oder weniger mit Affichen beklebt. An jedem Pfosten ist das Geschäft aufgeschrieben, welches an diesem Platze getrieben wird; z. B. Wiener Papiere, Amerikanische Papiere; Ostindische Baumwolle, Französische

Weine u. ſ. w. Die Menſchen, die über den angezeigten Gegenſtand Nachrichten haben, oder ſuchen, treffen ſich an dieſer Säule, und thun ihr Geſchäft ab. Oberhalb ſind Bureaus, Schreibſtuben, gleichgültige Winkel, was weiß ich? Seht, das iſt nun die Börſe, und nichts Drolligeres, als die Wichtigkeit, die dieſes Lokal hat, mit dem Anblicke, den es darbietet, wenn es leer iſt. Voll? — nun da würde es Mikromegas für einen aufgerührten Ameiſenhaufen halten, und Diogenes für ein groſses Narrenhaus, und Pater Kochem für einen Viehſtall des Satans. — Ich ſtand dabei, und „dachte Kinder und Enkel, und ſchüttelte das Haupt" — ſchlagt nach im Geſange der Parzen in Göthe's Iphigenia. Oder iſt's eine Pandorensbüchſe? — alle das Wirren, Sumſen, Rechnen, Streben, Sorgen, wie unentbehrlich im Gebäude des Ganzen, und wie nichtig? Erkauften die Millionen, die, ſeit dieſes Gebäude ſteht, hier verhandelt wurden — erkaufen ſie einen Blick aus Molly's Kinderaugen? eine Thräne bei Emil's Wiederſehen? — einer der Ruhegedanken, die mich einſt umgeben werden, wenn ich in langen Schlaf ſinkend Euch um mich weiß? Wenn das die Amſterdammer Millionärs wüßten, daß mir der Schauplatz ihrer Geldfabrik nichts Beſſeres eingab, als ſolche

chriſtliche Gedanken, ſie würden mit mir überzeugt ſeyn, daß ich Zeitlebens kein Millionär ſeyn werde. Sie haben recht! und ich habe, ſeit ich ſie ſah, weniger Luſt dazu wie je. — Ja, nehme ich das Ding von einer anderen Seite, und ſehe es als Exertion des menſchlichen Geiſtes an, und denke mir die wunderbare Uebereinkunft, mit gewiſſen Zeichen vom Indus bis an die Themſe zu ſprechen, und wie nun der Magnet, der die Menſchen hier unter dieſe hölzernen Hällen zieht, zu gleicher Zeit die Schätze der Natur dem Geiſte offenbart, wie mit jedem Schiffe voll Geld eine kleine Ladung Kenntniſſe als Ballaſt mitgeht — o da will ich gern mit dem edlen Condorcet die Verbeſſerung des Ganzen durch Kenntniſſe erwarten, und dieſen Geiſt des Handels als wunderbares Mittel dulden. — So vereine ſich dann Geiſtesfunke zu Geiſtesfunken, und bilde endlich die Lichtgarbe, bei deren Leuchten auf jedem Pfeiler der Amſterdammer Börſe ſtehen wird: Menſchen-Glück!

Dafür komm Du mit mir in die Schauſpielhäuſer. Der König zieht das Holländiſche Schauſpiel vor, und hat recht. — Ja, das behaupte ich. Abgemeſſen und abgewogen und wohl überlegt, halte ich das Amſterdammer National-Theater für ein gutes

Theater. Von dem Punkte müſſen wir nämlich ausgehen, daß ſich die Holländer — luſtig genug — nach dem franzöſiſchen Theater bilden. Wer nun ſeine Nationalität aus Pflichtgefühl oder Unfähigkeit nicht ſo gefangen nehmen kann, um das franzöſiſche Trauerſpiel und Schauſpiel aus ſich ſelbſt zu beurtheilen, der muß in dem holländiſchen alle die unangenehmen Empfindungen haben, die ein an unſere Gattung gewöhntes Ohr bei jenen hat. Aber nun einmal angenommen, daß die ganze Darſtellung nicht das Leben, ſondern eine erhöhte Darſtellung willkürlicher Lebenszeichen iſt, ſo kann ich beurtheilen, ob der Schauſpieler den nun gegebenen Bedingungen Genüge leiſtet, oder nicht. Sie haben Original-Trauerſpiele, führen aber viel Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen auf. Ihre Deklamation iſt die franzöſiſche. Da trifft das Pathos manchmal auf unſelige Töne, die für uns Niederteutſche außerdem das Unglück höchſt trivialer Reminiſzenzen mit ſich führen. Wenn wir z. B. eine hochherzige Prinzeſſin im edelſten Unwillen ſagen hören: Pleurt byt hair de onnoozle, hoe zij Kermt, vort haallijk Echtaltaar, et trapt hart hikkend Ja, haar's andauks vit den gorgel — — da reicht alle Philoſophie nicht aus — wir können nicht mehr lebendig fühlen, daß die Lächerlichkeit in uns, nicht

in der Sache liegt. Einige der Schauspieler deklamirten in ihrer Gattung sehr gut; der eine hatte einen so männlichen Schmerzenston, daß er als Vater einer gewissen, aus dem Englischen übersetzten, höchst jämmerlichen Fräulein Emilie, die, wie es schien, mit ihrem Herzgeliebten, gegen des Vaters Willen sehr nahe Bekanntschaft gemacht hatte, den heillos tönenden Ausruf: rampzalig Vader! so herzzerreißend rief, daß mir das Herz schwoll. Die besagte Emilie selbst hatte im hohen Tragischen ebenfalls gar nichts Kreischendes, sondern eine richtige, immer weiblich bleibende Modulation, und in der ganzen Darstellung war nirgends etwas Anstößiges, noch Vernachlässigtes. Die Leute wußten ihre Rollen; sie schienen in ihrer Gruppirung sich das Publikum zu denken, also nicht es sich einerlei seyn zu lassen, ob dieses verstehen und sehen kann, und ihr Anzug war konsequent, wenn gleich nicht sehr geschmackvoll; an den Männern besonders — denn der rampzaalige Vader hatte einen himmelblauen Tuchrock an, und weiße Strümpfe bei schwarzen Mad. Geoffroy's Beinkleidern, welches Alles gar nicht würdig aussah. Ich sage euch ja nur, was ich wahrnahm, ohne das Mindeste abzuurtheilen. Da gestehe ich nun, daß ich, Theater gegen Theater genommen, das Amsterdamer Holländische Schau-

ſpiel vor den meiſten teutſchen, die ich kenne, mit Vergnügen beſuchen würde. Das Haus iſt bequem zum Hören, die Tiefe in richtigem Verhältniß gegen die Breite, wohl erleuchtet. Der König hat ſeine, mit einem Thronhimmel verzierte, Loge dem Proſcenium mitten gegenüber.

Mit dem National-Theater iſt ein Ballet verbunden, und da tritt eine ſonderbare Erſcheinung ein, — nämlich die Vorliebe des Amſterdamer Publikums für Ballete, und die Anlage der Holländer zum Ballet-Tanze. Denn das Ballet, das mit lauter Holländern beſetzt iſt, ſoll nach dem Ausſpruche von Menſchen, die große Ballets ſahen, gar nicht unter die ſchlechten gehören. Mir iſt jeder Balletpas, der nicht natürlich iſt, ſchmerzlich! — Ein Paar Kinder von ſieben Jahren ſtanden zur unausſprechlichen Freude der Zuſchauer in ihren leichten Sprüngen ſtill, und rechten viele Sekunden lang Arm und Bein ſo ſcheuerlich in die Luft, daß ich hätte weinen mögen. — Von dieſen Künſten kann ich alſo nicht urtheilen. Als Seiltänzer-Künſte abſtrahire ich von ihrer Zweckloſigkeit, und der Anblick wird mir eine ſehr intereſſante Berechnung des Gleichgewichts beim Muskelſpiel — aber im Tanz verletzt mich der Anblick. Ich liebe den Tanz ſo ernſtlich,

er ſoll alles ausdrücken, er ſoll jede Sprache reden, aber nicht die der Andreaskreuze und Brummkäſſel. — Dieſe Kunſtſtückchen abgerechnet, tanzten verſchiedene der Leutchen recht lieb. Die Prima Donna wird ſehr bewundert, mir gefiel die zweite Tänzerin beſſer, weil ſie eine ſanfte weibliche Linie vom Kopf zur Schulter hatte. Und endlich war ein Moment in dem einen Ballet, da hätte ich's beinahe wie Springinsfeld in der Vetterlesper gemacht, da er den Gukuk ſingen hört; ich wäre faſt fortgelaufen, bis ** — da ſtellte das Theater plötzlich ein Feld mit Garben vor, und Schnitter mit braunen Kitteln, und einem Abendhimmel, der links die Büſche vergoldet, und die Sicheln ſchlugen an einander, und die Mädchen hüpften wie Kuliſe mit großen runden Hüten über die Bühne. — Das war mir mehr Natur, als alle Kanäle und Felder, Alleen und Landhäuſer — ich habe noch kein Kornfeld ſchneiden ſehen dieſes Jahr!

Es ſollen 5000 Zuſchauer hier Platz haben — das wäre für Amſterdam nicht zu groß, aber ich begreife nicht, wie ſie, ohne zu erſticken, Platz finden ſollen? Das Publikum beträgt ſich ſehr ungezwungen, beſonders auf der oberen Galerie, die ſingt in den Zwiſchen Akten, und ſcheint recht luſtig. Des Königs Gegenwart hält ſie gar nicht ab, und

er soll sehr gern sehen, wenn sie, ohne Rücksicht auf ihn, ihr Wesen treiben.

Die glücklichen Menschen haben mehrere National-Schauspiele; manche scheinen viel Dekorations-Aufwand zu haben, sind aber alle in französischem Geschmack. Ich befleißige mich deren zu lesen, kann aber noch gar nicht urtheilen — sehr lange Reden erlauben sie sich, und manche Erörterung, die wir prosaisch nennen. Ich habe mehrere Holländer gefragt, ob sie Göthe's Egmont nicht übersetzt haben? Bis jetzt kannten ihn selbst die nicht, die Teutsch lasen, und wenn ich ihnen sagte, Göthe hätte seinen Egmont geschaffen, es sey nicht der Holländische Hausvater u. dergl., gestanden sie mir: das würde nie genehmigt werden. Ob sie wohl glauben, Mahomet habe wirklich auf die von Voltaire dargestellte Weise der durchlauchtigsten Prinzessin Palmyra die Cour gemacht? — Der Begriff historischer Treue in der Kunst ist ein komischer Begriff.

Das Französische Theater ist viel kleiner, aber recht nett. Ich sah ein Paar kleine Stücke, die ich mir aus Journalen erinnerte: L'aveugle clairvoyant, und Un jour à Paris. Ueber diese Dinge läßt sich weiter nichts sagen. Die kleinen Komödien

habe, ich sehr gern, sie sind wie ein amusanter Besuch — man will mit dem Menschen nie vertraut werden, er hat Vieles, was man gar nicht gut heißt, aber so oft er kommt, ist's ein Fest. — Das erste ist gar wenig, und war ganz erträglich gespielt; das zweite hat eine moralische Idee zum Grunde; ein Vater will seinen ausschweifenden Sohn damit bessern, daß er selbst auf einen Tag in Paris das Gemälde der rasendsten Verschwendung und Ausschweifung darstellt. — Es ist eins der Sujets, die durchaus nur in rohen Umrissen gegeben werden können, denn in der Wirklichkeit möchte man doch wohl einen ehrlichen Papa für toll halten, der nach Paris geht, und in einem Tage mit Pferden, Hunden, Maitressen und Handwerkern bis Mitternacht 60,000 Livres durchbringt, und 300,000 verspielt. — Nun, auf dem Theater de Vaudeville geht das an. Die Darstellung war aber sehr übertrieben, wozu das kleine Theater beitrug; besonders ihre Tutti machten mich fast krank, denn die Menschen schrieen bei der Scene, wo die Tugend des jungen Herrn zum Durchbruch kommt, so ungeheuer, daß ich noch nicht fasse, wie man solche Lungen haben kann. Aber bei dieser unleidlichen Uebertreibung konnte man ihnen Leichtigkeit in den ruhigen Momenten, und eine gewisse Uebereinstimmung der Be-

wegungen nicht absprechen, die immer eine angenehme Täuschung hervorbringt. Ein gewisser dummer Bauernjunge, der unter die impertinenten Schlingel der Pariser Valetaille fällt, war rein komisch, und seine Linkheit mit einer so unauslöschlichen Gutmüthigkeit gepaart, daß es offenbar war, wie er immer Höflichkeit mit Wohlwollen verwechselte, und der Unwille immer ins trotzige Gefühl seiner Rechtlichkeit überaieng. Das Ende des Dinges ist so etranglirt, daß man glauben sollte, der Autor habe es nicht geschrieben, sondern sogleich abgebrochen, so wie seine Schauspieler abgekreischt, gebölkt ist das Superlativ im Plattteutschen — und hätten zur letzten Scene keinen Athem mehr behalten. Im Winter ist auch Italienische Oper hier, ich habe aber nichts von ihr gehört. Denn über die Gegenstände wird man selten durch Fragen klug. Die Antworten haben meistens kein Urtheil, sondern eine, durch die Zufälle des Tags oder Augenblicks, bestimmte Meinung.

Einen Spaziergang, mit dem die schöne Welt nichts zu thun hatte, und für den ich doch meinem Begleiter sehr dankte, machte ich an einem Sonntags Abend vor dem Leipziger Thore links in die Gärten hinein. Es war ein sanfter, ein bischen umwölkter

„Du mußt mir heute alles erzählen, wie ſich „dieſes zugetragen hat.“

Joſeph erzählte ihm alles. P-hont-phre hörte mit Aufmerkſamkeit ſeine ganze Rede, freute ſich ſehr, und ſprach: Glücklich wirſt du ſeyn, Knabe! — denn GOtt vergilt alles Böſe mit Gutem. Ich will hinſchicken nach Memphis, und deinem Herrn ſagen laſſen, daß du einige Zeit bey mir bleibeſt. — Thue was dir beliebt, mein Vater, antwortete Joſeph. Ich will gehen, und mir Geſpielen ſuchen; ich ſehe, du haſt Ruhe nöthig. Ja, ſagte P-hont-phre, du ſollſt von meinem Tiſche ſpeiſen; ſey du freymüthig, wie in deines Vaters Hauſe; ich werde dich rufen laſſen, wenn ich mit dir reden will.

Joſeph gieng wieder hinaus, freute ſich ſehr, und dankte GOtt. Sollteſt du das Mädchen nicht mehr ſehen? ſagt' er bey ſich ſelbſt. Er ſahe ſich überall um nach ihr, aber ſie war nicht mehr in Sais. Indem er ſo gieng, ſah' er den alten Mann, der ihn zum P-hont-phre geführt hatte; da fügt' er ſich zu ihm. Der alte Mann war freundlich, fragt' ihn vieles, und hörte, daß Joſeph ein kluger Jüngling war. — „Hätteſt du nicht Luſt, auch ein Prieſter der „Neitha zu werden?—“ Nein, ſagte Joſeph, ich bin ein Sklave. Ich weiß wohl, verſetzte jener; komm, wir wollen mit dem P-hont-phre ſpeiſen. Sie giengen zuſammen in den Saal, und fanden den P-hont-phre nicht. Er war

Himmel, eine Luft, eine Erleuchtung, die ich für die Sonntags-Abende recht gern habe, es drückt Alles den Sabbat, den Ruhetag, aus. Ich gieng neben Kanälen und Windmühlen, und bürgerlich bescheidenen Gärtchen, wo man in der Beschränktheit der Mittel zum Genuß, noch Wahrheit des Genusses erwarten konnte. Ueberall ist ein Ueberfluß an Bäumen und Büschen, und dazwischen immer Plätzchen mit geschnörkelten Beeten vor den kleinen Gartenhäuschen, und die Beete mit mannichfaltigen Blumen besetzt, und oft mit bunten Porzellan-Scherben zur Zierde belegt. Noch mehr findest Du das auf dem Lande; es ist ungeheuer lächerlich, und macht doch so viel Freude, kommt mir so rührend vor, daß ich um alles in der Welt kein solches Scherbchen verrücken möchte. Ich sehe immer die gefesselte Psyche den Flügel heben, in diesem Streben Gestalt und Schönheit sich zu schaffen, und wende ich mich dann von der Kunst-Ansicht zum Gefühl, so ist's Streben nach Freude, und Young's tief trübseliges: Little Babylon of straw fällt mir wieder ein. Auch diese Scherbchen geben noch Freude — o wie viel mehr als jene Statue von parischem Marmor, die der satte Reiche in seinem Park aufstellt! —

Wenn der brave Faßbinder, oder Cryaars an einem Sonntags Abend mit seiner Frau auf der Bank sitzt, und die bunten Steinchen in der Sonne glänzen, und sie zusammen rechnen, wie diese Woche Alles bezahlt, und zu Natje's Aussteuer so viel Gulden zurückgelegt, für Kees Lehrgeld so viel erspart sey, und alles geheuer und bequem um sie her glänzt und blinkert — dagegen, sich die Tischgesellschaft eines Reiten satt, und übersatt zur Verdauung im Park umher schwänzet, und sich schleppt, und hört die Ausrufungen beim Anblick des belebten Marmors — Denke dir fünfzehn und zwanzig Menschen aus jener Welt der Reichen, und analysire ihr Inneres bei dieser Exclamation! Ich habe derlei Auftritte so oft erlebt, und mir war's immer, als müßte ich einen Schleier über das Kunstwerk werfen, der es vor den Augen dieser satten Leute verbärge.

Doch zurück auf einen Theil des Walles mit Bäumen besetzt, wo an vielen kleinen Tischen kleine Familiengruppen aus den unteren Ständen einen Bierkrug vor sich, den Abend genossen. Das waren nun lebendige Tenier, die Tanzenden ausgenommen, denn Tanz und Musik hörte ich nirgends. Aber die Kleidung, die Stellungen, die Geräthschaften — Alles stimmt mit der Natur dieser Wirklichkeit über-

ein. Von dem Leydner Thore an bis auf den Kaiser-Kragt war an diesem Abend das Gedräng der Wandelnden so lebhaft, wie ich's in so einer großen Stadt gern immer haben möchte. Diese Volksklasse gefällt mir gar wohl mit ihrem behaglichen, breiten, redlichen Wesen, welches beiden Geschlechtern gemein ist. Die darüber hinaus gehende Klasse ist derselben Menschenklasse an allen großen Orten gleich — ich weiß für ihre blassen Angesichter, schleppenden Gang und geckenhaften Anzug immer keinen bessern Rath, als einen braven Feldzug. Ausnahmen giebt es noch, und da ich von denen nicht rede, so darf mich Niemand beschuldigen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Im Durchschnitt finde ich in Holland überhaupt viele sehr lange, große Männer, wie ihre Bäume schlank; aber was mir in Amsterdam auffiel, und worin mir auch ein Paar Eingeborne Recht gaben, ist die Zahl der Hinkenden. Ganz ohne Allegorie, und in allem Ernste, ist sie auffallend groß. Der Zufall wollte, daß ich eben auch hinkte indem ich bei einem Sprung aus dem Wagen mir das Knie verstaucht hatte — den ersten Tag machte mich das Gefühl meiner Hinkigkeit, nebst dem Anblick so vieler fremden Hinkigkeiten, ganz verwirrt, so daß ich durchaus einen mystischen Vorgang darin ahnete. Die Rhachitis soll hier sehr gemein unter den Kin-

dern seyn, und das wundert mich in einem so feuchten Lande gar nicht, besonders wenn einige alte Vorurtheile in der Nahrung und Pflege der Kinder hinzukommen; die vielen Hinkenden können also wohl aus dieser Kindheitsepoche herrühren. Die Frauenzimmer, welche nicht den Nationalanzug trugen, waren ohne Geschmack gekleidet, Haltung und Gang ohne allen Liebreiz, aber Farbe und Haut ganz auffallend schön. Zur Erquickung aller Schminke hassenden Seelen — es ist drollig, mit welcher Inkonsequenz die Menschen diesen Gebrauch verwerfen, die Haarpuder, Schnürleib, Halstücher ohne Sorglosigkeit annehmen — lügen diese Behelffel denn weniger wie ein bischen Carmin? und sind die Ansprüche an rothe Backen, welche ein lebhaftes Gespräch, ein schneller Gang mir auf Augenblicke immer giebt, betrügerischer als der Puder, der mein fettiges, rothes oder graues Haar verbirgt, oder die Schnürbrust oder das Halstuch, welches viel sinnlichere Truabilder verfabelt? — Also zur Erbauung der Schminkehasser bemerke ich, daß die Holländerinnen sich gar nicht schminken, ihrer Angabe nach, und alle geschminkte Gesichter vor Jezabels Larven halten. In diesem Augenblicke giebt ihnen die Mode Verstand, denn man soll die Tuillerien sogar ungeschminkt, das heißt: a la Psyche besuchen! da

wirds üble blasse Gesichter geben! — und der nächste Schritt, wenn man nicht roth seyn darf, ist, daß man weiß wird, et puis le Diable n'y perd rien.

Ehe ich Euch etwas von meiner Rückreise schreibe, muß ich Euch von einem Landgute eines reichen Holländers, eigentlich ist hier von Amsterdammern die Rede — einen Begriff machen, und da tritt wieder eine große Aehnlichkeit mit einigen hübschen Berner Landhäusern in Rücksicht der Anordnung und Absicht ein. Ein Theil der Eigenthümer bringt den ganzen Sommer daselbst zu; ein anderer sendet nur seine Familie dahin, und geht am Ende der Woche hinaus, sich mit ihr zu ergötzen. Die Häuser sind alle nicht groß, sehr viele haben gar keine Nebengebäude, weil gar keine Landwirthschaft damit verbunden ist, sehr viele haben keinen Boden, als das Gebüsch, was sie umgiebt. Das Haus steht nie hart an der Fahrstraße, noch am Kanale, sondern am Ende einer schattigen schönen Allee, die durch ein nettes Gatterthor vom Wege getrennt ist, und an beiden Seiten sauber geschnittene Hecken hat, oder hinter einem grünen Rasen und Blumenplatz, von einem Halbzirkel von hohen Bäumen oder Gebüsch umgeben. Diese Einrichtung hat eine Zweckmäßigkeit, und gewähret einen so angenehmen Anblick, daß ich mich

wundere, wie man in Teutschland nicht überall eben so baut. Dort stehen an vielen Orten die Häuser hart an der Chaussée, und der Besitzer hat das Gassen jedes Gecken, und den Staub jedes Wagens zu ertragen. Viele der Häuser haben rund herum hart an der Mauer einen Graben, der aber nichts mit der Befestigung zu thun hat, sondern zur Trockenlegung des Gebäudes dient; — daß die Keller in diesem Lande nie sehr gut sind, könnt ihr Euch vorstellen, und daß hier kein Trunk Quellwassers zu haben ist, vermuthet ihr schon lange. Ach kein Tropfen kalten, lebendigen, perlenden Wassers! und auch ihr Wein ist nicht recht kalt, und der Gebrauch, des Eises ist nicht so gewöhnlich zum Erfrischen des Getränkes, wie an vielen anderen Orten. In Amsterdam läßt man Wasser von Utrecht kommen, wie in Mainz von Schwalbach — es schmeckt nicht faul und nicht drakisch, aber ist ein mattes, geistloses Getränk. — Ja geistlos! mögen doch die Weintrinker lachen. Wer unter einem Kranz hoher Kastanien im heiligen Dunkel ihres Laubes, vier, sechs starke Röhren des reinsten Wassers in das große Steinbecken stürzen sah, und die Sonne hie und da einen Spalt durch das Dunkel fand, um auf dem hellen Krystall die Farben des Regenbogens zu malen, und alles umher Leben athmete, in dem feuchten

Duft, der genoß mit langen Zügen das Geiſtige des lebendigen Queſſs. Der untere Stock, der mit dem Waſſer des Grabens wagerecht iſt, wird in jetziger Zeit zu Wirthſchaft, Küche und Geſinde-Zimmer angewendet, die jetzt abgehende Generation wohnte darin; und hob die übrigen Zimmer zum Schönbleiben auf. Wie die Menſchen daſelbſt leben konnten, beweiſt, wie ſo Manches, die Macht der Gewohnheit. Bei meinen Freunden in ***, welches eine hohe Gegend iſt, quoll dieſen Winter in dieſem Erdgeſchoß das Waſſer aus dem Fußboden, der mit Steinen belegt iſt, hervor, und hier wohnte die Mutter meines Freundes bis vor zehn Jahren; jetzt iſt es den Domeſtiken angewieſen; und hier ſind keine Oefen, ſondern Kamine, und hier lebten die Menſchen. — Der Winter muß hier einen, von dem unſrigen verſchiedenen, Charakter haben. Die Graben und Teiche frieren alle zu, und ihre, ſo allgemein an die Häuſer gepflanzten Weinſtöcke erfrieren nicht. Dieſe Weinſtöcke ſteigen bis unter das Dach, und ſind Stämme von ſechs, acht Zoll im Durchſchnitt; es iſt alſo an kein Niederlegen zu denken. Jedes dieſer Häuſer iſt näher oder ferner mit Gräben umgeben, alle Gebüſche damit durchzogen, und alle Gränzen damit bezeichnet. Außer dem Graeſtück, welches mit Blumenbeeten, in Form von Körben, nicht mit

Scherben, sondern sehr geschmackvoll und durch tausend Farben, sehr herzerfreulich verziert ist, scheint Schatten und Laubgänge die Hauptabsicht dieses Aufenthalts; bei grösseren Landgütern verbindet man damit einen sehr ansehnlichen Zweig des Einkommens: die Benutzung des Holzes. — Wenn also die nächsten Plätze um das Haus nur dem Vergnügen gewidmet sind und unberührt bleiben, sind die weiter liegenden theils in Schläge eingetheilt, theils werden die an den endlosen Kanälen gepflanzten Alleen, als Stammholz benutzt.

Von der Ueppigkeit des Wuchses habe ich bei uns keinen Begriff gehabt. Eichen, Weiden, Buchen-Gattungen füllen diese Holzungen an, von Kanälen durchschnitten, die alle mit doppelten Reihen Bäumen bepflanzt sind, von Wiesen unterbrochen, die wieder mit Kanälen eingefaßt sind, neben denen Bauerhöfe liegen, wie ich sie euch früher beschrieb, alle Wege nach der Schnur mit Rasen bordirt mit Sand bestreut. Der Anblick ist allerliebst! Alle fünf oder sechs Jahre wird ein Schlag abgetrieben, und die hohen Stämme an den Kanälen, oder an den das Schlagholz durchschneidenden Alleen, stückweis an die Meistbietenden verkauft. O brave Crillon où étois-tu? wenn Du einen Buchen-

ſtamm hier für hundert und dreißig Gulden verkaufen ſäheſt? Solche Stämme giebt es hier — ſie ſind prächtig. ja — aber Ettersberg, wie würdeſt du zum Eldorado werden, wenn man deine heiligen Haine an den Leck verpflanzen könnte! Ein guter Weidenſtamm iſt zwanzig, dreißig Gulden werth. Was man damit macht? — Goldklumpen etwa? — Ja Klumpen zum Theil, aber an die Füße, das heißt Sabots und Tröge, Faßbänder, Deichwerkzeuge — kurz jedes Stückchen wird benutzt, und die ganz krummen Zweige regelmäßig zerſägt, in regelmäßige Bündel gebunden, nach Amſterdam und Rotterdam geſchickt, wo ſie in den reichen Häuſern zum unentbehrlichen Bedarf des Ueberfluſſes gebraucht werden. Denn in der Regel braucht man kein Stückchen Holz in der Wirthſchaft, alle Wärme giebt der Torf, hie und da werden Steinkohlen gebrannt, aber ſie ſind theuer, beſonders ſeit ſie von der Seeſeite nicht mehr zugeführt werden. Selbſt in der Küche braucht man nur Torf, den Bratſpieß ausgenommen, den man mit Holz beſorgt. Die durchgeglühte Torfkohle hat nicht den mindeſten Geruch mehr, ſo daß ſie unter dem Theekeſſel und in einem ſehr kleinen Gefäße, unter dem Kaffeetopf nicht die geringſte Unbequemlichkeit hat.

Auf gröſseren Landgütern iſt der Gemüſegarten von dem Park oder Gebüſche ganz getrennt, auf den kleinen Landhäuſern giebt man ſich nicht mit Gemüſebau ab. Die Eintheilung der Zimmer hat wieder viel ähnliches von den Berner Landhäuſern, ſo wie die Mahlzeiten. Auch hier vereinigt das Frühſtück die Familie, auch hier iſt das Eſszimmer eine Art von Anſprach- und Beſchäftigungsplatz für häusliche Beſorgungen, auch hier nimmt man den Thee des Abends en famille, nicht im Sallon. Nur die Stunden der Mahlzeiten ſind ſehr verſchieden, da die Stände, die nicht zum Volk gehören, alle ſpät, die höheren alle erſt in den Abendſtunden zu Mittag eſſen. Dieſe Sitte, wird in Amſterdam, vielleicht in mehreren Handelsſtädten, durch die Börſenzeit beſtimmt. Dieſe geht erſt um vier Uhr zu Ende. Ehemals mochten die lieben Herren vorher, das heiſst um zwölf oder eilf Uhr ſpeiſen — das wär' jetzt eine Sünde wider den guten Geſchmack, alſo verſchiebt man es bis nach der Börſe, welches denn vermittelſt eines lang fortlaufenden und mit Käſe, geräuchertem Fleiſch und Schinken bereicherten Frühſtücks, es doch wohl angeht.

Die Zimmerverzierung ſoll in vielen Handels-

im Tempel; ſeine Knaben mußten ihn dahin führen, daß er betete. Joſeph und ſein Begleiter folgten ihm nach. Er hatte ſich unter die heiligen Bäume der Neitha gelagert, unter Oelbäume, die ſonſt nirgend in Egypten gefunden werden. Vom rothen Meer kam ein ſanfter Wind; der ſpielte mit ſeinem langen ſchneeweiſſen Bart, und liſpelte in den Blättern der Oelbäume. Hier trugen die Knaben Speiſen ins Grüne; man legte ſich herum. Iſt Joſeph hier? fragte P-hont-phre. Ja, rief er, dein Knecht iſt hier, und ſpeiſet von deiner Güte. Iß und trink, ſagte der Alte, und dann bleib hier bey mir; ich will mit dir reden. Nach dem Eſſen ſetzte ſich Joſeph zu ihm; ſie ſprachen von mancherley. In meiner Jugend, erzählte der Oberprieſter, war ich im Tempel der Athor zu Chuſas. Ich wurde daſelbſt erzogen, und in der Weisheit unterrichtet. Athor iſt die Göttin der ewigen urſprünglichen Nacht, woraus alles geworden iſt. Kneph, der unendliche Geiſt, wohnte in dieſer Nacht. Er bildete eine groſſe Wolke; aus dieſer Wolke wurde durch den Kneph und die Athor der männliche Phthas und die weibliche Neitha gebohren: ſo lehren die Egypter. Phthas ſchuf mit der Neitha die Welt; der erſte regiert und erhält ſie; die andere bildet neue Geſtalten, welche hervor kommen ſollen. Die Athor aber iſt die Göttin der Liebe; ſie regiert und begünſtiget die Fortpflanzung aller Dinge; ſie iſt die Göttin der reinen

Wol-

häusern sehr prächtig seyn: Fremde versicherten mir, es fehlte an Geschmack und Leichtigkeit. Die Landhäuser der Adelichen beweisen, daß ihr Stolz weise genug ist, um der Mode nicht durchaus zu bedürfen, denn ich fand bei der größten Fülle und Bequemlichkeit keinen Widerwillen, Geräthschaften zu gebrauchen, die von den Aeltern und Voraltern abstammten. Möge diese Beharrlichkeit dauern! Wie ist wohl in den hohen Zimmern mit den glatt gedehnten hohen Schränken, mit den derben Stühlen, die ihren Mann tragen. Ein moderner Theetisch mit Pariser Porzellain, sieht daneben recht freundlich aus, und die fünf Fuß hohen Japanischen Vasen und bunten chinesischen Gefäße verzieren ein Kamin vortrefflich, neben dem die schönsten Kupferstiche hängen. Die reichen Besitzer halten viele Pferde, und wie mir däucht, sah ich sehr schöne Pferde in Amsterdam. Besonders schöne Gondeln sah ich gar nicht, auch fand ich auf der ganzen Amstel an keinem der schönen Landgüter einen Kahn angebunden, der durch seine Niedlichkeit zum Gut zu gehören schien. Die Kanäle sind auch, um zum Vergnügen darauf zu schiffen, zu schmal, denn auch die Amstel wird bei Abcou (sage Abkou) schon sehr enge, und zum Reisen gehen täglich drei und mehr Schuitfahren mit arti-

gen Ruefen oder Kajüten, die man allein und in Gesellschaft miethen kann.

Auf so einer Schuit fuhren wir also auch eines Nachmittags um zwei Uhr von Amsterdam ab. Wir hatten den ersten Raum gemiethet, dann gab's einen zweiten und den allgemeinen. So ein Schiff ist freilich netter, wie die Postschiffe auf dem Rhein, und wenige Menschen, die sich lieb hätten, und Schreibzeug und ein Buch, könnten so eine Reise höchst angenehm machen. Der Kanal ist meistens so schmal, daß, wenige Stellen ausgenommen, die Straße zu beiden Seiten, was darauf wandert und was an ihr wohnt, mit in den Schauplatz des Rueſs einbegriffen ist, und das Fahrzeug selbst bietet ein immer verändertes Personal der Spielenden dar, denn es wird beständig gelandet, um neue Wanderer aufzunehmen, und andere ans Land zu setzen; das geht aber so schnell, daß es unbillig wäre, über Aufenthalt zu klagen. In dem Zimmerchen ist ein Schränkchen mit Gläsern und Tassen. Du kannst Dir Thee machen lassen, Du hast ganz reinliche Kissen oder Polster mit Plüsch bedeckt, von denen Du Dir ein recht bequemes Lager machen kannst. — Kurz, laßt mich allein, oder gebt mir Menschen, die ich liebe, oder

die mich unterrichten mit, und dieſes Fuhrwerk iſt ſehr vorzüglich. Uebrigens iſt das, was ich da ſage, eine wahre Albernheit, welche den Begriff eines erſten Rueſs in der Schuit ganz ſchwankend macht. Denn mit Menſchen, die ich liebe; oder Menſchen, die mich unterrichten, wär das Poſtſchiff auf dem Rhein herrlich geweſen, und würde ein Leiterwagen vorzüglich ſeyn.

Der Abend war ſchön und die Sonne färbte den Himmel mit dem hellen Goldgelb, das eine Ahnung des Herbſtes hervorbringt, eine Ahnung der Verwandlung durch Tod zum Leben. Dieſes Licht ſcheint mir zu einer Heiterkeit zu ſtimmen, welche die Perſon gleichſam, oder vielmehr das Perſönliche aus unſern Anſichten entfernt — wir ſehen alles um uns, wie zum letzten Male, alſo mit unendlicher Liebe und theilnehmender Freude. — Wenn man durch die Hauptſtraßen von Amſterdam fährt, wenn man über dieſe Kanäle gleitet, ſollte man freilich denken, es gäbe keine Armuth in Holland. Aber wenn man einen Augenblick an den Landungsplätzen ſtillſteht, beſonders vor der Stadt, ſo wird dieſe Täuſchung gräßlich zerſtört. Denn ich ſah kaum irgend ſonſt wo ſo zerlumpte, abgehungerte Menſchen, und hörte kei-

nen ſolchen, von Jammer und Ungeduld zuſammengeſetzten Bettelton. Mangel an Anſtalten, an Unterſtützung iſt das gewiß nicht, denn die Reicheren geben hier den Armen unglaublich viel Geld. Aber es iſt wohl ungezweifelte Folge einer großen Stadt und der jetzigen öffentlichen Lage, auf die Menſchenklaſſe, deren Unterhalt von den Verbindungen jenſeits der Meere abhängt. — Bis Abcon iſt die Amſtel ſehr breit, und ich athmete freier auf der ſchönen Waſſerfläche, freier und ſehnſüchtiger nach Allen, von denen ich getrennt war. Denn mir iſt Euer Bild und das geiſtige Umfaſſen der ganzen ſchönen Welt immer Eins. Von Abcon fährt man, mit einigen Abwechslungen von Landhäuſern und einigen Dörfern, bis Marsden fort. Die Dörfer verändern nur die Dekoration, ohne ihren Reiz zu vermindern; denn die Häuſer ſind ſo nett, die Gaſthöfe ſo einladend, mit ihren großen ſchönen Glasfenſtern, den reichen Franzen an ſchneeweißen Vorhängen, die dadurch ſchimmern, und in dieſer Tageszeit den Gruppen genießender Menſchen, die gemächlich vor den Häuſern ihren Thee trinken. Da wir um 2 Uhr abgefahren waren, fanden wir bis ſieben Uhr, wo wir in Marsden ankamen, die Bürgerklaſſe und beſcheidenern Menſchen an ihren Zwiſchenmahlzeiten, häufig vor

den Thüren der Häuſer, oder in kleinen Pavillons; die Reichen ſaßen Anfangs auch an dem zweiten Frühſtück, alsdann an der Mittagstafel, die ich nirgends im Freien aufgeſtellt ſah.

III.

Correſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 25. Jul. 1810.

— Thorwaldſen hat vier große herrliche Basreliefs für das Schloß von Kopenhagen vollendet, welche, gewiß, was Einfachheit und Großheit anbelangt, unter die gelungenſten Arbeiten neuerer Zeit gehören. Sie ſind rund und ſtellen vor: 1) Jupiter und die Nemeſis, 2) Herkules, welchem Hebe Nektar einſchenkt, 3) Prometheus, welcher, eben ausruhend von der Vollendung eines Menſchen, der Minerva zuſieht, wie dieſe ihm nämlich durch die Seele ſein Kunſtwerk krönt, und 4) Hygiea giebt der Schlange des Aeſkulaps eine Schale mit Getränk. Was Ausführung, Charakteriſtik, Formen und Gewänder an dieſen im ächt griechiſchen Sinn wohlgewählten

Gegenſtänden betrifft, ſo kann man ſich in der That nichts Schöneres wünſchen. Die einfache Stellung des Prometheus iſt unübertrefflich, ſo wie die Göttlichkeit des Herkules blühend und lieblich dargeſtellt iſt. Dieſe Stücke werden eine wahre Zierde eines Schloſſes ſeyn. Die Statue des von der Jagd ermüdeten Adonis für Baiern, im edelſten Sinn gebildet, iſt nunmehr glücklich und ſchön in Marmor ausgeführt und gewährt ein großes Entzücken. Sie iſt etwas über Lebensgröße. Ein anderes Basrelief, für Rußland, Hektorn vorſtellend, als er dem Paris Vorwürfe macht, iſt von einer Grazie und Großheit, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Hektor, ſehr edel, ſieht den Paris zornig in ruhiger Stellung an, die Linke in die Seite geſtemmt, während die Rechte den ungeheuren Speer hält. Paris lehnt ſich wollüſtig beſchämt zurück, indem Helena ſehr naiv zu fragen ſcheint, was ihr Geliebter denn verbrochen habe. Es läßt ſich ſo etwas mit Worten nicht beſchreiben; aber die Augen ſehen und fühlen deſto mehr bei ſo rein und edel gedachten Produkten eines ſo herrlichen Künſtlers. Er wird jetzt ſeine ſämmtlichen Werke in Kupfer herausgeben. — Canova ſtellt gegenwärtig in Florenz das von ihm gemachte Monument Alfieris auf. Von ihm iſt

auch das Pferd des Kaisers, das größte, das existirt, in Gyps fertig. Dieses gehört vielleicht auch zu den schönsten neueren Arbeiten, und ist so vortrefflich modellirt, daß man sich nicht genug darüber wundern kann, wie es möglich ist, in Gyps es so weit zu bringen. Als Canova neulich sehr krank war, fürchtete man sehr für sein Leben. Er ist für Hunderte von Menschen ein wahrer Wohlthäter und Vater. Für die hiesigen Spanier, welche in einer elenden Lage waren, hat er Alles gethan. — Rauch hat das kleine Basrelief: Hippolyt, für den Grafen Balk vollendet. Ein anderes von ihm, das den Jason vorstellt, wie er eben im Begriff ist, das goldne Vließ zu nehmen, ist für mich eins der gelungensten Werke im ächten Sinne der Alten. Wenn er es so ausführt, wie es bis jetzt nur skizzirt ist, so wird es unstreitig das beste neuere Basrelief. Es ist reich und mannichfaltig komponirt. Medea, Kastor und Pollux, Amor, Jason, Bäume und Altäre, Alles vereinigt sich in ein herrliches Ganzes. In Neapel hat Rauch vor einiger Zeit die Büste des Erzbischofs von Taranto, und hier die Porträtfigur von Adelaide von H. gemacht, sehr graziös und ähnlich, als Psyche vorgestellt. — Schiek hat seit seinem Apollo nichts historisches geliefert, sondern mehrere vortreffliche

Porträts, theils in ganzer Figur, theils nur Brustbilder. Er ist jetzt beschäftigt, seinen Apollo um die Hälfte zu verkleinern. — Koch giebt in radirten Blättern (à 1 paolo) die Gegenden von und um Rom heraus, welche ganz herrlich sind und mit jedem Blatte schöner werden. Es wäre zu wünschen, daß man sich in Teutschland ebenfalls dafür interessirte und den genievollen Tyroler unterstützte. — Von einem Spanier, Aparisio, sprech' ich nichts, weil ich seine Arbeiten noch nicht gesehen; indeß spricht die ganze Stadt von einem Bilde, das zwar noch nicht fertig ist, doch aber außerordentlich seyn soll. Die armen Spanier können sonst nicht viel thun, da ihnen ihre Pension wegen des Nichtschwörens gänzlich entzogen ist. — Die Riepenhausen sind jetzt beschäftigt, das Leben Karls des Großen in 20 Folioblättern zu radiren. — Das Werk wird etwa mit der Krönung Karls von Stephan III. zum fränkischen König anheben, und von dort rein historisch fortgehen. Die schon fertigen Zeichnungen davon sind wohl von ihren gelungensten Compositionen. Sie haben da ein rechtes Feld, sich im Charakteristischen zu zeigen, und die alten Sachsen, Spanier, Ungarn und Italiener durch recht eigenthümliche Züge zu unterscheiden. Sie haben neuerdings eine kleine Amorinverkäufe-

rin und eine heilige Familie gemalt, wovon beſonders die erſte hier ſehr viel Aufſehen gemacht hat. Zu der gröſſeren Amorinverkäuferin, wo die Käufer zugegen ſind, machen ſie jetzt einen Compagnon, welcher die verſchiedenen Fälle der Liebe in mancherlei Abwechslung darſtellt; glücklich und unglücklich, aber immer luſtig anzuſchauen. Da wird ein Alter, den es noch gelüſtet, übel mitgenommen, falſche Liebe, entflohene Liebe, glücklicher Ehezuſtand, nährende Liebe, melancholiſche, leichtſinnige u. ſ. w. Venus dann mit Amor in der Mitte, ihr Reich beſchauend, indem vorn die Poeſie ſich die Leier von einem Amorin muthig ſpielen läßt. *)

*) Wenn uns dieſe talentvollen und thätigen Künſtler die Geſchichte der Malerei in Italien in Umriſſen der Hauptgemälde, wovon in der letzten Meſſe die zwei erſten Hefte, jedes von 12 Kupferplatten, nebſt 9 Bogen Text, bei Cotta, um billigen Preis erſchienen ſind, vollenden, ſo dürfen ſie ſich den wärmſten Dank der Kunſtfreunde verſprechen. Die erſten Malereien, die ſie jetzt geliefert haben, ſind zum Theil von der Art, daß ſie nur diejenigen ſehr anziehen können, die tiefer in die alte Welt und die alte Kunſt geblickt haben; die folgenden werden die Werke geben, die alle Welt preiſt. Cimabues, großes Bildniß ſteht dem erſten Hefte voran, das ſeine und einige ver-

Brönſted und Koes, nebſt Stakelberg, Haller, Link, Architekt, Figuren- und Landwandte Werke, von Andrea Taſi, Buffalmaco, Guido da Siena, nebſt zwei Proben höchſt alter Malerei enthält; Giottos Porträt dem zweiten, das ſeinen Bildern gewidmet iſt. Es iſt ein unſchätzbarer Vortheil, dieſe Werke voll tiefen, originellen Geiſtes, die edlen Keime der chriſtlichen Malerei, in höchſt getreuen, ſprechenden Abbildungen zu beſitzen, wie ſie nur ſo geübte, treffliche, ſo von Liebe zur alten Kunſt durchdrungene und mit ihr vertraute Zeichner liefern konnten, als die Herausgeber ſind, und höchſt tröſtlich iſt es zu hoffen, daß die Werke jener ehrwürdigen Heroen der Kunſt nicht vergehen werden, wann endlich die alten Wände die Farben einmal verlieren werden. Unzählig viel Unvollkommnes und Ephemeres wird in Teutſchland geſtochen und gekauft: es wird ſich an dieſem Werke zeigen, ob wahrer Geſchmack und Liebe zur Kunſt in einem größeren Kreiſe herrſcht, oder ob nur ſpielendes Neuigkeits- und anderes zufälliges Intereſſe und Tändeleien Käufer anziehen. Bei dem großen Werthe, den ein mit richtigen Einſichten in das Weſen der Malerei in ihrem ganzen Umfang, (den vorige Zeiten ſo wenig mit ihrem Blick ermaßen,) charakteriſtiſch, mit Treue und Fleiß entworfner Cyclus der Hauptgemälde in Kupferſtichen haben muß, erſtaunt man, daß noch Niemand den Verſuch gemacht hat, daß

Wolluſt und der Freude. Knaben und Jungfrauen waren in dem Tempel der Athor, in welchem wir zur Tugend unterrichtet und erzogen wurden. Ich gieng einſtmals am Abend, im Mondſchein, hinter den Tempel in einen Wald, der ſehr groß war und an das rothe Meer hinaus reichte. In Gedanken vertieft, gieng ich weit fort, und kam endlich an eine Ebne, die der Wald umgab, und auf welcher kein Gebüſch, ſondern Gras, Blumen und einige Balſamſtauden wuchſen, mit einem groſſen Baum in der Mitte, der ſeinen Schatten weit über die Wieſe hinwarf. Ich fühlte hier einen unbeſchreiblichen Frieden. Der Mond machte das Dunkle hell. Ich gieng fort bis an den Baum, und ſetzte mich an deſſen Wurzel hin. **O Athor!** rief ich, **wie gut und heilig biſt du!** — Indem ſah' ich, gegen das Meer zu, einige Leute aus dem Wald' heraus auf die Ebne ſtürmen. Ein junges ſchlankes Mädchen lief einige Schritte vor, und zween Jünglinge verfolgten ſie. Sie lief auf den Baum zu; nahe dabey fiel ſie kraftlos nieder; und in dem Augenblicke waren die Jünglinge bey ihr. Ich fühlte etwas, das mir durch die Seele gieng; ich wurde ſtark, und trat in meinem langen weiſſen Kleide hinter dem Baum hervor. **Im Nahmen der ewigen Athor,** rief ich, **leget keine Hand an das Mädchen!** Die Jünglinge erſtarrten und fielen wie todt zur Erde. Ich richtete das Mädchen auf, und floh' mit ihr in den Wald; da ſah' ich, wie die Jünglinge aufſtun-

ſchaftsmaler, ſind vor 6 Wochen nach Griechenland gereiſt. Der Zeitpunkt iſt wahrlich der günſtigſte nicht.

Uebrigens hat ſich's hier ſehr verändert. Kein Kloſter exiſtirt mehr; bis auf wenige, ſind alle Kirchen geſchloſſen, ſogar der Lateran. Die meiſten von der Geiſtlichkeit haben nicht geſchworen, und ſind daher fortgebracht worden; in St. Peter ſind noch drei übrig. — — Den Tempel der Veſta hat man ausgegraben. Aber da man jetzt ſieht, daß man, um die Säulen haltbar zu machen, einen Fries nöthig hat, iſt das Werk bis auf weitere Ordre unterblieben. — Müller's Werke kommen in Heidelberg heraus. Sein Adonis, welcher nun völlig fertig iſt, iſt ein Meiſterwerk ganz neuer Art.

Das Werk des Florentiners Micali, d'Italia avanti il dominio dei Romani, hat zum

man nicht mit vereinten Kräften daran gegangen iſt, dem Mangel deſſelben abzuhelfen. Das begonnene Werk der Brüder Riepenhauſen iſt nicht nur als erſter, ſondern auch als wohlverſtandner, geiſtvoller und trefflicher Verſuch dazu, willkommen, und wird die Ehre der teutſchen Kunſt auch in Italien nicht wenig erhöhen.

D. Einſender.

Gegenstand die Anfänge der Italischen Civilisirung, die Reihe der Revolutionen, die den politischen Zustand der Nation vor Rom bestimmten, die großen Ereignisse, die unter den Italischen Völkern durch die Vertheidigung erfolgten, die Ursachen, welche neue Sitten einführten, und im Jahrhundert Augusts alle Tugend auslöschten. Das Werk enthält 5 Bände in gr. 8., und einen Atlas von 61 Blättern in Fol. Davon ist Taf. 1, die Charte von Alt-Italien nach D'Anville, und in Ansehung des physischen Theils neu nach Poirson. 6 Tafeln Topographieen von Volterra, Populonia, Roſſello, Coſſa, Fieſole und Cortona; 4 von den Mauern von Volterra, Populonia, Coſſa, Lodi und Segni; 2 von dem Etruriſchen Thor von Volterra; 1 von dem alten Gebäude in Lodi, tempio di Marte; 3 von den Gräbern von Tarquinia mit den Malereien, und 44 von meiſt unedirten Monumenten der bildenden Kunſt, Basreliefs, Bronzen, Gemmen, Münzen ꝛc. Dieſe, ſo wie die letztvorhergehenden, von den Brüdern Riepenhauſen geſtochen. Das Ganze koſtet 45 Franken bei Guglielmo Piatti, und Motini, Landi e C. in Florenz.

IV.

Anzeige.

So groß auch die Schüchternheit war, mit der ich es wagte, meine erſten poetiſchen Verſuche dem Publikum zu übergeben, ſo war doch die Ueberraſchung noch weit größer, mit der ich die zahlreichen Namen meiner Subſcribenten überblickte; und es thut meinem Herzen wohl, hier meinen Dank öffentlich ausſprechen zu können. — Mehrere Hundert geforderte Exemplare haben nicht können abgeliefert werden, weil ſich die Auflage vergriffen hatte. Indeſſen verdanke ich dies mehr der Güte meiner Freunde, als dem Werth meiner, meiſtentheils in trüber Geiſtesſtimmung niedergeſchriebenen Lieder.

Jetzt kündige ich ein neues Bändchen von Gedichten an, und wünſche nichts mehr, als daß die Töne meiner Muſe eben ſo die Herzen meiner Leſer anſprechen mögen, als ſie rein und wahr dem meinigen entquollen. Die Schimmer der Morgenröthe, die meine Tage aufzuhellen beginnen, haben den düſtern Dämon größtentheils ver-

drängt, der in meinen erſten Verſuchen meine Empfindung faſt bloß zu Elegien hinriß. Ich habe ſchon in meiner vorigen Anzeige geſagt, daß meine Lieder bloß der Empfindung und dem Gefühl ihr Daſeyn verdankten, und daß ich mich, mit der höhern Kunſt der Poeſie unbekannt, bloß den Eingebungen meiner dichteriſchen Anlagen hingäbe. Ich weiß mir keinen ſchönern Namen, als den, einer Dichterin der Natur, zu erwerben; wem ihre Töne genügen, der wird mit gern in ihre Räume folgen, und meine Lieder nicht ganz unbefriedigt leſen.

Der Subſcriptionspreis dieſes Bandes iſt 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr., hernach wird er in den Buchhandlungen bis zu 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 Fl. 24 Kr. erhöht werden.

Außer mir kann man ſich hier an die Kriegerſche Buchhandlung, außerdem aber auch an meine auswärtigen Freunde und diejenigen Buchhandlungen wenden, bei denen dieſe Anzeige zu haben iſt.

Marburg, im Auguſt 1810.

Eliſe Sommer,
geb. Brandenburg.

Der Redacteur des N. T. Merkurs macht es sich zur angenehmsten Pflicht, Subscription in seinen Kreisen zu sammeln. Wo gefühlvolle Zartheit und reine Sittlichkeit der Muse das Saitenspiel halten, da wird selbst die bissigste Kritik entwaffnet.

Dresden, den 12. Septbr. 1810.

Böttiger.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Die Rereide an Sappho. 3
2. Mein Held. 5
3. Genesungsfeier. 8
4. Die süßesten Thränen. 10
5. Wahre Größe. 11

II. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf einer Reise durch Holland im Sommer 1809. (Fortsetzung.) 16

III. Correspondenz-Nachrichten. 69

IV. Anzeige. 77

Der Neue Teutſche Merkur.

10. Stück. Oktober. 1810.

I.

Gedichte.

1.

Vater Milon,

an ſeine Kinder und Enkel.

(Ein Volkslied.)

Um des Glücks der Menſchheit willen
Rief der Schöpfer uns ins Seyn.
Treulich ſollen wir im Stillen
Uns dem Wohl des Ganzen weihn.
Nur der Menſchenliebe Flammen
Halten, was da lebt, zuſammen.

Selbſtſucht ſchränkt auf Lebensjahre
Ihren engen Wirkkreis ein,
Ringt nur, daß ſie Mittel ſpare
Gegen eignen Mangels Pein.
Doch der Edle dehnt die Blicke
Hin zu ſpäter Enkel Glücke.

Seiner liebenden Gedanken
Gegenſtand iſt Künftigkeit.
So erweitert er die Schranken
Der ihm zugemeßnen Zeit,
Wirkt, Gott ähnlich, Gott zur Ehre,
In der Menſchheit weiten Sphäre.

Sollt' uns nicht ſchon Dank verpflichten,
Dank um das, was wir empfahn,
Auch für Nachwelt zu verrichten
Alles Gute, das man kann?
Schuf die Vorwelt, frei vom Neide,
Uns nicht unſer Glückgebäude?

Setzte ſie nicht bei'm Erblaſſen
Uns zu deſſen Erben ein?
Auf! Laßt den Entſchluß uns faſſen,
Ihrem Beiſpiel gleich zu ſeyn!
Groß und edel war ihr Streben,
Dauer unſerm Wohl zu geben.

Jugendſchulen, Gotteshäuſer,
Wo der Andacht Hymne tönt,
Mauern, wo das Elend leiſer,
Und das Siechthum dankend ſtöhnt,
Unſre guten Väter weihten
Sie für ſpäte Folgezeiten.

Hoher Waldung Eichenwipfel,
Ihre Hände ſä'ten ſie
Auf der ſteilſten Berge Gipfel,
Unbelohnt für ihre Müh'.
„Enkeln kommt es einſt zu ſtatten!"
Dachten ſie, und pflanzten Schatten.

Gleicher Eifer, gleiche Güte
Zeichne unſres Daſeyns Pfad!
Laßt uns fördern das zur Blüte,
Was die treue Vorwelt that!
Vieles, was entgieng den iten,
Blieb zu thun uns vorbehalten.

Uebt für Menſchheit eure Kräfte;
Baut an Gottes Menſchenreich!
Weiht dem ſeligen Geſchäfte
Unverdroßnen Eifers euch!
Segnend an des Grabes Schranken
Wird euch einſt die Nachwelt danken.

Wo der würz'ge Quendel düftet
An den Hügeln, wo ihr ruht,
Wird noch spät, was ihr geſtiftet,
Fromm erzählt mit Trauerwuth;
Enkel werden ſich mit Thränen,
Euch gekannt zu haben, ſehnen.

Buri.

2.

An Aſterius.

(Des Garbiewski zweiten Buchs achte Ode.)

Mit Scheingeſtalten werden vom Glücke wir
Geäfft; es ſind nur Schatten von Freunden, die
Uns rings umſchwärmen. Wenn der Worte
Reizende Schminke das Herz bezaubert,

Wie leicht glaubt es an Wahrheit und Wirklichkeit!
So bald das Glück ſein wechſelndes Rädchen dreht,
Ha! wie der Schmeichelton ſich wandelt!
Hörſt du die froſtigen Abſchiedsworte?

den und wieder dahin eilten, woher ſie gekommen waren. Nun war ich mit dem Mädchen allein. Sie furchte ſich ſehr, und glaubte, ich wär ein Engel, bis ich mit ihr redete und ſagte, daß ich ein Egyptiſcher Jüngling ſey. Sie erzählte mir, ſie ſey eine **Jsmaelitin** und wäre von zween **Cananitiſchen** Jünglingen bis dahin verfolgt worden, wo ich ſie errettet hätte. Nachdem hat ſie mir alles umſtändlicher geſagt. Sie war ſchön; in ihrem Angeſicht' himmliſche Ruhe und das Weſen der **Neitha** völlig ausgedrückt. Ich fragte: willſt du mit mir nach dem Tempel der **Athor**? Sie antwortete: Ja, führe mich, wohin du willſt. Wir kamen, und ſiehe! der Tempel und alle Thoren waren zu. Ich klopfte an; der Thürhüter that mir auf. Wir Jünglinge ſchliefen alle in einem groſſen Saal. Ich übergab ſie dem Thürhüter, und ſagte, warte des Mädchens bis morgen. Man geſellte ſie zu den Jungfrauen, und ich ſahe ſie täglich; aber ich konnte nicht viel mit ihr reden. Sie war immer traurig. In der Abenddämmerung gieng ſie oft in den Wald; und einſtmals entſchloß ich mich, ihr von weitem zu folgen. Da gieng ſie tief hinein, und blieb ſtehen an einem Orte, wo Roſen und Myrtengeſträuche verworren durch einander wuchſen. Ich wußte nicht, ob ich näher hinzu treten ſollte. Indem ich ſo dachte, ſah' ich wiederum die beyden Cananitiſchen Jünglinge durch den Wald gehen; ſie ſahen weder mich, noch das Mädchen. Dieſes hub die Augen auf,

Gemeiniglich an menſchlichen Dingen klebt.
Das Aushängſchild. Verſprechen und Halten ſind
Verſchieden. Pralendem Gelübde
Folget die winzige Opfergabe.

Buri.

3.

Abendfeier.

(Luthers Manen geweiht.)

Sey mir gegrüßt des Abends traute Stille!
Umdämmert ſchon von deiner Schattenhülle
Verſinkt vor meinem Blick die Außenwelt;
Der freie Geiſt beginnt zum höhern Leben
Auf Seraf's Flügeln muthig aufzuſchweben,
Von heiliger Wahrheit Sonnenlicht erhellt!

Sie rieſeln ſchon der ſchönſten Freuden Quellen,
Der Ideale hohe Wonnen ſchwellen
Die frohe Bruſt, der Blick ſteigt himmelan,
Der Schleier fällt. Dem hohen Lichtgefilde
Entweichen alle irdiſchen Gebilde.
Hinauf die Stufen zu der Sternen Bahn!

Welch wonniges, welch nie gefühltes Ahnen
Durchſchauert mich! Wie? ſind dies Luthers Manen,
Des Glaubens-Helden, der einſt hier gelebt?
O ſeyd geſegnet mir ihr holden Räume,
Wie ſchwinden ſie, des Erdballs eitle Träume,
Wenn mich ſein hoher Genius umſchwebt!

Wer brach, vom Joch die Sterblichen zu retten,
So kühn, wie er, des Deſpotismus Ketten?
Die Nacht verſchwand — der Tag ſtieg golden auf —
Mit Rieſenkraft ſchwang höher ſich und höher
Zum Thron der Wahrheit der erhabne Seher,
Der Sonne gleich begann er ſeinen Lauf! —

Indem er Thaten groß auf Thaten häufte,
Sein hoher Geiſt bis an die Sterne ſtreifte,
Entflammte doch für jede fromme Pflicht
Der Hörer Herz auch ſeiner Rede Feuer —
So weicht des Herbſtes düſterer Nebelſchleier,
Wenn ihn der Morgenſonne Glanz durchbricht.

Wenn großer Helden Name die Gerüchte
Von Pol zu Pole tragen, die Geſchichte
Sie in des Ruhmes Tempel niederlegt;
Sie ſterben — bald verdrängt von größern Helden —
Indeß Unſterblichkeit zu fernen Welten
Durch alle Himmel Luthers Namen trägt.

Die Wahrheit nur kämpft mit so mächt'gen Waffen,
Bedarf es, solchen Riesengeist zu schaffen,
Jahrhunderte? Heil dir, Teutonia!
Daß dich der Mann voll Muth und Kraft und Feuer
(Wie war der Teutschen Freiheit ihm so theuer)
Noch groß und stark in voller Würde sah.

Kein Marmor brauchet seinen Ruhm zu sagen,
Hoch glänzt er in der Nachwelt fernen Tagen,
Noch dann wird ihm der Edle Ehrfurcht weihn.
Was er einst lehrte, laßt uns freudig üben,
Die Wahrheit ewig über Alles lieben
Und seines edlen Namens würdig seyn.

Ein jeder Blick in diesen heil'gen Räumen
Heb' mich empor zu selig frohen Träumen,
Hier, wo vielleicht einst Luther kniend lag. *)
Wenn trübe Bilder meinen Geist umdüstern,
Dann hör ich tröstend noch den Seinen flüstern:
Der bangsten Nacht entschwebt der schönste Tag!

*) Man hatte der Dichterin gesagt, daß Luther einst die Zimmer bewohnt habe, in denen sie jetzt lebe.

4.

Dem Edelsten.

(Bei Uebersendung eines Gedichts von K.)

Lieſest Du im Glanz der Abendſonne
Einſt dies zarte liebliche Gedicht,
Oder ſteugſt in der Begeiſtrung Wonne
Auf zu eigner Höhen Sonnenlicht;

O! dann führe Dir aus Friedens-Räumen
Himmels-Wonnen ſtille Seelenruh,
Wie ſie ſäuſeln unter Edens Bäumen,
Hold der freundlichſte der Engel zu!

Und es müſſe Dir die ſchönſte Blüte,
Wo du wandelſt, ſanft die Freude ſtreun;
Deinem Seelenadel, deiner Güte,
Werd ich ewig reine Opfer weihn.

Wiſſe, mehr als jedes Kranzes Wehen
Iſt Dein Beifall mir, o Edler, werth —
Mag Eliſens Name untergehen,
Glücklich, wenn ſie Dein Gedächtniß ehrt! —

5.

Das wahre Leben.

Dem Herrn Präfekten von Trott gewidmet.

Leicht wie dem Tanze die Horen entschweben,
Malet die flüchtge Freude das Leben,
Ueber sanft duftende Rosen dahin,
Führt uns so kosend ihr handeladet Sinn.

Ruhmvoller ist es, durch Ringen und Streben
Freuden des Herzens in's Daseyn zu weben,
Sie folgt dem Kämpfer, und Kränze erblühn,
Wo uns Urania göttlich erschien.

Tugend und Güte — sie ruht Dir im Herzen,
Scheuchet der Reue zerstörende Schmerzen,
Lebt nur in seinem beglückenden Raum!
Ihm nur entblühet das Gute, das Schöne,
Hallen vernehmlich Orpheusische Töne
Tugend und Wahrheit ist ewig kein Traum!

Elise Sommer,
geb. Brandenburg.

6.

Zaubereien der Liebe 1806.

Von jener Flur, die mich geboren,
Hatt' ich mich irrend einſt verloren,
Und ſtrebte jetzt umſonſt zurück;
Denn endlos in furchtbarer Breite,
Und fortgedehnt zur fernen Weite
Umfieng die Waldung meinen Blick.

Die Spuren waren wild verflochten,
Mich griff die Angſt, die Adern kochten,
Und alle Götter rief ich an,
Selbſt die im Kern der Bäume lebten,
Und in dem Schoos der Bäche webten;
Zu Amor fleht' ich nicht hinan.

Da theilten ſich die Felſenwände,
Und wie durch unſichtbare Hände
Erblüht' ein Zauberthal um mich;
Das Plätſcheen hört' ich naher Quellen,
Und der Geſträuche dichte Zellen
Bewegen rings und wiegen ſich.

Ich hör' umher aus Blütenhecken
Mich viele Stimmen rufend necken,
Wie Kinderstimmen silberklar,
Und wie ich spähe, hin und wieder,
Jagt in den Zweigen auf und nieder
Sich eine fremde Vögelschaar.

Und plötzlich lockt mich eine Flöte,
Der jungen Wangen rasche Röthe
Berührte himmelsüße Luft,
Ein lieblich Wesen sah ich weilen,
Von ihm aus schien sie herzueilen,
Das selbst wohl Hauch nur, Klang und Duft.

Wie sich des Regenbogens Strahlen
Dem Kindesaug' entzückend malen,
Es will sie fangen, faßt sie nicht,
Und muß der Luft die Farben lassen;
So heißt's nur Spiel, in Worte fassen,
Die Huld um Wuchs und Angesicht!

Bald sah ich mir von Rosenhecken
Die glänzende Gestalt verstecken,
Und sagen hört' ich: „suche nicht.
Dir ist ein fremdes Glück erschienen,
Nur die Ergebung darf ihm dienen,
Nur der Gesang bei Mondes Licht."

Zurück irrt' ich; doch Waſſer floſſen,
Mich hielt ein Irrgewind' umſchloſſen,
Mocht' ich bald vor, bald rückwärts gehn;
Denn Waſſer, Bäume, Felſen, Hecken
Sah ich ein goldnes Netz bedecken,
Sich oft vor meine Füße drehn.

Nun ſtand vor mir ein blonder Knabe
Mit einem ſchlanken Schäferſtabe,
Der trat mir ſchelmiſch in den Weg.
„Mag dich der Himmel zu mir ſenden,
Mein langes Irrſal zu beenden!
O Knabe, kennſt du ſichern Steg?" —

„Wer jemals mein Gebiet beſchritten,
Er mag nicht drohen, mag nicht bitten,
Der Gartenzaun führt nur hinein;
Hat ſich der Vogel eingefangen,
Muß er im Blumennetze hangen;
Wer trieb den Flüchtigen hinein?"

Kein Mittel gab es, mich zu retten;
Er legte mich in Zauberketten,
Doch gütig ſchaut' er himmelwärts:
„Laß nicht in Furcht dein Herz erbeben!
Ein freundlich Gut will ich dir geben;
Die Hoffnung in dein krankes Herz."

D. H. Graf v. Loeben.

II.

Die Poetik des Ariſtoteles.

Nie hat wohl ein wiſſenſchaftliches Werk von gleichem Umfange einen ſo hohen Ruhm erlangt, als das ſchöne Fragment der Ariſtoteliſchen Poetik. Die gebildetſten unter den neuern Nationen, ſonſt in der Kunſt wie im Leben abweichend, haben ſich in dem Lobe derſelben vereinigt, und ihm die Auktorität eines Kanons oder Kodex der Kunſt ertheilt, worin die Linie der Schönheit nach feſten Prinzipien ſo genau gezogen ſey, daß ſie allen Zeiten und Völkern zum Geſetz dienen könne. In Frankreich waren Batteux und Dacier rüſtige Interpreten und Sachwalter derſelben, und le Grand Corneille (wie ihn ſeine Landsleute nennen) arbeitete ſeine Stücke darnach aus; allein es fehlte ihm Griechiſcher Geiſt, und ſeine Tragödien haben alle das Harte und Steife, das aus der Vermiſchung fremdartiger Theile zu entſtehen pflegt. Unter den Engländern folgten ihr vorzüglich Th. Twining und James Pye, und unter den Teutſchen am nachdrücklichſten Leſſing, der ihn für den poeti-

schen Euklid hielt; und der große Mann zeigte mit der ihm eignen Energie, sowohl die Vortrefflichkeit des Griechen, als das Seichte des Französischen Theaterwesens *). Erst in unsern Tagen sind einige

*) Lessing hatte sich in die Aristotelische Poetik ganz vertieft, und in dieser Zeit hatte er seinen Nathan geschrieben, der deshalb mit einigen Tragödien Corneille's eine größere Aehnlichkeit hat, als man bei der großen Verschiedenheit beider Autoren vermuthen sollte. Man hat Lessingen lange, trotz seiner ausdrücklichen Protestation, für einen großen Dichter gehalten, ja einige haben sogar die unsinnige Meinung gehabt, den Nathan über Göthe's und Schiller's Werke zu setzen; ob diese aber einen Begriff von Poesie haben, möchte wohl mit gutem Grunde bezweifelt werden können. Gewiß aber kann man nicht ohne Bewunderung sehen, wie groß die Beweglichkeit des Lessingschen Geistes war, mit welchem brennenden Eifer er nach Wahrheit forschte, und wie sich gegen das Ende seiner Laufbahn die Ansichten des Lebens und der Kunst immer mehr erweiterten und veredelten. Der beste Beweis davon ist wohl seine große Vorliebe für Spinoza, worüber der gute Moses Mendelssohn (an die Freunde Lessings Berlin 1786), als über die ärgste Ketzerei, andächtig ein Kreuz schlug. Auch über die Poesie würde er bei längerem Leben anders geurtheilt haben, denn

als ich hinzu gieng; und erſchrack ſehr. Eilend verbirg dich, ſagte ich, deine Verfolger ſind nahe. Wir verbargen uns beyde neben einander ins Geſträuch. Die Cananiter ſuchten überall; und, da ſie uns nicht fanden, ſagten ſie: laſst uns gehen; ſie wird morgen wieder kommen; und ſo giengen ſie fort. Als ſie weit hinweg waren, beſann ich mich; denn ich hatte das Mädchen in meinen Armen und drückte ſie feſt an mich. — Komm, ſagte das Mädchen, ich fürchte mich hier. — Wir giengen; ſie nahm meine Hand; und ſo kamen wir wieder aus dem Walde. Wir wurden gewahr, daß ſich die Cananiter beſtändig in dem Walde aufhielten; darum gieng ſie nie wieder dahin. Und ich hörte von dem Mädchen wunderbare Weisheit; und fragte ſie: wie kömmſt du zu ſo hohem Verſtande? Sie antwortete mir, ſie wäre in ihres Vaters Hauſe in der Erkenntniß des wahren GOttes unterrichtet worden; und wann ſie die Schafe gehütet hätte, ſo wäre ſie öfter von einem ſchönen Jüngling gelehrt worden, der vielleicht ein Engel geweſen wäre. Dieſe Zeit iſt dahin, edler Knabe, und darum bin ich traurig, ſagte ſie mit Thränen in den Augen. Indem ſtanden auch mir die Augen voll Waſſer, und ich wußte nicht warum. Die Zeit kan wieder kommen, ſagt' ich zu ihr; du ſiehſt, unſer Wandel iſt fromm, und wir haben der Freuden genug. Unterrichte du mich, aus dem Munde des himmliſchen Jünglings, von der Gottheit, von der Weisheit und der Tugend; ich will die

Jung-

Würdige auf der Bahn, welche dieſer eröffnet, muthig fortgeſchritten, aber indem ſie das Weſen der Kunſt tiefer ergründet, haben ſie ſich auf einen Standpunkt erhoben, von dem ſie das unbedingte Anſehen des Ariſtoteles mit Recht läugneten.

Daß die Ariſt. Poetik nur ein Fragment iſt, lehrt die flüchtigſte Durchſicht, und die bekannten Gründe, als, der Philoſoph handle nicht von den verſchiedenen Arten der Poeſie, welche er zu Anfange des Werks aufgeführt, ſondern faſt allein von der dramatiſchen; ferner er berufe ſich in der Rhetorik (III, 18) auf die in den Büchern von der Poetik gegebene Erklärung des Lächerlichen, die ſich aber hier nirgends findet, ſo wenig als die berühmte Lehre von der Läuterung der Leidenſchaften, welche er hier ausführlicher vorgetragen zu haben verſichert (Polit. VIII, 7.) Auch iſt die Schreibart ſo abrupt und aphoriſtiſch, und die Gedanken und

er ſagt im Leben des Sophokles (ſämtliche Schriften 14ter Thl. S. 129:) „Seitdem ich es bedauere, die Dichtkunſt des Ariſtoteles früher ſtudiert zu haben, als die Muſter, aus denen er abſtrahirte, ſeitdem werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerkſamer als auf meinen eignen.“ —

Sätze ſind ſo höchſt locker und oberflächlich verknüpft, wie in keinem andern Werke dieſes Autors, der doch ſonſt in dem Rufe des größten Wortſparers ſteht.

Was nun die darin enthaltne Theorie ſelbſt betrifft, ſo zeigt ſich hier deutlich genug jener Charakter, welcher allen Werken des Ariſt. eingeprägt iſt, groſſer Scharfſinn, um ein gegebnes Werk der Natur oder der Kunſt zu zergliedern, die einzelnen Theile zu unterſcheiden und bis auf die feinſten Schattirungen zu entfalten und zu erforſchen, aber zugleich das Unvermögen, dieſe getrennten Glieder zu dem Ganzen zu verbinden, ohne welches ſie nicht ſind, und das Produkt nach ſeinem vollen Leben und der göttlichen Schönheit der Idee zu erfaſſen. Daher erſcheint ſeine Anſicht, gegen den Platoniſchen Idealism gehalten, ziemlich beſchränkt und kurzſichtig, denn ſie iſt nur logiſch und anatomiſch, er unterſcheidet die Kunſtwerke mehr nach äußern, zufälligen Merkmalen, z. B. nach Umfang, Vortrag, Metrum (denn zufällig erſcheinen ſie, da ſie nicht aus dem Weſen derſelben gefolgert werden) ganz ſo, wie die meiſten Naturforſcher einen Zahn oder Schnabel als das Merkmal einer Thierart bezeichnen, oder

ein dürrer dünner Knorpel hinter den Ohren oder eine große Nase als das Wesentliche betrachtet, daher denn so oft Individuen erscheinen, welche das ganze System in die größte Verlegenheit setzen. Eben so logisch und heuristisch ist seine Zergliederung der Struktur des epischen und dramatischen Gedichtes; er gieb: über die innere Oekonomie der Handlungen die lehrreichsten Bemerkungen, aber seine Theorie erschöpft weder das Eigenthümliche der Griechischen Tragödie, noch ist sie historisch befriedigend.

Das Prinzip, von welchem Aristoteles ausgeht, ist dieses:

„Die Poesie und alle Arten derselben sind im Wesentlichen Nachahmungen; sie unterscheiden sich aber unter einander in drei Dingen, sie ahmen entweder durch ein Andres nach, oder ein Andres, oder auf andre Weise;" und bald darauf: „es scheinen überhaupt zwei Ursachen die Poesie erzeugt zu haben, und zwar physische. Denn das Nachahmen ist dem Menschen angeboren und dadurch unterscheidet er sich vor allen andern Geschöpfen, daß er das Nachahmendste ist, (μιμητικὸν ὄντων) und seine ersten Kenntnisse durch Nachahmung erlangt.

Da man nun ſo durch Rhythmus und Harmonie nachahmte, (denn daß die Metren Theile des Rhythmus ſind, iſt klar,) ſo erſchuf man, indem man die urſprünglich zur Nachahmung geſchaffnen Dinge ein wenig weiter fortführte, die Poeſie aus den erſten Verſuchen der Art, oder den extemporirten Farcen (*αυ το σχεδιασματα*).

Um nun zu entſcheiden, in wiefern die Poeſie Nachahmung der Natur ſeyn könne, iſt zu wiſſen nöthig, was denn unter Natur verſtanden wird, eine Frage, an welche in der That Ariſtoteles gar nicht gedacht zu haben ſcheint, die aber unumgänglich iſt, denn ohne Kenntniß des Nachgeahmten kann auch jene, die Nachahmung ſelbſt, nicht beurtheilt werden. Die Natur kann aber betrachtet werden, theils als ein beſtimmtes, todtes und ruhendes Seyn, das zu ſeiner Bewegung erſt einer Entelechie, eines Anſtoßes von außen bedarf, als eine Miſchung feindlicher Elemente und dem Spiel blindwirkender Mächte überlaſſen, oder zweitens als Univerſum, als ſelbſtſtändig und ſelbſtbewegt, und als Erzeugerin und Pflegerin alles Lebendigen, oder als Offenbarung der göttlichen Einheit. Nur in der letztern Bedeutung iſt die Natur ein würdiges Objekt der Kunſt, ja beide erſcheinen hier als innigſt mit einander ver-

kunden und verschwisterk, das Kunstwerk als universell und unergründlich wie die Natur, diese als Kunstwerk Gottes. Soll nun von Nachahmung die Rede seyn, so beschränkt sich diese entweder bloß auf die äußern Verhältnisse der Dinge, als Ausdehnung, Gestalt ꝛc., kurz auf das Individuelle, oder sie sucht das allen Gemeinsame und sie Erhaltende, die Ideen, aber dann ist sie mehr als Nachahmung, und nur dieses macht den Künstler, jene sind bloß Handwerker, mit welchem Theile der Kunst sie sich auch beschäftigen. Auch sind überhaupt bei jeder Nachahmung nur zwei Fälle möglich, entweder wir kennen das Objekt schon oder nicht; kennen wir es, warum also die Nachahmung? kennen wir es nicht, nun so ist auch diese vergeblich; und wer weiß denn, ob die Nachahmung dem Originale entspricht, oder nicht? Weiter will er die Poesie aus der ursprünglichen Anlage und dem Wohgefallen an der Harmonie und dem Rhythmus erklären, aber eben diese Anlagen mußten aus der Natur des Menschen erklärt werden. „So, sagt er, ahmen die Tänzer durch Rhythmen, welche sie mit Gebehrden begleiten, den sittlichen Charakter, die Leidenschaften und Handlungen nach;" aber eben das Abgemessene und Taktmäßige des Rhythmus beschränkt die Nach-

ahmung, und bildet das Dargeſtellte um; der Tanz iſt Aeußerung der ſanfteren Bewegungen des Gemüths, nicht aber der brauſenden Leidenſchaft. So ſagt er anderswo, „da die Nachahmer immer Handelnde nachahmen, dieſe aber nothwendig brav oder ſchlecht ſind, ſo muß auch die Nachahmung ſie entweder beſſer darſtellen, oder ſchlechter, oder wie ſie ſind. Dieſer Unterſchied paßt auf alle Künſte, die Tragödie will ſie beſſer, die Comödie ſchlechter darſtellen, als ſie ſind;" eine Behauptung, wodurch er ſich ſelbſt verwickelte, indem ſie ſeinen eignen Prinzipien und der Theorie von dem Nachahmungstriebe widerſpricht, denn das Idealiſiren iſt nicht Nachahmen. Er hält das Metrum nicht für das Weſentliche der Poeſie, obgleich für nothwendig, doch ohne ſeine Behauptung mit Gründen zu unterſtützen. Den Empedokles will er lieber für einen Naturforſcher als Dichter gehalten wiſſen; es ſcheint alſo, daß er das Lehrgedicht, oder die poetiſche Behandlung eines eigentlich wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes von der Poeſie ausgeſchloſſen wünſcht, denn an der Form konnte es nicht liegen, da Empedokles nicht nur das Metrum, ſondern auch eine ſehr dichteriſche Sprache hat, doch nach Art der älteſten σοφοι, mehr mythiſch und wie Orakelſprüche, und er ſelbſt nennt

ihn den homeriſchen *). Die Tragödie unterſcheidet er von der Epopöe bloß dadurch, daß dieſe ein einfaches Metrum hat, Erzählung iſt, und der Zeit nach unbegränzt, jene aber, wo möglich innerhalb eines Kreislaufes der Sonne vollendet will **). Nun folgt die berühmte Definition der Tragödie: „ſie iſt die Nachahmung einer ernſten und vollſtändigen Handlung von

*) „ὅτι (Diog. Laert. VIII. 57.) καὶ Ὅμηρικος ὁ Εμπεδοκλῆς καὶ δεινος περὶ την Φρασιν γεγονε, μεταφορικος δε ων, καὶ τοις ἀλλοις τοις περὶ ποιητικην ἐπιτευγμασι χρῆμενος," und Cicero ſagt: (de Orat. I, 50.) „eademque ratione dicantur, et quos φυσικους Graeci nominant, iidem poetae, quoniam Empedocles physicus egregium poëma fecerit." Sein berühmteſtes Werk war περὶ Φυσεως, welches Lucretius nachahmte.

**) Dies dehnte Corneille auf 30 Stunden aus. „Pour moi, je trouve, qu'il y a des sujets si mal aisés à renfermer en si peu de temps, que non seulement je leur accorderois les vingt-quatre heures entières, mais je me servirois même de la licence, que donne ce philosophe, de les excéder un peu, et les pousserois sans scrupule jusqu'à trente" II. discours de la tragédie (Théatre de P. Corneille à Paris 1737. Tom. I. pag. 82.)

bestimmter Größe, in einer gefälligen Sprache, gemäß jeder Form in den einzelnen Theilen, dramatisch und nicht durch Erzählung, um durch Mitleiden und Furcht die Reinigung solcherlei Leidenschaft zu bewirken." *) Schon Lessing

*) Die französischen Kritiker haben diese Stelle fast ganz falsch verstanden, weßhalb sie Lessing gebührend abgefertigt. Er hat sie zuerst richtig erklärt (sämmtliche Schriften 25ster Theil. Dramat. 2ter Theil S. 192 ff.); um so mehr ist es zu verwundern, daß Buhle (Aristoteles über die Kunst der Poesie, a. d. Griech. Berlin 1798) sie wieder verwirrt hat. Solcher Stellen finden sich bei ihm noch viele, so wie überhaupt seine weitschweifige Uebersetzung von der gedrängten Schreibart des Aristoteles keinen Begriff giebt; (denn eine Uebersetzung soll nicht Commentar seyn, sondern Copie, treues Abbild des Originals. μιμεισθαι und μιμησις übersetzt er fast immer durch Darstellen und Darstellung; dies ist zwar nicht philologisch falsch, denn sie können dies allerdings bedeuten, aber dem Sinne des Aristoteles zuwider, der, wie man aus Allem sieht, bloß an Nachahmung dachte; darstellen aber und nachahmen ist nicht einerlei; darstellen heißt eine Vorstellung anschaulich machen, und dies ist nicht so von dem andern abhängig, wie die Nachahmung.

urtheilte, (Dramaturgie 2ter Theil S. 291) es ſey unſtreitig, daß Ariſtoteles keine ſtreng logiſche Definition von der Tragödie habe geben wollen, er habe verſchiedene, bloß zufällige Eigenſchaften hinein gezogen. „Die weſentlichen Theile der Tragödie, ſind die Fabel, die Charaktere, die Diktion, die Dekoration (ὄψις) und die muſikaliſche Begleitung. Unter dieſen iſt der vorzüglichſte Theil und gleichſam die Seele der Tragödie die Fabel, die Zuſammenſetzung der Handlung, denn die Tragödie iſt Nachahmung nicht der Menſchen, ſondern der Handlungen, des Lebens, des Glücks und Unglücks. Die Perſonen handeln nicht, um Charaktere nachzuahmen, ſondern ſie drücken die Charaktere mit der Handlung zugleich aus, ſo daß die Handlungen und die Fabel das Ziel der Tragödie ſind. Ohne Handlung könnte keine Tragödie ſeyn, wohl aber ohne Cha-

Herder iſt der Leſſingſchen Erklärung auch gefolgt, (Adraſten IIr. Band.), welches allein ſchon viel für ſie beweiſen würde; doch möchte ich σπουδαίος nicht ſowohl durch emſig betrieben, als durch ernſt überſetzen, wegen des γελοίου der Comödie. Zur Erläuterung dienen übrigens beim Ariſtoteles Rhet. II. 8, und Polit. VIII, 7; auch Poët. XIII, 4, 5. (edit. Herrmanni).

raktere. Wenn jemand Charakterſchilderungen, Reden, und künſtlich ausgearbeitete Sentenzen giebt, ſo wird er doch das Weſentliche der Tragödie nicht erlangen; dies wird viel beſſer eine ſolche Tragödie thun, die ſich deſſen ſparſamer bedient, aber Fabel und Compoſition der Handlung hat. Ueberdies ſind es gerade Theile der Fabel, wodurch die Tragödie am meiſten die Gemüther feſſelt, unvermuthete Zufälle und Wiedererkennungen; auch iſt es viel leichter, die Diktion und die Charaktere ſorgfältiger auszuarbeiten, als die Begebenheiten zu verknüpfen, was man an den früheren Dichtern ſieht. Die Tragödie muß ein Ganzes ſeyn, d. h. Anfang, Mittel und Ende haben, und ſie darf nicht, wo es auch ſey, anfangen oder endigen, ſondern die Theile müſſen nach gewiſſen Geſetzen unter einander verknüpft ſeyn, denn das Schöne liegt in der Größe und Ordnung; daher iſt weder ein winziges Thier ſchön, weil die Anſchauung wegen der unmerklich kurzen Zeit verwirrt wird, noch auch ein ungeheueres, denn die Anſchauung kann hier nicht Alles auf einmal auffaſſen, und das Eine und Ganze verſchwindet. Die Gränze aber der Länge für die Aufführung und den Geſchmack der Zuſchauer zu bezeichnen, iſt nicht das Geſchäft der Kunſt; doch iſt die Handlung, je länger, wenn

zuhören. Unsre Priester sagen mir: es sey nur ein einiger wahrer GOtt; den heissen sie Knoph; die andern Gottheiten seyen nur Eigenschaften dieses Einen GOttes. Dennoch verehre man eine jede besonders, um dem Volke GOtt begreiflicher zu machen. — GOtt wird nie begreiflich, sagte das Mädchen, wohl aber durch der Menschen Künste falsch begriffen. Wenn du zur Athor betest, so rufe du an deren Statt den wahren GOtt Himmels und der Erden an; so bist du gewiß, daß du nicht fehlest. Du wirst allmählich eine Ruhe finden in deiner Seele, die du noch nie gefunden hast. In allen Blumen und Bäumen des Feldes wirst du den nahen GOtt fühlen; in jeder Creatur wird er dir neu seyn. O Mädchen, rief ich aus, du bist seiner Hände Werk! Er ist, was du sagst. Sie lächelte mich an, und war sehr zufrieden. Hast du mich lieb, Jüngling? fragte sie mich. Ja, sagte ich, meine Seele liebt dich. — So küsse mich, Jüng ... — Ich küßte schon. — Nun giengen wir heim. Des andern Tages sagt' ich dem Y-hont-phre: Ich habe das Arabische Mädchen liebgewonnen; sie ist eine Prophetin; laß mich, daß ich sie heyrathe. Er ließ sie zu sich kommen, redete viel mit ihr, und fand, daß ich die Wahrheit geredet hatte. Da führte ich sie in meines Vaters Haus. Hundert und drey Jahre haben wir zusammen in Friede gelebt, und Kindes Kinder gesehen bis ins vierte Glied. Siehest du dort, Knabe? — Siehest du die

Pyra-

nur überſehbar, deſto ſchöner; kurz die Größe hat eine ſchickliche Gränze, wenn innerhalb derſelben, entweder wahrſcheinlich oder nothwendig, die Begebenheiten vom Glück zum Unglück oder umgekehrt, geſchehen können. Die Fabel hat Einheit, wenn ſie eine einzige Handlung und dieſe ganz nachahmt, und wenn die Theile der Handlung ſo verknüpft ſind, daß durch Verſetzung oder Hinwegnahme eines Theils das Ganze verſchoben oder geſtört wird. Das Geſchäft des Dichters iſt nicht, das wirklich Geſchehene zu erzählen, ſondern was hätte geſchehen können, und das Mögliche nach Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit zu verknüpfen. Und dadurch allein unterſcheidet ſich der Dichter von dem Geſchichtſchreiber, daß der eine das Mögliche, der andere das Wirkliche erzählt; daher iſt auch die Poeſie philoſophiſcher und erhabener als die Geſchichte, weil ſie mehr das Allgemeine, jene aber mehr das Beſondere darſtellt.“ Dieſe Anſicht des Ariſtoteles von der Poeſie und Geſchichte iſt ſehr oberflächlich, und zeigt, wie wenig poetiſches Gefühl er beſaß, denn die Geſchichte würde dann bloß in Annalen und Chroniken beſtehen. Die Poeſie ſtellt neben der Handlung ſelbſt auch den innern Antrieb und die Noth-

wendigkeit derſelben dar, indem ſie in der innerſten Natur des Individuums gegründet ſeyn, und aus ihr hervor gehen muß, der Geſchichtſchreiber aber begnügt ſich nicht, die Begebenheiten ohne Verknüpfung von Urſache und Wirkung darzuſtellen, er kann aus der unbegränzten Welt des Geſchehenen ein einzelnes Moment hervorheben, und es zu einer organiſchen, in ſich vollendeten Weſenheit bilden; er trägt ſeinen Geiſt auf das Zeitliche und ſtellt dar, wie der Dichter, aber nicht das Schöne, ſondern das Wahre. Der Dichter braucht das Individuelle als Symbol der Idee, der Geſchichtſchreiber dagegen ſtrebt von der Individualität zu dem Möglichen und der Nothwendigkeit des Idealen fort, um dem Einzelnen eine allgemeine Bedeutung zu geben. „Die Fabeln, fährt er fort, ſind entweder einfach oder verwickelt; eine einfache iſt die, welche zuſammenhängend und Eine iſt, und wo die Kataſtrophe ohne Glückswechſel und Wiedererkennung geſchieht; wo dieſes geſchieht, iſt die Fabel verwickelt. Die Wiedererkennung iſt am ſchönſten, wenn ſie zugleich mit Glückswechſel verbunden iſt, wie im Oedipus. Das dritte iſt das Pathos, d. i. eine verderbliche oder ſchmerzliche Handlung, z. B. ein heftiger Schmerz, Ver-

handlung, ein öffentlicher Tod. *) In Ansehung der Größe hat die Tragödie folgende Stücke, den Prolog, die Episode, die Exode, die Chorgesänge, (und zwar von diesen die Parode, und das Stasimon *στασιμον*). Diese Theile sind allen gemeinschaftlich, einige haben noch was man von der Bühne nennt (*το απο της σκηνης*), d. i. die Recitation der Schauspieler, und die Kommen (*κομμοι*). Der Prolog ist ein für sich bestehender Theil der Tragödie, der der Parode des Chors vorgeht. Die Episode ist ein ganzer Theil der Tragödie zwischen den ganzen Chorgesängen; die Exode ist der ganze Theil der Tragödie, auf den kein Chorgesang mehr folgt. Von dem zum Chor gehörigen ist die Parode der erste Vortrag des gesammten Chors, das Stasimon ist der Chorgesang ohne Anapästen und Trochäen, der Kommos ist eine gemeinschaftliche Klage des Chors, und von der Bühne (*και απο*

*) „Il a absolument le même sens, que lorsque nous disons la passion de Jesus-Christ. Il signifie mort violente, tourmens, en un mot ce qu'on appelle en style dramatique du sang repandu.“ Batteux les quatre Poétiques etc. Tom. I. p. 253.

σκηνης) d. i. der Schauspieler.“ Er sagt, die Gesänge des Chors müssen auf die Handlung Bezug haben, allein er zeigt weder das Wesen noch die Nothwendigkeit des Chors, so wenig als den Gebrauch des Schicksals in der Trägödie; „die Tragödie, fährt er fort,“ darf uns nicht tugendhafte Männer aus dem Glück ins Unglück stürzend darstellen, denn dies ist weder furchtbar, noch mitleiderregend, sondern gräßlich (μιαρον), auch nicht Lasterhafte, denn dies wäre am wenigsten tragisch, auch nicht einen Bösewicht, denn eine solche Komposition könnte wohl etwas Humanes haben, aber nichts Mitleidswerthes, noch Furchterregendes, denn jenes bezieht sich auf den unverschuldet Unglücklichen, dieses auf einen unseres Gleichen. Es bleibt also der Mittlere übrig, dies ist ein solcher, der sich weder durch Tugend und Gerechtigkeit auszeichnet, noch durch Bosheit und Schandthaten ins Unglück stürzt, sondern durch ein Vergehen, wie es bei Personen von hohem Ruhme und Glücke leicht geschieht, wie Oedip, Thyest, und andere berühmte Männer aus diesen Geschlechtern. Daher muß eine gut erfundene Fabel lieber vom Glück zum Unglücke übergehen, als umgekehrt, wie die meisten des Euripides, der deshalb auch nicht Tadel, sondern Lob ver-

dient. Diese Stücke rühren am meisten, und Euripides scheint, wenn er auch das Uebrige nicht gut anordnet, doch der tragischste unter den Dichtern zu seyn.“ Arist. hat, wie man sieht, das Idealische der Charaktere nur wenig berührt; er fordert es zwar, aber ohne es aus seinem angegebenen Zwecke der Tragödie abzuleiten, ja er glaubt vielmehr, daß es diesem widerspreche, denn der Unglückliche, der unser Mitleiden erregen soll, muß uns gleich und nicht idealisch seyn. Arist. dachte beim Euripides wohl nicht bloß an den unglücklichen Ausgang seiner Stücke, denn dieses haben auch andre, sondern auch daran, daß er das Unglück, welches die Person trifft, lange vorher zeigt, und auch schon dann den Zuschauer zum Mitleiden für sie zu bewegen sucht, wenn diese sich selbst noch weit davon entfernt glauben, es zu verdienen. Er kann wohl auch der tragischste heißen, weil er der leidenschaftlichste ist; denn die Leidenschaften hat keiner der Alten mit so starken und brennenden Farben gemalt als er; und eben indem er zeigt, wie sie diejenigen Personen, welche sich ihnen Preis geben, ins Verderben hinreißen und vernichten, bewirkt er auch am besten die vom Philosophen geforderte Reinigung, d. h. die Unterwerfung derselben unter die Vernunft. So ist

Schiller tragiſcher als Göthe, bei dem ſich der Zorn und die Begierden des Gemüths zu der himmliſchen δικαιοσυνη geläutert haben, und der mit ſein Gott unſichtbar-allgegenwärtig über dem geſchaffenen Werke ſchwebt.

„Die Kompoſition der Fabel muß ſo beſchaffen ſeyn, daß das bloße Leſen derſelben Furcht und Mitleiden erregt, was gewiß jeder empfinden wird, der die Fabel des Oedipus hört. Was aber die Ereigniſſe ſelbſt betrifft, ſo müſſen ſie nothwendig entweder zwiſchen Freunden, oder Feinden, oder gleichgültigen Perſonen vorgehen. Aus den beiden letzten Verhältniſſen entſteht nichts Mitleidswerthes, wohl aber unter freundſchaftlichen Verbindungen, wenn z. B. der Bruder den Bruder, der Sohn den Vater, die Mutter den Sohn tödtet oder tödten will, dies iſt ächt tragiſch, und dies muß der Dichter ſuchen. Die Handlung kann nun entweder abſichtlich geſchehen, oder ſo, daß einer unwiſſend die ſchreckliche That verübt, und erſt hernach die Verwandtſchaft erkennt, oder endlich, daß jemand, im Begriff unwiſſend eine ſchreckliche That zu vollbringen, dies noch vor der Ausübung ſelbſt entdeckt. Der Charakter iſt, was den Vorſatz des Handelnden anzeigt, ob er nach

etwas ſtrebt, oder etwas vermeidet. In dieſer Rückſicht hat der Dichter vier Punkte zu beobachten, wovon der erſte und vorzüglichſte iſt, daß ſie edel ſind, dies können ſie aber in jedem Stande, denn auch ein Weib iſt edel und ein Sklav, obgleich vielleicht jenes eher gemein, dieſer aber niedrig iſt. Das Zweite iſt das Schickliche, das Dritte das Wahrſcheinliche, das Vierte die Treue. Es giebt vier Arten der Tragödie, die verwickelte, die ganz auf dem Glückswechſel und der Wiedererkennung beruht, dann die pathetiſche, die ethiſche und endlich die einfache. Der Dichter muß darnach ſtreben, ſich alle dieſe Arten anzueignen, wenigſtens das Meiſte und Vorzüglichſte. Die Löſung der Fabel muß aus ihr ſelbſt entſpringen, und nicht, wie z. B. in der Medea durch Maſchinerie (ἀπο μηχανῆς) bewirkt werden. Die Maſchinerie darf man nur bei dem brauchen, was außerhalb der Fabel liegt, und was ſich entweder früher ereignet, als es der Menſch wiſſen kann, oder ſpäter, ohne alle Vorausſagung und Erzählung, denn den Göttern legen wir Alles bei. Auch der Chor in ſeiner Einheit muß eine Rolle übernehmen, und an der Handlung Theil haben, nicht wie bei Euripides, ſondern wie bei Sophokles. Nach dieſem muß ich noch etwas von der Diktion ſagen.

Die Vortrefflichkeit derſelben beſteht darin, klar ohne gemein zu ſeyn. Am deutlichſten iſt ſie, aber gemein, wenn ſie ſich eigner Wörter bedient, hingegen edel und von der gemeinen Sprache abweichend iſt die ſich fremder bedienende; ein fremdes aber nenne ich ein ungewöhnliches, eine Metapher ꝛc.; wenn aber jemand dieß mit ſolchem dichtet, ſo entſtehn Räthſel oder Barbarismen.

Dr. Bachmann.

III.

Fragmente aus dem Tagebuche einer teutſchen Frau, auf einer Reiſe durch Holland im Sommer, 1809.

(Fortſetzung.)

Es kommt mir immer nothwendiger vor, einen kleinen Abſtecher an das Vorgebirg der Guten Hofnung zu machen. Ihr ſeht das Ding ſelbſt wohl ein, Vollſtändigkeit iſt die lebendige Kraft jedes Dinges, mir fehlt noch ein Hottentott, um

die Typen (das iſt ja ein Modewort) von Menſchenwohnungen durchgegangen zu ſeyn. Ich lebte unter den Hütten der polniſchen Leibeigenen, ich wohnte in Dörfern an der Weſer, der Elbe, der Donau, ich ſah die vier Jahreszeiten wechſeln in den Wohnungen des Berner Landmanns, nun beſuche ich täglich die Häuſer der holländiſchen Bauern — gewiß mir fehlt der Kraal — dann hätte ich doch den Zirkel geſchloſſen! Meint ihr, ich bedürfe noch die Jüngſtgebornen der Natur, die Bewohner der Inſeln des Aufganges zu ſehen, ſo habt ihr ſehr recht, denn das Ideal fehlt mir noch. Wahrlich ohne den Krieg könnte es wenig Ueberredung bedürfen, ſo machte ich einen Abſtecher nach den .... Pelewinſeln, wohin ich leider wahrſcheinlich zu ſpät käme, um eine Unſchuldswelt zu finden. Aber in welcher Ordnung reihte ich dieſe vier Menſchenwohnungs-Gattungen — o das ſchöne Wort! — Vielleicht wüßte ſich ein Klügerer da beſſer zu helfen! Ich geſtehe, daß die Frage ſehr vielſeitig iſt.

Ich bin zuförderſt noch nicht einig, was ich als Ziel der Menſchheit hier aufſtellen ſoll! Soll der Menſch den erſten Platz einnehmen, der ſich dem Ideal der Menſchheit zu nähern am fähigſten

iſt? oder räume ich ihm den ein, der als Bürger eines civiliſirten Staates der civiliſirteſte Menſch iſt? Ich bin beſtürzt, hierin einen Widerſpruch zu finden, der mir ſo kräftig ſcheint, daß ich auf anſtößige Paraderen fallen könnte. Beobachtung, Lektüre und Nachdenken haben mich ſchon längſt auf den Gedanken gebracht, daß reiner Deſpotismus den Menſchen am fähigſten erhält, zur Freiheit erzogen zu werden. In dieſem Worte: Freiheit, begreife ich nun aber die höchſte Würde des Menſchen, und — damit ich jedem Anathema entgehe — als erſtes Zeichen dieſer Würde: Unterwerfung unter das Geſetz. Jetzt habe ich mich mit der bürgerlichen Ordnung abgefunden und ſchwatze mit Euch weiter. Dem Ideal der Menſchheit nähern? — das iſt ein poetiſcher Ausdruck, und wenn ich meinen eben geäußerten Beobachtungen, Lektüre und Nachdenken folge, muß ich aus dem polniſchen Bauern alſo den vollkommenſten Menſchen ziehen können? Hm! — Der polniſche Deſpotismus reicht mir noch nicht hin. Es iſt kein reiner Deſpotismus — ſeit hundert Jahren gar nicht mehr. Der orientaliſche, der gefällt mir. Der Deſpot muß, wie man die Hand umkehrt, Patriarch werden können, und da kann er Erzieher werden, dann Vormund, dann Befreier, und die Nachwelt ſetzt

Pyramide von Thebaiſchem Marmor? Da ruhet ſie allein, bis ich zu ihr kommen werde. Joſeph wiſchte ſich die Augen. — Ja, ich ſehe ſie, mein Vater; auch ſitzen jetzund oben auf derſelben zwoo weiſſe Tauben nahe bey einander. So ſprach er, und dacht' an ſein Mädchen.

— E.

(Die Fortſetzung folgt nächſtens.)

III.

Merkur, oder die Gaſtmahle.

Ein Götter-Geſpräch.

von

Johann Georg Jacobi.

Momus.

Sage mir, Jupiter, wirſt du nie den altväteriſchen Gebrauch abſchaffen, in eben der Stunde zur Tafel läuten zu laſſen, in welcher die Menſchen auf der Erde ſpeiſen, und noch dazu die gemeinſten unter ihnen? Selbſt auf der Erde ſondern ſich die Vornehmen von den übrigen ab. Sie hielten es für eine Schande, wenn ſie mit dieſen

zu

ihn neben Numa unter die Zahl der Himmlischen. Wir sind zum Vergöttern zu klug geworden, darin liegt unser ganzes Elend. Gebt uns die Fähigkeit, an Größe zu glauben von den Menschen unsers Zeitalters, und der göttliche Funke erwacht wieder in uns.

Doch zurück zu meinen vier Typen. Auf breiten Sandwegen, in denen bei trockenem Wetter die Wagenräder knarren, fahre ich zwischen Heidekorn-Feldern hin. — Große Strecken moosigter Wiesen unterbrechen die röthlichen Blüten, die in wenig Wochen aus dem kahlen Boden einen sanften Teppich bildeten. Von beiden Seiten beschränken endlose Wälder den Gesichtskreis. Jetzt sehe ich Reste von hölzernen Einzäunungen, einige Stückchen Wiesen, auf denen ein Paar magere, kleine Kühe umher kriechen, einige eben so kleine Pferde mit dicken Köpfen, starken Beinen, die aber lebhaft in den Wald jagen, bei dem Rollen des Wagens. — Nun bin ich an einem Strohdach, das gerade hoch genug vom Boden erhöht ist, daß ich mit dem Arme mich auflehne; ein Paar Löcher, die zwischen den auf einander gelegten Balken, aus denen das Haus besteht, angebracht sind, werden mit einem Brete verschlossen; aus einem größern

Loche, das bis an den Boden geht, qualmt mir ein dicker Rauch, ein ſtinkender Dampf entgegen, aber ich gehe hinein. — Erſt nach einer Weile und nur in der Tiefe von drei oder vier Fuß, die ich hinunter ſtieg, kann ich durch die bläulichen Dünſte, welche die Hütte einnehmen, die Gegenſtände unterſcheiden. Der eine Theil der Hütte iſt von ein Paar Schweinen, von einem Stand für ein Paar Kühe eingenommen; gegenüber iſt eine Fuß hohe Erhöhung, wo grob geſpaltene grüne Bäume brennen, die nur nachläſſig von ihren Aeſten behauen ſind. Dauert der nächſte Winter länger wie die fortgeſchleppten Bäume, denn wenn der Weg ſchlecht iſt, läßt man die Aeſte im Walde liegen, ſo brennt man den Ueberreſt der hölzernen Umzäunung, und nachher die Sparren vom Dach. Kommt dann im nächſten Frühjahre der Verwalter einmal dieſen Weg, ſo muß der Bewohner dieſer Hütte den Zaun herſtellen, und das Dach, ſonſt bekommt er Prügel, — und einen Theil Prügel bekommt er auf alle Fälle, weil er den Zaun verfallen ließ, aber die ſind im Laufe des Jahres ſchon berechnet. — Um den niederen rauchenden Heerd ſitzen ein Paar alte Weiber, den Kopf in farbige Lumpen gewickelt, die Füße in Schuhe von Linden-Rinde geſteckt, die braunen magern Arme, den ſchläffen Buſen von einem gro-

den grauen Hemde spärlich bedeckt. Doch die eine säugt ja ihr Kind? Diese Mutterpflicht beweist, daß sie nicht so alt ist, wie die Runzeln ihres Gesichts es mir glauben machten. Das Kind ist in ein Stück Schaafsfell gewickelt und statt der Windeln hat man ihm Moos untergelegt. Das ältere Weib — oder das nicht säugende — denn vielleicht hat auch sie nicht die Zeit, sondern die Mühseligkeit gealtert — rühret in einem Kessel voll grob gehackter gegohrner Kräuter, und jetzt schüttet sie, aus einem Steinkruge, einige Löffel voll Leinöl zu dem leckern Gericht. Nun ruft das säugende Weib mit sanfter melancholischer Stimme in einer wohltönenden Sprache einige Worte, und ein hagerer Mann, mit langsamem, schleppendem Schritt steigt in diese Höhle hinab, ein Schaafspelz bedeckt den bloßen Leib, ein Paar grobe linnene Hosen — er geht im Winkel der Hütte, wo ich nun auf einem Bogen grün Papier ein kleines Sträußchen von Goldflittern erblicke, das der Rauch noch nicht ganz schwärzte, und unter ihm auf dem grünen Papiere ist ein kleines Heiligenbild befestigt. Der matte finstere Mann kniet und betet, dann setzt er sich im Rauch auf den niedern Heerd, das gegohrne Gemengs ist in eine hölzerne Schaale geschüttet, und die drei Menschen befriedigen stillschweigend ihren Hunger. —

Auf einem geraden, ebenen Sandwege, zwischen zwei breiten Kanälen, fahre ich zwischen zwei Reihen Weiden daher, ein Theil dieser Bäume hat seinen natürlichen Wuchs, den man bei uns beinahe nicht kennt. Dann sind die Weiden schlanke, hohe Bäume, die, wenn sie im Schlusse wachsen, mit der Pappel wetteifern. — Auf der einen Seite stößt ein großes, eingedrichtes Stück Land an den Weg, das eben so in weiter Entfernung von Kanälen und Alleen eingefaßt ist. An jeder Seite dieses großen, beinahe ein regelmäßiges Viereck bildenden, Fleck Landes, sahe ich Windmühlen ihre schwerfälligen Arme ausstrecken, und hinter den Bäumen steigen artige Kirchthürme auf, die mir die Nähe von einigen Städtchen und Dörfern anzeigen. — Auf der linken Seite gränzen mehrere Alleen an den Kanal, dann ein Park, den schlängelnde Wege durchschneiden. Nun fahre ich vor einer Gitterthür vorbei und erblicke, am Ende einer vierfachen Reihe der größten, prächtigsten Buchen, die ich je gefunden habe, ein schönes großes Haus, wie alle Häuser dieser Gegend, von Backsteinen erbaut, und mit Wirthschaftsgebäuden umgeben. Da muß sich's gastfrei wohnen lassen, sagt mir der Anblick des Hauses, hier blickt so viel Wohlstand hervor, daß der Gast nicht

läſtig ſeyn kann, und hier iſt nichts ſo prächtig, daß der Fremdling verſchüchtert würde. Jetzt erblicke ich links und rechts mehrere Häuſer — ich laſſe den Wagen ſeinen Weg gehen und beſchreibe Euch dieſe Bauerwohnungen, wie ich ſie täglich beſuche. —

Die ganze Wohnung iſt von einem, mit Backſteinen gepflaſterten, Platz umgeben, der ſo eben iſt, daß der Fuß die Steine kaum fühlt. Dieſes gute Pflaſter, und die ſteinloſen Wege machen es dem Landmann möglich hölzerne Schuhe zu tragen, die auf unſern loſen Steinwegen und in unſerm tiefen Kothe erſt zerquellen und dann zerſpringen würden. Beiher geſagt, hat man von einem Dorfe und Stadt zur andern immer einen Sommer- und einen Winterweg. Der erſte iſt mit Sand beſchüttet, der zweite auf dem, der Gegend eigenen, Lehmboden gebahnt. Vorigen Sonntag, nach zwei Tagen Regenwetter, fuhren wir auf dem Winterwege zur Kirche. Beide ſind aber an den meiſten Orten ſo ſchmal, daß man die Begegnung anderer Wägen wohl vermeiden muß. Da die Kanäle ſchnurgerade gehen, ſieht man ſich von weitem kommen, und nur der Wagen hält am Eingang eines Querweges, oder an

einer breitern Stelle. Das hält sehr auf; verfehlt man solch einen Carrefour, so hält ein Wagen gerade am Rande des Kanals, daß kein Fuß breit Platz bleibt, der andere fährt so vorbei, und beide beweisen, daß die Breite, welche das Rad nicht bedeckt, im Grunde ein wahrer Luxus ist. — Das Wohnhaus hat nie mehr wie das Erdgeschoß, die rothen Backsteine sind mit einem weißen Kitt zusammengefügt, das Holzwerk alles Grün oder anders farbig angemalt, das Schilfdach, denn selten sieht man ein anderes nach dem Winkelmaaße geschnitten. Wenn man zur Thür herein tritt, die in der Breite immer halb getheilt ist, wo denn die Oberhälfte stets offen bleibt, finde ich einen großen Raum mit gebrannten, glasirten Steinen, oft in einer Art Mosaik, gepflastert, es ist eine Art großer, grober Fliesen. Auf der einen Seite sind die hölzernen Milchgeschirre, mit der ausgesuchtesten Reinlichkeit geputzt, in Ordnung aufgestellt, auf der andern ist ein kleines Kamin, wo das zur Milchwirthschaft nöthige Wasser gesotten wird, dann ein glänzend gebohnter Tisch und einige Strohstühle. Im Hintergrunde ist eine Fuß hohe Erhöhung, um die das Gemäuer eine Art Abtheilung bildet; dieser Platz ist mit farbigen Fliesen von oben bis unten ausgelegt, gelben und braunen,

oder blauen, wie wir ſie kennen, oder dunkelblauen und weißen, und hat in der Mitte einen ganz niedern Heerd, der zugleich als Kamin dient. Rund um den Heerdmantel iſt ein Falbala von weißem Mouſſelin, oder farbigem Zeuche; mitten ſteht meiſtens ein glänzender meſſingener Theekeſſel, und ſymmetriſch geordnet hängen meſſingene Leuchter, Zange und Feuerſchaufel, mit polirten meſſingenen Griffen, umher. Auf beiden Seiten ſind Gerüſte mit ſchönen bunten fayencenen Tellern und Schüſſeln, und ein Paar artige Tiſche, auf deren einem eine große Bibel ſteht, und einige reinliche Strohſtühle mit weichen roßhaarnen Polſtern, bilden das Geräthe dieſes allgemeinen Wohnzimmers, wenn kein Hausgeſchäft zu thun iſt. Ein großes Fenſter über der Thür, mit hellen viereckigen Scheiben, giebt dieſem Aufenthalte Licht genug. Von der einen Seite gehen einige Thüren in die Käſe- und Vorraths-Kammer. Alle Gemächer haben Fenſter, alle aber auch Verhänge, hier in der Käſekammer iſt das Fenſter mit weißem Mouſſelin verwahrt. Im Zimmer, das ich ſogleich beſchreiben werde, iſt ein Rouleau von grauer Leinwand, unten in Feſtons geſchnitten, und ein kurzes Vorhängchen von feinem Mouſſelin darunter. — Die Käſe liegen auf reinlichen Börden, ein Vorrath

neuen Töpferzeuges, beweist die Sorgsamkeit der Hausmutter, dort steht ein weißes gescheuertes Faß mit Salz, hier eine Reihe kleiner Butterfässer, schon voll und zum Verkauf bereit, oder erst anzufüllen. Du kannst Deinen Schawl, Dein Schnupftuch überall ruhig hinlegen, denn es ist nicht möglich, reinlicher zu seyn. Neben dieser Kammer ist eine etwas tiefer liegende, welche die Stelle des Kellers vertritt, denn eigentliche Keller sind in diesem schwammigten Lande sehr selten. Hier werden die Käse gesalzen. —

Komm jetzt in das Wohnzimmer zurück. Es ist heiter, blau oder weiß angemalt. Die Schlafstellen sind alle in der Wand angebracht. Du siehst vor jedem Bette nur einen Vorhang, wie ein Alkoven — — oder eine hölzerne Thür. Ein ewiges heiliges Dunkel herrscht in diesen Häusern. Ich habe nirgends einen aufgezogenen Rouleau gefunden. Noch begreife ich nicht, wie diese Sitte neben der nothwendigen Feuchtigkeit des Landes bestehen kann. In diesem Zimmer findest Du einen Theetisch mit artigen Tassen, Theetopf und allem Zubehör, eine Kommode mit blankem Beschläge, einen Schrank, meistens auf ziemlich hohen Füßen ruhend, mit zwei Glasthüren, so glänzend, daß er alle Gestal-

ten' zurückwirft, und einige bequeme, mit Polſtern verſehene Seſſel. Die Wand ſchmückt ein zierlicher Spiegel, einige bunte Augsburger Bilder, und meiſtens noch ein zierliches gebrechſeltes pyramidaliſches Wörtchen mit ſeinem alten, bunten Porzellan. — Das iſt eine Bauernſtube, ein Bauernhaus. Ey beſuchte ich ihrer ein Dutzend, und einen Schritt höher, bei einem Handwerker, ein Mann, der mit zwei Geſellen hölzerne Schuhe, hier Klumpen genannt, verkaufte, geht dieſe Niedlichkeit noch viel weiter — bei einem Zimmermann, einem Handſchuhmacher, einem Dorfbarbier. Ja noch ein Meubel vergaß ich! — Der Boden des Zimmers und der Platz am Heerd iſt allezeit mit mehr oder weniger zierlichen Strohteppichen aufgelegt. In den Häuſern zweiter Gattung liegen noch Streifen grober Leinwand darüber, um den Durchgang von einem Zimmer ins andere zu bezeichnen.

In dieſen Häuſern ſtehen auch einige Glasſchränke voll blinkender Meſſinggeräthe, Zinn und Silber, in einem andern, niedliches Porzellan, unter dem die artigſten Japaniſchen Theegeſchirre ſind, alles halbe und ganze dutzendweis aufgeſtellt. Hier ſind die Stühle von Plüſch, die Kommode

oft von Mahagoni, und die Vorhänge mit Franzen beſetzt. Wenn Du um zwei Uhr in das Zimmer trittſt, brennt auf dem kleinen Heerd, hinter der Thür, das Feuer, und die Familie iſt um den Theetiſch verſammelt. Denn ein Wort des Räthſels muß ich Euch doch löſen. Auf dem ſchönen Heerde wird nur bei hohen Feſten und in der höchſten Kälte Feuer gemacht. Die ganze Wirthſchaft wird bei dem kleinen Heerde getrieben. — Dieſe Theeverſammlung iſt aber ſchon die zweite am heutigen Tage, und aller Tage des Lebens. Früh fängt dieſer Bauer den Tag mit ſeinem Kaffee-Frühſtück an, zu dem Butter und Brod gegeſſen wird. Denn trockenes Brod ſcheint dem Bauer, ſo wie dem Geſinde, eine wahre Thorheit — das Geſinde muß Butter und Bier nach eigenem Gelüſte haben. Um zehn Uhr trinkt man Thee (der Tag des Landmanns geht im Sommer um vier Uhr an, wegen des Melkens der Kühe), um zwölf Uhr ißt man zu Mittag, Speck, geräuchertes Fleiſch und Gemüſe, keine Suppe, die etwa bloß für den Sonntag aufgehoben wird. Um zwei Uhr erfolgt der zweite Thee. Um ſechs Uhr trinkt man Kaffee, wobei wieder Butterbrod gegeſſen wird, um Acht oder Neun giebt es ein Milchmus, Kartoffeln mit Speck oder Käſe. Dieſe Lebensweiſe ſcheint

zu gleicher Zeit einschlafen, träumen, aufwachen, zu Tische gehen sollten, und was dergleichen mehr ist. Ueberdem sind die Menschen bereits eingebildet genug. Alles, meynen sie, müßt' im Himmel so zugehen, wie bey ihnen, in ihren mit Gold und Marmor bekleisterten Sälen. Ja sogar in ihren ärmlichsten Hütten meynen sie das. Unser ganzer Olympus soll nach ihnen sich richten.

Jupiter. Ehemals, du weißt es, **Momus**, hatten wir Götter mehr Gemeinschaft mit den Menschen. Es war unser bester Zeitvertreib, unter denselben herum zu wandeln. Die Sterblichen freuten sich über uns, und wir über sie. Daher jener Gebrauch, welchen du altväterisch nennst, indeß er mich an die seligsten Jahre meiner Götterschaft erinnert.

Cybele. Du hast Recht, mein Sohn. Damals ließ ich alle Tage meine Löwen vorspannen, und besuchte die Erde. Sollt' aber im Olympus nicht ordentlicher Haus gehalten werden, als bey den Vornehmen, wovon **Momus** sagt; wie säh' es mit der Ewigkeit unsres Götter-Pallastes aus?

Jupiter. Und dann hat sich niemand über die Stunde des Abendessens zu beschweren, als der gute **Merkur**. Noch ist er nicht da, und gemeiniglich muß er, zum Lohn für seine

uns, nach unsern Begriffen, unerhört! allein dieser rechtliche Bauer geht auch an keinem Werktage ins Wirthshaus, ja die wenigsten an Sonn- und Festtagen. Er trinkt auch weder Branntwein, noch Wein. Der Wachholderschnaps bleibt ihm ein Leckerbissen.

Ich fange übrigens an, von der hiesigen Luft einen ganz andern Begriff zu fassen, als wir gewöhnlich haben. Sie muß Eigenschaften haben, welche der Fäulniß überall entgegen arbeiten. Eine Gegend, die bei uns so von Kanälen durchschnitten wäre, eine Wohnung, so wie meine jetzige, von Wassergräben umgeben, würde unleidlich schädlich seyn, oder die Beobachtung aller Aerzte, daß ein stockender Stadtgraben regelmäßig epidemische Fieber herbei führt, ist ganz phantastisch. Hier muß die Nähe der See die Luft mit stärkenden Theilen füllen, und ihre Beweglichkeit, durch die unbegränzte Ebene nicht aufgehalten, eine Menge böser Einwirkungen schwächen. Die Kanäle auf dem Lande und um den Polders sind auch nicht eigentlich stehendes Wasser. Sie haben eine beständige Senkung, die ihren Abfluß verursacht, und die Schlots oder kleinen Kanäle werden von den Mühlen so häufig bewegt, daß das Wasser nie stockt. Dann

wage ich noch die Frage, ob die reinliche Meerlinse, welche das ruhige Waſſer (nicht das ſtillſtehende) gerade in der wärmſten Jahreszeit deckt, nicht ſeinen ſchädlichen Ausdünſtungen zum Theile ſteurt, zum Theil ſie verwandelt oder zerſetzt? Denn dieſes Grün ſind lauter Pflanzen, es iſt nicht die Abſcheulichkeit, die ich auf manchen Gräben bei uns ſah. Die Geſichtsfarbe der Menſchen widerſpricht auch der Sumpfausdünſtung. Keine ſchönere Haut iſt zu finden, als die der hieſigen Weiber iſt, weiß mit lebendigem Roth gemiſcht. Auch erhalten ſich die Weiber hier lange friſch, wenn ſie gleich ſchnell die ſchlanke Jugendgeſtalt verlieren. Sie werden rund und breit, aber erhalten die Farbe und Glätte ihrer Haut ſehr lange. Da die harten Arbeiten den Männern obliegen, die Frauen aber das Käſemachen und den Haushalt haben, der durch ſeine Einrichtung wieder viel leichter als der unſers teutſchen Volks iſt, ſo iſt ihre längere Jugend oder vielmehr ihr ſpäteres Alter auch ſehr begreiflich. Der Bauer bäckt ſein Brod nicht ſelbſt, und die Bäuerin ſtillt ihre Kinder nur ſehr kurze Zeit.

Ich wünſchte mich lange genug in dieſem Lande aufzuhalten, um den Geſundheitszuſtand der

jungen Kinder zu beobachten. Ihr Aussehen scheint mir gut zu seyn. Das Aussehen des ganzen Volkes ist sehr gut, eine allgemeine Gesichtsform ist auffallend, ist so durchgängig, daß sie dem Fremden als Familien-Aehnlichkeit erscheint, besonders unter den Weibern. Ich war auf Dorfmärkten, und bei feierlichen Gelegenheiten in Kirchen, und fand überall dieselben Gesichtsformen. Reine Züge, nichts Verzogenes, und nichts Verwischtes oder Chiffonirtes. Eine ziemlich gerade Linie von der Stirn zur Nase, diese lang, der Mund regelmäßig, aber nicht schön, und die Annehmlichkeit der Stirn und Nase wird durch eine zu große Länge der Wangen verdorben. Die Linie vom untern Augenlied bis zum Mundwinkel ist zu lang. Im Ganzen macht es ein angenehmes Volk." Der Begriff, den man von ihrem Phlegma hat, ist falsch. Die Leute sind gemächlich, gemüthlich, aber nicht langsamer wie der größte Theil unsers Volks, und die Männer sind kräftig und entschieden in ihren Bewegungen und Ton, nicht das, was wir unter phlegmatisch verstehen. Die Vaccine ist noch bei weitem nicht allgemein, ja ich fand hier noch einen jungen Menschen von guter Familie, der im siebenzehnten Jahre die Blattern noch nicht gehabt hatte, und die Generation vor 40 Jahren bekam mei-

ſtens noch natürliche Pocken. Dennoch ſehe ich nicht viel Pockennarbige.

Doch ich habe einen groſſen Abſtecher gemacht, um wieder zu unſerm Bauernhauſe zurückzukehren. In den Häuſern, die ſich etwas mehr Bequemlichkeit geben können, findet ſich ſogleich eine Sommerküche. Die Unreinlichkeit aus den Augen zu ſchaffen, iſt die erſte ihrer Bemühungen. Sollte man nicht vermocht werden, und berechtigt ſeyn, von hier aus auf eine allgemeine Anlage zum Schönheitsſinn zu ſchlieſſen? In ſo fern man Anlage zu einem Sinn haben könnte, was wohl eine Albernheit geſagt iſt. Ob aber der Beobachter dieſen Schluß beſtätigt fände? Wenn ich mich recht umſehe, ſo erſtaune ich, die Gegenſtände, alle das Gegentheil des Unangenehmen, und demnach dem Begriff von Schönheit nicht entſprechend zu ſehen. Wägt meine Worte, denn ich will hier Wortklauben, um Euch wo möglich keinen falſchen, das heiſt einen nachtheiligen Begriff zu geben. Die Menſchen, die Sachen und der Boden haben nichts, was die Phantaſie erhebt. Die Lithauiſche Jammerhöhle ruft jedes Gefühl von Schmerz und Haß in Dir auf, eine Berner Bauernwirthſchaft iſt eine Idylle!

Ja gerade zu! Denn Du bedarfst nur den Moment zu wählen, so ist das Leben dort idealisirt. — Denkt euch eines der allerliebsten Häuser um Deiswyl, die Schneeberge rechts, der blaue Jura links, die reiche, weiche lachende Aussicht von Wylhof, Seedorf, dem See, dem Buchenwalde, vor Dir. Du gehst durch einen schlängelnden Weg über einen Wiesenteppich, unter einem Dache von Obstblüten. Du hörst beim Eintritt in den Hof den lebendigen Brunnen reich, krystallhell in das große Becken fallen, von dem die großen schönen Kühe Dir entgegen sehen und dann langsam und zufrieden, ihren Hausgenossen erkannt zu haben, sich wieder zu dem perlenden Quell wenden. Du steigst die Stufen hinan. — Wenn nun Wilhelm dort wohnte? Wenn er mir nun seine Hand bot, wenn ich in jenem hellen, mit reinlichen Brettern bekleideten, Stübchen meine Bibliothek fände, wenn euch meiner Kinder liebe Gesichter am Abendtisch empfiengen, ein Blumenstrauß zum Geschenk auf meinen Platz gelegt, und einen Theil von Göthe neben der Milchschüssel aufgeschlagen, zur Feier des Tagesschlusses — was wär denn da idealisirt? könnte man in diesen Häusern nicht so leben? Wäre dann viel verändert vom Leben des Schweizerbauers zu uns?

»Idealiſiren wir aber einmal ſo ein holländiſches allerliebſtes Haus! dieſe prächtigen Buchen, die dreizehn und vierzehn Fuß im Umkreis haben, ſind in geraden Reihen gewachſen; dieſe Mauern von Backſteinen, deren völlig vollendete Bauart ſie wie eine Moſaik erſcheinen läßt, dieſer Hausehren, wo der Hans und die Grethe neben einem Theetopf ſitzen, die Gardinchen mit Frangen, die langen Jacken der Weiber, die Schnipfelhauben, die kein Haar zeigen, die geraden Kanäle, wo die Einbildungskraft niemals beſchäftigt wird, ſondern Wirklichkeit auf Wirklichkeit immer dem Fortſchritte Deines Wegs folgt; das Alles läßt gar keine Phantaſie aufkommen. Und dann das Andenken vergangener Thaten, das der Schweizer Bauer an ſeine Natur knüpft, iſt auch ſeelenerhebender, als eben dieſes Andenken, eben ſolcher herrlichen Thaten in dieſem Lande. — Ich betrat ja jenen claſſiſchen Boden ohne den Enthuſiasmus, der, weil er zu viel behauptet, wenig erweiſ't. Für mich war Tell nie ein Brutus, und Morgarten kein Termopylä. Ich ließ jedes für ſich beruhen — aber jene Schnee bedeckten Bergrücken, jene Felszacken waren mir heilige Zeugen jener einzelnen, ſchwer zu beweiſenden, vielleicht ſehr zweideutigen Thaten nicht ſowohl, als des göttlichen Funkens in der Menſchenbruſt, der

bei allem Göttlichen entglüht und Jahrhunderte lang diese Brust fortwärmt. Ich war auch hier bei Jahresfeiern vaterländischer Thaten. — Feiern, die wir Teutsche gar nicht kennen! — Ich wohnte in Oudewater einer Predigt bei, wo die Vertheidigung der Oudewater gegen die Spanier, unter Anführung einer ihrer Freiheitshelden im Jahr 1575. die Einnahme der Stadt und der Mord ihrer Einwohner, historisch vorgetragen wurde. Wie mir, bei der wenigen Kenntniß, die ich vom Holländischen besitze, schien, nicht ohne Interesse — nachher sang man den zwei und siebzigsten Psalm. Wie viel thun doch die Menschen, ohne die Bedeutung ihrer Thaten zu bedenken! Les't nur diesen selbstsüchtigen, blutdürstigen Psalm nach — dieses Abrechnen mit dem Herr Gott und dieses Hadern mit dem, der seine Schuldigkeit nicht beobachtet und sein Volk nicht beschützt hat! Können die Menschen an dem Tage, wo sie eine feindliche Eroberung feiern, diesen Psalm singen, ohne Anwendungen zu machen, die zu den schrecklichsten Resultaten führen würden? und wie manches Mal hörte ich in Teutschland Schillers Reuterslied mit allen seinen Strophen singen, und es wirkte — Gott sey Dank! — auch nichts. Mir ward in der Oudewater Kirche ganz wunderlich, wie der Geistliche mit sehr leben-

diger Deklamation den Jammer der eroberten Stadt schilderte, und gleich darauf diesen Psalm singen ließ. Die Menge um mich nahm größtentheils wenig Antheil, promenirte, schwatzte und stritt. Ihr werdet mir einwenden, daß diese Dinge durch die Wiederhohlung sich abnützen: dagegen führe ich aber den Zeitpunkt an, der eine neue Anwendung der oft wiederhohlten Worte verstattet. Ach nein! es ist nicht Gewohnheit — es ist Mangel an Entzündbarkeit und ich glaube nicht, daß eine menschliche Weisheit genau bestimmen kann, was diese hervorbringt, oder erstickt. Wir hörten doch schon in unsern Tagen einen Gesang, der in Tausenden den höchsten Enthusiasmus anzündete, zum Stück nicht den blutdürstigen des zwei und siebzigsten Psalms. — Nun! — wir gehen einen andern Weg, wir erziehen unsere Vaterlandssöhne und wenn die Teutschen einst eine Nation sind, so haben sie es, um sich eines alten Ausdrucks zu bedienen, dem Pakel zu danken.

Nachdem diese Mordpredigt, wie sie diesen Gottesdienst hier nennen, zu Ende war, gieng ich auf das Stadthaus, um ein historisches Gemälde zu sehen, welches diese Einnahme der Stadt darstellte. — Ich fand eine Art in Oel gemalten

Feſtungsplan, wo die Angreifenden und die Vertheidiger mit hinein gemalt waren, alſo nichts für die Kunſt: allein vor dieſem Gemälde fand ich ein zahlreiches Volk verſammelt und ein ehrenveſter Bürgersmann ſtand, mit einem Stabe auf die verſchiedenen Gegenſtände des Gemäldes deutend, und erklärte alle die Angriffs- und Vertheidigungspunkte. Hier war die Aufmerkſamkeit viel lebendiger, als in der Kirche. O ihr Menſchen, die ihr eine Geſchichte habt, die ihr Menſchen hattet, die der Nation gehörten — ſolche Erzählungen gebt eurem Volk! und dabei verachtet die kleinen Dekorationen nicht! Zeigt den Degen des Kriegers, der zuerſt die Mauern der belagerten Stadt beſtieg, zeigt den Hut eures Anführers, dem der feindliche Säbel den Kopf ſpaltete — nennt die Namen wieder vor dem Volke, und gönnt dem der ſo heißt, daß aller Augen ihn ſuchen. Ich legte meine Hand auf Tromps Bruſtharniſch und Ruyters ungeheuere Muskete und fühlte, daß die Weiber unſers Jahrzehends noch Mütter von Helden ſeyn könnten. Und ſind wirs nicht? bluteten, ſiegten unſere Söhne nicht, wie die gerühmteſten Krieger der Vorzeit? Daß ihr Volk ſie feiere und ſie werden wieder das Volk zu Thaten beleben!

Ich habe Euch einmal nach Oudewater ge-

führt und will Euch nun einen Augenblick von den kleinen Städchen in dieser Gegend etwas vorschwatzen. Es ist schwer, denn etwas ähnliches kennen wir nicht. Ich müßte einmal einen recht schmutzigen Novembertag aussuchen, um mich zu überzeugen, wie so ein Städchen schmutzig seyn kann, und daher kann ich Euch denn auch gar keinen Vergleichspunkt aufstellen. Das Gemäuer der Häuser ist alles vollendet, das Holzwerk scheint alles neu, das Fensterglas ist doppelt glänzend, auf den meistens zierlich mit Frangen besetzten Vorhängen, die das Innere der Zimmer verbergen. In diesen Städtchen, Woerden, Oudewater u. dergl (auch Tiel und Culenburg, das ich früher beschrieb) sind die Häuser wenig von der Erde erhöht, die meisten ganz ebener Erde, die Fenster gehen sehr tief herab, und im Fall das Haus gar keinen Grund hat, ist die untere Hälfte die meiste Zeit mit Läden verschlossen. Die Thüren nicht groß und oben immer noch mit einem hohen Fenster versehen, welches das Vorhaus erleuchtet, sind mit zierlich geschnittenen Bäumen bepflanzt, und ich muß den Zwang, den man der Natur anthut, als zweckmäßig anerkennen. So in die Breite gehalten beschattet der Baum die Fenster, ohne Licht und Luft der Straße und dem Hause zu nehmen. Vor der Thür sind Brustwehren, inner-

seine Bothſchaften, ſich mit einigen Brocken Ambroſia, und mit der Neige des Nectars begnügen.

Cybele. Dennoch hätten wir ihn bey der Mahlzeit am allernöthigſten. Er könnt' uns mit ſeinen Erzählungen unterhalten.

Momus. Ja, wenn der Gott der Wohlredenheit nur beſſer zu erzählen wüßte! Ich ſollte ſo, wie er, alle Winkel durchkriechen; da würdet ihr andre Dinge zu hören bekommen.

Cybele. Mährchen die Menge, in der Abſicht, einen luſtigen Einfall anzubringen! Die Menſchen wären dir noch immer nicht lächerlich genug; und im Erfinden —

Momus. Da rauſcht etwas im Vorzimmer. Gewiß der Knabe mit ſeinem Flügel-Hute.

Cybele. Willkommen, guter **Merkur**! So eben gedachten wir deiner. Aber warum dieſes finſtere Geſicht? Man ſollte glauben, du hörteſt und ſäheſt ſo viel, daß dir alle Grillen darüber vergehen müßten.

Momus. Ein wahres Unglück, wenn es einem an Laune fehlt, da zu lachen, wo es etwas zu lachen giebt!

Merkur. Oder wenn man nicht zufrieden iſt, blos zu lachen, was man auch übrigens dabey für eine Rolle ſpiele. Um die deinige pflegſt du dich nicht ſonderlich zu bekümmern.

halb welcher, auf glatten Steinplatten, einige Bänke ſtehen. Hat das Haus einen Laden, wo alſo Waaren herein geſchafft werden müſſen, ſo iſt der Zutritt zu den Bänken noch mit einem Eiſen verwahrt, unter dem Du jedesmal durchkriechen mußt, um zur Bank zu gelangen. Das thut aber der holländiſchen Beſonnenheit nichts. Ich bin gar nicht mehr ohne Beulen am Kopfe. — Die niedrigen Kajüttenböden in den Schuits, die Hinderniſſe über den Treppen in den größeren Schiffen, die Steuerruder, die Segelſtangen! Ich müßte ſechs Wochen auf einem Schiffe ſeyn, ehe ich mich genug bücken lernte.

Doch jetzt ſind wir auf dem feſten Lande, und wenn Du erlaubſt, ſo führe ich Dich über einen allerliebſten, mit Bäumen beſetzten, Marktplatz, vor der Kirche vorbei, die mächtige große, von der Scheere ehrerbietig verſchonte Buchen beſchatten, durch eine gerade, ziemlich breite Straße, wo ein freundliches Haus an das andere ſtößt, zu einem Mann, der bei uns Stadtſekretair heißen würde — alſo eine Art Magiſtratsperſon eines Oertchens, das ſo groß iſt wie Kanſtadt, wie Burgau, wie Oppenheim u. dergl. Von der Hausthür an liegen Strohmatten bis zu jeder Zimmerthür und neben dieſer noch eine Art runder Decke, aus langem

Binsen-Gras geflochten. — Ein recht ernsthafter Mann versicherte mich dieser Tage, er habe bei einem Bewohner der Hauptstadt vor der Thüre des Empfangzimmers einen Strohteppich gefunden, um diesen zu schonen einen Binsenteppich daneben, zur Erhaltung dessen eine wollene Decke, darüber noch ein grobes Leintuch geworfen war, um auch die wollene Decke zu schonen! Ach, und bei uns suchte ich oft vergeblich ein Eisen, um die Schuhe zu reinigen! — Der Herr Sekretair führte uns nun in ein Zimmer mit Oel gemalten Tapeten, welche Seegegenden, Schiffe und Fischereise darstellten. Solche Tapeten werden auf der Wand gemalt, und würden mehrere unserer Portrait-Maler würdiger beschäftigen, wie ihr jetziger Beruf. Ein Theetisch mit schönem Porzellan, die Tische und Stühle von dunkelm, spiegelglattem Holze, die erstern immer mit Wachstuch überzogen, aber von einem hölzernen, zwei Hand breiten Rahmen eingefaßt, wodurch sie ein geputztes Ansehen erhalten. In demselben Hause fand ich noch vier bis fünf eben so artige Zimmer, das Geräthe allgemein altvätrisch nach unsern Begriffen, aber glänzend neu erhalten, kein einziges Kanapé, die sind in den ersten Häusern selten, aber sehr große Spiegel — wenig Papiertapeten, aber schöne wollene Tapeten,

auch das alte goldene Leder mit gepreßten Blumen, wie man bei uns noch hie und da in alten Schlöſſern findet. — Keine Chiffonieren, aber große mit Glasthüren, oder wie in dem einen Zimmer meines Sekretairs, mit Spiegelthüren verſehene Treſorſchränke. Die Betten waren alle in der Wand angebracht, ſo daß man z. B. in dem Kinderzimmer keins erblickte. Für die Geſundheit erwarte ich von dieſer letzten Sitte ganz entſchieden ſchlechte Folgen. Zuletzt blickte ich denn auch in die Küche, die mit blau und weißen Flieſen glänzte, alles Holzwerk himmelblau, alles Geräth golden glänzend, ſymmetriſch geordnet. Da es Mittagszeit war, wunderte mich der blinkende Feuerloſe Heerd, und ich erwartete eine Kriegsliſt — indeß führte man mich durch ein kleines Gartenzimmerchen, in dem wieder Fußteppich, Spiegel und Porzellangefäßchen auf dem Spiegeltiſche nicht fehlten, in den Garten. Blumen und Gemüße ſind hier in ſchönſter Ordnung, rund umher ſind die Wege mit grau und ſchwarzen Steinen in eine Art Moſaik gepflaſtert, und die Beete mit Buchsbaum eingefaßt. Plötzlich ſteh ich an einer niedern Hütte, die ein Paar alte Teppiche bilden, über vier Pfoſten geſpannt, von beiden Seiten wehrten ein Paar kleine breterne Schirme den Wind ab, und

innerhalb dieſes vier Fuß breiten Raums, hieng ein Fleiſchkeſſel, ſtand ein Kaſteroll mit Erdäpfeln — kurz hier bereitete man die Mahlzeit der Familie. Es war die Sommerküche, welche es möglich machte, die Küche im Hauſe ſo glänzend und geſchmückt zu erhalten. In andern Häuſern dieſer Art, ja bei Bauern und Handwerkern auf den Dörfern, fand ich ſchon getrennte, ganz kleine Gebäude neben dem Hauſe, wo eine Küche und eine kleine Stube angebracht waren. Hier war der eigentliche Lebensſchauplatz dieſer Leute, und ihr Haus, eigentlich ein bloßes Bewußtſeyn, kein Genuß. — Allein auch dieſes Plätzchen iſt reinlich und geordnet. Die tägliche Nahrung des Holländers iſt ſehr einfach, ſelbſt die reichſten Familien von altem Schrot und Korn gehen davon nicht ab; ein Stück Fleiſch, ein Gemüſe, und ſehr ſelten mehr wie dieſes, macht ſeine Tafel aus. Allein, wenn er ſeine Familie verſammelt, wenn er Gäſte ladet, dann iſt das Wohlleben ungeheuer — dann kommen ſie auf Luculliſche Einfälle. — So gab vor einiger Zeit ein Amſterdammer zwanzig Perſonen eine Mahlzeit von Barſchen-Milchen. — Der Fiſch ward zurückgelegt und die Milch allein behagte dem übermüthigen Gaumen. —

Th.....

IV.

Correſpondenz-Nachrichten.

I.

Nachrichten aus Petersburg.

Petersburg den 29 Julius 1810.

Vor kurzem iſt der Hofrath und Doktor Feßler zur Geſetz-Kommiſſion verſetzt worden, und verläßt nun ſeine Stelle und Wohnung im Alexander-Newski Kloſter, wo er, gewiß nicht durch ſeine Schuld — denn er will überall was gut und recht iſt — in allerlei Verdrießlichkeiten gekommen war. Die Geiſtlichkeit war gleich Anfangs mit ſeiner Anſtellung unzufrieden. Sie würde auch jeden andern mit ſcheelen Augen angeſehn haben, der nicht e gremio geweſen wäre.

Von neuen Literaturwerken bekommt man jetzt hier faſt gar nichts zu ſehn, weil theils der gefallene Werth des Papiergeldes, theils der dadurch noch mehr geſteigerte Landtransport alles auf eine ungeheure Art vertheuert. So mußte einer meiner Freunde neulich für den bloßen Index des Zweibrücker Diodorus Siculus 16 Rubel be-

zahlen. Sie können ſich leicht vorſtellen, wie theuer die Sachen in Moskau oder noch tiefer landeinwärts ſeyn mögen. Das empfinden denn die aus dem Auslande hereinberufenen Profeſſoren ungemein ſchmerzlich.

Profeſſor Seidelmann aus Dresden hat hier am Hofe ſehr viel Auszeichnung erhalten. Er hatte freie Wohnung in der Kaiſerlichen Eremitage, wo unſer wackerer Collegienrath von Köhler ſich dieſes Nachbars ſehr erfreute; er hatte freie Equipage, Bedienung und — Beſchäftigung, ſo viel er wollte. Außer der von ihm ſehr glücklich bewirkten Reſtauration der mit einigen Flecken, die durch eingedrungene Näſſe veranlaßt worden waren, hier angekommenen großen Sepie-Kopien von der Dresdner Gallerie, übertrug er auch zwei Lieblingsbilder des Kaiſers aus der kaiſerlichen Gallerie hin, eine Geburt von Rembrand und eine Cäcilie von Carlo Dolce in ſeiner unübertroffnen Sepie-Manier, zur größten Zufriedenheit des Kaiſers, der ihm mehrmals durch ſeinen Hofmarſchall von Tolſtoi die angenehmſten Dinge ſagen ließ. Er iſt mit ſehr anſehnlichen Aufträgen für Dresden und Paris von hier abgereiſet. Als glücklicher Porträtmaler zeichnete ſich hier auch ein junger Vogel, Sohn des verdienten Profeſſors in Dres-

den, ſehr aus. Er hat mehr Beſtellungen, als er zu fertigen vermag.

Des Kollegienraths von Köhler numismatiſche und antiquariſche Abhandlungen über die tauriſche Halbinſel und die Küſtenländern am Pontus rücken im Drucke nur langſam fort. Sie werden gar nicht in den Buchhandel kommen, da nur 100 Exemplare davon überhaupt gedruckt und verſchickt werden ſollen.

Der ſpaniſche Geſandte an unſerem Hofe, der General Pardo de Figueroa, der eben jetzt eine Luſtreiſe nach Moskau gemacht hat, läßt ſeine griechiſch-metriſche Ueberſetzung von 12 Oden des Horaz, wovon er jede einem ſeiner Freunde zugeſchrieben hat, jetzt hier abdrucken. Aber auch dieſer Abdruck wird bloß zur Vertheilung für Freunde veranſtaltet. — Die Karten und Kupfer zu Kruſenſterns Reiſe ſind nun alle vollendet und der Druck des Werks auch. —

2.

Nachrichten aus Paris.

Paris den 10 September 1810.

Zu den thätigſten Männern, die Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt mit bedeutenden Aufopfe-

rungen befördern, — ſweiße Raben, in dieſen Zeiten des abſoluteſten Egoismus und der ſelbſtſüchtigſten Genußgier — gehört unſer wackerer Dubois-Maiſonneuve, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und ein Kenner der exacten Wiſſenſchaften und Naturlehre. *) Als ſolcher hat er ein un-

*) Früher gab er einen ungemein nützlichen Nouveau Voyage en France avec 24 itinéraires pour les différentes parties de l'Empire mit einer Reiſecharte und Tabelle heraus, der auch für Fremde ſehr nützlich iſt. (Paris, Debray 1806 in zwei Bänden.) Eine neue Ausgabe davon wird nächſtens erſcheinen. Er nahm auch großen Antheil an der neu geſtifteten Société des amateurs des Sciences physiques et naturelles in Jahr 1807, die aber bald, vom Gouvernement autoriſirt, den Titel: Société des sciences physiques annahm und nun regelmäßig ihre Sitzung im Oratoire hat. Im zweiten Bande der Notices, welche dieſe aus den trefflichſten Forſchern beſtehende Geſellſchaft erſcheinen läßt, befindet ſich eine ſcharfſinnige Abhandlung des Herrn Dubois-Maiſonneuve über den Urſprung unſerer ſogenannten arabiſchen Ziffern, die er gleichfalls aus Indien ableitet, aber ihre Entſtehung aus den einfachſten geometriſchen Diagrammen darthut, wozu eine Kupfertafel geſtochen iſt. Sie wird auch einzeln verkauft, unter dem Titel: Essai sur la configuration géometrique á donner

gemein nützliches und viel umfassendes Journal in Verbindung mit seinem Freunde, den gleicher Eifer für Mathematik und die Naturwissenschaft belebt, dem Herrn Jacquelin Dubuisson unter dem Titel: Annales des Sciences et des Arts *) unternommen, wovon nun drei Theile, für das Jahr 1808 zwei, und für das Jahr 1809 einer, erschienen sind. Unter allen Sammlungen der Art ist dies die vollständigste und die verständige Auswahl und Kürze des Vortrags, der doch alles Wesentliche umfaßt, macht den Redactoren große Ehre. Allgemeine Entdeckungen in der Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Medizin, Agronomie und Thierarzneikunde; alle Preise von Preisschriften, alle in Frankreich in diesen Fächern erscheinende Schriften und einzelne Abhandlungen, der Nekrolog der in diesen Fächern sich auszeich-

aux caractères numériques vulgairement appelés chiffres Arabes, Paris, chez Egron rue des Noyers No. 49 und verdient genauere Prüfung und Beherzigung.

H.

*) Diese Annales des Sciences et des Arts erscheinen beim Buchhändler Colos in Paris und jeder Band von mehr als 500 Seiten in gr. 8. kostet nur 6 Franken.

nenden Personen wird hier in lichtvoller Ordnung aus mehr als 40 gelehrten Societäten, und aus allen Annalen und Bulletins dieser Wissenschaften zusammengestellt. Die Redactoren hofften zwar, den Jahrgang 1809 nur in einem einzigen Band zusammenfassen zu können, allein die Fülle der Materialien war zu groß. Der zweite Band des Jahres 1809 wird in wenigen Wochen erscheinen und die sämmtlichen medizinischen und ökonomischen Wissenschaften, unter diesen auch interessante Nachrichten von Fellenbergs Institute in Hofwyl, enthalten.

Außer dieser, gewiß sehr verdienstlichen, Unternehmung wird aber Hr. Dubois-Maisonneuve auch Herausgeber des Prachtwerkes der Peintures des Vases antiques, wozu die Umrisse von Clener, der ehedem bei W. Tischbein in Neapel arbeitete und die meisten Vasenzeichnungen des tischbeinischen Vasenwerks in Kupfer stach, nach den merkwürdigsten Originalvasen in und außer Paris, die noch nicht edirt waren, gestochen und von dem hochverdienten Pariser Archäologen Millin mit einem gelehrten Kommentar erläutert werden.

Es wird auch Ihnen gewiß Vergnügen machen,

mern. Nur Gelegenheit zu ſpotten: nachher nimmſt du den Leuten nichts mehr übel.

Momus. Mit dem Uebelnehmen verdirbt man ſich den beſten Spas. Wer aber hat dir jetzt etwas zu Leide gethan?

Cybele. Und wo? In welchen Gegenden biſt du herum gereiſt?

Venus. Haſt du die Pariſer Puppe mitgebracht?

Merkur. Nicht alle zugleich, wenn ich bitten darf! Herumgereiſt bin ich in Teutſchland; etwas zu Leide gethan hat man mir überall. Die Pariſer Puppe bring' ich nächſtens.

Cybele. Gieb dich zufrieden, mein Sohn, Vater Jupiter ſoll dich rächen.

Vulkan. Mit ſeinem neueſten Donnerkeil. Heute noch hab' ich ihm einen geſchmiedet, der gewiß nicht fehl geht.

Bacchus. Hoffentlich wird es mit dem Donnern Zeit haben, bis die Tafel aufgehoben iſt. Ich dächte, wir lagerten uns.

Jupiter. Das wollen wir. Und du, Ganymedes, reiche dem Ankömmling einen Labetrunk, damit ihm die Zunge geläufig werde.

Momus. Sonſt bedarf er deſſen nicht.

Merkur. Wäreſt du noch auf Lob und Tadel auf-

zu vernehmen, daß dieses Werk, dessen glänzende Außenseite dem innern Gehalt vollkommen entspricht, mit der 24sten Lieferung, die zu Anfang des Septembers wirklich ausgegeben worden, nun geschlossen ist. Das Ganze umfaßt zwei Bände in Royalatlas-Format, 144 Kupfertafeln und ungefähr 130 Blatt Text, mit Didotschen Lettern gedrukt. Die Lieferung kostet in Paris 18 Franken. Man hat auch Exemplare mit colorirten Kupfern, dergleichen auf allen grosen Bibliotheken wenigstens eins seyn sollte *)

*) Das auf der Königl. Bibliothek in Dresden befindliche colorirte Exemplar wird von allen Fremden mit Bewunderung der Sauberkeit und Nettigkeit der Ausführung gesehen. Herr Dubois erfand für das Auftragen der Farben besondere Kunstgriffe, wodurch das Schwierige (l'Empâtement) der frühern colorirten Vasenwerke, z. B. des kostbaren d'Hancarvillischen, völlig vermieden wurde. Für Decorationskünstler und Maler-Akademien ist ein solches colorirtes Exemplar von größtem Werth, indem auch die alten Arabesken und phantastischen Einfassungen hier mit vielem Geschmack in Farben angegeben sind. Man bestellt Exemplare entweder in Paris beim Herausgeber selbst, chez l'éditeur Mr. Dubois-Maisonneuve, rue de Tournon No. 4. oder bei Didot dem ältern, oder bei Treutel und Würz in Straßburg. B.

Es gereicht dem Herausgeber gewiß zur großen Ehre, daß er in diesen schweren Zeiten, wo das Bedürfniß und die Bangigkeit vor der Zukunft so manchen Bibliophilus entkräftet oder lähmt und wo nur die Prachtwerke allenfalls noch gekauft werden, die der Eitelkeit fröhnen, mit einem Aufwand von vielen Tausend Franken dies Prachtwerk zum Nutzen der Alterthumskunde verlegte und trotz aller Hindernisse durchführte. Auch ist ihm mehr als eine öffentliche Belobung darüber zu Theil geworden. Die beste wird seyn, wenn er durch kräftige Unterstützung des Publikums bald entschädigt wird. An Gewinn ist bei einem solchen Werke so nie zu denken!

Herr Millin hat seinen Cours d'histoire héroique mit großem Beifall, wie gewöhnlich, geendet. Das Programm dazu unter gleichem Titel ist auf 146 Seiten in 8. (bei Sajou in Paris) in Druck erschienen und als zweiter Theil zu seinem letzten Cours: Exposé du Cours de Mythologie anzusehn. Sehr willkommen sind die auch im Programm bei jeder Fabel aus der griechischen Heroenwelt angezeigten, noch vorhandenen Denkmale der alten Kunst, worauf die Fabel abgebildet ist. Jetzt beschäftigt sich Millin mit der Herausgabe des vierten und letzten Theils seines gelehrten und viel

ſeitigen Voyage dans les départemens du midi, der zu Oſtern 1811 gewiß erſcheinen wird.

Der Buchhändler Schöll in Paris, deſſen Verdienſte um die Herausgabe des groſsen Humboldiſchen Reiſewerks und zuletzt beſonders der prächtigen Vues des Cordillères, wovon in dieſen Tagen der dritte Heft erſcheinen wird, ſo wie überhaupt um die Verbreitung der teutſchen Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker in Frankreich, mit Achtung genannt zu werden verdienen, wird uns zu künftiger Oſtermeſſe einige ſehr intereſſante Werke zur alten Geographie und Literatur bringen. Dahin gehört beſonders eine ganz neue Bearbeitung von Arrians Indica durch den jüngern Schweighäuſer, wobei mehrere Pariſer Handſchriften verglichen und alle neuern Quellen zur Aufklärung der darin enthaltenen Nachrichten aufs ſorgfältigſte benutzt worden ſind. Das Hauptwerk wird eine franzöſiſche Ueberſetzung in gr. 4. mit Karten von Barbié du Bocage und andern Hülfsmitteln ſeyn. Es ſoll aber auch der griechiſche verbeſſerte Text beſonders abgedruckt werden.

Noch iſt die verſprochene griechiſche Ausgabe von Longus Paſtoralien mit den, aus der Florentiniſchen Handſchrift ergänzten Lücken von Courier nicht erſchienen, ſondern bloß eine franzöſiſche Ueberſetz-

ung bei Renouard. Der Florentiniſche Bibliothekar del Furia hat ſeine Anklage wegen des mit Dinte unheilbar beſprigten Codex gegen Courier auch hieher geſchickt, in einem beſondern italieniſchen Tractät, worin auch der Dintenfleck in Kupfer geſtochen iſt. Die Helleniſten und Gelehrten von Profeſſion ſind allgemein ſehr unwillig über dieſe, durch Zufall nur zu entſchuldigende Verſündigung und verlangen, daß ſich Courier und Renouard laut rechtfertigen ſollen. —

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. Peter Milon, an ſeine Kinder und Enkel. . 81
2. An Aſterius. 84
3. Abendfeier. 85
4. Dem Edelſten. 88
5. Das wahre Leben. 89
6. Zaubereien der Liebe 1806. 90

II. Die Poetik des Ariſtoteles. 93

III. Fragmente aus dem Tagebuche einer teutſchen Frau auf einer Reiſe durch Holland im Sommer 1809. (Fortſetzung.) 119

IV. Correſpondenz-Nachrichten.

1. Nachrichten aus Petersburg. 139
2. Nachrichten aus Paris. 141

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

4. Stück. September 1810.

I.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Allgemeine Juſtiz- und Polizei-Blätter. Herausgegeben von dem Regierungs- und Kreis-Rathe Hartleben zu Offenburg. Für Recht, Sicherheit und Cultur. Junius 1810.

Inhalt.

60. und 61. St. Neues peinliches Geſetzbuch für das franzöſiſche Kaiſerreich. Einleitungs-Rede, mit welcher es dem geſetzgebenden Corps vorgelegt wur-

de. — Ueber den Urſprung des Maaßes und Gewichtes. — Verordnung über das Haus-Geſinde in Caſſel. — Hallen für den Verkauf der Lebensmittel zu Paris. — Neue Polizei-Verfügungen für die Pferdeverleiher zu Paris. — Die Landwirthſchaft auf den Fürſtl. Lichtenſteiniſchen Gütern.

62. St. Geſetz über die Erhebung der Conſumtions-ſteuern ꝛc. — Der neue Audienz-Saal des Criminal-Gerichtshofes zu Paris.

63. St. Perſonal-Steuer in dem Königreich Weſtphalen. —

64. St. Geſetz über die Erhebung der Conſumtions-Steuern ꝛc. (Fortſetzung.) — Methode des franzöſiſchen Gouvernements, die Schutzpocken-Impfung ohne Zwangsmaaßregeln zu verbreiten.

65. und 66. St. Neue noch ungedruckte eben erſchienene Königl. Decrete für Weſtphalen. — Geſetz über die Erhebung der Conſumtions-Steuern ꝛc. (Beſchluß.) — Die im Mainkreiſe kurſirenden falſchen Scheidemünzen.

67. St. Fortſchritte zu Verbeſſerung des Zuſtandes der Grundeigenthümer im Königreiche Weſtphalen. — Merkwürdige Verhandlungen vor franzöſiſchen Tribunalien. — Verbot der Hazardſpiele zu Berlin. — Leichtes Mittel zu Vertilgung der Raupen.

68. und 69. St. Feueranſtalten zu Paris. Pompiers. Rettungsmaſchinen. (Fortſ.) — Großherzogl. Badiſche Verordnung für die Univerſitäten Heidelberg und Freiburg. — Ein Blick auf den Stand der Armenanſtalt Hamburgs iſt in ſtatiſtiſcher Rückſicht merkwürdig.

II.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Europäiſche Annalen 1810. Siebentes Stück.

Inhalt.

I. Geſchichte des Kriegs zwiſchen Dänemark, Großbritannien und Schweden.

Zweiter Abſchnitt. Von der Landung der Engländer auf Seeland bis zu ihrem Abzug. (Fortſetzung.)

II. Militäriſche Blicke auf Bosnien.

III. Tagebuch des franzöſiſch-öſterreichiſchen Feldzugs im Jahre 1809.

Dritter Abſchnitt. Vom Treffen bei Ebersberg bis zur Schlacht bei Eßlingen.

IV. Darſtellung der Schlachten auf dem Marchfelde. Mit dem Plan eines Theils des Marchfeldes bei Wien. (Dieſer Plan wird mit dem nächſten Hefte geliefert.)

V. Kleine hiſtoriſche Denkwürdigkeiten.

III.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. Junius.

Inhalt.

Nro. 131. Weibliche Lebenskraft. Von L. v. Wildungen. — Der Bindenbau in der Schweiz. Von — e —. — Correſpondenz-Nachrichten aus Frankfurt. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 11.

Nro. 132. Einige Worte zum Andenken des jüngſtverſtorbenen franzöſiſchen Schriftſtellers und Akademikers Bitaubé. Von J. G. S. — Ueber die Umſchaffung der Geographie. Von Prof. Keyſer. — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. — Charaden. — Auflöſung des Räthſels und der Charade in Nro. 126.

Nro. 133 Der Engländer erſte Landung in Irland. — Berichtigung Von Rektor Groß in Ulm. — Notiz. — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris, Hamburg. — Beilage: Monats-Register vom Mai.

Nro. 134. Der Engländer erſte Landung in Irland. (Forts.) — Als Guido ſtarb. Von Hz — Vermiſchte Nachrichten. — Correſpondenz-Nachrichten aus Frankfurt am Main.

Nro. 135 Fügers Meſſiatiſche Darſtellungen. Von M — Der Engländer erſte Landung in Irland. (Beſchluß) Von W. Lindau. — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Extra-Beilage zum Morgenblatt Nro. 8.

Nro. 136. Der Frühlingsſänger. Von C. Groß. — Die Feier des Maies in Würtemberg. Von Rbck. — Zur Geſchichte der Leſe- und Schrei-

bekunſt. Von J. K. Höck. — Correſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 137. Ueber die erſten Fortſchritte der Literatur in England bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. — Epigramme von Martyni-Laguna. — Correſpondenz-Nachrichten aus Zürich, Wien.

Nro. 138. Ueber die erſten Fortſchritte der Literatur in England bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (Beſchluß.) — Notiz. Von B —. Correſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — Räthſel. — Auflöſung der Charaden in Nr. 132.

Nro. 139. Liebe und Pflicht — Ritter oder Ritterin D'Eon? — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 140. Die Neger auf St. Domingo. (Aus Descourtils Reiſen.) — Liebe und Pflicht. (Fortſ.) — Ueber Amors Statue. Hoffnung. Weite von Hg. — Correſpondenz-Nachrichten aus München, Rom.

Nro. 141. Wagen von Hrn. Anaée's Erfindung in Paris. (Mit einem Kupfer.) — Anekdote von Montesquieu. — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. — Berichtigung.

Nro. 142. Die Neger auf St. Domingo. (Fortſ.) — Liebe und Pflicht. (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Zürich.

Nro. 143. Liebesboten. (Von Emil Freihr. v. Göchhauſen. — Liebe und Pflicht (Fortſ.) — Die Hausuhr. Von Hg. — Correſpondenz-Nachrichten aus Leipzig.

Nro. 144. Beitrag zur Geſchichte des Don Carlos. Von Lindau. — Romance imitée de Schiller. (An Emma.) Von G. — Widerſprüche. — Ein Cursus logicus in Karten. Von J. K. Höck. — Grundzüge der Kunſt,

das menschliche Leben zu verlängern, entworfen von einem Criminalisten. Von J. K. Höck. — Correspondenz-Nachrichten aus Hamburg, Heidelberg. — Charade. Logogryph. — Auflösung des Räthsels in Nro. 138. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 12.

Nro. 145. Nachricht von einem antiken Skarabäus. Von Kanne. — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 146. An Wilhelmine v. Knebel in Dessau, welche den Autor nach dessen Bekanntschaft zu Wörlitz mit einem Gedichte beehrte. Von M. A. von Thummel. — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Eine neue Erfindung. — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Hamburg, Strasburg.

Nro. 147. Ein Wort über Vogler. Von Melos. — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Kunst-Notizen. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 148. Die neuen Anlagen in Stuttgart. — Liebe und Pflicht (Beschluß.) Von Hft. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris, Berlin.

Nro. 149. Fest, gegeben von der Stadt Paris am 10. Junius. — Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich, dargebracht von der Carlsbader Jugend, den 6 Juni 1810. — Curiositäten der Literatur. — Vermischte Nachrichten. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Stuttgart.

Nro. 150. Bruchstücke zur Literatur und Sittengeschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes. — Sonderbarer Selbstmord. — Rathschuß eines Dachstuben-Autors. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin. — Charade. Räthsel. — Auflösung der Charade und des Logogryphs in Nro. 144.

Nro. 151. Recht der Blutrache im fünfzehnten Jahr-

aufmerkſam; ich erzählte dir von dort unten Geſchichten, bey welchen der Muthwille dir vergehen dürfte. Wenn die Leute mir nicht geziemend begegnen; ſo haben ſie dich ganz und gar vergeſſen.

Momus. Vor Zeiten war ich doch berühmt genug.

Merkur. Berüchtigt willſt du ſagen. Alle Bücher fiengen mit einem Sendſchreiben an den Momus an, deſſen ich wenigſtens, an deiner Stelle, gern entbehrt hätte.

Momus. Und jezt?

Merkur. Jezt iſt dein Nahme längſt aus der Mode gekommen, ob es dir gleich an Nachfolgern nicht mangelt, die, wenn du mir es erlauben willſt, ein wenig beſſer reden, als du damals redeteſt, aber in kurzem noch unbekannter ſeyn werden, als der alte Momus.

Thalia. Du wirſt doch von ſolchen Leuten nicht an der Tafel der Götter ſprechen? Erzähl' uns lieber, was man von dir ſagt.

Merkur. Nichts ausdrücklich Böſes; allein ſie verachten mich. Aus dem Götter-Geſandten, welcher die wilden Sitten der Völker umbildet, und mit ſeinem goldnen Stabe den Schatten der Unterwelt gebietet, machen ſie einen gemeinen Bothen, der nichts weiter, als fliegen kan; und dieſes kaum. Ihr ſolltet mein Bildniß ſehen,

hunderte. — Gnome von Hg. — Bericht der Arbeiten des Administrations-Conseil der Societät zur Aufmunterung der National-Industrie zu Paris während des Jahres 1809. — Damen-Anzüge bei der Hof-Gala zu London am 18. Januar. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 152. Marion de Lorme. Von J. — Bericht der Arbeiten des Administrations-Conseil der Societät zur Aufmunterung der National-Industrie zu Paris während des Jahres 1809. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin. — Musik-Beilage: Italienisches Lied Nro. X. Liebesgefühl.

Nro. 153. Fünfzigjährige Jubelfeier des Hrn. Regisseur Scholz zu Breslau. Von — r —. — Aus einem Schreiben des Majors von B. an seine Frau, auf seinem Marsche nach Spanien mit Herzogl. Sächsischen Truppen. — Ueber die Beleuchtung mittelst des durch Destillation verbrennlicher Stoffe gewonnenen gekohlten Wasserstoffgases. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris, Gotha.

Nro. 154. Der Hamburgische Nachtwächter und lyrische Dichter Eggers. — Notizen. — Correspondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin.

Nro. 155. Ein Wort für die Todesanzeigen in den Zeitungen. Von Weisser. — An Alex. Von Hg. — Die Neger auf St. Domingo. 4. 5. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 7.

Nro. 156. Auf Luisens Tod. Von Hgg. — Ein Wort für die Todesanzeigen in den Zeitungen. (Beschluß.) — Die Neger auf St. Domingo. 6. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien. — Charaden. — Auflösung der Charad. und des Räthsels in Nro. 150. — Beilage: Monats-Register vom Junius.

IV.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. Juli.

Inhalt.

Nro. 157. Pax et Hymen. Von V. Sipos. — Nachtrag zu Bettinelli's Leben. Von R*. — Ehrlmuth einiger Armen. (Eine wahre Anekdote.) Von L. v Bazko — Ehlicher Liebesverlauf. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 158. Uebersetzungen des Shakespear. Von Rbck. — In das Stammbuch der Mad. Hendel in Bezug auf ihre mimischen Vorstellungen zu Gotha, den 17. Jan. 1810. Von v. Thümmel. — Correspondenz-Nachrichten aus Cassel.

Nro. 159. Fußreise über die würtembergische Alp an den Bodensee. — Kerners botanische Handzeichnungen. — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Riga, Würzburg.

Nro. 160. Mythologische Arabesken. — Fußreise über die würtembergische Alp an den Bodensee. (Fortsetzung.) — Vermischte Nachrichten.

Nro. 161. Aeneas, der Fromme. Von Weisser. — Mythologische Arabesken. (Beschluß.) Von Böttiger. — Drei Fabeln der Marie de France. Von Hg. — Correspondenz Nachrichten aus Jassy, aus Ungarn und München.

Nro. 162. Nekrolog. Johann Gottfried Seume. — Die Zahl der Zeit. Von Horstig. — Cor-

respondenz-Nachrichten aus Paris, Stettin. — Charade. — Räthsel. — Auflösung der Charaden in Nro. 156.

Nro. 163. Oeffentliche Feste in Paris. — Fußreise über die würtembergische Alp an den Bodensee. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 164. Dagincourt. — Oeffentliche Feste in Paris. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Ungarn, München.

Nro. 165. Der Mad. Hendel mimische Darstellungen in Hamburg. — Dem Andenken Anton Seignoret's. Von J. K. Höck. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris, Bern.

Nro. 166. Das Frohnleichnamsfest in Paris. — Aeneas, der Fromme. Von Weisser. (Forts.) — Fußreise über die würtembergische Alp an den Bodensee. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 167. Etwas über die venetianischen Sitten. — Fußreise über die würtembergische Alp an den Bodensee. (Forts.) — Erstes Gesetz des Zechklubbs in Krähwinkel. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Hanau, Mainz.

Nro. 168. Ein Paar Worte über eine Recension von Goethe's Wahlverwandtschaften, und über eine andere des ersten Buchs der Wanderjahre Wilhelm Meister's. Von D. a. d. W. — An Musarion. Warnung. Beide von Hg. — Kleine Mannichfaltigkeiten. Von J. W. Peterſen. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Hanau. — Charade. — Auflösung der Charade und der Räthsel in Nro. 162. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 13.

Nro. 169. Launen des Schicksals. — Fußreise über die würtembergische Alp an den Bodensee. (Fortsetzung.) — Correspondenz-Nachrichten aus

Paris. — Extra-Beilage zum Morgenblatt: Nro. 9.

Nro. 170. Troubadours Lied an die Sicilianer. Von Conz — Launen des Schickſals. (Fortſ.) — Epigramm. Von v. Thümmel. — Lavaters Anſichten von der Kunſt. Von M. — Der Abt von Marchthal über die böſen Weiber im dreizehnten Jahrhundert. — Correſpondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro. 171. Die böhmiſchen Heilbäder. — Ventoſus Grabſchrift. Von Hg. — Launen des Schickſals. (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 172. Ueber Bildungs- und Unterrichts-Anſtalten des Königreichs Italien. — Launen des Schickſals. (Fortſ.) — Fußreiſe über die würtembergiſche Alp an den Bodenſee. (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Berichtigungen.

Nro. 173. Herder an Millin. — Launen des Schickſals. (Beſchluß.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. — Extra-Beilage zum Morgenblatt: Nro. 10.

Nro. 174. Adelſtolz und Genealogien der Alten. Von Perlet. — Armenanſtalten Italiens. Von P. — Notizen über Keplern. Von C. L. G. — Correſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Räthſel — Auflöſung der Charade in Nro. 168.

Nro. 175. Xeneas der Fromme. Von Weiſſer III. — *Fußreiſe über die würtembergiſche Alp an dem* Bodenſee. (Fortſ.) — Correſpondenz-Nachrichten aus Oſen und Paris.

Nro. 176. Nachrichten von den neueſten Arbeiten namhafter Künſtler aus Rom. — Neue gemeinnützige Stiftungen in Hamburg. — Fußreiſe über die würtembergiſche Alp an den Bodenſee.

(Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Dresden.

Nro. 177. Gregoire an Joel Barlow. Zweiter Brief. — Nachrichten von den neuesten Arbeiten mehrerer Künstler aus Rom. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Dresden, Hamburg, Berlin.

Nro. 178. Drei Artikel aus dem historischen A B C eines vierzigjährigen Hennebergischen Fibelschützen. Von K. Wagner. — Fußreise über die wurtembergische Alp an den Bodensee. (Beschluß.) — Schlechte Versionen. Von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 179. Zwei Gedichte. Von v. Matthisson. — Hartmanns neuestes Gemälde. Von v. B. — Thomata und gelegentliche Bemerkungen von Karl Morgenstern. — Notiz. — Correspondenz-Nachrichten aus Cassel.

Nro. 180. Ein noch im Jahre 1437 gerichtlich angeordneter Zweikampf. — Cäsar Peter. (Aus Johann v. Müllers hinterlassenen Schriften.) — Thomata und gelegentliche Bemerkungen von Karl Morgenstern. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Wien. — Räthsel. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 174. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 14.

Nro. 181. Renaut, der Fromme. Von Weisser. (Beschluß.) — Bruchstücke zur Literatur- und Sittengeschichte Frankreichs seit der höhern Ausbildung der Sprache und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes. — Die Kunst, thierische und Pflanzenstoffe lange zu erhalten. — Julius Mnemonik. Notiz über Amönen. Jungfräuliche Nothhülfe. Sämmtlich von Hg. — Correspondenz-Nachrichten aus Cassel,

Paris, Berlin. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 8.

Nro. 182. Ueber Seume's Tod. Von Martyni-Laguna. — Zustand der Wissenschaften im Kloster St. Gallen im neunten Jahrhundert. — Bruchstücke zur Literatur- und Sittengeschichte Frankreichs seit der höhern Ausbildung der Sprache und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes. — Correspondenz-Nachrichten aus Petersburg.

No. VIII.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs, und des Geographischen Instituts

zu Weimar,

so wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunsthandlung

zu Rudolstadt

von allen im Laufe des Monats bei diesen Instituten erschienenen literarischen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

August. 1810.

I. Anzeigen.

1.

Ankündigung

wegen Fortsetzung des Allg. Europäischen Staats- und Addreß-Handbuchs f. d. J. 1811.

Seit dem Erscheinen des Allgemeinen Europäischen Staats- und Addreß-Handbuchs für das Jahr 1809, machten die neuen politischen Verwickelungen und die Ungewißheit, welche über der Verfassung der Staaten des rheinischen Bundes schwebte, eine Fortsetzung, die gerade diese Staaten betreffen sollte, unmöglich. Selbst die unverbundenen größeren

Europäischen Mächte standen zum Theil in so ungewiß schwankenden Beziehungen, daß eine Revision des ersten Bandes noch zu wenig Entscheidendes bringen konnte. — Jetzt, nach der Crisis zweier Jahre, wo sich so Vieles wundervoll vor unsern Augen umbildete, wo aus den Begebenheiten der Zeit das Bild der Zukunft fester hervortritt und in der Form des Ganzen vielleicht nur noch die letzte Abrundung fehlt; jetzt möchte es nicht mehr übereilt seyn, dem Publicum das Staatshandbuch für 1811 anzukündigen.

Der Verfasser des ersten Bandes, Herr Professor Hassel, kam in andere Geschäftsverhältnisse und mit dessen Zustimmung übertrug die Verlagshandlung die Ausarbeitung des zweiten Bandes, so wie die Umarbeitung des ersten, dem Unterzeichneten, der es sich zur Pflicht machen wird, den Beifall, den das Beginnen des Unternehmers verdient und erhielt, ferner zu bewahren.

Den Plan des ersten Bandes soll auch der zweite verfolgen, so sehr auch, bei den Staaten des Rheinbundes, der Mangel authentischer Berichte die Addreßnachrichten, und, die oft noch schwankenden inneren und äußeren Beziehungen, die Statistik erschweren. Der zweite Band wird also jeden Staat historisch-statistisch, als Einleitung, darstellen und dann ein Addreßbuch der höchsten Staatsdienerschaft folgen lassen; ihn begleiten die Wappen der teutschen Hauptstaaten und die Stammtafeln der königlichen und herzoglich sächsischen Häuser.

Der Verfasser erbittet sich ferner die Unterstützung von Gelehrten und Staatsmännern; er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß sein Unternehmen die Gunst gewinne von denen, die des Neuesten kundig sind, was, vorzüglich, in den Staaten Aremberg, Hessen, Hohenzollern, Isenburg, Nassau und Salm das Staats-Handbuch betreffen könnte und bittet um Mittheilung solcher Notizen. Er wird jeden Beitrag dankvoll benutzen, der über die Verhältnisse der vaterländischen Staaten Erläuterung giebt.

Erfurt, im August 1810.

Dr. Heinrich Schorch, Professor.

* * *

Indem wir dem verehrlichen Publicum obige Notiz, und zugleich die Versicherung geben, daß der zweite Band unseres Staats-Handbuchs zur künftigen k. Oster-Messe 1811 gewiß erscheinen, und zugleich die neuesten Berichtigungen des ersten Bandes enthalten werde; vereinigen wir zugleich unsere Bitte mit der des Hrn. Prof. Schorch, um gütige und gnädige Unterstützung teutscher Staats- und Geschäftsmänner durch

Mittheilung der neueſten Staats-Kalender und anderer Notizen, um unſerem Staats-Handbuche die möglichſte Vollkommenheit zu geben.

Weimar, im Auguſt 1810.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

2.

Ueberſetzungs-Anzeige des großen Pracht-Werks über Aegypten.

Von dem großen Prachtwerke über Aegypten, das in Paris erſcheint, wovon die ordinäre Ausgabe 900 Thlr. ſächſ. koſtet und bereits die erſte Lieferung ausgegeben iſt, liefert unterzeichnete Verlagshandlung in kurzem dem teutſchen Publikum einen kernhaften Auszug, welcher hauptſächlich das Geographiſch-Statiſtiſche enthält, in einigen Großoctav-Bänden in der Sprengel-Ehrmannſchen Bibliothek der Reiſen, doch auch einzeln zu haben.

Ferner erſcheint bei uns baldigſt eine teutſche Ueberſetzung des vor kurzem erſchienenen wichtigen Werks: La Mythologie des Indous par Mr. le Colonel de Polier, welches wir zur Vermeidung etwaniger Colliſionen hiermit anzeigen.

Weimar, im Auguſt 1810.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten im August

UND DEREN INHALT.

1.

Reise mit der Armee im Jahr 1809. Zweiter Theil mit 1 Titelkupfer. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Von dieser interessanten Reise, wo ein Augenzeuge aus erster Quelle die Kriegsbegebenheiten des letzten Feldzugs der französisch-combinirten Armee gegen Oesterreich, vorzüglich die Ereignisse des unter dem Marschall Prinzen von Ponte Corvo fechtenden königl. sächsischen Armee-Corps schildert, ist so eben der zweite Theil bei uns erschienen. Dieser Theil führt uns vom Gefechte bei Linz bis zu den ersten Tagen nach der mörderischen Schlacht von Teutsch-Wagram, welcher der Herausgeber mit beiwohnte. — Doch nicht bloß Begebenheiten des Kriegs, sondern die mannichfaltigsten Beobachtungen über die ganze Gegend des Marsches, vorzüglich auch über Wien, hat der geistreiche Herr Verfasser anziehend aufgestellt.

Der Kunst-Anhang enthält eine Ansicht über die Baukunst überhaupt, so wie eine gedrängte Uebersicht der hauptsächlichsten Meinungen über das Wesen der gothischen Baukunst insbesondere, kritisch beleuchtet, und mit den eigenen Ansichten des Herausgebers verwebt.

Das Titel-Kupfer zu diesem Bande zeigt die Ansicht der Metropoliten-Kirche zum Heiligen Stephan, so wie darunter eine kleine General-Ansicht der Stadt Wien.

Der dritte und letzte Theil wird ungesäumt folgen.

Rudolstadt, im August 1810.

F. S. A. priv. Hof- Buch- und Kunsthandlung.

wenn ich auf einem Ballen von Kaufmannswaaren da ſitze, den Schlangenſtab, wie eine Courier-Peitſche, führe; oder wenn ſie mich, gleich einem Betrunkenen, mit bleyernen Gliedern, über den Schiffen herfliegen laſſen.

Momus. Sie haben ſonſt gute Mahler; und ſind im Treffen der Originale nicht unglücklich.

Merkur. So nimm dich in Acht, daß ſie dich nicht zu ſehen bekommen.

Cybele. Laß ihn auserzählen, **Momus**!

Merkur. Heute ſah' ich über der Thür eines Gaſthofes ein Bildniß: das war ein Jüngling, mit groſſen Flügeln an den Schultern, und einem Spieß' in der Hand, womit er einen Drachen todt ſtach. Ich glaubte, das ſollte mich vorſtellen, wie ich den Argus erlegte, und ich ärgerte mich ſchon, denn der Jüngling war geputzt, wie ein Tänzer, und machte zugleich ein wirkliches Cyklopen-Geſicht.

Vulkan. Welches du freylich nicht machen kanſt. Auch wär' es überflüßig; denn lieber ſpielſt du, vor dem Kampfe, deinen Feinden etwas auf der Flöte, ſo treflich, daß ſie darüber einſchlafen, und ſich nicht zu vertheidigen brauchen.

Thalia. Keine Ungerechtigkeit, **Vulkan**! Er ſpielte ſchön, als er den hundertäugigen

Argus

2.

Thalie et Melpomène Française Tome VI. Cahier 2. 12 gGr. od. 54 Kr.

Von der, von uns unter obigem Titel veranstalteten Sammlung der neuesten und besten dramatischen Producte der französischen Theater in Paris ist so eben des VI. Theils 2te Heft erschienen, mit folgendem Inhalt:

1) Cendrillon, Opéra-féerie en trois actes et en prose, paroles de M. Etienne, Musique de M. Nicolo Isouard de Malthe.

(Dieses ist die, dem bekannten Mährchen der Prinzessin Aschenbrödel nachgebildete Oper, welche in Paris so großes und fortdauerndes Aufsehen gemacht hat.)

2) La Revanche, Comédie en trois actes, en prose. — Par M. M***.

Ein durch seine gut durchgeführte Intrigue (das Stück spielt in Polen), so wie den gefälligen leichten Conversations-Ton empfehlenswerthes Stück. —

Obige Stücke sind auch einzeln zu haben, nämlich jedes zu 6 gGr: oder 27 Kr.

Zugleich zeigen wir an, daß die Sammlung der Thalie et Melpomène ununterbrochen fortgesetzt wird. — Noch zur nächsten Michaelis-Messe erscheint des VII. Theils erstes Heft.

Rudolstadt, im August 1810.

F. G. A. priv. Hof-Buch- u. Kunsthandlung.

3.

Neue General-Charte von Westphalen.

Es eben ist bei uns erschienen:

General-Charte von dem Königreiche Westphalen, zuerst entworfen im Jahr 1807, später aber nach dem Tractate vom 14. Januar 1810 mit dem Zuwachs des ehemaligen Hannöverschen Gebiets vermehrt und berichtigt im

Julius 1810. Von K. W. Streit. 12 gGr. od. 54 Kr. auf ordinär Papier und 18 gGr. od. 1 Fl. 21 Kr. auf Velin. Pap.

Weimar, den 23. August 1810.

Geographisches Institut.

4.

Allgemeine Geograph. Ephemeriden. 1810. VIII. Stück.

I N H A L T.

Abhandlungen.

1. Vorläufige Nachricht von dem jetzt zu Paris erschienenen grofsen Französ. Werke üb. Egypten, auf Befehl u. Kosten S. M. des Kaisers und Königs herausgegeben. Erste Lieferung. 2. *Moreau's* statist. Gemälde der Inseln Amboina und Banda.

Bücher - Recensionen.

1. *Carteau*, Voyage en Allemagne et en Suède. T. I—IV. 2. *Radloff's*, Beskrifning öfwer norra Delen af Stockholms-län. II. Delen. 3. *H. Potter's*, Reizen door en groot gedeelte van Zuid - Holland etc. 4. Voyage d'*Alex. de Humboldt* et Aimé *Bonpland*. IV. Part. Astronomie etc. I—V. Livr. *J. Ottmann's* Untersuchungen über die Geographie des neuen Continents I. Theil. (Fortsetzung u. Schlufs.)

Charten - Recensionen.

1. v. *Liechtenstern's* Charte v. Mittel - Europa in 64 Blättern etc. Sect. 4. 5. 19. 20. 22. 23. 42. Wien, im Cosmographischen Bureau. 1810. 2. v. *Liechtenstern*, der Oesterr. Kaiserstaat, nach seinem gegenwärtigen Zustande etc. in 30 Blättern, Taschenformat. Wien, Cosmogr. Bureau 1810. Das Erzherzogth. Nieder Oesterreich, unter u. ob der Enns, nach Angabe des Frhrn. v. *Liechtenstern* bearbeitet von *G. Winkler*, in 12 Blättern, Wien, Cosmographisches Bureau. 1810.

Vermischte Nachrichten.

1. Geographische Ortsbestimmungen v. Schweden, Dänemark, Norwegen und Island, gesammelt von *F. W.*

Streit. 2. Nachricht an die Interessenten d. grosen topogr. milit. Charte v. Teutschland, in 204 Blättern.

Zu diesem Stücke gehört:

Das Portrait des Hrn. Prof. *Heeren.*

Weimar, im August 1810.

H. S. privil. Landes-Industrie-Compt.

5.

Allg. T. Garten-Magazin. 1810. VII. Stück.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Characteristische Zusammenstellung aller bis jetzt in Teutschland bekannten Iris- oder Schwerdtlilien-Arten. 2. Bemerkungen über das Pelargonium tricolor. (Mit Abbildung auf Tafel 26.) 3. Dolichos purpureus. (Purpur-Tafeln. Indische Purpur-Bohne) als Zierpflanze. (Mit Abbildung auf Tafel 27.) VI. Obst-Cultur. 1. Characteristik der Obstsorten. Pflaumen. Die kleine Bricette. (Mit Abbildung auf Tafel 28.) 2. Ueber die Stachelbeeren (Ribes grossularia), deren verschiedene Sorten, Pflege und Erziehung. XI. Garten-Miscellen. 1. Bericht über das nunmehr erschienene meteorologische Jahrbuch für 1810. des Herrn Dr. Haberle. 2. Rügen im Fache des Gartenwesens. 3. Erfahrungen im practischen Gartenwesen.

Zu diesem Hefte gehören folgende Abbildungen:

Tafel 26. Pelargonium tricolor.
— 27. Dolichos purpureus.
— 28. Die kleine Bricette.

Weimar, im August 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Neueste Länder- und Völkerkunde. 1810. X. Bds. 18 Stück.

Inhalt.

Asien. Erste Abtheilung. Einleitung. Allgemeine Uebersicht Asiens und seiner Eigenheiten. Beschreibung der einzelnen Länder von Asien. A. West-Asien. I. Die Asiatische Türkei. Beschreibung der einzelnen Landschaften der Asiatischen Türkei. 1. Klein-Asien. Die Klein-Asiatischen Inseln.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer:

General-Charte von Asien.
Tafel 1. Kamele.
Tafel 2. Arabische und Türkische Pferde.

Weimar, im August 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

N. T. Merkur. 1810. VII. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. Pompeji. 2. Die Grotte im Walde. An die ersten Veilchen des Jahres. 3. Das Thal Tempe. II. Noch ein Wort über die Aufsätze, welche vor einiger Zeit über das neuere Baiern in dieser Zeitschrift erschienen sind. III. Bruchstück aus einem Briefe Kästners an einen seiner Schüler in Ungarn, vom 31 December 1796. IV. Der Dolmak. — Döll und Kummer in Suhla. (Fragment eines Briefes.) V. Ueber den Begriff der Nemesis. VI. Correspondenz-Nachrichten. VII. Elegie um Johann von Müller. Im Sommer 1809.

Weimar, im August 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

11. Stück. November. 1810.

I.

Gedichte.

1.

An Dora.

(Nach einem Geſpräche über den Werth und Zweck der Schauſpielkunſt.)

Ja, groß und edel iſt der Zweck des Bühnenſpiels,
Nicht bloß Beluſtigung durch Wechſel des Gefühls;
Erreichung eines größern beſſern Ziels,
Vervollkommnung des Geiſts, der in der Menſchheit flimmert,
Und, wie ein Stern, der Sinne Nacht durchſchimmert,

Entwicklung der Humanität.
Dieß ist der große Punkt, um den sich Alles dreht.

Der Tugend ernste Sittenlehren
Umgiebt, um hier und da ein Herz ihr zuzukehren,
Die Muse mit dem reizenden Gewand
Der Dichtung, wandelt mit der Weisheit Hand in Hand,
Und tritt als Priesterin zu Beider Hochaltären.
Bald schildert warnend sie das brausende Empören
Der Leidenschaft, die, unbezähmt,
Die Schwingen aller Geisteskräfte lähmt.
Bald malt sie liebenswerth den Edelmuth des Guten,
Für Freundschaft glüh'nden Herzens, das, bereit
Für seinen Busenfreund zu bluten,
Freiwillig sich dem Tode weiht;
Bald die moralische Erhabenheit
Des Mannes, der, umrauscht von der Versuchung Fluten,
Nicht Haarbreit weicht vom Pfad der Redlichkeit.
Bald stellt sie uns, der Wahrheit Ernst zu mildern,
Beispiele lehrreich dar, in sinnlich schönen Bildern.
Nachahmend hier, was die Geschichte beut,
Dort malend, was die Phantasie erschuf,
Weiß beides sie zur Täuschung klar zu schildern.
Auf ihrer Stimme Zauberruf

Erſcheinen lebende Geſtalten
Aus Gräbern, ſo die Vorzeit längſt verſchloß.
Heroen ringen ſich aus der Verweſung Schoos,
Auf Erden wiederum zu wirken und zu walten;
Wir ſpähn Entſchlüſſen nach in ihres Herzens Falten;
Vergegenwärtigt ſehn wir ihres Schickſals Loos.
Wir hören der verfolgten Edlen Stöhnen,
Wir fühlen unſre Wangen feucht von Thränen,
Wir ſehn entzückt, wie rein und groß,
Wie göttlich Staubbewohner handeln können;
Wir jauchzen, ihre Brüder uns zu nennen,
Und fühlen Durſt in uns zu gleichen Thaten brennen.

O mögeſt Du, Thaliens Prieſt'rin, nur
Erſcheinen und gefallen uns in Idealen,
Die ſo der Menſchheit Adel malen
In ihrer irdiſch himmliſchen Natur!
Dein, wie der Muſe, Zweck ſey: Tugend-Hochgefühl
Zu fördern durch der Bühne Spiel,
Und ſpielend in erhabner Weisheit Pflichten
Die Sterblichen zu unterrichten!

Buri.

2.

Der Künstler Wallfahrt *).

Phöbus Apollo verließ, im Geleit der olympischen Musen,
Helikons heilige Höh'n und das selige Leben der Götter;
Freude wollten sie bringen Deukalions besserem Söhnen
Die in der eisernen Zeit noch Menschlichkeit nährten im Busen.

Manche Städte, noch blutend vom Schwerte des Krieges, empfanden
Schon die unsichtbare Nähe der Götter in heilender Ahnung.
Lange getrennte gesellige Kreise erhoben sich wieder

*) Der schweizerischen Künstlergesellschaft in Zofingen im Mai 1810 vorgelesen. Kaum wird es nöthig seyn, zu bemerken, daß wir demselben geistreichen Dichter die vor einigen Jahren mit so verdientem Beifalle aufgenommenen Reiseerinnerungen verdanken, die unter dem Titel: auch ich war in Paris, in Winterthur bei Steiner erschienen und noch jetzt gelesen zu werden verdienen. Die am Ende beigefügten Charakteristiken sind, wie Kenner versichern, nach dem Leben entworfen und getroffen.

Fröhlich zu Tänzen, von Neuem erwachten vom Schlafe der Schwermuth
Spiele des heiteren Scherzes, der ernsten Fabel der Bühne.
Und der verstummete Mund ertönte wieder des Sängers;
In die einsamen Hallen verlassener Fürstenpaläste
War schon wiedergekehrt das Leben zierlicher Künste,
Lieblicher Saitenklang und Schönheit im Farbengebilde —
Als mit dem kommenden Frühling der Gott den Mauern entschwebte,
Bei dem Geschlechte der Hirten zu suchen die edlere Einfalt,
Wie er sie vormals auf den arkadischen Fluren gefunden,
Da ihn der zürnende Vater herabstieß von dem Olympus.
Herrlich schritten einher die Göttlichen. Unter den Füßen
Sproßten Blumen hervor, erklangen die Thäler, ihr Hauch gab
Leben der ganzen Natur, ihr Auge Klarheit dem Tage.
Dreimal glückliches Land, das Apoll und die Musen besuchen!

Heil Heuketia dir! Zwar lang entzogen ſich dir auch,
Lange die Götter des Friedens, nun walten ſie über dir wieder!
Heil Heuketia dir! von deinen Gebirgen erſchallt nicht
Mehr der Donner des Kriegs; von Berg' und Hügel ertönet
Wieder des Hirten freudiger Ruf in die Thäler hinunter!
Deine Flüſſe nicht mehr vom Blut der Erſchlagnen geröthet,
Deine Seen nicht mehr mit Blitzebewaffneten Schiffen
Trennend verbrüderte Ufer, ſie tragen auf blaulichem Rücken
Wieder der Güter Tauſch zum friedlichen Nachbar hinüber!
Und in den reinlichen Städten, die deine Ebenen zieren,
Regen ſich wieder des Hermes Geſchäfte, die Künſte der Pallas!
Menſchenfreuden erfindend, und in der Erfindung genießend,
Wandelten ſo Mnemoſynes Töchter mit ihrem Begleiter
Ueber Frühlingsgefilde — Siehe da trafen ſchon weit her

Argus in den Schlummer brachte. Aber gewiſſe Leute, worüber ſchlafen die nicht ein?

Merkur. Und was verkleinern ſie nicht? Inſonderheit, wenn ſie an keine andre Muſik, als an den Lärm einer Schmiede gewöhnt ſind?

Momus. Oder an das Geklapper von Lanzen, an Wiehern der Pferde und Gebelle der Jagdhunde.

Mars. Siehſt du meine Lanze dort, an der Bildſäule des erſchlagenen Giganten?

Diana. Laß ihn, Mars! Er iſt unglücklich genug, daß er nicht mit reden kan, wenn wir einen Hirſch gefällt haben.

Cybele. Aber wann ſollen wir die Geſchichte des Merkur aushören?

Merkur. Das Bildniß, deſſen ich erwähnte, war einer von den neuen Göttern, und hieß der heilige Michael. Mein vergeblicher Aerger ſollte mich nur auf einen zukünftigen vorbereiten; denn gleich darauf ſah' ich ein Buch; auf dem Buche ſtand ausdrücklich mein Nahme, und ein Bildchen darunter, nicht viel beſſer, als jenes.

Thalia. Das Buch iſt von eben dem, welcher unſre Geſchichte für Götter und Menſchen geſchrieben hat, und welchem wir neulich unter Pomeranzen und Myrten — Ich verſtehe dich, Aglaia! Nichts weiter von

Töne der Freude ihr Ohr, und nahend zeigete bald ſich
Eine fröhliche Schaar von Menſchenſöhnen dem Auge,
Reiſenden ähnlich an Schritt und Tritt und ſchweifendem Blicke.
Friedliche Wandrer. Doch ſchienen ſie nicht von Albions Küſten
Stolz herüber zu kommen, noch reich vom Strome der Newa,
Wie zu der Wiege der Freiheit mit Huldigung viele ſonſt kamen;
Auch von dem leichten Volke nicht, das an den Ufern der Seine
Plaudert, hüpfet und lacht, und ſchön nur das Eigene findet.
Ihre Sprache war Sprache des Landes, und heimiſch ihr Weſen.
Pflanzen ſuchten ſie nicht, der gelehrten Mode nicht kundig,
Einzig die Gaben der Ceres und des Lyäus Geſchenke
Hörte man mit Geſang und lautem Jubel ſie preiſen.
Nicht nach Uegebirg, Granit, vulkaniſchen Bergen,
Nicht nach dem Lauf der Ströme, bevor die Ströme noch liefen,
Forſchten mit Wichtigkeit ſie, nicht nach „geognoſtiſcher Thatſach'".

Dennoch weilten ſie gern auf Gebirgen, an ſtürzenden Bächen,
Und mit liebendem Auge verfolgten ſie ſchlängelnde Flüſſe,
Suchten die Schönheit, und waren nicht blöde, ſie lebend zu finden. —
Zwar an Geſtalt, an Jahren, in Werken und Worten verſchieden,
Zielten zu Einem Zwecke ſie doch wie fahrende Pilgrimm;
Und wie Pilgrimm' oft mit leichtem Sinne die ſchweren
Laſten tragen, und unter geringeren kraftlos ſeufzen,
Alſo trugen auch mancherlei Gaben der Götter die Einen
Dieſer Wanderer leicht, und zeigten nicht, daß ſie was trügen,
Andre dünkten ſich ſchwerer mit leichtem Gute beladen.
Ueber dem Menſchen geſtalten, unſichtbar dem ſterblichen Auge,
Schwebend ſich luftige Bilder, ſymboliſche Zeichen der Wünſche
Seines Herzens, der Phantaſie geliebteſte Kinder.
So umſchwebten auch jetzo die Häupter der fröhlichen Wandrer,

Zwar nicht Kronen und Zepter von Gold, nicht plumpe Lictoren,
Keine Klientenschaar, nicht Ehrenſäbel noch Orden,
Weder Waaren noch Wechſel, noch Brief' an „ehrende Freunde.“
Aber ein buntes Gemiſch lebend'ger und todter Geſtalten;
Engel und Teufel und Menſchen und Pferd' und Ochſen und Schaafe
Drängten in wirbelnden Kreiſen ſich, kamen, ſchwanden und kamen;
Wälder und Berg' und Seen und Flüß' und liebliche Fluren
Tanzten im Wechſel vorbei als klänge die Leier des Orpheus.
Buntgeflügelt und fröhlichen Spieles gaukelten Kinder
Zwiſchen hinein mit Malergeräth und allerlei Werkzeug.
Ritten ſtattlich auf Pinſeln, bald jagten ſie ſchnell ſich wie Feinde
Mit Grabſtichel und Nadel herum, bald ſteckten ſchlau ſie
Durch Palletten die lieblichen Köpfchen, kletterten emſig
Staffeleien hinan und ſchienen mit Zirkel und Senkblei

Gravitätisch messend bei ernstem Geschäfte zu weilen;
Schwangen dann satt bald wieder der Arbeit himmelempor sich,
Schwebten auf goldenen Wolken und schieden Farben vom Lichtstrahl.
Wenn ein Sterblicher alle die Luftgebilde gesehen,
Hätte gezweifelt er kaum am Berufe der wandernden Männer.
Schnell erkannte der Gott sie, und sprach die geflügelten Worte:
Meine Verehrer und eure, ihr Töchter des Aegiserschüttrers,
Sind es; lasset den Söhnen der Kunst erscheinend uns nahen,
Lasset uns prüfen mit spielender Kraft die Geister der Freunde!
Sprachs, und nahm die Gestalt von einem arkadischen Hirten,
Und sein Musengefolg thessalischer Mädchen Gestalt an;
Zog aus dem Busen den Spiegel aus Demant herrlich geschliffen,
Rings mit Golde besetzt, die Handhab glänzenden Silbers,
Künstliche Arbeit, es war ein Geschenk des hinkenden Gottes,

Als ihm Helios einſt der Gemahlin nächtliche Freuden
Allzugefällig verrieth. Es hatte ſeltene Kräfte
In den Spiegel verborgen der Gott; ein jeder erblicket
Aufgeſchloſſen in ihm ſein innerſtes Dichten und Trachten,
Und des Genius Walten, wofern ein Genius waltet,
Schaut idealiſch geformt der Künſtler im magiſchen Demant,
Und von geheimer Gewalt gezogen muß laut er es kund thun.

Aber wie ächte Söhne der Kunſt das Göttliche ahnen,
Wie verborgen es ſey, ſo umſchlang auch ahnende Ehrfurcht
Vor der unſterblichen Schaar die Gemüther der Wanderer, und vor
Jener höhern Kraft entſchwand ihr eigener Wille.
Träumenden gleich gehorchten alle dem Winke des Gottes
Traten zum Spiegel, und ſahen hinein, und ſprachen ſich laut aus,
Sprachen, enthüllten entzückt das geheimſte Streben des Geiſtes.

Denn so wie Kinder sich um die Brod vertheilende Mutter
Drängen, wie Bienen umschwärmen den Ort, wo die Königin weilet,
Also drängten sie sich um den spiegelbegabeten Fremdling,
Alle begehrten zu schaun; es trieb unsichtbare Kraft sie.
Wenige waren es nur, die nicht zum Sehen gelangten,
Wenige sahn nur sich selbst, doch hatten auch daran sie Freude.
Manche jubelten laut, im Stillen freuten sich Andre.

Wären mir Stimmen von Erz, zehn redende Zungen gewähret,
Nie vermöchte ich doch zu verkündigen alle Gefühle,
Alle Worte der Liebe und aller Begeisterung Töne,
Die, wie Flocken des Schnees den Winterwolken entfallen,
Dichtgedrängt so den Lippen der schauenden Künstler entströmten *). —

*) Hierher gehören besonders aufgezeichnete, visionäre Aeußerungen der schauenden Liebhaber und Künstler, wovon einige folgen.

Cynthius zupft mich beim Ohr! Ihm ſelbſt, dem Sohne der Leto,
Und den göttlichen Schweſtern wäre die Zeit und das Spiel auch
Endlich lange geworden, wenn Götter, wie Weiſe uns lehren,
Nicht des Begriffes der Zeit, die Glücklichen, mangelten, und uns
Armes Geſchlecht allein hingäben der langen Weile!
Aber olympiſche Götter und ſterbliche Menſchen vertragen,
So wie Himmel und Erde, ſich nur in beſtimmter Entfernung,
Und der Vertraulichkeit Blumenband vereint ſie nicht lange.
Irdiſch ſind wir, uns hangen Gebrechlichkeiten wie Blei an,
Jene zieht ihr ätheriſcher Geiſt nach lichterer Höh' ſtets.
Alſo geſchah es auch jetzo; die Schönheit der himmliſchen Mädchen,
Ihre ſchlanke Geſtalt umgoſſen mit ewiger Anmuth,
Wirkte mit größerem Reiz auf der Jüngling' empfängliche Herzen
Bald; ach leicht verführbarer Sinn der Jugend!
Sie wollten

Allzuvertraulich ſich nahen — da ſchwanden urplötzlich die Jungfrau'n
Alle und Phöbus Apollo hinweg wie leuchtende Blitze!
Und es donnerte laut vom heitern Himmel Kronion. —
Siehe da rieben die Augen, als hätten geträumt ſie, die Wandrer.

U. Hegner.

Ein klares Bächlein fließt durch grüne Auen,
Dort läßt ſich nur ein Jüngling irrend ſchauen,
Sein Blick voll Sehnſucht nach den Bergen geht,
Wo ſonnenſtrahlend hoch ein Tempel ſteht
Von edlem Bau, ſtolz in der Pracht der Säulen
Ach hätt er Flügel dieſen zu ereilen! —
Noch trennt ihn ſteile Wüſte von den Höh'n
Und keinen Pfad kann er dahin erſpähn. —

Erſcheinet plötzlich unter einer Linde,
Mit deren Blüten ſpielen Frühlingswinde,
Ihm eine Jungfrau, weiß iſt ihr Gewand,
Ihr Antlitz Milch und Blut, die zarte Hand
Faßt einen Blumenkranz, es naht die Holde
Dem Jüngling; wie ſie naht, zerfließt in Golde

Ihr Kleid, das Haupt in lichtem Schimmer ſtrahlt,
Und ſie erſcheint als göttliche Geſtalt.
Mit Huld ſie auf den freudig Knie'nden blicket,
Reicht ihm die Hand und — iſt dem Blick entrücket.
Ein tröſtend Wort, dem, ach! mein Ohr ſich ſchloß,
Noch eh' ſie ſchied, von ihren Lippen floß.

Und ſieh! kaum hebt der Jüngling mit dem Kranze,
Sich von der Erde, ändert ſich das Ganze,
Die Felſen ebnen ſich, die Wüſte ſchwand,
Ein breiter Pfad ſchlingt durch das ſchönſte Land
Zum Tempel, die erzgeformten Thüren
Gehn auf, den Glücklichen hinein zu führen;)
Und über'm Säulengang flammt Schrift in Gold:
Dem ſtillen Fleiße ſind die Götter hold. —

I. *)

Kalt iſt mein Himmel, doch ſchön, und glänzende Marmorgeſtalten
Wie ich in Roma ſie ſah, ſteigen mir günſtig herab.

*) Lips, von Zürich.

Schaaren begleiten ſie groß und herrlich gebildeter Menſchen,
Wie Bonarotti ſie ſchuf, wie ſie Urbinas geliebt,
Wandeln mit ihnen, und mit der Begeiſterung Fakkel das Schöne
Suchen — o Seligkeit wärſt du mir vom Schickſal vergönnt!
Aber ein tolles Gemüth von allerlei Schemen und Schatten,
Gleich dem myſtiſchen Tuch, das dem Apoſtel erſchien,
Lagert ſich drängend um mich und verlangt von mir bleibendes Daſeyn:
Großes erkenn' ich, und bin, ach! von dem Kleinen verfolgt!
Doch jene beſſern Weſen ſie lächeln und ſcheinen zu ſagen:
Kleines hat jeder Beruf, jeder läßt Großem noch Raum.

diesen Geheimnissen! Aber du, Merkur, wenn jenes Bildchen dich beleidigt hat; so machen die Verse darüber alles wieder gut.

Iris. Ueberhaupt sollte der Bothe des grossen Jupiters über dergleichen Dinge hinweg fliegen. Mit dem ganzen Olympus hat er sein Schicksal gemein. Was alles muß ich nicht hören, wenn ich von meinem Regenbogen hinab steige, und die Menschen beborche! Von mir selbst will ich nicht reden, wie sie mich für ein behendes, geschwätziges, und vielleicht ziemlich artiges Cammermädchen halten. Aber den Mars dort, welchen doch unsre schönsten Göttinnen sich zu bilden einige Mühe gaben, verwechslen sie mit dem wildesten Krieger; den Herkules, ob er gleich in den Armen der jugendlichen Hebe von seinen Thaten ausruht, mit einem starken Manne, der seine Kunststücke für Geld sehen läßt; den Kopf des Apollo mit einer schlecht gemahlten Theater-Sonne; und die Musen mit einer Bande herumziehender Musikanten. Was ist zu thun? Unsre Griechen sind nicht mehr.

Merkur. O! die sind nicht mehr. Ich dacht' es heut' Abend, als ich bey verschiednen grossen und kleinen Gastmahlen verweilte. Auf alles gab ich Achtung: denn unter den Bechern, wo sie frölich und liebenswürdig seyn wollen, verrathen sich die Menschen, so gut als wir unter den Nectar-Schalen.

Wenn

2 *).

Im Zeichnen bin ich flüchtig,
Doch mit der Nadel tüchtig,
Mit Oel mach ich nur wenig,
In Gouache bin ich der König *).
Wer meine Schweizer Trachten
Nicht liebt, mag sie verachten,
Die Tauf und Hochzeitscenen
Sie werden ihn versöhnen.
Doch mal' ich, wie die Buben
In monderhellte Stuben
Bei Mädchen z'Chilten steigen **),
Muß Aller Tadel schweigen.

---

3 ***).

Schenket mir ein und sattelt den Schecken, ich reite dem Zug nach!
Welch ein prächtiger Ritt! Freunde, wo sind wir? wo ich?

*) König von Bern.

**) Chilten, z'Chilten steigen, nächtliches Besuchen der Jünglinge bei Mädchen, im Oberhasli u. a. O.

***) Conrad Geßner. In einem seiner letzten Gemälde, das ihm den Preis in der Landschaftmalerei

Sehet die Pferde, das ſind ja, beim Donner, lauter Araber! —
Schaffet mir Pinſel und Farb', mächtig ergreift mich der Geiſt! —
Ha! da ſchreckt ſie ein Bär, die herrlichen Thiere, ſie jagen
Wie das Wetter davon! Schimmel, dich haſchet kein Bär! —
Ruhig erſcheinet, wie drängen ſich Scenen an Scenen! — ein Stall jetzt,
Und beleuchtet wie ſchön! Stäubchen tanzen im Licht! —
Aber aus ſchwarzem Gewitter, wie zückt dort ſchrecklich ein Blitzſtrahl! —
Siehe, wie reißen die Pferde! Menſchen wie drängt ſie die Angſt!
Und nun das reiſige Heer! es toben Reuter und Thiere!
Klatſchen die Säbel ins Fleiſch: Himmliſche Hölle iſt das! —
Ruhig miſche die Farben, wer Farben ruhig kann miſchen!
Schnell wie ſie kömmt, werf ich um die Erſcheinung das Kleid.

zu Bern erwarb, hat ſich der Künſtler ſelbſt übertroffen. Es iſt eine Viehweide auf einer herrlichen Alpe.

W.

4 *).

Große Schweizer Natur, sie erscheint in ruhiger Klarheit,
Wie ich so oft sie gemalt, zierlich im Spiegel mir nun.
Wohlbekanntes Thal, das oft frühe mein Auge durchschweifte,
Wenn an der Seite der Berge nächtliche Dämmerung noch hieng,
Wo manch silberner Bach auf schwellende Linden hinab stürzt,
Und wie ferner Smaragd glänzt in der Sonne die Alp;
Schneeumhüllete Gipfel verlieren im Azur der Lüfte
Sich wie ein zartes Gewölk, Schreckhorns ewiges Eis
Senket zurück sich und hängt ein blaulicher Gletscher herüber,
Den in Rosengewand kleidet der frühere Strahl. —

Dich auch kenn' ich, o See! mit lachenden Ufern, wie oft saß
Ich am Gestade, wenn sich glänzend die Sonne verbarg

*) Widermann von Winterthur.

Hinter dem Hügel, und Wölkchen des Abends ſich ſchimmernd erhoben,
Jenſeit des Waſſers der Rauch ruhigen Hütten entſtieg!
Langſam weideten Kühe wie hier, es kletterten Ziegen,
Lagen im Graſe geſtreckt Schaafe mit goldnem Vließ! —

Deliciös ſind deine Gemälde, prächtiger Spiegel,
So ſind auch meine Gemäld' alle deliciös.

---

5 *).

Lago d'Albano, d'Averno, di Como, d'Iſeo, di Garda
All das Gewäſſer, von dem ſatt ſich der Künſtler nie ſpricht;
Iſchia, Procida, Iſola Bell' und Iſola Madre
Was den Reiſenden längſt jeder empfindſam beſchreibt,
Was von den Alpen bis hin zu Neapels Sonnengeſtaden

*) Wirmann von Baſel.

Damen äſthetiſch entzückt, welche dem Norden entfliehn;
Alles hab' ich geſehn und mit Kraft und Liebe gezeichnet,
Goldner Spiegel, was ſoll Wiedererſcheinung mir jetzt?
Doch ich verſtehe, du willſt, daß dieſer Erinnerung Fülle
Wecke die bildende Kraft eigner Schöpfung in mir.

---

6 *).

Vieles hab' ich gemalt, mich loben die Kenner, und dennoch
Thu' ich mir ſelbſt nicht genug, bis ich gelange zum Licht!
Bis ich von dir, o Natur, erſpähe der Farben Geheimniß,
Und den Pinſel wie Du, tauche in Klarheit und Kraft!
O wie hat mich ſchon oft entzückt das menſchliche Antlitz,

*) Wocher von Baſel.

Wenn ich die Blüten des Lichts auf ihm verſchmolzen geſehn!
O wie reiht' ich ſchon oft der Blumen ſchönſte zuſammen,
Schaute mit liebendem Aug' ihren harmoniſchen Glanz,
Schaut' und malte mit Luſt und Schmerz und konnte nicht enden;
Selbſt das Tröpfchen am Blatt ward der Betrachtung zum Meer!
Wenn ſich ſilbern und zart das Licht des Morgens verbreitet,
Und die Nebel der Nacht fliehn in die Berge zurück;
Wenn die ſcheidende Sonne die Höhen mit Purpur bekleidet,
Und das kehrende Vieh längern Schatten ſchon wirft,
O wie ſteh ich ſo oft verloren in forſchendem Anſchauen,
Und erblicke — was ach! — niemals der Pinſel erreicht! —
Dieſen unendlichen Zauber der wechſelnden Farben zu faſſen
Mit harmoniſcher Kraft, lehre du Spiegel mich das!

7 *).

Auf den Bergen der Schweiz und am flachen Geſtade der Nordſee,
Ueber dem Blumengefild, wie auf dem Felde der Schlacht,
In dem Gewimmel der Stadt, die ſich Königin nennet der Städte,
Und auf den einſamen Höh'n um den pyrmontiſchen Quell,
Allenthalben, wo Phantaſie und Schickſal mich hintrug,
Hab' ich Kunſt und Natur, Freiheit und Liebe geſucht,
Manche Perle gefunden und ſorgſam im Buſen verwahrt.
Fänd ich Orakel bei dir ganz nun die Sehnſucht geſtillet!
Sieh da! mein eignes Haus, das wohlbekannte, und drinnen
Regt ſich das liebende Weib, ſpielen die Kleinen um ſie,
Freunde kommen und gehn; es öffnet ſich prächtige Landſchaft,

*) Heß von Zürich.

Und ein ſilberner Strom ſucht neben Hügeln den Weg.
Dort erhebet die Thürme die Stadt, zu welcher, wie Engel
Einſt zu Jacob, ſteigen die Muſen herab.
Neben ihr breitet ſich weit der See, wie ein ſchimmerndes Tuch aus,
Und vom bevölkerten Land treiben die Segel heran.
Wohl mir! hier find' ich, was draußen zu ſuchen, vergeblich das Herz ſtrebt,
Freiheit, Liebe, Natur, Kunſt — und Ruhe zugleich. —

---

8 *).

O des herrlichen Spiegels! er zeiget die Welt mir im Kleinen,
Träume der Jugend im Bild, jeglicher Ahnung Geſtalt!

*) Martin Uſteri. Das Zarte ſeiner Compoſitionen, die Lips mit ſo großer Liebe ausführt, zu mehrern Stücken der Atruna u. ſ. w. iſt auch in Teutſchland bekannt. Aber man muß die Zeichnungen ſehen, die

Alles regt und bewegt ſich und ſtrebet und will mir erſcheinen,
Mit vorzüglicher Luſt ruht doch auf Einem mein Blick;
Freudig und ſtattlich ziehen mir Menſchen der Vorzeit vorüber,
Männer kräftiger That, Mutterherzen voll Treu —
Drängen ſich gleich in bunten Kreiſen dort Leute des Tages,
Wie aus der Seife der Kinder glänzende Blaſen ſich drehn,
Weilt doch lieber mein Auge bei deinem edlern Geſchlechte,
Mittel-Alter! wo Kraft ſich mit der Einfalt verband,
Wo noch frommer Sinn mit Heldengeiſte gepaart gieng,
Muth beim Alter noch war, bei der Jugend noch Zucht! —
Faſſet der Spiegel ſo viel! Sieh dort unabſehbare Reihen,
Die ſich dem Sinne ſogleich formen zum Dichtergebild!

kein Grabſtichel erreicht. Als Dichter kennt ihn Deutſchland viel zu wenig. Das beliebte Volkslied: Freu't euch des Lebens! iſt von ihm. B.

Menſchen-Natur! wie viel enthüllſt du der ſtillen Betrachtung,
Glücklich wer dich erfaßt, weil ihm das Lämpchen noch glüht!

II.

Ueber das Schöne.

Ein Fragment.

---

§. 1.

Das Weſen der Einbildungskraft beſteht in der Wechſelwirkung der Ideen auf das Gefühl und des Gefühls auf die Ideen. — So einfach dieſe Definition zu ſeyn ſcheint, ſo wichtig und folgenreich iſt ſie zunächſt für die Lehre von der Einbildungskraft, als welche ganz darauf gegründet werden muß, dann aber, durch den großen Einfluß dieſes Vermögens für die Wiſſenſchaft des Geiſtes und das ganze Leben und die

Wenn ich nun meine Gäſte genauer betrachte; ſo wundert es mich weniger, daß unſre Donnerkeile, Dreyzacke, Flügel, Köcher, Strahlen, Jagdſpieſſe, gehörnte Hauben u. ſ. w. ihnen Dinge ſcheinen, welche man ohne Mühe nachmachen kan. In Athen hatten wir einſt herrliche Tempel und Bildniſſe; aber die Athenienſer ſpeiſten auch anders.

Thalia. Erinnerſt du dich noch, **Aglaia**, oder du, **Paſithea**, des Gaſtmahls, bey welchem wir unſichtbar zugegen waren, als der weiſe **Sokrates**, indem er ſcherzte, ſo viel Gutes und Schönes ſagte?

Aglaia. Damals vielleicht, als ihn **Callias** bewirthete, weil er es für beſſer hielt, ſeinen Speiſeſaal mit Männern, deren Seelen vereinigt wären, als mit Feldherren und Magiſtrats-Perſonen auszuſchmücken?. (*)

Paſithea. Das Feſt wurde dem ſchönen **Autolykus** angeſtellt, welcher in den groſſen Athenienſiſchen Spielen geſiegt hatte. Sein Vater ſaß neben ihm. Da beredeten ſich die Gäſte, daß ein jeder angeben ſollte, worauf er vorzüglich ſtolz ſey. **Autolykus**, ſagte man, iſt es ohne Zweifel auf ſeinen Sieg. Aber der Knabe wurde roth. **Nein, bey dem Jupiter! das bin ich nicht:**

(*) Xenophons Gaſtmahl.

Gesellschaft selbst. Denn die wahre Natur der Einbildungskraft scheint mir bis jetzt noch wenig erforscht worden, indem die Psychologen sie zu oft mit dem Erinnerungsvermögen verwechselt, und zwischen Einbildungskraft und Gedächtniß keinen andern Unterschied festgesetzt haben, als den einer größern Intensität, welche sie der erstern beilegen. Daher haben sie immer nur die Objekte der fünf Sinne beachtet, und den Wirkungskreis der Einbildungskraft auf bloß äußere Verhältnisse beschränkt; daher haben sie, da sie in der Einbildungskraft keine andern Charaktere als Ideen sahen, das Auflösungswort des Räthsels nicht gefunden, da es außer den Ideen; daher endlich haben sie zwar viele Erscheinungen und Thatsachen aufgegriffen, nicht aber das sie alle einigende Band entdeckt, nicht in den Lichtkörper geschaut, wovon jene glänzenden Strahlen nur ein Ausfluß waren. Die Theorie der Einbildungskraft umfaßt 1) das ganze Empfindungsvermögen; 2) die ganze Lehre von den Affekten und Leidenschaften, als welche immer von einer Empfindung bewegt werden; 3) unterwirft sie, wenn der Mensch nicht handeln kann ohne Antrieb, dieser aber empfunden seyn muß, sofort alle menschliche Handlungen ihren Gesetzen; 4) ist sie die Vermittlerin des Denkens, als welches ganz auf der innern An-

schauung, auf der Beziehung des Innern und Aeußern beruht; 5) endlich zeigt sie uns das wundervolle Reich der schönen Künste, wo das Schöne, im Bunde mit dem Wahren, dem Menschen seine höchste Bestimmung anzukündigen scheint.

Doch dieses weiter zu verfolgen, ist hier nicht meine Absicht. Ich habe diesem Gegenstande eine eigne Schrift gewidmet, die ich unter dem Titel: Neue Untersuchungen über die Natur der Einbildungskraft, dem Publikum vielleicht bald vorlegen werde, wenn die äußeren Umstände anders seiner Erscheinung günstig sind, da ich nicht weiß, ob ein Werk, das der Modephilosophie nicht huldigt, und weder Neuigkeiten des Tags verhandelt, noch für Volksschulen oder Handwerker geschrieben ist, hoffen darf, einiges Interesse für sich zu erregen. Denn daß eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Philosophie sich zu regen anfängt, ist unläugbar, aber daraus den Sturz aller Systeme prophezeihen, ist, auf das gelindeste geurtheilt, sehr voreilig. Ihr sagt vielleicht: „wir haben in kurzer Zeit so schreckliche Ereignisse erlebt, die Aussichten sind trübe, was sollen wir uns um eine Philosophie bekümmern, wodurch wir nichts erwerben können, die zwar mit hochtönenden Worten prahlt, aber nichts

für's Handeln gewährt?" Ihr habt Recht; eine bloß beſchauliche Lebensart führt zu nichts ohne die thätige; wir alle kommen in ſo mannichfaltige Verhältniſſe, wo Entſchloſſenheit, Muth, Standhaftigkeit gefordert werden, aber muß nicht gerade das Unglück der Gegenwart die Liebe zur Philoſophie aufs Neue erwecken? Wenn ganze Staaten und Völker zuſammenſtürzen und untergehen, wenn alles Alte wankt und der Menſch mit Schrecken an die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irrdiſchen gemahnt wird, wenn er zerſtört ſieht, was ihm durch lange Erinnerung heilig, und mit ſeinem ganzen Weſen und ſeiner Denk- und Handlungsweiſe verwachſen war, wenn er ſo manches Liebe und Theuere entbehren muß, und ſich von dem Gebäude ſeines alten Wohlſtandes ein Stück nach dem andern ablöſt, wo ſoll dann der Menſch Troſt finden, als in der Religion und ihrer Zwillingsſchweſter, der Philoſophie, welche ſeinen Blick auf das Ewige und Unwandelbare richtet, wo alle Leidenſchaften und Stürme ſchweigen, und ihn aus dem gemeinen Kreiſe des Kriegs und Elends in den harmoniſchen Kreis der Wiſſenſchaft erhebt, wo die ſcheinbare Unordnung und Zwietracht durch eine höhere Ordnung ausgeglichen und gerechtfertiget wird? Muß er nicht auf dem weiten Meere des Lebens ohne

Leitstern und Compaß seyn, und von jedem Lüftchen der Gunst und des Glücks hin und her geworfen werden, wenn er nicht eine innere Kraft besitzt, welche der äußern das Gleichgewicht hält? wer könnte ihn sicherer leiten als die Philosophie, und was könnte ihn mehr stärken als die Betrachtung der Ideen? Darin stimme ich ganz bei, daß diejenigen Unrecht haben, welche das Wesen der Philosophie in gewisse Formen setzen, und das Philosophiren als einen Kunstgriff betrachten, diese Formen geschickt zu handhaben. Die Strenge der Form ist für den Schüler unentbehrlich, damit sich seine Denkkraft stählt und er die Philosophie als ein System, als ein wohlgeordnetes und in sich gegründetes Ganze erfasse, und fähig werde, das Vortreffliche zu ergreifen, wann und wo er es findet; dann aber werfe er sie als unnöthigen und lästigen Schmuck von sich, und vertraue kühn und muthvoll dem eignen Genius. Dieser Formalismus, die Kreatur derer, welche unberufen und unfähig etwas Schönes in sich zu erzeugen, von fremdem Gute zehren, soll nicht bestehen; denn er ist ein Auswuchs an einem gesunden und kräftigen Stamme, aber glaubt nicht, daß dadurch die Philosophie selbst untergeht; sie ist ewig wie Gott, und das schönste Unterpfand der menschlichen Vor-

trefflichkeit. Doch die weitere Auseinanderſetzung gehört nicht hierher; ich komme zu meinem Gegenſtande.

* * *

§. 2.

Die Einbildungskraft wirkt vorzüglich nach vier Geſetzen. Dieſe ſind: 1) das Geſetz der Erfindung; dieſes entſpringt aus den Verhältniſſen des Vorzugs, daß die bewegende Empfindung ſich vorzüglich für dieſe und keine andere Idee beſtimmt; 2) das Geſetz der Intenſität, wodurch die bewegende Empfindung, nachdem ſie ſich für eine Idee entſchieden hat, einer jeden genau die Stufe der Intenſität anweiſt, welche der Natur derſelben gemäß iſt. 3) Das Geſetz der Succeſſion der Ideen, der Uebergänge von einer Idee zu der andern. 4) Das Geſetz der Harmonie. Dies iſt das geheimnißvollſte Geſetz der Einbildungskraft und ihr erſtes Reſultat die Schönheit. Die Alten haben die Harmonie ſehr gut definirt, als den Accord der Diſſonanzen. Wirklich ſetzt die Erſcheinung der Harmonie eine Unähnlichkeit und einen Accord voraus, deren Reſultat die Einheit und Mannichfaltigkeit iſt. Daraus wird begreiflich, wie Pythagoras hat ſagen können,

daß die Welt ſelbſt ein Erzeuguiß der Harmonie ſey. a) Die erſten Elemente der Harmonie ſind die Bilder; ein Bild nämlich iſt die Einheit der Vielheit, wenn mehrere Ideen in eine einzige, oder vielmehr in eine einzige Empfindung concentrirt werden. Die Seele aller ſchönen Künſte iſt in der Einheit. Dieſe Einheit, wo Alles auf einmal empfunden wird, bildet ſich aus großen Partieen, die dem Ganzen untergeordnet ſind, und zerlegt ſich endlich in Bilder. So bilden ſich z. B. die Akte einer Tragödie aus Scenen; jede Scene muß aber wieder ein Ganzes für ſich ſeyn, das man wieder zertheilen kann; allein die Analyſe darf nicht ſo weit gehen, daß man dadurch die Natur des Objekts verändert. Die letzten Elemente der Analyſe in den ſchönen Künſten ſind nun eben dieſe kleinen Centra, wo die Vielheit noch in der Einheit empfunden wird, die man aber nicht wieder zerlegen kann, ohne zugleich die Schöpfungen der Einbildungskraft zu zerſtören. Wenn mehrere Bilder unter ſich übereinſtimmen, ſo erzeugen ſie eine Harmonie des zweiten Grades, deren Elemente Bilder ſind, d. h. Harmonieen des erſten Grades. So bringen die Partien einer Scene in

a) Quinctil. l. 8.

der Tragödie, wenn die Scene gut gearbeitet ist, die Schönheit der Scene hervor.

* * *

§. 3.

Wenn man die Geschichte der Aesthetik studiert, und die mannichfaltigen, zum Theil sehr seltsamen und sich widersprechenden Meinungen vergleicht, so fühlt man sich unwillkürlich zu jenem alten Ausspruche bewogen: das Schöne ist schwer. Denn Einige haben das Schöne bloß als eine Eigenschaft der natürlichen Dinge betrachtet, und deshalb das Wesen der schönen Kunst in die Nachahmung der Natur gesetzt; andere dagegen haben es bloß aus den Vorstellungen entspringen lassen. Dann kamen jene, welche den Charakter des Schönen in der Vollkommenheit zu finden glaubten, oder in der schnellen Erregung der Ideen, oder in dem unintereſſierten Wohlgefallen, oder in der Harmonie, oder endlich nach dem Vortritte des unsterblichen Platon ein ewiges Urbild des Schönen annahmen, und es in Jenem erblickten, von dem alle irdische Schönheit und Vollkommenheit nur ein matter Abglanz ist. Von diesen sind durch eine große Kluft jene Engländer getrennt, welche unfähig die Idee zu erfassen, in den gröbsten Ma-

terialism verfielen, und um die Schönheit zu zeigen, mit dem anatomischen Messer herbeieilten. In dem Kleinen, Glatten und Schwächlichen, in bestimmten Linien und Flächen suchten die Kurzsichtigen die Schönheit, und fühlten nicht, daß sie dadurch ihr Wesen zerstörten! Camper b) läugnete alle Schönheit der sinnlichen Dinge, indem die Natur bei der Bildung derselben bloß die Zweckmäßigkeit beabsichtiget habe; doch verfehlte er dabei den Charakter des Schönen. So viel ist richtig; diejenigen irrten sehr, welche die Schönheit als eine Eigenschaft der Dinge betrachteten; denn wenn die Empfindung des Schönen eine direkte, einfache, und vorzüglich beständige Verbindung mit gewissen Körpern hätte, so könnte man von einem Objekte sagen, daß es schön ist, wie man von einem Baume sagen kann, daß er grün ist. Aber doch erregt ein Werk in uns die Empfindung des Schönen, allein diese besteht in geistigen Verhältnissen, und beruht auf der Verbindung gewisser Eindrücke unter einander, und ihrer Wechselwirkung mit der Seele.

b) Peter Camper, über die Schönheit der Formen. Vorlesungen aus dem Holländ. übersetzt von Schatz. Berlin 1793. 4.

* * *

§. 4.

Das Schöne ist die dargestellte Idee, die Idee, in sofern sie erscheint c). Die Quelle der schönen Kunstwerke ist die Empfindung. Der schaffende Künstler fühlt sich von einer Idee ergriffen, sie durchdringt sein ganzes Wesen, erhebt und adelt alle seine Triebe und Neigungen; er lebt nur in diesem einzigen Gedanken, und berauscht von dem Göttertranke, gleicht er dem Liebenden, der sich Jahre lang in unbestimmter Sehnsucht verzehrte, und nun plötzlich das Ideal seines Herzens gefunden hat; von ihm gelten jene Worte der Sappho: „gelöst ist ihm die Zunge, ein sanftes Feuer durchglüht den ganzen Leib" — mag er sich und durch die Sprache offenbaren, oder das Reich der holden Töne vor uns aufschließen, oder seine Seele auf die Leinwand hauchen; er ist Künstler im würdigsten Sinne des Worts, Dichter, Schöpfer, Gottmensch. Diese bewegende Empfindung, woraus alle Schönheit quillt, war etwas so Ausgezeichnetes, und der Künstler stand so erhaben über den großen Haufen, daß man seine Produktionen den Einwirkungen höherer Naturen zuschrieb.

c) schön von scheinen, hervorscheinen, siehe Herders Galligone 1r Thl. S. 184.

Daher die Benennung, Eingebung, Begeiſterung, als ob ein fremder Geiſt ihn beherrſche, und der Künſtler nur das Organ deſſelben ſey; daher jene Ausdrücke der Alten, welche ein Außerſichſeyn, eine Abweſenheit des Bewußtſeyns bezeichnen. Jene Idee nun, das Werk ſeiner Liebe und innern Anſchauung, ſucht der Dichter (Poet) oder Künſtler, (denn beide Worte ſind gleichbedeutend,) außer ſich darzuſtellen, gleichſam mit einem Gewand zu bekleiden, mag dieſes nun dichter oder leichter gewebt ſeyn, und das Kunſtwerk, in ſofern die Idee an ihm erſcheint, iſt ſchön. Daher man auch ſagen kann, ſchön iſt, was der begeiſterte Künſtler ſchafft. Die Idee iſt das Urbild, das Schaffende und Bleibende, und ein Gemälde z. B. kann in ſeiner geiſtigen Schöne vor dem Künſtler ſtehen, mit allen Umriſſen, Geſtalten, Farben; noch ehe er den Pinſel ergreift, und wenn es erſchienen iſt, plötzlich vernichtet werden, ohne einen einzigen Sterblichen gerührt, erwärmt, entzückt zu haben, und doch wird es noch in der Seele des Künſtlers fortleben, ein höheres und reineres Leben, unangefeindet und unverwundbar. Daraus wird nun wohl deutlich, wie Platon die Ideen die ewigen Urbilder der Dinge in dem göttlichen Verſtande nennen konnte, die, wie Ba-

sprach er. Alle sahen den Knaben an, und freuten sich, ihn reden zu hören; und einer fragte: worauf aber bist du stolz? Er antwortete: auf meinen Vater; und schmiegte sich an ihn.

Merkur. Der Sitzer wurde roth? O ihr Grazien! wie hätten die Helden, welche ich speisen sah, über den Autolykus gelacht!

Pasithea. Das thaten die Athenienser keineswegs. Vielmehr sagte Callias zu dem Vater: „Weißt du, Lykon, daß du der Reichste unter den Menschen bist? Deinen Sohn vertauschtest du nicht mit den Schätzen eines Königs?“

Thalia. Darnach gab Sokrates einem anwesenden Tänzer den Rath, er sollte mit seiner Tänzerin Grazien und Nymphen tanzen.

Merkur. Auch die Weisen, welche ich speisen sah, hätten über den Sokrates gelacht. Sich um die Bewegungen einer Tänzerin zu bekümmern!

Jupiter. Wenn dem so ist, Merkur, so wollt' ich lieber mit den guten Mohren, die mich vor Zeiten zu sich baten, als mit deinen Helden und Weisen, zu Tische sitzen.

Merkur. Oder lieber mit Philemon und Baucis, in deren Hütte wir, auf einer von unsren Wanderschaften, so freundlich empfangen wurden. Seitdem ich im Him-

ron ſagt, als wahre Inſiegel und Gepräge des Schöpfers in ausgeſuchten Linien auf die Geſchöpfe geprägt ſind, wodurch eben die Dinge Wahrheit und Pfänder der Wahrheit würden. Ja Platon ſtellt Gott ſelbſt unter dem Bilde des Künſtlers dar, der ewig gut und neidlos aus der rohen Materie ein herrliches, in allen Theilen harmoniſches und vollendetes Kunſtwerk bildete, einen Abglanz ſeines eignen Weſens, voll überſchwenglicher Schönheit und Güte. Ferner wird hieraus klar, daß Harmonie ein nothwendiger Charakter des Kunſtwerks iſt, und daß Einige nicht mit Unrecht das Weſen der Schönheit in die Harmonie geſetzt haben. Denn die Grundidee, die herrſchende Empfindung als die Seele des Kunſtwerks, iſt Eine, alle einzelne Partien müſſen ſich auf dieſe Idee, als auf den Grundaccord und die Hauptfigur beziehen; dieſe iſt das Centrum und gleichſam das Herz des Kunſtwerks, woraus in alle Theille deſſelben Lebenskraft und Bewegung ſtrömt, ſo daß in jedem Gliede und jeder Faſer des Kunſtwerks die Schläge ſeines Herzens empfunden werden. Die Harmonie iſt aber eben dieſe Gleichheit des Einem und Vielen, wo das Einzelne nur als Theil des Ganzen ſeine wahre Bedeutung erhält und richtig verſtanden werden kann, und die Welt iſt nothwendig nach harmoniſchen, d. i. mu-

sikalischen Verhältnissen gebildet, denn sie ist ein Ausfluß der ewigen Weisheit, die Allweisheit aber kann nicht anders gedacht werden, als einen großen Zweck wollend durch große Mittel. Die Natur gehorcht den ewigen Gesetzen, welche ihr Herr und Vater nach seinem heiligen Willen in sie gelegt; was Wunder also, wenn wir stumpfsinnige Geschöpfe, die wir nur einen sehr kleinen Theil des unendlichen Ganzen übersehen können, diese Harmonie oft vermissen, wenn wir uns selbst für das Meisterstück der Schöpfung halten, und uns einbilden, daß das zahllose Heer der Sterne sich vor unserm Erdball neige, und daß seltne, für uns außerordentliche, Ereignisse die ganze Welt in Aufruhr und Zwietracht versetzen, während dadurch der reine Lebensstrom des Universums auch nicht um eine Hand breit getrübt wird. Wenn ein der Musik wenig Kundiger von einer großen Symphonie nur die Noten eines einzelnen Instruments vortragen hörte, wie wenig Zusammenhang und Schönheit würde er darin entdecken, und wie sonderbar würde es ihm dünken, daß das Instrument jetzt nur einzelne Töne von sich giebt, jetzt ruhiger oder stürmischer sich bewegt, jetzt ganz schweigt; wenn er aber nun bald darauf die ganze Symphonie hörte von Trefflichen trefflich vollführt, wie entzückt würde er

nicht davon seyn, und bewundrungsvoll den Schöpfer dieses schönen Ganzen preisen?

* * *

§. 5.

Die angegebene Definition des Schönen scheint mir die beste zu seyn, weil sie alle andere in sich vereinigt. Die Harmonie folgte unmittelbar daraus; eben so geht aus ihr die Vollkommenheit hervor; denn die Idee ist an sich vollendet, also werden wir auch dem Kunstwerke, in sofern die Idee an ihm erscheint, und Theile und Ganzes in richtiger Beziehung zu einander stehen, Vollkommenheit beilegen. Aber unrecht war es, den Charakter des Schönen in die Vollkommenheit zu setzen, denn schön ist ein Kunstwerk nothwendig, in sofern die Idee an ihm erscheint; aber nicht immer ist der Künstler in der Ausführung glücklich, es können einzelne Theile nicht fleckenlos seyn, während das Ganze doch schön, und ein würdiges Werk der Kunst ist; wir werden also das Lob der Vollkommenheit nur jenen wenigen Werken beilegen, welche man mit dem Namen der Meisterwerke beehrt, und die bestimmt zu seyn scheinen, Zeiten und Völker zu beherrschen. Daß ein solches Werk gefällt und sehr gefällt, ergiebt sich daraus wohl von selbst.

nur war es ein Mißgriff, wenn Einige das Schöne als dasjenige definirten, was in einem hohen Grade wohlgefällt, indem sie dadurch nicht den Charakter des Schönen bezeichneten, sondern nur das Resultat unserer Empfindung des Schönen. Auch ist das Charakteristische von dem Schönen unzertrennlich, denn das Individuum, welches die Idee ausdrückt, besitzt eben dadurch Charakter, und ohne einen bestimmten Charakter kann kein schönes Werk gedacht werden, sollte auch vielleicht von Einigen gesagt werden müssen, was von den Teutschen, daß ihre Charakterlosigkeit eben ihr Charakter ist. Wie aber Kant hat sagen können, schön ist, was ohne alles Interesse gefällt, ist mir noch immer unbegreiflich. Denn, „Interesse ist, wie er selbst sagt, d) das Wohlgefallen, das wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verknüpfen; wenn nun die Frage ist, ob etwas schön sey, so will man nicht wissen, ob mir oder irgend jemanden an der Existenz der Sache etwas gelegen sey, sondern wie ich sie in der bloßen Betrachtung beurtheile; man muß nicht im Mindesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern ganz gleichgültig seyn, um in Sachen des

d) Kritik der Urtheilskraft §. 2.

Geſchmacks den Richter zu ſpielen." Es iſt zwar wahr, wenn von dem Schönen die Rede iſt, daß man bloß wiſſen will, ob es mir gefällt, allein daraus folgt ja gar nicht, daß mein Gefallen, meine Vorſtellung des Schönen ohne Intereſſe iſt; in dieſem Sinne dürfte man wohl nur wenige Kunſtwerke ohne Intereſſe betrachten. Es fällt ja ferner meine Empfindung des Schönen mit der Exiſtenz des Gegenſtandes zuſammen; eine Landſchaft von Claude Lorrain kann mir eben den geiſtigen Genuß verſchaffen, als wenn ich ſelbſt dieſe reine Luft einathmete, und in dieſem ſanften, vom Schimmer des Mondes beſtrahlten Thale wandelte. Ferner iſt dieſer ganze Begriff auf viele Künſte gar nicht anwendbar, und es wäre ja ſehr ſonderbar, wenn jemand von einem Werke der Muſik ſagen wollte, es wäre ſchön, weil es ohne Intereſſe gefiel, d. h. ohne Beziehung darauf, ob der dargeſtellte Gegenſtand exiſtire oder nicht; und wiederum beruht das Wohlgefallen, welches z. B. eine Tragödie erregt, ganz darauf, daß die Perſonen als exiſtirend und handelnd gedacht werden. Jedes Schöne erregt nothwendig das höchſte Intereſſe, es nimmt unſere größte Theilnahme in Anſpruch, und ſetzt durch die Empfindung unſer ganzes Weſen in Wallung, und ohne dieſes Intereſſe würde das Daſeyn des Schönen gar nicht

empfunden werden können. Auch zeichnet sich Kant vor vielen eben nicht rühmlich dadurch aus, daß er sehr ungeschickt in der Wahl seiner Beispiele ist. Er hieng noch zu sehr an der alten Baumgartenschen Theorie der Aesthetik, und er führt gewöhnlich als Beispiel ein Haus, eine grüne Wiese mit Zubehör und dergleichen an, und seine Theorie der Urtheilskraft scheint bloß davon abstrahirt zu seyn. Auch hat ihn schon der Name Urtheilskraft verführt, weil er immer nur unser Urtheil über das Schöne berücksichtiget, nicht aber unser Gefühl desselben oder den Charakter des Schönen an sich. Ueberhaupt ist seine ganze Philosophie das Werk eines Stubengelehrten, nicht aber auf eine lebendige Ansicht der Natur und der menschlichen Verhältnisse gegründet; daher kann sie wohl, wie die Erfahrung gezeigt hat, Pedanten und Hypochondristen bilden, unmöglich aber in ihren Zöglingen jenen Geist erwecken, wodurch allein etwas wahrhaft Schönes und Ruhmwürdiges im Wissen und Handeln erreicht werden mag.

* * *

§. 6.

Seitdem Aristoteles den Satz aufgestellt hatte: die Künste seyen alle im Wesentli-

chen Nachahmungen, seitdem hat man unzähligmal von den Künsten verlangt, sie sollen die Natur nachahmen. Allerdings haben die Künste etwas Nachahmendes, und dies erzeugt in ihnen das Natürliche, aber der große Mann irrte darin, daß er das Wesen derselben in die Nachahmung setzte. Das Organ der Kunst ist die Einbildungskraft. Diese sucht aber nicht die Natur, das heißt hier, die äußern Objekte auszudrücken, sondern die Harmonie, welche diese Objekte in ihr erzeugt haben. Das wahre Kunstgenie will nichts kopiren, es will nur, was es empfindet, außer sich verbreiten, und dies Bedürfniß der Harmonie befriedigen, das es so sanft über das Leben erhebt. Die Nachahmung ist weder Zweck, noch Prinzip der schönen Künste, aber wohl eins ihrer Mittel. Der Nachahmungstrieb existirt wirklich in dem Menschen, und wir verdanken ihm schon eine Menge geschmackloser Werke, aber keine Kunstwerke; die Nachahmung hat gleichsam das zur Erzeugung schöner Kunstwerke nöthige Instrument erfunden, aber die Empfindung und Harmonie haben die Schönheit erzeugt. Daher kann wohl die vollkommene Nachahmung Ueberraschung gewähren, uns frappiren, aber diese Ueberraschung ist nicht die Empfindung des Schönen und hat nichts gemein mit

der Harmonie. So herrscht z. B. in den Gemälden der italienischen Schule die Harmonie vor, in denen der niederländischen die Nachahmung; indem jene ihre Sujets größtentheils aus der Religion nahmen, schwang sich ihre Einbildungskraft in das Reich der Ideen, und veredelte ihre Werke; diese begnügten sich Copisten des Wirklichen zu seyn; bei jenen findet sich mehr poetische Schönheit und idealische Wahrheit, bei diesen mehr einzelne Wahrheit; jene sind gleichsam die Göthe und Schiller der Malerei, diese die Iffland und Kotzebue. Man sehe nur die Wirkung der Kunstwerke auf gemeine Seelen; die erste Bewunderung des Pöbels bei ihrem Anblicke fällt auf die Vollkommenheit der Nachahmung; denn gewöhnliche Menschen sind unfähig, die Harmonie zu empfinden, die diese Meisterwerke geschaffen hat; sie sehen darin nichts als einen seelenlosen Körper, d. i. die reine Nachahmung ohne die Harmonie, welche den Reiz und die Schönheit derselben ausmacht; geistreiche Menschen dagegen werden davon durchdrungen, sie verstehen den Künstler, und erheben sich mit ihm zur Anschauung der Ideen. Man höre die verschiedenen Urtheile beim Heraustritt aus dem Schauspielhause. Der eingebildete Stutzer z. B. wird entzückt seyn über die Aehnlichkeit der wirklichen und dargestellten Narren,

und er wird, wenn er es nicht ſchon iſt, durch Nachahmung, da der Menſch, nach Ariſtoteles das nachahmendſte Thier iſt, leicht der verſpottete Narr ſelbſt werden, und anderen zur Beluſtigung dienen; er fühlt nicht das Aberne, ſondern nur das Aehnliche, dagegen der beſſere Menſch, von der Albernheit jener Perſon durchdrungen, über ſich ſelbſt reflektirt und männlicher und beſonnener wird, ſo daß daſſelbe Theater den Einen beſſert, den Andern verdirbt. Dies iſt zugleich die natürliche Erklärung jener Stelle des Ariſtoteles, daß die Tragödie die Affekten reinige. So wird man zu den Kindern in den Gemälden der niederländiſchen Meiſter die Originale leicht in jeder Bauernſtube finden, weil ſie nur die gemeine Wirklichkeit aufgefaßt haben, hingegen die italieniſchen Meiſter haben nicht Individuen, ſondern Ideen gebildet, und aus der Erfahrung nur ſo viel aufgenommen, als nöthig war, damit die ſchöpferiſche Einbildungskraft, welche die Seele der ſchönen Künſte iſt, ihr harmoniſches Spiel beginnen konnte. Die ſchönen Künſte drücken aber eigentlich nicht die Ideen, ſondern bloß die Empfindung aus, oder richtiger, damit ich mir nicht zu widerſprechen ſcheine, ſie drücken die Ideen aus, nicht in ſofern ſie gedacht, d. i. von der Vernunft ergriffen, ſondern in ſofern ſie empfunden, vom

Gefühl beherrscht werden, und es ist ein Fehler der Kunst, wenn sie mehr auf die Vernunft, als auf das Gefühl wirken will. So ist es ein Charakter der schlechten Musik, daß sie Alles malen, und sich mehr an die Ideen, als an die Empfindung hängen will; die gute Musik dagegen ist sicher, daß wir, indem sie uns Alles fühlen läßt, auch Alles denken. Die Musik ist ohnedieß unter allen Künsten diejenige, die am nächsten zur Seele spricht, sie hat nicht nöthig, zu den Ideen ihre Zuflucht zu nehmen, um die Empfindung zu berühren; im Gegentheil, sie kann gerades Wegs dahin gelangen, durch die Bewegung und die Harmonie. Sie wird z. B. einen Sturm ausdrücken, nicht indem sie ihn malt durch Nachahmung des Getöses, sondern indem sie durch die Bewegung die Empfindung oder eine ähnliche Empfindung hervorbringt, welche die bange Erwartung des Unglücks einflößt, wofern dieser Gegenstand nicht außerhalb ihres Gesichtskreises liegt.

* * *

§. 7.

In den Werken der Natur ist bloß das Individuelle gegeben, in den Werken der Kunst das Ideale; alle Kunst ist idealisch. Einige sagen:

Himmel und auf Erden herumfliege, bin ich nie glücklicher geweſen, als jenen Abend.

Jupiter. Und mit Recht. Wir hatten nur hölzerne Becher und irdne Schüſſeln, mit ein wenig Milch und Gartenfrüchten; aber die Leute, die es uns gaben, verlangten nichts weiter, als wohlthätig und vergnügt zu ſeyn. Dabey wurde nicht viel Schönes und Weiſes geſprochen; aber deſto mehr Kluges und Treuherziges; ſo, daß ich die Mahlzeit für keine **Sokratiſche** gäbe.

Merkur. Noch immer laß' ich mich am liebſten zu den Schnittern hinab, wenn ſie, zwiſchen ihren gebundnen Garben, im Kreiſe liegen, oder zu dem armen Schiffer, der im Kahn ſein Stückchen Brod verzehrt, und dem Mond' etwas vorſingt.

Herkules. Aber, **Merkur**, wenn du, deſſen Amt es iſt, die Menſchen einander gefälliger zu machen, und Geberden und Worte zu verfeinern, wenn du zugleich an ſolcher Einfalt deine Luſt findeſt; warum läſſeſt du nicht den **Teutſchen** ihre Sitten? Warum willſt du ſie, unter ihrem eignen Himmel, in **Griechen** verwandeln?

Momus. Allerdings ein wunderlicher Einfall! Könnten ſie nicht, gleich ihren Vätern, und ſo, wie vormals **Herkules**, welcher eben dadurch zu den Göttern gekommen iſt, aus einer Löwenhaut hervor gucken, die Klauen

„jedes Ding hat in dem ganzen Verlaufe seines irdischen Daseyns nur Einen Moment seines vollen Lebens; diesen faßt die Kunst auf.“ Das ist nicht richtig, denn in der Natur ist Alles in einem immerwährenden Flusse, im Entstehn und Vergehn, das einzige wahrhaft Seyende ist jene Zeugungs- und Schöpfungskraft, wodurch Alles wird, ist und besteht, und welche aus der anscheinenden Zerstörung und Vernichtung die Keime eines neuen Lebens entfaltet. Welcher Moment wäre denn der des vollen Lebens? bei den Pflanzen etwa die Blüte? Aber an sich, für das Wesen der Pflanze, ist das Saamenkorn, das Blatt oder die Frucht eben so nothwendig oder zufällig als die Blüte; eins ist durch's andere bedingt, eins sucht und ergänzt das andere; keins ist beständig, wohl aber ist der Kunst die Macht verliehen, diese verschwindenden Momente zu fixiren; Jugend und Schönheit verwelken bald, ewig blühen Raphaels Wundergebilde. In der Kunst erscheint die Idee, in der Natur ist die Idee in dem Einzelnen und durchdringt es, z B. in der Pflanze ist dies eben die Idee, die Monade, welche alle einzelne Formen als Stamm, Blatt ꝛc. erzeugt, sie aber, weil sie das Ganze nicht ausdrücken können, als entbehrlich beseitigt, und ihre Entwickelung weiter fortsetzt, bis sie endlich, da es doch nicht gelingen

will, durch das Saamkorn den Bildungsprozeß von Neuem beginnt. Dies möchte wohl jenen oft bestrittnen Punkt etwas erläutern, wie Platon hat können die Ideen Substanzen nennen, denn Substanz ist eben das Höhere, wodurch die Erscheinungen bedingt sind, das aber selbst nicht ein reiner Gedanke seyn kann, weil es von dem Gedanken zum Seyn keinen absoluten Uebergang giebt, und der Geist auf den Körper nur durch Organe wirken kann. In dem Saamkorne ist die ganze Pflanze der Möglichkeit nach enthalten, aber zugleich mit einer gewissen Nothwendigkeit, indem unter günstigen Einflüssen gerade diese bestimmte Pflanze, von dieser Gattung, und keine andere entstehen kann; hingegen die Kunstwerke sind ganz das Produkt der Freiheit; diese Leinwand und diese Farben stehen in keiner Beziehung mit dem Gemälde; der Künstler kann eben sowohl ein Kind, als eine Blume malen. Die Werke der Natur sind nur schön, nicht in sofern wir ihre Form, ihre Eigenschaften, sondern in sofern wir sie als Geschöpfe Gottes betrachten, und als Erzeugnisse der höchsten Weisheit, die, indem sie die Dinge nach Ideen bildete, ihnen auch die entsprechendste, d. i. schönste Gestalt ertheilte. Die ganze Natur ist ein herrliches, wundervolles, unvergleichbares Kunst-

werk, alles Schöne iſt ein Strahl und Ausfluß der Gottheit, „in Gott, ſagte Winkelmann, iſt die höchſte Schönheit.“ Das höchſte und einzige Geſetz der Kunſt iſt: der Künſtler ſoll die Natur, richtiger, den Naturgeiſt nachahmen, d. h. die lebendige, ſchöpferiſche Kraft in ihr, denn die Natur iſt Intelligenz. Dieſes Geſetz iſt ſo wahr, daß dadurch die Natur erſt zu ihrer höchſten Würde und Vortrefflichkeit gelangt, wenn ſie Eins wird mit der Natur, und der Künſtler, ſeine Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit Gott erkennt. Iſt ihm dieſe hohe Bedeutung ſeiner Kunſt aufgegangen, und wie leicht entwickelt ſich in der zarten Künſtlerſeele dasjenige zum lebendigen Bewußtſeyn, was ſie ſchon längſt dunkel fühlte, ſo wird ihm die Natur eine unerſchöpfliche Quelle des Genuſſes, der Nacheiferung, der Erhebung werden, er wird den Zauberſtab finden, womit er Geiſter und Körper beſchwört und in die Tiefen der Erde ſteigt, er wird auch bei Wenigem ſich reich, glücklich und frei fühlen, und ſein ganzes Leben zum Abdrucke ſeines Innern bilden.

Jena,
den 28. Jul. 1810.

Dr. C. F. Bachmann.

III.

Fragmente

von Leibnitz *).

An einen Engländer.

Ich wundre mich nicht, daß Eure meiſten Schriftſteller ſich gegenwärtig mit öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigen. So iſt es dem Genius der Freiheit und dem Charakter der Nation angemeſſen. Eure Geſetze würden vortrefflich ſeyn, wenn Eure Jurisprudenz etwas weniger an den Buchſtaben geknüpft wär, und wenn man etwas weniger auf Zeugen hielte. — Ich bin Ihrer Meinung, daß die Moral und Politik auf eine feſte und unwiderſprechliche Weiſe aufgeſtellt werden könnten. Aber um ſie anzuwenden, bedürfte es einer ganz neuen Art von Logik, die von allen, die man bis jetzt hat, verſchieden wäre. In Anſehung der Geſchichte iſt es nicht nöthig, daß die Nachwelt von allen Intriguen, die oft nicht der Mühe lohnen, unterrichtet werde. Es iſt genug, daß ſie das

*) Vergl. Herder's Briefe zur Beförderung der Humanität. III. Theil. d. Einſ.

Lehrreichste erfahre. Wenig Geschichtsschreiber halten sich an das, was ich am meisten wünschte.

Behaupten, daß die hebräische Sprache die erstgeborne sey, ist eben so viel, als behaupten, daß es erstgeborne Baumstämme, oder eine Gegend gebe, wo Stämme statt der Bäume wüchsen. Dergleichen kann man sich einbilden, aber es stimmt nicht zu den Naturgesetzen und der Harmonie der Dinge, d. h. der göttlichen Weisheit. Vernünftigerweise kann man nur so viel fragen, ob die hebräische Sprache mit ihren Verwandten dem Ursprung näher, als die übrigen sey, und treuer die wahren Quellen bewahre?

Der Begriff der Liebe wird am besten aus dem Teutschen geschöpft. Die Teutschen drücken lieben durch „gern sehen" und hassen durch „nicht gern sehen", aus. Daher ist lieben, sich an der Betrachtung eines Gegenstandes ergötzen. Je tiefer die Kenntniß, desto grösser die Ergötzung. Wer daher Gott über Alles lieben will, der muß vor allen Dingen seine Schönheit erkennen. Um die Schönheit einer Jungfrau z. B. zu erkennen, reicht es nicht hin, ihren Finger zu betrachten, noch ist

es nöthig, alle ihre Glieder bis auf die Poren und Haare zu betrachten, sie muß gleichsam mit Einem Blicke ganz gefaßt werden. Daher reicht es nicht hin, Ein Werk Gottes anzuschauen, noch ist es nöthig oder möglich alle seine Werke zu überschauen, es ist genug, sich eine allgemeine feste Vorstellung von ihm zu bilden, daß er das weiteste und mächtigste Wesen sey. Die Liebe zu diesem Wesen besteht darin, daß wir glauben, alles was er thut, sey gut, daß wir zufrieden sind mit unserm Geschick, nicht klagsüchtig, nicht mürrisch, nicht widerspenstig und gegen den Stachel leckend; dann, daß wir die Gelegenheit, das allgemeine Wohl zu befördern, nicht verabsäumen, und haben wir jene Gesetze verletzt, mit aller Anstrengung uns bemühen, sie wieder herzustellen.

Die Freundschaft ist partikulär; das Wohlwollen universell. Aber ich glaube, daß nur wohlwollende Personen gute Freunde sind.

Der Schmerz muß größer seyn, um Weinen, als das Vergnügen, um Lachen hervorzubringen; denn Niemand giebt gern Zeichen des Schmerzes von sich, während alle gern lachen. Man weint

in der Regel bei eigenem Schimpf und lacht bei fremdem.

Es ſollten öffentliche Handwerksſchulen ſeyn, damit die Knaben von ihren Meiſtern nicht ſo viele Jahre lang mit Stößen und Schlägen hingehalten würden, zum großen Schaden des Gemeinweſens, dem dadurch ſo viel an Nutzen abgeht, als jenen an ihrem Leben, mit dem ſie Dienſte leiſten könnten, ohne mit der zu beſchleunigenden Erlernung ihrer Kunſt ſo viel Jahre zuzubüßen.

Das ſind die drei Grundregeln des Staatsweſens: Nichts Nöthiges zu unterlaſſen, nichts Schädliches zu dulden, nichts Unnützes hingehen zu laſſen.

Es könnte ein Buch geſchrieben werden von natürlichen Allegorien oder Typen, mit denen die Phyſik der Religion gleichſam vorſpielt, wie das Moſaiſche Geſetz Chriſto.

Petrus Damiani ſchickt dem Papſt Gregor VII. hölzerne Löffel zum Geſchenk (nach

dem Baronius). Hier kann mancherlei bemerkt werden. Zuvörderſt, daß die Mönche ehedem (wie Petrus, ob er gleich Cardinal geweſen war) Handarbeiten trieben. Ferner zeigt ſich hierin die Einfachheit der Alten. Wer wollte heut zu Tage dergleichen dem Papſt anbieten, oder den Gebrauch hölzerner Eßwerkzeuge bei ihm vorausſetzen. Endlich kann man daraus ſchließen, daß die Alten weniger delikat waren, denn der Saft der Speiſen dringt in gewöhnliches Holz ſo tief ein, daß er weder durch Waſchen noch Reiben vertilgt werden kann. Ich ſah Capuziner ſich hörnerner Löffel bedienen. Die älteſten Chriſten hatten bei ihrer Religion weder in Lehr- oder Glaubens-Sätzen, noch im Cultus und den Gebräuchen etwas Beſonderes; ſie hatten einfachere, von den unſrigen ſehr verſchiedene Begriffe. Den Nachtmahlwein in einem hölzernen Becher zu conſecriren, würde heut zu Tage beinahe für Frevel gehalten werden, weil das Holz einen Theil des geheiligten Blutes einſaugen würde. Die erſten Chriſten fürchteten ſo etwas nicht. Mit der Zeit verbot man in Holz zu conſecriren, ja aus Furcht, es möchten von den Trinkenden einige Tropfen vergoſſen werden, wurden Röhren in den Kirchen bei der Reichung des Weins eingeführt. Endlich ſchien es ehrerbietiger, die öffentliche Communion auf den trock-

nen Theil der Symbole zu beſchränken, da die Lehre von der ſogenannten Concomitanz geltend gemacht worden war. So fruchtbar iſt die Geſchichte der hölzernen Löffel des Petrus Damiani.

Bei Berathſchlagungen, wo es zu einem ordentlichen Schluß kommen ſoll, wäre zu beobachten, daß nicht in einer öffentlichen Verſammlung, ſondern immer unter zwei und zwei Rath gepflogen würde. Der Nutzen davon iſt außerordentlich, weil, wenn Niemand Zuhörer iſt, der Affect ſchweigt. Dann werde das Ganze ſo unter einander combinirt, bis es übereinſtimmt. Die Sache verdient Erwägung, weil nirgends weniger in der That beſchloſſen wird, als wo die Stimmen mit großem Geräuſch vorgetragen werden, oder man gar in Zänkereien geräth.

Beim Apulejus im letzten Buche des goldnen Eſels, wo die Ceremonien der Iſis beſchrieben werden, entläßt der Prieſter nach dem Gebet das Volk mit wenigen Worten *), die der Formel entſprechen ite, missa est. Noch Anderes iſt dort zu bemer-

*) λαοῖς ἄφεσις.

ken, was mit den Gebräuchen der Katholiken übereinstimmt.

Die Sybariten hatten Preise für den ausgesetzt, der neue Arten des Vergnügens erfände; ich meine, daß die Christenheit dem ungemein verpflichtet seyn wird, der bewirkt, daß die höchste Wonne sey in der Frömmigkeit.

Es giebt ein doppeltes Zeitalter der Philosophie; ein knechtisches, wie jenes barbarische unter den Scholastikern war, wo man dem Aristoteles fröhnte, und gegentheils den Aristoteles in einigen Stücken zum Frohndienst zwang, indem man ihn wie auf die Folter spannte, damit er nichts, was der christlichen Religion nachtheilig war, behauptete; und ein freches wie das unsrige, wo die Menschen von einem Extrem zum andern gerathen. In der Mitte liegt die Wahrheit.

Durch eine zu starke Imagination wird der Urtheilskraft geschadet. Wer an albernen Bildern ein großes Wohlgefallen findet, kann ein Narr werden. Ich kenne Einen, der durch öftere Lecture von Romanen dahin gebracht wurde, daß er sie für wahr hielt; die Tremulanten empfinden nach der

unter dem Halſ' in eine Schleife binden, und mit Keulen auf Abendtheuer ausgehen? In dieſem Anputze, den ſie allenfalls wie einen Ueberzug über ihre ſammtnen und ſeidnen Kleider gebrauchen könnten, würd' es ihnen nicht übel laſſen, Welſche Liederchen, deren ſie eine Menge haben, abzuſingen, und, nach Art der Gallier zu tanzen. Da übrigens ihr Land von wilden Thieren längſt gereiniget worden, ſo lieſſe man Löwen, Bären und Tieger aus der Fremde kommen, und ſtritte mit ihnen, wie die Väter thaten, und wie vormals der Halbgott Herkules.

Merkur. Momus ſollte nicht ſpotten da, wo ernſthaft geredet wird; aber in dem, was er ſagt, iſt Wahrheit. Die Teutſchen ſind keine Teutſchen mehr. Ihre Wälder haben ſie zu Luſthaynen, ihre Gothiſchen Tempel zu Schaubühnen umgeſchaffen. Sie verſtehen Griechiſche Künſte, reden zierlich, verfeinern alles, was um und an ihnen iſt. Auf dieſem Wege ſind ſie weit fortgegangen; man kan ſie nicht wieder zurück rufen; und auf der Hälfte des Weges ſie ſtehen zu laſſen, wäre gefährlich. Nun müſſen ſie das Ziel erreichen. Was, inſonderheit, wollt' ich mit denenjenigen anfangen, die von altem Brauch der Teutonen gar nichts mehr wiſſen, und eine beſondere Welt ausmachen?

Extaſe eine Schwächung des Körpers. Die Mnemonik, die auf einer ſtarken Einbildungskraft beruht, pflegt der Urtheilskraft zu ſchaden. Ich gebe zu, daß Menſchen von ſcharfem Urtheil gewöhnlich Mangel an Einbildungskraft haben. Judiciöſe Leute, die nicht ſonderlich Genie oder Gedächtniß haben, ſind unangenehm im Umgange, weil ſie nichts anfangen, nichts auffinden, immer nur über andre aburtheilen wollen, ohne ſelbſt etwas Andern zur Beurtheilung darzuſtellen. Wenig reden und viel hören wollen iſt etwas Gehäſſiges. Urtheil braucht man mehr zum Handeln, Erfahrung zum Reden. Mir ſind Menſchen von großer Erfahrung bekannt, die in der Unterhaltung, in der Anführung von Beiſpielen und andern Dingen, die Aufſehen erregen, eben ſo reichhaltig als im Handeln einfältig waren.

Nichts iſt leichter, als ſeine eigne Demonſtration zu vergeſſen. Die, welche ſündigen wollen, und das erwachende Gewiſſen ahnen, ſchläfern es wieder durch fremde Gedanken ein, aus Furcht, der gezogene Calcul möchte ſie auf andre Ueberzeugung bringen; völlig wie ein ſchlechter Hausvater, der gar nicht nachrechnen mag, um ſeine Schulden nicht kennen zu lernen und ſich die gegenwärtige

Ruhe nicht zu ſtören. Daraus erhellt, daß es in uns eine Kunſt gebe, die Affecten zu beherrſchen, die jedoch noch kein Sterblicher gelehrt hat. Um dieſe Kunſt zu erlangen, wird es nöthig ſeyn, nicht durch eine zu ſtarke oder verkehrte Imagination dem Urtheil zu ſchaden, ſondern ſich ſo zu gewöhnen, daß man ſich nach Willkür von einem Gedanken trennen könne. Alles lernt ſich vergeſſen, wenn man es wiederholentlich aus dem Sinne ſchlägt.

Nichts iſt völlig in unſrer Gewalt. Aber nichts iſt es doch mehr, als unſre eignen Gedanken. Und darum müſſen wir von ihnen mehr, als von irgend einer andern Sache, Rechenſchaft ablegen. Für ſolche, die gewohnt ſind zu ſagen: „Gedanken ſind zollfrei", iſt dies ein Paradoxon. Die Richter ſelbſt ſtrafen ja nur die Gedanken in den Handlungen. Wir ſind gemacht zu denken; es iſt nicht nöthig zu leben, aber es iſt nöthig zu denken, und unſre Gedanken werden uns bis nach dem Tode folgen.

Es giebt eine doppelte Erfindungsgabe oder Geiſtesthätigkeit, wie ein doppeltes Gedächtniß. Die eine iſt immer in Bereitſchaft und hängt vom Genie ab, die andre geſetzt und entſpringt aus der

Urtheilskraft. Jene haben die Beredten, diese die Langsamen, die deshalb zu Geschäften nicht untauglich sind. Einige zeichnen sich durch eigene Abwechslung aus, daß sie zu dieser Zeit und an diesem Orte ungemein thätig und an einem andern im höchsten Grade langsam sind. Unter diese zähle ich mich selbst; ich merke, daß Wenige meinen Charakter besitzen, alles Leichte wird mir schwer und alles Schwere leicht.

(Auf ein Bild von Venedig.)

Siehe die Jungfrau hier, des Meeres waltende Fürstin! —
Strahlend mit ewigem Kranz hebt sie zum Himmel das Haupt.
Siegerin ist sie des Thracischen Mars, sie weicht nicht Minerven;
Zwei der Göttinnen kühn fordert die Eine heraus.
Gleich Aphroditen entsprang sie dem Meer; aus des Jupiter Hirne
Ward sie nicht minder erzeugt, Pallas an Waffen und Kunst.

Lange.

IV.

Correſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg den 3. Aug. 1810.

Der heutige Tag wird mir unvergeßlich ſeyn. Geſtern ſpät kam ich auf dem Neckar hier an; — es war ein ſtiller, herrlicher Abend, aber noch ſchöner der Morgen. Die Sonne gieng eben hell hinter den grünen Bergen auf, als ich erwachte, und gerade meinen Fenſtern gegenüber die berühmten Burgruinen erblickte. Ich eilte hinauf und konnte mich nicht ſättigen an dem herrlichen Anblick. Die erhabnen, wunderbaren, mit dem ſchönſten, üppigſten Epheu bedeckten Trümmer, die heitre, lebendige Stadt zu den Füßen, am rauſchenden Strome, mit der prächtigen Brücke, im Hintergrunde hohe Kaſtanien und Ulmen, gegenüber die Weinberge, und in der Ferne Schwetzingen und Mannheim, und wie ein Silberſtreif der Rhein — hinter ihm die hohen, duftigen Vogeſen. — Man muß vom Fuße des Thüringer Waldes kommen, und der Morgen muß ſo heiter ſeyn, wie der heutige war, um ganz den Eindruck zu fühlen, den dieſe über alle Beſchreibung erhabne Ausſicht auf

den macht, dem ſie zum erſten Mal ſich auf-thut. —

Voß ſcheint ſich in dem ſchönen Heidelberg, wo er einen anmuthigen Garten bewohnt, und, wie man mir ſagte, auch ſelbſt bearbeitet, ſehr wohl zu gefallen. Ungeſtört kann er hier, in der Mitte ſeiner Familie, der Natur und der Wiſſenſchaft leben. Er arbeitet gegenwärtig an der Vollendung einer neuen Ausgabe des Tibullus, die manche Abweichungen von der Heyneſchen enthalten wird. Voß hat verſchiedene kritiſche Hülfemittel benutzt, von denen Heyne keinen Gebrauch gemacht hat; wir dürfen alſo auch von dieſer Seite manche Verbeſſerungen erwarten. Sehr mißbilligend äußerte ſich Voß über das Unweſen, das jetzt hier und da ſogenannte Peſtalozzianer zu treiben begönnen, und fürchtete beſonders viel Unheil für die Philologie, wenn jene unberufenen Verbeſſerer auch an dieſe ſich wagen ſollten. — Kreuzern, den Philologen, fand ich etwas kränklich, wozu vielleicht ſein Aufenthalt in Holland beigetragen haben mag, wie er anzudeuten ſchien. Wem, der von Heidelberg kommt, könnte auch dieſes Land gefallen, wo kein Parnaſſos ſein waldiges Haupt zu den

Welken erhebt, und wo der Rhein, den er dort in voller Majestät von den Alpen herabströmen sah, ruhm- und namenlos sich im Sande verliert? — Heidelberg hat vielleicht unter allen Universitäten Deutschlands die anmuthigste Lage. Erinnerungen an die großen Männer, die vormals hier studierten und lehrten, können den Eifer des Jünglings beleben. Auch gegenwärtig besitzt Heidelberg mehrere geschätzte und berühmte Lehrer. Als ein vorzüglicher Docent wurde mir Thibaut genannt; überhaupt scheint das Studium der Rechtswissenschaft hier mit besonderm Eifer getrieben zu werden. Leider ist die Anzahl der Studenten nicht so stark, als man vermuthen sollte; man zählt kaum 300. Die unangenehmen Vorfälle, welche diese Verminderung veranlaßt haben, mag ich hier nicht berühren. Es sind mehrere relegirt worden; viele, besonders Ausländer, haben die Universität verlassen. —

Die Bibliothek, wo ich den Prof. Wilken, einen jungen, thätigen Mann, kennen lernte, ist vorzüglich im historischen und medicinischen Fache gut besetzt, und sollte so eben durch eine Klosterbibliothek, wenn ich nicht irre, einen bedeuten-

den Zuwachs erhalten. — Wer sich mit der neuesten Literatur, besonders der Zeitschriften, bekannt zu machen wünscht, findet in dem Museum von Mohr und Zimmer, das nach Art des Vorgängigsten eingerichtet ist, Befriedigung. —

Einen herrlichen Genuß hab' ich heute noch gehabt. Wie ich von Voß kam, bestieg ich mit Freund G. noch den heiligen Berg, einen der höchsten dieser Gegend. Nicht ohne Mühe bahnten wir uns durch dichtes Gesträuch den nächsten Weg zur Ruine auf dem Gipfel, von wo man den Rhein in seiner ganzen Größe von Straßburg bis Mainz überschaut. Die Sonne ging eben unter, und die Fluthen des Rheins und des Neckar glänzten herrlich im Abendroth. Der Rückweg führte uns durch das reiche, große Dorf Handschuheim an der Bergstraße, das in einem Walde von Kastanien- und Mandelbäumen liegt. Spät erst kamen wir nach Heidelberg zurück, wo uns ein frugales Mahl in demselben Zimmer erwartete, das Matthison einst bewohnte, als er die Burgruinen besang.

Schmidt.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

1. An Dora. 149

2. Der Künstler Wallfahrt. 150

II. Ueber das Schöne. Ein Fragment. . . 174

III. Fragment von Leibnitz. 193

IV. Correspondenz-Nachrichten. . . . 208

Intelligenz-Blatt

des

Neuen Teutſchen Merkurs.

5. Stück. November 1810.

I.

In der königl. akademiſchen Kunſt- und Buchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Hermbſtädts, Dr. S. Fr., Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder: Sammlung der neueſten und wichtigſten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommnung der Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärberei, der Zeugdruckerei, und der Kunſt zu bleichen. Zweiter Band, zweite Auflage, gr. 8. Mit einer Kupfertafel, und einer illuminirten Muſterkarte. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Der allgemeine Beifall, mit welchem dies Werk aufgenommen worden iſt, bürgt für den innern Werth deſſelben. Es enthält alles, was für diejenigen Gewerbe, für die es beſtimmt iſt, durchaus zu wiſſen nö-

thig ist. Bei der gegenwärtigen Lage des Continents, ist es daher für jeden Färber, Cattundrucker, Bleicher u. s. w. unentbehrlich. Die bis jetzt davon erschienenen 7 Bände kosten 11 Rthlr. 18 gr.

II.

Ankündigung

einer

neuen und genauen Uebersetzung

der heiligen

Urkunden des Christenthums

oder des

Neuen Testaments

für alle

christliche Religions-Parteien.

Veranlaßt durch mancherlei Ereignisse, z. B. durch die wiederholten Erklärungen Sr. Königl. Majestät Friedrich Wilhelm des Dritten, auf die Beobachtung des öffentlichen Kultus in seinen Staaten zur neuen Begründung ihres Wohls mit Ernst halten zu wollen, durch das gewichtvolle Wort eines Böttiger von dem gegenwärtigen Verfall der Religiosität, durch die patriotischen Bemerkungen eines Snettlage über einige Hindernisse, welche den Erfolg der Erziehung und die Wohlfahrt der Staaten aufhalten, und durch mehrere ähnliche Aeußerungen des Zeitgeistes aufgemuntert, wagt es endlich der Unterzeichnete, dem hochverehrten Publikum denjenigen Theil seiner schriftstellerischen Arbeiten, welcher die Grundlage der ganzen Theologie enthält, nämlich eine genaue und unparteiische Uebersetzung aller neutestamentlichen Schriften in der äußern Gestalt seines horazischen Werks und der im Jahre 1804 herausgegebenen Probeübersetzung des Briefes an die Hebräer, die in

Cybele. Haſt du auch dieſer ihre Gaſtmahle geſehen?

Merkur. Bis zum Ekel.

Cybele. Dann ſäume nicht, und erzähl' uns alles, was von ihrer Kleidung, von ihren Geſchirren, dem Schmuck ihrer Tafel, und vornehmlich, was von ihren Geſprächen und Scherzen dir noch erinnerlich iſt.

Venus. Hätteſt du nur die Pariſer Puppe mitgebracht, nach welcher die teutſchen Damen ſich putzen! Ihr hätt' ich es bald anſehen wollen, ob dieſe, nicht nur im Putze, ſondern auch in den übrigen Dingen meine Grazien öfter um Rath fragen.

Thalia. Erzähle, Merkur. Meine Schweſtern und ich wollen uns dabey immer an unſer Sokratiſches Gaſtmahl erinnern.

Merkur. Es iſt eine ſchlimme Sache, wenn zu einem geſagt wird: Erzähle; und die andern ſetzen ſich um einen herum; und man ſoll in der Geſellſchaft reden, wie auf einem Rednerſtuhl. Ihr hättet lieber mich unvermerkt hineinbringen, und dies und jenes fragen ſollen. Das habt ihr ſelber gefühlt; darum lachte Thalia ſo ſchalkhaft.

Thalia. Gut! ich lache nicht wieder.

Venus. Auch ſoll keine dich wieder anſehen; wenn es dir ſo leichter wird.

verschiedenen Zeitschriften beifällig recensirt worden sind, anzubieten.

Schon seit mehr als dreißig Jahren bin ich, zum Theil in den günstigsten Situationen bemüht gewesen, den wahren Sinn unserer heiligen Bücher gründlich zu erforschen, und glaube jetzt im Ganzen denselben richtiger als Luther, der Unsterbliche, und alle Nachfolger desselben bis auf die Herren van Eß und Hezel, wirklich erforscht und aufgefaßt zu haben; obgleich ich mich gern beschelde, nicht auch behaupten zu dürfen, daß derselbe im Einzelnen nirgends von mir verfehlt, sondern überall schon glücklich ergriffen, und durch die entsprechendsten Zeichen der Muttersprache ausgedrückt seyn sollte.

Da es aber doch ein Gegenstand von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist, endlich einmal diejenigen Schriften, in welchen eine göttliche, für alle Menschen bestimmte Offenbarung enthalten seyn soll, in einer möglichst genauen und richtigen Verteutschung lesen zu können: so fordere ich im Gefühle dieses Bewußtseyns, zwar schon an der Schwelle des höhern Alters, aber noch nicht entkräftet, alle Verehrer der Religion und vornämlich die Koryphäen unserer Zeit, die mit den nöthigen Einsichten und Kenntnissen ausgerüstet sind, hierdurch feierlich auf, zur möglichsten Vervollkommnung und Beförderung des hier angekündigten Werks, auf jede ihnen gefällige Weise etwas beizutragen.

Sobald sich eine hinreichende Anzahl von Subscribenten, entweder bei mir selbst, oder in den wohllöblichen Buchhandlungen und Postämtern Teutschlands, oder auch in der hiesigen Zeitungs-Expedition gemeldet haben wird, kann der Abdruck des Werks, das schon längst unter der Feile gelegen hat, begonnen werden. Der Subscriptionspreis wird ⅓ geringer, als der Ladenpreis ausfallen. Die Herren Subscribentensammler erhalten das 11te Exemplar gratis; diejenigen, welche Exemplare auf Velinpapier verlangen, werden um die Gefälligkeit ersucht, dieses ausdrücklich zu bemerken.

Stettin, den 18ten Julius 1810.

Der Professor Preiß.

III.

In der Michaelis-Messe 1810 ist erschienen und verdient den Freunden der italienischen Sprache und Poesie empfohlen zu werden:

Alcune Poesie

eine kleine Sammlung

ausgewählter

italienischer Gedichte

vom

Professor F. C. Kühne.

Marburg, bei Joh. Chr. Krieger.

Preis, brochirt 4 gr. oder 15 kr.

zu haben in allen guten Buchhandlungen.

IV.

Ueber medicinische Volksirrthümer, von M. Richerand, Professor der Facultät der Medicin zu Paris ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt von W—. Leipzig 1811. (In Commission bei C Cnobiauch.) 12 Gr.

Wir kündigen hier dem Publicum die Verpflanzung einer Schrift auf teutschen Boden an, die schon Aufsehen in teutschen Zeitschriften machte, als sie kaum in Paris ans Tageslicht getreten war.

Nicht leicht wird ein gebildeter Mann, zu was immer für einem Stande er auch gehören mag, dies Buch ganz unbefriedigt aus der Hand legen.

Die Gegenstände, die darin abgehandelt werden, sind von allgemeinem Interesse; viele Ansichten darin neu, und mit bewunderungswerther Klarheit aufgestellt. Der Verfasser schwingt seine Geißel eben so unbefangen über die Schwächen der Aerzte, als über

die Vorurtheile des Volks: dabei ist ihm ein rascher und lebendiger Vortrag eigen, wie man ihn wahrlich nur selten antrifft. Gegen teutsche Aerzte ist Herr Richerand übrigens sehr eingenommen; aus der höchst einfachen Ursache — weil er sie nicht kennt. Hierüber mag der Verfasser (bei Gelegenheit und Muße) einmal lesen; was sein Uebersetzer in der Vorrede gesagt hat. — Die Uebersetzung ist so gut gerathen, daß es wohl schwer fallen dürfte, sie für eine Uebersetzung zu halten, wenn man es nicht wüßte. Auch geht daraus sehr deutlich hervor, daß der Uebersetzer eben so sehr mit den Gegenständen, die hier in Betrachtung gezogen werden, vertraut ist, als mit der Sprache.

V.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind erschienen:

Nouveau Dictionnaire complet, à l'usage des Allemands et des Français par l'Abbé Mozin:

Neues vollständiges, zum Gebrauche der Franzosen und der Teutschen bestimmtes Wörterbuch, ein Auszug aus den besten, bis jetzt über Sprachen und Wissenschaften erschienenen, Wörterbüchern. Dasselbe enthält den Gebrauch aller Wörter, die Aussprache der schwersten, und eine Auswahl von tauglichen Beispielen zur Erläuterung ihres Gebrauches und ihrer verschiedenen Bedeutungen: ferner die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, die Eigennamen von Personen, Städten und Flüssen ꝛc. von Abbé Mozin.

Herr Abbé Mozin, dessen Bemühungen zur Erleichterung des französischen Sprachstudiums bekannt sind, ist schon längst beschäftiget, dem Mangel eines vollständigen französisch teutschen und teutsch französischen Wörterbuchs abzuhelfen. Seit mehreren Jahren ist dies der Gegenstand seiner Arbeiten, die er in Verbindung mit mehreren Gelehrten (worunter wir nur Herrn Präceptor Biber in Ludwigsburg nennen wollen, ohne welchen das Schwan'sche Wörterbuch, in seiner

ersten Ausgabe mit allen Fehlern des Verfassers ausgegeben worden wäre) aufs eifrigste betreibt. Eine ganz neue Bahn mußte gebrochen werden, da alle bisherigen Wörterbücher gar zu fehler- und mangelhaft waren. In Schwan's Wörterbuch wurden z. B. auf 3 Bogen 477 Artikel vermißt, der übrigen Sprach- und grammatikalischen Fehler desselben nicht zu gedenken.

Der Druck dieses Wörterbuches, das für Franzosen so wie für Teutsche gleich wichtig und für jede Sprache das seyn wird, was wir für's Französische in dem Dictionnaire de l'Academie und für's Teutsche in Adelungs und Campe's Wörterbüchern besitzen, hat bereits angefangen, und wird ununterbrochen fortgesetzt. — Vier große Quartbände, niedlich und auf schönes Papier gedruckt, werden denjenigen, die darauf pränumeriren, das Exemplar für 6 fl. — und das 11te Exemplar gratis; wer bloß subscribirt, für 8 fl. — erlassen. Anfangs künftigen Jahres sind von jeder Sprache die ersten Theile zu haben.

Tübingen, den 15 Sept. 1810.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VI.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1811. Mit Beiträgen von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter und andern, mit Kupfern. 12. geb.

Das Tübinger Taschenbuch für Damen hat sich immer des besondern Beifalls des Publikums erfreut, und nach Verdienst gefallen. Auch dieser neue Jahrgang empfiehlt sich, wie seine Vorgänger, durch eine treffliche Auswahl von Gedichten und prosaischen Aufsätzen, und durch vorzügliche Kupfer nach Catel, Nahl und Riepenhausen von Lips und andern gestochen.

Unter den Gedichten freuen wir uns, vom verewigten Pfeffel noch mehrere zu treffen, die würdig des feinen Dichters und als freundschaftliches Denkmal für

den Verleger und für die Leser dieses Taschenbuchs hinterlassen sich fanden; an ihn schließen sich Matthisson, Weisser, Schreiber, Haug, Conz, Nicolay, Julie von Rechtolsheim und Langbein an, die ihren längst rühmlich bekannten Namen würdige Beiträge lieferten.

Die prosaischen Aufsätze sind von J. P. Richter, Caroline Pichler, Huber und Lafontaine; wenn wir keinen derselben einzeln zergliedern und anpreisen, so geschieht es, weil sie alle, vorzüglich geeignet für ein solches Taschenbuch, sich durch Hinweisung auf den Werth stiller häuslicher Tugend auszeichnen, und im lieblichsten Gewand die reinste Moral aufstellen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VII.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind ferner zur Michaelis-Messe erschienen:

Fortsetzungen:

Almanach des Dames pour l'an 1811. 12. relié avec estampes.

Annalen (europäische) f. d. Jahr 1810. gr. 8. br.

Humboldt (Alex. v.) Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente americanischer Völker. 2s Heft. gr. 8. mit und ohne Atlas.

Karte von Schwaben. Von Ammann und Bohnenberger, 7e Lieferung in 4 Blättern.

Karten-Almanach, 6r Jahrgang.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. gr. 4.

Müller (J. v.) sämmtliche Werke 4r, 5r u. 8r Bd. gr. 8.

Nemnich (P. A.) Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise, 5r, 6r Bd. oder: Original-Beiträge zur eigentlichen Kenntniß von Frankreich, 1r, 2r Band.

— — 7r Band, oder: Original-Beiträge zur eigentlichen Kenntniß von Italien, 3.

Pfeffel (G. C.) proſaiſche Verſuche. 2e Bändchen, 8. Velin-, Schreib- und Druck-Papier.

Polizeiblätter (allgemeine Juſtiz- und) von Hartleben, 1810. gr. 4.

Riepenhauſen (F. und J.) Geſchichte der Mahlerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Ausbildung und Vollendung, Fol. 1r Thl. 3e Heft mit Kupf.

Süskind (Dr. F. G.) Magazin für chriſtliche Dogmatik und Moral, deren Geſchichte und Anwendung im Vortrag der Religion, 16e Stück. gr. 8.

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1811. Mit Beiträgen von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter und andern. Mit Kupfern. 12. geb.

Zeitung (allgemeine) 1810. gr. 4.

Neuigkeiten:

Bolley (H. C. F.) Das Wichtigſte von den öffentlichen und Privat-Rechts-Verhältniſſen würtembergiſcher Unterthanen. 3te vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8.

Buchholz (K.) Hermes oder über die Natur der Geſellſchaft mit Blicken in die Zukunft. gr. 8.

Charis. Taſchenbuch auf das Jahr 1811. herausgegeben von Lehr. Mit Kupfern und Muſik. 12. gebund.

Demian (J. A.) Statiſtiſche Darſtellung der Illyriſchen Provinzen, 1r Thl. gr. 8.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königlich-Preußiſchen Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine (Schweſter Friedrichs des Großen) Markgräfin von Bayreuth vom Jahr 1709 bis 1733 von ihr ſelbſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. gr 8.

Engel (J. K. v.) Geſchichte des Königreichs Ungarn, 1r Thl. gr. 8.

Fernow Leben, von Frau Schopenhauer.

Hof- und Staatskalender (Königlich-Würtembergiſcher) auf 1811.

Jeckel, die Schlachten der Alten. 1r Theil. 4. mit Kupfern.

Kanne Pantheon über älteſte Philoſophie und Natur-Wiſſenſchaft.

Klüber (J. L.) Beſchreibung von Baden bei Raſtatt und ſeiner Umgebung. 2 Thle. mit Kupf. 8.

Knapp, Repertorium über die Königlich-Würtembergiſche Geſetzgebung von den Jahren 1797 bis 1809.

Mit Beilagen und einigen älteren Verordnungen. 1r, 2r Bd. 8.

Langsdorf plantes recueillies pendant le voyage des Russes autour du monde, P. 1e. Icon. filicure.

Mozin, (Abbé) Auswahl franz. und deutscher Gespräche, nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter. 4e Aufl. gr. 8.

Notizen aus dem Leben von Jakob Merz, Maler und Kupferätzer durch J. W. Beith. gr. 8.

Oehlenschläger. Axel und Walburg. Eine Tragödie. 8.

Reibel (J.) Staatt und Hierarchie. Eine pragmatisch-kritische Beleuchtung ihrer wechselseitigen Verhältnisse. gr. 8.

Richter (Jean Paul) Herbst-Blumen oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 16 Bändchen. 8.

Schuderoff (J.) Badebelustigungen. gr. 8.

Sophocles Philoctetes, übersetzt von Dr. O. Martens. gr. 8.

Tibull übersetzt von *Voss*.

Vorlesungen über deutsche Klassiker für Gebildete und zum Gebrauche in den höheren Lehranstalten, von Sauer und Nembofer, 1r Bd. mit Exkursen. 8.

Wagner (E.) Historisches A B C eines vierzigjährigen Fliegenschützen. 8.

Weinbrenner (F.) Architektonisches Lehrbuch. 1r Th. 1s Heft, mit Kupf. gr. Fol.

On avertit le public, que la *sixième partie* formant le complément de la première édition du *traité des grandes opérations militaires par le Baron de Jomini* sera mise en vente le 1. Oct. chez Mr. *Haas* fils à Bâle et chez Cotta Libraire à Tubingue.

VIII.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. August.

Inhalt.

Nro. 183. Landwirthschaftliches Fest in Hofwyl und Stiftung der agronomischen Gesellschaft. (Hierzu ein Kupfer.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro. 184. Friedrich und Katt. Aus den Memoiren der Schwester Friedrich des Großen. — An ... Künstlern in der Musik, Malerei und Deklamation. Von Friedrich. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Nro. 185. Briefe teutscher Dichter und Gelehrten aus den Jahren 1740 bis 1771, vom Hofrath von Morgenstern. — Friedrich und Katt. (Fortsetzung.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom. — Beilage: Monats-Register vom Julius.

Nro. 186. Im Namen Ihrer kaiserl. Hoheit der Großfürstin Anna von Rußland, da sie auf einem Ball zum Geburtstage ihrer durchlauchtigsten Frau Mutter als Titania erschien. Von Thümmel. — Friedrich und Katt. (Fortsetzung.) — Amors Klage Von Göz. — Briefe teutscher Dichter und Gelehrten. Von Morgenstern. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflösung der Räthsel und der Charade in Nro. 180.

Nro. 187. Fest bei der Vermählung Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Karoline in Weimar. — — Friedrich und Katt. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Breslau. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 15.

Nro. 188. Abendfeier, Luthers Manen geweiht. Von Elise Sommer. — Friedrich und Katt. (Forts.) — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 9.

Nro. 189. Historisches Bild für Se. Durchlaucht den Herzog von Weimar, von Ferd Jagemann. — Friedrich und Katt. (Forts) — Anekdote. — Korrespondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 190. Ueber Baaden-Baaden. Von Melos. — Friedrich und Katt. (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin und Augsburg.

Nro. 191. Empfindungen bei dem Tode der allgeliebten Königin von Preußen. Von F. W. Gubitz. — Reiſe nach St. Domingo. Von M. E. Descourtilz. — Apodiktiſcher Beweis, daß ein Schullehrer ohne Brod leben kann. (Von Prof. Sauer zu Augsburg.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 192. Briefe teutſcher Dichter und Gelehrten. Von Morgenſtern. (Fortſ.) — Reiſe nach St. Domingo. Erſtes Kapitel. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin. — Charade.

Nro. 193. Nachrichten von den neueſten Arbeiten namhafter Künſtler aus Rom. (Fortſ.) — Briefe teutſcher Dichter und Gelehrten. Von Morgenſtern. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Ratzeburg, Berlin, Regensburg, Mannheim. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 16.

Nro. 194. Giromei' und Imelda. Romanze. Von Conz. — Nachrichten von den neueſten Arbeiten namhafter Kunſtler aus Rom. 2 (Beſchluß.) Von C. G. — Themata und gelegentliche Bemerkungen von Karl Morgenſtern. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin.

Nro. 195. Die höhere und niedere Kochkunſt der Alten. Von Perlet. — Reiſe nach St. Domingo. Zweites Kapitel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Zürch. — Auflöſung der Räthſel in Nro. 186. — Berichtigung. Von F. W. Gubitz.

Nro. 196. Die Freuden der Tafel bei den Alten. — Reiſe nach St. Domingo, Zweites Kapitel. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Strasburg, Petersburg, Neu-Stielitz.

Nro. 197. Nachricht von den verdienſtvollen Bemühungen des Herrn Glöckle in Rom, in Beziehung auf altteutſche Literatur und Poeſie. Von C. G. — Die Freuden der Tafel bei den Alten. (Beſchluß.) Von Perlet. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 198. Die Stimme aus der Wüste. Von v. Halem. — Zur Beherzigung. Von Hg. — Englische Maschinen-Spinnerei in der Schweiz. — Themata und gelegentliche Bemerkungen von Karl Morgenstern. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Kassel. — Charaden. — Auflösung der Charade in Nro. 192.

Nro. 199. Das Gastmahl. Ein Mährchen der Scheherazade. Von Weisser. — Jetztlebende Schriftsteller in Genua — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Kassel.

Nro. 200. Blätter aus dem Tagebuche eines Verbannten. Von C. M Heigel. — An die Aesthetiker. Von Neuffer. — Auf den Tod eines Säuglings. Von Hg. — Das Gastmahl. (Beschluß.) — Pestballet und Seelenbad. Von J. K. Hock — Der Maßstab. (Wahre Anekdote.) Von K — —. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nr. 201. Neurömische Scenen. Von Morgenstern. — Reise nach St. Domingo. Drittes Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Straßburg, Bern.

Nro. 202. Neurömische Scenen. (Forts.) — Geheime Geschichte des Marquis D'A. Vom Hg. — Reise nach St. Domingo. Drittes Kapitel. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 203. An den Tod. Von v. Matthisson. — Nachträge zu den im Morgenblatte vom 15. und 16 März v. J. mitgetheilten Bemerkungen aus Gardanne's Reise-Journal nach Persien. — An Sophillus. Von Hg. — Neurömische Scenen (Beschluß) — Jetztlebende Schriftsteller in Genua. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 17.

Nro. 204. Korrespondenz zwischen einem Vater und seinem Sohne über den kürzesten Weg zum Ruhme. — Auf Madame Hauptmann, geb. Milder, als Emmeline in der Schweizerfamilie Von Hg. — Verzögerte Rechtspflege. — Korrespondenz-Nachrichten aus Livorno, Bern. — Logogriphen. — Auflösung der Charaden in Nro. 198.

Merkur. Alsdann iſt es eure Schuld, wenn ich froſtig erzähle.

Thalia. Die artigen Sachen haſt du ohne Zweifel in deiner feinen Welt gelernt!

Merkur. Vielleicht. Aber wo ſollt' ich anfangen?

Momus. Du biſt nun einmal in der Gewalt der Göttinnen: alſo vom wichtigſten. Von Haarflechten, Ohrringen, Halsgeſchmeiden, Bechern, Fruchtkörben, u. ſ. w.

Merkur. Du lachſt zur Unzeit, Momus! Alle dieſe Kleinigkeiten zeugen von dem Geiſt' einer Nation.

Momus. Eben deswegen bekümmern ſich die Göttinnen darum.

Merkur. Dem ſey, wie ihm wolle. Meine Griechen waren überall kennbar. Die Kleidung ihrer Mädchen natürlich, geſchmeidig, wie ſie ſelbſt, nicht dazu gemacht, den Körper zu beſchweren, ſondern die Geſtalten richtig abzuzeichnen, jeden Reiz ins Auge zu bringen, und dem Herzen einzuprägen. Ihr Hausgeräth, bis auf die verſteckteſte Lampe, voll Einfalt in ſeinen Formen, und ſchön. Kein Zierrath, welcher der Phantaſie nicht etwas anmuthiges darbot. Auf den Armſchlingen der Mädchen, wie auf den Bechern, hatten ſie liebliche Bilder oder Geſchichten eingegraben. Der

Deckel

Nro. 205. Melanchthon und Villers über Luther — Die Bilder vom Rhein. — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankfurt.

Nro. 206. Gemälde der Vermählungs-Feier bei den Samnitern. — Melanchthon und Villers über Luther. (Forts.) — Vermischte gelehrte Nachrichten aus Italien.

Nro. 207. Blätter aus dem Tagebuche eines Verbannten. Von C. M. Heigel. — Melanchthon und Villers über Luther. (Beschl.) Von F. G. Zimmermann. — Gemälde der Vermählungs-Feier bei den Samnitern. (Beschl.) Von Pr. Fr. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 10.

Nro. 208. Das unterirdische Todtenreich an der Tiber. — Rechtshandel über eine Lieferung künstlicher Zähne. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris.

Nro. 209. Selbstvertrauen. Skolie. Beide von v. Matthisson. — Ein weibliches Porträt von Rembrandt. Von Deneken — Das unterirdische Todtenreich an der Tiber. (Beschluß) Von Böttiger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

IX.

September, 1810.

Inhalt.

Nro. 210. Herr v. Kotzebue. — An Wieland. Von Elise Sommer. — Auf Spaßmann. Von Lep. — Ein erzbischöflicher Befehl, das Tragen der Bärte betreffend, im sechzehnten Jahrhunderte. Von Martyni-Laguna. — Lehrstühle der teutschen Literatur im Auslande. Von J. K. Höck. — Hor-

tus germanicus. Erstes Kect. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg, Berlin. — Räthsel. — Logogriph. — Auflösung der Logogriphen in Nro. 204.

Nro. 211. Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. — Aus einem Briefe von Colmar. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Monats-Register vom August.

Nro. 212. Die ehmalige Palmsonntags-Prozession in Heidelberg. — Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Beschl.) — Auf Gustavs Tod. Ueber Murcena. Beide von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 213. Die neue Aline. — Die Bilder vom Rhein. Von Horstig. — An Zmyos ' Ueber Mendax Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, München.

Nro. 214. Darstellung der Geschichte vom rhodischen Drachen, zur Vergleichung und Beurtheilung der Schillerschen Romanze. Von A. Oettinger. — Die neue Aline. (Fortsetzung.) — An v. Matthissen. Von Kep. — An die Leser des Morgenblattes.

Nro. 215. Das Louisenfest. — Die neue Aline. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 11.

Nro. 216. Ankunft auf dem Lande. Von Ludwig Schubart — Skizzen über Schaffhausen. — Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Karlsruhe und Kassel. — Logogriph. — Charade. — Auflösung des Räthsels und des Logogriphs in Nro. 210.

Nro. 217. Der Dom zu Cöln am Rheine. Von Sch—r. — Miszellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Ungarn. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 18.

Nro. 218. Das Kampfspiel des Nuero de Quinones. — Französisch literarischer Anzeiger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 219. Am Jahresmorgen 1810. Der Morgenſtern. — Die Erſcheinung. Von Pyrikreenaios. — Das Kampfſpiel des Guero de Quinones. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Zipſen in Ober-Ungarn und aus dem Oeſterreichiſchen.

Nro. 220. Feier des 14. und 15. Auguſt 1810 in Rom, oder das Napoleons-Feſt. — Der Nachdrukker an Pompus. Von J. H. — Das Kampfſpiel des Guero de Quinones. (Beſchl.) Von Lindau. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preußen.

Nro. 221. Aus einem Schreiben des Collegien-Aſſeſſors Seezen an Herrn v. Hammer. — Feier des 14. und 15. Auguſt 1810 in Rom, oder das Napoleons-Feſt. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 222. Die Kunſt und die Künſtler in Baiern. Vom Prof. Keyſer. — Aus einem Schreiben des Kollegien-Aſſeſſors Seezen an Hrn. v. Hammer. (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Räthſel. — Charade. — Auflöſung des Logogriphs und der Charade in Nro. 216.

Nro. 223. Die beiden Fiſcher. — Weshalb verfielen die bildenden Künſte zugleich mit der Einführung des Chriſtenthums? — Korreſpondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preußen, und Paris.

Nro. 224. Gelehrte Kaperei. — Weshalb verfielen die bildenden Künſte zugleich mit der Einführung des Chriſtenthums? (Beſchl.) Von L. v. Baczko. — An Myrta. (Nach Hg. R. Weckherlin. 1618.) An Stuzer. Anmerkung. Sämmtlich von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preußen.

Nro. 225. Dr. Salvatori's Reiſe nach Perſien. — Gelehrte Kaperei. (Beſchluß.) — Italieniſche Miszellen. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 226. Erstes Sendschreiben über die Goethesche Farbenlehre. An ***. — Parvenus in der Schweiz. Von L. Meister. — Klopstoks Fahrt auf dem Zürchersee. Von Ebend. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Paris, Berlin. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 12.

Nro. 227. Lied am Zeitenstrome. An den Lebensnachen. Beide von v. Maltbisson. — Erstes Sendschreiben über die Goethesche Farbenlehre. (Beschluß.) Von Falk. — Die Leuchtkugel und das Lichtchen. Von C. F. Menke. — Maximen aus Gulistan. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris.

Nro. 228. Die Ausstellung im Museum zu Paris. — Poetischer Versuch eines Dilettanten nach einer Dichteraufgabe im 4ten Stücke 1809 der Monatschrift Jason. Von Theodor Röbling. — An Lucie N. N. Von U—t. — Pech Strafe. Von Lep. — Korrespondenz-Nachrichten aus Otranto. — Charade. — Zwei alte Räthsel. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 222 — Beilage: Kaisers Friderich I, Barbarossa, Pallast in der Burg zu Gelnhausen.

Nro. 229. An die Harmonie. Von J. K—s. — Wer baut fester als der Maurer? Von Bock. — Johann Arnold Günther. Von Deneken. — Milano, vom 22ten bis letzten December. Aus Nemnichs Italien. (Noch ungedruckt.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Ueberlingen.

Nro. 230. Fernow's Jugendjahre. — Milano vom 22ten bis letzten December. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Erlangen. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 19.

Nro. 231. Kommissions-Bericht über die Pestalozzische Anstalt und Methode. — Fernow's Jugendjahre (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 232. Beſchaffenheit der türkiſchen Armeen. (Aus Wittmann's Reiſe nach Syrien und Aegypten.) — Fernow's Jugendjahre. (Fortſetzung.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 233. Die letzten in Rom verfertigten Kunſtarbeiten des Bildhauers Leopold Kiesling aus Wien. — Fernow's Jugendjahre. (Fortſ.) — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Prag, Berlin.

Nro. 234. An die Hoffnung. (Frei, nach Ph. de la Madelaine.) Von Hg. — Fernow's Jugendjahre. (Beſchluß.) Von Frau Hofräthin Schopenhauer. — Dreierlei Rezepte gegen den Pruritus des Poetiſirens. Von J. K. Höck. — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Berlin. — Charade. — Auflöſung der Charade und der Räthſel in Nro. 228.

X.

Bei Adolph Schmidt in Hamburg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Coſtenoble. Taſchenbuch dramatiſcher Spiele für 1811. Mit Kupf. Gebunden 1 Rthlr. 16 Gr.

Enthält: Vatertreue. Schauſpiel in 1 Aufzuge. — Die Katze läßt das Mauſen nicht Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Graf Niemand Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Das Blindekuhſpiel Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Fehlgeſchoſſen. Poſſe in 1 Aufzuge.

Hiſtoriſches Gemälde der letzten Regierungsjahre des geweſenen Königs Guſtav IV. Adolph. Aus dem Schwediſchen. Erſter Theil. 8. 1 Rthlr.

Ein höchst interessantes Buch, das als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit angesehen werden kann, indem es nicht aus mangelhaften Zeitungs-Nachrichten, sondern aus lautern Quellen abgeleitet ist und alle Angaben durch beigefügte Documente, worunter mehrere eigenhändige Schreiben der ersten Regenten Europa's sich befinden, (von welchen viele hier zum erstenmale im Druck erscheinen) beglaubigt.

No. IX.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs
und des Geographiſchen Inſtituts-
zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung
zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

September. 1810.

I. Ankündigungen.

I.

Description de l'Egypte.

Von dem längſt erwarteten großen Werke über Aegypten, das uns von den Gelehrten und Künſtlern, die den Kaiſer von Frankreich, damaligen Ober-General Buonaparte, auf ſeinem Heereszuge in genanntes Land begleitet haben, verſprochen war, iſt jetzt zu Paris die erſte Lieferung erſchienen.

Das Werk ist betitelt:

Description de l'Egypte, ou Recueil des Observations et des Recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'Expédition de l'armée française. Publié par les ordres de S. M. l'Empereur et Roi.

Es erscheint in drei Lieferungen und ist überhaupt in 3 Abtheilungen zertheilt, nämlich: 1) Alterthümer, 2) Heutiger Zustand und 3) Naturgeschichte in 9 Bänden in Mittel-Folio, mit 830 Kupfern in Atlas-Format. — Auf feines Schreibpapier kostet das vollständige Exemplar in 3 Lieferungen zusammen 3,600 Francs (900 Rthlr sächs.) und auf Velin-Papier 5,400 Francs. (1350 Rthlr. sächs.)

Wie wenige teutsche Gelehrte werden sich aber dieses kostbare Werk anschaffen können, und viele werden es doch näher zu kennen nöthig haben?

Es möchte daher wohl nicht unverdienstlich seyn, einen teutschen Auszug davon zunächst für Geographiefreunde zu veranstalten, einen Auszug, der hauptsächlich alles Geographisch-Statistische, von den Alterthümern nur die Skizzen, und von der Naturgeschichte nur das in die Produktenkunde Einschlagende in gedrängter Kürze enthielte.

Einen solchen Auszug in einigen wenigen Groß-Oktavbänden, mit einigen der nöthigsten Kupfer und Charten dem teutschen Publikum in billigstem Preise in der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek der Reisen ꝛc., aber auch einzeln gedruckt, in kurzer Zeit zu liefern, hat sich unterzeichnete Verlagshandlung entschlossen, und kündigt es hiermit an.

Weimar, im Sept. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Lord Valentia's Reisen.

Von dem wichtigen Werke: „Reisen des Lords Valentia durch Ostindien, Ceylon, Abyssinien, Aegypten u. s. w.", welches im vorigen Jahre in London herauskam, erscheint von dem Herrn Professor Rühs in

Greifswald noch im Verlaufe dieſes Winters eine teutſche Ueberſetzung bei uns.

Weimar, im Sept. 1810.

H. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

II. Erschienene Neuigkeiten im September

UND DEREN INHALT.

I.

Neue Verlagswerke, Porträts und andere Kupfer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar, welche zur Leipziger Michaelis-Meſſe 1810 erſchienen ſind.

---

* *D'Alton's, E., Naturgeſchichte des Pferdes*, 1ſten Theils 2. Lieferung, mit 8 Kupfert. gr. Royal. Folio. 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

* — Daſſelbe auf Imperial-Folio. 7 Rthlr. od. 12 fl. 36 kr.

* *Histoire naturelle du cheval par E. d'Alton.* T. I. Cah. 2. Royal. Fol. 6 Rthlr. ou 10 fl. 48 kr.

* — le même Imperial-Folio. 7 Rthlr. ou 12 fl. 36 kr. (In Commission.)

Bertuch, D. F. J., Sammlung aller bekannten geographiſchen Ortsbeſtimmungen zum Gebrauch der Geographie-Freunde aus den A. G. Ephemeriden beſonders abgedruckt. IV. Lieferung gr. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Erklärungen, mit ausgem. Kupfern. No. 119. 120. gr. 4. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit schwarzen Kupf. gr. 4. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgeſetzt von Th. F. Ehrmann, XLII. Band, enthält: J. Meermans Reiſe durch den Nordoſten von Europa. 2r Th. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 fl. 57 kr.

Ehrmann, Th. F., neueſte Kunde von Afrika, nach Quellen bearbeitet 2r Band. Süd-Afrika, und Afrikaniſche Inſeln; mit Charten und Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Ephemeriden, Allgem. Geogr., verfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von Dr. F. J. *Bertuch*. XIII. Jahrgang. 1810. 7tes, 8tes und folgende Stücke, mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Fragmens militaires extraits des Campagnes du Marechal Prince C. de Ligne. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. ou 2 fl. 42 kr.

Junke's, Gh. Ph. ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche ſich jenes Werks beim Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. (Fortgeſetzt und bearbeitet von verſchiedenen Gelehrten.) No. 119. u. 120. gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Gartenmagazin, Allg. Teutſches, oder gemeinnützige Beiträge für alle Theile des practiſchen Gartenweſens. VII. Jahrg. 1810. 7s 8s und folgende Stücke mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern, gr. 4. der Jahrgang von 12 Stükken. 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr.

Guide des Voyageurs dans le Nord, comprenant le Danemarc, la Suède, la Russie, par Mr. *Reichard*. Faisant partie de la sixième edition originale du Guide des Voyageurs en Europe par le même auteur et totalement refaite. Avec deux cartes routières et les Panoramas des Capitales gr. 12. 1 Rthlr. 6 gr. ou 2 fl. 15 kr.

Haberle, D. C. G., Meteorologiſches Jahrbuch zur Beförderung gründlicher Kenntniſſe von Allem, was auf Witterung und ſämmtl. Lufterſcheinungen Einfluß hat ꝛc. 1r Jahrg. 1810. 1r Haupttheil, theoretiſche Witterungslehre mit 2 Kupfern und 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Deckel eines Trinkgefäſſes bekam Leben und Seele, und redete mit ihnen.

Cybele. Wem iſt dieſes unbekannt? Aber die Teutſchen?

Merkur. Ich möchte dabey ſeyn, wenn ihr zum erſtenmal' ihre Kleider, Wohnungen, und Tafeln ſähet. Anfänglich würd' euch alles befremden; aber nach und nach, deſſen bin ich verſichert, gewöhnte ſich euer Auge daran, und manches gefiel' ihm. Die **Griechen** wußten hierinn von keinem andern Geſetz', als dem Geſetze der Schönheit. Dies beſtimmte ihre **Mode**. Nicht ſo die heutigen geſitteten Völker! Da giebt ein bloſſer Eigenſinn, ich weiß nicht wie, ſeine willkührlichen Regeln, und befiehlt, dies oder jenes für ſchön zu halten. Dieſer oder jener Schnitt des Gewandes, eine ſolche Form der Geräthe **muß** beobachtet werden; und nun iſt zu bewundern, mit welcher Geſchicklichkeit die Modenhändler, Cammermädchen und Künſtler, unter dem Zwang, auf das Gefällige fortarbeiten; wie ſie dasjenige, was ſie nicht weglaſſen dürfen, ordnen, durch kleine Wendungen oder Zuſätze verbeſſern, und ein Ganzes heraus bringen, welches, wo nicht ſchön, dennoch artig, und zuweilen mit dem Geſchmacke der Griechen verwandt iſt.

Momus. In Wahrheit, **Merkur**, du gedachteſt vorhin des Rednerſtuhls nicht umſonſt.

Haberle, D. C. C., 2r Haupttheil praktiſche Witterungslehre mit 14 Kupfert. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

auch unter dem Titel: meteorologiſches Tagebuch für das Jahr 1810, nebſt angehängten Witterungsvermuthungen des Herrn Lamark und eines Prager Meteorologen.

— deſſen Meteorologiſche Hefte für Beobachtungen und Unterſuchungen zur Begründung der Witterungslehre. 1r Heft. mit 4 Kupfertafeln. gr. 4. 1 Rthlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von C. Bertuch XXV. Jahrgang 1810. 7s 8s und folgende Stücke mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Kalender, Allgemeiner immerwährender auf 2200 Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung von *J. H. Voigt*. Broſchirt oder im Futterale. gr. 8. teutſch und franzöſiſch; auch unter dem Titel: *Calendrier universel et perpetuel* pour 2200 années de l'Ere chrétienne par *J. H. Voigt*. broſchirt 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

— derſelbe einzeln geheftet im Futteral zum Zerlegen, beim Geſchäfts- und Comptoirgebrauch, 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 fl. 51 kr.

Rahmen dazu von Mahagoni und Glas mit einem Schieber zum Einlegen. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

(NB. Da dieſer Kalender jährlich neu iſt, ſo wird er auch immer in unſerer Novitäten-Liſte von jeder Mich. Meſſe als ein neuer Artikel erſcheinen.)

Länder- und Völkerkunde (neueſte), ein geographiſches Leſebuch für alle Stände, mit Charten und Kupfern 1810. oder IX. und X. Band. gr. 8. der Band von 6 Stücken 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr. NB. zwei Bände machen einen Jahrgang von 12 Stücken, welcher 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. koſtet.

Majers, Fr., Mythologiſches Taſchenbuch, oder Darſtellung und Schilderung der Mythen, religiöſen Ideen und Gebräuche aller Völker. 1r Jahrg. für das Jahr 1811. mit zwölf Kupfern. 12. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Meermans, J., Reiſe durch den Norden und Nordoſten von Europa, in den Jahren 1797 bis 1800. A. d. Holländ. und mit Anmerk. von Rühs. 2r Theil. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr. od. 4 fl. 57 kr.

Memoires et Actes autentiques relatifs aux négociations qui ont précédés le partage de la Pologne, tirés du Portefeuille d'un ancien Ministre du XVIII. Siècle. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Pallas, eine Zeitſchrift für Staats- und Kriegskunſt, herausgegeben von R. v. L. 2r Jahrgang 1810. 7s 8s und folgende Stücke, gr. 8 der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. (In Commiſſion.)

Schröter, Joh. Fr., das menſchliche Auge in einer vergröſserten Darſtellung auf einer ausgemalten Tafel nach Hrn. Geh. Rath *Sömmering* mit kurzer Beſchreibung und einer Vorrede von Dr. *J. Ch. Rosenmüller*. gr. Folio. 1 Rthlr. 12 gr. od. 42 kr.

Wielands, C. M., Neuer Teutſcher Merkur vom Jahr 1810. 7s 8s und folg. Stücke 8. der Jahrg. v. 12 Stücken. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

* * *

Kupferſtiche, Porträts und Kunſtſachen.

Portrait, D. Joh. Fr. Blumenbach. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr. — Sam. Engel. gr. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Pomologiſches Cabinet, enthaltend alle im teutſchen Obſtgärtner und Gartenmagazin beſchriebenen Obſtfrüchte Teutſchlands, über die Natur ſelbſt geformt, in Wachs mit möglichſter Treue nachgebildet, unter Aufſicht von J. V. Sickler. XXIV. Lieferung in einem Käſtchen. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

* * *

Commiſſions-Artikel.

Porträt der Frau Erbprinzeſſin Caroline Luiſe von Mecklenburg-Schwerin, gebornen Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, nach einem Gemälde des Herrn Profeſſor Jagemann geſtochen von C. A. Schwertgeburt. Folio. colorirt 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

— daſſelbe in ſchwarzen Abdrücken. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Maleriſche Scenen aus Schillers Trauerſpielen, drittes Blatt: aus Wallenſteins Tod Act. III. Sc. XXIII. Trennung der Thekla und des Mar. Piccolomini nach einer Zeichnung von Nahl in Caſſel, in punktirter Manier geſtochen von C. Müller, colorirt, 17 Zoll hoch, 22 Zoll breit. Subſcriptionspreis 5 Rthlr. oder 9 fl.

2.

Neue Verlagswerke des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar, Leipziger Michaelis-Meſſe 1810.

A. Geographiſch-militäriſche Atlanten.

Topograph. Militair. Charte von Teutſchland in 204 Blättern. XXXI — XXXIV. Lieferung. Jede Lieferung enthält 4 Blätter in einem Umſchlage in Fol. und koſtet für den Abnehmer der ganzen Charte auf ordin. Pap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. auf Vel. Pap 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. Einzelne Blätter koſten jedes auf ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr. und auf Vel. Pap. 10 gr. oder 45 kr.

* * *

B. Himmels- und Erdkugeln.

Neuer Himmelsglobus von 1 Engl. Fuß im Durchmeſſer, auf welchem mehr als 3500 Sterne nach den genaueſten Beobachtungen und Gilpins new celestial Globe eingetragen ſind, mit Birnbaumgeſtelle 35 Rthlr. oder 63 fl.

— derſelbe mit Mahagonygeſtelle 40 Rthlr. oder 72 fl.

Neuer Erdglobus von 1 Engl. Fuß im Durchmeſſer nach Cary's new terrestrial Globe und den beſten Hülfsquellen entworfen, mit Birnbaumgeſtelle 35 Rthlr. od. 63 fl.

— derſelbe mit Mahagonygeſtelle 40 Rthlr. od. 72 fl.

Beide zuſammen mit Birnbaumgeſtelle, 60 Rthlr. od. 108 fl.

Dieſelben mit Mahagonygeſtelle, 80 Rthlr. oder 144 fl.

Bouſſole und Quadrant dazu 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Das meteorologiſche Planetarium, in einem ſaubern Käſtchen, zu dem Erdglobus gehörig, 10 Rthlr. oder 18 fl.

* * *

C. Neue Special- und Cabinets-Charten.

Charte von Tyrol und Vorarlberg. Nach den beſten Hülfsquellen und neueſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen entworfen von F. W. Streit. Roy. Fol. Auf ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— Dieſelbe auf Oliſant. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

Charte von dem Fürſtenthum Eiſenach und den angränzenden Ländern; auf höchſtem Befehl nach Original-Aufnahmen und den ſicherſten Ortsbeſtimmungen entworfen und gezeichnet von F. W. Streit. Royal. Fol. auf ord. Pap. 12 gr. oder 54 kr., auf Oliſ. Pap. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

* * *

D. Charten zum Gaſpariſchen Handatlas gehörig in großem Royal-Format.

General-Charte von dem Königreiche Weſtphalen, zuerſt entworfen im Jahr 1807, dann aber nach dem Traktat vom 14. Jan. mit dem Zuwachs des ehemal Hannoveriſchen Gebiets berichtigt im Julius 1810. von F. W. Streit 12 Blätter auf ord. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— dieſelbe auf Olif. Pap. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Charte von Frankreich mit Einverleibung des Königreichs Holland. Nach den neueſten Ortsbeſtimmungen und den beſten Hülfsmitteln entworfen und berichtigt im Julius 1810. von F. W. Streit. Auf ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelben auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

— von Batavien, oder dem nördlichſten Theil von Frankreich. Zuerſt entworfen von A. d. Stieler, ſpäter aber berichtigt und ergänzt von F. W. Streit, auf ord. Pap. 8 gr. od. 36 kr.

— dieſelben auf Olif. Pap. 12 gr. od. 54 kr.

* * *

E. Charten zum verkleinerten Handatlaſſe für Zeitungsleſer und Bürgerſchulen.

Charte von Frankreich. Nach den neueſten Gränzberichtigungen und Acquiſitionen entworfen und gezeichnet von H. v. Rhein. 4 gr. od. 18 kr.

— Batavien, oder dem nördlichſten Theil von Frankreich. 4 gr. od. 18 kr.

* * *

F. Kleinere Charten.

Tableau d'Assemblage der von Kravenhoffſchen chorographiſchen Charte des Königreichs Holland. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

Charte der neuen Gränze zwiſchen Rußland und Gallizien, oder des vermöge Tractats vom 14. März 1810. von Oeſtreich an Rußland abgetretenen Theils von Gallizien. Nach Originalquellen entworfen von F. W. Streit. kl. Fol. 3 gr. od. 15 kr.

3.

Neuigkeiten der Hof-Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt. Leipziger Michaelis-Messe 1810.

Fuhrmann, W. D., Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniss der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften und der besten Ausgaben und Uebersetzungen derselben. IV. Bd. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der classischen Literatur der Römer, II. Bd. gr. 8.

London und Paris, eine Zeitschrift, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern XII Jahrg. 1810. 48 54 u. folg. Stücke. der Jahrgang von 8 Stücken gr. 8. geheftet 6 Rthlr. 8 gr. od. 11 fl.

Reise mit der Armee im Jahr 1809. von R. v. L. 2r Theil mit Kupfern. gr. 12. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.
(Der 3te und letzte Theil erscheint nach der Messe.)

Thalie et Melpomène française, ou Recueil périodique de Pièces de Théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs Théâtres de Paris. Avec des Notes et des Explications nécess. pour les Etrangers. T. VI. Cah. II. 12 gr. ou 54 kr.

cont. 1) Cendrillon, Opera-féerie en 3 actes et en prose paroles de N. Etienne, Musique de N. Nicolo Isouard, de Malthe. 6 gr. ou 27 kr.

2) la Revanche, Comédie en trois actes en Prose par M. M * * * 6 gr. ou 27 kr.

— le même T. VII. Cah. I. gr. 8. 12 gr. ou 54 kr.

cont. 1) le Secret du Ménage, Coméd. en 3 actes et en Vers. 4 gr. ou 18 kr.

2) la double méprise, Comédie en un act. en Prose p. R. de Chazet. 4 gr. ou 18 kr.

3) Lantara ou le peintre au cabaret, Vaudeville en un acte. 4 gr. ou 18 kr.

* * *

In Commission:

Ode à la Joie, traduite de l'allemand de Schiller p. Ch. Froebel.

4.

Topographisch-militärische Charte von Teutschland in 204 Blättern. 31. 32. 33. u. 34. Lieferung.

Hiervon ist die 31. 32. 33. und 34. Lieferung erschienen und an die Herren Subscribenten versendet worden.

Die 31. Lieferung enthält die Sect. 82. Erfurt, Sect. 176. Mitterfill, Sect. 177. St. Joh. in Pongau, Sect. 184. Lienz.

Die 32. Lieferung enthält die Sect. 2. und 4. der Uebersichts- und General-Charte von Teutschland in 4 Blättern, welche auch zu den Velin-Exemplaren der T. Mil. Ch. v. T. nur auf ordinär Papier geliefert ist.

Die 33. Lieferung enthält die Sect. 54. Münster, Sect. 120. Rothenburg, Section 159 Lienz, Sect. 174 Imbst.

Die 34. Lieferung enthält die Sect. 132. Dinkelsbühl, Sect. 149 Zwettl, Sect. 151. Zistersdorf. Sect. 154. Bibrach und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. sächs Court auf gutes ordinäres Papier, und 8 Gr. auf Velin Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 gGr. mehr.

Weimar, im Sept. 1810.

Geographisches Institut.

5.

Neue Charten.

So eben sind folgende neue Charten bei uns erschienen:

1) Charte von Frankreich mit Einverleibung des Königreichs Holland; nach den sichersten Ortsbestimmungen und besten Hülfsmitteln entworfen und be-

richtigt im Julius 1810, von Fr. Wilh. Streit, Ober-Lieutenant. Auf ordin. Papier 8 gGr. Auf Oliſant-Papier 12 gGr.

2) Charte von Tyrol und Vorarlberg; nach den beſten Hülfsquellen und neueſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen entworfen von Fr. Wilh. Streit, Ober-Lieut. Auf ordin. Papier 8 gGr. auf Oliſant-Papier 12 gGr.

3) Charte des nördlichen Theils der Europäiſchen Türkei; oder dermaliges Ruſſiſch-Türkiſches Kriegs-Theater. Auf ordin. Papier 6 gGr.

welche in allen guten Buch- und Kunſthandlungen zu haben ſind.

Weimar, im Auguſt 1810.

Geographiſches Inſtitut.

6.

Anzeige der Erſcheinung des 1ſten Stückes der Meteorologiſchen Hefte.

Von den früher angekündigten meteorologiſchen Heften für Beobachtungen und Unterſuchungen zur Begründung der Witterungslehre, bearbeitet von mehreren Gelehrten und Freunden der Naturforſchung, herausgegeben vom Herrn Dr. Haberle, iſt nunmehr das erſte Stück, 12 Bogen ſtark, mit vier Kupfern in Quartformate erſchienen. Preis 1 Rthlr. 6 gGr.

Von der Mannichfachheit und Zweckmäßigkeit der in demſelben enthaltenen Abhandlungen und Abbildungen wird man ſich ſchon aus folgender Inhaltsanzeige überzeugen können.

Den Anfang macht die Entwickelung des Zweckes und Planes dieſer Hefte, vom Herausgeber; ſodann folgen Abhandlungen:

1) Ueber die Atmoſphäre der Erde in ihren Bewegungen ꝛc. in Verbindung mit der Urſache der Veränderungen des Wetters, nebſt einem Kupfer, vom Herrn Baukondukteur Kirchner.

2 — 6) Ausführliche Beſchreibung nebſt Kritik und Abbildungen von fünf verſchiedenen neueſten Reiſe- und Höhen-Barometern, nach den Erfindungen des Herrn Collegien-Aſſeſſors Dr. Panſner zu St. Petersburg; des Herrn

Professor Schultes zu Landshut; des k. k. Stabsarztes Hrn. Dr. Braun in Ungarn; des Hrn. Magisters Tauber zu Leipzig mit mehrfachen wesentlichen Verbesserungen durch Hrn. Mechanikus Kleinsteuber, so wie nach der neuesten Erfindung des Herrn Mechanikus E. Kleinsteubers allhier zu Weimar selbst. Die Reisebarometer der beiden Letzteren sind bei dem Industrie-Comptoir zu Weimar käuflich zu bekommen.

7) Sodann folgt eine allgemeine Uebersicht der Witterung zu St. Petersburg, nach 20jährigen genauen Beobachtungen der russischen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften; als Beitrag zur Klimatologie jener Gegend des höheren Nordens.

8) Ueber das Gefrieren des Queckſilbers in der freien Atmosphäre, nach Beobachtungen auf Reisen in Sibirien vom Hrn. Collег. Assess. Dr. Pansner und anderen Naturforschern.

9) Neue Beobachtungen über die Spinnen als Wetterverkündiger, vom Hrn von Heydenhausen.

10) Ueber Witterungsbeurtheilungs- und Erspähungslehre, vom Herausgeber. Dieser Aufsatz enthält mehrere neue Entdeckungen und Erweiterungen der früheren Lehren des meteorologischen Jahrbuches.

11) Prüfungen über Wetterregeln und Loostage des Wetters, nach Prof. Pilgram; vom Herausgeber.

12) Correspondenz-Nachrichten aus der Schweiz über zarte Hornblättchen, als eine sehr belehrende hygroskopische Substanz vom Hrn. Dr. Martin zu Glarus; desgleichen aus Schwaben von dem Hrn. G. R. und Leibarzt Metzler zu Sigmaringen über die zweckmäßigste Art der Verbindung des Studiums der Meteorologie mit der praktischen Heilkunde.

13) Wiederholte Bitte des Herausgebers um Mittheilung älterer und neuester Witterungsbeobachtungen und Bemerkungen über den Einfluß der Witterung vergangener und gegenwärtiger Zeit auf Menschen, nützliche Thiere und alle Zweige der Oekonomie, so wie der Forstcultur.

Diese meteorologischen Hefte erscheinen, ohne an eine gewisse Zeit gebunden zu seyn, und stehen stets in engster Beziehung mit dem meteorologischen Jahrbuche. Man kann bei allen Buch- und Kunst-Handlungen und Postämtern Bestellungen darauf machen; wer Abonnenten sammelt, erhält das fünfte Exemplar frei, oder 25 Procent als Rabbat vom Geldbetrage.

Weimar, den 30ten Sept. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

7.

Allg. T. Garten-Magazin. 1810. VIII. Stück.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Beiträge zur ästhetischen Pflanzen-Cultur für Dilettanten. Vom Hrn. Artill. L. Silber, (Forts.) 6) Lachenalia tricolor. 7) Lotus jacobaeus. 8) Oxalis purpurea. (Mit Abbildung auf Tafel 29.) 9) Polargonium penicillatum. 10) Nolana prostrata. (Mit Abbildung auf Tafel 30.) VI. Obst-Cultur. 1. Characteristik der Obstsorten. Aepfel. Die große englische Reinette. (Mit Abbildung auf Tafel 31.) 2. Von dem Zustande der Pomologie in Livland. 3. Beantwortung der Frage: Welches ist die leichteste Art, zu wälschen Nußbäumen zu gelangen? 4. Anweisung, wie die Frucht-Stand-Bäume zu pflanzen sind. Vom Hrn. Geh. Finanz-Rath Rauscleben zu Berlin. 5. Vorschlag zu einer neuen Art Copulierbänderchen. XI. Garten-Miscellen. 1. Branntwein von wälschen Nüssen. Eingemachte wälsche Nüsse. Warnung. Oel. 2. Wie lassen sich Gewächse, die im Freien nicht ausdauern, ohne Glashaus durch den Winter bringen? 3. Meteorologische Notizen über die Witterung des heurigen Junius, Julius und August. Von Herrn Dr. Haberle. 4. Neuer mechanischer Garten-Stuhl. (Mit Abbildung auf Tafel 32.)

Weimar, im Sept. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Allgemeine Geograph. Ephemeriden. 1810. IX. Stück.

INHALT.

Abhandlungen.

1. Bericht der von Sr. Maj. dem Kaiser *Napoleon* ernannten Geschwornen, zur Entscheidung wegen Zuerkennung der zehnjährigen Preise. 2. Neueste Nachrich-

ten von der Brittischen Niederlassung in Sierra-Leona. 3. Neueste Notiz aus und über die Nordamericanische Landschaft Canada.

Bücher-Recensionen.

1. Reise um die Welt, in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806, auf Befehl Sr. K. Maj. *Alexanders I.* etc. etc. etc. von *A. J. v. Krusenstern* etc. I. Theil etc. (*Fortsetzung und Beschluſs.*) 2. Annuaire statistique du Département du Mont-Tonnere pour l'an 1808. par *Ferdinand Bodmann*, Chef de division de la Prefecture. Idem pour l'an 1810. 3. Beskrifning om Sverrike, författad af *Daniel Djurberg*. Forra Bandet. (Beschreibung von Schweden, verfaſst von D. *D.* 1. Band: oder Utförlig Geografie. Forfattad af D. D. Fjärde Delen. 4. Salzburg und Berchtesgaden in historisch-statistisch-geographisch- und staatsöconomischen Beiträgen. Herausgegeben von *Joseph Ernst* Ritter *von Koch Sternfeld*, wirklichem Regierungsrath. 5. Reise von Böhmisch Krumau durch das Oberennsische Salzkammergut nach Salzburg und Berchtesgaden. Im Herbste 1807 von *D. J. Eduard Mäder*.

Charten-Recensionen.

1. Plan und Ankündigung einer groſsen top. milit. Charte von *Preuſsen*, *Warschau*, *Galizien*, *Ungarn*, *Croatien*, *Slavonien* und *Siebenbürgen* in 217 Blättern von *F. W. Streit*. 2. *Charte von dem Fürstenthume Eisenach*, und den angränzenden Ländern; auf höchsten Befehl entworfen und gezeichnet von *F. W. Streit*. 3. Die *Marien-Luisen-Straſse* von *Liechtenstern*.

Vermischte Nachrichten.

1. De *Lalande's* Character und Neigungen. 2. Königl. Westphäl. Decret wegen Eintheilung der mit dem Königreich Westphalen vereinigten Hannövrischen Länder. 3. Nachricht an die Besitzer der Charte von Ost- und Westpreuſsen. 4. *Hommeyers* reine Geographie. 5. Biographische Notiz von *Wadström*. 6. Ankündigung wegen Erscheinung einer Specialcharte von dem Groſsherzogthum Baden. 7. *Novellistik*. A. Einschränkung der Römischen Bisthümer. B. Neuer Almanac Royal de Westphalie. C. Volksmenge der vornehmsten Städte des Königreichs Westphalen. D. Neue Warschauer Münze. E. Schiffbarmachung des *Quadalquivir*. Berichtigung zum vorigen Band.

Weimar, im Sept. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

ſonſt. Ich glaube, den Plato über das urſprüngliche Schöne zu hören.

Merkur. Warum lachteſt du nicht, Thalia? Und warum ſahen deine Schweſtern und Venus mich nicht an?

Thalia. Laß mich, guter Merkur; ich will deinen Wunſch erfüllen, und dich fragen. Wie machen es die Schönen, in deren Putze du dich verwickelteſt, da, wo man ſie ganz ihrem eignen Gutdünken überlaſſen muß; denn man wird ihnen hoffentlich nicht vorſchreiben, wie hoch oder wie tief ſie, an feſtlichen Tagen, ihre Blumenkette hängen, oder ihren Kranz aufſetzen, noch wie viel, und welcherley Blumen ſie dazu pflücken ſollen?

Merkur. Eine Blumenkette tragen? Einen Kranz? O das wäre lächerlich! Seit kurzem erſt haben einige, welche der ſchönen Natur etwas zu gefallen thun, ſich erkühnt, ein paar lebende Blumen, ſtatt derer von Band und Federn, ins Haar zu ſtecken. Es geſchah nicht ohne alle Künſteley. Immer noch mußten ſie einen Blick auf die Mode werfen; ſonſt hätte man es ihnen gar nicht verziehen.

Thalia. Gütige Flora! Mitten unter deinen herrlichen Blumenbeeten!

Cybele. Dies lautet ohngefähr, als ob es Momus erzählte.

Mer-

9.

London und Paris. 1810.

Inhalt des III. Stücks.

I. London. Ueber das Parlament der vereinigten Reiche von Großbritannien und Irland. (Nach den besten Quellen.) (Hierzu Taf. VI.) — II. Paris. 1. Wanderung nach dem Schlosse Malmaison und nach St. Germain. 2. Das kaiserliche Vermählungsfest Napoleon's, mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. 3. Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile zum Einzug des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Marie Louise, errichtet von der Stadt Paris. (Hierzu die Tafeln VII und VIII.) 4. Théâtre des Variétés. — Cri-cri; une journée de Carnaval; les Réjouissances autrichiennes. 5. Volks-Scenen bei dem kaiserlichen Vermählungs-Einzug in Paris am 2. April 1810. (Nach dem Leben aufgefaßt und niedergeschrieben von einem Reisenden.)

* * *

Inhalt des IV. Stücks.

I. Paris. 1. Uebersicht der Pariser Theater in den drei ersten Monaten des Jahres 1810. (Hierzu Mlle. Alexandrine St. Aubin als Cendrillon in der Oper Cendrillon auf Taf X.) I. Große Oper (Académie impériale de musique.) II. Théâtre français. III. Théâtre impérial de l'Opéra-comique (Théâtre Feydau). IV. Théâtre de l'Impératrice; l'Odéon. A. Théâtre de l'Impératrice. B. Opera Buffa. 2. Fortsetzung der Vermählungsfeierlichkeiten, welche in Paris in dem Verlauf des Monats Junius 1810 Statt gefunden haben. Fest der Stadt Paris. Fest des Kriegsministers. Fest der kaiserl. Garde. Fest des Fürsten Schwarzenberg. 3. Zehnjährige Preise für die merkwürdigsten Erscheinungen der Wissenschaften und Künste in Frankreich. 4. Medaille, welche die Stadt Strasburg zu Ehren der Durchreise der Französischen Kaiserin prägen läßt. (Hierzu Taf. XI.) II. London. Ueber das Parlament der vereinigten Reiche von Großbritannien und Irland. — Nach den besten Quellen. III. Das Unterhaus oder Haus der Gemeinen. The house of commons. (Hierzu Taf. IX.)

* * *

Inhalt des V. Stücks.

I. Paris. 1. Begräbniß-Feierlichkeiten des Marschalls Lannes, Herzogs von Montebello in Paris. 2. Die neu

anzulegende Kaiserstraße in Paris. (Hiezu die Kupfertafeln XII und XIII.) 3. Die gestohlene Uhr. — Ein Sittengemälde aus Paris. II. London: Biographische Nachrichten von Wilhelm Heinrich Cavendish Bentinck, letzt verstorbenem Herzog von Portland.

Rudolstadt, im Sept. 1810.

F. G. K. priv. Hof-Buch- u. Kunsthandlung.

10.

Journal des Luxus und der Moden. 1810. VII. Stück.

Inhalt.

I. Ueber Blumendecorationen. II. Verschönerung der Städte unseres Zeitalters. III. Ueber die Privatgesellschaften in St. Petersburg. IV. Produkte der schönen Literatur von der Oster-Messe 1810. V. Musik. Musikalische Neuigkeiten der letzten Leipziger Oster-Messe. VI. Theater und Musik in Berlin. 1. Concerts Spirituels und Kirchenmusik in Berlin. 2. National-Theater in Berlin. 3. Letzte Konzerte im Frühjahre. 4. Der Vetter Kukuk, ein Pendant zum Mochus-Pumpernikel. VII. Beschreibung der Feste der Kaiserl. Garde und der Stadt Paris im Junius 1810. VIII. Kunst- und andere Nachrichten aus Carlsruhe. IX. Bade-Chronik. Baden bei Rastadt. X. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Neunter Brief. — Theater und Musik. Die neue italienische Oper Numa Pompilius. Konzerte. XI. Moden. 1. Neue Moden in Paris. 2. Moden-Bericht aus München. XII. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Sept. 1810.

H. G. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

No. X.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs und des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof- Buch- u. Kunſthandlung zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

October. 1810.

I. Ankündigungen.

1.

Nachricht wegen der Erweiterung dieſes Monats-Berichts und Verwandlung deſſelben in einen allgemeinen typographiſchen Monatsbericht für Teutſchland.

Unſer Monatsbericht war bisher bekanntlich nur für unſer eigenes, und unſerer beiden Filial-Handlungen (des Geographiſchen Inſtituts und der Hof. Buch- und Kunſt-Handlung zu Rudolſtadt) Bedürfnis der Bekanntmachungen beſtimmt. Wir ließen davon 3000 Exem-

plane drucken, unseren monatlich erscheinenden Journalen beiheften, und versandten die übrigen gratis, an alle Buch- und Kunst-Handlungen und Postämter, mit welchen wir Geschäfte machen, um solche dann wieder gratis an ihre Kunden zu vertheilen. Wir wurden durch die übermäßig hohen Inserat-Gebühren in fremden politischen und gelehrten Zeitungen, welche bei größeren Ankündigungen beträchtliche Summen machten, (so kostet z. E. eine Spaltenzeile in einer nordischen politischen Zeitung allein 5 gGr., und man muß ein Avertissement wenigstens in 8 Zeitungen einrücken lassen, wenn es in ganz Teutschland bekannt werden soll) zu diesem Hülfsmittel genöthigt, und spürten in den 6 Jahren, seitdem nun unsere Monatsberichte erscheinen, den besten Erfolg davon.

Mehrere Buch- und Kunst-Handlungen sowohl, als selbstunternehmende Autoren verlangten indessen oft von uns, daß wir ihre Ankündigungen und Bekanntmachungen mit in unsern Monatsbericht aufnehmen sollten, welches wir aber nach dem beschränkten und bestimmten Plane dieser Anstalt nicht konnten, wenn wir nicht inconsequent seyn wollten.

Indessen hat sich nun seit Kurzem die Lage des Buchhandels in Teutschland ziemlich geändert. Der Bücherliebhaber und Käufer sind weniger geworden, und diese sowohl, als die Sortiments-Buchhändler wollen von den erscheinenden literarischen Neuigkeiten gehörig unterrichtet seyn, lesen zum Theil nicht alle Zeitungen, worin solche Anzeigen stehen, bleiben daher in Unkenntniß derselben; der Verlagsbuch-Händler sowohl, als der Gelehrte muß anjetzt Inserat- und Zeitungskosten mehr sparen als sonst, und beiden muß daher eine Anstalt, wo sie theils bloß für die Papier- und Druckkosten alle ihre größeren und ausführlichen Anzeigen und Plane wohlfeiler allgemein bekannt machen, theils alle diese typographischen Notizen und Bekanntmachungen umsonst erhalten und lesen können, sehr willkommen seyn.

Wir haben uns daher entschlossen, vom künftigen Jahre an unsern bisherigen, bloß für unser Privatbedürfniß bestimmten, Monatsbericht zu erweitern, und zum Besten des teutschen Buch- und Kunsthandels in einen

Allgemeinen

typographischen Monats-Bericht für Teutschland

unter folgenden Modificationen und Bedingungen, zu verwandeln.

1. Unser allgemeiner typographischer Monats-Bericht, wird nach wie vor, monatlich 8000 Mal gedruckt, und sowohl allen unsern Journalen beigeheftet, und

davon außerdem noch an alle Buch- und Kunsthandlungen und Postämter, mit welchen wir Geschäfte machen, so viel Exemplare sie verlangen, monatlich gratis versendet; so daß jeder Gelehrte und Bücherliebhaber denselben auch von seiner Buchhandlung, die ihn bedient, gratis verlangen und erhalten kann. Dagegen hören mit diesem Jahre die besonderen Intelligenzblätter beim Journale des Luxus und der Moden, dem Neuen Teutschen Merkur, und die Bücher-Anzeigen beim Allg. Teutschen-Garten-Magazine auf. Bei letzterem bleiben bloß die Garten-Intelligenzen.

2. Für die Inserat-Gebühren berechnen wir dem Einsender nicht mehr als die Papier- und Druckkosten, nämlich für eine volle Seite in Großoctav, von 50 Zeilen, mit Petit-Schrift, Teutsch oder Lateinisch, eng gedruckt, 2 Rthlr. Sächs. Courant oder 3 fl. 36 Kreutzer Reichs-Geld; und für die halbe Seite also 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 Kreutzer Reichs-Geld, als welches uns diese Arbeit selbst kostet, und für 8000 Auflage gewiß sehr wenig ist.

3. Alle Inserate müssen uns ganz franco zugeschickt werden, außerdem nehmen wir dieselben entweder nicht an, oder berechnen den Buchhandlungen unsere Porto-Auslage dafür.

4. Alle Inserate müssen rein und leserlich geschrieben, jedes auf einem besonderen Blatte befindlich, und gleich zum Drucke fertig abgefaßt seyn; weil wir uns mit Redaction derselben nicht befassen können.

5. Jedes Inserat muß uns durch eine bekannte Buch- oder Kunsthandlung oder Postamt, mit denen wir in Rechnung stehen, eingeschickt, oder von unbekannten Privat-Personen die Inseratkosten, welche leicht zu schätzen sind, baar beigelegt seyn, außerdem wir es nicht annehmen.

6. Alle Inserate, die bis zum 30. jedes Monats eingehen, werden nach der Numer, so wie sie eingehen, in dem nächstfolgenden Monatsberichte abgedruckt.

7. Wir berechnen für Pack- und Versendungskosten, durch den Weg des Buchhandels, nichts. Verlangt aber ein Privatmann oder ein Postamt den Monatsbericht direct und separat zugeschickt, so schicken wir ihm denselben unter Kreuzband durch die Post, und derselbe trägt das Porto davon.

8. Da unser Monats-Bericht bloß typographische Gegenstände und Buch- und Kunsthandels-Notizen hat, so eignen sich dafür:

a. Ankündigungen und ausführliche Plane neuer herauszugebender Werke und Kunstsachen.

b. Anzeige neuerschienener Bücher, Charten, Kupfer, Musikalien u. s. w.

c. Die Inhalte neuerschienener Journal-Hefte und anderer periodischer Schriften.

d. Anfragen wegen gesuchter Bücher und Kunstsachen.

e. Anzeige und Listen verkäuflicher alter Bücher und Kunstsachen; Bücher und Kunst-Auctionen u. s. w.

f. Anzeige von herabgesetzten Bücher-Preisen; verkauften Verlagswerken, oder Buchhandlungen.

g. Ankündigungen neuetablirter Buch- und Kunsthandlungen und ihrer Werke.

h. Warnungen für diebischen Nachdrucken und Nachstichen.

Kurz, Alles was den Teutschen Buch- und Kunsthandel in seinem weitesten Umfange betrifft.

9. Wir schließen hin gegen von unserem Monats-Berichte aus:

a. Alle eigentlich gelehrte oder literarische Anzeigen, Antikritiken, gelehrte Streitigkeiten u. s. w., als welche bloß für die Literatur-Zeitungen gehören.

b. Anzeigen von anderen Waaren-Fabrikaten und dem Buch- und Kunsthandel fremden Gegenständen.

c. Alle Anzeigen von politischen oder andern anonymen Schriften, davon sich der Verfasser nicht, wenigstens gegen uns, nennt, und dazu bekennt

d. Anzeigen und Empfehlungen von allen Univerſal-Medizinen, Quacksalbereien, Schminken und andern dergleichen gefährlichen und das Publikum täuschenden Gegenständen.

Auf diese Art organisirt und von dem Publikum benutzt, wird unser allgemeiner typographischer Monats-Bericht dem teutschen Buchhandel gewiß Bequemlichkeit und Nutzen gewähren; und wir schmeicheln uns mit dem Beifalle des Publikums.

Weimar, den 12. November 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Charte des Großherzogthums Frankfurt.

Da wir von den verschiedenen Theilen des neuen Großherzogthums Frankfurt theils schon erschienene, theils noch handschriftliche und sich auf Vermessungen gründende, sehr gute Materialien besitzen, so trugen wir, gleich nach vollendeter Organisation dieses Staats, dem durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannten Herrn Oberlieutenant F. W. Streit auf, eine gute Charte davon, in dem gewöhnlichen Formate unsers großen Gasparischen Hand-Atlasses, und nach dem Maasstabe von 1 Pariser Zoll für 1 geographische Meile, zu entwerfen. Diese schöne Charte ist bereits seit einiger Zeit in den Händen eines guten Stechers, und wird, mit aller Eleganz, unfehlbar zu Ende dieses Monats in unserem Verlage erscheinen.

Weimar, den 1. Novbr. 1810.

Das Geographische Institut.

II. Erschienene Neuigkeiten
im October
UND DEREN INHALT.

1.

Memoires et actes autentiques relatifs aux negociations qui ont précédées le partage de la Pologne. Tirés du portefeuille d'un ancien ministre du XVIII. Siecle. 1810.

Diese höchst wichtige Sammlung von diplomatischen Memoiren und Original-Acten über die erste Theilung von Polen, zwischen den 3 Höfen von Wien, Petersburg und Berlin, hebt zuerst den Schleier des Geheimnisses auf, in welche diese große Weltbegebenheit des letzten Jahrhunderts bisher verhüllet war, und verbreitet ziemlich viel Licht über

dies politische Dunkel. An der Authenticität dieser wichtigen Actenstücke ist auf keine Weise zu zweifeln, und diese kleine Schrift, welche gewiß jedem Welt- und Geschäftsmanne eine sehr interessante Lecture gewähren wird, ist in allen guten Buchhandlungen zu haben, und kostet 1 Rthlr. Sächs. oder 1 fl. 48 Kreuzer Rhein.

2.

London und Paris 1810. VI. Stück.

Inhalt.

I. London. Sir Francis Burdett. Eine biographische Skizze nebst seinem Porträt als Titelkupfer (Taf. XIV.) II. Paris. 1. Uebersicht der vier kleinen Pariser Theater im J. 1810. I. Théâtre du Vaudeville. II. Théâtre des Variétés. III. Théâtre de la Gaieté. IV. Théâtre de l'Ambigu comique. 2. Die Jeux gymniques des Herrn Ribié. 3. Uebersicht neuer Kupfer-Werke, welche im Jahr 1810 in Paris erschienen sind. 4. Rückblick auf das Kaiserl. Vermählungsfest. — Abbildung einiger vorzüglichen architectonischen Verzierungen dieses Tages Triumphbogen am Eingange des Gartens der Tuilerien, von der Seite des Place de la Concorde. (Taf. XV.) Die Trauungs-Capelle. (Taf. XVI.) Erleuchtung des Doms des Pantheons, oder der Sainte-Geneviève. (Taf. XVII.) Ein Theil der Illumination des Gartens der Tuilerien. (Taf. XVIII. Fig. 1.) Die Thürme der Notre-Dame. (Taf. XVIII. Fig. 2.) ebd.

Rudolstadt, im October 1810.

F. S. A. priv. Hof- Buch- und Kunsthandlung.

3.

Allgem. Geograph. Ephemeriden. 1810. X. Stück.

INHALT.

Abhandlungen.

1. Statistische Uebersicht des Herzogthums Warschau, und der neu hinzugekommenen Landstriche. 2. Frag-

mentarische Bemerkungen auf einer Reise in Norwegen, von J. W. Hornemann. 3. Reise nach der Insel Socotora.

Bücher - Recensionen.

1. Connaissance des tems, pour l'an 1811. 2. *Flatt's* Topographie des Herzogthums Warschau. 3. *Edw. Scott Waring's* Reise nach Scheeraz etc. Zweiter Theil. 4. v. *Duisburg*, Hist. Top. Beschreibung der freien Stadt Danzig. 5. Reise von St. Petersburg nach dem Gesundbrunnen zu Lipetk am Don.

Charten - Recensionen.

1. *Amman - Bohnenbergersche* Charte von Schwaben Sect. 12. nebst einem neuen Uebersichtstableau dieser Charte. 2. *Champion* und *Baumanns* polit. statistische Charte von Teutschland etc. Leipzig, Mitzky 1810. 3. v. *Both's* Relation der Schlacht bei Preufsisch - Eylau den 7. 8. Febr. 1807 nebst Plan. Berlin, Schropp. 1810. 4. *Lynkers* Charte der Gegend, Blokade und Belagerung der Festung Graudenz. Darmstadt. Verfasser. 5. Topogr. Militair. Charte von Teutschland in 204 Blättern, 33. und 34ste Lieferung. Weimar. Geograph. Institut.

Vermischte Nachrichten.

1. Dr. *H. Lichtensteins* Reisen im südlichen Africa. 2. Auszug eines Schreibens des Hrn. Dr. *Lichtenstein* an den Herausgeber. 3. Vorläufige Nachricht von *Baudin's* und *Ledrus* Voyage aux Iles de Teneriffe, Saint - Thomas, Sainte - Croix et Porto - rico etc. 4. Eintheilung der Hannöverschen Departements, welche zum Königreiche Westphalen gekommen sind. 5. Neueste Eintheilung von Holland. 6. Nachricht über des Hrn. *Bar. v. Hermelins* Atlas von Schweden und sein neu eingerichtetes geographisches Institut für Schweden. 7. Notiz über den Grofsherzogl. Hessischen Obrist - Lieutn. *Haas*, und dessen grofse Situations - Charte von Darmstadt in 24 Blättern. 8. Geographische Journalistik. 9. Geograph. statistische Novellistik. A. Neue Eintheilung des Königreichs Baiern. B. Baiersche Gränzberichtigung mit Würzburg. C. Statistische Uebersicht der Französ. Kriegsmacht und deren Auxiliar - Truppen am 1. Sept. 1810. D. Neue Eintheilung des Ober - Etsch - Departements. 10. Nöthige Anzeige. — *Zu diesem Hefte gehören:* 1. Das Portrait des Hrn. P. *Hupel*. 2. Das neue Uebersichts - Tableau der Amman - Bohnenbergerschen Charte von Schwaben.

Weimar, im October 1810.

H. S. pr. Landes - Industrie - Comptoir.

4.

Journal des Luxus und der Moden. 1810.

Inhalt des VIII. Stücks.

I. Festlichkeiten in Weimar, vor und nach der Vermählung J. J. O. D. des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin und der Prinzessin Caroline von Sachsen-Weimar. II. Kunst. Rückblick auf den Kunsthandel und die Kunsterzeugnisse der Leipziger Oster-Messe 1810. III. Riedlingers Tochter nach Hebel. IV. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Zehnter Brief. — Geburtsfest von J. M. der Königin von Baiern. — Theater und Musik. — Sehenswürdigkeiten der diesjährigen Jacobi-Duit. (Messe.) V. Miscellen aus St Petersburg. VI. Empfindungen bei Anschauung von Meisterwerken der gothischen Baukunst. VII. Bade-Chronik. Rührreise durch die Bäder längs dem Rheine und der Lahn im Jahr 1810. VIII. Miscellen. 1. Die Brüder Harry zu Köln. 2. Abgerissene Blätter vom Baum der Erfahrung. 3. Ninon Lenclos Mittel gegen kaltsinnige Ehemänner. IX. Moden. Die Stürze. (Eine Moden-Anekdote.) X. Pariser Moden-Berichte. XI. Ameublement. XII. Uebersicht der Kupfertafeln. XIII. Erklärung des Herausgebers.

* * *

Inhalt des IX. Stücks.

I. Ueber die Reise des Kaisers Alexander nach Finnland im Jahre 1809. II. Allegorische Verzierung eines Gesellschafts-Saals. III. Bade-Chronik. Ueber die erste Säkular-Feier des Lauchstädter-Gesundbrunnen. Am 23. Julius 1810. IV. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Eilfter Brief. Wilhelm Kobells Schlacht bei Eggmühl. — Sommervergnügungen und Bäder. — Theater. V. Produkte der schönen Literatur von der Ostermesse 1810. (Fortsetzung.) VI. Schilderungen aus Cassel. Siebenter Brief. — Neueste Erscheinungen auf dem hiesigen französischen Theater. Achter Brief. — Der Orden der Krone von Westphalen, nach seiner Stiftung und jetzigen Veränderung. (Hierzu Taf. 22.) VII. Allegorische Darstellung bei der Anwesenheit des Königs und der Königin von Westphalen in Göttingen. VIII. Moden. Modenbericht aus München im August. IX. Ameublement. Bücher-Gestell von bequemer Form. X. Berichtigung und Erklärung des Herrn Patrik Peale. XI. Beschreibung der Kupfertafeln.

* * *

Merkur. Und dennoch iſt nichts gewiſſer.

Thalia. Die Blumen alſo gebrauchen ſie, bey den Gaſtmahlen, nur um ihre Tafel damit zu beſtreuen, und die Becher zu bekränzen?

Merkur. Dann und wann legen ſie einige ziemlich ſymmetriſch auf den Rand der Schüſſeln herum; aber ein bekränzter Becher, aus welchem man den Wein unter dem Geruche der Roſen tränke, wär unedel. So etwas könnte zur Noth einem Landmädchen, bey ſeiner bunten Flitter-Hochzeit, einfallen.

Thalia. Du hatteſt Recht, **Merkur**, daß ein geringer Haarputz, oder ein gewöhnliches Hausgeräth Aufmerkſamkeit verdiene, ſo bald man die Sitten eines Volks unterſuchen wolle. Deine vornehme teutſche Welt iſt von den Reizen und Vergnügungen der Natur gänzlich abgewichen; hat für die Einfalt derſelben keinen Sinn mehr; und ich rathe ſchon, welches ihr Thun und Reden ſey. Aber noch Eins! Was für Geſchichten oder Vorſtellungen findet man auf den Gefäſſen ſelbſt, und was bedeuten die Verzierungen ihrer Säle?

Merkur. Gemeiniglich nicht viel. Obenhin betrachtet, iſt Mahlerey und Schnitzwerk an ihren Wänden und auf ihren Trinkſchalen artig anzuſehen. Die Farben ſind glücklich gewählt und fein gemiſcht; die Figuren ſtehen ungezwungen da, von leichten

Ein-

Inhalt des X. Stücks.

I. Der sinnreiche florentinische Künstler Bernardo da Buontalenti im sechszehnten Jahrhundert. II. Bade-Chronik. 1. Karlsbad und Töplitz im Sommer 1810. — Anwesenheit der Kaiserin von Oesterreich. 2. Die vierjährige Gurzeit im Wildbad. III. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Dreizehnter Brief. — Die Bildnisse des Raphael und des Albrecht Dürer. — Theater und Musik. Vierzehnter Brief. — Neuigkeiten. IV. Theater Nationa-Theater in Berlin. V. Scenen aus Schillers Werken. Drittes Blatt. Max und Thekla. VI. Einzug Kaiser Karl's des Fünften zu Rom, im Jahre 1536. VII. Pariser Modenberichte. VIII. Ameublement. Entwurf eines Ofens in der Form einer abgekürzten kannelirten Säule. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

* * *

Inhalt des XI. Stücks.

I. Ueber Iffland's Spiel auf dem Weimarischen Hoftheater im September 1810. Von Johann Schulze. II. Iffland in Gotha. III. Kunst. 1. Ueber Gerhard von Kügelgen und Kriderich in Dresden. (Zwei Briefe mitgetheilt von einer Kunstfreundin.) 2. Ueber den Zustand des Herzogl. freien Zeichen-Instituts zu Weimar, die Fortschritte und ausgestellten Arbeiten der Schüler desselben im September 1810. IV. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Funfzehnter Brief. — Feierlichkeiten während der Vermählung Sr. K. H. des Kronprinzen Ludwig von Baiern mit der Prinzessin Thereſe von Sachsen-Hildburghausen. V. Uebersicht der neuesten Almanache für das Jahr 1811. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. — Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. — Mythologisches Taschenbuch von Fr. Majer. — Leipziger Taschenbuch 1811. VI. Bade-Chronik. Pyrmont im Julius und August 1810. VII. Moden. Uebersicht der Novitäten der Michaelis-Messe 1810 in dem Modewaarenlager der Herren Göhring und Gerhard in Leipzig. VIII. Miscellen aus Kassel im October 1810. IX. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im October 1810.

H. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

C. Bertuchs Bilderbuch für Kinder, mit teutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. No. CXIX. u. CXX. 4to. Nebst Funke's ausführlichem Texte dazu. 8.

Diese zwei Hefte sind so eben erschienen und enthalten folgende interessante Gegenstände:

CXIX. Heft. Taf. 91. Ansicht des großen Platzes der Stadt Mexico in Amerika. Taf. 92. die Ruinen Top-Hanè zu Constantinopel. Taf. 93. die versteinerte Medusenpaime, oder Pentacriniten. Taf. 94. Versteinerte Seelilien, oder Enkriniten der Vorwelt. Taf. 95. Arzney-Pflanzen. Fig. 1. Der gemeine Kiant. Fig. 2. Das gemeine Seifenkraut.

CXX. Heft. Taf. 96. Der Merai oder Begräbnißplatz auf der Insel Nukahiwah, in Südamerika. Taf. 97. Peters des Großen Bildsäule zu Pferd in St. Petersburg. Taf. 98. Insecten. Der Weinvogel-Tagfalter aus China. Taf. 99. Die Russische Hornmusik. Taf. 100 Zierpflanzen. Die purpurrothe Rudbeckie. — Auch sind alle früher erschienenen Hefte sowohl in completen Exemplaren, als auch einzeln beständig bei uns zu haben.

Weimar, im October 1810.

H. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Thalie et Melpomène Française. Tome VII. Cahier. 1. — 12 gr. oder 54 Kreuzer.

Von dieser beliebten Sammlung der neuesten französischen Theaterstücke ist bei uns so eben das 1. Heft des 7. Bandes erschienen und enthält folgende Stücke:

1. *Le Secret du Ménage.* Comédie en trois actes et en vers.

2. *La double méprise*, Comédie en un acte, en prose; par R. de Chazet.

3. *Lantara ou le Peintre au Cabaret*, vaudeville en un acte; par MM. M. Barré, *L. Picard*, *J. Radet*, et *F. Desfontaines.*

Jedes dieser Stücke ist auch einzeln zu 4 Groschen, oder 18 Kreutzer zu haben.

Rudolstadt, den 26. October.

F. S. R. priv. Hof-Buch- u. Kunsthandlung.

Nachschrift. Als Antwort auf mehrere Anfragen erwiedern wir, daß die interessante Sammlung der Thalie sot Melpomene ununterbrochen fortgeht, und von denen in Paris lebenden Redactoren stets mit Geschmack und Einsicht ausgewählt und geordnet wird.

Rudolstadt im October 1810.

F. S. R. priv. Hof-Buch- u. Kunsthandlung.

7.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1810.

Inhalt des VIII. Stücks.

I. Gedichte. 1. Hanovia's Volk an den Großherzog von Frankfurt. 2. Die Wallfahrt. 3. Nach dem Arabischen. II. Nekrolog. Friedrich Karl Heinrich von der Lith. III. Horaz's Zuruf an seine Landsleute. IV. Correspondenz-Nachrichten.

* * *

Inhalt des IX. Stücks.

I. Gedichte. 1. Die Nereide an Sappho. 2. Mein Held. 3. Genesungsfeier. 4. Die süßesten Thränen. 5. Wahre Größe. II. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf einer Reise durch Holland im Sommer 1809 (Fortsetzung.) III. Correspondenz-Nachrichten. IV. Anzeige.

* * *

Inhalt des X. Stücks.

I. Gedichte. 1. Vater Milon, an seine Kinder und Enkel. 2. An Asterius. 3. Abendfeier. 4. Dem Edelsten. 5. Das wahre Leben. 6. Zaubereien der Liebe 1806. II. Die Poetik des Aristoteles. III. Fragmente aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf einer Reise durch Holland im Sommer 1809. (Fortsetzung.) IV. Correspondenz-Nachrichten. 1. Nachrichten aus Petersburg. 2. Nachrichten aus Paris.

Weimar, im October 1810.

H. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

8.

Allgem. Teutſches Garten-Magazin. 1810. IX. Stück.

Inhalt.

IV. Blumiſterei. 1. Die Ixora coccinea. (Mit Abbildung auf Tafel 33.) 2. Etwas über die Plumeria rubra. (Mit Abbildung auf Tafel 34.) VI. Obſt-Cultur. 1. Characteriſtik der Obſt-Sorten. A. Kirſchen. Die Oettingshäuſer oder Johannis-Weichſel. (Mit Abbildung auf Tafel 35.) B. Birnen. Die Citronen-Birn. (Mit Abbildung auf Taf. 36.) 2. Einige pomologiſche Bemerkungen. Vom Hrn. Pfarrer Büttner zu Oettingshauſen. 3. Ueber die Cultur des Quittenbaums und die Benutzung ſeiner Früchte. X. Gartenliteratur. 1. Herrn von Jacquin's Monographie der Stapelien. 2. Smith's and Sowerby's Exotic Botany. Vol. II. Cah. 12—24. bis Febr. 1808. 3. Neue Garten-Schriften, welche zur Leipziger Michaeli-Meſſe 1810 erſchienen ſind. XI. Garten-Miſcellen. 1. Reviſion oder genauere Zuſammenſtellung der Conſtellations- und Witterungs-Verhältniſſe während des Julius 1810; zur Vergleichung mit dem meteorologiſchen Tagebuche dieſes Monats. Vom Hrn. Dr. Haberle. 2. Aufbewahrung grüner Gemüſe im Winter mit Beibehaltung ihres Geſchmacks, ſo daß man ſie von friſchen nicht unterſcheiden kann. 3. Ganz zuverläſſiges Mittel wider die Erdflöhe. 4. Zwei neue Roſen.

Weimar, im October 1810.

H. C. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

9.

Pallas. Eine Zeitſchrift für Staats- und Kriegskunſt. Von R. v. L. 1810.

Inhalt des VI. Stücks.

I. De la défense des Places fortes par *M. Carnot*. II. Feldzug der zweiten Diviſion des vierten Armeecorps der Armee von Teutſchland im Jahr 1809. III. Bemerkungen über den Aufſatz im 6ten Stück der Pallas 1808. IV. Die Belagerung von Diu 1538. V. Ueber den Kriegsgebrauch in den Seekriegen zwiſchen den Staaten am mittelländiſchen Meere, während des Mittelalters. VI. Miſcellen-Anecdoten. VII. Ueberſicht der Handelsverhältniſſe.

Inhalt des VII. Stücks

I. Sur la Défense des places fortes par *Carnot*. (Fortsetzung.) II. Fortsetzung einiger Bemerkungen über Staatsbankerut, Staatsnothpfennige u. s. w. III. Miscellen. IV. Uebersicht der Geschichte des Tages. B. Uebersicht der Finanzverhältnisse. V. Ueber die Organisation einer Leibwache (Garde) des Regenten. VI. Heereszüge über die Alpen. VII. Früher Gebrauch der Guillotine. VIII. Krieg gegen die Wälder.

* * *

Inhalt des VIII. Stücks.

I. Les deux Systêmes d'Economie politique, ou comparaison entre la théorie de *Quesnay* et celle d'*Adam Smith* sur la richesse nationale. Par J. C. *Simonde de Sismondi*. II. Auszug aus den Betrachtungen über den Krieg, von dem Obrist Latrille. III. Die Eroberung von Beßarabien. Ein Beitrag zur Geschichte des Krieges der Russen gegen die Türken IV. Ueber Benutzung der sogenannten Lehden, d. i. solcher Ländereien, welche bloß als Hutungen, theils gar nicht benutzt werden. V. Ueber die Verpflegung einer Armee auf einer langen Operationslinie. VI. Zur Geschichte der Schlacht vom 14. October 1806.

Weimar, im October 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

10.

Neueste Länder- und Völkerkunde. X. Bds. II. bis IV. Stück.

Inhalt des II. Stücks.

Asien. Beschreibung der einzelnen Länder von Asien. A. West-Asien. (Fortsetzung.) Asiatische Türkei. (Beschluß.) II. Türkisch-Georgien. III. Syrien. Das Land der Drusen. Palästina oder das Aghalik Jerusalem. IV. Mesopotamien. Von den Jesidiern. V. Irak Arabi. VI. Kjurdistan. VII. Turkomanien. — Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer: Charte vom Osmannischen Reiche in Asien. Taf. 3. Kameelziege und Gazellen. Taf. 4. Der Cassie. Taf. 5. Die Gallapfel.

* * *

Inhalt des 10. Bds. III. Stücks.

Asien. Dritte Abtheilung. Beschreibung der einzelnen Länder von Asien. A. West-Asien. (Fortsetzung.) II. Arabien. 1. Allgemeine Uebersicht. — Name, Lage, Gränzen, Größe. 2. Naturbeschaffenheit. — Klima. Boden. Gebirge. 3. Naturprodukte. 4. Einwohner. — Die Araber, ihr Ursprung, ihr Charakter und ihre Leibesgestalt. 5. Arabien. Sitten. Speisen und Getränke. Kleidung, Putz, Wohnung und Hausgeräthe 6. Lebensart. — Schilderung der Beduinen. 7. Die ansässigen Araber und ihre Lebensart und Sitten überhaupt. 8. Belustigungen und Zeitvertreibe der Araber. 9. Heurathen. — Ehestand. — Vielweiberei. Häusliches Leben. Erziehung. 10. Unterricht. Künste, Wissenschaften und Religion. 11. Künste, Industrie, Handel der Araber. 12. Adel der Araber. — Regierungsverfassung. Justizwesen. 13. Die Wahabiten. 14. Topographie. I. Das wüste Arabien. II. Das Peträische Arabien. III. Das glückliche Arabien. —

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer: Taf. 6. Die Baumwolle Taf. 7. Arabische Trachten. Taf. 8. Große Moschee von Mekka.

* * *

Inhalt des IV. Stücks.

Asien. Vierte Abtheilung. Beschreibung der einzelnen Länder von Asien. A. West-Asien. (Fortsetzung.) III. Persien. 1. Allgemeine Ansicht. — Name, kurze Geschichte. 2. Persien's Lage, Gränzen, Größe. Allgemeine Naturbeschaffenheit. 3. Das Kaspische Meer. 4. Naturprodukte. 5. Einwohner überhaupt. — Ihre Zahl, ihre Abstammung. — Ihre Sprache. Ihre Eigenheiten und Charakter. 6. Nahrung, Kleidung, Wohnung und Lebensweise der Perser. 7. Sitten und Gebräuche; gesellschaftliches Leben. Erziehung. Ehestand und Vergnügungen der Perser. 8. Beschäftigungen, Ackerbau, mechanische Künste, Industrie, Fabriken und Handel der Perser. 9. Künste, Wissenschaften und Religion. 10. Staatsverfassung und Verwaltung, Justiz, Finanzen und Kriegswesen von Persien. Zugabe. Proben neuer persischer Poesie.

Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer: Charte von Persien. Tafel 9. Das Persische Nardisch-Spiel. Tafel 10. Abbildung eines Arabischen Wohnhauses.

Weimar, im October 1810.

P. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

11.

Ueber Ifflands Spiel.

Folgende kleine Schrift ist so eben bei uns erschienen: Ueber Ifflands Spiel auf dem Weimarischen Hoftheater von Joh. Schulze, aus dem Journal der Moden besonders abgedruckt; mit einem Kupfer. gr. 8. Broschirt 9 gr. oder 40 Kr. und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Weimar, im Nov. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

12.

Charten-Anzeige.

Charte von dem Fürstenthume Eisenach und den angränzenden Ländern, auf höchsten Befehl nach Original-Aufnahmen und den sichersten Ortsbestimmungen entworfen und gezeichnet von F. W. Streit, Oberlieutenant. Ein Blatt. 1810. — 16 gGr. auf Elefant-Pap. 12 gGr. für gewöhnl. Papier.

Unter obigem Titel ist in unserem Verlage so eben eine Special-Charte des Fürstenthums Eisenach erschienen, die in jeder Hinsicht die vorzügliche Aufmerksamkeit des Publikums verdient, wozu sie sowohl ihre Entstehung, als auch ihre Bearbeitung berechtigt.

Schon längst erschien in Berlin von dem verewigten Güßefeld das Herzogthum Weimar als Special-Charte in 2 Blättern, und wurde überall als ein schätzbarer Beitrag zur Länderkunde anerkannt. — Se. Durchl. der regierende Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, stets der hohe Beförderer der Wissenschaften, wünschte nun auch von dem Fürstenthume Eisenach eine Special-Charte von gleichem Maßstabe zu sehen. Se. Durchl. gab dazu aus seiner Charten- und Plan-Sammlung die Original-Aufnahmen dieser Länder, und

so wurde die Bearbeitung obengedachter Charte, dem als geographischen Charten-Zeichner schon bekannten Verfasser aufgetragen, welcher durch dieses Blatt genugsam gezeigt hat, daß er aus vollkommenen Materialien auch ganz fehlerfreie Charten zusammen zu setzen vermag.

Vollkommen und fehlerfrei kann diese Charte in jeder Rücksicht genannt werden, da sie das genaueste Detail, was den Staatsbeamten, den Militär und den Reisenden interessiren kann, liefert.

Auch der Kupferstecher, der sich eines netten Stichs, vorzüglicher Gebirgsschraffirung, und einer reinen deutlichen Schrift befleißigt hat, hat das Seinige zum Gelingen dieser Charte beigetragen.

Weimar, im September 1810.

Das Geographische Institut.

No. XI.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs

zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunſthandlung

zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

November. 1810.

Erſchienene Neuigkeiten

im November

UND DEREN INHALT.

I.

Allgem. Geograph. Ephemeriden. 1810. XI. Stück.

INHALT.

Abhandlungen.

1. *Cloupets* Bemerkungen auf einer Reiſe ins glückliche Arabien. 2. Beſchreibung der Inſel *Nukahiwa* nach von *Kruzenstern*.

Bücher - Recensionen.

1. *Valentia* (Georg. Visc.) Voyages and travels to India Ceylon, the Red Sea, Abyssinia and Egypt etc. 3 Voll. 2. *Delamarre* (C. G.) Annuaire topograph. et polit. du Departement de la *Sarre*. Prem. année. 3. *Kesslers* (G. W.) Briefe auf einer Reise durch Süd-Teutschland, die Schweiz und Ober-Italien. 4. *De Laborde* (A.) malerische und historische Reise in Spanien. 3. Bändchen. 5. Das Grofs-Herzogthum Baden etc. topographisch skizzirt.

Charten - Recensionen.

1. *G. M. von le Coq* topogr. Charte von Westphalen. Sect. VII. IX. X. XIV. Berlin, Schropp. 1810. 2. *M. de Traux* Charte von Dalmatien und Ragusa. 1810. Wien, Industrie-Comptoir. 3. *Seidel's* (*G. E. F.*) Charte von Frankreich. Nürnberg, Homanns Erben. 1810.

Vermischte Nachrichten.

1. Neueste Interims-Organisation von Holland. 2. Länder-Austauschung und Gränz-Berichtigung zwischen Würtemberg, Baiern und Baaden. 3. Geographisch-statistische Novellistik. A. Bevölkerung des Fürstenthums Neufchatel. B. Abtretungen von Hanau an Hessen. C. Neuester grofser Titel des Königs v. Würtemberg. D. Neueste Notiz von den *Wahabis*. E. Neueste Nachricht aus Afrika von *Mungo Park*. F. *Jakson's Marocco* und *Salt's* Mission nach Habesch. G. Neue Charte von Servien und Bosnien. H. Neue Monarchie Charte von Oesterreich. 4. Berichtigung an die *Homannische* Charten-Handlung zu Nürnberg. 5. An die Leser der *A. G. E.* wegen *Streit's* Sammlung geographischer Ortsbestimmungen. — Zu diesem Hefte gehört: Das Portrait des Hrn. Prof. *Rühs* zu Berlin.

Weimar, im November 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

2.

Allgem. Teutsches Garten-Magazin. 1810. X. Stück.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Ueber die Cultur der Reseda, um sie Jahraus Jahrein blühend zu haben, nebst einigen andern Bemerkungen darüber. V. Gemüse-Bau im Garten und auf dem Felde. Etwas von dem Jena'schen Meerrettigsbau

Einfassungen umschlängelt; aber hiemit allein begnügen sie sich. Anstatt daß die Griechischen Künstler sogar auf ihren Töpfer-Arbeiten für den Geist besorgt, ihrer lieblichsten Fabeln immer eingedenk waren, und oft in das kleinste Bild den erhabensten Gedanken eines Weisen legten; so lassen jene sich vermahlen, was man will. Papageyen, Drachen, Chinesische Männerchen, von oben bis unten verzerrt, und tausend andre Dinge, die weder allein, noch in der Zusammensetzung einigen Verstand haben. Es würd' ihnen thöricht scheinen, wenn man dabey etwas zu denken verlangte.

Thalia. So müssen sie entweder zu ernsthaft, oder zu flüchtig seyn, um auf dergleichen zu achten.

Merkur. Nichts weniger! Ich habe Stunden lang von einer Trinkschale reden gehört.

Thalia. Und auf diese war auch keine Geschichte gemahlt? Du spottest unser.

Merkur. Bey den Augen deiner Venus! ich spotte nicht. Sie redeten aber desto kürzer von ihren Dichter-Gesängen und den Sprüchen ihrer Philosophen; denn es geziemt sich nicht, anders davon zu reden. Alles im Vorübergehen, abgebrochen, und entscheidend.

Thalia. Was sagen sie denn von uns, den Begleiterinnen der Venus?

und Anlage einer Meerrettigs-Plantage. VI. Obst-Cultur. 1. Characteristik der Obst-Sorten. Pflaumen. A. Die St. Catharinen-Pflaume. (Mit Abbildung auf Taf. 38.) B. Die Spätpflaume. (Mit Abbildung auf Taf. 39.) 2. Ueber den Nutzen Obstbäume 3. Beantwortung der Frage in welcher Entfernung sind Obstbäume auf offenen fruchttragenden Grundstücken, ohne Nachtheil der auf beiden Seiten anstossenden Ackerfelder anzupflanzen. XI. Garten-Miscellen. 1. Revision oder genauere Zusammenstellung der Conkurrations- und Witterungs-Verhältniss während des August's 1810 zur Vergleichung mit dem meteorologischen Tagebuche dieses Monats. Vom Herrn Dr. Haberle. 2. Empfehlung zweier nothwendiger und ganz zweckmässiger Garten-Geräthschaften. (Mit Abbildung auf Taf. 40.) 3. Des Handels-Gärtners Herrn Breiters Wintergarten in Leipzig.

Weimar, im November 1810.

H. C. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

3.

Pallas. Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst. Von R. v. L. 1810. IX. Stück.

Inhalt.

I. Les deux Systèmes d'Economie politique, ou comparaison entre la théorie de *Quesnay* et celle d'*Adam Smith* sur la richesse nationale. Par J. C. *Simonde de Sismondi*. (Fortsetzung und Schluss.) II. Operationsplan für die k. k. österreichische Armee im Jahre 1809. III. Kriegskunst und Fechtkunst. IV. Bemerkungen über die Relation der Schlacht bei Preußisch-Eilau, den 7. u. 8. Febr. 1807. V. Uebersicht der Geschichte des Tages. A. Politisch-militärische Chronik. (Fortsetzung.) VI. Ueber die Spanier. Stimme der Vorzeit. VII. Bevölkerungsversuche in Spanien, im siebzehnten Jahrhunderte. VIII. Erörterung über den Zustand der Tartaren.

Weimar, im November 1810.

H. C. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Neueste Länder- und Völkerkunde. X. Bds. V. Stück.

Inhalt.

Asien. Fünfte Abtheilung. Beschreibung der einzelnen Länder von Asien. A. West-Asien. (Beschluß.) III. Persien. (Beschluß.) 11 Topographie örtige Eintheilung von Persien im weitern Sinne I. West-Persien. Nachtrag zur Schilderung von Persien Das Wardisch-Spiel. II. Ost-Persien oder das Reich der Afganen. 1. Name, Lage, Gränzen, Größe. 2 Naturbeschaffenheit überhaupt. — Produkte. 3. Einwohner. 4 Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Kriegswesen 5. Topographie. Beschreibung der einzelnen Länder und bemerkenswerthesten Orte des Staatsgebietes von Afganistan. — Zu diesem Hefte gehören folgende Kupfer: Die Charte der Caucasischen Länder. Tafel 11. Persische National-Trachten.

Weimar, im November 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

5.

Wielands Neuer Teutscher Merkur 1810. XI. Stück.

Inhalt.

I. Gedichte. 1. An Dora. 2. Der Künstler Wallfahrt. II. Ueber das Schöne Ein Fragment. III. Fragment von Leibnitz. IV. Correspondenz-Nachrichten.

Weimar, im November 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

No. XII.

Monats-Bericht

des

H. S. privil. Landes-Induſtrie-Comptoirs
und des Geographiſchen Inſtituts
zu Weimar,

ſo wie auch der

F. S. R. privil. Hof-Buch- u. Kunſthandlung
zu Rudolſtadt

von allen im Laufe des Monats bei dieſen Inſtituten erſchienenen literariſchen Neuigkeiten und Nachricht von ihren Unternehmungen.

December. 1810.

I. Ankündigungen.

Prospectus.

Paris, Wien und London. Ein fortgehendes Panorama dieſer drei Hauptſtädte als Fortſetzung der Zeitſchrift: London und Paris.

Die Zeitſchrift London und Paris, welche im Jahre 1798 ihren Anfang nahm, lieferte bisher, ihrem Plane nach, ein vielſeitiges Panoram-Gemälde jener beiden großen Metropolen, untermiſcht mit Schilderungen und Streifzügen durch die Provinzen von Frankreich und England, welches

letztere als Wechselwirkung zwischen Hauptstadt und Provinz ursprünglich mit zu dem Plane gehörte.

Auf diese Weise erfreuete sich unsere Zeitschrift bis jetzt eines getheilten Beifalls des Publikums. Die Redaction glaubt nun, ihre Dankbarkeit dafür am besten durch folgenden erweiterten und erweiterten Plan, welcher Teutschland noch mehr und mehr interessiren muß, zu beweisen.

Als in den letzteren Jahren die allgemeinen, noch fortdauernden Maßregeln des Continents gegen England eintraten, machte es sich die Redaction dieser Zeitschrift zur strengsten Pflicht, von Aufsätzen und Berichten über London oder England überhaupt nichts mehr mitzutheilen, als was dieselbe aus den, unter öffentlicher Autorität in Paris gedruckten, englischen und französischen Journalen schöpfen konnte, so wie dies auch fernerhin immer der Fall seyn wird.

Daß dadurch der Artikel London gegen den Artikel Paris an Vielseitigkeit [welche nur durch Original-Aufsätze guter Beobachter an Ort und Stelle bezweckt werden kann] bis zum allgemeinen Frieden nachstehen muß, ist wohl natürlich.

Die Völker beglückende Vermählung Sr. Maj. des Kaisers Napoleon mit einer Teutschen Fürstin, der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, gab uns nun aber auf einmal einen Hinderniß, unserer Zeitschrift ein neues größeres und vielseitigeres Interesse zu geben. Frankreich und Oesterreich sind vereint. Paris und Wien treten dadurch in eine freundliche Verbindung und Wechselwirkung. Daher tritt Wien mit größtem Rechte nun auch auf den Schauplatz unseres Panorama, und unsere Zeitschrift beginnt vom Januar 1811 an unter dem neuen Titel:

Paris, Wien und London,

nach einem größeren erweiterten Plane eine neue Laufbahn, und zwar so, daß sie für die älteren Theilnehmer die ununterbrochene Fortsetzung von London und Paris ist; hingegen aber auch ein anderer großer Theil des Publikums dadurch eine neue, vielseitige und interessante Lectüre und somit eine neue Zeitschrift erhalten wird.

Wien, der Centralpunkt aller verschiedenartigen Theile der Oesterreichischen Monarchie, ihrer reichen Großen, und der daraus entspringenden ungemeinen Pracht und Luxus der Sammelplatz für bildende Kunst, Musik, Theater und deren neueste Erscheinungen — bietet hellsehenden und unbefangenen Beobachtern eine unerschöpfliche Quelle zu interessanten Aufsätzen für jede Jahreszeit dar. Deswegen widmen wir wohl mit Recht dieser mächtigen Kaiserstadt eine bestimmte fortlaufende Rubrik in unserer Zeitschrift. Schon sind wir der Theilnahme mehrerer achtungswerthen Gelehrten

und vielseitig gebildeten Beobachter als Mitarbeiter gewiß, und können also im Januar 1811 bestimmt das erste Stück von Paris, Wien und London, welches schon unter der Presse ist, mit reichhaltigen Artikeln über Wien liefern. Auch durch interessante Kupfer soll diese Rubrik gleich den übrigen noch genußreicher werden. So liefern wir z. B. gleich im Ersten Stücke die Geschichte des Kais. Oesterr. Leopold-Ordens mit der colorirten Abbildung Sr. Maj. des Kaisers Franz in der Kleidung der Großkreuze, nebst einer besondern Kupfertafel der Ordens-Insignien.

Uebrigens bleibt die Einrichtung unserer Zeitschrift zu acht Stücken, welche in zwei Bänden den jedesmaligen laufenden Jahrgang ausmachen, so wie der Preis von 1 Carol. oder 6 Rthlr 8 Gr. oder 11 Fl. Rheinl., wie bisher unverändert.

Rudolstadt, den 1. December 1810.

F. S. A. priv. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

II. Erschienene Neuigkeiten

im December

UND DEREN INHALT.

1.

Mythologisches Taschenbuch, oder Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker; nach den besten Quellen entworfen von Friedrich Majer. Erster Jahrgang für das J. 1811. Klein Octav. Mit vielen Kupfern,

ist in letzter Michaelis-Messe in unserm Verlage erschienen.

Der Titel bezeichnet hinreichend den Inhalt und Zweck eines wichtigen, längst gewünschten Werkes, welches hiermit begonnen wird. Die Geschichte und Verfassung der christlichen Religion, die Mythologie und Religion der Aegypter, Griechen und Römer sind in den neuesten Zeiten, besonders unter den Teutschen, mit vieler Sorgfalt und Gründlichkeit bearbeitet worden. Unversucht ist es noch geblieben, hauptsächlich wohl wegen der diesem ungebahnten Pfade eigenen Schwierigkeiten, auch die Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche der übrigen Völker, auf gleiche Weise bekannt zu machen; noch weniger hat man daran gedacht, es im Zusammenhange mit jenen, in einem allgemeinen Werke zu thun. Und doch kann und wird jene schönste und merkwürdigste Blüte des Wunderbaumes menschlicher Cultur, in welcher das dunkle Bewußtseyn der Vergangenheit und Zukunft

eines göttlichen Lebens und Daseyns, in dem schnell vorübereilenden irrdischen, unter allen Himmelsstrichen die zartesten Gebilde der Phantasie hervorgerufen, und die Anfänge aller Kunst und Wissenschaft veranlaßt hat; nun dadurch die nöthige Beleuchtung erhalten, um sich in der ganzen Herrlichkeit ihres Farbenschmuckes zu zeigen, und die tiefsten, in ihrem Kelche verschlossenen Geheimnisse deutlich zu entfalten. Beruf und Fähigkeit, ein solches Werk mit Glück und zur Zufriedenheit des Publikums zu unternehmen hat der Verfasser, durch sein Allgemeines Mythologisches Lexikon, dessen dritter Band im Laufe des nächsten Jahres gewiß erscheinen wird, hinreichend beurkundet. Der verdiente Beifall, welchen das anderen wichtigen Zweigen der Geschichte der Menschheit gewidmete Taschenbuch der Reisen von C. A. W. v. Zimmermann, fortgehend erhält, hat ihn bei der entschiedenen Vorliebe der Lesewelt für diese Form, zu dem Entschlusse veranlaßt, seine Geschichte aller Religionen, auch in einer Reihe von Taschenbüchern mitzutheilen: in einer unterhaltenden einfachen und getreuen, für den Gelehrten und Forscher aber in besonderen Anmerkungen mit beständiger genauer Nachweisung der Quellen versehenen, Darstellung. In gewisser Weise wird sich dieses Werk sogar dem Zimmermannischen anschließen, und eins wird das andere erfreulich ergänzen. Das neue soll vollständig ausführen, was in dem alten nur leicht angedeutet ist, oder gänzlich wegbleiben mußte; dieses dagegen kann durch seine Darstellungen der Sitten und Gebräuche der Völker überhaupt, jenes um vieles verständlicher machen und ihm manche Erläuterungen ersparen. Dies erste Bändchen beschäftigt sich mit den Mythen, religiösen Ideen und Gebräuchen der Grönländer und der Urvölker des nördlichen Amerika. Die nächstfolgenden sollen, wenn auch den übrigen Originalbewohnern von Amerika ihr Recht geschehen ist, durch die Südsee nach Asien hinüberführen. Die Gründe, welche den Verf. bestimmt haben, sein Werk mit den Urvölkern Amerika's zu beginnen, hat er in dem Vorberichte des ersten Bändchens angegeben. Eine Anzahl guter Kupfer giebt dem Werke nicht nur größere Deutlichkeit, sondern auch eine angenehme Zierde, und man darf erwarten, daß es mit der Zeit die kostbaren und ihres Kolioformates wegen unbequemen Coutumes et Ceremonies etc. von Picard, mit den dazu gehörigen unvollständigen und oberflächlichen Erklärungen und Dissertationen, in Vergessenheit bringen wird. Erhält es den Beifall der Zeitgenossen, dessen es sich schmeichelt, und eine hinreichende Anzahl von Käufern: so können, wie von dem Zimmermannischen Taschenbuche, jährlich auch zwei Abtheilungen erscheinen, um es desto früher seiner Vollendung näher zu bringen.

Weimar im December 1810.

H. S. privil. Landes-Industri-Comptoir.

2.

London und Paris 1810. VII. Stück.

Inhalt.

I. Paris 1. Einige Nachrichten von dem Leben Dalayrac's, nebst dem vollständigen Verzeichnisse seiner Compositionen. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Musik. (Hierzu Dalayrac's Portrait Taf. XIX.) 2. Rückerinnerungen aus Paris im J. 1809 u. 1810. (Aus dem Portefeuille eines teutschen Gelehrten.) Erster Brief. Leben und Treiben auf den Straßen. Beitrag zur Lebensart der Pariser. — Palais royal. Zweiter Brief. Monumens français. — Palais des quatre nations. — Oeffentliche Sammlungen. 3. La fille à deux mères. Melodrama von Caigniez. 4. Ueber das Lustspiel: La nouvelle Cendrillon. 5. Nekrolog des berühmten Balletmeisters Noverre. 6. Das kaiserliche Schloß zu Compiegne. 7. Vermählungs-Medaille. (Hierzu die Abbild. Taf. XXI.) 8. Urtheil über mehrere der neuesten in Teutschland über Paris erschienene Schriften. II. Englische Karikaturen. Die Küchlein, oder die junge Brut der Mutter Carey. (Hierzu Taf. XX.)

Rudolstadt im Decbr. 1810.

F. G. B. priv. Hof-Buch- u. Kunsthandlung.

3.

Allgem. Geograph. Ephemeriden. 1810. XII. Stück.

INHALT.

Abhandlungen.

1. Reise auf dem Missuri bis zum stillen Meere, 2 Briefe von Capit. *Clarke*. 2. Ueber Herrn *Felix Renouard* de Sainte-Croix Reisen nach Indien und Ost-Asien.

Bücher-Recensionen.

1. Voyage des Capit. *Lewis* et *Clarke*, depuis l'embouchure du Missouri, jusqu'à l'entrée de la Colombia dans la Mer pacifique. 2. Tables barométriques, par *Bernard de Lindenau*. 3. Reise durch Norwegen und Lappland, von *Leopold v. Buch*.

Charten-Recensionen.

1. Charte von West-Galizien, von dem K. K. Oestr. General-Stab. 2. Plan von Dessau, von *Fiesh*. Plan von dem Wörlitzer Garten von demselben.

Vermischte Nachrichten.

1. Schreiben des Herrn *Acerbi*, in Betreff seiner Reise-Beschreibung nach Schweden. 2. Geographische und statistische Journalistik. 3. Geogr. und statist. Novellistik. A. Neue Länder-Erwerbungen von Hessen. B. Neueste Eintheilung des Königreichs Würtemberg. C. Neuer Etat der Staats-Einnahmen und Ausgaben des Grofsherzogthums Frankfurt. D. Neueste Verfassung der obersten Staatsverwaltung der Preufsischen Monarchie. E. Die Republ. Wallis dem französischen Kaiserthume einverleibt. 4. Geographische Ortsbestimmungen. *Russisches Reich* in Europa und Asien mit *Spitzbergen*, gesammelt von *Streit*. — Zu *diesem Stücke gehört*: Die Charte der Entdeckungs-Reise von Capitän *Lewis* und *Clarke*.

Weimar, im November 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

4.

Allg. T. Garten-Magazin. 1810. XI. Stück.

Inhalt.

IV. Blumisterei. 1. Ueber die Stapelien. (Mit 2 Abbildungen auf Tafel 41 u. 42.) 1. Stapelia guttata. Die fleckige Stapelie. (Mit Abbildung auf Tafel 41.) 2. Stapelia picta. Die gemalte Stapelie. (Mit Abbildung auf Tafel 42.) 2. Die Liliaceen des Herrn P. J. Redouté. V. Gemüse-Bau im Garten und auf dem Felde. 1. Ueber die Cultur der Artischocke, und der Cardone, oder Spanischen Carde. VI. Obst-Cultur. 1. Characteristik der Obst-Arten. Birnen. Die Winter Beste-Birn. (Mit Abbildung auf Tafel 43.) 2. Ueber den Mispel- und Azerolenbaum, deren verschiedene Sorten und Cultur. XI. Garten-Miscellen. 1. Ueber die Colonial-Waaren und ihre Surrogate aus dem Pflanzen-Reiche. 2. Die Garten-Diebesfalle. (Mit Abbildung auf Tafel 44.) 3. Berichtigung.

5.

Journal des Luxus und der Moden. 1810. XII. Stück.

Inhalt.

I. Hohes Fest und romantisches Turnier, gegeben und gehalten zu Bing im J. 1549. II. Kunst. Der Dom in Cöln. III. Musik. 1. Musikalische Neuigkeiten von der Leipziger Michaelis-Messe 1810. 2. Neue Musikalien von der diesjährigen Michaelis-Messe. IV. Bemerkungen über die neuen Anlagen und Kunstsammlungen in Gotha. V. Uebersicht der neuesten Almanache für das Jahr 1811. Minerva. — Alpenrosen, ein Schweizer Almanach. — Taschenbuch für Damen. — Taschenbuch für denkende Frauen (Aus Briefen an eine Dame.) VI. Skizzen zum neuesten Gemälde von München. Sechszehnter Brief. — Fortsetzung der Feierlichkeiten bei der Vermählung Sr. K. H. des Kronprinzen Ludwig von Baiern, mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen. VII. Miscellen aus Berlin. 1. Berliner National-Theater. Madame Stise Bürger. 2. Musikalische Todtenfeier der hochseeligen Königin Louise zu Berlin. VIII. Hof-Staat von J. J. M. M. den beiden Kaiserinnen von Rußland. IX. Neuigkeiten aus Carlsruhe und Baden. X. Versuch einer physikalischen Erklärung der sille invisible oder der akustisch-ovalischen Kugel des Professors Schuar aus Wien. XI. Erklärung der Kupfertafeln.

Weimar, im Decbr. 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

6.

Erinnerungen des Enkels an Betrachtungen des Großvaters; Patriaeque impendere vitam. 8. 1810. 6 Gr.

Diese kleine interessante Schrift, welche so eben in unserm Verlage erschien, geht Sachsen und dessen Staatsverwaltung zunächst an, und scheint anjetzt, bei Annäherung des neuen Landtages, ein Wort gesprochen zu seiner Zeit zu seyn. Sie ist bereits an alle Buchhandlungen versendet worden, und in denselben zu finden.

Weimar den 20. December 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Merkur. Euer Nahme kömmt öfter vor. Sie wollen ſich ſelbſt, und dem kleinſten Dinge, welches das Glück hat, ihnen zuzugehören, Grazie geben. Dies erſtreckt ſich bis auf das Halsband ihres Hündchens; und in dieſem Stücke gleichen ſie den ehemaligen Damen zu Athen. Es iſt wahr, in der nachläßigſten Verbeugung, in der Art eine Thür zu öfnen, herein oder hinaus zu gehen; im Ton der Stimme; in der Weiſe, bey Tafel, eine Schüſſel anzunehmen oder wegzugeben, iſt für denjenigen, welcher in ihren Geſellſchaften gelebt hat, eine beſondere Anmuth. Schade nur, daß die Grazie der Teutſchen, wie alles übrige, unter den Geſetzen der Mode ſteht; daß ſie nicht von jener liebenswürdigen Gefälligkeit, von jener zarten Empfindung des Schönen; ſondern vom Geiſte der Kleinigkeit abſtammt, und am Ende ſich wieder in denſelben verliert! Eben dieſes gilt von ihren Geſprächen und Scherzen. An Witz, leichtem Ausdruck, und feinen Wendungen fehlt es nicht; aber —

Thalia. Du biſt heut ein gewaltiger Redner. Winken und lachen hilft nicht mehr; deine ſchönen Perioden gehen ihren Weg fort. Indeſſen hätten wir lieber, du gäbſt uns eine Probe von jenen Tafelgeſprächen. Es kan dir nicht ſchwer ſeyn, weil du ſie erſt vor wenigen Stunden gehört haſt.

Mer-

7.

Charte des Großherzogthums Frankfurt.

Da wir von den verschiedenen Theilen des neuen Großherzogthums Frankfurt theils schon erschienene, theils noch handschriftliche und sich auf Vermessungen gründende, sehr gute Materialien besitzen, so trugen wir, gleich nach vollendeter Organisation dieses Staats, dem durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannten Herrn Oberlieutenant F. W. Streit auf, eine gute Charte davon, in dem gewöhnlichen Formate unsers großen Gasparischen Hand-Atlasses, und nach dem Maasstabe von 1 Pariser Zoll für 1 geographische Meile, zu entwerfen. Diese schöne und erste Charte von diesem neuen Staate ist bereits erschienen, und vereinigt mit aller Eleganz, die möglichste Gründlichkeit. Sie kostet auf ordin. Papier 12 Gr. und auf Olifant 18 Gr. sächs. und ist in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Weimar, den 21. Decbr. 1810.

Das Geographische Institut.

8.

Topograph. militärische Charte von Teutschland in 204 Blättern, 35. und 36 Lieferung,

ist erschienen und an die Herren Subscribenten versendet worden.

Die 35. Lieferung enthält die Sect. 150 Znaym. Sect. 160 Ips, Sect. 161 Wien, Sect. 162. Pressburg.

Die 36 Lieferung enthält die Sect. 80 Hersberg, Sect. 118 Mannheim, Sect. 171 Eisenerz, Sect 172 Neustadt, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte, 6 Gr. Sächs. Cr. auf gutes ord. Papier, und 8 gr. auf Velin-Papier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im November 1810.

Geographisches Institut.

9.

Scenen aus Schillers Trauerspielen.

Von den malerischen Scenen aus Schillers Trauerspielen, ist das 3te Blatt: Trennung der Thekla und des Max Piccolomini, aus Wallensteins Tod Act. III. Scene 23, erschienen. Es ist nach einer Zeichnung des Hrn. Rath Nahl in Cassel, in punctirter Manier gestochen, 17 Zoll hoch, 22 Zoll breit, colorirt, und die Herren Subscribenten können dasselbe bei ihren respectiven Buch- und Kunsthandlungen abfordern. Liebhaber, die noch antreten wollen, können dieses, so wie die zwei vorhergehenden Blätter: Wallensteins Lager und Thekla und Seni im astrologischen Thurm, noch um den Subscriptionspreiß (jedes 5 Thlr. Sächsisch oder 9 Fl. Rheinisch) erhalten, wenn sie sich für das Ganze abonniren. Einzeln aber kostet jedes Blatt 6 Thlr. Sächsisch oder 11 Fl. Rheinisch. Man kann sich an das H. G. v. Landes-Industrie-Comptoir allhier, welches davon die Haupt-Commission hat, wie auch an mich selbst, wenden.

Das 4te Blatt, die Scene aus Wilhelm Tell, wo er dem Geßler entsprungen, am Ufer des Vierwaldstätterseees, Gott für seine Rettung dankend, zur Erde niederstürzt, nach einem Gemälde des, vor Kurzem verstorbenen, Landschaftsmalers Kaaz in Dresden, wird zwischen Neujahr und Ostern kommenden Jahres erscheinen. Diese mit seltener Kraft und Wahrheit vom verewigten Kaaz ausgeführte Landschaft, welche von Hrn. Hammer in Dresden radirt, von Hrn. Ermer in Weimar in Aquatinta bearbeitet ist, darf mit Recht auf den Beifall der Kenner Anspruch machen. Die vollendete Platte ist bereits in meinen Händen, und wird sich durch schönen Druck, so wie durch sauberes und getreues Coloriren nach dem Original, gewiß empfehlen.

Weimar im Novbr. 1810.

C. Müller, Kupferstecher.

Den Herren Buch- und Kunsthändlern empfehle ich meine eigene sehr gut eingerichtete Kupferdruckerei zu Arbeiten in jeder Manier und jedes Formats. Billigkeit und gute Behandlung der mir anvertrauten Arbeiten werde ich mir besonders angelegen seyn lassen.

Derselbe.

Nachricht
an die Leser.

Hiermit ſchließt nun dieſer Monatsbericht, und gehe vom Jahr 1811 an in den von uns bereits angekündigten

Allgem. Typographiſchen Monatsbericht
für Teutſchland

über; welcher ebenfalls an alle Buch- und Kunſt-Handlungen gratis von uns geliefert wird.

Weimar den 31 Decbr. 1810.

H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Der Neue Teutſche Merkur.

12. Stück. December. 1810.

I.

Gedichte.

Hymnus an die Erde. '1810. *)

Und es neigete ſich am weſtlichen Himmel die Sonne,
Warf den Schimmer von Gold auf die gegenſtehenden Berge,

*) Der teutſche Merkur, der mit dieſem Ausflug ſeinen 38. Jahr-Curſus und zugleich ſeine ganze Laufbahn endet, freut ſich, von einem ſeiner älteſten Theilnehmer und Beförderer, dem ehrwürdigen Ueberſetzer des Properz und Lucrez (wann wird dieſer ſei-

Lichtete auf den entfernteten Hain, und fehte den Busch in
Flammen; Eichen und Buchen und zarterblaſ-
ſende Birken:
Duftende Hauche beleben die Wieſen; es rauſchet der Bach hin
Unter ſilbernem Flor, und purpurn glühten die Felder:
Als an dem Hügel ich lag, entgegen der blühen-
den Landſchaft.

Sey mir, Erde, gegrüßt; in jeder Verände-
rung lieblich!
(Alſo ſang ich vom Hügel hinab dem rauſchenden
Thal zu)
Heiliges Land, ich umfaſſe dich knieend! dich, Mut-
ter und Freundin,

ner mehr als zehnjährigen Neffen entlaſſen werden?) noch dieſen harmoniſchen, kräftig gefühlten und ausgeſprochenen Hymnus, gleichſam als Abſchiedswort zugerufen zu erhalten. Der edle Verfaſſer iſt einer der Wenigen, die dem Psychopompos, ſtatt von ihm das Geleite zu erhalten, nun ſelbſt noch das Geleite geben. Willig wird er ihm ſeine Ruhe gönnen und ein molliter ille cubet! dem rühmlich Sterbenden nicht vorenthalten.

M.

Geberin alles des Guten, das je in das menſchliche Herz kam!
Siehe, wie freuen ſich nun die Schaaren lebendiger Weſen
Alle: die aus dem Grund aufſteigen der ſalzigen Meerflut,
Oder in Flüſſen ſchwärmen, die Luft mit dem Fittig durchſtreichen,
Oder im ſtillen Hain mit Liedern den Morgen begrüſſen.
Aber das breite Land erfüllſt du mit mancherlei Weſen
Anderer Art; die ſchreitendem Tritts durch die Fluren einherziehn,
Weide ſuchend, und bald die düſteren Haine durchſchweifen,
Oder in Klüften wohnen, auf Bergen, in Höhlen des Raubthiers.
Allen giebſt du Gedeihn, ernährſt und beſeligeſt alle,
Bietеſt gefällig dar die reichlichen Gaben des Lebens.
Und es ſchwillt dir die Bruſt, mit Segen ſie alle zu füllen,
Aber vor allen wandelt der Menſch auf geheiligter Erde

Still und gedankenvoll: dein Preis, allgütende Mutter!
Hast du vom Himmel herab den Samen zu diesem erhalten,
Oder bildetest du aus den innern Kräften des Vaters
Selbst ihn zur hohen Gestalt? Du vermähltest an seidnem Tage,
Als er entstand, den Himmel mit ihr. Er faßte dich, Mutter,
Und sah auf mit strebendem Blick zum leuchtenden Vater:
Beide beglückter ihr ihn; du gabst ihm die irdische Herrschaft,
Und er sandte von oben herab des Geistes Gewalt ihm.

Siehe, wie schmücken durch ihn sich Auen und Saaten und Felder!
Fröhlicher lacht auf den Hügeln der Weinstock; Blumen im Thale
Sanken durch ihn; mit lieblicher Frucht umhängt sich der Obstbaum.
Und die glänzende Flur umgiebem die duftenden Stauden.

Höhen doch steigen empor, mit Glanz die go-
thürmeten Städte,
Sie, durch den menschlichen Witz. Er baute die
goldenen Tempel.
Säulen streben empor und stützen die ewigen Lasten,
Ewiger Gottheit herrlichen Sitz. Es flammen
Altäre,
Weihrauchwolken tragen zum Himmel die frohen
Gebäte,
Frohe Gebäte des mächtigen Lohns der Erd' und
des Himmels.

Ja wie erhebst du durch ihn dich selbst zur
göttlichen Ansicht,
Erde! Ein andres Reich blüht auf von Erkennt-
niß und Wahrheit,
Ordnung und Recht. Was bindet die Kraft des
menschlichen Geistes,
Ueber die Sphären hinaus sich zu schwingen in Wüsten
des Aethers,
Dort die himmlischen Bahnen zu ordnen, und hier
auf der Erde
Ebenmaas und Maß in Sitten und Handlung zu
bringen?
Was krönt herrlicher dich als des Menschen Tugend
und Weisheit.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20668a / 438

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20588 / 357

Als der Freundſchaft heiliges Band, als zärtliche Liebe,
Großmuth edler Seelen, gekränkter Empfindungen Nachſicht,
Unzuerſchütterndes Muth, und die nimmer verlöſchende Treue? —

Laß an dem rauſchenden Rand der Meeresgeſtade mich hingehn,
Und vernehmen zu hohem Geſang den mächtigen Aufruf!
Wellen ſchlagen dein Lob; die brauſen die finſteren Tiefen
Würdiges Lied: es wälzen ſich fort vom fernſten Aufgang
Bis zu dem Niedergang, von des Nordpols eiſiger Scheitel
Bis zum entgegenſtrebenden Pol, aufbrüllende Wogen
Mächtiger Oceane, die doch nicht füllen den Schoos dir.

Große, lebendige, du! Du hauchſt aus die ſelber die Dünſt' auf,
Dir zum Gewand, und kleideſt dich an mit purpurnem Prachtſchmuck.

Oft auch hüllſt du dich ein in düſtere Wolken, und Schrecken
Fahren aus ihnen; du ſelbſt erbebſt unter feurigem Blitzſchlag:
Hauchſt ſie dann wieder hinweg, und fröhlicher lacht dir der Himmel.

Aber der Boden wankt, des tiefererſchütterten Erdbaus
Säulen zittern, es ſtürzen der Mauern erhabene Zinnen;
Schlünde des Abgrunds reißen ſich auf, es brechen aus ihnen
Wilde Flammen hervor; der Gipfel des tobenden Bergs dampft,
Stößt die Flammen von ſich; ein praſſelnd freſſender Glutſtrom
Gießt ſich aus feurigem Schlund, und furchtbar rollen die Donner:
Zagend ſtehet der Menſch, und Kummer erdrücket das Herz ihm;
Und das Meer ſpeit Flammen zurück, und der Ocean glüht auf:
Alſo regt ſich und raſt im gewaltigen Zorne die Bruſt dir.

Führe mich weg von hier, von diesem verzehrenden Anblick,
Wo die Natur mit sich selbst in wildem zerstörendem Krampf liegt,
Führe mich weit, allgütige Mutter, zu jenen beglückten
Friedlichen Auen; wo thront der ewige Frühling, wo linder
Säuseln vom Hügel herab die Lüfte, wo Himmel und Erde
Sich im süßen Verein mit duftenden Armen umschließen.
Dort an der stillanplätschernden Flut des schimmernden Meeres
Will ich wandeln und weilen; dein Lob, o Göttliche! singen.
Bald von dem überhangenden Fels am schroffen Gestade,
Unter dem hohen Accord der mitaufbrausenden Wogen;
Bald an den Hügel geneigt, in leiseren Tönen, von Palmen
Eingewieget, gelabt vom duftigen Marke des Pisangs,
Unter dem frohen Gewirr fantastischer bunter Gestalten;

Hier des Lebens Genuß in ſüßen Entzückungen einziehn.
Iſt mir doch nicht vergönnt, ſo licht noch die Tage zu ſpinnen,
Weil ein träges Alter bereits mir die Glieder beſchleichet;
Seyd auch ihr mir gegrüßt, ihr vaterländiſchen Lauben,
Dämmernder Hain, du, trefender Wald! In euren Schatten
Will ich ruhen, und will, dir, liebende Mutter, zuletzt noch
Willig bezahlen den Dank, den von deinen Kindern du forderſt.
Mag ein geringer Hügel mir dann die Gebeine bedecken,
Immer noch ſproßt ein Blümchen hervor, den Freunden gefällig:
Aber vor allen für dich, geliebte Schweſter! die freundlich
Immer mein Leben geſchützt, es mit ſüßer Sorge getragen,
Und den trüberen Stunden die lieblichſten Blumen gereicht hat.

von Knebel.

II.

Zur Vermählung des Kronprinzen Ludwig von Baiern mit der Prinzessin Theresia von Sachsen-Hildburghausen.

Dem Königssohne, den zum Brautaltare
Die Liebe leitet, fiel ein glücklich Loos;
Mild ist sein Schicksal; mit dem Lauf der Jahre
Versiegt sein Glück nicht in der Zukunft Schoos.
An Geist ihm ähnlich, und an edelm Sinne,
Nimmt seine Braut sein Herz, nie alternd, ein;
Es schlägt Sirenen fremd, vom Anbeginne
Bis an des Lebens Rand für sie allein.
Gebeut ihm einst, an seines Volkes Spitze
Sein Heldenmuth zum neuen Kampf zu geh'n;
So wird sie oft, daß Gottes Huld ihn schütze,
Mit glühendem Gebet zum Himmel fleh'n.
Wenn aber ihn jetzt neue Lorbeern schmücken,
Und er zurückkehrt aus Gefahr, und Schlacht,
O wie empfängt sie dann ihn mit Entzücken,
Sie, die sein Haus zum Paradiese macht!
Die Söhne, werth des Stamms, aus dem sie sprossen,
Blüh'n herrlich auf, des Vaters Ebenbild,
Der Ruhm und Trost einst ihrer Zeitgenossen,
Die Töchter, wie die Mutter, hold, und mild.

Heil unſerm Ludwig, Heil dem Edeln, Kühnen,
Der nur das Schöne, nur das Gute liebt!
Um deſſen junges Haupt ſchon Lorbeern grünen,
Das freudig auch die Myrte nun umgiebt,
Die Holdeſte der Töchter der Germanen
Reicht ihm zum ew'gen Bund die treue Hand.
Laut preiſend nennt den Namen ihrer Ahnen
In ſeiner Helden Zahl, das Vaterland.
Heil ihr, der Braut, die zur beglückten Stunde
Mit ſegenvoller Huld ihm Gott verleiht,
Heil dieſem Tag, und dieſem ſchönen Bunde!
Ihn preiſe noch der Enkel ſpätſte Zeit!

Hinsberg.

III.

Fabeln. *)

1.

Der Löwe und der Bär.

Der Leu fing einen Rehbock ſich:
Ihn will der Bär ihm ſtreitig machen.
Ihr Kampf iſt wild und fürchterlich,
Sie ringen, daß die Beine krachen....
Ach, armer Reh, du biſt zu ſchwach.

*) Der Verf. dieſer kleinen Fabeln iſt Pfarrherr zu Kirchberg am Wagram, einem von den Landleuten ſehr beſuchten Wallfahrtsorte, im Viertel Untermannhartsberge in Niederöſterreich. Er gehört unter die ſeltenen aufgeklärten Köpfe Oeſterreichs, die ihre wiſſenſchaftliche Bildung unter der goldenen Epoche der unvergeßlichen Regierungen M. Thereſia's und Joſeph II. vollendeten. Die claſſiſchen Dichter des Alterthums, und nach ihnen die früheren Meiſterwerke Frankreichs, Italiens und Teutſchlands, die er in der Urſprache ſtudierte, nicht aber die ſogenannte neuere poetiſche Schule Teutſchlands, waren bisher die Richtſchnur auf ſeiner poetiſchen Laufbahn.

Anmerk. d. Einſenders.

Biſt glücklicher in kleinern Kriegen,
Dem Löwen wirſt du ſtets erliegen!....
Schon floß ſein Blut gleich einem Bach.
Er fühlt's, und eilet aus dem Streite,
Mit wundem Kopf, mit offner Seite
Zog er ſich brummend fort, und ſprach:
Ich geh'!... Der Klügere giebt nach!

—

Gebeugter Stolz, beſiegter König!
Zu ſpäte Klugheit ehrt dich wenig.

* * *

2.

Der bewirthete Hund.

Phylax ward zu Gaſt geladen,
Fraß den Bauch ſich voll und rund;
Seine Wirth' und Kameraden
Füllten weidlich ihm den Mund.

Nach zween Tagen kam er wieder:...
Freund, wenn du genügſam biſt,
Sagten die ſchon kältern Brüder,
Gut, ſo nimm, was übrig iſt....

Kaum war er auf's neu' erſchienen,
Lexten ſie ſchon karg ihm vor,
Zogen ſie ſchon ſaure Mienen,
Raunten ſie ſich ſchon in's Ohr.

Zehre, ſprachen ſie, vom Eignen,
Als er wieder kam zum Schmaus:
Jener ließ ſich ihm verläugnen,
Dieſer ſpeiſte ſelber aus.

Arm war Phyllax, wie ich wähne;
Denn er wagt' es noch einmal:
Doch jetzt wies man ihm die Zähne,
Und verſchloß ihm Stub' und Saal.

Freundesgüte, Gönnergnaden
Schildert euch dies Lehrgedicht.
Scheut ihr Kaltſinn, laßt euch laden;
Aber ladet ſelbſt euch nicht.

* * *

3.

Das alte Bild.

Ein altes Bild bekam ein Loch,
Man ließ es flugs zum Maler ſchicken.

Der Maler, ſtatt das Bild zu flicken,
Zerſchnitt es ganz... Was macht ihr doch?]
Des Bildes Werth iſt nicht zu zahlen;
Ihr werdet nie ein Gleiches malen!...
Was, hub der Pinſler zürnend an,
Soll ich damit die Zeit verlieren?
Ich mal' ein Neues, wie ich kann.

So pflegt man jetzt zu reformiren.

* * *

4.

Der Löwe, der Bär und der Wolf.

Der Löwe nahm die Theilung vor
Mit all dem Wild, das man für ihn erjagte.
Erſtaunt' ſahn Bär und Wolf, die dieſe Jagd zerplagte,
Wie er das Beſte ſich erkohr.
Er nahm den Hirſchen ſich, und die zwei wilden' Ziegen,
Und ließ für ſie die Katze bloß,
Und ein Paar hagre Wieſel liegen.
Freund, hub der Bär hier an, dem dieß recht ſehr verdroß,
Wie wär's, wenn wir auch das ihm ließen?

Merkur. Wenn ich das thäte, so glaubtet ihr gewiß, eine Pyramide voll Egyptischer Hieroglyphen zu sehen. Viel geschwinder wollt' ich meinen Gästen in der Unterwelt die Sprache des Olympus, als euch die ihrige verständlich machen. Ihr müßtet eine Menge kleiner Begebenheiten, Umstände, Gebräuche, Grillen, wovon keins mit dem andern zusammen hängt, ins Gedächtniß tragen; alles so klein, daß es euch in dem Augenblick entschlüpfte, wo ihr es zu fassen gedächtet. Lange blieb ich ein Neuling darinn. Es war mir, als lernt' ich die verschiedenen Würfe des Spielers auswendig, der eine ganze Nacht hindurch spielt, und nichts gewinnt.

Thalia. Sonderbar genug, da es mir keine Mühe kostet, nach so viel hundert Jahren noch, die Reden des Sokrates und seiner Tischgenossen wieder zu erzählen!

Merkur. Ich kenne deren auch nicht wenige unter jenen Teutschen, die, einem Philosophen zu gefallen, ihre Kleinigkeiten vergässen, und ihn von den würdigsten Gegenständen unterhielten. Ihr Gespräch würde Grazien und Musen lieblich zu hören seyn.

Thalia. Warum aber nur einem Philosophen zu gefallen? Was hindert sie, unter einander sich eben so zu besprechen?

Ich, sprach der Wolf, nicht einen Bissen;
Dadurch böthst du ihm wenig Leuz:
Er würde lachend es verzehren.
Ein unverdorbnes Herz läßt sich nur so bekehren;
Nicht aber schmuz'ger Eigennuz.

J. J. Scheiger.

Nachschrift.

Der Verfasser gehört zu einem Kreise der teutschen Sänger an der Donau, die Gottlieb Leon, „dem noch in schöneren Zeiten die Musenweihe ward," schon seit einigen Jahren in seinem Apollonion vereinigte. Es wird gewiß manchen alten Lesern des Merkurs angenehm seyn, zu vernehmen, daß auch für die Jahre 1810 und 1811 (in einem Bändchen zusammen) das poetische Taschenbuch, Apollonion genannt, so eben erschienen und diesmal noch reicher und mit strengerer Auswahl ausgestatzet ist. Auch mehrere, denen schon Osiris den kühlen Trunk reichte, erscheinen hier noch mit willkommenen Gaben ihrer Muse. Die würdigen Namen Meyer, Drexler, Friedrich-Ruprecht, J. Richter, Scheiger und des

wackern Herausgebers ſelbſt wechſeln mit denen von Blumauer, Alxinger, Pezzl, Apfenhof u. ſ. w. Vorzüglich erfreuen die Beiträge des ſang- und geiſtreichen Orientaliſten Joſ. v. Hammer und die, theils alten Minneſängern nachgebildeten, theils aus eigenen Gefühlen entſprungenen Lieder eines v. Hinsberg, dem auch der T. Merkur ſo manchen, in Huld der Muſen gepflegten, Blumenkranz zu danken hat und daher zum Abſchied noch begrüßt. Der Zank der Königinnen aus der Nibelungen Lied von dieſem Verfaſſer iſt als eine neue, höchſtgelungene Probe der Bearbeitung dieſes Gedichts anzuſehen, von welchem wir auch im T. M. zu ſeiner Zeit eine mit Beifall aufgenommene Probe geben konnten. Wir freuen uns der Nachricht, daß das Ganze im Laufe des folgenden Jahres in einer würdigen Geſtalt mit Kupfern, bei Hübſchmann erſcheinen werde! Möge dies Apollonion ſich noch viele Jahre mit gleicher Friſchheit und Blütenfülle verjüngen!

B.

IV.

Eisenach am 1. Sept., 1810.

Eine Elegie.

Seyd mir freundlich gegrüßt, von fernher, süßer Erinnrung
Traumgebilde, wohlan! führt mich noch einmal zurück,
Zu dem rechtlichen Volk, wo Sinn und Sitte der Teutschen
Noch am teutschesten herrscht, hin zu Thuringias Volk!
Wie? du wendest den Blick, Mnemosyne? stiehest mich jammernd,
Und dein lockiges Haar sträubt sich verwildert empor?
„Hast du Thränen, so weine —" rief lautaufschluchzend die Göttin,
„Hast du Menschengefühl, waffne den Busen mit Erz!
„Wie dort die Schaar der Freier erbebt vorm Schilde des Perseus,
„Wie ihr Auge sich schloß, wie sie versteinert erstarrt;

„So dürft ſtarren auch Du, ſo wird erblaſſen Dein Antlitz,
„Wenn vom Spiegel ich Dir hebe den Schleier hinweg:
„Wenn die trauliche Stadt, einſt Luthers gaſtliche Freundin,
„Du in Jammer und Weh' unter Ruinen erblickſt.
„Sieh, jetzt roll' ich ihn auf —" Schnell flammten gräßliche Blitze,
Donner rollten — es bebt' Himmel und Erde zugleich,
Und ein feuriger Berg ſchien Wartburgs heiliger Fels mir,
Wo dem Menſchengeſchlecht Luther ein Pharos erſchien.
So gieng unter die Stadt Auſonia's, Herkulanum,
Als die Erde ſich ſchloß unter der Lava Gekrach,
Aber ſchrecklicher hier — dort deckte die Leichen ein Grab noch,
Ja, ein prächtiges Grab deckte Jahrtauſende ſie:
Doch hier liegen verbrannt ſchon halb geröſtete Körper —
Winſeln, jammern, es zagt ſelbſt der errettende Tod!

Nein, ſo zürnte nicht Gott, ſo tobten die Flammen Veſuvs nicht,
Oft bereitet ſich ſelbſt größere Leiden der Menſch.
Er entwandte den Stoff der Erde, zu ſchleudern die Blitze,
Deren einer Dich traf, niedergeſchmetterte Stadt!
Wie! — haſt treulos dem Fürſt Du Pflicht und Treue gebrochen,
War's ein innerer Zwiſt, der Dich in Trümmer begrub?
War'ſt bewaffnet auch Du Saragoſſa's Fehdegenoſſin,
Strafte Nemeſis Arm rächend den Frevel in Dir? —
Ach, ein Funke nur war's, entlockt dem Hufe des Roſſes,
Der Vernichtung und Weh ſchuf und unendlichen Schmerz.
Merkt's, Ihr Weiſen, Ihr glaubt, Ihr wärt die Meiſter der Schöpfung,
Und ein Funke nur iſt's, welcher Vernichtung gebeut!
Merkt's, Ihr Menſchen, der Schritt, der erſte, der kleinſte zum Böſen,

Er vollendet es ganz, geht ins Unendliche fort.
Der im Himmel Du thronſt auf tauſend ſtrahlenden Sonnen,
Und Atome der Welt lenkſt mit allmächtigem Wort!
Viel der Leiden ja ſind's, die Deine Schöpfung bedrohen,
Und die Menſchen, die Du ſelbſt Dir zu Kindern gewählt!
„Frieden ſchenke der Welt, ja Frieden ſchenke den Völkern!
„Und laß Fürſten den Ruhm, Götter des Friedens zu ſeyn.

Ewald Dietrich.

V.

Chios *).

Utque secaret
Quas Asiae Cautes et quas *Chios* asperat undas.

Daß er ſchneide die Fluthen
Vom aſiatiſchen Riff' und von Chios Geſtaden empöret.
Lucan VIII. 195.

Auf der Seefahrt bei den Dardanellen nach Chios ſind Imbros und Samothrake die erſten Inſeln, auf denen der Blick verweilt bei der Ausfahrt aus der Meerenge zur Rechten. Auf der zweiten wurden heilige Myſterien gefeiert, und nahe an der erſten ſtürzt ſich bei Homer Iris, die

*) Schon im Jahrgang 1798 lieferte dieſe Monatſchrift ein Fragment aus dem Tagebuche des Reiſenden, der auch die obigen Nachrichten an Ort und Stelle niederſchrieb. Das damalige Bruchſtück war überſchrieben: Die Schule Homers auf Chios. Das gegenwärtige Bruchſtück macht mit jenem nun ein Ganzes. Das Werk ſelbſt, aus welchem es genommen iſt, wird in bevorſtehender Oſtermeſſe in Wien bei Schaumburg unter dem Titel: Topographiſche Anſichten, geſammelt auf einer Reiſe in die Levante, mit vielen Kupfern erſcheinen. Der durch

Volin der Götter, in den Waſſerabgrund, um zu dem Pallaſte der Meergötter zu gelangen, in dem Poſeidaon die Roſſe ſeines Geſpanns anband.

Gegen über von Tenedos liegen die Ruinen von Alexandria Troas. Der Namen und der Vers Virgils von dem Rückzuge der Griechen auf die Inſel, haben alte und neue Reiſende in dem Irrthum erhalten, dieſe Ruinen ſeyen die Reſte des alten Ilions.

Wenn man zwiſchen der Inſel und den Ruinen durchgeſchifft iſt, erblickt man rechts hinter Tenedos in der Entfernung Lemnos, die alte Feuereſſe Vulkans, und die Werkſtatt der Cyklopen.

ſeine Schirin und die Fundgrube des Orients nenerlich noch weit mehr bekannt gewordene Verfaſſer, der K. K. Botſchaftsrath Joſeph von Hammer, theilt hier die Reſultate ſeiner eigenen Reiſe von Conſtantinopel bis nach Cypern und Aegypten mit. Auch von ihm, der von Conſtantinopel und Cabira aus oft dieſe Zeitſchrift mit geiſtreichen Aufſätzen und nie verwelkenden Blüten des Orients bereicherte, nimmt der Götterbote, doch nicht auf immer, Abſchied!

B.

Maleriſch ſind links die Ufer des alten Lesbos durch die Anmuth ihrer Formen, und (wie die meiſten Gegenden Griechenlands) noch mehr durch das Zauberlicht, das der glückliche Himmel in reinen Strömen über ſie ausgießt; ein Zauber, den kein Voyage pittoresque und kein Thomſon malet.

Die alten Bewohner der Inſel waren weit berühmt durch Dicht- und Tonkunſt, durch Wein und Liebe. In Zärtlichkeit zerſchmolzen die Saiten unter Sapho's Fingern, und hochtönend rauſchten ſie auf, als Alkaios mit goldenem Plektron die hohe Lyra ſchlug. Wer kennt nicht lesbiſche Weine, lesbiſche Lieder? Methymnens Reben und Mytilenens Gelage? Phoibos hatte den Bewohnern ſeine Gaben verliehen, weil ſie das Haupt ſeines Lieblings Orpheus mit einem Grabe beehret, und beim Tode der Sänger von Lesbos beweinten die Muſen ihre Lieblinge. Griechenland huldigte der Weisheit des Geſetzgebers Pittakos, und Delphine der Kunſt des Sängers Arion. Die Stimme der Muſen und die Geſänge ſind jetzt verſtummt auf Lesbos; aber noch glüht wie ehe die methymniſche Rebe auf Mitylene's Hügeln, und Sapho's Liebe in den Adern lesbiſcher Mädchen.

Eine Reihe nackter Felsen läuft längs der öſtlichen Küſte von Chios hin in einer kleinen Entfernung vom Meere. Wer möchte weit von der See aus hinter denſelben die fruchtbarſten Thäler, und an ihren Füßen den ſchönſten Garten des Archipels vermuthen? Dies ſind die Mauern, die ein irdiſches Paradies umwahren. In der Mitte, beiläufig der ganzen Länge, beugen ſie ſich in einen Buſen ein, der den ſicheren und ſchönen Haven von Chios formet. Dieſe Anſicht iſt der reizendſten eine. Die großen ſteinernen Häuſer der Stadt mit Terraſſen oder flachen Dächern; die Wälle des Schloſſes; die Kuppeln der Moſcheen; die beiden Leuchtthürme, und das Gewühl der Schiffe in der Mitte. Auf beiden Seiten anderthalb Stunden gegen Norden und anderthalb Stunden gegen Süden das dunkle Grün der Baumgärten vom hellen Weiß der Sommergebäude durchglänzt. Von ferne ſcheinen die Häuſer dicht an einander zu ſtehen, und nur durch einzelne Baumgruppen getrennt eine einzige, mehrere Stunden lange Stadt auszumachen, in deren Mittelgrunde der Haven liegt; und in der That ſind dieſe Sommerwohnungen die Duplicate der Stadtgebäude, deren Bewohner die Hälfte des Jahres im Haven, die andere Hälfte in ihren Gärten verleben. Die Häuſer ſind aus Steinen,

Merkur. Die Mode, welche die weiseſten Dinge lächerlich macht. Vernunft, Schönheit und Liebe, mit den ſüſſeſten und edelſten Empfindungen des Lebens; ſogar die Tempel der Götter ſind ihr unterthan.

Thalia. Wie? Merkur, auch die Herzen unter dem Zwang der Mode?

Merkur. Ich habe Freundinnen von einander ſcheiden geſehen. Ich habe gehört, daß ſie einen Unglücklichen tröſteten. Es geſchah in Geſellſchaften; ſie wurden bemerkt; und deswegen handelten ſie nicht; ſondern ein jeder ſpielte ſeine Rolle, nach der einmal von ihnen angenommenen unverletzlichen Vorſchrift. Da war kein zärtliches Umarmen, kein mitleidiger Blick; nein, Thalia, nicht mehr und nicht weniger, als drey gezählte, froſtige Küſſe, nebſt einer abgemeſſenen Verbeugung, welche ſich von ihrer gewöhnlichen Artigkeit nicht das mindeſte vergab. Ich erinnerte mich dabey der ſchlechten Schauſpielerinnen, die mit der einen Hand den Giftbecher zum Munde führen, und mit der andern ihre köſtlichen Kleider aufheben, damit dieſe nicht, indem ſie auf das Ruhebett ſinken, aus der Falte kommen. —

Thalia. Und der Tröſtende?

Merkur. Ein Geſicht, wie bey ſolchen Gelegenheiten üblich iſt! Viel darinn zu verän-

und zwar die meiſten aus ſchönen, großen, gehauenen erbaut, nach der alten genueſiſchen Bauart, die noch an einigen Häuſern der Vorſtadt Galata in Conſtantinopel zu ſehen. Alle in vollkommenen oder länglichten Vierecken mit flachen Dächern oder Terraſſen, mit großen Fenſtern und Thoren, deren Pfeiler und Bogen bei vielen Marmor und Granit ſind.

Der Wohlſtand der reichen Bewohner darf ſich im Aeußeren ihrer Häuſer und Kleidungen ungeſcheut ankunden, während ſich das Wohlleben der reichen Griechen in Conſtantinopel in das Innere ihrer Landhäuſer am Canale verſtecken muß. Dies iſt das ſicherſte Wahrzeichen eines verminderten Druckes, und einer milderen Herrſchaft, womit der Himmel dieſes Eiland, ſo wie mit anderen Gaben vor anderen Inſeln des Archipels beglückt.

Die reichſten griechiſchen Handelsleute des türkiſchen Reiches haben Chios zu ihrem Aufenthalte erkohren und durch unaufhörliche Spenden in Conſtantinopel eine glückliche Unabhängigkeit zu Wege gebracht. Sie bringen ihre Zeit wechſelsweiſe in den Handelsſtädten und Häven Aſiens und Euro-

pa's, wo Geſchäfte ihre Gegenwart fordern, oder auf der Inſel in ruhiger Muße zu.

Die Regierung iſt in ihren Händen, und durch das Vorgewicht ihrer Anzahl und ihres Reichthums haben ſie nach und nach die Vorrechte, welche bei der Eroberung der Inſel den Nachkömmlingen der Genueſer von den Türken bewilligt wurden, an ſich geriſſen, und die Oberherrſchaft der letzten faſt zu einer bloßen Scheingewalt herabgewürdigt. Die Geſchäfte werden durch fünf Directoren verwaltet, welche Gerontes, die Alten, heißen. Sie entſcheiden über alle Händel in erſter und letzter Inſtanz; ſie verſammeln ſich in den Nachmittagsſtunden, und ſprechen das Recht ſtehend; ein vortreffliches Mittel, den Gang der Geſchäfte zu verkürzen, wenn ſie von ſo bequemen Herren, als die reichen Griechen ſind, verhandelt werden. Die vierzig erſten Häuſer oder Primaten der Inſel verſammeln ſich jährlich und wählen zehn Candidaten, aus denen die fünf Directoren ernannt werden. Drei ſind griechiſcher und zwei katholiſcher Religion. Hieraus ſcheint, daß zur Zeit der Eroberung der Inſel das Verhältniß der Griechen zu den Katholiken beiläufig wie drei zu zwei geweſen ſeyn müſſe. Heute iſt die Zahl der Griechen bei-

länfig vierzig Tauſend, der Katholiken ein Tauſend. Ungeachtet dieſes Uebergewichtes, das ihnen Zahl und Reichthum geben, konnten die Griechen, wegen der Anhänglichkeit der Pforte an alte Formen, wodurch, wenn nicht die Sache, doch der Schein gerettet wird, die Katholiken von der Wahlfähigkeit zu den zwei Directorſtellen nicht ausſchließen. Aber der Einfluß der Letzten auf die Geſchäfte iſt eben ſowohl, als die Obergewalt der Pforte nichtig. Wollten der Richter, Kadi und der Commendant, Moteſſelim, die Gewalt, welche ihnen ihre Stellen zuſprechen, ſtrenge ausüben, ſo würden ſie dieſelben verlieren. Die Bewohner der Inſel befördern und hintertreiben in Conſtantinopel Alles durch Geld. So erwirkten ſie im Jahre 1800 bei der allgemeinen Aushebung von Seeſoldaten für den ägyptiſchen Feldzug, daß von allen vierzig Tauſend Bewohnern der Inſel kein einziger Mann weggenommen werden durfte. Weiſer als ihre Mitbrüder in Conſtantinopel, die Dolmetſch- oder Fürſtenſtellen zu erliſten oder zu erkaufen Gut und Blut daran wagen, verwenden die Reichen der Inſel einen Theil ihrer Einkünfte, um ſich eine verborgene Ruhe, und eine ſtille Unabhängigkeit zu ſichern, einen andern Theil auf öffentliche Anſtalten. Sie haben prächtige Kirchen, wohl-

eingerichtete Spitäler, und ſogar eine öffentliche Schule, auf der außer dem Alt- und Neugriechiſchen auch die Theologie, und Mathématik, die Aſtronomie und Geographie gelehrt werden.

So iſt Chios durch den glücklichen Verein politiſcher Umſtände, durch Größe und Fruchtbarkeit, durch den Reichthum der Erzeugniſſe und Einwohner, durch die Schönheit der Gegend und durch die unbeſchreibliche Milde des Himmels die Freiſtätte einer griechiſchen Ariſtokratie, die Königin des Archipels.

Wir ſchweigen von den Maſtixpflanzungen, und von den Terebynthenwäldern, von den Rebenhügeln Phanäa's (ubi rex Phanaeus), von den Weingefilden Arviſium's, von dem Steinbruche Thymana's, und von dem alten Kloſter Kaiſer Conſtantin's Agio Buni, berühmt durch ſeine Moſaik; wir ſprechen nur von den Bewohnerinnen der Inſel, und der ſogenannten Schule Homers. Die Reiſebeſchreiber loben die paradieſiſchen Gegenden und den Segen des Bodens mehr oder minder, aber alle insgeſammt erſchöpfen ſich im Preis der Schönheit der eingebornen Frauen und Mädchen. Von der ſchlichteſten Proſa fallen ſie

in Poeſie, ſobald ſie hierauf zu ſprechen kommen. Sey es, daß durch ſolche Beſchreibungen die Erwartung zu hoch geſpannt wird, oder daß die blühende Geſichtsfarbe und die zuvorkommende Gefälligkeit, wodurch ſich die Einwohnerinnen vor den übrigen Griechinnen auszeichnen, das Urtheil der meiſten Reiſenden beſticht, genug! nicht Alle ſtimmen in dieſe Weihe der höchſten Schönheit, in dieſes hohe Lied von der Einzigen ein. Die Frauen und Mädchen auf Chios ſind zwar reizend und gefällig, aber das Außerordentliche, Seltene und Einzige iſt wohl nicht in ihrer Schönheit zu ſuchen, ſondern in ihrer Kleidung, welche ein buntes Gemiſch der altvenetianiſchen und neugriechiſchen Tracht iſt.

Die Hauptſtücke derſelben ſind einfach und der Natur angemeſſen. Ein Hemde, das bis an die Fußknöchel reicht, und den vollen Buſen unbedeckt läßt. Ein Rock mit dem Buſenausſchnitt des Hemdes, der nicht gar bis an die Kniee geht, ſo daß die Füße nur durch das lange Hemd bedeckt ſind. Die Taille des Kleides fließt unter den Schultern mit dem Buſengürtel in eines zuſammen, und der obere Theil hat nicht ſelten eine ganz andere Farbe, als die untere und größere Hälfte des Rockes.

Die Zugaben dieſer einfachen Kleidungsſtücke ſind die Ausgeburt des verkehrteſten, widernatürlichſten und unſinnigſten Geſchmackes. Sie beſtehen:

Aus den Duplicaten, Triplicaten und Quadruplicaten des Rockes, aus Leinwand oder Seide, die unter demſelben angezogen werden, um der ganzen Figur das Anſehen einer wohlgefüllten Tonne zu geben.

Aus pauſchichten Hermeln, deren zwei, drei und vier über einander angezogen, und wie aufgeſchwollene Segel von Bändern zuſammen gehalten werden.

Aus den zwei-, drei- und vierfachen Strümpfen, womit die Füße überzogen ſind, damit ſie zwei vollkommen runden Säulen gleichen mögen.

Aus einem Stücke Tuch oder Seide, womit der Buſen nicht verdeckt, nein! ſondern ordentlich hinabgepreßt, und platt gedrückt wird.

Und endlich aus dem altfränkiſchen Vortuche, das, wie der Rock, zu einer Kürze, die nicht gar bis an die Kniee geht, eingeſchrumpft iſt.

Nur der lebendige Glaube, daß die Kleider nicht den Mann und auch nicht das Weib machen, kann den unter diesen Bollwerken verschanzten Schönheiten volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Mit Freuden wendet sich der Blick von so unnatürlicher Verkünstelung zu den Lieblingsplätzen der reinen und schönen Natur, deren einer die sogenannte Schule Homers ist.

Man reitet von der Stadt beiläufig eine Stunde lang gegen Norden immer in gleicher Richtung mit dem Meere. Das schmale Thal, das zwischen der nackten Felsenreihe und dem Seeufer hinläuft, ist ein Verein unzähliger Gärten und Landhäuser, oder vielmehr ein einziger großer Garten in verschiedene Porticen getheilt, der auf der einen Seite mit Felsenmauern umgeben, auf der andern von dem großen Wasserstücke des Meeres begränzt ist. Die Landhäuser sind theils vollkommene, theils längliche Vierecke mit Terrassen und großen Fenstern; die Mauern, welche die Gärten umgeben, aus großen gewichtigen Steinen aufgeführt, und meistens drei Klafter hoch. Die ersten haben das Ansehen von Wartthürmen, die zweiten von Stadtwällen. So fest sind kaum

die Thürme der alten Ritterſchlöſſer in Oeſterreich, ſo hoch nicht die Mauern, welche die Gärten Schönbrunns umgeben.

VI.

Fragment

aus Seume's Selbſtbiographie,

ſeinen Aufenthalt in Warna beim Hector Korbinsky enthaltend.

Vorwort.

Es war vorauszuſehen, daß über Seume, deſſen kräftige Manier in Wort und That um ſo mehr gefiel, je größer bei der Schwäche und Verweichlichung des Zeitalters das Unvermögen war, es ihm nachzuthun, mehr als ein Catch-penny nach ſeinem Tode erſcheinen würde. Der Teutſche Merkur hatte Hoffnung etwas ſehr Verbürgtes und Glaubwürdiges über einen Dichter und Schriftſteller zu erhalten, dem auch er manchen gern geleſenen Beitrag verdankte, und verſparte daher jedes Epiphonem über den theuern Todten. Der

Schatten begleitende Gott sieht sich durch jene Nothwendigkeit, der, nach dem Plato, Götter und Menschen unterliegen, und die in der unholden, eisernen Zeit keine Sühne findet, in seinem Amte, wo nicht ganz abgesetzt, doch auf einige Zeit unterbrochen, eilt aber zuletzt noch eine Verunglimpfung zu ahnden, die in einem vor kurzem erschienenen Pamphlete über den unvergeßlichen Jugendlehrer Seume's, den braven Rector Korbinsky ausgesprochen wurde. Es geschieht dies durch folgendes, aus Seume's eigner Handschrift über seine Jugend genommenes Fragment. Wer aber auch nur in Seume's Gedichten S. 111—117 die Epistel an diesen würdigen Schulmann gelesen hat, die sich anfängt:

Lieber, guter, alter, verehrungswürdiger Grau-
bart,
Nimm den Dank hier meines Herzens in dieser
Epistel —

wird einer andern Rechtfertigung kaum bedürfen. Wir bemerken hier nur noch und glauben, durch diese Bemerkung manchem teutschfühlenden Leser ein Vergnügen zu machen, daß wir von Seume's treuem Freunde, Hrn. Göschen in Leipzig, eine Characteristik dieses liebenswürdigen Sonderlings

erwarten dürfen, die jede andere biographische Nachlese völlig überflüssig machen dürfte. Auch wird schon zur Ostermesse in H. Göschen's Verlage eine Schrift erscheinen, die Seume vor mehreren Jahren, nach einer an ihn ergangenen Aufforderung, über religiöse Gegenstände verfaßte, worin der Mann, der sich gegen allen Zwang, und so auch gegen Kirchenzwang, oft sehr stark erklärte, als ein Mann vom tiefsten Gefühl und wahrer Frömmigkeit erscheinen wird. Zugleich wird aber auch bei einem andern seiner Freunde, Hrn. Hartknoch, ein Bändchen politischer und anthropologischer Aphorismen aus Seume's Feder nebst einigen Erzählungen aus seinem literarischen Nachlaß erscheinen, der durch innern Gehalt und die gewissenhafteste Auswahl sich vollkommen dazu eignen dürfte, als ein zweiter Band zu seinen Gedichten, die in den Händen aller teutschen Jünglinge und überhaupt jedes Biedermanns zu seyn verdienen, angesehen zu werden. — Have candidissima anima! nos te ordine, quo natura iusserit, omnes sequemur!

Böttiger.

---

bern, wär' ihm nicht erlaubt gewesen, eben so wenig als in dem Ton seiner Stimme. Seine ganze Rede könnt' ich mit einer in Musik gesetzten Opernklage vergleichen, die man absingen muß, wie sie da steht.

Thalia. Ich verstehe dich, **Merkur**! Es werden die ausserordentlichsten Fälle des Schicksals erfordert, um jene Seelen dergestalt zu überraschen und zu erschüttern, daß sie, vor mehreren Zeugen, ein Bekenntniß der Natur ablegen. Du sagtest aber auch von Schönheit und Liebe, den besten Geschenken, welche die Götter den Sterblichen machten?

Merkur. Beyde sind ihnen, wenigstens an ihren Tafeln, zum Spiel geworden.

Thalia. Zum Spiel, was uns bey Nectar-Schaalen beseeligt, was Menschen in den Himmel, und den höchsten **Zevs** auf die Erde bringt? Ist ihre Mode grösser und stärker, als der **Olympus**?

Merkur. Welche Sprache! Die findet sich nur in ihren Tragödien. Zwar, um der Gunst eines Mädchens willen, dergleichen es tausende giebt, verkaufen sie dann und wann ihre Palläste, verderben Weib und Kinder, und endigen ihr Leben in Schmach; allein in Gesellschaften von Schönheit und Liebe mit einem gewissen Ernste zu reden; gewiß, **Thalia**, das würde dir selber nicht

— Einige Zeit darauf wurde Anſtalt gemacht, mich zum Rector Korbinsky nach Berna zu bringen. Hier kam ich denn wie ein halber Huron, moraliſch gut gebildet, wenigſtens ganz unverdorben, aber wiſſenſchaftlich ganz roh und wild an. Der alte Herr nahm mich freundlich väterlich auf, und iſt von allen meinen vielen Lehrern derjenige, dem ich am meiſten verdanke. Er hatte mehrere Penſionärs, unter denen ich der älteſte und unwiſſendſte war; ausgenommen meine Bibelweisheit, in welcher mir es auch dort Niemand zuvorthat. Das Haus war patriarchaliſch gut, und ſeine Frau mehr als meine zweite Mutter. Er gab mir kurz gemeſſene, deutliche und ſehr gründliche Anleitung, das Bedürfniß drängte, der Ehrgeiz ſpornte, und binnen einem Jahre ſtand ich ſo ziemlich mit den Uebrigen auf gleichem Fuße, die ſchon vier und fünf Jahre hier geweſen waren; und am Ende des zweiten war ich faſt entſchieden der erſte an Kenntniſſen; ich war nun ſchon ſo weit, daß immer die ſchweren Stellen an mich kamen. Der Rector überließ mich mir ſelbſt, und da war ich denn zuweilen entſetzlich fleißig, zuweilen entſetzlich faul. Das Zweite überſah er zuweilen des Erſten wegen: und ein Hm hm mit Kopfſchütteln, oder ein: du kommſt jetzt nicht vorwärts, mein Sohn!

waren hinlänglich, mich wieder in den Gang zu bringen. Wie ich im Lateiniſchen und Griechiſchen declinirt und conjugirt gelernt habe, weiß ich ſelbſt kaum. Ich las und las, bis es feſt blieb; dann las ich Stellen und analyſirte und ſetzte wieder zuſammen, da denn die logiſche Nothwendigkeit ſich meiner Seele aufdrang, daß es ſo ſeyn müſſe, und auf dieſe Weiſe nicht anders ſeyn könne. Die Ausnahmen, wenn man ſie nur einigemal geleſen hatte, fielen deutlich genug in die Augen. Hier ließ mein Bibelſtudium ziemlich nach, und an deſſen Stelle trat die Beſchäftigung mit lateiniſchen Sprüchwörtern, welche Weisheit des Lebens lehren. Der Rector Kordinsky ſelbſt hatte eine Sammlung ſolcher Sprüchwörter in Altenburg drukken laſſen, ein ſehr nüzliches Buch für junge Anfänger, das aber wenig bekannt zu ſeyn ſcheint. Da ich im Leben ſchon etwas Gewandtheit beſaß, und mein Vater gern in Sprüchwörtern redete, machte ſich der Rector ein Vergnügen, mich die Ueberſetzung auch ſprüchwörtlich verſuchen zu laſſen, da denn zuweilen barockes Zeug zum Vorſchein kam.

So kam einsmals das Virgiliſche Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi vor; der Rec-

ter forderte es ſprüchwörtlich. Wenn ſich die Könige raufen, müſſen die Bauern die Haare laſſen, ſagte ich. Recht gut, recht gut, verſetzte der Rector, nur etwas zu ſehr nach dem Dorfe, etwas zu — zu — ich verſtand, er wollte ſagen, zu grob. Ich entgegnete, daß das Lat. deliramt und plectuntur eben auch nicht ſanft ſey, und daß man eine ſolche Sache recht handgreiflich ſagen dürfe. Nun gut, es mag gehen, ſagte er, da er ſelbſt nicht gleich ein feineres Sprüchwort finden konnte. Die Frau Rectorin gab ſich alle erſinnliche Mühe, mich fein und artig zu machen, ſo wie der Herr ſich beſtrebte, mich zur Tugend und Weisheit zu bilden. In wiefern es dem Rector gelang, kömmt mir nicht zu, zu beſtimmen, aber ihr gelang es ſehr ſchlecht. Mein Anzug war immer ſehr nachläſſig, meine Haare grotesk ſtruppig, und meine Schuhe ſchmutzig. Vor allem hatte ſie ihren Krieg mit meiner Stirn, die ich nach ihrer Meinung unerträglich runzelte. Ehe ich mir's verſahe, verſuchte ſie eine Glättung mit der Hand, oder auch wohl mit der Bürſte, und drohete ſogar mit der Striegel; aber alles umſonſt. Sobald ich in Gedanken gerieth, und etwas Eignes oder Fremdes ruminirte, traten die Runzeln wie Furchen auf die Stirne, und die Augenbraunen zogen ſich

finſter zuſammen. Das iſt geblieben, und man hat mich oft für melancholiſch mißmuthig gehalten, wenn ich meine ſeligſten Gedanken hatte. Der Rector nahm davon keine Notiz, da er ſelbſt etwas von der nämlichen Unart hatte, und es wahrſcheinlich für ein Adiapheron hielt. —

Ich kam doch, ſo zu ſagen, ohne die geringſte Kenntniß zu ihm, und las doch meinen Cicero und ein leichtes griechiſches Buch ziemlich geläufig, als ich nach zwei Jahren ſein Haus verließ, nicht zu erwähnen, daß ich ihm den beſten Grund in der Geſchichte und Geographie und andern ernſthaften Wiſſenſchaften verdanke. So habe ich bei Niemand wieder die Reformations-Geſchichte ſo deutlich und gründlich und pragmatiſch gehört, als bei ihm. Er war überhaupt in der Kirchen-Geſchichte ſehr ſtark, ſtudierte unermüdlich und ließ nichts Gutes in jedem Fache ungeleſen.

Auch Fiſcher, der mehrere Reiſen mit Beifall geſchrieben hat, und Mahlmann ſind ſeine Schüler; und ich zweifle nicht, ſie werden gern das Weſentliche unterſchreiben, was ich hier von ihm geſagt habe. Das Haus dieſes Mannes nebſt meines Vaters Hauſe ſind der Grund alles

Guten, was ich vielleicht in meinem Charakter habe. — Bei Korbinsky wurde dieses feinere moraliſche Gefühl ſorgſam genährt; Niemand verſtand die unſchuldige Entrapelie des Lebens beſſer, als der alte Mann. Er nannte z. E. den Schwager nie anders, als Herr Bruder, die Schwägerin Frau Schweſter ꝛc. und das mit wahrer Herzlichkeit. Alle ſeine Zöglinge waren wie ſeine Kinder, und er nahm auch nachher den wärmſten Antheil an ihren Schickſalen. Es war wie ein Unglück im Hauſe, wenn einer ſeiner ehemaligen Schüler etwas gethan hatte, das einem ſchlechten Streich ähnlich ſahe. „Du lieber Gott, was ſoll aus dem Menſchen werden? das macht mich ſehr unruhig.“ Und das verderbte ihm wirklich Schlaf und Mahlzeit. Ueber mich ſoll er in der Folge oft abwechſelnd getrauert und gejubelt haben, bis er ſich endlich feſt überzeugt habe, ich werde auf keine Weiſe ſeiner Erziehung Schande machen, glücklich oder unglücklich: dann ſey er ruhig geworden. Nur das Laſter hielt er mit den Alten für ein bemitleidenswerthes Unglück. Der Aufenthalt bei ihm iſt mir immer die ſchönſte, reinſte Erinnerung geweſen, und wird es immer bleiben. Segen ſeiner Aſche!

VII.

Nekrolog der teutſchen Univerſitäten.

Vorwort.

In unſern zerſtreuten kleinen Reſidenzen, in unſerm überall hin gleichmäſſig vertheilten Buchhandel (der doch in Leipzig jährlich einmal einen ſehr fördernden und heilſamen Vereinigungspunkt findet) und in unſern vielfach vertheilten, mannichfaltig ausgeſtatteten Univerſitäten (die darauf vorbereitenden hohen Lehranſtalten und Gymnaſien hier eingerechnet) liegt der Keim, wo nicht von allem, doch von dem Meiſten, was von aussen für die allgemeine und doch gründliche Bildung der Völkerſchaften teutſcher Zunge ſeit Jahrhunderten in Seegen und Wahrheit bewirkt wurde. Der Schutzgeiſt der Menſchheit, der im teutſchen Volke gerade jetzt durch ſo manche harte Schläge und Prüfungen friſche Entſchlüſſe und neue Kräfte wecken zu wollen ſcheint, ſchirme und erhalte mitten durch die erſchütternden Stürme alles, was noch eine geſunde Wurzel hat und Schatten geben kann. Wir unterſuchen hier nicht, ob dieſe Eigenſchaften allen Uni-

verſtäten zugeſchrieben werden konnten, die durch der Zeiten Drang und Nothdurft neuerlich in dem nördlichen Teutſchland ihr Todesurtheil empfangen haben. Zwei darunter, Helmſtädt und Altdorf, glänzen in den Annalen unſerer Cultur und ächten Aufklärung mit unauslöſchlichem Schimmer. Sie verdienen wenigſtens ihr Justa zu empfangen, — ἡ Δίκη ἐστὶ βαρύτιμον. Für Helmſtädt hat der edle Bruns den meiſten Beruf und die beiligſte Verpichſtung dazu. Auch hat er wirklich durch ſeinen (im V. Stück des 8ten Bandes des Halliſchen Biographen abgedruckten) Aufſatz: Verdienſte der Profeſſoren zu Helmſtädt, ſeine Pflicht zum Theil ſchon gelöſet. Für Altdorf, das, wenn es auch nur ſeinen Schwatz und Nagel gehabt hätte, uns ſchon unvergeßlich ſeyn müßte, nimmt hier ein würdiger Parentator das Wort, dem die vaterländiſche Literatur ſchon ſo manche Ehrenrettung und Wiedererweckung verdankt. Mit Wehmuth neigt der Teutſche Merkur ſeinen Boten- und Friedensſtab dem friedlichen Freund zum Gruß!

B.

Die Univerſität Altdorf;

ein Votivtäfelchen in dem Muſentempel.

Unter den vielen evangeliſchen — größern und kleinern — ci-devant Reichsſtädten, welche auf der bunten Mappe des — in viele Theile und Theilchen zerſtückelten ci-devant heiligen römiſchen teutſchen Reichs als eben ſo viele Parentheſen in's Auge ſprangen, war Nürnberg, ſeitdem Strasburg zu Frankreich gehört, die Einzige, welche auf ihrem, oft und ſtark von ihren Nachbarn — rechts und links — vorn und hinten — angefochtenen Territorium den Muſen einen Tempel oder — wenn man lieber will — ein Tempelchen, Univerſität genannt, erbaut hat. Der Wunſch, mit welchem Will am 30. Sept. 1794 ſeine Vorrede zu ſeiner „Geſchichte und Beſchreibung der Nürnbergiſchen Univerſität Altdorf," welche bei dieſem Aufſatze benutzt wurde, S. XII. ſchloß: „daß die Muſen im ewigen Beſitz dieſes (Collegium-) Gebäudes bleiben, und ſelbiges von der göttlichen Vorſicht ferner, wie nun ſchon bis ins dritte Jahrhundert geſchehen, möge beſchützet werden," iſt nicht in Erfüllung gegangen, indem die Univerſität im Jahr

1809 aufgehoben und das Collegium-Gebäude im Jahr 1810 zu einem k. k. französischen Militär-Lazareth eingerichtet worden ist.

Ja! die alma studiorum universitas *Altdorfina* ist nicht mehr. — — — Nürnberg, ihre Stifterin, Gründerin, Pflegerin, hörte am 15. Sept 1806 auf, Reichsstadt zu seyn; ihr — der Himmel gebe seliges! — Ende war auch das Ende ihrer lieben Pflegetochter, der Universität Altdorf. Einer ihrer dankbaren Zöglinge wallfahrtet im Geiste von Zeit zu Zeit zu der Stätte, wo sie gegründet ward, wo sie Wurzel faßte, wo sie immer mehr aufblühete, erstarkte und zu einem Baume ward, dessen Zweige sich immer mehr vermehrten und nährende Früchte trugen. Dieser fruchtbare Baum ist nun — ach! — umgehauen; er kann keine Früchte mehr bringen.

Meine Brust ergreift schmerzliche Wehmuth, wenn im Haus-Gärtchen, auf das ich aus meinem Zimmerchen an meinem Schreib-Tischchen unter dem Arbeiten gleichsam verstohlne Blicke werfen kann, ein erstarkter Baum, dessen grünbelaubte Aeste mein ertrocknetes Auge erfrischten, dessen farbige Blüten meinen umwölkten und trüben Geist

im wiederkommenden holden Frühlinge ſo oft erheiterten und deſſen reichlich geſpendete Früchte zum fröhlichen Genuſſe freundlich und koſend einluden, von der Axt ergriffen und in den Staub hingeſchleudert wird.

Wie könnte ich ungerührt bleiben bei der lebhaften und dankbaren Erinnerung an die Verdienſte der Univerſität Altdorf! Indem ich ſie meinem Geiſte vergegenwärtige, drängen ſich vor den Blicken meines Geiſtes ſo viele und ſo mannichfaltige Bilder der Vergangenheit zuſammen, daß ich ſie, um ſie deſto beſſer würdigen zu können, einzeln auffaſſen und an ihrer Beſchauung meinen Geiſt und mein Herz laben und erquicken muß.

Im Geiſte trete ich in die weiten Hallen des hehren Muſentempels, um darin ein kleines Votiv-Täfelchen, das, von ungekünſtelter Dankbarkeit *) gebildet, gemüthlich geſpendet wird, und von den Muſen gemüthlich aufgenommen zu wer-

*) Votiv-Tafeln, tabulae votivae, in den Kirchen der römiſchen Kirche ſind diejenigen Tafeln, auf welchen die Geſchenke verzeichnet ſind, die man eines Gelübdes wegen oder aus Dankbarkeit

nicht einfallen, wenn du mitten unter ihnen wäreſt.

Thalia. Wie aber, wenn ſie einer Schönen gegen über ſitzen, wie können ſie da ihre Gedanken vertheelen? Mich däucht, ich ſehe noch den jungen **Autolykus** zwiſchen den **Athenienſern.** „Alle Geſichter waren auf ihn gerichtet, die Gäſte ſchwiegen, als hätt' ein Höherer ihnen das Stillſchweigen auferlegt. Ingleichen war ihnen **Callias** ein würdiger Anblick. Er liebte; darum wurde ſein Auge milder, ſeine Stimme leiſer, und die Gebeerde freymüthiger und edler.“

Merkur. In einem ähnlichen Fall' hätteſt du, an meinen Tafeln, herumfliegende kühne Blicke geſehen, und gröſſeres Geſchwätz', als gewöhnlich, vernommen. Einen **Callias** hätten ſie durch Spötteln aus ihrem Zirkel verbannt.

Thalia. Und in der Zahl der wohlgebildeten Seelen iſt ſo gar keine, die Muth genug fühlt, ihrem thörichten Gelächter zu begegnen?

Merkur. Mehr als eine. Willſt du, **Thalia,** ſo führ' ich dich morgen zu ihnen. Sie ſollen deine Gegenwart erkennen, zuſammen treten, und verſuchen, ob es ihnen möglich ſey, mit dem Geiſte voll Einfalt und Natur, ohne welchen nichts Anmuthiges und Schönes iſt, die **Griechiſchen** Gaſtmahle wieder herzuſtellen.

den wünſcht. Der wackere Hermes Pſychopompos wird ihm, wie mir die ſchmeichelnde Hoffnung zuflüſtert, ein Plätzchen anweiſen, — wird dir, alma studiorum universitas. *Altdorfina*, zurufen: „non ingloria cecidisti!“

* * *

Die Univerſität Altdorf ward, was ſie war, nach und nach, zuerſt Gymnaſium, ſodann Academie und endlich Univerſität.

Im Jahr 1526 wurde in Nürnberg ein Gymnaſium geſtiftet, welches Philipp Melanchthon, der unſterbliche Lehrer der Teutſchen, einweihete. An demſelben lehrten berühmte Männer, ein Joach. Camerar, ein Johann Böſchenſtein, ein Helius Eob. Heſſus, ein Joh. Schoner u. a. Als es in der Folge in Abnahme gerieth, weil einige jener Männer von Nürnberg wegzogen oder mit Tode abgiengen, ſo wurde das Gymnaſium nach Altdorf verpflanzt. Zu dem Ende fieng man im Jahr 1571 an, daſelbſt ein Collegium zu

einem Heiligen dargebracht hat. In den Tempeln der Griechen und Römer hiengen auch viele Votiv-Tafeln.

bauen, welches im J. 1575 am Tage der Apoſtel Petrus und Paulus eingeweihet wurde, daher alle Jahre an dieſem Tage das academiſche Feſt gefeiert wurde. Der erſte Rector des Gymnaſiums war Valentin Erythräus, der aus Steasburg berufen worden war.

K. Rudolph II. erhob dieſes Gymnaſium zu einer Academie, indem er in einem Privilegium d. d. Prag, 6. Nov 1578 die Erlaubniß ertheilte, Baccalaureen und Doctoren der freien Künſte und der Philoſophie zu kreiren. Philipp Camerarius, ein Sohn des Joachim Camerarius, war der erſte Prokanzler, in welcher Eigenſchaft er im Jahr 1581 am 4. Junius der Academie vorgeſtellt wurde.

Da, ungeachtet der unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die Zahl der Studierenden ſich immer vermehrte, ſo, daß unter dem Rectorat des D. Matthias vom J. 1620 — 1621 in die academiſche Matrikel 221 Studenten eingeſchrieben wurden, folglich ungefähr 6 bis 700 Gymnaſiaſten und Academiker verſammelt geweſen waren; ſo erhielt Nürnberg von dem Kaiſer Ferdinand II. zu Wien am 3. October 1622 ein Pri-

vilegium, durch welches die Academie zu einer Universität erhoben wurde. Die feierliche Bekanntmachung der Universitäts-Privilegien geschahe am 29. Junius 1623. Die Universität Altdorf durfte nun auch Licentiaten und Doctoren der Rechte und der Medizin kreiren, aber noch keine Doctoren der Theologie.

Das Privilegium, Doctoren der Theologie zu kreiren, erhielt Altdorf erst von dem Kaiser Leopold, dessen Freiheitsbrief zu Wien am 10. December 1696 ausgefertigt wurde. Dieses kaiserliche Privilegium über die gänzliche Vollendung der Universität wurde an dem Feste der Apostel Petrus und Paulus im Jahr 1697 feierlichst bekannt gemacht. Sogleich am folgenden Tage wurden drei Doctoren der Theologie, neun von der juristischen, sechs von der medizinischen, drei von der philosophischen Facultät kreirt und ein Poet gekrönt.

Vom Jahr 1581 an bis zum J. 1808 hatte Altdorf 221 Rectoren, worunter acht erlauchte Personen waren, denen ein Prorector beigegeben worden ist. Von jenen acht erlauchten Personen verdient ausgezeichnet zu werden Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim, welcher in

der Folge, während des dreißigjährigen Krieges, sich den Ruhm eines Helden erworben hat.

Die Universität Altdorf hatte nur einmal das Glück, ein hundertjähriges Jubelfest zu feiern, und zwar im J. 1723. Die Jubel Acten sind in Folioformat gedruckt und mit mehreren Kupfertafeln geschmückt.

Die beschränkten Kräfte und Mittel, welche Nürnberg als einem — im Vergleich mit größern und quellenreichern Staaten — kleinen Staate zu Gebote standen, wurden sorgsam benützt und angewandt, damit der edle Zweck, den man im Auge hatte, erreicht würde, nämlich, Jünglinge zu bilden und zu erziehen, welche einst dem Staate der Kirche und den Bildungs- und Erziehungs-Anstalten ersprießliche Dienste leisten könnten. Wir wollen einige dieser Mittel anführen, die gebraucht wurden, um jenen Zweck zu erreichen.

Als Altdorf nur noch eine Academie war, wurden bereits für die Jünglinge, welche sich den Wissenschaften widmeten, von mehreren Bürgern Nürnberg's zu ihrer Unterstützung viele

Stipendien gestiftet. Schon damals hatte z. B. ein Nürnbergischer Prediger, Moritz Heling, acht Stipendien durch seine Verwendung verschafft, wozu in der Folge, nachdem die Academie zu einer Universität erhoben worden war, immer mehrere kamen, so, daß vielleicht Nürnberg die reichste Stadt an Stipendien ist. Außer mehreren Freitischen hatte die Universität auch ein Alumneum für zwölf Studenten, über welche ein eigener Inspector, der Magister seyn und sich durch eine Disputation zum Lehren habilitiren mußte, angeordnet war. Diese Alumnen genossen, nicht nur eine freie Wohnung und einen guten Mittag- und Abendtisch, sondern erhielten auch unentgeldlich Lichter, Holz und alle drei Jahre eine neue Kleidung. Zu ihrer Bedienung wurden ein Famulus und zwei bejahrte Weibspersonen angenommen und unterhalten. Der Stifter dieses Alumneum's, welches aber anfänglich eine andere Bestimmung hatte, war der reiche Conrad Groß in Nürnberg.

Der Senat Nürnberg's ordnete aus seiner Mitte vier Curatoren an, welche das Beste dieser Pflanzschule zu besorgen beauftragt waren. Joachim Haller, starb als Ephorus (der Erste

dieſer Curatoren) im J. 1570. Auf einer Wappentafel, welche ſich in dem Collegiumgebäude zu Altdorf befindet, ſtehen die Namen ſämmtlicher Curatoren verzeichnet.

Jährlich ließen die Curatoren zur Aufmunterung der Studierenden und zur Belohnung der Fleißigen emblematiſche Silbermünzen präegen, welche unter die Letztern am Feſte der Apoſtel Petrus und Paulus vom J. 1577 an bis zum J. 1626 vertheilt wurden. In den erſten Jahren machte der Procanzler Camerarius die Erfindungen, Jobſt Amman verfertigte die Zeichnungen und Valentin Maler beſorgte das Uebrige. Viele dieſer Münzen ſind in ächtem antikem Geſchmacke erfunden, und haben paſſende Aufſchriften. Es ſind fünf Sammlungen im Drucke vorhanden, welche die Abbildungen dieſer Münzen und die bei der Austheilung gehaltenen Reden enthalten. Bleierne Abdrücke ſämmtlicher Stücke beſitze ich ſelbſt.

Es iſt bekannt, daß in den damaligen Zeiten auf Schulen Comödien, Tragödien, Singſpiele u. dgl. aufgeführt wurden. Ein characteriſtiſcher Zug in dem Bilde damaliger Bildungs-Anſtalten!

Auch in Altdorf wurden von Zeit zu Zeit, besonders an dem jährlichen Stiftungsfeste, durch die Veranstaltung und unter der Aufsicht der Curatoren Comödien aufgeführt, und zwar meist lateinische; die meisten derselben wurden von den Professoren selbst verfertigt. Der fleißige Will hat in seiner Norischen Bibliothek mehr als dreißig solcher Schulcomödien verzeichnet.

Eine sehr nützliche und zweckmäßige Einrichtung fand auf der Universität Altdorf Statt, daß nämlich alle Wochen in den vier Facultäten Zirkular-Disputationen gehalten wurden, welche den Namen davon führten, daß sie in einem Zirkel von Respondenten und Opponenten abwechselnd gehalten wurden. Jeder Professor, zu dem ein Jüngling das Zutrauen hatte, konnte zum Präses erwählt werden, welcher ihm unentgeldlich dienen mußte, weil sämmtliche Professoren für diese Zirkular-Disputationen von dem Staate besonders besoldet wurden. Diese Anstalt ist die Ursache, warum in Altdorf eine so große Anzahl von Disputationen erschienen ist, von denen die Heumännischen, Köhlerischen, Linkischen, Nagelischen, Rinkischen, Schwak-

gischen und Zeltnerischen Disputationen noch jetzt geschätzt und gesucht werden. Wir wollen ausserdem noch folgende merkwürdige Streitschriften hier namhaft machen: Moller's funfzig Dissertationen, welche von den historischen Autoren handeln; die Sonntagischen, welche griechisch geschrieben und gehalten wurden *); die unter Wagenseil's Vorsitz gehaltene französische Streitschrift de l'Art héraldique, welche ein dasiger Sprachlehrer, Nicolaus Reuter, schrieb; die von Mayeor im J. 1723 gehaltene Dissertation de *mascula* sobole procreanda, und die Mülichische Streitschrift: de variolarum insitione, welche in Altdorf bereits im J. 1725 geschrieben und vertheidigt worden ist. Vor mehr als 100 Jahren schon ließ man die Disputationen, wie es jetzt wieder häufig geschieht, in Altdorf im Octavformat drucken; es giebt auch einige Altdorfische Disputationen im Folioformat, und zwar aus den älteren Zeiten.

*) Will führt in der „Norischen Bibliothek" zehn Sonntagische griech. Dissertationen an; in meiner Sammlung zur griechischen Literatur befinden sich vier und zwanzig griechische Streitschriften und Reden.

Der Universität Altdorf fehlte es auch nicht an öffentlichen Bibliotheken, in denen manche Fächer sehr reichlich besetzt waren. Zur Universitäts-Bibliothek wurde im J. 1598 der erste Grund gelegt. Nach und nach wurde dieselbe durch den Ankauf von Privat-Bibliotheken, durch Vermächtnisse u. s. w immer mehr vermehrt. In dieser Bibliothek wurde auch in gewöhnlichen Schriftkästen die morgenländische Druckerei aufbewahrt, welche ein Nürnbergischer Patrizier, Johann Jobst Schmidmaier, schon im J. 1640 zu arabischen, syrischen, hebräischen und rabbinischen Büchern, mit großen Kosten gestiftet hat. Im J. 1708 wurden hierzu auch Wagenseil's rabbinische Bücher für 450 Gulden erkauft.

Außer der Universitäts-Bibliothek waren noch folgende öffentliche Bibliotheken in Altdorf. Die Stöberleinische, welche der philosophischen Facultät eigenthümlich zugehörte. Außer einer großen Sammlung griechischer und römischer Classiker und kostbarer Werke befindet sich in dieser Stöberleinischen Bibliothek die wichtige und noch ungedruckte Deduction, welche der berühmte C. G. Schwarz im J. 1742 für das Wiener

Cabinet geliefert hat: „ob und wie weit der, von der Königin Maria Thereſia, ihrem Gemahl, dem Herzoge Franz von Lothringen, beſchehene Auftrag der Mitregentſchaft, nicht minder die Adminiſtration der böhmiſchen Churwürde, nach den Fundamental-Geſetzen gegründet, und der pragmatiſchen Sanction gemäß ſey" in Handſchrift. Noch verdienen angeführt zu werden, zwei Handſchriften von Franz Jacob Leyß, welcher von Antwerpen gebürtig war und im J. 1732 als Sprachmeiſter zu Altdorf ſtarb. Das eine iſt ein ſpaniſch-franzöſiſches und franzöſiſch-ſpaniſches Wörterbuch, welches aus ſechs ſtarken Folianten beſteht. Die Beweisſtellen für die Bedeutungen der Worte ſind oft ſehr genau, mit Angabe des Buchs, des Capitels oder der Seitenzahl des Schriftſtellers, aus dem ſie genommen ſind, angeführt. Altdorf beſitzt die Original-Handſchrift des Verfaſſers; eine Abſchrift davon befindet ſich zu Gotha, auf dem Friedenſtein. — Die andere Original-Handſchrift dieſes Leyß iſt ein italieniſch-teutſches und teutſch-italieniſches Lexicon in fünf ſtarken Foliobänden.

Die Trewiſche Bibliothek, welche aus mehr als 34,000 Büchern beſteht, wenn man nämlich

Momus. Das thue, Merkur. Sie werden aus Dankbarkeit dich abmahlen, wie du es verlangst. Unterdessen beschliesse deine Rede. Jupiters Adler fängt auf seinem goldnen Zepter an zu nicken; die Tauben der Venus girren im Traum; und Minervens Eule, welche nicht leicht über Langeweile klagt, ist eingeschlafen.

IV.

Beurtheilung der Gedanken

über die

verschiedene Meynungen der Gelehrten

vom

Ursprunge der Sprachen

von

Rudolph Wilhelm Zobel,

der Weltweisheit und Beredsamkeit ordentl. Lehrer zu Frankfurt an der Oder.

Magdeburg 1773. 133. S. 8vo.

Der Titel dieses Buchs schien uns eine kritisch-philosophische Geschichte der Sprache anzukündigen. Wir fiengen an zu lesen, und sahen, daß wir uns geirret hatten.

Herr

die zusammengebundenen einzeln zählt, und auf mehr als 50 000 Stücken, wenn man die Dissertationen dazu rechnet, deren allein 16.596 in 346 Bänden vorhanden sind, ohne die Episteln und Programmen in Anschlag zu bringen. Die Sammlung der Journale, mit den Actis, Diariis etc., bestand bei dem Tode des Stifters Trew bereits aus 2854 Bänden. Zu welcher Summe könnte man nicht in den jetzigen journalreichen Zeiten eine solche Sammlung hinauf treiben!

Die Schwarzische, welche, außer einigen Handschriften, solche Bücher enthält, die vom Anfange der Buchdruckerkunst bis zum J. 1550 erschienen sind, und deren Anzahl sich nach dem Tode des Stifters auf 11.889 belief. In den letztern findet man mehrere sogenannte Editiones principes griechischer und lateinischer Classiker, z. E. den Regiomontanischen Manil. Diese vier öffentlichen Bibliotheken Altdorfs enthalten einen Reichthum an Büchern, dergleichen, Göttingen ausgenommen, vielleicht keine andere teutsche Universität aufzuweisen hatte.

Ueberdies verdient das Trewische Museum angeführt zu werden, welches, außer mehrern an-

dern Gegenſtänden, anatomiſche Präparate, viele Producte aus den drei Reichen der Natur, ſeltene Gewächſe u. a. m. in ſich faßt.

Einen botaniſchen Garten erhielt Altdorf, während des dreißigjährigen Krieges, im J. 1626, vorzüglich auf Betrieb des berühmten D. Ludwig Jungermann. Verzeichniſſe der, in dieſem Garten gezogenen Pflanzen ſind zu verſchiedenen Zeiten im Drucke erſchienen. Das neueſte Verzeichniß vom J. 1790, welches Herr D. Vogel herausgab, umfaßt die beträchtliche Anzahl von 2500 exotiſchen Pflanzen.

Das anatomiſche Theater wurde im J. 1650 erbaut, auf welchem D. Moritz Hoffmann im J. 1657 die allererſte Zergliederung angeſtellt hat. Im J. 1768 kauften die Curatoren für 200 Gulden die Heiſteriſch-Wiedmänniſchen Präparate für dieſes Theater. Es zeichnen ſich darunter vorzüglich die menſchlichen Fötus aus, welche von Monat zu Monat in einer Reihe nach einander folgen. D. Johann Traugott Adolph verſchaffte der mediciniſchen Facultät einen vortrefflichen Apparat optiſcher und chirurgiſcher Inſtrumente; der Letztern allein ſind 352 Stücke.

Auf Betrieb des Abdias Trew ließen die Curatoren eine Sternwarte im J. 1657 erbauen und ſolche mit den nöthigen Inſtrumenten verſehen. Im J. 1780 wurde die D. Adelbulneriſche Sammlung mathematiſcher und zur Experimental-Phyſik gehöriger Inſtrumente gekauft und in dem Obſervatorium aufbewahrt.

Das chemiſche Laboratorium wurde im J. 1682 aus Quaderſteinen feſt und dauerhaft erbaut. Als es errichtet wurde, hatte vielleicht keine teutſche Univerſität eines, das ihm an Geräumigkeit und Koſtbarkeit gleich kam. Es iſt 36 Schuh lang, 15 breit, 14 hoch und mit einem feuerfeſten Gewölbe geſchloſſen. Außer mehreren brauchbaren Oefen hat es einen Schmelzofen, dergleichen man in andern Laboratorien ſelten antrifft, weil er zu vielen Raum erfordert. Man kann in demſelben mit ſtarkem Gebläs die Kraft des Feuers außerordentlich verſtärken.

* * *

Aus dem Geſagten geht hervor, daß Nürnberg alle mögliche Kräfte aufgeboten habe, um die Univerſität Altdorf, als eine liebe Pflegetochter, mit den benöthigten Hülfsmitteln

zu verſehen, um das Reich der Gelehrſamkeit, der Wiſſenſchaften und der Künſte mit glücklichem Erfolg zu erweitern und für daſſelbe Jünglinge zu bilden und heranzuziehen. Dieſe angeführten Hülfsmittel, deren ſich Altdorf zu erfreuen hatte, ſind zugleich glänzende Beweiſe von der Freigebigkeit, durch welche ſich Nürnberg's Bürger von jeher ausgezeichnet haben. Sie beurkunden, daß dieſelben Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften hatten. Sie machten von dem Reichthum, den ſie ſich durch den Handel erwarben, einen edeln Gebrauch; ſie beförderten und unterſtützten den Fleiß und die Bemühungen der Künſtler und Gelehrten. Die Geſchichte Nürnbergs überhaupt und die Geſchichte der Univerſität Altdorf insbeſondere, documentirt, wie mächtig das Gefühl von Freiheit wirke, und zu welchen großen Opfern ächter Patriotismus die Bruſt entflammen kann.

Nürnberg.

Rothe.

(Die Fortſetzung erfolgt an einem andern Orte.)

VIII.

Erläuterung einer Stelle in Eschenbach's Parcival.

Von den altteutschen Gedichten, welche hauptsächlich unter der Regierung der schwäbischen Kaiser erschienen sind, waren verschiedene schon seit dreihundert Jahren gedruckt; aber in dieser langen Zeit ist so wenig geschehen, um sie verständlich und nutzbar zu machen, daß man Gründe genug hat, sich über den Schneckengang dieser Literatur und über den Mangel an Patriotismus, der in Teutschland, leider! zu Hause ist, höchlich zu beklagen. Seit etlichen Jahren ist ein neuer Eifer für unsre alte Literatur wieder erwacht. Möchte er doch lang dauern, nicht auf Abwege gerathen, und mit dem besten Erfolge gekrönt werden! Möchte er das um so viel mehr, weil politische Aspecten andeuten, daß es dazu gerade jetzt die höchste Zeit sey!

Das literarische Feld, das hier noch zu bearbeiten ist, hat aber einen so weiten Umfang, und eine so verschiedene Beschaffenheit, daß nicht Ein, nicht wenige Gelehrte dazu hinreichen: es wäre daher zu wünschen, daß zu denen, welche sich schon ex professo damit beschäftigen, sich noch andere ge-

ſellten und jenen in die Hände arbeiteten. So dachte ich, als ich neulich die ſeltene Folioausgabe von Wolfram's v. Eſchenbach Rittergedichte Parcival (Partzifal) vom Jahre 1477 *) durchblätterte, und wieder auf eine Stelle ſtieß, die mir ſchon ehedem in der Müllerischen Ausgabe (Berlin 1784 in 4.) aufgefallen war. Weil ich nicht glaube, daß ſie ſonſt wo hinlänglich erläutert ſey, ſo will ich mein Scherflein hier niederlegen.

Die erwähnte Stelle ſteht in der alten Ausgabe, auf der zweiten Spalte des neunletzten Blattes, u. in der neuen S. 186. im v. 23371—23382:

Kundrie la ſurſier oder Cundrie la Sorciere (die Zauberin) erklärt da dem Helden Parcival eine prophetiſche Inſchrift auf dem Grabe; er ſelbſt, ſagt ſie, ſeine Gemahlin und ſein Sohn ſeyen darin namentlich erwähnt, und es werde ihm verheißen, daß er der Herr oder Pfleger des Grabes werden

*) Das Exemplar, wovon ich rede, ward vorher vom ſ. Panzer, und wird nun vom Herrn Canzlei-Aſſeſſor von Meuſebach zu Dillenburg, einem großen Freunde der altteutſchen Literatur und Verfaſſer mehrerer Schriften (z. B. der Kornblumen. Marburg 1804. — des Geiſtes aus meinen Schriften. Frf. 1809. 12. ꝛc.) beſeſſen.

D. Einſ.

ſolle. Man ſagt ſie weiter: „Alle ſieben Planeten (die Sonne, nach alter Art, mitgerechnet) verkündeten ihm Heil und Glück.“ Das lautet in beiden Ausgaben, welche (auch wenn man von der verſchiedenen Orthographie abſieht) ziemlich weit von einander abgehen, alſo:

Alte Ausg.	Neue Ausg.
yben Sternen die do nante	Siben ſtern ſi do nante
laidenſch die namen erkante	Heidenſc die namen bekante
er reiche werde Ferafiz	Der reiche werde Feirafiz
er vor ir was ſchwartz un wiſs.	Der vor ir ſaz ſwarz v. wiz.
ſprach nun prüfe Partzifal	Si ſprach nu prueve Parcifal
er höchſte planete Qual	Der hohſte planete Zwäre
n der ſchnelle Amuſtri	Und der ſnelle Almuſtri
muaret un der liechte Samſi	Almuret und der liehte Samſi
zaigent ſelikait an dir	Erzeigent ſaelecheit an ir
er fünffte haiſſet Aliafir	Der funfte heizet Alligafir
n der ſechſte Alkiter	Under den der ſehſte Alkiter
uns der veſte Alkimer.	Und uns der nachſte Alkimer.

Der ſ. Bodmer ſetzt in ſeiner Bearbeitung des Parcival, dafür: „Der Ausſpruch wird in „den Sternen geleſen, Du ſollſt der Pfleger des „Grabs ſeyn.“

Unſre 12 Verſe laſſen ſich in die jetzige Sprache ſo übertragen: „Sie nannte darauf ſieben Geſtirn, und der reiche, werthe, ſchwarz' und weiße Ferafiß, der vor ihr ſaß, erkannte (oder erklärte) die Namen für Arabiſch. Sie ſprach: Nun erfahre (oder

wiſſe) Parcival: Saturn, der oberſte der Planeten, der ſchnelle Jupiter, Mars und die lichten Sonnen verkünden (oder ertheilen). Die Heil und Glück: auch der fünfte, Venus genannt, und der ſechſte unter ihr, Mercur, und der Mond, der uns am nächſten iſt."

Herafis war Parcivals Stiefbruder, ein Sohn Gamurets von Anjou und einer Schwarzen, einer mohammedaniſchen Fürſtin zu Zazamanch, Belakane; er heißt hier der ſchwarz- und weiße, weil ſeine Haut und ſein Haar beide Farben hatte; er hatte lang unter Mohammedanern gelebt, und verſtand deswegen die heidniſche, d. i. arabiſche Sprache. Heiden (Pagani, Payens) wurden in den mittleren Zeiten auch die Mohammedaner gewöhnlich genannt. Diejenigen von dieſen, die den Teutſchen und Franzoſen näher, folglich bekannter waren, waren die Araber in Sicilien und Spanien, deren Sprache daher auch die heidniſche hieß.

Bechante, bekannte, bekennen, d. i. bekannt machen.

Prüfen, pruoven, erfahren, wiſſen — oder auch betrachten.

Die ſieben ſogenannten Planeten werden nun nach der Ordnung des Ptolemäiſchen, damals bei Mohammedanern und Chriſten gangbaren, Weltſy-

ſtemes mit arabiſchen Namen, weil die europäiſchen Chriſten die Aſtronomie und Aſtrologie von den Arabern gelernt haben, angeführet; und daß die Namen arabiſch ſeyen, läßt ſich ſchon daraus vermuthen, weil fünf davon den arabiſchen Artikel Al voranſtehen haben.

Zwal, (falſch iſt die Lesart der alten Ausgabe Qual) iſt Arabiſch, Zuhal; Zohal, Saturn, der oberſte oder höchſte Planet nach Ptolomäus.

Almuſteri, (richtiger als Amuſtri der d. A.) Arab. Almoſchteri, Almuſchteri, iſt Jupiter. Das *Schnelle* kann ein Epitheton ornans ſeyn, um ſo viel mehr, weil er ſeinen Umlauf um die Sonne in kürzerer Zeit vollendet, alſo geſchwinder zu ſeyn ſcheint, als ſein oberer Nachbar, woher er auch den arabiſchen Namen von *Iſchtara*, ſchnell laufen, hat, wogegen Zahal, wovon der Saturn genannt iſt, den Begriff der Langſamkeit in ſich ſchließt.

Almaret und Almuret. Der letzte Buchſtabe muß ein c ſeyn; C und T werden in der neugothiſchen Schrift oft mit einander verwechſelt. Der Mars heißt bei den Arabern Almarrich, Almirrich, Almorrich.

Der Reihe nach folgt nun die Sonne, *Samſi*, Arabiſch Schame.

Das Wort Erzeigen kann man in der Bedeu-

tung von zeigen (da Er oft überflüssig vorangesetzt wird), d. i. andeuten, nehmen, es kann aber auch so viel seyn, als ertheilen, da man ja von den Planeten Glück und Unglück ableitete.

Der fünfte Namen Alinsir oder Alligesir steht für die Venus und scheint verderben zu seyn. Ihr gemeinster arab. Name ist Alzohára, die glänzende; das Wort konnte auch Alzahira lauten, und daraus konnte um des Reims willen Alzahir gemacht worden seyn, so wie auch in Samsi deswegen ein i angehängt ist.

Der sechste Name hat ebenfalls durch den Reimer, vielleicht aber auch durch Abschreiber gelitten; der Mercur heißt Arabisch: Otáred, Utáred.

In der letzten Zeile nähert sich die neue Ausgabe mit ihrem Alkomer mehr, als die alte mit Alkimer dem arab. Alkamer, der Mond. Einzig richtig ist auch in derselben der naehste (nächste) und versweerflich der veste in der alten.

Herborn.

G. W. Lorsbach,
Professor.

Herr Prof. Jobel hat freylich, wie es ſcheint, alle Schriftſteller (*) geleſen, und nachgeſchlagen, die Süßmilch in ſeiner Abhandlung von dem Urſprunge der Sprache angeführet hat; unter dieſen waren aber viele, die er als pragmatiſcher Geſchichtſchreiber der wichtigſten Speculationen über die Natur und den Urſprung der Sprache hätte übergehen müſſen. Leute, die blos gemeynt, und andern nachgedacht, die nichts weder zur Aufklärung, noch Erweiterung einer Lehre, und Hypotheſe beygetragen haben, ſind dem philoſophiſchen Geſchichtforſcher nicht wichtiger, als wenn ſie gar nicht exiſtirt hätten: wohl bemerkt, wenn die Lehre oder Hypotheſe, deren Geſchichte man aus einander ſetzt, nicht zu den herrſchenden Meynungen irgend eines Zeitalters gehörte, oder von einem glück-

(*) Keine Regel ohne Ausnahme! Wir wunderten uns nicht wenig, daß Herr Z. unter den Philoſophen, die über den Urſprung der Sprache geſchrieben, auch den Diogenes anführte: einen Mann, der nicht einmal die Kunſt verſteht, ordentliche Excerpte zu machen, und nie das Herz hat, ſelbſt zu urtheilen, oder wenn er ſelbſt zu urtheilen ſcheint, eben ſo ſehr als ſonſt ausſchreibt, ohne die Schriften zu nennen, die er geplündert hat. Wir könnten dies mit mehrern Stellen beweiſen, wo die ſich auf einmal über den ihm eigenen ſchleichenden Ton ſich erhebende Sprache verräth, daß ein höherer Geiſt durch ihn rede. Wenn die Stelle, die Herr Z. anführt, wirklich im ſiebenden Buch ſteht, ſo enthält ſie die Meynung eines Lehrers der Stoiſchen Schule, deren Geſchichte und Meynungen D. hier vorträgt. Wir haben ſie aber nicht darinnen gefunden, --- und zweifeln alſo ſehr, ob Herr Z. richtig citirt habe.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte.

Hymnus an die Erde 1810. 213

II. Zur Vermählung des Kronprinzen Ludwig von Baiern mit der Prinzeſſin Thereſia von Sachſen-Hildburghauſen 222

III. Fabeln.

1. Der Löwe und der Bär 224

2. Der bewirthete Hund 225

3 Das alte Bild 226

4. Der Löwe, der Bär und der Wolf . 227

IV. Eiſenach am 1. Sept. 1810. Eine Elegie . 230

V. Chios 234

VI. Fragment aus Seume's Selbſtbiographie, ſeinen Aufenthalt in Borna beim Rector Korbinsky enthaltend 245

VII. Nekrolog der teutſchen Univerſitäten . 253

VIII. Erläuterung einer Stelle in Eſchenbach's Parcival 272

Inhalt

des

ganzen Jahrganges 1810.

Januar.

Seite

I. Zwei Gedichte aufs Jubiläum der Universität Leipzig. 3

II. Gedichte.

1. Morgenlieder. 6

2. Die tragische Minute. 12

III. Probestück einer neuen Uebersetzung des Sophokles von Ludwig Purgold. 14

IV. Der Pariser Tivoli im Sommer 1809. . . . 44

V. Bruchstück eines Werks, betitelt: Sparta's Untergang, dargestellt in den Lebensbeschreibungen der Könige Agesilaos, Agis und Kleomenes. 53

VI. Nekrolog. Ernst August Schmid. 73

Februar.

Seite

I. Gedichte.

1. Ode, am Jahresmorgen 1810. 33
2. An ein Veilchen. 86
3. Mutterfreuden. 89
4. Die Freunde. 90

II. Fragmente aus einem noch ungedruckten Gedichte, genannt Argonautenfahrt. 93

III. Uebersetzungen und Nachahmungen.

1. Properz, I. Buch, 1. Elegie. 100
2. An den Main. 103

IV. Ueber den Gebrauch der Trochäen in der teutschen Prosodie. 105

V. Bruchstück eines Werks, betitelt: Sparta's Untergang, dargestellt in den Lebensbeschreibungen der Könige Agesilaos, Agis und Kleomenes. (Fortsetzung) 113

VI. Nekrolog. Birkenstock. 126

März.

I. Baggesens Klingklingel-Almanach. . . 133

II. Probe einer metrisch-genauen Uebersetzung der Wolken von Aristophanes, welche in diesem Jahre erscheinen wird. 135

III. Ueber Jor als Schriftsteller. 146

IV. Beiträge zur Culturgeschichte der vormaligen teutschen Reichsstädte. 175

V. Auszüge aus Briefen aus Italien. . . 189

April.

Seite

I. Auf die Vermählung Louisens von Oesterreich. 197

II. Gedichte.

1. Die Brüder. 201

2. Wiegenlied. 206

3. Dichter-Wonne. 209

III. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland . . 212

Mai.

I. Die Weihe des Wonnemonds.

A. Louise die Braut Napoleon's. . . 3

B. Anakreontische Lieder.

Die Lehrstunde beim Amor 1806. . . . 8

Der Verwundete 1805. 11

Knabenglück 1807. 13

C. Frühlingsphantasien.

An eine Biene. 14

Das Vergnügen. 16

II. Ossian's Fionngal. Erster Gesang. Aus dem Gaelischen, im Sylbenmaße der Urschrift von C. M. Ahlwardt. 18

III. Nekrolog.

1. Hofrath Dr. Beireis. 61

2. Franz Carl Hägelin. 79

IV. Aus einem Briefe.

Junius.

Seite

I. Die Liebe der Waldſänger. 89

II. Gedichte.

1. Der neue Sibyllenzweig. An W** . 99

2. An meine Tochter, (in ein für ſie beſtimmtes Handbuch der Naturgeſchichte geſchrieben.) . . 100

3. Sonnet. 101

4. Um Klopſtock's Urne. 102

III. Bruchſtücke aus dem Tagebuche einer teutſchen Frau auf ihrer Reiſe durch Holland, im Sommer 1809. 106

IV. Ein Wort an meine teutſchen Sprachgenoſſen. 130

V. Ueber die lateiniſchen Verſe auf Schulen. . . 137

VI. Correſpondenz-Nachrichten. 145

Julius.

I. Gedichte.

1. Pompeji. 149

2. Die Grotte im Walde. 151

An die erſten Veilchen des Jahres. . . 154

3. Das Thal Tempe. 156

II. Noch ein Wort über die Aufſätze, welche vor einiger Zeit über das neuere Baiern in dieſer Zeitſchrift erſchienen ſind. 158

III. Bruchſtück aus einem Briefe Käſtners an einen ſeiner Schüler in Ungarn, vom 31. December 1796. 168

IV. Der Dolmar. — Döll und Kummer in Suhla. (Fragment eines Briefes). 174

V. Ueber den Begriff der Nemeſis. 178

Seite

VI. Correſpondenz-Nachrichten 196

VII Elegie um Johann von Müller. Im Sommer 1809. 209

August.

I. Gedichte.

1. Hanovia's Volk an den Großherzog von Frankfurt. 217

2. Die Wallfahrt. 221

3. Nach dem Arabiſchen. 224

II. Nekrolog.

Friedrich Karl Heinrich von der Lith. . 225

III. Koraïs Zuruf an ſeine Landsleute. . . 257

IV. Correſpondenz-Nachrichten. . . . 276

September.

I. Gedichte.

1. Die Nereide an Sapho. 3

2. Mein Held. 5

3. Genesungsfeier. 8

4. Die ſüßeſten Thränen. 10

5. Wahre Größe. 11

II. Bruchſtücke aus dem Tagebuche einer teutſchen Frau auf einer Reiſe durch Holland im Sommer 1809. (Fortſetzung.) 16

III. Correſpondenz-Nachrichten. 69

IV. Anzeige 77

October.

I. Gedichte. Seite

1. Vater Milon, an seine Kinder und Enkel. . 81
2. An Asterius. 84
3. Abendfeier. 85
4. Dem Greisen. 88
5. Das wahre Leben. 89
6. Zaubereien der Liebe 1806. 90

II. Die Poetik des Aristoteles. 93

III. Fragmente aus dem Tagebuche einer teutschen Frau auf einer Reise durch Holland im Sommer 1809. (Fortsetzung). 112

IV. Correspondenz-Nachrichten.

1. Nachrichten aus Petersburg. 139
2. Nachrichten aus Paris 141

November.

I. Gedichte.

1. An Dora. 149
2. Der Künstler Wallfahrt. 150

II. Ueber das Schöne. Ein Fragment. . . . 174

III. Fragment von Leibnitz 198

IV. Correspondenz-Nachrichten. 208

December.

I. Gedichte.

Hymnus an die Erde 1810. 213

II. Zur Vermählung des Kronprinzen Ludwig von Baiern mit der Prinzessin Thereſia von Sachsen-Hildburghausen. 222

III. Fabeln.

1. Der Löwe und der Bär. 224
2. Der bewirthete Hund. 225
3. Das alte Bild. 226
4. Der Löwe, der Bär und der Wolf. . . . 227

IV. Eisenach am 1. Sept. 1810. Eine Elegie. . 230

V. Oden. 234

VI. Fragment aus Seume's Selbstbiographie, seinen Aufenthalt in Worna beim Rector Kortinsky enthaltend. 245

VII. Redekrieg der teutschen Universitäten. . 253

VIII. Erläuterung einer Stelle in Eschenbach's Parcival. 278

lichen Nachdenker dazu gemacht wurde. Alsdann zeigt man nur die Zeit ihrer Regierung, und die Anzahl der Glaubenden an, ohne sich in die Aufzählung der letztern einzulassen. — Vor unserer Zeit waren die Gedanken über die Sprache, und deren Ursprung, kein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit eines ganzen Publikums auf sich gezogen hätte: sie gehörte nicht einmal in die Sekten-Systeme aller alten philosophischen Schulen: man konnte von der Sprache gar nichts wissen, oder denken, was man wollte, ohne deswegen weniger Platoniker oder Stoiker zu seyn, als man sonsten gewesen wäre.

War es also des V. Absicht, die eigenthümlichen Gedanken aller Philosophen über den Ursprung der Sprache zu liefern; so konnte er ohne Bedenken seinen Mahomet, Eusebius, Eunomius und Gregorius Nissenus, den Diodor, Vitruv, Walton weglassen: für eine kritische Geschichte der Entstehung der Sprache war diese mühsam zusammengesuchte Gelehrsamkeit unnütz. — Wollte er aber ein vollständiges litterarisches Verzeichniß aller derer liefern, die nur jemals von der Sprache etwas geglaubt und gesagt haben; so können wir nicht umhin, es für sehr unzureichend zu erklären. Unter den Alten vermissen wir gerade diejenigen, die über die Sprache am meisten nachgedacht haben, die Stoiker, deren Raisonnements Diogenes, Sextus, und besonders Porphyr in dem ganzen dritten Buche περὶ ἁρμονίας uns aufbehalten haben. Unter den Neuern fehlt, wo nicht der wichtigste, doch gewiß einer der tiefdenkensten Sprach-Philosophen, der Verfasser des Essay sur le Mechanisme du langage, der 1757. zu Paris in zween Octavbänden heraus gekommen ist.

Wir hätten übrigens gewünscht, daß der V. in Ansehung der Betrachtungen, die er über die von ihm angeführten Systeme macht, eine etwas sorgfältigere

Auf-

Auswahl angeſtellt, oder die Schriften angezeigt hätte, woraus ſie genommen ſind. Die Prüfungen über die Hypotheſen des Süßmilchs und Rouſſeaus enthalten durchaus nichts neues; wir liefern deswegen auch keinen Auszug.

Als wir an die Prüfung der Herderiſchen Schrift über den Urſprung der Sprachen kamen, verdoppelte ſich unſere Aufmerkſamkeit. Wir glaubten, der Verfaſſer würde uns die ganze wichtige, an ſo viele Wiſſenſchaften gränzende Speculation in einem Grundriſſe vorlegen, die von H. und ſeinem Vorgänger bearbeiteten Gegenden abzeichnen, und uns zugleich auf die vernachläßigten und unbebauten Seiten aufmerkſam machen. Allein die ganze Unterſuchung der wichtigen Herderiſchen Schrift, die das Publikum jetzo als den Gränzſtein des Bekannten und Unbekannten in dieſer Frage anſieht, beſteht in weiter nichts, als in einer kurzen Anzeige einiger von H. zu unbeſtimmt und unvorſichtig gebrauchten Wörter. Dieſe ſind aber auch offenbar, ſo ſehr in die Augen fallend, daß ſie uns gleich bey der erſten flüchtigen Durchblätterung aufſtieſſen: und wir wollten faſt wetten, daß Herr H. ſie jetzo ſelbſt bemerkt hat, da der Enthuſiaſmus der Ausarbeitung, wo glänzende Bilder oft an die Stelle genau beſtimmter deutlicher Ideen treten, aufgehöret hat. Wir ſchloſſen aber aus dieſen hypothetiſchen, und unbeſtimmten Ausdrücken nicht gleich, wie Hr. Z., daß mit ihnen das allein auf ſie aufgerichtet ſcheinende Gebäude einfiele: Herder beweiſt, ſo viel Mühe er ſich auch giebt, an einigen Stellen viel weniger, als er ſich vorſetzt; in eben ſo viel Fällen aber beweiſt er uns oft mehr, als er ſelbſt weiß.

Freylich verwechſelt er im Anfang ſeiner Abhandlung, wo der gar zu heftige Zufluß von eigenen Gedanken die Abſonderung und Auflöſung der Begriffe hin-

hinderte, Ideen mit deren articulirten Zeichen. In diesem Stücke hat Hr. Z. völlig Recht. S. 12. 111. Aber, warum hat er nicht auch bemerkt, daß Hr. H. dieser unbehülflichen Bestimmung des Ausdrucks Sprache, nachher selbst nicht treu geblieben ist, daß er, vielleicht ohne es zu merken, sich in der Folge zu der richtigen gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes neigt, und in dem Fortgange seiner Ausarbeitung unter Sprache selten ein mit Bewußtseyn wahrgenommenes Bild, einen mit Apperception gedachten Begriff, sondern die articulirten Zeichen derselben versteht. Herr Herder hatte sich hier also selbst stillschweigend berichtiget.

Herr Z. irrt sich sehr, wenn er glaubt, daß er die Ausdrücke, wesentlich, natürlich, willkührlich, (S. 17. 112.) ganz richtig bestimmt, und daß man weiter nichts nöthig habe, als sie anzuwenden, um sich folgende Frage in allen Bedeutungen beantworten zu können: in wie ferne alle menschliche Sprachen, insonderheit die articulirte, nothwendig, und natürlich sey?

Bey dem schielenden Schulbegriff vom Wesentlichen S. 17., den Herr Z. seinem Leibnitz nicht bestimmt genug nachgedacht hat, wollen wir uns hier nicht aufhalten, und nur kurz die beyden Hauptbedeutungen anzeigen, in welchen man gesagt hat, daß die articulirte Sprache natürlich sey. In der ersten nimmt man auf ihre Entstehungsart Rücksicht, und nennt sie natürlich, weil ihre Erfinder keiner übermenschlichen Hülfe nöthig hatten, um zu einem solchen System tönender Gedankenzeichen zu gelangen. In der zweyten wird natürlich dem zufälligen, willkührlichen entgegen gesetzt, und in diesem Verstande verdient eine jede articulirte Sprache nur alsdenn diesen Titel, wenn die Natur die Bezeichnung äußerer Gegenstände durch Töne nicht dem ungewissen Zufalle

falle überlaſſen, ſondern der ganzen thieriſchen Oeconomie, dem harmoniſchen Nervenſyſtem regelmäßige Geſetze eingedruckt hat, nach welchen der Menſch gewiſſe Empfindungen mit gewiſſen Tönen bezeichnen, und gewiſſe Gegenſtände auf eine ſtets gleichförmige Art nachahmen muſte. — In dieſem Verſtande ſind viele Theile der articulirten Sprachen natürlich, einige mehr, andere weniger; welche es aber, und wie ſehr ſie es ſind, läßt ſich hier nicht ausmachen.

Auf der 102. S. gefällt Herrn Z. die Bedeutung nicht, in welcher Hr. Herder Beſonnenheit gebraucht hat. Er beſtreitet dieſen Ausdruck blos aus dem Sprachgebrauch: und bedenkt nicht, daß Hr. H. mit der ſtärkſten Beleidigung dieſes logiſchen Tyrannen, dennoch die Wahrheit auf ſeiner Seite haben konnte. Herr H. hat unſtreitig gefehlt, wenn er einen vorherbeſtimmten Ausdruck gewaltſam verdrehet hat, um eine Sache damit zu bezeichnen, die vorher ſchon ihren eignen Nahmen hatte: oder wenn er etwas dadurch anzeigt, das ſich in der Natur gar nicht findet, — und ſich in dem Gebrauch deſſelben gar nicht gleich bleibt. Hier wäre es Zeit geweſen, tiefer einzudringen: Wir, die wir Hr. Z. beurtheilen, würden uns zu weit verlieren, wenn wir unſere Bemerkungen mittheilen wollten.

Eben ſo wenig entſcheidend ſind die Einwendungen gegen den Leibnitziſchen Grundſatz: von der Unmöglichkeit nackter Fähigkeiten, die gar keinen *niſum* äuſern, — den Herder von dieſem groſſen Weiſen angenommen hat. Wir ſind mit Hrn. Zobel über die Unzulänglichkeit, und den Widerſpruch dieſer Erklärung mit einem groſſen Theile natürlicher Erſcheinungen völlig einig; zweifeln aber ſehr daran, ob Leibnitz und Herder ſich durch ſeine actus primi und ſecundi aus ihrem Poſten vertreiben laſſen. Wenn Hr. Z. gewußt hätte, bey welcher Gelegenheit, und

von welchen Fähigkeiten H. seinen zu eingeschränkten Begriff von facultas, faculté, abgezogen hätte; so würde er die schwache Seite dieses Begriffs viel leichter gefunden, und die Gränzen zwischen Kraft und Fähigkeit, oder den verschiedenen Arten der Fähigkeit festzusetzen, im Stande gewesen seyn.

Wann also Hr Z. im Herder auch Fehler entdeckt; so wagt er es doch selten, diesen Philosophen zu berichtigen: weit weniger darf man Erläuterungen über viele wichtige Fragen, die Herder gar nicht berührt hat, in ihm suchen. — Durch wie viele Arten von natürlichen, nothwendigen Zeichen druckt der Mensch seine Empfindungen aus, und wie verhalten sich diese zur articulirten Sprache? Wie viel kan der sprachlose Mensch ohne articulirte Gedankenzeichen wissen, und durch welche unbegreifliche Kräfte entwickeln diese in dem Menschen Fähigkeiten, die sonst ewig geschlummert hätten? Warum redet der Mensch allein? Und wo, in den Organen, oder in der Seele, sucht man die Ursachen dieses unterscheidenden Kennzeichens des Menschen, und des blossen Thieres? Wie waren die Umstände beschaffen, unter welchen der Mensch mit diesen Organen, diesen Fähigkeiten, diesen Kenntnissen zu den ersten Anfängen der articulirten Sprache gelangte? Wie wurde sein Gesang articulirt, und nach welchen Gesetzen bezeichnete er schallose Gegenstände mit tönenden Zeichen? — Alle diese Fragen hat Hr. Herder entweder gar nicht, oder auch nicht nach Maaßgabe ihrer Wichtigkeit abgehandelt. Es würde uns sehr angenehm seyn, wann wir Hrn. Herder oder Zobel wiederum zu neuen Untersuchungen über Gegenstände aufmuntern könnten, mit denen auch wir uns lange beschäftiget haben, und die zu vielseitig sind, als daß einer, oder einige, wenn sie auch den größten Scharfsinn mit mehr als philosophischer Gedult vereinigten, sie gänzlich erschöpfen könnten.

V.

Götze von Berlichingen, mit der eisernen Hand.

Ein Schauspiel. 1773.

Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bey dem unsere kritischen Linnees staunen, und ungewiß seyn werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: Ein Stück, worinn alle drey Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten, deren Verf. dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle schauernder Empfindung ergriffen werden.

Wir wissen nicht, ob der Verfasser das Glück oder Unglück haben wird, mehr solche schwache Leser anzutreffen, als wir aufrichtig gestehen, daß wir gewesen sind. Wir hatten dies Schauspiel, wie der Verf. es nennt, schon mehrmalen gelesen, und glaubten, daß wir durch diese so kurz hinter einander wiederholte Lektür unsere Empfindungen bis auf einen Grad von Mäßigkeit herabgestimmt hatten, der nöthig ist, um allen den angenehmen sowohl, als unangenehmen Eindrücken einer Lektür nachzuspüren, und, ruhig über unsere Vergnügungen raisonniren zu können. Aber diese ersten Versuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisiren, verschwanden,

den, wie Schattenbilder, vor dieser kräftigen Sprache des Herzens.

Wahrhaftig denjenigen würden wir sehr bedauren, der Muße genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung dieses interessanten Stücks zu bemerken, daß der Verf. fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündiget: Uns war dies das sicherste Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verf. uns in einer so fortdaurenden Täuschung, und in einem so ununterbrochenen Genusse erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urtheil und Vergleichung zu denken. Doch wir wollen diese allgemeine Bemerkungen abbrechen, weil man sonsten glauben könnte, daß wir die Absicht hätten, der gegenwärtigen Schrift eine Lobrede zu halten. Aber bezeugen mußten wir das Vergnügen, was der Verf. uns verschaft hatte: dies waren wir nicht nur ihm, sondern uns selbst schuldig. Warum sollte ein Recensent allein das traurige Vorrecht haben, weniger dankbar zu seyn, als andere Menschenkinder, oder warum sollten wir uns scheuen, zu sagen, wo wir Vergnügung genossen haben, da wir frey genug seyn werden, dem Verfasser erkenntniß zu geben, wo er unserer Meynung nach gefehlet hat.

Erstlich verdient der Verf. für die Wahl seines Sujets den lebhaftesten Dank aller teutschen Patrioten, die es lange gewünscht haben, nicht daß man Griechische Schauspiele nachahmen, sondern daß man wie die Griechen Gegenstände wählen, und sie alsdenn nach Art der Griechen bearbeiten möchte. Sophokles und Euripides nahmen ihre Stücke entweder aus der Geschichte ihres Volks, oder aus den Zeiten der Fabel und Mythologie, die selbst nachher, als sie in den aufgeklärtesten Zeiten Griechenlands, das Ansehen der Religions-Geschichten verlohren hatten, noch immer durch die Meisterstücke ihrer dramatischen

Genies

Genies die Würde heiliger Ueberlieferungen beybehielten. Alles war daher in ihren Schauspielen Nationál, Süjet, Charaktere, Religion, Sitten, Vorurtheile. Die Römer verliessen den Weg, den die Griechen gewandelt hatten, indem sie sich zu genau an die Griechischen Vorbilder hielten. Sie ahmten nicht nach, sondern copirten nur, und dafür rächte sich auch der Genius der Nation, indem der gröſste Theil ihrer Stücke unglückliche Castraten wurden, in welchen man Sitten, Denkungsart und Charaktere verunstaltet hatte, damit man diese verstümmelte Originale dem Römischen Geiste annehmlicher machen möchte. Zuverläſsig würden die Römer so lange kein National-Theater erhalten haben, so lange sie fortgefahren hätten, lauter Griechische Urbilder nach ihrem Geschmacke umzuschaffen. Doch konnten sie mit diesen ihren sclavischen Nachahmungen noch immer mehr Vergnügen und Nutzen schaffen, als unsere heutigen Dichter, die uns in ganz entfernten Zeitaltern, und unter fremde Nationen herum schleppen. Griechen und Römer waren in Ansehung der Religion, Staats-Verfassung, Denkungsart und Sitten in vielen Stücken verwandt: Und wann der Dichter auch hin und wieder Schilderungen beybehalten muſste, mit denen der Römer, als Römer nicht sympathisiren konnte; so durfte er doch immer voraus setzen, daſs weder Leser noch Zuhörer, durch dergleichen Abweichungen sehr beleidiget würden, weil der Römer mit dem innersten Zustande von Griechenland so bekannt ware, daſs er ohne weitere Anstrengung sich in das Griechische Costume versetzen konnte. Solche biegsame Leser und Zuhörer können unsere Dichter nicht erwarten, wenn sie uns unter solche Nationen versetzen, deren Denkungsart, Sitten, und Religion dem gröſsten Theile unbekannt sind, und mit denen der Gelehrte selbst sich schon sehr familiarisirt haben muſs, um sie nicht lächerlich, oder wenigstens anstöſsig zu finden.

Selbst

Selbſt diejenigen National-Stücke, in welchen Sitten, Denkungsart und Charaktere nach der Natur geſchildert, die Handlung ſelbſt aber, und die Perſonen erdichtet ſind, verlieren in vielen Stücken, wenn man ſie mit denen vergleicht, wo Geſchichte und Perſonen ebenfalls hiſtoriſch wahr ſind. Wir ſind unendlich mehr zur Illuſion und zur lebhafteſten Theilnehmung vorbereitet, wenn wir ein Drama mit der Ueberzeugung vorſtellen ſehen, daß es hiſtoriſch wahr ſey als wenn der Dichter eine Menge von Scenen und abgenutzten theatraliſchen Kunſtgriffen verſchwenden muß, um uns nur mit dem Sujet bekannt zu machen. Ein noch gröſſerer Nachtheil erdichteter Stücke iſt dieſer, daß die Charaktere der handlenden Perſonen ſelten mit den kleinſten ſie von allen übrigen ähnlichen Menſchen unterſcheidenden Zügen ausgemahlt ſind, als die Geſchichte ſie uns darbietet. Man ſchildert keine Individua, keine Originale, ſondern ſammlet alle ähnlichen Eigenſchaften einer Art in ein einziges allgemeines Bild zuſammen, das man perſonificirt. Man mahlt einen Geizigen, einen Helden, nicht mit Zügen, die einem einzigen dieſer Art zukommen, ſondern mit allgemeinen Beſchaffenheiten, die man in einer Menge einzelner Individuen entdeckt hat. Das gegenwärtige Stück wird uns mehrere Beyſpiele zu dieſer Beobachtung hergeben, und zugleich einen andern Satz beweiſen, daß ein Charakter um deſto mehr an Intereſſe verliert, je mehr ihm an Individualität abgeht.

Der Verfaſſer hat die Geſchichte ſeines Drama aus dem Zeitpunkte hergenommen, wo Teutſchland an tragiſchen Begebenheiten, heldenmüthigen Unternehmungen, Original-Charakteren, und ächten National-Geſinnungen, vielleicht zu ſeinem Unglück ſehr reich war. Der Held der Geſchichte iſt ein fränkiſcher Freyherr, der mit der edelſten rechtſchaffenſten Denkungsart, dem lebendigſten Patriotiſmus, und

der

der aufrichtigſten Ehrerbietung für das Oberhaupt ſeines zertrümmerten Vaterlandes den heftigſten Abſcheu wider den Uebermuth, und den Unterdrückungs-Geiſt der kleinen fürſtlichen Tyrannen vereinigte, die unter dem Vorwande das Reich von den zerrüttenden Fehden zu reinigen, den Adel, und die kleineren unabhängigen Reichsſtände gerne herabgeſetzt hätten, um ſie alle deſto bequemer unter den eiſernen Zepter des Deſpotiſmus zu beugen.

Götze von Berlichingen hatte, um ſeine Freyheit zu behaupten, langwierige Kriege mit ſeinem Nachbarn, dem Biſchoffe von Bamberg geführt, und nach vielen erhaltenen Vortheilen einen dem Biſchoffe nothwendigen Frieden geſchloſſen, den dieſer geiſtliche Deſpot nicht länger, als ſein Intereſſe es erforderte, gehalten, und nun durch die Gefangennehmung eines Sohnes unſers Helden gebrochen hatte. Götze ſucht ſich wegen dieſer bundbrüchigen Treuloſigkeit dadurch zu rächen, daß er den Liebling des Biſchofs, einen Herrn von Weislingen, der in ſeiner Nachbarſchaft einen Beſuch ablegte, in ſeine Gewalt zu bekommen ſucht. Hiemit wird die Handlung des Drama eröfnet. Götze nimmt auch wirklich den Weislingen, den ehemaligen beſten Freund und Geſpielen ſeiner Jugend gefangen, führet ihn auf ſein Schloß, wo er ihm auf das edelſte begegnet, und die ganz erloſchene Freundſchaft endlich durch die Verlobung Weislingens mit Maria, Götzens Schweſter, wiederum erneuert und befeſtiget. Weislingen wird nach dem gegebenen Ehrenworte, alle Gemeinſchaft mit dem Biſchoffe aufzugeben, entlaſſen, läßt ſich aber von dem ſchlaueſten und launigſten Hofmanne oder Hofnarren endlich bereden, noch einmal den Hof des Biſchofs zu beſuchen, wo er von den auſſerordentlichen Reizen einer vorher ſchon angekündigten ſchönen Wittwe ſo ſehr gefeſſelt wird, daß er Maria, Götzen und ſein Ehrenwort vergißt, und alle Ränke

eines

eines staatsmännischen Bösewichts anwendet, seinen edlen Freund zu stürzen. Zu dem Ende geht er als Gesandter zum Kayser ab, der damals in Augspurg Hof hielte, und bringt es endlich auch so weit, daß Götze in die Acht erkläret, und Executions-Truppen beordert werden, ihn zum Gehorsam zu bringen. Götze rafft in der Eile seine kleine Macht und die Macht seiner Freunde zusammen, unter denen Sickingen einer der vornehmsten ist, den er zur Dankbarkeit mit der an Weislingen versprochenen Maria vermählt. Er schlägt seine Feinde mehrmalen, muß aber endlich der überwiegenden Macht weichen, und sich mit seinem Häuflein von Helden in seine Burg zurück ziehen, wo er eine förmliche Belagerung aushält. Er wehrt sich aufs äuserste und macht zuletzt eine Ehren-volle Capitulation, die ihm aber nicht gehalten wird, indem man ihn gefangen nach Heilbronn schleppt, wo eine Kayserliche Commißion ihn in Verhör nimmt. Sein Schwager Sickingen reißt ihn aus den Händen seiner Feinde: und er kehrt in Frieden auf seine Burg zurück, doch mit der Bedingung, niemanden auser den Gränzen seines kleinen Gebiets zu beunruhigen. Um eben die Zeit entbrannte der entsetzliche Baurenkrieg, dessen Urheber diesen in der müßigen Einsamkeit schmachtenden Helden zwungen, ihr Anführer zu seyn: Er mißbilligt ihre Grausamkeiten, wird aber mit in ihre Niederlage verwickelt, gefangen genommen, und in ein finsteres Gefängniß gesteckt. Das durch Weislingen über ihn gefällte Todes-Urtheil wird zwar auf Vorbitte der Maria aufgehoben; allein der stark verwundete, und durch den Verlust seines Sohnes und die gehäufte Unglücksfälle seiner Familie tiefgebeugte Held unterliegt endlich unter der unsäglichen Last von Jammer, und stirbt. Diese Haupthandlung wird an vielen Orten von der Geschichte Weislingens durchkreuzt, der sich mit der schönen, aber verabscheuungswürdigen Adelheit von Walldorf vermählt, nachher von ihr

ihr gehaßt, und endlich von seinem eigenen ehebrecherischen Pagen durch Gift hingerichtet wird.

Wir befürchten fast, daß der Verfasser durch den Titel Schauspiel, den er diesem Stücke vorgesetzt, selbst seinen Lesern den rechten Gesichtspunkt verrückt hat, aus welchem unserer Meynung nach diese dramatische Arbeit von billigen Lesern beurtheilt werden muß. Sobald man voraussetzt, daß der Verfasser seinen Götze von Berlichingen in der Absicht geschrieben habe, um ihn auf die Bühne zu bringen, so findet man allerdings leicht unwiderlegliche Vorwürfe gegen das ganze Stück, und die Art der Ausarbeitung. Nimmt man aber an, daß der Verf. die Absicht gehabt, die ganze Lebens-Geschichte eines Mannes blos dramatisch zu behandeln, daß er weder Lust- noch Trauerspiel habe liefern, und sein Drama nicht vorgestellt, sondern nur gelesen wissen wollen: so wäre es ungerecht, den Verf. nach Regeln zu beurtheilen, die er gar nicht beobachten wollte, oder ihn gar deßwegen zu tadlen, weil er uns nicht nach der bekannten Methode vergnügt hat. Die Einrichtung des Stücks selbst, der mit jeder Scene sich verändernde Schauplatz, die allenthalben durchscheinende Absicht, Handlungen und Begebenheiten, die auf keiner Bühne vorgestellet werden können, nicht erzählen zu lassen, sondern in lauter Action zu verwandlen, — diese Umstände überzeugen uns, daß der Verf. die erhitzte Einbildungskraft fortgerissener Leser zur einzigen Scene seines Drama sich vorgesetzet hat. Darinn also hat der Verf. allerdings ein kleines Versehen begangen, daß er dem schwächeren Theile seiner Leser nicht wenigstens einen Wink gegeben hat, der hinreichend gewesen wäre, sie auf die Ungleichartigkeit und die Abweichungen seiner dramatisch-behandelten Geschichte, von allen bekannten Gattungen des Schauspiels aufmerksam zu machen, und ihnen das Mißvergnügen zu ersparen, das aus

dem Anblick der Beleidigungen gewisser für unveränderlich erkannten Regeln entspringt.

So unermeßlich auch das Gebiete der Geschichte, des gemeinen Lebens, und der poetischen Fiktion ist, so wenig ist doch ein Dichter im Stande, die Reichthümer, die diese 3 Reiche an dramatischen Sujets liefern, zu nutzen, weil er keine andere Handlung und Begebenheit wählen darf, als die in einer sehr kurzen Zeit auf einem sehr eingeschränkten Schauplatze, der nur sehr weniger Veränderungen fähig ist, entwickelt und ausgeführt werden können. Daher waren die interessantesten Geschichten bald zu verwickelt, bald zu lang daurend, oder erforderten auch zu viele Veränderungen des Schauplatzes, als daß das größte dramatische Genie auch bey der uneingeschränktesten Erlaubniß Verstümmelungen und Zusätze zu machen, sie für einen so engen Raum von Zeit und Ort hätte gerecht machen können. Der größte Theil von Ursachen, die uns so ausserordentlich arm an dramatischen Sujets gemacht haben, verschwindet, sobald wir es uns gefallen lassen, statt zu hören, blos zu lesen, alle Rollen, ohne es zu merken selbst zu spielen, und die ganze Scene in unsere eigene Einbildungskraft zu verlegen. Tausend Begebenheiten, die sich vorhero allen Bemühungen des arbeitenden Dichters, wie die Chaotische Materie den schaffenden Händen des Platonischen Demiurgs widersetzten, werden jetzo dramatisch bearbeitet werden können.

Wir würden also Feinde unsers eigenen Vergnügens seyn, wann wir ein kühnes Genie, das die Schranken der Dichtkunst so sehr erweitern, und so viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Absicht hat, gleich im Anfange abschrecken wollten. So ungebunden aber auch ein Dichter in dieser neuen Art von Drama zu seyn scheinet, und so wenig er von so vielen und denselben Gesetzen eingeschränkt wird, die

seinem

seinem Bruder, dem theatralischen Dichter, vorgeschrieben sind: so wenig ist er doch berechtigt, alle Grundgesetze der Kritik und Pschologie zu brechen, die in denen, dem Scheine nach, unregelmäßigsten Produkten der Einbildungskraft, eben so heilig, als in allen übrigen, beobachtet werden müssen. Diese Regeln lassen sich größten theils aus folgenden Grundsätzen herleiten: Einschläfernde Erzählungen, so viel als möglich, zu vermeiden, und alles in wahre Action zu verwandlen, aber sich auch ja in acht nehmen, die Scene auf einmal nicht zu sehr zu überladen, und der Phantasie nicht mehrere Bilder vorzulegen, als sie zu gleicher Zeit, unbeschadet der Illusion, zu fassen im Stande ist. Unsere Einbildungskraft ist allerdings geräumiger, und weitläuftiger, als das größte Theater nur seyn kan: Sie kan in weniger Augenblicken ihr Scenisches Geräthe verändern und umschaffen, in derselben Zeit sich mehr Gegenstände, und in kürzerer Zeit verschiedenere Arten von Handlungen vorstellen, als man auf einem wirklichen Theater zu veranstalten im Stande ist. — Unterdessen bleibt ihr Wirkungskreis immer eingeschränkt. Man kan dieser mächtigen Zauberin eben sowohl, als dem weit hinter ihr zurückbleibenden Decorateur zuviel zumuthen. Die einzeln Regeln, und die Uebereinstimmungen sowohl, als Abweichungen von dem gewöhnlichen Drama, würden sich aus diesen Grundsätzen leicht erklären lassen.

So sehr wir uns aber auch für diesen poetischen Freindling interessiren, so wenig ist es unsere Absicht, seine Rechte und Eigenthümer auf Unkosten der seit undenklichen Zeiten ansässigen Bürger zu erweitern. Wir sind eben so sehr als die eifrigsten Vertheidiger verjährter kritischer Satzungen geneigt, es einem Dichter übel zu nehmen, wann er aus blosser Bequemlichkeit dem wirklichen Theater Süjets entzieht, die, er mit einem mäßigen Grade der Anstrengung

hätte geschickt machen können, auf der Bühne vorgestellet zu werden. Dies neue Drama soll billig sich keine andere Begebenheiten und Gegenstände zueignen, als die wegen ihrer Mannigfaltigkeit — oder der Länge ihrer Dauer — oder der Vielheit der Schauplätze auf dem wirklichen Theater durchaus nicht vorgestellet werden können. Es bleibt immer ein grosser Theil des Publikums übrig, der auch die schönsten Stücke nicht liest, aber doch häufig das Theater besucht: und diesem Theile des Publikums, auf welchen der Dichter besonders Rücksicht nehmen sollte, entzieht er also alles das nützliche Vergnügen, was er ihm hätte verschaffen können, wann er sein Drama für das Theater selbst ausgearbeitet hätte. Noch mehr würden wir mit einem Dichter unzufrieden seyn, wann er seinen Gegenstand aus der vaterländischen Geschichte hergenommen, und die Religion, Denkungsart und eigenthümlichen Sitten so schön geschildert hätte, daß dadurch der noch immer schwankende National-Geschmack hätte verbessert, und befestiget werden können.

Sollte dieser Fall beym Götze von Berlichingen eintreten? Wir wollen nicht zu geschwind entscheiden, — die Frage läuft am Ende darauf hinaus: ob in der Geschichte, die zum Grunde liegt, alles so genau zusammen hänge, daß kein einziger Auftritt davon abgesondert, keine Veränderung der Scene, deren Anhäufung die theatralische Vorstellung unmöglich macht, weniger seyn konnte, ohne daß der Verfasser gezwungen worden wäre, das ganze Stück unbearbeitet liegen zu lassen. Wann wir diese Frage mit ja beantworten müssen, so ist der Verfasser auf einmal entschuldiget. Offenbar sind wenigstens zwoo Haupthandlungen in dem gegenwärtigen Stücke: der unglückliche Ausgang der Streitigkeiten, die der brave Götze mit dem Bischoffe von Bamberg führt, und Weislingens Geschichte. Wenn der Verfasser

die

die Geſchichte des letztern von den Schickſalen des erſten getrennet, und den letztern (dies konnte er ohne die geringſte Schwierigkeit) ohne Weislingen hätte unglücklich werden laſſen; ſo würde er noch immer für zwey beſondere, fürs Theater beſtimmte Schauſpiele, Materie gehabt haben. Dieſe doppelte Handlung würden wir dem Verfaſſer gar nicht vorgerückt haben, wenn er durch ſie blos eine kritiſche Regel beleidiget hätte, welche Einheit der Handlung verlangt, aber, unſerer Meynung nach, ſo wenig als irgend eine der übrigen Einheiten, in der Natur der Seele gegründet iſt. Wir ſehen es gar nicht ein, warum die Seele ſich nicht in derſelben — oder doch in kurzer Zeit mit mehreren heftigen Empfindungen, und eine lebhafte Theilnehmung erregenden Gegenſtänden beſchäftigen könnte, wann die Empfindungen ſelbſt ſich ähnlich ſind, und die Gegenſtände keine ganz entgegen geſetzte und ſich zerſtörende Eindrücke verurſachen. Keine Erfahrung lehrt uns, daß in der Seele nicht für mehrere gleichzeitige Bilder und Empfindungen Raum genug ſeyn ſollte, — daß wir nicht zu gleicher Zeit mehrere Perſonen lieben oder haſſen, und an ihrem Schickſale Theil nehmen könnten. — Ueberdem iſt ja der Zeitraum einer theatraliſchen Vorſtellung kein einziges Moment, ſondern, ſeiner kurzen Dauer ungeachtet, hinreichend genug, eine unendliche Anzahl verſchiedener Empfindungen in der Seele aufwachen, und erſterben zu laſſen. Viele alte und neuere Originale haben uns ſchon längſt überzeugt, daß eine Meiſterhand allerdings zwoo Handlungen in ein einziges Drama verflechten könne, ohne dadurch der Illuſion und dem Drama zu ſchaden.

Das gegenwärtige Stück kan ein neuer Beweis dieſer Beobachtung ſeyn. Wir nehmen an den Schickſalen Weislingens eben ſo ſehr Theil, als wann er die Hauptperſon ſelbſt wäre: und fühlen keine unange-

nehme Widerstrebung, wenn der Dichter uns aus Scenen, wo Götze handelte, in solche versetzt, wo Weislingen erscheint. Und doch hätten wir im gegenwärtigen Falle gewünscht, daß der Verfasser die Schicksale dieser beyden Hauptpersonen getrennet hätte. Der Verfasser würde alsdenn nicht durch den Ueberfluß von Materien gezwungen gewesen seyn, seine Action zu überladen, und eine Menge von Handlungen, deren Gründe er zu entwickeln nicht Zeit genug gehabt, zu schnell hinter einander folgen zu lassen, wodurch sehr oft Dunkelheit verursacht wird. So ist zum Beyspiel die Verheyrathung des Weislingens mit der Adelheit eine wichtige Begebenheit, die der Leser lange nicht frühe genug erfährt, und die er da, wo er sie aus gewissen Umständen schliessen muß, noch nicht erwartet hätte. Diesen und andern dergleichen Schwierigkeiten würde der Verf. ausgewichen seyn, wann er durch die Vertheilung seines fast beschwerlichen Reichthums in zwey Stücke, mehr Raum zu gewinnen gesucht hätte. Eine unmittelbare Folge von dieser oft unvollständigen Entwickelung und zu schnellen Folge von Begebenheiten war die Kürze der Scene, und der mit jeder kurzen Scene sich verändernde Schauplatz, wodurch das Drama untheatralisch wurde. Am meisten aber haben wir es bedauert, daß der Verfasser durch den Reichthum von Materien, und die erzwungene Kürze ist genöthiget worden, die größten dramatischen Schönheiten zu ersticken, und Handlungen entweder gar nicht, oder nur leicht zu berühren, die er bey wenigerem Zwange gewiß zu den interessantesten Scenen ausgemahlt hätte.

Wir können uns keinen rührendern Auftritt gedenken, als wenn der Verfasser die allmählige Sinnesänderung des Weislingen, den innern Kampf der jezt in ihm entstehenden Liebe zur Adelheit mit dem allen Rittern so heiligen Ehrenworte, mit dem der

sauf,

ſanften Maria ſo feyerlich abgelegten Gelübde, und den Pflichten der Dankbarkeit, die er ſeinem Freunde ſchuldig war, nach ſeiner Art vollſtändiger ausgeführt hätte. Jezt hingegen findet es der Leſer höchſt unwahrſcheinlich, daß ein Mann wie Weislingen, der ihm nur als Hofmann, nicht als ein durchaus verdorbener Böſewicht gezeigt worden, daß ein ſolcher Mann ſo leicht Tugend, Rechtſchaffenheit, und ſich ſelbſt einer jählich entſtehenden Leidenſchaft aufopfert, — gegen welche der Leſer ihn durch die Freundſchaft gegen Götzen, und die Liebe gegen Maria, genug geſichert glaubte. Eben ſo reichhaltige Scenen würde die Gefangennehmung des Götzens, ſeine Zuſammenkunft mit dem verrätheriſchen Weislingen, die Vollſtreckung oder Ankündigung der über die verabſcheuungswürdige Adelheit beſchloſſenen Strafe, die lebhaften Gemählde von Angſt, Schrecken, Reue und Verzweiflung, wovon ſie hätte ergriffen werden müſſen, dargebothen haben. Unmöglich kan der Verfaſſer dieſe Seiten ſeines Gegenſtandes überſehen haben, er mußte ſie aber allen ſolchen Scenen aufopfern, ohne welche er das Stück gar nicht zu Ende gebracht hätte. Je mehr man ſich der Entwickelung nähert, deſto gedrungener, kürzer, und verflochtener wird man die Handlung finden, da man hingegen im Anfang des Stückes einige Scenen und Perſonen antrift, die ohne den geringſten Nachtheil der Haupthandlung verſchwinden könnten. So würden wir zum Beyſpiel die Unterredung Götzens mit dem Bruder Martin, und das Geſpräch der Eliſabeth und Maria mit Carln ganz gut haben entbehren können. Schön iſt ſie, recht original, die Beſchreibung, die der Bruder Martin von ſeiner grauſamen und mit der ganzen Beſtimmung der Menſchen ſtreitenden Situation giebt; aber ſie iſt ganz am unrechten Orte. Götze bleibt müßig dabey, kan hier das erſtemal, da wir ihn ſehen, nicht das geringſte von dem Eigenthümlichen ſeines Charakters zeigen, — und iſt überdem

dem in den größten Erwartungen, nahe vor der Ausführung einer grossen That, wo er nicht gut an den Reflexionen eines Mönchs Theil zu nehmen aufgelegt war.

Uns hat der Verfasser noch eine Illusion verursacht: wir hielten nemlich den B. Martin, da er ihn mit Götzen unter solchen Umständen aufführte, für eine der Hauptpersonen des Stücks, und suchten ihn also oft in den folgenden Auftritten vergebens wieder. Eben so übel angebracht, ist die folgende Scene, die eine Unterredung der Maria und Elisabeth mit dem kleinen Carl enthält. Die Materie selbst paßt gar nicht zu der Situation, worinn sich die Personen befinden sollten: sie konnten nicht so ruhig seyn, um sich mit einem Knaben, über solche Sachen zu unterhalten. Unter allen theatralischen Künsten scheint der Verfasser diese am wenigsten zu verstehen: Eine jede Hauptperson gleich anfangs von der vortheilhaftesten Seite vorzustellen. Elisabeth und Maria zeigen sich hier am allerwenigsten als Gemahlin und Schwester des Götzen, und selbst der kleine Carl scheint dem Leser zu sehr Kind zu seyn, zu wenig von Götzens Geiste und Denkungsart zu besitzen; weil er sonst, statt sich ein Mährchen erzählen zu lassen, eben so gut sich nach den Ursachen der Abwesenheit seines Vaters u. s. w. hätte erkundigen können.

So viel von der Beschaffenheit und Anlage dieses Drama. In Ansehung der Charaktere müssen wir gestehen, daß der Verfasser in ihrer Zeichnung und Erhaltung nicht ausserordentlich glücklich gewesen ist: in den Charaktern der Damen aber noch viel weniger, als in denen der Mannspersonen. Götzens Art zu denken, und zu empfinden ist die interessanteste des ganzen Stücks: wir lernen sie nicht blos durch Erzählungen, sondern durch Begebenheiten und Handlung kennen. Die ausserordentliche Tapferkeit, mit welcher

welcher er vor unſern Augen ſich ſeinen Unterdrückern entgegen ſetzt; die Großmuth, womit er Weislingen, und allen überwundenen Feinden begegnet; der edle Eifer, mit welchem er den Schwächern zu Hülfe eilt, und ſeine beſten Freunde von ſeinem unglücklichen Schickſal loszuwickeln ſucht; ſelbſt die mit einiger Härte vermiſchte Mannheit laſſen uns fühlen, daß wir einen Teutſchen ſehen, ſo wie wir ſelbſt nicht mehr ſeyn können, aber wie wir wünſchen, daß andere ſeyn möchten. Wir wiſſen aber nicht, ob der gar zu ſtarke Glaube an die oft wiederkommenden Vorbedeutungen mit dem individualiſchen Charakter eines ſolchen Helden, als Götze iſt, ſich vereinigen laſſe. Das, was wir jetzo Vorurtheil nennen, war freylich im Geſchmack des damaligen Zeitalters, und wir würden es dem Verfaſſer immer verdanken, wenn er auch die kleinſten charakteriſtiſchen Züge deſſelben nicht vergeſſen hätte: nur wäre es vielleicht ſchicklicher geweſen, wenn er ſich hier ein wenig nach unſerer Art zu denken gerichtet, und den Glauben an Vorbedeutungen ſolchen Perſonen mitgetheilt hätte, mit deren Charakter er, unſerer jetzigen Empfindung nach, keinen merklichen Contraſt gemacht hätte. — Götze erhält ſich bis auf den Zeitpunkt, wo er auf ſeine Burg eingeſchloſſen wird. Hier und bis ans Ende des Stücks, ſcheint ſich die wirkſame unbezwingliche Standhaftigkeit, die ihn charakteriſirte, in leidende Geduld zu verwandlen; er erträgt das über ihn hereinſtürzende Unglück ohne das geringſte Zeichen einer niederträchtigen Feigheit, verliert aber unter der Laſt des Jammers die Hofnung beſſerer Tage, und den alle Helden-Seelen ſelbſt in ihrer tiefſten Erniedrigung noch belebenden Muth, ſich durch ſich ſelbſt, ohne die geringſten Gehülfen, aus dem Elende heraus zu winden, und ſich an den Urhebern ihres Verderbens zu rächen. Vielleicht iſt die Wendung, die der Verf. genommen, die moraliſch-beſte. Wir zweifeln aber, ob ſie die intereſſan-

teste, die poetisch-beste sey. Sickingen, Lerse, Götzens Söhne, sind alle Helden, aber lauter Modificationen von Götzens Charakter. Weislingen wird in dem Fortgange des Stücks ein ungleich grösserer Böswicht, als wir aus der ersten Ankündigung vermuthen konnten. Die genaue Freundschaft, die er als Jüngling mit Götzen aufzerichtet, die herzliche Aussöhnung mit seinem alten Busenfreunde, die ungekünstelte Liebe, die er gegen die unschuldige empfindsame Maria trägt, der Eckel, den er gegen die bisher getragene Hof-Sclaverey äusert, und die reizende Beschreibung, die er in dem süssesten Vorschmack reiner ländlicher Vergnügungen von seinem künftigen Leben macht, lassen uns gar nicht erwarten, daß wir hier einen übertünchten Böswicht, unter der Maske eines sich selbst betrügenden rechtschaffenen Mannes sehen, der fähig seyn könnte, sich von einem einzigen Weibe zu einer solchen Reyhe schwarzer recht mit Ueberlegung, und ohne die geringste Empfindung der Reue unternommener Schandthaten verleiten zu lassen. Wir haben hier, mißtrauisch gegen unsere eigene Bemerkungen, das Gefühl mehrer Personen zu Rathe gezogen, aber allenthalben gefunden, daß sie sich in Sickingens Charakter geirrt hätten.

Wir haben schon bemerkt, daß die Charaktere der Frauenzimmer dem Verfasser weniger geglückt sind, als die männlichen: Vielleicht hat ihn die Geschichte hier zu sehr verlassen. Elisabeth, Götzens Gemahlin, zeigt sich niemals als eine würdige Gattin dieses unglücklichen Helden. Der männliche Muth, den der Verf. zum Hauptzug ihres Charakters zu machen gesucht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sagen, dumme Unempfindlichkeit ausgeartet. Hier ist Shakespear dem Verfasser unendlich überlegen, der mehr als irgend ein anders dramatisches Genie, die gröste Standhaftigkeit mit würdiger weiblicher Zärtlichkeit zu verbinden gewußt hat. Hätte der Verfasser

faſſer die Eliſabeth intereſſanter geſchildert, ſo würde dadurch ſelbſt die ſympathetiſche Theilnehmung des Leſers an den Schickſalen des Götzens einen auſſerordentlichen Zuwachs erhalten haben. Jezt hingegen zeigt ſie ſich faſt blos als eine gute genaue Hausfrau, die ihrem Gemahl nach überſtandenen Gefahren, nicht mit den ſüſſen Empfindungen vereinigter Herzen entgegen kommt, ſondern dafür ſorgt, daß ſeine Tafel und ſein Keller gut beſezt ſeye. In damaligen Zeiten konnte die vornehmſte Dame freylich weit mehr Sorgfalt für ihre Haushaltung anwenden, als wir jezo anſtändig finden: ſie mußte aber doch auch immer noch mehr gute Eigenſchaften beſitzen, wann ſie auf Hochachtung Anſpruch machen wollte.

Maria, Götzens Schweſter und Sickingens Gemahlin, iſt mehr empfindſam, aber faſt möchten wir ſagen, zu viel, oder doch zu unbeſtändig in Anſehung der Gegenſtände ihrer Neigung. Anfangs verliebt ſie ſich ein wenig zu geſchwind in Weislingen, giebt ihn nachhero, da er ihr untreu wird, ohne viele Ueberwindung auf, und vertauſcht ihren Geliebten gegen Sickingen, mit dem ſie ſich mit einer glücklichen Ergebung in den Willen ihres Bruders vermählt. Am meiſten intereßirt ſie in einer Scene des leztern Aufzugs, (S. 192.) wo ſie das Leben ihres unglücklichen Bruders von dem reuvollen mit dem Tode ringenden Weislingen erfleht. Wahrhaftig Maria mußte bleiben, wenn ſie auch nur um dieſer einzigen Scene willen da wäre!

Aber alle dieſe kleine Mängel werden durch den unvergleichlichen nirgends ermattenden Dialog, durch das groſſe Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakeſpear durch die kleinſten unbeträchtlichſten Umſtände den Leſer in gewaltſame, hinreiſſende Empfindungen zu verſetzen, endlich durch die meiſ-

ſter-

sterhafte, den Personen und Situationen stets angemessene Sprache, und den allenthalben herrschenden, niemals prahlenden philosophischen Geist unmerklich gemacht.

Nirgends bindet sich der Verfasser an die fesselnde Regel, die von einem Dichter verlangt, daß er seine Personen nie ohne hinreichende Gründe auftreten, und wieder verschwinden lasse. Es ist, als wenn man bey diesem Gebote voraus gesetzt hätte, daß alle Leser und Zuhörer mit der möglichsten Gleichgültigkeit sich darauf gefaßt gemacht hätten, alle Schritte und Tritte des Dichters und seiner Personen, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zu berechnen, nirgend zu empfinden, allenthalben zu raisonniren. Selten unterwirft sich der Verfasser dem Zwange der klügelnden Kritik, bleibt aber den Eingebungen des Genies und des Herzens desto getreuer, entrückt unsern Augen niemals Personen, die wir noch gerne genauer kennen lernen möchten, um ihre Plätze mit leblosen Pantomimen auszufüllen: Und eben so sehr nimmt er sich in acht, uns solche Personen aufzudringen, an denen wir Theil zu nehmen nicht vorbereitet sind. — Allenthalben ein so warmer, innigst beschäftigender Dialog, der fast, möchten wir es sagen, Erzählung selbst in Action verwandelt! Man lese die Scene S. 57. zwischen Franzen und Weislingen, wo jener diesem eine so lebendige Beschreibung von den Schönheiten der Adelheit von Walldorf, und den tiefen Eindrücken, die sie in seinem Herzen zurück gelassen, machen, daß wir sie als ein Muster vom erzählenden Dialog, wo einer fast allein die redende Person, und die übrigen nur Zuhörer sind, unsern jungen Dichtern empfehlen wollen. Gewiß so sehr als Shakespear, hat der Verfasser die Sprache seines Dialogs, nach den herrschenden Empfindungen, einer jeden handlenden Person zu stimmen, und noch

mehr

mehr als der Engländer ſich in acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Declamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama iſt ein Beweis dieſes ſo ſeltenen Talents: nirgends aber hat der Verfaſſer es in einem gröſſeren Lichte gezeigt, als S. 192. in der vortreflichen Scene, wo Maria den ſterbenden Weislingen beſucht, und Franz durch den entſetzlichen Todeskampf ſeines mit Leben und Tod ringenden Herrn gerühret, ihm einen unvermeidlichen Tod und ſein eigenes Verbrechen verkündigt. Wie weit, und wie herzrührende Handlung, in wie wenigen halbarticulirten Empfindungs-Lauten! Franz drückt die Untreue der ſcheuslichen Adelheit, ſein Verbrechen, und das Werkzeug von Weislingens Tod nur durch dieſe wenigen erſchütternden Worte aus: Gift, Gift! von eurem Weibe; ich, ich! verſchwindet und ſtürzt ſich in der Wuth raſender Verzweiflung in den Mayn hinunter.

Von Shakeſpear's hohem Genius geleitet, findet der Verfaſſer in den gleichgültigſten Handlungen reichen dramatiſchen Stoff, und ſchaft ſie mit bildender Hand in die hinreiſſendſten Auftritte um. Man leſe die Scene S. 134. und beſonders die darauf folgende, wo Götze bey einem Heldenmahle mit dem frölichſten und lebhafteſten Muthe, weder durch das ausgeſtandene Ungemach, noch durch die traurigen Ausſichten geſchwächter Empfindungen der Freyheit, ſeinen letzten Wein eintröpfelt. Nie iſt eine ſo rührende Geſundheit ausgebracht worden: und der müßte in der That verſtockte Drüſen haben, der nicht erſt ſeine Augen auszutrocknen nöthig hätte, bevor er weiter leſen könnte.

Die Scene, wo Adelheit von Weislingen, vor den Richtern des heimlichen Gerichts angeklagt und ver-

verurtheilt wird, ist ein wahres Meisterstück. S. 197. Die schreckliche feyerliche Stille setzt die Seele in eine für sich selbst fürchtende schauernde Beklemmung: — Diese Scene ist nicht blos als ein wahres, aus den Sitten der Nation hergenommenes, und in der angemessensten Original-Sprache gezeichnetes Gemählde; sondern auch als ein zur schicklichen Entwickelung des Stücks durchaus nothwendige Handlung, merkwürdig. Nun wissen wir, daß die schändliche Adelheit nicht ungestraft, ihren eigenen Gemahl erst zum Verbrecher gemacht, und dann durch Gift hingerichtet; — daß der edle rechtschaffene Götze, nicht ohne gerochen zu werden, durch Weiberlist ins Verderben gestürzet worden. Der Leser würde untröstlich gewesen seyn, wenn Götze allein unglücklich geworden wäre. Weislingen und Adelheit mußten nothwendig büssen, damit das sonst zu schmerzhafte Mitleiden des Lesers durch diese gerechte Ahndungen bis zu einer erträglichen Empfindung gemildert würde.

Dadurch hat der Verfasser sich besonders als einen denkenden Dichter gezeigt, daß er seine Philosophie nie zur Unzeit auskramt, und keine einzige Person mehr raisonniren läßt, als sie unter solchen Umständen, bey solchen Empfindungen ertragen konnte. Keine moralische Predigten, keine dem Compendio entwandte Grundsätze in helltönende poetische Prose gesetzt. Aber neue aus dem Innersten der menschlichen Seele hergeholte, und nachlässig hingeworfene Beobachtungen wird man sehr häufig finden. Ich darf die Leser hier nur an das Gespräch des Bruder Martin, an Liebetrauts Reflexionen über die Erfindung des Schachspiels, an die Kunstgriffe des letztern, womit er Weislingen nach Bamberg zurück geführet, S. 72. und besonders an die Scene zwischen Adelheit und Weislingen, S. 86. erinnern. Selbst die dem Verfasser eigenthümliche Laune ist mit tief-

ein-

eindringender Philoſophie genährt, und erregt mehr Nachdenken, als bachanaliſches Lachen. — Doch hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer das in ulum Delphini, S. 65. weggeſtrichen hätte; in dem Zeitalter konnte Liebetraut dieſe Anſpielung nicht brauchen. Vielleicht möchte er auch der Delikateſſe mancher Leſer einen Gefallen erzeigt haben, wenn er einige zu energiſche Ausdrücke weggelaſſen, in dem Gebrauche gewiſſer Provinzial-Wörter, und der zu häufigen Weglaſſung der Für-Wörter ſparſamer geweſen wäre.

M.

VI. Aus-

(*) Die Mitarbeiter am Merkur haben nicht auf die Grundſätze und Meynungen des Herausgebers geſchworen. Jeder denkt und urtheilt nach ſeiner Fähigkeit, Ueberzeugung und eignen Weiſe; und daher wird es ſich nicht ſelten zutragen, daß der Merkur ſich ſelbſt widerſprechen, und in einem Stücke behaupten wird, was ein andrer Verfaſſer in einem andern Stücke beſtreitet. Der Urheber der gegenwärtigen Recenſion denkt, wie der Augenſchein lehrt, über einige Grundſätze der Poetiſchen Kunſt und über die Anwendung derſelben ganz anders als der Herausgeber. Beſonders ſcheint ihm beynahe alles, was derſelbe an Götzen von Berlichingen tadelt, ohne genugſamen Grund getadelt worden zu ſeyn. Den Beweis muß er aus Mangel des Raums auf eine andere Gelegenheit verſparen.

VI.

Auszug
der
merkwürdigsten politischen Neuigkeiten.

Bevor die politischen Neuigkeiten fortgesetzet werden, müssen zwoo Unrichtigkeiten, welche sich unter diesem Artikel im zweeten Bande des Merkurs befinden, angemerket werden.

1) Sind es die Herren, **Rewitzky** vom K. K., und **Benoit** von K. Preußischer Seite, die nebst dem Rußisch- Kayserlichen Gesandten, Freyherrn von **Stackelberg**, das Theilungs-Geschäfte von Pohlen, mit dem bevollmächtigten Delegirten behandeln. Der K. K. General von **Richecourt** und der K. Preußische von **Lentulus** haben blos wegen demjenigen von Ihren höchsten Höfen Auftrag, was die Verpflegung und Einquartierung der K. K. und K. Preußischen in Pohlen sich befindenden Truppen angehet.

2) Hat es zwar geheissen, daß den Ministern der verbundenen Mächte von der Delegation die Renunciations-Acten ausgestellet worden wären; es soll aber dieses noch zur Zeit nicht geschehen seyn.

Die Hofnung des Friedens zwischen der Russischen Kayserin und der Ottomannischen Pforte bleibt

bleibt noch immer entfernt. Nach einigen Nachrichten soll, und zwar unter der Vermittlung des Londner Hofes von neuen daran gearbeitet werden, und der Rußische Bevollmächtigte von Obreskow sich in Roman befinden. Andere aber sagen von einem neuerlich herausgekommenen türkischen Manifest, worinn diese Macht sich dahin erkläre: 1) Daß selbige nie in einen Frieden willigen würde, wenn nicht Pohlen in seiner vorigen Grösse verbliebe, und 2) daß der Türkische Kayser seinem Alliirten, dem Könige von Frankreich, die Verhandlung des Friedens lediglich überliesse.

Viel wahrscheinliches hat diese Erklärung in der That nicht. Eine der merkwürdigsten und wohlausgearbeitesten Staats-Schriften, ist die von Rußland herausgegebene Antwort, wegen der Zerreissung des Friedens-Congresses von Bucharest. Sie ist zu weitläuftig, hieher gesetzet zu werden.

Das Glück der Waffen in diesem Feldzug ist sehr wankend gewesen. Fünf der hartnäckigsten Gefechte, wo es von Seiten der Russen auf die Eroberung von Silistrien abgesehen war, haben endlich den Grafen Romanzow gezwungen, sich über die Donau wieder zurück zu ziehen, nachdem vorher der tapfere General Weismann sein Leben eingebüsset.

Die Nachrichten von diesen wichtigen Auftritten sind sehr widersprechend; doch dieses scheint

unbezweifelt, daß der erste Operations-Plan den Russen mißlungen, und daß bey den blutigen Gefechten bey dem Uebergang der Donau und bey Silistrien die Russen ungemein viel Mannschaft verlohren haben. Seitdem soll die Hauptarmee alle in Pohlen gestandene Truppen an sich ziehen.

Die Unterhandlung zwischen den delegirten Ständen und den Gesandten der drey Mächte wegen Bestimmung der neuen Grenzen von Pohlen, gehet sehr langsam. Mit Oesterreich ist der Anfang gemacht, aber nach den neuesten Nachrichten noch nichts beschlossen worden. Unterdessen setzen sich die theilenden Mächte in einen immer mehr ruhigern Besitz.

Der Römische Kayser Joseph II. hat seine neuen Besitzungen durchreiset, und die getroffenen Einrichtungen beurtheilet. Nach einer derselben sollen die neuen Provinzen auf 50000 Recruten abwerfen. (*)

Den König von Pohlen soll eine neue Gefahr des Lebens bedrohet haben. Dem ohngeachtet hat derselbe ein rührendes Vorwort bey den verordneten Richtern, für die Erhaltung des Lebens der Königsmörder eingelegt. Man kan nicht ohne Bewegung die Umstände lesen, worinnen sich der König befunden. In unserm Jahrhundert

(*) Ein Umstand, über den sich viel philosophieren liesse, wenn man vorerst gewiß wäre, ob er wahr ist.

B.

hert ist es dabey ein erquickender Anblick, wann man, wie es diese Rede bezeuget, wahre Menschenliebe auch unter dem Purpur findet. Der beleidigte König spricht nicht als Ankläger, sondern als Vertheidiger des Kozma, welcher unter den Rädelsführern in der gefährlichen Nacht vom 2ten Novembr. 1771. in sich gieng, und mit Gefahr seines eigenen Lebens, das Leben des Königs rettete. Er bittet für alle Mitschuldige, da bey der allgemeinen Gährung in der Nation, sie mehr aus Unwissenheit als Bosheit zu diesem Verbrechen wären verleitet worden. Dem Kozma hat dieser menschliche Schritt des Königs, das Leben gerettet; alle übrige Mitschuldigen aber sind zum Tode verurtheilt.

Die Stadt Danzig wird sich endlich zum Ziele legen müssen, da der dahin abgeschickte Rußische Staats-Rath, Graf **Galofkin**, derselben im Nahmen seiner Monarchin die letzte Erklärung dahin gethan, daß dieselbe nach der dermaligen Lage der Sache durch unnöthige Anführung ihrer Gerechtsame, und Berufung auf den Olivischen Frieden, die Höfe ermüde, und ein gerechtes Mißfallen sich zuziehe; daß ihr nichts übrig bleibe, als den gebilligten Forderungen des Preußischen Hofes sich zu fügen; und die verlangte jährliche Abgabe von 30000 Rthlr. für die Zoll-Gerechtigkeit an den König nicht weiter zu verweigern.

Die regierende Frau **Landgräfin** von **Heſſen-Darmſtadt**, ſind mit ihren drey Prinzeßinnen den 26. Jun. glücklich in Peterhof eingetroffen, und ſchon den 29. Jun. hat ſich der Groß-Fürſt, **Paul Petrowitz**, die Prinzeßin **Wilhelmina** zu ſeiner zukünftigen Gemahlin erkohren und ausgebeten. Nach erlernter rußiſchen Sprache, und angenommener Griechiſchen Religion wird die Vermählung vollzogen werden; der Anfang des Octobers ſoll dazu beſtimmt ſeyn.

Alle Nachrichten reden von der väterlichen Sorgfalt Kayſers Joſephs für ſeine durchreiſten Erblande. Erſt in dieſem Monat wird ſeine Rückkunft in Wien erwartet.

Die Cammer-gerichtliche Viſitation beſchäftiget nunmehro das geſamte Reich. Die, nach eröfneten Protocoll auf dem Reichstag im Chur- und Fürſtlichen Collegio abgegebenen Stimmen ſind ſo patriotiſch und einleuchtend, aber dabey ſo verſchieden, daß zur Ehre und zur Wohlfahrt der teutſchen Nation zu wünſchen iſt, daß in einer ſo höchſtwichtigen Sache, als das in einen ſo tiefen Verfall gerathene Juſtiz-Weſen iſt, ein gemeinſamer Schluß möge können gefaßt werden.

In Anſehung der ſchlechterdings nothwendigen Vermehrung der Beyſitzer, ſcheinen faſt alle Fürſten und Stände einſtimmig zu ſeyn. Hingegen findet die Beſtimmung des Directorial-Einfluſſes die größte Schwierigkeit. Zum Grund

der

der reichstäglichen Berathſchlagungen iſt der vor einiger Zeit dem geſamten Reich vorgelegte und aus der Feder des ſich um das Wohl des Juſtiz-Weſens beeifernden Oeſterreichiſchen Directorial-Geſandten, Freyherrn von **Borie**, gefloſſene Vorſchlag, wegen Verbeſſerung des Juſtiz-Weſens im Reich, und Suſientation des R. C. Gerichts, genommen worden. In dem Churfürſtl. Collegio zeichnen ſich das Böhmiſche, welches 56 Bogen ſtark, und dann die Chur-Sächſiſchen, Chur-Brandenburgiſchen und Chur-Braunſchweigiſchen Vota aus. In dem Fürſtlichen Collegio iſt das Fürſtl. Augsburgiſche das weitläuftigſte und bemerkenswürdigſte. Es erhellet daraus, daß ſeit 1700. bis 1772. 14416 Rechts-Sachen rückſtändig ſind, und daß alſo nach dieſer Anzahl voraus zu berechnen iſt, daß auch die vermehrte Anzahl von 25 Beyſitzern nicht hinlänglich ſeyn kan, um alle vorkommende Sachen zu entſcheiden.

Der um die Wiſſenſchaften vorzüglichſt verdiente Münſteriſche Miniſter, **Freyherr von Fürſtenberg**, hatte ſchon vor einiger Zeit dem Churfürſten von **Cöln** den von Höchſtdemſelben genehmigten Vorſchlag gethan, das Frauen-Kloſter zu Münſter-Uberwaſſer aufzuheben, und von deſſen einträglichen Einkünften eine Univerſität zu Münſter zu ſtiften. Nach verſchiedenen Schwierigkeiten iſt die päbſtliche Einwilligung eingelangt, und wird der Ausführung dieſes nütz-

lichen Unternehmens, nun nichts weiter im Wege ſtehen.

Der Böhmiſche Abt zu Töbel, welcher freywillig alle ſeine Unterthanen gegen eine mäſſige Abgabe von der Leibeigenſchaft befreyet, und vor 2 Jahren bey der allgemeinen Hungers-Noth 24000 Gulden an die Armen in Prag austheilen laſſen, ſuchte neulich in Perſon bey beyden Kayſerl. Majeſtäten die Erlaubniß, eine Normal-Schule auf Koſten ſeines Kloſters errichten zu dürfen. Der Kayſer wollte zur Belohnung ſo tugendhafter Handlungen dem Abt den St. Stephans-Orden ertheilen; allein der würdige Prälat verbat ſich dieſe Gnade, weil er durch Ausübung der Tugend genugſam belohnt wäre.

Der im Jahr 1767. zwiſchen Rußland und Dännemark geſchloſſene Tractat wegen Holſtein, iſt nun im Begriff vollzogen zu werden. Drey berühmte Staats-Männer haben den hauptſächlichſten Antheil an dieſer Negociation, der ehemalige Däniſche Staats-Miniſter, Graf Bernstorff, der damals als teutſcher Geſandter in Petersburg geſtandene Freyherr von der Aſſeburg, und der Großfürſtliche Geheimde-Rath von Saldern. Nach ſolchen ſoll das ganze Großfürſtliche Holſtein, das einzige Amt Rheinbeck ausgenommen, der Krone Dännemark auf ewig abgetreten werden. Dännemark tritt an den Großfürſten dagegen die Grafſchaften Olden-

burg

burg und Delmenhorst ab, und der Erbprinz, Friedrich von Dännemark, entsaget seiner Coadjutorschaft auf das Bisthum Lübeck. Wahrscheinlich wird nun das Haus Holstein-Gottorp in diesem Bisthum sich die Nachfolge vergewissern, und das oben bemerkte Amt Rheinbeck könnte wohl ebenfalls zu diesem Stift geschlagen werden.

Noch ist der am Französischen Hof ernannte Rußische Gesandte, Fürst Baratinsky, nicht nach den Ort seiner Bestimmung abgegangen, und der sonst so thätige Hof, scheinet seine öffentliche Unthätigkeit noch beyzubehalten. Die Prinzen und Prinzeßinnen des königlichen Hauses kommen seit diesem Sommer oft nach Paris, und die ausserordentliche Freudensbezeugungen, womit die Dauphine von den Einwohnern aufgenommen worden, hat die Kayserin Königin bewogen, allen Franzosen, welche in ihren Erblanden Schulden halber in Verhaft gewesen, die Freyheit zu geben, und ihre Schulden zu bezahlen. Der Erzbischof von Bourdeaux hat während des Brodmangels den Armen in dieser Stadt täglich 100 kleine Thaler austheilen lassen.

Die Angelegenheit der Englischen Ostindischen Gesellschaft ist bey der letzten Parlaments-Sitzung nach den Absichten des Hofes durchgesetzet, und diese Gesellschaft dem Parlament und Hof unterwürfig gemacht worden.

Seitdem aber wird von dem Miniſterio noch nichts in Gemäsheit dieſer Entſchlieſſungen vorgenommen.

Irland befindet ſich wegen ſeiner überhäuften Schulden in groſſer Verlegenheit. Man beſchäftiget ſich deswegen dermalen, wo möglich, dieſes Königreich mit Großbrittannien zu vereinigen, damit alsdenn dieſe drey Reiche nur ein Parlament zu beſtellen hätten. Der Graf Sandwich, erſter Lord der Admiralität, hat dem Könige einen Plan vorgelegt, vermöge deſſen eine königliche Flotte ſehr leicht mit Matroſen, ohne ſie zu erpreſſen, kan bemannt werden. Der Plan verſpricht den Seeleuten, welche auf der Flotte freywillig eine gewiſſe Zeit dienen, groſſe Vortheile. Es ſollen ihnen Ländereyen in America und denen eroberten Landen angewieſen werden. Der die Menſchheit und das Chriſtenthum ſo äuſerſt entehrende Sclaven-Handel iſt dermalen in größtem Flor. In Jamaica und Carolina ſollen ſie damit überhäuft ſeyn.

Die Caraiben auf der Inſul St. Vincent haben England genöthiget, mehrere Kriegsvölker dahin zu ſenden, um ſie zu dem Gehorſam zu zwingen.

Die Empörung der Indianer in Chili und dem Spaniſchen America iſt für die Krone Spanien äuſerſt wichtig. Die Einwohner von der

Inſul

Inſul Chilos ſollen den Anfang gemacht haben. Ganz Chili hat dem Exempel gefolgt, und die Einwohner des Südlichen Theils von Peru haben nun auch die Waffen ergriffen. Die Indianer ſollen auf Europäiſche Art fechten, Artillerie bey ſich haben, und alle eroberte Feſtungen zerſtören. Eine anſehnliche Anzahl Feſtungen ſind ſchon von ihnen weggenommen worden.

Das Päbſtliche Breve, wegen Aufhebung des Jeſuiter-Ordens, ſo man bereits in allen öffentlichen Zeitungen lieſet, hat das Schickſal eines Inſtituts, welches ſo lange eine der erſten Rollen in den Weltbegebenheiten der beyden letztverfloßnen Jahrhunderte geſpielt hat, unwiederbringlich entſchieden. Dieſe Vernichtung einer Geſellſchaft, welche noch vor kurzem Königen furchtbar war, gehört unſtreitig unter die größten Denkwürdigkeiten unſres an politiſchen Wundern ſo fruchtbaren Zeitalters. Wir, unter deren Augen ſie ſich zutrug, haben Mühe unſern Augen zu glauben; aber im Jahr 2240 wird man vermuthlich noch viel ſeltſamer finden, daß eine Zeit geweſen ſey, in der die Aufhebung eines Ordens von Religioſen eine Staatsſache von der erſten Wichtigkeit geweſen.

Ganz Italien genieſſet forthin der Ruhe, und durch die Geburt eines Prinzen von Parma iſt auch wegen der Erbfolge in dem Parmeſaniſchen für die Zukunft nichts zu befürchten.

Der Herzog von Südermanland, Prinz Carl von Schweden, älteſter Bruder des Königs, vermählet ſich mit der einzigen Tochter des Biſchofs von Lübeck.

Der König Guſtav hat dieſen Sommer ſeine Kriegsvölker fleißig geübt.

Der ehemalige Direktor der Oſtindiſchen Compagnie zu Gothenburg, Herr Sahlgrün, hat der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Stockholm, ein Capital von 300000 Thlr. in Kupfermünze vermacht. Von den Zinſen dieſes Capitals ſoll die Geſellſchaft Preis-Fragen belohnen, welche zu ihrem Gegenſtand den Ackerbau und die Oekonomie haben. Die Fragen werden von der Geſellſchaft aufgegeben.

VII.

Nachrichten an die Leſer.

I.

Ein Brief von Danzig berichtet mich, daß der daſige Buchhändler Flärcke oder Flöreke zum Nachdruck des Merkurs zwar ſeinen Nahmen hergegeben habe, daß aber nicht ſowohl er als eine anſehnliche Aſſociation von Buchhändlern bey der Sache intereſſiert ſeyen, und daß dieſe letztern behaupteten: die Gelehrten hätten ſchlechterdings kein Recht, ihre Schriften ſelbſt zu verlegen.

Ich

Ich weiß nicht, und verlange auch nicht zu wiſſen, ob dieſe vorgebliche Conföderation gegen den teutſchen Merkur wirklich exiſtiere oder nur vermuthet werde. Eben ſo wenig werd' ich mir einfallen laſſen, den Satz: „die Gelehrten hätten kein Recht, „ihre Schriften ſelbſt zu verlegen und zu verkaufen,“ widerlegen zu wollen; denn man widerlegt keine handgreifliche Ungereimtheiten.

Ich ſtelle alſo das Schickſal des teutſchen Merkurs lediglich in die Willkühr ſeiner Leſer. Iſt es dieſen angenehm, daß er fortgeſetzt werde, und finden ſie die Vorſchläge, die ich im Vorberichte des zweeten Bandes gethan habe, billig: ſo hoffe ich, daß ſie, anſtatt einen offenbar unbefugten Nachdruck zu begünſtigen, ſich entweder bey mir ſelbſt oder bey denen an den vornehmſten Orten Teutſchlandes erbetnen, vorhin ſchon bekannten Collecteurs des Merkurs, bis gegen Ende des Monats November dieſes Jahres abonnieren werden. Man verlangt vor der Hand, und bis zur wirklichen Ablieferung des Erſten Bandes 1774. keine Vorausbezahlung, ſondern bloſſe, aber verbindliche Verſicherung, daß man ſich auf den Jahrgang 1774. bey dem Herausgeber des Merkurs abonnieren wolle; und man bittet ſich eine ſolche Erklärung von Seiten der bisherigen und etwan noch hinzukommenden Abonnenten darum aus, weil man, ohne ſich eines hinlänglichen Abſatzes verſichert zu haben, auſſer Stande iſt, den Merkur fortzuſetzen.

2.

Der Herr Capellmeiſter Schweitzer, von deſſen vortreflicher Compoſition meines Singſpiels Alceſte ich dem Publico im Erſten Bande des teutſchen Merkurs einigen, wiewohl nur ſehr unvollkommnen

nen Begriff gegeben habe, hat sich, auf nachdrückliches Zureden und Ansuchen vieler Kenner und Beförderer der Musik, welche der öffentlichen Aufführung dieses Stückes beygewohnet, entschlossen, durch den Weg der Subscription einen Auszug desselben abdrucken zu lassen, in so fern sich so viele Liebhaber dazu angeben sollten, daß wenigstens die ziemlich beträchtliche Unkosten des Druckes heraus kommen.

Herr Schweitzer hätte wohl wünschen mögen, daß er die Alceste in ihrer musicalischen Einkleidung dem Publico ganz und vollständig hätte darstellen können. Denn was ist die eingeschränkte Begleitung des Claviers gegen ein besetztes Orchester, wo alle Instrumente (wie besonders in diesem Stücke) zum Vortheile des Ganzen arbeiten?

Da sich aber gleichwohl unsre besten teutschen Meister der Tonkunst (wiewohl ungerne, wie ich vermuthe) bequemet haben, viele ihrer Singwerke in Auszügen für das Clavier heraus zu geben; so will er dem besten Beyspiele seines Freundes, des berühmten Musikdirectors, Herrn Hillers, folgen, und die Alceste so herausgeben, wie dieser die schöne Cantate, die Er 1765. in Gegenwart seiner hohen Landesherrschaft im grossen Concerte zu Leipzig mit allgemeinem Beyfall aufgeführt, publiciret hat. Er wird sich bey seinem Auszuge der Alceste überhaupt Dreyer, zu weilen auch Vierer Notenlinien bedienen: damit solcher zugleich die Stelle der Partitur, wenigstens bey der Aufführung des Stückes selbst, vertreten möge, und in einer Privatgesellschaft 2 auch 3 Personen sich zugleich damit beschäftigen können. Er ist aber auch erböthig, alle Partien der Instrumente, ja selbst die ganze Partitur, sauber geschrieben, auf etwaniges Erfordern, um ein billiges zu überlassen.

Der

Der Auszug, den ich hiermit ankündige, beträgt 46 Bogen in Quarto. Da Herr Schweitzer genöthiget iſt, dieſes Werk auf eigene Koſten drucken zu laſſen, ſo werden nicht mehr Exemplare abgedruckt werden, als ſich Subſcribenten angeben werden. Der Preiß iſt für Ein Exemplar Zween Reichsthaler Sechzehn gute Groſchen; und man ſtellt es den Liebhabern frey, ob ſie, zur Erleichterung der Auslagen, die der Druck erfordert, pränumeriren, oder erſt bey Empfang des Werkes bezahlen wollen. Sie werden erſucht, ſich der Subſcription wegen, an die Herren Collecteurs des teutſchen Merkurs, oder auch allenfalls unmittelbar an mich zu wenden, da ich mir es zur Pflicht mache einem Manne, deſſen Charakter eben ſo ſchätzbar iſt als ſeine Talente, und der durch ſeine Compoſition der Alceſte ſich ein Recht an meine unbegrenzte Dankbarkeit erworben hat, zumal in einer Unternehmung, welche zur Ehre der Nation gereicht, allen von mir abhangenden Vorſchub zu thun.

Die Subſcription kan nicht länger als bis zu Ende des Novembers dieſes Jahres offen bleiben: Und im vierten Bande des Merkurs ſoll die Zeit zuverläſſig beſtimmt werden, wenn man im Stande ſeyn wird, das Werk an die Liebhaber abzuliefern.

Sollten ſich Gönner und Beförderer der Muſenkünſte finden, welche aus eigener edelmüthiger Bewegung Subſcription für die Muſicaliſche Alceſte ſammeln wollten, ſo erſuche ich Sie, über den Erfolg Ihrer Bemühungen mit mir ſelbſt zu communiciren.

Weimar,
den 14ten Septemb. 1773.

C. M. Wieland.

Inhalt

Inhalt

des Dritten Bandes des Merkurs.

Erstes Stück.

I. Epistel über die Starkgeisterey. S. 3-38

II. Fortsetzung der Beyträge zu G. d. M. aus den Annalen der Teutschen. 63

III. Der Mohr von Venedig. Eine Erzählung des Cinthio Giraldi. 86

IV. Von der Zulässigkeit irriger Phantasien beym moralischen Gefühle. 92

V. Anekdote den J. J. Rousseau betreffend. 93

VI. Aufgabe eines Preises von 60 Dukaten für ein Lehrbuch für Land und Ackerschulen. 95

Zweytes Stück.

I. Vorbericht zum Anti-Cato. 126

II. Die Wahl des Herkules. Ein Musikalisches Drama. 157

III. Eben

III. Eben dieselbe. Eine Erzählung nach dem Englischen. . . S. 167

IV. Die Regierungskunst. Aus dem Englischen, mit Zusätzen des Herausgebers. 183

V. Der Geist Shakespears. . 195

VI. Recension der Geschichte des Bruder Gerundio von Campazas. . 202

VII. Scipio. Ein Heroisches Ballet. 208

Drittes Stück.

I. Poetische Stücke. . . 211

II. Schreiben an den Herausgeber des Merkurs, nebst Ase-Reitha, einer orientalischen Erzählung. . . 220

III. Merkur, oder die Gastmahle. Ein Göttergespräch. . . 237

IV. Recens. von Hrn. Jobels Gedanken über die Meynungen der Gelehrten vom Ursprung der Sprache. . . 260

V. Ueber das Schauspiel, Götze von Berlichingen. . . . 267

VI. Politische Neuigkeiten. . . 288

VII. Nachrichten an das Publicum,
1. Den Merkur, . . S. 298
2. Die Ausgabe der Muſik zum Singſpiel Alceſte betreffend. . 299

Druckfehler.

Seite 13. lin. 4. leſet Allvater ſtatt Altvater.
Seite 163. lin. 15. ſtahlen ſtatt ſtehlen.

Der
Teutſche Merkur.

Des vierten Bandes
Erſtes Stück.

October 1773.

Weimar
Im Verlag der Geſellſchaft.

Der
Herausgeber des Merkurs
an das Publicum,
besonders
an
die Herren Collecteurs und Abonenten.

Ein Zusammenfluß von Umständen und Beweggründen, mit deren Erzählung ich das Publicum nicht behelligen will, hat mich zu dem Entschlusse gebracht, den Verlag und Verkauf des nächstfolgenden Jahrganges vom deutschen Merkur dem Weimarischen Hofbuchhändler, Herrn **Carl Ludolf Hoffmann**, zu überlassen.

Wiewohl nun hierdurch an der bisherigen Einrichtung dieses Periodischen Werkes nichts wesentliches geändert wird: So war gleichwohl nöthig, das Publikum davon zu benachrichtigen, daß es mit meiner Einwilligung und vermöge eines von mir hierzu erlangten Rechts geschiehet, wenn besagter Herr Hoffmann sich nunmehr und fürs Künftige den Absatz des deutschen Merkurs, auf alle mögliche Weise angelegen seyn lassen wird.

Da ich aber dessen ungeachtet als Herausgeber, sowohl mit den Lesern überhaupt, als besonders mit den Abonenten auf den Jahrgang 1774 noch immer in dem bisherigen Verhältniß bleibe; so hoffe ich, daß alle diejenigen, welche sich bisher dem Amt eines Collecteurs aus besonderer Freundschaft für mich unterzogen, die Gütigkeit haben werden, dasselbige noch ferner und um so mehr

beyzubehalten, als die Fortsetzung des Merkurs, welche das Publicum zu wünschen scheint, ohne eine hinlängliche Anzahl von Abonenten nicht wohl möglich seyn könnte.

Ich habe mich für den Jahrgang 1774 zu vier Alphabeten anheischig gemacht, und werde dieses Versprechen genau erfüllen. Hingegen sind mir von dem nunmehrigen Verleger, was die Art der Versendung betrift, so dringende Vorstellungen gemacht worden, daß ich nicht umhin kan, die Abonenten zu bitten, Sie möchten sichs gefallen lassen, wenn es hierinn bey der bisherigen Einrichtung verbleibt, und also der ganze Jahrgang in vier Lieferungen, jede von drey Stücken (aber jedes Stück zu acht Bogen) Postfrey an die Collecteurs versendet wird. Hingegen, da der Merkur künftig hier in Weimar unter meinen Augen gedruckt wird, kan ich um so gewisser versprechen, daß die Abonenten Ursache finden sollen, mit der Expedition besser als bisher zufrieden zu seyn; wiewohl die Schuld, warum einige Paquete so spät an Behörde eingelaufen, blos daran lag, daß sie unterwegs länger als Recht waren liegen gelassen worden. Das Broschieren, welches nicht nur der Spedition sehr hinderlich war, sondern auch dem Unternehmer eine starke, den Abonenten hingegen wenig oder nichts nützende Ausgabe machte, wird, selbst nach dem Wunsche der meisten Abonenten, künftig unterbleiben.

Ueberhaupt mache ich mir Hoffnung, daß die Nachsicht, welche das Publicum mit dem ersten Jahrgang des Merkurs getragen, sich bey dem zweyten in Zufriedenheit verwandeln werde. Wenigstens kan ich für mich und meine Gehülfen sowohl, als für den Verleger versprechen, daß wir uns bestreben werden, dieses periodische Werk, sowohl im Innern als Aeusserlichen, des erhaltenen Beyfalls immer würdiger zu machen. Ich habe zu diesem Ende in der künftigen Einrichtung

einige

einige Veränderung getroffen; von welchem ich jedoch, aus Urſachen, lieber den Augenſchein reden laſſen, als mich zum Voraus darüber erklären will.

Es würde ſo klingen als ob ich mich ſelbſt wichtiger machen wollte als ich in meinen Augen bin, wenn ich verſicherte, daß ich an den künftigen Jahrgang ungleich ſtärkern Antheil haben werde, als an dem erſten. Ich ſage alſo auch darüber nichts weiter, als daß ich, zu Vermeidung falſcher Muthmaſungen, künftig unter alles was von mir ſelbſt iſt den Anfangsbuchſtaben meines Nahmens ſetzen werde.

Brauchbare Aufſätze werden allezeit willkommen ſeyn. Ich habe deren noch verſchiedene, wovon aus Mangel des Raums noch kein Gebrauch gemacht werden konnte.

Mit einem abermaligen Anonymen Briefe, worinn deſſen Verfaſſer, unter dem Nahmen des Schuſters, mich als angeblichen Apelles gar weidlich zum Narren zu haben vermeynt, hätte ich dem Publico gerne Spaß gemacht, wenn es nur der Raum verſtattet hätte. Indeſſen iſt die Schäckerey im Grunde doch ſo erbärmlich, daß man kaum darüber lachen kan. Der Brief ſcheint den nehmlichen Autor zu haben, wie der vom Veridiouo.

Denjenigen Herren Collecteurs, welche mich ſeit den verfloſſenen Sechs Wochen mit freundſchaftlichen Zuſchriften beehrt haben, ſage ich einſtweilen den verbindlichſten Dank; und da die meiſten gewünſcht, daß zum Abonnieren auf das künftige Jahr eine längere Friſt geſezt würde, ſo benachrichtige ich Sie, daß man ſich bis nach Verſendung des Erſten Bandes 1774, (welche längſtens in der Mitte des Monats Merz gewiß erfolgen ſoll) durch Vorausbezahlung einer halben Piſtole auf den ganzen Jahrgang abonnieren könne.

Die Nahmen der Collecteurs können dermalen, da von vielen noch keine Antworten eingelauffen sind, noch nicht abgedruckt werden. Die meisten sind ohnehin schon an ihrem Orte bekannt. Sie sollen aber sämtlich im Ersten Stück des künftigen Jahrganges nahmhaft gemacht werden.

Da der Preiß einer halben Pistole für ein Buch von vier Alphabeten, vorausgesezt daß das Buch an sich selbst irgend etwas werth ist, so billig ist als möglich, und überdies der nunmehrige Verleger, Herr Hoffmann, dafür besorgt seyn wird, die Herren Buchhändler sowohl auf den Messen, als im Fall sie sich als Collecteurs gebrauchen lassen wollen, unter annehmlichen Bedingungen mit Exemplaren zu versehen: so habe ich eine so gute Meynung von der Billigkeit der bisherigen Nachdrucker, daß ich hoffe, sie werden von Fortsetzung des Nachdrucks freywillig abstehen, da nicht abzusehen ist, mit welchem scheinbaren Vorwand sie künftig ihr Unternehmen rechtfertigen könnten.

Alle den Merkur betreffende Briefe ersuche ich künftig an die Expedition des Deutschen Merkurs in Weimar zu richten.

Weimar den 13ten Decemb. 1773.

Wieland.

Der
Teutſche Merkur.

October 1773.

I.

Sendſchreiben an ***

E . . . den 12. Jul. 1773.

Wie kamen Sie, mein liebſter Freund, auf den Einfall, mich in dieſer Gegend zum Apoſtel der Muſen zu machen? Erinnerten Sie Sich nicht unſres neulichen Scherzes über die Leute, die jeden Dichter für ein aus Sylben und Reimen zuſammen geſetztes Geſchöpf anſehen, welches über alles, was es ſieht und hört, Verſe denkt oder

ſchreibt, und immer und aller Orten ſeinen Lorbeer herum trägt; ohngefähr ſo, wie auf den alten Holzſchnitten die Könige, die bey Tafel, auf der Jagd, und im Bette beſtändig ihre goldne Krone aufhaben? In der That iſt hier ein kleines **Arkadien**; und ſo grün und luſtig wie Berg und Thal durch einander vor einem liegt, muß man ſich wundern, daß kein Menſch aus der Fülle ſeines Herzens etwas hervor ſingt. Aber Sie wiſſen auch, mein Freund, daß unſre Wieſen und Berge nur zu Werkhäuſern und Bleichen gebraucht werden; und da läßt es ſich, bey dem Lärm der Arbeit-Stühle und dem Geknarre der Räder, nicht gut von Begeiſterung ſprechen. Was würde übrigens daraus werden, wenn unſre Bleicher, anſtatt ihr Garn zu begieſſen, ſich an die Bäche hinſtellten, und den Nymphen der Bäche ein Liedchen vorſängen? Oder wenn die Herren, in deren Lohn dieſe arbeiten, über einem Heldengedicht' ihre Lagerbücher, über einem Epigramm ihre Wechſel verſäumten? Daß an den Ufern der **Pleiſſe**, **Richter** und **Winkler** Gartenſäle, von **Oeſer** gemahlt, und und in ihren Cabinetten Stücke von **Mengs** und **Vernet** beſitzen, ohne deswegen, als Kaufleute, minder groß zu ſeyn: dies iſt für die Geſchichte unſrer teutſchen Sitten eine herrliche Anekdote. Aber, könnt' ich es auch, ſo möcht' ich meine hieſigen Mitbürger nicht aufmuntern, ſolchen Beyſpielen zu folgen; denn ich bin überzeugt, daß ſich ihr jetziger Wohlſtand mit einem gewiſſen Grade der Verfeinerung ſchlechterdings nicht verträgt. Sollt' ich jemals die größte Anzahl ihrer Häuſer weniger

bunt

bunt angeſtrichen, und inwendig nach dem neueſten Geſchmacke bekleidet ſehen, ſo fürchtet' ich ihr nahes Verderben. Das einzige, was ich hier zu thun wünſchte, wär' einen Hirtenbrief an die Geiſtlichkeit ausgehen zu laſſen. In dieſem Land, unter dieſem Volke müßten die Prieſter vorzüglich heitere, freymüthige Biedermänner ſeyn, voll ausübender Weisheit und wahrer Kenntniß der Menſchen. Alsdenn könnten ſie nach und nach, ohne die Einwohner von ihrer lobenswürdigen Einfalt abzuleiten, ihrer Denkungsart eine Richtung geben, bey welcher ſie eben ſo gut und fleißig, wie jezt, aber noch glücklicher wären. Statt deſſen, leben unſre Prieſter ſehr abgeſondert, und treten ſie dann und wann hervor; ſo geſchieht es mit einer Strenge, als kämen ſie aus den Höhlen einer Wüſte. Glauben Sie, mein Freund! die Arbeiter, die eine ſaure Woche hindurch ſich geplagt, und Troſt und Freude nöthig haben, ſtehen gemeiniglich in der Kirche, wie eine Heerde Lämmer, über deren Köpfen es donnert. Ihnen ſollte der freundliche Himmel über ihren grünen Bergen gezeigt werden; aber da ſteigt aus den angenehmſten Thälern, die man ſich einbilden kan, eine Legion Teufel, und verfinſtert die Luft. Was mich am mehrſten ärgert, iſt, daß die armen Leute, wegen ihrer Geiſtlichen, nicht tanzen dürfen. Man predigt ihnen unaufhörlich:

Daß hier in dieſem Pilger-Leben,
Die Füſſe, die uns GOtt gegeben,

Nach raschen Melodieen heben,
Nicht besser als Verrätherey,
Mit Raub und Todtschlag einerley,
Und schlimmer noch, als Zaubern, sey.
Daß wir dadurch im Freuden-Saal
Das Jubilieren mächtig stöhren,
Und daß die Englein allzumal
Ein wenig Fluchen lieber hören,
Als einer Geige Klang
Und hüpfender Mädchen Gesang.

Bey dem Predigen bleibt es nicht immer; sondern Eine Parthey der Geistlichen thut die Tanzenden, ich weiß nicht aus welcher Macht, in den Bann; und die Tanzenden, ich weiß nicht warum, lassen sich ruhig in den Bann thun, und zur Sünde machen, was, drey Meilen von ihnen, bey ihren Glaubensgenossen, die unter eben der geistlichen Gewalt stehen, keine Sünde ist. Doch genug von denen traurigen Propheten, welche mir wider meinen Willen aufstiessen, indem ich Ihnen blos sagen wollte, daß ich hier nichts weniger, als einen Beruf zum Apostel der Musen, fühle. Desto bereiter bin ich, für Sie, mein Freund, alles zu seyn, was Sie verlangen. In meiner Romantischen Wohnung, wo ich hinter mir einen kahlen Fels, und vor mir die vergnügteste Landschaft habe, und bald den einen anschaue, bald an der andern mich ergötze, will ich herzlich gern über den Inhalt Ihres letzten Briefs mit Ihnen phantasieren.

Aber

Aber nur **phantasieren**; zu nichts weiter kan ich in diesem Augenblicke mich anheischig machen.

Sie haben Recht, mein Liebster, daß von Jahr zu Jahr etwas von der **Allgemeinheit des Geschmacks** unter den Teutschen verlohren geht. Ein sicheres Zeichen, daß entweder unsre Dichter, oder unsre Leser, oder beyde zugleich von der guten Mutter Natur abzuweichen anfangen. Wenigstens war es nicht so zu den Zeiten des ehrlich teutschen **Hagedorn**, des echten Weisen, in seinen Gedichten jenem grossen Könige gleich, welcher

Von der Bäume Königin
Bis zum niedern Ysop hin,
Von der Honigträgerin
Bis zum Adler in den Lüften,
Von der Wiese Blumendüften
Bis zum Schauder an den Grüften,
Alles übersann; und nichts
Unwerth eines Sonnenlichts,
Und der stilleren Betrachtung
Eines Weisen, und der Achtung
Eines Menschen unwerth hieß.
Bald den Sang der Vögel pries,
Bald den Donner GOttes ehrte;
Wo das Weltmeer sich empörte,
Wo der West ins Grüne blies,
Im versengten, öden Sand'

Alles um sich her verwandt
Mit Natur und Wahrheit fand;
In des Schmetterlinges Flügel,
In des Baches hellem Spiegel
Sich die ganze Gottheit nah;
Himmlisches Gepräg' und Siegel,
Und des Schönen Urquell sah.

Hagedorn lies sich von den erhabensten Sprüchen der Stoiker bis zum kleinsten Lied herab; seine Leser bewunderten jene, freuten sich über dieses; und hier und dort erkannte man ihm Reiz und Würde zu. Auf unsrem heutigen Parnasse scheinen sich diejenigen sowohl, die auf dem Gipfel desselben singen, als diejenigen, die am Fusse des Berges zuhören, in lauter verschiedne Secten zu theilen. Daß von den Sängern ein jeder sein besonderes Amt habe, wie die Götter im Olympus: wer wollte dieses nicht billigen? Der Eine kan, wie Jupiter, sich vom Adler Donnerkeile zutragen lassen; der andre, wie Mars, Kriegsheere anführen; ein dritter, wie Minerva, die Menschen unterrichten; noch andre können, wie Flora, Füllhörner mit Blumen ausschütten, oder, wie die Grazien, einer Venus den Gürtel darreichen: nur sollten sie auch alle, gleich den Göttern, zusammen stimmen, und einhellig die Erde beglücken und verschönern wollen. Den Freunden des Gesangs wär' es ebenmäßig vergönnt, ihre Lieblingsdichter, ein jeder den seinigen, auszuwählen; so wie die Verehrer der Götter in Einem Tempel öfter,

öfter, als in dem andern, knieen. Aber soll man auf seinen Altar ein Opfer bringen; und die übrigen Altäre verachten? Wenn der Donnerer mächtig und herrlich erscheint; so ist die Blumengöttin lieblich, und die Huldinnen geben süsses Lächeln und süsses Gespräch. Wie viel Wonne mehr hätten unsre Dichter-Freunde, wenn sie, anstatt ihres Einseitigen Geschmacks, ihr Gefühl so bildeten, daß ihm alles Gute und Schöne, wo es ihm auch begegnete, willkommen wäre!

Das Harfenspiel des kühnen Celten,
Der teutsche Geist in Hermanns Schlacht;
Des Britten bängste Mitternacht,
Mit seinem Flug' in schönre Welten;
Und dann, wo Scherz und Freude lacht,
Und leisere Gesänge gelten,
Ein Lied, in Monderhellter Nacht,
Von kleinen Rosenfarbnen Welten.
Bey hingefallner Tempel Schutt,
Die klagenden Jeremiaden;
Der Schäferton im Büchlein Ruth;
Der Helden-Kampf in Iliaden;
Die Chronika von Lilliput;
Gesichter, Küsse, Träume, Launen;
Schallmeyen, Zitharn, und Posaunen;
Und alles, was am Helikon,
Von David bis Anakreon,

Zu jeder Zeit, in allen Zungen,
Der Musen Lieblinge gesungen.

Warum durchwandern wir nicht eine Bibliothek von Dichter-Werken eben so, wie Kenner ein Cabinett von Gemählden zu betrachten pflegen? Diese fragen nicht, ob der Mahler eine santa famiglia, oder Schlachten, oder eine badende Leda, oder Kinderköpfe gemahlt habe; sondern sie verweilen bey jedem Stück eines grossen Meisters, und vergnügen sich an dem mannichfaltigen Reichthum der Kunst. In jeder Gattung verehren sie die Meisterhand, und so mit abwechselndem gröfseren oder geringeren Entzücken, aber mit beständigem Wohlgefallen, sehen sie neben einander

Des Rubens letzten grossen Tag;
Verwandlung, Jubel, Auferstehen
In jeder Kluft, auf allen Höhen,
Wo Dunkel und Verwesung lag;
Zerrißne Felsen, ofne Klippen,
Umwühlt von bebenden Gerippen;
Der Seeligen getreues Chor,
Die friedlich aus dem Grab' hervor
Den neu geschafnen Himmel segnen;
Und eine Rotte von Verwegnen,
Mit Augen, die der Sonne fluchen,
Und nächtliche Gewölke suchen,
Aus welchen, zwischen Todesengeln,
Sich Blitze GOttes niederschlängeln

Hinab

Hinab zu Furien und Teufeln,
In ihrem ewigen Verzweifeln
Grotesk, und dennoch fürchterlich.

Des Guido sanften Pinselstrich,
Der jene schwebende Madonne
Zum Anblick nie gefühlter Wonne
Beseelt, wenn ihre Füsse sich
Im hingeflossnen Aether baden,
Wenn, alles Sterblichen entladen,
Sie, nur mit Himmelbrod genährt,
Und dieses kleinen Schattenlandes
Uneingedenk, und ganz verklärt
Bis auf den Saum des Lichtgewandes,
Zur Glorie der Engel fährt.

Die stillen Freuden, die bewährt
Durch sauren Kampf und lange Quaalen,
Den jungen Heiligen umstrahlen,
Mit Kränzen, wie das Paradies
Sie dem geweyhten Dolce wies.

Und nun von andren Idealen
Ein schön bewohntes Amathunt,
Wo Venus mit dem Rosenmund'
Entzückte Liebesgötter weidet,
Und lächelnd ihre Zwiste scheidet;
Wo neben ihr die kleinen Wilden
Von Myrthen-Holz auf ihren Schilden

Sich

Sich harte Mädchenherzen bilden,
Und nach dem Herzen, Mann für Mann,
Aus abgeschrittner Ferne zielen;
Indeß die jüngeren Gespielen
Mit Liebkosungen das Gespann
Der weissen Täubchen anzuschirren,
Um ihrer Göttin Wagen irren;
Und alle sich, bey Nymphen-Küssen,
Zur Freude nur gebohren wissen. (*)

Nicht weit vom Amoretten-Hayn,
Die schwarzen männlichen Gesichter
Von Rembrand; und die Zauberlichter,
Im ausgestreuten Lampen-Schein,
Die mählich Schalkens Nacht erhellen.
Des Vernet aufgethürmte Wellen,
Mit ihrem sichtbaren Geräusch;
Der Farben liebliches Getäusch
Im Blumenkranz von Rahel Reusch.
Und kurz, die schöneren Naturen,
Die Raphael und Julian
In hoher Offenbarung sahn;
Und jene scherzenden Figuren,
Mit drollichten Caricaturen,
Die laut, in ihren Modetrachten,
Dem Hogarth einst entgegen lachten.

Sie

(*) Albano.

Sie vergeſſen doch nicht, mein Freund, daß ich Ihnen bloſſe **Phantaſieen** verſprach; denn wie könnt' ich ſonſt dergleichen Ausſchweifungen verantworten? Ich habe mich wirklich von meinem erſten Wege ſo weit verirrt, daß ich nicht auf denſelben zurück zu kommen weiß. Ihn mühſam auszuſpähen: das verlangen Sie nicht von mir; und wozu wär' es? Wir beyde ſorgen, daß kein Dichter-Ton, ſo bald er gut iſt, unſer Herz gegen ſich verſchloſſen finde. Wir beyde leſen ein altes kraftvolles Lied, in ſeinen harten gebrochnen Verſen, und die zärtlichſte Romanze, deren Melodie ſo rein, wie der Klang der **Harmonica**, fließt, mit gleicher Bereitwilligkeit. Alſo, mein Beſter, zu der andern Elegiſchen Hälfte Ihres Briefs!

Sie fürchten, diejenigen unter unſern jungen Dichtern, welche vielleicht der Griechiſchen Grazie ihre Leyer gewidmet hätten, möchten ſich theils durch das Rufen unſrer **Cyclopen**, jener Leute von gröberen Sinnen, denen es unbegreiflich iſt, daß auch im Dienſte der Grazien Entſchlieſſung und Verläugnung nöthig ſey, theils durch das Geklimper der herumziehenden Bande fröhlicher Dichter abſchrecken laſſen? Um die erſteren, däucht mich, ſollte man ſich am wenigſten bekümmern. Iſt es denn ein Wunder,

Wenn im Gelage roher Scythen,
Die zwiſchen ihren Bechern wüthen,
Das, was ein edler Grieche ſingt,
Dem vollen Ohre weibiſch klingt?

Wenn

Wenn ungeheiligte Barbaren,
Mit nackten Buſen, wilden Haaren,
Den Schleyer einer Prieſterin,
Den Gürtel einer Huldgöttin,
Und leichter Kränze leiſes Wehen
Mit ſpöttiſchem Gelächter ſehen?

Die unberufnen Sänger der Freude ſind ſchon gefährlicher. Wenn einer von ihnen auftritt,

Der ſich in ſeinen Zirkel
Von lachenden Bilderchen ſtellt,
Und übergoldete Schnirkel
Für Tempelbau der Grazien hält;
Die holden Mädchen alle drey
Sich aus Pariſer Püppchen drechſelt,
Und jede leere Tändeley
Mit gnidiſchem Götterſpiel verwechſelt,
Der immerdar,
Zum Opfer, auf der Muſen-Altar
Geborgte Kleinigkeiten häufelt;
Der ganz und gar
Von Honigſüſſen Empfindungen träufelt;
Und der Natur ins Angeſicht
Von ihrer ſchönen Einfalt ſpricht;
Indeß er ſich mit bunten Flittern
Gepuderter Schäfer behängt,
Indeß er nur mit Furcht und Zittern
An Männerthaten denkt;

wenn

wenn ein ſolcher auftritt; ſo entehrt er bey dem gröſsten Theil der Nation die ganze Gattung; und giebt den Feinden derſelben Gelegenheit zum Spott. Eben deswegen muſs es einem genug ſeyn, ſchönen Seelen, ſich ſelbſt, und beſſeren Zeiten geſungen zu haben.

Ihre Beſchwerden, mein Freund, über das Froſchgequäck in den Sümpfen am Parnaſs, über die Harpyien, die, bey Göttermahlen, nicht einmal die Becher zu beflecken, noch weniger den Nectar in denſelben zu vergiften im Stande ſind, über die Elenden, die an ihren Diſtelſträuchen auflauren; alle dieſe Beſchwerden übergeh' ich mit Stillſchweigen. Der Dichter, welcher ſeine Würde fühlt,

Der ſinge ſeine Lieder, frey;
Und achte wenig das Geſchrey
Der Narren, die beym Klang der Schellen,
Zu luſtigen Poliſchmellen
Und Scaramuſchen ſich geſellen,
Und während ihrer Faſtnacht-Luſt,
Der eignen Schmach nicht mehr bewuſst,
Den Mann, in deſſen reiner Bruſt
Die Flammen des Olympus lodern,
Vor ihre Gauckel-Bude fodern.

In Wahrheit, mein Freund, was kümmerts uns,

Indeſs, im Tempel alles Schönen,
Wir, brüderlich, zu Götterſöhnen

Der

Der Musen junge Freunde ziehn,
Ob, am zerstümmelten Pasquin,
Ein schmutzig Blatt von Aretin
Uns höhnt, und seine Schwäche fühlet;
Bevor die Sonn' ihm untergeht,
Von Sommerregen halb verspühlet,
Und halb von Zephyrn abgeweht?

Leben Sie wohl. Ich bin u. s. w.

J. G. Jacobi.

* *

II.

Philosophische Betrachtung über den Schauer des Körpers bey unangenehmen Dingen, besonders zukünftigen oder blos möglichen.

Daß jedes nahe Uebel unsere Empfindung empört, das ist keinem Zweifel unterworfen. Jede nahe Gefahr, jede Theilnehmung an dem Unglücke eines andern setzt unsre sinnliche Werkzeuge in eine Bewegung, die uns Verdruß macht. Das heftigste Mitleiden theilt sich so sehr dem

dem ganzen Körper mit, daß er ſelbſt das Uebel, welches ihn doch nicht ſelbſt triſt, fühlen muß. Beweiſe ſind täglich. Der Anblick eines Menſchen, der von grauſamen Straſſenräubern mißhandelt wird, ſetzt mich in Mitleiden; beſonders wenn ich weiß, daß er unſchuldig leidet. Aber auch derjenige, der verdiente Strafe leidet, bringt in meinem Nervenbau eine mir ganz **unwillkührliche** Bewegung hervor, welche ſelbſt der Gedanke, daß er ſchuldig leidet, oder ſogar, daß ich der beleidigte Theil bin, nicht zerſtören kan. Noch nie bin ich bey einer gerichtlichen Vollziehung der Todesſtrafe zugegen geweſen, ohne, daß meine ſinnliche Werkzeuge eine Bewegung gelitten haben, welche mit derjenigen, ſo der Unglückliche leidet, eine Aehnlichkeit gehabt hat. Mitleiden kan ich dieſe Bewegung, oder dieſes Gefühl nicht nennen, denn in eben dieſem Augenblicke, da der Unglückliche hingerichtet wird, bin ich genug überzeugt, daß er dieſe Strafe verdient hat. Ich gehe noch weiter: Es kan geſchehen, daß ich dieſe Strafe dem Unglücklichen gönne, daß ich mich vielleicht ſogar darüber freue, daß er den Lohn ſeiner böſen Handlungen erhält. Und doch, woher in dieſem Augenblick das äuſere Gefühl eben derſelben Strafe, welche der Unglückliche leidet? Ich zittere, ein kalter Schauer bemächtigt ſich meines Körpers, ich werde bleich, mein Herz pocht ſtärker, und in dieſer Empfindung wallt mein Blut in ſtärkerem Lauf dem Herzen zu; und in eben dieſer Zeit athme ich ſchwer. Wie iſt es möglich, daß das Unglück eines andern ſich ſo ganz meines Körpers bemächtigt,

tigt, wenn ich auch gleich dem Sünder die Strafe gönne, welche er durch eine Reyhe von Schandthaten sich zugezogen hat? Diese Erfahrung, welche niemand, als ein Mensch von dem gröbsten Gefühl leugnen kan, ist in der menschlichen Seele tief gegründet.

Die **Empfindungskraft** der menschlichen Seele beschäftigt sich mit dem Gegenwärtigen, dem Vergangenen, und dem Zukünftigen. Noch hat der Mensch, wenn er gebohren wird, **keinen einzigen Begriff**, nicht eine einzige Vorstellung, nicht den Keim eines Begriffs. Aber seine Seele hat **Receptivität**, oder Fähigkeit der Empfindung. Da liegt das hülflose verlassene Kind, und erliegt unter der Menge von Gegenständen, welche weder seine Sinne fassen, noch die Seele ordnen kan. In dem ersten Augenblick des Lebens erhält es **Eindrücke** genug — und es empfindet. Seine Empfindungen hängen ganz von den äusern Gegenständen ab, es steht schon eine Stufe höher, denn es empfindet wirklich. Aber noch kein **Bewußtseyn** seiner Empfindung, und ich glaube fest, nicht einmal das **Bewußtseyn seiner selbst** — das ist, es denkt noch nicht. Genug, daß es von der Stufe der blossen **Receptivität** der Begriffe, oder der nackten Fähigkeit schon weggerückt ist, und nun empfindet. Um sich seiner Empfindungen bewußt zu seyn, sondert es jezt die Gegenstände, welche ausser ihm sind, durch Hülfe seiner fünf Sinne von einander ab, und betrachtet sie einzeln. Ein langes Geschäfte, bis endlich

jeder

jeder einzelne Gegenstand zu einem einzelen Begriff erwächst. Es lernt **unterscheiden**, und **verbinden**; aber Empfindung ist immer noch alles; das **Angenehme** und **Unangenehme** ist das nächste, was es unterscheiden lernt; und dazu ist ihm der ganze Bau seiner äuserlichen Sinne behülflich. Man erkennet ganz klar, daß es sich immer noch blos mit dem Gegenwärtigen beschäftigt; da seine Sinne so **aufmerksam**, und alle seine Organe so **reizbar** sind. Daher die heftigste Leidenschaft, die ganze starke Empfindung seiner gegenwärtigen Umstände, die man auf keine andere Weise erklären kan; als daß, da es blos mit dem Gegenwärtigen genug zu thun hat, es desto stärker empfindet, und weder mit dem Vergangenen, noch dem Zukünftigen sich beschäftigt. Nur bey wenigen, oder fast möchte ich sagen, gar keinen Gegenständen ist es gleichgültig, so bald es sich der Empfindung derselben bewußt ist. Die Folge von unangenehmen Eindrücken ist der lebhafteste Verdruß, der sich in seiner Gebärde, und allen seinen Organen äusert; und die Folge angenehmer Eindrücke ist die heftigste Freude, eine aufwallende Entzückung. Aus dieser Empfindung erwächst nach und nach **Abscheu** oder **Verlangen**, jener bey unangenehmen, dieses bey angenehmen Dingen. Der Abscheu setzt schon die wiederholte Empfindung eines unangenehmen Gegenstandes in der vergangenen Zeit, oder das **Gedächtniß** voraus. Und auf gleiche Art verhält es sich auch mit dem Verlangen. Eben derselbe oder ein ähnlicher Gegenstand, erweckt diesen Ab

ſchen, dieſes Verlangen; weil ſich das Kind der gehabten Empfindungen in gleichen Umſtänden lebhaft erinnert. Die Erinnerung kömmt bey jedem ähnlichen unangenehmen Gegenſtand; denn bey dieſem verweile ich jezt, um den **Schauer** zu erklären.

Der Trieb aller unſrer Handlungen, der edelſten und beſten iſt die **Selbſtliebe**, und aus dieſer Quelle fließt alles her. Kraft derſelben ſuchen wir jeden unangenehmen Gegenſtand zu entfernen, und jeden angenehmen Gegenſtand zu benutzen. So handelt das Kind, und ſo handelt der Greis. Aus eben dieſem Haupttheile unſers Weſens läßt ſich der Schauer beweiſen. Er iſt aber nicht immer eine unangenehme Empfindung, ſondern oft wird er ſo **angenehm**, daß unſere Selbſtliebe ſich damit ſchmeichelt.

Jene Gebirge, die ſich vor meinen Augen gegen den Himmel aufthürmen; Felſen, die wie eine Mauer ſich hinter einander erheben; Waſſerfälle, die auf dieſen Felſen aufprallen; die finſtere Nacht eines Eichenwalds! kan eine Gegend noch ſchauerhafter ſeyn? und doch erregt ſie in uns eine angenehme Empfindung. Wir betrachten dieſe Gegend mit heiliger Ehrfurcht, und der Schauer, den wir fühlen, vermehrt unſer Vergnügen. Aber laſſet einen Unglücklichen ſich von dieſer Felſenwand herunter ſtürzen; ſogleich verwandelt ſich der vorige Schauer, der ſo angenehm und reizend war, in den empfindlichſten **Schmerz**. Auch nur die

Vor-

Vorſtellung, wenn ſie lebhaft genug iſt, daß es ſo leicht wäre, daß ein irrender Wanderer in der Mitternacht jene Spitze betreten und herunter ſtürzen möchte, thut eine ähnliche Wirkung. An dem Abhang dieſes Felſen ſetzen wir uns in unſerer Einbildung, und ſo feſt unſer Körper, ſo ſicher er gegenwärtig ſteht — wir ſchwindeln, und halten uns kaum.

Sind dieſes nicht Erfahrungen, die ein jeder machen kan. Nach dieſen Betrachtungen iſt es leicht, die **Verſchiedenheiten** der Empfindungen zu ſammlen. **Die erſte iſt:** Wir betrachten jenen Abhang dieſer Felſen, und mitten in unſerer Betrachtung ſtürzt ſich ein Unglücklicher herunter. Wir nennen die Bewegung, die daraus entſpringt: **wirkliche Empfindung.** Der Eindruck, welchen dieſe Begegniß auf unſre Sinne macht, iſt nichts weniger als **willkührlich.** Wir müſſen uns ſogleich der ganzen Empfindung überlaſſen; und es ſteht nicht in unſrer Macht, ſie zu zernichten. **Die zweyte Art der Empfindung iſt** folgende: Wir beſuchen dieſe ſchauerhafte Gegend, in welcher vor wenigen Monaten ein Unglücklicher vom Felſen herunter geſtürzt iſt; man hat uns alle Bewegungen, alle Tritte des Unglücklichen erzählt. Wir ſuchen mit unſern Augen die Stelle, wo er ſtand, und nun ſteht die ganze Begebenheit, wie ſie uns erzählt ward, vor unſern Augen; und keiner der Umſtände entgeht uns. Kurz, wir wiederholen in unſerer Seele den ganzen Vorfall in eben dieſer Ordnung; und dieſe Empfindung nenne

ich empfindende Erinnerung; ein Werk des Gedächtnisses. Die dritte Art der **Empfindung** entsteht durch eine bloße mögliche Vorstellung: Hier könnte jemand unglücklich werden! und plötzlich steht eine ganze Reyhe von Umständen, die mitwirken sollen, vor unsern Augen in einer Verbindung unter sich, welche nie war, und vielleicht nie so geschehen wird. Diese letztere ist ein Geschöpfe unserer Einbildungskraft, oder vielmehr unserer einbildenden Empfindung, welcher unser Abbt den Namen Empfindniß gegeben hat. Und nun erkennen wir auch zugleich den wahren Unterscheid unserer Empfindung. Es ist hier der Ort nicht, zu zeigen, daß **Empfinden** die einzige Fähigkeit der menschlichen Seele ist, und ihr Wesen ausmacht. Genug, an diesem Beyspiel ist gezeigt, daß **Empfindung, Gedächtniß**, und **Einbildungskraft** eines und eben dasselbe Seelenvermögen ist; daß nur die verschiedene Gegenstände den Unterschied ausmachen. Empfindung ist für das Gegenwärtige, **Wirkliche**; Gedächtniß für das **Vergangene in eben derselben Verbindung**; Einbildungskraft **für das Vergangene und Gegenwärtige** zugleich, in einer neuen willkührlichen Verbindung. Die erste ist durch sich selbst unwillkührlich; die zweyte ist zwar nicht ganz, aber doch größtentheils unwillkührlich, weil unsere Seele die Erinnerung zwar nicht ganz hindern, aber doch noch mehr fördern kan; die dritte ist am meisten willkührlich: denn ich habe die Macht, Umstände hinzu zu dichten, und zusammen zu setzen und zu ordnen, wie ich nur will.

Noch

Noch wäre eine vierte Art, von jenen dreyen verſchieden, möglich, die aber doch von der letzten Art am meiſten abhängt. Geſetzt, wir befinden uns ſelbſt auf jenem gähen Abhange, ſo wird unſere Empfindung ſo ſehr gerührt, daß wir die bloſſe leere Vorſtellung von der wirklichen Empfindung nimmer zu unterſcheiden wiſſen, ja daß der Schauer von dieſer noch weit heftiger iſt, als der Schauer bey der erſten obengenannten Empfindung. Die Gefahr herunter zu ſtürzen, iſt ſo nahe, und die Möglichkeit derſelben ſo vor unſerm Gemüthe, daß unſer ganzes Weſen in Zerrüttung kommt, und die heftigſte Betrübniß in unſerer Seele Platz gewinnt. Je näher wir der Gefahr ſind, und wenn wir auch von allen Seiten geſichert wären, ſo ſchweigt hier kalte Ueberlegung, und die ganze Vorſtellung einer ſolchen Gefahr tritt in ihren Platz.

Je mehr Beyſpiele, deſto deutlicher werden wir dies erkennen. In einer Ebene mich zu Fuſſe fortzubringen, bedarf ich ohngefehr einen Platz von anderthalb Schuhen. Warum brauche ich auf einer hohen Mauer ungleich mehr Platz, um mich im Gleichgewicht zu erhalten? Ich glaube, daß ein jeder aus obiger Betrachtung die wahre Urſachen leicht erkennt. Die nahe Gefahr bemächtigt ſich ſo ſehr meines ganzen Körpers, oder damit dieſer Satz niemand anſtößig ſey, meiner ganzen Natur, daß ich nicht kalt genug bin, um feſt zu ſtehen, und zu überlegen, daß ich auf einer Ebene noch weniger Platz nöthig habe, um im

Gleichgewichte zu bleiben. Umsonst auf einem sehr hohen Thurme das Geländer, an welchem ich mich fest halte. Ich sehe in den Abgrund hinab, betrachte die Höhe des Thurns, und nun bemächtigt sich der Schauer meines ganzen Wesens. Wie leicht kan dies Geländer brechen, und ich hinunter stürzen? Ich schwindle, und meine Füsse tragen mich nicht mehr, und der blosse Schauer kan bey einem Menschen von sehr empfindlichen Nerven so hoch steigen, daß er wirklich fällt, wenn ihn nicht jemand zurück zieht.

Die ganze Zerrüttung der äuserlichen Sinne ist die Folge dieses heftigen Schauers, der zum höchsten Schmerzen wird. Der höchste Grad dieses Schauers ist eine **Ohnmacht**; welche in der gänzlichen Betäubung und Fühllosigkeit der sinnlichen Werkzeuge besteht, durch welche die Seele alle Vorstellung verliert, und in einem unthätigen Zustand ist, so lange bis die sinnliche Werkzeuge ihre Bewegung durch Wirkungen von aussen wieder erhalten.

Nur unsre Einbildungskraft in dem Verstande, wie ich sie oben bestimmt habe, ist fähig, so grosse Wirkungen hervor zu bringen: denn sie ist es, die unsre Selbstliebe in eine so starke Bewegung bringt.

Bey der ersten Art der Empfindung wird die Selbstliebe, oder der Antheil, welchen wir nehmen, nicht so sehr bewegt, wiewohl sie um der Gegenwart willen immer stark genug interessirt ist; da

da ſie hingegen bey der zweyten Art weit ſchwächer iſt, und bey der dritten wirklich mehr unſer eigenes Vergnügen, unſer Beſtreben, eine ganze Reyhe von ſchauerhaften Dingen zu durchlaufen, zum Grunde liegt.

Bey der **vierten Art** ſind wir blos mit uns ſelbſt beſchäftigt, ohne, daß wir auf andere denken, als in ſo fern ſie uns als Beyſpiele gleicher Gefahr vor dem Gemüthe ſind.

Je näher wir der Gefahr ſind, deſto ſtärker empört ſich auch unſre Empfindung. Der ſinnliche Eindruck modificirt die Seele, und dieſe modificirt hinwiederum alle unſre ſinnliche Werkzeuge.

Die Seele iſt immer die **bewegende Kraft**; aber ohne ſinnliche Eindrücke kan ſie dieſe Kraft nicht ausüben: denn es iſt nothwendig, daß verſchiedene Gegenſtände von auſſen ſie modificiren, wenn ſie modificirt werden ſoll. Ohne ſinnliche Eindrücke muß ſie gleichgültig bleiben, ohne daß die Natur ihres Weſen von ihrer Vollkommenheit etwas verliert.

Je heftiger die Eindrücke ſind, je vielfältiger und verſchlungener; deſto ſtärker wird die Empfindung, weil die Seele ſie unmöglich alle in klare, deutliche Begriffe auflöſen kan: denn, ſo bald dies geſchicht, ſo iſt die Wirkung nicht mehr von ſo groſſer Heftigkeit.

Hieraus erkennen wir nun den Urſprung der heftigen Leidenſchaften des Menſchen, und der

Ohnmacht, der Betäubung aller ſinnlichen Organe. Alle haben ihren Grund in dunklen Empfindungen; und dieſe entſpringen aus einer Menge von Eindrücken, die unſern ſinnlichen Werkzeugen bey der Ueberſpannung, daß ich ſo ſage, oder bey der Zuſammenziehung und Ausdehnung nimmer faßlich ſind.

Einem Blinden mangeln alle die Empfindungen, welche mittelſt der Seh-Organe erlangt werden; einem Tauben alle diejenige, welche durch das Gehör erlangt werden, und nach einer richtigen Schlußfolge wäre eben ſo klar, daß die Beraubung aller Sinne den Menſchen in eine völlige Unthätigkeit ſetzen würde, die man nicht als einen Fehler der menſchlichen Seele, ſondern als eine Wirkung der Fehler des Körpers betrachten müßte. Die Verderbniß der ſinnlichen Werkzeuge zieht unmittelbar Irrthum und Thorheit nach ſich.

Man ſagt, dieſe beſtimmte Gegenſtände bringen in den Organen eine gleich beſtimmte Bewegung hervor, und dieſe modificiren die Seele. Ich ſtreite nicht gegen dieſen Satz; aber wenn unſre Organe verderbt ſind, ſo entſteht eine ganz andere Wirkung.

Die Anwendung auf unſere Betrachtung iſt leicht. Wenn z. B. meine Sehorgane verderbt ſind, ſo zeigen ſie mir die Geſtalt der Dinge ganz anders, und es kan ſich bey einem Gegenſtand ein Schauer meiner bemächtigen, bey welchem ein anderer ganz gleichgültig bleibt, welcher die wahre

Ge-

Gestalt der Sache vor sich hat. Quellen des Irrthums, und Quellen der Wahrheit sind die sinnliche Werkzeuge, und der Satz: mens sana in corpore sano, ist nicht bestimmt genug, weil es physisch unmöglich ist, daß in corpore sano mens insana seyn kan. Dies bedarf, glaube ich, keiner weitern Beweise.

Da, wie ich oben gezeigt habe, ein Blinder aller Eindrücke, welche durch das Gesicht geschehen, beraubt ist; so ist klar, daß er bey Gegenständen des Gesichts, in so fern sie durch das Gesicht empfunden werden müssen, weder Schauer noch Vergnügen empfinden kan. Aber eben so gewiß ist es, daß er durch Gegenstände des Gehörs heftiger gerührt und erschüttert wird, als ein Sehender, weil dieser die wahre Gestalt der Sache einsieht, und keinem unnöthigen Schrecken Platz giebt. Eben so verhält es sich mit allen übrigen Sinnen.

So viel ist immer klar, eine gewisse Modification der Seele bringt eine bestimmte von allen andern Modificationen verschiedene Modification in den Fibern hervor, und diese eine gewisse Bewegung im ganzen Körper. Aber auch, wenn wir diesen Satz umkehren, ist er eben so wahr: **Eine gewisse Bewegung der sinnlichen Werkzeuge, die in unserer Macht steht, bringt eine Modification in der Seele hervor.** Das heißt: Es steht in unserer Macht, zornig, furchtsam und dergleichen zu werden, wenn

wir

wir wollen. Wir ſind im Stande, Leidenſchaften in uns zu erzeugen, zu welchen unſere Selbſtliebe gerade hin nichts beyträgt. Das begreift aber nur der, der die Triebe aller Leidenſchaften kennt, und Meiſter über ſeine ſinnliche Bewegungen iſt.

Nur ein einiges Beyſpiel ſtatt aller! Auf der Schaubühne ſehen wir die Spiele aller Leidenſchaften ganz, nicht blos nachahmend, ſondern ich glaube wirklich. Man glaube ja nicht, daß der Schauſpieler, wenn er ſeine Rolle verſteht, gleichgültig bleibt. Das iſt unmöglich! Er wird ſo ſehr in das Intereſſe der Sache gezogen, daß er die Natur ausdrückt. Soll er eine ſchauervolle Stelle gut ausdrücken, ſo ſetzt er alle ſeine Fibern in eine Bewegung, die der Schauer erfordert.

Nun iſt ihm die Sache gegenwärtig, ob er ſchon ſich in ſeinen gegenwärtigen Umſtänden ſicher genug weiß. Um uns Zuſchauer zu täuſchen, bedarf er nicht blos der Nachahmung; genug, daß er ſchon durch die Nachahmung ſeiner Rolle Ehre genug macht. Hat er einmal ſeine Fibern in die erforderliche Bewegung gebracht; ſo wird die Seele darnach modificirt, nimmt wahren Theil, und Seele und Körper vereinigen ſich, um die Leidenſchaft wahrhaftig auszudrücken.

So ſehr iſt der Menſch im Stande, durch die Bewegung ſeiner Fibern ſeine innere Empfindung zu modificiren. Wie weit der Menſch eine ſolche Macht über ſeine Organen ausdehnen kan, das

hängt

hängt von einer Uebung ab, die ich freylich um meiner Geſundheit und meines ſittlichen Charakters willen nicht erlangen möchte. Die Urſache würde leicht anzugeben ſeyn, wenn hier der Ort dazu wäre.

Alle Erfahrungen beſtätigen dieſe willkührliche Bewegung der Fibern. Wenn der Schauſpieler die Perſon eines Zornigen ausdrückt, ſo ſetzt er alle ſeine Gebärden in dieſe Stellung; er ſtampft mit den Füſſen, ſein Blick irrt trunken umher, ſeine Stirne runzelt ſich, und das Schnauben ſeiner Naſe, das Schäumen ſeines Mundes verräth einen Zornigen. Zwar in der erſten Bewegung bloſſe Nachahmung; aber ſo bald die Fibern alle bewegt ſind, nimmer Nachahmung, ſondern wahrer Zorn, an welchem die modificirte Seele Theil genommen hat.

Noch habe ich einige Phänomene des Schauers zu erklären, die eben ſo ſehr in unſerer Natur gegründet ſind.

Wenn wir uns einer ſehr groſſen Kälte erinnern, und die Erinnerung recht lebhaft wird; ſo kan es geſchehen, daß wir mitten im Sommer einen ungewohnten Schauer empfinden, der der Empfindung der heftigſten Kälte nahe kommt. Erhellt nicht hieraus, wie ſehr der Menſch es in ſeiner Macht habe, eine eigene Welt zu bauen, und in ſich alsdenn alle die Bewegungen hervor zu bringen, welche ſonſt blos als Wirkungen äuſerer

Gegen-

Gegenſtände angeſehen werden. Der Phyſiolog wird freylich nach ſeinen Erfahrungen eigene Muthmaſſungen haben; aber mir wird es, je mehr ich der Sache nachdenke, ſehr wahrſcheinlich, daß eine ſchnelle Erſtarrung der ſinnlichen Werkzeuge dasjenige, was wir Schauer nennen, hervor bringt.

Jede unvermuthete Begebenheit iſt fähig, dieſe Bewegung in uns zu zeugen, und eine plötzliche unerwartete Freude eben ſowohl, als ein unerwartetes Unglück, an welchem wir Antheil nehmen. Wächſt dieſer Schauer, ſo erzeugt er die gänzliche Unthätigkeit aller ſinnlichen Werkzeuge, eine Ohnmacht. Je ſinnlicher und fühlbarer wir einen Gegenſtand machen; deſto mehr ſind wir dieſer Modification unſers Körpers unterworfen. Ich habe noch nie eine Todtenmuſik, wenn ſie auch ſchon nicht alles das ausdrückt, was ich wünſchte, gehört, ohne dieſen Schauer zu empfinden. Je ausdrückender ſie iſt, je mehr ſie von Leidenſchaft zu Leidenſchaft übergeht; deſto ſtärker iſt meine Empfindung. Mein Körper empfindet ſeine Vergänglichkeit und zittert nach allen den Bewegungen, welche der Todtengeſang macht. Das Stabat Mater des Pergoleſi verſenkt mich in eine tiefe Melancholie, in Schauer, von welchem ich ſchnell bey einer andern Biegung mich erhole, um wieder deſto ſchneller in dieſe Leidenſchaft zurück zu ſinken.

Zwar wirken alle ſinnliche Empfindungen ſehr ſtark auf meinen Körper, aber keine ſtärker, als die

die Empfindung des Todes? Der bloſſe Gedanke wirkt ſtark genug, und wirkt ein Gegenſtand von auſſen bey, ſo wird er noch ſtärker. Beyſpiele beweiſen, wie weit dieſe Furcht vor der Zernichtung, und, wenn ſie auch noch ſo ſehr entfernt iſt, ſteigen kan. Menſchen, die ein entblößter Degen ſchon auſſer ſich ſetzt, die kein Blut ſehen können, und wenn ſie ſonſt noch ſo richtig denken, ſind freylich in mancher Abſicht zu bedauren. Allein auch wir, die wir ſtärker ſind, die wir vielleicht den Tod verachten, ſind von einem Schauer nicht frey. Der Trieb der Selbſterhaltung ſtreitet mit dem Gefühle der Zernichtung zu ſehr, als daß wir immer gleichgültig bleiben können.

Ich glaube, daß nun auch die Urſache des Schauers bey der Hinrichtung eines Unglücklichen, den wir vielleicht nicht einmal bedauren, klar genug ſeyn wird. Ich ſammle noch die einzele Wahrheiten, die aus allen dieſen Erfahrungen, und aus dieſer ganzen Betrachtung folgen, um die Triebfedern alle zu überſehen.

Der Menſch iſt ein empfindendes Weſen: Alle ſeine Begriffe ſind von ſeiner Empfindung herzuleiten, auch die abſtrakteſte.

Ohne Empfindung würde er weder Begriffe haben, noch überhaupt Bewußtſeyn ſeines Weſens.

Jeder Gedanke iſt Empfindung, aber dieſe Empfindung iſt nicht immer ſinnlich.

Seine

Seine Erkenntniß hängt von dem Verhältnisse ab, in welchem er mit Dingen auſſer ſich ſteht, und dieſes Verhältniß hängt von dem ganzen Bau ſeiner ſinnlichen Werkzeuge ab.

Ehe er ſich empfindet, oder das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt erlangt; empfindet er ſchon Dinge auſſer ſich, und daraus ſchließt er: Ich empfinde, darum bin ich.

Angenehme und unangenehme Empfindungen mißt er blos nach dem Eindrucke, den eine Sache auf ſeine ſinnliche Organen macht.

Dadurch erhält er eine Erkenntniß von unangenehmen und angenehmen Dingen.

Seine ſinnliche Werkzeuge verlangen dieſe, weil ſie angenehme Bewegungen in einen vollkommenern Zuſtand ſetzen, und entfernen ſich von jenen, weil ſie die Harmonie derſelben ſtören.

Aus dieſem bildet ſich Verlangen oder Abſcheu, und der Schauer vor jedem auch künftigem Uebel.

Da ein Blinder von ſinnlichen Gegenſtänden des Geſichtes keinen Eindruck erhält, ſo kan er auch vor dieſen keinen Abſcheu haben; und daraus fließt, daß ein Menſch, welcher aller Sinnen beraubt wäre, weder verlangen noch verabſcheuen, weder fürchten noch hoffen könnte.

Der Menſch kan ſo ſehr Meiſter über ſeine ſinnliche Werkzeuge werden, daß er ſie ohne einen

Ein-

Eindruck von aussen in Bewegungen setzen kan, von welchen er eben die Vorstellungen bekömmt, die sonst nur äuserliche Gegenstände in ihm erwecken.

Je gewohnter er ist, gewisse Bewegungen seiner Fibern zu wirken, desto sinnlicher wird ihm der blos eingebildete Gegenstand; und desto heftiger seine Leidenschaft.

Die Selbstliebe ist der Trieb aller seiner Bewegungen und Handlungen.

Ich habe nichts Neues gesagt; und ich bin zufrieden, wenn ich von alten Wahrheiten Anwendungen auf einzele Fälle machen kan. Wer selbst sich an Nachdenken gewöhnt, der kan, wenn er mit andern Weisen in den ersten Grundsätzen übereinstimmt, zu eben dem Ziele kommen, zu welchem jene gekommen sind. Nur durch die Uebereinstimmung vieler Denker erhält die Wahrheit auch ihre äusere untrügliche Gewisheit, welcher ewige Neuerungen sehr gefährlich seyn würden.

V. D. V. D. S.

III.

Miscellanien (*)

über

Litterarische und andre interessante Gegenstände,

von dem Herausgeber des T. M.

I.

Ueber einige ältere teutsche Singspiele,

welche

den Nahmen Alceste führen.

Man hat der neuern teutschen **Alceste** die Ehre angethan, sie für das erste teutsche Singspiel dieses Nahmens und Inhalts zu halten. Wäre die Meynung blos, sie in demjenigen Sinne **die erste** zu nennen, in welchem Brutus und Caßius **die lezten** Römer genennt wurden, so möchte der Verfasser dies Compliment vielleicht annehmen können, ohne sich einer übermäßigen Einbildung von der Vorzüglichkeit seines Werkes über seine längst vergeßnen Vorgänger schuldig zu machen. Aber da den meisten Lesern das Daseyn dieser leztern wirklich unbekannt ist: so können wir nicht umhin, sie über eine Sache, welche doch immer einen nicht ganz unbeträchtlichen Umstand in unsrer vaterländischen Litteraturgeschichte ausmacht, aus dem Irrthum zu ziehen.

Es

(*) Dieser Artikel wird von Zeit zu Zeit fortgesezt.

Es wird vielen bekannt, und mehrern unbekannt seyn, daß der sel. **Gottsched** — dieser wunderbare Mann, den das Schicksal dazu bestimmte, ohne Genie, ohne Witz, ohne Gefühl, und ohne Geschmack, mit den Fähigkeiten eines Schulmeisters, und mit der Ruhmsucht eines Alexanders, nicht nur eine Zeitlang den Apollo auf dem teutschen Parnasse zu spielen, sondern wirklich in der Geschichte unsrer Sprache, Schaubühne und Litteratur eine **Epoche** zu machen — daß, sage ich, dieser Gottsched, zwanzig oder dreyßig Jahre lang, alle Arten von Schauspielen, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Teutschland zum Vorschein gekommen, geistliche und weltliche, Tragische und Komische, Helden- Schäfer- und Possenspiele, Opern, die auf Fürstlichen Hof-Theatern, und Tragicomödien von Simson und Delila, von Daniel und der keuschen Susanna, von Judith und Holofernes u. s. w., welche zur Uebung der lieben Schuljugend von dem Conrector oder Subconrector irgend einer lateinischen Stadtschule in kurzweilig- erbaulichen Reimweisen abgefaßt worden, aus allen Bibliotheken, Plunderkammern, Maculaturgewölben und Pfefferbuden des heiligen Römischen Reichs teutscher Nation, zusammen suchte, und mittelst seines unermüdeten Eifers und des Beystandes seiner beynahe unzähligen Freunde, im Schweisse seines Angesichts endlich eine **Sammlung von teutschen Schauspielen** aufbrachte, welche an Vollständigkeit schwerlich ihres gleichen hat, und einem Philoso-

phiſchen Geſchichtſchreiber des teutſchen Parnaſſes, zu Bezeichnung der Stufen, auf welchen unſre Sprache und Litteratur ſeit zweyhundert Jahren bis zu ihrem gegenwärtigen Zuſtand empor geſtiegen, eben ſo unentbehrlich ſeyn würde, als ſie für einen jeden Liebhaber überhaupt merkwürdig iſt. Die Herzogin-Regentin von Weimar hat die beſagte Sammlung von den Erben des Herrn Profeſſors an ſich gebracht, und indem Sie ſolchergeſtalt die Zerſtreuung eines für unſre Litteraturgeſchichte nicht unerheblichen Schatzes verhütete, den teutſchen Muſen eine Wohlthat erzeigt, deren Andenken in den Jahrbüchern derſelben mit Dankbarkeit erhalten zu werden verdient. Man ſagt, daß ein hieſiger Gelehrter im Begriff ſey, von dieſer Sammlung zu einem Beytrag für die kritiſche Geſchichte unſrer Sprache und unſers Theaters Gebrauch zu machen. Dies war es, was Gottſched in ſelbſteigner Perſon zu verrichten gedachte, wenn der Tod ihn nicht (zu gutem Glücke) an einer Arbeit verhindert hätte, wozu er unter allen Menſchen ſeiner Zeit der ungeſchickteſte war.

Ich hatte meine Alceſte bereits vollendet, und empfieng die Glückwünſche dazu mit der Treuherzigkeit eines Unwiſſenden, der ſich gar nicht einfallen lieſt, daß er hinter drey Vorgängern, welche ihm vielleicht ſchon das Beſte weggenommen hatten, herſchlendere: als ich, aus beſagter Sammlung, drey teutſche Singſpiele gleiches Nahmens und Inhalts mit dem meinigen, zu Geſichte bekam, deren Anblick meine Eigenliebe nicht wenig

hätte

hätte kränken müssen, wenn die Ehre, der erste zu seyn der einen gewissen Stoff bearbeitet, einigen Werth in meinen Augen hätte.

Das erste dieser Singspiele führt die Aufschrift: *Alceste*, in einer *Opera*, mit Churfürstl. Sächsischer gnädigster Verwilligung auf dem neuerbauten Schauplatze zu Leipzig in der Ostermesse des 1693. Jahres vorzustellen — Es ist in der Churfürstl. Hofbuchdruckerey bey Immanuel Bergen gedruckt, und beträgt 70 Quart-Seiten. In einem kleinen Vorberichte sagt dem hochgeneigten Leser sein ergebenster Diener, der Uebersetzer: „Weil gegenwärtiges Drama, „welches ehmals aus der Feder des berühmten „Aurelio Aureli geflossen, auf denen Adriatischen „Scenen (das ist verdollmetscht, in Venedig) „ein ungemeines Lob erhalten; so sey solches auch „zum erstenmal auf dem neuerbauten Leipziger „Schauplatz aufzuführen beliebt worden.“

Das Singspiel, oder die sogenannte Opera, war zu der Zeit, da Aurelio Aureli für einen grossen Operndichter passierte, von der Würde, wozu es durch Apostolo Zeno und Pietro Metastasio erhoben worden ist, noch unendlich weit entfernt. Es war eine Art von Raritäten-Kasten, worinn alles was im Himmel, auf Erden und unter der Erden zu sehen ist, in schönster Unordnung vor den Augen der Zuschauer vorbey zog, wo alles Natürliche durch Wunderwerke geschah; wo die Sinnen immer auf Unkosten des Menschen-

verſtandes beluſtiget und das Wahrſcheinliche, Anſtändige und Schickliche, eben ſo ſorgfältig vermieden wurde, als ob es mit dem Weſen der Opera nicht beſtehen könnte. Je unnatürlicher, je beſſer, war das erſte Geſetz eines Schauſpiels, welches durch den groſſen Aufwand, den es erfoderte, eine Beluſtigung der Fürſten wurde, und kaum würdig war, Kinder zu beluſtigen.

Aurelio Aureli ſcheint bey Entwerfung ſeines Plans nichts angelegners gehabt zu haben, als in ſeinen Zuſchauern nicht den Schatten eines Zweifels zu erwecken, als ob er die Alceſte des Euripides kenne. Das ganze Stück hat von Anfang bis zu Ende, die Nahmen ausgenommen, nicht den mindeſten Geſchmack von dem Lande und der Zeit, woraus die Begebenheit genommen iſt. Admet, Alceſte, und alle übrige Perſonen dieſer Oper ſind Leute aus einer andern Welt, die den Leuten unſrer Welt ungefehr ſo ähnlich ſehen, wie die Amadis und Eſplandians, die Magellonen und Orianen der alten Ritterbücher den Helden und Heldinnen der Geſchichte. Sie empfinden, reden und handeln nach ganz andern Naturgeſetzen, als wir armen Erdenbewohner. Die Dichter dieſer wundervollen Schauſpiele verdienten den Nahmen der **Schöpfer** in einem viel höhern Sinne, als Homer oder Sophokles. Dieſe bilden ihre Perſonen nach den Menſchen, welche GOtt geſchaffen hat; jene bringen Weſen von ihrer eigenen Erfindung hervor; Geſchöpfe, die uns zwar zu wenig

ähnlich ſind, um uns **intereßieren** zu können, aber eben dadurch deſto geſchickter ſind, uns in **Erſtaunen** zu ſetzen; welches die einzige Abſicht der ältern Opernmacher geweſen zu ſeyn ſcheint.

Das **Einfache** im Plan würde in den Augen dieſer ſeltſamen Schöpfer ein eben ſo groſſer Fehler geweſen ſeyn, als das **Natürliche** in der Ausführung. **Aurelio** würde mit ſo wenig Perſonen als Admet, Alceſte, Parthenia und Herkules, ſeine adriatiſche Zuhörerſchaft übel unterhalten haben. Er hat alſo ſehr ſinnreich noch einen **Thraſymedes**, Bruder des Admet, und eine **Antigone**, Prinzeßin von Troja, nebſt **Meraſpe**, ihrem Großvater, beyde in Hirtenhabit, eingeflochten, deren Helden- und Liebesgeſchichte **das Intereſſe des Stücks vermehren helfen muß.** Ueberdies ſpielen die Hofdame **Eurilla**, die Cavaliers, **Trineus** und **Orindus**, **Lillus** der Page der Königin, und **Lesbus**, des Königs Liebling, theils die Confidenten, theils die luſtigen Perſonen, mit einer angenehmen Abwechslung, welche den Zuſchauer, wenn es auch möglich wäre gerührt zu werden, keinen Augenblick in einem ſo beſchwerlichen Gemüthszuſtande ſchmachten laſſen.

Von der Poeſie des Styls und von der Sprache des Originals kan ich nichts ſagen, da ich es nur aus der vor mir liegenden Ueberſetzung eines Ungenannten kenne. Was dieſer letzte für ein Mann war, werden unſre Leſer am beſten aus den

Proben abnehmen können, die Ihnen der folgende Auszug vorlegt.

Im ersten Auftritt sehen wir, im königlichen Gemach, den **Admet** bettlägerig. Lesbus, sein Liebling, schläft und träumt neben ihm. Der König singt eine Aria. Lesbus im Schlaf singt mit, und daraus entsteht eine Art von poßierlichem Duett; denn Lesbus, dem von Wiedergenesung des Königs träumt, singt **grosse Freude**, und der König, der in Schmerzen liegt, beklagt sich über **grosse Plagen** — Endlich wacht Lesbus auf, und fragt den König:

Ach! sagt, ob euer Krankheitsjoch
Sich unterdeß verzogen?
Mich dünkt jetzund
Ihr würdet durch ein blutig Eisen
Im Augenblick gesund,
Darüber wollt ich mich so froh erweisen.

Admet antwortet in einer Ariette:

Wenn der Parzen Scheere nicht
Herz und Schmerz zugleich zerbricht,
Kan mich wohl kein ander Eisen
Zur beständgen Ruhe weisen.

Zweyter Auftritt. Der Kammerjunker Olindus meldet den Herkules beym Admet an.

Herr, der großmüthge Herkules,
Der sich der Tugend stets befliſſen,

Wer-

Verlangt vor ſeiner Reiſe,
Nach der bekannten Art und Weiſe
Die königliche Hand zu küſſen.

Admet verſpricht, ſeinen Schmerz zu bezwingen, und Herkules wird vorgelaſſen. Dieſer Herkules iſt Held und Freund ſo ſehr, als er es in der jüngſten Alceſte iſt; aber die Art, wie er beydes zu Tage legt — Hören Sie ein wenig!

Herk. Der gütge Himmel gebe doch,
Daß meinem Freund' in dieſem Krankheitsjoch
Von den geſtirnten Höhen
Auch wieder mög' ein Freudenlicht aufgehen.

Adm. Alcides, reiſe wohl!
Wenn Fama ſeine Thaten
In die Trompete ſtößt
Und durch die Lüfte bläſt,
So wird auch meiner Noth gerathen.
Jedoch, wenn geht die Reiſe fort?

Herk. Mit einem Wort,
Unfehlbar auf den Morgen.

Adm. Will denn Alcides ſorgen,
Daß ſich ſein Fuß zu uns bemüht,
Eh er von dannen zieht?

Herk. Weil noch die Sonn am Himmel ſteht,
Will ich nach meinen Pflichten

Dem Könige berichten,
Wohin die Reiſe geht.
Und ſeiner Majeſtät daneben
Das letzt' Adio geben;
Denn die Begier zu Ruhm und Ehr
Erregt mein Herz vielmehr
Als der Jolen Blicke
Und was noch ſonſt von Cypripor zurücke.

Nichts klingt ſchöner auf der Welt
Als der Famen Ruhmtrompete,
Wenn ſie bey der Grabesſtätte
Noch die Heldenthaten meldt;
Nichts klingt ſchöner auf der Welt.

(geht ab.)

Nun kömmt auch Alceſte, und es erfolgt ein herzbrechender Dialog zwiſchen den beyden Eheleuten. Alceſte, als eine wohlerzogene Prinzeßin, redt mit ihrem Gemahl in der dritten Perſon. Was dünkt unſre Leſer zu der folgenden Arie?

Werther Bräutgam, ſeine Schmerzen
Gehn mir eben auch zu Herzen,
Seine Pein iſt meine Noth,
Sein Betrübniß meine Plage,
Die ich in dem Buſen trage
Bis ſie tilgt ein ſanfter Tod.

Admet wendet ſich in ſeiner Angſt an eine Bildſäule des Apollo, die in ſeinem Schlafzimmer ſteht, und ſiehe, die Statua antwortet:

Admetus ſtirbet und verdirbt
Wie die verwelkten Amaranthen,
Wenn nicht jemand von nächſten Anverwandten
Sein Leben durch den Tod erwirbt.

Lesbus, des Königs Liebling, hat die Ehre ein Anverwandter zu ſeyn. Aber Lesbus läuft davon, da er hört, wie gefährlich dieſe Ehre iſt. So weit geht bey ihm die Freundſchaft nicht.

Lesbus (ſingt er) will wohl gerne dienen,
Aber ſterben mag er nicht.
Welcher ſich dazu verpflicht,
Wird gewiß nicht lange grünen. D. C.

Alc. Du darfſt gar nicht erſchrecken.
Lesb. Ja, ja, wenns ſo gefährlich ſteht
Und bis ans Leben geht,
Muß man ſich nach der Decke ſtrecken.
Ich bleibe nicht!
Alc. Hör' auf, du Böſewicht!
Der König ſchließt die Augenlieder.
Lesb. Adieu, zu tauſend guter Nacht!
Nehmt meinen Herrn ſein wohl in Acht;
Ich komme nun ſo bald nicht wieder.

Alceſte, die nun allein iſt, entdeckt ihren Entſchluß in einem Liede von drey Strophen:

Ruhet wohl ihr ſchönſten Sterne!
Liebſte Lichter, gute Nacht!
Wenn ihr ungefehr erwacht,
Und erblickt etwan von ferne
Was die Liebe hat verricht,
So entſetzet euch nur nicht.
Euch zu helfen, euch zu retten,
Euch zu lindern euern Schmerz,
Wählet ſich mein treues Herz
Die pechſchwarzen Todesketten u. ſ. w.

Die Königin geht ab; und damit die Bühne nicht leer ſtehe, bleibt der Page Lillo zurück, ſein Liedlein auch zu ſingen:

Die Königin klagt nicht vergebens,
Weil doch der Zucker ihres Lebens
So jämmerlich verdirbt,
Und in der erſten Blüthe ſtirbt.
Admetus lieget krank,
Drum muß auch ſie der Liebe Nektartrank
Samt tauſend ſüſſen Küſſen
Noch immerfort vermiſſen.
Himmel, was für Bitterkeit
Heget doch die ſüſſe Liebe.
Heute helle, morgen trübe
Iſt ihr beſtes Ehrenkleid. D. C.

Nach

Nach einigen Auftritten, welche die Liebesnöthen des Thraſymedes und der Antigone, der Eurilla und des Trineus zum Gegenſtand haben, und blos zum Ausfüllen dienen, erſcheint in der dreyzehnten Scene Admet wieder friſch und geſund, und empfängt die Glückwünſche ſeines Hofes und des Herkules, wird aber bald durch den Anblick der Königin, die ſich ſelbſt neben einem Springbrunnen im Garten erſtochen hat, wieder in groſſe Traurigkeit verſetzt. Eine Schrift, welche ſie zurück gelaſſen, entdeckt:

Daß ſie ſich ſelbſt dem Tod ergeben,
Daß ihr Admetus möge leben.

Hierüber bricht Admet in dieſe jämmerliche Klage aus:

O Unglück! ach ja, ja,
Schießt auf mich los,
Ihr ſchädlichen Cometen!
Ob ihr mich gleich noch nicht gedenkt zu tödten.
Mein Unſtern iſt ſo groß.
Ich ſoll noch länger leben,
Und meiner Bruſt ſtets neue Marter geben;
Weil ich nicht folgen kan
Der Sonne meiner Seele,
Die eure finſtre Todeshöhle
Aus treuer Liebe liebgewann.

Jedoch,

Jedoch, ihr meine Treuen,
Raumt dieſes Jammerbild hinweg,
Und endet meinen Lebens-Zweg.
Doch nein, es möchte mich gereuen,
Ich will, mein liebſtes Herz,
Ich will noch länger leben,
Und auch dem Tode widerſtreben.

Herkules bittet ihn, **ſein benetztes Augenpaar zu wiſchen**, aber Admet ſagt ihm, daß er mehr als eine bloſſe Condolenz von ihm erwarte. Habe er den Himmel tragen, und ſeinen **treuen Geſellen**, den Theſeus, **aus des Orkus Schwellen** erlöſen können: ſo ſey es **ſeiner Fauſt** auch nur ein kleines, Alceſten wieder zu holen. **Ich thu was mir der König hat befohlen**, antwortet Herkules; und ſo **zieht er zum Höllenſchlund**; der König geht ab, und die Hofſchranzen, Lillo und Orindus, narriren inzwiſchen über die That der Königin, und das Unternehmen des Herkules; ſie finden jene ſehr ſeltſam, und ſetzen wenig Vertrauen in dieſes. Lillo ſchließt mit einer Aria, in welcher der Autor einen ſatyriſchen Seitenblick auf die ehrlichen Bürgersfrauen in Leipzig wirft.

Wie viel Männer in der Stadt
Stellten ſich wohl krank und matt,
Hätten ſie nur einen Bürgen,
Daß ſich ihr verdrießlich Weib
Auch einmal zum Zeitvertreib
Mit Alceſten möchte würgen.

Den

Den Reſt dieſes erſten Acts füllen Thraſymedes und Trineus mit ihren reſpective Herzensangelegenheiten aus, und der Act ſchließt mit einem **Ballet von des Thraſymedes Cavalieren.**

Die erſte Scene des zweyten Aufzugs zeigt uns Alceſten in der Unterwelt; aber nicht etwan im Elyſium, ſondern **in der Hölle**, mit Ketten an einen **Steinfelſen** gefeſſelt und von zwoen Furien geplagt. Alceſtens Standhaftigkeit hält gegen eine ſolche Belohnung ihrer Tugend nicht aus. Sie bereut ihre That in folgender Ariette:

Verdammter Stoß,
Der mir das Herz durchſtochen,
Und meinen Lebensdrat zerbrochen!
Wer macht mich wieder los?
Verdammter Stoß!

Indem ſie ſich der Verzweiflung über die Unmöglichkeit ihrer Befreyung überläßt, erſcheint Herkules mit dem dreyköpfigen Cerberus kämpfend. Alceſte ruft ihn um Hülfe an. **Euch zu vergnügen**, antwortet er, **hab ich das ungeheure Loch mit kühnem Muth erſtiegen.** Nun miſcht ſich auch **Clotho** in die Sache, und erklärt ſich, daß ſie aus Hochachtung für einen ſo großmüthigen **Beſtreiter** alles, was er **noch weiter** begehren werde, zu thun bereit ſeyn. Der beſcheidene Herkules begnügt ſich zu verlangen, daß ſie Alceſtens abgeſchnittnen Lebensfaden wieder zuſammen knüpfe. Clotho verſpricht es ihm, und

geht

geht ab. Herkules verjagt indeſſen die Furien, welche durch die Luft abgehen, und dadurch dem Helden und der befreyten Königin Gelegenheit zu dieſem ſchönen Duett machen:

Von dem Tode zu dem Leben
Von der Finſternis zum Licht
Will mich / dich } Herkules erheben,
Und mir meine / dir deine } Freyheit geben,
Drum fürcht ſich Alceſte nicht.

Indem ſie davon gehen wollen, kömmt Pluto, und erzürnt ſich ſehr darüber, daß die Geiſter ſeines Schwefelpfuhls ſich die Seelen mit Gewalt rauben laſſen. Er ruft die Furien zurück und befiehlt ihnen, ſich der Alceſte wieder zu bemächtigen. Aber Merkurius kündigt ihm an, der Gott, der in der Luft mit Blitz und Donner ſpielet, verlange Alceſtens Befreyung. Pluto giebt ſich ſogleich ohne Widerrede zur Ruh:

Hats dieſer ſo verſehn,
Will ich auch ſeinen Willen
Den Augenblick erfüllen,
Und wieder in den Schatten ziehn;
Merkur. Ich aber in den Himmel fliehn.

Und ſo ſchnappt die Scene zu. Erſt in der dreyzehnten finden wir Alceſten und ihren Erretter wieder in einem Dorfe unweit Lariſſa; aber Alceſten

in

in einem Panzerhemde, um ſich unkenntlich zu machen, weil ſie ſich auf einmal von der Eiferſucht befallen fühlt und Admetens Treue auf die Probe ſetzen will. Die Prüfung ſchlägt übel aus. Denn wirklich hat Admet ſich inzwiſchen mit der Schäferin Antigone in ein Liebesbündniß eingelaſſen, wobey an Alceſten gar nicht mehr gedacht wird. Es findet ſich auch, daß Antigone die nemliche Trojaniſche Prinzeßin iſt, um die er ehmals durch den Thraſymedes hatte werben laſſen. Zum Unglück hatte ſich dieſer ſelbſt in Antigonen verliebt, und ſeinem Bruder daher, anſtatt des Portraits der Prinzeßin, ein andres gebracht, welches dem Admet ſo wenig gefiel, daß er von ſeinem Vorhaben abſtund, und die Alceſte heyrathete. Alles dies entdeckt ſich nun nach und nach, und giebt, wie man ſich vorſtellen kan, zu gewaltigen Mißverſtändniſſen, zu vielen herrlichen Arien, und den ſchnakiſchen Hofjunkern Lesbus und Lillus zu ſeinen Späſſen und Satyren über die armen Leipziger-Jungfern Anlaß. Aber die Entwicklung übertrift alles, was man von Genien wie Aurelio und ſein Ueberſetzer erwarten konnte. Admet und Antigone ſehen ſich nun, **Trotz Thraſymedens Triegereyen**, am Ziel ihrer Wünſche, und haben eben ein ſehr zärtliches Duett angeſtimmt, als Alceſte dazu kommt:

Was (ruft ſie) muß mein Auge hier erblicken?
Erlts dieſer Hirtin ſo gelücken?
Ja, ja; doch nein,
Sie muß was mehr, als eine Närrin ſeyn!

Admet und Antigone fahren fort, einander Süſſigkeiten zu ſagen:

Antig. Mein König, mein Gemahl!
Admet. Du Schauplatz meiner Freuden!
Beyde. Nun weichet alle Quaal.

Thraſymed, der dieſem zärtlichen Auftritt ſeitwärts zugeſehen hat, ruft:

Ich kans nicht länger leiden,
Er ſterbe!

und geht mit gezücktem Degen auf den König los. Aber die in ihrer ſoldatiſchen Verkleidung noch immer unerkannte Alceſte ſchlägt ihm den Degen aus der Hand, und rettet dadurch das Leben ihres Ungetreuen. Zum Dank dafür, läßt ſie Admet greifen und vor ſich führen. Aber wie wird ihm, da er nun ſieht, daß es Alceſte iſt!

O Glück, (ruft er) wie hab ich dies verſchuldt? Alceſte!—
Was, Alceſte? (ſagt die Prinzeßin) Nun brechen meine Hofnungsäſte!—

Admet fühlt ſich keinen Augenblick in Verlegenheit über eine ſo unerwünſchte Erſcheinung.

So weichet dann, Prinzeßin, euerm Glücke,
Und nehmt den Thraſymedes an!
Mein Herz vergißt, was er gethan,
Weil ich Alceſten lebendig erblicke.

Alceſte,

Alceſte hat, natürlicher Weiſe, gar nichts bey allem dieſem zu ſagen. Antigone, mit ihrem Looſe wohl zufrieden, **verbindet ſich** den Thraſymed, der ſie **mein Kind** nennt, **mit einem Kuſſe.** Trineus und Curilla, welche, ich weiß nicht wie, Mittel gefunden haben auch ein Paar zu werden, **miſchen ſich mit ein**; nur

Lesbus geht von dieſem Schmauſe
Ganz leer und ohne Braut nach Hauſe.

Der Groß-Papa Meraſpe hingegen **iſt erfreut,**

Daß ſich der Streit
So glücklich hat geendet,
Weil jedes Paar im Liebeshafen ländet.

Um dieſen Auszug vollſtändiger zu machen, mög' es mir erlaubt ſeyn, noch eine Probe von den ſcherzhaften oder vielmehr ſchnackiſchen Scenen zu geben, worinn Lillus und Lesbus die Zuhörer von Zeit zu Zeit wegen der Thränen, welche ſie etwan in den ernſthaftern vergoſſen haben könnten, ſchadlos zu halten ſuchen. Die folgende kan für alle übrigen gelten:

Orindus. Lillo.

Lillo. Wie ſtehts denn, guter Freund?
Seyd ihr auch durch den Korb gefallen?
Ich hätt' es nicht gemeynt,
Daß euch das Herz ſo treflich ſollte wallen.

Orind. So haſt du mich ertappt?

Lillo. Du weißt ja meine Pflicht,
Daß alles, was mein Ohr erſchnappt,
Dem Hofe wird berichtet.

Orind. Verrathe mich nur nicht!
Ich will mich dankbarlich erzeigen.

Lillo. Du wirſt dich gar zu hoch verſteigen;
Weil dir die Schöne widerſpricht.

Orind. Roſilde ſoll ſich doch noch geben.

Lillo. Gedenkſt du dieſes zu erleben?

Orind. Ja, ja. **Lillo.** Ich ſage nein,
Sie wird gewiß nicht ſo einfältig ſeyn.

Orindo.

1.

Jedes Weib iſt ſolcher Art,
Durch ihr Weigern, durch ihr Wehren
Will ſie unſre Glut vermehren,
Bis ſich Lieb und Glücke paart.
Jedes Weib iſt ſolcher Art.

2.

Denn ich weiß ſchon, wie es geht;
Frauenzimmer muß man bitten,
Weil in ſolchen ſpröden Sitten
Ihre ganze Kunſt beſteht.
Denn ich weiß ſchon, wie es geht.

(geht ab.)

Lillo. Ach geh' du kleiner Narre,
Daß dich der groſſe Sparre

Nicht

Nicht etwan ganz und gar erdrückt.
Du biſt gewiß noch viel zu ungeſchickt.
Denn wer die Mädchen will bezwingen,
Muß allgemach
Die Pfenn'ge laſſen klingen;
Das Bitten iſt umſonſt, die Seufzer ſind
zu ſchwach.

Wären die Ducaten nicht,
Würd ein ſchönes Angeſicht
Nimmermehr ſo theuer ſtehen,
Als es jezund pflegt zu gehen;
Jedes thäte ſeine Pflicht,
Wären die Ducaten nicht.

Orindus hat in dieſer Scene noch Muth, wie wir ſehen. Aber bald darauf bringt ihn der unglückliche Fortgang ſeiner Verſuche zu dem grauſamen Entſchluß, der weiblichen Geſtalt auf ewig zu entſagen. Er ſingt:

Gute Nacht, ihr ſchönen Kinder,
Meine Freyheit iſt geſünder
Als der Strick.
Denn durch einen bloſſen Blick
Macht ihr euch zum Ueberwinder:
Gute Nacht, ihr ſchönen Kinder!

Sed ohe jam ſatis eſt! werden die Leſer denken, und ſich vielleicht wundern, wie es möglich gewe-

sen sey, daß eine Alceste wie diese, vor dem Churfürsten **Johann Georg** IV. und seinem Hofe, (denn vor diesem wurde sie im Jahre 1693. aufgeführt) Gnade habe finden können. Aber im Jahre 1693. hatte man noch ein ganz anderes Maas für das Schöne in der Dichtkunst, als itzt. Herr **Paul Thiemich**, der Schule zu St. Thomas in Leipzig Collega, welchen uns **Stolle** (*) als den Verfasser dieser Alceste nennt, war ein grosser Dichterschwan zu seiner Zeit. „Er scheint (so spricht ein gleichzeitiger gelehrter Kunstrichter) „zu Opern recht gebohren zu seyn. Wir können „die glückliche Leichtigkeit und Anmuth seines Aus„drucks nicht genug bewundern. Seine Arien „und seine Chöre sind — zum Küssen. Man „kan nichts lieblichers hören" u. s. w. (**) Er beruft sich hierüber auf die Offenkündigkeit der Sache, und auf den lauten Beyfall, der den Opern dieses ungemeinen Dichters sowohl auf dem Hoftheater des Herzogs **Johann Adolph von Weissenfels**, als auf dem neuen Schauplatz zu Leipzig

(*) **Anleitung zur Historie der Gelahrtheit**, S. 192.

(**) S. **Neumeisters Historisch. kritische Dissertation** de Poetis Germanicis hujus seculi præcipuis MDCXCV. Miramur certe Thimichianæ dictionis facilitatem, suavitatem, quâ Ariæ (quas ajunt) quâ Chori interpositi pollent, exosculamur &c. pag. 109.

Leipzig ſo oft und von einer ſo groſſen Menge entzückter Zuſchauer zugeklatſcht worden. Indeſſen verbirgt uns eben dieſer Kunſtrichter nicht, daß kein kleiner Theil dieſes Beyfalls auf die Rechnung der bewundernswürdig ſchönen Stimme und Action der Madame **Thiemich**, der Ehgattin des Dichters, und der vortreflichen Compoſition des damaligen Churſächſiſchen Capellmeiſter **Struncks** — von welchem auch dieſe Alceſte in Muſik geſetzt worden — zu ſchreiben ſey. (*) Auch trug ſonder Zweifel die Kunſt des Churfürſtlichen Hof-Baumeiſters, Signor *Sartorio*, von welchem die Decorationen und Maſchinen zu dieſer Alceſte herrührten, nicht wenig dazu bey. Und wenn wir dies alles zuſammen nehmen, ſo werden wir nicht unbegreiflich finden, daß **Madame Thiemich**, als **Alceſte**, mit ihrem — **Werther Bräut'gam, ſeine Schmerzen gehn mir eben auch zu Herzen**, im Jahr 1693. zu Weiſſenfels vielleicht eben ſo viel Thränen aus den Augen gelockt habe, als die von **Madame Koch** mit allgemeinem Beyfall vorgeſtellte **Alceſte** im Jahr 1773. zu Weimar gethan hat.

Was uns übrigens das Beſte an der Sache zu ſeyn, und dem Genius der damaligen Zeit in

(*) Attonito ſimiles, ſi quando illorum Muſurgetarum, *Struncki* puto et *Kriegeri*, numeri accedunt muſici, voxque et actio *conjugis Thimichianæ* mirifice ſuavis et apta mirifice. *Ibid.*

Leipzig Ehre zu machen ſcheint, iſt dies, daß ein Schulcollege von St. Thomas Opern machen, und ſeine Frau Ehconſortin die Hauptrolle darinn auf öffentlicher Schaubühne ſpielen durfte, ohne daß, wie es ſcheint, jemand etwas dawider einzuwenden hatte. In dieſem Stücke haben ſich die Zeiten mächtig verändert. Wehe dem Schulcollegen und der Schulcollegin, die ſich in den Tagen der **** und *** ſo etwas zu Sinne kommen laſſen wollten! Allein im vorigen Jahrhunderte dachte man freylich noch natürlicher über dieſe und tauſend andre Dinge. Finden wir nicht unter den alten Hamburgiſchen Opern-Dichtern — (o! ihr G.. und Z.. favete linguis!) einen Pfarrherrn, (Heinrich Elmenhorſt) der ſich nicht begnügte, in eigner Perſon Opern zu machen; ſondern dieſe muſikaliſche Schauſpiele ſogar in einer beſondern apologetiſchen Schrift, Dramatologia genannt, da er bereits im Predigtamte ſtund, ritterlich vertheidigte. (*)

Ich würde vermuthen, daß eben dieſer Ehrwürdige Herr Heinrich Elmenhorſt, Paſtor zu St. Catharina in Hamburg (deſſen Aſche, mit Erlaubniß des Hrn. Paſtor G*, im Friede ruhe!) derjenige ſey, dem die zwoote Alceſte, von

(*) Neumeiſter l. c. pag. 29. Legi meretur Elmenhorſti *Dramatologia*, quà Dramata hodierna muſica, quas *Operas* vocare amant, *in miniſterio eccleſiaſtico jam tum conſtitutus*, ſtrenue defendit.

von welcher ich meinen Lesern Nachricht schuldig bin, ihr Daseyn zu danken hat: wenn Mattheson in seinem Musikalischen Patrioten solche nicht einem gewissen Herrn Matsen zuschriebe, der übrigens ein unberühmter Erdensohn gewesen seyn muß, weil er sogar in dem Neumeisterischen Dichterverzeichnisse keine Stelle gefunden hat. Laut Berichts des vorbenannten Musikalischen Patriotens wurde diese, nach der Französischen des Quinault gemodelte Alceste im Jahr 1680. zu Hamburg aufgeführt, und war unter den seit 1678. bis 1738. daselbst öffentlich gegebenen teutschen Opern und Operetten (deren Zahl über 200 steigt) die dreyzehnte. Das Exemplar, das ich vor mir habe, führt folgenden Titel: **Alceste, aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt, und in die Musik gebracht von Joh. Wolfgang Francken, C. M. dritter Druck** (ohne Benennung des Ortes und der Zeit). In dem ziemlich weitläufigen Vorberichte glaubt der Dichter, es werde nicht undienlich seyn, wegen der Heydnischen Götter, die in seiner Oper hin und wieder vorkämen, ein und anders zu erinnern; indem etliche der Meynung seyen, daß man vermöge Exod. XXIII. v. 13. der Heydnischen Götter nicht einmal gedenken, vielweniger dieselbigen auf einem öffentlichen Schauplatze aufführen sollte. Er setzt aber dieser strengen Meynung unterschiedliche triftige Gründe entgegen; und zwar 1) „daß nach aller verständigen Theologen Auslegung die besagte Schriftstelle blos von einem gottesdienstlichen Gedenken rede, allermassen ansonsten die Heil.

Schrift mit ſich ſelbſt uneins ſeyn müßte, als welche an unzählichen Orten der heydniſchen Götter Meldung thue. 2) Sey die Wiſſenſchaft von den heydniſchen Göttern nicht allein zu vielen Dingen nütze, ſondern auch einem Gelahrten hoch nöthig, zumal einem Theologo, als welches er, der Vorredner, mit Zeugniſſen und Beyſpielen ſtattlich erweiſet. Ferner und 3) könne ja von den heydniſchen Autoribus kein einziger ohne rechte Kenntniß der falſchen Götter verſtanden werden; und wiewohlen freylich unterſchiedliche ſchon getrachtet hätten, dieſe Heyden aus den Chriſtlichen Schulen auszuſtoſſen, ſo hätten ſie dennoch nichts ausgerichtet, weil verſtändige Leute geſehen, daß alsdann die alte Barbaries in rempublicam literariam wieder einſchleichen würde. Hiezu komme noch 4) daß bishero faſt von keinem rechtſchaffenen Theologo die Schilderenen der heydniſchen Götter (wann nur dieſelben in keiner ungebührlichen und ärgerlichen Geſtalt (*) vorgeſtellt würden) in totum improbiert worden, weil anſonſten aus den meiſten Bibeln und kleinen Kinderlehren die Abbil-

(*) Zum Exempel, nicht **gewandlos**. Man weiß, wie übel gewiſſe Zeloten, nach Conſtantin des Groſſen Zeiten, den unbekleideten Statuen mitſpielten. Die meiſten wurden zertrümmert, oder auf eine lächerliche Art überarbeitet; und ein elender Bildhauer, der eine Venus von Alkamenes bekleidete, glaubte ein **gutes Werk** gethan zu haben.

bildung des güldnen Kalbes und des abgöttiſchen Tanzes der Kinder Iſrael um daſſelbe her, und aus der **Cathrinen-Kirche in Hamburg** die Schilderey des groſſen güldnen Bildes, welches der König Nebucadnezar (Nabuchodonoſor) ſetzen laſſen, nothwendig **müßte verbannt werden**; ja überdem **man auch** ſ. v. **den Satan ſelbſt in die Kirche mahle.**“ Nun (fährt der wohlmeynende Vorredner fort) folge ganz natürlich, daß wenn man Bücher von heydniſchen Göttern leſen, und ihre Bildniſſe, ja ſogar den leidigen Satanas an heiliger Stätte aufſtellen dürfe, es auch erlaubt ſeyn müſſe, ſelbige in einer Action aufs Theater zu bringen; ſintemalen ein ſolches ja nicht geſchehe, daß man ſie verehren wolle, ſondern die Evolutionem fabulæ oder vielmehr die ehmalige Blindheit der Welt daraus zu erkennen, u. ſ. w. „Wollte man übrigens einwenden: **ob auch wohl eine Perſon, die einen ſolchen Abgott** — zum Exempel einen Apollo, eine Venus, eine Diana, u. ſ. w. — **vorſtelle, in einem Chriſtgebührlichen Stande ſey?** — ſo könne man per inſtantiam antworten: ob auch ein Præceptor, der in Schulen den atheiſtiſchen Lucianum, oder die heydniſchen Poeten, Horatium, Virgilium, erkläre; oder ein Mahler, der den Teufel in die Kirche oder anderswo hinmahle, in einem ſolchen Stande ſich befinde? Welches denn wohl kein Vernünftiger werde läugnen wollen. Und da man noch zum Ueberfluß in dieſer neuen Ausgabe, **wegen der Schwachen und Unverſtändigen**, unterſchiedliche Redensarten geändert;

so werde nichts mehr nöthig seyn, als daß man die gemeine Protestation der Verfertiger der Italiänischen Opern hieherſetze, nemlich: „man schreibe „als ein Poet, und glaube wie ein Christ.“ Diesem noch mit anfügend: „man stelle eine Sache für mit ihren Farben, nicht jemand zu verführen, sondern für den Fall zu verwahren“ u. s. f. Aus welchem allem denn erhellet, daß unser Dichter wenigstens seine Orthodoxie gegen die Belialssöhne seiner Zeit in Sicherheit zu bringen gewußt habe.

Das Stück selbst ist eine freye Uebersetzung der **Alceste** des **Quinault**, und wir finden also darinn ausser den Hauptpersonen, und einem **Lykomedes**, der Alceste Liebhaber, einer **Cephise**, derselben Staatsjungfer, dem alten **Pheres**, dem **Cleanth**, einem thessalischen Obersten, und zween Bedienten, welche sich ziemlich unnütz machen, noch den Apollo, die Diana, die Thetis, die Proserpina, den Pluto, den Aeolus, den Merkur, die Alekto und den Charon **in Maschinen**. Alle diese Personen führt schon Quinault auf; aber unser sinnreicher Landsmann, zu stolz um ein blosser Uebersetzer zu seyn, hat ihnen eine Person von seiner eignen Creation zugegeben, einen gewissen **Rochas**, der die Stelle des Hanswurst vertritt.

Alceste mit Hanswurst — ein barockischer Einfall! In der That scheint dem Poeten selbst das Herz ein wenig dabey geschlagen zu haben; allein er rechtfertigt sich in seiner Vorrede damit: „daß dieser **Rochas** nicht für morose und stoische

„Köpfe,

„Köpfe, ſondern für Leute, welche einen zuläßigen „Scherz lieben, hinzu gefüget worden,“ und beweiſet die Zuläßigkeit der Sache mit einer Stelle **des gelahrten D. Morhofs**, welche, unglücklicher Weiſe, für ſeinen Rochas nichts beweiſt. Wie der Ueberſetzer dem armen Quinault mitgeſpielt habe, wird ſich der Leſer vielleicht ohne nähern Beweis einbilden. Nur ein paar Arien zur Probe!

Im 4. Auftritt des erſten Acts läßt ſich **die Staatsjungfer Cephiſe** mit **Junker Strato**, des Königs Lykomedes Vertrauten, **in eine galante Converſation** ein. Cephiſe fragt ihn: Warum er an einem ſo ſchönen Tage ein ſo finſtres Geſichte mache? Strato antwortet kurz und verdrießlich: weil er unter die Zahl der mißvergnügten Liebhaber gehöre. Die Franzöſiſche Cephiſe verſetzt hierauf:

Un ton grondeur et severe
N'eſt pas un grand agrement;
Le chagrin n'avance guere
Les affaires d'un Amant.

Dies giebt der teutſche Ueberſetzer ſehr zierlich wie folget:

Brummen, Grunzen und Betrüben
Bringet wahrlich ſchlechte Freud!
Und befördert nicht im Lieben
Der Verliebten Nutzbarkeit.

Cephiſe ſagt dem Strato geradezu, daß ſie ihn nicht mehr liebe; aber wie viel anders klingt dies in Quinaults Sprache — welche freylich nicht die Sprache der Götter, aber doch die Sprache der feinen Welt in Ludwig des Vierzehnten fröhlichern Jahren iſt — als in dem plumpen Jargon der Hamburgiſchen Staatsjungfern vom Jahr 1680?

Cephiſe. Si je change d'amant,
Qu'y trouves-tu d'eſtrange?
Eſt-ce un ſujet d'etonnement
De voir une fille qui change?

Straton. Aprés deux ans paſſés dans un ſi doux lien
Devois-tu jamais prendre une chaine nouvelle?

Cephiſe. Ne contes-tu pour rien
D'eſtre deux ans fidele?

Der Ton dieſer Cephiſe iſt der leichte ſcherzende Ton eines jungen muthwilligen Mädchens. Wie platt, und ſchwerfällig iſt hingegen der Ton der Staatsjungfer:

Unbeſtändigkeit im Lieben
Wird den Mädgens nachgeſagt;
Aber wer iſt treu geblieben,
Wenn man bey den Männern fragt?
Sind wir von der Treu entfernet,
Haben wirs von euch gelernet.

Strato.

Strato. Ich habe dich ins zweyte Jahr gekannt,
So lange hat die Lieb uns ſchon verbunden.
Wie iſt denn nun dies angenehme Band
So lüderlich verſchwunden?

Cephiſe. Bedenkſt du dann dies nur ſo obenhin,
Daß ich ſo lang getreu geweſen bin?

Ich vermuthe, daß unſre Leſer nicht ſehr begierig ſind, noch mehr Probeſtücke von dem Geſchmack und der Poeſie des Styls dieſes Operndichters zu ſehen. Aber ein kleines Beyſpiel von den Facetien und saillies de gayeté des kurzweiligen Rochas können wir ihnen nicht erlaſſen. Man höre alſo das Brautlied, welches er Admet und Alceſten ſingt:

Es iſt das beſte Thun der Welt
Das zuckerſüſſe Freyen.
Wer Hochzeit macht und Kindtauf hält,
Dem wird es nicht gereuen.
Es ſchmeckt als lauter Marzipan
Wenn man ſelbander ſchlafen kan.

Es iſt ſo ſüß als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß
Viel Stunden darf erſuchen.
Ich halt, es thut doch treflich ſacht
Wenn man ſich ſo gemeine macht.

Und will man lezlich denn dazu
Die Braut ins Bette bringen —

Lichas. Pfui, Rochas, still, was denkeſt du?
Mit ſolchen lahmen Dingen!

Rochas. Ha, ha! Ein jeder weiß doch wohl,
Daß dies zulezt geſchehen ſoll.

Welch eine Zeit war das! (werden manche unſrer Zeitgenoſſen denken) wo man, in Städten wie Hamburg und Leipzig, auf der Schaubühne ſingen hörte, was man zu unſrer Zeit nur noch in gewiſſen kleinen Reichs-Städten nachts auf den Gaſſen plärren hört. — Und, was das ſchlimmſte iſt, damals hatte Frankreich einen **Corneille**, einen **Racine**, einen **Moliere**, einen **La Fontaine**, einen **Boileau** — Gut! hatte ſie, und hat ſie **gehabt**! — Hat gehabt, was wir noch zu hoffen haben. Was für armſelige Sänger hatten die Franzoſen, zu einer Zeit, da die Italiäner auf ihren **Petrarca**, ihren **Arioſt**, ihren **Taſſo**, ihren **Guarini** ſtolz waren? **Zufällige Umſtände und gutes Glück** haben entſchieden, welche von den barbariſchen Nationen des neuern Europa's zuerſt den wohlthätigen Einfluß der Muſen und Grazien empfinden ſollten. Keine hat Urſache, den frühern Genuß dieſes Glückes ſich für ein Verdienſt anzurechnen; und vielleicht iſt diejenige am glücklichſten, die es unter allen am letzten erhält.

Wenn man übrigens von dieſen beyden Alceſten auf die Poeſie der andern Opern der damali-

gen

gen Zeit ſchlieſſen darf: ſo kan man ſich nicht erwehren, die zum Theil vortreflichen Sujets zu bedauren, die unter den Händen dieſer **Elmenhorſte, Richter, Matſen, Hinſche, Schröder, Fideler, Breſſande**, und wie die Herren weiter hieſſen, zur klaglichſten Carricatur verunſtaltet wurden. Ich finde darunter (**Adam und Eva**, einer geiſtlichen Oper, womit die Unternehmer im Jahr 1668. ihren Schauplatz eröfneten, nicht mitgerechnet) **Theſeus, Semiramis, Alexander in Sidon** (das nemliche Sujet, woraus Metaſtaſio ſeinen Ré paſtore gemacht) **Xerxes, Numa**, u. ſ. w. und eine Menge der ſchönſten Mythologiſchen Sujets, **Ariadne, Semele, Acis** und **Galathee, Echo** und **Narciß, Pygmalion, Medea, Adonis, Endymion, Pſyche**, u. ſ. w.

Verſchiedene derſelben ſind von dem einſt berühmten, jezt unbekannten Lic. **Heinrich Poſtell**. Ich geſtehe, daß ich der Verſuchung, einige dieſer Fabeln nach meiner Art zu bearbeiten, ſchwerlich anders los zu werden hoffe, als indem ich ihr unterliege. — Man müßte meines Freundes **Schweizers** Alceſte gehört haben, um ſich die Stärke dieſer Verſuchung vorſtellen zu können. Mit einem Componiſten, der ſo ſehr Genie iſt, und in ſo hohem Grade

> Die Kunſt zu mahlen mit Tönen,
> Und das groſſe Geheimniß die Herzen allmächtig zu rühren

beſitzt, — mit einem ſolchen Componiſten an der Seite! Welcher Dichter würde nicht von dem Gedanken verſucht, eine Art von Schauſpielen in Teutſchland wieder herzuſtellen, welche nach dem Ideal, das ich mir davon mache — Doch davon ein andermal; denn die Sache verdient, in beſondere Erwägung gezogen zu werden.

Vermuthlich ſind unſre Leſer müde, von alten mißlungenen Alceſten reden zu hören; ich bin es wenigſtens, davon zu ſchreiben: Aber gleichwohl, um meine Nachricht vollſtändig zu machen, kan ich ſie nicht eher entlaſſen, bis ich auch noch ein paar Worte von der **dritten Alceſte** geſagt habe, welche den berühmten **Johann Ulrich König** zum Verfaſſer hat, und im Jahr 1719. auf dem groſſen Braunſchweigiſchen **Theater** aufgeführt wurde.

König ſagt uns in ſeinem **Vorbericht**, daß ſein Werk eines Theils eine **Ueberſetzung** der franzöſiſchen Alceſte ſey; aber in der That hat er durchaus ſo viel an dieſer verändert, davon und dazu gethan, daß er ſeine Alceſte mit gutem Fug für ſeine eigne Schöpfung hätte ausgeben können. Was am meiſten an ihm gelobt zu werden verdient, iſt, daß er die Würde des Sujets beſſer in Acht genommen und die Komiſchen Scenen weggelaſſen hat, welche im Quinault das wenige Intereſſe, das die ernſthaften allenfalls erregen könnten, faſt gänzlich zernichten. Hingegen hat er, durch Vermehrung der Intriguen und Maſchinerien, oder, wie

wie er es nennt, durch Vereinigung des (damaligen) Italiäniſchen und Franzöſiſchen Geſchmacks (worauf er ſich nicht wenig zu gut thut) den Vorzug erhalten, daß ſein Stück ohne alle Vergleichung abentheuerlicher, unnatürlicher und ungereimter wurde, und alſo (weil eine Oper damals eben dadurch ſich empfehlen mußte) auch deſto beſſer gefiel, je abgeſchmackter ſie war. Zu einer Probe ſchreibe ich nur das Regiſter der Maſchinen und Flugwerke ab. „Eine Brücke, worüber man zu „Schiffe geht, welche einfällt. Thetis in ihrem „Wagen mit Seepferden, nebſt den Nordwinden, „welche einen Seeſturm erregen. Aeolus in der „Luft, mit den Weſtwinden. Des Lykomedes Re„ſidenz, ſo beſtürmt und eingenommen wird. „Pallas in ihrer Maſchine von Trophäen. Diana „in einer feurigen Kugel, welche ſich theilt und ei„nen halben Mond vorſtellt. Merkurius flie„gend. Des Charons Kahn, worinn er die „Seelen überfährt. Des Pluto und der Pro„ſerpinen Thron. Der Höllenhund Cerberus, „ſo Feuer ſpeyt. Des Pluto Wagen, worauf „Herkules und Alceſte wegfahren.“ — Man nehme zu allen dieſen ſchönen Raritäten noch die mit eingeflochtnen Tänze der verkleideten (*)

(*) Dies ſoll eigentlich ſo viel ſagen, als bekleideten. König beſorgte vermuthlich, man möchte glauben, daß er die Grazien und Najaden in naturalibus aufführen werde, wenn er nicht ausdrücklich das Gegentheil verſichre.

Grazien und Liebesgötter, Najaden und Tritonen, der Westwinde, welche die Nordwinde vertreiben, der Künste, welche den Tempel der Ehre bauen, und des Plutonischen Hofstaats, der über Alcestens Ankunft seine Freude bezeugt — und gestehe, daß die St. Evremond, die Remond von St. Mard und andre ehrliche Leute nicht sogar unrecht hatten, solche Singspiele (und von andern hatte man zu ihrer Zeit keinen Begriff) unsinnig zu finden!

Daß die Poesie, die Sprache, die Recitative und die Arien schon merklich besser seyn müssen, als in den vorigen, kan man dem Verfasser des August im Lager voraus zutrauen. Im Recitativ trägt er (einem Gesetze zufolge, welches damals niemand abzuschütteln wagen durfte) die Fesseln des Reimes, und diese machen natürlicher Weise seinen Gang ungemächlich, schleppend und schwerfällig. Aber seine Arien sind, grösstentheils, ohne Vergleichung schöner und singbarer, als in den ältern Alcesten. Hier sind einige Proben, welche, wie mir däucht, dies Urtheil rechtfertigen.

Herkules, der in Quinaults und Königs Alceste zugleich der Freund und der heimliche Nebenbuhler des Admets ist, aber seine Liebe wie ein Held bestreitet und zuletzt besiegt, scheidet von Admet und Alcesten, nachdem er sie aus Lykomedens Gewalt befreyt hat, mit dieser Arie, deren Anfang sich auf Admetens dringendes Bitten, länger zu bleiben, bezieht:

Der Himmel weiß (und meine Liebe)
Wie gern ich länger bey euch bliebe;
Doch die Vernunft spricht, Nein!
Laßt ab noch mehr in mich zu dringen;
Mich hierinn selber zu bezwingen,
Das muß mein gröſster Sieg für diesmal
seyn. V. A.

Hierinn und für diesmal ſind ſehr entbehrliche Beſtimmungs-Wörter, welche die Sprache und den Vers ſchleppend machen. Mit einer kleinen Veränderung wäre der Schluß dieſer Arie runder und zugleich ſingbarer geworden:

Mich ſelber zu bezwingen
Soll meiner Siege gröſster seyn.

Erſt, nachdem Alceſte nicht mehr iſt, entdeckt Herkules ſeinem Freunde, daß auch er Alceſten geliebt habe, und noch liebe, und daß er, wenn Admet ihm ein Recht auf ſie (die er nun ohnehin auf ewig verlohren habe) abtrete,

Bis in das finſtre Land
Der nie beſtürmten Hölle dringen,
Den Pluto ſelbſt zur Wiedergabe zwingen
Und aus dem Grab Alceſten wiederbringen

wolle. Dieſe Erklärung beſtätigt er mit einer Arie, die alles enthält, was ein Tonkünſtler verlangen kan:

Mich ſpornet der Eifer, mich waſnet die
Liebe,

So stürm' ich die Hölle, so trotz ich dem Tod.
Laß den Abgrund Flammen speyen!
Das Geliebte zu befreyen
Verachtet mein Herze die grausamste Noth.

V. A.

Noch eine Arie des Herkules, da er im Begriff ist, dem Höllengott Alceſten zu entführen —

Ein grosses Herz kan alles in der Liebe,
Verlacht den Zwang, und trotzt die Noth:
Denn Amor thut durch seine Stärke
In edlen Seelen Wunderwerke,
Und zwingt zuletzt auch selbst den Tod.

Auch die folgende Arie, worinn Alceſte sich entschließt für Admet zu sterben, ist in ihrer Art, vorzüglich.

Da mein Leitstern muß entweichen,
Schließt sich auch mein Auge zu.
Da das schöne Licht verschwindet,
Dessen Glanz mein Herz entzündet,
Eilet auch mein Geist zur Ruh.

Noch singbarer und affectvoller ist die folgende, womit Cephiſe sie von ihrem Entschluß abhalten will:

Ach! lösche doch nicht selbst die holden Aerzen!
Ach! trenne doch nicht selbst das süsse Band,

Pluto. Der Höllen Reich mach alle seine Lust
Dir, alleredelster und schönster Geist, bewußt.

Der Chor. Einsame Stille! Seliger Ort!
Welchen ohn Unterschied endlich die Seelen
Willigkeit oder gezwungen erwählen,
Selige Stille! ruhiger Ort!
Du bist nach Sorgen, nach Kummer, nach Quälen,
Aller Verfolgten der sicherste Port.

Freylich müssen uns die Ausfüllungswörter, die so leicht hätten vermieden werden können, anstößig seyn. Und warum anstatt des **Höllenreichs**, welches für uns mit so widrigen Eindrücken vergesellschaftet ist, nicht lieber **Schattenreich**? — Wie kan man sagen: gezwungen **erwählen**? — Und wie kömmt dieser ungleichartige Begriff in Vorstellungen, welche nichts als Ruhe, Frieden und Seligkeit athmen sollen? — Aber so genau nahmen es freylich die besten Dichter des ersten Drittheils unsers Jahrhunderts noch nicht. Einheit des Tons, Reinigkeit des Ausdrucks, Rundung und Glätte des Styls waren Grade von Vollkommenheit, die man von der Zeit, worinn König seine Alceste schrieb, nicht verlangen kan. In der unsrigen kan man es mit besserm Rechte; aber noch immer lassen sich die meisten Leser mit wenigerm abfinden. Und wie wenig sind der Dichter, welche

welche mehr von ſich ſelbſt fodern, als die Leſer, und die nicht zu ungeduldig oder zu träge ſind, die Feile ſo lange zu gebrauchen, bis alles teres atque rotundum iſt?

IV.

Brief

über

die neueſten Schriften aus der Naturgeſchichte.

Der zweyte Brief.

Ueber des Herrn D. **Martini** Conchyliencabinet, des Herrn **Valentyn** Abhandlung von Schnecken, Muſcheln und Seegewächſen, und des Herrn **Klein** Buch de Tubulis marinis.

Mein geliebter C.**

Diesmal werde ich Ihnen von drey wichtigen Schriften über die Conchylien Nachricht geben, davon die eine zuverläßig noch wichtiger iſt, als des Hrn. von **Argenville** Buch war, welches Ihnen mein voriger Brief anpries. Was muß nicht die Kenntniß der ſo ſchönen Schalengehäuſſe der See gewinnen, da uns darüber ſo vorzügliche Schriften geliefert werden! Beſonders das Buch des D.

Martini, welches alles dasjenige in einem wohl eingekleideten Auszuge liefert, was man von je her gründlich über die Conchylien gedacht und niedergeschrieben hat; welches uns in ausgemahlten Kupfertafeln alle Conchylien kennen lehret, die uns in Teutschland wenigstens bekannt sind; welches uns zugleich mit einem System bekannt macht, welches alle gewählte Systeme weit hinter sich zurück läßt. Hier ist die Aufschrift des Buches: **Neues systematisches Conchyliencabinet, geordnet und beschrieben von Friedrich Heinrich Wilhelm Martini — und unter dessen Aufsicht nach der Natur gezeichnet, und mit lebendigen Farben erleuchtet durch Andreas Friedrich Happe. — Zweyter Band. Nürnberg, verlegt von Gabriel Nicolaus Raspe, 1773.** 362 Seiten, 34 Tafeln Kupfer, gr. 4to. Also der zweyte Band? So ist es; den ersten, der im Jahr 1769. ausgegeben wurde, und den Beyfall erlangt hat, den er verdiente, kan ich Ihnen unmöglich nachholen, denn ich habe Ihnen noch gar viele neue Schriften bekannt zu machen. Genug; daß ich Ihnen versichern kan, daß dieser Band just nach dem Plan des erstern entworfen ist, aus diesem werden Sie also jenen zugleich kennen lernen, und am Ende werden Sie mir recht geben, wenn ich dieses Buch für ganz unentbehrlich ausgebe, wenn jemand die Conchyliologie gründlich studiren will.

Der erſte Bogen enthält die Zuſchrift an die **Römiſchkayſerliche Akademie der Naturforſcher**, deſſen Mitglied Hr. **Martini** iſt. Die Vorrede von 16 Seiten giebt unter andern ſehr brauchbare Nachrichten von einigen ſeltenen Büchern, in welchen zugleich der Conchylien gedacht wird. Und nun enthält das **neundte Kapitel Anmerkungen über die Familie der Sturmhauben oder Helmſchnecken.** (*) Der Verfaſſer erkläret alle bekannte Namen aus allen Sprachen, zeiget die Charaktere der Sturmhauben und ihren Unterſchied von andern ähnlichen Schnecken, redet S. 10. von den Bewohnern der Sturmhauben, und giebt nun S. 15. eine Geſchlechts-Tafel derſelben, wo er zugleich in teutſcher und lateiniſcher Sprache aller Gattungen und Abänderungen gedenket, die er hernach ausführlich beſchreibet. Es würde zu weitläuftig für mich ſeyn, wenn ich Ihnen mehr als die Haupteintheilung bekannt machen wollte. Hier iſt ſie:

I. Aechte

(*) In den acht erſten Capiteln des erſten Bandes, wird 1) von den Seewurmgehäuſſen, 2) von den Napfſchnecken, 3) von den Meerohren, 4) von den Milchnäpfen, 5) von den Schifsbooten, 6) von den Ammonshörnern und Biſchofsſtäben, 7) von den Kugel- oder Blaſenſchnecken, 8) von den Porcellanſchnecken geredet. Dieſer erſte Band hat 408 Seiten Text, und 31 Tafeln Kupfer. Er koſtet mich 15 Rthlr. 12 Gr.

I. Aechte Sturmhauben. Caſſides.

1) dreyeckigte oder eyförmige Sturmhauben. Caſſides volutatæ veræ.

2) glatte knotigte oder geſtreifte dickbäuchichte Sturmhauben. Caſſides veræ læves, vel nodoſæ, vel ſtriatæ, ventricoſæ.

3) geſtreifte oder geſtrickte platte Sturmhauben. Caſſides depreſſæ vel ſtriatæ vel clathratæ.

4) geſäumte kleine knotige oder glatte Sturmhauben. Caſſides fimbriatæ.

II. Birnförmige Baſtartſturmhauben mit ungezahnter Mündung. Semicaſſides pyriformes, ore inermi ſubovato.

III. Irregulaire Baſtartſturmhauben mit ſchwülichter Lefze. Semicaſſides, vel Galeodes, labio interno calloſo, repando.

Hierauf beſchreibet der Verf. S. 20. f. f. alle Sturmhauben, die er auf 9 Tafeln Kupfern abgezeichnet und mit ihren natürlichen Farben ausgemahlet hat; dergeſtalt, daß er von einer jeden einzelnen Gattung alle bekannte Nahmen in allerley Sprachen beybringt, und bey ihrer nähern Beſchreibung verfährt er ſehr unterhaltend. Auf der einen Seite findet man die eigne mit vieler Sorgfalt ausgearbeitete Beſchreibung des Verfaſſers,

auf

auf der andern Seite aber die kürzern Beſchreibungen aller conchyliologiſchen Schriftſteller, die bekannt ſind. Auf dieſe Art findet man alles beyſammen, was von einer jeden einzelnen Conchylie iſt geſagt worden.

Das zehnte Kapitel S. 95. enthält Anmerkungen über die Porcellanartigen Schnecken; wo von ihren Charakteren, und von ihren Bewohnern ausführliche Nachricht ertheilet wird. Die Geſchlechtstafel dieſer Schnecken folget S. 102. und nach dieſer ſetzet unſer Verfaſſer drey Gattungen feſt:

I. Aechte porcellanartige Schnecken. Korneelkirſchen. Cochlides porcellanoides veræ.

II. Unächte porcellanartige Schnecken. Pflaumen. Cochlides porcellanoides ſpuriæ.

1) blaulichte Pflaumen. Pruna ſubcœrulea.

2) ſchmutzig-weiſe Pflaumen. Pruna albida.

III. Gurcken. Cucumeres.

1) glatte Gurcken. Cucumeres læves.

2) gefaltete Gurcken. Cucumeres plicati.

3) geſtreifte Gurcken. Cucumis denſe ſtriatus.

Die Beſchreibung der hieher gehörigen Gattungen, die auf der 42. Tafel abgebildet ſind, iſt S. 103. ff. eben ſo, wie bey dem vorigen Geſchlechte eingerichtet.

Das

Das eilfte Kapitel S. 116. redet von den Walzenartigen Schnecken. Der Herr D. Martini erkläret ihre Geſchlechts-Kennzeichen genau, und giebt von den verſchiedenen Gattungen Nachricht, die zu dieſem Geſchlechte gehören. Die Geſchlechtstafel S. 119. theilet ſie folgender geſtalt ein:

I. Midas-Ohren. Aures midæ.
   1) groſſe geſäumte. Aures Midæ labro craſſo fimbriato.
   2) kleine ungeſäumte. Auriculæ Midæ parvæ non fimbriatæ.

II. Brütende Täubchen. Columbulæ incubitantes.
   1) einfarbige, unicolores.
   2) bunte, variegatæ.

III. Olivenkernen. Nuclei olivæ.

Die Beſchreibung der einzelnen Körper, die auf zwey Kupfertafeln abgebildet ſind, geht S. 101. an, und iſt eben ſo wie alle Beſchreibungen dieſes beliebten Schriftſtellers, mit vieler Sorgfältigkeit ausgearbeitet.

Das zwölfte Kapitel S. 139. enthält Anmerkungen über die Walzen- oder Rollenſchnecken. Der Verfaſſer redet von ihren weſentlichen Eigenſchaften, von dem äuſern und innern Bau der Schalen, von der geſchickteſten Eintheilung

lung derſelben, von ihren Farben, von ihrem Vaterlande, und von ihren Bewohnern. Die Geſchlechtstafel S. 146. giebt uns ein näheres Licht in die verſchiedenen Gattungen der Walzen, die Herr Martini alſo abtheilet:

I. Bauchige Walzenſchnecken mit kurz gewundener Spitze. Cylindri ventricoſi, clavicula ſulcata brevi acuminata.
   1) Gröſſere. Majores.
   2) Kleinere. Minores.

II. Dickbauchige Datteln, mit ſchwülichter Lippe. Dicke Schlauchdatteln. Cylindri ventricoſi columella calloſa, clavicula elongata.

III. Lange dünne Schlauchdatteln. Cylindri tenues longi clavicula elongata.
   1) mit gezahnter Lefze. Columella dentata.
   2) lange zahnloſe Walzen. Cylindri attenuati, longi, edentuli; hieher rechnet Herr Martini die Böttchers-Bohrer, von welchen die Gelehrten immer ſchwankend geweſen ſind, wohin ſie dieſelben ſetzen ſollen. Ich glaube, dieſes ſey ein ganz natürlicher Ort für ſie.

Die ſämtlichen Walzenſchnecken ſind auf ſechs Kupfertafeln abgebildet, deren ausführliche Beſchreibung S. 150. ff. geliefert wird.

Das

Das dreyzehende Kapitel S. 195. enthält **Anmerkungen über das schönste unter allen Geschlechtern über die Tuten oder Regelschnecken.** Der Herr Verfasser redet von ihrem Unterschied von dem vorigem Geschlechte; von ihrem innern Bau; von dem, was man von aussen an ihnen gewahr wird, wo sie entweder glatt, oder uneben, die glatten entweder pyramidenförmig, oder flach, oder ausgekehlt, oder mit einer in der Mitte hervorragenden hohen Spitze versehen, die unebenen entweder kronenartig ausgezackt und flach, oder mit perlenförmigen Knötchen besetzt sind. Besonders macht er S. 203. sehr schöne Anmerkungen über die vorzüglichsten unter den Tuten, und besonders über die **Admirale.** S. 204. erklärt der Verfasser die Nahmen dieses Geschlechtes, redet von ihrem Nutzen, von ihrem Vaterlande, und von ihren Bewohnern, die er nach allen ihren Theilen aus Schriftstellern beschreibt, denn eigne Beobachtungen hierüber wird man einem Teutschen ohne Zweifel nicht zumuthen. Die Geschlechtstafel, die wir S. 215. finden, ist folgende:

1. Tuten, mit pyramidenförmigen glatten Windungen. Volutæ clavicula seu basi obtuse pyramidata, lævi.

1) schmale, länglichte oder Oliventuten. Corpore tereti, elongato.

2) kurze

2) kurze gedrungne Tuten. Coni figurae brevioris, tumidi. Hierunter ſind zugleich die Admirals begriffen.

II. Länglichte ſchmale Tuten, mit lang zugeſpitztem Wirbel. Volutae longae teretes baſi medio acuminata.

III. Aechte Kegelſchnecken, mit flachem breiten Boden. Coni veri baſi lata, planiuſcula.

IV. Tuten, mit gekrönten oder körnichten Windungen. Coni clavicula vel baſi vel coronata vel papilloſa.

V. Weitmündige Tuten. Coni ore dehiſcente.
a) mit ausgekehlten Windungen. Baſi plerumque excavata.
b) mit kurzen zuſammen gezogenen Windungen. Baſi coarctata brevi.

Die einzelnen **Volutenarten**, die auf 13 Kupfertafeln abgebildet ſind, finden Sie S. 223-362 beſchrieben, und ſie können ſelbſt hievon auf die Ausführlichkeit dieſer Arbeit ſchlieſſen. Freylich faſſet das Geſchlecht der Voluten die allerkoſtbarſten Gattungen in ſich, und ſie wiſſen es ſelbſt, Geliebter! wie ſelten man manche Volute bey uns zu ſehen bekömmt. Ich will ihnen doch den **Kaufpreiß der Admirale** bekannt machen, wenn es Ihnen vielleicht gefällig wäre, dieſe ſchönen und

seltenen Tuten aus Holland für meine kleine Sammlung zu verschreiben. Auf den *Cedo nulli* will ich doch Verzicht thun.

Der Guineische Admiral ist bezahlet worden mit 58 - 60 Gulden.

Der chagrinirte Admiral . 42 —

Der chagrinirte Viceadmiral 42 —

Der Oberadmiral . . 36 - 40 —

Der maskirte Admiral . 7 —

Der *Cedo nulli* . 1020 Livers.

Der Admiral von Oranien 60 - 100 Gulden.

Der Viceadmiral . 10 —

Die westindischen Admirale haben einen unbestimmten Werth.

Nun kennen Sie, bester Freund, den Innhalt dieses Bandes, und schon daraus werden Sie einen richtigen Schluß auf den grossen Werth dieses Buches machen, welches wenigstens sechs Bände füllen wird. Sie werden aber den grossen Vorzug dieser Arbeit vor alle andere Arbeiten dieses Faches noch näher bestimmen, wenn ich Ihnen auch das Aeussere dieses Buches bekannter mache. Der Styl des Herrn Verfassers ist überaus lebhaft und rein. Das Werk ist auf gutes holländisches Realpapier gedruckt; und die Kupfertafeln sind der Natur sehr getreu ausgemahlt. Es ist wahr, mit dem **Regenfusischen** und dem **Knorrischen Muschelwerken**, darf man diese Arbeiten in keine

keine Vergleichung ſetzen, allein ich muß auch zur Rechtfertigung des Verlegers ſagen, daß auf jeder Tafel ſo viel Figuren abgebildet ſind, als nur darauf konnten gebracht werden. Sie werden mir beyfallen, wenn ich Ihnen ſage, daß ſich auf 65 Kupfertafeln 732 Abänderungen befinden. Hätte nun der Verleger auf die Mahlerey noch mehrere Koſten anwenden ſollen, und das muſſte geſchehen, wenn die Mahlerey ſollte verſchönert werden; ſo hätte auch der Kaufpreiß dieſes Buches müſſen erhöhet werden, und wie läſtig würde dieſes für viele Conchylienfreunde geweſen ſeyn! Es iſt allemal hinreichend, wenn eine Abbildung der Natur ſo getreu iſt, daß ich ein Original, welches ich beſitze darnach ſogleich erkennen kan. Das Syſtem des Verfaſſers kan ich Ihnen diesmal nicht beurtheilen, denn es iſt unmöglich aus ſo wenigen Geſchlechtern einen Schluß auf das Ganze zu machen. Aber das kan ich Ihnen geſtehen, mir ſcheinet die Ordnung des Verfaſſers ſehr natürlich zu ſeyn. In den Text ſind hie und da kleinere Kupfertafeln eingeſchaltet, es ſind aber keine Bilderchen damit man ſpielt, ſondern auf denſelben ſind bald die Thiere abgebildet, welche die Gehäuſſe bewohnen, bald ſind die Schalen aufgeſchnitten vorgeſtellet, damit man ihren innern Bau kenne, bald ſind ſeltene Conchylienarten abgebildet, die der Verfaſſer aus Mangel der Originale nicht ausmahlen laſſen konnte. Kurz, an dieſem Werke verdienet alles Beyfall, und wir wünſchen nur dem Verfaſſer Geſundheit und ſeinem Verleger Unterſtützung ein Werk

zu vollenden, welches Teutſchland Ehre macht. Aber der Kaufpreiß? Ich ſage Ihnen kurz, der Bogen Text koſtet zwey Groſchen, und die Tafel mit ausgemahlten Conchylien acht Groſchen. Der ganze zweyte Band koſtet demnach 16 Reichsthaler 9 Groſchen.

Ich gebe Ihnen zugleich von einem noch andern Werke aus der Conchyliologie Nachricht, welches in dieſem Jahr die **Krauſiſche Buchhandlung in Wien** herausgegeben hat. Es iſt **Franz Valentyns Abhandlung von Schnecken, Muſcheln und Seegewächſen, welche um Amboina und den umliegenden Inſeln gefunden werden. Als ein Anhang zu Georg Eberhard Rumphs amboiniſchen Raritätenkammer. Aus dem Holländiſchen überſetzt, von Philipp Ludwig Statius Müller.** 148 Seiten, nebſt 18 Kupfertafeln in Folio. Herr **Valentyn** gab eine **ausführliche Beſchreibung von alt- und neu Oſtindien Amſterdam 1724-1726. in drey Foliobänden** heraus, worinn er unter andern auch die Conchylien und die Seegewächſe von Amboina u. ſ. w. beſchrieb. Dieſer Theil des ganzen Werkes, wurde im Jahr 1754. zu **Amſterdam** beſonders gedruckt, und führte die Aufſchrift: *Verhandeling der Zeehorntjes en Zee-gewaſſen in en omtrent Amboina en de na by gelegene Eylanden, dienende taet een vervolg op Rumphius*, und dieſes beſondere Werk iſt es, welches uns hier der gelehrte Herr Profeſ-

ſor

ſer **Müller** zu **Erlangen** in einem teutſchen Kleide ſchenkt, und damit allen denenjenigen ein angenehmes Geſchenke macht, welche der holländiſchen Sprache nicht mächtig ſind. Eigentlich ſoll dieſes Buch des Herrn **Valentyn** eine Fortſetzung des **Rumphs**, oder, wenn Sie lieber wollen ein Supplement über den **Rumph** ſeyn, allein ich werde Ihnen bald zeigen, daß unſer Verfaſſer mehr leiſtet, als man nach der Aufſchrift in ſeinem Buche erwartet.

Das erſte Kapitel S. 1. redet **von Schnecken und Muſcheln, die an der oſtindiſchen Inſel Amboina gefunden werden.** Hier gehet unſer Schriftſteller die **Rumphiſchen** Kupfertafeln von der 17ten an, (denn das iſt die erſte, welche von Conchylien handelt) durch, ſetzet einige kurze Anmerkungen hinzu, und zeiget mehrere Arten, die er gefunden hat. Freylich kommen mit unter einige Spielarten vor, welche ohne Nachtheil der Liebhaber von Schalengehäuſſen hätten wegfallen können. Am Ende dieſes Kapitels hat Herr **Valentyn** S. 38. f. diejenigen Schnecken und Muſcheln bekannt gemacht, die ihm noch mangeln. Ob dieſes aber auch Nutzen für die Leſer habe? daran zweifle ich faſt. **Das zweyte Kapitel** S. 41. handelt **von den Weſtindiſchen und Europäiſchen Schnecken.** In ſo fern hat dieſer Beytrag ſeinen wahren Nutzen, daß der Verfaſſer den Unterſchied zeiget, den einerley Gattung in verſchiedenen Gegenden der Welt hat. S. 49.

finden Sie eine **Abhandlung von Seebäumen und Seeblumen oder Corallen und Corallenartigen Seegewächsen.** Da dieſe ganze Abhandlung nur einen einzigen Bogen ausfüllt, wo noch dazu einige Verſteinerungen mit angeführet ſind, ſo wird es Ihnen begreiflich ſeyn, daß dieſer Entwurf überaus mager und entbehrlich ſey. S. 53. hat Herr **Valentyn von der Wiſſenſchaft der Alten in Abſicht auf dieſes Fach der Naturgeſchichte** ſehr artige Anmerkungen geſammlet. Denn Sie finden hier S. 55. die Schnecken und Muſcheln, die auf den Kupfertafeln des **Jonſtons** vorkommen; S. 57. Nachricht von dem **Bonanniſchen Werke**, nemlich deſſen Recreatione mentis et oculi; wo beſonders alle im **Bonanni** vorkommende Claſſen, und einzelne Abbildungen in die richtigen Namen reduciret worden ſind. Dieſe Bemühung iſt ſehr ſchätzbar, weil **Bonanni** ſeinen Körpern oft die wunderlichſten Namen gegeben hat. Dieſe Arbeit könnte man alſo **als einen Generalindex über den Bonanni** anſehen. Er füllet fünf Bogen. S. 77. hat der fleiſſige Valentyn auch die Schnecken und Muſcheln ausgezeichnet, und mit ihren richtigen Namen beleget, welche ſich in einem andern Buche des **Bonanni** finden, welchem er die Aufſchrift gab: Obſervationes circa viventia, quae in rebus non viventibus reperiuntur. Alle dieſe einzelnen Abhandlungen machen das **zweyte Hauptſtück** dieſes Buchs aus. **Im dritten Kapitel** S. 83. kom-

kommen wiederum manche einzelne Gegenſtände für, nemlich

1) Nachricht von indianiſchen Liebhabern. S. 83. Wenn man aber dieſe nicht als einen Beytrag zu einer allgemeinen Geſchichte der Natur und beſonders der Conchylien betrachtet, ſo hat ſie gar keinen Nutzen. Was hilft es uns, daß wir wiſſen, daß Frau Sara Cypſen, des D. Brauers Ehefrau, eine Liebhaberin geweſen iſt?

2) Seltene Conchylien, die ſich in verſchiedenen Cabineten befinden. S. 91. Dieſe Mühe hat auch einen ſehr geringen Nutzen, da zu Valentyns Zeiten manche Conchylie ſelten war, die es in unſern Tagen nicht mehr iſt. Doch hat uns das Verzeichniß von den ſeltenſten Conchylien, die ſich zu ſeiner Zeit in Holland fanden, S. 128. f. wohl gefallen. Um nur einige Beyſpiele anzuführen, ſo fanden ſich damals in Holland 21 Orangen-Admirale, 15 Oberadmirale, 7 groſſe Papier-Nautil., 4 Admirals von Oma, 8 Viceadmirals u. ſ. f.

3) Eine Erklärung der Figuren, in beygehenden Kupfertafeln, worinne diejenigen Conchylien

chyllen abgebildet sind, welche Herr Valentyn nur ganz allein besaß.

Mein Urtheil über dieses Buch wollen sie wissen? Im Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit will ich es Ihnen sagen, so wie es meine Ueberzeugung verlangt. Vom Original selbst weiß ich kein richtigeres Urtheil, als den Ausspruch des Herrn Cramers in seiner fürtreflichen Einleitung zu dem prächtigsten aller Conchylien-Werke, zu dem Werke des Regenfuß. Er tadelt an dem Valentyn, daß er zu abergläubisch und um dieß Fehlers willen nicht zuverläßig genug sey; er lobt ihm aber dabey, daß er die Aufmerksamkeit der Kenner verdiene, einiger überaus seltenen Arten von Conchylien wegen, die er durch sehr vortrefliche Abbildungen bekannt gemacht habe. In dem Buche selbst ist sehr viel überflüßiges, und wir dürfen fast behaupten, daß die Helfte des Buches, und der Abbildungen hätte wegfallen können. Wie sollte sich aber der Herr Uebersetzer verhalten? Vielleicht sind Ihnen die Vorschriften schon bekannt, die man ihm in einigen Zeitungen gemacht hat. Es ist doch Schade, daß die Schriftsteller sich nicht zuvor erkundigen, wie sie arbeiten sollen. Aber im Ernst, was sollte der Herr Uebersetzer thun? Da einmal der Rumph übersetzt war, (er ist aber in eben dieser Krausischen Buchhandlung im Jahr 1766. übersetzt erschienen,) so war es billig auch der Valentyn zu übersetzen, der den Rumph supplirt; sollte aber Valentyn übersetzt

ſetzt werden, ſo mußte er ſo überſetzt werden, wie er war. Denn das halte ich allemal für einen ſträflichen Eingriff in die Rechte eines Andern, wenn ich ſeine Arbeiten verſtümmle. Hätte es freylich dem Herrn Profeſſor **Müller** gefallen, an manchen Orten ſeinen Schriftſteller zu ergänzen und zu verbeſſern, ſo würde er dem Publikum zuverläßig einen Dienſt geleiſtet haben. Da ihm aber dieſes nicht gefällig war, wer will ihn dazu nöthigen? Genug er hat Dank verdient, daß er uns ein Werk in die Hände lieferte, welches in Teutſchland nur mit ſchweren Koſten konnte erhalten werden. Die **Krauſiſche** Buchhandlung hat es nicht an guten Papier fehlen laſſen, unter den abgebildeten Figuren aber kommen verſchiedene vor, die nicht deutlich genug geſtochen und abgedruckt ſind. Im Buchladen koſtet mich mein Exemplar 3 Rthl. 16 gl.

Nun nur noch etwas von einem lateiniſchen Werke, welches ebenfalls von Schaalengehäuſſen handelt. Darüber werden ſie ſich doch nicht ärgern, daß ich Ihnen ein **lateiniſches** Buch in dem **teutſchen** Merkur bekannt mache? Beſänftigen Sie ſich, die Litteratur von **Teutſchland** gehöret zuverläßig hinein, wenn auch gleich die Bücher lateiniſch abgedruckt ſind. Hier haben ſie die Aufſchrift meines Buches: *Jac. Theod. Klein — Deſcriptiones Tubulorum marinorum, in quorum cenſum relati lapides caudae cancri Geſneri, et his ſimiles Belemnitae eorumque Alveoli, ſecundum diſpoſitionem Muſei Kleiniani, addita eſt diſſertatio epiſtolaris de Pilis marinis. Gedani et Lipſiae in officina*

libraria Gleditſchiana. 140 Seiten; 10 Kupfertafeln, groß Quart; der Preiß 20 Ggl. Es iſt dieſes ein ſehr ſauberer Nachdruck des **Kleiniſchen Buches von den Wurmröhren**, dahin **Klein** die **Orthoceratiten**, die man eben unter den **Gesneriſchen Krebsſchwänzen** verſtehen muß, und die **Belemniten** mit ihren Alveolen mit vollkommenen Rechte zehlet. Sie wiſſen es vielleicht ſchon, daß **Klein** noch immer ein klaſſiſcher Schriftſteller iſt, ſo dunkel er auch immer zu ſchreiben pfleget; es iſt ihnen aber auch ohne Zweifel bekannt, wie ſelten ſich die **Kleiniſchen** Arbeiten gemacht haben. Dies alles iſt Empfehlung genug für dieſen Nachdruck, der auſſerdem im Papier, in dem Drucke, und in den Kupfertafeln, dem Original vollkommen gleich iſt. Es iſt Schade, daß man ſich nicht auch in den Seitenzahlen nach dem Original gerichtet hat, auſſerdem würde keine Ausgabe von der andern in mindeſten unterſchieden ſeyn. Die Abhandlung von den Meerbällen will ich gänzlich überſchlagen, von den Meerröhren aber will ich Ihnen wenigſtens die Haupteinthellung des Herrn **Kleins** mit ſeinen eigenen Worten bekannt machen:

Genus. I. Penicilli.

II. Dentales

1) læves.

2) ſtriati.

III. Solen lignorum.

IV.

IV. Solen arenarius.

V. Solen anguinus

1) lævis.

2) plicatus.

3) Trigonus.

4) Fiſſus.

VI. Solenes vermiculares.

VII. Solen Corallorum.

1) Lævis.

2) Corrugatus.

VIII. Solen Phalloides.

IX. Solen fragilis.

X. Tubuli concamerati, i. e. Orthoceratitæ.

1) Superficie lævi.

a) conici.

b) cylindriformes.

c) dentaliformes.

d) apice inflexo.

e) apice ſpiræ modo intorto, i. e. Lituites.

2) Super-

2) Superficie aſpera.

a) ſulcati.

b) circulis aſperi.

XI. Belemnites.

1) Cylindriformes.

2) Coniformes.

3) Fuſiformes. S.

V.

Gelehrte Nachricht.

Der gelehrte Hr. Pfarrer **Fulda**, deſſen Preisſchrift über die Hauptdialekte der teutſchen Sprache in dieſer Meſſe im Druck herausgekommen, hat vor einigen Jahren ein ſehr mühſames, für jeden Denker äuſerſt wichtiges Werk: Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter, nach der Reyhe menſchlicher Begriffe; zum Erweis der Tabelle, die der Preisſchrift über die zween Hauptdialekte der teutſchen Sprache

che beygefügt worden iſt, unternommen. Er hat es jezt vollendet, und ſeine Freunde wünſchen mit Recht eine allgemeine Begünſtigung dieſes in allem Betracht nützlichen Werks. Es enthält die Wurzeln der teutſchen Sprache, die Entſtehung menſchlicher Begriffe und die Verwandſchaften derſelben unter ſich. Er führt darinn die teutſche Sprache auf ihre Urtöne zurück, zeigt die Bedeutung dieſer Urtöne, die in den Organen des Menſchen gegründet ſind. Der Verfaſſer hat ſehr gedrängt gedacht, und eben ſo gedrängt geſchrieben. Er hat die alten Monumente unſerer Sprache benutzt, und hat die Idiome einzeler Gegenden eingeſchoben. Dieſe Schrift iſt ein wahres Lexikon, in welchem man jedes Wort bis auf ſeinen Urton zurückgeführt findet. In jedem Worte hat die Accentſylbe den Urton, u. ſ. w. Das Werk wird in zwey Bänden erſcheinen, und dieſen wird vielleicht noch ein dritter beygefügt, worinn allerley Betrachtungen über die Sprache und Betrachtungen über die Menſchenſprache überhaupt enthalten ſeyn werden. Man will zur Sicherheit der Liebhaber lieber den Weg der Subſcription als der Prä-

numeration wählen. Jeder Theil wird den Subscribenten höchstens 1 Rthlr. 12 Groschen zu stehen kommen. Bis Ostern 1774. kan man sich zur Anzeichnung des Nahmens melden. Man wird nicht mehr Exemplare drucken lassen, als Subscribenten vorhanden seyn werden. Die Kollekteurs, welche sich der Sache annehmen, bekommen 15 pro Cent. Ihre Subscribenten, deren Nahmen dem Werke vorgedruckt werden, melden sie dem Hrn. Hofrath **Meusel** in Erfurt, der die Ausgabe des Werks übernommen hat, an den sich auch die Subscribenten selbst mit ihren Briefen, die man zu frankiren bittet, wenden können.

Der

Teutſche Merkur.

Des vierten Bandes

Zweytes Stück.

November 1773.

Weimar

Im Verlag der Geſellſchaft.

Der

Teutſche Merkur.

November 1773.

I.

Poeſien.

Du und Sie.

nach dem Voltaire.

Wo blieb die Zeit, die ſeelige,
Ach, Röschen, als Du ganz Natur,
Gehüllt in Deine Grazie,
Vom Putze fern, von Amorn nur
Begleitet, ſchüchtern wie ein Dieb,

Geſchlichen, in der Dämmerung, kamſt;
Den Himmel in mein Stübchen brachteſt,
Dich zu mir ſetzteſt und vorlieb
Mit einem kleinen Mahle nahmſt,
Das Du zum Göttermahle machteſt;
Dann, bey der ſüßten Freuden Tauſch,
Vergnügen gabeſt und empfiengeſt
Und mich, in meines Glückes Rauſch,
Einſchläferteſt und hintergiengeſt.

Du wußteſt nichts von Gold und Ehren
In jener unſchuldvollen Zeit;
Doch gab der Götter Gütigkeit
Dir, Rang und Schätze zu entbehren,
Ein Seelchen, ohne Sorg und Harm,
Das leicht auf Roſenflügeln ſchwebte,
Ein Herz, das liebereif und warm
In einem weiſſen Buſen bebte,
Ein zauberiſches Augenpaar
Und ſechszehn oder achtzehn Jahr.
O, wenn ſie ſo viel Anmuth ſchmückte,
Wenn ihr die Schelmerey ſo glückte,
Welch Mädchen wär kein Schmetterling,
Kein Schalk? Du warſt es, ſüſſes Ding,
Und (Amor ſchenks mir armen Sünder!)
Ich liebte Dich darum nicht minder.

Madam, Ihr Loos voll Herrlichkeit
Und voll Tumult, wie himmelweit
Iſts nicht vom wonnereichen Frieden,
Der damals Sie umſchloß, verſchieden!
Der Schweitzer dort, der, grau und breit,
Von Ihrer Thüre niemals weichet,
Stets lüget, iſt ein Bild der Zeit.
Mich dünket, Röschen, er verſcheuchet
Der Lieb und Freude Götterchen;
Sie traun ſich nicht mehr in Ihr Zimmer,
Sie fliehn der groſſen Spiegel Schimmer,
Die armen, nackten Kinderchen.

Ach! wie ſie in Dein Kämmerchen
Sonſt durch zerbrochne Scheiben ſchlüpften
Und gauckelnd um Dein Bettchen hüpften!

Nein, dieſer glänzende Pallaſt,
Madam, voll perſiſcher Tapeten;
Der Thronenhimmel von Damaſt,
Wo, Trotz dem Zauberſchall der Flöten,
Die Langeweile Ihrer harrt;
Der Nachttiſch, der von Silber ſtarrt;
Die buntlakirte Staatskaroſſe,
Samt jener bunten Leutchen Troſſe,
Samt jenen Schäcken, die ſie ziehn;
Die Meißner Vaſen und Statü'en,

Die dort auf dem Kamine prangen;
Die wollustreichen Schildereyn,
Die über allen Thüren hangen;
Die Aeschen, Hündchen, Papageyn,
Die Sie mit eignen Händen füttern;
Die Kronenleuchter von Demant,
Die schwer an Ihren Ohren zittern;
Die Perlenfesseln um die Hand;
All dieser Prunk, all dieser Tand;
Bedürfnisse des Ueberflusses,
Die jezt Ihr kaltes Herz verehrt;
Sie sind fürwahr nicht Eines Kusses,
Den Du mir damals gabest, werth.

G—r.

An einen Kastanienbaum,

der einsam im K**schen Garten in D** stand.

* * *

Nur immer vorüber, Strahl der Sonne! mit dir
Ergießt sich keine
Erquickung auf mein Haupt herab.
Dein lächelndscheinend heiteres Gesichte
Sieht mit feurigrothbrennenden Augen
Am schwülen Sommertag
Herab auf versengte Gefild',

Und

Und jeder deiner Blicke
Tödtet Lebensgeiſter.

Dich nur will ich dankbar,
Holder Kaſtanienbaum,
Vor allen Bäumen im Garten
Lieben. Deine belaubten Zweige
Fangen jeden Blick
Der Sonne auf,
Wenn ich am ſchwülen Tage
Unter deinem Schatten ein Lüftchen hauche,
Das mein vom Sonnenfeuer wallend Blut
Wohlthätig kühlt.

Unnütz wärſt du? Unfruchtbar,
Geliebter Baum? o nein!
Wer ſo wohlthätig iſt wie du,
Iſt fruchtbar, iſt nützlich genug.

Dein beſchützender Schatten
Stärket mein verblendet Auge.
Mit gröſſerer Freyheit blickt es
Unter deinen wiegenden Aeſten hervor,
Und ſieht die welkende Schönheit des Gartens
Mit mattem Blick.

Rauſcht hier gleich kein Waſſerfall,
So rauſchen doch deine Blätter, wenn

Gaukelnde Zephyrn auf deinen Zweigen
Mit leichten Fittigen hüpfen. — In ihrer Gesellschaft
Gaukelt Morpheus, fliegt von
Einem Zweig' hin auf den andern,
Und hüpft endlich auf meine
Von Schwüle müden Augen herab:
Und dann zeigt er, in einem leichten Schlummer
Mir Vergnügen,
Die mir wachend fehlen.

Oft findet mich auch der silberne Mond,
Wenn unvermerkt mich Morpheus überrascht hat.
Trüblicht blinkt er,
Mit halbdämmerndem halb heiterem Gesicht,
Das neidisch oft Gewölke verdecken,
Zwischen deinen thaubenetzten Blättern
Holder Baum! herdurch.
Und dennoch spiegelt sich
Auf jedem Tropfen Thau
Die reizende Scheibe.

Ergötzlich ist
Dein heiteres Gesicht, o Mond!
Doch lügt nicht oft ein heiteres Gesicht
Vergnügen? Und im Herzen
Wohnet Traurigkeit?
O klagest du nicht auch oft
So wie ich?

Warum bekleidest du dich sonst oft halb schwarz
So wie ich?
Doch, lebe wohl, o Mond! Nicht ewig wird
Dein sorgenloser Strahl die Nacht erleuchten.
Und auch ich — nicht immer werd' ich
Unter diesem Schatten ruhn.

Könnte doch, geliebter Baum, mich
Dein ergötzender Schatten
Von tausend mürrischen Gedanken
Meiner benebelten Seele
Ruhig machen!
Tausendmal mehr wollt' ich dich lieben! (*)

An den Schöpfer.

* * *

Dich soll mein Lied erheben,
Dich, Vater der Natur!
Und frommen Dank dir geben
Auf dieser stillen Flur.

(*) Ich kan diesem kleinen poetischen Stück einen Platz im Merkur nicht versagen, weil mir der Inhalt gefällt, wiewohl ich nicht weiß, was ich aus der Form machen soll. Vermuthlich mag es vielen unsrer neuesten Dichter sehr bequem seyn, solchergestalt die Fesseln des Sylbenmaßes und des Reims zugleich abzuwerfen. d. H.

Dir dank' ich jede Freude,
Dir dank' ich jeden Schmerz;
Doch mehr als dieſe beyde
Ein weichgeſchafnes Herz.

Von deinen Schöpferhänden
Gieng alles aus, was iſt;
Du biſt an allen Enden,
Wie du Erhalter biſt.

Ich höre dich im Sturme,
Ich ſehe dich im Thau,
Im Wallfiſch, in dem Wurme,
Wie in der ſtillen Au.

Es liſpelt mir die Quelle,
Die aus dem Felſen fließt,
Von dir in jeder Welle,
Daß du ihr Schöpfer biſt.

Wenn die erhitzten Lüfte
Dein Abendwind erfriſcht,
Und ſüſſer Blumen Düfte
Sein linder Hauch vermiſcht;

Wenn dir die Hayne ſchallen,
So hör ich deinen Ruf,
Und preiſe dich mit Lallen,
Der ſo viel Schönes ſchuf.

K.

II.

Auszug aus des Herrn P. Brydone Reise auf den Aetna. (*)

Den 27ten May, bey Anbruch des Tages reisten wir aus Catania, den ehrwürdigen Vater der Berge, den Aetna zu besteigen. Sein Fuß und seine ungeheuern Seiten sind mit einer zahlreichen Menge kleinerer Berge bedeckt, deren jeder seinen Ursprung einem grossen Ausbruche des Aetna zu danken hat.

Man theilt gewöhnlich das ganze Gebirge in drey Regionen ein, davon die unterste die **Fruchtbare**, die mittlere die **Waldichte**, und die oberste die **Wüste** heißt. Diese drey Regionen sind ihrem Clima und ihren Producten nach so wesentlich unterschieden als die drey Erd-Zonen. Die erste umgiebt den ganzen Fuß des Aetna ungefähr vierzehn

(*) Aus einem kürzlich in England erschienenen Werke, A tour through Sicily and Malta, und zwar aus dem 9. und 10ten Briefe gezogen. Wir sind um so gewisser, uns durch Mittheilung dieses Stücks Leser von Geschmack verbindlich zu machen, da es eines der schönsten Gemählde enthält, welches jemals von einer Meisterhand entworfen worden.

zehn bis funfzehn Meilen (*) in die Höhe, und bildet die schönste und fruchtbarste Landschaft von der Welt. Sie besteht fast ganz aus Lava, welche sich aber durch die Länge so vieler Jahrhunderte in den tragbarsten Boden verwandelt hat. Zu Cattania stund unser Barometer auf 29: $8\frac{1}{2}$. Aber zu Nicolosi fanden wir es schon auf 27: $1\frac{1}{2}$ gefallen, und (ohngeachtet die Höhe wahrscheinlich nicht über 3000 Fuß betrug) schon das Clima ganz verändert. Zu Cattania war die Erndte gänzlich vorüber, und die Hitze unerträglich; hier war sie gemäßigt, und das Korn an vielen Orten noch grün.

Unser Führer war ein Mann, der in der ganzen Insel am besten den Aetna kannte, vermuthlich hatte ihm dieß den Zunahmen, der Cyclop, unter welchem er bekannt war, erworben. Mit diesem verließen wir Nicolosi, und nach einem beschwerlichen Wege von anderthalb Stunden über Asche und Lava kamen wir an die Gränzen der waldichten Region. So bald wir in diesen angenehmen Waldungen anlangten, schienen wir in einer ganz andern Welt zu seyn. Die zuvor heiße und schwüle Luft war nun kühl und erfrischend; der ganze Boden mit den vortreflichsten aromatischen Pflanzen bedeckt, und jedes Lüftgen mit tausend Wohlgerüchen beladen. Verschiedene Theile dieser Region schienen in der That das herrlichste Paradies zu seyn, das sich die lebhafteste Einbildungskraft nur schaffen kan.

Gewiß, es ist eine sonderbare Beobachtung, daß sich an diesem Gebirge die größten Schönheiten

(*) Englische Meilen nemlich.

ten und die größten Schrecken, kurz die unähnlichſten und entgegengeſetzteſten Dinge in der Natur vereinigen. Hier iſt ein Schlund, der ehedem Feuerſtröhme, Rauch und Aſche ausſpie, nun recht wollüſtig mit den ſchönſten Pflanzen und Gewächſen der Erde geſchmückt. Hier wachſen die wohlſchmeckendſten Früchte auf einem, noch vor kurzen, ſchwarzen wüſten Felſen. Hier iſt der Boden mit Blumen bedeckt, und man wandert über und durch alle dieſe Schönheiten, ohne zu bedenken daß die Hölle mit allen ihren Schrecken unmittelbar unter unſern Füſſen iſt, und vielleicht nur ein paar Lachtern tief unter uns Seen von flieſſenden Feuer brauſen. Gröſſer wird noch das Erſtaunen, wenn man einen Blick auf die höheren Gegenden des Berges wirft. Hier ſieht man zwey Elemente mit einander auf immer vereinigt und auf immer in Kriege; einen unermeßlichen Feuerſchlund mitten im Schnee, den er nicht ſchmelzen kan, und ungeheure Schneefelder um dieſen Schlund her, den ſie nie löſchen können. (*)

Die erſte Nacht reiſten wir nicht viel über die Hälfte durch die waldichte Region des Aetna, indem wir kurz vor Untergang der Sonne in unſere Herberge kamen, welches eine groſſe Höhle war, die eine der älteſten Lavas machte. Im Lande heiſſe ſie

(*) Eine Anſpielung auf die Worte des *Solinus*: invicta in utroque violentia; nec calor frigore mitigatur, nec frigus calore diſſolvitur. *Polyhiſt.* c. V.

&

ſie die Geißhöhle, von den wilden Ziegen, welche bey ſchlechten Wetter dahin ihre Zuflucht nehmen.

Die Ausſicht von hier war rund um uns her unermeßlich, und wir vergnügten uns auſſerordentlich an dem Anblick ſo vieler groſſer und ſchöner Gegenſtände. Nicht weit von unſerer Höhle waren zween der ſchönſten Berge von denen kleineren, die man am Aetna ſo zahlreich findet. Ich beſtieg das beſte unſerer Maulthiere, und kam mit vieler Mühe auf den Gipfel des höheſten davon, wenige Minuten vor dem Untergang der Sonne. Hier rührte mich der edelſte Anblick auſſerordentlich. Ganz Sicilien mit dem umfaſſenden Meere und allen ſeinen Inſeln lag vor meinen Augen. Die ganze Bahn des Fluſſes Semetus, die Ruinen von Hybla, und viele andere alte Städte, die reichen Kornfelder und Weingärten am unteren Theile des Gebirges, und die erſtaunliche Menge ſchöner Berge unter mir machten die angenehmſte Scene die man nur ſehen kan. Die hohlen Schlünde dieſer Berge ſind beyde gröſſer als der Schlund des Veſuvs. Jetzt ſind ſie mit den ſchönſten Eichen bewachſen und tief hinein mit dem beſten Boden bedeckt. Ich bemerkte, daß dieſe ganze Region des Aetna ſowohl als die erſte aus Lava beſtehe, die aber ſo hoch mit Erde bedeckt iſt, daß man ſie nur in den Betten der Flüſſe entdeckt. In manchen war die Erde von dem Waſſer auf 50 bis 60 Fuß tief ausgewaſchen. — Was für einen Begriff von dem erſtaunlichen Alterthum der Ausbrüche dieſes Berges giebt uns dies nicht!

So

So bald es finſter worden war, begaben wir uns in unſere Höhle zurück, der Ruhe zu genieſſen, die uns aber durch das Geräuſch eines benachbarten Berges, der uns zur Rechten lag, geſtöhret wurde. Er ſtieß eine groſſe Menge Dampf aus, und gab verſchiedenemal den dumpfigen Laut eines entfernten Kanonenſchuſſes von ſich; ſonderbar aber war es, daß wir kein Feuer entdeckten. Dieſer Berg entſtund bey dem Ausbruche im Jahre 1766; ſein Feuer war noch nicht ausgebrannt, und ſeine nun ſchon vor vier Jahren ausgefloſſene Lava noch nicht kalt. An manchen Orten hat ſie Tiefen von 200 Fuß ausgefüllt, und an eben dieſen Orten hat ſie noch ihre gröſßte Hitze.

Nachdem wir einige Stunden auf dürrem Laub in unſerer Geißhöhle geſchlafen hatten, erwachten wir des Nachts um eilf Uhr, nahmen ein gutes Mahl von dem, was wir hatten, zu uns, und machten uns zur Fortſetzung unſerer Reiſe fertig. Nun fieng unſer Cyclops erſt an, ſeine groſſe Kenntniß des Gebirges recht zu zeigen, und wir folgten ihm mit unumſchränktem Zutrauen. Er führte uns über ungeheure Höhlen und wüſte Einöden, die vielleicht nie eines Menſchen Fuß betreten hatte; zuweilen gieng unſer Weg durch düſtere Wälder, die zwar am Tage ganz angenehm waren, worinnen uns aber jetzt die allgemeine Dunkelheit, das Rauſchen der Bäume, das dumpfige Brüllen des Berges, und der unermeßlich unter uns ausgeſpannte Ocean eine Art von heiligen Schrecken einjagten. Zuweilen befanden wir uns auf groſſen

Felſen

Felsen von Lava, von welchen wir, wenn unsere Maulthiere nur einen falschen Tritt gethan hätten, in den tiefsten Abgrund würden gestürzt seyn. Doch mit Hülfe unsers Cyclops überwanden wir alle diese Schwierigkeiten, und er machte seine Sachen so gut, daß wir uns innerhalb zwey Stunden schon in der dritten Region befanden, und die Wälder des Aetna weit hinter uns gelassen hatten, welche uns nun wie ein finsterer Abgrund um den Berg her vorkamen.

Die Aussicht vor uns war aber ganz anders beschaffen, denn wir sahen nichts als eine unermeßliche Fläche Schnee und Eis, die uns ausserordentlich bestürzt machte, und fast unsern Entschluß umkehrte. Mitten in diesen Schneefeldern, aber noch fern von uns, erhob sich der höchste Gipfel des Aetna, und stieß Ströhme Dampf aus. Unsere Kleinmuth vermehrte sich noch durch die Erzählung der Gefahren vieler Personen auf dieser Reise, welche uns der Cyclops machte. Endlich schickten wir nach gehaltenem Kriegsrathe unsre Cavallerie zurück in den Wald, und bereiteten uns den Schnee zu besteigen. Unser Führer sprach uns Muth ein, sagte, wir hätten Zeit genug, und könnten ausruhen so viel wir wollten, indem der Schnee nicht viel über 7 Meilen lang wär, und wir noch vor der Sonnen Aufgang auf dem Gipfel ankommen würden.

Wir traten nun unsern Weg an, welcher anfangs nicht steil war; und da der Schnee ein wenig

sink,

ſunk, hatten wir ganz gutes fuſſen. Da er aber anfieng tiefer zu werden, wurde uns der Weg merklich beſchwerlicher. Dennoch beſchloſſen wir auszuhalten, und erinnerten uns mitten unter unſerer Arbeit, daß der Kayſer **Hadrian** und **Plato** eben dies und aus eben dem Grunde unternommen hätten, nemlich die aufgehende Sonne von der Spitze des Aetna zu ſehen.

Nach unglaublicher Arbeit und Mühe kamen wir noch vor Anbruch des Tages an die Ruinen eines alten Gebäudes, welches Il torre del Filoſopho heißt, weil man vorgiebt, daß es der Philoſoph **Empedokles** gebauet, und hier gewohnt habe, um die Natur des Berges Aetna deſto beſſer unterſuchen und ſtudiren zu können. Andere ſagen, es ſeyen die Ruinen von einem Tempel des Vulkan, deſſen Werkſtatt (wo er ſo vortrefliche Donnerkeile für den Jupiter, und ſo feine Netze, ſein Weibchen zu fangen, machte,) wie die ganze Welt weiß, im Aetna war. Doch dem ſey wie ihm wolle, hier ruheten wir einige Zeit aus.

Nun hatten wir Zeit, die erhabenen Gegenſtände der Natur in ſtiller Betrachtung zu bewundern, und ihren Schöpfer anzubeten. Der Himmel war vollkommen heiter, und ſein unermeßliches Gewölbe erſchien im ehrwürdigſten Glanze und Majeſtät. Wir fanden, daß dieſer Anblick hier einen weit ſtärkern Eindruck auf uns machte, als unten. Wir wußten anfangs nicht, woher dies kam, bis wir endlich mit Erſtaunen bemerk-

ten, daß wir unendlich mehr Sterne, und jeden glänzender als gewöhnlich, sahen. Die weisse Milchstrasse sahe jezt wie eine reine Flamme aus, die durch den Himmel schoß, und wir entdeckten mit blossen Augen ganze Haufen Sterne darinnen, die auf der gewöhnlichen Erdfläche ganz unsichtbar waren. Anfangs fielen wir nicht auf den natürlichen Grund, und dachten nicht daran, daß wir schon durch zehen oder zwölftausend Fuß dicker Dünste hindurch waren, welche jeden Strahl verschlucken oder verdunkeln, ehe er die Oberfläche der Erde erreicht. Ich sage es nochmals, wir erstaunten über diesen herrlichen Anblick, und riefen einstimmig aus: Was für ein vortreflicher Platz zu einer Sternwarte! Hätte Empedokles die Augen eines Galilei gehabt, was für Entdeckungen würde er nicht gemacht haben. Daß der Jupiter nicht sichtbar war, bedauerten wir sehr: denn ich glaube gewiß, wir würden einige seiner Trabanten mit blossen Augen, oder wenigstens mit einem kleinen Fernrohre haben sehen können, welches ich in der Tasche hatte. Wir bemerkten auch verschiedene von den Meteoren, die man Sternschnupfen nennt, die aber noch eben so hoch über uns erschienen, als wenn wir sie von der Pläne gesehen hätten; woraus ich schliesse, daß sich diese Körper in einem weit höheren Luftraume bewegen, als die Gränzen unserer Atmosphäre, nach der Meynung einiger Naturforscher, reichen.

Nachdem wir einige Zeit diese Gegenstände beobachtet hatten, machten wir uns wieder auf, und

und kamen bald an den Fuß des größten Bechers vom Aetna. Er iſt völlig kegelförmig, ſteigt auf allen Seiten gleich ſteil in die Höhe, und beſteht aus lauter Aſche und andern ausgebrannten Maſſen, die der Mund des Volkans, welcher in der Mitte iſt, ausgeworfen hat. Ohngeachtet dieſer Berg ganz ſchwarz ausſah, ſo war er doch mit Schnee bedeckt, deſſen Oberfläche aber eine dicke Lage von Aſche, zu unſerm Glücke, hatte: denn auſſerdem würden wir nicht auf den Gipfel haben kommen können, da der Schnee eine dicke Eisrinde hatte. Nach einer Stunde Arbeit kamen wir auf einen Platz, wo kein Schnee war, und ein warmer, angenehmer Dunſt aus dem Berge ſtieg. Hier fand ich das Barometer auf 19, 6½; das Thermometer war, zu meinem Erſtaunen, drey Grade unter den Eispunkt gefallen, und fiel, ehe wir noch den Gipfel des Berges verlieſſen, noch zwey Grade tiefer, nemlich auf 27. — Von dieſem Platze hatten wir ohngefehr noch 900 Fuß bis zur höchſten Spitze des Berges, woſelbſt wir auch noch zeitig genug ankamen, das wunderbarſte und prächtigſte Schauſpiel der Natur zu ſehen.

Doch hier muß jede Beſchreibung unvollkommen bleiben: denn keine menſchliche Einbildungskraft hat es wohl je gewagt, ſich ein Bild von einer ſo groſſen und unausſprechlich herrlichen Scene zu denken, noch giebt es auf der Oberfläche unſeres Erdballs vielleicht einen Punkt, der ſo viele erhabene Gegenſtände vereinigte. Dieſe erſtaunliche Höhe über der Fläche der Erde, die ſich hier

gleichsam in einer einzigen Spitze zusammen zog, ohne einen benachbarten Berg oder andern Gegenstand, auf welchem Auge und Einbildungskraft auf ihrer Reise hinunter in die Welt hätten ausruhen können; — Diese Spitze am Rande eines bodenlosen Schlundes, so alt als die Welt, der oft mit lauten Donnern Feuerströme und brennende Felsen ausspie; — und, von dieser Spitze, die unumschränkteste Aussicht auf die verschiedensten und schönsten Scenen in der Natur.

Der kommende Tag erleuchtete den Himmel nun ein wenig, und zeigte uns, jedoch nur noch schwach, die gränzenlose Aussicht um uns her. Meer und Land sahen noch finster und verworren aus, als lägen sie noch in ihrem Chaos; Licht und Finsterniß schienen noch nicht geschieden, bis endlich der Morgen anbrach, und die grosse Scheidung vollbrachte. Die Sterne verloschen, die Schatten verschwanden, die Wälder, die uns zuvor finstere Abgründe geschienen hatten, traten nun mit ihren lebendigen Farben heraus, und schienen eine neue Schöpfung zu machen. Immer erweiterte sich die Scene, der Horizont dehnte sich von allen Seiten aus, bis endlich die Sonne, wie der grosse Schöpfer, in Osten trat, und mit ihrem mahlenden Strahl das unbegreiflich edle Schauspiel vollendete. Alles schien ein Zauber, und wir konnten kaum glauben, daß wir noch auf Erden wären. Unsere an solche Gegenstände noch nicht gewöhnte Sinnen waren betäubt und kraftlos, und erst nach einiger Zeit konnten wir uns wieder

der erholen, sie unterscheiden und davon urtheilen. Zwischen uns und der Sonne, die aus dem Meere zu steigen schien, lagen unermeßliche Flächen See und Land; die Liparischen, Panarischen, Alicudischen Inseln, und Strombolo und Volcano lagen mit ihren rauchenden Gipfeln unter unsern Füssen; auf Sicilien sahen wir wie auf eine Landkarte herab, und konnten jeden Fluß in seiner Bahn, von seiner Quelle an bis zur Mündung, verfolgen. Kurz, die Aussicht ist auf allen Seiten vollkommen gränzenlos; kein einziger Gegenstand im ganzen Gesichtskreise, der sie einschränken könnte; das Auge verliert sich im Unermeßlichen, und ich bin versichert, nur unsere schwachen Augen waren Schuld daran, daß wir die Küsten von Afrika, ja selbst von Griechenland, nicht entdeckten: denn beyde mußten über unserm Horizonte liegen.

Der hohle Becher dieses Berges hat ohngefähr viertehalb Meilen im Umkreise, senkt sich von allen Seiten gelinde hinab, und bildet ein regelmäßiges Amphitheater. An verschiedenen Orten dieses Trichters steigen Wolken von Schwefeldampf auf, die, da sie schwerer als die umgebende Luft sind, anstatt wie Rauch darinnen fortzuschwimmen, sobald sie aus der Mündung heraus sind, an der Seite des Berges wie ein Strohm herabrollen, bis sie zu dem gleich schweren Theile der Atmosphäre kommen, und dann horizontal darinnen fortziehen, wie sie der Wind treibt. Der Trichter ist innerhalb so heiß, daß es fast nicht möglich ist, hinein zu gehen; welches überdies sehr gefährlich seyn soll,

da an verschiedenen Orten der Boden so dünne ist, daß Leute, die es wagten, hinein sunken, und ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußten.

Nahe am Mittelpunkte des Trichters ist die grosse Hauptmündung des Aetna; dieser durch alle Jahrhunderte so berühmte fürchterliche Schlund. Wir betrachteten ihn mit Grausen und Schrecken, und wunderten uns nicht, daß der Aberglaube ihn als den Aufenthalt der Verdammten betrachtet hatte. Denn wenn man sich seine unergründliche Tiefe denkt; die ungeheuern Höhlen und Abgründe, woraus so manche Lava entsprungen war; die Macht des unterirdischen Feuers, diese Lavas zu einer so erstaunlichen Höhe zu heben, sie gleichsam in der Luft schwebend zu erhalten, und sie sogar über den obersten Rand des Bechers, mit den fürchterlichsten Symptomen der Natur, hinaus zu treiben: so muß man bekennen, daß die lebhafteste Einbildungskraft mit allen ihren Schrecken kein fürchterlicheres Bild von der Hölle machen konnte, als hier die Natur.

Man hat beobachtet, (und, aus eigener Erfahrung kan ich sagen, mit Recht,) daß auf den höhesten Bergen, wo die Luft so rein und verfeinert ist, und keine so schwere Last grober Dünste den Körper drückt, der Geist freyer wirke, und alle Funktionen des Leibes und der Seele leichter von statten gehen. Es schien, als blieben (so wie wir über die Wohnungen der Menschen erhoben waren) alle niedere und gemeine Empfindungen zurück;

als

als legte die Seele, da sie sich den ätherischen Regionen näherte, ihre irdischen Leidenschaften ab, und nähme schon etwas von ihrer unveränderlichen Reinigkeit an. — Gewiß, schon die Lage allein ist hinlänglich, Philosophie einzuflössen, und Empedokles hätte guten Grund, sie zur Wohnung zu wählen.

III.

Beschluß
der Ase-Neitha.

Beyde schwiegen eine Zeitlang. Darauf sagte P-hont-phre: Siehst du noch die zwoo weissen Tauben oben auf der Pyramide?

„Ja, Vater! antwortete Joseph; sie sitzen „neben einander unbewegt, die Köpfe an sich ge„zogen, als ob sie schliefen, oder auf den Flug eines Geyers achteten.“

Meine Taube fürchtet keinen Geyer mehr. Die Luft, worinn sie sich aufschwinget, ist ihm zu fein. Sie trägt ihn nicht. So weissagete der Alte: denn sein Ende war nah, und sein Geist redete schon mit den Geistern seiner Väter. Da rief er den Knaben, die sollten ihn wegführen.

„Laß mich dich küssen, mein Vater! Du bist „wie Jacob und wie Abraham, die Knechte „GOttes.“

Er küßte ihn und die Knaben führten ihn weg in sein Haus, wo er starb. Alle Saiter trauerten um den Mann, und ganz Egypten trug Leid um ihn. Er war der letzte, welcher die Lehre der Noachiden liebte.

Die Priester und Aerzte fiengen an den Leichnam des P-hont-phre zu balsamiren; auch waren Knaben und Mädchen hinaus gegangen, Kränze für ihn zu flechten von Blumen und wohlriechenden Kräutern. Unter ihnen fand Joseph Asé-Neitha; das war das Mädchen, mit dem er nach Sais gegangen war. Sie saß im Morgenthau, und band eine Krone auf das Haupt des Priesters. „Komm, Jüngling der Athor, hilf „mir die Krone binden, damit sie grüne um sein „weisses Haar.“

Joseph setzte sich zu ihr ins Blumenfeld, und half ihr Blumen und Kräuter abbrechen.

Ich liebe dich, sagte Asé-Neitha, mehr als man einen Bruder liebt. Ich wollt', ich könnte bey dir wohnen.

„Ich habe gehöret, daß dein Vater P-hont-„phre der Neitha wird. Du sollst groß werden, „wie die Tochter eines Fürsten. Ich aber bin „ein Fremdling und ein Knecht.“

Wenn

Wenn du ein Fürst wäreſt, und ich eine Sclavin, würdeſt du mich lieben? —

„Ich würde dich lieben, holdſeeliges Mädchen!“

Siehſt du dieſen Himmel über uns? Wie dieſer Himmel, iſt meine Liebe zu dir; groß und ohne Ende.

„So laß mich, daß ich dich küſſe.“

Nein, Jüngling, küſſe mich nicht; obgleich meine Seele dich liebt.

„Unſre Seelen küßten ſich auf dem Wege nach Sais.“

Aber ehe du von mir geheſt, Jüngling, ſo lehre mich deinen Gott kennen. Er ſoll der meinige ſeyn; und ich will ihm dienen.

„Es iſt der Gott, der dieſe Blumen gemacht „hat. Sie wachſen und blühen, ſo wie du wächſeſt und blüheſt. In allen Dingen iſt ein lebendiger Geiſt; und das iſt der Geiſt Gottes. Du „findeſt ihn überall; und er redet freundlich mit „dir.“

O ſprich, was ſoll ich ihm antworten? Oft bin ich in den Wald nahe bey unſrem Hauſe geflohen, bin niedergefallen, habe ausgerufen: O Athor! wie gut biſt du! Komm, daß ich dich ſehe, wie damals im Traume zu Chuſas. Komm, thue den Schleyer hinweg, daß ich dich liebe. Sprich, Jüngling! wenn ich ſo niederfalle, wenn ſo die Liebe meinem Herzen wohl thut; iſt es deinem

Gotte genug? Iſt es genug, wenn ich über dieſe Blumen mich freue, mich freue, daß ich da bin, Kränze zu winden; und nun mehr, als über alles andre, daß du, Jüngling! unter den Blumen neben mir ſitzeſt?

„Genug, holdſeeliges Mädchen! Wenn Gott „mein Elend von mir nehmen und mich erhöhen „wird aus dem Staube, dann will ich dich zu mir „nehmen, und du ſollſt bey mir wohnen.“

Schwöre mir das, ſagte **Aſe-Neitha**; und **Joſeph** ſchwur ihr, und ſie machten beyde einen Bund mit einander. **Siehe dort, ſagte Joſeph, den Obelisk, auf welchem die Weisheit Abrahams meines Vaters geſchrieben iſt. Der ſoll das Zeichen ſeyn unſerer Liebe, und des Bundes, den wir heute gemacht haben.**

Nun arbeiteten ſie fort an ihrer Krone.

Joſeph aber war traurig und ſagte: „Mor„gen muß ich wieder in meine Knechtſchaft gehen, „und du bleibeſt hier. Viele Jünglinge werden „um dich freyen, und ich werde Sorge tragen um „dich. Lieber erzähle mir, was kanſt du thun, „daß ich dein Angeſicht wieder ſehe, und dich heim„führe in mein Haus?“

Sorge nicht, Jüngling der **Arbor**! ſondern höre, was ich thun will. Wenn nun mein Vater **Phont-phre** wird, ſo will ich ihn bitten, daß er mich

mich zur Prieſterin der Athor weyhe. Dann will ich Mädchen um mich verſammlen, und ihnen ſagen, wie gut die Athor iſt, und ſie lehren, welches ſey der Gott der Götter. Wenn aber Jünglinge kommen, die mich zum Weibe begehren; ſo will ich ihnen ein Räthſel vorlegen, und wer es erräth, der ſoll mich zum Weibe haben. Keiner ſoll es errathen können, als du.

„So ſage mir das Räthſel.“

Nein, ich ſage dirs nicht. Dennoch wirſt du es errathen, wann die Zeit da ſeyn wird.

Nun war die Krone fertig. Sie war ſchön, und würdig auf dem Haupt eines ſolchen Mannes zu ſtehen. Es war eine Liebe darein geflochten, wie die Liebe des Paradieſes, die hervor gieng aus allen Blumen, als der Luſtgarten Gottes noch nicht verdorben war; die hervor gieng in alle Felder, und aufſtieg zum Himmel, von wannen ſie kam, und aufſtieg zu Gott, ihm ein lieblicher Geruch.

Aſe-Neitha trug die Krone weg, und Joſeph ſahe das Mädchen nicht wieder. Des andern Tags gieng er von Sais, und kam nach Memphis zu ſeinem Herrn. Da erzählte er ihm, daß P-hont-phre geſtorben ſey, und ſagte ihm alles, was er gehört hatte, und unterrichtete ihn; und Joſeph fand Gnade vor ſeinem Herrn.

Thoph, der Vater der Aſe-Neitha, wurde P-hont-phre, und weyhte ſeine Tochter zur Prieſterin

sterin der Athor. Jedoch sollte sie nicht ewig im Tempel dienen, denn sie war sein einziges Kind; und er wollte sie einem Manne zum Weibe geben, der sie lieb hätte.

Da suchte sich Ase-Neitha Mädchen zu Gespielinnen; die unterrichtete sie täglich in den Geheimnissen der Göttin. Zugleich redete sie von dem Gotte Josephs; denn ihr Herz verehrte die Athor, als den Geist der Liebe, welcher an allen Orten alles lebendig machte. Deswegen führte sie die Mädchen durch Büsche, Felder und Wiesen, und lehrte sie mit der Athor sich vereinigen. Da, wo zween Vögel ein Nest bauten, da sagte sie: so feyern die Vögel das Fest der Athor. Wo ein Weinstock sich um einen Baum schlung, da sagte sie: so feyern die Pflanzen und Bäume das Fest der Athor. Wo sie ein sanfter Wind anwehete, und die Sonnenhitze abkühlte, da sagte sie: Athor ist in der sanften Luft, um uns wohl zu thun. Wo ein sechsjähriger Knabe sich an seinen Urgroßvater hieng, und den weissen Bart ihm streichelte, da sagte sie: Lobet die Werke der Athor; Athor ist gut: sie thut allen Geschöpfen wohl. Lobet, ihr Mädchen, mit allen Geschöpfen die Athor.

So wuchs Ase-Neitha, die Priesterin, heran, und ward schön und weise, und der Ruhm von ihr erscholl durch ganz Egypten. Und die Grossen im Volke warben um sie; aber die Jungfrau that ein Gelübde, daß keiner in Liebe mit ihr

reden

reden ſollte, er habe dann ihr Räthſel aufgelöſt; und das Räthſel war:

Welches iſt das Zeichen der wahrhaftigen Liebe?

Phnutis, ein Verwandter des **Pharao**, erfahren in aller Weisheit der Egypter, verſammlete ſeine Freunde, auch die weiſeſten zu **Memphis**, und berathſchlagte ſich mit ihnen, wie man das Räthſel deuten könne. Aber ſie waren ungewiß; einer antwortete dieſes, der andere jenes. Endlich trat ein weiſer Mann auf; der ſprach: Iſt wo ein Zeichen der Liebe, das gröſſer ſey, als der Tod, wenn ein Mann ſich zum Tode hingiebt, um ſein Weib zu erhalten? **Phnutis** antwortete: Du haſt recht geredet; und reiſete, mit vielen Geſchenken nach **Sais**. Des andern Tages gieng er zum Hauſe der Prieſterin. Im Vorhofe ſaſſen unter den Bäumen zehn Jungfrauen, die würkten Kleider für Männer und Weiber, Knaben und Mädchen. Sie waren freundlich, und grüßten den **Phnutis**.

Wem macht ihr dieſe Kleider, ihr Mädchen? fragte **Phnutis**. Sie antworteten: wir machen ſie denen, die ſelbſt keine würken, und ſie auch nicht kaufen können.

„Aber was bekommt ihr zum Lohn, ihr Mädchen?“

Wir bekommen Frieden und Wonne: So hat uns **Aſe-Neitha** gelehrt.

„Führet

„Führet mich zur Oberprieſterin.“

Eins von den Mädchen gieng vor ihm her, und brachte ihn in einen groſſen Saal, und hieß ihn da warten.

Da trat eine andre Jungfrau herein; die fragte ihn: was ſein Begehren wäre. Er antwortete: das Räthſel zu errathen. Da fragte ihn dieſe Jungfrau:

Welches iſt das Zeichen der wahrhaftigen Liebe?

„Der Tod für das Geliebte.“

Da gieng die Jungfrau zu **Aſe-Neitha**, und brachte ihr dieſe Antwort.

Führe ihn zu mir; ſagte ſie.

Phnutis trat herein. Sie war leutſelig und hieß ihn ſich niederſetzen. Er aber erſchrack vor dem Angeſichte des Mädchens: denn ſie war gleich einem Engel Gottes.

Höre mich, **Phnutis**, ſagte ſie. Du haſt mir geantwortet: der Tod ſey das Zeichen der wahrhaftigen Liebe. Ich will dir eine Geſchichte erzählen.

Im Lande der **Lybier** wohnen Hirten in den Gebirgen, welche Schafe, Ziegen und Kühe hüten. Wenn die Sonne mitten am Himmel ſteht, dann ſitzen Knaben und Mädchen im Schatten der Bäume. Wann die Sonne ſich verbergen will; dann treiben ſie das Vieh in Hürden, melken die Milch, und trinken davon. Sie eſſen Obſt von

den

den Bäumen, und ſind friedſam. Fleiſch und Blut der Thiere eſſen ſie nicht: denn alles, was lebet, iſt ihnen heilig. Sarſa war unter ihnen das ſchönſte Mädchen. Ihre Seele war aus der blauen Luft des Himmels geſchaffen. Ihren ſchönſten Lämmern, weiß, wie die zarteſte Baumwolle, machte ſie Blumenkränze um den Hals, und nährte ſie mit dem fetteſten Gras. Auf ihrem Schooſſe lagen die Lämmer und nahmen Salz aus ihren Händen. Das Mädchen ſahe gern den Sorath, einen Lybiſchen jungen Hirten. Für ihn bewahrte ſie das beſte Obſt, und goß die fetteſte Milch in ſeine Schaale. Auch hatte ſie der Hirte lieb. Sie giengen oft mit einander, und ſchwuren mit einander zu ſterben.

Tief in den Gebirgen wohnen Jäger, grauſame Leute, die keinen Frieden wollen. Darum fürchten ſie die Lybiſchen Hirten, und fliehen vor ihnen. Auch ſtahlen die Jäger von ihren Schafen und Kühen, welche ſie dann ſchlachteten und ihr Fleiſch aſſen. Die Hirten wurden darüber zornig, und einſtmalen fiengen einige böſe Jünglinge unter ihnen die Tochter eines Jägers, führten ſie mit ſich, und mißhandelten ſie ſehr.

Kurz hernach hüteten Sorath und Sarſa ihr Vieh tief in der Wüſte, um allein zu ſeyn, und von ihrer Liebe zu reden. Sie ſaſſen da vertraulich in dem Schatten eines Baumes, und plötzlich ſprangen zween der grauſamen Jäger hervor. Sie griffen das Mädchen, und führten es weg. Sarſa

ſchrie

schrie laut: Sorath! Sorath! Er lief hinter den Räubern her, weinte und rief, daß es an den Bergen wiederhallte: gebt mir meine Farfa zurück. Endlich standen sie still an einem Bach, und der Hirte war bey ihnen. Wir müssen euer Blut haben; sagten die Räuber, denn ihr habt eine von unsern Jungfrauen geschändet. Willst du für diese sterben, so soll sie leben, und wir wollen sie wieder zu ihren Schafen bringen; wo nicht, so gehe du zu deiner Heerde, und laß das Mädchen.

Ihr müßt das Blut einer Jungfrau haben; sagte Farfa. Lebe, Sorath! und hüte meine Heerde. Alle meine Schafe sind dein. Und Sorath floh; und ließ das Mädchen sterben.

Da war ein andres Mädchen unter den lybischen Hirten, das war schön; aber es erröthete nicht vor den Augen eines Mannes, sondern winkte den Jünglingen von ferne. An einem Abend, als Sorath die Schafe der Farfa sah, und im Sande sich wälzte; da lief die Buhlerin auf ihn zu, lachte, und spottete sein. Der Jüngling schämte sich, und folgte dem Mädchen. Auch ließ er nicht von ihr, denn sie hatte Worte, wie Honig, ihre Liebkosungen waren süß, und man wurde trunken von ihrem Kusse. Am zweeten Tage verabredeten sich beyde, in einem dunkeln Gebüsche vor den übrigen Hirten sich zu verbergen. Schon kamen sie am Eingange desselben zusammen, und zertheilten vor sich her die durch einander gewachsenen Aeste. Indem sprang ein Löwe gegen sie, welcher

welcher im Schatten gelagert war, und ſchlug ſeine Klaue in das Gewand des Mädchens. Sie riß ſich los, und wollte fliehen; aber der Löwe verfolgte ſie, und warf ſie zur Erde. **Sorath** zauderte nicht, er ſchlug den Löwen mit ſeinem Hirtenſtabe; aber umſonſt. Da ſtürzte **Sorath** über das Mädchen, und fiel dem Löwen vor den Rachen; und der Löwe ließ ab von dem Mädchen, und zerriß ihn. Hier ſchwieg **Aſe-Neitha.**

Da ſprach **Phnutis** zu ihr: Sage mir, Prieſterin, iſt dieſe Geſchichte wahr oder erdichtet?

Sie ſey wahr oder erdichtet, antwortete ſie; der Jüngling ſtarb für das Mädchen. So ſiehe denn, daß du mein Räthſel nicht errathen haſt.

Phnutis zog wieder nach **Memphis**, und rühmte die Weisheit der **Aſe-Neitha.**

Der ſchöne Tempel der **Athor**, nemlich die ganze Saitiſche Landſchaft, grünte, und ihre Prieſterinnen wandelten in ſelbiger umher. Da kam ihnen ein Mann entgegen, gekleidet wie ein gemeiner **Egypter**; aber ſein Auge verrieth hohen Geiſt, und ſein Gang eine wohlgeordnete Seele. **Aſe-Neitha** ſah' ihn, wie er auf ſie zugieng; die andern Jungfrauen aber wichen zurück, und lieſſen ihre Führerin mit ihm allein. Da ſprach **Aſe-Neitha:**

Herr! Ich fürchte mich vor deinem Angeſicht. Es hat etwas vom Glanz des Himmels.

„Würdest du dich fürchten, wenn ein grosser, „starker Löwe sanftmüthig zu dir käme, und deine „Füsse leckte?“

Ich würde mich nicht fürchten.

„Dein Wandel und Umgang mit der Gottheit „hat dich gezeichnet mit einem Zeichen, das ein „jedes Geschöpfe verehren muß. Du würdest „sicher vor der Höhle eines reissenden Thieres vor„übergehen.“

Auch wandle ich mit meinen Jungfrauen sicher. Wir sahen Crocodille, und sie giengen still vorüber.

„Ich bin gekommen, dein Räthsel zu er„rathen.“

Ich fürchte, du werdest über mich zürnen, wenn du es nicht erräthst.

„Ich habe kein Weib, Priesterin! — Ich „würde glücklich seyn, wann ich es erriethe; aber „ich würde nicht über dich zürnen, wann ich es „nicht erriethe.“

Sage mir denn: **Welches ist das Zeichen der wahrhaftigen Liebe?**

„Wenn die Priesterin Ase-Neitha einem „Jüngling versprechen würde, ihn zu lieben.“

Sie lächelte und schwieg lange. Der fremde Mann sah' ihr ruhig ins Gesicht.

Du hast mich erhaschen wollen, sagte sie endlich; doch muß ich dir sagen, daß du mein Räthsel

ſel nicht getroffen haſt. Kannteſt du die **Anubis**, die ehmalige Königin von **Egypten**?

Ja, ich kannte ſie. "

Sie war auch eine Prieſterin der **Athor** zu **Chuſas**, eine Verehrerin der reinen Liebe. Sie war groß, edel, und berühmt durch ganz **Egypten**. Die fand ein Knabe gleiches Alters mit ihr. Er fand ſie, da ſie hundert Roſen in eine Schnur band, um ſie einer Kuh, weiß wie Wolle, um die Hörner zu winden. Winde mir die Roſenſchnur um den Hals, ſagte er. Sie ſah' ihn an. Ja, ſagte ſie, ich will ſie dir um den Hals winden. Der Knabe hieß **Sethon**. Ich ſehe ein Zeichen in deinem Geſichte, ſprach **Anubis**; ich kan dir die Roſenſchnur nicht abſchlagen. Und da, Fremdling, da liebten ſie ſich, und **Anubis** hatte dem **Sethon** geſagt: **daß ſie ihn liebe.**

Es war aber ein Krieg, den die Egypter mit den **Philiſtern** hatten. **Sethon** zog mit ſeinem Volke. Noch einmal ſah' er das Mädchen, woran ſeine Seele hieng; und ſie küßten ſich über einem Nardenſtrauch. Siehe, ſprach **Anubis**, dieſe Narde ſoll uns ein Zeichen ſeyn unſrer Liebe. Ich will ſie warten und pflegen; mit Waſſer will ich ſie begieſſen, wann ihrer der Nil nicht achtet. Sie ſoll wachſen und blühen, und unſre Liebe mit ihr. Wann du wieder kömmſt, dann gehen wir zu dieſer Narde; an ihr wirſt du meine Treue erkennen. Wirſt du aber erſchlagen werden; ſo will ich hier weinen. **Sethon** gieng, und kam wieder. Er

eilte zum Nardenstrauch. Zwey dürre Reiser standen da, und um sie herum viele fette Schwämme. **Anubis** war Königin in **Egypten** geworden.

„Und ihr Sohn **Pharao-Psammis** leidet „ihre Strafe, daß er das Räthsel der **Asé-Neitha** „nicht errathen hat," sagte der Fremde.

Die Priesterin erschrack, fiel ihm zu seinen Füssen, und sprach: Mein Herr! — der König zürne nicht mit seiner Magd, daß sie unvorsichtig redete.

„Ich zürne nicht, Priesterin; aber ich bin traurig. Willst du nicht Königin von **Egypten** „werden?"

Nein, Herr! Die Untreue der Mutter und meine Untreue würden deinen Sohn doppelt unglücklich machen.

„So hast du einen **Sethon**, dem du untreu „werden kanst?

Du hast mein Räthsel nicht errathen, **Pharao**! Ich würde dem untreu seyn, der es errathen wird.

„Wenn es aber niemand erräth?"

So weiß ich, daß ich in der Welt einzeln bin; denn ich bin gewiß, daß das Herz, welches mit meinem eins ist, mein Räthsel errathen muß.

„Ich habe dem **Thoph**, deinem Vater, ge„sagt, daß ich diesen Mittag mit ihm das Brod „essen will; du und deine Jungfrauen sollen mit „mir speisen."

Sie giengen zuſammen. Thoph aber kannte den Pharao; doch wußte er nicht, daß der König das Räthſel ſeiner Tochter zu errathen verſucht hatte.

Da ſie nun zuſammen zu Tiſche lagen, wurden ſie guter Dinge. Auch Aſe-Neitha war frölich. Sie lag dem Könige zu nächſt, und er redete viel mit ihr und prüfte ihre Weisheit.

Da trat eine Jungfrau herein, die ſagte: es iſt ein Mann drauſſen, herrlich gekleidet, anzuſehen wie ein Fürſt Gottes. Er will das Räthſel errathen. Gehe, antwortete Aſe-Neitha, und frage ihn. Als ſie herausgegangen war, ſprach der König: O Athor! lege dem Mann die Antwort in den Mund. Die Prieſterin verwunderte ſich über die Rede des Königs, und alle ſchwiegen.

Die Jungfrau trat herein, und lachte.

Was ſagte der Fremde? fragte Aſe-Neitha.

Die Jungfrau verſetzte, ich fragte den Mann:

Welches iſt das Zeichen der wahrhaftigen Liebe?

Er antwortete freymüthig, als mit Gewißheit:

„Der Obelisk Abrahams, der neben „dem Tempel der Neitha ſteht.“

Aſe-Neitha fuhr auf, fiel nieder, und rief: O Jüngling der Athor! — Da lag ſie ohnmächtig. Der Landesvater Egyptens, der göttliche

Traumausleger, der heimliche Rath Pharaons trat herein; sank neben Asé-Neitha; hub sie auf. Sie ermunterte sich wieder. Joseph fragte, mit dem Herzen im Munde: Darf ich dich nun küssen? — Ja, sagte sie; und sie küßten sich, wie sich Engel küssen, wann sie unter den Menschen reine Liebe sehen.

Pharao aber machte den Thoph zum Pshontphre des Osiris, oder wie die Egypter sagen, des Phre, in dem Tempel zu On; und dem Joseph gab er Asé-Neitha zum Weibe.

—g.

IV.

Betrachtungen über die Wahl der Nahrungsmittel. (*)

Ungesunde Speisen, und Unordnungen in der Diät, sind die Ursachen vieler Krankheiten. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der ganze Zustand des Körpers durch die Diät könne verändert werden. Man kan die Säfte durch sie vermindern und vermehren, sie milder und schärfer, dicker und dünner machen. Der Einfluß, den die Diät auf die festen Theile hat, ist nicht weniger wichtig.

(*) Aus dem Englischen.

wichtig. Sie mögen gespannt oder erschlaft seyn, so kan ihre Empfindlichkeit und Beweglichkeit durch die verschiedenen Arten der Nahrungsmittel, sehr vermehrt und vermindert werden. Eine geringe Aufmerksamkeit hierauf wird uns hinlänglich zeigen, wie sehr die Erhaltung der Gesundheit von einer guten Diät abhängt.

Die Aufmerksamkeit auf die Diät ist nicht allein zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig, sondern auch bey Heilung der Krankheiten, von eben so grosser Wichtigkeit. Es kan fast jede Absicht bey der Heilung vieler Krankheiten blos durch die Diät erreicht werden.

Ihre Wirkungen sind zwar nicht so schnell als die Wirkungen der Arzneymittel, dagegen aber sind sie gemeiniglich dauerhafter; über dieses ist der Gebrauch der Diät nicht so unangenehm und weniger gefährlich, als der Gebrauch der Arzneymittel, welche noch dazu oft schwer zu erlangen sind.

Es ist hier unsere Absicht nicht, in die Natur und in die Eigenschaften der verschiedenen Arten der Nahrungsmittel, welche die Menschen zu geniessen pflegen, genau einzudringen, und ihre besondern Wirkungen, welche sie auf den verschiedenen Zustand der menschlichen Körper hervorbringen, zu bestimmen; sondern blos einige höchst schädliche Irrthümer anzumerken, worein die Menschen gar leicht fallen, die sowohl in der Menge, als in der Beschaffenheit ihrer Speisen bestehen,

und den Einfluß, den dieſe Irrthümer auf die Geſundheit haben, anzuzeigen.

Es würde freylich ein ſchweres Unternehmen ſeyn, wenn man die Menge der Speiſen für jedes Alter, für jedes Geſchlecht und für jeden Zuſtand des Körpers genau beſtimmen wollte; inzwiſchen iſt eine ſo pünktliche Genauigkeit hierinn nicht nothwendig. Die beſte Regel iſt: allen unmäßigen Genuß zu vermeiden. Die Menſchen haben nicht nöthig, ihre Speiſen zu wiegen und abzumeſſen. Die Natur lehrt einem jeden Geſchöpf, wenn es genug hat; und die Erinnerungen von Hunger und Durſt zeigen uns hinlänglich, wann wir mehr bedürfen.

Unterdeſſen, ob gleich Mäßigkeit in Anſehung der Menge der Speiſen die Hauptregel ſeyn kan, ſo verdient doch die Beſchaffenheit derſelben eine genauere Betrachtung. Es können die Lebensmittel auf ſehr verſchiedene Art ungeſund gemacht werden. Ueble Witterung kan ſowohl die Reifung des Getraides verhindern, als ihm ſonſt Schaden thun — Doch dieſes ſind Handlungen der Vorſehung, denen wir uns unterwerfen müſſen; aber gewiß, keine Strafe kan für diejenigen zu hart ſeyn, die in der Abſicht den Preiß des Getraides zu ſteigern, ihre Früchte durch langes Aufſchütten verderben laſſen.

Die gesundesten Körner werden zum Gebrauch untüchtig, wenn man sie zu lange aufbewahrt. (*) Speisen aus dem Thier- und Pflanzenreich können durch langes Aufbewahren eben sowohl ungesund gemacht werden. Alle fleischigten Substanzen sind beständig zur Fäulniß geneigt, und wenn es damit zu weit gekommen ist, so werden sie nicht allein den Sinnen unangenehm, sondern auch der Gesundheit schädlich. Ungesunde Thiere und die, welche von selbst sterben, taugen niemals zur Speise. Es ist eine fast allgemeine Gewohnheit, vorzüglich in einigen Gegenden, wo man sich auf die Mastung legt, daß das Gesinde und gemeine Volk die Thiere, welche durch Krankheiten, oder durch einen Zufall ums Leben kommen, essen. Aus Mangel werden die Menschen vielleicht dazu genöthiget; aber sie würden gewiß besser thun, wenn sie eine geringere Menge von etwas Gesunden und Heilsamen äßen; dieses würde für sie eine

(*) Gemeiniglich empfinden die Armen den Schaden der ungesunden Lebensmittel zuerst. Aber, ist denn das Leben der arbeitsamen Armen für den Staat nicht von grosser Wichtigkeit? Ueber dieses werden die Krankheiten, welche ungesunde Speisen verursachen, oft epidemisch; wodurch alsdenn Menschen von allen Ständen hingerissen werden. Es erfordert es daher das allgemeine Interesse, dafür Sorge zu tragen, daß keine verdorbenen Lebensmittel von keiner Art zum Verkauf feil gebothen werden.

weit nahrhaftere Speise, und nicht so gefährlich zu geniessen seyn.

Das Gebot, welches den Juden gegeben wurde, von keinem gestorbenen Thiere zu essen, scheint eine vorzügliche Rücksicht auf die Gesundheit zu haben, und sollte so wohl von Christen als Juden befolgt werden. Ein Thier stirbt niemals ohne eine vorhergehende Krankheit; es ist daher unmöglich, daß ein ungesundes Thier eine gesunde Speise seyn kan; selbst die, welche durch einen Zufall ums Leben kommen, müssen um deswillen schädlich seyn, weil ihr Blut mit dem Fleisch vermischt ist, und bald in Fäulniß gehet. Fett gefütterte Thiere, als zahme Enten und Schweine ꝛc. sind schwer zu verdauen und eine ungesunde Nahrung. Ein Thier, welches sich nicht die gehörige Bewegung macht, kan niemals gesund seyn. Die meisten von unsern eingestallten Ochsen und Schweinen ꝛc. werden mit groben Futter ausgestopft, ohne daß sie die gehörige Bewegung haben, und frische Luft geniessen; ihr Fleisch wird zwar dadurch fett, allein ihre Säfte, weil sie nicht gehörig zubereitet und gemischt werden, bleiben roh, und verursachen Unverdaulichkeit, zähe Säfte, und Unterdrückung der Lebensgeister.

Die Thiere werden oft dadurch ungesund gemacht, daß sie zu sehr erhitzt werden. Zu grosse Hitze verursacht Fieber, löst die animalischen Salze auf, und mischt das Blut so sehr mit dem Fleisch, daß es nicht abgesondert werden kan. Daher sollte man die Fleischer, welche ihr Vieh übertreiben, mit

harter

harter Strafe belegen. Kein Menſch wird von einem Thier eſſen wollen, welches an einem hitzigen Fieber geſtorben iſt, und dieſes iſt doch der Fall mit allem übertriebenen Vieh; denn oft iſt das Fieber durch den Grad der Mattigkeit ſchon entſtanden.

Es iſt dieſes nicht der einzige Weg, wodurch die Fleiſcher das Fleiſch ungeſund machen. Die abſcheuliche Gewohnheit, die zellichte Haut der Thiere mit Luft anzufüllen, damit das Fleiſch fett ausſehen möge, wird faſt täglich ausgeübt. Es wird dadurch nicht allein das Fleiſch verderbt, und zum Aufbewahren unbrauchbar gemacht, ſondern es iſt auch noch über dieſes ein ſo ſchmutziger Kunſtgriff, daß der bloſſe Gedanke davon etwas ekle Perſonen abſchrecken könnte, nichts zu genieſſen, was aus dem Fleiſchbänken kommt. Wie kan man den Gedanken ertragen, Fleiſch zu eſſen, welches mit der Luft aus der Lunge eines ſchmuzigen Kerls aufgeblaſen worden, deſſen Körper vielleicht mit der ſchändlichſten Krankheit behaftet iſt?

Kein Volk in der Welt ißt ſo viel Fleiſch als die Engländer, daher kömmt es auch, daß der Scorbut eine ſo allgemeine Krankheit unter ihnen iſt. Es zieht das viele Fleiſcheſſen noch eine Menge andere Uebel, als Unverdaulichkeit, Schwermuth und Hypochondrie nach ſich. Das Fleiſch der Thiere iſt allerdings für den Menſchen beſtimmt, und in der gehörigen Miſchung mit vegetabiliſchen Speiſen, kan es ſehr geſund ſeyn. Aber ſich des Tages zwey bis drey mal mit Rindfleiſch, Schöp-

ſen-

senfleisch, Schweinfleisch, Fischen und Vögeln auszustopfen, ist gewiß zu viel.

Wer seine Gesundheit schätzt, sollte sich begnügen nur eine Mahlzeit von Fleisch in vier und zwanzig Stunden zu halten, und diese sollte blos in einerley Art bestehen.

Der hartnäckigste Scorbut ist oft durch eine Diät von vegetabilischen Speisen geheilt worden. Oftmals thut Milch in solchen Krankheiten mehr, als alle Arzneymittel. Man sieht daraus, daß wenn mehr vegetabilische Speisen und Milch in der Diät gewöhnlich wären, so würden wir weniger Scorbut und daher auch weniger hitzige und Entzündungsfieber haben.

Unsere Nahrungsmittel sollten weder zu feucht noch zu trocken seyn. Feuchte Nahrungsmittel erschlaffen die festen Theile und machen den Körper schwach. Wir sehen dieses an den Frauenspersonen, die, weil sie zu viel Thee und andere warme Getränke zu sich nehmen, gemeiniglich zu schwach, und unfähig sind, starke Speisen zu verdauen, woraus denn hysterische und andere gefährliche Zufälle entstehen. (*) Im andern Falle, wenn die Speisen

(*) Es ist schon viel von den üblen Folgen des Thees gesagt worden, und es ist auch kein Zweifel, daß sie sehr zahlreich sind; aber sie entstehen mehr aus dem unvernünftigen Gebrauch desselben, als aus einer schädlichen Eigenschaft des Thees selbst. Der Thee ist

ſen zu trocken ſind, ſo werden die feſten Theile ſteif, und die Säfte zähe, welches den Körper zu Entzündungsfiebern, zu Scorbut und dergleichen geneigt macht. Durch die Kochkunſt werden viele Dinge ungeſund gemacht, welche es ihrer Natur nach nicht wären. Indem man eine Menge verſchiedener Zuthaten zuſammen miſcht, um pikante Brühen, Kraftſuppen ꝛc. daraus zu machen; ſo entſteht oft durch dieſe Vermiſchung der ſchädlichſte Gift. Aller ſogenannte haut gout und marinirte Speiſen ſind Reizungen die die Leckerey erdacht hat, und die dem Magen nothwendig ſchädlich ſeyn müſſen. Es wäre eine Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht,

iſt gegenwärtig das allgemeine Frühſtück in unſerm Welttheil, ohngeachtet der Morgen gewiß die unſchicklichſte Zeit zum Theetrinken iſt. Die weichlichſten Perſonen, welche beyläufig geſagt, meiſt die größten Theetrinker ſind, können des Morgens nichts eſſen; wenn ſolche Perſonen, nachdem ſie zehen bis zwölf Stunden gefaſtet haben, fünf bis ſechs Taſſen Thee trinken, ohne eine halbe Unze Brodt zu ſich zu nehmen, ſo muß es ihnen nothwendig ſchädlich ſeyn. Guter Thee, wenn man ihn mäßig genießt, wenn er weder zu ſtark noch zu heiß iſt, und nicht in einen leeren Magen getrunken wird, iſt ſelten ſchädlich; wenn er aber, wie gemeiniglich, ſchlecht iſt, oder anſtatt feſter Speiſen genoſſen wird, ſo muß er nothwendig üble Folgen nach ſich ziehen.

ſchlecht, wenn das Kochen als eine Kunſt ganz verboten würde.

Blos gekochte oder blos gebratne Speiſen, ſind dem Magen am zuträglichſten und für geſunde Menſchen hinreichend, die Kranken aber können die Köche noch weit eher entbehren. Die flüßige Art unſerer Nahrungsmittel erfordert eben ſo wohl unſere Aufmerkſamkeit. Das Waſſer iſt nicht allein die Baſis der meiſten Getränke, ſondern es macht auch einen groſſen Theil unſerer Speiſen aus. Gutes Waſſer iſt daher in der Diät von groſſer Wichtigkeit. Das beſte Waſſer iſt das, welches ganz rein und frey von aller Miſchung mit andern Körpern iſt. Das Waſſer nimmt von vielen Körpern, die es berührt, Theile mit ſich, und wird daher oft mit Metall und Mineralien von ſchädlicher und giftiger Natur vermiſcht.

Die Einwohner von einigen bergigen Gegenden haben beſondere Krankheiten, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach vom Waſſer entſtehen; ſo hat das Volk, welches nahe bey den Alpen in der Schweitz wohnet, und die Einwohner von dem Piko von Derby in England groſſe Geſchwülſte oder Kröpfe am Halſe. Dieſe Krankheit wird gemeiniglich dem Schneewaſſer Schuld gegeben, aber man kan mit mehrerm Grund glauben, daß die mineraliſchen Theile in den Bergen, durch welche das Waſſer fließt, Schuld daran ſind.

Ob Waſſer mit fremden Körpern vermiſcht iſt, ſieht man aus der Schwehre, aus der Farbe, aus dem

dem Geſchmack, aus dem Geruch, aus der Wärme und andern merklichen Eigenſchaften. Wir müſſen uns daher bemühen, ſolch Waſſer zum Gebrauch zu bekommen, das am leichteſten iſt, und keine beſondere Farbe, Geſchmäck oder Geruch hat. In den meiſten Orten von Brittannien haben es die Einwohner in ihrer Gewalt, das Waſſer zu wählen, und es werden wenig Dinge mehr zur Geſundheit beytragen, als eine genaue Aufmerkſamkeit in dieſem Stück. Allein aus bloſſer Trägheit bedienen ſich die Menſchen meiſt des nächſten Waſſers, ohne auf die Eigenſchaften deſſelben zu ſehen.

Ehe man Waſſer in groſſe Städte leitet, ſo ſollten ſeine Eigenſchaften vorhero mit der größten Aufmerkſamkeit unterſucht werden, weil viele Krankheiten durch ſchlechtes Waſſer verurſacht, oder doch wenigſtens vermehrt werden. Denn hat man es einmal mit groſſen Koſten dahin geleitet, ſo würde das Volk unwillig werden, wenn man es ihm wieder entziehen wollte.

Die gewöhnlichen Arten das Waſſer zu läutern, und es durch Ausſtellen an die Sonne und Luft klar und mild zu machen, ſind ſo allgemein bekannt, daß es unnöthig wäre, die Zeit damit zuzubringen; wir wollen hier blos überhaupt anrathen, ſolch Waſſer, das lange in engen Behältniſſen, oder ſonſt geſtanden hat, zu vermeiden, weil es darinn leicht faul wird. Selbſt das Vieh leidet häufig Schaden, wenn es Waſſer ſäuft, das

man bey warmer Witterung lange in kleinen Gefässen aufbewahrt hat, ohne daß es durch Quellen wieder gefüllt, oder durch Regengüsse angefrischt worden. Alle Brunnen sollten sehr reinlich gehalten werden, und eine freye Communication mit der Luft haben. Wenn man Thiere oder vegetabilische Substanzen auf dem Boden des Brunnen liegen läßt, so wird dadurch das Wasser verderbet und verunreiniget. Selbst die Luft, wenn sie in den Brunnen eingeschlossen ist, wird giftig, und macht das Wasser ungesund.

Da die gegohrnen Getränke, ohngeachtet sie von so vielen sind verschrien worden, doch noch immer das allgemeine Getränke aller Leute sind, die sie bezahlen können, so wollen wir uns lieber bemühen, den Menschen in der Wahl derselben beyzustehen, als daß wir etwas verdammen wollten, das durch die Gewohnheit schon so sehr befestiget ist. Nicht der mäßige Gebrauch gesunder gegohrnen Getränke ist schädlich, sondern das Uebermaaß und der Gebrauch solcher, die schlecht zubereitet und verderbt sind.

Zu starke gegohrne Getränke schaden der Verdauung mehr, als daß sie derselben beförderlich wären, und an statt, daß sie den Körper stärken sollen, so schwächen sie ihn, und machen ihn schlaff. Man hält gewöhnlich davor, daß man, um harte Arbeit verrichten zu können, durchaus starke Getränke trinken müsse; allein es ist nichts irriger, als diese Meynung. Diejenigen Menschen, welche

niemals

niemals ſtarke Getränke genieſſen, können nicht allein heftigere Leibesbewegungen aushalten, ſondern leben auch länger als die, welche ſich derſelben täglich bedienen. Wenn man auch vorausſetzen wollte, daß ſtarke Getränke einen Mann ſtärkten, um mehr verrichten zu können; ſo müſſen ſie doch nothwendig die Lebenskräfte ſchwächen, und ein frühzeres Alter verurſachen. Sie unterhalten ein beſtändiges Fieber, das die Lebensgeiſter erſchöpft, das Blut erhitzt und entzündet, und den Körper zu einer unendlichen Menge Krankheiten geneigt macht.

Gegohrne Getränke können entweder zu ſchwach oder zu ſtark ſeyn, in beyden Fällen müſſen ſie bald getrunken werden, weil ſie ſonſt ſauer und matt werden, wenn man ſie aber zu friſch trinkt und die Gährung noch nicht vorbey iſt, ſo erzeugen ſie Luft in den Gedärmen und verurſachen Blähungen, ſind ſie aber zu lange aufbewahrt worden, ſo bringen ſie Säure in den Magen und ſchaden der Verdauung. Daher ſollten alle Malzgetränke, Cyder ꝛc. entweder ſtark genug ſeyn, oder ſo lange aufbewahrt werden, bis ſie alt genug wären, und dann erſt genoſſen werden. Wenn man ſolche Getränke zu lange aufbewahrt, ſo werden ſie meiſt härtlich, wenn ſie gleich nicht ganz ſauer werden, welches ſie eben ſo wohl ungeſund macht. Dies iſt der Grund, warum das Bouteillenbier den Magen verdirbt, den Stein verurſachet ꝛc.

Alle Haushaltungen ſollten ihre eigene Getränke zubereiten, wenn ſie Gelegenheit darzu hätten.

Seit dem die Zubereitungen und der Handel mit Getränken einer der größten Zweige der menschlichen Gewerbe worden ist, so hat man gewiß alle Wege gesucht, um sie zu verderben. Der grosse Entzweck der Verfertiger und Verkäufer besteht darinn, die Getränke wohlschmeckend zu machen. Aber man weiß wohl, daß dieses durch ganz andere Zusätze geschieht, als man dazu gebrauchen sollte, sie stark zu machen. Es würde unvorsichtig seyn, die Mittel zu nennen, deren man sich täglich bedient, die Getränke berauschend zu machen. Es ist hinlänglich zu sagen, daß der Gebrauch derselben sehr gemein ist, und daß alle Zusätze, die zu dem Ende angewandt werden, von einer narkotischen oder betäubenden Natur sind. Da alle Opiate giftige Eigenschaften haben, so kan man leicht schliessen, was der Gebrauch derselben vor Folgen nach sich ziehen muß; denn ob sie gleich nicht plötzlich tödtlich sind, so schaden sie doch den Nerven, machen den Magen schwach und schlaff, und hindern die Verdauung ꝛc.

Wenn die gegohrnen Getränke wohl zubereitet sind, wenn man sie in dem gehörigen Alter und mit Mäßigkeit genießt, so können sie dem Körper sehr zuträglich seyn. Wenn sie aber schlecht zubereitet, durch allerhand Mittel verderbt sind, und unmäßig getrunken werden, so müssen sie nothwendig eine Menge üble Folgen nach sich ziehen.

Wir müssen den Haushaltungen nicht allein anrathen ihre eigenen Getränke, sondern auch ihr

eigen

eigen Brod zuzubereiten. Das Brod ist ein so nothwendiges Stück der Diät, daß man nicht Sorge genug darauf wenden kan, es gut und gesund zu bekommen. Es ist daher nicht allein nothwendig, daß es von gutem Getraide gemacht wird, sondern es muß auch reinlich zubereitet und von allen ungesunden Zuthaten frey seyn. Indessen ist es mehr als zu gewiß, daß das Brod, welches zum Verkauf gebacken wird, diese Eigenschaften sehr selten hat. Die Absicht des Beckers besteht darinn, daß sein Brod in die Augen fallen möge, ohne sich um die Gesundheit zu bekümmern. Das beste Brod ist, das weder zu grob noch zu fein, wohl ausgebacken und von guten Weitzenmehl, oder besser, von Rocken- und Weitzenmehl zusammen, gebacken ist.

Die verschiedenen Arten der Nahrungsmittel genau zu benennen, ihre Natur und Eigenschaften zu erklären, und ihre Würkungen, welche sie auf den verschiedenen Zustand der Körper hervorbringen, anzuzeigen, würde die Grenzen dieser Blätter zu weit übersteigen, wir wollen daher an statt einer weitläuftigen methodischen Abhandlung, welche nicht gemeinnützig seyn, und die Gedult der meisten Leser ermüden würde, hier blos folgende wenige Regeln, welche die Wahl der Nahrungsmittel betreffen, anmerken.

Personen, deren feste Theile schwach und schlaff sind, sollten alle zähe und schwer zu verdauende Speisen vermeiden; dem ohnerachtet aber ihre Diät

in festen Speisen bestehen lassen, und sich öfters Bewegung in freyer Luft machen.

Zu vollblütige Personen müssen sich aller zu nahrhaften Speisen, als fetten Fleisches, starker Weine, dicker Biere ꝛc. enthalten. Ihre Speisen müssen größtentheils in Brod und andern vegetabilischen Speisen bestehen, und ihr Trank sollte Wasser, Molken und dergleichen seyn. Fette Leute sollten sich hüten, fette und nahrhafte Speisen zu genieſſen. Sie sollten öfters Rüben, Knoblauch, Gewürze und dergleichen Dinge, welche hitzig und schweißtreibend sind, und den Urin vermehren, zu sich nehmen, und ihr Getränke sollte Caffe, Thee und dergleichen seyn; über dieses müssen sie sich viel bewegen, und wenig schlaffen.

Die Magern hingegen müssen nach einer ganz entgegen gesetzten Diät leben. Personen, welche zu viel Schärfe haben, oder deren Speisen im Magen leicht in Säure übergeht, sollten mehr fleischigte Speisen genieſſen; und die, welche mit warmen alcalischen Aufstoſſen beschwert sind, sollten sich einer Diät, die größtentheils in vegetabilischen Säuren bestünde, bedienen.

Leute, welche mit Podagra, Schwermuth, Hypochondrie und hysterischen Anfällen behaftet sind, müssen alle blähende Speisen, alles was zäh und schwer zu verdauen ist, alles eingesalzene und geräucherte, alles scharfe und saure, und was in dem Magen leicht sauer wird, vermeiden. Ihre

Spei-

Speiſen müſſen leicht, mager, kalt und von einer eröfnenden Natur ſeyn.

Die Diät muß nicht allein nach dem Alter und nach dem Zuſtand des Körpers eingerichtet werden, ſondern auch der Lebensart der Perſonen gemäß ſeyn. Wer viel ſitzt und ſtudirt, muß freylich weniger genieſſen, als einer der harte Arbeit verrichtet. Eine Menge Arten Speiſen können für den Landmann eine ſehr gute Nahrung ſeyn, die für den Bürger höchſt unverdaulich ſeyn würden, und der letzte kan bey einer Diät leben, wobey der erſte Hunger leiden müßte.

Die Diät muß nicht zu einfach ſeyn. Der beſtändige Gebrauch von einerley Art Speiſe, kan viele üble Folgen nach ſich ziehen. Die Natur lehrt uns dieſes ſelbſt durch die groſſe Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel, die ſie für den Menſchen hervorgebracht hat, gleichſam, als ob ſie ihm dadurch einen Appetit nach verſchiedenen Arten von Speiſen machen wollte.

Perſonen, welche mit einer Art Krankheit vorzüglich behaftet ſind, müſſen alle Nahrungsmittel vermeiden, wodurch dieſelbe vermehrt wird. So muß Z. B. einer, der das Podagra hat, feurige Weine, ſtarke Suppen und alle ſaure Speiſen vermeiden. Wer am Stein leidet, muß keine ſtarken und zuſammenziehenden Speiſen zu ſich nehmen, und die ſcorbutiſch ſind, dürfen keine fleiſchigen Speiſen genieſſen ꝛc.

In den erſten Perioden des Lebens müſſen unſere Speiſen leicht, nahrhaft, von einer verdünnenden Natur ſeyn, und oft genoſſen werden. Feſtere Speiſen mit dem gehörigen Grad von Zähigkeit, ſind dem männlichen Alter angemeſſener. Die Diät für den letzten Perioden des Lebens, wenn die Natur in der Abnahme iſt, kommt der nahe, welcher man ſich in der Jugend bedient. Sie muß leichter und verdünnender ſeyn, als die Diät des ſtarken Alters, und daher öfterer genoſſen werden.

Die Geſundheit erfordert nicht nur, daß unſere Speiſen dem Körper zuträglich ſind, ſondern auch, daß wir ſie zu beſtimmten Zeitpunkten genieſſen. Viele glauben, daß man durch langes Faſten eine Ausſchweifung wieder gut machen könne; allein, das Faſten, an ſtatt die Sache gut zu machen, macht ſie gemeiniglich noch ſchlimmer. Der Magen und die Gedärme, wenn ſie von Speiſen zu ſehr ausgedehnt ſind, verliehren ihre Stärke, und durch langes Faſten werden ſie ſchwach und mit Winden angefüllt, daher ſchadet der Verdauungskraft das unmäßige Eſſen ſowohl, als das Faſten.

Die häufige Wiederholung, Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen, iſt nicht allein nothwendig um die beſtändige Ausleerung unſers Körpers wieder zu erſetzen; ſondern auch um die Säfte geſund und mild zu erhalt . Selbſt in dem geſundeſten Zuſtand ſind unſere Säfte beſtändig zur Fäulniß geneigt, dieſer kan man blos durch den öftern Erſatz friſcher Nahrungsmittel zuvor kommen; wenn dieſe

zu lange fehlen, ſo geht die Fäulniß oft ſo weit, daß dadurch ſehr gefährliche Fieber verurſacht werden.

Wir ſehen hieraus, wie nothwendig es iſt, beſtimmte Mahlzeiten zu halten. Kein Menſch kan eines geſunden Zuſtandes genieſſen, deſſen Gefäſſe entweder häufig überladen ſind, oder deſſen Säfte den friſchen Erſatz von Nahrungsſaft zu lange entbehren müſſen.

Das lange Faſten iſt jungen Leuten höchſt ſchädlich, es verdirbt ihre Säfte, und hindert ſie am Wachsthum und an Kräften; auch alten Perſonen iſt es eben ſo nachtheilig. Die meiſten ſind in der Abnahme des Lebens mit Blähungen geplagt, dieſes Uebel wird durch langes Faſten nicht allein vermehrt, ſondern oft gefährlich und ſogar tödlich gemacht. Wenn die Mägen alter Leute leer ſind, ſo werden ſie oft von Schwindel, Kopfweh und Ohnmachten überfallen. Dieſe Anfälle können leicht durch einen Biſſen Brod, oder durch andere feſte Speiſen gehoben werden, woraus man deutlich ſiehet, wie man dieſelben gar verhüten kan.

Es iſt mehr als zu wahrſcheinlich, daß viele plötzliche Todesfälle, welche ſich in den ſpäten Lebensjahren ereignen, durch zu langes Faſten verurſacht werden; denn es erſchöpft die Lebensgeiſter und erfüllt die Gedärme mit Wind, und müſſen wir daher alten Leuten rathen, ihren Magen nie zu lange leer zu laſſen. Viele Menſchen nehmen von neun Uhr des Abends an, bis zwey oder drey Uhr

des Nachmittags darauf nichts, als einige Tassen Thee zu sich, ohne einen einzigen Bissen Brod zu essen, dieses heißt in Wahrheit drey viertel der Zeit fasten. Nothwendig muß der Appetit dadurch geschwächt, die Säfte verderbt, und die Gedärme mit Wind angefüllt werden, allem diesen aber kan mit einem Frühstück von festen Speisen vorgebeugt werden.

Es ist eine fast allgemeine Gewohnheit, ein leichtes Frühstück und eine starke Abendmahlzeit zu sich zu nehmen, und sie ist höchst verwerflich. Wenn man spät ißt, so muß unsere Abendmahlzeit sehr leicht seyn, aber das Frühstück sollte immer aus festen Speisen bestehen. Wenn man eine leichte Abendmahlzeit hält, bald zu Bette geht, und des Morgens früh aufsteht, so wird man gewiß einen Appetit zum Frühstück spühren, den man ohne Schaden stillen kan.

Starke und gesunde Leute leiden freylich vom Fasten nicht so viel, als Schwache und Zärtliche, aber sie laufen auf der entgegen gesetzten Seite grosse Gefahr; nemlich durch Uebermaaß der Speisen. Viele Krankheiten, vorzüglich Fieber sind die Würkungen von Plethora oder von einer zu grossen Anfüllung der Gefässe. Starke Leute von guter Gesundheit haben gemeiniglich eine grosse Menge Blut und andere Säfte, wenn diese plötzlich durch eine Ueberladung von starken nahrhaften Speisen vermehret werden, so werden die Gefässe zu sehr ausgedehnt, und daraus entstehen Verstopfun-

pfungen, Entzündungen ꝛc. daher werden ſo viele Menſchen von Entzündungsfiebern und Frieſeln nach langen Faſten, oder nach einer Schwelgerey überfallen.

Alle groſſe und ſchnelle Veränderungen in der Diät ſind ſchädlich. Was der Magen einmal zu verdauen lange gewohnt geweſen iſt, wenn es auch nicht ganz geſund wäre, iſt ihm dienlicher, als eine Speiſe von geſunderer Eigenſchaft, an welche er nicht gewöhnt iſt. Wenn daher eine Veränderung nöthig iſt, ſo muß ſie nach und nach geſchehen, denn ein plötzlicher Uebergang von einer geringen und ſchlechten Diät zu einer kräftigen und nahrhaften oder das Gegentheil, kan die Verrichtungen des Körpers ſo ſehr ſtöhren, daß er der Geſundheit gefährlich wird, und oft gar den Tod verurſachet.

Wenn wir eine Ordnung in der Diät anempfehlen, ſo wollen wir nicht ſo verſtanden ſeyn, als ob wir eine jede geringe Abweichung von derſelben verdammten. Es iſt ſo gar unmöglich, ſich vor alle kleine Ausſchweifungen ſtets zu hüten, und wenn man zu genau nach der Regel lebte, ſo könnte leicht die geringſte Abweichung davon gefährlich werden. Die Vorſicht erfordert daher zuweilen ein wenig abzuwechſeln, und manchmal etwas mehr und weniger als die gewöhnliche Menge von Speiſen und Getränke zu ſich zu nehmen; nur muß man immer Rückſicht auf die Mäßigkeit haben.

V.

Miscellanien.

II.

Ein sonderbares Beyspiel der herrschenden Sucht witzig zu reden,

in den Zeiten der Königin Elisabeth von England.

Die Verkleinerer des grossen **Shakespeare** pflegen ihm, unter andern, auch die seinen Personen so geläufigen Wort- und Witz-Spiele, Gegensätze, und andre gekünstelte Wendungen, kurz einen falschen Geschmack in der Art sich auszudrucken, zur Last zu legen. Man müßte seinen eignen Sinnen widersprechen, wenn man läugnen wollte, daß dies der größte Fehler dieses in seinen Vollkommenheiten unübertreflichen Genies ist. Aber es ist auch eben so oft zu seiner Entschuldigung gesagt worden, daß dieser üppige Witz, und dieses immerwährende Schnappen nach Antitheſen und Concetti, diese Sucht, die gemeinsten Dinge auf eine neue und sinnreiche Art zu sagen, ein Fehler war, der in seiner Zeit für schön gehalten wurde, ein Fehler, wodurch man gefiel, und womit wir eben deswegen die vornehmsten Schriftsteller unter **Elisabeth** und **Jacob I.** sich brüsten sehen. (*)

Ein

(*) Hierüber verdient die vortrefliche Betrachtung gelesen und erwogen zu werden, womit Hume unter der Rubrik:

Ein ſeltſames Beyſpiel, welches mir zu beweiſen ſcheint, in welchem Grade dieſe Sucht, ſinnreich zu reden und zu ſchreiben, damals herrſchend war, ſtößt mir ſo eben auf, da ich das **Gentleman's Magazin** vom Monat Merz d. J. durchblättre. Es iſt die Anrede, welche der Geheimſchreiber und Vertraute des unglücklichen Grafen von Eſſex, **Heinrich Cuff**, nach alter engländiſcher Gewöhnheit, an das Volk hielt, da er wegen des Antheils, den er an dem Verbrechen des Grafen genommen, den Galgen zu Tyburn beſteigen mußte. Aus Beſorgniß, daß ich nicht fähig ſeyn werde, dieſe Rede in ihrer ganzen Stärke zu überſetzen, laſſe ich das Original in der Note (*) abdrucken. „Ich befinde mich hier (ſagt Heinrich Cuff) „wegen einer That zu ſterben, die ich nicht „gethan, und wegen eines Complots, das ich nicht „complottiert habe. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf

Rubrik: Gelehrſamkeit und Künſte, die Geſchichte Jacob I. ſchließt.

(*) I am here adjudged to dio for *alling* an *Act*, never *acted*; for plotting a plot, never plotted. Juſtice will have her courſe; accuſers muſt be heard; greatneſs will have victory; Scholars and Martialiſts (though Learning and valour ſhould have preëmined) in England muſt die like dogs and be hanged. To mislike this were but folly; to diſpute it but time loſt; to alter it in-

„Lauf haben; Ankläger müſſen gehört werden; „Macht behält die Oberhand; Gelehrte und brave „Soldaten, (wiewohl Gelehrſamkeit und Tapfer„keit den höchſten Vorzug geben ſollten) müſſen „in England wie Hunde ſterben, und ſich hängen „laſſen. Ungehalten hierüber zu werden, wäre „nur Thorheit; Einwendungen dagegen zu machen, „nur verlohrne Zeit; es zu ändern, unmöglich; „aber es zu dulden iſt männlich, und es zu ver„achten, großmüthig. Die Königin iſt ungnä„dig, die Richter ungerecht, der Tod furchtbar; „aber ich bitte die Königin um Verzeyhung, ver„gebe den Richtern und der Welt, bitte, daß mir „vergeben werde, und heiſſe den Tod willkom„men.“

Wie tief eingewurzelt muß die Ambition zierlich zu reden ſeyn, wenn man am Galgen ſelbſt noch ſo künſtliche Perioden und Figuren dreht?

Indeſſen können wir dem Leſer nicht verſchweigen, daß **Cambden** in ſeinen Annalen der K. Eliſabeth, den Secretär **Cuff** eine ganz andre Rede an die Zuſchauer halten läßt, eine Rede, die mit der vorſtehenden weder in Gedanken noch im Ausdruck

impoſſible; but to endure it, is manly, and to ſcorn it, is magnanimity. The Queen is displaiſed, the lawyers injurious and death terrible; but I crave pardon of the Queen, forgive the Lawyers and the World, deſire to be forgiven, and welcome death.

druck einige Aehnlichkeit hat. Wahr iſts, von dem Charakter, welchen Cambden ſelbſt dieſem Vertrauten des Eſſex beylegt, iſt in dieſer Rede wenig oder nichts zu ſpüren; ihr Ton iſt der Ton eines jeden reumüthigen und orthodoxen Sünders; und man ſollte ſie eher für ein von ſeinem Beichtvater aufgeſetztes Formular halten, das ſich eben ſo gut und beſſer für zwanzig andre arme Sünder, die von der Leiter herunter predigen, als für denjenigen dem ſie Cambden in den Mund legt, zu ſchicken ſcheint. Jene aus dem Gentleman's Magazin gezogene hingegen ſcheint dem Charakter Heinrich Cuffs viel gemäſſer zu ſeyn, und beſonders das Sophiſtiſche und Spitzfündige zu haben, das (nach Cambdens Bemerkung) in Cuffs Verantwortung bey ſeinem gerichtlichen Verhör herrſchte, und ihm von einem der Richter etwas bitter vorgeworfen wurde. Cuff war ein Mann von Fähigkeiten, und zu Unternehmungen aufgelegt, welche Klugheit und Entſchloſſenheit erforderten. Er hatte aus den Werken der Griechen und Römer eine mit dem Genius ſeiner Zeit und der willkührlichen Regierungsart der K. Eliſabeth unverträgliche Art zu denken eingeſogen. Sein Unglück war, daß er ſich dem Dienſt eines Mannes ergeben hatte, deſſen Untüchtigkeit zu Unternehmungen vollſtändig war, weil es ihm bey einer glühenden Einbildung an Verſtand, und bey dem Muth eines irrenden Ritters an Ueberlegung und Standhaftigkeit fehlte. Vierzig Jahre ſpäter würde Heinrich Cuff eine groſſe Rolle in England geſpielt haben. Allein ſo

viel

viel Wahrscheinlichkeit diese Uebereinstimmung mit dem Charakter Cuſſs der Rede giebt, die wir dem Leſer mitgetheilt haben, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß wir für ihre Authenticität keinen Gewährsmann haben, welcher Cambdens Anſehen überwiegen könnte. Der unter der Unterſchrift Cantab. verborgne Ungenannte, der den Herausgeber des Gentleman's Magazin's erſucht, dieſe Rede in ſein Journal einzurücken, zeigt uns nicht an, wo er ſie hergenommen; und wenn gleich die Vermuthung, daß ſich keine Urſache denken laſſe, warum er das Publikum hätte hintergehen wollen, nicht ohne alles Gewicht iſt: ſo gilt ſie doch wenig gegen das Zeugnis eines Geſchichtſchreibers von entſchiednem Anſehen, der überdies mit Cuff in perſönlichem Umgang ſtund, und, ſo wie bey deſſen Verhör, vermuthlich auch bey deſſen Hinrichtung zugegen war. Doch vielleicht hat Cuff die Rede, die uns der Ungenannte mittheilt, bey guter Muſe im Gefängniß aufgeſetzt; und, da er auf der Leiter zu Tyburn ſtund, diejenige gehalten, die ihm Camden in den Mund legt. Es wäre, ungeachtet ſeines entſchloßnen Charakters, eben nicht unmöglich, daß er in einem ſo kritiſchen Augenblicke wider Willen einen andern Ton angeſtimmt hätte, als er ſich bey kälterm Blute vorgenommen. Wäre dies, ſo würde man es als ein Beyſpiel anſehen können, daß die Natur ihre Rechte nicht leicht verliehrt; und daß mancher Dichter, der an ſeinem Schreibpulte ſitzend ſeinen Helden Rednerſiguren und Sentenzen ſprechen läßt, wie ein Homer reden würde,

würde, wenn er ſich wirklich in dem Falle befände, in den er ſich itzt nur durch Abſtraction und Einbildung hineinzudenken ſucht.

III.

Ueber eine Anekdote in Voltaire's Univerſal-Hiſtorie,

die

Herzogin von Mazarin, Hortenſia Mancini,

betreffend.

Wenige Schriftſteller haben ſich jemals ſo viel Freyheiten mit der hiſtoriſchen Wahrheit herausgenommen, als der Herr von **Voltaire**. Dies iſt ſchon lange eine weltkündige Sache. Ich beſorge ein groſſer Dichter iſt immer ein gefährlicher Geſchichtſchreiber. Wenn er auch ehrlich genug iſt, die Wahrheit ſagen zu **wollen**, (welches vielleicht nicht allezeit der Fall des Mannes von dem wir reden geweſen iſt) ſo müßte er zu gleicher Zeit eine ganz auſſerordentliche Gewalt über ſich ſelbſt haben, wenn er immer Meiſter von ſeiner Einbildungskraft, oder von der Wärme ſeines Herzens bleiben, und von der **Gewohnheit**, die Gegenſtände zu verſchönern oder zu verhäßlichern, ſie nach Belieben zuſammenzuſetzen, und Schatten und Licht ſo zu vertheilen, wie ſie den beſten **Effekt** machen — einer Gewohnheit, die dem Dichter endlich

lich zur andern Natur wird, — nie verführt werden sollte, die Sachen, auch wider seine ausdrückliche Absicht, anders vorzustellen als sie wirklich in der Natur sind oder zu seyn scheinen.

Ob diese Betrachtung hinlänglich sey, den Dichter, der so viel historische Gemählde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, wiewohl man in allen die Treue des Geschichtschreibers vermißt, gegen die Vorwürfe derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu schützen, überlassen wir dem Urtheil andrer. Aber dies wenigstens, dünkt uns, sollte man von einem Dichter, der den Geschichtschreiber macht, als eine höchst billige Einschränkung des Horazischen Quidlibet audendi, fodern, und von dem Manne, der sich so oft als einen geschwornen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fodern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geschehen vortrage, welche augenscheinlich wider den ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man, ausser den Seemährchen und Tausend und einer Nacht, noch niemals ein Beyspiel gesehen hat.

Daß der Philosoph von Ferney, oder (wie er sich selbst zu nennen liebt) der Alte vom Berge Krapac, von dieser Schwachheit — (dies ist doch wohl der gelindeste Nahme, den man der Sache geben kan?) nicht immer frey geblieben sey, davon

von findet ſich im zweyten Theil ſeines *Siecle de Louis XIV.* oder, im 197 Kapitel ſeiner Hiſtoire generale (Tom. VI. pag. 157. edit. 1756.) ein Beyſpiel von der ſonderbarſten Art. Die Sache, die es betrift, iſt an ſich ſelbſt von geringer Erheblichkeit. Aber die ſorgloſe Dreiſtigkeit, womit er uns das unglaublichſte aller Mährchen, ein Mährchen, das der **Mutter Gans** würdig iſt, zu glauben machen will, iſt an einem Schriftſteller wie Voltaire ſehr erheblich, und verdient immer, daß wir uns einige Minuten dabey aufhalten.

Es iſt ſo ziemlich die Gewohnheit des Hrn. v. V. ſich auf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen ſind, und die man (wenigſtens ſeitdem Hr. **Swedenborg** zu ſeinen Freunden, den Geiſtern, gegangen iſt, ohne einen Erben ſeiner Wundergaben zu hinterlaſſen) in der andern Welt nicht wohl befragen laſſen kan, ob ſie das auch wirklich geſagt haben, was ſie Hr. v. V. ſagen läßt. Auch für das Mährchen, wovon diesmal die Rede iſt, ſtellt er einen Mann von Namen und Anſehen aus der andern Welt, den Herrn von **Caumartin**, ehmaligen Intendanten der Königl. Finanzen, zum Gewährsmann auf. Herr von Caumartin hat die Sache mit ſeinen Augen geſehen, und Herr von Voltaire hat ſie aus deſſen Munde mit ſeinen Ohren gehört. Was kan man mehr verlangen? Ein Augenzeuge wie Monſieur de Caumartin, Intendant des Finances! Ein Ohrenzeuge wie **Hr. von Voltaire!** — **Karneades** und **Pyrrho** ſelbſt müßten bey ſolchen Zeugen zweifeln,

ob da noch etwas zu zweifeln sey! Aber das Factum, das Factum! Dies ist wohl die Hauptsache — Also „besagter Herr von Caumartin, da er noch ein junger Mensch war, sah einst in dem Hotel de Mazarin, in einem Cabinet einen breiten und tiefen Schrank mit Schubfächern, der eine ganze Seite des Cabinets vom Boden bis zur Decke einnahm. Der Schrank war ein Stück aus der Erbschaft des damals schon vor einigen Jahren verstorbnen Cardinals Mazarin, dessen Universal-Erbe, bekanntermassen, der Düc de la Meilleraye, nachmaliger Düc de Mazarin, Gemahl der berühmten Nichte des Cardinals, Hortensia Mancini, war. In einer Erbschaft wie des Cardinals Mazarin, ist ein Schrank mehr oder weniger, freylich keine Sache. Auch hatte man sich aus diesem, wovon der Schlüssel schon lange verlohren gegangen war, bisher so wenig gemacht, daß keine Seele auf den Einfall gekommen war, wissen zu wollen, was wohl darinn seyn möchte. Hr. von Caumartin fand diesen Mangel an Wissensbegierde unverantwortlich, und überredete endlich die Herzogin durch die Vorstellung: es könnten doch wohl allerley artige Sachen darinn seyn; daß sie den Schrank aufschlagen ließ. Der wundervolle Schrank wurde also geöfnet, und Siehe! alle Schubfächer desselben waren mit Quadrupeln, goldnen Schaustücken und Medaillen von unten bis oben angefüllt.“ — Wunderbar genug! Aber dies ist noch das wenigste. Was hatte Madame Mazarin — welche damals schon sehr übel

mit

mit ihrem wunderlichen Gemahl ſtund, über deſſen unbegreifliche Verſchwendungen die bitterſten Klagen führte, und bald darauf von ihm entwich — was hatte ſie, nach Entdeckung eines Schatzes, der ihr in ihren damaligen Umſtänden ſo wohl zu ſtatten kam, zu thun? „Sie warf alle dieſe unge„heure Menge Goldes, handvollweiſe zum Fenſter „hinaus, und (was nicht der ſchwächſte poetiſche Zug in dieſer Erzählung iſt) „ſie hatte acht Tage „lang zu thun, bis ſie mit dieſer großmüthigen, „und, wie man denken kan, der Canaille zu Paris „ſehr angenehmen Arbeit fertig war.“ —

Obwohl Hr. von Caumartin jemals — (bey nüchternem Muthe wenigſtens) dem Philoſophen von Ferney ſo was erzählt haben mag? Ein Königlicher Finanz-Aufſeher in Paris iſt freylich ein Mann, dem viel Geld durch den Kopf geht. Eine Million mag ohne Zweifel in den Augen des Hrn. v. Caumartin — ſo wie in den Augen des Hrn. von Voltaire, welchen die gröſten Dichter aller Zeiten und Völker, mit Vater Homer an ihrer Spitze, zuſammen genommen, nicht aufwiegen würden — keine ſo groſſe Summe ſeyn, als ſie es vermuthlich in den Augen des armen Taſſo war; da er ſeine Katze in einem ſchönen Sonnet erſuchte, ihm Licht aus den ihrigen zu leyhen, damit er ſeine Verſe dabey ſchreiben könnte. Allein dem ungeachtet wollte ich doch wetten, daß Herr von Caumartin die Sache nicht halb ſo arg gemacht hat, als unſer Dichter. In den Arabiſchen und Perſianiſchen Mährchen gehen freylich Dinge vor, die,

wenn ſie nur ſelbſt ein wenig glaublicher wären, eine ſolche Erzählung glaublich machen könnten. Da ſehen wir, zum Exempel, einen gewiſſen **Abulcaſem** — der, in ſeiner Jugend als ein armer Junge den Gäſten in einer Figuaa-Bude Blumen und Citronen anbietet — um ſeiner ſchönen Augen willen, von einem alten reichen Kaufmann aus Baſra zum Erben eingeſetzt. Der alte Kaufmann ſtirbt und entdeckt ſeinem jungen Erben kurz vor ſeinem Ende, daß er Herr von einem unermeßlichen Schatze iſt. Abulcaſem ſieht ſich nicht ſobald im Beſitz dieſes Schatzes, ſo fängt er an mit einer Pracht und Freygebigkeit zu leben, worinn es ihm kein Monarch in Aſien gleich thun kan. Er verſchenkt täglich ungeheure Summen, ohne daß man an ſeiner Art zu leben den Abgang derſelben im mindeſten gewahr wird. Endlich dringt der Ruf davon bis zu den Ohren des Kaliphen zu Bagdad. Der unglaubige Haroun Alraſhid will mit ſeinen eignen Augen ſehen; er reiſet nach Baſra, macht unter der Geſtalt eines Kaufmanns Bekanntſchaft mit dem großmüthigen Abulcaſem, und erhält noch an dem nemlichen Tage Proben von dem Reichthum und der Freygebigkeit dieſes Mannes, die ihn fühlen machen, daß er nur ein kleiner Potentat gegen Abulcaſem iſt. Er läßt nicht ab, bis er ſeinen Wirth dahin bringt, ihm ſeinen Schatz ſehen zu laſſen. Sie gehen tief in der Nacht, da alles ſchläft, in den Garten; Abulcaſem hebt unter einem gewiſſen Baume eine verſteckte Fallthüre auf. Sie ſteigen eine Marmorne Treppe hinunter,

und

und — daß ichs kurz mache, ſie kommen endlich in einen Saal, der von etlichen Carfunkelſteinen ſo ſtark erleuchtet wird, daß es von Schah-Bahams zweytauſend diamantnen Kronleuchtern ſelbſt kaum heller werden könnte. Alles, was indeſſen bey ſo vielem Licht in dieſem Saale zu ſehen iſt, iſt in deſſen Mitte ein Becken von weiſſem Marmor, funfzig Schuh weit und dreyßig Schuh tief. Aber dieſes Becken iſt voller Goldſtücke, und rings herum ſtehen auf zwölf Säulen von gediegnem Golde zwölf Statuen von Edelgeſteinen, unvergleichlich gearbeitet, u. ſ. w. — wie mit mehrerm zu leſen iſt, **in zehnten Tage** der ſehr wahrſcheinlichen und ſchlafbefördernden Erzählungen, welche ſich die Prinzeßin **Farruckhnaz**, Schweſter des **Sultans Farruckhrouz von Kaſhmire**, von ihrer getreuen Amme **Sutlumemee**, alle Morgen im Bade vorerzählen läßt. Vermuthlich hat **Hr. von V.** die Amme **Sutlumemee** und das funfzig Schuh weite und dreyßig Schuh tiefe Marmorbecken voll Goldſtücken im Sinne gehabt, da er von einem ſehr tiefen Schranke, der die ganze Seite eines Cabinets in einem Hauſe wie der Mazariniſche Pallaſt einnahm, und bis an die Decke reichte, mit Quadrupeln und goldnen Medaillen angefüllt, als von einer Sache ſpricht, die nicht die geringſte Schwierigkeit hat. Es iſt wahr, dieſer Schrank konnte, nach einer ſehr mäßigen Berechnung, nur ein paar Millionen Quadrupel enthalten, und dies iſt allerdings gegen das, was in Abulcaſems Marmorbecken war, ja nur gegen eine einzige Statue von Diamanten, eine Kleinigkeit. Aber geſetzt,

daß auch nur Eine Million Quadrupel in dem Schranke gewesen wären, so würde dieses doch immer in unsern Zeiten, und nach dem ordentlichen Laufe der Natur eine ganz hübsche Summe gewesen seyn. Der Herr v. V., der den Königen **David** und **Salomon** so genau nachrechnet, und die Verlassenschaft des ersten an Gold und Silber so unbegreiflich findet, scheint diesesmal vergessen zu haben, daß der zehnte Theil der Quadrupel, die dazu gehören, einen Schrank, der nur zehn Schuh hoch, acht Schuh breit und sechzehn Zoll tief ist, anzufüllen, keine Sache ist, die einer besitzen kan, ohne es zu wissen. Der Cardinal Mazarin mag noch so grosse Einkünfte gehabt, noch so viel Gold aufgehäuft haben; aber daß er dessen so viel gehabt, um sich eines so grossen Schranks voll Quadrupeln gar nicht mehr zu erinnern, wie uns Hr. v. V. bereden will, credat Judæus apella!

Doch zugestanden, es habe mit dem Schrank und den Quadrupeln seine Richtigkeit: welches Kind wird sich von irgend einer Sutlumemee in der Welt einschwatzen lassen, daß **Madame Mazarin**, welche damals, da diese Entdeckung gemacht worden seyn soll, in höchst mißlichen Umständen war, und zu ihrer vorhabenden Flucht von einem geizigen, verschwenderischen, bigotten, tyrannischen, mit einem Wort, unerträglichen Gemahl (wie sie ihn durch ihre Freunde geschildert hat) nie zuviel Geld haben konnte, daß Sie, so groß auch immer ihr Leichtsinn und Muthwille sonst war,

war, albern genug hätte seyn können, einen unverhoft entdeckten Schatz von solcher Wichtigkeit zum Fenster hinaus zu werfen?

Wer die von dem Abbé de St. Real verfaßte Memoires dieser ausserordentlichen Frau, und die an sie gerichteten Briefe und andre Aufsätze des **St. Evremond** gelesen hat, weiß, daß Madame Mazarin, durch ihre Entweichung von ihrem Gemahl, in solche Umstände kam, daß sie, ohne die Freygebigkeit des Herzogs von Savoyen, so lange sie zu Chambery lebte, und ohne eine Pension von Carl dem 2ten während ihres Aufenthalts in England, nicht einmal zu leben gehabt hätte. Das Abentheuer mit dem Schranke soll **einige Jahre nach des Cardinals Tode** begegnet seyn. Nun hielt Mad. Mazarin nicht länger als **fünf Jahre** bey ihrem Gemahl aus: folglich müßte jene Entdeckung kurz vor ihrer Flucht, und also gerade zu einer Zeit gemacht worden seyn, wo sie ihre Quadrupel besser gebrauchen konnte, als sie zum Fenster hinaus zu werfen.

Als ein noch sehr junges Fräulein, in dem muthwilligen, sorglosen Uebermuth der ersten Jugend, und grenzenloser Erwartungen, konnte sie wohl einmal (sie erzählt es (*) von sich selbst) in einem Anstoß von Frölichkeit sich mit ihren Schwestern eine Lust daraus machen, von den 10000

(*) S. Memoires de Mad. de Mazarin p. 13.

Louisd'or, welche sie von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten hatte, etliche hundert unter die im Hofe stehende Bediente aus dem Fenster zu werfen: aber acht Tage lang wirft niemand, als ein Wahnwitziger, seine Quadrupel bey händevoll auf die Gasse.

Es wäre nur ein schwacher Behelf, wenn man sagen wollte, sie habe es gethan, weil sie ihrem verhaßten Gemahl das Vergnügen nicht hätte gönnen wollen, sich unverhofft eines so grossen Schatzes zu bemächtigen. Der Herr von Mazarin wußte nichts von der Entdeckung, und da man sie die ganze Woche durch, während welcher Mad. Mazarin dem Pöbel zu Paris Restitution machte, vor ihm verbergen konnte; warum hätte man sie nicht eben so leicht — und in der That fünf oder sechshundert tausendmal leichter vor ihm verbergen können, falls man den Schatz heimlich auf die Seite geschaft hätte. Es ist unbegreiflich, wie eine Sache, von welcher ganz Paris voll seyn mußte, ihm allein hätte verborgen bleiben können. Hingegen war es sehr leicht, mit einem kleinen Theil des gefundenen Schatzes die Zungen der wenigen Hausgenossen zu binden, welche bey Eröfnung des Schrankes zugegen seyn mochten: und der junge Herr von Catumartin war ein viel zu artiger junger Herr, als daß er das Geheimniß einer so schönen Frau, wie Madame Mazarin, hätte verrathen sollen.

Doch gesetzt auch, alle diese Einwürfe wären von keinem Gewichte, so sind noch einige andre

Schwie-

Schwierigkeiten übrig, an welche Hr. v. V. im Feuer der Arbeit nicht gedacht haben muß, weil eine einzige derſelben, nach ſeinen ſonſt gewöhnlichen Grundſätzen, hinlänglich wäre, ihn eine Erzählung aus der Bibel oder der Kirchengeſchichte verwerfen zu machen, wenn ſie gleich mit Wundern bekräftiget und mit dem Blute ihrer Zeugen geſiegelt werden wäre. — **Madame Mazarin** wirft ungeheure Summen Goldes acht Tage lang auf die Gaſſe, und Hr. von Caumartin iſt der einzige Gewährsmann einer That, von der man, wenn ſie wahr wäre, im ganzen Europa geſprochen haben würde? — Wie kan ein Mann, der ſich ſo gut auf Wirthſchaft und Kreislauf des Geldes verſteht, wie Hr. v. V., eine ſolche Anekdote niederſchreiben, ohne daß ihm beyfällt, was für einen entſetzlichen Lerm eine Summe von dreyßig oder vierzig Millionen Livres in baaren wichtigen Duplonen und Quadrupeln, in einer Stadt wie Paris, gemacht haben müßten? Es kan nicht ſo ſtille zugehen, wenn eine ſolche Summe auf einmal, wie durch einen Wolkenbruch, in die Circulation, und was am meiſten zu bedeuten hat, in die Hände der unterſten Claſſen des gemeinen Volkes gebracht wird. Eine ſolche Begebenheit würde durch ihre Folgen eine Art von Revolution hervorbringen, und wenigſtens den gewöhnlichen Lauf der Welt mächtig ſtören. — **O la Baumelle, la Baumelle,** wie würde dir mitgeſpielt worden ſeyn, wenn es dir begegnet wäre, ſo eine Anekdote fallen zu laſſen, und den Hrn. v. Caumartin zum Gewährsmann davon zu machen!

Ich habe alle mögliche Hochachtung für den Verfaſſer der **Merope** und **Semiramis**, der **Henriade** und der **Pucelle**, des **Zadig** und **Mikromegas**, des **Candide** und des *Siecle de Louis XIV*. Ich empfinde die Zauberey ſeiner Schreibart ſo ſtark als irgend jemand, und laſſe mich durch den Schimmer ſeiner Einfälle und die Blendwerke ſeines Vortrags ſo gerne hintergehen als ein Andrer; voraus bedungen, daß es mir erlaubt ſeyn muß, zu merken, daß ich hintergangen werde. Aber ich kan gleichwohl nichts dazu, wenn ich — nach ſolchen Beyſpielen, wie weit ein Mann, der einmal im Beſitz iſt, zu reden und zu ſchreiben was er will, die Sachen treiben kan — überlaut lachen muß, eben dieſen Mann, mit dem Ernſt eines Weiſen, der zum Unterricht des menſchlichen Geſchlechtes ſchreibt, ſagen höre:

„Die Lebensbeſchreibungen der groſſen Männer „im **Plutarch** ſind eine Sammlung von mehr an„genehmen als zuverläßigen Anekdoten. Woher „ſollte er getreue Nachrichten vom Privatleben des „**Theſeus** und **Lykurgus** gehabt haben? In den „meiſten Maximen, die er ſeinen Helden in den „Mund legt, iſt mehr moraliſcher Werth, als „hiſtoriſche Wahrheit.“

„Die geheime Geſchichte Juſtinians von **Pro„cop** iſt eine aus Rachſucht gefloſſene Satyre; und „wiewohl auch die Rache Wahrheit ſagen kan, ſo „ſcheint doch dieſe Satyre, die mit der öffentlichen

„Be-

„Geſchichte des Procop in Widerſpruch ſteht, nicht „immer die Wahrheit zu ſagen.“

„**In unſern Zeiten iſt es nicht mehr er-**
„**laubt, dem Plutarch**, alſo noch viel weniger „dem **Procop, nachzuahmen.** Wir nehmen „nichts für hiſtoriſche Wahrheit an, als was be-„währt iſt. Wenn Zeitgenoſſen wie der **Cardi-**„**nal von Retz** und der **Duc de Rochefoucault**, „die einander haßten, in ihren Nachrichten die nem-„liche Begebenheit bezeugen, ſo iſt dieſe Begeben-„heit wahr; widerſprechen ſie einander, dann muß „man zweifeln. **Was nicht wahrſcheinlich**
„**iſt, verdient nicht geglaubt zu werden, es**
„**wäre dann, daß verſchiedene glaubwür-**
„**dige Zeitgenoſſen es einhellig bekräftig-**
ten.“ — Ain tu? Aus deinem Munde richte ich dich, du — — Bidermann!

Aber der ehrliche **Plutarch** — wie kommt denn der dazu, daß er, aus Gelegenheit der Anerbieten der Regierung Ludwigs XIV. ſo übel abgeführt wird? „**In unſern Zeiten iſt es**
„**nicht mehr erlaubt, dem Plutarch nachzu-**
„**ahmen.**“ — O, ſehr erlaubt, **Herr von V*****, ſehr erlaubt! Die ganze Welt wird ſich Ihnen dafür verbunden halten, wenn ſie unſer Plutarch ſeyn wollen. Die Sache ſtößt ſich nur an einer einzigen Kleinigkeit — die Ihnen, ſo unausſprechlich auch ihre Selbſtzufriedenheit iſt, unmöglich verborgen geblieben ſeyn kan, wenn ſie den Plutarch jemals ſo fleißig und ſo gut geleſen haben, wie ihn *Henry IV.* las.

Allein,

„Allein, woher (sagen Sie) sollte Plutarch getreue Nachrichten vom Privatleben des **Theseus** und **Lykurgs** genommen haben?“ Und daraus schliessen Sie — einer Logik zufolge, die Ihnen eigen ist, und ewig eigen bleiben möge! — daß er auch keine getreue Nachrichten von dem Privatleben des **Perikles**, des **Alcibiades**, des **Epaminondas**, des **Phocion**, der **Catonen**, des **Cäsars**, des **Pompejus**, des **Brutus**, des **Antonius**, und so vieler andrer, deren Lebenszeit nicht so nahe an das fabelhafte Zeitalter der Griechischen und Römischen Geschichte grenzt, gehabt haben könne? Die Geschichte des Theseus ist mit Fabeln unterwebt, durch Fabeln verfälscht. Es ist die Geschichte eines Griechischen **Rolands** oder **Cids**. Plutarch gesteht es selbst offenherzig. Allein da er für Griechen schrieb, hielt er es der Mühe werth, so viel möglich, das Wahre aus dem Fabelhaften in der Geschichte eines so berühmten National-Helden heraus zu suchen. Gesetzt aber auch, er hätte in der Lebensbeschreibung solcher Helden, wie ein Theseus, ein Lykurgus, ein Romulus, ein Numa, nicht immer zuversichtliche Urkunden gehabt: wie wenig muß demjenigen daran gelegen seyn, ob das, was er selbst sagt, wahr oder falsch ist, der um dieses kleinen und unerheblichsten Theiles des Plutarchischen Werkes willen, das Ganze für eine Sammlung mehr angenehmer als glaubwürdiger Anekdoten ausgiebt?

Was der **Herr v. V.** dem Hrn. **W**** wohl zu Leide gethan haben mag? — höre ich einige unsrer

ſter Leſer fragen. Nichts in der Welt. Ich bin ſeit fünf und zwanzig Jahren einer ſeiner Leſer und Bewunderer. Ob ihm mein Daſeyn bekannt iſt, weiß ich nicht, und habe mich (meiner Gewohnheit nach) nie darum bekümmert. Was er dazu ſagen würde, wenn dieſer kleine Ausfall wider ihn zu ſeiner Wiſſenſchaft käme, kan ich mir ſehr gut vorſtellen. Aber auch dies beunruhiget mich nicht. Warum ſollte ich nicht ſo viel Recht haben, von einem Schriftſteller, der nur von ſehr wenigen Gutes und von jedem groſſen Mann vor ihm und neben ihm Böſes geſprochen hat, meine Meynung eben ſo freymüthig zu ſagen, als er ſelbſt die ſeinige über Jedermann und über Alles ſagt?

Seine Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben, als ihn ſelbſt; und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als ſeine Einbildung oder ſeine Laune. Alle Augenblicke giebt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftſchlüſſe, Orakelſprüche für Beweiſe. Eine glückliche Gabe, alles zu ſagen was er will, hat es ihm leicht gemacht, ſeine Leſer zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernſthaften Tone nicht, ſo macht er einen Spaß, und die Lacher ſind auf ſeiner Seite. Es iſt allerdings unläugbar, daß er viel, ſehr viel zu der beſſern Denkart beygetragen hat, die man in der groſſen Welt täglich mehr Platz gewinnen ſieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menſchheit verfochten, und den Königen freymüthige Wahrheiten geſagt. Aber geſtehen

ſtehen wir, daß er uns dieſe Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen ſeine Schriften ſtrotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie ſeiner Farben und die künſtliche Vertheilung des Lichts und Schattens in ſeinen Gemählden, die wahre Geſtalt der Gegenſtände zu verfälſchen; der verwegene Gebrauch, den er ſchon ſo lange und mit einer ſo hartnäckigen Beharrlichkeit von dieſer Gabe macht; der Muthwille, womit er Beyfall und Verdammung ausſpricht; die Zuverſichtlichkeit, womit er Gegenſtände einer mühſamen und langwierigen Unterſuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; ſeine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie geleſen und Meynungen zu widerlegen, die er nie verſtanden hat, und zwanzig andre Untugenden dieſer Art, machen ihn zu einem verführeriſchen Schriftſteller für den groſſen Haufen, von welchem die Meiſten nur zum Zeitvertreibe leſen; die wenigſten hingegen Muße, Geduld, Verſtand, oder Wiſſenſchaft genug haben, zu prüfen, was ſie leſen.

Was ich hier von dem Philoſophen von Ferney geſagt habe, iſt ungefehr, was die ganze Welt von ihm denkt und ſpricht. — „Wozu brauchte es „alſo geſagt zu werden?“ — Ich habe zwoo oder drey ganz gute Antworten auf dieſe Frage; aber ſie ſind ſo leicht zu errathen, daß es beleidigend für den Verſtand der Leſer wäre, wenn ich zu zweifeln ſcheinen würde, ob man ſie errathen werde.

VI.

VI.

Briefe

über die

Recherches Philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois, par Mſr. de P***.

A Berlin, chez G. J. Decker. MDCCLXXIII.
2 Vol. in 8vo.

Erſter Brief.

Mit den Leuten, die alles beſſer wiſſen! — Man quält ſich von Kindesbeinen an, lernt die Sachen aus dem Grunde, weiß was wahr und nicht wahr iſt, und kan es, als ſolches behaupten; und dann, eh' man ſichs verſieht, tritt ein ſogenannter philoſophiſcher Geiſt einem ins Licht, und ſagt keck heraus: — nein, mein Herr, nicht ſo, ſondern gerade umgekehrt iſt die Sache. — Woher hat denn das gelehrte Weſen den Namen Republik, wenn öffentliche Sicherheit darinn dergeſtalt vernachläßiget wird? Sind wir wohl mit unſerm Wiſſen anders, als gegen Dienſt und baares Geld belehnt worden; und iſt daher nicht Schutz im Beſitz, von Seiten des Staats, die ſtrengſte Pflicht? Aber da will man jeden Eingriff erſt lange unterſuchen; und darüber läuft alles ins Wilde. Wozu dieſe gefährliche Weitläuftigkeiten? Es iſt ja ſo klar als Taglicht, daß die Herren Entdeckungen-Macher mit ihren neuen Wahrheiten, da ſie das Gegentheil davon ſchon ausgemacht finden, allemal — wenigſtens

ſtens zu ſpät kommen müſſen: denn was einmal wahr iſt, kan ja nicht wahr zu ſeyn aufhören. Alſo, ſchon dadurch, daß ſie widerſprechen, beweiſen ſie hinlänglich, daß ſie alberne Leute, daß ſie heilloſe Layen ſind. Dank ſey dem Genius der Wiſſenſchaften, daß es noch immer eine Menge echter Gelehrten giebt, die in Nüchternheit wandeln, und ſorgfältig darüber wachen, daß ſie nichts annehmen noch lehren, was nicht ſchon vorlängſt als wahr allgemein anerkannt war. — Aber (hör' ich ſpöttiſch fragen) wer lernt dann etwas von euren braven Männern? — Wunderlich! ey, der Unwiſſende! — Sollen etwa die Gelehrten von einander lernen? Dann wären ſie ja keine Gelehrte.

Die Anhänger der philoſophiſchen Köpfe, welche man ſonſt auch wohl mit dem ſinnloſen Worte **Genies** bezeichnet, pflegen ihren gelehrten Gegnern vorzuwerfen: ſie wohnten in ihrem eigenen Kopfe zur Miethe. Hiemit kan man doch nicht andeuten wollen, als hätten dieſe gar keinen Kopf; denn, nach dem allgemeinſten Sprachgebrauch, nennt man auch eine gemiethete Wohnung die **ſeine**, und ſo lange der Miethcontrakt dauert, hat man es mit einem ſolchen Hauſe wie mit einem eigenen. Freylich darf man keine Hauptänderungen darinn vornehmen, doch hieran iſt ſoliden Leuten auch nichts gelegen. Das Ausziehenmüſſen allein würde einigen weſentlich ſcheinenden Unterſchied machen, wenn nicht das Schickſal ſelbſt jene braven Männer in Schutz nähme. Es iſt, wie bekannt, ohne Beyſpiel, daß ſich einer von ihnen jemals der Nothwen-

wendigkeit preiß gegeben hätte, unter freyen Himmel auf die Straſſe geſetzt zu werden. Lieber lieſſen alle zuſammen auf der Schwelle ſich erſchlagen.

Sie ſchütteln den Kopf, mein Freund! — gut, ich will einlenken. Als ich mich an Sie zu ſchreiben niederſetzte, dachte ich an nichts weniger, als ſo anzufangen, wie Sie geleſen haben. Ich wollte Sie ganz ernſthaft von des Hrn. von P*** philoſophiſchen Unterſuchungen über die Egyptier und Chineſer unterhalten. Indem ich in dieſer Abſicht meine Ideen ſammlete, ſtellten ſich mir unverſehens, in einem ganz ſonderbaren Geſichte, alle die Anfechtungen dar, welche die Schrift des Hrn. von P*** bedrohen. Je mehr ich arbeitete, mich von dieſer Erſcheinung loszumachen, je ſtärker ſetzte ſie mir zu: da war kein andrer Rath, ich mußte mit meinem Steckenpferd einen Zaubercircul abreiten. Nun werd' ich hoffentlich Ruhe haben.

In dem Werke des Hrn. von P*** ſoll der Zuſtand zweener polizierten Völker der ältern Halbkugel, der Egyptier und Chineſer, unterſucht, und ihre Gebräuche, Sitten und Charakter in Verhältniß gegen einander betrachtet werden. Zu dieſem Ende richtet der Verfaſſer zuerſt ſein Augenmerk auf den Zuſtand ihrer Bevölkerung, auf den Umfang der bey ihnen urbar gemachten Ländereyen, und die Natur ihres Clima; hernach geht er zu ihrer Nahrungsweiſe über, und ſpürt der Quelle der Erfindungen nach, wodurch ſie ſo oder anders die

Mittel zur Befriedigung ihrer frühern und spätern Bedürfnisse errungen haben; hierauf zu den Künsten, welche allemal nur eine Folge derjenigen Industrie seyn können, die den Ackerbau in Aufnahme bringt. Nachdem er alle diese Gegenstände mit möglichster Genauigkeit aus einander gesetzt, und geordnet hat, schreitet er zuletzt, mit erhöhtem Vermögen, zur Erforschung der Religion und der Staatsverfassung beyder Nationen. In den zehn Sectionen, nach welchen der Hr. v. P***, diesem Plane gemäß, sein Werk vertheilt, findet man eine Menge Bemerkungen über fast alle Gegenstände eingestreuet, welche einen denkenden Kopf, der mit den dahin einschlagenden Kenntnissen schon vertraut geworden, interessieren können. Indessen ist der Hauptzweck unsers Verfassers, darzuthun: daß niemals eine Colonie von Egyptiern in China habe gewesen seyn können.

Die glückliche Ausführung eines so wichtigen Unternehmens setzt ausserordentliche Kräfte voraus. Was den Hrn. v. P*** betrift, so wird ihm ausgebreitete Gelehrsamkeit, weitläufige Belesenheit, Scharfsinn, hellen durchdringenden Verstand — wohl niemand — und philosophischen Geist gewiß kein Unpartheyischer, der hier zu urtheilen Beruf hat, absprechen. Von den Thorheiten der gewöhnlichen Vielwisser ist er frey. Man sieht überall, daß er leeres Wissen verachtet, daß es ihm nur um zwecktüchtige Erkenntniß zu thun ist; und anstatt seine Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, setzt er

sich

ſich lieber der Gefahr aus, von unbeſonnenen Halbwiſſern für ſeichte geachtet zu werden. Die Leichtigkeit, mit der er ſich unter einer ungeheuren Menge von Sachen bewegt, zwingt zum Erſtaunen. Aber ſie liegt auch nicht auf ihm, als fremde Laſt; alles das iſt hier Nerve, Muskel, Glied an einem organiſierten Körper; vereiniget zu einem Ganzen, und nur um ſeines Lebens willen da.

Die Unterſuchungen über die Egyptier und Chineſer zeichnen ſich auch noch beſonders dadurch aus, daß der Geſchichtskundige darinn eben ſo wenig den Philoſophen, als dieſer jenen verläßt. Einem aufmerkſamen Leſer wird dieſes nicht entgehen. Fehlt es dieſem nur nicht an Fähigkeit, den Hrn. von P*** bey der Sammlung ſeiner Data Schritt vor Schritt zu begleiten, ſo bedarfs weiter keiner groſſen Anſtrengung des Geiſtes; der ſchlichte Menſchenverſtand wird ihm die Reſultate von ſelbſt aufdrängen.

Und eben aus dieſem Geſichtspunkt erſcheint mir unſer Verfaſſer am verehrungswürdigſten. Seine beſten Beſtrebungen gehen dahin, das Gebieth der geraden unbefangenen Vernunft zu erweitern, und mit ihr und durch ſie zu thun, was man gewöhnlich nur durch (der Himmel weiß was für) Zauberſprünge ausrichten zu können, vorgiebt. — Geſtehen Sie mir, mein Freund, daß ſolch' ein Mann allen Pedanten ein wahrer Greuel ſeyn muß.

Womit vertrieben die Herren ſich die Zeit, und wie kämen ſie zu, wenn es Mode würde, die Sachen dergeſtalt anzugreifen, daß etwas dabey heraus käme, und ſie ſähen ihren Werth auf das Maas ihres geſunden Verſtandes und ihrer reellen Einſichten reduciert?

So viele Schwierigkeiten ich auch bey dem Entwurfe ſehe, Ihnen von den philoſophiſchen Unterſuchungen über die Egyptier und Chineſer einen Auszug darzulegen, ſo bin ich dennoch zum Verſuch entſchloſſen. Dabey werde ich auch hie und da einige Anmerkungen wagen; denn die Schrift des Hrn. von P*** hat ihre Schwächen, wie alles menſchliche, und ich bin weit entfernt, von einem blinden Enthuſiaſmus für ſie eingenommen zu ſeyn.

Zum voraus ſollen Sie gleich hier eine Probe von der Art zu philoſophieren unſers Verfaſſers von ſeiner Weiſe die Gegenſtände zu behandeln, und von ſeinem Vortrage, erhalten. Eine hiezu dienliche Stelle befindet ſich im IV. Abſchnitte des Iſten Theils. Sie läßt ſich füglich ausheben, und ich nehme ſie um deſto lieber beſonders vor, weil der nothwendige Plan meines Auszuges mich gezwungen haben würde, ſie dort nur kurz zu berühren, und auf das Werk ſelbſt zu verweiſen.

An dem angezeigten Orte handelt der Hr. von P*** den Zuſtand der Mahler- und Bildhauerkunſt,

kunſt, bey den Egyptiern und Chineſern und den Orientaliſchen Völkern überhaupt, ab; und bey dieſer Gelegenheit zieht er die ſchlimmen Folgen der willkührlichen Gewalt, in Abſicht auf die ſchönen Künſte, in Erwägung. Seine Gedanken ſind folgende:

„Unter einem deſpotiſchen Regiment iſt das „Volk allemal ſehr unwiſſend; daher denn alle die„jenigen Künſte, welche die Beyhülfe der Wiſſen„ſchaften, der Geometrie und Mathematik bedür„fen, ſich nie zu einigem Grade der Vollkommen„heit empor ſchwingen können.“

„Unter einem deſpotiſchen Regiment iſt das „Volk allemal ſehr arm; daher es dann den Arbei„tern an Mitteln fehlt, die ihnen erforderliche In„ſtrumente und Maſchinen anzuſchaffen. Alle „Reiſende, welche das mittägliche Aſien durchgan„gen, haben mit Verwunderung bemerkt, daß „man dort zu eben den Arbeiten, welche in Europa „500 Werkzeuge erfordern, nur fünf oder ſechſe „hat. Dieſes rührt nicht, wie man zu glauben „verſucht ſeyn möchte, von der Trägheit oder einem „Mangel an Induſtrie bey dieſen Völkern her, „ſondern in der That von ihrer Dürftigkeit. An „allem, was aus ihren Händen kömmt, nimmt „man dieſen Mangel an Inſtrumenten wahr; und „man kan nichts ſchlechter gemachtes ſehen, als „das in der Türkey, in Perſien, im Indoſtan und „in China verfertigte goldne und ſilberne Tiſch„geſchirr.“

„Diejenigen Künste also, welche, gleich der „Goldarbeiter-Kunst, der Uhrmacher-Kunst, u. s. w., „viele Maschinen und Werkzeuge erfordern, ver„vollkommnen sich in diesen Gegenden nicht, selbst „nicht einmal in denen dem Fürsten zugehörigen „Werkstätten des Pallastes, weil der Luxus dieser „Fürsten auf andre Gegenstände gerichtet ist.“

„Aus allem diesem ist eine Folge entsprungen, „die uns unmöglich geschienen hätte, wenn wir nicht „sehr genau von der Sache unterrichtet wären. „Diejenigen Handwerker, welche in **Europa** nur „stillsitzende Arbeiter treiben, werden in **Asien** von „herumwandelnden Arbeitern getrieben: man sieht „dort Goldarbeiter, welche von Thüre zu Thüre „Beschäftigung suchen, und in einem Augenblicke „ihre Werkstätte in jedem Particulier-Hause auf„schlagen, wo man sie hinruft; denn ihr weniges „Werkzeug tragen sie bey sich.“

„Man würde wenig Menschen auf den Gassen „der Städte von **China** erblicken, wenn die mehr„sten Handwerksleute dort, wie bey uns, bleibende „Werkstätten hätten. Aber in **China** sind sie in „einer immerwährenden Unruhe, um aus einem „Quartier in das andre zu ziehen. Die Hufschmie„de handthieren an eben demselben Tage an 9 bis „10 verschiedenen Orten, und verführen eben so „oft ihren Ambos und ihren Blasbalg. Nun „müßte man sehr wenig Einsicht haben, um nicht „wahrzunehmen, daß allein die äuserste Armuth

„alle

„alle dieſe Unglücklichen zu einem ſolchen herum-
„irrenden Leben zwingen kan.“

„Man iſt nunmehro ganz von dem Irrthum
„zurück gekommen, worinn man lange Zeit in Ab-
„ſicht der Gelehrten von **China** geſtanden: man
„glaubte, ſie ehren diejenigen, welche die mecha-
„niſchen Künſte ausüben; da ſie doch dieſelben im
„höchſten Grade verachten: aber in Abſicht der
„Türken iſt man auf dieſem Vorurtheil beharret,
„und noch immer bildet man ſich lächerlicher Weiſe
„ein, die Türkiſchen Kayſer ſelbſt müßten, zufolge
„der Grundgeſetze des Reichs, ein Handwerk erler-
„nen. Die vorgebliche Arbeit dieſer Fürſten hat
„ſich von je her darauf eingeſchränkt, mit einem
„Meſſer Zahnſtöcher oder Bogenringe zu ſchnitzeln.
„Man darf nur eine gewiſſe Stelle im **Aelian** mit
„Aufmerkſamkeit leſen, um ſich zu überzeugen, daß
„die alten Kayſer von Perſien ſich auf dieſelbige Art
„beſchäftigten. (*) Alſo, was man für ein Hand-
„werk gehalten hat, iſt keines, und was man ſer-

 „ner

(*) Der Perſiſche König pflegte auf ſeiner Reiſe, um keine Langeweile zu haben, ein Stück Holz bey ſich zu führen, und ein Meſſer, womit er daran ſchnitzte. Mit dieſem Werke beſchäftigten ſich die Hände des Königs; denn er brauchte niemals weder ein Buch, um etwas nothwendiges und nützliches zu lernen, noch ſeine Gedanken, um etwas groſſes und merkwürdiges zu überlegen. Hiſt. diverſ. Lib. XIV. cap. 12.

„ner für ein beſondres Geſetz der Türken ausgege-
„ben, iſt ein undenklicher Gebrauch aller deſpoti-
„ſchen Höfe von Aſien, wo die Fürſten gewöhnlich
„ſo albern wie die Kinder ſind; folglich auch ſich
„nicht anders als wie die Kinder zu beſchäftigen
„wiſſen. Wir haben einige Vorſtellungen eines
„Mufti an den Sultan Mahomet IV., welcher
„keine Art von Handarbeit liebte: in dieſen Vor-
„ſtellungen iſt aber von ſonſt nichts, als der Ge-
„fahr des Müßigganges die Rede. Als der Che-
„valier d'Arvieux einem der vornehmſten Prinzen
„von Arabien den Beſuch abſtattete, fand er ihn
„auf eben die Art beſchäftiget, wie es der vom
„Aelian angeführte Perſiſche Kayſer war, nemlich
„er ſchnitzelte mit dem Meſſer an einem Stock.
„Es wäre Schrauberey, wenn man im Ernſte be-
„haupten wollte, dieſer elende Araber hätte ein
„Handwerk gelernt oder geübt.

„Wenn man die Natur des Aſiatiſchen Luxus
„in Erwägung zieht, ſo ſieht man deutlich, daß
„alles dieſes eine nothwendige Folge des Deſpo-
„tiſmus iſt; und wir können hierüber einen Grund-
„ſatz feſtſetzen, der ſich bey der Anwendung auch in
„Europa wahr befinden wird. So wie knechti-
„ſche Unterwürfigkeit in einem Lande zunimmt, ſo
„wächſt auch der Luxus darinnen, und er fährt fort
„zu wachſen, bis zu dem Grade, wo er ſich in jene
„eitele plumpe Oſtentation verwandelt, welche alle
„mit Geſchmack verfertigte Werke, alle Meiſter-
„ſtücke der ſchönen Künſte ausſchließt. Wir ha-
„ben

„ben von den reichen Decken reden hören, womit „man die Elephanten der Kayser von China bedeckt, „und von jenen auf zwey Lac oder zweymal hun„dert tausend Rupien geschätzten Oberröcken, womit „die Mogolischen Kayser zuweilen ihre Omrahs „bekleiden lassen; man hat uns erzählt, daß die „Kufen, woraus die Pferde der Kayser von Per„sien trinken, von Gold sind, und daß ihr Tafel„geschirr just 30 Millionen werth ist. Aber wer „hat jemals von den Gemählden und den Statuen „der Kayser von China, von Mogol, oder von „Persien reden hören?“

„Menschen, welche alle gleich verächtlich sind, „welche gar keinen persönlichen Werth besitzen, wel„che sich nie um Tugend bewarben, und denen der „Himmel das Genie versagte, können sich von ein„ander durch nichts als die Farbe und die Kostbar„keit ihres Anzuges, kurz, durch solche Dinge nur „unterscheiden, welche allein die Sinne des nie„drigsten Pöbels rühren: und alsdann ergiebt es „sich, daß der Luxus seine Natur, und selbst seine „Namen ändert.“

„Um einen Begriff von der Entstehungsart die„ser Revolution zu erlangen, und zwischen den bey„den äussersten Enden das Mittel zu fassen, darf „man nur ein Beyspiel aus der Geschichte eines be„rühmten Volkes wählen, und mit einiger Genauig„keit die Epoken bezeichnen.“

„Der Luxus kam bey den Römern nicht eher, als „unmittelbar nach der Eroberung von Egypten in „Schwang: alsdann stieg er beständig, bis er sich, „just unter der Regierung des **Commodus** in „Pracht, und zuletzt, unter **Constantin**, in bar„barische und Asiatische Ostentation verwandelte. „Die Freyheit, wie wir wissen, sank von der ersten „dieser Epoken bis zur letzten immer mehr, und eben „so arteten auch die Künste immer mehr aus.“

„Man ziehe nur alles zu Rathe, was uns die Denkmahle des Alterthums von den despotischen Staaten des Orients überliefern, und es wird sich zeigen, daß man daselbst von je her, so wie noch jezt, beschäftiget gewesen, Zeuge von einem ausschweifenden, von einem fast unglaublichen Werthe zu verfertigen. In Persien, sagt Chardin, macht man goldne Zeuge, wovon die Elle eilfhundert Thaler, oder 3300 französische Livres kostet. Aber niemals wird man daselbst ein Hausgeräthe, oder sonst eine mit Geschmack oder Eleganz verfertigte Arbeit antreffen. Grosse Meister, wenn es deren in einem solchen Lande geben könnte, würden daselbst vor Hunger sterben; denn da die Materie weit höher, als das Künstliche geachtet wird, so braucht man nur Handwerker. Und wirklich kan der in Ostentation ausgeartete Luxus blos Handwerker nützen. Ein Hufschmidt hätte zugleich die Münzen des Kayfers Constantin, seine Krone, seinen Zepter, und sein Pferdgeschirr verfertigen können.“

„Es

„Es iſt ſchon unzählige mal wiederholt worden: nur freye Menſchen ſeyen in den ſchönen Künſten etwas zu leiſten im Stande; aber die eigentliche Urſache hievon iſt nicht ſo bekannt, und vielleicht auch nicht ſo leicht zu entwickeln, als man vermuthen dürfte. Ich löſe mir dieſes Problem folgender Geſtalt auf.“

„Die gebohrnen Sclaven ſind in zwoo Claſſen zu vertheilen: Einige denken nie über ihr Unglück nach; einigen liegt es beſtändig im Sinn. Von jenen iſt es klar, daß es ihnen an Fähigkeit mangelt, und daß ſie mit nicht viel mehr Empfindung, als die häuslichen Thiere begabt ſind: Nun mag man ſolche Leute unterweiſen wie man will, es iſt verlohrne Mühe. Was die andern betrift, welche die ganze Gröſſe des Gutes empfinden, das ihnen Schickſal und Ungerechtigkeit entzogen; ſo iſt offenbar, daß die Vorſtellung ihres Unglücks ſie immerwährend drücken, und daß dieſer traurige Gedanke in ihnen die übrigen dermaſſen verſchlingen muß, daß ſie zu dem Studio der Künſte, welches den ganzen Menſchen und eine glückliche Befreyung von Unruhe und Sorge erfordert, nicht jene anhaltende und hartnäckige Aufmerkſamkeit bringen können, die zu einem merklichen Fortgange in denſelben unentbehrlich iſt. Kurz, unſre Seele kan nicht zwo Bürden zugleich tragen, und für nachdenkende Sclaven iſt die Dienſtbarkeit ohnſtreitig von allen Bürden die ſchwerſte: Ehender würden ſie Philoſophen werden, wie Epictet, welche die ſtrengſte Tugend

um-

umarmten, die allein sie über den Verlust der Freyheit tröſten könnte, als vortrefliche Mahler oder groſſe Dichter, deren Geist himmlisch, und deren Ausdruck stark und melodisch seyn muß. Die Freylassung kan unter dieser Gattung von Sclaven oft sehr gute Wirkungen hervorbringen, wovon uns die alte Geschichte verschiedene Beyspiele liefert: aber zum allergröſten Unglück kan man bey den Asiaten die Freyheit nicht geben, wie man sie bey den Griechen und Römern gab: zwar kan man einen Unglücklichen von den Ketten der häuslichen Sclaverey los machen, aber in der bürgerlichen Sclaverey bleibet er immer. Nach solchen Betrachtungen ist es traurig, in unsern Tagen so viele Weltweise wegen der wiederholten Bestrebungen der willkührlichen Macht, sich in Europa festzusetzen, bekümmert zu sehen: ihren Vermuthungen zufolge würde unser Welttheil, in weniger als 3 Jahrhunderten, dem Oestlichen ähnlich seyn. Und hiebey ist anzumerken, daß die Verheerung in Europa weit schneller um sich greifen würde, als sie vormals in Klein-Asien that, wo die Menschen weniger eigentliche und physische Bedürfnisse hatten, so daß man ihnen vieles nehmen konnte, ehe sie vor Hunger starben, **und dennoch starben sie vor Hunger.** — Als die Griechischen Kayser von Constantinopel, welche als schändliche und mit allen Verbrechen beladene Fürsten bekannt sind, einen Tribut auf das Einathmen der Luft setzten, (pro hausiu aëris) so war die Anzahl derer, welche noch in Jonien Luft schöpften, schon sehr gering;

ring; und die Finanzpachter, welche aufs neue die Einsammlung dieses Tributs übernahmen, gewonnen damals nicht so viel, als sie unter Constantin gewonnen hatten. Eine Geschichte der Finanzen des Byzanzischen Reichs wäre ein sehr interessantes Stück, das aber kein rechtschaffener Mann würde lesen können, ohne Thränen zu vergiessen.“

An einem andern Orte wird der Wirkungen, welche in Japan die Einführung des Despotismus auf die Künste gehabt, insbesondere erwähnt:

„Die alte Regierung der Dairis,“ sagt unser Verfasser, „ob sie gleich lehnförmig, und daher sehr vielem Ungemach unterworfen war, scheint dennoch den Künsten und Wissenschaften weniger ungünstig gewesen zu seyn, als der strenge Despotismus des heutigen Regiments. Es wird versichert, man habe die von den verschiedenen **Cubos** erregten Unruhen nicht mehr ertragen können; aber diese Unruhen, welche wenigstens von Zeit zu Zeit unterbrochen wurden, waren immer der willkührlichen Gewalt, welche beständig dauert, vorzuziehen. Man betrachte die alten Griechen während ihrer häufigen innerlichen Zerrüttungen und Kriege, und dann die neuern Griechen, unter dem Ottomannischen Joch in Thiere verwandelt: so wird man über alles dieses eine vernünftige Meynung fassen können. So viel lehrt uns schon **Kämpfer**, daß es im achten Jahrhundert in Japan Bildhauer gab, deren Gedächtniß man sehr in Ehren

ren hielt; seit der neuen Regierungsform hingegen wird niemandes Gedächtniß mehr verehrt: denn Ehre und Despotismus laufen eben so sehr wider einander, als Verbrechen und Tugend.“ .

Die hier geäuserte Meynung hat alle Geschichten zur Stütze; und der Herr von P*** hätte sich kühn darauf berufen können, daß das lehnförmige Regiment, Trotz aller seiner scheußlichen Gebrechen, der damit behafteten Gesellschaft nie diejenige Federkraft ganz benommen hat, welche den Menschen empor schwingt: dahingegen unter allen despotischen Regierungen der Mensch immer schlechter wird. Von letzteren giebt unter andern **Colchis** ein merkwürdiges Beyspiel:

„Der äuserste Grad des Despotismus,“ sagt unser Verfasser, (*) „hat die Einwohner von „**Colchis** in das wilde Leben zurück gestürzt; und „mir ist keine andre Ursache bekannt, die vermö„gend wäre, ein schon poliziertes Volk wieder zu „Wilden zu machen, als Despotismus: denn die „berüchtigte schwarze Pest, und alle Verwüstun„gen der **Hunnen**, haben in **Europa** nichts ähn„liches hervor bringen können.“

Das grosse Stück, welches ich Ihnen aus dem ersten Theile der Untersuchungen über die Egyptier und Chineser übersetzt habe, ist eins der beredtesten

im

(*) Tom. II. pag. 94.

im ganzen Werke: Sie werden aber keine Spur von Deklamation darinn entdecken. Und so ist die Schreibart des Herrn von P*** durchgehends: natürlich, ungeschmückt; aber deutlich, lebhaft und körnigt. Da sind keine aus metaphorischem Dunst gebildete Phantomen, die in Nebel zerfliessen, wenn man sie haschen will; keine Zauberwürfe des Witzes, die sich Weissagung nennen, und Trug und Thorheit sind; es ist simple Darstellung von Ideen und Sachen, wie sie in einem aufgeklärten Geiste sich ordnen und bilden.

Bey der ersten Durchlesung dieser Schrift werden Sie vielleicht hie und da den Verfasser eines entscheidenden, nicht durch hinlängliche Beweise gerechtfertigten Tons beschuldigen; haben sie ihn aber einmal bis zu Ende verfolgt, und sich dabey ihre ganze Belesenheit gegenwärtig gemacht; so werden Sie sich gestehen müssen, daß da, wo er wirklich entscheidend ist, auch fast immer der Sache eine solche Gewißheit unterliege, daß es einem Manne, wie Herr von P*** ist, trivial und eckelhaft vorkommen müßte, sich darüber in einen weitläufigen Beweis einzulassen. Dieses gilt be-

sonders von der Widerlegung aller derer Behauptungen, welche bisher, ohne einigen Grund angenommen worden, und mir däucht, man könne es einem Gelehrten nicht verargen, wenn er, Kürze halber, sich begnügt, nur gerade weg von gewissen Behauptungen zu sagen: es sey Thorheit sie anzunehmen. Fontenelle sagte: „will Vater Baldus durchaus glauben, es sey der Teufel, der die Orakel reden gemacht; so kan! es ihm niemand wehren.“

Doch hiemit genug von meinen vorläufigen Anmerkungen. Einige andre bekommen Sie nächstens mit dem versprochenen Auszuge, und die besten werden Sie sich selber machen.

Ich bin u. s. w.

M. S. J.

Der

Teutſche Merkur.

Des vierten Bandes

Drittes Stück.

December 1773.

Weimar

Im Verlag der Geſellſchaft.

Der

Teutſche Merkur.

December 1773.

I.

Beyträge zur Geſchichte der Menſchheit aus den Annalen der Teutſchen.

Fortſetzung des Erſten Abſchnitts.

V.

Von dem Bunde der alten Sueven.

Jede groſſe ſtehende Völkerſchaft, dergleichen eine die teutſche Nation von dem Anfang ihrer Geſchichte her war, läßt ſich ſo wenig, als eine zahlreiche Familie, ohne ein gewiſſes Syſtem von Oekonomie

in ihrer innern Einrichtung und Fortdauer denken. Die wesentlichen Bestandtheile davon findet man aus ihrer Vergleichung mit den allgemeinen nothdürftigen Bedürfnissen der Menschheit mit den Vortheilen und den unvermeidlichen Uebeln des gesellschaftlichen Lebens. Ein weites Feld von **politischer Metaphysik** zu den allgemeinsten Betrachtungen, die sich über ganze Völkerschaften anstellen lassen.

Reflexionen von dieser Art führten mich natürlicher Weise auf die **allgemeinsten Grundsätze**, auf die **ersten Grundlinien** von der Verfassung aller und jeder in ordentlicher Verbindung stehenden Völker; und hier war es, wo ich das **Landeigenthum** als einen Hauptpfeiler antraf, ohne welches jede grosse stehende Völkerschaft in ihrer Fortdauer unmöglich bestehen könnte.

Um desto verdächtiger schien mir also von einem **gegenseitigen** Zustand des alten Germanien das gemeine Vorurtheil zu seyn, je mehr dergleichen einer diesen durch Hülfe der Reflexion gefundenen und der Menschheit überhaupt so durchaus angemessenen Grundsätzen gerade entgegen steht.

Die daher gegen das **Sonderbare** entstandenen und um so viel mehr auffallenden Zweifel veranlaßten bey mir eine desto genauere Prüfung aller der Nachrichten und Zeugnisse, die uns die beyden Römischen Schriftsteller von dem wirklichen Zustand des alten Germanien hinterlassen haben. Und siehe da! ich fand meine **Reflexion** durch die

Geſchichte, — allgemeine **Grundſätze** durch Fakta beſtätigt und gerechtfertiget, und das **Landeigenthum** bey den alten Teutſchen — zwar nicht durch **ausdrückliche** Zeugniſſe bewährter Schriftſteller beurkundet, aber doch durch eine Menge **unmittelbarer Folgerungen** aus den von ihnen aufgezeichneten Umſtänden des alten Teutſchlands und ſeiner ehmaligen Verfaſſung erweislich.

Dies waren alſo im **vorigen Capitel** die Gründe — **Reflexion** und **Geſchichte**, **Raiſonnement** und **Zeugniß**, — für das Landeigenthum in dem alten Teutſchland. Aber „ſind ſie „wohl gegen alle Gründe der gegenſeitigen Mey„nung überwiegend, und behauptet die Unſrige die „Würde einer hiſtoriſchen Wahrheit auch alsdenn, „wenn Gründe gegen Gründe, bündiges Raiſon„nement gegen glaubwürdiges Zeugniß, und Zeug„niſſe mit Zeugniſſen gegen einander abgewogen „werden?“

So ungereimt und unwahrſcheinlich es klingt, „daß unter der geſamten Nation der **Germanier** „kein eigentliches Landeigenthum geweſen, daß die „liegenden Gründe an ſich bey dem einzelnen Be„ſitzer keinen Werth gehabt, daß ſie von Zeit zu „Zeit immer wieder anders unter ihnen vertheilt „worden wären;“ ſo hat doch dieſes gemeine Vorurtheil auch ſeine ſcheinbare Seite: und darinn liegt eben noch gegen unſere gewagte Hypotheſe, aller ihrer Kennzeichen von Wahrheit ungeacht, der bedenklichſte **Zweifels-Knoten**, der alſo nothwen-

dig gelöſet werden muß, wenn uns der Beyfall unſerer Leſer verſichert, und die Wahrheit zur Seite bleiben ſoll.

Man wird mir alſo zwar zugeſtehen, daß das Landeigenthum unter einem Volk mit den allgemeinen Grundſätzen von der Oekonomie ſeines National-Zuſtands ungleich mehr übereinſtimmt, und ihnen angemeſſener iſt, als das Gegentheil. Aber wie viel verliert nicht, wo es auf Begründung einer **hiſtoriſchen** Wahrheit ankömmt, das bündigſte **Raiſonnement**, wenn ihm ein glaubwürdiges **Zeugniß** entgegen ſteht, worinn das gegenſeitige **Faktum** erzählt und verſichert wird. Und dies iſt hier nun gerade der Fall von einer Seite.

Von der andern Seite iſt zwar im **vorigen** Cap. bey dem Mangel **ausdrücklicher** Zeugniſſe, aus den übrigen hie und da vorkommenden Umſtänden in den Erzählungen **Cäſars** und des **Tacitus** von den alten Teutſchen gefolgert worden, daß unter ihnen das Landeigenthum müſſe eingeführt geweſen ſeyn. Aber, wenn nun hingegen beyde Schriftſteller **ausdrücklich** das **Gegentheil** ſagen; wie es in **einigen** Stellen offenbar geſchehen zu ſeyn ſcheint: ſo wird die Sache mit dem Landeigenthum in dem alten Germanien immer bedenklicher; und ſollte man nicht glauben, daß eine auf Folgerungen geſtützte Hypotheſe durch ausdrückliche Zeugniſſe vom Gegentheil verdrungen würde?

Hier öfnet ſich ein Labyrinth von Muthmaſſungen, die ſich einander durchkreuzen; von Zweifeln, die ein entſcheidendes Urtheil aufhalten; von Widerſprüchen, die ſchwer zu heben ſcheinen, und doch gehoben werden müſſen, wenn wir uns für eine von beyden Meynungen, die nun die geſuchte Wahrheit ſeyn muß, erklären ſollen.

Wenn unſere Folgerungen keine Trugſchlüſſe, und hingegen aber auch die ausdrücklichen Zeugniſſe keine Erdichtung ſind; wenn ſich ſolche ſonſt ſo bewährte Geſchichtſchreiber nicht widerſprechen, wie es wirklich nicht zu vermuthen iſt: ſo müſſen ihre hinterlaſſenen Nachrichten ſolche **Erklärungen** leiden, bey denen die ausdrücklichen Worte keine Gewalt leiden, und unſer erwieſenes Syſtem von dem unter den Germaniern ſtatt gefundenen allgemeinen Syſtem des Landeigenthums füglich beſtehen kan. Dies iſt der vorgezeichnete Weg, worauf wir ohne Anſtoß fortgehen können, und uns die Wahrheit endlich entgegen kommen muß.

* * *

Cäſar in dem Verfolg ſeiner Geſchichte von ſeiner Stadthalterſchaft in Gallien, und den von da aus mit den Teutſchen geführten Kriegen, wird, um den Leſern in der Erzählung verſtändlicher zu ſeyn, veranlaßt, den National-Zuſtand von Gallien in den damaligen Zeiten zu ſchildern. Weil er aber gerade von ſeinem Uebergang über den Rhein, und den weitern Unternehmungen gegen die Sueven handelt, ſo ſtellt er ſeiner Abbildung von Gal-

lien eine andere von Germanien an die Seite, um den Abstand beyder Nationen in ihrer innern Verfassung damit in ein helleres Licht zu setzen und desto augenscheinlicher zu machen. (*)

Bey dieser Gelegenheit macht er nun von den alten Germaniern folgende Beschreibung, die wir unsern Lesern zu Gefallen, in einer getreuen Uebersetzung grossen Theils abschreiben wollen. (**)

„Sie (die Germanier) treiben nicht sehr den Ackerbau. Ihre meiste Nahrung bestehet in Milch, Käse und Fleisch. **Unter ihnen hat keiner sein eigen Feld, und ein gewisses Stück Acker im Eigenthum; sondern ihre Obrigkeiten und Obersten theilen jedes Jahr unter den ganzen Familien, so einmal zusammen halten, so viel und wo es ihnen gut dünkt, von Acker und Feldern** (zur Einsaat) **aus: Das folgende Jahr aber müssen sie sich wieder anderswohin begeben.**“ Sie geben mancherley Ursachen von dieser Einrichtung an, und sagen, daß dies alles darum geschehe, damit sie nicht zu sehr an den Ackerbau gewöhnt, und dadurch nach und nach ihren kriegerischen Muth und National-Charakter verlieren möchten; damit keiner nach weitläufigem Landeigenthum streben, und hie und da die mächtigeren ihre schwächere Mitbürger von Haus

(*) In seinem VI B. Cap. XI. §. 1.

(**) Ebendas. Cap. 22.

Haus und Hof jagen möchten; damit ſie ihres kurzen Aufenthalts wegen an jedem Orte um ſo weniger auf den Einfall geräthen möchten, gegen die Beſchwerlichkeiten von Froſt und Hitze, bequeme Wohnungen zu bauen, die weichlich machten; damit nicht unter ſie die Begierde nach Geld und Reichthum käme, woraus die ſchädlichſten Mißhelligkeiten und Partheyen erwüchſen; und endlich wäre eine ſolche Einrichtung, wie die ihrige, das kräftigſte Mittel, einen edlen Muth, ſelbſt bey dem niedrigern aber größten Theil der Nation, und dadurch ſie ſelbſt bey innerlicher Ruhe zu erhalten, wenn jeder ſehen könne, daß auch der angeſehenſte und mächtigſte im Volke doch nicht reicher wäre, als er.“ Die größte Ehre ſetzen die Völkerſchaften darinn, rings um ſich herum eine weite Strecke Landes zur Wüſteney gemacht und dieſe zur Grenze zu haben. Denn dies halten ſie für ein untrügliches Zeichen der Tapferkeit, wenn auf den Grenzen die benachbarten Einwohner von ihren Ländereyen verjagt und weggezogen ſind, und niemand ſo viel Kühnheit hat, in ihrer Nachbarſchaft ſich niederzulaſſen. Zugleich aber halten ſie ſich dadurch um deſto ſicherer im Fall, wenn ſie entweder einen auswärtigen Krieg unternehmen, oder ſelbſt von einem Feinde angegriffen worden, da ſie doch auf dieſe Art keinen jählingen Ueberfall zu befürchten haben.“

Ich habe nicht nöthig weiter abzuſchreiben, um eine Abbildung des alten Germaniens anzuführen, die einen ganz verſchiedenen Geiſt in dem innerſten

ihrer Verfassung verräth, und nun besonders in Absicht des Landeigenthums gerade das Gegentheil von demjenigen enthält, was wir im vorigen Cap. historisch erwiesen zu haben glaubten. Der Widerspruch zwischen **meinem Beweis** und Cäsars **ausdrücklichem Zeugniß** ist also augenscheinlich und unläugbar, „wenn anders dessen seine Erzählung „**ebendieselben** alten Germanier überhaupt angeht, von **welchen** und **deren** Verfassung ich den „Beweis für das Landeigenthum geführt habe."

Dies ist nun freylich hiebey die wichtigste Frage, ein Umstand, woran ich viele Ursache zu zweifeln finde, und durch dessen Aufklärung bald die ganze Sache in ein anderes Licht gestellt seyn wird.

Ich will nicht entscheiden, ob es bey dem Cäsar Nachläßigkeit gewesen oder Vorsatz, weil im Grunde der National-Name doch auch jeder einzeln unter der ganzen Nation begriffenen Völkerschaft zukömmt — aber so viel getraue ich mir mit einiger Zuverläßigkeit zu behaupten, daß die vorangeführte Schilderung der teutschen Staats-Verfassung „nicht von der **gesamten** teutschen Nation „überhaupt, sondern blos allein von den **Sueven**, „einer einzigen ganz eigenen Conföderation von „mehrern teutschen Völkerschaften, zu verstehen „seye." Diese konnte nun freylich in ihrer Verfassung etwas eigenes und unterscheidendes haben, wie sie dergleichen auch wirklich hatte, ohne daß daran zugleich alle übrige teutsche Völkerschaften, die gesamte Nation, Theil nahm. Wenn aber

der

der zugleich in ſo vielen andern Dingen ganz beſonders ſich auszeichnende **Bund der Sueven**, wenn eine ganz eigene Verfaſſung irgend einer beſondern Conföderation einiger teutſchen Völkerſchaften aus ihren beſondern Lokal-Umſtänden die Aufhebung des Landeigenthums zu ihrer weſentlichen Bedingung und Regel hatte, ſo iſt davon der Schluß auf eine ähnliche Einrichtung unter der geſamten teutſchen Nation ſo weit gefehlt, daß man vielmehr eben hieraus in dem allgemeinen National-Charakter der Teutſchen gerade das Gegentheil mit einem merklichen Grad von Zuverläßigkeit vermuthen kan und muß.

Aber ſo erkläre ich alſo die vorliegende Stelle des Cäſars von den **Sueven**; und dieſer erzählt doch ausdrücklich von den **Germaniern**, und zwar, wie er ſeine Leſer ſelbſt verſichert, in der Abſicht, um zugleich ſie mit den **Galliern** in eine **Parallele** zu ſtellen, und den Abſtand zwiſchen **beyden Nationen** nach ihrem verſchiedenen Charakter deſto augenſcheinlicher und auffallender zu machen.

Cäſars Worte und Verſicherungen mögen lauten wie ſie wollen: meine Leſer ſollen zwiſchen mir und ihm den Ausſpruch thun, wie viel oder wie wenig er hierinn Beyfall und Glauben verdiene.

Cäſars Nachrichten machen der teutſchen Geſchichte **Anfang**, und vor deſſelben Zeiten mögen die Teutſchen von den Römern eben ſo wenig gewußt haben, als den Römern die Teutſchen bekannt waren. Er war, ſo zu ſagen, der **erſte** Römer, der

über

über den Rhein gieng; den Römiſchen Namen den Teutſchen furchtbar machte, und auf teutſchem Grund und Boden die Römiſchen Adler aufpflanzte. Aber noch war der Römer Abſicht nicht, jenſeits des Rheins Eroberungen zu machen; noch war ihnen die innere Lage Teutſchlands, deſſen Gebirge, Thäler, Ströme und Wälder viel zu unbekannt, um tief ins Land hinein feindliche Streifereyen zu wagen; noch waren die gemeinen Gerüchte von den Rieſen-artigen und fürchterlichen Einwohnern dieſes Landes viel zu ſchreckhaft, um ſich auf das Gerathewohl mit ihrer Tapferkeit zu meſſen, und in ordentliche Treffen einzulaſſen. Cäſar ſelbſt, mit dem ganzen Ruhm ſeiner Heldenthaten, mit der ausgeſuchteſten und ſtreitbarſten Armee, mit dem äuſerſten Schrecken vor ſich her — that im Grunde doch als Ueberwinder von Gallien gegen Teutſchland nicht mehr, als daß er zu zweyen malen über den Rhein eine Brücke ſchlug; ſeine Armee überſetzte, ſich damit ſehen ließ, und mit ihr den nemlichen Weg wieder zurück kehrte. (*) „Kan man bey ſo bewandten Umſtänden aus Cäſars Feder eine zuverläßige Nachricht von dem innern Zuſtand der geſamten Teutſchen, dieſer weit ausgebreiteten Nation, erwarten, und war Er wohl im Stande, eine Abbildung von ihrem National-Charakter, ſo wie er hingegen aus vieljähriger Erfahrung Gallien kannte, zu entwerfen, da doch auf den Geiſt der

(*) IV. Buch ſeiner Geſchichte des G. K. Cap. XIX. VI. B. Cap. 10. 29.

der eigenen Beobachtung und Erfahrung in keiner Sache mehr ankömmt, als in dieſer? "

Doch keine weitere Vermuthung, wo der Augenſchein ſelbſt einmal vorhanden iſt. Wer Cäſars Nachrichten nur mit etwas mehr Aufmerkſamkeit lieſt, als diejenigen Leute zu thun pflegen, die ihn um des Lateins willen leſen: und noch vielmehr, wer des Tacitus ſeine, der doch bey weitem noch nicht alles ſeinen Leſern umſtändlich erzählt, worzu er ſie begierig gemacht hat, vergleicht; der ſieht es jenes ſeinen Nachrichten leicht an, daß ſie blos von einigen, ohngefähr den nächſtgelegenen teutſchen Völkerſchaften, und nicht von der geſamten teutſchen Nation handeln.

Unter dieſen wenigen aber ſind es vornemlich die Sueven, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, und nun freylich natürlicher Weiſe auch auf ſich ziehen mußten.

Von den Sueven hatte er ſchon vor einiger Zeit gehört, daß ſie ihre Nachbarn, die Ubier, eine zahlreiche und angeſehene teutſche Völkerſchaft, viele Jahre hindurch bekriegt, und endlich, da ſie nicht zum Beſitz des Landes gelangen können, doch deſſen Einwohner ihrer Freyheit beraubt und ſich zinsbar gemacht hätten. (*)

Die Sueven waren es wieder, von denen zwoo andere ganze Völkerſchaften, die Tenchterer und Uſipe-

(*) Ebendaſ. IV. Buch Cap. 3.

Uſipeter aus ihrem Vaterland gänzlich vertrieben, und in dieſer Noth gedrungen wurden, ſich näher gegen den Rhein zu wenden, und ſich daſelbſt mit gutem Willen der Einwohner oder mit Gewalt ein neues Vaterland zu verſchaffen. Mit ihrer Feinde Unrecht, und ihrer eigenen unvermeidlichen Noth entſchuldigten ſie dahero ihre That gegen den Cäſar, dem es daran gelegen war, und der dazu berechtiget zu ſeyn vorgab, die Grenze des Rheins ſowohl, als die Lande der Römiſchen Schutzverwandten gegen alle Feindſeligkeiten und Gewaltthätigkeiten fremder Völker zu ſchützen: und aus dieſer ihrer unerſchrockenen Schutzrede hörte er wiederum die fürchterlichſte Beſchreibung von dem kriegeriſchen Geiſt und der Tapferkeit der Sueven, als welche ihrer Meynung nach, „ſelbſt den furchtbaren unſterbli„chen Göttern Troz bieten könnten, und, was ſie „beträfe, von allen Völkern des Erdbodens ihre ein„zigen Ueberwinder wären, (*) und ſeyn könnten.“

Nicht lange darnach beſchloß Cäſar ſeinen erſten Uebergang über den Rhein, und, da er von allen nahegelegenen teutſchen Völkerſchaften in dieſen Gegenden mit Friedensboten beſchickt und begrüſt wurde, ſo hörte er abermals von den Sueven, daß ſie ſich in den furchtbarſten Vertheidigungs-Stand geſezt, und die einzigen wären, die ſeine Ankunft unter dem Schild und das Schlachtſchwerdt in der Hand muthig erwarteten. (**)

Nach

(*) Ebendaſ. Cap. IV - VII.

(**) Ebendaſ. Cap. XIX.

Nach und nach zogen ſich die **Sueven** ſelbſt immer näher **gegen den Rhein** nach der Römiſchen Grenze und in die Nachbarſchaft der dort umhergelegenen kleinen teutſchen und galliſchen Völkerſchaften, die der Römer Bundes- oder Schutzverwandte waren: und Cäſars **erſter** Feldzug jenſeits des Rheins, mochte eine ſolche Entſchlieſſung bey den Sueven eher befördert als aufgehalten haben.

Es erfolgte ohngefähr zu gleicher Zeit ein höchſt gefährlicher allgemeiner Aufſtand unter den **Galliern**, der Cäſars ganzen Ruhm von ſeiner Statthalterſchaft, und Rom's noch viel anſehnlichern Vortheil der Eroberung einer ſo wichtigen Provinz gänzlich zu vereiteln drohte. Die auſſerordentliche Gegenwart des Geiſtes, bey dergleichen Vorfällen gleich die beſten Vorkehrungen zu treffen, und die ſicherſten Entſchlieſſungen zu faſſen: begleitet von einer ungemeinen Thätigkeit der Seele, ſie mit dem glücklichſten Erfolg ins Werk zu ſetzen, thaten auch hier bey **Cäſar'n** die erwünſchte Wirkung, und das von allen Seiten aufgebrannte Feuer der Empörung wurde eben ſo bald wieder durch ſeine kluge, beherzte und behende Gegenanſtalten unterdrückt und erſtickt, als es in Flammen gerathen war. Aber damit beruhigte ſich, ſeiner Erzählung nach, dieſer raſtloſe Geiſt, und unternehmende Mann noch bey weitem nicht. Er wollte das zwar abgewandte, aber nicht von Grund aus gehobene Uebel bis auf den **letzten Zunder** verfolgen, damit dieſer nicht unverſehens wieder aufglimmen, und eine noch gefährlichere Flamme anrichten möchte. Der hier ſo ſehr gefürchtete Zun-

der

der nun waren die **Germanier**, und unter ihnen wiederum vornemlich die **Sueven**. Diese kriegerischen Barbaren suchten auf der Römisch-gallischen und teutschen Grenze unter den Rom's Schutz oder Oberherrschaft unterworfenen Völkerschaften einen allgemeinen Aufstand zu erregen, und dabey nach ihrer Art im Trüben zu fischen. Sie mahlten dieser ihren Zustand unter der heßlichen Gestalt der schändlichsten Knechtschaft ab; sie erweckten ihren Muth, und setzten ihn ins Feuer, durch **einen** Streich ihre Fesseln zu sprengen; das Römische Joch abzuschütteln, und muthig mit dem Schwerdt in der Hand, durch ihre eigene Faust, und mit der Hülfe anderer, sich wieder in ihre altväterliche Freyheit zu versetzen. Sie selbst versprachen ihnen diese **Hülfe**, ihren brüderlichen Arm zu ihrer Rettung; und schaarenweis zogen sie ihnen schon entgegen, um von der Ehre ihres Streits und ihres **Sieges** für die **Freyheit**, beydes Zeuge und Theilhaber zu seyn. Cäsar's so geschwinde als herzhafte Vorkehrungen und Gegenanstalten vereitelten zwar durch den ersten Schrecken, den sie verbreiteten, den ganzen Plan: die Gallier liessen sich schröcken, besänftigen, und die Bedingungen ihres Ueberwinders gefallen; aber nun auf die **Sueven**, als die eigentlichen Stöhrer der gemeinen Ruhe, die Anstifter der Empörung und die gefährlichsten Feinde der Republik, wollte Cäsar seine Rache doppelt fallen lassen, und dies veranlaßte seinen **zweyten Uebergang über den Rhein.** (*)

So

(*) Ebendas. VI. Buch Cap. 9. 10.

So waren es also immer **Sueven**, mit denen es **Cäsar** in seinen Feldzügen jenseits des Rheins gegen die **Germanier** zu thun hatte. Von **ihnen** hörte er die ausserordentlichen Proben von teutscher Tapferkeit; in **ihnen** und ihren Fußstapfen las er die rohen starken Züge des wilden kriegerischen und weit und breit berufenen teutschen Charakters; und sie waren es, die bey jeder Gelegenheit dem Ruhm der Römischen Waffen Trotz boten, Hohn sprachen, sich zur furchtbarsten Gegenwehr setzten, und mit der **That** den Römern zeigten, daß sie auf der teutschen Grenze wo nicht **Rom's einzige**, doch die **gefährlichsten** Feinde unter den **Germaniern** wären. „Daß sich also Cäsar um dieser ihre in„nere Verfassung, Sitten, und ihren National„Charakter werde vornemlich bekümmert **haben**, „und **davon** einige zuverläßige richtige Kenntniß „habe erlangen **können**," habe ich wohl nicht nöthig zu erinnern.

Folgender Umstand aber macht in Cäsars Erzählung die Sache und den Namen der **Germanier** noch verdächtiger.

Gerade in dem Verfolg der Geschichte des von ihm so glücklich gedämpften, und vornemlich von den **Sueven** wo nicht angezettelten, doch mächtig angefeuerten Aufstands der Gallier, und seines dadurch veranlaßten zweyten Uebergangs über den Rhein — macht er unmittelbar von den **Sueven**, ihrer herzhaften getroffenen Gegenwehr, und den bey dieser Gelegenheit eingezogenen Nachrichten

von der Lage ihres Landes — eine **Digreßion**, und entwirft eine kurze Abbildung von dem gegen einander so sehr abstechenden Charakter und National-Zustand beyder Völker, der **Gallier** und **Germanier**. (*)

Cäsar mag nun entweder den übereilten Schluß von der Suevischen Verfassung auf den Zustand der gesamten teutschen Nation überhaupt gemacht, oder die **Sueven** für den Hauptstamm der **Germanier** gehalten, oder den **Sueven**, ohne weiter die dabey entstehende Zweydeutigkeit zu bedenken, den allgemeinen Namen der Germanier beygelegt haben — so viel läßt sich hingegen doch aus den angeführten Umständen mit der größten Wahrscheinlichkeit muthmassen, „daß die Sueven „das Original gewesen, das er bey seinem Entwurf „von der Verfassung der Germanier vor Augen ge„habt haben muß.“

Man lese und überlege zugleich etwas genauer alle die von **Cäsar** angeführten Erzählungen der Gesandten von einigen teutschen Völkerschaften selbst, die sie ihm von den **Sueven** und ihrem kriegerischen Charakter gemacht haben. Nicht undeutlich läßt sich an den erzählten **Umständen**, und an **der Art**, wie sie dieselben erzählen, abmerken, daß man unter den übrigen teutschen Völkerschaften selbst die **Sueven** für besonders kriegerisch gehalten, und vieles an ihrer Verfassung **eigen** und **sonderbar** gefunden hat. Dergleichen Wirkungen

(*) Ebendas. VI. Buch Cap. 11.

gen und Eindruck hätten aber die Sueven durch ihre Unternehmungen und Thaten auf die übrigen Völkerſchaften Germaniens unmöglich machen können, wenn ſie alle von einem und eben demſelben Geiſt getrieben worden wären, und durchgehends gleiche Verfaſſung gehabt hätten.

Doch ich komme auf den wichtigſten Umſtand, der faſt deutlich bey unſerm Geſchichtſchreiber eine kleine Nachläſſigkeit verräth, und für meine aufgeſtellte Hypotheſe nicht wenig zu beweiſen ſcheint. Man vergleiche Cäſars Schilderung der Sueven zu Anfang des vierten Buchs mit der obenangeführten Abbildung, die er im ſechſten Buch von den Germaniern gemacht, und überzeuge ſich ſelbſt durch den Augenſchein, daß Cäſar entweder die Sueven unter dem Namen der Germanier, oder die Germanier unter dem Namen der Sueven, eines von beyden ein- und das andere mal, abgeſchildert haben muß. Geiſt, Sitten, Vorurtheile, Verfaſſung bis auf die Worte und Wendungen im Ausdruck — alle Umſtände kommen in beyden Stellen, die doch von verſchiedenen Gegenſtänden handeln, und deren die eine die beſondere Sueviſche Verfaſſung, und die andere den allgemeinen National-Charakter der Teutſchen enthalten ſolle, auf das genaueſte mit einander überein.

Zu meiner Rechtfertigung will ich aus der Beſchreibung von der Sueviſchen Verfaſſung folgendes in der Ueberſetzung einrücken.

„Die Sueviſche Nation iſt unter allen Germaniern die zahlreichſte und kriegerich'ſte. Sie ſoll aus hundert Gauen beſtehen, aus deren jeder jährlich tauſend ſtreitbare Männer in Krieg ziehen. Die übrigen bleiben zu Haus, und bauen für ſich und die andern das Land. Das nächſte Jahr darauf ziehen dieſe in Krieg, und laſſen jene zurück. Auf dieſe Art werden ſie keines von beyden, **weder des Ackerbau's noch des Kriegs entwöhnt. Aber eigene Felder und Landeigenthum findet man unter ihnen nicht. Sie dürfen auch an einem Ort über ein Jahr ihre Wohnung nicht haben.** Sie leben dahero auch **nicht viel vom Ackerbau, ſondern meiſt von der Viehzucht,** Milch und Fleiſch. Die Jagd iſt ihre Sache. — Sie haben ſich gewöhnt, in den kälteſten Gegenden keine weitere Kleidung als Thierhäute zu tragen. Weil nun dieſe nicht den ganzen Leib bedecken, ſo gehen ſie meiſt nackend. — **Sie halten es für die größte Ehre der Nation,** rings um ſich her eine groſſe Strecke Landes wüſte und zur Grenze zu haben. Denn dies halten ſie für ein ſicheres Merkmal, daß eine groſſe Anzahl ganzer Völkerſchaften vor ihnen und ihrer groſſen Macht nicht habe beſtehen können; daher ſoll auch wirklich auf der Grenze der Sueven von einer Seite eine groſſe Strecke Landes von ohngefehr tauſend Schritte, öde und wüſte liegen.“

So lautet Cäſars Abbildung von der Sueviſchen Verfaſſung, und jedem Leſer muß die Frage dabey einfallen: Wenn dies das Eigene in der

Suevi-

Sueviſchen Verfaſſung war, wie iſt es möglich, daß Cäſar ebendieſelbe Beſchreibung von den Germaniern überhaupt machen konnte? Und wenn alle Germanier eine und ebendieſelbe Verfaſſung hatten, ſo unwahrſcheinlich und beynahe unmöglich es auch ſcheinen möchte; warum will Cäſar beyde von einander unterſcheiden? oder, wenn ſie auch in vielen andern Dingen charakteriſirt geweſen ſind, warum verſchweigt er gerade das Eigene der Sueven, und bringt lauter ſolche Züge in ſein Gemählde, die ſie, als Germanier, mit allen übrigen teutſchen Völkerſchaften gemein hatten?

Man leſe dahero in Cäſars Geſchichte nur auch in allen denen Stellen den Namen der Sueven, wo er ſie, wenn er auch von andern Völkerſchaften zu reden ſcheint, doch wenigſtens vor Augen gehabt und an ſie gedacht haben muß. Durch dieſe Hypotheſe, wenn ſie gleich etwas auf Unkoſten des Geſchichtſchreibers ausgedacht iſt, laſſen ſich doch wenigſtens die ſonſt bald unauflöslichen Zweifel und Widerſprüche heben; und aus einer auf dieſe Art gegebenen Erklärung der angeführten Zeugniſſe des Cäſars, bey weitem nicht ſo viele Ungereimtheiten folgern, als bey der gegenſeitigen unvermeidlich ſind.

* * *

Aber „ſo war doch alſo wenigſtens unter den Sueven kein Landeigenthum,“ und je ſonderbarer dieſes Phänomen, je mehr es dem gemeinen Gang der Menſchheit entgegen iſt, deſto

mehr lassen dergleichen ungewöhnliche Wendungen des gesellschaftlichen Lebens besondere Ursachen, eigene Vorfälle und Triebfedern vermuthen, welche zwar bey einer oder der andern Völkerschaft, wie hier bey den Sueven, aber nicht leicht, oder wohl gar unmöglich bey allen und jeden Völkerschaften, und den Germaniern überhaupt, haben entstehen und dergleichen sonderbare Wirkungen in der National-Verfassung hervor bringen können.

Ich mußte diese Anmerkung voranschicken, aus Sorge sie zu vergessen, oder in der Folge keinen schicklicheren Platz für sie zu finden: und sie enthält doch einen neuen und eben so wichtigen Grund in sich, den bisher ausgeführten Satz noch weiter zu bestätigen: „daß die von Cäsar'n angemerkte so „ganz sonderbare Verfassung nicht unter allen „Germaniern eingeführt gewesen sey, und nicht „diese von den Galliern, sondern blos einzig und „allein als etwas ganz eigenes und ungewöhnliches „die Sueven von den übrigen Germaniern „charakterisirt habe."

Cäsar selbst macht darüber wenig Reflexion; verschweigt seinen Lesern eine genauere Anzeige von allen den nähern und entferntern Ursachen, Anlässen und Vorfällen, und von allen den mittelbaren und unmittelbaren Triebfedern, die bey den Sueven zusammen trafen und eine Verfassung hervor brachten, die nach der Erfahrung aller Zeitalter und nach dem gemeinen Gang der Menschheit unter allen den so verschieden gearteten Nationen des Erd-

Erdbodens ſich ſo beſonders auszeichnet, und in allem Betracht ſo ganz auſſerordentlich iſt. Was mich aber noch mehr an Cäſar'n wundert, dem wir das Lob eines eben ſo groſſen Geſchichtſchreibers geben, als er wirklich ein groſſer General war, und der ein eben ſo tief denkender Kopf und Philoſoph geweſen ſeyn ſoll, als wir in ſeinen Thaten an ihm einen groſſen unternehmenden thätigen Mann finden — das iſt dieſes: daß wir ihm nicht einmal an ſeiner Erzählung abmerken können, ob er das auſſerordentliche der Sache ſo ganz gefühlt und ſich zu ſeiner eigenen Befriedigung die Mühe gegeben habe, den Sueven, einen ſo **ungewöhnlichen Menſchen**, und ſeine Völkerſchaft, eine ſo **ſonderbare Art von National-Verfaſſung**, beyde Dinge bis auf **den innerſten und erſten Grund ihrer Entſtehung** zu verfolgen, und ſo zu ſagen, auszuſtudieren.

Es ſey mir alſo erlaubt, dieſe von **Cäſar** in ſeiner Erzählung gelaſſene Lücke einigermaſſen zu ergänzen, und eine ungewöhnliche Seite der Menſchheit, dieſe ſonderbare Wendung und Scene des geſellſchaftlichen Lebens, den ſich unter allen Zeitaltern und von allen Nationen des Erdbodens ſo ſehr auszeichnenden **Bund der alten Sueven** ſo weit aufzuklären, als uns möglich ſeyn wird, durch den Raum ſo vieler Jahrhunderte und die Dunkelheit der alten Geſchichte durchzudringen, und aus den hingeworfenen Fragmenten der alten Geſchichtſchreiber ſowohl, als den allgemeinen Regeln von dem Lauf der Menſchheit, den ſie unter gewiſſen

vorhergehenden Umständen zu nehmen pflegt, eine Theorie zu entwerfen, aus welcher sich das vorliegende Faktum wie die Konklusion aus ihren Prämissen erklären läßt.

Wo mich nicht alles trügt, so war der Geist von der so ungewöhnlichen Verfassung der Sueven kein anderer, als dieser: „Durchaus an liegendem Grund und Boden kein Vaterland zu haben, dabey man Gefahr laufen könnte, **Freyheit** und **Ehre** zu verlieren. Alles, was sonst bey einer Nation an dem Wort **Vaterland** geheftet seyn könnte, vielmehr selbst in diese Freyheit und Ehre, — keinem andern Volk weder zinsbar noch sonst unterworfen, und von allen andern umhergelegenen Völkerschaften Ueberwinder seyn — zu setzen. Für diesen Abgott der Ehre und Freyheit zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben. Das ganze zwischen der Elbe und dem Rhein gelegene Teutschland zum Sitz ihrer Freyheit oder vielmehr zum Kampf- und Schauplatz ihrer Heldenthaten zu machen. Allen Völkerschaften, die ihnen hier im Weg stünden, den Krieg anzukündigen, und entweder zu vertilgen und vor sich her auszutreiben, oder doch wenigstens zu unterdrücken und sich zinsbar zu machen. (*) Von Zeit zu Zeit nur so viel Land urbar zu machen, als sie nothdürftig brauchten, und ungleich mehr zu

(*) Cäsar gedenket dahero in einigen Stellen gewisser anderer den Sueven zinsbar und unterworfen gewesener Völkerschaften VI. B. Cap. 10. IV. 3.

zu erobern und einzunehmen, als ſie wirklich anzubauen hätten: beydes aber nur ſo lang zu behalten, als ſie es nicht um neuer Eroberungen willen verlaſſen würden.“

Dies iſt der Charakter, den jeder Sueve auf der Stirne trug, und dies iſt die Abbildung von der Verfaſſung einer Nation, die nicht kriegeriſch nur in dem Maße war, als ſie von unruhigen Nachbarn aufgefordert wurde, um gegen ſie durch Muth und Tapferkeit ihre Grenze und Rechte zu vertheidigen, und deſto ruhiger die Vortheile der Freyheit und des Eigenthums unter den geſegneten Einflüſſen des geſellſchaftlichen Lebens zu genieſſen; ſondern es iſt vielmehr der Charakter einer Nation, deren **einzige** Beſchäftigung, Neigung, Nahrung und Abſicht ihres ganzen Daſeyns, Weſens und Thuns blos allein der **Krieg** war, und die alle ihre Kräfte dahin anſtrengte und verſchwand, ſich ſelbſt Feinde **aufzuſuchen**, mit ihnen zu ſchlagen, um ſchlagen und ſiegen zu können. Von einer ſolchen Nation und dergleichen Abſichten laſſen ſich dahero nicht anders als **ungewöhnliche** Einrichtungen in dem innern Zuſtand ihrer National-Oekonomie erwarten, und die **Aufhebung des Landeigenthums**, das hiebey allen übrigen Völkern nach dem gemeinen Syſtem der Menſchheit und der Geſellſchaft zur Grundlage dient und dienen muß, ſcheint von dieſer **beſondern Verfaſſung** nichts weiter als eine **natürliche Folge** zu ſeyn.

* * *

Schwärmerey, sie mag sich nun hie und da eines einzigen Individuums oder einer zahlreichen Menge, und wenn es auch eine ganze Völkerschaft wäre, unglücklicher Weise bemächtigen, hat dies zu ihrem eigenen und untrüglichen Charakter: „daß sie immer einen ungewöhnlichen ausserordentlichen Zustand hervor bringt, worinn alle **natürliche** noch so fest geknüpfte Bande der Menschheit und der Gesellschaft von ihren Gesetzen, Verhältnissen und derjenigen Ordnung, die so zu sagen der Schöpfer selbst unmittelbar nach seiner unendlichen Weisheit in die Natur gelegt zu haben scheint, mit Gewalt losgerissen sind; der Schwärmer auf diese Art gleich einem zügellosen Pferd seinen eigenen Weg fortrennt, alles, was ihm aufstößt und ihm entgegen ist, entweder zu Boden wirft oder mit sich fortreißt, und nur einen **einzigen** Gegenstand ohne Rücksicht auf alles übrige um sich her, und alles übrige nur so weit, als es ihm unmittelbar zu seiner Absicht als Mittel dienen kan, — mit der Anstrengung aller seiner Kräfte und der äussersten Lebhaftigkeit verfolgt.“

Man hat von je her in der Geschichte aller Zeitalter und aus den Jahrbüchern aller Völker die richtige Anmerkung gemacht, daß die meisten Schwärmer **Religions-Schwärmer** gewesen sind, weil Religions-Sachen, als des Menschen wichtigsten Angelegenheiten, unter gewissen Umständen, bey einer erhitzten Einbildungskraft, am

leichte-

leichteſten Gegenſtände zur Schwärmerey abgeben kömen.

Eine andere, eben ſo richtige Anmerkung hiebey, iſt dieſe: daß dergleichen Schwärmer in der Verfolgung ihres Gegenſtandes gemeiniglich in der Sache des **Eigenthums andere** Einrichtungen als die übrigen Leute bey geſundem Verſtande haben, nach einer andern Reyhe von Begriffen zu treffen pflegen. Die Urſache davon ſcheint wohl dieſe zu ſeyn, weil das Eigenthum gewöhnlicher Weiſe das feſteſte Band der Menſchheit iſt, und ſie davon vornemlich erſt gänzlich losgeriſſen ſeyn muß, wenn alle ihre Kräfte und ihre ganze Thätigkeit auf einen einzig **andern** Gegenſtand, den die Schwärmerey aufgeſtellt, geheftet werden ſoll.

Der Begriff der Schwärmerey aber iſt viel zu allgemein: und ihre Urſachen und Wirkungen viel zu mannigfaltig, als daß ſie blos in den Zirkel der Religions-Sachen eingeſchränkt wäre, und nur dabey die Menſchheit verunglücken könte. Es gibt auch in dem Lauf der **zeitlichen** Dinge und innerhalb den Grenzen des **bürgerlichen** Lebens Beyſpiele von Schwärmern, ob ſie gleich etwas ſeltener, und deren ihre Schwärmereyen meiſtentheils bey weitem nicht von ſo gefährlichen Folgen ſind.

Beyde Arten der Schwärmerey haben übrigens dies mit einander gemein, daß ſie meiſt von neuen, ungewöhnlichen, auffallenden Auftritten entſtehen, wodurch die dabey einzig thätige Einbildungskraft in dem erforderlichen hohen Grad erhitzt

und rege gemacht werden kan; und daß dergleichen gewaltige Urſachen nicht leicht ihre Wirkung zu thun pflegen, als da, wo ſie noch von der **Barbarey des Zeitalters** gewiſſermaſſen unterſtützt werden, und bey gänzlicher Ermanglung von Kultur der Begriffen, Sitten und Vorurtheilen alle übrige Seelenkräfte ſchlummern, und alſo dem mächtigen Druck der erhitzten Einbildung und Leidenſchaft das erforderliche Gegengewicht nicht geben können. Man vergleiche mit einander die jetzigen und vorigen Zeiten, nur in der Geſchichte der **Religions-**Schwärmereyen, und unterſuche etwas genauer die wahren Urſachen, warum ſie vormals häufiger zum Ausbruch gekommen ſind, als jetzo geſchieht, ſo wird man ſie groſſentheils in dem **Unterſchied der Zeitalter** gegründet, und mich über die davon abgezogenen allgemeinen Grundſätze gerechtfertiget finden.

Aber nun, von dieſer Ausſchweifung zurück auf unſere alte **Sueven** wieder zu kommen, ſollte wohl dieſe ganze zahlreiche Völkerſchaft in eine **Art von Schwärmerey** gefallen, und dieſe der Geiſt des ſonderbaren Syſtems von ihrer Verfaſſung geweſen ſeyn, darüber wir nach mehr als einem Jahrtauſend einander anſehen, und deren Beſchreibung davon um deſto unwahrſcheinlicher, unbegreiflicher und folglich auch unglaublicher finden, weil wir in der ganzen Geſchichte dieſes groſſen Zeitlaufs bey keiner Nation etwas ähnliches finden, das zu einiger Aufklärung und Erläuterung dieſes ſeltenen Phänomens in der Geſchichte der Menſchheit dienen könnte?

Wir

Wir wollen uns in unſerm Urtheil nicht übereilen. Es kömmt darauf an, wie weit die Fragmente der alten Geſchichtſchreiber reichen, und wie weit man durch die Dunkelheit, worinn das Alterthum eingehüllt iſt, dringen kan, um hierüber etwas mit Zuverläßigkeit entſcheiden zu können.

Roh und **ungebildet** genug waren die Teutſchen in dem Zeitalter des **Cäſars**. Ich kenne unter den damaligen Nationen keine, die von den Römern den Namen der **Barbaren** mit gröſſerm Recht verdiente, als ſie. Durchaus keine Kultur, keine Induſtrie, keine Verfeinerung in den Begriffen, in den Sitten, in den Rechten der mannigfaltigen Verhältniſſe, die doch unter Menſchen, die beyſammen wohnen, unvermeidlich ſind. Keine Spur von bürgerlicher Ordnung, der einzig möglichen Einrichtung des geſellſchaftlichen Lebens, wobey die **Menſchheit** einen Fortgang zu einem weitern Grad der Vollkommenheit, zu dem endlichen Maas ihrer Beſtimmung haben kan. Ganz unbekannt alſo mit den Begriffen der **Oberherrſchaft** und **Unterthänigkeit** und den Verhältniſſen der **bürgerlichen Geſellſchaft**, kannten ſie nichts als eine rohe **Freyheit**, und den ihr gerade entgegenſtehenden eben ſo rohen Zuſtand der **Knechtſchaft**. Jene mußte dahero eben ſo **ausſchweifend**, als dieſe **unerträglich** ſeyn. Darneben hatten ſie, als eine natürliche Folge ihrer rauhen aber doch mäßigen Lebensart, geſunde zu Strapazen abgehärtete Körper; eine lebhafte Einbildungskraft; ſtarke Leidenſchaften; Herzhaftigkeit

und

und Muth gegen alle Gefahren, und einen Hang zum Krieg. Dies ist der gewöhnliche, durch die Erfahrung an allen Völkern bestätigte Charakter **aller Barbaren**, und muß es seyn, weil er von dem Zustand der Barbaren eine natürliche Folge, und ihm eben so angemessen ist, als er der Kultur gerade entgegen steht.

Man denke sich nun einmal bey einer solchen Nation einen möglichen Fall **von Verzweiflung**; oder vielmehr von einem Zustand, wo ihre Einbildungskraft äuserst erhizt, ihre Lebhaftigkeit rege gemacht und ihre ganze Thätigkeit angestrengt ist. In diesem ungewöhnlichen Zustand von Schwärmerey, was können sie anders als in dem äuersten Grad **kriegerisch** werden. Sie gleichen darinn am meisten einem Trupp reissender, in Zorn und Wuth gesetzter Thiere, die keine Gefahr scheuen, keinen Widerstand leiden, und alles vor sich her entweder aufreiben oder in die Flucht jagen. Was ist wohl aber anders im Stand, diesen kriegerischen Zustand, diese aufbrausende Schwärmerey, diese Art von Verzweiflung bey einer ganzen Völkerschaft solcher Barbaren hervor zu bringen, als die Furcht für die Gefahr, „ihre Freyheit zu verlieren, von „einem rohen Despoten überwältiget und unter das „schändliche Joch seiner Knechtschaft gebracht zu „werden?“

Wer die starken Züge in dem Charakter eines Barbaren, seine rohen Begriffe von der Freyheit als seinem Abgott, und seine aufbrausenden Leidenschaf-

ſchaften von Stolz, Wuth, Rache und Verzweiflung gegen alle auf ihn gemachte Verſuche von ſchändlicher Knechtſchaft — ſich nur einigermaſſen etwas lebhaft vorſtellen, und damit in ſeine Situation hineinſetzen kan, dem wird es leicht werden, auch die ungewöhnlichſten Entſchlieſſungen, die abentheuerlichſten Unternehmungen, die gewaltſamſten Ausbrüche von Raſerey und Tollkühnheit bey demſelben in dergleichen Gefahren zu vermuthen, wenn ſie nur Mittel abgeben können, ihn von dieſem Abgrund des gedrohten Verderbens zu erretten, und in dem Zuſtand ſeiner zügelloſen Freyheit zu erhalten.

Die **Möglichkeit** der Sache, die erforderliche **Anlage zu einer Art von Schwärmerey** wäre wohl alſo von den **Sueven** ſo ziemlich erwieſen. Aber wo ſind die Beweiſe für ihre **Wirklichkeit**? Zum wenigſten werden hierzu zuverläſſige **hiſtoriſche Zeugniſſe** erfordert, daß gerade in dem **Zeitalter** und in der **Gegend** der **Sueven** ſolche gewaltſame Verſuche von dergleichen Wüterichen, Weltbeſtürmern und Deſpoten unternommen worden ſind, die unter andern Völkerſchaften zur Behauptung ihrer Freyheit hätten eine allgemeine Empörung anrichten, Conföderationen veranlaſſen und ſie in dem aufbrennenden Feuer und Vertheidigungseyfer zu ganz ungewöhnlichen Anſtalten verleiten können.

Wenn hierinn meine Leſer nach Maasgab der über das Alterthum her verbreiteten Dunkelheit überhaupt und der groſſen Entfernung der Zeit, wor-

inn ſich dergleichen Begebenheiten müſſen zugetra-gen haben und des Mangels von Geſchichtſchreibern, die uns übrig geblieben, und die ſo viel Willen oder Gelegenheit gehabt, von teutſchen Sachen etwas umſtändliches und zuverläſſiges zu ſagen — wenn man verhältnißweiſe ſo viel Billigkeit gegen hiſtoriſche Unterſuchungen von der Art haben will: ſo möchte ſchon folgende Kette von hiſtoriſchen Muthmaſſungen aus den übrig gebliebenen Fragmenten der teutſchen Geſchichte der Sache ziemlichermaſſen Genüge thun.

* * *

Der Sitz der alten **Sueven** war in einer groſſen Strecke Landes von der Seite des **Rheins** gegen die **Elbe** zu zwiſchen den **Cheruſciern** und den **Catten**. (*) **Tacitus** ſagt es ausdrücklich, und man kan es auch noch aus den übrigen Umſtänden, die er von den **Sueven** und ihrer Verfaſſung angeführt, deutlich merken, daß der Name **Sueven** nicht der Name einer **einzeln** Völkerſchaft geweſen, ſondern eine ganze **Conföderation** von Völkerſchaften, die mit einander irgend einer **beſondern Abſicht** wegen in einen **förmlichen Bund** müſſen zuſammen getreten ſeyn, angedeutet habe.

Eine

(*) **Cäſar** am angef. Ort IV. B. Cap. 3. 18. 19. VI. Cap. 10. **Tacitus** von den Sitten der Teutſchen Cap. 30. 38.

Eine Suevische Völkerschaft, die weit gegen Norden gelegen war, und nach lateinischer Mundart den Namen **Semnonen** führte, hat sich für die ältesten Sueven, und so zu sagen für den Stamm des Bundes und der Eidgenossenschaft gehalten (*). Allem Ansehen nach muß also in dieser Gegend Teutschlands die Suevische Conföderation zuerst ausgebrochen, und durch den Beytritt der andern gegen Abend und dem Rhein zu gelegenen Völkerschaften nach und nach immer grössern Zuwachs erhalten haben. Ich finde in neuern Zeiten keinen Vorfall, der diese Begebenheit in dem alten Teutschland vielleicht besser erläutern könnte, als die **Schweizerische Eidgenossenschaft.** Aber gerade auf dieser nordöstlichen Grenze des **Suevischen Bundes** finden wir bey dem **Tacitus**, der alle teutsche Völkerschaften beschrieb, und sonst überall in Teutschland und dessen National-Verfassung einen gewissen Geist von Freyheit in Vergleichung gegen die Römische Reichsverfassung angetroffen hatte, **dieser Teutschen Freyheit Ende.** Die weiter hin gegen Nord und Ost gelegenen teutschen Nationen hatten bey weitem nicht mehr den edlen rohen National-Stolz und den Geist der Freyheit, der die mittäglichen Teutschen so sehr von den römischen Unterthanen auszeichnete. Sie hatten **Könige** mit ungleich ausgedehnterer Gewalt, als der übrigen Völkerschaften ihre Könige waren; und einige trugen wohl gar

(*) Tacitus ebendas. Cap. 39.

gar ganz entnervt ein schändliches Joch, von Despoten aufgelegt, die sie nach den rohen Begriffen ihres Zeitalters und nach der Weise der Barbaren mit eben so viel Härte die Knechtschaft fühlen liessen, als zügellos und ausschweifend der entgegengesetzte Begriff der Freyheit war.

So bemerkt Tacitus die königliche Gewalt bey den Gothonen, Rugiern und Lemoviern und zwar als etwas unterscheidendes von den übrigen Teutschen (*). Von den Suionen hingegen an der Ostsee erzählt er vollends gar: „daß sie unter der Herrschaft eines Despoten gestanden, die er eigenmächtig besessen und willkührlich über sie ausgeübt; der ihnen Wehr und Waffen, die einzige Zierde und Ehre eines teutschen Manns, den letzten Rest der alten Freyheit genommen habe, um desto ruhiger von entwafneten Unterthanen blinden Gehorsam fordern zu können. Doch wären Waffen und Rüstung für die ganze Nation auf den Fall eines förmlichen Kriegs (da das Meer einen gählingen Ueberfall der Feinde unmöglich gemacht hätte) vorhanden, aber unter der Aufsicht eines königlichen Sclaven verschlossen gewesen, weil der Vortheil und die Vorsicht des gewaltthätigen Königes und Despoten nicht erlaubt hätte, diese Waffen-Niederlage einem Edlern von der Nation anzuvertrauen.“ (**)

Wenn unter einem durch Künste und Wissenschaften, durch Industrie und bürgerliches Gewerbe poli-

(*) Ebendas. Cap. 43. (**) Ebendas. Cap. 44.

policierten Volk, das mit seiner Verfeinerung in gleichem Maße der Waffen entwöhnt worden ist, und mit der Veränderung seines kriegerischen Charakters auch eben so viel von seiner Barbarey abgelegt hat — wenn unter einem solchen Volk der König seiner Würde vergißt, und aus unedlen Absichten seines Charakters, darinn er unter allen seinen übrigen Mitmenschen der Gottheit am nächsten kömmt, zum Nachtheil seines Volks und zur Verletzung desselben seiner Rechte mißbraucht, und seine königliche Gewalt über die Grenzen, die ihr die geheiligten Rechte der Natur gesetzt haben, weiter hinaus ausdehnt: so begeht er zwar einen Frevel an der Menschheit, aber die dadurch beleidigte, niedergedrückte, beschwerte Nation, ist nicht im Stand — sich deswegen an ihrem König zu rächen, der um seinen Thron gelagerte Gewalt in Händen hat, die alle Kräfte der gesamten Nation übersteigt. Ich will also damit sagen, daß in einem solchen Zeitalter aus Königen Despoten, und aus Unterthanen gemißhandelte Sclaven werden können, ohne Krieg und Schwerdstreich, ohne grossen Lermen, ohne viel Gewalt dabey anzuwenden. Aber noch in dem Zeitalter der alten Sueven, wo die ganze Nation kriegerisch und roh, wo eine zügellose Freyheit des Barbaren Abgott war; wo man zwischen dieser und der schändlichsten Knechtschaft kein Mittelding kannte, und sich gegen diese der ganze National-Charakter empörte, da müssen die gewaltsamsten Unternehmungen und blutigsten Auftritte vorgegangen; da muß der Kampf zwischen Freyheit und Knechtschaft mit der äuserſten

Heftigkeit bis zur Verzweiflung getrieben worden seyn, bis endlich irgendwo der rastlose Geist der alten Freyheit von der überwiegenden Gewalt des Despotismus überwältiget und zu Boden geworfen war; hingegen anderwärts durch einen unüberwindlichen Widerstand sein altes Ansehen behauptet hatte. Das Erstere geschah bey den eben angeführten Völkern, das Letztere aber, wie ich nicht ohne Grund vermuthe, ist durch den ihnen nächst gelegenen **Suevischen Bund** geschehen: aber es kostete einen Kampf bis zur Verzweiflung, und über der Behauptung der alten Freyheit gieng ein grosser Theil der alten National-Verfassung verlohren.

„Durch langwierige Kriege wurden sie des beständigen Krieges gewohnt, durch das Beyspiel der andern unter das Joch ihrer Despoten gebrachten Völker immer noch argwöhnischer und erhitzter, das Schlachtschwerd nicht aus der Hand zu legen, alle Kräfte daran zu strengen und aufzuopfern, um unüberwindlich zu bleiben. Zuletzt, und was vermag nicht die Kühnheit kriegerischer in Wuth und zur Verzweiflung gebrachter Barbaren? rissen sie alle Bande ihrer bisherigen stehenden Verfassung von ihrer ersten Grundlage los; huben alles Landeigenthum unter ihnen auf; stürzten sich über alle umhergelegenen Völkerschaften her; machten das ganze nördliche zwischen der **Elbe** und dem **Rhein** gelegene Teutschland nicht zu ihrem Vaterland, sondern zum fürchterlichsten Kampfplatz ihrer Thaten, ihrer Schlachten, ihrer Siege, und wurden auf diese Art das Schrecken und die Geissel ihrer

eigenen

eigenen Landsleute und die furchtbarſten Feinde Cäſars und der Römer.“

Hier iſt ein Beyſpiel von einer anſehnlichen ganzen Nation, die nach ihrer Art ſchwärmeriſch geworden, und von deren Schwärmerey nicht Religion, ſondern Freyheit und Gefahr für deſpotiſche Gewalt die eigentliche Urſache war: aber zugleich auch ein Beyſpiel, zu welchen fürchterlichen Ausbrüchen die Menſchheit gerathen kan, wenn ſie noch im rohen Zuſtand der Barbarey liegt, und zu einer Art von zügelloſer Verzweiflung gebracht wird.

* * *

Aber geſetzt nun, daß Cäſars Erzählung von den **Sueven** eine **wahre** Abbildung ihrer damaligen Verfaſſung, und ſein Entwurf von dem Charakter der **Germanier** einzig und allein **von den Sueven** zu verſtehen iſt; welches wir bisher erweiſen wollten: wie iſt es möglich, daß **Tacitus**, der noch nähere Känntniß von Deutſchland hatte und deſſen Erzählungen davon viel umſtändlicher ſind, der ſo ſorgfältig **Cäſars** Fehler vermied, und das Eigene jeder teutſchen Völkerſchaft von dem National-Weſen, Zuſtand und Charakter der **Germanier** überhaupt ſehr genau unterſcheiden wollte, und unterſchied: wie iſt es möglich, daß eben dieſer Schriftſteller, ob er alſo gleich nichts von der **Sueviſchen** Verfaſſung in die Abbildung der **Germanier** brachte, doch bey den **Sueven** ſelbſt ſo gar nichts von der eigenen ſonderbaren Verfaſſung anzumerken hatte, wie ſie uns **Cäſar** beſchriebeu,

den er geleſen, den er bey dem Niederſchreiben ſeines **Buchs über die Sitten der Teutſchen** vor ſich liegen gehabt, den er wohl gar hie und da als ſeinen Gewährsmann und Zeugen angeführt hat. Alſo, **Tacitus** „ſchildert wohl auch in der Reyhe der übrigen teutſchen Völkerſchaften die **Sueven**, aber ganz anders und zum wenigſten nicht, wie **Cäſar**, als dergleichen umherſtreifende Welt- und Völkerbeſtürmer.“ Dieſer **Umſtand** hat den Schein eines ziemlichen Widerſpruchs und könnte uns vielleicht nöthigen, vieles von unſern bisherigen Reflexionen, Erzählungen und Erläuterungen **über den Bund der alten Sueven** und ihrer ſonderbaren Verfaſſung nun ſelbſt wieder zurück zu nehmen oder doch zu bezweifeln und genauer zu unterſuchen, wenn wir „nicht wüßten, daß **Tacitus ein Jahrhundert** nach **Cäſar** geſchrieben; und wenn wir nicht in der hererzählten Sueviſchen Bundes-Verfaſſung ſelbſt Gründe genug fänden, zu muthmaſſen, daß ſie nicht die Hälfte dieſer Zwiſchenzeit von eines Geſchichtſchreibers Zeitalter zu des andern ſeinem könne gedauert haben.“ Des aufbrennenden Feuers aller Schwärmerey gemeine und beſte Eigenſchaft iſt ſeine **kurze Dauer**: und eben darum, weil alle Kräfte nun auf einmal dabey angeſtrengt werden, um einen einzigen Gegenſtand mit der äuſerſten Lebhaftigkeit zu verfolgen, ſo muß ſie deſto früher wieder nachlaſſen, ſich nach und nach abkühlen, und zuletzt aufhören. Die Gefahr für deſpotiſche Gewalt verlohr ſich ohngefähr mit dem Tod ihrer Urheber und dem veränderten Plan deren ihrer Nachfolger; des unbändigen Eyfers erſter

ſter Zunder verloſch; von den umhergelegenen Völkerſchaften trat eine nach der andern ſelbſt in den Bund der Freyheit; der wilde ausgeriſſene Strom trat wieder zurück in ſeine ordentlichen Ufer; der zügellos gewordene kriegeriſche Geiſt bekam ſeine vorigen Schranken; die unordentlichen Wanderungen, Kriege, Verheerungen, Eroberungen und fortgehende Abentheuer der **Sueven** hörten nach und nach auf, und „alſo wurde auf dieſe Art mit der Einführung des Landeigenthums der erſte Grund zu einer ordentlichen ſtehenden und dauerhaften Verfaſſung bey den Sueven wieder gelegt.“ Dies muß aber alles vor den Zeiten des **Tacitus** geſchehen ſeyn, eben darum, weil er in ſeiner Erzählung von der **Sueviſchen** Verfaſſung dergleichen ſonderbarer Umſtände gar nicht gedenket.

Es iſt zwar wahr, daß die in dem griechiſchen Alterthum ſich ſo beſonders auszeichnende **Spartaniſche** Staats-Verfaſſung **mehrere Jahrhunderte** beſtanden haben ſoll: und, der Entfernung der Zeiten, und des Unterſchieds der Nationen ungeachtet, ſcheint ſie mit dem **Bund der alten Sueven**, dieſer teutſchen Spartaner, von **einem und ebendemſelben Geiſt** beſeelt geweſen zu ſeyn, einerley Anlaß und Abſicht gehabt zu haben. „So ähnlich iſt und bleibt ſich die Menſchheit unter einerley Umſtänden und in ähnlichen Situationen.“ Wenn aber die **griechiſchen** und **teutſchen** Spartaner nicht an **Dauerhaftigkeit** ihrer ſonderbaren Verfaſſungen einander gleich gekommen ſind, ſo darf man ſich hierüber deſto weniger wundern,

weil der Haupt-Umstand, wovon am meisten die Festigkeit und Fortdauer einer Gesellschaft abhängt, gerade derjenige ist, worinn die Spartanische von der Suevischen Verfassung am meisten absteht. Sparta baute mit kälterem Blute seinen Staat auf ein ganzes System von Gesetzgebung: und wenn diese gleich mit den natürlichen Trieben und Leidenschaften der Menschheit von einer Seite in Widerspruch stand, so ward sie doch von einer andern Seite durch so viel andere unterstützt, und durch die Deutlichkeit ihrer Begriffe und deren Zusammenhang mit dem Ganzen doch wenigstens vor dem Verstande gerechtfertiget.

Hingegen der Suevische Bund war durchaus kein Werk des Verstandes, kein System eines weisen Gesetzgebers; er entstand durch den Zusammenfluß zufälliger Umstände, und war die Mißgeburt erhitzter und zur Verzweiflung gebrachter Barbaren. Die empörten Leidenschaften kühlten sich nach und nach in der Zeit ab, und die Völkerschaft der Sueven war schon nach Verlauf eines Jahrhunderts bey weitem nicht mehr dasjenige, was sie vormals gewesen war.

Doch Name, Gebräuche, Vorurtheile und Ceremonien blieben, als ein lebloses unbedeutendes Gerippe von dem Körper übrig, dessen Blut erkaltet, dessen Nerven abgestorben, dessen Daseyn längst verschwunden war. Man vergleiche doch einmal aus diesem Gesichtspunkt beyde Geschichtschreiber, Cäsar und Tacitus, in ihren verschiedenen

denen Erzählungen von den **Sueven**, ſo wird der Abſtand von dieſer Art, den unter ihnen ein Jahrhundert macht, jedem in die Augen fallen.

So erzählt Tacitus, daß unter dem allgemeinen **Namen** der **Sueven** eine groſſe Anzahl verſchiedener Völkerſchaften begriffen ſey, die zuſammengenommen, den gröſten Theil von Germanien einnehmen.

Vermuthlich wurde bey Errichtung des Bundes ein gewiſſes **äuſerliches Zeichen**, um die Bundes-Verwandſchaft kenntbar zu machen, unter ihnen ausgemacht; und dieſes erhielt ſich bis auf das Zeitalter des Tacitus, der den beſondern Umſtand von den **Sueven** anführt: daß ſie ſich durch eine eigene Weiſe, ihre Haare zu knüpfen, ohngefehr durch eine Art von Haarzöpfen, von den übrigen Teutſchen ausgezeichnet hätten. Es war unter ihnen dahero zugleich als ein Zeichen der Freyheit gehalten. Darum durften dergleichen Zöpfe ihre Sklaven nicht tragen.

Er gedenkt einer Völkerſchaft, der Semnonen, die ſich noch viel damit gewußt, unter allen **Sueven die edelſten** und **älteſten** zu ſeyn. Sie waren noch in **hundert Gauen** abgetheilt. Ein Umſtand, den wir ſchon bey Cäſar'n antreffen. Darneben war unter ihnen noch ein beſonder Feſt mit gewiſſen Ceremonien üblich, das, allem Anſehen nach, vormals das eigentliche **Feſt des Bundes** geweſen war, wodurch nicht nur von Zeit zu Zeit die geſchworne Treue der Eydgenoſſenſchaft er-

neuert, ſondern auch jeder neue Genoſſe und Bundsverwandte mit gewiſſen Feyerlichkeiten eingeweyht zu werden pflegte.

Die Gebräuche ſind den rohen Begriffen kriegeriſcher Barbaren und dem ſchwärmeriſchen Geiſt des Bundes vollkommen angemeſſen, und deſſelben Abſicht, **von aller menſchlichen Herrſchaft frey und unabhängig zu ſeyn**, iſt aus allen dabey vorkommenden Umſtänden hervorſtechend.

Der Bund ſtützte ſich auf die Religion, und auf den Grundſatz: „daß die Gottheit allein die „wahre Oberherrſchaft beſäſſe, und alles übrige ihr „unterworfen wäre.“ Darauf gründete ſich unmittelbar, als auf eine geheiligte und unbezweifelte Wahrheit ihrer Religion, der ſchwärmeriſche Begriff von ihrer allerſeitigen **Gleichheit** und **Freyheit**, niemand, auſſer GOtt, unterworfen zu ſeyn: und die **Unrechtmäßigkeit** aller **menſchlichen** Gewalt.

„Der Ort alſo, wo die Feyerlichkeit vorgieng, war ein ſchon von den Stiftern des Bundes geweyhter, und durch Religion und Alterthum geheiligter Hayn. Hier war es, wo ſich um eine beſtimmte Zeit die Geſandtſchaften von allen verwandten Völkern verſammleten. Darauf wurde mit gewiſſen Feyerlichkeiten in aller Angeſicht **ein Menſch** geſchlachtet und **geopfert**. Damit nahm das ſchreckensvolle Feſt des barbariſchen Gottesdienſts ſeinen Anfang.“

„Die

Die Heiligkeit des Hayns pflegte noch durch eine andere Ceremonie angedeutet zu werden. Niemand durfte anders als **gebunden** hereintretẽ, um damit anzuzeigen, daß er sich gegen die Gottheit geringer achte, und ihre Macht über sich erkenne. Wenn er ungefehr vor sich hinfiel, so durfte er sich weder aufheben lassen, noch selbst aufstehen, sondern er mußte durch die Erde empor gehoben werden. Dieser Aberglaube hatte seine Beziehung auf ihr stolzes Vorgeben, als wenn aus der Erde die Nation entstanden wäre.“ (*)

Dies ist alles, was **Tacitus von den Sueven**, und ihrer sonderbaren Verfassung angemerkt; und keine Spuhr mehr von dem aufbrausenden Charakter, worinn sie uns **Cäsar** abgebildet hat. Wir schliessen also mit Grunde von seinem **Stillschweigen**, verglichen mit **Cäsars Aussage**, „daß zwar vormals in Teutschland unter den Sueven mit Errichtung ihres Bundes das Landeigenthum aufgehoben worden, nachhero aber, und zwar schon wieder zu den Zeiten des Tacitus, nach der Sitte der übrigen Germanier, selbst bey den Suevischen Völkerschaften mit den übrigen Veränderungen, so nach und nach die Zeiten bey ihnen gemacht, wieder eingeführt gewesen sey.“

Von **Tacitus**, der sonst so viele geringere Neben-Umstände und Kleinigkeiten sowohl bey den Germaniern überhaupt, als den einzeln Völkerschaften ins-

(*) Im angef. Cap. 38. 39.

insbesondere angemerkt hat, ist es nicht wohl zu vermuthen, daß er eines solchen Haupt-Umstandes, der das Landeigenthum beträfe, hätte vergessen können. Die Richtigkeit von der daraus gezogenen Schlußfolge ist also ausser allem Zweifel, „es wäre denn, daß zu seinen Zeiten bey allen Germaniern überhaupt kein Landeigenthum statt gefunden, und er deswegen um so weniger Ursache gehabt hätte, einen Umstand bey den **Sueven** als etwas ihnen eigenthümliches anzuführen, der ihnen mit allen übrigen Teutschen gemein gewesen wäre.“ Die Zeiten, oder vielmehr mit den Zeiten die Umstände, — ändern sich; und ob wir wohl eben erwiesen haben, daß **Cäsars** ganze Erzählung von dem Mangel des Landeigenthums in dem alten Teutschland, blos einzig und allein auf die **Sueven** und deren ihre sonderbare Verfassung einzuschränken sey, so gilt der Beweis doch auch blos für **seine** Zeiten, und wir sind darum noch nicht berechtiget, weder weniger noch mehr für die Zeiten des **Tacitus** zu zugeben. „In dem Raum eines Jahrhunderts kan viel vorgegangen, vielleicht das System der **Suevischen Verfassung** allgemein geworden seyn, und die **ganze** Nation nach und nach sich daran **gewöhnt** haben, so **unnatürlich** sie auch andern, die nicht daran gewöhnt sind, vorkommen möchte. Ueberhaupt würde es schwer fallen, die Ohnmöglichkeit der Sache zu beweisen, und in **historischen** Sachen müssen **Zeugnisse** entscheiden.“ Alles kömmt also hiebey darauf an, „ob **Tacitus** von den **Germaniern** über-

überhaupt dergleichen etwas angemerkt, was unſerer Meynung nach Cäſar blos allein bey den Sueven insbeſondere gefunden haben mag — oder nicht?“

In jenem Fall, wenn das Zeugniß klar und deutlich wäre, und alle Merkmale der Wahrheit an ſich hätte, würde zwar unſere Erklärung des Cäſars noch immer beſtehen, aber unſer ganzes Syſtem von dem innern National-Zuſtand des alten Germaniens verlöre ſeine wichtigſte Grundlage, und müßte über den Haufen fallen.

* * *

Tacitus, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, entwarf zuerſt aus den allgemeinen Bemerkungen, die er bey allen teutſchen Völkerſchaften überein gemacht, die Verfaſſung und Sitten der Germanier überhaupt. Das Eigene jeder Völkerſchaft, wodurch ſie ſich von den andern unterſchied, merkt er in der **andern Abtheilung ſeines Buchs**, wo er alle einzelne Völker nach der Reyhe beſonders anführt, bey jedweder ſelbſt an. Nicht hier, ſondern **dort**, und zwar an dem Ort, wo er überhaupt von der Einrichtung der Wirthſchaft und dem **Feldbau der Germanier** handelt, erzählt er davon Umſtände, die viel Aehnlichkeit mit denjenigen zu haben ſcheinen, die Cäſar bey den **Sueven** gefunden, und woraus eben darum als einem **neuen Zeugniß** manche ſchon gemuthmaßet, daß unter **allen Germaniern** und in dem ganzen alten Teutſchland kein eigentliches Landei-

gen-

genthum gewesen sey. Für diejenigen Leser, die nicht lateinisch lesen, will ich eine Uebersetzung von der Stelle hersetzen; um der andern willen aber, die vielleicht ein Mißtrauen darinn haben möchten, sie ganz in der Note abschreiben. (*)

„Die Aecker werden nach Maßgab und der Anzahl derer, die den Feldbau treiben, (und durch welche sie in brauch- und urbarem Stand erhalten werden können) Gauen- (wechsels-) weise von ganzen Völker- oder Genossenschaften in Besitz genommen, welche sie so gleich wiederum unter sich nach eines jeden Verdienst vertheilen; weil an den Feldern, ihres grossen Umfangs wegen, kein Mangel ist, so macht ihre Vertheilung desto weniger Zank und Schwürigkeit. Sie wechslen jedes Jahr mit der Aussaat der Felder, und lassen einen Theil davon brache liegen.“ (**)

Dies

(*) Sie steht im 26 Cap. und lautet alsd: *Agri* pro numero cultorum ab universis per vices (*vicos*) occupantur, quos mox inter se juxta dignationem partiuntur; facilitatem partiendi *camporum* spatia praestant. *Arva* per annos mutant, et supereſt *ager*.“

(**) Ich wünschte zur teutschen Uebersetzung des lateinischen Schriftstellers, um die Sache mit eben so viel Genauigkeit ausdrücken zu können, auch dreyerley Worte zu haben, die von verschiedener und

gerade

Dies iſt nun die vielbedeutende Stelle, die meinem mit vieler Mühe aufgebauten Syſtem, da ich endlich glaubte damit fertig zu ſeyn, mit einem mal den gänzlichen Umſturz droht.

Von welcherley Perſonen hier die Rede ſey, die die Theilung unter ſich vornehmen; von welcherley Aecker und Felder ſie geſchehe; was für eine Beſitznehmung hier verſtanden werde; und bey welcher Gelegenheit dergleichen Beſitznehmung und Theilung gebräuchlich geweſen ſey, und alſo — „was nun eigentlich in dieſer Stelle **Tacitus** ſagen wolle“ das bin ich, aller Mühe ungeacht, noch nicht ſo glücklich geweſen zu errathen. Aber gegen das, was ſie **wider mich** beweiſen ſoll, läßt ſich vieles zur Entkräftung des Beweiſes erinnern; und weiter habe ich hier, wo es übrigens um keinen Commentar des Tacitus zu thun iſt, nichts darüber zu ſagen.

Die verſtändigſten Ausleger dieſes alten Schriftſtellers ſehen bey dieſer Stelle einander an, und wiſſen ſo wenig als ich, was ſie daraus machen ſollen. Einige wollen ſich mit verſchiedenen **Lesarten**; andere mit willkührlichen Hypotheſen helfen; und

gerade ebenderſelben Bedeutung wären, als diejenige ſind, deren ſich Tacitus hier aus guter Urſache bedient hat; ſo würde ich vielleicht nicht nöthig gehabt haben, um den Sinn des Originals deſto eher zu erreichen, Umſchreibungen zu Hülfe zu nehmen.

und darum macht jeder davon eine andere Erklärung. Dies macht mir die Sache ziemlich verdächtig. Es ist mir schon mit mehreren Stellen bey unsern alten Schriftstellern also gegangen. Unbegreiflich ist mir die Sache, nach den Worten genommen, wie sie einmal da stehen. Eine Verstümmelung oder Verunstaltung des Textes auf Rechnung der Zeit, oder auf Unkosten der Abschreiber, in dem Maße zu vermuthen, als sie geschehen seyn müßte, wenn dasjenige darinn stehen sollte, was ohngefähr meiner Meynung nach darinn stehen könnte — darzu bin ich zu bescheiden: weil ich mich darüber nicht rechtfertigen könnte. Also — so lang die Schwürigkeiten nicht gehoben sind, bleiben mir dergleichen Stellen unverständlich, wie mir noch viel andere Dinge in der Welt, die ich nicht wissen kan, natürlicher Weise unverständlich sind. Doch ich komme auf unsern Tacitus wieder zurück.

Daß man aus einer einzigen dergleichen dunkeln und verdächtigen Stelle eines alten Schriftstellers den Satz vom Landeigenthum in dem alten Germanien, der aus allgemeinen Gründen und Raisonnements so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, sollte widerlegen, und hingegen das Gegentheil, das so sonderbar, ungewöhnlich und bey weitem nicht so wahrscheinlich ist, daraus erweisen können, und daß man solchem einzigen Beweiß Beyfall geben sollte — das wäre auf der einen Seite zu viel zugestanden, und auf der andern zu viel gefordert.

Und

Und geſetzt, die wahrſcheinlichſte Erklärung, die man von dieſer Stelle geben könnte, bewieſe nur einmal, „daß alſo in dem alten Germanien zu Tacitus Zeiten kein Landeigenthum geweſen, ſondern die alte Sueviſche Verfaſſung nach und nach die National-Einrichtung aller Germanier geworden ſey,“ ſo müßte man entweder zugleich erweiſen, daß ich im vorigen Cap. aus der übrigen Erzählung eben dieſes Schriftſtellers und den dabey angeführten Umſtänden das Landeigenthum durch unrichtige Schlüſſe gefolgert, und ſich alſo Tacitus nicht widerſpräche: oder wäre doch der Widerſpruch zwiſchen demjenigen, was er ausdrücklich erzählt, und dem andern, das er ſtillſchweigend zugiebt, offenbar. Aber mich dünkt, richtig und wahr geſchloſſen zu haben, und im andern Fall will ich von der Verläugnung nicht ſagen, die es jeden koſten muß, um dem Tacitus einen Widerſpruch von dieſer Art zur Laſt zu legen. Aber auch alles zugegeben, ſo hat man gegen mich nichts weniger als gewonnen, weil man im Fall des vorhandenen Widerſpruchs immer doch eine, und vor der andern die wahrſcheinliche Meynung gelten laſſen muß. In allem Betracht aber hat das Landeigenthum mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich, als das Gegentheil.

Doch ich hole vielleicht die Beantwortung des Zweifels zu weit aus. Wir wollen die Stelle ſelbſt noch einmal leſen. Sie enthält nicht einmal das, was man dem erſten Anſehen nach vermuthen ſollte. Man vergleiche damit Cäſars Erzählung von den Sueven, ſo wird jeden der Augenſchein lehren, daß

Tacitus nicht ebendaſſelbe von den Germaniern weder ſagen wollte, noch wirklich geſagt hat. So groß iſt der Unterſchied der Umſtände in beyder ihrer Erzählung. Von den Sueven ſagt Cäſar klar, daß die einzelnen Perſonen der Genoſſenſchaft keine eigene Felder und Landeigenthum gehabt hätten, und jedes Jahr an einem andern Ort ein ander Feld von ihren Oberſten zugetheilt bekommen hätten. Von den Germaniern hingegen erzählt Tacitus, daß ſie gewohnt geweſen wären, nach unſerer heutigen Weiſe in vielen Gegenden Teutſchlands, die damals unter den Römern unbekannt war, **mit den Feldern in der Ausſaat umzuwechslen**, und ſie ein Jahr über das andere ruhen und **brache liegen zu laſſen.**

Von den Germaniern erzählt er weiter, daß ſie die in Beſitz genommenen Felder unter ſich vertheilt hätten: aber daß ſie **jedes Jahr** eine **neue und andere** Austheilung **eben derſelben Felder**, wie die Sueven bey dem Cäſar, vorgenommen und immer wiederholt hätten, davon finde ich keine Spur in ſeiner ganzen Erzählung.

Aus Cäſars Nachrichten von den Sueven erhellt augenſcheinlich, daß Grund und Boden, den jedesmal die ganze Völkerſchaft ſich erfochten und in Beſitz gehabt, ungetheilt und eigenthümlich auch der geſamten Nation zugehört habe. Tacitus hingegen merkt bey den Germaniern, und zwar nicht von dem Eigenthums-Recht, ſondern blos von der **wirklichen Beſitznehmung** der Aecker und Felder dieſes an: daß ſie nicht von einzeln, ſondern von **ganzen Gemeinheiten wechſels- oder**

ganen-

gauen-weiſe (welche Lesart nun die wahre ſeyn mag) geſchehen ſey. Fließt aber wohl hieraus, daß von den auf dieſe Art in Beſitz genommenen Feldern, nachdem ſie ſogleich unter ihnen vertheilt worden, nicht jeder einzelne Theilhaber ſeinen Antheil mit dem vollen Recht des Eigenthums erhalten habe? Unbeſtimmt aber hat er freylich gelaſſen, von welchen Aeckern und Feldern, und unter welchen Umſtänden dergleichen Beſitznehmung zu verſtehen ſey.

Vielleicht ſpricht er von der Art und Weiſe, wie die teutſchen Völkerſchaften, die ohnehin gegeneinander keine Verbindlichkeiten und Pflichten nach unſerm heutigen gelehrt- und tief ausgedachten aber ſelten befolgtem Völker-Recht, zu haben glaubten, gewohnt geweſen wären, ihre Markungen zu vergröſſern und ihre Grenzen zu erweitern. Vielleicht will er eben damit ſagen, daß in dieſem Fall, wenn in einer Gegend unter einer Völkerſchaft eine Anzahl von Leuten für ein Stück Feld vorhanden geweſen, die geſamte Gau oder Clanſchaft ihren Nachbarn ins Land gefallen, daſſelbe weggenommen und unter ſich ſogleich vertheilt hätte.

Doch, wie geſagt, hier iſt der Ort nicht, mich in weitläufige Muthmaſſungen und Erklärungen des Tacitus, über meine Abſicht hinaus, einzulaſſen. Genug, der wahre Verſtand der angeführten Stelle mag ſeyn, welcher er wolle, ſo iſt in jedem Fall aus der ganzen Erzählung weder den Worten noch der Sache nach erſichtlich, „daß unter den Germaniern kein Landeigenthum geweſen „ſey,“ ſondern vielmehr aus dem Gegenſatz zwi-

ſchen der **Beſitznehmung**, die von einer geſamten Genoſſenſchaft, und zwiſchen der **Vertheilung** der auf dieſe Art in Beſitz genommenen Aecker, die unter die einzelnen Theilhaber geſchah, erhellt ſehr wahrſcheinlich, daß jeder derſelben ſeinen Antheil nachhero in vollem Eigenthums-Recht behalten habe.

Das Landeigenthum bleibt alſo, der Vernunft und Geſchichte nach, noch immer die **natürlichſte** und **wahrſcheinlichſte** Grundlage, die auch **in dem alten Germanien** das Syſtem von der innern Oekonomie und Einrichtung der meiſten Völkerſchaften gehabt hat; und die dagegen aus einigen ausdrücklichen Zeugniſſen des **Cäſars** und **Tacitus** von gegenſeitiger Verfaſſung entſtandenen Zweifel verſchwinden gänzlich und auf einmal, wenn wir **Cäſars** Erzählung von einer blos **eigenen vorübergegangenen** Einrichtung der **Sueven**; und des **Tacitus** allgemeine Anmerkung, die alle Germanier überhaupt betrift, von einem **beſondern Fall**, und blos von einer **gewiſſen Art Felder**, und zwar einzig und allein von einer **gemeinſchaftlichen Beſitznehmung** derſelben erklären, und auf dieſe Weiſe jeder Stelle ihre gehörige und ungezwungene Einſchränkung geben, unter welcher genommen, ſie **wahr** ſeyn und beſtehen kan, ohne unſerm einmal aufgeſtellten Syſtem von dem Landeigenthum durch einen offenbaren und wirklichen Widerſpruch den mindeſten Abbruch zu thun.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

II. Fort-

II.

Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom teutschen Parnaß.

Wir haben neulich die Leipziger Buchhändlermessen zu Epochen unsrer Nachrichten angenommen, wie wir es bey den Dichtern einer Nation nicht wohl anders thun konnten, deren so viele, wie wir schon ehemals geklagt haben, Druckerpresse und Buchladen zum letzten Ziel ihres Ruhmes machen. Und so haben wir diesmal unsre Leser von den Intraden der heurigen Ostermesse zu unterhalten, die man sonst für die ergiebigste zu schätzen pflegt. Wir hüten uns, über sie die Achseln zu zucken, und im Kaufmannston auszurufen: Sie war schlecht! Man könnte uns sonst vielleicht Vorwürfe über die Erwartungen machen, die wir uns von ihr geträumt, und die wir nun zum Maasstabe brauchten. Aber das sey uns doch erlaubt, zu beseufzen, daß wir von derselben keine einzige neue Hofnung in Rechnung bringen können, welche angenehme Aussichten für die Zukunft eröfnete. In der That möchten wir fast behaupten, daß uns die Hofnung, welche die Erscheinung eines jungen Genies erregt, fast mehr Vergnügen verursache, als ein vollendetes Werk eines alten Meisters. Letzte Theile, Nachträge, Sammlungen, Werke, neue Auflagen — lauter Beweise genug haben wir erhalten, daß unsre Litteratur noch fortlebe; hingegen ist ihr Wohlstand um keinen merklichen Grad

gewachsen, und auch, wer nicht fortrückt, geht zurück. Eben so wenig können wir triumphirend verkündigen, daß eine von den vielen Lücken ausgefüllt worden wäre, die sich noch in so manchem Gebiete unsrer Dichtkunst befinden. Manche neue Namen werden zwar vorkommen, aber von Männern, die jetzt vielleicht schon selbst wünschen, daß sie sich auf dem Parnaß

— with whose bags
Few travellers return —

nie betreten lassen hätten.

Vielleicht ist es unsern Lesern kein ganz unangenehmes Schauspiel, wenn wir von allen neuen Phänomenen unsres Parnasses nur die merkwürdigsten in der Ordnung vor ihnen vorbey führen, wie wir glauben, daß ihr Einfluß in das Ganze zu bestimmen sey, in einer Ordnung, nach der sie unstreitig vom grössern Theil des Publikums bereits im Herzen klaßificirt worden.

Wie vom Jupiter, oder, minder profan zu seyn, wie von der Sionitin, also laßt uns von **Klopstock** beginnen. Es ist unnöthig, den heiligen Schauder auszudrücken, womit wir eben von der Lectüre seines vierten Bandes der **Meßiade** kommen, da niemand hier eine Lobrede erwarten wird. Die grosse Ehrfurcht, welche die Nation gegen diesen Dichter trägt, und welchen die Grösse der Zeit mehr zugesetzt als genommen hat, die Erhabenheit und Würde seines Stoffes, der Umfang seines Gedichtes, nebst der Zeit, die es ihm gekostet —

lau-

lauter wichtige Urſachen, warum wir den endlichen Beſchluß der Meßiade, als die anſehnlichſte Eroberung dieſer Meſſe, ankündigen müſſen. Eine ſolche beſchwerliche und langwierige Laufbahn hat unſtreitig noch kein teutſcher Dichter durchlaufen, mit ſo ungeſchwächten Kräften, und mit ſo unverrückten Augen auf das Ziel, durchs Siegsgeſchrey der Bewundrer und das Gehöhne der Tadler gleich ungeſtört. — Gleichwie man faſt anderthalb Jahrhunderte den imaginirten Heroismus für den höchſten Ruhm des Trauerſpiels gehalten, und das Erſtaunen, das über dem Uebernatürlichen entſteht, der Rührung, welche das Natürliche erzeugt, vorgezogen; ſo ſcheint man jetzt noch immer dem Syſtem des Boſſü anzuhängen, und das Weſen der Epopee in die wundervollen Maſchinen zu ſetzen, die doch nur zum Mittel dienen ſollten. Der heutige philoſophiſche Leſer verlangt nicht blos zu ſtaunen, ſondern auch ſein Herz ins Spiel gezogen zu ſehn. — Sehr oft pflegt man an Klopſtock nur das Wunderbare, oder auch nur die erhabenen Ideen zu bewundern, zu denen er ſeine Leſer erhebt. Gewiß hat er die Erhabenheit der Gedanken und Bilder, in Vorſtellung geiſtiger Dinge, in einem Grade erreicht, wie es noch keinem Dichter unſres Vaterlandes gelungen. Und ſo beſchäftigt er mehr den Verſtand und die Phantaſie der Leſer, als ihr Herz; und dies macht wohl die Anzahl ſeiner wahren Leſer ſo klein. Wenn Epopee und Gemeinnützigkeit ein völliger Widerſpruch wäre, ſo würde man es dem Dichter ſelbſt zum Verdienſte rechnen müſſen, daß er nur für wenige geſchrieben. Die

wenigen Stellen, in welchen er wirklich das Herz erschüttert, zeugen, was er geleistet haben würde, wenn er aus einem andern Gesichtspuncte gearbeitet hätte. Vornemlich in den beyden letzten Theilen ist fast die ganze Erzählung imaginativ, sie führt uns mehr über den Wolken als über der Erde herum, die Dichtungen drängen sich, der Poet hat seinen Pinsel in die glänzendsten Farben getaucht. — Wenn nun schon viele Leser dem Gewebe arioſtischer Epopeen nur mit Mühe folgen, wo doch die Geschöpfe der romantischen Einbildungskraft in der That nichts als verkleidete Charaktere der sichtbaren Welt sind: wie viele sind wohl vermögend, sich den Visionen eines Dichters in anhaltendem Fluge nachzuschwingen, der uns nicht blos unter idealische Menschen, sondern unter lauter ätherische Gestalten entrückt; wie viel Augen können das Licht seiner Scenen ertragen? Und so glauben wir, daß Klopstock die himmlische Glorie mit weit brennendern und gleichern Farben, als Milton, aber nicht immer im Verhältniß auf die Kräfte sterblicher Augen, geschildert; und übrigens nur auf die freudigen Regungen und Thränen solcher Christen, wie er selbst ist, Rücksicht genommen habe. Das christliche Wunderbare mußte beym Reichthum und der Tiefe seiner Einbildungskraft oft labyrintisch und geheimnißvoll werden. Fast möchte man daher den kühnen Ausspruch wagen, daß die Erhabenheit seines Geistes sein Beruf zum höchsten Epos gewesen, daß hingegen seine Phantasie für dasselbe zu viel Feuer gehabt habe. Daher begegnen uns zuweilen einige zu sehr in einander gewundene Ideen,

daher

daher rauſcht zuweilen die Sprache zu hochtönend einher. Die langſame Publicirung eines Werks, wodurch die Unſterblichkeit nicht blos erbeutet, ſondern auch erſiegt werden ſollte, erklärt es vielleicht, warum man von einigen Stellen der letztern Theile behaupten darf, daß ſie näher an Dunkelheit gränzen. Die ſorgfältige Reviſion des im erſten Feuer entworfenen Gedichts mußte bey den letztern Theilen ein immer mühſameres Geſchäft werden, indem dem Verfaſſer mancher Ausdruck zu nachläßig, manche Wendung zu gewöhnlich ſcheinen mußte, blos weil er mit ſeinen eignen Ideen und ſeiner eignen Sprache ſo vertraut geworden war, daß wir beyde ſelbſt in den proſaiſchen Briefen an ſeine Meta finden. — Ja es ſcheint, ſchon bey der erſten Ausarbeitung, der Ueberfluß des Dichters von Geſang zu Geſang, wie ein Strom, je weiter er ſich von der Quelle entfernt, angewachſen zu ſeyn, ſo, daß in den letztern Theilen Fictionen, Reden, Geſänge, und Chöre einander drängen, wovon ein Stück genug wäre, den Ruhm eines Dichters dauerhafter, dann Erz, zu machen. — Wir vereinigen unſre Glückwünſche mit der Menge derer, die Klopſtock bereits über die Krönung eines Werks erhalten, wodurch er der Schöpfer unſrer epiſchen Sprache geworden, und ſich einen Ruhm erworben, den er mit niemand theilt. — So wie dem vorigen Bande, alſo auch dieſem letzten iſt ein Fragment des groſſen Werks über die Sylbenmaaße vorgeſetzt, das man ſchon ſo lange von Klopſtock hoft. Das diesmalige Stück enthält, zur Rechtfertigung der Versart in den Triumphchören bey der Auffahrt des

Meßias, eine Betrachtung über die Langſamkeit und Schnelligkeit der Füſſe in dem gleichen Verſe, aus denen Strophen beſtehen.

Wenn man auch nicht ſchon oft die gröſſern Dichtungen der Proſa, die man, unerachtet ihres groſſen Unterſchiedes, insgemein alle **Romane** zu nennen pflegt, in Anſehung der Anlage des Ganzen mit der poetiſchen Erzählung und der Epopee verglichen hätte: ſo ſollte mich doch der Meßias auf die neue Ausgabe des **Agathon** leiten, wenn ich nicht für den **Merkur** ſchriebe, der mit ihm, auch wegen des am Schluſſe geſchehenen Verſprechens, in zu genauer Verbindung ſteht. Ich würde dadurch keinesweges profan zu werden fürchten, da im Reiche der poetiſchen Litteratur der Romanen-Dichter und der epiſche Sänger gleich anſehnliche Mitbürger ſind; und da Agathon, nach der allgemeinen Stimme des Publikums, in ſeiner Gattung eben ſo Epoche gemacht, als die Meßiade in der ihrigen. Ja, wenn man zwiſchen Weltweisheit und Religion jetzt keine ſo groſſe Kluft, wie ehedem, befeſtigt glaubt: ſo möchte ein Roman, der Geiſt und Herzen Nahrung giebt, von der Epopee, die uns zu höhern Betrachtungen hinauf ziehen ſoll, nicht ſo ſehr weit entfernt ſeyn. Endlich hat der vierte Theil des Agathon, wie der vierte der Meſſiade, die Geſchichte bis zu dem längſt erwarteten Ziel hinaus geführt.

Dem Agathon würden wir — nicht **Charitides und Timoklea** eine mißrathne Nachäffung — ſondern ein andres Original, wiewohl in einer gan-

zen

zen andern Gattung, nemlich **das Leben und die Meynungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker** zugeſellen, ein Werk von ſo einheimiſchem Nutzen und eigenthümlichem Tone, wenn uns in Anzeige deſſelben nicht der Herausgeber dieſes Merkurs vorgegriffen hätte. Wir vereinigen alſo blos unſre Wünſche mit den ſeinigen, daß es, zum Vergnügen der Kenner und Unkenner, bald vollendet werden möge.

An Klopſtock, Wieland und Nicolai mag ſich **Denis** anſchlieſſen, der ehedem zu einer ſolchen Stelle bereits durch die Unkleidung des Celtiſchen Dichters berechtigt war, und ſie ſich nun aufs neue durch eine groſſe Sammlung ſeiner Gedichte erworben hat, worinnen ſeine einzelen, mit ſo groſſem Beyfall aufgenommenen, lyriſchen Stücke gegen die neuen, die er uns zum erſtenmal vorlegt, nur den kleinſten Theil ausmachen. Er hat nunmehro freylich

— rings ſein Haupt
Mit dem Eichenkranz umlaubt,

und dem Bardenglauben, über welchen ſich der vorige Band des Merkur offenherzig erklärt hat, ſich ſo ganz ergeben, daß alle Namen ſeiner Freunde, alle ſeine Verhältniſſe und Beſchäftigungen das Gepräge davon erhalten haben. Bilder und Worte mit dithyrambiſcher Kühnheit erſonnen und zuſammen geſetzt, die Fingerzeige in den Anmerkungen, die groſſe hiſtoriſche kritiſche Abhandlung über Barden und Bardenpoeſie, welche die Stelle der Vorrede vertritt, — alles kündigt eine gelehrte Poeſie

an,

an, die nach hundert Jahren noch einen viel weitläuftigern Kommentar nöthig haben möchte. Unter dieſen Feſſeln iſt indeſſen ſein feuriger Geiſt nicht erlegen; ja man muß die Fülle ſeiner Empfindungen und Gedanken deſto mehr bewundern, ſo wie wir über eine Chineſerin erſtaunen würden, die wir in ihren engen Schuhen vortreflich tanzen ſehen. Er hat die Harfe hart geſchlagen, und, unter einer ſolchen Menge von Liedern, wird man ſelten finden, daß ſeine Hand ganz ermüdet wäre. Am liebſten hören wir ihn über ſeinen Kayſer und über ſeine Freunde in herzvolle Lobſprüche ausbrechen: Möchte uns doch ſein würdiger Mitbuhler, Herr **Maſtalier**, welchem Herr Denis, wie allen Worthies ſeines Landes, ein Denkmal ſeiner Ehrfurcht geweyht hat, bald eine ähnliche, mit neuen Stücken bereicherte, Sammlung ſeiner fliegenden Gedichte geben!

Noch werden dem Schatten des Petrarch nicht ſeltner Opfer gebracht, als dem Schatten des Oßian, nicht lauter Schlachtopfer, ſondern auch perennirende Blumen, ſein Grab zu ſchmücken. Unter unſern Cinquentiſten ſcheint ſich Herr **K. E. K. Schmidt** am meiſten nach dem Ruhme eines italieniſchen Teutſchen zu beeyfern. Von Herrn **Gleim** ermuntert, hatte er zuerſt **Phantaſien** in Petrarcas Manier verſucht, das heißt, ſich nur durch angeſtrengte Einbildungskraft in Petrarchens Lage verſetzt. Aber damals hatte es ſeinem Herzen noch an der Einigen gefehlt, die ihm die Stelle einer Muſe vertreten könnte. Jetzt iſt es ihm ſeine

Mima

Minna geworden, die nun den Mittelpunkt aller seiner Elegien ausmacht. In der That scheint er mehr, als ehedem von holder Schwermuth durchdrungen; er weint dem rührenden Petrarch jetzt besser nach, da er ihm vorher nur noch nachdichtete:

Nichts niders weint er und nichts
Täuschendes!

Wir hoffen, daß durch ihn das Verlangen derjenigen einigermassen gestillt sey, welche Teutschland so oft einen eigenthümlichen Klagedichter gewünscht haben; (wenigstens unendlich mehr, als durch die matten Elegien, die sich in dem Büchlein: Verse und Prose, Basel, 1773. befinden) wenn wir ihn übrigens gleich nicht die ganze Zauberkraft des welschen Sängers bey zu legen wagen, dessen Lieder, wie Thau von Rosenlippen, fliessen. Wir müssen es auch noch loben, daß Herr Schmidt es noch nicht versucht hat, Allegorien des Petrarch nach zu bilden. Wenn man gleich auch in ihnen den Geist des Petrarch bewundern muß, so gestehen doch seine eyfrigsten Bewundrer, daß ihn nur der Geschmack seiner Zeiten dazu verleitet habe. Allegorie und Empfindung können nur die Petrarche paaren, und je sinnreicher die Allegorie ist, desto räzelhafter wird sie für einen grossen Theil der Leser. Wie viele haben wir die petrarchische Ode in dem diesjährigen Göttinger Allmanache (S. 129.) für eine Betrachtung über die Eitelkeit menschlicher Vergnügungen erklären hören, da es doch eine Klage über den Verlust einer Freundin ist, die er

seinem

ſeinem Freunde Glykon abtritt! Ein aus eben dieſem Allmanache bekanntes Gedicht eben dieſes Hrn. Schmidts **über Sellmars Tod** hat nunmehro unter den **Geſängen für Chriſten** ſeinen Platz gefunden, die er uns zugleich mit jenen Elegien gegeben hat. Ihm gleich an Würde und Pathos iſt der feyerlichſte Todesgeſang, den hier der Dichter ſeiner verewigten **Lieba** (ihr eigentlicher Name ſoll hienieden ein heiliges Geheimniß bleiben) geweyhet hat. Wären alle übrige Geſänge gleichen Innhalts und Tons, ſo möchten ſie nur petrarchiſchen Chriſten dienen, wie die von Lavater nur Geiſterſehern, und die von Klopſtock nur Denkern. Herr Schmidt ſchrieb auch für andere Chriſten, doch weniger für ihre öffentlichen Verſammlungen, wie Gellert und Kramer, als für ihre Hausandacht, und hat ſich daher der höhern Hymne, doch nur von weiten, genähert. Ob er hier gleich etwas über ſeine Sphäre hinaus ſchweifte, ſo ſpürt man doch bey ihm keine ſolche Affectation, wie bey einem andern jungen Dichter, Herrn **Unzer**, in ſeinen zehn geiſtlichen Geſängen, die ſich auch ſonſt weniger ungleich ſeyn würden, wenn er ſie nicht in der Krankheit ausgearbeitet, oder nach derſelben umgearbeitet hätte. Wir übergehen hier die geiſtlichen Lieder, vom Herrn D. **Münter**, weil ſie nach ſeinem eignen Geſtändniß, von keinem gebohrnen Poeten herrühren. Welch eine Menge geiſtlicher Lieder beſitzt nun Teutſchland! Aber, wenn wird die Zeit kommen, da Rammlers geiſtliche Kantaten nicht mehr die einzigen in ihrer Art ſind?

Jeder,

Jeder, deſſen Geſchmack noch nicht durch die mancherley Saucen verdorben worden, die jetzt unſre Dichter mit Apiciſcher Kunſt zubereiten, jeder, der noch natürliche Schönheit zu empfinden im Stande iſt, wird die **Gedichte nach den Minneſängern** für eine wichtige Acquiſition unſrer lyriſchen Poeſie erkennen, wenn es gleich nur freye Nachbildungen ſind. Herr Gleim hat die patriotiſche Mühe (denn wenige unſrer Dichter gleichen ihm an vaterländiſchem Enthuſiaſmus) über ſich genommen, einige jener ſchätzbaren Ueberbleibſel des ſchwäbiſchen Zeitalters zu moderniſiren, nicht aber, wie Pope und Bitaube den Homer aufſtutzten, ſondern mit getreuem Abdruck des urſprünglichen Charakters, mit treuer Beybehaltung des alten Geiſtes. Er hat dabey nicht blos die Abſicht gehabt, wie Colle und Garrick bey den dramatiſchen Meiſterſtücken ihrer Nationen, ihr Andenken zu erfriſchen, ſondern vornemlich die Süßigkeiten der Minnelieder auch auſſer den Zirkeln der Gelehrten (und wie viele ſind auch wohl unter dieſen, welche die Forſchung dichteriſcher Alterthümer ſchätzen?) bekannt zu machen, vornemlich aber unſre gröſſere Welt zu überzeugen, daß Kayſer und Könige und Fürſten und Edle ſich des Lorbeerkranzes, ſich der einheimiſchen Dichtkunſt nicht ſchämten. Unſtreitig iſt durch dieſes vortrefliche Inſtitut, ein Ungenannter veranlaßt worden, unter dem angenommenen Namen **Reinmann von Brennenberg**, Herrn Gleim zu ſeinem Geburtstage in einem artigen Dialoge zwiſchen der **Schönheit** und der

Liebe,

Liebe, der im Geschmack der Minnesinger ausgeführt ist, Glück zu wünschen.

Und hiermit müssen wir bereits die lyrische Dichtkunst verlassen. Denn der **Hügel bey Kindleben** ist eine gezwungene Schwärmerey; die vierzehn Oden des Herrn **Küttner** enthalten ängstliche Zusammensetzungen verborgter Bilder und Gedanken; und über den lyrischen Gedichten eines Herrn **Contius**, **über den deutschen Kleinigkeiten eines Ausländers**, und ähnlichen Brochüren wäre es thöricht, viel Worte zu verlieren. Wenn die Nachahmer noch das getreue Echo eines Einzigen blieben, so hörte man ihnen vielleicht noch einige Augenblicke zu: aber sie geben so vielerley Töne so verwirrt zurück, daß daraus ein unvernehmliches Geschrey entsteht, vor dem man fliehen, oder die Ohren verstopfen muß.

In der Operette ist diesmal wieder die Heerde der Nachahmer am zahlreichsten, zumal da es Herrn **Weisse** gefallen hat, uns nicht mit einem neuen Theile der Beyträge zum teutschen Theater, sondern mit einer neuen komischen Oper von eigner Erfindung, und voll schöner Lieder, mit der **Jubelhochzeit** zu beschenken. Gegen dies eine gute Original haben wir sechs schlechte Kopien, als da sind: der **Töpfer**, **Wilhelm** und **Röschen**, **das Schnupftuch**, **Eleonore**, und **zwey Operetten**, so zu Chemnitz gedruckt worden, nicht zu rechnen diejenigen, die uns nicht beyfallen, oder die französischen, die man zu **Mannheim** und

Frank-

Frankfurt am Mayn zu eſtropiiren unermüdet fort fährt.

Doch **ein** originelles Phönomen iſt für unſre Bühne erſchienen, dem wir gern freudigen Beyfall zurufen, wenn es nicht zu ſehr die Merkmale der ſchon ehemals beſeufzten Originalſucht an ſich trüge, und man uns alſo einer zu groſſen Liebe des Neuen anklagen könnte. Das Schauſpiel: **Götz von Berlichingen** hat ein teutſches Thema aus der Geſchichte ſolcher Zeiten, die uns näher angehen, als die Hermanniaden, aus der Geſchichte Maximilian des Erſten. Aberglauben und Ritterſchaft, Unwiſſenheit und Fauſtrecht, Zerrüttung und Pfaffentücke ſind treu und lebhaft geſchildert, und hätte der Dichter Gedult genug gehabt, Turnierbücher und Chroniken noch ein wenig mehr zu ſtudiren, ſo müßte uns ſein Schauſpiel von der Seite eben ſo angenehm ſeyn, als la Partie de Chaſſe de Henri IV. den Franzoſen. Weiter hat der Verfaſſer die Natur und Shakeſpear fleißig durchblättert; aus jener manches naive Gemählde, und eine einfältige markigte Sprache; aus dieſem das Anſchauende und manche Wendung ſeiner Gedanken, nie aber ſeinen Schwulſt entlehnt. Sollten wir uns wohl noch mit ihm über die Form ſeines Trauerſpiels ſtreiten? Alle ſolche Fragen, wie die, ob die Form des Euripides oder die des Shakeſpear die beſſre ſey, ſtellen wir mit denen gelehrten Unterſuchungen über die beſte Regierungsform in eine Klaſſe. Man kan in jeder ein vortreflicher Dichter, wie in jeder Staatsverfaſſung ein glücklicher

und nützlicher Bürger seyn. Aber wir halten dafür, daß Shakespear gar keine Form habe. So lange nun Natur und Kunst verschieden seyn müssen, und wir uns noch keine eigne bessre Form erfunden haben, blieben wir unmaßgeblich immer bey den Griechen! Gleichwie die Engländer selbst ihre alten Schauspiele regelmäßiger zu machen anfangen, also können wir wohl unsern Zeiten Shakespears Zuschnitt eben so wenig anpassen, als den Gang unsrer Fastnachtsspiele oder Staatsactionen beybehalten. Ferner hätte **Leßings** Beyspiel den Verfasser ermuntern sollen, das Unterscheidende des teutschen Dialogs nicht in Rauheit und Nachläßigkeit zu setzen, welche mit Fleiß gesuchte Fehler der originalisirenden Köpfe unsrer Litteratur sehr verderblich werden kan, sondern mit dem Nachdruck auch die klaßische Zierlichkeit zu verbinden. Dasselbe grosse Beyspiel hätte ihn ermuntern sollen, die Eigenheit seiner Manier nicht in solchen Exkrescenzen zu suchen, die man bey Shakespear, wie die Narbe eines sonst schönen Gesichts liebt, aber bey seinen Nachahmern so wenig schön findet, als den schiefen Hals an den Hofleuten des Alexanders. Möchte er doch seine gute Anlage zu der Beobachtung der Natur und des menschlichen Herzens, die wir in einigen Scenen gefunden haben, kultiviren, und dann nach dem erhabenen Ziele trachten, **für seine Zeiten** ein Shakespear zu werden? Dann erst wollen wir über ihn, wie über den Britten ausrufen: Eher wird die Natur als dein Gemählde verbleichen! (**Krate** in seinem Gedichte: Ferney.)

Man

Man findet bereits bey ihm, beſonders in den letzten Scenen, daß er, zwar nicht heftige und tiefe, aber doch nicht gar zu flache Eindrücke zu machen gewußt hat. Vielleicht lernt er (wenn ſich anders hier dieſes Wort brauchen läßt) künftig dem Shakeſpear ſeine herzerſchütternde Kunſt ab. Wenn er ſich ſo oft vorſetzlich zerſtreut hat, um Shakeſpear's Unordnung nach zu bilden, was wird er nicht dereinſt leiſten können, wenn er künftig nur den einzigen hohen Zweck, Furcht und Mitleid vor Augen behält? Das Labyrinth der Shakeſpeariſchen Hiſtorie müßte den Zuſchauer unaufhörlich irre machen, ſo wie es dem Leſer doppelt beſchwerlich wird.

Das Urtheil von dem Herausgeber des Merkur über die theatraliſchen Werke des Freyherrn **von Gebler** weicht von dem unſrigen, wie wir geſehn haben, ſehr weit ab. Und ſo freuen wir uns ſehr, daß wir von dem **dritten** Theile derſelben nichts mehr zu ſagen nöthig haben. Vielleicht möchten wir bey den übrigen Wiener Schauſpielen auch weniger Gelindigkeit anwenden, als mit den nachſichtsvollen Geſinnungen des Herrn Herausgebers übereinkäme. Daher begnügen wir uns den Innhalt der drey neueſten Bände **vom Wiener Theater** anzuzeigen, und zu bemerken, daß man in Wien noch immer ſo fleißig für die Bühne arbeitet. Im vierten Bande ſtehen: **Osmonde** vom Herrn von **Gebler, die luſtigen Abendtheuer von der Wien**, oder Nachahmung der luſtigen Weiber zu Windſor, von **Pelzel, die zwoo Königinnen**, eine Ueberſetzung aus Dorat, **der unglückliche**

Bräutigam vom jüngern Herrn **Stephanie**, **und das Gespenst auf dem Lande**, ein Nachspiel. Im fünften Bande: **Macbeth**, von dem der Merkur schon geurtheilt hat, **die junge Griechin** aus dem Französischen, **die Grafen von Hohenwald**, das Probestück eines Anfängers, und **der Freund der ganzen Welt** nach Legrand. Im sechsten: die Versöhnung vom Herrn von **Gebler**, **die bestrafte Neugierde**, vom jüngern Herrn **Stephanie**, **nicht alles ist Gold was glänzt** nach Kapacelli, **der Tadler nach der Mode**, und **der neue Weiberfeind**, beyde vom ältern Herrn **Stephanie**.

Was die heurigen **Theatralneuigkeiten** vom Herrn **Müller** in Beyspielen dargethan haben, wie sich von Wien aus der beßre dramatische Geschmack auch in die Provinzen verbreite, über denen bishero noch die Barbarey gebrütet hatte, können wir auch mit einem neuen Prager Beyspiele belegen. Auch zu Prag übersetzt man nicht mehr allein, sondern wagt auch einige Versuche. **Fräulein von Hellmont**, ist noch ein höchst unvollkommner Debut, und eine bloße Nachahmung des Wiener Muster. Aber die Zeit bringt Rosen!

Immer bringt uns jede Meße eben so viel Komödien als Predigten, und wenn **Abbt** es für eine Satyre rechnen wollte, wenn er so viel Predigten in der allgemeinen Bibliothek beysammen fand: so würde ein Verzeichniß von Schauspielen, die nur seit drey Jahren in Teutschland gedruckt worden,

dem

dem lächerlich ſcheinen müſſen, der ſonſt die Gleichgültigkeit des teutſchen Publikums gegen dieſen Zweig der Poeſie kennt. Alles, was auſſer den oben angezeigten Stücken auf die letzte Meſſe gebracht worden, könnte einem neuen Fortſetzer von Gottſcheds nöthigen Vorrathe dienen: ſonſt aber geſchmackvollen Leſern und Zuſchauern das Theater auf ein ganzes Jahr verleiden. **Almanzaide**, oder **Gleichgültige**, **Regitor**, und **Sapius**, **die Verſchwiegenheit**, **Großmuth und Tugend** — lauter Titel für diejenigen, denen ihre Zeit nicht zu edel iſt, ſie mit ſchlechten Schauſpielen zu tödten. Ein gleiches Mittel, nicht die Langeweile zu vertreiben, ſondern herbey zu bringen, iſt das ganze Theater des Hrn. v. **Trauzſchen**, der mit einem zweyten Bande auftritt, ob man gleich eine heroiſche Tragödie, (und noch dazu einen Wittekind) ein bürgerliches Trauerſpiel, ein Luſtſpiel, ein rührendes Drama, und eine Nachkomödie, alles von gleichem Werthe, darinnen findet. So gar neue Ueberſetzungen ausländiſcher Schauſpiele, die für die Aufführung wichtig wären, wüßten wir nicht zu rühmen, wenn man nicht den ſchon ſo oft überſetzten Indigent von Mercier rechnen will, den ein Officier, beſſer als in allen vorigen Ueberſetzungen, unter dem Titel: **Die dürftige Familie** zu Hamburg herausgegeben hat.

Wir entfliehen alſo dem Drama, und eilen zu einer Gattung, die viele Jahre ganz leer ausgeht, weil ſie ihrer Natur nach nicht häufig bearbeitet werden kan. Seit Geßners Schöpfung der teutſchen

Idylle iſt dieſe Dichtungsart bey uns nur ſparſam kultivirt worden, und den meiſten ſeiner wenigen Nachfolger konnte man nicht einmal den zweyten Preis zuerkennen, geſchweige dann von ihnen ſagen, daß ihr Geſang ſüſſer ſey, als Honig vom Hymettus. So liebliche Dichter, als Geßner und Jacobi, haben in ihrer Art den größten Vorzug, daß ſie nie ungeſtraft nachgeahmt werden können. Eine mittelmäßige Epopee, eine halbwitzige Erzählung, eine leidliche Ode, ein erträgliches Schauſpiel können noch auf eine kurze Zeit ihr Glück machen, und der Nachahmer kan ſeinen Diebſtahl darinnen künſtlicher verſtecken. Aber aufgewärmte Süßigkeiten findet ſo gleich jedermann fade und widrig. Ein Ausweg blieb einem Idyllen-Dichter noch übrig, um die Neugierde des Publikums zu reitzen, er muß in Verſen ſchreiben. Aber nicht zu gedenken, daß er hier Gefahr lief, mit Kleiſt verglichen zu werden, der uns wenige aber glückliche Muſter dieſer Art hinterlaſſen, ſo müſſen ſeine Verſe der Geßneriſchen Proſa an Harmonie nicht weichen, noch ſein einiges Verdienſt ausmachen. Herr W. ſang wirklich Hirtenlieder, aber Schäfererzählungen in Verſen wollte er nicht wagen. Es blieb dies Unternehmen einem Manne vorbehalten, der ſich bereits in unterſchiedenen Almanachen als einen Mann angekündigt hatte, dem es nicht mißlingen würde. Herr Blum nemlich hat eine kleine Sammlung verſificierter Idyllen bekannt gemacht. Hätten wir dann alſo zu unſern Theokrit auch einen Bion oder Moſchus erhalten? In ſo fern gewiß nicht,

nicht, daß Herr Blum die Farben ſtärker aufgetragen, und ſeine Schäferinnen zu Hofdamen gemacht hätte. Vielmehr hat er auf Mahlereyen und Sentiments lieber Verzicht leiſten, als hierinnen mit Geßner wetteyfern wollen. Ueberhaupt in den höhern glänzenden Schönheiten, welche die Idylle Geßnern zu erſt zu danken hat, in der Innigkeit der Empfindung, in dem Intereſſe der Fabel, kan Blum nicht als Geßners Nebenbuhler angeſehen werden. Aber es gebührt ihm doch das groſſe Lob, das uns die Franzoſen in der Idylle allgemein zu geſtehn, daß er der ſchönen Simplicität treu geblieben, und von ſeiner Lehrerin der Natur manchen naiven Zug entlehnt hat. Der poetiſche Vortrag hat ihn weder zu Zwang noch zu Weitſchweifigkeit verleitet. Iſt ſeine Idylle keine Grazie, ſo iſt ſie doch eine ſchlanke Nymphe, die in einem artigen Negligee einher hüpft. Er erinnert uns minder an das goldne Zeitalter, als an Theokrit und Virgil, denen er verſchiedene Bilder und Wendungen glücklich nachformt, ſo wie ihn überhaupt die Mine des Antiken recht gut kleidet. Wir wünſchten eben ſo viel Gutes von einem andern neuen bukoliſchen Sänger ſagen zu können. Von den neueſten vortreflichen Geßneriſchen Idyllen begeiſtert, eilte Herr **Grader**, ein ganzes Bändchen nieder zu ſchreiben, in dem wir alle Eigenſchaften von Geßner gefunden haben — nur nicht ſeinen Geiſt. Indeſſen wird man einem Jüngling eher einen übereilten Schritt verzeyhen, den er vielleicht bald ſelbſt bereut, als es einem Manne, den die Kenner ſchon

ſo oft ſeines Unvermögens überzeugt haben, dem Weſtphäliſchen Herrn **Reckert** vergeben, wenn er uns im dritten Theile ſeiner vermiſchten Schriften eine ganze Reyhe von Idyllen in Verſen und in Proſa, und halb Verſe und halb Proſa darbietet, und den Tadel ſeiner Recenſenten Brodhunger ſchilt. Eine gleiche Verwegenheit hat ein Herr **Weißmann** begangen, dem die ſiciliſche Muſe im zweyten Buche ſo wenig hold iſt, als im erſten.

Zum Gegengifte gegen Weißmann, Reckert und Grader, über die man bald das Sat prata ausruft, kan die wohlgerathne Ueberſetzung des Paſtor Fido gebraucht werden, womit uns dieſe Meſſe überraſcht hat. Vom Urtheil des Verfaſſers der Grazien gereitzt, hat ein Ungenannter geglaubt, den Teutſchen einen Dienſt zu thun, wenn er den **Guarini** mit allen ſeinen Schönheiten und Fehlern in einer lesbaren Kopey bekannter machte, da durch Kritiker und Ueberſetzer der Kredit dieſes Dichters bey uns ſehr herabgekommen war. So wohl der ſchmachtende Affect als die acutezza des Italieners hat in der That bey ihm nichts verloren. Hingegen iſt die zaubervolle Harmonie des Originals zerſtört worden. Noch zum Glück hatte der Ueberſetzer ſo viel Selbſterkenntniß, nicht immer in Verſen zu überſetzen, da ſeine Verſe viele Härtigkeiten haben. Seit 1619. wäre nun dies die achte Verteutſchung des **treuen Hirten**; aber wir hoffen, daß die gegenwärtige nicht das Schickſal der vorigen ſieben haben ſoll, ſo wie ſie auch den Schaden nicht mehr ſtiften wird, welchen Guarinis Witz zu

den

den Zeiten der Hofmannswaldaue und Neukirche angerichtet hat. Sollte man nun nicht auch darauf bedacht seyn, die Ehre des Amintas zu retten?

Der **komischen Erzählung** geht es unstreitig viel übler als der Idylle. Seit 1768. bis jetzo glaubte jeder schaale Witzling ein Wieland oder Thümmel zu seyn, wenn er uns diluirte Einfälle andrer vorplauderte. Je seltner also noch unter den Teutschen die humoristischen Erzählungen sind, welche zu einer wahren Seelenkur gereichen können, desto willkommner war uns die Kopie von den **Kirschen** des Dorat. Doch haben wir in ihr nicht viel mehr, als die Erfindung von Dorat wieder gefunden. Die reitzende Delikatesse des liebenswürdigen Franzosen hat durch die wortreiche Paraphrase des Deutschen zu viel gelitten. Wir loben den Nachahmer, daß er den Schauplatz nach Berlin verlegt hat, daß er aber vom Tone des Originals abgewichen, und humoristischer zu seyn gesucht, können wir deswegen nicht billigen, weil er im Stil der Erzählung zu wenig Natur oder zu wenig Uebung zu haben scheint.

Die **poetische Epistel** scheint eine eben so leichte Gattung des Vortrags zu seyn, als die Erzählung, und doch wird sie unter uns sparsamer bearbeitet; unstreitig wohl deswegen, weil hier die Form allein den Leser nicht befriedigt, und die Mittelstrasse zwischen **Trockenheit** und Weitschweifigkeit schwer zu halten ist. **Die** scherzende, die gressetische und die familiere **Epistel** hat unter uns mehr Verehrer gefunden, **als die** höhere, und ins besondere

die philosophische. Zum Vorrath unsrer vertraulichen poetischen Sendschreiben haben wir jetzt einen kleinen Zuwachs bekommen, der, als der Versuch eines angehenden Dichters bemerkt zu werden verdient. Nemlich eben derjenige Herr **Göckingh**, dessen Sinngedichte Beyfall gefunden, hat ein Sendschreiben an eine Frau Kammerräthin publicirt, worinnen er ihr von seiner eignen Lebensart ganz artig verplaudert. Für diesen einzigen Brief geben wir den ganzen Band hin, dessen Verfasser Herr **Schreiber** sich selbst als einen Jüngling und Unstudirten characterisirt, an dem alles Natur sey. Wenn Natur hier nicht so viel als Gedankenlosigkeit heißt, so wissen wir nicht, wie damit die Belesenheit in unsern guten Dichtern übereinkommt, aus denen der Verfasser so viele Ideen mit seinen eignen Zusätzen verdorben hat.

Bey unbeträchtlichen Gedichten aus noch kleinern Gattungen, Z. E. bey den **neuen Naivitäten, Launen** und **Einfällen**, (und wie die modischen bequemen Titel weiter heissen,) dürfen wir uns nicht verweilen. Was bleibt uns also übrig, als noch von einigen **Uebersetzungen** zu reden? Eine Rangordnung unter ihnen nach ihrem Werthe anzustellen, könnte uns verleiten, auch der schlechten zu gedenken, und dafür dünkt uns der Raum dieser Blätter zu edel. Wir werden daher nur die merkwürdigen nach dem Range der übersetzten Autoren selbst klaßificiren. Und so müssen wir wohl vor allen Dingen ein paar Worte von einem neuen Versuche einer **Psalmenübersetzung** sagen, zumal

mal da ſie einen **Teller** zum Urheber hat. Nicht um die Kenntniſſe der orientaliſchen Litteratur zu rühmen, die daraus hervorleuchten. Wir würden ſie den Gelehrten ganz überlaſſen, wenn Herr Teller nicht auch auf die Erhaltung des poetiſchen Geiſtes geſehn, ja ſich ſo gar eines Metrums bedient hätte. Sie ſcheint uns eine neue vortrefliche Vorarbeitung für die **Ramler** künftiger Zeiten zu ſeyn, die ſich an eine neue poetiſche Ueberſetzung wagen möchten. Vornemlich muß man ſich freuen, daß Herr Teller durch die Geſetze, die er ſich ſelbſt auferlegt, allen ſeinen künftigen Nachfolgern die Arbeit aufs neue erſchwert hat.

Von David kommen wir auf **Homer**, deſſen Iliade Herr **Kütner** nunmehro vollendet hat. Ueber unſre jetzige Geſchäftigkeit, die Alten zu überſetzen, hat ſich der Merkur bereits neulich erklärt. Viele teutſche Leſer werden Herrn Kütner immer viel Dank wiſſen, da doch viele, die jetzt Schande halber den Homer mehr als dem Namen nach kennen wollen, nicht Luſt, Zeit, oder Kräfte haben, die Urſprache zu erlernen. Nur **Eingeweyhte** können den Geiſt des ehrwürdigen Dichtervaters ſchätzen: aber deswegen wollen wir es doch kein profanes Unternehmen nennen, wenn man etwas davon, ſo viel ſich in einer proſaiſchen Ueberſetzung thun läßt, auch dem gröſſern Haufen bekannt macht. Dieſer läuft bey Herrn Kütner doch nicht Gefahr, einen ſo ganz kraftloſen Homer, wie aus der neueſten Ueberſetzung von Macpherſon, oder wie aus Damm, keinen ſolchen poſtichen Homer, wie aus

den

den übrigen englischen und französischen Dollmetschungen kennen zu lernen, wenn er ihn gleich nur, wie in einem dunkeln Spiegel, erblickt.

Herr **Kütner** hat dem Homer den vermeynten **Orpheus** beygefügt. Hier sehen wir nicht die nemliche Nothwendigkeit einer Uebersetzung. Vielmehr zweifeln wir, daß das übertriebene Wunderbare des Gedichts vom Argonautenzug auf die teutschen Leser den nemlichen Eindruck machen werde, als die Leyer des wahren Orpheus auf die leblose Natur. Warum wählte Herr K. nicht dafür lieber den Apollonius?

So hätte er auch die kleinen Reste des **Kallimachus** unübersetzt lassen mögen. Lyrische Stücke der Griechen, in Prosa aufgelöst, sind gar zu sehr disjecti membra poetæ; und der Inhalt der Hymnen des Kallimachus interessirt vornemlich den Mythologen, der doch das Original zu Rathe ziehen muß. Ein andrer Fall war es mit dem kleinen Romane: **Leander** und **Hero**. Diesem, nach so manchen mißlungenen Versuchen, den Teutschen in seiner ganzen ursprünglichen Süßigkeit zu genieſſen geben, wäre ein wahres Verdienst. Allein dazu reichte Sprachkentniß nicht hin, sondern die Empfindung mußte hinzu kommen, die Herrn Kütner abzugehen scheint. Ueberhaupt würde er unstreitig seinen Arbeiten mehr Vollkommenheit gegeben haben, wenn er weniger übersetzt hätte. **Eine** vortrefliche Uebersetzung **eines einzigen** Alten kan allein unsterblich machen, aber sie kostet auch wohl den größten Theil des Lebens.

Man

Man iſt jetzo ſo emſig, den Layen die Schätze der griechiſchen Litteratur aufzuſchlieſſen, daß man allerley, ohne Unterſchied der Schwierigkeit oder des Werthes, überſetzt. **Achilles Tatius** hat bey den Fehlern des Heliodor und Longus nur einen geringen Theil ihrer Schönheiten. Dennoch haben wir auch ſeine Liebesgeſchichte teutſch erhalten. Indeſſen, wenn **Agathon** in Teutſchland auch nur den Nutzen geſtiftet hätte, daß man jeden Roman, ſo bald er griechiſch heißt, mit Begierde läſe: ſo hätte er unſtreitig viel gethan. Nur hätte der Ueberſetzer des Tatius mit weniger Flüchtigkeit und anhaltenderem Feuer arbeiten ſollen.

Der gute **Horaz**, an dem ſo viele ſich geübt, ſo viele ſich Schmach erworben, hat ſchon wieder einen neuen Verſuch an ſich machen laſſen müſſen. Wir glauben überhaupt, daß bey ihm die Nothwendigkeit einer Ueberſetzung weniger dringend ſey, als beym Homer. Als Ramler uns mit wenigen Oden die vortrefliche Probe machte, ſo wollte er Kennern ein Beyſpiel vorlegen, wie weit es unſre Mutterſprache durch Hülfe eines reichen Genies und eines unermüdeten Studiums im Wettſtreit mit der römiſchen bringen könne. Sonſt giebt es Leute aus allerley Ständen, die hier aus der Quelle ſchöpfen können, und Horaz kan ſogar mehr Leſerinnen zählen als Homer. Ungelehrten Leſerinnen könnte vielleich eine **proſaiſche** Ueberſetzung, wie die, ſo man uns jetzo zu **Anſpach** gegeben, beßre Dienſte leiſten, als eine poetiſche, aber immer nur den Dienſt der Summarien, nie wird ſie ihnen Geiſt und Compoſi-

position des Dichters zu fühlen geben. Der ungenannte Ueberſetzer ſcheint auch mehr auf buchſtäbliche Richtigkeit, als Feuer, Nachdruck und Harmonie geſehen zu haben. Er beſchenkt uns mit den ſämmtlichen Oden auf einmal! Herr Kütner verſpricht in einer ſeiner Vorreden auch noch eine Ueberſetzung des Horaz von Herrn Klodius. Welch eine Bibliothek horaziſcher Ueberſetzungen werden wir alſo nicht künftig noch anlegen können.

Von **engliſchen** Poeſien ſind uns nur zwey einigermaſſen denkwürdige Ueberſetzungen zu Geſicht gekommen. Zu Breslau hat man die angenehme Ballade: Armin and Elvira, und zwar in Verſen überſetzt, bey denen zu wünſchen wäre, daß der Verfaſſer im Mechaniſchen der Verſification mehr Uebung beſäſſe. Den **Salomo von Prior**, der zu Leipzig überſetzt worden, hätten wir füglich entbehren können, da dies Gedicht mehr zu Priors Lebensgeſchichte, als zur Kenntniß ſeines poetiſchen Charakters gehört.

Viel Dank hingegen gebührt dem Ueberſetzer der **Geſchichte des berühmten Predigers Gerundio von Lampazas**, da uns dies Buch mit dem ſpaniſchen Witze, und zwar ſo gar unſrer Zeiten, näher bekannt macht. Bey allen longueurs, die den Leſer anfangs faſt abſchrecken, iſt es immer ein merkwürdiges Nationalproduct. Die Ironie darinnen hat viel Salz, und würde noch piquanter ſeyn, wenn ſie mehr Mannigfaltigkeit hätte. Am wenigſten kan man es dem Pater **Jola** verzeyhen,

daß

daß ſich ſeine beſſern Prediger ſo gar ähnlich ſehen, und Z. E. der Predicateur Blas, bald einfältig, bald wie der feinſte Sophiſte ſpricht.

Der Sammlungsgeiſt iſt dieſe Meſſe auch genug geſchäftig geweſen, ohne uns aber doch irgend etwas Auserleſenes zu liefern. Ein Herr **Lentner** hat eine **ſchleſiſche Antologie** angefangen, bey der es ihm nur darum zu thun war, zu zeigen, daß ſein Vaterland auch Leute nähre, die einen Vers machen können. Zu **Augſpurg** hat ein Ungenannter die Chreſtomathie des Herrn Denis fortgeſetzt. Zu Leipzig hat man **Beluſtigungen für allerley Leſer** angeſtellt, unter denen man ſich vermuthlich auch ganz geſchmackloſe gedacht hat. Zu Mannheim ſind **einſame Beſchäftigungen zu Erweckung und Vergnügung des Herzens** gedruckt worden, in denen Gleim, Hagedorn u. ſ. w. unter eignen elenden Reimen des Sammlers ſtehn.

Neue Ausgaben gehören zur Geſchichte der Litteratur, vornemlich in Teutſchland, wo ſie nicht ſo ſchnell und ſo oft geſchehn, als in England und Frankreich. Sie ſind Zeugniſſe, nicht vom wahren Werthe der Bücher, aber doch vom Geſchmack des Publikums. In ſo fern muß man es bedauren, daß die ſchaamloſen **Gedichte in Grecourts Geſchmack** eine vermehrte Auflage erlebt haben. Man muß zugleich ſich betrüben, daß der Verfaſſer ſeinen reichen Witz theils zu Schmutz angewand, theils ſo ſehr auf die Folter geſpannt hat. Bey den neuen Editionen andrer Bücher wiſſen wir

gar

gar nicht, was wir von unſerm Publikum ſagen ſollen. Wozu hat man doch wohl **Liebichs** geiſtliche Lieder, **Steinbergs** Verſuch über die Gottheit und Religion, **Burmanns** kleine Lieder für kleine Mädchen, **die kleinen Poeſien**, den Geiſtern der Liebe, Freundſchaft und Freude heilig, unter dem neuen ſonderbaren Titel: **Potpourri**, nach dem Recepte des Leipziger Muſenalmanachs, **die Abendzeiten** u. ſ. w. wieder aufgelegt? Die meiſten dieſer Gedichte ſind uns erſt in ihrer zweyten Edition bekannt geworden, und, damit ſie nicht, auſſer ihren eigentlichen Verehrern, der übrigen feinern Welt auch zum zweyten mal unbekannt bleiben möchten, haben wir hier ihre Titel zuſammenſetzen wollen. Unverändert ſind wieder abgedruckt: **Schlegels** Werke, der Freund, eine Wochenſchrift des Herrn von **Kronegk**, **Sulzers** Theorie, erſter Theil, die **Frau nach der Mode**. Einige kleine Vermehrungen haben **Flögels** Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, und **Benzlers** Fabelanthologie zum Beſten der Kinder erhalten. Hingegen eine ganz neue Geſtalt haben **Duſchens** Briefe zur Bildung des Geſchmacks gewonnen. Eine ſchicklichere Anordnung, eine weitere Ausführung der ehemals zu kurz gefaßten Urtheile, und die Nachholung übergangner Gedichte zeichnen die neue Auflage des erſten Bandes aus.

Eben dieſe Briefe ſollen uns zu den kritiſchen Schriften dieſer Meſſe fortführen. Denn Herr **Duſch** hat ſie zugleich mit dem ſechſten Theile beſchloſſen, in welchem die poetiſche Satyre ihren Platz gefun-

gefunden, in ſo fern ſie einen Nebenzweig der Lehrpoeſie, in dem weitläuftigen Umfang, der ihr Herr Duſch in ſeinen Briefen giebt, aus macht. Auſſer dieſen Briefen beſteht unſer ganzer diesmaliger kritiſcher Reichthum in einigen fliegenden Blättern, die unter dem unbeſtimmten Titel: **von teutſcher Art und Kunſt** zuſammen gedruckt worden, übrigens aber mehr leiſten, als verſprechen. **Oßian** und **Shakeſpear** ſind ihre beyden groſſen Hauptthemata. Wir erinnern uns über dieſe erhabenen Genies nichts geleſen zu haben, welches dem Leſer das ächte Licht, worinnen ſie zu betrachten ſind, die Ort- und Zeitumſtände, welche auf ſie einen Einfluß gehabt, ſo anſchauend machte. Die erſten Anfänge der lyriſchen Poeſie unter allen Völkern und die Geſchichte des Trauerſpiels ſind in einer lehrreichen Kürze aus einander geſetzt. Ueber ſolche Gegenſtände läßt ſich allerdings nicht mit kritiſcher Kälte ſchreiben. Allein dieſe Blätter würden noch mehr Nutzen und minder Schaden ſtiften, wenn ſie weniger ſibilliniſch wären. Sie haben ganz den Ton der Schrift **von teutſcher Baukunſt**, die wir im vorigen Bande angezeigt haben, und die hier mit eingedruckt iſt.

Nichts wüßten wir nach ihnen zu nennen, als allenfalls die Abhandlungen von **Gellert** über die Fabel und die rührende Komödie, die, wir wiſſen nicht, wer zu einer Schulübung, oder um mit Gellerts Namen etwas zu verdienen, herzbrechend genug aus dem lateiniſchen überſetzt hat. Gegen unberufne Lobredner und Tadler, beſonders aber gegen

die Frechheit des Briefwechsels über den Werth teutscher Dichter, hat die allgemeine Bibliothek Gellerten in einen bündigen Aufsatze in Schutz genommen. Eine Parentation auf Klotz, voller Mäßigung, in eben diesem Journale, verdient gerühmt zu werden. Aber noch ein herrlicheres Stück Kritik, reich an den scharfsinnigsten Ideen, ist der Urtheilsspruch über Klopstocks Oden, die wir ganz bewundern würden, wenn der Verfasser einen etwas gemäßigtern Enthusiasmus für seinen Autor, und nicht so eine mystische Sprache hätte.

Die Leipziger Bibliothek hat, bey Gelegenheit Ramlers Oden, eine angenehme Abhandlung über die Gedichte geliefert, die für denkende Leser geschrieben worden; die uns noch angenehmer, wenn der Verfasser nicht die Wendung der Apologie hätte nehmen müssen.

Wegen des kecken und schaalen Tons, in dem die Herren zu Lemgo von Jacobi, dem goldnen Spiegel u. s. w. schwatzen, verweisen wir sie auf die 284. S. unsres ersten Bandes. Wir schweigen ganz vom Magazin der Kritik, so wie von den Breslauer Gedanken über neuere Schriften, welche letztere wohl nicht über das erste Stück anwachsen möchten. Auch sind die Theatralkritiker unter uns noch sehr emsig. Zu Wien, Prag, Breslau, Halle, und, wer weiß, wo sonst noch, werden Beurtheilungen von Dramen und Schauspielern geschrieben. Aber es ist unbegreiflich, wie man seit der Dramaturgie noch nicht zu

wissen

wiſſen ſcheint, daß dieſes Richteramt mehr Einſicht und Redlichkeit erfordere, als irgend ein Zweig der Kritik.

Zuſatz des Herausgebers.

Wiewohl ich, meines Orts eben ſo wenig mit dem Hrn. Verfaſſer dieſes Artikels über alles gleich denke als Er mit mir: ſo glaube ich, ſeine meiſten Urtheile ſind ſo gegründet und billig, daß wahre Kenner kein Bedenken finden werden, ſie zu unterſchreiben. Gleichwohl wünſchte ich, daß es Ihm gefallen hätte, ſich öfters ſtatt des beſcheiden tönen ſollenden **Wir** und **Uns** des noch beſcheidnern **Ich** zu bedienen.

Mein im dritten Bande des Merkurs geäuſertes Urtheil von den Werken des **Freyherrn von Gebler**, und des Hrn. Legationsraths **Hermann** in Weimar gereuet mich nicht, wiewohl dieſe Dichter noch unlängſt in einer gelehrten Zeitung von einem ungenannten, vermuthlich in ſeinen Augen ſehr groſſen Geiſt als **kleine Geiſter** tractiert und meine Wenigkeit wegen des denſelben ertheilten Lobes ziemlich ungezogen angeſchnarcht worden. Ich denke von den Dichtern und Schriftſtellern überhaupt wie **Cicero**, der darum nicht weniger ein ſo groſſer Geiſt war, als irgend ein Zeitungs-Criticus und Journaliſt, weil er ſagte: Par eſt, omnes omnia experiri, qui res magnas et magno opere expetendas concupiverunt. Quod ſi quem aut *natura ſua* aut *illa præſtantis ingenii vis* forte deficiet,

ficiet, aut *minus inſtructus erit magnarum artium diſciplinis: teneat tamen eum curſum quem poterit.* Nam *in Poetis*, non *Homero* ſoli locus eſt, aut *Archilocho*, aut *Sophocli*, aut *Pindaro:* ſed horum vel *ſecundis*, vel etiam *infra ſecundos. Orat. ad M. Brut. c. I.*

III.

Politiſche Neuigkeiten.

Noch dauert bey dem Beſchluß des wegen ſehr wichtiger politiſchen Vorfallenheiten bemerkungswürdigen 1773. Jahres nicht allein der ſo blutige Krieg zwiſchen **Rußland** und der **Ottomanniſchen Pforte**, ſondern es bleibt auch die traurige Ausſicht, daß derſelbe in dem folgenden Jahre mit eben der Verbitterung fortgeſetzet werden wird. Die Ruſſen, deren Verluſt bey dem Gefechte von **Siliſtrien** — groß geweſen ſeyn muß, haben ſich bald wieder erholet, und bey verſchiedenen Vorfallenheiten von neuen, durch beſondere Corps unter denen Generalen **Potemkin, Suwarow** und **Ungern** den Türken beträchtlichen Schaden zugefüget. Da alle übrigen Mächte von Europa darinnen einverſtanden zu ſeyn ſcheinen, ſich nicht in dieſen Krieg zu miſchen: ſo bleibt noch die gegründeteſte Hofnung, daß dieſes Feuer nicht allgemein werden kan.

Unter

Unter den Befehlshabern bey der Rußiſchen Armee iſt keine Veränderung vorgegangen, bey den Türken aber ſoll ganz kürzlich der Großvezier abgeſetzet worden ſeyn.

Noch vor dem 15ten September wurden die Ceßions-Tractaten mit den Geſandten der drey verbundenen Mächten und den Delegirten zu Warſchau unterſchrieben. Der mit Oeſterreich wurde zuerſt, hernach der mit Rußland, und endlich der mit Preuſſen geſchloſſen. Die Grenzen ſind in jedem beſtimmt, auf alle künftige Anſprüche von beyden Seiten, ſowohl von der in Verhandlung ſtehenden Macht, als auch der Krone Pohlen entſaget, u. ſ. w. Die Truppen der verbundenen Höfe ſollten nach eingetroffener Ratification, Pohlen räumen, und Rußland behielt ſich vor, zur Unterſtützung ſeiner Armee die ſeinigen noch bis zu Ende des Krieges mit der Pforte in dem Königreich zu laſſen. Endlich wurde nach vielen Unterhandlungen der 24ſte November zum Termin der Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Völker anberaumet, und die Generale **Richecourt** und **Lentulus** machten Anſtalt Warſchau zu verlaſſen; allein ungeachtet der wirklich erfolgten Abreiſe dieſer Generale, ſollen nun die Truppen dennoch in dem Königreiche verbleiben. Unterdeſſen ſind die Ratificationes von den Höfen wegen der Ceßions-Tractaten in Warſchau angelanget, und wird nunmehr auch die von dem Könige und der Republik ohnverweilt erfolgen.

Die Verlegenheit der Stadt **Danzig** vermehret ſich noch immer.

Gleich nach Unterzeichnung der Ceßions-Tractaten nahm am 15ten Sept. der Reichstag zu Warſchau ſeinen Anfang, wurde aber noch vor Anfang des Octobers bis auf den 22ſten Jenner 1774. prorogirt und der beſtätigten Delegation aufgetragen, die von den Höfen in den Tractaten anverlangte neue Regierungs-Form, mit Zuziehung der Geſandten zu entwerfen. Dieſe iſt nun der wichtige Gegenſtand der dermaligen Behandlungen. Daß Pohlen forthin ein Wahlreich bleibe, daß nur Piaſten ein Recht zur Wahl haben können, und daß der König ohne Einwilligung des aus den Groſſen des Reichs erwählten Staatsraths, nichts erhebliches vornehmen könne, wird zum voraus geſetzet; doch ſcheint es nicht, daß der zu beſtellende Staatsrath, auf Lebenszeit dabey bleiben, ſondern man glaubt, daß nach feſtgeſetzten Jahren, eine Abwechſelung ſtatt haben werde.

Die ſo ſchnelle Zurückkunft des Kayſers in Wien, welche in der Mitte des Sept. erfolget iſt, ſoll nicht ſowohl auswärtige Staatsgeſchäfte, als innere betroffen haben.

Der Kriegsrath-Präſident, **Graf** von **Laſey** hat unvermuthet alle ſeine Bedienungen niedergeleget, und Wien verlaſſen. Noch iſt die wichtige Stelle des Hof-Kriegsraths-Präſidenten nicht vergeben.

Die

Die Prinzeßin **Wilhelmina**, vierte Tochter des regierenden Landgrafens von **Heſſen-Darmſtadt**, hat ſchon den 26ten Auguſt die griechiſche Religion nebſt den Namen **Natalia Alexiewna** angenommen. Denſelbigen Tag iſt die öffentliche Verlobung derſelben mit dem Großfürſten **Paul Peterowitz** geweſen, und gedachter Prinzeßin der Titul Kayſerl. Hoheit und Groß-Prinzeßin beygeleget worden. Bey der den 10ten October erfolgten glücklichen Vermählung, haben die Frau Mutter der nunmehrigen Großfürſtin, die Frau Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt, und Dero beyden in Petersburg anweſenden Prinzeßinnen nebſt dem ganzen Darmſtädtiſchen Gefolge, der Freygebigkeit der **Kayſerin Catharina** würdige Geſchenke erhalten. Schon am 25ten November ſind gedachte Frau Landgräfin wieder zu Potsdam angelanget, und erhielten noch auf Dero Rückreiſe von Petersburg dahin, die Nachricht von der glücklichen Entbindung Dero zweyten Prinzeßin Tochter, der **Kronprinzeßin von Preuſſen** mit einem **zweyten Prinzen**; einer für das Königl. Preuſiſche Haus höchſt erfreulichen Begebenheit.

Der zeithero als Oberhofmeiſter bey dem Großfürſten geſtandene **Graf von Panin** iſt, vor der Vermählung, dieſer Stelle mit den größten Merkmalen der Kayſerlichen Gnade, und mit Belohnungen, wovon die Geſchichte vielleicht kein, oder doch wenige Beyſpiele hat, jenes Amtes entlaſſen worden. Dabey genieſſet er noch das völlige Ver-

trauen seiner Monarchin und des Großfürsten als erster Staats-Minister der auswärtigen Geschäfte.

Das Austausch-Geschäfte des Großfürstl. Antheils an dem Herzogthum **Holstein** gegen die Grafschaften **Oldenburg** und **Delmenhorst**, ist nun wirklich vollzogen und beendiget, so, daß nunmehro dem König von Dännemark und dessen Erben, ingleichen dem Erbprinzen **Friedrich** von Dännemark und dessen Erben, das ganze Herzogthum Hollstein **Gottorpischen** Antheils nebst allen Ansprüchen des Gottorpischen Hauses, zur Befestigung der Ruhe in Norden, abgetreten sind, wogegen die Krone Dännemark dem Großfürsten und dessen Erben die Stamm-Grafschaften **Oldenburg** und **Delmenhorst** abtritt. Die auf jeden haftende Schulden, hat der übernehmende Hof mit übernommen, und zu der Abtragung sich anheischig gemacht. Die von Holstein sollen beträchtlich seyn. Der Dänische Graf von **Reventlau** und der Großfürstl. Geheimderath von **Saldern**, haben als Principal-Commissarii dieses Geschäfte beendiget. Der Sohn des Bischofs von Lübeck ist noch vorhero zum Coadjutor von Lübeck ernählet worden. Auf dem Reichstag wird der Großfürst einstweilen das Gottorpische Votum fort führen, wann nicht diesem ansehnlichen Mitstand wegen Oldenburg und Delmenhorst in dem Reichsfürsten-Rath Stimmen zugestanden werden sollten.

Der König von **Schweden** hat wegen seiner Pommerschen Lande die Reichslehen durch seinen

nen Gesandten am Kayserl. Hof zu Wien, mit dem alten gewöhnlichen Ceremoniel, welches aber dermalen die Alt-Welt-Fürstlichen Häuser anzunehmen verweigern, empfangen.

Der Rußisch-Kayserliche Geheimde-Rath Freyherr von der **Asseburg** hat bey Gelegenheit der Vermählung des Großfürsten den Alexander-Newsky-Orden erhalten, und ist zum bevollmächtigten Minister an die allgemeine Reichsversammlung zu Regenspurg von der Rußischen Kayserin ernannt worden.

Der älteste Prinz des Prinz **Friedrichs** von **Zweybrücken**, der sämtlichen Bayerischen und Pfalzischen Lande präsumtiver Erbe, wird in Kurzem sich mit der ältesten **Prinzeßin** Schwester des Churfürsten von **Sachsen** vermählen.

Die zwischen den Churfürsten am **Rhein**, wegen des Rhein-Zolles sich hervor gethane, und das Comercium und die freye Handlung sehr beschwerende Mißhelligkeiten, sollen nun gründlich beygeleget werden.

Durch das am 8ten October erfolgte Ableben des Königl. Preußischen Generals von der Cavallerie, Herrn von **Seidlitz**, hat Europa einen seiner größten Generale verlohren.

Ludwig der XV. hat nun auch seinen dritten Enkel den **Grafen** von **Artois** mit der **zweyten Tochter** des Königs von **Sardinien** vermählet. Der verschiedentlich bekannt gewordene Graf von **Broglio** ist von neuen ins Exilium verwiesen

werden. Ein Vorfall, der für die Ruhe von Frankreich und von Europa vielleicht nicht unbeträchtlich iſt.

In **Engelland** ſcheint die Oſtindiſche Compagnie ſich noch nicht völlig erholen zu können.

Die Erziehung des Kronprinzen von **Dännemark** iſt dem General von der Cavallerie, **Grafen** von **Lichſtädt** aufgetragen worden. Es iſt dieſer der einzige von denjenigen, welche Antheil an der den 17ten Jenner 1772. an dem Däniſchen Hof vorgegangenen Revolution genommen hatten, der noch beybehalten worden iſt.

Unſtreitig, wie es ſchon letzthin bemerket worden, gehöret die Aufhebung des Jeſuiter-Ordens unter die gröſten Denkwürdigkeiten unſers Jahrhunderts. Pabſt **Clemens** der XIV. hat dabey Beweiſe der ihm beywohnenden gröſten Klugheit gegeben, und ihm ſind viele Catholiſche geiſt- und weltliche Fürſten gefolgt. Unter denen teutſchen Reichsfürſten iſt der Churfürſt von **Mainz** derjenige geweſen, welcher zuerſt die dazu dienlichen Maasregeln ergriffen. Durch die von dem Orden in denen meiſten Catholiſchen Reichen und Landen beſeſſenen groſſen Reichthümer, erwächſt den Landes-Herren ein beträchtlicher Zuwachs von Einkünften, wodurch ihre Macht anſehnlich vermehret wird, und durch die nun von den Landes-Herren getroffenen beſſern Einrichtungen, der Erziehungs- und Unterweiſungs-Anſtalten, ſind nicht geringe Vortheile für das gemeine Beſte zu hoffen.

ſen. Aller angewandten Vorſicht ohngeachtet, ſoll dieſe aufgehobene Geſellſchaft, nach ganz ſichern Nachrichten, groſſe Summen in Sicherheit gebracht haben, welche gar auf 60 Millionen Thaler angegeben werden. Nach Holland, Schweden und in die Preußiſchen Länder ſollen groſſe Reichthümer gewendet worden ſeyn, auch hat der König von Preuſſen dieſem Orden in ſeinen Landen allen Schutz angeboten und verſprochen.

IV.

Avertiſſement.

Auf beſonderes Anſuchen wird folgendes bekannt gemacht:

In unſerm Verlage wird mit dem Anfang des Jahres 1774. eine dem Unterrichte und dem Vergnügen des ſchönen Geſchlechts hauptſächlich gewidmete Wochenſchrift, unter dem Titel: **die Akademie der Grazien, oder litterariſche Unterhaltungen für Frauenzimmer**, erſcheinen. Es hat ſich hiezu eine Geſellſchaft von Gelehrten verbunden, die dem gröſten Theile nach als Schriftſteller dem Publikum ſchon rühmlich bekannt, und wegen der Verſchiedenheit ihrer Lieblingswiſſenſchaften, den Plan dieſer Wochenſchrift vollkommen auszufüllen im Stande ſind. Sie haben ſich zum Geſetze gemacht, nie zu vergeſſen, daß ſie für das ſchöne Geſchlecht ſchreiben. Dieſem Geſetze werden ſie nicht nur die Wahl ihrer Stücke, ſondern auch die Art der Ausarbeitung unterwerfen. So verſchieden auch der Geſchmack bey dem leſenden Theile der Damen ſeyn mag, ſo hoffen ſie es doch dahin

hin zu bringen, daß kein Aufſatz eingerückt werde, der nicht einen groſſen Theil der Leſerinnen intereßiren ſollte. Mannigfaltigkeit und Abwechslung ſoll durchgehends herrſchen, um die Aufmerkſamkeit der Leſerinnen deſto länger zu erhalten. Die Herren Verfaſſer ſchlieſſen aus ihrem Plane keine Wiſſenſchaft aus, die ihnen Gelegenheit giebt, etwas dem Frauenzimmer intereſſantes, oder nützliches vorzutragen. Moraliſche Stücke werden mit hiſtoriſchen, ernſthafte mit ſcherzhaften, proſaiſche mit poetiſchen, Originalſtücke mit Ueberſetzungen abwechſeln. Bald werden Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Damen, Erzählungen ſolcher Begebenheiten, wo das Frauenzimmer die groſſe Rolle geſpielet, Charaktere des weiblichen Geſchlechts zu verſchiednen Zeiten und unter verſchiednen Nationen vorkommen. Bald werden Stücke aus der Naturgeſchichte, und vorzüglich ſolche erläutert, die in die Oekonomie und das gemeine Leben Einfluß haben; dann und wann wird die Arzneywiſſenſchaft einen Aufſatz liefern, deſſen Inhalt auf die Erhaltung der Geſundheit und körperliche Erziehung abziele. Bisweilen wird eine Erzählung eines merkwürdigen Rechtshandels, wobey Frauenzimmer intereßiret waren, mit unterlaufen. Oefters werden die Herren Verfaſſer von Ausländern der alten und neuen Zeiten Stoff zur Unterhaltung der Leſerinnen herholen. Niemals werden ſie trockne und magere Auszüge liefern; am wenigſten iſt ihre Meynung, das ſchöne Geſchlecht mit Recenſionen, oder andern gelehrten Nachrichten und Streitigkeiten zu unterhalten. Mit einem Worte, ſie ſchmeicheln ſich, daß ihre Blätter weder das ermüdende Einerley, noch die leere Schwatzhaftigkeit woran die meiſten Wochenſchriften erkranken, und gemeiniglich eines jählingen Todes ſterben, anſtecken werde. Sie binden ſich deshalb an keine einſeitige Form des Vortrags; Briefe, Geſpräche, Diſcurſe, Erzählungen, Gedichte ꝛc. werden beſtändig einander abwechſeln.

Bey-

Beyträge von Verfaſſern, die nicht zur Geſellſchaft der Mitarbeiter gehören, werden franco an unſre Buchhandlung eingeſandt; und von dem Correſpondenten der Geſellſchaft, falls ſie dem Plane gemäß befunden werden, zum Drucke befördert, der auch nicht ermangeln wird, mit den Verfaſſern ſolcher Aufſätze, wenn ſie ſich genannt haben, zu communiciren.

Jeder Theil dieſer Wochenſchrift wird ſechs und zwanzig Bogen in groß Octav betragen. Wer auf den erſten, der in der Oſtermeſſe 1774. die Preſſe verlaſſen wird, noch vor Neujahr 1774, und bey jeder Lieferung des fertigen Theils, auf den folgenden pränumerirt, erhält ſolchen für 18 Sgr. Diejenigen aber, denen die wöchentliche Vertheilung deſſelben Bogenweiſe gefällt, zahlen für jeden einzelnen Bogen 1 Sgr. Die Herren Collecteurs empfangen auf 10 Exemplar eins, und auf 30 Exemplar viere frey. Jedes halbe Jahr wird ein Theil davon die Preſſe verlaſſen, und damit ſo lange fortgefahren werden, als es der begünſtigende Beyfall eines hochgeehrteſten Publikums verſtattet. Halle, den 1ſten October, 1773.

Johann Juſtinus Gebauers Wittwe

und

Johann Jacob Gebauer.

Inhalt

Inhalt

des Vierten Bandes des Merkurs.

Erſtes Stück.

I. Sendſchreiben an *** S. 3-16

II. Philoſophiſche Betrachtung über den Schauer des Körpers bey unangenehmen Dingen, beſonders zukünftigen oder blos möglichen. 16

III. Miſcellanien über litterariſche und andre intereſſante Gegenſtände, von dem Herausgeber des T. M.

1. Ueber einige ältere teutſche Singſpiele, welche den Namen Alceſte führen. 34

IV. Briefe über die neueſten Schriften aus der Naturgeſchichte. 73

V. Gelehrte Nachricht. 92

Zweytes

Zweytes Stück.

I. Poeſien. Du und Sie. Nach dem Voltaire. . . . 99-106

II. Auszug aus des Hrn. P. Brydone Reiſe auf den Aetna. . . 107

III. Beſchluß der Aſe-Reitha. . 119

IV. Betrachtungen über die Wahl der Nahrungsmittel. . . 134

V. Miſcellanien.

II. Ein ſonderbares Beyſpiel der herrſchenden Sucht witzig zu reden, in den Zeiten der Königin Eliſabeth von England. . . 154

III. Ueber eine Anekdote in Voltaire's Univerſal-Hiſtorie, die Herzogin von Mazarin, Hortenſia Mancini, betreffend. . . 159

VI. Briefe über die Recherches Philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois, par Mſr. de P***. Erſter Brief. 175

Drittes Stück.

I. Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Teutschen. . . . 195-244

II. Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom teutschen Parnaß. . 245

Zusatz des Herausgebers. . 275

III. Politische Neuigkeiten. . 277

IV. Avertissement. . . 283

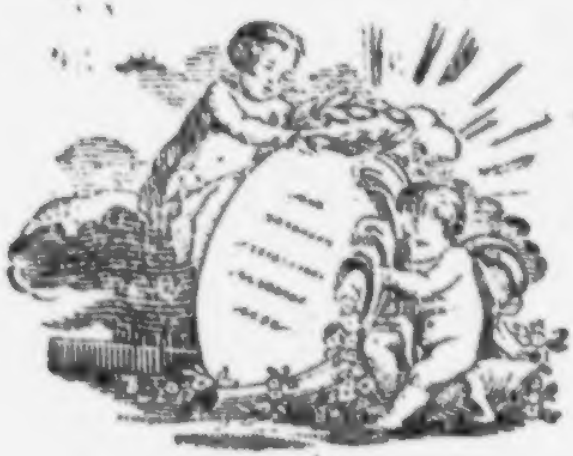

J. l. l. 522 b

Der

Teutſche Merkur

vom Jahr 1774.

Fünfter Band.

Weimar,
in Carl Ludolf Hoffmanns Verlag.

4533

Der

Teutſche Merkur.

Des Fünften Bandes
Erſtes Stück.

BIBLIOTH. ALBERTINA UNIVERS. LIPS.
EX D
GEORGII ET SOPHIAE
KESTNER
1892

Jänner 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Flüchtige poetiſche Stücke.

Neujahrswunſch.

Zum neuen Jahre Wünſche machen
Soll euch Merkur? Wohlan, es ſey!
Die Mode will's. Sie zu belachen
Steht zwar dem weiſen Manne frey;
Nur daß er nicht zu weiſe ſey
Sie lachend gleichwohl mit zu machen!
Zwar iſt, ich ſag' es ohne Scheu,
Von allen weſenloſen Sachen
Womit wir bis in Charons Nachen
Uns unterm Mond zu ſchaffen machen,
Nichts weſenloſers als ein Wunſch.

Und wenn bey ihrem Nektar-Punſch
Die Götter unſrer Wünſche lachen,
So haben ſie, beym Caſtor! recht.
Du ſchöne Harmonie der Sphären,
Wo bliebſt du, würde Zevs dem irdiſchen Geſchlecht
Nur Einen Wunſch auf jeden Kopf gewähren?
Nur Einen Wunſch — (wenn's euch gefällt
Fragt Eulern oder Pater Hellen!)
Mehr braucht es nicht, um eine Welt
Wie unſre, auf den Kopf zu ſtellen.
Zum Glück für uns und für die Welt
Fällt aller unſrer Wünſche wegen
Kein Flökchen Schnee, kein Tröpfchen Regen
Mehr oder weniger als fällt,
Wenn wir uns auf die Ohren legen,
Und laſſen alles ſich bewegen
Wie es dem lieben Gott gefällt.

Der Menſch hat ſeinen Kreis zum Würken,
Und weh uns, wenn wir, ſtatt zu thun
Was unſers Thuns iſt, gleich den Türken
Auf einem Sopha gähnend ruhn,
Und hoffen, während daß wir zu den Engeln lachen,
Werd' etwan ein Genie der Lampe rüſtig ſeyn

Und

Und unſre Arbeit für uns machen.
Verlaßt euch drauf! Er wird ſo gütig ſeyn
Und ſeiner Wege gehn. Gerad' in dieſem Falle
Schlägt, glaubet mir, das Sprüchwort ein:
Für ſich ein Jeder, Gott für alle!

Bey allem dem geſteh ich ein,
Von allen unſern Albernheiten
Hat dieſe Wünſcheſucht am mindſten zu bedeuten.
Was man ſich wünſchet hoft man gern,
Und iſt die Hofnung nicht des Lebens Angelſtern?
Noch mehr, ein Wunſch, den wir verſchenken,
Iſt eine Art Wohlthätigkeit,
Falls euch beliebt hinzuzudenken,
Der Wünſcher wäre ſehr bereit,
Wenn er der groſſe Mogol wäre,
Noch mehr zu thun; — und kurz und gut,
Ein frommer Wunſch bey warmen Blut
Macht immer unſerm Herzen Ehre.

Wohlan! was wünſch' ich dann — an dieſem
erſten Tag
Des Jahres, da man zählen mag

Von unſers Herrn Gepurt Eintauſend Sieben-
hundert
Und vier und Siebenzig, — der werthen Chri-
ſtenheit?
Ich ſehe wohl, die Leutchen wundert,
Wie dies ſich enden wird? — Verzeyht
Wenn es zu lange währt! Ich lieb' in allen Sachen
Den nächſten Weg, wiewohl er zweymal oft ſo weit
Als jener iſt, den andre Wandrer machen.
Ein guter Weg iſt einen Umweg werth,
Und minder iſt oft mehr, wie Leſſings Prinz
uns lehrt.
Ihr kennt ja, denk ich, die Töchter Schah
Bambos, die Coliſiſchetten,
Die Schatullidſen, Dindonetten,
Und Blaſſardinen, und wie die Chronik weiter ſie
nennt,
Die, einem Orakel zu folge, die ganze Welt durchrennt,
Vom Indus bis ins Land der Negern und Mulatten,
Zu ſuchen — und was? Natürlich, was ſie nicht
hatten.
Nun, däucht mich wäre dies ein Wunſch für
jedermann:

Was einer nicht hat, iſt juſt was man ihm wünſchen kan.

So wünſch ich denn uns allen mit einander
Zufriedenheit, der Güter höchſtes Gut!
Den Galliern, Geduld, den Polen, frohen Muth,
Den Teutſchen, attiſch Salz, den Britten, leichtes Blut,
Europen, keinen Alexander,
Und Alexandern, eine Welt,
Nur weit genug von der worauf wir Armen ſchleichen!
Den Zwölfen, deren Hand der Parzen Scheere hält,
Sich ſtets in Güte zu vergleichen;
Dem teutſchen Bunde, keinen Feind,
Dem beſten Kayſer, Seinesgleichen,
Und jedem Fürſten, einen Freund;
Den Philoſophen, etwas Zweifel
An eigener Unfehlbarkeit;
Der Prieſterſchaft viel Duldſamkeit,
(Und den Verdammungsgeiſt, zum T**l!)
Den Schulcathedern, Mutterwitz,
Den Klöſtern keine Fraticelli; (*)

(*) S. Bayle unter dieſem Artikel.

Und auf Sanct Peters heil'gen Siz
Stets einen Pabſt wie Ganganelli.
Den Dichtern, viel Philoſophie,
Und ſehr viel Schlaf den Dichterlingen,
Und, heilt nichts ihre Phreneſie,
Die Kunſt, in ſich hinein zu ſingen. (*)
Den Kritikern, ein kleines Ohr,
Das deſto feiner hört und richtet;
Und Eicheln g'nug dem Bardenchor
Das ſich und uns zu Gothen dichtet.
Den Sängern, mehr Gefühl als Kunſt,
Den Mahlern, reizende Modele;
Und keiner Kais, Fürſtengunſt,
Und jeder Schönen, eine Seele.
Den Groſsvezieren, Menſchlichkeit,
Viel Freyheit, den Kosmopoliten;
Dem Höfling, niemals lange Zeit,
Und ach! Verſtand den Abderiten!
Und jedem Autor, einen Kopf,
Und Langſamkeit, den Recenſenten,
Und keinen Deckel jedem Topf,
Und dem Merkur viel Abonenten!

W. Frag-

(*) Wie der Flötenſpieler von Alabandus, qui intus canebat. Cicero.

Fragment
eines Geſprächs.

X. Was hemmet deinen Lauf? Wie? Reizt dich nicht die Ehre?
Wenn ich auf deinem Gleis und unberühmt noch wäre,
Ich ſäumte keinen Tag, ich ſparte keine Müh!
Hier winkt die Proſe dir — und dort die Poeſie;
Hier — wäreſt du zu klein, zu arm an eignen Schätzen,
Hier iſt ein dritter Weg, — du kannſt ja überſetzen.
Was iſt die Trägheit denn, die dich vom Ruhm entfernt?
Nun? — Schwäche, die ſich kennt, und noch im Dunkeln lernt?
Verzweiflung, daß du nichts, des Lobes werth, gebohren,
Daß keine Dichterzunft zum Mitglied dich erkohren?
Iſt dein Geſchmack denn ganz am Schönen dir geraubt?
Scheint dir der Lorbeer klein um eines Sängers Haupt?

Macht Themis dir vielleicht so grämliche Gesichter?
Sind Akten dein Beruf? Bist du nicht mehr ein Dichter?
Was hilft es, daß Horaz, Catull, Virgil, Homer,
Daß **, Ramler, Kleist, Gay, Pope, Utz, Voltär,
Nicht blos im Bücherschrank dein Zimmer tapezieren,
Nein, immer bey dir sind, dein ganzes Herz zu rühren?
Wohlan, so schreibe nun! D. Ich thät es wirklich gern,
Doch weis ich nicht, wovon? X. Sing einem großen Herrn,
Wähl einen Fürsten dir, und, als ein Freund zu rathen,
Besinge, wenn du kannst, des großen Josephs Thaten.
D. Ich? Ihn? X. Warum nicht das? Sieh, eine goldne Uhr,
Auch eine Dose wohl hascht man auf dieser Spur!
D. Nein, Toback will ich eh aus Bley und Leder nehmen,
Eh mich ein schlechtes Lied vor Lesern soll beschämen.

Doch

Doch deine Freundſchaft nicht undankbar zu ent-
weihn,
Will ich — hier unter uns — einmahl vertrau-
ter ſeyn.
Wie? Muß der ſchöne Trieb, ſich Ehre zu erwerben,
Bey Kenntniß dieſer Welt nicht in der Blüthe
ſterben?
Ein göttlich Werk erſcheint. — Der Kenner las
entzückt!
Der Neid verſtummte faſt, von Schönheit unter-
drückt!
Man ſah die Kritiker zum Lobe nun verbunden,
Und in der ſeltnen Schrift war noch kein Fehl ge-
funden.
Geh zum Miniſter hin. Ihn ehrt das ganze Land;
Von Damen wird er ſchön, von Männern klug
genannt.
Er kaufte dieſes Werk, und ließ es prächtig binden,
Sah ein paar Blätter an — und kann es itzt nicht
finden.
Doch, Fräulein, Sie entzückt das reizende
Gedicht?
„Es iſt ein artig Stück — Nein; Treffeldame
nicht —

„Was machen Sie, Baron?„ O, dieſe ſanften Töne,
Empfindung, feiner Scherz, und Ausdruck — Meine Schöne,
Sie eilen von mir weg? — — Herr Doktor, ſteht es wohl? —
Sie kennen ihn gewiß, Germaniens Apoll;
Unübertreflich iſt das lezte ſeiner Werke —
„Das glaub' ich Ihnen zu — Der Himmel gebe Stärke,
„Die Euren dieſes Monds mit Glück zu überſtehn;
„Und, weil von Büchern doch Erwähnung itzt geſchehn,
„Ich las die Probeſchrift des jungen Doktorandeu — „
Herr Hofrath, ſind Sie ſchon vom Spieltiſch aufgeſtanden?
Doch nein — ich ſtöhre Sie — ein Buch in Ihrer Hand —
„Ich nahm es, weil ich es hier auf dem Sopha fand —
„Es iſt Emilia — (Verzeihn Sie, ich muß gähnen,)

„Von

„Von Leßing — Ohne Streit, es rühret bis
zu Thränen.
„Allein, ich bin nicht mehr ein Freund von Tän-
deleyn;
„Wenn ich was leſen ſoll, ſo muß es gründlich
ſeyn. „

Und noch viel tödtender! Er eilt, der große
Kenner,
Eraſt, der ſchöne Geiſt und aller Muſen Gönner,
Er eilt, und reißt das Buch dem Hofrath aus der
Hand:
„Gewiß, nicht wenig iſt dem Shakeſpear hier ent-
wandt,
„Und auch dem Sophokles. — Doch wett ich
auf mein Leben,
„Daß uns Virginia Emilien gegeben. —
„Zwar der Decemvir gleicht wohl Leßings Prin-
zen nicht —
„Das Pathos ſind ich ſchön; noch ſchöner das Geſicht,
„Das Conti uns gemalt — Die Situationen,
„Der lebende Contraſt, die Sitten der Perſonen, —
„Das alles iſt ſehr ſchön, und die Entwicklung gut,
„Und recht ein Meiſterſtück die mütterliche Wut!

K. Ja freylich, nur zu wahr! Doch giebt es andre Richter
Und Seelen voll Gefühl; für diese sey ein Dichter.
D. So sprich, was ist zu thun, wenn selbst unedler Neid
Die besten unter uns durch Eifersucht entzweyt?
Soll ich durch Schmeicheley die Stimmen mir erkaufen?
Soll ich zu den Partheyn gebückt mit Weihrauch laufen?
Der Leser Hälfte blind, die andre laulicht sehn,
Der Zeitungsschreiber Lob durch baares Geld erflehn,
Um einen Vorbericht die großen Dichter bitten,
Damit sie meinen Werth durch Lob und Zank erstritten?
Soll ich denn ihnen selbst mein schönes Werkchen weihn,
Und prahlen, so wie K*, ihr trauter Freund zu seyn?
Soll ich dem Tadler stolz Hohn und Verachtung geben,
Den, der mich wieder lobt, bis zum Olymp erheben?
Bis zu Verbeugungen vor dem Verleger stehn,

Von

Von dem, der mich verwirft, hin zu dem andern gehn,
Um endlich, meinen Vers, zur Strafe meiner Sünden,
Wie eine Mordgeſchicht, — genug — gedruckt zu finden,
Soll ich durch Unterſchrift die Käufer zu mir ziehn,
Und ſelbſt Verleger ſeyn, und alle Welt bemühn,
Und hören, (wenn ſie bald den Werth der Waare ſuchen,
Wenn ſie ihr Geld bereun,) mich und mein Werk verfluchen?
Doch dieſes nur beyher. — Wenn aber Unverſtand,
Wenn Bosheit und Betrug den Richterſtuhl entwandt, —
Wenn U** — N. Sachte, Freund — ich bitte — keine Namen;
Dir ſelber ſchadeſt du — Säe nicht der Zwietracht Samen!
D. Wenn Ziegra, Wittenberg — N. Ich ſage dirs, halt ein!
D. Wenn ſie das Heiligthum der Muſen ſtolz entweihn,

Wenn

Wenn Klopstocks Singgedicht der eine schaal gefunden,
Der andre Kamlers Flug mit seinem Bley gebunden;
Dann bringt — und muß es nicht? — gerechte Wut mich auf,
Ich schließe als Poet den kurzen Lebenslauf.
Viel lieber will ich so mein kleines Pfund vergraben,
Als Tadel oder Lob von solchen Richtern haben.
Doch alles ist dieß nicht. Gesezt, ich bin bekannt,
Gesezt, mein Name wird mit Beyfall nur genannt:
Gehab dich wohl, o Ruh, für mich bist du verlohren!
Was seh ich? Wer entreißt mich dieser Menge Thoren? —
Hier wird ein Paar getraut — Dort ist ein Todesfall;
Und jeder wartet schon auf meiner Leyer Schall!
„Du kennst die junge Braut, du theilest ihre Freude — —„
Gut, daß ich nicht ein Amt als Stadtpoet bekleide!
„Doch du beweintest ja den früh entrißnen Mann —„

Was hilft es, wenn ich noch ſo tragiſch klagen kann?

Itzt reiſet ein Student, und läßt ſich bey mir melden:

Er weiſt in ſeinem Buch mir erſt des Witzes Helden.
Denn läßt er gütig mir die Wahl des Blattes frey,
Zu zeigen, daß ich auch für ihn ein Dichter ſey.
Nun bringt ein Autor mir ein Alphabet, beſchrieben;
Ha, wär' ich armer Thor doch unberühmt geblieben!
Mein Urtheil, ſagt er zwar, doch er begehrt mein Lob.
O, welche ſchwere Wahl! — Wenn ich ſein Werk erhob,
Um ſeiner los zu ſeyn, läßt er die Welt es wiſſen:
Sagt' ich den Tadel frey, — wird er die Ruthe küſſen? —

Ich eile, nun befreyt, zum ſchattenreichen Hain,
Der Schönheit der Natur mich als ein Menſch zu freun:
Auch da weiß mich Kriſpin zu ſuchen und zu finden.
Er ſpricht vom jungen May, von zephyrlichen Winden,
Lieſt mir ein neu Gedicht, das ich verwünſche, ver,
Und quälet mit Geſchwätz mein ſchon betäubtes Ohr,

Ja

Ja, ist so grausam noch, fest den Entschluß zu fassen,
Mich heute Abend nun nicht wieder zu verlassen.
X. Noch bist du nicht so weit! Es ist ein schöner Traum,
Besiege dich nur selbst; gieb eitler Furcht nicht Raum!
D. Setz ich auf Titelblatt in Laubwerk und in Rahmen,
Wie, oder soll ich nicht? den roth gedruckten Namen?
Wähl ich das Erste: gut! Denn ist das Urtheil leicht:
Ein Neuling! — erste Frucht — noch unreif — ziemlich seicht!
Doch, bleib' ich ungenannt: wer wird mich Armen! loben?
Nicht selten hat man so den ärgsten Feind erhoben.
Dieß hat die Kritiker viel weiser schon gemacht,
Ein Fremder findet nichts, als Kaltsinn und Verdacht.
Die Schrift bestimmet nicht das Urtheil ihrer Hände,
Der Name nur allein, die Vorred' und das Ende!
Und — nimm die besten aus — die größte Zahl ist blind,

Wenn Nicolai, Weiß und W** Richter ſind. —
Doch ein Muſäum kömmt! — Der Strom iſt
nicht zu hemmen,
Vor Lachen muß Sejan ſich in die Seiten ſtemmen.
Es ſtarrt mit offnem Maul den wunderbaren Mann,
Der ſo poßierlich ſchreibt, der Pöbel jauchzend
an. — —
Und du verlangeſt noch, ich ſoll den Saft der Reben
Und dieſen heitern Lenz für ſo ein Handwerk geben?

Von einem Ungenannten.

An Lenette.

Ein Gott der Freude ſezte Dich
Auf junge Roſen neben mich,
Als Du gebohren wurdeſt, nieder.
Die jungen Roſen blühten ſchön,
Vom Himmel freundlich angeſehn,
In jedem neuen Lenze wieder.

Da flochteſt Du der Blumen viel
Mit Lächeln um mein Saitenſpiel;

Da giengſt Du, liebliche Lenette!
Den ausgeſtorbnen Tannenhain,
Worinn ich traurte, zu erfreun,
Mir nach in Deiner Blumenkette.

So bald ich, meiner Wüſte nah,
Dich in der Blumenkette ſah,
Und hörte Dich in öden Gängen;
So wurde mir die Luft erhellt,
Der Tannenhain zum Roſenfeld
Und jeder Sturmwind zu Geſängen.

O beſtes Mädchen, wenn Du einſt
Dies Auge ſterben ſiehſt, und weinſt,
Dann komm in Deiner Blumenkette;
Dann, beſtes Mädchen! hänge Du,
Mit einem Blicke voller Ruh,
Die Roſen um mein Sterbebette.

J.

An eben dieſelbe.

Auf ein im October gefundenes Veilchen.

Ein frölicher Sylphe,
Der, wenn die Lerche ſich hebt,
Mit ihr in blauen Lüften ſchwebt;
Des Frühlings treuer Gehülfe,
Der ihm das Füllhorn reicht,
Und über zarte Knoſpen ſchleicht,
Und ihnen Wohlgeruche giebt,
Und jede Blume des Graſes liebt;
Ein Gott voll Unſchuld, wie die Blüthe
Der Linden im Thal,
Und voll beſcheidner Güte,
Wie nächtlicher Thau, bey Mondesſtrahl;
Der ſah von ſeinem Roſenbette,
Wo neben ihm ein Sylphen-Mädchen ſchlief,
Dich, Freuden athmende Lenette!
Wie Geiſter ſehen, ſah er tief
In deine liebliche Seele,
So lieblich, wie die grüne Höhle,
In deren Innerſtem ein Kind, das nie gewacht,
Das keine böſe That gedacht,

Ein kaum geborner Amor lacht.
Der fröliche Sylphe,
Der Gott voll Unſchuld, wünſchte ſich, dein,
Und nicht des Frühlings Gehülfe,
Nicht ſeiner Sylphide Liebling zu ſeyn:
Er eilte durch den Hain,
Mit friſchen Kränzen ſchön behangen,
Und küßte dich.
Jedoch auf deinen ſterblichen Wangen
Verlohren ſeine Küſſe ſich
In einen Roſenduft, in eines Windes Wehen:
Nun ſtand der Gott, vom Lenz allein geſehen,
Und weinte bitterlich,
Denn alle Küſſe verlohren ſich.
Wo ſeine Thränen fielen,
Da ſproß ein Veilchen empor,
Und eine von ſeinen Geſpielen
Aus der Nymphen Chor,
Liſpelt ihm ins Ohr:
Deine Küſſe fühlen
Kan das Erden-Mädchen nicht;
Aber ſpäter, wenn die Farben
Jedes Blumenbeets erſtarben,

Wenn der Winzer ſchon die Traube bricht,
Dann erſcheint, dich zu beglücken,
Hier, vom alten Nord umſchwärmt,
Deine Schöne, ſich zu ſchmücken,
Und dies Veilchen abzupflücken,
Welches ſich an ihrem Buſen wärmt.

J.

Auf Adelaidens Fächer.

Der Fächer und Zephyr.

Der Fächer.

Zephyr, du Mädchenfreund!
Komm aus deinen Gebüſchen;
Komm, wir wollen, vereint,
Adelaiden erfriſchen.

Zephyr.

Vereint mit dir?
Ich, deſſen roſigte Schwingen
Die ganze Natur verjüngen?
Es winken mir
Lilien und Narciſſen;
Es rufen mich zu Tänzen und Küſſen,

Im frölichen May,
Götter und Nymphen herbey.
Dich aber ſchuf die Tändeley,
Mein Säuſeln nachzuahmen;
Am Putztiſch einer Damen,
Ein kleines Spielwerk ohne Nahmen,
Zur ewigen Sclaverey.
So wehe denn mit deinem gebrechlichen Flügel,
Du thörichtes Ding!
Und ich erwart', am Sonnenhügel,
Den goldnen Schmetterling.

Der Fächer.

Achte mich immer gering,
Du, mit deinem ſchönen Flügel,
Den der Himmel bethaut!
Ich, mit Adelaiden vertraut,
Und von ihrer Hand getragen,
Laſſe dir, in Frühlingstagen,
Deiner Blumengöttin Wagen,
Sonder Neid.
Denn, von dieſer Sterblichen getragen,
Eil' ich, oft geheime Klagen,
Oft ein Lächeln zu verſtecken,

Und der Wangen Röthe zu decken,
Still beſorgt, daß ihre Lieblichkeit
Dieſer ungeheiligten Erde
Nur im Schleyer ſichtbar werde.

J.

Ein Minnegeſang.

Ich weiß der ſchönen Fräulein keine,
Die ſo gefällt
Der ganzen Welt,
Als Fräulein Sunnemann die Kleine!

Von Elb und Weſer an die Seine
Sind gegen die —.
Die Fräulein, wie
Golconder gegen Böhmer Steine!

Was gäb' ich, wäre ſie die meine!
Der Britten Gold
Gäb' Ezebold *
Für ihre zarte Lipp' alleine!

* Ein Dichter aus den Zeiten der Minneſinger, hat dieſe zween Verſe hergegeben.

Wir nennen ſie die gute Kleine,
Sie tanzt, ſie ſingt,
Sie hüpft, ſie ſpringt
Für Freuden oft auf einem Beine!

Der Cammerjunker, Herr von Line,
Hält nicht von ihr
So viel, wie wir,
Denn neulich nennt' er ſie die Feine.

Die Fräulein Sunnemann die Kleine,
Die Gütigſte,
Die Ehrlichſte
Vom rothen Meere bis zum Rheine,

Die ſollte, lieber Herr von Line,
Die Feine ſeyn?
Nein, ſag ich, nein,
Die Fräulein Hadloub iſt die Feine.

Die Fräulein Sunnemann die Kleine
Hält nicht zurück
Mit Red' und Blick,
Iſt ſanft und fromm, und nicht zum Scheine;

Was ich zuweilen launiſch meine,
Das meint auch Sie;
Und Sympathie
Macht, daß ſie ſchluchzt, wenn ich nur weine.

Bin ich in ihrem Birkenhayne,
Dann wünſch ich Ihr,
Dann wünſch ich mir,
Daß Liebe ſich mit uns vereine.

Daß aber Sie, die gute Kleine,
Des Wunſches lacht,
Das, glaub ich, macht
Der Cammerjunker Herr von Eine.

Der Cammerjunker Herr von Eine
Der hüte ſich,
Er kennet mich,
Den raſchen Ritter an der Leine!

Verſcheiden muß, wird Sie die Seine,
Nach Schuß und Stich,
Er, oder Ich,
Und das, bey ſeiner Ziegelſcheune!

Dann aber, lieber Herr von Eine,
Wenn Ritter ſiegt,
Und Junker liegt,
Dann welch Gewinſel, welch Geweine!!

Deswegen, lieber Herr von Eine,
Hielt ich dafür,
Sie ließen mir
Die Fräulein Sunnemann, die Kleine.

Gleim.

Der neue Pigmalion.

„Mich nun verlaſſen, Cynthio!
Mich nun auf ewig? Liebſt du ſo
Die zärtliche Roſette?
Belohnſt ſie mit Verrätherey,
Und achteſt wenig ihr Geſchrey,
Am naßgeweinten Bette?

Verſchmähſt getreuer Liebe Gunſt,
Da ſie, behülflich deiner Kunſt
Den Marmor zu beleben,
Zu deinen Venus-Bildern dir,
Was ſchön und artig war an ihr,
In Unſchuld Preis gegeben?

Wohlan, Verräther! ſo vergiß,
Wer dieſe Hülle mir entriß
Mit ſeinen Schmeicheleyen?
Und ach! mit Küſſen ohne Zahl,
Wer durfte mir zum erſtenmal
Die junge Bruſt entweihen?

Du fliehſt Roſettens Angeſicht?
O Cynthio! ſo ſprachſt du nicht:
Du wirſt es mir geſtehen:
Als ich die Hülle faßte, gieng,
Und meine Heiligen behieng,
Aus Furcht, ſie möchten ſehen;

Als noch mein unverſtellter Blick,
Zu manchem hohen Meiſterſtück,
Am Morgen, dich entzückte;
Als ich, ſo bald der Abend kam,
Das Werkzeug deinen Händen nahm,
Und dich mein Arm beglückte?„

„Verzeih, Beliebteſte, verzeih!
Mein Ruf iſt eine Wüſtenei,
Verborgen deinen Küſſen.
In Wäldern muß ich, fromm und wild,
Für jedes allzuſchöne Bild,
Nach dir geformet, büßen.

Im Himmel, o du gutes Kind!
Bekenn' es nur, im Himmel ſind
Nicht Heben und Dianen:
Da treffen wir uns wieder an;
Ich will indeß, ſo gut ich kann,
Für uns die Wege bahnen.„

Das treue Mädchen weinte Blut;
Und dennoch wandelte, voll Muth,
Der Heilige von dannen;
Bereits im Haar den goldnen Schein,
Im Kopfe nichts als Engelein,
Agneſen und Suſannen.

Nach einer kurzen Reiſe, kroch
Er in ein dunkles Felſenloch,
Und baute ſeine Zelle.

Dann trug er Steine in den Wald
Zuſammen, und die wurden bald
Zur artigen Capelle.

In tiefer Reue ſchnizt' er nun,
Vom Beten dann und wann zu ruhn,
Sich eine Magdalene,
Mit blonden Locken, dünner Tracht,
In allen Theilen wohlgemacht,
Bis auf die kleinſte Thräne.

Sie lag am Felſen jämmerlich,
So ſchön, daß auch ein Türke ſich
Mit ihr betrübet hätte.
Und wißt ihr, wem ſie ähnlich war?
An Auge, Buſen, Mund und Haar,
Der weinenden Roſette.

„Was ſeh' ich? Welche Prüfung! O!
Der Himmel will, deß bin ich froh,
Die ſtolze Bruſt zermalmen.
Ich folge willigliche.„ Er bringt
Das Bild in ſein Capellchen; ſingt
Ihm lauter Klage-Pſalmen.

Und pflegt es mit geweihter Hand,
Und ſchenkt ihm täglich allerhand
An Blumen und an Kerzen.
Er ſeufzet, kniet ohn' Unterlaß;
Jedoch auf einmal ſchreckt ihn was
In ſeinem bangen Herzen.

Er geht, mit Zweifeln angefüllt,
Und ſucht, und flieht das ſchöne Bild,
Verändert ihm die Stelle;
Berührt es, jammert, bebt zurück,
Und ſchließet jeden Augenblick,
Und öffnet die Capelle.

Berühmt im ganzen Lande ward
Herr Cynthio, mit ſeinem Bart
Und ſeiner Magdalene.
Da kamen Pilger, weit und breit,
Matronen voller Heiligkeit,
Und manche junge Schöne.

Die opferten. Was half es ihm?
Und was dem innern Ungeſtüm
Sein Beten und Caſteyen?
Er ſchmachtete, verzehrte ganz:
Kein Faſttag und kein Roſenkranz
Vermocht' ihn zu befreyen.

An einem frühen Morgen ſchlug
Sein Herz ihn wach: Der Arme trug
Ein Lämpchen in die Mette.
O Bild! ſo reizend warſt du nie:
Sein Geiſt verirrte ſich; er ſchrie:
Ach, heilige Roſette!

Und alſobald erwärmte ſich
Der Marmor; ſeine Bläße wich;
Der Buſen ſchien zu beben;

Die Augen glänzten allgemach;
Da lächelte das Bild, und sprach:
O Cynthio, mein Leben!

Roſette war es. Sie vergaß
Den Liebling nicht. Roſette ſaß
Bey ſeiner Magdalene.
„Vergönne, daß, in frommer Ruh,
Ich mit den Heiligen, wie du,
Mein Engel! mich verſöhne.

Zu deinen Bildern hielt ich ſtill,
Wenn du ſie formteſt, und ich will
Zur Buße mich bequemen.
Du magſt zu einer Urſula,
Walpurgis und Cäcilia,
Von mir die Züge nehmen.„

Das that er; und im ganzen Land,
Auf Märkten und an Wegen, ſtand,
Von allen um die Wette
Bekränzt, in Weihrauch eingehüllt,
Mit einer Glorie, das Bild
Der lachenden Roſette.

J. G. Jacobi.

Petrarch und Laura.

Petrarch und Laura, Heilige der Liebe!
Wer eure Nahmen höret oder lieſt, der fühlt
In ſeinem Herzen Etwas eurer Liebe!
Petrarch und Laura! — — Wer es fühlt,
Der ſeufzt, iſt er Petrarch, er ſeufzt und klaget,
Daß keine Laura, keine Laura mehr
Zu finden ſey; und, iſt ſie Laura, dann ſo klaget
Die arme Zärtliche noch mehr,
Daß kein Petrarch, kein einziger zu finden
Auf Erden ſey, und ſeufzt, Petrarch, zu dir
Im Himmel, ſtirbt, dich dort zu finden,
Und deine Laura dir zu nehmen, Treuer, dir!
Ach wäre ſie lebendig doch geblieben,
Die arme Zärtliche! So zärtlich, wie
Petrarch und Laura, wollten wir uns lieben;
Und, lebt ſie noch, ihr Götter! wo iſt Sie?

Gleim.

Der Tod
der Alten und der Neuen.

Der Tod der Neuen iſt ein Knochen-Mann,
Der unbarmherzig uns mit einer Senſe droht,
Und ſeine Zähne weiſt und prahlt: Ich bin der Tod,
Der keines Menſchen ſchonen kann!
Mit Schrecken ſehn wir ihn!
Uns graut vor ſeiner Todten-Schaar,
Und könnten wir, wir würden ihm entfliehn.

Der Tod der Alten war
Ein ſchöner Jüngling: zärtlich, voll Erbarmen.
Elende trug er auf den Armen
Das Jammerthal hinaus, o Himmel! deſſen Blumen
Nicht ihnen blüheten,
Das Jammerthal hinaus, o Himmel! deſſen Blumen
Nicht ihnen Balſam dufteten,
Hin, in Eliſien.

Gleim.

II.

Die Abderiten.

Eine sehr wahrscheinliche Geschichte.

Vorbericht des Verfassers.

Diejenigen, denen etwan daran gelegen seyn möchte, sich der Wahrheit der bey dieser Geschichte zum Grunde liegenden Thatsachen und characteristischen Züge zu vergewissern, können, wofern sie nicht Lust haben, solche in den Quellen selbst, nemlich in den Werken eines Herodots, Diogenes Laertius, Athenäus, Aelians, Plutarchs, Lucians, Paläphatus, Cicero, Horaz, Petron, Juvenal, Valerius, Gellius, Solinus, u. a. aufzusuchen, sich aus den Artikeln Abdera und Demokritus in dem Bayliſchen Wörterbuche überzeugen, daß dieſe Abderiten nicht unter die wahren Geſchichten

im Geſchmacke der Lucianiſchen gehören. Sowohl die Abderiten als ihr gelehrter Mitbürger Demokritus erſcheinen hier in ihrem wahren Lichte; und wiewohl der Verfaſſer, bey Ausfüllung der Lücken, Aufklärung der dunkeln Stellen, Hebung der würklichen und Vereinigung der ſcheinbaren Widerſprüche, die man in den vorbemeldten Schriftſtellern findet, nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben ſcheint: ſo werden doch ſcharfſinnige Leſer gewahr werden, daß er in allem dieſem einem Gewährsmanne gefolget iſt, deſſen Anſehen alle Aeliane und Athenäen zu Boden wiegt, und gegen deſſen einzelne Stimme das Zeugnis einer ganzen Welt, und die Entſcheidung aller Amphictyonen, Areopagiten, Decemvirn, Centumvirn und Ducentumvirn, auch Doctoren, Magiſtern und Baccalauren, ſamt und ſonders ohne Würkung iſt, nemlich, der Natur ſelbſt.

Sollte

Sollte man dieſes Werklein als einen, wiewohl geringen Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes anſehen wollen, ſo läßt ſichs der Verfaſſer ſehr wohl gefallen; glaubt aber, daß es dann weder mehr noch weniger ſey, als was alle Geſchichtbücher ſeyn müſſen, wenn ſie nicht mit der ſchönen Meluſine, und dem kleinen König Laurin, dem Gezwerg, in Eine Claſſe geſtellt ſeyn wollen.

Sollte aber jemand auf die Gedanken kommen, daß dieſe Abderiten wohl eine Art von Satyre auf kleine Republiken ſeyn könnten: ſo laſſen wir ihm unverhalten, daß es wenigſtens des Verfaſſers Meynung nicht geweſen, eine Satyre zu ſchreiben; es wäre dann, daß man dieſem Wort eine Bedeutung geben wollte, vermöge welcher jede Geſchichte zur Satyre würde. Weſſen Schuld iſt es, wenn die Abderiten lächerlich ſind? Gewiß des Autors nicht; denn es hieng nicht von ihm ab, zu

machen, daß die Abderiten keine Abderiten seyn ſollten; und wer deßwegen über ihn grißgramen wollte, würde mit gleichem Recht über einen Mahler zürnen, der den Homeriſchen Therſites häßlich gemahlt hätte. Ein Mahler kann Ideale, Bildniſſe, oder Grotesken machen, je nachdem es ihm gefällt; aber Ideale und Grotesken ſind keine Bildniſſe; und wenn es ſich zutrift, daß ſie jemanden ähnlich ſehen, ſo hat vermuthlich Natur oder Zufall die Schuld daran. Es iſt ſchwer, ſich in Gedanken zu einem Grade von Schönheit zu erheben, der das ſchönſte in der Natur merklich übertreffe; aber vielleicht ganz unmöglich, eine Karrikatur zu erfinden, die keinem Geſchöpfe Gottes ähnlich ſehe.

Die Abderiten.

I.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien, verliert ſich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns ſehr gleichgültig ſeyn, ob ſie ihren Namen von Abdera, einer Schweſter des berüchtigten Diomedes, Königs der Biſtoriſchen Thrazier (*) — der ein ſo großer Liebhaber von Pferden war, und deren ſo viel hielt, daß er und ſein Land endlich von ſeinen Pferden aufgefreſſen wurde (**) — oder von Abderus, einem Stallmeiſter dieſes Königs, oder von Abderus, dem Liebling des Herkules, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhundert nach ihrer erſten Gründung, vor Alter wieder zuſammen gefallen, als Timeſius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreyßigſten Olympiade, unternahm, ſie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarſchaft aufkommen laſſen wollten, lieſſen ihm nicht Zeit, die Früchte ſeiner Arbeit zu genieſſen (***); Sie trieben ihn wieder fort, und

(*) Solin. Polyhiſt. c. x. (**) Palaephat. de Incredib. erklärt auf dieſe Weiſe die Fabel, daß dieſer Fürſt ſeine Pferde mit Menſchenfleiſch gefüttert habe, und ihnen endlich ſelbſt vom Herkules zur Speiſe vorgeworfen worden ſey.

(***) Herodot. I. 43.

Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis, ungefehr um das Ende der Olympiade 59, die Einwohner der Joniſchen Stadt Teos — weil ſie keine Luſt hatten ſich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe giengen, nach Thrazien ſegelten, und da ſie, in einer der fruchtbarſten Gegenden deſſelben, dieſes Abdera ſchon gebauet fanden, ſich deſſen als einer verlaſſenen und niemanden zugehörigen Sache bemächtigten, auch ſich darinnen gegen die Thraziſchen Barbaren ſo gut behaupteten, daß ſie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hieſſen, und einen kleinen Freyſtaat ausmachten, der (wie die meiſten griechiſchen Städte) ein zweydeutig Mittelding von Demokratie und Ariſtokratie war, und regiert wurde, — wie kleine Republiken von jeher regiert worden ſind.

„Wozu (rufen unſre Leſer) dieſe nichtsbedeutende Deduction des Urſprungs und der Schickſale des Städchens Abdera in Thrazien? Was kümmert uns Abdera? Was liegt uns daran, zu wiſſen, oder nicht zu wiſſen, wann, wie, wo, warum, von wem, und zu was Ende eine Stadt, welche längſt nicht mehr in der Welt iſt, erbaut worden ſeyn mag?„

Geduld, günſtige Leſer! Geduld, bis wir, eh ich weiter fort erzähle, über unſre Bedingungen einig ſind. Verhüte der Himmel, daß man euch zumuthen ſollte, die Abderiten zu leſen, wenn ihr gerade was nöthigeres zu thun, oder

was

was beſſeres zu leſen habt! — „Ich muß auf „eine Predigt ſtudiren — Ich habe Kranke „zu beſuchen. — Ich hab' ein Gutachten, „einen Beſcheid, eine Leuterung, einen unter„thänigſten Bericht zu machen. — Ich muß „recenſiren. — Mir fehlen noch ſechzehn „Bogen an den vier Alphabeten, die ich mei„nem Verleger binnen acht Tagen liefern „muß. — Ich hab' ein Joch Ochſen ge„kauft. — Ich hab' ein Weib genommen —„ In Gottes Nahmen! Studiert, beſucht, referirt, recenſirt, überſezt, kauft und freyet! — Beſchäftigte Leſer ſind ſelten gute Leſer. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verſtehn ſie uns halb, bald gar nicht, bald (was das ſchlimmſte iſt) unrecht. Wer mit Vergnügen, mit Nutzen leſen will, muß gerade ſonſt nichts anders zu thun noch zu denken haben. Und wenn ihr euch in dieſem Falle befindet, warum ſolltet ihr nicht zwo oder drey Minuten daran wenden wollen, etwas zu wiſſen, was einem Salmaſius, einem Barnes, einem Bayle, — und, um aufrichtig zu ſeyn, mir ſelbſt, weil mir nicht zu rechter Zeit einfiel, den Artikel Abdera im Bayle nachzuſchlagen — eben ſo viele Stunden gekoſtet hat? Würdet ihr mir doch geduldig zugehört haben, wenn ich euch die Hiſtorie vom König in Böhmenland, der ſieben Schlöſſer hatte (*), oder die Geſchichte

(*) *Triſtram Shandy* Vol. VIII. p. 60.

der drey Calender (*) zu erzählen angefangen hätte.

Die Abderiten also, hätten (dem zu folge, was wir bereits von ihnen —

„Ohne Unterbrechung, wer waren doch die drey Calender, von denen eben izt die Rede war?„

Verzeihen Sie mir, Madame, — die Rede war von keinen Calendern; von den Abderiten sprachen wir. Aber wenn es ihnen nun just gemüthlich seyn sollte, Geschichten von Calendern (welche, im Vorbeygehen gesagt, mit Calendergeschichten nicht verwechselt werden müssen:) zu lesen, so werden Sie in **Tausend und einer Nacht, Tausend und einem Tag**, und **Tausend und einer Viertelstunde**, deren sehr viele finden. Freylich kann ich Ihnen nicht versprechen, daß sie durchgehends so angenehm, so erbaulich, so natürlich und so wunderbar, als die Geschichte der drey Calender, die ich in petto behalte, seyn werden; aber, wie wollen Sie auch, daß man Ihnen alles erzählen sollte, was man erzählen könnte? oder wie kann man wenigstens alles auf einmal erzählen?

Die Abderiten also, hätten (dem zufolge, was bereits von ihnen gemeldet worden ist,) ein

(*) Gold. Spiegel. III. S. 80.

ein ſo feines, lebhaftes, witziges und kluges Völkchen ſeyn ſollen, als jemals eines unter der Sonne gelebt hat. — „Und warum dies?„

(Dieſe Frage wird uns nicht von den Gelehrten unter unſern Leſern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher ſchreiben, wenn alle Leſer ſo gelehrt wären, als der Autor? Die Frage: Warum dies? iſt allemal eine ſehr vernünftige Frage. Sie verdient, wo die Rede von menſchlichen Dingen iſt, allemal eine Antwort; und wehe dem, der verlegen oder beſchämt, oder ungehalten wird, wenn er ſich auf warum dies vernehmen laſſen ſoll. Wir unſers Orts würden die Antwort ungefodert gegeben haben, wenn die Leſer nicht ſo haſtig geweſen wären. Hier iſt ſie!

Teos war eine Athenienſiſche Colonie, von den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohns, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athenienſer waren von jeher ein muntres und geiſtreiches Volk, und ſind es noch, wie man ſagt. Athenienſer, nach Jonien verſezt, gewannen, unter dem ſchönen Himmel, der dieſes von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder-Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebürge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Joniſchen Griechen die Günſtlinge der Muſen. Home-

rus ſelbſt war, der gröſten Wahrſcheinlichkeit nach, ein Jonier. Die Erotiſchen Geſänge, die Mileſiſchen Fabeln (die Vorbilder unſrer Novellen und Romanen) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcäus, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger — Aſpaſia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler, — der Grazien waren aus Jonien; Anakreon ſogar ein geborner Tejer. Dieſer lezte mochte etwan ein Jüngling von achtzehn Jahren ſeyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat,) als ſeine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweiſe, daß er ſeine den Liebesgöttern geweyhte Leyer nicht zurück gelaſſen, ſang er dort das Lied an ein thraziſches Mädchen, (in Barneſens Ausgabe das Ein und ſechzigſte,) worinn ein gewiſſer wilder Thraziſcher Ton mit der Joniſchen Grazie, die ſeinen Liedern eigen iſt, auf eine ganz beſondere Art abſticht.

Wer ſollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem erſten Urſprung Athenienſer — ſo lange Zeit in Jonien einheimiſch — Mitbürger eines Anakreons — ſollten auch in Thrazien den Charakter eines geiſtreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Urſache davon geweſen ſeyn mag,) das Gegentheil iſt auſſer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, ſo ſchlugen ſie aus der Art. Nicht daß ſie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verlohren,

lohren, und ſich in Schöpſe verwandelt hätten, wie Juvenal ſie beſchuldigt (*). Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Einbildung gewann einen ſo groſſen Vorſprung über ihre Vernunft, daß es dieſer niemals wieder möglich war, ſie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen; aber ſelten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo ſie angebracht wurden, oder kamen erſt, wenn die Gelegenheit vorbey war. Sie ſprachen viel, aber immer ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, was ſie ſagen wollten, oder wie ſie es ſagen wollten. Die natürliche Folge hievon war, daß ſie ſelten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu ſagen. Zum Unglück erſtreckte ſich dieſe ſchlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich ſchloſſen ſie den Keficht erſt, wenn der Vogel entflogen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbeſonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht beſſer gieng, wenn ſie ſich beſannen. Machten ſie (welches ziemlich oft begegnete,) irgend einen ſehr dummen Streich, ſo kam es immer daher, weil ſie es gar zu gut machen wollten; und wenn ſie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Weſens recht lange und ernſtliche Berathſchlagungen hielten, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, daß ſie unter allen möglichen Entſchlieſſungen die ſchlechteſte ergreifen würden.

Sie

(*) *Iuvenal.* Satyr. X. v. 50.

Sie wurden endlich zum Sprüchwort unter den Griechen. Ein Abderitischer Einfall, ein Abderiten-Stückchen war bey diesen ungefehr, was bey uns ein Schildbürger- oder bey den Helvetiern ein Lalleburger-Streich ist. Zum Exempel: Es fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres grossen Marktplatzes gesezt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie liessen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delphinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stund, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk spielen lies, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, liessen sie also die ganze Gruppe in ihr Zeughaus bringen; und so oft man solche einem Fremden wies, bedauerte der Aufseher des Zeughauses sehr ernsthaft im Namen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein

Ein andermal erhandelten ſie eine ſehr ſchöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meiſterſtücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefehr fünf Fuß hoch, und ſollte auf einen Altar der Liebesgöttin geſtellt werden. Als ſie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben ſich für feine Kenner und ſchwärmeriſche Liebhaber der Künſte aus. Sie iſt zu ſchön, riefen ſie einhellig, um an einem niedrigen Platz zu ſtehen. Ein Meiſterſtück, das der Stadt ſo viel Ehre macht, und ſo viel gekoſtet hat, kann nicht zu hoch aufgeſtellt werden; ſie muß das Erſte ſeyn, was den Fremden beym Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Dieſem glücklichen Gedanken zufolge ſtellten ſie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Wäſchernymphe vorſtellen ſollte, ſo nöthigten ſie doch alle Fremden, zu geſtehen, daß man nichts vollkommners ſehen könne.

Uns dünkt, dieſe Beyſpiele beweiſen ſchon mehr als zu viel, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man ſie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln ſehr, ob ſich ein Zug denken läßt, der ihren Charakter ſtärker zeichnen könnte, als dieſer: daß ſie, (nach dem Zeugnis (*) des Juſtinus) die Frösche in und

um

(*) *Juſtin.* Epit. L. XV. c. 2.

um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen liessen, daß sie selbst endlich genöthiget waren, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander an einen dritten Ort zu begeben. Dies Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es endlich so kommen würde. Der Fehler lag in der That blos an den Mitteln, wodurch sie dem Uebel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten, dies einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war, daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankamen, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegputzten, daß eine Meile rings um Abdera nicht einer übrig blieb, der dem wiederkommenden Frühling βρεκεκεξ κοαξ κοαξ entgegen gesungen hätte.)

2.

Keine Luft ist so dicke, kein Volk so dumm, kein Ort so unberühmt, daß nicht zuweilen ein grosser Mann daraus hervorgehen sollte, sagt Juvenal. Pindarus und Epaminondas wurden in Böotien gebohren, Aristoteles zu Stagira, Cicero zu Arpinum, Virgil im Dörfchen Andes bey Mantua, Albertus Magnus zu Lauingen, Martin Luther zu Eisleben, Sixtus

tus V. im Dorfe Montalto, in der Mark Ancona, und einer der beſten Könige, die jemals geweſen ſind, zu Pau in Bearn. Was Wunder, wenn auch Abdera, zufälliger Weiſe, die Ehre hatte, daß der größte Naturforſcher des Alterthums, Demokritus, in ihren Mauern das Leben empfieng.

Ich ſehe nicht, wie ein Ort ſich eines ſolchen Umſtandes bedienen kann, um Anſprüche an den Ruhm eines groſſen Mannes zu machen. Wer gebohren werden ſoll, muß irgendwo gebohren werden; das übrige nimmt die Natur auf ſich; und ich zweifle ſehr, ob auſſer dem Lykurgus ein Geſetzgeber geweſen, der ſeine Fürſorge bis auf den HOMVNCVLVS ausgedehnt, und alle möglichen Vorkehrungen getroffen hätte, damit dem Staat wohlorganiſirte, ſchöne und ſeelenvolle Kinder geliefert werden. Wir müſſen geſtehen, in dieſer Rückſicht hatte Sparta einiges Recht, ſich mit den Vorzügen ſeiner Bürger Ehre zu machen. Aber in Abdera, wie beynahe in der ganzen Welt, ließ man den Zufall und den Genius walten,

— natale comes, qui temperat aſtrum.

und wenn ein Protagoras (*) oder Demokritus

(*) Ein berühmter Sophiſte von Abdera (etwas älter als Demokritus) welchen Cicero dem Hippias, Proditus, Gorgias, und alſo den größten Männern ſeiner Profeßion an die Seite ſezt.

tus aus ihrem Mittel entſprang, ſo konnten ſie eben ſo wenig dazu, als Lykurgus und ſeine Geſetze, wenn in Sparta ein Dummkopf oder eine Memme gebohren wurde.

Doch dieſe Nachläßigkeit, wiewohl ſie eine dem Staat äuſſerſt angelegene Sache betrift, möchte noch immer hingehen. Die Natur, wenn man ſie nur ungeſtört arbeiten läßt, macht meiſtens alle weitere Fürſorge für das Gerathen ihrer Werke überflüßig. Aber wiewohl ſie ſelten vergißt ihr Lieblingswerk mit allen den Fähigkeiten auszurüſten, aus welchen ein vollkommner Menſch gebildet werden könnte: ſo iſt doch eben dieſe Ausbildung das, was ſie der Kunſt überläßt; und es bleibt alſo einem jeden Staate noch Gelegenheit genug übrig, ſich ein Recht an die Vorzüge und Verdienſte ſeiner Mitbürger zu erwerben. Allein auch hierinnen lieſſen die Abderiten ſehr viel an ihrer Klugheit zu vermiſſen übrig; und man hätte ſchwerlich einen Ort finden können, wo für die Bildung des innern Gefühls, des Verſtandes und des Herzens der künftigen Bürger weniger geſorgt worden wäre. Die Bildung des Geſchmacks, d. i. eines feinen, richtigen und gelehrten Gefühls alles Schönen, iſt die beſte Grundlage zu jener berühmten Sokratiſchen Kalokagathie, oder innerlichen Schönheit und Güte der Seele, welche den liebenswürdigen, edelmüthigen, wohlthätigen

und

und glücklichen Menſchen macht. Und nichts iſt geſchickter, dieſes richtige Gefühl des Schönen in uns zu bilden, als wenn alles, was wir von der Kindheit an ſehen und hören, ſchön iſt. In einer Stadt, wo die Künſte der Muſen in der größten Vollkommenheit getrieben werden, in einer ſchön gebauten und mit Meiſterſtücken der bildenden Künſte angefüllten Stadt, in einem Athen, gebohren zu ſeyn, iſt daher allerdings kein geringer Vortheil; und wenn die Athenienſer zu Platons und Menanders Zeiten mehr Geſchmack hatten, als tauſend andere Völker, ſo hatten ſie es unſtreitig ihrem Vaterlande zu danken.

Abdera führt in einem griechiſchen Sprüchworte (über deſſen Verſtand die Gelehrten, nach ihrer Gewohnheit, nicht einig ſind,) den Beynahmen, womit Florenz unter den Italiäniſchen Städten prangt. Wir haben ſchon bemerkt, daß die Abderiten Enthuſiaſten der ſchönen Künſte waren; und in der That, zur Zeit ihres größten Flors, das iſt eben damals, da ſie auf einige Zeit den Fröſchen Platz machen mußten, war ihre Stadt voll prächtiger Gebäude, reich an Mahlereyen und Bildſäulen, mit einem ſchönen Theater und Muſikſaal (Ωδειον) verſehen, kurz, ein kleines Athen — den Geſchmack allein ausgenommen. Denn zum Unglück erſtreckte ſich die wunderliche Laune, von welcher wir oben geſprochen haben, auch auf ihre Begriffe vom Schönen und An-

ſtändigen. Latona, die Schutzgöttin ihrer Stadt, hatte den ſchlechteſten Tempel; Jaſon, der Anführer der Argonauten, hingegen (deſſen goldenes Vlies ſie zu beſitzen vorgaben,) den prächtigſten. Ihr Rathhaus ſah wie ein Magazin aus, und unmittelbar vor dem Saale, wo die Angelegenheiten des Staats erwogen wurden, hatten alle Kräuter- Obſt- und Eyerweiber von Abdera ihre Niederlage. Hingegen ruhte das Gymnaſium, worinn ſich ihre Jugend im Ringen und Fechten übte, auf einer dreyfachen Säulenreihe. Dieſer Fechtſaal war mit lauter Schildereyen von Berathſchlagungen, und mit Statuen in ruhigen oder tiefſinnigen Stellungen ausgeziert (*). Hingegen ſtellte das Rathhaus den Vätern des Vaterlandes eine deſto reizendre Augenweide dar. Denn wohin ſie in dem Saal ihrer gewöhnlichen Sitzungen die Augen warfen, glänzten ihnen ſchöne nackende Kämpfer oder badende Dianen und ſchlafende Bacchanten entgegen; und Venus mit ihrem Buler im Netze Vulkans allen Einwohnern des Olympus zur Schau ausgeſtellt, (ein groſes Stück, welches dem Sitz des Archons gegen über hieng,) wurde den Fremden mit einem Triumphe gezeigt, der den ernſten Phocion ſelbſt genöthi-

(*) Was hier von den Abderiten geſagt wird, erzählen andre alte Schriftſteller von der Stadt Alabandus. S. *Cel. Rhodog.* Lect. Ant. L. XXVI. cap. 25.

nöthiget hätte, zum erstenmal in seinem Leben zu lachen. Der König Lysimachus (sagten sie) habe ihnen sechs Städte und ein Gebiet von vielen Meilen dafür angeboten. Aber sie hätten sich nicht entschliessen können, ein so herrliches Stück hinzugeben, zumal da es gerade die Höhe und Breite habe, um eine ganze Seite der Rathsstube einzunehmen; und überdies habe einer ihrer Kunstrichter in einem weitläuftigen, mit grosser Gelehrsamkeit angefüllten Werke die Beziehung des allegorischen Sinnes dieser Schilderey auf den Platz, wo sie stehe, sehr scharfsinnig dargethan.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle Unschicklichkeiten, wovon diese wundervolle Republik wimmelte, berühren wollten. In den ältesten Zeiten der Stadt war, vermuthlich einem Orphischen Institut zufolge, der Nomophylax, oder Beschirmer der Gesetze, (eine der obersten Magistratspersonen) zugleich Vorsinger bey den gottesdienstlichen Chören, und Oberaufseher über das Musikwesen. Dies hatte damals seinen guten Grund. Aber mit der Länge der Zeit ändern sich die Gründe der Gesetze; diese werden alsdann durch buchstäbliche Erfüllung lächerlich, und müssen also nach den veränderten Umständen umgegossen werden. Aber eine solche Betrachtung kam nicht in Abderitische Köpfe. Es hatte sich öfters zugetragen, daß ein Nomophylax erwählt wurde,

der zwar die Geſetze ganz leidlich beſchirmte, aber entweder ſchlecht ſang, oder gar nichts von der Muſik verſtund. Was hatten die Abderiten zu thun? Nach häufigen Berathſchlagungen machten ſie endlich die Verordnung: „Der beſte Sänger aus Abdera ſollte hinfür allezeit auch Nomophylax ſeyn; und dabey blieb es, ſo lang Abdera ſtund. Daß der Nomophylax und der Vorſänger zwo verſchiedene Perſonen ſeyn könnten, war in zwanzig öffentlichen Berathſchlagungen keiner Seele eingefallen.

Es iſt leicht zu erachten, daß die Muſik, bey ſo bewandten Sachen, zu Abdera in groſſer Achtung ſtehen mußte. Alles in dieſer Stadt war muſikaliſch; alles ſang, flötete und leyerte. Ihre Sittenlehre und Politik, ihre Theologie und Koſmologie war auf muſikaliſche Grundſätze gebaut; ja, ihre Aerzte heilten ſogar die Krankheiten durch Tonarten und Melodien. So weit ſcheint ihnen, was die Speculation betrift, das Anſehen der größten Weiſen des Alterthums, eines Orpheus, Pythagoras und Plato, zu ſtatten zu kommen. Aber in der Ausübung entfernten ſie ſich deſto weiter von der Strenge dieſer Philoſophen. Plato verweiſet alle ſanften und weichlichen Tonarten aus ſeiner Republik; die Muſik ſoll ſeinen Bürgern weder Freude noch Traurigkeit einflöſſen; er verbannet mit den Joniſchen und Lydiſchen Harmonien

nien (*) alle Trink- und Liebes-Lieder; ja die Inſtrumente ſelbſt ſcheinen ihm ſo wenig gleichgültig, daß er vielmehr die vielſaitigen, und die Lydiſche Flöte, als gefährliche Werkzeuge der Ueppigkeit, ausmuſtert, und ſeinen Bürgern nur die Leyer und die Cithar, ſo wie den Hirten und dem Landvolke nur die Rohrpfeife geſtattet. So ſtrenge philoſophirten die Abderiten nicht. Keine Tonart, kein Inſtrument war bey ihnen ausgeſchloſſen, und — einem ſehr wahren, aber ſehr oft von ihnen mißverſtandnem Grundſatze zufolge — behaupteten ſie: daß man alle ernſthaften Dinge luſtig, und alle luſtigen Sachen ernſthaft behandeln müſſe. Die Ausdehnung dieſer Maxime auf die Muſik brachte bey ihnen die widerſinnigſte Würkungen hervor. Ihre gottesdienſtlichen Geſänge klangen wie Gaſſenlieder; allein dafür konnte man nichts feyerlichers hören, als die Melodie ihrer Tänze. Die Muſik zu einem Trauerſpiel war gemeiniglich komiſch; hingegen klangen ihre Kriegslieder ſo ſchwermüthig, daß ſie ſich nur für Leute ſchickten, die an den Galgen gehen. Dieſe ſeltſame Widerſinnigkeit erſtreckte ſich über alle muſikaliſche Künſte und über alle Gegenſtände des Geſchmacks. Ein Leyerſpieler wurde in Abdera nur dann für vortreflich gehalten, wenn er die Sayten ſo zu rühren wußte, daß man eine

(*) Plato de Republ. L. III. Tom. opp. II. p. 398.

Flöte zu hören glaubte; und eine Sängerin, um bewundert zu werden, mußte gurgeln und trillern wie eine Nachtigall. Die Abderiten hatten keinen Begriff davon, daß die Musik nur in so fern Musik ist, als sie das Herz rührt; sie waren wohl zufrieden, wenn nur ihre Ohren gekützelt, oder wenigstens mit nichtssagenden, aber vollen und oft abwechselnden Harmonien gestopft wurden.

Mit einem Worte, bey aller ihrer Schwärmerey für die Künste hatten die Abderiten keinen Geschmack; und es ahnte ihnen gar nicht, daß das Schöne aus einem höhern Grunde schön sey, als weil es ihnen so beliebte.

Dieses alles ungeachtet, konnte Natur, Zufall und gutes Glück mit zusammengesezten Kräften wohl einmal soviel zuwege bringen, daß ein gebohrner Abderite Menschenverstand bekam. Aber wenigstens muß man gestehen; wenn sich so etwas begab, so hatte Abdera nichts dabey geholfen. Denn ein Abderite war ordentlicher Weise nur in so fern klug als er kein Abderite war; — ein Umstand, der uns ohne Mühe begreiffen läßt, warum die Abderiten von demjenigen unter ihren Mitbürgern der ihnen in den Augen der Welt am meisten Ehre machte, immer am wenigsten hielten. Dies war keine ihrer gewöhnlichen Widersinnigkeiten. Sie hatten eine Ursache dazu, die so natürlich ist, daß es unbillig wäre, sie ihnen zum Vorwurf zu machen.

Diese

Dieſe Urſache war nicht (wie einige ſich einbilden) weil ſie z. Ex. den Naturforſcher Demokritus — lange zuvor eh er ein groſſer Mann war — mit dem Kreiſel ſpielen oder auf einem Grasplatze Burzelbäume machen geſehen hatten;

Auch nicht: weil ſie aus Neid oder Eiferſucht nicht leiden konnten daß einer aus ihrem Mittel klüger ſeyn ſollte als ſie — denn — bey der untrüglichen Aufſchrift der Pforte des Delphiſchen Tempels! — dies zu denken hatte kein einziger Abderite Weisheit genug, oder er würde von dem Augenblick an kein Abderite mehr geweſen ſeyn.

Der wahre Grund, meine Freunde, warum die Abderiten aus ihrem Mitbürger Demokritus, nicht viel machten, war dieſer: weil ſie ihn für keinen weiſen Mann hielten.

„Warum das nicht?"

Weil ſie nicht konnten.

„Und warum konnten ſie nicht?"

Weil ſie ſich alsdann ſelbſt für Dummköpfe hätten halten müßen. Und dies zu thun waren ſie gleichwohl nicht widerſinniſch genug.

Auch hätten ſie eben ſo leicht auf dem Kopfe tanzen, oder den Mond mit den Zähnen faſ-

ſen, oder den Zirckel quadrieren können, als einen Menſchen, der in Allem ihr Gegenfüßler war, für einen weiſen Mann zu halten. Dies folgt aus einer Eigenſchaft der menſchlichen Natur, die ſchon zu Adams Zeiten bemerkt worden ſeyn muß, und gleichwohl, da Helvetius daraus folgerte — was daraus folgt, vielen ganz neu vorkam; die ſeit dieſer Zeit niemanden Neu iſt, und dennoch im Leben alle Augenblicke vergeſſen wird.

3.

Demokritus — ich denke nicht, daß es Sie gereuen wird den Mann näher kennen zu lernen —

Demokritus war ungefehr zwanzig Jahre alt, als er ſeinen Vater, einen der reichſten Bürger von Abdera, erbte. Anſtatt nun darauf zu denken, wie er ſeinen Reichthum erhalten, oder vermehren, oder auf die angenehmſte oder lächerlichſte Art durchbringen wollte, entſchloß er ſich, ſolchen zum Mittel der Vervollkommung ſeiner Seele zu machen.

(„Ein Wort in ihr Ohr, Herr Autor —"

— Sie ſollen befriediget werden: aber laſſen Sie Sich nichts davon gegen dieſe Herren und Damen merken; Sie ſehen d ch, daß Sie der einzige ſind, dem eine ſolche Frage einfällt.)

„Nun,

„Nun, was soll dies Geflüster?" — Um Vergebung, ich fahre fort.

„Aber was sagten die Abderiten zum Entschlusse des jungen Demokritus?"

Die guten Leute hatten sich nie träumen lassen, daß die Seele ein anderes Interesse habe als der Magen, der Bauch und die übrigen integranten Theile des sichtbaren Menschen. Also mag ihnen freylich diese Grille ihres Landsmannes wunderlich genug vorgekommen seyn. Allein, dies war nun gerade was er sich am wenigsten anfechten ließ. Er gieng seinen Weg fort, und brachte viele Jahre mit gelehrten Reisen durch alle festen Länder und Inseln zu, die man damals bereisen konnte. Denn wer zu seiner Zeit weise werden wollte, mußte mit eignen Augen sehen. Es gab noch keine Buchdruckereyen, keine Journale, Bibliothecken, Magazine, Encyklopädien, Realwörterbücher, und wie alle die Werkzeuge heissen, mit deren Hülfe man itzt, ohne zu wissen wie, ein Philosoph, ein Kunstrichter, ein Autor, ein Alleswisser wird. Damals war die Weisheit so theuer und noch theurer als — die schöne Lais; Nicht jedermann konnte nach Korinth reisen. Die Anzahl der Weisen war sehr klein; aber die es waren, waren es auch desto mehr.

Demokritus reiſete nicht blos um der Menſchen Sitten und Verfaſſungen zu beſchauen, wie Ulyſſes; nicht bloß um Prieſter und Geiſterſeher aufzuſuchen, wie Plato; oder um Tempel, Statuen, Gemählde und Alterthümer zu beguck'n, wie Pauſanias und Keißler; oder um Pflanzen und Thiere abzuzeichnen und unter Claſſen zu bringen, wie Doctor Solander's ſondern er reiſete, um Natur und Kunſt in allen ihren Würkungen und Urſachen, den Menſchen in ſeiner Nakteheit und in allen ſeinen Einkleidungen und Verkleidungen, roh und bearbeitet, bemahlt und unbemahlt, ganz und verſtümmelt, und die übrigen Dinge in allen ihren Beziehungen auf den Menſchen kennen zu lernen. Die Raupen in Aethiopien (ſagte Demokritus) ſind freylich nur — Raupen: Was iſt eine Raupe, um das erſte, angelegenſte, einzige Studium eines Menſchen zu ſeyn? Aber, da wir nun einmal in Aethiopien ſind, fragen wir immer, nebenher, auch den Raupen nach! Es giebt eine Raupe im Lande der Seren, welche Millionen Menſchen kleidet und nährt: wer weiß ob es nicht auch am Niger nützliche Raupen giebt?"

Mit dieſer Art zu denken hatte ſich Demokritus auf ſeinen Reiſen einen Schatz von Wiſſenſchaft geſammelt, der in ſeinen Augen alles Gold in den Schatzkammern des Königs von Indien und alle Perlen an den Hälſen und Armen ſeiner Weiber werth war. Er

kannte

kannte von der Ceder Libanons bis zum Schimmel eines arkadiſchen Käſes eine Menge von Bäumen, Stauden, Kräutern, Gräſern und Mooſen; nicht etwan blos nach ihrer Geſtalt, und nach ihren Nahmen, Geſchlechtern und Arten; er kannte auch ihre Eigenſchaften, Kräfte und Tugenden. Aber, was er tauſendmal höher ſchäzte als alle ſeine übrigen Kentniſſe, er hatte allenthalben, wo er es der Mühe werth fand ſich aufzuhalten, die Weiſeſten und die Beſten kennen gelernt. Es hatte ſich bald gezeigt, daß er ihres Geſchlechtes war. Sie waren alſo ſeine Freunde geworden, hatten ſich ihm mitgetheilt, und ihm dadurch die Mühe erſpart, einen Fleiſſes, Jahre lang, und vielleicht doch vergebens, zu ſuchen, was ſie mit Aufwand und Mühe, oder auch wohl glücklicher Weiſe, ſchon gefunden hatten.

Bereichert mit allen dieſen Schätzen des Geiſtes und Herzens kam Demokritus, nach einer Reiſe von Zwanzig Jahren, zu den Abderiten zurück, die ſeiner beynahe vergeſſen hatten. Er war ein feiner, ſtattlicher Mann; höflich und abgeſchliffen, wie ein Mann, der mit mancherley Arten von Erdenſöhnen umgehen gelernt hat, zu ſeyn pflegt; ziemlich braungelb von Farbe; kam von den Enden der Welt, und hatte ein ausgeſtopftes Krokodil, einen lebendigen Affen, und viele andere ſonderbare Sachen mitgebracht. Die Abderiten ſprachen etliche Tage von nichts anderm als von ihrem

Mit-

Mitbürger Demokritus, der wiedergekommen war, und Affen und Krokodile mitgebracht hatte. Allein in kurzer Zeit zeigte sichs, daß sie sich in ihrer Meynung von einem so weit gereiseten Manne sehr verrechnet hatten.

Demokritus war von den wackern Männern, denen er indessen die Besorgung seiner Güter anvertrauet hatte, um die Hälfte betrogen worden, und gleichwohl unterschrieb er ihre Rechnungen ohne Widerrede. Natürlicher Weise mußte dies der guten Meynung von seinem Verstande den ersten Stoß geben. Die Advocaten und Richter wenigstens, die sich zu einem einträglichen Processe Hofnung gemacht hatten, merkten mit einem bedeutenden Achselzücken an, daß es bedenklich seyn würde einem Manne, der seinem eignen Hause so schlecht vorstehe, das gemeine Wesen anzuvertrauen. Indessen zweifelten die Abderiten nicht, daß er sich nun unter die Mitwerber um ihre vornehmsten Ehrenämter stellen würde: sie berechneten schon, wie hoch sie ihm ihre Stimme verkauffen wollten, gaben ihm eine Tochter, Enkelin, Schwester, Nichte, Base, Schwägerin zur Ehe, überschlugen die Vortheile, die sie zur Erhaltung dieser oder jener Absicht von seinem Ansehen ziehen wollten, wenn er einmal Archon, oder Oberrichter, oder Priester der Latona seyn würde, u. s. w. Aber Demokritus erklärte sich, daß er weder ein Rathsherr von Abdera, noch der Ehgemahl einer Abderitin seyn

ſeyn wollte, und vereitelte dadurch abermal alle ihre Anſchläge. Nun hofte man wenigſtens durch ſeinen Umgang in etwas entſchädiget zu werden. Ein Mann, der Affen, Krokodile und zahme Drachen von ſeinen Reiſen mitgebracht hatte, mußte eine ungeheure Menge Wunderdinge zu erzählen haben. Man erwartete, daß er von zwölfellenlangen Rieſen und von ſechs Daumen hohen Zwergen, von Menſchen mit Hund- und Eſels-Köpfen, von Meerfrauen mit grünen Haaren, von weiſſen Negern, und blauen Centauren ſprechen würde. Aber Demokritus log ſo wenig, und in der That weniger, als ob er nie über den Thraziſchen Bosphorus gekommen wäre.

Man fragte ihn, ob er im Lande der Garamanten keine Leute ohne Kopf angetroffen habe, welche die Augen die Naſe und den Mund auf der Bruſt tragen; und ein abderitiſcher Gelehrter (der, ohne jemals aus den Mauern ſeiner Stadt gekommen zu ſeyn, ſich die Mine gab, als ob kein Winkel des Erdbodens wäre, den er nicht durchkrochen hätte), bewies ihm in groſſer Geſellſchaft, daß er entweder nie in Aethiopien geweſen ſey, oder dort nothwendig mit den Agriophagen, deren König nur ein Auge über der Naſe hat, mit den Sambern, die allezeit einen Hund zu ihrem König erwählen, und mit den Arrabatiten, die auf allen Vieren gehen, Bekanntſchaft gemacht haben müſſe (*).

Und

(*) Plin. Naturgeſch. B. VI.

Und wofern Sie bis in den äuſſerſten Theil des abendländiſchen Aethiopien eingedrungen ſind, fuhr der Gelehrte Mann fort, ſo bin ich gewiß, daß Sie ein Volk ohne Naſen angetroffen haben, und ein anderes, wo die Leute einen ſo kleinen Mund führen, daß ſie ihre Suppe durch Strohhalmen einzuſchlürfen genöthiget ſind (*).

Demokritus betheuerte beym Kaſtor und Pollux daß er ſich nicht erinnere dieſe Ehre gehabt zu haben.

Wenigſtens, ſagte jener, haben Sie in Indien Menſchen angetroffen, die nur ein einziges Bein auf die Welt bringen, aber dem ungeachtet, wegen der auſſerordentlichen Breite ihres Fußes ſo geſchwind auf dem Boden forttrutſchen, daß man ihnen zu Pferde kaum nachkommen kan (**). Und was ſagten Sie dazu, wie Sie an der Quelle des Ganges ein Volk antrafen, das ohne alle andre Nahrung, vom bloſſen Geruche wilder Aepfel lebt (***)?

O Erzählen Sie uns doch, rieſen die ſchönen Abderitinnen, erzählen Sie doch Herr Demo-

(*) Solin. C. XXX. auch Plinius Mela, und andere Alte und Neuern, welche uns alle die Wundermenſchen, von denen hier die Rede iſt, für würkliche Geſchöpfe Gottes zu geben kein Bedenken tragen.

(**) Solinus aus dem Kteſias. (***) Ebenderſelbe.

Demokritus! Was müßten Sie uns nicht erzählen können, wenn Sie nur wollten!

Demokritus ſchwur vergebens, daß er von allen dieſen Wundermenſchen in Aethiopien und Indien nichts geſehen noch gehört habe.

Aber was haben Sie denn geſehen, fragte ein runder dicker Mann, der zwar weder einäugig war wie die Agriophagen, noch eine Hundsſchnauze hatte wie die Cynolgen, noch die Augen auf den Schultern trug wie die Omophtalmen, noch vom bloſſen Geruche lebte wie die Paradiesvögel; aber doch gewiß nicht mehr Gehirn in ſeinem groſſen Schädel trug als ein Mexicaniſcher Colibri, ohne darum weniger ein Rathsherr von Abdera zu ſeyn: aber was haben ſie denn geſehen, ſagte Wanſt, Sie der zwanzig Jahre in der Welt herum gefahren ſind, wenn Sie nichts von allem dem geſehen haben, was man in fernen Landen wunderbares ſehen kann?

Wunderbares? verſezte Demokritus lächelnd; Ich hatte ſo viel mit Betrachtung des Natürlichen zu thun, daß ich fürs Wunderbare keine Zeit übrig behielt.

Nun das geſteh ich, erwiederte Wanſt; das verlohnt ſich auch der Mühe, alle Meere zu durchfahren, und über alle Berge zu ſteigen, um nichts zu ſehen, als was man zu Hauſe eben ſo gut ſehen konnte!

Demo-

Demokritus zankte sich nicht gerne mit den Leuten um ihre Meynungen, am allerwenigsten mit Abderiten; und gleichwohl wollt' er auch nicht, daß es aussehen sollte, als ob er gar nichts sagen könne. Er suchte unter den schönen Abderitinnen, die in der Gesellschaft waren, eine aus, an die er das richten könnte, was er sagen wollte; und fand eine mit zwey grossen Junonischen Augen, die ihn, trotz seines vieljährigen Studiums der Physionomie, verführten, ihrer Eigenthümerin mehr Verstand oder Empfindung zuzutrauen, als den übrigen. Was wollten Sie, sagte er zu ihr, daß ich, zum Exempel, mit einer Dame die die Augen auf der Stirne oder am Ellebogen trüge, hätte anfangen sollen? oder was würde mirs nun helfen, wenn ich noch so gelehrt in der Kunst wäre das Herz einer Menschenfresserin zu rühren? Ich habe mich immer zuwohl befunden, mich der sanften Gewalt von zwey schönen Augen, die an ihren natürlichen Platze stehen, zu überlassen, um jemals eine Versuchung zu bekommen, das grosse Stierauge auf der Stirn einer Cyklopin zärtlich zu sehen.

Die Schöne mit den grossen Augen, zweifelhaft was sie aus dieser Anrede machen sollte, gukte dem Mann, der so sprach, mit stummer Verwunderung in den Mund, lächelte ihm ihre schöne Zähne vor, und sah sich zur rechten und linken Seite um, als ob sie den

Verstand

Verſtand ſeiner Rede ſuchen wollte. Die übrigen Abderitinnen hatten zwar eben ſo wenig davon begriffen; weil ſie aber aus dem Umſtande, daß er ſich gerade an die Groſsäugige gewendet hatte, ſchloſſen, er habe ihr etwas Schönes geſagt, ſo ſahen ſie einander jede mit einer eignen Grimaſſe an; dieſe rümpfte eine kleine Stumpfnaſe, jene zog den Mund in die Länge, eine dritte ſpitzte den ihrigen, der ohnehin groß genug war, eine vierte riß ein paar kleine Augen auf, eine fünfte brüſtete ſich mit zurückgezogenem Kopfe, u. ſ. w.

Demokritus ſah es, erinnerte ſich, daß er in Abdera war, und ſchwieg.

4.

Schweigen — iſt zuweilen eine Kunſt; aber doch nie eine ſo groſſe, als uns gewiſſe Leute glauben machen wollen, die dann am klügſten ſind, wenn ſie ſchweigen.

Wenn ein weiſer Mann ſieht, daß er es mit Kindern zu thun hat, warum ſollt' er ſich zu weiſe dünken, nach ihrer Art mit ihnen zu reden?

Ich bin zwar (ſagte Demokritus zu ſeiner neugierigen Geſellſchaft) aufrichtig genug geweſen, zu geſtehen, daß ich von allem, was man will, das ich geſehen haben ſollte, nichts geſehen habe: Aber bilden ſie ſich darum nicht ein, daß mir auf ſo vielen Reiſen zu Waſſer

und zu Lande nichts aufgestossen sey, daß Ihre Neubegierde befriedigen könnte. Glauben Sie mir, es sind Dinge darunter, die Ihnen vielleicht noch wunderbarer vorkommen würden, als diejenigen, wovon die Rede war.

Bey diesen Worten rückten die schönen Abderitinnen näher, und spitzten Mund und Ohren; dies ist doch ein Wort von einem gereisten Mann, rief der kurze dicke Rathsherr, und des Gelehrten Stirne entrunzelte sich durch die Hofnung, daß er etwas zu tadeln und zu verbessern bekommen würde, Demokritus möchte auch sagen, was er wollte.

Ich befand mich einst in einem Lande, fieng Demokritus an, wo es mir so wohl gefiel, daß ich in den ersten drey oder vier Tagen, die ich darinne zubrachte, unsterblich zu seyn wünschte, um ewig darinne zu leben.

„Ich bin nie aus Abdera gekommen, sagte der Rathsmann; aber ich dachte immer, daß es keinen Ort in der Welt gäbe, wo es mir besser gefallen könnte, als in Abdera. Auch geht es mir damit gerade, wie Ihnen mit dem Lande, wo es Ihnen so wohl gefiel; ich wollte mit Freuden auf die ganze übrige Welt Verzicht thun, wenn ich nur ewig in Abdera leben könnte! Aber warum gefiel es Ihnen nur drey Tage lang so wohl in dem Lande?

Sie werden es gleich hören. Stellen Sie ſich ein unermeßliches Land vor, dem die angenehmſte Abwechslung von Bergen, Thälern, Wäldern, Hügeln und Auen unter der Herrſchaft eines ewigen Frühlings und Herbſtes, allenthalben, wohin man ſieht, das Anſehen des herrlichſten Luſtgartens giebt: Alles angebaut und bewäſſert, alles blühend und fruchtbar; allenthalben ein ewiges Grün, und immer friſche Schatten und Wälder von den ſchönſten Fruchtbäumen, Datteln, Feigen, Citronen, Granaten, die ohne Pflege, wie in Thrazien die Eicheln, wachſen; Hayne von Myrten und Schasmin; Amors und Cytheräens Lieblingsblume nicht auf Hecken, wie bey uns, ſondern in dichten Büſcheln auf groſſen Bäumen wachſend, und voll aufgeblüht, wie die Buſen meiner ſchönen Mitbürgerinnen;

(Dies hatte Demokritus nicht gut gemacht; Die Schönen hielten die Hände vor die Augen und erröthteten; denn, zum Unglück war unter den Anweſenden keine, die dem ſchmeichelhaften Gleichniß Ehre gemacht hätte; wiewohl ſie nicht ermangelten, ſich aufzublähen, ſo gut ſie konnten:)

— und dieſe reizenden Hayne vom lieblichen Geſang unzählicher Arten von Vögeln belebt, und mit tauſend bunten Papageyen erfüllt, deren Farben im Sonnenglanz die Augen blenden. Welch ein Land! Ich begriff nicht,

warum die Göttin der Liebe zu ihrem Wohnsitz Cythere erwählt hätte, da ein Land wie dieses in der Welt war. Wo hätten die Grazien angenehmer tanzen können, als am Rande von Bächen und Quellen, wo zwischen kurzem dichtem Gras vom lebhaftesten Grün, Lilien und Hyacinthen, und zehen tausend noch schönere Blumen, die in unsrer Sprache keinen Nahmen haben, freywillig hervorblühen, und die Luft mit den wollüstigsten Wohlgerüchen erfüllen?

Die schönen Abderitinnen hatten, wie leicht zu erachten ist, die Einbildungskraft nicht weniger lebhaft als die Abderiten; und das Gemählde, das ihnen Demokritus, ohne dabey an Arges zu denken, vorstellte, war mehr, als ihre kleinen Seelchen aushalten konnten. Einige seufzten laut vor Behäglichkeit, andere sahen aus, als ob sie die wollüstigen Gerüche, die in ihrer Phantasie düfteten, mit Mund und Nase einschlürfen wollten; die schöne Juno sank mit dem Kopf auf ein Polster des Canape, wo sie saß, zurück, schloß ihre grossen Augen halb, und befand sich unvermerkt am blümichten Rand einer dieser schönen Quellen, von Rosen und Citronenbäumen umschattet, aus deren Zweigen Wolken von Ambrosischen Düften auf sie herab wallten. Sie fieng eben an in einer sanften Betäubung von süssen Empfindungen einzuschlummern, als sie einen Jüngling, schön wie Bacchus, und dringend

wie

wie Amor zu ihren Füſſen liegen ſah. Sie richtete ſich auf, ihn deſto beſſer betrachten zu können, und ſah ihn ſo ſchön, ſo zärtlich, daß die Worte, womit ſie ſeine Verwegenheit beſtrafen wollte, auf ihren Lippen erſtarben. Kaum hatte ſie —

Und wie meynen Sie, (fuhr Demokritus fort) nennt ſich dies zauberiſche Land, von deſſen Schönheiten alles, was ich davon ſagen könnte, Ihnen kaum den Schatten eines Begriffs geben würde? Es iſt eben dieſes Aethiopien, welches mein gelehrter Freund hier mit Ungeheuern von Menſchen bevölkert, die eines ſo ſchönen Vaterlandes ganz unwürdig ſind. Aber eine Sache, die er mir für wahr nachſagen kann, iſt: daß es im ganzen Aethiopien und Lybien, wiewohl dieſe Namen eine Menge verſchiedener Völker umfaſſen, keinen Menſchen giebt, der ſeine Naſe nicht eben da trüge, wo wir, nicht eben ſo viel Augen und Ohren hätte, als wir, und kurz —

Ein groſſer Seufzer von derjenigen Art, wodurch ſich ein von Schmerz oder Vergnügen gepreßtes Herz Luft zu machen ſucht, hob in dieſem Augenblicke den Buſen der ſchönen Abderitin, welche, während daß Demokritus in ſeiner Rede fortfuhr, in dem Traumgeſichte, worinn wir ſie zu belauſchen Bedenken trügen, wie es ſcheint, auf einen Umſtand gekommen war, an welchem ihr Herz auf die eine oder

andre Art ſehr lebhaft Antheil nahm. Da die übrigen Anweſenden nicht wiſſen konnten, daß die gute Dame einige hundert Meilen weit von Abdera unter einem Aethiopiſchen Roſenbaum, in einem Meer der ſüſſeſten Wohlgerüche ſchwamm, tauſend neue Vögel das Glück der Liebe ſingen hörte, tauſend bunte Papageyen vor ihren Augen herum flattern ſah, und, zum Ueberfluß, einen Jüngling mit gelben Locken und Corallen Lippen zu ihren Füſſen liegen hatte, — ſo war es natürlich, daß man den beſagten Seufzer mit einem allgemeinen Erſtaunen empfieng. Man begriff nichts davon, daß die lezten Worte Demokrits die Urſache einer ſolchen Wirkung geweſen ſeyn könnten. Was fehlt Ihnen, Lyſandra, riefen die Abderitinnen aus Einem Munde, indem ſie ſich ſehr beſorgt um ſie ſtellten. Die ſchöne Lyſandra, die in dieſem Augenblicke wieder gewahr wurde, wo ſie war, erröthete und verſicherte, daß es nichts ſey. Demokritus, wiewohl er zu merken anfieng, was es war, verſicherte, daß ein paar Züge friſche Luft alles wieder gut machen würden; aber in ſeinem Herzen beſchloß er, künftig ſeine Gemälde nur mit Einer Farbe zu mahlen, wie die Mahler in Thrazien. Gerechte Götter! dacht er, was für eine Einbildungskraft dieſe Abderitinnen haben.

Nun meine ſchönen Neugierigen (fuhr Demokritus fort) was meynen Sie, von welcher Farbe die Einwohner eines ſo ſchönen Landes ſind?

„Von

„Von welcher Farbe? — Warum ſollten ſie eine andre Farbe haben als die übrigen Menſchen? Sagten Sie uns nicht, daß ſie die Naſe mitten im Geſichte trügen, und in allem Menſchen wären wie wir Griechen?"

„Menſchen, ohne Zweifel; aber ſollten ſie darum weniger Menſchen ſeyn, wenn ſie ſchwarz, oder olivenfarb wären?

„Was meynen Sie damit?"

Ich meyne daß die ſchönſten unter den Aethiopiſchen Nationen, (nemlich diejenigen, die nach unſerm Maasſtabe die ſchönſten, das iſt uns die ähnlichſten ſind) durchaus Olivenfarb wie die Egyptier, und diejenigen, welche tiefer im feſten Lande und in den mittäglichſten Gegenden wohnen, vom Kopf bis zur Fußſole ſo ſchwarz und noch ein wenig ſchwärzer ſind als die Raben zu Abdera.

„Was Sie ſagen! — Und erſchrecken die Leute nicht vor einander, wenn ſie ſich anſehen?"

Erſchrecken? Warum dies? Sie gefallen ſich ſehr mit ihrer Rabenſchwärze, und finden daß nichts ſchöners ſeyn kan.

„O das iſt luſtig! — rieffen die Abderitinnen! — Schwarz am ganzen Leibe, als ob

sie mit Pech überzogen wären, sich von Schönheit träumen zu lassen! Die Leute müssen dumm seyn! Haben sie denn keine Mahler, die ihnen den Apollo, den Bacchus, die Göttin der Liebe, und die Grazien mahlen könnten? Oder könnten sie nicht schon vom Homer lernen, daß Juno weisse Arme, Thetis Silberfüsse, und Aurora Rosenfinger hat?"

Die guten Leute haben keinen Homer, oder wenn sie einen haben, so dürffen wir uns darauf verlassen, daß seine Juno kohlschwarze Arme hat. Von Mahlern habe ich in Aethiopien nichts gehört. Aber ich sah ein Mädchen, dessen Schönheit unter seinen Landesleuten beynahe eben so viel Unheil anrichtete als die Tochter der Leda unter den Griechen und Trojanern; und diese africanische Helena war schwärzer als Ebenholz.

„O beschreiben Sie uns doch dies Ungeheuer von Schönheit" riefen die Abderitinnen, die, aus dem natürlichsten Grunde von der Welt, an dieser Unterredung unendlich viel Vergnügen fanden.

Sie werden Mühe haben sich einen Begriff davon zu machen. Stellen Sie Sich das völlige Gegentheil des Griechischen Ideals der Schönheit vor: die Grösse einer Grazie, und die Dicke einer Ceres (*); schwarze Haare, aber

(*) gemina et mammosa *Ceres* est ipsa — *Lucret.* L. IV.

aber nicht in langen wallenden Locken um die Schultern flieſſend, ſondern kurz und von Natur kraus wie Schafwolle. Die Stirne breit und ſtark gewölbt, die Naſe kurz, aufgeſtülpt, und in der Mitte des Knorpels flachgedrückt; die Wangen rund wie die Backen eines Trompeters, der Mund groß, —

(Philinna lächelte um zu zeigen wie klein der ihrige ſey), die Lippen ſehr dick und aufgeworfen, aber von der ſchönſten Corallenfarbe, und zwoo Reyhen von Zähnen wie die Perlenſchnuren.

(Die Schönen lachten insgeſamt, wiewohl ſie keine andre Urſache dazu haben konnten, als ihre eignen Zähne zu weiſen: denn was war ſonſt hier zu lachen?)

„Aber ihre Augen? fragte Lyſandra —.

O was die betrift, die waren ſo klein, und ſo waſſerfarbigt, daß ich lange nicht von mir erhalten konnte ſie ſchön zu finden —

„Demokritus iſt für Homers Kuhaugen wie es ſcheint, ſagte Myris, indem ſie einen höniſchen Seitenblick auf die Schöne mit den groſſen Augen warf.

In der That, (verſezte Demokritus, mit einer Mine, woraus ein Tauber geſchloſſen

hätte, daß er ihr die größte Schmeicheley sage) schöne Augen müßten sehr groß seyn, wenn ich sie zu groß finden sollte; und häßliche können, däucht mich, nie zu klein seyn.

Die schöne Lysandra warf einen triumphirenden Blick auf ihre Schwestern, und schüttete dann eine ganze Glorie von Zufriedenheit aus ihren grossen Augen auf den glücklichen Demokrit herab.

„Darf man wissen, was Sie unter schönen Augen verstehen? fragte die kleine Myris, indem sich ihre Nase merklich spizte.

Ein Blick der schönen Lysandra schien ihm zu sagen: Sie werden nicht verlegen seyn, die Antwort auf diese Frage zu finden.

Ich verstehe darunter Augen in denen sich eine schöne Seele mahlt, sagte Demokritus.

Lysandra sah albern aus, wie eine Person der man etwas unerwartetes gesagt hat, und die keine Antwort darauf finden kan. Eine schöne Seele! — dachten die Abderitinnen alle zugleich — Was für wunderliche Dinge der Mann aus fernen Landen mitgebracht hat! Eine schöne Seele! Dies ist noch über seine Affen und Papageyen!

Aber mit allen diesen Subtilitäten, sagte der dicke Rathsherr, kommen wir von der Hauptsache

ſache ab. Mir däucht, die Rede war von der ſchönen Helena aus Aethiopien, und ich möchte doch wohl hören, was die ehrlichen Leute ſo ſchönes an ihr finden konnten?

Alles, antwortete Demokritus.

So müſſen ſie gar keinen Begriff von Schönheit haben, ſagte der Gelehrte.

Um Vergebung, erwiederte der Erzähler; weil dieſe Aethiopiſche Helena der Gegenſtand aller Wünſche war, ſo läßt ſich ſicher ſchlieſſen, daß ſie der Idee von Schönheit glich, die Jeder in ſeiner Einbildung fand.

Sie ſind aus der Schule des Parmenides (*)? ſagte der Gelehrte, indem er ſich in eine ſtreitbare Poſitur ſezte.

Ich bin nichts — als ich ſelbſt, welches ſehr wenig iſt; erwiederte Demokritus halb erſchrocken; wenn Sie dem Wort Idee gram ſind, ſo erlauben Sie mir mich anders auszudrücken. Die ſchöne Gulleru — ſo nannte man die Schwarze, von der wir reden — Gulleru!

(*) Parmenides von Elea wird für den Erfinder der Lehre von den Ideen oder weſentlichen Urbildern gehalten, welche Plato in ſein Syſtem aufgenommen, und ſich ſo eigen gemacht hat, daß man ſie gewöhnlich nach ſeinem Nahmen zu nennen pflegt.

Gulleru! rieffen die Abderitinnen, indem sie in ein Gelächter ausbrachen, das kein Ende nehmen wollte; Gulleru! welch ein Name! — Und wie gieng es mit Ihrer schönen Gulleru? fragte die spitznasige Myris mit einem Blick, und in einem Tone, der noch dreymal spitziger als ihre Nase war.

Wenn Sie mir jemals die Ehre erweisen mich zu besuchen, antwortete der Philosoph mit der ungezwungensten Höflichkeit, so sollen Sie erfahren, wie es mit der schönen Gulleru gegangen ist. Izt muß ich diesem Herrn mein Versprechen halten. Die Gestalt der schönen Gulleru also —

Der schönen Gulleru, wiederholten die Abderitinnen und lachten von neuen; aber ohne daß Demokritus sich dismal unterbrechen ließ) — flößte zu ihrem Unglück den Jünglingen ihres Landes die stärkste Leidenschaft ein. Dies scheint zu beweisen; daß man sie schön gefunden habe; und ohne Zweifel lag der Grund, weswegen man sie schön fand, in allem dem warum man sie nicht für häßlich hielt.

Diese Aethiopier fanden also einen Unterschied zwischen dem was ihnen schön und was ihnen nicht schön vorkam; und wenn zehn verschiedene Aethiopier in ihrem Urtheil von dieser Helena übereinstimmten, so kam es vermuthlich daher, weil sie einerley Begrif von Schönheit und Häßlichkeit hatten.

„Dies

„Dies folgt nicht (sagte der Abderitische Gelehrte), konnte nicht unter zehn jeder etwas anderes an ihr liebenswürdig finden?“

Der Fall ist nicht unmöglich; aber er beweißt nichts gegen mich. Gesezt, der eine hätte ihre kleinen Augen, ein anderer ihre schwellenden Lippen, ein dritter ihre grosen Ohren bewundernswürdig gefunden: so sezt auch dies immer eine Vergleichung zwischen ihr und andern Aethiopischen Schönen voraus. Die übrigen hatten Augen, Ohren und Lippen, so wohl wie Gullern. Wenn man also die ihrigen schöner fand, so mußte man ein gewisses Modell der Schönheit haben, mit welchem man z. E. ihre Augen und andre Augen verglich, und dies ist alles was ich mit meinem Ideal sagen wollte.

„Indessen (erwiederte der Gelehrte), werden sie doch nicht behaupten wollen, daß diese Gullern schlechterdings die schönste unter allen schwarzen Mädchen vor ihr, neben ihr, und nach ihr gewesen sey? Ich meyne, die Schönste in Vergleichung mit dem Modelle wovon Sie sagten.“

Ich wüßte nicht warum ich dies behaupten sollte, versezte Demokritus.

„Es konnte also eine geben, die z. E. noch kleinere Augen, noch dickere Lippen, noch grössere Ohren hatte?“

Mögli-

Möglicher weise, so viel ich weiß.

„Und in Absicht dieser leztern gilt ohnezweifel die nehmliche Voraussetzung, und so ins Unendliche. Die Aethiopier hatten also kein Modell der Schönheit; man müßte dann sagen, daß sich unendlich kleine Augen, unendlich dicke Lippen, unendlich grosse Ohren denken lassen?“

Wie subtil die Abderitischen Gelehrten sind! dachte Demokritus. Wenn ich eingestund, sagte er, daß es ein schwarzes Mädchen geben könne, welche kleinere Augen oder dickere Lippen hätte als Gulleru, so sagte ich damit noch nicht, daß dieses schwarze Mädchen den Aethiopiern darum schöner hätte vorkommen müssen als Gulleru. Das Schöne hat nothwendig ein bestimmtes Maas, und was über solches ausschweift, entfernt sich eben so davon, wie das was unter ihm bleibt. Wer wird daraus, daß die Griechen in der Größe der Augen in der Kleinheit des Mundes ein Stück der vollkommenen Schönheit setzen, den Schluß ziehen, eine Frau, deren Augäpfel einen Daumen in Durchschnitt hielten, oder deren Mund so klein wäre, daß man Mühe hätte einen Strohhalm hineinzubringen, müßte von den Griechen für desto schöner gehalten werden?

Der Abderite war geschlagen, wie man sieht; und er fühlt' es. Aber ein Abderitischer Gelehrter

lehrter hätte ſich eher erdroſſeln laſſen, als ſo was einzugeſtehen. Waren nicht Philinnen und Lyſandren, und ein kurzer dicker Rathsherr da, an deren Meynung von ſeinem Verſtand ihm gelegen war? Und wie wenig koſtete es ihm, Abderiten und Abderitinnen auf ſeine Seite zu bringen? — In der That wußte er nicht ſogleich, was er ſagen ſollte. Aber in feſter Zuverſicht daß ihm wohl noch was einfallen werde, antwortete er indeſſen durch ein höniſches Lächeln, welches zugleich andeutete, daß er die Gründe ſeines Gegners verachte, und daß er im Begriff ſey, den entſcheidenden Streich zu führen. „Iſts möglich, rief er endlich in einem Ton, als ob dies die Antwort auf die lezte Rede des Demokritus ſey (*), können Sie die Liebe zum Paradoxen ſo weit treiben, im Angeſicht dieſer Schönen, zu behaupten, daß ein Geſchöpf, wie Sie uns dieſe Gulleru beſchrieben haben, eine Venus ſey?"

Sie haben vergeſſen, verſezte Demokrit ſehr gelaſſen, daß die Rede nicht von mir und dieſen Schönen, ſondern von Aethiopiern war. Ich behauptete nichts; ich erzählte nur was ich geſehen hatte. Ich beſchrieb Ihnen eine Schönheit nach Aethiopiſchen Geſchmack. Es iſt meine Schuld nicht, wenn die griechiſche Häß-

(*) Ein ſehr gewöhnlicher Griff der Abderitiſchen Gelehrten und Kunſtrichter.

Häßlichkeit in Aethiopien Schönheit iſt; auch ſeh ich nicht was mich berechtigen könnte, zwiſchen den Griechen und Aethiopiern zu entſcheiden. Ich vermuthe, es könnte ſeyn, daß beyde recht hätten.

Ein lautes Gelächter, dergleichen man aufſchlägt, wenn jemand etwas unbegreiflich Ungereimtes geſagt hat, wieherte dem Philoſophen aus allen anweſenden Hälſen entgegen.

Laß hören, laß doch hören, rief der dicke Rathsherr, indem er ſeinen Wanſt mit beyden Händen hielt, was unſer Landsmann ſagen kan, um zu beweiſen, daß Beyde Recht haben! Ich höre für mein Leben gerne ſo was behaupten. Wofür hätte man auch ſonſt euch gelehrte Herren? — Die Erde iſt rund; der Schnee iſt ſchwarz; der Mond iſt zehnmal ſo groß als der ganze Peloponeſus; Achilles kan keine Schnecke im Laufen einhohlen, — Nicht wahr, Herr Antiſtrepſias? — Nicht wahr, Herr Demokritus? — Sie ſehen, daß ich auch ein wenig, in ihren Myſterien eingeweyht bin. Ha, Ha, Ha!

Die ſämtlichen Abderiten und Abderitinnen erleichterten ſympathetiſcher weiſe ihre Lungen abermals, und Herr Antiſtrepſiades, der einen Anſchlag auf die Abendmahlzeit des Jovialiſchen Rathsherrn gemacht hatte, unterſtüzte gefällig das allgemeine Gelächter mit lautem Händeklatſchen.

5.

Demokritus war in der Laune ſich mit ſeinen Abderiten und den Abderiten mit ſich Kurzweile zu machen. Zu weiſe, ihnen irgend eine von ihren National- oder Individual-Unarten übel zu nehmen, konnt' er es ſehr wohl leiden, daß ſie ihn für einen überklugen Mann anſahen, der ſeinen Abderitiſchen Mutterwiz auf ſeiner langer Wanderſchaft verdünſtet hatte und nun zu nichts gut war, als ihnen mit ſeinen Einfällen und Grillen etwas zu lachen zu geben. Er fuhr alſo, nachdem ſich das Gelächter über den witzigen Einfall des dicken Rathsherrn endlich gelegt hatte, mit ſeinem gewöhnlichen Phlegma fort, wo ihn der kleine Jovialiſche Mann unterbrochen hatte.

Sagte ich nicht, wenn die Griechiſche Häßlichkeit in Aethiopien Schönheit ſey, ſo könnte wohl ſeyn, daß beyde Theile Recht hätten?

„Ja, ja, das ſagten Sie, und ein Mann ſteht für ſein Wort. „

Wenn ich es geſagt habe, ſo muß ich's wohl behaupten; das verſteht ſich, Herr Antiſtrepſiades?

„Wenn Sie können? „

Bin ich etwan nicht auch ein Abderite? Und zudem brauch ich hier nur die Hälfte meines Satzes zu beweiſen, um das Ganze bewieſen zu haben. Denn daß die Griechen Recht ha-

ben, bedarf nicht erſt bewieſen zu werden; dies iſt eine Sache, die in allen Griechiſchen Köpfen ſchon längſt ausgemacht iſt. Aber daß die Aethiopier auch Recht haben, da liegt die Schwierigkeit! Wenn ich mit Sophismen fechten, oder mich begnügen wollte, meine Gegner ſtumm zu machen, ohne ſie zu überzeugen; ſo würd' ich als Anwald der Aethiopiſchen Venus, die ganze Streitfrage dem innern Gefühl zu entſcheiden überlaſſen. Warum, würd' ich ſagen, nennen die Menſchen dieſe oder jene Figur, dieſe oder jene Farbe ſchön? Weil ſie ihnen gefällt. Gut; aber warum gefällt ſie ihnen? Weil ſie ihnen angenehm iſt. Und warum iſt ſie ihnen angenehm? — O mein Herr, Sie müſſen endlich aufhören zu fragen, oder — ich höre auf zu antworten — Ein Ding iſt uns angenehm, weil es — einen Eindruck auf uns macht, der uns angenehm iſt. Ich fordre alle ihre Grübler heraus, einen beſſern Grund anzugeben. Nun würd' es lächerlich ſeyn, einen Menſchen abſtreiten zu wollen, daß ihm angenehm ſey, was ihm angenehm iſt; oder ihm zu beweiſen, er habe Unrecht, ſich wohlgefallen zu laſſen, was einen gefallenden Eindruck auf ihn macht. Wenn alſo die Figur einer Gull.ru ſeinen Augen wohl thut, ſo gefällt ſie ihm, und wenn ſie ihm gefällt, ſo nennt er ſie ſchön, oder es müßte nur kein ſolches Wort in ſeiner Sprache ſeyn.

Und wenn — und wenn ein Wahnwitziger Pferdäpfel für Pfirſchen äße? ſagte Antiſtrepſiades.

Pferdäpfel für Pfirſchen! — gut geſagt, bey meiner Ehre, gut geſagt, rief der Rathsherr. Knacken Sie das auf, Herr Demokritus? —

Fi, Fi, doch, Demokritus, liſpelte die ſchöne Myris, indem ſie die Hand vor die Naſe hielt; wer wird auch von Pferdäpfeln reden? Schonen Sie wenigſtens unſrer Naſen!

Zu viel iſt zu viel. Der gute Demokritus hatte in zwanzig Jahren viel erwandert. Aber ſeit dem er aus Abdera gegangen war, war ihm kein zwootes Abdera aufgeſtoſſen; und nun, da er wieder drinn war, zweifelte er zuweilen auf einen oder zween Augenblicke, ob er irgendwo ſey? Wie war es möglich, mit ſolchen Leuten fertig zu werden?

Nun, Vetter? — ſagte der Rathsherr, kannſt du die Pferdäpfel des Antiſtrepſiades nicht hinunter kriegen? ha, ha, ha!

Dieſer Einfall war zu abderitiſch, um die Zärtlichkeit der ſämtlichen gebogenen, ſtumpfen, viereckigten und ſpitzigen Naſen in der Geſellſchaft nicht zu überwältigen.

Die Damen kicherten ein zirpendes hi, hi, hi, in das dumpfe donnernde ha, ha, ha, der Mannsperſonen.

Sie haben gewonnen, rief Demokritus; und zum Zeichen, daß ich mein Gewehr mit guter Art ſtrecke, ſollen Sie ſehen, ob ich die Ehre verdiene, ihr Landsmann und Vetter zu ſeyn. Und nun fieng er an, mit einer Geſchicklichkeit, worinn ihm kein Abderite gleich kam, von der unterſten Baßnote ſtufenweiſe crescendo bis zum Uniſono mit dem hi, hi, der ſchönen Abderitinnen, ein Gelächter aufzuſchlagen, dergleichen, ſo lang Abdera auf Thraziſchen Boden ſtund, nie erhört worden war.

Anfangs machten die Damen Mine als ob ſie Widerſtand thun wollten; aber es war keine Möglichkeit, gegen das verzweifelte crescendo auszuhalten. Sie wurden endlich davon wie von einem reiſſenden Strom ergriffen; und da die Gewalt der Anſteckung noch dazu ſchlug, ſo kam es bald ſo weit, daß die Sache ernſthaft wurde. Die Frauenzimmer baten mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Aber Demokritus hatte keine Ohren, und das Gelächter nahm überhand. Endlich ließ er ſich, wie es ſchien, bewegen, ihnen einen Stillſtand zu bewilligen; allein in der That blos, damit ſie die Peinigung, die er ihnen zugedachte, deſto länger aushalten könnten.

Denn

Denn kaum waren ſie wieder ein wenig zu Athem gekommen, ſo fieng er die nemliche Tonleiter, eine Terze höher, noch einmal zu durchlachen an, aber mit ſo vielen eingemiſchten Trillern und Rouladen, daß ſogar die runzlichten Beyſitzer des Höllengerichts, Minos, Aeakus und Rhadamanthus, in ihrem höllenrichterlichen Ornat, aus der Faſſung gekommen wären.

Zum Unglück hatten zwoo oder drey von unſern Schönen nicht daran gedacht, ihre Perſonen gegen alle mögliche Folgen einer ſo heftigen Leibesübung in Sicherheit zu ſetzen. Schaam und Natur kämpften auf Leben und Tod in den armen Mädchen. Vergebens flehten ſie den unerbittlichen Demokritus mit Mund und Augen um Gnade an; vergebens foderten ſie ihre vom Lachen gänzlich erſchlafften Sehnen zu einer lezten Anſtrengung auf! Die tyranniſche Natur ſiegte, und in einem Augenblicke ſahe man den Saal, wo ſich die Geſellſchaft befand, unter ***** ******.

Der Schrecken über eine ſo unverſehene Naturerſcheinung (die deſto wunderbarer war, da das allgemeine Auffahren und Erſtaunen der ſchönen Abderitinnen zu beweiſen ſchien, daß es eine Würkung ohne Urſache ſey,) unterbrach die Lacher auf etliche Augenblicke, um ſogleich mit verdoppelter Gewalt wieder loßzudrücken. Natürlicher Weiſe gaben ſich

die erleichterten Schönen alle Mühe, den besondern Antheil, den sie an dieser Begebenheit hatten, durch Grimassen von Erstaunen und Ekel zu verbergen, und den Verdacht auf ihre schuldlosen Nachbarinnen fallen zu machen, welche durch unzeitige aber unfreywillige Schaamröthe den unverdienten Argwohn mehr als zu viel bestärkten. Der lächerliche Zank, der sich darüber unter ihnen erhub; Demokrit und Antistrepsiades, die sich boshafter Weise ins Mittel schlugen, und durch ironische Trostgründe den Zorn derjenigen, die sich unschuldig wußten, noch mehr aufreizten; und mitten unter ihnen allen der kleine dicke Rathsherr, der unter berstendem Gelächter einmal über das andre ausrief, daß er nicht die Hälfte von Thrazien um diesen Abend nehmen wollte: alles dies zusammen machte eine Scene, die des Griffels eines Hogarth würdig gewesen wäre, wenn es damals schon einen Hogarth gegeben hätte.

Wir können nicht sagen, wie lange sie gedaurt haben mag: denn es ist eine von den Tugenden der Abderiten, daß sie nicht aufhören können. Aber Demokritus, bey dem alles seine Zeit hatte, glaubte, daß eine Komödie, die kein Ende nimmt, die langweiligste unter allen Kurzweilen sey. Er packte also alle die schönen Sachen, die er zur Rechtfertigung der Aethiopischen Venus hätte sagen können, wofern er es mit vernünftigen Geschöpfen zu

thun

thum gehabt hätte, ganz gelaſſen zuſammen, wünſchte den Abderiten und Abderitinnen was ſie nicht hatten, und gieng nach Hauſe; — nicht ohne Verwunderung über die gute Geſellſchaft, die man anzutreffen Gefahr lief, wenn man einen Rathsherrn von Abdera beſuchte.

6.

Gute, kunſtloſe, ſanftherzige Gullern, — ſagte Demokritus, da er nach Hauſe gekommen war, zu einer wohlgepflegten, krauslokichten Schwarzen, die ihm mit ofnen Armen entgegen watſchelte — komm an meinen Buſen, ehrliche Gulleru! Zwar biſt du ſchwarz wie die Göttin der Nacht; dein Haar iſt wollicht und deine Naſe platt; deine Augen ſind klein, deine Ohren groß, und deine Lippen gleichen einer aufgeborſtnen Nelke. Aber dein Herz iſt rein und aufrichtig und frölich und fühlt mit der ganzen Natur. Du denkſt nie Arges, ſagſt nie was Albernes, quälſt weder andre, noch dich ſelbſt, und thuſt nichts was du nicht geſtehen darfſt. Deine Seele iſt ohne Falſch, wie dein Geſicht ohne Schmincke. Du kennſt weder Neid noch Schadenfreude; und nie hat ſich deine ehrliche platte Naſe gerümpft, um eines deiner Nebengeſchöpfe zu höhnen oder in Verlegenheit zu ſetzen. Unbeſorgt ob du gefällſt oder nicht gefällſt, lebſt du, in deine Unſchuld eingehüllt, im Frieden mit dir ſelbſt und der ganzen Natur; immer geſchickt Freude zu

geben und zu empfangen, und werth daß das Herz eines Mannes an deinem Busen ruhe! Gute, sanftherzige Gulleru! Ich könnte dir einen andern Nahmen geben; einen schönen, klangreichen, griechischen Namen auf ane oder ide, arion oder erion; aber dein Name ist schön genug, weil er dein ist; und ich bin nicht Demokritus, oder die Zeit soll noch kommen, wo jedes ehrliche gute Herz dem Namen Gulleru entgegenschlagen soll!

Gulleru begriff nicht allzuwohl, was Demokritus mit dieser empfindsamen Anrede haben wollte; aber sie sah daß es eine Ergiessung seines Herzens war, und so verstund sie gerade so viel davon, als sie vonnöthen hatte.

„War diese Gulleru seine Frau?"

Nein.

„Seine Beyschläferin?"

Nein.

„Seine Sclavin?"

Nach ihrem Anzug zu schliessen nicht.

„Wie war sie denn angezogen?"

So gut, daß sie eine Fille d'honneur der Königin von Saba hätte vorstellen können. Schnürz von grossen feinen Perlen zwischen den

den Locken, und um Hals und Arme; ein Gewand voll schöngebrochner Falten, von dünnem feuerfarbnen Atlas, mit Streiffen von welcher Farbe ihr wollt, unter ihrem Busen von einem reichgestickten Gürtel zusammengehalten, den eine Agraffe von Schmaragden schloß; und — was weiß ichs alles —

„Der Anzug war reich genug."

Wenigstens können Sie mir glauben, daß, so wie sie war, kein Prinz von Senegal, Angola, Gambia, Congo und Loango sie ungestraft angesehen hätte.

„Aber — "

Ich sehe wohl daß Sie noch nicht am Ende ihrer Fragen sind. — Wer war denn diese Gullern? War es eben die, von welcher vorhin gesprochen wurde? Wie kam Demokritus zu ihr? Auf welchen Fuß lebte sie in seinem Hause? — Ich gesteh' es, dies sind sehr billige Fragen; aber sie zu beantworten, seh' ich vor der Hand keine Möglichkeit. Denken Sie nicht, daß ich hier den Verschwiegnen machen wolle; oder daß ein besonderes Geheimnis unter der Sache stecke. Die Ursache, warum ich sie nicht beantworten kan, ist die allerjämpelste von der Welt. Tausend Schriftsteller befinden sich tausendmal in dem nemlichen Falle; nur ist unter Tausend kaum Einer aufrichtig

genug, in solchen Fällen die wahre Ursache zu bekennen. Soll ich Ihnen die Meinige sagen? Sie werden gestehen, daß sie über alle Einwendung ist. Denn, kurz und gut, — ich weiß selbst noch kein Wort von allem dem, was Sie von mir wissen wollen; und da ich nicht die Geschichte der schönen Gulleru schreibe, so begreifen Sie, daß ich in Absicht auf diese Dame zu nichts verbunden bin. Vielleicht findet sich in der Folge Gelegenheit, von Demokritus oder von ihr selbst etwas näheres zu erkundigen; und in diesem Falle verlassen Sie Sich darauf, daß Sie alles von Wort zu Wort erfahren sollen.

7.

Demokritus hatte noch keinen Monat unter den Abderiten gelebt, als er ihnen, und zuweilen auch sie ihm, schon so unerträglich waren, als Menschen einander seyn müssen, die mit ihren Begriffen und Neigungen alle Augenblicke wider einander stossen.

Die Abderiten hegten von sich selbst, und von ihrer Stadt und Republik eine ganz ausserordentliche Meynung. Ihre Unwissenheit alles dessen, was ausserhalb ihrem Gebiet in der Welt Merkwürdiges seyn oder geschehen möchte, war zugleich eine Ursache und eine Frucht dieses lächerlichen Dünkels. Daher kam es denn, durch eine sehr natürliche Folge, daß sie sich gar keine Vorstellung machen konnten, wie

etwas

etwas recht oder anſtändig oder gut ſeyn könnte, wenn es anders als zu Abdera war, oder wenn man zu Abdera gar nichts davon wußte. Ein Begrif, der ihren Begriffen widerſprach, eine Gewohnheit, die von den ihrigen abgieng, eine Art zu denken oder etwas ins Auge zu faſſen, die ihnen fremde war, hieß ihnen, ohne weitere Unterſuchung, ungereimt und belachenswerth. Die Natur ſelbſt ſchrumpfte für ſie in den engen Kreis ihrer eigenen Thätigkeit zuſammen; und wiewohl ſie es nicht ſo weit trieben, ſich, wie die Japaner, einzubilden, auſſer Abdera wohnten lauter Teufel, Geſpenſter und Ungeheuer: ſo ſahen ſie wenigſtens den Reſt des Erdbodens und ſeiner Bewohner als einen ihrer Aufmerkſamkeit unwürdigen Gegenſtand an; und wenn ſie zufälliger Weiſe Gelegenheit bekämen, etwas fremdes zu ſehen oder zu hören, ſo wußten ſie nichts damit zu machen, als ſich darüber aufzuhalten, und ſich ſelbſt Glück zu wünſchen, daß ſie nicht wären wie andere Leute. Dies gieng ſo weit, daß ſie denjenigen für keinen guten Bürger hielten, der an einem andern Orte beſſere Einrichtungen oder Gebräuche wahrgenommen hatte, als zu Hauſe. Wer das Glück haben wollte ihnen zu gefallen, mußte ſchlechterdings ſo reden und thun, als ob die Stadt und Republick Abdera, mit allen ihren zugehörigen Stücken, Eigenſchaften und Zufälligkeiten, ganz und gar untadelich, und das Ideal aller Republicken geweſen wäre.

Von dieſer Verachtung gegen alles, was nicht Abderitiſch hieß, war die Stadt Athen allein ausgenommen; aber auch dieſe vermuthlich nur deßwegen, weil die Abderiten, als ehmalige Tejer, ihr die Ehre erwieſen, ſie für ihre Mutterſtadt anzuſehen. Sie waren ſtolz darauf, für das Thraziſche Athen gehalten zu werden; und wiewohl ihnen dieſer Name nie anders als ſpottweiſe gegeben wurde, ſo hörten ſie doch keine Schmeicheley lieber als dieſe. Sie bemühten ſich, die Athenienſer in allen Stücken zu copiren, und copirten ſie genau — wie der Affe den Menſchen. Wenn ſie, um lebhaft und geiſtreich zu ſeyn, alle Augenblicke ins Poßierliche fielen, wichtige Dinge leichtſinnig, und Kindereyen ernſthaft behandelten; das Volk oder ihren Rath um jeder Kleinigkeit willen zwanzigmal verſammelten, um lange, alberne Reden Pro und Contra über Sachen zu halten, die ein Mann von alltäglichem Menſchenverſtand in einer Viertelſtunde beſſer als ſie entſchieden hätte; wenn ſie unaufhörlich mit Projecten von Verſchönerung und Vergröſſerung ſchwanger giengen, und ſo oft ſie etwas unternahmen, immer erſt mitten im Werke ausrechneten, daß es über ihre Kräfte gehe; wenn ſie ihre halbthraziſche Sprache mit attiſchen Redensarten ſpickten; ohne den mindeſten Geſchmack eine ungeheure Paßion für die Künſte affectirten, und immer von Mahlerey und Statuen und Muſik und Rednern und Dichtern ſchwazten, ohne jemals

einen

einen Mahler, Bildhauer, Redner oder Dichter, der des Namens werth war, gehabt zu haben; wenn sie Tempel bauten, die wie Bäder, und Bäder, die wie Tempel aussahen; wenn sie die Geschichte von Vulkans Netze in ihre Rathsstube, und den grossen Rath der Griechen über die Zurückgabe der schönen Chryseis in ihre Akademie mahlen liessen; wenn sie in Lustspiele giengen, wo man sie zu weinen, und in Trauerspiele, wo man sie zu lachen machte; und in zwanzig ähnlichen Dingen glaubten die guten Leute Athenienser zu seyn, und waren — Abderiten.

„Wie erhaben der Schwung in diesem kleinen Gedicht ist, das Physignathus auf meine Wachtel gemacht hat, sagte eine Abderitin. Desto schlimmer, sagte Demokritus.

Sehen sie, sprach der erste Archon von Abdera, die Faßade von diesem Gebäude, welches wir zu unserm Zeughause bestimmet haben? Sie ist von dem besten Parischen Marmor! Gestehen Sie, daß Sie nie ein Werk von größerm Geschmack gesehen haben!

Es mag die Republik schönes Geld gekostet haben, antwortete Demokritus.

Was der Republik Ehre macht, kostet nie zu viel, erwiederte der Archon. Ich weiß sie sind ein Kenner, Demokritus; denn sie haben immer an allem etwas auszusetzen. Ich bitte sie, finden sie mir einen Fehler an dieser Faßade?

Tausend

Tausend Drachmen für einen Fehler, Herr Demokritus, rief ein junger Herr, der die Ehre hatte ein Neffe des Archon zu seyn, und vor kurzem von Athen zurückgekommen war, wo er sich aus einem Abderitischen Bengel für die Hälfte seines Erbgutes zu einem Attischen Gecken ausgebildet hatte.

Die Faßade ist schön, sagte Demokritus ganz bescheiden; so schön, daß sie es auch zu Athen oder Korinth oder Syrakus seyn würde. Ich sehe, wenn's erlaubt ist es zu sagen, nur Einen Fehler an diesem prächtigen Gebäude.

Einen Fehler? — sprach der Archon, mit einer Miene, die sich nur ein Abderite, der ein Archon war, geben konnte.

Einen Fehler! Einen Fehler! wiederholte der junge Geck, indem er ein lautes Gelächter aufschlug.

„Darf man fragen, Demokritus, wie ihr Fehler heißt?"

Eine Kleinigkeit, versezte Demokritus; nichts als daß man eine so schöne Faßade — nicht sehen kan.

„Nicht sehen kan? Und wie so?"

Je, beym Anubis! wie wollen Sie daß man sie vor allen den alten übelgebauten Häusern und Scheunen sehen soll, die hier ringsum zwischen die Augen der Leute und ihre Faßade hingesezt sind?

Diese Häuser stunden lang eh Sie und ich gebohren wurden, sagte der Archon.

So hättet ihr euer Zeughaus anderswohin setzen sollen, sagte Demokritus. Der-

Dergleichen Dialogen gab es, ſo lange der Philoſoph unter ihnen lebte, alle Tage, Stunden und Augenblicke.

„Wie finden ſie dieſen Purpur, Demokritus? Sie ſind zu Tyrus geweſen; nicht wahr?

Ich wohl, Madame, aber dieſer Purpur nicht; dies iſt Coccinum, das Ihnen die Syrakuſaner aus Sardinien bringen und für tyriſchen Purpur bezahlen laſſen.

„Aber wenigſtens werden Sie doch dieſen Schleyer für Indianiſchen Byſſus von der feinſten Art gelten laſſen?“

Von der feinſten Art, ſchöne Atalanta, die man in Memphis und Peluſium verarbeiten läßt.

Nun hatte ſich der ehrliche Mann zwoo Feindinnen in einer Minute gemacht. Konnte aber auch was ägerlicher ſeyn, als eine ſolche Aufrichtigkeit?

Die Abderiten wußten ſich ſehr viel mit ihrem Theater. Ihre Schauſpieler waren gemeine Bürger von Abdera, die entweder von ihrem Handwerke nicht leben konnten, oder zu faul waren eines zu lernen. Sie hatten keinen gelehrten Begrif von der Kunſt, aber eine deſto gröſſere Meynung von ihrer eignen Geſchicklichkeit; und würklich konnte es ihnen an Anlage nicht fehlen, da die Abderiten überhaupt gebohrne Gaukler, Spaßmacher, und Pantomimen waren, an denen immer jedes Glied ihres Leibes mitreden half, ſo wenig auch das was ſie ſagten auf ſich haben mochte.

Sie

Sie besaſſen auch einen eignen Schauſpieldichter, Hyperbolus genannt, der, wenn man ihnen glaubte, ihre Schaubühne ſo weit gebracht hatte, daß ſie der Athenienſiſchen wenig nachgab. Er war im Komiſchen ſo ſtark als im Tragiſchen, und machte überdies die poſſierlichſten Satyrenſpiele (*) von der Welt, worinn er ſeine eignen Tragödien ſo ſchnackiſch parodierte, daß man ſich, wie die Abderiten ſagten, darüber buklicht lachen mußte. Ihrem Urtheile nach vereinigte er in ſeiner Tragödie den hohen Schwung und die mächtige Einbildungskraft des Aeſchylus mit der Beredſamkeit und dem Pathos des Euripides, ſo wie in ſeinen Luſtſpielen des Ariſtophanes Laune und muthwilligen Witz mit dem feinen Geſchmack und der Eleganz des Agathon. Die Behendigkeit, womit er ſeiner Werke entbunden wurde, war das Talent, worauf er ſich am meiſten zu gute that. Er lieferte jeden Monat ſeine Tragödie, mit einem kleinen Poſſenſpielchen zur Zugabe. Meine beſte Komödie, ſprach er, hat mich nicht mehr als Vierzehn Tage gekoſtet, und gleichwohl ſpielt ſie ihre vier bis fünf Stunden, wohlgezählt. —

Da ſey uns der Himmel gnädig, dachte Demokritus. —

Nun

(*) Griechiſche Poſſenſpiele, die mit der Opera buffa der Welſchen einige Aehnlichkeit hatten, und wovon uns der Cyklops des Euripides, das einzige übriggebliebene Stück dieſer Art, einen Begriff giebt.

Nun drangen die Abderiten immer von allen Seiten in ihn, ſeine Meynung von ihrem Theater zu ſagen; und ſo ungern er ſich mit ihnen über ihren Geſchmack in Wortwechſel einließ, ſo konnt' er doch auch nicht von ſich erhalten, ihnen zu ſchmeicheln, wenn ſie ihm ſein Urtheil mit geſamter Hand abnöthigten.

„Wie gefällt ihnen dieſe neue Tragödie?„

Das Sujet iſt glücklich gewählt. Was müßte der Autor auch ſeyn, der einen ſolchen Stoff ganz zu Grunde richten ſollte?

„Fanden Sie ſie nicht ſehr rührend?„

Ein Stück könnte in einigen Stellen ſehr rührend und doch ein ſehr elendes Stück ſeyn, ſagte Demokritus. Ich kenne einen Bildhauer von Sicyon, der die Wuth hat, lauter Liebesgöttinnen zu ſchnitzen. Dieſe ſehen überhaupt ſehr gemeinen Dirnen gleich; aber ſie haben alle die ſchönſten Beine von der Welt. Das ganze Geheimniß von der Sache iſt, daß der Mann ſeine Frau zum Modelle nimmt, die, zum Glücke für ſeine Venusbilder, wenigſtens die Beine ſchön hat. So kann dem ſchlechteſten Dichter zuweilen eine rührende Stelle gelingen, wenn es ſich gerade zutrift, daß er verliebt iſt, oder einen Freund verlohren hat, oder daß ihm ſonſt ein Zufall zugeſtoſen iſt, der ſein Herz in eine Faſſung ſezt, die es ihm leichte macht, ſich an den Platz der Perſon, die er reden laſſen ſoll, zu ſtellen.

„Sie finden also die Hekuba unsers Dichters nicht vortreflich?„

Ich finde, daß der Mann vielleicht sein Bestes gethan hat. Aber die vielen, bald dem Aeschylus, bald dem Sophokles, bald dem Euripides, ausgerupften Federn, womit er seine Blösse zu decken sucht, und die ihm vielleicht in den Augen mancher Zuhörer, denen jene Dichter nicht so gegenwärtig sind als mir, Ehre machen, schaden ihm in den meinigen. Eine Krähe, wie sie von Gott erschaffen ist, dünkt mich so noch immer schöner, als wenn sie sich mit Pfauen- und Fasanenfedern auspuzt. Ueberhaupt fodre ich von dem Verfasser eines Trauerspiels mit gleichem Rechte, daß er mir für meinen Beyfall ein vortrefliches Trauerspiel, als von meinem Schuster, daß er mir für mein Geld ein paar gute Stiefeln liefere; und wiewohl ich gerne gestehe, daß es schwerer ist ein gutes Trauerspiel als gute Stiefeln zu machen: so bin ich darum nicht weniger berechtiget, von jedem Trauerspiel zu verlangen, daß es alle Eigenschaften habe, die zu einem guten Trauerspiel, als von einem Stiefel, daß er alles habe, was zu einem guten Stiefel gehört.

„Und was gehört denn, ihrer Meynung nach, zu einem wohlgestiefelten Trauerspiel? fragte ein junger Abderitischer Patrizius, herzlich über den guten Einfall lachend, der ihm, wie er glaubte, entfahren war.„

Demo-

Demokritus ſprach mit einem kleinen Kreiſe von Perſonen, die ihm zuzuhören ſchienen, und fuhr, ohne auf die Frage des witzigen jungen Herrn acht zu haben, fort: die wahren Regeln der Kunſtwerke können nie willkührlich ſeyn. Ich fordre nichts von einem Trauerſpiele, als was Sophokles von den ſeinigen fodert; und dies iſt weder mehr noch weniger, als die Natur und Abſicht der Sache mit ſich bringt. Einen einfachen, wohldurchgedachten Plan, worinn der Dichter alles vorausgeſehen, alles vorbereitet, alles natürlich zuſammen gefügt, alles auf Einen Punkt geführt hat; worinn jeder Theil ein unentbehrliches Glied, und das Ganze ein wohlorganiſirter ſchöner, frey und edel ſich bewegender Körper iſt! Keine langweilige Expoſition, keine Epiſoden, keine Scenen zum Ausfüllen, keine Reden, deren Ende man mit Ungeduld herbey gähnt, keine Actionen, die nicht zum Hauptzwecke arbeiten! Intereſſante, aus der Natur genommene Charakteren, veredelt, aber ſo, daß man die Menſchheit in ihnen nie verkenne; keine übermenſchliche Tugenden, keine Ungeheuer von Bosheit! Perſonen, die immer ihren eigenen Individualbegriffen und Empfindungen gemäß reden und handeln, immer ſo, daß man fühlt, nach ihrem beſondern Charakter, nach allen ihren vorgehenden und gegenwärtigen Umſtänden und Beſtimmungen, müſſen ſie im gegebnen Falle ſo reden, ſo handeln, oder aufhören zu ſeyn, was ſie ſind.

Ich fodre, daß der Dichter nicht nur die menschliche Natur kenne, in so ferne sie das Modell aller seiner Nachbildungen ist; ich fodre, daß er auch auf die Zuschauer Rücksicht nehme, und genau wisse, durch welche Wege man sich ihres Herzens Meister macht; daß er jeden starken Schlag, den er auf solches thun will, unvermerkt vorbereite; daß er wisse, wenn es genug ist, und, eh er uns durch einerley Eindrücke völlig ermüdet, oder einen Affect bis zu dem Grade, wo er peinigend zu werden anfängt, in uns erregt, dem Herzen kleine Ruhepunkte zur Erholung gönne, und die Regungen, die er uns mittheilt, ohne Nachtheil der Hauptwürkung, zu vermannichfaltigen wisse. Ich fodre von ihm eine schöne, und ohne Aengstlichkeit mit äusserstem Fleisse polierte Sprache; einen immer warmen und kräftigen Ausdruck, einfach und erhaben, ohne jemals zu schwellen noch zu sinken, stark und nervicht, ohne rauh und steif zu werden, glänzend ohne zu blenden; wahre Heldensprache, die immer der lebende Ausdruck einer grossen Seele, und unmittelbar vom gegenwärtigen Gefühl eingegeben ist, nie zu viel, nie zu wenig sagt, und, gleich einem dem Körper angegoßnen Gewand, immer den eigenthümlichen Geist des Redenden durchscheinen läßt. Ich fodre, daß derjenige, der sich unterwindet Helden reden zu lassen, selbst eine grosse Seele habe, und, indem er durch die Allgewalt der Begeisterung in seinen Helden

verwan-

verwandelt worden iſt, alles was er ihm in den Mund legt in ſeinem eignen Herzen finde. Ich fodre —

„O, Herr Demokritus, — riefen die Ab„deriten, die ſich nicht länger zu halten wuß„ten — Sie können, da Sie nun einmal im „Fodern ſind, alles fodern, was Ihnen beliebt. „In Abdera läßt man ſich mit wenigerm ab„finden. Wir ſind zufrieden, wenn uns ein „Dichter rührt. Der Mann, der uns lachen „oder weinen macht, iſt in unſern Augen ein „göttlicher Mann, mag er es doch angehen, „wie er ſelbſt will. Dies iſt ſeine Sache, „nicht die unſrige! Hyperbolus gefällt uns, „rührt uns, macht uns Spaß; und geſezt „auch, daß er uns mit unter gähnen macht, „ſo bleibt er doch immer ein groſſer Dichter! „Brauchen wir eines weitern Beweiſes?„

Die Schwarzen an der Goldküſte, ſagte Demokritus, tanzen mit Entzücken zum Getöſe eines armſeligen Schaffells und etlicher Bleche, die ſie gegen einander ſchlagen. Gebt ihnen noch ein paar Kuhſchellen und eine Sackpfeife dazu, ſo glauben ſie in Elyſium zu ſeyn. Wie viel Witz brauchte eure Amme, um euch, da ihr noch Kinder wäret, durch ihre Erzählungen zu rühren? Das albernſte Mährchen, in einem kläglichen Tone hergeleyert, war dazu gut genug. Folgt aber daraus, daß die Muſik der Schwarzen vortreflich, oder ein Ammen-Mährchen ein herrliches Werk iſt?

„Sie sind sehr höflich, Demokritus —„

Um Vergebung! Ich bin so unhöflich, jedes Ding bey seinem Namen zu nennen; und so eigensinnig, daß ich nie gestehen werde, Alles sey schön und vortreflich, was man so zu nennen beliebt.

„Aber das Gefühl eines ganzen Volkes „wird doch mehr gelten, als der Eigendünkel „eines Einzigen?„

Eigendünkel? Das ist es eben, was ich aus den Künsten der Musen verbannt sehen möchte. Unter allen den Foderungen, wovon die Abderiten ihren Günstling Hyperbolus so gütig loszählen, ist keine einzige, die nicht auf die strengste Gerechtigkeit gegründet wäre. Aber das Gefühl eines ganzen Volkes, wenn es kein geübrtes Gefühl ist, kann und muß in unzähligen Fällen betrüglich seyn.

„Wie, zum Henker (rief ein Abderite, der mit seinem Gefühl sehr wohl zufrieden schien,) Sie werden uns am Ende wohl gar noch unsre fünf Sinnen streitig machen?„

Das verhüte der Himmel, antwortete Demokritus. Wenn Sie so bescheiden sind, keine weitere Ansprüche zu machen, als auf fünf Sinne, so wär es die gröbste Ungerechtigkeit, sie im ruhigen Besitze derselben stören zu wollen. Fünf Sinne sind allerdings, zumal wenn man alle fünfe zusammen nimmt, vollgültige Richter in allen Dingen, wo es darauf ankömmt, zu entscheiden, was weiß oder schwarz, glatt oder rauh, weich oder hart, dick oder

dünn,

dünn, bitter oder ſüß iſt. Ein Mann, der nie weiter geht, als ihn ſeine fünf Sinne führen, geht immer ſicher; und, in der That, wenn euer Hyperbolus dafür ſorgen wird, daß in ſeinen Schauſpielen jeder Sinn ergötzt und keiner beleidiget werde, ſo ſtehe ich ihm für die gute Aufnahme, und wenn ſie noch zehnmal ſchlechter wären, als ſie ſind.

Wäre Demokritus zu Abdera weiter nichts geweſen, als was Diogenes zu Korinth war, ſo möchte ihm die Freyheit ſeiner Zunge vielleicht einige Ungelegenheit zugezogen haben. Denn ſo gerne die Abderiten über wichtige Dinge ſpaßten, ſo wenig konnten ſie ertragen, wenn man ſich über ihre Puppen und Steckenpferde luſtig machte. Aber Demokritus war aus dem beſten Hauſe in Abdera, und, was noch mehr zu bedeuten hat, er war reich. Dieſer doppelte Umſtand machte, daß man ihm nachſah, was man einem Philoſophen in zerrißnem Mantel ſchwerlich zu gut gehalten hätte. Sie ſind auch ein unerträglicher Menſch, Demokritus! ſchnarrten die ſchönen Abderitinnen, und — ertrugen ihn doch.

Hyperbolus machte noch am nemlichen Abend ein entſetzliches Sinngedicht auf den Philoſophen. Des folgenden Morgens lief es bey allen Putztiſchen herum; und in der dritten Nacht ward es in allen Gaſſen von Abdera geſungen; denn Demokritus, der ein guter Componiſte war, hatte eine Melodie dazu geſezt.

8.

Es iſt ordentlicher Weiſe eine gefährliche Sache, mehr Verſtand zu haben, als ſeine Mitbürger. Sokrates mußt' es mit dem Leben bezahlen; und wenn Ariſtoteles mit ganzer Haut davon kam, als ihn der Oberprieſter Eurymedon zu Athen der Ketzerey anklagte, ſo kam es blos daher, weil er ſich in Zeiten aus dem Staube machte. Ich will den Athenienſern keine Gelegenheit geben, ſagte er, ſich zum zweytenmale an der Philoſophie zu verſündigen (*).

Die Abderiten waren bey allen ihren menſchlichen Schwachheiten wenigſtens keine ſehr bösartigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates ſo alt werden können als Neſtor, ſie hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und ſich über ſeine vermeyntliche Thorheit luſtig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem Charakter. Demokritus gieng ſo ſcharf mit ihnen zu Werke, daß ein weniger jovialiſches Volk die Geduld dabey verlohren hätte. Gleichwohl beſtund alle Rache, die ſie an ihm nahmen, darinn, daß ſie (unbekümmert mit welchem Grund) eben ſo übel von ihm ſprachen, als er von ihnen, alles tadelten, was er unternahm, alles lächerlich fanden, was er ſagte, und

(*) *Aelian.* Var. Hiſt. III. 36.

und von allem, was er ihnen rieth, gerade das Gegentheil thaten. „Man muß dem Philoſophen durch den Sinn fahren, ſagten ſie; man muß ihm nicht weiß machen, daß er alles beſſer wiſſe als wir „ — und, dieſer weiſen Maxime zufolge begiengen die guten Leute eine Thorheit über die andre, und glaubten, wie viel ſie dabey gewonnen hätten, wenn es ihn verdröſſe. Zum Unglück verfehlten ſie darinn ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokritus lachte dazu, und wurde, aller ihrer Neckereyen wegen, nicht einen Augenblick früher grau. O die Abderiten, die Abderiten! rief er zuweilen; da haben ſie ſich wieder ſelbſt eine Ohrfeige gegeben, in Hofnung daß es mir weh thun werde!

„Aber (ſagten die Abderiten) kan man auch mit einem Menſchen ſchlimmer daran ſeyn? Ueber alles iſt er andrer Meynung als wir. An allem was uns gefällt hat er etwas auszuſetzen. Es iſt doch ſehr unangenehm, ſich immer widerſprechen zu laſſen!„

„Aber, wenn ihr nun immer Unrecht habt? antwortete Demokritus. — Und laßt doch einmal ſehen, wie es anders ſeyn könnte! Alle eure Begriffe habt ihr eurer Amme zu danken: und über alles denkt ihr noch eben ſo, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper ſind gewachſen, und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele unter euch haben ſich die Mühe gegeben, den Grund zu erforſchen, war-

um etwas wahr oder gut oder ſchön iſt? Gleich den Unmündigen und Säuglingen nennt ihr alles gut und ſchön, was eure Sinnen kitzelt, was euch gefällt; und auf was für kleinfügige oft gar nicht zur Sache gehörende Urſachen und Umſtände kömmt es an, ob euch etwas gefallen ſoll oder nicht? Wie verlegen würdet ihr oft ſeyn, wenn ihr ſagen ſolltet, warum ihr dies liebt und jenes haſſet? Grillen, Launen, Eigenſinn, die Gewohnheit euch von andern Leuten gängeln zu laſſen, mit ihren Augen zu ſehen, mit ihren Ohren zu hören, und was ſie euch vorgepfiffen haben nachzupfeifen, — ſind die Triebfedern, die bey euch die Stelle der Vernunft erſetzen. Soll ich euch ſagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falſchen Begriff von Freyheit in den Kopf geſetzt. Eure Kinder von drey oder vier Jahren haben freylich den nemlichen Begriff davon; aber dies macht ihn nicht richtiger. Wir ſind ein freyes Volk, ſagt ihr; und nun glaubt ihr, die Vernunft habe euch nichts einzureden. „Warum ſollten wir nicht denken dürfen wie es uns beliebt? Lieben und haſſen wie es uns beliebt? Bewundern oder verachten was uns beliebt? Wer hat ein Recht uns zur Rede zu ſtellen, oder unſern Geſchmack und unſre Neigungen vor ſeinen Richterſtuhl zu fodern?„ — Nun dann, meine lieben Abderiten, ſo denkt und faſelt, liebt und haßt, bewundert und verachtet wie, wenn, und was euch beliebt! Begeht Thorheiten ſo oft und ſo viel euch beliebt! Macht

euch

euch lächerlich wie es euch beliebt! Wem liegt am Ende was daran? So lang es nur Kleinigkeiten, Puppen und Steckenpferde betrift, wär es unbillig, euch im Beſitz des Rechtes, eure Puppe und euer Steckenpferd nach Belieben zu putzen und zu reiten, ſtören zu wollen. Geſezt auch eure Puppe wäre häßlich, und das, was ihr euer Steckenpferd nennt, ſähe von Vorn und von Hinten einem Oechslein oder Eſelein ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und niemand unglücklich machen, was geht es andre Leute an, daß es Thorheiten ſind? Warum ſollte nicht der Hochweiſe Rath von Abdera, in feyerlicher Proceßion, einer hinter dem andern, vom Rathhauſe bis zum Tempel der Latona Burzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und Volke von Abdera ſo gefällig wäre? Warum ſolltet ihr euer beſtes Gebäude nicht in einen Winkel, und eure ſchöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk ſetzen dürfen? Aber, meine lieben Landsleute, nicht alle eure Thorheiten ſind ſo unſchuldig wie dieſe; und wenn ich ſehe, daß ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, ſo müßt' ich euer Freund nicht ſeyn, wenn ich ſtille dazu ſchweigen könnte. Zum Exempel, euer Krieg mit den Lemniern, der unnöthigſte und unbeſonnenſte der jemals angefangen wurde, um der albernſten Urſache von der Welt, um einer Tänzerin, willen? — Es fiel in die Augen daß ihr damals unter dem unmittelbaren Einfluß eures

höſen

böſen Dämons waret, da ihr ihn beſchloßet. Allein alles half nichts, was man auch dagegen vorſtellte. Die Lemnier ſollten gezüchtiget werden; und wie ihr Leute von lebhafter Einbildung ſeyd, ſo ſchien euch nichts leichters als euch von der ganzen Inſel Meiſter zu machen. Denn die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch eure Naſe daran erinnert. Doch dies alles möchte noch hingegangen ſeyn, wenn ihr nur wenigſtens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Aſybron zum Feldherrn zu machen, ohne daß ſich irgend ein möglicher Grund davon erdenken ließe, als weil eure Weiber fanden, daß er in ſeiner prächtigen neuen Rüſtung ſo ſchön wie ein Paris ſey; und — über dem Vergnügen, einen groſſen feuerfarben Federbuſch auf ſeinem hirnloſen Kopfe nicken zu ſehen — zu vergeſſen, daß es nicht um ein Luſtgefechte zu thun war: dies, läugnets nur nicht, dies war ein Abderiten-Streich! Und nun, da ihr ihn mit dem Verluſt eurer Ehre, eurer Galeeren, und eurer beſten Mannſchaft, bezahlt habt, was hilft es euch, daß die Athenienſer (*), die ihr euch in ihren

(*) Die Athenienſer hatten zu ihrem Kriege mit Megara keinen beſſern Grund, (wenn man dem Ariſtophanes glauben dürfte) als daß etliche junge Herren von Megara, um die Entführung einer

ihren Thorheiten zum Muſter genommen habt, eben ſo ſinnreiche Streiche und zuweilen mit eben ſo glücklichen Ausgang zu ſpielen pflegen?

In dieſen Tone ſprach Demokritus mit den Abderiten, ſo oft ſie ihm Gelegenheit dazu gaben; aber, wiewohl dies ſehr oft geſchah, ſo konnten ſie ſich doch unmöglich gewöhnen, dieſen Ton angenehm zu finden. „So geht es, ſagten ſie, wenn man naſeweiſen Jünglingen erlaubet in der weiten Welt herum zu reiſen, um ſich ihres Vaterlandes ſchämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländiſcher Begriffe, als Kosmopoliten zurückzukommen, die alles beſſer wiſſen als ihre Grosväter, und alles anderswo beſſer geſehen haben als zu Hauſe. Die alten Egyptier, die niemand reiſen lieſen eh' er wenigſtens funfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weiſe Leute!“

Und eilends giengen die Abderiten hin, und machten ein Geſetz; daß kein Abderitenſohn hinfür weiter als bis an den Korinthiſchen Iſthmus,

einer Megariſchen Courtiſane zu rächen, ein paar junge Dirnen von der nemlichen Profeßion aus Aſpaſiens Pflanzſchule entführt hatten. Aſpaſia vermochte alles über den Perikles, Perikles alles in Athen, und ſo wurde den Megarern der Krieg angekündigt. Plutarch im Leben des Perikles.

Isthums, länger als ein Jahr, und anders als unter der Aufsicht eines bejahrten Hofmeisters, von altabderitischer Abkunft, Denkart und Sitte, sollte reisen dürfen. „Junge Leute müssen zwar die Welt sehen, sagte das Dekret: aber eben darum sollen sie sich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis sie alles was mit Augen da zu sehen ist gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe (*) sie angetroffen, wie sie gegessen, und wieviel sie bezahlen müssen; damit ihre Mitbürger sich in der Folge diese ersprieslichen Geheimnachrichten zu Nutze machen können. Ferner soll (wie das Dekret weiter sagt) zu Ersparung der Unkosten eines allzulangen Aufenthalts an einem Orte, der Hofmeister dahin sehen, daß der junge Abderite in keine unnöthige Bekanntschaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimisch, kan ihm am besten sagen, was da merkwürdiges zu sehen ist, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heissen, wo sie wohnen, und um welche Zeit sie zu sprechen sind; dies notiert sich der Hofmeister in sein Tagbuch; und dann läßt sich in zween oder drey Tagen, wenn man die Zeit

(*) Ob diese Stelle, der Gasthöfe wegen, für unächt und eingeschoben zu halten sey, überläßt man dem Urtheile derjenigen, welche die rem cauponariam Veterum gründlich untersucht haben.

Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenſchein nehmen."

Zum Unglück für dieſes weiſe Dekret befanden ſich zween abderitiſche junge Herren von groſſer Wichtigkeit eben auf dem Lande, als es abgefaßt, und, nach alter Gewohnheit, dem Volk auf den Hauptplätzen der Stadt vorgeſungen wurde. Der eine war der Sohn eines Krämers, der durch Geiz und niederträchtige Kunſtgriffe in ſeinem Gewerbe binnen vierzig Jahren ein beträchtliches Vermögen zuſammengekrazt, und, in Kraft deſſelben, ſeine Tochter, wiewohl ſie das häßlichſte und dummſte Thierchen von ganz Abdera war, kürzlich an einen Neffen des kleinen dicken Rathsherrn, deſſen oben rühmliche Erwähnung gethan worden, verheyrathet hatte. Der andre war der einzige Sohn des Nomophylax, und ſollte, um ſeinem Vater je bälder je lieber in dieſem Amte beygeordnet werden zu können, nach Athen reiſen und ſich mit dem Muſikweſen daſelbſt genauer bekannt machen; während daß der Erbe des Krämers, der ihn begleiten wollte, mit den Putzmacherinnen und Sträußermädchen von Athen genauere Bekanntſchaft zu machen geſonnen war. Nun hatte das Dekret an den beſondern Fall, worinn ſich dieſe jungen Herren befanden, nicht gedacht. Die Frage war alſo, was zu thun ſey? Ob man auf eine Modification des Geſetzes antragen, oder beym Senat blos um Diſpenſation für den vorliegenden Fall anſuchen ſollte? — Keines von beyden, ſagte

der

der Nomophylax, der eben mit der Composition eines neuen Tanzes auf das Fest der Latona fertig, und ausserordentlich mit sich selbst zufrieden war. Um etwas am Gesetze selbst zu ändern, müßte man das Volk deßwegen zusammen berufen; und dies würde unsern Mißgünstigen nur Gelegenheit geben die Mäuler aufzureissen. Was die Dispensation betrift, so ist zwar an dem, daß man die Gesetze meistens nur um der Dispensationen willen macht; und ich zweifle nicht, daß der Senat uns ohne Schwürigkeit zugestehen würde, was jeder in ähnlichen Fällen kraft des Gegenrechtes fodern zu können wünscht. Indessen hat doch jede Befreyung das Ansehen einer erwiesenen Gnade, und wozu haben wir nöthig, uns Verbindlichkeiten aufzuhalsen? Das Gesetz ist ein schlafender Löwe, bey dem man, so lang er nicht aufgeweckt wird, so sicher als bey einem Lamme vorbeyschleichen kann. Und wer wird die Unverschämtheit oder die Verwegenheit haben, ihn gegen den Sohn des Nomophylax aufzuwecken?

Dieser Beschirmer der Gesetze war, wie wir sehen, ein Mann, der von den Gesetzen und von seinem Amte sehr verfeinerte Begriffe hatte, und sich der Vortheile, die ihm das leztere gab, fertig zu bedienen wußte. Sein Name verdient aufbehalten zu werden. Er nannte sich Gryllus, des Cyniskus Sohn.

Die Fortsetzung folgt.

III.

Miſcellanien.

IV.

Ueber ein ſeltſames Compliment, das der deutſchen Litteratur im London Magazine gemacht worden.

Vielleicht irre ich mich, — aber wenigſtens hat kein unzeitiger Patriotismus, noch ein Vorſatz den Deutſchen eine Schmeicheley zu ſagen, Theil daran, — wenn mich däucht, die Aufmerkſamkeit unſrer Nation auf auswärtige Gelehrſamkeit, und die Sorgfalt unſrer Gelehrten, dem deutſchen Publikum immer zuverläßige Nachrichten von dem Zuſtande der Litteratur und der Künſte in dem verfeinerten Theile von Europa zu geben, ſey ein verdienſtlicher Vorzug, den wir vor den Franzoſen, Italiänern, Engländern und der ganzen übrigen Welt voraus haben. Es iſt ſchon lange, daß wir von der Geſchichte der Philoſophie und des Geſchmacks bey den drey vorbenamten, ja bey allen übrigen Europäern ſo viel wiſſen als ſie ſelbſt. Wir kennen den Anfang und Fortgang ihrer Sprache und Litteratur, jeden merkwürdigen Schriftſteller, jedes Werk das auf irgend

eine Art Epoke gemacht hat; wir kennen ihre Kunſtrichter, und die Geſchichtſchreiber ihres Parnaſſes: und wer iſt unter uns, der eine gelehrte, oder doch nicht ganz vernachläßigte Erziehung genoſſen hat, dem wenigſtens die Namen der größten Dichter und Proſaiſten von Italien, Frankreich, und England, und das Verhältnis eines jeden derſelben gegen ähnliche Schriftſteller andrer Nationen, ganz unbekannt wären?

Es mag ſeyn, daß uns der Vorwurf einer zu groſſen Neigung zum Ausländiſchen nicht ohne allen Grund gemacht wird, und daß wir uns vielleicht weniger um fremde Litteratur bekümmern würden, wenn wir von unſrer eigenen nicht gar zu demüthig dächten. Indeſſen iſt doch ſchwerlich zu läugnen, daß dieſe Achtung für den Geiſt und die Werke fremder Nationen gerade das Gegentheil einer ſehr häßlichen, und dem Fortgang der allgemeinen Geſelligkeit ſehr hinderlichen Untugend iſt, nemlich der Verachtung der übrigen Weltbürger neben uns; daß wir dieſer Art zu denken groſentheils den Foreſchritt unſrer eigenen Litteratur zu danken haben; und daß ſie uns wenigſtens verhindert, ungerecht gegen andre Völker zu ſeyn, und uns, durch ſchiefe und unwiſſende Urtheile über ſie, lächerlich zu machen.

Die Engländer mögen immer groſe Urſache haben auf ihren Bacon, ihren Milton, ihren Dryden

Dryden und Pope, ihren Locke und Hume, und vornemlich auf ihren groſsen Newton und ihren noch gröſsern Schakeſpear ſtolz zu ſeyn: aber Vorzüge geben kein Recht zur Verachtung Andrer; und es kan einer ſo aufgeklärten Nation nie zur Ehre gereichen, wenn in ihrem Mittel von der Teutſchen, die den Mann hervor brachte, der ihrem Newton die Fakel vortrug (*), wie von einer Horde von Barbaren geſprochen wird, welche nur eben aus dem langen Schlafe der Unwiſſenheit und Dummheit aufgewacht, Augen und Ohren, Hände und Füſſe zu verſuchen anfiengen, ſich aber gleichwol ſo dabey gebehrdeten, daſs man gute Hofnung ſchöpfen könne, ſie würden mit der Zeit ſo ziemlich den übrigen Menſchen ähnlich ſehen.

Was mir zu dieſer Betrachtung den nächſten Anlaſs gegeben hat, iſt ein Aufſatz in *London Magazine*, *May* 1773, unter der Rubrik: Verſuch über die ländliche Poeſie, worinn ein ſich ſo nennender Muſidorus die Teutſchen als ein Beyſpiel aufſtellt, was der Geiſt einer aus der Barbarey erwachenden Nation für einen Schwung zu nehmen pflege. Ich ziehe nicht gerne unbeſtimmte Sätze aus einem einzelnen Falle, wie viele der neueſten Philoſophen unſrer weſtlichen Nachbarn zu thun gewohnt

(*) Johann Kepler, Mathematicus der Kayſer Rudolph II. und Matthias.

wohnt ſind; und noch weniger möchte ich die Unwiſſenheit eines Einzigen einer ganzen Nation vorrücken. Aber mich däucht, wenn mitten in London, in einem öffentlichen, in Jedermanns Hände kommenden Journale, an welchem Gelehrte von allen Arten Antheil haben, von einer Nation, die ſchon lange genug mit der Engliſchen in nähern Verhältniſſen ſteht um ihr nicht mehr unbekannt zu ſeyn, ſo geſprochen wird, wie dieſer Muſidorus ſpricht: ſo kann man, ohne ſich zu verſündigen, voraus ſetzen, daß man ſich in England um den Zuſtand der Gelehrſamkeit der beſagten Nation kaum ſo viel bekümmere, als man ſich bey uns um die Litteratur der Lappen und Kamtſchadalen bekümmert. Hören wir doch, was dieſer Muſidorus von uns ſagt!

Zuförderſt offenbaret er ſeinen Leſern: „er habe jederzeit bemerkt, (und er iſt wohl nicht der erſte, der ſo was gemerkt hat,) daß in jedem Lande, wo der Geſchmack ſeinen goldenen Saamen auszuſtreuen beginne, und die feinere Gelehrſamkeit über die Ruinen der Gothiſchen Barbarey empor ſteige, die Poeſie allemal ihre erſte Erſcheinung in einem Kleide von muſikaliſcher Proſa gemacht habe; welche muſikaliſche Proſa Er (unmittelbar vorher) jene ſanfte, harmoniöſe, halb-epiſche, halb-ſchäferiſche Poeſie nennt, die mit ſo gutem Glücke von den Italiäniſchen Barden der beyden lezten Jahrhunderte

derte getrieben, und hernach durch die blühende Phantaſie des eleganten Fenelon ungemein vervollkommet worden ſey; und welche er, obiger Urſache wegen, die Sprache der Natur zu nennen pflege. — „Um dieſe Behauptung „zu beſtärken (fährt er fort) laßt uns nur „unſre Nachbarn, die Deutſchen, anſehen. „Dieſe alle, in dem finſtern und abſcheulichen „Arbeiten juriſtiſcher und mönchiſcher Ge„lehrſamkeit lange verſunkene, und allen Ue„berbleibſeln der Ungeſchliffenheit ihrer barba„riſchen Voreltern hartnäckig anhangende „Nation hat endlich ihren Klöſtern und Schu„len gute Nacht gegeben, und die Celle des „Heineccius (riſum teneatis, amici) mit dem „Schreine des Apollo vertauſcht. Viele von „ihren Barden haben (um ihre eigenen Worte „zu gebrauchen) das leichte Rohr zu ſtimmen „verſucht, und Alle haben zuerſt um die Gunſt „der ländlichen Muſe gebuhlt. Geßners „ſimple Dichtart (da haben wir unſern Geß„ner mit einem Worte herrlich charakteriſirt) „iſt unſern Landsleuten bereits wohl bekannt, „und wird allgemein bewundert; und wären „die poëtiſchen Werke ſeiner Zeitgenoſſen eben „ſowohl in England bekannt, ſo bin ich gewiß „(ich, warlich, nicht!) ſie würden mit al„lem Beyfall, den ſie verdienen, aufgenom„men werden. Bodmer, Breitinger, Kleiſt, „Klopſtock, Weiland ſind ehrwürdige Na„men, wo man ſie kennt. „

Was der ehrliche Muſidorus ſich für eine Vorſtellung von uns armen Germanen macht! Der gute Heineccius, der die Sprache der Römer ſo ſchön ſchrieb, mit ihren claßiſchen Schriftſtellern ſo vertraut war, und ſo viel beytrug, die Barbarey aus den Schulen der Themis verbannen zu helfen, wie kömmt wohl dieſer dazu, als ein furchtbarer Tribonianiſcher Popanz dargeſtellt zu werden, aus deſſen dumpfer Höhle wir armen Hirtendichter allzumal uns in die Niſche des Apollo (*the ſhrine of Phoebus*, denn Herr Muſidorus ſpricht durchaus muſikaliſche Proſa) geflüchtet haben?

Doch, es wäre lächerlich über dieſe ganze Stelle Anmerkungen machen zu wollen. Der Mann mußte wohl ſehr wenig von der Nation, von der er ſpricht, wiſſen, der nicht wußte, wer Hagedorn, Gleim, Utz und Gellert iſt, dem ſogar Rammler und Leßing unbekannte Namen ſind, und der, um etliche wenige Namen zuſammenzubringen, ſogar Breitingern, der zwar ein Lehrer unſrer meiſten Dichter, aber niemals ſelbſt Dichter geweſen iſt, *veluti Iudaeus*, nöthigt, *in hanc concedere turbam*.

Indeſſen verdient Muſidorus doch immer für ſeinen guten Willen Dank. Denn daß er uns Ehre hat erweiſen wollen, dies ſieht man offenbar; und (wenn mich die beſondere Wendung ſeiner lezten Periode nicht auf eine irrige Vermuthung bringt) ſo meynt er es wohl gar

ſo

ſo gut mit uns, daß es ihn verdroſſen zu haben ſcheint, daß vielleicht die Engliſchen Kunſtrichter (die im Durchſchnitt genommen, ungefehr eben ſolche Leute ſind, wie die unſrigen) vor dem einen oder andern von den reſpectablen Dichtern, die er nennt, wenigſtens vor dem ſogenannten Weiland, nicht völlig ſo viel Reſpect haben, als er glaubt, daß ihm gebühre. Ob die Schuld hievon an den engliſchen Ueberſetzungen, oder an den Kunſtrichtern, oder an Weiland ſelbſt liege, wird die Zeit lehren.

W.

IV.

Anekdoten.

1.

Vom Doktor Mead (*).

Doktor Friend, der vertraute Freund des berühmten Doktor Mead, wiederſetzte ſich einſtmals im Parlamente mit Heftigkeit dem Verfahren des Miniſteriums in einer gewiſſen Sache. Dieſes Betragens wegen wurde er im März 1722, unter dem Vorwande des Hochverraths, in den Tower geſetzt. Ein halbes Jahr darauf wurde der Premier-Miniſter krank, und ſchickte nach dem Doktor Mead. Dieſer, nachdem er die Krankheit unterſucht hatte, ſagte ihm, er wolle für ſeine Geneſung ſtehen; aber er werde ihm keinen Tropfen Arzney eher verſchreiben, bis ſein Freund aus dem Tower wäre. Der Miniſter, welcher ſeine Krankheit zunehmen ſahe, erhielt wenig Tage drauf bey Seiner Majeſtät Pardon für Doktor Friends vorgebliches Verbrechen, und ſchickte wieder zum Doktor Mead. Ohngeachtet Dr. Friends Pardon ſchon von der königlichen geheimen Kanzley ausgefertigt ware, ſo blieb dennoch Doktor Mead feſt bey ſeinem Ent-

(*) Aus dem London Magazine; May 1773.

Entſchluſſe, bis ſein Freund würklich befreyet, und wieder in ſeiner Familie ware. Der Miniſter wurde durch Dr. Meads Hülfe bald wieder geſund. Während Friends Gefangenſchaft hatte D. Mead ſeine Kranken übernommen; und brachte ihm noch an dem nemlichen Abende, da er aus dem Tower kam, Fünftauſend Guineen erhaltene Kurkoſten; welche, als eine verdiente Belohnung ſeiner Arbeit anzunehmen, ihn Dr. Friend auf keine Weiſe überreden konnte.

II.

Von Signora Gabrieli,

erſter Sängerin der Sicilianiſchen Oper (*)

Die Talente der Gabrieli ſind ſchon ſo allgemein bekannt und berühmt, daß man ihr ohnmöglich eine neue Lobrede halten, oder ſie ſchwärmeriſcher erheben kann als die Italiener thun, und ſchon lange gethan haben. In der That haben ſie auch Recht, denn ihr Vortrag und die Schönheit und Biegſamkeit ihrer Stimme ſind

(*) Aus Brydone's, Tour through Sicily and Malta.

ſind höchſt bewundrungswürdig; und wollte ſie nur eben ſo gut gefallen als in Erſtaunen ſetzen, ſo würde ſie faſt eben die Wunder mit ihrer Stimme thun können, die man von einem Orpheus und Thimotheus erzählt. Aber ſo fügt ſichs, vielleicht zum Glück für die Ruhe der armen Erdenſöhne von feinem Ohr und empfindſamen Herzen, daß ihr Eigenſinn und ihre wunderliche Laune wo möglich größer noch als ihr Talent iſt, und ſie allzeit eben ſo verhaßt als dieſes berühmt macht. Auf dieſe Art wird ihr Charakter oft das kräftigſte Gegengift der Reitze ihrer Stimme und Perſon. Bey allen ihren Fehlern iſt ſie demohngeachtet die gefährlichſte Syrene unſerer Zeit, und hat gewiß mehr Eroberungen gemacht als ein Frauenzimmer auf der Welt.

Man muß ihr, aus Gerechtigkeit, das Lob geben, daß ſie, den Meiſten ihrer Kunſtverwandten zuwider, nichts weniger als ſelbſtiſch oder habſüchtig iſt; ſie giebt vielmehr oft große Proben ihrer Freygebigkeit und Uneigennützigkeit. Sie iſt ſehr reich, und wie man vermuthet, durch die Gnade des leztverſtorbenen Kaiſers, dem es ein Vergnügen machte ſie in Wien zu haben. Sie mußte ſich aber zulezt aus Wien, ſo wie aus den meiſten Städten Italiens, entfernen, wegen der Unruhen und Zwiſte, die ihr unruhiger und friedeſtöhrender Kopf, vielleicht mehr als ihre Schönheit, verurſachte.

Ohngeachtet ſie ſchon ziemlich weit in Dreyſſig iſt, ſcheint ſie doch auf der Bühne kaum achtzehn Jahre; und eben dieſe Kunſt ſich ſo zu verjüngen, iſt keine ihrer ſchlechteſten. Wenn ſie bey guter Laune iſt, und ſich würklich hören laſſen will, ſo hat niemand etwas im ganzen Felde der Muſik gehört, das mit ihrem Singen verglichen werden könne. Wenn ſie will, ſo ſingt ſie ſo gut für das Herz als für die Einbildungskraft, und dann regiert ſie jede Leidenſchaft mit der gränzenloſeſten Gewalt. Aber ſelten iſt ſie fähig ihre wundernswürdige Macht ganz zu zeigen; denn ſelten nur läßt es ihr Eigenſinn zu; und eben dieſer unüberwindliche Eigenſinn, der ſtets mit den Reitzen ihrer Kunſt abwechſelt, hat ſie ſchon ihr ganzes Leben hindurch zu einem Gegenſtande der Bewunderung und Verachtung gemacht.

Sie iſt in der Action und im Recitiren faſt eben ſo ſtark, als im Singen. Oft thaten wenig Worte von ihr, in einem Recitative, mit einem ganz einfachen Accompagnement, eine Würkung bey mir, die ich von keinem andern Sänger fühlte. Sie ſchreibet viele ihrer Verdienſte dem Unterrichte zu, den ihr Metaſtaſio, ſonderlich in der Aktion und im Recitiren, gab.

Ihr Eigenſinn iſt ſo hartnäckig und unbiegſam, daß weder Intereſſe noch Schmeicheley, weder Drohungen noch Strafen Gewalt über

ihn

ihn haben; Hochachtung oder Verachtung, beydes vermehrt ihn bey ihr. Nur selten läßt sie sich bewegen ihre wundernswürdigen Talente zu zeigen; am allerwenigsten aber wenn sie glaubt, daß man etwas Vortrefliches von ihr erwartet; anstatt ihre Arien wie andere Aktricen zu singen, überbrummt sie sie alsdenn nur a mezza voce, und nichts in der Welt kann sie singen machen, wenn es ihr nicht beliebt.

Das würksamste Mittel, so man noch in diesem Falle entdeckt hat, ist ihr begünstigter Liebhaber, denn sie hat allezeit einen; diesen sucht man zu bereden, daß er sich mitten in die vorderste Loge sezt. Stehen sie eben auf einem guten Fuße mit einander, welches aber selten der Fall ist, so richtet sie alle ihre zärtlichen Arien an ihn, und treibt ihre Kunst auf das Aeuserste. Ihr gegenwärtiger inamorato versprach uns diesen Beweis seiner Macht über sie zu geben. Er nahm, der Abrede gemäs, seinen Platz, aber Gabrieli, welche vermuthlich die List merkte, schien ihn gar nicht zu sehen. Also würkt auch sogar dieses Mittel nicht allezeit bey ihr.

Der Viceroi, welcher die Musik sehr liebt, hat alles mit ihr, aber umsonst, versucht. Vor einiger Zeit gab er dem vornehmsten Adel von Palermo ein groses Gastmahl, und ließ die Gabrieli auch dazu bitten. Jedermann erschien zur gehörigen Stunde, nur Gabrieli

nicht.

nicht. Der Viceroi befahl mit dem Eſſen zu warten, und ließ ihr melden, daß die Geſellſchaft auf ſie harre. Der Bediente fand ſie leſend im Bette. Sie bath ihn, er möchte ſie entſchuldigen; es thät ihr leid, daß ſie die Geſellſchaft auf ſich habe warten laſſen, aber ſie habe ihr Verſprechen gänzlich vergeſſen. Der Viceroi würde ihr dieſe Unhöflichkeit noch vergeben heben; da aber die Geſellſchaft in die Oper kam, ſpielte Gabrieli ihre Rolle äuſſerſt nachläßig und kalt, und ſang alle ihre Arien ſotto voce, oder ſo leiſe, daß man ſie kaum hörte. Dieß beleidigte den Viceroi; da er aber ein ſehr gutblütiger ſanfter Mann iſt, ſo wollte er ihr doch ſein Anſehen nicht fühlen laſſen; allein da ſie bey ihrer unverſchämten Halsſtarrigkeit verharrte, ſo zwang ſie ihn endlich ihr mit Strafe zu drohen, wenn ſie ſich länger weigern würde zu ſingen.

Auf dieſe Drohung ward ſie hartnäckiger als zuvor. Macht und Anſehen, ſagte ſie, werde nie etwas bey ihr vermögen; zum Schreyen könne er ſie wohl bringen, aber zum Singen nimmermehr. Der Viceroi ſchickte ſie, auf dieſe Antwort, in ein öffentliches Gefängnis, wo ſie zwölf Tage aushalten mußte. Während deſſen gab ſie alle Tage die prächtigſten Gaſtmahle, bezahlte aller der armen Gefangenen Schulden, und theilte beträchtliche Summen an Wohlthaten aus. Der Viceroi muſte endlich ſeinen Zwiſt mit ihr aufgeben,

und ſie wurde unter dem Freudengeſchrey der Armen in Freyheit geſezt.

Sie ſagte uns, ſie habe verſchiedenemal mit den Unternehmern der Engliſchen Oper in Unterhandlungen geſtanden, aber nie den Schluß faſſen können nach England zu gehen. Die Urſach davon iſt nicht die ſchlimmſte. „Ich „bin nicht Herr meines Eigenſinnes, ſagte ſie; „das meiſtemal iſt er der meinige, und in „England würde ich ihm am allerwenigſten „nachhängen können. Fiel mir es einmal „ein nicht zu ſingen, ſo balgte mich der Pöbel „herum, oder ſchlüge mir vielleicht gar Arme „und Beine entzwey; und in einer ganzen „Haut ſchlaf ich doch immer gerne, wenn es „auch gleich in einem Gefängnis ſeyn ſollte.

Druckfehler.

S. 1, 49, 65, 81, 97 muß die Signatur der Bogen im Fünften Bandes 1ſtes Stück verwandelt werden.

Der

Teutſche Merkur.

Des Fünften Bandes
Zweytes Stück.

Februar 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Poeſien (*).

An Herrn R**.

Da er im Scherz ſagte, er läſe die alte lateiniſche und griechiſche Autores mit ihren Noten voll ſchwerer Gelehrſamkeit, und ſchäme ſich die leichte Namen eines Utz und eines Jakobi jemals im Munde gehabt zu haben.

(*) Die folgenden drey Stücke ſind von eben dem ungenannten jungen Frauenzimmer, deren erſte Verſuche im 3ten Stücke des 3ten B. vom Merkur 1773, ſo viel ich weiß, mit vielem Vergnügen geleſen worden. Sie hat die Gütigkeit gehabt, dieſes Geſchenke mit einem Briefe zu begleiten, worinn ſie mir ankündigt, daß ſie ſich, ſeit dem ſie jene Lieder geſungen, unter den Schutz der Eheſtifterin Juno begeben habe, und der Würde ihres nunmehrigen Standes gemäß finde, künftig entweder gar nicht mehr, oder allenfalls nur Wiegenlieder zu ſingen. Uebrigens hat es ihr beliebt, ihren Namen

O! Wort, das in unſel'ger Stunde
Bey kalter Weisheit deinem Munde,
Dem Herzen aber nicht, entfuhr.
Unglücklicher! erzittre nur;
Die Strafen folgen dem Verbrechen,
Du läſterſt Liebe und Natur,
Und Venus kleiner Sohn muß deinen Frevel rächen!

Ach! holder Amor, darf ich's wagen,
Für ihn ein Wort, ach! nur ein Wort zu ſagen?
O ſtraf den Frevler nicht! — ſieh wie er liebt
und ſingt,
Und wie er oft auf Paphos Höhen,
Von mürr'ſchen Tadlern ungeſehen,
Im Myrtenwald, der ihn umringt,
Den Grazien ein ſüſſes Opfer bringt!

Doch

Namen noch immer ſorgfältig vor mir zu verbergen, und ſie ſezt mich dadurch in die Nothwendigkeit, Ihr den Irthum, worinn Sie in Anſehung meiner iſt, öffentlich zu benehmen, und Sie zu verſichern, daß ich mich bereits über ſieben Jahre in dem Falle befinde, von den Glückſeligkeiten des häuslichen Standes zu ſingen, wenn ich ſie nicht für eine Art von Myſterien hielte, an denen man nur die Initiirten Antheil nehmen laſſen muß.

Doch willſt du ihn gezüchtigt ſehen,
Soll er der Rache nicht entgehen,
Dann, lieber Amor, gieb, daß bey der Trauben Saft,
Wenn ſeine Jugend einſt die Zeit dahin geraft,
Die Liebe noch in ſeine Leyer klinge,
Ein Roſenkranz mit Epheu ihn umſchlinge,
Und er, von Mädchen angelacht,
Begeiſtert durch der Schönheit Macht,
Im grauen Haar wie Uz und wie Jakobi ſinge.

Abſchied an Aglaja und Damon.

Geſegnet Dorf, wo noch die Unſchuld wohnet,
Wo ſtolze Ruh ununterbrochen thronet,
Und reine Freude ſich in edle Seelen gießt;
Soll ich dich fliehn, und ſeh ich nie dich wieder,
So weih' ich dir das lezte meiner Lieder,
Eh' mich, die Stadt in ihre Mauern ſchließt;
Und hänge dann an dieſe Roſenbüſche
Mein Saitenſpiel, das leiſe nur
Dem groſſen Schöpfer der Natur,
Und einem Freunde, der mich nicht verhöhnte,
In unentweihten Schatten tönte.
Dann flieh ich hin — wo mich mein Schickſal führt;

Dann tönt nicht mehr mein Lied, beherrscht von Nachtigallen,
Mein sanftes Lied, das Schäfern oft gefallen,
Und spröder Nymphen Herz gerührt;
Doch denk ich oft, auch selbst bey frohern Stunden,
An dich zurück, o! selig Land,
An das ein unauflöslich Band
Der reinsten Freundschaft mich gebunden.
Selbst dann, wenn mein Damöt an seine Brust mich drückt,
Denk ich, wenn doch Aglaja, Damon bey mir wären!
O! theilten sie mein Glück! — Dann wein' ich stille Zähren
Den Freunden die mich hier beglückt.

Izt laßt mich der Stunden noch genießen,
Die nur Thoren nicht zu schätzen wissen,
Und die uns so schnell entfliehn.
Webet über uns, ihr jungen Weste,
Leichte Schatten von Jasmin,
Laßt um uns die schönsten Rosen blühn,
Und säuselt sanft im schwanken Laub der Aeste;
Sanfter rausche uns der Wasserfall,
Heitrer sey uns jede Morgenröthe,
Leiser tön' in unser Ohr die Flöte
Jedes Hirten, der im Grase ruht;

Und wenn bey ſchwüler Mittagsglut,
Hoch über uns in ſeinen goldnen Wagen,
Auf Wolken, die ihn majeſtätiſch tragen,
Latonens Sohn ſich wiegt,
Dann ſoll uns der Silberbach erfriſchen,
Wo, verſteckt von dichtverwachſnen Büſchen,
Amor ſichrer ſiegt.
Köcher, Pfeile, Bind' und Bogen
Wirft er hin ins Moos;
Seine ganze Rüſtung hat er ausgezogen,
Spielend liegt er Grazien im Schoos,
Spielend greift er nach den Pfeilen,
Die ſchnell zu verwunden eilen,
Spannt den Bogen, drückt ſie los;
Um ihn ſchwärmen Liebesgötter,
Werfen ſich mit Roſenblätter
Und begleiten jauchzend jeden Pfeil;
Gleich den bunten Schmetterlingen
Ketten ſich der ganze Schwarm an Zephyrs
Schwingen,
Der ſie, ſchnell zu jenem Ufer trägt,
Wo unbeſorgt, des Kleiderzwangs entladen,
In flüßigen Criſtall, von Weſten ſanft bewegt,
Die ſchönſten Mädchen ſicher baden. —
Die ſchönſten? Nein, nur das iſt ſchön, was
liebt,
Und dieſe, aller Mädchen Schande,
Hat ſelbſt bey ihrem Schäferſtande,

Wo jedes Herz die Pflicht zu lieben übt,
Nie eines Hirten Pein betrübt;
Stets hat ihr Roſenmund, geſchaffen nur zum küſſen,
Den Gott der Liebe keck verlacht;
Auf Rache war er längſt bedacht;
Nun ſolien ſie den Frevel büſſen!
Sie hat ſein Götteraug erblickt;
Schnell ſind die Pfeile abgedrückt,
Die er nie umſonſt getragen.
Sprödе Mädchen, darf ich fragen,
Weſſen Herz traf Amor jezt?
O! laßt euch die tiefe Wunde lehren,
Das allmächt'ge Kind zu ehren,
Das ſich rächt und euch verlezt.
Uns, die wir ſeine Macht erkennen,
Uns ſchaff' er ſtete Luſt!
Ein ſanft Gefühl, ſo oft wir Amorn nennen,
Durchwalle unſre Bruſt!
Führe bald, du ſüſſer Gott der Liebe,
Meinem Freund ein reizend Mädchen zu;
Edel ſey ein jeder ihrer Triebe,
Schalckhaft lächle ſie, wie du;
Grazie ſey in ihren Blicken,
Muntrer Witz in ihrem Scherz,
Und ſoll ſie ihn ſtets entzücken,
Gieb ihr auch ein zärtlich Herz.

Sie ſey, Aglaja, dir, wenn ich, o! Freund', euch fehle,
Die Geſpielin, die dir Hymen nimmt;
Sie fühle deinen Werth, und ihre ganze Seele
Sey mit der deinen gleich geſtimmt. —
So lebt ihr dann, ob ihr euch gleich verlieret,
Beglückt im Schooß der Freundſchaft und der Ruh;
Und ich — ich eile dann, von Amorn ſelbſt geführet,
Mit minder Schmerz, daß er mich euch entführet,
Damötens treuen Armen zu.

An meinen Mann, zu ſeinem Geburtstage.

Wie lacht um mich, am Tage da du gebohren,
Im Schmuck des Lenzen, die frohe Natur!
Jedes Blümchen auf der Flur,
Unter Raſen halb verlohren,
Blüht mir ſchöner; jeder Weſt,
Der im leichten blauen Flor ſich niederläßt,
Liſpelt mir izt. unvermiſchte Freude,
Werth, daß ſie im Purpurkleide,
Hoch auf ihrem Götterthron,
Eine Königin beneide.
Muntre Scherze, kleine Amoretten
Gaukeln um mich zügellos,
Und auf friſchen Roſenbetten

Feſſelt Hymen hier mit Blumenketten
Amorn in Cytherens Schoos.
O! ſey mir, du ſchönſter Tag, gegrüſſet!
Lieb' und Freundſchaft feyert ihn;
Und vom Saft, der aus der Traube flieſſet,
Müſſen unſre Wangen glühn!
Komm, Lyäus, laß bey dieſem Feſte
Deine Gottheit ſeyn,
Taumelnd müſſen alle Gäſte
Heute von uns gehn!

C. X. geb. S.

Die Freuden des Landlebens (*).

Eine Umſchreibung der zweyten Epode des Horaz.

Wie glüklich iſt, wer fern von Neid,
Entfernt vom ſtädtiſchen Getümmel,
Vom ſchnöden Eigennuz befreyt,
Umwölbt von einem reinern Himmel,
Mit eignem Stier die angeerbte Flur
Bebaut nach alter Väter Sitte:
Ein froher Zögling der Natur,
Und Fürſt in ſeiner niedern Hütte!
In deſſen Bruſt kein kriegriſch Feuer glüht;
Der, wenn des wilden Meeres Wellen
Bald thürmend himmelan ſich ſchwellen,

Bald

(*) Dieſes Stück iſt mir von einem Ungenannten zugeſchickt worden der mir ſonſt nichts von ſich ſelbſt

Bald Schiff und Mann des Meeres Schlund begräbt,
Vor Wellen und vor Meer nicht bebt:
Der ſich nicht vor den Großen ſchmieget,
Noch Tag und Nacht auf Gönner Schwellen lieget:
Ein ſolcher iſt beglückt, dreimal beglückt!
Sein ſind des Landmanns Freuden! Ihn entzückt
Das liebliche Geſchäft, um ſtolzer Pappeln Rinden
Den ſchlanken Weinſtock zu umwinden,
Und mit gekrümmtem ſcharfen Stahl
Die dürren Zweige, die nicht taugen,

Herab

ſelbſt entdeckt, als daß er ſich erſt in ſeinem ſechzehnden Jahre befindet, und zu wiſſen begierig iſt, ob die Kenner finden werden, daß er Aufmunterung verdiene, oder ob er es bey dieſem erſten Verſuche bewenden laſſen ſolle? Wenn ich bey dieſem Gericht eine Stimme hätte, ſo würde ich ihn aufmuntern, noch mehr Verſuche zu thun, aber ſich dabey hauptſächlich das inutiles falce ramos amputans, feliciores inſerit, empfohlen ſeyn zu laſſen, auch unter anderm dahin zu ſehen, daß ihn der Reim niemals nöthige, was er ſonſt kurz und ſtark hätte ſagen können, matt und wäßrig vorzutragen, oder Verſe einzuſchieben, die bloß darum da ſtehen, um auf einen vorgehenden Vers zu reimen, und deren etliche wegzuſtreichen ich die Freyheit genommen habe. Wegen andrer Veränderungen und einiger Zuſätze habe ich wohl nicht nöthig um Entſchuldigung zu bitten, da ſie dem jungen Dichter vielleicht mehr Dienſte leiſten können als eine Kritik, welche nicht zeigt wie man beſſer machen ſoll.

D. H.

Herab zu haun, und dann an ihrer Statt
Fruchtbare Knospen einzuaugen.
Wer hat das Glück, das unser Landmann hat,
Wenn er im krummen Thal
Die muntre Heerde weiden siehet,
Ihr Blöken hört, wenn sie nach Hause irrt,
Wenn Abendroth den Himmel überziehet,
Der Tag sich neigt, die ganze Gegend glühet,
Und jezt in Thetis Schoos die Sonne sinken wird?
Wenn er die Arbeit seiner Bienen,
Den Honig, den ihr Fleis gesammelt und gespart,
In reinen Krügen aufbewahrt,
Zum süßen Labsal ihm zu dienen;
Wenn er das Schaaf, still, unbewehrt
Auf seinem Schooße liegend scheert?
Und — wenn der Herbst, sein Haupt mit reifen Obst bekränzet,
In unsre Thäler lacht, auf unsre Fluren glänzet,
Die Traube färbt, die göldnen Aepfel reift
Und Bacchus und Pomonens Schätze
In Kellern und auf Böden häuft —
Wie freut er sich, wenn er des Baumes Früchte bricht
Den seine Hand gepflanzt, begossen,
Wenn er die erste Traube bricht
Die an dem Stok, den er gesenkt, entsprossen,
Und mit dem Purpur um den Vorzug ficht.
Ihm beut, wenn er nach Einsamkeit sich sehnet,
Der stille schattenreiche Wald
Den freudenvollsten Aufenthalt.

Da athmet er, am Eichenſtamm gelehnet,
In ſich gekehrt, die reinſte Luft,
Heilſamer Kräuter ſüßen Duft;
Hört, wie verliebt die Turteltaube ſtöhnet,
Und durch die Dämmerung der Nachtigallen Lied
Aus allen Zweigen wiedertönet.
Ihn wiegt des Baches ſanftes Säuſeln,
Der Silberwellen plätſchernd Kräuſeln,
Der ſchäumende, der rauſchende Criſtall,
Der ſich im hohen Waſſerfall
Von Felſenſpitzen ſtürzt, in ſüße Träume ein:
Wenn er auf grüne Matten hingeſtrecket,
Die tauſend Blumen überſtreun,
Vom Schatten einer Linde überdecket
In deren Zweigen ſich ein Hänflings-Chor verſtecket,
Dem Abendroth, das an dem Himmel glüht,
Mit frohen Blick entgegen ſieht.

Und wenn der Winter Baum und Wald entlaubet,
Die Felder ihres Schmucks beraubet;
Wenn Boreas mit kalter Hand
Die regenſchwangre Urne ſchwinget
Wenn Grün und Reiz von Wies und Flur verſchwand:
Wenn blendend Weis den Bach, die Felder decket,
Der Baum die eisbeſchwerten Zweige ſtrecket,
Der Tag ſich in die Nacht verliert:
Kurz, wenn der winterliche Zevs regiert,
Jagt er, mit abgerichten Meuten,
Ins aufgeſtellte Garn das wilde Schwein:

Weis Leim und Netze zu bereiten,
Legt Schlingen, schleifet Knoten ein,
Gefräs'ge Drosseln drinn zu fangen;
Die süssen Vögelchen, die Lerchen, scheucht
Er in die Stufennetze, beugt
Ihr zartes Hälschen um, wenn sie noch zappelnd hangen;
Den flücht'gen Haasen, den sein Schuß erreicht,
Den Kranich, der aus ungemeßner Weite
In langen Reihen durch die Lüfte zieht;
Bringt er — die angenehmste Beute —
Nach Haus. — Sein ruhiges Gemüth
Kennt nicht der harten Liebe Qualen, flieht
Die Sorge, welche oft des Reichen Stirn umzieht:
Wenn eine keusche Gattin ihn beglücket,
Die süssen Kinder ihm erzieht,
Sein Lager, seinen Tisch mit frischen Blumen schmücket;
Und ihn mit ihrem Kuß entzücket,
Wenn er, von seinem Raub beschwert,
Auf seinen sichern Stab gebücket,
Mit schnellem Schritt nach Hause kehrt.

Indeß er Wald und Feld durchstreifet,
Und flüchtig Wild erleget, häuffet
Die Gattin, auf dem heil'gen Heerd
Das trockne Holz, um, wenn er wiederkehrt,
Ihm lodernd Feuer anzufachen.
Sie schließt das satte Vieh in sichre Hürden ein:
Melkt ihre Schafe, schöpft den heur'gen Wein

Aus

Aus ſüſſem Faß, und weiß ihr kleines Mahl
Den Götterſchmäuſen gleich zu machen.
Die ungewürzte Koſt, die ihren Tiſch bedeckt,
Iſt ihm Ambroſia. Dem ekeln Sultan ſchmeckt
Das köſtlichſte Gericht aus einer fernen Zone
Gewiß nicht halb ſo gut, als unſerm Erdenſohne
Des Oelbaums ſüſſe Frucht, die er mit äuſ'ger Müh
Vom reichbeladnen Baume las:
Und Kräuter, die ſein Söhnchen früh
Im nahen Hayn, aus dem bethauten Gras
Und auf dem ſchrägen Hügel las,
Und kömmt, des Weltgetümmels ſatt,
Ein Freund zu ihm, um fern von Hof und Stadt
Des Lebens einmal zu genieſſen;
Dann ſchlachtet er, den Gaſtfreund zu begrüſſen,
Ein zartes Lamm, der Mutter kaum entriſſen,
Ein jährig Kalb, das noch kein Joch gedrückt,
Ein Böckchen, das er ſelbſt dem Zahn
Des raubbegier'gen Wolfs entrückt,
Und ſeines Hofes Zier, den wachen Hahn.
Und, o! wie freut er ſich, an ſeines Freundes Bruſt
Die Abendſtunden zu durchwallen!
Sie horchen mit getheilter Luſt
Dem Abendlied der Nachtigallen;
Sehn wie, mit ſüſſer Milch beſchwehrt,
Das ſatte Vieh zum Stalle wiederkehrt,
Und um die Mutter her die kleinen Lämmer ſpringen,

Und

Und winken fern dem Hirten zu,
Der sie begaft, sein Liedchen fortzusingen.
Und welch ein Anblick, welch ein Mahl
Für sein zufriednes Herz, wenn er beym Abends
strahl
Umwölbt von blauer Luft, die, gleich dem rein-
sten Spiegel,
Kein Wölkchen trübt, von einem freyen Hügel
Sein Eigenthum, wie es im Abendschimmer glüht,
Sein ganzes Glück, wollüstig übersieht!
Dann spät zurücke kehrt, und sieht die Mitgenossen
Von seiner Arbeit, seinem Glück,
Gelagert um den Heerd, sieht wie ihr froher Blick
Ihn seegnet, — sieht wie ihm die anmuthsvollen
Sprossen,
Die Kinderchen, so blühend, so gesund,
So lebensfroh! in lieblichen Gewimmel,
Entgegen laufen — hört aus jedem kleinen Mund
Der Namen süssesten — erinnert dann mit Lust
Der eignen Kindheit sich bey ihrem Lustgetümmel,
Sieht, seines ganzen Glücks sich inniglich bewußt,
Dann ihre Mutter an, sieht seinen irdschen Himmel
In ihrem Aug', aus dem sich eine Thräne schleicht,
Und küßt die Thräne weg — o sagt, ist unterm
Himmel
Ein ander Glück, das diesem Glücke gleicht?

Von einem Ungenannten.

II.
Fortsetzung der Abderiten.

9.

Demokritus hatte sich, da er in sein Vaterland zurückkam, mit dem Gedanken geschmeichelt, daß er demselben, mittelst alles dessen, um was sich sein Verstand und sein Herz indessen gebessert hatte, nützlich werden könnte. Er hatte sich nicht vorgestellt, daß es mit den Abderitischen Köpfen so gar übel stünde, als er es würklich befand. Aber nun, da er sich einige Zeit unter ihnen aufgehalten, sah er augenscheinlich, daß es ein eitles Unternehmen gewesen wäre, sie verbessern zu wollen. Alles war bey ihnen so verschoben, daß man nicht wußte, wo man die Verbesserung anfangen sollte. Jeder ihrer Mißbräuche hieng an zwanzig andern; es war unmöglich einen davon abzustellen, ohne den ganzen Staat umzuschaffen. Eine gute Seuche (dacht er) welche das ganze Völkchen, bis auf etliche Dutzend Kinder, die gerade groß genug wären, um der Ammen entbehren zu können, von der Erde vertilgte, wäre das einzige Mittel, das der Stadt Abdera helfen könnte; den Abderiten ist nicht zu helfen!

Er beschloß also, sich mit guter Art von ihnen zurückzuziehen, und gieng ein kleines Gut zu bewohnen, das er in der Gegend von Abdera besaß, und mit dessen Benutzung und Verschönerung er die Stunden beschäftigte, die ihm sein Lieblingsstudium, die Erforschung der Na-

zurwürkungen, übrig ließ. Aber zum Unglück für ihn, lag dies Landgut zu nah bey Abdera; und da seine Lage ungemein schön, und der Weg dahin einer der angenehmsten Spatziergänge war, so sah er sich alle Tage Gottes von einem Schwarm von Abderiten und Abderitinnen, lauter Vettern und Basen, heimgesucht, welche das schöne Wetter und den angenehmen Spatziergang zum Vorwande nahmen, ihn in seiner glücklichen Einsamkeit zu stören.

Wiewohl Demokritus den Abderiten wenigstens eben so wenig gefiel als sie ihm, so war doch die Würkung davon sehr verschieden. Er flohe sie, weil sie ihm lange Weile machten; und sie suchten ihn, weil sie sich die Zeit dadurch vertrieben. Er wußte die seinige anzuwenden, sie hingegen hatten nichts bessers zu thun.

Wir kommen, Ihnen in Ihrer Einsamkeit die Zeit kürzen zu helfen, sagten die Abderiten. — Ich pflege in meiner eigenen Gesellschaft sehr kurze Zeit zu haben, sagte Demokritus.

Aber wie ist es möglich, daß man immer so allein seyn kan, rief die schöne Pithöka: Ich würde vor Langerweile vergehen, wenn ich einen einzigen Tag leben sollte, ohne Leute zu sehen. — Sie versprechen sich; von Leuten gesehen zu werden, meynen Sie, sagte Demokritus.

„Aber

„Aber woher nehmen ſie auch daß Demokritus Langeweile hat? Sein ganzes Haus iſt mit Seltenheiten angefüllt. Mit Ihrer Erlaubnis, Demokritus — laſſen Sie uns doch alle die ſchönen Sachen ſehen, die Sie auf Ihrer Reiſe geſammelt haben.“

Nun gieng das Leiden des armen Einſiedlers erſt recht an. Er hatte in der That eine ſchöne Sammlung von Naturalien aus allen Reichen der Natur; ausgeſtopfte Thiere, Vögel, Fiſche, Schmetterlinge, Muſcheln, Verſteinerungen, Erzte, u. ſ. w. Alles war den Abderiten neu; alles erregte ihr Erſtaunen. Der gute Naturforſcher wurde in einer Minute mit ſo viel Fragen übertäubt, daß er, wie die Fama, aus lauter Ohren und Zungen hätte zuſammengeſezt ſeyn müſſen, um auf alles antworten zu können. „Erklären Sie uns doch was dieſes iſt? Wie es heißt? Woher es iſt? Wie es zugeht? Warum es ſo iſt?“

Demokritus erklärte ſo gut er konnte und wußte; aber den Abderiten wurde nichts klärer dadurch; es war ihnen vielmehr, als begriffen ſie immer weniger von der Sache, je mehr er ſie erklärte. Seine Schuld war es nicht!

„Wunderbar! Unbegreiflich! Sehr wunderbar!“ — war ihr ewiger Gegenklang. — So natürlich als etwas in der

Welt! — erwiederte Demokritus ganz kaltsinnig. — „Sie sind gar zu bescheiden, Demokritus; oder vermuthlich wollen Sie nur, daß man Ihnen destomehr Complimente über ihren guten Geschmack und über ihre großen Reisen machen soll? — Setzen Sie Sich deßwegen in keine Unkosten, meine Herren; ich nehme alles für empfangen an.

„Aber es mag doch eine angenehme Sache seyn, so tief in die Welt hinein zu reisen? — sagte ein Abderite.

„Und ich dächte gerade das Gegentheil, sprach ein anderer. — Nehmen Sie alle die Gefahren und Beschwerlichkeiten, denen man täglich ausgesezt ist; die schlimmen Straßen, die schlechten Gasthöfe, die Sandbänke, die Schiffbrüche, die wilden Thiere, Krokodile, Einhörner, Greiffen und geflügelte Löwen, von denen in der Barbarey alles wimmelt. —“

„Und dann, was hat man am Ende davon, „(sagte ein Matador von Abdera), wenn man „gesehen hat, wie groß die Welt ist? Ich „dächte, das Stück das ich selbst davon be„sitze, käme mir dann so klein vor, daß ich kei„ne Freude mehr daran haben könnte.“

„Aber rechnen Sie für nichts, so viel Menschen zu sehen? — erwiederte der Erste.“

„Und

„Und was ſieht man denn da? Menſchen! Die konnte man zu Hauſe ſehen. Es iſt allenthalben wie bey uns.“

„Ey, hier iſt gar ein Vogel ohne Füße,“ rief ein junges Frauenzimmer.

„Ohne Füße?“ — Und der ganze Vogel nur eine einzige Feder! das iſt erſtaunlich! — ſprach eine andere. „Begreiffen Sie das?“

„Ich bitte Sie, Demokritus, erklären Sie uns, wie er gehen kan, da er keine Füße hat?“

„Und wie er mit einer einzigen Feder fliegt?“

„O, was ich am liebſten ſehen möchte, ſagte eine von den Baſen, das wäre ein lebendiger Sphinx! Sie müſſen deren wohl viele in Egypten gefunden haben?“

„Aber iſts möglich, ich bitte Sie, daß die Weiber und Töchter der Gymnoſophiſten in Indien — wie man ſagt — Sie verſtehen mich doch, was ich fragen will?“

Nicht ich, Frau **Salabanda.**

„O, Sie verſtehen mich gewiß! Sie ſind ja in Indien geweſen? Sie haben die Weiber der Gymnoſophiſten geſehen?“

O ja, und Sie können mir glauben, daß die Weiber der Gymnosophisten weder mehr noch weniger — Weiber sind als die Weiber der Abderiten.

„Sie erweisen uns viele Ehre. Aber dies ist nicht, was ich wissen wollte. Ich frage, ob es wahr ist, daß sie — (hier hielt Frau Salabanda eine Hand vor ihren Busen, und die andere — kurz, sie sezte sich in die Attitüde (*) der Mediceischen Venus, um dem Philosophen begreiflich zu machen, was sie wissen wollte): Nun verstehen Sie mich doch? sagte Sie.

Ja, Madam, die Natur ist nicht karger gegen sie gewesen als gegen Andre. Welch eine Frage das ist!

Sie

(*) Ein fremdes Wort! Ich bitte es den Puristen ab. Aber weder Lage, noch Stellung, noch Gebehrde drükt das aus was Attitüde; und so oft es uns an unentbehrlichen einheimischen Worten gebricht, werden wir wohl genöthiget bleiben, fremde zu borgen. Und von wem können wir solchenfalls schiklicher borgen als von derjenigen lebenden Sprache, welche die polierteste und allgemeinste ist? So machten es die alten Römer mit der Griechischen, und warum sollten teutsche Schriftsteller, mit gleicher Bescheidenheit, nicht thun dürfen, was sogar Cicero, dem seine Mutterspracheso viel zu danken hatte, für erlaubt hielt?

„Sie wollen mich nicht verſtehen, Demokritus; ich dächte doch, ich hätte Ihnen deutlich genug geſagt, daß ich wiſſen möchte, ob es wahr ſey, daß ſie — weil ſie doch wollen, daß ichs ihnen unverblümt ſage — ſo nackend gehen, als ſie auf die Welt kommen?

„Nackend! — riefen die Abderitinnen alle auf einmal. Da wären ſie ja noch unverſchämter als die Mädchen in Sparta! Wer wird auch ſo was glauben?“

Sie haben Recht, ſagte der Naturforſcher; die Weiber der Gymnoſophiſten ſind weniger nackend als die Weiber der Griechen in ihrem vollſtändigſten Anzuge; Sie ſind vom Kopf bis zu den Füſſen in ihre Unſchuld und in die öffentliche Ehrbarkeit eingehüllt (*).

„Wie meinen Sie das?“

Kan ich mich deutlicher erklären?

Ach, nun verſtehe ich Sie! Es ſoll ein Stich ſeyn? Aber Sie ſcherzen doch wohl nur mit ihrer Ehrbarkeit und Unſchuld. Wenn die Weiber der Gymnoſophiſten nicht haltbarer gekleidet ſind, ſo — müſſen ſie entweder ſehr häßlich oder ihre Männer ſehr froſtig ſeyn.“

(*) Die öffentliche Ehrbarkeit diente ihnen ſtatt eines Schleyers, ſagt ich weiß nicht welcher Alter von den Spartaniſchen Töchtern.

Keines von beyden. Ihre Weiber sind wohlgebildet, und ihre Kinder gesund, und voller Leben; ein unverwerfliches Zeugnis zu Gunsten ihrer Väter, däucht mich!

„Sie sind ein Liebhaber von Paradoxen, Demokritus, sprach der Matador; aber Sie werden mich in Ewigkeit nicht überreden, daß die Sitten eines Volkes desto reiner seyen, je nackender die Weiber desselben sind.“

Wenn ich ein so grosser Liebhaber von Paradoxen wäre als man mich beschuldigt, so würd' es mir vielleicht nicht schwer fallen, Sie dessen durch Beyspiele und Gründe zu überführen. Aber ich bin dem Gebrauch der Gymnosophistinnen nicht günstig genug, um mich zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen. Auch war meine Meynung gar nicht, das zu sagen was mich der scharfsinnige Kratylus sagen läßt. Die Weiber der Gymnosophisten schienen mir nur zu beweisen, daß Gewohnheit und Umstände in Gebräuchen dieser Art alles entscheiden. Die Spartanischen Töchter, weil sie kurze Röcke, und die am Indus, weil sie gar keine Röcke tragen, sind darum weder unehrbarer noch grösserer Gefahr ausgesezt, als diejenigen, die ihre Tugend in sieben Schleyer einwickeln. Nicht die Gegenstände, sondern unsre Meynungen davon, sind die Ursache unordentlicher Leidenschaften. Die Gymnosophisten, welche keinen Theil des menschlichen

Körpers

Körpers für unedler halten als den andern, ſehen ihre Weiber, wiewohl blos in ihr angebohrnes Fell gekleidet, für eben ſo gekleidet an, als die Scythen die ihrigen, wenn ſie ein Tygerkatzenfell um die Lenden hangen haben.

„Ich wünſchte nicht, daß Demokritus mit ſeiner Philoſophie ſoviel über unſre Weiber vermöchte, daß ſie ſich ſolche Dinge in den Kopf ſezten, ſagte ein ehrenfeſter ſteifer Abderite, der mit Pelzwaaren handelte. Ich auch nicht, ſagte ein Leinwandhändler. Ich warlich auch nicht, ſagte Demokritus, wiewohl ich weder mit Pelzen noch Leinwand handle.

Aber Eins erlauben Sie mir noch zu fragen, liſpelte die Baſe, die ſo gerne lebendige Sphinxe geſehen haben möchte. Sie ſind in der ganzen Welt herumgekommen; und es ſoll da viele wunderbare Länder geben, wo alles anders iſt als bey uns; —

(Ich glaube kein Wort davon, murmelte der Rathsherr, indem er, wie Homers Jupiter, das ambroſiſche Haar auf ſeinem weisheitſchwangern Kopfe ſchüttelte):

„Sagen Sie mir doch, in welchem unter allen dieſen Ländern es Ihnen am beſten gefallen hat?“

Wo könnt' es Einem beſſer gefallen, als zu Abdera?

„O wir wiſſen ſchon daß dies ihr Ernſt nicht iſt. Ohne Complimente! antworten Sie der jungen Dame wie Sie denken" ſagte der Rathsherr.

Sie werden über mich lachen, erwiederte der Philoſoph, aber weil Sie es verlangen, ſchöne Klonarion, ſo will ich Ihnen die reine Wahrheit ſagen. Haben Sie nie von einem Lande gehört, wo die Natur ſo gut iſt, neben ihren eigenen Verrichtungen, auch noch die Arbeit der Menſchen auf ſich zu nehmen? Von einem Lande, wo ewiger Friede herrſcht; wo niemand Knecht und niemand Herr, niemand arm und jedermann reich iſt; wo der Durſt nach Golde zu keinen Verbrechen zwingt, weil man das Gold zu nichts gebrauchen kan; wo eine Sichel ein eben ſo unbekantes Ding iſt als ein Schwerdt; wo der Fleißige nicht für den Müßiggänger arbeiten muß; wo es keine Aerzte giebt, weil niemand krank wird; keine Richter, weil es keine Händel giebt; keine Händel, weil jedermann zufrieden iſt; und jedermann zufrieden iſt, weil jedermann alles hat, was er nur wünſchen kann; — mit einem Worte, von einem Lande, wo alle Menſchen ſo fromm wie die Lämmer und ſo glücklich wie die Götter ſind? Haben Sie nie von einem ſolchen Lande gehört?

Nicht,

„Nicht, daß ich mich erinnerte.“

Dies iſt ein Land, Klonarion! Da iſt es nie zu warm und nie zu kalt, nie zu naß und nie zu trocken; Frühling und Herbſt regieren dort nicht wechſelweiſe, ſondern, wie in den Gärten des Alcinous, zugleich in ewiger Eintracht. Berge und Thäler, Wälder und Auen ſind mit allem angefüllt was des Menſchen Herz gelüſten kan. Aber nicht etwan ſo, daß die Leute ſich die Mühe geben müßten die Haſen zu jagen, die Vögel oder Fiſche zu fangen, und die Früchte zu pflücken, die ſie eſſen wollen; oder daß ſie die Gemächlichkeiten deren ſie genießen erſt mit vielem Ungemach erkaufſen müßten. Nein; Alles macht ſich da von ſelbſt. Die Rebhüner und Schnepfen fliegen einen geſpickt und gebraten um den Mund, und bitten demüthig daß man ſie eſſen möchte; Fiſche von allen Arten ſchwimmen gekocht in Teichen von allen möglichen Brühen, deren Ufer immer voll Auſtern, Krebſe, Paſteten, Schinken, und Ochſenzungen, liegen. Haſen und Rehböcke kommen freywillig herbeygelaufſen, ſtreiffen ſich das Fell über die Ohren, ſtecken ſich an den Bratſpies, und legen ſich, wenn ſie gar ſind, von ſelbſt in die Schüſſel. Allenthalben ſtehen Tiſche, die ſich ſelbſt decken; und weichgepolſterte Sophas oder niedliche Ruhebettchen laden allenthalben zum Ausruhen vom Nichtsthun und zu angenehmen Ermüdungen ein. Neben denſelben rauſchen kleine

Bäche

Bäche von Milch und Honig, von Cypriſchem Wein, Citronenwaſſer und andern angenehmen Getränken; und über ſie her wölben ſich, mit Roſen und Jasmin untermengt, Stauden voller Becher und Gläſer, die ſich von ſelbſt füllen, ſo oft ſie ausgetrunken werden. Auch giebt es da Bäume, die ſtatt der Früchte kleine Paſtetchen, Bratwürſte, Mandelkrapfen, und Butterſemmeln tragen; andere, die an allen Aeſten mit Geigen, Harfen, Zithern, Theorben, Flöten und Waldhörnern behangen ſind, welche von ſich ſelbſt das angenehmſte Concert machen, das man hören kann. Die glücklichen Menſchen, nachdem ſie den wärmern Theil des Tages verſchlaffen, und den Abend vertanzt, verſungen und verſcherzt haben, erfriſchen ſich dann in kühlen marmornen Bädern, wo ſie von unſichtbaren Händen ſanft gerieben, mit feinem Byſſus, der ſich ſelbſt geſponnen und gewebt hat, abgetrocknet, und mit den koſtbarſten Eſſenzen, die aus den Abendwolken wie feuchter Duft herunterthauen, eingebalſamt werden. Dann legen ſie ſich auf ſchwellenden Polſtern um volle Tafeln her, und eſſen und trinken und lachen, ſingen, und tändeln und küſſen, die ganze Nacht durch, die ein ewiger Vollmond zum ſanftern Tage macht; und — was noch das Angenehmſte iſt —

„O gehen Sie, Herr Demokritus, Sie haben mich zum beſten! was Sie mir da erzählen

zählen, iſt ja das Mährchen vom Schlaraffenlande, das ich tauſendmal von meiner Amme gehört habe, wie ich noch ein kleines Mädchen war.„

Aber ſie finden doch auch, Klonarion, daß ſichs gut in dieſem Lande leben müßte?

Merken Sie denn nicht, daß unter allem dieſen eine geheime Bedeutung verborgen liegt? ſagte der weiſe Rathmann; Vermuthlich eine Satyre auf gewiſſe Philoſophen, welche das höchſte Gut in der Wolluſt ſuchen.

Uebel gerathen, Herr Rathsherr! dachte Demokritus.

Ich erinnere mich in den Amphiktyonen des Teleklides eine ähnliche Beſchreibung des goldnen Alters, die ſo drollicht als möglich iſt, geleſen zu haben, ſagte Frau Salabanda (*).

Das

(*) Frau Salabanda hat Recht. Lange vor dem Hammel der Madame Daunoy machte Lucian in ſeiner wahren Geſchichte, und lange vor Lucian machten die griechiſchen Komödien-Dichter, Metagenes, Pherekrates, Teleklides, Krates und Kratinus, Beſchreibungen vom Schlaraffenlande und vom Schlaraffenleben, worinn ſie ſich in die Wette beeiferten, der ausſchweifendſten Einbildungskraft eines neuern Mährchenmachers nichts übrig zu laſſen. Die kühnſten

Das Land, das ich der ſchönen Klonarion beſchrieb, ſprach der Naturforſcher, iſt keine Satyre; es iſt das Land, in welches, von jedem Dutzend unter euch weiſen Leuten, zwölfe ſich im Herzen hineinwünſchen und nach Möglichkeit hineinarbeiten; und in welches uns eure Abderitiſchen Sittenlehrer hineindeclamiren wollen; wenn anders ihre Declamationen irgend einen Sinn haben.

Ich möchte wohl wiſſen, wie ſie dies verſtehen, ſagte der Rathsherr, der (vermög einer vieljährigen Gewohnheit nur mit halben Ohren zu hören, und ſein Votum ſchlummernd von ſich zu geben) nicht gerne die Mühe nahm, einer Sache lange nachzudenken.

Sie lieben eine ſtarke Beleuchtung, wie ich ſehe, Herr Rathsmeiſter, erwiederte Demokritus. Aber zu viel Licht, iſt zum Sehen eben ſo unbequem, als zu wenig. Helldunkel iſt, däucht mir, gerade ſo viel Licht, als man gebraucht, um weder zu viel noch zu wenig zu ſehen. Ich ſetze zum voraus, daß Sie überhaupt ſehen können. Denn wenn dies nicht wäre, ſo begreifen Sie wohl, daß wir beym Licht

ſten Züge in dem Gemählde, welches Demokritus davon macht, ſind aus den Fragmenten genommen, die uns Athenäus im ſechſten Buche ſeines Gaſtmahls der Sophiſten davon aufbehalten hat.

Licht von zehentauſend Sonnen nicht beſſer ſehen würden, als beym Schein eines Feuerwurms.

„Sie ſprechen von Feuerwürmern? „ — (ſagte der Rathsherr, indem er bey dem Worte: Feuerwurm aus einer Art von Seelenſchlummer erwachte, in welchen er über dem Gaffen nach Salabandas Buſen, während daß Demokritus redete, gefallen war.) — „Ich dachte wir ſprächen von den Moraliſten. „

Von Moraliſten oder Feuerwürmern, wie es Ihnen beliebt, verſezte Demokritus. Was ich ſagen wollte, um Ihnen die Sache, wovon wir ſprachen, deutlich zu machen, war dies: Ein Land, wo ewiger Friede herrſcht, und wo alle Menſchen in gleichem Grade frey und glücklich ſind; wo das Gute nicht mit dem Böſen vermiſcht iſt, Schmerz nicht an Wollust, und Tugend nicht an Untugend grenzt, wo lauter Schönheit, lauter Ordnung, lauter Harmonie iſt, — mit einem Wort, ein Land, wie eure Moraliſten den ganzen Erdboden haben wollen, iſt entweder ein Land, wo die Leute keinen Magen und keinen Unterleib haben, oder es muß ſchlechterdings das Land ſeyn, das uns Teleklides ſchildert; aus deſſen Amphiktyonen ich (wie die ſchöne Salabanda ſehr wohl bemerkt hat) meine Beſchreibung genommen habe. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen,

gen, immerwährende Eintracht — kurz, die Saturniſchen Zeiten, wo man keine Könige, keine Prieſter, keine Soldaten, keine Rathsherren, keine Moraliſten, keine Schneider, keine Köche, keine Aerzte, und keine Scharfrichter braucht, ſind nur in dem Lande möglich, wo einem die Rebhühner gebraten in den Mund fliegen, oder (welches ungefehr eben ſo viel ſagen will) wo man keine Bedürfniſſe hat. Dies iſt, wie mich deucht, ſo klar, daß es demjenigen, dem es dunkel iſt, durch alles Licht im Feuerhimmel nicht klärer gemacht werden könnte. Gleichwohl ärgern ſich eure Moraliſten darüber, daß die Welt ſo iſt, wie ſie iſt; und wenn der ehrliche Philoſoph, der die Urſachen weiß, warum ſie nicht anders ſeyn kann, den Aerger dieſer Herren lächerlich findet; ſo begegnen ſie ihm, als ob er ein Feind der Götter und der Menſchen wäre; welches zwar an ſich ſelbſt noch lächerlicher iſt, aber zuweilen da, wo die milzſüchtigen Herren den Meiſter ſpielen, einen ziemlich tragiſchen Ausgang nimmt.

„Aber was wollen Sie denn, daß die Moraliſten thun ſollen?„

Die Natur erſt ein wenig kennen lernen, eh ſie ſich einfallen laſſen, es beſſer zu wiſſen, als ſie; Verträglich und duldſam gegen die Thorheiten und Unarten der Menſchen ſeyn, welche die ihrigen dulden müſſen; durch Beyſpiele beſſern,

beſſern, ſtatt durch froſtiges Gewäſche zu ermüden, oder durch Schmähreden zu erbittern; keine Würkungen fodern, wovon die Urſachen noch nicht da ſind, und nicht verlangen, daß wir die Spitze eines Berges erreicht haben ſollen, ehe wir hinauf geſtiegen ſind.

„So unſinnig wird doch niemand ſeyn?„ — ſagte der Abderiten einer.

So unſinnig ſind neun Zehentheile der Geſetzgeber, Projectmacher, Schulmeiſter und Welteverbeſſerer auf dem ganzen Erdenrund alle Tage! — ſagte Demokritus.

Die zeitverkürzende Geſellſchaft, welche die Laune des Naturforſchers unerträglich zu finden anfieng, begab ſich nun wieder nach Hauſe; und zahlte unterwegs, beym Glanz des Abendſterns und einer ſchönen Dämmerung, von Sphinxen, Einhörnern, Gymnoſophiſten und Schlaraffenländern; und, ſo viel Mannigfaltigkeit auch unter allen den Albernheiten, welche geſagt wurden, herrſchte, ſo ſtimmten doch alle darinn überein: daß Demokritus ein wunderlicher, einbildiſcher, überkluger, tadelſüchtiger, wiewohl bey allem dem ganz kurzweiliger, Sonderling ſey. „Sein Wein iſt das beſte, was man bey ihm findet, ſagte der Rathsherr.„

Gütiger Anubis! dachte Demokritus, da er wieder allein war: was man nicht mit die-

ſen Abderiten reden muß, um ſich die Zeit von ihnen vertreiben zu laſſen!

10.

Daß man ſich aber gleichwohl nicht einbilde, als ob alle Abderiten, ohne Ausnahme, durch ein Gelübde oder durch ihren Bürgereyd verbunden geweſen ſeyen, nicht mehr Verſtand zu haben als ihre Großmütter, Ammen, und Rathsherren! Abdera, die Nebenbuhlerin von Athen, hatte auch Philoſophen, ſo wie ſie Mahler und Dichter hatte. Der berühmte Sophiſte Protagoras war ein Abderite geweſen, und hatte eine Menge von Schülern hinterlaſſen, die ihrem Meiſter zwar nicht an Witz und Beredſamkeit gleich kamen, aber ihm dafür auch an Eigendünkel und Albernheit deſto überlegener waren.

Dieſe Herren hatten ſich eine bequeme Art von Philoſophie zubereitet, vermittelſt welcher ſie ohne Mühe auf jede Frag' eine Antwort fanden, und von allem was unter und über der Sonnen iſt, ſo geläufig ſchwazten, daß — in ſo ferne ſie nur immer Abderiten zu Zuhörern hatten — die guten Zuhörer ſich feſtiglich einbildeten, ihre Philoſophen wüßten ſehr viel mehr davon als ſie ſelbſt; wiewohl im Grunde der Unterſchied nicht ſo groß war, daß ein vernünftiger Mann eine Feige darum gegeben hätte. Denn am Ende lief es doch immer darauf hinaus, daß der Abderitiſche Philoſoph,

etliche

etliche lange nichts bedeutende Wörter abgerechnet, gerade ſo viel von der Sache wußte, als derjenige unter allen Abderiten, der — am wenigſten davon zu wiſſen glaubte.

Dieſe Philoſophen, vermuthlich weil ſie es für zu klein hielten in den Detail der Natur herabzuſteigen, gaben ſich mit lauter Aufgaben ab, die auſſerhalb der Grenzen des menſchlichen Verſtandes liegen. Bis in dieſe Region, dachten ſie, folgt uns niemand, als — wer unſersgleichen iſt; und was wir auch den Abderiten davon vorſagen, ſo ſind wir wenigſtens gewiß, daß uns niemand Lügen ſtrafen kan.

Zum Exempel: eine ihrer LieblingsMaterien war die Frage, „wie, warum, und woraus die Welt entſtanden ſey?„

„Sie gieng aus einem Ey hervor, ſagte Einer; der Ether war daß Weiſſe, das Chaos der Dotter, und die Nacht brütete es aus (*).„

(*) Um denjenigen Leſern, welche weder den Diogenes Laertius, noch des *Deslandes* oder Bruckers kritiſche Geſchichte der Philoſophie, noch die Kompendien des Hrn. Formey oder D. Büſchings, geleſen haben, irrige Vermuthungen zu erſparen, erinnert der Verfaſſer, daß alle hier vorkommende Hypotheſen ſich eines ſehr ehrwürdigen Alterthums und zum Theil einer Menge Verfechter und Anhänger rühmen können. Die Meynung unſers Demokritus iſt die einzige, welche, vermuthlich blos weil ſie die geſündeſte iſt, keine Secte gemacht hat.

„Sie iſt aus Feuer und Waſſer entſtanden, ſagte ein Andrer.„

„Sie iſt gar nicht entſtanden, ſprach der Dritte. Alles war immer ſo wie es iſt, und wird immer ſo bleiben wie es war.„

Dieſe Meynung fand in Abdera wegen ihrer Bequemlichkeit vielen Beyfall. Sie erklärt alles, ſagten ſie, ohne daß man nöthig hat, ſich erſt lange den Kopf zu zerbrechen. Es iſt immer ſo geweſen, war die gewöhnliche Antwort eines Abderiten, wenn man ihn nach der Urſache oder dem Urſprung einer Sache fragte; und wer ſich daran nicht erſättigen wollte, wurde für einen ſtumpfen Kopf angeſehen.

„Was ihr Welt nennt, ſagte der Vierte, iſt eigentlich eine ewige Reihe von Welten, die, wie die Häute einer Zwiebel, über einander liegen, und ſich nach und nach ablöſen.„

Sehr deutlich gegeben, riefen die Abderiten, ſehr deutlich! Sie glaubten den Philoſophen verſtanden zu haben, weil ſie ſehr gut wußten, was eine Zwiebel war.

„Schimäre! ſprach der Fünfte. Es giebt freylich unzählige Welten; aber ſie entſtehen aus der ungefehren Bewegung untheilbarer Sonnenſtäubchen, und es iſt viel Glück, wenn, nach zehntauſendmal tauſend übelgerathenen, endlich

endlich eine herauskömmt, die noch ſo leidlich vernünftig ausſieht wie die unſrige.„

„Atomen geb' ich zu ſprach der Sechste: aber keine Bewegung von Ungefehr und ohne Richtung. Die Atomen ſind nichts, oder ſie haben beſtimmte Kräfte und Eigenſchaften, und, je nachdem ſie einander ähnlich oder unähnlich ſind, ziehen ſie einander an, oder ſtoſſen ſich zurücke. Daher machte der weiſe Empedokles (der Mann, der um die wahre Beſchaffenheit des Aetna zu erkundigen, ſich weislich mitten in den Becher deſſelben hineingeſtürzt haben ſoll), Haß und Liebe zu den erſten Urſachen aller Zuſammenſetzungen; und Empedokles hat Recht.„

„Um Vergebung, meine Herren, ihr habt alle Unrecht, ſprach der Siebende. In Ewigkeit wird weder aus euerm myſtiſchen Ey, noch aus euerm Bündnis zwiſchen Feuer und Waſſer, noch aus euern Atomen, noch aus euern Homöomerien, eine Welt herauskommen, wenn ihr keinen Geiſt zu Hülfe nehmt. Die Welt iſt wie jedes andre Thier eine Zuſammenſetzung von Materie und Geiſt. Der Geiſt iſt es der dem Stoffe Form giebt; beyde ſind von Ewigkeit her vereinigt; und, ſo wie einzelne Körper aufgelößt werden, ſobald der Geiſt der ihre Theile zuſammenhielt ſich zurückzieht; ſo würde, wenn der allgemeine Weltgeiſt aufhören könnte, das Ganze zu umfaſſen

und zu beleben, Himmel und Erde im nehmlichen Augenblick in einen einzigen, ungeheuren, gestaltlosen, finstern und todten Klumpen zusammenfallen.„

Davor wolle Jupiter und Latona seyn! riefen die Abderiten, nicht ohne sich zu entsetzen, wie sie den Mann eine so fürchterliche Drohung ausstossen hörten. Es hat keine Gefahr, sagte der Priester Strobylus; so lange wir das goldne Fell des Phrixus, und die Frösche der Latona in unsern Mauern haben, soll es der Weltgeist des Sisamis wohl bleiben lassen, solchen Unfug in der Natur anzurichten.

„Meine Freunde sprach der Achte, der Weltgeist des weisen Sisamis ist mit den Atomen, Homöomerien, Zwiebeln und Eyern meiner Collegen von gleichem Schlage. Einen Demiurg müssen wir annehmen, wenn wir eine Welt haben wollen; denn ein Gebäude sezt einen Baumeister oder wenigstens einen Zimmermeister voraus; und nichts macht sich von sich selbst, wie wir alle wissen.„

Aber man spricht doch alle Tage: dies wird von sich selbst kommen, von sich selbst gehen — sagten die Abderiten.

„Man spricht wohl so, antwortete der Philosoph, allein, wo habt ihr jemals gesehen, daß

daß es würklich so erfolgt wäre? Ich habe freylich unsre Archonten wohl tausendmal sagen hören: es wird sich schon geben; es wird schon kommen! dies oder jenes wird sich schon machen! Aber wir hatten gut warten! Es gab sich nicht, kam nicht, und machte sich nicht.

Nur allzuwahr, was die Werke unsrer Archonten betrift, (sagte ein alter Schuhflicker, der für einen Mann von Einsicht beym Volke galt, und grosse Hofnung hatte bey der nächsten Wahl Zunftmeister zu werden): aber mit den Werken der Natur, wie die Welt ist, mag es doch wohl anders bewandt seyn. Warum sollte die Welt nicht eben so gut aus dem Chaos hervorwachsen können, wie ein Pilz aus der Erde wächst?

„Meister Pfrieme, versetzte der Philosoph, zum Zunftmeister soll er meine und aller meiner Vettern Stimme haben; aber keine Einwürfe gegen mein System, wenn ich bitten darf! Die Pilsen wachsen freylich von selbst aus der Erde hervor, weil — weil — weil sie Pilzen sind; aber eine Welt wächst nicht von selbst, weil sie kein Pilz ist; versteht er mich nun, Meister Pfrieme? „

Alle Anwesenden lachten von Herzen, daß Meister Pfrieme so abgeführt war. Die Welt ist kein Pilz, dies ist klar wie Taglicht, rieffen die Abderiten, da ist nichts einzuwenden, Mei-

ſter Pfrieme! — Verzweifelt! murmelte der künftige Zunftmeiſter; aber ſo geht es, wenn man ſich mit dieſen Herren abgiebt, welche beweiſen können, daß der Schnee weiß iſt — ſchwarz iſt, wolltet ihr ſagen, Nachbar. — Ich weiß, was ich geſagt habe, und was ich ſagen wollte, antwortete Meiſter Pfrieme; und ich wünſche nur, daß die Republik — „Vergeß' er die vierzehn Stimmen nicht, die ich ihm verſchaffe, Meiſter Pfrieme! rief der Philoſoph. — „ Wohl, wohl! alles wohl! Aber Demiurg — das klingt mir bald ſo wie Demagog; und ich will weder Demagogen noch Demiurgen haben; ich bin für die Freyheit, und wer ein guter Abderite iſt, der ſchwinge ſeinen Hut, und folge mir! Und hiemit gieng Meiſter Pfrieme davon, (denn der Leſer merkt von ſelbſt, daß alles dies in einer Halle von Abdera geſprochen wurde) und einige müßige Tölpel, die ihn allerwegen zu begleiten pflegten, folgten ihm.

Aber der Philoſoph, ohne zu thun als ob er es gewahr werde, fuhr fort: „Ohne einen Baumeiſter, einen Demiurgen, oder wie ihr ihn nennen wollt, läßt ſich vernünftiger Weiſe keine Welt bauen. Aber, merket wohl, es kam auf den Demiurg an, ob er bauen wollte oder nicht; und da er nun einmal bauen wollte, laßt ſehen wie er es anfieng. Stellt euch die Materie als einen ungeheuren Klumpen von vollkommnen dichten Kriſtall

vor (*); und den Demiurg, wie er mit einem groſſen Hammer von Diamant dieſen Klumpen auf Einen Schlag in ſo viele unendlich kleine Stückchen zerſchmettert, daß ſie, durch den leeren Raum viele Millionen Cubikmeilen herumſtieben. Natürlicher Weiſe brachen ſich dieſe unendlich kleine Stückchen Criſtall auf verſchiedene Art; und indem ſie, mit der ganzen Heftigkeit der Bewegung, die ihnen der Schlag mit dem diamantnen Hammer gab, auf tauſendfache Art wider einander fuhren, und ſich unter einander auf allen Seiten ſtieſſen, ſchlugen und rieben; ſo entſtund daraus nothwendig eine unzählige Menge Körperchen von allerley regelmäßigen und unregelmäßigen Figuren; dreyeckichte, viereckichte, achteckichte, vieleckichte, und runde. Aus den runden wurde Waſſer und Luft, welche nichts anders als verdünnertes Waſſer iſt; aus den dreyeckichten Feuer, aus den übrigen die Erde, und aus dieſen vier Elementen ſezt die Natur, wie ihr wißt, alle Körper in der Welt zuſammen. „

Das iſt wunderbar, ſehr wunderbar! aber es begreift ſich doch, ſagten die Abderiten. Ein Klumpen Kriſtall, ein diamantner Hammer, und ein Demiurg, der den Kriſtall ſo meiſterhaft in Stücken ſchlägt, daß aus den

(*) Dieſer Philoſoph war alſo ein Carteſianer vor dem Carteſius.

Splittern, ohne ſeine weitere Bemühung, eine Welt entſteht! In der That die ſcharfſinnigſte Hypotheſe, die man ſehen kann, und gleichwohl ſo ſimpel, daß man dächte, man hätte ſie alle Augenblicke ſelbſt erfinden können!„

„Ich erkläre mittelſt dieſer ſo ſimpeln Vorausſetzung alle möglichen Wirkungen der Natur,„ ſagte der Philoſoph mit ſelbſt zufriedenen Lächeln.

„Nicht ein Weſpenneſt, rief ein Neunter, Dämonax genannt, der den Behauptungen ſeiner Mitbrüder bisher mit ſtillſchweigender Verachtung zugehört hatte. Es gehören andre Kräfte und Anſtalten dazu, ein ſo groſſes, ſo ſchönes, ſo wundervolles Werk als dieſes Weltgebäude iſt, zu Stande zu bringen. Nur ein höchſtvollkommner Verſtand konnte den Plan davon erfinden; wiewohl ich gerne geſtehe, daß zur Ausführung geringere Werkmeiſter hinlänglich waren. Er überlies ſie verſchiedenen Claſſen der ſubalternen Götter, wies einer jeden Claſſe ihren beſondern Kreis an, in welchem ſie arbeitet, und begnügte ſich, die allgemeine Aufſicht über das Ganze zu führen. Es iſt lächerlich, den Urſprung der Weltkörper, des Erdbodens, der Pflanzen, der Thiere, und alles deſſen was in Luft und Waſſer iſt, aus Atomen oder Sympathien oder ungefehrer Bewegung oder einem einzigen HammerSchlag erklären zu wollen.

wollen. Geiſter ſind es, welche in den Elementen herrſchen, die Sphären des Himmels drehen, die organiſchen Körper bilden, das Frühlingsgewand der Natur mit Blumen ſticken, und die Früchte des Herbſts in ihren Schoos ausgießen. Kan etwas faßlicher und angenehmer ſeyn als dieſe Theorie? Sie erklärt alles; ſie leitet jede Würkung aus einer ihr angemeſſnen Urſache ab; und durch ſie begreift man die in jedem andern Syſtem unerklärbare Kunſt der Natur eben ſo leicht, als man begreift, wie Zeuxes oder Parhaſius mit ein wenig gefärbter Erde eine bezaubernde Landſchaft oder ein Bad der Diana erſchaffen kan.„

Was für eine ſchöne Sache es um die Philoſophie iſt! ſagten die Abderiten. Alles was man daran ausſetzen möchte, iſt, daß einem unter ſo viel feinen Theorien die Wahl ſauer wird.

Indeſſen machte doch der Pythagoräer, der alles durch Geiſt bewerkſtelligte, das meiſte Glück. Die Poeten, die Mahler, und alle übrigen Schutzverwandten der Muſen, mit dem ſämtlichen Frauenzimmer, von Abdera an ihrer Spitze, erklärten ſich für die Geiſter; doch unter der Bedingung, daß es ihnen erlaubt ſeyn müſſe, ſie in ſo angenehme Geſtalten als jedem gefällig ſey einzukleiden.

Ich bin nie ein beſonderer Freund der Philoſophie geweſen, (ſagte der Prieſter Strobylus)

bylus) und aus Urſache: aber wenn die Abderiten ihr Grübeln über das wie und warum der Dinge nun einmal nicht laſſen können, ſo habe ich gegen die Phyſik des Dämonax noch immer am wenigſten einzuwenden; unter den gehörigen Einſchränkungen, verträgt ſie ſich noch ſo ziemlich — O ſie verträgt ſich mit allem in der Welt, ſagte Dämonax; dies iſt eben die Schönheit davon!

Soll ich euch meine Meynung ſagen? ſprach Demokritus: wenn es euch etwan würklich darum zu thun ſeyn ſollte, die Beſchaffenheit der Dinge die euch umgeben kennen zu lernen, ſo däucht mich, ihr nehmt einen ungeheuren Umweg. Die Welt iſt ſehr groß; und von dem Standort, woraus wir in ſie hineingucken, nach ihren vornehmſten Provinzen und Hauptſtädten, iſt es ſo weit, daß ich nicht wohl begreiffe, wie ſich einer von uns einfallen laſſen kan, die Karte eines Landes aufzunehmen, wovon ihm, ſein angebohrnes Dörfchen ausgenommen, alles übrige und ſo gar die Grenzen unbekannt ſind. Ich dächte, ehe wir Kosmogonien und Kosmologien träumten, ſetzten wir uns hin und beobachteten, zum Exempel den Urſprung einer Spinnewebe, und dies ſo lange, bis wir ſoviel davon herausgebracht hätten als fünf MenſchenSinne, mit Verſtand angeſtrengt, daran entdecken können. Ihr werdet zu thun finden, das könnt ihr mir auf mein Wort glauben; aber dafür

werdet

werdet ihr auch erfahren, daß euch dieſe einzige Spinnewebe mehr Aufſchlüſſe über das groſſe Syſtem der Natur, und würdigere Begriffe von ſeinem Urheber geben wird, als alle die feinen Weltſyſteme, die ihr, zwiſchen Wachen und Schlaf, aus euerm eignen Gehirne herausgeſponnen habt.

Demokritus meynte dies, in ganzem Ernſt; aber die Philoſophen von Abdera glaubten, daß er ihrer ſpotten wolle. Er verſteht nichts von der Pneumatik, ſagte der eine. Von der Phyſik noch weniger, ſagte der andere. Er iſt ein Zweifler — er glaubt keine Grundtriebe — keinen Weltgeiſt — keinen Demiurg — keinen Gott! — ſagte der dritte, vierte, fünfte, ſechste und ſiebende. Man ſollte ſolche Leute gar nicht im gemeinen Weſen dulden, ſagte der Prieſter Strobylus.

11.

Bey dem allen war Demokritus ein Menſchenfreund in der ächteſten Bedeutung des Worts. Denn er meynte es gut mit der Menſchheit, und freute ſich über nichts ſo ſehr als, wenn er irgend etwas Böſes verhüten, oder etwas Gutes thun, veranlaſſen oder befördern konnte. Und, wiewohl er glaubte, daß der Charakter eines Weltbürgers Verhältniſſe in ſich ſchließe, denen, im Colliſionsfall, alle andere weichen müßten: ſo hielt er ſich doch darum nicht weniger verbunden, als ein Bürger

ger von Abdera, an dem Zuſtande ſeines Vaterlandes Antheil zu nehmen, und, ſo viel er könnte, zu deſſen Verbeſſerung beyzutragen. Allein, da man nur in ſo fern Gutes thun kan, als das Subject deſſen fähig iſt; ſo fand er ſein Vermögen, durch die unzählichen Hinderniſſe die ihm die Abderiten entgegen ſezten, in ſo enge Grenzen eingeſchloſſen, daß er Urſache zu haben glaubte, ſich als eine der entbehrlichſten Perſonen in dieſer kleinen Republik anzuſehen. Was ſie am nöthigſten haben, dacht' er, und das Beſte was ich an ihnen thun könnte, wäre, ſie klug zu machen. Aber die Abderiten ſind freye Leute. Wenn ſie nun nicht klug ſeyn wollen; wer kan ſie nöthigen?

Da er alſo bey ſo bewandten Umſtänden wenig oder nichts für die Abderiten als Abderiten thun konnte, glaubte er hinlänglich gerechtfertigt zu ſeyn, wenn er wenigſtens ſeine eigene Perſon in Sicherheit zu bringen ſuchte, und einen ſo großen Theil als immer möglich von derjenigen Zeit rettete, die er der Erfüllung ſeiner weltbürgerlichen Pflichten ſchuldig zu ſeyn vermeynte.

Weil nun ſeine bisherige Freyſtätte entweder nicht weit genug von Abdera entfernt war, oder wegen ihrer Lage und andrer Bequemlichkeiten ſo viel Reiz für die Abderiten hatte, daß er, ungeachtet ſeines Auffenthalts auf dem Lande, ſich doch immer mitten unter ihnen befand:

befand: ſo zog er ſich noch etliche Stadien weiter in einen Wald, der zu ſeinem Gute gehörte, zurück, und bauete ſich in die wildeſte Gegend deſſelben ein kleines Haus, wo er die meiſte Zeit in der einſamen Ruhe, die das eigene Element des Philoſophen und des Dichters iſt, dem Erforſchen der Natur, und der Betrachtung oblag.

Einige neuere Abderiten haben ſich von den Beſchäftigungen dieſes Griechiſchen Bacons in ſeiner Einſamkeit wunderliche, wiewohl auf ihrer Seite ſehr natürliche Begriffe gemacht. „Er arbeitete am Stein der Weiſen, ſagt Borrichius, und er fand ihn, und machte Gold.„ Zum Beweis davon, beruft er ſich darauf, daß Demokritus ein Buch von Steinen und Metallen geſchrieben habe.

Die Abderiten, ſeine Zeitgenoſſen und Mitbürger, giengen noch weiter; und ihre Vermuthungen — die in Abderitiſchen Köpfen gar bald zur Gewißheit wurden — gründeten ſich auf eben ſo gute Schlüſſe, als jener des Borrichius. Demokritus war von Perſiſchen Magis erzogen worden (*); er war zwanzig Jahre

(*) Xerxes, der bey ſeinem Kriegszug gegen die Griechen, einige Tage zu Abdera bey dem Vater des Demokritus ſein Hauptquartier gehabt, hatte den damals noch ſehr jungen Demokritus lieb gewonnen, und zu deſſen beſſerer Erziehung ein paar von den Magis, die er bey ſich hatte, zurückgelaſſen. Diogen. Laert.

Jahre in den Morgenländern herumgereist; hatte mit Egyptischen Priestern, Chaldäern, Brachmanen und Gymnosophisten Umgang gepflogen, und war in allen ihren Mysterien initiirt; er hatte tausend Arcana von seinen Reisen mit sich gebracht, und wußte zehntausend Dinge, wovon niemals etwas in eines Abderiten Sinn gekommen war. — Machte dies alles zusammengenommen nicht den vollständigsten Beweis, daß er ein ausgelernter Meister in der Magie, und allen davon abhängenden Künsten seyn mußte? — Der ehrwürdige Pater Del Rio hätte Spanien, Portugall und Algarbien auf die Hälfte eines Beweises wie dieser ist verbrennen lassen.

Aber die guten Abderiten hatten noch nähere Beweisthümer in Händen, daß ihr gelehrter Landsmann — ein wenig hexen konnte. Er sagte Sonnen und Mondsverfinsterungen, Miswachs, Seuchen und andre zukünftige Dinge zuvor. Er hatte einem verbuhlten Mädchen aus der Hand geweissagt, daß sie — zu Falle kommen; und einem Rathsherrn von Abdera, dessen ganzes Leben zwischen Schlafen und Schmausen getheilt war, daß er an einer Unverdaulichkeit sterben würde; — und beydes war genau eingetroffen. Ueberdem hatte man Bücher mit wunderlichen Zeichen in seinem Cabinette gesehen; man hatte ihn bey allerley, vermuthlich magischen Operationen mit Blut von Vögeln und Thieren,

Thieren, angetroffen; man hatte ihn verdächtige Kräuter kochen gesehen, und einige junge Leute wollten ihn sogar in später Nacht, bey sehr blassem Mondschein, zwischen Gräbern sitzend überschlichen haben. „Um ihn zu schrecken, hatten wir uns in die scheuslichsten Larven verkleidet, sagten sie: Hörner, Ziegenfüsse, Drachenschwänze, nichts fehlte uns, um leibhafte Feldteufel und Nachtgespenster vorzustellen; wir bliesen sogar Rauch aus Nasen und Ohren, und machten es so arg um ihn herum, daß ein Herkules vor Schrecken hätte zum Weibe werden mögen. Aber Demokritus achtete unser nicht; und, da wir es ihm endlich zu lange machten, sagte er blos: Nun, wird das Kinderspiel noch lange währen (*)? „— Da sieht man augenscheinlich, sagten die Abderiten, daß es nicht recht richtig mit ihm ist; Geister sind nichts Neues für ihn; er muß wohl wissen, wie er mit ihnen steht! — „Er „ist ein Zauberer; nichts kann gewisser seyn, „sagte der Priester Strobylus; wir müssen „ein wenig besser acht auf ihn geben!„

Man muß gestehen, daß Demokritus, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder (welches glaublicher ist) weil er sich wenig aus der Meynung seiner Landsleute machte, zu diesen und andern bösen Gerüchten einige Gelegenheit gab.

Man

(*) S. Lucian im Philopseudes.

Man konnte in der That nicht lange unter den Abderiten leben, ohne in Versuchung zu gerathen, ihnen etwas aufzubeften. Ihr Vorwitz und ihre Leichtglaubigkeit auf der einen Seite, und die hohe Einbildung, die sie sich von ihrer eignen Scharfsinnigkeit machten, auf der andern, foderten einen gleichsam heraus; und überdies war auch sonst kein Mittel, sich für die Langeweile, die man bey ihnen hatte, zu entschädigen. Demokritus befand sich nicht selten in diesem Falle; und da die Abderiten albern genug waren, alles, was er ihnen ironischer Weise sagte, im buchstäblichen Sinne zu nehmen; so entstunden daher die vielen ungereimten Meynungen und Mährchen, die auf seine Rechnung in der Welt herumliefen, und noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode von andern Abderiten für baares Geld angenommen, oder wenigstens ihm selbst unbilliger Weise zur Last gelegt wurden.

Demokritus hatte sich, unter anderm, auch mit der Physiognomonie abgegeben und theils aus seinen eigenen Beobachtungen, theils aus dem was ihm Andere von den ihrigen mitgetheilt, sich eine Theorie davon gemacht, von deren Gebrauch er (sehr vernünftig wie uns däucht) urtheilte, daß es damit eben so wie mit der Theorie der Poetischen Kunst beschaffen sey. Denn so wie noch keiner durch die bloße Wissenschaft der Regeln ein guter Dichter geworden sey, und nur derjenige, welchen

chen Natur, Begeiſterung und lange Uebung dazu gemacht habe, geſchickt ſey, ſolche recht zu verſtehen und anzuwenden: ſo ſey auch die Theorie der Kunſt aus dem Aeuſſerlichen des Menſchen auf das Innerliche zu ſchlieſſen nur für Leute von groſſer Fertigkeit im Beobachten und Unterſcheiden brauchbar, für jeden andern hingegen eine höchſt ungewiſſe und betrügliche Wiſſenſchaft; und eben darum müſſe ſie als eine von den geheimen Wiſſenſchaften oder groſſen Myſterien der Philoſophie immer nur der kleinen Zahl der ächten Epopten (*) vorbehalten bleiben.

Dieſe Art von der Sache zu denken bewies, daß Demokritus kein Charletan war: aber den Abderiten bewies ſie blos, daß er ein Geheimnis aus ſeiner Wiſſenſchaft mache. Daher ließen ſie nicht ab, ihn, ſo oft ſich die Red̃e davon gab, zu necken und zu plagen, daß er ihnen etwas davon entdecken ſollte. Beſonders drückte dieſer Vorwitz die Abderitinnen. Sie wollten von ihm wiſſen — an was für äuſſerlichen Merkmalen ein getreuer Liebhaber zu erkennen ſey? Ob Milon von Kroto-

(*) Epopten hieſſen diejenige, welche, nach ausgeſtandner Prüfung zum Anſchauen der groſſen Myſterien zu Eleuſis zugelaſſen wurden. S. *Warburton's* Divine Legation Vol. I. p. 155. der 4ten Ausgabe.

na (*) eine ſehr groſſe Naſe gehabt habe? Ob eine blaſſe Farbe ein nothwendiges Zeichen eines Verliebten ſey? — und hundert andre Fragen dieſer Art, mit denen ſie ſeine Geduld ſo ſehr ermüdeten, daß er endlich ihrer loß zu werden, auf den Einfall kam, ſie ein wenig zu erſchrecken.

Aber das haben Sie Sich wohl nicht vorgeſtellt, ſagte Demokritus, daß die Jungferſchaft ein unbetrügliches Merkzeichen in den Augen haben könnte?

In den Augen? rieffen die Abderitinnen. O! das iſt nicht möglich! Warum juſt in den Augen?„

Es iſt nicht anders, verſezte Demokritus; und was Sie mir gewiß glauben können, iſt, daß mir dieſes Merkmal ſchon öfters von den Geheimniſſen junger und alter Schönen mehr entdeckt hat, als dieſe Luſt gehabt haben würden, mir von freyen Stücken anzuvertrauen (**).

Der

(*) Ein Mann von deſſen wunderbarer Leibesſtärke und Gefräßigkeit, die fabelhaften Graeculi erſtaunliche Dinge zu erzählen wiſſen; z. E. daß er einen wohlgemäſteten Ochſen dreyhundert Schritte weit auf den Schultern getragen, und nachdem er ihn mit einem einzigen Fauſtſchlag tod gemacht, in einem Tage aufgegeſſen habe.

(**) Eine der Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes verhaßte Sagacität — nennt dies Joh. Chryſoſtomus Magnenus, in ſeinem Leben des Demokritus.

Der zuverſichtliche Ton, womit er dies ſagte, verurſachte einige Entfärbungen; wiewohl die Abderitinnen (die in allen Fällen, wo es auf die gemeine Sicherheit ihres Geſchlechtes ankam, einander getreulich beyzuſtehen pflegten) mit groſſer Hitze darauf beſtunden, daß ſein vorgebliches Geheimnis eine Schimäre ſey.

Sie nöthigen mich durch ihren Unglauben, daß ich Ihnen noch mehr ſagen muß, fuhr der Philoſoph fort. Die Natur iſt voll ſolcher Geheimniſſe, meine ſchönen Damen; und wofür ſollt' ich auch, wenn es ſich der Mühe nicht verlohnte, bis nach Aethiopien und Indien gewandert ſeyn? die Gymnoſophiſten, deren Weiber — wie Sie wiſſen — nackend gehen, haben mir ſehr artige Sachen entdeckt.

Zum Exempel? — ſagten die Abderitinnen.

Unter andern ein Geheimnis, welches ich, wenn ich ein Ehmann wäre, lieber nicht zu wiſſen wünſchen würde.

„Ach, nun haben wir die Urſache warum ſich Demokritus nicht verheyrathen will, rief die ſchöne Tryallis.„

„Als ob wir nicht ſchon lange wüßten ſagte Salabanda,„ daß es ſeine äthiopiſche Venus iſt, die ihn für unſre Griechiſche ſo unempfindlich macht. — Aber Ihr Geheimnis, De-

mokritus, wenn man es keuſchen Ohren vertrauen darf.„

Zum Beweiſe, daß man es darf, will ich es den Ohren aller gegenwärtigen Schönen anvertrauen, antwortete der Naturforſcher. Ich weiß ein unfehlbares Mittel, wie man machen kan, daß ein Frauenzimmer, im Schlafe, mit vernehmlicher Stimme alles ſagt, was ſie auf dem Herzen hat.

O gehen Sie, rieffen die Abderitinnen, Sie wollen uns bange machen; aber — wir laſſen uns nicht ſo leicht erſchrecken.

Wer wollte auch an Erſchrecken denken, ſagte Demokritus, wenn von einem Mittel die Rede iſt, wodurch einer jeden ehrlichen Frau Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, daß ſie keine Geheimniſſe hat, die ihr Mann nicht wiſſen dürfte.

„Würkt Ihr Mittel auch bey Unverheyratheten? fragte eine Abderitin, die weder jung noch reizend genug zu ſeyn ſchien, um eine ſolche Frage zu thun.

Es würkt vom zehnten Jahre an bis zum achtzigſten (erwiederte Demokritus) ohne Beziehung auf irgend einen andern Umſtand, worinn ſich ein Frauenzimmer befinden kan.

Die Sache fieng an ernſthaft zu werden. — „Aber ſie ſcherzen nur, Demokritus?„ ſprach die Gemahlin eines Thesmotheten, mit einer Mine,

Mine, als ob ſie beſorgte, des Gegentheils verſichert zu werden.

Wollen Sie die Probe machen, Lyſiſtrata?

„Die Probe? — Warum nicht? — Aber voraus bedungen, daß nichts magiſches dazu gebraucht wird! denn mit Hülfe Ihrer Talismanen und Geiſter könnten Sie eine arme Frau ſagen machen, was Sie wollten.„

Es haben weder Geiſter noch Talismane damit zu thun; alles geht natürlich zu; und das Mittel, das ich gebrauche, iſt die ſimpelſte Sache von der Welt.

Die Damen fiengen an, bey allen Grimaſſen von Herzhaftigkeit, wozu ſie ſich zu zwingen ſuchten, eine Unruhe zu verrathen, die den Philoſophen ſehr beluſtigte. „Wenn man nicht wüßte, daß Sie ein Spötter ſind, der die ganze Welt zum Beſten hat — Aber darf man fragen, worinn Ihr Mittel beſteht?„

Wie ich Ihnen ſagte, die natürlichſte Sache von der Welt. Ein ganz kleines unſchädliches Ding, einem ſchlafenden Frauenzimmer aufs Herzgrübchen gelegt, das iſt das ganze Geheimnis! Aber es thut Wunder, dies können Sie mir glauben. Es macht reden, ſo lange noch im innerſten Winkel des Herzens was zu entdecken iſt.

Unter ſieben Frauenzimmern, die ſich in der Geſellſchaft befanden, war nur eine, deren

Mine und Geberde unverändert die nemliche blieb wie vorher. Man wird denken, ſie ſey alt, oder häßlich, oder gar tugendhaft geweſen; aber nichts von allem dieſen! Sie war — taub.

„Wenn Sie wollen, daß wir Ihnen glauben ſollen, Demokritus, ſo nennen Sie Ihr Mittel.„

Ich will es dem Gemahl der ſchönen Thryallis ins Ohr ſagen, ſprach der boshafte Naturkündiger.

Der Gemahl der ſchönen Thryallis war, ohne blind zu ſeyn, ſo glücklich, als Hagedorn einen Blinden ſchäzt, deſſen Gemahlin ſchön iſt. Er hatte immer gute Geſellſchaft, oder wenigſtens was man zu Abdera ſo nannte, in ſeinem Hauſe. Der gute Mann glaubte, man finde ſo viel Vergnügen an ſeinem Umgang, und an den Verſen, die er ſeinen Beſuchen vorzuleſen pflegte. In der That hatte er das Talent, die ſchlechten Verſe die er machte nicht übel zu leſen; und weil er mit vieler Begeiſterung laß, ſo ward er nicht gewahr, daß ſeine Zuhörer, anſtatt auf ſeine Verſe Acht zu geben, mit der ſchönen Thryallis liebäugelten. Kurz der Rathsherr Smilax war ein Mann, der eine viel zu gute Meynung von ſich ſelbſt hatte, um von der Tugend ſeiner Gemahlin eine ſchlimme zu hegen. Er bedachte ſich alſo keinen Augenblick, dem Geheimnis des Demokritus ſein Ohr darzubieten.

Es iſt weiter nichts, flüſterte ihm der Philoſoph ins Ohr, als die Zunge eines lebendigen Froſches, die man einer ſchlafenden Dame auf die linke Bruſt legen muß.' Aber Sie müſſen ſich beym Ausreiſſen wohl in acht nehmen, daß nicht das geringſte von den daranhängenden Theilen mit geht; und der Froſch muß wieder ins Waſſer geſezt werden.

„Das Mittel mag nicht übel ſeyn, ſagte Smilax leiſe; nur Schade daß es ein wenig bedenklich iſt! Was würde der Prieſter Strobylus dazu ſagen? „

Sorgen Sie nicht dafür, verſezte Demokritus: ein Froſch iſt doch keine Diana, der Prieſter Strobylus mag ſagen was er will. Und zudem geht es dem Froſche ja nicht ans Leben.

„Ich darf es alſo weiter geben? fragte Smilax. „

Von Herzen gerne; alle Mannsperſonen in der Geſellſchaft dürfen es wiſſen; und ein jeder mag es ungeſcheut allen ſeinen Bekannten entdecken; nur mit der Bedingung, daß es keiner weder ſeiner Frau, noch ſeiner Maitreſſe wieder ſage.

Die guten Abderitinnen wußten nicht was ſie von der Sache glauben ſollten. Unmöglich ſchien ſie ihnen nicht; und was ſollte auch Abderiten unmöglich ſcheinen? — Ihre gegenwärtigen Männer oder Liebhaber waren nicht

viel ruhiger; jeder ſezte ſich heimlich vor, das Mittel ohne Aufſchub zu probiren, und jeder (den glücklichen Smilax ausgenommen) beſorgte, gelehrter dadurch zu werden, als er wünſchte.

„Nicht wahr, Männchen — ſagte Thryallis zu ihrem Gemahl, indem ſie ihn freundlich auf die Backen klopfte, du kennſt mich zu gut, um einer ſolchen Probe nöthig zu haben? „

„Der meinige ſollte ſich ſo was einfallen laſſen, ſprach Lagiska. Eine Probe ſezt Zweifel voraus, und ein Mann, der an der Tugend ſeiner Frau zweifelt „ — iſt ein Mann, der Gefahr läuft, ſeine Zweifel in Gewißheit verwandelt zu ſehen, ſagte Demokritus; das wollten Sie doch ſagen, ſchöne Lagiska?

„Sie ſind ein Weiberfeind, Demokritus, rieffen die Abderitinnen allezumal; aber vergeſſen Sie nicht, daß wir in Thrazien ſind, und hüten Sie Sich vor dem Schickſal des Orpheus! „

Wiewohl dies im Scherz geſagt wurde, ſo war doch Ernſt dabey. Natürlicher Weiſe läßt man ſich nicht gern ohne Noth ſchlafloſe Nächte machen; und in der That würde es ſchwer ſeyn, den Philoſophen von einer ſolchen Abſicht frey zu ſprechen, da er die Folgen ſeines Einfalles nothwendig vorausſehen mußte. Würklich gab dieſe Sache den ſieben Damen ſo viel zu denken, daß ſie die ganze Nacht kein Auge zuthaten; und da das vorgebliche Geheimniß

heimniß des Demokritus den folgenden Tag in ganz Abdera herumlief, so verurſachte er dadurch etliche Nächte hinter einander eine allgemeine Schlafloſigkeit.

Indeſſen brachten die Weiber bey Tage wieder ein, was ihnen bey Nacht abgieng; und weil verſchiedene ſich nicht einfallen lieſſen, daß man ihnen das Arcanum, wenn ſie unter Tages ſchlieſen, eben ſo gut appliciren könne als bey Nacht, und daher ihr Schlafzimmer zu verriegeln vergaſſen: ſo bekamen die Männer unverhoft Gelegenheit, von ihren Froſchzungen Gebrauch zu machen. Lyſiſtrata, Thryallis, und einige andre, die am meiſten dabey zu wagen hatten, waren die erſten, an denen die Probe, mit demjenigen Erfolg den man leicht vorausſehen kan, gemacht wurde. Aber eben dies ſtellte in kurzem die Ruhe in Abdera wieder her. Die Männer dieſer Damen, nachdem ſie das Mittel zwey oder dreymal ohne Erfolg gebraucht hatten, kamen in vollen Sprunge zu unſerm Philoſophen gelauffen, um ſich zu erkundigen, was dies zu bedeuten hätte. So? rief er ihnen entgegen; hat die Froſchzunge ihre Würkung gethan? Haben Ihre Weiber gebeichtet? — Kein Wort, keine Sylbe, ſagten die Abderiten. Deſto beſſer, rief Demokritus; triumphieren Sie darüber! Wenn eine ſchlafende Frau mit einer Froſchzunge auf dem Herzen nichts ſagt, ſo iſt es ein Zeichen daß ſie nichts zu ſagen hat. Ich wünſche

Ihnen

Ihnen Glück, meine Herrn; Jeder von Ihnen kann ſich rühmen, daß er den Phönix der Weiber in ſeinem Hauſe beſitze.

Wer war glücklicher als unſre Abderiten! Sie liefen ſo ſchnell als ſie gekommen waren, wieder zurück, fielen ihren erſtaunten Weibern um den Hals, erſtickten ſie mit Küſſen und Umarmungen, und bekannten nun freywillig, was ſie gethan hatten, um ſich von der Tugend ihrer Hälften (wiewohl wir davon ſchon gewiß waren, ſagten ſie) noch gewiſſer zu machen.

Die guten Weiber wußten nicht, ob ſie ihren Sinnen glauben ſollten. Aber, wiewohl ſie Abderitinnen waren, hatten ſie doch Verſtand genug, ſich auf der Stelle zu faſſen, und ihren Männern ein ſo unzärtliches Mißtrauen, als dasjenige war, deſſen ſie ſich ſelbſt anklagten, nachdrücklich zu verweiſen. Einige trieben die Sache bis zu Thränen; aber alle hatten Mühe, die Freude zu verbergen, die ihnen eine ſo unverhoffte Beſtätigung ihrer Tugend verurſachte; und, wiewohl ſie, der Anſtändigkeit wegen, auf den Demokritus ſchmähten mußten, ſo war doch keine, die ihn nicht dafür hätte umarmen mögen, daß er ihnen einen ſo guten Dienſt geleiſtet hatte. Freylich war dies nicht, was er gewollt hatte. Aber die Folgen dieſes einzigen unſchuldigen Scherzes mochten ihn lehren, daß man mit Abderiten nicht behutſam genug ſcherzen kann! — Indeſſen (wie

(wie alle Dinge dieſer Welt mehr als eine Seite haben) ſo fand ſich auch, daß aus dem Uebel, welches unſer Philoſoph den Abderiten wider ſeine Abſicht zugefügt hatte, gleichwohl mehr Gutes entſprang, als man vermuthlich hätte erwarten können, wenn die Froſchzungen gewürkt hätten. Die Männer machten die Weiber durch ihre unbegrenzte Sicherheit, und die Weiber die Männer durch ihre Gefälligkeit und gute Laune glücklich. Nirgends in der Welt ſah man zufriednere Ehen, als in Abdera. Und, bey allem dem waren die Stirnen der Abderiten ſo glatt, und die Ohren und Zungen der Abderitinnen ſo keuſch, als die von andern Leuten!

12.

Ein andermal geſchah es, daß ſich Demokritus an einem ſchönen Frühlingsabend mit einer Geſellſchaft in einem von den Luſtgärten befand, womit die Abderiten die Gegend um ihre Stadt verſchönert hatten. — „Würklich verſchönert? „ — Dies nun eben nicht; denn woher hätten die Abderiten nehmen ſollen, daß die Natur ſchöner iſt als die Kunſt; und daß zwiſchen **künſteln** und **verſchönern** ein Unterſchied iſt? — Doch davon ſoll nur die Rede nicht ſeyn!

Die Geſellſchaft lag auf weichen mit Blumen beſtreuten Raſen, unter einer hohen Laube im Kreiſe herum. In den Zweigen eines benachbar-

nachbarten Baums ſang eine Nachtigall. Eine junge Abderitin von vierzehn Jahren ſchien etwas dabey zu empfinden, wovon die übrigen nichts empfanden. Demokritus ward es gewahr. Das Mädchen hatte eine ſanfte Geſichtsbildung und Seele in den Augen. Schade für dich, daß du eine Abderitin biſt, dacht' er. Was ſollte dir in Abdera eine empfindſame Seele? Sie würde dich nur unglücklich machen. Doch es hat keine Gefahr! Was die Erziehung deiner Mutter und Großmutter an dir unverdorben gelaſſen hat, werden die Söhnchen unſrer Archonten und Prytanen, und, was dieſe verſchonen, wird das Beyſpiel deiner Freundinnen zu Grunde richten. In weniger als vier Jahren wirſt du eine Abderitin ſeyn wie die andern; und wenn du erſt erfährſt, daß eine Froſchzunge auf dem Herzgrübchen nichts zu bedeuten hat —

Was denken Sie, ſchöne Nannion? ſagte Demokritus zu dem Mädchen.

„Ich denke, daß ich mich dort unter die Bäume ſetzen möchte, um dieſer Nachtigall recht ungeſtört zuhören zu können.„

Das alberne Ding! ſagte die Mutter des Mädchens. Haſt du noch keine Nachtigall gehört?

Die kleine Nannion ſchlug erröthend die Augen nieder und ſchwieg.

Nan-

Nannion hat Recht, ſagte die ſchöne Thryallis; ich ſelbſt höre für mein Leben gern den Nachtigallen zu. Sie ſingen mit einem ſolchen Feuer, und es iſt etwas ſo wollüſtiges in ihren Modulationen, daß ich ſchon oft gewünſcht habe, zu verſtehen, was ſie damit ſagen wollen. Ich bin gewiß man würde die ſchönſten Dinge von der Welt hören. Aber Sie, Demokritus, der alles weiß, ſollten Sie nicht auch die Sprache der Nachtigallen verſtehen?„

Warum nicht? antwortete der Philoſoph mit ſeinem gewöhnlichen Pflegma; und die Sprache aller übrigen Vögel dazu!

„Im Ernſte?„

Sie wiſſen ja, daß ich immer im Ernſte rede.

„O das iſt allerliebſt! Geſchwinde, überſetzen Sie uns was aus der Sprache der Nachtigallen! Wie hieß das, was dieſe dort ſang, als Nannion ſo davon gerührt wurde?„

Das läßt ſich nicht ſo leicht ins Griechiſche überſetzen, als Sie denken, ſchöne Thryallis. Es giebt keine Redensarten in unſrer Sprache, die dazu zärtlich und feurig genug wären,

„Aber wie können Sie denn die Sprache der Vögel verſtehen, wenn Sie nicht auf Griechiſch wiederſagen können, was Sie gehört haben?„

Die

Die Vögel können auch kein Griechiſch und verſtehen einander doch?

"Aber Sie ſind kein Vogel, wiewohl Sie ein loſer Mann ſind, der uns immer zum Beſten hat. „

Daß man in Abdera doch ſo gerne Arges von ſeinem Nächſten denkt! Indeſſen verdient Ihre Antwort daß ich mich näher erkläre. Die Vögel verſtehen einander durch eine gewiſſe Sympathie, welche ordentlicher weiſe, nur unter gleichartigen Geſchöpfen ſtatt hat. Jeder Ton einer ſingenden Nachtigall iſt der lebende Ausdruck einer Empfindung, und erregt in der Zuhörenden unmittelbar den Uniſono dieſer Empfindung. Sie verſtehet alſo, vermittelſt ihres eignen innern Gefühls, was ihr jene ſagen wollte; und gerade auf die nehmliche Weiſe verſteh ich ſie auch. „ Aber wie machen Sie denn das? — fragten etliche Abderitinnen.

Die Frage war, nachdem Demokritus ſich bereits ſo deutlich erklärt hatte, gar zu Abderitiſch, als daß er ſie ihnen ſo ungenoſſen hätte hingehen laſſen können. Er beſann ſich einen Augenblick.

Ich verſtehe den Demokritus, ſagte die kleine Nannion leiſe.

Du verſtehſt ihn, du naſeweiſes Ding? — ſchnarrte ſie die Mutter an. — Nun laß hören, Puppe, was verſtehſt du denn davon?

Ich

Ich kann es nicht zu Worte bringen; aber ich empfind' es, däucht mich, erwiederte Nannion.

„Sie iſt, wie Sie hören, noch ein Kind, ſagte die Mutter; wiewohl ſie ſo ſchnell aufgeſchoſſen iſt, daß viele Leute ſie für meine jüngere Schweſter angeſehen haben. Aber halten wir uns nicht mit dem Geplapper eines läppiſchen Mädchens auf, das noch nicht weiß was es ſagt!„

Nannion hat Empfindung, ſagte Demokritus; Sie findet den Schlüſſel zur allgemeinen Sprache der Natur in ihrem Herzen, und vielleicht verſteht ſie mehr davon, als —

„O mein Herr, ich bitte Sie, machen Sie mir die kleine Närrin nicht noch einbildiſcher; ſie iſt ohnedies naſeweis und ſchnippiſch genug —

(Bravo, dachte Demokritus; nur ſo fortgefahren! Auf dieſem Wege möchte noch Hofnung für den Kopf und das Herz der kleinen Nannion ſeyn.)

„Bleiben wir bey der Sache! (fuhr die Abderitin fort, die, ohne jemals recht gewußt zu haben, wie und warum, die unerkannte Ehre hatte, Nannions Mutter zu ſeyn) Sie wollten uns ja erklären, wie es zugienge, daß Sie die Sprache der Vögel verſtehen?„

Wir ſind den Abderitinnen die Gerechtigkeit ſchuldig, nicht zu bergen, daß ſie alles, was Demokritus von ſeiner Kenntnis der Vögelſprache geſagt hatte, für bloſſe Pralerey hielten. Aber dies hinderte nicht, daß die Fortſetzung dieſes Geſprächs nicht etwas ſehr unterhaltendes für ſie gehabt hätte; denn ſie hörten von nichts lieber reden, als von Dingen, die ſie nicht glaubten — und doch glaubten, als da iſt, von Sphinxen, Meermännern, Sybillen, Kobolten, Popanzen, Geſpenſtern, und allem, was in dieſe Rubrik gehört; und die Sprache der Vögel gehörte auch dahin, dachten ſie.

Es iſt ein Geheimnis, ſagte Demokritus, das ich von dem Oberprieſter zu Memphis lernte, da ich mich in den Egyptiſchen Myſterien initiiren ließ. Er war ein langer hagerer Mann; hatte einen ſehr langen Nahmen, und einen langen weiſſen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte. Sie würden ihn für einen Mann aus der andern Welt gehalten haben, ſo feyerlich und geheimnisvoll ſah er in ſeiner ſpitzigen Mütze und in ſeinem ſchleppenden Mantel aus.

Die Aufmerkſamkeit der Abderitinnen nahm merklich zu. Nannion, die ſich ein wenig weiter zurückgeſezt hatte, lauſchte mit dem linken Ohr der Nachtigall entgegen; aber von Zeit zu Zeit ſchoß ſie einen dankvollen Seitenblick

auf

auf den Philoſophen, den dieſer, ſo oft die Mutter auf ihren Buſen ſah, oder ihren Hund küßte, mit aufmunterndem Lächeln beantwortete.

Das ganze Geheimnis, fuhr er fort, beſteht darinn: Man ſchneidet, unter einer gewiſſen Conſtellation, ſieben verſchiedenen Vögeln, deren Namen ich nicht entdecken darf, die Hälſe ab, läßt ihr Blut in eine kleine Grube, die zu dem Ende in die Erde gemacht wird, zuſammenflieſſen, bedeckt die Grube mit Lorbeerzweigen, und — geht ſeines Weges. Nach Verfluß von ein und zwanzig Tagen kömmt man wieder, deckt die Grube auf, und findet einen kleinen Drachen von ſeltſamer Geſtalt, der aus der Fäulnis des vermiſchten Blutes entſtanden iſt — (*)

(*) Plinius, der in ſeiner Natur- und Kunſtgeſchichte Wahres und Falſches ohne Unterſchied zuſammengetragen hat, erzählt im Capit. 49. ſeines zehnten Buchs, in ganzem Ernſt: Demokritus habe in einer ſeiner Schriften gewiſſe Vögel benennet, aus deren vermiſchtem Blut eine Schlange entſtehe, welche die Eigenſchaft habe, daß derjenige, der ſie eſſe, (ob mit Eßig und Oel? ſagt er nicht) von Stund an alles verſtehe, was die Vögel mit einander reden. Wegen dieſer und anderer ähnlicher Albernheiten, wovon (wie er ſagt) die Schriften des Demokritus wimmeln, lieſt er ihm an einem andern Orte ſeines Werkes den Text ſehr ſchulmeiſterhaft. Aber Gellius (Noct. Atticar. l. X. cap. 12.) vertheidigt unſern Philoſophen mit

„Einen Drachen! — rieffen die Abderitinnen mit allen Merkmalen des Erſtaunens;„

Einen Drachen, wiewohl nicht viel gröſſer als eine gewöhnliche Fledermaus. Dieſen Drachen nehmen ſie, ſchneiden ihn in kleine Stücke, und eſſen ihn mit etwas Eßig, Oel und Pfeffer, ohne das mindeſte davon übrig zu laſſen; gehen darauf zu Bette, decken ſich wohl zu, und ſchlafen ein und zwanzig Stunden an einem Stücke fort. Darauf erwachen ſie wieder, kleiden ſich an, (wiewohl dies zur Sache nicht ſchlechterdings nothwendig iſt,) gehen in ihren Garten, oder in ein Wäldchen, und erſtaunen nicht wenig, indem ſie ſich augenblicklich auf allen Seiten von Vögeln umgeben und gegrüßt finden, deren Sprache und Geſang ſie ſo gut verſtehen, als ob ſie alle Tage

mit beſſerm Grunde, als Plinius ihn verurtheilt. Was konnte Demokritus dafur, daß die Abderiten dumm genug waren, alles, was er im Ernſte ſagte, für Ironie, und alles, was er ſcherzweiſe ſagte, für Ernſt zu nehmen? Oder wie konnt' er verhindern, daß nicht lange nach ſeinem Tode abderitiſche Köpfe tauſend Albernheiten, an die er nie gedacht hatte, unter ſeinem Namen und Anſehen an andre Abderiten verkauften? Was für klägliches Zeug ließ ihn nicht erſt im Jahr 1646 Magnenus in ſeinem Democritus rediuiuus ſagen? Und was müſſen nicht die Leute in der andern Welt von ſich ſagen laſſen?

ge ihres Lebens nichts als Elſtern, Gänschen und Truthühner (*) geweſen wären.

Demokritus erzählte den Abderitinnen alles dies mit einer ſo gelaſſenen Ernſthaftigkeit, daß ſie ſich um ſo weniger entbrechen konnten, ihm Glauben beyzumeſſen, da er, ihrer Meynung nach, die Sache unmöglich mit ſo vielen Umſtänden hätte erzählen können, wenn ſie nicht wahr geweſen wäre. Indeſſen wußten ſie izt doch gerade nur ſo viel davon, als nöthig war, um deſto ungeduldiger zu werden, alles zu wiſſen —

„Aber, fragten ſie, was für Vögel ſind es dann, die man dazu braucht?„ Iſt der Sperling, der Finke, die Nachtigall, die Elſter, die Wachtel, der Rabe, der Kibitz, die Nachteule, u. ſ. f. auch darunter? Wie ſieht der Drache aus? Hat er Flügel? Wie viele hat er deren? Iſt er gelb, oder grün, oder blau, oder roſenfarb? Speyt er Feuer? Beißt oder ſticht er nicht, wenn man ihn anrühren will? Iſt er gut zu eſſen? Wie ſchmeckt er? Wie verdaut er ſich? Was trinkt man dazu? —

(*) Dies iſt wohl ein Irrthum des Ueberſetzers. Denn wer weiß nicht, daß die Truthühner dem Ariſtoteles ſelbſt unbekannt waren, und unbekannt ſeyn mußten, weil ſie erſt aus Weſtindien zu uns und in die übrigen Theile unſrer Halbkugel gekommen ſind. S. *Buffon* Hiſtoire naturelle des Oiſeaux. T. 3. p. 187. u. f.

Alle dieſe Fragen, womit der gute Naturforſcher von allen Seiten beſtürmt wurde, machten ihm ſo warm, daß er ſich endlich am kürzeſten aus dem Handel zuziehen glaubte, wenn er ihnen geſtünde, er habe die ganze Hiſtorie nur zum Scherz erſonnen.

„O, dies ſollen Sie uns nicht weiß machen! — riefen die Abderitinnen: Sie wollen nur nicht daß wir hinter ihre Geheimniſſe kommen. Aber wir werden Ihnen keine Ruhe laſſen; verlaſſen Sie ſich darauf! Wir wollen den Drachen ſehen, betaſten, beriechen, koſten und mit Haut und Knochen aufeſſen, oder — Sie ſollen uns ſagen warum nicht!„

13.

Wir wiſſen nicht, wie Demokritus es angefangen, um ſich die neugierigen Weiber vom Halſe zu ſchaffen. Genug, daß uns dieſe Beyſpiele begreiflich machen, wie ein bloſſer zufälliger Einfall Gelegenheit habe geben können, den unſchuldigen Naturforſcher in den Ruf zu bringen, als ob er Abderite genug geweſen wäre, alle die Mährchen, die er ſeinen albernen Landesleuten aufheftete, ſelbſt zu glauben. Diejenigen, die ihm dies zum Vorwurf nachgeſagt haben, beruffen ſich auf ſeine Schriften. Aber ſchon lange vor den Zeiten des Vitruvius und Plinius wurden eine Menge unächter Büchlein mit vielbedeutenden Titeln unter ſeinem Nahmen herumgetragen.

Man

Man weiß, wie gewöhnlich dieſe Art von Betrug den müßigen Gräculis der ſpätern Zeiten war. Die Namen Hermes Trismegiſtus, Zoroaſter, Orpheus, Pythagoras, Demokritus, waren ehrwürdig genug, um die armſeligſten Geburten ſchaaler Köpfe verkäuflich zu machen, ſonderheitlich nachdem die Alexandriſche Schule die Magie in eine Art von allgemeiner Achtung und die Gelehrten in den Geſchmack gebracht hatte, ſich bey den Ungelehrten das Anſehen zu geben, als ob ſie gewaltige Wundermänner wären, die den Schlüſſel zur Geiſterwelt gefunden hätten, und für die nun in der ganzen Natur nichts geheimes ſey. Die Abderiten hatten den Demokritus in den Ruf der Zauberey gebracht, weil ſie nicht begreifen konnten, wie man, ohne ein Hexenmeiſter zu ſeyn, ſo viel wiſſen könne, als ſie — nicht wußten: und ſpätere Betrüger fabricirten Zauberbücher in ſeinem Namen, um ſich jenen Ruf bey den Dummköpfen ihrer Zeit zu Nutzen zu machen.

Ueberhaupt waren die Griechen groſſe Liebhaber davon, mit ihren Philoſophen den Narren zu treiben. Die Athenienſer lachten herzlich, als ihnen der witzige Poſſenreiſſer Ariſtophanes weiß machte, Sokrates halte die Wolken für Göttinnen; meſſe aus, wie viele Flohfüſſe hoch ein Floh ſpringen könne (*);

(*) Nichts iſt möglicher, als daß Sokrates würklich einmal etwas geſagt haben konnte, das zu dieſer

lasse sich, wenn er meditiren wolle, in einem Korbe aufhängen, damit die anziehende Kraft der Erde seine Gedanken nicht einsauge, u. s. f. und es däuchtete sie überaus kurzweilig, den Mann,

dieser Türlipinade Anlaß gegeben. Er durfte nur in einer Gesellschaft, wo die Rede von Grösse und Kleinheit war, den Irrthum angemerkt haben, den man gewöhnlich begeht, da man von Groß und Klein als von wesentlichen Eigenschaften spricht, und nicht bedenkt, daß es blos auf den Massstab ankommt, ob etwas groß oder klein seyn soll. Er konnte nach seiner scherzhaften Art gesagt haben: man habe Unrecht, den Sprung eines Flohs nach der Attischen Elle zu messen; man müsse, um die Schnellkraft des Flohs mit derjenigen eines Luftspringers zu vergleichen, nicht den menschlichen Fuß, sondern den Flohfuß zum Maas nehmen, wenn man anders den Flöhen Gerechtigkeit wiederfahren lassen wolle — und dergleichen. Nun brauchte nur ein Abderite in der Gesellschaft zu seyn, wo so etwas gesprochen wurde; so können wir sicher darauf rechnen, daß er es als eine grosse Ungereimtheit, die dem Philosophen entfahren sey, nach seiner eignen Art wieder erzählt haben werde; und wenn gleich Aristophanes klug genug war, zu begreiffen, daß Sokrates etwas kluges gesagt hatte, so war es doch für einen Mann von seiner Profeßion und zu seiner Absicht, den Philosophen lächerlich zu machen, schon genug, daß man diesem Einfall eine Wendung geben konnte, wodurch er geschickt wurde, die Zwerchfelle der Athenienser, welche (den Geschmack und den Witz abgerechnet) ziemlich Abderiten waren, einen Augenblick zu erschüttern.

Mann, der ihnen immer die Wahrheit, und alſo oft unangenehme Dinge ſagte, wenigſtens auf dem Schauplatze platte Pedantereyen ſagen zu hören. Und wie mußte ſich nicht Diogenes, der einzige unter den Nachahmern des Sokrates, der die Mine ſeines Originals hatte, von dieſem Volke, das ſo gerne lachte, mißhandeln laſſen? So gar der begeiſterte Plato und der tiefſinnige Ariſtoteles blieben nicht von Anklagen frey, wodurch man ſie zu dem groſſen Haufen der alltäglichen Menſchen herabzuſetzen ſuchte. Was Wunder alſo, daß es dem Manne nicht beſſer ergieng, der ſo verwegen war, mitten unter Abderiten Verſtand zu haben?

Demokritus lachte zuweilen, wie wir alle, und würde vielleicht, wenn er zu Korinth oder Smyrna oder Syrakus oder an irgend einem andern Orte der Welt gelebt hätte, nicht mehr gelacht haben, als jeder andre Bidermann, der ſich, aus Gründen oder von Temperamentswegen, aufgelegter fühlt, über die Thorheiten der Menſchen zu lachen als zu weinen. Aber er lebte unter Abderiten. Es war nun einmal die Art dieſer guten Leute, immer etwas zu thun, worüber man entweder lachen oder weinen oder ungehalten werden mußte; und Demokritus lachte, wo ein Phocion die Stirne gerunzelt, ein Cato gepoltert, und ein Swift zugepeitſcht hätte. Bey einem ziemlich langen Aufenthalt in Abdera konnte ihm alſo die Mine der Ironie wohl eigenthümlich werden:

Aber daß er, im buchſtäblichen Verſtande, immer aus vollem Halſe gelacht habe, wie ihm ein Dichter, der die Sachen gern übertreibt, nachſagt (*), dies hätte wenigſtens niemand in Proſa ſagen ſollen.

Doch dieſe Nachrede möchte noch immer hingehen; zumal, da ein ſo geprieſener Philoſoph wie Seneca unſern Freund Demokritus über dieſen Punct rechtfertigt und ſogar nachahmenswürdig findet. „Wir müſſen uns da„hin beſtreben, ſagt Seneca (**), daß uns die „Thorheiten und Gebrechen des großen Hauf„fens, ſamt und ſonders nicht haſſenswürdig „ſondern lächerlich vorkommen; und wir wer„den beſſer thun, wenn wir uns hierinn den „Demokritus als den Heraklitus zum Muſter „nehmen. Dieſer pflegte ſo oft er unter die „Leute gieng, zu weinen; jener, zu lachen; „dieſer ſah in allem unſerm Thun eitel Noth „und Elend; jener eitel Tand und Rin„derſpiel. Nun iſt es aber freundlicher „das menſchliche Leben anzulachen als es „anzuqrinßen; und man kan ſagen, daß ſich „derjenige um das MenſchenGeſchlecht ver„dienter macht, der es belacht, als der es be„jammert. Denn jener läßt uns doch noch „immer

(*) Perpetuo riſu pulmonem agitare ſolebat Democritus — *Juvenal.* Sat. X. 33.

(**) *De Tranquill. Animi* c. 15.

„immer ein wenig Hofnung übrig; dieſer hin„gegen weint albernerweiſe über Dinge, die „er beſſern zu können verzweifelt. Auch „zeigt derjenige eine gröſſere Seele, der, „wenn er einen Blick über das Ganze wirft, „ſich nicht des Lachens, als jener, der ſich der „Thränen nicht enthalten kan; denn er giebt „dadurch zu erkennen, daß alles, was andern „groß und wichtig genug ſcheint, um ſie in „die heftigſten Leidenſchaften zu ſetzen, in ſei„nen Augen ſo klein iſt, daß es nur den leich„teſten und kaltblütigſten unter allen Af„fecten in ihm erregen kan.„ (*)

Im

(*) Bey allem dem erklärt ſich doch Seneca bald darauf, daß es noch beſſer und einem weiſen Manne anſtändiger ſey, die herrſchenden Sitten und Fehler der Menſchen ſanft und gleichmüthig zu ertragen, als darüber zu lachen oder zu weinen. Mich dünkt aber, er hätte mit wenig Mühe finden können, daß es noch was beſſers giebt als dies beſſere. Warum immer lachen, immer weinen, immer zürnen, oder immer gleichgültig ſeyn? Es giebt Thorheiten, welche belachenswerth ſind; es giebt andere, die ernſthaft genug ſind, um dem Menſchenfreund Seufzer auszupreſſen; andre, die einen Heiligen zum Unwillen reitzen könnten; endlich noch andre, die man der menſchlichen Schwachheit zu gute halten ſoll. Ein weiſer und guter Mann, (niſi piruita moleſta eſt, wie Horaz weislich ausbedingt) lache oder lächelt, bedaurt oder beweint, entſchuldigt oder verzeyht, je nach dem es Perſonen

und

Im Vorbeygehen däucht mich, die Entscheidung des Sophisten Seneca habe Verstand, wiewohl er vielleicht besser gethan hätte, die Gründe dazu weder so weit herzuhohlen, noch in so gekünstelte Antithesen einzuschrauben. Doch, wie gesagt, der bloße Umstand, daß Demokritus unter Abderiten lebte, und über Abderiten lachte, macht den Vorwurf von welchem die Rede ist, so übertrieben er auch seyn mag, zum erträglichsten unter allem, was unserm Weisen aufgebürdet worden. Läßt doch Homer die Götter selbst über einen weit weniger lächerlichen Gegenstand, über den hinkenden Vulkan, der aus der gutherzigen Absicht, Friede unter den Olympiern zu stiften, den Mundschenken macht, in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen! Aber das Vorgeben, daß Demokritus sich selbst freywillig des Gesichts beraubt habe und die Ursachen, warum er es gethan haben soll, dies setzt auf Seiten derjenigen, bey denen es Eingang finden konnte, eine Neigung voraus, die wenigstens ihrem Kopfe wenig Ehre macht. Es ist die armselige Neigung, jeden Dummkopf, jeden hämischen Buben für einen unverwerflichen Zeugen gelten zu lassen, sobald er einem groſsen

und Sachen, Ort und Zeit, mit sich bringen; denn lachen und weinen, lieben und hassen züchtigen und loßlassen, hat seine Zeit, sagt Salomo, welcher älter, klüger und besser war als Seneca mit allen seinen Antithesen.

groſſen Manne irgend eine überſchwengliche Ungereimtheit nachſagt, welche auch der alltäglichſte Menſch bey fünf geſunden Sinnen zu begehen unfähig wäre. Ich möchte nicht gerne glauben, daß dieſe Neigung ſo allgemein ſey, als die Verkleinerer der menſchlichen Natur behaupten; aber dies wenigſtens lehrt die Erfahrung: daß die kleinen Anekdoten die man von groſſen Geiſtern auf Unkoſten ihrer Vernunft circuliren zu laſſen pflegt, ſehr leicht bey den meiſten Eingang finden. Doch vielleicht iſt dieſer Hang im Grunde nicht ſträflicher als das Vergnügen, womit die Sternſeher Flecken in der Sonne entdeckt haben? Vielleicht iſt es bloß das Unerwartete und Unbegreifliche was die Entdeckung ſolcher Flecken ſo angenehm macht? Auſſerdem findet ſich auch nicht ſelten, daß die armen Leute, indem ſie einem groſſen Manne Widerſinnigkeiten andichten, ihm, nach ihrer Art zu denken, noch viel Ehre zu erweiſen glauben; und dies mag wohl, was die freywillige Blindheit unſers Philoſophen betrifft, der Fall bey mehr als einem Abderitiſchen Gehirne geweſen ſeyn. „Demokritus beraubte ſich des Geſich„tes, ſagt man, damit er deſto tiefer denken „könnte. Was iſt hierinn ſo unglaubliches? „Haben wir nicht Beyſpiele freywilliger Ver„ſtümmelungen von ähnlicher Art? Comba„bus (*), Origenes (**), —„ Gut! — Com-

(*) *Luc.* de Dea Syr. Bayle im Artick. Combabus.
(**) Euſebius, Kirchengeſchichte, B. VI. Cap. 3.

Combabus und Origenes warfen einen Theil ihrer selbst von sich, den wohl die Meisten, im Fall der Noth, mit allen ihren Augen, und wenn sie deren soviel als Argus hätten, erkaufsen würden. Allein sie hatten auch einen grossen Beweggrund dazu. Was giebt der Mensch nicht um sein Leben? Und was thut oder leidet man nicht, der Günstling eines Fürsten zu bleiben oder gar eine Pagode zu werden? — Demokritus hingegen konnte keinen Beweggrund von dieser Stärke haben. Es möchte noch hingehen, wenn er ein Methaphysiker oder ein Poet gewesen wäre. Dies sind Leute, die zu ihrem Geschäfte des Gesichts entbehren können. Sie arbeiten am meisten mit der Einbildungskraft, und diese gewinnt sogar durch die Blindheit. Aber wenn hat man jemals gehört, daß ein Beobachter der Natur, ein Zergliederer, ein Sternseher, sich die Augen ausgestochen hätte, um desto besser zu beobachten, zu zergliedern, und nach den Sternen zu sehen? Die Ungereimtheit ist so handgreiflich, daß Tertullianus die angebliche That unsers Philosophen aus einer andern Ursache ableitet, die ihm aber zum wenigsten eben so ungereimt hätte vorkommen müssen, wenn er ein besserer Raisonneur gewesen wäre, oder nicht gerade vonnöthen gehabt hätte, die Philosophen, die er zu Boden legen wollte, in Strohmänner zu verwandeln. „Er „beraubte sich der Augen, sagte Tertullian (*), „weil

(*) Apolog. c. 46.

„weil er kein Weib anſehen konnte, ohne ihrer „zu begehren. „ — Ein feiner Grund für einen griechiſchen Philoſophen aus dem Jahrhundert des Perikles! Demokritus, der ſich gewiß nicht einfallen ließ, weiſer ſeyn zu wollen als Solon, Anaxagoras, Sokrates, hatte auch vonnöthen, zu einem ſolchen Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen! Wahr iſts, der Rath des leztern (*) (der ihm gewiß nichts unbekanntes war, weil er Verſtand genug hatte, ſich ihn ſelbſt zu geben) verfängt wenig gegen die Gewalt der Liebe; und einem Philoſophen, der ſein ganzes Leben dem Erforſchen der Wahrheit widmen wollte, war allerdings ſehr viel daran gelegen, ſich vor einer ſo tyranniſchen Leidenſchaft zu hüten. Allein von dieſer hatte auch Demokritus, wenigſtens in Abdera, nichts zu beſorgen. Die Abderitinnen waren ſchön; aber die gütige Natur hatte ihnen die Dummheit zum Gegengift ihrer körperlichen Reizungen gegeben. Eine Abderitin war nur ſchön bis ſie den Mund aufthat, oder bis man ſie in ihrem Hauskleide ſah. Leidenſchaften von drey Tagen waren das äuſſerſte, was ſie einem ehrlichen Manne, der kein Abderite war, einflößen konnten: Und eine Liebe von drey Tagen iſt einem Demokritus am Philoſophiren ſo wenig hinderlich, daß ich vielmehr allen Naturforſchern, Zergliederern, Meßkünſtlern und Sternſehern demüthig rathen wollte, ſich dieſes

(*) *Memorab. Socrat.* Lib. I. cap. 3. num. 14.

dieſes Mittels, als eines vortreflichen Recepts gegen Milzbeſchwerungen, öfters zu bedienen, wenn nicht zu vermuthen wäre, daß dieſe Herren zu weiſe ſind, meines Rathes vonnöthen zu haben. Ich möchte nicht dafür ſtehen, daß Demokritus die Kraft dieſes Mittels, zufälliger Weiſe, bey einer oder der andern von den Abderitiſchen Schönen, die wir kennen gelernt haben, nicht verſucht haben ſollte. Aber daß er, um gar nicht, oder nicht zu ſtark, von ſo unſchädlichen Geſchöpfen eingenommen zu werden, und, weil er auf allen Fall ſicher war, daß ſie ihm die Augen nicht auskratzen würden, ſchwach genug geweſen ſey, ſich ſolche ſelbſt auszukratzen, dies — mag Tertullianus glauben, ſo lang es ihm beliebt; ich zweifle ſehr, daß es jemand mitglauben wird.

Doch, alle dieſe Ungereimtheiten werden unerheblich, wenn wir ſie mit demjenigen vergleichen, was ein ſonſt in ſeiner Art ſehr verdienter Sammler einiger Materialien zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes (*) die Philoſophie des Demokritus nennt. Es würde ſchwer ſeyn, von einem Haufen einzelner Trümmer, Steine und zerbrochner Säulen, die man als vorgebliche Ueberbleibſel des groſſen Tempels zu Olympia, aus unzählichen Orten

(*) Brucker; vom Magnenus, der den Demokritus nach ſeiner eignen Phantaſie raiſonniren und deraiſonniren läßt, nichts zu ſagen!

Orten zuſammen gebracht hätte, mit Gewißheit zu ſagen, daß es würklich Trümmer dieſes Tempels ſeyen. Aber was würde man von einem Manne denken, der, wenn er dieſe Trümmer, ſo gut es ihm in der Eile möglich geweſen wäre, auf einander gelegt und mit etwas Leim und Stroh zuſammengeflickt hätte, ein ſo armſeliges Stückwerk, ohne Plan, ohne Fundament, ohne Gröſſe, ohne Symmetrie und Schönheit, für den Tempel zu Olympia ausgeben wollte?

Ueberhaupt iſt es gar nicht wahrſcheinlich, daß Demokritus ein Syſtem gemacht habe. Ein Mann, der ein Leben von mehr als hundert Jahren mit Reiſen, Beobachtungen und Verſuchen zubringt, iſt ordentlicher Weiſe kein Hypotheſenkrämer. Aber daß ein ſolcher Mann, mit dem durchdringenden Verſtande und mit dem brennenden Durſte nach Wahrheit, den ihm das Alterthum einhellig zuſchreibt, fähig geweſen ſey, handgreiflichen Unſinn zu behaupten, iſt noch etwas weniger als unwahrſcheinlich. „Demokritus (ſagt man uns) erklärte das Daſeyn der Welt lediglich aus den Atomen, dem leeren Raum, und der Nothwendigkeit oder dem Schickſal. Er fragte die Natur achtzig Jahre lang, und ſie ſagte ihm kein Wort von ihrem Urheber, von ſeinem Plan, von ſeinem Endzweck? Er ſchrieb den Atomen allen einerley Art von Bewegung zu, und

wurde nicht gewahr (*), daß aus Elementen, die ſich in parallelen Linien bewegen, in Ewigkeit keine Körper entſtehen können? Er läugnete, daß die Verbindung der Atomen nach dem Geſetze der Aehnlichkeit geſchehe; er erklärte alles in der Welt aus einer unendlich ſchnellen aber blinden Bewegung, und behauptete gleichwohl, daß die Welt ein Ganzes ſey u. ſ. w. Dieſen und andern ähnlichen Unſinn ſezt man auf ſeine Rechnung, citirt den Stobäus, Sextus, Cenſorinus, und bekümmert ſich wenig darum, ob es unter die möglichen Dinge gehöre, daß ein Mann von Verſtande (wofür man uns gleichwohl den Demokritus ausgiebt) ſo gar erbärmlich raiſonniren könnte. Freylich ſind groſſe Geiſter von der Möglichkeit ſich zu irren, oder unrichtige Folgerungen zu ziehen, eben ſo wenig frey, als die kleinen; wiewohl man geſtehen muß, daß ſie unendlichmal ſeltener in dieſe Fehler fallen, als es die Lilliputter gerne hätten. Aber es giebt Albernheiten, die nur ein Dummkopf zu denken oder zu ſagen fähig iſt, ſo wie es Unthaten giebt, die nur ein Schurke begehen kann. Die beſten Menſchen haben ihre Anomalien, und die Weiſeſten leiden zuweilen eine vorübergehende Verfinſterung. Aber dies hindert nicht, daß man nicht mit hinlänglicher Sicherheit

(*) *Brucc.* Hiſtor. Crit. Philoſ. T. I. p. 1190.

heit von einem Manne der Verſtand hat, ſollte behaupten können, daß er gewöhnlich und beſonders in ſolchen Gelegenheiten, wo auch die Dummſten allen den ihrigen zuſammenraffen, wie ein Mann von Verſtande verfahren werde.

Dieſe Maxime könnte uns, wenn ſie gehörig angewendet würde, im Leben manches raſche Urtheil, manche von wichtigen Folgen begleitete Verwechslung des Scheins mit der Wahrheit erſparen helfen. Aber den Abderiten half ſie nichts. Denn zum Anwenden einer Maxime wird gerade das Ding erfordert das ſie nicht hatten. Die guten Leute behalfen ſich mit einer ganz andern Logik als vernünftige Menſchen; und in ihren Köpfen waren Begriffe aſſociirt, die, wenn es keine Abderiten gäbe, ſonſt in aller Ewigkeit nie zuſammen kommen würden. „Demokritus unterſuchte die Natur der Dinge, und bemerkte die Urſachen gewiſſer Naturbegebenheiten ein wenig früher als die Abderiten, alſo war er ein Zauberer. Er dachte über alles anders als ſie, lebte nach andern Grundſätzen, brachte ſeine Zeit, auf eine ihnen unbegreifliche Art, mit ſich ſelbſt zu, — alſo war es nicht recht richtig in ſeinem Kopfe; der Mann hatte ſich überſtudirt, und man beſorgte, daß es einen unglücklichen Ausgang mit ihm nehmen werde.

Was hört man vom Demokritus? — sagten die Abderiten unter einander. — „Schon sechs ganzer Wochen will niemand nichts von ihm gesehen haben — „ Man kan seiner nie habhaft werden; oder wenn man ihn endlich trift, so sitzt er in tiefen Gedanken, und ihr seyd eine halbe Stunde vor ihm gestanden, habt mit ihm gesprochen, und seyd wieder weggegangen, ohne daß er es gewahr worden ist. Bald wühlt er in den Eingeweyden von Hunden und Katzen herum, bald kocht er Kräuter, oder steht, mit einem großen Blasebalg in der Hand, vor einem Zauberofen, und macht Gold, oder noch was ärgers. Bey Tage klettert er wie ein Gems die steilsten Klippen des Hämus hinan, um — Kräuter zu suchen, als ob es deren nicht genug in der Nähe gäbe; und bey Nacht, wo sogar die unvernünftigen Geschöpfe der Ruhe pflegen, wickelt er sich in einen scythischen Pelz und guckt, beym Kastor! durch ein Blaserohr nach den Sternen. „

Ha, ha, ha! Man könnte sichs nicht närrischer träumen lassen! Ha, ha, ha! (lachte der kurze dicke Rathsherr).

„Es ist bey allem dem Schade um den Mann, sagte der Archon von Abdera; man muß gleichwohl gestehen, daß er viel weiß. „

„Aber was hat die Republik davon? — verſezte ein Rathsherr, der ſich mit Projecten, Verbeſſerungsvorſchlägen, und Deductionen veralteter Anſprüche eine hübſche runde Summe von der Republik verdient hatte, und in Kraft deſſen immer aus vollen Backen von ſeinen Verdienſten um das Abderitiſche Weſen prahlte, wiewohl das Abderitiſche Weſen ſich durch alle ſeine Projecte, Deductionen und Verbeſſerungen nicht um hundert Drachmen beſſer befand.

„Es iſt wahr, ſprach ein andrer; mit ſeiner Wiſſenſchaft läuft es auf lauter Spielwerk hinaus; nichts Gründliches! in minimis maximus!

„Und dann ſein unerträglicher Stolz! — Seine Widerſprechungsſucht! — Sein ewiges Vernünfteln, und Tadeln, und Spötteln!

„Und ſein ſchlimmer Geſchmack!

Von der Muſik wenigſtens verſteht er nicht den Guckuck, ſagte der Nomophylax.

Vom Theater noch weniger, rief Hyperbolus.

Und von der hohen Ode gar nichts, ſagte Phyſignathus.

„Er iſt ein Scharlatan, ein Windbeutel —„

„Und ein Freygeiſt, oben drein; ein ausgemachter Freygeiſt, ein Menſch der nichts glaubt, dem nichts heilig iſt, ſchrie der Prieſter Strobylus. Man kan ihm beweiſen, daß er einer Menge von Fröſchen die Zungen bey lebendigen Leibe ausgeriſſen hat —

„Man ſpricht ſtark davon, daß er deren etliche ſogar lebendig zergliedert habe, ſagte jemand.

„Iſts möglich? Gerechte Latona! Sollte dies bewieſen werden können? (rief der Prieſter Strobylus mit allen Merkmalen des äuſſerſten Entſetzens). Wozu dieſe verfluchte Philoſophie einen Menſchen nicht bringen kan! Aber, ſollt' es würklich bewieſen werden können?

„Ich geb' es wie ich es empfangen habe, erwiederte jener.

„Es muß unterſucht werden, rief Strobylus. Hochpreislicher Herr Archon! — Wohlweiſe Herren! — ich fodre Sie hiermit, im Nahmen der Latona, auf! die Sache muß unterſucht werden!

„Wozu eine Unterſuchung? ſagte Thraſyllus, einer von den Häuptern der Republik, ein naher Anverwandter und vermuthlicher Erbe des Philoſophen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Aber ſie beweiſet weiter nichts, als was ich leider! ſchon ſeit geraumer Zeit an meinem armen Vetter wahrgenommen habe, — daß es mit ſeinem Verſtande nicht ſo gut ſteht, als zu wünſchen wäre. Demokritus iſt kein ſchlimmer Mann; er iſt kein Verächter der Götter; aber er hat Stunden wo er nicht bey ſich ſelbſt iſt. Wenn er einen Froſch zergliedert hat, ſo wollt' ich für ihn ſchwören, daß er den Froſch für eine Katze anſah.

„Deſto ſchlimmer! ſagte Strobylus.

„In der That, deſto ſchlimmer — für ſeinen Kopf, und für ſein Hausweſen! — fuhr Thraſyllus fort. Der arme Mann iſt in einem Zuſtande, wobey wir nicht länger gleichgültig bleiben können. Die Familie wird ſich genöthigt ſehen, die Republik um Hülfe anzurufen. Er iſt in keinerley Betrachtung fähig, ſein Vermögen länger ſelbſt zu verwalten. Er wird bevogtet werden müſſen.

„Wenn dies iſt; ſagte der Archon mit einer bedenklichen Mine, und hielt inne.

„Ich werde die Ehre haben, Ihre Herrlichkeit näher von der Sache zu unterrichten, verſezte der Rathsherr Thraſyllus.

„Wie? Demokritus ſollte nicht bey Verſtande ſeyn, rief einer aus den Anweſenden. Meine Herren von Abdera, bedenken Sie wohl was Sie thun! Sie ſind in Gefahr dem ganzen Griechenland ein groſſes Lachen zuzubereiten. Ich will meine beyden Ohren verlohren haben, wenn Sie einen verſtändigern Mann dieſſeits und jenſeits des Hebrus finden, als dieſen nemlichen Demokritus. Nehmen Sie Sich in acht, meine Herren! die Sache iſt kitzlichter als Sie vielleicht denken.„

Unſre Leſer erſtaunen — aber wir wollen Ihnen ſogleich aus dem Wunder helfen. Derjenige, der dies ſagte, war kein Abderite. Er war ein Fremder aus Syrakus, und (was die Rathsherren von Abdera im Reſpekt erhielt,) ein naher Verwandter des ältern Dionyſius, der ſich vor kurzem zum Fürſten dieſer Republik aufgeworfen hatte.

„Sie können verſichert ſeyn, antwortete der Archon dem Syrakuſaner, daß wir nicht weiter in der Sache gehen werden, als wir Grund finden.„

„Ich nehme zu viel Antheil an der Ehre, welche der erlauchte Syrakuſaner meinem Vetter durch ſeine gute Meynung erweißt, ſagte Thraſyllus, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ſie beſtätigen zu können. Es iſt wahr, Demokritus hat ſeine hellen Augenblicke; und in einem ſolchen wird ihn der Prinz geſprochen haben. Aber leider! es ſind nur Augenblicke — „

„So müſſen die Augenblicke in Abdera ſehr lang ſeyn, fiel der Syrakuſaner ein.

„Hoch- und Wohlweiſe Herren, ſagte der Prieſter Strobylus; die Umſtände mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, bedenken Sie, daß die Rede von einem lebendig zergliederten Froſche iſt! Die Sache iſt wichtig, und ich dringe auf Unterſuchung. Denn dafür ſey Latona und Apollo, daß ich fürchten ſollte —

„Beruhen Sie Sich, Herr Oberprieſter, ſprach der Archon, — der (unter uns geſagt), ſelbſt ein wenig im Verdachte ſtund, von den Fröſchen der Latona nicht ſo geſund zu denken, wie man in Abdera davon denken mußte — Auf die erſte Anregung, welche von Seiten der Vorſteher des geheiligten Teiches beym Senat gemacht werden wird, ſollen die Fröſche Genugthuung erhalten! „

Der Syrakuſaner ließ den Demokritus unverzüglich von allem benachrichtigen, was in dieſer Geſellſchaft geſprochen worden war.

Laß den fetteſten jungen Pfauen (*) im Hühnerhofe würgen und an den Bratſpies ſtecken, ſagte Demokritus zu ſeiner Haushälterinn, und benachrichtige mich, wenn er gar iſt.

Des

(*) Hier ſcheint ſich eine Unrichtigkeit in den Text eingeſchlichen zu haben. Der Pfau war vor Alexanders Eroberung des Perſiſchen Reiches ein unbekannter Vogel in Griechenland, und da er nachmals aus Aſien nach Europa übergieng, war er anfangs ſo ſelten, daß man ihn zu Athen um Geld ſehen ließ; doch war er in kurzer Zeit (nach dem Ausdruck des Comödienſchreibers Antiphanes) ſo gemein als die Wachteln. In der üppigen Epoke von Rom wurde deren eine unendliche Menge daſelbſt gezogen, und der Pfau machte ein vorzügliches Gerichte auf den Römiſchen Tafeln aus. Woher der Herr von Büffon genommen hat, daß die Griechen keine Pfauen gegeſſen, weiß ich nicht; das Gegentheil hätte ihm eine Stelle aus dem Poeten Alexis beym Athenäus beweiſen können. Indeſſen wäre doch, wenn es vor Alexandern keine Pfauen in Europa gegeben hätte, gewiß, daß

Des nehmlichen Abends als ſich Strobylus zu Tiſche ſetzte, ward der gebratne Pfau in einer ſilbernen Schüſſel, als ein Geſchenk des Demokritus aufgetragen. Als man ihn öfnete, ſiehe, da war er mit hundert goldnen Dariken (*) gefüllt. — Es muß noch nicht ſo gar übel mit dem Verſtande des Mannes ſtehen, dachte Strobylus.

Strobylus ließ ſich den Pfauen herrlich ſchmecken, trank Griechiſchen Wein dazu, ſtrich die hundert Dariken in ſeinen Beutel, und

daß Demokritus dem Prieſter Strobylus keinen gebratnen Pfauen hätten ſchicken können; man müßte denn vorausſetzen, daß dieſer Naturforſcher, unter andern Seltenheiten auch Pfauen aus Indien mitgebracht hätte. Und warum ſollte man dies nicht vorausſetzen können? Im Nothfall könnten uns auch die alten Samiſchen Münzen, auf denen man neben der Juno einen Pfau abgebildet ſieht, aus der Schwierigkeit helfen — wenn es der Mühe werth wäre.

(*) Eine Perſiſche Goldmünze, die von Cyaxares II. oder Darius aus Medien nach der Eroberung Babylons zuerſt ſoll geſchlagen worden ſeyn.

und dankte der Latona für die Genugthuung, die ſie ihren Fröſchen verſchaft hatte.

„Wir haben alle unſre Fehler, ſagte Strobylus des folgenden Tages in einer groſſen Geſellſchaft: Demokritus iſt zwar ein Philoſoph; aber ich finde doch, daß er es ſo übel nicht meynt als ihn ſeine Feinde beſchuldigen. Die Welt iſt ſchlimm; man hat wunderliche Dinge von ihm erzählt; aber ich denke gern das Beſte von jedermann. Ich hoffe, ſein Herz iſt beſſer als ſein Kopf! Es ſoll nicht gar zu richtig in dem leztern ſeyn; und ich glaub es ſelbſt. Einem Menſchen in ſolchen Umſtänden muß man viel zu gut halten. Ich bin gewiß, daß er der feinſte Mann in ganz Abdera wäre, wenn ihm die Philoſophie den Verſtand nicht zerrüttet hätte!„

Strobylus fieng durch dieſe Rede zwoo Fliegen mit Einer Klappe. Er entledigte ſich ſeiner Verbindlichkeit gegen unſern Philoſophen, indem er von ihm als von einem guten Manne ſprach; und machte ſich ein Verdienſt um den Rathsherrn Thraſyllus, indem er es auf Unkoſten ſeines Verſtandes that. Woraus zu erſehen iſt, daß der Prieſter Strobylus, bey aller ſeiner Einfalt, oder Dummheit, (wenn man es ſo nennen will), ein ſchlauer Gaſt war.

Die Fortſezung folgt.

III. Von

III.

Von Bildung des moraliſchen Charakters in Schulen (*).

Erſter Abſchnitt.

Beſtimmung der Gegenſtände, worauf man arbeiten muß.

Es iſt unmöglich jeden Jüngling zu allen Tugenden auszubilden, weil jede Tugend eine gewiſſe Grundlage vorausſezt, die von der Organiſation, oder von den erſten Eindrücken der Kindheit herrührt. Es ſcheint mir eben ſo wenig thunlich, jedem Kinde die Tugenden des Helden, die Tugenden des Staatsmannes einzuflößen; als wenig es möglich ſeyn würde, die Karrngäule alle zu tüchtigen Schulpferden zuzureiten.

Allein

(*) Dieſer Aufſatz iſt von dem Verfaſſer der Beyträge zur allgemeinen Naturlehre; und iſt bey Gelegenheit der vortreflichen Churmaynziſchen neuen Schulanſtalten entſtanden. Uebrigens iſt hier die Rede von Kindern zwiſchen 10 und 15 Jahren.

Allein es iſt auch nicht nöthig, daß jeder Menſch den Umfang aller Tugenden beſitze. Jeder Stand hat die ſeinige, die man ihm eigen nennen kann; die man nur von denen fodert, ſo dieſen Stand bekleiden.

Die Bereitwilligkeit des Helden, dem gemeinen Wohl ſein Leben aufzuopfern; die gleichſam von aller menſchlichen Empfindung befreyte Gerechtigkeitsliebe des Richters u. d. m. ſind treffliche Tugenden, aber in der Welt einer Menge von ehrlichen Leuten entbehrlich.

Auf der andern Seite iſt es aber auch unmöglich, jedem Jüngling in Rückſicht auf ſeinen zukünftigen Stand eine beſondere moraliſche Bildung zu geben; theils, weil der Kinder in den Schulen zu viel ſind; theils, weil in Anſehung der meiſten unbekannt iſt, welches Loos ihnen das Schickſal gewähren werde.

In verſchiedenen alten Republiquen dachte man lediglich auf Bildung derjenigen Eigenſchaften, die den Nationalcharakter ausmachten, und den Verhältniſſen der Staatsverfaſſung angemeſſen waren.

Allein, in den meiſten neuern Staaten, kann man auf einen beſtändigen NationalCharakter eben ſo wenig, als auf eine beſtändige Grundverfaſ-

verfaſſung Rechnung machen. Dieſe Gegenſtände hängen von der Laune, den ächten oder falſchen Begriffen, den Tugenden oder Laſtern des Regenten ab. Geſetzt, der Fürſt ſieht alles von der Militärſeite an; ſo flößt man der Jugend den militäriſchen Geiſt ein: der Fürſt, ſein Nachfolger, hat lediglich Handlungsabſichten; ſo bleibt der Zweck der vorhergehenden Erziehung auf ein ganzes Zeitalter verfehlet. Aehnliche Veränderungen ſieht man täglich.

Bey dieſen Umſtänden bleibt nichts übrig, als die Verſchaffung einer Univerſalpanacee; nähmlich: man flöße die weſentlichen Tugenden ein, die den rechtſchaffenen Mann in allen Zeiten und in allen Umſtänden ausmachen.

Alles beſtehet darinn; dem Herzen den Hang zum Wohlwollen, und dem Geiſte Ueberlegung zu geben.

Wer einen ſtarken Hang zur Wohlthätigkeit hat, wird ſich nicht leicht gegen den Dritten verfehlen. Wer Ueberlegung im Geiſte hat, wird ſich nicht leicht gegen ſich verfehlen; und beſitzt er beydes zugleich, ſo wird er ein rechtſchaffener Mann ſeyn.

Durch Ueberlegung verſtehet man hier was die Franzoſen *Eſprit de Conduite*, Geiſt

des Betragens nennen. Es besteht darinn, daß der Mensch in allen Vorfallenheiten des Lebens niemals Entschliessungen fasse, bis er Umstände und Folgen überdacht hat. Die Wichtigkeit dieser Eigenschaft erhellet daraus, daß jede Sache mehrere Seiten hat; Begierde und Sinnen aber nur die vortheilhafte, nur eine Seite zeigen. Und wenn man auch alle Seiten sieht; so ist es dennoch nöthig die Gröſſe derselben gegeneinander auszumessen, um ihre Verhältnisse zu kennen; sonst kann sich der Mensch in der Bahn seines Glückes gar leicht verirren.

Die Fehlritte, so man aus allzugroßer Nachgiebigkeit; jene, so man aus heftigen Leidenschaften entstehen sieht, werden von denjenigen vermieden, der überlegt, die Umstände betrachtet, und die Folgen überdenkt, eh er sich zu Handlungen entschließt.

Der Umfang aller Eigenschaften ist nicht jedem Menschen gegeben; aber derjenige, der Ueberlegung im Geiste hat, prüfet sich selbst; und wird keinen Stein aufheben, dessen Schwere seine Kräfte übersteigt.

Umstände mögen sich immerhin ändern; der Mann von Ueberlegung wird sie bey vorkommender Abänderung überdenken, und jedesmal Entschließungen fassen, die ihnen angemessen sind.

Auch

Auch ein Mann von mittelmäßiger Fähigkeit, der Ueberlegung hat, wird niemals ausschweiffen, ſondern von ſeinen geringen Gaben den möglichſt beſten Gebrauch machen. Das gröſte Talent, von Ueberlegung entblößt, wird ausſchweiffen, und oft unbrauchbar ſeyn.

Genug: wer Ueberlegung hat, dem wird die Selbſtliebe die beſte Richtung geben, um ſein eigen Wohl zu erzielen.

Ueberlegung erſtickt freylich manchmal in der Seele den Keim eines ungewöhnlichen und vielleicht gemeinnützlichen Schwungs: aber meiſtens wird ſie den edelſten Eigenſchaften die beſte Richtung geben. Uebrigens giebt es dringende Gelegenheiten, wo man ſich der Empfindung allein überlaſſen muß. Aber nur der Ueberlegung iſt es eigen, ihre wahre Grenzen ſelbſt zu beſtimmen.

Der Hang zur Wohlthätigkeit iſt jener Funken der Gottheit; jener Trieb, durch den die Natur das Band der menſchlichen Geſellſchaft knüpfet.

Wer dieſen Hang in einem ſtarken Grad beſitzt, wird jede Gelegenheit ergreifen, ſeine Mitmenſchen zu beglücken.

Er wird hartes Betragen und unbillige Thaten nicht ausüben, wenn gleich dieſelbe von Geſetzen ungeſtrafet bleiben.

Er wird vorsetzlicher Weise niemand Unrecht thun, noch Verdruß verursachen.

Er wird alles das in Uebermaaß erfüllen, was der Mensch seinem Mitmenschen schuldig ist.

Diese zwoo Tugenden sind fürtreflich: aber allein und insbesondere betrachtet, ist keine vollkommen.

Der Mann vom wohlthätigsten Herzen kann der Geilheit, dem Trunk, der Verschwendung ergeben seyn; hierinn fehlt er nicht gegen den dritten; er fehlt gegen sich.

Der Mann von Ueberlegung kann geizig, oder herrschsüchtig, mithin hart und grausam seyn: hierinn fehlt er nicht gegen sich, sondern gegen den dritten.

Wer aber beyde Tugenden vereiniget, der ist ein Mann! Sein Geist wird ihn vor Ausschweifungen und sein Herz vor Ungerechtigkeiten bewahren. In der Maaße, als er zugleich mehrere Fähigkeiten dabey besitzet, wird er ein grösserer Mann seyn. Aber auch mit geringer Fähigkeit bleibt er immer ein rechtschaffner Mann.

Der Ueberlegungsgeist steht dem Hang zur Wohlthätigkeit nicht im Wege. Wohlthätigkeit gewährt lebhafte, reine Wollust der Seele. Glückseligkeit ist der Zweck der Ueberlegung; und was Vergnügen erregt, kömmt mithin hauptsächlich in Berechnung.

Auf

Auf dieſe Weiſe ſind die Gegenſtände der moraliſchen Erziehung gleichſam ins Einfache gebracht; ſie laſſen ſich allenthalben und auf jeden Jüngling anwenden, und man weiß, wo man Hand anlegen ſoll.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Art, die weſentlichen Eigenſchaften der Jugend beyzubringen.

Es iſt nicht genug, daß die Kinder lernen, worinn dieſe Tugenden beſtehen; man muß ihnen auch den Beſitz derſelben verſchaffen. Jenes wird durch eingeführte Schullehrarten erzielt; dieſes erfodert eine beſondere Methode.

Die möglichſt beſte Schullehrart iſt nicht hinlänglich, den Willen zu lenken. Ich will es beweiſen.

Der Natur nach folgt der Menſch den Eindrücken der Sinne, und dem Triebe der Begierden; und nur zwey Dinge können ihn davon abhalten: **Zwang** oder **Ueberzeugung, daß ſeine wahre Wohlfarth ein anderes Betragen erfodere.**

Der Zwang wird, in der **Welt**, durch Aufſicht der Magiſtratsperſonen und durch Geſetze bewirkt; in der **Schule**, durch Schulordnung und Aufſicht des Schullehrers. Wäre der Zwang nicht; ſo würden im Staate ſehr viele Verbrecher ſeyn; und die meiſten

Kinder würden in den Schulen nichts als Muthwillen ausüben.

Der Menſch wird niemals überzeugt, als durch eigne Erfahrung, oder durch eignes vollſtändiges Nachdenken. Zu lezterem iſt aber nöthig, daß er alle Folgen aus dem durchzudenkenden Satze ſelbſten ziehe, und dann eine Vergleichung und Abwägung der Umſtände anſtelle.

In der Schule lernen die Kinder die Theorie der Moral, und die Geſchichte, deren Beyſpiele die Beweiſe dieſer Theorie ſind: Allein Wiſſen gewährt noch nicht Ueberzeugung; und mein Beweis iſt ohne Widerrede. Sieht man nicht täglich Leute, die den Epiktet auswendig wiſſen, wie Seneka ſprechen, und als Narren oder Böſewichte leben? Was man nemlich geleſen, gehört, und auch wohl obenhin gedacht hat, macht Eindruck; aber dieſer Eindruck wird ſtets durch den anhaltenden Eindruck der Sinnen und Begierden verdrungen.

In den Schulen werden die Kräfte des Verſtandes durch Uebung verſtärket. Allein es iſt ein anders, die Fähigkeiten vermehren, und ein anders, den Fähigkeiten die gehörige Richtung geben. Durch ein Beyſpiel wird die Sache deutlicher werden.

Die Ueberlegung, deren Wichtigkeit oben erwieſen worden, iſt nichts, als die Anwendung

dung der Beurtheilungskraft auf Einrichtung unſers Lebens. Geſezt: Ein Schüler hat die ſchwerſten Aufgaben aufzulöſen gelernt: dies iſt eine Wirkung der nemlichen Beurtheilungskraft, und vielleicht des höchſten Grades derſelben. Folgt aber hieraus, daß der Schüler, dieſe ſtarke Beurtheilungskraft auf Einrichtung ſeines Lebens anwenden werde? Wäre dieſes ſo wahr; ſo würden die groſſen Meßkünſtler, die ſcharfſinnigen Geiſter aller Claſſen in ihrem Lebenswandel die klügſte Menſchen ſeyn. Viele Beyſpiele beweiſen aber, daß dieſer Satz nicht allemal wahr iſt.

Um einzuſehen, in welchem Grade die moraliſchen Schullehrer auf den Willen der Kinder wirken; muß man ſie nicht in Anſehung derjenigen Gegenſtände beobachten, die man ihnen unterſagt hat, nicht in ihren Schulſtunden beobachten; dort herrſchet Zwang; Man bemerke ſie in ihren Spielſtunden, in denjenigen Handlungen, ſo man ihrer Freyheit überlaßen hat. Da ſcheint dem Kind ſein kleiner Anſchlag eben ſo wichtig, wie dem erwachſenem Mann der ſeinige. Da ſehe man, in welchem Grad es in der Ausführung den Geiſt der Ueberlegung, in den Empfindungen den Hang zur Wohlthätigkeit blicken laſſe! Da wird man öfters die Wirkung der treflichſten natürlichen Anlage finden; ſehr ſelten den Einfluß der Schullehre.

Die Verhältniſſe des Lehramts ſetzen den Lehrer faſt durchgehends und nothwendig auſer Stand, dieſe Beobachtungen auch nur zu machen. Das Kind weiß, daß ſeine kleinen Begierden mit den erklärten Grundſätzen des Lehrers in Widerſpruch ſtehen. Iſt der Lehrer ſtrenge, ſo fürchtet es ſich vor Strafe. Iſt er nachſehend, ſo denkt das Kind: er konnte mich ſtrafen, und ſtraft mich nicht; folglich liebt er mich; Er denkt aber anders, als ich: ſo muß ich ihn nicht betrüben. Das Kind zeigt alſo dem Lehrer eben ſo wenig ſein Innerſtes, als ſich der Bürger der Magiſtratsperſon, der Unterthan dem Fürſten in allem unumſchränkt eröffnen wird. Zu dergleichen mehr gefühlten, als entwickelten Vernunftſchlüſſen ſind Kinder und erwachſene Leute gleich fähig.

Uebrigens iſt es andem, daß der Lehrer etwas fruchte, wenn er immer in ſeinem eignen Thun und Laſſen das Beyſpiel der Rechtſchaffenheit giebt. Ein geſehenes Beyſpiel iſt für das Kind eigne Erfahrung; und nach obigen Sätzen trägt dieſe zur Ueberzeugung bey. Aber hinlänglich iſt es ſelten, den Willen ganz zu lenken; weil das Kind wieder entgegengeſezte Beyſpiele ſieht.

Freylich wird auch der Schulzwang durch Gewohnheit zur andern Natur. Aber es iſt zu bemerken, daß Ueberzeugung ſich auf den ganzen

zen Umfang des erwieſenen Satzes verbreite. Gewohnheit aber erſtreckt ſich gerade nur auf angewöhnte Handlungen. Nun ſind die Verhältniſſe der Welt, und die Verhältniſſe der Schulen ſehr verſchieden; und deswegen wird aus manchen ſittſamen Schüler ein ausſchweifender Mann.

Meine Schlüſſe ſind folgende. Wohleingerichtete Schulen ſind Anſtalten von weſentlichen Nutzen. Sie gewöhnen an Ordnung und Gehorſam; bereichern und ſtärken die Gaben des Verſtandes; ſie ſind aber nicht hinlänglich den Willen zu lenken, noch den Fähigkeiten die wahre Richtung zu geben.

Freylich bleibt immer ein groſſer Unterſchied zwiſchen dem Manne von erweitertem Kenntniſſen, und geübter Fähigkeit; und dem unwiſſenden Manne, der dabey wenig Fähigkeit beſitzt. Jener weiß in den mißlichſten und verworrenſten Vorfallenheiten den beſten Aufſchluß zu finden. Dieſer muß alsdann fremden Rath folgen, oder auf Gerathewohl handeln. Es iſt der nähmliche Unterſchied wie zwiſchen dem Algebraiſchen, und dem gemeinen Rechner. Moraliſcher Unterricht iſt mithin in den Schulen ſehr wichtig. Daß aber einer moraliſch rechnen kann, daraus folget noch nicht, daß er rechnen werde; zumal wenn ſeine Leidenſchaften entgegen arbeiten.

So lange die Schuljahre währen, möchte der gute Willen der Kinder faſt entbehrlich ſeyn, weil ihre Freyheit beſchränkt iſt; und weil ihre geringſten Bosheiten beſtrafet werden. Aber für die Zukunft iſt der gute Wille höchſt wichtig.

In mannbaren Jahren kann der Menſch ſein Vermögen verſchwenden; ſich dem Trunk ergeben; ſeinen Mitbürgern Schaden zufügen. Wenn er kein ausdrückliches Geſetz überſchreitet, ſo wehrt es ihm niemand.

Hat alsdann der Menſch den Geiſt der Ueberlegung, oder den Hang zur Wohlthätigkeit nicht; dann iſt aus dem Kind ein ſchwacher oder böſer Mann geworden, und meiſtens in dem Maaße, je mehr er Fähigkeit hat.

Ich wag' es, einen Vorſchlag zu thun, wie man der Jugend den Beſitz dieſer Tugenden verſchaffen könne.

Die Schulen gehn in ihrer guten Einrichtung, wie bisher, fort.

Nebſt den Schullehrer ſtelle man für die Jugend einer jeden Schul einen Mann an, der nicht Schullehrer, nicht Vorgeſetzter, der nichts, als der Freund der Kinder iſt.

Den

Den Kindern ſind ohnehin zur Leibesübung Spiele nöthig. Der Mann wohne dieſen Spielen bey. Da zeigt ſich die Gemüthsart am deutlichſten; und vor ihm werden ſich die Kinder nicht verbergen, weil er ihnen nichts zu gebiethen hat.

Er veranſtalte, daß wöchentlich und in Nebenſtunden jedes Kind ihn auf eine halbe Stunde beſuche. Durch weniges unſchädliches Eßwerk, oder Aufmunterungen anderer Art kann er dieſes veranlaſſen.

Er laſſe ſich zu den Kindern herab; nehme Theil an ihren Freuden und Leidweſen; und wo möglich, ſo richte er ſich nach ihrer Gemüthsart. Mit dem muntern ſey er munter; mit dem düſtren ſey er ernſthafter. Wenn er ihnen eine kleine Gefälligkeit erweiſen kann, ſo thu' er es.

Niemals muß er durch Fragen Eröffnungen erzwingen, die vom freywilligen Vertrauen herfließen müſſen.

Niemals muß er ſie belehren; ihnen niemals Verweiſe geben; niemals muß er jemanden entdecken, was er ſie Recht oder Unrecht thun ſieht, oder ſagen hört. Mit ihren Lehrern und Vorgeſetzten muß er allen Umgang vermeiden.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20589 / 358

Bald wird er eines jeden Kinds vertrautester Freund seyn. Dann gebe er ihm in seinen kleinen Anschlägen aufrichtigen Rath; und sein Rath muß immer auf Ausübung der zwey wesentlichen Eigenschaften abzielen.

Zum Beyspiel: das Kind wünschet Erlaubniß zur Lustreise, oder ein Kleidungsstück auszuwirken. Dann sage er ihm, wie nothwendig es sey, das beste Mittel zu wählen, um den Zweck nicht zu verfehlen. Er überlege mit ihm, ob die Sache thunlich sey; dann, auf was für Art sie thunlich sey. Wer dies für Kleinigkeiten ansieht, kennt die Verhältnisse der Dinge schlecht.

Schlägt das Kind den gut befundenen Weg ein, und der Anschlag gelingt: so bemerke man ihm, wie nützlich es sey, alles, was man thut, zuvor in Ueberlegung zu ziehen.

Geht das Kind einen andern Weg, und verfehlt sein Vorhaben: so mache man ihm keinen Vorwurf; genug, man sagt ihm: mein Freund, hätten wir doch die Sache überlegt!

In Ansehung des Hangs zur Wohlthätigkeit rathe man ihm an, zum Beyspiel, einen erkrankten jungen Freund zu warten; einem armen Mitschüler ein Buch zu schenken; Aeltern oder Lehrern durch kleine Beweise von Zärtlichkeit Vergnügen zu machen.

Folget

Folget das Kind dem Rathe nicht: so schweige man, und warte die nächste Gelegenheit ab. Folget es: so sage man ihm; ist es nicht ein großes Vergnügen, anderen etwas angenehmes zu erweisen?

Die Natur hat in jedes Menschenherz wenigstens einen Funken des Vergnügens gelegt, so von wohlthätigen Handlungen unzertrennlich ist. Durch das Bewußtseyn aber wird dieses Vergnügen vergrößert, und die Begierde darnach gereitzet.

Bey Kindern, die schon Anlage zum Nachdenken haben, muß man hauptsächlich den Hang zur Wohlthätigkeit anfeuern. Bey Kindern, die munter, sorglos, von reitzbaren Nerven sind, muß man mehr auf Entwicklung des Ueberlegungsgeistes denken. Der gröste Grad der Rechtschaffenheit liegt in dem Gleichgewicht beyder Eigenschaften.

Bey jedem Kinde werden sich das Jahr hindurch mehrere Gelegenheiten ergeben, den Geist der Ueberlegung, und den Hang zur Wohlthätigkeit auf obgedachte Weise in Ausübung zu setzen; und mehrmalen, einige Jahre hindurch wiederholte Schritte von dieser Art, bestimmen vermuthlich den Charakter für das ganze Leben.

Hierzu wird kein Gelehrter erfordert. Es ſey nur ein Mann, von geſunder Vernunft, gutem Herzen, Gelaſſenheit und Munterkeit des Geiſtes. Man nenne den Mann wie man will, etwan **Schulvorſteher**!

Iſt der Vorſchlag nicht allenthalben thunlich: ſo ſcheint er es doch in Convicten zu ſeyn. Nützlich, glaube ich, iſt er. Wirket doch manchesmal ein aufgeklärter und tugendhafter Freund auf abgehärtete Gemüther, und alte Gewohnheiten: ſo läßt ſich deſto mehr von der Biegſamkeit der Jugend hoffen!

Die Sache ſcheint mir wichtig. Dermalen kommen die junge Leute meiſtens mit ungebildetem Charakter aus dem Schulzwang in die Welt, in die Freyheit. Da kommt es dann meiſtens auf den Zufall, auf den glücklichen oder unglücklichen Erfolg der erſten Fehltritte oder Bosheiten an, ob ſie rechtſchaffene Männer, oder nichtswürdige Leute ſeyn werden.

IV.

Verſuch

über

Don Eſtevan Manuel de Villegas,

einen lyriſchen Dichter der Spanier.

Da es jezt unter einer gewiſſen Claſſe unſrer Dichter Mode zu werden ſcheint, Kleider für die Blöße ihrer Muſe weit herzuhohlen, und uns Muſter zu liefern wie Chineſer, Japaner, Iroqueſen, Peruaner und vielleicht auch Patagonen und Einwohner der Terra del fuego **ſingen könnten** — wenn es ihnen ſo beliebte; ſo glaube ich auch bey den Leſern des teutſchen Merkurs keinen Undank zu verdienen, wenn ich Ihnen eine ganz kleine Probe liefere, wie einer der liebenswürdigſten Dichter der Spanier würklich ſang. Freundlich aber ſey es denen, für die das Neu-ſeyn ſo viele Reitze hat, ins Ohr geſagt, daß dieſe Probe kein Leiſten zu teutſch-ſpaniſchen Liederchen ſeyn ſolle. Das Bild eines Mädchens mit Roſen, Lilien, Jaßmin, Hyacinthen, Purpur, Himmelfarbe, Milch und Honigſeim zu mahlen, und es dann in einen Rahmen von Gold, Silber, Perlen, Diamanten, Koralen und Kriſtall zu ſetzen, iſt keine Kunſt; denn bunt klecken kann jeder Sudler. Aber dieſe Wärme der poetiſchen Mahlerey, dieſe Neu-

heit

heit der Bilder, dieſe Feinheit der Empfindung, dieſen Geiſt der Liebe, und dies Spinnengefühl für das Schöne in einem kleinen Liede, wie unſer Spanier, hat nur ein Meiſter der Kunſt, der — nicht mehr nachahmt.

Viele meiner Leſer werden vielleicht den Villegas ſchon aus des Velazquez Geſchichte der Spaniſchen Dichtkunſt, und Herr Prof. Dieze Anmerkung dazu S. 209, kennen. Für die, bey denen es nicht wäre, wiederhohle ich das Wenige was man von ſeinem Leben weiß; denn es mangeln uns, leider, faſt alle nähere Nachrichten von ihm.

Villegas war nicht zu Narera, ſondern zu Piedecontſcha zu Ende des 16ten Jahrhunderts gebohren und zu Madrid erzogen, welches folgende Stelle in ſeiner Cantilena 36 beweißt.

Chriſtiano ſoi macido
Entre el Ebro, i el Hoja,
Madrid me diò criança,
Origen *Piedeconcha*.

Aus verſchiedenen Stellen ſeiner Werke zu ſchließen, war er von ſehr guter Familie, und lebte entweder als ein bloſer Gelehrter und Privatmann zu Narera in Altkaſtilien; oder, wenn er ja in öffentlichen Aemtern ſtund, ſo waren

waren es doch wenigſtens keine Kriegsdienſte. Er muß bis um die Mitte des 17ten Jahrhunderts gelebt haben; ſo weit finde ich wenigſtens Spuren von ihm.

Beſſer und genauer kennen wir dieſen vortreflichen Mann von der Seite ſeines Geiſtes; welche überhaupt, von einigen nicht ganz unklugen Erdenſöhnen, für die intereſſanteſte des Mikrokoſmus gehalten wird.

Seine, mir bekannten, hinterlaſſenen Werke ſind,

1) eine vortrefliche Ueberſetzung des Boëthius in Proſa und Verſen; und

2) ein ziemlich ſtarker Quartband Gedichte unter dem Tittel *Eroticas*, davon ich eine Ausgabe en Naxera 1618 vor mir habe. Dieſe ſind eigentlich hier mein Zweck.

Des Villegas fruchtbarer und warmer Genie breitete ſich über verſchiedene Dichtungsarten, gleich ſtark, gleich glücklich aus. Seine Eroticas oder ſämmtliche Gedichte ſind in zwey Theile getheilet, davon jeder vier beſondere Bücher, und jedes Buch eine beſondere Gattung Gedichte enthält. Ich will den Leſern das Verzeichnis davon herſetzen.

Im erſten Theile enthält das erſte Buch 36 Oden voller Schönheiten, davon einige

aus

aus dem Horaz und Anakreon nachgeahmt sind.

Das zweyte liefert eine vortreffliche Uebersetzung des ersten Buchs der Oden des Horaz, mit welcher sich nichts als das Original vergleichen läßt.

Das dritte ist eine Sammlung kleiner Liederchen von ausserordentlicher Schönheit, die er *Delicias* nennt. Sie verdienen den Titel vollkommen. Es ist eine ganz neue Gattung, die er unter den Spaniern zuerst wagte, worauf ihn aber vermuthlich sein großes Studium, so er sich aus dem Anakreon machte, führte. Er schrieb sie, wie er selbst sagt, in seinem vierzehenten Jahre. Was muß man nicht von einem Dichter erwarten, der solche Meisterstücke im vierzehnten Jahre schreibt!

Das vierte Buch nennt er seinen Anakreon. Es enthält 64 Monostrophen oder kleinere Oden, davon 47 unnachahmlich aus dem Anakreon übersezt, die andern aber eben so schöne Originale in Anakreons Manier sind.

Das erste Buch des zweyten Theils ertheilt 14 Elegien, die nicht weniger den Stempel des Genies tragen; das zweyte Buch 4 Idyllen, davon die dritte aus dem Theokrit ist; das dritte, Sonnete und Epigrammen. Die wenigen Gedichte, welche

das

das vierte Buch ausmachen, nennt er las Latinas, weil sie nach lateinischen Sylbenmaasen gemacht sind. Vorzüglich schön ist darunter eine sapphische Ode.

Meine Leser sehen leicht, daß, um sie mit unsern Dichter von allen diesen Seiten bekannt zu machen, ich mich in einer weiteren Sphäre müßte bewegen können, als mir hier verstattet ist. Vielleicht thue ich es an einem andern Orte, wenn Zeit und Umstände es verstatten. Ich schränke mich hier bloß auf einen Auszug der Cantilenas oder Liederchen ein, die, nach seinem eignen Geständnisse, die Erstlinge seiner Muse waren. Ich habe sie in Prosa geliefert, um ihnen nicht gar zu viel zu rauben. Hätte ich aber auch die schöne Harmonie seiner leichten, reinen und musikalischen Versification mit übertragen können, so würde Villegas noch unendlich mehr bey meinen Lesern gewonnen haben; denn einem lyrischen Dichter das Metrum nehmen, heißt ihn schon halb morden. Inzwischen werden Leser von feinem Gefühl schon aus folgenden wenigen Proben sehen, daß es kein übertriebener Lobspruch sey, wenn Velazquez von ihm sagt: „Man bewundert „in seinen Gedichten den Geist des Horaz, „die Lieblichkeit des Anakreon, die Feinheit „des Tibull, die Urbanität des Properz, „und den Genie des Theokrit, die Natur „nach dem Leben zu schildern.

Liederchen des Villegas.

Erstes Liedchen.

An Don Bernardino Fernandez de Velasco, Connetable von Castilien.

Süße Liederchen! angenehme Zeitvertreibe, im vierzehnten Jahre geschrieben, und im zwanzigsten ausgefeilt; ihr Erstlinge meiner Seele! ihr Seelen meines Lebens, in der Kindheit empfangen, und in der Jugend gebohren, wem soll ich euch bringen? Wem soll ich euch öffentlich mit gebognem Knie zueignen?

Wem sonst, als Dir, Connetable von Castilien? Sohn eines großen Vaters, oder Vater eines grossen Glücks! Dir, zwar noch Kind, allein schon so erhaben, daß Du allein Dich nachahmen mußt, denn Deine Größe gleicht nur sich selbst. Genieße mehr Jahre, als ein Jahrhundert Tage, eine Welt Körner Sand, und ein Meer Tropfen hat. Durchlebe mehr Jahrhunderte, als ein April (*) verliebte Zusammenkünfte, ein May Blumen, und ein Julius Aehren zählt. Brauche dann deine Kräfte, Antäus dieses Lybiens, welches, da dein Vater starb, keinen Alcides mehr hat, der dir widerstehen könne.

(*) Der April ist in Spanien das, was uns in Teutschland der May ist.

Zweytes Liedchen.

An Amor.

Ich, Amor! ich, der dich kennet und verehret, will zeigen, daß du weder ein Thor, noch blind gebohren seyst. Beydes läugne ich. Hast du nicht Lydien zärtlich gemacht, mich zugleich verwundet, und uns beyde vereinigt? Konntest du wohl, Amor, wenn du blind wärest, zwey Seelen so zusammen fügen? —

Wer dich blind nennet, der sterbe, blind für Liebe, in deinen Flammen, und wer dich einen Thor schilt, bete dich sinnlos an. — Durch dich liebt mich Lydie; durch dich erwecke ich Eifersucht, und vermehre die Zahl meiner Neider. Durch dich schenkt Lydie mir tausend entzückende Umarmungen; tausend Küsse. Durch dich, kleiner, lieber Amor, ist mir Lydie, obgleich ein Mädchen, dennoch so treu, und durch dich folgt sie, so schön sie auch ist, gefällig meinen verliebten Schritten. — Aus Ueberzeugung, Amor, sag' ich also von dir, daß du klug und mein wahrer Freund warest. Scharfsichtig und schlau wie ein Luchs, um mir Ruhe, und weder blind noch närrisch, um mir Gegenliebe zu schaffen.

Drittes Liedchen.

Von den Mädchen (*).

Die Rose, in dem umzäunten Garten gebohren, sicher für dem Pfluge und der weidenden Heerde, deren zarteste Jugend Sonne, Wasser und Luft

(*) Nachahmung des Katull: Vt flos in septis etc.

ſchmeichelnd erzieht und ſtärkt, bezahlt durch ihren Blick die Sorgfalt ihres geliebten Herrn. Jeden Tag verſpricht ihr der gütige Himmel flieſſenden Kriſtall, der ſie tränkt. So lange ſie unberührt bleibt, wächſt ihre Schönheit, und wird von allen geliebt. Gebrochen aber verliehrt ſie ihren blühenden Reiz, fängt an zu welken, und ihre natürliche Schamröthe entflieht. So ſehr man ſie zuvor liebte, ſo ſehr wird ſie jezt verachtet.

Ihr gleicht ein ſchönes Mädchen, ſo lange ſie unſchuldig iſt. Von allen wird ſie innigſt geliebt und geſucht. Sinkt ſie aber von dieſer hohen Würde herab, ſo verabſcheuen ſie Liebhaber, die Sie nun ſucht, ärger als das giftigſte Thier.

Viertes Liedchen.

An eine Quelle.

Mit Silberfüſſen hüpfeſt du über Goldſand, ſüſſe kühle Quelle! Täglich vermehre ich mit meinen Thränen, Undankbare! deinen Lauf; aber immer widerſetzeſt du dich aus Eigenſinn, dem Ebro deinen Tribut zu zahlen, meinen Bitten, mich in meinem Unglück zu tödten. Ich fahre fort, wiewohl vergebens, dir meinen Zoll zu bringen, und beweine, mich zu ermüden, immer aufs neue meinen Betrug; mein Unglück. Meine Jahre verflieſſen, wie dein Lauf, und immer erneuere ich meine Klagen über meinen jetzigen Verluſt. Faſt gleichen wir einander, ſüſſe, klare Quelle! Ich nähre immerfort meinen Schmerz, und du deinen Lauf. Sprich nicht, du übertrifſt mich; dies gilt von mir; denn du kannſt ſtocken, allein kann ich aufhören zu klagen?

Fünftes Liedchen.

An Lydien.

Oeffne deine Korallenlippen, die süsser als Honig sind, Lydie! Auf die meinigen gedrückt, werden sie zwey Ströme stopfen, worinnen ich mich traurig bade; werden sie ein Feuer dämpfen, welches meine Adern austrocknet; werden sie Schmerzen lindern, die meine Ruhe rauben; werden sie einer Seele ihr Leben wiedergeben, und tausend Peiniger tödten. — Wohlan Lydie! — zaudere nicht! Einen, nur einen Kuß zu geben ist ja kein so grosses Verbrechen! — Oder denkst du vielleicht, daß, ein einziger mir gewähret, unsere Liebe lau machen würde? Dann, Lydie, o dann irrest du sehr; ein Vergnügen ist stets die Lockspeise eines neuen.

Sechstes Liedchen.

An eine Nachtigall.

Geliebte Philomele, die du in diesen Lorbersträuchern mit traurigen Melodien die Schmerzen klagest, welche dir einstmals die grausame Hand des schändlichen Tereus verursachte; warum erneuerst du aus Eigensinn immer deinen Vorsatz? Tausend Leiden singst du in diesen Einöden beym Schalle der herabstürzenden Quelle. Bald klagst du traurig seufzend dem Himmel deine Schmerzen, und bald fürchtet dein schweigender Flug Beleidigungen, die deine Augen sahen. Laß, laß die ängstliche Mühe, deine schönen Klagen zu verschwenden, und singe den Sternen, daß sie uns Mitleid schenken, mein Leid.

Siebentes Liedchen.

Das Vögelchen (*).

Auf einer Thymian-Staude ſah' ich ein Vögelchen klagen, da es ſein geliebtes Neſtgen, davon es Vater war, von einem Bauer beraubt fand. Aeußerſt über dieſe Grauſamkeit betrübt vertraute es den Winden ſeine Klagen, damit ſie ſeine zärtlichen Thränen, und traurigen Accente in den Himmel trügen. Bald wiederholte es, um ſeinen Vorſatz zu erzwingen, mit traurigen Melodien tauſendmal ſeinen Schmerz, bald ſchwieg es kraftlos ſtille. — Sein Gefühl erwachte wieder zu neuen Klagen; ſeufzend flog es auf, ſchwebte in Kreiſen umher, durchlief ängſtlich alle Spuren, hüpfte von Zweig zu Zweig, und verfolgte den Räuber. Endlich flog es auf eine hohe Gras-Staude, und ſchien zu ſagen: — gieb mir, hartherziger Räuber! gieb mir meine ſüßen Geſellſchafter wieder! — und ein hartes — ich will nicht — ſchien mir die Antwort des Räubers zu ſeyn.

(*) Faſt ſcheint der Anfang von Petrarchens 43ſten Sonett dem Villegas Stoff zu dieſem Liedchen gegeben zu haben, wenigſtens hat er viel ähnliches mit ihm:

Quel Roſignol, che ſi ſoave piague
Forſe ſuoi figli, o ſua cara conſorte,
Di dolcezza empie il cielo e le campagne
Con tante note ſi pietoſe e ſcorte etc.

Achtes Liedchen.

An Lydien.

Möchten ſich doch dieſe rothen Lippen, ſchönſte Lydie! mit welchen du ſo reizend lachſt, meinem Munde nähern, weil ſie Amor darzu auffordert! Möchten ſie doch ihre Süßigkeiten auf die meinigen ſtreuen! Nähere ſie, Lydie, weil Amor es will; Amor, der verwundet, und heilet; Amor, der Sohn des Mars, deſſen Reich die Welt iſt; Amor, der, wenn er vergiftet, auch ſchnell rettet und Linderung ſchafft; Amor, der kleine reizende Knabe, der uns durch ſeine Flammen alle einander gleich macht. — Bringe ſie nur doch Lydie. — Was macht dich ſo langſam? — Siehſt du nicht, daß, wenn du nur eine Minute, nur einen Augenblick denen entzückenden Kuß verſchiebſt, du einen Liebhaber verliehrſt, und ich — meine Sinnen?

Neuntes Liedchen.

An Druſillen.

Du zankeſt vergebens, Druſilla! laß deinen Eifer! denn du ſchadeſt dir ſelbſt. — Was Liebe! — Wenn es nur Verſtellung war, wie du, betrogen, mir vorwirfſt, ſo iſt dein Zorn weder klug, noch rechtmäßig. — Du willſt nicht mehr leichtgläubig ſeyn? Thu' es; ich traue nicht mehr. Amor iſt jezt mein Beherrſcher; ſo bald ich Lydiens blaues Auge anſehe, erblicke ich darinnen ſeine Pfeile, ſeinen Köcher und Bogen. Willſt du den Beweis davon? Komm her, berühre mein Herz, und du wirſt Aſche finden.

Zehntes Liedchen.

An ebendieſelbe.

So lange noch dies glänzende Haar auf deiner weiſen, ſtolzen Stirne prangt, ſo lange noch Purpur auf deinen LilienWangen glänzt, — ein Purpur, der deine rothen Lippen nicht beſchämt, — ſo lange genieſſe noch deinen April, Druſilla. Sammle, ſammle deine Roſen, ſtolzes Mädchen, eh' es dir das weniger lebhafte Alter unterſagt. Vielleicht, wenn dich dies erſt umringt, und ſeine Grauſamkeiten an dir ausübt, wird es dich ſo verunſtalten, daß du deinen Anblick fliehen wirſt, um dich nicht ſo häßlich zu ſehen.

Eilftes Liedchen.

An die Sterne.

Ihr an die goldne Sphäre gehefteten ſchönen Lichter, höret meine Klagen, die ich betrübt euch weine, und ſagt Lydien, dieſer Undankbaren, die mit ihrer glänzenden Stirn das Silber, und mit ihren Perlen-Zähnen den Cryſtall beſchämet, den Aurore Blumen, Blättern und Früchten freywillig zolt, um ſie zu tränken und zu entwickeln; Lydien, deren Augen der Sonne ihr Licht rauben; deren Roſen Lippen Tyriſchen und Coiſchen Purpur aushalten; Lydien, deren von der Liebe ſelbſt geformter Hals ſicherer ihre übrigen Reize unterſtüzt, als euch euer Altaniſcher Fuß; ſagt ihr, daß ſie endlich, mit meinem Gehorſam zu frieden, mich beglücke. — Doch nein! — ſagt ihr nichts, denn ein Mädchen, das man bittet, iſt dann erſt doppelt hart.

Zwölftes Liedchen.

An ſich ſelbſt.

Süßer, heiterer Tag! — da wir, Lydie, Amor und ich, junge Blumen ſammleten, und ihren vielfarbigen Glanz bewunderten. Neuer Balſam floß durch meine ganze Seele, und glückliche Ruhe ſchlich ſich durch meine Adern. Frey war ich von allen Martern und Schmerz, welche mir bisher in meiner ewigen Sclaverey der tyranniſche Amor mit grauſamer Hand durch ſeine verborgenen Flammen gemacht hatte. Wonnetrunken ſtand die liebende, zärtliche Lydie da. Amor, der ſie beobachtete, winkte mir Muth zu, und forderte mich zu einem Unternehmen auf. Von Amorn gereizt verirrte ſich mein Mund kühn auf ihre blühenden Wangen, das Ende meines Kummers zu ſuchen. Lydia, die ihre Reize entheiligt, und ſich in der unvermeidlichen Gefahr ſahe, die meine Lippen ihrem Munde droheten, entriß Amorn, meine Gewalthat zu rächen, einen ſeelenbändigenden Pfeil, mich für dieſe ſüße Beleidigung zu ſtrafen. Doch Amor, der es ſahe, erbarmte ſich meiner Klagen, und verwundete augenblicklich mit ſeinem unwiderſtehlichen Pfeil ihren ſchönen Buſen. — Ganz außer ſich für Zorn, daß ſie ihre Waffen nun vernichtet ſahe, die ſie für allmächtig gehalten hatte, ſprach Lydie zu Amorn: — Stirb, Knabe! ſtirb! denn wer kann deinem Blitz' entgehen? — Seitdem blieb Lydie von Amorn verwundet, und ich — von ihrem Reiz.

Dreyzehntes Liedchen.

An den Gott der Gärten.

Diesen Garten, Priap! der mich im Frühlinge mit Blumen, und im Sommer mit süßen Früchten belohnt, in welchem die Nachtigallen bey steigender Mittagshitze ihre Lieder verdoppeln, diesen Garten, großer Priap! vertraue ich deiner Vorsorge. Kömmt Lydie hieher, welche Venus beneidet, und von der Amor neue Flammen holt; Lydie, sage ich, welche der Sonne Licht, und den Wiesen Blumen giebt; für die sich Crystall-Quellen herabstürzen, und mitten in ihrem Laufe verliebt stehen bleiben, — kommt diese in meinen Garten, dann Priap! bitte ich dich, schmück' ihr die Schattengänge; und schlummert sie ein, dann benachrichtige mich davon.

Vierzehntes Liedchen.

Von Lydien.

Aufmerksam betrachtete Lydie die Blumen, welche ihr ererbter Garten ihr zollte, dessen Boden geschmolzener Crystall einer kleinen Quelle wässerte. — Amor, der gar zu gern die Bienenstöcke beunruhigt, suchte ihnen auch jezt zu schaden. Er machte den Anfang mit leichten Raubereyen; er stahl ihnen nemlich ihr Honig. Gereizt durch Amors Muthwillen rüsteten sich die grausamen Bienen schleunig mit diamantenen Stacheln, und und sumsten, sich an ihm zu rächen, umher. Da sie sich aber nur verspottet sahen, kehrten einige zu ihren süßen Zellen zurück, andere aber gauckelten im Garten umher, den Saft der jungen Blumen zu naschen, und zerstreueten sich. Die zornigste von dieser

dieſer boshaften Rotte näherte ſich der ſchönen Lydie, hielt ihren Mund für eine Roſe, und ſtach ſie mitten darauf.

Funfzehntes Liedchen.

An den Gott der Gärten.

Unter jenen Lorbern, den Freunden meiner Liebe, und undurchdringlichem Schirme für die Sonne, unter deren Schatten tauſend vielfarbige Blumen ſproſſen, die dem Verliebten, der ſie betrachtet, Schmeicheleyen zu ſagen ſcheinen, — dort erwartet mich die ſchöne Lydie. — Solte ich zu lange verweilen, lieber Priap! und der Gärtner unſere Spur finden, und du hätteſt keine Entſchuldigung für uns, die ihn befriedigte; o! dann bitte ihn nur, daß er uns vergiebt.

Sechzehntes Liedchen.

Der Frühling.

Nach ungeheuren Regengüſſen, — gros wie meine Leiden, — wider deren Strohm man weder Dämme noch Brücken findet, kömmt mit entzückenden Reizen der Frühling. Schon ſchmelzen die Bäche, und Blumen ziehen ihren Purpur an. Die zärtlichen Nachtigallen beweinen nicht mehr Prognens und Philomelens Schmerz; ihre traurigen Seufzer verwandeln ſich in ſanftere Lieder. Die bunten Stieglitze bewohnen neubefiedert wieder die mahleriſchen Wieſen, die der Frühling mit ſeinen Farben ſtickt und ſanftere Luſte reizen ſchon wieder die Vögel zum Flug. Die klaren Bäche, welche bisher feſt in Eisbanden lagen, entfeſſeln

ſich

sich mit rächerischer Eile, und strecken sich süßmurmelnd nach dem Meere aus. — Cythere schmückt sich wieder, erhöht ihre Reize, und erobert mit dem Diamantglanze ihres sanften Blicks das Herz des Donnergottes.

Auch Dich, geliebte zärtliche Lydie! auch Dich zu besuchen, und zu verehren, kömmt der Frühling. Für Dich, Lydie! die du, mehr als Flora, Blumengöttin bist, schmückt sein segnender Fußtritt die Erde mit Rosen. Für Dich haucht sein suſſer Athem allen Dingen neues Leben ein, und giebt den Lüften tausendfachen Balsam.

Siebzehntes Liedchen.

An Lydien.

O! wie süß, wie reizend ist der Seele dein Kuß, schöne Lydia! — Auf deinen Lippen scheint unaufhörlich Honig zu schwimmen, und alle meine Sinnen fühlen deinen Kuß. — Einen einzigen gabst du mir nur, und einen versprachst du mir noch. Laß uns das Paar voll machen, geiziges Mädchen! weil wir einmal angefangen haben; du würdest dann gewiß zufrieden, und ich — bezahlt seyn.

Achtzehntes Liedchen.

Amor und Lydie.

Am schattigten Ufer eines klaren Flusses, wo man Schutz für die brennende Sonnenhitze fand, lag einst der kleine blinde Knabe entschlafen. Sein süsser Schlummer gab der ganzen Welt Ruhe, die er, wachend, in vollen Flammen erhielt. Dort

lag

lag auch sein Köcher, der ihm nicht mehr um die blendende Schulter hieng, und hier der Bogen, den sein gesunkener Arm jezt nicht trug. So lag er schlummernd da: — Lydie, die ihn erblickte, sprang schnell und geschickt hinzu — so wie sich ein gereizter Tyger auf den überraschten Jäger stürzt, — raubte den Köcher, und gieng auf den Knaben los. Amor sahe, daß sie die Gelegenheit ergriffen hatte, und rief ihr zu: Du kennest deinen Vortheil schlecht, Lydie! wenn du mit Waffen Thaten thun, und deinen Zorn rächen willst; — wo du deine Augen hast, brauchst du meine Pfeile nicht.

Neunzehntes Liedchen.

An die Wahrheit (*).

Kostbare Wahrheit! die du, mich aus der Gefahr zu retten, im rechten Augenblicke kamest, nimm dies Gewand, welches du dem Meere entrissest, und fast schon vergessen ist. So erfüllt der gerettete Pilot, der auf dem Oceane mit Süd und Nord kämpfte, im Tempel des Neptun sein frommes Gelübde; und ich, ihm nachahmend, will allen Bildsäulen deiner heiligen Altäre Geschenke und dankbare Thränen opfern, als Beweise, daß ich dich verehre und Lydien verabscheue.

(*) Ich habe es gewagt, daß Desengaño der Spanier, welches eigentlich die Entdeckung eines Betrugs oder Irrthums heißt durch Wahrheit auszudrücken. Da es mein Spanier hier personificirt, und eine Gottheit daraus macht, so glaube ich, daß dies der einzige Weg sey, wie man es, ohne zu umschreiben, mit einem Worte geben kann. Doch, ich kann auch irren.

Zwan-

Zwanzigstes Liedchen.

An Camillen.

Wärest du auch nicht der Sabina und Thirrens Tochter, so wäre dir es doch schon Ruhm genug, Flaviens Anverwandtin zu seyn, deren schöne Hände und untadelhafter Wandel viele verwundete, keinen heilete. — Welch ein Erbtheil hinterliessen dir nicht deine Ahnen! — Eine keusche Seele und einen schönen Körper! — O Camilla! wie viel Ruderſclaven lieferte nicht deine Mutter Amorn in seine Barke, die er sich aus Cytherens Muschel zimmerte! Keinem von ihnen konnten seine zehn Jahre, seine vergossenen Thränen, oder seine ausgestandenen Gefahren das Leben erkaufen; bis endlich dein glücklicher Vater, der einzige Hippomenes unter allen, die Unerbittliche überwand, und diesen ihre Fesseln abnahm (*).

Ein und zwanzigstes Liedchen.

Amor und die Biene.

Die zwey Tyrannen der Herzen und der Blumen, Amor und die Biene, fanden einander an einem Rosenstocke. Der kleine Knabe führte seinen Köcher voll Pfeile, und die Biene hatte sich mit eisernen Stacheln zum Streite gerüstet. In weiten Kreisen flog sie sumsend um Amorn her; dieser aber verlachte sie sorglos und sang tausend kleine Liederchen. Bald aber wurden Blumen und Herzen an beyden gerächt. Denn die Biene blieb todt auf dem Platze, und Amor eilte verwundet davon.

Zwey

(*) Im Spanischen. „die Feile ihrer Fesseln wurde.„

Zwey und zwanzigſtes Liedchen.

An ſeine Freunde.

Schon ſtürzt ſich von hohen Gebirgen der aufgethürmte Schnee aus Verzweiflung in tiefe Thäler herab; ſchon werden aus Quellen Flüſſe und kleine Bäche wälzen ſich bis ins Meer. Schon grünen die dürren Wieſen wieder, und fordern, weil ſie keine Trinker ſind, närriſch, nur Waſſer. Schon hört man am Lycäus wieder Schalmeyen bey den Ziegen, die Tityrus weidet. Wohlan Freunde! dies alles ſind Zeichen des wiederkommenden Frühlings! — Laßt uns froh ſeyn! — Die Flaſche her! — Stimmet die Cither; wer getanzt hat ſoll trinken, und tanzen wer getrunken.

Drey und zwanzigſtes Liedchen.

Von ſich ſelbſt.

Was machſt du denn, Don Eſtevan? fragen mich die Mädchen; — immer ſingſt du von Liebe, und niemals vom Kriege? — Aber ich antwortete ihnen: — Darum, ihr klugen Mädchen! darum ſing' ich von Liebe, weil die Männer treu, und ihr ſchön ſeyd. Was hölf es mich, wenn ich auch im Trompetentone von Schild-belaſteten Helden ſänge? Was brächte mir ein Baum, mit tauſend Blättern, ohne eine einzige Frucht, und eine dürre Lanze für Vergnügen? Wer ißt von ſeinen Pergamenten, deren er noch ſo viel hat? Oder von ſeinem Wappen, davon er nie die Renten zog? — Was ſoll ich alſo mit Helden! Ich ſinge keine Schlachten; nur die Kriege der Mädchen ſinge ich, — denn dies ſind meine Kriege.

Vier und zwanzigſtes Liedchen.

Von einer Quelle.

Mit Eiß beladen kommt der Nord, und dieſe klare Quelle läuft ohnſtreitig nur ſo ſchnell, um ſich den Froſt zu vertreiben. — Die Thörin! ſie dürfte ſich ja nur mit Weine miſchen, die Kälte zu mildern, und ihre Feſſeln zu vermeiden. Warum aber nicht? — Was hindert es? — Habe ich nicht trinkend oft beym Eiſe mehr geſchwitzet, als gefroren?

Fünf und zwanzigſtes Liedchen.

An den Winter.

Genug, genug Proben, grauſamer Winter, daß du unſer Feind biſt! Schickeſt du uns nicht Schnee und Eisſchollen, Regen und Froſt? Verwandelſt du nicht unſre Felder in graue Greiſe? Feſſelſt du nicht die Flüſſe, und machſt aus ihnen zerbrechliches Glas? Du zerſtreuſt unſere Herden und machſt die Anger öde. Ueber deine Tyranney klagen die unſchuldigen Hermeline; denn wer füttert unſere ſeidnen oder wollenen Pelze mit ihren weiſſen Fellgen, als du (*)? — Thiere in ihren Höhlen, und Vögel in ihren Neſtern, nennen dich, brüllend, und klagend, grauſam. Alles fühlt deine Macht. Nur mir, — ſo lange ich noch meine Cither und Lieder, meinen Wein und Camin habe, — wird ſie nichts ſchaden. B—ch.

(*) Im Spaniſchen: „Denn wer nähet an das Geſpinnſte des Seidenwurms, oder an das wollene Gewebe ihre weiſſen Fellgen, als deine weiſſen Faden?„

Druckfehler.

S. 193. Zeil. 4 von unten, ſtatt warum die unerkannte leſe man, warum ſie die unerkannte.

Der

Teutſche Merkur.

Des Fünften Bandes
Drittes Stück.

März 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Zweyter Brief,

über die

Recherches Philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois, par Mſr. de P***.

A Berlin, chez G. J. Decker. MDCCLXXIII. 2 Vol. in 8vo.

Beynahe hätte ich Ihnen an ſtatt das verſprochenen Auszuges eine recht gründliche Deduction, warum ich meinen Vorſatz ihn zu machen aufgeben müſſen, eingeſchickt: aber ich halte Wort. Die Materien werde ich dergeſtalt von einander trennen, und wieder zuſammen ordnen, daß Sie dasjenige, was jedwedes der beyden Völker betrift, welche die Unterſuchungen des Hrn. v. P*** zum Gegenſtande haben, in einer ununterbrochenen Folge beyſammen finden. Die Chineſer will ich zuerſt vornehmen.

Durch die plumpen Uebertreibungen einiger Mißionarien und Reiſebeſchreiber, bey denen

gesunde Vernunft weniger als das Wunderbare galt, und welche Erdichtungen für Geschichte ausgaben, ist China sehr berühmt unter uns worden. Ohne Zweifel wird man das handgreiflich Falsche in allem diesen je mehr und mehr erkennen lernen, und den Chinesern ein ähnliches Schicksal mit den vorgeblichen Riesen der Magellanica angedeyhen lassen, welche, zwey Jahrhunderte durch, zehn Fuß hoch waren, und nunmehr auf die gewöhnliche Menschengröße herunter gesetzt sind.

Es ist schwer zu sagen, warum die Europäer durchaus an den äußersten Küsten von Asien ein, sie an Einsicht und Weisheit so sehr übertreffendes Volk haben finden wollen; denn durch Beweise hat sie niemand von dem Daseyn desselben überzeugt. Wir haben in der That kein Beyspiel von einer so wunderlichen Verblendung, welche sich, nicht blos über den großen Haufen, sondern fast über alle Gelehrten erstreckt hätte. Gewöhnlich sprechen diese nicht anders als mit Begeisterung von den Wissenschaften und dem Ackerbau des glücklichen China, wo ein Confucius lebte und lehrte, und in dessen ungeheuren Umfange man, ihrer Meynung nach, keinen Zoll breit ungebautes Land antrift; dann bejammern sie Europens Zustand, wo sich so viele Heyden und so viele schlechte Bücher aufzählen lassen.

Dies sind die Vorurtheile: hier sind die Facta:

Zuvör-

Zuvörderſt beweiſt der Hr. v. P***, daß die Hälfte von China wenigſtens ungebauet liegt. So wie man dem Mittelpunkte der Provinzen näher kömmt, ſo ſieht man den Ackerbau abnehmen, und faſt in allen ſtößt man zuletzt auf vollkommene Wüſteneyen. Die Jeſuiten ſelbſt geſtehen, daß wenn ſie nicht den Auftrag erhalten hätten, die Charte von China aufzunehmen, ſie nie erfahren haben würden, daß es in den mehrſten großen Landſchaften dieſes Reichs Diſtrikte von 20 franzöſiſchen Meilen gebe, die wenig bevölkert und nicht ſelten ganz öde und unwirthbar ſeyen (*). Faſt alle Reiſende, die bis zum Mittelpunkte von China durchgedrungen, geſtehen, man müſſe ſich des Nachts der Begleitung von Fackeln bedienen, um die Tyger und andre reiſſende Thiere zu verſcheuchen. Es müſſen alſo groſſe Wildniſſe vorhanden ſeyn, worinn dieſe Thiere ſich aufhalten und fortpflanzen. Noch weit beträchtlichere Strecken Landes nehmen die Chineſiſchen Wilden, Mau-lao und Miaoſſe genannt, ein, welche von Raub und Viehzucht leben. Die Colonien, welche man zu verſchiednen malen in die innern Landſchaften geſandt, haben ſich wegen der immerwährenden Beunruhigungen von Räubern, nicht darinn erhalten können. Daß die Menge der Räuber in China ſehr groß ſeyn müſſe, erhellet allein daraus,

(*) S. Deſcription de l'émpire de la Chine. Tom. I. p. 18. in 4to.

weil ihrer gewöhnlich alle Jahre an die Vierzigtausend in Verhaft genommen werden. Unter den vorigen Dynasticen belagerten sie oft Städte, und selbst Pekin ist durch sie eingenommen und geplündert worden, obgleich eine Besatzung von sechs tausend Mann darinnen lag. Das Volk drängt sich daher an den Ufern der Flüsse und in den Städten zusammen, wo der geringere Theil desselben auf die kümmerlichste Weise sein Leben erhält. Nun wird zwar in diesen bewohnten Gegenden der Feldbau mit allem nur ersinnlichen Fleiße betrieben; aber das hindert nicht, daß, bey einer so unverhältnißmäßigen Bevölkerung, der geringste Mißwachs nicht tausenden von Menschen das Leben kosten müsse. Aus eben diesem Grunde können auch keine grosse Magazine angelegt werden; und durch Zuführen aus Indien oder Java dem Mangel vorzubeugen, ist noch nie einem Mandarin in den Sinn gekommen: weit minder noch wird an solche Mittel gedacht, die bis an die Wurzel des Uebels reichen.

Das Gerücht von der erstaunlichen Bevölkerung des Chinesischen Reichs läßt sich, bey alle dem, leicht erklären. Den Reisenden mußte dieselbe sechs bis sieben mal größer erscheinen, als sie in der That ist. Denn, da diese nicht in die Einöden der Provinzen kamen, so urtheilten sie von ganz China nach den Städten Nankin und Canton, welche die Handlung

mit

mit Indien, Japan und Europa sehr blühend macht. Das ist eben so, als wenn man von der Türkey nach den Städten Alep und Cairo urtheilen wollte. Was Pekin anbelangt, da dieses die Hauptstadt eines despotischen Reichs ist, so muß sie freylich sehr bevölkert seyn, denn alle Hauptstädte von Asien sind es: dies ist eine unausbleibliche Wirkung der willkührlichen Gewalt: alle Glieder des Körpers werden da erschöpft, um das Haupt aufzuschwellen.

Nichts kan unzuverläßiger seyn, als die Nachrichten von der Anzahl der Einwohner des Chinesischen Reichs. Man findet Abweichungen von hundert Millionen darinn (*). Um nur von einer einzelnen Stadt zu reden, so rechnet Dü Halde auf Pekin drey Millionen Einwohner, und Le Comte nur zwoo Millionen. Kann man von Leuten, die bey der Aufnahme einer einzelnen Stadt so sehr von einander abweichen, wohl hoffen, daß sie von dem Zustande der Bevölkerung eines ganzen Landes, und dazu eines so unregelmäßig bewohnten Landes, wie China, unterrichtet seyen? — In den Auszügen aus den Chinesischen Kopfsteuerregistern, wovon man behauptet, sie seyen von den Chinesern selbst geliefert worden, findet man in der einen Provinz fünf Personen auf jede Familie gerechnet, und in

(*) Man vergleiche die Ausrechnungen des P. Martini mit denen des P. Bartole.

der andern zehn. Die Tartaren zählten bey ihrem Eintritte in das Chineſiſche Reich nur eilf Millionen zwey und funfzig tauſend achthundert und zwey und ſiebenzig Familien auf, welches, zu fünf Perſonen auf die Familie gerechnet, noch keine ſechs Millionen Seelen ausmacht; indeſſen, wenn man auch, einigen Ausrechnungen zufolge, die Bevölkerung von China auf zwey und achtzig Millionen ſetzt, ſo wär dennoch dieſes Reich, in Rückſicht auf ſeine Größe, lange nicht ſo bevölkert, wie Teutſchland.

In einem Lande von ſo gewaltigen Umfange, wie China, müßten ſich 15 bis 16000 mit Mauern verſehene Städte aufzählen laſſen; es ſind aber deren keine 4000 vorhanden, wenn man auch die Flecken mit zählt, welche in dem Ao. 1744 zu Petersburg verfertigten Atlas angemerkt worden. Rechnet man diejenigen kleineren Marktflecken, welche nur zwey oder drey Lys im Umfange haben, ab; ſo bleiben, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe der Jeſuiten, nur 1453 Städte übrig. Nun finden wir deren in Teutſchland eine weit größere Anzahl, obgleich alles das, was zum teutſchen Reiche gerechnet wird, kaum den ſechſten Theil von China beträgt.

So viel iſt gewiß, das die angebauten Gegenden von China ſehr bevölkert ſind. Das Clima daſelbſt iſt der Fortpflanzung in aller

Abſicht

Abſicht günſtig. Die Erziehung eines Kindes bis zum Jünglingsalter bedarf nur eines ſehr geringen Aufwandes: aber die Einwohner dieſes Reichs ſind theils in ſolchem Grade elend, theils ſo ſehr dem Geitz ergeben, daß ſie ihre Kinder in Menge umbringen, oder erwachſen zu Sclaven verkaufen. Der Kindermord wird bey den Chineſern auf verſchiedene Weiſe begangen. „Entweder erſticken die Gebährmütter die Kinder in einem Becken heiſſen Waſſers, und laſſen ſich dafür bezahlen; oder man wirft ſie in den Fluß, nachdem man ſie mit dem Rücken auf einen ausgehöhlten Kürbis geheftet (*). Das Geſchrey welches ſie alsdann von ſich ſtoſſen, würde in jeder andern Gegend die Menſchheit ſchaudern machen; aber hier iſt man gewohnt es zu hören, und niemanden ſchaudert dabey. Die dritte Art ſie umzubringen, iſt, daß man ſie auf den Gaſſen ausſetzt, wo alle Morgen, beſonders zu Pekin, Schuttkarren durchfahren, welchen man die in der Nacht ausgeſetzten Kinder aufladet, von da werden ſie in einen Graben abgeworfen, und nicht mit Erde bedeckt, in Hofnung, die Mahometaner möchten einige davon zu erretten kommen; aber oft geſchieht es, daß vor Ankunft der Schuttkarren viele dieſer Kinder von den Hunden, und beſonders von denen Schweinen, welche die Gaſſen von China erfüllen, ſchon lebendig ge-

(*) S. Toreens Reiſe nach China, fünfter Brief.

fressen sind. Die Jesuiten versichern, daß sie, in einem Zeitlauf von drey Jahren, neuntausend siebenhundert und zwey Kinder aufgezählt haben, die auf die angegebene Art dem Schindanger bestimmt waren; aber diejenigen haben sie nicht aufgezählt, welche zu Pekin unter den Füssen der Pferde und Maulthiere zertreten, in den Canälen ersäuft, gleich bey der Geburt erstickt, von den Mahometanern aufgenommen, oder an allen denen Orten umgebracht worden, wo keine Jesuiten waren, um sie zu zählen.„ Hierbey ist noch anzumerken, daß die Chineser meistens nur ihre Kinder weiblichen Geschlechts aussetzen; die Knaben können sie theurer verkaufen, als die Erziehung derselben ihnen zu stehen kommt; die Mädchen aber nicht.

Die Menge der Verschnittenen in China ist fast unglaublich; unter der Chinesischen Regierung, das ist, ehe die Tartarn das Kayserthum eroberten, waren die Vicekönige und die Vorsteher der Gerichtshöfe lauter Verschnittene. Die Geschichte ihrer Verwaltung erweckt Abscheu und Grauen. Der Kayser war jederzeit ihr Erbe, und erbte desto mehr, je mehr sie geraubt und erpreßt hatten. So gar den Tartarn erweckten diese Mißbräuche Abscheu; sie setzten gegen das Jahr 1670 alle verschnittene Mandarinen aus ihren Bedienungen.

Nirgendwo ist die untere Classe von Bürgern so elend, und von allen Bequemlichkeiten

des

des Lebens ſo ganz entblößt, als in China. Die Urſache hievon liegt im Deſpotismus der Kayſer und ihrer Vicekönige, in deren Händen alle die Gewalt iſt, welche den Geſetzen mangelt. Die Geſetzgebung des Chineſiſchen Reichs iſt nicht viel mehr als eine Polizey-Ordnung. Alles wird daſelbſt durch den Prügel bewegt und regiert.

Der Landleute ſchont man aus dringenden Urſachen noch am mehrſten; aber ſie werden darum nicht weniger, ſo wie es in den übrigen Aſiatiſchen Staaten üblich, zu unaufhörlichen Herrndienſten mit äuſſerſter Strenge angehalten. Dieſe Claſſe von Menſchen macht den achtungswürdigſten Theil der Nation aus. Man kan ihnen nicht, gleich dem Pöbel der Städte, Unredlichkeit, Betrügerey, Kindermord und die ausſchweifende Lüderlichkeit vorwerfen; denn nichts geht über ihre Eingezogenheit, ihre Mäßigkeit und ihren unermüdeten Fleis. Was man von der Ehre, die in China dem Bauerſtande erwieſen werde, erzählt, iſt ungegründet; er iſt nur etwas weniger verachtet, als die Handwerker und Kaufleute, von welchen leztern der itzt regierende Kayſer Kean Loung ſagt: es ſey nicht einmal der Mühe werth, an ſie zu denken (*). Um ſich von den Landleuten und Handwerkern zu unterſcheiden

(*) Eloge de la ville de Mukden. p. 97. edit de Paris.

ſcheiden, laſſen die Mandarinen die Nägel an ihren Fingern wachſen, welches denn freylich ein herrliches Zeugniß für ihren Müßiggang, aber ein ſehr ſchlimmes für ihre Einſichten ablegt.

Ein wichtiger und ſehr ausführlich abgehandelter Artikel in den Unterſuchungen über die Egyptier und Chineſer, iſt derjenige, wo von dem Zuſtande der Mahlerey und Bildhauerkunſt bey faſt allen Völkern des mittäglichen Aſiens und eines Theils von Afrika gehandelt wird. Die Indianer und Chineſer, ſagt der Hr. v. P***, ſind unter allen orientaliſchen Völkern diejenigen, welche die härteſten und ungeſchickteſten Arbeiten machen, und die am wenigſten ſo wohl von den Grundſätzen der Zeichnungskunſt, als den Regeln, welchen die Abwechſelung der Lichter unterworfen iſt, wiſſen. Das Gefallen, ſo dieſe Sudler unaufhörlich an fantaſtiſchen Geſtalten, Ungeheuern, Schimären und allegoriſchen Compoſitionen bezeugen, iſt, nach unſerm Verfaſſer, eine Wirkung der erhöhten Einbildungskraft jener Völker, die unter brennenden Himmelsſtrichen wohnen, und deren Lebensgeiſter in einer immerwährenden Bewegung ſind. Daher mangelt dieſen Künſtlern jene Stille des Geiſtes, jene Bedächtlichkeit und jenes Harren, welche das Studium der Natur, in die man allein durch anhaltendes Nachſinnen einzudringen fähig wird, erheiſcht. Auch ſehen wir die Mor-

Morgenländer beſtändig von der ungeſtümen Heftigkeit eines Geiſtes dahin geriſſen, welcher, indem er weder durch die Anfangsgründe der Kunſt, noch die Kenntniß ſchöner Formen geleitet wird, lauter ſeltſame Gegenſtände bildet, die in keinem Grade diejenige Zierlichkeit haben, welche aus der ungezwungenen Nachahmung wirklicher Dinge entſpringt. Hiezu geſellen ſich die Finſterniſſe, welche der aſiatiſche Deſpotismus dem Fortgange der ſchönen Künſte in den Weg legt, nebſt noch andern phyſiſchen Urſachen, in welchen zuſammen genommen der Hr. v. P*** die hinlängliche Urſache findet, warum das mittägliche Aſien, in einem Zeitlauf von einigen tauſend Jahren, weder große Mahler, noch ſolche Bildhauer, die mit den Griechiſchen verglichen zu werden verdienten, hervorgebracht habe.

Es iſt ſonderbar, daß man in China, deſſen Einwohner ſich eines ſo hohen Alterthums rühmen, keine alte Denkmale antrift; weder Münzen, noch Gräber, noch Bildſäulen, noch Inſchriften. Dieſes ſonderbare Factum wird durch den Brief ſelbſt beſtätiget, welchen die Mißionarien zu Pekin an die königliche Geſellſchaft zu London geſchrieben, und wovon ſich Auszüge in dem 59ſten Theil der philoſophiſchen Transactionen befinden. Die Urſachen, welche die Jeſuiten von dieſem Mangel anführen, ſind zu eitel, als daß ſie wiederholt zu werden verdienten.

Man

Man hat bey den Chineſern keine nach Art der Egyptier behandelte Bildhauerarbeiten angetroffen. Man hat bey ihnen keine Spur von jenen ſymboliſchen Gottheiten entdeckt, welche aus verſchiedenen, von den geheiligten Thieren entlehnten Theilen zuſammengeſetzt ſind. Der Hr. v. P*** behauptet, es ſey eitel Verblendung, daß die Hrn. De Guignes und Needham zwiſchen den Chineſiſchen Schriftzeichen und den Egyptiſchen Hieroglyphen einige Gleichförmigkeit wahrzunehmen vermeynt haben. Diejenigen Völker, welche ſich der Bilderſchrift bedienet, mußten nothwendig zuweilen auf ähnliche Züge und Figuren fallen. Es wird ſicher niemanden befremden, daß die Wandelungen des Mondes bey den Mexicanern durch eben die Umriſſe bezeichnet waren, deren man ſich in unſern Calendern bedient: denn ſo bildete ſich dieſer Planet von je her allen Erdbewohnern. Das Syſtem des Hrn. De Guignes gründet ſich auf ein unbedeutendes Büchelchen des Grammatikers Orus, von dem man weiß, daß er unter der Regierung des Theodoſius lebte, da die Kenntniß der Hieroglyphen ſchon ſeit verſchiedenen Jahrhunderten gänzlich verlohren war. Auch haben die Symbolen, welche Orus anführt, oft gar keine Aehnlichkeit mit denen Zügen, welche wir an den Obelisken wahrnehmen; und die gemeinſten Züge auf den Obelisken ſind eben diejenigen, von welchen Orus nicht ſpricht.

Dieſe

Dieſe und ähnliche Betrachtungen haben den Hrn. v. P*** bewogen, die leeren Vermuthungen des Hrn. De Guignes zu verwerfen und ſich blos an Thatſachen zu halten, welche unwiderſprechlich darzuthun ſcheinen, daß die Egyptier nichts mit den Chineſern, weder in ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen, noch in ihrer Staatsverfaſſung, gemein gehabt haben. Ihre Gewohnheiten, Sitten und Ideen ſind in vielen wichtigen Stücken einander ganz entgegen geſetzt.

Was das urſprüngliche Vaterland der Chineſer betrift, ſo behauptet unſer Verfaſſer, ſie ſeyen von jenen gewaltigen Höhen, welche man in der Gegend an den Quellen des Selinga und Orka antrift, herunter gekommen, und haben, bevor ſie regelmäßige Städte gebauet, unter Zelten oder beweglichen Hütten gelebt, wie jene Horden von Nomaden pflegen, welche wir überhaupt Tartaren nennen, ſo wie die Alten ſie Scythen nannten. Ohne Grund iſt gegen den Hrn. v. P*** der Argwohn geäuſert worden, als wollte er dieſe Völker mit einander vermiſchen, da er ſich hierüber doch in dem zweyten Theile ſeiner Unterſuchungen auf eine Art erklärt, welche keinen Schatten von Zweydeutigkeit übrig läßt. Wenn die alten Geſchichtſchreiber verſchiedener Gebräuche, welche den Scythiſchen Völkerſchaften eigenthümlich waren, erwähnen: und wir eben dieſe Gebräuche heut zu Tage in

Chi-

China wieder finden, als, das Sinnbild des Drachens in den Fahnen, den Trank der Unsterblichkeit, die Wahrsagerey aus Stäben und die gottesdienstliche Verehrung der Todten; dann dürfen wir sagen, daß die Chineser merkliche Gleichförmigkeiten mit den Scythen haben; und diese Art sich auszudrücken, zieht nicht die mindeste Verwirrung nach sich, obgleich die Scythischen Nationen in verschiedene Völkerschaften vertheilt gewesen sind, welche man nicht immer im Stande ist, in den neuern Völkerschaften wieder zu erkennen. Daß die Provinzen des Chinesischen Reichs vor den südlichen gesittet gewesen, und daß in jenen das gesellschaftliche Leben eigentlich seinen Anfang genommen, davon sind unverwerfliche Zeugnisse vorhanden. Einige dieser tartarischen Horden, welche frühzeitig jenseit des gelben Flusses liefen, behielten dort länger die wilden Sitten des Hirtenlebens bey. Noch jetzo pflegen die Einwohner der nördlichen Provinzen die Einwohner der südlichen mit dem Schimpfnahmen Man-dzy, (die Barbaren vom Mittag) zu belegen (*). Diese Folgen einer natürlichen Fortwanderung, dem Hange des Bodens nach, würden sich wohl schwerlich wahrnehmen lassen, wenn ein fremdes Volk dazwischen gekommen wäre.

Eine

(*) Quaestiones Petropolitanae de nominibus imperii Schinarum p. 35. Göttingae 1770.

Eine beſondere Abhandlung über die Chimie, welche den erſten Theil der Unterſuchungen über die Egyptier und Chineſer beſchließt, enthält viel Merkwürdiges, den Trank der Unſterblichkeit betreffend, für welchen viele gravitätiſche Gelehrte in China noch ſehr eingenommen ſind. Dieſe durch die Lehre von der Seelenwanderung erzeugte Thorheit hat unter vielen Scythiſchen Nationen geherrſcht, beſonders unter den großen und kleinen Geten, von den Griechiſchen Schriftſtellern die Unſterblichen oder die Apathanatizontes genannt. Es ſind die Mönche von dem Orden Laokiums, oder die Tao-ſſe, welche ſich damit abgeben, albernen und abergläubiſchen Leuten ſtarke Doſen von dieſem ſonderbaren Tranke zu reichen. Er hat einigen Kaiſern in der Blüthe des Lebens den Tod gebracht. Und das iſt nun im Grunde die ganze Sache, worauf der Uebertreiber Martini die Chineſer zu ſo großen Alchimiſten gemacht hat, daß alle Europäiſche Goldmacher für Verzweiflung oder Scham darüber ſterben müßten. Da man in den Chineſiſchen Apotheken weder chimiſche Zubereitungen, noch Eſſenzen, noch geiſtige Waſſer antrift, ſo hat der Arzt Cleyer geſchloſſen, man kenne dort ſogar den Gebrauch des Deſtillierkolbens nicht; aber die Art, wie man daſelbſt, zu Verfertigung des Sampſou, den Reis deſtilliert, beweiſet gerade das Gegentheil. Die Erfindung des Deſtillierkolbens, oder einer ähnlichen Maſchine, muß unter den Tar-

tarn sehr alt seyn: denn diese haben von je her, nach der in den Reisen des Hrn. Pallas beschriebenen Methode, Brandtewein aus der Eselsmilch verfertiget.

Es ist bekannt, was für ausnehmende Einsichten in die Astronomie, Geographie, und andre gründliche Wissenschaften den Chinesern beygemessen worden; aber die Schrift des Hrn. von P*** stellt sie in ihrer ganzen Blösse dar. Die Beweise, welche von ihrer Unwissenheit gegeben werden, sind so augenscheinlich, daß man ohne hartnäckig zu seyn, ihnen nicht widerstehen kann. Sonst erhellet auch schon daraus, daß die Chineser noch izt Europäer haben müssen, um ihre Reichs-Calender zu verfertigen, daß unter ihnen nicht ein Gelehrter ist, der eine so leichte Arbeit übernehmen könnte. Denn vom Calendermacher zum Astronom, ist noch viel weiter, als vom Maurer zum Baumeister.

Ueberhaupt ist es nur blindes Lob, das man den Chinesischen Schriften ertheilt: denn da sie den Fehler haben, daß sie sich nicht lesen lassen, so können sie wohl so gar vortreflich nicht seyn. Wie viel Europäische Gelehrte mag es wohl geben, welche sich die Zeit mit den Moralitäten des Philosophen Ment-se verdorben haben? Man liest sogar nicht einmal den Confucius, und wirklich sind seine Schriften so leer von Sachen, und so voll nichtsbedeuten-

deutender Denkſprüche, daß eine faſt übermenſchliche Geduld dazu gehört, ſie ganz durchzuleſen. Faſt alle diejenigen, welche ſich an dieſes Unternehmen gewagt, haben der Vollendung unterliegen müſſen, ſo muthig und hartnäckig ſie ſich auch ſonſt in den dürreſten und ermüdendſten Arbeiten gezeiget. Die Chineſiſchen Schriften, welche neuerlich zu Paris herausgekommen, als der Chou-king und die Kriegskunſt, werden von dem Hrn. v. P*** ſehr herunter geſezt. Zu dieſen iſt noch das Lob der Stadt Mukden zu rechnen, welches den iztregierenden Kayſer Kean-Louna oder Kien-long zum Verfaſſer hat. Man muß die Beſcheidenheit dieſes weiſen Fürſten bewundern, wenn man ihn behaupten ſieht, die Tartaren, wovon er abſtammt, ſeyen aus einer Jungfrau entſprungen, welche an den Ufern des See's Poul-kouri einen Sohn, Namens Aiſin-Chioro genannt, zur Welt gebracht (*). Damit ſich ja niemand einfallen laſſe, über dieſen Urſprung des Kean-Louna einigen Zweifel zu hegen, ſo zeigen die Commentatoren an, man finde in den Jahrbüchern zwey Beyſpiele eines ähnlichen Wunders. Dennoch mag es wohl noch nicht ſo ganz entſchieden ſeyn, daß Geſchichtsbücher, worinn dergleichen Wunder vorfallen, Jahrbücher genannt zu werden verdienen.

(*) Eloge de la ville de Mukden. p. 13. edit. de Paris.

Mit Mißvergnügen nehme ich wahr, daß mein Brief bereits zu einer ungeheuren Länge angewachsen ist, weil ich mich dadurch genöthigt sehe, einige der wichtigsten Artikel, die mir noch anzuzeigen übrig bleiben, ganz kurz abzufertigen.

Der Abschnitt vom Zustande der Baukunst, in den Untersuchungen über die Egyptier und Chineser, enthält eine Menge wichtiger und vortreflicher Beobachtungen. — Von Canton bis Pekin trift man nicht Ein Gebäude an, welches nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Pyramide, einem Labyrinth, oder einem Egyptischen Tempel hätte. Da die Chinesischen Wohnungen nur aus einem untersten Stockwerke bestehen, so nehmen ihre Städte weit mehr Raum, als die Europäischen, ein. Von weitem sehen sie einem Lager ähnlich, und der Hr. v. P*** behauptet, daß ein Hirtenzelt das Model zu diesen niedrigen und schlecht gegründeten Häusern gegeben habe. Die Dächer daran werden nicht von den Mauern, sondern von dem inwendigen Zimmerwerk getragen. Eine mittelmäßige Erschütterung wirft sie zu Boden; und es ist gar nicht der Erdbeben wegen, welche man in den Japanischen und Moluckischen Insuln weit öfter und stärker hat, daß man sie so niedrig bauet. Zu Nankin sank ein Glockenthurm blos vom Gewicht der Glocke ein.

Der

Der groſse königliche Canal iſt kein Denkmal der Chineſiſchen Induſtrie. Dieſes bewundernswürdige Kunſtwerk ward im dreyzehnten Jahrhundert, unter der Regierung des Mongoliſchen Tatarn Koublai-kan, welcher eine Menge ausländiſcher Gelehrten und Künſtler nach China zog, zu Stande gebracht. Man trift Leute an, die in der Meynung ſtehen, die groſse Chineſiſche Mauer ſey das einzige Bollwerk dieſer Art, das je auf unſerer Erde vorhanden geweſen; hier aber werden noch verſchiedene andre angezeigt, deren einige ſehr beträchtlich waren; als die Mauer von Seſoſtris, und diejenige, welche von dem Caſpiſchen Meer bis an das ſchwarze Meer reichte; derjenigen Arbeiten dieſer Art nicht zu gedenken, welche von den Römern in verſchiedenen Gegenden von Europa angelegt worden. Nichts kann ausgemachter ſeyn, als die Unnützlichkeit dieſer entſetzlichen Bollwerke; denn ein Land läſst ſich nicht wie ein Caſtel beveſtigen.

Die in den Provinzen von China ſo häufigen Thürme von neun Stockwerken, haben eine Beziehung auf einen ganz wunderlichen Aberglauben. Man iſt in dieſer Gegend von Aſien überzeugt, die Zahl neun faſſe unausſprechliche Geheimniſſe in ſich: auch finden wir Spuren davon in einer unzähligen Menge von Gebräuchen und politiſchen Anordnungen. Daher die alte Eintheilung des Reichs in 9 Kreyſse;

die 9 Gefäſſe, an die man das Schickſal des Staats gefeſſelt zu ſeyn glaubt; die 9 Ordnungen der Mandarinen; die 9 Grade der Verwandtſchaft; die 9 Reverenzen, welche man dem Kayſer macht; die 9 Arten, den Feind anzugreifen, und die 9 Arten vor ihm wegzulaufen: denn es giebt dieſer eben ſo viel als jener, wie der Verfaſſer der Chineſiſchen Kriegskunſt ſehr gravitätiſch verſichert. Man ſollte nicht glauben, daß ſelbſt Confucius von dieſen Cabaliſtiſchen Poſſen bethört geweſen; und doch iſt er es der die mehrſten Regeln für jene kindiſche Wahrſagerey vorgeſchrieben hat, wo man das Schickſal durch den Wurf magiſcher Stäbe frägt (*). Ueberhaupt wird manches umſtändlichere, was Hr. v. P*** von dieſem Manne anmerkt, vielleicht diejenigen erröthen machen, welche in Europa ihn als einen unvergleichlichen Weltweiſen darſtellten. Wer unter uns Bücher ſchriebe, wie die von Confucius, der fände keinen Verleger, oder richtete ihn zu Grunde, ſo ſchwer dieſes auch iſt.

In dem Artikel Religion, beſtreitet unſer Verfaſſer die Irrthümer, worinn man ſo wohl in Abſicht des Deismus der alten Chineſer, als des Atheismus der neuern geweſen. Dieſes Volk hatte von je her eine Menge allerhand abergläubiſcher Gebräuche. Noch heut

zu

(*) Visdelou notice de L'YKING. p. 410. —

zu Tage ſieht man zu Pekin einen Tempel der Sonne und einen Tempel des Mondes, worinn dieſen Planeten wirklich gottesdienſtliche Ehre erzeigt wird; und dies iſt ein Factum, woran niemand unter dem Vorwande zweifeln muß, weil die Jeſuiten dieſer Tempel niemals erwähnt haben. Dieſe Prieſter hatten hiezu ihre Urſachen; aber ſie unterſtanden ſich doch nicht, dem Cardinal Dû Tournon gerade zu widerſprechen, der wohl unterrichtet war, und den zu Pekin eingeführten Gottesdienſt Abgötterey nennt; ein Ausdruck, welchen der Hr. v. P*** nicht immer zulaſſen will; ſondern an deſſen Stelle ſich des Worts Aberglauben bedient; theils um die Ideen, theils um die Sachen ſelbſt zu mildern.

Bayle ſagt in einem Artikel ſeines Wörterbuchs das Atheiſtiſche Syſtem des Spinoza hänge viel ſchlechter zuſammen, als das Syſtem der Chineſiſchen Gotteslängner; aber man weiß, wie wenig der ſonſt ſo ſcharfſinnige Bayle den Spinoza verſtanden hat, und in dem gegenwärtigen Fall irrt er auf eine ganz ſeltſame Weiſe. Ohnſtreitig iſt Spinoza unter allen Anhängern des Atheismus derjenige, der über falſche Grundſätze am beſten raiſonnirt hat; die Chineſiſchen Gelehrten aber raiſonniren nie mit einiger Richtigkeit, wie ſelbſt Dû Halde bezeugt (*), bey dem man ſie als

(*) Die unglaubliche Unwiſſenheit der Chineſer trägt ſehr vieles dazu bey, daß ſowohl die Gelehrten

die unwiſſendſten und abergläubiſcheſten Leute beſchrieben findet. In der That unterwerfen ſie ſich allen Gebräuchen (pratiques) der Bonzen; ſie glauben an die Sterndeutung, an Geſpen-

lehrten als Ungelehrten ſo leicht in den lächerlichſten Aberglauben gerathen. Ich rede aber hier nicht von ihrer Unwiſſenheit im Handel und Wandel: denn da übertreffen ſie den Witz der Europäer. Ich meyne auch nicht ihre Regierungsgeſetze: indem wohl kein Volk in der Welt iſt, das beſſere Policeyordnungen hätte, und ſich auch leichter regieren lieſſe. Es betrift meine Beſchuldigung auch nicht ihre Sittenlehre, die aus allerhand artigen Maximen beſteht; ihre Bücher ſind damit angefüllt, und es kömmt nur auf die Ausübung derſelben an. Allein eben dieſe Lehrer, die ein bischen Moral im Kopf haben, wiſſen gemeiniglich von den andern Theilen der Weltweisheit nichts; ſie können keinen richtigen Schluß von den Wirkungen der Natur machen, um die ſie ſich auch nicht einmal bekümmern; ſie wiſſen nichts vom Weſen ihrer Seele, und von einem erſten und oberſten Weſen, indem ſie ſich mit ihrem Nachdenken nicht gerne ſo hoch verſteigen; ſie wiſſen nichts von einem andern Leben und von der Nothwendigkeit der Religion. Und dennoch ſoll man nicht leicht ein Volk finden, das fleißiger ſtudierte. Aber ſie bringen ihre Jugend gemeiniglich mit Leſen zu, den Ueberreſt ihrer Tage aber entweder mit Beobachtung ihrer Amtsgeſchäfte, oder mit Abfaſſung zierlicher akademiſcher Reden. Du Halde Beſchreibung des Chineſiſchen Reichs. III. Theil. 1. Abſchnitt. §. 97.

Geſpenſter, an den Trank der Unſterblichkeit: an gewiſſen Tagen faſten ſie, fanatiſcher Weiſe, um den Geiſt des Confucius auf einen mit Opferſpeiſen bedeckten Tiſch herunter zu locken. Gewiß wird durch Faſten das Andenken eines Philoſophen ſchlecht geehrt: denn die größte Verehrung, die man ihm erweiſen kann, iſt, wenn man den Laſtern entſagt, und ſeinen Tugenden nachfolgt. Folgten die Chineſiſchen Mandarinen dieſem Lehrſatz, ſo würde man ſie nicht in allen Reiſebeſchreibungen, beſonders in der vom Lord Anſon, ſo ſehr verſchrien finden. Mich däucht, die Chineſer könnten nicht beſſer und kürzer charakteriſirt werden, als es von dieſem großen Lord geſchehen iſt, wenn er ſagt: ſie ſeyen zu nichts im Stande, was wahre Größe oder Leben verriethe (*).

Wenn es große Weisheit iſt, in einem Lande eine ungeheure Menge von Mönchen zu ernähren, ſo müſſen die Chineſer ein ſehr weiſes Volk ſeyn; denn der Haufe ihrer Bonzen iſt unzählig. Zuweilen hat man ſie angegriffen; aber ſie haben allezeit geſiegt.

Da die Chineſer weder ſehr freygebig, noch ſehr mildthätig ſind, ſo müſſen die bettelnden Bonzen zu tauſend Kunſtſtücken ihre Zuflucht

(*) Anſons Reiſe. Cap. XVIII.

nehmen, um ihnen Allmosen abzuzwingen: In andern Ländern sind einige Geißelschläge, nebst zwey oder drey Gebeten, hinlänglich, einem Bonzen sein Mittagsmahl zu verdienen; in China hingegen muß ein Bonze sich den ganzen Leib blutrünstig machen, wenn er eine Schüssel Reis erlangen will. Demohnerachtet mögen diese Elende sich lieber schlagen, als arbeiten.

In dem Werke selbst muß man alles dasjenige lesen, was die Lehrsätze der alten Chinesischen Religion betrift, welche nie die Unsterblichkeit der Seele verworfen hat, wie verschiedene Gelehrte vorgeben, nachdem sie die Kings oder die Canonischen Bücher gelesen hatten, worinn weder von einem Paradiese, noch von einem Fegefeuer, welches einige Asiatische Theologen die Hölle nennen, geredet wird. Das gänzliche Stillschweigen der Kings von besondren, zur Belohnung der Guten und Reinigung der Bösen bestimmten Orten, beweißt nichts für den Materialismus der Chineser, welche gewiß glauben, daß die Seele dem Körper überlebt, und auf diesen Glauben die Verehrung gründen, die man in dem ganzen Reiche den Schatten der Vorfahren erweißt.

In dem letzten Abschnitte scheint der V. die unter den Europäischen Politikern so oft bestrittene Frage zu entscheiden, ob China, in

der

der ſtrengſten Bedeutung des Worts, eine Monarchie, oder ein blos deſpotiſcher Staat ſey, welcher keine andre Triebfeder, als die Kriegsmacht hat?

Die Regierungsform in China iſt nicht deswegen monarchiſch, weil Gerichtshöfe da ſind; denn alle Deſpoten von Aſien haben Gerichtshöfe, oder Divans. Dieſes beſtimmt nicht den Unterſchied zwiſchen einer eingeſchränkten und willkührlichen Macht. Es kömmt darauf an, ob der Fürſt gewiſſe Grundgeſetze, die mächtiger als er ſind, erkennt? Von ſolchen erkennt er in China kein einziges. Wenn der Pater Frigault geſagt hat, daß in dieſem Lande jede neue Dynaſtie eine neue Geſetzgebung mit ſich führe; ſo hat er geirrt: denn mit dem Tode eines jeden Kayſers verlieren die während ſeiner Regierung gemachten Verordnungen ihre Kraft.

In denjenigen Zeiten, wo China in eine große Anzahl kleiner unabhängiger Staaten vertheilt war, ſind manche ſehr weiſe Anordnungen und Geſetze gemacht worden, welche man nachher verändert und in die allgemeine Staatsverfaſſung umgegoſſen hat. Verſchiedene dieſer unabhängigen Fürſten waren wirklich ehrwürdige Männer, welche die Tugend liebten und ausübten. Damals war Confucius erſter Miniſter im Königreiche Lou; ſtünd' er nun wieder auf, er würde vielleicht kaum

zum

zum Mandarin der neunten Ordnung erhoben werden. Denn je unumschränkter die Regierung eines Staats wird, je abhängiger vom Ohngefehr wird die Erhebung der einzelnen Glieder desselben.

Das Wort Vaterland konnte in jenen Zeiten noch einen Sinn haben; aber in einem so ungeheuer großen Staate, wie das heutige China, läßt sich die Liebe zum Vaterlande nicht gedenken: man kann nicht lieben, was man nicht kennt. Der Einwohner von Pekin versteht nicht einmal die Sprache des Einwohners von Canton, und wie sollten Leute, die sich unter einander nicht verstehen, sich für Landesleute halten? Was die heutigen Chineser an das Land, wo sie gebohren worden, heftet, ist allein der abergläubische Dienst der Vorfahren, deren Gräber sie oft besuchen.

Da die großen Reiche des Orients, ohngeachtet der merklichen Fehler ihrer politischen Einrichtung bestehen, so muß man sich nicht darüber wundern, daß auch China sich erhalten könne. Leute, welche sich mit dem Stock oder der Peitsche regieren lassen, bedürfen nur eines Fürsten, und es wäre sehr wunderbar, wenn sich in China keiner hiezu finden wollte. Wenn eine Dynastie oder eine kayserliche Familie vom Thron gestossen ist; so melden sich Schuster und Köche, um ihn zu besteigen. Man weiß, daß im Jahr 1644. so gar ein

Räu-

Räuber ſich meldete, welcher es ohne die Tartaren durchgeſetzt hätte; aber dieſe waren ſtärkere oder glücklichere Räuber, als er.

Und nun noch ein Wort von den berühmten Chineſiſchen Moraliſten. Was von ihnen zu halten ſey, läßt ſich aus dem Vorhergegangenen zuſammen genommen von ſelbſt ſchließen. In einem Lande, wo die Vielweiberey ſo ſehr im Schwange iſt; wo die wirkliche und perſönliche Leibeigenheit ſtatt findet; wo man, wie an den Küſten von Africa, einen öffentlichen Sclavenhandel treibt; wo man die Menſchen mit dem Stock' und der Peitſche regiert; da kann die Sittenlehre noch keine große Schritte gethan haben, weil die Geſetzgebung daſelbſt noch ſo äußerſt mangelhaft iſt. Nie hat ein Chineſiſcher Philoſoph daran gedacht, die Grenzen der väterlichen Gewalt, und die Rechte der Menſchheit aus einander zu ſetzen, vielmehr predigen ſie ohne Maaß und Ende den Kindern gegen ihre Väter, den Weibern gegen ihre Männer, und den Unterthanen gegen ihre Fürſten eine ſchrankenloſe Unterwürfigkeit. Und wo Gewalt die durchgängige Triebfeder iſt und ſeyn ſoll, woher entſprüngen da lautere Begriffe von Recht? Was ſollte da Moral, deren erſtes Element Freyheit iſt? In einem ſolchen Lande, wo nemlich die häusliche Sclaverey der politiſchen die Hand reicht, darf freylich auch der Deſpot des Volkes Vater heißen: Aber thöricht, ja wahnwitzig wär' es, aus dieſem

ſem Grunde ein ſolches Regiment mit dem Namen eines Patriarchiſchen zu belegen.

Zum Beſchluß dieſes Briefes will ich eine Stelle aus unſerm B. anführen, die eine Wahrheit enthält, welche nicht zu oft wiederholt werden kann: „Die Chineſiſche Sittenlehre, ſagt der Hr. v. P***, iſt mehr dahin gerichtet, eine äuſſerliche Handlungsweiſe anzuordnen, als die Sitten zu beherrſchen. Sie verzehrt ihre Kraft an kleinen Dingen, und wird ohnmächtig bey den groſſen. Wenn man eitle Meynungen, Ceremonien und Gebräuche mit den weſentlichſten Pflichten des Menſchen vermengt, ſo ſchwächt man in ihm die Gewiſſensbiſſe und das Gefühl, welches ſie erweckt.

Wahrſcheinlicher Weiſe werden die Unterſuchungen des Hrn. v. P*** viele Leſer belehren, daß man nicht, wie man gethan hat, mit einer kindiſchen und lächerlichen Leichtgläubigkeit alles annehmen müſſe, was man in den Nachrichten von China erzählt, deren vornehmſter Fehler darinn beſteht, daß ſich ihre Verfaſſer einer den andern ausſchreiben, und folglich dieſelbigen Lügen zwanzigmal wieder gedruckt werden.

Und hiermit, mein Freund, beurlaube ich mich von den Chineſern und von Ihnen. Nächſtens treffen wir uns in Egypten wieder.

W. S. J.

II.

Litterarische Neuigkeiten aus Frankreich.

Das letzte, von uns angekündigte, Werk des Herrn **Thomas** (Essai sur les Eloges) ist mit allgemeiner Achtung aufgenommen worden; und die Gelehrten die besten Richter in ihrer Kunst, wenn sie ohne Leidenschaft urtheilen, stimmen hierinn mit dem größten Theil des Publikums überein. Man vergleicht dieses Werk mit einem wohl abgemessenen, glücklich ausgearbeiteten Rahmen, welcher, auf eine natürliche Weise, das Gemälde der Litterar-Geschichte aller Jahrhunderte und aller Völker umfaßt, und in einem sehr philosophischen, glänzenden Lichte, im Zusammenhang mit den wichtigsten Zeitpunkten der politischen Geschichte, sie darstellt. Die Schreibart des Werks ist voll Beredsamkeit, der Gang edel und anziehend. Alles athmet darinn Tugend, Liebe zu den Wissenschaften, Gefühl der Ehre, und Wahrheit. Es wird unsrer Absicht nicht zuwider seyn, hier einen flüchtigen Blick auf die Laufbahn zu werfen, auf welcher Herr **Thomas** einer von den berühmten Schriftstellern Frankreichs geworden ist.

Man erinnert sich kaum noch einer kleinen Schrift, womit er zuerst hervortrat, und welche dasjenige nicht in ihm ankündigte, was

er

er einſt werden ſollte. Es war eine Critik über das Gedicht des Herrn von Voltaire: *de la loi naturelle.* Der Verfaſſer tadelte, mit dem unvorſichtigen Selbſtvertrauen der Jugend, und mit einer ängſtlichen Profeſſorſtrenge, die freyen und kühnen Schönheiten dieſes großen Dichtergeiſtes, den er nachher, bey reiferem Geſchmacke, gleich ſeinen vorzüglichſten Bewunderern, zu verehren gelernt hat. Man redet von dieſer vergeſſenen Schrift nur wegen des merklichen Unterſchiedes zwiſchen den in ihr enthaltenen Grundſätzen, und denen, zu welchen der Verfaſſer in der Folge übergegangen iſt.

Ohngefehr zu eben derſelbigen Zeit verfertigte Thomas eine Ode auf Hrn. von Sechelles, damaligen Finanzminiſter, welcher der Univerſität Paris einige Dienſte geleiſtet hatte. Der Dichter fängt damit an, daß er das Feuer ſeiner Begeiſterung mit dem Feuer vergleicht, welches in den Eingeweiden des Aetna brennt. In dieſem Geſchmack iſt beynahe alles übrige. Es iſt das Werk eines ſehr jungen Genies; jedoch verſprach die Verſification deſſelben ein von dieſer Seite Poetiſches Talent. Darauf erſchien ein Gedicht auf den Tod des Hrn. v. Jumonville, eines Franzöſiſchen Officiers, der in Canada, durch die Verrätherey einiger Engelländer ums Leben kam. Der Gegenſtand war nicht allzu dichteriſch; aber der Verfaſſer breitet ſich über

den Krieg zwiſchen Frankreich und Engelland aus, welcher die alte und neue Welt in Bewegung ſezte. Das Gedicht hat ſehr ſchöne Verſe; ob es gleich im Ganzen dasjenige neuere Werk iſt, welches dem Claudian am nächſten kömmt. Alle Verſe ſcheinen nach eben derſelben Form gemodelt. Sie haben einen gleich emphatiſchen Ausdruck, und den einerley tönenden Klang, der unſer Ohr ermüdet, indem er das Gegentheil der Harmonie iſt. Man findet darinn weder Miſchung von Schatten und Licht, noch Verſchiedenheit, noch Intereſſe.

Um dieſe Zeit ſetzte die Franzöſiſche Akademie, deren Aufgaben bis dahin nur in moraliſchen, mehrentheils ziemlich alltäglichen Gemeinörtern beſtanden hatten, ihre Preiſe auf Lobreden der berühmteſten Männer in allen Gattungen. Zuerſt wählte man den Marechal de Saxe. Herr Thomas arbeitete für den Preis, erhielt ihn, und fieng an, ſich einen Nahmen zu machen. In ſeiner Rede war ein entſchiedner Charakter von Erhabenheit und der Ton eines für die Redekunſt gebohrnen Geiſtes; aber zugleich entdeckte man darinn alle die Fehler, welche nachher, mit großen und ſtarken Schönheiten vermengt, die Manier des Hrn. Thomas bezeichnet haben. Dieſe Fehler beſtehen in einer immerwährenden Anſtrengung, wodurch die Schreibart mühſam und gedehnt wird; in geſuchten ab-

ſtrakten Ausdrücken und methaphyſiſchen Begriffen, in einem Uebermaaße redneriſcher Wendungen, und einem allzu häufigen Gebrauche von geometriſchen, oder aus andren Wiſſenſchaften hergenommenen Kunſtwörtern, bey Gegenſtänden der Moral und des Geſchmacks. Lauter Fehler, die man in ſeinen folgenden Lobreden wieder findet; in der auf den Canzler von Aqueßeau, von geringerem Werth, als die auf den Marechal de Sare; in der Rede auf Duguai Trouin, vortreflicher als die beyden erſten; in der auf Sülly, welche unter ihrem Gegenſtande iſt; und in der auf Deſcartes, die wegen ihrer philoſophiſchen Anwendungen, und des kraftvollen Ausdrucks alle vorhergehenden übertrift. Am wenigſten entdeckt man jene Fehler in der Lobrede auf den Dauphin. Hier iſt weit mehr Einfalt, Mäßigung, und Intereſſe des Styls. Inſonderheit aber muß man zum Ruhm des Hrn. Thomas geſtehen, daß in dem Verſuch über die Lobreden alle ſeine Fehler ſo wohl durch Nachdenken und Erfahrung geſchwächt ſcheinen, als durch erhabene Züge vergütet werden. Der Grundſtoff dieſes Werks iſt reicher, feſter, und die Schönheiten deſſelben ſind von dauerhafterer Art (1).

Herr Thomas arbeitet ſeit zwölf Jahren an einem Epiſchen Gedichte, welches den Czar Peter den Großen zum Helden hat. Ein edler Ehrgeitz, mit dem Verfaſſer der Henriade zu wetteifern!

Ein

Ein besonderes Verdienst hat sich dieser Schriftsteller um die schöneren Wissenschaften dadurch gemacht, daß er zuerst durch eine Reihe gekrönter Schriften, jede von einem vorzüglichen Werth, den Preisen der Akademie Ansehen und Wichtigkeit gegeben; da solche nur sehr mittelmäßigen oder so gar schlechten Werken bis dahin zuerkannt wurden, und so wenig die Aufmerksamkeit des Publikums reitzten, daß bey nahe niemand anders um sie streiten mochte, als die Litteratoren der niedrigsten Classe. Jetzt thun es Schriftsteller vom ersten Rang. Unter den seit Hr. Thomas gekrönten Werken haben viele einen großen Eindruck verursacht, und verdienen auf die Nachwelt zu kommen.

Aus demjenigen, was wir von Hrn. Thomas gesagt haben, läßt sich schließen, daß er vielleicht nicht zu denen gehört, deren Schriften man am öftersten wiederliest; aber auch, daß er unter den Rednern Frankreichs eine sehr rühmliche Stelle behaupten, und man immer in seinen Werken viel bewundernswürdiges antreffen wird.

Unterdessen daß er, dessen erste Versuche Meisterstücke waren, unter dem Zurufe der Nation, für den Ruhm großer Männer, für die Ehre seines Vaterlandes und der Wissenschaften arbeitete, bemühte sich ein andrer, im Anfange weniger glücklicher Schriftsteller, sich

der Dunkelheit, womit er lange zu kämpfen hatte, auf eine entgegen gesetzte Art zu entreissen. Er sprach allem demjenigen Hohn, was Hr. Thomas verherrlichte. Linguet, welcher jetzt vor Gericht eine so große Rolle spielt, nachdem diejenige, die er in der Litteratur zu spielen gedachte, ihm mißlungen ist, hatte zuerst eine Geschichte der Zeiten Alexanders herausgegeben, ein Werk, das seine Kräfte weit überstieg. Unter kleinen neumodischen Zierrathen verlohr dieser Gegenstand sein altes ehrwürdiges Ansehen. Man redete von Sparta in Epigrammen, und witzelte über den Alexander. Nicht die mindeste Kenntniß des Alterthums, und der Originalscribenten! Es waren eigentlich nur rhetorische Sätze, nach Compilationen geordnet. Die Geschichte der Staatsveränderungen des römischen Reichs war in eben dem Geschmacke geschrieben; aber man bemerkte noch mehr darinn jenen erzwungnen Geist der Paradoxie; jene Verkleinerung großer Männer; die gegen Tyrannen verschwendete Lobsprüche, die Vertheidigung der Sclaverey, die Schmähschriften auf Philosophie, Freyheit und Wissenschaften; kurz alle Hülfsmittel einer verzweifelten Ehrbegierde, welcher, da sie keine Werke der Vernunft und des Geschmacks hervorbringen konnte, nichts übrig blieb, als sich durch Aergernisse hervorzuthun. Selbst dieses machte kein besonderes Aufsehen, bis die Theorie der Gesetze erschien; ein Werk, das den Widersinn methodisch vor-

trägt,

trägt, im Montesquieu einen Geiſt ohne Gründlichkeit, im Cicero einen mittelmäßigen Mann ſieht, die Freyheit als ein gefährliches Hirngeſpinſt, und die Knechtſchaft als einen der Armuth vorzuziehenden Stand betrachtet. Dieſe ſeltſamen Grundſätze machten Lärm, und man fand den Styl des Verfaſſers nicht weniger ſonderbar. Keiner hatte noch eine ſo erſtaunliche Menge größtentheils niedriger und gemeiner Figuren und Metaphern auf einandergethürmt, worunter viele drey und mehrere Seiten lang fortgiengen. Es war der lächerlichſte und am meiſten ermüdende Mißbrauch der Redekunſt. Indeſſen leuchteten zwiſchen dieſem Wuſt' einige Stralen hervor, an welchen man einen lebhaften, feurigen, leichten, aber zugleich falſchen und verdorbenen Geiſt erkannte, mit einem Talente, dem es an Nahrung fehlte, und das ſich von einer unſinnigen Liebe zum Auſſerordentlichen verführen ließ.

Nach dieſem Werke nahm Linguet ſeine Zuflucht zur Advokatur, indem er feyerlich die ſchöneren Wiſſenſchaften abſchwur, und ſein fruchtloſes Beſtreben eine gewiſſe Höhe darinn zu erreichen, eingeſtand. Dem ohnerachtet ſchrieb er noch eine Geſchichte der Jeſuiten, die unvollendet blieb, und eine des ſechzehnten Jahrhunderts, die ein gleiches Schickſal hatte; zwey Bücher, welche, ſo wie alle ſeine Schriften, nicht viel mehr als Declama-

tionen sind, aber den Reichthum und die Leichtigkeit eines Talents ankündigen, das etwas Schönes hervorgebracht hätte, wär' es unter einer besseren Leitung gewesen. Der einzige Aufsatz von ihm, welcher mit Geschmack geschrieben ist, und den ein guter Kopf mit Vergnügen lesen kann, ist die Vorrede zu einem Werk' über die innere Schiffarth des Reichs, die schiffbaren Canäle betitelt. Zwar findet man auch hier seine gewöhnlichen Ungereimtheiten. Er sagt viel Böses von dem Canal von Languedoc, dessen Nutzen allgemein erkannt wird, und läugnet die Würklichkeit einer Brücke, die jedermann gesehen hat. Sonst aber ist in diesem Aufsatze viel Beredsamkeit.

Vor Gericht haben seine Unternehmungen einen weit glücklichern Erfolg gehabt. Er trat daselbst auf in dem Augenblick', als die vorstehenden Veränderungen die geschicktesten Männer verbannt hatten. Ueberdem ist das zur Verfertigung eines guten Buchs nöthige Talent so weit von dem Grade des Geistes entfernt, welcher erfordert wird, einen Rechtshandel aufzuzeichnen, daß Linguet, so bald er im Gerichtssaal erschien, den größten Glanz um sich warf. Dennoch blieb der Beyfall, dessen er genoß, tief unter derjenigen Achtung, die ein vortreflicher Sachwalter durch Verehrung der Tugend und des Schicklichen, durch eine strenge Moral und weise Beredsamkeit erhält.

Mit

Mit desto leichterer Mühe bracht' er sich den Ruf eines glänzenden, fühlbaren und kühnen Geistes zu wege, der ohne Wahl jede Sache und jeden Clienten annimmt, auf alle Siege Anspruch macht, und seine Niederlage selbst sich zur Ehre zu machen weiß. Die Sache, welche, nach der des Hrn. v. Aiguillon, ihm den mehrsten Ruhm gebracht hat, ist der Proceß des Hrn. von **Morangies**, den er anfänglich übel gefaßt hatte, nachher aber desto nachdrücklicher führte, so bald ihn gründlichere Köpfe als der seinige, bey der Arbeit unterstützten. (2)

Linguet hat verschiedene Kränkungen von Seiten der Richter so wohl als des Publikums erduldet; er schien aber jenen, so wie diesem, Trotz zu bieten. Die Richter mochten ihm Verweise geben, das Publikum ihn auspfeifen; nichts setzte seine Verwegenheit aus der Fassung. Er besitzt in einem vorzüglichen Grade diejenige Eigenschaft des **Redners**, welche darinn besteht, den großen Haufen recht zu kennen, und ihn zu beherrschen, indem man ihn verachtet.

Zum Vortheil des **Ministeriums** hat er verschiedne von denen Werken geschrieben, welche nicht länger dauern, als die Unternehmungen, die sie vertheidigen. Es scheint nicht, als ob das Ministerium an eine Belohnung für ihn gedacht habe; vielleicht deswegen, weil

Linguet, was er auch schrieb, in der Meinung seiner Landesleute wenig verlieren konnte.

Herr v. Voltaire hat kürzlich ein sehr lesenswürdiges Fragment über die Verurtheilung des General Sülly, und über den Verlust der französischen Besitznehmungen in Indien herausgegeben. Man sagt so gar, daß er an einem Auszug aller notorisch ungerechten Richtersprüche, die jemals gefällt worden sind, das ist, an der Geschichte der menschlichen Gerechtigkeit, arbeite.

Auf dem französischen Theater hat man ein Trauerspiel in drey Acten, Regulus betitelt, von Herrn Dorat, mit Beyfall aufgeführt. Es ist, auf die Episoden, nahe der Regulus des Metastasio. Der Verfasser hat durch Auslassung dieser Episoden allzu sehr die Leere seiner Handlung sehen lassen, welche mit dem ersten Aufzug endigt. Unterdeß erhielten die einzelnen, über die Rolle des Regulus verbreiteten, Schönheiten von Metastasio das Werk einen Augenblick auf der Bühne, wo es sich in der Folge kein Glück zu versprechen hat. Günstiger urtheilte man von dem kleinen Lustspiel eben des Verfassers, welches nach dem Regulus gegeben wurde, unter dem Titel: la Feinte par Amour. Ob es gleich im Grunde den Stücken des Marivaux nahe kömmt; so ist doch in verschiednen Scenen Geist und Anmuth genug, um ihnen

den

den Schein der Neuheit zu ertheilen; und wenn der Verfaſſer ſein Stück, welches viel langweiliges hat, abkürzen will; ſo glaubt man, daß es auf dem Theater bleiben kann. Dies iſt die beſte Meinung für ein Schauſpiel; denn immer ſieht man Stücke, welche, in ihrer Neuheit, mit Nachſicht aufgenommen werden; aber nachher nicht wieder erſcheinen.

Die franzöſiſche Akademie hat dieſes Jahr zween Preiſe ausgetheilt, einen der Beredſamkeit, und einen der Poeſie. Die Aufgabe für den erſten war eine Lobrede auf Colbert. Man glaubt, die gekrönte Schrift ſey von Hr. Necker, bekannten Banquier und Agenten der Republik Genf am franzöſiſchen Hofe. Bisher hat er aus Beſcheidenheit und aus politiſchen Urſachen ſich nicht für den Verfaſſer dieſer Lobrede erklären wollen, die eigentlich, wegen der darinn abgehandelten Materien, ein politiſches, aber durch die Art, wie ſie der Verfaſſer geſchrieben hat, zugleich ein Werk der Beredſamkeit iſt. Sie verräth einen erhabenen Geiſt, eine Seele voll Empfindung, und enthält viele Kenntniſſe und Ausſichten. Man könnte daran etwas gezwungnes, eine neologiſche und fehlerhafte Schreibart tadeln; aber die Schönheiten derſelben überwiegen ihre Fehler, und man lieſt ſie mit Vergnügen, welches bey Abhandlungen dieſer Art kein mittelmäßiges Verdienſt iſt.

Der Preis für die Poeſie, deren Gegenſtand willkührlich war, iſt einer Ode über die Schif-

farth zuerkannt worden, deren Verfaſſer Hr. v. la Harpe iſt, welcher zum ſechſten Mahl den Preis erhält. In dem Avantcoureur von 30ſten Auguſt findet man über dieſe Ode folgendes Urtheil: „Sie hat eine edle, majeſtätiſche Verſification der Wichtigkeit des Inhalts angemeſſen; iſt reich an Einbildungskraft, an ſtarken Bewegungen, prächtigen Bildern, und Empfindſamkeit. Ihr Gang iſt raſch, feſt, und abwechſelnd.„

Die Preisaufgabe für das Jahr 1775 iſt eine Lobrede auf den Marſchall v. Catinat.

Seit einiger Zeit iſt die Fabel der Vorwurf des Ehrgeizes und der Bemühung vieler franzöſiſchen Schriftſteller geworden. Den Fabeln das Hr. Dorat fehlt es an Natur und Wahrheit; denen vom Abbee Aubert, ſehr wenige ausgenommen, an Verſtand, Witz und Annehmlichkeit. Die vom Abbee le Monnier ſuchen die Einfalt, und ſinken bis zum niedrigen und Grotesken Die von Hr. Imbert ſind ganz und gar geiſtlos und ohne Geſchmack. Ein Dutzend Fabeln in der Sammlung des Hrn. Boiſard, und ohngefähr eben ſo viel aus denen des la Motte Houdard gezogen, ſind das beſte in dieſer Gattung ſeit la Fontaine; aber dieſe Fabeln ſelbſt dienen zum Beweiſe, welch ein ſeltner Mann la Fontaine war, wie ſchwer es iſt, ihn nachzuahmen, und wie unmöglich, ihn, als Nachahmer, zu erreichen.

III.

Zugaben
zu dem vorstehenden Artikel.

(1)

Ich schmeichle mir den mehrsten Lesern des teutschen Merkurs einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich Ihnen hier einige Stellen aus des Hrn. Thomas Versuch über die Lobreden, übersetzt, mittheile. In der Auswahl fand ich mich durch verschiedene Rücksichten eingeschränkt worunter hauptsächlich diese zu rechnen, daß die zu übersetzenden Stücke eines theils nicht allzu lang seyn, und andern theils, auch außer dem Zusammenhange ein gewisses Ganzes darstellen mußten. Auf das Mancherlei im Gegenstande und in der Behandlung war ebenfals zu sehen, damit diese Auszüge dem teutschen Leser einen etwas genauern Begriff, von den Talenten des Hrn. Thomas verschaften.

Von der Liebe zum Ruhm.

Das Verlangen nach Ruhm setzt die Entfernung gemeiner Leidenschaften voraus. Entweder ist es nicht da, oder es erfüllt die ganze Seele. Erwartet es nicht von einem Volk, unter

unter welchem die Begierde nach Reichthum herrſcht: der Ruhm iſt die Münze des Staats; aber er ſtellt nichts vor, wo das Gold alles vorſtellt. Erwartet es nicht von einem wollüſtigen Volke: dieſes Volk hat nur Sinne; auf nichts kann es Verzicht thun; es kann nicht einen Tag verlieren, gewönn' es auch Jahrhunderte dafür. Erwartet es nicht von einem ſklaviſchen Volke: der Ruhm iſt ſtolz und frey; der Sklav hingegen, durch ſeine Knechtſchaft verdorben, hat nicht Tugend genug, die Augen bis zu ihm zu erheben. Erwartet es nicht von einem armen Volke: ich rede nicht von einem ſolchen, das bey der Natur und ihrer Gleichförmigkeit geblieben, ſeine Begierden einſchränkt, von wenigem lebt, und Tugenden an der Stelle der Reichthümer ſetzt; ſondern von demjenigen, welches, von großen Reichthümern, woran es keinen Theil hat, umringt, ſich zwiſchen dem Schauſpiele der Pracht und dem Elend' in der Mitte befindet, und die äußerſte Armuth aus dem Ueberfluß' hervorkommen ſieht. Dieſes geſchäftige, durch ſeine Bedürfniſſe verächtlich gewordene Volk, kann von einem edlern Bedürfniſſe keinen Begriff haben. Auch findet ihr wenig von jenem Verlangen nach Ruhm bey einem Volke, das ſich demjenigen, was man die Annehmlichkeiten der Geſellſchaft nennt, überläßt. Hier ſchadet die Menge kleinerer Neigungen den Leidenſchaften. Es iſt gar zu leicht, eine augenblickliche Ehre davon zu

tragen,

tragen, als daß man eine mühsamere suchen und erhalten sollte. Wenn man übrigens die Menschen so sehr in der Nähe sieht; so legt man ihrer Meinung einen geringeren Werth bey.

Tom. I. p. 9.

Von den Hymnen.

Je gebildeter ein Volk ist, desto weniger Begeisterung können seine Hymnen haben, und desto weniger haben sie würklich. Auf ein rohes Volk macht der Anblick der Natur, und folglich der Begriff eines Schöpfers einen größeren Eindruck. Dieser Eindruck selbst, wenn wir auf beyden Seiten einen gleichen Grad der Einbildungskraft annehmen, ist stärker bey den Landbewohnern, als bey denen, welche in die Ringmauern der Städte eingeschlossen sind; und hievon erräth man leicht die Ursach. In den Städten bemerkt man, so zu sagen, nur den Menschen. Da findet der Mensch überall seine Größe. Die Gegenstände, von welchen er umringt und gerührt wird, sind die Baukunst, die er geschaffen, die Metalle, die er aus den Eingeweiden der Erde gezogen, die Reichthümer, die er jenseit der Meere geholt, die verschiedenen Welttheile, die seine Schiffarth vereinigt hat; und kurz, alles glänzende in dem Gemählde der Gesellschaft, der Gesetze und Künste; aber in den offenen Feldern verschwindet der Mensch, und

und die Gottheit zeigt ſich allein. Da ſieht man überall den Himmel. Da hat der Anblick des Tages etwas feyerlicheres, und etwas ſchrecklicheres die Nacht. Da bezeichnen größere Würkungen die beſtändige Wiederkunft der Jahrszeiten. Das Auge, das um ſich her unbegrenzte Weiten entdeckt, iſt mehr von der Größe des Weltbaues gerührt, und mehr von der unſichtbaren Hand, welche den Entwurf deſſelben gemacht hat.

Tom. I. p. 33.

Lucian.

Lucian hatte das Gefühl des Lächerlichen, welches mit einem feinen, geſchmeidigen Geiſte verbunden iſt; die leichten Waffen eines Scherzes, welcher faſt immer darinn beſteht, die Gegenſtände in Contraſt zu bringen, indem er entweder eine große Idee neben einer kleinen Sache, oder eine kleine Idee neben einer großen erweckt. Dieſe Art verſchiedne Gegenſtände zuſammenzubringen, oder dieſer Contraſt zeugt das Lächerliche, welches dem in Einfalt lebenden Volk unbekannt, den Völkern von großem Charakter verächtlich; aber unter allen Nationen in dieſem Zeitpunkte ſo ſehr üblich iſt, wo die Laſter ſich mit Annehmlichkeiten vermiſchen, und der Geiſt, weil er wenige große Dinge zu beobachten hat, ſeine einzelnen Begriffe im Kleinen durch ſeine Muſe vervielfältigt.

Tom. I. p. 141.

Cice-

Cicero.

Man wundert ſich zuweilen, daß eben der Mann, welcher den Unterdrücker der römiſchen Freyheit gelobt hatte, Muth genug beſeſſen, einen Cato zu loben, der Freyheit Rächer und Märtyrer. Aber es giebt unentſchiedene Charakter, die eine Miſchung von Größe und Schwachheit ſind, und einige ſetzen den Cicero in dieſe Zahl. Tugendhaft, ſagen ſie, aber vorſichtig, wechſelsweiſe tapfer und furchtſam, liebte er ſein Vaterland; fürchtete ſich aber vor Gefahren, und hatte mehr Erhabenheit, als Stärke, denn ſeine Standhaftigkeit, wann er deren zeigte, wohnte mehr in ſeiner Einbildungskraft, als in ſeiner Seele. Man fügt hinzu, daß er ſeinem Charakter zufolge, ſchwach und nur durch Ueberlegung groß geweſen ſey. Er hielt Ruhm und Leben, Pflicht und Gefahr gegen einander. Darauf macht' er ſich ein Syſtem von Muth; ſeine Rechtſchaffenheit wurde zu Stärke, und ſein Geiſt gab ſeiner Seele den gehörigen Nachdruck. Tom. I. p. 164.

Aus dem Abſchnitte, wo vom jungen Plinius die Rede iſt.

In den Werken des Geiſtes finden wir eben das, was wir in der Geſellſchaft ſehen. Eine immerwährende Begierde zu gefallen verkleinert die Seele, und läßt ihr zu großen Dingen weder

der Gefühl noch Kraft. Wenn man auf eine so zudringliche Weise dem Angenehmen nachgeht, so hemmt man die freyen, die stolzen Bewegungen der Einbildungskraft; und thut unaufhörlich ihrem Laufe Gewalt an. Hierzu kömmt noch der sich selbst immer wiederhohlende Ton, welchen die beständige Bemühung zu gefallen hervorbringen muß, und der merklich abstechende Unterschied zwischen einer kleiner Manier und großen Gegenständen.

Tom. I. p. 224.

Eine Anekdote vom Kayser Julian.

Verschiedne Werke des Libanius sind verlohren gegangen; aber einen Theil davon haben wir noch. Unter diesen befinden sich seine Lobreden. Eine derselben ist vor den beyden Kayfern Constantin und Constans; zwo sind zu Ehren des Julian, bey dessen Leben, und zwo andere nach dessen Tode gehalten worden. Im Jahr 363 wurde Libanius von diesem Kayser gewählt, ihm die gewöhnliche Rede zu halten. Julian hörte zu; bezeugte dem Redner voll Entzücken seinen Beyfall, und vergaß, daß er selbst der Gegenstand des Lobes war. So hat man einen berühmten Dichter, von welchem man ein Theaterstück aufführte, seinen eignen Zuruf mit dem Geschrey des Volkes vereinigen gehört. Auch er vergaß die Schaubühne, die

Zuschauer

Zuschauer und sich selbst. Handlungen dieser Art, ich weiß es, sind außerordentlich, und müssen als solche in die Augen fallen. Aber der seinem ersten Gefühl sich überlassende Charakter hat seinen Werth eben so, wie der, welcher nach Ueberlegung zu handeln gewohnt ist. Die vielleicht schätzbarsten Leute sind nicht diejenigen, die mit kaltblütiger Vernunft alle Bewegungen ihrer Seele ordnen; denen, ehe sie fühlen, Muse übrig bleibt, um sich zu sehen; und die allzeit sich zu rechter Zeit erinnern, daß sie nöthig haben, bescheiden zu seyn. Diesen Leuten gönn' ich die Ehre, daß sie weise sind; nur müssen sie die Hofnung groß zu werden andern überlassen.

Tom. I. p. 338.

Christina, Königinn von Schweden.

Die Königinn Christina rühmte man in Schweden als die Gesetzgeberinn des Reichs, und als einer solchen wurden ihr verschiedne Lobreden gewidmet. Uebrigens hatten ihr die Künste vieles zu danken, die Künste, welche nie weder ihre Wohlthäter, noch ihre Tyrannen vergessen. Sie achtete dieselben mehr, als alles andere, denn sie achtete sie mehr, als den Thron. Eine Freundinn und Schülerinn von Descartes, mit allen Gelehrten von Europa in Verbindung, mißvergnügt über die geheimen Ränke und kleinen Leidenschaften,

welche die Fürsten gar zu oft umgeben, weiß man, wie sehr sie die Künste, ihren Geist aufzuklären, über die Gebräuche und Feyerlichkeiten der Höfe setzte. Unterdessen kann man sagen, daß sie weniger große Tugenden, als Neigung zu großen Dingen besaß, und mehr Erstaunen, als Bewunderung erweckte. Ihr vornehmstes Verdienst war, fast kein einziges von denen Vorurtheilen zu haben, welche man auf dem Thron zu haben pflegt. Hiedurch schien sie am mehrsten über ihren Rang erhaben. Ueberhaupt verachtete sie, fast ohne Ausnahme, die willkührlich angenommene Meinungen von Schönheit und Größe. Aber indem sie das Schickliche verabsäumte, schien sie die Menschen nicht genug zu kennen, welche unter sich gewisse Zeichen festgesetzt haben, woran sie alles, so gar die Tugend erkennen wollen. Von ihrer Einbildungskraft wurde sie beherrscht; deswegen war ihre Aufführung sich ungleich, und oft weniger abgemessen. Sie handelte mehr nach Gefühl, als nach Grundsätzen. Sie hatte den raschen Muth, welcher ein großes Opfer beschließt und darbringt; hingegen fehlte ihr jene seltnere Standhaftigkeit, welche die Seele durch ihre eigene Kraft unterstützt, wenn sie ohne Zeugen, und auch nicht durch jene Anstrengung selbst mehr belebt ist, mit der alles Schwere beginnt. Ihre Liebe zum Ruhm war eher eine unruhige Coketterie, die den Geist beschäftigte, als eine von denen tiefen Empfindungen, welche die

See-

Seele unterjochen und erfüllen. Auch machte ſie mehr Aufſehen, als ſie Ruhm erhielt.

Tom. II. p. 15.

Warum man in den Reden wilder Völker keinen übeln Geſchmack bemerkt.

Man könnte fragen: warum die wilden Völker in der Art von Beredſamkeit, welche man zuweilen an ihnen bemerkt, niemals einen üblen Geſchmack verrathen, da ſolches doch den geſitteten Völkern begegnet. Dieſes kömmt ohne Zweifel daher, weil die erſteren nur den ungeſtümen Bewegungen ihrer Seele folgen, ohne daß bey ihnen etwas außerweſentliches, auf Verabredungen gegründetes ſich mit dem Rufe der Natur vermiſcht. Der üble Geſchmack kann nicht leicht anderswo ſtatt finden, als bey einem Volke, das ſich zu einer großen Geſellſchaft verbunden hat; deſſen natürliche Geiſtesfähigkeiten durch Ueppigkeiten, Laſter, übertriebne Eitelkeit, und durch eine geheime Begierde verdorben ſind, zu jedem Gegenſtand oder zu jedem Begriff etwas hinzuzuthun, um den natürlichen Eindruck, welchen dieſer Gegenſtand machen muß, zu vermehren. Der Gedanke des Wilden iſt voll Einfalt, wie ſeine Sitten, und ſein Ausdruck einfältig und rein, wie ſein Gedanke: es gattet ſich nichts Fremdes damit. Aber ein durch die aus der

Gesellschaft nothwendig fließenden Laster schon verdorbnes Volk, welches, bey der Anstrengung sich zu unterrichten und das Joch der Barbarey abzuschütteln, noch nicht Zeit gehabt hat, zu dem Grade der Verfeinerung zu gelangen, den man Geschmack nennt; oder ein Volk, das durch einen nicht weniger nothwendigen Hang, nachdem es den Geschmack gefunden, sich wieder davon entfernt, will nicht nur seine Gedanken und Empfindungen mahlen; es will auch in Verwunderung setzen und überraschen. Immer fügt es der Sache selbst etwas Fremdes bey. Auf diese Art weicht alles von der Natur ab, und kein Gegenstand wird so dargestellt, wie er ist.

Tom. II. p. 141.

Ich muß es mit diesen wenigen Proben genug seyn lassen. Die Betrachtungen über Xenophon, Tacitus, Julian, über die Geschichte der französischen Beredsamkeit, und mehrere vortrefliche Stellen, mögen diejenigen Leser, welche der französischen Sprache mächtig sind, in dem Werke selbst aufsuchen.

---

(2)

Im 2ten Theil des Merkurs, S. 272. ist eine ausführliche Nachricht von dem berüchtigten Rechtshandel zwischen dem Grafen von Morangies und den Erben Veron versprochen

chen worden. Seitdem iſt dieſe Sache, durch eine ungeheure Menge neuer Schriften, für und wieder, in eine ſolche Dunkelheit gerathen, daß ein kaltblütiger Unterſucher, dem es allein um die Wahrheit zu thun iſt, ſich dabey in einer unglaublichen Verlegenheit ſieht. Hiezu kömmt noch die Schwierigkeit, ſich alle dieſe Schriften, welche in einem Hui erſcheinen und wieder verſchwinden, zu verſchaffen. Von meinen Pariſer Freunden iſt mir daher zu wiederholtenmalen gerathen worden, den Vorſatz auf den Grund dieſer Sache zu kommen, fahren zu laſſen. Ein teutſcher Gelehrter, der ſich gegenwärtig in Paris aufhält, ſchrieb mir: „wenn Sie durchaus im Merkur von dem „Proceß des Grafen von Morangies handeln „wollen, ſo raiſonniren ſie darüber, wie die „Philoſophen über die Natur. Sceptiker „werden Sie doch immer bleiben müſſen; Sie „wollen oder nicht.„

Ich bin dieſen Eingebungen nicht gefolgt, ſondern habe fortgefahren nachzuforſchen; und nächſtens werde ich im Stande ſeyn, ein dieſe Sache betreffendes, ſehr intereſſantes Stück dem Merkur zu überliefern. Den Leſern dieſes Journals kann in dem gegenwärtigen Falle meine eigene Neubegierde für die Befriedigung der ihrigen Bürge ſeyn.

W. S. J.

IV.

Miſcellanien.

V.

Von ſchönen Seelen.

Was ich unter einer ſchönen Seele verſtehe, mein lieber ***? Sie haben meine Schriften geleſen; Sie kennen Panthea, Pſyche Danae und Olinde; (von dem ſchönen Lombabus, der gewiß eine ſo ſchöne Seele hatte, als jemals der Günſtling eines Königs und einer Königin gehabt hat, nichts zu ſagen) und Sie können problematiſch finden, was ich unter einer ſchönen Seele verſtehe?

Doch, vergeben Sie mir; ich beſinne mich! Sie haben ein Privilegium, von mir zu urtheilen, ohne mich geleſen zu haben. Denn ſind Sie nicht mein Recenſent? Und was würde aus den meiſten Recenſenten werden, wenn ſie alle die Bücher geleſen haben müßten, über welche ſie bald mit höllenrichterlichem Ernſt, bald mit ſcurriliſchen Muthwillen Urtheil ſprechen? — Es verſteht ſich, daß ich unter leſen recht leſen meyne; denn Männer ſpielen nicht mit Worten.

Ich will mich alſo bemühen, Ihnen aus Büchern, die Sie geleſen haben, begreiflich zu machen,

machen, was ich unter einer ſchönen Seele verſtehe. Ich will Sie nicht auf den Begriff der Sokratiſchen Kalokagathie, noch auf Ciceros Beſchreibung der Seelenſchönheit (Tuſcul. IV. 13.) verweiſen. Beyſpiele mahlen oft mit einem einzigen Zug unſre Begriffe beſſer als ſchwankende Schulerklärungen.

Sie haben die Cyropädie geleſen (*)? — Es iſt ein vortrefliches Buch, wie Sie wiſſen; eines von denen, worinn man nicht zu oft leſen kann, weil man es nie aus den Händen legt, ohne weiſer und beſſer dadurch geworden zu ſeyn. Ich, meines Orts, geſtehe Ihnen, daß

(*) Ich finde im 19 B. der Allgem. deutſch. Bibliothek S. 263. in einer Recenſion, welche für ein Modell von Perſiflage, wie es izt in Recenſionen Mode iſt, gelten kann, etwas von Süßlingen der neuen Schäfertugend geſchwazt, denen der Name Xenophon ſo ſüß klingen ſoll. Ich weiß zwar eben ſo wenig, wer dieſe Süßlinge ſeyn ſollen, als ich begreife, daß es wohlgethan ſey, den großen Haufen der Leſer durch ſolche ſchielende Urtheile in Ungewißheit und Verwirrung zu ſetzen. Aber natürlicher Weiſe beſitze ich Eigenliebe genug, zu glauben, daß mich niemand unter die Süßlinge der neuen Schäfertugend zählen werde, weil ich den Xenophon von meiner Jugend an gerne geleſen habe, und bey jeder Gelegenheit wünſche, daß er eines von den Handbüchern der jungen Leute, und beſonders der jungen Schriftſteller, unter uns ſeyn möchte.

ich es noch besonders liebe, weil ich ihm die Genesung meiner Seele von der gutartigen (*) aber gefahrvollen Schwärmerey meines zwey und zwanzigsten Jahres zu danken habe. Aber diese Anekdote erzähle ich Ihnen vielleicht ein andermal.

Sie erinnern sich also wohl, aus der Cyropädie, der jungen Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Hochachtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten? Cyrus hatte mit dem überwundnen Könige von Armenien, dem Vater des Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und Kinder zu geben gedächte. Darauf wendte er sich an den Tigranes; und wie viel würdest du geben, um deine Gemahlin wieder zu bekommen? „(Man muß aber wissen, sagt Xenophon, daß Tigranes erst seit kurzem vermählt war, und seine junge Frau aufs zärtlichste liebte.) Ich, sagte der Prinz, ich würde sie mit meiner Seele loskaufen, eh ich zugeben wollte, daß ein so treffliches

(*) So gutartig nemlich als Schwärmerey seyn kann; denn unter andern hatte sie den Fehler, daß sie mich unduldsam machte; und dies ist doch wohl kein gutartiges Symptom dieser Seelenkrankheit.

liches Geschöpf dienen sollte. Cyrus fand, daß das Recht eines solchen Liebhabers besser sey als das Recht des Ueberwinders, und gab sie ihm auf eine sehr edle Art wieder. Er that noch mehr; er machte den Armenier aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freunde; schloß einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeltlich auf freyen Fuß, und beschloß die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmal.

An alle diese Umstände mußt' ich Sie erinnern, um das was folget verständlich zu machen. Denn nun kommen wir zur Sache. Wie die Armenier mit ihren Weibern nach Hause fuhren (sagt Xenophon) so machte Cyrus unterwegs den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der eine erhob seinen Verstand, der andre seine Tapferkeit, der dritte seine Leutseligkeit, und noch jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Figur. Hier wandte sich Tigranes an seine junge Frau; „sage mir, meine Liebe, ist dir Cyrus auch „so schön vorgekommen?„ — Wahrhaftig, antwortete sie, ich hab' ihn nicht angesehen. — „Und wen sahest du denn an? — „Wen anders hätte ich ansehen können, als den, welcher sagte, daß er seine Seele geben würde, um mich von der Dienstbarkeit loszukauffen,„ erwiederte die junge Frau.

Nun ſage ich, vorausgeſetzt, daß es keine Grimaſſe ſondern Empfindung war, was ſie da ſagte: dieſe junge Frau war eine ſchöne Seele.

In eben dieſer Stelle der Cyropädie werden Sie eines Weiſen Erwähnung gethan finden, der ehemals die Stelle eines Hofmeiſters bey dem Prinzen von Armenien vertreten hatte. Cyrus, der ihn vermißte, fragte den Tigranes nach ihm. „Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten laſſen? —„ antwortete der Prinz. Was hatte er denn Uebels gethan, ſagte Cyrus. „Mein Vater beſchuldigte ihn, daß er mich verführe. Und gleichwohl, mein beſter Cyrus, war es ein ſo guter, ſo rechtſchaffener Mann, daß er mich noch unmittelbar vor ſeinem Tode zu ſich bitten ließ, um mich zu beſchwören, daß ich meinen Vater ſeine Hinrichtung verzeihen ſollte.„ Er thut es nicht aus böſem Herzen, ſondern weil er nicht weiß was er thut, ſagte er. Was aber die Menſchen aus Unwiſſenheit ſündigen, das nehme ich ihnen ſo auf, als ob ſie es wider ihren Willen thäten. —„ Wie ſchade für einen ſolchen Mann! rief Cyrus.

Dieſer Mann, mein lieber ***, hatte, was ich eine ſchöne und zugleich eine groſſe Seele nenne.

Noch ein Beyſpiel aus meinem Liebling Xenophon! Sie kennen ſeine Panthea, die reitzende und tugendhafte Gemahlin des Königs von Suſiane, Abradates. Es iſt augenſcheinlich, daß Xenophons Abſicht war, in dieſer Panthea das Ideal einer an Leib und Seele ſchönen Frau zu ſchildern; wenigſtens geſteh ich Ihnen, daß mein Kopf und mein Herz mit zuſammengeſetzten Kräften ſich kein vollkommeneres Weib denken können. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Aſſyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab ſie dem Araſpes, einem jungen Officier den er liebte, zur Bewahrung und Aufſicht, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Gutes das er ihm anvertraute vorgeſtellt hatte. Sie wurde nach einem feſten Schloſſe gebracht, und Araſpes leiſtete ihr da Geſellſchaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas menſchliches. Er wurde in die ſchöne Panthea verliebt, und es kam endlich ſo weit mit ihm, daß er ſich gezwungen fand (ſagt Xenophon) ſie um etwas anzuſprechen, das ihm die ſchöne Panthea, weil ſie ihren abweſenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abſchlagen mußte. Gleichwohl wollte ſie beym Cyrus noch keine Klage deswegen führen, weil ſie den jungen Mann nicht in Gefahr ſetzen wollte, einen Freund zu verliehren. Aber da der Unglückliche, ſelbſt von ſeiner Leidenſchaft überwältiget, anfieng mit Gewalt zu

drohen,

drohen, ſäumte ſie ſich nicht dem Cyrus wiſſen zu laſſen, was für einem unzuverläßigen Hüter er ſie anvertraut habe. Cyrus berief ſogleich den Araſpes zu ſich, und fand ein Mittel ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Dieſe Prinzeßin benachrichtigte inzwiſchen ihren Gemahl von allen Verbindlichkeiten, die er in Rückſicht ihrer dem edelmüthigen Cyrus ſchuldig war, und rieth ihm ſich je bälder je lieber von der aſſyriſchen Parthey loßzumachen, und der Freund eines Fürſten zu werden, der durch ſeine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte, als durch ſeine Waffen. Abradates folgte dem Rathe ſeiner Gemahlin; und die ſchöne Panthea, indem ſie ihren Geliebten wieder umarmte, genoß das Vergnügen, die Stifterin einer ſchönen Freundſchaft zu ſeyn, und dem Cyrus ſein großmüthiges Betragen gegen ſie auf eine edle Art vergolten zu haben. Bald darnach kam es zwiſchen dieſem Prinzen und dem König Crösus zu einer entſcheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Abradates in Geheim eine ſchöne goldne Waffenrüſtung verfertigen laſſen; und nun da er ſich zum Treffen anſchickte, überraſchte ſie ihn damit unverhoft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erſtaunen darüber, daß ſie ſich ohne Bedenken hatte entſchlieſſen können, ihre koſtbarſten Sachen aufzuopfern, um ſie in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern von-

nöthen

nöthen als dich, erwiederte ihm Panthea; und womit ſollt' ich mehr prangen, als wenn dich jedermann mit meinen Augen anſieht?„ Indem ſie dies ſagte, legte ſie ihm die ſchönen Waffen an; aber, wiewohl ſie es zu verbergen ſuchte, ſchlichen ſich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an ſich ſelbſt einer der ſchönſten Männer war, ſah nun in dieſer prächtigen Rüſtung ſo reitzend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. Er hatte ſchon die Zügel in den Händen, und war im Begriff ſeinen Streitwagen zu beſteigen, als Panthea allen Anweſenden ſich zu entfernen winkte, und mit dieſen Worten, die der edelſten Spartanerin würdig waren, Abſchied von ihm nahm: „Abradates, ſprach ſie, wenn jemals ein Weib ihren Mann werther als ihre eigene Seele hielt, ſo weißt du, ob ich eine von dieſen Weibern bin! Wozu ſollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen beſſer davon überzeugt zu haben, als durch alles, was ich jetzt ſagen könnte, geſchehen würde. Aber, wiewohl ich ſo für dich geſinnt bin wie du weißt, ſo ſchwör' ich doch bey deiner und meiner Liebe; daß ich lieber neben dir, als einem tapfern Manne, von gemeinſchaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämeſt, ehrlos mit einem ehrloſen leben wollte. So denk ich, und ſo muß ich denken, wenn ich dich und mich den Beſten unter den Sterblichen gleich ſchätze. Ueber-

dies,

dies, welchen Dank sind wir nicht dem Cyrus schuldig, der, da mich das Kriegsglück zu seiner Sclavin machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde, und mich dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte? Können wir zuviel für den großmüthigen Mann thun, der soviel für uns gethan hat?„

Wer müßte der gewesen seyn, den eine solche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr schied, um sie vielleicht nie wieder zu sehen — nicht begeistert hätte? Mit Bewundrung und Entzücken legte Abradates seine Hand auf ihr Haupt, sah gen Himmel auf, und betete: „Laß mich, o großer Oromasdes, laß mich durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieser Panthea, und der Freund eines Cyrus zu seyn!„ Mit dem lezten Wort entriß er sich ihren Armen, stieg den Wagen hinauf, und die Thüre ward hinter ihm zugeschlossen. Panthea, da sie ihn selbst nun nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen so lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, sie bat, gutes Muthes zu seyn, und sich zu entfernen. Xenophon mahlt seine Bilder selten oder niemals aus, wie sie wissen. Es sind nur leichte Umrisse. Aber, o! wie viel mehr sind diese Umrisse werth als die Gemählde von tausend andern, und wie groß ist nicht oft die Würkung eines einzigen Zugs! In der That (sagt er) machte Abradates und sein Wagen einen

schö-

ſchönen Anblick; aber niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war.

Abradates überlebte die Schlacht nicht; aber ſein Muth hatte ſie gewinnen helfen, und er ſtarb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieſes Sieges war, beſchäftigte den Sieger ſo ſehr, daß ein paar Tage hingiengen, eh er ſich des unglücklichen Prinzen erinnerte. Wo iſt Abradates, fragte Cyrus endlich. Man ſagte ihm, daß er in der Schlacht umgekommen ſey; und ſeine Gemahlin (ſezte einer von den Bedienten hinzu) hat ſeinen Leichnam aufgeſucht, und auf ihrem eigenen Wagen mit ſich hieher irgendwo an den Fluß Paktolus gebracht; und während daß ihre Bedienten und Verſchnittne ſein Grab graben, ſizt ſie auf der Erde, ſein Haupt auf ihren Knien haltend, nachdem ſie allen ihren Schmuck abgeriſſen, um ihn damit zu ſchmücken.

Cyrus eilt an den Ort dieſes traurigen Schauſpiels; aber wie er die ſchöne Unglückliche, den Leichnam in ihrem Schoos liegend, auf der Erde ſitzen ſieht, bricht ihm ſein männliches Herz; ſeine Thränen fallen auf den Leichnam herab. — Du edle und getreue Seele, ruft er, ſo biſt du gegangen, und uns haſt du zurückgelaſſen! — Er will ihn mit dieſen Worten bey der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der ſeinigen; denn ſie war mit einem Egyptiſchen Säbel abgehauen worden. Dieſer Umſtand vermehrte den Schmerz des Cyrus;

die

die Unglückliche schrie laut, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küßte sie, und fügte sie wieder an, so gut sie konnte. — „So ist alles übrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich; ich weiß, daß ihm alles dies um meinet willen wiederfuhr! — Ich Thörin war es, die ihn anreizte, alles zu wagen, um sich als deinen Freund zu beweisen, und deine Hochachtung zu verdienen. Und o! ich bin gewiß, er dachte nicht an das, was ihm begegnen könnte, sondern bloß, was er thun wollte, um sich dir angenehm zu machen! — Und so gab er, ohne es zu bereuen, sein Leben hin — und ich, ich sitze hier neben ihm und athme!

Cyrus antwortete ihr eine Zeitlang nur mit Thränen. Endlich, da er wieder Worte fand, bemühte er sich, sie durch die einzigen Vorstellungen, die ihre Seele in einem solchen Zustand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausschmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Bestattung herbeyzuschaffen befohlen hatte. Und denke nicht, sagte er, daß du nun verlassen seyest. Ich ehre deine Keuschheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, dir Beweise davon zu geben; und überdies will ich dich einem von den Meinigen empfehlen, der dich begleiten soll, wohin du selbst verlangst. Sage nur, zu wem du gebracht werden willst?

Sey

Sey ruhig, Cyrus, verſetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.

Cyrus mußte ſie verlaſſen. Er gieng (ſagt Xenophon) und ihn jammerte des Weibes, die einen ſolchen Mann verlohren hatte; und des Mannes, der eine ſo vortrefliche Frau ſein eigen genannt hatte, und nun nicht mehr ſehen konnte. Aber Panthea befahl den Verſchnittenen ſich zu entfernen; bis ich mich recht ſatt über ihn geweint habe, ſprach ſie. Ihre Pflegmutter bat ſie zu bleiben. Wenn ich tod bin, ſagte Panthea zu ihr, ſo hülle ihn und mich in das nehmliche Tuch. Die Unglückliche fiel ihrer Königin zu Füſſen, flehte ihr, keinen ſolchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte ſich die Bruſt mit einem Dolche, den ſie ſchon lange zu dieſem Gebrauch bey ſich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz, und ſtarb.

Haben Sie wohl acht gegeben, mein lieber ***? Ich erſuche Sie darum, leſen Sie dieſe Geſchichte noch einmal, und wenn Sie Griechiſch können, leſen Sie ſolche im Original; denn Xenophon iſt unüberſetzlich; er ſagt immer mit drey Worten, was ich auf teutſch mit dreymal ſoviel ſagen müßte. Betrachten Sie dieſe Panthea recht genau, Zug vor Zug, und dann laſſen Sie Sich ſagen: dieſe Panthea nenn' ich eine ſchöne Seele. — Wenn Sie es nicht auch ſo fühlen, ſo kann ich nichts dazu; und wenn Ihre Moral Sie daran verhindern ſollte, — deſto ſchlimmer für Ihre Moral!

V.

Raisonnirendes Verzeichniß neuer Bücher aus allen Wissenschaften (*).

I.

Theologie.

1) Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Erstes Stück. Hamburg, gedruckt, verlegt von Reuß. 1773. 11½ Bogen in 8.

Es ist dieses Stück gegen die von vernünftig denkenden Theologen wohlaufgenommene Schrift des Hrn. Probsts Spalding, von der Nutzbarkeit des Predigtamts, gerichtet. Da der Verfasser mit Anstand und Mäßigung schreibt, und in der That Zweifel vorträgt, die von den Lesern der Spaldingischen Abhandlung erwogen zu werden verdienen, so gedenken wir einer Prüfung und empfehlen sie mit gutem Vorbedacht. Aber ferne sey es, daß wir allen darinn geäusserten Behauptungen beypträten.

2) Ueber

(*) Jedem Bande des teutschen Merkurs will man in Zukunft ein solches Verzeichniß beyfügen. Weder kritische Wälder, noch magere Inhaltsanzeigen, sondern raisonnirendes Verzeichniß soll es seyn; nicht um der Gelehrten, sondern um der Dilettanten willen: wiewohl jene in den Fächern, wo auch sie nur Dilettanten sind, vielleicht ihre Rechnung finden werden. Man hofft,

2) **Ueber die beſte Art, die göttlichen Schriften zu ſtudieren; in Rückſicht auf die gegenwärtige Lage des Chriſtenthums. Von dem Verfaſſer der Geſchichte Jeſu. Zürich, bey Orell, Geßner und Compagnie. 1774. 6 Bogen in 8.**

Dank und Ruhm dem rechtſchaffenen Heß, ſeinem Lehrer Breitinger, und ihrer ganzen aſcetiſchen Geſellſchaft! An der Geſchichte Jeſu, die ſchon ſo viel Nutzen und Erbauung geſtiftet, hat man ein herrliches Muſter, wie die Offenbarungen Gottes zu ſtudieren ſind; nun ſchenkt uns ihr Verfaſſer auch die davon abgezogenen Regeln in einem warmen und gefälligen Ton. Möchte ſie doch jeder Prieſter und Laye leſen, und nach ihrer ganzen Abſicht und Nutzbarkeit brauchen! Es wird keinem, wenn er nur Eifer und Wißbegierde beſizt, ſchwer werden, den hier praktiſch vorgezeichneten Weg zu finden und zu wandeln.

beſſt, jährlich etwas Vollſtändiges liefern zu können; doch wird man Bücher, die weder kalt noch warm, d. i. mittelmäßig ſind, hier vergebens ſuchen. Was gut und vortreflich iſt, ſoll empfohlen, und was ſchlecht und elend, zur Warnung des Publikums ausgeziſcht werden. Die Wiſſenſchaften, die diesmal leer ausgehen, ſind ſchon für die Zukunft beſorgt. Der Herausgeber des Merkurs hat dieſen Artikel einigen Gelehrten überlaſſen, auf welche er ein deſto gegründeteres Vertrauen ſezt, da ſie ſich im Beſiz einer wohlerworbenen Achtung des Publikums befinden. Indeſſen kann er doch blos diejenige Urtheile, die mit W. unterzeichnet ſind, auf ſeine eigne Verantwortung nehmen.

3. Fortgesezte Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, an Se Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig und Lüneburg. Zweytes Stück. 8 Bogen in 8.

Daß diese Fortsetzung erschienen, daß sie eben so geistreich und körnigt abgefaßt ist, als das Hauptwerk und die erste Fortsetzung — weiter brauchen wir unsern Lesern, die dies vielleicht noch nicht wissen, nichts zu sagen; weil sie nunmehr gewiß nicht unterlassen werden, die Schrift selbst ganz durchzudenken, und in ihre Seelen hinein zu verarbeiten. Nur noch dies, daß der verehrungswürdige Jerusalem hier den Zustand der Vernunft und der Religion der ersten Menschen nach der mosaischen Geschichte, von dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts an, bis auf die Sündfluth, schildert; und daß er vorzüglich dahin bedacht ist, die Wahrheit dieser Geschichte gegen alles, was deren Glaubwürdigkeit verdächtig machen kann, zu befestigen.

4. Sammlung einiger Predigten, welche in Lübeck gehalten worden sind, von D. Johann Andreas Cramer. Lübeck, bey Donatius. 1773. 718 Seiten in 8.

Wer etwan noch nicht müde ist, nach so vielen Crameriſchen Predigten noch mehrere zu lesen, der sättige sich vollends an diesem neuen Bande, in welchem 25 interessante Materien abgehandelt sind.

5. Beweis, daß die Bahrdtische Verteutschung des neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsetzliche

che und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes ſey, aus dem Augenſcheine geführt von Johann Melchior Götze, Hauptpaſtor zu St. Catharinen in Hamburg. Hamburg, gedruckt und verlegt von Harmſen. 1773. 148 Seiten in 8.

Wenn Bonzenſett, nach der Meynung des weiſen Daniſchmende, zu nichts in der Welt gut iſt, wozu ſollte wohl Bonzengift gut ſeyn? W.

6) Predigten zur Befeſtigung im Glauben und heiligen Wandel, über verſchiedene Texte, von D. Georg Friedrich Seiler, Hochfürſtl. Brandenb. Anſp. Bayreuth. geh. Kirchenrath ꝛc. Zwote Samml. Bayreuth, bey Lübeck. 1773. 331 Seiten in 8.

Populär und erwecklich, ſo wie alle Seilerſche Erbauungsſchriften! Weder den Engländern noch Franzoſen nachäffend, gehet der edle Teutſche ſeinen eignen Gang. Der Predigten ſind zehn.

7) Troſtgründe der Vernunft und Religion bey den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens. Erſter Theil. Leipzig, bey Hilſcher. 1773. 1 Alphab. in 8.

Alle Troſtgründe, welche die Philoſophen von jeher für Leidende erſonnen haben, ſind ſtark, angenehm, lebhaft und blumicht vorgetragen, und deswegen iſt das Buch ſehr zu empfehlen, zumal wenn noch der zweyte Theil, der die Troſtgründe der geoffenbarten Religion enthalten ſoll, wird darzu gekommen ſeyn.

II.

Rechtsgelehrsamkeit.

1) D. Nicol. Hieron. Gundlings, ehemahl. kön. preuſſ. geh. Raths ꝛc. rechtliche Ausarbeitungen, beſtehend in *Conſiliis*, *Reſponſis* und *Deductionibus*, über 450 merkwürdige Fälle, aus allen Theilen der Rechtsgelehrſamkeit ꝛc. Zweyter Theil. Mit einem Vorbericht von Chriſtoph Weidlich ꝛc. Halle und Leipzig, bey T. G. Faber. 1773. gr. 4.

Gutes und Mittelmäſiges durch einander, wie im erſten Theil! Hrn. Weidlich muß es nur um das Ausfüllen zweener hübſcher dicker Bände zu thun geweſen ſeyn; ſonſt würde er manches unbeträchtliche Reſponſum in die Plunderkammer geworfen und alles würklich Erhebliche und Brauchbare in einem mäßigen Bande geliefert haben.

2) Christiani Thomasii — *Diſſertationum academicarum varii in primis iuridici argumenti. Tomus I.* Halae, Sumtibus — Gebaueri. 1773. 1080 Seiten in gr. 4.

Zu wundern iſt es, daß man ſo ſpät auf den Einfall gekommen iſt, wenigſtens ihn ſo ſpät ausgeführet hat, die kleinern akademiſchen Schriften des unſterblichen Thomaſius, dieſes Reformators der teutſchen Vernunft, in eine Samlung zu bringen. Um ſo mehr Dank iſt man dem Hrn. Hofrath Uhl zu Frankfurt an der Oder und der Gebauerſchen Buchhandlung ſchuldig, daß ſie endlich dies mit vereinten Kräften bewerkſtelliget haben. In

dieſem

dieſem erſten Bande ſtehen 30 Abhandlungen, in welchen Thomaſius viele ſtrittige Rechtspunkte durch Hülfe ſeiner geſunden Philoſophie und Kritick aufgeheitert hat.

3) **Teutſches geiſtliches Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht. von Johann Chriſtian Majer, beyder Rechte Doktor und der Weltweisheit öffentlichem Lehrer zu Jena. Lemgo, in der Meyerſchen Buchhandlung, 1773. Zwey Theile, der erſte von 381, der andere von 360 Seiten in 8.**

Gern beſpräch ich mich mit den Leſern des Merkurs umſtändlich über dieſes Buch, das ſeines gleichen nicht hat, wenn hier der Ort darzu wäre: aber ſo muß ich ihnen nur kurz ſagen, was ich bey dem Leſen deſſelben überhaupt wahrgenommen habe. Verſchiedene nicht beſtimmt genug vorgetragene Sätze ausgenommen, iſt es ſehr wohl ausgearbeitet; die Sachen ſind aus den Quellen, aus unſern geiſtlichen Reichsgrundgeſetzen ſelbſt geſchöpft, und, was das Vorzüglichſte, gröſtentheils mit ihren eigenen Worten ausgedruckt; alles iſt gut geordnet und ſo eingerichtet, daß man ſich, auch ohne weitere Anleitung, ohne die Folianten und Quartanten der Kommentatoren, deutliche und richtige Begriffe von den Religionsbefugniſſen oder von den wechſelſeitigen Rechten und Verbindlichkeiten der verſchiedenen Religionsverwandten unſers Vaterlandes erwerben kann. Mit einem Worte, keiner unſrer Publiciſten und Gelehrten, der nicht durch das Leſen dummdreiſtſchwatzender Gloſſatoren bethört iſt, muß das Buch ungeleſen laſſen; es iſt würklich das erſte in dieſem Fache, das mit treuer Anhänglichkeit an die Geſetze und doch zugleich mit philoſophiſchem Geiſt und in einer kraftvollen Sprache geſchrieben worden.

III.

Arzneywissenschaft.

1) Johann Friedrich Zückert, der Arzneygelahrheit Doktor, der Römischkayſ. Akademie der Naturforscher, und der Churmaynz. Akad. nützlicher Wissenschaften Mitglied, von den wahren Mitteln, die Entvölkerung eines Landes in epidemischen Zeiten zu verhüten. Berlin, bey A. Mylius, 1773. 5 ½ Bogen in 8.

Anlaß zu dieſer Schrift gab die im Jahr 1772 von der mediciniſchen Fakultät zu Paris den Gelehrten vorgelegte Frage: Kann man die Entſtehung epidemiſcher Krankheiten vorher ſehen, und wie beuget man denſelben vor, oder wie hemmt man ihren Fortgang? Hrn. Zückerts Antwort, die wohl einen anſehnlichen Preiß verdiente, finden wir ſehr genugthuend. Aber, was werden ſeine patriotiſchen Vorſchläge helfen, wenn nicht Fürſten oder ihre Räthe ſie leſen und in Ausübung bringen? Dieſe ſollten, dieſe könnten ſie wohl des Durchleſens würdigen, zumahl da Hr. Zückert, ſo wie der populäre Unzer, flieſſend, deutlich und einnehmend ſchreibt. Aerzte und andre Gelehrte werden die Schrift gerne leſen: aber dadurch wird die löbliche Abſicht des Verfaſſers keinesweges erfüllt werden; ihre Arme ſind zu kurz darzu.

2) Podokus Ehrhart, der Arzneygel. Doktors, der R. Kaiſ. Akad. der Naturf. Phyſikus, Sammlung von Beobachtungen zur Geburtshülfe.

Frank-

Frankfurt und Leipzig, in der Fleiſcheriſchen Buchhandlung, 1773. 286 Seiten in 8.

Dieſes Büchelchen iſt den Geburtshelfern und Hebammen um ſo mehr zu empfehlen, da es vierzig eigene merkwürdige Erfahrungen des Verfaſſers von allen Arten ſchwerer Geburten und deren Erleichterungsmethoden enthält. Die Landsleute des Hrn. Doktors müſſen noch dick von Vorurtheilen umnebelt ſeyn, weil er ihnen erſt in der Vorrede beweiſen muß, es ſey nicht wider die Würde des Arztes, die Geburtshülfe auszuüben.

3) Beyträge zur praktiſchen Arzneywiſſenſchaft bey dem Krankenbette gemacht und entworfen von Johann Emanuel Rothart, der ausübenden Arzneygelahrheit Doktor, und der R. Kaiſerl. Akad. der Naturforſcher Mitgliede. Gotha, bey Ettinger, 1773. 7 Bogen in 8.

Auſſer der fünften Beobachtung einer doppelt unrichtigen Geburt finden wir eben keinen beſonders merkwürdigen Fall: aber doch müſſen wir geſtehen, daß der Verfaſſer bey ſeinen Erfahrungen methodiſch, und, wie es ſcheint, mit vieler Ehrlichkeit zu Werke gegangen iſt, und in dieſer Rückſicht ſind ſie den Novitzen der Hygica allerdings zu empfehlen.

4) Georgii Flor. Henr. Brüning, *Philoſ. et Med. Doct., Com. Palat. Caeſ. Ser. Princ. Regn. Hohenl. Wald. et Schill.*

Conſ. Aul. et Archiater etc. Tractatus de ictero ſpaſmodico infantum Eſſendiae, anno 1772 epidemico; acceſſit icteri periodici lethalis hiſtoria. Veſaliae et Lipſiae 1773. 403 Seiten in 8.

Herr Brüning zu Eſſen tritt ſelten als Schriftſteller auf: erſcheint er aber als ſolcher, dann geſchieht es mit vieler Würde, mit nicht gemeiner Vorſicht, mit zuverläſſigen Vortheil für ſeine arzneykundige Mitbrüder. Eben der unterrichtende Ton, der in ſeiner Beſchreibung einer Epidemie, die vor einigen Jahren zu Eſſen gewütet, ſo ſehr gefallen hat, herrſcht auch in dieſem neuen Werk. Die Vorrede iſt an den berühmten Hrn. D. Hannes zu Weſel gerichtet und enthält Hrn. Brünings Gedanken über das Einimpfen der Blattern. Er dringt hauptſächlich darauf, daß man nicht ſo unvorſichtig, wie gewöhnlich, damit umgehe, und empfiehlt beſonders eine bedächtliche Auswahl der Pockenmaterie. Das Buch ſelbſt liefert eine recht gründlich ausgearbeitete Beſchreibung der epidemiſchen krampfigten Gelbſucht, die im Jahr 1772 ſo viele Kinder zu Eſſen aufgerieben hat, nebſt ihrer Kurart. Dieſe Gelbſucht hatte gemeiniglich Keichhuſten und Bauchgrimmen, oft auch Gichten zu Gefährten. Hr. B. breitet ſich aber auch über alle andre Gattungen der Gelbſucht aus, ſo daß man ſein Buch als eine vollſtändige Abhandlung über dieſe Krankheit anſehen kann. Die angehängte Krankengeſchichte iſt äuſſerſt merkwürdig und voll von heilſamen Lehren für minder erfahrne Aerzte.

5) **Georg Wilhelm Stein**, der Arzneygelahrheit Doktors und Hochf. Heßiſchen Hofmed: ꝛc. **Kurze Beſchreibung einer Bruſt- oder Milchpumpe,**

pumpe, samt der Anweisung zu deren vortheilhaften Gebrauch bey Schwangern und Kindbetterinnen. Cassel, bey Heinrich Schmiedt, 1773. 20 Seiten in 4. nebst einer Kupfertafel.

Wieder eine Erfindung, die mehr werth ist, als hundert Finanzprojekte! Frauen, die zum erstenmahl gebähren, können durch dieses von Hrn. Stein erfundene und von Hrn. Stegmann verfertigte Werkzeug, die Brustwarzen verlängern und die Milchgänge eröfnen, wenn sie es acht bis vierzehn Tage vor ihrer Niederkunft anlegen. Bey Personen, die schon gebohren haben, wird die Pumpe erst nach der Niederkunft angelegt, und die unreine Milch so lange herausgezogen, bis sie ganz weiß und einförmiger scheint. Hr. St. läßt auch daher kein Kind eher, als am sechsten oder achten Tag nach der Entbindung anlegen. Verschiedene Uebel können durch diese Maschine vermieden oder gehoben, ja manche Kindbetterin vom Tod errettet werden. Sie kann auch statt der gemeinen Schröpfköpfe gebraucht und in ein Klystier verwandelt werden. Der Kasselsche Mechaniker, Hr. Breithaupt, hat sie auch zu einem Rauchtabaksclystier eingerichtet. Dieser Hr. Breithaupt verkauft dieses Werkzeug um einen leidlichen Preiß, und es ist sehr zu wünschen, daß es allgemein bekannt werden möge. In der angezeigten Schrift ist es genau beschrieben, in Kupfer gestochen, und der mannigfaltige Gebrauch deutlich angegeben.

IV.

Historische Wissenschaften.

1) Heinr. Matth. Aug. Cramers, Adjunctus des Ministerii zu Quedlinburg, Nachrichten zur Geschichte der Herculanischen Entdeckungen. Mit einer Vorrede begleitet von Joh. Jac. Rambach, Rektor des Fürstl. Gymnasii zu Quedlinburg. Halle, bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jacob Gebauer, 1773. 207 Seiten in groß 8.

Man hat schon ein ähnliches Werk im Französischen von einem gewissen Hrn. Seigneux de Correvon: allein, die Arbeit des Hrn. Cramers ist mit mehr Ordnung und Genauigkeit abgefaßt. Er hat noch andere Schriften, als der Franzose, und dessen seine selbst benuzt, und aus allen die Quintessenz gezogen. Ermüdende Weitschweifigkeit und trockne Kürze sind fast durchgehends glücklich vermieden. Nur schade, daß Hr. C. nicht das große königl. Werk Pitture d'Ercolano, dessen Inhalt er jedoch aus gelehrten Tagebüchern liefert, selbst hat einsehen und benutzen können!

2) Merkwürdigkeiten der Mordvanen, Kosaken, Kalmucken, Kirgisen, Baschkiren ꝛc. Nebst andern dahin gehörigen Nachrichten und Kupfern. Ein Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt und Leipzig, 1773. 300 Seiten in kl. 8.

Lesern,

Lesern, die in dem grossen Werke des Pallas nur nach Gewohnheiten und Gebräuchen der auf dem Titel genennten Völker, und nach dem allgemeinen Zustand der von ihnen bewohnten Länder jagen, muß dieser Auszug sehr willkommen seyn. Alles, was für sie unerheblich und langweilig seyn möchte, ist darum übersprungen. Die Kupferstiche stimmen nicht mit der Schönheit des Drucks überein.

3. Johann Georg Schelhorns, des Jüngern, Beyträge zur Erläuterung der Geschichte, besonders der Schwäbischen Gelehrten- und Kirchengeschichte. Zweites Stück. Memmingen, verlegts Jac. Meyer. 1773. 5½ Bogen in 8.

Solche Sammlungen haben immer sehr guten Nutzen, ob sie gleich größtentheils nur die Provinz, deren Geschichte sie berühren oder aufklären, interessiren können. Das Vorzüglichste in diesem Stück sind die Nachrichten von Ulrich Tengler, dem Verfasser des Layenspiegels, und von Memmingischen Schullehrern.

4) Hrn. Missionarii Gerikens merkwürdige Seereise von London nach Ceylon und Cudelur, in den Jahren 1766 und 1767. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1773. 18½ Bogen in 8.

Ist aus den Dänischen Missionsberichten genommen, und auch ganz in dem Hallischen Waisenhausischen Missionston, oder in dem Geiste der Schulzischen Leitungen geschrieben.

5. Ab-

5. *Abbildungen Böhmiſcher und Mähriſcher Gelehrten und Künſtler, nebſt kurzen Nachrichten von ihren Leben und Werken. Erſter Theil.* Prag, bey W. Gerle, Buchhändlern. 1773. 122 Seiten in 8. Ohne die vorläufige Abhandlung von 42 Seiten. Nebſt 32 Bildniſſen.

Die Sauberkeit der Kupferſtiche, die Nettigkeit und Pracht des Drucks, noch mehr aber die gute Ausführung der den Bildniſſen beygefügten Biographien hat uns ungemein ergözt, und war für uns eine überraſchende, frölliche Erſcheinung. Der gelehrte Piariſte zu Prag, Hr. Adaukt Voigt a S. Germano hat ſich am Ende der vorgedachten Abhandlung als Hauptverfaſſer genennt: er giebt aber auch zu verſtehen, daß er Gehülfen habe. Einen davon nennt er, Hrn. F. M. Pelzel, der auch die Zueignungsſchrift des Buchs an die Fr. Gräfin von Noſtiz verfertigt hat. Auch die Namen derer, die ihm Beyträge geliefert haben, verſchweigt er nicht. Die Lebensbeſchreibungen ſind mit gedrungener Kürze, die der Deutlichkeit keinen Eintrag thut, und in einer gröſtentheils reinen, ächt teutſchen Sprache verfaßt. Die berühmteſten Gelehrten, von denen hier Nachricht ertheilt wird, ſind: Balbinus, Comenius, Coſmas, Hayeck von Liboczan, Pontanus. Auch Johann Huß und ſein Vertrauter, Hieronymus von Prag, erſcheinen hier; mit nachahmungswürdiger Mäßigung ſprechen unſre Verfaſſer von dieſen beyden Männern: übrigens freylich nach ihrem Lehrbegriff und nach ihren Theologen und Geſchichtſchreibern. Die Vorrede oder vielmehr Abhandlung des Hrn. P. Voigt von der Aufnahme, dem Fortgang und den Schickſaalen der Wiſſenſchaften und Künſte in Böhmen, erſchöpft zwar dieſen Gegenſtand nicht, bleibt aber

aber immer ein betrachtungswürdiger Abriß. Nur iſt er für ſeine Landsleute bisweilen zu ſehr eingenommen, und erhebt ſie zu hoch; welcher Enthuſiasmus auch in den Lebensbeſchreibungen hier und da durchſcheinet. Wenn er z. B. von der Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in Europa redet, ſo meynt er, ſeine Böhmen hätten hierinn ihren Nachbarn den erſten Schritt bald abgewonnen; das heißt doch wohl nichts anders, als: ſie haben es ihren Nachbarn zuvorgethan? welches ja wieder alle Geſchichte iſt. Ueber die heutige Vernachläßigung der böhmiſchen Sprache geräth unſer guter Piariſte in ſehr lebhaften Eifer, den wir ihm zu gute halten, ſo ſehr er auch die Teutſchen und diejenigen von ſeinen Landsleuten, die ſich der teutſchen Sprache befleißigen, zu verachten ſcheint. Was aber S. 35 in der Hitze herausgeſagt wird, iſt, mit Erlaubniß des Hrn. Paters, ein wenig unbeſonnen. Er hat dabey vergeſſen, daß unſre jetzige teutſche Sprache weit reiner und edler, iſt, als zu der Zeit, da die böhmiſchen Herzoge und Edelleute teutſch ſprachen, und daß ſich alſo Hr. Seibt und andre Kenner des Guten und Schönen allerdings ein Verdienſt um ihre Landsleute erwerben, daß ſie ihnen die beſſer gebildete Sprache der Teutſchen und die darinn verfaßten Meiſterſtücke anpreiſen und bekannt machen. Dieſe müſſen die Böhmen ſtudieren, wenn ſie heut zu Tage Sitz und Stimme auf dem Parnaß erlangen wollen. S. 31 verſpricht Hr. Voigt eine umſtändliche Litterargeſchichte von Böhmen und Mähren. Der Ritter Gluck (S. 38) iſt, unſres Wiſſens, kein Böhme, ſondern ein Pfälzer.

6) Die allgemeine Welthiſtorie, durch eine Geſellſchaft von Gelehrten in Teutſchland und Engelland ausgefertiget. In einem vollſtändigen und pragmatiſchen

tiſchen Auszuge mit zureichenden Allegationen. Verfertiget von D. Franz Dominicus Häberlin. Neue Hiſtorie *XII* Band. Halle, bey Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer. 1773. 788 Seiten in gr. 8.

Nicht beſſer und nicht ſchlechter, als die eilf vorhergehenden Bände! Welch ein Auszug aus der teutſchen Geſchichte! In dieſem zwölften Band ſind nur zehn Jahre beſchrieben, 1536 bis 1546. Wie viele Quartanten wird Hr. H. dann erſt ſchmieden, wenn er das größere Werk, aus dem dies der Auszug ſeyn ſoll, liefern wird? Ihm und dem Verleger muß dies endlich ſelbſt zu langwierig ſcheinen; denn der Reſt der teutſchen Geſchichte, von 1546 bis auf unſre Tage, ſoll in einem beſondern Werk folgen, unter dem Titel: **Neueſte teutſche Reichsgeſchichte.** Wie weit zuträglicher für das Publikum würde es geweſen ſeyn, und wie viel größern Dank würde Hr. Häberlin erlangt haben, wenn er erſt das groſſe Werk ausgearbeitet, und dann die Verfertigung eines Auszugs von 5 oder 6 Oktav Bändchen einem der teutſchen Sprache mächtigern und mit mehr Urtheilskraft begabten Gelehrten überlaſſen hätte!

V.

Dichtkunſt und Schöne-Litteratur.

1) Daniel Schieblers, Doktors der Rechte, und des Hamburg: Domcapitels Kanonici, auserleſene Gedichte, herausgegeben von Johann Joachim Eſchenburg, Profeſſor

zu Braunſchweig. Hamburg, bey Bode, 1773. 17 Bogen, und 3 Bogen Vorrede.

Was eine Antitheſe für Mißverſtändniß erzeugen könne, beweiſt aufs neue eine Stelle im vorjährigen Merkur (Band II. S. 154.) welche Hr. Eſchenburg in ſeiner Vorrede beſtritten hat. So viel erhellt nun, daß Hr. Schiebler ſein gutes Auskommen gehabt habe, und daß der Einfluß der äuſſerlichen Umſtände auf die Ausbildung eines Genies, auf welche der Verfaſſer jenes Aufſatzes angeſpielt, eine eben ſo controverſe Materie ſey, als der Einfluß des Klimas. Dem ſey, wie ihm wolle, Hr. Eſchenburg hat uns in ſeiner ausführlichen Charakteriſtik von Schieblers Genie triftigere Urſachen angeführt, warum ſein Freund keine höhere Stufe des Parnaßes beſteigen können, und es mit großer Offenherzigkeit geſtanden, welche Stufen er mit keinem ſonderlichen Erfolg betreten. Wir überlaſſen es andern Kunſtrichtern zu beſtimmen, wie hoch oder wie tief die Romanze, und folglich auch Schiebler zu ordnen ſey; und danken übrigens Hrn. Eſchenburg für die gewiſſenhafte Ausſcheidung der poetiſchen Erbſchaft.

2) Romanzen. 1773. 4½ Bogen in 8.

Die komiſchen Erzählungen ſcheinen den Ungenannten auf den Gedanken gebracht zu haben, mancherley mythologiſche Hiſtörgen zu romanziren. Ich ſage, die komiſchen Erzählungen, und nicht ſein Vorgänger Schiebler; denn ſein Ausdruck iſt humoriſtiſcher als der Schieblerſche, welches man am deutlichſten empfindet, wenn man die Geſchichte Phaetons (S. 56.) lieſt, welche beyde Poeten bearbeitet haben. Eine einzige (No. 4.) ſcheint ihm nicht ganz geglückt zu ſeyn, ungefehr von der

Gattung, wie Löwens Leben und Tod des Harpagon. Die launhafte Poesie kann von diesem Verfasser viel hoffen.

3) Lustspiele von Johann Christian Brandes. Erster Theil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

In den ersten Zeiten der teutschen Bühne sahen sich Principale und Schauspieler genöthigt, dem allgemeinen Mangel an gesitteten Dramen durch eigne Uebersetzungen und Flickwerke abzuhelfen. So lange sie solche nicht drucken ließen, (und dies thaten sie anfänglich aus Handwerksneid nicht,) konnte es ihrem Gewissen und ihrer Finanzklugheit anheim gestellt bleiben, auf was für Art sie ihr Auditorium einige Abende unterhielten. Nachdem wir aber, wenigstens einige, Dichter erhalten, die als Muster in dieser Gattung angesehen werden können, mußte sich der Schauspieler, so bald er Autor ward, mit ihnen vergleichen lassen. Krüger war der erste, der nicht nur sehbare, sondern auch lesbare Schauspiele gab. Seit seinen Zeiten lobte man Autoren seines Standes schon deshalb, weil sie sich durch höhere Einsichten von ihren Mitbrüdern auszeichneten. Jezt, da die Schauspieler unter uns nicht mehr selten sind, welche die Feder führen, haben solche Schriftsteller ungleich mehr Talente nöthig, um Beyfall zu erhalten. Desto mehr wünschen wir Hrn. Brandes Glück, daß er seine Schauspiele nicht allein so oft gespielt, sondern auch hier aufs neue so niedlich gedruckt sieht. In der That unterscheidet er sich auch von seinen schreibenden Kollegen sehr rühmlich durch Fleiß und Unterwerfung unter die Kritik. Er hütet sich dafür, blos zu naturalisiren. Insgemein stützet sich der Schauspieler, so bald er Autor wird, ganz allein

auf

auf die praktiſchen Einſichten, die Hr. Brandes in der Vorrede ſehr gut erörtert hat, und verhält ſich dann gegen den Dichter von Genie, wie ein Acteur von Talenten gegen einen von Routine. Aber Hr. Brandes hat die Beobachtnug der menſchlichen Sitten, und die Lektüre kritiſcher Schriften damit verbunden. — Dieſer erſte Theil enthält: Den geadelten Kaufmann; Den Graf von Olsbach; Den Hageſtolz.

* * * * *

Zuſatz des H. Der Graf von Olsbach gehört, wenn ich nicht irre, ſelbſt mit ſeinen Mängeln, unter die vorzüglich guten teutſchen Dramen. Die beyden andern ſind im Grunde zwar nur, was die meiſten Molieriſchen Komödien auch ſind, Farcen und Karricatur, eine Art, die ich von jedem verfeinerten Theater verbannt ſehen möchte, wiewohl es dem Hrn. B. in den ſeinigen an wahren komiſchen Meiſterzügen nicht fehlt. Aber ſein neues Drama, Olivia betitelt, welches er bekannt zu machen begriffen iſt, ſcheint mir zu beweiſen, daß er Talent genug hat, in dieſer edlern Art von Schauſpielen ſich nicht gemeine Verdienſte zu erwerben, und daß er alſo wohl thun würde, ſich derſelben ganz zu widmen.

4) Neue Beyträge zum teutſchen Theater. Quedlinburg, bey Reußner, 1774. 1 Alphab. 6 Bogen in 8.

So ein ſtarkes Volumen uns auch der Verfaſſer auf einmal gegeben, ſo thaten wir uns doch die Gewalt, unerachtet des öftern Gähnens, wozu wir genöthiget wurden, alles Buchſtabe für Buchſtabe zu leſen, um uns in unſerm Gewiſſen von allen Vorwürfen frey zu machen, welche die Vorrede den Kunſtrichtern aufrückt. Zudem liegt uns die

Bereicherung des teutschen Theaters so sehr am Herzen, daß auch eine gute Scene, die uns von dem Verfasser einige Hofnung gemacht, für die übrige Langeweile entschädigt hätte. Da wir aber in allen vier Lust- Trauer- und Schauspielen nicht eine halbe Scene gefunden, die mehr als leidlich genannt werden könnte: so bitten wir die Vorsteher grösserer Journale, auf Veranlassung gegenwärtiger Beyträge die nützliche Frage zu erörtern, warum in keinem Fache der Dichtkunst so viel unglückliche Debüts geschehen, als im Dramatischen?

5) **Die Teutschen, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, bey Bode 1773. 16 Bog. in 8.**

Der Verfasser würde sein Stück vielleicht: die seltne Frau (la femme comme il y en a peu) überschrieben haben, wenn das eigentliche Interesse seiner Fabel seine Hauptabsicht gewesen wäre. Er erfand seinen Plan, um ein Gemählde unsrer Nationalsitten zu geben, und die Meisten unsrer Großen zu bestrafen, bey denen noch immer der Ausländer alles gilt, weil er Ausländer ist. In der That hat er keinen Zug des teutschen Nationalcharakters übersehen; sogar der Rheinwein ist angebracht worden. Allein, Ermunterungen zur Liebe des Vaterlandes verleiten leicht zu Aufmunterungen des Nationalhasses; und so ist des Verfassers vornehmste Bemühung dahin gegangen, die Franzosen schwarz zu machen; Betrüger und Ausländer sind ihm (S. 69.) gleichgeltende Worte. Die Oekonomie seines Stücks hat weder Kunst noch Neuheit; die wenigen starken Scenen werden durch die Menge müßiger, die sie umgeben, geschwächt; die Personen sind ohne Noth gehäuft, und die Auflösung (ungerechnet, daß das Kind eine sehr verbrauchte Maschine ist), wird niemand loben können. Indessen verdient es eine Sammlung lebhaf-

ebhafter Dialogen genannt zu werden. Der junge Verfaſſer hat die leidenſchaftliche Sprache ſchon ſehr in der Gewalt, wie die Rolle der Gräfin beweiſt; und ſonſt ſeinen Leßing in Kürze und Energie gut ſtudiert. Nur zuweilen ſchadet der teutſchen Kraft, welche einzelne Reden haben, der allzugroße Ueberfluß der ganzen Scene, ein Ueberfluß, wie ihn Quintilian an jungen Genies gerne ſieht. Zur jugendlichen Ueppigkeit gehört auch die zuweilen allzu bilderreiche Sprache, die wir eben nicht aus unſern kritiſchen Schriften auf die Bühne übergetragen wünſchten.

6) *Etwas, nebſt einem Anhange.* Berlin, in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung. $3\frac{1}{2}$ B. 1773.

Ein ſonderbarer Mann! Er hat ſich Themata geben laſſen, um Lieder zu ſingen, in denen kein R. vorkommt; er nennt Lieder über eine ſchöne Gegend und ein ſchönes Mädchen, Gedankenmord, und hat daher geiſtliche und moraliſche Verſe hinzugefügt; er glaubt, daß der teutſche Dichter oft aus der Noth eine Tugend machen, das heißt, etwas ſchlechtes drucken laſſen müſſe, und macht ſich endlich mit einer originalen Wendung folgendes Kompliment: „dieſe Auswüchſe meiner Muſe können einer gewiſſen gern tändelnden Klaſſe von ſchönen Geiſtern ein warnendes Beyſpiel ſeyn, wie wenig man, bey auch ziemlichen Talenten liefert, wenn man die Tändeley zum Talent macht.„

7) M. Johann Gottlieb Jachmanns Nachleſe zu den vom Herrn Leſſing aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus. Breslau, beym Korn 1774. 4 Bog. in 8.

Dieſe Nachleſe beſteht aus vier größeren Gedichten, drey Epigrammen, und acht lateiniſchen Poeſien. Das ausführlichſte iſt ein Friedens- Lob- und Krieges- Leid- Geſang, in welchen die (allzulange) Beſchreibung von der Harmonie der Himmelskörper den meiſten dichteriſchen Geiſt, und der Schluß über die damaligen (1641) Kriegsunruhen das meiſte Pathos hat. Auch der Federkrieg iſt nicht vergeſſen; denn ſo heißt es S. 14.

Die Feder ſetzen ſie im Geiſt verbittert an,
Die mehr, als tauſend Spieſſ', und Kugeln ſchaden kann.

8. **Der Proceß, ein Scherzgedicht, im Jahr 1740 den 11ten April ſeiner theuerſten Freundinn L. A. V. Gottſched, geb. Kulmus, gemidmet von ihrem getreuen J. C. Gottſched, als ein** Opus poſthumum **der Nachwelt geſchenkt und mit kritiſchen Anmerkungen bereichert. Frankfurt und Leipzig 1774. 4½ Bog. in 8.**

Ich bin ein Geweihter des Merkur, ruft uns der Herausgeber (S. 11.) zu. Aus der Verbindung erhellet, daß er hier nicht den Merkur, dem wir dienen, ſondern den Gott der Handelſchaft meyne. Aus merkantiliſchen Abſichten mag alſo wohl der Herausgeber ein Werkchen haben drucken laſſen, das er um einen dreyfach höhern Preis kaufte, als es ein Würzhändler bezahlt haben würde. Wir zweifeln nicht im geringſten an der Authencität, obgleich Merkur ſonſt auch ein Gott der Diebe heißt; aber dem Gotte der Künſte kann es in keinem Betracht intereſſant ſeyn — Die Zuſchrift des Herausgebers iſt an die Muſen gerichtet, und er behauptet, den Einfall zuerſt gehabt zu haben. Allein

lein ein gewiſſer Koromandel dedicirte bereits ſeinen nebenſtündigen Zeitvertreib „Seiner unſterblich und hochwürdigen Magnificenz dem Hochgebohrnen Herrn von Apollo, ingleichen dem ganzen hochpreislichen Konvent veſtaliſchen Andenkens.„

9) **Verſuch in geiſtlichen Oden und Liedern, 1774. 40 S. in 8. ohne Anzeige, wo ſie gedruckt worden.**

Ungleichartig mit den bisher angezeigten Produkten unſers Parnaſſes, aber deſto verdienſtlicher in ihrer Art! Gute geiſtliche Lieder ſind eine Seltenheit, und noch ſeltener iſt es, einen Mann von dem Stande und den Eigenſchaften des Verfaſſers der gegenwärtigen zu ſehen, der, bey einer ſehr ausgebreiteten Kenntniß der Wiſſenſchaften und Litteratur, Frömmigkeit genug beſitzt, ſeine Muſe auf eine ſo erbauliche Weiſe zu beſchäftigen. Ich verſtehe unter guten geiſtlichen Liedern ſolche, die das Herz mit andächtigen Geſinnungen erfüllen, ohne den Menſchenverſtand zu beleidigen; in denen die Empfindungen des Chriſtenthums immer mit den gereinigten Begriffen und Grundſätzen deſſelben zuſammenſtimmen; die aus einem Herzen gefloſſen ſind, das einem geſunden Kopfe zugehört; die man ſingen kann, ohne bald durch ſchwülſtige und nonſenſicaliſche, bald durch unedle Ausdrücke, falſchen Witz, abgeſchmackte oder gezwungene Wendungen, elende Reime und auffallende Sprachfehler im Genuß einer vernünftigen Andacht, wie ſie dem vernünftigen Gottesdienſte der Chriſten gemäß iſt, geſtört zu werden. Unter dieſer guten Art von geiſtlichen Liedern nehmen ſich die gegenwärtigen dermaßen aus, daß wir nicht umhin können, ſie unſern Leſern aus vollem Herzen anzupreiſen, und zu wünſchen, daß ſie in die zum öffentlichen Gebrauch beſtimmten Sammlungen aufgenommen werden möchten. — Vorzüglich, auch als Poeſie betrachtet,

trachtet, ſcheinen ſich die aus dem L. Racine frey überſezten Todesgedanken, durch ihre mit edler Einfalt verbundne Stärke, auszuzeichnen.

W.

10) **Lebensgeſchichte Tobias Knauts, des Weiſen, ſonſt der Stammler genannt. Aus Familiennachrichten geſammlet. Erſter Band. Leipzig, bey S. L. Cruſius. 1773. 226 Seiten in 8.**

Wenn alles im buchſtäblichen Sinne genommen werden dürfte, was ein Autor in der Vorrede ſagt, ſo wäre die Aehnlichkeit, die dieſes ſonderbare Buch ſogar in einigen beſonderſten Wendungen und Singularitäten mit dem Triſtram Shandy hat, eine bloſſe Würkung der Aehnlichkeit des Genies beyder Verfaſſer. Deſto beſſer für uns, wenn es ſo iſt! Geſezt aber auch, Tobias Knaut wäre ungefehr ſo eine Nachahmung des Triſtrams, wie der weibliche Don Quichotte, oder wie Don Sylvio Nachahmungen des Spaniſchen Don Quichotte ſind; könnte der Verfaſſer nicht mit dem Lobe zufrieden ſeyn, daß ſein Buch Genie, Witz und Menſchenkenntniß genug zeigt, um einen Mann zu verrathen, der Originale ſchreiben kann, und nicht vonnöthen hat, Lorenz Sternens Manier zu copieren, um ſich ein ſonderbares Anſehen zu geben? In der That iſt dies, wenn ich nicht irre, der Fall unſers ungenannten Verfaſſers. Er ſcheint, neben den ſchon benannten Eigenſchaften, ſo viel eigne Laune zu haben, daß ſein Werk unmöglich anders als dabey gewinnen könnte, wenn er, ſo lang er daran arbeitet, alle Tage eine Stunde in Triſtram Shandy leſen würde, bloß — um ihm ſo wenig als möglich in ſeinen Sonderlichkeiten ähnlich zu ſeyn. Auſſerdem finde ich in dieſem Anfang eines Werkes, das ſo viele Theile haben kann als dem V. beliebt, alle weſentlichen Eigenſchaften eines

gemein-

gemeinnützigen Buches; viel gesunde Vernunft mit viel Witz; feine Kenntniß des Menschen aus eignen Bemerkungen; nützliche Wahrheiten angenehm, mit Laune und meistens in einem guten Tone gesagt; kurz einen großen Theil von dem, was der V. in seiner Vorrede verspricht. Ist übrigens etwas, das ich anders oder lieber gar nicht in seinem Buche haben möchte, so ist es gerade die besagte Vorrede. Sie sagt zwar viel Gutes; aber sie beleidigt durch die hohe Meynung, die der V. von sich selbst, und die schlechte, die er von seinen Lesern zu haben scheint. Wenn ein Verfasser, der sich fühlt, nicht nöthig hat, sich in den Beyfall der Leser weder einzubetteln noch einzuschmeicheln: so seh ich doch nicht, warum er ihnen geradezu sagen soll, daß er sie alle samt und sonders für Narren hält. Ein solches Compliment erweckt ein gewisses Vorurtheil gegen ihn, das alle Verdienste seines Buches kaum wieder auslöschen können. Wenn ich dem Hrn. W. rathen dürfte, so würd' ich ihn bitten, dieser Vorrede bey einer künftigen Ausgabe zu thun, wie ich dem ersten Vorberichte des D. Sylvio gethan habe. Mit etlichen großen Queerstrichen kann dem Uebel von Grund aus geholfen werden. W.

11) **Leben und Meynungen des Hrn. Tristram Shandy, aus dem Englischen übersezt; zweyte Auflage, nach einer neuen Uebersetzung; auf Anrathen des Hrn. Hofrath Wielands verfaßt. Berlin, bey Lange. 1773. in 8.**

Ich erwähne dieser Makulatur bloß, um mich bey dem Publiko über das unerhörte Verfahren des Verlegers zu beklagen, der sich einfallen läßt, ohne mein Vorwissen, und ohne erbetene oder erhaltene Erlaubniß, meinen Namen auf dem Titelblat

blat zu mißbrauchen, um eine wieder aufgewärmte elende Ueberſetzung verkäuflich zu machen, und das Publikum dadurch zu ſeinem eignen Schaden und zum Nachtheil des ächten Triſtrams, den wir nun bald von Hrn. Bode zu erwarten haben, zu hintergehen. Alles Wahre an dem Vorgeben des Verlegers iſt dies: daß ich ihm ſchon vor drey Jahren (da er mich bat, ihm die Ueberſetzung des Triſtram, mit der ich damals ſelbſt umgieng, in Verlag zu geben) begreiflich machte, daß die erſte Dollmetſchung unausſprechlich elend ſey. Der ſchriftliche Aufſatz, worinn mich dieſer Mann bekennen läßt, Hrn. Zuckerts Ueberſetzung ſey beſſer, als die erſten Capitel der meinigen, wünſchte ich wohl zu ſehen. Ich erinnere mich keines ſolchen Geſtändniſſes, und halte es für unmöglich, daß ich mich ſelbſt jemals ſo ſehr vergeſſen haben ſollte. Hingegen erinnere ich mich von meiner damaligen kurzen Correſpondenz mit Hrn. Langen noch ganz wohl: daß er mir (als er vermuthen mußte, ich hätte den Einfall, die Triſtrammiade zu dollmetſchen, wieder aufgegeben) meldete, Hr. Z. habe ſeine erſte Ueberſetzung durchaus umgearbeitet und verbeſſert; daß ich ihm dazu Glück wünſchte; und daß ich, da mir nach einiger Zeit dieſe vorgeblich verbeſſerte Ausgabe in die Hände fiel, ſie zwar nicht mehr ganz ſo nonſenſicaliſch als vorher, aber doch noch immer in jeder Betrachtung ſchlecht genug fand, um das Schickſal meines Freundes Sterne und das Schickſal der Teutſchen zu beſeufzen, denen durch die Gewinnſucht der Verleger beynahe von jedem guten ausländiſchen Buche in möglichſter Eil eine elende Ueberſetzung aufgelogen wird, welche eben darum elend iſt und ſeyn muß, weil man ſie von den wohlfeilſten unter den ſchmierenden Taglöhnern, und ſo haſtig verfertigen läßt, daß ein guter Ueberſetzer noch am erſten Capitel des Buchs arbeitet, wenn der hungrige Taglöhner bereits mit dem ganzen Werke fertig iſt. W.

VI.

Mathematische Wissenschaften.

1) Friedrich Wilhelm Marpurgs, Königl. Preußischen Kriegsraths, Anfangsgründe des Progreßionalcalculs überhaupt, und des figürlichen und combinatorischen besonders, wie auch des logarithmischen, trigonometrischen und Decimalcalculs. Nebst der Lehre von der Ausziehung der Wurzeln und der Construction der eckigten geometrischen Körper. Mit 44 Kupfertafeln. Berlin und Stralsund, bey Langen 1774. 618 Seiten in 8.

Hier sind nicht allein die Anfangsgründe, sondern auch viele Geheimnisse und Schwierigkeiten der arithmetischen und geometrischen Progreßionen, ohne Buchstabenrechnung, so lichtvoll und faßlich dargestellt und entwickelt, daß selbst Layen in der Mathematik, wenn sie nicht ohne alle Empfänglichkeit für diese Wissenschaft sind, den Verfasser, der schon in seinen schätzbaren musikalischen Werken Proben seiner mathematischen Kenntnisse geäußert, verstehen, ihm nachdenken und nachrechnen können.

2) J. L. Rostens — Astronomisches Handbuch, verbessert und vermehrt von D. G. F. Kordenbusch ꝛc. Nürnberg, auf Kosten der Monathischen Buchhandlung 1773. 327 Seit. in 4. mit 3 Kupfern.

Hiermit endigen sich die astronomischen Aufgaben des seel. Rost, welche auch solchen, die nicht

ex

ex profeſſo Aſtronomen ſind, ſehr willkommen ſeyn müſſen, beſonders bey der Menge von Berichtigungen und neuern Erfindungen und Aufgaben, die Herr Kordenbuſch hinzugeſetzt hat. In einem vierten Band will dieſer geſchickte Mann die erweiterten Deklinations- und Aſcenſionstafeln, das neue Sternverzeichniß, die Tabellen der Weite vom Auf- und Untergang für verſchiedene Polhöhen, und noch andre aſtronomiſche Herrlichkeiten, mittheilen.

VII.

Kriegswiſſenſchaft.

1) *Mémoires hiſtoriques et critiques ſur pluſieurs points d'antiquités militaires. Par M. Charles Guiſchardt, nommé Quintus Icilius, Colonel d'Infanterie, au ſervice du Roi de Pruſſe, et Membre de l'Academie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Berlin.* A Berlin, chez Haude et Spener 1773. 4. Vol. in 8.

Für die Liebhaber der feinern Taktik ein ſehr ſchätzbares Werk! Der Verfaſſer iſt ſchon als gründlicher Kenner der alten und neuen Kriegswiſſenſchaft aus ſeinen Memoirés militaires ſur les Grecs et les Romains bekannt, die im J. 1758 zu Haag in 2 Quartbänden erſchienen ſind. In dieſem neuen Werk hat er eine Menge von militariſchen Alterthümern, aus denen für die heutige Kriegswiſſenſchaft noch immer viel zu lernen iſt, durch ſeine ſeltene Kenntniß der Geſchichte, Chronologie und Geographie erörtert, und durch genau und

ſauber geſtochene Landcharten und Plane deutlich gemacht. Vorzüglich iſt der in den erſten Bänden beſchriebene und beurtheilte Feldzug des Jul. Cäſar gegen die Pompejaner in Spanien. Man findet hier viele neue, wie auch alte, aber deutlicher ausgedrückte Bemerkungen über die römiſchen Schlachtordnungen, Märſche, Anlegung der Magazine, Ausſtellung der Poſten, Lager ꝛc. Die Geſchichte der bürgerlichen Kriege unter den Römern vor und zu den Zeiten des Julius Cäſars, erhält durch die kritiſchen Unterſuchungen des Verfaſſers viel neues Licht.

2) *Regles et principes de l'art de la guerre, des Meilleurs auteurs qui ont écrit ſur cette ſcience, recueillies par G. R. Faeſch, Colonel des Ingénieurs au ſervice de Saxe, etc. Tome troiſiéme, contenant l'attaque des places.* A Leipzig, chez les heritiers de Weidmann et Reich 1773. gr. 8.

Schon aus den erſten Theilen weiß man, daß dieſer Verfaſſer alles, was einem Officier für ſeine Theorie nöthig iſt, aus den beſten Schriftſtellern über die Kriegskunſt, ordentlich und faßlich zuſammengetragen und vereiniget hat; hier und da findet man auch eigene Erfahrungen und Regeln. Bey der Ausarbeitung dieſes Theils, der vom Angriff feſter Plätze ſehr umſtändlich handelt, hat er ſich nicht blos an den Vauban und an den daraus gezogenen und beſſer eingerichteten le Blond gehalten, ſondern noch über zwanzig andre Schriften zu Rathe gezogen, und das Brauchbare daraus mitgetheilt.

VIII.

Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wissenschaften.

1) **Die Landwirthschaft und deren Verbesserung aus eigenen Erfahrungen beschrieben, von Herrn Johann Gottlob von Schönfeld, Gothaischen Landkammerrath. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn 1773. 350 Seiten in gr. 8.**

Eine Menge von Vorurtheilen und Misbräuchen beym Feldbau findet man hier bestritten und durch eigene Erfahrung zunichte gemacht. Eigene Erfahrungen, sagen wir; denn der Hr. v. Schönfeld schreibt seine Vorgänger nicht aus; und, wenn er auch mit ihnen zusammentrift, so entdecket man doch gleich den Landwirth, der selbst beobachtet, und dadurch die Bemerkungen anderer desto mehr bestätiget. Die hier mitgetheilten Erfahrungen betreffen fast alle Zweige der Landwirthschaft, den Ackerbau, das Zugvieh, die Schaafzucht, die Teiche, die Pferdepflege, die Waldungen, die Jagd ꝛc. Der Hr. Verf. eifert sehr wider das flache Pflügen.

2) **Briefe über die Polizey des Kornhandels, herausgegeben von H. L. W. Barkhausen, Königl. Preuß. Kriegs- und Domainenrath. Lemgo 1773. 176 Seiten in 8.**

Ein kleines aber sehr lesens- und überlegenswürdiges Buch über einen der wichtigsten Gegenstände, das sich durch gesunden Verstand, praktische Einsichten, gute Beobachtungen, Vorsicht in den daher gezogenen Inductionen, Deutlichkeit des

Vortrags,

Vortrags, und eine dem Herzen des V. Ehre machende Wärme jedem patriotiſchen Leſer empfiehlt. Wir ſehen es als ein heilſames Gegengift gegen gewiſſe bekannte Schriften an, worinn man uns, aus ſehr ſubtilen Gründen und mit ſehr ſcharfſinnigen Paralogismen, eine allgemeine unumſchränkte Freyheit des Kornhandels, als das unfehlbarſte Mittel, Theurung und Mangel in jedem Lande unmöglich zu machen, angeprieſen hat. Hr. B. iſt durch ſeine Betrachtungen und Ueberlegungen auf manche wichtige Bemerkung gekommen, welche jenen Metaphyſikern entgangen zu ſeyn ſcheint; und überhaupt iſt vorzüglich an ſeiner Schrift lobenswürdig, daß er ſehr gut gezeigt hat, wie wenig allgemein brauchbares ſich über ſolche Gegenſtände feſtſetzen laſſe, wie viel dabey allenthalben auf die beſondere Localumſtände und Verhältniſſe ankömmt, und mit wie vieler Klugheit man bey jedem Mittel, wodurch man Böſes verhüten will, zu Werke gehen muß, damit nicht (wie oft geſchieht) die Arzney mehr ſchade als die Krankheit. W.

3) P. N. Sprengels Handwerke und Künſte in Tabellen. Mit Kupfern. Bearbeitung des Pflanzenreichs. Fortgeſetzt von O. L. Hartwig. Eilfte Sammlung. Berlin, im Verlag der Realſchule 1773. 20 ½ Bogen in 8, nebſt 6 Kupfertafeln.

Eben ſo faßlich und genau, wie die vorhergehenden Theile! Nach einer Beſchreibung der wichtigſten Holzarten wird die Arbeit des Zimmermanns, des Schiffszimmermanns, des Stellmachers, des Stuhlmachers, des Korbmachers, des Flügelmachers, des Lautenmachers und des Orgelbauers ſo vorgeſtellt, daß auch Layen in dieſen Handthierungen ſich deutliche Begriffe und hinreichende Kenntniß davon verſchaffen können.

4) Lehr-

4) Lehrbuch für die Land- und Hauswirthe in der pragmatiſchen Geſchichte der geſamten Land- und Hauswirthſchaft des Hohenlohe-Schillingsfürſtiſchen Amtes Kupferzell, von Joh. Friedr. Mayer, Pfarrer zu Kupferzell. Nürnberg, bey Zehe 1773. 8.

Durch unermüdlichen Fleiß hat es dieſer berühmte Landwirth bey ſeinen Pfarrkindern ſo weit gebracht, daß ſie bey der letzten Theurung viele tauſend Malter Getraid überflüßig hatten und andern damit aushelfen konnten. Wie dieſes zugegangen und was überhaupt nach vielen Erfahrungen als vortheilhaft für den Ackerbau befunden worden, wird hier mit vieler Deutlichkeit erzählt. Am meiſten bauet Hr. Mayer auf die von ihm erfundene Gipsdüngung, wozu ſogar eigene Mühlen angelegt ſind, von denen eine Zeichnung geliefert wird.

5) Abhandlungen aus dem Finanzweſen, von C. F. Hugo. Berlin. 1774. 398 S. in 8.

Ein neuer Schriftſteller in einem Felde, dem man nicht genug Anbauer und Beobachter wünſchen kan. Ein heller Kopf, der mit Beurtheilung geleſen und mit Scharfſinn ſelbſt gedacht hat, und ein guter Vortrag, unterſcheiden ihn auf eine ſehr vortheilhafte Art, und machen uns begierig, auch andre Gegenſtände der Finanzwiſſenſchaft von ihm abgehandelt zu ſehen. Gegenwärtig ſagt Hr. H. ſeine Gedanken über das Theoretiſche in den Finanzwiſſenſchaften, und über die Monopolien. In der erſten Abhandlung erklärt er ſich freymüthig über die Mängel der ehedem, und zum Theil noch, gewöhnlichen Lehrart der zur Staats-Oekonomie gehörigen Wiſſenſchaften, bezeichnet den Umfang derſelben, zeigt was zu einem

akade-

akademiſchen Lehrer derſelben, wenn er dem Staate nützliche Cameraliſten bilden ſolle, erfodert werde, und beurtheilt einige in dieſes Fach gehörige Lehr-Bücher, beſonders die von Juſti, Stewart, und Sonnenfels. In der Abhandl. über die Monopolien ſcheint uns Hr. H. eine böſe Sache ſo gut als möglich, wiewohl zuweilen mit Waffen, deren Schwäche er ſelbſt fühlen muß, zu vertheidigen; aber wenigſtens gebührt ihm das Lob, daß er dieſe ſehr verwickelte Materie wohl auseinander geſezt, und die mannichfaltigen Cautelen und Einſchränkungen, unter welchen allein, ſelbſt in den angegebenen beſondern Fällen, Monopolien unſchädlich, oder (ſeiner Meynung nach) dem Staat ſogar nützlich ſeyn können, mit einem Scharfſinn angegeben, welche der Güte ſeiner Sache weniger Ehre macht als ſeinem Kopfe. Die angehängte Ueberſetzung des zweyten Buches von Ariſtotelis Oekonomik wird dadurch intereſſant, weil man daraus ſieht — was man freylich ohnehin zu vermuthen Urſache hatte, — daß die Kunſtgriffe unſrer neuern Finanzmeiſter im Jahrhundert Alexanders ſo unbekannt nicht geweſen ſind. W.

IX.

Naturlehre und Naturgeſchichte.

1) Der Naturforſcher. Erſtes Stück. Halle, bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer 1774. 294 Seiten in gr. 8., ohne die Vorrede von 1 Bogen.

Aus der, in der Mitte des vorigen Jahrs, geſchehenen Ankündigung dieſer periodiſchen Schrift ſchöpfte man ſchon ein günſtiges Vorurtheil für ihre Ausführung. Der Nahme des Herausgebers und vornehmſten Mitarbeiters, Hrn. Hofraths Walch in Jena, ließ ſchon nichts Gemeines erwarten. Daß man

ſich in dieſer Meynung keineswegs geirrt habe, lehret nun das erſte Stück, das meiſtens mit Originalaufſätzen geſchickter Männer angefüllt iſt. Hr. Göze in Quedlinburg, theilt den Anfang ſeiner mikroſkopiſchen Erfahrungen über die Eßigaale mit; Hr. Günther über die ganz weißen Vögel, welche von anders gefärbten Eltern anomaliſch erzeugt werden; Hr. Beckmann eine linneiſche Synonymie zu Kleins verbeſſerten Hiſtorie der Vögel; Hr. Kühn Anekdoten zur Inſektengeſchichte, von dem ſogenannten Heerwurm, und von der Raupe des Blauſchillers; Hr. Gmelin Beyträge zu der Würtembergiſchen Naturgeſchichte der ächten thieriſchen Verſteinerungen; Hr. Schröter eine Abhandlung von den Nautiliten der Weimariſchen Gegend; Hr. Walch eine Abhandlung von den Lituiten, und lithologiſche Beobachtungen; Hr. Paſt. Meineke eine Abhandl. von dem Mangel der würklichen Originale zu den Verſteinerungen; Hr. Konrekt. Meineke eine Anleitung für junge Inſektenſammler, mit Abſicht und Geſchmack zu ſammlen. Auſſerdem findet man noch Ueberſetzungen aus Hrn Sage chemiſchen Unterſuchungen, aus Hrn. Pennants Werken, aus den philoſophiſchen Transaktionen und aus dem Gentleman's Magazine. Vier ſchöne Kupfertafeln gehören zu dieſem Stück.

2) Vollſtändige Einleitung in die Kenntniß und Geſchichte der Steine und Verſteinerungen von Johann Samuel Schröter — Erſter Theil. Altenburg, im Richterſchen Verlag. 1774. 424 Seit. in gr. 4., ohne die Dedikation und Vorrede.

Hr. Diakonus Schröter in Weimar, iſt als einer der vornehmſten Lithologen bekannt. Hier hat er mit dem mühſamſten Fleiß, den man ihm nicht genug verdanken kann, den Anfang eines neuen

Werks

Werks geliefert, dergleichen die Teutſchen bisher nicht ausgearbeitet hatten, eine ausführliche und nach den größten Naturforſchern klaßificirte Geſchichte des Steinreichs. Jede Steinart iſt hier umſtändlich beſchrieben und alle Gattungen derſelben mit der Hrn. S. eigenen Genauigkeit angegeben. Ueberall ſind die beſten Schriften der Ausländer und der Teutſchen benutzt und angeführt, aber auch mit eigenen Bemerkungen des Verfaſſers durchflochten. Nach einer vorläufigen Abhandlung von den Steinen überhaupt handelt er in drey Abſchnitten von den ganz- halb- und un-durchſichtigen Steinen, und von den mannichfaltigen Gattungen einer jeden Art. Zu dem 2ten und 3ten Band, worinn alle Verſteinerungen ſollen vorgelegt werden, kommen viele Abbildungen derſelben nach lauter Originalzeichnungen, größtentheils nach Stücken aus dem ſehr beträchtlichen Herzoglichen Naturalienkabinet zu Weimar, das unter Hrn. Schröters Aufſicht ſteht.

3) Ausführliche Nachricht von neu entdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere, und den ſie enthaltenden, ſo wie verſchiedenen andern denkwürdigen Grüften der obergebürgiſchen Lande des Marggrafthums Bayreuth, von Joh Friedrich Eſper. Nürnberg, bey Georg Wolfgang Knorrens ſel. Erben, 1774. 144 Seiten in gros Folio, nebſt 14 illuminirten Kupfertafeln.

In einigen ſehr großen Höhlen bey Makas, Muggendorf und Gailenreuth findet man eine faſt unglaubliche Menge von Knochen unbekannter vierfüßiger Thiere, die Hr. Eſper in dieſem Werke umſtändlich und fleißig beſchreibt. Nach einigen vorläufigen Nachrichten ſchildert er die äuſſere und innere Beſchaffen-

schaffenheit der Zoolithenhöhlen, ferner die in denselben gefundenen Seltenheiten, die Thierart, zu der diese Zoolithen muthmaßlich gehört haben, die Entstehungsart dieser Grüfte, die Art und Weise, wie die Zoolithen hineingekommen sind, verschiedene Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte jener Gegenden, endlich die übrigen Grüfte in diesem Landstrich, die verschiedene Thierversteinerungen liefern. Durch das ganze Werk sind scharfsinnige Muthmassungen, Hypotheſen und Probleme zerstreut, die weiter geprüft zu werden verdienen, und wodurch die physische Kosmologie viel gewinnen kann.

4) **Urban Friedr. Benedikt Brückmanns, der Arzneywissenschaft Doktors, und herzogl. Braunschw Leibmedikus, Abhandlung von Edelsteinen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, im Verlag der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung, 1773. 415 Seiten in 8.**

Das beste Werk über diese Materie, zumal nach dieser zweyten würklich vermehrten Ausgabe; denn der Verfasser desselben ist nicht blos bey den Wahrnehmungen andrer stehen geblieben, die er jedoch gehörig benuzt, und wohl verdauet, sondern hat auch seine eigenen zu Hülfe genommen. Jefferys und andre Ausländer kann man nun füglich entbehren, wenn man diesen Theil der Mineralogie studieren will.

X.

Grammatik, Philologie, Kritik.

1) **S. J. E. Stosch, Predigers zu Lüdersdorf, Versuch in richtiger Bestimmung**

Bey so vielen abschreckenden Hindernissen hat doch Hrn. Reiskens Enthusiasmus für die Beförderung der alten Litteratur, mit Aufopferung eines Theils seines eigenen Vermögens, obgesieget. Vielleicht daß dieser Umstand, und die unstreitigen Vorzüge seiner Sammlung griechischer Redner, noch einige Mäcene zu seiner Entschädigung erwecken, oder doch wenigstens die unverantwortlich zurückhaltenden Subscribenten zur Abholung ihrer Exemplare reizen. Sie haben nun in diesen acht Bänden alle Denkmale und Muster des großen Demosthenes und die Ueberbleibsel der übrigen attischen Redner beysammen, die unsre Juristen mit mehr Nutzen und mit gewisserer Aufklärung ihrer Köpfe, wenn diese nicht schon durch die Pandektenritter verdorben sind, studieren würden, als die Hermanne und Hoppe. Die kleinern attischen Reden sind durchgehends mit Hrn. Reiskens und andrer berühmter Philologen Anmerkungen und Abhandlungen ausgerüstet; der in den beyden ersten Bänden abgedruckte Demosthenes ist es nicht; aber dafür werden ihm nun noch drey bis vier besondere Bände gewidmet werden, die als ein für sich bestehendes Werk, unter dem Titel: *Apparatus criticus ad Demosthenem*, aber auch als eine Fortsetzung der acht Bände der Oratorum graecorum, gekauft werden können. Wolfs, Taylors, Reiskens Anmerkungen über den Demosthenes; Varianten, Register, Dionysens kritische Schriften über den Demosthenes; vielleicht noch andre Hülfsmittel zum Verständniß des Vaters der gerichtlichen Beredsamkeit, sollen darinn geliefert werden. — Die auf dem Titel des achten Bandes verschwiegene Stücke sind: Dionysens Nachricht vom Dinarch; Ruhnkens kritische Geschichte der attischen Redner; Reiskens lateinische Uebersetzung der Reden Antiphons und Andocides; Glossarium über die im 4ten Bande stehenden Reden Dinarchs, Lykurgs und Andocides; Hauptmanns Programmen über den Andocides.

3) Ver-

3) Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch kritiſchen Wörterbuches der hochteutſchen Mundart, mit beſtändiger Vergleichung der übrigen Mundarten, beſonders aber der Oberteutſchen. Erſter Theil von A—E. Dem noch beygefügt iſt des Hrn M. Fulda Preisſchrift über die beyden teutſchen Hauptdialekte. Leipzig, verlegts Bernh. Chriſtoph Breitkopf und Sohn, 1774. Das klar gedruckte Wörterbuch füllet 5 Alphab. die Vorrede 2 und die Preisſchrift 8 Bogen, in groß Quart.

Hier wäre alſo doch endlich auch der Anfang einer vollſtändigen nach dem Alphabet geordneten grammatiſchen Sammlung teutſcher Wörter. Die Vorgänger des Verfaſſers ſind dem, der dieſes ſchreibt, nicht unbekannt; er getrauet ſich daher getroſt behaupten zu können, daß dieſes neue Werk, wenn die beyden andern Bände dieſem erſten gleich ſind, oder ihn gar übertreffen, einen hohen Grad der Vollkommenheit an ſich trage, und ſich über alle ähnliche Produkte erhebe. Ganz vollkommen kann es freylich noch nicht ſeyn: aber wer wird auch von einem einzigen Manne — es iſt Hr. Rath Adelung in Leipzig — ſo viel fordern? Er ſagt auch ſelbſt, daß er ſeine Arbeit, in allem Betracht, für weiter nichts, als für einen Verſuch ausgeben könne. Mit Bequemlichkeit kann nun jeder Verehrer unſrer Mutterſprache dabey ſchreiben und darzu tragen, und bey einer neuen Auflage dieſe Beyträge großmüthig hinſchenken. Der fehlenden Wörter dürften wohl nur wenige ſeyn. Beſonders hat der Verfaſſer auf die Kunſtwörter von allen Gattungen und auf ihre Erklärungen fleißig Rückſicht genommen; die Bedeutungen der Wörter ſind, ſo

weit der Anzeiger geprüft hat, gut geordnet, obgleich nicht immer vollständig; die Beyspiele aus prosaischen und poetischen Schriften — unter den lezten sind die meisten neuesten genutzt — mit kluger Auswahl angebracht; die Etymologien nach den besten Mustern mitgetheilt. Freuen müsse sich diesemnach jeder Patriot, daß Gottscheds höchstmageres Werk nicht zu Stande und ans Tageslicht gekommen ist! In der Vorrede handelt Hr. Adelung von den verschiedenen Mundarten der teutschen Sprache, und schärft seinen Lesern ein, daß dieses Werk hauptsächlich der hochteutschen Mundart gewidmet sey. Unsre Gränzen sind viel zu eng, als daß wir unsre bey der Durchsicht gemachten Anmerkungen oder Kritiken mittheilen könnten, und wir müssen daher nur noch erinnern, daß die von der Gottingischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Abhandlung des Hrn. M. Fulda auch einzeln zu kaufen ist. Zum völligen Verständniß derselben wird eben das im vorigen Band des Merkurs angekündigte Wurzellexikon dienen, unter dem man sich hoffentlich kein Wörterbuch, wie das Adelungische, denken wird. Die Werke beyder Gelehrten sind so verschieden, wie reine und angewandte Mathematik.

XI.

Uebersetzungen aus fremden Sprachen in die Teutsche.

1) Wilhelm Craigh's, Doctors der Gottesgelahrheit, Versuch über das Leben Jesu Christi, nach der zwoten verbesserten und vermehrten Ausgabe, aus dem Englischen übersezt. Zürich, 1773. 247 Seiten in 8.

Die

Die vornehmste Absicht des Engländers, den Charakter des Heilandes, aus den in der Geschichte seines Leidens erzählten Handlungen, zu entwerfen, ist, wie uns dünkt, glücklich erreicht. Da alles sehr faßlich vorgetragen und die Uebersetzung größtentheils gut ausgefallen ist, so verdient diese Erbauungsschrift eine desto stärkere Empfehlung.

2) Herrn Karl Bonnets Abhandlungen aus der Insektologie; aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von Joh. Aug Ephraim Götze, Pastor bey der St. Blasii Kirche in Quedlinburg. Halle, bey J. J. Gebauers Witwe und Joh. Jak. Gebauer, 1773. 1 Alph. 6 Bogen in gr. 8. Mit Kupf.

Nicht allein gut übersetzt, sondern auch von dem Uebersetzer, der selbst kein gemeiner Naturforscher ist, mit Anmerkungen und mit einem Anhang eigener Beobachtungen über mikroskopische Gegenstände und verschiedener neuen Entdeckungen begleitet. In der Vorrede liefert er eine kurze aber gründliche Entdeckungsgeschichte der Vergrösserungsgläser. Sonst ist bekannt, daß das schon vor dreyßig Jahren herausgekommene Original kein System der Insektologie ist, sondern nur einzelne mit dem größten Fleiß angestellte Beobachtungen über die Blattläuse und über die Reproduktion zerschnittener Würmer des süssen Wassers, enthält.

3) Allgemeine Abhandlung von den Fischereyen, und Geschichte der Fische, die dadurch verschafft werden, und die sowohl zum Unterhalte der Menschen, als zu vielen andern Arten von Gebrauche dienen,

die ſich auf die Künſte und den Handel beziehen. Von Herrn dü Hamel, dü Monceau und Herrn de la Marre. Mit 93 Kupfertafeln. In dieſer Ueberſetzung mit Anmerkungen herausgegeben von Daniel Gottfried Schreber. Königsberg, bey J. J. Kanter, 1773. 5 Alphabet in 4.

Mit gutem Gewiſſen kann man ſagen, daß der vereinigte Fleiß der beyden Franzoſen und des Teutſchen alle ältere Fiſchbücher unnütz gemacht, wenigſtens weit hinter ſich gelaſſen hat. Eine köſtliche Weide für alle Liebhaber der Fiſcherey! Unſer Schreber hat ſich ſehr verdient um ihre Handthierung gemacht, nicht allein durch kleine verbeſſernde und erläuternde Anmerkungen, ſondern auch durch gröſſere, die man Abhandlungen nennen könnte. In der Vorrede zeigt er die vorherigen Schriftſteller von Fiſchereyen an. Alle Handgriffe bey der dem Fiſchgeſchlechte tödlichen Kunſt ſind durch Kupferſtiche deutlich gemacht.

4) Des Herrn Cügnot, K. K. Ingenieurs, Befeſtigungskunſt im Felde, aus einem neuen Geſichtspunkt betrachtet, und aus den Urquellen der Kriegskenntniß abgehandelt. Aus dem Franzöſiſchen. Mit einem Vorbericht. Berlin 1773. 8.

Das Buch enthält viel artigklingende Vorſchläge und Regeln, die aber gröſtentheils nur auf dem Papier in Ausübung gebracht werden können. Da iſt uns der mit Erfahrung und Deutlichkeit ſchreibende Clairac doch lieber!

5) Dom Renatus Proſper Taſſins, Mitglieds und Prieſters der Congrega-

tion

tion von St. Maur, und vornehmſten Verfaſſers des neuen Lehrgebäudes der Diplomatick, Gelehrtengeſchichte der Congregation von St Maur, Benediktiner Ordens, worinnen man das Leben und die Arbeiten der Schriftſteller antrift, die ſie ſeit ihrem Urſprung von 1618 bis auf gegenwärtige Zeit hervorgebracht, nebſt den Urtheilen der Gelehrten darüber, ſamt der Beſchreibung vieler handſchriftlichen Werke. Aus dem Franzöſiſchen ins Teutſche überſezt. Erſter Band. Frankfurt und Leipzig, bey Stettin 1773. 620 Seiten in gr. 8.

Für die gewöhnlichen Leſer und Leſerinnen iſt freylich das Buch nicht: aber deſto reichere Nahrung für den Freund der Litterarhiſtorie, in welcher die Congregation des heiligen Maur ein ſo anſehnliches Fach einnimmt, gewährt daſſelbe. Wer die Geſchichte und die Schriften Mabillons, d'Acheri, Ruinarts, Blampins, Martianay, Delfau und einer Menge andrer — ihre Zahl beläuft ſich in dieſem Band auf Hundert* — genau und zuverläßig kennen lernen will, komme hierher! Da das Original nicht leicht zu erlangen und koſtbar iſt, ſo iſt das Unternehmen, eine treue und deutliche Ueberſetzung davon zu liefern, vielen Dank werth. Noch ein Band wird das Werk beſchlieſſen.

6) Geſchichte des Nadir Schah, Kaiſers von Perſien; in perſiſcher Sprache verfaßt von Mirſa Mohammed Mahadi Khan Maſanderani, aus dem Perſiſchen ins Franzöſiſche überſezt von Hrn. William Jones, Mitglied des Univerſitäts-

Colle-

Collegii zu Oxford. Nach der französischen Ausgabe ins Teutsche übersezt. Greifswald, bey Röse, 1773. 2 Alph. 17 Bogen in 4.

Auch dieses Werk, das voll von Neuigkeiten aus der asiatischen Geschichte und Litteratur ist, war der Uebersetzung würdig. Sie hat noch Vorzüge vor dem Original und der französischen Uebersetzung, indem einige Nachrichten aus Hrn. Niebuhrs Papieren beygefügt sind. Hrn. Prof. Gadebusch in Greifswalde hat man die Uebersetzung zu danken.

7) Des Vaters (richtiger: Paters) Josephs Torrubia, ehemaligen Archivars und Geschichtschreibers des ganzen Franciscanerordens und Mitgliedes der Mißion von Merico, Vorbereitung zur Naturgeschichte von Spanien. Mit vierzehn Kupfertafeln versehen, welche viele Foßilien vorstellen, die in den spanischen Ländern verschiedener Welttheile gefunden werden. Aus dem Spanischen übersezt, und mit Anmerkungen begleitet, nebst Zusätzen und Nachrichten, die neueste portugiesische Litteratur betreffend; von Christoph Gottlieb von Murr. Halle, bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer, 1773. 22 Bogen in 4.

Obgleich dieses Werk voll von Vorurtheilen und Irrthümern ist, so war es doch, wegen mancher unbekannten Nachrichten, gegen die man aber stets ein kritisch Mißtrauen hegen muß, weil der Verfasser mit aller Leichtglaubigkeit eines Mönchs gearbeitet hat, einer Uebersetzung würdig. Diese war schon lang angekün-

gekündiget, iſt nun aber auch deſto beſſer ausgefallen, und mit berichtigenden und litterariſchen Anmerkungen des Ueberſetzers verſehen; der überdies in der Vorrede einige Vorurtheile oder Hypotheſen des P. Torrubia beſtritten, auch von andern Spaniern, die ſich in der Naturgeſchichte hervorgethan, gehandelt. Bisweilen hat Hr. v. Murr ſeinen Schriftſteller abgekürzt, wo er nämlich von ganz bekannten Dingen ſehr umſtändlich ſchwazt. In dem erſten Anhang S. 123 u. f. liefert er noch Zuſätze zum vierten Abſchnitt des Werks; und im zweyten, S. 137-144, Titel von neuen portugieſiſchen Schriften. Bisweilen kommen, ſo wie in andern Murriſchen Schriften, Anmerkungen vor, die nicht hieher gehörten; z. B. die Nachricht von dem teutſchen Ueberſetzer des Petrons S. 142. Wundern muß man ſich, daß Hr. v. Murr S. 20 ſeines Vorberichts den ſchon im J. 1764 geſtorbenen Premontval für den Verfaſſer der im J. 1769 herausgekommenen Recherches philoſophiques ſur les Americains hält, da doch allgemein bekannt iſt, daß dieſes Werk von dem Hrn. Kanonikus von Pauw zu Xanten herrühret.

8) Hrn. Mignots, Abts zu Scellieres und Ehrenmitglieds des hohen Raths, Geſchichte des Ottomanniſchen Reichs von ſeinem Urſprunge bis zum Belgrader Frieden im Jahr 1740. Aus dem Franzöſiſchen überſezt. Quidquid delirant Reges, plectuntur Achivi. Horat. 1. Ep. 2. Mitau und Leipzig, verlegts Jakob Friedr. Hinz. 1774. 786 Seiten in gr. 8, ohne die Dedikation und Vorrede des Ueberſetzers.

Dieſer unterſchreibt ſich nach der Dedikation M. Joh. Gottfried Wachsmuth, Archidiakonus zu Kemberg. Er hat, in ſo fern man ohne Zuziehung

hung des Originals urtheilen kann, gut gearbeitet: aber er würde mehr Dank verdienen, wenn er den flüchtigen und alles übertreibenden Franzosen hier und da berichtiget und eingeschränkt, und die von ihm gebrauchten Schriftsteller verglichen und angeführt hätte. Denn durch das ganze Buch findet man nicht ein einziges Citatum. In der Folge hofft er Zusätze und Anmerkungen von Hrn. Reiske zu erlangen und mitzutheilen. Dieser erste Band endiget sich mit der Regierung Selims des Zweyten (*).

9) **Briefe eines Italiäners über eine im Jahr 1755 angestellte Reise nach Spanien. Nebst einem Verzeichniß der vornehmsten auf dieser Reise angetroffenen Gemählde. Aus der franzöſ. Uebersetzung des P. Livoy. Leipzig, bey Schwickert, 1774. 276 Seiten in 8.**

Sie verdienen gar wohl neben Clarke und Baretti gestellt zu werden.

XII.

Vermischte Anzeigen.

1) Den Liebhabern, welche bey dem Herausgeber des Merkurs, entweder geradezu, oder durch die Herrn Collecteurs auf den Auszug der Schweizerischen Alceste unterzeichnet haben, kann man nun zuverläßig melden, daß, nachdem der Herr Capellmeister Schweizer dieses Werk dem Hrn. Schwickert, Buch-

(*) Das beste wäre wohl, dergleichen Französische Manufactur, die sich täglich anhäuft gar nicht zu übersetzen. Denn ein historisches Werk, wo dem Leser die Quellen, woraus man geschöpft hat, verborgen werden, ist eben dadurch ganz unbrauchbar, weil man es blos als einen Roman brauchen kann. d. H.

Buchhändler in Leipzig, zum Verlag überlassen, dasselbe nun unfehlbar in bevorstehender Ostermesse die Presse verlassen, und durch den Hrn. Verleger sowohl an die Herren Subscribenten, als an die wenigen, welche vorausbezahlt haben, abgeliefert werden wird. Diejenigen, welche sich innerhalb dieser Zeit noch um den Subscriptionspreis von 2 Rthl. 16 ggr. eines Exemplars versichern wollen, werden ersucht, sich an Hrn. Schwickert selbst zu wenden.

2) Der Herr Canonicus Jacobi in Halberstadt hat, in einem kleinen Programm, eine Art von weiblichem Merkur, unter dem Nahmen Iris, angekündiget; ein Journal, welches er dem schönen Geschlechte unmittelbar widmet, und das ganz dazu eingerichtet seyn wird, die mannichfaltigen Bedürfnisse des Geistes und Herzens teutscher Leserinnen zu befriedigen. Der Plan hat unsern vollständigsten Beyfall, und was kann man nicht von der Ausführung eines Werkes erwarten, woran der Genie und das Herz eines so liebenswürdigen Schriftstellers zugleich arbeiten werden? Von diesem periodischen Werke soll alle vierteljahre ein Bändchen von funfzehn Bogen, auf Schreibpapier, herauskommen. Der Preiß ist eine halbe Pistole, welche nächstkünftigen December bey Empfang des ersten Theils vorausbezahlt wird. Hier in Weimar ist der Hofrath Wieland zu Annehmung der Subscribenten bevollmächtiget.

3) Von der neuen verbesserten Ausgabe der teutschen Uebersetzung von Shakespears theatralischen Werken, die uns die Orell- und Geßnerische Buchhandlung hoffen läßt, sollen, dem Vernehmen nach, die beyden ersten Theile in künftiger Michaelmesse ans Licht treten. Die Wahl zur Ausführung eines solchen Unternehmens hätte nicht glücklicher fallen können, als auf den Hrn. Prof. Eschenburg in Braunschweig, einen Gelehrten der sowohl von seiner Stärke in der englischen Sprache, als von seiner

Bele-

Beleſenheit in den kritiſchen Schriften der Engländer rühmliche Proben abgelegt, und nicht erſt ſeit ehgeſtern ein beſonders Studium aus Shakeſpears Werken gemacht hat. Dieſe neue Ausgabe ſoll durch die noch unüberſezten Stücke und durch kritiſche Abhandlungen eine Vollſtändigkeit erhalten, welche ſie den Liebhabern der ſchönen Litteratur deſto ſchäzbarer und unentbehrlicher machen wird. W.

4) Eine ſchwere Krankheit, welche den Verfaſſer des Iournal de Lecture, im verwichnen Octobet zu Paris überfallen, und wovon er noch nicht ganz hergeſtellt iſt, hat ihn in die Unmöglichkeit geſezt die erſten ſechs Stücke ſeiner Sammlung zur beſtimmten Zeit zu liefern. Als er hierauf beſchloſſen ſeinen Subſcribenten wenigſtens den erſten Theil im Jänner zu übermachen, und ihnen darinnen zu melden, warum die übrigen fünfe erſt im März nachfolgen würden, mußte ſich ein unvermuthetes Hinderniß der Ausführung auch dieſes Vorhabens entgegen ſetzen. Dieſemnach ſieht der Verfaſſer des Iournal de Lecture ſich in die unangenehme Nothwendigkeit geſezt durch öffentliche Blätter bekannt machen zu laſſen, daß die erſte Ausgabe ſeiner Sammlung bis nächſtkünftigen März verſchoben bleibe. Denjenigen Subſcribenten, welche über dieſen Aufſchub etwa ungehalten ſeyn möchten, ſteht es frey ihr genommnes Engagement von ihren Collecteurs zurückzufodern.

Auf Exemplare des Iournal de Lecture zu 18 und 12 Livres wird man ſich hinführo zu allen Zeiten abonniren können. Paris, den 24ſten Dec. 1773.

* * *

5) Der jüngere Hr. Richter in Altenburg macht ſich ein wahres Verdienſt um unſer Publikum, dadurch, daß er uns Nachdrucke von den beſten neuen Engl. Werken, die an Schönheit des Papiers, Eleganz und Correction des Drucks den Originalen theils im mind-

ſten

ſten nicht weichen, theils auch ſie noch übertreffen, und in Anſehung der Preiße um ein Beträchtliches wohlfeiler ſind, als die Originale; wenigſtens in Teutſchland. Von den bereits gelieferten Werken, können wir folgende mit dem größten Beyfall anzeigen:

1) Yorick's Sentimental Journey. in 8vo.
2) Gay's Fables. in 8vo.
3) The life and Opinions of Mr. Triſtram Shandy. 6 Voll. in 8vo.
4) Four Poems. in 8vo.
5) Eſſays by Dr. Ol. Goldſmith. in 8vo.
6) A Collection of English Plays.

6) Einen Irrthum zu berichtigen, müſſen wir anzeigen, daß der Entwurf des Ballets, Scipio der Afrikaner, (S. Merkur. 3 B. S. 202.) welcher im 5ten Stück der gel. Frauenzimmerzeitung, wir wiſſen nicht warum, dem Hrn. Noverre, zugeſchrieben wird, nicht Hr. Noverre, ſondern Hr. Bertuch in Weimar zum Verfaſſer habe, und eben daſelbſt an des Prinzen Conſtantins Durchl. hohen Geburtstage, im vorigen Jahre, zum erſtenmale aufgeführt worden ſey.

7) Der Hr. Sekretär, A. H. Baumgärtner, in Anſpach, hat durch eine gedruckte Nachricht bekannt gemacht, daß er ſich entſchloſſen habe, in Anſehung ſeiner ſchon angekündigten Sammlung merkwürdiger Ruinen des Orients, in 6 Bänden, ſich den Buchhändler Hauffe in Nürnberg zu aſſociiren, den Weg der Pränumeration zu verlaſſen, und die Liebhaber blos um ihre Subſcription zu bitten; als welche noch bis zur nächſten Oſtermeſſe offen ſtehen ſoll. Gleich nach ſelbiger ſoll der erſte Faſcikel davon, in gros Folio, erſcheinen. Wer die Subſcription verſäumt, muß ½ Carld'or mehr zahlen. In Weimar nimmt der Herausgeber des T. Merkur Subſcription auf dieſes Werk an.

8) Mit Erlaubniß des Hrn. Geh. Raths, und der Wetterauiſchen und Fränkiſchen Reichsgrafen Abgeſandten auf der allgemeinen Reichsverſammlung zu Regenſpurg, Herrn von Piſtorius, wird nachſtehender Auszug eines Schreibens dieſes in Reichsgeſchäften über unſer Lob erhabenen Mannes bekannt gemacht.

„Zu Jena iſt folgendes Werk herausgekommen: „Teutſches geiſtliches Staatsrecht, abgetheilet „in Reichs- und Landrecht ꝛc. von J. C. „Majer, beyder Rechten Doktor und der Weltweisheit öffentlichen Lehrer zu Jena. Lemgo 1773. Der Verfaſſer, welcher zur Unterweiſung des Herrn Erbprinzen von S. Weimar in dem teutſchen Staatsrecht auserſehen iſt, legt in dieſer Schrift eine Probe ab, daß er zu dieſer wichtigen Beſtimmung Gründlichkeit und Geſchicklichkeit beſitze. Das Vorzüglichſte beſtehet eines Theils darinnen, daß faſt alles unmittelbar aus den Reichsgeſetzen und den dazugehörigen actis publicis faſt alleinig geſchöpft iſt, andern Theils daß man alle Materien, wovon ſonſt einzelne Ausführungen bekannt ſind, hier beyſammen, in einer ſyſtematiſchen Ordnung antrift, und aus dieſem Grunde iſt es bey allen Regierungen, wo man theils mit eigenen, theils mit andern politiſchen Religionsverfaſſungen und dahin einſchlagenden Geſchäften zu thun hat, ſehr nützlich, und vielleicht unentbehrlich.„

VI.

Antworten an unſre Correſpondenten.

1) Der Herausgeber des Merkurs hat vor kurzem von einem Ungenannten aus Prag ein Schreiben erhalten, über welches er, aus Mangel eines andern Weges, ſich hier öffentlich erklären muß. Der Ungenannte beginnt, wie natürlich, mit einer höflichen captatione benevolentiae; und „da anbey (ſo fährt „er fort) Deroſelben Teutſcher Merkur mit vollkom„menſtem Rechte gleichſam als ein Probierſtein der „teutſchen Auctorum genennt zu werden verdient: „ſolchemnach habe an niemanden andern als an „Ew. ꝛc. mich verwenden zu können vermeynet, um „damit der Progreß einer auſſerordentlich monſtroſen „Wochenſchrift annoch bey Zeiten gehemmet wer„den möchte, welche hierorts in Prag ſeit dem 7ten „Januarii a. c. zur Schande unſers lieben Böhmer„landes herauskömmt. Ich bin gänzlichen der Mey„nung, Ew. ꝛc. würden zu unpartheyiſch geſinnet „ſeyn, als daß Hochdieſelben Sich durch die wieder„holten Elogen ſollten verblenden laſſen, mit welchen „man Dieſelben in gedachter Wochenſchrift, zu beſte„chen, die leicht zu vermuthende Abſicht zu haben „ſcheinet. Ich kann mir ohnmöglich in meinen Ge„danken fürſtellig machen, welchermaſſen Dieſelben „den neuherausgeſuchten Stylum, in welchem einige „neuere engliſche Schriften, als ex. g. unter andern „das Miſchmaſch des Triſtram Shandy, der ſich ſo „nennender empfindſamer Reiſen des Yoricks, und „unterſchiedliche in Teutſchland leider zuſammenge„ſchmiedete Scartequen, als das Buch ſub Titulo „M** R**, die Beyträge zur Geheimen Geſchichte des „menſchlichen Herzens und Verſtandes, und noch ei„nige andere geſchrieben ſeynd, in deren Claſſe aller-

„ dings auch die hiesige neue Wochenschrift, welche „Wochentlich Etwas heißt, und wohl mit besserm „Fug und Rechte Wochentlich Nichts heißen sollte, „ an welcher Art Schriften ich hierorts keinen ver„nünftigen Menschen einigen Geschmack zu finden „glaube, und auch so ziemlich weiß. Dannenhero „habe Ew. ꝛc. anmit im Namen aller und jeder ver„nünftiger Prager, ja ich darf sagen, aller Leute von „Einsicht, beflissentlich zu ersuchen mich erkecken wol„len, welcher Gestalten Dieselben gütigst geruheten, „sowohlen überhaupt diesen kauderwellischen Stylum, „als in specie, obmehrerwähntes Wochenblatt, so„fern es Hochdenenselben nicht vielleicht unter aller „Kritik zu seyn scheinete, bey nächst sich ergiebiger „Gelegenheit in dem Teutschen Mercurio verdienter „Maßen herabzumachen, und dadurch die jungen „Witzlinge, die dieses Blatt zusammenschmieren, „recht empfindlich zu züchtigen, um so mehr, als lei„der auch verschiedene Liebhaber und Leser Dero ver„dienstvollen Mercurii Vertheidigere dieses elenden „Wochengeschwätzes seynd. Der gütigen Gewährung „dieser beflissentlichen meinen Bitte, wodurch Die„selben einen großen Theil des Prager Publici, und „namentlich mich gegen Deroselben verbindlich ma„chen konnen, mich vertröstend, habe ich schlüßentli„chen die Ehre ꝛc.

Sintemalen und alldieweilen nun aber wir, der Herausgeber und die Mitarbeiter des M. 1mo) mehrbesagtes Monstrum einer neuen Pragischen Wochenschrift bis dato zu handen zu bekommen nicht vermögend gewesen, uns aber 2do) verhoffentlichen von dem Hrn. Anonymo und wohldesselben Herren Obern und Committenten nicht wird angesonnen werden wollen, daß wir in unserm Merkurio die besagte Wochenschrift herabmachen und deren Verfassere empfindlich züchtigen sollten, ehebevor wir von dem Corpore delicti allforderst sattsamliche Kundschaft erhoben haben, und von dessen Existenz legaliter vergewissert worden

worden seynd; allermaßen 3tio) ein solches Verfahren, als mit einer unheilbaren Nullität behaftet, den Teutschen Mercurius alles seines Verdienstes und der ohnehin dissorts nicht angemessenen Befugsame, gleichsam ein Probierstein der teutschen Auctorum zu seyn, bey allen ehrlichen Leuten auf einmal verlustigen dörfte: als getröstet man sich abseiten erörterten teutschen Mercurii zu des Hrn. Anonymi und Committenten anwohnender billigmäßiger Gedenkensart, Wohldieselben bey solcher der Sachen Bewandtsamme, von obigem beschwerlichen Ansinnen freywillig abzustehen, und diesseitiges Kunstrichteramt mit derley in Rechten nicht begründeten peritis nicht weiters zu behelligen, von selbsten wohleinsichtlich bedacht und beflissen seyn werden. Sign. Weimar den 1 März 1774.

Uebrigens hätte sich der Anonymus in seinem Anliegen unmöglich schlimmer, als an den Herausgeber des Merkurs addreßiren können; als der nicht nur, bekannter maßen, ein eifriger Verehrer des englischen Originals von Tristram Shandy und Yoricks empfindsamer Reise ist, sondern überdies noch das Unglück hat, selbst Verfasser der Scarteque, **Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Herzens**, zu seyn, ja in der Verstockung schon so weit gekommen ist, einige Stücke dieser Scarteque, als da sind, die Palmblätter des Abulfaouaris und die Auszüge aus dem Philosophen Tlantlaquacapatli, für das Beste zu halten, was er jemals gedacht und geschrieben haben mag. **W.**

2) Der poetische Brief, **Fida in Elysium an ihren geliebten Lälius**, ist zwar nicht ohne Schönheiten, und verräth ein aufkeimendes Talent, welches wir nicht ersticken möchten. Aber wir wünschten daß der Verfasser noch nicht daran dächte, seine Versuche dem öffentlichen Urtheil auszustellen. Wir empfehlen Ihm besonders die Bemühung, seine Gedanken in den wenigsten Worten auszudrücken, und seine

Gemählde mit wenigen aber deſto ſtärkern Zügen auszuführen, mehr Rundung in den poetiſchen Perioden, mehr Muſik in der Verſification, mehr Aufmerkſamkeit auf die genaueſte Sprachrichtigkeit, und Vermeidung der ſogenannten poetiſchen Licenzen, — am allermeiſten aber der Reminiscenzen aus den Dichtern die er geleſen hat.

3) Schon vor geraumer Zeit iſt dem H. ein Fragment eines Heldengedichts in Hexametren von einem Ungenannten zugeſchickt worden. Der Verfaſſer vermuthet ſelbſt daß dieſes ſchon vor vielen Jahren aufgeſetzte Stück eines unvollendeten Ganzen, in mehr als einer Betrachtung, nicht mehr in unſre Zeiten paſſe; und wir glauben, daß Er Recht hat. Einige Stellen hätten uns durch ihre Schönheit beynahe verführt; aber bey zwanzig andern — zupfte uns Apollo oder der gute Genius des ungenannten Dichters beym Ohre; und wir gehorchten der Warnung.

4) Von einigen andern eingeſandten Verſen wird man diejenige ausſuchen, die ſich über das Mittelmäßige erheben, und ſie nach und nach einrücken, wenn es auch nur wäre, weil in einem Blumenſtrauß die ſchönſten Blumen dadurch gewinnen, wenn ſie mit minder ſchönen gepaart ſind.

W.

VII.

Politiſche Neuigkeiten.

Nach dem für Rußland nicht günſtig beendigten Feldzuge, hat der Feldmarſchal **Romanzov** ſein Hauptquartier zu Jaſſy genommen. Der Graf **Orlof**, welcher ſonſt als Generaliſſimus auf der Flotte gedienet, iſt nach der Armee abgegangen. Der General **Bauer** aber ſoll den Befehl der Kaiſerin, unter dem Graf **Romanzov** zu dienen, verbethen haben.

Unterdeſſen hat nun, durch den Tod des Groſſultans **Muſtapha III.**, deſſen Bruder **Abdul Hamet**, und nicht des Verſtorbenen noch unmündiger Sohn, den türkiſchen Thron beſtiegen; und man glaubt, daß der neue Sultan viele Neigung zum Frieden habe. Vielleicht iſt dieſer um ſo ehender zu hoffen, da Frankreich ſolchen zu vermittlen ſich ernſtliche Mühe giebt, und Rußland von der, den Türken ſo beſchwerlichen, Bedingung der zwey neuen Grenzfeſtungen abſtehet. Unter den wichtigen Sorgen wegen eines ſo lang anhaltenden Krieges, vergißt die große Kayſerin **Catharina**, denjenigen wichtigſten Gegenſtand nicht, wodurch ihr Andenken der ſpäteſten Nachwelt ehrwürdig ſeyn wird; ich meyne, die neue Geſetzgebung für ihr unermeßliches Reich. Sie beſtimmt durch eine neuerliche Ukaſe den Deputirten, welche an dieſer Geſetzgebung fortwährend arbeiten, ganz beſonders aufmunternde Vorzüge und Freyheiten; ſie beſtimmt doppelte Straffe, als ſonſt in gewöhnlichen Fällen, demjenigen, der eines Verbrechens gegen einem der Deputirten ſchuldig befunden wird; und damit jedermann ihren geheiligten Charakter erkenne, ſo verſtattet ſie den Mitgliedern dieſer Deputation ein gewiſſes öffentliches Zeichen zu tragen. Die vortreflichen Erziehungsanſtalten, welche der Geheimde Rath von **Betzkoy** gemacht, und zu deren Fond derſelbe einen beträchtlichen

Theil seines eigenen Vermögens noch bey seinen Lebzeiten ausgesetzt, haben den besten Fortgang. Möchten doch alle Staaten, dergleichen einsichtsvolle, vermögende, wohlthätige Freunde besitzen! Bey allen diesen glücklichen Aussichten finden sich doch in diesem Reich noch unsinnige verkehrte Menschen, welche frech genug sind, sich als Rebellen und Aufwiegler zu zeigen. Einer Namens **Pugatscheff** hat ohnweit Casan einen Aufruhr erregt, und da die Rebellen den anfänglich gegen sie geschickten General **Karr** geschlagen; so hat die Kayserin den Feldmarschall Ritter **von Bibikow** nunmehro mit genugsamen Truppen gegen diese Rebellen gesandt.

Der bis auf den 22ten Jänner limitirte Reichstag in **Pohlen** ist von neuen wieder bis in den May limitiret worden. Bis dahin wollen der König, die Gesandten der drey verbundenen Höfe, und die Delegirten sich wegen eines Planes der neuen Regierungsform dieses Reichs vereinigen. Nach einer neuen Charte beträgt der an Oesterreich gekommene Theil an Quadratmeilen 2700, der an Rußland 3440, der an Preußen 900, und der noch übrige Theil von Pohlen 15300. Die Oesterreichischen und Preußischen Truppen haben Pohlen geräumet. Nach der am 29ten December vorigen Jahres zu Lemberg erfolgten Huldigung in den nunmehro Oesterreichischen Königreichen Gallicien und Ludomirien, verläßt der Graf von **Pergen** diese Länder, und an dessen Stelle tritt der Graf **von Haddick** als Stadthalter, und der Graf **Wrbna** als Präsident. Die Unterhandlungen des Grafen **Galowkin** mit dem Preußischen Geheimden Rath **Reichardt** in Danzig, sollen zum Vergnügen gedachter Stadt sich beendiget haben.

Die von Dännemark, gegen das Gottorpische **Holstein**, an den Grosfürsten von Rußland abgetretene Grafschaften **Oldenburg** und **Delmenhorst**,

horſt, haben nur vier Tage ihrem neuen Landesherrn angehört. Dieſe kurze Regierung bezeichnet ſich durch die wohlthätigſte Handlung. Der Großfürſt befreyte auf ewig die Unterthanen von allen auſſerordentlichen Auflagen und Steuern; und unter dieſer Bedingung tritt derſelbe aus Grosmuth, ſeiner noch unverſorgten jüngern Holſteiniſchen Linie, und dermalen dem Biſchoff von Lübeck und deſſen männlicher Nachkommenſchaft beide Grafſchaften ab. Der König von Schweden und ſeine Herrn Brüder, als nächſte Agnaten des Großfürſten, ſollen auch ihre Einwilligung zu dieſem gänzlichen Umtauſch und Abtretung gegeben haben.

Dieſer König fährt fort unter der neuen Regierungsform Schweden glücklich zu machen. Der Nachwelt verdienet das Schreiben aufbehalten zu werden, welches er an den ehemaligen Senator Grafen von Hoepken, um denſelben zu bewegen wieder in ſeine Dienſte zu treten, erlaſſen hat. „An der Spitze meines Staatsrath fordere ich Sie „auf, mir mit Ihrem Rath zu dienen und mein „Führer zu ſeyn. Kennte ich in meinem Reich einen Mann, der Sie an Klugheit und an Redlichkeit übertrafe, ſo würde ich Sie in Ruhe gelaſſen „haben. Allein der Himmel, der uns kluge und „verſtändige Männer ſchenkt, beſtimmt ſie auch zugleich dazu, ſich das allgemeine Beſte angelegen „ſeyn zu laſſen. Ich habe itzt meine Pflicht erfüllt; „erfüllen Sie nun die Ihrige. Ich habe meinem „Volk und ganz Europa zeigen wollen, daß ich „meinem Throne keinen andern Glanz zu geben ſuche, als den die Tugend über ihn verbreitet. „Sollten Sie ſich indeſſen länger weigern, meinem „und meines Volks Verlangen zu willfahren, ſo „werden Sie dieſes vor der ganzen Nation und der „Nachkommenſchaft zu verantworten haben.„

Die Reichs-Cammer-Gerichts-Visitation zu Wetzlar bekommt nun ihre völlige Thätigkeit. Der zeither suspendirt gewesene Cammergerichtsbeysitzer von Reus, genannt Haberkorn, ist nach untersuchter Sache, wegen der ihm zur Last verbleibenden Verbrechen, seines Beysitzeramts gänzlich entsetzet, und ihm zugleich anbefohlen worden, innerhalb 6 Wochen sich von Wetzlar zu entfernen, und sich niemals wieder in dem Wohnsitz des Kayserl. und Reichscammergerichts betreten zu lassen. Ingleichen sind, mit Vorbehalt weiterer Untersuchungen, die Stellen der ebenfalls suspendirten zween Beysitzer, Pape von Papius, und von Nettelbla für erledigt erkläret, und möchten deren grobe Verbrechen vielleicht eine wohlverdiente härtere Strafe erwarten.

In Dresden hat der Churfürst ein neues Oberfinanzkollegium errichtet; diesem sind alle Kassen untergeordert, und aus demselben werden alle Gelder bezahlet. Doch sind die zu Abbezahlung der Steuer- und Cammer-Schulden bestimmte Kassen davon ausgenommen. Das Beylager des Prinzen Karls von Zweybrücken mit der Churfürstlichen Prinzessin Amalia von Sachsen, ist in Dresden den 13 Febr. in größter Stille vollzogen worden. Der einstweilige Aufenthalt der Neuvermählten wird zu Neuberg in der Oberpfalz seyn.

Nach der Zurückkunft der Frau Landgräfin von Hessendarmstadt von Petersburg ist auch die Verlobung ihrer dritten Prinzeßin Tochter, der Prinzeßin Amalia, mit dem Erbprinzen von Baaden bekannt gemacht worden.

Dem ruhmwürdigen Beyspiel des Churfürsten von Maynz ist nun auch der Fürst Bischof zu Würzburg gefolgt, und hat aus seiner Scatoulle ein Schulmeisterseminarium gestiftet.

Die

Die englischen Colonien in America haben sich der Einfuhr des Thees von der Ostindischen Compagnie, worauf das englische Parlament eine Abgabe gelegt, einmüthig wiedersetzt, und wollen sich zu keinen Auflagen, welche ohne ihre Einwilligung ihnen von dem Parlament auferlegt werden, verstehen. Beynahe scheint es, daß England sich in einiger Verlegenheit darüber befinde.

Der Marquis von Monteynard, französischer Kriegsminister, hat die große Anzahl der unter des jetzigen Königs langwierigen Regierung Verwiesenen vermehret. Sein Departement hat der Herzog von Aiguillon nur einstweilen erhalten; man glaubt aber daß er, so wie ehemals der Herzog von Choiseul, das Kriegsdepartement mit dem von den auswärtigen Geschäften vereinigen werde.

Die Bourbonischen Häuser haben nun auch dem Päbstlichen Stuhl die zeithero in Besitz genommene Länder Avignon, Benevento und Ponte Cervo wieder zurückgegeben, und dafür in einem Consistorio die herrlichsten Lobeserhebungen vom Pabst erhalten. Der ehemalige General des aufgehobenen Jesuiterordens Abt Ricci sitzt noch immer nebst vielen seines Ordens auf der Engelsburg. Die Rußische Kayserin verstattet aber in denen ihr zu Theil gewordenen Pohlnischen Provinzen, diesen Ordensgeistlichen eben solche Freyheiten wie der König von Preußen in seinen Staaten.

In der Sicilianischen Hauptstadt Palermo sind große Unruhen gewesen, welche doch endlich beygelegt zu seyn scheinen. Auch hat der Venetianische Staat verschiedene Vornehme und Mitglieder des Senats in Verhaft nehmen lassen, und ohngeachtet derselben eigentliches Verbrechen nicht bekannt geworden, so ist doch mehr als wahrscheinlich,

daß

daß ein unerlaubtes Verständnis mit einer fremden Macht, bey den dermaligen Kriegsconjuncturen, die Ursach ist.

Der Herzog von Parma hat nach seiner Aussöhnung mit dem König von Spanien und Frankreich mehrere Unabhängigkeit erhalten.

Der König von Portugall hat seinen Unterthanen anbefohlen keine Befehle von dem Päbstlichen Nuncius oder aus der Datarie von Rom anzunehmen. Auch, heißt es, würden die Juden das freye Religionsexercitium, gegen Erlegung einer Summa Geldes in den königlichen Schatz, erhalten.

Druckfehler.

S. 238. Zeil. 19. macido l. nacido.

S. 240. Zeil. 23. ertheilt l. enthält.

S. 274. Zeil. 4. Eselsmilch l. Pferdemilch.

Inhalt
des Fünften Bandes
des Teutſchen Merkurs.

Erſtes Stück.

I. Flüchtige poetiſche Stücke. ⸗ Seite 1

II. Die Abderiten; eine ſehr wahrſcheinliche Geſchichte. ⸗ ⸗ ⸗ 33

III. Miſcellanien.

IV. Ueber ein ſeltſames Compliment, das der teutſchen Litteratur im London Magazine gemacht worden. ⸗ 113

IV. Anekdoten.

I. Vom Doktor Mead. ⸗ ⸗ 120

II. Von Signora Gabrieli, erſter Sängerin der Sicilianiſchen Oper. 121

Zweytes Stück.

I. Poeſien. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 131

II. Fortſetzung der Abderiten. ⸗ 145

III. Von Bildung des moraliſchen Charakters in Schulen. ⸗ ⸗ 221

IV. Verſuch über Don Eſtevan Manuel de Villegas, einen lyriſchen Dichter der Spanier. ⸗ ⸗ 237

Drittes

Drittes Stück.

I. Zweyter Brief über die Recherches philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois, par Mr. de P. S. 259

II. Litterariſche Neuigkeiten aus Frankreich. 287

III. Zugaben zu dem vorſtehenden Artikel. 299

IV. Miſcellanien.

V. Von ſchönen Seelen. ; ; 310

V. Raiſonnirendes Verzeichnis neuer Bücher aus allen Wiſſenſchaften.

I. Theologie. ; ; ; ; 322
II. Rechtsgelehrſamkeit. ; ; 326
III. Arzneywiſſenſchaft. ; ; ; 328
IV. Hiſtoriſche Wiſſenſchaften. ; ; 332
V. Dichtkunſt und Schöne-Litteratur. 336
VI. Mathematiſche Wiſſenſchaften. ; 347
VII. Kriegswiſſenſchaft. ; ; 348
VIII. Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wiſſenſchaften. ; ; ; 350
IX. Naturlehre und Naturgeſchichte. ; 353
X. Grammatik, Philologie, Kritik. ; 356
XI. Ueberſetzungen aus fremden Sprachen in die teutſche. ; ; ; 360
XII. Vermiſchte Anzeigen. ; ; 366

VI. Antworten an unſre Correſpondenten. 370

VII. Politiſche Neuigkeiten. . . 374

Der

Teutſche Merkur

vom Jahr 1774.

Sechſter Band.

Weimar,

in Carl Ludolf Hoffmanns Verlag.

KGL
VNIVERS.
LIPS.

I.

Poeſien.

Hymne.

Gott ſey mein Lied! wie wallt mein Blut
Bey meiner Harfe Klang!
Gott ſey mein Lied! Ein Lied voll Glut,
Der Himmel mein Geſang!

Singt ihn, Der Welten ohne Zahl
Mit allgewalt'ger Hand
In's Leere warf; wie einen Ball
Allmächtig ſie umſpannt.

Er iſt's, der mit dem, was er ſpricht,
Zugleich die Würkung paart.
Er ſprach zum Dunkel: Werde Licht!
Und ſiehe da, es ward.

Er iſt in jeder Sphäre Gott,
In jeder Zone Herr;
Im Wurm und in dem Behemot
Iſt er gleich Gott, gleich Herr.

Er hüllt tief in der Wetter Nacht
Sein zürnend Angeſicht.
Die ernſte Stimme ſeiner Macht
Iſt's, die im Donner ſpricht.

Allgütig winkt er, Wetter fliehn
Auf ſeinen Wink zurück;
Die zitternde Natur ſieht ihn,
Und Leben ſchenkt ſein Blick.

Ein ewig Licht umgiebt ihn ganz
Im ungemeßnem Raum;
Der Morgenröthe höchſter Glanz
Iſt ſeines Kleides Saum.

Ihm opfert die Natur den Dank,
Den Menſchen ihm entziehn;
Der Sturmwind braußt ihm Lobgeſang,
Und Wellen preißen ihn.

Zu ſchwach mein Lied ihn zu erhöhn,
Zu ſchwach biſt du für ihn,
Vor dem lobſingend Cherub ſtehn,
Anbetend Seraph knien.

Ihn preißt der Heilgen Lobgeſang
Mit Engels Melodien.
Schweig Harfe! denn äoneulang
Lobt ſelbſt der Himmel ihn.

B—ch.

An Fanny.

Sieh' Fanny, an der Roſe hier
Zween klare Tropfen hängen;
Sieh' wie ſie ſympathetiſch ſich
Zu ihrem Buſen drängen.

Sie nähern ſich; wie zittern ſie
Vor Liebe ſich zu küſſen!
Jezt, kaum berührt, o Fanny, jezt
Sieh' ſie zuſammenfließen.

O Fanny! dieſen Tropfen laß
Mich uns zum Sinnbild wählen.
Betracht ihn; ſiehſt du nicht, er iſt
Ein Bild von unſern Seelen?

Als ſie entzückt im erſten Kuß
Auf unſern Lippen hiengen,
Da war es, Fanny, wo ſie ſich
So ſchweſterlich umfiengen.

Wie hier zween junge Tropfen Thau
Zerſchmolzen ſie in eine,
Die in uns lebt, denkt, fühlt und liebt,
Zugleich die mein' und Deine.

B—ch.

Nänie,

auf ein zerbrochnes Paſtell-Gemählde.

An das Frl. v. G**.

Weint Muſen, Grazien und Amoretten,
Das ſchöne Bild iſt hin!
O weint mit mir, Sylphiden, Zephyretten,
Das ſchöne Bild — iſt hin!

Das lieblichſte, gefälligſte der Weſen,
Das mahlende Magie
Mit Farben ſchuf, die Amor ſelbſt erleſen;
Ein holdes Mädchen, wie

Sie ewig jung und ſchön, in Paphos Hainen,
Im Dienſt Cytherens gehn,
So reizend, wie ſie Muſelmänner meynen
Im Paradies zu ſehn.

Und nun zertrümmert jeder ihrer Reize!
Verwiſcht die Lilienbruſt! —
O fließe Thräne! fließ'; in Marmor beitze
Des ſchönen Bilds Verluſt!

Ein häßlicher dem Styx entfloh'ner Gnome
Stieß mit verruchter Hand,
Berauscht von seines Eifers Strome,
Es neidisch von der Wand.

Weint Musen, Grazien und Amoretten,
Nanettens Bild — ist hin!
O weinet mit, Sylphiden, Zephyretten,
Das schöne Bild ist hin!

B—ch.

Auf das erste Veilchen.

Sey mir gegrüßt, der Frühlingskinder
Geliebter Erstling! — Find ich dich? —
Hab' Dank, daß du dem Schlaf geschwinder
Entflohst, und blühtest hier für mich.

Im dunkeln Thal, am kleinen Quellchen
Blühst du im trauernden Gewand;
Dich tränkten kleine Silberwellchen,
Und Morgenthau, bis ich dich fand.

Du, meines Lebens Bild, verborgen
Und ungeſehen dufteſt du
Nur wen'ge kühle Frühlingsmorgen,
Und eilſt dann der Verweſung zu.

Und ſchlummerſt dann, geliebtes Veilchen,
Und wo du ſchlummerſt, keimen ſchon
Jezt unbemerkt noch junge Veilchen,
Und eilen auch, wie du, davon.

Wenn ſink' auch ich im ſüſſen Schlummer
Des Blumentodes ſtill dahin?
Wenn wird nach ausgeweintem Kummer
Auf meinem Grab' ein Veilchen blühn?

Schon ſeegn' ich den vergeßnen Hügel,
Und grüße froh mein wartend Grab. —
Umſchatte mich mit deinem Flügel,
O Tod des Frommen! — Brich mich ab!

An Mad. Schl..r,

als ihre Geneſung mit Ueberreichung eines Epheukranzes gefeyert wurde.

Den Epheu, den in Griechenland
Die Freude ſonſt, bey jedem Mahle,
Um ihres Lieblings Schläfe wand,
Und ohne den man nie Horazen zechend fand,
Reicht izt, mit freundſchaftlicher Hand,
Hygia dir, und tränkt aus voller Schale
Dich mit verjüngter Kraft,
Des Lebens Süßigkeit zu ſchmecken,
Und alle Sorgen, alle Schrecken,
Die ſich der Kleinmuth unterm Monde ſchaft,
Gehüllt in Weisheit, zu vergeſſen,
Und o! von uns begleitet und geführt,
Friſch fortzuwallen, bis im Schatten von Cypreſſen
Dein Blumenpfad ſich ſanft verliehrt.

G..r.

Haingeſang.

Dunkler Hain! in deinen Schatten
Singt der Jüngling und der Greiß,
Und das unbeſcholtne Mädchen
Wandelt unter Liedern hin.

Schlummer lähmt der Weſte Fittig,
Wenn der volle Chor beginnt,
Und die Dryas nickt uns lächelnd
Von der hohen Eich' herab.

Horchend ſteht die ſchlanke Fichte
Um die frohen Sänger her;
Von der Wand der grauen Berge
Singt der volle Chor zurück.

Preis dir, wenn der junge Morgen
Uns in deine Schatten lockt!
Preis dir, wenn am rothen Abend
Silberthau die Wipfel tränkt!

Preis von jedem müden Wandrer,
Den dein kühles Dunkel birgt,

Wenn ihm Staub und Mittagsſonne
Einen längern Weg verbeut:

Preis dir, wenn ein ſanfter Schlummer
Sich auf ſeine Scheitel gießt!
Preis dir, wenn er beym Erwachen
Munterkeit und Leben fühlt!

Preis dir, wenn er an der Quelle,
Die aus deinem Buſen fließt,
Mit dem runden Pilgerhute
Ungetrübtes Waſſer ſchöpft!

Preis von jedem Schäfermädchen,
Die, in ſanfter Unſchuld noch,
Mit dem bunten Käfer tändelt,
Und aus Blumen Kränze dreht!

Preis von jeder guten Schöne,
Die hier in der Einſamkeit
Mit den Gräschen oder Bäumen
Von der ſüſſen Liebe ſpricht!

Preis von dem beglückten Jüngling,
Der ſie dann im Buſch belauſcht,
Und im Feuer ihrer Wünſche
Seine Leidenſchaft geſteht!

Dann in zärtlicher Betäubung
Dankbar ihre Lippen küßt,
Daß ſie alles, Baum und Gräschen,
Ueber ſeinen Kuß vergißt!

Preis von Allen, die der Tugend
Und der Liebe Lieder weyhn;
Die du in der zarten Kindheit
Mächtiges Gefühl gelehrt!

Preis, o Hain, von unſern Enkeln'
Wenn wir einſt geſtorben ſind,
So verhüllen deine Schatten
Gütig unſern Aſchenkrug.

Sch"'l.

An Psyche.

Die Quelle der Vergessenheit,
Aus welcher in der Fabelzeit
Die frommen Schatten sich betranken,
Und dann, vom Loos der Sterblichkeit,
Von Sorgen, Spleen und Nachtgedanken,
Von Langweil und von Zwang befreyt,
In seel'ger Wonnetrunkenheit
Hin auf Elysiums Rosen sanken:
Was meynst du, Freundin, was sie war?
Dein Beyspiel macht die Sache klar;
Du kennst nun Amors Wundertriebe.
Von diesem Lethe, glaube mir,
Sehn wir die Würkungen an dir:
Dies Zauberwasser ist — die Liebe.

Ein Tröpfchen, sey es noch so klein,
In Unschuld züchtiglich hinein:
Geschlürft aus Amors Nektarbecher,
Thut alles dies! — Was wird geschehn,
Wenn unerfahrne junge Zecher
Im Trinken gar sich übersehn?

Das süsse Gift! Es schleicht die Kehle
So sanft hinab! Was Wunder auch,
Wenn eine wonnetrunkne Seele
Dem jungen Faun beym ersten Schlauch
Ein wenig gleicht, — dem seine Höle,
Sein Schlauch, und der geliebte Freund,
Der mit ihm zecht, das ganze Weltall scheint?

Du staunst mich an? — O! um die Dichterköpfe!
Fy! wie mir der Faununculus
(Das ungleichartigste Geschöpfe,
Mit Amorn, der von einem einzgen Kuß
Zehn Jahre lebt,) da ich ein Gleichnis brauche,
Just in die Queere laufen muß?
Das närrsche kleine Ding mit seinem ersten
Schlauche!
Allein, so gehts uns armen Reimern gern.
Nicht immer bleiben wir des Flügelpferdchens
Herrn.
Bald übermeistert uns die Laune
Und bald der Reim. Wer sieht den Abstand nicht
Vom Gott der Zärtlichkeit zum Faune?
Allein den Reim, die Laune sieht
Dies wenig an; die wechseln oder paaren,

Nach

Nach Einfall und Gemächlichkeit,
Oft Dinge, die seitdem der Elemente Streit
Ein Gott entschied, noch nie gepaart gewesen
waren.
Die Laune hohlt zur feinsten Ironie
Den Stoff vom Vorgebürg der Nasen;
Und läßt der Reim nicht ohne Müh
Den Hasen bey Delphinen grasen?

Allein, wie oft ein Narr was kluges spricht,
So sprach auch diesesmal der Reim so übel nicht.
Denn Etwas, gutes Kind! ist, leider! an der Sache.
Nicht, daß ich's dir zum Vorwurf mache!
Die Grazien verhütens! — Aber doch
Bleibt wahr, was wahr ist; daß, seit du aus
Amors — Schlauche
Den großen Zug gethan, du kaum von ferne noch
(Der Himmel lohn's dem kleinen Gauche!)
Des Traumes dich besinnst, den wir für würk-
lich hielten,
Eh diese Amorn noch um deinen Busen spielten.

Denn sprich mit Offenherzigkeit,
Wo sind die Bilder jener Zeit,

Als, an der beſten Mutter Seite,
Wir, wie die guten frommen Leute
Der alten goldnen Schäferzeit,
In ſel'ger Abgeſchiedenheit
Von Hof und Welt, wie unſers Geßners Hirten,
Im Schatten junger Pappeln irrten?
Die, weil ſie Panthea mit eigner Hand gepflanzt,
In unſern Augen ſchöner waren
Als Tempe, wo mit losgebundnen Haaren
Um Daphnens Stamm die junge Nymphe tanzt.
Sprich, war in ſeinen Schäferjahren
Apollo glücklicher als ich?
Auch dich, Pſycharion, auch dich
Schien unſre Freundſchaft zu beglücken;
Ein ſanftes geiſtiges Entzücken
In deinem Lächeln, deinen Blicken,
Schien der geſchwiſterlichen Schaar,
Die durch dein Anſchaun glücklich war,
Des Engels Wonne auszudrücken,
Der ſich allein in ſeinen Freunden liebt,
Und Wonne fühlt indem er Wonne giebt.

O gute Pſyche, welch ein Leben,
Hätt' ihm ein günſtiges Geſchick
Ein wenig Dauer nur gegeben!
Denn ach! es war ein Augenblick!
Der Mond gieng auf, der Störer unſrer Freuden,
Der Amorn oft die Zeit zu lange macht;
Uns kam er ſtets zu früh; er kam, um uns zu ſcheiden.
Vergebens hoften wir den Flug der braunen Nacht
Durch unſre Wünſche aufzuhalten;
Wir wurden im Olymp, wie billig, ausgelacht;
Die Götter ſparen ihre Macht;
Kurz, Phöbus gieng zur Ruh, und alles blieb beym Alten.
Was war zu thun? Geſchieden mußt' es ſeyn!
Ein traurig Lebewohl erſtarb auf jedem Munde.
Noch dieſen lezten Blick! — da bin ich nun allein,
Und ſtehe noch, mit ofnem Aug' und Munde,
Als wurzelt' ich in zauberiſchem Grunde,
Wie ein gebannter Ritter, ein.

Nicht wahr, an alles dies erinnerſt du dich kaum,
Vielleicht, wie man von einem Morgentraum

Die

Die schnellzerfließenden Gestalten
Vergebens sich bestrebet fest zuhalten?
Vergessen ist im Arm des bessern Agathon
Der gute Psammis-Danischmende;
Die Götterchen von Paphos sehn mit Hohn
Auf ihn herab von ihrem Lilienthron,
Und klatschen in die kleinen Hände.
Doch, was ist hier, ihr Götterchen, am Ende
So viel zu klatschen? Spart den Hohn!
Hofft nicht, daß uns der Werth der Ueberwundnen blende!
Mit Zauberwaffen trägt man leicht den Sieg davon.

Die Wahrheit, Freundin, ist, daß der
Von Liebe gar nichts wissen müßte,
Der in dies Wunderwerk sich nicht zu finden wüßte.
Die erste Liebe würkt dies alles, und noch mehr.
Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt ein neues bessers Leben.
So sehen wir im May der Sommervögel Heer
Auf neuen Flügeln sich erheben.
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr

Die Erdenkinder wie vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, ſchweben
Wie Engel, ohne Leib, daher
In einem Ocean von Wonne;
Beſtralt von einer ſchönern Sonne,
Blüht eine ſchönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unſre Triebe,
Und alles haucht den Geiſt der Liebe.

O Zauberey der erſten Liebe,
Noch izt, da ſchon zum Abend ſich
Mein Leben neigt, noch izt beglückſt du mich!
Noch denk ich mit Entzücken dich,
O Götterſtand der erſten Liebe!
Was hat dies Leben das dir gleicht,
Du ſchöner Irthum ſchöner Seelen?
Wo iſt die Luſt die nicht der Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Clariſſen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantaſie
Geſchäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild ſehn, Sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unſrer Selbſt, zu der die Sympathie
Geheim-

Geheimnisvoll uns hinzog; Sie,
Im süssen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben
saugen,
Von allem um uns her nichts sehen ausser ihr,
Selbst in Elysiums goldnen Auen
Nichts sehen würden ausser ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzu-
schauen!

Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unserm ganzen Wesen.
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn;
Die Dinge sind nicht mehr was sie zuvor ge-
wesen.
Die ganze Schöpfung ist die Blinde nur, worinn
Die Göttin glänzt, die Wolk' auf der sie schwebet,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebet.
Ihr huldigt jeder Kreis der lebenden Natur,
Ihr schmücken sich die Hecken und die Bäume
Mit jungem Laub, mit Blumen Thal und Flur;
Ihr singt die Nachtigall, und Bäche murmeln nur
Damit sie desto sanfter träume;

Indem der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,
Und, taumelnd vor Vergnügen,
Auf ihrem Busen sich verliebte Rosen wiegen.

Sie träumt — ein süßes Lächeln schwebt
Um ihren röthern Mund, um ihre vollern Wangen;
O! wär es zärtliches Verlangen,
Was den verschönten Busen hebt!
O! träumte sie — (so klopft mit ängstlicher Begier
Des Jünglings Herz), o träumte sie von mir!
O Amor, sey der blöden Hofnung günstig!

Er nähert furchtsam sich, und selbst der keusche Blick
Besorgt zu kühn zu seyn, und bebt von ihr zurück.
Doch Amor giebt ihm Muth, die Dämmerung ist günstig,
Und, o wie schön ist sie! — Verlohren im Genuß
Des Anschauns, bleibt er eine Weile
Beweglos stehn, wie eine Marmorsäule.
Wie selig er sich fühlen muß!

Den Göttern gleich zu seyn, was fehlt ihm noch?
Ein Kuß,
Ein einzger, unbemerkter Kuß,
Wie Zephyr küßt, auf ihre sanfte Stirne.
Der höchste Wunsch den seine Liebe wagt!
Und auch dies wenige, so viel für ihn! versagt
Sein Zaudern ihm. Denn eh' sein Mund es wagt,
Reibt Chloe schon den Schlummer von der Stirne.
Sie schlägt die Augen auf. Bestürzung, Zärtlichkeit,
Und holde Schaam, in zweifelhaftem Streit
Verwirren ihren Blick. Er glaubt, ihr Auge zürne,
Sieht bang sie an, und flieht. — Nun ist rings um ihn her
Die weite Schöpfung öd' und leer,
Die Luft nicht blau, der May nicht blühend mehr;
Das Sonnenlicht hört auf für ihn zu scheinen.
Dort sizt er, wo der finstre Hayn
Die längsten Schatten wirft, auf einem rauhen Stein,
Gefühllos jedem Schmerz als ungeliebt zu seyn,
Gefühllos jeder Luft als ungestört zu weinen.

Schon ſinkt des Himmels Auge zu,
Schon liegt die Welt in allgemeinem Schlummer;
Und er, verſenkt in ſeinen Kummer,
Er wird es nicht gewahr. Die Ruh
Flieht, Aermſter, deine Bruſt, und deine Augenlieder
Der ſüſſe Schlaf. Der Abend weicht der Nacht,
Die ſchöne Nacht dem ſchönern Morgen wieder,
(Für dich nicht ſchön!) und du, an Chloens Bild
Geheftet, ganz von ihr und deinem Schmerz erfüllt,
Bemerkſt es nicht! — Und doch, bey allem ſeinem Leiden,
Liebt er die Quelle ſeiner Pein;
Er nähme nicht der Götter Freuden
Von ſeinem Wahn geheilt zu ſeyn!

Doch, welche Wonne, welche Freuden,
Erwarten, ſanfter Jüngling, dich,
Wenn Sie, — die alle deine Leiden
Mit dir getheilt, und, wenn bey deinem Anblick ſich
Oft eine Thrän' aus ihrem Auge ſchlich,

Kaum

Kaum Muth genug ſich wegzuwenden hatte, —
Wenn ſie die Kraft verliehrt mehr Wiederſtand zu thun,
Und, ganz des Gottes voll, das matte
In Liebe ſchwimmende unſchuld'ge Auge nun
An deiner Wange ſich des ſüſſen Drucks entladet,
Und die vom Uebermaas der Luſt
Dem Schleyer ausgeriſſne Bruſt
In unverheelten Thränen badet!

O J***, bey dieſem Bild entfällt
Der Pinſel meiner Hand! — Nehmt ihn, ihr Huldgöttinnen;
Euch weyh ich ihn! Und aufgeſtellt
In euerm Heiligthum, geliebte Charitinnen,
Sey, euch zum Ruhm, das unvollendte Bild.
Von euerm Schleyer ſey's verhüllt
Dem Faunenblik des Sclaven ſeiner Sinnen,
Dem unbegreiflich iſt, wie man
Mit Amors Dienſt den euren paaren kann;
Der Flammen, die bey ihm nur in den Adern rinnen,
Vom Schlauch Silens entlehnt,
Und die Empfindungen verfeinter innrer Sinnen
In Phrynens Armen hönt.

Verachte, Pſyche, der Bacchanten
Und Satyrn Hohn! Geneuß der ſel'gen Schwärmerey,
Des goldnen Traums, der uns zu Anverwandten
Der Götter macht! Laß kalte Sykophanten
Beweiſen daß es Täuſchung ſey,
Und glaube du, Glükſelige, der Stimme
Des Engels der in deinem Buſen wohnt!
Neu iſt die Wonne dir, womit uns Amor lohnt;
Durch manche Thrän' erkauft, und deſto ſüßer! — Schwimme
In dieſem Ocean! — Sie, die gefällig ſich
Mit der Natur und dem Geſchick verglich,
Dich, ſchöne Freundin, zu beglücken,
Die Tugend billigt dein Entzücken,
Und Amors holde Schweſtern pflücken
Idaliens ſchönſten Kranz für dich.

Du biſt beglückt, — und ich — vergeſſen!
Es ſey! die Freundſchaft eyfert nicht.
Noch tanzt das magiſche Geſicht
Um deine Stirne, noch iſt alles eitel Licht
Und Himmel um dich her; noch flieſſet ungemeſſen,
Gleich dem unendlichen Moment der Ewigkeit,

Die

Die Zeit der süssen Trunkenheit —
O Psyche, auch für mich war einst so eine Zeit!
Was hätt ich damals nicht vergessen,
Als ich in dem Bezaubrungsstand,
Worinn du bist, mit Chloen mich befand;
Und, wenn ich ihr, so früh es tagte,
Bis unbemerkt der lezte Stral verschwand,
Was ich für sie empfand,
Ein ewig Einerley, auf tausend Arten sagte,
Den längsten Tag zu kurz es ihr zu sagen fand.

O Wonnetage, gleich den Stunden,
In ihrem Anschaun zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommernacht!
Geliebter Traum! der, längst verschwunden,
Noch durch Erinnrung glücklich macht!
Wo seyd ihr hin, ihr unbereuten Freuden,
Du Blüthe der Empfindsamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloser Unerfahrenheit,
Und unbesorgter Sicherheit,
Und wesenloser Lust und wesenloser Leiden,
Mit aller ihrer Eitelkeit,
In weisern Tagen oft beneiden;

Du erſter Druck von ihrer ſanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erſter Kuß! — euch kann kein Gott mir wiedergeben!

Sie welkt dahin des Lebens Blumenzeit!
Ein ew'ger May blüht nur im Feenlande;
Und Amors reinſte Seligkeit
Bringt uns zu nah dem Götterſtande,
Um dauerhaft zu ſeyn. Wie ſelten iſt das Glück,
Das deine Liebe krönt, Pſycharion! Wie ſelten
Erhört das neidiſche Geſchick
Der erſten Liebe Wunſch! Wir gäben Thronen, Welten,

In ihrem Rauſch, um eine Hütte hin;
Ein Hüttchen nur, im Land der Geßneriſchen Hirten,
Juſt groß genug, um uns und unſre Schäferin,
Die Grazien und Amorn zu bewirthen.
Sie wüchſen von ſich ſelbſt, im Schutz des guten Pans,

Die Bäume, die, indem wir ſorglos küßten,
Uns Müßiggänger nähren müßten!
Wie ſelig! — Aber Zevs lacht des verliebten Wahns.

Sein

Sein Schickſal trennt — aus guten Gründen —
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie ſpitzt ſich einſt des **Paſtorfido's** Kinn,
(Wenn zu den väterlichen Linden
Das Glück zurück ihn führt), die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er ſeines Lebens Glück verſichert war zu gründen,
In eines Andern Arm zu finden!
Zu glücklich, wenn vielmehr ihr Aſchenkrug,
Umringt von traurigen Cypreſſen,
Ihm ſagt: daß Daphnens Herz, von ſtillem Gram
zerfreſſen,
Aus Sehnſucht brach, und Zug vor Zug
Sein werthes Bild mit ſich ins Land der Schatten
trug;
Daß in der lezten Todesſtunde
Ihr Aug' ihn noch geſucht, und auf dem kalten
Munde,
Sein Nahme noch geſchwebt; — doch dreymal
glücklicher,
Wenn, wie **Amandus** und **Amande**,
Nachdem ſie manches Jahr zu Waſſer und zu
Lande
Durch Berg und Thal, von Zara's heiſſem Sande

Bis an den gelben Fluß, ſich raſtlos aufgeſucht,
Der Liebesgott mitleidig ihrer Flucht
Ein Ende macht, im Thor von Samarkande
Sie unverhoft zuſammenfügt,
Und, wie ſie nun, im vollen Ueberwallen
Der Zärtlichkeit, ſich in die Arme fallen,
Davon mit ihren Seelen fliegt.

Doch, Freundin! ſetzen wir den ſeltenſten der Fälle;
(Denn ſelbſt die Königin der Amorn ſah ſich nie
In dieſem Fall; Vulkan vertrat des Ehmanns Stelle,
Und für Adone ſeufzte Sie!)
Geſezt daß Cypripor und Hymen ſich verbanden,
Zwo Hälften, die, zum Glück, einander fanden,
So zu beſeligen, wie mit geſammter Hand
Die beyden Götterchen uns glücklich machen können;
Kurz, Pſyche, ſetzen wir ein Band
Wie Deines iſt: glaubſt Du, der Wonneſtand
Der erſten Schwärmerey, er werde dauern können?
Wie gerne wollt' ich Dir den ſüßen Irthum gönnen!

Doch,

Doch, leben wir nicht unterm Mond?
Was bleibt vom Loos der Sterblichkeit verſchont?
Ja! lebten wir im Lande der Ideen,
Dann gäb' ichs zu! Allein in unſrer Welt,
In dieſer Werktagswelt, wo, bloß vom langen Stehen,
Selbſt der Koloß von Rhodus endlich fällt,
Wird, glaube mir, ſo lang ſie ſelbſt noch hält,
Nichts Unvergängliches geſehen.
Da hilft kein Reiz, kein Talisman,
Der Zauber löſt ſich auf! — Wir eſſen
(Verſchlingen oft, und thun nicht wohl daran)
Die ſüße Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterſtands, dem magiſchen Vergeſſen
Der Menſchheit, werden uns die Augen aufgethan.
So wie die Seele ſich dem Leibe
Zu nahe macht, weg iſt die Zauberey!
Die Göttin ſinkt herab zum Weibe,
Der Halbgott wird ein Mann. — Doch, Pſyche, wenn dabey
Die, ſo am meiſten wagt, am wenigſten verlöhre,
Verdiente Sie, den Grazien zur Ehre,
Nicht ein Capellchen in Cythere?

Daß übrigens Euch in der ſtolzen Ruh
Des ſchönſten Irrthums nicht die Prophezeyhung
ſtöre!
Geſezt, der Ausgang ſagt' ihr zu —
Uns anderm Erdenvolk iſts immer ſehr viel Ehre
Daß uns ein Mann wie Er, ein Weib wie Du,
Sobald als möglich angehöre.
Der Menſchenſtand, den Doktor Mandevil
Und Freund Hanß Jack, (wenn ihn die Laun',
auf Vieren
Zu gehn, ergreift), bey uns verkleinern will,
Hat ſeinen Werth; und unter allen Thieren
(Die Kaffern nehm ich aus) iſt, wie ein weiſer Mann
Vorlängſt geſagt, nicht eines anzuführen,
Das ſich an Tugenden mit uns vergleichen kann.
Vorausgeſezt, daß Amor mit den Muſen
Und Grazien die lezte Hand
An uns gelegt! — denn, in dem rohen Stand,
Worinn an Mutter Iſis Buſen
Die meiſten hangen, geb ich zu
Daß mir ein hübſcher Sapajou,
Der Sperling Lesbiens, ein Täubchen aus Cythere,
Und Greffets Papagay zum Umgang lieber wäre.

Dir,

Dir, Schweſterchen, und Deinem künft'gen
Mann,
Begünſtigt wie Ihr ſeyd von Grazien und Muſen,
Steht ganz gewiß die ſchöne Menſchheit an,
Zu der, ſo wie das Nektarräuſchgen ſchwindet,
Die Göttin unvermerkt ſich nüanciert befindet.
Auch das Gedächtnis wird dann wieder aufgethan.
Im kleinen Hayn der Nachtigallen
Wird, Pſyche, Dir mein eignes Bild ſogar
(Nicht ohne Wunder, wo's ſo lang geblieben war)
Straks wider in die Augen fallen.
Die Freundſchaft, eingeſezt in ihr erlangtes Recht,
Wird nicht mehr, weil Ihr Roſen brecht,
Von ferne ſtehn und ſich verlaſſen grämen;
Doch wird ſie willig ſich bequemen,
In Deinem Herzen nur das Plätzchen einzunehmen,
Das Amor ſelbſt, der doch nicht alles füllen kan,
Ihr gerne laſſen will. Auch wird er bald geſtehen,
Daß — wär es nur, um zuzuſehen
Wie wohl Euch iſt — man dann und wann
Den Freund, ſo nebenher, ganz wohl gebrauchen kann.

W.

Bey dem Grabe
des
Herrn Cammer-Präsidentens von Herda.

Ich sehne mich nach Deinem Grabe,
Mir ewig unvergeß'ner Freund!
So lang ich eine Thräne habe,
Sey sie auf Deine Gruft geweint!

Mit Dir stirbt meiner Lebensfreuden
Der schönsten eine matt dahin:
Du fliehst zum Sitz der Seligkeiten,
Und — trostlos seh' ich — Dich entfliehn! —

Nun spricht, in stillen Mitternächten,
Dein frommer Mund nicht mehr mit mir
Von jeder Tugend heil'gen Rechten,
Und stillet meine Wisbegier!

Nun klopft, empfindsam für die Freude,
Gerührt bey Deiner Freunde Schmerz,
Geöfnet jedem fremden Leide,
Nicht mehr Dein frommes, sanftes Herz!

Von keinem Vorurtheil geblendet,
Der Tugend ohne Schminke treu,
Hast Du den schönsten Lauf vollendet,
Und stirbst, wie Du gehandelt — frey!

Und

Und ſiehſt nun mit verklärtem Blicke
In Deines Lebens edlen Gang,
Von Gott belohnt, entzückt zurücke;
Enträthſelſt den Zuſammenhang

Von Gottes Schöpfung, — von dem Plane,
Den ſeine Weisheit ſich entwarf;
Durchdenkſt ihn, feſſelfrey vom Wahne,
Den ſtets Dein ſtärkrer Geiſt verwarf.

Indeß an Deinem Aſchenkruge,
In den gerecht'ſten Gram verſenkt,
Mein Auge Deinem hohen Fluge
Von ferne folgt, — Dir Thränen ſchenkt,

Und — nachzuſchlummern Dir, ſich ſehnet!
Mein Ziel kommt auch — und bald vielleicht! —
An meines Grabes Bild gewöhnet,
Wünſcht ich, es wäre ſchon erreicht!

Dann wär mein liebſter Wunſch gewähret;
Ich wär entfeſſelt, ſo wie Du;
Umarmte, Herda, Dich, verkläret,
Und Engel ſähen dann uns zu!

v. G.

Die GartenSpinne.

Wie klüglich bauten hier
Die Menſchen dieſe Laube mir!
Wie luſtig es in dieſen Büſchen
Eich ſpinnen läßt;
Wie mit Behutſamkeit dazwiſchen
Der Wind in meine Fäden bläßt!
Damit ich unter Blumen lebte,
Die grünen Blätter ſchön umwebte;
Damit ich im Verborgnen hieng,
Und im Verborgnen Mücken fieng:
Deswegen bauten mir
Die Menſchen dieſe Laube hier.

* * * * * *

So vornehm hat, für ſich im Stillen,
Schon mancher Kritiker gedacht:
Am Ende wären doch allein um ſeinetwillen
Wir Dichter alleſammt gemacht;
Und unſre Werke nur geſchaffen,
Damit er weidlich ſie begaffen,

Ein Fehlerchen erhaſchen könnte;
Wohl auch zu Zeiten uns ein kleines Lob
vergönnte.

Der Maulwurf.

Nur geſchwind es hingerichtet!
Quälen ſollſt du mir
Nicht das arme Thier,
Ob es gleich das Blumenbeet zernichtet;
Denn, von allen Farben hier,
Welche durcheinander funkeln,
Hat es keinerley Genuß:
Wühlt es doch im Dunkeln,
Wo es immer wühlen muß!
Und daneben fehlt ihm das Geſicht:
Unſre Blumen kennt es nicht.

Ein Vorzug der Athenienſer vor den Abderiten.

Ein kluges Volk, bekannt mit allem Schönen,
Ließ, in Athen, den weiſen Sokrates
Auf öffentlicher Bühne höhnen;
Doch nur von Ariſtophanes,
Dem Liebling ſcherzender Camönen;
Und als der weiſe Mann die Bühne ſelbſt beſtieg,
Da neigte ſich das Volk und ſchwieg.

II.

Beurtheilung

der poetiſchen Blumenleſe auf das Jahr 1774. (Göttingen, bey Dietrich) und des Almanach der teutſchen Muſen auf das Jahr 1774. (Leipzig, im Schwickertſchen Verlage).

Jene Blumenleſe und den poetiſchen Theil dieſes Almanachs betracht' ich als eine doppelte Galerie von öffentlich ausgeſtellten Gemählden, worinn es jedermann erlaubt iſt herum zu wandeln, und über welches Stück er will ſein Urtheil zu fällen. Ich bediene mich dieſes Rechts, ohne deswegen zu verlangen, daß andre mitgehen, mich anhören, und meinem Urtheil beyſtimmen. Sollten etwan einige Liebhaber, oder Kenner, oder Künſtler, weil ich der Gemählde viel geſehen, auch dann und wann ſelber gearbeitet habe, mir ein nicht ganz unerfahrnes, unrichtiges Auge zutrauen, und aus eignem Triebe mich begleiten wollen; gut! ſo red' ich offenherzig mit ihnen, und ſage das, was ich denken würde, wenn ich allein wäre. Dabey hör' ich jeden vernünftigen Widerſpruch geduldig an; denn zuweilen können die beſten Augen uns trügen; und ich gebe die meinigen lange nicht für die beſten aus. So gar wird es mich nicht verdrießen, wenn hier und dort ein Künſtler, nachdem ich, ſo gutherzig als möglich, ſein Stück mit al-

len Orten, um den vortheilhafteſten Tag zu ſuchen, hingekehrt, auch an allen Fenſtern die Vorhänge, einen nach dem andern, halb oder ganz aufgezogen und niedergelaſſen, mir dennoch vorwirft: ich ſähe das Ding in einem falſchen Licht, oder wenn gewiſſe Herren und Damen antworten: „Iſt es möglich? dieſes Blumenſtück gefällt Ihnen nicht? Sehen Sie doch, welch eine Menge von Blumen! Die Farben, wie hell! und wie natürlich das Band iſt, das ſie zuſammenbindet! . . . . . Und die Miniatur nach Mieris? O die laß ich mir nicht verachten! Alles iſt ſo genau, ſo pünktlich, bis auf die Nägel im alten Lehnſtuhl!„

Mich bey jedem vortreflichen, und bey jedem elenden Gemählde, woran die Schönheiten und Fehler ſichtbar genug ſind; oder bey jeder von der Hand eines Lehrlings mit ſchwarzer Kreide hingezeterten Zeichnung aufzuhalten, dazu mach ich mich keinesweges verbindlich. Ingleichen giebt es Arbeiten, die weder verzeichnet, noch in der Schattierung fehlerhaft ſind; aber nicht den mindeſten Eindruck machen. Da wär es ein trauriges, undankbares Geſchäft, immer zu unterſuchen, warum man bey ſolchen Arbeiten nichts empfinde? Ueberhaupt verſprech ich einen bloßen Spatziergang unter den Bildern, während deſſen ich mir die Freyheit vorbehalte, vor einigen Stücken mit Vergnügen ſtill zu ſtehen, und nichts

zu ſagen; andre zu verachten, und wiederum nichts zu ſagen; dann und wann den Regeln der Kunſt nachzuſpühren, in die Geheimniſſe des Schönen tiefer einzudringen; denenjenigen, die ſo etwas annehmen wollen, einen Wink zu geben, und meinen Zuhörern und mir ſo viel Langeweile zu erſparen, als ich im Stande bin. Um letzteres zu thun, iſt es vielleicht die höchſte Zeit, meinen Eingang nebſt der langen Allegorie zu beſchlieſſen.

I) Poetiſche Blumenleſe.

S. 1. bis 11. Drey Bardengeſänge aus Klopſtocks Herrmann und die Fürſten.

Drey große Werke der Kunſt, bey denen mein Schweigen Bewunderung iſt! Die beyden erſten, majeſtätiſch einfältig, wie der Eichenwald, in welchem der Geiſt der Freyheit auf die ausgezognen Waffen überwundner Tyrannen ſchaut! das letzte, harmoniſch, wie der Waffentanz der Sieger, und voll von derjenigen Naivetät, die einem altteutſchen Mädchen in dem Augenblicke geziemt, da ſie dem vornehmſten Helden ihres Volks einen Kranz auffetzt!

S. 15. Der Wanderer.

Nur ein geweihtes Auge kann in dieſem Gedicht' alles ſehen, was darinn liegt. Es hat einen groſſen Hauptgedanken, deſſen Verzierung nicht bloſſe Verzierung iſt. Die Einfalt eines unſcheinbaren Weibes; eine Bruſt voll mütterlicher Liebe; an dieſer Bruſt ein Kind, in welchem jeglicher Begriff noch ſchlummert; und dieſe unter heiligen Ruinen, die dem Wandrer hohes Gefühl des Schönen, und ernſte Betrachtungen eingeben, indeſſen die Mutter ſie für gewöhnli-

wöhnliche Steine anſieht — Doch wozu dergleichen Auslegung? Ein Weiſer bedarf ihrer nicht, und andern iſt ſie, was dem Weibe die Rede des Fremdlings wäre. — Dieſer Rede des Fremdlings wünſcht' ich an einigen Orten einen leichteren Ausdruck, und einen geſchmeidigeren Dialog. Zuweilen ſcheint ſie mir ohne Noth geheimnißvoll zu ſeyn.

S. 25. Ein Gemälde.

Den erſten beyden Zeilen giebt die Verſetzung der Wörter eine gewiſſe Zweydeutigkeit, oder Dunkelheit. Mit dem Gedanken die Natur zur Schöpferin von Serenens Phantaſie zu machen, bin ich auch nicht zufrieden. Sonſt hat die Verſification etwas ſchönes und anmuthiges; die Erfindung, obgleich ein wenig myſtiſch, iſt vortreflich, und erinnert mich an folgendes Sonett des Petrarca (*).

„In welchen Bergen, aus welcher Ader nahm die Liebe das Gold zu dieſen blonden Haarflechten? Von welchen Dornen pflükte ſie die Roſen? Auf welcher Küſte ſammelte ſie den zarten friſchen Reif, dem ſie Pulsſchlag und Athem gab? Wo die Perlen, welche die ſüßen, ſittſamen, und bewundernswürdigen Worte des Mädchens hervorlaſſen oder zurückhalten? Wo, ſo viele göttliche Schönheiten jener Stirne, die heiterer als der Himmel iſt? Von welchen Engeln, von welcher Sphäre kam der himmliſche Geſang, der mein ganzes Weſen zerſchmelzt? Von welcher Sonne das Licht jener ſchönen Augen, voll Hoheit und Milde? u. ſ. w.„

Ein andres Sonett eben dieſes Dichters hat einem ähnlichen Anfang (**).

„In

(*) Rime di Meſſ. Franceſco Petrarca. P. I. Son. CLXXXIV.

(**) eb. daſ. Son. CXXVI.

„In welchem Theil des Himmels, in welchem Urbilde war das Muſter, nach welchem die Natur jenes ſchöne, reizende Geſicht formte, um hienieden zu zeigen, was ſie dort oben vermöchte?„

Petrarch läßt die Natur bloß das Geſicht der Laura, das Irrdiſche, Sichtbare derſelben, nicht ihre geiſtigen Vollkommenheiten bilden. Ich weiß, daß ich den Gedanken des Teutſchen keiner eigentlichen Unrichtigkeit beſchuldigen kann; aber ich hielt ihn für ſchöner, wenn die Liebe, oder ein Engel, oder ein ſonſtiges Weſen an Serenens Phantaſie, einer ſo feingewebten, erhabnen, weiſen Phantaſie Antheil hätte.

S. 40. Der kranke Löwe.

Allerdings kann ein launigter und zugleich körnigter Schriftſteller ſich nicht um den verzärtelten Geſchmack derer bekümmern, welche, nur an Ambroſia gewöhnt, jede ſchlechtere Koſt ekelhaft finden. Indeſſen, um keinen Gemeinort anzubringen, muß ich geſtehen, daß mir noch kein Leſer aufgeſtoßen iſt, der ſich nicht an verſchiednen Ausdrücken gegenwärtiger Fabel geärgert hätte. Vermuthlich ſag' ich dieſes umſonſt; denn nichts iſt eigenſinniger, als das Gefühl des mehr oder weniger Anſtändigen; aber ich muß es ſagen, weil die nachfolgende reichhaltige Fabel von dem Pavian und dem Pudel, mit ihrem durch und durch edlen Vortrage, ſo wie die Zuckermandel im Leipziger Almanach, mir die erzählende Manier des Hrn. Pfeffel auſſerordentlich werth gemacht hat.

S. 49. Geſang.

Ich vergleiche denſelben mit dem Felſenquell, in deſſen Lob Ali und Fatema wetteifern.

Ueber

Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister, —
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke, —
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel. —
Und die Ebne prangt mit ihm!

S. 53. Liebe und Andacht.

Ich hätte den Satz umgekehrt: **Von der Andacht ist zur Liebe nicht mehr weit.**

S. 54. Die Nachtfeyer der Venus.

Ein Hymnus nach dem Lateinischen. Wenn ich gegen irgend einen Dichter mit gutem Gewissen strenge seyn kann, so ist es gegen den Verfasser der Nachtfeyer, weil ich ihn vorzüglich hochschätze und liebe. Mit Freuden erkenn' ich auch in diesem Hymnus den blühenden Geist und die anmuthige Melodie seiner Muse, und verdank' ihm die nicht geringe Mühe, die er auf ein solches Werk gewendet hat; aber zugleich fühl ich mich berechtigt, Forderungen an ihn zu thun, welche bey wenigen unsrer jungen Sänger mir einfallen würden.

Als Hr. Bürger sich vorsezte, gegenwärtiges Gedicht zu bearbeiten, mußt' er es entweder als ein merkwürdiges Stück des Römischen, obgleich spätern, Alterthums, als ein Ueberbleibsel jener Feste betrachten, wovon die lateinischen Schriftsteller uns so wenig Umständliches melden, und als ein solches für einen auserlesenen Haufen von Kennern und Liebhabern, in einer treuen Uebersetzung es darstellen wollen; oder sein Gedanke war bloß, ein neues Lied auf den Frühling und auf die Liebe zu verfertigen, und die Schönheiten dazu aus jenem

nem älteren Gedichte zuſammengetragen. Im erſtern Falle, durft er nicht, wider die Autorität aller Manuſcripte, ja ſelbſt gegen das Beyſpiel aller verbeſſernden Commentatoren, welche bereits kühn genug mit dem Stück umgegangen ſind, ganze Stellen auslaſſen und verſetzen. Er durfte nicht den Ton des Originals verlaſſen, nicht einen höhern Lyriſchen Flug nehmen, wenn ſein Vorgänger unter Wieſenblumen ſich aufhält, noch die angenehmen Wiederholungen in gewiſſen Verſen, die zu dem Charakteriſtiſchen dieſes Hymnus gehören, meiſtens verabſäumen. Im andern Falle, war der Gedanke vortreflich, ein ſchönes Ganzes aus einem Gedichte zu machen, welches, ohngeachtet der unſäglichen auf die verſtümmelten Manuſcripte gewendeten Arbeit der Commentatoren, von Pithou an bis zum Salmaſius, und von dieſem bis zu Sanadon und Henault (*), immer etwas höchſt Unvollkommenes geblieben iſt. Unſer teutſcher Nachahmer konnte die Ungleichheit des Styls, den falſchen Geſchmack in geſuchten Zierrathen, und andre Fehler, welche die beſten Critiker dem Lateiner vorgeworfen, vermeiden; hingegen die zerſtreuten Lieblichkeiten deſſelben in einer geringern Anzahl von Verſen vereinigen. Hierzu war nöthig, daß er dasjenige ausließe, was nach der in jenen Zeiten erforderlichen Form des Gedichts, nach jenen mythologiſchen Begriffen, oder um des damaligen Intereſſe willen, hineingebracht werden mußte; was aber für uns nicht mehr daſſelbige iſt. Dahin rechne ich den Aether und Mutter Tellus, imgleichen Cölus allerreinſtes Blut; inſonderheit die Stelle: Sie befreyt' Anchiſens Laren

(*) ſ. Poëme de Pétrone ſur la guerre civile voc. avec des Rémarques, et des conjectures ſur le poëme intitulé *Perugilium Veneris*. A Amſterdam MDCCXXXVII. Ein Werk, das in Frankreich dem Präſident Henault zugeſchrieben wird.

Laren ꝛc. Jene Fabeln, und dieſes Fragment der Römiſchen Geſchichte haben, ſo wie hier, im Vorübergange berührt, nicht den mindeſten Reiz für uns. Ferner war es nöthig, daß unſer Dichter von demjenigen nichts ausließe, nichts veränderte, was ſeine Nachahmung ſchöner machen konnte, ſo bald er es überzutragen im Stande war. In Abſicht des Lezteren will ich noch einen Augenblick bey der Vergleichung des **Teutſchen** mit dem **Römer** verweilen.

Der **Teutſche** fängt mit einer Beſchreibung des **Frühlings** an, ohne der **Liebe** dabey zu gedenken. Der **Römer**, ſeines Gegenſtandes voll, ſingt den **Frühling**; aber nur, als den Monat der **Venus**.

„Der junge, liederreiche Frühling iſt da. Im Frühling iſt die Welt gebohren (*). Im Frühling begegnen ſich Liebe und Gegenliebe. Im Frühling paaren ſich die Vögel; und der Hain, mit aufgelösten Haaren, empfängt den ſich vermählenden Regen. Morgen wird **Venus** auf ihrem hohen Throne Gericht halten.„

Gleich darauf läßt er die Göttin gebohren werden. Sie ſchmücket das Jahr mit Blumen, beſprengt, unter dem Hauche des Zephyrs, die Erde mit Thau, und ſorgt für die Jungfräulichen Roſen, die aus dem Blut ihres **Adonis** entſtanden, und aus Küſſen der Liebe.

Hier ſieht man ſogleich den Schauplatz, wo die Feſte gefeyert werden, von der Liebesgöttin ſelbſt erſchaffen und eingeweiht!

Die

(*) Vere natus orbis eſt: Eine Lesart des **Pithou** (oder **Pithöus**) welche **Henault** gleichfalls angenommen hat, und die ohne Zweifel die ungezwungenſte iſt. Sie macht den herrlichſten Eingang zu einem Lobgedicht auf den Frühling und auf die Liebe. Der erſte Frühlingstag iſt der Geburtstag der Welt.

Die Verſe des Teutſchen:

„Morgen, unter Myrtenlauben,
Ladet ſie zum Tanz uns ein;„

ſtimmen nicht völlig mit den folgenden:

„Morgen, vom erhabnen Throne,
Winket uns ihr Richterſtab,
Und ſie ſpricht, zu Straf' und Lohne,
Gütevolles Recht herab.„

Uebrigens hat der Richterſtab ein ſehr ernſthaftes Anſehen; und die ganze Stelle iſt nicht ſo kurz, nicht ſo voll Einfalt, wie die Lateiniſche.

Gleiche Beſchuldigung verdienen die Verſe:

„Schon durchwallt die frohen Haine
Cythereens Nymphenſchaar. u. ſ. w.

Inſonderheit der Zuſatz:

„Unverbrüchliche Geſetze
Wollen, daß ſein Bogen heut
Keiner Nymphe Bruſt verletze.„

Wie ſimpel im Original!

„Venus ſelber will, daß die Nymphen in den Myrthenhain gehen. Der Knabe der Göttin begleitet die Mädchen. Aber dennoch darf man nicht trauen. So lang' er ſeine Pfeile trägt, feyert er nicht. Geht immer, ihr Nymphen! er legt die Waffen ab; Amor feyert. Man hat ihm befohlen, unbewafnet zu gehen; nackt zu gehen hat man ihm befohlen, daß er nicht mit dem Bogen, nicht mit dem Pfeile, nicht mit der Fackel etwas verletze. Dennoch, ihr Nymphen! hütet euch, denn Cupido iſt ſchön. Auch nackt hat er ſeine ganze Rüſtung.„

Die nachherige schöne Stelle, wo Venus den versammleten Mädchen mit eignem Munde befiehlt, dem Amor nicht zu trauen, ist im Teutschen weggelassen.

Am wenigsten bin ich mit der Nachahmung in folgendem zufrieden:

„Liebe segnet die Gefilde,
Und beseliget den Hain;
Liebe flößt dem rauhen Wilde
Wonnigliche Regung ein. u. s. w.

Denn, bedienet von den Horen,
Hat sie ihr allmächtig Kind,
Hat sie Amorn hier gebohren,
Dem wir alle dankbar sind.„

Ich übergehe die Zusätze: bedienet von den Horen, ihr allmächtig Kind, und den lezten Vers, welcher zu matt, und dem Orte, wo er steht, fremd ist; ich bemerke nur überhaupt, daß ich die ganz einfältigen Gedanken des Originals, und deren leichte Verbindung gar nicht wiederfinde. Jener Hain, und die Wollust des rauhen Wildes entfernt mich davon. Der ältere Dichter sagt:

„Auch die Felder befruchtet die Liebe. Auch sie empfinden die Einflüsse der Venus. Amor selbst, der Knabe Dionens, soll auf dem Felde gebohren sey. Der Acker nahm ihn auf, als seine Mutter gebahr, u. s. w.„ (*)

Noch zwo Kleinigkeiten? Erstlich, ist es nicht antik, der Liebesgöttinn die Pomona zur Gefährtinn

(*) Nichts hat über diese streitige Stelle mich vollkommen befriedigt, als was Rivinus bey der Lesart des Lipsius bemerkt, obgleich Rivinus selbst jener Lesart nicht beystimmt. S. Peruigilium Veneris, ex edit. Petr. Pithoei etc. Hagae Comitum, MDCCXII. p. 119. sq.

fährtinn zu geben. Die alten Dichter beobachteten, auch in Absicht ihrer Götter, ein strenges Costume, wovon wir bey dem Verfasser der Nachtfeyer, in seiner Anrede an Diana, ein in die Augen fallendes Beyspiel sehen. Zweytens, widerspricht es der Würde dieses Hymnus, wenn man denselben ein Liedchen nennt.

S. 71. An Herrn und Frau v. St., als sie auf ihre Güther reisten.

Ich möchte diesen anmuthigen Brief verschiednen unsrer jungen Dichter empfehlen, welche dergleichen kleine Stücke zu Dutzenden machen, ohne daß es ihnen die geringste Mühe kostet. Vielleicht besönnen sie sich, ob in ihren Werkchen eben so viel Erfindung, und ihre leichte Arbeit von eben der Gattung wäre?

S. 88. Auf Michaelis Tod.

Das Grab meines Freundes ist mir zu heilig, als daß ich den ausgeschnitzten Genius, der auf demselben weint, nach den Regeln der Kunst untersuchen sollte; aber es sey mir vergönnt, bey dem Grabe zu verweilen, und den Staub meines Freundes zu segnen, oder vielmehr in der Stube, worinn ich dieses schreibe, worinn ich mit dem Verstorbnen einen ganzen Winter zusammen lebte, und worinn er starb, noch Einmal aus dem Innersten meines Herzens zu sagen: **Armer Michaelis!**

S. 117. Cidli.

Nie sah' ich ein lieblicheres Bild, noch hört' ich eine süßere Melodie. So singt der jüngste der Engel, dem es gefallen hat, sich unter die zärtlichsten Liebesgötter zu mischen; oder so mahlt er sich, beym Genusse des ErdenFrühlings, eine lachende Phantasie in eine Rosenwolke.

S. 127. An ein Mädchen, das am Frohnleichnamsfest ein Marienbild trug.

Eine der glücklichsten Ideen, des empfindungsvollen Dichters, welcher sie bearbeitet hat, würdig! Aber so vortrefliche Stellen auch in dem Gedichte vorkommen, so wünscht' ich dem Ganzen dennoch mehr Anschauendes. Ueberdem seh' ich etwas, das in dem Liede seyn könnte, und nicht darinn ist.

Ein Mädchen, in die Zahl derer wenigen aufgenommen, die ein tadelfreyes Leben zu einer so heiligen Handlung fähig macht! Dieses Mädchen, zu dem feyerlichsten Feste bekränzt, auf ihrer Jungfräulichen Schulter das Marienbild, zu ihren Füssen die Erde mit Blumen bestreut, ihre Stimm' unter dem allgemeinen Gesang des Volks, ein Chor von Engeln um den Sitz ihrer Königin, und ein besonderer Schutzengel für jede Jungfrau, welche das Gewand der Himmlischen berühren darf! Mitten in solchem Pomp, unter Kränzen, Blumen, Altären, mit Mayen umpflanzt, unter Hymnen und Engeln, ein Gefühl der Liebe für das andächtige Mädchen; aber ein Gefühl, das sich mit dem Gedanken verträgt, sie dereinst im Himmel, als eine Heilige, zu verehren!

S. 141. An * Nachts den 11ten Jul. 1772.**

Schade, daß in diesem reizenden Stücke, welches das sanfte Colorit einer vom Mond erleuchteten Sommergegend hat, sich eine Zweydeutigkeit findet, nemlich in den beyden Versen:

„Sie selber vormals eine Blume,
Und nun gereift der Ewigkeit.„

Man glaubt, die Schöne sey gestorben, und doch ist sie es nicht. —

Aber ich vergesse, daß ich noch eine ganze Samlung von Gedichten durchzugehen habe. Nichts weiter mehr von den gegenwärtigen, als ein Glückwünsch

wunsch an Hrn. Bürger zu seiner Lenore. Welche Kunst in der Behandlung eines solchen Gegenstandes! Eine beständige Mischung des Comischen und des Gräßlichen, ohne daß sie beleidigt! Am Putztisch und am Spinnrocken auswendig gelernt, und vom Kenner bewundert! Ein Gespenstermährchen, und ein Meisterstück der Poesie!

II.) Almanach der teutschen Musen.

Gedichte.

S. 8. Das Minnelager.

Sollten unsre neuen Minnelieder, auch die besten darunter, mit den alten verglichen, wohl etwas anders seyn, als was die Lockpfeife des Vogelstellers ist, wenn man den würklichen Gesang des Vogels dagegen hört? Dieser singt, weil er sein Nest im Grünen baut, weil er den Gatten ruft und die Kinder warnt; indessen jener bloß seiner Handthierung nachgeht. — Wer in diesem Minnelager den Geist der alten Sänger zu verstehen, die Naivetät der Empfindung aufzufangen im Stande ist, der wird sagen, daß ich die Wahrheit rede.

S. 39. An Lina.

„Alles reizt! Ihr Reden und ihr Neigen;
Wenn sie seufzet oder lacht!
Aber lieber will ich schweigen:
Schweigen bringt ihr nicht Verdacht!
Ha! mir ist, als ob ich Sünde thäte,
Denk' ich an die Rosenhelle Stäte,
Wo ihr Mund, ein leichtes Morgenroth,
Mir das erste Lächeln bot!
— — — — —

Herrlich wars, als gäbe Gott im Himmel
Seiner Erde Herz und Hand!
Kleine Finken, lieblichen Getümmels,
Spielten Kriegen auf der grünen Wand!

Laub und Früchte gaben süßre Düfte;
Blumen standen, wie gesä't;
Zart und lieblich drehten sich die Lüfte,
Schier so zart, wie sich Ihr Auge dreht!
Aber sanft, als ob es ihr gefiele
Nicht zu herrschen, trat sie zu dem Spiele,
Wie ein Engel, der auf Blumen liegt,
Hin zu seiner Harfe fliegt!„

Unter denen Leuten, welche sich Richter des Schönen nennen, sind einige der Muse, die ein solches Lied zu singen vermochte, mit Hohngelächter oder stolzer Verachtung begegnet. Ich erzähl' es nicht, als ob es etwas wäre! — Nur das **Publikum** sollte weniger leichtgläubig seyn!

S. 73. Mein Schneider.

Für dieses Histörchen dank' ich dem guten **Wandsbecker Boten** von Herzen. Es ist einem recht wohl dabey, wenn man, nach so mancher alten Mähre, wieder etwas Neues zu hören bekömmt, insonderheit, wenn das Neue hübsch einfältiglich weg erzählt wird. Das können so wenige! Da erzählen sie, und machen einen Staat um ihre Geschichten herum, wie die Mahler um ihre Kupferstiche, wenn sie dergleichen auf den Jahrmarkt bringen. Die Farben sind nicht theuer, sollen den Käufern in die Augen scheinen; und darüber hat der Schäfer, wie der vornehme Herr, sein Kleid mit Gold ausstaffiert.

S. 74. Mein Wunsch.

„Des braunen Schnitters Fleiß wird mich dann oft ergötzen,
Wenn er die Saat darnieder legt:

Die

Die lose Dirne kommt ihm heimlich zugeschlichen,
Und hält ihm fest die Augen zu.
Vor Lachen lässet er die scharfe Sichel fallen,
Und springt dem muntern Mädchen nach;
Und küsset es zur Straf', und alle Schnitter
jauchzen,
Und küssen ihre Mädchen auch. „

Eine gute Schilderung, in der Manier des **Tenier**, welche sich besser ausnehmen würde, wenn der Reim nicht fehlte! Dieser vermehrt in solchen Beschreibungen die Leichtigkeit und Naivetät. Wie aber verträgt sich mit dem **braunen**, der Natur gemäß abgebildeten **Schnitter** folgender Arkadier?

„Des Mittags werden mich des Hirten Ton' erfreuen,
Der unter einer Ulme liegt;
Sein Mädchen sizt bey ihm, und schmückt sein Haar mit Blumen,
Und höret seiner Flöte zu. „

Die erste Vorstellung aus dem Zeitalter, worinn wir leben, zerstört die lezte. Wir sind auf Ideale der goldnen Zeit nicht vorbereitet; wir glauben an keine Schäfer, die lieblich auf der Flöte spielen, und sich das Haar bekränzen. In einer Erzählung des **Cervantes**, sagt Berganza, ein ehemaliger Schäferhund: „Wenn meine Hirten sangen, so waren es keine zusammenstimmende, wohlgesezte Lieder, sondern Bauer-Stückchen; nicht von Schalmeyen und Flöten, sondern von dem Klang aneinandergeschlagener Schäferstäbe, oder zwischen die Finger gelegter Schiefern begleitet. Statt der angenehmen Töne vernahm' ich rauhe Stimmen, die, allein, oder vereinigt, weniger einem Gesang als einem Geschrey ähnlich waren. Der gröste Theil des Tages gieng auf das Reinigen und Ausbessern ihrer Schuhe. Auch hießen sie nicht Amaryllis,

Galathea, Damöt, Tyren; ſondern Anton, Paul u. ſ. w. . . . Wenn ich nur einige Ueberbleibſel von jenem glücklichen Leben angetroffen hätte; von jenen anmuthigen Wieſen, geräumigen Wäldern, heiligen Bergen u. ſ. w.„ (*)

Auf dieſe ganz natürlichen Gedanken muß uns der Idyllen-Sänger nicht kommen laſſen; oder, um die Anmerkung weiter auszudehnen, unſre jungen Dichter müſſen auf die Einheit ihrer Bilder allen möglichen Fleiß wenden.

Auf der 8ſten Seite hab ich auch den verſteinerten Kryſtall unterſtrichen.

S. 86. Der Traum.

Hüpft wie ein Morgenlüftgen vorbey, und verdient, in einem Tempe geräumt zu werden.

S. 88.

Es giebt gewiſſe Schönheiten, die einen eignen Sinn erfordern. Diejenigen, welchen derſelbe mangelt, ſollten wenigſtens andre vollkommnere Geſchöpfe nicht verſpotten. — So viel von dieſen Hendekaſyllaben! Es wäre lächerlich, einem die Laune einpredigen zu wollen.

S. 90. Wunſch.

„Das Wäldchen, das, der Unſchuld gleich,
In weißen Flor ſich hüllet,
Und den beſchilften Silberteich
Mit Blüthen überfüllet.

Der Pappel grüne Nacht, aus der
Ein Turteltäubchen girret.

Den

(*) Novelas Exemplares de Miguel de Cervantes. En Sevilla. Anno 1641. fol. 295. ſqq.

Den Apfelbaum, um den ein Heer
Von Maienkäfern ſchwirret.

Den Abend, der mit einemmal
Den halben Himmel röthet.
Den Hirten, der im letzten Stral
Dem Tag zu Grabe flötet.„

Sollt' es keinem von denen angehenden Künſtlern, die bey ihren Mahlereyen ſo gewaltige Anſtalten machen, in den Sinn kommen, vor einem ſo herrlichen Gemählde ihre Pinſel zu zerbrechen?

Am Ende dieſes Gedichts hat die traurige Zweydeutigkeit, welche Boileau nicht ohne Grund mit einer langweiligen Epiſtel verfolgt, ihr Spiel.

„Wo nicht, ſo lehrt die Spröde mich
Und ihren Stolz verachten.„

S. 95. Leander und Jsmene.

Launicht, naif, ſchön verſificiert, vortrefliche Bilder, lebhaftes Colorit, ein Muſter einer guten Romanze!

S. 112. Ueber die Einfälligkeit der Menſchen.

Ein allgemein bekannter Satz ohne Anwendung! Erhaben iſt das Gleichnis:

„— wie unumſchifbar die hohe Scylla
Sich in der Sicilischen Flut erhebt, ſo
Steht im Oceane der Zeit der Tod, und
Keiner umſchifft ihn.„

Dieſem und allen Gedichten des Herrn v. D. fehlt es an der Fiction, welche ganz allein Verſe zu wahrer Poeſie macht.

S. 133. Der Abschied.

Nach meinem Urtheil, ist dies eine von unsern allerschönsten Elegien; lauter Wahrheit, lauter Natur, und die herzliche, warme, rührende Sprache der Empfindung, welche genug in der Nähe sieht, um nichts in der Ferne zu suchen. Es that mir leid, als ich von eben demselben Dichter, S. 164, eine andre Elegie fand, die fast keine von eben gerühmten Vollkommenheiten, hingegen eine Menge falscher Versetzungen hat. Die einzigen Verse, woran ich ihn wieder erkannte, sind folgende:

„Suchen (werde ich) nicht umsonst in diesen Gründen
Nach dem Troste, den ich hier vermißt,
Und doch Einen guten Schatten finden,
Der mich treuer in die Arme schließt.„

S. 194. Der Arme an die Feldmäuse.

Wohl dem, welcher dieses Stück gehörig empfinden kann!

S. 211. Zu dem Mädchen, das zu seiner Freundinn sagte:

„Nimm diese Lieder hin,
Für die ich nun nicht mehr empfindlich bin!
Du hast ein Herz,„ u. s. w.

Zu dem Mädchen kehren gewiß die Freuden zurück! Wann meine Prophezeyhung eintrift, dann bitt' ich sie, weil sie die ersteren verschenkte, andre Lieder von mir zu fordern; es müßten denn die Musen, zur Strafe dafür, daß ich den Critiker machte, mir keine ferner eingeben wollen. Ich hoff' es nicht; indessen ist es am sichersten, diese Critik zu beschließen.

J. G. Jacobi.

III.

Dritter Brief.

Ueber die

Recherches philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois, par M. de P***. A Berlin, chez G. J. Decker. MDCCLXXXIII. 2 Vol. in 8vo.

Meinem Verſprechen zufolge habe ich Sie heute von einer ſehr ſeltſamen Gattung Menſchen, von den Aegyptiern zu unterhalten. Die ganze Weltgeſchichte wird uns ſchwerlich ein andres eben ſo kleines Volk darbieten, welches ſich in eben dem Grade berühmt gemacht hätte. Wahrſcheinlicher Weiſe hat ihre Anzahl ſich nie über fünf Millionen belaufen. Den Ausrechnungen einiger Engelländer zufolge, enthält Aegypten 46900 Quadratmeilen, 20 Meilen auf einen Grad gerechnet; aber kaum 3000 dieſer Meilen ſind würklich fruchtbar: der Reſt beſteht in Sandmeeren, nackten Felſen oder dürren Ländereyen, welche zu hoch liegen, als daß man ſie mit irgend einer von denen hydrauliſchen Maſchienen, welche bey den Alten im Gebrauch waren, hätte befeuchten können. Der Hr. von P*** vermuthet, dieſes lange Thal ſey urſprünglich durch Colonien, welche von den Höhen Aethiopiens heruntergekommen, bevölkert worden; und

diese Meinung hat nicht nur die Beschaffenheit der Lage für sich, sondern auch die Ueberlieferung der Aethiopier selbst, welche beständig diese Abstammung der Aegyptier von ihnen behauptet haben; und man findet nicht, daß die Priester zu Theben und Memphis ihnen jemahls wiedersprochen hätten.

Da zwoo Ketten parallel laufender Gebirge die Ufer des Nils einschließen, so hat die Luft dort keinen freyen Umlauf: die Hitze ist entsetzlich; und selbst der Wind, wenn er nicht aus Norden kömmt, brennend. Die in Stillstand gerathene Gewässer faulen schnell. Diese Ursachen zusammengenommen erzeugen sehr grausame Krankheiten, worunter das Augenweh, die Pest und der Aussatz die bekanntesten sind. Um diesen Uebeln zu begegnen, hatten die alten Einwohner Aegyptens eine ganz besondere Lebensart erfunden, welche unser Verfasser ihre diätische Anordnung nennt, und derselben wesentlichste Theile ausführlich abhandelt.

Die Aegyptier waren fast alle der Vorzüge, welche die körperliche Schönheit ausmachen, beraubt. Ihr ernsthafter und finsterer Charakter artete leicht in Melancholie aus, welches zusammen einen sehr merklichen Einfluß in ihre Gesetze, ihre Religion und Gebräuche gehabt hat. Der Hr. v. P*** führt viele merkwürdige Facta gegen die durch den Herodotus,

dotus, Diodorus Siculus und Mela erzeugte Meinung von dem unumſchränkten Anſehen oder der zügelloſen Freiheit, welche die ägyptiſchen Weiber genoſſen, an. Was man hierüber in den angeführten Schriftſtellern lieſt, betrift vermuthlich nur die Sitten des damahligen Pöbels. Aus dem was wir von der Lebensart und den Gebräuchen der vornehmern Aegyptier wiſſen, läßt ſich vermuthen, daß ihre Weiber, wie bey den übrigen Orientalern, ſo gar eingeſchloſſen geweſen. Am königlichen Hofe haben ſich immer Verſchnittene befunden, und, wie bekannt, wurde ſchon Pharao Ammamenes das Opfer einer von den Vornehmſten unter ihnen angeſponnenen Verſchwörung. Daß die Aegyptier ſehr eiferſüchtig geweſen, iſt außer Zweifel; und ſie ſind es noch, wie unter andern d'Arvieux und Maillet bezeugen. Plutarch erzählt, den ägyptiſchen Weibern ſey verboten geweſen, Schuhe zu tragen; (*) welcher Gebrauch nachher in ein bürgerlich Geſetz verwandelt ward, und zwar unter dem Kalifat des Hakim, Stifter der Religion der Druſen, welche wir jetzt eine ſo große Rolle in den ſyriſchen Unruhen ſpielen ſehen, und die noch immer das unter dem Titel, Kitab-al-Machaid, bekannte heilige Buch aufbewahren. Dieſes Buch, worinn ſich das zur Unterſtützung des Zeugniſſes des Plutarchs angeführte

(*) Praecepta connub. p. 121.

angeführte Gesetz befindet, ist von dem Hrn. Petit de la Croix aus einer arabischen Handschrift ins Französische übersetzt worden, weswegen man sich dann ein wenig zu verwundern hat, daß seine Existenz gewissen gelehrten Männern unbekannt geblieben ist.

Unser Verfasser glaubt nicht, daß es den Aegyptiern erlaubt gewesen sey, ihre Schwestern zu heyrathen; denn er hat bey ihnen kein Beyspiel einer ähnlichen Heyrath vor dem Jahrhundert des Alexanders angetroffen, und vermuthet daher, diese Art von Verbindungen sey erst nach der Eroberung der Griechen eingeführet worden, bey welchen das macedonische Recht sie gut hieß. Zufolge dieses Rechts haben die Ptolomäer, welche macedonischen Ursprungs waren, vielfältig ihre Schwestern geheyrathet, ohne daß sich daher in ihrem Geschlecht eine physische Ausartung hätte verspüren lassen, wie man, nach einigen in Ungarn an Pferden gemachten Erfahrungen, natürlich zu erfolgen gemuthmaßet hat.

Obgleich die Aegyptier in verschiedene Zünfte, der gewöhnlichen Vermuthung nach 12 an der Zahl, vertheilt waren; so machten sie in der That doch nur 3 abgesonderte politische Körper aus: nehmlich das Volk, die Soldaten, und die Priester: in den Händen der letztern waren alle obrigkeitlichen Würden, und sie stunden den wichtigsten Regierungsgeschäften

ſchäften vor. Die Cleriſey der alten Aegyptier kann daher mit keiner Cleriſey irgend eines europäiſchen Staats verglichen werden, woſelbſt die Geiſtlichen gar keine Verrichtungen der bürgerlichen Obrigkeit thun. Gewiſſer maſſen waren die ägyptiſchen Prieſter das, was man in der Türkei die Geſetzkundigen nennt, aus welchen man ohne Unterſchied Cadis und Imans wählt.

Da weder die Prieſter noch die Kriegsleute ſich mit mechaniſchen Arbeiten beſchäftigten, ſo wurden dieſe insgeſammt von den übrigen Zünften verrichtet; daß aber die Künſte in den Familien zugleich erblich geweſen, wird von unſerm Verfaſſer bezweifelt, welcher ganz andre Urſachen von dem geringen Fortgange der Mahler- Bildhauer- und Steinſchneider-Kunſt bey dem Aegyptiern angiebt.

Daß die Aegyptier nie keine beträchtliche Aenderungen weder in der Theorie noch in der Ausübung ihrer Künſte vorgenommen, und in allen ihren Werken eine ſo große Einförmigkeit geherrſcht, leitet der Hr. v. P*** hauptſächlich aus ihrem ſymboliſchen Gottesdienſte und ihren damit zuſammenſtimmenden bürgerlichen Anordnungen her. „Die Mythologie der Aegyptier, ſagt er, ſcheint auf Speculationen gegründet geweſen zu ſeyn, welche den bildenden Künſten keinen fruchtbaren Stoff darboten. Ihre Mahler und Bildhauer hatten lauter

ter räthſelhafte, geheimnisvolle Sujets zu bearbeiten, worinn wenige Geſchöpfe ihre natürliche Geſtalt behalten durften; die würklichen Dinge mußten decomponirt, und die Ungeheuer vervielfältigt werden: ſo geſchah es, daß man die Natur nicht mehr zu Rathe zog, um die Fehler der Zeichnung zu verbeſſern, und ihre Rauhigkeit zu mildern. Man zeichnete, ohne Urbild, fantaſtiſche Geſtalten, welche einer von der unſrigen ganz verſchiedenen Welt anzugehören ſchienen (*). „ Ferner iſt zu bemerken, daß die Aegyptiſchen Künſtler in beſonderer Abhängigkeit von den Prieſtern ſtanden, welche dafür zu ſorgen hatten, daß der Sinn der allegoriſchen Figuren nicht verlohren gehe; und alſo jede willkührliche Neuerung in derſelben Abbildungen verhindern mußten. Dieſe Furcht vor Irrungen, welche mit der Zeit unvermeidlich geworden wären, legte den Künſtlern den Zwang auf, immerwährend nur eine kleine Anzahl gegebner Modelle zu bearbeiten.

Mit den angeführten Urſachen laſſen ſich aber nicht alle Mängel der Aegyptiſchen Kunſtwerke entſchuldigen, ſondern verſchiedene derſelben müſſen geradezu denjenigen eigenthümlichen Beſchaffenheiten des Aegyptiſchen Geiſtes, welche in dem dortigen Clima ihren Grund haben, zugeſchrieben werden. So viel und nicht mehr leitet unſer Verfaſſer in dem gegenwärti-

(*) Tom. I. p. 234.

wärtigen Falle aus dem phyſiſchen Einfluſſe der Elemente her, ob man ihm gleich das Gegentheil vorgeworfen; weswegen ich dann noch beſonders erinnern will, daß derſelbe an mehr als einem Orte ſeiner Schrift ausdrücklich behauptet, man müſſe nothwendig, bey den philoſophiſchen Unterſuchungen über eine Nation, allemahl die moraliſchen Urſachen mit den phyſiſchen zuſammen nehmen.

Mit den Ideen des Hrn. v. P*** über das Genie der Aegyptier und der Morgenländer überhaupt, ſtimmt ſehr genau überein, was Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt über eben dieſen Gegenſtand vorgetragen. „Bey den Morgenländern und mittägigen „Völkern, ſagt Winkelmann, ſind die figürlichen Ausdrücke ſo warm, als das Clima, „welches ſie bewohnen, und der Flug ihrer „Gedanken überſteiget vielmahls die Grenzen „der Möglichkeit. In ſolchen Gehirnen bildeten ſich die abentheuerlichen Figuren der „Aegyptier und der Perſer, welche ganz verſchiedene Naturen und Geſchlechter der Geſchöpfe in eine Geſtalt vereinigten, und die „Abſicht ihrer Künſtler gieng mehr auf das „Außerordentliche, als das Schöne.„ (*) Zum Gegenſatz giebt eben dieſer Verfaſſer, als ein unterſcheidendes Merkmahl des griechiſchen Clima

(*) Geſchichte der Kunſt des Alterthums. I. Theil. I. Cap. S. 25.

Clima an, daß bey desselben Bewohnern die Einbildung nicht übertrieben gewesen. Und ein gleiches behauptet er von den glücklichern Gegenden Italiens, besonders von Sicilien, wo man bey den Künstlern zwar eine sehr feurige, aber keine aufgebrachte und aufwallende Einbildung antreffe; und die Natur ein glückliches Phlegma am häufigsten würke. (*)

Der gelehrte und scharfsinnige Hr. Leibarzt Zimmermann leitet aus dem mehrentheils sehr heißen und trocknen Clima von Asien und Africa, die Unwirksamkeit sehr vieler Völker dieser Welttheile, besonders der Aegyptier; ihre wenige Neugier; ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten; ihren Müßiggang; ihre Unterwürfigkeit; ihren Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit her. Zugleich aber bemerkt derselbe, daß diese Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit nicht schwerfällig sey, und die Empfindlichkeit ausschließe, sondern mit sehr viel Gefühl und der stärksten Einbildungkraft sich vergesellschafte. Aber diese Einbildungskraft sey auch oft in Verwirrung, und versteige sich bis zu den heftigsten Ausbrüchen des Aberglaubens und der zügellosesten Schwärmerey. Wie gemäß ein so widersinnig scheinendes Phänomen der menschlichen Natur sey, lasse sich aus der Hypochondrie, der Melancholie, und andern Nervenkrankheiten abnehmen, wo man die äußer-

(*) Eben das. I. Theil. I. Cap. S. 29.

äußerſte Schwachheit, Trägheit und Unwirkſamkeit, mit der äußerſten Empfindlichkeit verbunden antreffe (*).

Aus den angeführten Urſachen zuſammengenommen, läßt ſich das Finſtere und Geheimnißvolle der Aegyptiſchen Lehrart, das Abentheuerliche verſchiedener religiöſen und bürgerlichen Inſtitute dieſer Nation, und ihr entſchiedener Geſchmack am Räthſelhaften und Verborgenen ziemlich gut erklären. Ihre Prieſter, welche, um dem Nachdenken obzuliegen, ſich ſogar in Hölen und unterirrdiſche Gemächer einſperrten, ſcheinen ihre Mitbürger im Hang zum Finſtern und Melancholiſchen noch übertroffen zu haben. Die Urſache der ſorgfältigen Verbergung ihrer heiligen Bücher haben gewiſſe Gelehrte in dem Gebrauche der Hieroglyphen finden wollen: aber wie unwahrſcheinlich! Eben weil ſie ſich der hieroglyphiſchen Schreibart bedienten, hätten ſie nicht nöthig gehabt, ihre Bücher ſo ängſtlich zu verſtecken, wie die Prieſter Griechenlandes und Italiens, welche ſich gemeiner Lettern bedienten. Dieſe Schrift war jedem lesbar, jene hingegen ſchüzte ihre eigene Natur, nach dem Ausdrucke des Apulejus, vor der Neubegierde der Unheiligen.

Die Aegyptiſche Baukunſt iſt, gleich den übrigen Künſten, weit unter der Vollkommenheit

(*) Zimmermann von der Einſamkeit, S. 77-89.

heit geblieben. Bevor die Aegyptier sich zu einer Nation formirt hatten, lebten sie vermuthlich, als Troglodyten, in den Hölen Aethiopiens; und daher scheint auch das erste Muster ihrer Gebäude eine solche Felsenhöle, und nicht wie bey den Griechen, wo Clima und Boden ganz anders waren, eine Bauernhütte, oder wie bey den Chinesern, ein Zelt gewesen zu seyn. Sie blieben beständig fort große Liebhaber von unterirdischen Gängen und Gemächern, und das Ansehen vieler ihrer Gebäude ist wie von erkünstelten Felsen. Von der Bauart der Aegyptier ist die Bauart der Chineser ganz und gar unterschieden; am wesentlichsten aber wohl dadurch, daß jene das Dauerhafte, das Unzerstöhrbare, und gleichsam das Ewige beäugten; diese im Gegentheil alles sehr zerbrechlich anlegen.

Die Obelisken und Pyramiden waren dem Wesen, welches diese Welt beleuchtet, zu Ehren errichtet; und nur um deßwillen, sagt der Hr. v. P***, seyen ihre vier Seiten von den Priestern gerade nach den vier Hauptgegenden des Himmels gerichtet worden. Er verwirft aus sehr annehmlichen Gründen die Meynung, daß die Obelisken zu Sonnenzeigern, und die Spitzsäulen zu Andeutung der Wendung der Sonne im Thierkreise gedienet haben. Eben so wenig sollen leztere zu Grabstätten für Könige bestimmt gewesen seyn; welches unter andern auch Schaw bestritten, und sich darzu-

thun

thun bemühet hat, der marmorne Kaſten in der groſſen Pyramide ſey kein eigentlicher Sarcophag. Den Muthmaßungen des Hrn. von P*** zufolge, ſtellte dieſer Kaſten die Grabſtätte des Oſiris vor, wie man dann in Aegypten mehrere dergleichen gehabt, und das vorgebliche Grabmahl des Oſymandyas — ein aus Oſiris und Mendes ſichtbarlich zuſammengeſezter Name — ebenfalls wohl nichts anders geweſen ſeyn möge.

Die Urſache, welche man angiebt, warum Cheops nicht in der Pyramide beygeſetzet worden, welche er zu dieſem Ende hatte errichten laſſen, hält unſer Verf. für eine Fabel. Wäre es bey dem Aegyptiſchen Volk üblich geweſen, ſo ernſtlich über dem Geſetze, welches den böſen Regenten das Begräbniß verſagte, zu halten; ſo müßte man es als eine unbegreifliche Ungereimtheit dieſer Fürſten anſehen, daß ſie ſich Grabmahle erbauet hätten, woran ſie mit Gewißheit vorherſehen gekonnt, daß ſie ihnen dazu nicht dienen würden. Aber die Verordnungen, welche in den alten Aegyptiſchen Büchern ſtanden, waren ja nicht alle im Schwange; ſonſt hätten uns die Prieſter ſelbſt keine ſo lange Folge träger Könige hererzählt, welche in ihren Palläſten ſich der Weichlichkeit überließen, und denen doch das Volk das Begräbniß nicht ſtreitig machte. Der deſpotiſche Apries war äußerſt gehaßt, und wurde, nach ſeiner Niederlage, durch den Amaſis dem

Volke überliefert: man erdrosselte ihn, und trug ihn nachher in das Grabmahl seiner Väter, am Eingange des Tempels der Minerva zu Sais, wo alle Pharaonen von der Saitischen Völkerschaft ruheten.

Die Obelisken müssen nicht mit den Hermes-Säulen verwechselt werden. Auf diesen waren die Innschriften wesentlich; auf jenen aber, deren man verschiedene nackende hat, nicht. Das Wort Säule, im strengsten Verstande, gebühret den Hermetischen nicht; es waren eigentlich nur Gedächtnißsteine oder Tafeln. Manethon zog die in den unterirdischen Gängen errichtete Hermes Säulen, bey Verfertigung seiner Aegyptischen Geschichte, zu Rathe. Diese Gedenksteine waren, nach dem Zeugniß eben dieses Manethon und anderer Schriftsteller des Alterthums, in dem geheimsten Theile des Tempels, Adytum genannt, und selbst in den Kellern, wohin sich die Priester zum Studieren begaben, eingeschlossen. Daß Hermes selbst, (Mercurius Trismegistus, Thot,) ein bloßes mythologisches Hirngespinnst gewesen, hat Jablonski unwidersprechlich dargethan. Unter dem Namen Hermes oder Thot gaben die großen Collegia alle Werke, welche die Landes-Religion angiengen, heraus: denn kein Priester und kein Particulier schrieb in seinem eigenen Namen über dergleichen Materien. Von Büchern, welche die Aegyptier für höhere Eingebung gehalten, weiß man nichts; aber für

heilig

heilig galten dem Volk alle diejenigen überhaupt, welche die Rechtsgelehrſamkeit, die Geſchichte und Aſtrologie betrafen; vornemlich wenn ſie von den Pharaonen ſelbſt waren nachgeſehen und berichtiget worden. Dem Hrn. v. P*** zufolge, iſt die ganze Zeit, während welcher die Aegyptiſchen Prieſter ihre Hieroglyphen auf Steine gruben, die Zeit des erſten Hermes: die nachfolgenden Jahrhunderte, während welcher ſie ſich der Blätter von Papyrus bedienten (denn ſie durften kein Pergament anrühren) gehören dem zweyten Hermes zu.

Die Kunſt, worinn die Aegyptier es am weiteſten gebracht, iſt ohnſtreitig das Glasmachen; und vielleicht haben die heimlichen Mittel und Handgriffe ihrer Künſtler, koſtbare Steine nachzuahmen und Criſtalle zu färben, das Mährchen von der Verwandelung der Metalle veranlaſſet; eine Wiſſenſchaft, welche von einigen Träumern den Aegyptiſchen Prieſtern zugeſchrieben worden, denen doch ſogar der Name der Hermetiſchen Philoſophie nicht einmal bekannt geweſen iſt.

Eh' ich die Materie von den Künſten und Handwerkern verlaſſe, muß ich einer Meinung des Hrn. v. P*** erwähnen, betreffend den an den Höfen aller Aſiatiſchen Deſpoten eingeführten höchſtſchädlichen Gebrauch, eigne große Arbeitshäuſer im Pallaſte zu beſitzen, worinn faſt alles, was in den großen, ſich immer er-

neurenden Kreis ihrer Bedürfnisse gehöret, verfertiget wird. Nach vielem Forschen glaubt der Hr. v. P*** die Quelle dieses Gebrauchs in dem Geiste oder Zweck eines Justinianischen Gesetzes gefunden zu haben.

„Die Kaiser von Constantinopel (schreibt „unser Verf.) nachdem sie ihren Unterthanen „verboten hatten, purpurne Kleider zu tragen, „achteten dieses Gesetz für so wichtig, daß je„dermann in die Unmöglichkeit gesezt werden „müsse, es zu überschreiten. In dieser Absicht „verboten sie ferner, im ganzen Umfange ihres „Reichs purpurne Zeuge zu verfertigen, wo„nächst ihnen selbst dann kein andres Mittel „übrig blieb, sich dergleichen zu verschaffen, „als eigne Arbeiter dafür in ihrem Pallaste „zu halten. Man etablirte also im Pallast „Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung „der Diplomen, Patente und Rescripte: denn „diese Dinte war auch purpurfarben; und wir „haben noch das Gesetz, dem zufolge es einem „jeden Particulier untersagt ist, sie zu machen „und zu gebrauchen. „

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe „dieser Fürsten in gleichen Grade mit ihrer Ti„ranney immer höher stieg; so bildeten sie sich „ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kai„serliche Zierrathen gleichfals im Pallast zu „Constantinopel verfertiget würden; und da „nun zur Verfertigung dieser Zierrathen eine

„Menge

„Menge verſchiedener Gattungen von Arbei„tern gehörte, ſo ſetzte man am Hofe, außer „den Färbern, auch Goldarbeiter, Demant„ſchneider, Weber, Schuſter, Gürtler, Satt„ler, u. ſ. w. nieder. „

Hier ſind die eigentlichen Worte des von dem Kaiſer Juſtinian gegebenen Geſetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß „von den Hofarbeitern an meinem Hofe ſelbſt „gemacht; und nicht hie und da in Werkſtät„ten verfertiget werden.„

„Ornamenta enim regia intra aulam meam „fieri a palatinis artificibus debent, non pas„ſim in privatis domibus aut officinis pa„rari. „(*)

Die Beſorgniß dieſes Fürſten wegen der Art, wie man ſeinem Geſetze ausweichen könne, iſt nicht minder merkwürdig, als das Geſetz ſelbſt. „Die Particuliere, ſagt er, „welche kaiſerliche Zierrathen unter dem Vor„wande mir ein Geſchenk damit machen zu „wollen, verfertigen laſſen, ſollen mit dem To„de beſtraft werden.„ (**)

(*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorſus liceat. S. auch die Geſetze unter den Tituln: de Murilegulis und de veſtibus holoberis.

(**) Tom. I. p. 293-295.

Dieſe aus einem einzelnen Falle abgeleitete Erklärung des Urſprunges eines ſo allgemeinen Inſtituts, als die Werkhäuſer an den deſpotiſchen Höfen, will mir aus verſchiedenen Urſachen nicht recht einleuchten. Die Sache, deucht mir, läßt ſich natürlicher aus der weſentlichen Oekonomie der perſönlichen Sclaverey und den Folgen des Deſpotismus begreifen. In allen Ländern, wo die häusliche Sclaverey im Schwange war, ſelbſt in den Freyſtaaten, hatte jeder freyer Bürger Werkſtätte in ſeinem Hauſe. Dieſer Gebrauch hat unter einem willkührlichen Regiment, durch den Zuſammenfluß verſchiedener dieſer Verfaſſung eigenthümlichen Mittel, ſich nach und nach dergeſtalt modificiren müſſen, daß die geſchicktern Arbeiter endlich dem Publico, hiernächſt den Großen und Reichen, und zuletzt ſo gar den Fürſten ſelbſt mangeln mußten. Fügen Sie noch hinzu, daß es in dem Charakter des Deſpoten iſt, thörichter Weiſe dahin zu ſtreben, von ſeinem Unterthanen ganz unabhängig zu ſeyn, und beſonders keines freyen Menſchen zu bedürfen.

Betrachtungen, welche mit dieſen Ideen in genauer Verbindung ſtehen, und gleichſam nur eine einzige Maße mit ihnen ausmachen, ſcheinen mir das Räthſel von dem großen Anſehen, worinn ſo viele Jahrhunderte durch die Verſchnittenen in China geſtanden, und die ungeheure Anzahl, wozu ſie daſelbſt angewachſen, ſo ziemlich zu erklären.

Der

Der Despot, sagte ich, will ganz unabhängig seyn: er will aber nicht nur über alles Gewalt, er will auch zu allem eine Art von Recht haben. Je ähnlicher die Unterwürfigkeit, die man ihm bezeigt, einer Pflicht sieht, je angenehmer ist sie ihm, und der ärgste Sklave ist ihm der würdigste Mann. Den Anfang dieser Sinnesart bemerken wir schon in den ersten römischen Imperatoren, welche nach dem Ausdruck eines neuern Schriftstellers, „entweder aus Trägheit eine Wahl zu treffen, oder aus der Gewohnheit sich leiten zu lassen, oder aus dem Zutrauen, welches sich eine von Tag zu Tage fortgesetzte Niederträchtigkeit erwirbt, oder um ihre Gewalt nicht Leuten, die sie zu fürchten Ursache hatten, anzuvertrauen, oder aus dem heimlichen Stolz, den ein Despot empfindet, seine Sklaven anbeten zu machen, fast immer ihre Minister aus ihren Freygelassenen erwählten.„ Bald nachher gelangten an eben diesem römischen Hofe die Verschnittenen zur höchsten Gunst, und einer fast unumschränkten Gewalt: es wäre auch der Natur der Dinge zuwider, wenn ein Despot diese Gattung Halbmenschen nicht allen übrigen vorziehen sollte. So gar den edlen, muthigen und weisen Cyrus läßt Xenophon alle seine Hofbedienungen an Verschnittene geben, und ihn eine lange Rede zum Lobe dieser Elenden, und zur Vertheidigung der Fürsten, welche denselben ihr ganzes Vertrauen und die ansehnlichsten Ehrenstellen ertheilen, halten.

Unter wie vielerley, minder oder mehr, ungeheuren Gestalten, dieser Gebrauch von je her in den südlichen Ländern geherrscht, ist in den dahin gehörigen Geschichten und Beschreibungen nachzusehen. Was die Chineser betrift, da dieselben äußerst eifersüchtig sind, und viele Beyschläferinnen halten, auch die Castration bey ihnen nicht, wie in der Türkey und in Persien, durch göttliche und menschliche Gesetze untersaget ist, und die Väter kein Bedenken tragen, ihre Kinder nicht nur zu Sklaven zu verkaufen, sondern sogar häufig zu ermorden: so ist kein Wunder, daß die Menge der Entmannten unter ihnen sehr groß ward. Als nun die vornehmsten Verschnittenen des Pallastes unter einigen wollüstigen, trägen und schwachsinnigen Kaisern zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, so suchten sie, mit gutem Grunde, immer mehr Bedienungen in die Hände ihres Gleichen zu bringen, bis endlich alle obrigkeitliche Personen lauter Verschnittene waren. Eine solche Revolution machte sich in China, wo die Verschnittenen in großer Menge und lauter Einheimische waren, eben so leicht, als sie in etwa einem andern despotischen Staate Asiens, wo man diese Elenden mit großen Kosten, und in weit geringerer Menge, aus fremden Ländern herholet, unmöglich gewesen seyn würde. Und nachdem das Chinesische Reich nun einmal ein Raub dieser Sclaven geworden; so war es nachher so leicht nicht, ihnen ihre Beute abzujagen. Was sie nach ihrem

Tode

Tode zurückließen, erbte allemal der Kaiſer, und er hatte nicht zu befürchten, daß es einem von ihnen jemals einfallen möchte, ſelbſt Kaiſer ſeyn zu wollen. Weil aber alles ſeine Grenzen hat, ſo brachten dieſe Leute, durch ihren unbegreiflichen Uebermuth, und ihre ſchrankenloſe Ausſchweifungen es doch endlich dahin, daß ſie zweymal aus den Gerichtshöfen verbannt wurden; aber beydemal drangen ſie auch wieder hinein, und ſezten ſich veſter als jemals, ſo daß die Reichen ſelbſt anfiengen, ihre Kinder entmannen zu laſſen, um ihnen den Weg zu Bedienungen zu öffnen. Zwar haben die Tartaren **Mandhuis**, nach ihrer Eroberung von China im Jahr 1644, alle verſchnittene Mandarinen zum drittenmal abgeſezt; aber **Chung-tchi**, Stifter der gegenwärtigen Dynaſtie, behielt deren dennoch 6000 für ſeinen Hof; und wahrſcheinlicher Weiſe werden nach und nach die alten Mißbräuche wieder Raum gewinnen, und die Verſchnittenen ſich aufs neue zu einer allgemeinen Herrſchaft emporſchwingen.

Es bleiben mir, die Aegyptier betreffend, noch zween ſehr intereſſante Gegenſtände, ihre Religion und ihre Staatsverfaſſung abzuhandeln, übrig: in meinem nächſten Briefe werde ich Sie davon unterhalten, und, nachdem ich mich ſchließlich noch einiger kritiſchen und reviſoriſchen Anmerkungen entlediget, Sie mit des Hrn. v. P*** Werk ſelbſt allein laſſen.

Ich bin ꝛc.

IV.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit,

aus

den Annalen der Teutschen.

Beschluß des ersten Abschnitts.

VI.

Von der Armuth und dem Reichthum in dem alten Teutschland.

Die alten Germanier hatten also Land-Eigenthum — das war schon damals, wie noch bis auf den heutigen Tag, die natürliche und vornehmste Grundlage ihrer allgemeinen und weit ausgebreiteten Viehzucht. Beydes, Land-Eigenthum und Viehzucht, waren schon in dem alten Teutschland die natürlichen Quellen der nothdürftigen Nahrung und des Unterhalts. Das sind nun, wie ich hoffe, für unsre Leser ausgemachte Wahrheiten, historisch erwiesene Sätze.

Aber daß alles Eigenthum, und überhaupt das Vermögen der alten Teutschen, Wehr und Waffen ausgenommen, einzig und allein in Ländereyen und Vieh bestanden habe — dies ist ein neuer Umstand, der in der Geschichte

ſchichte der Menſchheit eine eigene Periode macht, und die damalige Verfaſſung von der jetzigen und dem Zuſtand vieler andern Nationen gar ſehr unterſcheidet. Dieſer Umſtand iſt das wahre untrügliche Kennzeichen der Barbarey, in ſo fern wir darunter die zwoote Stufe in dem Alter der Menſchheit verſtehen. Dieſe Verfaſſung macht die eigentliche beſtimmte Grenzſcheide zwiſchen dem alten und neuern Teutſchland, und dauerte auch unter den Teutſchen nur ſo lange, bis ſie anfiengen, durch die Bekanntſchaft, den Umgang, den Handel, und ihre vielfältige Kriege mit den Römern verfeinert zu werden. Die Sache verdient dahero allerdings eine genauere Unterſuchung und weitere Aufklärung.

Wir verſtehen unter des **Menſchen Vermögen und Eigenthum** alles dasjenige, was er für ſeine Bedürfniſſe in ausſchließendem Beſitze hat, und womit er die nöthige Nahrung und ſeinen Unterhalt ſich mittel- oder unmittelbarer Weiſe verſchaffen kann. Der Erdboden iſt dem Menſchen vom Schöpfer zum Wohnſitze beſtimmt, und darum alſo eingerichtet worden, daß die ganze auf demſelben befindliche Natur zu des Menſchen Nahrung und Unterhalt dienen ſoll. So bald ſich einmal die Menſchheit aus dem thieriſchen Zuſtande der Wildheit heraus gewunden, und eine Stufe höher geſchwungen hat; und Eigenthum die Grundlage ihrer Geſellſchaft geworden iſt, ſo

muß

muß derjenige, den damit weder Glück noch Geburt verſehen hat, von den Eigenthümern ſeine Nahrung erhalten. Dies geſchieht auf verſchiedene Weiſe, und vornemlich auf eine unterſcheidende Art im Stand der Barbarey, und wieder anders, wenn die Kultur einmal eingetreten iſt. Doch davon in den folgenden Abtheilungen unſerer Beyträge.

Die Eigenthümer hingegen leben von ihrem Vermögen und Eigenthum; aber dieſes kann wieder verſchieden und vornemlich doppelter Art ſeyn; und der würkliche Erfolg in der Geſchichte ſowol, als die weitere Entwicklung ihrer Phänomenen aus ihren Urſachen wird lehren, ob auch die Verſchiedenheit des Eigenthums und insbeſondere, ob die Einzigheit der einen und der Zuwachs der andern Gattung deſſelben wieder für die natürlichen und eigenthümlichen Folgen der Barbarey und Kultur zu halten ſind.

Das Vermögen und Eigenthum beſteht nemlich entweder in Ländereyen und Viehheerden, womit Ackerbau und Viehzucht getrieben, und aus dieſen beyden natürlichen Quellen für die nothdürftigen Bedürfniſſe Nahrung und Unterhalt unmittelbar gezogen wird; oder auch in etwas anderm, und mit einem Wort alles zu ſagen, in Geld, als dem Maasſtabe aller übrigen brauchbaren Dinge, womit aus dem Eigenthum der erſten Gattung alles Nothdürftige käuflich erhalten werden kann.

Was

Was der Mensch mit seinem Vermögen und Eigenthum irgend bewürken, und dabey für Absichten haben und erreichen mag, darinn sind beyde Arten desselben einander vollkommen gleich. Der Unterschied besteht blos in ihrer innerlichen Beschaffenheit, und der Art, wie sie behandelt und erhalten werden müssen. Miswachs und die übrigen Landplagen bey der einen: Diebstahl und Räuberey derer, die dafür gestraft und nicht gestraft werden, bey der andern Gattung, heben die Gefahren des Verlusts auf beyden Seiten gegen einander auf, und stellen zwischen beyderley Eigenthümern, in dem Maas der Sicherheit ihres Vermögens, die Gleichheit wieder her.

In dem alten Germanien gab es nur die eine Gattung von Vermögen und Eigenthum, und dieses war blos Länderey und Vieh, und von der andern wußten unsere älteste Vorfahren weder Namen noch Gebrauch — ganz und gar nichts. Auf diesem Mangel und der Unbekanntschaft des Geldes beruht die Wahrheit vieler Umstände, die ich in den folgenden Abschnitten von dem innern Nationalzustand des teutschen Alterthums anzuführen gedenke. Man erlaube mir also über diesen merkwürdigen Umstand eine desto vollständigere Ausführung, um nichts außen zu lassen, was irgend zur Ueberzeugung des Lesers dienen könnte.

Das Zeugniß des römischen Geschichtschreibers sezt zwar schon die Sache ziemlich außer

Zwei-

Zweifel. Er ſagt für das erſte, daß der alten Teutſchen liebſtes und einziges Vermögen in Vieh beſtanden habe (*), und in ſo ferne muß das Land-Eigenthum blos als die Grundlage und das Mittel zu einer zahlreichen Viehzucht angeſehen worden ſeyn.

Damit ſtimmen für das Zweyte ſeine übrigen Bemerkungen an der altteutſchen Verfaſſung vollkommen überein, daß nicht nur in dem Innern des Landes noch zu ſeinen Zeiten nach der einfältigen Weiſe der Alten aller wechſelſeitige Verkehr, durch den Tauſch (**), ſondern auch alle einſeitige Präſtationen in nichts anderm, als den natürlichen rohen Produkten ihres Eigenthums, — in Feldfrüchten und Vieh geſchehen ſeyn. Zu dergleichen gehören alle damalige Strafen, oder eigentlicher zu reden, Bußen und Entſchädigungen derer, denen auf irgend eine Art Schaden zugefügt worden war a), der Sold für die nach altteutſcher Manier gedungenen Soldaten b); die Geſchenke, ſo an die Heerführer gemacht zu werden pflegten

(*) Cap. 5. (armentorum et pecorum) „numero gaudent. Eaeque ſolae et gratiſſimae opes ſunt.„

(**) „interiores ſimplicius et antiquius permutatione mercium vtuntur.„

a) Cap. XII. XXI. b) Cap. XIV.

ten c); das gewöhnliche **Brautgeſchenk** bey dem Antritt des Eheſtandes d); die Abgabe von den gepachteten Ländereyen e); überall, wo der alte Römer und der neue Teutſche eine gewiße Summe Geldes vermuthet, und ſich bedungen haben würde, vertrat deſſen Stelle bey den alten Teutſchen ein gewiſſes Maas oder eine Anzahl natürlicher Produkte aus dem Feldbau und der Viehzucht.

Um dahero dieſe ganz fremde unerwartete Landesart deſto glaubhafter zu machen, ſo merkte Tacitus endlich für das Dritte ausdrücklich an, „daß zwar einige nächſtgelegene angrenzende „teutſche Völkerſchaften den Gebrauch des Gel„des erſt neuerlich von den Römern gelernt (*), „ſonſten aber, und die Germanier überhaupt, „weder Gold noch Silber hätten, oder doch „wenigſtens nicht ſo gierig und zu gleichem „Endzwecke, als andere Nationen, darnach „zu ſtreben gewohnt wären.„ (**)

Der

c) Cap. XV. d) Cap. XVIII. e) Cap. XXV.

(*) Cap. XV. „Iam et pecuniam accipere docuimus.„ Cap. V. „quamquam proximi ob vſum commerciorum aurum et argentum in pretio habent, formasque quasdam noſtrae pecuniae agnoſcunt atque eligunt.„

(**) Cap. V. Aurum et argentum propitii an irati Dii negauerint, dubito. Nec tamen adfirmauerim, nullam Germaniae venam argentum

Der Geſchichtſchreiber fühlte wohl das Beſondere dieſes Umſtandes. Er ſcheint in Sorge geweſen zu ſeyn, daß ſeine Leſer, denen der wirthſchaftliche Zuſtand einer ganzen Nation ohne den Gebrauch des Geldes faſt unbegreiflich, und alſo ſeine Nachrichten hievon etwas abentheuerlich vorkommen möchten, leicht auf eine falſche Auslegung ſeiner Worte verfallen könnten. Er bemühete ſich dahero, dieſem die genaueſte Beſtimmung zu geben, und drückte ſich über dem angeführten gänzlichen Mangel an Gelde in dem alten Germanien noch deutlicher aus, indem er die ausdrückliche Anmerkung beyfügt, daß er „darunter blos den Werth „und Gebrauch des Geldes, des Goldes und „Silbers, der den Teutſchen unbekannt wäre, „verſtanden haben wolle; ob aber in den Ein„geweiden des teutſchen Grund und Bodens „von dergleichen Metallen nichts verborgen „läge, getraue er ſich aus angeführter guter „Urſach nicht zu behaupten. „ (*)

Denn einmal hatte der Mangel an den rohen Metallen und eigenen Bergwerken mit dem hier angeführten Umſtand einer gänzlichen Unbekannt-

aurumue gignere. Quis enim ſcrutatus eſt? Poſſeſſione et vſu haud perinde afficiuntur. Eſt videre apud illos argentea vaſa, Legatis et Principibus eorum muneri data, non in alia vilitate, quam quae humo finguntur.„

(*) Cap. 5. am angef. Orte.

bekanntschaft des Geldes ganz und gar nichts zu thun: und für das Zweyte war dieser verständige Römer, und Geschichtschreiber von so viel Ueberlegung, in seinen Urtheilen nicht so übereilt, daß er hätte Germanien ein natürliches Produkt des Landes absprechen sollen, dessen Daseyn zu bezweifeln, oder zu behaupten, erst vorhero ganze Schichten der Erde hätten müssen durchwühlt und durchforscht worden seyn. Eine Arbeit, woran damalen die erste Hand zu legen, eine Unternehmung war, wozu in Germanien noch niemand die Entschließung gefasset hatte.

Es bleibt also nach den angeführten und so genau bestimmten Zeugnissen des römischen Geschichtschreibers zuverläßig wahr und ausgemacht, daß die alten Germanier von Gold und Silber, als eigentlichem Geld und dessen Gebrauch, ganz und gar nichts gewußt haben.

So fremd und sonderbar vielen noch heutiges Tages dieser Umstand in der alteutschen Verfassung scheinen möchte; so natürlich und nothwendig kommt er mir vor, da ich das Gegentheil, und den Gebrauch des Geldes unter unsern Vorfahren sowohl, als allen übrigen Völkern, die ihnen je ähnlich gewesen sind, oder noch seyn möchten, für ganz und gar unmöglich halte. Bey Erprobung wichtiger, historischer Wahrheiten, die auf der Aussage eines einzigen Zeugen beruhen, wenn gleich

gegen deſſen Glaubwürdigkeit nicht viel zu erinnern iſt, ſcheint doch der Beweis von der Unmöglichkeit des Gegentheils noch von vielem Gewicht zu ſeyn. Ich will dahero obigen Satz mit aller gehörigen Schärfe beweißen.

Gold und Silber iſt zwar ein rohes Produkt der Natur; aber da es nicht für die natürlichen Bedürfniſſe, zu des Menſchen Nahrung und Unterhalt dienet, ſo müſſen dafür erſt neue verfeinerte Bedürfniſſe entſtanden, und dieſe rohe Metallen durch die Kunſt darnach zubereitet ſeyn, wenn ſie einen würklichen Werth erhalten ſollen. Betrachten wir aber vollends Gold und Silber als Geld, ſo iſt dieſes blos ein Werk der Geſellſchaft; und, nicht zu gedenken, daß es vornemlich in einem bürgerlichen Syſtem unter dem Vorſchub und der Aufſicht einer ordentlichen Obrigkeit in gehöriger Fortdauer beſtehen kann, ſo muß doch vorher erſt einiger Anlaß und Endzweck vorhanden ſeyn, ehe die Geſellſchaft darauf verfallen kann, ein dergleichen Werk hervorzubringen, und den Gebrauch des Geldes unter ſich einzuführen. Mit einem Wort, das Geld, wie alle andere dergleichen Dinge, müſſen von einigem Gebrauch und erſt darinn unentbehrlich geworden ſeyn, ehe ſie ihr Daſeyn und ihren Fortgang erhalten können.

Folgende an einander gekettete Reihe von Beſtimmungen in dem Nationalzuſtand eines Volks

Volks wird uns endlich auf ein Verhältniß, auf ein neuentſtandenes Bedürfniß führen, darinn das Geld von vieler Bequemlichkeit ſeyn, entſtehen und unentbehrlich werden kann.

Wenn eine Nation in ihren Begriffen aufgeklärt, und in ihren Empfindungen und Sitten verfeinert wird, ſo entſtehen in ihr, über die natürlichen, neue Bedürfniſſe, und die ganze rohe für ſie aufgeſchloſſene Natur reicht mit ihrem ganzen Reichthum nicht mehr zu, dieſe Bedürfniſſe neuentſtandener Art zu befriedigen. Sie erfodern alſo eine zweote neue Schöpfung von Dingen, die nunmehr zu des verfeinerten Lebens Nahrung und Unterhalt nicht wohl entbehrlich ſind: oder vielmehr, für den umgeſchaffenen, mit neuen Bedürfniſſen umlagerten Menſchen, muß auch die ganze für ihn nun roh daliegende Natur umgeſchaffen werden, damit beyde, der Menſch und die Natur, ihr gehöriges Verhältniß gegen einander behalten können. Dieſe neue Schöpfung iſt das Werk der Kunſt und Induſtrie. Alle dieſe neugeſchaffene Dinge, deren nun eine verfeinerte Nation bedürftig iſt, und deren Werth großentheils in dem darauf verwandten Maas von Zeit, Kunſt und Arbeit beſteht, ſind zuerſt das Eigenthum ihres Schöpfers, aus deſſen Händen ſie entſtanden ſind. Die erſte nothwendige Folge von dieſer großen Veränderung, die ſolchergeſtalt mit der Menſchheit und der Geſellſchaft vorgeht, iſt

eine neue Art von Eigenthum und Eigenthumsherrn, die die vorigen Eigenthümer der natürlichen Nahrungsmittel und ihrer Quellen in eben dem Maas und in gleicher Bedeutung, ihrer neugemachten Bedürfnisse wegen, nunmehro sich eben so unterwürfig machen, als sie ihnen dagegen, ihrer natürlichen Bedürfnisse wegen, vorher unterwürfig gewesen waren, und noch sind. Diese wechselseitigen Bedürfnisse des gegenseitigen Eigenthums machen also einen unaufhörlichen Tausch und Verkehr nothwendig: aber die einfältige und alte Art des wechselsweisen Verkehrs und Tausches, der in dem vorigen Zustand nicht so häufig, nicht so mannichfaltig, und also um so viel leichter war, ist nunmehr, der Mannichfaltigkeit der Dinge, und der aufgehäuften Menge wegen, mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß er beynahe unmöglich länger beybehalten werden kann. Die natürlichen Bedürfnisse des rohen Menschen schränken sich auf das geringe Maas der Nothdurft ein: die neugemachten Bedürfnisse des verfeinerten Menschen haben nach seiner Begierde und ihrer Möglichkeit keine Schranken. Die natürlichen Nahrungs- und Unterhaltungsmittel fließen aus den beyden Quellen des Feldbaues und der Viehzucht, und haben noch eher ein bestimmtes Maas, als die Werke der Kunst und Industrie, die der schöpferische Geist des Menschen und dessen geschickte Hand nun ins Unendliche vervielfältiget. Unmöglich

lich kann immer das Eigenthum der Natur mit dem Eigenthum der Kunst so genau ausgeglichen werden, daß beyde Eigenthümer mit dem wechselseitigen Tausch zufrieden seyn könnten. Sie sind also, und mit ihnen ist die ganze Gesellschaft, eine ganze Nation in einer Lage, darinn sie eines allgemeinen Maasstabs, eines Maasstocks von beyderley Arten des Eigenthums, und aller unter ihnen brauchbaren und einen Werth habenden Dinge, bedarf: und nun ist die Entstehung des Gelds möglich, desselben Gebrauch unentbehrlich, und wird auch nicht lang unbekannt und unbenuzt bleiben, weil eben dieser nothwendig gewordene Maasstab aller Güter und Arten des Eigenthums nichts anders als das Geld selbsten ist.

Aber diese wesentlichen Bestimmungen in dem Zustand einer Nation, unter welchen einzig und allein das Geld entstehen, und sein Gebrauch bekannt und gewöhnlich werden kann, sind gerade eben dieselben, die wir unter dem allgemeinen Wort, Kultur, begreifen, und so ist diese für das eigentliche und einzige Element des Geldes anzusehen, außer welchem dies Produkt der Gesellschaft eben so wenig entstehen kann, als das Phänomen des Schalls in luftleerem Raum.

Man vergleiche nun diese Schlußkette der Reflexion mit den Erfahrungen aller Nationen in allen Zeitaltern, und mit dem Zeitpunkt,

da sie angefangen haben den Gebrauch des Geldes kennen zu lernen, und sich desselben in ihrem wechselseitigen Verkehr zu bedienen, so wird man finden, daß das Geld, so zu sagen, aus den ersten Keimen ihrer Kultur hervorgesprossen ist, und die Wahrheit meiner zum Grund der Hypothese gelegten Sätze wird also durch die Geschichte erprobt werden. Mit Recht kann man also das Daseyn und den Gebrauch des Geldes unter einer Nation für das untrügliche Kennzeichen ihrer Kultur halten, und auf deren Rechnung sind meistentheils alle die guten und schlimmen Würkungen zu schreiben, die man öfters für die Folgen des Geldes hält, oder doch wenigstens deren Ursach man mit dem Geld, dessen Element sie ist, zu benennen und auszudrücken pflegt.

Germanien selbst kann hierinn zum augenscheinlichen Beyspiel dienen. Tacitus lernte dieses Land gerade um die Zeit kennen, da darinn die erste Kultur hervorzukeimen anfieng. Die Teutschen wurden durch die Bekanntschaft und den Umgang mit den Römern nach und nach verfeinert. Auf der römischen Grenze, also unter denen längst derselben hingelegnen teutschen Völkerschaften, müssen die ersten deutlichen Spuren der teutschen Kultur sichtbar geworden seyn. Die Erzählungen des römischen Geschichtsschreibers von den innern Landschaften Germaniens sind auch sehr verschieden

ſchieden von denen, die er von den Umſtänden dieſer an der römiſchen Grenze gelegenen Völkerſchaften macht. Unter dieſen fand er auſſer den natürlichen, eine Menge anderer Bedürfniſſe, und die Begierde nach tauſenderley Kleinigkeiten und andern mannichfaltigen Dingen, die nicht die rohe Natur in ihrem Schoos hatte, daraus ſie ſich hätten damit verſorgen können. Unter dieſen Teutſchen fand er überall von den Produkten und Werken der Kunſt und Induſtrie, die ihnen die gewinnſüchtigen Römer in Menge bekannt machten, und die ſie von denſelben begierig kauften. Unter dieſen ſich dergeſtalt ſo ſehr unähnlich gewordenen Teutſchen fand er auch den althergebrachten ſonſt gewöhnlichen Verkehr durch den wechſelsweiſen Tauſch der Waaren ganz abgeſchaft, und, um der Erleichterung des beſtändigen Handels willen, Geld, und vornehmlich römiſche Silbermünze im Gang. (*)

(*) Cap. V. „proximi ob *usum commerciorum* aurum et argentum in praetio habent, formasque quasdam noſtrae pecuniae agnoſcunt, atque eligunt. — Pecuniam probant veterem, et diu notam, Serratos Bigatosque. Argentum quoque magis, quam aurum ſequuntur, nulla affectione animi; ſed quia numerus argentorum *facilior* uſui eſt *promiſcua* et *vilia* mercantibus. Man vergleiche damit Cap. XXIII. Cap. XVII.

Ich finde mit diesem römischen Handel auf der teutschen Grenze nichts ähnlichers in der Geschichte, das zur Erläuterung dienen und angeführt zu werden verdiente, als den Handel der Europäer auf den amerikanischen und andern weit entlegenen Küsten, deren Bewohner durch sie so viele neue Bedürfnisse, so viele tausenderley künstlich-verarbeitete Dinge und um derentwillen den Gebrauch des Geldes kennen lernen, und in demselben Masse verfeinert zu werden pflegen.

Aber wie sollte die Bekanntschaft und der Gebrauch des Geldes in dem innern unkultivierten Teutschland möglich gewesen seyn?

Befriedigung des Hungers, Dursts und der Blöße — dieß sind die natürlichen unvermeidlichen Bedürfnisse des rohen Sohnes der Natur: und außer denen, kennt er, nebst der Begattung, andere so wenig als das Thier. Die unangenehme Empfindung davon spornt ihn an, sich dagegen mit dem im Schooße der Natur für ihn daliegenden Reichthum zu versorgen.

Pflanzen und Thiere, deren Fleisch, und die Früchte der Erde — dies sind die natürlichen Nahrungs- und Unterhaltsmittel, deren der Mensch, in dieser Unwissenheit und Einfalt, nothdürftig für sich und die Seinigen bedarf.

Hat er daran Ueberfluß, oder leidet doch keinen Mangel, so drückt ihn weiter keine natürliche Noth: er kann sich begatten; des Ta-

ges

ges sich mit Arbeit beschäftigen, des Nachts seine Ruhe genießen, und von vielen Tausend unserer Bedürfnisse, unserer Wünsche, unserer ausgekünstelten Noth und Plagen fehlt ihm so gar der Begriff von ihrer Möglichkeit. Er genießt freylich nicht die reine Wollust des ganzen Glücks, das für den Mensch von aufgeklärtem Verstande und verfeinerter Empfindung bestimmt ist: seine ganze Thätigkeit grenzt ziemlich nahe an das Leben des Thieres. Doch ist er nicht schlimmer daran als das Thier.

In diesem noth- und mangellosen Zustand befindet sich der Eigenthümer von Ländereyen und Viehheerden, so wohl als der andere, der dergleichen Eigenthum nicht hat, den aber der Eigenthümer aus seinem Ueberfluß, seiner eigenen Vortheile wegen, mit dem Nothdürftigen versorgen muß.

Bey dem Gefühl so weniger, und dem Mangel so vieler tausend anderer Bedürfnisse: bey einem allgemeinen aus der reichen Quelle der Natur hervorströmenden Ueberflusse des Nothdürftigen kann diese Einfalt und Unwissenheit nicht anders als die Genügsamkeit zur Seite haben.

Lasset nun einen solchen, aus Unwissenheit und Einfalt seines Zeitalters, genügsamen, rohen Sohn der Natur Centner schwere Lasten von gediegenen Gold und Silber in den Eingeweiden

weiden der Erde finden: gebt ihm Millionen gemünztes Geld in die Hände, da sie ihm zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse nicht dienen können, und er von den andern verfeinerter Art durchaus keine hat; so wird er auch alle diese Schätze für unnütz halten, und keinen Gebrauch davon zu machen wissen. Er wird in unsern Augen weiser und größer, als die größten Könige der Erde seyn, und diese Schätze — verachten. Er wird mit dergleichen, für ihn namen- und werthlosen Dingen wie das Kind mit den ausgeworfenen Muscheln am Ufer des Meeres spielen, sie aufheben, ansehen und — wieder wegwerfen.

Aber die Bestimmungen, die wir demjenigen Zustand geben, worinn der Gebrauch des Geldes so unmöglich ist, sind ebendieselben, die wir alle zusammen unter dem allgemeinen Wort Barbarey, verstehen, und auf diese Art scheint der Mangel und die gänzliche Unbekanntschaft des Geldes von der Barbarey eine eben so natürlich nothwendige Folge zu seyn, als — im gegenseitigen Fall, der Gebrauch und Werth desselben von der Kultur.

Die Erfahrung aller Zeiten und Völker wird auch hier die Wahrheit dieser allgemeinen Grundsätze bestätigen. In welchem Zustande treffen die Europäer die in den entlegenen Welttheilen umher zerstreuten Wilde oder Barbaren an, die sie aus mitleidigem

Triebe

Triebe des Christenthums, und aus noch viel heißerem Triebe der gierigsten Gewinnsucht zu Proselyten in der Religion und der Kultur zu machen, und den Gebrauch des Geldes zu lehren, mit so viel Eyfer bemüht sind? und wie viel Aehnliches hat dieser Völker Einfalt und Unwissenheit mit dem armseeligen Zustand der alten Teutschen in dem Innern Germaniens, wie ihn uns der römische Geschichtschreiber geschildert hat!

Dieser soll uns abermal zum Beyspiel aus der Geschichte dienen, damit die Leser sehen, wie sehr ich mir es zum Gesetz gemacht, die Menschheit in jeder Gestalt ihrer merkwürdigsten Verwandlungen, nicht nach möglichen Idealen und Hirngespinsten, sondern würklich nach dem Leben in ihren Hauptzügen zu zeichnen, und sie, so zu sagen, unmittelbar von der Natur, wie sie uns die Geschichte darstellt, abzukopiren.

Nahrung, Kleidung, Wohnung und Hausrath war bey den alten Teutschen, sie mochten nun reich oder arm gewesen seyn, meist gerade so beschaffen, als es die Nothdurft des Lebens erfoderte; Industrie und Kunst hatten wenig Antheil daran; und das um so viel weniger, weil sie erst von den Römern in neuern Zeiten Kultur erhielten, und außer Rom, der ganze Norden bis an die römische Grenze herab — in roher Barbarey tief begraben lag.

Sie

Sie aßen Fleiſch, Obſt, Milch, Käſe, und überhaupt die groben nahrhaften Speiſen von ihrem Feldbau und ihrer Viehzucht, und tranken dazu Waſſer und ihr einheimiſches Bier, jenes gegen den Durſt, dieſes zum Wohlleben, um, ihren rohen Begriffen und Sitten nach, frölich zu ſeyn und ſich berauſchen zu können (*). Blos auf der römiſchen Grenze gewöhnten ſie ſich nach und nach auch an den Wein (**). Uebrigens aßen ſie, um den Hunger zu ſtillen, und nicht mit Leckerbiſſen den Gaumen zu kützeln (***).

Ihre Kleidungen können ſchon darum nicht anders als nothdürftig eingerichtet geweſen ſeyn, weil die Pachter ihren Gutsherrn ſtatt der gewöhnlichen Abgabe von Früchten oder Vieh auch dergleichen Kleidungsſtücke, als gleich vielgeltende Dinge, zu liefern hatten (†). Sie beſtanden aus Linnen und Thierhäuten, und dienten meiſt zur Bedeckung der Blöße, ſo weit es die Schamhaftigkeit oder die Kälte zur höchſten Nothdurft erforderte (††).

Durch

(*) Cap. XXII. XXIII. Adverſus ſitim non eadem temperantia. —

(**) Proximi ripae et vinum mercantur.

(***) Cibi ſimplices — ſine apparatu, ſine blandimentis expellunt famem.

(†) Cap. XXV. Frumenti modum Dominus, aut pecoris, aut *veſtis*, ut Colono injungit.„

(††) Cap. XVII.

Durch ganz Teutſchland waren damals weder Städte noch Dörfer, ſondern einzelne umherliegende Höfe, und auf dieſen Wohnſitzen der LandEigenthümer weder prächtige Palläſte noch ordentliche zur Bequemlichkeit eingerichtete Häuſer. Sie wohnten alſo meiſt in hölzernen von rohen Stämmen errichteten Baraken. Nicht einmal an Kalk und Ziegel reichte der alten teutſchen Verſtändnis im Bauen (*). Ihre Wohnungen waren im eigentlichen Verſtand nichts weiter als eine nothdürftige Schutzwehr, ein Bollwerk gegen Schnee und Regen, Sturm und Wetter, um darhinter einen trockenen Aufenthalt zu haben. Hie und da beſchmierten ſie zwar die Wände mit einem glänzenden Leimen, der in dem Auge des Römers ihnen ein ſo gutes Anſehen gab, daß er ſie mit den gemalten Häuſern zu Rom in einige Vergleichung ſtellte (**). Doch ſcheint dieſer Umſtand, wenn auch die Einbildung des Geſchichtsſchreibers noch ſo wenig Antheil daran hat, weder viel Geſchmack noch Baukunſt zu verrathen.

Man

(*) Cap. XVI. „Ne caementorum quidem apud illos aut tegularum uſus, materia ad omnia utuntur informi: et citra ſpeciem aut delectationem.

(**) Quaedam loca diligentius illinunt, terra ita pura ac ſplendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur.„

Man mache endlich hieraus selbst den natürlichen Schluß auf ihren übrigen Hausrath, und wie dürftig, grob und ohne allen Geschmack, bey einem so gänzlichen Mangel von Kultur und Gefühl des Schönen, er gewesen seyn muß. Blos auf der römischen Grenze zeigten sich die ersten Spuren von verfeinerten Bedürfnissen, da die römische Kaufleute daselbst viele tausenderley Kleinigkeiten, welche Kunst und Industrie bey ihnen hervorgebracht hatten, an diejenigen Teutschen zu verkaufen pflegten (*), die sich von der alteutschen Manier und Lebensart allmählig zu entfernen anfiengen.

Wer diese bisher angeführten Umstände des alten Germaniens etwas genau überlegt, der, dächt' ich, müßte vollkommen überzeugt werden, daß darinn alles zusammenträfe, was man irgend unter dem Wort Barbarey verstehen, und unter einem solchen Zustand begreifen kann, und daß eben darum der Teutschen Unbekanntschaft des Geldes um so viel mehr Glauben verdiene, da sie gerade in denen Umständen gewesen sind, worinn Geld und der Gebrauch des Geldes beynahe unmöglich ist.

Wie weit dieser Satz von einem nothwendigen Widerspruch zwischen dem Zustand der Barbarey und dem Gebrauch des Geldes, und hingegen — zwischen dem Zustand der Kultur und

(*) Cap. V.

und einem gänzlichen Mangel des Geldes — unter meinen Lesern Beyfall finden werde, weis ich nicht: aber daß Tacitus schon mit mir einerley Meynung gewesen, und der Teutschen Unwissenheit, in Ansehung des Geldes, für eine nothwendige Folge aus dem Mangel aller Kultur gehalten habe, getraue ich mir aus einer kleinen Anmerkung, die seiner Feder, so zu sagen, blos entschlüpft zu seyn scheint, sicher zu behaupten.

Tacitus war ein Mann von vieler Ueberlegung, durchdringendem Scharfsinn und aufgeklärtem Verstande. Schon die Art zeigt es, wie er über fremde Sitten und Gewohnheiten und Verfassungen zu reflektiren, und sie mit den Einheimischen zu vergleichen gewohnt war. Blos sein Ausdruck scheint oft nicht deutlich, nicht genau, nicht bestimmt genug zu seyn. War es vielleicht Furcht, nichts Beleidigendes gegen die öffentliche Verfassung von sich blicken zu lassen, oder blos nur seine Manier, sich also auszudrücken — genug, er will in manchen Stellen blos von Denkern seines gleichen gelesen, und von seinen Lesern in seinen Reflexionen oft mehr errathen als gelesen seyn. Aus dieser Vermuthung wenigstens habe ich mir schon öfters meine Ungeschicklichkeit entschuldigt, wenn ich hie und da in der Lektüre seiner Schriften auf Stellen gekommen bin, die ich unerklärt und unverstanden überhüpfen mußte. Doch unter diese gehört meines Erachtens folgende nicht, von der ich jetzo reden will.

Tacitus, indem er des Umstandes gedenket, daß den alten Teutschen der Gebrauch des Geldes gänzlich unbekannt gewesen sey; kleidet die Erzählung davon zugleich in ein Urtheil ein, und sagt, „daß er nicht wisse, ob ihnen die „Götter das Gold und Silber als Geld, aus „Zorn oder aus Mitleiden, bisher verweigert „hätten.„ (*)

Wer über dieser Stelle nur etwas nachdenkt, wird einsehen, daß das Geld, an und für sich betrachtet, weder als eine Strafe noch als eine Gabe der mitleidigen oder der erzürnten Götter zu halten sey. Doch sind es die klaren und deutlichen Worte dieses römischen Geschichtschreibers. Da sie also nicht ohne Bedeutung seyn können, und sein Urtheil nothwendig gleich viel gute und schlimme Folgen des Geldes auf die Gesellschaft voraussetzet, um derentwillen es eben so unentschieden und zweydeutig blieb: so kömmt alles auf eine nähere Untersuchung von den Folgen und Würkungen des Geldes auf den Wohlstand oder die Ungemächlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens an.

Aber welche schlimme oder gute Folgen, wodurch auf eine ganze Nation Schaden und Vortheile gebracht werden, kann wohl das Geld, an und für sich betrachtet, haben? Man vermehre immerhin unter einer Nation das Vermö-

(*) Argentum et aurum propitii an irati Dii negauerint, dubito.

Vermögen und Eigenthum mit Geld, und die Gesellschaft wird darum eben so wenig glücklicher seyn, als sie darum unglücklicher ist, daß gar kein Geld bey ihr bekannt ist, und alles Eigenthum einzig und allein in Ländereyen und Vieh besteht.

Hält man hingegen das Geld für das untrügliche Kennzeichen der Kultur, und will man, eben ihrer so engen Verknüpfung wegen, diese unter jenem verstehen, und nun die Folgen und Würkungen der Kultur auf das gesellschaftliche Leben — unmittelbar dem Gelde zuschreiben; so bekömmt nun freylich das Daseyn oder der Mangel des Geldes, wegen dem nothwendig daraus ersichtlichen und wesentlich damit verknüpften Nationalzustand von Kultur und Barbarey, auf einmal eine ganz andere Wendung. Der eine Zustand sowohl, als der andere, das Geld mit der Kultur und die Barbarey ohne den Gebrauch des Geldes — jeder von beyden hat so viel Gutes und Böses zu seiner unmittelbaren und beynahe unvermeidlichen Begleitung und Folge, daß — Tacitus, in Vergleichung des verfeinerten Roms, die Barbarey des alten Germaniens — und ein jeder Biedermann heutzutage, in Vergleichung des alten rohen Teutschlands, die Kultur der heutigen neuen Welt — ob der eine sowohl, als der andere Zustand, für eine Gabe oder für eine Strafe des mitleidigen oder erzürnten Himmels zu halten sey — beyde aus

einem und eben demſelben Grunde gleich unentſchieden laſſen müſſen.

Dieſe gleiche Unentſchloſſenheit des heutigen Menſchenfreunds in dem Urtheil über die jetzige Kultur, und des römiſchen Geſchichtſchreibers in dem ſeinigen über den damaligen Mangel des Geldes in dem alten Germanien, läßt alſo bey beyden gleiche Prämiſſen zu einer und eben derſelben Schlußfolge nach aller Wahrſcheinlichkeit vermuthen; und wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo muß Tacitus bey der angeführten gänzlichen Unwiſſenheit des Geldes unter den alten Teutſchen vornemlich den Zuſtand ihrer Barbarey im Sinne gehabt, ſie mit der römiſchen Kultur verglichen, und alſo in Anſehung des Geldes und ſeines Gebrauchs unter einer Nation mit mir gerade einerley Meynung gehabt haben.

Der Römer verhielt ſich zu dem damaligen Germanier ohngefehr ſo, wie ſich jetzo der neue zu dem alten Teutſchen verhält.

Der eine fühlt bey ſich alle die Vortheile der Kultur, die durch alle Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens in ſo reichem Maaße ſtrömen, und hat Mitleiden mit dem halbnackenden Barbaren, daß er ihrer gänzlich entbehren und in ihm die Menſchheit ihres eigenthümlichen Glanzes beraubt, ſo nahe bis an die Grenze der Thierheit herabgewürdiget ſeyn muß. Doch, zeigt ſich hingegen wieder der

Barbar

Barbar von einer andern Seite, ſo bemerkt man an ſeinem Zuſtand eigenthümliche Vortheile, die unwiderſprechlich ſind, und das ihnen entgegenſtehende Uebel iſt der unglückſelige Nothſtand, dem der verfeinerte Erdenſohn unterworfen iſt, worinn oft die Menſchheit in das grundloſeſte Elend, weit unter das glück- und unglückleere Leben des Thiers, zu verſinken Gefahr läuft.

So ſchwer ward es dem zwiſchen der Kultur und Barbarey mitten inne ſtehenden Menſchenfreund — bey dem Bewußtſeyn des vaterländiſchen kultivirten Nothſtandes, und bey dem Anblick der fremden, rohen, doch nicht unglücklichen Einfalt — für eine von beyden Verfaſſungen, wenn es anders unmöglich iſt, einmal noch Utopien zu realiſiren, und die Vortheile von beyden in ein Ganzes und das vollkommenſte Syſtem zuſammen zu vereinigen — für eines von beyden erſten Syſtemen einiger überwiegenden Vortheile wegen, den entſcheidenden Ausſpruch zu thun.

Gänzlicher Mangel des glücklichen Standes der Genügſamkeit — eine den gröſſern Theil der Nation abzehrende Armuth — ganze Heere unzähliger Bedürfniſſe, die ſich um jede Familien lagern, den Reichen oft ſchwer, den Armen hingegen gar unerträglich fallen — unvermeidliche Schwierigkeiten und Laſten des Eheſtandes, wodurch viele möglichen Ehen verhindert, viele würklichen zerrüttet,

die Erziehung der Kinder vernachläßiget, das Land entvölkert, die Sitten verderbt, die Laster vermehrt und mit diesem allem ein unheilbares Uebel über die ganze Gesellschaft gebracht wird — Verarmung ganzer Familien, deren Nachkommen, durch die Gebürt bethört, durch die Erziehung verzärtelt, die rechtmäßigen Mittel zu einem ehrlichen Unterhalt zu greifen sich scheuen, und von den nothdürftigen Bedürfnissen gedrungen, auf die unerlaubtesten Mittel verfallen, sich des Hungers zu erwehren — schand und schreckensvolle Ausbrüche der Geldgierigkeit, der Habsucht, des Geizes und der Verschwendung, die von der grenzenlosen Menge der Bedürfnisse und dem überspannten Werth des Nothdürftigen bald auf diese bald auf jene Art erzeugt werden — Kummer und Sorgen, rastlose und über das ordentliche Maas der Kräfte angestrengte Arbeit, für sich und die Seinigen den nöthigen Unterhalt ehrlich zu erwerben — verachtete Dürftigkeit der verdientesten Männer, die ihre mit schweren Kosten erzogene Familie bey dem Ende ihres aufgeopferten Lebens dem Mitleiden der Wohlgesinnten, dem Spotte und der Mishandlung der andern und dem oft so stiefväterlichen Glücke zur Pflege hinterlassen müssen — ein ganzer unzähliger Troß von unerzogenen, der Arbeit entwöhnten, einem unverantwortlichen Müßiggang fröhnenden, aufsicht- und hülflos gelassenen, in Dürftigkeit und Elend umhertaumelnden Betteler —

und endlich das schrecklichste Uebel, das Menschen begegnen, und unter Menschen gehört werden kann — der jammervolle Nothstand derer, die kein Eigenthum haben, und Alters- Gebrechen- Krankheit oder anderer unvermögenden Umstände wegen nichts erwerben können, und nun — oft ganz und gar hülflos gelassen, ihr zwischen dem äußerlichen Mangel und dem innerlichen Schmerz abgekümmertes Leben, nun vollends bis auf den letzten Tropfen allmählig auf das jämmerlichste ausdünsten müssen — —

Dies sind Erfahrungen und Phänomen, bald mehr bald weniger selten, aber doch immer für den Menschenfreund von der traurigsten Art — aus dem alten Rom, — aus dem neuen Teutschland — und aus jeder andern verfeinerten Welt.

Das meiste und besonders den empfindlichsten Theil von allem diesem Uebel hat eine rohe unkultivirte Nation nicht, die einen Erdstrich bewohnt, worauf sie sich mit mäßiger Arbeit einen Ueberfluß des Nothdürftigen verschaffen kann. Der Reichthum steht auf dieser Stufe der Menschheit mit dem Armuth in einem ganz andern und sehr verschiedenen Verhältnis; und der Eigenthümer unter Barbaren fühlt schon bey einem geringeren Maas ungleich mehr seinen Ueberfluß, als daß er damit gegen diejenigen, so dessen bedürftig sind, so kärglich geizen sollte, wie der kultivirte

Reiche mit seinem Eigenthum zu geizen pflegt, das ihm in jedem Maaße zu dem gränzenlosen Umfang seiner verfeinerten Bedürfnisse immer kein zureichendes Verhältniß zu haben scheint.

Aber wenn gleich das unter der Last der Kultur niedergedruckte Armuth sich in den vormaligen Stand der rohen Einfalt und Unwissenheit zurückseufzen möchte, um desto eher für einem so grundlosen Elend, darein es oft zu versinken Gefahr läuft, gesichert zu seyn: so segnet sich hingegen desto mehr der Reiche in dem Genuß der durch die Kultur umgeschaffenen Natur und aller der mannigfaltigen Vergnügungen, deren die Menschheit dadurch fähig gemacht wird.

Doch selbst der Weise und warme Freund der Menschheit muß diese von der einen Seite glücklich scheinende rohe Einfalt der Barbarey in Ansehung aller der beträchtlichen Vortheile, deren sie gänzlich entbehrt, würklich bedauren. Unmöglich kann er gleichgültig seyn bey einem so gänzlichen Mangel an — Aufklärung des Verstandes, — an Ausbildung und Erhöhung der menschlichen Kräfte, — an der so nothdürftigen Veredlung der Menschheit selbst, ohne welche sie immer mit der Thierheit dahin schlummert. In solchem Zustande fehlt gänzlich das Gefühl des Schönen, die Verfeinerung des sinnlichen Vergnügens, das ganze Glück des höhern reinen Vergnügens der Seele, die ganze vortheilhafte Verkettung al-

ler einzelnen Glieder zu einem einzigen wohlgeordneten Syſtem durch das Band der bürgerlichen Geſellſchaft — kurz, alle Vortheile fehlen, die davon die mittel- und unmittelbaren Folgen ſind, und die der Menſch als Bürger und als Theilhaber der gemeinen öffentlichen Wohlfahrt zu genießen hat.

So legte Tacitus Rom mit ſeiner ganzen Verfeinerung auf die eine, und — Teutſchland mit ſeiner rohen Barbarey auf die andere Wagſchaale, das Gute und Böſe von beyden im Durchſchnitt genommen, und — keines wollte zu einem entſcheidenden Ausſchlag das Uebergewicht geben: Germanien ſchien ihm ſeiner Barbarey wegen eben ſo wenig mit dem Fluche der Götter gebrandmarkt, als Rom ſeiner Kultur wegen mit ihrem ganzen Seegen überſtrömt und bezeichnet zu ſeyn.

Die Zeitalter und die darinn lebenden Völker ſind mancherley Abwechſelungen unterworfen, und jede derſelben hat ihre eigenthümlichen Urſachen, die alſo untereinander unendlich verſchieden ſind. Aber die jedesmaligen Stufen der Menſchheit, darauf ſie entweder fortrücken, oder zurückſinken, ſind unter allen Nationen und in allen Zeitaltern, einander gleich. So wahr iſt noch heutiges Tages — nach einem Zeitraum von mehr als tauſend Jahren — das Urtheil des Tacitus, daß in Vergleichung des alten Germaniens auch der neue Teutſche, und jeder unpartheyiſche Patriot der

Menschheit — im Fall alles zufällige Uebel unter dem Monde auf die Rechnung der Götter geschrieben werden sollte — eben so zweifelhaft bleiben müßte, ob das Geld und mit ihm alle jetzige Kultur, die fast auf das höchste getrieben zu seyn scheint, — für eine Strafe des erzürnten oder für eine Gabe des mitleidigen Himmels zu halten, und also, ob Germanien, zu seinem Glück oder Unglück, aus seiner rohen Einfalt und Unwissenheit gezogen, und von dem Gebrauch des Geldes unterrichtet worden sey.

Ich habe in dieser bisherigen Gegeneinanderstellung der rohen und verfeinerten Welt — des alten Rom's und des alten Germanien's — des alten und neuen Teutschlands — mit Fleiß aller der guten und schlimmen Würkungen und Folgen nicht gedacht, so Barbarey und Kultur auf die öffentliche Verfassung der Gesellschaft haben können und zu haben pflegen.

Meine Absicht war nicht, diese Materie zu erschöpfen, indem ich davon noch im folgenden Abschnitte zu handeln habe: sie war vielmehr, blos meinen Lesern auf eine überzeugende Art darzuthun, daß Gold und Silber, und überhaupt das Geld, unter dem Eigenthum der alten Germanier, weder würklich noch möglich gewesen sey.

Das Vermögen und Eigenthum der alten Teutschen bestand also einzig und allein in

Län-

Ländereyen und Vieh; so wie ihnen über die rohen Bedürfnisse der Natur alle übrigen meist unbekannt waren, und sie also zu ihrer nothdürftigen Nahrung und Unterhalt blos die aus dem Feldbau und der Viehzucht selbst gezogenen Produkten der Natur nöthig hatten.

Von dem Eigenthum her, in Beziehung auf die natürlichen Bedürfnisse und das Nothdürftige, sind Armuth und Reichthum diese zwoo allgewaltigen Zauberkräfte aller der mannichfaltigen Verwandlungen, so durch sie mit der Menschheit in der Gesellschaft vorgehen, unter das menschliche Geschlecht gekommen.

Wer von Eigenthum ein geringeres Maas hat, als seine Nothdurft erfodert, der ist arm: und bey welchem es das Maas der natürlichen Bedürfnisse übersteigt, der hat Reichthum. — Großer Umfang von Ländereyen und zahlreiche Viehheerden: reicher Ertrag von weitläufigem Feldbau und der Viehzucht, woraus ein Ueberfluß an dem Nothdürftigen nothwendig entstehen mußte, — darinn bestand der alten Teutschen Reichthum: und hingegen wohlhabend oder arm war unter ihnen derjenige, der so viel oder so wenig oder gar kein Landeigenthum und Vieh hatte, aus dessen reinem Ertrag er sich und die Seinigen mit dem Nothdürftigen zu versehen oder nicht zu versehen vermögend war.

Bis an den Anfang der Bevölkerung dieſes zwiſchen dem Rhein und der Elbe, von der Donau bis an die NordSee gelegenen Erdſtrichs, ſo von ſeinen Einwohnern Teutſchland genannt wurde, reichen in der Geſchichte zuverläßige Nachrichten und Urkunden nicht.

Ob alſo Germanien ruckweiſe, mit einer Familie nach der andern, oder auf einmal, durch Einwanderung eines irgend woher fortgeſtoßenen ganzen Volks, bevölkert worden ſey, läßt ſich durch keine Muthmaßung, vielweniger mit Gewißheit entſcheiden.

Hingegen deſto zuverläßiger iſt es, weil es nicht wohl anders ſeyn kann, daß ſchon in den älteſten Zeiten auch unter den Teutſchen, die Sueviſche Bundesverfaſſung, davon wir ſchon gehandelt haben, ausgenommen, daß ſchon in den älteſten Zeiten das Land-Eigenthum ungleich vertheilt, und alſo auch unter den alten Germaniern arme, wohlhabende und reiche Leute geweſen ſind.

Glück und Unglücksfälle, Gewaltthätigkeiten, wagliche Unternehmungen, üble oder gute Wirthſchaft und die natürlichen Veränderungen in den begüterten Familien — ſind von jeher die gewöhnlichen Urſachen von den Veränderungen in dem Eigenthum geweſen, wodurch Reichthum oder Armuth in den Familien von Geſchlechte zu Geſchlecht fortgepflanzt worden iſt.

Tacitus

Tacitus erzählt, daß in dem alten Germanien, bey den Begräbnissen, kein Unterschied (wie in Rom zwischen Reichen und Armen) gemacht worden a); daß Herrn und Gesinde gewesen b); daß die Kinder von beyden mit einander gleich roh erzogen worden seyen c); daß bey dem Ehestand das andere Geschlecht die verlohrne Keuschheit und jungfräuliche Ehre nicht habe mit Reichthum ersetzen können d); daß die Reichsten sich in der Kleidung von den andern in etwas unterschieden hätten e), und daß man zahlreiche Viehheerden für den vorzüglichsten Reichthum gehalten habe f).

Diese angeführten Umstände lassen an der historischen Gewisheit einer ohnehin ganz gewöhnlichen Sache, deren Gegentheil jedem aufmerksamen Beobachter der Menschheit um so viel unglaublicher vorkommen dürfte, gar keinen Zweifel übrig: und so wäre denn endlich vollends erwiesen, was ich als einen Grundsatz zu dem folgenden System, das ich von der ganzen Verfassung des alten Germaniens aufzuführen gedenke, zur historischen Gewisheit gebracht haben wollte, — daß das Vermögen und Eigenthum einzig und allein in Ländereyen und Vieh bestanden habe; daß dieses natürliche Eigenthum gar ungleich unter der Nation ausgetheilt

a) Cap. 27. b) Cap. 25. c) Cap. 20.
d) Cap. 19. e) Cap. 17. f) Cap. 5.

getheilt gewesen, und — von der ungleichen Austheilung her, in dem Mangel und Ueberflus dieser einzigen Art von Eigenthum, der alten Germanier Reichthum und Armuth zu setzen sey.

Hier öfnet sich nun ein weites Feld, voll von den würdigsten Gegenständen, die eine sorgfältige Bestimmung, genaue Untersuchung und vollständige Ausführung verdienen. Hier sind Aufklärungen in dem Umkreis der menschlichen Erkänntnisse möglich, daraus Wahrheiten und Grundsätze abgezogen werden können, die zu den interessantesten der denkenden Welt gehören; und die doch blos zu wissen nicht ganz ohne Nutzen sind, wenn sie auch gleich von dem handelnden Theil derselben nicht immer so beherziget und befolget werden sollten, als sie es würklich verdienen.

Die Stufe der Menschheit, worauf das alte Germanien stand, ist nun so ziemlich genau und deutlich bestimmt, und die Grundlage ausgezeichnet, worauf das ganze System des damaligen Hauswesens der einzeln Familien so wohl, als der öffentlichen Verfassung der ganzen Völkerschaften mochte aufgetragen, und in einander gefügt gewesen seyn.

Was entstanden also hieraus für natürliche Folgen und Würkungen auf alle die grosen und kleinen, nothwendigen und zufälligen, beträchtlichen und minder beträchtlichen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens?

Was

Was entstanden hieraus für Gestalten, was für Einkleidungen und Ueberkleidungen der im Stand der Wildheit meist nackend und blos bleibenden Menschheit?

Was für National-Begriffe und Vorurtheile hatten die alten Teutschen, welche Begriffe und Empfindungen von Ehre und Schande, Ruhm und Verdienste?

Was war das bestimmte Maas vom Guten in ihrer Nationalverfassung, und worinn bestand das Nationalübel, das die Menschheit entehrte und zu Boden drückte?

Dies sind lauter wichtige Fragen, die sich jedem denkenden Leser von selbsten zudringen, und als Probleme seinem eigenem Scharfsinn überlassen werden müssen, so weit ich sie nicht, oder doch wenigstens nicht zu seiner Befriedigung zu lösen im Stande bin.

Wir müssen hierinn den gesunden Menschenverstand, so fern er durch die Philosophie aufgeklärt, und die Wahrheiten und Schlüsse nach ihrer natürlichen Ordnung, wie sie auseinander folgen, an einander zu ketten im Stand ist, zum Anführer nehmen, aber die Geschichte zugleich zur Begleitung haben, und sie nicht einen Schritt von der Hand lassen.

Daß wir doch das Gute, das wir in der alten Verfassung Germaniens als eine natürliche

Folge

Folge der rohen Einfalt antreffen werden, und deſſen jetziger Mangel eine eben ſo natürliche Folge dieſer verlohrnen Einfalt, und als ein wahrer Verluſt anzuſehen iſt, — zu einem Meiſterſtück unſerer heutigen Kultur machen, und hingegen einmal aufhören möchten, uns mit Vorzügen und Vorurtheilen zu brüſten, die doch nichts mehr als übrig gebliebene Auswüchſe der vorigen Barbarey ſind; und die man im Lichte der Wahrheit mit eben ſo viel Recht verkennen muß, als ſie für ein aufgeklärtes Jahrhundert widerſprechend und unverantwortlich ſind!

Die Fortſetzung folgt.

Der

Teutſche Merkur.

Des Sechſten Bandes
Zweytes Stück.

May 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Poeſien.

Zwey Fragmente aus dem Gedichte Pſyche, oder allegoriſche Geſchichte der Seele (*).

I.

(Dieſe Geſchichte iſt eine von den Erzählungen, womit der junge Mag (**), Alkahol, die ſchöne Aſpaſia beym Mondſchein zu unterhalten pflegte; (S. Teutſch. Merkur 2. Band S. 120.). Alkahol fängt ſie mit einem Gemählde

(*) Zwey andre Fragmente dieſes zertrümmerten Gedichtes befinden ſich, das eine in der Vorrede zu Muſarion, und das andre als ein Anhang zu den Grazien.

(**) Eine Art von Abbés bey den alten Perſern.

mählde der goldnen Zeit an, welches schon vor einigen Jahren einen Platz in dem ersten Buche der Grazien erhalten hat.

Nachdem er mit dieser etwas weitläuftigen Beschreibung fertig ist, fährt die Erzählung also fort:)

Hier kömmt, mit Recht, ein unaufhaltbar Gähnen
Die aufmerksame Freundin an:
Sie weist dem jungen Mann die schönste Reyh'
von Zähnen,
Im schönsten Mund, der je sich aufgethan;
„Und Psyche — gähnt Sie aus — war damals
schon gebohren?„
Sie zupfen mich zu rechter Zeit, Madam,
(Spricht Alkahol) ein wenig bey den Ohren.
Ich weiß nicht, wie ich da ins Declamieren kam —
Und Psyche — dacht ichs nicht! der Faden ist
verlohren.
Wir müssen schon zurük! — In dieser goldnen Zeit
Wovon die Rede war — die Wendung, ich gestehe
Ist etwas brüsk, — allein, der Umweg war zu weit!
Das Beste scheint, wenn ich zur Sache gehe.
In jenen goldnen Tagen dann,
(Wo, gilt uns gleich) lebt' eine junge Dirne,

Das

Das angenehmſte Ding, das man
Mit einem Schäferſtab und Roſen um die Stirne
Sich denken mag. Ihr Urſprung, unbekannt;
Es ward davon verſchiedentlich geſprochen:
Doch weil man ſie an einer Hecke fand,
Gab der gemeine Wahn, von ihrem Reiz beſtochen,
Ihr Ginniſtan (*) zum Vaterland;
Denn ihre Wärterin geſtand,
Die Windeln hätten nach Ambroſia gerochen.
Wie dem auch war, genug, daß ſelbſt aus
Leda's Ey
Nichts lieblichers als Pſyche ausgekrochen.
Sie ſchien beym erſten Blick die reizendſte Copey
Von einem Urbild aus dem Lande der Ideen;
Ganz Seele, ganz Gefühl, oft bis zur Schwärmerey,
Und dann, die Wahrheit zu geſtehen,
Geneigt, im Rauſch der ſüſſen Raſerey,
Den erſten jungen Faun für Amorn anzuſehen,
Auch ihren Neigungen nicht immer ſehr getreu;
Gefällig ſonſt und bildſam, leicht zu leiten,
(Oft nur zu leicht) wiewohl, zu andern Zeiten,

(*) So nennen die Perſer ein phantaſiertes Land der Genien von beyderley Geſchlechte, oder, ungefehr eben das was wir das Feenland nennen.

Voll Eigenſinn; von Launen ſelten frey,
Und ſinnreich dann, aus einer Kinderey
Sich Stoff zur Luſt — oft auch zur Unluſt — zu bereiten;
Der Ruhe hold, wiewohl nie ruhig; arbeitſcheu,
Doch unermüdet zum Vergnügen;
Leichtgläubig allem, was ihr neu
Und unbegreiflich ſchien, und, wenn ihr Herz dabey
Gewann, ein wenig raſch ſich ſelber zu betrügen,
(Zwar ohne daß das gute Herz dabey
An Arges dachte) — frank und frey
Von Argliſt und von Schadenfreude;
Der Schwermuth herzlich gram, ſo wie der Gleißnerey;
Und kurz, ein gutes Kind, das ſeine Augenweide
An fremdem Glücke ſah, und wenn ſie ſelbſt der Freude
Sich überließ, in ihrer Phantaſey
Ringsum ſich her was athmet' glücklich machte,
Feſt überzeugt, und ſehr vergnügt dabey,
Daß eine Welt, in der ihr alles lachte,
Die Beſte aller Welten ſey;
So war ſie, da ſie aus den Händen
Der Mutter Iſis kam; noch ungebildet zwar,

Doch

Doch voller Stoff. Sie auszubilden war
Der Musen Amt — sie zu vollenden
Der Grazien. — Was fehlt zur Göttin ihr?
Der Götter Glück. Dies zu vollenden,
Gebührt allein, o Gott der Liebe, dir!

W.

2.

Fortsetzung des Stücks:
Psyche unter den Grazien (*).

Den Grazien und Amoretten
Schließt izt, auf ihren Rosenbetten,
Der weiche Schlaf die Augen zu;
Nur Psychen läßt die Freude keine Ruh,
Sich an so schönem Ort zu sehen.
Noch staunet sie, und kann, wie ihr geschehen,
Nicht fassen; dies nur fühlet sie,
Der Ort, und was sie da gehöret und gesehen,
Sey nicht ein Spiel erhizter Phantasie.
Was läßt nicht solch ein Anfang hoffen?
Geliebt vom schönsten Gott! Und, wo sie geht,
ein Schwarm

(*) S. die Grazien. Seite 191/206.

Von Zephyrn und von Amorinen,
Und Charitinnen, Arm an Arm,
Die neue Venus zu bedienen!
Wem würde nicht der Kopf von solchen Bildern warm?
Auch sieht sie schon den hellen Himmel offen,
Sieht jeden Gott verliebt in Amors Glück,
Und Eyfersucht in jeder Göttin Blick;
Schwimmt um und um in Glanz und Wohlgerüchen,
Und Harmonie, und nahmenloser Lust, —
Und wird zulezt an Amors Brust
Von Schlummer unvermerkt erschlichen.

Vermuthlich denken Sie, daß Amor — „Ich? woher,
„Ich bitte, nehmen Sie, daß ich bey dieser Stelle
„Was denken soll? Ich denke nichts, mein Herr!„
Ich meynte doch, erwiedert er,
Die Ursach wäre ziemlich helle;
Von Amorn ließe sich schon seinem Nahmen nach
Ein wenig Hinterlist vermuthen.
Dient ihm sein schwächster Pfeil statt aller Zauberruthen,

Wer dächte, daß es ihm am Willen nur gebrach?
Auch öfnet er sich Psychens Schlafgemach,
Und schleicht hinzu, und sieht. Kann Venus schöner liegen?
Wie sanft sie ruht! Wie schmeichelhaft
Die leichten Träume sich auf ihrem Busen wiegen!
Und, was, aus eyfersücht'gen Tast,
Sein irrend Auge niederziehet, —
O! Titon hätte sich zum Jüngling dran vergaft!
Wie hätte Vater Zevs vor diesem Fuß gekniet,
Der, halbversteckt, nur desto mehr verführt!
Und Amor, der aus Liebe sie entführt,
Und Amor sah's und wurde nicht gerührt?
Nichts scheint vom Glaublichen sich weiter zu entfernen;
Ich geb' es zu, Madam. — Allein, wir werden bald
Zwoen Amorn unterscheiden lernen;
Halbbrüder zwar, allein an Herkunft und Gestalt
Und Neigung wahre Gegenfüßer.
Der eine findt den Mund unendlich süßer,
Der reizend küßt, als den, der göttlich spricht;
Und ihn versucht die Weiseste der Musen,
Vielleicht durch einen schönen Busen,
Doch sicherlich durch ihre Weisheit nicht.

Der andre sieht im schönsten aller Busen
Nichts als der Unschuld Widerschein;
Ihm sind nur Seelen schön, und fänd' er an Meduſen
Das Innre liebenswerth, sie wird ihm Venus seyn!
Der Rest ist nicht, warum er sich bekümmert;
Die Tugend, die durch Psychens ofne Brust,
Wie durch Cristall ihm in die Augen schimmert,
Läßt für gemeine Augenlust
Ihm kein Gefühl. — Madam, Sie lächeln einer
Tugend,
Die kaum mit Puppen noch gespielt?
Doch unser Amor sieht in Psychens grüner Jugend
Den Herbst bereits, den noch die Knosp' enthielt;
Und das Vergnügen, selbst sein Knöspchen zu
entfalten,
Ist ihm, der so platonisch fühlt,
Mehr als genug, sein Herz zu unterhalten.

* * * * * *

Indessen, ob er gleich das gute Kind bey Nacht
Nicht in der Ruhe stören wollte:
So war er doch nicht minder drauf bedacht,
Daß sie recht schön erwachen sollte.
Neun Musen, rings um Psychens Bette
Gelagert, wirbelten so reizend in die Wette,

Daß Pſyche, die davon erwacht,
Schon im Olymp zu ſeyn ſich gänzlich überredet.
Sie ſangen, wie der Krieg, der in der alten Nacht
Das ungeſtalte Heer der Atomen befehdet,
Durch Amors Wink, der Ordnung Platz gemacht;
Wie neue Formen ſich zu bilden angefangen,
Und, von der Liebe Geiſt geſchwellt,
Voll ſympathetiſchem Verlangen,
Die Keime gleicher Art einander angehangen;
Bis, durch den Ocean des Ethers, Welt an Welt,
Gleich Frühlingstagen, aufgegangen.
Du, Liebe, ſangen ſie, du biſt der Geiſt der Welt!
u. ſ. w.

W.

Nachtgedanken.

Senk dich, o Gram mit deinen Phantasien
Tief in dieß Herz hinab, das seine Schmerzen liebt;
Dich ruft der Trauerton von meinen Melodien
Jezt, da mich stille Nacht umgiebt.

O flieh' mich nicht! dich lieb' ich wie die Tugend,
Mein treuer Freund; stets warst du meiner Seele werth;
Du bild'test mein Gefühl, Gefährte meiner Jugend;
Dich lieben hast du mich gelehrt.

Oft, wenn im Rausch zu spät bereuter Freuden,
In halbgeträumter Lust ich Stunden weggelacht,
Dann reichst du mir die Hand, mit deinen süssen Leiden,
Und meiner bessern Seele Macht. —

Willkommne Nacht! Vertraute meiner Klagen,
Dein Auge weint mit mir im blassen Mondenlicht?
O laß aus voller Brust dir meinen Kummer sagen;
Das Kind der Freude stöhrt uns nicht.

II.

Fortsetzung der Abderiten.

14.

Es giebt eine Art von Menschen, die man viele Jahre lang kennen und beobachten kan, ohne mit sich selbst einig zu werden, ob man sie in die Classe der schwachen oder der bösen Leute setzen soll. Kaum haben sie einen Streich gemacht, dessen kein Mensch von einiger Ueberlegung fähig zu seyn scheint, so überraschen sie uns durch eine so wohl ausgedachte Bosheit, daß wir, mit allem guten Willen von ihrem Herzen das Beste zu denken, uns in der Unmöglichkeit befinden, die Schuld auf ihren Kopf zu legen. Gestern nahmen wir es für ausgemacht an, daß Herr Quidam so schwach von Verstande sey, daß es Sünde wäre, ihm seine Ungereimtheiten zu Verbrechen zu machen; heute überführt uns der Augenschein, daß der Mann zu übelthätig ist, um ein blosser Dummkopf zu seyn; wir sehen keinen Ausweg, ihn von der Schuld eines bösen Willens frey zusprechen. Aber kaum haben wir hierüber unsre Parthey genommen, so sagt oder thut er etwas, das uns wieder in unsre vorige Hypothese zurückwirft, oder wenigstens in eine der unangenehmsten Seelenlagen, in die Verlegenheit setzt, nicht zu wissen, was wir von dem Manne denken, oder —

wenn

wenn unser Unstern will, daß wir mit ihm zu thun haben müssen — was wir mit ihn anfangen wollen.

Die geheime Geschichte von Agra sagt, daß Schah-Baham sich einsmals mit einem seiner Omrahs in diesem Falle befunden habe. Der Omrah wurde beschuldiget, daß er Ungerechtigkeiten ausgeübt habe.

So soll er gehangen werden, sagte Schah-Baham.

„Aber, Sire, (sagte man) der arme Kurli, ist ein so schwacher Kopf, daß noch die Frage ist, ob er den Unterschied zwischen Recht und Link deutlich genug einsieht, um zu wissen, wenn er eine Ungerechtigkeit begeht oder nicht.„

Wenn dies ist (sagte Schah-Baham) so schickt ihn ins Narrenhospital!

„Gleichwohl, Sire, da er Verstands genug hat, einem Wagen mit Heu auszuweichen, und bey einem Pfeiler, an dem er sich den Kopf zerschellen könnte, vorbey zu gehen, weil er wohl merkt, daß der Pfeiler nicht bey ihm vorbeygehen würde —„

Merkt er das? rief der Sultan; beym Barte des Propheten! so sagt mir nichts weiter

von ihm. Morgen soll man sehen, ob Justiz in Agra ist.

„Indessen giebt es Leute, die Eur. Majestät versichern werden, daß der Omrah, — seine Dummheit ausgenommen, die ihn zuweilen boshaft macht — der ehrlichste Mann von der Welt ist.„

„Um Vergebung (fiel ein Andrer von den Anwesenden Höflingen ein) gerade das Gegentheil! Kurli hat alles was noch gut an ihm ist, seiner Dummheit zu danken. Er würde zehnmal schlimmer seyn, als er ist, wenn er Verstand genug hätte, um zu wissen wie er es anfangen soll.„

Wißt ihr auch, meine Freunde, daß in allem, was ihr mir da sagt, kein Menschenverstand ist? versezte Schah-Baham. Vergleicht euch mit euch selbst, wenn ich bitten darf! Kurli, spricht dieser, ist ein böser Mann weil er dumm ist — Nein, spricht Jener, er ist dumm weil er boshaft ist — Gefehlt, spricht der dritte; er würde ein schlimmer Mann seyn, wenn er nicht so dumm wäre — der Henker mag aus diesem Galimathias klug werden! Da entscheide mir einmal jemand, was ich mit ihm anfangen soll! denn entweder ist er zu boshaft fürs Narrenspital, oder zu dumm für den Galgen. Dies ist es eben, sagte die Sultanin Darejan; Kurli ist zu dumm, um sehr boshaft zu seyn; und doch würde Kurli noch weni-

weniger boshaft seyn, als er ist, wenn er weniger dumm wäre. Der Henker hohle den räthselhaften Kerl, rief Schah-Baham. Da sitzen wir und zerbrechen uns die Köpfe, um ausfindig zu machen, ob er ein Esel oder ein Schurke sey; und am Ende werdet ihr sehen, daß er beydes ist. — Alles wohl überlegt — wißt ihr was ich thun will? — Ich will ihn lauffen lassen! Seine Bosheit und seine Dummheit werden einander schon die Wage halten; Er wird, in so fern er nur kein Omrah ist, weder durch diese noch jene grossen Schaden thun. Die Welt ist weit; laß ihn lauffen, Itimaddulet; aber vorher soll er kommen, und sich bey der Sultanin bedanken! Nur noch vor drey Minuten wollt ich ihm keine Feige um seinen Hals gegeben haben!„

Man hat lange nicht ausfindig machen können, warum Schah-Baham den Beynahmen des Weisen in den Geschichtbüchern von Hindoustan führt. Aber nach dieser Entscheidung kan es keine Frage mehr seyn. Alle sieben Weisen aus Griechenland hätten den Knoten nicht so gut auflösen können, als ihn Schah-Baham zerhieb.

Der Rathsherr Thrasyllus hatte das Unglück, einer von diesen, zum Glück der Welt, nicht so gar gewöhnlichen Menschen zu seyn, in deren Kopf und Herzen Dummheit und Bosheit, nach dem Ausdruck des Sultans, einan-

einander die Wage halten. Seine Anschläge auf das Vermögen des Demokritus waren nicht von gestern her. Er hatte darauf gezählt, daß sein Verwandter, nach einer so langen Abwesenheit, gar nicht wiederkommen würde; und auf diese Voraussetzung hatte er sich die Mühe gegeben, einen Plan zu machen, den die Wiederkunft des Philosophen auf eine sehr unangenehme Art vereitelte. Thrasyllus, dessen Einbildung schon daran gewöhnt war, konnte sich nun nicht so leicht gewöhnen anders zu denken. Er betrachtete also den Demokritus als einen Räuber der ihm das Seinige vorenthielt. Aber, unglücklicherweise hatte der Räuber die Gesetze auf seiner Seite. Der arme Thrasyllus durchsuchte alle Winkel in seinem Kopfe, ein Mittel gegen diesen ungünstigen Umstand zu finden; und suchte lange vergebens.

Endlich glaubte er in der Lebensart des Philosophen einen Grund auf den er bauen könnte, gefunden zu haben. Die Abderiten waren schon vorbereitet, dachte Thrasyllus; denn daß Demokritus ein Narr sey, war zu Abdera eine ausgemachte Sache. Es kam nur noch darauf an, dem großen Rath legaliter darzuthun, daß seine Narrheit von derjenigen Art sey, welche den damit behafteten unfähig macht sein eigner Herr zu seyn. Dies hatte nun einige Schwierigkeiten. Mit seinem eignen Verstande würde Thrasyllus schwerlich

durchgekommen seyn! Aber in solchen Fällen finden seines gleichen für ihr Geld immer einen Spitzbuben, der ihnen seinen Kopf leyht; und dann ist es soviel als ob sie selbst einen hätten.

Es gab damals zu Abdera eine Art von Leuten, die sich von der Kunst nährten, schlimme Händel so zu rechte zu machen, daß sie wie gut aussahen. Sie gebrauchten dazu nur zween Hauptkunstgriffe: entweder sie verfälschten das Factum, oder sie verdrehten das Gesetz. Weil diese Lebensart sehr einträglich war, so legten sich nach und nach eine so große Menge von müßigen Leuten darauf, daß die Pfuscher zuletzt die Meister verdrangen. Die Profeßion verlohr dadurch von ihrem Ansehen. Mann nannte diejenigen, die sich damit abgaben, Sykophanten, weil die Meisten so arme Schelme waren, daß sie für eine Feige alles sagten was man wollte. Indessen, da die Sykophanten wenigstens den zwanzigsten Theil der Einwohner von Abdera ausmachten, und die Leute gleichwohl nicht bloß von Feigen leben konnten: so reichten die gewöhnlichen Gelegenheiten, wobey die Rechtshändel zu entstehen pflegen, nicht mehr zu. Die Vorfahren der Sykophanten hatten gewartet, bis man sie um ihren Beystand ansprach. Aber bey dieser Methode hätten die neuern Sykophanten hungern oder graben müssen! denn zu betteln war in Abdera nicht erlaubt; welches (im Vorbeygehen zu sagen) das einzige

war,

war, was die Fremden an der Abderitiſchen Policey zu loben fanden. Nun waren die Sykophanten zum Graben zu faul; folglich blieb den Meiſten kein ander Mittel übrig, als die Händel, die ſie führen wollten, ſelbſt zu machen. Weil die Abderiten Leute von ſehr hitziger Gemüthsart und von geringer Beſonnenheit waren, ſo fehlt' es dazu nie an Gelegenheit. Jede Kleinigkeit gab alſo einen Handel; jeder Abderite hatte ſeinen Sykophanten; und ſo wurde wieder eine Art von Gleichgewicht hergeſtellt, wodurch ſich die Profeßion um ſo mehr in Anſehen erhielt, weil die Nacheiferung große Talenten entwickelte. Abdera gewann dadurch den Ruhm, daß die Kunſt Facta zu verfälſchen und Geſetze zu verdrehen in Athen ſelbſt nicht ſo hoch gebracht worden ſey, und dieſer Ruhm wurde in der Folge dem Staat einträglich. Denn wer einen ungewöhnlich ſchlimmen Handel von einiger Wichtigkeit hatte, verſchrieb ſich einen Abderitiſchen Sykophanten; und es müßte nicht natürlich zu gegangen ſeyn, wenn der Sykophant eher von einem ſolchen Clienten abgelaſſen hätte, bis nichts mehr an ihm zu ſaugen übrig war. Doch dies war noch nicht der größte Vortheil, den die Abderiten von ihren Sykophanten zogen. Was dieſe Leute in ihren Augen am vorzüglichſten machte, war die Bequemlichkeit, eine jede Schelmerey ausführen zu können, ohne ſich ſelbſt dabey bemühen zu müſſen, oder ſich mit der Juſtiz abzuwer-

zuwerfen. Man brauchte die Sache nur einem Sykophanten zu übergeben, so konnte man, gewöhnlicher weise des Ausgangs wegen ruhig seyn. Ich sage gewöhnlicher Weise; denn freylich gab es mit unter auch Fälle, wo der Sykophant, nachdem er sich erst von seinem Clienten wohl hatte bezahlen lassen, gleichwohl heimlich dem Gegentheil zu seinem Rechte verhalf; aber dies geschah auch niemals, als wenn dieser wenigstens zween Drittel mehr gab als der Client. Uebrigens konnte man nichts Erbaulichers sehen als das gute Vernehmen, worinn zu Abdera die Sykophanten mit dem Magistratspersonen stunden. Die einzigen die sich übel bey dieser Eintracht befanden waren die Clienten. Bey allen andern Unternehmungen, so gefährlich und gewagt sie auch immer seyn mögen, bleibt doch wenigstens eine Möglichkeit, mit ganzer Haut davon zu kommen. Aber ein Abderitischer Client war immer gewiß um sein Geld zu kommen, er mochte seinen Handel gewinnen oder verliehren. Nun rechteten zwar die Abderiten darum weder mehr noch weniger; allein ihre Justitz kam dabey in einen Ruf, gegen welchen nur Abderiten gleichgültig seyn konnten. Denn es wurde zu einem Sprüchwort in Griechenlande, demjenigen, dem man das Aergste an den Hals wünschen wollte, einen Proceß in Abdera zu wünschen.

Aber, bey nahe hätten wir über den Sykophanten vergessen, daß die Rede von den Absichten

ſichten des Rathsherrn Thraſyllus auf das Vermögen unſers Philoſophen, und von den Mitteln war, wodurch er ſeinen vorhabenden Raub unter dem Schutze der Geſetze zu begehen verſuchte. Um den geneigten Leſer mit keiner langweiligen Umſtändlichkeit aufzuhalten, begnügen wir uns zu ſagen, daß Thraſyllus die Sache ſeinem Sykophanten auftrug. Es war einer von den geſchickteſten in ganz Abdera; ein Mann, der die gemeinen Kunſtgriffe ſeiner Mitbrüder verachtete, und ſtolz darauf war, daß er, ſeit dem er ſein edles Handwerk trieb, ein Paar Hundert ſchlimme Händel gewonnen hatte, ohne jemals eine einzige directe Lüge zu ſagen. Er ſteifte ſich auf lauter unläugbare Facta; aber ſeine Stärke lag in der Zuſammenſetzung und im Helldunkeln. Demokritus hätte in keine beſſern Hände fallen können; und wir bedauren nur, daß wir, weil die Acten des ganzen Proceſſes längſt von Mäuſen gefreſſen worden, auſſer Stande ſind, jungen neuangehenden Sykophanten zum Beſten, die Rede vollſtändig mitzutheilen, worinnen dieſer Meiſter in der Kunſt dem großen Rathe zu Abdera bewies: daß Demokritus ſeines Vermögens entſezt werden müſſe. Alles, was von dieſer Rede übrig geblieben, iſt ein kleines Fragment, welches uns merkwürdig genug ſcheint, um, zur Probe, wie dieſe Herren eine Sache zu wenden pflegten, ein paar Blätter in dieſer Geſchichte einzunehmen.

„Die gröſsten, die gefährlichſten, die unerträglichſten aller Narren (ſagte er) ſind die raiſonnirenden Narren. Ohne weniger Narren zu ſeyn als andre, verbergen ſie dem undenkenden Hauffen die Zerrüttung ihres Kopfes durch die Fertigkeit ihrer Zunge, und werden für weiſe gehalten, weil ſie zuſammenhangender raſen, als ihre Mitbrüder im Tollhauſe. Ein ungelehrter Narr iſt verlohren, ſo bald es ſo weit mit ihm gekommen iſt, daß er Unſinn ſpricht. Bey dem gelehrten Narren hingegen ſehen wir gerade das Widerſpiel. Sein Glück iſt gemacht und ſein Ruhm befeſtiget, ſo bald er Unſinn zu reden oder zu ſchreiben anfängt. Denn die Meiſten, wiewohl ſie ſich ganz eigentlich bewuſst ſind, daß ſie nichts davon verſtehen, ſind entweder zu mißtrauiſch gegen ihren eigenen Verſtand, um gewahr zu werden, daß die Schuld nicht an ihnen liegt, oder zu dumm, um es zu merken, und alſo zu eitel, um zu geſtehen, daß ſie nichts verſtanden haben. Je mehr alſo der gelehrte Narr Unſinn ſpricht, deſto lauter ſchreyen die dummen Narren über Wunder; deſto emſiger verdrehen ſie ſich die Köpfe, um Sinn in dem hochtönenden Unſinn zu finden. Jener, gleich einem durch den öffentlichen Beyfall angefriſchten Luftſpringer, thut immer deſto verwegnere Sätze, je mehr ihm zugeklatſcht wird; dieſe klatſchen immer ſtärker, um den gelehrten Gaukler noch gröſſere Wunder thun zu ſehen; und ſo geſchieht es oft, daß der Schwindelgeiſt eines Einzigen ein ganzes

zes Volk ergreift, und daß, ſo lange die Mode des Unſinns dauert, dem nemlichen Manne Altäre aufgerichtet werden, den man zu einer andern Zeit, ohne viel Umſtände mit ihm zu machen, in einem Hoſpital verſorgt haben würde. Glücklicherweiſe für unſre gute Stadt Abdera iſt es ſo weit mit uns noch nicht gekommen. Wir erkennen und bekennen alle aus Einem Munde, daß Demokritus ein Sonderling, ein Phantaſt, ein Grillenfänger iſt. Aber wir begnügen uns über ihn zu lachen; und dies iſt es eben, worinn wir fehlen. Izt lachen wir über ihn; aber wie lange wird es währen, ſo werden wir anfangen, etwas Auſſerordentliches in ſeiner Narrheit zu finden? Vom Erſtaunen zum Bewundern iſt nur ein Schritt; und haben wir dieſen erſt gethan, — Götter! wer wird uns ſagen können, wo wir aufhören werden? Demokritus iſt ein Phantaſt, ſprechen wir und lachen: aber was für ein Phantaſt iſt Demokritus? Ein eingebildeter ſtarker Geiſt; ein Spötter unſrer uralten Gebräuche und Einrichtungen; ein Müßiggänger, deſſen Beſchäftigungen dem Staate nicht mehr Nutzen bringen, als wenn er gar nichts thäte; ein Mann, der Katzen zergliedert, die Sprache der Vögel verſteht, und den Stein der Weiſen ſucht; ein Nekromant, ein Schmetterlingsjäger, ein Sterngucker! — Und wir können noch zweifeln, ob er eine dunkle Kammer verdient? Was würde aus Abdera werden, wenn ſeine Narrheit endlich anſteckend würde? Wollen

wir lieber die Folgen eines so grossen Uebels erwarten, als das einzige Mittel vorkehren, wodurch wir es verhüten könnten? Zu unserm Glücke geben die Gesetze dieses Mittel an die Hand. Es ist einfach; es ist rechtmäßig; es ist unfehlbar. Ein dunkles Kämmerchen, Hochweise Väter, ein dunkles Kämmerchen! So sind wir auf einmal außer Gefahr, und Demokritus mag rasen so viel ihm beliebt.„

„Aber, sagen seine Freunde; — denn so weit ist es schon mit uns gekommen, daß ein Mann, den wir alle für unsinnig halten, Freunde unter uns hat; — Aber, sagen sie, wo sind die Beweise, daß seine Narrheit schon zu jenem Grade gestiegen ist, den die Gesetze zu einem dunkeln Kämmerchen erfodern? — Wahrhaftig! wenn wir, nach Allem was wir schon wissen, noch Beweise fodern, so wird er glühende Kohlen für Goldstücke ansehen, oder die Sonne am Mittag mit einer Laterne suchen müssen, wenn wir überzeugt werden sollen. Hat er nicht behauptet, daß die Liebesgöttin in Aethiopien schwarz sey? Hat er unsre Weiber nicht bereden wollen, nackend zu gehen, wie die Weiber der Gymnosophisten? Versicherte er nicht neulich in einer großen Gesellschaft, die Sonne stehe still, die Erde überwälze sich dreyhundert und fünf und sechzigmal des Jahrs durch den Zodiacus, und die Ursache, warum wir nicht ins Leere hinausfallen, sey, weil mitten in der Erde ein großer Magnet liege, der uns,

uns, gleich eben so viel Feilspänen, anziehe, wiewohl wir nicht von Eisen sind? Doch, ich will es gerne zugeben, daß dies alles Kleinigkeiten sind. Man kann närrische Dinge reden, und kluge thun. Wollte Latona, daß der Philosoph sich in diesem Falle befände! Aber (mir ist leid, daß ich es sagen muß) seine Handlungen setzen einen so ungewöhnlichen Grad von Wahnwitz voraus, daß alle Niesewurz in der Welt zu wenig seyn würde, das Gehirn zu reinigen, worinn sie ausgeheckt werden. Um die Gedult des erlauchten Senats nicht zu ermüden, will ich aus unzählichen Beyspielen nur zwey anführen, deren Gewißheit gerichtlich erwiesen werden könnte, falls sie, ihrer Unglaublichkeit wegen, in Zweifel gezogen werden sollten.„

„Vor einiger Zeit wurden unserm Philosophen Feigen vorgesezt, die, wie es ihn däuchte, einen ganz besondern Honiggeschmack hatten. Die Sache schien ihm von Wichtigkeit zu seyn. Er stund vom Tische auf, gieng in den Garten, ließ sich den Baum zeigen, von welchem die Feigen gelesen worden waren, untersuchte den Baum von unten bis oben, ließ ihn bis an die Wurzeln aufgraben, erforschte die Erde, worinn er stund, und, wie ich nicht zweifle, auch die Constellation, in der er gepflanzt worden war. Kurz, er zerbrach sich etliche Tage lang den Kopf darüber, wie und welchergestalt die Atomen sich mit einander vergleichen müßten,

wenn eine Feige nach Honig ſchmecken ſollte. Er erſann eine Hypotheſe, verwarf ſie wieder, fand eine andre, dann die dritte und vierte, und verwarf alle wieder, weil ihm keine ſcharfſinnig und gelehrt genug zu ſeyn ſchien. Die Sache lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er Schlaf und Eſſensluſt darüber verlohr. Endlich erbarmte ſich ſeine Köchin über ihn. Herr, ſagte die Köchin, wenn Sie nicht ſo gelehrt wären, ſo hätte ihnen wohl längſt einfallen müſſen, warum die Feigen nach Honig ſchmeckten. — Und warum denn? fragte Demokritus. — Ich legte ſie, um ſie friſcher zu erhalten, in einen Topf, worinn Honig geweſen war, ſagte die Köchin; dies iſt das ganze Geheimniß, und da iſt weiter nichts zu unterſuchen, dächt' ich. — Du biſt ein dummes Thier, rief der mondſüchtige Philoſoph. Eine feine Erklärung, die du mir da giebſt! Für Geſchöpfe deines gleichen mag ſie vielleicht gut genug ſeyn; aber meynſt du, daß wir andern uns mit ſo einfältigen Erklärungen befriedigen laſſen? Geſezt, die Sache verhielte ſich, wie du ſagſt; was geht das mich an? Dein Honigtopf ſoll mich warlich nicht abhalten, nachzuforſchen, wie die nemliche Naturbegebenheit auch ohne Honigtopf erfolgen könnte. Und ſo fuhr der weiſe Mann fort, der Vernunft und ſeiner Köchin zu Troz, eine Urſache, die nicht tiefer als in einem Honigtopfe lag, in dem unergründlichen Brunnen, worinn ſeinem Vorgeben nach die Wahrheit verborgen liegt,

zu ſuchen; bis eine andre Grille, die ſeiner Phantaſie in den Wurf kam, ihn zu andern vielleicht noch ungereimteren Nachforſchungen verleitete. „

„Doch, ſo lächerlich dieſe Anekdote iſt, ſo iſt doch nichts mit der Probe von Klugheit zu vergleichen, die er ablegte, als im abgewichenem Jahre die Oliven in Thrazien und allen angrenzenden Gegenden mißgerathen waren. Demokritus hatte das Jahr zuvor (ich weiß nicht, ob durch Punktation oder andre magiſche Künſte) herausgebracht, daß die Oliven, die damals ſehr wohlfeil waren, im folgenden Jahre gänzlich fehlen würden. Ein ſolches Vorwiſſen würde hinlänglich ſeyn, das Glück eines vernünftigen Mannes auf ſeine ganze Lebenszeit zu machen. Auch hatte es anfangs das Anſehen, als ob Demokritus dieſe Gelegenheit nicht entwiſchen laſſen wollte; denn er kaufte alles Oel im ganzen Lande zuſammen. Ein Jahr darauf ſtieg der Preis des Oels, theils des Mißwachſes wegen, theils weil aller Vorrath in des Demokritus Händen war, viermal ſo hoch als es ihn gekoſtet hatte. Nun gebe ich allen Leuten, welche wiſſen, daß Viere viermal mehr als Eins ſind, zu errathen, was Demokritus that? — können Sie Sich vorſtellen, daß der Mann unſinnig genug war, ſeinen Verkäuffern ihr Oel, um den nehmlichen Preiß, wie er es von ihnen erhandelt

hatte,

hatte, zurück zu geben? (*) Wir wissen auch, wie weit die Grosmuth bey einem Menschen, der seiner Sinne mächtig ist, gehen kann. Aber diese That lag soweit außer den Grenzen der Glaubwürdigkeit, daß die Leute, die dabey gewannen, selbst die Köpfe schüttelten, und gegen den Verstand des Mannes, der einen Hauffen Gold für einen Hauffen Nußschaalen ansah, Zweifel bekamen, die, zum Unglück für seine Erben, nur zu wohl gegründet waren.„

So weit geht das Fragment; und wenn man von einem so kleinen Theile auf das Ganze schließen könnte, so hätte der Sykophant aller-

(*) Wie ungleich sich doch das nehmliche Factum erzählen läßt! Von eben dieser That, die unser Sykophant für den vollständigsten Beweis eines verrückten Gehirnes hält, spricht Plinius als von einer höchstedeln und der Philosophie Ehre machenden Handlung. Demokritus war viel zu gutherzig, um sich auf Unkosten Andrer, die nicht so viel entbehren konnten wie er, bereichern zu wollen. Ihre ängstliche Unruhe und Verzweiflung einen so großen Gewinst verfehlt zu haben, rührte ihn; er gab ihnen ihr Oel, oder das daraus erlößte Geld zurück, und begnügte sich, den Abderiten gezeigt zu haben, daß es nur von ihm abhange, Reichthümer zu erwerben, wenn er es für der Mühe werth hielte. In diesem Lichte sieht Plinius die Sache an; und in der That muß man ein Abderite, ein Sykophant, und ein Schurke zugleich seyn, um so wie unser Sykophant davon zu sprechen.

allerdings mehr als einen Korb voll Feigen von dem Rathsherrn Thraſyllus verdient. Seine Schuld war es wenigſtens nicht, wenn der hohe Senat von Abdera unſern Philoſophen nicht zu einem dunkeln Kämmerchen verurtheilte. Aber Thraſyllus hatte Mißgönner im Senate; und Meiſter Pfrieme, der inzwiſchen Zunftmeiſter worden war, behauptete mit großen Eifer, daß es wider die Freyheit von Abdera lauffen würde, einen Bürger für wahnwitzig zu erklären, eh' er von einem unpartheyiſchen Arzte ſo befunden worden ſey. Wohl, rief Thraſyllus, ich bin es zufrieden, wenn man den Hippokrates ſelbſt über die Sache ſprechen laſſen will.

Sagten wir nicht oben, das die Dummheit des Rathsherrn Thraſyllus ſeiner Bosheit die Wage gehalten habe? — Es war ein dummer Streich von ihm, ſich in einer ſo mißlichen Sache auf den Hippokrates zu berufen. Aber freylich fiel es ihm auch nicht ein, daß man ihn beym Worte nehmen würde.

Hippokrates, ſagte der Archon, iſt allerdings der Mann, der uns am beſten aus dieſem bedenklichen Handel ziehen könnte. Zu gutem Glücke befindet er ſich würklich zu Thaſos, und vielleicht läßt er ſich bewegen zu uns herüber zu kommen, wenn wir ihn im Nahmen der Republik einladen laſſen.

Thraſyllus entfärbte ſich ein wenig, da er hörte, daß man Ernſt aus der Sache machen wollte. Aber die Mehrheit der Stimmen fiel dem Archon bey. Man ſchickte unverzüglich einen Deputierten mit einem Einladungsſchreiben (*) an den Arzt ab, und brachte den Reſt der Seßion damit zu, ſich über die Ehrenbezeugungen zu berathſchlagen, womit man ihn empfangen wollte.

„Dies war doch ſo abderitiſch nicht „ — werden die Aerzte denken, die ſich vielleicht unter unſern Leſern befinden. Aber wann ſagten wir denn, daß die Abderiten, ſo lang ihre Republik geſtanden, gar nichts gethan hätten, was auch einem vernünftigen Volke anſtändig ſeyn würde? Indeſſen lag doch der wahre Grund, warum ſie dem Hippokrates ſo viel Ehre erweiſen wollten, keinesweges in der Hochachtung, die ſie für ihn empfanden, ſondern lediglich in der Eitelkeit, für Leute gehalten zu werden, die einen groſſen Mann zu ſchätzen wüßten; und merkten wir nicht ſchon bey einer andern

(*) Es befindet ſich noch etwas unter dieſer Rubrik in den Ausgaben der Werke des Hippokrates; es iſt aber ohne allen Zweifel untergeſchoben, und die Arbeit irgend eines ſchaalen Gräculus ſpäterer Zeiten; ſo wie die ganze Erzählung von der Zuſammenkunft dieſes Arztes mit dem Demokritus, in einem der unächten Briefe, die den Namen des erſten führen.

dern Gelegenheit an, daß ſie von jeher auſſerordentliche Liebhaber von Feyerlichkeiten geweſen?

Die Abgeordneten hatten Befehl, dem Hippokrates nichts weiter zu ſagen, als daß der Senat von Abdera ſeiner Gegenwart und ſeines Ausſpruchs in einer ſehr wichtigen Angelegenheit vonnöthen habe; und Hippokrates konnte ſich mit aller ſeiner Philoſophie nicht einbilden, was für eine wichtige Sache dies ſeyn könnte. Denn wozu (dacht' er) haben ſie nöthig, ein Geheimniß daraus zu machen? Der Senat von Abdera kann doch ſchwerlich mit einer Krankheit befallen ſeyn, die man nicht gerne kund werden läßt?

Indeſſen entſchloß er ſich um ſo williger zu dieſer Reiſe, da er ſchon lange gewünſcht hatte, unſern Philoſophen perſönlich kennen zu lernen. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, da ihm — nachdem er mit groſſem Gepränge eingeholt und vor den verſammelten Rath geführt worden war, — von dem regierenden Archon in einer wohlgeſezten Rede zu wiſſen gemacht wurde: daß man ihn bloß darum nach Abdera berufen habe, um die Wahnſinnigkeit ihres Mitbürgers Demokritus zu unterſuchen, und gutächtlich zu berichten, ob ihm noch geholfen werden könne, oder ob es nicht ſchon ſo weit mit ihm gekommen ſey, daß man ihn ohne Bedenken für bürgerlich todt erklären könne? —

Dies

Dies muß ein andrer Demokritus seyn, dachte der Arzt anfangs; aber die Herren von Abdera ließen ihn nicht lang in Zweifel. Gut, gut, sprach er bey sich selbst: bin ich nicht in Abdera? Wie man auch so was vergessen kann!

Hippokrates ließ ihnen nichts von seinem Erstaunen merken. Er begnügte sich, den Senat und das Volk von Abdera zu loben, daß sie eine so große Empfindung von dem Werth eines Mitbürgers, wie Demokritus, hätten, um seine Gesundheit als eine Sache, woran dem gemeinen Wesen gelegen sey, anzusehen. Wahnwitz (sagte er mit großer Ernsthaftigkeit) ist ein Punkt, worinn die größten Geister und die größten Schöpfe zuweilen zusammentreffen. Wir wollen sehen!

Thrasyllus lud den Arzt zur Tafel ein, und hatte die Höflichkeit, ihm die feinsten Herren und die schönsten Frauen in der Stadt zur Gesellschaft zu geben. Aber Hippokrates, der ein kurzes Gesicht und keine Lorgnette (*) hatte, wurde nicht gewahr, daß die Damen schön waren; und so kam es denn, ohne Schuld der guten Geschöpfe, — die sich, zum Ueberfluß, in die Wette herausgepuzt hatten — daß sie nicht

(*) Denen, welche sich etwan hierüber verwundern möchten, dienet zur Nachricht, daß die Lorgnetten damals noch nicht erfunden waren.

nicht völlig den Eindruck auf ihn machten, den ſie ſich ſonſt verſprechen konnten. Es war würklich ſchade, daß er nicht beſſer ſah! Für einen Mann von Verſtande iſt der Anblick einer ſchönen Frau allemal etwas ſehr unterhaltendes; und wofern die ſchöne Frau etwas dummes ſagt, (welches den ſchönen Frauen zuweilen ſo gut begegnen ſoll, als den häßlichen) macht es einen merklichen Unterſchied, ob man ſie nur hört, oder ob man ſie zugleich ſieht; denn im lezten Falle iſt man immer geneigt, alles was ſie ſagen kann, vernünftig, oder artig, oder wenigſtens erträglich zu finden. Da die Abderitinnen dieſen Vortheil bey dem kurzſichtigen Fremden verlohren; da er genöthiget war, von ihrer Schönheit durch den Eindruck, den ſie auf ſeine Ohren machten, zu urtheilen; ſo war nichts natürlicher, als daß der Begriff, den er dadurch von ihnen bekam, demjenigen ziemlich ähnlich war, den ſich ein Tauber, mittelſt eines Paars geſunder Augen, von einem Concerte machen würde. —

„Wer iſt die Dame, die izt mit dem witzigen Herrn ſprach?„ fragte er den Thraſyllus leiſe. — Man nannte ihm die Gemahlin eines Matadors der Republik. — Verzweifelt! (dacht er bey ſich ſelbſt) daß ich mir die verwünſchte Auſterfrau nicht aus dem Kopfe bringen kann, die ich neulich vor meinem Hauſe zu Lariſſa mit einem Moloßiſchen Eſeltreiber ſcherzen hörte.

Thraſyllus hatte geheime Abſichten auf unſern Aeſculap. Seine Tafel war niedlich, ſein Wein verführeriſch, und zum Ueberfluß ließ er Mileſiſche Tänzerinnen kommen. Aber Hippokrates aß wenig, trank Waſſer, und hatte in Aſpaſiens Hauſe weit ſchönere Tänzerinnen geſehen. Es wollte alles nichts verfangen. Dem weiſen Manne begegnete etwas, das ihm vielleicht in vielen Jahren nicht begegnet war; er hatte Langeweile, und es ſchien ihm nicht der Mühe werth, es den Abderiten zu verbergen. Die Abderiten bemerkten alſo, ohne großen Aufwand von Beobachtungskraft, was er ihnen deutlich genug ſehen ließ; und natürlicherweiſe waren die Gloſſen, ſo ſie darüber machten, nicht zu ſeinem Vortheil. Er ſoll ſehr gelehrt ſeyn, fliſterten ſie einander zu. Schade, daß er nicht mehr Welt hat! — Was ich gewiß weiß, iſt dies, daß mir der Einfall nie kommen wird, ihm zu Liebe krank zu werden, ſagte die ſchöne Thryallis.

Thraſyllus machte inzwiſchen Betrachtungen von einerandern Art. So ein großer Mann dieſer Hippokrates ſeyn mag, dacht' er, ſo muß er doch ſeine ſchwache Seite haben. Aus den Ehrenbezeugungen, womit ihn der Senat überhäufte, ſchien er ſich nicht viel zu machen. Das Vergnügen liebt er auch nicht. Aber ich wette, daß ihm ein Beutel voll neuer funkelnder Dariken dieſe ſauertöpfiſche Mine vertreiben ſoll!

So

So bald die Tafel aufgehoben war, schritt Thrasyllus zum Werke. Er nahm den Arzt auf die Seite, und bemühte sich (unter Bezeugung eines großen Antheils, den er an dem unglücklichen Zustande seines Verwandten nehme) ihn zu überzeugen, daß die Zerrüttung seines Gehirns eine so kundbare und ausgemachte Sache sey, daß nichts, als die Pflicht allen Formalitäten der Gesetze genug zu thun, den Senat bewogen habe, eine Thatsache, woran niemand zweifle, noch zum Ueberfluß durch den Ausspruch eines auswärtigen Arztes bestätigen zu lassen. „Da man Sie aber gleichwohl in „die Mühe gesezt hat, eine Reise zu uns zu „thun, die Sie vermuthlich ohne diese Veran„lassung nicht unternommen haben würden: „so ist nichts billiger, als daß derjenige, den „die Sache am nächsten angeht, Sie wegen „des Verlustes, den Sie durch Versäumung „ihrer Geschäfte dabey erleiden, in etwas schad„los halte. Nehmen Sie diese Kleinigkeit „als ein Unterpfand einer Dankbarkeit an, „von welcher ich Ihnen stärkere Beweise zu „geben hoffe —„

Ein ziemlich runder Beutel, den Thrasyllus bey diesen Worten dem Arzt in die Hand drückte, brachte diesen aus der Zerstreuung zurück, womit er die Rede des Rathsherrn angehört hatte. „Was wollen „Sie, daß ich mit diesem Beutel machen soll? fragte Hippokrates mit einem Pflegma, das den Abderiten völlig aus der Fassung sezte —

Sie wollten ihn vermuthlich ihrem Haushofmeister geben. — Sind Ihnen solche Zerstreuungen gewöhnlich? Wenn dies wäre, so wollt' ich Ihnen rathen, ihrem Arzte davon zu sagen — Aber Sie erinnerten mich vorhin an die Ursach, warum ich hier bin. Ich danke Ihnen dafür. Mein Aufenthalt kann nur sehr kurz seyn; und ich darf den Besuch nicht länger aufschieben, den ich, wie Sie wissen, dem Demokritus schuldig bin.„ Mit diesen Worten machte der Aesculap seine Verbeugung und verschwand.

Der Rathmann hatte in seinem Leben nie so dumm ausgesehen, als in diesem Augenblick. — Wie hätte sich aber auch ein Abderitischer Rathsherr einfallen lassen sollen, daß so etwas begegnen könnte? Dies sind doch keine Zufälle, auf die man sich gefaßt hält!

Hippokrates traf, wie die Geschichte sagt, unsern Naturforscher bey der Zergliederung verschiedener Thiere an, deren innerlichen Bau und animalische Oekonomie er untersuchen wollte, um vielleicht auf die Ursachen gewisser Verschiedenheiten in ihren Eigenschaften und Neigungen zu kommen. Diese Beschäftigung bot ihnen reichen Stoff zu einer Unterredung an, welche den Demokritus nicht lang über die Person des Fremden ungewiß ließ. Ihr gegenseitiges Vergnügen über eine so unvermuthete Zusammenkunft war der Größe ihres beyderseitigen Werthes gleich, aber auf Demokrits Seite um so viel lebhafter, je länger er in seiner

ner Abgeſchiedenheit von der Welt des Umgangs mit einem Weſen ſeiner Art hatte entbehren müſſen.

Es giebt eine Art von Sterblichen, die ſich Kosmopoliten nennen, und die, ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und ohne durch Eydſchwüre gefeſſelt zu ſeyn, eine Art von Brüderſchaft ausmachen, welche feſter zuſammenhängt als irgend ein andrer Orden in der Welt, ſogar Jeſuiten und Freymaurer nicht ausgenommen. Zween Kosmopoliten kommen, der eine von Oſten, der andre von Weſten, ſehen einander zum erſtenmale, und ſind Freunde; — nicht vermög' einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden iſt; — nicht weil beſchworne Pflichten ſie dazu verbinden — ſondern, weil ſie Kosmopoliten ſind. In jedem andern Orden giebt es auch falſche oder wenigſtens unwürdige Brüder; in dem Orden der Kosmopoliten giebt es keine; weil ein Kosmopolit, vermöge ſeiner Natur und Art, weder ein Dummkopf, noch ein Gecke, noch ein Schurke ſeyn kan. So wenig dies manchen, die den Werth der Wörter nicht nach dem innern Gehalt ſchätzen, geſagt ſcheinen mag; ſo iſt es doch in der That kein geringer Vorzug der Kosmopoliten vor allen andern Geſellſchaften, Gemeinheiten, Innungen, Orden und Brüderſchaften in der Welt. Denn wo iſt eine von allen dieſen welche ſich rühmen könnte, daß ſich niemals ein

Ehrſüchtiger, kein Neidiſcher, kein Geitziger, kein Wucherer, kein Verläumder kein Prahler, kein Heuchler, kein Zweyzüngiger, kein heimlicher Ankläger, kein Undankbarer, kein Kuppler, kein Schmeichler, kein Schmarotzer, kein Sklave, kein Menſch ohne Kopf oder ohne Herz, kein Pedant, kein Mückenſäuger, kein Verfolger, kein falſcher Prophet, kein Bonze, kein Gaukler, kein Plusmacher und kein Hofnarr in ihrem Mittel befunden habe? Die Kosmopoliten ſind die einzigen die ſich deſſen rühmen können. Ihre Geſellſchaft hat nicht vonnöthen, durch geheimnisvolle Ceremonien und abſchreckende Gebräuche, wie ehmals die Egyptiſchen Prieſter, oder durch ein procul eſte Profani, die Unreinen von ſich auszuſchließen. Dieſe ſchließen ſich ſelbſt aus, und man kann eben ſo wenig ein Kosmopolit ſcheinen wenn man es nicht iſt, als man ſich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger ausgeben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, ſo bald man ſich hören laſſen müßte. Die Art, wie die Kosmopoliten denken, ihre Grundſätze, ihre Geſinnungen, ihre Sprache, ihr Phlegma, ihre Wärme, ſogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler, laſſen ſich unmöglich nachmachen, weil ſie für alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniß ſind; nicht ein Geheimniß, das von der Verſchwiegenheit der Mitglieder, oder von ihrer Vorſichtigkeit, nicht behorcht zu werden, abhängt; ſondern ein Geheimniß, auf welches

die

die Natur ſelbſt ihren Schleyer gedeckt hat. Denn die Kosmopoliten könnten es ohne Bedenken bey Trompeten-Schall durch die ganze Welt auskündigen laſſen; ſie dürften ſicher darauf rechnen, daß auſſer ihnen ſelbſt kein Menſch etwas davon begreifen würde. Bey dieſer Bewandniß der Sache iſt nichts natürlicher, als das innige Einverſtändniß, und das gegenſeitige Zutrauen, das ſich unter zween Kosmopoliten ſogleich in der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft feſtſetzt. Pylades und Oreſtes waren, nach einer zwanzigjährigen Dauer ihrer durch alle Arten von Prüfungen und Opfern bewährten Freundſchaft, nicht mehr Freunde, als es jene von dem Augenblick an, da ſie einander erkennen, ſind. Ihre Freundſchaft hat nicht vonnöthen durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden; ſie bedarf keiner Prüfungen; ſie gründet ſich auf das nothwendigſte aller Naturgeſetze, auf die Nothwendigkeit uns ſelbſt in demjenigen zu lieben, der uns am ähnlichſten iſt.

Demokritus und Hippokrates gehörten beyde zu dieſer wunderbaren und ſeltnen Art von Menſchen. Sie waren alſo ſchon lang, wiewohl unbekannter Weiſe, die vertrauteſten Freunde geweſen; und ihre Zuſammenkunft glich vielmehr dem Wiederſehen nach einer langen Trennung als einer neuangehenden Verbindung. Ihre Geſpräche, nach welchen der Leſer vielleicht begierig iſt, waren vermuth-

lich interessant genug um der Mittheilung werth zu seyn. Aber sie würden uns zu weit von den Abderiten entfernen, die der eigentliche Gegenstand dieser Geschichte sind. Alles was wir davon zu sagen haben, ist: daß unsre Kosmopoliten den ganzen Abend und den größten Theil der Nacht in einer Unterredung zubrachten, wobey ihnen die Zeit sehr kurz wurde; und daß sie ihrer Gegenfüßler, der Abderiten, und ihres Senats, und der Ursache, warum sie den Hippokrates hatten kommen lassen, so gänzlich darüber vergaßen, als ob niemals so ein Ort und solche Leute in der Welt gewesen wären.

Erst des folgenden Morgens, da sie, nach einem leichten Schlaf von wenigen Stunden, wieder zusammen kamen, um auf einer an die Gärten des Demokritus gränzenden Anhöhe der Morgenluft zu genießen, erinnerte der Anblick der unter ihnen im Sonnenglanz liegenden Stadt, den Hippokrates, daß er in Abdera Geschäfte habe. Kannst du wohl errathen, sagte er zu seinem Freunde, zu welchem Ende mich die Abderiten eingeladen haben? — Die Abderiten haben dich eingeladen? rief Demokritus. Ich hörte doch, diese Zeit her, von keiner Seuche, die unter ihnen wüthe! Es ist zwar eine gewisse Erbkrankheit, mit der sie alle samt und sonders, bis auf sehr wenige, von alten Zeiten her behaftet sind; aber — „Getroffen, getroffen, guter Demokritus!

dies

dies ist die Sache!„ — Du scherzest, erwiederte Demokritus; die Abderiten sollten zum Gefühle, wo es ihnen fehlt, gekommen seyn? Ich kenne sie zu gut. Darinn liegt eben ihre Krankheit, daß sie dies nicht fühlen. — „Indessen, sagte der Andre, ist nichts gewisser, als daß ich izt nicht in Abdera wäre, wenn die Abderiten nicht von dem nemlichen Uebel, wovon du sprichst, geplagt würden. Die armen Leute!„ — Ach! nun versteh ich dich, versezte der Philosoph — Deine Berufung konnte eine Würkung ihrer Krankheit seyn, ohne daß sie es wußten. Laß doch sehen? — Ha! da haben wirs! Ich wette alles in der Welt, sie haben dich kommen lassen, um dem ehrlichen Demokritus so viel Aderlässen und Niesewurz zu verordnen, als er vonnöthen haben möchte, um ihresgleichen zu werden! Nicht wahr? — „Du kennst deine Leute vortreflich, wie ich sehe, Demokritus; und in der That, man muß so an ihre Narrheit gewöhnt seyn wie du, um so kaltblütig davon zu sprechen. — Als ob es nicht allenthalben Abderiten gäbe, sagte der Philosoph. — Aber Abderiten in diesem Grade! rief jener; vergieb mir, wenn ich von deinem Vaterlande nicht mit so viel Nachsicht urtheilen kann, als du. Aber, versichre dich, sie sollen mich nicht umsonst zu sich berufen haben!

Die Zeit kam heran, wo der Aesculap dem Senat von Abdera seinen Bericht erstatten

ſollte. Er kam, trat mitten unter die verſammelten Väter, und ſprach mit einer Wohlredenheit, die alle Anweſenden in Erſtaunen ſezte: „Friede ſey mit Abdera! Edle, Veſte, Fürſichtige und Weiſe, liebe Herren und Abderiten! Geſtern lobte ich Sie wegen Ihrer Fürſorge für das Gehirn Ihres Mitbürgers Demokritus; und heute rathe ich Ihnen wohlmeynend, dieſe Fürſorge auf ihre ganze Stadt und Republik zu erſtrecken. Geſund an Leib und Seele zu ſeyn, iſt das höchſte Gut, das Sie Sich ſelbſt, Ihren Kindern und Ihren Bürgern verſchaffen können; und dies würklich zu thun, iſt die erſte Ihrer obrigkeitlichen Pflichten. So kurz mein Aufenthalt unter Ihnen iſt, ſo iſt er doch ſchon lang genug, um mich zu überzeugen, daß ſich die Abderiten nicht ſo wohl befinden, als es zu wünſchen wäre. Ich bin zwar zu Cos gebohren, und wohne bald zu Athen, bald zu Lariſſa, bald anderswo; izt zu Abdera, morgen vielleicht auf dem Wege nach Byzanz. Aber ich bin weder ein Coer noch ein Athenienſer, weder ein Lariſſer noch Abderite; ich bin ein Arzt. So lang es Kranke auf dem Erdboden giebt, iſt meine Pflicht, ſo viel Geſunde zu machen als ich kann. Die gefährlichſten Kranken ſind die, die nicht wiſſen, daß ſie krank ſind; und dies iſt, wie ich finde, der Fall der Abderiten. Das Uebel liegt für meine Kunſt zu tief; aber was ich thun kann, um die Heilung vorzubereiten, iſt dies! Senden Sie, mit dem erſten guten

Winde,

Winde, ſechs groſſe Schiffe nach Anticyra; meinethalben können ſie mit welcherley Waaren es den Abderiten beliebt, dahin befrachtet werden; aber zu Anticyra laſſen Sie alle ſechs Schiffe ſo viel Nießewurz laden, als ſie tragen können ohne zu ſinken. Man kann zwar auch Nießewurz aus Galatien haben, die etwas wohlfeiler iſt; aber die Nießewurz von Anticyra iſt die beſte. Wenn die Schiffe angekommen ſeyn werden, ſo laſſen Sie das geſamte Volk auf Ihrem groſſen Markte verſammeln; ſtellen Sie, mit Ihrer ganzen Prieſterſchaft an der Spitze, einen feyerlichen Umgang zu allen Tempeln in Abdera an, und bitten Sie die Götter, daß ſie dem Senat und dem Volke zu Abdera geben möchten, was dem Senat und dem Volke zu Abdera fehlt; dann kehren Sie auf den Markt zurück, und theilen den ſämtlichen Vorrath von Nieſewurz, auf gemeiner Stadt Unkoſten, unter alle Bürger aus; auf jeden Kopf ſieben Pfund; nicht zu vergeſſen, daß den Rathsherren, welche (auſſerdem was ſie für ſich ſelbſt gebrauchen) noch für ſo viel andre Verſtand haben müſſen, eine doppelte Portion gereicht werde! Die Portionen ſind ſtark, ich geſteh es; aber eingewurzelte Uebel ſind hartnäckig, und können nur durch anhaltenden Gebrauch der Arzney geheilt werden. Wenn Sie nun dieſes Vorbereitungsmittel, nach der Vorſchrift, die ich Ihnen geben will, durch die erforderliche Zeit gebraucht haben werden: dann überlaſſe ich Sie einem

andern

andern Ärzte; denn, wie ich sagte, die Krankheit der Abderiten liegt zu tief für meine Kunst. Ich kenne funfzig Meilen rings um Abdera nur einen einzigen Mann, der ihnen von Grund aus helfen könnte, wenn sie sich geduldig und folgsam in seine Kur begeben wollten. Der Mann nennt sich Demokritus, des Damasippus Sohn. Stoßen Sie Sich nicht an dem Umstande, daß er zu Abdera gebohren ist; er ist darum kein Abderite, dies können Sie mir auf mein Wort glauben; oder wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie den Apollo zu Delphi. Es ist ein gutherziger Mann, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen seine Dienste zu leisten. Und hiermit, meine Herren und Bürger von Abdera, empfehl ich Sie und Ihre Stadt den Göttern. Verachten Sie meinen Rath nicht, weil ich ihn umsonst gebe; es ist der Beste, den ich jemals einem Kranken der sich für gesund hielt gegeben habe! „

Als Hippokrates dies gesagt hatte, machte er dem Senat eine höfliche Verbeugung, und gieng seines Weges.

Niemals — sagt der Geschichtschreiber Hekatäus, ein desto glaubwürdigerer Zeuge, weil er selbst ein Abderite war (*) — Niemals hat

(*) Zum Unglück sind alle seine Werke verlohren gegangen. v. Recherches sur Hecatée de Milet *Tom. IX. des Mem. de Litterat.*

hat man zweyhundert Menſchen alle zugleich, in einer ſo ſonderbaren Attitüde geſehen, als diejenige des Senats von Abdera in dieſem Augenblicke war; es müßten nur die zweyhundert Phönizier ſeyn, welche Perſeus, durch den Anblick des Kopfs der Meduſa, auf einmal in eben ſoviel Statuen verwandelte, als ihm ihr Anführer Phineus ſeine geliebte und theuer erworbene Andromeda mit Gewalt wieder abjagen wollte (*). In der That hatten ſie alle möglichen Urſachen von der Welt, auf etliche Minuten verſteinert zu werden. Beſchreiben zu wollen was in ihren Seelen vorgieng, würde vergebliche Mühe ſeyn. Nichts gieng in ihnen vor; ihre Seelen waren ſo verſteinert als ihre Leiber. Mit dummem ſprachloſem Erſtaunen ſahen ſie alle nach der Thüre, durch welche der Aeſculap ſich zurückgezogen hatte: und auf jedem Geſichte drückte ſich zugleich die angeſtrengte Bemühung und das gänzliche Unvermögen aus, etwas von dieſer Begebenheit zu begreiffen. Endlich ſchienen ſie nach und nach, einige früher, einige ſpäter, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Sie ſahen einander mit großen Augen an; funfzig Mäuler öfneten ſich zugleich zu der nehmlichen Frage, und fielen wieder zu, weil ſie ſich aufgethan hatten, eh ſie wußten was ſie fragen wollten. Zum Henker, meine Herren, rief endlich der Zunft-

(*) *Ovid. Metamor.* L. V. v. 218.

Zunftmeiſter Pfrieme, ich glaube gar, der Quackſalber hat uns mit ſeiner doppelten Portion Nießewurz zum Narren! — Ich verſah mir gleich von Anfang nichts gutes zu ihm, ſagte Thraſyllus. — Meiner Frau wollt' er geſtern gar nicht einleuchten, ſprach der Rathsherr Smilax. — Ich dachte gleich es würde übel ablauffen, wie er von den ſechs Schiffen ſprach, die wir nach Anticyra ſenden ſollten, ſagte ein anderer. — Und die verdammte Ernſthaftigkeit womit er uns alles das vordeclamierte, rief ein dritter; ich geſtehe daß ich mir gar nicht einbilden konnte, wo es hinaus lauffen würde. — Ha, ha, ha, ein luſtiger Zufall, ſo wahr ich ehrlich bin, ſagte der kleine dicke Rathsherr, indem er ſich vor Lachen den Bauch hielt; geſtehen wir, daß wir fein abgeführt ſind! Ein verzweifelter Streich! Das hätt' uns nicht begegnen ſollen! Ha, ha, ha! — Aber wer konnte ſich auch zu einem ſolchen Manne ſo etwas verſehen? rief der Nomophylax — Ganz gewiß iſt er auch einer von euern Philoſophen, ſagte Meiſter Pfrieme; der Prieſter Strobylus hat wahrlich ſo unrecht nicht; wenn es nicht wider unſre Freyheiten wäre, ſo wollt' ich der erſte ſeyn, der darauf antrüge, daß man alle dieſe Spitzköpfe zum Lande hinaus jagte.

Meine Herren, fieng izt der Archon an; die Ehre der Stadt Abdera iſt angegriffen, und anſtatt daß wir hier ſitzen, und uns verwun-

dern,

dern, oder Gloſſen machen, ſollten wir mit Ernſt darauf denken, was uns in einer ſo kizlichten Sache zu thun gezieme. Vor allen Dingen ſehe man, wo Hippokrates hingekommen iſt!

Ein Rathsdiener, der zu dieſem Ende abgeſchickt wurde, kam nach einer ziemlichen Weile mit der Nachricht zurück, daß er nirgends mehr anzutreffen ſey.

Ein verfluchter Streich! rieffen die Rathsherren aus Einem Munde; wenn er uns nun entwiſcht wäre! — Er wird doch kein Hexenmeiſter ſeyn, ſagte der Zunftmeiſter Pfrieme, indem er nach einem Amulet ſah, das er gewöhnlich zu ſeiner Sicherheit gegen böſe Geiſter und böſe Augen bey ſich zu tragen pflegte.

Bald darauf wurde berichtet, daß man den fremden Herrn auf ſeinem Mauleſel ganz gelaſſen hinter dem Tempel der Dioſkuren, dem Landgute des Demokritus zu, traben geſehen habe.

Was iſt nun zu thun, meine Herren? ſagte der Archon.

Ja — Allerdings! — was nun zu thun iſt — was nun zu thun iſt! — dies iſt eben die Frage! — ſagten die Rathsherren, indem ſie einander anſahen. Nach einer langen Pauſe,

zeigte

zeigte ſich, daß die Herren — nicht wußten, was nun zu thun war.

Der Mann ſteht in großem Anſehen beym Könige von Macedonien, — fuhr der Archon fort — er wird im ganzen Griechenlande wie ein zweiter Aeſculap verehrt! — Wir könnten uns leicht in böſe Händel verwickeln, wenn wir einer wiewohl gerechten Empfindlichkeit Gehör geben wollten. Bey allem dem liegt mir die Ehre von Abdera —

Ohne Unterbrechung, Herr Archon; fiel ihm der Zunftmeiſter Pfrieme ein; die Ehre und Freyheit von Abdera kann Niemanden näher am Herzen liegen, als mir ſelbſt. Aber, alles wohl überlegt, ſeh' ich warlich nicht, was die Ehre der Stadt mit dieſer Begebenheit zu thun haben kann. Dieſer Harpokrates oder Hippokritus, wie er ſich nennt, iſt ein Arzt; und ich habe mein Tage gehört, daß ein Arzt die ganze Welt für ein groſſes Siechhaus, und alle Menſchen für ſeine Kranken anſieht. Ein jeder ſpricht und handelt wie ers verſteht; und was einer wünſcht, das glaubt er gerne. Hippokritus möcht es, denk' ich, wohl leiden, wenn wir alle krank wären, damit er deſto mehr zu heilen hätte. Nun denkt er, wenn ich ſie nur erſt dahin bringen kann, daß ſie meine Arzneyen einnehmen, dann ſollen ſie mir krank genug werden. Ich heiße nicht Meiſter Pfrieme, wenn dies nicht das ganze Geheimniß iſt.

Mein

Mein Seele! getroffen, rief der kleine dicke Rathsherr; weder mehr noch weniger! der Kerl iſt ſo närriſch nicht! — Ich wette, wenn er kann, ſo hängt er uns alle mögliche Flüſſe und Fieber an den Hals, blos damit er den Spaß habe, uns für unſer Geld wieder geſund zu machen! Ha, ha, ha! Aber vierzehn Pfund Nießewurz auf jeden Rathsherrn! rief einer von den Aelteſten, deſſen Gehirn, nach ſeiner Mine zu urtheilen, ſchon völlig ausgetrocknet ſeyn mochte. Bey allen Fröſchen der Latona, dies iſt zu arg! Man muß beynahe auf den Argwohn kommen, daß etwas mehr hierunter ſtecke!

Vierzehn Pfund Nießewurz auf jeden Rathsherrn! wiederholte Meiſter Pfrieme, und lachte aus vollem Halſe —

Und für jeden Zunftmeiſter, ſezte Smilax mit einem bedeutenden Ton hinzu.

Das bitt ich mir aus, rief Meiſter Pfrieme; er ſagte kein Wort von Zunftmeiſtern —

Aber das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt, verſezte jener; Rathsherren und Zunftmeiſter, Zunftmeiſter und Rathsherren; ich ſehe nicht, warum die Herren Zunftmeiſter hierinn was beſonders haben ſollten.

Wie, was? rief Meiſter Pfrieme, mit groſſem Eifer; Ihr ſeht nicht, was die Zunftmeiſter vor den Rathsherren beſonders haben? — Meine Herren, Sie haben es gehört! — Herr

Stadtſchreiber, ich bitt' es zum Protocoll zu nehmen —

Die Zunftmeiſter ſtunden alle mit großem Gemurmel von ihren Sitzen auf.

Sagt' ich nicht, rief der alte hypochondriſche Rathsmeiſter, daß etwas mehr hinter der Sache ſtecke? Ein geheimer Anſchlag gegen die Ariſtokratie — Aber die Herren haben ſich ein wenig zu früh verrathen.

Gegen die Ariſtokratie? ſchrie Pfrieme mit verdoppelter Stimme; gegen welche Ariſtokratie? Zum Henker, Herr Rathsmeiſter, ſeit wenn iſt Abdera eine Ariſtokratie? Sind wir Zunftmeiſter etwan nur an die Wand hingemahlt? Stellen wir nicht das Volk vor? Haben wir nicht ſeine Rechte und Freyheiten zu vertreten? — Herr Stadtſchreiber, zum Protocoll, daß ich gegen alles Widrige proteſtiere, und dem löblichen Zunftmeiſterthum ſowohl als gemeiner Stadt Abdera —

Proteſtirt! proteſtirt! ſchrien die Zunftmeiſter alle zuſammen.

Reproteſtirt! reproteſtirt! ſchrien die Rathsherren.

Der Lerm nahm überhand. Meine Herren, rief der regierende Archon, ſo laut er konnte, was für ein Schwindel hat Sie überfallen? Ich bitte, bedenken Sie, wer Sie ſind, und wo Sie ſind! Was werden die Eyerweiber und Obſthändlerinnen, da unten, von uns denken, wenn ſie uns wie die Zahnbrecher ſchreyen hören?

Aber

Aber die Stimme der Weisheit verlohr sich ungehört in dem betäubenden Getöse. Niemand hörte sein eigen Wort.

Zu gutem Glück war es, seit undenklichen Zeiten, in Abdera gebräuchlich, auf den Punkt zwölf Uhr durch die ganze Stadt zu Mittag zu essen; und, vermöge der Rathsordnung, mußte, so wie eine Stunde abgelauffen war, eine Art von Herold vor die Rathsstube treten, und die Stunde ausruffen.

Gnädige Herren, rief der Herold mit der Stimme des Homerischen Stentors, die zwölfte Stunde ist vorbey!

„Stille; der Stundenruffer!„ — Was rief er? — „Zwölfe, meine Herren, zwölfe!„ — Schon zwölfe? — Schon vorbey? — So ist es hohe Zeit —

Der größte Theil der gnädigen Herren war zu Gaste gebeten. Das glückliche Wort Zwölfe versezte sie also auf einmal in eine Reihe angenehmer Vorstellungen, die mit dem Gegenstand ihres Zankes nicht in der mindesten Verbindung stunden. Schneller als die Figuren in einem Guckkasten sich verwandeln, stund eine große Tafel, mit einer Menge niedlicher Schüsseln bedeckt, vor ihrer Stirne; ihre Nasen weideten sich zum voraus an Düften von bester Vorbedeutung; ihre Ohren hörten das Geklapper der Teller; ihre Zunge kostete schon die leckerhaften Brühen, in deren Erfindung die Abderitischen Köche mit einander wetteiferten; kurz, das unwesentliche Gastmal beschäf-

tigte alle Kräfte ihrer Seelen; und auf einmal war die Ruhe des Abderitischen Staats wieder hergestellt.

„Wo werden Sie heute speisen?" — Bey Polyphontens — „Dahin bin ich auch geladen." — Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gesellschaft — „Sehr viele Ehre für mich! — Was werden wir diesen Abend für eine Komödie haben? — Die Andromeda des Euripides — Also ein Trauerspiel! — O! mein Lieblingsstück! — Und eine Musik! Unter uns, der Nomophylax hat etliche Chöre selbst gesezt; Sie werden Wunder hören!„ — Unter so sanften Gesprächen erhuben sich die Väter von Abdera, in eilfertigem aber friedsamem Gewimmel, vom Rathhause, zu großer Verwunderung der Eyerweiber und Obsthändlerinnen, welche kurz zuvor die Wände der Rathsstube von ächtem Thrazischem Geschrey wiederhallen gehört hatten.

Alles dies hatte man dir zu danken, wohlthätiger Stundenruffer! Ohne deine glückliche Dazwischenkunft würde, wahrscheinlicherweise, der Zank der Rathsherren und Zunftmeister, gleich dem Zorn des Achilles, so lächerlich auch seine Veranlassung war, in ein Feuer ausgebrochen seyn, dessen schnellverbreitete Gewalt die schrecklichste Zerrüttung, wo nicht gar den Umsturz der Republik Abdera hätte verursachen können. Wenn jemals ein Abderite mit einer öffentlichen Ehrensäule belohnt zu werden verdient hätte, so war es gewiß dieser Stunden-

ruffer!

ruffer! Zwar muß man gestehen, der große Dienst, den er in diesem Augenblicke seiner Vaterstadt leistete, verliert seine ganze Verdienstlichkeit durch den einzigen Umstand, daß er nur zufälligerweise nützlich wurde; denn der ehrliche Mann dachte, da er zur gesezten Zeit maschinenmäßig Zwölfe rief, an nichts weniger, als an die unabsehbaren Uebel, die er dadurch von dem gemeinen Wesen abwendete. Aber niemals hatte sich ein Abderite auf andre Weise um sein Vaterland verdient gemacht. Wenn es sich zutrug, daß sie etwas verrichteten, das durch irgend einen glücklichen Zufall der Stadt nützlich wurde, so dankten sie den Göttern dafür; denn sie fühlten wohl, daß sie als bloße Werkzeuge oder gelegenheitliche Ursachen mitgewürkt hatten. Indessen ließen sie sich doch das Verdienst des Zufalls, so gut bezahlen, als ob es ihr eigenes gewesen wäre; oder richtiger zu reden, eben weil sie sich keines eignen Verdiensts dabey bewußt waren, liessen sie sich das Gute, was der Zufall unter ihrem Namen that, auf eben den Fuß bezahlen, wie ein Mauleseltreiber den täglichen Verdienst seines Esels einzieht. Es versteht sich, daß die Rede hier bloß von Archonten, Rathsherren und Zunftmeistern ist. Denn der ehrliche Stundenruffer mochte sich Verdienste um die Republik machen, so viel oder so wenig er wollte; er bekam seine sechs Pfennige des Tags in guter abderitischer Münze, und — Gott befohlen!

Die Fortsetzung folgt.

III.

Der Freund des schönen Geschlechts.

Aus dem Englischen.

Fast immer haben Schriftsteller zu viel Gutes oder zu viel Böses von dem weiblichen Geschlechte gesagt. Der Eine, der Macht der Schönheit unterthan, betrachtet sie als die Herrscherinnen der Welt, als das Meisterstück der Natur; indeß sie der Andere, der mehr Sonderling und Gesellschaftshasser ist, für eben so viel Pandoren hält, denen er alle Uebel des menschlichen Geschlechts mit Vergnügen aufbürdet. Jeder spricht von dem andern Geschlechte nach der Neigung seines Herzens, und der Lasterhafteste mahlt uns meistens ihr Bild am schwärzesten.

Was für Widersprüche sich auch in den verschiedenen Meinungen zeigen mögen, welche Männer von dem schönen Geschlechte hegen, so ist doch allzeit das lebhafte Interesse, mit welchem sie es betrachten, die gewisse Quelle davon. Alles, was diesen schöneren Theil der Menschheit betrift, muß uns interessiren: ihr ganzes Wesen, ihr Betragen, der Ton ihrer Stimme, die geringste ihrer Bewegungen hat einen

einen groſsen Einfluſs auf uns. Es iſt eben nicht nöthig, daſs man ganz unfühlbar für dieſen Einfluſs ſeyn müſſe, um ſie richtig beurtheilen zu können. Eine Anlage von dieſer Art würde einen Mann zum Gegenſtande des Mitleidens machen; und glücklicherweiſe trift man ſehr ſelten ein ſolches Geſchöpf an. Aber von unſern Leidenſchaften ſollten wir uns wenigſtens nicht dabey hinreiſſen laſſen; denn wer das andere Geſchlecht nur durch den Schleyer einer übelgegründeten Anhänglichkeit, oder durch den ſchwarzen Nebel der Eiferſucht beſchauet, muſs allzeit eine falſche Vorſtellung von ihm bekommen.

Es ſind alſo weder enthuſiaſtiſche Liebhaber, noch miſsvergnügte Ehemänner, welche man über dieſen wichtigen Punkt um Rath fragen ſollte. Beydes ſind verdächtige Richter, und man muſs zu ſcharfſichtigern und unpartheyiſchern ſeine Zuflucht nehmen. Es giebt eine hinreichende Anzahl Männer, welche, mit ſanfteren Leidenſchaften gebohren, Fröhlichkeit mit Anſtand, in Gegenwart von Frauenzimmern, die ſie hochſchätzen, zu verbinden wiſſen. Auf dieſe müſſen wir unſer Augenmerk richten. Jeder von ihnen bekennt, daſs er an dem ſchönen Geſchlechte glückliche Eigenſchaften finde, und daſs es nur wenig Mühe koſte, ſie, zu deſſen Vortheile, zu entdecken.

Es iſt gewiſs, daſs die Natur das ſchöne Geſchlecht in den Stand geſezt hat, weit früher

als wir, vortheilhaft zu erſcheinen. Ein junges Frauenzimmer von funfzehn Jahren denkt und ſpricht mit einer gewiſſen Eleganz, und macht oft das Vergnügen einer Geſellſchaft aus, zu welcher eine junge Mannsperſon von eben dem Alter noch nicht einmal den Zutritt hat. Sie gleichen den frühzeitigen Bäumen, die Blätter und Blüthen haben, da andere kaum erſt die Annäherung des Frühlings fühlen. Alles entwickelt ſich bey ihnen früher, und ſie haben weniger als wir der Hülfe der Kunſt nöthig, zu dem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, deſſen ſie fähig ſind.

Man denke aber ja nicht, daß eben dieſer Grad geringer und dem unſrigen untergeordnet ſey. Viele von ihnen können ſich mit uns in Anſehung des Verſtandes meſſen, und der größte Theil übertrifft uns in Anſehung des Herzens. Es iſt wahr, ſie haben einige Mängel; ſie führen ſo gut als wir den Stempel der Menſchlichkeit; aber wie leicht erſezt nicht die Zahl ihrer Tugenden ihre leichten Gebrechen? Und ſind es nicht größtentheils ſolche Fehler, davon die Schuld auf das männliche Geſchlecht zurückfällt, indem die Begierde zu gefallen ſie verleitet, ſich nach den Meinungen der Männer zu bilden, die ſie umringen?

Das größte Unglück des ſchönen Geſchlechts, ſowohl als der Großen, iſt, von ihrer zarteſten Kindheit an von einer Rotte Schmeichler belagert

lagert zu seyn, deren Vortheil ist, ihnen die Wahrheit zu verbergen. Es ist aber eine Unannehmlichkeit, welche Schönheit fast immer begleitet, einen Haufen Gecken und seichter Köpfe an sich zu ziehen. Diese geben sich alle Mühe, eine kindische Eitelkeit bey dem schönen Geschlecht zu nähren, welche sie zu ihrem eignen Vortheile zu gebrauchen suchen, und thun ihr Aeußerstes, jeden ernsthaften Gedanken von ihren Seelen zu entfernen.

Sollte man sich nun wundern, wenn, mitten unter der Gesellschaft solcher Leute, deren geringster Fehler noch immer Muthwille ist, das schöne Geschlecht ihnen ähnlich würde? Wenn etwas uns wundern sollte, so wär es vielmehr, daß man noch immer so viele hochachtungswürdige Personen unter ihnen findet, da alles sich vereinigt, die glücklichen Anlagen in ihnen zu ersticken, welche sie von der Natur empfangen.

Das beste Mittel, der leichteste Weg das schöne Geschlecht vollkommner zu machen, würde seyn, zuvor die Männer zu bessern. Der Freund der Männer ist nothwendig auch ein Frauenzimmerfreund, weil das Interesse beyder Geschlechter so genau zusammen verknüpft ist, daß es unmöglich getrennt werden kann. Mit dieser Ueberzeugung wage ich es meinen schönen Landsmänninnen einige Bemerkungen über das, was sie sich schuldig sind,

und was die Gesellschaft von ihnen erwartet, vorzulegen. Da fast täglich Bücher erscheinen, sie zu verderben, so ist mein Zweck ihnen Gegengift zu liefern.

Hier ist mein Plan. Erst werde ich untersuchen, was für eine Art von Studium und Beschäftigung sich, nach Verhältnis des Ranges den sie unter uns haben, für sie schickt. Von dem Detail ihrer Vergnügungen, (worunter ich allen Luxus, der Beziehung auf sie hat, rechne,) werde ich zu einigen Anmerkungen über Liebe, Heyrath, und Kinder-Erziehung fortgehen, und endlich mit einer kurzen Beschreibung ihrer Tugenden schließen, welche so selten nicht sind, als uns einige Weiberfeinde gerne überreden möchten.

Meine Absicht ist, mit wenigen Worten, dem schönen Geschlechte Wahrheiten vor Augen zu stellen, welche Gewohnheit meistens von ihnen verbannt. Trugen sie zuweilen etwas bey unsre Fehler zu vermehren, so ist es ihnen auch gleichfalls vorbehalten, uns davon zu befreyen. Das schöne Geschlecht kann alles thun was es unternimmt. Welche von ihnen Größe der Seele genug haben, sich dieses Vortheils über uns zu bemächtigen, rächen sich durch eine unschätzbare Wohlthat an unserm Stolze, und machen ihre Reitze doppelt mächtig über das männliche Geschlecht.

Erſtes Capitel.

Die Beziehung des ſchönen Geſchlechts auf die Geſellſchaft.

Wer das ſchöne Geſchlecht blos als reitzende Gemählde betrachtet, die beſtimmt wären die Welt zu verſchönern, hat einen ſehr unvollkommnen Begriff davon. Sie ſind, ſagt man unaufhörlich, die bezaubernden Blumen, beſtimmt das Colorit der Schöpfung zu erhöhen.— Wer läugnet denn, daß ſie es ſind? Und doch ſollte man die Schönen warnen, ſich nicht durch ſolche ſüße Schmeicheleyen verführen zu laßen. Sie ſollten ſich hüthen, an ſolchen leichten und ſcheinbaren Vorzügen Gefallen zu finden. Es giebt ihrer, in der That, nur gar zu viele, die ſich in dieſe engen Gränzen einſchränken, und auf jedes andere Verdienſt, als dem Auge zu gefallen, entſagt zu haben ſcheinen.

Das Weib wurde zu einem ganz anderm, weit edlerem Zwecke geſchaffen, als uns blos einen fröhlichen Anblick zu gewähren. Ihre Reitze ſind blos empfehlende Begleiter anderer weit intereßanterer Eigenſchaften. Sie nur als ſchön ſchätzen, heißt ſie erniedrigen, und ſie mit ihren Porträts in eine Klaße ſetzen. Die, ſo keinen andern Reitz als ihre Schönheit haben, mögen wohl eine ganz feine Figur in einem Ruheſeßel machen, oder einen Salon zu verzieren taugen. Sie ſind, dem Wortverſtande nach, hübſche Bilder; aber etwas mehr

als Schönheit müßen Frauenzimmer doch haben, wenn wir in ihrer Gesellschaft alle die Vortheile finden sollen, die wir von ihnen mit Recht erwarten können.

Die Gesellschaft vernünftiger Wesen kann sich nicht blos auf die unthätige Gegenwart einer Person, oder auf einen leblosen Umgang von Eitelkeit und Falschheit einschränken. Was kein Bestreben hat uns beßer zu machen, macht uns meistens schlimmer. Wenn Frauenzimmer, die Zierden der Gesellschaft, mit ihren persönlichen Reitzen einen gesunden Verstand und ein edles Herz vereinigten, so müßte nothwendig das Gefühl, welches wir für sie haben, manche vortrefliche Eigenschaft in uns erwecken. Wollten sie nur ihre Seelen zu grosen Gegenständen erheben, sie würden in dem männlichen Herzen jede Tugend blühen machen können.

Die Herrschaft, welche ihnen ihre Schönheit giebt, ist ihnen blos zum Besten des menschlichen Geschlechts überhaupt verliehen. Der Mann, zu edlen Handlungen gebildet, hat von Natur eine Art von Steifheit und Härte in seinem Charackter, welche zu mildern das schöne Geschlecht bestimmt ist. In ihren Sitten sowohl als in ihrer Bildung ist eine gewiße Milde, die fähig ist unsre natürliche Rauhigkeit sanfter zu machen, welche, ohne diese Temperatur, bald in thierische Wildheit ausarten würde.

Wir

Wir können sicher behaupten, daß, wenn wir ohne Gesellschaft des andern Geschlechts leben müßten, wir sehr von dem verschieden seyn würden, was wir jezt sind. Die Mühe, die wir uns geben ihre Gewogenheit zu verdienen, poliert und mildert unsre natürliche Rauhigkeit und Strenge; und ihre Fröhlichkeit hält allzeit unserm finstern Ernste das Gleichgewicht. Kurz, der Mann würde weniger glücklich, weniger vollkommen seyn, wenn er nicht mit dem andern Geschlechte umgienge.

Ein Mann der unfühlbar für die Reitze ihres Umgangs seyn kann, ist selten ein Freund seines eignen Geschlechts; selten ein Freund der Menschen überhaupt. Er nährt eine Art von Unbiegsamkeit in sich, die selbst seine Tugenden gefährlich macht. Die grosen Eigenschaften Carls des Zwölften (*) würden nicht so viele Unruhen in Europa verursacht haben, wenn er die Gesellschaft der Schönen mehr geliebt hätte, welche allein fähig gewesen wäre, seinen wilden Muth zu mildern.

Wenn es aber für Männer unumgänglich nöthig ist, ihre Sitten durch die Zärtlichkeit der

(*) Er wollte die Gräfin von Königsmark nicht sehen, welche ihm Friedens-Vorschläge vom König August brachte, weil ihre Schönheit und ihr Verstand denselben vielleicht einiges Gewicht hätten geben können.

der weiblichen in einem gewißen Grade zu poliren und zu verfeinern, so haben Frauenzimmer, auf der andern Seite, nicht weniger männlichen Umgang nöthig, ihre Lebhaftigkeit in Thätigkeit zu ſetzen, und ſie vor einem Grade der Nachläßigkeit zu bewahren, in welche ſie verſinken würden, wenn ſie nicht das Verlangen zu gefallen belebte. Nur dieſem Verlangen haben wir die Annehmlichkeiten ihres Geſichts, die Grazie ihrer Bewegungen, und die Süßigkeit ihrer Stimme zu danken. Sie mögen ſprechen, lächeln oder ſich bewegen, ſo geſchieht es mit der geheimen Abſicht, ſich liebenswürdig zu machen; woraus man die Folge ableiten kann, daß es blos die Männer ſind, welche, in gewiſſem Betracht, den Frauenzimmern Reiz geben, und ohne welche ſie in Unthätigkeit und Vernachläßigung ihrer ſelbſt fallen würden. Ueberdieß würde auch leicht ihr Verſtand, mit einer Menge nichtswürdiger Kleinigkeiten angefüllt, in Unwiſſenheit verderben, wenn Männer ihn nicht zu erhabenern Gegenſtänden erweckten, und ihm Schwung und Kraft gäben.

So müſſen ſich beyde Geſchlechter einander wechſelsweis poliren. Den männlichen Muth muß weibliche Sanftheit mildern, und dieſe muß wiederum Kraft und Leben vom männlichen Muthe hohlen. Die männlichen Ideen ſchattiren ſich ſanfter in dem Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte, indeß dieſes in dem Umgange

gange mit jenem den, ihm eignen, zu groſsen Leichtſinn ablegt. Ihre verſchiedenen Eigenſchaften halten einander völlig die Wage; und aus dieſer glücklichen Miſchung entſteht jene Harmonie, welche beyde feiner und vollkommner macht.

Den Unterſchied zwiſchen beyder Verſtande kann man mit dem Unterſchiede verſchiedener Stimmen vergleichen, welcher eher ein angenehmes Concert, als einen widrigen Mißlaut macht. Iſt der Verſtand der Männer etwas ſtärker, ſo war er beſtimmt, das Glück derjenigen ſtärker zu ſichern, die von feinerer Zuſammenſetzung ſind; nie aber war ein Geſchlecht gemacht, das andere zu unterdrücken. Ihre ſo genaue Verknüpfung mit einander macht ihre Vortheile gegenſeitig, und jener lächerliche Rangſtreit iſt eine Art von Beleidigung der Natur, und kömmt allzeit von einem Mangel der Dankbarkeit für ihre Geſchenke her.

Wir ſind zu Freunden des ſchönen Geſchlechts gebohren; nicht zu ſeinen Nebenbuhlern; am allerwenigſten aber zu ſeinen Tyrannen. Sie zur Sklaverey erniedrigen, heißt einen ganz falſchen Gebrauch von der Stärke machen, welche uns gegeben wurde ſie zu beſchützen; heißt, der menſchlichen Geſellſchaft ihren gröſsten Reiz rauben. Sie muß geſchmacklos werden, wenn wir denjenigen Theil der Schöpfung davon ausſchlieſsen wollen, der am fähigſten iſt ſie zu beleben.

Die

Die Bewohner der Morgenländer haben die Erfahrung davon gemacht, indem sie aus Vorurtheil von ihrer Schwäche und aus Trieb einer nicht viel besser als thierischen Leidenschaft, das weibliche Geschlecht als gefährliche Gesellschafter betrachteten, vor denen sie sich sorgfältig hüten müßten. Sie beluden sie mit Ketten, um keine von ihnen zu bekommen, und glaubten, sie zu ausschweifend geliebt zu haben, gebe ihnen ein Recht sie zu tyranniſiren.

Aber meistens wurden diese despotischen Herren die Opfer ihrer eyfersüchtigen Tyranney. In völlige Unthätigkeit versunken, und einsam mitten unter der Schaar ihrer schönen Sklavinnen, ist ihnen jedes feinere Gefühl fremd. Diese feineren Gefühle, und die Delicatesse welche daraus entspringt, findet man nur in freyen Staaten; beyde fliehen eine Gesellschaft, der es an allen Quellen für sie mangelt. Dieß Volk sucht sich dafür durch eine grobe Wollust zu entschädigen, die aber nichts mehr thut, als ihre Sinnen berauschen und ihr Herz unfühlbar machen.

Weit entfernt von dieser Barbarey hat unsere Nation nie dem andern Geschlechte die ihm schuldigen Opfer versagt, ja vielleicht ihm gröſere, als sie sollte, gebracht.

Von den Franzosen muß man ein gleiches sagen. Die alten Gallier erwiesen dem schönen

Geschlechte

Geſchlechte überaus viel Ehre, ja, ſie errichteten ſogar einen Rath von Weibern, worinnen die wichtigſten Geſchäfte des Staats entſchieden wurden. An die Stelle dieſes glänzenden Vorrechts trat die römiſche Galanterie, und dieſer folgte wiederum eine andere romantiſche, welche das ſchöne Geſchlecht zum Richter männlicher Verdienſte und Tapferkeit machte. Der Geiſt der alten Ritterſchaft, der von den Mauren auf unſre Ahnen forterbte, kleidete auf einmal alle unſre jungen Edlen in die Livrée der Damen, und machte ſie, für einen einzigen Blick, in die größten Gefahren rennen. Ein Band, im Turnier gegeben, war damals ein Preis, um welchen ſie alles gewagt haben würden, und der Beyfall eines hübſchen Mädchens, von dem ſie es erhielten, belohnte ſie für alle Gefahren, Wunden, Schmerzen und Beulen, und ſpornte ſie noch zu neuen Thaten an.

Jezt verkaufen uns die Schönen ihre Gunſt nicht mehr ſo theuer. Grosmuth und Unverzagtheit ſind nicht mehr die durchaus weſentlichen Eigenſchaften, die Männer zu Lieblingen der Damen zu machen. Kleine Aufmerkſamkeiten, leichte Gefälligkeiten, und knechtiſche Nachahmung ſind hinreichend genug, uns ihrer Gunſt zu empfehlen. Das ſchöne Geſchlecht, von uns in unaufhörliche Zerſtreuungen geſtürzt, zu welchen die Natur es nie ſchuf, hat einen Geſchmack an Frivolität und Muthwil-

len bekommen, und dieſen zum einzigen Stempel der Höflichkeit gemacht. Es hat uns ſo lange zu Sklaven ſeiner Capricen und ſeiner Laune gemacht, bis wir eben dieſe Laune ſelbſt annahmen. Die Weibwerdung iſt allgemein; die Gränze, welche die Natur zwiſchen beyden Geſchlechtern zog, iſt überſchritten; der Abſtand beyder verſchwunden, und das eine findet in dem andern nichts als Schwäche, welche ſeine eigene nur vermehrt.

Die Frauenzimmer ſind eine Art lebendiger Götzen worden, deren Attitüden ihre Geweyhten kopiren; man umwölkt ſie mit einem unwürdigen Weyhrauche, den ſie doch theuer genug, mit ihrer Tugend, bezahlen müſſen. Himmel iſt in ihren Augen, und Leben und Todt in ihren Händen. Die Opern ſcheinen ganz den Myſterien dieſer lächerlichen Vergötterung geweyht zu ſeyn, und wir opfern unaufhörlich dem ſchönen Geſchlechte eine Art von Anbetung, welche es ausarten macht. Das Laſter ſchlägt Wurzel, und aus Mangel zuvor die Herzen derer gebildet zu haben, denen wir zu gefallen wünſchen, wird die Erfüllung dieſes Wunſches unſer Unglück, und ihre Reize gereichen uns zum Verderben.

Ich wünſchte ſehr, daß das ſchöne Geſchlecht dieſen betrüglichen Anbetungen, welche ihm und uns zum Nachtheile gereichen, entſagte, und aufhören wollte, der Gegenſtand einer

Ver-

Vergötterung zu seyn, welche uns und sie entehrt. Sie sind geschaffen Liebe zu erwecken, und das Glück einer wohlgeordneten Gesellschaft zu machen. Da sie von der Natur für ein ruhiges Leben bestimmt sind, sollten sie sich auch nicht von dem Wirbelwinde gedankloser Mannspersonen fortreißen lassen, der sie alle Tage umsaußt. Wären ihre Gunstbezeugungen seltener, so würden sie auch würksamer seyn. Ich muß bekennen, ich würde nicht wünschen mit Leuten zu leben, die, wie die Spanier, ihre Weiber vor aller Gesellschaft verschließen; aber dieß kann ich doch auch mit Grunde behaupten, daß es dem schönen Geschlechte nicht zum Schaden gereichen würde, etwas mehr im Schatten zu leben, und sich so wenig als möglich zu zeigen, und desto vollkommner das Vergnügen zu schmecken, ihren Familien und sich selbst wiedergeschenkt zu seyn.

Zu viel Gesellschaft hat gefährliche Folgen für unsre moralische Seite, und ich möchte gern dem schönen Geschlechte rathen, dieselbe so behutsam, als eine ansteckende Luft, zu vermeiden. Aber eine mäßige und gewählte Gesellschaft zu genießen ist sowohl ihnen als uns höchst vortheilhaft. In einer Verbindung von dieser Art werden sie, statt Laster anzunehmen, Vergnügen und Tugend nützlich verbinden lernen; die Seelen der Männer werden eine Politur ohne Schwächung annehmen, und die Frauenzimmer werden, indem sie unsere Freu-

den reinigen und verfeinern, uns jene Art von Süßigkeit mittheilen, welche ihnen den Genuß von Allem, was sie wünschen, versichert.

Sie sind die Seele der Gesellschaft, und können ihr jede Form geben, die sie nur selbst wollen. Die Höfe haben sich immer nach dem Charakter der Damen verändert, die den ersten Rang davon hatten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte den größten Theil seiner Annehmlichkeiten und seines Glanzes der Menge von Damen zu danken, die seine Zierde waren, und erreichte den höchsten Grad seines guten Tons, als Henriette von England und die Herzogin von Burgund ihn verschönerten.

Das schöne Geschlecht giebt nicht allein der Gesellschaft Leben, sondern man kann sie sogar als die erste große Haupttriebfeder betrachten, welche sie in Bewegung sezt. Es ist wahr, die Verwaltung der Geschäfte und die verschiedenen Theile der Regierung werden von Männern besorgt; aber eben diese Vertheilung dient blos, das Ansehen des schönen Geschlechts zu vermehren und zu sichern. Die Menschen fühlen allzeit den Einfluß des Herzens stärker als den Einfluß des Verstandes, und folglich mag die Gewalt liegen in wessen Hand sie will, so steht sie doch noch immer dem Gegenstande zu Dienste, den wir lieben. Ich weiß nicht, ob ich dieß nicht für eine Schwachheit halten soll; aber ist es eine, so ist es eine natürliche und allge-

allgemeine. Meiſtens befiehlt das ſchöne Geſchlecht, wo die Männer regieren; und dieſe ſind, unter allem Anſchein von Macht, doch immer nur eine Art von Mittelrädern in der Regierungsmaſchine, welche Trieb und Bewegung von dem andern Geſchlecht erhalten.

Indeſſen richtet dieſe geheime Herrſchaft des ſchönen Geſchlechts doch keinen Schaden an, wenn es ſich nur gereinigte Begriffe von der Role macht, die es unter uns ſpielt. Wenn ſie würklich nach den größeren Scenen des Lebens lüſtern ſind, und die Sphäre ihrer Gedanken zu erweitern ſuchen, ſo können ſie leicht fähig werden, uns nützliche Rathſchläge zu geben. Sie beſitzen eine gewiſſe Lebhaftigkeit, vermöge deren ſie oft an Gegenſtänden etwas finden, was uns entwiſchet; und oft ſind ſie nicht weniger muthig als die Kühnſten unſers Geſchlechts. Die Engländer waren nie mächtiger, als unter ihren Königinnen Eliſabeth und Anna. Zwey mächtige Reiche in Europa werden noch jezt ſehr glücklich durch Weiber regiert; jedermann kennt die Kaiſerin von Rußland und die Kaiſerin Königin von Ungarn als dieſe zwey berühmten Beyſpiele.

Das Unglück iſt, daß die Frauenzimmer ihren eignen Fähigkeiten nicht Aufmerkſamkeit genug ſchenken. Sie ſchränken, ihr ganzes Leben hindurch, ihre Gedanken blos auf ihre Schönheit ein, die ſie doch nicht vermehren

können, und denken nie an die Verbeſſerung ihres Verſtandes, — eines ſehr tragbaren Bodens, den ſie ganz ungebauet liegen laſſen. „Ihr lezter Seufzer, wie St. Evremond ſagt, betrifft mehr den Verluſt der Schönheit, als den Verluſt des Lebens.„ Möchten ſie ſich doch tief ins Herz die Wahrheit prägen, daß ihre Schönheit nur im Verhältniſſe, als Tugend und Wiſſenſchaft ſie begleiten, unſer Opfer verdient. Die Natur hat, überhaupt genommen, nichts Reizendes hervorgebracht, was nicht zugleich heilſam wäre. Eine ſchöne Frucht iſt ſelten giftig, und folglich iſt eine ſchöne aber laſterhafte Perſon ein Ungeheuer der Natur.

Die Fortſetzung folgt.

IV.

Merkwürdigkeiten

der Mordvanen, Koſaken, Kallmucken, u. ſ. w.

Frankfurt und Leipzig 1773.

Unter dieſem Titel liefert man uns einen wohlgerathenen Auszug aus dem großen Werke, worinn Hr. Pallas ſeine, auf Befehl des Petersburgiſchen Hofes, nach den ſüdlichen Gegenden des rußiſchen Reichs unternommene Reiſe beſchrieben hat. Zum Glück iſt dieſer Beobachter noch eben zeitig genug dort angelangt, um genaue Nachrichten von den Sitten und der Religion einiger herumirrenden Horden zu ſammlen, welche ſich anjezt ſo tief in das Innerſte von Aſien gezogen haben, daß man ſie ſo gut als verſchwunden nennen kann.

Vor einigen Jahren hielten ſich die Tongouten oder die törgötiſchen Kallmucken, und die Spongours vornemlich in der Gegend des Jaicks und des Wolgaſtroms auf. Die erſteren, als ſie ſich gegen das Ende des verwichenen Jahrhunderts von den chineſiſchen Tartaren, die der Kaiſer Can hi in eigner Perſon anführte, ſehr in die Enge getrieben ſahen, brachen auf und begaben ſich dorthin unter Rußiſchen Schutz; die andern ergriffen

eben dieſe Parthey erſt um das Jahr 1757 nachdem ſie einen eben ſo unglücklichen Krieg überſtanden hatten. Beyde ſchienen in ihrem neuen Sitze ganz ruhig, und den Ruſſen, welche ſie vor der gänzlichen Zerſtörung geſichert hatten, beſonders zugethan zu ſeyn; als ſie auf einmal ſich einfallen ließen, in das Land der Eleuths, woher ſie gekommen waren, wieder zurückzukehren, und in unſern Tagen das Schauſpiel jener plötzlichen und unvermutheten Wanderungen, wovon die Gothen uns in der ältern Geſchichte Beyſpiele liefern, zu erneuern (*). Dieſer Vorfall, worüber man in Europa

(*) Die Fortwanderung der Kalmucken, welche man im Jahr 1770 als ein großes Unglück für Rußland anſah, wo man befürchtete, ſie möchten ſich der in den öſtlichen Gegenden von Siberien befindlichen Silberminen bemächtigen, zeigt ſich anjezt als eine der glücklichſten Begebenheiten für daſſelbe: Denn hätten dieſe Kalmucken ſich mit den Rebellen des Jaiks vereiniget, ſo würde Moſcau jezt ſchon in ihrer Gewalt ſeyn. In der zwooten Ausgabe der Werke des Hrn. Rath Müllers, hat der Petersburger Hof alles ausſtreichen laſſen, was dieſe Fortwanderung der Kalmucken, wovon in Pallas Reiſen, der ſie lange vor ihrem Abzuge ſah, die Rede iſt, angeht. Der Prieſter Kama, den man beſchuldiget, von allem dieſem der Anſtifter geweſen zu ſeyn, bediente ſich hiezu allein des Mißvergnügens, welches ſeit langer Zeit in dieſer Horde immer herrſchender geworden war. Peter der Erſte hatte ihre Oberhäupter als ſeines gleichen

Europa sehr verschiedentlich geurtheilet, hat nothwendigerweise den Hof zu Pekin beunruhigen müssen, welchem die Rebellen in der Provinz Jun-nan, woselbst die Unruhen nur dem Scheine nach beygelegt sind, ohnehin genug zu schaffen machten.

Alle diese Kallmucken sind, ihrem Ursprunge nach, Mungalen; Nomaden nach alter Sitte; zuweilen Räuber; und bey ihrer herumziehenden Lebensart doch so abergläubisch, als es die stillsitzenbleibenden Spanier nur immer seyn können. Man hat bey ihnen eine Menge kleiner küpferner Götzenbilder, Reliquien und Amulete angetroffen: sogar ernähren sie weiße Kameele, die keine weltliche Arbeiten verrichten, sondern allein zum Fortziehn derjenigen Wagen bestimmt sind, worauf die Altäre und Götter, welche auf allen Zügen ihre Horden begleiten, geladen werden. Man weiß nicht, um welche Zeit diese Völker zuerst die Religion

gleichen behandelt; nachher wollte man sie zinsbar, und endlich gar zu Sklaven machen.

Partikulierbriefe aus Ober-Asien reden von einer allgemeinen Gährung daselbst, ohne daß man genau anzugeben im Stande sey, wo sie eigentlich herrühre: indessen erwartet man ziemlich wahrscheinlich eine gewaltige Revolution daselbst. Nächstens werde ich Gelegenheit finden, mich hierüber mit mehrerem auszulassen. Anmerkung des Recensenten.

des groſsen Lama angenommen haben, wovon ſie ſehr eifrige Anhänger ſind, obgleich ſie kein Wort von der Sprache Thibets verſtehen, in welcher die Bücher des Lamiſchen Gottesdienſtes abgefaſst ſind, und die nur einige ihrer Prieſter leſen können. In dieſen Büchern nimmt ſich eine Cosmogonie oder ein Syſtem über die Bildung und die Abwechslungen der Welt, als eine Sammlung der gröſsten Ungereimtheiten, welche die ſeltſame Imagination der Aſiaten jemals erzeugt hat, beſonders aus. Das erträglichſte unter dieſer Menge von Hirngeſpinſten iſt eine Hypotheſe über die Natur und das Weſen der Sonne, die nichts anders als eine ungeheure Glaskugel ſeyn ſoll. Hr. Pallas vermuthet, die Brennſpiegel haben die Lamas des Thibets am erſten zu dieſer Meinung verleitet; welches aber mir, ſo groſs auch das Alterthum der Brennſpiegel bey den Orientalern ſeyn mag, nicht wahrſcheinlich vorkömmt. Der Beobachtung unſers Reiſenden iſt die frappante Aehnlichkeit, welche ſich ohnſtreitig zwiſchen der Religion der Oſtindier und der Religion der Kallmucken und Thibetaner befindet, nicht entgangen; irrig aber wird von ihm behauptet, es ſeyen die Lehrſätze dieſer Religionen von einer chriſtlichen Secte, beſonders vom Neſtorianismus entlehnt. Bey verſchiedenen Miſsionarien, welche dieſe Gegenden von Aſien durchwandert, trifft man dieſelbige Meinung an. Um ſie zu widerlegen darf man nur den Herodotus anführen, der, 470 Jahr vor

Ent-

Entſtehung des Chriſtenthums, ſchon des Lamiſchen Gottesdienſts erwähnte; und auſſerdem auch haben es unmöglich Neſtorianer ſeyn können, durch die das Syſtem der Seelenwanderung, welches gleichſam der Grund iſt, worauf die Religion dieſer Völker beruht, in Indien und in dem Igour verbreitet worden.

Das Geſetzbuch der Kallmucken iſt nicht, gleich ihren theologiſchen Büchern, in einer ihnen unverſtändlichen Sprache geſchrieben; ſondern erſteres ward glücklicherweiſe, unter der Regierung des Galdan-Chan, in mungaliſcher Sprache abgefaßt. Dieſer Regent berief eine große Nationalverſammlung, bey der ſich drey Biſchöffe oder Kutuctkus, und vier und zwanzig Fürſten oder Oberhäupter der Horden einfanden, welche einer Gattung von Menſchen Geſetze gaben, die man für unfähig hielt, ſich irgend einem Geſetze zu unterwerfen. Es iſt dieſes Geſetzbuch ganz ſonderbar dadurch, daß man darinnen eine merkliche Affinität mit den Geſetzen der Franken, Gothen, Lombarden und Burgundier antrifft, welche, wie man weiß, alle aus unſerm Germanien, woſelbſt man von jeher, und ſogar mitten unter den größten Verwirrungen, eine Tendenz zur Ordnung und Polizey verſpühret hat, abſtammen. Die Geſetze der Kallmucken wiſſen von der Todesſtrafe eben ſo wenig, als das alte Geſetz der Teutſchen. In ihrem Lande verdammt ein Diebſtahl von fünf Stüber einen Elenden

nicht

nicht zum Strange, aber er muß zehn dafür wiedergeben; überhaupt werden dort alle Fälle durch Ersatz geschlichtet. Die Probe des glühenden Eisens, welche bey ihnen, wie bey unsern Vorfahren, den alten Teutschen, im Gebrauche ist, und die nie etwas erprobt hat, wird vermuthlich von den schwielichten Händen dieser Leute ohne große Schmerzen ausgehalten.

Von der politischen Regierungsform dieser Nomaden läßt sich lange so viel Gutes nicht sagen, als von ihrer innerlichen Polizey und ihrem bürgerlichen Regiment. Zuförderst theilen sie ihre Horden in Uluß ab, welche eine gewiße Anzahl von Familien in sich begreifen; diese Familien werden hernach wieder in Amiads, und die Amiads in Chatuns eingetheilt, die, gleich den kleinen arabischen Clans, sich immer in einer gewißen Entfernung von einander lagern. Das Letztere ist wegen der Weide für ihre Heerden unumgänglich nöthig. Wollte eine ganze Horde ihre Wohnungen an Einem Orte aufschlagen, und so dicht an einander schließen, wie die Bürger einer Stadt ihre Häuser, so würde es ihr, noch vor Verlauf eines Monaths, an Weiden fehlen. Alle jetzt erwähnten Abtheilungen haben ihre besondere Oberhäupter, deren Gewalt in der männlichen Linie erblich ist. Denenjenigen, welche über Uluß gesetzt sind, und die ihrerseits dem Chan gehorchen müßen, so wie zur Zeit des lehnförmigen Regiments, die vor-

vornehmern Vaßalen dem Könige oder Kaiſer, legt man den Titel eines Noyons bey. Vermittelſt dieſer Anordnungen, welche den Mungaliſchen Tartaren eigen ſind, genießen zwar dieſe Völker einer großen politiſchen Freyheit; aber zugleich werden ſie dadurch der bürgerlichen Unterdrückung ausgeſetzt: bey ihnen iſt ein Menſch gänzlich dem Willen ſeines Noyon oder Herren unterworfen, welcher, ob er gleich nicht die Macht hat, jemanden das Leben zu nehmen, dennoch tauſend andre Mittel findet, ſeine Untergebene zu plagen.

Es ſcheint wunderbar, daß das lehnförmige Regiment, welches das Grund-Eigenthum vorauszuſetzen ſcheint, bey ſo vielen Hirtenvölkern, denen doch das Grund-Eigenthum weniger als andern bekannt war, habe Platz finden können; die Urſache davon mag wohl folgende ſeyn. Jeder Hirte, um ſeine Herde zu vertheidigen, muß nothwendig Soldat ſeyn; und daraus entſpringt, eben ſo wie beym lehnförmigen Regiment, wo alle Vaßalen und After-Vaßalen auch nothwendiger Weiſe Soldaten, und folglich wie die Kallmucken bewaffnet ſeyn mußten, eine militäriſche Conſtitution. Diejenigen Kallmucken, welche das Rußiſche Gebiet verlaſſen haben, konnten in einer Zeit von weniger als acht Tagen ein Heer von 25 bis 30,000 Mann auf die Beine ſtellen; welches vorausſetzt, daß ihre Bevölkerung, die Weiber, Kinder und Greiße mit eingerechnet,

ohn-

ohngefähr 100,000 Seelen seyn mußte; und diese ganze Schaar durchwanderte mit solcher Geschwindigkeit das Orenburgische Gouvernement, daß die rußischen Truppen, welche man abschickte sie bey dem Uebergange über die Flüsse aufzuhalten, sie nur zu erreichen nicht einmal im Stande waren.

Eine solche Lebensart, wo niemand das Land bauet, kann keine andre Nahrung als Milchspeisen, wilde Wurzeln, und frisches oder nach Art der Amerikaner gedörrtes Fleisch verschaffen. Das vornehmste Getränk dabey ist der Kumys oder die saure Milch, welche wie der Wein berauscht; sie läßt sich aber vermittelst der Destillation noch geistiger machen, wozu man sich vornehmlich der Stutten-Milch bedient, die weniger wäßerichte Theile enthält und fast gar keinen Rahm setzt, weswegen man auch von ihr keine Butter machen kann, wiewohl solches von verschiedenen Natur-Kundigern und einigen übelberichteten Reise-Beschreibern behauptet worden. Alle diese Nahrungs-Mittel sind überhaupt nicht sehr gesund, und würden bey einer Nation von ruhiger Lebensart eine Menge Krankheiten erzeugen; aber bey Nomadischen Völkern macht immerwährende Bewegung und der beständige Genuß der freyen Luft alles wieder gut. Nur zum Essen und zum Schlafen verweilen sie in ihren Zelten, deren Aufenthalt wegen der entsetzlichen Unreinlichkeit, die darinnen herrscht,

und

und welche nicht allein die Kallmucken insbesondere, sondern überhaupt alle Hirtenvölker in der Welt charakterisieret, nichts weniger als angenehm ist. Noch ekelhafter wird bey einem solchen Volke sowohl Hausgeräth als Kleidung, wenn dasselbe mit polizierten Nationen kein Gewerbe treibt, und daher gezwungen ist, sich blos mit Häuten zu bedecken, die, bevor sie ganz verdorben sind, nicht abgelegt werden. Alle ihre Gefäße sind aus am Feuer gehärteten Leder verfertiget, und ihre Zelten mit einem dicken groben Filz, der nicht wie leinen Tuch, durch den Regen gereiniget werden kann, bedeckt. Wenn die Hirtinnen des Theokrits und Virgils den Töchtern und Weibern eines solchen Volkes ähnlich gewesen sind, so muß die Einbildungskraft dieser Dichter sich nicht wenig angestrengt haben, alle die abscheulichen Unbequemlichkeiten des Hirtenlebens mit Blumen zu bedecken. Immer ist es schwer zu errathen, warum man den Hirtenstand für angenehmer, unschuldiger und den wahren Freuden der Liebe günstiger gehalten habe, als den Stand der Ackerleute. Alles, was man hierauf sagen kann, ist, daß schon zu Theokrits Zeiten das Schäferleben blos aus mündlichen eben so falschen Ueberlieferungen, als die vom goldnen Zeitalter, bekannt war. Wir würden in diesem Stücke mit den alten Griechen und Römern noch in gleichem Irthume seyn, wenn uns nicht die neuern Reisebeschreiber eine Menge Beobachtungen über das

Leben

Leben und die Sitten der Nomaden in Asien und Afrika geliefert, und dadurch unsere Begriffe zurecht gewiesen hätten. Jezt setzen wir eine Eglogue mit den Feenmährchen ohngefehr in eine Classe.

Da der Reichthum der oben erwähnten Völker in Heerden von Schafen, Ziegen, Pferden, Kühen und Kameelen besteht, so ist leicht zu begreifen, daß nach und nach bey ihnen die Ungleichheit durch Glücksgüter eben so merklich, wie bey den civilisierten Völkern werden müße: es giebt Kallmucken, die über 1000 Pferde besitzen: es giebt andre, die deren nur 4 haben; und so ist es nach Proportion, mit allem übrigen Vieh. Was die Räubereyen betrift; deren man sie beschuldigt, so sind solche, nach der Aussage des Herrn Pallas, eine Folge der innerlichen Kriege, welche die Horden und sogar die Uluß bisweilen gegen einander führen. Zwar hat das Gesetz-Buch des Galdan-Chan durch so weise Verordnungen, als sie der Geist eines solchen Volkes zuläßt, denselben vorzubeugen gesucht; allein unter einer Art von lehnförmigen Regiment ist es eben so wenig möglich, den innerlichen Kriegen vorzubeugen, als es möglich ist, den Wind zu verhindern, Stürme auf dem Meere zu erregen. Da die Kallmucken weder Städte, noch Schlösser, noch Häuser besitzen, so nehmen ihre Feindseligkeiten bald ein Ende; auf freyem Felde können sie sich nicht lange

gegen

gegen einen ihnen an Zahl überlegenen Feind vertheidigen, besonders wenn dieselbe ihnen gleich Anfangs die Weiden, die auf verschiedene Stunden in der Rundung zur Subsistenz ihrer sehr zerstreuten Heerden erfordert werden, abschneidet. Nichts kann daher richtiger seyn, als die Regel, welche Polyb den gesitteten Nationen vorschreibt, die sich im Fall befinden, von Nomadischen Völkern, dergleichen die Kallmucken sind, und vormals die Hunnen waren, angegriffen zu werden. Man muß denselben gleich im ersten Augenblick ihres Einfalls widerstehen, und ihnen ohne Aufhören die Lebensmittel abzuschneiden suchen; alsdann fallen binnen acht Tagen ihre Pferde in entsetzlicher Menge, denn diese Völker haben keine andre Magaziene und keinen andern Vorrath, als was sie auf ihren Wagen nachschleppen.

Beym Beschluß dieses Artikels von den Kallmucken ist zu erinnern nothwendig, daß sie sich selbst Chalimachs, oder mit einem noch allgemeinern Namen Oljuds benennen. Die französischen Schriftsteller, besonders die chinesischen Mißionarien, schreiben diesen Namen Eleuths. Um die Verwirrungen in der Erdbeschreibung zu vermindern, wäre wohl sehr rathsam, daß endlich einmal eine gleichförmige Rechtschreibung in allen Relationen und Charten eingeführet werden möchte.

Was die übrigen Völker, deren in diesem Buche Erwähnung geschieht, betrifft, so haben

die meisten unter ihnen dadurch, daß sie sich, wie die Kosaken, unmittelbarer der Rußischen Herrschaft unterworfen, vieles von ihrem eigenthümlichen Charakter, ihren Sitten und ihrer Religion verlohren: es sind halbe Moscoviten.

Die Trümmern der Hauptstadt der Bulgaren, heutzutage am gewöhnlichsten Bolgari genannt, befinden sich am linken Ufer der Wolga, 80 Werste von Simbirski ab. Sie werden hier mit vieler Genauigkeit beschrieben, obgleich sie weder in Ansehung der Baukunst, noch der Geschichte, etwas interessirtes darbieten. Denn eines Theils waren die Gebäude daselbst in orientalischem Geschmacke, jedoch, wie es scheint, dem persischen Styl am nächsten; und andern Theils enthalten die unter dem Schutt entdeckten Innschriften nichts weiter als traurige Epitaphe, deren Zeitpunkt sich nicht über das 619te Jahr der Hegire erhebt. Ueberhaupt ist wahrscheinlich, daß diese Stadt unter der Herrschaft der Mahometaner einen ansehnlichen Handel getrieben habe, und ehemals das gewesen sey, was nunmehr Orenburg ist. An diesem leztern Orte könnte die Handlung um ein merkliches blühender werden, wenn die Russen in ihrem Lande rohe Seide und Baumwolle zögen, welche an den Ufern der Mötscha und des Irgis vielleicht weit besser fortkommen würden, als in der Gegend des Sackmara, wo die Baumwollenbäume gleich im ersten Jahre des Versuchs von der

Kälte

Kälte getödtet wurden. Auch ſchlägt man den Ruſſen vor, Kameele zu ziehen, deren Haare ſie jezt bey den Ausländern zu hohlen gezwungen ſind, obgleich zwiſchen der Wolga und dem Jaick ſich für dieſe Gattung Thiere vermuthlich ſehr ſchickliche Weiden befinden. Der Handel, welchen die Stadt Orenburg mit den Hirtenvölkern der großen Wüſte treibt, beläuft ſich jährlich auf 10000 Pferde, und 50 bis 60,000 Schafe, die von dort aus nach dem Mittelpunkte des rußiſchen Reichs gebracht werden.

V.

Ueber das Ideal einer Geſchichte.

Es wäre ſehr ungerecht, die Arbeiten unſers Jahrhunderts in der Geſchichte zu verkennen, und beſonders in Teutſchland Männer zu erniedrigen, welche ſich um dieſelbe, durch Aufſuchung alter und ächter Monumente, verdient machen. Dieſe Forſcher der Wahrheit verdienen für ihre unermüdete Arbeiten unſer Lob, und unſern ganzen Dank, und junge Männer, welche jenen folgen, verdienen Aufmunterung, ſo bald ſie Genauigkeit und tiefen Blick mit ihrem Fleis vereinigen. Aber Materialien herbeyführen, unbrauchbare Stücke wegwer-

fen, nach ächten, festen und haltigen Steinen graben, heißt lange noch kein Gebäude aufführen, das Bewunderung den Vorübergehenden, und Beyspiel den Nachkommen seyn soll.

Schon lange habe ich in heitern Stunden, deren mir freylich meine Muse wenige giebt, dem Ideal einer Geschichte nachgedacht, von welchem ich hier nur eine kleine Skizze aus einem grösseren, aber ungeordneten Ganzen, das noch lange in meinem Pulte liegen soll, liefern will.

Der weise Menschenfreund interessirt sich für alles, was menschlich ist.

Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

Jede Erzählung einer Begebenheit, sie sey so speciell oder individuell, als sie wolle, sie sey aus einem großen kaum überschaulichen Ganzen herausgerissen, oder sie umfasse und interessire die Hälfte des Menschengeschlechts, ist für den Mann, welcher das Herz des Menschen bis in seine innerste Winkel erforschen will, wichtig. Aber nicht jede Erzählung ist Geschichte, und nicht jede kann sich diesen Namen anmaßen; denn die Geschichte umfaßt eine Reihe von Begebenheiten, wo immer eine in der andern, gleich Ringen einer langen Kette, hängt, und jede die folgende schon zur Hälfte bestimmen muß. Eine zunächst vergangene Begebenheit, verknüpft mit der gegenwärtigen,

zeugt

zeugt nothwendig die zukünftige. Wenn mir nun der Geſchichtſchreiber nicht dieſe Glieder der großen Kette mit philoſophiſchem, tiefblickendem Geiſte unter ſich verknüpft, daß ich derſelben mit leichter Mühe folgen, und mich feſt halten kann; wozu ſoll mir Geſchichte? wozu eine Uhr, und wenn ſie noch ſo koſtbar wäre, wenn ihr alle Triebräder fehlen ſollten?

Bloße Begebenheiten ohne Verbindung, oder ſo künſtlich und weitläuftig zuſammengeſezt, faßt mein Geiſt nicht, ſo ſehr ich mich unter der Laſt derſelben empor arbeite. Und wenn mich noch überdieß immer Nebenumſtände auf meinem Laufe zögern, und mich von dem Ziel entfernen, wenn ich von dieſen immer mich zur Hauptſache wieder durchſchlagen und, immer abgebrochen, immer wieder friſch einlenken muß — Ich werde unwillig, und wenn ich mich genug ermattet habe, lege ich die Geſchichte weg. Und nun urtheile man, ob ich von dem Geſchichtſchreiber zu viel fordere? Er ſoll mir alles das, was die Aufſchrift ſeiner Geſchichte verſpricht, genau erfüllen, und weder zur Rechten noch zur Linken austreten. Wenn das zu viel gefordert iſt, ſo weiß ich nicht, wie wenig ich fordern darf, um dem Geſchichtſchreiber keine böſe Stunde zu machen.

Geſchichte der Welt; Geſchichte der Menſchheit; Geſchichte aller Völker, aller Zeiten, aller Jahrhunderte; Geſchichte aller Sprachen und

menſchlichen Begriffe; Geſchichte aller Revolutionen, welche ſeit der Erſchaffung ſich auf dem Schauplatz der Erde abgewechſelt haben.

Große weitumfaſſende Aufſchriften, vielleicht von Vielen gebraucht, und von den Allerwenigſten kaum verſtanden.

Umſonſt ſuche ich das, was mir dieſe Aufſchriften ſagen, in den Büchern, welche wir jezt haben, und wenn auch gleich noch ſo viele Bände zu den Weltgeſchichten, welche wir haben, hinzugeſezt werden ſollten. In der allgemeinen Weltgeſchichte verlange ich durchaus nicht ſpecielle Staatengeſchichte, jede von einem andern Mann bearbeitet, daß das Ganze kein Ganzes, ſondern nur mehr oder minder gut bearbeitete oder vollſtändige Theile ausmacht; ſondern, wenn ich dann nun aus eigenem Antrieb, oder dazu aufgefordert, eine Weltgeſchichte ſchreiben müßte, wovon ich unendlich entfernt bin (*); ſo würde ich erſt Thaten und Begebenheiten, Veränderungen auf unſerm Erdball, und Revolutionen, welche das Ganze, oder den größten Theil des Ganzen angehen, ſammlen, und dann nach vielen Jahren aus dieſen zuſammen ein für ſich beſtehendes Ganzes bilden.

Unſre

(*) Dies brauchte der Verfaſſer nicht zu verſichern. Aber bey dieſer Stelle zu lächeln, wird doch wohl erlaubt ſeyn? d. H.

Unſre Erde hat nicht immer einerley Geſtalt behalten, ſie hat ſich ſehr oft verändert, wo Meer war, iſt nun Land; und wo vordem bewohntes Land war, iſt nun Meer, und viele Inſeln beyſammen laſſen uns kaum vermuthen, daß hier Land geweſen iſt. — Auf dieſer Erde haben noch andre gleichwichtige Revolutionen abgewechſelt; wo vorhin fruchtbare, blühende, ſehr bevölkerte Staaten geweſen ſind, iſt nun ödes unfruchtbares Land, welches kaum ſeine wenige Bewohner ernähren kann.

Und nun eine ſolche Geſchichte, ſo weitumfaſſend ſie iſt, ſo kurz und genau kann ſie zuſammengebracht werden. Denkmale fehlen uns — aber ſie fehlen uns nicht ganz. Trümmern von Denkmalen liegen in der Sprache, liegen in der Theogonie und Mythologie, welche für jeden denkenden Mann von der größten Wichtigkeit ſeyn können. Nach einem ſolchen Maasſtab wird ſich leicht beurtheilen laſſen, wie viel und wenig von der ganzen übrigen Geſchichte dieſes Werk enthalten kann. Erdbeben, welche einen großen Theil der Erde ändern; Ueberſchwemmungen, abgeriſſene Länder, die Entdeckung eines bisher unbekannten Welttheils, und der damit verknüpfte Nutzen oder Schaden, und mehrere dergleichen Revolutionen finden ihren Platz in der allgemeinen Erdgeſchichte. Aber was nur einen kleinen Theil der Erde intereßirt, nicht auf das Ganze würkt, oder deſſen Würkungen auf das Ganze uns unbekannt bleiben, das

lasse man gerade hinweg. Da uns die Ursachen der Dinge, die Veränderungen der Erde, ihre Verhältnisse zu den übrigen Planeten sehr unbekannt sind, so kann man nicht erwarten, daß eine solche Geschichte zu Stande gebracht werde, ohne daß folgende Jahrhunderte wichtige Begebenheiten genug einschieben können. Das soll nun Geschichte der Welt seyn! Noch ist des Menschen, dieses schaffenden mächtigen Gottes, nicht gedacht, auch Er soll nun der Gegenstand der Geschichte seyn. Er der Mensch, der von Natur nichts ist, als bloße Fähigkeit, und welchen tausend unbemerkte Dinge zu dem bilden, was er werden soll. Seine Geschichte ist wichtig — aber habe ich das wichtigste derselben in Ordnung gebracht, so soll es mir nicht fehlen, sie für jeden Weisen interessant genug zu schaffen.

Der Erste Stand des Menschen (wir gehen hinauf bis zu dem ersten Menschen) ist der Hirtenstand. Einfalt in seinem ganzen Leben, und eine gewisse nur für diese Zeit schickliche Gleichgültigkeit gegen alle Gegenstände um ihn her, ist das Eigenthum dieses Zeitpunktes.

Seine einfache Bedürfnisse fordern auch nur die einfachste Befriedigung. Nun bemerke der Schriftsteller die allmählige Entwicklung menschlicher Begriffe; die Entdeckungen, die der Heldenzeit den Weg bahnen; die Erfindung des Erztes; die Denkart der Familie, welche wegen ihrer Vergrösserung nun nicht

weiter

weiter dem Aeltesten der Familie gehorcht; die Entstehung der Gesetze, der Priester, Richter und Herrscher, welche so klar in den ersten Sprachtrümmern verborgen liegen. In dieser Heldenzeit werden tausend Entdeckungen gemacht, die Bedürfnisse immer mehr gehäuft, so, daß sich der kleine Staat seiner Kultur immer mehr nähert. Tausend neue Bedürfnisse entstehen aus tausend neuen Entdeckungen. Aus dieser Heldenzeit bildet sich nach und nach das Volk zu einem gesitteten, nach Gesetzen eingerichteten Volk, und das Volk nähert sich immer mehr seiner Kultur. Und nun, wenn es den höchsten Grad der Kultur erstiegen hat, so sinkt es wieder herab, wird weich, und nähert sich dadurch dem Verderben; bis es in späten Jahrhunderten wieder erwacht. Dies ist die Geschichte eines jeden Volks überhaupt betrachtet, und in diese vier Epochen müssen die Begebenheiten der Geschichte der Menschheit eingeschoben werden.

Und nun, was soll in dieser Geschichte der Menschheit stehen, und wie viel wird erfordert, um allen meinen Forderungen Genüge zu leisten? Ich will gern gestehen, daß Ein Mann lange dieser Arbeit nicht gewachsen sey; aber darum lasse ich einen Plan nicht fahren, weil ich vielleicht nur im Stand bin, den kleinsten Theil desselben zu bearbeiten, und weil er nur erfüllt werden kann, wenn Drey denkende, fleissige Männer sich die Hände dazu bieten.

Man sehe diese Skizze blos als eine Philosophie oder, wenn man will Metaphysik der Geschichte an, und fordre nicht, daß ich meinen Plan in Theilen verfolge, und von jeden Theil desselben hier Rechenschaft ablege.

Was soll denn nun in der Geschichte der Menschheit stehen?

Zuerst Sprache! Ursprung derselben, der ja, wie mich dünkt, nun deutlich genug entwickelt ist. Der erste Mensch, auf diese Erde hingestellt, mit einer unendlichen Menge Gegenständen umgeben, deren Eigenschaften er nicht anders erkennen kann, als in so fern der Gegenstand sein Ohr, sein Auge, seinen Geruch, Geschmack und Gefühl betrift. Noch kein Begriff, nicht einmal ein Bild in seiner Seele, keine Ueberzeugung oder Bewußtseyn seines eigenen Daseyns, bis ihn die Gegenstände auſſer ihm davon überzeugen. Er empfindet diese, erst überhaupt — allein ihre Menge ist zu groß, seine Empfänglichkeit derselben zu sehr eingeschränkt — dann speciell oder individuell, und hier erst erlangt er Bewußtseyn seiner selbst (*), durch die besondere Empfindung einzeler

(*) Ich vermuthe, daß dieses Gerippe von den Anfang der Geschichte des Menschen wenigen Lesern Genüge leisten wird, und behalte mir daher vor, wenigstens den Anfang der Geschichte der Menschheit, für die Liebhaber derselben noch näher zu entwickeln. Bis dahin soll man diese Sätze noch als Hypothesen ansehen.

einzelner Gegenſtände auſſer ihm. Erſt wird jeder Gegenſtand in ſeiner Seele Bild, und dieſes Bild iſt ſchon die Grundlage zur Sprache. Er lernt Eigenſchaften erkennen, die ſo verſchieden ſind, als ſeine Sinne. Nach der Erkenntniß dieſer Eigenſchaften wagt er Nahmen, Nachahmung des Tons der Natur u. d. g. Das ſoll Urſprung der Sprache ſeyn, und zugleich Urſprung der menſchlichen Begriffe, durch Sprache oder Bild; das Hülfsmittel, den Gegenſtand mich wieder erkennen zu laſſen. In dieſer Geſchichte noch ferner **Fortpflanzung, Abweichung, Verfeinerung, Beſtimmung der Sprache.** Nothwendigſte Theilung einer Sprache erſt in verſchiedene Dialecte, denn in beſondere Sprachen, welche aus dieſem Dialecte entſtehn! In dieſer und jener Gegend der Welt mehr Urſprache, weil die Inwohner derſelben weniger Bedürfniß und alſo auch minder Namen und Begriffe haben. Wer nun nicht fühlt, daß dieſe einen Hauptheil der Geſchichte der Menſchheit ausmacht, der ſage mir: was ſoll Geſchichte der Menſchheit ſeyn? was ſoll ſie enthalten? Aber denjenigen, welche die Wahrheit dieſer Sätze fühlen, denen darf ich eine ſolche Geſchichte verſprechen, zu welcher mein Freund, Hr. Pfarrer **Fulda** in Mühlhauſen mir ſchon wichtige Beyträge geliefert hat, und der noch aus allen Sprachen gewiſſe unläugbare Beyſpiele für meine Geſchichte geben wird. Ich will nichts verſprechen, wenn ich nur deſto mehr halten

ausführen kann. Neben der Sprache stehen Sitten, (ihre Genealogie ist bey allen Völkern der Erde gleich) Künste, Wissenschaften Erfindungen Entdeckungen, Werke des Zufalls, wie jedes dem andern den Weg bahnt, wie immer eine unbekannte Wahrheit aus einer schon bekannten Wahrheit fliessen muß. Endlich noch zur Geschichte der Menschheit: Rechte, Freyheiten, Gesetze der Menschheit, im Gegensatz mit den Anmassungen, Forderungen und Beeinträchtigungen der Herrscher; Friede und Krieg, und die Erfindungen, zu welchen dieser Gelegenheit war; der stehende Soldat, durch welchen sich die Herrscher ihren Bürgern furchtbar gemacht haben, und auf welchen die Gesetze des Despotismus, wenn anders dieser Gesetze haben kann, ruhen; und viele Sachen mehr. Was ließe sich nicht an einem solchen Plane ausführen, wenn man in Ruhe und Sicherheit, mit der ganzen Heiterkeit des Geistes arbeiten dürfte?

Und dann endlich, um die Arbeit zu krönen, die Geschichte aller Völker, Zeiten und Sprachen zusammen. In dieser Geschichte die Entstehung der Völker, ihre Theilungen, Wanderungen Veränderungen, Vermischungen, Verbindungen, Verhältnisse unter sich, Regierungsarten, Verschiedenheiten der Gesetze, Religionen, Gebräuche und Gewohnheiten. Wo uns der gewisse

wiſſe Leitfaden der Geſchichte verläßt, da hilft Sprache ſo gewiß und ſicher, als kein Monument thun kann, und wo uns Geſchichte leitet, da gewährt wenigſtens die Sprache. Herder hat ſchon den Nutzen des Sprachſtudiums erkannt, als Philoſoph eingeſehen; aber nicht verfolgt, nicht mit Beyſpielen gezeigt, ſondern mehr die Möglichkeit einer ſolchen Geſchichte aus der Sprache dargethan; und nun was ſollte es ſchaden, ſie durch Beyſpiele zu erweiſen (*)? Dadurch ſollten die Vernunftgründe des Herrn Abts Jeruſalems für die Vortreflichkeit des erſten Buchs Moſis noch weit mehr Feſtigkeit und Gewißheit erhalten.

In dieſer Geſchichte ſollten die Namen der größten Weiſen, der erſten Philoſophen, welche die Erde hatte, ſtehen. Aber nicht nur Männer, welche das Wohl eines großen Theils der Erde befördert haben, ſondern auch ſolche, welche das Wohl eines großen Theils Menſchen zerſtörten, ſollten zur Schande genennet werden. Männer, welche für den Verkehr ganzer Nationen wichtige Anſtalten gemacht, und den Weg zu einer nähern Verbindung derſelben gebahnt haben, haben ſich ein unauslöſchliches Verdienſt um die Menſchheit gemacht. Die Epoche, in welcher die Handlung, dieſe Urhe-

(*) Ich hoffe in einer eigenen Abhandlung Beyſpiele vorzulegen, die meinen Satz noch weit mehr als bloßer Vernunftſchluß erweiſen ſollen.

Urheberin und Erhalterin der Geſelligkeit und Freundſchaft entlegener Nationen, begann; die Erfindung der Schrift, die Erfindung des Papiers; der Gebrauch des Geldes, welches nun beynahe allgemein, ſtatt der vormaligen Umtauſchung der Güter, eingeführt iſt; die Erfindung des Drucks; die Erfindung der Wechſelbriefe: dieß alles ſind Sachen, welche für die Menſchheit von gröſstem Gewichte ſind. Man gewöhne ſich nur gewiſſe Hauptepochen nach den wichtigſten Entdeckungen zu nennen, und ſetze untergeordnete Epochen in jeder Periode nach jeder nützlichen Erfindung, und ſammle nur nach und nach Thatſachen, und bringe ſie an ihre Stelle, ohne noch ein Ganzes daraus zu bilden. Die allmählige Verbeſſerung und Aenderung der Kriegsdiſciplin iſt für alle Menſchen gleich intereſſant. Die Stifter der Religionen werden noch vor den Eroberern genennet; weil dieſe keine ſo allgemeine Revolution hervorgebracht haben, als jene, und in manchem Betracht der Schade der Verſchiedenheit der Religionen weit gröſſer und ausgebreiteter iſt, als derjenige, welchen Eroberer angerichtet haben. Die erſten Urheber des Götzendienſtes, ſo weit ſie uns die Geſchichte und Mythologie darbeut; Moſes, Jeſus Chriſtus, Confucius, Mahomed, Luther, Calvin machten wichtige Hauptepochen aus; aber dem Geſchichtſchreiber erlaube ich nicht, ſich für einen oder den andern zu erklären. Und nun nach dieſen die Eroberer,

jeden

jeden in der Epoche, in welche er hingehört. Ferner: Schiffarth, ihr muthmaßlicher Ursprung und Vervollkommung, und die Erfindungen, welche zu ihrem Besten gemacht worden sind, jede an ihrer Stelle. Ich nenne hier nicht alles, und darf auch nicht, um die Gedult meiner Leser nicht zu mißbrauchen. Aber so zusammen, und in solchen oder ähnlichen Hauptabschnitten müßte eine allgemeine Erd- und Völkergeschichte betrachtet werden; wenn sie die Würkung, welche man von derselben erwartet, auf uns machen sollte.

Aber nun Specialgeschichte; Geschichte eines Kleineren für sich betrachteten Ganzen! Haben wir sie, und haben wir sie so, wie wir sie wünschen könnten?

Nur wenige Männer sind, welche sich diesem Ideal in einiger Form genähert haben. Die griechische Geschichtschreiber haben interessant genug geschrieben, aber entweder betrifft ihre Geschichte nur einen einzigen Krieg, eine einzige Hauptepoche, oder sie verliert sich in dem grauen Alterthum in Fabeln. Livius kam meinem Ideal von Specialgeschichte nahe genug, denn er schrieb nur, was seine Römer thaten; aber er war zu wenig Philosoph, und zu ungestümmer geschwätziger Redner. Sallust hat zu wenig geschrieben, als daß ich von ihm urtheilen könnte; Aber, das darf ich doch ohne Scheu sagen, sein tiefer philosophischer Blick versprach sehr viel. Tacitus ist

zu pretiös, und prächis, und vielleicht bey allen seinen Gebrechen und Fehlern meinem Ideal am nächsten. Seine Schrift von den Sitten der Teutschen ist der wichtigste Beytrag zur Geschichte der Menschheit, den ich kenne, so wahr und mit so vieler Theilnehmung geschrieben, daß sie nicht nur für seine Römer, sondern für jedes nicht entnervte Volk Satire seyn mußte.

Es ist in Monarchien ein sehr gewöhnlicher Fehler, daß der Geschichtschreiber immer nur Biographie seiner Herrscher schreibt, und darüber vergißt, daß seine Geschichte, Geschichte des Volks, der Sitten und Begebenheiten seines Volks seyn sollte; daß immer die Hauptfrage nur die ist: Wie ist der Staat, welchen ich vor mir habe, zu dem worden, was er jezt ist; durch wie viele Revolutionen hat er die feste eigene dauernde Gestalt in Ansehung der Regierung, Lebensart u s. w. gewonnen, welche er jezt hat; wie hat das Volk sich nach und nach gebildet, vermehrt und getheilt u. s. w.? Wissenschaft, Kunst, Lebensart, Sprache, Einführung fremder Kleidung, fremder Sitten und Gewohnheiten, Entdeckungen und Erfindungen gehören in die Specialgeschichte eines jeden Volks; und hier kann eine einzige ergiebige Salzquelle für das Volk weit wichtiger seyn, als alles, was sein Herrscher großes und schönes unternommen hat. Freylich ist auch die Geschichte eines monarchischen Staats lange so vielen Schwierigkeiten nicht unterworfen,

als

als die Geſchichte kleiner unter ſich verknüpfter Staaten, deren jeder eigne Sitten, Geſetze und Rechte, und in manchen Betracht ein eignes Intereſſe hat; aber die Geſchichte der Monarchien wird nicht recht geſchrieben, ſo lange ſie blos Biographie der Herrſcher iſt. Wenn der Herrſcher die Urſache groſſer Begebenheiten iſt, ſo ſoll er genennet werden: aber wie der Herrſcher ſich bildete, unter welchen Umſtänden er aufgewachſen iſt; das mag der Biograph ſagen, wenn es intereſſant genug iſt; aber in der Geſchichte eines ganzen Volks können durchaus ſolche ſpecielle Privatgeſchichten einzelner Männer nicht ſtehen. Livius hat diß genauer beobachtet, als kein Geſchichtſchreiber; er erzählt nur immer die Begebenheiten und Thaten ſeines Helden, die auf den ganzen Römiſchen Staat einen Bezug hatten, und doch ward die Privatgeſchichte dieſes Mannes nicht vergeſſen. Biographen giengen ihm zur Seite, welche dieſe Theile mit philoſophiſchem Geiſte bearbeiteten. Cornelius Nepos, Plutarch, Tacitus im Leben des Agricola, Sueton und mehrere, welche die Zeit uns gelaſſen, oder geraubt hat, hatten ſich dieß zu einem eignen beſondern Geſchäfte gemacht. Und wenn denn einmal unſre Geſchichtſchreiber ihnen folgten, und ihre Epochen nicht blos nach Namen von Herrſchern, oder beſondern Linien derſelben, ſondern nach Hauptbegebenheiten, als feſten Standpunkten zählten, weil dieſe in dem ganzen Volke eine wichtige Revolution hervorbrachten: ſo ſollten dann in der

teutschen Geschichte Hauptepochen seyn: Die Vereinigung unter einem Regenten; die Entstehung der Reichsfürsten und der Churfürsten und Stände; die Kreuzzüge; die Zeiten der Minnesinger; die Reformation durch Luthern und Calvin, und so mehrere minder und mehr wichtige Ruhepunkte; und dann sollte durchaus nicht nach carolingischen, fränkischen, sächsischen, schwäbischen Kayfern u. s. w. gezählet werden.

In jeden jener Zeitpunkte hat Teutschland eine andre Gestalt bekommen; aber nicht mit dem Anfang einer andern Linie von Kayfern. Wenn ich nun unter solche feste Standpunkte alle die Begebenheiten, Gebräuche, Lebensart, Bevölkerung, Aufklärung oder Verfinsterung in den Wissenschaften, Aenderungen in der Sprache, Aenderung in Kleidung, und veränderte Lebensmittel gebracht habe; wenn jeder grosse Fürst, der in Teutschland wichtige Veränderungen veranlaßt hat, die auf das Ganze wirkten, genennet ist; wenn ich den Schaden der verschiedenen italiänischen Züge, die Absonderung verschiedener Stücke, welche zu Teutschland gehörten, an ihren Ort gebracht habe: so will ich den Versuch machen, sie in ein Ganzes zusammen zu bringen, und ich will mir noch dieses Geschäfte so leicht, als möglich ist, machen, wenn ich mich nicht selbst in der Ausarbeitung übereile. Ich habe eine hinlängliche Anzahl teutsche Geschichten vor mir, welche alle von meinem Ideal noch sehr weit entfernt, alle nur Biographien der Herrscher und nicht

Geschich-

Geſchichten des Volks ſind, worinn ſogar wichtige Entdeckungen und Thatſachen weggelaſſen, oder kaum bemerkt ſind; worinn immer von der Cultur des Volks noch zu wenig geſagt iſt, und die Zeiten der Minneſinger mit der größten Nachläßigkeit angeführt, oder ganz übergangen ſind; und doch haben alle dieſe Geſchichten noch Nutzen genug für mich. Wahr iſt es, daß ich erſtaune, wenn ich dieſe Geſchichtſchreiber und beſonders le Bret in Zeitungen und Journalen ſo ſehr erhoben finde, der doch wahrlich bisher wenig genug geleiſtet hat. Und doch weiß ich mir ihre Arbeit nützlich zu machen. Ich leſe ſie aufmerkſam, und ſtreiche alles das hinweg, was nicht zur Geſchichte des teutſchen Volks gehört, und ſetze das noch hinzu, was ſie hinweg gelaſſen haben, jedes an ſeine eigentliche Stelle; und ſetze dieſe Arbeit ohne beſondere Mühe fort. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich die Epochen gleich anfangs anders genennet habe, und daß immer meine Hauptabſicht iſt, die Geſchichte der Herrſcher in Geſchichte des Volks umzuändern. Zu dieſer Arbeit werden freylich viele Jahre erfordert, und eine große weitblickende Beleſenheit. Am Ende wünſchte ich mir noch zu Vollendung meines Werks tiefen, richtigen, philoſophiſchen Blick unendlich viele kleine Theile immer unter den Punkt eines einigen Ganzen zu bringen. Die Geſchichte der Eydgenoſſen hat mit der teutſchen Geſchichte viele Aehnlichkeit. Auch in dieſer iſt jeder Theil ein eignes Ganzes, und alle Theile zuſammen ein groſſes unter ſich

zwar genau Verbundenes, aber doch in mancher Absicht verwickeltes Ganzes. Noch leichter, dünkt mich, kann sie geschrieben werden, weil sie erst von der Zeit an beginnt, wo Helvetien einen eignen, von andern Staaten abgesonderten, Staat ausmachte. Die Zeit vor dieser Vereinigung der Eydgenossen ist ein Theil der teutschen Geschichte, und wenn aus dieser nur das Wichtigste ausgehoben wird, so ist sie immer vollständig genug.

Zuletzt nun Specialgeschichte eines einzelen Theils dieses grossen Ganzen, in welcher alles das Specielle stehen kann, was in der allgemeinen Geschichte eines Volks keinen Platz finden konnte; weil es nicht auf dieses grosse Ganze, sondern nur auf einen kleinen Theil würkte. Sie kann interessant genug geschrieben werden, wenn sie nur das Wichtigste, was diesen Theil allein angeht, in sich faßt. Wenn diese ganz specielle Geschichten an Inhalt und Kürze Schlözers Geschichte von Corsika gleichen könnten, wie wichtig für den Bürger dieses speciellen Theils und für den Liebhaber überhaupt?

Kirchen- und Gelehrtengeschichte habe ich schon oben in die allgemeine Geschichten gewiesen; und wenn sie noch ja besonders ohne Verbindung mit der politischen Geschichte geschrieben werden kann; so soll sie doch wenigstens nach einem ähnlichen Plane bearbeitet werden, und nur ja nicht Biographien, sondern Begebenheiten der Kirche und Wissenschaften erhalten. Wenn die allmählige Aufklärung in den Wis-

sen-

ſenſchaften, und die Grade und Stufen der menſchlichen Erkäntniß genug entwickelt ſind, wenn gezeigt iſt, wie der menſchliche Geiſt verfeinert, oder in Künſteleyen und Spitzfindigkeiten erſtickt worden iſt, ſo habe ich genug, und verlange von dem Geſchichtſchreiber weiter nichts.

Und nun nur noch eine Erinnerung! Man iſt in Teutſchland ſchon lange gewohnt, immer nur Parallelen zu ziehen, und ſich mit der Idee von teutſchen Humen und Robertſonen, Livius und Tacitus zu beluſtigen. Die Parallelenſucht iſt für die Aufnahme der Wiſſenſchaften überhaupt ſehr gefährlich, und erweckt wenigſtens nur Nachahmer und keine eigene für ſich denkende Schriftſteller.

Schlözer, mit deſſen Arbeiten ich vollkommen zufrieden bin, und welcher noch weit mehr leiſten könnte, wenn er weniger Zänker und deſto mehr Beobachter wäre, ſoll nie weder Hume noch Robertſon werden, ſondern er ſoll, wenn er ja einmal an die teutſche Geſchichte ſich wagen wollte, nach eigenen von ihm ſelbſt durchgedachten und beſtimmten Planen arbeiten; und ohne ſich ſtöhren zu laſſen, ohne die Stimmen für und wider ihn, als in ſo fern ſie Wahrheit ſind, zu achten, ſeinen Weg unbekümmert fortwandeln, und nicht nach allen Mücken ſchlagen.

Wie ſehr wünſchte ich meinem Vaterlande einmal eine Geſchichte, welche alles das erfüllte, was ich hier vielleicht nur geträumt habe.

Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatz.

Diese kleine Abhandlung rührt von einem jungen Gelehrten her, dessen Genie und Lebhaftigkeit des Geistes viel verspricht. Noch ist er nicht, was er werden könnte, wenn äußere, nicht von ihm abhängende, Umstände, ihm erlaubten, seinen eignen Weg fortzugehen. Was jedem aufmerksamen Leser an diesem und andern Aufsätzen des nemlichen Verfassers sogleich auffallen muß, ist die Cruditat seiner meisten Begriffe, die Eilfertigkeit seiner Schreibart, ein gewisser Egoismus, welcher jungen Schriftstellern von feurigem Geist eigen zu seyn scheint, und ein Mangel an Belesenheit, der die Ursache ist, daß man mit großer Emphase die bekanntesten Dinge so sagt, als ob man sie zuerst bemerkt hätte. Er übersieht würklich schon eine große Menge von Gegenständen; aber die meisten liegen noch mehr oder weniger mit Nebel und Duft umflossen, vor ihm, gleich den ungewissen Formen der Natur zur Zeit der Dämmerung; er divinirt ihre wahre Gestalten, aber er sieht sie nicht. Damit der umschauende Blick des philosophischen Geistes die Natur richtig ins Auge fasse, muß man erst in die Ebnen und Thäler derselben herabgestiegen seyn, und die Gegenstände, einen nach dem andern, einzeln, nach allen ihren Theilen, Eigenschaften, und besondersten Beziehungen, genau betrachtet haben; erst alsdann kann man einen Berg besteigen, um das Ganze, dessen Theile man kennen gelernt hat, mit alles umfassendem, hellem Blicke zu übersehen. Aber dies kann nicht das Werk etlicher weniger Jahre seyn. Unserm jungen Schriftsteller sieht man an, daß einige neuere Denker, die er, weil sie es in seinem Kopfe sehr helle machten, mit Begeisterung gelesen zu haben scheint, besonders Helvetius und Herder, einen großen Antheil an seinen gegenwärtigen Begriffen haben: Aber sehr oft wäre zu wünschen, daß

er fremde Begriffe nicht zu schnell zu den seinigen machte, und anstatt sie uns in Gestalt wieder von sich gegebener Cruditäten vorzutragen, sie vorher, zu Stärkung seines eigenen Geistes, in Saft und Kraft verwandelt hätte. Dies Gleichnis ist nicht sehr elegant; aber es drückt das, was ich sagen wollte, am besten aus.

Der vorerwähnte Egoismus ist einer von den Fehlern, wovor ich angehende Schriftsteller, besonders wenn sie für das eigentliche Publikum schreiben wollen, am meisten warnen möchte. Das ewige Ich, Ich, in dem Munde eines Ich, das erst kürzlich angefangen hat eine Person zu werden, und dem größten Theil seiner Leser noch eine unbekannte Person ist, hat etwas widerliches, das diesem Ich selbsten großen Schaden thut. Wie seltsam klingt, zum Exempel, nicht folgende Stelle: — „Wenn „ich dann nun, aus eignem Antrieb oder dazu auf„gefodert, eine Weltgeschichte schreiben müßte, „wovon ich unendlich entfernt bin: so würde „ich erst Thaten und Begebenheiten, Verände„rungen auf unserm Erdball, und Revolutionen, „die das Ganze angehen, u. s. w. sammlen, und „dann, nach vielen Jahren, aus diesen zusammen „ein für sich bestehendes Ganzes bilden. „— Hätte der V. anstatt zu sagen, was sein Ich thun wollte, wofern es nicht unendlich entfernt wäre es thun zu wollen, den ganzen Gedanken bescheiden und simpel, als einen Vorschlag was man thun könnte, ausgedruckt, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber nun klingt es gerade so, als wenn einer sagte: ich bin zwar kein Held, und will keiner seyn; aber wenn ich ein Held wäre, dann wollt' ich Thaten thun, die alles, was Alexander, Cäsar und Don Esplandian gethan haben, verdunkeln sollten. — Ihr habt gut sagen, ich will kein Held seyn, (würden die Leute sprechen) die Frage ist, ob ihr ein Held seyn könntet, wenn ihr wolltet. Unter die Stellen, die einem Verfasser nicht entschlüpfen

würden, wenn man immer aufgelegt wäre, scharf genug auf sich selbst acht zu geben, und sich seiner ganzen Belesenheit bewußt zu seyn, scheint diejenige zu gehören, wo unser V. vom Sallustius spricht: Das darf ich doch ohne Scheu sagen, sein tiefer philosophischer Blick versprach sehr viel. — Warum sollte er nicht vom Sallust ohne Scheu sagen dürfen, was unter den Gelehrten längst eine ausgemachte Sache ist? Und überdem glauben die Kenner, Sallusts philosophischer Geist habe in seinen Geschichten, wiewohl sie nur besondere historische Gemählde aus seiner Zeit sind, würklich gehalten, was er verspricht. Ein Beyspiel, was herauskömmt, wenn man eilfertig schreibt, ist die gleich auf jene folgende Stelle, die den Tacitus betrift. „Seine Schrift von den Sitten der Teutschen (sagt unser V.) ist der wichtigste Beytrag zur Geschichte der Menschheit, den ich kenne." — So weit wird ihm wohl jeder Gelehrte beystimmen; aber was soll nun das Folgende heissen? — „so wahr, und mit so vieler Theilnehmung geschrieben, daß sie nicht nur für seine Römer, sondern für jedes nicht entnervte Volk, Satyre seyn mußte." Das Büchlein de Moribus Germanorum ist Satyre für jedes nicht entnervte Volk? — Ich wünschte zu wissen, wie dies zugehen sollte? Nicht entnervte Völker sind entweder poliziert oder nicht. Im lezten Falle sind sie, was die Teutschen damals waren; im ersten Falle sind sie ohne Vergleichung bessere und glücklichere Menschen, und wo soll dann die Satyre Platz finden? Ueberdies was soll Theilnehmung hier heissen? vermuthlich was das Französische Wort interêt; aber es ist immer hiezu ein unschickliches Wort. Wie würde es klingen, wenn man die Redensart, il y a beaucoup d'interêt dans cette piece, übersetzen wollte: es ist viel Theilnehmung in diesem Stücke?

Ich habe den Aufsatz, der mir zu diesen Anmerkungen Gelegenheit giebt, eingerückt, weil ich den

Ver-

Verfaſſer deſſelben aller möglichen Aufmunterung würdig halte; aber ich habe mir, aus mehr als einer Betrachtung, nicht verwehren können, meine Meynung davon zu ſagen. Ich hätte ſie dem Verfaſſer ins Ohr ſagen können; aber ich hielt für beſſer es laut zu thun. Denn erſtlich ſehe ich nicht, warum ein aufgehender Schriftſteller — zumal einer, der ſehr fruchtbar zu werden verſpricht — übel finden ſollte, wenn man ihm mit freundſchaftlicher Freymüthigkeit beſſernde Wahrheiten ſagt; und dann ſind der jungen Schriftſteller, die den Vortheil davon unter ſich theilen können, ſo viele!

W.

VI.

Miſcellanien.

VI.

Viel Wahrheit in wenig Zeilen!

„Der Mann, der ſeines innerlichen Berufs nicht recht gewiß iſt, ſey ein Clericus, ein Staatsmann, ein Kriegsmann, alles in der Welt, nur kein — Poet.„

„Stümpert in der Juriſterey, in der Arzneykunſt, oder worinn ihr ſonſt wollt; ein paar Dutzend Kunſtwörter und ein Amtsgeſicht oder eine Kennermine verbergen den Mangel an Geſchicklichkeit. Der elende Miniſter, der elende Finanzrath, der elende Prediger, der elende Profeſſor, alle haben ein unfehlbares Mittel, ſich der Welt für etwas beſſers zu geben als ſie ſind; und ſie wiſſen alle meiſterlich damit umzugehen. Ernſthaftigkeit heißt die Maske, unter welcher der große Hauffe Dummheit oder Schelmerey nie erkennen wird. Aber welche Maske, welcher Jar-

gon, welche Grimaſſe (*) könnte den Eſel verbergen, der den Günſtling der Muſen ſpielen wollte?„ —

Wohl geſagt, David Garrik! denn Ihm gebührt die Ehre von dieſem Gedanken. Jedem das Seine! Hier iſt das Original!

Be *Churchman*, *Statesman*, any Thing — but *Poet* —
In *Law* or *Phyſik*, quack in what you will,
Cant or *Grimace* conceal the Want of ſkill;
Secure in *theſe* his *Gravity* may paſs:
But *here* no Artifice can hide the *Aſs*.

VII.

Ueber eine Stelle des Cicero, die Perſpectiv in den Werken der Griechiſchen Mahler betreffend.

Es iſt lang eine von den Gelehrten und Kunſtkennern beynahe allgemein angenommene Meynung geweſen, daß die alten Mahler und Künſtler in halberhobner Arbeit von den Regeln der Perſpectiv entweder gar keine oder doch nur eine ſehr unvollkommne Kenntniß gehabt, und in ihren Werken von dem, was ſogar die bloße Beobachtung der Natur ſie hierüber lehren konnte, wenig oder keinen Gebrauch gemacht haben ſollen.

Perrault, in ſeiner berüchtigten Vergleichung der Alten mit den Neuern, gieng ſo weit, den Parrhaſien und Apellen, und in der That den alten Künſtlern überhaupt, die Kenntnis der Perſpectiv

(*) Jargon und Grimaſſe ſind zwey unentbehrliche Wörter, die unſrer Sprache fehlen. Die Sachen, die dadurch bezeichnet werden, haben wir ſo gut als irgend eine Nation in der Welt.

ctiv und der ſtuffenweiſen Verkleinerung entfernter Gegenſtände gänzlich abzuſprechen.

Der Abbe Sallier, der dieſes Vorgeben in einer beſondern Abhandlung (*) unterſucht hat, bemüht ſich das Gegentheil und wenigſtens ſo viel zu beweiſen: daß die alten Künſtler in den Geſetzen der Perſpectiv nicht ſo unwiſſend geweſen, als Perrault aus einigen Bas-Reliefs, und beſonders aus denen auf der Säule Trajans geſchloſſen; und dann, daß wenn ſie auch (wie freylich nicht zu läugnen iſt) von dieſen Geſetzen abgewichen, dies nicht aus Unwiſſenheit, ſondern mit Vorbedacht und zu Erzielung andrer in ihren Augen mehr weſentlicher Schönheiten geſchehen ſey.

Man ſollte denken, Hr. Sallier hätte ſich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten theils auf gewiſſe Basreliefs und Münzen, und ſogar auf einige von der Zeit noch geſchonte Gemählde von unbezweifeltem Alterthum, z. E. die ſogenannte Aldobrandiniſche Hochzeit (**), die ihn durch den Augenſchein widerlegen, zu verweiſen; theils aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit ſey, Künſtlern, welche die Natur ſo ſehr ſtudierten wie die Alten, Künſtlern wie ein Timanthes, ein Aetion, ein Apelles u. ſ. w. zuzutrauen, daß ſie einen Umſtand in der Natur überſehen haben ſollten, den jedermann alle Augenblicke zu ſehen Gelegenheit hat (***).

Aber

(*) Diſcours ſur la Perſpective etc. in den *Memoires de l'Academie des Inſcriptions* Tom. XI. pag. 152. Amſterd. Ausg. von 1736.

(**) Man ſehe hierüber die Abhandl. des Gr. Caylus über die Perſpect. d. Alten im 39ſten Theil der Mem. de Literature p. 116. Die im Herkulano gefundene Gemählde konnten dem Hrn. Sallier nicht bekannt ſeyn, und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben; denn die meiſten verſtoſſen gröblich gegen die Perſpectiv.

(***) Beydes hat der Graf von Caylus, ungefehr zwanzig Jahre nach dem Hrn. Sallier, in einer Abhandlung

über

Aber Hr. Sallier glaubte mit seinen Gegnern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Autoren vorlegte, welche wenigstens durch richtige Folgerungen bewiesen, daß die Künstler der Griechen mit den Regeln der Perspectiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müßten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenige, die er anführt, dargeboten; und, wiewohl sich vielleicht manches gegen seine Erklärungen einwenden ließe, so muß man doch gestehen, daß sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meynung eine starke Unterstützung zu geben.

Indessen weiß ich nicht, wie ihm, und (wo ich nicht irre) noch vielen andern, eine Stelle des Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint, den Perrault seines Irthums zu überweisen; eine Stelle, die überdies noch dadurch vorzüglich wird, weil sie eine bessere Antwort als die, so Hr. Sallier giebt, für diejenige enthält, welche sich noch immer daran stoßen, daß man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst, die Perspectiv so gänzlich vernachläßiget siehet.

Diese Stelle befindet sich im 87sten Abschnitt des Zweyten Buchs *de Oratore*, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtniskunst (deren Erfindung dem Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht, und zulezt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines großen Mahlers vergleicht, welcher Oerter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheide — — „*pictoris* cuiusdam *summi* ratione et modo, *formarum varietate locos distinguentis*.

Mir

über das nemliche Stück (die er blos als einen Nachtrag dessen, was sein Vorgänger vorbeygelassen, oder nur obenhin berührt, angesehen wissen will) mit der ihm eigenen Kunstkenntnis und mit aller nöthigen Unpartheylichkeit ausgeführt.

Mir däucht, dieſe Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern ſich daraus zween Sätze, in denen alles begriffen iſt, was die ſtreitige Frage entſcheiden kann. Nemlich 1) es gab unter den Mahlern der Alten einige, welche die Verſchiedenheit der Entfernungen durch die Verſchiedenheit der Formen bezeichneten, und alſo die Geſetze der Perſpectiv in ihren Werken befolgten, aber 2) nur Mahler von der erſten Claſſe beſaßen dieſe Geſchicklichkeit, aus welcher ſie vermuthlich eine Art von Geheimnis machten, wovon die Würkungen um ſo viel mehr bewundert wurden, je weniger man von den Regeln wußte, welche ſich dieſe Meiſter, aus einer ſcharfſinnigen Beobachtung der Natur, geſammlet hatten, und durch deren Anwendung ſie im Stande waren, ihren Werken ſo viel mehr Täuſchendes zu geben als die gemeinen Künſtler.

In der That würde ohne dies unbegreiflich ſeyn, wie die beſten Mahler der Griechen in einem ſo wichtigen Theile der Nachahmung der Natur hätten unwiſſend ſeyn können, da wir von dem größten Künſtler dieſes von allen Muſen begünſtigten Volkes, von dem Phidias, ungezweifelt wiſſen, daß er, unter den Hülfsſtudien ſeiner Kunſt vorzüglich die Geometrie und die Optik getrieben; zu welchem andern Ende, als um die wahren und ſcheinbaren Verhältniſſe der ſichtbaren Gegenſtände, und vornemlich die Geſetze kennen zu lernen, „aus welchen ſich (um mich mit Hrn. Lamberts Worten auszudrücken) beſtimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebnen Geſichtspunkte betrachtet, ausſehen müſſe, und nach welchen ſie gezeichnet (oder gebildet) werden müſſe, damit die Abbildung eben ſo in die Augen falle, als ob die Sache ſelbſt geſehen würde?„

Wie hoch es Phidias in dieſer Geſchicklichkeit gebracht, beweiſet ſein bekannter Wettſtreit mit dem Alkamenes. Beyde ſollten die Bildſäule der Mi-

nerva

nerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beyden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte des Alkamenes seine beym ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und untadelhafter seyn. Das Werk des Phidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere, weit aufgerißne Augen, ein großer gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollne Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werke ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand der Grazie fehlte! Man konnte nicht begreifen, wie der Mann sich einfallen lassen könne, eine solche Arbeit neben dem Meisterstücke seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beyde an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte Phidias. Man that es, und nun triumphierte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun, in der Höhe wo sie stand, ein kleinliches Werk, ohne Würde, ohne Kraft, ohne Ausdruck: die von Phidias hingegen entzückte jedermann durch eine Größe und Vollkommenheit, an der sich die Augen nicht satt sehen konnten.

Gleichwohl war Alkamenes ein vortreflicher Bildhauer; aber Phidias hatte die Kenntnis der Perspectiv voraus; und diese mußte, damals wenigstens, noch ein Geheimnis seyn, welches er allein besaß: weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde, mit ihm zu wetteifern, bey einer so entscheidenden Gelegenheit, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Phidias, in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Bildsäule der Minerva im Parthenon angebracht — wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern

die

die Empörung der Titanen gegen die Götter, — auf den Halbſtiefeln der Götter der Streit der Centauren und Lapithen, und an dem Fußgeſtelle die Geſchichte der Pandora gebildet war, ſollte er in allen dieſen erhobenen Arbeiten (es ſey nun, daß er ſie ſelbſt gearbeitet, oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Geſetze der Perſpectiv weniger befolgt haben? So große und reiche Compoſitionen, laſſen ſich, ohne Beobachtung derſelben, in einem verhältnisweiſe kleinen Raume, nicht einmal denken.

Es iſt mehr als nur wahrſcheinlich, daß die Betrachtung dieſer Werke des Phidias nachfolgende Künſtler von Genie, vornemlich unter den Mahlern, welche der Perſpectiv mehr als die Bildhauer vonnöthen haben, auf die Spur einer Wiſſenſchaft habe leiten müſſen, mit deren Hülfe dieſer groſſe Mann, ſelbſt über die beſten ſeiner Mitbewerber, ſo glänzende Siege erhalten hatte. Sollte Parhaſius, ein Zeitgenoſſe, ein Gehülfe, ein Freund des Phidias, — der erſte, der, nach dem Zeugnis des Plinius, Symmetrie in die Mahlerey brachte, — ſeinem Freunde, und der Natur, die er ſo ſehr ſtudierte, und die ihn bis zu dem, was Plinius das Höchſte in der Mahlerkunſt nennt (*), führte, nicht etwas von dieſem Geheimniſſe abgelernt haben? Sollt' es wenigſtens dem Pamphilus, dem Wiederherſteller der berühmten Mahlerſchule zu Sycion, dem Lehrmeiſter eines Apelles, haben verborgen ſeyn können? Ihm, von welchem Plinius ſagt, daß er der erſte geweſen, der die ganze Encyklopädie aller einem Mahler nützlichen Gelehrſamkeit inne gehabt, und vorzüglich in der Arithmetik und Geometrie ſtark geweſen, als ohne welche, ſeiner Meynung nach, die Kunſt nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne?

Auch

(*) *Hiſt. Nat.* L. XXXV. c. 10. confeſſione artificum *in lineis extremis* palmam adeptus.

Auch Hr. Sallier ſchließt aus dieſer Stelle, auf die höchſtvermuthliche Geſchicklichkeit dieſes Mahlers in der Perſpectiv. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er ſich beredet, daß dieſe Geſchicklichkeit ſo allgemein unter den alten Künſtlern geweſen, und daß der Grund, warum man in den auf uns gekommenen Kunſtwerken ſo wenig Gebrauch davon gemacht ſieht, lediglich darinn zu ſuchen ſey, weil ſie nicht für gut gefunden, Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus ſelbſt geſteht, daß man mit dieſer Antwort nicht weit reiche; und die vorhin angeführte Stelle des Cicero — welche beyden, vielleicht weil ſie nicht geradezu von der Mahlerey handelt, entgangen iſt, — ſcheint keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß die Beobachtung der Perſpectiviſchen Geſetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrteſten Mahler geblieben ſey. Pamphilus ſelbſt, wiewohl er die Mahlerey lehrte, ſezte einen ſo hohen Preiß auf die Mittheilung ſeiner Wiſſenſchaft, daß nur ſehr wenige reich genug ſeyn konnten, ſich in ſeine Schule zu begeben, oder wenigſtens darinn bis ans Ende auszuhalten. Denn er erfoderte zehn Jahre zur Erlernung der ganzen Mahler-Encyklopädie, und nahm für jedes Jahr ein attiſches Talent. (So däucht mich wenigſtens, daß die hieher gehörige Stelle des Plinius, mit dem P. Hardouin, verſtanden werden müſſe.) Es iſt alſo kein Wunder, daß ſeine gelehrten Kenntniſſe in der Kunſt nicht gemein werden konnten.

W.

Der

Teutſche Merkur.

Des Sechſten Bandes
Drittes Stück.

Junius 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Beyträge zur Geſchichte der Menſchheit,

aus

den Annalen der Teutſchen.

Erſte Periode.

Von dem alten Teutſchland.

Zweeter Abſchnitt.

1. Von den Beſtandtheilen der Nation.
2. Von der Teutſchen Nationalfreyheit und Knechtſchaft.
3. Von der Erblichkeit der Stände.
4. Von dem Adel.
5. Von der öffentlichen Verfaſſung der teutſchen Völkerſchaften.

1.

Von den Beſtandtheilen der Nation.

Man kann mit den Worten, Nationen und Völker, die Begriffe ſo verbinden, daß ſie ſich ohngefähr zu einander, wie die verſchiedenen Dialekte zu ihren Spra-

chen verhalten. Unter ſolchen Beſtimmungen macht ſchon die Einheit der Sprache und Sitten eine auf einem Erdſtrich beyſammen lebende Menge von Menſchen gewiſſermaßen zu einem **Volk**, das mehrere Nationen unter ſich begreifen, oder mit andern Worten, das in verſchiedene **Genoſſenſchaften** oder **Völkerſchaften** abgetheilt ſeyn kann (*).

Mehrere beyſammenlaufende Truppen von Wilden, die kein ordentliches Eigenthum beſitzen, und von der täglichen, der Natur oder dem

(*) Die Lateiner ſcheinen, nach dem Tacitus, dergleichen Unterſchied zwiſchen gens und natio gemacht zu haben. Cap. II Qui primi Rhenum transgreſſi Gallos expulerint; ac nunc Tungri, tunc Germani vocati ſint. Ita *nationis* nomen non *gentis* eualuiſſe paulatim, vt omnes — Germani vocarentur. Aber weder Tacitus noch andre Schriftſteller ſind ſich in dem Sprachgebrauch dieſer Wörter immer gleich geblieben. Cap XXXVIII. Nunc de Sueuis dicendum eſt, quorum non vna, vt Cattorum Tencterorumque *Gens*: maiorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc *nationibus* nominibusque diſcreti Cap. XXVII. Nunc ſingularum *gentium* inſtituta ritusque quatenus differunt, quae *nationes* e Germania in Galliam commigrauerint, expediam. Cap. XXXXIII. Gotohnes regnantur paulo iam adductius quam ceterae Germanorum *Gentes* — Mehrere Abweichungen habe ich in Gesners Theſaurus L. L. gefunden.

dem Nachbar abgenommenen Beute leben, können diesemnach ein Volk ausmachen, ob sie gleich ohne das unter Nationen und Völkerschaften enger geknüpfte Band einer ordentlichen fortdaurenden Gesellschaft bestehen.

Dieses nicht sowohl durch die Natur, als vielmehr durch die Gesellschaft geknüpfte Band, das eine Menge von Menschen und Familien, die beysammen wohnen, in einer ganzen Nation oder Völkerschaft vereinigt, ist aber nicht blos einzig und allein auf das durch Gesetze und Herkommen abgezirkelte System eines förmlichen Staats und der bürgerlichen Ordnung eingeschränkt.

Die Gesellschaft hat ihre Stufen, wie die Menschheit überhaupt. Kultur bey der einen, und bürgerliche Ordnung bey der andern, sind bey beyden für ihre lezten Stufen zu halten; obgleich jede derselben, nach der verschiedenen Lage des Himmels und des Erdbodens, nach den verschiedenen Landes- und Völkerarten, nach den verschiedenen zum Theil blos zufälligen Veränderungen, so sich ereignen, gar unendlich mannigfaltige Bestimmungen haben, und also die Menschheit und die Gesellschaft auf jeder Stufe ihres Alters, in der Wildheit, in der Barbarey oder in der Kultur, bald als ein freyes ganz unbeschlossenes und unverbundenes Volk, bald als eine freye, doch durch das Band der Völker-

schaft unter sich verknüpfte Genossenschaft, bald als ein politisches unter der bürgerlichen höchsten Gewalt beschlossenes System, tausenderley Gestalten und Verfassungen annehmen kann.

Das gesellschaftliche Band in einem förmlichen Staate, in einem bürgerlichen Systeme eines polizierten Volks, ist auf das engste geknüpft, begreift alle und jede Verhältniße des gesellschaftlichen Lebens unter sich, und hat selbst eine gemeine Wohlfahrt der gesamten Bürgerschaft zu ihrem vorzüglichen und würdigsten Gegenstand Schon nicht so eng ist dasselbe in der freyen Genossenschaft irgend einer noch in der Barbarey roh liegenden Nation geknüpft: ungleich wenigere Verhältniße begreift eine solche Art von Völkerschaft unter sich: aber doch ist es zum wenigsten öffentliche und gemeine Sicherheit, die sie sich zur Absicht des National-Bundes gewählt haben muß.

Oeffentliche Sicherheit aber, wenn man ihrer bedarf, und worinn einzig und allein das ganze National-Interesse besteht, sezt Eigenthum und zwar solche Art des Eigenthums voraus, das sich jeder einzelne Besitzer und Hausvater mit seiner Familie nicht selbsten gewähren kann: und blos diejenigen können und werden Mitglieder einer National-Genossenschaft und die eigentlichen Bestandtheile der Nation seyn, denen das gesellschaftliche Band

eine

eine Wohlthat ist; die den Endzweck des National-Bundes für das Mittel ihrer eigenen Wohlfahrt halten; die an dem National-Interesse würklichen Antheil nehmen und nehmen können; denen, ihres Eigenthums wegen, doch wenigstens an der öffentlichen Sicherheit etwas gelegen ist und gelegen seyn muß.

In dem System einer bürgerlichen polizierten Gesellschaft, deren Endzweck und National-Interesse in beydem, der öffentlichen Sicherheit und gemeinen Wohlfahrt besteht, ist beyden Gattungen von Bürgern, sowohl denen die mit Land- und Geld-Eigenthum begütert, als denen, die damit nicht begütert sind — dieses Unterschieds ungeacht, gleich viel daran gelegen. In der Theilnehmung und dem Genuße der gemeinen Wohlfahrt macht dieser Umstand ohnehin keinen Unterschied. In Ansehung der öffentlichen Sicherheit aber, stellt den Unbegüterten seine Arbeit dem Begüterten mit seinem Müßiggange in dem National-Verhältnisse vollkommen gleich.

Fehlen auch einem Bürger Kapitalien oder liegende Güter, womit den andern das Glück versehen hat, so ist er darum noch keine namen- und werthlose Nulle in dem National-Anschlag der Bürgerschaft. Er hat einen Kopf, eine Hand, ein Gewerbe, eine Thätigkeit, womit er sich Eigenthum erwerben kann; in dessen Betracht er dem Land-Eigenthümer an Werth

gleich zu achten ist, und wobey ihm eben so viel als diesem an der öffentlichen Sicherheit gelegen seyn muß.

Im Stande der Wildheit, worinn der Mensch, außer seinem täglichen Raube, zum Unterhalt weiter kein Eigenthum hat, und überhaupt in jedem Zustande, worinn er in Ermangelung des Eigenthums keiner öffentlichen Sicherheit bedürfen sollte — müßte es blos sein Leib und Leben seyn, dessen Unsicherheit und gemeinsame Gewährung mehrere dieser nackenden Söhne der Natur veranlassen könnte, in eine Völkerschaft mit einander zu treten, um dieses ihr Erbtheil, das sie, außer aller Genossenschaft, zu verliehren Gefahr liefen, mit gesammter Hand zu beschützen und zu erhalten.

Aber dergleichen Völkerschaften findet man unter den noch in der Wildheit und ohne Eigenthum lebenden Völkern nicht; eben darum, weil der Mensch, seines nackenden Leibes und Lebens halber, keiner öffentlichen Sicherheit bedarf.

Reißende Thiere von überwiegender Stärke kann der Mensch unter allen Umständen durch die Ueberlegenheit an List doch immer überwältigen. Menschen aber, die in Ansehung dieser Art von Instinkt mit dergleichen reißenden Thieren unter einerley Klasse gehörten, und gegen deren Raubbegierde man selbst seines Leibes

und

und Lebens wegen besorgt seyn müßte — dergleichen Thiere in Menschen-Gestalt giebt es gewöhnlicherweise nicht.

Wilde und rohe Barbaren, wenn sie durch ihre Feinde einmal in Wuth gesetzt oder zur Rache gereitzt sind, können wohl reißenden Thieren ähnlich werden. Es giebt Kannibalen, die das Fleisch ihrer Feinde braten und mit Appetit verzehren können. Es hat in dem alten Norden Leute und Völker gegeben, und giebt dergleichen in andern Gegenden noch, die aus dem Hirnschädel ihrer Feinde sich vollzutrinken pflegen, und so nach ihrer Weise damit Festtage halten können.

Aber das thun Wilde gegen Wilde, Barbaren gegen Barbaren nicht eher, als bis sie, ihres Raubes oder Eigenthums wegen, Feinde von einander geworden, oder bis andere Beleidigungen zwischen ihnen vorgefallen sind, die sie zur Rache auffordern; und dies kann nichts gegen den angeführten Satz beweisen.

Doch ich muß wieder einlenken, und einmal auf die Bestandtheile der teutschen Völkerschaften kommen, wovon doch eigentlich hier die Rede ist.

Wenn Tacitus diesen Punkt in der altteutschen Verfassung bestimmt hätte; wenn wir von ihm ein ausdrükliches Zeugniß anführen

könnten, daß alle dergleichen Völkerschaften bloß einzig und allein aus Land-Eigenthümern bestanden hätten; oder wenn gerade dieser Umstand uns nicht so sonderbar scheinen dürfte, wenigstens zur weiteren Bestimmung ihrer öffentlichen Verfassung nicht so wesentlich gehörte: so hätte ich wohl auch in beyden Fällen nicht nöthig gehabt, eine Betrachtung voranzuschicken, die manchem meiner Leser bis hieher, im Vertrauen gesagt, als eine unbedeutende, zum wenigsten hier sehr entbehrliche Ausschweifung möchte vorgekommen seyn.

Aber nun lese man sie, wenn ich um so viel Geduld bitten darf, noch einmal; man denke sich dabey das alte Germanien, nicht wild, sondern mit Land-Eigenthum; nicht kultiviert, sondern roh und barbarisch: und sage mir, ob nicht die Land-Eigenthümer diejenigen gewesen, die einer öffentlichen Sicherheit und Völkerschaft bedurften: und ob, ausser den Land-Eigenthümern, andere Haus-Väter mit ihren Familien nur gedacht werden können, die jenen an Nationalwerth gleichzustellen wären, und denen an der Absicht eines solchen National-Bundes, an einer öffentlichen Sicherheit hat können etwas gelegen seyn.

Man denke sich in dem alten Germanien, ausser den würklichen Besitzern und Land-Eigenthums-Herrn, eine Gattung von Leuten, welche man will, so ist doch so viel gewiß, daß

es keine Millionair's, keine Kapitaliſten, keine Kaufleute, keine Handwerker, keine Künſtler, keine Gelehrten geweſen ſind; daß darunter kein Genoſſe gedacht werden kann, der von ſeiner Handthierung, oder Kunſt, oder Gelehrſamkeit, von ſeinem Gewerbe oder Geld, frey und gewiſſermaßen unabhängig von andern, und alſo unmittelbar von ſich ſelbſt hätte ſeine Nahrung und ſeinen Unterhalt haben können.

Alſo mit andern Worten, außer den Land-Eigenthümern, wird man ſich, unter welcher Geſtalt es ſey, doch immer die enterbten Söhne des Glücks vorſtellen müſſen, die zugleich unter einem barbariſchen Volke, die ganz nackenden und für ſich unvermögenden Kinder der Natur blieben. Alſo ſolche, die ganz und gar nichts zu verlieren hatten, weil ſie alles Eigenthums mangelten; die keiner öffentlichen Sicherheit bedurften, weil ſie nichts zu verlieren hatten, und denen es an aller Urſach und Fähigkeit, mit den Land-Eigenthümern in eine National-Genoſſenſchaft zu treten, nothwendig eben darum fehlen mußte, weil ſie für ſich ſelbſt keiner öffentlichen Sicherheit bedurften.

Ihr Leib und Leben, das einzige Erbtheil, womit ſie von der Natur begabt waren, war bey weitem nicht hinreichend, ſie mit den Land-Eigenthümern in gleichen Rang, und mit dieſen zu der Völkerſchaft in gleiches Verhältniß

hältniß zu setzen. Nach den damaligen Begriffen von Recht aber gehörte so gar das Eigenthum von Leib und Leben nicht ihnen selbst, sondern denjenigen zu, die ihnen die nothdürftige Nahrung und den Unterhalt reichten. Wie ist es also möglich, daß sie in der National Summe noch als eine Nummer hätten gerechnet werden können? und wer anders, als Land Eigenthümer waren vormals die eigentlichen und einzigen Bestandtheile der Nation?

Dieser Umstand in der alteurschen Verfassung hat, in Vergleichung mit dem Zustande eines kultivierten Volks, seine Unbequemlichkeiten: aber dagegen wieder seine eigene Vortheile.

Bey weitem nicht so enge, als in dem Systeme einer bürgerlichen Gesellschaft, umschloß die Nation das Band ihrer Genossenschaft. Dagegen ward es dadurch desto fester geknüpft daß die gesamte Nation aus einer Kette bestand, davon jedes Glied ein freyer Genosse und Land-Eigenthümer, und auf dem festen Grunde und Boden seines Eigenthums, so zu sagen selbst unmittelbar angeschlossen und befestiget war.

Patriotismus, Liebe zum Vaterlande, Pflicht und Willen für dasselbe zu kämpfen, zu siegen und zu sterben, war hier eine natürliche Folge der Verfassung der Nation. Das National-

Inter-

Intereſſe war unmittelbar mit dem Invidual-Intereſſe jedes Genoſſen vereiniget, und würkte vermittelſt dieſer ungekünſtelten Verkettung, das von ſelbſt, was unſere heutige Politiker in ihrem abgezirkelten Syſteme hervorzubringen, mit aller ihrer Kunſt noch nicht vermögend geweſen ſind.

Kein Glied aus dieſer Kette konnte ſich ſo leicht losreißen; kein Genoſſe mit ſeinem Vermögen und Eigenthume die Genoſſenſchaft verlaſſen, oder deſſen Sicherheit durch einen andern Weg, als die ganze Nation, bewerkſtelligen. Nicht ein Einziger aus der Nation konnte in dem Nationalintereße von ſeinem Landsmanne verſchieden, und doch zu ſeinem Vortheile, richtig denken und handeln, wenn auswärtige Feinde auf den National-Grund und Boden hereinſtürmten.

Dies, und der rohe kriegeriſche Charackter, der ohnehin allen unkultivierten Nationen eigen iſt, machte das alte Teutſchland geraume Zeit gegen die römiſchen Legionen von Mieth-Soldaten unüberwindlich. (*)

2. Von

(*) Tacitus ſelbſt iſt der tapfern Teutſchen Lob-Redner, Kap. 37. — ducenti ferme et decem anni colliguntur. *Tam diu Germania vincitur* — proximis temporibus (Germani) *triumphati* magis quam *victi* ſunt.

2.

Von der Freyheit und Knechtschaft der alten Teutschen.

Die aus dergleichen Land-Eigenthümern bestehenden Völkerschaften erschöpften aber nicht das Maas der ganzen Bevölkerung in dem alten Teutschland. Es war immer davon ein ansehnlicher Ueberschuß vorhanden, der weder Eigenthum hatte, noch im eigentlichen Verstande eben darum zur Nation gehörte.

Noch ist meine Ansicht nicht, etwas weitläufriger von der Abkunft dieser unbegüterten Leute, und der Art und Weise zu handeln, wie sie möchten unter die Nation gekommen, und darinn von Geschlechte zu Geschlecht geblieben seyn. Hingegen eine nähere Untersuchung ihres Zustandes, und dessen Würkungen und Einflusses, so er auf die Begriffe der Nation von sich selbst, und wieder zurück auf das National-Urtheil über den Gehalt dieses übrigen Theils von Germaniens Bevölkerung, gehabt haben dürfte: dies möchten meine Leser hier von mir würklich erwarten. Reflexionen von dieser Art über das Verhältniß, so die Land-Eigenthümer als die Bestandtheile der Nation, gegen den andern ungleich weniger beträchtlichen Theil der ganzen Bevölkerung gehabt haben möchten, bleiben immer dieselben, und verlieren nichts von ihren Bestimmungen und an ihrer Wahrheit: dergleichen

unbe-

unbegüterte Leute mögen nun blos eroberte Menſchen von fremden Völkerſchaften und deren Nachkömmlinge, oder andere Eingebohrne geweſen ſeyn, die, auf irgend eine Art, Erbe, Eigenthum und Genoſſenſchaft ihrer Familien und Vorfahren nicht mehr gehabt oder ſelbſt je und je verloren haben möchten.

Von der Natur her ſind bekanntermaßen alle Menſchen einander gleich. Sie haben einerley Urſprung, einerley Weſen, einerley Bedürfniſſe, und alle ſind einerley Geſetzen der Natur und ihres Urhebers unterworfen. Unter Wilden alſo, die überhaupt dem erſten Stande der Natur am nächſten ſind, findet man auch nicht leicht Spuren von der Verletzung dieſer natürlichen Gleichheit. Aber den erſten Stos giebt ihr das in der Geſellſchaft eingeführte Eigenthum.

Der Eigenthümer hält mit Recht ſein Eigenthum für einen Theil von ſeinem Selbſt; und was hierinn ſchon Ariſtoteles mit Scharfſinn und vieler Spitzfündigkeit ausgedacht zu haben ſcheint, lehrt einfältig und überzeugend einen jeden ſein eigen Gefühl und Erfahrung. Indem er alſo von ſeinem Eigenthume lebt, ſo hat er keinem Andern, blos ſich ſelbſt, ſeines Lebens Nahrung und Unterhalt zu verdanken; und, wenn er darneben ſeinen Unbegüterten, an Eigenthum darbenden Mitmenſchen mit dem Nothdürftigen aus ſeinem Ueberfluße verſorgt,

sorgt, so hört er in diesem Verhältniße gegen den Leztern augenscheinlich auf, seines gleichen zu seyn.

Es entsteht dadurch zwischen beyden ein Unterschied, der weder in des Einen eigener Einbildung besteht, noch von dem guten Willen des Andern abhängt. Er beruht auf einem würklichen, unläugbaren und augenscheinlichen Verhältniße, und ist davon die unmittelbare und nothwendige Folge.

Der Eigenthümer erhält auf diese Art und in diesem Verhältniße das Ansehen und die Gestalt eines frey um sich her sehenden, unabhängigen, und sich selbst genugsamen Unter-Gottes. Der Andere, der aus dessen Händen seinen nothdürftigen Unterhalt empfängt, wird, so zu reden, dessen Kreatur, die von ihm abhängt, und der Herrschaft ihres Erhalters unterworfen wird.

Freylich macht sich dieser, aus dem Eigenthume, aus seinem eignen Ueberfluße und Reichthume, und des andern Mangel und Armuth stolz hervortretende Unter-Gott selbst zu seinem eignen ersten Verräther. Viel zu sehr läßt er seine eigne Bedürfnisse an sich merken, und viel zu eigennüzig geizt er mit seinen Gaben, dafür ihm seine Kreaturen wiedergeben und seinen Begierden fröhnen müssen.

Dem-

Dem ungeacht aber giebt doch dieſer Unterſchied zwiſchen dem Eigenthümer, und den andern, die von ſeinem Eigenthum abhangen — jenem gegen dieſe einen würklichen Vorzug, eine Art von Unabhängigkeit, im Bewußtſeyn und Gefühl, das ſich mit ſeiner ganzen Art zu denken und zu handeln vermiſcht, und ſeinem Verhalten einen Anſtrich giebt, das den Reichen und Begüterten in allen Verhältnißen und unter allen Umſtänden des geſellſchaftlichen Lebens charakteriſiert und kenntbar macht.

Selbſt in der verfeinerten Welt, wo der Unterſchied und Abſtand zwiſchen dieſen beyden Gattungen von Menſchen bey weitem nicht mehr ſo groß iſt, verliert ſich doch nie alle Spuhr von dieſem Vorzug. Unter allen den mannigfaltigen Geſtalten, womit da die Menſchheit bekleidet und überkleidet zu werden pflegt, behauptet doch die natürliche Selbſtliebe auch hierinn ihre Rechte, und dieſer Vorzug ſeinen Charakter, und ſticht, den Umſtänden nach, bald mehr bald weniger hervor.

Aber in dem ſtärkſten Lichte zeigte er ſich in dem rohen Germanien, an den Land-Eigenthümern und National-Genoſſen, und um ſo viel ſchwärzer mußte der Schatten ſeyn, den der darzwiſchen liegende dichte Klumpe der Barbarey auf den gegenüberſtehenden Haufen der Unbegüterten warf.

In einem Zuſtande, wo, außer dem Eigenthume und dem daraus unmittelbar entſpringenden Vorzuge, aller anderer Unterſchied, den Talente des Geiſtes, Vollkommenheiten des Herzens und Verdienſte edler Art geben können, ganz und gar unbekannt iſt, in dieſem Zuſtande hat das Gefühl der natürlichen Gleichheit noch am wenigſten von ſeiner Stärke verloren.

Einem ſolchen unkultivierten Menſchen oder Volke muß alſo nichts natürlicher als ein unwiderſtehlicher Hang zur Unabhängigkeit ſeyn. Nichts muß ſeinem Gefühle ſo ſehr widerſträubend vorkommen, als Unterwürfigkeit, und dagegen nichts ſo reizend als Herrſchaft über andere, die er von der Natur her für ſeines gleichen zu halten hat.

Der alte teutſche Land-Eigenthümer fiel alſo mit ſeinem ganzen Gefühle von Glück, Ehre, Wohlfart und National-Stolz auf den Beſitz ſeines Eigenthums, und ſetzte darinn den Begrif von Freyheit, die ihn ſelbſt in den Augen der Römer vor den übrigen Völkern ſo ſehr charakteriſierte. Sein Eigenthum war die andere Hälfte von ſeinem Selbſt und machte ihn zum freyen unabhängigen Selbſterhalter ſeines Lebens, und zum Herrn aller derer, die Bedürfniße, Mangel und Armuth ihm und ſeinem Ueberfluße unterworfen hielten.

Aus dergleichen rohen Begriffen von Freyheit und den andern damit verwandten Vorurtheilen entſtand alſo dieſer Abgott der alten Germanier, dieſer verkehrte beynahe bis zur Schwärmerey getriebene National Stolz, der ſie gegen alle Ordnung und obrigkeitliche Verfaſſung ſo unbiegſam, der ihnen ſelbſt die wohlthätigen Bande einer bürgerlichen auf vernünftige Geſetze gegründeten Geſellſchaft unerträglich machte (*).

Der Fortgang der Menſchheit und der Geſellſchaft wurde durch dergleichen unförmliche Auswüchſe der Barbarey offenbar erſchwehrt und verhindert. Aber die unverdienteſte Entehrung und Herabwürdigung der Menſchheit ſelbſt war davon noch eine unmittelbare und die nachtheiligſte Folge unter allen.

Der ganze übrige Reſt von Germaniens Bevölkerung, der kein Recht zu einem Eigenthum hatte, und eben darum nicht zu dieſer freyheitathmenden Nation gehörte — ward alſo

(*) In dem Tacitus findet man hie und da nicht undeutliche Spuren davon. Cap. XI. Illud ex *libertate* vitium, quod non ſimul nec iuſſi conueniunt — Vt *turbae placuit*, conſidunt armati — Mox rex mox princeps — audiuntur, auctoritate *ſuadendi magis*, *quam iubendi* poteſtate. Cap. XXI. periculoſiores ſunt inimicitiae iuxta *libertatem*.

also auf seine ganze Nachkommenschaft durch die Stimme der Nation mit dem entehrenden Zeichen der Knechtschaft gebrantmarkt, und der Begrif von dieser konnte nun nicht anders als eben so schwärmerisch und in eben dem Maße überspannt seyn, als es der National-Begrif von Freyheit war, dem er gerade entgegenstand.

3.

Von der Erblichkeit des Standes, den Freygebohrnen und der Knechtschaft.

Eine Völkerschaft ohne alle Klaßification der Glieder und Genossen, ohne allen Unterschied von Rang und Stand, wäre selbst für die Menschheit und deren Vervollkommung, unter allen Umständen nachtheilig, und ist beynahe unmöglich. Nie ist dies noch der Wunsch eines vernünftigen Mannes gewesen: hingegen desto öfter schon der unvernünftige Einfall rasender Schwärmer, deren Sache und Intereße es immer ist, die bürgerliche Gesellschaft auf den Kopf zu stellen, um darinn selbst ohne Kopf und Ordnung desto ungehinderter umherschwärmen zu können.

Aber in einem aufgeklärten Zeit-Alter, bey einer verfeinerten Nation sollte aller Rang und Stand der Bürger nicht erblich, sondern persönlich; nicht zufällig, sondern verdienstlich, nach Masgab des Verhältnißes, worinn jeder

zu der Beförderung der gemeinen Wohlfart etwas beytrüge, in seiner Stufen-Folge eingerichtet; und dies sollte, als eine wohlthätige wesentliche Folge der Aufklärung und Kultur, bey allen dergleichen Nationen als etwas unterscheidendes und herfürstechendes seyn.

Bloß vorzügliche Talente des Verstandes; erhabene edle Gesinnungen und Eigenschaften des Herzens; rastloses Bestreben, Thätigkeit und würkliche Versuche, Proben und Meisterstücke in Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, in Veredlung der Menschheit, in Verbesserung und Vervollkommung der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Lebens — bloß Leute von solchen vorzüglichen persönlichen Verdiensten, sollten mit bürgerlichen Vorrechten und den übrigen Kennzeichen begabt seyn, dadurch die Bürger im Staate, dem Range und Stande nach, sich von einander zu unterscheiden pflegen. Die ganze Stufen-Folge des Rangs und der verschiedenen Stände sollte nach der Klaßification der Verdienste eingerichtet; und das verhältnißmäsige Maas von eines jeden Kräfte, Arbeit, und des Werths der damit bewerkstelligten Dinge, der wahre und eigentliche Maasstab von aller bürgerlichen Ehre seyn.

Die auf den höchsten Stufen des Verdienstes stehenden Männer sollten die sogenannte große Welt ausmachen. Dieser ehrwürdige Ausschuß der Nation sollte mitten

inne zwiſchen dem Regenten und dem ganzen Volk ſtehen, um das erforderliche Gleichgewicht zwiſchen beyden, dem Regenten und dem Volke, das vielen beynahe unmöglich ſcheint, geben und erhalten zu können.

Man kann dieſen vorzüglichen Theil der Nation den Adel nennen; aber er wäre perſönlich; er beſtünde aus dem würklichen Ausbund der Nation; er hätte nie etwas mit ſeinem erhabenen Rang und Stand widerſprechendes an ſich; er kontraſtierte nie in einem Flittergold und geborgten Glanze mit den würklichen Verdienſten anderer Bürger, die im Staube und Verachtung lägen. Noch mehr: Dieſer perſönliche Adel würde zugleich die ſtärkſte Aufmunterung zum wahren Verdienſt für die Nachkommenſchaft ſeyn, und ihr zu einem anziehenden Beyſpiel und Muſter dienen. Durch ihn bliebe der Regent bey Ausübung ſeiner Majeſtät in den gehörigen Schranken, das Volk hingegen bey ſeiner Unterwürfigkeit gegen alle Unterdruckung geſichert. Der Regent würde ſeine Rechte ohne Härte handhaben, und das Volk ohne Murren und Seufzen ſeine Pflichten erfüllen.

Endlich könnte wohl der Fürſt zu ſeinem täglichen Umgange ſich eine würdigere, angenehmere und nützlichere Geſellſchaft, eine Geſellſchaft, die für der Zudringlichkeit falſcher Diener geſichert wäre, irgend anders woher beſſer wählen, als aus dieſem Adel?

Aus einem Adel, der so zu sagen, das ganze Maas von Aufklärung und Veredlung seines Zeitalters und der gesamten Nation in sich schlösse?

Der Fürst, sage ich, und Regent, dessen großer Beruf eben darinn besteht, mit Hülfe des verständigsten und edelgesinntesten Theils der Nation, nicht nach dem alten Herkommen und ewig nach der Väter Weise, sondern nach dem jedesmaligen Maas des Zeitalters, so es an Einsicht und Tugend hat, die gemeine Wohlfarth seines gesamten Volks zu befördern?

Eine nach diesem Maasstab eingerichtete Klaßifikation des Rangs und Standes der Bürger, solte, meinem Ermessen nach, in einem aufgeklärten Zeitalter und unter einer kultivierten Nation, als ein unterscheidender Charakter immer anzutreffen seyn. Um desto weniger darf man sich also wundern, wenn unter den alten Germaniern, in der alten rohen Welt Rang und Stand nicht persönlich, sondern erblich gewesen ist.

Die ganze Nation der alten Teutschen bestand einzig und allein aus Freygebohrnen. Das war die erste niedrige Stufe des Ranges, der erste Stand in der Nation, im Gegensatz aller übrigen, die nicht einmal zur Nation gehörten, und gebohrne Knechte waren.

Eigenthum, National-Genoſſenſchaft und Freyheit waren auf das engſte ineinander gekettet, und das Band, das ſie zuſammenknüpfte, war, ſo lang die National-Verfaſſung unverändert blieb, unauflöslich.

In der Freyheit beſtand der groſſe Vorzug nach den National-Begriffen der Teutſchen. Er beruhte unmittelbar auf dem Beſitz eines Land-Eigenthums: und dieſer war die einzig mögliche Bedingung und Fähigkeit zur National-Genoſſenſchaft.

Die nothdürftigen Bedürfniſſe hingegen wälzten, in Ermanglung des Eigenthums, die Laſt der Dienſtbarkeit und Knechtſchaft, auf das Armuth: und dem National-Anſchlage nach hatte dieſes gar keinen Werth, um mit den Land Eigenthümern in ein Verhältniß geſtellt zu werden.

So hiengen alſo nach gleichem fortgehenden Syſtem Armuth, Ungenoſſenſchaft und Knechtſchaft eben ſo unzertrennbar zuſammen.

Der Stand von beyden, der Freyheit ſowol als der Knechtſchaft, war eine unmittelbare Folge des Beſitzes oder Mangels des Eigenthums; und da ſich der eine, wie der andere von Eltern auf Kinder vererbte, ſo konnte auch der darauf ſich beziehende Stand nicht anders als erblich ſeyn.

Geburt

Geburt und Blut, alſo Zufall und Glück entſchieden einzig und allein des alten Teutſchen Stand, und beſtimmten ihm ſeinen Werth und Unwerth, ſeinen Gehalt in der Nation. Talente, Tugend und Verdienſte, ſo wenig auch davon in dem alten Germanien möglich war, ſtunde doch in keinem unmittelbaren Verhältniß zur Genoſſenſchaft. Bloß den Freygebohrnen ſtunde der Weg zu Verdienſten offen; deſtoweniger läßt ſich entſcheiden, ob perſönliche Verdienſte eine Stufe unter oder über dem Blut ihre Stelle gehabt hätten?

Aber alle die nachtheiligen Folgen, ſo die Erblichkeit des Standes unter einer kultivierten Nation in der bürgerlichen Geſellſchaft, wo ſo vieles auf perſönliche Einſicht, Tugend und Erfahrung ankömmt, haben kann, hatte ſie aus ebenderſelben Urſache in der rohen Verfaſſung des alten Germaniens nicht. Doch nicht einmal unter den alten Teutſchen beruhte und haftete ein National-Vorzug, ein vorzüglicher Stand, bloß auf dem Blute, ſondern vielmehr auf dem damit durch Natur und Geſetze verknüpften Erb-Rechte zum Eigenthum. Nicht jenes, ſondern dieſes war, nach Masgabe des Zeit-Alters und der National-Verfaſſung, die zureichende Urſach des vorzüglichen Standes. Der Eigenthümer athmete Freyheit; der Eigenthümer war Herr und Erhalter ſo vieler anderer, die von ſeiner Gnade und ſeinem Ueberfluße lebten; der Eigenthümer hatte einen

Werth, einen Namen, eine Nummer in der Nation. Die ganze Summe davon machten alle Eigenthümer zusammen; und die gesammte Mannschaft der Freygebornen machte mit ihrem Arme, Schild an Schild, die furchtbare Schutzwehr der ganzen Nation und Genossenschaft. Bloß darinn bestand das National-Interesse und alles Verdienst, das um die Nation zu haben, und zu erwerben möglich war. Aber ohne Land-Eigenthum, gab es weder Freyheit, noch Verdienst, noch einen Rang und Stand in der Nation, noch Ehre im Blute.

Auch der strengste Moralist muß hierinn den alten Germaniern verzeihen, daß sie also gedacht, geschloßen und gehandelt haben, oder beweisen, daß sie Anlaß und Ursache gehabt hätten, auf eine für die Menschheit und Gesellschaft rühmlichere, anständigere und vortheilhaftere Weise von dem gesellschaftlichen Stande und Range zu denken, schließen und handeln.

Doch ich muß einlencken, und mir von der Geschichte über das, was bisher blos Hypothese zu seyn scheint, die Wahrheit gewähren lassen.

Die alteutsche National-Verfaßung, von deren System ich bisher die Grund-Linien zu ziehen bemüht war, und am Ende dieses Abschnitts eine genauere Abbildung zu geben gedenke, diese Verfassung, worinn die Rechte des

Eigen-

Eigenthums ſo überſpannt, und die Begriffe von Freyheit ſo roh und übertrieben waren, traf Tacitus unter den Germaniern überhaupt, und noch unter den Sachſen, Karl der Groſſe an. Jene hatten damals ihre in der National-Verſammlung erwählte Richter und keine Könige im eigentlichen Verſtande, mit eigener königlichen Gewalt (*). Dieſe hingegen wurden eben dadurch von ihrem Ueberwinder, der ihnen Beamte und Richter vorſetzte, und ſie deren Gewalt unterwarf, ihrer altteutſchen Freyheit beraubt, und verlohren damit ihre altväterliche National-Verfaſſung (**).

Alſo Tacitus und die Geſchichtſchreiber der alten Sachſen bis auf das Zeit-Alter Karls des Groſſen können und müſſen es ſeyn, deren Zeugniſſe hierinn die hiſtoriſche Wahrheit beweiſen.

Wer die Verfaſſung des alten polizierten Rom's nur etwas kennt, und damit dasjenige, was ich bisher von dem Zuſtande des alten rohen Teutſchlands angeführt habe, vergleicht, der wird, ohne viel Beweis zu fordern, leicht glauben, daß zwiſchen beyden Nationen

(*) Cap. XII. XI. VII.

(**) *Poeta Saxo* beym Leibniz. Script. T. I. pag. 153
Tum ſub judicibus, quos *Rex imponeret* ipſis,
Legatisque ſuis permiſſi legibus vti
Saxones patriis & libertatis honore.

tionen, zu des Tacitus Zeiten, wenig Analogie gewesen seyn muß.

Rom hatte zwar auch gewiße verschiedene Stände; eine Rang-Ordnung und Stufen-Folge in der Nation; Bürger als die eigentlichen Bestand-Theile derselben, und unter den übrigen Gattungen von Menschen, die nicht eigentlich zur Nation gehörten, die Knechtschaft; es hatte gewiße Bedingungen zu dem Rechte seiner Bürgerschaft u. s. w. Aber alle dergleichen Namen, Begriffe, Verhältniße, Bestimmungen u. s. w. hatten ihre Beziehung auf das ganze System ihrer bürgerlichen Verfaßung, und waren darnach geformt und gestempelt.

Fremde und Ausländer, wenn sie dergleichen Grund-Linien einer rohen Völkerschaft, ihren kultivierten Landesleuten und andern, die an eine ähnliche Verfaßung gewöhnt sind, deutlich und begreiflich machen wollen, müßen also entweder die National-Ausdrücke jener Völkerschaften beybehalten, oder beßer, die Sache durch Umschreibungen faßlich und verständlich machen.

Tacitus hat beydes außer Acht gelaßen. Das leztere würde seinen Landesleuten, und dagegen die altteutsche Terminologie uns Teutschen, für die er zwar freylich am wenigsten geschrieben haben mag, noch bis auf den

heutigen

heutigen Tag treflich zu ſtatten gekommen ſeyn. Mich dünkt er dahero immer hierinn zu nachläßig im Ausdrucke; zu unbekümmert für den Unterricht ſeiner gehofften und ungehofften Leſer, alteutſches charakteriſtiſches National-Recht hie und da mit lateiniſchen Worten und mit römiſcher National-Rechts-Terminologie, in fremde römiſche Art und Tracht traveſtirt zu haben.

Mancher ſtuzt über meine Verwegenheit, und fodert Beweis, oder Genugthuung für den Geſchichtſchreiber. Gerne will ich mein Urtheil zurücknehmen, wenn folgendes nicht zum Beweiſe dient, oder ein Anderer mich eines Beſſern belehren wird.

Wer die Rechte der römiſchen Bürgerſchaft hatte, war ein freyer römiſcher Bürger, eine geltende Nummer in der Summe der Nation. Aber er hatte damals zu Rom ſo wenig, als in den heutigen Staaten der verfeinerten Welt, dazu gerade ein Landeigenthum nöthig; und dieſe Beſtimmung war doch gerade das Charakteriſtiſche in der Verfaſſung beyder Nationen.

Der römiſche Bürger von Eltern, die das Bürgerrecht hatten, gezeugt und gebohren, war von denen unterſchieden, die von ihrer Geburt her zur Knechtſchaft gehörten, des Bürgerrechts unfähig waren, und dazu nicht anders, als vermittelſt einer geſetzlichen Formalität gelangen

langen konnten. Er hieß alſo, im Gegenſatze und zum Unterſchiede dieſer (Ingenuus) ein Ein- und Freygebohrner Bürger (*).

Die teutſchen Land-Eigenthümer waren freygebohrne Genoſſen, Beſtandtheile der Nation, den Knechten und dem Geſinde entgegengeſezt. Hierinn und in dieſen allgemeinen Beſtimmungen kamen ſie alſo vollkommen mit den römiſchen Ingenuis überein: darum giebt ihnen auch Tacitus dieſen römiſchen Namen, und redet von dieſen eigentlich durch das ganze Buch. Denn der andere Theil der Bevölkerung gehörte eigentlich nicht zur Nation: und zum offenbaren Unterſchiede redet auch der Geſchichtſchreiber von dieſem in einem beſondern Abſchnitte (**), und ſezt ihm überall die teutſchen Ingenuos, die Land-Eigenthümer, entgegen (***).

Aber

(*) INGENVVS *Proprie Natiuus* et *opponitur* manu factis *vt*, ingenuos fontes — ſ. Gesner in ſeinem Theſaur. L. L. Weil aber der Bürger zugleich dem Knechte entgegengeſezt war, ſo kam das Wort Ingenuus zugleich in die Verwandtſchaft mit dem Begriffe der Freyheit, und damit ſtimmt auch der griechiſche Sprachgebrauch überein. Denn in dieſer Sprache drückten eben daſſelbe folgende Wörter aus: ἐλευθερίος, γνήσιος, εὐγενης.

(**) Cap. XXV.

(***) Cap. XX. XXV. XXXVIII. „Sic Suevorum *ingenui* a *ſervis* ſeparantur.

Aber folgende Umstände in des Geschichtschreibers Erzählung müssen mich, vornemlich über den besondern charakteristischen Begriff, den ich unter den übrigen Eigenschaften dieser freyen Genossen, dieser teutschen Ingenuorum gegeben habe, rechtfertigen.

Die Freyheit, im Gegensatz der National-Knechtschaft, war also auch eine von den ersten hervorstehenden Eigenschaften des teutschen Ingenuus. Dies bedeutet schon der lateinische Name, das römische Rechts-Wort: und die angeführten Zeugnisse setzen es vollends ausser Zweifel.

Gleiche Bewandnis hat es mit der andern Eigenschaft, die in der National-Genossenschaft bestand. Tacitus merkt von denen, die nicht (ingenui) Freygebohrne waren, ausdrücklich an, daß sie keinen Werth, keine Bedeutung in der Völkerschaft, in der Nation, gehabt hätten (*). Die Ingenui hingegen hatten sich, seinem Zeugnisse nach, wiewohl in erster Kindheit mit den Kindern der Knechte und des Gesindes in dem väterlichen Hause ohne Unterschied gleich roh erzogen, doch nachhero bey heranwachsendem Alter durch ein ganz verschiedenes Betragen ausgezeichnet, und damit ihren Rang

(*) Cap. XXV. — raro aliquod momentum in domo *nunquam in ciuitate* —

Rang und Stand in der Nation behauptet (*). Die Genoſſenſchaft beſtand in der gemeinſamen Vertheidigung des Eigenthums: und außer der öffentlichen Sicherheit hatte ſie wohl keinen andern Endzweck. Die jungen Freygebohrnen, als Beſtand-Theile der Nation, wurden dahero in einem gewiſſen Alter auf den gewöhnlichen National-Verſammlungen feyerlich und öffentlich bewaffnet, oder, wie man noch zu ſagen pflegt, wehrhaft gemacht. Die Feyerlichkeit beſtand darinn, daß er mit einem Schwerdt umgürtet und mit einem Schild und Pfriem verſehen wurde. Dieß that Einer von den Fürnehmſten der Nation; der Fürſten Einer; der Vater des jungen Genoſſen; oder einer von den Anverwandten; doch nicht eher, als er mannhaft und tüchtig zu den Waffen, zu der Genoſſenſchaft von denen, die in der Nation am meiſten zu ſagen hatten, befunden wurde. Von nun an trugen ſodann die Freygebohrnen und Genoſſen überall den Degen zum Zeichen ihrer Freyheit und Genoſſenſchaft; ſie beſchäftigten und übten ſich in den Waffen; unterſchieden ſich damit von den Knechten und dem Geſinde, das die Geſellſchaft ihrer Kinder-Jahre war; behaupteten nunmehr, als Mitglieder der Nation in der Völkerſchaft ihren Rang

(*) Cap. XX. *Dominum* ac *Servum* nullis educationis deliciis dignoſcas. Inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec *aetas ſeparet ingenuos, virtus agnoſcat.*

Rang und Stand, und hörten alſo gewiſſermaßen auf, ein Theil von dem Namen- Stand- und Ehr-loſen Troße der Familie und ihres Hauſes zu ſeyn (*).

Der Stand der Freyheit und die Genoſſenſchaft war dem Ingenuus angebohren. Er war ein freygebohrner Genoße. Denn er war es, gleich dem römiſchen Ingenuus, ſchon als Kind und Knabe; ſchon da er mit den Buben der Knechte ſpielte, und im Hauſe unter dem Geſinde herumlief. Die Wehrhaftmachung war eine Feyerlichkeit, wodurch er nicht erſt ſeinen Rang und Stand erhielt, ſondern vielmehr blos zum Genuße ſeiner angebohrnen Rechte in die National-Verſammlung ſo zu ſagen eingeführt wurde.

Dieſer Umſtand wird durch den folgenden erläutert und beſtätiget.

Man denke ſich den teutſchen Ingenuus zugleich als den gebornen Land-Eigenthümer und Guths-

(*) Cap. XIII. Nihil autem, neque publicae neque priuatae rei, niſi *armati* agunt. Sed arma ſumere *non ante cuiquam moris, quam ciuitas* ſuffecturum probauerit. Tum in ipſo Concilio vel Principum aliquis, vel Pater vel Proprinquus, ſcuto frameaque juuenem ornant. Haec apud illos Toga, hic primus juuentae honos: *ante hoc domus pars* videntur, *mox Reipublicae.*

Guths-Herrn, welchen Tacitus auch darunter verſtanden haben muß; denn er giebt dem Land-Eigenthümer, nach dem eigentlichen Sprachgebrauch der freyen Römer, welche, auſer dem Verhältniße des Eigenthümers zu ſeinem Eigenthume, weder Herrn noch Herrſchaft erkannten, in ſeinem häuslichen Verhältniße gegen das Geſinde, die Knechte und Bauern auf ſeinen Güthern, den Namen eines Herrn (*) (Dominus) und eben ſo nennt er auch den jungen Ingenuus, ehe er noch ſeinen angebohrnen Stand und Rang in der Nation behauptete und geltend machte (**). Ohne das Erbrecht zum Eigenthume, welches in dem alten Germanien blos aus Ländereyen und Vieh hat beſtehen können, iſt mir der junge Ingenuus unter dieſem Namen (als Dominus) unbegreiflich und unerklärbar.

Ueberhaupt aber, ohne die aufgeſtellte Hypotheſe, wornach unter den Ingenuis, Land-Eigenthümer, und unter den andern, die zum Stande der Knechtſchaft gehörten, Unbegüterte verſtanden werden, ſcheint mir eine andere dunkle und doch wichtig ſcheinende Stelle im Tacitus eben ſo unerklärbar zu ſeyn.

In

(*) Cap. XXV.

(**) Cap. XX. *Dominum* ac *Servum* nullis educationis deliciis dignoſcas, donec *aetas* ſeparet *ingenuos*, virtus agnoſcat.

In dem beſondern Abſchnitte von dem Theile der Bevölkerung, ſo nicht eigentlich zur Nation gehörte, und mit deſſen etwas genauerer Unterſuchung und Beſtimmung ich meine Leſer in dem Folgenden zu unterhalten gedenke, erzählt der römiſche Geſchichtſchreiber, daß „auch die Teutſchen ihre Servos Libertos und Libertinos, „doch nach einer andern Weiſe, hätten; daß „die teutſchen Liberti nicht viel mehr als ihre „Servi (Knechte) bedeuteten; und zwar deswegen, weil ſie eben ſo wenig, als dieſe leztere, „einen eigentlichen Rang und Stand in der „Nation hätten; daß aber davon diejenigen „Völkerſchaften auszunehmen wären, die nicht „mehr einzig und allein aus Land-Eigenthümern beſtehende freye Genoſſenſchaften, ſondern beſchloßene, der Herrſchaft würklicher „Erb-Könige unterworfene Staaten formirten. „Denn unter dergleichen Völkerſchaften, fährt „er fort, ſchwüngen ſich oft bloſe *Liberti* „(Unbegüterte) über *Ingenuos* und ſelbſt „über die *Nobiles* (frey- und edelgebohrne „Land-Eigenthümer) empor, und behaupteten „in der Nation einen höhern Rang und „Stand (*)."

(*) Cap. XXV. *Liberti* non multum *ſupra Servos* ſunt: raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantur. Ibi enim et *ſuper ingenuos* et *ſuper nobiles* adſcendunt.

Ich dächte, in einem aufgeklärten Zeit-Alter, unter einer verfeinerten Nation, sollte Männern von vorzüglichen Talenten, edlen Gesinnungen und wahren Verdiensten, die sie sich um den Staat, um die Gesellschaft, um die ganze Menschheit zu erwerben suchten und würklich erwürben, von jedem weißen Regenten ein vorzüglicher Rang und Stand in der Nation angewiesen werden. Womit anders, als mit öffentlichen Zeugnißen dieser Art kann der Regent, der Staat und die Gesellschaft solche Männer für ihre Aufopferung würdig belohnen?

Gesezt auch, und gemeiniglich trift es ziemlich natürlicherweise zu, daß dergleichen Männer von Verdiensten, von Geburt her und vom Glücke, unbegütert, nackend und blos gelassen wären: so dünkt mich doch, daß man in ihnen, im Verhältniß gegen die bloßen Land-Eigenthümer und begüterten Bürger einen gleichgeltenden Ersatz und noch etwas mehr, einen wahren Ueberschuß an National-Werth hätte, der den Regenten berechtigen dürfte, sie dem Range und Stande nach über jene hinaufzusetzen.

Eines solchen Bürgers persönliches Verdienst, vom Regenten, der Vater seines Volks ist, gegen manchen Land-Eigenthümer mit seinem ganzen Reichthume abgewogen, möchte wohl oft in solchem Maase das Uebergewicht halten,

halten, daß dieſer kaum mehr verdienete, in vorzügliche Betrachtung gezogen zu werden.

Aber in einem rohen Zeit-Alter, unter einer unkultivierten Nation, wie in dem alten Germanien der Fall war, wo es blos auf die öffentliche Sicherheit und die gemeinſchaftliche Vertheidigung des geſammten Eigenthums in der Nation, und nicht auf die Beförderung der gemeinen Wohlfahrt, auf die Veredlung und Vervollkommung der Menſchheit und Geſellſchaft ankam; da mag das Recht des Regenten, den National-Werth des Eigenthümers herabzuwürdigen, und ihm unter den Unbegüterten ſeinen Rang anzuweiſen, ziemlich widerſprechend, ungegründet, oder doch wenigſtens verdächtig ſeyn.

Inzwiſchen geſchah' es doch: und die damaligen teutſchen Könige mögen ſich am allerwenigſten darum bekümmert haben, ob dasjenige, was ſie thaten, Recht oder Unrecht wäre.

Auch Despoten und Unterdrücker ihres Volks, in jedem Zeit-Alter, führen das ehrwürdige Wort Verdienſt und Patriotismus in ihrem ungeweihten Munde. Auch unter ihnen giebt es Verdienſte, um die man buhlen kann; und gemeiniglich laſſen ſie ihre Kreaturen, die ihnen patriotiſch fröhnen, weit weniger unbelohnt, als es die wenigen Edel- und Redlichgeſinnten im Lande ſind, die raſtlos dem Tem-

pel der wahren Ehre und des wahren Verdienſtes zueilen.

Selbſt unter den ehmaligen Königen in dem rohen Germanien gab es Verdienſte und belohnte Patrioten dieſer Art.

Tacitus erzählt zwar manches von den teutſchen Königen und von den teutſchen Völkerſchaften, die Könige hatten, mit Umſtänden, die Einſchränkungen von allen Seiten vermuthen laſſen; oder mit dem ausdrücklichen Zeugniße, daß jener ihr Anſehen und königliche Gewalt dieſer ihrer National-Freyheit irgend keinen Abbruch gethan hätte (*).

Aber dagegen erzählt er wiederum von teutſchen Königen, deren Macht und Gewalt, wie es bey rohen Despoten, die ſich einmal einer Nation bemächtiget haben, zu geſchehen pflegt, durchaus keine Grenzen hatte (**). Er erzählt von Völkerſchaften, die von ihren Königen ganz entwafnet, aller ihrer National-Freyheit und

(*) Cap. VII. Nec Regibus infinita aut libera poteſtas. Cap. XLIII. Trans Lygios Gothones regnantur, „*paulo* iam *adductius* quam „ceterae Germanorum gentes: nondum tamen *ſupra Libertatem*."

(**) Cap. XLV. Eſt apud (Suiones) et *Opibus* honos, eoque vnus *imperitat*, *nullis jam exceptionibus*, *non precario jure parendi*.

und Ehre beraubt, und bey denen der Stand der Frey- und Edelgebohrnen ſo tief herabgewürdiget worden war, daß derjenige Mann, dem der König die Waffen der Nation zur Verwahrung übergeben hatte, zur Zeit der freyen Genoſſenſchaft, nichts weiter als ein verachteter Knecht irgend eines Land-Eigenthümers geweſen ſeyn mochte (*).

Die Verfaßung der altteutſchen freyen Genoßenſchaften mußte vorher gänzlich geſprengt ſeyn, ehe an eine königliche Gewalt von dieſer Art und in dieſem Zeit-Alter zu denken war; und dergleichen rohe Despoten und kühne Unterdrücker ihrer Genoßenſchaften konnten keinen andern Endzweck ihrer angemaßten königlichen Gewalt haben, als ſich auf Unkoſten der übrigen Land-Eigenthümer zu bereichern.

Ihr Intereße alſo war, die Macht ihrer übrigen Genoßen, die in Land-Eigenthum beſtand, zu ſchwächen; deren ihre Rechte und Vorzüge zu untergraben und blos zu ſtellen; das ganze auf Eigenthum und Freyheit aufgeführte National-

(*) Cap. XLV. Nec *arma*, vt apud ceteros Germanos, in promiſcuo, ſed *clauſa ſub cuſtode*, et quidem *Seruo:* quia ſubitos hoſtium incurſus prohibet Oceanus; *otioſae* porro *armaturum manus* facile laſciviunt. Enim vero „neque *nobilem*, neque *ingenuum* ne *libertinum* „quidem armis praeponere, Regia vtilitas eſt."

System nieder zu reißen; die bisherigen Begriffe von Ehre, Ruhm und Verdiensten umzustimmen, und ihr unedles und eigennütziges Interesse nunmehr zum National-Interesse aufzustellen.

Wer ihnen seinen Arm darbot, zur Bedruckung der frey- und edelgebohrnen Eigenthümer und Unterdruckung ihrer freyen Völkerschaft; der war auf dem Wege, sich durch Verdienste und persönliche Eigenschaften emporzuschwingen. Die Begüterten hatten eben so viel Ursach, gegen dergleichen Könige als ihre Feinde, die auf ihren Untergang losgiengen, sich zu verschanzen und zur Wehre zu setzen, als dagegen die Unbegüterten hatten, sich unter deren ihre Fahnen zu versammlen, und ihnen, als ihren Befreyern, Treue und Eifer zu schwören.

So stelle ich mir den Fall in der angeführten Stelle des Tacitus vor, und denn ist mir begreiflich, wie und warum Leute, die unter freyen Völkerschaften gar keinen Rang und Stand hatten, über die Frey- und Edelgebohrnen sich gerade da emporschwingen konnten, wo die Nation unter königlicher Gewalt beschlossen war (*).

Aber

(*) Auch in den folgenden Zeiten, unter den merovingischen Königen, wiewohl die altteutsche National-Verfassung damals schon so ziemlich umge-

Aber dieſe mir ziemlich natürlich ſcheinende Erklärung davon, beruht vornemlich auf der Hypotheſe vom Land-Eigenthum, deſſen Beſitzer, meiner Meynung nach, unter den teutſchen

umgeſchmolzen war; fehlte es nicht an Beyſpielen ſolcher Günſtlinge, die ſich über die frey- und edelgebohrnen Land-Eigenthümer emporſchwungen; und die Art ihrer perſönlichen Verdienſte kann eine ähnliche Erfahrung aus dem Zeitalter des Tacitus erläutern. Gregorius von Tours erzählt in dem VII B. 15 Cap. ſeiner Fränkiſchen Geſchichte von der Königin Fredegund, daß ſie einen Richter und Beamten bey ſich gehabt, der ihr ſchon bey Lebzeiten des Königs zu viel Böſem geholfen; der nebſt einem königlichen Statthalter viele freygebohrne Land-Eigenthümer zu der Schmach einer Auflage und jährlichen Abgabe von ihrem ſonſt freygenoſſenen Eigenthume gezwungen; hingegen aber nach des Königs Tode den verdienten Lohn ſeiner Gewaltthätigkeiten von ihnen empfangen habe. Habebat tum temporis ſecum Audonem *Iudicem*, qui ei tempore Regis in multis conſenſerat malis. Ipſe enim cum Mummulo, *Praefecto*, multos de Francis, *qui* tempore Childeberti Regis Senioris *ingenui fuerant*, *publico tributo ſubegit*. Qui poſt mortem Regis ab ipſis ſpoliatus ac denudatus eſt, vt nihil ei, praeter quod ſuper ſe aufetre potuit, remaneret. Domos enim eius incendio ſubdiderunt. Abſtuliſſent vtique et ipſam vitam, ni cum Regina Eccleſiam expetiiſſet. Der Beſitzer alſo eines Eigenthums, der niemand davon etwas abzugeben verpflichtet war, wurde noch damalen für einen Ingenuus gehalten.

Ingenuis zu verſtehen ſind; und in dieſem Betracht möchte ſie zum Beweis für die lezteren dienen können.

Bey den Geſchichtſchreibern der folgenden Zeiten, aus den übriggebliebenen Fragmenten der altteutſchen Verfaſſung, leſen wir noch deutlichere Spuren davon, wie genau vormals die Freygebohrenſchaft mit dem Beſitze oder Erb-Recht des Eigenthums verwandt geweſen ſeyn muß.

Bey Erwähnung der Eigenthümer hatte Gregorius von Tours, um ſo zu ſagen, ihr Eigenthum zu vergewiſſern, die Freygebohrenſchaft, als eine natürliche Folge davon, beygeſezt (*).

Die

(*) In dem III B. XXIII Cap. von den Wunderwerken des h. Martins, erzählt er von einem Tauben und Stummen, daß er von ſeinen Brüdern von Haus und Hof verjagt, und ſeines Erbtheils und Eigenthums beraubt worden ſey. Zur Erläuterung deſſen merkt er an, daß dieſe Geſchwiſter Freygebohrne geweſen, und alſo Eigen-Vermögen beſeſſen hätten. „Incola Andegauienſis vrbis — ablata ſibi a fratribus facultatis parte de domo proiicitur, dicentibus fratribus: hic amens effectus eſt, non patiatur Deus, quod aut *facultati noſtrae inhaereat*, aut *partem facultatis adquirat*. Erant *autem* (enim) *ingenui* et *poſſeſſioni propriae incumbentes* (poſſeſſionem propriam poſſidentes) — eiecerunt mutum et ſurdum —

Die alten Sachſen, die unter allen teutſchen Völkerſchaften ſich am längſten bey ihrer altväterlichen Verfaſſung und Freyheit erhalten haben, mußten endlich doch ſich an Karln den Großen ergeben, und ihm Gehorſam und Chriſtenthum angeloben. Bey ihrer Huldigung wußten ſie, auf den Rückfall zum Heydenthum, außer der Todesſtrafe, ſich zu keiner härteren verbindlich zu machen, als beydes, Freygebohrenſchaft und Eigenthum verwürkt zu haben (*). Wer die angeführten Stellen davon ohne Vorurtheil lieſt, wird daraus den natürlichen Schluß ziehen, daß die ſächſiſche Nation noch damalen bloß aus Freygebohrnen und Land-Eigenthümern beſtanden habe, und mit dem Stande der Freygebohrnen der Beſitz eines Eigenthums weſentlich müſſe verknüpft geweſen ſeyn.

Doch

(*) *Regino* ad a. 777 Sacramenta ſecundum conſuetudinem dederunt, vt perderent *ingenuitatem* et *omnem haereditatem*, niſi conſeruarent ſuſceptam Chriſtianitatem.

Annales Fuld. ad a. e. „Ibi Saxones baptizati *ingenuitatem* et *omnem proprietatem ſuam* ſecundum morem gentis abdicantes, regi tradiderunt —

Annales Loiſelani „Ibi multitudo Saxonum baptizati ſunt, et ſecundum morem illorum *omnem ingenuitatem illorum* et *Alodem* manibus dultum fecerunt, ſi amplius mutaſſent etc.

Egolismenſis in vita Caroli M. „ibi multitudo Saxonum baptizata eſt, et ſecundum morem illorum *omnem ingenuitatem illorum* et *Alodem* manibus gurpierunt, ſi amplius mutaſſent etc.

Doch ſcheint ſelbſt aus dieſen wenigen ſächſiſchen Fragmenten der altteutſchen Rechts-Terminologie ſo viel noch kenntbar zu ſeyn, daß die National-Genoſſen von den älteſten Zeiten her, ihren Namen nicht von dem Eigenthume, ſondern von der Freyheit geführt haben möchten (*).

Vielleicht führten zu des Tacitus Zeiten die teutſchen Ingenui überhaupt einen gleichbedeutenden Namen: und dies mochte den Römer deſto eher zu dieſer Ueberſetzung veranlaſſen. Wenigſtens ohne irgend einen Grund war Tacitus nicht im Stande, ſo etwas niederzuſchreiben: und iſt es dieſe Aehnlichkeit des Ausdrucks geweſen, ſo war er vernünftig: aber doch reicht er nicht zu, den dadurch zweydeutig und mangelhaft gebliebenen Begriff eines teutſchen Ingenuus, der zugleich Land-Eigenthümer war, zu entſchuldigen.

4. Von

(*) Nithard in ſeiner Geſchichte merkt ausdrücklich an, daß die alten Sachſen dreyerley Stände unter ſich gehabt hätten, einen der Edilinger; einen andern der Frilinger; und den dritten der Lazzen; in der lateiniſchen Ueberſetzung bediente er ſich der Worte: „Nobiles, Ingenuiles und Serviles; und kömmt ſo ziemlich darinn mit dem Tacitus überein: „Saxonica gens omnis in „tribus ordinibus diviſa conſiſtit. Sunt enim inter illos, qui *Edhilingi:* ſunt, qui *Frilingi*; „ſunt, qui *Lazzi* illorum lingua dicuntur. La„tina vero lingua ſunt *nobiles, ingenuiles, ſer„viles.*„

4.

Von dem Adel der alten Germanier.

National-Ehre und Stand war also in dem alten Germanien erblich, und haftete auf dem Besitze und Rechte des Land-Eigenthums. Diese Erblichkeit, wenn man anders zur Entschuldigung dieser rohen Barbaren etwas sagen soll, war eine nothwendige, natürliche Folge ihrer ganzen Verfassung.

Ein Ding kann, in Vergleichung anderer von seiner Gattung, das Gute und Vollkommene, das es haben soll, in einem merklich vorzüglichen Grade haben. Mit dieser Eigenschaft zeichnet es sich von den übrigen aus. Es verdient deswegen eine charakteristische Benennung, und diese fodert also für den einmal vorhandenen Begriff ein angemessenes Wort in der Sprache.

Das Gefühl und der Begriff solcher Eigenschaft ist für kein Volk, so roh es auch seyn mag, zu fein, und ihm in allen denen Dingen natürlich, worüber es Vergleichungen anstellen kann, und deren, dem Grade nach, verschiedene Güte und Vollkommenheiten, es kennt und zu schätzen weiß.

Die Griechen, Römer und Teutschen müssen wenigstens von den ältesten Zeiten her Empfindungen und Begriffe davon gehabt haben.

Das

Das Wort in der Sprache iſt hierinn immer der ſicherſte und zuverläßigſte Gewährsmann.

Der Grieche hatte für dieſe Eigenſchaft eines Dings, je nachdem es ſeiner Natur nach beſchaffen war, bey dem Reichthume ſeiner Sprache, auch verſchiedene Worte: ευγενης, διαγενης, διασημος, γναμιμος, ευγενιος.

Der Römer bediente ſich des Worts Nobilis (*).

Der Teutſche des Worts Edel (**).

Jede

(*) Nobilis — *quaſi* Noſcibilis, *a noſco, pro noto accipitur.* ſ. Gesner in ſeinem Theſauro L. L.

Daher finden wir dieſes Beywort in den lateiniſchen Schriftſtellern bey Menſchen, Thieren, Flüſſen, Quellen, Städten, Güthern, Landſchaften und allen Arten von Dingen.

Tacitus nennt die Chauzen populum inter Germanos nobiliſſimum. Cap. XXXV. und von den Semnonen ſagt er, daß ſie ſich für die nobiliſſimos Sueuorum gehalten hätten. Cap. XXXIX.

(**) Adhal. d. i. vorzüglich, das Beſte in ſeiner Art. *Iſidor.* Daher Edel-Stein, Edel-Marder, Edel-Krebſe, Edelmuth, Edelmann u. ſ. f.

Jede Nation beſteht aus einer Genoſſenſchaft mehrerer Mitglieder. Nicht alle ſind an Güte und Vollkommenheit einander gleich. Einer zeichnet ſich vor dem Andern an National-Tugend und Vollkommenheit aus. Die Vergleichung des Einen mit dem Andern iſt ſo natürlich, und dringt ſich einem ſo ſehr von ſelbſten zu, daß man ſie auch unter jeder Völkerſchaft, ſelbſt unter rohen Barbaren, erwarten kann. Nach den von der Vergleichung aller übrigen Dinge ſchon geläufig gewordenen Empfindungen und Begriffen wurden alſo auch ſelbſt die Beſtandtheile der Nation gemeſſen. Man unterſchied diejenigen, die ein vorzügliches Maas von Nationalgüte und Vollkommenheit hatten, von dem übrigen gemeinen Reſte der Genoſſen oder Bürger; und bezeichnete jenen Theil der Nation mit einem eigenen Namen. Das thaten die Griechen und Römer, und eben daſſelbe bedeutet der Teutſchen ihr Adel (*).

So

(*) Die bekannte Stelle Luc. 19. v. 9. kann dies am beſten erläutern.

In der Urſprache ſteht:	ανθρωπος τις ευγενης.
In der latein. Ueberſetz.	Homo quidem nobilis.
In der hochteutſchen:	Ein Edler.
In der altſchwediſchen:	En ädla Man.
In der isländiſchen:	Edalboren Madr.
In der gothiſchen des Ulphilas:	Manna ſuns godakunds; d. i. ein Mann von bekannter Güte, von gutem Herkommen.

Das

So weit finden wir unter allen drey Nationen Uebereinstimmung. Aber in dem Begriffe von der National-Güte und Vollkommenheit selbst, wornach eben der Adel bestimmt werden soll, können eigentlich nur diejenigen Nationen miteinander übereinstimmen, die gleiche Verfaßung haben. Und darum kann der Adel, wiewohl er bey jeder Nation eben dasselbe bedeutet, oder doch wenigstens bedeuten soll, bey der einen diese und bey einer andern wieder andere Bestimmungen und Erfordernisse haben.

Hier-

Das Gothische Wort Godakunds ist in dem den Evangelien angehängten Glossarium also erklärt — Nobilis „den som ar af goda kyni komin" qui bono genere natus est.

Gods, God, Goth — gut.

Kund natus, geboren. Kun, Geschlecht. Bey den Alamanniern hieß es in gleicher Bedeutung Kind; und in der hochteutschen Sprache bedeutet es „Leibes-Erben."

Die Gothen hatten aber noch ein ander ähnliches Wort *Kunths* — bekannt. Schwed. käña. kuña; Angelsächs. cuñan; Alam. keñen; Isländ. kaña; hochdeutsch keñen. Konw. *Hesych.* Scire damit ist verwandt das γινωσκω der Griechen; und der Lateiner ihr nosco, gnosco, wovon sie *nobilis* abgeleitet haben.

Auf diese Art kommen alle drey Nationen in dem Begriffe und dem ihm gegebenen Worte vollkommen überein.

Hierüber muß ich mich etwas deutlicher erklären.

Der Adel ist, dem allgemeinen Sprachgebrauche nach, von dem übrigen Reste der Nation, von den gemeinen Bürgern und Genossen an Güte und Vollkommenheit unterschieden. Unmöglich kann bey diesem Anschlage des Werths, bey der Vergleichuug der Bürger und Genossen unter einander, bey der Bestimmung eines vorzüglichen Standes unter den Freygebohrnen selbst, irgend etwas anders als ein größeres Maas, ein höherer Grad von National-Güte und Vollkommenheit in Betrachtung kommen. Der Adel muß Eigenschaften an sich haben, die ihn in Stand setzen, den Entzweck der Völkerschaft, die Pflichten der Genossen, oder Bürgerschaft ungleich vollkommener zu erfüllen, und zur Wohlfahrt des Ganzen ungleich mehr als die übrigen, beyzutragen. Auf dem guten Willen und vorzüglichem Vermögen des Adels muß das Nationalsystem, so zu sagen als auf seinem Hauptpfeiler unmittelbar ruhen und bestehen.

National-Güte und Vollkommenheit, die vorzüglichen Eigenschaften und Erfordernisse des Adels müßen also natürlicherweise ihre Beziehung und Verhältniß zum jedesmaligen Systeme der ganzen Völkerschaft haben, wenn anders der Adel seiner Bestimmung gemäß eingerichtet seyn soll.

Freye Genossenschaften oder bürgerliche Systeme, und in diesen die mannigfaltige Regiments-Formen, noch mehr aber Barbarey oder Kultur, müßen also, nach der Folge der verschiedenen Zeitalter unter den mancherley Nationen, wenn sie gleich einerley Begriff vom Adel haben, doch nothwendigerweise, in würklicher Bestimmung der erforderlichen Eigenschaften und Bedingungen ihres Adels, auf einen gar sehr verschiedenen und mannichfaltigen Ton gestimmt seyn.

Es könnten, sollten oder werden bald die reichsten Eigenthümer, bald die verständigsten und wohlgesinntesten Bürger, bald die tapfersten und geschicktesten Kriegsleute, und bald wieder eine andere Gattung von Leuten, den Adel in einer Nation ausmachen, und also wird, oder wenigstens sollte der Adel bald erblich, bald bloß persönlich seyn.

Die Sache verdient wohl noch eine nähere Betrachtung.

Unter einer kultivierten Nation, die in ein System von bürgerlicher Ordnung unter einer höchsten wohlgeordneten Gewalt vereiniget ist, unter einer Nation, die nach ihren aufgeklärten Begriffen das Glück der Menschheit und die Wohlfahrt der gesamten Gesellschaft zum großen Endzwecke ihres Staats hat; unter einer solchen Nation sollte doch wohl der

Adel

Adel aus keiner andern Gattung von Bürgern, als aus dem verſtändigſten und wohlgeſinnetſten Theile der Nation, aus demjenigen Theile, der würklich auf die Erreichung dieſes großen und würdigen Gegenſtandes der Nation unmittelbar arbeitet, beſtehen: und unter ſolcher Nation könnte der Adel nicht anders als perſönlich ſeyn. Dergleichen Eigenſchaften, die davon die erforderlichen Bedingungen wären, ſind nicht das Loos des zufälligen Glücks, ſondern das Werk und Reſultat einer ſorgfältigen Erziehung; einer langwierigen Aufopferung und Uebung. Aber dafür gäbe es auch wohl keine würdigere Belohnung in der Nation, als den Adelſtand.

Ein rohes Volk hingegen, das keinen höher geſtimmten Begriff von gemeiner Wohlfahrt, als die öffentliche Sicherheit, die gemeinſame Vertheidigung des Eigenthums kennt, ein ſolches Volk wird und muß den Adel blos in den reichſten und begüterteſten Theil der Nation ſetzen. Dieſer iſt es, dem am meiſten an Erreichung der National-Abſicht, an der Aufrechthaltung der geſamten Völkerſchaft gelegen iſt: er hat am meiſten Willen und Vermögen, zur Vertheidigung des Landes beyzutragen. Aber, wie das Eigenthum unter dieſen reichen Familien, ſo wird und muß auch der Adel unter ſolcher Nation erblich ſeyn.

In Monarchien, und deren Regenten nichts weniger als würdige Väter ihres Volks ſind, ſie

mögen nun rohe oder kultivierte Despoten seyn, in Monarchien, deren Könige einzig und allein darauf erpicht sind, allen übrigen Staaten und Völkern, durch überlegene Macht furchtbar zu seyn, und unter Königen, deren wichtigster Gegenstand zur Erreichung ihres Endzwecks die Unterhaltung einer zahlreichen und wohlgeübten Armee ist; in dergleichen Monarchien und unter solchen Königen möchte der Adel nach und nach gänzlich in den Soldatenstand hineingezogen werden. Dem Manne in der Uniform gebührt da nach den strengsten Begriffen vom Adel, der geehrteste Stand in der Nation, weil er mit dem National-Endzwecke des Monarchen, den dieser in die ganze Maße von National-Güte, Tugend und Verdienst verwebt hat, in dem nächsten und genauesten Verhältniße steht. Aus eben derselben großen Ursach wird die auf den Wink des Königes bereitstehende, zum Siegen oder Sterben für das Vaterland bereitstehende Armee, und besonders der angesehenere Theil davon, der eigentliche Kern der Nation seyn, oder wenigstens doch dafür gehalten werden müssen. Natürlicherweise, wenn anders Tapferkeit und Talente der Maasstab von dem Werth in dem Soldatenstand sind, wird auch der Adel dieser Art nicht erblich, sondern persönlich seyn.

In den alten polizierten Republiken Rom's und Griechenlands bestand der Adel aus dem aufgeklärtesten Theile der Nation.

Der

Der Adel war es, woraus der Staatsrath mit weiſen und einſichtsvollen Patrioten, die Richterſtühle mit verſtändigen Richtern, die Armeen mit klugen und tapfern Befehlshabern beſezt wurden. Die öffentlichen Aemter erforderten, wie es unter allen kultivierten Nationen nicht anders ſeyn kann, Männer, die von ihrem früheſten Alter an durch Erziehung und Fleiß dazu vorbereitet, gebildet und großgezogen werden mußten. Der gemeine Bürger war weder von der Lebens-Art, noch überhaupt im Stande, ſeinen Kindern dergleichen vornehme und koſtbare Erziehung zu geben. Sie blieb dem Adel, den ſo genannten Patriciern eigen, und auf dieſe Art war da wiederum der Adel in den Familien gewiſſermaßen erblich.

Es giebt Zeit-Alter und Nationen, die einen mit vielen Vorrechten begabten Adel haben, und doch ſteht er mit dem würklichen Syſteme der Völkerſchaft in keinem unmittelbaren Verhältniße, noch hat er darauf diejenige Beziehung, die er ſeiner eigentlichen Natur nach haben ſollte. In dieſem Falle muß man ihn für ein Ueberbleibſel einer der vorhergehenden Verfaſſungen halten, und das gegenwärtige Syſtem hat entweder noch nicht ſeinen Endzweck erreicht und ſeine ganze Geſtalt erhalten, oder ſein ganzer Adel muß Anomalie ſeyn.

Der altteutſche Adel, ſo geringhaltig auch ſeine erforderliche Eigenſchaften, moraliſch betrachtet,

trachtet, dürften gewesen seyn, befand sich doch nicht in diesem Falle, noch verdiente er diesen Vorwurf. Das alte Germanien war roh, und seine Völkerschaften formirten keine eigentliche Systeme von bürgerlichem Regiment und deßen Ordnung. Sie waren weder monarchisch noch republikanisch geformt, sondern — nichts weiter als freye unbeschloßene National-Genoßenschaften, die aus freygebohrnen Land-Eigenthümern bestanden. Oeffentliche Sicherheit und gemeinsame Vertheidigung des Landes, dies war der einzige Gegenstand ihrer Völkerschaft.

Wenn also gleich der altteutsche Adel einzig und allein aus den reichsten Land-Eigenthümern bestand, in ihren Familien erblich, und also das unverdiente Loos des zufälligen Glücks war: so kann man doch nicht sagen, daß er darum weniger dem eigentlichen Begrif des Adels entsprochen hätte, oder der Verfaßung der Nation und ihres Zeit-Alters nicht angemeßen gewesen wäre.

Die vornehmste National-Tugend, davon ein vorzügliches Maas, das ein Genoße besaß, den edlen Mann charakterisirte, war Vermögen und Eifer in Vertheidigung des Vaterlands. Hierzu bedurfte es keiner besondern Sorgfalt in der Erziehung; keiner vorzüglichen Talente des Geistes und Herzens. Ein ansehnliches Land-Eigenthum machte das National-Interesse in einem vorzüglichen Grade zum Individual-

dual-Intereße des reichbegüterten Genoßen. Bey dem Ueberfluße, worinn er lebte, war er müßig, und in ſeinem Müßiggange konnte er ſich unmöglich mit etwas anders, als mit Waffen beſchäftigen, und dadurch ward der Adel zugleich der kriegeriſchſte Theil der Nation. Dies iſt alſo die angemeſſene Eigenſchaft, worinn er vor dem übrigen Reſt der gemeinen Genoßen, der zugleich mit der häuslichen Wirthſchaft beſchäftiget war, an National-Güte und Vollkommenheit am meiſten hervorſtechen mußte, und mit allem Recht der Kern und Ausbund der Nation genannt zu werden verdiente.

So erkläre ich mir den Urſprung und die eigentliche Verfaßung des altteutſchen Adels, der alſo aus den reichſten Land-Eigenthümern beſtand, und wohl nicht leicht aus einer andern Gattung von Genoßen beſtehen konnte.

Es hat Leute, und noch dazu Gelehrte gegeben, die ſich und andere bereden wollten, daß in dem alten Germanien, Adel nichts weniger als einen beſondern erblichen, vorzüglichen, über die Klaße der gemeinen Genoßen und Freygebohrnen erhabenen Stand, ſondern blos perſönliche Ehre und Ruhm bedeutet habe.

Allein, wenn auch dieſe Hypotheſe der Verfaßung aller übrigen nördlich gelegenen verwandten Völkerſchaften nicht widerſpräche, ſo ſehe ich doch nicht, wie ſie mit allen übrigen

Umſtänden in der Erzählung des Tacitus von dem Adel der Germanier beſtehen kann.

Es muß unter ihnen Edelgebohrne ſo gut als Freygebohrne gegeben haben; und da der alteutſche Adel für keine Ueberbleibſel aus der vorhergehenden Verfaßung, die doch nichts weiter als ein Stand der Wildheit hätte ſeyn können, gehalten werden kann: ſo muß ſein Urſprung und Weſen aus der damaligen Barbarey unmittelbar herzuleiten ſeyn. Man nenne mir aber, außer den reichſten Land-Eigenthümern, eine andere mögliche Gattung von Genoſſen, und außer jener ihren hervorſtechenden National-Eigenſchaften, eine andere mögliche Art von National-Güte und Vollkommenheit, die ein ander Syſtem von Adel in dem alten Germanien hätte hervorbringen können? Doch vielleicht macht Tacitus mit ſeiner Erzählung von den würklichen Umſtänden davon alles weitläufige Demonſtriren von demjenigen, was hierinn möglich und unmöglich geweſen ſeyn dürfte, überflüßig.

Die alten Germanier hatten auch ihre Helden; ihre rühmliche Thaten, deren Andenken dergleichen Patrioten und verdienſtvolle Männer unter ihnen unvergeßlich machten. Aber Tacitus unterſcheidet ſie gar ſehr von dem eigentlichen Adel, und bedient ſich bey deren Erwähnung ganz anderer Worte (*).

Beyde

(*) Cap. XXVII. erzählt er, daß dergleichen berühmten Männern nach ihrem Tode vorzügliche

Beyde Stände, der Freygebohrnen ſowohl als der Edelgebohrnen, hatten alſo ihre berühmte Männer unter ſich aufzuweiſen.

liche Ehre angethan, und ihre Leichenbegängniſſe mit beſonderer Feyerlichkeit gehalten worden wären. „Funerum nulla ambitio. Id ſolum obſeruatur, vt corpora *clarorum* virorum *certis lignis* crementur.

Cap. XIV. merkt er von dem jungen Adel an, daß er vorzüglich ſich durch Kriegsdienſte bey auswärtigen Nationen beſtrebt habe, Ruhm und Ehre bey ihren Zeitgenoſſen ſich erſt zu erwerben. „plerique nobilium adoleſcentium petunt vltro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt: quia — facilius inter aucipitia clareſcunt —

Cap. XIII beſchreibt er noch eine andere Gattung von Ruhm und Ehre, die unter den Germaniern üblich war; aber er ſezt ſie in ganz etwas anders, als in den Adel: wiewohl dieſer vornemlich, wie wir in dem Folgenden zeigen werden, ſich darinn mag hervorgethan haben; und vermittelſt ſeiner vielen Einkünfte und ſeines Ueberfluſſes eine Anzahl Truppen oder junge Kriegsleute in ſeinem Dienſt, zum Staat' in Friedenszeiten und zur Wehre im Krieg, mag unterhalten haben. „haec dignitas hae vires, magno ſemper electorum iuuenum globo circumdari, *in pace decus, in bello praeſidium.* Nec ſolum in ſua gente cuique, ſed apud finitimas quoque ciuitates *id nomen, ea gloria eſt, ſi numero ac virtute comitatus emineat.*

Wir lesen bey dem Tacitus von Freygebohrnen, daß sie in gewissen Fällen mit ihren persönlichen Verdiensten öft so viel vermocht, als der Adel mit seinem vornehmen Stand, und in der National-Versammlung damit eben so viel Aufmerksamkeit und Achtung auf sich gezogen hätten (*).

Ansehnlicher Adel oder das Andenken verdienst- und ruhmvoller Vorfahren brachten oft junge und hofnungsvolle Leute zur Würde eines Fürsten und Anführers in der Nation (**).

Ihre Könige nahmen die alten Teutschen aus dem Adel. Aber zu Fürsten und Anführer der Nation wurden je die Tapfersten und Berühmtesten genommen (***).

Kinder und Jünglinge, und noch vielweniger Mädchen sind im Stande, sich in den Rang und

(*) In der National-Versammlung, sagt er Cap. XI, findet desjenigen Vorschlag und Stimme Gehör, dem ein ehrwürdiges Alter, oder ansehnlicher Adel, oder vorzüglicher Kriegsruhm, oder seine Beredsamkeit Ansehen giebt. „mox *Rex* vel *Princeps*, prout *aetas* cuique, prout *nobilitas*, prout *decus bellorum*, prout *facundia* est, audiuntur.„

(**) Insignis nobilitas *aut* magna patrum merita Principis dignationem etiam adolescentulis assignant. „

(***) Cap. VII. „*Reges* ex *nobilitate*, *Duces* ex *virtute* sumuntur.„

und Stand des Adels zu ſchwingen, wo er nicht durch Geburt ererbt wird, ſondern durch Verdienſte erworben werden muß. Der Adel muß alſo ſchon vormals in Teutſchland erblich geweſen ſeyn. Denn Tacitus erzählt von edlen Mädchen und Jünglingen, die eben darum vor den Kindern der gemeinen Genoſſen hervorſtechende Eigenſchaften an ſich gehabt hätten (*). Jene wurden vorzüglich gern zu Geiſeln genommen, weil ſie die Kinder der anſehnlichſten Familien waren. Dieſe machten den Krieg zu ihrer vornehmſten Beſchäftigung, weil ſich reiche Land-Eigenthümer, außer der Jagd, mit nichts anders beſchäftigen konnten, das ihrem Stand, und Rang in der Nation angemeſſen war.

Die Könige der Markomannen und Quaden, waren aus den edlen Geſchlechten des Marbods und Tuder's (**).

Daß alſo der alteutſche Adel erblich geweſen, und nicht blos in perſönlichem Ruhme beſtan-

(*) Cap. VIII. Efficacius obligentur animi ciuitatum, quibus inter obſides *puellae* quoque *nobiles* imperantur. Cap. XIV. plerique *nobilium adoleſcentium* petunt vltro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt. „

(**) Cap. XLII. Marcomannis Quadisque vsque ad noſtram memoriam Reges manſerunt ex genere ipſorum; NOBILE *Marobodui* et *Tudri* GENVS. „

beſtanden habe, iſt, wie mich dünkt, aus dieſen angeführten Umſtänden ziemlich klar. Man verbinde nun mit dieſen Beſtimmungen den Werth des Land-Eigenthums überhaupt, in dergleichen Völkerſchaften, deren Beſtand-Theile nichts anders, als Land-Eigenthümer waren; den vornehmen Müßiggang und die ganze Lebens-Art der Reichen, die ſich mit nichts anders als mit dem Kriege und der Jagd beſchäftigen konnten, und eben dadurch an National-Tugend hervorſtechen mußten; den Begriff vom Adel überhaupt, und beſonders, wie er nach den Grundſätzen und der Verfaſſung des rohen Germaniens gebildet werden mußte: und dann urtheile man, ob es nicht für höchſtwahrſcheinlich zu halten ſey, daß die reichſten Land-Eigenthümer in einem unmittelbaren und dem beträchtlichſten Verhältniße der Nation geſtanden, daß ebendieſelben ein vorzügliches Maas von National-Güte und Vollkommenheit beſeſſen, und eben darum den Kern der Nation, den National-Adel ausgemacht hätten.

Der Beſchluß des Abſchnitts folgt.

II. Ver-

II.

Verſuch einer Ueberſetzung des 26ſten Kapitels des Tacitus de Moribus Germanorum (*).

Zu Tacitus Zeiten hatten die Germanier einen gemeinſchaftlichen Feind gegen welchen ſie ihre Heere ausſandten. Sie drangen ſich nicht mie

(*) Dieſer kleine Aufſatz iſt dem Herausgeber des Merkurs von einem Ungenannten zugeſandt worden, mit der bloſſen Unterſchrift G. den 3ten Merz 1774, und mit einer Erklärung ſolcher Geſinnungen für den Herausgeber, die den leztern zu ſehr vieler Dankbarkeit für den edeldenkenden Unbekannten verbinden. Die Leſer erinnern ſich vielleicht aus dem 3ten St. des Vierten Bandes des Teutſchen Merkurs, daß der Verfaſſer der Beyträge ſich daſelbſt S. 239 erklärt, daß er den wahren Sinn der Stelle des Tacitus, wovon hier die Rede iſt, nicht zu errathen wiſſe. Der Ungenannte hat hievon Anlaß genommen einen Verſuch zu machen, dieſe dunkle Stelle des Tacitus aufzuklären. In wiefern es Ihm gelungen ſey, überlaſſen wir dem gelehrten Publikum zu beurtheilen, und bemerken nur, daß auch durch dieſe Ueberſetzung der Hauptſatz des Verf. der Beyträge beſtätiget werde.

W.

mit Sack und Pack gegen Rom; ſonſt würden die römiſchen Provinzen nicht allein, ſondern Rom ſelbſt überſchwemmet worden ſeyn. Hätten ſie alle zu Felde gelegen; ſo würden die Sitten und Gebräuche, die Tacitus den Römern erzählt, nicht haben Statt finden können. Ein Theil blieb alſo ſtets im Beſitz ſeiner Gegend, und von dieſem redet Tacitus. Seine Abſicht iſt daher nicht, zu ſagen, wie ſie es mit erobern Aeckern gehalten haben; ſondern, wie ſie es im ruhigen Beſitz mit ihren Aeckern hielten.

Ich überſetze demnach das 26ſte Kapitel alſo:

„Das a) Acker-Land wird b) unwechſelnd gemeinſchaftlich beſtellt, und dann theilen ſie es gleich unter ſich, nach ihrem häuslichen c) Anſehen. Dieſe Theilung wird erleichtert, durch die Zwiſchen-Räume, (Reine, oder Aufwürffe und Hecken, die ſie des Viehes wegen machen) welche die d) Kämpe einfaſſen. Was ein Jahr

a) Agri pro numero cultorum agrorum

b) per vices: arva per annos mutant etc.

c) dignatio, beſtund in einer zahlreichen Familie.

d) Campus, der Kamp: iſt ein in der Grafſchaft Mark und den umliegenden Gegenden, algemeines Wort, und zeigt ein eingefaßtes Stück Acker-Land an. In den bergigten und waldigten Gegenden der Grafſchaft Mark, und angrenzenden Gegenden iſt wenigſtens alles Acker-Land, nach verſchie-

Jahr Saat-Land iſt, iſt im folgenden Brache. Sie ſuchen durch ihre Arbeit ſo wenig den Ueberfluß, und die Erweiterung des urbaren Bodens, daß ſie nicht einmal Obſt-Höfe pflanzen, noch Wieſen umzäunen, und Gärten e) ordentlich anlegen. Sie ziehen nur f) Saaten; daher theilen ſie auch das Jahr nicht wie wir. Der Winter, Frühling und Sommer iſt ihnen bekannt, und ſie haben Nennwörter dafür; aber den Herbſt wiſſen ſie nicht zu nennen, und ſeine Gaben ſind ihnen unbekannt. „

III. Ver-

verſchiedener Gröſſe des flachen Innhalts, mit Dorn-Hecken eingefaſſet, und ein jedes Stück heiſſet ein Kamp. Dieſe Kämpe werden jezt 2, 3 oder 4 Jahr nacheinander zu Saat-Land gebraucht, alsdenn ſind es eben ſo viel Jahre Bachen, und dienen dem Vieh zur Weide.

e) Nach römiſcher Art.

f) Die im Sommer reiffen.

III.

Verſuch einer Ueberſetzung des Orlando Furioſo.

Vorbericht des Herausgebers.

Eine Ueberſetzung von Arioſts Orlando Furioſo, in achtzeiligen Stanzen, worinn die Vers- und Reimart der italieniſchen Ottave rime vollkommen beybehalten wird, iſt unſtreitig eine der verwegenſten und mühſamſten Unternehmungen, an die ſich ein teutſcher Dichter wagen kann; ja, in Anſehung der Armuth unſrer Sprache an Reimen, und des großen Vorzugs, den die Italieniſche überdies an Geſchmeidigkeit vor der unſrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine ſolche Ueberſetzung, wenn ſie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben ſoll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwohl hat ſich ein junger Dichter gefunden, der mich auf eine ſehr unerwartete Art, mit dieſer Probe, die ich hier dem Publikum mittheile, überraſcht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich

vielleicht

vielleicht zu nachſichtig gegen ſeine Arbeit macht; wiewohl ich (zumal, wenn ich ihn mit ſeinem Original vergleiche) wünſchen möchte, ſie weniger unvollkommen zu ſehen; ſo halte ich doch für billig, ihm das, was er geleiſtet hat, zum Verdienſt anzurechnen, und immer für Viel zu halten, daß es ihm noch ſo gut gelungen iſt. Was ich am meiſten an ſeinem Verſuche zu loben finde, iſt, daß er dem beſondern Individual-Charakter der Arioſtiſchen Poeſie, oder dem, was ich (nach der Analogie von Yoriks Correggity) die Arioſtheit des Arioſts nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen iſt, und dadurch einigermaßen erſezt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, ſo bald er ſich vornahm, in Ottave rime zu überſetzen. Doch, meine Abſicht iſt nicht, dem Urtheile der Kenner und Liebhaber vorzugreiffen. Finden dieſe, daß ich zu günſtig von dieſer Arbeit denke, ſo wird es der Ueberſetzer bey dem erſten ohnehin noch nicht ausgefeilten Verſuche bewenden laſſen: wird er hingegen aufgemuntert, ſo verſpricht er mit verdoppelter Anſtrengung fortzufahren, ſo lang ihn der Athem nicht verlaſſen wird.

Indeſſen kann ich nicht umhin, zu wünſchen, daß er im leztern Falle, der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime überſezt zu haben, lieber entſagen möchte Es iſt wahr, dieſe Versart giebt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter

nichts als Augen und Ohren braucht; überdies liegt unstreitig eine gewisse Musik in dieser Art zu reimen, die für die Italiener vermuthlich nur darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügungen des Ohrs empfindlicher sind, als irgend ein andres Volk. Auch die überwundne Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles übrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr, und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmack Arioſts oder Taſſo's beſchenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle dieſe Gründe ſind, wenn die Rede von Ueberſetzung eines Arioſto iſt, von ſehr geringem Gewichte. Der gewiſſeſte Vorzug dieſes Dichters iſt ſeine Poeſie des Styls, ſeine poetiſche Farbengebung, ſein Ausdruck. Gehen dieſe verlohren, ſo kann uns ein Ueberſetzer zwar einen raſenden Roland liefern, aber nicht den vom Arioſt, und dieſen ſollten wir doch haben! Dies würde, wie nur zu ſehr zu beſorgen iſt, der Fall unſers Ueberſetzers ſeyn. Eine flüchtige Vergleichung ſeiner Stanzen mit dem Original iſt hinlänglich, meine Beſorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreyfachen Reime geſtattet, dem ſo kunſtloſen, aber immer ſo ſchönen, warmen und kräftigen Ausdrucke Arioſts getreu zu bleiben. Ich geſtehe, daß es mir ſelbſt, und vielleicht jedem anderm, unmöglich

ſeyn

seyn würde, unter der nemlichen Bedingung es besser zu machen, (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe) aber eben dies scheint mir einen unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den ottave rime abstehen soll. Vielleicht wäre die Versart des Neuen Amadis zu einer Uebersetzung Arioſts zugleich die bequemste und angemessenste. Aber demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beym ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am meisten musikalischen Sinn, und Aufmerksamkeit auf die Gesetze des Poetischen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfodert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Partheylichkeit gezogen werden dürfte, als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen, was er thun soll!

Uebrigens habe ich wohl nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da der teutsche Merkur wenig Leser haben wird, denen nicht wenigstens so viel davon bekannt seyn sollte, daß die Italiener dieses Poetische Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen, und auf ihren Arioſt, als Original-Genie, wenigstens so stolz sind, als die Engländer auf ihren Shakespear. Bey denjenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen, und

die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein so groſser Geist, als Galileo Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab, ein günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so weniger betrügen kann, da Galilei nicht bloß ein groſser Sternseher, sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner aller schönen Künste, und selbst ein geistvoller Autor war. Doch wozu haben wir hier Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Arioſts Orlando, es sey daß man ihn als ein Werk des Poetischen Genius, oder blos als unterhaltende Lectüre betrachte, wenig seines gleichen hat. Und wenn auch dies nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Uebersetzung desselben dem teutschen Publikum zu empfehlen: so scheint mir der bloße Vortheil, der unsrer Sprache dadurch zugehen würde, schon wichtig genug, um dem Uebersetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienst um seine Nation einzugestehen.

W.

Der raſende Roland.

Erſter Geſang.

1.

Von Heldinnen und Helden will ich dichten,
Von Lieb' und Krieg, von Eintracht und von Streit,
Von frölichen und blutigen Geſchichten,
Und manchem Abentheur aus jener Zeit,
Als Agramant, ſie alle zu vernichten,
Den Galliern in blinder Wuth gedräut.
Schon fieng er an, in Frankreich einzubrechen,
Den Tod Trojans am Kayſer Carl zu rächen.

2.

Zugleich will ich von Roland Dinge ſagen,
Die weder Reim noch Proſe je geſagt;
Den Amor, aus der Weisheit heitren Tagen,
In Tage voll von Wahnſinn hingejagt.
Wenn anders ſie, die mich zu gleichen Klagen
Gezwungen, deren Reiz mein Herz zernagt
Und allen Geiſt aus meiner Seele raubet,
Mir den Entſchluß zu endigen erlaubet.

3.

Stolz in der Gunſt Angelikens zu ſtehen,
Durch die er längſt der Liebe Macht empfand,
Kam Roland izt voll glänzender Tropheen
Aus Indien und aus der Meder Land
Mit ihr zurück zum Fuß der Pyreneen,
Wo weit umher des Kayſers Lager ſtand.
Er kam, mit ihm die Heyden zu bekriegen,
Und konnte bald ſich ſelber nicht beſiegen.

4.

(Die ſchönſte Hofnung ſehn wir oft betrogen.)
Angelika, die er ſo lang geſchüzt,
Mit der er faſt die ganze Welt durchzogen,
Wird ohne Kampf bey ſeinen Freunden izt
Vom weiſen Carl auf einmal ihm entzogen.
Rinaldens Herz ward auch für ſie erhizt,
Und gährte Zwiſt: Der Kayſer, ihm zu ſteuern,
Gab ſie bis nach den Krieg dem Fürſt von Bayern.

5.

Und ſagte dem ſie zu, der unter beyden,
Wenn ſie den Feinden nun entgegen ziehn,
Durch Tapferkeit ſich würde unterſcheiden;
Doch, ach! das Glück fuhr beyden durch den Sinn.

Es floh von Carln hinüber zu den Heyden:
Sie hatten Sieg; die Chriſten mußten fliehn.
Mit vielen andern war der Fürſt gefangen
Von ſeinem Heer zu'n Feinden übergangen.

6.

Durch weiſe Furcht geſchrekt, der Mohren Beute
Zu werden, ſaß indeß Angelika,
Der ſchon ihr Herz des Krieges Ausgang dräute,
Auf ihrem Roß in banger Ahndung da;
Und ſtieß ihm nun die Sporen in die Seite.
Schon flog ſie hin durch einen Wald, und ſah
Im engen Schatten-Weg, den ſie genommen,
Ihr einen Paladin entgegen kommen.

7.

Er lief zu Fuß, den Panzer um den Rücken,
Mit Degen, Helm und Schild in leichterm Schritt
Den Wald hindurch, als nach verübten Tücken
Ein Dieb, halbnakt, im rothen Mantel flieht.
Die Hirtin kann den Fuß nicht ſchneller zücken,
Wenn ſie den Kamm von einer Schlange ſieht;
Als izt Angelika den Zügel wandte,
Da ſie den Ritter ſah, und ihn erkannte.

8.

Es war Rinald, des Ritterordens Zierde,
Der Sohn Amons und Herr von Montalban,
Der überall nach ſeinem Roſſe ſpürte,
Das ſeiner Hand von ohngefehr entrann.
Kaum daß der Pfad die Schöne näher führte,
So fieng ſein Herz ihm ſchon zu pochen an;
So ſah er ſchon die himmliſche Gebehrde,
Wovon ſein wundes Herz indeſſen ſchwährte.

9.

Die Schöne rennt mit freygelaßnem Zügel
Auf gutes Glück dahin ins weite Feld,
Als hätt' ihr Roß des Hypogryphen Flügel;
Sinnlos und bleich, von banger Angſt entſeelt,
Bemerkt ſie nicht, ob über ſchroffe Hügel,
Ob es den Weg durch dichte Sträuche wählt.
Sein Lauf durchmaß ſchon manche Meilenweite,
Als es zulezt vor einem Waſſer ſcheute.

10.

Hier ſtand von Durſt und Müde hergezogen,
Der Ritter Ferrau voll Schweis am Strand
Zur kühlen Fluth gekrümmt hinabgebogen;
Es hatte, daß er noch in dieſer Stellung ſtand,

Ihn

Ihn der Verluſt von ſeinem Helm bewogen,
Den er, von Durſtbegier zu ſehr entbrannt,
Entfallen ließ, daß ihn der Bach verſteckte,
Und ſeinem Blick noch immer nicht entdeckte.

11.

Angelika hatt' ihn kaum wahrgenommen,
Als ſie nach ihm aus voller Kehle ſchrie,
Er ſoll verfolgter Treu zu Hülfe kommen:
Schnell ſprang er auf, und ſah, und kannte ſie:
Auch er war einſt von ihrem Reiz entglommen;
Sein ahndend Herz entdeckt ihm ohne Müh,
Obſchon die Angſt und Furcht mit bangen Schatten
Ihr holdes Angeſicht verdunkelt hatten.

12.

So kühn, als ob ihm tauſend Helme ſchützen,
Faßt' er ſein Schwerdt, und ſah Rinalden nahn.
Und nun begann ein Kampf ſich zu erhitzen,
Als tönete der Ambos des Vulkan:
Schlag ſchallt auf Schlag; die regen Schwerder blitzen;
Die Ritter fiengen kaum zu ſtreiten an,
So hatte ſchnell die Schöne ſich entzogen,
Und war ſchon weit durch Thal und Hain geflogen.

13.

Zulezt ermüdeten die beyden Krieger,
Nur noch vom Wahn, des andern Fall zu sehn,
Belebt; umsonst, es wurde keiner Sieger:
Sie wußten beyde gleich mit Waffen umzugehn.
Der Paladin Rinald war endlich klüger,
Und sprach zuerst zum tapfern Saracen,
Als der, in dem ein Feuer sich entzündet,
Das Ausgang sucht, und keinen Ausgang findet:

14.

So sage mir, was deine Rache schnaubet?
Dem Ansehn nach verlieren beyde hier.
Hat dir Angelika das Herz geraubet,
Was kämpfet, sprich, dein Arm mit mir?
Hätt' er, was deine Wuth umsonst geglaubet,
Mich hingestreckt, wer giebt dir Sie dafür?
Um Eine Beute sind wir uns in Haaren,
Und lassen sie unachtsam selber fahren.

15.

Sie floh seitdem. Viel weiser wär, indessen
Der Schöne Spur unweilend nachzugehn,
Und erst alsdann von neuem uns zu messen,
So bald wir sie in unsern Armen sehn.

Sein

Sein Rath gefiel; die Rache war vergeſſen,
So ſehr, daß izt der tapfre Saracen
Zu ſich aufs Pferd Rinalden aufgehaben;
Und beyde nun nach Einer Schöne traben.

16.

Religion und Eiferſucht entzweyten
Das hier ſo nah vereinte Ritter-Paar;
Sie fühlten nichts als Schmerz, der noch vom Streiten
An ihrem Leib zurückgeblieben war:
(O Edelmuth der alten Ritter-Zeiten!)
Doch fürchtete ſich keiner vor Gefahr.
Sie ritten fort in Wäldern und in Flüſſen,
Bis ſie zulezt auf einen Scheidweg ſtieſſen.

17.

Wer aber ſagt uns hier nun, riefen beyde,
Wohin Angelika geflüchtet ſey?
Auf jedem Pfad ſcheint ſonder Unterſcheide
Die leichte Spur von Pferdehufen neu.
Rinald gieng endlich hier; dort ritt der Heyde,
Und ſah' ſich bald durch eine Wüſteney
Baarhäuptig (*) an den Ort zurück geritten,
Wo ihm ſein Helm in Bach hinab geglitten.

18. Er

(*) Ein Wort, das von unſern ältern Schriftſtellern gebraucht worden iſt, und noch eben ſo gut, als das Wort baarfüßig gebraucht werden kann. d. Ueberſ.

18.

Er mußte nun die Hofnung ganz verlieren;
Die Schöne auszuspähn, und stieg an Strand;
Um seinem Helm noch einmal nachzuspühren.
Er fieng izt an mit einem Ast den Sand
Am Bach hinab sorgfältig aufzurühren;
Und plötzlich sah er eine droh'nde Hand,
Und einen Ritter nun biß an die Lenden
Grimmvoll nach ihm sich aus dem Wasser wenden.

19.

Bewaffnet, nur die Stirne ausgenommen;
In seiner Hand ein Helm, und eben der,
Um welchen Ferrau hieher gekommen.
Meineidiger, du willst den Helm, sprach er,
Der mir gehört, zurück bekommen?
Wie? denkst du an Argalia nicht mehr,
Vom Stamm Angelikens, den du erschlagen?
Willst du, was da geschah, dich wieder fragen?

20.

Versprachst du nicht der Fluth in wenig Tagen
Hier diesen Helm mit aller meiner Wehr
Anzuvertraun? Was du mir willst versagen,
Bringt meinem Schatten izt ein Zufall her.

Wird

Wird dich dein niedres Herz nicht ſelber plagen,
So fürchte nichts von meiner Wiederkehr.
Doch ſoll ein ſolcher Ritterhelm dich ſchmücken,
So ſuch' ihn nun mit Ruhm und nicht mit Tücken.

21.

Such' ihn beym Roland oder bey Rinalden;
Den trug Almont, den andern trug Mambrin.
Von dieſen zween ſuch' einen zu erhalten.
Den hier, wovon ich Eigenthümer bin,
Werd' ich mit allem Recht für mich behalten;
Du, ſorge dir für rühmlichern Gewinn.
Am beſten wirſt du thun, dich nur zu faſſen,
Und ohne Streit mir ihn zu überlaſſen.

22.

Als Ferrau ſich aus der Fluth erheben,
Den blaßen Schatten ſah', entſank ſein Muth;
Die Zunge blieb an ſeinem Gaumen kleben.
Des Meineids frecher Vorwurf trieb vor Wuth
Sein ſtaubicht Haar bergan empor zu ſtreben,
Und feſſelte ſein ſtarrgewordnes Blut.
Weil er zudem ſein Unrecht ſelbſt empfunden,
So blieb ſein ſtummer Mund wie zugebunden.

23.

Die Schaam zerriß ihn; er begann zu ſchwören,
Zu ſchwören bey Laufuſens (*) grauem Haupt,
Nie einen Helm zu tragen, bis mit Ehren
Rolanden er den ſeinigen geraubt;
Und mußte ſchaamvoll nun zurücke kehren.
Schon ſuchet er Rolanden auf, und ſchnaubt
Ein ihn verzehrendes unlöſchbars Feuer;
Rinald indeß hat andre Abentheuer.

24.

Er war nicht weit im andern Weg gegangen,
So tanzte ſein Bajard vor ihm daher.
Komm, rief Rinald, mein ſehnliches Verlangen:
Allein er fand zum Unglück kein Gehör.
Das Roß lief fort, als wollt es Strauſſen fangen;
Schon ſieht er es im fernen Staub nicht mehr.
Er folgt ihm nach mit fürchterlichem Fluchen;
Wir aber gehn Angelicken zu ſuchen.

25. Sie

(*) Laufuſe war die Mutter des Ferrau. Arioſt richtet ſich hier, wie billig, nach der Gewohnheit der Spanier, die bey dem, was ihnen am liebſten iſt, zu ſchwören pflegen.

25.

Sie flieht dahin auf unbetretnen Wegen
In grauser Wälder Nacht; beym kleinſten Ton,
Hört ſie nur einen Zweig ſich kaum bewegen,
So fährt ſie auf, und bebt und zittert ſchon.
Sie rennt bald dort bald hier in engen Stegen
Mit ihrem Roß, als flöge ſie, davon.
Bey jedem Schatten-Bild in Thal und Höhen
Glaubt ſie Rinalden ſchon vor ſich zu ſehen.

26.

So flieht das kleine Reh, das auf den Auen,
Wo es gebohren war, den Panther ſah,
Mit ofnem Schlund und blutgefleckten Klauen
Hertoben ſah, und ſeiner Mutter — ah! —
In Seiten, Bruſt, und in den Nacken hauen.
Wie bebt es nicht! Wie ſchüchtern flieht es da!
Es läuft und keucht von Hain in Haine,
Und fürchtet ſtets, das Ungeheu'r erſcheine (*).

27. Sie

(*) Dieſe Stanze iſt eine von denen, welche dem Arioſt zu viel rauben, und gänzlich umgearbeitet werden müſſen.

27.

Sie floh den Tag, die Nacht, bis in die Mitte
Des andern Tags, und wußte nicht wohin;
Kaum schleppte sich ihr Roß mit mattem Schritte
An einen Plaz voll angenehmen Grün,
Woselbst ein Bach, mit schmeichlerischer Bitte,
Zu sich herab sie einzuladen schien.
Auch lokt' ein Hain mit kühlen Finsternissen,
Und jeder Vogel sang sie zu begrüssen.

28.

Im Wahn zum wenigsten ein tausend Meilen
Vom Ritter, den sie floh, entfernt zu seyn,
Entschließt sie sich, hier endlich zu verweilen,
Und auszuruhn im holden Schattenhain.
Sie steigt nun ab, ein sanftes Beet von Veilen,
Von frischem Klee und Moose nimmt sie ein.
Ihr Roß läßt sie am Bord sich selbst bewachen,
Wo frische Kräuter ihm entgegen lachen.

29.

Sie sieht ein blühendes Schasmin-Gesträuche,
Und neben ihm sein Bild in klarer Fluth;
Es steht im Schuz von einer alten Eiche;
Gesichert vor der hohen Sonne Gluth.

Von innen winkt ihr eine Blumenweiche,
Wo Amor, wie es ſcheint, im Kühlen ruht.
Er hat rundum der Zweige Nacht geführet,
Daß ſich die Sonne ſelbſt darinn verlieret.

30.

Angelika ſchlüpft in den Strauch, und findet
Ein Lager ihr bereit im ſchönſten Raum,
Als hätte ſelbſt ihn Amor ausgerundet;
Sie ſenkt ſich hier wie auf den weichſten Pflaum.
Beym kühlen Hauch der leichten Weſte, kündet
Ein ſüſſer Schlaf ſich an: er naht ihr kaum,
So hört ſie ein Getrab, und ſieht durchs Gitter
Des dichten Strauchs am Ufer einen Ritter.

31.

Sie ſtarrt und bebt, und kann noch nicht errathen,
Warum er kommen mag, ob Freund, ob Feind?
Sie fühlt die Angſt in allen ihren Graden,
Und läßt ihr Herz, das zu zerſpringen meynt,
Sich auch nicht eines Seufzerchens entladen.
Der Ritter ſteht am Bache wie verſteint;
Sein Haupt beginnt ſich auf die Hand zu ſenken,
Und ſcheint ſo tief als Archimed zu denken.

32.

So bleibt ſein Haupt zur Erde nieder hängen
Nach längrer Zeit als einer Stunde ſchon,
Da ſich aus ihm auf einmal Klagen drängen
Mit ſolchem rührendem und bangem Ton,
Der fähig wär', auch Steine zu zerſprengen,
Und Tygerthier' im Wald und auf dem Thron (*)
Zu bändigen; ſein Auge gleicht der Quelle,
Vor der er ſteht; ſein Herz der bängſten Hölle.

33.

Gedanke, ruft er aus, der mich verzehret,
Und ohne Raſt an meinem Herzen nagt!
Was ſoll ich thun? Weh mir! Ein andrer leeret
Den Zauberbecher, mir wird jede Luſt verſagt;
Kaum wurde mir ein Blick, ein Wort gewähret,
Da ungeſtraft ein andrer alles wagt.
Was bleibſt du noch dem Kummer länger offen,
Getäuſchtes Herz? du haſt nichts mehr zu hoffen.

34. Die

(*) Dies im Wald und auf dem Thron iſt ein Geſchenk, das der Ueberſetzer dem Arioſt macht, und wobey Arioſt nichts gewinnt. Zum Unglück ſind dieſe Zuſätze häufig, und erſetzen uns nicht, was man uns mit der andern Hand nimmt. W.

34.

Die junge Schöne gleicht der Morgenroſe,
Des Himmels Luſt, der frohen Erde Zier;
Noch blüht ſie einſam auf in Florens Schooſe:
Aurora lacht, die Weſte ſchmeicheln ihr;
Die Sonne brennt, daß ſie ihr liebekoſe (*);
Der Schäfer und die Hirtin weiden hier.
Die Hirtin wünſcht, die Bruſt damit zu ſchmücken;
Der Schäfer eilt, ſie zärtlich hinzudrücken.

35.

Kaum wird dem mütterlichen Strauch entzogen
Die Roſe von des Hirten gier'ger Hand,
So iſt auch jeder Reiz von ihr geflogen,
Den erſt an ihr noch Erd und Himmel fand.
Ein Jüngling hat den Honig kaum geſogen
Der Blume, die noch mehr als Diamant
Die Schöne zu bewahren hat, ſo wandern
Auch ihre Reize ſchon von jedem andern (**).

(*) Ein unleidlicher Vers, wie der Verfaſſer ſelbſt gefühlt haben muß. W.

(**) Dieſe Zeile hat gar keinen Sinn — und, bis der Geſchmack an der Nonſenſicaliſchen Art zu poetiſieren allgemeiner geworden ſeyn wird, bleibt dies immer noch ein Fehler. W.

36.

Und einem andern ſoll ſie Preis gegeben,
Soll nun für mich, für mich verlohren ſeyn?
Ich ſoll, wie kann ich ohne ſie noch leben?
Grauſames Schickſal! nie gefühlte Pein!
Am leeren Schatten ſoll ich fürder kleben?
Ein anderer ſie ganz beſitzen? Nein!.
Eh' ſoll noch heut mein banger Geiſt verrauchen,
Als ohne ſie die Luft noch länger hauchen.

37.

Fragt ihr, wer ſo gewimmert haben möchte,
So wißt, es war der tapfre Sacripant,
Ein König aus circaßiſchem Geſchlechte,
Der, von dem Pfeil des Liebesgott's entmannt,
Umherirrt, und (was keiner wohl gedächte)
Die Schöne ſucht, die aus dem Strauch ihn kannt',
Und izt nicht weiß, wo ſie den Athem finde,
Und bebt, als ob ihr Fuß auf Nadeln ſtünde.

38.

Der Ritter gieng ſchon lang an ihrer Kette,
Und hatte ſich mit Hoffnungen genährt;
Nun folgt er ihr aus Oſtens fernem Bette,
Wo er vom täuſchenden Gerücht gehört,

Daß

Daß Roland izt ihr Herz bezwungen hätte.
Ihn hielt sie nie der Gegenliebe werth;
Doch hülflos wie sie war von allen Seiten,
Begann ihr Stolz von seiner Höh zu gleiten.

39.

Sie will nun Schutz von Sacripant begehren;
Doch fühlet sie noch Uebermuth genug,
Auch nicht die mind'ste Gunst ihm zu gewähren.
Ein süsser Wahn, ein schmeichlender Verzug
Soll ihn, denkt sie, so lange Zeit bethören,
Als sie noch sein bedarf; dann soll ihr Trug
Im Augenblick den Schleyer wieder neigen,
Und sich ihr Stolz in vor'ger Größe zeigen.

40.

So sehr sie kann, erheitert sie die Mine,
Und tritt, der lachenden Diana gleich,
Die aus dem Wald hervortritt auf die Bühne,
Voll Reiz heraus vom blühenden Gesträuch;
Und spricht beym ersten Blick zum Paladine:
Heil sey dir, Sacripant, und deinem Reich!
Gott, welcher deinen Wahn von mir zerstöre,
Sey nur durch dich der Retter meiner Ehre.

41.

Noch nie hat eine Mutter ihrer Söhne
Geliebteſten ſo freudig angeſtarrt,
Um welchen ſie indeſſen manche Thräne
Geweint, weil er im Feld zu lang geharrt,
Und vom Gerücht erwürgt war; als die Schöne
Vom Saracen izt angeſtaunet ward.
Er naht ſich ihr, und wagt es voll Entzücken,
Sein trunknes Herz an ihre Bruſt zu drücken.

42.

Die Hoffnung, bald mit ihrem Führer wieder
Ihr Reich und Vaterland zu ſehn, ſtimmt izt
Den hohen Ton, den ſie ſonſt führte, nieder.
Sie ſaget, daß ſie Roland nicht beſizt,
Und daß er nur großmüthiglich und bieder
Sie oft vor Schmach und vor dem Tod geſchüzt;
Auch unbeſchädigt ſey noch ihre Ehre,
Als ob ſie erſt dem Ey entkrochen wäre.

43.

Ein Andrer hätte hier viel Grund gefunden
Zu zweifeln, ob dem allen auch ſo war;
Doch Sacripant, von ihrem Netz umwunden,
Empfieng von ihr die Münze gern für baar.

Wem Amor erſt die Augen zugebunden,
Dem iſt ein Heer von Sonnen unſichtbar.
Was uns das Herz gewonnen und die Sinnen,
Kann nur zu leicht auch den Verſtand gewinnen.

44.

Der Ritter hat den Augenblick zu treffen
Aus Blödigkeit und Einfalt nicht gewußt;
Ich denke nicht ihm albern nachzuäffen.
Mit größtem Recht belohnt ihn ihr Verluſt;
Ein Thor kömmt ohne Raub aus ſolchem Treffen,
(Spricht Sacripant für ſich in ſeine Bruſt.)
Ich möchte mich auf ewig ſelber haſſen,
Hätt' ich ſolch einen Raub entſchlüpfen laſſen.

45.

Ich will, ich will die Morgenroſe pflücken;
Wer weiß, wie lang der Lenz ſie aufbewahrt?
Nichts auf der Welt kann Schöne mehr beglücken,
Ich weiß es, nichts von Freuden andrer Art,
Nichts überwiegt bey ihnen dies Entzücken.
Und wenn ſie weder Droh'n noch Bitten ſpahrt',
Und ſollt' ein Strom von Thränen ſie beſchwemmen,
Nichts ſoll den Lauf von meinem Glücke hemmen.

46.

So ſagte Sacripant, und als zu wagen
Den ſüßen Ueberfall er ſchon begann,
Kam ein Getös ihm an das Ohr geſchlagen,
Das aus dem Wald ſchon anfieng ihm zu nahn.
Genöthigt izt dem Angrif zu entſagen,
Den er nach ſeinem Wahn ſo klug erſann,
Steckt er nun ſeinen Helm, ergreift beym Zügel
Sein Roß, und ſchwingt ſich wüthend in die Bügel.

47.

Ein Ritter, ſeht, kömmt ſtolz herangezogen:
Ein hoher Buſch von weißen Federn wallt
Auf ſeinem Helm; leicht um ihn hergeflogen
Glänzt ein Gewand in friſcher Schneegeſtalt.
Im Sacripant entſtehen wilde Wogen
Von Rache gegen den, der ihn zu bald
In ſeinem Glück geſtört; daß halb erſticket
Von Gram und Wuth er ihm entgegen blicket.

48.

Voll Zuverſicht, vom Sattel ihn zu ſpießen,
Ruft er, ſo bald er naht, zum Kampf ihn auf;
Doch dieſer mißt ihn ſtolz vom Kopf zun Füßen,
Und von den Füßen bis zum Kopf hinauf.

Er ſchwingt ſein Schwerdt, treibt, auf ihn los-
zuſchießen,
Sein wiehernd Roß in ungezähmtem Lauf.
Auch kömmt auf ihn ſein Gegner losgeſchoſſen,
Daß beyde Kopf auf Kopf zuſammenſtoßen.

49.

Kein wüthend Paar von Löwen ſtoßt ſo wilde
Im Kampfe Stirn' auf Stirn', als dieſe Zween;
Sie rannten ſich zugleich durch ihre Schilde,
Vom Stoß erzitterten die nakten Höh'n,
Erzitterten die blühenden Gefilde;
Lang hörte man das ferne Nachgetön,
Die Panzer mußten noch ihr Herz erretten,
Das beyde ſonſt ſich durchgeſtoßen hätten.

50.

Auch ſtießen ſich die Roße gleich den Widdern,
Des Heiden ſeines fiel geſtreckt in Sand;
Im Leben ſonſt der Wunſch von allen Rittern;
Und auch das andre fiel, doch plötzlich ſtand
Es wieder auf, als es die Spor'n zu wittern
Begann. Nur das vom Ritter Sacripant,
Den es mit ſeiner Laſt faſt halb bedecket,
Bleibt unbewegt auf ſeinen Herrn geſtrecket.

51.

Der fremde Held saß immer pfeilgerade,
Und sah' im Sand den andern bey dem Roß;
Doch weil er nun in keinem höhern Grade
Befriediget zu werden sich entschloß,
So ritt er fort auf dem gebahnten Pfade,
Und gab dem Pferd den goldnen Zügel los.
Schon eine Meile hatt' es ihn entführet,
Eh Sacripant sich wieder fühlt und rühret.

52.

So wie der Hirt da wo, vom Blitz begleitet,
Der laute Donner ihn erst hingestreckt,
Und starr umher die Heerde ausgebreitet,
Betäubt sein Haupt izt wieder aufwärts reckt;
Er sieht, die oft des Wandrers Gang geleitet,
Die Fichte nun zerstückt und abgedeckt:
So hebt sich Sacripant um aufzusteigen,
Und hat dabey Angeliken zum Zeugen.

53.

Er seufzt und ächzt, nicht weil's ihm Schmerzen machte,
Als Arm und Fuß sich in die Höhe ließ;
Es war die Schaam, die nun in ihm erwachte,

Und

Und was dabey vor Wuth ihn faſt zerriß,
War daß die Schöne noch ihm Hülfe brachte,
Und ſelbſt von ihm ſein Roß herunterſtieß.
Er hätte nicht ein Wort mit ihr geſprochen,
Wenn ſie ihm nicht den Mund zulezt gebrochen.

54.

Der Fall, mein Herr, iſt euch nicht beyzumeſſen,
Das Roß, ſprach ſie, hat Schuld: das müde Thier
War gieriger zu raſten und zu freſſen,
Als fertig, zum unzeitigen Turnier.
Dein feiger Gegner, der die Flucht indeſſen
Ergriff, hat ſelbſt, zum mind'ſten dünkt es mir,
Weil er zuerſt den Rücken dir gekehret,
Sich als beſiegt, zum Sieger dich erkläret.

55.

Indem ſie dieſes ihn zu tröſten ſagte,
So ſah' ſie (er kann noch kein Auge drehn,)
Daß einer kam, der einen Klepper jagte,
Mit einem Horn und Schiebeſack verſehn.
Er nah'te, ſah bekümmert aus und fragte
Ob ſie nicht hier, wo eine Spur zu ſehn,
Mit weißem Buſch und Kleid vorübertraben
Erſt einen Paladin geſehen haben?

56.

Der Heyde ſprach: Vor wenigen Minuten
Kämpft' ich mit ihm, eh' du gekommen biſt;
Wer iſts, durch den mir alle Glieder bluten?
Durch den mein Roß das Aufſtehn hier vergißt?
Ihr werdet es, verſezt er, nicht vermuthen,
Und ſollt von mir erfahren, wer es iſt:
Der Paladin, mit dem ihr euch gemeſſen,
Iſt eine von den reizend'ſten Prinzeſſen.

57.

Auch ſey von der, die euch jezt übermannte,
Der Name nicht verhohlen; wißt demnach,
Die Heldin iſt die tapfre Bradamante.
Er trieb ſein Roß, indem er dieſes ſprach,
Das den beſtäubten Pfad mit ihm durchrannte.
Der Heyde ſieht ihm ſtarr und ſinnlos nach,
Er glüht am ganzen Leib wie eine Kohle,
Und ſteht, und weiß nicht wie er ſich erhohle.

58.

Je länger er, wodurch er überwunden
Geworden ſey, von neuem überdacht,
Und ſtets den Grund in einem Weib gefunden,
Um deſto mehr ward er zur Wuth gebracht.

Er

Er hebt Angelikan, die seine Wunden
So hold beklagt, stillschweigend wie die Nacht
Zu sich aufs Roß; fängt an hinweg zu reiten,
Und schiebt die Schäferstund' auf beßre Zeiten.

59.

Halb war das Holz, wodurch der Weg sie führte,
Zurückgelegt, da ein Getös entstand,
Als ob der ganze Wald zerschmettert würde:
Ein hohes Roß kam izt daher gerannt,
Mit Gold geschmückt und schwer von reicher Zierde.
Es stieß zurück, was es im Wege fand:
Dort flog ein Stein, da bebten halbe Sträuche;
Hier splitterte der Stamm von einer Eiche.

60.

Die Schöne sprach; hier kömmt uns wie gerufen
Bajard, und beut euch seinen Rücken an;
Er steigt herab, allmählich als auf Stufen
Hebt sich sein Muth, dem raschen Thier zu nahn.
Beym ersten Blick zeigt ihm Bajard die Hufen,
So schnell gedreht, als kaum ein Wallfisch kann.
Er sieht darinn so viele Stärke schimmern,
Um Berge vom Metall entzwey zu trümmern.

61.

Nun geht Bajard mit ſchmeichleriſchem Weſen
Und ſanftem Tritt hin zur' Angelika.
So kommt ein Hund, der lang entfernt geweſen,
Izt ſeinem Herrn liebkoſend wieder nah
Man konnte faſt in ſeinen Augen leſen,
Daß er zurück in jene Zeiten ſah,
Wo er von ihr manch Leckerbißlein praßte,
Als ſie Rinalden liebt' und er ſie haßte.

62.

Angelika ſpielt mit gelinden Schlägen
An ſeinem Hals und faßt ihn bey dem Zaum;
Bajard liebkost ihr wiederum dagegen.
(So klug als er iſt mancher Ritter kaum:)
Er wagt den Kopf an ihren Schoos zu legen,
Gewiegt, ſo wie es ſcheint, in ſüſſen Traum;
Und nun macht Sacripant ſich ſein Entzücken
Zu Nuz', und ſchwingt ſich flugs auf ſeinen Rücken.

63.

Beluſtiget von dieſem Abentheuer
Dreht ſie den holden Blick von ohngefehr,
Und kreiſchet aus, als käm' ein Ungeheuer:
Rinald kam durch den Wald zu Fuß daher.

Sie

Sie liebt' ihn einſt, er floh ſie wie den Geyer;
Nun liebt er ſie, und ſie liebt ihn nicht mehr.
Sie will ſich eh dem Tod als ihm ergeben;
Und er, liebt ſie mehr als ſein eignes Leben.

64.

Zwo Quellen zeugten dies, von denen jede
Das Gegentheil hervor zubringen weiß.
Beynah zuſammen ſieht Ardenna beede
Entſtehn; durch eine wird man glühend heiß
Von Liebe, durch die andre mehr als ſpröde:
Man fühlt nur Haß, und iſt ſo kalt als Eis.
Dort trank Rinald, und muß von Liebe glühen;
Hier trank Angelika, und muß ihn fliehen.

65.

Das Gift, wovon die eine Quelle ſprühet,
Die alles Blut in Haß und Galle kehrt;
Kaum daß Angelika Rinalden ſiehet,
So dringt es ſchon nach ihrer Bruſt und gährt:
Daß ihren Blick die bängſte Nacht umziehet,
Und ſie voll Angſt den Sacripant beſchwört,
Nicht einen Augenblick hier zu verziehen,
Und ungeſäumt Rinalden zu entfliehen.

66.

Bin ich kein Mann? Iſt alſo mir (verſetzet
Der Saracen) ſo wenig zuzutraun?
Iſt dieſer Arm, den ihr ſo wenig ſchätzet,
Nicht ſtark genug, in Trümmer ihn zu haun?
Einſt als ich euch in Sicherheit geſetzet,
Gefiel's euch mehr als izt auf mich zu baun.
Habt ihr den Kampf mit Agrikan indeſſen,
Wo ich allein euch ſchützte, ſchon vergeſſen?

67.

Sie ſchweigt und hat die Sinne ſchon verlohren:
Rinald kömmt ihr mit großen Schritten nah;
Der ſchon dem Saracen den Tod geſchworen,
Als er von fern ihn bey Angelika,
Von deren Reiz ſein Herz indeß gegohren,
Und ihn zudem auf ſeinem Roße ſah.
Was mit dem ſtolzen Paar ſich zugetragen,
Soll folgender Geſang uns wieder ſagen.

IV.

Miſcellanien.

VIII.

Ueber das Schauſpiel, Götz von Berlichingen, mit der eiſernen Hand.

Ich habe verſprochen, das bekannte Schauſpiel, Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, gegen einige Vorwürfe, die ihm von dem Recenſenten deſſelben — übrigens einem Mann von Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte, und einem großen Bewunderer des ſchönen Ungeheuers, wie er es nennt — im IIIten Bande des Teutſch. Merkurs gemacht worden ſind, zu rechtfertigen. Und dies iſts, was ich izt thun will, wiewohl ich leicht vorausſehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen, und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menſchen ausübe, der es, wie ſie ſich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir ſind ſie einem jeden ſchuldig, dem Teufel ſelbſt, wie das Brokardicum ſagt. Ein Autor iſt darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns iſt; und warum ſollte ein böſer Menſch (geſezt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böſer Menſch ſeyn müßte) nicht eben ſowohl ein gutes Werk ſchreiben können, als er, wenn er ein Mahler wäre, ein gutes Gemählde machen könnte, ohne um einen Gran weniger ein böſer Menſch zu ſeyn?

Aber, ſagt man, es kommt doch ſo heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgeſpielt hat, beſtechen wolltet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß geſtehen, daß mir nie in den Sinn gekommen iſt,

daß man ſo etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, ſeitdem ich mich als Schriftſteller in die Welt gewagt habe, ſollte, dächt' ich, mich gegen einen ſolchen Argwohn ſchützen — Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder, wie ſollte ein Mann, der nicht ohne alle Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens iſt, ſich nur einfallen laſſen können, daß jedermann das Beſte von ihm denken; daß niemand ſchief, oder hämiſch, oder übereilt, oder partheyiſch von ihm urtheilen werde? Freylich wäre zu wünſchen, daß die Schriftſteller einander wenigſtens mit Anſtändigkeit behandeln, ihre Talente nicht zu Befriedigung kleiner ſchlechter Leidenſchaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigne Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünſchen? Wenn Wünſche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen, — ſagt ein engliſches Sprüchwort.

Ferne ſey es alſo von mir, daß ich den Verfaſſer des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben ſoll, Perſonal-Satyren auf den Erſten den Beſten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch dieſe kleine Apologie beſtechen wollte, meiner zu ſchonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen ſollte, in einem Anſtoß von Laune ſich luſtig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden ſeine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart iſt, ſo wünſchte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien ſind wie junge muthige Füllen; das ſtrozt von Leben und Kraft, tummelt ſich wie unſinnig herum, ſchnaubt und wiehert, wälzt ſich und bäumt ſich, ſchnappt und beißt, ſpringt an den Leuten hinauf, ſchlägt vorn und hinten aus, und will ſich weder fangen noch reiten laſſen. Deſto beſſer! denn wenn es,

vt iniquae mentis asellus, die Ohren ſinken ließe, und die Lenden ſchleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus eſt liber ſpiritus — Da iſt kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben laſſen; und wer etwan von ungefähr — denn ſie meynen es ſelten ſo übel — von ihnen gebiſſen oder mit dem Huf in die Rippen geſchlagen wird, betrachte ſich als ein Opfer für das gemeine Beſte der gelehrten Republik, und tröſte ſich damit, daß aus dieſen nehmlichen wilden Jünglingen, ſo fern ſie glücklich genug ſeyn ſollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freylich dem einen und andern ſchon mißlungen iſt, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

Wer wohl die jungen Autoren, Kunſtrichterchen, und gelehrte Poliſchinellen ſeyn mögen, denen man durch dieſe kleine Apologie einige Nachſicht bey dem Publikum gewinnen möchte? — Nur ein wenig Geduld! ſie werden ſich bald ſelbſt verrathen. Sie werden ſo laut wiehern, und ſo ungebehrdig ausſchlagen, daß es unmöglich ſeyn wird, ſie zu überſehen. Dies gehört mit zur Natur eines ſolchen gelehrten *Hinnulus*. Aber es hat nichts zu bedeuten. Mit der Zeit wird ſichs ſchon geben. Man verſichert mich, die Männerchen hätten entſetzlich viel Genie, ſehr viel Wiſſenſchaft, und das beſte Herz von der Welt. — Genie, Wiſſenſchaft, gutes Herz! dies iſt juſt als ob jemand Feuer im Buſen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und ſo wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch ſehr gute Freunde werden müſſen. Aber zu unſerm Götz von Berlichingen!

Immerhin ſey dies Schauſpiel — das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauſpieler dazu

herzaubert — immerhin sey es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht seyn. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum) daß ihn nicht leicht eine andre Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessiert, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum lezten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochne Anschaun der lebendigen Gemählde, die er, *et Magus*, vor unsern Augen vorbeyführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne würken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Es ist augenscheinlich, daß er in dem Augenblick, da er den Entschluß faßte, aus Götzens von ihm selbst beschriebener Geschichte, ein Schauspiel zu machen, sich vorsezte, alle Regeln des Aristoteles, als Fesseln, mit denen sein noch ungebändigter Genie sich nicht schleppen wollte, von sich zu werfen. Es kann also zu nichts helfen, ihm die Uebertretung dieser Regeln zum Vorwurf zu machen, oder ihm zu zeigen, was für Nachtheile aus dieser Empörung gegen jenen alten Gesetzgeber der Dichter entstehen mußten. Unfehlbar wußte der Verfasser dies alles so gut als wir; aber er wollte nun einmal allen dreyen Einheiten auf den Kopf treten, und er glaubte so viel dadurch zu gewinnen, oder gewann vielmehr würklich so viel dadurch, daß er sich das, was er dabey verlohr, nicht anfechten ließ. Vermuthlich wird die Zeit wohl kommen, da er, durch tiefere Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele, auf die Ueberzeugung geleitet werden wird, das Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich vielmehr auf Gesetze der Natur,

als auf Willkühr, Convenienz und Beyspiele gründen, und, mit einem Worte, daß sich ein sehr triftiger Grund angeben läßt, warum ein Schauspiel — kein Guckkasten seyn soll.

Die beste Antwort auf alles was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er bloß ein Drama zum Lesen schreiben wollte. Ihn zu beschuldigen, daß er sich würklich eingebildet habe, sein Drama könnte und sollte auf unsern Schaubuhnen aufgeführt werden, würde eben so viel seyn, als ihm, der so viel Genie zeigt, den allgemeinen Menschenverstand abzusprechen.

Aber werden nicht Shakespears regelloseste Stücke noch immer in London aufgeführt? — Ich könnte hierauf antworten, daß Garrik selbst, der größte Verehrer den Shakespear vielleicht jemals gehabt hat, gleichwohl für gut befunden, einigen der vorzüglichsten Stücke seines Lieblings eine weniger wilde Gestalt zu geben. Aber es bedarf dieser Antwort nicht. Die Engländer haben alle mögliche Ursache, auf ihren Shakespear stolz zu seyn, und seine besten Stücke, mit allen ihren Fehlern, Absurditäten und Barbarismen, den regelmäßigsten Stücken der Franzosen und ihrer eignen neuen Dichter vorzuziehen. Indessen gestehen alle Kenner und Leute von Geschmack in England, daß ein Shakespear, der in unsern Tagen, mit gleichen Talenten, regelmäßige Stücke schriebe, wohl daran thun würde; und daß alle Vortheile, welche man durch Verletzung solcher Kunstgesetze, die sich auf die Natur selbst gründen, erhält, nicht verhindern können, daß Fehler nicht Fehler, und Ungereimtheiten nicht Ungereimtheiten seyn sollten.

Sobald ich ein Drama für die Schaubühne schreibe, wird alles was die Illusion hindert, zum Fehler. Schreib' ichs bloß für Leser, so ist die Rede nicht von Illusion; dann ist dem Poeten, eben

sowohl als dem Geschichtschreiber, erlaubt, seine Leser von einer Handlung zu einer andern gleichzeitigen, oder von einem Orte zum andern fortzuführen, und, mit gleicher Leichtigkeit Monate und Jahre, oder Gebürge und Meere zu überspringen. Dann ist es bloß darum zu thun, die Leser durch die Wahrheit und Kraft seiner Gemählde zu begeistern, und dann hängt es bloß von ihm ab, wie viel solcher Gemählde er neben einander, oder in Einer zusammengeordneten Folge vor unsern Augen vorbeyführen, und welche davon er völlig ausmahlen, welche blos skizziren, welche nur gleichsam mit Einem einzigen Zug, wie einen Gedanken, aufs Papier werfen will. Vergebens sagt man einem solchen Dichter: „Der Reichthum eurer Materien und eure erzwungene Kürze ist euch hinderlich gewesen, hat euch genöthiget Handlungen nur leicht zu berühren, die „ihr zu den interessantesten Scenen hättet ausmahlen können.„ Dies wollt' ich aber nicht, antwortet der Dichter; und daran müssen wir uns denn wohl ersättigen.

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: Warum er sein Drama gerade in fünf Acte getheilt habe? — Wenigstens, nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Acte machen können. Die Chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer Tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre: Möchte sie doch dreyhundert und fünf und sechzig Acte haben!

Die Recension sagt: „Der Leser findet höchst „unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Weislingen, „der

„der ihm nur als ein Hofmann, nicht als ein „durchaus verdorbner Böſewicht gezeigt worden, „daß ein ſolcher Mann ſo leicht Tugend, Rechtſchaf„fenheit und ſich ſelbſt einer jählich entſtehenden „Leidenſchaft aufopfert — gegen welche der Leſer „ihn durch die Freundſchaft gegen Götzen und die „Liebe gegen Maria genug geſichert glaubt." Wenn der Leſer dies glaubt, ſo hat er den Höfling, Weislingen, nicht recht ins Auge gefaßt, oder kennt die Menſchen nicht genug. Weislingens Character ſcheint mir eins von den groſſen Meiſterſtücken unſers Dichters zu ſeyn. Gerade ſo wie ich ihn gleich in den erſten Scenen wo er auftrit kennen lerne, iſt er der Mann, dem ich alles zutraue, was er im ganzen Stücke thut. Kein durchausverdorbner Böſewicht; nichts weniger; nur ein weicher, wollüſtiger, ſchwacher Menſch; eine Seele ohne Nerven; gut bey den Guten, aus Neigung; verkehrt bey den Verkehrten, aus Schwäche; gefühlvoll wie alle Wollüſtlinge, aber unfähig Widerſtand zu thun, wenn ihn ein Fürſt, der ihn anlächelt, oder eine ſchöne, glattzüngige Schlange wie Adelheid, zum Böſen verſucht. Das übrige, was ihn auszeichnet, iſt blos Verfeinerung dieſer Naturanlage — Weltkenntnis, Hofſprache, Geſchmeidigkeit; und alles zuſammen macht eines von dieſen gewöhnlichen Mitteldingen aus, die alles ſind, wozu man ſie macht; ſelten Böſes thun, als andern zu gefallen; gerne edel und bider wären, wenn die Tugend nur keine Opfer verlangte; in einem Anſtoß von Weichherzigkeit die beſten Vorſätze faſſen, und etliche Wochen ſpäter, in der Trunkenheit einer bethörenden Leidenſchaft ſich zu Werkzeugen der ärgſten Bubenſtücke machen laſſen. — Dies iſt Weislingen; und o! wie wimmelts in der Welt von ſolchen Zwittern! daß ein ſolcher Mann, auf Götzens Schloſſe, in Götzens, Eliſabeths und Mariens Geſellſchaft, die beſten Hofnungen von ſich giebt, zumal da ſich die Tugend

dem weichlichen Menſchen in Geſtalt der jungen, vollblühenden Marie zeigt, wundert mich eben ſo wenig, als daß er zu Bamberg bey lockenden Zureden eines Fürſten, deſſen Günſtling er war, ſich ſeine gute Vorſätze wieder gereuen läßt, den verführeriſchen Reizen einer Adelheid unterliegt, und der Hofnung ihres Beſitzes alles aufopfert. — Ich mag alle dieſe Scenen ſo oft wiederleſen als ich will, mir fällt nicht ein, zu wünſchen, daß der Dichter uns „rührende Auftritte vom innerlichen „Kampfe der Liebe zu Adelheit mit Tugend und Ehre „ in dem ſchaalen Herzen dieſes Höflings hätte geben ſollen. Dann hätte Weislingen ein andrer Mann ſeyn müſſen! Bey dieſem verlohnte ſichs der Mühe nicht. Solche Kämpfe ſind nur intereſſant, wenn ſie in der Seele eines Mannes vorgehen, der würklich ein Mann von Ehre, und deſſen Seele bisher unbefleckt geweſen iſt.

Die Recenſion ſcheint in dem Vorwurfe, den ſie unſerm ſhakeſpearisierenden Dichter macht, daß er viele höchſtintereſſante Situationen, ſonderlich in den leztern Acten, nicht benüzt, hingegen in den erſten ſehr entbehrliche, wiewohl an ſich ſehr intereſſante Scenen angebracht habe, — aus der Acht zu laſſen, daß unſer Dichter kein regelmäſiges Drama ſchreiben wollte, und daß er allem Anſehen nach, zu ſeinem Schauſpiel eben ſo wenig einen nach Diderots Vorſchrift verfaßten Plan, gemacht hat, als Arioſt zu ſeinem Orlando einen Plan nach dem Muſter Homers und den Regeln des Ariſtoteles. Bey ſeiner Weiſe gewann er, was er auf einer Seite verlohr, auf der andern wieder, und hatte noch das Verdienſt, neu und ſonderbar zu ſeyn, oben drein. Ein jeder urtheilt in Sachen des Geſchmacks nach dem ſeinigen. Die Recenſion hat vielleicht Recht; aber ich, meines Orts, gäbe weder den ehrlichen Bruder Martin — zumal da wir durch ihn Götzen gleich anfangs von ſeiner ſchönſten

ſten Seite kennen lernen, und dieſe Scene die in den beyden erſten angefangne Expoſition, auf eine von dem gemeinen Zuſchnitt der Expoſitionen ſo meiſterlich abgehende Weiſe, fortſezt — noch die Scene zwiſchen Maria, Carl und Eliſabeth, durch die wir die beyden Damen auf einmal ſo gut kennen lernen, als ob wir ſie gemacht hätten, — ich gäbe, ſage ich, keine von dieſen Scenen um die beſte von denen, welche der Poet hätte machen können nnd ſollen, wenn er gewollt, d. i. wenn er nach einem künſtlich angelegten Theatraliſchen Plane gearbeitet hätte.

Die Recenſion meynt: die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen; und auch hierinn, glaube ich, hat ſie unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu ſagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles und das Glück gewiß nichts gethan haben — ſo däucht mich, der gröſte Meiſter in weiblichen Charakter-Gemählden, Shakeſpear ſelbſt, ſey nirgends gröſſer in dieſer Art von Mahlerey als unſer Dichter in ſeinen Gemählden von Maria, Eliſabeth, und Adelheid. Der Verf. der Recenſ. ſagt das Gegentheil in den ſtärkſten Ausdrücken. „Eliſabeth, Götzens Gemahlin, zeigt „ſich niemals als eine würdige Gemalin dieſes „unglücklichen Helden. Der männliche Muth, „den der Verf. zum Hauptzug ihres Charakters ge„macht hat, iſt in beleidigende, faſt möchten wir ſa„gen, dumme Unempfindlichkeit, ausgeartet, u. ſ. „w.„ Es iſt wahr, Eliſabeth iſt keine Schwätzerin; erſcheint durchaus als eine ehrliche wenig verfeinerte Hausfrau aus einer Zeit, wo die Frau eines Landedelmanns, gleich dem guten Weibe Salomons, vor Tag aufſtund, ihr Haus beſorgte, ihre Küche ſelbſt beſtellte, u. ſ. w. Aber ſo wie ſie iſt, welcher Mann ſollte ſich keine Frau wie Eliſabeth wünſchen? Mir hat in dem ganzen Stücke nur

eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefſten Empfindung aus den Augen gepreßt — und dieſe iſt, in der Scene zu Jarthauſen, wo Götz, da es nun mit ihm aufs äuſſerſte gekommen iſt, ſeine Schweſter und ſeinen Freund Sickingen nöthigt ſich zu entfernen. Die ganze Scene iſt ein Meiſterſtück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünſtelte, im höchſten Grade rührende Natur! — Maria und Sickingen haben ſich nun endlich aus Götzens und Eliſabeths Armen geriſſen. Ich trieb ſie, ſagt Götz, und da ſie geht, möcht' ich ſie halten. Eliſabeth du bleibſt bey mir. „Bis in den Tod„ antwortet Eliſabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es geſagt wird, iſt unendlichmal mehr als alle die ſchönen Tiraden, die der beſte franzöſiſche Poet ſie hätte herdeclamiren laſſen. Es ſtellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig iſt; ein Weib, die durch dies einzige bis in den Tod, ſo ſchön und groß als alle Alceſten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geſchichte in meinen Augen wird. Auch fühlt' es Götz, was ein ſolches Weib werth iſt. Wen Gott lieb hat, ſagt er, dem geb er ſo eine Frau! — Und Eliſabeth ſollte ſich niemals als eine würdige Gemahlin unſers Helden zeigen? — Warlich, die Ariſtarche ſchlummern zuweilen auch ſo gut als die Homere!

Was unſer Ariſtarch an Marien ausſezt, ſagt weder mehr noch weniger, als — daß der Dichter keine phantaſierte Helden, ſondern ein ſanftes weibliches Geſchöpf ſchildern wollte, nicht nach einem Modell aus der Welt der Ideen, ſondern nach der Natur, mit allen den liebenswürdigen Schwachheiten, wodurch ſie dieſes Geſchlecht für das unſrige ſo intereſſant gemacht hat, und mit allen Nuancen der Sitten und der Religion des rohen Zeitalters, woraus er ſein Sujet genommen hat.

Doch

Doch genug zur Apologie eines Werkes, das ſo ſtark für ſich ſelbſt ſpricht. Der Recenſent hat ihm übrigens ſo viel Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und die Manchfaltigkeiten und Vortreflichkeiten deſſelben ſo ſcharfſinnig bemerkt und bezeichnet, daß es unbillig wäre, ihm den wenigen, ziemlich beſcheidnen Tadel übel aufzunehmen. Beſcheidenheit im urtheilen über Werke des Genies iſt in unſern Tagen ſchon eine Art von Verdienſt; Behutſamkeit im Tadeln würde für jene kunſtrichterliche Tugend eine ſehr nützliche Geſellſchafterin ſeyn. Wie oft ſcheint uns bey der erſten Leſung tadelhaft, was wir bey der zweyten oder dritten vortreflich finden.

Die Shakeſpeariſche Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, bracht es mit ſich, auch Perſonen von den niedrigſten Claſſen aufzuführen, und dieſe mußten nun wohl freylich ihre eigene Sprache reden. Tauſend ſchwehre Noth, ſcherr euch naus — Peter das iſt ein gefunden Freſſen, und dergleichen elegantiae der teutſchen Sprache haben alſo im Munde der Perſonen, welche der Dichter ſo ſprechen läßt, nichts ſehr anſtößiges. Die Scheißkerle im Munde des Hrn. Hauptmanns der Reichs-Executions-Truppen möchten weniger zu rechtfertigen ſeyn; aber noch weniger konnten die ausgeartete Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts das Groſſe und Heroiſche in dem Ausdruck Götzens fühlen: „ſag deinem Hauptmann: vor Ihro Kayſerl. Majeſtät hab ich wie immer ſchuldigen Reſpect. Er „aber, ſags ihm, er kann mich im Arſch lecken.„ Auch hat der Autor ſelbſt, oder der Corrector wenigſtens, in einer neuern Ausgabe für gut gefunden, die Stärke dieſes altteutſchen Compliments in etwas zu mildern, und ſich begnügt nach den Worten er kann mich — das was der Hauptmann thun könnte, durch einen Gedankenſtrich der Scharfſinnigkeit des Leſers anheimzuſtellen.

Ich

Ich spreche nicht gerne von den Fehlern eines vortreflichen Werkes, zumahl wo die Absicht zu bessern nicht statt finden kann; Aber, da doch so manches ohne hinlänglichen Grund an Herrn Göthens Götz getadelt worden: so wäre es ein wenig wunderlich, wenn man von dem, was vielleicht der gröſste und augenscheinlichſte Fehler in seinem Stücke ist, gar nichts sagte — ich meyne von der ziemlich häufigen Vermengung der Sprache aus den Zeiten Maximilians *I* mit der von Joseph *II* welche desto auffallender ist, da der Verfasser affectiert hat, Gotzen selbst meistens eben so reden zu lassen, wie er in seiner von ihm selbst verfaſten Lebensgeschichte spricht. Ich verstehe unter Sprache hier nicht bloſs Declination, Wortfügung und Redensarten, sondern auch Ausdrücke und Wendungen, welche eine gewisse **Verfeinerung** voraussetzen, wovon man zu Götzens Zeiten in Teutschland noch gar keinen Begriff hatte. Von dieser Art ist, z. E. Meine Rechte, obgleich im Kriege unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe nicht unempfindlich — (S. 14 der neuen Ausgabe.)

Es wäre leicht eine Menge solcher Stellen auszuzeichnen, die mit der naiven, aber ungeschliffnen und von unsrer heutigen himmelweit abgehenden Sprache, welche Götz von Berlichingen selbst in seiner Lebensbeschreibung spricht, den seltsamsten Contrast macht. Es ist freylich, auſser unserm Dichter, noch keinem in Europa eingefallen, daſs ein dramatischer Autor, der seine Personen aus dem dreyzehnten oder funfzehnten Jahrhnndert nimmt, sie auch die Sprache dieser Zeiten reden lassen müsse. Aber wenn er nun ja seinem Stück eine besondere Energie dadurch zu geben glaubte, so hätte er wenigstens alle seine Personen, jeden nach seiner Art, (denn freylich sprachen auch damals die Bischöffe und die Hofleute feiner als Bauern, Zigeuner und der Wirth in der Herberge zu Schwarzenberg) sich

durch-

durchgängig so ausdrücken lassen sollen, wie man unter Kayser Naxen zu reden pflegte. — Doch, dem Manne, dessen Philosophie auf den Grundsatz das Böse sey gut, und das Gute, böse, das Schöne, häßlich, und das Häßliche, schön, — gebaut ist, muß es lächerlich vorkommen, wenn man so viel Worte verliehrt, um ein Werk zu vertheidigen oder zu tadeln, worinn alles gut ist und alles nichts taugt.

W.

IX.

Ueber eine Stelle in Lucians Hippias.

Lucian beschreibt in einem kleinen Aufsatz, Hippias betitelt, ein öffentliches Badhaus, welches er, seiner vortreflichen Bauart, Schönheit und bequemen Eintheilung wegen, für eines der vollkommensten Kunstwerke seiner Zeit ansieht. Der Baumeister war ein gewisser Hippias, ein Mann, der von allen Wissenschaften und Künsten nicht nur, wie viele andre, sehr gut zu reden wußte, sondern in der Geometrie, Mechanik, Baukunst, Musik, Astronomie, einen so hohen Grad praktischer Fertigkeit erreicht hatte, daß er es den größten Virtuosen seiner Zeit in jeder dieser Künste gleich that.

Die Meisten (sagt Lucian; wenigstens ist dies offenbar der Sinn seiner Worte) welche sich für gelehrt geben, scheinen sehr viel zu wissen, so lange man sie blos reden hört; aber wenn sie das Versprechen ihrer Kunst halten, wenn sie ausüben sollen; so befinden sie sich entweder in dem Falle, welchen Sokrates den Physikern vorwirft, „sie wissen zwar sehr viel von den Ursachen des Regens zu sagen, aber sie können keinen Regen machen;“ oder sie können wenigstens nicht mehr thun, als andre vor ihnen gethan haben,

haben, ſie ſind bloße Nachahmer. Lucians Hippias war nicht von dieſer Art: alle ſeine Wiſſenſchaft war praktiſch: und jede Kunſt, die er trieb, hatte er ſo vollkommen in ſeiner Gewalt, daß er immer bereit war, jede Aufgabe, die man ihm vorlegen konnte, mit der Gewißheit und Leichtigkeit eines Meiſters, der die Kunſt ſelbſt erfunden hätte, aufzulöſen. Um uns dieſes zu ſagen, bedient ſich Lucian einer Redensart, welche zwar aus der Geometrie entlehnt iſt, aber nichts deſto weniger eine Art von Sprüchwort geweſen zu ſeyn ſcheint: Hippias (ſo ſpricht er) wußte, wie die Geometern zu ſagen pflegen, auf jeder gegebenen Linie das verlangte Dreyeck aufzurichten.

Man muß große Luſt zum Schikanieren haben, wenn man nicht ſehen will, daß Lucians Meynung nicht geweſen ſey, die Kunſt, auf jeder gegebnen Linie das verlangte Dreyeck aufzuführen, für den höchſten Gipfel der Meßkunſt aufzugeben; ſondern daß er bloß die Leichtigkeit, womit dieſer Hippias jede verlangte Aufgabe zu Stande zu bringen gewußt, dadurch habe andeuten wollen. Gleichwohl wird ihm von dem hochgelahrten Kritikus Moſes du Soul oder Moſes Solanus, wegen dieſer angeblichen Ungereimtheit und äußerſten Unwiſſenheit der Geometrie, mit aller Grobheit, die den meiſten ſeiner Profeßionsverwandten von jeher eigen geweſen iſt, der Text geleſen. Lucian mag wohl kein großer Meßkünſtler geweſen ſeyn: dies geb ich gerne zu; aber da es ſo leicht iſt, ſeine Worte in einem vernünftigen Sinne zu nehmen; ſo hatte Hr. Moſes du Soul ſehr unrecht, das bischen Geometrie, was er vielleicht mehr wußte als Lucian, auf deſſen Unkoſten geltend zu machen.

Dieſe Impertinenz des Hrn. du Soul konnte freylich unſerm vortreflichen Joh. Matthias Geßner — der an Verſtand, Wiſſenſchaft und Beſcheidenheit ſo wenige ſeines gleichen gehabt hat — nicht entgehen; aber, ohne ſie zu rügen, begnügte er ſich in einer ſeiner Anmerkungen zu unſerm Schriftſteller, den wah-

ren

ren Sinn deſſelben zu erklären. Natürlicherweiſe hätte alſo Hr. Reiz (der Herausgeber der neueſten Ausgabe der ſämtlichen Werke Lucians) die Solaniſche Cenſur, als unrichtig und unnütze, gänzlich weglaſſen, oder wenigſtens der Geßneriſchen, durch welche ſie berichtigt wird, vorſetzen ſollen; wie ſie denn auch der Zeit nach älter war. Aber ſo vieler Aufmerkſamkeit würdigt dieſer Herausgeber ſeinen Autor nicht: ungereimt oder nicht, die Geßneriſche Anmerkung muß voran, und die Solaniſche, gleich als ob dieſe die Geßneriſche verbeſſern ſollte, hinten nach. Man kann dieſen Herren, welche ſich auf ihr Verdienſt, Worte zu berichtigen, Handſchriften und alte Ausgaben zu vergleichen, Noten zu machen oder zu ſammlen, und neue Ausgaben zu beſorgen, gemeiniglich mehr als Recht iſt, einzubilden pflegen, dieſe Schwachheit leicht zu gut halten; aber alsdann iſt doch auch das Wenigſte, was man von ihnen fodern kann, daß ſie uns nicht (wie Hr. R.) beynahe auf allen Seiten ihrer Arbeiten mit Beweiſen der Nachläßigkeit, und des wenigen Aufwandes von Verſtand und Geſchmack, womit ſie ihr Handwerk treiben, anſtößig werden ſollen. Wie ſoll man, z. Ex. eben dieſem Herausgeber den lächerlichen Fehler verzeyhen, daß er den Hippias, von welchem Lucian als von ſeinem Zeitgenoſſen ſpricht, mit dem Sophiſten Hippias, den wir aus dem Plato kennen, vermengt; ohne zu bedenken, daß der Platoniſche Hippias gegen ſechshundert Jahre hätte alt ſeyn müſſen, um der Hippias des Lucians zu ſeyn? Ein ſolcher Verſtoß iſt von einem Manne von ſeiner Profeßion immer arg genug; aber wie unendlichmal ungereimter wird er, da ihn zwoo vorgehende Anmerkungen des Hrn. Du Soul vor dieſem ſchon von Gerhard Voß und Gottfried Olearius begangnen Gedächtnißfehler gewarnt hatten? Was könnte abgeſchmackter ſeyn, als ſich dabey auf den Philoſtratus als eine Quelle zu berufen, der doch alles, was er von dem Sophiſten

phiſten Hippias wußte, aus dem Plato zuſammengetragen hat? Doch, zum Beweiſe, daß würklich noch etwas ungercimters möglich war, citirt er den Olearius, der noch ein mehrers aus dem Lucian angeführt habe; gleich als ob Olearius, der dieſen nehmlichen Hippias des Lucian ausſchrieb, ein mehrers von der Sache hätte wiſſen können, als Lucian ſelbſt.

So giebt man die Alten heraus, und ſo macht man Noten! — Wie ſelten ſind, in ihrer Art, ein Spanheim, ein Geßner, ein Erneſti, ein Heyne? Dieſer lezte beſonders, der mit der feinſten philologiſchen Gelehrſamkeit die Urtheilskraft eines Ariſtarchs, das feinſte Gefühl des Schönen und die Gabe, es ſinnreich und glücklich auszudrücken, verbindet.

In ſeine Fußſtapfen ſcheint auch der Hr. Prof. Seybold in Jena zu treten, der ſich ſeit kurzem durch eine anpreißenswürdige Ausgabe einiger auserleſener Stücke Lucians (*Luciani Opuſcula ſelecta. Gothae.* ſumt. Car. Wilh. *Ettinger.* 1774. kl. 4. 192 S.) und durch eine mit feinen kritiſchen Anmerkungen begleitete Ueberſetzung der Alceſtis des Euripides, als einen Mann gezeigt hat, der die Griechen nicht blos als ein Wortklauber ſtudiert, ſondern in ihren Geiſt eindringt, und durch ihren vertrauten Umgang ſeinen eignen vollkommner macht. Dieſer Gelehrte macht uns Hoffnung, daß er uns, auf die nehmliche Art, wie er die opuſcula ſelecta behandelt hat, eine neue, von den bekannten Gebrechen der Reiziſchen befreyte, brauchbarere und ungleich wohlfeilere Ausgabe der ſämtlichen Werke Lucians liefern werde; und wir wünſchen dieſes Verſprechen um ſo mehr erfüllt zu ſehen, je überzeugter wir von der Richtigkeit des günſtigen Urtheils ſind, welches der große Erasmus von dieſem geiſtvollen und mit der feinſten Welt und Menſchenkenntniß angefüllten Schriftſteller fällt, deſſen Lektüre man jungen Leuten, quibus de meliore luto finxit praecordia Titan, nicht

nicht genug anpreiſen kann, zumal wenn ſie das Studium der Werke Xenophons, als ein nöthiges Gegengift gegen das Ausſchweiffende in Lucians Laune und gegen das Verführeriſche in ſeiner nicht immer geſunden Moral, damit zu verbinden nicht vergeſſen.

W.

V.

Raiſonnirendes Verzeichniß neuer Bücher.

I.

Theologie.

1) Vermiſchte Predigten von Joh. Caſp. Lavater, Helfer am Wayſenhauſe zu Zürich. Frankf. am Mayn, bey Brönner, 1770. 477 Seiten in 8.

Herr Lavater würde einer unſerer beſten Kanzelredner ſeyn, wenn er mit der bezaubernden Kraft und Wärme ſeines Vortrags weniger Schwatzhaftigkeit verbände, und wenn er nicht blos die Herzen bewegen, ſondern ihnen auch die völlige Richtung auf beſſere Wege geben wollte oder könnte. Sonſt haben die hier gelieferten zwanzig Predigten über allerhand bibliſche Stellen, alle Eigenſchaften, die man in den gewöhnlichen Homiletiken zu fordern pflegt.

2) Communionbuch, enthaltend I. eine kurze Anweiſung zum würdigen. oder rechten und nützlichen Gebrauche des heil.

Abendmahls. II. Betrachtungen und Gebete für Communicanten vor, bey und nach der Haltung des heil. Abendmahls. III. Einige Lieder für Communicanten. IV. Nöthige Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil. Abendmahls. Verfasset von Friedr. Germanus Lüdke, Predigern bey der Nicolai- und Klosterkirche in Berlin. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bey Friedrich Nicolai 1774. 208 Seiten in 8.

Man würde dieses Andachtsbuch keineswegs anzeigen, wenn es von dem gewöhnlichen Schlage wäre; allein die darinn enthaltene reife Betrachtungen über den rechten Gebrauch und den Mißbrauch des Sakraments, die edle Einfalt des Vortrags, die Rechtschaffenheit dieses reformirten Schriftstellers gegen die andre protestantische Religionsparthey, wo er sogar Luthern gegen diejenigen vertheidigt, die in den Worten seines kleinen Katechismus: „daß im Sakrament Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit gegeben werde,„ eine übernatürliche Würkung des Essens und Trinkens finden wollen, machen dies Buch nicht blos als ein ascetisches Handbuch, sondern auch als eine jedem Christen interessante Lektur angenehm. Wären alle reformirte Geistliche auf diesem Wege, so würde die Polemik beyd r Religionsverwandten bald ihre lezte Periode beschliessen.

3. Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Zweytes Stück. Hamburg, gedruckt und verlegt von Reuß, 1774. 12 Bogen in 8.

Mit

Mit eben der Gelehrſamkeit, Mäßigung und Klugheit, die ich am erſten Stücke zu rühmen fand, beleuchtet der mir noch unbekannte Verfaſſer die neuern Reformen des lutheriſchen Katechismus, beſonders des ſel. Rollners katechetiſchen Text oder Unterricht vom chriſtlichen Lehrbegriff für Unſtudierte, gegen den er viele betrachtungswürdige Einwendungen äußert.

4. J. D. Michaelis Moſaiſches Recht. Vierter Theil. Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1774. 1 Alph. 2 Bog. in 8.

Der Montesquieu der Hebräer — eine ehrenvollere Benennung weiß ich dem Verfaſſer nicht zu geben — beſchäftiget ſich in dieſem Theil mit der Beſchneidung, mit den Opfern, mit dem Sabbath und Faſten, mit den Speiſegeſetzen, mit levitiſchen Unreinigkeiten, beſonders mit dem Ausſatz, mit den Verboten, gewiſſe Dinge von verſchiedener Gattung mit einander zu verbinden. Z. B. den Acker mit gemiſchten Saamen zu beſäen, verſchiedene Thierarten mit einander zu paaren ꝛc. endlich mit dem Gewicht, Maas und Elle der Hebräer.

5. Die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verteutſcht durch D. Carl Friedrich Bahrdt, der Theologie ordentl. Lehrer, des Conſiſtorii Aſſeſſor, Definitor und Prediger an der St. Pankratiuskirche zu Gieſſen. Erſter Theil, welcher den Matthäus, Markus und Johannes enthält, 480 Seiten. Zweyter Theil, worinn die beyden Bücher des Lukas enthalten ſind, 376 S. Dritter Theil, Briefe von Paullus, 466 Seiten in Oktav. Riga, bey J. F. Hartknoch, 1773.

Was man auch gegen diese Ueberſetzung in Abſicht auf die Entfernung von dem gewöhnlichen Lehrbegriff, und auf den moderniſierten Ausdruck der heiligen Schriftſteller ſagen mag, ſo muß ich doch, nach bedachtſamen Leſen derſelben, und mit aller Unpartheylichkeit eines Biedermanns geſtehen, daß ſie gröſtentheils dem Zweck des Verfaſſers, das neue Teſtament jedem unſtudierten Leſer ohne Kommentar verſtändlich zu machen, entſpricht. Luthers Ueberſetzung mag immer ihren kirchlichen Gebrauch behalten: Aber wer wird läugnen, daß eine unſern Sitten und Zeiten angepaßte, von dem Verſehen jenes Reformators gereinigte Ueberſetzung höchſtnützlich ſey? Nur noch einmal, bey einer neuen Auflage, tüchtig durchgefeilt und die Bemerkungen der Kritiker, ſollte auch Bonzengift darunter ſeyn, gehörig benuzt; dann wird dieſe Arbeit allen Handbibliotheken ſtudierter und unſtudierter Chriſten und Unchriſten mit gutem Gewiſſen anzurathen ſeyn.

c) Die Taufe der Chriſten, ein ehrwürdiger Gebrauch und kein Geſetz Chriſti. Berlin und Leipzig, bey G. J. Decker. 1774. 128 Seiten in 8.

Bösgemeyntes Lallen eines unmündigen Theologen, das aber hoffentlich keinen Schaden thun wird!

II.

Rechtsgelehrſamkeit.

1) Joh. Rudolph von Waldkirchs I. U. D. et Profeſſ. Baſil. gerechte Folterbank, oder Anweiſung für Richter und Examinatoren in peinlichen Fällen. Zweyte mit Anmerkungen verſehene Auflage. Baſel,

Baſel, bey J. Schweighäuſer 1773. 168 Seiten in 8.

Zur Demüthigung unſres an Sitten und Sprache unbarbariſchen Zeitalters wieder aufgelegt! Denn ſo abſcheulich die Sachen ſind, ſo abſcheulich iſt auch der Vortrag.

2) Zwey ſich widerſprechende Deciſiones aus Göttingen und Gieſſen, über einen merkwürdigen und ſeltnen in Osnabrück ſich zugetragenen Fall; zur Erläuterung der intricaten Materie *de inculpatione laeſi.* Herausgegeben von D. Frankf. am Mayn, bey den Eichenbergiſchen Erben 1774 48 Seiten in 4.

Seltſam genung! In Göttingen ſpricht man, der Inquiſit muß gefoltert werden! und in Gieſen, man thue ihm ganz und gar nichts zu Leide! Auf welcher Seite Recht und Billigkeit ſey, kann jeder uneingenommener Leſer dieſer Sentenzen leicht entſcheiden.

3) D. Carl Friedrich Walchs — vermiſchte Beyträge zu dem teutſchen Recht. Dritter Theil. Jena, bey Gollner 1773. 342 Seiten in 8.

Aus den beyden erſten Theilen, die in den Jahren 1771 und 1772 erſchienen ſind, iſt bekannt, daß Hr. Hofrath Walch, teutſche, bisher ungedruckte oder doch nicht genau genug gedruckte Geſetze in dieſer Sammlung bekannt machet, und dabey kritiſche Nachrichten von gedruckten Statuten und Provincialrechten, aus ſeinen gelehrten Schätzen mittheilet; ein Unternehmen, das den Juriſten ſowohl, als den Hiſtorickern und Philoſophen, höchſtangenehm ſeyn muß. In dieſem Theil ſtehen Wiehiſche, Bielefeldiſche, Altenburgi-

burgiſche, Offenburgiſche, Freybergiſche, Rochlitziſche, Kaufbeuriſche Statuten; ferner, und zwar gleich Anfangs: Alte Schiede von verſchiedenen Rechten der Stadt Altenburg, beſonders das Mälzen, Brauen, Schenken, und die Handwerke der Pflegshaftigen betreffend, von dem Hrn. geheimen Archivſekretar Schamelius in Weimar. Zulezt noch die Loſungs-Ordnung des Wild- und Rhein Grafen Otto vom J. 1600. Den Beſchluß machen wieder Nachrichten von alten, ſeltnen, gedruckten teutſchen Rechten.

4) Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, vermöge der Wahl Kapitulation und einer ruhigen Betrachtung derſelben. Mietau, bey Heinze 1774. 368 S. in 8.

Unſtreitig eines der merkwürdigſten Bücher dieſes Jahrs, über das ich aber kein Urtheil wagen will. Meinem Bedünken nach wird es eben ſo viel Freunde als Feinde bekommen, je nachdem es Cäſariner oder Fürſtenerier leſen werden, ob ich gleich verſichern kann, der Verfaſſer ſey weder eins noch das andre, ſo ſchwer es auch bey Unterſuchungen von Befugniſſen dieſer Art fällt, parteylos zu bleiben. Selbſt gedacht und geurtheilt hat der Verfaſſer, nachgebetet warlich nicht, auch das Verdienſt der Popularität hat er. Aber er phantaſirt, oder humoriſirt bisweilen zu ſtark, als daß man ſeine Meynung immer ganz oder richtig faſſen könnte; daher ich ihm vorläufig manchen Gegner prophezeihe. Ich ſelbſt würde ihm manchen Zweifel zur nähern Beleuchtung vorlegen, wenn hier der Ort dazu wäre. Er unterſucht erſt die Frage, wiefern iſt das teutſche Reich kein Erbreich? Dann beweißt er, daß in der Errichtung des churfürſtlichen Collegiums, über deſſen Urſprung ſchöne Bemerkungen eingeſtreuet ſind, die wahre Entſtehung des Wahlreichs liege. Er zeigt, wo der Anfang der kaiſerlichen Wahlcapitulationen zu ſuchen ſey, und welches die eigentlichen

Reichs-

Reichsgrundgeſetze ſind. Er handelt hierauf von der Vollſtreckung der Reichsgeſetze und der Juſtiz, von den Würden und Vorrechten der Churfürſten, Fürſten und Ständen, von den Conföderationsrecht der Stände, von gewiſſen Verbindlichkeiten des Kaiſers gegen die Stände; alles nach Anleitung der Wahlcapitulation Kaiſer Carls des Fünften. In einen andern Theil will der Verfaſſer die noch rückſtändigen Materien nachhohlen.

III.

Arzneywiſſenſchaft.

1) Nachrichten von der Lage, der Geſchichte, dem Gehalte, dem Gebrauche und den Würkungen des Rehburger Geſundbrunnens und Bades, in zwey Sendſchreiben des Herrn Hofmedicus, D. Chriſtoph Weber, zu Walsrode, an einen ſeiner Freunde; auf deſſen Erlaubniß zum Druck befördert. Hannover, bey Joh. Wilhelm Schmidt. 1773. in 8. 86 Seiten.

Gegenwärtige Sendſchreiben erſchienen zuerſt im Jahr 1769 in Hannover bey Wecken auf 46 Seiten in 8. Vorjetzo hat der ſehr geſchickte Herr D. Weber ſolche mit intereſſanten Krankengeſchichten um ein anſehnliches vermehrt. An der Unterſuchung dieſes Rehburger Geſundbrunnens hat nach dem eignen Geſtändniß des Herrn Verfaſſers der ſehr fleiſſige Herr Hofapotheker Andreä zu Hannover einen großen Antheil, von deſſen chymiſchen Einſichten wir ſchon im voraus vergewiſſert ſind. Die Krankheiten, wobey ſich dieſes Waſſer würkſam bewieſen, ſind, Gicht, Contrakturen, Lähmungen, verſtopfte güldne

Adern, Hypochondrie, ſchwache Nerven, u. d. gl. der glücklichen Fälle ſind überhaupt funfzig an der Zahl!

2) Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte. Erſtes Stück, von den Krankheiten, die von der zurückgetretenen Milch entſtehen. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandlung 1774.

Beobachtungen der Ausländer, welche hin und wieder in gröſſern Werken zerſtreut ſind, können und müſſen dem praktiſchen Arzte nicht anders, als angenehm ſeyn. Dieſes erſte Stück enthält beſonders Krankheiten, welche vielen Aerzten zeither nicht ſonderlich bekannt geweſen, und dieſe ſind Verſetzungen der Milch bey Wöchnerinnen, depots laiteux). Die Herausgeber behaupten, daß der franzöſiſche Arzt, Püzos, die teutſchen Aerzte zuerſt aufmerkſam auf die Kenntniß und Cur dieſer Krankheiten gemacht habe. Eine äuſerſt wünſchenswerthe Sache iſt indeſſen doch, daß ſich mehrere teutſche Aerzte um die Urſachen und Cur dieſer Uebel, mehr als zeither, bekümmern möchten. Püzos ſahe die mehreſten dieſer Milchgeſchwülſte hauptſächlich in der Weiche und im Unterbauche, welche derſelbe glücklich zur Vereiterung brachte. Auſerdem müſſen wir geſtehen, daß die vom Püzos erzehlten Fälle, minder erfahrnen Aerzten ein groſes Licht in der Erkenntniß der Zufälle, ſo von Milchverſetzungen entſtehen, anzünden werden. Gleich wichtig ſind die Aufſätze von David, Levret und Deleurye.

3) Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte. Zweytes Stück. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandl. 1774. 186 Seiten.

Die

Die in dieſem zweyten Theile enthaltnen Schriften ſind aus den, ſeit dem Jahre 1770 herausgekommenen, philoſophiſchen Transactionen, und den Schriften der pariſer Akademie und Harlemer gelehrten Geſellſchaft genommen. Praktiſchen Aerzten müſſen wir den Aufſatz von den würkſamen Gebrauch der Gifte, beſonders des Sublimats, des Kirſchlorbeers, der Digitalis, des Schierlings und des giftigen Nachtſchattens, zu fernerer Prüfung beſonders anempfehlen. Daß Brisbane die Heilkräfte der Saſaparille bey veneriſchen Zufällen noch ſo ſehr erhebt, wundert uns. Lehrreicher aber iſt deſſen Aufſatz von dem Nutzen der Spaniſchen Fliegen-Tinktur bey dem Harnfluſſe (diabetes); und derjenige, wo von den Würkungen des Brechweinſteins in der Waſſerſucht gehandelt wird.

IV.

Oekonomiſche Chymie.

G. A. Hofmanns Unterricht in der Chymie, Metallurgie, Oekonomie, den Handwerkern und andern Künſtlern nöthigen Kenntniſſen. Mit dazugehörigen Riſſen. Gotha, bey Carl Wilh. Ettinger, 1774. in 8. 360 Seiten.

Der V. iſt uns bereits als ein geübter Scheidekünſtler auf der vortheilhafteſten Seite bekannt. In der Vorrede finden wir eine kurze Geſchichte der Scheidekunſt, dann von Betrügereyen der ſogenannten Goldkocher oder Alchymiſten. Freylich beſinnet ſich der pharmaceutiſche Scheidekünſtler nicht darauf, daß in des Färbers Flotte ein geſäuert Weinſtein-Salz und ein Oel enthalten ſey, und was dieſe vor eine Würkung thue; noch weniger findet man in pharmaceutiſchen oder metallurgiſchen Schriften, was die Urſachen

des Bleichens der Leinwand ſeyen; was eine Beize vor eine Farbe nach ſich laſſen, oder wodurch das türkiſche Garn eine dauerhafte Farbe erhalten möchte; worinne die Düngung der Felder, nach Beſchaffenheit des Erdreichs beſtehen, und auf was Art dieſe Düngung würken müſſe, wenn ſolche zum Fruchtbarmachen der Felder geſchickt werden ſoll. Dieſes und noch weit mehr zeigt der ökonomiſche Scheidekünſtler, wovon uns Herr Hofmann in dieſem ſchönen Buche die beſten Beweiſe in reicher Maaſe gegeben hat.

V.

Hiſtoriſche Wiſſenſchaften.

1) Joh. Chriſtoph Gatterers, Kön. Grosbrittan. Churbr. Lüneb. Hofraths, und Profeſſors der Geſchichte zu Göttingen, auch Direktors des königl. hiſtoriſchen Inſtituts, Abriß der Heraldick. Göttingen und Gotha, im Verlag bey J. C. Dieterich 1773. 8 Bogen in 8. nebſt 8 Kupfern.

Die Wappenkunde iſt hier, in ſo fern es thunlich, wiſſenſchaftlich behandelt, ſo daß man ſie, mit Zuziehung eines gröſſern Werks, für ſich lernen kann. Eine lichtvolle Anordnuug der Materien iſt auch an dieſem Gattererſchen Product eine vorzügliche Eigenſchaft. Der Hauptſache nach iſt es der ſchon dreymahl zu Nürnberg herausgekommene Abriß, aber unter ziemlich veränderter Geſtalt.

2) Isländiſche Litteratur und Geſchichte. Erſter Theil. Göttingen und Gotha, im Verlage J. C. Dieterichs 1773. 13 Bog. in 8.

Seit

Seit etwa 140 Jahren kennen wir die Isländischen Chronicken; die beſten ſind gedruckt; man hat viele einzelne gute Abhandlungen darüber: aber in Teutſchland kennen wir nur noch wenige dieſer Schätze. Sie gemeinnützig zu machen und dabey ſeine eigenen Bemerkungen mitzutheilen, iſt Hrn. Schlözers rühmliche Abſicht. Hier in dieſem erſten Theil handelt er von der Isländiſchen Litteratur überhaupt, und von der Edda inſonderheit. In unſern Tagen, da ſo manche von der Edda ſchwatzen, ohne zu wiſſen, ob dies Mann, Frau, oder Ding ſey, war es nöthig und nützlich, hiervon zu ſchreiben; wiewohl dies nur als ein Nebenvortheil des Büchleins anzuſehen iſt: wichtiger iſt deſſen Nutzen für Liebhaber und Kenner der Geſchichte. Dieſe Wiſſenſchaft hat Hrn. Schlözern die Ausrottung ſo mancher verjährter Vorurtheile, Hypotheſen und Hirngeſpinſte zu danken; und durch dieſe Bemühung erlangt ſie neue Reinigungen. Der Vorbericht iſt ganz von Hrn. Schlözer: die Abhandlung über die Isländiſche Edda ſelbſt, von dem ſehr gelehrten Hrn. Canzleyrath Ihre in Upſala. Sie iſt in Schwediſcher Sprache geſchrieben und kam im Jahr 1772 heraus. Hr. Sch. liefert eine Ueberſetzung davon — wenn anders eine beſſere kritiſche Zuſammenſtellung der Ihriſchen Sätze Ueberſetzung genennt werden darf — und fügt reichhaltige Anmerkungen über die nordiſche Sprach- und Geſchichtkunde bey. Er theilt hernach den ſo merkwürdigen Prolog der Upſaliſchen Edda, Isländiſch und Lateiniſch, mit, wie auch Anmerkungen, die einem Göttingiſchen Exemplar der Edda beygeſchrieben ſind. Gegen das Ende lieſet man eine Anfrage wegen einer Isländiſchen Handſchrift in der Wolfenbüttler Bibliotheck, nebſt Erklärung auf Hrn. Leſſings Vorwürfe; und ganz zulezt drey Anmerkungen gegen Hrn. Thunmanns Anmerkungen über des erſtern allgemeine Nordiſche Geſchichte, wo unterſucht wird: ob Sämund Verfaſſer der Odda-Annalen ſey? ob Snorre Verfaſſer der Edda

ſey?

ſey? über die Suethans im Jordanis, oder, wie er bisher geheiſſen hat, Jornandes oder Jordanus. Für gewiſſe Kritikaſter zeichne ich folgende Stelle, S. 61 aus: „Furchtſam urtheile ich von den teutſchen Bar„den (ob ſie nämlich eben ſo hungrige, boshafte, ver„ächtliche Geſchöpfe waren, als die Galiſchen), weil „ich nicht alle Stellen der Alten über ſie beyſammen „habe. Doch ſo viel, deucht mich, giebt die Ueber„ſchauung des Ganzen zu erkennen, daß dieſe Bar„den nicht wie Klopſtock und Denis ſangen, und daß „ſehr viel Patriotiſmus oder Beſcheidenheit und Her„ablaſſung ſey, wenn einige unſrer neueſten und er„habenſten Dichter den zweydeutigen Barden-Namen „an ſich kommen laſſen. Verſe hatten freylich unſre „alte Teutſche, aber wie waren dieſe Verſe? Ver„muthlich wie die Verſe unſrer und aller Welt Bau„ern noch heut zu Tage ſind; vermuthlich wie die Lie„der, die Hans und Grethe in ihren Gelagen von Rit„tern, Bier und Liebe ſingen ꝛc.“ Den zweeten Theil wird Hr. Sprengel beſorgen, und darinn die bereits von Hrn. Ihre berührte fabelhafte Ableitung der Skandiſchen Völker, bis zu ihrer erſten Quelle hinauf, verfolgen.

3. Die merkwürdige Lebensgeſchichte des unglücklichen rußiſchen Kaiſers, Peter des Dritten, ſamt vielen Anekdoten des rußiſchen Hofs und derer Perſonen, die ſeit einiger Zeit an ſolchem geherrſchet, oder ſonſt viel gegolten haben. Aus zuverläßigen Nachrichten ans Licht geſtellt, von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1773. 1 Alph. in 8.

Eine der unverſchämteſten Kompilationen! Aus dem Büſchingiſchen Magazin, aus Mannſteins Memoiren, aus den Briefen des verkappten de la Marche,

che, und aus andern bekannten Büchern, die aber alle nicht genannt ſind, hat der Verfaſſer ſeine Anekdoten zuſammengetragen, ohne alle Auswahl, ohne Ordnung, ohne Kenntniß der rußiſchen Geſchichte und Geographie.

4. Herrn Ludwigs, Freyherrn von Holberg, allgemeine Kirchenhiſtorie von dem Jahr Chriſti 1700 bis 1750. fortgeſezt von J. T. K. Fünfter Theil. Ulm und Leipzig, im Verlag J. C. Wohlers 1773. 522 Seiten in 4.

Wer alle in der erſten Hälfte unſres Jahrhunderts vorgefallene, zum Theil ſehr erhebliche Zänkereyen der Theologen, unter ſich ſelbſt und mit der armen Philoſophie, ihren Gegenfüßlern, genau kennen lernen will, findet hier treflichen Unterricht und reichen Stoff zu Betrachtungen über die manchfaltigen Krümmungen des menſchlichen Herzens, die manichfaltigen Irrungen des menſchlichen Verſtandes, und die Natur und Würkungen des neulich erwähnten Bonzengifts, deſſen unſelige Ausbrüche, Theologenhaß, Unduldſamkeit und Verfolgungsgeiſt von jeher ſo viel Unheil in der Welt angerichtet haben. Der Verfaſſer dieſes empfehlungswürdigen Buches iſt Hr. M. Johann Ludwig Köhler, Pfarrer zu Enabeuren im Würtembergiſchen.

VI.

Dichtkunſt und Schöne-Litteratur.

---

1) Theatraliſche Beluſtigungen nach franzöſiſchen Muſtern, fünfte Sammlung. Frankf. und Leipz. 8. bey Garbe, 1774.

Mit

Mit diesem Theile macht Hr. Pfeffel den Beschluß seiner nützlichen Bemühungen für unsre Bühne, weil er fürchtet, daß unsre jetzige Prädilection für die Britten uns gegen französische Muster immer gleichgültiger machen möchte. Aber zu geschweigen, daß wir auf dem Theater der französischen Beyhülfe nicht eher werden entbehren können, als bis wir die Franzosen in Praxi eben so weit hinter uns gelassen haben, als in der Theorie, so hat Hr. Pfeffel fast immer das Meiste bey der Sache gethan. Er wählte nicht Meisterstücke der französischen Bühne, sondern nur solche Schauspiele, die sich vermittelst des kritischen Messers brauchbar machen liessen. So gehört in diesem neuen Bande das Trauerspiel **Arete** mehr dem Uebersetzer als dem Originalautor. Die meiste Unterhaltung muß auf der Bühne das erste Stück der **Eifersüchtige** von Dufresny gewähren. Bey der Coquette corrigeé hat Hr. Pfeffel sein Uebersetzertalent doppelt gezeigt, da er einen höchstpoetischen Dialog aufzulösen hatte. Das Preiugé à la mode ist zwar unter uns schon bekannt genug; man wird aber mit Vergnügen die Aenderungen nachsehen, welche hier damit vorgenommen worden.

2) Die Eroberung von Magdeburg, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 1774. 8.

Nationalthema und historische Form thun es freylich nicht allein; Gemählde nach der Natur, Leidenschaften, charakteristischer Dialog müssen hinzukommen, wenn es nicht bloß dramatische Chroniken werden sollen. Veranlassung genug dazu fand der (oder die) Verfasser in dieser Geschichte, da sie aber nirgends benuzt worden, so würde das Schauspiel gar kein Interesse haben, wenn nicht noch Emiliens Roman thäte, der zum **Hauptsujet** wird, da er doch nur **Episode** seyn sollte. Uebrigens ist es löblich, daß der, so zum drittenmal das Stück umgeschmolzen haben soll, alle Deklamation ausgerottet, und die

Sprache

Sprache edler gemacht hat, als ſie in Staatsactionen ſonſt zu ſeyn pflegt. Daß ein ſolches Stück, zu Magdeburg aufgeführt, ſehr viel Würkung gethan hat, nimmt uns nicht Wunder.

3) Almanach des Theaters in Wien, nebſt einer Abhandlung von der Kunſt und dem Stande des Schauſpielers, aus dem Engliſchen überſetzt, 8. 1774.

Dieſer Almanach, der erſt Nachrichten, dann Theatralneuigkeiten hieß, und von Herrn Müller beſorgt ward, hat jezt ſeinen eigenthümlichen Titel bekommen, und erſcheint unter der Garantie der ganzen Schauſpielergeſellſchaft. Auch ſeine ganze innre Einrichtung hat viel Veränderungen erlitten. So angenehm vielen Leſern die Abwechslung in dergleichen periodiſchen Inſtituten ſeyn mag, ſo hätte ich doch eine gute Idee der vorigen Jahre beyzubehalten gewünſcht, die Rückblicke in die Geſchichte der teutſchen Bühne. Dafür hätte ich den Verfaſſern die Auszüge aus den neugegebnen Stücken erlaſſen wollen. Theils ſind die Stücke zu bekannt, theils zu ſchlecht, als daß man dieſe Auszüge nicht überſchlagen ſollte. Indeſſen finden die Freunde der theatraliſchen Litteratur und die Beobachter von dem Fortgange des Wiener Geſchmacks auch hier wieder Nahrung genug.

4) Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subſcription gedruckt. Leipzig 1774.

Der Herr D. Göthe, Verfaſſer dieſes Werkleins, nachdem er uns in ſeinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakeſpear ſeyn könnte, wenn er wollte: hat uns in dieſer heroiſch-komiſch-farcicalſchen Pasquinade gewieſen, daß er, wenn er wolle, auch Ariſtophanes ſeyn könne. Denn ſo

wie

wie es ihm in dieſem kritiſchen Wrexekekek Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceſte ſein Spiel zu treiben, ſo trieb es Ariſtophanes ehemals mit dem nehmlichen Euripides, welchen Hr. Göthe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfaſſer des Singſpiels Alceſte auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen dieſe kleine Schrift allen Liebhabern der pasquiniſchen Manier als ein Meiſterſtück von Perſiflage und ſophiſtiſchem Witze, der ſich aus allen möglichen Standpunkten ſorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenſtand ſchief vorkommen muß, und ſich dann recht herzlich luſtig darüber macht, daß das Ding ſo ſchief iſt! W.

5) Fanny, oder die glückliche Wiedervereinigung, ein Drama in einem Aufzuge, aufgeführt auf den K. K privilegierten Theatern. Wien 1773. 32 Seiten in 8.

Alles vereinigt ſich bey dieſem Schauſpiele, den Anzeiger von kritiſchen Viſionen auf roſenfarbne Ideen zu führen. Zwey kleine Bogen, von einem Frauenzimmer, von einem liebenswürdigen Frauenzimmer, von einer Schauſpielerin verfaßt, die mit reizender Blödigkeit zu den Altären der Kritik hinzittert, mit der Naivetät der jungen Indianerin von ihrer Unerfahrenheit ſpricht, ihren Stoff aus einem kleinen franzöſiſchen Romänchen entlehnt, alle Fehler kennt, welche den romantiſchen Dramen ankleben — Wer müßte der Kritiker ſeyn, der ſeinen Scepter nicht auf die Verfaſſerin neigen, oder an dieſem kleinen Schauſpiel etwas anders, als das reizende Bildniß derſelben vermiſſen wollte?

6) *Spatziergänge, erſter Theil.* Berlin, bey Himburg, 1774. 8.

Weder Promenaden eines Müßiggängers, noch für Müßiggänger, aber auch weder Akademie noch

Stoa

Stoa, ſondern ſokratiſche Unterredungen des Verfaſſers mit ſeinen Mitbürgern und Mitbürgerinnen über Erfahrungen und über Lehren, über Beobachtungen und über Empfindungen. Alles hat das lachende und leichte Gewand der Natur, die der Spaziergänger vor Augen hat. Nur ſchönen Seelen, denen, wie der Verfaſſer von ſich erzählt, das Leben nur ein vergnügter Spaziergang iſt, müſſen dieſe Luſtwälder geweiht ſeyn! Auf acht und zwanzig Touren hat uns der Verfaſſer ſo wenig ermüdet, als ein angenehmer Geſellſchafter, von dem man ſich ungern trennt.

7) M.... R.... oder Meine Reiſen, wie wir auf der dritten Seite erfahren. 133 Seiten in 8.

Es giebt gewiſſe Leute, deren Bekanntſchaft man nicht in dem nehmlichen Augenblicke macht, da man ſie zum erſtenmale ſieht und ſpricht. Man muß ſie mehrmals ſehen und ſprechen; und indeſſen entſteht bey uns, während der Unterſuchung, eine Sympathie mit ihnen, die uns zu ihren wärmſten Freunden macht. Eben ſo gieng es uns mit dieſem Buche. Wir nahmen es mit einer Art von Mißtrauen in die Hände, abermals einen leidigen Nachwanderer Yoriks zu finden. — Wir blätterten anfangs — fanden manche gute Stelle — laſen zuſammenhangender — von Anfang bis zu Ende — und legten endlich das Buch mit dem Wunſch aus der Hand, daß der Verfaſſer, der ſo viel eigene Laune, eigenen Witz und feine Empfindſamkeit darinn verräth, uns öfters mit Früchten derſelben beſchenken möge, aber mit Früchten, die nicht (wie die Feigen des Demokritus, die nach Honig ſchmeckten, weil die Köchin ſie in einem Honigtopfe aufbewahrt hatte) durch einen zu merklichen Geſchmack von Yoriks beſonderer und in der That unnachahmlicher Manier, flüchtige Leſer ohne Beurtheilung in den Fall ſetzen möchten, den wahren Werth und das Eigenthümliche davon zu überſehen.

VI.

Mathematiſche Wiſſenſchaften.

1) Getreue Anweiſung zu Felder- und Land-Theilungen ꝛc. Hannover u. Leipzig, bey Schmidt 1773. 8½ Bogen in 8. nebſt 6 Kupfertafeln.

Man ſieht bald, daß der Mann ſeine Materien nicht allein theoretiſch, ſondern auch praktiſch durchgearbeitet hat. Dies allein könnte ſchon dies Buch hinreichend empfehlen: es hat aber auch noch andre gute Eigenſchaften an ſich, einen ſehr faßlichen Ausdruck, und Beyſpiele, die größtentheils aus eigner Erfahrung herrühren, und mit großer Ueberlegung ausgeſucht ſind. Vor andern Büchern dieſer Art hat es einen Vorzug wegen des dritten Abſchnitts, worinn die Anwendung der Theorie auf viele ökonomiſche Geſchäfte, durch fleißiggemachte Zeichnungen und Beyſpiele begreiflich gemacht wird.

2) Aſtronomiſches Jahrbuch oder Ephemeriden für das Jahr 1776, nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Beobachtungen, Nachrichten, Bemerkungen und Abhandlungen. Unter Aufſicht und mit Genehmhaltung der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin verfertiget und zum Druck befördert, Berlin, im Verlage der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung 1773. 377 Seiten in groß 8, nebſt 6 Kupfertafeln und vielen im Text vorkommenden Figuren.

Nicht für die Kalendermacher allein, ſondern auch für alle Aſtronomen und Liebhaber der Sternkunde

kunde ein ſchätzbares Werk! Es tritt an die Stelle des ehemaligen aſtronomiſchen Kalenders, den die Akademie zu Berlin herausgegeben, iſt aber von weit gröſſerem Umfang. Die eigentlichen Ephemeriden oder die Berechnung des Himmelslaufs auf jeden Tag des Jahres beſtehen für jeden Monat aus acht Seiten, und dieſe wieder aus verſchiedenen Kolumnen. Auf der erſten und zweyten Seite ſtehen die Berechnungen für die Sonne und die Zeitgleichung; auf der dritten und vierten die Planetenrechnungen; auf der fünften und ſechſten die Berechnungen des Mondes; auf der ſiebenten und achten die Berechnungen der Jupitersetrabanten. Alles bisher Angeführte und die Tafeln zur Anleitung ſind von dem Hrn. Bode, obgleich Hr. Lambert bequemere Methoden bey einigen Berechnungen angegeben hat. Hr. Bode hat auch in einem Anhang die vornehmſten Himmelsbegebenheiten für dieſes 1774ſte Jahr beygefügt; ebendies wird er im 2ten Band für das Jahr 1775 thun.

VII.

Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wiſſenſchaften.

1) Erinnerung über einen wichtigen Gegenſtand, von einem Böhmen. Prag, bey W. Gerle. 278 S. in 8.

Der gröſte Theil unſerer Erziehungs-Syſteme hat einen von den beyden Fehlern, daß ſie entweder zu gelehrt und abſtrakt geſchrieben ſind, und alſo von den meiſten Perſonen, die ſich mit der Erziehung beſchäftigen, nicht genuzt werden können; oder zu allgemein, und alſo bey der würklichen Anwendung auf die verſchiedenen Stände der menſchlichen Geſellſchaft, groſſe Lücken laſſen, welche nur wenige Väter, Mütter und Pädagogen gehörig auszu-

füllen im Stande ſind. Jedermann giebt zu, daß anders der junge Bauer, anders der junge Bürger, anders ein junger Menſch von Stande, oder der ſogenannte Cavalier, jeder aber nach ſeiner beſondern Beſtimmung für dieſes Leben erzogen werden müſſe. Eben dies hat der vortrefliche Hr. Verfaſſer dieſer Abhandlung, ein Mann der in allem Betracht Hochachtung und Verehrung verdient, gefühlt, und, um gemeinnüziger zu ſeyn, lieber partikular werden wollen. Er wählt ſich die Erziehung des jungen Menſchen vom Stande, der für die größeren Scenen des Lebens, oder auch wohl für den Kriegsdienſt beſtimmt ſeyn kann, zu ſeinem Vorwurfe; und behandelt ſeine Materie mit einer fruchtbaren Kürze, mit einer Klarheit der Begriffe, mit einer Simplicität und Deutlichkeit des Vortrags, kurz mit ſo viel geſunder Vernunft und ſo wenig Vorurtheilen, daß er nothwendig höchſt gemeinnüzig werden muß. Nicht die geringſte Kleinigkeit entgeht ihm ſowohl in der phyſiſchen als moraliſchen Erziehung ſeines Zöglings. Die Kürze, die wir hier beobachten müſſen, verbietet uns den Datail dieſes Werks. Wir können nichts thun, als es jedem vernünftigen Vater, jeder vernünftigen Mutter, jedem vernünftigen Hofmeiſter beſtens zu empfehlen.

2) **Schauplaz der Preußiſchen Zeugmanufacturen: das iſt, Beſchreibung aller Leinen- Baumwollen- Wollen- und Seidenwürker-Arbeiten, vornemlich wie ſie in den königl. preußiſchen und churfürſtl. Brandenburgiſchen Landen verfertiget werden; von Joh. Carl Gottfr. Jacobsſon. Erſter Band. Berlin, bey A. Mylius 1773. 554 S. in gr. 8. nebſt 4 Kupfertafeln.**

Zwar auch für den bloſſen Leſer, aber doch eigentlich zum Behuf des Manufacturiſten, der ſich hier

hier zuſammenhängende Kenntniſſe und Erweiterungen ſeiner Kunſt erwerben kann. In eilf Abſchnitten wird von der Kunſt des Leinwebers, Barchent- und Kanevasswebers, Zwillichmachers, Muſterarbeiters, und Damaſtwebers, wie auch von den Materialien der Leinen- und Baumwollenmanufacturen, von Formſchneiden, von Kattundrucken, von Bereitung der Wachsleinwand, von Verfertigung der Papiertapeten, von der Schwarz- Schön- und Seidenfärberey gehandelt.

3) **Ueber die Abſtellung des Herrendienſtes.** Eine Schrift, welcher die königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen im November 1772 den Preiß zuerkannt hat, von L. F. G. **Weſtfeld.** Lemgo, in der Meyeriſchen Buchhandlung 1773. 3 Bogen in 8.

Billig ſollte ein ſolcher Verfaſſer noch etwas mehr als einen Geſellſchaftspreiß erhalten. Fürſten, in deren Ländern noch immer die unſeligen, die Menſchheit entehrenden Frohndienſte, und die damit unzertrennlich verbundene Leibeigenſchaft Mode iſt, ſollten dieſe Schrift beherzigen, und **Weſtfelds** praktiſche Vorſchläge in Ausübung bringen; dies wär eine Belohnung, mehr werth, als viele tauſend Stück Goldes und Silbers!

VIII.

Grammatick, Philologie, Kritick.

1) Johann Friedrich Heynatz, Lehrers an der Schule im grauen Kloſter zu Berlin, Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftli-

chen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt, und der Briefe insbeſondre. Mit einigen Kupfertafeln. Berlin, bey Arnold Wever. 1773. 832 Seiten in 8.

Von dieſem Verfaſſer, der ſich unſern Landsleuten durch gluckliche Bearbeitung der teutſchen Sprachkunde in verſchiedenen Buchern vortheilhaft empfohlen, ließ ſich freylich etwas Beſſeres erwarten, als von den gewohnlichen allzeit fertigen Briefſtellern, der Fenker, der Uhſe, der Schmotther, der Schröter ꝛc. welche leider! noch in manchen Gegenden Teutſchlandes zu Aushelfern und Tröſtern dienen müſſen. Hrn. Heynatzens Buch iſt nicht allein von Seiten einer natürlichern und nach den neueſten Reformen der teutſchen Sprache eingerichteten Rechtſchreibung und Grammatick, ſondern auch wegen der Deutlichkeit und Vollſtändigkeit in Regeln und Beyſpielen, ſicherer zu empfehlen. Nur in den Titulaturen und in dem Theil von dem zum Unterricht und zur Bildung des Geſchmacks nöthigen Bücherleſen iſt er nicht immer modern und feſt genug. Die beygefugten 14 Kupfertafeln enthalten Vorſchriften zur Kalligraphie.

2) *Luciani Opuſcula ſelecta, edidit Dav. Chriſtoph. Seybold, Prof Ien.* Gothae. ſumtibus C. W. Ettingeri. 1774. 1 Alph. 3 Bogen in kl. 4.

Ein neuer Beweiß von Hrn. Seybolds Kenntniß der alten und neuen Litteratur, wodurch andern, die ſie noch nicht beſitzen, viel Nutzen kann geſchaft werden. Unter der Menge Lucianiſcher Schriften hat er einige Göttergeſpräche, beſonders das Urtheil des Paris, verſchiedene Todtengeſpräche, ferner den Charon, die Seelenverſteigerung und den Fiſcher, gewählt, und ſchon hieraus kann man den guten Geſchmack des Herausgebers erkennen: denn alle

dieſe

dieſe Stücke ſind ächt Lucianiſch, fein griechiſch, herrlich dialogirt, voll von geſunder Philoſophie. Die kurzen, aber doch vielſagenden Anmerkungen erläutern nicht allein die Schönheiten des Originals, beſonders durch Vergleichungen mit teutſchen Dichtern, ſondern ſind auch zum Theil grammatikaliſch. Die Accente und Spiritus ſind, nach dem Beyſpiel einiger Engländer, weggelaſſen, welches auf der einen Seite bequem, auf der andern aber unbequem iſt. Eine Ueberſetzung, ſo wie ſie Gesner machte, beyzufügen, wäre nicht undienlich geweſen; denn ſolche Ueberſetzungen thun oft eben ſo gute Dienſte, als ein Hemſterhuiſiſcher Kommentar.

IX.

Ueberſetzungen.

1) Die Collection of Voyages des Dr. Hawkesworth iſt ein zu berühmtes Werk, als daß es vielen unſrer Leſer ganz unbekannt ſeyn könnte. Es enthält eine von Meiſterhand verfertigte Beſchreibung der neueſten Reiſen um die Welt, welche von Engländern im Laufe der lezten zehn Jahre unternommen worden, und unter denen ſich, auf die vorzüglichſte Weiſe, die von den berühmten Hrn. Banks und Dr. Solander, aus edelm Wiſſensdurſte, unternommene Reiſe in dem ſüdlichen Theile unſrer Welt, durch den philoſophiſchen Geiſt der ſie in ihren Beobachtungen geleitet, und durch eine Menge neuer Entdeckungen auszeichnet. Je ſeltner es iſt, daß Philoſophen dergleichen Reiſen unternehmen wollen und können, je merkwürdiger werden ſolche für die Menſchheit; und wiewohl dieſe neueſten, in einem noch wenig bekannten Welttheile unternommenen, gefahrvollen Wanderungen dem Warheitsforſcher noch vieles zu fragen und zu wünſchen übrig laſſen: ſo ſehe ich ſie doch als einen höchſtſchäzbaren

Beytrag zur Geſchichte unſers Planeten und ſeiner Bewohner an, der dem Nachdenken des Philoſophen neue Felder eröfnet, und durch die neuen Seiten, die er uns an der menſchlichen Natur zeigt, uns in den Stand ſezt, einen merklichen Fortſchritt in der raiſonnierten Naturgeſchichte des phyſiſch-moraliſchen Menſchen zu thun, und manchen wichtigen Punkt, worüber wir bloß durch den Weg der Beobachtung ins Klare kommen können, der Berichtigung näher zu bringen.

Von dieſem in ſo vielen Betrachtungen wichtigen Werke, welches auch für die bloſſen Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre durch die Neuheit der Gemählde, die es aufſtellt, und die angenehme Art des Vortrags unendlich intereſſant iſt, liefert uns die Haude und Spenerſche Buchhandlung in Berlin eine teutſche Ueberſetzung, unter dem Titel: Geſchichte der Engliſchen Seereiſen und Entdeckungen in der ſüdlichen Hemiſphäre, in drey Quartbänden, auf ſchönes Regalpapier prächtig abgedruckt, wovon die beyden erſten Bände bereits in dieſer Oſtermeſſe ausgegeben werden. Die Verleger haben, mit einem aufmuntrungswürdigen Eifer, weder Fleis noch Koſten geſpart, dieſe teutſche Ausgabe eines der merkwürdigſten Bücher unſres Jahrhunderts in jeder Betrachtung dem Original ſo nah zu bringen als möglich. Die, einem in London ſelbſt wohnhaften, und in beyden Sprachen gleichgeübten Gelehrten, übertragne Ueberſetzung verdient, wenn ich mich nicht ſehr irre, ihrer Sprach-Richtigkeit und ſchönen Schreibart wegen, claßiſch genennt zu werden. Die zu dem Werke gehörigen Kupfer, ſind nach dem Engliſchen, (wozu der König von England — dieſer preißwürdigſte Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte — ſelbſt die Koſten hergegeben) mit ſo vielem Fleiſſe nachgeſtochen, daß ſie den Originalen beynah gleich zu ſchätzen ſind. Kurz, die Verleger haben ſich beeifert,

eifert, dieſem Werke einen der erſten Plätze unter den Wenigen zu verſchaffen, welche die Ehre der teutſchen Typographie gegen die Ausländiſche behaupten. Wir zweifeln nicht, daß es bey unſerm Publicum die günſtige Aufnahme finden werde, die es verdient. Welcher Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre wollte das Geld, das er vielleicht nach und nach an ein Dutzend ſchaaler Romänchen oder andrer litterariſcher Meteore von der wäßrigen, feurigen oder lüftigen Art, vertändelt hätte, nicht lieber an ein Werk wenden, das das Wahre mit dem Neuen, und das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine ſo vorzügliche Art vereiniget? W.

2) Der Buchhändler, Johann Ernſt Meyer, in Breslau hat uns unlängſt den erſten Theil einer teutſchen Uebeeſetzung des merkwürdigen Nachlaſſes des berühmten Helvetius an die denkende Welt, nehmlich von deſſen Werke über den Menſchen, deſſen Geiſteskräfte und deſſen Erziehung, d. i. über den Menſchen, wie ihn die Natur macht, und wie ihn die Kunſt ausbilden und vollenden könnte, geliefert. Von dem Buche ſelbſt läßt ſich mit gleichviel Wahrheit, ſehr viel Böſes und ſehr viel Gutes ſagen. Es enthält viele, mehr oder weniger nahrhafte, zum Theil ziemlich leichte, zum Theil ziemlich unverdauliche Seelenſpeiſe für philoſophiſche Köpfe; aber vieles, was ein geſunder denkender Kopf wohl verdauen kann, iſt Gift für ſchwache oder leichtſinnige oder nicht genug unterrichtete Leſer. Um ſo mehr hätte der Ueberſetzer eines ſolchen Buches daſſelbe nicht ohne das nöthige Gegengift, nicht ohne eine gründliche Beurtheilung, und ohne prüfende oder zurechtweiſende Anmerkungen in die Welt ſchicken ſollen. Konnte er nicht? Wollte er nicht? Ließ ihm der Verleger nicht Zeit dazu? Im zweyten Falle hätte der Ueberſetzer, im erſten und dritten der Verleger ſehr unrecht. Werke von dieſem Schlage müſſen entweder

der gar nicht, oder von Männern überſezt werden, welche Genie, Gelehrſamkeit, guten Willen und Muße genug haben, ſie, durch gehörige Scheidung des Guten und Böſen, unſchädlich und gemeinnützig zu machen. W.

VI.

Vermiſchte Anzeigen.

1) Das Carolinum zu Caſſel iſt durch eine ganz neue Einrichtung überaus gemeinnützig, und für junge Studierende nicht weniger bequem als vortheihaft worden; die ganze neue Anſtalt ſteht unter der Oberaufſicht des wirklichen Etats-Miniſtre und General-Lieutenant, **Freyherrn von Schlieffen.** Wir wünſchten, daß uns der enge Raum hier nicht verböte, den Detail davon, nach der gedruckten Nachricht, weitläuftiger anzuführen, als welcher ſie unfehlbar noch mehr empfehlen müßte.

2) Der Hr. Prof. **Zobel** zu Frankfurt an der Oder, kündigt dem Publikum die Herausgabe einer **Bibliothek der Philoſophie und Litteratur,** als eines periodiſchen Werks an, die, in beyden Fächern, ſowohl eigene Abhandlungen als Ankündigungen fremder Schriften enthalten ſoll. Die Strauſsiſche Buchhandlung zu Frankfurt, als Verleger davon, wird in der nächſten Oſtermeſſe das erſte, und in der Michaelismeſſe das zweyte Stück davon liefern.

3) Einige Kinderfreunde geben mit Anfange dieſes Jahres, im Verlage der Brüder **Helwing** zu Hanover, ein Niederſächſiſches **Wochenblat.** Sie wählen den Weg der Subſcription, und der Preiß für einen ganzen Jahrgang iſt 1 Thlr. Das Lippiſche Intelligenz-Comptoir zu Lemgo empfängt die Pränumeration, und beſorgt die Expedition deſſelben. Hieſige Liebhaber können ſich deßhalb an die Expedition des Teutſchen Merkurs wenden.

4) Die-

4) Diejenigen Gelehrten, die sich das Fuldaische Wurzellexicon (s. Merkur Band 4. S. 92 u. f.) auf Subscription schaffen, und dadurch die Ausgabe dieses wichtigen Werks großmüthig befördern wollen, können sich bis Johannis dieses Jahrs nicht allein bey dem Herausgeber, Hrn. Hofr. Nieusel zu Erfurt, sondern auch bey folgenden Herren Collecteurs melden:

zu Altenburg bey Hrn. Bücherkommissar Richter.
Anspach " " Hofmeister Burkard.
Erlangen " " Hofrath Harles.
zu Frankfurt a. M. bey Hrn. Hofrath Deinel.
Göttingen " " " Boie.
Halle " " " " Professor Schütz.
Helmstädt " " " Prof. Schirach.
Inspruck " " " Archivsgehülfe Gaßler.
Kiel " " " " Prof. Hirschfeld.
Leipzig " " " " Prof. Eck u. die Hilscherische Buchhandlung.
Tübingen " " " " Magister Lang.
Ulm. " " " " Köhler.
Weimar " " die Expedition des Teutsch. Merkurs.
Wien " " " " Hr. Rath Riedel.

Erklärung des Herausgebers über die Recension N. 2. S. 345 im Fünften Band des Merkur.

Herr Doctor Zückert, in Berlin, ein gelehrter Arzt, der durch viele eigene Schriften sich um die Naturgeschichte und Arzneywissenschaft verdient gemacht, und dessen der Merkur S. 328 des Fünften B. sehr rühmliche Erwähnung thut, beschwehrt sich in einem höflichen und seinem sittlichen Charakter Ehre machenden Schreiben an mich, darüber, daß ihm in der

der Rec. II. S. 345 des fünften B. vom Merkur unverdienter weiſe, übel begegnet worden. Er verlangt zwar deßhalben keine Genugthuung; aber ich halte mich verbunden, ſie ihm öffentlich zu geben; da nichts meinen Geſinnungen mehr zu wider iſt, als Männern von würklichen Verdienſten, auch alsdann wenn ich von irgend einem ihrer Werke Böſes ſagen muß, unwürdig zu begegnen. Ich verſichre alſo hiemit, daß ich über die Perſon des Verfaſſers der Berliniſchen Ueberſetzung Tridrams ganz falſch berichtet war, und, in der gänzlichen Meynung, daß D. Zückert, der Arzt, und Zückert, der Ueberſetzer Triſtrams zween ganz verſchiedene Männer wären, von dem Leztern nicht ſo geſprochen habe, als ich gethan haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß es eben derjenige ſey, der ſich in einem andern Fache die Hochachtung der gelehrten Welt erworben hat. Dieſes mir ſchmerzlichen Irrthums würde ich nicht ſchuldig geworden ſeyn, wenn ich die im 4ten Stücke des I. B. der Baldingeriſchen Biographien befindliche Lebensbeſchreibung des Hrn. D. Zückerts, und darinn auch ſein ſelbſteignes Bekenntnis über die Gebrechen ſeiner Ueberſetzung Triſtrams geleſen hätte. Aber wie ſollt' ich auch alles leſen können? Uebrigens erfreut michs zu vernehmen, daß Hr. Dr. Z. an dem Mißbrauch meines Nahmens, der den Ausfall auf ſeinen Verleger und ihn veranlaßte, keinen Antheil gehabt habe. Ob ich zuviel Böſes von ſeiner Ueberſ. und von einer gewiſſen nur allzuzahlreichen Claſſe von Ueberſetzern geſagt, darüber mögen Kenner urtheilen. Alles was ich dem Hrn. D. Zückert und mir ſelbſt ſchuldig zu ſeyn glaube, iſt, zu erklären, daß ich mich an ſeiner Perſon gänzlich geirret habe, und da ich von der Zückeriſchen Ueberſetzung ſprach wie ich dachte, weit entfernt war zu wiſſen was ich nun weiß.

Einem Manne von Verdienſten eine Thorheit verzeihen und vergeſſen, iſt eine Pflicht der Menſchlichkeit; denn wir fehlen alle mannichfaltig. Aber ein elender Ueberſetzer, der nichts iſt als ein elender Ueberſetzer, wird mit allem Rechte unter die gröſten litterariſchen Miſſethäter gezählt, und verdient keine Schonung. W.

Nacherinnerung des Herausgebers zu dem auf der 211 Seite befindlichen Urtheil eines Ungenannten über Hrn. Le Bret.

Mit Unwillen werde ich, wiewohl beynahe zu ſpät, auf der 211 Seite d. B. im Aufſatz eines Ungenannten (der zwar nur

zu

zu kennbar iſt) den eben ſo unbilligen als übermüthigen Ausſpruch über einen der verdienſtvollesten Gelehrten unſrer Nation, über Hrn. Le Bret gewahr, — wo geſagt wird: er hätte wahrlich bisher wenig genug geleiſtet. Ich überſah dieſe impertinente Stelle, in der etwas unleſerlichen Handſchrift; ſonſt würde ich dem jungen Manne, der der ganzen gelehrten Welt ein ſo übermüthiges démenti giebt, mit einem friſchen Federſtrich dieſe Thorheit erſpart haben. Jedermann weiß, daß Hr. Le Bret in ſeinem Fache ungemein viel geleiſtet hat. Unſer junger Idealiſt hohlt weit aus; wir wollen ſehen, was er dann leiſten wird!

W.

Druckfehler im 5ten Bande des Merkur.

S. 262. Zeile 6, ſechstauſend l. ſechzigtauſend.
S. 264. Zeile 6, ſechs l. ſechzig.
S. 267. Zeile 18, ausſchweifende l. ausſchweifendſte.
S. 269. Zeile 9, Finſterniſſe l. Hinderniſſe.
S. 279. Zeile 10, gerade zu widerſprechen, l. gerade zu zu widerſprechen.
S. 287. Zeile 4, iſt nach den Worten: die Gelehrten, das Comma vergeſſen.
S. 296. Zeile 5, Sully, l. Lalli.
" Zeile 15, muß nach dem Wort Epiſoden, das Comma ausgeſtrichen und hinter nahe geſetzt werden.
" Zeile 26, noch, l. nach.
S. 300. Zeile 17, an der Stelle, l. an die Stelle.
S. 306. Zeile 2, Künſte, l. Kunſt. Auch muß hinter dem Worte Kunſt das Comma ausgeſtrichen werden.
S. 322. Z. 17, einer Prüfung, l. ſeiner.
S. 328. Z. 28, l. Jodokus ſtatt Podokus.

Auſſer dieſen Druckfehlern, die zum Theil auf Rechnung der Copiſten der Manuſcripte zu ſetzen ſind, muß ich noch einen ziemlich lächerlichen Verſtoß bemerken, den ſich der Verfaſſer der Abderiten hat zu Schulden kommen laſſen. Demokritus giebt nehmlich S. 73. ſeiner aethiopiſchen Venus Lippen von der ſchönſten Corallenfarbe, da er doch hätte wiſſen ſollen — was alle Welt weiß — daß die Lippen der Negern nicht röther ſind als ihre Wangen. —

Einem ähnlichen, wiewohl nicht ſo auffallenden Gedächtnisfehler, auf der 1 Z. der 59 S. des Sechſten Bandes, kann durch Wegſtreichung des Diodorus Siculus abgeholfen werden.

Inhalt

Inhalt
des Sechsten Bandes
des teutschen Merkurs.

Erstes Stück.

I. Poesien. Seite 3
II. Beurtheilung der poetischen Blumenlese, und des Almanachs der teutschen Musen, auf das Jahr 1774. 39
III. Dritter Brief, über die Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois etc. 57
IV. Beyträge zur Geschichte der Menschheit aus den Annalen der Teutschen. Fortsetzung. 76

Zweytes Stück.

I. Poesien. 115
II. Fortsetzung der Abderiten. 125
III. Der Freund des schönen Geschlechts. 166
IV. Merkwürdigkeiten der Mordvanen, Kosacken, ꝛc. 183
V. Ueber das Ideal einer Geschichte. 195
VI. Miscellanien.
VI. Viel Wahrheit in wenig Zeilen. 217
VII. Ueber eine Stelle des Cicero, die Perspectiv in den Werken der griechischen Mahler betreffend. 218

Drittes Stück.

I. Beyträge zur Geschichte der Menschheit aus den Annalen der Teutschen. S. 227.
II. Versuch einer Uebersetzung des 26sten Kap. des Tacitus, de moribus Germanorum. 285
III. Versuch einer Uebersetzung des Orlando Furioso. 288
IV. Miscellanien.
VIII. Ueber das Schauspiel, Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand. 321
IX. Ueber eine Stelle in Lucians Hippias 333
V. Raisonnirendes Verzeichniß neuer Bücher.
I. Theologie. 337
II. Rechtsgelehrsamkeit. 340
III. Arzneywissenschaft. 343
IV. Oekonomische Chymie. 346
V. Historische Wissenschaften. 347
VI. Dichtkunst und Schöne Litteratur. 352
VII. Mathematische Wissenschaften. 354
VIII. Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wissenschaften. 355
IX. Grammatick, Philologie und Kritik. 357
X. Uebersetzungen. 359
VI. Vermischte Anzeigen. 362
Erklärung des Herausgebers über die Recension N. II. S. 345 im Fünften Band des Merkurs. 363
Nacherinnerung des Herausgebers zu dem auf der 211 Seite befindlichen Urtheil eines Ungenannten über Hrn. le Bret. 364

G. D. N. 522 c

Fische. Fische. 549

Der
Teutſche Merkur
vom Jahr 1774.

Siebenter Band.

Weimar,
in Carl Ludolf Hoffmanns Verlag.

UNIVERSITATS
BIBLIOTHEK

Der

Teutſche Merkur.

Des Siebenten Bandes
Erſtes Stück.

Bibliothek, Universitäts, Düsseldorf
DONO
GEORGII ET SOPHIAE
KESTNER

Julius 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Der

Prödenſpiegel

oder

Theobald und Laurette.

Erſter Sang.

Wie Ritter Theobald die edle Jungfrau Laurette gar ehrlich und tugendſam liebt, ſie aber nicht bewegen kann.

Bedenkt ihr Schönen, was ihr thut
Wenn ihr der Liebe lachet:
Vielleicht daß dieſe Mähr' das Blut
Im Herz euch ſtarren machet.

Ein edler Ritter, Theobald,
Einſt zu Ravenna lebte
Nach deſſen Gunſt ſich Jung und Alt
Auf alle Art beſtrebte.

Reich war er, jung und wohlgethan;
Ein Held in Kampf und Schlachten;
Ihn wußte jeder Rittersmann
In Schimpf und Ernſt zu achten.

Wenn hoch ſein weißer Federbuſch
Vom blauen Helme wehte,
Und im Turnier ſein ſchnaubend Roß
Sich tanzend mit ihm drehte,

Dann klopfte manches Mädchen-Herz
Ihm Zärtlichkeit entgegen;
Doch unſerm Ritter war es Scherz,
Und wenig dran gelegen.

Denn, wie ein altes Buch erzählt,
Hatt' er schon eine Dame
Zur Liebschaft wohl sich auserwählt,
Laurette war ihr Name.

Jedoch ihr stolzes Felsenherz
Verschmähte seine Triebe,
Sah' nie mitleidig seinen Schmerz
Und seine heiße Liebe.

Umsonst war's daß er lange schon
Ihr mit Geschenk hofierte;
Umsonst daß ihre Farbe stets
Sein Schild und Rüstung zierte.

Umsonst erfocht er manchen Kranz
Und bracht' ihn ihr zu Füßen;
Umsonst, daß für sie manche Lanz'
Schon hatte springen müssen.

Umsonst war Spiel und Freudenfest;
Sie lachte seiner Triebe,
Blieb stolz und hart, und unerhört
Blieb seine heiße Liebe.

Dem Ritter wurde, wie man spricht,
Die Probe ziemlich bitter;
Jedoch Gedult ist Ritterpflicht,
Und er — er war ja Ritter.

Denn sagt was leidet man nicht gern
Um ein Paar schöne Augen? —
Vorausgesetzt, Besitzerin
Weiß sie auch recht zu brauchen. —

Allein der heißen Thränen-Fluth,
Davon sein Auge glühte,
Ward Ritter endlich müd', und Wuth
Saß ihm tief im Gemüthe.

Er ſchwankt, und ſicher hätt' er da
Sich jämmerlich entleibet,
(Wie denn die alte Chronika
Dieß uns gar deutlich ſchreibet;)

Wenn der Gedanke, daß ſein Todt
Der ſpottenden Laurette
Triumph ſey, ihn nicht aus der Noth
Itzt noch errettet hätte.

* * *

Wie Theobald ſeine Lieb' vergeſſen wollt', und ſeine Freundſchafft ihm räth in fremd Land zu fahren.

Vergeſſen wollte Theobald
Die Quelle ſeiner Schmerzen,
Doch tief und glühend eingebrannt
Stand ihm ihr Bild im Herzen. —

„Vielleicht daß ſchönrer Frauen Lieb'
„Dir beßer mag gefallen.„ —
Er ſuchte ſchönere; ſie blieb
Die ſchönſte unter allen.

Nun gab der Ritter ſtracks um ſie
Glück, Ruh' und Troſt verlohren;
Er fluchte ſeinem Stern, und ſchrie:
„O wär ich nie gebohren!„

Und wie vom ſchwülen Mittags Hauch
Die Pflanzen ſchmachtend liegen,
Lag er und trank aus ihrem Aug'
Den Todt mit langen Zügen.

Wie klagte Stadt, wie klagte Land
Den Ritter hochgebohren!
Denn jedes hielt den werthen Mann
Für Stadt und Land verlohren.

„Fahr

„Fahr Ritter wohl in ander Land
„Vielleicht mögst du geneſen,
„Auch Haab' und Guth mit beßrer Huth,
„Als du jezt kauſt, verweſen;

„Umſonſt verzehrſt du Leib und Guth,
„Die Stolze thut dein lachen.
„Ein' Farth zur Stadt Jeruſalem
„Mag Gott dir gnädig machen.„

So ſprachen treue Freund' ihm zu,
Und ſangen tauben Ohren.
„O Freunde, Freunde, meine Ruh
„Iſt ewiglich verlohren.

„Und zög ich büßend auch fortan
„Zur heilgen Grabeshöhle;
„Umſonſt; Lauretten beichtet man
„Sich nimmer aus der Seele.„

Doch ſeine Freundſchaft ließ nicht ab,
Und wo er gieng und ſtunde,
„Fahr Ritter wohl zum heilgen Grab„
Hört er aus jedem Munde.

* * *

Wie der Ritter Theobald ſich gar ſtattlich und ehrlich rüſtet, als wollt er in fern Land ziehen, kahm aber nur bis in einen Wald, Chiaßi genannt.

Der Ritter gab, nach Ritter Art,
Wohl nach und ward ſein mächtig,
Und rüſtete zu ſeiner Farth
Sich ritterlich und prächtig.

Er ſtrich den Barth, ſchwur hoch und theur,
Daß er beſchloßen habe
Zu ziehn; doch nicht auf Abentheur,
Auch nicht zum heilgen Grabe.

Der ſchönſte Mayen-Morgen zog
Herauf am grauen Himmel,
Als ſchon die ganze Stadt durchflog
Des lauten Zugs Getümmel.

Poſaunen und Trommetenſchall
Und Paucken und Schalmeyen,
Von Freunden eine groſe Zahl,
Von Rittern lange Reyhen,

Die zogen in der Stadt umher
Und Theobald zur Mitten.
Doch nicht der ſchöne Ritter mehr;
Er hatte viel gelitten.

Am Fenſter ſtund Laurette bald
Und ſah den Zug mit Hohne:
„Ade, du trauter Theobald,
„Verliebter Ritter Kröne!

„Fahr

„Fahr hin und ſchwör die Liebe ab;
„Klag Wald und Fluhr dein Leiden;
„Fluch oder ſeufze bis ins Grab;
„Kein Leid bringt mir dein Scheiden.„

Noch eins blickt Theobald ſie an,
Und heiß, wie Fieberhitze,
Fiel neuer Zauber auf den Mann,
Und weh, wie Dornenſpitze,

That ſeinem wunden Herz der Blick
Laurettens, die ſein lachte,
Und ſpottend ihm ſein Mißgeſchick
Nur doppelt ſchwerer machte.

Er faßt den Zügel, ſpornt ſein Roß,
Sich wieder zu ermannen.
Zu Fuß und Roß, mit groſem Troß,
Gieng nun der Zug von dannen.

Ohnweit Ravenna lag ein Wald,
Den jeder Wandrer ſcheute;
Denn, nach der Sage neckt' es da,
Gott ſey bey uns! die Leute.

Kaum war der Zug bey dieſem Wald,
Schnell mit verhängten Zügeln,
Halt! ſchrie der Ritter Theobald,
Und hob ſich in den Bügeln.

„Hört, Freunde, ſprach er, laßt uns noch
„Zum letztenmal hier ſchmauſen;
„Denn wißt es, werthe Ritter, hier
„Will ich hinführo hauſen;

„Und hört den Schwur, den ich gethan;
„Daß unter keinem Dache,
„Bis meine Liebe abgethan,
„Ich künftig Wohnung mache. —„

„Traun!

„Traun! sprach man, dein Gelübd' ist hart,
„In Wüsten hier zu wallen;
„Doch da dem nun so ist, wohlan!
„Wir laßen's uns gefallen.„

Nun schlug man reiche Zelte auf,
Fortan auf grünem Rasen,
Und schmaußte gut, bis wohlgemuth
All' ihres Leids vergaßen.

Nach ausgeschlafnem Rausch bestieg
Ein jeder Held behende
Sein Roß, wünscht Theobalden Sieg,
Drückt mannhaft ihm die Hände,

Und trabt, als wenn ihn Heimweh trieb,
Zur Stadt, nach's Ritters Willen;
Nur er mit wenig Dienern blieb
Und lebte hier im Stillen. —

Wie's nun dem edlen Ritter gieng?
Ob ihm ſein Schwur behagte?
Ob er aus Schwermuth hier ſich hieng?
Wie manchen Straus er wagte?

Dieß alles und vielleicht noch mehr
Könnt mancher mich hier fragen;
Gedult, ihr Herrn! dieß will ich euch
Im zweyten Sange ſagen.

Zweyter Sang.

Hie wohnet der edle Ritter Theobald, einſamlich und mit Melancholey befangen, im Wald.

Noch neu war der Natur Gewand,
Das ihre Schultern ſchmückte;
Noch friſch der Saft, den Sonnenbrand
Ihr in die Adern drückte.

Noch buhlten um den jungen May
Verliebte laue Lüfte;
Und jeder blüthenreiche Zweig
Verſchwitzte ſüße Düfte.

Noch ſang ſein zärtlich Liebeslied
Der Vogel in den Sträuchen,
Als Theobald der Welt entflieht,
Die Liebe zu verſcheuchen.

Ein junger brauner Myrthenhayn,
Durchwebt mit Roſenhecken,
Umſchloß des Ritters Zelt und ſchien
Es neidiſch zu verſtecken.

Hie war kein Lindwurm, Löw' und Bär,
Den Ritter anzufallen;
Der ganze Wald ſchien weit umher
Ein Sitz der Nachtigallen.

Tief in des Haynes Mitte ſtand
Ein Fels, aus deſſen Schooſe
Ein Silberquell kriſtallenhell
Und murmelnd ſich ergoße.

Im Lande that die Sage kund,
Daß, müde mehr zu leben,
Ein junges Mädchen, liebewund,
Den Tod ſich hier gegeben.

Und jedermann ſah nun im Hayn,
So wie es war im Leben,
Das Mägdelein bey Mondenſchein
Am Quell als Nixe ſchweben.

Jedoch dem Ritter Theobald,
Den feiger Muth nicht plagte,
War dieß der liebſte Aufenthalt
Im Hayn, ſo bald es tagte.

Oft wenn in ſüßer Dämmerung
Schon Hayn und Fluhren ſchwammen,
Fand noch am Quell die traute Nacht
Ihn und ſein Leid beyſammen.

Auf Moos geſtreckt beym Waſſerfall
(Wo ich geſchlummert hätte,)
Seufzt er zum Lied der Nachtigall:
„Hartherzige Laurette!„

Und Waſſerfall, und Nachtigall,
Und Hayn, und Felſenberte
Seufzt' ihm in leiſerm Wiederhall:
„Hartherzige Laurette!„ —

Doch ſeines Leides ungeacht
War Ritter doch mildthätig,
Und jedem Pilger Tag und Nacht
Mit Hülf und Schutz beyräthig.

Sein Zelt, verseh'n mit Speiß und Trank,
Stund jedem Wandrer offen;
Wallbruder, Mönch und Rittersmann
Hatt' Herberg hier zu hoffen.

Und wer nur kam und sah ihn an,
Verzehrt von Traurigkeiten,
Staunt', sprach, es sey ihm angethan,
Und wollt' ihm Hülf bereiten.

Der Mönch wollt' Meße lesen baß;
Der Pilger für ihn wallen
Zum heil'gen Land, — und jeder aß
Sich satt nach Wohlgefallen.

* * *

Wie Herr Theobald eines Freytags ſich im Walde verirrt.

Ein's Morgens, als nach kurzem Schlaf
Der Ritter matt erwachte,
Sprang er vom öden Lager auf,
Das ihn nur müder machte,

Und warf um ſeine Schultern ſich
Ein leicht Gewand von Seide,
Verließ ſein ſchönes Zelt und ſchlich
Sich traurig auf die Heide;

Sah' nicht wie roſenfarber Tag
Den Himmelsſaum umgränzte,
Nicht wie die Fluhr im Schleyer lag,
Wie Thau auf Blättern glänzte.

Natur, von deiner Mutterhand
Fiel nicht ein Tropfen Wonne
Mild auf sein Herz; sein Aug' empfand
Dich nicht o Morgensonne!

Tief hieng sein Haupt zur Brust herab;
Hohl war sein Aug; Blick trübe;
Mit Nacht sein Haar die Stirn umgab,
So wie sein Herz die Liebe.

Die Heide, wo Herr Theobald
Sein selbst vergessen irrte,
Umzog von fern ein Fichtenwald,
Zu dem ein Pfad ihn führte.

Des Waldes schwarzer Schatten schien
Ihn wieder zu beleben;
Stracks eilt mit schnellerm Schritt' er hin,
Hofft Ruhe sich zu geben,

Wenn er ſich Wüſteneyen nur,
Wofür dem Wandrer ſchauert,
Und Orte ſucht, wo die Natur
Mit ihm gemeinſam trauert.

Wild war der Wald den er betrat,
Schwarz ſeine finſtre Mitte,
Und nach und nach verlohr der Pfad
Sich hier mit jedem Tritte.

Der Ritter, nur mit ſich und mit
Laurettens Bild befangen,
War ſchon im Wald, nur Schritt vor Schritt,
Wohl meilenweit gegangen;

Als ungefähr ein kleines Reh,
Das vor ihm floh, ihn ſchreckte,
Und ihn aus ſeinem tiefen Weh
Wie aus dem Traume weckte.

Schnell ſtarrt er auf, blickt um ſich her;
Merckt ſey um Mittagsſtunde;
Sieht ſich verirrt, und niemand war
Der ihm gäb Weges Kunde. —

Hurr — brauſte Sturmwind durch den Wald,
Brach Stamm und Aeſte nieder;
Ein Schauer kalt lief Theobald
Von Kopf zu Füßen nieder.

Nun war ein Abentheuer nah;
Der Ritter es nicht ſcheute.
Ein Freytag war's, da dieß geſchah,
Merkts wohl ihr lieben Leute.

Ein andrer Ritter hätte ſich
Hier ſeiner Dam' empfohlen,
Doch unſer Ritter that dieß nicht;
Ich ſag' euch's unverhohlen.

* * *

* * *

Wie der Ritter im Wald' ein gros Abentheuer beſtund.

Der Sturmwind ſchwieg, ein Säuſeln lief
Hoch über Tannen Wipfeln;
Der Schoos der Erde bebte tief;
Von Wurzeln bis zu'n Gipfeln

Erzitterte der ganze Wald,
Und ſchwärzer ward ſein Schatten;
Auch wachten Eulen auf alsbald,
Die ſchon geſchlummert hatten.

Nun drang ein weiblich Klaggeſchrey
Fernher, im Wald' verlohren,
Dem Ritter, horchend was es ſey,
Vernehmlich in die Ohren.

Und immer näher kahm der Toß
Dem Ort, wo Ritter ſtunde:
Auch hört' er wohl ein wiehernd Roß,
Und Bellen groſer Hunde.

Urplötzlich ſprang aus Dorngeſträuch
Und dicken Wildgehägen,
Dem Ritter, dem nicht Muth gebrach,
Ein junges Weib entgegen;

Schön wie die junge Eva war,
Und nackend auch wie dieſe,
Als ſie einſt, alles Mackels baar,
Noch wohnt' im Paradieſe.

Mit Blutgier ward das junge Weib
Verfolgt von zween Hunden;
Von Dornen war ihr ſchöner Leib
Beſäet mit tauſend Wunden.

Gleich hinter ihr auf ſchwarzem Pferd
Ein Reuter bald erſchiene;
In ſeiner Hand ein blanckes Schwerd,
Und Grimm in ſeiner Miene.

Wie ängſtlich ein verwundet Reh
Vor Tygerklauen fliehet
Des Raubthiers Zahn ſchon fühlt, und ſich
Von ihm ſchon würgen ſiehet;

So floh des Reuters bittre Wuth,
Mit faſt erſchöpftem Leben,
Das Mädchen; weint', ſtatt Thränen, Blut,
Und ihre Schritte beben.

So oft der gier'gen Hunde Zahn
Die Seiten ihr zerfleiſchte
Erſcholl ihr Angſtgeſchrey fortan.
Barmherzigkeit ſie heiſchte.

Herr Theobald, den Ritterpflicht
Zu Jungfraun-Schutz beſtimmte,
Erſah' ſobald nicht die Geſchicht,
Als er vor Zorn ergrimmte.

Zu Waffen brach ſtracks unſer Mann
Sich eine Tanne nieder,
Und ſprengt damit den Reuter an;
Wie Roland kühn und bieder.

„Halt ein, ſchrie er, wer du auch ſeyſt,
Verworfner Mordgeſelle!
Eh' dich mein Arm zu Boden ſchmeißt,
Und ſchickt dich in die Hölle:

„Und biſt du Ritter, dann ſo ſprich,
Unedler, iſt's erlaubet,
Daß gegen ſchwache Damen ſich
Dein Zorn empört und ſchnaubet?

„Die Dame ſey in meinem Schutz',
Und Fehde dir entbothen!
Mit dieſem Baum' bieth ich dir Truz
Wenn gleich zehn Rieſen drohten.„

Gelaſſen ſtieg von ſeinem Roß
Der fremde Ritter abe,
Naht Theobalden ſich fürbaß
Und ihm zur Antwort gabe:

„Verwegner Mann, vermeinſt du wohl
Dem Strafgericht zu ſteuern?
Was du hier ſiehſt gehört nicht mehr
Zu irrd'ſchen Abentheuern.

„Denn wiſſe daß uns eine Stadt
Gezogen und gebohren
Mit dieſer ſchönen Schlange hat,
Um die ich bin verlohren.

„Mein

„Mein Nahme Guido ward genannt.
Du warſt noch klein und Knabe,
Als ich um ſie, in Lieb entbrannt,
Werthat mein Guth und Habe.

„Nicht minder, als Lauretten du,
Liebt' ich dieß Ungeheuer;
Nichts war mir für ihr Glück und Ruh
Zu koſtbar und zu theuer.

„Allein mit Undank lohnte ſie
Stets meiner edlen Liebe;
Vermehrte grauſam ſelbſt die Quaal
Und Marter meiner Triebe.

„Als endlich ſie und Liebesſchmerz
Mich zur Verzweiflung brachte,
Durchbohrte mir dieß Schwerd das Herz.
Sie ſah' mich ſterben; lachte

„Und

„Und prieß ſich hoch, ob ihrer That,
Zu wiederholtenmalen;
Ich aber ward, ob meiner That,
Verdammt zu ewgen Qualen.

„Nur kurz war ihr Triumph; denn bald
Nach mir ſtarb auch die Sprödе,
Und ward verdammt, daß hier im Wald'
Ich immerfort ſie tödte.

„Mit Höllenangſt flieht ſie vor mir,
Und ich, vom Roß getragen,
Mit zween Plagegeiſtern hier
Beginne ſie zu jagen.

„Hat nun mein Koppel ſie erreicht,
Spring' ich behend vom Roße,
Und mit dem Schwerd, das mich entleibt,
Das Herz ich ihr durchſtoße.

„Bald drauf empfängt von höh'rer Macht
Sie neues Leben wieder,
Springt auf und flieht, und ohne Raſt
Verfolg auch ich ſie wieder.

„Und jeden Freytag wird ſie hier
Zur Stund mir Preis gegeben,
Zu thun jezt ihr, ſo wie ſie mir
Einſt that bey Leibes Leben.

„Drum wag' es nicht, Gerechtigkeit
In ihrem Lauf' zu hindern.
Steh' ab von deinem eitlen Streit,
So mag dein Leid ſich mindern. „

Herr Theobald trat ſchier verſteint
Zwey Schritt' zurück und harrte
Der Folge dann, wovor, wie's ſcheint,
Sein Herzensblut erſtarr'te.

Der Geiſt vollzog nun, wie geſagt,
Die ſchreckliche Geſchichte.
Kurz drauf verlohr die grauſe Jagd
Der Ritter vom Geſichte.*

Wie eingewurzelt ſtand er da,
Nicht fürder konnt' er gehen;
Wußt' nicht, ob er im Traum nur ſah,
Was eben hier geſchehen.

B—ch.

Die Fortſetzung folgt.

II.

Die Abderiten.

Zweyter Theil.

1.

Die gute Stadt Abdera in Thrazien, ehmals, (wie wir wiſſen) eine groſſe, volkreiche, blühende Handelsſtadt, das Thraziſche Athen, die Vaterſtadt eines Protagoras und Demokritus, das Paradies der Narren und der Fröſche, — dieſe gute ſchöne Stadt Abdera iſt nich mehr. Vergebens ſuchen wir ſie in den Landkarten und Beſchreibungen des heutigen Thraziens; ſogar der Ort, wo ſie ehmals geſtanden, iſt unbekannt, oder kann wenigſtens nur durch Muthmaßungen angegeben werden. Aber nicht ſo die Abderiten! Dieſe leben und weben noch immer, wiewohl ihr urſprünglicher Wohnſitz längſt von der Erde verſchwunden iſt. Sie ſind ein unzerſtörbares, unſterbliches Völkchen; ohne irgendwo einen feſten Sitz zu haben, findet man ſie allenthalben; und wiewohl ſie unter allen andern Völkern leben, haben ſie ſich doch bis auf dieſen Tag rein und unvermiſcht erhalten, und bleiben ihrer alten abderitiſchen Art und Weiſe ſo getreu, daß man einen Abderiten, wo man ihn auch antrift, nur einen Augenblick zu ſehen und zu hören braucht, um eben ſo gewiß zu ſehen und zu hören, daß er

ein Abderite iſt, als man es zu Frankfurt und Leipzig, Conſtantinopel und Aleppo einem Juden anmerkt, daß er ein Jude iſt. Das ſonderbarſte aber, und ein Umſtand, worinn ſie ſich von den Iſraeliten, Beduinen, Armeniern und allen andern unvermiſchten Völkern weſentlich unterſcheiden, iſt dieſes: daß ſie ſich, ohne mindeſte Gefahr ihrer Abderitenſchaft, mit allen übrigen Erdenbewohnern vermiſchen, und ungeachtet ſie allenthalben die Sprache des Landes, wo ſie wohnen, reden, Staatsverfaſſung, Religion und Gebräuche mit den Nicht-Abderiten gemein haben, auch eſſen und trinken, handeln und wandeln, ſich kleiden und putzen, ſich friſieren und parfümieren, purgieren und klyſteriſieren laſſen, kurz alles, was zur Nothdurft des menſchlichen Lebens gehört, ungefehr eben ſo machen, wie andre Leute, daß ſie, ſage ich, nichts deſto weniger in allem, was ſie zu Abderiten macht, ſich ſelbſt ſo unveränderlich gleich bleiben, als ob ſie von jeher durch eine diamantene Mauer, drey- oder viermal ſo hoch und dick, als die Mauren des alten Babylons, von den vernünftigen Geſchöpfen auf unſerm Planeten abgeſondert geweſen wären. Alle andre Menſchenarten verändern ſich durch Verpflanzung, und zwoo verſchiedene Arten bringen durch Vermiſchung eine dritte hervor. Aber an den Abderiten, wohin ſie auch verpflanzt wurden, und ſo viel ſie ſich auch mit andern Völkern vermiſcht haben, hat man nie die geringſte weſentliche Veränderung wahr-

wahrnehmen können. Sie sind immer noch die nemlichen, die sie vor zweytausend Jahren zu Abdera waren; und wiewohl man schon längst nicht mehr sagen kann: siehe, hie ist Abdera, oder da ist Abdera: so ist doch in Europa, Asia, Afrika und America, so weit diese großen Erdviertel poliziret sind, keine Stadt, kein Marktflecken, Dorf noch Dörfchen, wo nicht einige Glieder dieser unsichtbaren Genossenschaft anzutreffen seyn sollten.

Da ich es immer verschmähet habe, mich für gelehrter, oder weiser, oder besser ausgeben zu wollen, als ich bin — wiewohl ich befunden habe, daß dies ein unfehlbares Mittel ist, oft für weniger gelehrt, weise und gut angesehen zu werden, als man ist: so gestehe ich offenherzig, daß ich alles dies noch vor wenigen Monaten nicht gewußt habe, und es vermuthlich noch bis diese Stunde nicht wissen würde, wenn mir nicht einer von meinen beyden Dämonen den Gedanken eingeblasen hätte, die Geschichte der alten Abderiten, der Mitbürger und Zeitgenossen des Demokritus, zu schreiben. Der Himmel weiß, daß mein Herz damals an nichts Arges dachte. Es war ein schöner Herbstabend; ich war allein in einem Zimmer des obersten Stockwerks meiner Wohnung, und sah vor langerweile zum Fenster hinaus; denn schon seit vielen Wochen hatte mich mein Genius gänzlich verlassen. Ich konnte weder denken noch lesen; alle meine Laune, alles

Feuer meines Geiſtes ſchien erloſchen; ich war dumm, — aber ohne an den Seligkeiten der Dummheit Antheil zu haben, ohne einen Gran von dieſer ſtolzen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dieſer unerſchütterlichen Ueberzeugung, daß alles, was der Dummkopf träumt und ſagt, witzig, weiſe und in Marmor gegraben zu werden würdig iſt — einer Ueberzeugung, die den ächten Sohn der Göttin Dummheit, wie ein Muttermahl, kennbar und zum Glücklichſten aller Menſchen macht. Kurz, ich fühlte meinen Zuſtand; er lag ſchwer auf mir; ich ſchüttelte mich vergebens; und, wie geſagt, ich war dahin gebracht, daß ich zum Fenſter hinaus in die Welt guckte, ohne zu wiſſen, was ich ſah, und ohne daß in der That was Merkwürdiges zu ſehen war. Auf einmal war mir, als ob ich eine Stimme hörte, die mir zurief: **Setze dich, und ſchreibe die Geſchichte der Abderiten!** — Und plötzlich ward es leichter und heller in meinem Kopfe. Ja, ja, dacht ich, die Abderiten! die Geſchichte der Abderiten! was kann auch natürlicher ſeyn? Die Geſchichte der Abderiten will ich ſchreiben — Verzweifelt, wie mir ein ſo natürlicher Einfall nicht ſchon längſt gekommen iſt? — Alſo ſezt ich mich und ſchrieb, und ſchlug nach, und compilierte, und ordnete zuſammen, und ſchrieb wieder; und es war eine Luſt zu ſehen, wie mir das Werk von den Händen gieng.

Nun bitte ich die Leſer nur noch um eine kleine Geduld; denn es iſt in der That ein wunder-

wunderlich Ding, wie es einem Mann gehen kann, der ſeinen Weg fortſchlendert, und an nichts arges denkt.

Indem ich ſo fortſchrieb, kam mir in einem Anſtoß von Laune der Einfall, meiner Phantaſie den Zügel ſchieſſen zu laſſen, und die Sachen ſo weit zu treiben als ſie nur immer gehen könnten. Es betrift ja doch nur Abderiten, dacht ich; an Abderiten kann man ſich nicht verſündigen — (im Grund' hatt' ich Unrecht ſo zu denken, und bereute es auch hinten nach) — „Sie ſind doch am Ende weiter nichts als ein Pack Narren; und die Narrheiten, die ihnen in der Geſchichte zur Laſt liegen, ſind groß genug, um das Albernſte und Ungereimteſte, was du ihnen andichten kannſt, zu rechtfertigen."

Ich geſteh es alſo unverhohlen — und wenn's unrecht war, ſo verzeyh mir's der Himmel! — ich ſtrengte alle Stränge meiner Einbildungskraft bis zum reiſſen an, um die Abderiten ſo närriſch denken, reden und ſich aufführen zu laſſen, als es nur möglich wäre. Es iſt ja ſchon über zweytauſend Jahre, daß ſie geſtorben und begraben ſind, ſagt ich zu mir ſelbſt; es kann weder ihnen noch ihrer Nachkommenſchaft ſchaden; denn auch von dieſer iſt ſchon lange kein Gebein mehr übrig. Zu allem dem kam noch eine andre Vorſtellung, die mich durch einen Schein von Gutherzigkeit täuſchte. Je närriſcher ich ſie mache, dacht' ich, je weniger hab'

ich zu beſorgen, daß man einen Schlüſſel zu den Abderiten ſuchen, und Anwendungen auf Leute, deren Daſeyn mir nicht einmal bekannt iſt, machen wird. Aber ich irrte mich ſehr, indem ich ſo ſchloß. Der Erfolg zeigte, daß ich, unſchuldiger weiſe, Abbildungen gemacht hatte, da ich nur Phantaſien zu mahlen glaubte.

Es iſt vielleicht keine Stadt in Teutſchland, wo die Abderiten nicht Leſer gefunden haben; und wo man ſie laß, da fand man die Originale zu meinen Bildern. In hundert Orten, wo ich weder ſelbſt jemals geweſen bin noch die mindeſte Bekanntſchaft habe, wunderte man ſich, woher ich die Abderiten, Abderitinnen, und Abderitismen dieſer Orte und Enden ſo genau kenne; und man glaubte, ich müßte ſchlechterdings entweder einen geheimen Briefwechſel, oder einen kleinen Cabinets-Teufel haben, der mir Anekdoten zutrüge, die ich, mit rechten Dingen, nicht hätte erfahren können. Nun wußte ich nichts gewiſſer, als daß ich weder dieſes noch jenes hatte: folglich war klar wie Taglicht, daß das alte Völklein der Abderiten nicht ſo ausgeſtorben ſey als ich mir eingebildet. Sie hatten einen Saamen hinterlaſſen, der in allen Landen aufgegangen war, und ſich in eine Nachkommenſchaft ausgebreitet hatte, von welcher man, wie es ſcheint, ganz eigentlich ſagen kann, daß ſie unzählbar ſey wie die Sterne des Himmels; und da man beynahe allenthalben die Charaktere und Begeben-

heiten

heiten der alten Abderiten für Abbildungen und Anekdoten der Neuen ansah: so bestätigte sich nun auch die seltsame Eigenschaft der Einförmigkeit und Unveränderlichkeit, welche dieses Volk oben gesagter maßen von andern Völkern des festen Landes und der Inseln des Meeres unterscheidet. Die Nachrichten, die mir hierüber von allen Orten zukamen, gereichten mir aus einem doppelten Grunde zu großem Troste; erstens, weil ich mich nun auch einmal von dem innerlichen Vorwurf, den Abderiten vielleicht hier oder da zu viel gethan zu haben, erleichtert fand; und zweytens, weil ich vernahm, daß mein Werk überall, auch von den Abderiten selbst, (nur sehr wenige ausgenommen) mit Vergnügen gelesen, und besonders die treffende Aehnlichkeit meiner Gemählde bewundert würde. Die Wenigen, welche sich darüber beschwehrt haben sollen, daß man sie geschildert habe, kommen in der That gegen die Menge derer, die zufrieden sind, in keine Betrachtung; und (unter uns gesagt) diese Wenigen thäten besser, wenn sie ihre Ohren nicht selbst so unbesonnen aus ihrer Löwenhaut hervorstreckten, daß es unmöglich ist sie nicht zu sehen. Kein Mensch dächte vielleicht an sie, wenn sie selbst schwiegen: aber die ganze Welt stimmt darinn überein, daß derjenige, der sein eignes Bild in den Abschilderungen der Abderiten zu finden glaubt, und sich darüber ungebehrdig anstellt, ein ausgemachter Abderite sey.

Eh ich dieſe Einleitung, oder Abſchweifung, oder Herzenserleichterung, oder wie man es ſonſt nennen will, beſchließe, kann ich nicht umhin, einem Gelehrten — deſſen weitläuftige Wiſſenſchaft und ruhmwürdigen Eifer für die Beförderung aller ſchönen und nützlichen Künſte ich ſehr verehre, — einen kleinen Irthum zu benehmen, in welchen er nicht gefallen wäre, wenn nicht zuweilen auch die guten Homere ſchlummerten. Er ſoll nehmlich dafür gehalten haben, als ob die Stadt und Republik Moropolis, (welche wir übrigens, weil wir ihre Geſchichte nie geleſen haben, bloß dem Namen nach kennen,) und die Stadt Abdera eine und ebendieſelbe Individual-Stadt und Republik wäre. Dieſe Meynung ſoll ſich auf folgende Schlußrede gründen: Moropolis heiſſe auf Teutſch die Narrenſtadt: nun ſind die Abderiten, wo ſie am beſten ſind, wenig beſſer, als was die Kosmopoliten, die Bürger der Republiken des Plato und Diogenes, die Utopianer, der ſtoiſche Weiſe, und der Mann im Mond — in ihrer Sprache Narren nennen; folglich ſind die Moropoliten und die Abderiten das nehmliche Volk. Wir erſuchen den gelehrten Mann, dieſe Schlußrede in die Ariſtoteliſche Form zu ſpannen; oder, wenn ihm dies zu pedantiſch ſchiene, nur zu bedenken, daß es eben ſo viel ſey, als wenn jemand ſagen wollte: der Eſel hat lange Ohren; der Haſe lange Löffel; alſo ſind die Eſel — Haſen. Es begegnet freylich den Gelehrten zuweilen, ſolche

Schlüſſe

Schlüsse zu machen; aber man muß wenigstens gestehen, daß sie besser thäten, wenn sie keine solche Schlüsse machten. Denn wir Gelehrten sind allenthalben, wo wir gehen und stehen, von diesen unsichtbaren Abderiten umgeben, welche, (so närrisch sie auch zuweilen seyn mögen) doch selten so dumm sind, daß sie uns nicht auslachen sollten, wenn wir — wie die Nachtmützen raisonniren. Und es ist doch warlich gegen alle gute Zucht und Ordnung, wenn gelehrte Leute sich von Abderiten auslachen lassen müssen. Es wäre zu wünschen, daß auf dem ersten Landtag, den der Aldermann unsrer Dichter veranstalten wird, darauf gedacht würde, diesem Unwesen zu steuren.

Wenn es übrigens dem Geschichtschreiber der Abderiten nur darum zu thun wäre, eine große Anzahl von Bogen, oder wohl gar ganze Bände anzufüllen; so sollte es ihm ein Leichtes seyn, die Geschichte dieses merkwürdigen Völkleins in ein Werk auszudehnen, das den Annalen des Baronius, ja der Englischen Weltgeschichte selbst, an körperlichem Inhalt den Vorzug streitig machen könnte. Die Abderiten haben dafür gesorgt, und sorgen noch täglich dafür, daß es den Pappiermachern eher an Lumpen, den Gänsen an Spulen, und den Materinlisten an Dintenpulver, als daß es ihrem Historiographen jemals an barokischen Charaktern und farcikalischen Begebenheiten fehlen sollte, um die Zwerchfelle seiner Leser in

immer-

immerwährender Bewegung zu erhalten. Auch dürfte er ſich mit einem mäßigen Antheil von Witz und Laune in der Ausführung, ziemlich ſicher Rechnung darauf machen, daß es ihm ſo bald nicht an Leſern fehlen würde. Denn die Geſchichte der Abderiten hat zwar Eigenſchaften, welche ſelten ermangeln, ein Buch, das damit begabt iſt, den Meiſten zu empfehlen. Man kann ſie zwiſchen Wachen und Schlaf leſen, und es giebt immer etwas dabey zu lachen oder wenigſtens zu ſchmunzeln. Ueberdem haben die Adamskinder von jeher die Gutherzigkeit gehabt, gerne über ſich ſelbſt zu lachen, in ſo fern man nur die Beſcheidenheit gebraucht, die Namen zu ändern; uneingedenk — die ehrlichen Seelen! — daß die Namen der Dinge willkührlich ſind, und daß Narr und Närrin nicht um einen Atom weniger Narr und Närrin ſind, ſie mögen Thraſyllus oder Siegfried, Thryallis oder Urſula heiſſen. Aber eben aus dieſem Grunde findet es der Verfaſſer dieſer Geſchichte für gut, ihr nicht den Umfang zu geben, den viele Leſer zu wünſchen ſcheinen. Ein Werk, daß nur beluſtiget, ohne zu beſſern, kann leicht zu lang werden. Und wen ſollte die Geſchichte der Abderiten beſſern? — Die Abderiten ſelbſt? Daran iſt nicht zu denken? — Die Nicht-Abderiten und Anti-Abderiten? Gewiß eben ſo wenig; denn wozu bedürfen die Geſunden des Arztes? Man wird ſich alſo (um gleichwohl dieſer Geſchichte eine Art von Vollſtändigkeit

zu geben,) blos auf eine umſtändliche, und, wo es nöthig ſeyn wird, mit hinlänglichen Urkunden belegte Erzählung von den drey merkwürdigſten Begebenheiten der Abderiten von Abdera einſchränken; und möchten nur die Umſtände — von denen beynahe immer die gute oder ſchlechte Ausführung der menſchlichen Entwürfe abhangt — dem Geſchichtſchreiber günſtig genug ſeyn, um wenigſtens dieſen drey Hauptkapiteln ſeines Werkes ihr ganzes Recht anzuthun! Alsdann dürft' er ſich vielleicht ſchmeicheln, daß es eben ſo unſterblich ſeyn werde, als die Abderiten ſelbſt, deren Witz, Geſchmack, feine Lebensart und vortrefliche Polizey er, wiewohl nur in einem unvollkommnen Schattenriß, der Welt darzuſtellen geſucht hat. Die erſte dieſer Begebenheiten iſt die Krankheit, mit welcher die Abderiten aus Veranlaſſung der Andromeda des Euripides befallen wurden; eine ſeltſame Epidemie, welche damals unter dem Namen der Abderitiſchen Tollheit viel Redens in der Welt und dem Vater der Heilkunſt ſelbſt viel zu ſchaffen machte. Die andre betrift den berühmten Proceß über des Eſels Schatten, oder die Onoſkiamachie, welche, wenigſtens ſo gut als die Homeriſche Batrachomyomachie, längſt verdient hätte, von einem Epiſchen Dichter beſungen zu werden. Man pflegt zwar gemeiniglich dieſe Begebenheit auf die Rechnung der Republik Megara zu ſetzen: aber es iſt ganz gewiß, daß ſie den Abderiten zugehört.

Die

Die dritte iſt endlich die merkwürdige Emigration, deren gleich im Anfang dieſer Geſchichte Erwähnung geſchehen iſt, und welche um ſo mehr mit allen ihren Umſtänden erzählt und aus ihren geheimſten und erſten Urſachen abgeleitet zu werden verdient, da man ſchwerlich in der ganzen Geſchichte der menſchlichen Gattung ein anders Beyſpiel hat, daß jemals ein poliziertes Volk ſeine Hauptſtadt und ſein ganzes Gebiet den Fröſchen hätte räumen müſſen.

Die Fortſetzung folgt.

III.

Der verklagte Amor.

Ein Gedicht in vier Büchern.

An den Leser.

Die beyden ersten Bücher dieses Gedichtes und ein Fragment des dritten erschienen vor zwey Jahren als ein Anhang neben einer Sammlung von Hirtenliedern, womit ein junger Dichter sich zum erstenmal hören ließ. Man hat den Bewegungsgrund, warum der Verfasser des Fragments seinen Bitten, ihm dies unvollendete und zur Vergessenheit verdammte Stück zu überlassen, nachgab, zu gut errathen, als daß hier etwas davon zu sagen nöthig wäre. Die Aufnahme, die es selbst in dem unvollkommnen Zustand eines unbefeilten und unvollendeten Aufsatzes erhielt, veranlaßte den Verfasser, es mit mehr Aufmerksamkeit anzusehen. Die meisten Leser hatten gewünscht, daß es vollendet werden möchte; und nun dünkte ihm selbst, sie hätten Recht. Allein eine geraume Zeit fand sich keine Gelegenheit dazu. Die Stunden, worinn ein Dichter, der von Gemüthsart nichts weniger als komisch ist, sich aufgelegt und innerlich angetrieben fühlen kann, den Thoren ein Thor zu werden, in der schwachen Hofnung, sie vielleicht weiser zu machen, — diese Stunden sind nicht die glücklichsten des Lebens. Es gehört eine gewisse Bitterkeit der Seele und ein wenig

schlim-

ſchlimme Laune dazu, einen Freund der Menſchheit dahin zu bringen, daß er die menſchlichen Dinge von der komiſchen Seite anſehe. Gleichwohl iſt dies noch immer die unſchuldigſte Art der Hypochondrie Luft zu machen; wenigſtens können wir nicht anders als es für wahre Weisheit halten, wenn Phanias die Menſchen,

— ſo ſehr ſie Thoren ſind,
Nicht haſſenswerth, nur lächerlich ſie findt.

Wir haben nichts dagegen, wenn andre Hypochondriſten eine Erleichterung darinn finden, über die Verirrungen und die Verderbniß der Sterblichen zu weinen; auch zürnen und ſchelten mögen unſerthalben diejenigen, die ſich ſelbſt bereden können, daß es Leute gebe, die man durch Zürnen und Schelten beſſer mache. Wir danken dem Himmel, daß wir — in den meiſten Fällen wenigſtens — wo mancher andre ſein Geſicht verzerrt und ſeine Gebehrde verſtellt, lächeln können. Wir befinden uns wohl dabey, und haben ſchon oft das Vergnügen gehabt, von wackern Leuten, dem die Mittheilung dieſer Laune wohlthätig geweſen iſt, Dank zu verdienen.

Der verklagte Amor erſcheint alſo hier vollſtändig, und die durchgängige Ausſpolirung ſowohl, die mit den erſten Abſchnitten vorgenommen worden, als die Bequemlichkeit vieler Leſer des Merkurs, denen dies Gedicht, als Fragment, nicht zu Handen gekommen, ſchien zu erfodern, daß man es ganz abdrucken laſſe.

Der

Der verklagte Amor.

Erſtes Buch.

Der groſſe Tag war nun herbeygekommen,
An dem im Götter-Parlament
In Sachen zwiſchen den Weiſen und Frommen,
Als Klägern an Einem — und Amorn, den man Cupido nennt,
Beklagtem, am andern Theil, geſprochen werden ſollte.
Die Götter verſammelten ſich, indem das hohe Signal,
Der Donner Jovis, ſiebenmal
Rings um die himmliſche Burg durch heitre Lüfte rollte.
Sie ſchritten herbey; Neptun vom alten Trözen;
Von Delos der ſchöne Apoll, und von den thraziſchen Höh'n
Der Gott des Weins, begleitet von Vater Silen
Auf ſeinem trägen Thier. Die Jägerin Diane

Verläßt den waldichten Cynthus; und ihr ge-
lehrtes Athen
Minerva. Nicht geschleppt von ihrem lahmen
Vulkane,
Vom Kriegsgott, wie im Triumphe, geführt,
Schwamm auch Cythere daher in flatterndem
Gewande,
Und ohne Absicht nicht mit ihrem Gürtel geziert.
Ihr sehen die Götter, zumal die von der frö-
lichen Bande,
Mit Lüsternheit nach, und jeder nimmt sich vor,
Wohlfeiler nicht für sie als um den Preis zu sprechen,
Um den einst Pallas und Juno den goldnen
Apfel verlohr.
Denn daß die Göttin die Richter für Amorn zu
bestechen
Gekommen, zischelt man einander laut ins Ohr.
Die Klugheit will, bey zweifelhaften Sachen
Die Khadamanten sich voraus geneigt zu machen;
Und wem ist unbekannt, wie groß in diesem Stück
Der Schönheit Vortheil ist? Sogar der Hippiassen

Berufne Kunſt (*) muß ihr den Vorzug laſſen;
Sie überzeugt durch einen bloßen Blick.
Man zeige mir, vor ſeinem Stufenjahre,
Den Cato oder Catinat,
Bey dem (vorausgeſezt, er leide nicht am Staare)
Ein ſchöner Buſen Unrecht hat!

Indeſſen daß ſich nun im großen Saale die Götter
Und ihre Damen nach und nach
Verſammelten, Venus die Männer beſtach,
Und Hermes, der Höfling, und Momus der Spötter
Der alten Veſta die Stimme verſprach,
Wars ziemlich laut im zweyten Vorgemach.

Die hohe Dienerſchaft der Götter,
Der Adler Jupiters, und ſtolz wie ſeine Frau,
Der in ſich ſelbſt verliebte Pfau,
Dionens Spaz, Minervens Eule,
Apollos Schwan, und einer der ſchon grau

(*) Die Kunſt der Sophiſten eine ſchlimme Sache gut, oder wie wir ſagen, ſchwarz weiß zu machen.

In Mutterleibe war, und den man ſonſt nicht gerne
Vor zarten Ohren nennt, (wiewohl Freund Tri-
ſtram-Sterne
In dieſem Punkt (dem Himmel ſeys geklagt!)
Und noch in manchem Punkt nichts nach der
Mode fragt,)
Kurz, und ſo züchtiglich, als möglich iſt, geſagt,
Der Eſel Silens, verkürzten ſich die Weile,
Die Welt, an der ſie viel, ſehr viel zu beſſern ſehn,
In eine andre Form zu gieſſen;
Denn ſo (ſpricht Doctor Rauz) ſo kann es nicht
beſtehn!
Und er beweiſt den Satz mit langen Kettenſchlüſſen.
Allein, um Rath zu ſchaffen, müſſen
Wir (ſpricht er) auf den Grund des Grunds
zurücke gehn.
Die Leute ſind nicht klug, iſt eine alte Sage,
Und nicht der Weiſen nur, ſogar der Narren
Klage (*).

Von

(*) Auch, ob der Narr ſelbſt närriſch iſt in ſeinem Thun, noch hält er jedermann für Narren. A. Salomon.

Von Trismegiſt zu Salomon,
Vom Spötter Lucian zu Gerhard Gerhardſon,
Erasmus ſonſt genannt: iſt alles voll davon;
Akademien und Lyceen
Beweiſen es zum Greifen und zum Scheu
In Duodez, in Quart, in Folio;
Man hört nichts anders! — Gut, ihr Narren, iſt ihm ſo,
(Wie denn, nach Marcus Cicero,
Conſenſus gentium (*) die Sache klar beweiſet.)
Was hilft es, wenn ein Narr den andern Narrn belacht,
Und keiner weder ſich noch andre weiſer macht?
Zwar hör' ich den und den, der ſein Arcanum preiſet:
Ihr Herrn, es hilft gewiß! Wer kauft mein Elixir,
Die Quinteſſenz der Weisheit aller Zeiten?
Es führt die Grillen ab, vertreibt die Uebelkeiten,

(*) Die Uebereinſtimmung aller Völker einander lächerlich zu finden und zu verachten. S. Zimmerman vom National-Stolz, und Helvetius de l'Eſprit. Diſc. II. chap. XX. XXI.

Stärkt Kopf und Herz — Sehr wohl, wir wollen hier
Uns nicht um Ziegenwolle zanken;
Hilft dein Laudan, so ist dafür zu danken;
Nur zeig' uns, Wundermann! die erste Prob' an dir.
Kurz (denn wir andern, welche denken,
Sind nicht gewohnt die Worte wegzuschenken.)
Die Welt ist voller Narrn. Doch, wie zu helfen sey,
Hat bis auf diesen Tag noch niemand ausgefunden,
Mich kümmerts nicht. Indessen sag' ich frey,
Jevs, der uns helfen kann, ist auch dazu verbunden.
Wär' ich an seinem Platz — „An seinem Platze? (fällt
Der Adler ihm ins Wort) ein blinder Herr der Welt?
Man muß gestehn, sie wäre wohl bestellt.
Doch immerhin, Herr Kauz! an seinem Platze
Was thätest du? „Ihr denkt vielleicht, ich schwatze,
Doch, glaubt mir, (spricht der Kauz mit wichtigem Gesicht)
Der Grund des Uebels ist: Die Leute denken nicht;
Zum mindsten, nicht genug, und selten, wenn sie sollen;

Und

Und dann verhindert ſie auch, wenn ſie denken wollen,
Die Sinnlichkeit, beſonders das Geſicht.
Um tief zu denken muß uns nichts von auſſen ſtören,
Und was zerſtreut uns wie das Licht?
Wie gut wir Denker es entbehren,
Laßt euch mein eignes Beyſpiel lehren.
Drey Sinnen, vier aufs höchſte ſind genug,
Zum Hausgebrauch; was ſoll das Auge dienen?
Was iſt es als ein Quell von Irrthum und Betrug?
Kurz eure Leute ſind blos weil ſie ſehn nicht klug;
Die Augen, wär' ich Zevs, die Augen nähm ich ihnen.

Die Augen? (zwitſchert ihm Cytherens Vogel zu,)
Und dies um klug zu ſeyn? Ich denke nicht wie du!
Wiewohl es Zeiten giebt, wo ich mit Einem Sinne
Ganz wohl zufrieden bin. Doch, Doctor, ob die Welt
Bey deinem Rath ſo viel gewinne,
Das laſſen wir dahin geſtellt.
Der iſt beglückt, der ſich für glücklich hält:
Narr oder nicht iſt keine Sache!

Wenn mich ein Traum entzückt, verdient der meinen Dank,
Durch den ich meinem Traum entwache?
Die Narrheit iſt ein wahrer Nectartrank?
Du willſt dafür mit Waſſer uns beſchenken.
O glaube mir, viel denken macht nur krank;
Die Leute ſind nicht klug, weil ſie zu Narrn ſich denken.
Mein Wahlſpruch iſt, die kurze Zeit,
Die meine Göttin mir auf einen Frühling leyht,
In Roſen ſüß vorbey zu ſcherzen.
Kein Kummer naht ſich meinem leichten Herzen;
Warum? Ich denke nur was mich ergötzt. Ich bin
Gern was ich bin und die Natur zu meiſtern,
Kömmt keinem Sperling in den Sinn;
Wir laſſen dieſes Amt euch andern großen Geiſtern;
Zehrt euch in einem hohlen Baum
Mit Staunen ab! Uns ſchlüpft des Daſeyns Traum
In Freuden hin, wozu wir nur Empfindung brauchen,
In Freuden, worinn wir gern die trunkne Seele verhauchen.

Sind

Sind andre Leute nicht klug, ſo büſſen ſie dafür.
Die Thoren! haben ſie nicht Gefühl ſowol als wir?
Doch ſollte Zevs um meinen Rath mich fragen,
So würd' ich ihm in aller Demuth ſagen:
Nimm, groſſer Zevs, dem armen Mittelding
Von Sperling und von Gott die Macht ſich ſelbſt zu plagen;
Gieb ihm den leichten Sinn vom bunten Schmetterling;
Gieb ihm noch eins dem armen Mittelding! —
Ich hört in einem Buſch einſt einen ihrer Weiſen
Nicht ohne ſtillen Neid den Maulwurf glücklich preiſen (*);

(*) Ob der Sperling dem Herrn von Buffon Unrecht thue, mögen die eignen Worte dem letztern entſcheiden. „Der Maulwurf hat ſo kleine und verſteckte Augen, daß er wenig Gebrauch von dem Sinne des Geſichts machen kann. Zur Entſchädigung dafür hat ihm die Natur den Gebrauch des Gehörs in Uebermaaß ergönnet, u. ſ. w. Der Maulwurf iſt in dieſer Abſicht unter allen Thieren am vortheilhafteſten verſorgt. Beyde Geſchlechter halten ſich mit einem lebhaften und gleich ſtarken Triebe zu einander. Sie fürchten oder ver-

Sieh ihm, warum der Mann den Maulwurf glück-
lich pries!
So bleibt dein Ohr verſchont von ſeinen Klagen;
So hört er auf ſich ſelbſt und alle Weſen zu plagen,
Und ſeinem Plato nachzuſagen,
Daß ihn dein Zorn in dieſe Welt verwies.
Sagt, hab' ich Recht? Was dünkt euch von der
Sache,
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Ich? (gähnt das träge Thier und reckt die
Ohren empor,)
Nicht daß ich beſſer mich als andre Leute mache,
Doch Jupitern ſey Dank, der mich zum Eſel ſchuf!
Ich, meinem inneren Beruf

Gehor-

verabſcheuen vielmehr eine jede Geſellſchaft von anderer Art, und leben in einer angenehmen Gewohnheit der Ruhe und Einſamkeit — Dis ſind ſeine Natur, ſeine Sitten und Fähigkeiten: und dieſe haben den Vorzug vor Eigenſchaften, welche mehr ſcheinen, aber mit der Glückſeligkeit nicht ſo gut als die verſteckteſte Dunkelheit beſtehen. — Allgem. Hiſtor. der Natur. IV Th. 2 B. S. 40 und 50.

Gehorſam, denke nie, und finde nichts zu denken,
Ein herrliches Recept ſich über nichts zu kränken.
Ich trage meinen Herrn und ſeinen Schlauch dazu,
Und freſſe meine Diſtein in ſorgenloſer Ruh.
Gibts Feigen (*) oder Makaronen (**)
Zu freſſen, gut! wo nicht, ſo gilt mirs einerlen.
Ihm nachzuſinnen mag der Müh ſich nicht verlohnen.
Ununterſucht glaub' ich, das Beſte ſey

Was

(*) Anſpielung an den Esel, über den ſich der Komödienmacher Philemon zu Tode lachte, da er ihn Feigen eſſen ſah. Son Valet (um die Sache mit Natalens Worten zu erzählen, der ſie dem Lucian abgeborgt hat) pour l'emdre de dignes loy ayant appreſté des figues nouvelles, pendant le tems qu'il alla au vin, un asne couillart ayant effacé entre en logis, et les figues appetées mangeoit religieuſement. Philemon ſurvenant et curieuſement contemplant la grace de l'asne hypocrite dit au valet: raillon veult, puiſque à ce devot asne les figues abandonné que pour boyre tu luy produits de ce bon vin qu' on apporté &c. Pantagruel. l. IV. chap. 17.

(**) Siehe die Geſchichte des einzigen Esels in ſeiner Art, der vermuthlich jemahls Makaronen zu eſſen bekam, in Life and Opin. of Tristram Shandy. Vol. VII chap. XXXII.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20590 / 359

Was vor mir liegt, und bis zur Schwärmerey
Hat, daß ich wüßte, nie kein Thier von meinem
Range
Geliebet noch gehaßt. Mein Ohr ist leidlich lange,
Doch zieh' ich Leyer und Schallmey
Jomellis Symphonie und Ritter Glucks Gesange
Unendlich vor; wiewohl de gustibus
Wer Friede liebt mit niemand zanken muß.
Kurz, mir ist alles recht. Doch meynt' ich unmaß-
geblich,
Erhübe Zevs die ganze Menschenschaar
Zu meines gleichen, Paar und Paar,
Der Schaden wäre unerheblich,
Und für den grössern Theil der Vortheil sonnen-
klar.

Vortreflich, ruft der Vogel, der die Keule
Des Götterkönigs trägt, den Esel lob' ich mir!
Es lebe das naive Thier!
Was der verbuhlte Spatz und die gelehrte Eule
Nur zu verstehen gab, sagt Langohr rund heraus.

Ich

Ich hörte Krantorn einſt in Zenons Halle (*) ſchwatzen,
Und, in der That, es lief auf eins hinaus.
Beym Donner! eine Welt von lauter Eulen, Spatzen
Und Eſeln ſollte mir ein feines Weltchen ſeyn!
Mir leuchtet die Erfindung ein!
Noch heute ſoll dem Oberherrn der Erden
Beym Schlafengehn davon Bericht erſtattet werden.
Wer weiß, wozu er ſich entſchließt,
Wenn unſre liebe Frau bey guter Laune iſt?
So viel iſt ausgemacht, er würde
Auf dieſe Art der Weltregierung Bürde,
Die izt ihm oft die Galle ſchwellt,

Sich

(*) Die Vorzugsweiſe ſogenannte Stoa oder Halle, war der Ort, wo Zeno und ſeine Nachfolger ihre philoſophiſche Diſcurſe zu halten pflegten. Sie bekamen daher den Nahmen der Stoiker. Krantor war einer der berühmteſten unter Zenons Schülern und Nachfolgern. Die Meynung des Adlers iſt: Krantor, indem er ſeine Zuhörer zu Stoikern habe machen wollen, habe im Grunde (ſo wie die Eule, der Spatz und der Eſel in der olympiſchen Antiſchamber) nichts mehr damit geſucht, als alle andere zu ſeinesgleichen zu machen.

Sich ſelbſt unendlich leichter machen.
Was würde nur bey einer ſolchen Welt
An Blitz und Donner erſpart! Und wir im Ster-
nenfeld,
Wie wollten wir uns gute Tage machen!
Was blieb uns noch zu thun, als ſchmauſen, tan-
zen, lachen?
Der Eſel lebe hoch, und ſeine beſte Welt!

Indeſſen, daß man hier ſo ſtark philoſophierte,
Saß Junons Pfau auf einem Polſter da,
Dem größten Spiegel des Saals vorüber, und
amüſierte
Sich mit dem Bilde, das ihr daraus entgegen ſah.
Apollons Schwan, erzogen unter den Muſen,
Und zärtlicher als der beſte, der je am Strymon ſang.
Lag ſchmeichelnd der Schönen zu Füſſen, und ſchlang
Den langen buhleriſchen Hals hinauf an ihrem
Buſen.
(Er hatte von Leda's Schwan die Stellung ab-
geſehn.)

„Die

„Die Welt, o Schönſte, die Welt mag meinethal-
ben gehn,
So gut ſie kann; Projecte beſſern ſelten;
Und wirklich find' ich nicht ſehr viel an ihr zu ſchelten.
Sie ſcheint zur Roſenzeit, zumal im Mondenlicht,
Bey allemdem ſo übel nicht;
Und ſie für mich zur beſten aller Welten
Zu machen, möcht' ich mir von Zevs nur eins erflehn,
Nur dich, o Schönſte, ſtets zu ſehn,
Dich ewig, aus ſo vielen Augen,
Als man in deinem Schweif bewundert anzuſehn,
Und ewig ſüſſen Tod aus deinem Blick zu ſaugen.
Der Einfall iſt, ich muß es ſelbſt geſtehn,
Nicht allzuneu. Doch, wollten Sie vergönnen,
Madam, Sie ſollten gleich ein ſchönes Beyſpiel ſehn,
Welch einen friſchen Glanz wir ihm ertheilen können.
Mir ſind (zumal für ein Sonnet)
Die abgenützteſten Ideen
Die liebſten; aber ſie zu drehen,
Zu drehn, Madam, zu drehn, — o dieſe Kunſt
verſteht

Nicht

Nicht jeder Kayſerlich belorberte Poet!
Geruhen Sie „ — Nein, wahrlich, Herr Poet!
Und röche dein Sonnet nach lauter Zimmt und Amber
Wie Mühlpfort oder Lohenſtein!
Man winkt uns aus der Antiſchamber
Zur Audienz hinein.

Der

verklagte Amor.

Zweytes Buch.

Nach Standsgebühr, geliebte Brüder, Vettern,
Und Söhne, auch Schweſtern, Baſen und Töchter lobeſam:
(So ſprach izt Zevs vom Thron zu den verſammelten Göttern,)
Ich war zu aller Zeit Prozeſſen herzlich gram
Und nie ein Gott von vielen Worten.
Um alſo kurz zu ſeyn, ſo iſt euch allen kund,

Wie lange ſchon Frau Pallas und Conſorten
Mit Klagen gegen den Sohn der Frau von Amathunc
Olymp und Erd' erfüllen. Er macht es würklich zu bunt,
Und täglich laufen aus allen Enden und Orten
So viel Beſchwerden bey uns ein,
Daß unſer Richteramt verwehret
Ihm länger nachzuſehn. Beklagter, dem der Schein
Vorhin nicht günſtig war, vermehret
Durch Trotzen noch die aufgehäufte Schuld,
Sein Uebermuth zerreißt die Dämme der Geduld.
Was hielt ihn ab, als Trotz, ſich vor Gericht zu ſtellen?
Ihr wiſſet, was in ſolchen Fällen
Sonſt Rechtens iſt. Jedoch der ganzen Welt,
(Die es theils offenbar, theils heimlich mit ihm hält)
Zu zeigen, daß wir ihn nicht ungehört verfällen,
Ermangelten wir nicht den Vater Sanchez dort (*)
Ihm *ex officio* zum Anwald zu beſtellen.

Papa

(*) Mangel an Einſichten in Geheimniſſe der Venus volgivaga war es gewiß nicht, was die Liebesgöttin gegen

Papa (fiel Venus hier dem Donnerer ins Wort)
Den Anwald wollt' ich mir im Nahmen meines
Knaben,
Aus Urſach, ſehr verbeten haben.

Warum, mein Kind? (ſpricht Zevs) Wenn
ich nicht irrig bin,
Sind Naſo ſelbſt und Peter Aretin
In deinen Angelegenheiten
Nur arme Layen gegen ihn.

Ich

den Ehrw. P. Thomas Sanchez einzuwenden hatte, deſſen berüchtigtes Buch de Matrimonio nach dem Urtheil des berühmten Abts von St. Cyran, ein Werk von unendlicher Gelehrſamkeit in denjenigen Wiſſenſchaften und Künſten iſt, welche unter dem unmittelbaren Einfluß des Asmodeus ſtehen, und in welchen unwiſſend zu ſeyn, rühmlicher und vortheilhafter iſt. Vermuthlich rührt alſo der Widerwille der Göttin blos daher, weil die Göttin der Liebe nicht die Göttin der *Debauche* iſt. Ein Sachwalter, wie der Doktor Sanchez, würde Amors Sache, durch die Art ſie zu vertheidigen, verſchlimmert haben; und der Erfolg zeigt, daß Amor ſein Intereſſe am beſten verſtund, da er ſich mit ſeinen Gegnern in gar keine Rechtfertigung einlaſſen wollte.

Ich war (erwiedert ſie) den tiefgelehrten Leuten
Von ſeiner Claſſe niemals gut,
Und fühl in mir, auch ohne Doctorhut,
Für meinen Sohn im Fall der Noth zu ſtreiten,
Beruf und Fähigkeit und Muth.

„Gut, gut, mein Töchterchen! Um uns nicht aufzuhalten.
Thut was ihr wollt! — Zevs ſprichts, und winkt den Alten,
Der einem Aegipan (*) an Aug und Mine glich,
Zum Saal hinaus. — Und nun erhoben ſich
Hier Pallas, Hymen dort als Sprecher an der Spitze
Der Klägerſchaft, von ihrem Polſterſitze.
Minerven folgt Aurora und Dian'
Und neben Hymen hinkt der gute Mann Vulkan.

Frau Pallas räuſpert ſich, wirft ihren Flor zurücke,

(*) Eine Art von Satyren.

Macht einen Kniks und fängt zu ſprechen an;
Nur Schade, daß man das was ihre ſchlauen Blicke,
Und Stirn' und Arm und Hand dabey gethan,
Das iſt, das Beſte davon, nicht überſetzen kan.

„Wir ſehn uns, Vater Zevs, und ihr Unſterblichen Alle,
Indem wir hier vor euch als Amors Kläger ſtehn,
Im auſſerordentlichſten Falle,
Worinn ſich Kläger je geſehn.
Wir haben Müh uns ſelbſt zu überzeugen,
Daß unſre Klage möglich ſey;
Wir ſtehn verwirrt und möchten lieber ſchweigen:
Doch ſchwiegen wir, ſo weckt uns das Geſchrey
Der Erde, des Olymps, für die gemeine Sache.
Wir dulden ſchon zu lang, und fodern endlich Rache!
Und gegen wen? Iſts glaublich? Kan es ſeyn?
Kaum glauben wirs dem Augenſchein;
Und welche Meynung wird davon die Nachwelt haben?

Die

Die Harmonie der Dinge wird gestört,
Die Tugend ausgezischt, der Götterstand entehrt,
Die ganze Schöpfung umgekehrt,
Und alles dies von wem? — Von einem Knaben!
Der (bloß damit kein Unfug unverübt
Von ihm gelassen sey) für einen Gott sich giebt;
Wiewohl Dione selbst zu ihm sich zu bekennen
Erröthet, — wenigstens, aus einem Rest von Schaam,
Indem sie ihm erlaubt sich ihren Sohn zu nennen,
Uns nie gestand, woher sie ihn bekam.
Und er — (was darf nicht Amor sich erfrechen)
Er prahlt noch mit der Dunkelheit,
Die seinen Ursprung deckt. Die Nacht, hört man ihn sprechen,
Hat, lange vor der Götterzeit,
Als alles Chaos war, mich ersten Gott gebohren.
Und denket nicht er prahl' in diesem Ton
Aus Unverstand bey Kindern nur und Thoren.
Der schlaue Bube zieht davon
Den Vortheil, unter dem Nahmen des himmlischen Amors in Seelen

Von beſſrer Art ſich heimlich einzuſtehlen,
In Seelen, denen er als Aphroditens Sohn
Nicht nahe kommen darf. Um dieſe zu berücken
Entkörpert ſich der Schalk und ſpielt den Geiſt,
Spricht Metaphyſik, ſpricht von himmliſchem Entzücken,
Von einer Liebe, die ſich blos mit Anſehn ſpeißt,
Von Flammen, worinn ſich alle Begierden verzehren,
Und wie die Seelen, durch ihn aus ihrem Raupenſtand
Zu Schmetterlingen entwickelt, ins unſichtbare Land,
Das ſie gebohren, wiederkehren (*).
Der Heuchler! macht er nicht Dianens Nymphen weiß,
Es bleibe, — wenn ſein Geiſt nach ihrem Buſen ſchiele,
Und

(*) Die Anſpielungen ſind hier zu häufig, als daß ſie ohne viele Weitläuftigkeit erklärt werden könnten. Wer nur mittelmäßig in den Dichtern beleſen iſt bedarf ohnehin keiner ſolchen Erklärungen; und wer noch nichts geleſen hat, lieſt auch den verklagten Amor nicht.

Und ſich bey dieſem ſchönen Spiele
Zum Urbild der Buſen emporgezogen fühle, —
Sein Blut dabey ſo kalt wie Alpeneiß.
So grob die Schlinge iſt, ſo giebt es ſchwache Prinzeſſen,
Die unter dem ſüſſen Geſchwätz ſich unvermerkt vergeſſen.

Doch, dieſes alles iſt, wiewohl bereits zu viel,
Mit dem, was uns zum Klagen zwinget,
Verglichen, bloſſes Kinderſpiel.
Wo blieb ein Platz im Himmel, auf der Erden,
Im Meer, im Schattenreich, von Amorn unentweiht?
Wo iſt der Sterbliche, der Gott, der nicht Beſchwerden
Zu führen hat? Ihr alle wißt, wie weit
Sein Muthwill es ſogar mit unſerm Stand getrieben,
Und wie die Unſchuld ſelbſt nicht frey davon geblieben.
Geſezt auch, ſie verwahre ſich
Vor ſeinem Pfeil; was kann vor ſeiner Natterzunge
Sie ſchützen? Nichts! Ihr unſichtbarer Stich

Dringt bis durch meinen Schild. Wie pflegt der wilde Junge
Beym Faunenfest, wenn auf der Mänas Schoos
Der Wein ihn schwärmen macht, uns andern mitzuspielen?
Ihm ist, sein Müthchen abzukühlen,
Hestia (*) nicht zu fromm, und Juno nicht zu gros.
Hoft nicht durch Weisheit ihn zur Ehrfurcht zu vermögen!
Seyd ohne Tadel, seyd Latonens Tochter (**) gleich,
Ihm ist kein Frevel zu verwegen;
Wenn alles fehlt, so weiß er euch
Endymions Schlaf zur Last zu legen.

Auch diesen Muthwill könnte man
Auf Rechnung seines Alters schreiben;
Und, da sein Wiz uns doch nicht treffen kan,
So möcht' er immerhin, unschädlicher zu bleiben,
Mit Lästern sich die Zeit vertreiben.
Allein dem Unfug zuzusehn,

Den

(*) Vesta. (**) Diana.

Den er in unſrer Herrſchaft ſtiftet;
Vergebens ihm zu widerſtehn,
Und was wir Gutes thun ſtets ohne Frucht zu ſehn,
So lang er ungeſtraft die Sittenlehre vergiftet.
So lang er ſingen darf: „ein Becher und ein Kuß
„Könn' einen Sterblichen froher, und, nach Geſtalt der Sachen,
„Oft beſſer als er war, und ungleich klüger machen
„Als alle Philoſophien von allen Weiſen in us!„
Was dünkt, ihr Götter, euch von ſolchen Sittenſprüchen?
Kein Wunder, wenn er längſt damit
Die Monarchie der Welt erſchlichen!
Ein Lehrbegriff von dieſem Schnitt
Wird nie an Schülern Mangel haben;
Den jungen Dirnen und den Knaben,
Um deren Kinn das erſte Milchhaar ſpielt,
Scheint nichts ſo gründlich. „O, man fühlt,
„Man fühlt ja (ruffen ſie) das Wahre ſeiner Lehren!

Nun ſagt mir, werden ſie der Weisheit Stimme hören,
Wo Amor ſolche Schulen hält?
Wollt ihr die Früchte ſehn von ſeinen Sittenlehren?
Werft einen Blick, ihr Götter! auf die Welt,
Die ihr regieren ſollt, und ſeht ſie von Cytheren
Und ihrem Söhnchen ſo beſtellt,
Als ob wir übrigen nur Figuranten wären.
Wer präſidiert im Rath und bey Gericht?
Wer hat die Gnaden auszuſpenden?
Ich und Aſträa wahrlich nicht!
Cupido wälzt mit ſeinen kleinen Händen
Den Erdenball, ſein Spiel; das Glück
Von mancher Völkerſchaft entſcheidet,
Durch ſeinen Einfluß, oft der Blick
Von einer Pompadour. Sie winkt den Helden zurück,
Und ihr Adonis wird in einen Mars verkleidet,
Der, troz Homers Achill, ein Feſt
Erfinden kann, und ſich wie Paris ſchlagen läßt.
Verwundern wir uns noch, wenn wir den Scepter ſehen,

Der

Der unterm Mond die Herrſchaft führt,
Daß alle Dinge dort ſo widerſinniſch gehen?
Mich wundert nur, daß er nicht ſchlechter noch regirt.
Der Reſt von Weisheit, der noch aus der guten alten
Saturnuszeit ſich bis daher erhalten,
(Wiewohl der beſte Geiſt davon
Verdünſtet iſt) erweißt noch ſeine Tugend!
Doch, ſelbſt den kleinen Reſt aus jener goldnen Jugend
Der erſten Welt mißgönnt Cytherens Sohn
Dem Erdenvolk. Sein Thorenreich zu gründen
Soll jede Spur von Sittlichkeit
Und Weisheit aus der Welt verſchwinden.
Fortunens Freunde haben ſich
Zu dieſem groſen Werk vorlängſt mit ihm ver- verſchworen.
Die Muſen ſelbſt, zu meinen Geſpielen gebohren,
Die Muſen ſelbſt entehren ſich und mich,
Seit dem ſie Amorn zum Führer erkohren.
Und ach! die Weiſen ſo gar, die Weiſen haben verloren,

Was

Was ihren Orden einſt den Thoren
Verhaßt und fürchterlich gemacht.
Der Ernſt iſt lächerlich, der von den Pythagoren
Das Zeichen war! Izt trinkt man, ſcherzt und lacht,
Und ſalbt ſein Haar, und kränzt mit Roſen die Scheitel,
Ruft mit Diogenes: Der Menſchen Thun iſt eitel,
Und nennt ſich Philoſoph, und wird dafür erkannt.
Was ſoll ich ſagen, da der Fürſt der Sieben Weiſen,
Ein Mann, der fähig war bis in das Wunderland,
Wo Iſis herrſcht, der Weisheit nachzureiſen,
Da Solon ſelbſt, Lyäen und Amorn anzupreiſen,
Und was noch ſchlimmer iſt, in ſeinem ſiebzigſten Jahr
Ihr Prieſter zu ſeyn, noch nicht zu weiſe war (*)?
Und wie? den weiſern Mann, den Delphi ſelbſt zum Beſten

Der

(*) „Ich weihe (ſagt dieſer berühmte Geſetzgeber der Athenienſer von ſich ſelbſt) den Reſt meines Lebens Venus, dem Bacchus und den Muſen, den einzigen Quellen aller Freuden der Sterblichen.„

Der Griechen erklärt, den Mann, der meinem Athen
Den hohen Platon erzog, bey wenigehrbarn Festen
Zum Lehrer — muß ich es gestehn? —
Von einer Tänzerin erniedriget zu sehn (*)!
Sprecht, wie gefällt euch dies? Und doch sind's Kleinigkeiten!
Sein Liebling Xenophon macht uns noch mehr bekannt:
Er läßt ihn gar zu einer Dirne schreiten,
Die als Modell (vielleicht für eine Leda) stand.
Ein Knabe hatte sie unsäglich schön genannt;
„Gut, spricht der weise Mann, so werden wir, zu wissen
„Wie schön sie ist, die Augen brauchen müssen. „
Der Griechen Lehrer geht, die Jünger hinter drein,
Bey hellem Tag zu einer Lais ein, —
(Ein Zeno wäre bey Nacht zum mindsten eingegangen,
Fällt Momus unverschämt, nach seiner Art ihr, ein)
Und

(*) Diese Begebenheit, welche der spröden Göttin so anstößig ist, muß in ihrem Zusammenhang in dem Gastmahl des Xenophon, nachgelesen werden.

Und für die Augenluſt nicht undankbar zu ſeyn,
Was, meynt ihr, lehrt er ſie? Die Weisheit —
Herzen zu fangen. (*)

Nun, Götter, ſprecht, iſts nicht die höchſte Zeit
Dem Fortgang dieſer Peſt zu ſteuern?
Der Unfug geht, beym Styx, zu weit;
Was wird der Ausgang ſeyn, wenn wir noch
feyern?
Verbannet Amorn, ſchließt ihn ein;
Cytherens Hain ſoll ſein Gefängnis ſeyn;
Dort mag er was er will mit ſeinen Charitinnen
Und Amorinnen und Nymphen beginnen!
Iſt nur um ſeinen Mirtenhain
Ein Zauberkreis, der ihm den Ausgang wehrt,
gezogen;
Kan er nur nicht heraus, und niemand zu ihm ein,
So ſpiel er wie er will mit ſeinem goldnen
Bogen;
Und

(*) Xenophons Sokratiſche Denkwürdigkeiten, III B. XI Cap.

Und ſinge bis zum Ueberdruß,
Von Kuß und Wein, von Wein und Kuß,
Und lenke Löwen oder Schwänen
Mit ſeinem Roſenzaum, und ſchwatze von Dianen
Und Pallas was ihm wohlgefällt;
Befreyt, ihr Götter, nur, befreyt von ihm
Welt!„

Der

verklagte Amor.

Drittes Buch.

Minerva ſchwieg, und mit verſchämten Wangen
Trat Hymen izt hervor. Die Wahrheit zu geſtehn,
Sein Aufzug gab kein mächtiges Verlangen
Aus Amors Sold in ſeinen Dienſt zu gehn.
An Schönheit fehlts ihm nicht, wiewohl ſie ziemlich ſchon vergangen
Und abgeſchoſſen ſchien; hingegen fehlt ihm ſehr

Da:

Der Talisman, womit uns Amors Schwestern (*) fangen;
Matt ist sein blaues Aug, und ohne Anmuth hangen
Die locken ihm um Stirn und Nacken her.
Er hätte (Vesta selbst bemerkt es heimlich gegen Cybelen) ohne Furcht zu viel darinn zu thun
An seinem Putztisch sich noch länger säumen mögen.
Doch im Vorbeygehn dies! — denn nun
Ists um die Sache selbst, nicht um die Form zu thun;
Vielleicht war's List, die schönen Richterinnen
Beym ersten Anblick zu gewinnen, —
Zur Liebe freylich nicht; allein
Er will auch nicht geliebt, bedaurt nur will er seyn;
Und dieses konnte man mit Recht ihm nicht versagen.

„Ihr Götter! (fängt er stotternd an)
Nach einer Pallas noch vor euch zu reden wagen,
Ist kühn; allein, was Amor mir gethan
Und täglich thut, ist mehr als die Geduld ertragen,

Es

(*) Die Grazien.

Es iſt was einen Stein zum Schreyen zwingen kann.
Ihr wißt, daß Themis, kurz eh ſie der Welt ent-
eilte,
Noch zwiſchen ihm und mir das Reich der Liebe
theilte.
Er, deſſen ſanfter Blick, der lauter Unſchuld log,
Die Herzenkenn'rin ſelbſt betrog,
Er (ſprach ſie) ſoll es auf ſich nehmen,
Den jugendlichen Trotz des Mädchens zu bezähmen,
Das, ſtolz auf ſeinen Reiz, in wilder Frölichkeit
Der Liebe lacht und Hymens Bande ſcheut:
Und ihrem Seladon, dem ſeine Schüchternheit
Mehr ſchädlich iſt als ihre Sprödigkeit,
Ihm geb' er Muth ſich freyer auszudrüken,
Und ſeinem Ton Muſik, und Feuer ſeinen Blicken.
Er zwinge ſie mit ſanfter Uebermacht
Ihr fühlend Herz vergebens zu verheelen;
Doch hüt' er ſich (auch wenn die ſchönſte Nacht
Der Sinnen Irrthum verzeyhlicher macht)
In Hymens Grenzen ſich verräthriſch einzuſtehlen!
Er ſoll in einer jungen Bruſt

Den ſanft ſich ſträubenden verſchämten Wunſch
entfalten,
In Hymens Arm die unbekannte Luſt
Des Mutternahmens zu erhalten.
Ein Kuß zum Pfand von ihrem Liebesbund
Mag ihm verwilligt ſeyn, nur niemals auf den
Mund;
Was weiter geht, das bleibt, nach unſrer Alten
Sehr löblichem Gebrauch, dem Hymen vorbehalten!
So, Götter, ſollten wir, in aller Ehrbarkeit,
Einträchtig unſer Amt verwalten;
Und thäte Amor nicht, o welche goldne Zeit!
Doch, ſehet ſelbſt — Hier kömmt die Kundbarkeit
Der Sache meiner Schaam zu ſtatten —
Was mir der Schalk für Abbruch thut!
Wozu er, wenn ſein Pfeil das jugendliche Blut
Zu Feuer macht, in kuppleriſche Schatten,
Da wo die Roſe verliebt ſich mit der Myrte ver-
ſchränkt,
Die junge Unſchuld lockt, die an nichts Böſes denkt!
Mit welchem grauſamen Vergnügen,

Wenn ſie der Argliſt ſich am wenigſten verſieht,
Er über ihr ſein Garn zuſammenzieht;
Wie er, die Wachſamkeit der Klügern zu betrügen,
Sich ſtellt, als ließ er ſich beſiegen,
Und jeden warnenden Verdacht
Einſchläfert oder gar zu ſeinem Freunde macht!
Wie oft er ſeine Masken tauſchet,
Und wie geduldig er die Schäferſtund' erlauſchet!
Mit welchem Fleiß, (nach mehr als Tauſend einer Nacht,
Worinn der ſchlaue Gaſt Bemerkungen gemacht,
Die ihm zu ſchlechtem Ruhm gereichen)
Er die Verführungskunſt (*) in ein Syſtem gebracht,
Dem wenig' an Gewißheit gleichen;
Und wie es nun (Ihr Schönen, wißt,
Ich übertreib' es nicht) beynah unmöglich iſt,
Dem Tauſendkünſtler auszuweichen!
O Unſchuld, holde Schüchternheit,

(*) Wahrer Nahme der Ovidiſchen Kunſt zu lieben.

Und süsse Schaam, Beschützerin der Tugend!
Wo seyd ihr hingeflohn, seit Amor unsre Jugend
Belehrte, daß ihr Blödigkeit
Und Vorurtheil und bloße Masken seyd!
Seitdem, ich schwör' es bey den Flüssen
Des furchtbar'n Styx! hat Hymen nichts zu thun,
Als, gleich dem Gott des Schlafs, auf seinem
Pfühl zu ruhn.
Cupido lehrt die jungen Nymphen küssen,
Und lehret sie so gut, daß mir
Nichts, das sie nicht schon besser wissen,
Zu lehren übrig ist. Und nun, verwundern wir
Uns noch, wenn Weiber — wie wir sehen,
Aus Töchtern dieser Art entstehen?
Wenn Messalinen und Poppeen —
Verzeiht, Göttinnen, mir, allein mein Herz ist voll,
Und meinen Schmerz hat noch kein Gott gefühlet!
Daß ich, wenn Amor mich bestiehlet,
Ihm noch dazu die Fackel halten soll;
Gesteht, dies ist zu viel für einen Gott von Ehre!
Auch sag' ich laut, wofern mir nicht noch heut

Genug

Genug geſchieht, und volle Sicherheit
Fürs Künftige gegeben wird, ſo kehre
Ich meine Fackel um, und löſche ſie, und bin
Nicht Hymen mehr! Sey Hymen meinetwegen
Wer Schültern hat, die dies ertragen mögen!
In eine Gruft des wilden Apennin
Will ich zurück mich ziehn, und ein Gelübde ſchwö-
ren —
(Beym erſten Tritt von einem Mädchenfuß,
Den er im Schnee erblickt — zurück zu kehren,
Spricht Bacchus laut genug, daß man ihn hören
muß) —
Und, ſag' ich, ein Gelübde ſchwören,
Der Weiber und des Weins auf ewig zu entbehren!

Dies war ein ſchrecklicher Entſchluß,
Erwiedert lächelnd Bromius;
Dies hieſſe Amors Schuld an deinem Leibe rächen!
Seyd unbeſorgt (verſezt der Gott von Lampſacus)
Ich weiß, wie man ihn fangen muß;
Er ſoll mir bald aus anderm Tone ſprechen!

Der Gott der Ehen schwieg, und unversehens trat
Der Spötter Momus auf, und bat
Um günstiges Gehör: „Ihr Götter und Göttinnen
So fieng er an, ihr wißt, so gut wie ich, mir liegt
Daran sehr wenig, wer in dieser Fehde siegt;
Ich werde nichts dabey verlieren noch gewinnen.
Ich bin dem Hymen gut, ich bin auch Amorn gut;
Sie gehen beyde mir zu lachen;
Und, wie ihr wißt, um frisches Blut zu machen,
Ist keine Panacee die beßre Würkung thut.
Mit Amorn, wenn es richtig wäre
Daß ihn die Nacht gebohren, hätten wir
Sogar verwandt zu seyn die Ehre (*).
Kurz, wenn ich wider oder für
Ihn sprechen werde, bin ich immer
Freund der Person, der Sache Feind,
Und selbst mein Spott ist herzlich gut gemeynt.

Ich

(*) Denn dem Momus wird von einigen Mythologen die Nacht (die Mutter so vieler Götter nach dem Hesiodus) zur Mutter gegeben.

Ich ſehe, daß das Frauenzimmer,
Das gegen ihn mit Hymen ſich vereint,
Aus Sittſamkeit nicht alles ſagen wollte;
Und Schwager Hymen hat, vor Eifer wie es ſcheint,
Das beſte, was er ſagen ſollte,
Vergeſſen. Oder iſts vielleicht nicht ahndenswerth,
Wie mit uns Göttern ſelbſt der kleine Schalk verfährt?
Ich ſage nicht, wer Leda's Schwan geweſen,
Nicht, wer Alkmenen eine Nacht
Drey Sommertage lang gemacht:
Die Dichter geben nur zu viel davon zu leſen,
Und unſer Ruhm gewinnt nicht ſonderlich dabey.
Indeſſen gilt der Vorwurf freylich — allen.
Die Hand aufs Herz, und ohne Gleißnerey!
Wer unter uns iſt nie in Amors Netz gefallen?
Wird nicht der Veſta ſelbſt ein Buhler vorgerückt,
Den weder Frau noch Jungfrau gern geſtehet (*)?
Daß juſt Silens Grauſchimmel drein gekrähet,

(*) Priapus S. den Feſt-Calender des Ovidius.

War sehr viel Glück für sie; allein es glückt
Nicht immer so; „und hätt' er nicht gekrähet,
Wer sagt uns, hätte man den Buhler fortgeschickt?„
So spricht die böse Welt! Man hat nicht immer
Zeugen
Von seinem Widerstand, und eine einz'ge Nacht
Hat große Tugenden um ihren Ruhm gebracht.
Man darf Dianen nur von ihrem Wagen steigen
Und sich dem schlummernden Endymion nähern sehn,
Sie darf (aus Neugier) nur auf ihn herab sich
beugen,
So ist es schon um sie geschehn!
Sie hat nichts mehr im Wahn der Leute zu verlieren.
Und sollte gar ihr Mund den seinigen berühren,
So nennt, verlaßt euch drauf, die Welt es einen
Kuß;
Und weh ihr dann, wenn ein Ovidius
Den Einfall hat das Mährchen zu brodieren!
Wir wissen insgesamt, wie weise Pallas ist;
Und dennoch zischelt man von einem seinen Knaben,
(Mit Drachenfüssen zwar) den sie aus einem
Zwist

Mit

Mit Mulcibern (*) soll aufgelesen haben.
Man spricht nicht gerne laut davon;
Sie wand sich, sagt man, los; doch, hier ist
Erichthon!
Sein Daseyn, denk ich, setzt die Sache
Ins Klare. Hatte (wie sie spricht)
Das kleine Mittelding von Feuergott und Drache
Kein Recht an ihre Mutterpflicht:
Was brauchte sie in ihrem eignen Tempel
Den Fündling zu erziehn? Man flieht doch gern
den Schein!
Wiewohl Saturniens Exempel
Uns freylich lehrt, daß gegen Amors List
Die strengste Sittsamkeit noch unzulänglich ist.
„Sie sollte sich mit Ganymeden,
Der so verhaßt ihr ist, vergehn?„ —
Gut, wenn uns nicht die Danaen und Leden
Zur Rache reizten! — Zwar hat niemand zugesehn,
Und Iris schweigt; allein die Wände reden!

(*) Vulcan. Anspielung auf die Fabel vom Ursprung des Erichthonius.

Des Himmels Chronik iſt ein wenig ärgerlich.
Genug davon! — doch, daß die Damen mich
Nicht etwan für partheyiſch halten,
Wer weiß die Kurzweil nicht, die Amor täglich ſich
Mit uns, uns Männern, macht? Die komiſchen Geſtalten,
Worein er, wo und wann und wie es ihm gefällt,
Uns überſezt? Wie klein von uns die Welt
Um ſeinetwillen denkt; und, wenn ſie uns verachtet,
Wie Recht ſie hat? — Der Kriegsgott, (ſpricht man) iſt
Der Gott nicht mehr, der Krieg für Luſtſpiel achtet,
Der Hunger, Durſt, und Schmerz, und Wunden nur verachtet,
Und dem, wenn ſich ſein Aug' auf eine Stunde ſchließt,
Der harte Grund ein Schwanenlager iſt.
Ein Weichling, der an Venus Buſen ſchmachtet,
Iſt er! Ein Atys, ein Bathyll,
Bey Grazien und Liebesgöttern
Entwöhnet von den Donnerwettern
Der wilden Schlacht, gepflegt auf Roſenblättern!

Und

Und raft er auch ſich einmal auf, und will
Seyn was er war in Hektors Heldentagen,
So fühlt er bald die Sehnen ihm verſagen!
Apollo ſelbſt, der Gott der ſchönen Schwärmerey,
Der Schwärmerey, die jene Thaten zeuget,
Auf deren Stufen man zum Sitz der Götter ſteiget,
Iſt nicht Apollo mehr. Die Zeiten ſind vorbey,
Da ſein Geſchäfte war, die Wilden
Am Rhodope (*) zu Menſchen umzubilden;
Da Löwen ſich, wenn ſeine Leyer klang,
Entzückt zu ſeinen Füſſen ſchmiegten,
Da Steine, wie beſeelt von ſeinem Zaubergeſang,
Sich tanzend in einander fügten,
Und durch der Dichtkunſt ſüſſen Zwang
Deukalions Geſchlecht aus Wäldern ſich entfernte,
Geſellig ward und Götter ehren lernte (**).

Entgöt-

(*) Die Thrazier.

(**) Was die alten Dichter von dem Orpheus, Linus und Amphion erzählen, wird hier dem Apollo zugeſchrieben, welcher Vater der beyden erſten, und der Lehrmeiſter aller dreyen war.

Entgöttert ſchleicht im Hain, am Roſenbach,
Der Muſengott den Schäferinnen nach;
Der voll den Sphären ſang, beſingt izt junge
Buſen,
Singt von des Kuſſes Wunderkraft,
Und ihrem Führer gleich berauſchen ſeine Muſen
Mit Amorn ſich in friſchem Rebenſaft.

So könnt' ich, liebe Herrn und Brüder,
Das ganze Götterchor durchgehn;
Allein es möchte leicht Satyren ähnlich ſehn,
Und dieſe waren mir, ihr wißt es, ſtets zuwider.
Ich bin gewiß kein Rigoriſt;
Indeſſen geb' ich zu bedenken,
Ob Amors Luſt zu loſen Ränken
Nicht dieſes Uebels Triebrad iſt?
Vom Unfug, den er hier im Himmel
Verurſacht, machet ſelbſt den Schluß,
Wie viel vom ſchnöden Weltgetümmel
Auf ſeine Rechnung kommen muß.
Es wäre viel davon zu ſprechen,
Doch ſchweigen hat, wie reden, ſeine Zeit.

Cupido's Ungebundenheit
Bleibt immerfort ein Polizeygebrechen.
Man muß ihm Einhalt thun! Doch wie? Dieß,
wie mich deucht,
Iſt überhaupt, in allen Sachen,
Wo man verbeſſern will, nicht leicht.
Man kann ſo bald aus übel ärger machen!
Bedenket alſo wohl, ihr Götter, was ihr thut!
Ein Schluß iſt immer leicht zu faſſen,
Zumal um Tafelzeit; allein ſich reuen laſſen
Was man gethan, ſteht Göttern gar nicht gut!

So ſprach der alte Gott der Spötter,
Der im Beſitze war die andern ſeel'gen Götter
Und all ihr Thun zu höhnen und zu ſchmähn.
Und weil es leichter war, ihn ſeitwärts anzuſehn
Und ſtumm zu ſeyn, als ihn zu widerlegen;
So thaten auch die Damen, die es traf,
Was ſie in ſolchen Fällen pflegen.
Die eine ſtellte ſich, als könnte ſie dem Schlaf
Nicht widerſtehn, und ſchloß die Augenlieder.
Unachtſam gaft die andre hin und wieder,

Spielt

Spielt mit den Fingerchen an ihrer schönen Hand,
Bespiegelt sich, berichtiget ein Band
An ihrem Latz, und flüstert Kleinigkeiten
Der Nachbarin, zu beyden Seiten,
Mit einem Ernst ins Ohr, als ob sie viel bedeuten.
Die Fächer rauschen auf und zu,
Kurz, keine thut als ob sie Ohren habe.
Uns scheint dies nicht der Damen kleinste Gabe;
Wir wünschen ihnen Glück dazu!

Auch Vater Zevs läßt, ohne sich zu rühren,
Die Danaen sich zu Gemüthe führen.
Und Mars (so lang der Panegyricus
Ihm um die Ohren saußt) scherzt achtlos mit Auroren,
Fragt, ob ihr Alter noch die Schlafsucht nicht verlohren,
Und trägt sich an zu ihrem Zefalus.

Der Musengott allein — (man weiß wie leicht die Galle
Der Dichter schwillt) — fährt zürnend auf und kräht,
Als

Als ob die Nymphenwuth ihn plötzlich überfalle.
Wie, ruft er, wenn vielleicht ein Reimer ſich
vergeht,
Die Leyer zwingt dem Liebesgott zu fröhnen,
Mit Paphos den Parnaß vertauſcht
Und, ſtatt der klaren Hippokrenen,
In Wein von Beaune ſich berauſcht;
Soll es der Muſen Kunſt, ſoll Phöbus es entgelten?
Bekenn ich mich zu jedem Dichterling?
Und ſoll man mich für Amors Sünden ſchelten?
Wohl weislich ſagt Eſop: Das ſchlimmſte Ding
In dieſer beſten Welt ſey eines Narren Zunge! —

Halt, lieber Sohn! — ruft Zevs vom Thron
ihm zu;
Beſänft'ge dich und ſchone deiner Lunge.
Man kennt den Momus ja! Sey ruhig, guter Junge!
Fy! bringt ſo wenig ſchon dich um die Seelenruh!
Bemerkſt du nicht, wie unſre frommen Damen
Des Spötters Neckereyn ſo ruhig auf ſich nahmen?
Ich ſelber, wie du ſiehſt, ich thu
Als fühlt ich nichts, wenn er von hinten zu

Mir eins verſetzt. Mit Leuten ſeines gleichen,
Giebt ſich kein Kluger ab; man ſucht ihm auszu-
weichen;
Und kömmt es dennoch uns mit ſeiner Pritſche bey,
Was hilft ein kindiſches Geſchrey?
Das Klügſte iſt, ſich ſchweigend wegzuſchleichen.

Der verklagte Amor.

Viertes Buch.

Die Götter ſchickten nun, bey wohlverſchloßnen
Thüren,
Mit hohem Ernſt ſich an, in Sachen zu votiren:
Als ein entſetzliches Getös' im Vorgemach
Das weitere Verfahren unterbrach.
Man ſtutzt und lauſchet nach dem Orte
Woher es kömmt; ſtracks knarrt die goldne Pforte,
Die Flügel rauſchen auf, und Siehe! Paar an
Paar
Schleicht,

Schleicht, leis und ſchneckenhaft, ganz Paphos
und Cythere
Zum Saal hinein; — Der Scherze leichte Schaar
Mit finſterm Blick und ungekämmtem Haar,
Die Grazien in lange Trauerflöre
Wie Klageweiber eingehüllt,
(Drey ächte heilige Nicuſchen!)
Die Liebesgötterchen, vermummt in Scaramuſchen,
Mit einem Wort, der ganze Zug ein Bild
Des Luſtſpiels, wo man weint. — Die ernſten
Ober-Alten
Des Himmels hatten Müh die richterlichen Falten
Auf ihrer Stirn' in Ordnung zu erhalten.
Was wird daraus noch werden, dachten ſie;
Vermuthlich hoft der Schalk, der ſelber zu erſcheinen
Sich nicht getraut, durch dieſes Poſſenſpiel
Die Strafe von ſich abzuleinen.

Allein ſie ſchoſſen weit vom Ziel.
Denn während daß zu beyden Seiten
Die Caravan' im Saal ſich auszubreiten
Beſchäftigt war, wer, meynt ihr, ſchloß den Zug?

Kein Wunder, wenn das Herz den guten Göttern
schlug:
Cupido war es selbst! — und o! so ganz Cupido,
Als weder Raphael noch Guido,
Wiewohl des Gottes voll, ihn jemals dargestellt;
So schön, daß Vater Zevs für Ganymed ihn hält,
Daß Junons grosses Aug noch eins so feurig spielte,
Und Mutter Cybele, indem sie seufzend sich
Erinnerte, wie sehr ihm Atys glich,
Zum zweytenmal des Lieblings Wunde fühlte:
Mit Einem Wort, so schön, daß Mulciber
Sich nicht bereden kann, von einem Sohn, wie der,
Papa zu seyn, die Stirne sich befühlte,
Und bald nach Mars, bald nach Lyäen schielte.
So, Amor, schwebtest du daher,
Und deinen Feinden fiel der Muth beym ersten
Blicke.
Selbst Hymen spürt schon keine Galle mehr,
Und schmiegt verwirrt sich an Vulkan zurücke.
Minerva nur blieb unerschüttert stehn,
Und machte Min' ihr Lied von vornen anzufangen.
Allein Zevs läßt es nicht geschehn.

Er

Er nimmt das Wort, indem mit feuerfarben Wangen
Und halbgeſchloßnem Augenlied,
Wie einer, der ertappt ſich ſieht,
Der Liebesgott ſich vor dem Throne bücket.
Dem Nympſchen gleich, das ſeine Fruchtbarkeit
Zum Protokolle zu geſtehn ſich ſcheut,
Allein, vom Augenſchein gedrücket,
Sie ſchweigend ſtärker eingeſteht:
Wie ſie, in ſich hineingebücket,
Ein ſchüchtern Mittelding von Weib und Mädchen ſteht,
Und (unſerm Blick den Umſtand zu entwenden,
Der das verrätheriſche Blut
Ihr in die Wangen pumpt) mit ihren beyden Händen,
Was Venus zu Florenz mit einem Händchen, thut.
So ſtund der loſe Gaſt, den Heuchlerblick zur Erde
Geheftet, da, mit züchtiger Gebehrde;
Als Vater Zevs beginnt: Mein trauter Enkelſohn,
Es thut mir leid; allein ſehr große Klagen
Sind gegen dich den Göttern vorgetragen.
Komm, hurtig! — Denn die Tafel ruft uns ſchon —

Was haſt du uns zur Gegenwehr zu ſagen?
Brings in beliebter Kürze vor!

Nichts, leider! nichts; erwiedert Cypripor.
Auch komm' ich nicht, mit loſen Rednerſtreichen
Ein mildes Urtheil zu erſchleichen.
Nur allzuwahr iſt was die Schmähſucht ſpricht;
Und wollt' ich läugnen, ſpränge nicht
Aus euern Augen mir die Wahrheit ins Geſicht?
Ja, Götter, ich bekenn' und läugne nicht:
Das ſchlimmſte was Ovid uns angedichtet,
Iſt ſchlimmer nicht als was wir angerichtet,
Ich und mein Hofgeſind. Wem iſt es unbekannt?
Geſtohlen ward durch uns aus Griechenland
Der Leda Töchterchen. Wir hezten am Skamander
Um Nichts und wieder Nichts die Helden an einander;
Wir ſteckten Ilion in Brand;
Wir trugen Holz zu Didons Scheiterhauffen.
Wo Fürſten ſich mit Bürgerhaaren rauffen,
Wo ein Eroberer in durchgeſchwärmter Nacht
Die ſchönſte Königsſtadt zum zweyten Troja macht

Um

Um einen Kuß von Thais zu erkauffen;
Mit Einem Wort, wo eine Büberey
Verübt wird, seyd gewiß da sind wir auch dabey.
Durch wen als uns ward — Jemand einst zum Farren,
Zum Bock, zum Schwan, zu allem was ihr wollt?
Und wird nicht, um der Minne Sold,
Der Weise täglich noch zum Narren?
Was braucht es Klagen und Verhör?
Hier steh ich, Götter, und bekenne,
Bekenne was man mich beschuldigt, und noch mehr.
Verdien' ich noch, daß man mich widerspenstig nenne?
Allein (wie Pallas weislich sprach)
Der Sünde folgt die Strafe billig nach.
Verbannet will die weise Frau mich sehen;
Verbannen will ich mich! Ihr Wille soll geschehen.
Ich selbst — ersparet euch die Müh
Ein Urtheil wider mich zu sprechen —
Ich selbst will euch an Amorn rächen.

Kommt, meine Grazien, kommt, Brüderchen, wir
gehn!
Sie wollen's ſo! Kommt, gute Knaben!
Die ſollen ſcharfe Augen haben
Die hier uns jemals wiederſehn.

Kaum iſt das lezte Wort dem ſchönen Mund
entfallen,
So hebt Cytherens loſe Schaar
Sich in die Luft; die Trauermäntel fallen,
In ſchönen Locken fließt der Charitinnen Haar,
Und um die runden Hüften wallen
Gewänder, roſenfarb, wie leichte Wolken her.
Sie ziehn in lieblichem Gewimmel,
Von Zephyrn hoch getragen, durch den Himmel,
Und wo ſie fliehn, erſtirbt ſein reines Blau
In düſtrem freudenleerem Grau.
Doch, eh ſie ſich den Augen ganz entzogen,
Zerbricht Kupido ſeinen Bogen,
Wirft ihn herab, und ruft den Göttern zu:
Gehabt euch wohl, wir wünſchen euch Vergnügen!
An Amorn ſolls gewiß nicht liegen,

Wenn

Wenn fürderhin nicht unbegrenzte Ruh
Den Himmel wiegt. Nur wähnet nicht, Göttinnen,
Daß, was er thut, er bloß zur Hälfte thu'.
Ihr hoft vielleicht dabey noch zu gewinnen,
Weil doch mein Brüderchen von linker Hand euch bleibt,
Der, wie man sagt, euch stolzen Sultaninnen
Oft in geheim die lange Zeit vertreibt.
Doch, ihm das Reich zu übergeben,
Das ich verlassen muß, verbeut
Die Ehre mir und selbst die Sittlichkeit;
Wir werden ihn der Arbeit überheben.

So sprach der Gott, und lächelt' und, verschwand.
Die himmlische Synode stand
Ein wenig dummer da, als Manches vor der Hand
Dem andern merken lassen wollte.
Man that sein möglichstes um Gutes Muths zu seyn.
Doch, was man kann, und was man können sollte
Trift, wie ihr wißt, nicht immer überein.

Schon bey der Tafel ſchleicht die Langeweil ſich ein,
So ſehr die Götter ſich um Witz zu haben quälen.
Man merkt, es gehe nicht, und ſucht es zu verheelen;
Vergebens! denn, beym Styx, der beſte Götterwein
Iſt Waſſer nur, wo Amors Schweſtern fehlen.
Man ißt und weiß nicht was, man lacht und frägt warum,
Man öfnet weit den Mund, will reden, und bleibt ſtumm.
Der Witz verläßt den Gott der Muſen,
Die Munterkeit den Gott des Weins.
Merkur ruft Heben ſtets: Noch eins!
Und ſchielt, indem er trinkt, nach — Veſta's platten Buſen.
Vergebens ſtimmt der Pieriden Chor
Der glühnden Sappho wärmſte Oden
(Zwar etwas ſchläfrig) an; man hört mit halbem Ohr,
Und bleibt ſo froſtig als zuvor.
Die Damen ſitzen wie Pagoden

In ſteiffer Majeſtät, nach Junons Beyſpiel, da;
Und ſchleicht ſich auch von Viertelſtunde
Zu Viertelſtund' ein Wort aus einem ſchönen Munde,
So ſchnappt der Dialog beym erſten Nein und Ja
Gleich wieder zu; kurz, ſumßte hier und da
Nicht eine Weſpe noch, ſo dächte man es ſtünde
Der Puls der Schöpfung ſtill. Zevs, der die Kurzweil liebt,
Fand dieſe Art zu tafeln ſehr betrübt.
Noch nie ward Hebe ſo geſchwinde
Des Dienſts entlaſſen. Aber, ach!
Die Langeweile ſchleicht den guten Göttern nach,
Wohin ſie fliehn, bis in die Cabinetchen,
Bis in die Lauben von Schasmin
Und auf die nun nicht mehr wollüſt'gen Ruhebettchen.
Denn (unter uns) das Tête-à-tête
Entſchädigte ſehr ſchlecht die hoffenden Göttinnen.
Sie wurden bald zu ihrem Schaden innen,
Daß ohne Grazien nichts wohl von ſtatten geht.
Vergebens wurde bey Auroren
Die Sommernacht ein wenig lang beſtellt,

Was hilfts, daß ſie den Tag zurückehält?
Selbſt für die Heben und die Floren
Geht nun, durch Amors Fluch, die ſchönſte Nacht
verlohren.
Den ſchlummernden Endymion
Kann Lunens wärmſter Kuß nicht aus der Schlaf-
ſucht küſſen,
Und zu Auroras Roſenfüſſen
Petrarchiſiert, trotz d'Urfees Seladon,
Der weiſe Zefalus. Sogar der Gott der Gärten
Schleicht von Pomonen ſich ein wenig früh davon,
Und ſchwört, gerichtlich zu erhärten,
Daß einem Mann wie er durch alle Zauberey
Von allen Zirzen und Medeen,
Kanidien, und andern böſen Feen
Der ganzen Welt ſo was noch nie begegnet ſey.

Die hintergangenen Göttinnen
Benahmen zwar dabey ſich meiſterlich;
Sie ſchienen willig zum Verglich,
Und ſprachen von der Luſt der Sinnen
Wie Zenons ſtrengſte Schülerinnen:

Doch

Doch ſage mir nur niemand, daß man ſich
Durch Scenen dieſer Art bey ihnen ſehr empfehle.
Natürlich dünkt ein ſchönes Weib
Sich etwas mehr als eine nakte Seele;
Und Metaphyſik iſt ein ſchaaler Zeitvertreib
Für Nymphen, die in Lauben wachend ſchlafen,
Und ſich gefaßt gemacht, anſtatt
Dem Günſtling zu verzeyhn, der nichts begangen hat,
Ihn für Verbrechen zu beſtrafen.

Wie dem auch ſey, ſo hatten dieſesmal
Die Götter keine andre Wahl
Als Amors Strafgericht ſo leicht auf ſich zu nehmen,
Als möglich war; und ſtatt des Zuſtands ſich zu ſchämen,
Wozu er ſie verdammt, ihn wo nicht angenehm,
Doch ehrenvoll zum wenigſten zu machen.
Diotima's geprieſenes Syſtem (*)
Iſt,

(*) Dasjenige, ſo Plato in ſeinem Gaſtmale der Sophiſtin Diotima in den Mund legt, gemeiniglich daher das Platoniſche genannt.

Iſt, wie ihr wiſſet, ſehr bequem
Zu dieſem Zweck. Zu was für ſchönen Sachen
Giebt es den Stoff? Wie fein es klingen muß,
Wenn ſelbſt Priap, dem ſonſt der beſte Kuß
Zu leichte Speiſe war, mit ſchwärmendem Entzücken
Von reiner Liebe ſchwazt; ſich ſättiget an Blicken;
Und, in demüthiger Diſtanz
Von ſeinem Gegenſtand, mit einem groſſen Kranz
Von *Agnus caſtus* (*) um die Lenden,
Pomonen überzeugt, ein Buſen, deſſen Glanz

Den

(*) Wenn man dem Plinius glauben darf, ſo haben die Blätter dieſer Staude eine gewiſſe kühlende Kraft, welche dem Gelübde der Keuſchheit und Enthaltung beſonders günſtig iſt. Die Athenienſiſchen Damen, welche, während den Thesmophorien (einem über acht Tage daurenden Feſte der Ceres) ſich von ihren Männern gänzlich abſondern mußten, beſtreuten ihr Lager mit Agnus caſtus aus einem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, welches (wenn das factum wahr wäre) ihrer Gewiſſenhaftigkeit mehr Ehre machen würde, als ihrem Temperament. S. *Plin. Hiſt. Nat* L. XXIV. c. 9. Bayle hat ſich verbunden geglaubt, die Athenienſiſchen Frauen gegen dieſe Beſchuldigung des Plinius (wie er es nennt) in ſeinen Schutz zu nehmen,

und

Den Schnee beſchämt, ſey nicht gemacht, von Händen
Gedrückt zu ſeyn; und einen kleinen Mund
Der reizend ſpricht und lacht, um einen Kuß zu pfänden
Sey Hochverrath. — „Wer kann ſo ſchön dich ſehn,
(So fährt Herr Phallus fort zu krähn)
Und mehr als dich zu ſehn verlangen?
Die Seele, die dich anſchaut, ſtreift
Flugs ihren Körper ab, ſo wie verjüngte Schlangen
Die alte Haut; nun fliegt ſie auf, durchſchweift
Ihr neues Element, die Roſen deiner Wangen
Die Liljen deiner Bruſt, vergißt
Der Sinnen lezten Wunſch, und fühlt, daß wahrer Liebe
Die Liebe ſelbſt die höchſte Wonne iſt. „

Dies

und man muß geſtehen, daß ſeine Apologie nicht ſcharfſinniger und triftiger hätte ſeyn können, wenn er im Falle geweſen wäre, eine Belohnung von ſeinen ſchönen Clientinnen zu hoffen. v. *Dictionn. Hiſt. et Crit.* T. IV. Art. *Thermopheries.*

Dies alles, wir geſtehn's, iſt ſchön und gut
zum Sagen;
Auch ſagen es die Götter oft genug
Den Damen vor. Man hört in dreißig Tagen
Und Nächten nichts als dies. Doch dieſen hohen
Flug
Noch dreißig Tage auszuhalten
Fühlt kein Olympier ſich ſtark genug bekielt.
Ein anders iſt, wenn man dergleichen würklich
fühlt,
Wie einſt Petrach. Allein bey unſern kalten
Entgeiſterten Verliebten war gewiß
Dies nicht der Fall. Die guten Götter hatten
Nichts beſſeres zu thun, und ſagten alles dies
(Von Nacht und Mond und kupplerischen Schatten
Herausgefodert) bloß *in fugam vacui.*
Die Damen gähnten traun! nicht mehr dabey
als ſie.
Allein dafür erräth ſich ohne Müh
Wie ſich das Luſtſpiel enden mußte.
Denn, trotz der ſiebenfachen Kruſte
Von Schnee und Eis, die ihren Buſen ſchüzt,

Kaum

Kann Pallas selbst den Mann, der zu nichts andern
nüzt
Als ihr zu Fuß zu liegen und zu schmachten,
Nicht anders als — aus Herzensgrund verachten.
Die Tugendhafteste flößt gern was wärmers ein
Als was wir bloß für ihre Tugend fühlen:
Und, ohne weniger der Weisheit treu zu seyn,
Beym ruhigsten Entschluß, das Feuer nie zu kühlen
Das euch verzehrt, ergözt sie innerlich
An seinem Spiel, an seiner Flamme sich.
Auch sagt mir doch, was für Behagen
Gäb' eine Stellung ihr, wobey sie nichts zu wagen,
Nichts zu verliehren sieht? Sich selbst nicht sagen
kann:
Dein Sieg ist dein Verdienst! dein Gegner war ein
Mann!
Wir unterstehen uns zu sagen
Daß dies so gar auf Bilder sich erstreckt;
Und daß ein Cherub ohne Magen
Und Unterleib, in seinem Federn-Kragen,
Des frommen Nönnchens Herz nicht halb so gut
erweckt

Als

Ins Ohr gesagt, ich weiß euch ein Arkan
Womit die Götter sich so fest als Eisen machten.
Ihr wünscht es mitgetheilt? Wohlan!
Verachten, Kinderchen, verachten,
Dies ist die ganze Kunst! — Du betest Chloen an,
Ein saures Blikchen macht dich schmachten;
Ein Lächeln ist genug dem Zevs dich gleich zu achten?
Du armer Mann! Wenn sie dich quälen will,
Blickst du sie sterbend an und hältst ihr still?
Verachten, kleiner Thor, verachten!
Probatum est! Von den *remediis*
Amoris, glaube mir, hilft keines so wie dies!
Sie starrt dich an mit Augen von Medusen;
Versteinert, denkt sie, werdest du
Zum Zeichen dastehn! — Aber du,
Du bist kein Geck, du hast *æs triplex* um den Busen,
Und issest, trinkst, und pflegst der Ruh,
Und, statt der Quälerin was dummes vorzuweinen,
Gehst du davon auf zwey gesunden Beinen.

Das Mittel ist bewährt, wiewohl nicht allgemein;
Es möchte dann und wann nicht anzuwenden seyn.

Ver-

Verachten was wir lieben müſſen
Iſt oft unmöglich, immer ſchwehr;
Den Zuſtand nehm ich aus, worinn das Götterheer
Durch Amors Bosheit, wie wir wiſſen,
Seit kurzem ſich befindt. Denn freylich, der
Inſtinct
Thut mehr dabey als mancher Göttin dünkt,
Wenn ihre Reitzungen uns das Gehirn verrücken.
Durch ihn ſezt oft ein Nymfchen in Entzücken,
Iſt eine Ilia (*), iſt Venus, überall
Mit Grazien garniert und *tota merum ſal* (**)
In euern faſcinierten Blicken,
Die, ohne Amors Argeliſt,
Ein ſehr alltäglich Thierchen iſt.
Ohn' ihn erblickt Adonis in Cytheren
Nur eine Frau zum Zeitvertreib,

(*) Ilia et Egeria eſt, do nomen quodlibet illi. *Horat.*

(**) χαριτων μεστα, tota merum ſal; ein Ausdruck des Lucrez, deſſen Ueberſetzung eine Aufgabe für unſre Sprachkundigen ſeyn mag. Die Franzoſen brauchen das Wort piquant in einem Sinne der dem Worte ſal in dieſer Stelle entſpricht.

Ohn' ihn wird Juno zur Megären,
Und Galathee zum Austerweib.
Sie, deren Lieblichkeit zu hyperbolisieren
Die Götterſprache ſelbſt einſt unzulänglich war,
Sind itzt der Gegenſtand von hämiſchen Satyren.
Auroren wird ihr Roſenhaar
Zur Laſt gelegt, Dianen ihre Länge.
Mit unbarmherziger kunſtrichterlicher Strenge
Wird jeder Reiz anatomiert,
Und, wie natürlich iſt, verlichrt
Der Reiz dabey. — Bey Amors Zauberfackel
Muß man die Schönheit ſehn! Der kalten Tadelſucht,
Die Reiz für Reiz gerichtlich unterſucht,
Iſt Hebe ſelbſt nicht ohne Mackel.

Nun, meine Freunde, ſetzet euch
Ein wenig an der Götter Stelle
Und ſagt mir: iſt ein Himmelreich
Wo man einander quält, nicht eine wahre Hölle?
O Amor, Gott der Freuden, kehre um,

So

(So ruffen heimlich oft die Götter und Göttinnen)
O kommt zurück, ihr Charitinnen,
Wo ihr verbannet seyd, da rinnen
Kozyt und Flegeton, da quälen Plaggöttinnen,
Ach! ohne euch ist kein Elysium,
Ist kein Olymp! — Allein dies laut zu rufen,
Verbeut noch Stolz und falsche Schaam.
Sie mußten erst durch alle Stufen
Der Langenweile gehn. — Zu welchen Mitteln nahm
Man nicht die Zuflucht erst? Bald gab der dicke Momus,
Und Bacchus bald ein Freudenfest, wobey
Sich niemand freute; oder Momus
Ein Farcikalisch Allerley,
Das desto mehr die Logen gähnen machte
Je mehr das Paradies und der Verfasser lachte.
Herr Momus war (wie Dichter gerne sind)
Für seines Witzes Brut an beyden Augen blind,
Und sprach, im ersten Zorn, zu seinem Freunde, dem Thiere
Mit langem Ohr: „Der Henker amüsiere

„Die Herr'n und Damen, die nicht amüſierbar
„ſind!"
Doch dient' es ihm zum Troſt, daß Azor und
Themire
Von Monſieur Marmontel nicht beſſre Wür-
kung that.
Die Muſen dachten, ſo was Neues
Wie der Olymp noch nie geſehen hat,
Muß Wunder thun. Allein — Apoll verzryh' es
Der guten Erato! — Man fand ſie kalt wie Schnee.
Das Thierchen, ihr Amant, verdient' es zwar nicht
beſſer;
Doch die Beluſtigung der Götter-Aſſemblee
War, wie ihr ſeht, darum nichts deſto gröſſer.
Wißt ihr was traurigers, im Himmel, oder hier
In dieſem Jammerthal, wo wir (nach Standes-
gebühr
Mehr oder weniger) der Langenweile fröhnen,
Als, unergötzt, in langen froſt'gen Scenen,
(Mit Sang und ohne Sang) drey Stunden oder
vier
Zum Zeitvertreib einander — anzugähnen?

Die

Die Götter hieltens auch nicht manchen Abend aus.
„Viel lieber, sprachen sie, hojahnen wir zu Haus,
„Und schneiden Bilder aus, und putzen unsre Pup-
pen.„
Zulezt, nachdem man lang auf neue Kurzweil sann,
Beut die Astronomie sich an.
Seitdem es Sterne giebt, sah man so schöne
Gruppen
Um kein Dollondisch Glas gebückt.
Die Damen schienen ganz von Wissenslust verzückt,
Sie guckten Nächte lang, und hohlten sich den
Schnuppen.
Der Wettstreit, wer im schönsten Nachtgewand
Den Sternen Cour zu machen käme,
Trug auch das Seine bey, daß man am Weltsy-
steme
Und am Planetentanz so viel Vergnügen fand.
Nehmt noch dazu, was allen Lustbarkeiten
(Sogar den feyrlichen, wozu die Glocken läuten)
So ein — wie nennt ihrs? — giebt, das sie pi-
quanter macht,
Mit Einem Wort, die Zeit der Mitternacht:

So hätte wohl zum Glück der Mondesfinsternissen
Nur Amor noch darein sich mischen müssen.
Allein, da dieser fehlt, verlohr die Warte bald
Den ersten Reiz — die Nächte waren kalt —
Die Damen klagten über Flüsse,
Und Rückenschmerz und Drücken auf der Brust;
Man fand, daß man die Wissenslust
Gemächlicher zu stillen suchen müsse.
Versuche folgen nun in Boylens leerem Raum,
Man wiegt die Luft, zergliedert Sonnenstralen,
Und lernt, warum sie leichter Wolken Saum
Mit siebenfärbgen Lichte mahlen;
Man mißt den Schall, man zählt der Sterne Heer,
Die Flocken Schnee, die Tropfen Regen,
Die auf den Erdkreis und ins Meer
Ein Jahr ins andre fallen mögen;
Was mißt und zählt man nicht, wenn man mit seiner Zeit
Nichts anzufangen weiß? Alsdann ist Zeiterſparung
Verlohrne Zeit. Die kleinste Kleinigkeit
Wird wichtig dann, und eh die Seele Hunger leidt,

Zieht

Zieht sie aus Distelköpfen Nahrung.
Noch mehr — Vorausgesezt, daß euer Trismegist
Die Klugheit hat, mit Demonstrationen
Und a + b. die Damen zu verschonen —
Wo ist — wenn den Endymionen
Was menschliches begegnet ist —
Ein Zeitvertreib mit diesem zu vergleichen,
„Dem Mütterchen Natur, die keine Zeugen liebt
Wenn sie den Wangen Roth, dem Busen Liljen
giebt,
Bis an den Putztisch nachzuschleichen?
Die Schächtelchen und Büchschen allzumal
Eins nach dem andern aufzumachen,
Und tausend wunderbare Sachen
Wovon euch nie geträumt, aus ihrem Futteral
Herauszuziehn, sie zu besehen,
Und wenn ihr nun, von Stück zu Stück
Sie lange gnug betastet und besehen,
Sie in ihr Futteral zurück
Zu legen, und dann just so klug davon zu gehen,
Als ihr gekommen?„ — Traun! wir müssen es
gestehen,

Dies Spiel iſt wohl ſo gut als eines in der Welt!
Allein ſo ſehr es unterhält;
Verliehrts doch, wenn ihts lange ſpielet,
Der Neuheit Reiz, der anfangs es empfielet.
Ein andrer Spas wird auf die Bahn gebracht,
Daurt einen Tag und eine lange Nacht,
Wird angeſchmackt, muß einem Dritten weichen,
Und dieſem gehts, wie allen ſeines gleichen.
Was wollen wir? Da nichts mehr Eindrung gab,
Sank man, von Spiel zu Spiel, — zur blinden
Kuh herab.

Vergebens! Amor fehlt, die Charitinnen fehlen:
Die blinde Kuh ſogar wird intereſſant durch ſie;
Doch ohne ſie? — ich würde mich empfehlen,
Wer Luſt hat, ſpiele mit! — Vergebens, gute
Seelen,
Hoft ihr Vergnügen ohne ſie;
Vergebens ſchwanket ihr von einer Phantaſie
Zur andern: ohne ſie ſind Freuden ohne Freude,
Ergötzt kein Ohrenſchmaus und keine Augenweide,
Herrſcht Langeweil und dumme Apathie
Und Ueberdruß und Spleen und Agrypnie,

Bey

Bey aller Luſt, beym ſchönſten Sommerwetter,
Beym Nektartiſch, bey Tanz, Geſang und Symfonie,
Sogar im goldnen Saal der Götter.

Die weiſe Frau verzeyh' uns, deren Rath
Zwar wohl gemeynt, die ſchlimme Würkung that;
Allein, Freund Sokrates ſcheint wohl gewußt zu haben
Wie und warum, wenn er die ſchönen Knaben,
In deren Zirkel er ſich gerne finden ließ,
Den keuſchen Grazien opfern hieß.
Der Mannsthat was wir alle ſollten
Wofern wir weiſer werden wollten;
Er fragte die Natur; ſie war ſein Genius,
Und ſeine Pythia! doch, wohl gemerkt! er fragte
Wie man, belehrt zu werden, fragen muß; (*)
Und was ſie ihm in Antwort ſagte,

Ver-

(*) d. i. er hatte nicht ſchon vorher bey ſich ausgemacht, was ſie ihm antworten ſollte, ſondern hörte bloß auf das was ſie ihm antwortete: Und dies iſt gerade was die wenigſten Fräger thun.

Vernahm er recht und ganz. — Wem dies ein
Räthsel ist,
Der laß es sich von Xenophon erklären;
Ein jeder ächter Sokratist
Versteht uns. Kurz und gut, Frau Pallas (ihren
Ehren
Unschädlich!) hatte wohl die Folgen nicht bedacht,
Da sie den Göttern von Cytheren
So strenge den Proceß gemacht.
Der Spleen, der nun, seitdem man sie vertrieben,
Den Götterhof erfüllt, der Augen trübes Licht,
Die finstre Stirn, das grämliche Gesicht,
Das Unvermögen was zu lieben,
Die Trägheit was zu thun — wär noch das
schlimmste nicht.
Ists erst dahin mit uns gekommen
So nimmt das Uebel zu. Zevs der die Unters
welt
Regieren soll, regiert, so wie ein Würfel fällt,
Auf gutes Glück, und plagt die Bösen und die
Frommen.
Minerva, deren Ernst die sanften Grazien
Sonst

Sonſt unvermerkt erheiterten,
Iſt vor Pedanterey nicht länger auszuſtehen.
Der gute Bacchus wird, ſeit Amor ſich verbannt,
Mit Satyrn ſtets bezecht geſehen.
Mars tobt und macht den Sakripant.
Die Muſen krähen uns in rauhen fremden Tönen
Kamtſchadkiſche Geſänge vor,
Entſagen, neu zu ſeyn, dem Schönen,
Betäuben den Verſtand, und ängſtigen das Ohr.
Man will ſogar (wir wollen's Beßre hoffen)
Sie hätten einſt in dickem Gerſtenſaft
Mit Wodans wilder Brüderſchaft
Aus MenſchenSchädeln ſich beſoffen.
Genug, der Unſinn ſtieg von Grad zu Grad ſoweit,
Daß endlich Aeskulap (der Göttern und Göt-
tinnen
Früh Morgens und um Schlafenszeit
Den Puls befühlt) ihr Blut ein wenig zu ver-
dünnen,
Und wieder den Olymp in aller ſeiner Sinnen
Nutznießung und Gebrauch zu ſetzen, nöthig fand
Auf Amors Rückkehr, vor der Hand,

In vollem Amtsernſt anzutragen.
„Die Krankheit (ſprach er) hat die Zirbeldrüſe ſchon
„Ergriffen; alles hier zu wagen
„Iſt nichts gewagt. So ſchlimm Cytherens Sohn
„Auch ſeyn ſoll, wird er doch bey unſern Frauen-
zimmern
„Und Herren überhaupt im Hirnchen nichts ver-
ſchlimmern,
„Hingegen, deſtomehr an Laune, guten Muth,
„Und ſelbſt am Herzen beſſer machen;
„Wir leben wieder, ſcherzen, lachen,
„Verdauen, ſchlafen ſanft und machen friſches
Blut,
„Und werden mehr dabey gewinnen
„Als mancher denkt„ — Der Arzt hat Recht,
Rief das olympiſche Geſchlecht.
Man hatte Zeit gehabt ſich beſſer zu beſinnen.
Sogar der Sprödden weiſe Zunft
(Wiewohl ſie ſichs nicht merken ließen)
War müde, für Minervens Spleen zu büßen,
Und ſehnte heimlich ſich nach Amors Wieder-
kunft.

Die

Die Sache gieng im Götterrathe
Einhellig durch. Es liegt dem ganzen Staate
Zuviel daran, sprach Zevs, daß wir in Einigkeit
Wie Göttern ziemt beysammen wohnen.

Straks sendet man Merkurn mit Propositionen
Nach Paphos ab. Man gab sich etwas bloß,
Dies ist gewiß; allein die Sehnsucht war zu groß
Um durch Bedingungen den Frieden zu erschwehren.

Ich sage nicht, sprach Momus, daß man es
Vermeiden konnte, just so weit zurückzukehren,
Als man einst vorwärts gieng — wohl Recht hat Sokrates,
„So arg der Schalk auch ist, kan man ihn nicht entbehren —
Dies sag' ich nur: das was wir itzo thun
War schon gethan, und hätten wirs beym Alten
Gelassen (wie ich stets für räthlicher gehalten)
So brauchten wir itzt nicht zu thun

Was ſchon gethan war; nun iſt Amor unſer
Sieger!
Dafür (ſpricht Aeskulap) ſind wir um ſoviel klüger.

Von Ungefehr ſtand mit geſpiztem Ohr
Das Eſelchen dabey und lachte;
He? gähnt er, ſage ichs nicht zuvor?
Die Welt geht, wie ich immer dachte,
So gut ſie kan; — „Sie ſollte beſſer ſeyn,
(Spricht man) dies fehlt und das „— Ich merk'
es auch; allein
Den möcht' ich ſehn, der eins beßre machte!

Der

Teutſche Merkur.

Des Siebenten Bandes
Zweytes Stück.

August 1774.

Weimar,

bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Poesien.

An ein Brautpaar.

Den 8 April 1774.

Die Ihr der schönsten aller schönen Stunden,
Wann von der Gäste Schwarm, die freudetaumelnd verschwunden,
Nur Amor übrig bleibt, und mit dem Vorhang rauscht,
Voll Ungeduld entgegen lauscht;

Indeſſen Eure Phantaſie, berauſcht
Vom wunderbaren Lethe, den der Sänger
Der Grazien Pſychen ſang, in Roſenhainen irrt,
Und o, von Ahndung ſüßrer Freuden, immer bänger
Euch's um die Herzen wird;
Heil Euch, des mächtigen Amors Geweihte!
Heil Euch, die der Vergelter heute
Für treuen Dienſt belohnt!
Du Siegerin im jungfräulichen Kranze,
Der auf den braunen Locken thront,
Und du von Hymens Fackelglanze
Gerötheter, beglückter Jüngling Du,
Heil! ruft Euch alles zu.
O, lebt und liebt Euch, nach der Sitte
Der goldnen Zeit, als eine Hütte
Die Seligen umſchloß, die willige Natur
Aus ihrem Ueberfluß ſie nährte
Und ihnen Hain und Flur,
Was ſie zur Freude bedurften, gewährte.

Durch Euer Beyſpiel angereizt,
Bekehre ſich, wer ſchon allmählig an der Küſte

Des

Des Hageſtolzen-Eylands kreuzt,
Bekehre ſich zu Hymens Altar, und gelüſte
Nach eines Weibchens warmer Zärtlichkeit,
An deren Bruſt er jegliche Beſchwerde
Verträumen, jede Seligkeit
Gedoppelt ſchmecken kann! (Spricht ſie zur Freude: werde!
Zum Kummer: fleuch! wird Freude; Kummer flieht!)
Nach jenem Bunde, der herab zur Erde
Den ganzen Himmel zieht;
Nach jener ewigen Verſchwiſterung von Seelen,
Beſtimmt ſich hier zu finden und zu wählen,
Und ſich getreu bis in den Tod zu ſeyn;
Nach jenen unausſprechlich ſüſſen Sorgen
Für Menſchchen, die durch uns ſich ihres Daſeyns freun;
Nach jenen Liebkoſungen, Scherzen, Tändeleyn,
Die, vor des Neides Blick verborgen,
Gott Hymen ſchützet und verſchweigt;
Nach jenen frohen Tagen, deren Morgen
Aus froher Nächte Schooſe ſteigt.

E***r.

Romeo und Julie,
ein Duett
nach dem Shakespear.

Romeo
(nach dem Tanze mit Julien.)

Dieſe heil'ge Hand hab' ich entweiht;
Meine Lippen ſind mit frommen Küſſen,
Wie buſſert'ge Pilgrime, bereit
Dieſen Frevel abzubüſſen.

Julie.

Nichts zu büſſen haſt du; Heilige
Haben Hände, die, anſtatt zu küſſen,
Andachtsvolle Pilgrime
Hand auf Hand berühren müſſen.

Romeo.

Aber, ach! wozu haben ſie den Mund?

Julie.

Nur zu beten, nicht zu küſſen.

Romeo.

Theure Heilige! ſo laß aus Herzensgrund
Meinen Mund ſich an den deinen ſchließen,

Dich

Dich zu flehn, mein Herz in dich zu ziehn,
Und dein Herz in mich zu gießen.

Julie.

Könnten Heilige, dich fliehn,
Wenn du kämeſt, ſie zu küſſen?

W—s.

An Röschen.

Auf den Tod ihres Staar's.

Laß, mein Engelchen, bitte, laß doch endlich
Ab mit Weinen und Kümmern; ſind genug der
Minnethränen gefloſſen, mehr, dann deinen
Roſenwangen ich, deinem vollen Buſen
Zu entküſſen vermag! — Und du, verwünſchter
Gottvergeßener Kater, eile, laufe,
Spring von Dache zu Dache ruh- und raſtlos,
Werde flüchtig und unſtät, weil du lebeſt:
Daß mein Rächerarm nirgend dich erhaſche,
Nicht dich jählings ihm nach hinunter ſchleudre,
Nach zum Tartarus, ihm dem lieben Vogel,

Den mein Röschen mit jämmerlichem naſſem
Blick beäugelt. Da liegt er — todt! — O wehe!
Purpurfarbene Tröpflein quillen langſam
Aus dem Kehlchen herfür, das geſtern noch ſo
Hell ertönete. Heut', o Jammer! haben
Deine Satanaskrallen es zerriſſen,
Heute ſchweigt es, und ſchweigt auf ewig! Aber,
Du, mein liebliches Mädchen, ſollt nicht länger
Weinen. — Wiſſe, der Staarmatz, der ſo blutig
Mit verſchloſſenem Schnabel, ſtumm und ſtarre
Die erkalteten Füßlein von ſich ſtrecket,
Dieſer Staarmatz ſoll nicht verweſen; nimmer
Soll ſein Hüttchen in Staub zerfallen. Bey den
Schönen azurnen Aepfeln deiner Augen!
Mach' ich, Röschen, mit ſtarken Spezereyen
Und mit köſtlichem Balſam, und mit allen
Kraut und Salben Arabiens, das Köpfchen
Und den kugelgeformten Bauch des Vogels,
Jedes Gliedmaaß, ihm unzerſtörbar. Wie ein
Fürſt Aegyptens um Memphis, wird er ſtolz dann,
Auf Palläſten von Nußbaum, in der Reihe
Seltner Colibri, grüner Papageyen,

Tauſend-

Tauſendfarbener Stiegelitze prangen:
Ewig, ewiger als des Wundermannes
Aeskulapius Rietzki weltberühmte
Große Mumie, aller Weiſen, Hoch- und
Tiefgelahrten-Geſpräch und aller Narren,
Die in allen vier Welten dieſer Kugel
Die in Lilliput, Quama, die im Monde
Leben, weben und ſind. — Steht freylich nicht ein
Marmorklümpchen dabey, woran ein plumper
Meiſel Gothiſchen Styl's zum Ritter worden,
Und das männiglich der allweiſe Hauſe
Mit ſperrangelweitofnem Munde anſtaunt:
Dennoch, einziges Herzblat, mögſt du nicht des
Art'gen Vogels vergeſſen, wenn ein Wölkchen
Süſſen Ambra's von ihm dir ins Gehirnchen
Steigt, und nieſen dich macht; auch wenn mit einem
Kuß dein näßiges Aug' ich trockne, wo ein
Thränchen ſchweppert, das werther iſt, denn hundert
Hieroglyphiſche Marmormonumente.

Sk.

An eine Quelle.

Du rieſelſt, liebe kleine Quelle,
Noch immer von der Felſenwand
Herab? Und die kryſtallne Welle
Wäſcht deines Beckens Silberſand?

Du jüngre Schweſter jener ältern,
Horazens Liebling, die er ſang (*),
Und oft mit Wein von Chier Keltern
Aus dem umkränzten Becher trank,

Dir wird zwar nicht ein Böckchen bluten,
Das, ſäugend, nach der Mutter ſchreyt;
Doch, Quellchen, deinen hellen Fluthen
Sey, klein wie du, dies Lied geweyht.

Kühl in der ſchwülen Sommerhitze
Tränkſt du den blumenvollen Rand,
Und dieſen Strauch, der meinem Sitze
Zur grünen Decke ſich geſpannt.

Kühn

(*) Siehe Horat. Odar. lib. III. od. 13.

Kühn ſchwebt am jähen Felſenhange
Hoch über dir die Fichte, die
Sich alternd bückt. Sie rauſcht ſchon lange
Den bangen Ton der Elegie.

Doch, mir ein ſüſſer Ton, da Freuden
Mich und mein ſeufzend Herz längſt fliehn. —
Sie ſind es ſelbſt, die ſtillen Leiden,
Die mich, o Quelle, zu dir ziehn.

Dein Murmeln fragt mich, was ich klage?
O, frage nur die Nachtigall;
Singt ſie nicht ſchmachtend Nächte, Tage
Hindurch ihr Leid am Waſſerfall?

Die arme Kleine klagt den Gatten,
Und Chloen ich, ach! — mir geraubt! —
In euerm Schoos, vertraute Schatten,
Iſt dieſe Klage mir erlaubt! —

O du, mir liebe, kleine Quelle,
Rausch leiser! — Sieh', die Thräne fällt
Schon aus dem Aug' in deine Welle;
O nimm, und zeig sie nicht der Welt.

B—ch.

Daphnis, an den Schlaf.

Nach einem Gemählde des Boucher, in welchem ein Mädchen an der Brust eines jungen Menschen, unter einem blühenden Baume, schläft.

Sinke holder Schlaf hernieder
Aus dem Schoos der mütterlichen Nacht;
Streiche Balsam auf die Augenlieder
Meiner Lally, daß sie nicht erwacht.

Fächle, West, die Rosenwange
Um die noch ein süsses Lächeln schleicht,
Kühle ihren Busen, der, dem Zwange
Widerstrebend, unter Fesseln steigt.

Schlage

Schlage ſanfter zärtlich Herze,
Klopfe ſtiller, ſympathetiſch Blut,
Da, umflattert von der Schaar der Scherze,
Lally jezt an meinem Buſen ruht.

Wiegt ſie liebesvolle Seufzer,
Die ihr ſchneller meinen Buſen hebt,
Wiegt ſie tief in Schlummer; jeder Seufzer,
Werd' ein ſüſſer Traum, der ſie umſchwebt.

Lüfte, ſpielet mit der Locke
Sanfter, die um ihren Nacken ſchwimmt! —
Sinke weicher, ſchöne Blüthenflocke,
In den Schoos, der freundlich dich aufnimmt.

Schütze Lally's Augenlieder,
Holder Schlaf! ſie ſind dein Heiligthum.
Oefnet ſie die blauen Augen wieder,
Ach! dann ſeh' ich ins Elyſium.

B—ch.

Empfin-

Empfindungen
eines Braunſchweigers,

als dem Herrn Leſſing die Aufſicht über die Bibliothek zu Wolfenbüttel aufgetragen wurde.

Du kleines Land, der gröſſeren Provinzen
Germaniens Beſchützerin;
So vieler vom Apoll gekrönter Prinzen,
So vieler Weiſen Pflegerin;

Du Vaterland wohl gröſſrer Scipionen,
Als einſt das Capitol geſehn
In Siegsgepräng' auf umgeworfner Thronen
Zertrümmerten Ruinen gehn;

Sey ſtolz! Ein neuer Glanz verbreitet
Sich über deinen Ruhm! — So ſtrahlt
Kein Meteor, das durch den Himmel reitet,
Und Titans Licht mit Feuer malt.

Emiliens Schöpfer, den an ihren Buſen
Die Grazien oft liegen ſahn,
Und mit ihm ſpielten, eilt mit allen Muſen,
Karls Erſtgebohrnem ſich zu nahn,

Und dein zu ſeyn! — Ich ſeh, ich ſeh die Wellen
Von Stolz und Wolluſt aufgeblähet,
Dem Ockarus bis an die Hüften ſchwellen,
Der ſelbſt aus ſeiner Grotte geht,

Den Mann zu ſchaun, in deſſen Geiſt drey Geiſter
Aus altem Griechenland,
Den Stagirit, Mänander und den Meiſter
Der Fabel, Gott Apoll geſandt;

Den kühnen Mann, der mehreren Gefahren
Die Heldenſtirn am Helikon
Entgegenwarf, als, in den Kinderjahren
Der Dichterwelt, Alkmenens Sohn;

Der überall, wie eine Morgenröthe,
Die Nacht der Dumheit niederſchaut,
Und, wo ſich einſt in Tempeln Stupor blähte,
Den Muſen einen Pindus baut.

O Vaterland! O Wolluſt dich zu nennen,
Die einem Britten Neid gebiert!
In Famens Tempel wird dein Name brennen,
Seit Leſſing deine Grenzen ziert.

X.

Meine Sorgen.

Nicht, was in ſeiner groſen Seele
Der Brennen Friedrich denkt,
Wenn er allein von zwanzig Reichen
Das Ruder lenkt,

Und, wie ein Kaukaſus, die Stirne
Durch Ungewitter ſtreckt,
Und vor den Unglücksſchwangern Stürmen
Die Völker deckt;

Nicht

Nicht was im unentſchloßnen Rathe
Dem Polen bald gefällt,
Bald nicht gefällt, wenn Stirn und Buſen
Vom Gifte ſchwellt,

Dies, ſorg ich nicht, o Freund! dem Manne
Mit blauem Band und Stern
Gönnt dieſe Sorg' ein froher Dichter
Von Herzen gern.

Was fern von meiner kleinen Hütte
Den bleichen Gram verſcheucht,
Der, wie die Peſt, durch Marmerwände
Unſichtbar ſchleicht;

Was reiner, als kriſtallnes Waſſer,
Mein junges Herz erhält;
Was, um beglückt und from zu leben,
Mir etwa fehlt;

Dies ſorg ich, wenn vom leichten Schlummer
Die Lerche mich erweckt,
Wenn Titans Glut Aurorens Tränen
Von Roſen leckt;

Und wenn zuletzt die müde Sonne
In Thetis Arme ſinkt,
Und Thau aus ſtillen Purpurwölkchen,
Die Wieſe trinkt.

Und ſchenket dann der Muſen jüngſte
Mir einen ſanften Blick:
Dann, Freund, beneid' ich keinen Fürſten
Sein ſchweres Glück.

Dann tauſch ich nicht um goldne Berge,
Um Königreiche nicht,
Die Zähre, die nur aus dem Auge
Vor Freuden bricht.

X.

Die Erndte.

Ich haſſe dich, du Stadt, mit deinen goldnen
Thoren,
Die, gleich Inſecten, nur gebohren
Um zu verwüſten ſind; und eil aufs freye Land
Die frömſte Muſ' an meiner Hand;

Und ſinge hier, entfernt vom müſſigen Ge-
tümmel,
Dem Landman unterm blauen Himmel
Gedanken in das Herz bey ſeiner Erndteluſt
Und heiſſen Dank in ſeine Bruſt.

Dem Gottes Sonne glüht, und dörrt die vollen
Aehren,
Die, einen Weltheil zu ernähren,
Des Schöpfers Allmachtswink aus wenig Samen
rief,
Der in dem Schooß der Erde ſchlief.

Für Legionen ſteht der groſe Tiſch bereitet:
Ihr, die ihr frech den Gott beſtreitet,

Der euch ernährt, doch einſt aus Wettern zu euch
ſpricht:
O fallt auf euer Angeſicht,

Und zittert! dieſer Halm, den ihr mit Kalt-
ſinn nützet,
Wird einſt, wenn Gottes Rachſchwerd blitzet,
Und vor der frechen Stirn des Gotteslängners
flammt,
Ein Zeuge ſeyn, der euch verdammt!

Dann reißt in Nacht gehüllt mit gräßlichem G-
ſichte,
Euch die Verzweiflung zum Gerichte,
Und gräbt zerfleiſchend ach! zum tiefen Höllen-
ſchmerz
Die ſcharfe Klau euch in das Herz.

Dann, wenn der ernſte Blick des Richters
euch erſchrecket,
Dann ſchreyt ihr — ach umſonſt! bedecket,
Bedeckt

Bedeckt uns Hügel! Stürzt, ihr Felſen, ſtürzt herab,
Und ſchenkt barmherzig uns ein Grab!

Die Felſen ſtürzen nicht; ſie zittern ſchnell zurücke,
Und fliehn vor eurem wilden Blicke;
Indeß der Orkus laut, indem ihr noch verweilt,
Aus flammenvollen Rachen heult.

Mich ſchaudert. Mitleydsvoll entwend' ich dieſer Scene
Den Blick, den eine bange Thräne
Verdunkelt, wend' ihn weg, das Schrecken nicht zu ſehn,
Mit welchem Spötter untergehn.

O hätten ſie wie du, du Volk von frommen Sitten,
In deren ſtrohbedeckten Hütten

Bey Armuth Unſchuld wohnt, den Gott durch Dank
geehrt,
Der gütig ſeine Feind' ernährt!

Der itzt, da eure Stirn von muntrer Arbeit
glühet,
Euch ſegnend vom Olympe ſiehet;
Indeß ein ſanfter Weſt die kleinen Flügel ſchwingt,
Und euch vom Himmel Kühlung bringt.

X.

Die Kunſtrichter.

Qui ſtultis eruditi videri volunt: eruditis ſtulti videbuntur.
Quinil.

Auf einem Baume ſaßen Krähen,
Und horchten kritiſch auf den Schall
Der liederreichen Nachtigall,
Nicht zu empfinden, nur zu ſchmähen;
(Denn in dem Fabelreiche ſchon
War bittre Spötterey der edlen Sänger Lohn)

Die

Des dümſten Geyers dümſter Sohn
Beherzigte der Raben Hohn,
Und ſprach: ich muß der Jungfer lachen,
Sie kanns den Herren da nicht nach dem Kopfe
machen.

Hum! Geyer, muſt mal ſelber ſehn,
Wer weiß, wird dirs nicht beſſer ſtehn?
Und daß ichs euch nur kurz erzähle,
Er räuſpert ſeine rauhe Kehle,
Und krächzt eins im Geſchmack der Krähn;
Und alle rufen: göttlich! ſchön!
Sonderlich! witzig! ſtark! erhaben!
Das heißt euch traun! beſondre Gaben
Und inneren Beruf zu hohem Sange haben!
Der Herr macht unſerm Walde Ruhm!

Nur Philomele ſchwieg, und hüpfte ſachte
In ihren ſtillen Buſch und dachte:
Der Herr iſt dumm!

X.

Der Strom, und die kleinen Bäche.

Einſt ſchwoll in breiter Fläche
Ein Strom von fremden Fluthen auf.
Bewundert, ſprach der Freche,
Ihr andern kleinen Bäche,
Den majeſtätſchen Lauf
Des Königes der Flüſſe,
Und huldigt ſeiner Macht.

Es hörts ein Schmerlenbach und lacht,
Und ſpricht, du Prahler, wiſſe
Du wäreſt nicht der Fürſt der Flüſſe,
Wenn wir dich nicht dazu gemacht.

X.

II.

Fragment einer Reise nach Spanien.

Vorbericht.

Der Herr von Beaumarchais ist zur öffentlichen Bekanntmachung des wichtigsten Theils seiner Reise nach Spanien (welchen wir hier mittheilen) durch einen Rechtshandel veranlasset worden, dessen Ursprung, Folgen, und Nebenumstände ihn zu einem der allermerkwürdigsten machen.

Es trägt sich selten zu, daß ein seit langer Zeit verschriener und durchgängig angeschwärtzter Mann die allgemeine Achtung auf einmahl wiedergewinne; noch seltner, daß dieses durch einen Rechtshandel geschehe, der nach dem Plan seiner Feinde, die sich dabey seines übeln Rufs zu ihrem Vortheile zu bedienen gedachten, ihn völlig zu Grunde richten sollte; und, daß dieser Mann, durch einen Rechtsspruch beschimpft, und von dem Publico gekrönt, seine Ehre eben dadurch wieder erlange, wodurch andere sie verliehren. Gleichwohl ist dies der Fall des Herrn von Beaumarchais.

Von seinem Vater, einem geschickten Uhrmacher, hatte er den bloßen Nahmen Caron. Er fieng damit an, eben diese Kunst auszuüben, und that sich darin hervor; aber bald suchte sein Ehrgeitz ein glänzendere Sphäre. Von der Natur mit einem ungemein fähigen Geiste beschenkt, den die Erziehung sorgfältig bildete; reich an gefallenden Talenten, und, was zu dem allen das würksamste Mittel ist Aufmerksamkeit zu erregen, mit einer angenehmen Gestalt begabt: ward es ihm nicht schwer, sich über den Stand seiner Eltern zu erheben. Er gelangte zu einer Hofbedienung. Die Prinzessinnen von Frankreich hörten ihn die Harfe spielen, und nahmen ihn zu ihrem Unterweiser auf diesem Instrumente an. Zu eben der Zeit erwarb er sich, durch einen wichtigen Dienst, die Freundschaft des Herrn Paris Duvernay, der ihm zu einem Antheil in den FinanzGeschäften verhalf, und sein Glück machte. Zweymal hinter einander traf er sehr vortheilhafte Partien, und ward beydemal in sehr kurzer Zeit Witwer. Er kaufte einen Titul, und ließ sich adeln. Die heimliche Mißgunst, welche man gewöhnlich gegen diejenigen empfindet, die in der Welt zu einem gewissen Ansehen gelangen, wozu ihre Geburt ihnen keine Ansprüche gab; die Vorzüge, welche der Herr von Beaumarchais in der Gesellschaft genoß; die Unbehutsamkeit, mit der er sie manchmal zu Tage legte; alle diese BewegUrsachen und überhaupt ein

straf-

ſtrafbarer Leichtſinn im Ton und in der Aufführung zogen ihm eine Menge Feinde zu. Es verbreiteten ſich die abſcheulichſten Gerüchte über die Urſache des Todes ſeiner beyden Frauen, und die Mittel wodurch er ſich bereichert. Die Boßheit weidet ſich an dergleichen ärgerlichen Nachreden; ſie geben Stoff zur Unterredung, und finden leicht Glauben. Nicht lange, ſo galt der Herr von Beaumarchais für einen verdächtigen Mann, deſſen Umgang wenig Ehre bringe. Ein Streit, worin er mit einem groſſen Herrn (*) gerieth, und der ihm eine Gefangenſchaft von zween Monathen zuzog, half ſeinen Ruf nicht verbeſſern. Eben damals führte er gegen den Grafen de la Blache, den Erben des Herrn Paris Duvernay einen Rechtshandel. Beaumarchais forderte 50000 Thaler, welche ihm der Herr Paris Duvernay, zu folge eines kurz vor ſeinem Tode unterzeichneten Rechnungs-Schluſſes, ſchuldig geblieben ſey. Der Graf de la Blache behauptete, der unterſchriebene Rechnungs-Schluß ſey nicht in beſter Form. Die Sache kam ins Parlament, und der Herr von Beaumarchais ward auf den Bericht des Herrn von Götzmann verurtheilt. Aber aus dieſem Proceß, welcher wenig Lärm gemacht hatte, entſpann ſich ein anderer

(*) Der Duc de Chaulnes, der wegen eben dieſes Streites auf die Citadelle von Havre mußte, woſelbſt er bis auf dieſe Stunde ſitzt.

anderer, woran ganz Frankreich Antheil nahm, und deſſen Grund folgender war:

Der Herr von Beaumarchais, der, während ſein Proceß im Gange war, wegen des Streits, wovon ſo eben Erwähnung geſchehen, noch gefangen ſaß, hatte Erlaubnis erhalten, in Begleitung eines Policey-Bedienten, auszugehen, um mit ſeinen Richtern zu ſprechen. Es war von Wichtigkeit für ihn, bey ſeinem Referenten, dem Herrn von Götzmann, Audienz zu haben; und keinmal konte er bey ihm vorkommen. Ein Buchhändler, Nahmens le Jai, und ein Particulier, Bertrand d'Airolles genannt, traten ins Mittel, und verſprachen dem Herrn von Beaumarchais, ihm Audienzen zu verſchaffen, wenn er ſich dazu verſtehen wolte, der Frau von Götzmann Geſchenke zu machen. Dieſem Rathe zu folge brachte man dieſer Dame hundert Louis d'or, eine Uhr von eben dem Werth, und 15 Louis d'or für den Secretär. Die Audienzen wurden geſtattet, aber der Proceß gieng darum nicht weniger verlohren. Hierauf ſchickte die Frau von Götzmann die Geſchenke zurück, bis auf die 15 Louis d'or, die für den Secretär ſeyn ſolten. Beaumarchais, durch den Verluſt ſeines Proceſſes aufgebracht, beſtand um ſo mehr auf die Zurückgabe auch dieſer 15 Louis d'or, da der Secretär läugnete, ſie empfangen zu haben. Dieſe Zwiſtigkeit machte Lärm, und hatte die natürliche Folge, den

Herrn

Herrn und die Frau von Götzmann in üblen Ruf zu bringen. Der ParlamentsRath, durch dieſe Gerüchte, welche überhand nahmen, gekränkt, gab den Herrn von Beaumarchais der Beſtechung und des EhrenRaubs an. Der Beklagte vertheidigte ſich mit eben ſo viel Geiſt als Herzhaftigkeit. Er bewies, daß er in keiner andern Abſicht Geld gegeben habe, als um Audienzen zu erhalten. Dieſe waren ihm ſchlechterdings unentbehrlich, und er hatte auf keine andere Weiſe dazu gelangen können. In den Confrontationen mit der Frau von Götzmann gab ihm die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und die Anmuth ſeines Ausdrucks, eine entſchiedene Ueberlegenheit. Er wuſte jene Sanftmuth und Höflichkeit, welche man dem ſchöneren Geſchlechte ſchuldig iſt, mit der feinen und muntern Ironie zu vermiſchen, die man ſich wieder einen Gegner erlaubt, den man in Verwirrung ſetzen und zu nichte machen will. Dieſe, ſeinen Schutzſchriften (Memoires) einverleibte Confrontationen waren ächte komiſche Scenen, voll Saltz und Annehmlichkeit, und bewieſen, daß ihr Verfaſſer ſein wahres Talent mißkannt hatte, indem er der Bühne zween Schauſpiele von der mittleren oder ernſthaften Gattung, Eugenie und die zween Freunde, gegeben. Die Spötter ſagten deswegen, Beaumarchais hätte ſeine Komödien vor Gericht, und ſeine Schutzſchriften, die ihnen zu leichte vorkamen, auf dem Theater machen ſollen. Die

Neben-

Nebenvorfälle bey diesem Proceß, machten ihn noch anziehender und belustigender für das Publicum. Bertrand d' Airolles; Herr Marni, Verfasser der Gazette de France, der sich als Vermittler in diesen Proceß gemischt hatte; Herr d' Arnaud, Verfasser einiger schlechten Schauspiele, der höchst unvorsichtiger Weise zu Gunsten des Buchhändlers le Jai einen Brief geschrieben hatte, den er nachher zurück nehmen mußte; alle diese Feinde des Herrn von Beaumarchais standen in seinen Aufsätzen zur Schau, und erschienen just so lächerlich oder hassenswürdig, als er sie brauchte. Nie ist die Gabe zu scherzen, und zu spotten so hoch getrieben worden. Zu gleicher Zeit, da er seine Feinde lächerlich machte, und mit Schande bedeckte, nahm er Gelegenheit, sich selbst bey dem Publikum wieder empor zu bringen, indem er die Vorwürfe, welche ihm gemacht wurden, zerstörte. Leeren Gerüchten setzte er unverwerfliche Zeugnisse entgegen. Seine Schreibart, im Gespötte über seine Gegner so scherzend, so leicht, ward edel und einnehmend, wann er von sich selbst sprach, und sein männlicher Ton schien von der Standhaftigkeit seiner Seele zu zeugen. So hat er unter andern den Zustand geschildert, worinn er sich beym Verlust seines Processes gegen den Grafen de la Blache befunden. Dieser verfolgte ihn mit der äussersten Heftigkeit. Kaum war das Urtheil gesprochen, so bemächtigte man

sich

ſich ſeiner Geräthſchaften in der Stadt und auf dem Lande. Allerley Arten von Unterbedienten der Juſtiz nahmen ſeine Häußer ein, und plünderten ſeinen Vorrath; alles war preiß. Man trieb ihn täglich auf fünfhundert Livres widerrechtlicher Unkoſten. Man wandte alles an, um ihn völlig zu Grunde zu richten: Er ſelbſt ſaß im Gefängniß.

Ich will die vortrefliche Stelle, wo er ſich in dieſer Lage ſchildert, hier einrücken:

„An meiner Perſon beſchimpft, meiner „Freyheit beraubt, bey einem Verluſte von „funfzig tauſend Thalern, gefangen geſetzt, „verläumdet, zu Grunde gerichtet, ohne Ein„künfte, ohne Geld, ohne Credit, meine Fa„milie auſſer Troſt, mein Vermögen der Plün„derung überlaſſen, ohne einige andre Stütze „als meinen Schmerz und mein Elend, war „ich binnen zween Monathen aus dem „angenehmſten Zuſtande, worin ein Privat„mann ſich befinden kann, bis zur unterſten „Stuffe des Unglücks herabgeſtürzt. „Ich hatte Mitleiden mit mir ſelbſt und ſchäm„te mich deſſen in dem nehmlichen Augenblicke. „Dieſe nackten Mauren, dieſe dreyfache Ver„gitterung, dies Geſchrey, dies Singen, „dieſe Trunkenheit der verworfenſten Gattung „des menſchlichen Geſchlechts, wovon die Ge„fängniſſe wiederhallen, und wovor dem „rechtſchaffenen Manne ſchaudert, ſchwebten

„mir

„mir unaufhörlich in der Seele, und ver-
„mehrten das Grauen dieſes modervollen Or-
„tes. Meine Freunde kamen zu mir ins Ge-
„fängniß, und weinten über den Verluſt
„meines Glücks und meiner Freyheit. Das
„Mitleiden, die fromme Gelaſſenheit meines
„ehrwürdigen Vaters vergröſſerten noch die
„Laſt meiner Leiden. Bey ſeiner rührenden
„Ermunterung, daß ich meine Zuflucht zu
„Gott, dem einzigen Geber des Guten und
„Böſen nehmen ſollte, empfand ich noch leb-
„hafter, wie wenig Gerechtigkeit und Hülfe
„ich von nun an von den Menſchen hoffen
„dürfte.

„Ich hatte alles verlohren, aber mein Muth
„blieb mir noch. Ich trocknete alle Thränen,
„indem ich ſagte: Meine Freunde! verbergt
„mir euren Schmerz; macht meine Seele
„nicht ſchlaff, deren Federkraft der Unwille
„noch erhält. Wenn ich den männlichen Trotz
„verliehre, der in mir wider die Beugung ſich
„ſträubt; wenn die Muthloſigkeit mich ein-
„mahl ergreift: wenn ich mit euch weine,
„dann, ach dann bin ich verlohren! Und wie,
„meine Freunde, wenn der Grad von Licht,
„der meine Rechte aufhellen ſollte, meinen
„Richtern mangelte; wenn die Kunſtgriffe
„meiner Feinde meine Kräfte übermochten:
„werdet ihr über mich erröthen, weil man
„mich verläumdet hat? Soll ich im Gefäng-
„niß umkommen, weil man ſich im Gerichte

„irrte

„irrte? Soll ich, als ein trauriges Spiel der „Habſucht, des Stolzes oder des Irrthums „eines Andern, mein Glück oder mein Unglück „blos von äußern Zufällen abhangen laſſen? „Nur ein geliehenes Daſeyn ſollte ich alſo ha„ben? Ach! das Maaß meines Unglücks mö„gen ſie voll machen; aber die Heiterkeit der „Seele mir geraubt zu haben, dieſen Triumph „ſollen ſie nicht haben! Ich habe viel verloh„ren für Andere, aber wenig für mich; wenn „ſie mir genug werden aufgelaſtet haben, wenn „das Mitleiden auf die Wuth folgen wird, „dann ſagen ſie vielleicht noch einmal: Dies „war keine verächtliche Seele, die zu jeder „Zeit ſich mäßigen, die Beſchimpfung verach„ten, der Gefahr die Stirne bieten, und das „Unglück aushalten konnte.„

„Meine Freunde ſchwiegen; meine Schwe„ſtern weinten; mein Vater bebete; und ich, „die Zähne zuſammengebiſſen, die Augen an „den Boden des ſchrecklichen Gefängniſſes ge„heftet, durchlief ſchnell den kurzen Raum deſ„ſelben, ſammlete meine Stärke, und bereitete „mich zu neuem Ungemach. Es iſt gekommen, „und hat mich nicht überraſcht. Ich weiß es „zu ertragen: Andres wird nach dieſem kom„men; ich werd' es auch ertragen; denn weiß „ich nicht, daß nichts mir wirklich auf dieſer „Welt gehört, als der Gedanke, den meine „Seele hervorbringt, und der Augenblick, deſ„ſen ich genieße?„

Ein verläumderiſcher Brief, den die Feinde des Herrn Beaumarchais ausſtreueten, betreffend eine Reiſe nach Spanien, die er vor zehn Jahren unternommen hatte, gab ihm Gelegenheit, die wahren Begebenheiten derſelben bekannt zu machen; und dieſe Geſchichte, durch die angeſehenſten und verehrungswürdigſten Männer bezeuget, ſtellte den Herrn von Beaumarchais in einem ſo ſchönen Licht und in einer ſo glänzenden Rolle dar, daß man zu glauben verſucht war, er ſelbſt ſey der Erfinder des ſchmäzſüchtigen Briefes, woraus er ſo großen Vortheil gezogen. Kurz, man kam darinn überein, daß die vier Aufſätze, welche der Herr von Beaumarchais in dieſer Sache dem Druck übergeben, Meiſterſtücke von ſcherzendem Witz, ſcharfſinniger Auseinanderſetzung, und ſiegender Beredſamkeit ſeyen; und daß ſeine Feinde, indem ſie ihn in den Abgrund ſtürzen wollten, ihn gezwungen, ſich auf ein Piedeſtal zu retten.

Am 16ten Febr. dieſes Jahrs nach einer Rathsverſammlung, die den ganzen Tag dauerte, wurde der Herr von Beaumarchais durch die Mehrheit der Stimmen, als einer, der ſeinen Richter zu beſtechen unternommen, und die Magiſtratur verhöhnt habe, zu einer Beſchimpfung verurtheilt, welche zu Paris unter dem Namen être blamé et amendé bekannt iſt. Der Frau von Götzmann ward die nemliche Strafe zuerkannt, weil ſie Geld angenommen; Bertrand d'Airolles und le Jai, weil ſie die

Unter-

Unterhändler der Beſtechung geweſen, wurden admoneſtirt, (eine mindere Beſchimpfung als die vorhergehende) und die übrigen Partheyen dieſes Proceſſes frey gelaſſen. Dieſer Rechtsſchluß hat ganz Paris empört; man ſah ihn als eine Unterdrückung an. Vielleicht bekommt die Sache noch eine neue Wendung; unterdeſſen iſt die Ehre des Herrn von Beaumarchais bey dem Publikum gerettet, indem niemand der Meinung ſeyn kann, daß man deswegen Schande verdiene, weil man durch Geld Zutritt bey einem Richter geſuchet, der ſich unſichtbar machte.

Fragment einer Reise nach Spanien.

Seit einigen Jahren hatte ich das Glück genossen, meine ganze Familie um mich her zu versammlen. Eintracht, Freude und Erkenntlichkeit belohnten mich für alle die Opfer, die ich während dieser Zeit der Freundschaft bringen mußte, und trösteten mich wegen des Unrechts, welches Niederträchtige schon damals meinen Gesinnungen thaten.

Zwoo meiner Schwestern aus fünfen, in ihrer Kindheit von meinem Vater einem seiner Freunde in Spanien anvertraut, hatten nur eine schwache Erinnerung, die bisweilen durch ihren Briefwechsel belebt wurde, in mir zurückgelassen.

Im Februar 1764 erhielt mein Vater von seiner ältern Tochter einen schmerzvollen Brief, folgenden Innhalts:

„Meine Schwester ist von einem eben so an„gesehenen, als gefährlichen Manne beschimpft. „Zweymal war er im Begriff sie zu heyrathen, „brach sein Wort und zog sich plötzlich zurück, „ohne sein Verfahren einer Entschuldigung „werth zu halten. Die Empfindlichkeit mei„ner beleidigten Schwester hat sie in einen sinn„losen Zustand geworfen, aus welchem wir „wahrscheinlicher Weise sie nicht retten wer„den;

„den; alle ihre Nerven haben ſich zuſammen-
„gezogen, und ſeit ſechs Tagen ſpricht ſie nicht
„mehr.

„Die Schande, welche dieſe Begebenheit
„über ſie verbreitet, hat uns in eine gänzliche
„Einſamkeit verſenkt, wo ich Tag und Nacht
„weine, und an dieſe Unglückliche den Troſt
„verſchwende, den ich mir ſelbſt zu geben nicht
„vermögend bin.

„Ganz Madrid weiß, daß meine Schweſter
„ſich nichts vorzuwerfen hat.

„Wenn mein Bruder Anſehen genug hätte,
„uns dem franzöſiſchen Geſandten empfehlen
„zu laſſen, ſo würde Seine Excellenz uns mit
„vorzüglicher Gunſt beyſtehen, und alle dem
„Böſen, welches ein Treuloſer uns ſowohl durch
„ſein Verfahren als durch ſeine Drohungen
„zufügt, Einhalt thun. u. ſ. w.

Mein Vater ſuchte mich zu Verſailles auf, und gab mir weinend den Brief ſeiner Tochter. Sieh, mein Sohn, was du für dieſe zwoo Unglückliche thun kanſt: ſie ſind nicht weniger deine Schweſtern, als die andern.

Die Nachricht von der entſetzlichen Lage meiner Schweſter rührte mich eben ſo heftig als ihn. Ach! mein Vater, ſprach ich, was für eine Empfehlung kann ich für ſie erhalten? Was ſoll ich fordern? Wer weis, ob ſie nicht durch Vergehungen, die ſie uns verbergen, ſich

die Schande zugezogen haben, worunter sie jetzt seufzen? Ich habe vergessen, erwiederte mein Vater, dir einige Briefe von unserm Gesandten an deine ältere Schwester zu zeigen, die seine vollkommenste Achtung für beyde beweisen.

Ich las diese Briefe. Sie beruhigten mich. Die Worte: sie sind nicht weniger deine Schwestern als die andern, durchdrangen das Innerste meines Herzens. Weinen Sie nicht, sagte ich zu meinem Vater; ich habe einen Entschluß gefaßt, über den Sie vielleicht erstaunen werden, der mir aber der sicherste, so wie der klügste zu seyn scheint.

Meine ältere Schwester nennt verschiedene verehrungswürdige Personen, die, wie sie sagt, bey ihrem Bruder zu Paris von der untadelhaften Aufführung seiner Schwester zeugen können. Ich will sie aufsuchen, und wenn ihr Zeugniß eben so rühmlich ist, als des Gesandten seines, so begehre ich Urlaub, reise ab, und räche entweder meine Schwestern an einem Verräther; oder bringe sie nach Paris zurück, um mein kleines Glück auch mit ihnen zu theilen.

Der gute Erfolg meiner Nachfragen entflammet mein Herz; ich eile ohne Aufschub nach Versailles zurück, meine erhabne Beschützerinnen zu benachrichtigen, daß ein eben so trauriger

ger als dringender Vorfall meine Gegenwart zu Madrid erfordre, und mich nöthige, meine Dienſte bey ihnen zu unterbrechen.

Sie waren über eine ſo plötzliche Abreiſe erſtaunt, und trieben ihre edelmüthige Güte gegen mich ſo weit, daß ſie von der Beſchaffenheit dieſes unvermutheten Unglücks unterrichtet ſeyn wollten. Ich zeigte ihnen den Brief meiner ältern Schweſter. Gehen Sie, und handeln Sie vorſichtig, war die gütige Aufmunterung der Prinzeſſinnen; Ihr Unternehmen iſt ſchön, und es wird Ihnen in Spanien nicht an Schutze fehlen, wenn Sie vernünftig zu Werke gehen.

Meine Zurüſtungen waren bald gemacht. Ich fürchtete, nicht früh genug anzukommen, um das Leben meiner armen Schweſter zu retten. Eine Menge der nachdrücklichſten Empfehlungen an unſern Geſandten wurden mir zum unſchätzbaren Lohne für den Eifer, womit ich ſeit vier Jahren mich dem Dienſte der Prinzeſſinnen gewidmet hatte.

Im Begriff abzureiſen, erhielt ich den Auftrag, eine für die franzöſiſche Handlung ſehr wichtige Sache in Spanien zu negotiiren. Der Herr Düverney, von dem Beweggrund meiner Reiſe gerührt, umarmte mich, und ſagte: „Gehen Sie, mein Sohn; retten Sie „Ihrer Schweſter das Leben. Was den Auf-

„trag betrift, den Sie übernommen haben, so „erinnern Sie sich immer, daß Sie mich zur „Stütze haben: ich bin hiezu durch eine öffent„liche Zusage an die königl. Familie verbunden, „und werde ein so heiliges Wort nie brechen. „Ich verlasse mich dabey auf ihre Einsichten; „hier sind für zweymal hundert tausend Livres „Billets an den Ueberbringer zahlbar, die ich „Ihnen mitgebe, um ihr eigenthümliches Ge„wicht durch einen Credit auf mich von dieser „Ausdehnung zu vermehren.„

Ich reise ab, und eile Tag und Nacht von Paris nach Madrid. Ein französischer Kaufmann, der Verrichtungen in Bayonne zu haben vorgab, aber von meiner Familie den geheimen Auftrag hatte mich zu begleiten und für meine Sicherheit zu wachen, hatte mich um einen Platz in meinem Wagen gebeten.

Den 18ten May 1764 um eilf Uhr des Morgens komm' ich zu Madrid an, wo ich schon seit einigen Tagen war erwartet worden. Ich fand meine Schwestern mitten unter ihren Freunden, welche um meines warmen Entschlusses willen, begierig waren, mich kennen zu lernen.

Kaum waren die ersten Thränen geweint, so wandte ich mich an meine Schwestern: „Ver„wundert euch nicht, sprach ich zu ihnen, daß „ich den ersten Augenblick ergreife, mich der

„genauen

„genauen Wahrheit eurer unglücklichen Vege-
„benheit zu erkundigen. Ich bitte dieſe recht-
„ſchaffenen Leute, die mich umgeben, und die
„ich als meine Freunde betrachte, weil ſie die
„eurigen ſind, euch nicht die kleinſte Unrichtig-
„keit hingehn zu laſſen. Wenn ich euch mit
„Erfolg dienen ſoll, ſo müßt ihr mir aufrich-
„tig die Wahrheit ſagen. „

Die Erzählung war lang und umſtändlich. Die allgemeine Rührung rechtfertigte die meinige: ich umarmte meine jüngere Schweſter, und ſagte zu ihr: Nun weiß ich alles; ſey ruhig, mein Kind. Ich ſehe mit Vergnügen, daß du dieſen Menſchen nicht mehr liebſt: mein Unternehmen wird dadurch erleichtert. — Sagen Sie mir nur, wo ich ihn zu Madrid finden kann. Jeder erhob ſeine Stimme, und rieth mir, zuerſt nach Aranjuez zu gehen, und dem Geſandten aufzuwarten, deſſen ausgemachte Klugheit meine Schritte auf einem ſo ſchlüpfrigen Wege leiten müſſe; unſer Feind, ſagten ſie, werde durch die Verhältniſſe, worein ihn ſeine Stelle mit den wichtigſten Perſonen ſetze, auſſerordentlich unterſtützt: ich dürfe zu Madrid nichts wagen, ehe ich Seine Excellenz in Aranjuez geſprochen habe.

„Gut, meine Freunde, denn ich betrachte ſie alle als ſolche; beſorgen Sie mir einen Reiſewagen, und morgen bin ich bey unſerm Geſandten. Aber erlauben Sie mir, daß ich vorher

einige Nachrichten einziehe, die wesentlich in meinen Plan gehören. Das einzige, was ich noch von Ihnen bitte, ist, meine Ankunft bis zu meiner Wiederkehr von Aranjuez zu verschweigen. „

Ich kleide mich eilig um, frage nach der Wohnung des Don Joseph Clavico, Archivars der Krone, und werde hingebracht. Er war ausgegangen: — man weiset mich an den Ort, wo ich ihn treffen könne. Ich finde ihn bey einer Dame, wo ich ihm sogleich, ohne mich zu erkennen zu geben, sage: da ich heute aus Frankreich angekommen sey, und einige Aufträge an ihn habe, bäte ich mir die Erlaubniß aus, ihm je eher je lieber aufzuwarten. Er ersuchte mich, den folgenden Morgen um neun Uhr die Chocolade bey ihm zu nehmen, welches ich für mich und meinen Begleiter, den französischen Kaufmann, versprach.

Den folgenden Tag, am 19ten May, war ich um halb neun bey ihm. Ich fand ihn in einem prächtigen Hause, das, wie er sagte, dem Dom Antonio Portugues, einem der angesehensten Vorsteher des geheimen Sekretariats, zugehörte, der nach seinem Vorgeben so sehr sein Freund sey, daß er sich in seiner Abwesenheit seines Hauses so frey, als ob es das seinige wäre, bediente.

Mein Herr, fieng ich an, „ich habe von „einer Gesellschaft gelehrter Männer den Auf-

„trag,

„trag, in allen Städten, wodurch ich reisen „würde, mit den berühmtesten Männern einen „litterarischen Briefwechsel zu errichten. Da „kein Spanier besser schreibt, als der Ver„fasser des Pensador (*), mit dem ich zu „sprechen die Ehre habe, und dessen Verdienste „von dem König selbst so vorzüglich gefunden „werden, daß er ihm die Aufsicht über eines „seiner Archive anvertraut: so glaubte ich, „den Zweck meiner Freunde nicht vortheil„hafter befördern zu können, als wenn ich sie „mit einem Manne von ihren Verdiensten in „Verbindung brächte.„

Ich sah ihn über meinen Antrag bezaubert. Um besser zu wissen, mit welchem Mann ich zu thun habe, ließ ich ihn lange von den Vortheilen sprechen, die verschiedne Nationen aus einem solchen Briefwechsel ziehen könnten. Sein Blick ward schmeichelnd; sein Ton wurde zärtlich — er sprach wie ein Engel, und strahlte von Ruhm und Vergnügen.

Mitten in dieser Freude fragt er mich, was für ein besondres Geschäfte mich nach Spanien brächte? Glücklich, sagte er, wenn er im Stande wäre, mir einigermaßen nützlich zu seyn. — „Ich ergreife ein so schmeichelhaftes „Anerbieten, und werde vor Ihnen, mein „Herr, keine Geheimnisse haben. „

Nun-

(*) Der Denker, eine periodische Schrift in Spanien.

Nunmehr, da ich ihn in eine Verwirrung zu ſetzen wünſchte, woraus er ſich erſt beym Ende meiner Rede finden ſollte, ſtellte ich ihm meinen Freund aufs neue vor. Die Sache, die ich ihnen erzählen will, ſagte ich zu ihm, iſt dieſem Herrn nicht fremd, und er wird bey unſrer Unterredung nicht zu viel ſeyn. Bey dieſem Eingange heftete er ſeine Blicke mit groſer Neugier auf meinen Freund.

„Ein franzöſiſcher Kaufmann, von einem „mittelmäßigen Vermögen und einer zahl„reichen Familie, hatte viele Correſpondenten „in Spanien. Einer der reichſten davon „reiſte vor neun oder zehn Jahren durch Paris „und machte ihm dieſen Antrag: Geben ſie „mir zwoo von ihren Töchtern; ich will ſie nach „Madrid führen; ſie ſollen bey mir bleiben; „ich bin alt und ohne Familie; ſie werden das „Glück meines übrigen Lebens ausmachen, und „nach meinem Tode in den Beſitz der reichſten „Erbſchaft in Spanien eintreten.„

„Die älteſte, die ſchon verheyrathet war, „und eine ihrer Schweſtern wurden ihm an„vertraut. Um dieſe neue Einrichtung zu be„günſtigen, übernahm ihr Vater, ſie mit „allen franzöſiſchen Waaren, die ſie nöthig „haben würden, zu verſehen.„

„Zwey Jahre darauf ſtarb der Correſpon„dent, und lieſs beyde Schweſtern ohne einiges

„Ver-

„Vermächtniß in der Verlegenheit, ihre Hand-
„lung allein aufrecht zu erhalten. Dieſer
„mißlichen Lage ohngeachtet, erhielt ihnen ihre
„gute Aufführung und die Annehmlichkeit
„ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich
„beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu
„vermehren.„ (Hie ſah ich den Clavico ſeine Aufmerkſamkeit verdoppeln.)

„Ohngefähr um dieſe Zeit ließ ſich ein
„junger Menſch, aus den Canariſchen Inſeln
„gebürtig, in ihrem Hauſe einführen.„ (Seine ganze Munterkeit verſchwand bey dieſen Worten, die ihn bezeichneten) „Er brannte vor
„Verlangen die franzöſiſche Sprache und die
„Wiſſenſchaften zu ſtudiren, und ohngeachtet
„ſeiner geringen Glücksumſtände erleichterten
„ihm die Damen die Mittel, geſchwinde
„Schritte darinnen zu machen.

„Voll von Begierde bekannt zu werden,
„macht er endlich den Plan, Madrid auf
„eine für die Nation noch neue Art zu belu-
„ſtigen, und ihr eine periodiſche Schrift im
„Geſchmack des engliſchen Zuſchauers zu leſen
„zu geben. Er wurde von ſeinen Freundinnen
„dazu aufgemuntert, und auf alle mögliche
„Art unterſtützt. Sein Unternehmen konnte
„nicht anders als den beſten Fortgang haben.
„Nun wagte er, von der Hoffnung, ſich einen
„Namen zu machen, begeiſtert, der jüngſten
„Franzöſin einen Heyraths-Antrag zu thun.

„Fangen

„Fangen Sie an, ihren Plan glücklich aus-
„zuführen, sagte die älteste zu ihm; wenn her-
„nach irgend ein Amt, die Gunst des Hofes,
„oder ein andres Mittel, auf eine anständige
„Art zu leben, Ihnen das Recht geben wird,
„an meine Schwester zu denken, und wenn sie
„alsdann Ihnen keinen Andern vorzieht, so
„werde ich Ihnen meine Einwilligung nicht
„versagen. (Er machte seltsame Bewegungen
auf seinem Stuhle, indem er mich anhörte,
und ich, als ob ich nichts davon bemerkte, fuhr
also fort:)

„Die jüngste Schwester, von den Verdien-
„sten ihres Liebhabers eingenommen, schlug
„verschiedene vortheilhafte Parthien, die sich
„ihr anboten, aus. Sie wollte lieber auf
„das Glück eines Menschen warten, von dem
„sie schon vier Jahre geliebt wurde, und mun-
„terte ihn nun selbst auf, sein erstes perio-
„disches Blat unter dem vielversprechenden
Titel: El Penlador, herauszugeben.„ (Mein
Mann fieng an, sich nicht wohl zu befinden.)

Kaltblütig fuhr ich fort: „Das Werk hatte
„bewundernswürdigen Fortgang: der König
„selbst war so sehr davon eingenommen, daß
„er dem Verfasser seine Zufriedenheit darüber
„öffentlich zu erkennen gab. Man versprach
„ihm die erste anständige Stelle, die offen
„seyn würde. Nun entfernte er alle andre
„Liebhaber von seiner Geliebten, indem er öf-
„fentlich

„lentlich um sie warb. Das Einzige, wodurch „die Heyrath noch aufgeschoben wurde, war „die Erwartung des Amtes, das dem Ver„fasser des Pensador versprochen war. Nach „sechs Jahren der Erwartung von einer, und „unaufhörlicher Bemühungen von der andern „Seite, kam endlich die Versorgung, und „der Liebhaber entfloh.„ (Hier entfuhr ihm ein Seufzer wider seinen Willen; er wurde es selbst gewahr und erröthete vor Verwirrung darüber. Ich bemerkte alles, ohne meine Rede zu unterbrechen.)

„Die Sache hatte schon zu viel Aufsehen ge„macht, als daß man ihre Entwickelung mit „Gleichgültigkeit hätte ansehen können. Die „beyden Schwestern hatten schon eine Woh„nung für zwo Haushaltungen gemiethet; die „Aufbietungen waren geschehen.„ Alle Freun„de beyder Frauenzimmer wurden nun durch „diese Beschimpfung aufgebracht, und ver„einigten sich, sie zu rächen; der französische „Gesandte nahm sich ihrer an. Als aber dieser „Treulose erfuhr, daß die Französinnen höhern „Schutz ihm entgegen setzten, und befürchten „mußte, ein überwiegendes Ansehen möchte „sein aufkeimendes Glück zerstören; so warf „er sich zu den Füßen seiner beleidigten Ge„liebten, und both alle seine Freunde auf, sie „wieder zu gewinnen. Da der Zorn eines be„trognen Frauenzimmers fast immer nichts an„ders als verstellte Liebe ist, so ward alles wie„

„der

„der beygelegt. Die Zurüſtungen zur Hoch-
„zeit wurden erneuert, die Ausſöhnung machte
„eben ſo viel Lerm, als der Bruch. Als er
„im Begriff war, nach St. Ildephonſe ab-
„zureiſen, und die Erlaubnis zu ſeiner Hey-
„rath bey dem Miniſter zu ſuchen, ſagte er
„noch zu ſeinen Freunden: Bewahrt mir das
„wankende Herz meiner Geliebten, bis ich von
„Sirlo-Real zurückkomme; und macht in-
„deſſen alle Anſtalten, daß ich ſie bey meiner
„Ankunft zum Altar führen könne.„

Ohngeachtet des ſchrecklichen Zuſtandes, wor-
ein ihn meine Erzählung verſetzte, ſah dieſer
Clavico, ungewiß ob ich ihm eine mich ſelbſt
betreffende Geſchichte erzähle oder nicht, von
Zeit zu Zeit meinen Freund an, deſſen kalt-
blütiges Weſen ihm eben ſo wenig ſagte, als
das meinige. Nun nahm ich einen ſtärkern
Ton an, ſah ihm ſcharf ins Auge, und fuhr
fort:

„Er kömmt auch den zweeten Tag hernach
„vom Hofe zurück, aber anſtat ſein Opfer an den
„Altar zu führen, läßt er der Unglücklichen
„ſagen, daß er ſeine Meinung zum zweyten-
„mal geändert habe, und ſie nicht heyrathen
„werde. Ihre aufgebrachten Freunde eilen
„augenblicklich zu ihm. Der Unverſchämte
„vergißt alle Anſtändigkeit, bietet ihnen mit
„einander Troz, und droht den franzöſiſchen
„Frauenzimmern, daß er ſie zu Grunde rich-
„ten

„ten würde, wenn sie ihn, in einem Lande,
„wo sie ohne Stütze seyen, zu quälen suchten.

„Diese Nachricht stürzte die junge Französ-
„sinn in einen Zustand, daß man für ihr Leben
„besorgt war. Von allem Troste verlassen,
„berichtete die Aelteste die ihnen widerfahrne
„öffentliche Beschimpfung nach Frankreich.
„Diese Nachricht empörte das Herz ihres
„Bruders so sehr, daß er im Augenblick abrei-
„ste, eine so unbegreifliche Sache aufzuklären.
„Er hat von Paris nach Madrid nur einen
„Sprung gethan, und dieser Bruder — bin
„ich. Ich habe alles verlassen; Vaterland,
„Geschäfte, Familie, Haus, Vergnügen, um
„in Spanien eine unschuldige und unglückliche
„Schwester zu rächen. Bewafnet mit Stand-
„haftigkeit und dem Rechte einer guten Sache,
„will ich einem Verräther die Maske herab-
„reissen, und mit blutigen Zügen seine Seele
„auf sein Gesicht schreiben; und dieser Verrä-
„ther — sind Sie. „

Man mache sich ein Gemählde von der Er-
staunung und Betäubung dieses Menschen, wie
ihm die Ueberraschung den Mund eröfnet, und
jedes Wort auf seinen Lippen erstarrt, wie der
Glanz, der bey meinen Lobsprüchen in seinem
Gesicht aufgieng, nach und nach sich verdun-
kelt, wie seine Augen erlöschen, seine Züge sich
in die Länge ziehn, und seine Farbe verbleicht.

Er wollte einige Entſchuldigungen ſtammeln. „Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr; „Sie haben mir nichts zu ſagen, aber viel von „mir anzuhören. Um den Anfang zu machen, „ſo haben Sie die Güte, vor dieſem Herrn, „der ausdrücklich wegen dieſer Sache von „Frankreich mit mir gekommen iſt, mir zu er„klären, ob meine Schweſter durch irgend eine „Treuloſigkeit, Leichtſinnigkeit, Schwachheit, „oder durch ein anderes Vergehen den gedop„pelten Schimpf verdient habe, den Sie ihr „öffentlich anzuthun grauſam genug geweſen „ſind? — Nein, mein Herr; ich erkläre die Donna Maria, ihre Schweſter, für ein Frauenzimmer voll Geiſt, Reiz und Tugenden. — „Hat ſie Ihnen, ſeit Sie „mit ihr bekannt ſind, einigen Grund gegeben, „ſich über Sie zu beklagen? „ — Niemals, niemals. — „Warum alſo, Ungeheuer, (ſag„te ich aufſtehend,) warum haben Sie die Un„menſchlichkeit gehabt, ihr das Herz zu brechen, „blos weil ſie Sie zehn andern anſtändigern „und reichern Liebhabern vorgezogen hat?„ — Ach, mein Herr! Anherzungen, Rathſchläge, wenn Sie wüßten. ... „Das iſt ge„nug!„

Darauf wandt' ich mich gegen meinen Freund. „Sie haben die Rechtfertigung mei„ner Schweſter gehört; machen ſie ſie bekannt. „Was ich dieſem Herrn noch zu ſagen habe, „braucht weiter keine Zeugen.„ Mein Freund geht;

geht; Clavico noch mehr erſtaunt, ſteht auch auf; ich heiße ihn wieder ſitzen. — „Nun, „mein Herr, da wir allein ſind, hören Sie mei„nen Vorſchlag; ich hoffe, Sie werden ihn „billigen.

„Ihre und meine Abſichten erfodern, daß „Sie meine Schweſter nicht heyrathen. Sie „ſehen wohl, daß ich hier nichts weniger als „die Rolle eines Bruders in der Comödie ſpie„le, der die Heyrath ſeiner Schweſter betreibt, „aber Sie haben ohne Bedenken ein Frauen„zimmer von Ehre beſchimpft, weil Sie ge„glaubt haben, in einem fremden Lande werde „ſie keinen Schutz finden. Dies iſt das Ver„fahren eines ehrloſen und niederträchtigen „Menſchen. Sie werden alſo zuerſt mit eig„ner Hand, ohne Zwang, bey ofnen Thüren, „in Gegenwart Ihrer Bedienten, die uns nicht „verſtehen werden, weil wir franzöſiſch ſpre„chen, bekennen, daß Sie ein verabſcheuungs„würdiger Menſch ſind, der ohne irgend eine „Urſache zu haben, meine Schweſter betrogen, „verrathen, beſchimpft hat. Mit dieſer Er„klärung gehe ich nach Aranjuez zum franzöſi„ſchen Geſandten; ich zeige ihm das Bekennt„niß, ich laſſe hierauf es drucken. Uebermor„gen ſoll der Hof und die Stadt davon voll „ſeyn. Ich habe hier beträchtliche Unterſtü„tzungen, habe Zeit und Geld, alles ſoll ange„wandt werden, Sie von Ihrem Platz zu ſtür„zen, Sie auf alle mögliche Art und unabläſ-

„ſig zu verfolgen, bis das beleidigte Herz mei„ner Schweſter befriedigt ſeyn, bis ſie mich „zurückhalten, und zu mir ſagen wird: halt „ein! „

Eine ſolche Erklärung werde ich nicht thun — ſagte Clavico mit gebrochener Stimme. — „Ich glaub es, denn vielleicht würde „ich an Ihrem Platz Sie eben ſo wenig thun. „Aber die Wahl ſteht Ihnen frey. Schreiben „Sie, oder ſchreiben Sie ſie nicht; ich bleibe „von dieſem Augenblick an bey Ihnen; ich „weiche nicht von Ihrer Seite: ich gehe, wo „Sie hingehen, bis Sie über eine ſolche Be„gleitung ungeduldig werden, und hinter Buen„retiro (einem alten Pallaſt der Könige von „Spanien zu Madrid) ſich von mir loszuma„chen ſuchen. Bin ich glücklicher als Sie, ſo „faſſe ich, ohne meinen Geſandten zu ſehen, oh„ne hier mit jemanden zu ſprechen, meine ſter„bende Schweſter in die Arme, trage ſie in „meinen Wagen, und kehre nach Frankreich „mit ihr zurück. Begünſtigt das Glück im „Gegentheile Sie, ſo iſt alles von mir gethan; „ich habe vor meiner Abreiſe mein Teſtament „gemacht: Sie werden alsdann alle Vortheile „über uns gehabt haben; lachen Sie dann auf „unſere Unkoſten. Laſſen Sie das Frühſtück „herauf kommen. „

Ich klingle ſelbſt: ein Bedienter kömmt und bringt die Chocolade. Indem ich meine Taſſe

trinke.

trinke, geht der verwirrte Clavico stillschweigend und in Gedanken vertieft umher; ergreift auf einmal seine Parthie, und sagt zu mir:

„Herr von Beaumarchais, hören Sie mich. „Nichts in der Welt kann mein Verfahren „mit ihrer Schwester rechtfertigen. Der Ehr„geiz hat mich verblendet. Hätt' ich voraus„gesehn, daß Donna Maria einen Bruder „habe, wie Sie. so hätt' ich, anstatt sie für „eine fremde Verlassene zu halten, die Ver„bindung mit ihr, als mein schönstes Glück „angesehen. Sie haben mir die tiefste Ach„tung abzudringen gewußt, und ich werfe mich „zu Ihren Füssen, Sie zu beschwören, daß „Sie, wenn es möglich ist, alles das Unrecht, „welches ich Ihrer Schwester zugefügt habe, „wieder gut zu machen suchen. Geben Sie „mir sie zurück; ich werde mich nur allzuglück„lich schätzen, wenn ich meine Gemahlin und „die Verzeihung meiner Verbrechen von Ihnen „erhalte.„ — Es ist nicht mehr Zeit, meine Schwester liebt Sie nicht mehr; die Erklärung, dies ist alles, was ich von Ihnen begehre, und lassen Sie sich hernach gefallen, daß ich, als ihr offenbarer Feind meine Schwester räche, so lang es ihrer gereizten Empfindlichkeit gefallen wird.

Er machte viel Umstände, sowohl über die Art, wie ich seine Erklärung, als darüber, daß ich sie ganz von seiner Hand haben wollte;

auch über die Forderung, worauf ich beſtand, daß ſeine Leute, während daß er ſchriebe, gegenwärtig ſeyn müßten. Aber, da die Wahl dringend war, und er, ich weiß nicht, was für Hofnung hatte, ſeine vorige Geliebte wieder zu gewinnen, ſo ergab ſich ſein Stolz, folgende Erklärung niederzuſchreiben, die ich ihm, indem ich in einer Art von Gallerie, wo wir uns befanden, auf- und niederging, vorſagte.

Erklärung,

wovon ich das Original beſitze.

Ich unterzeichneter Joſeph Clavico, Aufſeher über ein königliches Archiv, erkenne, daß ich in dem Hauſe der Madam Guilbert mit Gütigkeit aufgenommen worden, und hernach die Mademoiſelle Caron, ihre Schweſter, nach tauſendmal wiederholten Verſicherungen, ſie heyrathen zu wollen, betrogen habe, ohne daß von ihrer Seite irgend ein Fehler oder eine Schwachheit nur zum Vorwand oder zur Entſchuldigung dienen könnte; da im Gegentheil die Aufführung dieſes Frauenzimmers, für welches ich die tiefſte Hochachtung habe, immer rein und tadellos geweſen iſt. Ich erkenne, daß ich durch mein Verfahren, durch die Unbeſonnenheit meiner Reden, und die Auslegungen, die ſich davon machen laſſen, dieſes würdige Frauenzimmer öffentlich beſchimpft habe.

habe. Ich bitte ſie durch dieſe Erklärung, die ich frey und eigenen Willens aufgeſezt, um Vergebung, ob ich mich ſchon, ſie zu erhalten, für gänzlich unwürdig halte; und verbinde mich zu jeder andern Art von Genugthuung, welche ſie begehren wird, wenn ihr dieſe nicht hinlänglich ſeyn ſollte. Gegeben zu Madrid, und geſchrieben durchaus mit eigner Hand, in Gegenwart ihres Bruders, am 19 May 1764.

Joſeph Clavico.

Ich nahm das Papier und ſagte im Weggehen zu ihm: „Mein Herr! ich bin kein fei„ger Feind; ohne Schonung werd' ich die Ra„che meiner Schweſter verfolgen. Ich hab' „es Ihnen zum voraus geſagt. Machen Sie „ſich auf den unbarmherzigſten Gebrauch ge„faßt, den ich von den Waffen, die Sie mir „in die Hände gegeben, machen werde.„ — Mein Herr, ich ſchmeichle mir mit dem großmüthigſten Manne zu ſprechen; vergönnen Sie mir, ehe Sie mich beſchimpfen, nur einen Augenblick, noch einen Verſuch zu wagen, ob ich nicht vermögend ſey, die Donna Maria wieder zu gewinnen. Nur allein in dieſer Hofnung hab' ich die Erklärung geſchrieben, die Sie in Händen haben; aber ehe ich es wagen will, mich vor ihr ſehen zu laſſen, bin ich entſchloſſen, einem andern meine Vertheidigung aufzutragen; und dieſer Andre ſind Sie. —

„Daraus wird nichts. „— Stellen ſie ihr dann wenigſtens die bittre Reue vor, die Sie an mir bemerkt haben. Ich will hierauf alle meine Bitten einſchränken. Wenn Sie mir dies verweigern, ſo werde ich einem andern auftragen, mich zu ihren Füſſen zu legen. — Ich verſprach es ihm.

Die Zurückkunft meines Freundes hatte alles in Aufruhr gebracht. Ich fand die Frauenzimmer in Thränen, und die Mannsperſonen in äuſſerſter Beſorgniß, aber da ich Ihnen den Ausgang meiner Verrichtung erzählte, und die Erklärung zeigte, ſo verſchwanden die Thränen unter Freudengeſchrey und Umarmungen. Ein jeder war nun andrer Meinung; der eine wollte den Clavico zu Grunde gerichtet wiſſen; der andre war geneigt, ihm zu vergeben; einige wollten es meiner Klugheit überlaſſen, und alle ſprachen auf einmal zuſammen. Aber meine Schweſter fieng an zu rufen: Nein, niemals, niemals; ich will nichts davon hören; eile, mein Bruder, nach Aranjuez, eile zu unſerm Geſandten, und laß dich bey jedem Schritte durch ſeinen Rath leiten.

Ehe ich nach Hofe gieng, ſchrieb ich an Clavico, daß meine Schweſter kein Wort zu ſeiner Entſchuldigung habe anhören wollen, und daß ich bey meinem Vorſatz beharrte, ſie zu rächen und ihn zu Grunde zu richten. Er ließ

mich

erzählte ihm meinen Auftritt mit Clavico, und überreichte ihm seine Erklärung.

Nun wohl, mein Herr, sagte dieser verehrungswürdige Mann, ein wenig erstaunt über meine That, ich ändre den Augenblick meine Neigung. Wer in zwoo Stunden die Sachen schon so weit bringen konnte, wird sie glücklich ausführen. Ehrgeiz entfernte den Clavico von ihrer Schwester; Ehrgeiz, Schrecken oder Liebe wird ihn wieder zu ihr zurückführen. Aber was auch seine Rückkehr verursachen mag, so ist es in dergleichen Vorfällen immer am besten, wenig Lärm zu machen. Ich muß Ihnen sagen, daß dieser Mensch es hoch bringen kann; und er ist in dieser Rücksicht vielleicht als eine sehr vortheilhafte Parthie zu betrachten. An ihrer Stelle würde ich die Bedenklichkeiten meiner Schwester zu überwinden suchen, die Reue des Clavico mir zu Nutze machen, und ohne Aufschub beyde zusammen vermählen. — „Wie, mein Herr, einen Niederträchtigen?„ — Er ist nur alsdann ein Niederträchtiger, wenn seine Wiederkehr nicht aufrichtig ist. Diesen Fall ausgenommen, ist er ein Liebhaber, der wegen seiner Reue Gnade verdienet. Dies ist mein Rath; ich wünsche, daß sie ihm folgen; und würde es Ihnen sogar, aus besondern Rücksichten, über die ich mich nicht erklären kann, Dank wissen.

Ich kam, ein wenig verlegen über den Rath des Marquis d'Osſün, nach Madrid zurück.

Bey

Bey meiner Ankunft erfuhr ich, Clavico ſey in Geſellſchaft einiger gemeinſchaftlichen Freunde gekommen, ſich meinen Schweſtern zu Füßen zu werfen; die jüngere habe ſich ſogleich in ihr Zimmer geflüchtet, und nicht wieder erſcheinen wollen. Clavico, ſagte man mir, habe dieſen flüchtigen Zorn für ein günſtiges Zeichen angeſehen. Ich, auf meiner Seite, ſchloß daraus, daß er die Frauenzimmer ſehr wohl kenne. Sie ſind ſanfte, empfindliche Geſchöpfe; ein wenig Verwegenheit, mit Reue begleitet, beunruhiget ſie gewiß außerordentlich; aber ihr Herz wird darum nicht weniger geneigt ſeyn, dem demüthigen Verwegnen, der zu ihren Füßen ſeufzt, Verzeyhung widerfahren zu laſſen.

Seit meiner Zurückkunft von Aranjuez ſuchte Clavico mich alle Tage zu ſprechen, folgte mir überall nach, bezauberte mich durch ſeinen Witz, ſeine Kenntniſſe, und beſonders durch das edle Zutrauen, das er in meine Vermittelung zu ſetzen ſchien. Ich nahm mich ſeiner aufrichtig an; meine Freunde traten auf meine Seite; aber die unumſchränkte Achtung, die meine Schweſter für meine Entſcheidung zu haben ſchien, machte mich ſehr behutſam gegen Sie; ich wünſchte ihre Zufriedenheit, nicht ihr äuſſerliches Glück; ich ſuchte ihrem Herzen, nicht ihrer Hand Gewalt anzuthun.

Am 25 May verließ Clavico unversehens seinen Aufenthalt bey H. Portugues, und begab sich in das Quartier der Invaliden zu einem Officier von seiner Bekanntschaft. Dies kam mir seltsam vor, ließ mich aber ohne weitern Verdacht. Ich suchte ihn auf; der Beweggrund seines schnellen Ausziehens, sagte er mir, sey H. Portugues, der sich seiner Heyrath am meisten widersetze. Er habe geglaubt, mir den überzeugendsten Beweis von der Aufrichtigkeit seiner wiederkehrenden Liebe zu geben, wenn er das Haus eines so mächtigen Feindes meiner Schwester verlasse. Dieses kam mir so schön und wahrscheinlich vor, daß ich über seinen Abzug zu den Invaliden äusserst vergnügt war. Am 26 May erhielt ich folgendes Schreiben von ihm:

Abschrift des Briefes von Clavico, wovon ich das Original besitze.

„Ich habe mich, mein Herr, über mein vestes „Vorhaben, die Beleidigungen, welche „ich der Mademoiselle Caron wider meinen „Willen zugefügt habe, wieder gut zu machen, „auf eine sehr bestimmte Art erklärt. Ich er„biete mich aufs neue, sie zu heyrathen, wenn „die vergangenen Mißverständnisse sie nicht zu „sehr gegen mich eingenommen haben. Meine „Anerbietungen sind ganz aufrichtig. Mein „ganzes Verhalten, alle meine Schritte haben „zum Ziel, ihr Herz wieder zu gewinnen, und

„der

„der Erfolg meiner Bemühungen wird mein „Glück entscheiden. Ich nehme mir also die „Freyheit, Sie an das Versprechen zu erin„nern, welches Sie von sich gegeben haben, „sich als Mittler dieser glücklichen Aussöhnung „für mich verwenden zu wollen. Ich weiß, „daß es einem rechtschafnen Manne zur Ehre „gereicht, sich vor einem Frauenzimmer, das „er beleidigt hat, zu demüthigen, und daß je„mand, der es sich zur Schande rechnen wür„de, eine Mannsperson um Vergebung zu bit„ten, vor den Augen eines Frauenzimmers „sein Unrecht mit Anstand gestehen kann. Ich „handle also mit völligem Bewußtseyn in die„ser ganzen Sache. Die ungezwungene und „freymüthige Versicherung, die ich Ihnen ge„geben, und der Schritt, den ich während ih„rer Abwesenheit zu Aranjuez bey Ihrer Schwe„ster gethan habe, können mir bey denen, die „die Aufrichtigkeit meiner Absichten mißken„nen, ohne Zweifel sehr nachtheilig seyn; aber „ich hoffe, daß Sie durch eine getreue Bekannt„machung der Wahrheit alle diejenigen, die „aus Bosheit oder Unwissenheit eine falsche „Meinung von mir haben, gehörig von der „Sache zu unterrichten die Gütigkeit haben „werden. Wenn es mir möglich wäre, Ma„drid ohne ausdrücklichen Befehl meines Obern „zu verlassen, so würd' ich ohngesäumt nach „Aranjuez gehen, und seine Einwilligung su„chen; ich erwarte also deswegen noch von Ih„rer Freundschaft, daß Sie die Mühe über

„sich

„ſich nehmen, ihm die guten und rechtmäßigen „Abſichten, die ich auf Ihre Mademoiſelle „Schweſter habe, und wovon dieſer Brief eine „neue Verſicherung iſt, bekannt zu machen. „Die Beſchleunigung dieſer Bekanntmachung „wird nach meinem Herzen die ſchönſte Beloh„nung ſeyn, die ich für die vollkommne Hoch„achtung und aufrichtige Zuneigung zu erhal„ten wünſche, womit ich die Ehre habe zu ſeyn. „u. ſ. w. „

Am 26 May 1764.

Clavico.

Indem ich meinen Schweſtern dieſen Brief vorlas, zerfloß die jüngſte in Thränen. Ich umarmte ſie mit der innigſten Rührung: „Nun, mein Kind, du liebſt ihn noch, und „ſchämſt dich wohl ſehr deßwegen; nicht wahr? „Ich ſeh' es. Laß ſeyn. Du biſt darum nicht „weniger ein gutes, ein vortrefliches Mäd„chen; und weil dein Unwille nachzulaſſen „anfängt, ſo laß ihn in den Thränen der Ver„gebung erlöſchen; ſie ſind ſüß nach den Thrä„nen des Zorns. Dieſer Clavico iſt (ſetzte ich lächelnd hinzu) „ein Ungeheuer, wie der „größte Theil der Mannsperſonen; aber, mein „Kind, ſo wie er iſt, ſo vereinige ich mit dem „Rath des Marquis d'Oſſün, ihm zu vergeben, „den meinigen. Es wäre mir ſeinethalben „lieber, daß er ſich geſchlagen hätte; es iſt „mir deinethalben lieber, daß er es nicht ge„than hat. „

Mein

Mein Geschwätz machte sie mitten unter ihren Thränen lächeln. Ich hielt diesen reizenden Streit von Empfindungen für eine stillschweigende Einwilligung in die Absichten unsers Gesandten; ich suchte meinen Mann auf, dem ich wohl zu verstehen gab, er sey hundertmahl glücklicher, als er verdiene; er gestand es mit einer Treuherzigkeit, die ihm unsrer aller Herzen gewann. Zitternd kam er bey meiner Schwester an, suchte das gute, verwirrte Mädchen zu gewinnen, die erröthend, halb in Schaam, halb in Freude verlohren, mit einem Seufzer dann endlich das Geständniß entschlüpfen ließ, in alles zu willigen, was wir thun wollten, sie aufs neue zu fesseln.

Voll Entzücken nahm Clavico den Schlüssel zu meinem Schreibepulte, und machte folgenden Aufsatz, den er selbst unterzeichnete, und meiner Schwester auf den Knieen zum unterzeichnen übergab. Es waren dabey zugegen die Herren Laugier, pohlnischer Gesandtschafts-Sekretär; Gazan, spanischer Consul zu Bayonne; Devignes, Canonicus zu Pertuisanan; Dürocher, erster Wundarzt der Königinn Mutter; Dürand und Perier, französische Kaufleute; Don Firmin de Salsedo, Schatzmeister des Königs; de Bievardi, ein italiänischer Edelmann; Boca, ein Officier von der flammändischen Garde, und Andre. Jeder fügte seine Bitten zu den meinigen, und

man

man nöthigte meiner guten Schweſter, über ihre mündliche Einwilligung, noch die Unterſchrift ab. Das gute Mädchen wußte nicht mehr, wo es ſein Geſicht verbergen ſollte, warf ſich weinend in meine Arme, indem ſie mich ganz leiſe verſicherte, ich ſey doch in Wahrheit ein harter und unbarmherziger Mann gegen ſie.

Richtige Abſchrift eines Aufſatzes von Clavico, von ihm und meiner Schweſter unterzeichnet, wovon ich das Original beſitze.

Wir unterſchriebene, Joſeph Clavico und Maria Luiſa Caron, haben durch dieſen Aufſatz die unzähligmahl wiederhohlten Verſprechungen, die wir uns gethan haben, einander ewig getreu zu ſeyn, erneuert; und verbinden uns, dieſe Verſprechungen, ſo bald es möglich ſeyn wird, durch das Sacrament der Ehe heilig zu machen; zur Urkund deſſen wir dieſe Schrift unter uns aufgeſetzt und unterzeichnet haben. Madrid den 26 May 1764.

Maria Luiſa Caron und Joſeph Clavico.

Voll Freude über dieſe glückliche Veränderung brachten wir dieſen Abend mit einander zu, und des Nachts um eilf Uhr, reißte ich nach Aranjuez ab.

Nach

Nach meiner Ankunft zu Aranjuez gab ich sogleich unserm Gesandten umständliche Nachricht. Er hatte die Gütigkeit, meinem ganzen Verfahren mehr Lobsprüche zu ertheilen, als es verdiente; aber zugleich rieth er mir, dem Herrn von Grimaldi nichts von allem, was geschehen sey, zu entdecken, aus Furcht meinem künftigen Schwager dadurch Schaden zu thun.

Ich begab mich zu diesem Minister; er empfieng mich sehr gütig, las den Brief des Clavico, gab seine Einwilligung zur Heyrath, und wünschte meiner Schwester alles mögliche Glück dazu, wobey er nur anmerkte, daß Don Joseph Clavico mir diese Reise hätte ersparen können; die eingeführte Gewohnheit in einem solchen Fall wäre an den Minister zu schreiben. Ich maß alle Schuld der Begierde bey, die ich selbst bezeugt, ihm meine Aufwartung zu machen, ehe ich ihn bitten würde, mir einige Audienzen zu gestatten, worinn ich ihm von sehr wichtigen Dingen zu unterhalten hätte.

Bey meiner Zurückkunft zu Madrid fand ich folgenden Brief von Clavico:

Abschrift eines Briefes,
von dem ich das Original habe.

„Sehen Sie, mein Herr, das schändliche „Billet, das überall, sowohl am Hofe, „als in der Stadt, herumgeht. Meine Ehre

„ist darinn auf die grausamste Art beschimpft;
„ich kann den Tag nicht ansehen, so lange man
„so niedrig von meinem Character und meiner
„Ehre denken wird. Ich bitte Sie, mein
„Herr, auf das angelegenste, das Publicum
„das von mir unterschriebene Billet sehen und
„Abschriften davon machen zu lassen. Unter-
„dessen, bis das Publicum besser unterrichtet
„seyn wird, ist es rathsam, daß wir uns einige
„Tage nicht sehen. Man möchte sonst denken,
„jenes unglückliche Billet sey das ächte, und
„dasjenige, welches nun erschien, untergescho-
„ben. Stellen Sie sich vor, in welchen Jam-
„mer mich eine solche Beschimpfung setzen müs-
„se, und glauben Sie, mein Herr, daß ich
„sey ꝛc.

Clavico. „

Er hatte seinem Briefe einen falschen, übertriebenen, abscheulichen Aufsatz, der ganz von seiner Hand war, beygelegt.

Ich wurde über die Folgerung, welche Clavico aus diesem schimpflichen Papier gezogen, verdrüßlich, und eilte, ihm die freundschaftlichsten Verweise darüber zu machen; er lag zu Bette. Weil ein Theil seiner Sachen bey Portugues zurückgeblieben war, so schickt' ich ihm sogleich hinlängliches Leinewand; und, um ihn über jenen erdichteten Aufsatz zu trösten, versprach ich ihm, nach seiner Wiederherstellung, ihn überall, als einen rechtschaffenen

Mann

Mann und als meinen Bruder mit mir herumzuführen.

Wir verabredeten uns über die Anſtalten zur Verheyrathung meiner Schweſter; und auf ſein Erſuchen führten mich verſchiedene ſeiner Freunde den folgenden Tag zum Generalvicarius, zum Römiſchen Notarius, u. ſ. w.

Hierauf kehrt' ich ſehr vergnügt zu ihm zurück; „Mein Freund, (ſagte ich zu ihm, indem ich ihn umarmte) „das Verhältniß, wor„inn wir gegen einander ſtehen, erlaubt mir „frey gegen Sie zu ſeyn. Wenn Sie nicht „bey baarem Gelde ſind, ſo nehmen Sie meine „Börſe an, worinn Sie hundert Quadrupel „und andre Goldſtücke finden werden. Zu„ſammen wird es ohngefehr neuntauſend Livres „franzöſiſches Geld ausmachen. Fünf und „zwanzig Quadrupel ſchicken Sie meiner „Schweſter davon für Bänder: und hier ſind „Juwelen und franzöſiſche Spitzen: aus ihrer „Hand wird ihr das Geſchenk angenehmer, als „aus der meinigen ſeyn.„

Mein Freund nahm die Juwelen und Spitzen an, indem er ſich nicht verſprechen dürfte, wie er ſagte, ſie von ſo gutem Geſchmack zu Madrid anzutreffen. Aber das Geld, welches er ſchlechterdings nicht behalten wollte, mußt' ich zurücknehmen.

Den Morgen darauf, am Himmelfahrtstage, ſtahl mir ein Mulatte, den ich zu Bayonne zu meinem Bedienten angenommen, und der mir den Abend zuvor gerandetes Gold bey meinem Banquier geholt hatte, meine hunderd Quadrupel, meinen Geldbeutel, alles mein Silberzeug, welches nicht beträchtlich war, ein Kiſtchen Spitzen, alle meine ſeidenen Strümpfe, und einige reiche Dreſſen, alles an Werth ohngefähr 15000 Franken, und nahm die Flucht.

Ich brachte dem Commandanten von Madrid ſogleich meine Klage darüber vor; und wurde über die Kälte, womit ſie von ihm aufgenommen wurde, betroffen. — Das Räthſel wird ſich bald entwickeln.

Dieſer Zufall hinderte mich nicht, auf alle möglich Art für meinen kranken Freund zu ſorgen. Ich warf ihm vor, er ſey Schuld, daß ich beſtohlen worden, weil er geſtern mein Anerbieten ausgeſchlagen habe. Mein Freund, verſicherte mich, dieſer Verluſt ſey unwiederbringlich, weil der Bediente, der ohnfehlbar den Weg nach Cadix genommen, noch ehe man ihn erwiſcht habe, mit der Flotte abgegangen ſeyn würde. Ich ſchrieb dem Geſandten davon und dachte nicht mehr daran.

Die folgenden Tage wurden auf meiner Seite mit unermüdeten Gefälligkeiten, und

von

von Clavico mit Bezeugungen der lebhafteſten Erkenntlichkeit zugebracht. Aber am 15ten Junius, als ich ihn, wie ſonſt, bey den Invaliden beſuchen wollte, erfuhr ich mit Erſtaunen, mein Freund ſey auf s neue plötzlich wieder ausgezogen.

Zum Zweytenmal auszuziehen, ohne mir ein Wort zu ſagen, ſchien mir, ich muß es geſtehen, äußerſt ſonderbar. Ich ließ ihn zu Madrid in allen Miethhäuſern aufſuchen, und bezeugte ihm, als ich ihn zuletzt in der Straße zum Heil. Ludwig ausfindig gemacht hatte, mit weniger Gelindigkeit, als zuvor, meine Verwunderung. Seine Entſchuldigung war, ſeinem Freunde ſey der Vorwurf gemacht worden, daß er mit einem Fremden eine Wohnung theile, welche der König ihm allein eingeräumt; er habe hierauf, ohne ſeine Geſundheit, noch Zeit und Bequemlichkeit in Betracht zu ziehen, keinen Augenblick anſtehen können, den Aufenthalt ſeines Freundes zu verlaſſen. Ich mußte wohl ſeine Delicateſſe billigen; aber ich verwieß ihm auf die verbindlichſte Weiſe, daß er ſein Quartier nicht in meiner Schweſter Hauſe genommen; noch wollt' ich ihn ſogleich hinführen. Er drückte mir erkenntlich die Hand, und wendete ein, weil er kaum erſt Medecin genommen, dürfe er nicht wagen auszugehen; eine allgemeine Gewohnheit in Spanien.

Er lehnte den folgenden Tag mein wiederhohltes Anerbieten, ihn zu meiner Schweſter

zu führen, unter eben dieſem Vorwand ab. Nun fiengen meine Freunde an, den Kopf zu ſchütteln und Argwohn zu ſchöpfen; ihr Mißtrauen aber ſchien mir noch ungeräumter als niedrig. Warum ſollte er hinterliſtig gegen mich ſeyn? Der Contract war geſchloſſen; er konnte verſchiedene Tage nacheinander des verdrüßlichen Medicinirens wegen nicht unterſchrieben werden. In Spanien, ſagte man, iſt keine Verſchreibung gültig, wenn ſie von einem Tage datirt iſt, an dem einer der Contrahenten Medicin genommen hat; andres Land, andre Gewohnheiten.

Meine Schweſter zitterte aufs neue; durch ähnliche Verzögerungen hatte dieſer Mann ſie ſchon zweymal zu ſchrecklichen Cataſtrophen geleiſtet. Ich legte ihr nicht ohne Bitterkeit Stillſchweigen auf, indeſſen bemeiſterte ſich der Argwohn nach und nach auch meines Herzens. Mich davon zu befreyen, ſchickte ich am 7 Julius, welcher Tag zur endlichen Unterzeichnung des Contracts ausgeſetzt war, nach dem römiſchen Notarius.

Aber wie groß war mein Erſtaunen, als dieſer mir ſagte, er habe dem Herrn Clavico eine meinen Abſichten ganz entgegengeſetzte Erklärung zur Unterſchrift vorzulegen. Von einer jungen Perſon, die eine vom Jahr 1755 datirte HeyrathsVerſprechung in Händen zu beſitzen vorgäbe (9 Jahre vor der Epoche, wo

wir

wir waren, 1764) ſey den Abend zuvor ein Einſpruch gegen die Heyrath meiner Schweſter geſchehen. Ich erkundige mich nach dem Nahmen dieſer Perſon. Der Notarius ſagt mir, es ſey eine Duenna (Cammer Jungfer). Beſchämt, raſend, eil' ich zu dem niederträchtigen Clavico.

„Dieſes HeyrathsVerſprechen kömmt von „Ihnen, ſagte ich zu ihm: geſtern iſt es ge„ſchmiedet worden. Sie ſind ein abſcheuli„cher Mann, dem ich für alle Schätze In„diens meine Schweſter nicht geben möchte. „Aber dieſen Abend bin ich zu Aranjuez; „ich berichte dem Herrn von Grimaldi ihre „Ehrloſigkeit, und weit entfernt, mich, im „Nahmen meiner Schweſter, dem Anſpruch „Ihrer Duenna zu widerſetzen, will ich ſtatt „aller Genugthuung begehren, daß man ſie „ihnen auf der Stelle antraue. Ich will „Vaterſtelle an ihr vertreten, ihre Mitgift be„zahlen, und alles daran wenden, daß ſie „Sie bis an den Altar verfolge. Alsdann in „Ihrer eignen Schlinge gefangen, werden Sie „entehrt und ich gerächt ſeyn.„

„Mein Bruder, mein Freund,„ ſagte er zu mir, „verſchieben Sie Ihre Rache und „Ihre Reiſe bis Morgen. Ich bin dieſer „ſchwarzen That nicht ſchuldig. Es iſt wahr, „in einem verliebten Wahnſinn that ich einmal „der Duenna von Madam Portugues, einem

„artigen Mädchen, dieſes Verſprechen; aber „ſeit unſerm Bruche hat ſie niemals gegen „mich etwas davon erwähnt. Die Feinde der „Donna Maria, Ihrer Schweſter, wiegeln „dieſes Mädchen auf: aber glauben Sie, „mein Freund, mit einigen Piſtolen wird ſich „dieſe Sache abmachen laſſen. Noch dieſen „Abend will ich Sie zu einem berühmten Ad„vokaten führen, der Sie auf mein Zureden „nach Aranjuez begleiten wird, und, ehe Sie „abreiſen, wollen wir zuſammen auf Mittel „denken, dieſes neue Hinderniß, welches „Ihnen Ihre Lebhaftigkeit vergrößert, aus „dem Wege zu räumen. Betheuren Sie der „Donna Maria meine Ergebenheit; ich ſchwöre „ihr und Ihnen ewige Liebe; dieſen Abend „verſäumen Sie nicht, genau um acht Uhr „bey mir zu ſeyn.„

Gram war in meinem Herzen, und Unentſchlüſſigkeit in meinem Geiſte; doch gab ich den Vorbedeutungen, die allmählig ins Gerüchte kamen, noch kein Gehör. Es war möglich, daß dieſer Betrüger mich zum Beſten hatte, aber ſeine Abſicht? Da ich ſie nicht errathen, keine Vernünftige erdenken konnte, ſo hielt ich mein Urtheil zurück, obgleich ſchon alles, was mich umgab, vom Schrecken ergriffen war. Um acht Uhr begab ich mich in Geſellſchaft der Herrn Perier und Dürand, zu dieſem ſeltſamen Sterblichen. Wir waren kaum aus dem Wagen geſtiegen, als die Frau

vom

vom Hauſe uns entgegen kam, und mir ſagte: der Herr Clavico iſt ſeit einer Stunde ausgezogen, ohne daß man weis, wohin.

Betroffen über dieſe Nachricht, und geneigt noch daran zu zweifeln, geh' ich in ſein Zimmer hinauf, es war ganz ausgeräumt: mein Herz ward beklemmter. Sobald ich zurück nach Hauſe kam, ſchickte ich ſechs Perſonen aus, die ganze Stadt durchzulaufen, um den Verräther, es koſte, was es wolle, zu entdecken. Die Verrätherey war offenbar, aber noch immer mußt' ich ausrufen: was will dieſes Ungeheuer? Mir war es unbegreiflich; indem kam ein Courier mit einem Briefe von unſerm Geſandten, und ſagte: der Inhalt ſey dringend.

Schreiben

des franzöſiſchen Herrn Geſandten, wovon ich das Original beſitze.

Aranjuez, den 7 Jul. 1764.

Mein Herr,

„Der Herr von Robion, Commandant von „Madrid, hat mir eben jetzt berichtet, „Clavico habe ſich in das Quartier der In„validen geflüchtet, und angegeben, er ſuche „hier eine Freyſtatt vor den Gewaltthätigkei„ten, die er von Ihrer Seite befürchte; in-

„dem Sie vor einigen Tagen in ſeinem eigenen „Hauſe, das Piſtol auf die Bruſt, ihn ge„nöthigt ein Billet zu unterſchreiben, welches „ihn verpflichte Ihre Schweſter zu heyra„then. Es kann zu nichts helfen, Ihnen meine „Gedanken über dieſe Anklage zu ſagen. Aber „Sie werden leicht einſehen, daß, ſo edel und „rechtmäßig auch ihr Verhalten bey dieſer „Sache geweſen, man ihm doch eine Wen„dung geben könne, deren Folgen für Sie ſehr „unangenehm ſeyn würden. Ich rathe Ihnen „daher, ſich ganz ſtille zu halten, und nichts „zu unternehmen, bis ich Sie geſprochen habe, „entweder hier, wenn Sie ſich ſogleich auf „den Weg machen, oder zu Madrid, wohin „ich den 12 zurückkehren werde.

„Ich habe die Ehre mit vollkommner Hoch„achtung zu ſeyn ꝛc.

Oſſün.„

Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für mich. Wie? dieſer Menſch, der ſeit 14 Tagen mich in ſeine Arme gedrückt! dieſes Ungeheuer, das mir ſo viel Briefe voll Zärtlichkeit geſchrieben! mir öffentlich angelegen, ihm ſeine Schweſter zu geben; im Angeſichte von ganz Madrid ſo oft mit ihr geſpeißt hatte! der ſollte eine Criminal-Klage wider mich wegen Gewaltthätigkeiten eingegeben haben? ſollte

ſollte mich heimtückiſch verfolgen? Ich war auſſer mir.

In demſelben Augenblicke trat ein Officier von der Wallonischen Garde herein, und ſagte zu mir: Herr von Beaumarchais, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren: retten Sie ſich, oder Sie werden morgen früh in Ihrem Bette in Verhaft genommen. Der Befehl iſt gegeben. Clavico iſt ein Ungeheuer; er hat Jederman gegen Sie aufgebracht, und Sie mit leeren Verſprechungen herumgeführt, um ſich indeſſen zu ihrem öffentlichen Ankläger zu machen. Fliehen Sie, fliehen Sie im Augenblick; oder Sie haben, in ein Gefängniß geſchloſſen, weder Schutz noch Vertheidigung mehr zu hoffen.

Ich, fliehen? entrinnen? lieber den Tod! Laßt mich, meine Freunde! daß ich morgen früh um vier Uhr nur einen Reiſewagen mit ſechs Maulthieren habe; ich will nach Aranjuez; unterdeſſen wünſche ich allein zu ſeyn, um mich faſſen zu können.

Ich ſchloß mich ein; mein Geiſt war in der Verwirrung, mein Herz auf der Folter. Nichts konnte dieſen Aufruhr ſtillen. Ich warf mich in einen Lehnſtuhl, in welchem ich zwoo Stunden lang in einem gänzlichen Mangel an Ideen und Entſchlüſſen liegen blieb.

Nachdem

Nachdem dieſe ermüdende Ruhe mich endlich wieder zu mir ſelbſt gebracht hatte, ſo beſann ich mich, daß dieſer Menſch, ſeit dem Datum ſeiner Klage wegen erlittener Gewaltthätigkeit, öffentlich mit mir ausgefahren war, mir indeſſen die zärtlichſten Briefe geſchrieben, mir ausdrücklich vor zwanzig Perſonen ſein Geſuch bey dem Miniſter aufgetragen habe. Ich falle über meinen Schreibtiſch her; entwerfe, mit der Haſtigkeit eines Menſchen im vollen Fieber, das umſtändliche Journal meines Verfahrens ſeit meiner Ankunft zu Madrid. Nahmen, Tage, Reden, alles ſtellt ſich meinem Gedächtniſſe dar; alles wird aufgezeichnet. Ich ſchrieb noch um 5 Uhr des Morgens, als man mir ſagte, daß mich mein Wagen erwarte, und die Unruhe meiner Freunde ihnen nicht geſtatte, mich länger mir ſelbſt zu überlaſſen. Ich ſteige in den Wagen, ohne zu fragen, ob mich jemand begleite, ohne zu wiſſen, ob ich geziemend gekleidet ſey. Ich war trunken von meinem Gegenſtand und wußte ſonſt von nichts; aber man hatte, ohne mir ein Wort zu ſagen, für alles Nöthige geſorgt. Einige Freunde erboten ſich, mich zu begleiten. Ich will allein ſeyn, ſagte ich ihnen, zwölf Stunden Einſamkeit werden nicht zu viel ſeyn, meine Sinne zu beruhigen; und nun reiſte ich nach Aranjuez ab.

Der Geſandte war im Pallaſt, als ich in Sitio-Real ankam; ich ſah ihn erſt bey ſeiner

ner Zurückkunft Abends um eilf Uhr. „Sie „haben wohl gethan, unverzüglich zu kommen, ſagte er zu mir; „ich war Ihrentwegen äuſſerſt „unruhig: ſeit vierzehn Tagen hat Clavico „im Pallaſt alle Zugänge beſetzt. Ohne mich „wären Sie verlohren, im Verhaft, vielleicht „im Preſidio (ein ewiges Gefängniß zu Oran oder Ceuta an den Küſten von Africa). „Ich „bin zu dem Herrn von Grimaldi gelaufen; „ich ſtehe, ſagt' ich ihm, für die kluge und „rechtſchaffene Aufführung des Herrn von „Beaumarchais in dieſer ganzen Sache, wie „für meine eigene. Er iſt ein Mann von „Ehre, der nichts mehr gethan hat, als was „Sie und ich an ſeinem Platz auch würden ge„than haben: ich hab ihn ſeit ſeiner Ankunft „beobachtet. Laſſen Sie, ich bitte Sie, den „Befehl zu ſeinem Verhafte zurück nehmen; „dieſe Grauſamkeit ſeines Gegners ſchweift „über alle Grenzen. Ich glaube Ihnen, ant„wortete Grimaldi, aber ich kann nichts thun, „als einen Augenblick verzögern. Alles iſt „wider ihn aufgebracht. Laſſen Sie ihn ohne „Verzug abreiſen; man wird bey ſeiner Flucht „die Augen zuthun. „

„Alſo geſchwinde fort, mein Herr; es iſt „kein Augenblick zu verlieren; man wird Ihre „Sachen nachſchicken; Sie haben ſechs Maul„thiere zu Ihrem Befehl. Nicht ſpäter, als „morgen früh, müſſen Sie Ihre Rückreiſe „nach Frankreich antreten; ich würde nicht

„im

„im Stande seyn, Sie wider die allgemeine „Empörung, gegen so gemeßne Befehle zu „schützen, und ich würde untröstlich seyn, „wenn Ihnen in diesem Lande ein Unglück zu„stossen sollte. Machen Sie sich fort.„

Indem ich ihn anhörte, weinte ich nicht; aber von Zeit zu Zeit fielen grose Wassertropfen aus meinen Augen, welche die allgemeine Beklemmung dahin zusammen gedrängt hatte. Ich war sinnlos, stumm. Der Gesandte wurde gerührt, und kam voll Güte durch das offene und freywillige Geständniß, daß ich Recht habe, allen meinen Einwendungen zuvor; blieb aber dabey, ich müsse der Nothwendigkeit gehorchen, und einem gewissen Uebel entfliehen.

Und worüber wird man mich dann strafen, mein Herr, da Sie selbst zugeben, daß ich in jedem Stücke Recht habe? Wird der König einen Unschuldigen, der auf das härteste beleidigt worden, in Verhaft ziehen lassen? — „Ey, mein Herr, der Befehl des Königs „wird erhalten, befolgt. Das Uebel ist ge„schehen, ehe man eines Bessern berichtet war. „Reisen sie ab, Herr von Beaumarchais, „reisen Sie ab, sag' ich Ihnen.„ — Aber, mein Herr, in dem itzigen Zustande, wo soll ich hin? — „Ihr Kopf ist in der äusserſten „Verwirrung, Herr von Beaumarchais! „Fliehen Sie ein unvermeidliches Uebel.„ — Ach, mein Herr, was werden die Meinigen

sagen?

ſagen? was werden meine erhabene Beſchützerinnen in Frankreich von mir denken? — „Seyn Sie unbekümmert; ich will nach „Frankreich ſchreiben; man wird mir auf „mein Wort glauben.„ — Und meine Schweſter, mein Herr, meine unglückliche Schweſter? meine Schweſter, die eben ſo unſchuldig iſt, als ich? — „Denken Sie an „ſich; für das Uebrige ſoll geſorgt werden.„ — Ach Gott! Gott! dies wäre die Frucht meiner Reiſe nach Spanien! — „Gehen Sie, gehen „Sie,„ wiederholte d'Oſſün unaufhörlich. Er bot mir mit aller Großmuth ſeines Characters Geld an, wenn es mir daran mangeln ſollte.— Mein Herr, ich habe Geld. Tauſend Louis in meiner Börſe, und zweymal hunderttauſend Franken in meiner Brieftaſche werden mir Mittel verſchaffen, dieſe empfindliche Beſchimpfung zu rächen. — „Nein, mein Herr; „das geb' ich nicht zu. Sie ſind mir empfohlen. Reiſen Sie ab: ich bitte Sie, ich rath' „es Ihnen, und ich werde noch weiter gehn, „wenn es ſeyn muß.„ — Vergeben Sie. Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr; ich verſtehe Sie nicht mehr. Ganz verwirrt ſtürzt' ich mich hierauf in die dunkeln Gänge des Parks bey Aranjuez. Ich verlohr mich immer weiter in denſelben, und brachte die Nacht in der heftigſten Unruhe darinnen zu.

Feſt und hartnäckig entſchloſſen, umzukommen oder mich zu rächen, gieng ich den andern Mor-

Morgen zu dem Staats-Minister Grimaldi. In seinem Vorzimmer hörte ich verschiedenemahl den Herrn Wahl nennen. Dieser verehrungswürdige Mann, der das Ministerium blos deswegen verlassen hatte, um zwischen seinem Leben und Tode noch einen Ruhepunkt zu machen, war in des Herrn von Grimaldi Hause. So wie ich dieß erfuhr, ließ ich mich als einen Fremden, der ihm Sachen von der äusserſten Wichtigkeit zu sagen habe, bey ihm melden. Ich werde zu ihm geführt; das edelste Ansehen flößt meinem gequälten Herzen Zuversicht ein. Mein Herr, sage ich zu ihm, ich habe keinen andern Anspruch auf Ihr Wohlwollen, als Unglück und Vaterland. Sie selbst sind in Frankreich gebohren, und da in Diensten gewesen; seit dem haben Sie in diesem Lande alle Grade von Ruhm im bürgerlichen und Soldatenstande durchgelaufen; aber alles dieses macht mir nicht so viel Muth, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen, als die wahre Größe, womit Sie dem König das gefährliche Ministerium von Indien freywillig, und mit reinen Händen zurückgegeben haben, da ein andrer Millionen dabey hätte aufhäufen können. Neben der Achtung der Nation haben Sie das Zutrauen des Königs zu erhalten gewußt; er nennt Sie noch immer seinen Freund. Sie können noch eine schöne Handlung thun, mein Herr; sie ist Ihrer würdig; einen Franzosen retten, der in der Verzweiflung ist, und allein noch auf den

Schutz

Schuz eines ſo edelmüthigen Mannes ſeine Hofnung ſezt.

Sie ſind ein Franzoſe, ſagte er; dieſer Nahme iſt eine vorzügliche Empfehlung bey mir. Ich habe Frankreich immer geliebt, und wünſche einen Theil der Verbindlichkeit, die ich ihm ſchuldig bin, an Sie abtragen zu können. Aber Sie zittern; Ihr Geiſt iſt auſſer ſich; ſezen Sie ſich, entdecken Sie mir Ihre Leiden; ſie müſſen entſezlich ſeyn, nach der Verwirrung zu urtheilen, worinn ich Sie ſehe. Er befiehlt ſogleich, niemanden vorzulaſſen; worauf ich ihn, in einem unbeſchreiblichen Zuſtand von Furcht und Hofnung, um Erlaubniß bitte, ihm das vollſtändige Journal meines Verhaltens zu Madrid ſeit dem erſten Tage meiner Ankunft vorleſen zu dürfen: Sie werden, mein Herr, dem Faden meiner Begebenheiten auf dieſe Art leichter folgen können, als bey einer unordentlichen Erzählung, die ich umſonſt verſuchen würde, Ihnen vorzutragen.

Ich las meinen Aufſaz. Herr Wahl ſuchte von Zeit zu Zeit mich zu beſänftigen, und bat mich, weniger haſtig zu leſen, damit er mich beſſer verſtehen könne; zugleich verſicherte er mich, daß er den lebhafteſten Antheil an meiner Erzählung nehme. So wie die Begebenheiten vorkamen, gab ich ihm die Briefe und alle ſchriftlichen Zeugniſſe in die Hände. Als

ich aber auf die Criminal-Klage kam, auf den Befehl mich in Verhaft zu nehmen, der durch den Herrn von Grimaldi nur aufgeschoben worden, auf das Begehren unsers Gesandten, auf den Rath, den er mir gegeben, wegzureisen, und dem ich mich, wie ich ihm frey gestund, widersetzt habe, entschlossen umzukommen oder Gerechtigkeit vom König zu erhalten: so rief er laut aus, stund auf und umarmte mich zärtlich: — Allerdings wird ihnen der König Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie haben Recht darauf zu zählen. Der Herr Gesandte ist, ohngeachtet seiner guten Gesinnungen gegen Sie, genöthiget, auf seinen Posten Rücksicht zu nehmen; aber ich, ich will mit dem ganzen Einflusse des Meinigen ihrer Rache beförderlich seyn. Nein, mein Herr, man soll nicht sagen können. daß ein rechtschaffener Franzose sein Vaterland, seine Freunde, seine Geschäfte, seine Vergnügungen verlassen, daß er 400 Meilen zurückgelegt habe, einer unglücklichen und unschuldigen Schwester beyzustehn, und daß er aus diesem Lande vertrieben von der großmüthigen spanischen Nation den abscheulichen Begriff in seinem Herzen mit sich in sein Vaterland zurücknehme, als könnten bey ihr die Fremden keine Gerechtigkeit finden. Ich will mich bey dieser Gelegenheit Ihrer, als Vater, annehmen, wie Sie Ihrer Schwester sich angenommen haben. Ich bin es, der diesen Clavico dem König empfohlen hat.

Alle

Alle ſeine Verbrechen liegen mir zur Laſt. Gott! wie unglücklich ſind Leute, die Stellen beſetzen, daß Sie nicht Sorge genug anwenden können, alle, die ſie gebrauchen wollen, hinlänglich zu erforſchen, und ohne es zu wiſſen, ſich mit Betrügern umgeben, deren Schandthaten nur zu oft auf ihre Rechnung geſchrieben werden. Dieſes, mein Herr, iſt für mich um ſoviel wichtiger, da dieſer Clavico, nachdem er mit einer Art von Wochenſchrift oder Zeitung den Anfang gemacht, und durch ſein Amt ſich dem Miniſterium genähert fand, einſt zu anſehnlichen Stellen hätte gelangen können, und ich meinem Könige nur mit einem Böſewichte ein Geſchenk würde gemacht haben. Man entſchuldigt einen Miniſter, wenn er ſich in der Wahl einer unwürdigen Perſon betrogen hat: aber ſobald er ſie mit dem Siegel der öffentlichen Verdammung bezeichnet ſieht, ſo iſt er ſich ſelbſt ſchuldig, ſie im Augenblick von ihrer Stelle zu jagen. Ich will allen Miniſtern nach mir ein Beyſpiel davon geben.

Er klingelt. Er läßt anſpannen, und führt mich in den Pallaſt. In Erwartung des Herrn von Grimaldi, dem er von Allem hatte Bericht geben laſſen, geht dieſer großmüthige Beſchützer zum Könige, klagt ſich ſelbſt des Verbrechens meines niederträchtigen Gegners an, und war ſo edelmüthig, deswegen um Vergebung zu bitten. Er hatte ſeine Beförderung

mit Eifer betrieben, und mit noch gröſſerm Eifer betrieb er ſeinen Fall. Der Herr von Grimaldi kömmt; die beyden Miniſter laſſen mich hereinkommen, ich werfe mich nieder. „Leſen Sie Ihren Aufſatz, ſagte Herr Wahl „voll Feuer zu mir; es iſt keine edle Seele, „die nicht eben ſo ſehr davon gerührt werden „muß, als ich es ſelbſt geweſen bin.„ — Mein Herz war in der höchſten Begeiſterung; es pochte mit Ungeſtüm in meiner Bruſt. Ich überlies mich dem, was man augenblickliche Beredſamkeit nennen könnte, und las alles, was ich indeſſen erzählt habe, mit Heftigkeit und Nachdruck. Der König war nun genug unterrichtet, und gab den Befehl, Clavico ſollte ſeines Amts verluſtig und auf ewig aus ſeinen Dienſten verbannt ſeyn.

Edle und empfindliche Seelen! glaubt ihr, es gebe Worte für den Zuſtand, worinn ich mich befand. Ich ſtammelte Ausdrücke von Ehrfurcht und Dankbarkeit. Mein hingeriſſenes Herz, das erſt noch vor übermäßiger Wuth gegen ſeinen Feind getobt hatte, ſchweifte nun auf der andern Seite aus, und fieng an, den Unglücklichen zu ſegnen, deſſen Niederträchtigkeit mir ein ſo hohes unſchätzbares Glück, als ich zu den Füſſen des Throns erhalten, verſchafft hatte.

Die Gnade des Monarchen gieng ſo weit, daß er zu dem franzöſiſchen Geſandten, wo ich

ich zu Mittag ſpeiſte, ſchickte, und ihm ſagen ließ, er möchte dem Franzoſen, der eben itzt eine ſo ausgezeichnete Genugthuung erhalten habe, aufgeben, ihm den umſtändlichen Bericht von allem, was im Pallaſt geleſen und beſchloſſen worden ſey, zuzuſtellen. Der Geſandte, der eben ſo ſehr als ich davon gerührt war, gab mir drey von ſeinen Secretären, die mein Journal mit allen Beylagen in wenigen Stunden abgeſchrieben hatten. Er trug nun alles zum Könige, der dieſes Werk aufzubewahren verſprach, und herablaſſend genug war, ſich zu erkundigen, ob der Franzoſe zufrieden ſey.

W. S. J.

III.

Auszug
aus dem Buche:

Entwurf
zu der älteſten
Erd- und Menſchengeſchichte,

nebſt einem Verſuche
den Urſprung der Sprache zu finden.

Frankfurt und Leipzig 1774.
273 S. in 8.

Schon der Titel dieſes Buchs läßt uns ein Gebäude vermuthen, deſſen feſteſte Grundpfeiler nichts anders als Hypotheſen ſeyn können; und da man bey Abhandlung dieſer Materie unmöglich mathematiſche Gewißheiten verlangen kann, ſo kömmt es, um den Werth dieſer Schrift beſtimmen zu können, blos darauf an, ob die darinn aufgeſtellten Hypotheſen den möglichſten Grad der Wahrſcheinlichkeit haben oder nicht. Der ungenannte Verfaſſer glaubt den Urſprung der Sprache am beſten zu entdecken, wenn er vorher das Alter der Erde unterſucht hat, um von dieſem auf das Alter der Menſchen ſelbſt, und ſodann weiter auf ihre Sprache ſchließen zu können; weil er mit gutem Grunde glaubt voraus ſetzen zu dürfen:

dürfen: daß die Sprache ſo alt als die Menſchen ſey, und daß ſich dieſe nicht ohne die Erde, als ihre Wohnung, denken laſſen, ſo wie es ihm hingegen ganz unwahrſcheinlich vorkömmt, daß die Erde nach ihrer Vollendung ohne vernünftige Bewohner ſollte geweſen ſeyn. Auf dieſem Wege glaubt er trotz aller Schwierigkeiten, welche man auf demſelben antrift, dennoch weiter zu kommen, als wenn er den Urſprung der Sprache aus der Sprache ſelbſt beſtimmen wollte. In Befolgung dieſes Syſtems fängt der Verfaſſer hierauf an die Erde zu betrachten, und theilt ſie überhaupt in Meer und in Land ein. In dem Erſtern, das rund um die Erde ein Ganzes ausmacht, ſind Thiere und Gewächſe, von denen jede Hauptgegend ihre eignen Arten hat. Der Grund des Meeres am Geſtade, iſt wie das nächſte Land, und ſeine verſchiedene Tiefe giebt ihm Berge, Thäler und Ebnen, wie dem feſten Lande.

Das leztere, nemlich das Land, welches rund um die Erdkugel kein Ganzes ausmacht, ſondern hier und da, bald mehr bald weniger getrennt iſt, hat ebenfalls ſeine Thiere und Gewächſe, die zwar anders beſchaffen ſind, jedoch darinne mit jenen übereinkommen, daß ſie ebenfalls nach ihren verſchiedenen Arten zu gewiſſen Hauptgegenden gehören. Auſſerdem ſind alle feſten Länder und Inſeln, ſo viel man deren entdeckt hat, aus Schichten erbauet, von denen die mehreſten ihren Urſprung dem Meer, und

die wenigſten dem Lande zu verdanken haben. Unter jene rechnet der Verfaſſer alle Schichten aus Kalch, Sand, Mergel und Thon, die umſteinte oder verſteinte Seeſtücke führen; unter dieſe aber ſolche, in denen man Spuhren von Landſtücken, als von Holz, Kräutern, Landthieren, u. ſ. w. antrift. Hieraus ſchließt er, was andere Naturforſcher auch behaupten, daß ſich nemlich die jetzigen feſten Länder, als vorizer Meergrund, und der jetzige Meergrund als die alten feſten Länder anſehen laſſen, und dieſe Umkehrung leitet er von einem Einſturz der alten feſten Länder, und dem dadurch verurſachten Nachfluß des vorigen Meeres her, welches aber nicht auf einmal, ſondern nach und nach geſchehen ſeyn muß, weil ſonſt jede Gegend ihre eigenen Arten von Thieren und Gewächſen nicht würde haben behalten können. Ob nicht alle die Schichtgebürge, von denen er dieſe Veränderungen herleitet, etwa durch eine Fluth entſtanden ſeyn könnten, daran denkt hier der Verfaſſer nicht einmal; vermuthlich weil er wegen ihres ordentlichen Baues, da bey andern auch ſchwerere Schichten über leichtern liegen u. ſ. w. und ſie ſich auch von den Fluthbergen, in denen man alles unter einander geworfen antrift, deutlich unterſcheiden, gegen mancherley Einwürfe nicht hinlänglich geſchüzt zu ſeyn glaubte. Er hat auch hierinnen mehrere Naturkündiger auf ſeiner Seite. Damit er ſich über das, was ſich hieraus von dem alten feſten Lande ſchließen läßt, deſto leich-

ter

ter ausdrücken könne, nimmt er Europa zum Beyspiel an, und da er einmal festgesezt hat, daß alles gegenwärtig bewohnte Land als alter Meergrund anzusehen sey, so müßte ehemals das alte Meer, so Europa bedeckte, wenigstens so hoch, als seine höchsten Berge stehen, und wenn nach der jetzigen Ordnung die Oberfläche des Landes allezeit höher seyn muß, als das Meer, um nicht davon bedeckt zu werden, so lagen die festen Länder damals noch höher, als diese Gebürge; wenn ferner Land und Meer um die ganze Erde damals, wie jezt, einen beynahe runden Körper vorstellte, so konnte der Verfasser leicht auf die Gedanken gerathen, daß der Durchschnitt der Erde damals wenigstens um so viel grösser, als sich die Spitzen unserer höchsten Berge über die Oberfläche des jetzigen Meeres erhoben, gewesen seyn müsse. Stellt man sich nun vor, daß die Oberfläche der Erde um zwey Meilen (denn die Naturforscher geben einigen Bergen diese Höhe) erhöhet würde, so nimmt ihre Größe bis zum Erstaunen zu, und wenn man sie gleich nicht bis zu den höchsten, der sogenannten ursprünglichen Berge, (weil man hier weder Schichten noch Ueberbleibsel von Meerthieren, und also eigentlich keine Spuhren, daß das Meer jemals daselbst gestanden, findet) sondern nur bis zu den höchsten Schichtgebürgen anwachsen, und die ursprünglichen, oder Ganggebürge, als Klippen aus dem alten Meere hervorragen lassen wollte: so wäre dennoch auch diese Größe

noch immer beträchtlich genug, weil sich die Schichtgebürge sehr hoch an die ursprünglichen Berge angelegt haben. Man verwundert sich freilich, wenn man annehmen soll, daß das Meer ehemals so hoch gestanden habe; aber man kann, ohne diese Hypothese anzunehmen, unmöglich erklären, wie die Schicht- oder Flötzgebürge, die gleichwohl wirklich vorhanden, und wie vorhero bewiesen worden, vom Meere gebaut sind, so hoch sollten hinan gestiegen seyn.

Vom jetzigen Meere ist schwerlich abzusehen, wie es jemals wieder so hohe Schichtgebürge aufführen könne. Weder seine ordentlichen Bewegungen, als der Hauptstrom von Morgen nach Abend; Ebbe und Fluth u. d. gl. noch Erdbeben, wodurch zwar Schichten angelegt, niedrige Gegenden in die Höhe getrieben, und höhere eingerissen werden, reichen zu, um völlig einzusehen, wie dadurch so hohe Schichtgebürge, als die schon vorhandenen, über einander gethürmt werden könnten. Wie konnte nun aber Europa von seinem Alpenhohen Meerwasser, so es ehedem bedeckte, befreyt werden? Der Verfasser läßt die um dieses Meer gelegene Länder so tief einstürzen, daß alles Meerwasser in diesen Erdfall abfließen, und das darunter liegende Land trocken zurück lassen könnte. Dieses wäre aber nicht möglich gewesen, wenn es unter den eingestürzten Ländern vorher nicht hohl war. Auf diese Art ward

nach ſeiner Meynung die Erde zugleich dichter, kleiner und ſchwerer, als vorher, da ihre Maße durch einen größern Raum ausgedehnet war. Kann alſo unſere Erde vor dieſen Veränderungen die jetzige Bahn und Stellung gegen Sonn- und Mond gehalten haben? mußte ſich nicht dadurch ihre Lage in Anſehung der Pole ändern; und manches Land aus einer guten Himmelsgegend in eine ſchlechtere gerathen? u. ſ. w. Lauter Fragen, die der Verfaſſer aufwirft, und die man ſchwerlich zu entſcheiden im Stande ſeyn dürfte, woferne uns nicht die Urſache der Schwere, und die Kräfte, welche die Erde in ihren Angeln halten und ihre Bahn beſtimmen, beſſer als bis jezt bekannt werden. Unglaublich ſcheinet uns hierbey, wenn der Verfaſſer den Einſturz ſo ungeheurer Länder auf den Druck des benachbarten Mondes, wovon Ebbe und Fluth ein Beyſpiel abgeben ſoll, ſchieben will. Sollten wir denn vom Monde ſo weit weggekommen ſeyn, daß wir von dem entſetzlichen Druck der ſo ungeheure Gewölbe, obgleich nach und nach, zuſammen warf, jezt gar nichts mehr ſpührten? und ſind nicht über dieſes die Erſcheinungen der Ebbe und Fluth ſo beſchaffen, daß die Naturforſcher bewogen worden, ſie vielmehr von der anziehenden Kraft, als dem Druck des Mondes herzuleiten; weil ſich z. B. das Waſſer gegen den Mond erhebet, und die Fluth macht, wenn er ihm am nächſten iſt? Sollte hierbey der fortgeſezte Druck einer ſo großen Menge von Meerwaſſer,

waſſer, den die eben unter ihm liegenden Länder auszuhalten hätten, nicht in Anſchlag gebracht werden können? — Inzwiſchen geben die der Erde und dem Meer begegneten Veränderungen dem Verfaſſer eine ſehr weite Ausſicht in das Alterthum der Erde, nur der Maasſtab fehlt ihm noch dazu; und dieſen will er wenigſtens im Kleinen, zwar nicht nach Sonnenjahren, doch nach natürlichen Zeitläuften in Thüringen finden, von welchem Land er behauptet, daß es zuverläßig als alter Meergrund anzuſehen ſey, und daß ſein Schichtbau vollſtändige Beweiſe von wenigſtens acht Hauptveränderungen, die dieſes alte Meer, und von eben ſo vielen, wo nicht mehreren, welche die alten feſten Länder erlitten, ehe dieſes Meer ſeinen alten Grund verlaſſen, führe. Thüringen iſt allerdings für einen Naturforſcher eine ſehr lehrreiche Gegend; er trift daſelbſt in einer nicht gar zu großen Entfernung Gang- Schicht- und zufällige Berge an. Bey den Schicht- oder Flötzgebürgen findet er Gegenden, wo ſich die Schichten bald mehr, bald weniger ſtürzen, oder von ihrer wagerechten Lage abgehen, bald gewaltſam in die Höhe getrieben ſind, bisweilen faſt ſenkrecht ſtehen, ja wohl gar ſo umgeworfen ſind, daß das Unterſte zum Oberſten geworden. Lauter Spuhren, die ihn heftige Erdbeben, ſo vormals in dieſer Gegend gewüthet haben müſſen, anzunehmen berechtigen. Unſer unbekannter Verfaſſer kennt dieſe thüringiſchen Gebürge ſowohl, als wenn er ein gebohrner

Thürin-

Thüringer wäre, unterscheidet, als ein fleißiger und genauer Beobachter, die verschiedenen Schichten, die in diesen Gebürgen über einander liegen, giebt ihre Art, Zahl, Gehalt, Anbau und den Wechsel ihrer Arten an, und nützt jeden Umstand mit einem philosophischen Beobachtungsgeist, der ihn zu manchem kühnen Schlusse Anlaß giebt. Wir erinnern uns nicht, daß jemand in dieser Absicht die thüringischen Berge bestiegen habe, und von ihnen, ob sie gleich noch lange nicht unter die höchsten der Erde gehören, ihr hohes Alter hätte erblicken wollen. Nach einer kurzen Vorbereitung, daß die Untersuchung der Gebürge, die der Bergmann ganz anders, als der Erdbeschreiber oder der Landmesser betrachtet, am leichtesten von der Ebene anzufangen, und gegen die Höhe fortzusetzen sey, führt der Verfasser den Leser aus dem mittlern Thüringen gegen dessen hohes Gebürge, und zeigt ihm die vorkommenden Schichten. Schade, daß die Höhe oder die Stärke jeder Schicht nicht angegeben ist. Das jüngste Gebürge von Thüringen ist das Muschelkalchgebürge, welches besondere Ketten von Bergen macht, die meistens von Abend gegen Morgen laufen. Es hat zu seinem Bau eine lange Zeit und einen ruhigen Zustand des Meeres erfordert; da hingegen sein Unterlager Merkmale von Erdbeben und Ueberschwemmungen eines festen Landes, die Elephanten und andere fremde Thiere herführten, zeiget, und nicht so viel Zeit nöthig hatte.

Hierauf

Hierauf folgt das Sandgebürge, so aus einer ungeheuren Zahl Schichten beſtehet, mit ſeinem Unterlager, welches unter einem, durch Erdbeben und Ueberſchwemmung des feſten Landes, geſtöhrten Zuſtande des Waſſers, gegründet worden. Im Meelbatzigen Kalchgebürge finden ſich wieder Spuhren, von einer Verwüſtung des feſten Landes, die dieſer Gegend viel Holzſtämme zugeführt hat, und in ſeinem Unterlager, Merkmale von Erdbeben. Bey dem Anfange des Bergmänniſchen Flötzgebürges, hat eine ſchnelle Ueberſchwemmung eines feſten Landes, ihren Zug gegen die Tiefe weſtnördlich gehabt; ſein Unterlager aber hat unter allen am wenigſten Zeit weggenommen. Mit der Vollendung des weiſen Schal- oder Schiefergebürges haben die Erdbeben, welche in dieſem Umfange faſt überall das unterſte zu oberſt gekehret, zu wüten nachgelaſſen, weil die vorigen Gebürge ſowohl, als die nachfolgenden viel weniger gemißhandelt worden ſind, als das rothe Schalgebürge und ſein Unterlager. In der Zeit aber, da das alte Meer das blaue Schal- oder Schiefergebürge erbaute, muß eines der größten Länder neben dem alten Meer von Europa völlig untergegangen ſeyn, woran das alaunhaltige Unterlager, und die unter dieſem liegenden Steinkohlenflötze noch mehrere Beweiſe geben. Auf dieſe folgt das rothe todte Lager, und endlich das ſogenannte Grundgebürge, welches auch von einem alten Meere im Grunde muß erbauet worden ſeyn,

wovon sich aber der Verfasser weder Anfang noch Dauer anzugeben getrauet. Nun muß man wieder umkehren, weil auf jener Seite Thüringens nach dem alten Meerschooſe von Franken und Hessen, wie auch nach dem böhmischen und niedersächsischen Meerschooſe zu, nach dem Hauptbestande alles wieder eben so, wie hier ist. Nachdem also das alte Meer die Erde mit so vielen Gebürgen beschweret, und endlich das lezte Kalchgebürge zu Stande gebracht hatte, verließ es auf einmahl seinen Grund, und Europa wurde dadurch trocken Land; diejenigen Gegenden aber, wo über diesem Kalchgebürge noch mehrere Schichten aufgebauet sind, müssen später wohnbar geworden seyn. Auſſer diesen Zeugnissen findet der Verfasser an den Griesgeschieben, die man an der Saale, Ilm, und Gera vor Gries dieser Flüsse ansieht, Merkmahle einer europäischen hohen Fluth, welche südwestlich oder durch Franken über Thüringen hereingebrochen, und über viele der höchsten Berge, die Griesgeschiebe geführet hat. Sie enthalten kein einziges Seestück, sondern lauter Landstücke, worunter sich auch Kohlen und Bränder befinden. Das erste zeigt an, daß es keine Meeresfluth war, und das lezte, daß Thüringen schon vor dieser Fluth bewohnt gewesen ist. Alles was bisher vom Schichtbaue gesagt worden, sucht der Verfasser zur Berechnung des Erdalters, doch nur nach der Geschichte von Europa anzuwenden. Er nimt an, daß jedes Schichtgebürge

bürge seine gewisse Zeit nöthig gehabt habe, die nach Beschaffenheit seiner Stärke und seines Gehalts bey einem länger, als bey dem andern gewesen ist. Auf diese Art entstehen neunzehen Zeitläuffe, die man zwar nach Sonnenjahren gegenwärtig nicht bestimmen kann; von denen aber gewiß ist, daß sie in sehr entfernte Zeiten hinauszusetzen sind. Schon zu der Zeit da das rothe todte Lager aufgebauet wurde, war das alte Meer in Ansehung seiner Bewohner, unsern itzigen ähnlich und zur Zeit der Steinkohlenflötze waren die festen Länder wie die itzigen bestanzt. Wenn sich der Naturforscher diese mächtigen Schichten, die das alte Meer nach und nach über einander gethürmt hat, und wie langsam es jezt ähnliche Schichten zu Stande bringt, vorstellt, so giebt ihm diese Vergleichung eine ungeheure Zeitrechnung an die Hand, zu der achtzigtausend Sonnenjahre, die einige Naturforscher dem Alter der Erde schon eingeräumt haben, noch nicht hinreichend sind. Ist nun diese Wohnung der Menschen so alt, warum sollten ihre Bewohner die Menschen, die sich bey allen Verwandlungen der Erde auf eben die Art, wie sich die Thiere und Pflanzen erhielten, ebenfalls erhalten konnten, dem Naturforscher nicht eben so alt vorkommen? Bey der Menschenkunde merkt der Verfasser unter andern an, daß diejenigen, welche sowohl von den Pflanzen, als Thieren, Lehrgebäude aufgeführet, und alles nach Geschlechten, und Gattungen unterschieden haben, bey den Menschen

ſchen ermüdet ſind, und dieſes bewegt ihn, über die Menſchen ſelbſt einige Betrachtungen anzuſtellen.

In Anſehung der Sprache findet der Verfaſſer ſo wenig Geſchicklichkeit bey Kindern dazu, von ſelbſt die Sprache ihrer Eltern zu ſprechen, daß ſie ſelbige vielmehr mit Mühe lernen müſten; auch wenn ſie verſäumet worden ſind, bey ſchon einiger Kenntniß der Wörter nicht einmal vor tägliche Dinge willkührliche Wörter zu erfinden wagen, oder können; und taub gebohrne ſind auch allezeit ſtumm. Aus dieſen und andern Beobachtungen behauptet der Verfaſſer, daß die Sprache nichts erbliches ſey, und daß weder ein Kind, noch ein erwachſener doch ſprachleerer Menſch, zu Erfindung der Sprache Fähigkeiten habe. Sie kann alſo blos durch lernen erlangt werden. In der Menſchenkunde insbeſondere wird der Menſch nach Geſchlechten, Arten und Gattungen vorgeſtellt. Zum erſten Unterſcheidungszeichen, dient dem Verfaſſer die Farbenhaut nicht allein am bloßen Geſicht, ſondern auch an den übrigen Theilen des Leibes, die ſich fortpflanzt, und ſich ohne Vermiſchung mit andern Arten, im geſunden Zuſtande bey den Nachkommen nicht ändert. Dann kommt der Haarwuchs des Kopfs und des Bartes bey dem männlichen Geſchlechte, und neben dieſen Hauptzeichen noch andere, faſt an allen Theilen des Geſichts. Ob nun gleich hier verſchie-

denes vorkommt, wovon man aus Mangel fortgesezter und genauer Beobachtungen nicht gewiß weiß, was die weibliche Einbildungskraft und andere zufällige Umstände, vor einen Einfluß in die Abänderungen haben; so kann man doch kein Beyspiel anführen, daß zwey europäische oder weiße Eltern, einen wahren Mohren, oder zwey Mohren, ein weißes Kind, bey aller Stärke der weiblichen Einbildungskraft, jemahls gezeuget hätten, und die Abänderung, so aus der Vermischung der Schwarzen mit Weißen entstehet, fällt an den daher erzeugten Mulaten sehr deutlich in die Augen.

Ob nicht die Vermischung verschiedener Geschlechter auf die Stärke, Schwäche, Krankheiten, ja selbst auf die Sittlichkeit der daraus erzeugten Kinder, einigen Einfluß habe, ist eine Frage, die der Verfasser den Naturforschern zu genauerer Untersuchung überläßt. Den verschiedenen Menschengeschlechten räumt er auch eben soviel verschiedene Sprachen ein.

Bey der Haußhaltung der Thiere ist die besondere Begattung der Kreutzspinnen zu merken; bey den Pflanzen trift man ebenfalls manche gute Beobachtungen an, und überhaupt muß sich der Leser in diesem ganzen Buche mehr an die darinne vorkommenden Sachen, als an die Schreibart, welche ziemlich trocken ist, halten. Was der Verfasser

aus

aus der Geſchichte anführt, und ſeinen Ueberſetzungsverſuch einiger Stellen des 1. Buchs Moſe, kann man übergehen. Er wird hier eigennützig, und will alles zu ſeinem Vortheil anführen und überſetzen; und in der That würde ſein Buch nichts eingebüßt haben, wenn dieſes auch weggeblieben wäre. Endlich wünſcht der Verfaſſer, daß jeder Naturforſcher ſeine Gegend aus gleichem Geſichtspunkt unterſuchen möchte, um mit der Zeit ein Ganzes zu Stande zu bringen, von dem die gegenwärtige Schrift nur ein Entwurf ſeyn ſoll, der in manchen Stücken durch fortgeſezte Beobachtungen, noch erſt beſtätiget werden muß, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſolche Unterſuchungen der Naturkunde, den Aerzten, Landwirthen, Gärtnern, und Bergleuten manchen guten Nutzen verſchaffen würde.

IV.

Vierter Brief,

über die

Recherches Philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois, par Mr. de P***.

A Berlin, chez G. J. Decker. MDCCLXXIII. 2 Vol. in 8vo.

Gelehrte und Ungelehrte pflegen zu verſtummen, wenn ſie an die Geſchichte der alten, abgöttiſchen Religionen kommen; ſie begreifen nicht, wie dergleichen ungereimte Begriffe mit vernünftigen ſich paaren, und in irgend einem aufgeklärten Kopfe friedlich bey einander wohnen könnten. — „Ich würde zum Narren,„ denkt ein jedweder, „wenn ich das glauben ſollte„; — und kann nicht fertig damit werden, daß bey allem dem, ausgemachter Weiſe, die Aegyptier, Griechen und Römer dennoch keine Narren waren.

Ich glaubte, die Sache gehört nicht zu den Geheimniſſen, ſondern nur zu den Räthſeln, und ſtütze mich, bey dieſer Meynung, auf das, was noch kürzlich Hr. Leſſing von Leibnitz erinnert hat, nehmlich: „es ſey dieſer große Mann in der veſten Ueberzeugung geſtanden, daß keine Meynung angenommen ſeyn könne, die nicht

von

von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, weswegen er dann oft die Gefälligkeit gehabt hätte, dieſe Meynung ſo lange zu drehen, bis es ihm gelungen, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen.„ (*) Und das gilt nicht blos von Philoſophen, es gilt von allen Gattungen Menſchen. Wir verſtehen diejenigen Leute nicht, und wenn es Leute aus dem Pöbel wären, von denen wir urtheilen, ſie denken, ſie glauben etwas ungereimtes; wir beſtimmen nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ihre Ideen, und derſelben Verhältniſſe untereinander; wir merken nicht, daß ſie und wir mit ebendenſelben Worten, nicht einerley und gleichviel Begriffe verbinden; daß folglich beym Schall eben dieſer Worte ganz andre Dinge vor ihrem Verſtande, als vor dem unſern, ſchweben, und aus derſelben Verbindung ganz verſchiedene, oft entgegengeſetzte Reſultate entſpringen müſſen, ohne daß darum weder der eine noch der andere die mindeſte Unrichtigkeit im Schlieſſen begangen hat.

Ich darf, des Raums wegen, dieſe Gedanken hier nicht weiter entwickeln; ſonſt ſollten Sie nach aller Strenge bewieſen ſehen, daß ſchlechterdings keine unwahre Idee in irgend

(*) Zur Geſchichte und Litteratur, erſter Beytrag, Seite 215.

einem Geiſte Platz finden könne, und daß ſogar der Tollhäuſler eben ſo richtig ſchlieſſe, als der gröſßte Philoſoph. Hingegen iſt nicht weniger unläugbar, daß der Menſch eine gewiſſe beſtimmte Grenzlinie zwiſchen wahr und falſch überhaupt annehmen müſſe, weil ſonſt die ganze Welt für ihn nur ein Schlaraffenland, nur ein unzuſammenhängendes Schattengewirre ſeyn würde. In der blos ſinnlichen Welt finden wir dieſe Linie durch die Sphäre der Betaſtung beſchrieben. Diejenigen Vorſtellungen, welche uns die Dinge, in dieſe Sphäre der Betaſtung gebracht, von ſich geben, nennen wir einſtimmig ihre wahren Vorſtellungen; alle andere Vorſtellungen der Gegenſtände, wenn ſie auſſer dieſer Sphäre geholt ſind, und jenen widerſprechen, nennen wir irrig, falſch, betrügeriſch, und nur in ſo ferne gelten ſie uns fürwahr, als ſie mit jenen übereinſtimmen. Für das Gebiet der Metaphyſik und der Moral iſt noch keine ſolche beſtimmte, durchgängig angenommene Sphäre vorhanden, worinn alle dahin gehörige Gegenſtände für jedermann ihre ausgemachte Diſtanz erhielten, und ihre abwechſelnden Erſcheinungen auf bleibende Geſtalten zurückgeführt werden könnten. Bis unſere Philoſophen, Theologen und Moraliſten dieſe Sphäre der Berichtigung ſichtbar gemacht haben, und das Jahrhundert der Evidenz, woran ſie ſchon ſo lange zeugen, endlich im reinſten Glanze wird erſchienen ſeyn, — welches nun nicht mehr lange anſtehen kann —

bis

bis dahin, däucht mich, wäre es wenigſtens ſehr löblich von ihnen gehandelt, wenn ſie, um der Schwachen willen, zugäben, ſie könnten in ihren Entſcheidungen über das was wahr, und nicht wahr; über das was reel und was ungereimt iſt, wohl einmal irren.

Was nun die ausgeſprochene Schmach über den Unſinn der politheiſtiſchen Alten betrift, ſo muß ich zu allererſt anmerken, daß wir von der Typologie der dieſem Lehrbegriff zugethanenen Völker nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß beſitzen. Gleich den Pflanzenarten die Facta aus, indem ſie von ihrem Urſprung ſich entfernen, und blos durch den Unterſchied von Zeit und Ort, durch das Verſchwinden der gelegentlichen Urſachen, erſcheinet was vorhin Wahrheit geweſen, nun als der gröbſte Irrthum. Die Religion eines Volkes muß in dem vollſtändigſten Zuſammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politiſchen und gelehrten Geſchichte deſſelben ſtudirt werden können, ſonſt iſt kein wahrer Begriff von ihr möglich. Sie aus dieſem Zuſammenhange herausreiſſen; eine iſolierte Kenntniß davon erhaſchen wollen, heiſt die unfruchtbarſte aller Bemühungen unternehmen.

Zu mehrerer Aufklärung des Ebengeſagten, und zur Vorbereitung auf das Nachfolgende, will ich für einen Augenblick annehmen, es wäre möglich, und die Vorſehung könnte es

zulaſſen, daß unſere heutigen chriſtlichen Reiche, ſo wie vormahls die Griechiſchen und Römiſchen, von einer unbekannten Nation völlig zerſtöret würden. Unterdeſſen wilde Horden auf unſern Trümmern ſich feſtſetzten, verſchlünge ein Erdbeben ganze Gegenden, mit den anſehnlichſten Städten. Nach einigen Jahrhunderten hätte das wilde Volk ſich gebildet und entdeckte nunmehr die zerſtreuten Ueberbleibſel unſrer Wiſſenſchaften und Künſte. Ich will annehmen, die beſten unſrer philoſophiſchen Schriften würden wiedergefunden und ſtudirt. Auch die vortreflichſten unſrer Geſchichtsbücher, die Werke eines Robertſon, eines de Thou, ſollen gerettet worden ſeyn; aber zugleich auch die Arbeiten unſrer Theologen, unſere Lehrbücher, Streitſchriften, Predigten, Legenden, heilige Gedichte und Lieder. Ferne zöge man eine Menge von allen Gattungen dererjenigen Bilder, welche in den verſchiedenen Gegenden von Europa der Andacht gewidmet geweſen, aus dem Schutt hervor. Man fände unter der Erde, faſt unverſehrt, ganze Kirchen mit ihren Altären, Statuen, Gemälden, Geräthen und Reliquienſchätzen: und nun machten die Philoſophen ſich auf, und ſuchten die Religion der alten Europäer in ein Ganzes zu ordnen.— Wem die Gabe nachzudenken nicht ganz verſagt iſt, der denke hier nach und entſcheide, ob dieſe Philoſophen, alle der Leitfäden, die ich ihnen übrig gelaſſen, ohngeachtet, wohl

die

die göttliche und vernünftige Religion der Chriſten, ſo wie ſie in den aufgeklärten Köpfen unter ihnen exiſtiert, entdecken würden. Gewiß würden viele mit dem Scharfſinn eines Bayle unter ihnen auftreten, welcher von den Politheiſten aus dem Heſiodus, dem Homer, und den zerſtreuten Nachrichten ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche bewies, daß ſie auch nicht den mindeſten erträglichen Begriff von der Gottheit gehabt; daß ihre Religion, anſtatt eine Triebfeder guter Handlungen zu ſeyn, zur Verwüſtung aller Moralität abgezielet, kurz, daß ſie ſchlimmer, als ſelbſt der Atheiſmus geweſen: — viele Sophiſten, behaupte ich, würden auftreten, und gegen unſer theologiſches Syſtem ähnliche Läſterungen erklügeln. An Scheingründen hätten ſie keinen Mangel. Was fänden ſie nicht alles in den dyptiſchen Regiſtern, in der Geſchichte unſerer Mißbräuche und Irrthümer, denen ſie ihre rechte Stelle anzuweiſen nicht im Stande ſeyn würden; (*) in den Nachrichten verſchie-

(*) St. Eloy, oder Aegydius, Biſchof von Noyon ſagt: „Der iſt ein guter Chriſt, der fleiſig zur Kirche kömmt, und das Opfer bringt, welches Gott auf dem Altare geopfert wird: der die Früchte ſeiner eigenen Arbeit nicht eher koſtet, als bis er Gott die Erſtlinge davon gebracht hat; der, wenn die heiligen Feſttage herannahen, auch mit ſeinem eigenen Weibe etliche Tage lang keuſch lebet, damit er mit einem reinen Gewiſſen zum Altare Gottes nahen könne; und

dener Gebräuche, z. B. des vom Eselsfeste; der Autos sacramentales; (*) der unter dem Nahmen

und der endlich den Glauben und das Vater Unser beten kann. Rettet also eure Seelen vom Untergange, da ihr die Macht dazu in euren Händen habt; Opfert den Geistlichen oder Kirchendienern Geschenke und Zehenten; kommt fleisiger zur Kirche; Ruft die Heiligen an um ihren Schutz; denn wenn ihr alle diese Dinge beobachtet, so könnt ihr am Tage des Gerichts vor dem ewigen Richter erscheinen und sagen: Gieb uns, o Herr! denn wir haben dir gegeben." D'Achery Spicileg Vet. Scriptor Vol. 2. p. 94. Siehe Robertsons Geschichte Carls des V. im I. Bande, Note XI. Absch. I.

(*) In dem Dictionnaire historique des cultes réligieux welches zu Paris mit vorgedruckter Genehmigung der Sorbonne erschienen ist, befindet sich folgende Beschreibung der Autos sacramentales: „Diese sacramentlichen Handlungen sind eine Art geistlicher Trauerspiele, welche in Spanien um die Zeit des Frohnleichnahm Festes zur Ehre des H. Abendmahls aufgeführet werden. Sie machen einen Theil des Gottesdienstes und der Andachtsübungen bey den Spaniern aus; und sind von den in Frankreich vormals aufgeführt wordenen Geheimnissen (Mysteres) darinn unterschieden, daß sie autorisiert, und als ein frommer und erbaulicher Gebrauch gut geheissen sind, dahingegen bey den Franzosen jene Geheimnisse, von den Prälaten und allen vernünftigen Leuten, als gottlose Farcen, verdammet wurden. Aus dem Inhalt eines dieser Autos, den die Frau von Aunoi aufgezeichnet hat, kann der Leser von diesen

Nahmen Myſterien in vielen Kirchen aufgeführten heiligen Farcen; — was lieferten nicht die Dichter, der ältern zugeſchweigen, ein Dante, ein Taſſo, und eine Menge andrer — und die Aſtrologen, Zauberer, Hexen, mit allen Träumereyen des Aberglaubens? Welchen Text zu kräftigen Deklamationen wider uns gäbe nicht unſere Kirchengeſchichte, nebſt der politiſchen (*) bis zur Erneuerung der Wiſſenſchaften?

Ihr

dieſen frommen Schauſpielen ſich einigen Begriff machen.

„Unſer Heyland tritt vor der Verſammlung „der Ritter St. Jacobs auf, und bittet, ſie möch„ten ihn in ihren Orden aufnehmen. Verſchie„dene der Ritter ſind es zufrieden; die älteſten „darunter aber ſtellen den übrigen vor, wie „nachtheilig es ihrer Ehre ſeyn würde, einen „Burgerlichen unter ſich zu dulden: St. Jo„ſeph ſey nur ein armer Zimmermann, und die „H. Jungfrau ernähre ſich mit Nähen. Unſer „Heyland erwartet voll Unruhe ihre Entſchei„dung. Endlich beſchließt man, wiewohl etwas „ungerne, ihn abzuweiſen. Ueberdem geſchieht „der Vorſchlag den Orden Chriſti zu ſtiften, „durch welches Mittel dann jedermann ſeine „Befriedigung erhält.

„Die Autos werden auf freyer Straſſe, bey „Fackeln, obgleich am hellen Tage vorgeſtellt. „Sie dauren einen Monath durch."

(*) In den eilf erſten Jahrhunderten unſrer gegenwärtigen Zeitrechnung, erſcheinen ſolche ſchreckliche Unthaten, welche die Seele des Menſchen mit Erſtaunen und Abſcheu füllen, in einer weit

gröſſern

Ihr falſches Urtheil über uns würden ſie nicht wenig beſtätigt glauben, wenn ſie, unter den wiedergefundenen Schriften des laufenden Jahrhunderts, die Spöttereyen unſrer Freygeiſter entdeckten. Voltaire, der bis an den Rand des Grabes gegen die chriſtliche Religion zu ſtreiten fortfährt, wäre ihnen eben das, was uns Lucian iſt; denn hat nicht jener unzählige Kunſtgriffe daran verſchwendet, um den Himmel der Chriſten eben ſo lächerlich zu machen, als beym Lucian der Himmel der Alten iſt?

Wenn man dieſe Vorſtellungen verfolgt, und ihnen die nöthige Ausführung zu geben weiß, ſo muß dadurch die Richtigkeit meiner Behauptung ſehr auffallend werden, daß die entſchiedenſte und erhabenſte Wahrheit, unter ſichern Modificationen, und durch ein gewiſſes Medium von Zeit und Umſtänden geſehen, als der gröbſte Irrthum erſcheinen müſſe, und daß insbeſondere die Religion eines Volkes in ihrer ganzen lebendigen Continuität müſſe betrachtet, und bis auf ihren Keim entwickelt werden können,

wenn

gröſſern Anzahl, als in einer andern, eben ſo langen Zeit, in allen Jahrbüchern von Europa. Schlagen wir nur die Geſchichte des Gregorius von Tours oder eines andern gleichzeitigen Schriftſtellers auf, ſo treffen wir eine Reihe Freveltaten von Grauſamkeit, Meyneiden und Rachgier an, die ſo wild, ſo ungeheuer ſind, daß ſie faſt allen Glauben überſteigen. Robertſons Geſch. Carls des V. Band I. Allſchn. I.

wenn ein richtiger Begriff von ihr möglich ſeyn ſoll.

Unter denjenigen Gelehrten, welche ſich mit dem Beweiſe beſchäftiget, daß die heydniſchen Völker, ſogar in den finſterſten Zeiten, im Grunde nur ein einziges, höchſtes Weſen geglaubt, iſt der Franzöſiſche Abbé Batteux der jüngſte; und dieſer fromme Geiſtliche, gegen deſſen Rechtgläubigkeit, nach den Grundſätzen der römiſchen Kirche, niemand der ihn geleſen, auch nur den kleinſten Zweifel hegen kan, ſagt mit ausdrücklichen Worten: „Glauben, daß „Böcke, Hunde, Katzen, Scarabeen, Kieſelſtein„chen von einer gewiſſen Geſtalt, goldene oder „meßingene Bilder, den höchſten Grad der „Gottheit, Königin und Beherrſcherin des „Weltalls, bey irgend einem gebildeten Volke „vorgeſtellt haben, oder vorſtellen konnten, dies „iſt ein unmöglicher Irrthum, eine Ungereimt„heit, die ſich in gar keinem Kopfe, denkend „oder nicht denkend, aufhalten kann. Kurz, „dieſe Götter waren blos was unter uns die „Schutzheiligen der Provinzen, Städte und „Marktflecken; was die Reliquien, was die „Perſonen ſind, deren Namen durch die Fröm„migkeit eingeweihet worden.“ (*)

Daß

(*) Croire que des boues, des chiens, des ſcarabées, de petits cailloux d'une certaine forme, des marmouzets d'or ou de léton, étoient ou pouvoient être, dans l'eſprit d'aucun peuple civiliſé,

Daß die Vielgötterey nicht, wie Hume behauptet, ein urſprünglicher, ſondern ein ausgearteter verdorbener Lehrbegriff geweſen, dies bezeugen nicht allein die älteſten Nachrichten, ſondern kann auch aus den innerlichen Beſchaffenheiten dieſes Lehrbegriffs ſelbſt ſehr wahrſcheinlich gefolgert werden. Die groſe, obgleich verworrene Idee einer allwaltenden Kraft, eines Weſens aller Weſen, war natürlicher Weiſe die erſte Folge der auf den Menſchen von allen Seiten der Natur zuſammenſtrömenden Gefühle ſeiner Abhängigkeit. Dieſem Weſen konnte er nicht weniger, als alle diejenigen Eigenſchaften beylegen, welche er an ſich und andern, als die vorzüglichſten, achtete; Stärke, Klugheit, Großmuth. Aber eben dieſe Inſtinktmäſige Folgerung, aus dem Bewußtſeyn ſeines eigenen vernünftigen Denkens auf die Intelligenz des Allgebährers, verführte ihn nach und nach allen denjenigen Dingen Empfindung und Willkühr

civiliſé, le plus haut degré de la divinité, reine et maitreſſe de l'univers, c'eſt une erreur impoſſible, une abſurdité qui ne peut ſe trouver dans aucune tête, penſante ou non. En un mot, ces dieux n'étoient que ce que ſont encore parmi nous les patrons révérés par les provinces, par les villes, par les bourgades; que ce que ſont les reliques, les images des perſonnes dont le nom a été conſacré par la piété &c. *Hiſtoire des cauſes premieres, par l'Abbé Batteux, à Paris, chez Sailiant, 1769, avec approbation et privilege.* p. 149.

kühr beyzulegen, deren Kräfte, Bewegungen, Wirkungen und Urſprung er phyſiſch zu entwickeln nicht im Stande war. Die Pracht der Sonne, die Regelmäſigkeit ihrer Bewegungen; die Uebereinſtimmungen dieſer Bewegungen mit den Abwechslungen der Jahrszeiten, und überhaupt ihr mannichfaltiger und mächtiger Einfluß auf unſere Erde, zogen ihr zuerſt die Verehrung der Menſchen, als dem ſichtbaren, unmittelbaren Vorſteher unſers Planeten, zu. Die Erde ſelbſt, der Mond, die übrigen Planeten, und die Geſtirne wurden aus bekannten und leicht zu entwickelnden Gründen gleichfals zu göttlichen Weſen erhoben. Nicht lange, ſo war die ganze Natur mit Geiſtern oder Genieen bevölkert. Unter den vergötterten Elementen genoß das Feuer eines entſchiedenen Vorzugs, theils für ſich, als eine der reinſten und edelſten Naturkräfte, und theils als Symbol der Sonne: auch finden wir, daß Feuer bey allen gottesdienſtlichen Handlungen unentbehrlich war. Dem Mächtigen, der im Himmel der Himmel thronte, blieb die Regierung des groſen Alls; aber man hielt dafür, die Welt ſey Stückweiſe der beſondern und vorzüglichen Aufſicht einer Hierarchie von Untergottheiten anvertrauet, weswegen denn auch jede beſondere Geſellſchaft, und endlich jede einzelne Familie einen eigenen Beſchützer haben wollte, der nicht zugleich der Gott ihrer Feinde und Nebenbuhler wäre; und dieſes konnte, bey dem einmal eingeführten

Glauben

Glauben an die Genieen oder Dämonen, leicht Statt finden.

Die Apotheosen sind späteres Ursprungs, weit entfernt, daß, wie einige fälschlich genuthmaset, mit ihnen der Polietheismus seinen Anfang genommen; denn natürlicher Weise mußte schon ein Götter-Himmel vorhanden seyn, ehe der Gedanke entstehen konnte, verstorbenen Menschen einen Platz darinn anzuweisen. Es hat auch leztere Meynung andere, weit stärkere Gründe gegen sich.

Mit der Idee eines höchsten Wesens ist die von der Erschaffung der Welt, oder, nach dem Begriff der Alten, von der Organisation des Chaos so nahe verschwistert, und es ist überhaupt dem Menschen die Begierde seinen Ursprung zu wissen so natürlich, daß alle Völker, ohne Ausnahme, bis zum Tungusen, zum Grönländer, und zum wilden Amerikaner sich Cosmogonieen erfunden, und dieselben, unter allerhand Allegorieen, ihrer Theologie eingewebet haben; welches denn, durch Hülfe der Priester und Dichter, eine unerschöpfliche Quelle der seltsamsten Träumereyen geworden.

Unter alle diesem Gewirre von Aberglauben, Betrug und Schwärmerey, sieht man dennoch die ursprüngliche Idee eines höchsten Wesens, durch dessen unumschränkte Wirksamkeit alle Dinge bestehen, hervorglänzen; — auch

haben

haben alle uns bekannte Cosmogonien die Idee eines lebendigen, wirksamen Principii zum Grunde, welches in ein todtes, passives, heterogenes Wesen eingeflossen sey, und alle Theile desselben mit seiner Intelligenz durchdrungen habe. Die Aegyptische und Griechische höhere Mythologie scheint hauptsächlich nur ein allegorischer Commentar über diesen Text gewesen zu seyn. Daß die Heyden eine göttliche Vorsehung, und nach dem Tode Belohnungen und Strafen geglaubet, kann unwiderleglich dargethan werden. Für Letzteres zeugen unter andern die Gebete für die Sterbenden, die Versöhnopfer für die Todten, die Verehrung der Manen, und die durchgängige Meynung, daß die in den Geheimnissen Eingeweihten nach dem Tode glücklicher, als die übrigen Menschen würden. In ihren Religionssystemen erscheint allerdings eine Menge von Widersprüchen und Inconsequenzen; aber wie, in aller Welt, könnte ein solches Resultat, wie ein Religionssystem einer ganzen Nation ist, ohne Widersprüche und Inconsequenzen seyn, da man nicht einmal einen einzelnen Menschen, selbst unter den Allerweisesten, antrift, der durchaus mit sich selbst einig wäre?

Das Unzusammenhängende einer Religion, gleich in vielen andern Dingen, verschwindet, so wie nach und nach die Vernunft sich aufheitert, von selbst; und wo diese Aufheiterung noch nicht Statt gefunden hat, kann sogar die

reinste Lehre nicht rein bleiben. Letzteres ist aus der Geschichte der barbarischen Jahrhunderte des Christenthums offenbar, und Ersteres aus der Geschichte der verfeinerten Zeiten des Heydenthums, wo wir die Finsternisse des politheistischen Aberglaubens nach und nach sich zertheilen sehen. „Als Christus zur Welt „kam,„ sagt der bereits angeführte Abbe Batteux, „verstand selbst das Volk über den Punkt „der Götter Scherz. Es glaubte nur noch dar„an aus Gewohnheit, so wie die Fürsten aus „Politik, und die Priester aus Eigennutz. „Man lese den Cicero, den Macrob, die „sämtlichen ältern und neuern Platoniker, alle „Peripatetiker, alle Dichter jener Zeit: alle, „ohne Ausnahme, setzen die Einheit einer ver„ständigen ersten Ursache vest. Es giebt keine „Eigenschaft Gottes, welche nicht durch die„sen oder jenen unter ihnen, mit eben so vieler „Stärke und Präcision angegeben wäre, als „nachher nur immer durch unsre Theologen hat „geschehen können. Dies ist durch das einhel„lige Zeugniß aller geistlichen Schriftsteller, „welche jene angeführt haben, bewahrhei„tet. „ (*)

Wie sehr hat man sich also nicht über den so oft wiederholten Ausspruch zu verwundern: der geringste Handwerksmann unter uns habe richtigere Begriffe von Gott und den menschlichen

(*) Hiſtoire des cauſes premières, pag. 144.

lichen Pflichten, als man sie bey den auserlesensten heydnischen Philosophen antreffe? Eine so ungeheure Behauptung läßt sich bey ihrem Urheber durch nichts; und bey seinen Nachbetern — in der That weiß ich auch nicht, womit bey diesen? entschuldigen; denn die allergröbste Unwissenheit des Alterthums will nicht zureichen.

Es ist so wenig wahr, daß der gemeine Mann unter uns Christen eine reelle Erkenntniß von göttlichen Dingen habe, und aus seiner Religion die ächtesten Bewegungsgründe zu einem tugendhaften Leben schöpfe, daß man dieses nicht einmal gewöhnlich bey Leuten, welche eine sorgfältigere, und oft gelehrte Erziehung genossen, anzutreffen pflegt. Wozu nutzt es, das Gedächtniß mit Worten, welche die erhabensten Wahrheiten bezeichnen, angefüllt zu haben, wenn der Verstand, dessen Einsicht allein reelle Erkenntniß gebiehrt, sie nicht begreift. Es fällt nur zu sehr in die Augen, daß unser groser Haufe im Grunde noch immer Gott als einen eigensinnigen Despoten betrachtet, dessen Rechte über die Menschen sich allein auf seine Macht gründen, und dessen willkührliche Gesetze man nur darum befolgen müsse, weil er, nach eigenem Gefallen, Gutes und Böses austheilen könne. Ideen dieser Art stecken den edelsten Theil der Seele, die lautere Empfindung des Wahren und Guten, mit einem tödlichen Gifte an.

Alsdenn ſieht man die Anbeter der weiſeſten Güte eben das werden, was ein Schmeichler in dem Vorzimmer eines Tyrannen iſt; — dieſer Abergläubige kennt weder Tugend noch Laſter mehr; er will nur den Mächtigen gewinnen; und wo iſt eine Thorheit, wo ein Gräuel, der nicht Wurzel faßte in dieſem Boden, und Früchte brächte tauſendfältig? —

Die vorhergehende Betrachtung, mein Freund, ſo kurz und zuſammengedrängt ſie auch in Rückſicht auf die Materie ihres Inhalts iſt, würde doch in einem critiſchen Briefe, als bloße Einleitung, viel zu weitläuftig ſcheinen, wenn ich Ihnen dieſelbe nicht als eine Vorbereitung zu dem ganzen Hauptſtücke von der Religion der Aegyptier, in dem Werke des Hn. v. P*** gäbe. Da eine teutſche Ueberſetzung der Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer erſchienen iſt, wie ich aus dem letzten leipziger Meßcatalogus erſehen; ſo können Sie dieſelbe nunmehr mit aller Bequemlichkeit in ihrer Mutterſprache leſen. Der Mühe, Ihnen einen Auszug von dem, was dieſe Schrift von der Religion und der Staatsverfaſſung der Aegyptier enthält, zu verfertigen, darf ich mich um ſo mehr entſchlagen, da dieſe Materien nicht, wie die bereits abgehandelten, durch das ganze Buch zerſtreuet, und mit dem Weſen der Chineſer vermiſcht ſind; ſondern zwey beſondere, nicht gar zu lange Capitel ausmachen. Von dem hauptſächlich-

sächlichsten Inhalte derselben will ich Ihnen dennoch, um allen Vorwürfen zu entgehen, ein Paar Worte hersetzen.

Die Religion der Aegyptier ist ein unermeßliches Ding. Sie hat so vielerley Seiten, so mancherley Gestalten, daß es unmöglich ist, zu allen diesen den wahren Standpunkt zu finden.

Ihre ältesten gottesdienstlichen Gebräuche stammten aus Aethiopien, und so waren auch die Gymnosophisten dieses Landes ihre ersten Priester. Alles was uns mit einiger Gewißheit von den Lehrsätzen dieser Gymnosophisten bekannt geworden, ist, daß sie einen Gott als Schöpfer der Welt annahmen, seiner Natur nach unbegreiflich, aber sichtbar in seinen Werken, welche insgesammt ihnen von seinem Geiste gleich belebt schienen. Aus dieser Lehre floß der symbolische Gottesdienst, der dem Geiste der Africaner recht angemessen zu seyn scheint. Die glühende Einbildungskraft der Bewohner dieses Welttheils will durch sichtbare Gegenstände oder Fetischen fixiert, und ihre Unruhe wegen der Zukunft, durch Wahrsagereyen, welche sie aus diesen Fetischen selbst ziehen, befriediget seyn. So hatte der Stier Apis, außer seinen symbolischen Eigenschaften, auch noch die, daß er über die zukünftige Ueberschwemmung des Nils Anzeigen gab; und selbst das Wort Apis, nach Weise der

Aegyptier ausgesprochen, hat eine offenbare Beziehung auf das in die Höhesteigen des Wassers auf den Graden des Nilmessers. Auch von den Crocodilen wurden Vorbedeutungen genommen, und wahrscheinlicher Weise eben so von vielen andern Thieren.

Viele Thiere waren, ihrer Nützlichkeit wegen, geheiligt und der Beschützung des Aberglaubens empfohlen, als: Katzen, Wiesel, Ichneumons, Sperber, Geyer, Eulen, Störche und Ibis, welche mit Recht die Reiniger Aegyptens genannt worden sind. Dies Land wäre ohne sie nicht zu bewohnen. Da bey den Engelländern die Gesetze verbieten, um London und in den Westindischen Colonien die Geyer zu tödten, so hat man sich nicht zu wundern, daß die Aegyptier ganz ähnlichen Gesätzen eine weit größere Kraft zu geben gesucht haben. Die Alten schonten überhaupt fast aller derer Gattungen Raubvögel, welche man des Wildes halben, mit so großer Sorgfalt, in den mehrsten Gegenden Europens zerstört. Nichts destoweniger bleibt der Grundsatz richtig, daß dem Vortheile der Jagd, der Vortheil des Ackerbaues nie aufgeopfert werden müße; und für diesen giebt es keine schlimmere Plage, als die Caninchen, die Mäuße, die Sperlinge, und die Schnecken, wovon die Raubvögel die Ländereyen reinigen, ohne nur ein Gräßchen zu beschädigen.

Einige

Einige Thiere ſcheinen blos in Beziehung auf gewiſſe nützliche Arbeiten, welche ihre Verehrung nothwendig machte, geheiliget worden zu ſeyn. Der natürliche Hang zur Trägheit bey dieſem Volke wurde auf dieſe Weiſe durch ſeinen noch ſtärkern Hang zum Aberglauben beſtritten und überwunden. Hieraus leitet der Herr v. P *** auch die Verehrung der Crocodile her. Die Städte, wo dieſer Dienſt am mehrſten im Schwange war, lagen weit vom Nil ab, und die Crocodile hätten nie bis zu ihnen gelangen können, wenn ihre Canäle ſchlecht unterhalten oder verſtopft geweſen wären. Ueberall ſieht die Staatsklugheit unter dem geheimnißvollen Schleyer des Fanatismus hervor.

Die diätiſchen Anordnungen der Aegyptier bezogen ſich auf ihr Clima, und ihre mehrſten Feſte auf den Ackerbau, die Ueberſchwemmung des Nils und die Aſtronomie.

„Sie erkannten ein Verſtändiges von der „Materie unterſchiedenes Weſen, welches ſie „Phtha nannten; es war der Erſchaffer des „Weltalls, der lebendige Gott, deſſen Weis„heit ſie unter dem Nahmen Neith, als eine „Weibsperſon, die aus dem Cörper eines Lö„wen hervorgeht, perſonificiret hatten. . . . „Die letzte von den Aegyptiern perſonificierte „Eigenſchaft des höchſten Weſens war die „göttliche Güte, die ſie Cnuph nannten, ein

„in den Abraxen berühmtes Wort. ... Ihre „Athor bedeutete in einem gewissen Verstan„de das Chaos, und in einem andern die „Unbegreiflichkeit Gottes und seinen Zustand „vor der Schöpfung.„

Es ist schwer zu erklären, wie Jablonski sich selbst hat überreden können, daß die ägyptischen Priester würkliche Gotteslängner, in dem strengsten Sinne gewesen wären. Mich däucht, man darf, als einen unumstößlichen Grundsatz sicher vestsetzen, daß diejenigen, welche ganze Gesellschaften, oder wohl gar Nationen des Atheismus beschuldigen, sich allemal gröblich irren. Denn es ist unmöglich, aus dem Herzen so vieler Menschen Hofnung und Furcht zu reißen, und nachher ihren Geist mit einem Lehrsatze zu Boden zu drücken, der mehr Leichtgläubigkeit erfordert, als alle andre Lehrsätze miteinander. Es gehört ein unendlich höherer Grad von Glauben dazu, um ein Atheist, als um keiner zu seyn.

Die ägyptische Religion behauptete sich, mitten unter den entsetzlichsten Revolutionen, eine lange Reihe von Jahrhunderten durch, bis sie endlich unter der Regierung des Theodosius so häufige und so starke Stöße erlitt, daß sie gänzlich untergehen mußte. Alsdann ward Aegypten, welches die Tyranney der constantinopolitanischen Kayser schon sehr herunter gebracht hatte, einer Legion von Mön-

chen

ken gleichsam zum Raube gelassen. Die Städte entvölkerten sich; man vergaß, bis zum Nahmen, die Künste, und es kam endlich dahin, daß man auf den Ruinen der blühendsten Städte in Strohhütten wohnte.

Die politische Verfassung der Aegyptier betreffend, so warnt der Hr. v. P*** seine Leser, nicht alles buchstäblich zu glauben, was man bey den Griechen davon aufgezeichnet findet; denn diese haben Gesetze bewundert, die nur in den Büchern vorhanden waren; Polizeyanordnungen gelobt, die man nicht beobachtete, oder wenigstens anders beobachtete, als sie meinten; zum Beweise führt er das Beyspiel des mit den Räubern gemachten Vergleichs an, welcher seiner Meynung nach nur die Araber und nicht die eingebohrnen Aegyptier angieng.

Ihre Regierung war, der Grundverfassung nach, würklich monarchisch; denn der Gewalt des Oberherrn waren Schranken gesetzt; die Ordnung der Thronfolge in der königlichen Familie war bestimmt, und die Verwaltung der Gerechtigkeit einer besondern Gesellschaft anvertraut, deren Einfluß dem Ansehen der Pharaonen die Wage halten konnte. Diese hatten nie das Recht in einer bürgerlichen Sache zu entscheiden. Die Richter legten sogar, beym Antritt ihres Amts, einen entsetzlichen Eid ab, der sie verband, dem Könige

nicht zu gehorchen, im Fall er ihnen beföhle, einen ungerechten Spruch zu thun. Man glaubt mit vielem Grunde, daß das Recht, die Steuern auszuschlagen, oder die Abgaben zuvertheilen, allein in den Häusern der Abgeordneten der Provinzen, und der grosen Priestercollegien gewesen sey, deren Hauptversammlung im Labyrinth geschah.

Der Verfall des ägyptischen Reichs, und alle Uebel, die daraus entsprungen, werden der Vereinigung der zeitlichen Macht mit der geistlichen, auf den Kopf eines einzigen Mannes, Sethon genannt, zugeschrieben. Wenn neuere Schriftsteller, wie z. B. Roußeau, behauptet haben, diese beyden Mächte müßten immer vereiniget seyn, so haben sie mehr beäuget, was einer Republik, als was einem monarchischen Staate zuträglich ist. In diesem ist der Oberherr für sich schon eine sehr wichtige Person; macht man ihn nun überdies noch zum Priester, so hat man einen Despoten; wie denn China, Persien, die Türkey, und selbst Judäa hievon das Beyspiel gegeben haben.

Die revisorischen Anmerkungen, welche ich Ihnen in meinem jüngsten Briefe versprach, bekommen Sie nicht, weil seit dem der Materialien zuviel geworden sind, und verschiedene darunter vor dem Caduceo des Gottes Merkur, der ein weiser und friedliebender Gott ist, nicht abgehandelt werden dürfen. — Sonst bin ich, meines Ortes, der ketzerischen Meynung

nung, Uneinigkeit ſey das Salz der Erde. Gleich einem Ey, ſchwimmt Kampf im Plane des Ganzen umher, woraus, wie ehemals das Univerſum, eine Welt voll neuer Kenntniſſe, gleich einem Huhne, hervorkömmt. Dies Huhn müſſen wir von Gott und Rechtswegen in unſre Küche zu bekommen ſuchen; weil aber, via naturae, kein Huhn ohne Ey wird, ſo iſt das Ey zur Exiſtenz des Huhns: — ſo iſt der Kampf nothwendig.

Da ich nun keine reviſoriſchen Anmerkungen erlaube, ſo werde ich auch keine Critiſche machen. Hr. de Guignes will eine weitläuftige Widerlegung der Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer ſchreiben, und hat einsweilen in das Journal des ſavans einen Brief gegen den Verfaſſer drucken laſſen, der ihn zum Verbrennen qualificiert. Weidlich und laut geſchimpft iſt er in Teutſchland worden. Ganz ſtill ausgeſchrieben zugleich.

Ich ſchließe mit der Verſicherung, daß ich gegenwärtig über die Schrift des Hn. v. P*** im Ganzen genommen, noch eben ſo vortheilhaft denke, als da ich Ihnen meinen erſten Brief ſchrieb. Daß ſie ihre Schwächen habe, wie alles Menſchliche, erinnerte ich auch ſchon damals. — Aber daß jener Brief an einigen Stellen weiſſagende Satyre geweſen, iſt wunderbar. Leben Sie wohl.

W. S. J.

V.

Anekdoten.

I.

Von

John Herzog von Marlborough.

* * *

Jedermann kennt den Herzog von Marlborough als den gröſten General und gröſten Miniſter den England jemals hatte. Selbſt einer ſeiner erſten Feinde, der Lord Bolingbroke konnte ihm dieß Zeugniß nicht verſagen (*). Und doch ſcheint dieſer groſſe Mann, von dem Voltaire ſagt: „Cet hom„me, qui n'a jamais aſſiegé de ville qu'il „n'ait priſe, ni donné de bataille, qu'il n'ait „gagnée, étoit à St. James un adroit courti„ſan; dans le parlement un chef de parti; „dans les pais étrangers le plus habile nego„ciateur de ſon ſiecle,„ nicht ſonderlich in der

(*) *Bolingbroke's* Letters on the uſe and Study of Hiſtory 1752, p. 300.

der Geſchichte ſeines Vaterlandes beleſen geweſen zu ſeyn. Ein Umſtand, der deſto merkwürdiger iſt, da ſein Vater ſelbſt eine Geſchichte von England, unter dem Titel, *Divi Britannici*, being a remark upon the lives of all the kings of this iſle, from the year of the world 2855 unto the year of grace 1660, geſchrieben hatte. Wenigſtens erzählt Dr. Warner in ſeinen Remarks on the hiſtory of Fingal, folgende Anekdote von ihm. „Der „Herzog von Marlborough ſprach einsmals mit dem Biſchof Burnet über einen „gewiſſen Punkt aus der Geſchichte von England, und brachte dabey einen Anachroniſmus über den andern, und die ſeltſamſten „Thatſachen von der Welt vor. Der Biſchof „erſtaunt über dieſe neue Geſchichte, und „fragt den Herzog, wo er dieß alles geleſen „habe? Der Herzog wunderte ſich, von ſeiner Seite, nicht weniger, daß ein in der „Geſchichte ſo gelehrter Mann, als der Biſchof, dergleichen Frage that, und antwortete ihm ganz ernſthaft: und Sie errinern ſich „es nicht? In der einzigen engliſchen Geſchichte der damaligen Zeiten, die ich je geleſen habe, in Shakeſpears Werken.„

---

2. Vom

2.

Vom Lord Howe.

* * *

Im letzten Kriege weckte einmal ein Officier den Lord Howe haſtig und beſtürzt mit dieſen Worten aus dem Schlafe: „Mylord, es iſt Feuer im Schiffe, nahe an der Pulverkammer.„ Der Lord antwortete ganz kaltblütig: „Wenn dieß iſt, Sir, ſo werden wir „es bald erfahren.„ Wenig Minuten darauf kam der Lieutenant wieder, und ſagte dem Lord; er habe nichts mehr zu fürchten, das Feuer ſey gelöſcht. „Fürchten? verſetzte Lord Howe haſtig; was meinen Sie damit, Sir? Ich habe mich nie in meinem Leben gefürchtet!„

3.

Vom Graf von Lauzun.

* * *

Folgendes iſt eine gewiſſe obgleich wenig bekannte Thatſache, und beweißt einen ſeltnen Grad von Bosheit des menſchlichen Herzens.

Der Graf von Lauzun mußte die lange Zeit vom Jahr 1672 bis 1681 im Gefängniſſe

niſſe zu Pignerol ſchmachten. Der berühmte Dokt. Sterne ſagt ganz richtig, daß nur mit Feder, Dinte und Pappier ein Mann ſich auch im Gefängniſſe ganz gut befinden, und vielleicht weißer wieder herauskommen könne, als er hineingegangen war. Aber auch dieſen Troſt hatte der arme Graf nicht einmal. Fern von der Stimme eines Freundes oder Verwandten; ohne einen menſchlichen Laut als ſeine eignen Seufzer; ohne das geringſte Tageslicht, ausgenommen den ſchwachen Schimmer durch die Ritzen des Daches; ohne Buch; ohne einiges Mittel ſich zu beſchäftigen oder zu üben, lag er neun lange Jahre da, der Raub einer immer verſchobenen Hoffnung, einer nagenden Langenweile, und eines ununterbrochnen Grauſen. Aus Verzweiflung an allen andern Beſchäftigungen fiel er endlich drauf eine Spinne zahm zu machen. — Die Noth, ſagt Shakeſpears Trinculo, macht einen mit ſeltſamen Geſellen bekannt. — Der Verſuch glückte. Die Spinne holte jeden Morgen ihre Fliegen dankbar aus ſeiner Hand, ſetzte den Tag über ihr Geſpinſte fort, und beſchäftigte nun ihres Wohlthäters ganze Aufmerkſamkeit, bis endlich der Stockmeiſter, mit Scenen der Grauſamkeit ſchon bekannt, und folglich gegen jedes Gefühl der Menſchheit geſtählt, dieſen Zeitvertreib ſeines Gefangenen von ohngefähr entdeckte, und mit der Freude eines Teufels den unſchuldigen Gegenſtand davon tödtete.

Herr

Herr v. Lauzun hat nach dieſem oft geſagt, ſein Schmerz ſey bey dieſer Gelegenheit unendlich gröſſer geweſen, als der einer liebenden Mutter bey dem Verluſte ihres einzigen Säuglinges.

Druckfehler.

S. 140 Im ganzen Liede; l. Lilly ſtatt Lally.

Der

Teutſche Merkur.

Des Siebenten Bandes
Drittes Stück.

September 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Poesien.

Der Ursprung der Liebe.

Nach dem Plato.

Die Frag ist diese: Ob ihr wisst,
(Was wirklich Wissens würdig ist)
Woher die Lieb entsteht, die, als mit Zaubereyen,
Ein glücklich Wesen schafft aus zweyen,
Die einzeln unglückselig sind;
Und die, bevor sie Amor bind't,
Nur schmachten, ängstlich sich gebährden,
Und, deren armes Herz im Himmel und auf Erden

Den Troſt ſucht, den es ſtets vermißt;
Aus deren Augen dann ſo manche Thräne fließt,
Daß es recht jammernswürdig iſt. — —
Die Liebe, die aus zween betrübten Theilen
Durch die Verbindung bloß, ein frohes Ganze
macht —
An deren Urſprung — wie? — habt ihr noch
nicht gedacht?
So höret dann jetzt neue Mähren!
Ich will das Räthſel euch erklären.
Habt fein auf die Erklärung Acht,
Und glaubt — was Plato ſelber ſagt.

Urſprünglich ſchuf Gott Jupiter
Das Menſchehier weit vollkommener,
Als wir es leider! jetzt erblicken.
Er ſchuf es nur, um's zu beglücken;
Nun iſt dem Mann zur Exiſten; ſein Leib
Kaum nöthiger, als ihm ein liebes Weib,
Und dieſem Weib ein Mann zum Glücke nöthig iſt.
Der Trieb nach dieſem Dinge frißt
An jedem Menſchenherz, bis ihn die Götter ſtillen;

Sonſt

Sonſt frißt er, wider unſern Willen,
Bis alles aufgezehret iſt.
Dem Liebes-Gram zu wehrn, der jetzt ſo oft uns
quälet,
Kam dazumal der weiſe Jupiter,
Aus lauter Menſchenliebe, her,
Und hat das Weibchen gleich vermählet
Mit dem für ſie beſtimmten Mann,
Von der Geburt, von beyder Daſeyn an.
Ihr müßt mich aber wohl verſtehen!
In eben der Perſon war Mann und Frau zu ſehen;
So daß dieß wunderliche Paar
Im Grunde nur Ein Weſen war.
Dieß Ding (Mannweib (*) pflegt mann's zu
nennen)
Konnt allenfalls nur eine Säge trennen. -
Da lebte noch ein Herz von eignem Ueberfluß,
Es brauchte keinem Glück von auſſen nachzurennen,
Es hatte in ſich ſelbſt den Trieb und den Genuß;
Ein Werk, das man gewiß vollſtändig heiſen muß!

(*) ανδρογυνα.

Doch groſſes Glück wird ſelten lang beſeſſen.
Das Mannweib hat bald den Reſpect vergeſſen,
Den Jupiter mit Recht von dem Geſchöpf verlangt;
Es hat ſich um den Rang mit Göttern ſelbſt gezankt,
Gab ſich aus Uebermuth ein Anſehn gegen ſie —
Da war es aber leichte Müh'
Dem bitterböſen Zevs, die Laſſen
Zu züchtigen — Pump! trennt er ſie,
Die er ſo ſchön vereint erſchaffen.
Damit war unſer Stolz dahin;
Der ſchönſte Vorzug gieng verlohren.
Kein Mannweib ward nun mehr gebohren;
Und wenn was Junges jetzt erſchien,
So waren's Söhne oder Töchter;
Und ſo entſtanden dann verſchiedene Geſchlechter,
Daß man vom Ganzen nur getrennte Hälften ſah —
Der Mann war dort, das Weib war da.

Doch jeder Hälfte war ein ſtarker Trieb geblieben,
Die andere ſo ſehr, als wie ſich ſelbſt zu lieben,
Wenn man ſie anders finden kann.
Daher gieng nun das Suchen an;

Man

Man hatte keine Ruh, die Hälfte auszuspüren.
Die Meiſten ließen ſich nur vom Inſtinct regieren;
Der Kluge aber dachte fein:
Was du zu ſuchen haſt, muß dir ganz ähnlich ſeyn;
Dieß Ideal wirſt du dir niemals nehmen laſſen;
Zwoo Hälften müſſen ſich ja paſſen.
So ſuchten ſie denn allzumal;
Den führte der Inſtinct, und den das Ideal.
Der Weiſe hatte Müh; dem Thoren war es keine.
Die erſte Hälfte war ihm immer auch die ſeine;
Nur auf's Geſchlecht, und weiter ſah er nicht.
Allein wenn gleich das reitzendſte Geſicht,
Der feinſte Wuchs den klugen Jüngling rührte:
So wars ihm nicht genug — er maß, verglich, probierte,
Ob auch der Geiſt, der Witz und die Begierde
Von gleichem Maaß und Stoff mit ſeinem Innren ſey.
Und hatte er das Glück dabey,
Die Hälfte ganz und gar gerecht für ſich zu finden,
So war ſein heiſer Wunſch, mit ihr ſich zu verbinden.

Der kleinſte Aufſchub war zu lang;
Keins konnte nun ſein Gegenpart mehr miſſen;
Durch inneren magnetiſch ſtarken Hang
Ward Eins zum Andern hingeriſſen.
Ihr einzig Glück war blos die ſüſſe Hoffenung
Zu der urſprünglichen Mannweibs-Vereinigung.
Getrennt konnt' keins des Lebens Luſt empfinden;
Vergebens hälf man da mit gutem Rath und Gründen —
Sie fühlten es und glaubten's ſteif und feſt,
Daß ſich kein lebend Di. g gleichgültig theilen läßt.

Und im Vorbeygehn! Dieſe Triebe,
Was ſind ſie anders, als die Liebe?

Von Ehen wußte man noch nichts zur Zeit;
Von kranken Herzen, weit und breit.
Hier konnte man die Hälfte gar nicht finden,
Dort hielt's unendlich ſchwer mit dem Zuſammenbinden;
Kurz, überall war Herzeleid.

Man konnte im Olymp die armen
Getrennten Hälften nicht mehr sehn,
Wie sie sich härmen und vergehn.
Welch großes Herz kann wohl dem Mitleid widerstehn?
Die Götter fiengen an, sich wieder zu erbarmen;
Und der versöhnte Jupiter
Kam nun zum andernmale her,
Und half dem armen Volk bey Zeiten.
Er ließ von seinem Zürnen ab;
Er schickte zwey von seinen Leuten,
Den Amor, und ihn zu begleiten,
Den Hymen auf die Welt herab.
Der Venus Sohn empfieng die Lehren,
Der Hälften wegen wohl darauf bedacht zu seyn,
Und nachzusehn, wie sie einander angehören;
Zugleich band Jupiter dem losen Knaben ein,
Daß er den Hymen nicht betrüge,
Und nie vor sich etwas zusammenfüge,
Als welches ganz allein das Amt des Hymens sey.

So ward das Erden-Volk von ſeiner Plage
frey!
Wenn Hymen nun zuſammenſetzet,
Was Amor für zwoo Hälften hält,
So wird das Mannweib hergeſtellt,
Als hätte man es nie verletzet.
Kaum merkt man noch die feine Naht,
Wo Hymen es geheftet hat.

Sch—p.

An Lilla.

Ein kleiner Engel wäre dies?
Ein kleiner Engel? O gewiß!
Dann wäre Fried' an allen Orten;
Die Mädchen würden nicht vor dieſem
Knaben fliehn.
Doch höre, Lilla! willſt du ihn,

Mit ſüßen, unſchuldsvollen Worten,
Bey deinen Lämmern auferziehn,
Und überall, und immer ihn bewachen;
So kannſt du ihn zum Engel machen.

G. J.

An Mademoiſelle G**

Wenn, ſonder Falſchheit, die Critik,
Wie du, mit Silber-Tönen redte;
Bey Tadel, Rath, und Lob, und Warnung, deinen Blick
Und dies getreue Lächeln hätte;
So könnte ſie der Muſen Schweſter ſeyn,
Die Herzen alle ſich gewinnen;
So ladeten die Huldgöttinnen
Sie ſelbſt zu ihren Tänzen ein.

G. J.

II.

Der

Spröden-spiegel

oder

Theobald und Laurette.

Dritter Sang.

Wie der Ritter dem Abentheuer nachdacht', und Botyschaft zu seinen Freunden schickt.

Schon war vor unsers Ritters Blick
Das Abentheur verschwunden,
Als dessen Bilder, Stück vor Stück,
Ihm noch vor Augen stunden.

Wohl tönten ihm, wie Donnerton,
Des Geistes Wort' in Ohren,
Kein einziges gieng ihm davon
Unaufgefaßt verlohren.

Die Nacht in ſeinem Innerm rang
Mit Dämmerung zur Stunde,
Und — Freytag! — jeden Freytag! — drang
Zuerſt aus ſeinem Munde.

Und jeden Freytag! — ſchnell umfieng
Wie Zunder einen Funcken,
Des Ritters Seele dieſen Winck
Von ſüßer Ahndung truncken.

Ein Strahl von Hoffnung ſchimmert ſchon
In ſeinem kranken Herzen. —
„Und jeden Freytag! — ſüßer Ton,
Du endeſt meine Schmerzen.

„O Guido, deiner Seele will
Ich tauſend Meßen weyhen,
Nur einmal noch erſcheine mir
Wie heut, mich zu befreyen.„

So ſprach der Ritter, und verließ
Den Platz wo dieß geſchehen;
Bey jedem Schritt er Zeichen ließ,
Ihn wieder auszuſpähen.

Nun lächelte mit neuem Reitz
Ihm Flur und Wieſe wieder;
Sein Ohr verſchlang mit durſtgem Geitz
Der Vögel muntre Lieder;

Der Blumen Schmelz ſein Auge ſah
Mit neuen Farben prangen;
Ihm ſchien die Schöpfung fern und nah
Von Wonnegeiſt umfangen;

Des hohen Himmels helles Blau
War Spiegel ſeiner Seele,
Und nicht mehr dünkt die weite Au'
Ihm eine Schlangenhöle.

Sein ganzes Weſen überfloß
Ein neues Wohlbehagen!
Auch fühlt er wieder, doppelt groß,
Im Leibe einen Magen.

Nach kurzem Suchen fand der Held
Den Weg, den er genommen.
Durch Heid und Feld zu ſeinem Zelt
War er nun wiederkommen

Noch eh' er niederſaß und aß
Ruft er der Diener Einen;
„Nimm ſchnell dein Roß und reute baß
Zur Stadt hin, zu den Meinen;

„Und melde daß ſie eilends her,
So bald ſie es vernommen,
Von wegen einer neuen Mähr,
Zu meinem Zelte kommen.„

Geſagt, gethan. In Oſten war
Der Morgen kaum erſchienen,
Als Paar bey Paar der Freunde Schaar
Ihn grüßte hier im Grünen.

Nach Herzensgruß und Händedruck,
Als ſie, auf weichem Raſen
Gelagert um den vollen Krug,
Mit Luſt das Frühſtück aßen,

Sprach Ritter Theobald alſo:
„Was, Freunde, euch zu ſagen
Ich habe, ach! deß bin ich froh.
Nichts mehr von meinen Klagen!

„Ich will, zum Heyl für Seel und Leib,
Nun euern Rath annehmen,
Und nicht mehr um ein ſpröde Weib
Mich, ſchwach, zu Todte grämen.

„Ich will fortan die Welt beſehn;
In Stechen und Turnieren
Mir Ehre ſuchen; Königen
Und groſſen Herrn hofieren.

„Und zum Valet will ich euch hier
Ein Gaſtgebot noch geben.
Nur Eins dabey beding' ich mir:
Gelobt bey Ehr und Leben,

„Daß ihr Lauretten und ihr Hauß
Mir wöllet invitiren;
Denn ſie durchaus ſoll meinen Schmauß
Zum leztenmal noch zieren.

„Auf nächſtem Freytag, hier im Wald
Erſcheint mit euern Damen;
Und dann Ade! „ — Der Ritter ſchwieg,
Und Alle ſprachen — „Amen!

„Dieß thut Herr Ritter, werther Freund!
Für uns seyd ohne Sorgen;
Die Invitirung soll euch heunt
Ein jeder noch besorgen.„

* * *

Wie Herr Theobald im Fichtenwald' ein groß Banket gab', und wie's dabey ergieng.

Von Anfang hielt's ein wenig hart;
Manch Wort war ohne Frommen,
Bis Fräulein zart beweget ward
Zum Gastgebot zu kommen.

„So ist's nun schöner Damen Brauch:
Drob sie sich baß erfreuen,
Wenn sie mit Müh' die kleinste Gunst
Um Judenzins euch leyhen.

„Doch

„Doch gutes Wort find't gute Statt;
Der Baum vom erſten Schlage
Nicht fällt; der ſchnellſte Pfeil wird matt;
Was Tag nicht thut thun Tage.„

Sagt weißlich hier die Chronika;
Denn da ſie's nicht mehr meynen,
Spricht endlich noch Lauretta: „Ja,
„Wir wöllen wohl erſcheinen.„

Indeßen thät Herr Theobald
Ein großes Mahl bereiten;
Und ließ dazu im Fichtenwald
Bewuſten Platz erweiten.

Ein Tafelzelt mit Gold geſtickt,
Und Teppichen behangen,
Ward köſtlich dazu ausgeſchmückt.
Rund um daßelbe prangen

Der Lauben viel, aus frischem Grün,
Von mancherley Gestalten,
Als wollt' ein Fürst, so wie es schien,
Hier Hof und Kurzweil halten.

Der Freytag kam; der Gäste Schaar
Erschien in Glanz und Schimmer;
Zur Mitten auch Lauretta war
Mit ihrem Frauenzimmer.

Ihr Kleid von blauem Atlas floß
Herab vom Spitzenkragen;
Und stolzer schien ihr milchweiß Roß
Die schöne Last zu tragen.

Ein Federbusch ihr schönes Haar
Mit holdem Reitze zierte,
Und wonniglich der Knabe war
Der ihren Zelter führte.

Mit Paucken-Schlag, Trompeten-Klang,
Als ſie von Roßen ſprangen,
Thät unſer junger Rittersmann
Gar ehrlich ſie empfangen.

Die Tafel war gedeckt und trug
Der Speißen ſüße Bürden,
Drum nahm man klug Platz ohn Verzug,
Nach Stands Gebühr und Würden.

Und künſtlich war das Fräulein ſo
Geſetzt, daß unter Allen
Ihr Auge auf das Dickigt hin
Gen über mußte fallen.

Das Mahl gieng unter Sang und Klang
Fürbaß; der Freudenbecher
Bald voll bald leer von Hand zu Hand;
Denn Ritter waren Zecher.

Gleich als der Diener bunte Schaar
Die letzten Schüſſeln brachte,
Beginnt des Unholds Lärm, der 's Haar
Vor Graus emporſtehn machte.

Der Tag wird Nacht; der Donner ſchallt;
Gepreßt von Ungewittern,
Ziſcht heulend Sturmwind durch den Wald;
Die hohen Tannen ſplittern;

Die Erde bebt, und Klaggeſchrey
Und Jammertyon und Wehe
Miſcht ſich des Sturmes Stimme bey.
Erwartend, was geſchehe,

Sieht mancher Held den andern an
So gut er kann; darneben
Stehn todtenblaß die Damen da
Wie Bilder ohne Leben.

Herr Theobald, dem innerlich
Sein Herz die Freude ſchwellte,
Doch äuſſerlich betroffen ſich
Wohl mit den Andern ſtellte.

Alsbald erſchien, wie obgeſagt,
Das Mädchen händeringend,
Verfolgt von ſchwarzer Höllenjagd,
Durch Dornenhecken dringend.

Ihr Lauf gieng pfeilgerad und ſchnell
Auffs offne Zelt; die Damen
Schrien laut; die Ritter ohne Weil
Die blanken Waffen nahmen,

Und ſprungen auf, und keck und veſt
Sie ihre Speere ſchwungen,
Und auf den wilden Reuter los
Einmüthiglich ſie drungen.

Hoch auf dem ſchwarzen Höllenroß,
Deß Naſe Funken ſprühte,
Und deſſen Auge, ſchrecklich groß;
Wie Feuerfackeln glühte,

Saß Guido's Geiſt, und warf den Blick
Herab mit Wuth und Grimme.
„Zurück, bey euerm Blut! Zurück!„
Schrie er mit rauher Stimme.

„Mein iſt die Beute, ſo die Hand
Des Himmels mir gegeben,
Und eitel euer Wiederſtand.
Zurück, bey euerm Leben!

„Für meinen Arm, mit Todt gerüſt't,
Seyd ihr zu ſchwache Streiter;
Ein Hauch von mir, der Leben friſst,
Verzehrt euch„ — und ſo weiter.

Und nun begann die alte Mähr
Der Geiſt, daß Rittern grauſte,
Und Damen Sehen und Gehör
Vergieng. Flammathmend brauſte

Dreymal ſein Gaul, und Wirbelwind
Hob Alle von der Stelle
Wie Spreu, und er vollzog geſchwind
Sein Opfer auf der Stelle.

Als es vollendet vor ihm lag,
Mit offnen blutgen Wunden,
Schwung er ſein Schwerd, — ein Donner-
ſchlag!
Und alles war verſchwunden.

* * *

Wie die edle Jungfrau Lauretta in ſich kehrt, und des Ritters Gemahl ward.

Wie Heilige, aus Holz geſchnitzt,
Im öden Kreuzgang ſtehen,
Und ſtumm die kahle Kloſtermaur
Mit ſtarrem Blick anſehen;

So ſtunden, als der Geiſt verſchwand,
Die Herren und die Damen
Betäubt und ſprachlos vor der Hand,
Biß ſie zu Sinnen kamen.

Vor Allen war Lauretten gar
Nicht wohl dabey zu Muthe;
Ihr Herz gebahr ihr Angſt fürwahr
Mit jedem Tropfen Blute.

„Du biſt es, rief Gewiſſen ihr
Ins Ohr; du biſt die Sprödе!
Verzweiflung hat den Ritter ſchier
Dahin, daß er ſich tödte!

„Vielleicht war dieß ſein Todtenmahl! —
Sieh, ſeine Stirne wittert
Ein Unglück! — Sieh, im Herz kocht Quaal,
Die ſeinen Geiſt erſchüttert! „ —

So war des Fräuleins innrer Streit.
Nicht ſo, die andern Damen,
Die aus der Stadt ihr zum Geleit
Mit zum Bankete kamen.

„Wird man für ſtolz verſchmähte Lieb'
Dereinſt alſo geplaget?
Wohl mir! Wohl mir! ſo werd' ich nicht
In jener Welt gejaget!„

So sprach in ihres Herzens Schrein
Der schönen Fräulein Jede.
Lauretta nicht; denn sie allein
War hier die einzge Spröde.

Noch mehr erschrack sie, als zuletzt
Zum Abschied Jeder stehet,
Der Ritter sich mit Allen letzt,
Nur sie vorübergehet;

Und leichenblaß wird ihr Gesicht,
Als er, „lebt wohl, ihr Brüder,
Lebt wohl, auf ewig, Freunde! spricht,
Wir sehen uns nicht wieder. „

Ihr schwacher Fuß erträgt nicht mehr
Die Last der schönen Glieder;
Sie zittert, wankt und sinket schwer
Halbtodt zur Erde nieder.

Der Ritter, der ihr nahestand;
Eilt ihr zu Hülf, und hebet
Sie von der Erd, küßt ihre Hand,
Die noch von Schrecken bebet.

„Wie kam euch schönstes Fräulein dieß?
O weh, wie ist euch?„ fragte
Der Ritter sie: Der Ton war süß,
Mit dem er dieß ihr sagte.

„O weh! versetzt das Fräulein zart,
Ich fühle meine Sünden!
Herr Ritter werth, die Quaal war hart,
Die ich Euch ließ empfinden.

„O möchten sie im Himmel, und
Von Euch mir seyn vergeben,
Ich wöllt', aus Reu und Lieb' zur Stund
Mein Haud und Herz Euch geben.„

Dieß war das frohe Ende dann
Von unſers Ritters Schmauſe.
Beglückt zog er als Bräutigam,
Und ſie als Braut nach Hauſe.

Gewarnt durch dieſes Beyſpiel, ſahn
Hinfort die ſchönen Damen
Die edlen Ritter milder an,
Die ſie zu minnen kamen.

Und gäb's noch Eine, welcher Stein
Das Herz im Buſen bliebe;
Mein Spiegel ſteht! ſie ſchau hinein,
Und gehe hin und liebe.

B—ch.

III.

Palmira.

Eine Erzählung.

Palmira war vordem Theſſaliens Freude:
An Unerfahrenheit und holder Einfalt
Den Schäfchen, und an Pracht und Lieblichkeit
Der itzt ſich öffnenden Granate gleich.
Der Sonnenwagen hatte dreyzehnmal
Den Gürtel des Zodiakus durchrannt,
Seit ihre Mutter ſie ans Licht gebracht;
Bey der ſie denn im bluhmigen Tempe wohnte,
Allwo die Unſchuld ihr zur Seite gieng,
Und ſie von dem gekrümten Schlangenpfade
Der Lüſternheit und des Leichtſinns lenkete.

Sobald der laue Lenz auf Hügeln lachte,
Spazierte ſie, wie Hirtenſitte war,
Den Hügeln zu, mit ihren lieben Schäfchen,
Und weidete da in edlem Müſſiggange.
Und ſaß ſie dann an Apfelbäumen nieder,

Und

Und guckte ſie die goldnen Blühmchen an:
So färbten ſich die Hügel zuſehns grüner,
So regneten der Apfelbäume Zweige
Die zarte Purpurblüth' auf ſie herab,
So ſtrecketen die erſtgebohrnen Söhne
Des Frühlings ihre niedlichen Köpfchen aus,
Um ſie zu ſehn. — Des Himmels müde ſtiegen oft
Die Götter, ſich zu freun, zu ihr herunter:
Dann rauſcheten die Silberbächlein freudig,
Dann hüpften der Scherz, die leichten flüchtigen Stunden,
Der blonde May, die junge ſittſame Flora,
Der flatterhafte Weſt in Ringen um ſie her,
Und alles lebte, lachte, ſcherzte, ſpielte.

An einem Tage, zu großem Leide beſtimmt,
Saß dieß unſchuldige Kind, wie es denn pflegte,
Nicht ferne von Apollens Marmortempel,
Auf einem ſchöngeſtickten Wieſenteppich
Von zartem Krokus, ſanft erhabnem Lotos,
Und düftenden meerblauen Hyacinthen,
Die ſchönen Füß' in ihrem langen Kleide

Sorg-

Sorgfältig und höchſtſittſamlich verſtecket,
Wie ihre keuſche Mutter ſie gelehrt.
Da gieng das goldne Thor des Tempels auf,
Und ſchnell erſchien, gleich einem ſtralenden Licht
In finſtrer Nacht, ein wohlgewachsner Jüngling
Voll Majeſtät und jugendlicher Kraft;
Ein Köcher ſchimmerte auf ſeinen Schultern
Von Helfenbein. Mit feiner Schmeicheley
Und himmliſchen Geberden ſprach er alſo:

Was ſucheſt du, holdſelige Palmira,
In meinem Thale? Kräuter? Ich kann geben,
Die nimmer ſterben laſſen; ſeltne Blumen?
In meinen Gärten ſtehn, die ewig blühen,
Und, goldne Stiele, goldne Blätter treibend,
Ambroſialiſche Gerüche ſtreun.
Erkennſt du nicht am immergrünen Kranze
Und an der Locken Gold des Tages jungen Gott?
Das kleine Delos, das erhabne Klaros,
Und traubenreiche Tenedos iſt mein.
Mein iſt dies edle Feld, wo man die Mutter,
Die dir die Brüſte gab, wo man den Bruder,

Der dich umarmen darf, glückſelig preiſt.
Mir grünen hier geweihte Lorbeerhaine,
Und auf hellflammenden Altären dampfet mir
Das ferne Syrien in fettem Weihrauch.
Mein Thron ſteigt nächſt dem Thron des großen Vaters
Der Götter und der Menſchen hoch empor.
Und den hab' ich freywillig itzt verlaſſen,
Nur dich zu ſehn, zu lieben, zu bewundern.
Palmira, ja, die Freuden des Olymps
Sind nicht ſo groß, daß nicht Ein Blick von dir,
Ein heiterer Blick ſie all' erſetzen könnte.
O! ſchlage nicht vor meinen brünſtgen Augen
Die deinen nieder! denke, daß die Tugend,
Der du getreu biſt, mir dich aufzuſuchen rieth:
Und die beleidigſt du, wenn du mich haſſeſt:
Ach! ohne dich iſt die demantne Krone,
Die dieſe junge Locken drückt, wenn ich
Zu meinen zedernen Paläſten wandle,
Nur eine ſchwere Laſt, und viel zu ſchwer,
Als daß ich ſie noch länger tragen könnte;
Und meine größte Pein, wann mich dein Kuß

Nicht bald beglücken wird, iſt, daß ich lebe,
Und die Unſterblichkeit mir ſo nicht nehmen,
Als ich ſie dir ertheilen kann. O! nimm ſie hin,
Du den Olymp zu zieren auserkohren;
Sey meine Königin; ſey Königin der Welt,
Die nichts iſt ohne mich. Komm und empfahe
Den Zepter meines Reichs, nun meines Reichs
nicht mehr;
Und gönne huldreich mir, dem tiefſten deiner
Eſlaven,
Den Ruhm, den hohen Ruhm, vor deines Thro-
nes Stufen
Die lange Ewigkeit, dir dienend, zuzubringen.

Das unſchuldvolle Kind gehorcht aus Einfalt
Und irrendem Gewiſſen dieſer Schlange;
Und nimmt dem Gott, der nur zu menſchlich
ſprach,
Als daß ein Weiſer ihn verkennet hätte,
Den Zepter, ehrerbietig ſich verneigend, ab.
Anfänglich wollt' es zwar die Mutter fragen,
Wie jedes fromme Kind die Mutter fragt:

Doch fiel ihm wieder bey, es iſt nicht nöthig;
Denn er iſt ja ein großer Gott, und kann
Nichts, als was gut iſt, wollen oder ordnen.
Will er ein Glück, deß ich nicht würdig bin,
Das ich niemals geſucht: ich wills nicht hindern.
Sein Ruhm iſt der, Befehle kund zu thun,
Der meinige, ſie eilends auszurichten.

Demnach erhebt ſie ſich, indem der falſche Gott
Die Hand ihr zierlich beut, vom weichen Raſenſitze,
Und ſchüttelt ihr Gewand zuerſt ein wenig ab,
Geht dann mit ihm in aller Einfalt fort,
Die Hand in ſeiner Hand, den Blick in ſeinen Blicken.
Es ſtieg ihr unterwegs kein Argwohn auf;
Sie hoffete vielmehr die Schwellen des Olymps
Und ihren neuen Thron noch heute zu beſteigen.
Und, voll von dieſer Hoffnung, geht ſie nicht, ſie ſpringt
Dem heil'gen Wäldchen zu, das ſeine jungen Lorbeern

In Peneus ſpiegelheller Flut beſieht:
Recht einem Lämmchen gleich, das an der Pales Feſte
Mit Bändern ausgeſchmückt und blauen Sommerblümchen,
Am Purpurſtrick geführt, zum Brandaltare hüpft,
Wo ſein unſchuldig Blut den Jaſpis färben wird,
Und den grauſamen Stal des Prieſters, den es liebet.

Auf einmal bricht ein Schall aus dem Gehölze
Von Mord... Sie ſchreyt um Hülfe, denn ſie ſieht,
Der Jüngling ſey kein Gott, weil er ein Laſter will.
Sie nennt mit Angſtgeſchrey die Mutter, die Geſpielen;
Am öfterſten die Mutter. Doch umſonſt:
Es hören jene nicht, es hört nicht dieſe.
Der junge Böſewicht, vom Wein der Hölle trunken,
Zerreißt ihr mit Gewalt den anmuthsvollen Kranz
Der unverletzten Zucht, zerpflückt die reine Blume
Der Ehre, die ſie mehr als Licht und Leben liebt.

Die Waſſernymphen ſeh'n's in ihren tiefen Grotten:
Vor Schrecken laſſen ſie die goldnen Spindeln fallen.
Die ſanften Grazien, die ſtets ihr nachgefolgt,
Vermochten, zärtlich, nicht der Schweſter Pein
zu ſehen,
Und fliehn, die Hände vor die ſchönen Augen haltend.
Mit ihnen eilten auch die Liebesgötter weg,
Das Unglück, das geſchah, Cytheren anzuſagen.
Die Tugend blieb allein. An einen Baum gelehnt,
Schrie ſie recht bitterlich um die geliebte Tochter,
Die, bis zum letzten Hauch, für ihren Altar ſtritt;
Fieng dann mit ſachter Hand ihr irrend Seelchen auf,
Und trugs dem Himmel zu, von wannen es gekommen.

So liegt Palmira nun in ew'gem Todesſchlafe:
Und nun biſt du, o Tempe, nicht mehr ſchön.
Du biſt nicht mehr das liebſte Thal der Götter,
Seitdem in dir das Götterkind Palmira ſtarb.
Zum Fluch biſt du, zur Wüſte biſt du worden.
Kein Hirte weiß den Ort mehr, wo du ſtundeſt.
Nein, Tempe, nein, nun biſt du nicht mehr ſchön!

Q.

IV.

Stilpon

oder

über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara.

Eine Unterredung.

Jedermann wird uns eingestehen, daß der erste Minister des Königreichs Lilliput, (eines Staats von Doctor Swifts Schöpfung, den viele unsrer Leser vielleicht besser kennen als ihr eigenes Vaterland) um die Lilliputer und ihre Nachkommenschaft glücklich zu machen, ein Mann von eben so grossen Talenten, Kenntnissen und Tugenden seyn müßte, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten hätte. Vorausgesetzt, daß diese Lilliputer eine Art von Menschen sind, möchten sie, mit uns gemessen, so klein als die Käsemilben seyn, es würde immer ein Cecil, oder Süly, oder Colbert, oder eine Vereinigung mehrerer Männer von diesem Werth erfodert, um Lilliput wohl zu regieren; und in so fern nur in diesen Ministern der Geist eines Cecils, Süllys oder Colberts würkte, möchten sie immerhin nur fünf oder sechs Daumen hoch seyn; dies hätte nichts zu bedeuten.

Wenn dies in Absicht der Minister von Liliput richtig ist, warum sollte nicht das nehmliche von den Vorstehern eines jeden kleinen Staates gelten? Gleichwohl ist das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt sie gewöhnlich mit Verachtung anzusehen, bloß weil sie klein sind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernste von einem Phocion, Cato oder Cicero der Reichsstadt Pfullendorf spräche, würde gewiß von den meisten seiner Zuhörer so angesehen werden, als ob er etwas sehr Ungereimtes gesagt hätte.

Ich will damit weder bejahet noch verneint haben, daß es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsstadt jemals einen Phocion, Cato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daß es ein möglicher Fall sey; und daß die kleinste aller Republiken eben so gut Männer von diesem Schlage in ihrem Schooße hegen könne, als es möglich ist, und sich vermuthlich schon oft zugetragen hat, daß der Herr von einem Paar Dörfern ein Titus oder Antoninus gewesen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über viel zu setzen.

Wenn Männer von großem Geist und Herzen in kleinen Staaten, z. Ex. in Abdera, verhältnißweise seltner sind, als in großen — denn selten sind sie überall und zu allen Zeiten — so lassen sich davon ein Paar sehr gute

Ursa-

Urſachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten in einem Abdera ein groſſer Mann zu werden, und die andre in den Schwierigkeiten, es zu ſeyn.

Ordentlicher weiſe wird man nur dann ein groſſer Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beyſpiele aufgefodert, durch Ruhmbegierde oder Hofnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von dieſen Urſachen hat gewöhnlich in ſehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta — welches freylich nur eine kleine Republik war, aber einen der gröſten Sterblichen zum Geſetzgeber gehabt hatte, — und das alte Rom — welches ſchon in ſeinen erſten Anfängen die ganze Anlage ſeiner künftigen Gröſſe enthielt — ausnehmen, ſo iſt vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beyſpiel vortrefliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie ſollten Belohnungen dieſe Würkung thun können in einem Staate, deſſen Armut kaum für ſeine dringendſten Bedürfniſſe hinreicht? Gewiß eben ſo wenig als die Hofnung des Nachruhms, oder wenigſten der Hochachtung ſeiner Zeitgenoſſen. Denn was für Hofnung könnte ſich der obbeſagte Cato oder Phocion der Reichsſtadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menſchheit zu glänzen, er der im Mindeſten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen auſſerhalb der Ringmauren ſeiner

Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigentlich, was Cicero dem alten Scipio zu seinem Enkel sagen läßt: durch ihren eigenen Reitz muß dich die Tugend zu edlen Thaten ziehen! Das Bewustseyn seines Verdienstes ist die einzige gewisse und merkwürdige Belohnung auf die er zählen kann. Aber was für seinen Thon muß die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden; und wie selten thut sie das?

Noch größer sind in kleinen Republiken (*), gewöhnlich, die Hindernisse, die ein Mann überwinden muß, um würklich große Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen: sträubt euch doch nicht so gegen Neuerungen! alles

(*) Das Wort Republik wird hier immer in der weitesten Bedeutung genommen, deren es fähig ist.

alles Alte bey euch taugt nichts; alles muß neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll.

Aber wie solte diese Denkensart in kleinen Repnbliken nicht Ketzerey seyn? Jeder Schritt, den man darinn zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte Mißbräuche; und bey jedem Mißbrauch, auf den man tritt, schreyen etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haß, der in solchen Gemeinheiten das wahre Verdienst zu drücken pflegt. Daher, daß es als eine Art von Hochverrath angesehen wird, wenn ein Mensch von gesundern Kopfe sich die Freyheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid (*), wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit seinen Augen gesehen zu haben, was die Herren nicht wollen, daß man sehen soll. In diesem Stücke konnte der Despotismus unter den alten Cäsarn selbst nicht strenger seyn, als er es oft in dem kleinsten Städtchen oder an dem kleinsten Höfchen ist.

Die große Schwierigkeit einen kleinen Staat wohl zu regieren, liegt nicht in seiner Kleinheit; denn, warlich, nur mit tausend Männern, die mit zusammengesetzten Kräften auf Einen Punkt losarbeiten, — lassen sich Wunder

(*) *Cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci?*

Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt bloß darinn, „Tausend Leute zu — Männern zu machen, und dann in diese Männer Einen gemeinschaftlichen Geist zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach Einem gemeinschaftlichen Endzweck richte.„ In kleinen Staaten ist dies oft so schwer, als die gefabelten Wunder des Orpheus und Amphion.

Diese Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeister einer unbedeutenden Reichsstadt, oder einen Vorsteher einer kleinen helvetischen Republik mit eben der Ehrfurcht anzusehen, womit man die Bilder der großen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzusehen pflegt. Ich könnte mehr als einen nennen, auf dessen Grab ein schlechter von Reisenden unbesuchter Stein liegt, dessen Bild auf Münzen und Cameen die Cabinetter der Kenner zieren, und die Alterthumsforscher beschäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in seinem kleinen Vaterlande that!

Aber wozu dieser Eingang? — Bloß dazu, damit sich nicht manche unsrer Leser abschrecken lassen, wenn sie sehen, daß es in dem folgenden Gespräche nur darum zu thun ist, ob Lampus, oder Gorgias, oder Megillus Oberzunftmeister in der kleinen Republik Megara werden soll, einer Republik, die schon längst Nichts mehr ist, und die, in der That, als sie

noch

noch Etwas war, ſehr Wenig war. Den Megarern war an der Auflöſung dieſes Problems ſehr viel gelegen; und wer weiß, ob nicht an der Art, wie es in des Philoſophen Stilpons kleinem Gartenſaal aufgelöſt wurde, mancher kleinem und großem Republik (die vom Diogenes und die Inſel Otahity ausgenommen) um ein merkliches mehr gelegen ſeyn möchte, als an der Frage,

ob Skaramuz, ob Skapin beſſer tanze?

Stilpon befand ſich eines Abends in ſeinem Garten, und half ſeinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen, — denn, wiewohl der Knabe ſchon ſechs volle Jahre alt war, wußte er doch noch nichts von Metaphyſik, Geographie, Aſtronomie, Weltgeſchichte, Moral, Statiſtik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Philoſoph war, ſchämte ſich nicht, eines ſo unwiſſenden Knaben Vater zu ſeyn, ſondern half ihm, wie geſagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm ſagte, daß die Rathsherren Kleon und Eukrates in ſeinem Gartenſaale wären. Dieſe Herren waren ſeine Freunde, ſo gut als Rathsherren Freunde eines Philoſophen, der kein Rathsherr iſt, ſeyn können; ſie ſchätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erſt, wenn es zu ſpät war, und wenn es auch nicht zu ſpät war, folgten ſie ihm doch ſelten.

ten. Denn (sagten sie) sein Rath ist zwar gut; es ist klar, daß man es so machen müßte, wenn man's recht machen wollte; aber — es läßt sich nicht thun; Stilpon würde das eben so gut einsehen als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Philosoph vermuthete die Ursache ihres Besuchs, und vernahm bald, daß er sich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in grosser Verlegenheit; denn, in der Lage, worinn sich ihre Republik damals befand, war dem gemeinen Wesen an der Wahl eines Oberzunftmeisters unendlich viel gelegen; und sie beyde meynten es gut mit ihrem Vaterlande, zumal wenn sie wohl verdauten, gut schliefen, und keine besondere Ursach hatten, fünfe für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie; helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschafnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verlohren, die Uebelgesinnten schöpfen Hofnung, und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker,

ker, die überall Gefahr sahen, wo keine war, wissen sich itzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit, das Schwerdt nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Mißbräuche verlohren haben, (und Sie wissen, Stilpon, wie groß ihre Anzahl ist) glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fodern zu können, und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkensart ihnen die meiste Hofnung giebt zu ihrem Zweck zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen; zumal, da wir nichts weniger als zusammenstimmen. Denn Einige haben den Muth nicht, etwas zu wagen; Andre sind schwach genug, Masken für Gesichter anzusehen; Einige sind es so sehr, daß sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn, und zum hundert und erstenmale auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in unmittelbarer Gefahr in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das ist, sagte Stilpon, ungefehr so viel, als entweder an Scylla zu stranden, oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist dumm, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem einen oder dem andern abhangen machten, was wären die?

Kleon

Kleon. Du kennſt die Welt, Stilpon, und dir ſollte fremde vorkommen was beynahe täglich geſchieht? Wie oft befinden ſich die ehrlichſten Leute in dem traurigen Falle, aus zweyen Uebeln eines wählen zu müſſen.

Stilpon. Da bedaure ich dieſe ehrlichen Leute!

Kleon. So bedaure uns beyde. Du kenneſt unſre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie du ſagteſt! Es ſteht nicht in unſrer Macht, zu verhindern, daß nicht einer von dieſen beyden erwählt werde: Aber wir haben wenigſtens ſo viel Einfluß, daß wir die Wahl auf den Einen oder den Andern lenken können. Und eben dies iſt, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daß ſie nun ſchlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden ſollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daß eine einzige groſſe Thorheit oder Uebelthat, die ein ſolcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die ſein Platz erfodert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müſſen! Fehlt es denn ſo gänzlich an rechtſchaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für einen von Ihnen beyden entſchieden werden? Warum

ſoll

ſoll der Mann, der uns regieren ſoll, nun eben ſchlechterdings einen ſchwachen Kopf oder ein ſchlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen, werden wir uns vielleicht noch glücklich ſchätzen müſſen, wenn es uns nicht noch ſchlimmer geht. Wiſſen Sie denn nicht, daß Gorgias Himmel und Erde bewegt, um ſeine beyden Mitbewerber zu verdrängen, und daß er, wenn keiner von dieſen obſiegt, die größte Hofnung hat?

Stilpon. Dies wäre in der That noch ſchlimmer als ſchlimm. Ein verſchobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz, in Einem Menſchen vereiniget, — an der Spitze der Republik wäre gerade, was wir nöthig hätten, um unfehlbar verlohren zu gehen. — Daß es nur möglich ſeyn ſoll, ſo etwas beſorgen zu müſſen! Der bloſſe Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und polizierte Staaten, in welchen — und in welchen allein — ſolcher Unſinn möglich iſt. O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr ſeyd frey, und wenn ihr einen Anführer gebraucht, ſo iſt es der beſte Mann unter euch! Und wir — vergeben Sie, meine Herren — der Gedanke, daß Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorſteher ge-

ben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie sie sehen. Sie wissen, daß es mir für meine Person gleichviel seyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahinbringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenschen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben so wenig, guter Kleon, und blos darum, weil wir überzeugt sind, daß der Republik kein grösseres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, sind wir zu allem entschlossen, was ein Mittel, dieses Aergste von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es ist wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer sollte den Mann lieben, von dem auch der schaamloseste feileste Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wußte, um die Schwärze seines Charakters nur durch Eine lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindseliger Dämon mit einer so unglücklichen Sinnesart gestraft hat, daß man nur alle diejenigen, die er haßt und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienstvollesten und die liebenswürdigsten Personen von Megara herzuzählen.

Eukrates. Dem ungeachtet hat er sich einen Anhang zu machen gewußt. Ja, die meisten sind ihm gerade darum ergeben, weil sie ihn als einen übelthätigen und unversöhnlichen

Mann

Mann kennen. Die Furcht thut bey vielen Menſchen die Würkung der Liebe. Dies weiß Gorgias, ſo dumm er ſonſt iſt; ſie mögen mich immer haſſen, denkt er, wenn ſie mich nur fürchten. Die übrigen halten zu ihm, weil ſie ſelbſt dumm und unwiſſend genug ſind, daß er ein Mann von Einſicht und Geſchicklichkeit in ihren Augen iſt, ungeachtet ein paar Dutzend Kunſtwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus einer Sammlung von Apophtegmen geſtohlen hat, und einige ſubalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten, ein mittelmäßiger Sykophant oder ein erträglicher Schreiber zu ſeyn, ſein ganzes Verdienſt ausmachen. Wie dem auch ſey, genug, er hat ſeinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenienſern unterſtützt; er iſt reich, und hat mittelſt einer Freygebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu ſeinem größten Verbrechen wird, einen anſehnlichen Theil des Volkes ſo ſehr bethört, daß ſie ihn heute noch zum Oberzunftmeiſter machen würden, wann die Wahl vom Volk abhienge. Gorgias iſt alſo furchtbar; wenn wir nicht vorſichtig ſind, wird er ſich zwiſchen Lampus und Megillus hineindrängen, und, o! der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüßte wohl einen Rath; aber er iſt nur für die Zeiten unſrer Ur:älterväter gemacht. Leute, wie wir, müſſen ſich alles gefallen laſſen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So sehr wollen wir uns selbst nicht verlassen. Da wir keine Hofnung haben, der Republik so viel Gutes thun zu können, als wir wünschten, so muß es nun unsre Sorge seyn, ihr so wenig Böses zufügen zu lassen als möglich. Wenn man nun einmal in der unseligen Nothwendigkeit ist, aus zween oder dreyen Uebeln eines zu erwählen, so ist da weiter nichts zu thun, als so genau als möglich abzuwägen, welches das leichteste sey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dies ist es auch eigentlich, was uns zu dir führt, Stilpon. Wir wollten dich um deinen Rath bitten. Unglücklicherweise können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Uebel sey. Lampus ist dumm, Megillus böse, Gorgias beydes. Die beyden ersten zusammengenommen sind ungefehr so schlimm als der Letzte allein; aber daraus folgt nicht, daß einer von ihnen gerade so viel wiegt als der andre. Megillus, so schlimm er ist, hat Verstand, sage ich: Lampus, so dumm er ist, hat ein gutes Herz, sagt Kleon. Kleon ist für das Herz; ich, für den Verstand: welcher von uns beyden hat Recht? Was ist Ihre Meynung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage ist ungefehr wie diese: Wir brauchen zu einer Reise nach Syrakus einen

einen Steuermann; wer taugt beſſer dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich geſtehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verſtand Ihrer Schurken. (Sie erlauben mir doch den Dingen ihren rechten Namen zu geben; es iſt eine böſe Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes her anklebt, den ich, wie Sie wiſſen, ſo lang er lebte, als meinen Meiſter ehrte.) Aber ich bin ein Mann, der ſich berichten läßt. Laſſen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, daß es am Ende doch immer das Herz iſt, was den Menſchen regiert, und daß ein Menſch, deſſen Herz redlich und gut iſt, ſo ſchwach er auch übrigens ſeyn mag, doch immer wenigſtens den Willen hat, gut zu handeln: ſo hoffe ich meine Sache noch wohl gewinnen zu können. Ein Mann von Verſtande, deſſen Herz ſchlimm iſt, wird deſto mehr Böſes thun, je mehr er Verſtand hat; den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verſtand vermehrt ſeine Macht, giebt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn ſeine Abſichten geſchickter verbergen, ſeine übelthätigen Leidenſchaften beſſer zu bemänteln; ſetzt ihn in den Stand, ſich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen, und oft ſogar redliche wohlgeſinnte Perſonen zu Werkzeugen ſeiner böſen Anſchläge zu machen. Ein guter Menſch, von ſehr eingeſchränkten Fähigkeiten, wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun

wünscht; aber er wird doch gewiß alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er selbst gut ist, so wird er auch die Guten lieben; und wenn unter diesen Leute von grossem Verstande sind, so wird es ihnen nicht schwer seyn, ihn dahin zu bringen, daß er alles das Gute thue, das sie selbst an seinem Platze thun würden; zumal wenn sie (nach unsrer Voraussetzung) klug genug sind, ihm ihre Stärke und Ueberlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun als er kann und weiß; er wird auch alles, oder doch einen großen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschafnen Grundsätzen ihm an die Hand geben; und, wissentlich, wird er gewiß nichts Böses befördern. Denn dies kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Uebelgesinnten falsch berichtet ist, oder seinen eignen Vorurtheilen, oder Leuten von unzuverläßigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör giebt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschafnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten kann. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böse thun, was alle übrigen Böse-

wichter

wichter in seinem Würkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen, oder selbst thun wollen. Dieses letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegendsten Ausschlag giebt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit giebt, aus Neigung thut, und nur das Böse, wozu er unwissenderweise betrogen wird, wird unendlichmal weniger Böses thun, als ein Andrer, der aus eigner Bewegung alles Böse thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was die ehrlichen und verständigen Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig; und ich habe mich, bisher wenigstens, der Augenscheinlichkeit derselben nicht entziehen können. Ich glaube also nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir alle wissen, leider! einen sehr schwachen Kopf, aber gewiß kein übelthätiges Herz hat, und also, höchstwahrscheinlicherweise, der Republik, in den vorliegenden Umständen, das wenigste Böse zufügen wird.

Lukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! wie, wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von guten und bösen Herzen verstehen? Sie wissen, daß

nichts zweydeutigers ist, als ein gutes Herz, nach dem Gebrauch, den man im gemeinen Leben von dieser liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den Ersten den Besten, der ihm ein paar Dreyer giebt, für einen guten Mann, und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürst seine Wohlthaten verschwendet, werden, wenigstens so lange sie Hofnung haben, noch mehr zu bekommen, vom Lobe seiner Großmuth und Gutherzigkeit überfliessen. Der Pöbel, der die Großen nur von ferne sieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Mine; ein freundliches Aussehen, eine muntre Laune, eine gewisse Popularität ist oft hinlänglich, dem schändlichsten Tyrannen eine Zeitlang Liebe zu erwerben. Ueberhaupt wird Schwachheit der Seele und Gutes Gemüth täglich von den Meisten verwechselt. Wie Vielen schreibt man bloß darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, so viel Böses zu thun, als sie wünschten; oder, weil sie aus Trägheit, oder Furcht vor einem unangenehmen Augenblick, sich lieber Alles gefallen lassen, lieber Alles übersehen, als sich die Mühe geben mögen, Untersuchungen anzustellen — oder weil sie zu schwach sind, auch zu den unverschämtesten Bitten oder Foderungen Nein zu sagen? Wie manche Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umstand zu danken, daß man unter ihrer Regierung ungestraft ein so arger Bube seyn darf, als man will? Und fehlt es etwan an Beyspielen

ſpielen von Heuchlern, die jenen Ruf bloß dadurch erſchlichen haben, daß ſie vorſichtig genug waren, alles Böſe, was ſie thun wollten, durch andre zu thun? Laſſen Sie uns alſo, eh wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten Gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgeſetzt, daß ein Menſch, der gar keinen Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht fühlt, ein höchſt ungewöhnliches Ungeheuer ſey, verdient (deucht mich), derjenige den Namen eines Guten Menſchen, der alles Unrecht aufrichtig verabſcheut, und eben ſo aufrichtig wünſchet, immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit ſeiner Einſichten, eine gewiſſe Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit andrer Menſchen bloß ſtellt, oder ihn vielleicht unfähig macht, ſeine eigenen Begierden und Leidenſchaften gehörig zu regieren, — kann nur zu oft die Urſache großer Uebereilungen und Fehltritte werden: aber alles Böſe, wozu er ſolchergeſtalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Namen eines Guten Menſchen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu ſeyn wünſcht, und weil er es auch allezeit iſt, ſo oft nicht äußere Einflüße, die für ihn zu ſtark ſind, ihn aus ſeiner gewöhnlichen Faſſung ſetzen, oder ſeinen Bewegungen eine falſche Richtung geben.

Stilpon. Was sagen Sie zu dieser Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daß es unserm Freunde Kleon vielleicht große Mühe gemacht haben möchte, eine andre zu finden, wobey die blöden Seelen, die er nun einmal in seinen Schutz genommen hat, besser davon gekommen wären. Aber, wie dem auch seyn mag, da diese Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir sie gebrauchen, so gut als eine andre ist, so bin ich bereit, es dabey bewenden zu lassen; und behaupte also, ohne weitere Vorrede, daß ein schwacher Mensch, mit dem besten Herzen von der Welt, das unfähigste unter allen Wesen sey, sich selbst und andre zu regieren; und, da mir Kleon einwenden wird, daß ein solcher schwacher Mensch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müsse, eben sowohl durch verständige und gute Menschen, als durch Narren und Böſewichter regiert werden könne; und also wenigstens im glücklichen Falle unendlichmal weniger Böses thun werde, als ein Mann von bösem Willen; so behaupte ich ferner, daß diese Art von Menschenkindern ihrer Natur nach unfähig sey, sich von verständigen und guten Menschen regieren zu lassen. Ich glaube mir den Beweis dieser Sätze und Ihnen die Mühe, solchen zu fassen, nicht mehr erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines schwachen Menschen vorzeichne, so wahr und getreu nach dem Leben kopiert, als

ich

ich nur immer kopieren kann. Der Originale, die dazu geſeſſen haben könnten, gehen ſo viele in der Welt herum, daß nichts leichter ſeyn wird, als ſich zu überzeugen, daß ich keine Schimäre gemahlt habe. Ein ſchwacher Menſch — laſſen Sie ſeinen Willen ſo gut ſeyn, als er kann — hat nicht Verſtand genug, Wahres und Falſches von einander zu unterſcheiden, und dies iſt, wo nicht die einzige, doch gewiß die erſte und fruchtbarſte Urſache alles des Böſen, was ich von ihm zu ſagen gezwungen ſeyn werde. Seine Seele ſchwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beynahe alle Dinge anders vorkommen, als ſie ſind. Deſto ſchlimmer für ihn, wenn er demungeachtet richtig zu ſehen glaubt; denn deſto unmöglicher wird es, ihm den Dunſt von den Augen zu blaſen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt vorausſetzen, wünſcht er, in jedem vorkommenden Falle, recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf iſt es unmöglich, daß man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiß, was ſich ſchickt, nicht unterſcheiden kann, was, im gegebnen Falle, recht iſt. Der ſchwache Menſch der dies nicht kann, möchte gar zu gern alles ſeyn, was er ſeyn ſollte; aber die beſchwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit, Fragen, die zum Unglück für den blöden Kopf alle Augenblicke wiederkommen, verderben ihm immer das Spiel.

Denn

Denn entweder beantwortet er ſich dieſe Fragen falſch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kömmt es dann, leider! daß er ſtandhaft iſt, wo er nachgeben ſollte, und nachgiebt, wo ein weiſer Mann wie eine Mauer ſtünde; daß er Herz hat, wo er zittern ſollte, und zittert, wo nichts zu fürchten iſt; daß er zurückhaltend iſt, wo ihm nützlich wäre, offen zu ſeyn; ſtreng, wo er gelinde; verſchwendriſch, wo er ſparſam, und ſparſam, wo er freygebig ſeyn ſollte. Daher, daß er nie weder die Menſchen, mit denen ers zu thun hat, noch die Sachen, wovon die Rede iſt, noch die Umſtände, auf die immer alles ankömmt, zu unterſcheiden weiß; daher ſo viele Fehler, die durch ihre Folgen oft ſo ſchädlich ſind, daß er mit allem möglichen böſen Willen nichts ſchlimmers hätte thun können. Daher, daß er, weil er gehört hat, daß einige Spitzbuben Verſtand haben, alle Leute von Verſtand für Spitzbuben hält; daß er Kleinigkeiten mit Ernſt und als wichtige Dinge, die würklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daß er ſich einbildet, was einmal gelungen oder mißlungen iſt, werde immer gelingen oder mißlingen; oder eine Würkung, die aus ihrer natürlichen Urſache ſehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Urſache erfolgen. Daher endlich das geheime Mißtrauen, das er in ſich ſelbſt ſetzt, und welches (ſo widerſinniſch dies auch ſcheint) beynahe immer ſo groß iſt, daß es das allgemeine Mißtrauen, ſo er in die übrigen

Menſchen

Menſchen ſetzt, überwiegt, und daher die Urſache wird, warum er ſeinem eignen Urtheil nur ſelten, und dann gerad am wenigſten folgt, wenn ſichs zuträgt, daß er richtig urtheilt. Geſtehen wir, meine Freunde, daß der beſte Wille ohne Verſtand, und (worauf hier alles ankömmt) ohne den Verſtand, den man gerade vonnöthen hat, ſeinem Beſitzer in den meiſten Fällen ungefehr ſo viel Dienſte thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne, der ſich wehren ſoll. Ich ſage, ohne den Verſtand, den man dazu, was man vorſtellen ſoll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Lampus, um Oberzunftmeiſter zu ſeyn, daß er ſich beſſer als irgend eine obrigkeitliche Perſon in Griechenland auf die Paſtetenbeckerey verſteht, und in der Kunſt Wachteln abzurichten ſeines gleichen ſucht? „

„Aber (wird mein Freund Kleon ſagen) können nicht andre ehrliche Leute für den ſchwachen Lampus Verſtand haben? — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er ſich anvertrauen ſollte, müßten ſo ſchwach ſeyn als er ſelbſt; und wozu würden ſie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freylich eines andern Blinden Führer ſeyn, in ſo fern der Führer wieder ſeinen Führer hat; aber wenn nun auch des Führers Führer blind wäre? ſo würden alle drey gelegenheitlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie Ihr ſeht, nicht beſſer, wenn gleich dreyhundert Blinde einander füh-

ren wollten. Und von Blinden, d. i. von ihres gleichen, müssen sich die guten Schwachköpfe nun einmal führen lassen. Sie müßten besonders glücklich seyn, wenn sie von ungefehr auf einen Einäugigen oder Schieler stößen. Man hat Beyspiele davon, aber sie sind selten; und man trift zehn Fälle gegen einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Ermel haltend, von irgend einem schlauen Spitzbuben dahergeführt werden, ohne zu wissen wohin. Denn was die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, betrift, so ist Erstens ausgemacht, daß sie sich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, gesetzt auch, daß sie sich aus Liebe zum gemeinen Besten überwinden wollten, so könnte dies zu nichts helfen. Denn, wie gesagt, die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, sind zum Unglück gerade die einzigen Menschen, denen der schwache Mann nicht traut, und vor denen er sich als vor seinen ärgsten Feinden hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, ist alles daran gelegen, einen jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrognen die Augen öfnen könnte. Sie haben also nichts angelegeners als jedem ehrlichen Mann, der nicht von ihrer Rotte ist, noch seyn will, den Weg zu verrennen; und sollte ein solcher zufälligerweise dennoch Mittel finden, das Ohr des schwachen Mannes zu erreichen, so werden sie ihr Haupt

nicht

nicht eher ſanft legen, bis ſie ihm weiß gemacht haben, daß der ehrliche Mann ein übelgeſinnter, gefährlicher Menſch iſt; ungefehr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorſtellen ließen, daß ſie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis ſie ihnen die geſchwohrnen Feinde ihrer beyderſeitigen Ruhe und Freundſchaft, den Hirten und ſeinen Hund ausgeliefert haben würden. „

„Aber geſetzt auch, der ſchwache Mann bliebe lediglich ſich ſelbſt überlaſſen, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß ordentlicherweiſe diejenigen, die es am beſten mit ihm meynen, immer die ſind, die er am wenigſten leiden kann. Ein Mann von Verſtand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen; aber ſo bald er ſich einfallen laſſen wollte, einen ernſthaftern Gebrauch von ſeinem Verſtande zu machen — ein Gedanke, der einem Mann von Verſtande ſehr leicht kommen kann — ſo bald er bey Gelegenheit dem ſchwachen Manne zu verſtehen geben wollte, daß er in dieſer oder jener Sache Unrecht habe, ſich irre, ſich betrügen laſſe, ſeine Neigungen oder ſein Vertrauen übel anlege, und dergleichen — ſo würde er das Geheimniß gefunden haben zu mißfallen, gähnen zu machen, und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute haſſen nichts ſo ſehr als Vorſtellungen, die einem verſteckten Tadel oder einer indirecten Beſchuldigung von Schwachheit ähnlich ſehen. Der Mann von

Verſtan-

Verſtande, der ihnen die Wahrheit ſagt, weil er es gut mit ihnen meynt, wird ihnen überläſtig; ſie entledigen ſich ſeiner je bälder je lieber, und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bey denen ſie wieder frey athmen, und der beſchwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche ſie ſich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verſtändigen und ehrlichen Mannes zu entziehen ſuchen. Kurz, der ſchwache Mann müßte noch mehr als ſchwach, er müßte ein völliger Dummkopf ſeyn, wenn er Leute von Verdienſten zu ſeinen Freunden erwählen ſollte. Dem Dummkopfe könnte ſo etwas begegnen, weil er bey allem, was er thut, bloß in einen Glückstopf greift: aber ein Lampus, hat gerade noch ſo viel Verſtand, oder Inſtinkt, (wenn Sie es lieber ſo nennen wollen) daß er ſich zu ſeines gleichen hält; und wenn er jemals aus Uebereilung oder Verführung den Fehler begangen hätte, ſeine Neigung auf einen verdienſtvollen Mann zu werfen; ſo kann man darauf zählen, daß er bald genug von ſeinem Irthum zurückkommen, und ohne Mühe über eine ſo unnatürliche Neigung triumphieren würde.„

„Es ſind alſo nicht die Verſtändigen und Rechtſchafnen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem ſchwachen Manne, den wir an die Spitze unſrer Republik ſetzen wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was dieſe für ihn thun könnten, geht in Verluſt;

es

es ist unmöglich, daß er sie für seine Freunde ansehe, daß er sich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, seichte Köpfe und Schwärmer, oder als eigensinnige, aufgeblasene, unruhige, auch wohl als übelgesinnte und gefährliche Leute abgemahlt. Anstatt sich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er sie so weit von sich, als er immer kann. Sie selbst, überzeugt daß sie unter einer solchen Staatsverwaltung unnütz sind, ziehen sich zurück; und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn es noch dabey bleibt; wenn das Mistrauen, der Kaltsinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haß und Verfolgung ausschlägt, und jede Bemühung für die gute Sache würksam zu seyn, jeder Widerstand, den der blöde Mann und seine Genossen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeschrieben wird, wofür sie mit dem Verlust ihrer Ruhe, und vielleicht (eine Zeitlang wenigstens) selbst mit dem Verlust der öffentlichen Hochachtung bestraft werden. Denn sehr oft ist diese ein bloßer Wiederhall; der Mächtige, auch dann, wenn seine schlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache ist, hat immer den großen Haufen auf seiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, je geneigter ist man zu glauben, daß er Unrecht habe.

„Der schwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit giebt, und nur das Böse, wozu er betro-

gen wird, — spricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dies ist alles, was sich von dem weisesten und besten Manne sagen läßt; denn auch dieser bleibt doch ein Mensch, Bedürfnissen, Leidenschaften und Einflüssen äußerer Ursachen ausgesetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überlistet werden. Aber der schwache Mann wird immer betrogen, von andern oder von sich selbst, und stiftet um so viel mehr Unheil an, weil er sogar alsdenn Böses thut, wenn er es seiner Meynung nach recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich eben so sehr an guten Rathgebern als an Einsicht und Ueberlegung mangelt, so ist es ein bloßer und in der That seltner Zufall, wenn es ihm etwan einmal begegnet, etwas Kluges zu thun, und es mit einer guten Art zu thun.

„Um uns aufs stärkste davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrschern regieret werden. Wenn man dem Augenschein glauben darf, so werden die meisten dieser Staaten öfter übel regiert als gut; und forschen wir der Ursache nach, so finden wir sie meistens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem solchen blöden Fürsten die Rechtschafnen anfangs einen Versuch sich seiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten sich blöde Fürsten vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken, von Andern regiert zu werden; und da sie sich die Ueberlegenheit eines Mannes von Verstande

nicht

nicht verbergen können, ſo iſt natürlich, daß ſie ihn als eine Art von Hofmeiſter anſehen, deſſen Obermacht ihnen deſto unerträglicher wird, weil ſie ſich auf das Anſehen der Vernunft gründet, gegen welches ſich, zu großem Verdruß der blöden Herren, nichts erhebliches einwenden läßt. Sie möchten immer in allen Dingen bloß nach ihrem Belieben handeln, und der rechtſchaffne Mann beweißt ihnen immer, daß ſie nach Grundſätzen, nach Beſchaffenheit der Sache, nach einem Geſetz, das über den Fürſten iſt, handeln müſſen. Dieſer Zwang der Vernunft, der die Freyheit des Weiſen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke ſollen ſie eine Neigung, einen Wunſch, eine Leidenſchaft der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Beſten aufopfern; wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, iſt nichts zu ſagen; ſie fühlen es und geben nach; aber ſie fühlen auch, daß nichts unluſtigers iſt, als immer einen andern Weg gehen müſſen, als den man gehen möchte. Verlaſſen wir uns alſo drauf, daß ſie ſich der beſchwerlichen Leute, die immer Recht haben, ſo bald als möglich entledigen werden. Sie werden ſich gefälligere Freunde wählen; die Weiſen und Redlichen werden entfernt, oder ſo lange geplagt, bis ſie ſelbſt davon gehen; und bald werden wir Vertrauen, Gunſt und Gewalt in den unwürdigſten Händen ſehen. Eine Zeitlang glaubt der ſchwache Fürſt ſich wohl

dabey zu befinden; es iſt ſo angenehm immer geſchmeichelt zu werden, immer getreue, ergebene Leute um ſich zu ſehen, die alles ſchön und gut finden, was uns gefällt; alles möglich, was wir wünſchen; alles preißwürdig, was wir thun! Aber gemeiniglich währt der ſüſſe Wahn nicht länger, als bis dieſe Nichtswürdigen ſich tief genug eingegraben, ſich ſo oft und feſt um ihren Raub herumgeſchlungen haben, daß er ſich nicht wieder von ihnen loswinden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die ſich, aus thörichter Furcht vor den vermeynten Feſſeln des Eheſtandes, von einer wetterlauniſchen und unerſättlichen Buhlerin tyranniſieren laſſen. Sie ſeufzen unter einer unendlichmal beſchwerlichern Abhänglichkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen ſie ſich deſto unglücklicher, weil ſie in der Nothwendigkeit ſind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit ſich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieſes Zuſtandes iſt das allgemeine Mißtrauen, welches ſich endlich ſolcher Großen bemächtiget und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem ſollen ſie ſich vertrauen? Bey wem ſollen ſie Rath oder Hülfe ſuchen? Bey den Männern von Verſtand und Rechtſchaffenheit? Unmöglich? Es iſt nicht in der menſchlichen Natur, zu jemand Vertrauen zu faſſen, den man nicht lieben kann; jemand zu lieben, vor dem man ſich ſcheuet, und den nicht zu ſcheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben ſich bewußt iſt.

Und

Und wenn auch dies nicht wäre, so bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eifersüchtiger Thersites seine Frau nicht gerne von einem Adonis oder Herkules besucht sieht. Sie können sich nicht entbrechen, ihn als einen Menschen zu fürchten, der auf die eine oder andre Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon selbst zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu sehr, als daß sie sich jemals dazu entschließen könnten.

„Doch ich bin vielleicht noch viel zu freygebig, wenn ich bey einem schwachen Regenten die Fähigkeit voraussetze, Männer von Genie und Verdiensten unterscheiden zu können. Die wenigsten, die zu jener Classe gehören, haben so viel Einsicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menschen bestimmen sich gemeiniglich nach den zweydeutigsten Gründen, und der schlechteste Erdensohn kann in ihren Augen ein großer Mann seyn. Das findet vornemlich bey denjenigen statt, deren Charakter aus einer Vermischung von Gutherzigkeit und Indolenz besteht; die alles gerne von der gefälligsten Seite ansehen, und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geistes, lieber jedermann für das, wofür er sich selbst giebt, gelten lassen, als sich die Mühe geben, zu untersuchen, ob der vermeynte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke sey. Daher sehen wir unter guten Fürsten von diesem Schlage die

besten und die schlechtesten Leute ungefehr auf einerley Fuße. Man kann ein verdienstloser Mensch, man kann sogar ein Bösewicht seyn, ohne zu fürchten, daß man darum weniger bey ihnen gelten werde (*). Sie beobachten eine genaue

(*) Einen ungemein gut hieher passenden Zug find' ich so eben in einem der Briefe des Plinius. Er betrift den Kayser Nerva, der noch bis auf den heutigen Tag im Besitze des Ruhms ist, einer der besten Cäsarn gewesen zu seyn. Dieser gute Kayser speißte einst mit einer kleinem Anzahl von Personen, mit denen er vorzüglich, als mit seinen Freunden umgieng, zu Nacht. Ein gewisser Hofschranze, Namens Vejento, (ein so schlechter Mensch, daß Plinius, um dem Freunde, dem er diese Erzählung macht, in zwey Worten den vollständigsten Begriff von seiner Verächtlichkeit zu geben, die Wendung gebraucht: ich habe alles gesagt, da ich dir den Burschen genennt habe) Dieser Vejento lag zunächst an dem Kayser, und sogar an seiner Brust (etiam in sinu recumbebat.) Von ungefehr war die Rede von einem gewissen Catullus Messalinus, einem der größten Bösewichter aus Domitians heillosen Zeiten; einem Menschen, der (wie Plinius sagt) nicht wußte, was Furcht, Schaam und Mitleiden war, und den der Tyranne wie ein tödtliches Geschoß gegen jeden Rechtschaffnen, den er aus seinem Wege haben wollte, gleichsam abzuschiessen pflegte. Man sprach, so lange die Tafel dauerte, von diesem Messalinus, und jeder von den Anwesenden hatte irgend eine Anekdote, die seine ruchlose und blutdürstige Gemüths-

genaue Neutralität zwiſchen den Männern von Verdienſt und ihren Gegenfüßlern; lächeln die einen ſo freundlich an als die andern, begegnen ihnen mit gleichviel oder gleichwenig Achtung, und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen ſchlechten Kerl ſo zu betrüben um ihm merken zu laſſen, daß er weniger werth iſt als ein braver Mann. Nun iſt es den meiſten Leuten, wenn ſonſt alles gleich iſt, viel bequemer, ſchlechte Leute zu ſeyn, als ſich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienſte zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiß, und die bey Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anſchlag kommen. Die natürlichen Folgen hievon ſind (und wie könnt' es anders ſeyn?) daß Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, mit einem Worte, Tugend, unter ſolchen Regierungen ein leerer Name iſt; daß Ruhmbegierde und Nacheiferung erſchlaffen und endlich gar nicht mehr ſtatt finden; daß

Gemüthsart ſchilderte, beyzutragen. Endlich ſagte der Kayſer: "Was meynen wir, wie es dieſem Menſchen ergangen wäre, wenn er noch lebte?" Er würde mit uns zu Nacht eſſen, antwortete einer von den Anweſenden. — Dieſes einzige nobiscum coenaret iſt, wenn ich nicht irre, das vollſtändigſte Portrait des Kayſers Nerva werth. Wie ſchwach mußte der Fürſt ſeyn, dem man ſo etwas ſagen konnte? und wie gut mußt' er ſeyn, daß mans ihm ſagen durfte? S. Plin. Epiſt. L. IV. 22.

Leute ohne Werth sich in Stellen einschmeicheln oder einbetteln, oder einheucheln oder eindringen, wo sie entweder durch Untüchtigkeit, oder durch bösen Willen, oder durch beydes zugleich, den größten Schaden thun; daß diese Leute sichs recht zur Pflicht machen, jedes hervorglänzende Verdienst zu verdunkeln, jedes aufkeimende Talent zu ersticken, jede gemeinnützliche Unternehmung abzuschrecken; — daß, wo die Tugend keine Ehre giebt, das Laster endlich aufhört sich zu schämen, und ausschweifende oder niederträchtige Menschen Alles wagen, weil sie merken, daß sie nichts dabey wagen; kurz, daß unter einer solchen nervenlosen Regierung just darum, weil jeder thut, was ihm beliebt, entweder gar Nichts, (welches oft besser ist als Etwas) oder so viel Unverständiges, Widersinnisches und Verderbliches geschieht, daß oft Menschenalter erfodert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu setzen.

Kleon. Ich weiß nicht, ob sich unser Freund Eukrates von seinem angebornen Haß gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten ließ, uns eine Karicatur hinzumahlen, wozu er vielleicht Mühe haben sollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht die mindeste, lieber Kleon; keine größere Mühe als die Augen aufzuthun, und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daß in Staaten, wo alles von Einem abhängt, die Schwach-

Schwachheit dieſes Einzigen einen groſsen Theil der ſchlimmen Folgen, die er uns vorgezählt, nach ſich ziehen könnte. Aber in Republiken ſehe ich nicht, wie ein ſchwacher Mann ſo groſſen Schaden ſollte thun können.

Eukrates. Wir müſſen nicht vergeſſen, daſs die Rede von einem ſchwachen Manne iſt, den man an die Spitze der Republik geſtellt hat.

Kleon. Sehr wohl! aber kömmt denn alles auf ihn allein an? Iſt ſeine Macht nicht eingeſchränkt? Werden die Verſtändigen und Wohlgeſinnten unthätig bleiben; oder iſt es in ſeiner Gewalt, ſie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich beſorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus iſt, eben dadurch, daſs man ihn an die Spitze ſetzt, öffentlich für den Beſten erklärt, möchten die Verſtändigen und Wohlgeſinnten ſchwerlich ſtark genug ſeyn, die Narren und Uebelgeſinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine ſolche Wahl ſetzt ſchon einen Grad von Verderbniſs in der Republik voraus, der wenig Hofnung zur Geneſung übrig läſst.

Eukrates. Sehr richtig! eine ſolche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die ſchon lange aufgehört hat zu empfinden, was Tugend iſt. In dieſer machen die Schlimmen gewiſs die ungleich gröſſere Zahl

aus; und würden die einen Mann wie Lampus (wenn man anders so ein Geschöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn sie nicht unter ihm alles zu vermögen hoften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir selbst vielleicht schon einen großen Theil ausmachen, gegen ein Bündniß zwischen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Ansehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken setzen könnten, müßten uns die Gesetze geben; und sind nicht diese immer auf der überlegenen Seite? Warlich, die Form des Staats macht hierinn keinen wesentlichen Unterschied. Lampus am ersten Platze der Republik schadet schon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verstand nicht hat, weder das Böse zu verhindern, das die Uebelgesinnten thun werden, noch die Parthey der Wohldenkenden zu unterstützen, und ihrer Würksamkeit die beste Richtung zu geben. Ich gestehe gerne, daß er an einem der untersten Plätze im gemeinen Wesen unschädlich seyn würde. Auch hab' ich, wie Ihr wißt, nichts gegen den Mann an sich selbst. Nur will ich nicht, daß ihr den guten Menschen, wider seinen Willen, zum Werkzeug unsers Unglücks, und vermuthlich auch seines eigenen machen sollt, indem ihr ihn an einen Platz stellt, wo er durch seine Unfähigkeit nothwendig schädlich werden muß?

„Aber, sagt Kleon, wie können wir uns entschliessen eben diesen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir alle wissen, daß er ein

Böse-

Böſewicht iſt? „ Freylich iſt es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber geſezt wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das ägeiſche Meer nach Kreta führen ſollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geſchickten Steuermann kriegen als einen, der ſonſt in jedem andern Verhältnis ein böſer Bube wäre; würden wir uns und unſer Schiff lieber einem guten, frommen Menſchen anvertrauen, der von der Schiffarth gar nichts verſtünde? Ich denke, Nein. Unſer ſind viele, würden wir denken. Wir wollen des böſen Menſchen wohl Meiſter werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er ſonſt ſeyn mag, ſo iſt er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerley Schickſal zu gewarten hätte, wenn wir zu Grunde giengen, ſo können wir uns darauf verlaſſen, daß er ſein Möglichſtes thun wird, uns zu erhalten. Dies, däucht mich, iſt nun gerade unſer gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verſtand und Thätigkeit. Wahr iſts, ſein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück andrer Menſchen iſt ihm fremde; er iſt ſtolz, herrſchſüchtig, geizig, hart und grauſam; niemals hat er ſich über die Sittlichkeit der Mittel zu ſeinen Abſichten ein Bedenken gemacht; ein nüzliches Bubenſtück hat nichts abſchreckendes für ihn, ſobald er es ungeſtraft thun kan. Sein eigner Privatvortheil wird immer der lezte Zweck aller ſeiner Handlungen ſeyn; er wird, wenn es ihm zugelaſſen würde, die Republik als ſein Eigenthum behandeln, und die

Geſetze

Gesetze nicht als Fesseln die er tragen, sondern als Schlingen die er ausweichen muß, ansehen. Er wird alles anwenden sich einen Anhang zu machen, durch den er alles vermöge; und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegenarbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dies ist alles wahr: Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daß er mit Bedacht und Vorsicht handeln, und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwürken, oder wenigstens durch die Finger sehen, was er, ohne Nachtheil seiner besondern Absichten, thun oder zulassen kan. Sein Ehrgeiz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreiffen können. Ein Mann der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es ist, daß er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfarth, ein Freund der Leute von Talenten und Verdiensten zu seyn scheine; und dies macht, daß er oft gerade so handeln muß, als ob ers wäre. Ausserdem haben wir bey einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, daß wir, weil er mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke geht, beynahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverläßig wissen können, was er thun

wird;

wird; ein Vortheil, auf den wir bey einem Lampus, der es selbst niemals weiß, selten Rechnung machen können. Mit einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andre Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine Gegenfüßler seyn mögen, nie ohne Einfluß seyn, und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewißheit, daß er bey jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worinn die Patrioten ihres Charakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn, sie zu schonen, und da er doch zuweilen ihres Beystandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daß auch er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daß er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweggründen handelt; aber was bekümmert uns dies? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meynen, daß ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsre Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht weil es gut, sondern weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, alles zu sagen was sich von einer Sache sagen läßt, sobald man mit Verständigen spricht. Kleon meynte, die Fra-

ge.

ge, über die wir verſchieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es ſelbſt, und überlaß' es nun unſerm Freunde Stilpon, den Ausſpruch zu thun, auf welcher Seite am Wenigſten zu verliehren iſt.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverholen ſagen? Jeder, däucht mich, hat das Beſte für die ſeinige geſagt, was ſich ſagen ließ, und, ſofern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unſtreitig den Vortheil; wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß es in ſolchen Fällen immer die zufälligen Umſtände ſind, die am Ende den Ausſchlag geben, und dieſe können eben ſowohl für die eine als für die andre Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: was müßen die Megarer ſeyn, und was verdienen ſie zu leiden, wenn ſie, ohne Noth (denn noch iſt es ſoweit mit uns nicht gekommen, daß wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Weſens auf eine ſo gefährliche Spitze ſetzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernſtliche Ueberlegung zu nehmen, ob es beſſer ſey die Republik einem guten Manne ohne Kopf, oder einem Schlaukopfe ohne Herz preiß zu geben? Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall ſie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! Aber ein Volk, das ofne Augen und freye Stimmen hat, dem ſogar Geſetze und Eyd die Ausübung ſeines koſtbarſten

barſten Rechtes zur Pflicht machen, ein ſolches Volk muß den Menſchenverſtand verlohren haben, wenn es ſich jemals einen andern als ſeinen weiſeſten und beſten Mann zum Regenten giebt. Verzeyhen ſie meine Freymüthigkeit —

Eukrates. Hier iſt nichts zu verzeyhen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber wenn nun der gröſſere Theil ſich, wie es oft zu gehen pflegt, in ſeinem Urtheil betrügt, und gerade den Unwürdigſten für den Beſten anſieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für dieſen Fall haben die Geſetze von Megara geſorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk ſo leicht einen Mißgrif thun könnte, haben ſie das Wahlrecht in die Hände des Senats geſtellt; und von den Vormündern des Staats darf und ſoll man doch vorausſetzen können, daß ſie Verſtand genug haben, in jedem gegebenen Falle — Weiß von Schwarz zu unterſcheiden.

Eukrates und Kleon bedankten ſich lächelnd für das Compliment, das der Philoſoph ihrem ehrwürdigen Orden zu machen beliebt hatte, und giengen ihres Weges. Zween oder drey Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara ſahen ſo gut als irgend ein Philoſoph in der Welt, daß es ſich nicht ſchicke, der Republik einen ſo blöden Mann wie Lampus, oder einen ſo ſchlimmen Mann wie Megillus, zum Vorſteher zu geben. Sie verglichen ſich alſo, und erwählten einmüthig den

Gor-

Gorgias, den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen mußte, daß er zugleich so dumm und so boshaft sey, als ein und eben derselbe Mensch beydes zugleich seyn kann. Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die ausserordentlichste Weise; denn er gab gleich in den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in eben so viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können. Bravo! rief der Philosoph Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstücke oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias seine Regierung verherrlichte. Nichts war unschuldiger als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr strafbares bemerkt haben wollten, und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Philosophen war. Wer ist dieser Stilpon? fragte Gorgias — „Ein Philosoph? „ — Ich habe die Philosophen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie, versetzte Gorgias. Würklich war ein altes Gesetz gegen Müßiggänger, Sterngucker, Marktschreyer und Leute, die mit Murmelthieren im Lande herumzogen, vorhanden. Fort mit allem diesem Geschmeisse, sagte Gorgias. Der Philosoph Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen. Bravißimo! rief der Philosoph Stilpon, und zog nach Athen;

Athen; wo die Philoſophen (ausgenommen, daß man ihnen dann und wann für ihr baares Geld einen Becher voll Schierlingsſaft zu trinken gab) überhaupt ſowohl gelitten waren, als an irgend einem Ort in der Welt.

W.

IV.

Raiſonnirendes
Verzeichniß neuer Bücher.

I.

Theologie.

1) Bernhards aus Nordalbingien, oder Baſedows, Vermächtniß für die Gewiſſen. Erſter Theil, für alle Gottesverehrer, auch die Nichtchriſten. Ein Lehrbuch der natürlichen Religion, auch zur Erinnerung und Erbauung. Zweyter Theil, für die chriſtliche Gottesverehrer und Zweifler. Ein Lehrbuch der chriſtlichen Religion. — Deſſau 1774. gedruckt bey Haybruch. 304 Seiten in 8. ohne die doppelte Vorrede.

Der gutmeynende, für die Ausbreitung der Wahrheit und Tugend enthuſiaſtiſche Bernhardus vermacht zuerſt allen Chriſten und Nichtchriſten einen ſehr wohlgeſchriebenen Abriß der natürlichen Religion, den ſie als ein Gegengift gegen die gänzliche Irreligion gebrauchen ſollen, welche unter dem erborgten Namen des Naturalismus ſich allenthalben einſchleichen, und die Glückſeligkeit des ganzen

menschlichen Geschlechts zu untergraben drohen soll. Im zweyten Theile schenkt uns der Erblasser einen Entwurf der christlichen Religion, wie er glaubt, daß sie in ihrer ursprünglichen Reinigkeit ausgesehen habe und aussehen sollte, und beweißt mit guten Gründen ihre Wahrheit. Sein System ist nicht das meinige. Ich begnüge mich mit der Hälfte des Vermächtnisses, und danke dafür dem guten Bernhardus. Einen Socinianer, Indifferentisten ꝛc. wird man ihn freylich nennen. Wer ihn aber (ihn, den redlichen Mann, den aufrichtigen Liebhaber und Sucher der Wahrheit, den Mann, der in andern wichtigen Fächern so viel zum Besten der Menschheit gearbeitet hat) deßwegen hassen und verfolgen kann, den halt ich für ein traurigeres Geschöpf, als je das verächtlichste unter allen Schaaren der aner und isten gewesen ist.

2) Predigten für Familien, von Will. Enfield. Aus dem Englischen. Halle 1774. bey Gebauers Wittwe und J. Jac. Gebauer. 476 Seiten in 8.

Drey und zwanzig interessante Materien sind hier auf die vortreflichste Art bearbeitet. Es wird weder das Herz auf Unkosten des Verstandes erhitzet, noch bleibt jenes bey der Unterhaltung, die dieser findet, kalt. Jeder, der gegen einen vernünftigen Gottesdienst nicht gleichgültig ist, wird für dieses Geschenk den Verfasser segnen, und dem Uebersetzer danken. Daß doch dieses Muster eines guten Kanzelvortrags kein einheimisches Produkt ist!

3. Nöthige Erinnerungen über Herrn Johann Jacob Heß Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Frankfurt und Leipzig 1774. 200 Seiten in 8.

Höchst unnöthig sind diese Erinnerungen, und überdies unnütz, elend und beleidigend grob. Der Mann vermeidet sorgfältig den Gesichtspunkt, aus dem

dem Heſſens Erzählung betrachtet werden muß, ſieht Fehler, wo kein geſundes Auge ſie ſiehet, vergröſſert die kleinſten Flecken, und ſchimpft gelegentlich auf alles, was nicht nach ſeinem ſchlechten Geſchmack iſt. Kein denkender Leſer, der mit Recht wohlaufgenommnen Heſſiſchen Schrift wird ſich bereden laſſen, ſie mit dieſer Makulatur zu vertauſchen.

4. Fortgeſetzte Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, an Se. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunſchw. und Lüneburg. Drittes Stück. 1774. 11 Bogen in 8.

Die moſaiſche Erzählung wird hier vom Einbruch der Sündfluth an bis zu Jakobs Reiſe in Aegypten verfolgt. Die vielen kleinen Familiennachrichten, die in dieſem Theil der Geſchichte vorkommen, und eigentlich nur einen Iſraeliten intereſſiren könnten, ſind meiſtens übergangen worden; dafür iſt die Geſchichte der Vernunft und Religion, ſo wie ſie Moſes an die Hand giebt, in das helleſte Licht geſetzt, der weiſe Plan der Vorſehung, zu deſſen Ausführung die von Moſe erzählten Begebenheiten gehören, entwickelt, und eine Menge von Einwürfen und Spöttereyen über dieſes Stück der Geſchichte, kurz und ohne unnöthigen Aufwand von Gelehrſamkeit, aber zur Beruhigung hinreichend, beantwortet. Und das alles in dem Geiſt und in dem Ton, den wir an unſerm Jeruſalem gewohnt ſind.

5. Philoſophiſche Geſpräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion, und über einige unzulängliche Beweisarten derſelben. Berlin, bey Mylius. 1773. 17 Bog. in 8.

Denkt man ſich die Religion ſo abſtrakt, als Agathokles im erſten Geſpräche thut, ſo wird man vielleicht ohne vieles Bedenken der von ihm behaupteten Meynung beytreten, es ſey zur Annahme und

Anwendung der Religion genug, aus ihrer Vortreflichkeit sich zu überzeugen, sie komme von Gott; hingegen sey es nicht nöthig, (oder, welches eigentlich des Verfassers Meynung ist, nicht rathsam,) ihre Göttlichkeit aus ihrem Ursprung von einer unmittelbaren Offenbarung Gottes herzuleiten. Fasset man aber die auf Thatsachen gegründete christliche Religion ins Auge, und stellt sie so sich vor, wie sie ist, und wie sie gelehrt werden muß, wofern sie christliche Religion heisen soll: so findet man, daß der sonst scharfsinnige Agatholes hin und wieder Sophismen macht, und daß Hermogenes im Nachgeben gegen seinen Freund sich viel zu gefällig bezeiget. Die drey übrigen Gespräche bestreiten einige Beweise für die Nothwendigkeit einer Offenbarung. Der Verf. gehört zu unsern guten prosaischen Schriftstellern; und schon dies würde Aufmerksamkeit auf diese Gespräche erwecken können, wenn sie auch nicht aus Veranlassung der Betrachtungen des Hrn. Jerusalem entstanden wären, und sich auf diese bezögen.

6. *Io. Sal. Semleri institutio ad doctrinam christianam liberaliter discendam, auditorum vsui destinata.* Halae Magdeburgicae, impensis Hemmerde. 1774. 690 Seiten in 8.

Die Begriffe, Sätze und Beweise, die gewöhnlich in der dogmatischen Theologie gelehret werden, erzählt H. S. und begleitet sie mit Anmerkungen, die dem Leser über manche Theile des Systems die Augen öfnen können, um selbst zu sehen, zu vergleichen, zu prüfen, und dann Parthey zu nehmen. Gründliche aus den Quellen geschöpfte Kenntniß der Religionsgeschichte, Fertigkeit in der ächten Auslegungskunst, ein Auge, das gewöhnt ist, alles, was Argwohn erregen kann, aufzuspüren, und Freymüthigkeit im urtheilen, sind vorzügliche Eigenschaften unsers Verfassers. Noch einige solche Versuche

ſuche von ähnlichen Männern, ſo wird manches helle werden, das lange Zeit mit dicker Finſterniß bedeckt war!

II.

Rechtsgelehrſamkeit.

1. Juſtus Claproths, D., ordentl. öffentl. Lehrers der Rechte zu Göttingen, ohnmasgeblicher Entwurf eines Geſetzbuchs, erſte Fortſetzung, welche das Criminalrecht enthält. Franf. am M. 1774. 1 Alph. 7 Bog.

Ein denkender Kopf, und ſtark durch eine gute Reihe von Jahren in der praktiſchen Rechtsgelahrtheit, unternimmt es, eine neue Bahn zur Reformation der in Teutſchland geltenden Rechte zu brechen, das groſſe Chaos derſelben, welches durch eigene Unvollkommenheit und Unſchicklichkeit auf unſern gegenwärtigen Zuſtand, noch mehr aber durch Verſchiedenheit der rechtlichen Meynungen und Gerichtsgebräuche in tiefer Verwirrung liegt, umzuarbeiten, und den Plan zu neuen Geſetzen der geſetzgebenden Gewalt vorzulegen. So vergeblich auch der Wunſch zur Einheit eines Geſetzbuchs im ganzen Reiche ſeyn möchte; ſo verdient gleichwohl der Plan von jedem Fürſten nach der Verfaſſung ſeines Landes, dem Gewerbe und dem ſittlichen Charakter der Einwohner, geprüft zu werden. In dieſem Bande haben wir das peinliche Recht vor uns; eine Reformation des Caroliniſchen Geſetzes theils in den Verbrechen und deren Strafen, theils im gerichtlichen Verfahren. Der Geſichtskreis eines einzigen Mannes, ſeine Erfahrung ſey auch noch ſo gut, iſt doch immer noch für die Geſetzgebung auf ganze Länder zu eng; und wie ſchwer hält es, alle Vorurtheile, Begriffe und Unterſcheidungen, die gleichſam zur andern Natur geworden, gänzlich abzulegen. Im

Ganzen iſt hier der Plan fürtreflich; in einzelnen Theilen ſind hin und wieder Mängel. Wenn mehrere Rechtsgelehrte unſerer Zeiten von gleich ſtarker Erfahrung über unſere Geſetzbücher zu philoſophiren anfiengen, dann könnte man Vollkommenheit, ſoweit menſchliche Geſetze derſelben fähig ſind, erwarten. Die Verbeſſerungen des V. ſind indeſſen beträchtlich. Die Tortur ſchaft er zur Ehre der Menſchheit ganz ab; aber er ſetzt auch ein anderes Mittel an deren Stelle, welches, wenn es auch hart und für den Inquiſiten ſchon Strafe iſt, ehe er noch von ſeinem Verbrechen überführt worden, dennoch lange nicht ſo hart iſt, als jenes unvernünftige Mittel die Wahrheit herauszubringen. Der Inquiſit, welcher in capitalen Verbrechen einen halben Beweis wider ſich hat, ſoll nach Verſchiedenheit ſeines Standes zu öffentlicher Arbeit, Zuchthaus, Gefängniß oder Hausarreſt angehalten werden, bis ſeine Schuld oder Unſchuld näher an den Tag kömmt; iſt aber kein halber Beweis vorhanden, ſondern nur ſoviel, als zum Reinigungseyde erfordert wird, dann ſoll er gegen Sicherheit von hundert bis tauſend Thaler (die iſt gewiß bey vielen Inquiſiten unmöglich) von der Inſtanz entbunden werden. Bey neuem Verdacht wird in beyden Fällen die Unterſuchung fortgeſetzt. In Verbrechen, die nur eine Leibesſtrafe nach ſich ziehen, ſoll ſtatt der Tortur zu einer gelinden Strafe geſchritten werden, wenn ein Beweis zur Hälfte da iſt. Fehlet dieſer; ſo ſoll der Inquiſit ſich gegen den Verdacht eydlich reinigen. Der Reinigungseyd in capitalen Verbrechen iſt hier zugleich ſehr heilſam abgeſchaft. Die Strafen ſind im guten Ebenmaas beſtimmt; doch iſt freylich der moraliſche Maasſtab kein geometriſcher Schuh. Schwankende Ausdrücke ſind in Geſetzen ſorgfältigſt zu vermeiden. So heiſt es z. B. S. 44: wer einen andern an öffentlichen Orten mit oder ohne Waffen überfällt, ſoll, wenn leicht ein Mord dabey vorfallen

fallen können und der Angefallene eine angesehene Person wäre, enthauptet werden. Besser: wer den andern mit tödtlichen Waffen überfällt. Der Stand der Personen müßte nach den verschiedenen Rangordnungen seine Bestimmung erhalten. So ist es bey dem Todtschlage nicht genau bestimmt, was tödtliche Waffen seyn sollen, über welche Rechtslehrer so sehr zanken. Auch bey dem schlechten Diebstahle hat sich der Zankapfel: „oder drüber „ eingeschlichen — Doch wir würden unsre Grenze durch mehr Anmerkungen überschreiten. Genug, daß in diesem Werke, dessen Fortsetzung jeder Patriot wünscht, das viele Gute die wenigern Mängel und Eigenheiten sehr verdunkelt.

2. Johann Jacob Mosers, kön. dän. Etaatsraths, Abhandlung von besondern Rechtsmaterien; Zweytes Stück. Frankf. und Leipz. 1774. 12 Bog. in 8.

Die erste Abhandlung über die Aufhebung des Jesuiterordens, besonders so viel die Befugnisse eines evangelischen Reichsstandes betrift, ist in unsern Tagen die interessanteste. Die Frage: ob der evangelische Landesherr schuldig sey, dem Willen des Pabstes in Aufhebung des Ordens gehorsame Folge zu leisten, leidet zwar in Bejahung weniger Zweifel, wenn ein catholischer Bischof im Entscheidungsjahr 1624 den ruhigen Besitz der geistlichen Gerichtsbarkeit über die catholischen Unterthanen eines evangelischen Landes gehabt hat. Wie aber im Gegenfall? Hier möchte die Subtilität des V. nicht ohne Anfechtung bleiben. Die Errichtung oder Aufhebung eines Orden, sagt er, steht mit der Kirchenverfassung, dem Gottesdienste und den Ceremonien, gegen die der evangelische Fürst so wenig als gegen Glaubenssätze anstossen darf, in unzertrennlicher Verbindung; mithin muß er die päbstliche Aufhebung befolgen. Wenn der evangelische Fürst 1) einen neuen Orden unter den Catholiken seines

Landes kraft ſeiner geiſtlichen Gerichtsbarkeit ſtiften, oder auch 2) einen Orden aus eigener Macht aufheben wollte; ſo hätte der V. ganz recht. Nicht weniger hätte er 3) recht, wenn die catholiſche Kirche bey fernerer Duldung der Jeſuiten nicht die nemliche Kirche in Glaubensſätzen und Ceremonien bleiben würde. Wer wird aber ſolches behaupten? Auch alsdann könnte man 4) ſeinen Satz weniger bezweifeln, wenn die Jeſuiten eines evangeliſchen Landes in ihrem Gewiſſen nach ihren Ordensregeln, welche den Pabſt für infallibel erklären, ihren Orden dem Willen des Pabſtes zufolge aufzuheben geneigt wären, und der Fürſt ihnen das Gegentheil befehlen wollte. Dahingegen man dem H. M. in dem Fall, von dem er redet, wenn die Jeſuiten, die ihren Orden ferner geſchützt wünſchen und über Unrecht klagen, von dem evangeliſchen Fürſten in Schutz genommen werden, den Beyfall verſagen muß. Wenn er ferner die Inſtanz macht: wie ein ſolcher Landesherr ſeine Jeſuiten gegen die auf die Nichtbefolgung der päbſtlichen Verordnung geſetzte Excommunication ſchützen könne, und ob nicht ein ſolcher Orden, in welchen keine Novitzen aufgenommen werden dürften, von ſelbſt bald erlöſchen werde; ſo iſt freylich der Fürſt nicht im Stande, den Pabſt zu zwingen, ſeine Jeſuiten ferner im Schoſe der catholiſchen Kirche zu behalten. Können ſie aber nicht als ausgeſtoßene Glieder nach catholiſchen Glaubensſätzen und ihren bisherigen Ordensregeln unter ihrem beſondern General eine abgeſonderte Geſellſchaft ausmachen; und kann dieſe Geſellſchaft ſich in ihrem ſeparatiſtiſchen Zuſtande nicht durch Novizien fortpflanzen? — Die zweyte wichtige Frage: ob ein evangeliſcher Fürſt über die Güther des ehemaligen Jeſuiterordens in ſeinem Lande nicht gleich den catholiſchen Fürſten frey diſponiren können, wird gründlich erörtert. Der ſcheinbare Einwurf, als ob nach dem Oßnabrück.

Frieden

Frieden Art. 5. §. 26. die catholiſche Kirche befugt ſey, die verlaſſenen Ordensgüther an andere Ordensgeiſtliche hinzugeben, iſt von keiner Erheblichkeit. Die Anwendung dieſes Geſetzes könnte man ſich nur unter dieſen unzertrennlich verbundenen Umſtänden gedenken, wenn 1) ein benachbarter Biſchof über dieſe Jeſuitiſchen Güther und Gefälle im Jahr 1624 eine unſtreitige geiſtliche Gerichtbarkeit geübt hätte, und 2) auch catholiſche Fürſten eine gleiche Verwendung des Biſchofs ſich müßten gefallen laſſen. Der Pabſt hat über die Beſitzungen der Jeſuiten vorſichtig nichts diſponirt; die catholiſchen geiſtlichen und weltlichen Fürſten verfahren damit nach Gefallen. Worzu aber ein catholiſcher Reichsſtand befugt iſt, darzu iſt der evangeliſche berechtiget, weil es in Teutſchland nicht nach Verſchiedenheit der Religionen eine gedoppelte, ſondern nur eine einzige und beyderley Religionsverwandten gemeinſame Landeshoheit giebt — Die zweyte Abhandlung: Beyträge zur Geſchichte des Interims, gehört zu dem großen Haufen der Materialien des H. M. zur künftigen Bearbeitung der Publiciſten. Von der dritten Abhandlung: Recurs teutſcher Landſtände und Unterthanen an andere Reichsſtände, oder auswärtige Mächte, iſt nur ein kurzer Anfang hier abgedruckt.

3. Academiſches Handbuch zum Gebrauch der Rechtsbefliſſenen auf den kön. preuſſ. Univerſitäten, mit einem in Kupfer geſtochenen Verwandſchaftsbaum. Berlin 1774. 19½ B. in 8.

Was helfen denn nun dem Studenten dieſe zwölf preußiſchen Verordnungen, welche der Sammler von vielen hunderten, wenn man nur die wichtigſten herausnimmt, ohne Auswahl im weitſchweifigen Gewande hat abdrucken laſſen; und wozu nützt ihm die Sportelordnung für die Notarien, das Chargens CaſſenReglement, die vielen StempelEdikte und Ta-

hellen, denen noch am Ende ein groſer Schweif in Rubriken von einer Menge neuerer StempelReſcripte angehängt wird?

4. D. Joh. Ludew. Schmidts, Herz. Sachſ. Cob. Meining. Hofraths und ordentl. Lehrers der Inſtitutionen zu Jena, practiſches Lehrbuch von gerichtl. Klagen und Einreden. Jena 1774 2 Alph. 5 Bog. in 8.

Ein ſchönes Geſchenk für Anfänger in der practiſchen Rechtsgelahrtheit! Im deutlichſten Vortrage iſt dieſes Handbuch unweit vollſtändiger und ordentlicher, als Stryck und Böhmer. Die Formulare von Klagen, die ſich ſparſam nur da, wo ſie nothwendig waren, finden, ſind auf das genaueſte nach den Geſetzen geprägt.

III und IV.

Arzneywiſſenſchaft und Chymie.

Beyde Artickel müßen für dießmal wegen Enge des Raums ausfallen, und ſollen im nächſtem Bande deſto vollſtändiger geliefert werden.

V.

Dichtkunſt und Schöne-Litteratur.

1. Die deutſche GelehrtenRepublick, ihre Einrichtung, ihre Geſetze, Geſchichte des letzten Landtags, auf Befehl der Aldermänner durch Salogaſt und Wlemar, herausgegeben von Klopſtock, erſter Theil, Hamburg, gedruckt bey Bode, 1774. 8. 1 Alph. 5 B. und 4½ B. Verzeichniß der Subſcribenten.

Was Januarius für die Juriſten gethan hat, das thut hier Hr Klopſtock für unſern ganzen gelehrten

lehrten Staat; er giebt uns nemlich ein Ideal, wie er einzurichten wäre, und viel Spott über seine bisherigen Gebrechen. Wenn es auch die teutsche Freyheit nicht längst Mode gemacht hätte, daß die Richter wieder gerichtet würden, so würde mir doch Hr Klopstocks eignes Geständniß, „nicht Gesetzgebung, sondern Vorschlag versucht, nicht Reformation, sondern Wünsche unternommen zu haben„ die Erlaubniß geben, meine Gedanken darüber zu sagen. Vom Plato an bis auf den Grafen von Lauragais hat man dergleichen Träumer liebenswürdig gefunden, und so wird man sich auch hier mit Dingen, die vielleicht nie geschehn werden, angenehm unterhalten. So wie der Verfasser des l'An deux mille ein Kosmopolit und Menschenfreund zu heißen verdient, so hat Herr Klopstock einen warmen Patriotismus für die ganze teutsche oder, wenn er lieber will, deutsche gelehrte Republik an den Tag gelegt. Seinen Eifer für alles, was Teutsche angeht, kannte und bewunderte man schon längst. Ob aber alle Klassen der Gelehrten mit seinem public spirit für die ganze gelehrte Republik zufrieden seyn, ob nicht die einen und die andern in dem Tone urtheilen werden, wie Schlözer neulich von den Bellettristen, wird die Zeit lehren. Man hat je zuweilen den Plato in die Zahl der Dichter aufnehmen wollen wegen seines Reichthums in Dichtungen und in der Ausführung derselben. Wenn nun gar ein gebohrner Dichter, wie hier, ein ganzes Buch von allegorischen Fiktionen zusammengewebt, so kann es an Mannigfaltigkeit von Phantasien nicht fehlen. In der That hat Klopstock seine Idee so reich gefunden, daß er noch einen zweyten Theil verspricht. Nur fürchte ich, daß Leser, die sogleich durch die ganze Hülle hindurch sehen können, oft einerley auf mannigfaltige Art allegorisirt finden werden. Ueberhaupt erregen Allegorien, zumal von solcher Länge, sehr leicht Langeweile. Auch

sind

ſind nicht alle Fiktionen von gleichem Werthe, wie z. E. die von der Freygeiſterkirche keine ſonderliche Würkung thut. Für ungeübtere Leſer möchte wohl (und das beklage ich wegen der dadurch gehinderten Gemeinnützigkeit) vieles eine räthſelhafte Dunkelheit haben. Zu geſchweigen, daß dies eine natürliche Folge gehäufter Allegorien ſeyn muß, ſo ſind einige in der That zu geheimnißvoll. In den Geſetzen iſt die Kürze zuweilen ſo lakoniſch worden, daß ſie eines weitläuftigen Kommentars bedürften. In den Rathſchlägen der Aldermänner wird das Spruchreiche, das darinn herrſcht, oft zu zugeſpitzt. Nach des Verfaſſers eigner Regel (S. 124) ſoll ein Meiſter jedesmal nur den zwanzigſten Gedanken hinſetzen, und alle andre weglaſſen. Die Aufſätze im nordiſchen Aufſeher und die Abhandlungen von der Meßiade haben es ſchon gezeigt, daß es der Proſa des Herrn Klopſtock an natürlichem Zuſammenhang fehle. Ueberdies erfoderte die Beſchaffenheit dieſes Werks oft Witz, und dies Talent verträgt ſich mit den höhern Beſtandtheilen des Klopſtockiſchen Genies nicht. Sein Witz wird leicht unverſtändlich und gezwungen, wie verſchiedne hier eingeſtreute Epigramme offenbar beſtätigen. Daher ſind auch nur wenige ſatiriſche Stellen ganz geglückt. Ja manche (z. E. S. 40, 165, 290, 362) möchte ich faſt des Verfaſſers unwürdig nennen. Welche Gewalt er über unſre Sprache beſitze, wie er ſie nach allen ihren Epochen und Schattirungen ſtudiert habe, wird jeder Leſer von ſelbſt empfinden; mancher jedoch beſeufzen, daß ſolche Talente und Kenntniſſe zuweilen zum Sonderbaren gemißbraucht werden. Die eingeſchalteten grammatikaliſchen Fragmente ſind mir das Wichtigſte des ganzen Werks geweſen. Der Raum erlaubt es hier nicht, die Wahrheit oder Neuheit der mancherley Meynungen und Sentiments zu unterſuchen. Glänzende Einkleidung und ſententiöſe Kürze verleiten

oft

oft zu halb wahren oder zu gemeinen Ideen. Nur dies bemerke ich noch, daß die Aristokratie, die Hr. Klopstock einführt, nicht eingeschränkt genug zu seyn, und sich zuweilen der venetianischen Verfassung zu nähern scheint.

2. Laidion, oder die Eleusinischen Geheimnisse, erster Theil, Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1774. 8. 1 Alphabet, 6 Bogen.

Nicht sowohl Leidenschaften und Sitten zu schildern, als Meinungen vorzutragen und zu bestreiten, ist des Verfassers Hauptabsicht gewesen. Nicht sowohl unser Herz, als unsern Verstand und unsere Phantasie suchte er zu weiden; denn einige wenige Stellen, wo das erstere interessirt wird, (wie z. E. S. 289) gehören nur zu den Ausnahmen. Daß ein Frauenzimmer, und daß eine Lais hier ihr System vorträgt, (wenn sich anders dis Wort hier brauchen läßt) wird niemanden befremden, der für die Griechen so eingenommen ist, als der Verfaßer. Daß er sich aber eine Rolle eines weiblichen Philosophen wählte, stimmt mit seiner Jugend überein, die durchgehends hervorschimmert. Bey aller Anlage, die er besitzt, den Leser mit Philosophie zu amüsiren, mußte er als Jüngling theils ein sehr bearbeitetes System wählen, theils sich in eine Situation setzen, der den Leser abhält, die Wahrheit der Raisonnemens gar zu genau zu prüfen. Den Hang zum Neuen und Paradoxen, und die Begierde dergleichen Sätze als Geheimnisse zu verkaufen, leite ich von der Jugend des Verfassers her, wenn ich gleich von dem Jüngling viel hoffe, der nicht auf der alten Heerstrasse fortschlendert. Er bekennt selbst, daß sein Werk viele gewagte und spitzfindige Gedanken enthalte. Seine Heldin ist aus einer andern Welt, sie ist zu einer Aspasia veredelt, sie steht ohne alle Nebencharacters da; alles dis rechne ich dem Verfasser zum Ruhm an, in sofern er vermuthlich

es

es sich nicht zutrauete, die Natur in Characteren zu erreichen. Empfindungen und Beschreibungen sind gewöhnlich die Seiten, von denen jugendliche Werke am meisten glänzen, und in diesen beyden grosen Eigenschaften eines Dichters hat der Verfasser schon viel geleistet. Wären sie sparsamer angebracht, kürzer gefaßt, weniger überladen, und dem Innhalt nach mannigfaltiger, so würde ich sie ohne Einschränkung loben. Elysische Empfindungen und Gemälde sinnlicher Ergötzungen brachte der Stof natürlich mit sich, aber man findet sie auch, wo wir sie nicht nöthig haben; sie sind oft mit zu viel Taumel entworfen, sie machen durch die Wiederhohlung Ueberdruß. Eine jugendlich siedende Phantasie verbreitete oft eine Wärme, die dem kältern Leser Affectation scheint; die Empfindung erhebt den Ton oft zu poetischer Prosa. Ich behaupte gar nicht, daß es dem Verfasser mehr um Verzierung als um Sachen zu thun gewesen, oder daß sein Schmuck immer nur sophistisch sey; die Zeit selbst wird sein Feuer mäßigen. Lais darf wohl als Frauenzimmer ein wenig plaudern, zumal da sie meistens eine angenehme Schwätzerin ist. Wenn aber künftig der Verfasser das Ganze gedrängter und bündiger machte, so würde sein Werk mehr gewinnen als verlieren. Ein Anhang giebt sechs und funfzig Stanzen einer ernsten romantischen Epopee. Es sey nun das gelassene Gefühl der unschuldigen Teutschen, um dessentwillen S. 453 Lücken geblieben, oder sonst etwas Ursache, die romantische Epopee möchte wohl, ganz vom Komischen entblößt, in Teutschland nicht viel Glück machen, da ich sogar hie und da einen stoisch kalten Leser behaupten hören, daß Idris und Amadis zu viel Imagination und zu wenig Interesse habe. Dieser Verfasser hat sich ausserdem selbst viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Er hat die regelmäsige Form der italienischen Stanze mit fünf weiblichen Reimen beybehalten. Mahlerische Talente, Fertigkeit

keit der Verſification und Bekanntſchaft mit den italieniſchen Dichtern hat er immer dadurch bewieſen, wenn ich ihm gleich nicht rathe, zwanzig ſolche Geſänge zu vollenden. Sie möchten (für den teutſchen Leſer) dem Thale gleichen, worein Amor den Aſcanius verbarg:

— vbi mollis amaracus illum
Floribus et dulci adſpirans complectitur vmbra.

3. Verſuch über den Roman. Leipzig und Liegnitz, bey Siegerts Wittwe. 1774. 8. 1 Alphab. 10 Bogen.

Zu einer Zeit, da es in unſern Poeticken noch ſo wichtige Lücken giebt, als die ganze Theorie der Epopee und mehr als ein Theil der dramatiſchen Kritick iſt, ein Ariſtoteles für die proſaiſchen Homere werden wollen, iſt in der That ein kühnes Unternehmen. Ja, wenn auch alles dieſes ſchon vorgearbeitet wäre, ſo würde es dennoch ein ſchweres Geſchäfte ſeyn, alles zu erſchöpfen, was ſich über Kompoſitionen von ſolchem Umfange und ſolcher Mannigfaltigkeit, als der Roman iſt, ſagen ließe. Was unter dem Monde geſchiehet, oder auch geſchehen könnte, iſt ihr Stoff; und wer kann ihre Formen zählen? Wer kann die mancherley Abſichten beſtimmen, in denen Romane geſchrieben werden? Der Verfaſſer hat die Schwierigkeiten ſeiner Unternehmung ſelbſt eingeſehen. Er wagt es nicht, den Reformator und Erfinder in der kritiſchen Dogmatick zu machen, ſondern bleibt bey dem Allgemeinen und Bekannten unſrer Aeſthetiker ſtehn. Beſitzt er indeſſen gleich den Scharfſinn eines Leßings und die philoſophiſche Fülle eines Garve nicht, ſo hat er ſich doch fremden Reichthum gut zu eigen gemacht. Um nicht alles zu umſpannen, gab er nur einen Verſuch, und kein ausgearbeitetes Lehrgebäude. Wenn er die ganze Aeſthetick, Rhetorick und Poetick auf den Roman hätte anwenden, wenn

er

er die ganze Stammtafel aller Gattungen hätte entwerfen, wenn er ſo ſehr in das beſondere der Regeln hätte gehen wollen, als zu ihrer vollkommnen Brauchbarkeit nöthig wäre, ſo hätte das Buch noch dicker werden müſſen, als es jetzt iſt. Erfindung neuer Charaktere oder neuer Seiten derſelben, Beobachtungsgeiſt über das menſchliche Leben, und wahrſcheinliche Verbindung der Begebenheiten ſind bald im Allgemeinen vorgeſchrieben: aber das wie aller dieſer Dinge erfodert weitläuftige Abhandlungen, die am Ende doch dem Romandichter ſelbſt am wenigſten nützen. — Die Werke bloßer Imagination, wie die Feenmährchen, hätten nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen, wenigſtens als Allegorien betrachtet werden ſollen. Die Betrachtungen über den Einfluß der politiſchen Verfaſſung auf den Geſchmack eines Volks und über die Epiſoden ſind dem Verfaſſer am beſten gelungen; beſonders hat er über die letztern viel Neues und Wahres geſagt. Seine Beyſpiele ſind öfter aus Schauſpielen, als aus Romanen entlehnt, und er hat ſich darüber ſelbſt erklärt. Wenn er auch viel Beyſpiele wählt, auf die ihn Home und andre ſchon hinwieſen, ſo hat er ſie doch ſelbſt zergliedert; und die Kunſt, jungen Leuten dadurch nützlich zu werden, verſteht er vollkommen, wie die Detaillirung der Scenen aus dem Lear und aus dem Macbeth beweiſen. Unter den eignen Beyſpielen iſt vornemlich die Auseinanderſetzung von Marinellis Charakter ſehr gut gerathen. — Eine gewiſſe Leichtigkeit im raiſonnierenden Vortrag macht das Werk angenehm, hat es aber auch zu einer Länge ausgedehnt, die dem unkritiſchen Leſer läſtig, und dem kritiſchen zuweilen ſchwatzhaft ſcheinen möchte.

4. Hymnen, Leipzig, in der Dyckiſchen Buchhandlung, 3 ½ Bogen, 1774, 8.

Im

Im Einleitungsgesang wünschte ich gleich die erste Strophe hinweg:

Entschwinge dich einmal den Myrthen,
Mein Geist! Was preisest du der Hirten
Und Schäferinnen Frölichkeit?
Was jagst du bey den Eichenbäumen
Nach Phantasien und nach Träumen
Betrüglicher Erhabenheit?

Denn so hat es das Ansehn, als ob Herr Kretschmann seine Bardenlieder und seine scherzhaften Gesänge für Sünde erklärte, und doch sind selbst in dieser Sammlung die beyden Hymnen über die Freude und über die Liebe, vornemlich die letztere, die vortreflichsten. Vielleicht werden manche wünschen, daß Herr K. das Lob Gottes im Character eines Barden gesungen hätte. Wenn sie aber etwa glauben, daß dies der einzige Weg gewesen wäre, so oft bearbeitete Gegenstände neu vorzutragen, so widerlegt sie hier der Augenschein. Der Dichter hat auch ohne Bardencostume die Originalität, das Feuer, und die Würde, die solche Gegenstände erfodern. In der zweyten und dritten Hymne hat er auch die Psalmen benutzt, aber nicht nach der gemeinen Art unsrer KirchenliederDichter. Der Hymnen sind in allen sechs, nemlich: das Lied der Weihe; die wahre Stärke; Ehre der Weltschöpfer; an die Freude; die Liebe; und am Charfreytage. Eines der rührendsten Bilder findet man in den Schlußstrophen S. 35.

5) Katullische Gedichte. Berlin, bey Himburg, 1774. 6½ Bog. in 8.

In dem Gebiete der Laune wären allerdings noch manche Eroberungen zu machen, wenn die Phantasie unsrer jungen Dichter nicht zu hoch aufbrauste, um diese Sphäre ihrer würdig zu finden. Hier kommt abermal ein Poet aus den Regionen der Er-

ſcheinungen zurück, und vertauſcht den Petrarch mit dem Katull. Nicht die Lieblichkeit, nicht die Wärme, nicht das Bilderreiche des Katull ſowohl, als ſein loſer Muthwille, ſeine vertraute Sprache, ſein nachläßiger Scherz ſind das Ziel, das er ſich geſteckt hat, und das er oft glücklich erreicht. Oft kann man hier den Unterſchied aufs neue beſtätigt finden, den man zwiſchen dem Humor der Alten und der Neuern bemerkt hat. Wo Katull nur Urbanität hat, da iſt beym Teutſchen ſchon mehr Karrikatur, welches man deſto leichter empfinden kann, da bey einigen genauern Nachahmungen das lateiniſche Original beygefügt iſt. Die Wiedererweckung mancher alten Kernworte verdient den Teutſchen beſonders zum Ruhm angerechnet zu werden. Sollte mancher Leſer die ganze Sammlung nicht in einem Athem durchgehn können, ſo bedenke er, daß die Laune in kleinern Gedichten geſchwinder ermüdet, als in größern, und daß einerley Sylbenmaas, beſonders aber das, worinnen dieſe Gedichte abgefaßt ſind, bald Monotonie erzeuge. Wenn der Verfaſſer ſich künftig immer mehr vom Manierton entfernt, und für einen eben ſo großen Reichthum an komiſchen Ideen ſorgt, als er im komiſchen Phraſen beſitzt, ſo wird er ſich noch mehr Ruhm erlachen, als er ſich ehedem erſeufzt hat.

6. Ueber die dramatiſche Dichtkunſt von Hrn. Marmontel. Aus dem Franzöſiſchen, erſter Theil. Leipzig, bey Schwickert, 1774. 7 Bog. in 8.

Ob Kupferſtiche und Vignetten denenjenigen, welche Alter, Stand, Denkungs- und Lebensart von der Bühne zurückhalten, die theatraliſche Vorſtellung erſetzen können, möchte wohl großem Zweifel unterworfen ſeyn. Da alſo von dieſer Seite die Chefs-d'oeuvre dramatiques in Teutſchland ſchwerlich benutzt werden möchten, ſo hat Herr Bertuch den Freunden der dramatiſchen Kritick keinen

keinen unwichtigen Dienſt geleiſtet, daß er die Abhandlungen daraus einzeln und auszugsweiſe überſetzt hat. Philoſophiſche Leſer ſind freylich durch unſers Leßings Dramaturgie verwöhnt; indeſſen werden dieſe Aufſätze vielen als Beylagen zur Dichtkunſt des Hrn. Marmontel willkommen ſeyn. Sie handeln vom Syſtem, Urſprung und Fortgang der dramatiſchen Dichtkunſt und vom Trauerſpiel, und enthalten (wenn man auch den Werth des ſchönen Vortrags nicht mit in Anſchlag bringen will) manche, wo nicht ganz neue, doch gewiß nicht genug bekannte und benutzte Bemerkungen und Reflexionen.

7. Luſtſpiele nach dem Plautus, fürs teutſche Theater. Frankf. und Leipz. 1774, 22 Bog. 8.

Jetzt, da man ſo geſchäftig iſt, die groſen Geiſter der Alten wieder zu erwecken, hat jemand hier auch den Plautus beſchworen, der zwar ſchon oft in Teutſchland als Geſpenſt, aber noch nie ſo erſchienen war, daß die Teutſchen ſeine wahre Phyſiognomie hätten kennen lernen. — Weder buchſtabierende Ueberſetzung, noch freye Nachahmung, ſondern eine Art von Nachbildung erhalten wir hier, wie wir, ſo viel ich weiß, noch von keinem alten Dichter beſitzen. Treue war nur ein Geſetz des Verfaſſers in Anſehung des Plans und der weſentlichen Gedanken; hingegen dichtete er ſich in die Perſon ſeines Plautus ſo ſehr hinein, daß er, gleich einem Schauſpieler vom Genie, ihm Ideen und Worte unterſchieben konnte, die Plautus ſelbſt billigen mußte. Nie ſuchte er ihn zu verſchönern, ſondern er verſtärkte nur zuweilen einen Zug, damit er einleuchtender würde, rückte näher zuſammen, was zu weit entfernt ſtand, füllte kleine Lücken aus, die ſonſt ein gelehrter Kommentar ausfüllen mußte. Die leichteſte Arbeit war, neue Sitten mit alten zu vertauſchen, wegzuwiſchen, was den letztern zu ſehr ent-

gegen lief, Auswüchse wegzuschneiden, beschwerlichen Ueberfluß zu tilgen und dergleichen. Da sich durch solche sorgfältige Bemühungen und durch die eigne komische Anlage des Uebersetzers die Sprache zum Original umgebildet hat, so könnte man wohl wünschen, daß er sich auch in der Oekonomie der Stücke dieselbe Freyheit erlaubt hätte. Ein verstärkteres Interesse, ausgearbeitetere Charactere, verbesserte Entwickelungen, würden ihm noch grösern Ruhm erworben haben. Nichts ist willkührlicher, als die Titel des Plautus, und daher sind auch diese abgeändert worden. Die Asinaria heißt das Väterchen, weil der Vater seinem Sohne in allen Ausschweifungen Gesellschaft leistet, Aulularia die Aussteuer, weil der Geitzige doch zuletzt eine Mitgift geben muß, der Miles gloriosus die Entführungen, weil dem Prahler, der eine Frau zu entführen meinte, seine Geliebte entführt wird, der Truculentus die Buhlschwester, weil mehr die Sitten dieser Gattung von Menschen den Innhalt ausmachen, als die Grobheiten eines Landjunkers, der Curculio die Türkensclavin, weil die Erkennung und Befreyung derselben das Hauptinteresse ist.

8. Der Hofmeister, oder die Vortheile der Privaterziehung, eine Komödie, Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1774, 10½ Bog. 8.

Wenn ein Dichter beydes leistet, die Natur getreu schildert, und sich als einen Meister in der Kunst beweißt, so kann man in der That nicht mehr von ihm fodern. In der Mannigfaltigkeit der Charactere, in ihrer Entwicklung, in der Wahrscheinlichkeit und dem Anschauenden der Gesinnungen hat sich dieser Dichter als ein nicht gemeiner Kenner der Natur bewiesen. Ein Vater, der für blinde Liebe und Unwissenheit in der Erziehungskunst mit Verlust seines Verstandes büssen muß, eine Dame, die Dummheit und Airs genug hat, den Hofmeister als

den

den erſten Domeſticken im Hauſe zu betrachten, ein romantiſches Mädchen, das ein Opfer ſeiner verdorbnen Einbildungskraft wird, ein Schulmeiſter, der bey aller Pedanterey mehr Weisheit beſitzt, als alle übrige Perſonen des Stücks, eine Wucherin, Frau Blitzer genannt; dis ſind die vier Rollen, bey denen man am meiſten den Beobachtungsgeiſt des Verfaſſers bewundert. Und doch treten auſſerdem noch neunzehn Perſonen auf, die zwar nicht alle handeln, aber doch alle characteriſtiſch reden. Illuſion in leidenſchaftlichen Gemälden hat er vollkommen in ſeiner Gewalt. Die Gradation in der Raſerey des Vaters, die Scenen S. 21. 42. 57. 58, die Miſchung von Liebe und Wuth S. 109, können unter einer groſen Menge ähnlicher Auftritte und Stellen zu Beyſpielen dienen. Mit Recht hat er der Natur je zuweilen das aufgeopfert, was man Anſtand zu nennen pflegt, und kein billiger Leſer wird ſich an Ausdrücken, wie S. 8, 35, 38 vorkommen, ärgern. Seine Stärke in der Kunſt entdeckt uns die mehr als gemeine Philoſophie, die durch und durch eingewürkt iſt; die Geſchicklichkeit, eine große Menge auſſerordentlicher Begebenheiten gut vorzubereiten; die Ausbildung von den Charakteren des Pätus und Fritz von Berg, die den Leſer bey allen ihren Thorheiten und Fehlern mehr an ſich ziehen, als faſt alle übrige Perſonen, (man leſe z. E. S. 70, 134, 140); die raffinirte Laune in den Rollen des Wenzeslaus und Rehaar. — Hätte er doch, ein gleich großer Kenner der Natur und Kunſt, beyde auch immer unzertrennlich mit einander verbunden! Aber ſo vermißt man zuweilen bey der Natur die Kunſt, und bey der Kunſt die Natur. Es mag in der Natur ſolche maſchinenmäßige Seelen geben, wie der Hofmeiſter dieſes Schauſpiels iſt. Hier ſollen wir Mitleid mit ihm haben, und dies iſt unmöglich, wir müſſen ihn verachten. In der Natur unterbrechen ſich die Begebenheiten

eben so sehr, als die hier nur gar zu sehr gehäuften Ereignisse. Aber dadurch wird der getäuschte Leser oft da verlassen, wo er am begierigsten ward, und keine Person ist so durchgeführt, daß wir uns befriedigt fühlten. In der Natur giebt es solche Raisonneurs, wie hier der Geheimerath ist. Doch bey allem Feuer seiner Reden (S. 36) bleibt er für das Schauspiel ein kalter Vertrauter. Um der Kunst willen, das heißt, um ein Stück, das einmal nicht Trauerspiel seyn sollte, nicht tragisch zu enden, ist die Entwicklung unnatürlich übereilt worden. Aussöhnungen, Verzeihungen, Wiedervereinigungen, Lotterien, Heyrathen folgen Schlag auf Schlag, so viele Schwierigkeiten allen diesem entgegenstanden. Am unnatürlichsten und übereiltesten ist des Hofmeisters Schicksal. Zu viel Kunst endlich in gesuchten Ausdrucken und einige Anglicomanie sind Lieblingsfehler unsrer Zeiten.

9. Adelheid von Siegmar, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung, 1774, 5½ Bog. in 8.

Eine sehr einfache Intrigue, die, in eine arnaudische Erzählung gebracht, den Leser einige Augenblicke angenehm unterhalten würde. Aber dasjenige, was zur Rührung auf dem Theater erfodert wird, durchdachte und entfaltete Charaktere, tiefgeschöpfte Sentiments, Illusion, erhöhende Sprache — würden dem Verfasser nicht unmöglich gewesen seyn, wenn er diese höhere Gattung des Trauerspiels derjenigen hätte vorziehen wollen, die man dialogirten Roman nennen könnte. Guter Ton und kurze Reden, eine forteilende und natürlich verwebte Handlung bleiben indessen immer sein vorzügliches Verdienst. Vermuthlich wollte er es nicht wagen, in der Schilderung solcher Leidenschaften, wie Gewissensangst und Argwohn sind, mit Shakespear einen Wettstreit einzugehen. Die Katastro-

phe ſollte vielleicht etwas mehr ſich vom Alltäglichen entfernen.

10. Vermiſchte Schriften von Joh. Caſpar Lavater, erſtes Bändchen, Winterthur, bey Steinr und Comp, 8. 22 Bogen.

Vermiſchte Schriften heiſſen hier nicht geſammelte Aufſätze, die ſchon einzeln erſchienen waren, (nur das erſte Stück dieſes Theils macht eine Ausnahme) ſondern ein Magazin rhapſodiſcher Arbeiten, die Herr Lavater von Zeit zu Zeit dem Publicum vorlegen will. Abhandlungen, einzele Gedanken, Auszüge aus Predigen, Erklärungen von Schriftſtellen, Briefe, Gebete, Beobachtungen, Gedichte, Urtheile über alte und neue Bücher, Anzeigen guter Bücher, die gedruckt und noch nicht gedruckt ſind, Erzählungen, Geſpräche, Rathſchläge, Wünſche, Erfahrungen, Hofnungen — Dies ſind die Rubriken, welche Herr L. ankündigt. Die Fruchtbarkeit ſeines Genies, und ſein arbeitſames Leben verſprechen den Leſern öftere und mannichfaltige Unterhaltungen. Diesmal giebt er ihnen 1) Denkmal auf Joh. Felix Heß, mit Lavateriſcher Wärme abgefaßt. Iſt es für eine Biographie zu panegyriſch, ſo reißt es doch den Leſer hin; iſt es durch eingeruckte Briefe zu weitläuftig, ſo iſt es doch intereſſant. 2) Meine eigentliche Meynung von den Gaben des heiligen Geiſtes, der Kraft des Glaubens und des Gebets, ein durch bekannte Widerſprüche abgenöthigtes Glaubensbekenntniß. 3) Entwurf zu einer einfältigen Form das heil. Abendmahl zu halten, ein ſehr bibliſches Formular. 4) Einige poetiſche Gemählde aus der evangeliſchen Geſchichte, drey Wunder Chriſti und die Geſchichte ſeiner Geiſelung in Hexameter gebracht. 5) Einige Oden und poetiſche Briefe an Breitinger, Bodmer, Baſedow, Rüſcheler, Ramler. Letztern ermahnt Lavater, nicht mehr Götterfabeln und

die Lügen der Hölle zu mahlen, und verſichert uns, daß Herr Ramler die Ermahnung gütig aufgenommen habe. 6) An alle Herrn Buchhändler in der Schweitz und in Teutſchland, eine Proteſtation gegen den Nachdruck.

11. Schleſiſche Anthologie herausgegeben von Carl Friedrich Lentner, der Arzneywiſſenſchaft Doctor. Zweyte Sammlung. Breslau und Leipzig, bey Gutſch, 1774, 258 S. in 8.

Dieſe Sammlung hat, nach dem eignen Geſtändniſſe des Herrn Lentner, zu viel Lokalabſicht, als daß der Merkur ihrer gedenken würde, wenn er nicht von dem Verfaſſer namentlich wäre aufgefordert worden. Er ſoll ihm nemlich die Frage beantworten: „Ob es nicht gut wäre, die guten „Stücke der Vergeſſenheit zu entreißen, welche in „den Werken unſrer verſtorbnen beynahe vergeſ„nen Dichter vergraben liegen?„ Die Antwort iſt nicht leicht, weil die Frage, dem Zuſammenhang nach, Zweydeutigkeit hat. Redet Hr. Lentner, wie es ſcheint, von verſtorbnen ſchleſiſchen Dichtern, ſo wird es dem Publikum allerdings angenehm ſeyn, wenn er Stücke auffindet, die der Erhaltung eben ſo werth ſind, als die der Vergeſſenheit entriſſenen Gedichte von Scultetus und Logau. Meynt er die teutſchen Dichter überhaupt, ſo iſt ſeine Idee nicht neu, und von Hrn. Zachariä, unſre Anthologen und Kalendermacher ungerechnet, zum Theil ſchon ausgeführt. Auf alle Fälle wäre die kritiſche Strenge anzuwenden, wie er ſelbſt geſteht. Ob er ſie aber beſitze, entſcheidet ſeine ſchleſiſche Anthologie nicht, da er hier ſeine Gründe hatte, ihr zu entſagen.

12. Gedichte von dem Ueberſetzer des treuen Schäfers, Mietau, bey Hinz, 1774. 5½ Bog. 8.

Die Ueberſetzung des Paſtor fido kündigte eben keinen gebohrnen Dichter an, doch hatte der Verfaſſer

faſſer die Schönheiten ſeines Originals empfunden. Auch hier trift man hier und da eine gute Empfindung an, und, wenn gleich den Leſer kein hoher Dichtergeiſt überraſchen wird, ſo ſind es doch immer Gedichte, die ſich einmal leſen laſſen.

13. **Lebensgeſchichte Tobias Knauts, des Weiſen, ſonſt der Stammler genannt. Zweyter Band. Leipzig, bey S. L. Cruſius. 8. 264 S.**

Nicht mehr noch weniger Gutes und Böſes, als wir vom erſten Bande dieſes Buches geſagt haben, können wir von dieſem zweyten ſagen. Der Verfaſſer will nun einmal nachahmen, aber man muß geſtehen, daß es ihm meiſtens ſo leicht von der Hand geht, daß man ihm gerne zutraut, ſein Tobias Knaut würde auch ohne Daſeyn und Zuthun eines Triſtram Shandy und Tlantlaquacapatli gerade ſo ein ſonderliches Geſchöpfe geworden ſeyn, als er nun iſt. Die Nachahmung muß ſtark in die Augen fallen, weil die guten Schwaben etwas davon merkten, und das Buch auf Rechnung ihres bekannten Landsmanns ſetzten; denn der Anfangsbuchſtabe W. verführte ſie nicht allein. Aber freylich unter dem, was ſo ſtark in die Augen fällt, dasjenige zu entdecken, was den Unterſchied zwiſchen W. und W. macht, ſetzte gewiſſe Fertigkeiten voraus, die an den Ufern des Neckars und der Iler noch ſehr ſelten ſind. — Es hilft nicht viel, wenn man mit einem Autor darüber hadert, daß er ſein Buch nicht (nach unſern Gedanken) beſſer gemacht habe. Vermuthlich wollte oder konnt' er es nicht beſſer machen. Danke man ihm lieber dafür, daß er es nicht ſchlechter gemacht! Bey unſerm Hrn. W..l hat man große Urſache dazu, wenn man bedenkt, daß bey ihm (nach ſeiner eignen Verſicherung (Vorrede S. XX.) alles darauf ankömmt, „was für Vorſtellungen gerade dann, wann er „ſchreibt, aus ſeinem Blut und Magen in ſeinen

„Kopf ſteigen.„ Wir wollen alſo die hier und da mit unterlaufenden mauvaiſes plaiſanteries, z. Ex. S. 9. die genaue Berechnung der Refractionswinkel u. ſ. w. — den Euſtach, welcher untröſtbar darüber iſt, daß ſein großer Truthahn vor vier Wochen im Fett' erſtickt iſt — die wallende Bruſt der dicken, ſchwarzbraunen, zerlumpten Bettelfrau S. 32. und manche ſolche Dämpfe, die billig auf Rechnung ſeines Magens kommen, gerne ungeahndet vorbeylaſſen, und wiſſen ihm nur deſto mehr Dank, daß er uns oft in den meiſten Abſchnitten dieſes zweyten Theils, dem wir noch viele folgende wünſchen, ſo gut hat unterhalten wollen, als er würklich thut.

VI.

Hiſtoriſche Wiſſenſchaften.

1. Joh. Matthias Schröckhs, öffentl. Lehrers der Dichtkunſt zu Wittenberg, Lehrbuch der allgemeinen Weltgeſchichte zum Gebrauche bey dem erſten Unterrichte der Jugend, nebſt einem Anhange der ſächſiſchen und brandenburgiſchen Geſchichte. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1774. 1½ Alphab. in 8.

Weg dann aus allen Schulen mit Freyer, Eſſich, Zopf und Curas! Lang, nur allzulang haben dieſe hiſtoriſche Geſpenſter unter der ſtudirenden Jugend herumgeſpükt, und ihr Luſt und Geſchmack an ächter Geſchichtswiſſenſchaft verleidet oder verdorben. Lezteres, Hilmar Curas genannt, hat ſich beſonders im Brandenburgiſchen häufig ſehen laſſen, und mancherley Unheil geſtiftet. Zeugen dieſes werden alle diejenigen ſeyn, die zum Glück noch nicht ganz abgeſchreckt, von beſſern Führern auf bequemere Pfade

de geleitet worden ſind, und nachher mit Grauſen auf den ſel. Hilmar zurückgeblickt haben. Ihm, oder vielmehr ſeinem Verleger, haben wir es indeſſen doch zu danken, daß man nun vom J. 1774 an den Anfängern in der Geſchichte ein vernünftiges Buch vorlegen kann, das, bey aller ſeiner Kürze, doch angenehm geſchrieben, und zur Kenntniß der allgemeinen Erdgeſchichte hinreichend iſt. Mit einer — ich möchte faſt ſagen — unnachahmlichen Kunſt hat Schröckh das unermeßlich große Gemählde der Veränderungen unter allen bekannten Nationen, deſſen Anblick Erſtaunen erweckt, ſo deutlich ins Kleine gebracht, daß die jungen Zuſchauer es mit Luſt und mit auſſerordentlichem Vortheil für die Bildung ihres Verſtandes betrachten und ſtudieren können. Nicht blos die ſogenannten politiſchen Begebenheiten, ſondern auch die Fortrückung des menſchlichen Geiſtes in Erfindung nützlicher Kenntniſſe und Wiſſenſchaften ſind hier vorgezeichnet, und die Zeitrechnung auf dem Rande gewiſſenhaft angegeben. Der Vortrag iſt zuſammenhängend und überaus leſbar, ſelbſt für den Kenner anziehend: Damit aber einfältige Schulhalter aus der Verlegenheit kommen möchten, ihre Untergebene nach einem ſolchen Zuſammenhang zu examiniren, hat ihn Schröckh in Fragen aufgelöſt, und ſie ihnen unten auf jeder Seite hingeſchrieben.

2. Die allgemeine Welthiſtorie, durch eine Geſellſchaft von Gelehrten in Teutſchland und England ausgefertiget. In einem vollſtändigen und pragmatiſchen Auszuge. Verfaſſet von Ludwig Albr. Gebhardi Neue Hiſtorie *XIII* Band. Halle, bey Gebauers Wittwe und J. J. Gebauer, 1774. 2 Alph. in gr. 8. Nebſt einer Landcharte und 4 geneal. Tabellen.

Den zwölften Band hab' ich ehehin angezeigt; er faßt, nebſt den eilf vorhergehenden, teutſche Geſchichte

ſchichte bis aufs Jahr 1546; ſoll mit ihnen Auszug aus einer gröſſern noch nicht gedruckten Geſchichte unſers Vaterlandes ſeyn, die Hr. Häberlin zur groſſen allgemeinen Welthiſtorie mit der Zeit liefern will; iſt aber nichts weniger als Auszug; enthält auch die neuere Geſchichte ſeit mehr denn 200 Jahren nicht. Um endlich in das rechte Geleiß des Auszihens zu kommen, ließ man, wie geſagt, die teutſche Geſchichte liegen, und lieferte nunmehr den gröſten Theil des 32ſten Bandes der groſſen allgemeinen Welthiſtorie abgekürzt. Hr. Prof. Gebhardi in Lüneburg hat in dieſem und im 33ſten B. die norwegiſche und däniſche Geſchichte beyfallswürdig ausgearbeitet, und er ſelbſt verfertiget nun auch den Auszug. Er hat vielen Fleiß darauf verwendet, nicht eben in Anſehung der Schreibart, als vielmehr der Begebenheiten ſelbſt, ihrer Richtigkeit und Zuverläſſigkeit. Mancher wichtige Umſtand iſt im Auszug beygebracht, der im gröſſern Werke fehlt; weil in der Staatsverfaſſung des däniſchen Reichs ſeit 1768 vielerley Veränderungen vorgefallen, und weil ſeit dem verſchiedene wichtige Werke über dieſe Geſchichte gedruckt worden ſind, beſonders der erſte Band von Hrn. Langebecks Quellenſammlung. In der Vorrede vertheidigt Hr. G. den in ſo manchem Betracht verdächtigen oder ungewiſſen Othin und die Zeit ſeiner Ankunft im Norden. Uebrigens findet man in dieſem Bande die ganze norwegiſche Geſchichte, und die däniſche bis auf den Tod Woldemars des Groſſen 1241.

3. Topographiſche Nachrichten von Liefs- und Ehſtland. Geſammlet und herausgegeben durch Auguſt Wilhelm Hupel. Erſter Band. Riga, bey Hartknoch, 1774. 1 Alph. 14 Bogen in gr. 8. Nebſt einer ſehr genauen Karte von Liefland, und zwey kleinern vom Revalſchen und Baltiſchen Hafen.

So

So umſtändlich und deutlich, daß dem Eigenſinn des Kunſtrichters wenig zu wünſchen übrig bleibt! Dies wenige wäre vielleicht die Anordnung der Materien; ich habe aber eben doch nicht bemerkt, daß Unverſtändlichkeit daraus entſpränge. Es iſt ein alles Danks würdiges Geſchenk von einem Manne, der zu Oberpahlen in Liefland Paſtor iſt, und ſich durch ein Paar andre unhiſtoriſche Schriften bekannt gemacht hat; dankeswerth, weil man bis jetzt keine genaue und zuverläßige Beſchreibung der Herzogthümer Liefland und Ehſtland gehabt hat, ſelbſt nicht in der Büſchingiſchen Erdbeſchreibung, ohngeachtet dieſe, nach dem Zeugniß unſers Verfaſſers, die richtigſte iſt, (in der Einleitung giebt er viele Verbeſſerungen dieſes Stücks der Büſchingiſchen Arbeit.) Sie iſt aber, vermöge des Plans dieſer Geographie, nicht ſo ausführlich, daß man von allen topographiſchen Umſtänden Nachricht darinn finden könnte. Die mit aufgeführte ſtatiſche Beſchreibungen und hiſtoriſche Unterſuchungen hätten Hrn. H. berechtiget, einen minder eingeſchränkten Titel ſeinem Werk zu geben; denn in dieſem erſten Bande findet man, auſſer dem eigentlich topographiſchen, ganze Abſchnitte, worinn von der höchſten Landesobrigkeit, von den Kroneinkünften, von den Abgaben, von der Juſtiz und Polizey ꝛc. unterhaltend genug gehandelt wird. Im 2ten Bande ſollen die Lebensart, die Sprache, die Sitten, die Handlung der Liefländer und die Landesprodukte beſchrieben werden.

4. Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie, angelegt von D. Ant. Fried. Büſching. Achter Theil. Mit Kupfern. Halle, verlegt bey Curt 1774. 2 Alph. 19 Bog. in 4.

Bey der groſſen Mannigfaltigkeit und dem Reichthume neuer ſchätzbarer Stücke kann ich hier, um des eingeſchränkten Raums willen, nichts weiter thun, als

als die vornehmſten blos nennen: Die Geſchichte und Erſcheinungen des Veſuvio von Joh. della Torre, aus dem Ital. überſetzt von Hrn Direktor Jagemann in Erfurt; Remarques ſur l'hiſtoire et le gouvernement de Genéve par Chouet (er war Syndikus zu Genf); Journal d'un voyage ſous le pole arctique fait en 1773; Tabelle über alle in ſämtl. königl. däniſchen Staaten in Europa 1769 vorhanden geweſene Menſchen; Gedanken über die Bank zu Kopenhagen; Schriften, wegen welcher Hr. Arkenholz 1738 aus Schweden vertrieben worden; Commerztraktat zwiſchen Schweden und der Türkey; Beytrag zu einer Geſchichte der rußiſchen Münzen; Geſchichte der Stadt Julin; Hiſtoriſches Mancherley, oder Anekdoten, beſonders vom churſächſiſchen Hof gegen das Ende des vorigen und den Anfang dieſes Jahrhunderts, auch von Patkul; von den veroneſiſchen Cimbern; von der Gothen Herkommen ꝛc.

5. Verſuch einer neuen Einleitung in die ruſſiſche Geſchichte. Nach bewährten Schriftſtellern. Von D. Chriſtoph Schmidt genannt Phiſeldeck, Profeſſor des Staatsrechts und der Geſchichte am Collegio Carolino zu Braunſchw. Erſter Theil. Riga, bey Hartknoch 1773. 1 Alph. 3 Bog. Zweyten Theils erſte Abtheilung 1774. 1 Alph. 1 B. in 8.

Alles, was der Titel ſagt, hat ſeine Richtigkeit; es iſt ein Verſuch, und zwar ein glücklicher; denn die vorherigen allgemeinen Hiſtorien des rußiſchen Reichs kommen in keine Betrachtung, und noch keine war bisher geſchrieben, wobey die Aufklärungen einzelner Zeitpunkte durch Bayer, Müller, Fiſcher, Büſching, Schlözer u. a. wären benutzt worden. Einleitung iſt es, nämlich zum Leſen und Studieren umſtändlicher Werke oder Abhandlungen; das Schmidtiſche Buch hält das Mittel zwiſchen Syſtem und Kompendium. Neu iſt die Einleitung aus der

ſchon angeführten Urſache, obgleich Hrn Schmidts Beſcheidenheit dieſe Bedeutung des Wortes neu nicht gemeynet haben mag. Die bewährten Schriftſteller, deren ſich Hr S. bedient, hab ich zum Theil ſchon genannt, und er ſelbſt giebt Verzeichniſſe ihrer Schriften. Die erſte Abtheilung des zweyten Theils geht bis auf den Tod Peters des Groſſen. Eine ſolche Arbeit kann nicht wohl von allen Verſehen frey bleiben; gröſſere Journale haben dergleichen auch aus dem erſten Theile angezeigt: aber ſie thun dem Ganzen keinen Eintrag. Auch aus den mannigfaltigen Schriften, die in neuſten Tagen von Ruſſen und Teutſchen über die rußiſche Geſchichte verfertiget werden, wird manches geändert oder verbeſſert werden müſſen: aber Dank bleibt Hrn. S. allemal für eine ſo wohl gerathene Grundlage, deren völlige Ausführung er in einem dritten Bande leiſten wird.

6. Georg Wilhelm Stellers, geweſenen Adjuncts und Mitglieds der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſch. zu St. Petersburg, Beſchreibung von dem Lande Kamtſchatka, deſſen Einwohnern, deren Sitten, Namen, Lebensart und verſchiedenen Gewohnheiten; von J. B. S(cherer). Mit vielen Kupfern. Frankf. und Leipz. bey Fleiſcher 1774. 384 S. in gr. 8.

Ein Werk, das man für verlohren gehalten, und das nun auf einmal zum Vorſchein kommt; ein Werk, das von einem der äuſſerſten Enden Aſiens, der Nachbarſchaft von Amerika, handelt, muß dem Freund der Geſchichte, der die Sitten ganz verſchiedener Nationen und die Beſchaffenheit ihrer Wohnſitze mit einander vergleicht und ſtudiert, nothwendig ſehr willkommen ſeyn. Der Verfaſſer, ein gebohrner Franke, der längſt todt iſt, war im J. 1738 u. f. Adjunkt bey der bekannten Expedition Petersburger Akademiſten, und ſeine Beſchreibung trägt alle Kennzeichen der Rechtheit und Glaubwürdigkeit an

ſich.

ſich. Welch' ein Feſt für den Geſchichtsforſcher, ihn mit dem andern Adjunkt Kraſcheninnikow, der Stellers Arbeit zum Theil benuzt hat, zu vergleichen! Angehängt iſt des verdienſtvollen Kollegienrath Müllers Geographie und Verfaſſung des Landes Kamtſchatka und ein Wörterbuch der Sprache der Korjäken.

7. D. Richard Pococke's Beſchreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder. Zwote Auflage, nach der engliſchen Grundſchrift genau durchgeſehen und verbeſſert von M. Joh. Friedr. Breyer, der Weltweisheit ordentl. Lehrer auf der Friedrich-Alexanders-Univerſität Erlangen, und mit Anmerkungen erläutert von D. Joh. Chriſti. Dan. Schreber, Hochf. Brandenb. Onolz- und Culmb. Hofrathe, und Prof. der Kräuterwiſſ. und Oekonomie auf ermeldeter Univerſität. Erlangen, 1771-1773. 3 Quartbände, jeder über 2 Alph ſtark, nebſt 215 Kupferſt.

Die Nothwendigkeit der zwoten Auflage eines ſo koſtbaren, aber freylich in ſeiner Art einzigen Werks macht der teutſchen Nation Ehre; wenigſtens wird ſie dadurch von dem Vorwurf gerettet, als wenn bey ihr blos witzige Schriften und Romane mehrere Auflagen erlebten. Dieſer zwote Abdruck des Pocockiſchen Werks, das faſt allen Gattungen von Gelehrten hohen und niedern Standes zuträgliche Seelennahrung gewährt, verdient eine noch wärmere Aufnahme, wegen der groſſen Vorzüge, die ihr Hr. Breyer durch Ausmärzung ſo vieler von dem erſten Ueberſezer Windheim begangenen Fehler, Hr. Schreber durch botaniſche und naturhiſtoriſche Anmerkungen, und der Verleger durch ſchönern Druck zu geben gewußt haben. Obgleich die Kupfertafeln eben dieſelben ſind, deren man ſich vor 14 Jahren bey der erſten Auflage bedient hat, ſo erſcheinen ſie doch hier noch feiner, weil der Verleger ſie nicht wieder auf

Druck-

Druck, ſondern auf Schreibpapier hat abziehen laſſen. Hr. Breyer verdient noch beſondern Dank, daß er die herrliche Vorrede des Kanzlers Mosheim wieder mit hat abdrucken laſſen. Wem der wichtige Inhalt und der Werth dieſes klaſſiſchen Werks nicht ſchon bekannt iſt, für den iſt dieſe Anzeige der 2ten Auflage nicht geſchrieben.

VII.

Grammatick, Philologie, Kritick.

Wie wenig gewiſſe Murrköpfe Urſache haben, über den Verfall der alten Litteratur in unſern Tagen, zu wimmern, erhellet zum Theil ſchon aus folgendem Verzeichniß neuer Auflagen ſogenannter klaßiſcher Autoren, die ohngefehr ſeit einem Jahre her erſchienen ſind, das man jedoch nicht einmal für vollſtändig ausgeben will.

1. *Scriptores rei ruſticae veteres latini Cato, Varro, Columella, Palladius, quibus nunc accedit Vegetius de Mulo-Medicina et Gargilii Martialis fragmentum cum editionibus prope omnibus et MSS. pluribus collati, adiectae notae virorum clariſſ. integrae tum editae tum ineditae et lexicon rei ruſticae, curante Io. Matthia Gesnero. Editio ſecunda.* Lipſiae, ſumtibus Caſp. Fritſchii, 1773 et 74. 2 Bände in 4, wovon der erſte 5½ und der andre 3½ Alph. ſtark iſt; nebſt 6 Kupfertafeln.

Hr. D. Erneſti hat dieſe neue Ausgabe alter römiſcher Wirthſchaftsſcribenten, worunter Varro und Columella vorzüglich glänzen, beſorgt, und ihr einige ſchätzbare Zulagen mitgegeben. Dem erſten Bande hat er die Lesarten aus der berühmten Handſchrift des Columella im Kloſter St. Germain zu Paris, um die ſich Geßner vergebens bemüht hatte, beygefügt, und zur Verbeſſerung des Palla-

dius; die zum Theil wichtigen Lesarten eingerückt und benutzt, die ihm von dem gelehrten Prof. Hesrel aus einer Erfurtischen Handschrift mitgetheilt worden. Ferner des Hrn. v. Segners gründliche Abh. de ornithone Varronis, und einen Auszug aus Pontedera's Antiquitatibus rusticis. Sonst ist nichts geändert, wohl aber das ganze Werk korrekter geliefert worden. Dem Patriotismus des Verlegers ist das Publikum besondern Dank schuldig.

2. *Ammiani Marcellini rerum gestarum libri qui supersunt, ex recensione Valesio-Gronouiana. Indicem dignitatum nec non latinitatis adiecit Aug. Guil. Ernesti.* Lipsiae, e libraria Weidm. hered. et Reichii, 1774. 2 Alph. 7 Bog. in gr. 8.

Dieser wirklich pragmatische Geschichtschreiber hätte längst eine so sauber gedruckte und wohlfeile Ausgabe verdient. Das Glossarium des Hrn. Prof. Ernesti erleichtert das Lesen ungemein.

3. *Pindari Carmina cum lectionis varietate, curauit Christian. Gottlob Heyne.* Goettingae et Gothae, ap. I. C. Dieterich, 1773. 379 S. in kl. 4, nebst einer Vorrede von 16 S.

Pindari Carmina ex interpretatione latina emendatione, curauit C. G. Heyne. Goett. et Gothae, ap. Dieterich, 1774. 16 B. in kl. 4.

Der Text ist aus der Oxfordischen Ausgabe, nur mit geringen Veränderungen, reitzend abgedruckt. In den Anmerkungen werden hauptsächlich wichtige Lesarten mit geübter scharfer Urtheilskraft verglichen und geprüft. Hier und da sind Bestimmungen des Sinnes und der Wortfügung beygebracht. In der Vorrede findet man eine kritische Geschichte der Ausgaben von Pindars Gedichten. Die besonders gedruckte und erst in diesem Jahr gelieferte Uebersetzung ist so gut, als der zuverläßigste Kommentar, und im Ganzen von Hrn. Kopp,

der vor kurzem als Professor der alten Litteratur an das neuerrichtete Gymnasium zu Mietau berufen worden, verfertiget, und vom Hrn. Hofr. Heyne durchgesehen worden. Beygefügt hat dieser noch ein kritisches Verzeichniß aller Ausgaben, Uebersetzungen und Handschriften des griechischen Lyrikers.

4. *Luciani Dialogi mortuorum, graece. Recenſuit accurate, et in priores decem dialogos notas adſperſit Io. Bened. Carpzov.* Helmſtadii 1773. 7 Bogen in 8.

Die Anmerkungen bey dieſer korrekten Ausgabe der Lucianiſchen Todtengeſpräche ſind gelehrt und von mancherley Art, aber kurz und präcis. Von einer ähnlichen, aber etwas weiter ausgedehnten Bemühung des Hrn. Pr. Seybold giebt der vorige Band des Merkurs Nachricht.

5. *Cornelii Nepotis vitae imperatorum, cum animadverſionibus partim criticis, partim hiſtoricis Auguſtini van Staveren, cura Theoph. Chriſtoph. Harles, qui et ſuas et Io. Kappii V. Cl. notas adiecit.* Erlangae, ap. Walther, 1774. 1 Alph. in 8.

6. *Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum, vna cum fragmentis, ex recenſione Iob. Andr. Boſii, cum animadverſionibus integris Chriſtoph. Cellarii, indicibus hiſtorico ac latinitatis* (herausgegeben von Hrn. Kriegel, Lehrer an der Thomasſchule in Leipzig). Lipſiae, ap. Schwickert, 1774. 18 Bogen in 8.

Beyde faſt zu gleicher Zeit gedruckte Ausgaben ſind gut gedruckt und brauchbar. Doch hat die Harleſiſche, auſſer der noch gröſſern Sauberkeit, den Vorzug, daß mannigfaltigere und ausgeſuchtere Anmerkungen beygefügt ſind (die Kriegelſche liefert blos die Cellariſchen). Die meiſten ſind von Staveren, aus deſſen zwoter Edition, deren Text man auch zum Grunde gelegt hat, viele von dem

ſel. Heuſinger, der mit Staveren des Nepos wegen kritiſche Kriege geführt, von dem gelehrten Herausgeber ſelbſt, und von Hrn. Kapp zu Hof, dem man die ſchöne Ausgabe des Jul. Obſequens zu danken hat, hin und wieder auch Voſens und andrer Ausleger Noten. Durchgehends iſt die beſte Auswahl getroffen.

7. *M. Aurelii Olympii Nemeſiani Eclogae IV. et T. Calpurnii Siculi Eclogae VII. ad Nemeſianum Carthaginenſem, cum notis ſelectis Titii, Martelli, Vlitii et Petri Burmanni integris.* Mitauiae, apud Hinz, 1774 (1773) 15 Bogen in gr. 8.

Auch dieſer Abdruck glücklicher Nachahmer der Theokritiſchen und Virgiliſchen Muſe iſt gut gerathen und empfehlungswürdig. Die Anmerkungen der auf dem Titel genannten Notenmacher ſind nur in ſo fern integrae, daß man ihre eigene Worte beybehalten; ſonſt ſind ſie allerdings ſelectae. Der Herausgeber ſoll Hr. Rütner ſeyn.

8. *M. Minucii Felicis Octauius, et Caecilii Cypriani de vanitate idolorum liber, vterque recenſitus et illuſtratus a Ioh. Gottlieb Lindnero, ſcholae Arnſtadienſ. Rector et Acad. Elect. Mog. ſcient. vtil. ſocio; cum praef. D. Io. Aug. Erneſti. Editio ſecunda priori longe emendatior.* Longoſaliſſae, apud Martini, 1773. 1 Alph. in 8.

Die Anmerkungen ſind nicht allein in eine andere bequemere Stellung gebracht, ſondern auch kritiſcher ausgeſucht, und hier und dort vermehrt. Anſtatt der Balduiniſchen Abhandlung über Minuzens angenehme Schrift iſt hier das Sendſchreiben des Hrn. van Hoven de vera Minucii aetate mit Hrn. Lindners Anmerkungen abgedruckt. In der Vorrede des Hrn. L. ſteht ein kritiſches Verzeichniß aller Ausgaben und aller Ausleger Minuzens. Der Druck dieſer 2ten Ausgabe iſt nicht ſo nett, als der Druck der erſten vom J. 1760.

9. *Pom-*

9. *Pomponii Melae de ſitu orbis libri III. ex recenſione Gronouiana in vſum ſcholarum editi.* Lipſiae, ap. Weidm. hered. et Reich, 1773. 7 B. in 8.

10. *Pomponii Melae de ſitu orbis libri III ex recenſione Abr. Gronouii, cum varietate lectionis Reinoldianae, et indice locupletiſſimo, in vſum ſcholarum editi a Ioanne Kappio.* Curiae Regnit. ap. Vierling, 1774. 13 Bogen in 8.

Die erſte Ausgabe hat der jüngere Hr. Prof. Erneſti beſorgt. Das von ihm angehängte geographiſche Regiſter iſt aus dem gröſſern Gronoviſchen gezogen. Auf einigen Blättern ſind kurze Anmerkungen der beſten Ausleger beygefügt. — Hrn. Kappens Ausgabe iſt gewiſſermaſſen vorzuziehen, theils wegen der Lesarten aus der koſtbaren Edition des Engländers Reinold vom J. 1761 in 4, theils wegen der reichhaltigen Wort- und Sacherklärungen in dem Regiſter. Wie ſehr verdiente dieſer Hr. Kapp eine ſeiner Gelehrſamkeit angemeſſenere Stelle!

11. *Caii Criſpi Salluſtii bellum Catilinarium atque Iugurthinum ex recenſione Gottl. Cortii et ſelectioribus illius adnotationibus illuſtratum, accedit index vberrimus, curauit M. Io. Chriſtian. Briegleb.* Coburgi, ap. Ahl. 1773. 1 Alph. 3 B. in 8.

Mit kritiſchem Gefühl und groſſer Mühe hat der um das Coburgiſche Gymnaſium und um Philoſophie und Philologie verdiente Profeſſor Briegleb den Geiſt aus Kortens Kommentar gezogen und dadurch eine höchſtbrauchbare und wohlfeile Ausgabe eines der treflichſten Geſchichtſchreiber zu Stande gebracht. Das beygefügte Gloſſarium iſt von ihm mit philologiſcher Weisheit eingerichtet worden.

12. *P. Virgilii Maronis Opera, in duas partes diſtributa, ex recenſione et cum animaduerſionibus Petri*

Burmanni. Pars prima. 562 Seiten, ohne die Vorrede und Virgils Leben; *Pars altera*, 564 S. ohne die Vorr. und das Register. Lipſ. ap. Georgi 1774. 3.

Die Aufſicht bey dieſer Ausgabe hat Hr. M. Franz gehabt. Burmanns gelehrter Kommentar war freylich einer wohlfeilern Ausgabe werth; ſonſt iſt die von Hrn. Heyne beſorgte, obgleich noch nicht ganz vollendete Ausgabe vollkommen befriedigend. Hrn. Franzens neues Regiſter iſt zu kurz.

13. Ξενοκράτους περὶ τῆς ἀπὸ ὑδάτων τροφῆς. *Cum latina interpretatione I. B. Raſarii, et Conr. Geſneri ſcholiis, nunc primum integritati reſtituit varietate lectionis animadverſionibusque illuſtravit atque gloſſarium adiecit Io. Georg. Frid. Franzius.* Lipſ. ap. Sommer. 1774 (1773) 12 Bogen in 8.

Einzeln war dieſe Schrift des Xenokrates, eines zu Kaiſer Tibers Zeiten lebenden griechiſchen Arztes, nicht gedruckt. Hr. Fr. hat ſie mit vieler Genauigkeit behandelt, und manche Fehler der ältern Ausgaben durch Hülfe der am Rande eines Geſnerſchen Exemplars beygeſchriebenen Lesarten verbeſſert.

14. *Xenophontis Cyropaedia, e recenſione Hutchinſoni, cum ſelectis eiusdem notis; acceſſit index graecitatis.* Lipſ. ap. Schwickert. 1774. 361 S. in 8.

Der Abdruck iſt korrekt, die Noten ausgewählt, die Ueberſetzung weggelaſſen, der Text nach den Welſiſchen Abtheilungen eingetheilt, und ein gutes Regiſter angehängt.

15. *Callimachi Hymni et Epigrammata, ex recenſione Io. Aug. Erneſti, curavit Chriſto. Frid. Loeſnerus.* Lipſiae, ap. Fritſch 1774. 10 Bogen in 8.

Dieſe Ausgabe hat keine Anmerkungen, die wenigen ausgenommen, die Hr. Löſner in das mit Geſchmack verfertigte Regiſter eingewebt hat. Text und Ueberſetzung ſind aus der theuern Ausgabe des

ältern

ältern Erneſti. Vor dem Regiſter ſind einige Blätter voll Lesarten aus einer noch ungebrauchten Handſchrift.

16. *Plutarchi Chaeronenſis, quæ ſuperſunt omnia græce et latine principibus ex editionibus caſtigavit, virorumque doctorum ſuisque annotationibus inſtruxit Io. Iac. Reiske. Tomus I.* Lipſ. ap. Georgi 1774. über 900 S. in gr. 8.

Ein groſſes, gewiß aller Unterſtützung würdiges Unternehmen, alle Werke eines der beſten Schriftſteller Griechenlandes gemeinnützger zu machen. Dieſer erſte Band enthält die zehn erſten Lebensbeſchreibungen berühmter Griechen und Römer, nach der Bryomtiſchen Ausgabe, verglichen mit ältern Ausgaben und nach ihnen verbeſſert. Unter dem Text ſtehet Cruſers latein. Ueberſetzung, die vollſtändigen Noten von Stephan, Xylander und Bryomt, und die Lesarten andrer Ausgaben. Angehängt ſind Rualds, Palmers und Reiskens Anmerkungen. Voran ſtehen Vorreden von Reiske und du Soul, wie auch die Dacierſche Zeitrechnung über Plutarchs Biographien. Durch den neuerlich ſehr zu beklagenden Tod des verdienſtvollen Herausgebers wird weder dieſe noch andre von ihm angefangene Ausgaben alter Schriftſteller unterbrochen, ſondern durch die Bemühung ſeiner gelehrten Witwe fortgeſetzt werden.

17. *Maximi Tyrii Diſſertationes ex recenſione Daviſii, editio altera, cui acceſſerunt Ier. Marklandi annotationes: recudi curavit et annotatiunculas de ſuo addidit Iob. Iac. Reiske. Pars prima.* Lipſ. ap. Georgi 1774. 503 S. in 8, ohne die Vorreden.

Anſtatt dieſes Schriftſtellers hätte ein beſſerer aufgelegt werden können: unterdes erlangt man doch durch dieſen Weg die in den Marklandiſchen Anmerkungen liegenden Schätze, die bisher in Teutſchland ſchwer zu genieſſen waren. Die Reiskiſchen,

Daviſen und Markſanden verbeſſernden Anmerkungen, füllen nur 1½ Bogen.

18. *Hiſtoriae Auguſtae ſcriptores ſex, Ael. Spartianus, Vulc Gallicanus, Iul. Capitolinus, Trebell. Pollio, Ael Lampridius, Flav. Vopiſcus.* Lipſ. ap. Cruſium 1774. 3½ Alph. in 8.

Hr. M. Schmidt, der Herausgeber, hat den Salmaſiſchen Text aus der Haakiſchen Ausgabe abdrucken laſſen und ein ziemlich weitläuftiges und nützliches Gloſſarium darzu verfertiget. Hr. Profeſſ. Puttmann hat ſtatt einer Vorrede eine angenehme und ſcharfſinnige Beurtheilung über den Werth dieſer Geſchichtſchr iber vorgeſetzt, wie auch ein Verzeichniß ihrer vornehmſten Ausgaben. Kaſaubons und Salmaſens Vorreden, Maſcou's Rede und Dodwells Gedanken über dieſe Geſchichtſchreiber ſind auf eine ſehr zu billigende Art mit abgedruckt worden.

19. *Aur. Theodoſii Macrobii Opera, cum notis integris Iſaaci Pontani, Io. Meurſii, Iac. Gronouii, quibus adiunxit et ſuas Ioh. Car. Zeunius.* Lipſiae, ap. Georgi 1774. 8.

Von dieſem Hrn. Zeune dürfte man wohl wünſchen, daß er in Bearbeitung dieſes Feldes weiter fortfahren möge. Seine Arbeit an dieſem zwar nicht klaſſiſchen, aber gelehrten und in mancher Rückſicht nützlichen Schriftſteller, iſt mit nicht gemeinem Scharfſinn ausgeführt; ſeine Anmerkungen und Muthmaſſungen bezeugen dies durchgehends; nicht minder auch ſeine Vorrede. Wer Makroben noch nicht kennen ſollte, eile nunmehr zu deſſen hinreichend erleichterten Bekanntſchaft!

20. *Apparatus critici ad Demoſthenem volumen primum, Hieron. Wolfii et Ioh. Taylori ad oratorem annotationes tenens.* Lipſ. 1774. 2 Alph. 8 B. in gr. 8.

Dies

Dies iſt der erſte Band von der Arbeit, welcher wir bey der Anzeige des achten oder letzten Theils der vom ſeel. Reiske herausgegebenen griechiſchen Redner, gedacht haben. Auſſer Wolfs und Taylors Noten findet man auch andre von Obſopöus und Markland. Noch 3 oder 4 Bände werden folgen.

VIII.

Naturlehre und Naturgeſchichte.

1. Handbuch der Naturgeſchichte, oder Vorſtellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur. I - IV Band. Aus dem Franzöſ. überſ. mit vielen Kupfern. Nürnb. 1773 und 74. gr. 8.

Eine teutſche Ueberſetzung eines franzöſiſchen Werks, das 1770 zu Paris unter dem Titel *Cours d' Hiſt. naturelle* in ſieben Octavbänden herauskam. Es hätte vielmehr ein Handbuch der Thiergeſchichte heiſſen ſollen, weil es mit Ausſchlieſſung der Mineralogie und Pflanzenkenntniß, bloß von den Menſchen, vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fiſchen, Inſekten und Würmern handelt. Es würde für Liebhaber und Anfänger ein ſehr brauchbares Werk ſeyn und ihrer Begierde nach neuen Kenntniſſen reichliche Nahrung anbieten können, wenn es dieſer Abſicht gemäſſer eingerichtet, mit weniger Fabeln, Erzählungen und poetiſchen Stellen durchwebet, wenn dabey die neuern Schriftſteller beſſer genutzt, bey den franzöſiſchen und teutſchen Benennungen die häufigen Druckfehler vermieden, die wirthſchaftlichen Anwendungen ſparſamer angebracht und alle beſchriebene Geſchöpfe durch klaßiſche Namen genauer beſtimmet worden wären. Die Kupfer ſind gröſtentheils gut, und im Ganzen genommen, iſt das nunmehr vollendete Werk ſehr fähig, eine Menge teutſcher Liebhaber zu einer nähern Kenntniß der Natur und ihrer Merkwürdigkeiten anzulocken.

2. *Petr. Sim. Pallas, Med. D. Prof. Hiſt. Nat. Acad. Scient. Imper. Petropol. membrum ordin. Acad. Caeſ. Nat. Cur. et Reg. Angliae. Sodalis, Specilegia. Zoologica. Tom. I. continens Quadrupedium, Avium, Amphibiorum, Piſcium, Inſectorum, Molluscorum, aliorumque Marinorum Faſciculos decem.* Berolini, apud Gottl. Aug. Lange. 1774. gr. 4. mit vielen ſaub. Kupf.

Der Hr. Prof. Pallas, der nun ſchon ſeit vielen Jahren den Seltenheiten der Natur in den entlegenſten Gegenden der Tatarey ämſig nachſpüret und in ſeinen Reiſen durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reiches in 2 Quartbänden mit K. ſich als einen Naturforſcher vom erſten Range gezeiget, erfüllet in dieſen *Specilegiis* den allgemeinen Wunſch patriotiſcher Naturforſcher, bey dem großen Reichthum von Syſtemen und großen Werken über die Naturgeſchichte, ſeine Leſer nicht mit Wiederhohlungen bekannter Nachrichten und Beſchreibungen aufzuhalten, ſondern ſie auf einen belehrenden Schauplatz zu führen, wo ihnen lauter größtentheils neue Gegenſtände, oder wenigſtens die noch zweifelhaften in ihrer wahren Geſtalt in die Augen fallen. Von Herzen wünſchen wir ihm in dieſer Denkungsart viel getreue Nachfolger, deren er ſchon unterſchiedene in den würdigen Verfaſſern des Naturforſchers gefunden zu haben ſcheinet. In dieſem einzigen Bande des Hrn Prof. Pallas laßen ſich aus den auf dem Titel bemerkten Klaßen von Geſchöpfen ſo viel merkwürdige phyſikaliſche Neuigkeiten lernen, als aus mancher anſehnlichen Reihe großer Folianten. Billig ſollten Werke dieſer Art keinem Naturforſcher unbekannt und von keinem ungenutzt bleiben; um ſo viel mehr, da in demſelben zugleich viel Irrungen anderer großer Naturforſcher gehoben und manche ſyſtematiſche Fehler in der Thiergeſchichte verbeßert werden.

Von eben dieſem Werke hat auch der Verleger, zum Vortheil teutſcher Naturfreunde, ſchon eine Ueberſetzung in unſere Mutterſprache beſorget. Ich habe davon die vier erſten Sammlungen von 1769-74 in 4.

vor mir. Die drey erſten ſind vom Hrn. Prof. Baldinger, die vierte vom Hrn. Prof. Erxleben in Göttingen überſetzt worden. Von dieſem letzten unter den Naturforſchern rühmlichſt bekannten Gelehrten haben wir auch die Fortſetzung zu erwarten.

3. Joh. Ernſt Immanuel Walchs, der Beredſamk. und Dichtk. ordentl. öffentl. Lehrers auf der Univerſität Jena, Naturgeſchichte der Verſteinerungen zur Erläuterung der Knorriſchen Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur, I-IV Theil. Nürnberg 1768-74 in gr. Folio.

Werke dieſer Art haben mehr einer bloßen Anzeige, als einer weitläuftigen Empfehlung nöthig. Sie ſind ſich ſelbſt ſchon die beſte Lobrede. Für die Kenner und Liebhaber der Verſteinerungen iſt gegenwärtiges das einzige, prächtigſte, koſtbarſte und brauchbarſte in ſeiner Art, man mag es von Seiten der illuminirten Kupfer oder der Beſchreibungen betrachten. Der berühmte G. W. Knorr machte damit vor mehr als zwanzig Jahren den Anfang, die ſchönſten illuminirten Abbildungen von den beſten und ſeltenſten Verſteinerungen in gr. Fol. zu liefern, auch ſelbſt eine Beſchreibung darzu auszufertigen. Seine Erben fanden es gut, dies anſehnliche Werk bis zu einem gewiſſen Grade der Vollſtändigkeit fortzuſetzen, der ihnen zum wahren Ruhm gereichet. Die größten teutſchen, ſchweitzeriſchen, und holländiſchen Kabinette lieferten dazu die prächtigſten Originale, die Kunſt ahmte die Natur ſo treulich nach, als es Kenner wünſchen konnten. — Ein einziger Wunſch der Kenner war noch unbefriediget. Man konnte nicht eben ſo ſehr mit den erſten Beſchreibungen, als mit den ſämtlichen Kupfern zufrieden ſeyn. Glücklicher Weiſe geriethen die Knorriſchen Erben in Beſorgung derſelben an einen Gelehrten, der mit allen den Eigenſchaften, mit allen den Kenntniſſen reichlich ausgerüſtet war, die nothwendig erfordert werden, den eigenthümlichen Werth der ſchönſten und natürlichſten Vorſtellungen faſt aller bekannten verſteinerten

Körper

Körper durch die gründlichſten Beſchreibungen unſchätzbar zu machen. Erſt in dieſem Jahr iſt dieſes unvergleichliche Werk durch die KlaßificationsTabellen und ein vollſtändiges allgemeines Verzeichniß aller darinn enthaltenen Sachen und Kupfer, welches wir dem Fleiße des Hr. Diak. Schröter in Weimar zu danken haben, gänzlich vollendet und allen Liebhabern deſſen Gebrauch dadurch ungemein erleichtert worden. Die Kupfer ſind alſo in 3, die Beſchreibungen des Hrn. Hofr. Walch in 4 Folio Bänden enthalten. Der Preiß eines ſolchen Werks kann freylich nicht anders, als beträchtlich ſeyn. Wird es aber ie einen Liebhaber oder Kenner der Verſteinerungen gereuen, dieſen Aufwand zu machen, wenn er bedenket, daß man in dieſem einzigen Werk eine vollſtändige Bibliothek in dieſen Fach erkaufet?

Die ausführlichſten Nachrichten von dieſem prächtigen Werke findet man im Neuen Hamb. Mag. II B. S. 410 ꝛc. und im ganzen 1ſten Bande des Schröteriſchen Journals für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie.

4. Des Ritters, Karl von Linne, vollſtändiges Naturſyſtem, nach der 12ten lat. Ausgabe und nach Anleitung des holländ. Houttuyniſchen Werkes und einer ausführlichen Erklärung ausgefertiget von Phil. Ludw. Statius Müller, Prof. der Naturgeſch. zu Erlangen, und Mitgl. der röm. kayſerl. Akad. der Naturforſcher I - IV Band. Nürnb. 1773 und 74. mit vielen Kupfern, gr. 8.

Der unermeßliche Umfang der Natur und ihrer Merkwürdigkeiten machte zu Erleichterung dieſer wichtigen Kenntniße, die Syſteme zu einer Nothwendigkeit. Ein vollkommnes möchten wir und unſre Zeitgenoſſen wohl nicht erleben. Das vollſtändigſte und ordentlichſte iſt alſo, auch bey unvermeidlichen Fehlern, das beſte. In dieſem Ruf ſtehet mit Recht

das allgemein angenommene Linneiſche. Für Gelehrte war es längſt ein unentbehrliches Handbuch. Was half es aber Liebhabern, die entweder gar kein Latein, oder wenigſtens kein Linneiſches, verſtanden? Dieſe mußten vor der Quelle dürſten. Hr. Prof. Müller hat ſie mit Nachdruck und ſehr glücklichem Erfolg von dieſer tantaliſchen Strafe losgeſprochen, und ihnen in den vier Theilen des angezeigten Werks nicht allein den Linne, ſondern den hinlänglich erklärten Linne, nicht bloß Namen, ſondern kurze aber deutliche Beſchreibungen der im Linneiſchen Syſtem vorkommenden vierfußigen Thiere, Vögel, Amphibien und Fiſche, mit viel ſchönen, erläuternden, aus den zuverläßigſten Werken ſauber nachgeſtochenen Kupfern geliefert. Der Houttüyniſche Kommentar über das Linneiſche Syſtem, aufmerkſame Betrachtungen großer Kabinette, und mit Vortheil übernommene Reiſen geben Hrn. M. Gelegenheit, ſeine Leſer nicht blos an die Schwellen des Tempels der Natur, ſondern, ſo nahe als möglich, an das Heiligthum derſelben zu führen. Veränderungen oder Zuſätze neuer Gattungen fand er nicht rathſam. Doch hat man dieſe, nach Vollendung des ganzen Werks, in einem beſondern Bande zu erwarten. Eine Anzeige, wo man jedes hier nicht abgebildete Thier in einer getreuen Vorſtellung antreffen könnte, würde dem an ſich höchſt nützlichen Werke, das, in Anſehung der typographiſchen Schönheit und des wohlfeilen Preiſes, auch dem Verleger Ehre macht, noch zu einem beſondern Vortheil gedienet haben.

5. Das Thierreich, nach dem Linneiſchen Syſtem. Aus den beſten Schriftſtellern, vom Hrn. Prof. Schreber in Erlangen beſchrieben. Mit illuminirten Kupfern. Erlangen, im Walther. Verlag, kl. Fol. oder gr. 4. I-III Heft. 1774.

Der Anfang eines Werks, deſſen glücklicher und hurtiger Fortgang die älteſten und neueſten Wünſche aller

aller Naturforscher aufs angenehmste befriedigen würde! Schande wär es für unser aufgeklärtes Zeitalter, unerhört, bey der fast allgemein gewordenen rühmlichen Begierde nach Kenntnißen der Natur, wenn ein so glücklicher Versuch nicht von allen Seiten unterstützt und der Verleger durch eine hinreichende Zahl von eifrigen Liebhabern nicht kräftigst aufgemuntert werden sollte, die Fortsetzung zu beschleunigen. Die drey vor uns liegenden Hefte bestehen aus 26 illum. Kupfertafeln aus der Klasse der Säugthiere, und enthalten in den saubersten illumin. Vorstellungen die kleinste Hälfte der Affen des Linneischen Systems. Die Zeichnungen sowohl, als die Mahlerey verrathen würkliche Meister, die, ohne der Natur Abbruch zu thun, alle Vortheile der Kunst sehr schicklich anzubringen wissen, und sie schön zu malen verstehen, ohne sie zu schminken. Die Quellen, woher jedes Kupfer genommen, sind auf dem Titel jedes Heftes treulich angezeigt. Wo es an einer zuverläßigen Vorstellung fehlte, hat man die dadurch anzuzeigende Gattung lieber bis zu einer vortheilhaften Gelegenheit, wie Tab. X und XXV, auslassen, als zweifelhafte Zeichnungen davon liefern wollen. Auf einen unilluminirten Heft von 8 Platten werden 12 Gr., auf einen illuminirten 1 Thlr. 8 Gr. — ein sehr mäßiger Preiß! — voraus bezahlt.

Vom Text haben wir die 7 ersten Bogen zugleich erhalten, und auf denselben eine kurze und allgemeine Naturgeschichte der Menschen und Affen, auch den Anfang der besondern Geschichte des Orang-Outang, mit einer vollständigen Synonymie, gefunden. Die Nachrichten des Hrn. Hofr. Schreber verdienen den ganzen Beyfall der Naturforscher. Sie scheinen sich durch eine glückliche Mittelstraße zwischen Weitschweifigkeit und allzutrockner Abkürzung, durch eine gründliche Belesenheit, glückliche, mit Unterscheidung gemachte Wahl, und gute Schreibart vorzüglich auszuzeichnen. Kurz, man hat vollkommen

kommen Urſach, dem Hrn. Verf. genugſame Muſe, den Künſtlern einen ſich ähnlich bleibenden Fleis, dem Verleger hinreichende Unterſtüzung, dem Werke aber, das eine ganze Bibliothek der Naturgeſchichte im Kleinen vorſtellen könnte, den ungehinderſten und ſchnellſten Fortgang zu wünſchen.

6. Friedr. Heinrich Wilh. Martini — allgemeine Geſchichte der Natur, in alphabetiſcher Ordnung, mit vielen Kupfern, nach Bomariſcher Einrichtung. Erſter Theil, von Aa bis Alaun, (eigentlich nur bis Alantwurzel) Berlin und Stettin, bey Pauli, 1774. In 2 Abtheilungen 764 Seiten in 8, ohne dem 3 Bogen ſtarken Vorbericht. Nebſt 20 Kupfertafeln und dem Bildniß des Ritters von Linne.

Daß man nicht etwa dieſes Wörterbuch in die Klaſſe der wildwachſenden franzöſiſchen Dictionnäre über jedes einzelne Fach menſchlicher Kenntniße werfe! Schon Bomare zeichnete ſich durch ſein hiſtoriſches Wörterbuch vor andern franzöſiſchen Dictionnärſchreibern aus: aber wie unendlich viel hat er, oder vielmehr das Publikum, unter den Händen des allgemein beliebten Naturforſchers Martini gewonnen! Ich finde die Gränzen des Teutſchen Merkurs zu enge, als daß ich die ganze trefliche Umarbeitung des Bomariſchen Werks ordentlich beſchreiben könnte. Nur ſo viel: Wenn alle folgende Bände (etwan noch 11) eben ſo vollſtändig, angenehm geſchrieben, mit nöthigen Kupfern und mit Hinweiſungen auf andre Bücher bereichert, ausfallen, wie dieſer erſte, ſo kann man füglich einige hundert, meiſtens koſtbare Werke, dabey entbehren. Wer pränumerirt, erlangt das Buch um einen Spottpreiß; der Verleger giebt illuminirte und unilluminirte Kupfer; jene fallen prächtig und reizend ins Auge. Eben dies Lob gebührt der Martiniſchen Ueberſetzung von Buffons Naturgeſchichte, wovon vor kurzem ein neuer Band unter dieſem Titel erſchienen iſt:

7. Herrn

7. Herrn von Büffons Naturgeſchichte der Vögel. Aus dem Franzöſ. überſetzt, mit Anmerkungen, Zuſätzen und vielen Kupfern vermehrt von F. H. W. Martini. Zweeter Band. Mit 39 Kupfertafeln. Berlin, bey Pauli, 1774. 255 Seiten in 8.

Dieſer Band hat gleichfalls Vorzüge vor dem Original, theils wegen der vielen Zuſätze und Allegaten des Hrn. D. Martini, theils wegen ſo mancher Kupferſtiche, die aus dem großen illuminirten Originalwerk der Buffoniſchen Vögel, und aus den koſtbaren Werken Edwards, Katesby, Albinus und Friſch, hinzugekommen ſind. Die Uneigennützigkeit des Verlegers verdient beſonders öffentlich gerühmt zu werden; er hat, ohne den ſehr mäßigen Pränumerationspreiß zu erhöhen, zweymal mehr Kupferſtiche geliefert, als er zu thun ſchuldig war.

8. Herrn Karl Bonnets, wie auch einiger andern berühmten Naturforſcher, auserleſene Abhandlungen aus der Inſektotheologie. Aus dem Franzöſ. überſetzt und mit einigen Zuſätzen herausgegeben von Joh. Aug. Ephr. Goze, Paſtor bey der St. Blaſiikirche zu Quedlinburg, Mitglied der Geſellſch. Naturforſchender Freunde in Berlin. Mit 7 Kupfertafeln. Halle, im Gebauerſchen Verlag, 1774. 1 Alph. 15 Bog. in 8.

Ueberſetzungen phyſikaliſcher Werke ſind ſchon an ſich keine Arbeit für jeden Sprachkenner; am ſchwerſten ſind ohnſtreitig diejenigen, welche Beſchreibungen, Zergliederungen und Beobachtungen mikroſkopiſcher Gegenſtände vortragen. Sie erfordern die genaueſte Bekanntſchaft mit beyden Sprachen, woraus und worein man überträgt, und beſonders ſowohl mit den einmal angenommenen Kunſtwörtern, und den dadurch angedeuteten Sachen, als mit den Verſuchen ſelbſt, welche die Originalverfaſſer mit Körpern der ſichtbaren und unſichtbaren Welt (in ſo fern wir ſie nemlich mit unbewafneten Augen betrachten,) angeſtellet

ſtellet haben. Alle dieſe nothwendigen Eigenſchaften ſind in dem gelehrten Ueberſetzer gegenwärtiger Abhandlungen der Herren Bonnet, von Geer, Bourgelat u. ſ. w. aufs glücklichſte vereiniget. Er liefert in dieſem Bande nicht allein die wichtigſten Bemerkungen groſſer Naturforſcher von einzelnen Merkwürdigkeiten aus der Inſektologie, und übergiebt ſie uns in einem angenehmen teutſchen Kleide, ſondern er hat ſie auch teutſchen Freunden der Natur durch wichtige Zuſätze und Erläuterungen angenehmer und brauchbarer zu machen geſucht. In der dritten Abtheilung finden wir einen Anhang eigner mikroſkopiſcher Beobachtungen des Hrn. Paſt. Götze die gar wohl neben den Arbeiten ſo groſſer Männer, zu ſtehen verdienen. Wir können ſowohl die bereits angezeigte Ueberſ. der Bonnettiſchen Abhandl. aus der Inſektologie, als dieſes Werk, allen Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft mit Recht empfehlen. Auf der letzten Zeile der 10ten S. iſt aus Verſehen ein Druckfehler zum zweitenmal abgedruckt worden. Es ſoll daſelbſt anſtatt 10 Loth — 10 Granen ſtehen. Auf der 171ſten S. wird die Fliege, worein ſich der Ameiſenlöwe verwandelt, Raphidia genennet und eine unrechte Stelle aus Hrn. von Geer angeführet; es hat eigentlich die Libellenfliege, und nach dem Linne, *Myrmelion formicarium* heiſſen ſollen, wie der Hr. Paſt. Götze ſelbſt, vielleicht eher, als viele ſeiner Leſer, angemerket. S. Neue Mannigf. 2 Jahrg. S. 32 und 128.

9. *Zoologia Britannica*, oder Brittiſche Thiergeſchichte. 1 Abtheil. Vierfüßige Thiere. 2 Abtheil. Vögel. Nach der neuen engl. Ausgabe des Hrn. Thomas Pennant, Eſq. in das Lat. und Teutſche überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Chriſt. Gottl. von Murr. Nebſt 132 illuminirten Kupfertafeln. Augsb. bey Joh. Jak. Haid und Sohn, 1771—74. Imper. Folio.

Das Original war ſchon längſt als eines von den prächtigen Werken aus der Thiergeſchichte bekannt, nach deſſen Beſitz viele Naturforſcher ſich ſehnten, welches aber nur die wenigſten um des hohen Preiſes willen anſchaffen, oder in ſeiner Grundſprache leſen konnten. Die Veranſtaltung einer lateiniſchen und deutſchen Ueberſetzung verdiente daher Dank, Ruhm, und allgemeinen Beyfall. Das Werk bekam dadurch mehr Gemeinnützigkeit, weil man es nun in Teutſchland leichter, auch für einen erträglichen Preiß, erhalten konnte. Der Verfaſſer hat ſich in demſelben bloß auf die vierfüßigen Thiere und auf die Vögel die er in England antraf, eingeſchränket und ſie größtentheils in ſaubern illuminirten Kupfern vorgeſtellet. Das gewählte große Imperialformat erlaubte gar wohl, die meiſten in ihrer natürlichen Größe abzubilden, oder von kleinen Thieren 2. 3 bis 4 auf Einer Platte zu liefern. Jedes Thier, jeder Vogel iſt kurz, aber deutlich und gründlich beſchrieben, und bey iedem eine ziemlich vollſtändige Synonymie aus den Schriften anderer Naturforſcher in unterſchiedenen Sprachen beygefüget. In der Ueberſetzung des Herrn von Murr ſtehen auf jeder Seite die lateiniſchen und teutſchen Beſchreibungen in gebrochenen Columnen neben einander. Seine Anmerkungen ſind größtentheils litterariſch, zum Theil erläuternd, und alle in ihrer Art unterrichtend. Die Kupfer und prächtige Ausmahlung derſelben verrathen einen großen Meiſter in ſeiner Kunſt. Sie würden in ihrer Vollkommenheit noch mehr gewonnen haben, wenn man ſich die Mühe geben wollen, bey manchen, außer den Originalkupfern, die Natur ſelbſt mit zu Rathe zu ziehen. Ich beſitze von dieſem koſtbar illuminirten Werke 22 Bogen Beſchreibung und 51 Kupfertafeln, wovon eilf zu den vierfüßigen Thieren und vierzig zu den Vögeln gehören, und in drey Ablieferungen 13 Geſchlechter, als Habichte, (Tab. 1-15.) Eulen, (16-21.) Würger (22-24.) Raben (25-27.) Baumhacker (28.) Wenden-

Wendenhals (29.) Kukuke (30.) Nußhacker (31) Eisvögel und Baumsteiger (31. k. 2. 3.) Wiedehopfen (32.) Krähedohlen (33.) und wilde Hüner (34-40) vorstellen. Die Einrichtung des ganzen Werkes iſt ſo beſchaffen, daß man der hurtigen Fortſetzung und glücklichen Vollendung deſſelben mit Verlangen entgegen ſiehet. Wir haben von eben dem gelehrten Verfaſſer, der jetzt mit einer Ausgabe der *generum avium* beſchäftigt iſt, auch bereits eine *Indian Zoology* 1769 in Fol. mit illuminirten Kupfern erhalten.

10. Von den äuſſerlichen Kennzeichen der Foßilien. Abgefaßt von Abrah. Gottlob Werner, der Leipz. Akadem. Geſ. Ehrenmitgliede. Leipzig, bey Siegfr. Lebr. Kruſius, 1774. 19 Bog. 8. Nebſt 8 Tabellen.

Die mineralogiſchen Schriftſteller haben ſich mehrentheils in zwo Hauptklaſſen getheilt, nachdem ſie die Körper des Mineralreichs entweder bloß chymiſch unterſucht, oder bloß nach dem äuſſern Anſehen beurtheilet und geordnet haben. Beydes iſt nothwendig, und kann in ſchicklicher Verbindung mit einander eine gründlichere und gemeinnützigere Mineralogiſche Kenntniß befördern. Es fragt ſich aber, ob es möglich ſey, alle Arten von bekannten Foßilien bloß nach äuſſern Kennzeichen erkennen und ordnen zu können? Viele haben daran gezweifelt. Erfahrungen und Verſuche mußten in Beantwortung dieſer Frage den Ausſchlag geben. Hr. Werner hat es mit ſehr glücklichen Vortheil übernommen, ſie nach dem Wunſche der meiſten Liebhaber zu entſcheiden. Da er ſeine Meynung auf lauter eigne, genau angeſtellte und oft wiederholte Verſuche gründet, ſo verdienet ſeine Schrift mit gröſter Aufmerkſamkeit geleſen, geprüft, und ſein Rath befolget zu werden. Die Foßilien, ſagt er, müſſen alle, bis auf ihre Gattungen herunter nach ihrer Miſchung eingetheilt, nach ihren äußern Kennzeichen aber aufs genaueſte beſchrieben werden. Die äußer-

lichen Kennzeichen hat man bey der ersten Kenntniß der Foßilien, allen andern vorzuziehen, weil sie stets gegenwärtig sind, von der wesentlichen Verschiedenheit der Foßilien zeugen, genau erkennt und bestimmt, auch leicht und geschwind aufgesucht werden können, ohne vorher ein Foßile zerlegen zu dürfen. Die äussern generischen Kennzeichen hat man von der Farbe, dem Zusammenhang der Theile, vom Anfühlen, von der Kälte, den Geruch, dem Geschmack u. s. w. zu nehmen. Wenn ich sage, daß in diesem ganz neuen Buche Fleiß, Ordnung und gründliche Gelehrsamkeit herrschet, und niemand, vor Hr. W. die äussern Kennzeichen der Foßilien so vollkommen, als er beschrieben, so wird man gewiß lieber ihn selbst, als einen magern Auszug lesen wollen.

11. Philipp Millers, Gärtners der preißw. Apothekergesellschaft in dem Kräutergarten zu Chelsea, Mitglied der kön. Engl. Societät. der Wissenschaft. und der Botan. Akademie zu Florenz, Abbildungen der nützlichsten, schönsten und seltensten Pflanzen, welche in seinem Gärtnerlexicon vorkommen, aufs genaueste, nach den von der Natur genommenen Zeichnungen, in Kupfer gestochen und illuminiret, auch mit einer ausführlich. Beschreibung und Anzeige der Klaßen, worunter sie nach Raji, Tourneforts und Linnäi Klaßifikation gehören, erläutert. Aus den Engl. übersetzt. Nürnb. 1768-74. Fol.

In so fern in der Naturgeschichte alles, was auf eigne Versuche und Erfahrungen gegründet ist, sich eines besondern Vorzuges und Nutzens zu rühmen hat, muß dieses schöne Werk allen Kräuterkennern und Gartenliebhabern ein ausserordentlich angenehmes Geschenk seyn. Wem sind nicht Millers Verdienste um die Kräuterkunde, wem ist nicht der ausgebreitete Nutzen seines Gärtnerlexicons schon längst rühmlich bekannt gewesen? Wer sollte nicht begierig seyn, die

die ſchönen Früchte ſo vieljähriger Erfahrungen, ſo mühſam angeſtellter Verſuche, ſo eifriger Bemühungen ſelbſt koſten und ſeine Kenntniſſe dadurch vortheilhaft nähren zu können? Das ganze Werk beſtehet, nach alphabetiſcher Ordnung, in 300 illuminirten Kupfertafeln; welche die ſeltenſten Pflanzen, die entweder noch gar nicht, oder unrichtig abgebildet worden, in deutlichen und nach dem Leben gemahlten Abbildungen darſtellen, auch zu Erleichterung der Kräuterkenntniß deſto mehr beyzutragen vermögen, weil ſie aus allen 24 Klaſſen des Linneiſchen Syſtems, wenigſtens eine auch wohl mehrere Arten enthalten. Der Text liefert in einer angenehmen Kürze das Nothwendigſte, was man von jeder abgebildeten Pflanze zu wiſſen nöthig hat. Die Zeichnungen und Ausmahlungen der Platten ſind getreu, ſchön und genau nach den Originalen, richtig nach der Natur, entworfen. Der 1ſte Band beſteht aus 150 Platten, 1 Alph. 16 B. Beſchreibung und einem Verzeichniß der Abbildungen, welche die Buchſtaben A-Ll enthalten. Vom 2ten Band, welcher ohne Verzug geliefert werden ſoll, haben wir Tab. 151-188. Den Text aber von A-J, oder 9 Bogen in den Händen.

12. Der Naturforſcher. 2tes Stück. Halle, 1774. 16 B. 2 illum. und 3 ſchwarze Kupfertafeln.

Die gewünſchte Folge eines Journals, das alle Freunde der Natur nach einer hurtigen Fortſetzung lüſtern macht, zugleich aber auch die Erwartungen aller Kenner ſicher befriedigen muß! Wie manche Lücken unſerer natürlichen Kenntniſſe werden wir allmählig ausfüllen können, wenn die würdigen Verfaſſer deſſelben in dem rühmlichen Eifer fortfahren, uns, anſtatt gewöhnlicher Wiederholungen, immer mit neuen Entdeckungen, Erfahrungen, Verſuchen und Nachrichten zu beſchenken! Sehr zu bedauern iſt es, daß dieſem Journal am Hrn. D. Günther, durch ſein frühzeitiges Abſterben, ſo bald ein würdiger und

eifriger Mitarbeiter abgegangen. Vom Inhalt keine Sylbe! Für wen ſollten wir ihn anzeigen? wird nicht jeder Naturforſcher lieber das Stück ſelbſt, als das Verzeichniß der abgehandelten Materien, leſen wollen?

13. Kurze Beſchreibung einer Saug- und Druckpumpe, wie beyde angewendet und gebraucht worden zu einer Bruſt- oder Milchpumpe, verſchiedenen Arten von Sprützen, Schröpf- und Rauchtobacks-Kliſtir-Inſtrument. Nebſt einer Anzeige eines beſondern Rauchtobacks-Kliſtir-Inſtruments, von M. Joh. Gottl. Stegmann. Caſſel, gedruckt in der Waiſenhaus-Buchdruckerey 1774. 20 Seiten in 8. Mit einem Kupfer.

Dieſe kleine Schrift enthält des Hrn. Prof. Stegmanns eigne Beſchreibung der von ihm zu dem genannten Gebrauch eingerichteten Saug- und Druckpumpe, welche im fünften Bande des T. Merkur, wo ſie bereits angezeigt iſt, irrig dem Hrn. Prof. Stein zugeſchrieben wurde. Wir wiſſen jetzt zuverläßig, daß Hr. Stein ſich dieſes Inſtruments wohl mit Nutzen bedient, aber keinen Anſpruch auf die Erfindung deſſelben macht. Hr. Stegmann iſt längſt dem Publikum durch ſeine Bemühungen nicht nur den Liebhabern der Experimentalphyſik vollkommne Inſtrumente zu verſchaffen, ſondern dieſe Inſtrumente durch neue Anwendungen zugleich von einem unmittelbarern Nutzen für die Menſchheit zu machen, auf das vortheilhafteſte bekannt. Man weiß, daß er in Caſſel Künſtler gebildet hat, die nach ſeiner Anweiſung alle Arten von phyſiſchen Inſtrumenten und Maſchinen verfertigen, welche, was die Genauigkeit in der Arbeit betrift, den beſten ausländiſchen gleichkommen, und des geringern Preiſes und oft anſehnlicher Verbeſſerungen wegen ihnen vorzuziehen ſind.

VI.

Nachricht,
den
auf ein Lehrbuch für Landſchulen ausgeſetzten Preiß betreffend.

Die patriotiſchen Freunde, welche in der Mitte des vorigen Jahres einen Preiß von Sechzig Ducaten für ein nach dem Reſewitziſchen Plan ausgearbeitetes Lehrbuch zum Gebrauch der Landſchulen ausgeſetzt, (S. T. Merk. 3 B. S 94.) haben ihre Erwartung zwar einigermaßen, aber doch nicht zu ihrer völligen Befriedigung erfüllt geſehen. Unter den eingelaufnen dreyen Manuſcripten, die ſich um den Preiß bewerben, hat ihnen nur Eines einer vorzüglichen Aufmerkſamkeit würdig und in den weſentlichſten Stücken gründlich und zweckmäßig ausgearbeitet geſchienen. Aber unglücklicherweiſe iſt dieſes an ſich würklich ſchätzbare Werk in franzöſiſcher Sprache, und in einer Provinz geſchrieben, deren phyſiſche und politiſche Beſchaffenheit um ein beträchtliches von der unſrigen verſchieden iſt; überdies erhellet auch ſowohl aus der beygelegten Nachricht des ungenannten hochachtungswürdigen Verfaſſers, als aus dem Augenſchein ſelbſt, daß das ganze Manuſcript ſchon fertig gelegen, als dem Verfaſſer die obbemeldte Anzeige im Merkur zu Geſichte kam. Bey ſo bewandten Umſtänden ſieht man ſich veranlaßt, alle teutſchen Gelehrten, welche in den Kenntniſſen, die zu Verfertigung des verlangten Lehrbuchs erfodert werden, ſich eine vorzügliche und durch Erfahrung beſtätigte Fertigkeit erworben haben, nochmals zur Mitbewerbung um den annoch bis zu Ende des Heumonats 1775 ausgeſetzt bleibenden Preiß einzuladen, in Hofnung, daß noch mehr als ein mit den

hiezu nöthigen Geſchicklichkeiten und Einſichten verſehener Patriot, ſich, weniger durch den Preiß, als durch das Verlangen der menſchlichen Geſellſchaft einen wichtigen Dienſt zu leiſten, werde angetrieben finden, einen ſo rühmlichen Wettlauf mit einzugehn. In dieſer Erwartung behält man ſich das Endurtheil über die bereits eingekommnen Preißſchriften zur Zeit noch vor; verſpricht aber hiemit aufs verbindlichſte, daß im dritten Quartal des Teutſchen Merkurs vom Jahre 1775 der Preiß ganz unfehlbar derjenigen unter den eingelaufenen Schriften (ſo viel oder wenig deren alsdann auch ſeyn mögen), welche man für die zweckmäßigſte erkannt haben wird, zugeſprochen werden ſoll. Uebrigens wünſcht man, daß die Manuſcripte leſerlich geſchrieben ſeyn möchten. Unter den bereits eingelaufnen iſt eines ſo übel geſchrieben, daß man es auch mit der ſaureſten Müh und Arbeit kaum deſchifrieren kann.

VII.

Antworten
an
einige ungenannte Correſpondenten.

Der Herausgeber hat von verſchiednen ihm eingeſchickten kleinen Liedern keinen Gebrauch machen können, entweder weil ſie zu ſpät gekommen, oder weil er Urſache hatte zu zweifeln, daß, außer dem Verfaſſer, und vielleicht der Amaryllis der das Liedlein vorgeleyert wird, ihm jemand anders Dank dafür wiſſen würde.

Manche unter dieſen Verſen würden vor 30 Jahren dem guten Gottſched viel Freude gemacht haben.

Die Erzählung Philemon und Baucis kann bloß als eine Hausübung eines angehenden Dichters angeſehen

ſehen werden. Um das Publicum damit zu beſchenken, müßte ſie eine Vergleichung mit der Hagedorniſchen Erzählung gleiches Inhalts aushalten können.

Die Tiſchrede in Knittelverſen, mit der Unterſchrift famulus concepit, iſt in ihrer Art meiſterhaft; aber für gewiße Dichter nach der neueſten Mode zu beleidigend, um im Merkur Platz zu finden; Denn dieſe Geiſterart kann keinen Scherz vertragen. Den Verfaſſer der Tiſchrede wünſchte ich kennen zu lernen.

Der junge Helvetier Seladon ſoll, zum Beweis unſers guten Willens, ſeine Hymne im 8ten B. des Teutſchen Merkurs leſen. Sein Aelpler ſpricht ſo unteutſch, daß er nur in einem helvetiſchen Merkur aufgenommen werden könnte.

Ein junger Dichter aus K* in P. der es auf mein Urtheil ankommen läßt ob er noch länger um die Gunſt der Muſen buhlen ſoll oder nicht, frage ſeinen Genius und höre deſſen Antwort. Unter ſeinen zur Probe eingeſandten Liedern ſcheint Eines einen Platz im künftigen Bande zu verdienen.

Græcophilus laſſe ſich die Socraticas chartas empfohlen ſeyn. Bey nahe alles was ein junger Liebhaber ſeinem Mädchen vorſingen oder vorweinen kann, iſt ſo unzählich oft geſungen und geweint worden, daß man nicht mehr heſſen darf, ſich dem Publicum durch dergleichen Poetereyen zu empfehlen.

Scribendi recte *ſapere* eſt et principium et fons.

W.

VIII.

Vermiſchte Anzeigen.

1) Der Hr. Capellmeiſter E. W. Wolf allhier, deſſen leztere ſechs Clavier-Sonaten bey Muſik-Liebhabern allen Beyfall erhalten haben, iſt entſchloſſen, abermals ſechs Clavier-Sonaten, in kleinerem Format als die erſteren, auf Pränumeration herauszugeben. Der Pränumerations-Preiß iſt 16 gr. Leipz. Courant, und es ſollen nicht mehr Exemplare abgedruckt werden, als Pränumeranten ſich finden. Künftige Oſtermeſſe 1775 ſoll der Abdruck fertig ſeyn, und bis Neujahr 1775 bey nachſtehenden Gönnern und Freunden der Präu. Termin offen ſeyn.

In Berlin	bey Hrn.	Cammermuſikus Schramm.
— —	— —	Buchhändler Nikolai.
— —	— —	Organiſt Bertuch.
— Breslau	— —	Uber, Ob. Amt-Ger. Advoc.
— Göttingen	— —	Cand. und Muſikus Forkel.
— Gotha	— —	Muſikus Scheidler.
— Hamburg	— den Herrn	Weſtphal u. Comp.
— Königsberg	— Hrn.	Krieg, Oekonom des groſſen Hoſpitals.
— Leipzig	— —	Breitkopf und Sohn.
— Potzdam	— —	Kammermuſikus C. Benda.
— —	— —	Kammermuſikus Coch.
— —	— —	Muſikus Kühn.
— Riga	— —	Buchhändler Hartknoch.

Auch können ſich die Liebhaber entweder an den Hrn. Capellm. Wolf ſelbſt, oder an die Expedition des T. Merkurs, der Pränumeration wegen, wenden; wobey zugleich der Herausgeber des Merkur ſeine Freunde und die Herren Collecteurs bittet, dieſe Pränumeration zu unterſtützen. Geld und Briefe werden franco eingeſendet.

2) Die

2) Die Voßiſche Buchhandlung zu Berlin kündigt in einer gedruckten Nachricht vom 21ſten April eine periodiſche Schrift, unter dem Titel: Beyträge zur juriſtiſchen Litteratur in den preußiſchen Staaten, auf Subſcription an; ein Werk, welches, nach dem in der Nachricht gelieferten Plane, für alle Freunde der juriſtiſchen Litteratur in den preuß. Staaten, und ſelbſt für Auswärtige intereßant werden kann. Alle Quartale ſoll ein halbes Alphabet in groß Oktav geliefert, der billigſte Preiß aber erſt bey Ablieferung des erſten Quartals beſtimmt werden.

3) Die Richteriſche Buchhandlung zu Altenburg iſt geſonnen, unter dem Titel: The Works of Laurence Sterne, die ſämtl. Werke dieſes Mannes gegen Subſcription von 6 Rthlr. in Louisd'or in 7 Bänden, und zwar in folgender Ordnung, zu drucken: 1ſter B. The Life of L. Sterne: a ſentim. Journey through France and Italy und Meditations by Yorick. 2ter, 3ter, 4ter B. The life and Opinions of Triſtram Shandy, VI Vol 5ter, 6ter, 7ter B. Sermons by L. Sterne. Druck, Papier und Format ſind ſo beſchaffen, wie zu dem 1772 in ihrem Verlage bereits erſchienenen Life and Opinions of Triſtr Shandy; und denjenigen, die jeztgenanntes Buch ſchon beſitzen, ſteht es frey, blos auf den 1ſten, 5ten, 6ten und 7ten Band zu 3 Thlr. zu ſubſcribiren. Der 1ſte, 2te, 3te und 4te Theil ſoll in künftiger Oſtermeſſe, und der 5te, 6te und 7te in der Michaelsmeſſe, gegen Erlegung des beſtimmten Preißes, geliefert werden. In hieſiger Gegend nimmt die Expedition des T. Merkur Subſcription darauf an.

Eben dieſe Buchhandlung hat vor kurzem wieder mit der ihr eigenen typographiſchen Zierde geliefert: Poems conſiſting chiefly of translations from the Aſiatik languages. 8vo. 11 Bogen ſtark.

4) Der

4) Der Hr. Prof. Baſedow macht, nach nunmehriger Vollendung ſeines berühmten Elementarwerkes, in einer zu Deſſau auf einem Bogen gedruckten Nachricht, unter dem Titel: Vorſchläge an das kundige Publicum, zu einer pädagogiſchen Privat-Akademie in Deſſau, ein daſelbſt künftig nach ſeinem Plane zu errichtendes Erziehungs-Inſtitut bekannt. Der gedruckte und vortreflich gedachte Plan iſt eine abermalige Probe von dem unternehmenden Geiſte und für das Wohl der Menſchheit unermüdet thätigen Herzen unſers Baſedow. Wir müſſen unſere Leſer auf dieſen Plan ſelbſt verweiſen, denn er iſt zu groß, um hier Platz zu finden, und zu verkettet, um einen Auszug zu leiden. Er iſt den Actis hiſtor. eccleſ. noſtr. temp. IV Th. S. 532 einverleibet.

5) Die Alceſte des Hrn. Capellmeiſters Schweitzer wird dieſe Michaelismeſſe im vollendeten Drucke erſcheinen, und die Herren Subſcribenten werden ergebenſt erſucht, ihre Abonnements an den Verleger, Hrn. Schwickert in Leipzig, einzuſenden; als welcher in keiner Rückſicht Koſten geſchont hat, die äuſſere typographiſche Schönheit dem innern Werthe dieſes Werks entſprechend zu machen.

6) Eben derſelbe Verleger kündigt eine teutſche Ueberſetzung von des D. Burneys Hiſtory of Muſic (Geſchichte der Muſik,) die von jedem Kenner und Liebhaber mit Verlangen erwartet wird, in zween Quart-Bänden an. Liebhaber können bey ihm darauf ſubſcribiren.

7) Herr Joh. Phil. Chr. Reuß in Hamburg giebt unter dem Titel: Deutſchlands Original-Dichter, eine Sammlung der vorzüglichſten Stücke unſrer beſten Dichter heraus. Sein Zweck iſt, Ausländern und Frauenzimmern, die unſre beſten Dichter kennen

kennen lernen wollen, und doch nicht Alles leſen können, dadurch zu dienen. Der erſte Band wird, auf dem feinſten holländiſchen Poſtpapiere, auf künftiger Leipz. Mich Meße erſcheinen, und koſtet durch Subſcription 1 Thlr. 3 Gr. Leipz. Courant. Die Expedition des T. Merkur nimmt Subſkriptionen darauf, in hieſiger Gegend an.

An
die Herren Collecteurs
des teutſchen Merkur.

Der Herausgeber des Teutſchen Merkur erſucht diejenigen Herren und Freunde, welche ſich bisher, aus beſonderer Freundſchaft für ihn, dem Amte eines Collecteurs unterzogen haben, in Hoffnung daß Dieſelben dieſe Gütigkeit gegen ihn für künftiges Jahr fortſetzen werden, ergebenſt, die Zahl ihrer Abonenten fur den Jahrgang 1775, längſtens gegen Ende des Novembers ihm ſelbſt unter ſeiner gewöhnlichen Addreſſe anzuzeigen. Weimar, den 12 Sept. 1774.

Der Herausgeber.

Druckfehler und Verbeßerungen.

Im Fünften Bande.

S. 328. Z. 4 von unten: Jodokus ſtatt Podokus.
S. 348. Z. 8 von unten: Mémoires ſtatt Memoirés.

Im Sechſten Bande.

S. 338. Muß in der Recenſion von Hr. Lüdkens Kommunionbuche lutheriſch ſtatt reformirt geleſen werden. Der Recenſent erfuhr erſt nachher, daß Hr. L. ein lutheriſcher Geiſtlicher iſt.
S. 339. Z. 5. Töllners ſtatt Kollners.
S. 340. Z. 12. von den ſtatt von dem.
S. 342. Z. 14. Hinz ſtatt Heinze.
S. 354. — — Iſt der Titel von der getreuen Anweiſung ꝛc. wider Willen des Recenſenten in der Druckerey abgekürzt worden. Der Verf. heißt Vollimhauß, und iſt Lehrer der Mathematick bey dem Gymnaſ. der Altſtadt Hannover.

Ein ähnliches Verſehen iſt mit der drauf folgenden Recenſion des Aſtronomiſchen Jahrbuchs vorgegangen, und dadurch die vortreflichen Abhandlungen, die dem Jahrbuch beygefügt ſind, unangezeigt geblieben.

Im Siebenten Bande.

S. 41. Z. 10. auf ſtatt auch.
S. 42. Z. 18. heißt ſtatt heiße.
S. 44. Z. 6. zwoo ſtatt zwar.
— — Z. 28. Muß das ? wegcelöſcht werden.
S. 337. — Die Zahl des Artickels V. ſtatt IV.

Innhalt
dieſes Bandes.

Erſtes Stück.

I. Der Sprödenſpiegel, oder Theobald und Laurette. . . . Seite 5

II. Die Abderiten. Zweyter Theil. . 35

III. Der verklagte Amor. . . 47

Zweytes Stück.

I. Poeſien. . . . 131

II. Fragment einer Reiſe nach Spanien. 153

III. Auszug aus dem Buche: Entwurf zu der älteſten Erd- und Menſchengeſchichte ꝛc. . . . 214

IV. Vierter Brief, über die Recherches philoſoph. ſur les Egyptiens et les Chinois par M. de P** . 228

V. Anekdoten.

1. Von John Herzog von Marlborough. S. 252
2. Vom Lord Howe. ſ ſ ſ 254
3. Vom Graf von Lauzun. ſ ſ 254

Drit-

Drittes Stück.

I. Poesien. 259

II. Der Sprödenspiegel; dritter Sang. 268

III. Palmira. Eine Erzählung. 287

IV. Stilpon; oder, über die Wahl eines Obertzunftmeisters von Megara. Eilfte Unterredung. 295

V. Raisonnirendes Verzeichnis neuer Bücher.

I. Theologie. 337

II. Rechtsgelehrsamkeit. 341

III. IV. Arzneywissenschaft und Chymie. 346

V. Dichtkunst und schöne Litteratur. 346

VI. Historische Wissenschaften. 362

VII. Grammatick, Philologie, Kritick. 369

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte. 377

VI. Nachricht, den auf ein Lehrbuch für Landschulen ausgesetzten Preiß betr. 391

VII. Antworten an einige ungenannte Correspondenten. 392

VIII. Vermischte Anzeigen. 394

Der
Teutſche Merkur
vom Jahr 1774.

Achter Band.

Weimar,
in Carl Ludolf Hoffmanns Verlag.

Der

Teutſche Merkur.

Des Achten Bandes
Erſtes Stück.

October 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Der Einſiedler von Warkworth.

Eine Northumberländiſche Ballade. in drey Geſängen.

Nach dem Engliſchen.

Einleitung.

Warkworth, eine Burg in Northumberland, iſt nach kühner Bauart, auf einem Vorgebürge, nahe am Seeufer angelegt. Sie wird von dem Coquet, einem klaren und ſchnellflieſſenden Strome, den unſere alte lateiniſche Geſchichtſchreiber Coqueda nennen, umfloſſen, der vom Regenwaſſer oft heftig und gefährlich aufzuſchwellen pflegt.

Eine Meile von diesem festen Schlosse liegen, in einem tiefen, romantischen Thale, die Ruinen einer Einsiedeley, deren Kapelle noch ganz zu sehen ist. Diese ist sehr zierlich in einem Felsen, nahe am Flusse angelegt. Neben ihr befinden sich noch zwey andere angrenzende Gemächer, welche wahrscheinlicher Weise zur Vorkapelle und zur Sakristey dienten, oder zu andern heiligen Gebräuchen bestimmt waren; denn von dem erstern, welches mit der Kapelle parallel läuft, glaubt man, daß ein Altar sich darin befunden habe, bey welchem, wie in der Kapelle selbst, nach Gelegenheit, Messen gelesen wurden.

Jedes dieser Gemächer ist ausserordentlich klein: denn dasjenige, welches die Hauptkapelle ausmachte, ist nicht über achtzehn Fuß lang; und in der Breite und Höhe hat es nicht über sieben und einen halben Fuß. Gleichwohl ist es, nach einer sehr schönen Zeichnung, aus hartem Fels gehauen, und hat alle Zierrathen einer vollkommenen gothischen Kirche, oder eines Münsters in Kleinem.

Was aber die Kapelle vorzüglich unterscheidet, ist ein kleines Grabmal, oder Monument, an der Mittagsseite des Altars, auf dessen Spitze eine weibliche Figur liegt, nach Art derjenigen Bildnisse, welche auf den alten Grabmälern betend vorgestellt werden. Diese Figur, welche eine sehr feine Zeichnung hat,

ist

iſt von einigen aus Unwiſſenheit für ein Bildniß der Jungfrau Maria gehalten worden, ohngeachtet ſie nicht die geringſte Aehnlichkeit mit derjenigen Manier hat, nach welcher dieſe in den römiſchen Kirchen vorgeſtellt wird. Denn da ſteht ſie gewöhnlicher Weiſe, als ein Gegenſtand der Verehrung, aufrecht, und nie ſieht man ſie in einer hingeworfenen, oder liegenden Stellung. Wirklich ſcheint auch das wahre Bildniß der heiligen Jungfrau in einer kleinen Niſche geſtanden zu haben, welche noch itzt hinter dem Altare zu ſehen iſt. So beweiſet auch die Figur des Ochſenkopfes, welche zu den Füſſen dieſes weiblichen Bildniſſes, dem gewöhnlichen Platze der Helm und Schildzierathen auf alten Monumenten, grob ausgeſchnitten iſt, daß ſie eine ganz verſchiedene Perſon geweſen ſey.

Um das Grabmal herum ſind verſchiedene andere Figuren, welche, wie die oberwähnte Hauptfigur, aus natürlichen Fels gehauen ſind, ſo wie die kleine Kapelle ſelbſt mit allen ihren Zierathen, und die beyden angrenzenden Nebenzimmer. Die unſichern mündlichen Ueberlieferungen, den Urſprung und die Gründung dieſer Einſiedeley, des Grabmals u. ſ. w. betreffend, welche ſich durchs Land verbreitet haben, werden dem Leſer in folgenden Reimen erzählt.

Man nimmt einſtimmig an, daß der Stifter einer von der Bertramſchen Familie ge-

weſen ſey, welche einſt anſehnliche Beſitzungen in Northumberland hatte, und welcher vor Zeiten das Schloß Bothal gehörte, das ohngefehr zehn Meilen von Warkworth liegt. Man hat ihn für denſelben Bertram gehalten, der die Priorey Brinkburn ſtiftete und die Kapelle Branksbaugh erbauete, welche beyde in eben demſelben krummen Thale, etwas weiter ſtroman, ſtehen.

Aber die Priorey Brinkburn ward unter der Regierung Heinrich des erſten geſtiftet; da hingegen die Form der gothiſchen Fenſter in dieſer Kapelle, beſonders derer, die zunächſt dem Altare ſind, mehr dem Stil der unter Königs Eduart III. Regierung herrſchenden Baukunſt zu entſprechen ſcheint. Und daß die Bildhauerarbeit in dieſer Kapelle nicht viel älter ſeyn könne, erhellet aus dem Wappenſchmuck, welcher an dem Grabmale zu den Füſſen der weiblichen Figur angebracht iſt: denn Camden belehrt, daß dieſer Wappenzierrath erſt unter der Regierung Königs Eduart des zweyten erblich wurde.

Durch dieſe wahrſcheinlichmachende Ueberbleibſel wird die Erzählung des folgenden Gedichts gar ſehr beſtätiget, und hinlänglich bewieſen, daß der Eremit von Warkworth nicht dieſelbe Perſon war, welche im zwölften Jahrhunderte die Priorey Brinkburn ſtiftete; ſondern vielmehr einer von der Bertramſchen Familie, welcher in einem ſpätern Zeitpuncte lebte.

Der

Der
Einſiedler von Warkworth.
eine Northumberländiſche Ballade.

Erſter Geſang.

Schwarz war die Nacht und wild der Sturm,
Der Gießbach rauſchte ſehr;
Und ans entfernte Ufer ſchlug
Das laute wilde Meer.

Still lag ein Eremit, und ſann
Der Menſchen Elend nach,
Als, ach! ein weiblich Klaggeſchrey
In ſeine Zelle brach.

Der Biedermann weckt endelich (*)
Sein ſchlafend Feuer auf,
Faßt einen hellen Brand und rennt
Davon im vollen Lauf.

(*) eilfertig. Man weiß und iſt es ſchon gewohnt daß, alte Wörter, Redensarten und Wortfügungen, nicht allzu-

Gar kläglich unterm nahen Baum
Ein hübſches Mädchen ſaß,
Zerſchlug den Buſen und begoß
Mit Tränenfluth das Graß.

„Du gutes Mädchen, weine nicht!
Weg mit dem Schreckenſchwarm!
Mein kleines Dach ſoll ſchützen dich,
Soll ſichern dich vor Harm.

„Ich weine nicht um mich, noch bebt
Mein banges Herz für mich:
Es bebt für meinen Buſenfreund,
Der hier von mir entwich.

„Er ging und ſucht' ein ſchützend Dach
Den todten Wald entlang:
Und, ach! wie zittr' ich daß ſein Fuß
In jener Fluth verſank! „

O traue

allzuhäufig angebracht, viel beytragen einer Ballade ihren rechten Ton zu geben. Hr

O trau auf Gott, erwiederte
Der fromme Eremit:
Ich such' und finde deinen Freund;
Komm in mein Häuschen mit.

Dann klimmt er seinen Felsengang
Die steile Klipp' hinan:
Ruft laut und schwenkt den Leuchtebrand
Den Ort zu zeigen an.

Er windet durch den Dickigt sich
Behend und sorgenvoll:
Bis endlich auf sein lautes Schreyn
Schnell eine Stimm' erscholl:

„O sage, Vater, sage mir,
Ob du an diesem Ort
Ein Mädchen fandest, hübsch und zart,
Das ich verlassen dort?

„Verieret bin ich, oder ſie
Ging fürder, eh ich kam:
Nun fürcht' ich ach! der wilde Strom
Verſchlang das fromme Lamm!„

Dank Gott, mein Sohn, (der Alte ſprach)
Sie iſt dir unverſehrt!
Dann führt er euch den jungen Mann
Zu ſeinem kleinen Herd.

Da ſah man, wie dies wackre Paar
Sich liebte inniglich,
Wie ein Thränlein an ſeiner Bruſt
Ihr aus dem Auge ſchlich.

Ihr Gaſtfreund ſah ein ſüßres Paar
Wohl nie ſein lebelang:
Der Jüngling groß und männlich ſchön,
Sie — reizend, ſanft und ſchlank.

Den Jüngling ziert' im grünen Kleid
Ein Jagdhorn wunderſchön;
In Taffet mit aufgeworfnem Schley'r
Ließ ſich das Mädchen ſehn.

Sizt, Kinder, ſprach der weiſe Mann,
Gebt euren Füßen Raſt:
Dann wird ſein Herd mit Holz belegt:
Sein kleines Feuer praßt.

Nehmt, ſprach er freundlich, ſo vorlieb
Mit dem, was Gott beſcheert:
Drob ward ſein Tiſch mit trocknem Obſt,
Mit Käſ' und Milch beſchwert.

Dank, Vater, ſprach das junge Paar,
Und nahm die Mahlzeit ein;
Aß ohne Zwang und ließ das Herz
Recht guter Dinge ſeyn.

Nun, ſagt mir Kinder (denn mein Rath
Mögt' euch wohl nützlich ſeyn.)
Welch Abentheuer bracht' euch hier
In dieſen öden Hain?

Erſt, Vater, (du verzeyhſt mir doch
Die Neugier?) ſage mir:
Wie heißt die nächſte Stadt? Und wem
Gehört die Gegend hier?

Weh mir, mein Sohn, daß dieſer Mund
Dirs noch erzählen kann!
Ach dieſes Landes rechten Herrn
Verwies, verbannte man!

Zehn Winter überſchneiten ſchon
Dies Dach, von Hochmuth fern,
Eins Horspur (denn ſo nannte man
Den jungen braven Herrn,)

Zu Felde wider Bolingbroke
Mit Nordens Mächten zog,
Und muthig nach Salopia
Dem Tod entgegen flog.

Ein junges Söhnlein ließ er nach,
Des Landes künftgen Schutz,
Für den sein Ahnherr Sorge trug,
Der Feinde Wuth zum Trutz.

Nach Schottland bracht er unversehrt
Das Kind, vom Kampfplatz fern;
Und jüngsthin raubt uns ach! der Tod
Den guten alten Herrn.

Nun liegt der Nahme Percy — ach!
Bedeckt mit dicker Nacht;
In Nacht und Nebel liegt mit ihm
Des Nordens Stolz und Pracht.

Kein Feldherr dieſes edlen Stamms
Führt unſer Heer zur Schlacht.
Indeß Feind Schotte Feld und Dorf
Zur öden Wüſte macht.

Und ihre Schlöſſer, einſt ſo ſchön,
Zerfallen nun in Schutt.
Der ſtolze Fremdling raubt ihr Land,
Trägt heim ihr Geld und Gut.

Dort, wo der volle Strom das Thal
Durchwindet, — ſchauet her! —
Erheben Warkworths Thürme ſich
Zu überſchaun das Meer.

Da ſtehn ſie, wie verlohren, nun
In Unkraut ganz verſteckt,
Wo prächtig Herrn und Damen ſonſt,
Auch Armen, ward gedeckt.

Verkannt, in Schottlands Bergen, lebt
Der Percy, ohne Ruhm.
Hängt ab von fremder Gütigkeit,
Getrennt vom Eigenthum.

O dau'rte mein betagter Blick,
Ihn einſt zu ſehen hier!
In Frieden reiſ't ich Himmelan! —
Er ſprachs und weinte ſchier.

Und hat dann Percy, auſſer dir,
So warmer Freunde mehr?
Dann Heil mir, Vater, ſprach der Mann,
Denn ich, dein Gaſt, — bin er!

Stumm gafft er ihn erſt an — kehrt drauf
Sich um, und weinet aus;
Dann hebt er Hand und Aug' empor,
Und ruft, ihn ſegnend, aus:

Willkommen, theurer, lieber Herr,
Durch unſre Wünſch' erfleht!
Doch wer mag wohl die Dirne ſeyn,
Die da ſo reitzend ſteht?

Nun, Vater, horch auf meine Red'
Und nichts ſey dir verheelt!
Durch weiſen Rath geleite du
Die Jugend, die oft fehlt.

An Stuarts Hof, im Schottiſchen Reich,
Hielt man mich nach Gebühr,
Zu machen tapfern Rittersmann,
Und Feldherrn einſt aus mir.

Ich brannte lange vor Begier
Mein Vaterland zu ſehn:
Und endlich gabs mein Führer zu,
Erweichet durch mein Flehn.

Dann wandr' ich fort in Jägertracht,
Und wandre auf und ab;
Biß man im edlen Nervills Hauß (*)
Mir Jägerſtelle gab.

Hier blieb ich fremd und unerkannt,
Biß mir mein guter Stern
Des ſchönen Fräuleins Huld erwarb,
Der Tochter meines Herrn.

Nun, ſprach das Mädchen feuerroth,
Was weiter iſt geſchehn,
Und was dein edles Herz verſchweigt,
Laß, Percy, mich geſtehn.

Es trug an einem Sommertag
Sich zu, daß ſchwüle Luft
Mich lud in einen grünen Wald,
Zu athmen Kräuterduft.

(*) Ralph Neville, erſter Graf von Weſtmoreland, deſſen

Urplötzlich sprang ein rauher Trupp
Von Schotten auf mich los
Zu ihrer Beut' erklärte mich
Der Straßenräuber Troß.

Mein Zetterschrey flog in den Wind,
Bis sichs erbarmte Gott,
Und diesen braven jungen Mann
Herbey zu fliehn gebot.

Mit nichts, als einen Jägerspeer
Und Dolch in seiner Hand,
Erschien er, wie ein Wetterstrahl:
Die Räuberbande stand.

Er focht, bis noch mehr Hülfe kam;
Die Schotten endlich fliehn:
So löst' er meine Banden auf,
Sie enger zu zu ziehn.

O Heil

dessen gewöhnlichste Residenz die Burg Nady, in dem Bisthum Durham war.

O Heil, erwiedert' er, dem Tag,
Dem Blut, das ich vergoß!
Von Stund an fand ich Gnad und Huld,
Bey der, für die es floß.

Und, als sie, wer ich sey, vernahm,
Schenkt' sie mir ihre Hand:
Doch ach! der Mutter Fürstin Stolz
War uns zu sehr bekannt!

Die hohe Schwester Bolingbroks.(*)
Dem Hause Percy gram,
Läßt, dacht' ich, sich wohl nie herab
Zu dem verbannten Stamm.

Verzweifelnd endlich am Consens,
Ließ sich mein Täubchen hier
Zur Flucht bereden; querfeldein
Nach Schottland flogen wir.

(*) Johanna, Gräfin von Westmoreland, die Mutter der jungen Dame, war Johann von Gaunts Tochter und eine Halbschwester Königs Heinrich IV.

Und heute, da die Nacht einbrach,
Aus Furcht, verfolgt zu seyn,
Schlug ich mit ihr zur rechten Hand
Den Weg zur Wildniß ein.

Der Regen goß. Da ließen wir
Die Klepper, weidlich laß.
Wir trafen dich; du führtest uns
Zu dieser Zelle baß.

Nun ruhet, sprach der Eremit,
Mein Bettchen ist gemacht. (*)
Ich weiß, Madam verschmähn es nicht,
Und hiermit — gute Nacht!

Der

(*) Neben dem Fels, in welchem sich die Kapelle der Einsiedeley befindet, sind die Ueberbleibsel eines kleinen Gebäudes, worinn der Eremit wohnte. Dieses bestand aus einem niedrigen Zimmer, über welchem sich eine kleine

Der
Einſiedler von Warkworth.

Zweeter Geſang.

Der junge Tag ſtieg aus dem Meer
In ſtiller Majeſtät.
Doch ſanfter, noch und lieblicher
Verließ Lenor' ihr Bett;

Fand ihren Heinrich ganz allein,
Und fand er hab gewacht
Und Rath geſucht mit ſeinem Freund
Die liebe lange Nacht.

kleine Schlafkammer befand, und jetzt eingeſtürzt iſt; dahingegen die Kapelle, welche in harten Fels gehauen iſt, ſich noch vollkommen ganz erhalten hat.

Wie ſtaunt das Kind, wie purpurroth
Ward ihre weiſſe Haut,
Da ſie der Ritter höchlich bat,
Zu ſeyn heut ſeine Braut!

„Wohl hier in dieſer Einſiedley
Ein kleines Bethaus, iſt.
Laß, trautſtes Kind, vollkommen ſeyn
Mein Glück zu dieſer Friſt!„

„O Heinrich, wie verſagt ich dir
Was jetzt dein Mund begehrt?
Ach! wie verſagt ich dem die Hand,
Dem ich das Herz gewährt?

Für dich entſagt' ich wohlgemuth
Der Aeltern Zärtlichkeit;
Mit dir zu theilen Wohl und Weh
Sieh jetzt auch mich bereit.„

„Und willst du, süsses Mädchen, dann
So gar gefällig seyn,
Mit mir zu theilen Großmuthsvoll
Gefahren, Noth und Pein?

Der Himmel, traun! hat Wonne noch
Zu krönen deine Treu;
Ein HoffnungsStrahl macht, daß ich jetzt,
Viel Guts uns prophezeyh.

Auf jener Insel Coquet (*) wohnt
Ein Mönch nicht weit von hier
Ein frommer Mann, und wohl bekannt
Den Deinigen und dir.

(*) Auf der kleinen Insel Coquet, nahe bey Warkworth, sieht man noch die Ruinen einer Zelle, welche den Benedictiner Mönchen der Abtey Tinemouth gehörte.

Nun wiſſe, dieſer Ehrenmann
Soll hin nach Raby gehn;
Und um Verzeyhung ſoll allda
Der Vater Bernhard fleyn.„

Zu hohlen dieſen heilgen Mann,
Gieng unſer guter Wirth.
„Nun hoff' ich, daß die fromme Hand
Uns bald verbinden wird.„

So ſchwatzte dieſes traute Paar
Die trägen Stunden fort:
Zuletzt erſchien der fromme Greis
Wohl an demſelben Ort.

Mit Luſt und mit Bewunderung
Grüßt er das edle Paar;
Und knüpft mit brünſtigem Gebet
Ihr Ehband ganz und gar.

Dann wandert er nach Raby hin,
Das nicht gar nahe lag.
In Lieb' und Scherz vertändeln ſie
Den lieben langen Tag.

Und nun, geführt von ihrem Wirth,
Gehn beyde zu beſchaun,
Die Einſiedley, mit Buſch behängt,
In rauhen Fels gehaun.

Und hart dabey ein Klippengang,
Zu ſchauen niedlich an,
Wand durch ein ſteinern Bogenwerk
Sich krumm den Berg hinan.

Allda mit Blum' und Kraut bedeckt
Sein kleiner Garten ſtand;
Auch mancher Fruchtbaum, allzumal
Gepflanzt von ſeiner Hand.

Dann ſtand ein dreyfach Heiligthum
Aus harten Fels geſchnizt;
Das erſt' ein Bethaus, ſchön gewölbt,
Mit Säulen unterſtüzt.

Hier traf man was Capellen ziert,
In ſchönſter Ordnung an.
Geweyhter Waſſernäpfe viel
Auch Beichtſtuhl ſahe man.

Ein heilger Spruch auf jeder Thür
Viel Andacht hier verhieß.
In einer kleinen Niſche hieng
Das Kreuz, und Kron und Spieß.

Zwo Stufen führten allgemach
Zum räumlichen Altar.
Benebſt zwey Fenſtern nahm man auch
Die heilge Kerze wahr.

Zur Altarſeite ſtand ein Grab,
Gehaun aus rohem Stein.
Ein junges ſchönes Mädchen lag
Darob gegraben ein.

Ein ſchönzeformter Engel kniet
Bey dieſem Conterfey.
Und weinend ſtand ein Kriegesmann,
Auch Wappenſchmuck, dabey. (*)

Gewölb' und Feld, doch allermeiſt
Dies Grabmal nahm ſie ein.
„Ach! wer mag wohl die Dame da,
So ſchön und traurig, ſeyn?„

(*) Dieſer beſteht in einem Ochſenkerfe, dem Wappen der Widdringtonſchen Familie. Alle hier beſchriebene Figuren u. ſ. w. ſind noch heutiges Tages daſelbſt zu ſehen, ohne was etwa die Länge der Zeit ein wenig ausgelöſcht hat.

Da ſeufzt, da weint der Eremit,
Doch ſprechen kann er nicht,
Bis ein gewaltger Thränenſtrom
Ihm aus den Augen bricht.

„Ach, Kinder, ach! ein Jammerthal
Für Menſchen iſt die Welt.
Und ſchrecklich, ſchrecklich iſt was euch
Mein Mund jezt gleich erzählt.

* * *

Die
Erzählung des Eremiten.

Dein Ahnherr, junger Lord, beſaß
In Bertram einen Freund,
Des Erbgut war die Anhöh' dort,
Die in der Fern' erſcheint.

Da, wo der edle Percy focht,
Focht ihm ſein Freund zur Seit';
Den Schotten rief ihr junger Muth
Heraus zu manchem Streit.

Sir Bertram liebt' ein ſchönes Kind,
Ein ſchönres ſah man nie.
Der Thau auf Lilienblättern war
So reitzend nicht als ſie.

Sie hieß die ſchöne Widdrington;
Ihr Wohnhaus dort erſcheint. (*)
Und ihr Papa, ein Feldherr, war
Der Deinen warmer Freund.

Viel Lords, und mancher Rittersmann
Bewarben ſich um ſie;
Doch Bertram war ihr einzger Wunſch
Für ihn nur braunte ſie.

Lord

(*) Die Burg Widdrington liegt ohngefähr fünf engliſche Meilen weſtwärts von Warkworth.

Lord Percy hielt für seinen Freund
Bey ihrem Vater an.
Da wars das schöne Mädchen nur,
Das sich erst noch besann.

Sie hatte die Verzögerung
Zum Mittel aufgedacht
Zu prüfen ihres Ritters Treu
Und ihrer Reize Macht.

Ein Herz, sie sprach, ist leicht verschmäht,
Das sich zu leicht ergiebt;
Und Reue folgt dem Mädchen nach,
Das gar zu plötzlich liebt.

Lord Percy gab in Alnwiks Burg
Ein feyerliches Mahl.
Da kamen Lords, da kamen Herrn
Und Ritter ohne Zahl.

Vom Schmauſen, Scherz und Schälerey
Erſcholl das Schloß faſt ſehr.
Lord Percy rief auch Sing und Sang
Und Kriegstrompeten her.

Das Geigerchor, in blauer Tracht,
Am Arme ſchön geziert
Mit einem halben Silbermond,
Spielt' auf wie ſichs gebührt.

Sie ſangen jede groſſe That
Die dein Geſchlecht bewies;
„Wie Mainfred mit der Norder Heer
„Zuerſt vom Ufer ſtieß;

„Held Galfried nach der Normandie
„Zuſamt dem Rollo kam,
„Und von erſtürmten Feſten da
„Den Nahmen Percy nahm. (*)

„Sie

(*) In der NiederNormandie ſind drey Plätze, welche den

„Sie sangen, wie zu seiner Braut
„Der tapfre William (*)
„Die junge Sachsin, die er fieng,
„Nebst Land und Leuten nahm.

„Dann hin nach Palestina zog,
„Dort tapfer focht und starb,
„Doch erst des Ketzers Sultans Zier,
„Den halben Mond, erwarb.

„Und wie der Nahme Percy stets,
„Dem Unterdrücker feind,
„Zum Schutz und Schmuck des Vaterlands
„Im edlen Glanz erscheint.„

Mit

den Nahmen Percy führen; woher diese Familie den Zunahmen von Percy erhielt.

(*) William von Percy der fünfte Abkömmling in herunterſteigender Linie von Galfried, oder Geffrey von Percy, Rainfreds Sohn, hatte Antheil an der Eroberung von England, und erwarb ſich die anſehnlichen

Mit lautem Zuruf krönte man
Den Sang einmüthiglich;
Und alles ſprach von Heldenthat,
Und alles ſprach von Krieg.

Man ſchwatzte von vergangner Noth,
Von jeder kühnen That,
Als ach! ein Dirnchen, jung und zart,
Sich dem Palaſte naht.

Sie redet Bertram höflich an,
Und wirft zur Erde ſich.
„Herr Ritter, dein feins Liebchen ſchickt
Dir dies Geſchenk durch mich.„

lichen Beſitzungen der Emma von Porte in Yorkſhire, wie ſie von den normänniſchen Schriftſtellern genannt wird. Ihr Vater hatte ſein Leben im Kriege eingebüßt. William, von einem gewiſſen Gefühl von Ehre und Großmuth angetrieben, heyrathete ſie.

Dann zeigt ſie einen blanken Helm,
Der dickvergoldet war,
Die Haube war von Stahl gemacht,
Der Kamm von Golde gar.

„Herr Ritter, dieſes ſchickt ſie dir
Und will ſeyn deine Braut,
Wenn du verſuchet dies Geſchenk,
Wo man am ſchärfſten haut.„

Und Bertram nahm den blanken Helm,
Und dreymal küßt er ihn.
„Traun! zu verſuchen ſolch Geſchenk
Bin ich dir mehr als kühn.„

Da zog Lord Percy, und mit ihm
Wohl ſechszehn Edle, aus,
Mit Schottenblut des Landes Schmach
Zu waſchen kühnlich aus.

An tauſend Roſſe, wohl noch mehr,
Formirten ihren Zug,
Und Widdrington, obgleich betagt,
Die Feldſtandarte trug.

Stracks gehn ſie übern Tweed und ſtehn
Am Ufer wohlgeſtellt;
Und durch das krumme Tiviotthal
Ihr Waldhorn weidlich gellt.

So wie ein Leu aus ſeiner Gruft
Heraus im vollen Lauf
Dem Jagdgeſchrey entgegen rennt:
So ſprang der Douglas auf.

Eintauſend Krieger ſtanden ſchon
Zu ſeinem Dienſt bereit.
Und nun erſchien der Augenblick
Zum ſchreckenvollen Streit.

Ein ausgesuchter junger Trupp
Von Schotten erst erscheint;
Der Lord bemerket ihren Muth
Und spricht zu seinem Freund:

„Nun, Bertram, prüfe deinen Helm
Greif jenen Vortrupp an:
Ich sterbe mit dir, wo ich nicht
Dir Hülfe leisten kann.„

Und Bertram bückt sich hocherfreut,
Und spornt sein muthig Roß,
Ruft seine Dame an und fleugt
Wie Wirbelwind drauf los.

So wie ein schneller Wetterstrahl
Den jungen Hain durchfährt
So fährt durch den gedrängten Feind
Sir Bertrams kühnes Schwerdt.

Bald hier, bald da bahnt ſich ſein Stahl
Den Weg durch ihre Reihn,
Und mancher ſchlanke Ritteremann
Büßt hier ſein Leben ein.

Nun drängt ſich dicht um ihn herum
Der Feind mit großer Wuth,
Doch manche tiefe Wunde ſchlug
Sein noch viel größrer Muth.

Und ſchier gewann ſein ſtarker Arm
Das Feld; als plötzlich, ach!
Ein ſchweres Streitbeil ſeinen Schild
Ihm in der Hand zerbrach.

Ein zweyter Hieb die Schläfe traf;
Da trank ſein Blut der Sand:
Zerſprungen war der ſchöne Helm
Von Iſabel geſandt.

Lord Percy, der ihn übermannt
Von Feinden, fallen ſah,
Ruft: „edle Freunde, hier! befreyt,
Den wackern Ritter da!„

Und mit dem Schilde deckt er ihn,
So wie die nackte Brut
Der Adler deckt, der in der Luft
Auf breiten Flügeln ruht.

Dreymal verſuchten ſie den Raub
Dem Helden zu entziehn.
Umſonſt! Er focht mit Löwenmuth,
Sie mußten dreymal fliehn.

Nun raſ't von allen Seiten her
Gewaltiglich die Schlacht:
Zu früh ward mancher Dame hier
Ihr Ehherr umgebracht.

Percy und Douglas, beyde groß,
Bewiesen ihren Muth.
Mit Leichen ward das Feld bedeckt
Und alles floß von Blut.

Der Schotte trat uns endlich ab
Des Tages Ruhm und Glück,
Und zog, nach viel gezeigtem Muth,
Allmählich sich zurück.

Ganz blaß, auf Schilden ausgestreckt
Trug man zum nächsten Schloß
Den jungen Ritter, dessen Blut
Aus tiefen Wunden floß.

„Wohl hast du meiner Tochter Hand
Verdient, der Vater sprach.
Auch soll sie selbst verbinden dich
In deinem Schlafgemach.„

Ein Bote gieng; doch Isabel
Zeigt nimmer, nimmer sich:
„Die Mädchen, sprach der alte Herr,
Sind, traun! was ängstiglich.

.Biß muthig, Sohn; du sollst sie sehn,
So bald dir heil die Haut;
Sie soll zu Haus dich pflegen fein,
Und soll seyn deine Braut.„

Ihr Nahme giebt Sir Bertram Kraft,
Giebt seinem Herzen Ruh;
Die Hoffnung, seine Pflegerin,
Heilt seine Wunden zu.

Der
Einſiedler von Warkworth.

Dritter Geſang.

Eins frühen Morgens, da der Thau
Am Baume zitternd hieng;
Stand Bertram von dem Siechbett auf;
Die Braut zu ſehn er gieng.

Sein junger Bruder, keck und feſt,
Begleitet ihn getreu,
Die Wunden unter Weges ihm
Zu pflegen, die noch neu.

Sie ritten auch den ganzen Tag
Wohl über Moos und Moor.
Erſt in der lieben ſchwarzen Nacht
Erreichten ſie ihr Thor.

Gar gräulich ſchwarz das Schloß erſchien
Das ſonſt ſo glänzend war.
Sir Bertram rief ſich heiſch, bevor
Er Lwurde Lichts gewahr.

Die alte Amm' erhob zuletzt
Die Stimme hell und klar:
„Wer iſt der Unhold, der ſo ſchreyt?
Wer klopft ſo dreiſte dar?„

„'S iſt Bertram, deiner Frauen Freund,
Vom Siechbett kommen an;
Ich ritt wohl über Moor und Moos,
Zu ſchaun dein Fräulein an.„

„Nun helf uns Gott! Schrie ſie zurück:
O weh! was iſt das hier?
Sechs lange Tage ſind vorbey
Seit dem ſie zog zu dir.„

Sir Bertrams Herz erſchrak faſt ſehr,
Und ſeufzt' eins lang und breit,
Indeß man aufzureiſſen lief
Das Thor ſperrangelweit.

„Sechs Tag', Herr Ritter, ſind vorbey
Seit dem ſie zog zu dir;
Und traf kein Harm, kein Unfall ſie,
Du ſuchteſt ſie nicht hier.

„Denn ſie zerrauft' ihr Haar und ſchrie,
Als ſie vernahm dein Leyd:
Ach! Ich ſchlug ſeine Wunden, ich,
Durch ſtolze Sprödigkeit!

„Ich geh, zu büſſen meine Schuld,
Will ſehen, wie 's ihm geht?
Will pflegen meinen Liebſten ſelbſt
Auf ſeinem Jammerbett.

Dann ſteigt ſie auf ihr Milchweiß Roß
Eins Morgens früh am Tag;
Und zum Geleite folgen ihr,
Zwey ſchlanke Reiter nach.„

Sir Bertrams Herz erſchrak faſt ſehr:
„Bey Gott! ſo rief er aus;
Bey Gott! ich will nicht eher ruhn,
Bis ich ſie funden aus.„

Im ſchweren Kummer, ohne Raſt,
Durchſeufzt er dieſe Nacht;
Und eh der Tag zu dämmern ſchien,
Hatt' er ſich fortgemacht.

„Nun, Bruder, woll'n wir Berg und Thal
Durchſtreichen Tag und Nacht;
Nach Norden du, nach Weſten ich,
In unbekannter Tracht.

„Ein Schottiſcher Graf hat ſicherlich
Den Engel mir entwandt;
Und nie betret' ich, ohne ſie,
Dir wieder dieſes Land.„

Die Brüder theilten ihren Pfad
Wohl über Berg und Thal,
Und wechſelten, verkannt zu ſeyn,
Die Kleider manchesmal.

Sir Bertram gieng im grauen Rock
Wie arme Pilger gehn;
Von Schloß zu Schloß und blieb am Thor
Vor jedem bettelnd ſtehn.

Zuweilen trug er Spielmanns Kleid,
Mit Pfeifen hell am Klang,
Und gieng damit von Stadt zu Burg
Die Schottſchen Berg' endlang.

Einſt da er ſaß am Hageborn,
Vertieft in Herzeleyd,
Geht ein bejährter Pilgersmann
Vorbey und merkt ſein Leid.

„So viel ich jemals Geiger ſah,
Die waren froh und flink:
Doch du biſt traurig und voll Harm;
Erkläre mir das Ding!„

„Mich quälet, Vater, dieſer Gram
Für meinen alten Herrn;
Man ſtahl ihm, ach! ſein einzges Kind,
Sie finden mögt' ich gern.„

„Bis wohlgemuth, mein Sohn, vielleicht
Bring ich dir neue Mähr:
Denn oft wenn unſre Hoffnung ſinkt,
Iſt Gottes Troſt uns nähr.

Dort hinter jenem ſteilen Berg
Im niedern Thal verſteckt,
Steht eine ſchöne, feſte Burg,
Vom Wandrer nicht entdeckt.

Letzt, da ich hier zu betteln gieng,
(Der Abend war ſchon nah)
Kam, ſchien's, ein weiblich Jammerſchrey
Aus einem Thurme da.

Wer, fragt' ich, iſt die Lady wohl,
Die da ſo kläglich ſchreyt?
Allein man hieß fürbaß mich gehn,
Und gab mir nicht Beſcheid.

Sir Bertram ſpitzt ein horchend Ohr,
Und dankt dem alten Mann;
Und plötzlich ſprang er übern Berg,
Und plötzlich kam er an.

Dann näh'rt er ſich der öden Burg
Im tiefen Thal; und dann
Setzt er ſich an die Pfortenthür,
Und ſtimmt ein Stückchen an.

„Herr Pförtner, iſt dein Herr zu Haus,
Zu hören meinen Sang?
Und darf ich übernachten hier,
Für ſchönen, großen Dank?„

„Mein Herr, ſprach er, iſt nicht zu Haus,
Zu hören deinen Sang;
Und ließ ich dich herein, ſo wär
Mein Leben nicht mehr lang.„

Er ſpielt von neuem — ach, ſo ſanft!
Und ſchaut, was Wohllaut kann!
Sein Spiel gewinnt des Pförtners Ohr,
Und rührt den harten Mann.

„O Spielmann, sprach er, dein Gesang
Verdiente Nachtquartier:
Doch ach! ich schwor, ich schwor aufs Kreuz,
Zu dulden keinen hier.

Doch, Spielmann, sollst in jenem Fels
In einer Höhle ruhn;
Und hier von meinem Abendbrod
Sollst dir was gütlich thun.„

Nun saß er täglich unterm Thor
Und blies eins hell und laut;
Zur Nachtzeit gieng er rund umher,
Zu hören seine Braut.

Die erste Nacht beym Rondegehn,
Hart um die Mitternacht,
Vernimmt er seines Fräuleins Ton,
Das in dem Thurme klagt.

Die zwoote Nacht, da Silberthau
Im goldnen Mondschein hieng,
Erblickt er sie durchs Gitterwerk,
Indeß sie kam und gieng.

Ermüdet um die dritte Nacht,
Schläft unser Rittersmann:
Doch plötzlich wacht er auf; ergreift
Sein Schwerdt und läuft heran.

Da sah er, ach! ein Leiterstrick,
Hieng da die Wand herab;
Und übern Graben war gelegt,
Ein starker Weydenstab.

Und plötzlich stieg vor ihm herab
Sein Liebchen wohlbewacht
Von einem jungen starken Mann
In Oberländscher Tracht.

Erſtaunt, verdutzt ob dem Geſicht,
Lag Bertram da und ſchwieg:
Indeß das Paar in aller Haſt
Den nahen Berg beſtieg.

Sie flohn, von keiner Seel im Schloß
Geſehen und erkannt:
Doch was entgeht der Liebe Blick,
Von Eiferſucht entbrannt?

Still, wie ein Mäuschen, ſchleicht er auch
Hart hinter ihnen her.
Er ſah, ſie hieng ihm an dem Arm
Und ſchmeichelt' ihm faſt ſehr.

„Dank, edler Jüngling, ſprach ſie oft,
Dank haſt du wohl verdient.
Zu wie viel Fährlichkeiten haſt
Du dich für mich erkühnt?

Auch ſoll mein Herz für ſolchen Dienſt
Dir werden nimmer kalt —„
Nun hält ſich Bertram länger nicht,
Er ſchreyt: „ Verräther, halt!

Verräther! tritt das Fräulein ab! —„
Sein Schwerdt war ſtündlich bloß.
Der Fremde kehrt ſich wüthend um,
Und fleucht auf Bertram los.

Der Kämpfer Muth und Blutgier ſtärkt
Die nervenvolle Hand;
Zuletzt ſtreckt Bertrams ſtärkrer Arm
Den Fremden in den Sand.

„Stirb, Räuber, ſtirb!„ — Dies Wort war Tod;
Und wehe! da erkannt'
Ihn Iſabel, und ſchrie und kam
Ihm unters Schwerdt gerannt:

„O halt,

„O halt, halt ein den Arm! du ſtöſ'ſt
In deines Bruders Herz! —„
Hier ſchwieg der Eremit, und weint'
Die Zunge lähmte Schmerz.

Wie ſoll ich, rief er endlich aus,
Euch ſchildern meinen Schmerz?
Mein Schwerdt, eh' ichs zurücke zog,
Durchbohrte ſchon ihr Herz.

„Ach, warſt der arme Jüngling ſelbſt?„
So fragt' ein lauter Schrey.
Da weint' er ſehr; da weinten ſie;
Da ſeufzten alle drey.

O, rief er, blinde Eiferſucht,
Welch Unglück ſtrömſt du her!
Da ſchwieg der Mann; da traurten ſie,
Da weinten ſie, und er.

Als ich den Bruder da erkannt,
Sah meines Fräuleins Blut:
Da raste, weinte, flucht' ich mir
Und meiner blinden Wuth.

Umsonst drückt ich sie an die Brust
Und hielt die Wunde zu:
Umsonst hob ich dich zitternd auf,
Du bester Bruder, du.

Mein Bruder ach! sprach nimmer mehr,
Es brach sein schönes Herz;
Und sie, bekümmert nur um mich,
Vergaß den eignen Schmerz.

„Mein Bertram, sprach sie, sey getrost,
Und leb, und denk an mich!
Das Band, das hier zerriß, verbind
Im Himmel mich und dich.

„Mein Bertram, ſprach ſie, ich blieb treu,
Du hatt'ſt allein mein Herz.
Einſt triffſt du mich im Seegen an,
Jetzt lebe wohl! — O Schmerz!

Für dich ließ ich des Vaters Burg,
Flog zu dir über Land,
Als ach! ein Schottſcher Feldherr mich
Am Chiviots Berge fand.

Lord Malcolms Sohn, der um mich warb,
Und von mir ward verſchmäht,
Ergreift mich hier, haut alles todt,
Was ihm noch widerſteht,

Und ſchließt in jener grauſen Burg
Mich unbarmherzig ein,
Und fordert flehentlich von mir,
Ihm endlich hold zu ſeyn.

Mit jedem Morgen wuchs mein Leid,
Mein Schreck mit jeder Nacht,
Bis vom Geſchick dein Bruder mir
Zur Rettung ward gebracht.

So eile dann, mein Beſter, fort,
Und ſorge nur für dich.
Und denk oft Mitleidsvoll zurück
An deine Braut — an mich.„

So haucht' ihr letzter Athemzug
Noch Troſt in mein Gemüth.
Dann drückte ſie an ihre Bruſt
Mich brünſtig, und verſchied.

Wild, ſprachlos, wüthend lag ich da,
Und fühlte Höllenpein:
Mich zu entleiben gab zuletzt
Die Raſerey mir ein.

Und wüthend ſprang ich auf, ergriff
Das blutgefärbte Schwerdt;
Als plötzlich dieſe ſchwarze That
Ein ſtarker Arm verwehrt.

Ein Haufen Volks, das von der Burg
Nach meinem Engel lief,
Griff, feſſelte und ſteckte mich
In einen Kerker tief.

Zum Glück ward ſelben Tags ihr Herr
Gefangen, gleich wie ich.
Lord Percy wechſelt ſchnell uns aus,
Und ſucht zu tröſten mich.

Drob ward der theure Ueberreſt
Nach England bald gebracht;
Allda ins väterliche Grab
Geſenkt, mit heilger Pracht.

Und ich, des ſchnöden Lebens ſatt,
Sucht' oft ihm zu entfliehn,
Bis Zeit, Vernunft und frommer Troſt
Mir beſſern Rath verliehn.

Zum reinen Quell der Ruh, zu Gott,
Erhoben ſie mein Herz;
Sie lehrten mich die Welt verſchmähn,
Und tragen meinen Schmerz.

Nicht mehr ein Sclav vom ſtolzen Wahn,
Vom Glück, das bald vergeht,
Weyht' ich mein Leben demuthsvoll
Der Buß und dem Gebet.

'S iſt nicht der kühne Bertram mehr,
Sonſt heftig, ſtolz und wild:
Es iſt der arme Benedict,
Beſcheiden, ſanft und mild.

Zu bauen Kirch' und Armenhaus
Gab ich mein ganzes Land;
Freywillig hab ich mich allhier
Von Menschen selbst verbannt.

Ich wählte dieses stille Thal
Umringt von Fels und Hain,
Denn oft sog hier mein trautes Kind
Den jungen Frühling ein.

Mein edler Freund gewährte mir
Den Ort zum Eigenthum;
Hier ätzt' ich ihre schöne Form
In diesem Heiligthum.

Schon funfzehn Winter sind durchseufzt,
Durchweint an diesem Ort;
Denn täglich netzt ein Thränenthau
Das heilge Bildniß dort.

Und du, mein Herzensbruder, ach!
So zärtlich und so treu,
Die Wunde, die dein Fall mir ſchlug,
Bleibt immer, immer neu. „

Er ſchwieg; — und hob die fromme Hand
Zum Seegnen liebreich auf:
Da gab das dankerfüllte Paar
Den Thränen freyen Lauf.

Drob baten ſie um weiſen Rath
Den guten alten Mann;
Und traten, auf ſein Wort, getroſt
Den Weg nach Schottland an.

Indeß zu Raby ihr Geſuch
Bey Newill Gnade fand,
Und ſelbſt der Mutter Fürſtin Zorn
Vor ihrem Flehn verſchwand.

Sie geht vor ihres Neffen Thron (*)
Und wirkt Vergebung aus:
Da ward zur alten Würd' erhöht
Der Percy und sein Haus.

Der junge Graf sein schönes Kind
Tagtäglich mehr verehrt;
Neun edle Söhne schenkt sie ihn,
All' ihres Nahmens werth.

X.

(*) Dieser war König Heinrich V.

II.

Polyxena.

Ein lyriſches Monodrama.

Einleitung.

Polyxena, war König Priams und der Hekuba Tochter. Ihr Landsmann und Zeitgenoſſe, Dares Phrygius, erzählt uns, ſie ſey ſo ſchön geweſen, daß ſelbſt Achilles ſich in ſie verliebt habe. Während eines Waffenſtilleſtandes zwiſchen den Trojanern und Griechen, begehrte ſie Achilles von ihrem Vater zur Ehe, und verſprach ihm dafür den Frieden mit den Griechen zu bewirken. Vater und Tochter willigten in dieſen Vorſchlag, Priam aus Politick und Polyxena aus Liebe. Die Feyer der Vermählung gieng im Tempel des Thymbräiſchen Apollo vor ſich. Paris, Polyxenens Bruder aber hatte ſich, Allen unwiſſend, hinter die Bildſäule Apolls verborgen, und tödete von da aus mit einem Pfeile den Achilles am Altare, Polyxenen zur Seite. Die Griechen erfuhren es, löſten ſeinen Körper aus, und begruben ihn auf dem Sigäiſchen Vorgebürge. Polyxena war untröſtlich

tröstlich über die Ermordung und den Verlust ihres Geliebten; noch mehr aber brachte sie der Entschluß ihres Vaters auf, sie, statt Helenen, dem Menelaus zu überliefern. Von Liebe und Verzweiflung gedrungen entfloh' sie daher Nachts aus Troja, suchte Achillens Grab, und opferte sich, als sie es fand, selbst daran auf. Ich bin hiebey nicht Virgils und Hygins, sondern des Philostratus Erzählung gefolgt; weil letztere für die Bühne vortheilhafter war.

Polyxena.

Ein lyrisches Monodrama.

Die Bühne zeigt eine rauhe Gegend an Ufer des Sigäischen Vorgebürges. Im Hintergrunde das halbruhige Meer; zur Seite Achills Grabmal mit daraufstehenden Aschenkruge, doch für die eine Seite versteckt. Nacht mit Mondschein. Die Bühne ist anfangs leer; man hört nichts, als das sanfte Geräusch des nahen Meeres; der Gang der begleitenden Musik ist feyerlich. Polyxena kommt, von der Seite, welcher das Grabmal versteckt liegt; in ihrem Gürtel einen Dolch. Sie scheint entkräftet, geht mühsam wenige Schritte, und bleibt stehen.

Polyxena.

Unglückliche! Nein, weiter, weiter trägt
Dein Fuß, von ſcharfen Klippen wund,
Die jammervolle Bürde nicht! —
Vergebens ſuch ich es, wo Friede
Für mich Elende wohnt,
Dein Grab, o mein Achilles!
Umſonſt entfloh' ich Ilion, und euch
Grauſamen? — Ach! ich find' es nicht! —

Sie ſetzt ſich entkräftet auf eine Klippe, und verſinkt in Nachdenken. Kurz drauf ſchnell aufſtarrend.

Welch eine feyerliche Stille
Der Mitternacht rund um mich her!
Und dieß Gefühl, das mir ſo neu,
In jeder Nerve bebt, woher? —
Seyd ihr es, Seelen der erſchlagnen Helden,
Was mich umweht? in meinem Schleyer rauſcht? —
Wie? oder wär — O Götter! wär ſie wahr,
Die Ahndung, die ſich itzt
Mit ſüſſem Schaudern immer näher
Zu meinem Herzen ſchleicht:
Hier ſey Achillens Grab!

Wo ſind ich dich, geliebte Aſche?
In welchem Hayn? auf welcher Flur?
Auf daß ich dich, wie ich es ſchwur,
Mit treuer Liebe Thränen waſche.

Und ſchwebſt du, edle Seele,
An dieſen Ufern hier,
So komm und zeige mir
Zum Wald, zur fernſten Höhle,
Wo ſie ietzt ruht, die Spur.

Wo ſind ich dich, geliebte Aſche?
In welchem Hayn? Auf welcher Flur?

Sie ſcheint mit ihren Blicken das Grabmal zu ſuchen; entdeckt es aber nicht, weil die Klippe, woran ſie ſitzt, es ihr verſteckt. Die Inſtrumente drücken Wehmuth und Gefühl des Mitleids mit ſich ſelbſt aus.

Umſonſt Polyxena! du biſt verlaſſen; —
Verlaſſen biſt du! ja, die Götter
Verſagen dir auch dieſen letzten Troſt;
Sind taub für treuer Liebe flehn;
Sind grauſam, hart, wie der Barbar
Von deſſen Hand der Held, zur Seite mir,
Gemordet fiel. O, durfte ſonſt
Solch eine That, unſterblicher Apollo,

In deinem Tempel ſelbſt geſchehn? —
Und wer begieng ſie? Du,
Den Einer Mutter Bruſt mit mir genährt?
Du, den ich Bruder nannte?

Sie ſteht haſtig auf.

O, deckt mit ew'gen Finſterniſſen,
Ihr Mächte des Olympus,
Der Menſchheit Schande, dieſe ſchwarze,
Verruchte That!

Ihr Schmerz macht eine ſtumme Pauſe.

O mein Geliebter! wenn du itzt
Noch in Elyſiens Gefilden,
In ſeelgen Auen, dort, wo Helden-Schatten
Sich um dich drängen,
Jenſeit des Lethe, dich des Traums
Von dieſer Welt entſinnſt, und noch
Polyxena vor deiner Seele ſchwebt,
O, ſo verzeyh' dem Herzen,
Das ſchuldlos dir entgegenſchlug
Als du zum Mordaltare eilteſt; —
Verzeyh' der Schweſter
Des Bruders That! —
An ſeinem Herzen nagt

Echon

Schon der Verzweiflung Zahn; die Hand
Der Eumeniden ſchwingt die ſchwarze Fackel
Des Erebus wild um ſein Haupt,
Und ihrer Schlangen Biß gießt Feuer
Der Hölle in ſein Blut.
Du biſt gerächt, du biſt gerächt,
O mein Achilles! —

Nach kurzer Pauſe.

Und ſchmachtend, halbentſeelt,
Des Lebens müde, irrt noch deine Gattin
Polyxena auf dieſer öden Erde! —
Nein, länger nicht!
Sie eilt dir nach, du Hälfte meiner Seele,
Sie eilt dir nach, dir, in Elyſium.

Empfangt mich ihr Schaaren der ſeeligen Schatten,
Führt jauchzend zum Reiche der Freuden mich ein.
Schon ſeh' ich am Ufer den wartenden Gatten;
Schon füllt ihr die Schaale des Lethe mir ein!

Ich komme, ich komme, ihr seeligen Schatten;
Empfangt mich, und führt in Elysium mich ein.

Sie sieht nach dem Meere zu.

Von dieser Klippe sollst du mich empfangen
Allmächtiger Oceanus!
Vielleicht nahmt ihr, wohlthätge Nereiden,
Die Asche meines Gatten
In eurem Schooße auf; denn er
War eurer Göttin Sohn. —

Sie eilt dem Meere zu, erblickt im Gehen Achillens Grab, und bleibt betroffen stehen.

Ihr Götter, was seh' ich! —
Täuscht ein Bild der Phantasie
Mein leidend Herz? —
Nein, nein, hier ist es, — ah!
Es ist Achillens Grab!

Sie stürzt im höchsten Grade der Leidenschaft auf das Grabmal zu und sinkt ohnmächtig daran nieder. Nach einiger Zeit erholt sie sich wieder, und richtet sich mit halben Leibe auf.

Wo bin ich? Hier? — Noch hier? —
Verwaißt von jeder Hoffnung, jedes Schmerzens
Raub,
Seufz' ich Elende unter meines Daseyns Last?
O warum schontet ihr, gewaltge Parzen,
Izt meines Lebens noch?

Sie steht auf.

Doch ja, ich weiß es.
Noch einmal deinen Aschenkrug
Mit Liebesthränen zu benetzen;
Noch einmal deinen Staub zu küssen,
O mein Achill! —

Sie umarmt die Urne und sinkt, dran weinend, mit halben Leibe über das Monument. Nach einer Pause erhebt sie den Kopf.

Wo seyd ihr nun, Barbaren, die ihr mich
Um eine Lasterthat verkaufen,
Als feilen Lohn für eine Buhlerin,
Ganz Grácien zum Spott,
In Menelaus Arme stoßen —
Gedanke, der mein Blut empört! —
Durch mich der Griechen Zorn
Versöhnen wollt? Wo seyd ihr? Kommt,
Kommt, und entreißt mich dieser Freystatt nun! —

Zur Urne gewendet.

Nein, mein Geliebter, deſſen Aſche,
Das Einzge, was von dir mir blieb,
Ich itzt an meinen Buſen drücke,
Nie wird, nie kann Polyxena
Dir untreu ſeyn. Noch füllt
Der große, einzige Gedanke,
Dir folgen, meine ganze Seele.

Er iſt gefunden, der Altar,
Dem ich dein Todtenopfer bringe;
Geliebter Schatten nimm es an.

O Götterwonne, zu dir ſchwinge
Ich mich empor! Es iſt kein Wahn,
Den mir ein krankes Herz gebahr.

Er iſt gefunden der Altar,
Dem ich dein Todtenopfer bringe,
Geliebter Schatten nimm es an!

Sie ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt, und ſinkt am Monumente nieder.

B—ch.

III.

III.

Proben
einer neuen Ueberſetzung
der Briefe des Plinius,
von
Wieland.

I.
An ſeinen Freund Cornelius Tacitus.
I. 6.

Sie werden lachen, und ich gebe Ihnen meine Erlaubniß dazu. Stellen Sie ſich vor, daß ich, ich ſelbſt — Sie kennen doch den Mann? — drey Schweine, und, wenn Sie es nicht übelnehmen wollen, drey recht große Schweine gefangen habe. Sie ſelbſt? — hör ich Sie fragen. Ich ſelbſt: aber freylich, — damit meine Indolenz und Ruhe ſo wenig als möglich dabey verlöre, ſaß ich nicht am Garn; und neben mir lagen, ſtatt der Lanze und des Jagdſpießes, Griffel und Schreibtafel. So ſaß ich, überließ mich meinen Gedanken, und ſchrieb von Zeit zu Zeit etwas nieder, um, wenn ich mit leeren Händen heim käme, wenigſtens mein Taſchenbuch voll zurückzubringen. Sie hätten Unrecht, wenn Sie dieſe Art zu ſtudieren verachteten. Es iſt erſtaunlich, wie ſehr der Geiſt durch die Leibesübun-

gen und eine mehr als gewöhnliche Bewegung aufgeweckt wird. Und dann noch das angenehme Grauen der Wälder, und die Einsamkeit, und selbst das allgemeine Schweigen, das beym Jagen beobachtet wird, — welche Reitzungen zum Denken! Folgen Sie also immer meinem Beyspiel, und nehmen Sie, wenn Sie auf die Jagd gehen, ihre Schreibtafel eben so richtig mit, wie ihren Brodkorb und ihre Kürbisflasche: Sie werden finden, daß Minerva so gern auf den Bergen herumirrt als Diana.

* * * * *

Ich liebe diesen kleinen Brief, weil er, ohne daß dies eben die Absicht des Plinius gewesen zu seyn scheint, ein naives Gemählchen ist, wie Gelehrte zu sagen pflegen. Die Jagd selbst ist ordentlicher Weise, (denn auch hier giebts Ausnahmen) was sie gerade am wenigsten dabey interessirt. Omnis scriptorum chorus amat nemus, sagt Horaz, und nie ist etwas wahreres gesagt worden. Der Wald, die frische und balsamische Luft, die man darinn athmet, die tiefe Stille, die weit umher herrscht, die Leichtigkeit, womit der Seele unter diesen Umständen alle ihre natürlichen Verrichtungen von statten gehen, dies ist Alles, was der Gelehrte in der Jagd Anzügliches findet; Hasen, Rehböcke, Hirsche und Schweine haben gute Ruhe vor ihm. Ein ächter Jäger, der die Jagd um — des Jagens willen liebt, wird zu diesem Briefe lächeln; den Denkern hingegen, gesetzt auch, daß sie sich nie in dem Falle befunden hätten, die Erfahrung selbst zu machen, wird es vorkommen, als ob nichts natürlicher seyn könne.

2.

An Fundanus.

I. 9.

Es iſt was Wunderſames, wie übel ein Mann, der ſeine Zeit zu berechnen gewohnt iſt, zu Rom mit ſeiner Rechnung beſteht. Nimmt man jeden Tag für ſich, ſo ſcheint alles richtig; nimmt man etliche zuſammen, ſo kömmt das Facit nie heraus. Fragen Sie Einen: womit haben Sie Sich heute beſchäftigt? So wird die Antwort ſeyn: Ich habe dieſer oder jener Feyerlichkeit, einem Verlöbnis, einer Hochzeit beygewohnt — Dieſer hat mich zur Unterſchrift eines Teſtaments, Jener um Führung eines Rechthandels, ein Dritter zu einer Conſultation gebeten. Jedes dieſer Dinge und zwanzig andre von dieſem Schlage, ſcheinen an dem Tage da man ſie gethan hat, wichtig zu ſeyn; bedenkt man hingegen, daß man nun ſeit vielen Tagen nichts anders gethan hat als dies, ſo glaubt man Nichts gethan zu haben; beſonders wenn man dieſe Ueberlegung in der Entfernung von der Stadt und ihren Geſchäften oder Zerſtreuungen macht. Dann kann man ſich nicht entbrechen zu überdenken, wie viele Tage man verlohren, und über welchen nichtswerthen Dingen man ſie verlohren hat. So pflegt es mir zu gehen, ſo oft ich einige Tage auf meinem Gute zu Laurentium zubringen kann. Dort weiß ich meine Zeit ganz anders zu benutzen. Entweder

weder ich leſe, oder ich ſchreibe was, oder ich mache Leibesübungen, die ſo nothwendig ſind um den Geiſt bey Munterkeit zu erhalten: da höre ich nichts, was mich gehört zu haben — da ſag' ich nichts was mich geſagt zu haben gereuen könnte. Da iſt niemand, der mir Böſes von Andern ſpricht; da hab' ich an Niemand etwas auszuſetzen; es müßte denn an mir ſelbſt ſeyn, wenn ich mit dem, was ich geſchrieben habe, nicht recht zufrieden bin. Da plagt mich weder Furcht noch Hoffnung; da beunruhigen mich keine Gerüchte: und ich habe und verlange keine andre Geſellſchaft als mich ſelbſt und meine Bücher. O! mein Freund, dies nenn' ich wahres Leben! O ſüſſer, edler Müſſiggang, wie wenig Geſchäfte verdienen dir vorgezogen zu werden! O Meer, o Geſtade, wahres von der Welt abgeſchiedenes Heiligthum der Muſen, wie erfindſam ſeyd ihr, wie manchen guten Gedanken bin ich euch ſchuldig! Glaube mir, mein liebſter Fundanus, folge meinem Beyſpiel! Ergreif die erſte beſte Gelegenheit, dich dieſem Geräuſche, dieſem eiteln Hin- und Her-Rennen, dieſer in ſo mancher Betrachtung unnützen Geſchäftigkeit der Stadt zu entreiſſen, und wirf dich in die Arme der Ruhe und der Muſen. Denn am Ende iſt es doch immer beſſer — nach dem eben ſo wahren als feinen Ausdruck unſers Attilius — müßig zu gehen, als Nichts zu thun.

* * *

Ein vortreflicher Commentar über dieſe Verſe des Horaz, deren Wahrheit und ſchöner Ausdruck ſie immer ſo ſehr empfohlen hat:

O rus, quando te aſpiciam, quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc ſomno et inertibus horis
Ducere ſollicitae iucunda obliuia vitae!

3.

An ſeinen Freund Atrius.

L. 10.

Wenn jemals eine Zeit war, wo die ſchönern und edlern Wiſſenſchaften in unſrer Stadt blüheten, ſo iſt es gewiß die unſrige. Unter den vielen und glänzenden Beyſpielen, die ich hievon anführen könnte, will ich mich auf den einzigen Philoſophen Euphrates einſchränken. Ich lernte ihn in Syrien, ſeinem Vaterlande, kennen, wo ich als ein noch ſehr junger Menſch meine erſten Kriegsdienſte that. Der Zutritt, den er mir in ſeinem Hauſe erlaubte, gab mir Gelegenheit, ihn ſehr genau kennen zu lernen. Ich bemühte mich eifrig um ſeine Freundſchaft; wiewohl es in der That wenig Mühe koſtete; denn er iſt offen, zuvorkommend, und voll von der Menſchlichkeit, die er lehrt. Und wollte

Gott

Gott, ich hätte die Hoffnungen, die er damals von mir faßte, so erfüllt, wie er selbst indessen an jeder Vollkommenheit zugenommen hat — es müßte denn seyn, daß ich ihn itzt nur darum bewundernswürdiger fände, weil ich seinen Werth besser schätzen kann; wiewohl ich mir auch itzt nicht zutraue, daß ich ihn völlig zu schätzen wisse. Denn, so wie von einem grossen Mahler, Bildhauer oder andern Künstler nur ein Meister der Kunst richtig urtheilen kann: so ist auch nur ein Weiser fähig, den ganzen Werth eines Weisen einzusehen. So viel ich indessen urtheilen kann, besitzt Euphrates eine Menge von Vorzügen in so hohem Grade, daß auch die mittelmäßigsten Köpfe davon überwältigt werden müssen. In seinen Discursen herrscht Scharfsinn, Gründlichkeit und Geschmack; und nicht selten erhebt er sich zu jener Platonischen Erhabenheit und Fülle. Sein Vortrag ist reich an glücklichen Ausdrücken und Wendungen, und unterscheidet sich besonders durch eine Annehmlichkeit, die sich auch der Widerspenstigen bemächtiget, und womit er alles aus uns macht, was er will. Zu diesem kömmt noch eine ansehnliche Statur, eine schöne Gesichtsbildung, langes Haar, und ein großer eißgrauer Bart; zufällige Vorzüge, und Kleinigkeiten, wenn Sie wollen: die aber doch nicht wenig beytragen, den vortreflichen Mann desto ehrwürdiger zu machen. In seinem Aeusserlichen ist nichts von allem, was die Leute von seiner Profeßion zu affectieren pflegen;

gen; seine Kleidung reinlich, sein Ansehen ernsthaft ohne Düsterkeit; man nähert sich ihm immer mit Ehrerbietung, nie mit dem Wunsche ihm auszuweichen. Seine Sitten sind, eben so wie sein Leben, rein und untadelhaft. Er verfolgt die Laster, nicht die Menschen; man sieht, daß er nicht züchtigen sondern bessern will. Man hängt so zu sagen an seinen Augen und Lippen, indem er uns Lehren giebt, und, schon völlig überzeugt, wünscht man es noch nicht zu seyn, um ihn desto länger zu hören. Euphrates hat drey Kinder, worunter zween Söhne, die er vortreflich erzieht. Sein Schwieger-Vater Pompejus Julianus, ein Mann von vielen Verdiensten, würde in meinen Augen durch dies Einzige schon ein großer Mann seyn, daß er, da ihm sein Rang in der Provinz unter den edelsten und vortheilhaftesten Verbindungen die Wahl ließ, sich diesen Schwiegersohn erkießte, und den Vornehmsten erwählt zu haben glaubte, indem er den Weisesten erwählte. — Doch wozu spreche ich Ihnen so lange von einem Manne, den ich nicht genießen kann? — Als ob ich mir seine Entbehrung recht gefliſſentlich schmerzhafter machen wollte. — Eines der wichtigsten, freylich, aber gewiß der mühseligsten Aemter raubt mir alle meine Zeit. Da sitz ich den ganzen Tag und muß Audienzen geben, Antworten unter Suppliken setzen, Urkunden unterzeichnen, und eine ungeheure Menge Briefe schreiben; aber Himmel! was

für

für Briefe? die ungelehrteſten, unwitzigſten, unempfindſamſten von der Welt. (*) Ich beklage mich zuweilen (denn auch nur ſo gut wird mirs ſelten) gegen den Euphrates über dieſe beſchäftigte Lebensart. Er tröſtet mich, indem er behauptet, eben dies ſey ein Theil der Philoſophie, und zwar der ſchönſte, fürs Gemeine-Weſen arbeiten, die Gerechtigkeit handhaben, und dadurch Ordnung und Ruhe im

(*) Lauter Geſchäftsbriefe nemlich. Ich mußte dieſe Wendung und eine Menge Worte dazu nehmen, um einigermaßen auszudrücken was Plinius mit zweyen Worten ſagt: illiteratiſſimas literas. Dies iſt eines von den Wortſpielen, die man, in einem Briefe wenigſtens für ächten Witz gelten laſſen kann, wiewohl ſie unüberſezlich ſind. Umſchreibungen ſind übrigens allemal dem Original, mehr oder weniger nachtheilig, und einem Ueberſetzer, der ſeinen Autor liebt, höchſtunangenehm. Aber bey dem gedrungnen und oft ein wenig zu ſehr gedrehten Styl des Plinius und bey der großen Verſchiedenheit unſrer Sprache von der Römiſchen, ſind ſie oft nicht auszuweichen. Vielleicht hätte ein Andrer ohne langes Beſinnen ungelehrte Briefe geſezt. Aber was wir bey dem Worte ungelehrt denken, iſt, däucht mich, nicht gerade das was Plinius mit illiteratis hier ſagen will. Geſchäftsbriefe ſind gewöhnlich Briefe wozu man weder Witz noch Geſchmack, noch ſchöne Kenntniſſe vonnöthen hat, und eben darum kann für einen Mann von Empfindung und Geſchmack, denn dies wollte man damals mit dem Worte Literatus ſagen, keine unangenehmere Beſchäftigung ſeyn, als viel ſolche Briefe zu ſchreiben haben.

im Staat erhalten helfen. Dies ſey gerade das in Ausübung bringen, was er und ſeinesgleichen lehrten. Aber ich geſtehe Ihnen, wenn er mich von allen andern überreden kann, ſo ſoll er mich doch davon nicht überreden, daß es beſſer ſey, dieſe Dinge zu thun, als ihm ganze Tage lang zuzuhören. Um ſo mehr alſo, Mein lieber Atrius, rathe ich Ihnen, den keine Geſchäfte zurückhalten, ſobald ſie wieder in die Stadt kommen (und ich hoffe Sie kommen nun deſto bälder) ſich dieſem vortreflichen Manne zur völligen Ausbildung und gleichſam zur letzten Politur zu übergeben. Ich rathe es Ihnen, weil ich nicht, wie viele, die Untugend an mir habe, andern ein Gut zu mißgönnen deſſen ich entbehren muß, ſondern im Gegentheil es ſelbſt einiger maßen zu genießen glaube, wenn ich ſehe daß es meinen Freunden zu Gute kömmt.

4.

An ſeinen Freund Junius Mauricus.

I. 14.

Sie verlangen, daß ich Ihnen einen Gemahl für Ihres Bruders Tochter ausſuche? Unmöglich hätten Sie mit dieſem Auftrag beſſer an den rechten Mann kommen können, denn Sie wiſſen, wie ſehr ich dieſen großen Mann verehrte und liebte; Sie wiſſen, wie freundſchaftlich er ſich meiner Jugend angenommen, wie

viel Gutes er mir durch ſeine Ermahnungen gethan, und wie er ſogar durch zu frühzeitiges Lob mich aufgemuntert, es deſto bälder zu verdienen. Sie hätten mir alſo unmöglich etwas angenehmers und meinem Herzen wichtigers auftragen können als mir die Wahl des Jünglings zu überlaſſen, der die Ehre verdiene, einem Manne wie Arulenus Enkel zu geben. Vielleicht hätte ich einen ſolchen Jüngling lange ſuchen müſſen, wenn ich ihn nicht glücklicher Weiſe in der Perſon des Minucius Acilianus ſchon gefunden, und recht, als ob er bloß dazu gemacht wäre, bey der Hand hätte. Der junge Mann liebt mich mit ſo viel Wärme und Vertraulichkeit, als ob ich von ſeinem Alter — (in der That iſt er nur wenige Jahre jünger) — und mit ſo viel Ehrerbietung, als ob ich ſein Großvater wäre. Er wünſcht in allem von mir gebildet und geleitet zu werden, und mit einem Wort, er will, daß ich ihm das ſey, was ihr (*) ehemals mir waret. Er iſt aus Brixen gebürtig, das iſt, aus demjenigen Theile Italiens, wo man noch die meiſten Ueberbleibſel jener alten Beſcheidenheit, Mäßigkeit, und ſchier möcht' ich ſagen, häuriſchen Einfalt der Sitten findet. Sein Vater Minucius Macrinus, iſt gegenwärtig der erſte vom Ritterſtande, weil er nichts höhres ſeyn wollte; Veſpaſianus bot ihm einen Platz unter den Prätoriern an; aber er zog unbeweglich ſeine glückliche Ruhe dieſen beſchwerdevollen Würden

(*) Nemlich, Mauricus und ſein Bruder Arulenus.

Würden vor, denen unſer Ehrgeiz vielleicht mehr Werth beylegt, als ſie würklich haben. Die Großmutter meines jungen Freundes von mütterlicher Seite iſt Serrana Procula aus Padua. Sie kennen die vortreflichen Sitten dieſer Stadt; ich habe alſo alles geſagt, wenn ich Ihnen ſage, daß Serrana von den Paduanern ſelbſt als ein Vorbild angeſehen wird. *Sein Oheim, Publius Acilius, iſt ein Mann* von ſeltner Unſträflichkeit, Klugheit und Redlichkeit. Kurz, Sie werden in dieſer ganzen Familie nichts finden, das ihnen nicht gut genug gefalle, um ſie mit Vergnügen zur Ihrigen zu machen. Acilianus ſelbſt hat, bey der größten Beſcheidenheit, viel Feuer und Talente. Die Quäſtur, das Tribunat, die Prätur iſt er bereits mit Ruhm durchgelaufen, und erſpart ihnen alſo die Mühe, ſie erſt für ihn brigiren (*) zu müſſen. Seine Geſichtsbildung iſt einnehmend, ſeine Farbe lebhaft, ſeine ganze Figur ſchön und edel; mit einem Wort, er hat alles, was den liebenswürdigen Mann ausmacht, und den Mann von Stand ankündigt. Dies ſind nicht ſo ganz Kleinigkeiten;

(*) Wenn ich nicht irre, ſo iſt dies eines von den ausländiſchen Wörtern, die das Bürgerrecht in unſrer Sprache verdienen, weil wir kein eigenes gleichbedeutendes haben, und weil wir uns dadurch der Unſchicklichkeit, umſchreiben zu müſſen, was in allen gebildeten Sprachen ein eigenes Wort hat, erledigen, ſo mal, da man deſſen ſo oft benöthiget iſt.

und ich denke, daß man darauf bey Verheyrathung eines Mädchens als auf eine Art von Belohnung, die man ihrer Keuschheit schuldig ist, zu sehen hat. Ich weiß nicht, ob ich hinzusetzen soll, daß sein Vater viel Vermögen hat. Wenn ich mich erinnere, wer diejenigen sind, denen ich einen Tochtermann vorschlage, so däucht mich anständig, diesen Umstand zu übergehen; denke ich hingegen an die Sitten unsrer Zeit, und selbst an die Gesetze unsrer Stadt, die bey Classificirung ihrer Bürger das Vermögen zum Maasstab genommen hat, so däucht mich auch dies kein unwichtiger Umstand. Und in der That, wenn wir bey einer Heyrath die Nachkommenschaft in Betracht ziehen, so ist nichts billiger, als daß man auch das Vermögen unter die Erfordernisse rechne. Vielleicht denken Sie, daß mir die Liebe zu meinem Freunde bey dieser Beschreibung die Feder geführt habe. Aber ich verbürge Ihnen meine Ehre, daß Sie alles noch vortheilhafter finden werden, als ich es vorgestellt. Es ist wahr, ich liebe den jungen Mann inniglich, wie er es verdient; aber eben darum, weil ich ihn liebe, möchte ich ihm nicht den Schaden thun, eine Erwartung von ihm zu geben, die er nicht erfüllen würde.

5.

An Septitius Clarus.

I. 15.

He, guter Freund was ſoll das ſeyn; Sie verſprechen ſich zum Abendeſſen und kommen nicht? Aber noch iſt Gerechtigkeit im Lande; Sie ſollen mir die Koſten bis auf den letzten Heller vergüten. Bilden Sie Sich nicht ein, daß Sie ſo leicht wegkommen werden; ich hatte große Zurüſtungen machen laſſen. Auf die Perſon ein Kopf Salat, ein Paar Eyer, und einen Pfannkuchen, mit einer Brüh von Wein, Honig und Eis (dem auch dies ſollen Sie bezahlen, und um ſo mehr da es in der Brüh zerſchmilzt und alſo nicht wieder gebraucht werden kann) wir hatten auch andaluſiſche Oliven, Gurken, Trüffeln, und tauſend andrer Sächelgen. Sie hätten währender Tafel eine kleine Komödie oder einen Geſang von Homer, oder einen Virtuoſen auf der Lyra, oder vielleicht, nach meiner bekannten Freygebigkeit, gar alles dreyes gehabt. Aber Sie wollten lieber, der Himmel weiß bey wem, Auſtern und feine Ragouts, und Meerigel und gaditaniſche Tänzerinnen. (*) Umſonſt ſollen Sie mirs nicht gethan haben; verlaſſen Sie Sich darauf. Es war nicht artig von

(*) Dieſe Tänzerinnen waren in dem ausgearteten Rom ihrer reitzenden Figur, ihrer muthwilligen Beweglichkeit und der Schlüpfrigkeit ihrer Tänze wegen vorzüglich

Ihnen; wiewohl ich Ihnen ſagen muß, daß Sie Sich ſelbſt wenigſtens ſoviel Schaden gethan haben als mir. Wie wollten wir zuſammen geſcherzt, gelacht, und philoſophiret haben! Sie können bey hundert Andern koſtbarer eſſen; aber glauben Sie mir, nirgends fröhlicher, ungekünſtelter und ſorgloſer. Kurz, laſſen Sie es auf eine Probe ankommen; und wenn Sie Sich dann nicht lieber gegen jede Andere entſchuldigen, ſo laß' ich mir gefallen, daß Sie al'emal ſchon verſprochen ſeyen wenn ich Sie bitte.

6.

An Cornelius Titianus.

I. 17.

So verderbt die Sitten unſrer Zeit ſind, ſo giebt es doch noch Beyſpiele von Tugend und Ehre unter uns. Noch finden ſich Perſonen, welche edel genug denken, um ſich zu Freunden verſtorbner Männer von Verdienſten aufzuwerfen.

lich geſchätzt. Sie pflegten einen Theil des Nachtiſches an den Tafeln der Reichen und Ueppigen auszumachen, und heiſſen daher beym Juvenal Sat. XI. 165,

Irritamentum veneris languentis et acres
Diuitis *urticae* —

Weil ſie den entnervten Wollüſtlingen die nehmlichen Dienſte thaten, wozu ſie ſonſt auch, wie man in Petron ſehen kann, BrennNeſſeln zu gebrauchen pflegten.

werfen. Titinius Capito erhielt dieſer Tagen die Erlaubnis vom Kaiſer, dem Lucius Syllanus auf dem groſen Platze eine Bildſäule zu ſtellen. Es iſt ſchön und rühmlich, von der Freundſchaft ſeines Fürſten einen ſolchen Gebrauch zu machen, und, wieviel man bey ihm gilt, durch die Dienſte, die man andern leiſtet, zeigen. Im übrigen iſt dieſe Hochachtung für groſe Verdienſte ein eigener Zug in Capitons Charakter. Sie können ſich nicht einbilden, welche beynahe abgöttiſche Ehrerbietung er den Bildern eines Brutus, eines Caſſius, eines Cato, die in ſeinem Hauſe allenthalben, wo nur Raum dazu iſt, aufgeſtellet ſind, erweißt. Ueberdies iſt vielleicht kein groſer Mann, deſſen Verdienſte er nicht in ſehr ſchönen Verſen beſungen hätte. Glauben Sie mir, der Mann, der die Tugend an andern mit ſolcher Wärme liebt, muß ſelbſt nicht gemeine Vortreflichkeiten beſitzen. Dem Syllanus iſt nichts als Gerechtigkeit wiederfahren: und Capito, indem er für deſſen Unſterblichkeit beſorgt war, hat für ſeine eigene gearbeitet. Denn es iſt nicht rühmlicher eine Statue auf dem Hauptplatz der Stadt Rom haben, als eine ſetzen laſſen.

* * *

Vorausgeſezt daß Plinius den Capito, dem er in dieſem Briefe ſoviel Beyfall ertheilt, ſonſt genau genug gekannt hat, um von ſeinem Charakter das Vortheilhafteſte zu denken — (und dies iſt

um ſo viel vermuthlicher, da es ohne Zweifel der nehmliche Capito iſt, mit dem er ſich im 8ten Brief des V. Buchs ſehr vertraulich unterhält) — ſo konnt' er wohl Grund haben, der Handlung, wovon hier die Rede iſt, ſo viel Verdienſtliches beyzulegen. Aber an ſich ſelbſt läßt ſich von der Statue, welcher dieſer Capito dem tugendhaften Syllanus ſetzte, oder von den Verſen, die er auf alle berühmte Männer machte, nicht ſicherer auf ſeine eigne Tugend ſchließen, als man von großen Freygebigkeiten bey gewiſſen Leuten auf ihre Wohlthätigkeit ſchlieſſen kann. Es giebt kleine Homunculos, die dadurch größer zu werden glauben, wenn ſie von den Werken oder Perſonen großer Männer mit einer Schwärmerey ſprechen, die mehr auf ihren Lippen als in ihrem Herzen iſt. Und wie Manchen ſehen wir, der, mit einer Zudringlichkeit, die er gern für Eyfer angeſehen wiſſen möchte, ſich an den großen Genie anhängt, um von ihm in ſeinem Flug emporgehoben und in den Tempel des Ruhms nachgeſchleppt zu werden. Dies könnte ſehr wohl der Fall des ehrlichen Capito geweſen ſeyn, und dann mußte man geſtehen, daß er einen von den gemächlichſten Wegen, durch fremdes Verdienſt unſterblich zu werden, ausfindig gemacht hätte. Wäre dies, ſo fiele zwar von der Handlung, welche Plinius ſo lobenswürdig findet, das Verdienſtliche weg; denn dies hängt von der Güte und Lauterkeit des Beweggrundes ab; aber die That ſelbſt wäre darum nicht weniger lobenswerth, wenn gleich dem Manne, der ſie gethan, kein Lob gebührte; — eine Unterſcheidung, die man im Leben tauſendmal zu machen Gelegenheit hat, aber ſelten macht. Uebrigens geben wir gerne zu, daß, Männer von Verdienſten zu ſchätzen wiſſen, ſchon eine Art von Verdienſt iſt, in ſofern die würklich empfundne Hochachtung für dieſelben eine Beſchaffenheit des

Kopfs

Kopfs und des Herzens vorausſezt, von welcher man erwarten kann, daß ſie nicht bey einer leeren unthätigen Bewunderung fremder Vollkommenheit ſtehen bleiben, ſondern mit wetteifernder oder nacheifernder Beſtrebung verbunden ſeyn werde.

7.

An den Bebius.

I. 24.

Suetonius, mein Hausgenoſſe, hat Luſt das kleine Gütchen zu kauffen, das Ihrem Freunde feil ſeyn ſoll. Ich bitte Sie, machen Sie daß er es um den billigſten Preiß bekömmt. Denn nur alsdann kann's ihn freuen es gekauft zu haben. Ein zu theuer gekauftes Gut iſt allemal verhaßt, und wenn es auch nur darum wäre, weil es ein immerwährender Vorwurf einer begangnen Thorheit iſt. Wenn der Preiß keine Schwierigkeit macht, ſo hätte dies kleine Landgut ſonſt alles was meinem Suetonius Luſt machen kann; es liegt nah an der Stadt; an einer Hauptſtraße; iſt nicht koſtbar im Bau zu erhalten; zu klein ihm viel Mühe, und gerade groß genug ihm Vergnügen zu machen. Denn dieſe Gelehrten von Profeſſion, wie er iſt, ſind um und um zufrieden, wenn ſie ſoviel eignen Grund und Boden haben, als ſie brauchen, um den Kopf zurück zu lehnen, die Augen an einer Ausſicht

ins

ins Grüne erquicken, auf dem nehmlichen Fußpfade hin und her kriechen, alle ihre Weinstöckchen auswendig wissen, und über alle ihre Bäumchen ein Register halten zu können. Ich melde Ihnen diese Umstände, damit Sie sehen, wie sehr ich Ihn und wie sehr Sie mich verbinden werden, wenn sie ihm dies kleine Gut, das sich ihm durch alle diese Herrlichkeiten empfielt, um einen Preiß verschaffen, der keiner Nachreue Platz lasse.

8.

An den Priscus.

III. 21.

Ich höre, Martial ist gestorben. Sein Tod geht mir nahe. Er war ein vortreflicher Kopf, sein Wiz fein und scharf, sein Herz ehrlich und gut, wiewohl Salz und Gälle genug in seinen Schriften ist. Ich hatte ihm, da er Rom verließ ein Geschenk auf die Reise gemacht. Ich glaubte es unsrer Freundschaft, und auch den kleinen Versen, die er mir zu Ehren gemacht hat, schuldig zu seyn. Vor alten Zeiten war es Sitte, mit Ehrenzeichen oder mit Geld diejenigen zu belohnen, welche zum Lob einzelner Personen oder ganzer Republiken geschrieben hatten. In unsern Tagen ist mit andern löblichen Gebräuchen auch dieser abgekommen. Seitdem wir aufgehört haben lobenswürdige zu thun, machen wir uns

auch

auch nichts mehr daraus gelobt zu werden. Sie fragen mich vielleicht, was das für Verſe ſeyen, die mich ſo dankbar gegen den guten Martial machten? Ich würde Sie an ſein ganzes Buch verweiſen, wenn ich nicht einige auswendig wüßte. Gefallen Ihnen dieſe, ſo können Sie die übrigen ſelbſt nachſchlagen. — Er redet ſeine Muſe an und befiehlt ihr, nach meinem Hauſe auf den Exquilien zu gehen. Aber — ſo fährt er fort —

(*) Aber nimm Dich in Acht, in trunknem
Muthe
Nicht zur Unzeit an der beredten Thüre
Anzupochen. Er pflegt den ganzen langen
Tag mit der ernſten Pallas zuzubringen,
Die die Reden ihm machen hilft, womit er
Unſre Richter (wie Orpheus einſt den ſtrengen
Unerbittlichen Höllenhof) bezaubert;
Reden,

(*) Hier iſt das Original dieſer ziemlich freyen Ueberſetzung:

Sed ne tempore non tuo diſertam
Pulſes ebria ianuam videto!
Totos dat tetricae dies Mineruae,
Dum Centum ſtudet auribus Virorum
Hoc quod ſeculą poſterique poſſint
Arpinis quoque comparare chartis.

Seras

Reden, die wir, mit Stolz, und von der Nachwelt
Unbescholten, den ew'gen Meisterstücken
Des Arpinischen Demosthen entgegen
Stellen dürfen. Sicherer wagst du, Muse,
Dich des Abends zu ihm, wann späte Lampen
Zum geselligen Schmaus den Saal erleuchten.
Deine Stunden sind dies, wenn Bacchus schwärmet,
Wenn die Rose, die nicht mehr finstre Stirne
Kränzt, und Salben vom Haare triefen; dann ist
Dich zu lesen auch Cato nicht zu weise.

Finden Sie nun, daß ich Recht hatte, den Mann, der dies von mir schrieb, damals mit Beweisen der wärmsten Freundschaft von mir zu lassen, und nun da er nicht mehr ist, als einen verlohrnen Freund zu betrauren? Er gab mir das Größte was er mir geben konnte, und würde gerne mehr gegeben haben, wenn er gekonnt hätte. Wiewohl, was kann ein Sterblicher dem andern Größers geben als

Seras tutior ibis ad lucernas,
Haec hora tua est, quum furit Lyaeus,
Quum regnat rosa, quum madent capilli;
Tunc me vel rigidi legant Catones!

als Ruhm und Unsterblichkeit? — Doch vielleicht werden seine Schriften selbst nicht unsterblich seyn? Vielleicht; aber wenigstens war es, da er sie schrieb, sein Wunsch daß sie es seyn möchten.

* * *

Man weiß sonst wenig von der Lebensgeschichte des Dichters Martial, dessen Werke die Hoffnung, welche sich Plinius von ihrer Unsterblichkeit machte, glücklich gerechtfertiget haben. Aus diesem Briefe lernen wir ein Paar Umstände, die jenen Mangel einigermaßen ersetzen können. Der eine ist etwas das er mit dem größten Theile der Leute, die von den Renten ihres Witzes leben, gemein hätte; er war arm wie eine Kirchenmaus. Aber dafür hatte er den Verstand, sich einen Mann wie Plinius zum Freunde zu machen, und dies ist die größte Lobrede eines Biographen auf seinen sittlichen Character werth. Daß übrigens der gute Plinius sich überaus gerne loben ließ, ist von jeher eine verzeyhliche Schwachheit aller braven Leute gewesen. Er hat Recht; gegen das Lob der Verständigen sind nur diejenigen gleichgültig, die nichts thun was man loben könnte.

9.

An seinen Maximus.

VII. 26.

Dieser Tage brachte mich der kränkliche Zustand eines Freundes auf die Betrachtung, daß

wir

wir nie beſſer zu ſeyn pflegen, als wenn wir krank ſind. Denn wo ſehn wir einen Kranken von Gewinnſucht oder Ueppigkeit geplagt? Liebe und Ehrgeiz haben ihre Macht über ihn verlohren; und das kleinſte Vermögen überſteigt ſeine Bedürfniſſe, da er es als etwas anſieht, das er bald hinter ſich laſſen wird. Wie oft begegnete es ihm ehemals, zu vergeſſen, daß er ein Menſch, und daß eine höhere Macht über ihm ſey? Itzt erinnert ihn jeder Augenblick an beydes. Er beneidet niemand, bewundert niemand, verachtet niemand, findet weder Vergnügen noch Unterhaltung, wenn übel von Andern geſprochen wird. Bäder und ſchattichte Quellen ſind alles, womit ſeine Phantaſie ſich unterhält, und bezeichnen die äuſſerſte Linie ſeiner Wünſche. Ein ſtilles, ſorgenfreyes, d. i. ein unſchuldiges, glückliches Leben will er leben, wenn er wieder geneſen ſollte. Aus allem dieſem, mein lieber Freund, folgt eine Lection für dich und mich, die in wenig Worten enthält, was uns die Philoſophen mit vielem Gepränge in groſſen dicken Büchern lehren wollen: daß wir in geſunden Tagen ſo leben, wie wir in kranken zu leben uns vorſetzen würden.

* * *

So richtig die Beobachtungen ſind, welche Plinius an ſeinem kranken Freunde machte, und welche jede Krankenwärterin alle Tage zu machen Gelegenheit hat; ſo gewiß iſt es gleichwohl, daß ein kranker oder kränkelnder Menſch gemeiniglich eben

ſo

ſo wenig geſchickt iſt, richtig von den Dingen dieſer Welt zu urtheilen, als ein von Geſundheit ſtrotzender Jüngling, ſeine Einbildungskraft und ſeine Leidenſchaften immer in den Schranken der Weisheit zu erhalten. So wie dieſer zu leichtſinnig, ſo pflegt jener zu ernſthaft zu denken. Er ſpricht, wie Salomon, aber nicht mit Salomons Weisheit, zum Lachen, du biſt toll, und zur Freude, was machest du? Er iſt immer geneigt, Aergerniß zu nehmen und Unglück zu weiſſagen. Eine junge fröliche, in dem angenehmen Gefühl ihres Daſeyns dahinflatternde Grazie, iſt ein Gegenſtand, der ihn ſchwermüthig macht. Ein Scherz iſt ihm Sünde, und von einem ſchönen Buſen wendet er ſein Auge ſeufzend auf einen Todtenkopf. Die ſchuldloſeſten Vergnügen der Sinne ſieht er für Schlingen an, die der Tugend gelegt ſind, und die Welt, denkt er, iſt blos darum mit ſo viel angenehmen Gegenſtänden erfüllt, damit wir ſie — nicht genießen. Aus ängſtlicher Furcht, den Grenzen des Laſters zu nahe zu kommen, macht er die Linie, die das Gute und Böſe ſcheidet, zu einer Spirallinie, die ihn endlich ſo eng einſchließt, daß er ſich kaum noch regen kann. Wir haben hypochondriſche und ſchwindſüchtige Sittenlehrer von dieſem Schlage gekannt, und jedermann hat Gelegenheit die Erfahrung zu machen, daß dieſe Krankheiten auf jeden, der damit behaftet iſt, mehr oder weniger, den beſchriebenen Einfluß haben. Was für ein haſſenswürdiges Siechenhaus würde die Welt ſeyn, wenn alle Menſchen ſo empfänden, ſo dächten, ſo lebten, wie dieſe armen Leute? Für einen Kranken ſind unzählige Dinge unbrauchbar; er thut alſo wohl, ſie nicht zu begehren. Aber eben dieſe Dinge ſind für Millionen geſunde Menſchen ſehr brauchbar, und, was noch mehr iſt, ſind bloß dazu da, daß man ſie brauche. Der Kranke hat alſo Unrecht, wenn er den Geſunden alles verbie-

ten will, was ihm unnütz oder wohl gar schädlich ist. Er hat Recht, wenn er, in einem Zustande worinn das Leben kein Gut mehr für ihn ist, alle Güther desselben, die ihm nicht in die gehoffte bessere Welt folgen, für Seifenblasen ansieht: aber Unrecht hat er, von den Gesunden das Nehmliche zu verlangen. Niemand soll es ihm verdenken, wenn er mehr Geschmack an ernsten Todesbetrachtungen findet, als an dem schönsten Lied Anakreons: aber er hat Unrecht, das Vergnügen seiner gesunden Nebenmenschen immer durch seine Warnungen zu verbittern, und in jeden Gesang der Freude sein klägliches memento mori zu krächzen. Die Vorschriften der wahren Weisheit gründen sich auf Verhältnisse, welche vollständig wahrzunehmen und richtig zu bestimmen nur ein Werk der Glücklichen ist, denen eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe zu Theil geworden. Die Sokraten und Epiktete befanden sich wohl, und stunden mit der ganzen Natur in gutem Vernehmen, als sie uns lehrten, wie wir leben müssen, um beym Schluß der Scene, mit uns selbst zufrieden, sagen zu können: **Wir haben gelebt.**

Der

Teutſche Merkur.

Des Achten Bandes
Zweytes Stück.

November 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Poeſien.

Hymne.

Flieg auf zu Gott, du mein Geſang,
Er hieß das Nichts gebähren.
Er ſprach — die Ewigkeit erklang —
Es rollten tauſend Sphären.

Die Erde kam, und ſpiegelte
Sich drehend an der Sonne.
Die Fiſche ſcherzten in der See,
Und Wälder jauchzten Wonne.

Der Hügel gieng als Elephant
Daher, und Lämmer ſpielten,
Und Biber bauten in den Sand,
Und Leu und Tieger brülten.

Auch er, der Schöpfung Meiſterſtück,
Er ward, der Herr der Erden;
Der Gottheit Bild in ſeinem Blick,
In Mienen und Geberden.

Frohlockend grüßte ihn die Welt,
Die Felſen hallten wieder:
Er horcht und ſtaunte, ſah' die Welt
Und ſange Jubellieder.

Und alles prieſe dich, o Gott!
Das Trockne und die Meere,
Vom Wurme bis zum Behemoth,
Vom Sandkorn bis zur Sphäre.

Ja du bist groß, Unendlicher!
Du willst und Sonnen winken,
Und Welten schwimmen um sie her —
Du zürnst — und sie versinken.

Du giebst dem Donner Blitz und Knall,
Dem Ocean sein Brausen,
Die süssen Tön' der Nachtigall,
Dem West sein leises Sausen.

Der jungen Flur des Frühlings Pracht,
Dem Sommer goldne Schätze,
Den sanften stillen Ernst der Nacht,
Und der Natur Gesetze.

Jauchzt, Erd und Himmel, jauchzet Ihm!
Und brauset Ihm, ihr Meere!
Erhebe Donner deine Stimm,
Und donnre seiner Ehre!

Auch ich will dich, du, deſſen Ruf
Mich aus dem Staub erhoben,
Der mich zum Menſch — zum Glück erſchuf,
Mit Harf und Pſalter loben!

Doch noch zu ſchwach biſt du, Geſang!
Einſt eil ich zu den Sphären,
Dann ſollen meiner Harfe Klang
Die weiten Himmel hören.

Seladon.

Antwort
an einen jungen Sitten-Schwätzer.

Herr! nicht ſo viel moraliſirt!
Herr! Sitte lehren, Sitte treiben,
Herr! Sitte reden, Sitte ſchreiben,
Iſt leicht, wie eine Pflaumenfeder, Herr!
Allein das Wort in That verwandeln,
Still ſeyn, wie Gott, und thun und handeln,
Iſt hundert tauſend Centner ſchwer!

G*m.

An

An die ſchlafende Pſycharion.

Umflattre mir des liebſten Mädchens Wangen
Auf Roſenflügeln, leichter Morgentraum;
Gieb ihnen Colorit von Unſchuld und Verlangen;
Doch röthe ſie mir kaum.

Hebt Ihren Arm, wenn ſie in ſüſſem Schlummer
Nach Lieblings Bildern haſcht, ihr Grazien!
Täuſcht ſie der Wonnetraum, ſo laßt den ſtillen Kummer
Von ihrer Stirn verwehn!

Streut auf ſie hin, von balſamvollen Beeten,
Ihr Liebesgötter, friſch bethauten Mohn;
Küßt, bis ſie lächelt, und — ſo bald ſie will erröthen,
Weckt mir Pſycharion!

v. G.

MONVMENTA
VIRORVM CLARISSIMORVM
EX TENEBRIS SAECVLI XVIII ERVTA
A
IOH. MART. MOROMASTIGE (*)

Maior ab exequiis nomen in ora venit.

I.

Allhier begraben liegt Herr H*ll,
O heil'ger Petrus iſts dein Will,
So laß ihn nicht ins Himmels Saal,
Er beſchreibt ihn ſonſt wie Wilhelmsthal,
Denn ſchlafen die Englein allzumal.

2.

Hier liegt begraben Herr H**mann,
Ein elender Reimer und frommer Mann;

Er

(*) Gegenwärtige Epigrammen und der folgende Brief ſind aus der poetiſchen Verlaſſenſchaft eines Dichters, der ſchon vor 17 Jahren, leider! zu früh für Teutſchland, die Muſen, und ſeine Freunde, ſtarb.

Er kam auch wirklich dem Himmel nah,
Doch als er Platz genommen,
Rief er, als er die Engel sah:
O weh, sind Klopstocks Seraphs da!
Lebt wohl, ich will schon unten Platz bekommen!

3.

Herr R**r ruhet hier; er schrieb manch Trauerspiel,
Und niemand klatschte, weil es nicht gefiel;
Drauf kam der Tod, und spielt' mit ihm ein Trauerspiel,
Da klatschten ihrer viel.

4.

Es liegt in diesem Grabe
Der gute Herr M: Sch**e;
Der hatt' viel Müh sein Lebelang,
Blieb seinem Meister treu und ließ die Leute schwätzen;
Der Tod kam, und er rief: O Gott sey Dank,
Nun darf ich nicht mehr übersetzen.

5.

Hier ruhen die Herren Erweiterer,
Dem Himmel ſey Dank, ſie ſchreiben nicht mehr.

6.

Allhier begraben liegt Herr G*ſt,
Der iſt ein breiter Mann geweßt,
Ein Freygeiſt und Poet, aus Deſperation.
Zur Ehre der Religion,
Schrieb er recht muthig wider ſie;
Apoll und ſeiner ganzen Schaar zum Hohn,
Lobt er die Poeſie.

7.

Im Todtenreich mit lauter Stimm
Rief Schaumigrem: guten Tag Herr G*mm!
Hier ſind Geſpenſter und Teufel viel,
Lies ihnen vor unſer Trauerſpiel.
Wenn es wahr iſt, was man thut ſagen,
Daß elende Reimer die Geſpenſter verjagen,
So komm, du biſt der brave Mann,
Der Geſpenſter und Teufel vertreiben kann.

8.

H*ß, L***hn, und R**l ruhen hier,
Samt O****rs Reſt in dieſem engen Haus.
Warum ſo viel? Sie machen alle vier
Noch keinen ganzen Dichter aus.

9.

O Wandrer, dieſer kalte Stein
Schließt einen kalten Dichter ein!
O Wandrer, dieſer glatte Stein,
Schließt einen glatten Dichter ein!
Herr D*ling liegt unter dieſem Stein,
Gott woll dem armen Tropfen gnädig ſeyn!

10.

Hier ruht ein Wunderwerk, ein Mann der
Verſe ſchrieb,
Und ungelobt in Zeitungsblättern blieb.
Er fand nicht das, was alle Gecken fanden,
Noch einen gröſſeren, der ihn durch Lob erhöh.
O Boileau, dein Ausſpruch wird zu Schanden!
Er hieß Herr N*mann — — Leſer geh!

11.

Hier ſchläft ein Reimer Hochwohlgebohrn,
Man las ihn nicht, das that ihm Zorn;
Drauf ſchimpfte ſchrecklich der Junkherr;
Man lacht ihn aus, und er ſchrieb noch mehr.
Als ſeine Seel zum Himmel kam,
Sankt Petrus ihn beym Arme nahm,
Und ſprach: „Kaiſer Heinrich iſt da,
„Komm ja der Thüre nicht zu nah!
„Drum, guter Freund, geh weiter, traun,
„Der Kaiſer ſchlägt dich blau und braun!„
Drauf gieng der Reimer zur Höllenbahn,
Da fuhr ihn Charon ſchrecklich an,
Und ſagte: „Herrmann iſt zu Haus,
„Der krazt dir g'wiß die Augen aus.
„Herodes ſchwur bey ſeinem Bart,
„Er wollt' dich auch empfangen hart.
„Drum fort mit dir!„ Er ſprach kein Wort
Der arme Sch**ch, und gieng fort.
Drum niemand weiß zu dieſer Friſt,
Wohin ſein Geiſt gekommen iſt.

12.

Hier ruht Herr Sch*z, der böse Mann,
Der dem Virgil viel Leids ge:han,
Daß, wer ihn überſezt ſah an,
Und nicht Virgilen kannt' zuvor;
Mußt' denken, Virgil ſey ein Thor.
Doch fühlt er endlich Reu und Buß;
Da ſchrieb er eigner Verſe viel,
Auf daß ein jeder ſehen muß,
Er ſey der Thor, und nicht Virgil.

13.

Herr B**lz ruhet hier, er ſchrieb mit frohen Händen
Vom Micktot, Werle, Perzbus, Trizbus und den Wenden.
Er that nach ſeiner Pflicht.
Er hätt auch ganz gewiß bey Wenden viel ge:golten.
Er ſchrieb ein epiſches Gedicht,
Und das blieb ungeſcholten,
Denn, Gott ſey Dank! man las es nicht.

14. Herr

14.

Herr B*ck von Königsberg liegt hier,
O Wandrer, willst du noch mehr fragen,
Die Heeringskrämer können dir
Die weitre Nachricht sagen.

15.

Herr P***er fand hier sein Ziel,
Der gewann durch Steuern und Narrheit viel.
Nun dürfen die Reimer nicht mehr klagen
Ueber grosse Herren in unsern Tagen.
Hätt' er geschrieben wie Virgil,
Kein'n Heller hätt' er davon getragen.

16.

Herr P*tke ruht in dieser Bahr,
Verlang nicht, Wandrer, mehr zu lesen.
Als er am Leben noch gewesen,
Wußt's Gottsched fast allein, daß P*tke war.

17.

Hierunten liegt ein Mann gar schlau,
Der schrieb ein Wochenblatt: Die Frau;

Und

Und jeder, der das Wochenblatt geleſen hat,
Der war der guten Frau ſo ſatt,
Als wenn ſie wär ſein' eigne Frau.

18.

Hier liegt vom neologſchen Wörterbuch
Der Autor; Wandrer, gieb ihm den Fluch!
Ein jeder Patriote denkt:
Sollt's nach Verdienſt gegangen ſeyn,
So läſen wir auf dieſem Stein
Anſtatt, hier liegt; hier hängt. ...

19.

Hier liegt ein ganzes Regiment
Von Leuten, die man nicht recht kennt.
Ein jeder bekam einen groſſen Brief;
Da ſchrieben die Herren bald hoch, bald tief,
Reim' ohne Geiſt, Proſ' ohne Kraft — —

Hier ruhet die { A***iſche, E***iſche, I**iſche, K*iſche, ꝛc. ꝛc. ꝛc. } Geſellſchaft.

20.

Liegt hier Mann, man thut ihn heiſſen, S*l
Herr von:
Wer leſen ihn wird denken, ach, wär davon!
Verfaſſers Kopf verwirrt, glaub, der Geſchmack
nicht blieb,
Wenn ſchämen ſich thät und nicht alle Teufel
ſchrieb.
Franzöſiſches Kleines Haus gebührt hat ihm
beym Leben,
Todt kam, ſprach, ſoll Grab ſchnell das Kleine
Haus ihm geben. (*)

Brief
eines Schattens aus den Eliſäiſchen Feldern
an die Frau v. A.

Auch an des Lethe dunklem Strand,
Erhabne Dichterin, iſt ſchon dein Ruhm bekannt!
Dein Werth kann nie verborgen bleiben,
Verwundere dich nicht, daß Geiſter an dich ſchreiben.

Erbrich

(*) Die Conſtruktion in dieſem Epigramm iſt ein Pröbchen von des Hrn. von Schel Schreibart.

Erbrich den Brief mit unerſchrockner Hand!
Jüngſt als die ſtille Nacht, den Troſt der Welt,
den Schlummer
Gequälten Sterblichen geſandt,
Als Morpheus ſchon die Sorgen und den Kummer
Mit Ketten, die er ſanft, aus Mohn geflochten, band,
Entriß ich mich mit geiſtigem Gefieder
Der Unterwelt und ſah mein ** wieder,
Mein undankbares Vaterland.

Ich bin, weil ich lebte, kein Poet geweſen; alſo iſt es auch kein Wunder, wenn ich nach meinem Tode keine beſſere Verſe machen kann, als dieſe. Ich will lieber proſaiſch ſagen, was ich noch zu ſagen habe. Man nannte mich, weil ich lebte **. Ich kam neulich aus den Eliſäiſchen Feldern, und ſchlich mich zur Abendzeit nach **, um meinen vorigen Aufenthalt wieder zu beſuchen. Theils Leute vergnügten ſich mit ſpatzierengehen, andere fanden ein gröſſeres Vergnügen dabey, daß ſie an den Fenſtern ſtanden, und ſich über die, ſo ſpatzieren giengen, aufhielten. Auch im Spatzierengehen lebt man hier im Streite? So rief ich aus.

Wird Stolz und Zwietracht hier zur Pflicht?
Ein jedes denkt an andre Leute,
Und an sich selbsten denkt man nicht.
Kann niemand hier die Freude fühlen,
Die Unschuld, Scherz und Frühling giebt?
Ist hier sogar der May betrübt?
Und kennt man sonst kein Glück als Trinken
oder Spielen?

Ohngefehr so dacht' ich. Ich war unsichtbar und konnte mich also unbemerkt überall hinschleichen, wo ich etwas fand, das mich neugierig machte. Es ist manchmal ein Vergnügen, die Leute zu belauschen, aber hier wünscht ich in der That kein Gespenst zu seyn. Sogar in dem Reiche der Todten ist man geselliger als hier. Es herrscht unter den Schatten in der Hölle noch mehr Aufrichtigkeit, Vertraulichkeit und Freundschaft, als unter meinen lieben gewesenen Mitbürgern. Ich lief überall herum, einige Gesellschaften fand ich am Spieltische, andere beym Weine und zwar in sehr politischen Gesprächen verwickelt.

Der eine zog nach Ispahan,
Dem Prinz Heraklius zur Ehre;
Der Zweyte griff mit seinem Heere
Der Engelländer Seemacht an,
Der Dritte wollte viel bedeuten,
Und sprach mit einsichtsvollem Ton
Vom Untergang von Lissabon,
Und von der Sicherheit der Zeiten.

Ueberall fand ich wunderliche Leute. Einige Schönen saßen in tiefen Gedanken an ihrem Putztische, und ihre ernsthafte Betrachtungen bestanden darinnen, daß sie unentschlüßig waren, was vor eine Eventaille sie morgen wählen sollten. Einige Stutzer saßen auch in tiefen Gedanken vor dem Spiegel, und waren in der Bewunderung ihrer selbst so vertieft, daß sie es gar nicht hörten, als ich in ihrer Stube zu poltern anfieng, um sie zu ermuntern. Sogar Gelehrte fand ich:

Die sehr gelehrt Gesichter machten,
Bisweilen schrieben, niemals dachten,
Und Leute, welche wirklich dachten,

Von ganzem Herzen ſtolz verlachten,
Bloß weil ſie nicht Geſichter machten.

Ich wurde des Herumlaufens müde, als ich auf einmal eine ſchreckliche Erſcheinung hatte. Ich ſahe einen Geiſt oder vielmehr eine Furie, die mich ſtarr angaffte. Ich erinnerte mich, dieſes Geſpenſt bey meiner Durchreiſe in der Hölle geſehen zu haben. Es war die Verläumdung. Ich bin die Göttinn dieſer Stadt, ſagte ſie.

Mein liebſter Aufenthalt iſt hier,
Hier herrſch ich unbeſchränkt, die Tugend ſelbſt
muß ſchweigen;
Faſt alle Herzen ſind mir eigen,
Was mir nicht günſtig iſt, erzittert doch vor mir.
Neid, Stolz und Bosheit, die mir dienen,
Sind ſtets gewohnt mit mir zu gehn;
Wenn ihrer Drey beyſammen ſtehn,
Bin ich gewiß auch unter ihnen.
Man findt mich überall, es ſucht mich jedermann,
In Gärten, Kirchen, Aſſembleen;

Bey Caffeetiſchen bin ich allezeit zu ſehen.
Mein Glück iſts, daß ich mich ſehr oft ver-
kleiden kann.
Bald laß ich mich in groſſen Staatsperücken,
Bald gar im ſchwarzen Kleid erblicken,
Bald nehm' ich auch Geſtalt und Witz von
Stutzern an.
Oft ſieht man mich im Degen, Huth und Stocke,
Noch öfters im Contuſch, ſehr oft im Fiſch-
beinrocke.
Auch meine Freunde fürchten ſich;
Man weiß, daß ich mich gerne räche!
Genug ein jedes ſchimpft auf mich,
Bloß, wenn ich von ihm ſelbſten ſpreche.
Am allerſchärfſten iſt mein Stich,
Wenn ich einmal die Wahrheit ſpreche.
Sogar bey Hofe — —

Hier wurde ich böſe, ließ die Furie ſtehen, und ſchlich mich weiter. Ich erzitterte recht, wenn ich das Verderben meiner geweſenen Mitbürger betrachtete. Ich entſchloß mich ſie zu beſtrafen — denn die Geiſter ſind mächtiger, als man glaubt! —

ich besann mich schon, ob ich aus der Hölle eine ansteckende Krankheit, oder einige Dutzend Arzneygelehrte herschicken wollte, um diesen Ort zu verwüsten, als mir die Lust ankam, meine vorige Wohnung wieder zu besuchen. Ich gieng auf den Berg, ich glaubte das Haus öde zu finden, aber ich sahe Lichter brennen. Ich schlich mich hinein. Mit freudigem Erstaunen sah' ich eine junge Muse an dem Schreibtische sitzen — Denn für eine Sterbliche konnt' ich sie nicht halten. Ich las' unsichtbar, was sie schrieb, und fand ein Gedicht, das mich in meiner Meynung bestärkte. Mein Zorn wider den Ort legte sich, und ich beschloß meine Vaterstadt bloß ihrentwegen zu verschonen. Gesegnet sey der Augenblick, rief ich aus, in dem ich zu bauen angefangen, weil mein Wohnplatz bestimmet war, der Aufenthalt oder vielmehr der Tempel dieser Göttin zu werden. Es müsse Fröhlichkeit und Ruhe diese stillen Gegenden umgeben! Niemals dringe die schwarze Sorge und die nagende Schwermuth in diesen geheiligten Hain! Ich will selbsten der Beschützer dieses Wohnplatzes werden, und mit unsichtbaren Schwingen auf diesen geliebten Hügeln herumirren.

Stolz und vergnügt mit meinem Glücke
Flog' ich ins Elisäerfeld,

In

In jene Wohnungen zurücke,
Wo Tugend ihren Lohn erhält.
Ich sah' die ewiggrünen Felder,
Ich sah' der alten Weisen Schaar,
Die in dem Schatten heilger Wälder
Versenkt in stiller Wollust war,
Und eilte den verklärten Seelen,
Was ich gesehen zu erzählen.

Alle redeten mir zu und trugen mir auf, im Namen aller glücklichen Schatten einer Person unsere Hochachtung zu versichern, auf die sie meine Erzählung so neugierig gemacht hatte. Ich empfehle also mich und alle Gespenster meines gleichen zu gütigem Andenken ꝛc. Den 21sten May.

II.

Beyträge

zu der Geſchichte Aſiens,

in einem kritiſchen Auszuge

aus den erbaulichen Briefen.

Th. XXIX. XXX. (*)

Unſer Merkur iſt freylich ein wenig ein unheiliges Werk; aber wir müſſen indeſſen doch darinn etwas von den erbaulichen Briefen ſagen, wegen einiger ſonderbaren Dinge, die ſie enthalten. Gleich im Anfange verneinen darinn die Miſſionarien von China ſo beſcheiden, als es möglich iſt, die gröbſten Vergröſſerungen, welche ihre Vorfahren, in Anſehung der Chineſer in Europa verbreitet haben. So ſehr iſt das Unglück zu etwas gut; die Lügen, welche den Jeſuiten, ſo lange ſie glücklich und mächtig waren, das Herz nicht drückten, haben ihnen unerträgliche Gewiſſensbiſſe verurſacht, ſeit dem ſie vom Himmel, von Rom und dem Journale von Trevoux verlaſſen ſind.

Kaum

(*) Lettres edifiantes et curieuſes. a Paris chez Nuault 1773.

Kaum war ein gewiſſer Pater Bourgeois zu Canton angelangt, ſo ſchrieb er ſeinen Correſpondenten in Frankreich: Du Halde ſchmeichle den Chineſern, in der Abbildung, die er von ihnen gemacht, nicht wenig; nach ihm ſind ſie allen Hauptlaſtern, und inſonderheit dem Stolz ergeben. Nach der flüchtigen Beobachtung derſelben zu Canton, hatte er ſie gleichwohl, der Grauſamkeit wegen, noch nicht in Verdacht; als er aber nach Pekin kam, ſah' er ſolche Unmenſchlichkeiten von der Regierung an den Chriſten ausüben, daß man in den unverdächtigſten Nachrichten von den Märtyrern der erſten Kirche nichts ähnliches findet.

Ehe man ſich von dieſen ſchrecklichen Verfolgungen einen Begriff machen kann, iſt nothwendig zu wiſſen, daß der Hof zu Pekin, im December 1768, ein Edict anſchlagen ließ, worinn allen Chineſern auf das ſtrengſte verboten iſt, ſich zur chriſtlichen Religion zu bekennen. Einige Neophyten ſchwuren hierauf die durch das Geſetz verbotene Glaubenslehre ab; andre nicht; und gegen dieſe hat man fünf Jahre hindurch gewüthet. Ein Schreiben aus Pekin vom Jahr 1771 meldet hievon folgende Umſtände, die zur Probe dienen können, wie geſittet, edel, ſanftmüthig und menſchlich die chineſiſche Nation ſey.

„Unter dieſen Unglücklichen", heißt es in dem erwähnten Schreiben, „befand ſich ein „junger Neophyte, von ungefähr 24 Jahren, „der an einem Tage über 400 Streiche mit „der Peitſche bekam. Darauf mußt' er auf „Porcellainſcherben knieen, und in dieſer Stel„lung traten zween ſtarke Männer auf ſeine „Beine, ſo lange bis er entkräftet, und faſt „ohne Bewegung dahin fiel. Einige wurden „an den Füſſen aufgehenkt, andre ganz na„ckend auf Eisſchollen gelegt, und verſchiedene „gaben unter den Stockſchlägen beynahe den „Geiſt auf. Mit der Erzählung der an den „Bauern in der Gegend von Pekin ausgeüb„ten unerhörten Grauſamkeiten will ich ihre „Empfindlichkeit verſchonen. In einem klei„nen Dorfe konnten die Henkersknechte nicht „fertig werden. Man hätte ſagen ollen, hier „ſey der Mittelpunkt, wohin der Verfolgungs„geiſt alle ſeine Kräfte gezogen.

Im Jahr 1771, wie wir oben geſagt haben, ſchreibt man von Pekin alle dieſe Abſcheulichkeiten, die in das Jahrhundert des Phalaris zu gehören ſcheinen. Gleichwohl liegt die Schuld, daß es Chriſten in China giebt, blos an der Regierung, die unter dem Can-hi nicht allein die Mißionarien begünſtigte, ſondern auch die freye Ausübung ihrer Religion geſtattete. Jezt hat dieſe Regierung andre Grundſätze angenommen, da die Neophyten keine andere Glaubenslehre haben wollen; und aus

dieſer

dieſer Urſache verfolgt man unglückliche Bauern, die man in Ruhe die Erde anbauen laſſen ſollte, weil doch die Verfolgungen ſie nicht zwingen werden, dieſem aſiatiſchen Chriſtenthume zu entſagen, das auf den Fohismus gepfropft, und zu einem ſeltſamen Gemiſche von Meynungen geworden iſt, die im Grunde weder Verfolger noch Verfolgte verſtehen. Uebrigens ſcheint der ganze Orient in einer ſonderbaren Gährung zu ſeyn; und nie iſt der Haß gegen die catholiſchen Mißionarien daſelbſt offenbarer, als in dieſem 18ten Jahrhundert ausgebrochen. Man verbannt das Chriſtenthum nicht allein aus China, ſondern auch aus Tunquin, Cochin-China, Pegu und Siam. In dieſem letztern Reiche hat der König der Bramas, die den auswärtigen Mißionen von Paris zugehörige Kirche nebſt dem Collegio zerſtöret; und bey der gänzlichen Verheerung von Siam im Jahr 1765 wurden die Chriſten zuerſt mit ermordet.

Der durch die Empörung der Inſel Haynan und der Provinz Junnan gegen den Hof zu Pekin angefachte bürgerliche Krieg in China, ſcheint eine Folge der Vortheile geweſen zu ſeyn, welche der König der Bramas in ſeinem Zuge gegen Siam davon getragen hatte. Denn allem Anſehen nach hätte ſich der ganze ſüdliche Theil von China auf die Seite dieſes Fürſten geſchlagen, wenn die Mandhuiſiſchen Tartarn im Königreiche Ava, wo der Haupt-

Schau-

Schauplatz des Krieges war, überwunden worden wären. Briefe aus Pekin vom Jahr 1772 scheinen zwar diese Unruhen als völlig beygelegt zu betrachten; wir sind aber doch noch geneigt zu glauben, daß sie nur dem Scheine nach besänftigt sind, und daß der bestimmte Zeitpunkt der großen Revolutionen, von welchen dieser Theil des Erdbodens bedroht ist, immer mehr und mehr herannaht. Wenn der Despotismus aufs höchste gestiegen ist, dann muß das Blut der Despoten und Sclaven fließen, um das verfluchte Land zu reinigen, das so viele Ungeheuer hervorbrachte. Nirgends in der Welt war der Despotismus so hoch gestiegen, als in Siam; und nun ist dieses Reich ein schreckliches Grab voll zerschlagener Gebeine der königlichen Familie, an welche Ludwig der 14te eine so berühmte Gesandschaft abgehen ließ.

Die Mißionarien zu Pekin melden uns fast keinen Umstand von dem bürgerlichen Kriege in der Provinz Junnan. Man sieht blos, daß die Reuterey der Tartarn zwischen Pegu und dem Mittelpunkte von Junnan unbebaute, und so wilde, mit Gehölzen und Morästen so angefüllte Gegenden angetroffen, daß es ihr unendlich viel Mühe gekostet, durchzukommen. An einigen Orten sind Menschen und Pferde in Sümpfe versunken, ohne daß man sie wieder herausziehen können. Nothwendig mußten auf einem solchen Marsche die Truppen

einen

einen anſehnlichen Verluſt leiden; demohnge-achtet, ſagt man, ſey es ihnen noch gelungen, Lao-Kean-tun, eine nicht weit von Ava, der Hauptſtadt des Königreichs dieſes Namens, liegende Veſtung einzuſchließen. Auf welche Weiſe man ſich derſelben bemächtigt, wiſſen wir nicht; aber ſo viel iſt gewiß, daß im Jahr 1770 die Trümmern der chineſiſchen Armee nach Pekin zurückgekommen ſind, und daß damals das Gerücht allgemein war, die Beſchwerlichkeiten der mühſamen Märſche allein, hätten über die Hälfte des ganzen Heeres aufgerieben. Kurz, dieſer Feldzug lief äußerſt unglücklich ab, und würde noch unglücklicher abgelaufen ſeyn, wenn, wie man im Anfang des Krieges befürchtete, die Provinz Canton ſich gleichfalls empöret hätte.

Zu eben der Zeit, da ein innerlicher Krieg, eine Empörung und Verfolgung in China war, begieng das mathematiſche Gericht zu Pekin einen ſo groben Rechnungsfehler, daß man bey dem Kayſer Kien-long davon ſprach, der den Chineſern die Schuld gab, und hinzufügte, daß die Europäer nicht fähig wären, ſich ſo zu irren. Dieſer Fehler, welchen das mathematiſche Gericht 1770 begieng, und das, was der Kayſer über dieſen Vorfall ſagte, hat die Mandarinen gegen alle, die ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, ſehr erbittert. Der P. Cibot ſagt im 30ſten Bande, S. 74: alle Europäer zu Pekin, und insbeſondere die Jeſuiten,

ſuiten ſeyen bey den Magiſtratsperſonen dergeſtalt angeſchwärzet worden, daß man im Begriff geſtanden, ſie fortzuſchicken, wenn der Kayſer ſich nicht noch darein gemiſcht hätte. Dieſer Prinz, für welchen, wie man weiß, Voltaire Verſe gemacht hat, war bisweilen ſo unvorſichtig, öffentlich an ſeinem Hofe zu behaupten, daß die Europäer allein die Aſtronomie und Mahlerey verſtünden, und daß die Chineſer nur Kinder gegen ſie wären. S. 79.

Wenn es mit dieſer Anekdote ſeine Richtigkeit hat, welche wir ſo, wie ſie in den erbaulichen Briefen ſteht, mittheilen, ohne übrigens für ſie Gewähr leiſten zu wollen, ſo darf man nicht zweifeln, daß dieſer den Europäern zugeſtandene Vorzug ein ſo dummes und eitles Volk, wie die Chineſer ſind, welche uns in ihren Charten die Barbaren und Rothköpfe (les hommes roux) des Occidents nennen, auf das empfindlichſte beleidiget habe. Wie groß inzwiſchen ihr Recht ſey, uns Barbaren zu nennen, erhellet aus dieſen Charten, welche ſo gerathen ſind, daß bey uns ein Kind von 8 Jahren beſſere machen würde.

Da Verfolgungen in Glaubensſachen den Eifer in den Gemüthern gewiſſer Neophyten nur noch ſtärker anflammen, ſo ſtand auch zu Pekin eine Schwärmerinn auf, die, wie man uns berichtet, Vorhabens iſt, das erſte chriſtliche

liche Frauenkloſter, ſo man in China geſehen, in der Gegend der erwähnten Hauptſtadt anzulegen. Die Jeſuiten thun viel Gelübde für die glückliche Ausführung dieſer in einem ſolchen Lande unerhörten Unternehmung; wir hingegen hoffen, die Polizey werde ſolche hintertreiben, denn ſie würde nur eine Quelle von Unglück und Mißbräuchen ſeyn. Uebrigens müſſen wir geſtehen, daß es ſchwer iſt, die, zwiſchen den in den erbaulichen Briefen erzählten Begebenheiten, herrſchende Widerſprüche zu vereinigen. Im Jahr 1768 erſcheint das berühmte Edikt, wodurch das Chriſtenthum verbannt wird; im Jahr 1770 kauft eine Dame nahe bey Pekin öffentlich ein Haus; und ganz Pekin iſt unterrichtet, daß dieſes Haus in ein chriſtliches Frauenkloſter verwandelt werden ſoll; daß die Kapelle bereits gebaut iſt; daß die Stifterinn ſchon eine Novize gefunden; daß die Jeſuiten zu den Weibern laufen, die ſie in geheim unterhalten u. ſ. w. demohnerachtet bleibt die Polizey noch müßig; kein Verfolger erſcheint, kein Henker kommt. Entweder ſind dieſe Facta auf eine ſeltſame Weiſe verſtellt; oder das Unternehmen zu dieſer Kloſtergeſellſchaft iſt dem geiſtlichen und peinlichen Gerichte noch nicht angezeiget worden, welches letztere hauptſächlich mit allem dem beſchäftigt zu ſeyn ſcheint, was auf die Religion einige Beziehung hat. Denn von dem Sin-pou, oder dem peinlichen Gerichte iſt das berühmte Verbannungsedikt her ausgegeben worden, welches

ches unter andern eine ſehr ſonderbare Clauſel enthält, die wir von Wort zu Wort hier einzurücken für dienlich erachten.

„In den fünf Städten, woraus Pekin beſteht, und in dem ganzen Gebiete dieſer „Hauptſtadt wird man Befehle anſchlagen „müſſen, jedermann kund zu thun, daß man in „Zukunft gegen alle Chriſten, die ſich nicht „ſelbſt angeben, nach der Strenge verfahren „werde. Dieſe Befehle werden überall, wo „es gebräuchlich, angeſchlagen werden. Wir „legen dieſes unſer Urtheil ehrerbietigſt Ew. „Majeſtät vor. Heute den 3ten des Mon„den Kienlong des 33. „ d. i. den 13 December 1768.

Der Kayſer antwortete in dieſen zwey Worten: y, y: d. i. „ich billige dieſes Urtheil, ehret dieſen Befehl. „

Ein ſolcher Befehl iſt äuſſerſt hart, wie jedermann ſieht; denn was kann härter ſeyn, als von einem Schuldigen zu fordern, daß er ſich ſelbſt angebe? es läuft wider das natürliche Recht und das Recht der Selbſterhaltung.

Ein Miſſionarius, Nahmens Dolliers, nimmt daher Anlaß, alle ihm erdenkliche Erläuterungen mitzutheilen, um uns von dem ſeltſamen Character der Chineſer; von ihren ſonderbaren GerichtsProceduren; von dem

unge-

ungeheuern Aberglauben, wovon ihr Nationalgottesdienſt voll iſt; von der faſt unglaublichen Unwiſſenheit ihrer Gelehrten; von den groben Betrügereyen ihrer Bonzen einigen Begriff zu geben. Zum Beſchluß ſpottet er über die franzöſiſchen Philoſophen, die, in ihrem Enthuſiaſmus für die Chineſer, uns dieſelben beſtändig als ein weiſes, unterrichtetes, ſehr geſittetes, und vor allen Dingen ſehr menſchliches Volk haben abmalen wollen.

Wir gedenken nicht die Rechtfertigung der franzöſiſchen Philoſophen auf uns zu nehmen, welche der Jeſuit Dolliers, von Pekin aus, mit ſo vielem Vortheil und Nachdruck bekämpft. Nur dies ſey uns anzumerken erlaubt, daß jene Philoſophen durch die erſten Berichte der Miſſionarien, welche damals weder ſo aufrichtig, noch ſo vernünftig waren, als ſie es jetzt ſind, verführet worden. Was übrigens dieſen Herrn nicht zu vergeben iſt, iſt, daß ſie weder von der Beurtheilungs-Kraft, noch von der hiſtoriſchen Critik Gebrauch gemacht haben, die beynahe allein hinlänglich geweſen wäre, ihnen zu entdecken, wo die Lüge, und wo die Wahrheit iſt: es ſey dann, daß ſie alle Männer wie Voltaire geweſen wären, der ſeine Freude daran hatte, Falſchheiten niederzuſchreiben, blos damit er ein ſolches Ding, wie die chineſiſche Chronologie, welche von Irthümern, unrichtigen

Rechnungen, falſchen Eclipſen, und offenbaren Widerſprüchen wimmelt, unterſtützte.

Dem Herausgeber der erbaulichen Briefe zu Paris würden es ſeine Leſer Dank wiſſen, wenn er die Abhandlung über die Stadt Bagdad unterdrückt hätte, welche einen Jeſuiten zum Verfaſſer hat, der unwiſſender in der Erdbeſchreibung iſt, als man es im achtzehnten Jahrhundert zu ſeyn erlaubt. Er behauptet, das alte Babylon habe an dem nemlichen Orte geſtanden, wo heut zu Tage Bagdad an dem Tyger liegt, da doch ſogar die Kinder wiſſen, daß Babylon an dem Euphrat lag, welcher von Norden gegen Süden durch dieſe Hauptſtadt floß. Noch ärger iſt es, daß dieſer Mann uns überreden will, der alte Thurm an der weſtlichen Seite von Bagdad ſey ein Ueberbleibſel des Babyloniſchen, da doch gleichfals die Kinder wiſſen, daß es nicht an dem iſt. Der dritte Irthum des erwähnten Abhandlung-Schreibers iſt das Vorgeben: Cteſiphon ſey, nach Babylon, an dem nemlichen Orte, wo Bagdad ſteht, erbauet worden, indeß zur Genüge bekannt iſt, daß Cteſiphon mehr ſüdwärts gelegen, und daß man die Ruinen davon, welche mit den Ruinen von Seleucia faſt verwechſelt werden, zu Al-Modain findet. Uebrigens ſtimmt dieſer Jeſuit darinn, daß er ſeinem vorgeblichen babyloniſchen Thurme 200 Fuß Höhe giebt, mit den Nachrichten der übrigen Reiſebe-

ſebeſchreiber von dieſem Steinklumpen überein. Geometriſch iſt er indeſſen niemals ausgemeſſen worden, und es lohnt ſich auch wohl nicht der Mühe, daß man ihn ausmißt; denn er iſt weiter nichts, als das Ueberbleibſel eines arabiſchen Bau's, der nicht über den Mahometiſmus hinausſteigt. Unwiſſende Chriſten — und dieſes ſind ſie in Aſien alle — haben dieſes Denkmahl Nemrod Tepeſi, oder den Nimrods Thurm genannt.

Ein andrer Miſſionarius, faſt von gleichem Schlage, wie der vorhergehende, liefert Beobachtungen über das Caſpiſche Meer, welches ſeinem Vorgeben nach, vermittelſt eines unterirrdiſchen Canals, worüber Perſien wie eine Brücke über einem Fluſſe liegt, mit dem perſiſchen Meerbuſen Gemeinſchaft hat. Dieſe Meinung iſt nicht neu; aber noch keinem war es eingefallen, ſie durch ſo ſeltſame Beweiſe zu unterſtützen, als diejenigen ſind, deren ſich der gute Pater bedient. „Grabt man,„ ſpricht er, „in Perſien Brunnen, ſo findet man alſobald auf dem Boden Fiſche, welche aus dem Caſpiſchen Meere, unter der Erde her in den langen Canal ſchwimmen, der in den perſiſchen MeerBuſen geht.„ Da aber dieſe Brunnen eine ſehr geringe Tiefe haben, ſo iſt es faſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Fiſche (falls ſie würklich da ſind,) entweder aus den Fiſchleichen entſtehen, welche kleine Bäche daſelbſt zurücklaſſen; oder aus

dem Regenwaſſer, welches bisweilen mit Eyern von Fröſchen, oder von Fiſchen der kleinſten Gattung angefüllet iſt. Der Verfaſſer dieſer Beobachtungen hält auch dem Character und den Sitten der Perſer eine ſonderbare Lobrede. — Von dem Hofe zu Iſpahan erzählt er eine Anecdote, die er für zuverläßig und ganz neu ausgiebt, obgleich ſolche ſchon in den Fabeln des la Fontaine zu leſen iſt. (*) Vermuthlich war dieſes unſerm perſianiſchen AnecdotenErzähler unbekannt; ſonſt würde er ſich wohl den Spott erſpart haben, den er dadurch verdient, daß er die Geſchichte des Hirten, welcher zum StaatsMiniſter erhoben worden, wieder aufwärmt. La Fontaine, der niemals reich an eigenen Erfindungen war, für die Gedanken Andrer aber immer ein Kleid zu finden wußte, hat dieſe Erzählung vom Pilpay oder Lockmann entlehnt. — Uebrigens zweifeln wir ſehr an der genauen Aehnlichkeit der Perſer mit der Schilderung, die uns dieſer Miſſionarius von ihnen macht. Dergleichen wichtige Gemälde erfordern die Hand eines Künſtlers und das Auge eines geübteren Beobachters.

(*) Fables de La Fontaine. Partie IV. Liv. 4. fab. 9.

Theil XXXI. XXXII.

Die merkwürdigſten Stücke, welche der Abbt Patouillet dieſer Sammlung einverleibet hat, ſind eigentlich keine Briefe, ſondern mehr oder minder ausgeführte hiſtoriſche Beyträge, den ehemaligen Zuſtand von Cochin-china und Tungquin; die Eroberung des Landes der Eleuthen von den Mandhuiſiſchen Tartarn; und die Niederlaſſung einiger herumziehenden jüdiſchen Familien in China betreffend.

Da der Herausgeber ſeinen Materialien ihre eigenthümliche Form benahm, und ſich dieſelben durch den Vortrag, ſo zu ſagen, eigen machte, ſo iſt es ſonderbar, daß er ſich der Kritik nicht mehr dabey bediente, die, bekanntermaßen, bey Auseinanderſetzung der aus den Händen der Mißionarien kommenden Berichte ſchlechterdings nothwendig iſt. Ich will ſuchen, ſo viel es die Form eines Auszugs geſtattet, die Fehler und Irrthümer des Franzöſiſchen Herausgebers zu berichtigen. Fürs erſte giebt er vor, Tungquin und Cochin-china ſeyen erſt 214 Jahre vor unſrer gewöhnlichen Zeitrechnung, nemlich unter der Regierung des Kayſers Chi-hoangti, bevölkert worden. Dieſer Fürſt, ſetzt der Abbt Patouillet hinzu, iſt es, der alle Geſchichtbücher ſeines Reiches verbrennen, und in fünf Jahren die große Mauer aufführen laſſen. Da

man heutzutage mit vieler Zuverläßigkeit weiß, daß die große Mauer nicht in fünf Jahren aufgeführet worden, so hat man sich zu wundern, daß der Französische Herausgeber ein so verschriecenes Mährchen wiederholt. Seine Beweise, daß die Verbrennung der Chinesischen Geschichts-Bücher, welche Fourmont nachdrücklich geläugnet, dennoch eine würkliche Begebenheit sey, sind ebenfalls nicht die bündigsten. Ich könnte mich hierüber in eine sehr interessante Erörterung einlassen; aber wir verlören dabey Cochin-china und Tungquin aus den Augen. Diese beyden Reiche sollen von den Chinesischen Colonien, welche aus den nördlichen Provinzen daselbst anlangten, als ganz unwirthbare Gegenden angetroffen worden seyn: dennoch sah man daselbst hier und da kleine Haufen von Wilden herumirren. Es war also dieser Theil von Asien nicht ganz unbevölkert, und man hat jene Wilden als die wahren Eingebohrnen desselben zu betrachten. Ob sie völlig ausgerottet worden sind, ist unbekannt; eben so wenig weiß man, ob sie sich mit andern Colonien vermengt, oder ob sie noch ein kleines Volk für sich ausmachen, und gleich den übrigen Wilden der südlichen Provinzen von China, an deren Daseyn kein Zweifel mehr ist, in Gebürgen und sehr wenig besuchten Gegenden zerstreuet leben.

Alles, was man, in Rücksicht auf Tungquin insbesondre, aus den Jahrbüchern ziehen kömen,

können, reicht nicht über das 8te Säculum unsrer Zeitrechnung hinaus. Auch sagt der Herausgeber dieser Sammlung aus einer früheren Epoche nichts Ausdrückliches noch Gewisses davon. Es sind folglich über 1000 Jahre verstrichen, daß die Chineser schlechterdings nicht gewußt, was sich in einer Gegend zugetragen, die sie, wie hier ohne die geringsten Beweißthümer vorgegeben wird, zuerst angebauet haben sollen.

Zwar scheinen die Details aus der Geschichte von Cochin-china bis in die Mitte des ersten Jahrhunderts zu reichen; aber in einer Vermischung von Umständen, die sich von den handgreiflichsten Fabeln der Geschichte wenig unterscheiden.

So wird erzählt, daß die Cochinchineser, des Joches überdrüßig, schon im Jahr 50, dasselbe abzuwerfen den besten Willen von der Welt hatten; aber nicht ein Mann fand sich unter ihnen herzhaft genug, an den Fesseln seiner Nation auch nur ein einziges Glied zu zerbrechen. Bey diesem allgemeinen Mangel an Helden langten endlich zwo Mädchen, voll kriegerischen Geistes, Tchin ze und Tchin-Eul genannt, aus dem Innersten von Tungquin an. Diese erboten sich, die Sache der allgemeinen Freyheit auf sich zu nehmen, und was sie leisteten, übertraf alle Erwartung. Der Abbt Patouillet versichert ohne Bedenken,

ken, es haben dieſe zwo Frauenzimmer alle Pflichten eines Feldherrn erfüllt, die Truppen diſcipliniert, die Grenzen befeſtigt. Tag und Nacht, fügt er hinzu, waren ſie zu Pferde. Wenn alles dieſes für ſchlichte Wahrheit gelten kann, ſo ſeh ich nicht, wie man ſich dazu nehmen müßte, um in der Geſchichte zu lügen. Endlich wurden **Tchin-ze** und **Tchin-Eul**, nach einigen Schlachten, durch das Heer der Chineſer, unter der Anführung des General **Mayoen**, bey dem See **Sy-hou** geſchlagen. Aber dieſe Cataſtrophe wäre nie erfolgt, heißt es, hätten die Einwohner in **Tungquin**, feigherziger als Weiber damals, die Unerſchrockenheit der beyden Heldinnen unterſtützt. Iſt es nicht zum Erſtaunen, daß ein Mann, der im J. 1744 zu Paris ſchrieb, nicht einmal einen Zweifel in die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung geſetzt? Vermuthlich war ſein Kopf damals ganz eingenommen von der Geſchichte des Mädchens von Orleans.

Uebrigens bieten **Tungquin** und **Cochinchina** in den folgenden Zeiten nichts als eine aneinanderhängende Reyhe von Unglücksfällen, Staatsveränderungen und Mordthaten dar. Bald hatten dieſe Provinzen ihre eigene Könige; bald wurden ſie von den Chineſern wieder erobert, und unter das Joch gebracht; bald ſind die Chineſer mit großem Verluſt und Schimpf daraus verjagt worden. Endlich kam, im Jahr 1471 **Cochin-china** ſelbſt unter

ter das Joch der Tungquineſer, welche dies Reich in eine Provinz verwandelten, und ihr, nach Weiſe der Eroberer, alle Drangſale zufügten, welche ſchwache und unglückliche Menſchen, von ſtarken und ungerechten zu erwarten haben. Nichtsdeſtoweniger iſt es den Cochinchineſern ſeitdem gelungen, ſich zum zweytenmale unabhängig zu machen, und eigene Könige zu wählen, deren Thronfolge bis auf den heutigen Tag fortwährt; die Memoires aus Pekin melden aber nicht, wie und wann dieſe Revolution ſich ereignet. Ich habe die Vorſicht gebraucht, dieſe Memoires mit zween Berichten von Tungquin des Dampier und jüngern Tavernier zu vergleichen, worinn der Zuſtand dieſes Reichs am Ende des vorigen Jahrhunderts dargeſtellt wird. Beyde verſichern ausdrücklich, es ſeyen damals in der Hauptſtadt zween Höfe, wie auch zween Könige geweſen, deren einen ſie Boua, und den andern Choua nennen. (*) Die Herrſchaft

(*) Tavernier, T. III. page 208. Damp. T. III. Chap. IV. page 74. Die chineſiſchen Jahrbücher reden zwar von zwo Familien Nio und Ly, deren Häupter im XVII. Jahrhundert den Titel der Könige von Tungquin und Gannan annahmen; aber eben dieſen Jahrbüchern zu folge hatten die Prinzen Nio ſich damals nach der Stadt Caoping geflüchtet, welche über die Grenzen von Tungquin hinausliegt. Man muß alſo unter ihnen den wahren Boua des Tavernier und Dampier nicht aufſuchen.

des ersten schränkte sich, wie die des großen Lama und des Groß Dairo, blos auf den Bezirk seines Pallastes ein. Statt einer ausgedehnteren Macht, hatte er die Ehrerbietung der Nation zum Antheil: und man müßte sich in dergleichen Lagen befunden haben, wornach wohl kein Weiser lüstern seyn wird, um entscheiden zu können, ob Verehrung oder Gehorsam angenehmer sey. Auswärts führte Choua, der andre Despot, das Regiment, und beherrschte, oder vielmehr zerstörte den Staat, indem er blos seine eigene oder die Launen seiner Minister zu Rathe zog.

Vergebens würde man die angeführten Facta in den Berichten der Missionarien zu Pekin aufsuchen; den dort weiß man von Tungquins innerer Regierungsform gar nichts. Auch ist seltsam, daß es den Chinesern unbekannt bleiben können, wie und wann Cochin-china zu dem Grade von Unabhängigkeit gelanget, worinn

Ob noch ein Abkömmling der Familie Mo vorhanden sey, ist unbekannt; aber die Familie Ly regieret würcklich in Tungquin. Den Namen der in Cochin-china regierenden Familie weiß man nicht. Die Missionarien schweigen davon; auch geben sie keine Erläuterung in Betreff der Völker, welche in den Berichten Rimi genannt werden, und vielleicht ein Ueberbleibsel der wahren Eingebohrnen von Cochin-china sind.

worinn es ſich itzt befindet; da man doch in Europa ziemlich allgemein überzeugt iſt, daß dieſe Revolution eine ſehr natürliche Folge des im Jahr 1644 von den Mandhuiſiſchen Tartarn in China geſchehenen Einfalls geweſen.

In dem 31. Bande befindet ſich auch eine Charte von Tungquin, welche im XIII. Jahrhundert unter der Aufſicht jener Gelehrten aufgenommen worden, die Koublai-Kan aus den berühmteſten Städten des chriſtlichen und Mahommedaniſchen Aſiens, von Conſtantinopel, Samarkand, und vornehmlich von Balk her nach Pekin berufen hatte. Dieſe Männer mögen in manchem Fache der Gelehrſamkeit ſehr weitläufige Kenntniſſe beſeſſen haben, die ich, hier wenigſtens, ihnen nicht ſtreitig machen will; aber Geographen, auch nur mittelmäßige, waren ſie zuverläßig nicht; denn ſogar in den erſten Regeln von dem, was wir in Europa die Stereographiſche Projection nennen, zeigten ſie ſich unwiſſend, deren Anwendung doch bey Charten, die mehr als einen Grad der Breite in ſich faſſen, von entſchiedener Nothwendigkeit iſt. Und nicht allein haben ſie keine Mittagslinien zu ziehen verſtanden, ſondern auch das Bett der Ströme und Flüſſe in einer Ausdehnung von Breite vorgeſtellt, die das Erdreich nicht zuläßt. Ich habe, ſo gut als möglich, den Umfang von Tungquin in franzöſiſchen Quadrat-Meilen,

len, deren 20 auf einen Grad gehen, zu berechnen gesucht, und mir scheint die ganze Oberfläche, einige Seen und einige mehr oder minder geräumige Meerbusen miteinbegriffen, 7600 solcher Meilen zu betragen. Die größte Länge von Norden nach Süden habe ich zu 5 Grad, und die größte Breite von Osten nach Westen, zu vieren festgesetzt. Dieser Theil von Asien käme also bey weitem nicht der Hälfte von Frankreich gleich, und dennoch sagen die Missionarien, man habe daselbst bis zu 18 Millionen Einwohner gezählt. Tavernier giebt gleichfals vor, zu seiner Zeit seyen dort 20000 Städte und Dörfer vorhanden gewesen. Daß aber dieses übertrieben sey, wird merklich, wenn man nur einen Blick auf die alte Charte von Tungquin wirft, worinn man eine sehr geringe Anzahl von Wohnplätzen angezeiget findet. Ueberdies ist zur Genüge bekannt, daß selbst die Städte dieses Landes blos aus armseligen Hütten von einem Stockwerke bestehen, die mit Schilf gedeckt, und mit Koth bekleibet sind. Da diese oft in Feuer aufzugehen pflegen, so haben die Einwohner Backöfen und gewölbte steinerne Kasten in ihren Wohnungen, um bey entstehender Feuersbrunst, ihre brennbarsten Hausgeräthe hinein zu retten.

Die Missionarien erzählen viel von Kriegen, Schlachten, Eroberungen und Schandthaten, aber gar nichts Umständliches von den Sitten, den Gebräuchen und der Religion

gion der Eingebohrnen dieſes Landes. Um dieſe Lücke hier nicht ganz offen zu laſſen, will ich hinzuſetzen, daß die Tungquineſer und Cochinchineſer eine gewiſſe einſilbichte Sprache reden, die, wie Dampier ſagt, eine beſondere Aehnlichkeit mit der Sprache der Provinz Fokien hat. Ihr Gottesdienſt iſt einerley mit dem des gemeinen Volkes in China: ſie verehren den Fo, die Sonne, den Mond, und beſonders den Schatten, oder, richtiger zu reden, den Namen ihrer verſtorbnen Anverwandten. Auf Wahrſagereyen halten ſie viel, und ihre Bonzen ſagen ihnen alles vorher, was ſie zu wiſſen verlangen. Mit dem Eintreffen geht es wie es kann, genug daß die Tungquineſer der Weiſſagungen nie überdrüßig werden. Ihre Gelehrten ahmen denen von China im Dienſte des Confucius nach; und halten ſich für die größten Philoſophen dieſer Welt, wenn ſie die Züge des Calenders verſtehen, den einige im Sold des Hofes zu Pekin ſtehende Ex-Jeſuiten verfertigen.

Die entſchiedene Aehnlichkeit zwiſchen den Gebräuchen von China und Tungquin kann daher geleitet werden, daß dieſes Königreich lange durch Mandarine und andre vom chineſiſchen Kaiſer angeordnete Beamte regieret worden. Hiezu kömmt noch die Anpflanzung durch Flüchtlinge, welche daſelbſt eine Freyſtätte geſucht; die immerwährenden Reiſen der Kaufleute, die ſich daſelbſt ausgebreitet; und

endlich

endlich die Lage ſelbſt dieſes Landes, welches gegen NordWeſten an die chineſiſche Provinz Junnan grenzt. Nun iſt es natürlich, daß eine kleine Landſchaft, die immer mit einem großen Reiche in Verbindung geſtanden, in die Länge die Sitten deſſelben annehme, und daß ihr NationalCharacter ſich mit dem Character ihrer Nachbarn vermiſche.

Der letzte König von Tungquin, wovon man zuverläßige Nachricht hat, nannte ſich Lyoncy-tao, und regierte noch vor wenigen Jahren. Da er und ſeine Vorgänger, willig oder gezwungen, den Gebrauch beobachtet, ihre Beſteigung des Throns dem Hof zu Pekin durch Geſandte kund zu thun, welche einige Geſchenke dahin bringen, und andre dagegen empfangen, ſo nennen die Chineſer dies einen Tribut, und es hat wenig gefehlt, daß ſie nicht auch den König von Frankreich, Ludwig XIV, unter die ihnen zinsbare Fürſten gezählet, weil derſelbe ſilberne Leuchter nach Pekin in die Kapelle der Jeſuiten geſandt.

Der dritte hiſtoriſche Beytrag in dieſem Bande enthält einige Nachrichten von Thibet, welche theils aus dem Werke des Du Halde, theils aber aus neueren Briefen der Miſſionarien gezogen ſind. Dieſe melden uns, die Pagode des großen Lama, welche bekanntermaßen im Anfang dieſes Jahrhunderts zerſtöret worden, ſey nicht allein wieder aufgebaut, ſondern

ſondern man habe ſie auch aufs neue mit weit mehr Silberwerk ausgeziert, als zur Zeit der Plünderung ſich darinnen befunden. Dieſe Reichthümer ſind in Rückſicht auf die Armuth der Einwohner dieſes Theils von Aſien beträchtlich: denn ſolche befinden ſich mit den Bauern im Kirchenſtaate ohngefähr in gleichem Falle, welche kein Hemd auf dem Leibe haben, indeß die Kirchen zu Rom vielleicht mehr Gold und Silber in ſich faſſen, als Amſterdam und London zuſammen.

Der groſſe Lama hat ſich während den abſcheulichen Kriegen, die ſeit 1755 bis 60 das Land der Eleuthen, oder das Reich Kontaitz in Verwirrung geſetzt, ſehr ſtille gehalten. Lange Zeit haben ſich zween Nebenbuhler um dieſes Reich geſtritten; zuletzt erhielt Amourſana, den die Chineſiſchen Tartarn unterſtützten, das Feld. Aber kaum ſaß er auf dem Thron, ſo fieng der Hof zu Pekin an, ihm mit einem Uebermuthe zu begegnen, der ihm unerträglich ſchien. Anfangs ſtellte man Unterhandlungen an, und ſchickte ſich Deputierte; endlich kam es zu einem öffentlichen Bruch. Obgleich die Mißionarien, wovon wir alle dieſe Umſtände entlehnen, natürlicherweiſe dem Kaiſer Kien-long ſehr zugethan ſind, ſo läugnen ſie dennoch nicht, daß alle Schuld des Krieges ihm beyzumeſſen ſey. Und davon ſind wir ebenmäßig feſt überzeugt, denn ſelten haben die Eroberer Recht. Auf der andern Seite aber ſind

von

von den Mißionarien verſchiedene Begebenheiten unterdrückt worden, wovon man ſeit dem Jahre 1770 in Europa Wiſſenſchaft gehabt. Sie ſagen kein Wort von der Niederlage der Mandhuiſiſchen Tartarn, vor der Erhebung des unglücklichen Amourſana auf den Thron der Eleuthen. Dieſer Fürſt, es ſey nun aus Kleinmuth, oder weil er ſich von ſeinen eigenen Miniſtern gänzlich verrathen und von ſeinen Unterthanen verlaſſen ſah, floh in das Gebiete von Rußland, woſelbſt er ſeine Tage geendigt. Der Hof von Pekin forderte hierauf ſeinen Leichnam zurück, den aber die Ruſſen nicht verabfolgen laſſen wollten; unter dem Vorwand, daß es bey ihnen kein Gebrauch ſey, die Todten auszugraben; und ohnehin könne, bey den gegenwärtigen Umſtänden, der unglückliche Körper weder dem Sieger noch den Beſiegten von einigen Nutzen ſeyn.

Es kam bey dieſer Gelegenheit zwiſchen den Höfen zu Pekin und Petersburg zu einem ſo lebhaften Streite, daß man in Furcht ſtand, Rußland möchte wider Willen ſich in einen ſchrecklichen Krieg mit dem chineſiſchen Kaiſer verwickelt ſehen. Nach dem Tode des Amourſana (*) hätte dieſer leztere ſeine Armee zurück-

(*) Wir erinnern uns, Nachrichten geleſen zu haben, worinn ausdrücklich verſichert wurde, der Körper des Amourſana ſey den Chineſern von den Ruſſen ausgeliefert worden.

rückziehen ſollen; ſie breitete ſich aber immer mehr und mehr in dem weſtlichen Theile von Aſien aus. Und da zwey Mahomedaniſche Prinzen, welche, unabhängig, die beyden Landſchaften Caſſar und Irguen beſaßen, Bundsgenoſſen des Amourſana geweſen, ſo wurden ſie unter dieſem Vorwande angefallen, für Verräther und Rebellen gegen den Hof zu Pekin erklärt, und, was das traurigſte war — geſchlagen. Als dieſe Unglücklichen, welche man den großen und den kleinen Hotchom nannte, ihre Truppen zerſtreut und alle Hoffnung verlohren ſahen, ſo flüchteten ſie ſich zum Sultan von Badacchan, woſelbſt der eine gleich an ſeinen Wunden ſtarb, und der andre auf Befehl ſeines vorgeblichen Beſchützers enthauptet wurde, der bald Scheingründe fand, ſein gegebenes Wort zurückzunehmen, und als ein treuloſer Verräther an ihm zu handeln. Sobald die Nachricht von ihrem Tode ſich verbreitet hatte, ſo forderten die chineſiſchen Tartarn ihre Leichname zurück, wie ſie den des Amourſana von den Ruſſen zurückgefordert; man konnte ihnen aber nur den Kopf des kleinen Hotchom ausliefern: der andre fand ſich nicht wieder, weil treue Diener ihn an einen Ort begraben hatten, den man nicht ausfündig machen können. Als der General der Tartarn dieſen Kopf in ſeiner Gewalt hatte, ſo ſendete er ihn durch einen Courier nach Pekin, wo der Kayſer Kien-long, den man in Europa für einen großen Weltweiſen ausgeben wol-

len, ein ſo grauſames Opfer bey dieſer Gelegenheit anſtellte, daß man bey deſſen Beſchreibung ſich des Abſcheus nicht erwehren kann.

Nachdem Kien-long den von der Fäulniß bereits ſtark angegriffenen Kopf des kleinen Gotchom betrachtet hatte, ſo befahl er, ihn in ſeinem Pallaſte auf einen Tiſch zu ſtellen. Hierauf ſchnitt man in ſeiner Gegenwart die Ohren davon ab (*), die er mit großem Gepränge und vielem Weyrauch dem Manitou, oder Schutzgeiſte ſeiner Vorfahren und der erlauchten Nation der Mandhuis, zum Opfer darbrachte. Demnächſt richtete man an dieſem zerſtümmelten Kopf eine lange Rede, worinn man ihm die vorgebliche Rebellion des mahomedaniſchen Prinzen, dem er zugehört hatte, vorwarf. Dieſe Rede begleiteten viele andre barbariſche und abgeſchmackte Ceremonien, und das

(*) In dem erſten Abſchn. des 11ten Bandes der philoſ. Unterſuchungen über die Chineſer kann man ſehen, daß es bey allen Horden der Tartarn der Gebrauch iſt, den Leichnamen der Feinde die Ohren abzuſchneiden. Eben ſo iſt es der Gebrauch bey den deſpotiſchen Höfen in Aſien, dem Fürſten den Kopf desjenigen, der auf ſeinen Befehl enthauptet worden, zu zeigen; ſonſt würden die Deſpoten, denen ſo viel Sachen verheelt werden, in dem Innerſten ihres Pallaſtes nie verſichert ſeyn, daß man in den Provinzen ihre Befehle vollzogen.

das ganze Fest endigte sich damit, daß man dies Ueberbleibsel von einem Leichname in einen eisernen Käficht steckte, der öffentlich an eines der Stadtthore von Pekin aufgehangen ward, wo er noch jetzt, dem Pöbel zum Schrecken, sich befindet. Ich stehe für die Richtigkeit dieser Erzählung.

Bis jetzt hat sich der Tartarische Kayser in dem Besitz des ganzen Landes der Eleuthen und des Gebietes von Irguen und Cashar erhalten, dessen Entfernung von China auf 1400 Französische Meilen geschätzt wird; doch läßt sich diese Entfernung mit Genauigkeit nicht bestimmen; sogar die Charte des d'Anville enthält bey diesem Theile von Asien, in Absicht der Länge, Irrthümer von vier, fünf bis sechs Graden. Obgleich diese Eroberung an und für sich sonderbar genug ist; so hat dennoch der Abbt Patouillet, oder wenigstens seine Correspondenten, das Wunderbare davon noch vermehren wollen. Sie geben vor, der General, dem solche aufgetragen worden, habe die meiste Zeit nur 3 bis 400 schlecht bewaffnete, schlecht unterhaltene, aber ausserordentlich tapfre Soldaten unter seinem Commando gehabt. Allein gesetzt, daß der Kayser von China seine Truppen schlecht unterhalte, welches möglich ist; gesetzt, daß das Land der Eleuthen zu der Zeit, da es erobert worden, sehr entvölkert gewesen, wie wir es sehr wohl wissen; so bleibt darum nicht minder wahr,

daß ein kleiner Haufen von drey bis vierhundert Soldaten es niemals hätte wagen dürfen, in das Gebiet der mahomedaniſchen Tartarn einzudringen, welche mit Feuergewehr und ſelbſt mit grobem Geſchütz verſehen waren (*).

Es mag ſeyn, daß die gerade zu aus China gegen den Amourſana abgeſchickte Truppen ſehr ſtark auf den Märſchen, und noch mehr in den Treffen gelitten; indeſſen kömmt es mir doch wahrſcheinlich vor, daß alle Mungaliſche Prinzen in der weſtlichen Tartarey, welche den Chineſern zinsbar, oder ihre Bundsgenoſſen ſind, während dieſem Kriege eine gewiſſe Anzahl von Truppen und Pferden geliefert haben. Nach dieſem iſt die Eroberung nicht mehr ſo wunderbar, als ſie es vorher zu ſeyn ſcheint.

Der letzte, nemlich der vierte Vertrag in dieſem Bande, enthält einige neue Erläuterungen, die Juden in China betreffend. Man hatte geglaubt, wenn man ihre heiligen Bücher ſorgfältig nachſchlüge, ſo würde man mehr Varianten darinn entdecken, als Kennicot aus

(*) Es hat in Europa geheißen, die Armee des Kayſers von China, welche Caſhar erobert, ſey 300000 Mann ſtark geweſen. Dies iſt eben ſowohl übertrieben, wie das Vorgeben der Jeſuiten; nur im entgegengeſetzten Verſtande.

aus allen Bibliotheken von Europa zusammen bringen können Aber die Mißionarien haben, wie sie sagen, die fünf Bücher Mosis in China mit den unsrigen, und besonders mit dem gedruckten Text der Amsterdamer Bibel, welche gegen das Jahr 1705 in hebräischer Sprache erschienen sehr übereinstimmend gefunden. Indessen getraue ich mir nicht alles für so ganz wahr auszugeben, was uns die Mißionarien hievon versichern; doch glaub ich auch, daß man nicht ausdrücklich deswegen Gelehrte in diese Gegenden versenden möchte, um solches zum zweytenmal und gründlicher zu untersuchen. Eine solche Reise möchte leicht 9 bis 10000 Thaler kosten; eine Summe, womit das Elend aller Armen einer Provinz erleichtert werden könnte: und doch würde aus derselben weiter kein Nutzen entspringen, als daß man wüßte, ob die Bibel der Juden in China mit mehrerer oder minderer Genauigkeit nach Originalen abcopieret worden, deren Alter vielleicht nicht über das zwölfte Jahrhundert hinausgeht. Man sagt hier, daß diese Juden sehr arm, sehr unwissend sind, und daß sie einst den Jesuiten die Sorge für ihre Synagoge und ihre Colonie übergeben wollen, die bis auf zwey bis dreytausend Seelen heruntergekommen ist. Vielleicht herrscht zwischen den Juden und den Jesuiten in China eine geheime Sympathie. Die letztern überraschte der Cardinal Du Tournon zu Pekin, als sie eben Wucher trieben, und auf zwölf Procent ausliehen

liehen (*): indeſſen ſchlug doch der Pater Ricci die Anträge der Juden aus; er wollte einen kayſerlichen Hof nicht verlaſſen, um der verfallenen Synagoge zu Kai-fong-fou vorzuſtehen; und wahrſcheinlicher Weiſe that er klüglich.

Der Abbt Patouillet giebt vor, daß ſchon ſeit dem Jahre 56, nach unſrer Zeitrechnung, die Juden in China ihren Sitz gehabt haben; allein beſondre Gründe nöthigen mich an der Richtigkeit dieſer Epoche zu zweifeln, welche weder durch Denkmale, noch durch das Zeugniß von einem gleichzeitigen Schriftſteller beſtätiget wird. Dem Benjamin von Tudelle hätte, wenn ſeine Brüder unmittelbar vor der Zerſtörung Jeruſalems ſich hier niedergelaſſen, eine ſo alte Begebenheit nicht unbekannt ſeyn können; und der Fürſt der Babyloniſchen Gefangenſchaft hätte ſeiner Seits auch Kenntniß von einer Colonie haben müſſen, die unter der Zahl derjenigen geweſen ſeyn würde, von denen er Tribut gezogen. Heutzutage noch findet man in der Synagoge zu Cai-fong-fou, der Hauptſtadt der Provinz Honan, eine Inſchrift, aus welcher erhellet, daß die Juden erſt im Jahre 1163, nach unſrer Zeitrechnung, ſich zum erſtenmal in dem Bezirk dieſer Chineſiſchen

(*) S. Memoires pour Rome, und L'état préſent de l'égliſe de la Chine. pag. 245.

ſchen Stadt niedergelaſſen haben. Sie geben vor, ehedem wären ſie im ganzen Reiche in einer ſolchen Achtung geſtanden, daß die meiſten Mandarine und Befehlshaber der Provinzen aus ihrem Mittel erwählet worden; ſo daß damals China von den Juden regiert ward. Man weiß aber zur Genüge, daß dieſe Elenden zu allen Zeiten ihre Ehre darinn geſucht, Mährchen dieſer Art an Mann zu bringen. Kein Volk iſt ſo klein und verachtet, daß nicht einſt groß und berühmt geweſen ſeyn will; kein Volk iſt ſo unwiſſend, daß nicht die Gelehrſamkeit ſeiner Vorfahren rühme; ſogar die Negern aus Angola ſagen, daß vor Alters die Aegyptiſchen Philoſophen Geſandte an ſie geſchickt, um über Räthſel ſich bey ihnen Raths zu erholen. Fragt man die Juden in China, warum ſie von jener Höhe des Ruhms in Verachtung und in einen allgemeinen üblen Ruf herabgeſunken, ſo antworten ſie, alle guten Köpfe ihres Landes ſeyen Bekenner der Religion des Mahomeds geworden; und ihre erſte Synagoge zu Cai-fong-fou ſey in einer Ueberſchwemmung des gelben Fluſſes untergegangen. Fragt man ſie ferner, warum ſie den hebräiſchen Text der Bibel nicht mehr verſtehen, ſo ſagen ſie, ſie hätten das Unglück gehabt, ihre Grammatik zu verlieren; als ob die claſſiſchen Bücher bey einem Volke, das ſich auf die Wiſſenſchaften legt, ſo leicht verlohren gehen könnten. Kurz, ſie machen es, wie jener Spaniſche Richter, wovon Correal Erwäh-

nung thut; als dieſer ein Urtheil gefällt, deſſen Ungereimtheit man ihm bewieß, ſo ſagte er zu ſeiner Entſchuldigung, er habe den Codex des Pabſts Juſtinian verloren.

Der Pater Gaubil, welcher mit den Juden in China in ſehr genauer Freundſchaft gelebt, ſtarb, wie hier gemeldet wird, 1759 zu Pekin, in einem Alter von 71 Jahren. Er war ein Mitglied der Akademien zu Petersburg und Paris, und der königlichen Geſellſchaft zu London. Er hat viel geſchrieben, aber in keiner ſeiner Schriften findet man eine Spur von dem, wodurch ein vorzüglicher Kopf und ein guter Schriftſteller ſich auszeichnet. Seine vortheilhafte Meynung von den chineſiſchen Alterthümern, war entweder eine Schwachheit von ſeiner Seite; oder ein Befehl ſeiner Obern, nach deren Willen die Federn der Miſſionarien ihrer Geſellſchaft ſchreiben mußten. Der einzige Jeſuit Visdelou hat den Muth gehabt, ſich dieſem Deſpotismus zu entziehen, und, wie ein freyer Menſch ſoll, zu denken und zu ſchreiben.

Der 32ſte Band fängt mit einem Briefe aus Macao an, der mit groben Wunderwerken und nicht viel feineren Verläumdungen angefüllet iſt. Zuerſt beſchuldiget man darinn die Holländer, ſie hätten im ganzen Königreiche Cochin-china die Oberhand gewinnen wollen; und als die Jeſuiten ihren Anſchlag zu-

nichte

nichte gemacht, ſo hätten ſie, aus Rache, dem Könige den Rath gegeben, er möchte, um einen ſcheinbaren Vorwand zu gewinnen, die Mißionarien aus ſeinem Lande zu verjagen, denſelben anbefehlen, das Crucifix mit Füſſen zu treten; dieſe Liſt, verſicherten ſie, ſey ihnen in Japan über ihre Erwartung gelungen. Man darf den Umſtänden dieſer Erzählung nur ein wenig nachdenken, um alles Lächerliche davon einzuſehen; zudem geſteht der Autor ſelbſt an einer andern Stelle ſeines Briefes, man habe die Mißionarien beſonders deswegen vertrieben, weil man ſie beſchuldigt, daß ſie zu groſſe Reichthümer an ſich gezogen hätten. Dies kömmt der Wahrheit näher, als der vorgebliche Rath der Holländer, welche der König von Cochin-china nie an ſeinen Hof berufen hat, um ſie über Staatsſachen um Rath zu fragen. Aber am allerungereimteſten iſt, daß ſich dieſer Prinz durch die Rathſchläge derjenigen ſelbſt hat ſollen leiten laſſen, die einen Augenblick vorher ihn von ſeinem Throne ſtürzen wollen. Zuverläßig iſt die Oſtindiſche Compagnie der Holländer weit davon entfernet, auf Eroberungen in Aſien zu denken; die bereits gemachten werden ihr immer mehr und mehr zur Laſt; und hätte ſie vollends das Königreich Cochinchina in ihrer Gewalt, ſo wär ihr Untergang entſchieden; denn die Koſten, ſich in dem Beſitz davon zu erhalten, würden die Einkünfte ſieben- oder achtmal überſteigen.

Auf dieſen Brief folgt ein anderer aus Guacho in Amerika, vom 20ſten September 1755 datiert. Man begreift nicht, wie ihn der Herausgeber für intereſſant halten und ſich einbilden können, er enthalte eine Beſchreibung von Peru, die an Genauigkeit alle bis jetzt herausgekommenen weit übertreffe. Die Wahrheit iſt, daß er in einem Raum von 45 Seiten nichts als die allergemeinſten und nichtswürdigſten Dinge enthält. Eine Beſchreibung von Peru ſucht man darinnen vergeblich; nicht einmal von Cuſco und Quito, den beyden ehemaligen Hauptſtädten des Reichs der Incas, geſchieht einige Erwähnung; und eben ſo wenig von zwey- bis dreyhundert andern merkwürdigen Orten, wovon ſich gleichwohl in den Journalen der nachläßigſten Reiſebeſchreiber einige Nachricht findet. Kurz, der Autor hat von dieſem ganzen Striche des ſüdlichen Amerika weiter nichts gekannt, als den Weg, den er von Lima nach Chili gemacht. Er übertreibt in einem hohen Grade die ehemalige Bevölkerung der Provinz Chima, die ganz von Indianern gewimmelt haben ſoll; und heutzutage finden ſich, ſeiner Rechnung nach, die ich jedoch nicht für richtig ausgeben will, kaum über zweyhundert Familien darinnen. Die Kinder ſelbſt haben von den Mordthaten und Raubereyen der Spanier in America erzählen hören:

illaudati quis neſcit Buſiridis aras?

Gleich-

Gleichwohl laſſen ſich einige Millionen Wilden ſo geſchwind nicht umbringen, als man bisher geglaubt hat. Man muß wohl auf ſeiner Hut ſeyn, wenn man das Werk des Las Caſas lieſt, und einen genauen Unterſchied machen zwiſchen dem, was er geſehen und was er gehört hat. Auch unter den Zeugen, die er anführt, muß man diejenigen, die fähig waren zu urtheilen, von den übrigen wohl zu unterſcheiden wiſſen. Die Nachrichten von Bengala ſcheinen dem Verfaſſer von einem blinden Eifer in die Feder gegeben worden zu ſeyn; ſo zeugen auch die Abſcheulichkeiten, die er von den Braminen erzählt, von einer ſehr tadelnswürdigen Partheylichkeit. Es iſt möglich, daß, wie hier erzählt wird, ein Fluß von den Gewäſſern des Ganges angeſchwollen, die beyden Städte Elcabat und Benares, in welcher letztern eine berühmte Schule und Pagode war, verſchlungen habe; dies läßt ſich aber nicht ſo leicht glauben, daß dieſer Tempel der Indous alle Jahre durch ſo ſchreckliche Greuel ſollte verunreiniget worden ſeyn, die den Himmel vermocht hätten, ihn durch eine Local-Sündfluth zu vertilgen. So denken die Miſſionarien, wenigſtens ſprechen ſie ſo. Unter tauſend Pagoden, die in dieſem Lande ſind, wird eine durchs Waſſer zerſtört; ſogleich iſt es ein Wunderwerk, die Verbrechen der Braminen zu beſtrafen; ſogleich waren dieſe Braminen verabſcheuenswürdige Leute. Es mag ſeyn, daß die Proceßionen der Indous, ihre

Wall-

Wallfahrten, ihre lärmenden Feſte, ihr vorgebliches ſtrenges Leben, die Verderbniß der Sitten begünſtigen; ich erinnere mich aber nicht, bey irgend einem andern Reiſebeſchreiber geleſen zu haben, daß die Stadt Benares durch unzüchtige und liederliche Schwärmer mehr verunreiniget worden ſey, als die andern Gegenden von Oſtindien.

Der Verfaſſer verſichert, er habe 1753, als er zu Chandernagor geweſen, erfahren, daß die chriſtliche Religion, welche man ſeitdem aus China, Siam, Tungquin und Cochinchina verbannt, damals auch im ganzen Königreiche Thibet verboten worden, und zwar auf Bitte der Braminen. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dieſe Nachricht in ſo kurzer Zeit von Leſſa nach Chandernagor in Bengala kommen können, da man doch in Europa noch nichts ſicheres davon weiß; wenigſtens hat der Orden der Franciscaner, der einzige, welcher eine Miſſion in Thibet hat, der Progaganda noch nicht angezeigt, daß dieſe Stiftung auf beſondern Befehl der Lamas, wovon Thibet wimmelt, zernichtet worden. Gewiß iſt, daß dieſe Lamas und die Braminen in Indien, was die Religionsſachen betrifft, in genauer Verbindung mit einander ſtehen; wären ſie aber ſo intolerant, als man ſie hier abmahlt, ſo hätten ſie die Franciscaner nie in ihrem Lande geduldet.

Hierauf

Hierauf giebt uns der Verfaſſer die widrigſten Begriffe von dem Character der Bengalen, an deren Bildniß er ſeinen Pinſel auf folgende Art verſucht hat.

„Die Indianer dieſes Landes„ ſagt er, S. 107, „haben weder den durchdringenden „Verſtand noch das Genie, welches die Reiſenden an ihnen bemerkt zu haben glauben. „Ich finde vielmehr, daß die Malabaren zu „Pondicheri, ſo grob, ſo dumm ſie mir geſchienen, gleichwohl erhabene Genies in Vergleich „der erſten ſind, die man erſt vernünftig machen muß, ehe man ihnen das Chriſtenthum „beybringen kann. Allen Laſtern, welche die „menſchliche Natur herabſetzen, ſind ſie von „der zarteſten Kindheit an ergeben; und man „ſollte ſagen, ſie brächten dieſelben mit zur „Welt, oder ſögen ſie mit der Muttermilch ein. „Ueberhaupt ſind ſie feig, erzig, verlogen, eigenſinnig, und vornehmlich dem Diebſtahl „ergeben. Die Schande hat keine Gewalt „über ſie; die Furcht der Strafe macht ſie „zwar zittern, aber hält ſie nicht zurück. „Und haben ſie keine Strafen zu befürchten, „ſo iſt dies für ſie ein neues Recht zu neuen „Verbrechen. Kurz, ſie treiben ihre verkehrten Neigungen ſo weit, daß, ohne ein ſichtbares Wunder der göttlichen Güte, man „ihnen nie jene Rechtſchaffenheit, jene Mäßigung und Redlichkeit wird einflößen können, „woran man edle und ſchöne Seelen erkennt.„

Sollte

Sollte man nicht ſagen, wenn man dieſe Stelle lieſt, es ſey zur Bekehrung eines ſolchen Haufens Böſewichter ſchlechterdings keine Hoffnung? Aber gleich darauf giebt es der Verf. ſchon näher, und meint, es fehle blos an Allmoſen. Ließe man ſich in Europa, ſagt er, zu Werken der chriſtlichen Liebe bereitwilliger finden, und ſchickte den Miſſionarien nach Bengala ſtarke Summen; ſo könnten ſie in ihrem frommen Amte ſchnellere Schritte thun, und viele Hinderniſſe überwinden. Vornehmlich könnten ſie FündlingsHäuſer anlegen; und man meldet uns: ein Jeſuit in China habe ſchon in der Gegend von Chandernagor ein kleines Spital erbauet, worinn er 150 Mädchen in der Furcht des Herrn erziehe. Dies ſind die Worte des Verfaſſers S. 110; ſicherlich bewegen ſie keinen Europäer ſein Geld nach Bengala zu ſchicken.

Ein Brief aus Pekin, an die Gräfinn von Forban, iſt mit einer umſtändlichen Beſchreibung des langweiligen Ceremoniels der chineſiſchen Hochzeiten angefüllt; da man aber gerade das nehmliche in dem Werke des P. Du Halde, und in Salmons Geſchichte findet; ſo will ich mich nicht dabey aufhalten. Ein anderes iſt es mit einem Berichte, den ein Miſſionarius aus Perſien geſchickt. Dieſer will das Grab der Eſther und des Mardochäi in der Stadt Hamedon entdeckt haben; über deren Lage er ſich jedoch in keine geogra-

phiſche

phiſche Erörterung einläßt; denn bey Beſtimmung ihrer Breite auf 35 Grade 12 Minuten folgt er mehr den in Europa bekannten Charten, als ſeinen eigenen Beobachtungen.

Viele Gelehrte glauben, die Stadt Hamedon liege an eben der Stelle, wo vormals Ecbatana lag, und Hr. D'Anville ſcheint gleichfalls dieſe Meynung angenommen zu haben. Ich finde einige Schwierigkeiten dabey; denn, Ptolemäo zufolge, den ich hierüber zu Rathe gezogen, lag das alte Ecbatana 50 Meilen mehr nordwärts, als Hamedon in unſern Tagen liegt (*). Inzwiſchen muß man Ecbatana auch nicht in Tauris zu finden glauben, wie der Perſiſche Mißionarius, der den Ritter Chardin, deſſen Kenntniſſe in der alten Erdbeſchreibung die ſeinigen tauſendmal übertrafen, weil er einer andern Meynung war, ſehr zur Unzeit getadelt hat.

Dem ſey wie ihm wolle, zu Hamedon ſieht man die Trümmern eines prächtigen Tempels, von welchem heutzutage nichts übrig iſt, als ein ſehr hoher Dohm von Ziegelſteinen aufgeführt, die wie Porcellain bemahlt und mit hebräiſchen Zügen beſchrieben ſind. Unter dieſem

(*) Dies folgt aus der Breite, wie ſie von Ptolomäo im 2ten Kap. des 6ten Buches ſeiner Erdbeſchreibung beſtimmt wird.

ſem Dohm findet ſich eine Kapelle von 18 Fuß ins Gevierte, worinn, wie man ſagt, die Gräber der Eſther und des Mardochäi ſind. „Ueber dieſen beyden Monumenten erheben ſich „zwey Grabmale, aus einem ſehr harten Hol„ze verfertigt; auf dem einen iſt die Geſchichte „der Eſther, in hebräiſchen Buchſtaben, mit „dieſen Worten eingegraben: Die große Kö„niginn Eſther: auf dem andern lieſt man: „Dieſe Grabmale hat Ardachier oder Ar„ſaces errichtet; doch findet man kein Da„tum dabey, wodurch beſtimmt würde, was „für ein Arſaces es geweſen. Das Grabmahl „des Mardochäi iſt zur Rechten, und hat 7 „Fuß Höhe und Länge, auf 4 Fuß Breite. „Der Eſther ihres iſt zur Linken, und von der „nemlichen Bauart; nur daß es einen Fuß „höher als des Mardochäi ſeines iſt. Die „Juden unterhalten hier Tag und Nacht eine „Menge brennender Lampen, und verrichten „an Feſttagen daſelbſt ihr Gebet." (S. 188 und 189.)

Wollte man auch einen Augenblick annehmen, dieſe Beſchreibung ſey in allen ihren Theilen richtig, ſo wäre darum nicht minder wahr daß dies vorgebliche Monument in jüngern Zeiten durch Juden untergeſchoben worden, die in der perſiſchen Geſchichte wenig bewandert waren; denn keine ſchlechtere Wahl hätten ſie treffen können, als da ſie einem der Arſaciden oder Parthiſchen Fürſten den Bau dieſer

dieſer Gräber zuſchrieben, welche in dem 11ten Jahrhundert noch nicht bekannt geweſen zu ſeyn ſcheinen. Die Parther, welche Scythen waren, bekümmerten ſich wenig um die Geſchichte der Eſther und des Mardochäi, deren Namen ſie vielleicht niemals nennen hören. Zudem verräth das Holz, woraus die Grabmäler erbauet ſind, ihre Neuheit, und der Betrug iſt ſo handgreiflich, daß er niemanden entgehen kann. Alles was ich wahres und würkliches bey der ganzen Sache entdecke, iſt Eigennutz auf Seiten der Rabbiner, und Leichtgläubigkeit auf Seiten eines unwiſſenden und abergläubiſchen Volkes.

Wollte man die Eſther irgendwo begraben, ſo würd' es am natürlichſten zu Suſa geſchehen können: doch ganz gewiß liegt niemanden unter uns etwas an ihrer Grabſtätte; und was ich davon geſagt habe mag blos eine Lehre für den Reiſenden ſeyn, ſein Journal nicht mit allen Mährchen anzufüllen, die man ihm in Aſien erzählt; und am allerwenigſten denſelben einen blinden Glauben beyzumeſſen.

In der Gegend von Hamedon befinden ſich andre ſteinerne Denkmale; der Verf. thut aber keine Erwähnung davon, und hat ſogar ihr Daſeyn nicht einmal gemuthmaßt. Ueberhaupt erhalten wir von ihm wenig Nachrichten von dem innern Zuſtande des neuern Mediens, obgleich man ſie mit weit mehr

Vergnügen lesen würde, als seine frostige Unterredung mit einem Derwisch, den er für einen Philosophen ausgiebt; da doch dessen Reden das Gegentheil sehr deutlich beweisen.

Diesen Band beschließt ein Brief aus Pekin, 122 Seiten lang, vom 26. August 1770 datiert. Er enthält eine schleppende Erzählung aller Begebenheiten eines gewissen Tartars, Ma: Joseph genannt, der gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers die christliche Religion angenommen hatte. Man entsetzte ihn desfals seines Amtes, und gab ihm eine Menge Streiche mit jenen großen Peitschen, womit die Tartarn auf öffentlicher Strasse die Widerspänstigen zu bestrafen pflegen. Zuletzt schickte man ihn nach der Landschaft Cashar ins Elend, wo er seine übrige Lebenszeit als Sklav zubringen muß. Auf weniger als drey Seiten hätte sich diese ganze Geschichte erzählen lassen; und man muß die Geschwäzigkeit des P. Benedikts bewundern, der über hundert damit auszufüllen gewußt. Dieser Ex-Jesuit muß nothwendig zu Pekin müssige Tage gehabt haben, als er auf eine so unnüze Weise für sich und andre seine Zeit zugebracht.

Da die Bekanntmachung der erbaulichen Briefe bald unterbrochen werden wird; so kann man die Handlungsgesellschaften nicht genug ermahnen, uns nach diesem Muster, ein

eine Sammlung von allen Briefen zu liefern, die ſie aus den verſchiedenen Welttheilen von ihren Correſpondenten erhalten. Dieſes neue Werk würde ſehr leicht in Gang zu bringen ſeyn, wenn nur unterrichtete Männer ſich mit der Aufſicht darüber abgeben wollten. Und wenn gleich es nicht wohl möglich iſt, daß auf einander eiferſüchtige Nationen, wie die Holländer, Engelländer und Franzoſen, bey einem ſolchen Unternehmen gemeinſchaftliche Sache machen; ſo hat doch eine jede derſelben für ſich Mittel genug, eine Sammlung dieſer Art herauszugeben. Ich bin überzeugt, daß unter dieſen Sammlungen nicht eine einzige ſeyn würde, die nicht, in ihrer Art, das Werk der Mißionarien weit hinter ſich zurückließe; deren Partheylichkeit, Vorurtheile und Politik man zu ſehr kennt, als daß es nöthig wäre, ſich weiter darüber zu verbreiten. Uebrigens iſt meine Meynung nicht, daß die Handlungsgeſellſchaften die Geheimniſſe ihres Gewerbes in entlegenen Ländern dem Publico enthüllen; dieſes wäre eine ungerechte Forderung. Man wünſcht blos, daß ihre Correſpondenten die Mühe auf ſich nehmen möchten, die Beobachtungen, welche ſie an dem Orte ihres Aufenthalts zu machen Gelegenheit haben, nach Europa einzuſchicken. Dieſe könnte man ſodann in Form eines Werkes ordnen, und jährlich einen Band davon herausgeben. Alle Gelehrten werden mit mir das nehmliche wünſchen.

III.

Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses.

Wenn gleich der Merkur seit einiger Zeit angefangen hat, die denkwürdigsten Erscheinungen auf unserm Parnasse einzeln anzuzeigen, so hat man doch eine solche Zusammenstellung derselben, daß man sie mit einem Blick übersehen kann, sehr bequem und nützlich gefunden. Die Ankündigung eines einzelnen Werkes, zumal in der Kürtze, wie es der Merkur thun muß, kann unmöglich den Einfluß anschauend gnug machen, welchen eine neue Schrift auf das Ganze hat; ja dieser Einfluß ist, wenn man mit seiner Aufmerksamkeit nur beym Einzelnen stehen bleibt, fast unsichtbar oder so unmerklich, als der Uebergang aus dem Jünglingsalter in die männlichen Jahre. Daher hat man die Idee, die Bemühungen unsrer schönen Geister von Zeit zu Zeit aus einem gewissen Gesichtspuncte im Ganzen zu überblicken, nicht nur gerühmt sondern auch nachgeahmt; denn ich irre mich doch wohl nicht, wenn ich die Annalen der deutschen Litteratur, für eine Nachahmung halte?

Da

Da bereits drey Messen verflossen sind, seitdem der Merkur keine Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses gegeben, so könnte man leicht glauben, daß die jetzige Fortsetzung viel weitläuftiger als ehedem ausfallen müste. Man hat seit der Zeit so Vieles von neuen Schriften dieser Art gehört und gelesen, daß man meinen könnte, Teutschland habe seitdem in Sachen des Geschmacks eben so sehr an Fruchtbarkeit als an Reife zugenommen. Jeder aber, der Gelegenheit gehabt, die Sache näher zu prüfen: der da abrechnet, was blos denen Moden, die ich ehemals geschildert, zu Gefallen geschrieben worden; wie Vieles nichts als Sammlungen oder Umarbeitungen längst bekannter Schriften gewesen; der da erwägt, wie karg unsre ältere Genies mit ganz neuen Werken, und wie selten die Phänomene von jüngern sind; der muß gestehen, daß der Gewinnst jener drey Messen nicht so groß sey, als er gemacht wird. Dieß könnte vielleicht noch deutlicher erhellen, wenn ich den Gang unsrer schönen Litteratur wieder auf dem nehmlichen Maasstabe ausmäße, wie ich es ehedem gethan habe. Um aber Einförmigkeit zu vermeiden, wähle ich diesmal einen andern Mittelpunct meines Abrisses, ob er gleich einigen gehässig, andern gefährlich scheinen könnte.

Noch immer ertönen von allen Seiten die Klagen über die Secten, und Spaltungen,

welche auf unſerm Parnaſſe herrſchten. Man betrachtet ſie bald als Beweiße der Nachahmungsbegierde, bald als Denkmale der Zankſucht der Teutſchen, und zählt ſie unter die vornehmſten Hinderniſſe des Wachsthums unſrer Litteratur. Aus Nebenbuhlerey, heißt es, werden neue Manieren auf neue Manieren erfunden; aus Eigenſinn ſeltſame Einfälle durchgefochten; aus Partheygeiſt wunderbare Meinungen angenommen und gegründete beſtritten. Bey dieſem allgemeinen Kriege werde der Haufen ehrlicher Mittelleute, der das leſende Publikum ausmache, von allerley Wind hin und her geworfen, unentſchloſſen und zweifelhaft gemacht, und ärgre ſich an der Erbitterung, die ſeine Vormünder bewieſen. Unter dem Getümmel der feindſeligen Partheyen werde Recht und Billigkeit und gemeines Beſte ganz vergeſſen, und, indem jeder nur auf den Lorbeerkranz poche, den er dem Andern abgeriſſen, würden ſie endlich Alle mit zerriſſenen Kränzen erſcheinen.

Allein, die ſo urtheilen, übertreiben die Sache, gleich blutdurſtigen Zeitungsſchreibern, und ſchildern unſern Parnaß, als eine Mördergrube. Ferner hegt man, wie die, welche die Kabineter beurtheilen ohne ſie zu kennen, verkehrte Begriffe von dem, was man geradezu Secte nennt. Und endlich vergröſſert man den Schaden zu ſehr, welchen die Uneinigkeit oder vielmehr nur die Verſchiedenheit unſrer

guten

guten Köpfe bringen ſoll, ohne des Nutzens zu gedenken, den ſie ſtiftet. Da nun dergleichen Irrthümer den ächten Begriff von der allgemeinen Lage unſrer Litteratur ſehr verdunkeln, ſo wird es von meinem Endzwecke nicht zu weit entfernt ſeyn, wenn ich zu ihrer Tilgung etwas beyzutragen ſuche.

Oft, wenn man über das hobbeſianiſche Betragen unſrer Virtuoſen deklamirt, hat man einen ſo fürchterlichen Begrif nur von dem abgezogen, was ihre Handlanger und Unterbedienten thun. Wie dem Ikaromenipp im Lucian ganze erobernde Heere nur wie Bewegungen von Ameiſenhaufen erſcheinen, ſo weiß das erhabne Genie wenig oder nichts von den Scharmützeln der ungebetenen Federfechter, die zuweilen ſeinen Namen zur Loſung brauchen. Was ſollte es auch für Intereſſe dabey haben, ob der Oberbefehlshaber eines kritiſchen Magazines einen Litteraturbibliothekar übermannt; ob dieſes oder jenes Journal ein langes oder kurzes Leben habe; ob Mauvillon oder Wittenberg den Werth unſrer Dichter entſcheiden; welche Zeitung am meiſten nachgebetet werde u. ſ. w. — Wenn auch irgend eins unſrer Genies von dem andern mit einer kalten Gleichgültigkeit redet, die einige Eiferſucht verrathen könnte, ſo verfolgen ſie einander doch ſeit einiger Zeit nicht mehr mit Heftigkeit, ſo laſſen ſie ſich nie zu niedrigen Kabalen herab, um einander zu verkleinern. Man

verbreitet keine Paliſottiſchen Schmähſchriften, man dingt keine Meuchelmörder. Ob gleich der Eine und der Andre dieſer oder jener Meinung viel Jünger zu machen und das Publikum von einer andern abzuwenden ſucht, ſo wird man doch immer toleranter gegen die, ſo bey der ihrigen beharren Man läßt jeden ſeinen Weg wandeln, und am wenigſten zieht man ihn aus niedrigem Neide davon ab, wenn man ſieht, daß der Weg zum Ruhme führt.

Abgerechnet alſo, daß unter den Secten nicht die Rotten der Journaliſten zu verſtehen ſind (ihre Clubs beluſtigen ſich einander nur ſelbſt, ihre Komplote ſchaden höchſtens auf kurze Zeit) ſo macht man ſich auch ſonſt ganz irrige Begriffe von den ſo genannten Secten unſers Parnaſſes. Wie oft träumt man von einer geheimen Verabredung, von Orden, Allianzen, Verbrüderungen und Verſchwörungen unter einer gewiſſen Anzahl guter Köpfe, die aus der nemlichen Abſicht, wie die alten Triumvirate, gemacht wurden, das Publikum zu tyranniſiren und zu mißbrauchen. Man erdichtet ſich wohl gar beſtimmte Operationsplane, nach denen einem Jeden ſein Geſchäft bey der Sache zugetheilt werde, nach denen es ausgemacht ſey was für Mittel angewandt werden ſollen, herrſchende Meinungen zu dethroniſiren, das Anſehen berühmter Namen zu untergraben, aufſtehende Jünglinge zurückzuſchrecken, und den gemeinſchaftlichen Ruhm

zu befördern. Vielleicht entstehen solche Vorstellungen aus der Vergleichung mit dem philosophischen Sectengeiste, der sich oft solcher niedrigen Kunstgriffe schuldig gemacht hat, und, insofern viele unsrer Dichter ihre Praxis in eignen Theorien gerechtfertigt haben, oder sich auf irgend ein System berufen, könnte man vielleicht ähnliche Gesinnungen wie bey denen vermuthen, die Systeme erbauen und niederreißen. Aber seitdem die eclectische Weltweisheit ihr Haupt empor gehoben, treten auch unsre Theoristen nicht in so große Haufen zusammen. In der Philosophie hat man doch meistens im eigentlichen Verstande Lehrer, und behält nachher immer einen gewissen Enthusiasmus für die Ehre desjenigen, zu dessen Füssen man saß. Hingegen haben wir noch zur Zeit weder eine unter unsern großen Städten, noch eine unter unsern Akademien, wo eigne Schulen der schönen Wissenschaften blühten. Und kann wohl der Partheyeifer je sehr heftig entbrennen, wenn sich kein persönliches, kein lokales Interesse einmischt? Wenn die Zerstreuung unsrer guten Köpfe von einem Ende zum andern so vieles Gute verhindert, so erstickt sie doch auch die kleinen Meutereyen, die die schönen Geister von Paris und London untereinander anspinnen. Wer kann wohl je so eifrig um die Lobsprüche der jungen Herrn, welche eben die Akademien verlassen haben, als um den Beyfall eines Hofs und der grossen Zirkel buhlen?

Diejenigen, nach denen man unſre Partheyen im Reiche des Witzes zu benennen pflegt, ſind meiſtens ohne ihr Wiſſen und Willen ſolche furchtbare Führer geworden. Jeder ſelbſtdenkende Kopf ſieht alle Dinge mit ſeinen eignen Augen; jeder Originalſchriftſteller bricht ſich ſeine eigne Bahn. Eben das Schickſal, das den Türenne und den Montecuculi zu Zeitgenoſſen machte, erweckt, wie auf ein gegebnes Zeichen, oft auf einmal mehrere Wettläufer, die nach einerley Ziele hinſtreben. Sie treten auf, ohne daß einer von dem Vorhaben des andern wuſte, gerüſtet mit einerley Kräften und einerley Geſinnungen, ſie arbeiten neben einander fort, ohne daß ſie nöthig hätten, einander die Hände zu bieten. Die zujauchzende Menge geſellt ſogleich beyder Namen zuſammen, der Litterator ſtellt ſie in eine Klaſſe, und eine höhere Vorſehung braucht ſie zu Rüſtzeugen, einen allgemeinen Endzweck auszuführen. Der Hang zu Parallelen, der allen Menſchen angebohren iſt, paart oft Leute, die niemals etwas von einander wiſſen konnten. Zwey wirklich ähnliche Genies mögen ſich nun von Angeſicht haben kennen lernen, oder nur die Züge ihres Geiſtes aus den Abdrücken deſſelben wechſelsweiſe ſtudiret haben, ſo ſtiftet die Gleichheit der Geſinnungen und der Empfindungen bald eine Freundſchaft unter ihnen. Durch einen Zug von Sympathie nähern ſich ihre Seelen einander, ſie rufen aus: O du für mich gebohren! und möchten ſich umarmen,

wenn

wenn ſie auch Länder und Meere trennen. Sie drücken in ihren Schriften ihre wechſelſeitige Hochachtung aus, ſie empfehlen wechſelsweiſe eines des andern Arbeiten. Verdient dies Kabale und Intrigue zu heißen? Stifter von Secten nennt man ferner mit Unrecht die meiſten Originalgenies wegen des unvorſetzlichen Einfluſſes, den ſie auf den Genius ihres Jahrhunderts haben. Ihre reiche Quellen vertheilen ſich in mehrere Arme, die das ganze Land bewäſſern, und jeder ſchöpfet daraus. Die Denkungsart vieler Jahre hängt von dem Anſtoße ab, den ein groſſes Genie giebt, und jener Franzos hat nicht zu viel geſchmeichelt, der in der ganzen itzigen Litteratur ſeines Vaterlandes lauter Voltairiſche Spuren bemerkte. Jeder, der Epoche macht, giebt einem ganzen namenloſen Haufen den Namen, ohne daß dies ſeine Abſicht geweſen wäre. Wer wird ſich aber um den ungedungenen Troß bekümmern, der, wie hinter einem Wunderthiere, gaffend und ſchreyend nachläuft? Und ſollte ein ſolches Gefolg auch auf einige Augenblicke das Anſehn eines Hofſtaates haben, ſo macht er eine vergängliche Ehre, von der die Nachwelt nichts weiß. Mit Gewalt kann indeſſen niemand diejenigen zurücktreiben, welche die Lorbeern eben da hohlen wollen, wo er ſie gebrochen hat. Wenn er ſie auch nicht auf die Schultern ſteigen läßt, ſo kann er es ihnen doch nicht verwehren, wenn ſie von dem nemlichen Zweige und mit eben ſo viel Fingern

zu brechen ſuchen, und wenn ſie mit den Sprüngen darnach den großen Haufen einige Zeit amüſiren. Wo nur ein kleines Pförtchen zum Ruhme offen ſteht, da wird im großen Gedränge hineingeſtürmt; der aber, der es zuerſt entdeckte, hatte vielleicht nichts weniger als den Willen, andre auch dahinzuziehn, ſchläge es wohl gar hinter ſich zu, hört keinen, der da anpocht und aufgethan haben will, und lacht derer, die es aufzuſprengen gedenken. — Wenn alle (vornemlich junge) Leſer, die ſich unvermerkt nach dem Geſchmacke eines Favoritſchriftſtellers bilden, und dann ſeinen Ton anſtimmen, Lobreden und Nachahmungen, Vertheidigungen und Zergliederungen von ihm ſchreiben, ſo betrachtet werden ſollten, als wenn er ſie mühſam zu ſeiner Fahne geworben hätte, ſo würde man ihm zu viel zur Laſt legen. — Mit einem Wort, wenn man von Schulen des Parnaſſes reden will, ſo muß man ſie ſich von der nemlichen Art denken, wie die Schulen der Maler, bey denen alle die, welche ſich die Manier eines Meiſters wählen, oder ſie zufällig annehmen, mit ihm zu einer Schule gerechnet werden, ſo groß auch die Entfernung der Orte oder der Zeiten ſeyn mag.

Jetzt wird ſich die Frage, was für Schaden oder für Vortheil die verſchiednen Partheyen auf dem Parnaſſe ſtiften, beſtimmt entſcheiden laſſen. Eine pragmatiſche Geſchichte von den

Fehden

Fehden unſrer witzigen Köpfe und von den Moden, die von Zeit zu Zeit unter ihnen geherrſcht, würde gewiß ſo wichtig ſeyn, als die Geſchichte der Kontroverſen in der Litterarhiſtorie. Je mehr ſogenannte Secten obwalten, deſtomehr muß es Originalgeiſter, deſtomehr Nebenbuhler geben, die ſich nie ganz vereinigen laſſen. Dorats Ideal von einem allgemeinen Frieden auf dem Parnaſſe iſt ſo ſehr Traum, als deraleichen Entwürfe für die politiſche Welt. So mancherley Bahnen, aber ein gemeinſchaftliches Ziel; derſelbe Ruhmdurſt, aber ein vielköpfigtes Publikum — ſind dies nicht mächtige Antriebe für den Jüngling, von dem es heißt:

Ungeſtüm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend iſt ſeine Seele?

Schon oft iſt den (*) gelehrten Kriegen die electriſche Kraft beygelegt worden, ſchlafende Funken des Genies zu erwecken; und ſo kann das verwirrte Geſchrey, das die eigenmächtigen Waffenträger der Originalgenies erheben, oft einen feurigen Kopf reitzen, ihnen allen nur durch ſeinen Auftritt Stillſchweigen zu gebieten.

Veluti magno in populo quum ſaepe coorta eſt
Seditio, ſaeuitque animis ignobile vulgus,
Iamque faces et ſaxa volant, furor arma miniſtrat;

Tum

(*) Siehe Gottſcheds Brief an Bodmer, von Herrn Cappersjon

Tum pietate gravem ac merito ſi forte virum
quem
Conſpexere, ſilent arrectisque auribus aſtant,
Ille regit dictis animos et pectora mulcet.

Blieben immer nur einerley herrſchende Grundſätze, gienge der Hang junger Schriftſteller und mit ihnen des Publikums nur immer nach einer Seite hin, wie vieles würde bey einer ſolchen einſchläfernden Monotonie unverſucht bleiben! Aber nichts dünkt dem Teutſchen zu ſchwer, er unternimmt alles, ſo bald er die Ausſicht hat, Erfinder und Stifter einer neuen Gattung zu werden. Ganze Dichtungsarten wären unbearbeitet und die Felder der Theorie noch leerer geblieben, als ſie wirklich ſind, wenn nicht die Eiferſucht der ſogenannten Secten alle Geſtalten verſucht, alle Mittel erſonnen hätte, wie man könne volitare per ora virum.

Nach ſolchen Erklärungen hoffe ich allen Misdeutungen vorgebeugt zu haben, wenn ich meine Relationen von den neueſten Begebenheiten auf unſerm Parnaſſe nach den Namen derer ordne, die das Publikum für Chefs von Secten zu halten pflegt.

Eine der neueſten und zahlreichſten Partheyen führt den Namen von dem Herrn Hamann zu Königsberg, dem es durch die chaotiſche Dunkelheit ſeiner Schriften gelungen iſt, viele Bewunderer zu erlangen, die ihn anbeten,

ten, ohne ihn zu verſtehen. Auch die, die ihn entziffern können, werden von ſeinem ſymboliſchen, ängſtlichen und ſpielenden Witze ſehr wenig belohnt. Neuerlich wieder hat er, nach ſeiner Gewohnheit, auf etlichen einzelnen Bogen Orakelſprüche ertönen laſſen, deren eigentlicher Sinn, ſo viel ich ihn errathen kann, die Schöne-Litteratur nicht intereßirt. Die Apologie des Buchſtaben H. (gegen Herrn Damm) und an die Hexe zu Kadmonbor (gegen den Verfaſſer des Nothanker gerichtet) zwey polemiſche Schriftchen, ſollen, wie es ſcheint, derer ſpotten, die ſich neuerlich durch Aufklärung der Religionsbegriffe um unſre Nation verdient gemacht haben. Dieſe Maxime des Herrn Hamann ſowohl als manches andre von ſeinen ſonderbaren Geſinnungen liegt noch deutlicher in etlichen zerriſſenen Fragmenten am Tage, die er in den Königsberger und Frankfurter Zeitungen bekannt machen laſſen. Denn auch er ahmt darinnen die Idee des Merkur nach, allgemeine Raiſonnements über den gegenwärtigen Zuſtand der Litteratur zu liefern. Aber ſeine gefundenen Blätter aus den neueſten teutſchen Litteraturannalen von 1773 ſind, wenn man ſie nicht lieſt, um Hamanns Eigenheiten zu ſtudieren, nichts als nonſenſikaliſche Hohnſprechereyen.

Das zweyte Oberhaupt derjenigen Parthey, welche mit einer (zu) feurigen Phantaſie eine

große

groſſe Neigung zum Philoſophiren und eine zügelloſe Neuerungsſucht verbindet, iſt Herr Herder. Drey Werke ſind ſeit kurzer Zeit von ihm erſchienen, von verſchiedener Abſicht und von verſchiedenem Werthe. Wenn er ehemals in den Fragmenten von morgenländiſcher Poeſie redete, ſo ſprach er im ſchüchternen Tone eines Layen davon. Jezt aber tritt er als einer der Eingeweihten hervor, und will kühnlich beweiſen, daß vor ihm alle Bilder des Orients, aller geheimer Sinn der heiligen Sprache, den Auslegern ein verſiegeltes Buch geweſen wäre. Eine neue Hypotheſe, wodurch er die Schöpfungsgeſchichte mehr verdunkelt als aufklärt, giebt ihm Gelegenheit, theils denen, welche andrer Meynung ſind, auf die bitterſte Art wehzuthun, theils die Unterſuchungen der Gelehrten über den Gottesdienſt der alten Völker in eine ſchimmernde Tracht zu kleiden. Da dergleichen Materien, in Herderiſcher Sprache vorgetragen, — und ſie iſt hier faſt noch enigmatiſcher als ſonſt — ſehr geduldige Leſer erfordern, ſo iſt dieſes Werk — es führt den Titel: älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes — noch wenig geleſen worden. Noch näher gehen die Theologen die Provincialblätter an Prediger an. Wenn ſie blos Ausbrüche des Eifers über die Begriffe wären, die man ſeit einiger Zeit vom wahren Endzweck des Predigtamtes feſtzuſetzen geſucht, ſo würden dieſe Blätter doch immer auch noch von denjenigen gern geleſen werden, die den Eifer ſelbſt mißbilligen.

billigen. Aber auch ſie ſind ſo voll Bitterkeit und heftiger Deklamationen, daß man ſie vielleicht einem der Zeloten beylegen würde, wenn die Sprache weniger modern und geſchraubt wäre — Das Gemeinnützigſte und Beſte unter Herders neueſten Arbeiten iſt ſein Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit. Wenn gleich auch hier aus einer Hypotheſe (daß nemlich in dem Patriarchalleben alle Keime von der Kultur der Menſchheit zu ſuchen wären) alles hergeleitet wird, ſo ſind doch die vier Epochen derſelben, das Knabenalter im Morgenlande, das Jünglingsalter unter den Griechen, das männliche unter den Römern, und das Greiſenalter in unſern Tagen ſehr lebhaft beſchrieben worden. Bey aller Partheylichkeit gegen ſeine Zeitgenoſſen, indem er die Sitten und Talente der neuern Europäer gar zu ſehr herabſetzt, hat er doch viele wahre und neue Anmerkungen gemacht.

Hamanns und Herders Parthey iſt ſtolz darauf, Klopſtocken jetzt unter die Ihrigen zählen zu können. Nicht als wenn Klopſtocks erhabner Geiſt ſich je fremden Einflüſſen überließe; ſondern das Allzugedrängte und Zugeſpitzte ſeiner neuern Schriften zieht ihm die vorzügliche Verehrung der Hamannianer zu, und reitzt auch Neutrale eine Vergleichung zwiſchen ſeiner Denkungsart und den Geſinnungen derer zu ziehen, welche gern die Dichtkunſt in abſtrakte Proſa, und die Proſa in dithyram-

bische Poesie verwandeln möchten. Eine brennende Reformationsbegierde, einen gebieterischen Ton in allgemeinen Raisonnements, eine ägyptische Lehrart im Vortrage hat der Merkur bereits von seiner gelehrten Republik angemerkt. Dasjenige ausgenommen, was darinnen über unsre Kunstrichter gesagt wird, (und dies war gerade schon am häufigsten gesagt) sind wenig Gebrechen des gelehrten Staates treffend beschrieben worden, und die Vorschläge, die zu seiner Verbesserung geschehen, grenzen zu sehr an das Chimärische. Wäre Klopstock in seinen Berichten von den neuesten Landtagen mehr Geschichtschreiber und minder Poet, so würde ich mich öfters auf ihn haben berufen können. Als Klopstockische Rhapsodien, als Erneuerungen mancher güldnen Autorregel wird das Werk einzelnen Lesern, nie aber der gesammten gelehrten Welt nützlich und schätzbar seyn. — In diesem Buche kommen auch zur Abwechslung Epigramme vor, die aber nur von Wenigen für Bereicherungen unserer Poesie erkannt werden. Was sonst Klopstocken den Dichter anbetrift, so sind in dem Göttinger Almanache verschiedne Fragmente seines künftigen Bardietes Hermann und die Fürsten und einige Oden erschienen, bey welcher Gelegenheit ich den Versuch des Ritter Gluck, einige solche Bardengesänge zu komponieren, nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Wie Rauſchen in den Nächten des Waldes iſt ihr Schwung;

ſo kann man noch immer von Klopſtocks meiſten Oden ſagen, und alle Freunde eines ſolchen Schwunges werden ſich freuen, daß ihre Anzahl von neuem gewachſen iſt. — Unter der Menge ſeiner Nachfolger nenne ich nicht blos ihres Ranges halber die beyden Grafen, Chriſtian und Friedrich Leopold von Stolberg, deren Talente noch mehr in die Augen leuchten würden, wenn ſie ſich nicht in eine fremde Manier hineinzuarbeiten ſuchten. — Einer der geſchäftigſten Lobredner von Klopſtock auf allen ſeinen Wegen ſcheint Hr. Claudius, ſonſt auch Asmus der Bothe genannt, zu ſeyn, der ſich ſelbſt eigne Verdienſte erwerben könnte, wenn er ſeine humoriſtiſche Anlage nicht zum Myſtiſchen und Abentheuerlichen mißbrauchte.

Unter allen Göttern und Götterkindern, welche in Herders Himmel über die Stämme teutſcher Nation herrſchen, wird keiner jetzt begieriger geleſen, und hat alſo keiner mehr Einfluß auf den Modegeſchmack unſrer Tage, als Herr Göthe. Denn er beſchäftigt ſich mit Gegenſtänden und Dichtungsarten, welche für die gewöhnlichen Leſer anziehender ſind, als philologiſchkritiſche Unterſuchungen, platoniſche Träume, und vaterländiſche oder hochbrauſende Oden. Daß aber Herr Göthe mit jener Secte nur durch Sympathie und Aehnlichkeit

der Gesinnungen verbunden worden, läßt sich durch ein gedrucktes Bekenntniß erweisen. In der Schrift von deutscher Art und Kunst steht es ausdrücklich (S. 112) daß Herder ihn mehr als einmal vor Shakespears Bilde umarmt habe. Anbetung dieses großen Britten, Ungebundenheit, Verachtung des Zwanges, den Wohlstand, Gewohnheit, Regel auflegen, üppige Phantasie — sind sympathetische Bande genug, um ihn mit Herder und seinen Freunden zu verknüpfen. — Wenn ich mich patriotisch freue, daß endlich einmal wieder ein Originalgenie hervorgedrungen ist, so möchte ich es auch beklagen, daß Göthens Zeit in Tage fallen muste, wo er Grundsätze und Beyspiele vorfand, die ihn, sein natürliches Feuer ungerechnet, über die Grenzen hinausrissen. Allerdings sieht man einen Körper mit strotzenden Adern lieber, als einen abgezehrten —

> Wie ein schäumender Becher, fleußt er
> Ueber von Lebenssaft.

Ein Ueberfluß, der eine ergiebige Zukunft weissagt! — Dieser Ueberfluß ist zwar nicht in Plan und Charakteren, aber doch in der Sprache seines neuen Trauerspieles Clavigo sichtbar. Blut und Saft und frische Farbe zeigt auch diese neue Geburt seiner Muse, wenn sie gleich zu einem ganz andern Zweige als Götz von Berlichingen gehört. Auf den Theatern selbst muste Clavigo nothwendig mehr Beyfall finden,

den, als Götz, den ganz, was auch der Merkur weiſſagte, (denn wo iſt etwas Abentheuerliches, das nicht einmal in Teutſchland geſchehen wäre?) wirklich zu Berlin geſpielt hat. Geirrt hat ſich übrigens der kritiſche Panegyriſt von Herrn Göthe, der Verfaſſer der dramaturgiſchen Abhandlung über Götz von Berlichingen, wenn er (S. 27.) dem Trauerſpiele Clavigo den Vorzug des Seleſterfundenen beylegt. Was ehemals Götzens eigene Biographie für den Dichter war, ſind ihm hier die (im Merkur überſetzten) Nachrichten von Beaumarchais geweſen. Richtiger dünkt mir die Bemerkung (S. 15.) deſſelben Schriftſtellers, daß ſich Herr Göthe gewöhnt habe, alles dramatiſch zu denken, alles dialogiſch und mit Nachahmung des gemeinen Lebens vorzutragen. Denn ſo entſtand unſtreitig ſein neueröfnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel, eine Sammlung von kleinen Dramen in Knittelverſen, in der er ohne allen Zwang und Scheu alles expectorirt, was er über Sitten und Meinungen ſeiner Zeitgenoſſen auf dem Herzen hatte. Nicht blos die freymüthigen Wahrheiten und ſatyriſchen Züge, welche dieſe Dramen enthalten, ſondern auch die Strahlen von Philoſophie des Lebens, intuitiver Kraft, und bilderreichem Witze, die darinnen hervorbrechen, machen das Puppenſpiel auch den Katonen intereſſant. — Sein dramatiſches Glaubensbekenntniß hat uns Hr. Göthe in einigen Anmerkungen über das

Theater

Theater vorgelegt, worinnen er alle Regeln der Bühne darauf reducirt, worauf man die ganze Poesie zurückführen sollte, auf die Darstellung des Menschen. Eine Parallele zwischen Engländern und Franzosen, in so fern sie den wahren Endzweck des Theaters kennen oder nicht kennen, veranlaßte ihn, jenen Anmerkungen eine Probe seiner Art den Shakespear zu übersetzen beyzufügen. — Dramatisch, der Form, dem Individuellen, dem Anschauenden nach, kann auch seine ausführliche Erzählung von den Leiden des jungen Werthers genannt werden. Werther redet darinnen immer selbst, und alle Scenen seines Lebens sind uns so täuschend vor Augen gestellt, als es je auf der Bühne geschehen kann. Selten ist in der That ein Charakter nach allen seinen Nüancen so ausgemahlt, selten in einem Romane die Rührung so weit getrieben worden. — Solche Arbeiten sind unstreitig verdienstlicher, als Einfälle von der Art, wie Hr. Göthe in einer splenetischen Stunde hatte, Götter, Helden und Wieland zu kontrastiren; worüber der Merkur bereits das Nöthige gesagt hat.

Göthens dramat. Grundsätze mit Beyspielen zu unterstützen und thätig anzupreisen beeifert sich sein Freund Hr. Lenz, Hofmeister zu Strasburg. Mit gleich großer Lebhaftigkeit gebohren, mit gleich starken oder fast noch stärkern Hange zum Sonderbaren, mit gleich emsigen Beobach-

tungs-

tungsgeiſte, mit gleich fleißiger Lectüre der Briten, mit wenigerer Natur im Ausdruck der Leidenſchaften und Ausbildung der Charactere, aber mit reicherem Humor im Komiſchen, hat er das Luſtſpiel auf eben die Art reformirt, wie Göthe das Trauerſpiel. Seine Schauſpiele haben auſſerdem das Eigne, daß ſie zur Beſtätigung eines philoſophiſchen Satzes geſchrieben ſind; der Hofmeiſter, um der Privaterziehung, der romantiſche neue Menoza, um mit Herder des kultivirten Europa zu ſpotten. Bey vielen einzelnen vortreflichen Scenen und Zügen vermißt man in beyden eine gute Anlage des Ganzen. — Nur kleine Funken ſeines Feuers ſprühen in den moderniſirten Plautiniſchen Luſtſpielen.

Noch ſind die Nachahmer von Göthe und Lenz nicht häufig geworden, unſtreitig, weil man in ihrer Manier ohne ihre Talente unmöglich Glück machen kann. Die einzige Eroberung Magdeburgs hat nur zu Magdeburg und den umliegenden Gegenden gefallen wollen. Herr Beck in ſeinem Luſtſpiele die Deutſchen, wovon der Merkur ſeine Meinung geſagt, ſcheint ſich mehr nach Leßing gebildet zu haben, aber auch von jenen falſchen Begriffen von Nationalpoeſie ſich irre führen zu laſſen, welche Herder und ſeine Anhänger ausgeſtreut haben.

Noch zwey Freunde dieſer Parthey ſind übrig, Herr von Gerſtenberg und Herr

Bode. Der erste hat seine berühmte Kantate, Ariadne auf Naxos, welche alle seine Ugolinen und Skaldenlieder verdunkelt, mit grossen Verbesserungen wieder abdrucken lassen. Der andre hat die Uebersetzung des Tristram Shandy geliefert, welche der Merkur ankündigte, und alle die Hofnungen erfüllt, die sich derselbe zum voraus davon machte.

Ein ungenannter Schriftsteller mag die Reyhe von den Schriftstellern der Herderischen Parthey beschließen, ein Autor von so Senekaischen Gepräge, als seit langer Zeit keines erschienen war. In Tropen Anspielungen, Antitheſen, Spielen des Witzes, gekräuselten Sentenzen sind wenige so überschwenglich reich, als der Verfasser des Buches über die Ehe. Ein so populäres Thema ist nichts weniger als populär vorgetragen worden, aber den Anstrich der Neuheit hat alles erhalten, was sonst darüber gesagt worden; und in individuellen Bemerkungen gleicht der Verfasser dem Theophrast und Bruyere.

Jetzt bitte ich meine Leser, ihre Augen mit mir nach Berlin zu richten. Zwar erscheinen von derjenigen Secte, von der ich bisher gesprochen, zuweilen einige Aufsätze in der allgemeinen deutschen Bibliothek; aber meistens sind doch die Recensionen, die schönen Wissenschaften betreffend, mit der Ruhe, Mäßigung

ſigung und natürlichen Schreibart abgefaßt, die man von der wahren Kritik fodert. — Das Haupt der in Berlin ſelbſt lebenden Kunſtrichter iſt Herr Sulzer, welcher nach vollbrachter großer Arbeit und überſtandner Todesgefahr eine glückliche Ruhe genießt. Die Vollendung ſeiner Theorie iſt deſto wichtiger, je mehr vor einiger Zeit zu befürchten war, daß ihn der Tod daran hindern möchte. Sie iſt als ein bleibendes Denkmal ſeines forſchenden Geiſtes zu betrachten, und hat ihm eine Stelle nicht allein unter den erſten ſondern auch unter den vorzüglichſten erworben, welche die Vereinigung der Philoſophie mit den ſchönen Wiſſenſchaften befördert haben; nicht zu gedenken, in wie viel einzelnen Puncten der letztern er zuerſt ein helles Licht aufgeſteckt hat — Herr Ramler, der von jeher den Kunſtrichter und den Dichter in ſeiner Perſon vereinigte, hat ſeinen Batteux zum viertenmale mit neuen Zuſätzen drucken laſſen. Aber noch wichtiger iſt die Fortſetzung von den Liedern der Deutſchen, die er unter dem Titel lyriſche Blumenleſe gemacht hat. In Auswahl und in Verbeſſerungen findet man hier denſelben fein - empfindenden und prüfenden Ariſtarch, wie er ſich ehemals bewies. Von ihm ſelbſt haben wir gar kein Gedicht erhalten, das einzige allegoriſche Vorſpiel, Das Opfer der Nymphen, ausgenommen, — Nicht ſowohl, weil das Leben des Sebaldus Nothanker (das übrigens in vier unbedeutenden

Pamphlets polemiſiert worden) den Titel zu einer kleinen vortreflichen Sammlung von Landpredigten gegeben, als weil Berlin ſich mit der Nuzbarkeit des Predigtamts bisher am meiſten beſchäftigt hat, ſchalte ich hier Nothankers Predigten ein, die ich wegen dem ſo meiſterhaft getroffnen Grad von edler Faßlichkeit nicht übergehen durfte. Zu dem iſt die trefliche Vorrede derſelben gröſtentheils eine Schäzung unſrer jzigen Litteratur.— Gemeinnüzigkeit und angenehme Einkleidung moraliſcher Wahrheiten für Leſer von allen Klaſſen und Ständen war gleichfalls die rühmliche Abſicht des Herrn Blum in ſeinen Spaziergängen, die unter unſern moraliſchen Schriften einen anſehnlichen Plaz verdienen. — Insgemein pflegte man ſonſt Herrn Leßing (beſonders ehe er noch ſelbſt dagegen proteſtirte) wo er ſich auch aufhielt, als eines der Oberhäupter von den Berliner ſchönen Geiſtern zu betrachten. Ohne zu entſcheiden, ob man es mit Grunde gethan, will ich hier nur, in Ermanglung eines ſchicklichern Ortes, bemerken, daß ſeine bisherigen Beſchäftigungen immer noch bibliothekariſch und antiquariſch geweſen ſind.

In Leipzig dauert die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte nach der bisherigen Einrichtung fort, und unterhält alle diejenigen, welche eine reife Philoſophie der ſchönen Wiſſenſchaft in einem planen

planen und doch nicht magern Stile lieben. Ihre Recenſionen ſind Abhandlungen, (wie über Kamler und Diderot) und ihre Abhandlungen meiſtens vollendete Diſcußionen, ſo wie die neueſte, über Geſpräch, Erzählung und Handlung, einen Verfaſſer verräth, welcher uns eine Dichtkunſt geben könnte, wie man ſie ſo lange vergebens gewünſcht hat. — Nach Garve und Engel, den beiden vornehmſten Mitarbeitern dieſer Bibliothek, ſcheint ſich der Verfaſſer des Verſuchs über den Roman, Herr von Blankenburg gebildet zu haben; wenigſtens hat er die Entdeckungen jener beiden Männer fleiſig benutzt. Er ſelbſt nennt ſein Werk weder Theorie noch Syſtem, ſondern beſcheiden nur einen Verſuch. — Von Herrn Engels poetiſchen Bemühungen kann ich leider nur ein ganz kleines Stück anführen, aber der Edelknabe hat die Begierde nach gröſſern Arbeiten von ihm erneuert, die der dankbare Sohn in ſo hohem Grade erregt hatte. — Um auch von einer ehemaligen Zierde Leipzigs etwas zu gedenken, ſo iſt die Sammlung Gellertiſcher Werke aus der erwarteten Korreſpondenz, und mit ſeiner Lebensbeſchreibung, die ſein älteſter Freund Cramer aus authentiſchen Nachrichten zuſammengeſetzt hat, beſchloſſen worden — Ein andrer Freund von Gellert, Herr Ebert in Braunſchweig mag hier ſeinen Platz wegen der reitzenden Epiſtel finden, in der er ein Denkmal ſeiner ehlichen Zärtlichkeit und ſeines

nes poetiſchen Reichthums zugleich geſtiftet hat — Herr Kretſchmann, der von jeher zur Leipziger Schule gerechnet worden, könnte leicht bey den Freunden ſeiner Muſe durch ſeine Hymnen die Furcht erregen, er möchte, gleich Uz, auf den nun der Religion geweihten Saiten nichts Irrdiſches mehr ſingen und vielleicht gar ſeine Laufbahn damit beſchließen wollen. — Herr Weiße ſelbſt hat ſeit einiger Zeit ſich von der Bühne zurückgezogen, auf der er ſo viel Ruhm eingeerndet, aber noch immer wirket er durch ſein Anſehn auf derſelben fort in ſo fern andre ſich bemühen, ſeine Fußtapfen auezufüllen. — Die Operette, deren Vater er zu heißen verdient, hat von der muſikaliſchen Seite einen geſchickten Theoriſten an Herrn Reichardt erhalten — Was aber Weißens poetiſche Nachfolger in der komiſchen Oper betrift, ſo erweckte ihm das — leider! — ehmalige weimariſche Theater die meiſten; und drey der neueſten komiſchen Opern ſtammen noch von demſelben her; denn für das weimariſche Theater ſetzte Hr. Heermann ſeine treuen Köhler unter dem Titel: Der Abend im Walde fort; für daſſelbe machte Herr Gotter ſeinen erſten glücklichen Verſuch in dieſem Fache die Dorfgala, in welchem vornemlich die Geſänge allgemeinen Beyfall erhalten haben; für daſſelbe arbeitete Herr Bertuch ein Stückchen des Favart unter dem Titel, das große Loos, um. — Zu Leipzig ſelbſt wollte Herr Schö-

pfel

pfel die Idylle auf dem lyriſchen Theater einführen, eine Idee, die (im Palämon) meiſtens beſſer ausgeführt, als erſonnen war. — Nächſt den Operettendichtern haben diejenigen Weißen viel zu danken, welche gleich ihm Schauſpiele der Ausländer für die einheimiſche Bühne benutzten und umänderten, und ſich dadurch von den gewöhnlichen Ueberſetzern unterſchieden; vornemlich die Herren Pfeffel, Gotter und Bertuch. Herr Pfeffel hat ſeine theatraliſchen Beluſtigungen früher geendigt, als es der Wunſch der Liebhaber war, und die Bedürfniſſe unſrer Bühne es erlaubten. Herr Gotter ſucht das franzöſiſche Trauerſpiel wieder aus der Verachtung zu erheben, in die es unter uns geſunken war. Seine Merope befördert dieſen Endzweck nicht allein durch die gute Verſifikation, ſondern auch durch wichtige Verbeſſerungen, die er mit dem Original vorgenommen. Außerdem hat er ein Stück des Marivaux, die falſchen Entdeckungen, ſo dialogirt, daß es einem Original ähnlich ſieht. — Herrn Bertuch hat man die Umarbeitung und Bereicherung des engliſchen unbrauchbaren Trauerſpiels Elfride zur Vorſtellung zu danken, welches zwar ſchon ſeit länger als einem Jahre auf der Bühne, jedoch noch nicht im Druck erſchienen iſt. Doch es iſt Zeit, auch ſolche dramatiſche Schriftſteller zu nennen, welche ſelbſterfunden und Weißens Beyſpiel vor Augen gehabt haben. Unter ihnen mag Herr Brandes den

Anfang

Anfang machen, welcher jetzt auf eine Sammlung seiner dramatischen Arbeiten bedacht ist. Der erste Theil dieser Sammlung enthält auch ein neues Lustspiel: Der Hageſtolz, welches mancherley Tadel erfahren hat. Auf der Bühne that hingegen sein Trauerspiel Olivia die lebhafteste Wirkung, welche auch bey den Lesern nicht ganz wegfällt. — Der Verfasser von Knauts Leben wollte die Zahl unsrer bürgerlichen Trauerspiele vermehren, und hat in der That die Zahl derer vom zweyten Range vermehrt durch sein Stück: Der Graf von Wickham. Der Unterschied zwischen Roman und Drama, oder zwischen dem dramatisierten Roman und dem wahren anschauenden Scenengemälde, der von wenig Schriftstellern empfunden wird, ist ihm nicht fühlbar oder zu schwer gewesen. Er ragt indessen, wenigstens von Seiten der Farbe seines Dialogs, weit über den Verfasser der Wilhelmine von Blondheim und der natürlichen Tochter hervor, die kaum ganz gelesen und schon vergessen worden. Zeitverlust wär es, wenn ich den Quedlinburger Beytrag und die Schauspiele des Freyherrn von Nesselrode weiter als blos anführen wollte. — Von Herrn Weißens lyrischen Gesängen ist noch ein später Nachhall erschollen. Der letzte sterbende Nachhall in den Gedichten eines Herrn Burmann, die er bald unter dem Titel, Lieder, bald unter dem noch eigentlicherm, poetischer Mißwachs, bekannt gemacht hat. Hinge-

worfne

worfne gedankenleere Reime waren seit geraumer Zeit nicht mehr für Lieder ausgegeben worden, und in so großer Menge hatte lange keiner der minor poets seine rohen Einfälle drucken lassen. — Daß der Leipziger Musenalmanach noch fortdauert, hat der Merkur zu gehöriger Zeit angezeigt.

Seit dem Institute der Almanache behauptet Göttingen auch auf dem neuern Parnaße wiederum eine Stimme, nachdem Herr von Haller es verlies, und Herr Käſtner seinen ernſtern Wiſſenſchaften faſt allein anhieng. Es verdient nunmehro einen beſondern Abſchnitt, nicht weil der Sammler der Almanache ſich zu Göttingen aufhält, ſondern weil eben dieſes Inſtitut mehrere junge Leute zur Dichtkunſt ermuntert hat, welche jezt angenehme Hofnungen für die Zukunft erregen. Herr Bürger hat nach manchen Verſuchen in der ſanftern und feinern Poeſie endlich ſeinen Namen durch die Ballade Lenore allgemein bekannt gemacht. Herr Hölty benutzt ſeine blühende Einbildungskraft zu mahleriſchen Geſängen, die doch zugleich voll des lebhafteſten Gefühls ſind. Herr Miller macht ſich die leichte Sprache der zärtlichen Empfindung immer mehr zu eigen. Herr Voß hat ſich ſowohl in der höhern Ode, als in der Elegie und in den feinern komiſchen verſucht, und in dem leztern am meiſten gefallen. Herr Boiens Rath, Warnung und freundſchaftliche Ermunterung trägt zur Bildung dieſer jungen

Männer

Männer ungemein viel bey. Er iſt jetzt nicht mehr Herausgeber des götting. Muſenalmanachs.

Halberſtadt iſt ſeit einiger Zeit durch einen Zuſammenfluß von mehrern Dichtern ein denkwürdiger Ort in der Geſchichte unſres Parnaſſes geworden. Der Muſaget dieſes Orts, Herr Gleim, hat bisher ſeine Triumphe in Ruhe genoſſen, und nur der Kaltſinn des Publikums iſt Urſache, daß er die angekündigte Sammlung ſeiner Werke nicht geben können. Herr Jacobi hingegen hat einen neuen Theil ſeiner Schriften herausgegeben, in welchem die Leſer des Merkur vieles wieder finden, was ihnen aus dieſem Journale bereits bekannt iſt. Herr K. E. Schmidt ſcheint auf einige Zeit dem Petrarch zu entſagen, um dem Katull, nicht dem ſanften, ſondern dem ſchäckernden Katull anzuhängen. Seine ſchon ehemals angezeigten Hendekaſyllaben ſind unter dem Titel Katulliſche Gedichte zu einer ganzen Sammlung erwachſen.

Wien verdienet vielleicht keine eigne Stimme auf einem Klopſtockiſchen Landtage, in ſo fern es mehr Bildung angenommen, als mitgetheilt, mehr glücklich kopirt, als erfunden hat. Doch zieht eine gewiſſe Anzahl guter Köpfe, welche nicht blos zur Aufklärung der daſigen Gegenden beytragen, ſondern auch von Auswärtigen geleſen werden, die Augen zu

ſehr

ſehr auf ſich, als daß ich nicht von Wien beſonders reden ſollte. — Die gröſte Denkwürdigkeit von daher iſt die Sammlung von Maſtaliers Gedichten, die Allen erfreulich ſeyn muß, welche ſie, ſo zerſtreut wie ſie bisher waren, ungern zuſammen ſuchten, und den Verfaſſer nun noch genauer als zuvor mit Horaz und Ramler vergleichen können. Der Dichter, der immer mit Maſtalier zugleich genannt wird, ſein Freund und Nebenbuhler Herr Denis, hat zwar ſeit einem Jahre nichts als einige wenige geiſtliche Lieder drucken laſſen, aber in der Kirche, zu der er gehört, ſind ſie eine auſſerordentliche Erſcheinung. — Herr Riedel erneuerte ſein Andenken bey dem Publikum zweymal, doch, wie er ſelbſt geſteht, nicht auf eine ſolche Art, daß ſein Ruhm dadurch einen beträchtlichen Zuwachs erhalten hätte. Bey der neuen Auflage ſeiner Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften fehlte es ihm an Zeit, um ſo viel Verbeſſerungen anzubringen, als er wünſchte; und ſeine Wochenſchrift der Einſiedler enthält Rhapſodien, Entwürfe, Ideen von verſchiedenen Werthe und zu verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, viele fremde Aufſätze nicht zu rechnen, welche den Band mehr füllen als verſchönern — Herr Sattler wollte aus der Klotziſchen Korreſpondenz eine Praxis der teutſchen Kritik abſtrahiren und fehlte in Idee und Anwendung zugleich. — Der gute Wille, den Zuſchauern daſelbſt immer mehr Liebe für das geſittete Nationaltheater einzuflößen, iſt noch nicht erkaltet, und äuſſert

ſich in einer Menge von Schauſpielen, die meiſtens mehr durch ihre Anzahl als durch ihren innern Gehalt Aufmerſamkeit erregen. Der Baron v. Gebler hat auſſer dem dritten Theile ſeiner Werke ein neues Trauerſpiel, Adelheit von Siegmar, bekannt gemacht, und von den ältern Stücken den Miniſter und die Klementine verbeſſert. Die beyden Herren Stephanie ſind noch ſo ſchreibfertig, wie vordem. Der Theateralmanach, welcher noch immer fortgeſetzt wird, ertheilt denen, welchen daran gelegen, von allen ſolchen Neuigkeiten umſtändliche Nachricht. — Wien hat auch ſeine Scribler, bey denen ich mich nicht aufhalte, z. E. Moll, Zehnmark, Bolla, Löper, Rautenſtrauch, und die ungenannten Verfaſſer von der Staatsperucke, von den Empfindungen aus meinem Leben, von den Anmerkungen über die deutſche Litteratur u. ſ. w. vornemlich verbindet der letztere mit ſeiner Unwiſſenheit auch große Unverſchämtheit. An einem daſigen Juden, Moſes Dobruska, iſt nichts als der Name ungewöhnlich — Von Wien aus verbreitet ſich nach und nach etwas Licht in Gegenden, welche immer von dem Wiener Geſchmack abgehangen haben, nach Böhmen, Mähren, Bäyern, und durch das katholiſche Franken. — Das Müncher Theater hat viele Schriftſteller, und darunter viele von großem Stande bekommen, die als ſolche, welche den erſten Stoß gegeben, Achtung verdienen. — Zu Wirzburg fährt Herr Herwig in ſeinen bekannten Kompilationen fort, excerpirt den Homer

mer, und excerpirt alle bekannte theoretiſche und hiſtoriſche Schriften über die ſchönen Wiſſenſchaften, zum Behuf ſeiner Vorleſungen, die die erſten dieſer Art zu Wirzburg ſind.

Herr Wieland hat ſich mehrmals erklärt, daß er keinen von denen, welche etwas zum Merkur beytragen, nöthige, ſeine Meinungen anzunehmen, oder vorzutragen. Der Merkur kann ihn alſo niemals in den Verdacht bringen, als habe er Stifter einer Secte werden wollen, und eben ſo wenig leuchtet aus ſeinen andern Werken eine ſolche Denkungsart hervor; dennoch muß er mir erlauben, ihn unter die Anführer von Partheien zu ſtellen, inſofern als ſich eine Schaar von Nachahmern um ihn herumdrängt. Je mannigfaltiger ſeine Talente ſind, deſtomehr kann es Nachahmer geben, die ſich in dieſelbe, wie in eine Erbſchaft, zu theilen ſuchen, und oft nur mit einem kleinen Antheil ein großes Glück machen — In vielen derſelben, nur Menſchenkenntniß und reife Beurtheilungskraft ausgenommen, ſcheint ſich ihm der Verfaſſer von Laidion zu nähern, der, wenn er künftig ſeine Imagination etwas mehr bändigen, auf der andern Seite aber auch ſich ſeinem eignen Genie ganz überlaſſen will, ohne ſich nach irgend einem Urbilde zu formen, etwas mehr als ein teutſcher Klaudian werden kann. — In Suada und Laune nahm ſich der Verfaſſer von Knauts Leben vor mit Wieland zu wetteifern, aber nur der Schreiber der teutſchen Chronik konnte Wetzel und Wieland identificiren. Der Kenner bemerkt mehr Schaa-

le, als Kern, mehr philoſophiſche Grimaſſe, als wahre Bereicherung der Pſychologie, und wünſcht, daß Herr Wetzel ſeinen blühenden Stil künftig noch beſſer anwenden möge. Wollte man gar alle neuere Originalromane Herrn Wieland in ſo fern anrechnen, als die Teutſchen ſeit dem Agathon dieſe Gattung emſiger und ſorgfältiger ausgebildet haben, als zuvor, ſo könnte ich hier noch ein großes Verzeichniß von Büchern herſetzen, welche aber meiſtens von Abderiten geſchrieben worden, und Abderiten zu Leſern haben. Diejenigen Romane, welche neuerlich von dem vernünftigern Theile des Publikums am häufigſten geleſen worden, ſind Friederike von Herrn Sattler, und Julie und Dorſet von Herrn Riem. Nur erſterer hat einigen Beyfall verdient, ob er gleich in Anſehung des Plans unter die gewöhnlichen gehört. — In der komiſchen Poeſie hat Herr Wieland noch die wenigſten glücklichen Nachfolger gehabt, und, wenn einige der neueſten unter denſelben gefallen ſollen, darf man nicht von der Lectüre des verklagten Amors oder des Gedichts an Pſyche zurückkommen. Die meiſten ſtoppeln nur komiſche Phraſeologie zuſammen, oder ſpannen den Witz auf die Folter. Ein Ungenannter in der Schweitz wollte den Ton des neuen Amadis mit der Romanze vereinigen, und ſchrieb Mährchen für junge Damen, aber, bald zu rauh, bald zu verzuckert haben ſeine Lieder nicht die Miſchung, die ſolche Delikateſſen haben ſollten. Ein Herr Geißler iſt der Verfaſſer

der

der zu Mietau erſchienenen Romanzen, welche gröſztentheils einen Beytrag zur parodirten Mythologie ausmachen. — Nicht durch Scherz zu unterrichten, welches der Zweck der komiſchen Erzählungen war, ſondern einige geſellſchaftliche Obſcönitäten und Raillerien in Reime, oft ſehr weitſchweifige und matte Reime, zu bringen, ſcheint die Abſicht des Urhebers von gewiſſen konfiskablen Erzählungen geweſen zu ſeyn. — Der rhapſodiſche Autor von gewiſſen zu Dresden gedruckten Phantaſien hat ſeine plauderhafte Proſa öfters mit Verſen unterbrochen, bey deren jeden faſt der Leſer ſich ähnlicher Stellen von Wieland — nicht zum Vortheil des Verfaſſers — erinnert. — Die wichtigſten Dienſte könnte unter unſern jungen Dichtern Herr Gotter der humoriſtiſchen Poeſie leiſten, wenn er ſich ihr allein widmete; denn viele ſeiner einzelnen Gedichte haben es bereits erwieſen, daß er eine reiche Ader des feinſten Scherzes von der Natur empfangen habe. Es iſt zwar unnöthig, den Leſern des Merkurs einen Fingerzeig zu geben, welches die beſten Gedichte dieſes Journals, auſſer den Wielandiſchen, ſind; aber als Geſchichtſchreiber darf ich doch einen poetiſchen Beytrag nicht ganz übergehen, welcher Einfluß auf eine ganze Gattung von Gedichten hat. Die romantiſche Ballade iſt bey der Menge unſrer Romanzen noch immer zu wenig bearbeitet, als daß Erzählungen, wie der Syrödenſpiegel, nicht denkwürdig ſeyn ſollten.

Selbſt bey Zürch kann ich nicht lange ſtehen bleiben, ſo wichtig ſonſt dieſe Stadt für unſere Litteratur geweſen, und ſo groſſes Anſehen ſie auch noch durch die Herren Zimmermann, Geſſner und Lavater behauptet, da eben dieſe Männer in dem Zeitraum, den ich zu beſchreiben habe, unthätig geweſen ſind. Zwar enthalten Herrn Lavaters vermiſchte Schriften einige Aufſätze, die hieher gehören, aber ſie ſind nicht zu denen zu rechnen, die zur Vermehrung ſeines Ruhmes etwas beytrügen. Zuweilen zählt man auch den Herrn von Haller zu ihnen, ob er gleich zu Bern lebt; doch auch von ihm haben wir nichts als den Schluß ſeiner Reihe von politiſchen Romanen, Fabius und Kato, erhalten, wovon das Rührendſte die Vorrede iſt, welche der Verfaſſer am Rande des Grabes datirt. Wer wird ihm nicht ein eben ſo hohes und kraftvolles Alter wünſchen, als der ehrwürdige Bodmer genieſſt, welcher noch ie zuweilen die Arbeiten verſucht, die ſeine Jugend beſchäftigten. Noch, indem ich dieſes ſchreibe, erſcheint von ihm Wilhelm von Oranſee, ein Gedicht in zwey Geſängen —

So wie ein Schwan am Ufer des Sees, den er lange bewohnte,
Nahe dem Scheiden, mit rührender Kehle ſein Todtenlied anſtimmt,
Alſo mit ahnenden Liedern empfängt er — —
Ruhig den kommenden Tod;

ſo ſagt von ihm der Verfaſſer der Fever vom Jahre 1773, welchen ich nirgends bequemer nen-

nennen konnte. Ob er gleich vornemlich Klopstock, Denis und Kretschmann studiert, so hegt er doch auch für die Schweitzer eine vorzügliche Neigung. Mehr Ernst und Muth, als man von einem Jünglinge, wie er sich selbst nennt, erwarten sollte, bereden uns zur Nachsicht gegen einige jugendliche Fehler, die ich hier verschweige, weil sie der Verfasser bald selbst einsehen wird.

Einen Mann muß ich als einen Anhang beyfügen, der viele eigene Vorzüge besitzt. aber auch von allen Schulen das Gute, wo er es fand, angenommen hat, ohne sich zu einer zu schlagen, oder selbst eigne Anhänger und Nachfolger zu haben. Herrn Dusch wußte ich nirgends unterzubringen; so mag er denn hier allein stehn. Alle, welche die Fortsetzung seiner Werke sehnlich erwarten, werden das kleine didaktische Gedicht über die Sympathie als einige Entschädigung angenommen haben; der edeln Absicht nicht zu gedenken, in der es geschrieben worden. — Seine Briefe zur Bildung des Geschmacks, ein Werk ganz eklektischer Kritick, sind zugleich geschlossen und auch wieder angefangen worden; geschlossen, insofern sie nun das didaktische Gedicht mit allen seinen Nebenzweigen zum Ziele erhalten haben; wieder angefangen, indem schon die beyden ersten Theile völlig umgearbeitet, besser geordnet, und mit vielen Zergliederungen noch unbeurtheilter Gedichte vermehrt worden sind.

Noch immer herrscht der Sammlungsgeist, und die Begierde, schon bekannte vortrefliche

Werke in neuer Ordnung und Gestalt, oder vermischte Arbeiten von mancherley Verfassern dem Publikum mitzutheilen. Seit den Liedern der Deutschen, deren Fortsetzung ich oben angezeigt habe, hielten es Viele für leicht und einträglich, ähnliche Sammlungen zu veranstalten, ohne sich so schwere Pflichten aufzulegen, als sich Herr Ramler vorschrieb. Die besten Nachahmungen sind allerdings die Idyllen der Deutschen und die Romanzen der Deutschen, welche vor kurzem erschienen sind. Hingegen klingt der Titel, Deutschlands Originaldichter, viel zu prächtig für einen blosen neuen Abdruck von willkührlich gewählten Stücken. Das noch immer fortdaurende Theater der Deutschen und die Lieder der Deutschen zur Erbauung sind Zusammentragungen, wie sie der Setzer für sich selbst hätte machen können. — Neben den Almanachen entstehen verschiedne andre Blumenlesen; das Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde ist die Anthologie der Deutschen unter anderm Namen; ein Herr Lentner hat sogar eine provincielle Anthologie für Schlesien angefangen, u. s. w.

Die Uebersetzungen alter Dichter sind seit einiger Zeit sparsam geworden, und ich wüste hiervon nichts merkwürdiges anzuführen, als die Alceste des Euripides, welche Herr Seybold übersetzte, um die Vergleichung der teutschen Alceste mit der griechischen zu erleichtern. Ein Paar kleine kritische Schriften junger Männer über zwey berühmte Dichter

des

des Alterthums dürffen hier nicht vergeſſen werden; der Verſuch über den Pindar von einem Heyniſchen Schüler, Herrn Schneider, und die Abhandlung über den Atys des Katull von Herrn Werthes, welche zugleich eine wohlgerathne poetiſche Ueberſetzung deſſelben enthält.

Wenn die ſpaniſche Litteratur, zu welcher Herr Bertuch im Merkur vor einiger Zeit einen Beytrag lieferte, und zu der er uns in kurzem einen noch wichtigern durch den aus der Urſprache überſetzten Don Quixote geben wird (ein ſchweres Unternehmen, zu dem ich ihm aber zum voraus Glück wünſche) wenn dieſe Litteratur, ſage ich, mehrere ſo eifrige Beförderer erhielte, ſo würden bald alle Wünſche der Kunſtrichter erfüllt ſeyn, und die Litteratur der Italiäner keinen Vorzug mehr haben, die ſeit Meinhards Anſtoß, viele Freunde unter uns findet. Meinhards Werk iſt nicht nur wieder aufgelegt, ſondern auch von Herrn Jagemann fortgeſetzt worden. Der verſtorbene jüngere Herr Unzer excerpirte aus dem Creſcimbeni die Nachrichten von den erotiſchen Sängern der Italiäner. Petrarch hat ſo viel Liebhaber unter uns, daß man ſogar von der kritiſchen Biographie des de Sades eine Ueberſetzung unternommen hat, die ihren gröſten Werth durch die eingeſtreueten Ueberſetzungen petrarchiſcher Gedichte erhält. Endlich hat auch Herr Saal wieder einen neuen Theil ſeines Goldoni geliefert, welchen er ganz aufgegeben zu haben ſchien.

IV.

Einige Bemerkungen über verſchiedne Inſekten.

Ohne Zweifel ſind unter allen Inſekten die Papilionen die ſchönſten. Man darf nur eine vollſtändige und gut erhaltene Sammlung dieſer artigen Geſchöpfe geſehen haben, und man wird die Schönheit ihrer Farben bewundern. Und doch iſt es nur gefärbter Staub, der ihre Flügel überſtreuet hat. Durch ein gutes Vergröſſerungsglas ſiehet dieſer Staub wie Federn, die man nicht berühren kann, ohne die ganze Schönheit zu zerſtören, und das Thierchen ſelbſt kann alle Arten von Bewegungen hervorbringen, ohne ſich im geringſten zu verletzen. Wer nun auf die Oekonomie dieſer Thierchen Acht hat, der findet bey einer jeden Veränderung ihres Lebens neuen Stoff zur Bewunderung. Die merkwürdigſte iſt ohne Zweifel die Verwandlung einer Raupe in eine Puppe, und der Puppe in einen ſchönen Vogel. Es iſt bekannt, mit welcher Behutſamkeit die Freunde der Papilionen verfahren, wenn ſie gewohnt ſind, dieſelben aus den Raupen ſelbſt zu ziehen. Und das iſt auch der bequemſte Weg, wenn man die Papilionen in ihrer ganzen Schönheit beſitzen will. Wenn man ſie mit einem Garn fängt, ſo iſt doch immer zu befürchten, daß ſie beſchädiget werden, welches man nicht zu beſorgen hat, wenn man ſie ſelbſt ziehet. Man läſt ſie ihre Puppe ſelbſt verfertigen, und wenn die Raupe ſich dazu geſchickt macht, ſo pflegt man ſelbige nicht nur mit Waſſer zu beſprengen, (und wer thut ihnen dieſes in den Waldungen oder auf den Feldern, wenn ſie dieſe Arbeit

ſelbſt

ſelbſt beſorgen müſſen?) ſondern man hütet ſich auch ſie im Geringſten zu beunruhigen, weil man die Meynung hegt, ſie ſtürben alsdann unfehlbar. Ich habe hier eine merkwürdige Erfahrung vom Gegentheil. In einer ziemlich groſen Schachtel fütterte ich eine Rückzappen-Raupe, von der Art, aus welcher der ſo bekannte ſchöne Lindenvogel wird, bis zum Einſpinnen. Da ſie ſich eingeſponnen hatte, war ich dieſer Schachtel benöthiget, in welcher ich einem Freunde einige Naturalien überſchicken wollte. Erſt öfnete ich ihr Neſt mit einer kleinen Scheere, damit ich erfahren konnte, ob ſich die Raupe verwandelt habe? Es war noch nicht geſchehen, die Raupe aber, die in einem ſolchen Zuſtande ganz ſtille zu liegen pflegt, gab durch heftige Bewegungen zu erkennen, daß ſie mit meinem Verfahren wenig zufrieden ſey. Ich aber wiederholte mein Verfahren einige Tage nach einander, weil ich ihre Verwandelung ſo ſehr wünſchte. Endlich wurde ich genöthiget, ihr Neſt aus der Schachtel zu reißen, da ich daſſelbe auf einen Tiſch, die Raupe aber, die noch ihre ganze natürliche Farbe hatte, hineinlegte. Sie konnte inzwiſchen kein ruhiges Lager bekommen, denn ſo oft ich ſie beſahe, ſo oft war ſie aus ihrem Neſte auf den bloſen Tiſch gefallen, daß ich auch endlich genöthiget wurde, über die Raupe das aufgeſchnittene Neſt, und auf daſſelbe einen kleinen Stein zu legen, der ſie doch nicht quetſchen konnte. So lag ſie noch drey Tage, am vierten fand ich ihre Puppe und die Raupenhaut auſſer dem Neſte. Dies geſchahe zu Anfange des Monats Septembris im Jahr 1771. Im künftigen Sommer erhielt ich aus dieſer Puppe den Sommervogel ſo ſchön, als er nur ſeyn konnte. Ich habe oft gehört, daß die Liebhaber dieſer ſchönen Thierchen über Verluſt ihrer mit Mühe geſammleten Puppen im Winter klagen. Vielleicht iſt dieſes eine Urſache davon, daß man ſie allzugut wartet, ihnen mehr Wärme und weniger Luft giebt, als ihnen gehöret, und ſie auf dieſe

Art

Art ſelbſt verderbt. Inzwiſchen können dieſelben auch ohne Verſchuldung des Beſitzers ſterben, und ich habe es mehrmalen erfahren, daß eine kranke Raupe die letzte ihrer Lebenskräfte zu ihrer Verwandlung gebrauchte, und hernach augenblicklich ſtarb.

Wenn eine Schlupfwespe, oder eine andere Fliegenart, ihre Eyer in die letzte Haut einer Raupe verbergen kann, ſo werden dieſe mit in die Puppe eingeſchloſſen, verwandeln ſich in derſelben in Maden, und verzehren nun den Saft, daraus ſich mit der Zeit der Papilion gebildet hätte. Solche Beyſpiele ſind den Liebhabern gewöhnlich genug, und wir finden eine gute Anzahl von Beyſpielen in dem dritten Bande der Berliniſchen Sammlungen S. 59. geſammlet. Aber der Fall, von dem ich jetzo rede, iſt ganz ſonderbar. In der äuſern Hülle eines Seidenſpinners, in welcher, wie bekannt iſt, die Puppe liegt, entdeckte ich von aufien eine Bewegung, die mir die Bewegung einer Made zu ſeyn ſchien. Ich betrachtete dieſe äußere Hülle von allen Seiten, konnte aber nirgends eine Oefnung entdecken, wodurch dieſe Made in dieſe Hülle hätte kommen können; ich mußte daher die Hülle aufſchneiden, die darinn verſchloſſene Puppe herausnehmen, und mir dadurch den Weg bahnen, die Made zugleich mit herausnehmen. Es ſchien mir eine Fliegenmade zu ſeyn. Die von ihrem Nachbar befreyte Puppe legte ich wieder in ihr Ey, und erwartete den Papilion, der in derſelben ausgebildet wurde. Im Junius monate, und ohngefehr 14 Tage, nachdem ich die Made herausgenommen hatte, kam der Papilion zum Vorſchein, welcher die gemeine Ringelmotte, (Phalaena Neuſtria, I Berliniſches Magazin II Band S. 402. Num. XI. und Friſch von den Inſekten Th. 1. S. 13. und Tab. 2) war. Ueberhaupt merke ich an, daß man die Puppen der Seidenſpinner aus ihrer Hülle herausnehmen kann, ohne zu befürchten, daß der Som-

mer-

mervogel verderbe. Wie war aber dieſe Made in die Hülle gekommen, ohne in der Puppe zu wohnen? Ohne Zweifel war das Ey, daraus die Made wurde, nur auf die äuſſere Haut der Raupe vor ihrer letzten Häutung und Verwandelung zu liegen gekommen. Nachdem nun die Raupe dieſe Haut ablegte, ſchüttelte ſie dieſes Ey zugleich mit ab, welches, weil es in der Hülle, und vielleicht auch in der Haut verwahret war, ſich ausbilden konnte.

In den mehreſten Fällen ſind die Maden in der Puppe des Papilions verſchloſſen, ob es gleich möglich iſt, daß die Raupe, die in ihre Haut von einem fremden Inſekt gelegten Eyer eine Zeit lang mit ſich herum tragen kann, ehe ſie ſich zur Puppe verwandelt. Aber ich habe es einmal erfahren, daß die Eyer noch beym Leben der Raupe, oder vor ihrer letzten Häutung, ſich in Maden verwandelten. Es war ein ſchöner Anblick, ob er gleich für die Raupe ſehr traurig ausfiel. Die Maden bohrten ſich von innen durch die Raupenhaut hindurch, bey welcher Arbeit die Raupe ſehr ängſtliche Bewegungen machte. Nachdem ſie etliche und zwanzig Maden, auf einem Bohnen Blatte, das ich in meiner Hand hielt, gleichſam geboren hatte, ſtarb ſie.

Da ich ſo vieler Maden, in einer einzigen Raupe gedenke, ſo fällt mir ein, daß ich einmal auf den Einfall gerieth, eine Sammlung von Puppen zu veranſtalten. Da die Bildung derſelben ſo gar verſchieden iſt, wenn gleich die Puppe eines jeden Papiliongeſchlechtes, ihre eigene Geſtalt hat, ſo ſollte man in einer Inſekten Sammlung, zu einem jeden Papilion ſeine Puppe legen. Ich habe einmal einen Anfang dazu gemacht, aber weil in den Puppen öfters Feinde der Papilionen verborgen ſind, ſo iſt dieſe Beſchäftigung überaus gefährlich, es ſey denn, daß man eine jede Puppe zuvor in ſiedendem Waſſer getödtet hätte. Ich hatte dieſes bey einigen meiner Puppen nicht beobachtet, und fand einmal in mei-

nem

nem Kaſten, unter dem Glaſe, beynahe hundert kleine Fliegen, die alle in einer einzigen Puppe gewohnet hatten.

Der ſonderbarſte Fall, deſſen ſich nur ein eifriger Sammler natürlicher Seltenheiten, und ein aufmerkſamer Beobachter erinnern kann, iſt ohne Zweifel dieſer, den ich jetzt erzählen werde. Da die Phaläne der Ringelmotten häufig genug vorkommen, ſo können ſie auch den Freunden der Natur vorzügliche Gelegenheit zu Beobachtungen und zu Erfahrungen geben. Ich habe viele dieſer Phaläne zu verſchiedenen Zeiten geöffnet, ob ich vielleicht die Natur in ihren geheimen Werkſtätten überraſchen möchte. In einer dieſer Hüllen fand ich eine Made, die bald ſo gros als die Phaläne ſelbſt war. Ich hatte geleſen, daß Herr Hoppe in einer Schnecke Schlupfweſpen gefunden hatte. (S. die phyſikaliſchen Beluſtigungen III. Band. 29. Stück S. 1461. f.) ich vermuthete in meiner Phaläne ein ähnliches Inſekt, und ich hatte mich in meiner Muthmaſung nicht hintergangen. Ich war auf meine Made ſehr aufmerkſam, die ſich, wie ich vermuthete, erſt in eine Puppe verwandeln würde. Allein das geſchahe nicht. Nach einigen Tagen bekam meine Made einen Kopf, Augen, Füße, und welches mir merkwürdig war, ſie behielt noch immer die weiſe Farbe der Made. Noch merkwürdiger war dieſes, daß alle Glieder in eben der Lage und Zuſammenpreſſung ſich befanden, wie man ſie ſonſt in den Puppen zu finden gewohnt iſt. Noch ſahe ich keine Flügel. Die Fühlhörner lagen an beyden Seiten des Leibes, die Schwanzſpitze war über den Leib hergelegt, und bey der geringſten Berührung lies mein Inſekt eine ſtarke Bewegung des Hinterleibes blicken, ſo wie etwa die Puppen in den erſten und letzten Tagen ihrer Verwandlung zu thun pflegen, und gleichwohl bewegte es noch keinen Fuß, noch keine Fühlſpitze, nicht einmal den Schwanzſtachel. Endlich kamen auch

die

die Flügel zum Vorſchein, und nun hatte ich die Hoffnung mein Inſekt in wenig Tagen ausgebildet, und in ſeiner völligen Bewegung zu ſehen. Aber da ich einmal meine Schachtel zu bedecken vergeſſen hatte, darinne mein Inſekt lag, ſo ſahe ich am folgenden Morgen eine Spinne auf demſelben, welche es getödtet hatte. Inzwiſchen habe ich genug beobachtet, und mein Inſekt war der Ichnevmon den Friſch im fünften Theil ſeiner Beſchreibung von Inſekten S. 34. f. beſchrieben, und auf der 13. Kupfertafel abgebildet hat. Er nennet ihn den Ichnevmon, der in den grünen runtzlichen Weidenraupen erwächſt. Mein Beyſpiel aber lehret, daß er auch in andern Raupen erwachſe, vielleicht aber nur in ſolchen, die ſich einzuſpinnen pflegen, damit ſie dadurch für ſich Schutz bekommen. Das hat Friſch von dieſer Schlupfweſpe ſchon angemerkt, daß ſie ſich nicht beſonders einzuſpinnen pflege, auch nicht einmal ein zartes weiſes Häutchen hinterlaſſen habe, wie die andern Gattungen dieſes Geſchlechtes zu thun pflegen. Aber daß er gleich aus der Made zur Schlupfweſpe werde, das hatte dieſer aufmerkſame Naturforſcher doch nicht geſehen.

Von der Phalaena Vinula, dem Gabelſchwanz (Siehe das berliniſche Magazin II. Band S. 400. Num. VII.) welche Friſch in ſeiner Beſchreibung von den Inſekten im ſechſten Theile S. 18. f. unter dem Namen der Gabelſchwanzraupe und ihres Papilion, beſchreibt, merket gedachter Friſch einige Umſtände an, die ich mit einiger Veränderung wahrgenommen habe.

1) Behauptet er, die Raupe werde wohl 2½ Zoll lang. S. 19. ich habe ſie wenigſtens noch um einen Zoll länger geſehen und beſeſſen.

2) Bemerkt er, daß er in ſein Behältniß, wo ſich dieſe Raupe einſpinnen und verwandeln ſollte, Erde, und auf dieſelbe Baumrinde gelegt habe an dieſe habe ſich die Raupe gelegt, eine Vertie-

fung in derſelben ausgeſucht, und ſich dann eingeſponnen. S. 20. Ich habe in das Behältniß keine Erde gelegt, ſondern bloſe Baumrinde, ein plattes Stück, und ein andres welches hohl, wie eine durchſchnittene Rinne war. Die Raupe hatte ſich auf das platte, und nicht auf das ausgehöhlte Stück von der Baumrinde geſetzt, doch hatte ſie ihr Geſpinſte an die hohle Rinde angeſetzt, aber nicht in die Höhlung derſelben. Herr Hufnagel merket am angeführten Orte des berliniſchen Magazins S. 432 an: „daß die Raupe im Stande ſey, in das härteſte Holz, ein Loch zu freſſen, welches ſie darauf mit einem dichten Geſpinſte überziehet, oder vielmehr mit einem Gummi und den abgebiſſenen Holzſpähnen eine Bedeckung verfertiget, unter welcher ſie ſich verwandelt.„ Folglich bedarf ſie der Baumrinde, ſich in dieſelbe einzuſpinnen, oder von derſelben die Materialien zu ihrem Bau herzunehmen nicht einmal zur äuſſerſten Noth, ob es derſelben gleich allemal bequemer iſt, als wenn ſie erſt mit vieler Mühe die Holzſpähne abarbeiten muß.

3) Giebt er S. 21. das Kennzeichen ihres nahen Einſpinnens in dem ſchnellen Lauf der Raupe an. Es hat dies ſeine zuverläſſige Richtigkeit, und es iſt Luſt, hier eine Raupe, die ſonſt einen langſamen Schritt gewohnt war, gleichſam wider ihre Natur laufen zu ſehen, ja ſie läuft ſogar viel ängſtlicher, wenn ſie nichts gewahr wird, wohin ſie ſich retten kann. Sonſt verfärbt ſich auch dieſelbe zuſehends; ihre ſchöne grüne Farbe verlieret ſich, ihre Haut wird unſcheinbar, ſie ſchrumpft zuſammen, und ſie würde gewiß bald ſterben, wenn ihr keine Hülfe gereicht und ihr das Einſpinnen erleichtert würde.

S. D. J. W.

Der

Teutſche Merkur.

Des Achten Bandes

Drittes Stück.

December 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

I.

Poeſien.

An meine Freundin

C. v. S. (*)

Laß Eroberer ſtolz um Ehrſucht ſtreiten,
Und gefürchtet prächtig elend ſeyn;
Laß den Ehrgeitz durch die Ewigkeiten
Ihrer Grauſamkeit ein Denkmal weyh'n.

(*) Dieß und das folgende Gedicht iſt mir ein angenehmer Beytrag von einer jungen Dame aus Franken, der ich hiermit öffentlich meinen lebhafteſten Dank bezeige.

D. H.

Wenn Monarchen voll von wilder Freude
Lebend ſich in Erz verehren ſehn —
Sanfte Freundin, o dann laß uns beyde
Treu vereint die Bahn der Tugend gehn.

Dir nur wallt mein Herz entzückt entgegen,
Dich, die zärtlich oft mein Arm umſchließt.
Und für die mein treuſter beſter Segen
In geheimen Thränen niederfließt.

Ja in jenen großen Augenblicken,
Wenn mein froher, feſſelloſer Geiſt
Sich mit triumphirendem Entzücken
Seiner Hütte und der Welt entreißt;

Soll mein Herz, das zärtlichſte der Herzen,
Sterbend noch für dich zum Himmel flehn;
Und nach unſrer kurzen Trennung Schmerzen
Seegnend oft auf dich hernieder ſehn.

Wenn mein Geiſt dort unter Himmelschören
Seinen guten Schöpfer würd'ger preißt,
O dann gönne meiner Aſche Zähren,
Die dich treue Freundſchaft weinen heißt.

Dort, wo Gott die fromme Tugend krönet,
Und der Redlichkeit ein Engel Kränze flicht,
Finden wir uns wieder, und dann trennet
Ewig uns kein ſchwarzes Schickſal nicht.

C. v. B.

Morgenlied.

Der junge Tag ſchwingt ſeine Roſenflügel,
Um die Natur — Die purpurrothen Hügel,
Beglänzt der Morgenſonne Strahl.
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen,
Lobſingend ſteigt aus niedrigen Geſträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich erwache — frey von eitlen Sorgen,
Sing ich dem Gott, der jeden frühen Morgen
Allgütig auf mich niederſieht.
O du mein Schöpfer! — Sieh die Freudenzähre
In meinem Blick — ſie fließt zu deiner Ehre,
Und wird zum Wonnelied.

Gieb mir ein Herz, in dem der ſtille Friede
Der Unſchuld herrſcht, und laß mich niemals müde
In der Erfüllung meiner Pflichten ſeyn.
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehſt du, o Gott — dir will ich meine Jugend
Und meine ſpätern Jahre weyhn.

Verlaß mich nicht, wenn einſt der Prüfung Leiden
Mich ſchrecken. — Halte mir die beßren Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor.
Getroſt blickt dann mein Geiſt aus Labyrinthen,
Durch die ſich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

C. v. B.

Aufforderung an die Skalden.

Am

Vermählungstage

Seiner königl. Hoheit des Erbprinzen

Friederich

von

Dännemark und Norwegen.

1774.

Herab verklärte Skaldenchöre!
Singt Lieb' und Freude, Glück und Ehre
In goldner Harfen Silberklang.
Miſcht von Valhallas Heldenhimmel,
In jüngrer Barden froh Getümmel,
Des Braga feurigſten Geſang!

Ihm glänzt, dem Tag voll hoher Wonne,
Weit ſchöner Iners Licht, die Sonne,
Zur Freud' ein allgemeiner Ruf:
Seht, welche große Seligkeiten,
Zwey Herzen um ſich her verbreiten,
Die Freya für einander ſchuf!

Er iſt es; Lieb' in ſeinen Blicken,
Prinz Friedrich, Daniens Entzücken,
An jedem Göttervorzug reich:
Und feſtlich ſtralt an Seiner Seite
Die Würdigſte erhabner Bräute,
An Reiz und Anmuth Noſſa gleich.

Hoch von der blauen Sternenſphäre
Schaut Freya, Skandiens Cythere,
Holdlächelnd auf dieß Götterpaar:
Sie ſchüttet auf ſie all' Ergötzen,
Und Hertha bringt von ihren Schätzen
Das blumgekrönte Füllhorn dar.

Seht ungezählter Völker Schaaren
Von jedem Stand, Geſchlecht und Jahren
An lodernden Altären ſtehn,
Und mit der Andacht heißem Blicke
Für Friedrichs und Sophiens Glücke
Innbrünſtig zum Allvater flehn.

Allvater horcht geneigt dem Flehen,
Und ſtimmt von ſeiner Allmacht Höhen
In aller Wünſche ſegnend ein:
Dieß Band ſoll, nach Siönens Fügen,
Voll götterähnlichem Vergnügen,
Wallhalla ſchon auf Erden ſeyn!

Wo tönt ein Lied, das uns erzähle,
Was Julianens große Seele
Für niegefühlte Wonn' erfüllt!
Welch' Freudenthränen Ihr entfließen,
Den hohen Feſttag zu begrüſſen,
Der Friedrichs ganzes Glück enthüllt.

Doch dieß, dieß alles auszudrücken,
Wird Skaldenchöre, nie euch glücken,
So hell auch euer Feuer glüht:
Drum hängt die Harfen an die Weiden:
Der Jubel allgemeiner Freuden
Spricht lauter, als kein Skaldenlied.

II.

Auszug eines Briefes an den Herausgeber.

Einer der eifrigſten Vertheidiger und Empfehler der Inoculation der Blattern, bin wohl ich bisher geweſen, ſo viel ich darzu bey meinen Freunden Gelegenheit gehabt habe. Ein einzige Bedenklichkeit, die ich dabey hatte, war nur die, ob nicht vielleicht dadurch unter das menſchliche Geſchlecht Krankheiten eingeführt werden möchten, die verurſachten, daß in gewiſſer gegebener Zeit, eine eben ſo groſe Anzahl Menſchen geſtorben wären, als ob man dem natürlichen Lauf der Blattern volle Freyheit gelaſſen hätte. Doch war dieſer Umſtand, der nur durch zuverläſſige Todtenliſten beſtättigt oder widerlegt werden konnte, von keinem ſonderlichen Gewicht bey mir, da die bisherige Erfahrung noch nichts dafür an die Hand gab. Daß die Inoculation kein zuverläſſiges Mittel wider die natürlichen Blattern ſeyn möchte, darüber machte ich mir nicht den mindeſten Kummer. Was auch franzöſiſche und andre Aerzte, die man als Feinde der Inoculation anſieht, für Beyſpiele von natürlichen Blattern die nach den künſtlichen gekommen ſind, anführen wollten, ſo erklären doch einmüthig alle artzneyverſtändige Freunde der Einäugelung, dieſe Beyſpiele für falſch

falsch, betrüglich und erdichtet. Alle andere Vertheidiger dieses sogenannten göttlichen Mittels, sagen ihnen das nach, und ich habe es so gut nachgebetet, als andere. Einer meiner Bekannten, ein Kaufmann in Danzig, ließ vor zwey Jahren seinen Kindern die Blattern einimpfen. Ein einziges geliebtes Töchterlein von fünf Jahren, hatte während der Krankheit ein heftiges Fieber, aber die Blattern brachen nicht häufig aus; ein Sohn hatte ein gelindes Fieber aber mehrere Blattern. Beyde kamen ohne Gefahr davon. Beyde wurden im Sommer dieses gegenwärtigen Jahres von den natürlichen Blattern angegriffen. Das Töchterchen machte im Julius den Anfang. Die Krankheit war heftig. Die erfahrensten Aerzte giengen von selbst zu ihr um das Wunder zu sehen, und sich zu überzeugen ob es auch die wahren Blattern wären. Sie überzeugten sich nicht nur davon, wieder alle ihre Erwartung, sondern was das übelste war, so waren sie würklich von der giftigsten Art und das Kind mußte daran sterben. Es war itzt sieben Jahr. Nachdem sie begraben war; wurde der Sohn ebenfals von den natürlichen Blattern überfallen, hat sie aber glücklich überstanden. „Ich„ spricht der betrübte Vater, „werde keine Kinder mehr inoculiren „lassen!„ Sollte er Unrecht haben? Sollte ich nunmehr irren, wenn ich befürchte, daß die vielen Beyspiele, die man sonst von natürlichen Blattern nach der Einimpfung, angeführt

führt hat, wohl nicht alle erdichtet seyn möchten? Man sage nun nicht: „Aber sind es dann „die wahren Blattern gewesen?„ Alle Aertzte, die jenes Kind gesehen haben, bezeugen es; und gesetzt, wider alle Wahrscheinlichkeit, sie irreten! was kommt es hier auf Namen von wahr oder falsch an, genug es sind giftige Blattern gewesen, woran das Kind gestorben ist; und gegen diese Blattern, man gebe ihnen Namen wie man will, sollte ja die Inoculation ein Mittel seyn. Man sage auch nicht, der Fall ist selten. Hier sind zwey Fälle in Einem Hause, und daß ist genug, denjenigen, der sich die künstlichen Blattern geben läßt, vor den natürlichen nicht in volkommne Sicherheit zu setzen. Einer der eifrigsten und neuesten Freunde der Einimpfung in England, der bekannte D. Cook schreibt noch in diesem Jahr (im Town and Country Mag p 255.) mit Zuverlässigkeit, daß die natürlichen Blattern nach den künstlichen nicht kommen, und setzt zuversichtlich hinzu: Observation has proved this truth likewise; so thad whatever has been vented to the contrary, is all falle, if not intentionally wicked. Könnte er das lesen was ich hie Eur. Wohlgeb. geschrieben habe, so würde er es für falsch oder mit Absichtsvoller Bosheit geschrieben nicht erklären können, denn diese Sache ist so zuverlässig, daß sie allenfals gerichtlich und durch Notariatsinstrumente bezeugt werden könnte, oder alle historische Gewisheit hat ein Ende.

Wegen

Wegen Mangel des Raums kann ich nichts mehr hievon ſagen, und habe die Ehre ꝛc.

N* den 13 Sept. 1774.

S. W. T.
P. d. r. G.

III.

Raiſonnirendes Verzeichniß neuer Bücher.

I.

Theologie, bibliſche Philologie und Kritik.

1. D. Joh. Gottlieb Töllners, theologiſche Unterſuchungen. Des zweyten Bandes erſtes Stück. Riga, bey Joh. Fr. Hartknoch. 1774. 358 Seiten in 8.

Zwölf Unterſuchungen, die alle des verewigten Töllners würdig ſind, und größtentheils auf immer mehrere Reinigung des chriſtlichen Lehrbegriffs von mancherley Zuſätzen und Schlacken abzielen. Jedem Leſer dieſes letzten Stücks einer ſo nützlichen Schrift muß es doppelt empfindlich ſeyn, daß er auf keine Fortſetzung ſich freuen darf. Philoſophiſcher Geiſt, lichte Ordnung, Scharfſinn, Wahrheitsliebe, die durch nichts weder beſtochen noch zurückgeſchreckt werden konnte, und Freymüthigkeit ſind gewiß ſolche Eigenſchaften die Töllners Andenken

denken und Schriften noch unſern Enkeln ſchätzbar machen müſſen. Ich zeichne nur, ſo ſchwer mir auch die Wahl wird, ein Paar Unterſuchungen aus. Die Sechſte; über poſitive göttliche Strafen. Die Achte: Ueberreſte des göttlichen Ebenbildes giebt es nicht, und durch Adams Fall haben wir nichts verlohren. Die eilfte: Die Lehre von übernatürlichen Gnadenwirkungen iſt ein Irrthum. Was Töllner, die Augen ſchon aufs offne Grab gerichtet, über ſolche Materien dachte, iſt doch wohl der Mühe werth zu wiſſen. Und überdies, welch' reicher Stoff zum Nachdenken!

2. Unterſuchungen über die Bedeutung des Wortes, Satan und Teufel, in der Bibel. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit einer Vorrede von Joh. Chr. Friedr. Schulz, Prof. der Gottesgel. in Gieſen. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung, 1774. 152 S. in 8.

Schlechterdings ſoll kein Teufel exiſtiren! nicht einmal in der Bibel exiſtiren! Der ganze Wahn, daß es einen gebe, ſoll aus zwey Stellen des N. T. entſtanden ſeyn, denen man einen falſchen Sinn angedichtet, und dann einen Teufel ſich daraus erträumet habe. Mich beredets der Verfaſſer nicht. Und wenn er auch manche Stellen der Bibel, die der groſſe Haufe der Kommentatoren vom Satan verſtehet, mit Recht oder doch nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, anders erklärt; ſo bleibt doch ſo viel unläugbar gewiß, daß die Idee von einem Teufel älter iſt, als die Bücher des N. T. Wenn mir aber ja ein Teufel etwas ganz unleidliches wäre; ſo würde ich auf eine beſſere Art ſeiner los zu werden denken, als dieſe iſt.

3. Von dem Reiche Gottes. Ein Verſuch über den Plan der göttlichen Anſtalten und Offen-

Offenbahrungen, von dem Verfaſſer der Geſchichte Jeſu. Zürich bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1774. Erſte Hälfte, 391 S. Zweyte Hälfte 430 S. in 8.

Mit ſcharfen philoſophiſchen Blick überſchaut Hr. Heß den ganzen Umfang der Geſchichte der göttlichen Führungen und Offenbahrungen von Anfang der Welt her, und zeigt, wie alles, was Gott, nach dem Bericht der Bibel gethan hat, nichts als Ausführung eines beſtimmten großen Plans war, wie jedes Glied der Kette in das Nächſte eingreift, wie weislich eingerichtet und für das Wohl der Menſchen wichtig das ſey, was einem kurzſichtigen Auge, das das Ganze nicht zu überſchauen vermag, Thorheit oder doch Kleinigkeit zu ſeyn ſcheinet, ja, wie ſelbſt das, was wir bey den erſten Anblick für blos national halten ſollten, dennoch auf das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Beziehung habe. Eine treffliche Vertheidigung der Offenbahrung, und ein unvergleichlicher Kommentar über den Inhalt der Bibel im Groſſen genommen, nur hin und wieder etwas zu weitſchweifig.

4. Ueber die knechtiſche Furcht vor Gott. Vier Predigten von Euſtachius Moritz Goldhagen, Pfarrer zu Kleinenwerther in der Grafſchaft Hohenſtein. Nordhauſen bey Groß. 1774. 90 Seiten in 8.

Der Prediger, der ſich über einen einzelnen wichtigen Gegenſtand der Religion, zumal der Moral, in mehrern Predigten ausbreitet, erregt immer ſchon zum voraus meine Aufmerkſamkeit. Und wenn ich dann finde, daß er nicht trockne Kompendiens Gelehrſamkeit herſagt, auch nicht von allgemeinen Dingen in alten oder neuen Kanzelſtil allgemein etwas herperorirt oder herphiloſophirt; ſondern,

ſo

ſo wie Hr. Goldhagen gethan hat, mit Kenntniß des menſchlichen Herzens, mit Unterſcheidung des Weſentlichen in der Religion, mit Wärme, mit Präciſion, und doch populär, ſeine Materie behandelt, und nicht mit dem Menſchen in Abſtracto, ſondern mit ſeinen Zuhörern redet — ſollt' ich den Mann nicht ſchätzen? ſeine Schrift nicht jedermann empfehlen?

5. Die neueſten Offenbarungen Gottes. Dritter Theil. Briefe vom Paulus. 466 Seiten. Vierter Th. Briefe vom Paulus, (nemlich der an die Hebräer) Jacobus, Petrus, Johannes und Judas. Nebſt einem Anhang: Die ſogenannte Offenbarung Johannis. 379 Seiten in kl. 8. Riga bey Hartknoch. 1774.

Der Schluß der Bahrdtiſchen Ueberſetzung des N. T. Bey den Briefen hatte Hr. Bahrdt lange nicht ſo viel Verſuchung, als bey den hiſtoriſchen Büchern, durch übertriebenes Moderniſiren die Urſchrift in der Ueberſetzung faſt unkenntlich zu machen. Daher haben dieſe zwey Bändchen große Vorzüge vor den beyden erſten, wenn gleich auch hier das Original ſehr oft genauer hätte befolgt werden können, ohne Undeutlichkeit zu verurſachen, und ohne das teutſche Ohr zu beleidigen. Uebrigens zeigt Hr. B. ſeine Geſchicklichkeit im Auslegen noch mehr in dieſen Theilen, als in den vorhergehenden. Die bey der Ueberſetzung zum Grund liegenden Erklärungen ſind meiſtens richtig, und mit ſteter Aufmerkſamkeit auf den Zuſammenhang gewählt; nicht ſelten auch neu.

6. D. Joh. Salomo Semlers Abhandlung von freyer Unterſuchung des Canons. Vierter Theil. Halle, verlegt von Hemmerde. 1775. 460 Seiten in 8.

Der

Der neuerlich verſtorbene D. Schubert zu Greifswalde hatte unlängſt eine Abhandlung von der heil. Schrift und deren Canon geſchrieben, worinn er die alte und gewöhnlichſte Theorie, vom Canon ſowohl als der Inſpiration, wiederholte, und nach ſeiner Weiſe demonſtrirte. Das Verdienſt ſchien nicht groß zu ſeyn. Inzwiſchen gab er dadurch zu dieſer Schrift des Hrn. D. Semlers Anlaß, in welcher die ganze Reihe von Sätzen und Beweiſen, welche die gemeine Theorie ausmachen, ordentlich durchgegangen, und mit ſorgfältiger Genauigkeit und mit der Hrn. Semlern eignen Freymüthigkeit geprüft wird. Mit Vergnügen ſehe ich, daß dieſe intereſſante Unterſuchung ſich mit deſto ſchnellern Schritten ihrem Ziele nähert, je ruhiger und gelaſſener man nunmehr dabey zu Werk zu gehen anfängt.

7. **Die Schriftlehre von der Dreyeinigkeit, worinn jede Stelle des N. T. die dieſe Lehre angeht, beſonders betrachtet, und die Gottheit unſers hochgelobten Heilandes nach den Schriften bewieſen und erklärt wird, von Samuel Clarke. — Mit einer Vorrede des Hrn. D. Joh. Sal. Semlers.** Frankfurt und Leipzig bey Weber. 1774. 546 Seiten, ohne 4½ Bogen Vorrede und Inhalt, in 8.

Sonderbar genug iſts, daß bey unſrer Ueberſetzungsſucht ein Buch erſt itzt in teutſcher Sprache erſcheint, das nicht nur durch die langwierigen Streitigkeiten, die darüber in England geführet worden ſind, ſo ſehr berühmt worden iſt; ſondern das auch dem unpartheyiſchen Forſcher der Wahrheit ſehr wichtige Dienſte leiſten kann, wenn er gleich das feine Arrianiſche oder vielmehr ſubordinatianiſche Syſtem dieſes gelehrten Engländers nicht annimmt. Hr. D. Semler hat an dieſer Ueberſetzung und ihrer Herausgabe ſo wenig Antheil, als Hr. Teller an der folgendem.

8. D. Eduard Harwoods vier Abhandlungen über die Athanaſianiſche Lehre, die Perſon Chriſti, den Urſprung — und das Ende des Reichs Chriſti, und über die zur Bewirkung der Seelenangſt unſers Heilandes — zuſammengefloſſenen Urſachen. Aus dem Engliſchen mit mit einigen vorausgeſchickten Antitheſen und Erläuterungen derſelben von D. Wilh. Abr. Teller. Berlin bey Himburg 1774. 17 Bog. in 8.

Der weitläuftige Titel zeigt den Inhalt des Harwoodiſchen Buchs hinlänglich. Und ſein Werth? Tief eingedrungen iſt der Engländer nicht: aber der Mann hat das beſte Herz von der Welt, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe leuchten allenthalben vor; was er ſchreibt, läßt ſich gut leſen, und einzelne ſehr ſchöne Gedanken machen es einer Ueberſetzung werth. Die herzhaften und geiſtvollen Antitheſen des Hrn. Tellers enthalten eine Menge bedeutender Winke. Wer Luſt und Kopf hat zu denken und zu prüfen, der leſe ſie; wer jenes nicht hat, laſſe auch dieſes.

9. *Theologia dogmatico polemica, cum compendio hiſtoriae dogmatum ſuccinctae. In uſum praelectionum academicarum adornata, a D. Georg. Fridr. Seiler.* Erlangae, 1774. 512 Seiten in 8.

Ein guter Vortrag des gewöhnlichen Lehrbegriffs, wie er in neuen dogmatiſchen Kompendien pflegt abgehandelt zu werden. Die gewöhnlichen Sätze, gewöhnlichen Beſtimmungen und gewöhnlichen Beweiſe; nur daß von den leztern einige allzuſchlechte weggelaſſen ſind. Das Eigenthümliche des Buchs beſteht in den hiſtoriſchen Stücken deſſelben. Was hinter jedem Artickel von der Geſchichte der Dogmen beygefügt iſt, kann für den erſten Anfänger brauchbar werden, wenn es ihm ein Mann erklärt, der mit den Schriften der Kirchenväter

väter vertraut bekannt iſt. Die am Ende angehängten Auszüge aus den Koncilienſchlüſſen ſind rohe Materialien, dem Anfänger ſchwerlich verſtändlich, dem Kenner zum Gebrauch zu unvollſtändig, aber dem, der zwiſchen beyden in der Mitte ſtehet, vielleicht nützlich.

Ch.

10. *Daniel, ſecundum ſeptuaginta ex tetraplis Origenis. Romae ann.* 1772. *ex Chiſiano Codice primum editus.* Gottingae 1774. 494 S. in 4.

Eine unnütze vertheuerte abermalige Ausgabe der ſiebenzig Dollmerſcherüberſetzung des Daniels, die ſchon Hr. Michaelis im vorigen Jahr (1773.) in 8. hat abdrucken laſſen, und die ſich von dieſer blos durch die beygeſetzte lateiniſche Verſion, die wohl nicht leicht iemand vermißt hat, durch einen Abdruck der Theodotianiſchen Ueberſetzung, die in allen Ausgaben der LXX zu finden iſt, und durch Noten auszeichnet, von denen man nur ſagen darf, daß ſie einen Italiäner zum Verfaſſer haben. Hätte man doch nur lieber ſtatt derſelben dasjenige beygefügt, was Hr. Michaelis in ſeiner Bibliothek und die Lemgoer über einzelne Stellen, vornemlich aber

11. *Iob. Gottfr. Scharfenberg, ſpecimen animadverſionum, quibus loci nonnulli Danielis et Interpretum eius veterum, praeſertim Graecorum, illuſtrantur, emendantur.* Lipſiae, ſumtibus Iacobaeerii, 1774. 132 S. in 8.

Ein mit vieler Sprachkunde verfertigtes Buch — über dieſe Ueberſetzung geſagt haben, ſo wär's doch wenigſtens einſtweilen ein Repertorium alles deſſen, was zur Zeit Wichtiges über den griechiſchen Daniel iſt kommentirt worden.

12. *Libri historici Novi Testamenti graece; pars prior, sistens synopsin Matthaei, Marci et Lucae, totum ad fidem codicum, versionum et patrum emendavit et lectionis varietatem adiecit Io. Iac. Griesbach, Theol. Prof. Publ.* Halae, ap. Curtium. 1774. 295 Seiten in gr. 8.

13. Konjekturen über das neue Testament, zuerst gesammlet von Wilh. Bowyer. Aus dem Englischen, der zweyten Ausgabe übersetzt, und durchaus mit Zusätzen und Berichtigungen versehen von Joh. Chr. Fr. Schulz, Prof. der Theol. und Morgenl. Sprachen in Giessen. 1774. 1775. 2 Theil. 608 Seiten in 8.

Diese beiden Schriften sind in Ansehung ihres Inhalts so genau mit einander verwandt, daß das eine immer als ein nothwendiges Supplement des andern betrachtet werden kann. Seit dem J. 1751. haben unsre Schriftgelehrten die Wetsteinische Variantensammlung in Händen — aber nur erst seit einigen Jahren fängt man sie in Teutschland zu brauchen an; und seit 1763 hatten sie Bowyers Konjekturensammlung, und nur erst 1774 findet sich ein Teutscher, der sie uns brauchbar und vollkommner macht. Jeden Patrioten muß es freuen, daß in einem Jahre auf einmal soviel für die Kritik des neuen Testaments geliefert wird — und noch mehr, daß sie durch diesen Weg sobald unserm jungen Aufflug von Bibelerklärern in die Hände gebracht wird, die sich eben, von einem gewaltigen Strome hingerissen, an einem Abgrunde befinden, vor dem uns schaudert, und der, wenn sie in ihn stürzen sollten, nothwendig alle ächte Bibelgelehrsamkeit mit verschlingen muß.

14. Auserlesene Abhandlungen über wichtige und angenehme Materien theologischen

In-

Inhalts, aus verſchiedenen Sprachen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet. Erſtes Bändchen; in der Weygandſchen Buchhandlung 1774. 251 S. in 8.

Ein glücklicher Gedanke, nicht eben aufs glücklichſte ausgeführt! Der Verfaſſer will wichtige, (warum gerade auch angenehme? ſchon genug, wenn ſie wichtig ſind) theologiſche Abhandlungen aus bekannten Sprachen ſammlen; aber ihm fehlts an einem feſten Plan; an Kenntniß deſſen, was einem Teutſchen im J. C. 1774. wichtig iſt; an genugſamer ausländiſcher Litteraturkunde, um aus Guten und Mittelmäſigen Auswahl zu machen. Wozu die dritte Abhandlung von der Oekonomie der Kirchenväter von Ribov, die jeder Gelehrte ſchon geleſen hat? Die 6te, die man ſchon aus den Relat. Goetting. und Jeruſalem kennt? und die unbedeutenden Nr. 9. 10. 11. 15. 17. Die jeder halbgelehrte Teutſche wenigſtens eben ſo gut hätte zuſammenſtoppeln können?

15. Chr. Fr. Struenſee, königl. preuß. Conſiſt. Rath im Fürſtenth. Halberſtadt und Rektor der Domſchule, Neue Ueberſetzung der Weiſſagungen Jeſaiä, Joels, Amos, Obadja und Micha, nach dem ebräiſchen Text mit Zuziehung der griech. Verſion. Halberſtadt 1773. 261 S. in 8.

Man kennt dieſen glücklichen Bibelüberſetzer ſchon aus ſeiner Ueberſetzung der übrigen kleinen Propheten, die uns nur zu lange auf dieſe Fortſetzung lüſtern gemacht hat. Er läßt wirklich ſeine Propheten, nicht wie Hr. Michaelis, Judenteutſch, ſondern, wie Hr. Schulz ſeinen Moſes, reinteutſch ſprechen, weiß ſich glücklich von vielen Erklärungsfeſſeln unſerer gewöhnlichen Kapitel und Verſabtheilungen und der jüdiſchen Interpunktionszeichen

loszumachen, ist selbst Kalchas der Seher, und weiß mit Uebersicht des Ganzen oft das Vergangene und Gegegenwärtige und Zukünftige seiner Weissagung zu durchschauen, hat sich dabey so gut in das Eigenthümliche seines Schriftstellers hinein studiert, daß man nicht leicht Gefahr laufen wird, den Stil eines natürlich erhabenen Jesaias mit dem Stil eines gekünstelten, schwülstigen Amos oder Zacharias zu verwechseln. Auch oft ein glücklicher Lichtstrahl von Kritik, der auf einmal Dunkelheiten einer ganzen Weissagung verscheucht! Nur Schade, daß der Verfasser sich seines Eigensinnes, blos die Siebenzig Dollmetscherversion, zu Rathe zu ziehen, nicht hat erwehren können!

Z.

II.

Rechtsgelehrsamkeit.

Wegen Mangel am Raume müssen die hierher gehörigen Schriften bis zu einem künftigen Band aufgesparet werden.

III.

Arzneywissenschaft und Chirurgie.

1. Anatomische und chirurgische Fragen und Antworten, zum Nutzen und Gebrauch derer, welche sich der Heilungskunst befleißigen wollen. Herausgegeben von Joh. David Homberg, der W. A. K. B. Breslau, bey Wilhelm Gottlieb Korn. 1775. gros 8. 190 Seiten.

Ein

Ein in allem Betracht brauchbares Büchlein für Wundärzte, Meiſter und Geſellen ohne Ausnahme. Denn die Antworten enthalten gröſtentheils richtige Definitionen. Ungleich wichtiger aber iſt folgendes ſehr ſchätzbare Werk des menſchenfreundlichen Theden:

2. Joh. Chriſtian Thedens, königl. preuß. dritten Generalchirurgus, Regimentsfeldſcheers des hochlöbl. Artilleriekorps- und Mitgliedes der röm. kayſerl. Akademie der Naturforſcher, Unterricht für die Unter-Wundärzte bey Armeen, beſonders bey dem königl. preuß. Artilleriekorps. Erſter Theil. Berlin 1774. bey Friedrich Nicolai, Buchhändler unter der Stechbahn. Zweyter Theil. eben daſelbſt. Zuſammen 287 Seiten in 8.

Wer kennt nicht die entſchiedenen Verdienſte eines Thedens? Gleich Anfangs beſchreibt er die allgemeinen Pflichten, welche den untergebenen Wundärzten ſeines Korps obliegen. Dann handelt derſelbe die Anatomie und Phyſiologie kürzlich ſo weit ab, in wie ferne ſolche von einem Unter-Wundarzte begriffen werden können. Der zweete Theil enthält die allgemeine Pathologie und Therapie, wobey die beſten, und durch die Erfahrungen des Hrn. V. erprobten Mittel angezeigt werden. Dann die Chirurgie — und Anfangs kürzlich etwas von der Geſchichte dieſer Kunſt. Alsdenn werden die mehreſten der Krankheiten, ſo einem Wundarzte zu beſorgen obliegen, in folgende wenige Claſſen eingetheilt. Geſchwülſte (Tumores) Geſchwüre (vlcera) Wunden (vulnera) Beinbrüche (fracturae) oder Verrenkungen (luxationes). Endlich von der Materia Medica, in welchem Abſchnitte ſowohl die einfachen, als zuſammengeſetzten, und von dem Herrn V. gutbefundenen Arzneymittel dargeſtellt werden.

3. Chirurgiſche Wahrnehmungen von Johann Lebrecht Schmucker, königl. preuß. erſten Generalchirurgus von der Armee, und Director der chirurgiſchen militariſchen Feldhoſpitäler. Erſter Theil. Von Verletzungen und Krankheiten des Haupts u. ſ. w. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1774. 574 Seiten in gr. 8.

„In jenen Zeiten, ſo ſagt unſer V. in der Zuſchrift an ſeinen König — in jenen Zeiten, wo die Fackel des wilden Krieges die Welt verheerete, und Ew. königl. Majeſtät das Schrecken und die Bewunderung des erſtaunten Europens waren; ſuchte ich in meiner niedern Sphäre meine Pflichten zu erfüllen, und als Wundarzt einige ſeiner ſchrecklichen Folgen zu mildern, und hier vor dem alles durchdringenden Auge Ew. Majeſtät ſind die meiſten Beobachtungen gemacht worden, welche dieſes Werk enthält u. ſ. w.„ Dieſer meiſterhaften Beobachtungen ſind funfzig an der Zahl.] Bey aller Genauigkeit des Herrn V. liefen die zwölf erſtern Beobachtungen doch tödlich ab, ungeachtet der Trepan angewendet wurde. Größtentheils hat Hr. Schmucker dieſe Beobachtungen in den Feldzügen, auch bey Belagerungen und in den Trencheen gemacht.

4. Beyträge zu einer neuen Theorie der Gährungen von J. P. Brinkmann, d. A. G. Doctor, Ihrer kurfürſtl. Durchl. zu Pfalz, Jülich- und Bergiſcher Hofrath. Düſſeldorf, Cleve und Leipzig 1774. 176 Seiten in 8.

Das Buch zerfällt in drey Abſchnitte. Der erſte handelt von den Gährungen überhaupt (wozu hier das Wort Tendenz? hätte dieſes nicht beſſer durch Neigung zur Gährung gegeben werden können?) Der zweyte: Von der Kette der vegetabiliſchen und animaliſchen Gährung; und der dritte von den

den krankhaften Gährungen. Boerhave schränkte den Begriff von der Gährung nur auf diejenige Veränderung der flüßigen Körper ein, wodurch entweder ein brennbarer oder ein saurer Geist in denselben erzeugt werden konnte. Macquer setzte noch hinzu: Die fäulende Gährung. Macbride und noch andere rechnen auch die Nahrung der thierischen Körper mit unter die Gährungen. Unser V. will demnach viele Erscheinungen, die bey Krankheiten zum Vorschein kommen, unter die krankhaften Gährungen rechnen. Er nimmt hier z. B. das Anstecken der Kinderpocken, und deren Folgen zum Beyspiel an, wo ein gewisses Ferment in den Körper gebracht wird, welches den im Blute verborgen liegenden Blatterngift in Bewegung bringt. Aus diesen und ähnlichen Erscheinungen folgert der V. endlich: Da also jede Krankheit ihren besondern und zwar jederzeit den nemlichen Geruch hat, so könne man mit Rechte schließen, daß die eigenthümliche Materie, so diese, und keine andere Krankheit verursache, das eigene Ferment seye; so wie bey den Pflanzen jeder eigene Geruch von ihren besondern sogenannten Spiritus rector entstehe. Unsers Bedünkens würde der V. diese Gegenstände noch ungleich besser bearbeitet haben, wenn er dasjenige, was der Leibarzt Pringle über diese Gegenstände gesagt, zum Augenmerk genommen, denn in den Versuchen von septischen und antiseptischen Substanzen hat dieser große Mann viel Schönes von den Gährungen gesagt.

5. Kurze Abhandlung von faulen Fiebern von D. Joh. Nathanael Petzold. Leipzig, bey Caspar Fritsch 1773. 52 Seiten in 8.

Die Würkungen der Fäulniß auf thierische Körper werden hier vom Herrn Petzold mit einer ihm eigenen Geschicklichkeit und Beobachtungsgeist in angenehmer und lehrreicher Kürze vorgetragen.

Sowol in den ältern als neuern Zeiten wurde die Fäulniß im lebendigen Körper von Vielen in Zweifel gezogen, und von Einigen schlechterdings geläugnet, und diesen Zweifeln begegnet Hr. V. hier mit vieler Genauigkeit und Beleſenheit. Da die Galle unter allen Säften des thieriſchen Körpers am geſchwindeſten in Fäulniß übergeht, und dadurch endlich den höchſten Grad der Schärfe annimmt, ſo iſt leicht zu begreifen, warum die Leber, der Magen, die Gedärme, das Netz und andere Eingeweide des Unterleibes dem Reitze dieſer ſcharfen Flüßigkeit vor andern ausgeſetzt ſind, woraus nach einfachen Gallenfiebern endlich faule Fieber entſtehen. Die verdorbene Beſchaffenheit der Luft hat hieran einen groſſen Antheil. Kommt dieſe hinzu, ſo entſtehet daraus endlich die fürchterlichſte unter allen faulen Krankheiten, die Peſt. Bey der Cur erinnert der V. die praktiſchen Aerzte an die ſo oft vorkommende und dieſe Krankheiten begleitende Entzündung der Eingeweide des Unterleibes, welche nur gar zu oft vernachläßiget wird, weil die Erkänntniß davon ſcharfſichtigen Aerzten nur eigen iſt. Dieſem fürchterlichen Uebel muß allerdings beyzeiten vorgebeuget werden. Gegenwärtige wenige Bogen enthalten viel Wichtiges und Wahres, wie wir denn des Verfaſſers Genauigkeit im Beobachten nicht verkennen; wovon er einen ſchönen Beweiß in ſeinem Spec. de prognoſi in morbis acutis gegeben.

6. **Abhandlung vom Auflauffen des Rindviehes, und den Heilungen dieſes Uebels, von Johann Roth, Chirurg. iurat. zu Mördingen im Breyßgau. Göttingen, gedruckt mit Barmeieriſchen Schriften, 1773. 26 Seiten in 8.**

Es könnte wohl verſchiedenen unſerer Leſer die Anzeige dieſer wenigen Blätter ſehr unbeträchtlich ſcheinen;

ſcheinen: allein dem Patrioten, dem die Aufnahme der Landwirthſchaft am Herzen liegt, wird dieſe kurzgefaßte auf Erfahrung gegründete Beobachtung, gewiß ſehr willkommen ſeyn. Das Auflauffen des Rindviehes entſtehet gemeiniglich von angehäufter Luft in den Mägen und Gedärmen deſſelben, wozu naſſes friſches Futter Gelegenheit giebt. Die Kur des V. beſtehet in einem Stiche mit einem eigends dazu verfertigtem Meſſer, auf der linken Seite in die Hungergrube oder Weiche, und der Ort des Wanſtes, der getroffen werden ſoll, muß die obere Ecke oder die linke Kappe des Magens ſeyn, wodurch die Mägen und Gedärme von der angehäuften Luft befreyet werden. Das Meſſer, womit der Stich geſchiehet, muß einer Spanne lang und einen ſchmalen Finger breit ſeyn. In die Oeffnung wird ein meßingenes oder hölzernes Röhrchen geſteckt, um dadurch den Ausgang der Luft zu erleichtern. Der V. hat dieſe ſichere, glückliche und unfehlbare Heilmethode ſchon an etlichen hundert Stücken Vieh verrichtet, und ſie hat noch niemals bey einem einzigen fehl geſchlagen. Zu wünſchen wäre es, daß dieſes Mittel allgemeiner bekannt würde.

IV.

Chymie.

1. Johann Chriſtian Wiegleb's, Apothekers in Langenſalza, Chemiſche Verſuche über die alkaliſchen Salze. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. 1774. in 8. 272 Seiten.

Durch die fleißigen Bemühungen des Hn. W. wiſſen wir nunmehr gewiß, daß die laugenhaften Salze

Salze, so wohl flüchtige als feuerbeständige, schon wurklich ... den Pflanzen vorhanden seyn. Der berühmte Markgraf in Berlin hat uns schon Vorweise vom Daseyn des feuerbeständigen Laugensalzes in den Gewächsen vor der Verbrennung gegeben, und dieses bestätigt unser fleißiger und prüfreicher Verf. durch die überzeugendsten und genauesten chymischen Versuche, wovon wir keinen Auszug geben können. Eben so sinnreich ging der Verf. zu Werke als er sich vornahm die Theorie von der Erzeugung der flüchtigen Salze zu bestreiten, denn er vermischte thierische Feuchtigkeiten mit Laugensalze, destillirte die Mischung über den Helm, und das Uebergegangene wies sogleich die Gegenwart flüchtiger Salze, ohne daß man gewaltsames Feuer nöthig gehabt hatte. S. 103. finden wir Einiges, wobey wir uns nicht enthalten können eine Anmerkung zu machen z. B. das im gemeinen Kalchstein, Stinkquaat, Steinkohlen, Asphalt, Kreide u. dgl. vorhandene flüchtige Laugensalz gehört eigentlich nicht zum Mineral-, sondern zum Thier- oder Pflanzenreich, denn es steckt in den schleimichten oder harzigten Theilen so die Erden dieser Körper verbinden, und bey den Steinen von den Meerthieren, bey den Erdharzen aber kommt es meistens von den Pflanzen. Von dem flüchtigen Laugensalze dessen Gegenwart in den Pflanzen und Thieren der Hr. Verf. mit eben dem rühmlichen Fleiße bewiesen, ist merkwürdig, daß man dieses aus lebendigen Kalche und reinen Säuren, in denen die schärfste chymische Untersuchung keine Spur davon findet, durch bloße Zusammensetzung dieser Materien darstellen kann.

2. Joh. Cornel. Friedr. Schweizers, M. D. Hochgräfl. Hohenholmischen Hofraths ꝛc. und Stadtphysici zu Wezlar, richtige physikalisch chemische Versuche, und neue Beschreibung des vor-

vortreff. Stahlbrunnens zu Langen-Schwalbach, welcher nach seinen Bestandtheilen und wesentlichen Gehalt, zu Anwendung vielerley im menschlichen Korper vorfallenden Krankheiten nach Unterschied des Alters, der Temperamenten, und des Geschlechtes vorzüglich wirksam angepriesen wird. Zweyte vermehrte, erläuterte und verbesserte Auflage. Wezlar, verlegt von Phil. Jac. Winkler 1773. 244 Seit. in 8.

In langer Zeit ist uns kein elenderes Geschwätz aufgestossen, als dieses; und, was noch das Schlimmste ist, der Verf schliest jeden Abschnitt mit einigen Versen aus seiner eignen Fabrik. Hier ist eine Probe:

Den Kräften bin ich nun beschieden nachgegangen,
Ich wünsche, daß sein Nutz mög' diesen Ruhm erlangen;
Daß, so wie sein Gehalt in Wahrheit war zu lesen,
Die Wirkung jedermann gesegnet auch gewesen.

V.

Dichtkunst und Schöne-Litteratur.

1. *Lyrische Blumenlese.* Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774.

Was lyrisch hier bedeute, wissen Alle die, welchen diese Sammlung als eine Fortsetzung der Lieder der Teutschen (von 1766) bekannt ist. Nicht unsre höhern Oden, sondern nur das Beste von unsern singbaren Gedichten hat darinnen vereinigt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20591 / 360

einigt werden sollen. Doch sind auf der einen Seite die grössern Singstücke, Kantaten und Oratorien ausgeschlossen, auf der andern, Stücke, die ursprünglich zum Singen nicht bestimmt waren, (z. E. verschiedne Fragmente aus Kleists Frühlinge) um der ausserordentlich melodischen Versifikation willen, aufgenommen worden. Da die Auswahl bey dergleichen Sammlungen nicht sowohl auf allgemeinen Grundsätzen, als auf der, so mannigfaltig modificirten Empfindung beruht, so wird jeder selbst gegen einen Ramler Einwendungen zu machen haben. Ob die Nachwelt seine Wahl, wie die Klassification des Aristarch, ehren werde, darüber will ich hier keine Muthmasungen anstellen. Vornemlich, glaube ich, sollten diejenigen, welche nur einzeln und ohne jeden höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen, Lieder gesungen haben, Herrn Rammler für die Erhaltung ihrer Arbeiten danken. Ich rechne dahin die Hrn. Müller, Behr, Fuchs, Bismark, Hensler Thomsen. — Unter den Dichtern von höherm Range kömmt Herr Weisse am häufigsten vor. Nach ihm rühren die meisten und besten Gesänge von dem Ungenannten her, dessen Werth (aus den Liedern der Teutschen) bekannter als sein Name ist; und man darf nur hier das Lied S. 5 oder 58 lesen, um seine Manier wieder zu finden. — Einmal, nemlich in der Warnung an einem schönen Knaben S. 176 glaube ich Herrn Ramler selbst zu entdecken. Zahlreicher sind in dieser Fortsetzung, als sonst, die Gesänge mit Refrains. Nur zweymal habe ich ganz alte aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt.

2. Clavigo, ein Trauerspiel von Göthe. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, in 8.

Woher

Woher der Inhalt dieſes Trauerſpiels entlehnt ſey, iſt keinem von den Leſern des Merkur mehr unbekannt, da im vorigen Bande die Ueberſetzung von der Geſchichte gegeben worden, die der Dichter benutzt hat. Beaumarchais kommt an, ſeine Schweſter zu rächen; dies macht den erſten Act aus. Er beſchämt den Clavigo auf die Art, wie daſelbſt erzählt worden; dies geſchicht im zweiten. Clavigo ſucht und erhält Verzeihung im dritten Aufzug. Im vierten keimt und reift ſeine neue Untreue; doch iſt ſie nicht von ſo viel ſchwarzen Thaten begleitet, als in der Geſchichte. Beaumarchais wird nicht ſo herumgezogen, nicht beraubt, und Clavigo thut alles erſt auf Antrieb eines böſen Menſchen, der ihn regiert. Der fünfte Aufzug muſte von der Geſchichte abweichen. Mariens Tod war nöthig, um das Stück zu einem Trauerſpiele zu machen. Der Gram rafft ſie hin. Nicht ſie ſelbſt, ſondern ihre Leiche erſcheint im letzten Act. Clavigo, der nach der wahren Geſchichte nur ſeine Aemter verlor, wird auf ihrem Sarge entleibt. Sonſt findet man oft die nemlichen Worte gebraucht, derer ſich Beaumarchais in der Erzählung bedient. Jeder Leſer von Gefuhl wird in der Geſchichte zwey intereſſante Hauptſcenen gefunden haben, die Entſchloſſenheit des Beaumarchais und ſeine Gefangennehmung. Die letztere hat der Dichter nicht benutzen wollen, aber dafür zwey andre rührende Auftritte ausgeführt, Mariens Verzeihung und ihr Leichenbegängniß. Am innigſten rührt die Verzeihung, und der Affect iſt hier ſo ſteigend vorgeſtellt worden, daß der Dichter endlich Marien muß hinwegfuhren laſſen. Aber die Proceſſion mit aller ihrer brittiſchen Feyerlichkeit, und der gewöhnliche tragiſche Tod des Clavigo würde den Schluß den Stücks immer kalt laßen, wenn nicht Clavigos Monolog noch thäte, ſo wie überhaupt die Selbſtgeſpräche den Verfaſſer in ſeiner

Stärke

Stärke zeigen. Clavigos Schicksal ist es übrigens nicht, das unsre meiste Theilnehmung fesselte. Ein zweydeutiger unentschlossener Charakter, dessen Meineid aber doch immer mehr empört, als seine Reue rührt. Ein kalter Raisonneur, wie er ist, kann kein mächtiges Interesse hervorbringen. Er ist wohl ein gemilderter Böswicht, aber seine Schwächen sind keine liebenswürdigen Schwächen. Das unglückliche Mädchen hat eine noch schwächere Rolle, als die Galotti, und das mit Recht, weil man der klagenden verlaßnen Mädchen zu gewohnt ist. Der Heroismus des Beaumarchais bleibt daher der wichtigste Theil dieses Dramas, und er würde unsre ganze Bewunderung haben, wenn nicht seine Rachsucht zu schauderhaft wäre. Am meisten sieht man die Kunst des Dichters in der stufenweisen Ankündigung von Clavigos neuer Untreue, S. 82. Nicht daß die einfache Geschichte mit unnöthiger Dichtungen überladen, aber doch daß aus der Erziehung der Franzosen so viel Züge, Wendungen, Gedanken, Sentiments gezogen würden, als die dramatische Illusion erfodert, wird jeder erwarten. Wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefodert würde, so würde ich den Verfasser ohne Einschränkung loben. Bey so mancher Stelle, woran man den Meister erkennt, scheint er sich zuweilen vom Dialog in den Erzählungston zu verlieren, nicht immer gleich lebendige Gemälde zu geben, zu weilen ein wenig redneriſch überzuſtrömen, auch mit unter zu lang reden zu lassen. — Wenn Clavigo S. 53 kalt genug ist, im ersten Augenblick, da er Marien wiedersieht, eine ausgearbeitete Apologie von zwey Seiten herzusagen, muß man ihn hassen, zumal wenn er hernach selbst sagt: „Ich hätte mich zu deinen Fussen werfen, stumm „meinen Schmerz, meine Reue anweinen wollen, „du hätteſt mich ohne Worte verstanden.„

3. Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi, eine Komödie, 132 S. in 8. 1774. in der Weygandischen Handlung.

Unsre Dramenschreiber haben das Romantische schon zu sehr in unsre Schauspiele gebracht, als daß wir nöthig hätten, unsre Lustspiele so unwahrscheinlich zu machen, als wir das Trauerspiel wahrscheinlich zu machen suchen. Was Schakespearn auch in seinen Komödien aus den Novellen anklebt, sollte nicht nachgeahmt werden, wie es hier geschehen ist. Der Verfasser hat seine Abentheuer ganz selbst erfunden, aber solche Erfindungen sind nicht so ruhmlich, als ehedem. In Ansehung der Ausführung sollte es lieber Mischspiel als Komödie heißen. Raserey, und Enthusiasmus sind häufiger und lebhafter ausgedruckt, als komische Charaktere. So sehr auch der Verfasser in der Person des Bürgermeisters aller Kritik und aller Regeln spottet, so müste ich doch einige Erinnerungen über die Gattung vorausschicken, zu der er sein Product rechnet — Ich glaube seinen Lesern den besten Rath zu geben, wenn ich sie bitte, nur eine Scene auf einmal, und nie das Ganze zu lesen. Für einige bizarre und unnatürliche werden sie dann desto mehrere finden, wobey ihr Verstand, ihr Herz, und ihr Zwerchfell den heilsamen Anstoß erhalten, der zu neuen Bemerkungen in der moralischen Welt, zu grösserer Empfindsamkeit, und zu besserer Laune geneigt macht.

4. Die Leiden des jungen Werthers, zwey Theile. Leipzig bey Weygand 1774. in 8.

Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten, auszustehen hatten, sondern ein Ge-

mälde eines innern Seelenkampfes, wie der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studiert hat. Gresset ist, so viel ich weiß, der einzige dramatische Schriftsteller, welcher den Selbstmord nicht zur Pointe sondern zum Thema eines Stücks gemacht hat Hier ist es aber nicht um kalte moralische Discussionen, sondern darum zu thun, die Wahrscheinlichkeit zu zeigen, wie ein vernünftiger und sonst schätzbarer Mann bis zu einem solchen Schritte gebracht werden kann. Im Drama muß es noch immer eine rasche That scheinen, so wie man bey aller Mühe des Dichters die Ermordung der Emila Galotti durch ihren Vater doch unwahrscheinlich genannt hat. Hier aber in einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter desselben nach allen seinen kleinen Bestimmungen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beyspiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmords schreiben. Dennoch ist dieser gewöhnliche Fehlschluß auch bey diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troste empfiehlt, die aus Geschick oder eigner Schuld keinen bessern finden können. Unzufriedenheit mit den Schicksale ist eine der allgemeinen Leidenschaften. und daher sympathisirt hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerey und wallendes Herz jeden anstecken müssen. Ausser der Kunst des Verfassers, die Nüancen aller Leidenschaften zu tref-

ſen, verdient die populäre Philoſophie Lob, womit er ſein ganzes Werk durchwürzt hat. Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangne ſoll mir Vergangen ſeyn, und hundert ſolche Maximen, die aus Werthers nicht miſantropiſchen ſondern bewegten Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die ſtrotzenden Predigten unſrer täglichen Romane.

5. Taſchenbuch für Dichter und Dichterfreunde. Erſte, zwoote und dritte Abtheilung. Leipzig in der Dyckiſchen Buchhandlung. 8. 1774.

Es iſt ein eignes Ding um unſer liebes Publikum, daß es geſunde Speiſe nicht lange in einerley Schüſſel aufgetragen, und ein fortgehendes an ſich gutes Werk unter einerley Titel ſehen will. Ein Beweis davon iſt Hrn. Rammlers lyriſche Blumenleſe, und gegenwärtiges Taſchenbuch, welches ehedem Anthologie der Deutſchen hieß, und ſich noch immer in ſeinem vorigen Werthe erhält. Dergleichen Sammlungen, wenn ſie unter der Aufſicht eines geſchmackvollen Kunſtrichters gemacht werden, ſind ſowohl nützlich, als auch dem Dichter, der ſeine geliebte Muſe nur in ſeinen Erholungsſtunden umarmen kann, angenehm. Sie kommen mir vor wie die öffentlichen Ausſtellungen einer Mahlerakademie. Dort hängt der Profeſſor und der Lehrling ſein Gemählde auf, und hier finden wir ſchon geehrte Nahmen, von Meiſtern der Kunſt, neben halbverſteckten von Jünglingen, die noch hinter dem Vorhange ſtehen, und den aufmunternden oder zurückweiſenden Zuruf des Publikums erwarten. Klug, wer ſich nicht gleich durch das erſte laute l'auteur! l'auteur! verführen läßt hervorzutreten!

6. Die Schreibtafel. Erſte Lieferung. Mannheim bey Schwan, 1774. 118 S. und zwote Lieferung 1775, 118 S. in kl. 8.

(Aus einem Briefe.)

— „Ich weiß dem Manne vielen Dank, der den Einfall bekam, uns einige Blätter aus ſeiner Schreibtafel mitzutheilen. Er ſagt mit einer edlen Freymüthigkeit, die ihm meine ganze Achtung erwirbt, oft ſehr heilſame Wahrheiten; Wahrheiten, von denen ich wünſchte, daß ſie nicht auf ein dürres Land fallen möchten. Ich will dadurch nicht ſagen, daß ich mit allen Artickeln der Schreibtafel gleich zufrieden wäre. Lieber einige Blätter weniger, und nur die Vortreflichen hätte ich gewünſcht, und wünſche es noch für die Fortſetzung der Schreibtafel, der ich mit Verlangen entgegen ſehe. Zum Glück ſind es nur wenige und kleine Artickel, die ich auswerfen würde. — Eben da ich Ihnen dieß ſchrieb, erhielt ich die zwote Lieferung der Schreibtafel aus dem Buchladen. Die Zeit iſt mir zu kurz Ihnen etwas darüber ſagen zu können. Ich habe ſie nur flüchtig, ſtans uno in pede, durchblättert, doch ſo, daß ich Sie auf S. 8, S. 67, S. 75, S. 78, und S. 81, beſonders verweiſen kann. Mir hat man verſichern wollen die erſte Lieferung ſey in Mannheim confiſcirt worden. Zur Ehre Teutſchlands will ich es noch nicht glauben; wir leben ja, Gott ſey Dank, nicht mehr im 15ten Jahrhundert.„ —

7. *Le Memorial d'un Mondain, par Mr. le Comte Max. Lamberg, Chambellan de Leurs Majeſtés Imperiales. Italiam, Italiam — Au Cap Corſe.* 1774. 142 S. in 8.

Wir erwähnen dieſes Buches, wiewohl es franzöſiſch geſchrieben iſt und dieſe Recenſionen ſich gewöhnlich nur auf teutſche Produkte einſchränken, weil es im Grunde würklich ein teutſches Produkt iſt und unter die Merkwürdigkeiten unſrer Zeit gehört. Denn der Urheber iſt ein teutſcher Cavalier, der die Leſer ſeiner Rhapſodie durch eine Beleſenheit und einen Reichthum von Kentniſſen, die man, — niemand zu Leide geſprochen, — von einem Weltmann ſeines gleichen gar nicht vermuthet, eben ſo angenehm unterhält als in Erſtaunung ſetzt. Das Buch iſt freylich, wie er ſelbſt ſagt, nicht ſowohl ein Buch, als *farrago libelli*, ein Hauffen untereinander geworfene Materialien, waraus man ein Buch, oder (wenn man nur Luſthäuschen bauen wollte), etliche Dutzend artiger Büchelgen machen könnte. Es iſt eine wahre *Sylva*, eine bis zur Ueppigkeit fruchtbare Wildnis von allerley Bemerkungen, Betrachtungen, Einfällen, Reverien, Eruditäten, Witz, Verſtand, Sentiment, Anekdoten von einer Menge bekannter und merkwürdiger Perſonen, Collectaneen in alle mögliche Geſachе, Fragmenten von Dialogen und Briefen, Beyträgen zur Natur- Kunſt- und Menſchenkentnis, kurz von allem was der Verfaſſer in Corſica, in Italien und anderswo geſehen, gehört, geleſen, gedacht und excerpiret hat; — wo freylich nicht alles von gleichem Werth iſt, nicht alles die Probe aushält, und manches mit unter läuft — Wie es bey ſolchen Reiſememorialen und Collectaneen zu gehen pflegt — was der Verfaſſer vermuthlich ſelbſt für nichts mehr giebt als — was es iſt.

Aber dafür wird man durch eine Menge intereſſanter Sachen, und vortreflicher, eines freyen und edeln Mannes würdiger, und zum Theil überraſchender Gedanken, reichlich entſchädiget; und man kann ſich nicht enthalten, den Wunſch zu thun, daß recht viele teutſche Edelleute (zumal in gewiſſen Gegenden, wo man noch durch Beleſenheit, Kenntniſſe und Geſchmack zu derogiren glaubt) ihre Köpfe ſo möblieren, und über manche Dinge ſo denken möchten, wie Graf Max. von Lamberg. — Dem Verfaſſer zuzumuthen, daß er dieſe anmuthige Wildnis ein wenig aushauen, ausputzen und aufräumen ſollte, um eine ſchöne gemächliche Promenade daraus zu machen, möchte wohl zu indiscret ſeyn. Aber wenigſtens nur eine neue Ausgabe des Buchs, wie es iſt! Denn itzt iſt es in einem ſo abominabeln Geſchmacke gedruckt, daß man durch das Leſen deſſelben beynahe einen Märtyrer-Kranz verdient. Die Entſchuldigung in der Vorrede iſt witzig, aber entſchuldigt nichts. Etwas mehr Correction in der Sprache möchte auch eine Vollkommenheit mehr ſeyn; denn Popens qu'importe dans quelle langue on ecrive, womit ſich der Herr Graf als mit einem Schilde bedecken zu wollen ſcheint, geht vermuthlich nicht auf Sprachnachläßigkeiten, ſo ſehr ſie auch itzt unter uns Mode werden. — Wer viel geleſen hat, wird zuweilen von ſeinem Gedächtnis betrogen. Dies begegnet auch zuweilen unſerm Verfaſſer. Z. E. Seite 132. wo ihn eine Anekdote von Graf Alexis Orlof an einen ähnlichen Zug von verwegenem Heldenmuth des Julius Cäſar erinnert; den er aber, aus dem Gedächtniß, unrichtig erzählt. Der junge Cäſar, da er Seeräubern in die Klauen gefallen war, ließ, als ihr Gefangner, keinen von ihnen hängen — wie hätt' er das auch machen ſollen? — er drohte ihnen nur zum Scherz damit. Aber da er ſich wieder los gekauft hatte, ſagte er

ihnen

ihnen nach, hohlte sie ein, und machte nun aus dem Scherz Ernst, indem er sie alle hängen ließ — sagt Plutarch.

W.

8. Tristrams Schandys Leben und Meynungen. 9 Theile, in 8. Hamburg bey Bode.

Wir kommen zu spät, dieses Werk anzukündigen oder anzupreisen; — denn wo ist der Mann von Verstand und Geschmack, dessen Seele einen Sinn für die Launen des Genies, für Witz und Ironie, für attisches und brittisches, cervantisches und rabelaisisches und (was feiner und piquanter ist als alle diese vier Arten) für Horatisches Salz hat; für alles was jemals ein Buch so schmackhaft gemacht hat, daß man es auch dann, und dann erst am liebsten ließt, wenn einem vor allen gewöhnlichen Seelenspeisen eckelt, — Wo ist, sage ich, ein solcher Mann, in dessen Händen Bodens Tristram nicht schon wäre, der nicht lieber alle seine übrigen Bücher, und seinen Mantel und Kragen im Nothfall dazu, verkauffen wollte, um sich dies in seiner Art einzige, dies, mit allen seinen und seines Verfassers Wunderlichkeiten und Unarten, dennoch unschätzbare Buch — worinn die Weisheit, um uns Thoren besser zu gefallen, sich herabläßt Thorheit zu scheinen — dies Buch, so recht geflissentlich zur Erbauung und Belehrung, zur Züchtigung und zum Trost aller Menschen geschrieben, welche Menschenverstand und Menschengefühl und ein Bißchen Witz zur Zugabe aus deinen Händen, gute Mutter Natur, empfangen haben, — anzuschaffen, und von Stund an zu seinem Leibbuch zu machen, und so lange darinn zu lesen, bis alle Blätter davon so abgegriffen und abgenutzt sind, daß er sich — zu großem Vergnügen des Verlegers — ein neues Exemplar anschaffen

muß? Indessen wenn wir zu spät kommen, diese Uebersetzung anzukündigen, so ist es doch nicht zu spät, dem Uebersetzer den Dank dafür zu sagen, den er für eine Arbeit verdient, der er vielleicht allein unter allen Teutschen gewachsen war, und deren unendliche Schwierigkeit, nachdem er sie so glücklich überwunden, ihm ein unwidersprechliches Recht an einen großen Theil des Ruhms giebt, der dem Original gebührt. Diese Bodische Uebersetzung ist nicht nur eine neue, sie ist würklich die einzige Uebersetzung von Tristram Schandy; sie versöhnt den Schatten des unsterblichen Yorik; oder vielmehr, Sternes Geist ist selbst auf Boden herabgestiegen, hat ihn mit seiner ganzen Laune erfüllt, ihm das Verständnis der feinsten Schönheiten seines Werkes geöffnet, ihm alles oder doch beynahe alles enträthselt, was auch eben nicht den unverständigsten Lesern des Originals räthselhaft war, ihm das Geheimnis gelehrt die teutsche Sprache so zu zubereiten, daß er sein ganzes Original, mit dem wenigstmöglichen Verlust, in ihr abdrucken konnte; kurz, ihm alle Schwierigkeiten überwinden geholfen: und so haben wir dadurch nicht nur eine verständliche und getreue Uebersetzung des Tristram, eine Uebersetzung, worinn Sternes Geist lebt und webt, die seine ihm eigene Sprache redt, worinn sein eigene Laune, sein eigenes air, seine ganze Sternheit durchaus herrscht, sondern auch ein Buch, das unsre Sprache ansehnlich bereichert und ausbilden hilft, gewonnen; — nichts von dem Nutzen zu gedenken, den es uns dadurch schaft, daß es just in diesem kritischen Moment erschienen ist, wo so manche Köpfe Gefahr lauffen überzuschnappen, und wo Tristram eine wahre, vielleicht die einzige Arzney ist, die dem Fortgang des Epidemisch werdenden Schwindels Einhalt thun kann.

Nun, nachdem ich so viel Gutes von Herrn Bodens Uebersetzung gesagt habe, sollte ich wohl auch etwas von ihren Fehlern und menschlichen Schwachheiten sagen; aber — ich kanns nicht über mein Herz bringen Freylich in einem meiner fünf Exemplare, das ich ausdrücklich dazu bestimmte, sind eine ziemliche Menge sogenannter Eselohren — in meiner Provinz nennt man sie so — welche, aufrichtig zu reden, nicht viel Gutes bedeuten. Aber, wie gesagt, wenn ich bedenke, welch eine Arbeit es war, den Tristram zu übersetzen, — wie oft auch ich gefehlt haben würde, wenn ich an Bodens Platz gewesen wäre — wie oft und mannichfaltig wir alle fehlen — und wie unendlichmal leichter es ist, Fehler zu suchen und zusammen zu klauben, als selbst was Gutes zu machen: so kann ich mich nicht überwinden, einen Catalogus von Erraten an den Rücken eines Buches zu heften, das im Ganzen und in der Hauptsache so vortreflich ist. Hingegen soll mich nichts hindern, Hrn. Boden zu bitten, daß er, nach dem Beyspiele des gelehrten und würdigen Uebersetzers der Youngischen Werke, nicht aufhöre, an seiner Uebersetzung zu bessern, bis er im Stande seyn wird, uns in einem Paar Jahren eine durchaus gefeilte, von den allzuhäuffigen Druckfehlern dieser ersten Ausgabe gereinigte, und mit seinen versprochenen Commentarien bereicherte neue Ausgabe zu liefern; — auf welchen Fall ihm alle Eselohren meines Exemplars von Herzen zu Diensten stehen. Damit inzwischen gleichwohl nicht irgend ein Nasutulus uns vorrücke, als hätten wir uns hier nur airs geben wollen, als ob wir viel tadeln könnten, da wir doch nichts zu tadeln wüßten, — so will ich nur etwas weniges zur Probe anführen.

Im I Theil. S. 164. „Was das Argumentum Tripodium betrifft, welches niemals von einer Frau gegen ihren Mann gebraucht

wird„ — dieß macht die ganze Stelle zu Unsinn. Im Englischen ſteht — which is never vſed but by the woman againſt the man; welches nur die Frau gegen den Mann braucht.

Im III Theil S. 60. Z. 2. „Corregios Correktheit„ — Nicht ſo! the *Corregity of Corregio* iſt nicht ſeine Correktheit — die war ohnehin eben nicht, was ihn charakteriſiert — es iſt ſeine ihm eigene, unnachahmbare Grazie, oder vielmehr etwas, wofür die Kunſt gar keinen Nahmen hat, wiewohl es alle Kenner in ſeinen Werken fühlen, nnd darum nennt es Triſtram Corregios Corregioſchaft, oder beſſer Corregität.

III. S. 115. Z 9. „ihre Reizbarkeit„ — weſſen? his ſenſibilities heiſt ja ſeine Empfindlichkeiten.

Eod. S. 197. „Ob es gleich eine Inſel giebt, die in der See ſchwimmt, obwohl nicht völlig ſo geräumig — not altogether at its eaſe, heißt wohl: nicht immer ſo gar gemächlich; — welches der Fall der Engländer, auf die hier angeſpielt wird, iſt; an Raum fehlts ihnen nirgends.

IV. Theil. S. 55. iſt im Original ſelbſt ein augenſcheinlicher Druckfehler, der den Sinn zu Unſinn macht, und alſo eigenen Gewalts vom Ueberſetzer verbeſſert werden darf — nehmlich anſtatt „er kann aus zweymal zwey keine fünfe machen„ muß es gerade das Gegentheil heißen: er kann aus zweymal zwey funfe machen; denn dies iſt, wie man aus dem Zuſammenhang ſieht, die leidige Meynung der Naſianer.

ibid. S. 100. Das Obſtetricaliſche Inſtrument das die Engländer mit ſeinem lateiniſchen Wort, forceps, nennen, nennt man in Teutſchland ganz gewöhnlich Zange.

VII. S. 22. Zeile 3. 4. von unten, hätte, getreuer und humoriſtiſcher, ſo heiſſen ſollen: daß mir der Nordwind weder mein Zelt noch mein Eſſen bringe — ſtatt zuwehete.

Aber halt! — dies iſt mehr als zuviel zur Probe — daß meine Eſelohren ſehr wenig zu bedeuten haben.

W.

VI.

Naturlehre und Naturgeſchichte.

---

1. Vermiſchte Beyträge zur phyſikaliſchen Erdbeſchreibung. Erſter Band, mit Kupfern. Brandenburg, bey den Gebrüdern Halle 1774. 1 Alph. 12 Bogen in 8, mit 5 Kupferplatten.

Allerdings iſt es angenehm und nützlich, unter den Millionen Welten, die der Allmächtige aus einem Chaos hervorrufte, diejenige ſo genau als möglich zu kennen, welche zugleich der Schauplatz iſt, auf dem uns unſere Rolle zu ſpielen angewieſen wurde. In allen ihren Theilen herrſcht Allmacht und Güte, und jede Betrachtung dieſes groſſen Weltgebäudes führt uns näher zu ihrem Urheber, und reitzt uns zur innigen Verehrung ſeiner göttlichen Vollkommenheiten. Wenn uns alſo der Verfaſſer dieſer geſammleten Beyträge abwechſelnd bald in die unterirdiſchen Höhlen des Erdbodens in ſeine Stein- und Diamantengruben, bald auf die feuerſpeyende, und ein andermal wieder auf merkwürdige Eisgebürge, bald auf die vom Nil überſchwemmte Felder Aegyptens, und durch die merkwürdigſten Veränderungen des Waſſerreiches, beſonders des Meeres und aller vorzüglichen Flüſſe führet, müſſen wir ihm nicht mit einem lebhaften

ten Gefühl der Dankbarkeit durch das Labyrinth aller dieſer Wunder und weiſen Abwechſelungen folgen, die einem forſchenden Geiſte ſo reichlichen Stoff zu den herrlichſten Betrachtungen darbieten? Was man in vielen groſſen, zum Theil ſeltnen Werken zerſtreuet ſuchen mußte, findet man hier in Kurzem und in einem deutlichen Vortrage beyſammen. Die Kupfer zeigen uns 1) den Grundriß der Baumannshöhle; 2) einen merkwürdigen Ausbruch des Veſuv; 3) den Grundriß der Grotte Podpetſchio; 4) eine Gegend in der Adelsbergiſchen Grotte; und 5) den Gletſcher auf Bernina in Bünden. Wir vermuthen, daß die meiſten Leſer die Fortſetzung dieſer nützlichen Beyträge ſo ernſtlich, als wir, zu wünſchen Urſach finden werden.

2. *Ichthyologiae Lipſienſis ſpecimen*; *Autore* Nathanaele Godofr. Leske, *Philoſ. Doctore et Med. Baccalaureo.* Lipſ. 1774. 5 Bogen in gr. 8.

Ein ſehr angenehmer Beytrag zur Kenntniß der Fiſche, von einem wahren Kenner ſehr gründlich bearbeitet! Dieſer erſte Verſuch erſtreckt ſich blos auf das Karpengeſchlecht und auf alle bey Leipzig anzutreffende Gattungen deſſelben. Die Fortſetzung wird unter Bedingung der guten Aufnahme dieſes Anfangs verſprochen. Gewiß dürfen wir ſie alſo erwarten, da wir ſehen, daß der Verfaſſer durch ſeine hier bewieſene Kenntniß Beyfall und Aufmunterung erlangen wird. Nur wagen wir es, zugleich an die verſprochene nöthige Kupfer bey der zu wünſchenden Fortſetzung, zu erinnern.

3. J. Wilh Baumers, Landgräfl. Heßiſchen Bergraths ꝛc. Naturgeſchichte aller Edelſteine, wie auch der Erden und Steine, ſo bisher zur Arzney ſind gebraucht worden, mit beygefügten Anmerkungen, welche die Mineralogie überhaupt erläutern, zum Gebrauch ſeiner Zuhörer beſchrieben. Aus dem Lateiniſchen überſetzt

etzt von Karl Freyherrn und Reichsrittern von Medinger. Wien im Kraußischen Buchladen, 1774. 10 Bogen in gr. 8.

Kurz, deutlich und gründlich nennet und beschreibet hier der berühmte Hr. Verf. die Edelsteine, Erden und andere Steine, deren man sich ehemals und vielleicht auch jetzt noch hin und wieder in der Arzneywissenschaft, als guter Heilungsmittel bedienen zu können glaubte. Seine Absicht ist nicht, ihren medicinischen Gebrauch zu empfehlen, sondern vielmehr das Thörichte, Lächerliche und Schädliche desselben aus ihren Bestandtheilen darzuthun, und ihre Nutzung, wo möglich, blos auf die mechanischen Künste und auf den Putz einzuschränken. Den Brückmann würde man hierbey freylich nicht entbehren können, wenn es auf die genauere Kenntniß der edlen und halbedlen Steine ankäme. Allein man muß hier den Hrn. Bergrath nach seiner Absicht beurtheilen, nach welcher es nöthig war, sich etwas vorzubehalten, was er seinen Zuhörern mündlich, nach Anleitnng dieser Abhandlung, erklären und deutlicher machen könnte.

4. Joh. Sam. Schröters, ersten Diac. zu Weimar, der Churf. Sächs. Bienengesellschaft in Oberlausitz, der Churf. Maynz. Akad. der Wissenschaften in Erfurt ordentl. und der Berl. Gesellsch. Naturforschender Freunde Ehrenmitgliedes, Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie. Erster Band. Weimar 1774. bey Karl Lud. Hoffmann. 1 Alph. in 8.

Gut wär' es allerdings, wenn jede Wissenschaft, und noch besser, wenn jeder Hauptzweig einer sehr weitläuftigen Wissenschaft ihr eigenes Journal hätte. Bey den meisten ist seit einigen Jahren schon dafür gesorgt gewesen. Dem Steinreich und der Konchyliologie fehlte noch dieser Vortheil. Ein glücklicher Einfall des Hrn. Diak. Schröter, der den

den Naturforschern schon aus mehrern wichtigen Schriften rühmlich bekannt ist, ersetzte diesen Mangel mit sehr guten Erfolg. Dank sey ihm für diese rühmliche Bemühung! Gründliche Nachrichten von den wichtigsten, sowohl alten, als neuen Schriften in diesen Fächern, einzelnen dahin einschlagenden Traktaten, und Abhandlungen, weitläuftige Auszüge aus grossen kostbaren Werken, Uebersetzungen seltner oder wichtiger Abhandlungen aus fremden Sprachen, neue Entdeckungen in der Lithologie und Konchyliologie, Nachrichten von Kabinetten, die zu verkaufen sind, von Todesfällen berühmter Sammler, und Naturforscher — kurz, alles, woran einem Lithologen und Konchyliologen gelegen seyn muß es frühzeitig zu erfahren, und was zu Erweiterung ihrer Kenntnisse dienen kann, ist hier in einer guten Ordnung und erwünschten Ausführlichkeit beysammen anzutreffen und in den beygefügten Register bequem nachzusuchen. Das Titelkupfer enthält Abbildungen der Brattenburgischen Pfennige. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung, und, wenn es möglich wäre, mehrern erläuternden Kupferrn in den folgenden Bänden, entgegen.

5. Nat. Ios. de Necker, *Botan. Seren. Elect. Historiogr. Palat. Duc. Iuliac. ac Berg. Acad. Scient. ac litterar. Holland Braband. Norrman. Elect. Theodoro-Palat Bauar. etc. Socii*, Physiologia Muscorum, *per examen analyticum de corporibus variis naturalibus inter se collatis continuitatem proximam ac animalis cum vegetabili concatenationem indicantibus.* Manhemii. Impensis C. F. Schwan 1774. 23 Bogen, in gr. 8. c tab. aen.

Obgleich in einzelnen Abhandlungen schon oft von der Verwandschaft des Pflanzen- und Thierreichs, und von den Vergleichungen des Lebens der Nahrung und Vermehrungsart der Pflanzen und Thiere geschrieben

den worden; so ist man doch dem gelehrten Verfasser bey der Menge seiner gewagten Muthmassungen und Schlußfolgen, vielen Dank schuldig, daß er die Zeugung und Fruchtbarkeit der Polypen und anderer kriechenden Thiere, den organischen Bau, den Anwachs, die Ernährung u. s. w. derselben mit eben diesen Eigenschaften der Pflanzen, besonders der Moose, hier so mühsam vergleichen und fast alle von dieser Materie handelnde Bücher gelegentlich anführen und nutzen wollen. Sollten auch die Kräuterkundige dieses allerdings ungemein sinnreich erbauete und unterstützte System nicht im Ganzen annehmen können, so werden sie doch in dieser Schrift viel neues, wohl durchdachtes und ihrer Aufmerksamkeit würdiges antreffen.

6. Joh. Jak. Ferbers, Mitgl. der Königl. Großherzogl. Akademie der Wissenschaften zu Sirna, der Ackerbaugesellschaften zu Vicenza, Padua und Florenz und der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin, (seit kurzem Professor der Naturgeschichte zu Mitau) Briefe aus Welschland, über natürliche Merkwürdigkeiten des Landes an den Herausgeber derselben, Ignatz Edlen von Born des h. röm. Reichs Ritter, kaiserl. kön. Bergrath ꝛc. Prag, bey Wolfg. Gerle. 1773. 1 Alph. 2 Bogen in gr. 8.

7. Desselben Beyträge zur Mineralgeschichte von Böhmen. Berl. bey Chr. Fr. Himburg 1774. 162 Seit. 2 Kupferplatten. in gr. 8.

8. Desselben Beschreibung des Queckſilber Bergwerks zu Idria in Mittelkrayn. Ebend. 1774. 76 S. 3 Kupferplatten in gr. 8.

Herr Ferber ist ein Gelehrter, dessen mineralogische Schriften man gewiß mit sichtbaren Vortheil und Vergnügen lesen wird. Seine Reisen und große

Bekanntschaft fast mit allen europäischen, englischen, italiänischen, französischen, holländischen, schwedischen, teutschen u. a. gelehrten Naturforschern haben ihn in den Stand gesetzt, uns Nachrichten zu ertheilen, die uns in allen Absichten wichtig und lehrreich vorkommen müssen. Von Italiens bürgerlichen und Kunstgeschichte haben wir eine große Menge Schriften. Die Naturgeschichte des Landes war, so wie die Litteratur desselben, bisher am wenigsten bearbeitet. In seinen Briefen hat Hr. J. diesen Mangel auf die reitzendste Art ersetzet, und uns von allen, sowohl natürlichen, als litterarischen und gelehrten Merkwürdigkeiten, auch von den vorzüglichsten Gelehrten desselben die wichtigsten Nachrichten geliefert. Jeder Naturforscher würde sich einen Vorwurf zu machen haben, wenn er gestehen müßte, daß ihm diese unterrichtende Briefe noch unbekannt wären. Und wird es ihm nicht jeder forschende Mineraloge von ganzem Herzen Dank wissen, daß er uns endlich die so lange verborgene Geschichte und Geheimnisse des böhmischen Bergbaues, und der wichtigen Quekfilber-Bergwerwerke zu Idria, von deren innern Beschaffenheit und Einrichtung man bisher nach so wenig wußte, als ein großer Kenner, der alles mit eignen Augen gesehen, mit vieler Einsicht beurtheilet und niedergeschrieben, so deutlich und gründlich vor Augen leget? Wenigstens haben wir das Daseyn dieser Werke, aus denen wir soviel wesentliche Vortheile geschöpfet, nicht ohne die Empfindung einer wahren Zufriedenheit ankündigen können.

9. Des Hrn. Ignaz, Edlen von Born ꝛc. Briefe über mineralogische Gegenstände auf seiner Reise durch das Temeswarer Bannat, Siebenbürgen, Ober- und Niederhungarn, an an den Herausgeber derselben Joh. Jac. Ferber ꝛc. geschrieben. Frankf. und Leipzig 1774. 228 Seiten, 3 Kupferplatten, in gr. 8.

Was

Was Herr Ferber in seinen eben angezeigten Schriften in Ansehung der physischen und mineralogischen Merkwürdigkeiten in Italien, Böhmen, und Idria geleistet, hat sein gelehrter Freund, Herr von Born in Absicht auf Temeswar, Siebenbürgen, Ober- und Niederhungarn gethan. Im ganzen Buche herrscht so viel Geschmack, so viel allgemeine physische und besondere mineralogische Kenntniß, so viel Unterhaltung, so viel abwechselnde Annehmlichkeit im Vortrage, daß wir keinen Augenblick anstehen dürfen, es allen Liebhabern der Natur nachdrücklich zu empfehlen.

10. D. J. G. Sulzers Versuch einer Naturgeschichte des Hamsters. Göttingen und Gotha bey Joh. Chr. Dietrich 1774. 4 schwarze und 1 illuminirte Kupferplatte, nebst einer illuminirten Titelvignette.

Alles, was man von diesem Thier, das nur in gewissen Gegenden, besonders in Thüringen, häufig zu finden und im Büffon nur unvollkommen beschrieben ist, in Ansehung der davon handelnder Schriften, der äussern und innern Theile, der unterschiedenen Benennungen, des Aufenthalts und Baues, der Lebensart, des Winterschlafs, des Schadens und Nutzens desselben, der Arten, wie es vergiftet, ausgegraben und gefangen wird, zu wissen verlangen kann, ist hier mit hinlänglicher Ausführlichkeit aus eignen Beobachtungen, der Wahrheit und Natur gemäß beschrieben und mit saubern Kupfern erläutert worden. Es wäre zu wünschen, daß wir von mehrern Thieren, welche nur gewissen Gegenden eigen sind, eben so gründliche Beschreibungen, als die gegenwärtige ist, erhalten möchten.

VII.

Historische Wissenschaften.

---

1. D. Franz Dominicus Häberlins Neueste teutsche Reichsgeschichte, vom Anfange des Schmalkaldischen Krieges bis auf unsere Zeiten. Als eine Fortsetzung seiner bisher herausgegebenen teutschen Reichsgeschichte in den zwölf ersten Bänden des Auszuges aus der neuen allgemeinen Welthistorie. Erster Band. Halle, bey Gebauers Wittwe und J. J. Gebauer, 1774. 2 Alph. 3 Bogen in gr. 8.

Ich beziehe mich in Ansehung dieses Buchs auf das, was ich im 5ten B. des Merkurs S. 336 geurtheilt habe. Die Geschichte von sechs Jahren (1546-1551) aus der Regierung Kaiser Karls des fünften, die freylich an wichtigen Vorfällen sehr reichhaltig sind, findet man hier mit teutschem Fleiß, d. i. gründlich, dabey aber auch so gedehnt behandelt, daß die Arbeit nur dem Geschichtsforscher nützlich und schätzbar, hingegen iedem andern höchst unerbaulich seyn kann. Zu den vorhergehenden Theilen — denn eigentlich ist dies der 13te Band eines bekannten, auf dem Titel angedeuteten Werks — liefert die Vorrede kritische Verbesserungen und Zusätze, die von dem gelehrten Diplomatiker, dem Hrn. Regierungsrath Spies zu Plassenburg bey Culmbach, herrühren.

2. Biographie der Teutschen. Von Gottl. Benedict. Schirach. Sechster Theil. Halle, bey Gebauers Wittwe und J. J. Gebauer, 1774. 18 Bogen in gr. 8.

Was auch immer für kleine Flecken das feine Auge des geübten Tadlers an diesen vaterländischen Denkmahlen entdecken mag, so sind sie doch im Ganzen der Betrachtung höchst würdig; ich finds auch, daß unsre Landsleute den Künstler ehren und schätzen. Durch diesen neuen Theil seines Werks vergrössert er seinen Ruhm. Kaiser Heinrich der Vierte, Graf Moritz von Sachsen, und Herzog Christian von Braunschweig sind diesmahl seine Helden. Die Vorrede darf nicht überschlagen werden; Herr Schirach sucht darinn zu beweisen, daß es vom Herodot bis auf unsere Tage keine gut geschriebene Geschichte ohne Raisonnement gebe, und daß man bey allem Raisonniren doch gründlich, wahr und deutlich schreiben könne und müsse.

3. Herrn Nikolaus Rytschkow, kaiserl. rußischen Capitains, Tagebuch über seine Reise durch verschiedene Provinzen des rußischen Reichs. in den Jahren 1769, 1770 und 1771. Aus dem Rußischen übersetzt von M. Christian Heinrich Hase, der Weimarisch-Roßlaischen Superintendur und der Jenaischen philos. Facult. Adjunkt, Pastor zu Stadt-Sulza. Riga, bey J. E. Hartknoch 1774. 1 Alph. 5 Bogen in gr. 8. mit 7 Karten und Planen.

4. Herrn Iwan Lepechin, der Arzneykunst Doktor, und der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg Adjunkt, Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs, in den Jahren 1768 und 1769. Aus dem Russ. übersetzt von M. Ch. H. Hase — Erster Theil. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung 1774. 2 Alph. in gr. 4. mit 16 Kupfertafeln.

5. P. S. Pallas, d. A. Dokt. Prof. der Naturgeschichte, und ordentl. Mitglieds der Rußischkaiserl.

serl. Akad. der Wissenschaften ꝛc. Reise durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs. Zweyter Theil. St. Petersburg 1774. 2½ Alph. in gr. 4, mit vielen Kupferstichen.

Bald werden wir die weitläufigen Provinzen des russischen Reichs so genau kennen, wie unser Vaterland! Mit grosser Aufmerksamkeit und mit nicht geringerem Glück haben iene Männer — ach! könnten wir ihnen doch auch, noch den unter Tatarn verschmachteten Gmelin beygesellen! — Alle Schätze der Natur, Mineralien, Gewächse, Thiere, die Gewohnheiten und Sitten der Einwohner, Städte, Landschaften und Ruinen, die ihnen bey ihren Reisen vorgekommen, beobachtet und beschrieben. Ihre Tagebücher sind daher in sehr hohem Grad nützlich, freylich am meisten dem Naturforscher, aber doch gewiß auch dem Historiker und iedem die Welt studirenden Philosophen. Keines möchte ich missen! Aber sollte ich sie nach ihrem innern Gehalt schätzen, so würde ich sagen: Pallas — Gmelin — Lepechin — Rytschkow! Der erste verbessert verschiedene im ersten Theil begangene Versehen, berichtiget und ergänzt manches, was der ältere Gmelin unrecht oder gar nicht gesehn hatte. Hrn. Hase, den man schon aus andern Proben als einen geschickten Dollmetscher russischer Bücher kennt, hat sowohl beym Rytschkowischen als beym Lepechinischen Tagebuch Anmerkungen gemacht, die das Lesen derselben sehr erleichtern und zum Theil noch nähern Unterricht über manchen Punkt ertheilen.

6. Ausführliche Geschichte von Hessen, von ihrem ersten Ursprunge an bis auf gegenwärtige Zeiten, mit unpartheyischer Feder entworfen von G. F. Teuthorn, hochfürstl. Hessischen Hofrath. Berlenburg, bey Ickler 1770-1774. Fünf dicke Bände in 8.

7. All-

7. Allgemeine Geschichte von Schwaben, und der benachbarten Lande. In einer kurzgefaßten Beschreibung der denkwürdigsten Begebenheiten, Religion, Sitten, Gebräuche der Einwohner und ihrer Schicksale, bis auf unsere Zeiten. Ulm, bey Stettin 1773 und 1774. Zwey Bände in 8, die zusammen 6 Alphabete betragen.

Teuthorn und Hünlin — so heißt der Verfasser der schwäbischen Geschichtskitterung — sehen einander so ähnlich, wie Faßmann und Hübner! So wie diese haben sie mit eiserner Gedult viel zusammengefahren, aber es auch eben so roh dem langmüthigen teutschen Publikum hingegeben; da ist an keinen Adel der historischen Schreibart, an keine interessante Stellung der Begebenheiten, an keine Auswahl zu denken. Also wieder zwey Werke, durch welche die Geschichte unsers lieben Vaterlandes nicht das geringste gewinnt! Dabey will ich jedoch nicht bergen, daß sie wenigstens den hessischen und schwäbischen Handwerkern und Bauern, so wie iede Chronik, unterhaltend, wohl auch nützlich seyn können. Hünlin ist mir noch lieber, als Teuthorn, weil er sich kürzer gefaßt hat, besser erzählt, und sich nicht in einen solchen Schwall von Kleinigkeiten und Kanzelphrasen vertieft, wie Teuthorn. Jener hat in seinen zween Bänden die ganze schwäbische Geschichte geendiget, dieser hingegen die hessische erst bis auf das Jahr 1308 hingeschleppt.

8. Historische und politische Abschilderung der Engländischen Manufacturen, Handlung, Schifffahrt und Colonien, nach ihrer itzigen Einrichtung und Beschaffenheit, theils aus eigener Erfahrung, theils aus zuverläßigen und glaubwürdigen, sowohl schriftlichen als

mündlichen Nachrichten, im Grundrisse entworfen von Friedrich Wilhelm Taube, K. K. Hofsecretair; mit untermischten Nachrichten von dem Handelswesen anderer Länder. Wien, verlegts J. P. Kraus 1774. 18 Bogen in 8.

Mit einer seltenen Bescheidenheit, die freylich nur dem ächten Meister der Kunst oder Wissenschaft eigen ist, mit edler Freymüthigkeit, und im männlichen, keineswegs langweiligen Ton, theilt Herr Taube seine, auf dem Titel hinreichend charakterisirte Nachrichten von dem itzigen Zustand der von Tag zu Tag tiefer sinkenden brittischen Handlung, mit. Sie sind in der That ausgesucht und fast alle noch nirgends öffentlich bekannt gemacht — denn was andre schon von diesem wichtigen Kapitel der Statistik gemeldet haben, ist hier nicht noch einmal vorgeleyert. — Mann kann überhaupt das Buch unter die vorzüglichsten dieses Jahrs rechnen. Ueberall blickt die Mine des Kenners hervor, der Mann, der selbst sieht und gründlich urtheilt. Die hier und da eingestreuten Vergleichungen der engländischen Handlung mit der Handlung andrer europäischer, besonders der österreichischen Staaten, machen die Arbeit noch nützlicher und anziehender. Als eine Beylage kann man den im achten Band des Büschingischen Magazins abgedruckten Auszug aus den engländischen Zollbüchern von 1698 bis 1754 über die ein- und ausgehenden Waaren, betrachten; vermuthlich rührt er gleichfalls von Hrn. Taubens patriotischen Denkart her. Litten es dessen wichtige Geschäfte so möcht' ich ihn wohl bitten, einige Materien besonders die von den engländischen Münzwesen, von der Bilanz der brittischen Handlung ꝛc. noch weiter auszuführen.

9. August Friedrich Böks, Prof. der Philosophie, Geschichte der herzoglich Würtembergischen Eberhard Carls Universität zu Tübingen im Grundrisse. Tübingen, bey J. G. Cotta 1774. 1 Alph. in gr. 8.

Nach Pütterischen Zuschnitt, das heißt, zwar ganz methodisch, genau, und vortheilhaft für die beschriebene Universität, aber auch in trockenem Paragraphen- oder Kompendienstil, mit schrecklich langen Noten durchzogen, folglich mehr zum Nachschlagen, als zum aneinanderhängenden Lesen. Herr Bök war gewiß im Stande ein gefälligeres Gewand für seine mühsame und vielen Dankswürdige Untersuchungen und Nachrichten zu wählen; war es Vortheil oder Schüchternheit, die ihn daran hinderten?

10. Bemerkungen auf einer Reise der Levante. Aus dem Französischen des Hrn. Baron von Riedesel übersetzt und mit einigen erläuternden Anmerkungen begleitet von Christ. Wilh. Dohm. Leipzig, bey C. Fritsch 1774. 18. Bogen in 8.

11. Eduard Ives Esq. Reisen nach Indien und Persien. In einer freyen Uebersetzung aus dem englischen Original geliefert, mit historisch-geographischen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von C. W. Dohm. Erster Theil, welcher die Reise nach Indien und einem Theil der Zusätze des Uebersetzers (einem Versuch einer geographischen Beschreibung der südlichen Hälfte von Hindostan) enthält. Mit Kupfern und einer Charte von Indien. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1774. Anderth. Alph. in gr. 8.

12. Dr. Goldsmiths Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1774. Zwey Bände in gr. 8, ieder 1 Alphab. 6 Bogen stark.

13. Reise eines königl. französischen Officiers (Ritter von St Pierre) nach den Inseln Frankreich und Bourbon, dem Vorgebürg der guten Hoffnung ꝛc. Nebst neuen Bemerkungen über die Naturhistorie und die Menschen. Aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen (von Hrn Reichardt in Gotha.) Zwey Th. Mit Kupfern. Altenburg, bey Richter 1774. 1 Alph. 5 B. in gr. 8.

14 Dom Renatus Prosper Tassins — Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur, Benedictinerordens ꝛc. Zweyter Band (herausgegeben von J. G. Meusel) Ulm bey Stettin 1774. 2 Alph. in gr. 8.

Zwar lauter Uebersetzungen, folglich kein neuer Zuwachs zu den Verdiensten der Teutschen um die Geschichtkunde, aber doch alle nützlich und empfehlungswürdig, zumahl da sie von keinem Tagelöhnern der Uebersetzerzunft herrühren. Vorzüglich sind die Dohmischen und Reichardtischen Arbeiten, wegen der beygefügten Anmerkungen. Am stärksten hat sich Hr. Dohm um Ives verdient gemacht, durch Abkürzung der überlästigen Weitläuftigkeiten und durch Vergleichungen mit andern ostindischen Reisebeschreibern, worüber er jedoch selbst einigemahl unnöthiger Weise zu umständlich geworden. Das Goldsmithische Werk ist eigentlich nur für Weltleute und Unstudierte geschrieben. Das empfindsame Reisebuch des Ritters St. Pierre ist auf Veranlassung des teutschen Merkurs, der es zuerst in

Teutsch-

Teutschland bekannter gemacht hatte, verdolmetscht wprden. Wegen des Tassinschen Werks kann man vergleichen, was bey Gelegenheit des ersten Bandes im 3ten Theile des Merkurs S. 363 erinnert wurde. Dieser zweete Band ist auch der letzte.

IV.

Vermischte Anzeigen.

I.

Nachricht.

über Hrn. Diac. Lavaters Fragmente physiognomischer Beobachtungen, Vermuthungen, Urtheile, Reflexionen ꝛc.

„Was man auch immer und immer von berühm„ten Akademien an — bis zum blödsichtigsten Pö„bel hinunter wider die innere Zuverläßigkeit und „Wahrheit der Menschenphysiognomie sagen mag, „und sagen wird; — so sehr man auch immer auf „jeden, der sichs merken läßt, daß er an die All„bedeutsamkeit des menschlichen Körpers glaube, „mit dem beleidigenden Blicke des philosophischen „Stolzes oder Mitleidens herablächeln mag: So

„ist und bleibt dennoch auch in dieser Absicht keine „interessantere, nähere, beobachtungswürdigere „Sache, als — der Mensch — und es kann „überhaupt kein interessanteres Werk geben, als „Eines, das dem Menschen die Schönheiten und „Vollkommenheiten der menschlichen Natur auf„deckt" — Worte des Verfassers eines Werkes, welches wir, gewiß nicht in dem gewöhnlichen Marktschreyertone anzukündigen gedenken; von dem wir aber sicherlich behaupten dürfen, daß es ein in seiner Art ganz neues, und einziges Werk sey, so wie wir auch allen Grund haben zu hoffen, daß es Epoche machen werde — Zwar nichts weniger, als ein vollständiges Werk, oder ganzes System — Nur Fragmente, und wenn der Verfasser einen noch bescheidenern Titel wüßte, würde er ihn dem Werke geben. — Nur Beyträge, nur Versuche zu Beyträgen — zur unmittelbaren Menschenkenntniß — zur Beförderung der Gotteskenntniß durch die Menschenkenntniß. — —

Fragmente, also, physiognomischer Beobachtungen, Vermuthungen, Urtheile, Reflexionen —

Des Verfassers Absicht geht dahin, den Menschen auf den Menschen aufmerksamer, die innern Schönheiten und Vollkommenheiten der menschlichen Natur in ihrem Aeussern lesbarer zu machen,

und

und von einigen sehr offnen, sehr bestimmten und leuchtenden Zügen und Mienen der Menschheit, den Schleyer, womit die Unachtsamkeit des Menschen sie bedeckt hat, mit bescheidner Hand wegzurücken — und das gröſstentheils confuse Gefühl aller Menschen von dem Ausdrucke der Physiognomie einigermaßen zu analisiren, und auf einige bestimmtere Zeichen zurückzuführen.

Da alles in diesem Werke von der Ausführung abhängt, so ist es sehr schwer, etwas anders, als folgendes davon anzukündigen.

a) Einzelne Linien, von besonderer Expression.

b) Aeuſserste Umrisse von Profilen menschlicher Gesichter.

c) Erdichtete und ware Silhouettes oder Schattrisse.

d) Unschattirte Umrisse ganzer Angesichter einiger der merkwürdigsten Menschen von verschiedenen Charaktern und Nationen.

e) Schattirte Porträte im Profil und Vollgesichte von verstorbnen und lebenden geschickten, weisen, tugendhaften Personen.

f) Leidenschaften, Gemüthsverfassungen, und sonderbare Situationen.

g) Ganze Menschenfiguren und Stellungen.

h) Nationalgesichter.

i) Ein-

i) Einzelne Stücke und Glieder des menschlichen Körpers; Augen, Ohren, Nasen, Mund, Hände, Schädel, u. s. w.

k) Thiere und Köpfe von Thieren.

l) Verschiedene nach der Natur gestochne Handschriften.

m) Antike Köpfe.

n) Neue Ideale, nach den größten Meistern voll Ausdruck.

o) Besonders einige stufenweise sich der Vollkommenheit nähernde Christusbilder, unter welchen einige von den größten Meistern in Europa herrühren sollen. —

Diesen Haupttafeln wird man ein paar hundert physiognomische und allegorische Vignetten beyfügen.

Diese Tafeln und zum Theil auch Vignetten werden das Wesentlichste, und gleichsam das Fundament des Werkes ausmachen; man wird jedem Bande, deren es wenigstens viere geben dürfte, einige allgemeine Abhandlungen vorsetzen: der übrige Text wird aus besondern Beobachtungen, Urtheilen und Reflexionen über einzele Tafeln bestehen.

Man darf nur einen — flüchtigen oder verweilenden, Blick auf diese Reihe von Kupfertafeln hinwerfen, so wird man sich wenigstens einigermaßen einen Begriff von der Neuheit und Wichtigkeit dieses Werkes machen können — Für wen? — Für Gelehrte, Nachdenkende, Weise! Freylich nicht für den groſsen Haufen — aber für — alle Maler, Künstler, Menschen, die Beruf und Trieb haben den Menschen zu studiren; für alle Philosophen, Aerzte, Christen, Lehrer und Führer der Christen — die die Wichtigkeit — der anschauenden unmittelbaren Menschenkenntniß — zu empfinden fähig sind.

Das Werk wird teutsch und französisch abgedruckt. Die französische Uebersetzung wird unter des Verfassers Aufsicht gemacht.

Im Januar 1775 wird mit dem Drucke dieses Werkes angefangen, und sodann ununterbrochen damit fortgefahren werden, so daß wir auf Ostern 1775, den ersten, auf Michaelis 1775, den zweyten, und so weiter jede Messe einen neuen Band, wofern nicht vorzusehen unmögliche Hindernisse sich ereignen, zu liefern hoffen. —

Von dem Preise läßt sich nichts gewisses vorherbestimmen. Man wird sich aber leicht vorstellen können, daß ein Band, in royal 4. Format, vom besten holländischen Papier, von wenigstens 25 bis

36 Bogen

36 Bogen Text, wenigſtens 80 bis 100 Kupfertafeln, und wenigſtens 40 bis 50 Vignetten unter zwey bis drey neuen Louisd'or nicht wird erlaſſen werden können.

Da auf die Güte der Abdrücke bey einem ſolchen Werke vorzüglich viel ankömmt, und nicht allzuviele gemacht werden können, ſo wird es der Vortheil der Käufer ſeyn, ſich bey Zeiten bey uns oder den Buchhändlern ihres Ortes einſchreiben zu laſſen. Man wird die Exemplare nach dem Datis der Subſcription — ausliefern — und die erſten Subſcribenten ſollen die beſten bekommen. —

Noch können wir von dem Inhalte des erſten Bandes insbeſondere vorläufig ſagen, daß derſelbe nebſt 10 bis 12 Bogen vorläufiger Abhandlungen — Kupfertafeln mit Thieren und Thierköpfen — Schattenriſſe, Umriſſe männlicher und weiblicher Geſichter — und 20 bis 25 ſchattierte Portraite merkwürdiger, zum Theil lebender Perſonen enthalten, und Reflexionen über ihre Phyſiognomie vorlegen wird — ohne daß irgend ein Menſch dadurch beleidigt werden kann.

„Man verſpricht nicht (mit dieſen Worten des Verfaſſers in der Einleitung wollen wir unſere Nachricht beſchließen) „Man verſpricht nicht, „denn ſolches zu verſprechen wäre Thorheit und „Unſinn, das tauſendbuchſtäbige Alphabet zur Ent-

„ziſe-

„ſiferung der unwillkührlichen Naturſprache im Aus„klitz und dem ganzen Aeuſſerlichen des Menſchen, „oder auch nur der Schönheiten und Vollkommen„heiten des menſchlichen Geſichtes zu liefern; aber „doch einige Buchſtaben dieſes göttlichen Alpha„betes ſo leſerlich vorzuzeichnen, daß jedes geſunde „Auge dieſelben wird finden und erkennen können, „wo ſie ihm vorkommen.“

Leipzig und Winterthur, im Sept. 1774.

Weidmanns Erben und Reich
und
Heinrich Steiner und Comp.

---

* * *

2.

Anzeige
von einem allgemeinen phyſikal. Wörterbuche, von einer Geſellſchaft gelehrter Männer.

Dieſes unter dem Titel: allgemeines phyſikaliſch-ökonomiſches Magazin, ſchon längſt verſprochene

Werk

Werk, wird nunmehr dieſen Winter im Druck ſeinen Anfang nehmen, nachdem die Hinderniſſe, womit die Verfaſſer zeither befangen geweſen, aus dem Wege geräumet ſind. Dieſe Hinderniſſe lagen theils in den vielfachen Arbeiten der Herausgeber, als die insgeſammt in Aemtern ſtehen, und die Ausarbeitung dieſes Werkes nicht anders, als bey ihren müßigen Stunden haben vornehmen können; theils auch in dem weitläuftigen Plane, den ſie ſich anfänglich davon entworfen hatten. Dieſen letztern haben ſie gegenwärtig lediglich auf die Naturlehre und die Naturgeſchichte eingeſchränket, und finden ſich dadurch im Stande, ihren ganzen Entwurf in etlichen wenigen Octavbänden, zum Vortheile der Leſer und der Verfaſſer, zu Ende zu bringen. Künftige Oſtermeſſe ſoll davon der erſte Theil gewiß zum Vorſchein kommen. Die Verfaſſer werden alsdenn ihren langen Aufſchub vor den Augen der Welt hinlänglich rechtfertigen, und den Entwurf ihres nunmehr ganz kurz gefaßten Werkes den Leſern näher vorlegen. Leipziger Michaelmeſſe, 1774.

Weidmanns Erben und Reich.

---

3. Eine

3.

Eine Frage
an das teutſche Publikum.

Ich würde, und zwar mit Recht, befürchten müſſen, das Publikum zu beleidigen, wenn ich ihm jetzt erſt ſagen wollte, der Don Quixote des Cervantes ſey ein Meiſterſtück des feinſten Witzes und der geſunden Vernunft, das Werk eines Genies der erſten Größe. Was bedarf es der Autoritäten eines *Saint Evremond* (Oeuvr. melées Tom. III. p. 57.), Grafen von Oxford, Lord Carteret und Anderer, wenn die Sache für ſich ſelbſt ſpricht? Ein Werk, deſſen Witz, Moral und Satire auf alle Zeitalter der Welt paßt; ein Werk, deſſen Ton noch immer gefällt; ein Werk, das in den 169 Jahren, ſeitdem es erſchienen, unzählichemal gedruckt, verkauft und geleſen, parodirt und traveſtirt, und faſt in alle lebende Sprachen Europens übergetragen worden, muß doch ſo ganz ſchlecht eben nicht ſeyn. Und dieß Werk iſt der Don Quixote. Gnug zu ſeinem Lobe! Nun zu meinem Zwecke! Cervantes gab 1605 zu Madrid die erſten zween Bände ſeines Don Quixote heraus, zögerte aber mit der Fortſetzung dieſes vortreflichen Werks ſo viele Jahre, daß einer ſeiner

heimlichen Feinde, aber drum nicht minder guten Kopf, von freyen Stücken mit einer Vollenduug des Don Quixote in zween Bänden, unter dem angenommenen Namen des Licentiaten, Alonso Fernandez de Avellaneda, zu Tarragona 1614, hervortrat. Cervantes, dessen Laune mit seiner Galle zugleich hierüber wieder erwachte, vollendete kurze Zeit darauf selbst sein Werk in zween andern Theilen, ließ aber eben darinnen wohl merken, wie sehr er gegen den Arragonier, (so nennt er den Avellaneda) aufgebracht sey. Diese Fortsetzung des Avellaneda, so vortreflich und höchst launicht sie auch immer ist, hat doch, so viel ich weiß, nur erst zwoo Ausgaben gehabt, (zu Madrid 1614 und 1732) und ist selbst in Spanien höchst rar.

Auch unser Publikum kennt die Geschichte des Don Quixote, nach Cervantes, aus der Uebersetzung des seel. Hofraths Wolf zu Gera, welche die Fritschische Buchhandlung in Vier Theilen schon verschiedenemale neu aufgelegt hat. Fern sey es von mir, die Arbeit eines Mannes zu verkleinern, dessen Asche ich ehre. Er machte diese Uebersetzung, bey seinem Aufenthalte zu Paris, aus der Französischen des Arnauld. Nach diesem Maasstabe muß er beurtheilt werden, und nach diesem hat er Alles gethan, was er konnte. Kenner wissen, wie gewaltig frey oft Arnauld mit seinem armen Originale umgesprungen ist, wenn

er es nicht verstanden hat; wie oft er mehr paro-dirt als übersetzt, und wie oft es ihm begegnet ist, aus Mangel eines Studiums der Spanischen Sitten, Gebräuche, Sprüchworte und dergl., die schönste Stelle zu ermorden. Alle diese Fehler mußten nothwendig in die teutsche Uebersetzung mit überfließen, und folglich kennt unser Publikum — den unerträglich schleppenden Styl der teutschen Uebersetzung ungerechnet — das Meisterstück des vortreflichen Cervantes bis jetzt noch kaum halb; die nicht minder interessante Fortsetzung des Avellaneda aber noch gar nicht; denn, so viel ich weiß, hat noch niemand eine Uebersetzung davon gewagt, als le Sage ins Französische, 1705.

Schon längst wünschte ich den Teutschen eine Uebersetzung des Don Quixote, die sie theils vertrauter mit dem Genie und der Laune seines Verfassers mache, theils auch besser amüsire. Diesen Wunsch aber selbst ins Werk zu setzen, litten bey mir weder Zeit noch meine Lage. Indessen kam die Lust, meinem Lieblinge seine bessere und wahre Gestalt wiederzugeben, immer wieder; und jetzt haben mich die Wünsche meiner Freunde zu dem Entschlusse gebracht, diese Arbeit wirklich zu übernehmen. Sie aber bey der schon viele Jahre lang debitirten Wolfischen Uebersetzung aufs Gerathewohl zu übernehmen, finde ich nicht rathsam. Alles

kommt also darauf an, ob das Publikum sich mit jener Uebersetzung des Cervantesischen Don Quixote, aus dem Französischen, begnügen, oder, meine neue Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes und Avellaneda aus der Spanischen Urschrift haben will. Dieß zu erfahren muß ich mich des Weges der Subscription bedienen, und in dieser Rücksicht kündige ich an

Leben und Thaten
des weisen Junkers
Don Quixote von Mancha,
in sechs Bänden,
zum erstenmale aus der Urschrift übersetzt.

Die Einrichtung davon soll folgende seyn:

1) Die ersten vier Bände werden das vollständige Werk des Cervantes, die zween letzteren aber gedachte Fortsetzung des Avellaneda enthalten.

2) Ich werde einen kurzen Auszug des weitläuftigen Don Gregorio Mayans y Siscar, von dem Leben und Schriften des Cervantes voranschicken, auch

3) in dem Werke selbst erläuternde Anmerkungen, wo sie nöthig, hinzufügen.

4) Das

4) Das Werk soll in kleinem Oktavformat abgedruckt werden, und Schrift und Papier der neuen guten Ausgabe des Agathon haben.

5) Jedem Bande soll ein Titelkupfer von einem unsrer besten Charakteren-Zeichner entworfen, dem ersten aber Cervantes Bildnis vorgesetzt werden.

6) Jeder Band wird mehr als ein Alphabet stark; und dem letzten Bande sollen die Namen der Subscribenten beygedruckt werden.

Der Subscriptionspreis ist Vier Thaler Leipz. Courant, und die Zahlung geschieht beym Empfang der ersten ⅓ Bände, davon ich aber den Termin der Lieferung noch nicht bestimmen kann, weil das Ja oder Nein des Publikums hier alles entscheidet. Der Ladenpreiß kann nicht geringer als 5 Thlr. werden.

Ich ersuche demnach alle mir bekannte und unbekannte Freunde und Freundinnen des guten Geschmacks, Gönner und Gönnerinnen Don Quixotens in Teutschland, dieß Unternehmen gütigst zu unterstützen, und Subscriptionen hierauf anzunehmen. Aus ihrem Munde erwarte ich die Antwort des Publikums. Doch muß ich mir ihre

gütigen Anzeigen noch vor Ostern 1775, so wie ihre Subscribenten, welche genannt seyn wollen, namentlich erbitten.

Ich erkenne die Erfüllung meiner Bitte als eine mir persönlich erzeigte Gewogenheit, und weyhe jedem dieser edelmüthigen Beförderer meine bereitesten Gegendienste. Weimar am 8ten Nov. 1774.

F. J. Bertuch.

---

* * * *

4.

Von dem *Journal de lecture*, welches im vorigen Jahre angekündiget wurde, sind jetzt die zween ersten Bände heraus; die andern werden ohne Verzögerung folgen, da die bisherigen Ursachen derselben gehoben sind.

Anfangs wurden 12 Theile, jeder von 128 Seiten, auf gemein Papier für 12, auf Schreibpapier für 18, und auf groß holländisch Papier für 24 Livres versprochen; jetzt aber sollen 24 Bände jeder von wenigstens 120 Seiten, in klein Octav

oder

oder groß Duodez auf Schreibpapier für 18 livres, (Rth. 4. 14 Ggr. in Louisd'or zu 5, und Rthlr. 5½ in Carlsd'or zu 7½) gegeben werden; hingegen die auf groß holländisch Papier für 36 livres, das ist, den doppelten Ertrag der andern.

Abonnement wird angenommen bey den sämmtlichen Herren Collecteurs für den teutschen Merkur, welche in einem besondern Schreiben, das Sie mit dem lezten Bande desselben von diesem Jahre erhalten werden, darum ersucht, und mit hinlänglicher Sicherheit versehen worden sind, ihren Abonnenten für den Vorschuß zu haften, den dieselben sogleich bey Empfang der zwey ersten Stücke erlegen. Der PränumerationsTermin geht unwiderruflich den 15ten Februar zu Ende, nach diesem kann man den Jahrgang unter einem Louisd'or nicht verabfolgen lassen. Die Exemplare werden franco Düsseldorf, Frankfurt, Göttingen, Hamburg und Leipzig geliefert; das weitere Porto tragen die Abonnenten.

An iedweden der obengenannten Orte, nemlich nach Düsseldorf an Herrn Hofcammerrath Jacobi; nach Frankfurt am Mayn an Herrn J. C. Völling; nach Göttingen an Herrn Boie; nach Hamburg an Herrn J. J. C. Bode; nach Leipzig an die Herren Weidmanns Erben und Reich, ist bereits eine Anzahl Exemplare der zween ersten Theile abgesendet

worden, damit die Neugierde der Liebhaber sogleich befriediget werden könne.

Was die typographische Ausführung dieser zwey ersten Stücke betrift, so wird schwerlich jemand daran etwas auszusetzen finden; nichts desstoweniger läßt der Verfasser sie jetzt, da sie gewissermaßen nur als ein ausführlicheres Avertissement anzusehen sind, noch einmahl in schönerer Form abdrucken und dieser zweyte Abdruck soll den Abonnenten, gegen Zurückgabe des ersten, unentgeldlich ausgeliefert werden. Herr M. M. Rey veräussert deswegen dieselben auch jetzt einzeln.

Diejenigen, welche schon im vorigen Jahre, bey der ersten Ankündigung des *Journal de lecture* subscribirt haben, brauchen nicht ehender als nach Erscheinung der 6 ersten Theile zu bezahlen.

L.

Paris,
den 28ten Octob. 1774.

Für Weimar kann man sich bey dem Herrn Hofrath Wieland abonniren.

---

* * *

5.

Zweyte Nachricht

die Herausgabe der Kämpferiſchen Beſchreibung von Japan betreffend.

Ich habe vor einigen Monaten dem Publikum angekündigt, daß ich eines der wichtigſten teutſchen Geſchichtswerke, die Kämpferiſche Beſchreibung von Japan, herausgeben, und den Theil der hiſtoriſchen Kentniſſe, auf die es ſich bezieht, bis zu derjenigen Vollkommenheit aufklären wollte, deren er bey dem Gebrauch aller jetzt vorhandenen Hülfsmittel fähig iſt. Die Kenner haben meinen vorgelegten Plan ihres Beyfalls nicht unwürdig gehalten; ſie haben ein ſolches Werk, wie ich verſprochen habe, unſrer hiſtoriſchen Litteratur vortheilhaft und meine Bemühungen würdig und nützlich gefunden. Ich weiß dieſen Beyfall zu ſchätzen, und ich hoffe ihn nicht durch die Ausführung eines Plans zu verlieren, der ihn mir erworben hat. Das Publikum und ich wären alſo hierüber einverſtanden, und es hängt jetzt allein von dem erſtern ab, ob es Kämpfers Werk künftig beſitzen, oder noch länger der Gefahr der Vermoderung in ſeinem Vaterlande überlaſſen will?

Um hierüber die Entscheidung des Publikums zu erfahren, habe ich ihm im Namen des Herrn Verlegers folgenden Vorschlag zu thun.

Alle Stimmen, die man bisher hat vernehmen können, haben die Lieferung der Kupfer gewünscht und allerdings sind sie zur wahren Brauchbarkeit des Werks unentbehrlich. Der Herr Verleger hat sich deswegen entschlossen, alle 45 Kupfertafeln, die man bey der englischen Uebersetzung findet, zu liefern; nur wünscht er vorher zu wissen, ob er zu einem Unternehmen von englischer Kostbarkeit auch nur einigermaßen ein englisches Publikum erwarten dürfe? Er bestimt daher itzt den Preis des ganzen Werks zu zwey Louisd'ors, (eine Forderung, deren Billigkeit man nach der Herausgabe des Werks am richtigsten beurtheilen wird,) von denen der eine Louisd'or vor Neujahr 1775 und der andere bey Ablieferung des Werks bezahlt wird. Findet er auf diese Weise und in der angegebenen Zeit 200 Pränumeranten, so wird das Werk erscheinen; findet er sie nicht, so wird es wenigstens itzt die teutsche Litteratur nicht bereichern. Im letztern Fall erhalten die Pränumeranten ihr Eingeschicktes sogleich wieder zurück, wofür ihnen die Meyersche Buchhandlung in Lemgo hinlänglicher Bürge ist. Die Pränumerationen werden unmittelbar an diese Buchhandlung, oder auch an die Herrn Gelehrten eingeschickt, welche die Annahme derselben übernommen

men haben, und in meiner erſten Nachricht genannt ſind. Jedem Andern; der ſich für das Werk intereſſiren und Pränumerationen ſammlen will, verſpricht der Herr Verleger ein freyes eilftes Exemplar. Die Liebhaber werden dabey gewinnen, wenn ſie ihre Namen und Vorſchuß früh einſenden; denn man hat ſich entſchloſſen, die erſten und beſten Abdrücke der Kupfer auch den erſten Unterſtützern des Werks, gewiſſenhaft aufzubehalten, und auf das genaueſte ohne irgend eine andre Rückſicht, nach der chronologiſchen Ordnung, in welcher die Pränumerationen ankommen, die Exemplare auszugeben.

Der Herr Verleger iſt überzeugt, daß er ohne 200 Pränumeranten gewiß zu haben, das Werk nicht ohne ſeinen Schaden unternehmen könnte; mir aber iſt natürlicherweiſe daran gelegen, bald zu wiſſen, ob ich meine Zeit und Bemühungen auf dieſe oder eine andre Beſchäftigung wenden ſoll? Ich erſuche alſo alle Freunde der Wiſſenſchaften, welche das Werk zu befördern entſchloſſen ſind, ihre Pränumerationen ſobald als möglich einzuſenden. Im Januar 1775 werden ſie alsdann entweder ihren Louis d'or zurück oder die gewiſſe Verſicherung erhalten, daß Kämpfers Werk nicht zu einer unrechten Zeit in Teutſchland wiedergefunden ſey.

Ich denke von dem jetzigen Zeitalter zu gut, daß ich nicht hoffen sollte, ich würde die letztere Versicherung geben müssen, ich will daher hier noch einige Zusätze angeben, die ich dem in der ersten Nachricht vorgelegten Plane beyfügen werde. Zuerst soll dem gegen mich geäußerten Verlangen einiger Kenner Genüge geschehn, und auch die Abhandlungen in den Amoenitatibus exoticis, welche Japan betreffen, ins Teutsche übersetzt, und nebst den dazu gehörenden Kupfern dem Werke beygefügt werden, damit es Alles einschließe, was von Kämpfer über die Japanische Geschichte hinterlassen ist. Zweytens, um diesen Zweck noch vollständiger zu erreichen, werden der Hr. Verleger und ich keine Bemühungen sparen, auch noch andere Kämpferische Schriften, welche Sloane an sich gekauft hat, zu erhalten. Diese Schriften befinden sich itzt im Musaeo Britannico zu London, und zwey Männer, die das Publikum schon lange schätzen gelernt hat, die Herren Professoren, Büttner und Lichtenberg, haben mir ihre Bemühung versprochen, in London die Erlaubniß zu erhalten, von diesen Schriften Copien nehmen zu dürfen. Alles, was man von hieraus bekommen kann, wird dem Werke gleichfalls beygefügt werden, und Teutschland hat also Hoffnung, von einem seiner würdigsten Gelehrten noch Vieles zu erhalten, das ihm England zu entreißen drohte. Ich werde, so bald ich dazu im Stande bin, hievon noch bestimmtere Nachrichten geben.

Lemgo, den 8ten Octobr. 1774.

C. W. Dohm.

In hieſiger Gegend nimmt die Expedition des T. Merkurs Pränumeration darauf an.

* * *

6.

Die Dykiſche Buchhandlung in Leipzig macht bekannt, daß von künftiger Oſtermeſſe 1775 an, eine periodiſche Schrift bey ihr herauskommen wird, unter dem Titel: Der Philoſoph für die Welt.

Verſchiedene Verfaſſer haben ſich dazu vereiniget. Die Herausgabe wird Herr Engel beſorgen.

Den Inhalt werden gemeinnützige philoſophiſche Materien ausmachen, die man auf eine gefällige und für die meiſten Leſer faßliche Art wird vorzutragen ſuchen. Indeſſen iſt der Titel mehr gewählt, um den Hauptton des Werks auszudrücken, als weil man ſich vorgenommen hätte lauter eigentlich philoſophiſche Materien zu behandeln. Sehr oft wird der Hauptgedanke des Philoſophen die Ausführung des Dichters ſeyn. Den Ton der Abhandlung wird man ſich nur ſelten erlauben, und meiſtentheils werden die Materien in Erzählungen, philoſophiſche Dialogen, Allegorien, dialogirte Charakterſchilderungen, Briefe eingekleidet ſeyn. Ueberſetzungen aus neuern Sprachen bleiben ausgeſchloſſen, ſie müßten denn durch ein beträchtliches eigenes Verdienſt, als zum Beyſpiel, wenn Poeſie überſetzt wird, durch eine beſonders glückliche Verſifikation, den Werth eines Originals haben.

Einige

Einige der besten kleinen Aufsätze der Alten, die zum Tone der ganzen Schrift passen, wird man übersetzen.

Der Herausgeber, für dessen Rechnung das Werk eigentlich gedruckt wird, schlägt dem Publikum den Weg der Pränumeration vor, und überläßt die Besorgung derselben einer Buchhandlung, die mit allen Buchhandlungen Deutschlandes in Verbindung stehet. Da die Fortdauer des Werks allein von ihm abhängt, so wird er sich genöthiget sehen, zu schliessen, sobald ein Nachdruck erscheinen und das Publikum ihn begünstigen solte.

Man pränumeriret jedesmal auf zwey Theile 1 Thlr. 8 gr., den Louisd'or zu 5 Thlr. gerechnet. Wer nicht gesonnen ist, das Werk fortzusetzen, darf alsdenn nur den in Händen habenden Schein zurückgeben. Die Pränumeration auf die beiden ersten Theile ist bis Ostern 1775 offen. Dem zweyten Theile, welcher zu Johannis ausgegeben wird, sollen die Namen der Pränumeranten vorgesetzt werden. Man kann in allen Buchhandlungen Deutschlands und Hollands pränumeriren.

In Weimar nimmt die Expedition des Teutschen Merkur Pränumeration hierauf an.

---

* * *

7.

Herr Doctor Münter in Kopenhagen ist von verschiedenen Lesern der Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee ersucht worden, die in diesem Buche nur kürzlich berührten Beweisgründe des christlichen Glaubens umständlicher abzuhandeln. Er hat es für seine Pflicht gehalten, dies Verlangen zu befriedigen, sich aber doch dabey bloß auf die in der innern Einrichtung der christlichen Lehre liegende Kennzeichen ihrer Wahrheit und Göttlichkeit eingeschränkt, weil schon so viele vortrefliche Schriften vorhanden sind, in denen der aus äusserlichen Gründen, z. E. aus den Wundern und Weissagungen, folgende Beweis geführet worden ist. Ueber dieses hat er durch diese seine Arbeit nicht so wohl die Widersacher des Christenthums zu widerlegen, als die Bekenner desselben in ihrer Ueberzeugung zu befestigen gesucht, und deswegen für nützlich gehalten, den leichtesten und nächsten Weg zu wählen, der keine gelehrte Einsichten und Untersuchungen, sondern nur allgemeinen Menschenverstand und ein empfindendes Herz zum Voraus setzt. Die vornehmsten Materien, die er abhandelt, sind folgende: Die Wünschenswürdigkeit einer ausserordentlichen göttlichen Offenbarung. Die Vernunftmäßigkeit der christlichen. Ihre merkwürdige Uebereinstim-

einstimmung mit den Vollkommenheiten und der in der Vorsehung sichtbaren Handlungsweise Gottes. Ihr mächtiger Einfluß in die Besserung und Beruhigung des Menschen, wobey insonderheit gezeigt wird, daß die Geheimnisse den Vorwurf nicht verdienen, der ihnen in unsern Tagen so oft gemacht wird, daß sie bloße unfruchtbare Speculationen seyen. Der Einfluß des Christenthums in die zeitliche Glückseligkeit des Menschen. Der Nutzen, den es in der Welt würklich gestiftet hat. Das ganze Werk besteht aus einzelnen, aber genau mit einander verbundenen Selbstbetrachtungen. In dieser Form hat der Herr Verfasser geglaubt, ihm das meiste Interesse und die größeste Faßlichkeit geben zu können. Auch hat der Leser bey dieser Einrichtung den Vortheil, daß er nicht durch sehr lange Abhandlungen ermüdet wird, sondern von Zeit zu Zeit nicht zu weit von einander entfernte Ruhepunkte findet. Das Werk hat, seiner Absicht und Einrichtung gemäß, den Titel: **Unterhaltungen eines nachdenkenden Christen mit sich selbst, über die Wahrheit und Göttlichkeit seines Glaubens**, und besteht aus zweyen Theilen, von denen jeder etwa funfzig Bogen in 8. stark werden wird. Der erste Theil wird auf Ostern 1775, und der zweyte auf Ostern 1776, in meinem, des Buchdruckers, J. P. C. Reuß, in Hamburg, Verlage herauskommen. Der Preiß jeden Theils ist 4 Mark, oder 1 Rthlr. 12 gr. in Luisd'or.

Warum

Warum ich bey diesem vortreflichen Werk, welches sich ohnedem durch seinen Herrn Verfasser beliebt genug machen wird, den Weg der Vorausbezahlung eingeschlagen bin, ist aus keiner andern Absicht geschehen, als dem Publicum selbsten zu Hülfe zu kommen, und so viel möglich es einem jeden wohlfeil in die Hände zu liefern, welches sonst nicht so gut statt findet, indem man allezeit Gefahr läuft, und entweder die Auflage zu stark oder zu schwach veranstaltet. Es wird also das Werk, welches man durch Lösung verschiedener Privilegien für den Nachdruck, oder besser, Verstümmelung, in Sicherheit stellen wird, nach Verfliessung des Pränumerationstermins nicht anders als 6 Mark oder 2 Rthlr. verlassen werden können. Ich hoffe bey alle dem mein Versprechen gehalten zu haben, was ich je auf Subscription oder Pränumeration geliefert, daher ich mich mit der Hofnung schmeichele, ferner das gute Vertrauen des Publicums zu verdienen.

Hamburg, den 10ten Octob. 1774.

Der Verleger
Johann Philipp Christian Reuß.

Für Weimar pränumerirt man bey der Exped. des teutschen Merkurs.

---

* * *

8.

Der Beyfall, den die hiesigen Neuen Critischen Nachrichten bisher fast allgemein auch an entfernten Orten so viele Jahre gefunden, wie auch der hohe Schutz und die gnädige Aufmunterung, welche sie von der hiesigen hochverordneten Königl. Visitations-Commißion genossen haben, ermuntert die Verfasser noch ferner, nicht allein mit ihren Bemühungen fortzufahren, sondern ihnen auch immer mehr Ausdehnung, Abwechselung und Gemeinnützigkeit zu geben. Ob also zwar gleich jetzt mit dem Verlage derselben eine Aenderung getroffen werden müssen; so werden doch diese Blätter nicht aufhören, sondern mit künftigem Jahre unter dem Titel: Neueste Critische Nachrichten, so wie bisher und nach eben dem Plan ans Licht zu treten wieder anfangen.

Die Absicht bey diesen Blättern ist schon seit einigen Jahren hauptsächlich gewesen, einen Mittelweg zwischen einem Journal und einer gewöhnlichen gelehrten Zeitung zu halten. An statt also blos in einigen wenigen Zeilen ein Urtheil über ein Buch zu fällen, ist man bemüht gewesen, den Inhalt desselben oder doch das Merkwürdige und Neue daraus dem Leser so gedrängt als möglich, ohne jedoch blos die Ueberschriften der Capitel oder die Vorreden abzuschreiben, zwar ausführlicher

licher als sonst in gelehrten Zeitungen zu geschehen pflegt, aber doch nicht so weitläuftig, als in grössern Journalen geschieht, auszuzeichnen. Daß aber dabey auch critische Urtheile und Anmerkungen mit einzustreuen nicht vergessen worden, wird jedem unpartheyischen Leser in die Augen fallen. Doch haben bloße Critiken nie allein den Hauptzweck ausgemacht, und das um so viel weniger, da es dem größten Theil der Leser, bey der so großen Verschiedenheit der Urtheile der Critiker von einem Werk, mehr um eine richtige und genaue Kenntniß eines Buchs, als um das Privaturtheil des Recensenten zu thun ist, der immer nur eine Stimme unter Tausenden hat. Noch weniger wird man darin harte und beleidigende Urtheile gelesen haben, als die unserer ganzen Denkungsart zuwider sind. Wir können geirret haben, allein wir haben wenigstens nie durch unsern Irthum und durch Lieblosigkeit Andern zu schaden gesucht; und wir halten es, und werden es nie für einen Vorwurf halten, wenn man sagt, daß wir billig und moderat denken und urtheilen. Und davon soll uns auch künftig nichts abbringen. Wir werden kein critisches Auto Da Fe halten, und den irrenden Schriftstellern weder papierne Schandmützen aufsetzen, noch ihre Kleidung mit Feuer und Flammen bemalen; aber wir werden suchen, der Wahrheit allemal getreu, dem Leser ihre Gedanken, ohne sie zu vergrößern oder zu verkleinern, vorzulegen; und da in solchen Blättern;

tern eine ordentliche Widerlegung nicht wohl allemal möglich ist, ihm selbst bisweilen das Urtheil überlassen.

Durch die weise Vorsorge Sr. Excellenz unsers Hochwürdigsten Kanzlers, dieses erhabenen Kenners und Freundes der Wissenschaften und Künste, ist die Veranstaltung getroffen worden, daß von nun an von allen in Schweden gedruckten Schriften ein Exemplar an hiesige Akademie gesandt werden soll. Die Verfasser werden sich also dadurch sowohl, als durch Ausbreitung ihres Briefwechsels, nach dem übrigen Norden, in den Stand gesetzt sehen, von vielen dort herauskommenden gemeinnützigen Schriften die erste zuverläßige Nachricht zu ertheilen. Da auch die Zahl der Mitarbeiter an diesen Blättern, worunter jedoch niemand ist, der nicht in öffentlichem Amte steht, vermehrt werden dürfte; so hoffet man in mehrern Fächern als bisher mehr zu leisten, als was sonst für die Lage des Buchhandels in diesen Gegenden möglich ist. Die in Pommern herauskommenden Schriften werden wir allemal vorzüglich mit Vergnügen bekannt machen, wenn sie uns in die Hände kommen, oder deren Verfasser uns davon ein Exemplar postfrey zuzusenden belieben werden. Schriften hiesiger Gelehrten werden blos angezeigt, nie beurheilt.

Damit

Damit wir aber wissen mögen, in wie weit man die Unkosten des Drucks bestreiten, und was etwa dann übrig bleibt, zur Erweiterung der Correspondenz, Anschaffung wichtiger Werke, die hier sonst nicht zu haben sind, und überhaupt dazu anwenden könne, diesem Institut immer mehr Vollkommenheit zu geben; so haben wir den Weg der Subscription gewählt, und wir ersuchen alle Freunde der Litteratur und dieser Blätter, solche allenthalben gütigst anzunehmen und zu befordern. Wer auf 12 Exemplar Subscription sammelt, erhält das 13te umsonst. Gegen das Ende des Novembers oder höchstens die Mitte des December Monats dieses Jahrs bittet man die gesammelten Subscriptionsanzeigen an dem Professor Müller in Greifswalde, welcher die Direktion dieser Blätter fortführen wird, einzusenden. Der Preiß ist jährlich 2 Rthlr. Conventionsmünze oder Gold, dafür wird alle Woche ein Bogen in klein Quartformat, mit Corpusschrift gedruckt, geliefert. Alle halbe Jahre werden die herausgegebenen Stücke nach der Leipziger Messe versandt. Hier in Pommern und nähern Gegenden verspricht man sie auch, so wie es verlangt wird, vierteljährig oder monatlich, oder sonst mit Gelegenheit an diejenigen Freunde, welche die Subscription annehmen, zu übersenden. Diejenigen, welche sie posttäglich verlangen, werden ersucht, solches bey Unterzeichnung ihres Namens zu bemerken, und

müssen sich desfalls, so wie bisher, an die königl. Postämter wenden. Greifswald, im Octob. 1774.

J. G. P. Möller.

* * *

9.

Schon vor einiger Zeit ist dem Publiko des Hrn Prof. Eschenburgs Entschluß, eine vollständige Uebersetzung von Schakespears sämtlichen Werken zu liefern, angezeigt worden. Jezt macht die Orell, Geßner und Fueßlinsche Handlung in einer Nachricht von 4 Oktavblättern die Einrichtung und Umstände dieser Ausgabe weitläuftig bekannt. Wir verweisen die Leser dahin, und liefern hier nur folgenden Auszug davon.

Nachdem der Herr Hofrath Wieland, sich sowohl öffentlich als gegen uns erkläret, daß er einer verbesserten und vollständigeren Ausgabe seines Lieblingsauthors mit Ungedult entgegen sehe, sich aber dieser Arbeit unmöglich unterziehen könne, so wendeten wir uns an den Herrn Professor Eschenburg in Braunschweig, einen Mann, der sich bey der Nation das Verdienst eines OriginalGenie erworben hat. Er nahm den Auftrag an.

Was nun uns die Verleger betrift, so dürfen wir stolz darauf seyn, uns durch mehrere Proben in den Ruf gesetzt zu haben, daß wir gewohnt sind,

ſind, die Erwartung des Publikums, von der Erfüllung unſers Verſprechens, lieber zu übertreffen, als zu berücken. Wir haben uns alſo vorgenommen, dieſe neue, vollſtändige Ausgabe des Shakeſpears durch den Weg des Vorſchuſſes zu drucken: Theils damit wir den Liebhabern des groſſen Dichters das Werk in dem billigſten Preiſe liefern können; anderntheils aber, um uns nach Möglichkeit gegen Nachdrucker zu verwahren.

Sollte nun dieſer Weg, dem Publiko nicht zuwider ſeyn, ſo machen wir hiemit nachſtehende Bedingniſſe:

1. Wird das ganze Werk in XII. Bänden gedruckt. Jeder Band enthält drey Stücke und den critiſchen Anhang des Herrn Ueberſetzers. Papier und Druck kommen mit gegenwärtigem Plan überein (nemlich feiy Schweitzer Papier, und Corpus Schrift auch ſoll Shakeſpears Bildniß den erſten Band, und dann die übrigen, eine Titelvignette von der Hand des Herrn Geßners zieren.

2. Das ganze kömmt in drey Lieferungen, jede zu vier Bänden heraus. Der Vorſchuß oder die Pränumeration beträgt acht Reichsthaler, in Louisd'or zu 5 Rthlr nach ſächſiſchen Cours gerechnet, oder zu 7 fl. 30 kr. Conventionsgeld. Drey Rthl. bezahlt man zum voraus gegen Schein,

und dann bey Auslieferung der vier ersten Bände wiederum drey Rthlr., und bey Lieferung des V—VIII. Bandes den Rest von zwey Rthlr. Dagegen erhält der Pränumerant die vier letzten Bände zu seiner Zeit, ohne weitern Nachschuß.

3. Die Pränumerationszeit endigt sich mit der Leipziger Ostermesse 1775. wer also zu pränumerieren gedenkt, beliebe es innerhalb diesem Termin zu thun und seinen Namen dem Freund anzuzeigen, der sich mit Annahm der Pränumerationen bemühen wird.

4. Das Verzeichniß der Pränumeranten soll dem Werk beygedruckt werden.

5. Da wir wirklich mit dem Druck angefangen haben, so versprechen wir zuverlässig, die vier ersten Bände auf die Leipziger Ostermesse 1775. die zweyte Lieferung auf eben diese Zeit des folgenden 76. Jahrs, und die dritte auf Ostern 1777.

6. Die Lieferung der Pränumerationsexemplare, geschieht von Zürich oder Leipzig aus, auf Kosten der Pränumeranten.

7. Nach Verfluß des bestimmten Termins, wird von diesem Werk kein Theil, oder Lieferung mehr besonders verkauft, sondern allein an die Herrn Pränumeranten abgeliefert; Das vollständige aber zu seiner Zeit nicht anders als um 12 Rthl. erlassen.

7. Der

7. Der Vorſchuß wird nicht allein von uns und unſerm Comiſſ. Hr. Joh. Mart. Weber in Leipzig angenommen, ſondern auch in allen Buchhandlungen in ganz Teutſchland; jedoch ſtehen wir nicht anderſt gut, als in ſo fern wir die Vorſchußgelder baar erhalten haben. Wer ſich alſo mit den Collecten bemühen will, bekommt auf zehen Exemplaren das Eilfte ohnentgeltlich. Dabey aber bitten wir uns Briefe und Geld nach Zürich oder Leipzig franco aus.

Zürich, den 1ſten Octob.

Orell, Geßner Fueslin und Comp.

Für Weimar nimmt Herr Bertuch Vorſchuß darauf an.

* * *

10.

Der Proſpectus der Hiſtoire univerſelle et diplomatique des Herrn Prof. Wegelin, welchen Hr. G. J. Decker zu Berlin, der Verleger davon, vor kurzem bekannt machte, läßt das Publikum auf ein höchſt intereſſantes Werk hoffen. Ebenderſelbe Hr. Decker zeigt itzt in einem Avertiſſement ſur la publication de l'Hiſtoire univerſelle et diplomatique de Mr. *Wegelin*, die Art und Weiſe an, wie die Ausgabe dieſes Werkes vor ſich gehen ſoll. Das ganze Werk ſoll 6 Bände,

in gr. Quart; und jeder hundert und etliche Blätter ausmachen. Das Papier soll Holländisch, und der Druck schön und höchst korrekt seyn. Alle Jahre soll ein Band, und auf der Michaelis-Messe 1775, die Introduktion a l' histoire universelle cet. (als welche den ersten Band macht) erscheinen. Da alles dazu angeschafft und in Ordnung ist, so wird weder der Verfasser, noch der Verleger die Ausgabe des Werks im mindesten aufhalten. Um sich aber wenigstens einige Gewißheit bey einem so wichtigen Unternehmen zu verschaffen, bittet Hr Decker von den Liebhabern nichts als eine bloße Unterzeichnung ohne einige Pränumeration aus; weil man jeden Band erst beym Empfang desselben baar bezahlet. Diese Unterzeichnung kann man entweder beym Verleger selbst, oder in den übrigen vornehmsten Buchhandlungen von Europa leisten.

* * *

II.

Der eingeschränkte Raum unserer Anzeigen verstattet uns nie ausführliche Auszüge aus weitläuftig-ausgearbeiteten Planen gemeinnütziger Institute zu liefern. In eben dieser Verlegenheit befinden wir uns bey dem vortreflichen Plane von der ökonomischen und Kameralschule, welche mit Kurfürstl. gnäd. Erlaubnis den 3 Okt. 1774 zu Lautern eröffnet worden ist. Die Kurpfälzisch-Oekonomische Gesellschaft in Lautern gab ihn auf 3 Bogen

Bogen in 4to vor kurzem zu Mannheim heraus. Wir verweisen unsere Leser, die weitläuftiger davon unterrichtet seyn wollen, auf ihn, und müssen uns hier begnügen, unser Publikum auf dieß vortrefliche und höchstnützliche Institut nur aufmerksam zu machen. Der Plan selbst leidet fast keinen Auszug; man muß ihn selbst lesen. Das Wenige, was wir, im Allgemeinen, davon liefern können, ist folgendes. Er theilt sich in vier Haupt-Abschnitte.

I. Von der Absicht dieses Instituts. Nachdem der Verfasser sowohl die Unzulänglichkeit des gewöhnlichen akademischen Vortrags der ökonomischen und Kameralwissenschaften, und der ökonomischen Gesellschaften, als auch die Schwierigkeit und Langwierigkeit des Privatstudiums dieser Wissenschaften gezeigt, meldet er, daß die Kurpfälzische ökonomische Gesellschaft alle ihre Kräfte angewandt habe, eine öffentliche Schule für die Land- Stadt- Kameral- Polizei- und Staatswirthwissenschaft zu lautern zu errichten. Sie ist für junge Leute bestimmt, die die niedern Schulen geendiget, und willens sind, auf eine Akademie zu gehen, die höheren Wissenschaften zu studiren. Zwey Jahre werden auf dieser hohen Schule erfordert, um alle Theile der hier einschlagenden Wissenschaften zu erlernen.

II. Von den Wissenschaften insbesondere, die hier vorgetragen werden sollen. Dieß sind folgende, und in folgender Ordnung.

Erstes halbes Jahr. — Winter.

1) Philosophie.
2) Reine Mathematik.

3) Na-

3) Naturlehre.
4) Naturgeschichte, und zwar das Thier- und Mineralreich.

Zweytes halbes Jahr. — Sommer.

5) Angewandte Mathematik.
6) Chemie.
7) Naturgeschichte, und zwar die Kräuterlehre.
8) Landwirthschaft.

Drittes halbes Jahr. — Winter.

9) Gewerke, Manufaktur und Fabrikwesen.
10) Handlungswissenschaft.
11) Polizeiwissenschaft.

Viertes halbes Jahr. — Sommer.

12) Finanzwissenschaft.
13) Staatswirthwissenschaft.
14) Anleitung zu gelehrten Reisen.

III. Art des Vortrags. Jede Wissenschaft wird so vorgetragen, daß man immer ihren Bezug auf das Ganze dabey zeigt, den Zuhörern die Grundsätze, auf welchen jede beruhet, so viel möglich erleichtert, selbige faßlich abhandelt, und sie aufmerksam auf solche macht.

IV. Kurze Nachricht von den Vortheilen der Stadt Lautern, und von den daselbst vorräthigen Anstalten zu einer solchen Schule. Diese sind

1) Eine zahlreiche und auserlesene Bücherssammlung.
2) Eine Manufaktur.
3) Ein gesellschaftliches Landguth, zur praktischen Uebung.

4) Eine

4) Eine Sammlung von Instrumenten zur Experimental-Naturlehre und angewandten Mathematik.

5) Ein botanischer Garten.

6) Ein Naturalienkabinet.

7) Ein neuerbautes Laboratorium zum Behuf der Chemie.

8) Wohlfeiler Unterhalt; sintemahl ein junger Mensch die ganze Zeit seiner zwey Universitäts Jahre mit 500 Gulden nicht nur bequem leben, sondern auch diesen ganzen Unterricht genießen kann.

12.

Der Leipziger Almanach der deutschen Musen auf 1775 verläßt eben die Presse. Mancherley Ursachen machen es nothwendig, wegen dessen ein schriftliches Avertissement aufzusetzen. Er wird unverändert fortgesetzt; da aber mit dem Verleger desselben eine Aenderung getroffen worden, und ihn künftig Hr. Weygand zu Leipzig verlegen wird, so geht die Bitte des Verfassers dahin, erstlich daß diejenigen, welche mit demselben nicht selbst korrespondiren, alles, was den Almanach betrifft, an die Weygandische Buchhandlung addreßiren. Zweitens, ihre gütigen Beyträge künftig früher, nemlich zu Johannis, einzuschicken, weil künftighin der Almanach jedesmal schon zu Michaelis fertig seyn soll.

---

13. Ei-

13.

Eine Berichtigung. Im 7ten Bande unſers T. Merkur wird S. 347 der Graf von Lauragais als Verfaſſer des l'an 2440 angegeben, welcher es aber nicht iſt. Der wahre Verfaſſer davon iſt Hr. Mercier, der auch das vor kurzem erſchienene Werk, Sur l'art dramatique, geſchrieben hat.

14.

Der jüngere Hr. Richter in Altenburg fährt mit ſeinem Verlag Engländiſcher Originale fort, und hat uns vor kurzem den Erſten Band von ſeiner Collection of New Plays geliefert, welcher 4 Stücke, nemlich the Weſtindian, the mistakes of a night, beydes Komödien, jene von Cumberland, dieſe von Goldſmith, Alzuma, eine Tragödie von Murphey, und the monument in Arcadia, ein wäßerichtes Ding von Reate, enthält.

Druckfehler im ſiebenten Bande.

S. 183. Z. 7. von unten, Donna Maria, ſtatt Die Donna Maria.
S. 186. Z. 6. Meinung, ſtatt Neigung.
S. 202. Z. 4. von unten, meine, ſtatt ſeine.
S. 228. Z. 7. von unten, glaube, ſtatt glaubte.
S. 232. Z. 19. Herner, ſtatt Herne.

Innhalt
des achten Bandes.

Erſtes Stück.

I. Der Einſiedler von Warkworth, in drey Geſängen. . . Seite 5

II. Polyxena. Ein lyriſches Monodrama. 64

III. Proben einer neuen Ueberſetzung der Briefe des Plinius. . . 73

Zweytes Stück.

I. Poeſien. . . 99

II. Beyträge zur Geſchichte Aſiens, in einem kritiſchen Auszuge aus den erbaulichen Briefen Th. 29 bis 32. 120

III. Fortſetzung der kritiſchen Nachrichten vom Zuſtande des teutſchen Parnaſſes. . . 164

IV. Einige Bemerkungen über verſchiedene Inſekten. . 202

Drittes Stück.

I. Poeſien. . . 211

II. Auszug eines Briefes an den Herausgeber. . . 218

III. Rai-

III. Raisonnirendes Verzeichniß neuer Bücher.

I. Theologie, bibliſche Philologie u. Kritick 221
II. Rechtsgelehrſamkeit. 230
III. Arzneywiſſenſchaft und Chirurgie. 230
IV. Chymie. 235
V. Dichtkunſt und Schöne Litteratur. 237
VI. Naturlehre und Naturgeſchichte. 251
VII. Hiſtoriſche Wiſſenſchaften. 258

IV. Vermiſchte Anzeigen.

1. Nachricht über Hrn Diac. Lavaters Fragmente phyſiognomiſcher Beobachtungen, Vermuthungen, Urtheile, Reflexionen ꝛc. 265
2. Anzeige von einem allgemeinen phyſikaliſchen Wörterbuche. 271
3. Eine Frage an das teutſche Publikum. 273
4. Vom Journal de Lecture. 278
5. Zweyte Nachricht, die Herausgabe der Kämpferiſchen Beſchreibung von Japan betreffend. 281
6. Bekanntmachung von der Herausgabe einer periodiſchen Schrift, unter dem Titel: Der Philoſoph für die Welt. 285
7. Von Hrn. D. Münters Unterhaltungen eines Chriſten mit ſich ſelbſt. 287
8. Greifswalder Nachrichten. 290
9. Ausgabe vom Shakeſpear. 294
10. Hiſtoire univerſelle et diplomat. 297
11. Anzeige der ökonomiſchen und Kameralſchule zu Lautern. 298
12. Wegen des Leipziger Muſenalmanachs. 301
13. Eine Berichtigung. 302
14. Collection of new Plays, von Richter. 302

G. A. N. 522

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1775.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

BIBLIOTH. ALBERTINA UNIVERS. LIPS.
EX DONO
GEORGII ET SOPHIAE
KESTNER

Der

Teutſche Merkur.

Jänner 1775.

I.

Das

Urtheil des Midas.

Ein komiſches Singſpiel in einem Aufzug.

* * *

Perſonen:

Apollo.	Thalia.
Pan.	Ein junger Faun.
Midas.	Chor { der Faunen. der Muſen.

Die Scene iſt am Ufer des Paktols, eine offne Gegend, mit Bäumen und kleinen Gebüſchen geziert. In der Mitte erhebt ſich eine Art von Thron, über dem ein aus Epheu und Roſen gewundener Kranz hängt. In der Ferne entdeckt man den Palaſt des König Midas, und einen Theil der dazu gehörigen Gärten.

Thalia tritt lachend auf.

Ha, ha, ha, ha!
O das iſt gar zu ſchön! wer hilft mir lachen?

Der Faun von der entgegenſtehenden Seite aus dem Gebüſche hervorſpringend.

Faun. Hier haſt du deinen Mann!
Um einen Kuß, Thalia, lach ich mit,
Und frage nicht warum.

Thal. Um einen Kuß? Nein, ſchönes Faunchen, nein;
So theuer nicht! ich kan ja Solo lachen.

Faun. Und mein Verluſt wird auch erträglich ſeyn.
Ein Kuß? das lohnt ſich auch der Müh!
Um einen möcht ich mir den Mund nicht wäſſern machen.

Ein Küßchen iſt
Auch gar zu bald geküßt.
Kaum ſpizt ihr die Lippen,
Es ſchlürfend zu naſchen,
Kaum glaubt ihrs zu haſchen,
So iſt es entſchlüpft.
Weg iſt die Luſt, ſobald wir zählen müſſen,
Wie leicht wird bey gezählten Küſſen
Einer überhüpft!

Thalia (mit einer Pantomime, welche die Anſpielung auf die Fabel vom Fuchs und der Traube deutlicher macht.)

Die Traube mag ich nicht,
Sie würde mir nur ſtumpfe Zähne machen?

Sehr

Sehr ſchlau! allein, auch ungekützt,
Mein guter Faun, ſollt du mir helfen lachen.
Ha, ha, ha, ha!

(Der Faun lacht auf eine gezwungne und bürleske Art mit.)

Thal. Genug, genug! der große Spaß
Zu wiehern, wie du thuſt, und nicht zu wiſſen
Warum! — Warum ich lache,
Dies iſt — ha, ha, ha, ha!
Es iſt zum berſten, Faun!
(Sie wiſcht ſich die Augen.)
Was Eigendünkel nicht vermag!
Sprich, lud nicht euer Pan auf dieſen heutigen Tag
Den Muſengott zum Kampf im Singen ein,
Und ſoll nicht Midas Richter ſeyn?

Faun. So, iſts nur dies? ich dachte was es wäre!

Thal. Ich denk' es iſt ſehr viel,
Und viel zu viel für euers Ordens Ehre;
Wir ſetzen nichts dabey aufs Spiel,
Und ſo ein Sieg kan wenig uns vergnügen.
Bloß euer Wahn, im Kampf mit uns zu ſiegen,
Der iſt belachenswerth.

Faun. Nur nicht zu früh gelacht, mein schönes Kind!
Am Ende sieht man erst, aus welchem Tone
Das Stückchen geht.

Thal. Ihr habt euch wenigstens sehr klüglich vorgesehn.
Die Wahl des Richters zeigts.

Faun. Die Wahl des Richters? Wie?
Besinne sich das Fräulein, was sie spricht!

Thal. Die Pflicht der Pierinnen
Ist wahr zu seyn.

Ein Diadem ist keine Zauberbinde,
Um welchen Kopf es auch sich winde.
Es ziert die Stirne zwar,
Und puzt das Haar;
Allein der Kopf, der Kopf
Bleibt wie er war!

Faun. Bey meinem Schlauche! Nennt ihr das —
Verzeih mirs Pan! — nicht gar moralisiren?
Doch, daß ihrs wißt, ein Midas hat dabey
Nichts zu verliehren.

Herr Midas, durch der Sterne Gunst,
Ist Meister jeder freyen Kunst,
Und Kenner aller schönen Sachen.

Thalia. Das iſt bekannt!
Wer giebt uns öfter was zu lachen?
Faun. Es iſt kein bloſſer Dilettant,
Er kan es beſſer machen!
Thalia. Den Klugen was zu lachen!
Faun. Er hat Verſtand! Thal. Das iſt bekannt.
Faun. Macht er nicht Verſe? Thal. Schlimm genug!
Faun. Und ſpricht von allem — Thal. Wie nicht klug.
Faun. Tanzt wie ein Faun, ſingt — Thal. Wie ein Rabe.
Faun. Und ſpielt die Flöte ſchier wie Pan,
Er iſt ein Mann von großer Gabe!
Thalia. Man ſiehts ihm an.
Faun. Bey meinem Thyrſusſtabe,
Ein Mann von großer Gabe!
Thalia. Ja wohl ein feiner Knabe!
Man ſiehts ihm an!

Faun. Auch hören wirſt du's bald. — Ah, ha!
Sie kommen ſchon. Thalia, horch empor!
Des Krummhorns Ton! die Klapperbleche!
Die Pfeiffen! Sieh, der Fauuen Chor,
Und Pan in ihrer Mitte.

Zwoote Scene.

Pan. Chor der Faunen. Die Vorigen.

Pan. Ha, Junge, bist du da? Ist alles fertig?
Wo bleibt der Richter denn, und wo mein Gegentheil?
(zur Thalia) Ah, sa! mein schönes Kind, wie treffen wir uns an?
Du kömmst doch nicht den Kampf uns abzusagen?

Thal. Wie schön ist dieses Selbstvertraun!
Wie glücklich ist ein Faun,
Der stets sich selbst gefällt, den keine Zweifel plagen,
Der urtheilt, wie man Kegel schiebt,
Und Unsinn spricht soviel als ihm beliebt.
Was darf ein Mann mit langem Ohr nicht wagen?
Ein Faun
Ist traun!
Im glücklichsten Zeichen gebohren!
In seine Faunheit eingehüllt,
Trägt er sein Hörnchen übergüldt,
Reckt hoch empor
Sein langes Ohr,
Und spottet der kleineren Ohren.

Pan.

Pan. Ich glaube gar das Mädchen will uns necken?
Gut, gut! das Omen nehm ich an!
Ja, recken wollen wir die Ohren, recken
Bis in die Wolken hoch empor,
Und senken, senken, bis zur Erde senken
Sollt ihr die eurigen!

(Man hört Trompeten und Pauken.)

Chor der Faunen. Glück zu! der Richter kömmt!

Dritte Scene.

König Midas in einem langen Talar, dessen Schleppe ihm zween Edelknaben nachtragen, sehr eilfertig. Die Vorigen.

Thalia vor sich.

Der Spaß wird Ernst. Apollo darf
Nun länger nicht verziehn.

(Sie schleicht sich weg.)

Midas. Vergebung, guter Pan! Wir ließen uns
Zu lang erwarten. Gelt, ihr dächtet nicht,
Daß Midas, wie ihr ihn hier seht, dem Tage selbst
Zuvorkam, bey der ersten Rose,

Die ihm Aurora an die Naſe warf,
Sich aus den Federn machte? O das ſtellt
Kein Menſch ſich vor, kein Menſch, was unſer einer
Den ganzen langen Tag bis in die Nacht
Zu thun hat! Wie man immer zehnerley
Auf einmal thun ſoll, immer da und dort
Und allenthalben ſeyn ſoll; oft nicht weiß,
wo einem
Der Kopf ſteht, und am Ende, ſeht ihr, doch
Nie fertig werden kan, nie was zu thun war
Gethan hat, immer auf ſich warten läßt.
Bey meiner Treu, es iſt ein ſaures Leben!
Allein, was Raths? Umſonſt iſt einer auch
Kein Sultan! — Aber was ich ſagen wollte,
Wo bleibt Apollo? Ha! probiert vermuthlich
Sein Stückchen noch? Hats Urſach! Was
Geſchmack betrift,
Da bin ich (unter uns) ein wenig eigenſinnig.
Er kan es treflich machen, und noch kömmts
drauf an,
Obs mir gefällt. Ich war von Kindesbeinen an
Liebhaber, Kenner will ich juſt nicht ſagen;
Doch Ohren bring ich mit, verlaßt euch drauf!

Pan. O! wenn man ſolche Ohren
Zu Richtern hat, iſts nur ein Spaß ums ſingen.

Midas. Ich ſage nichts. Allein — genug, ich weiß
Schon was ich weiß — Apollo mag nur
kommen!

Faun. Da kömmt er würklich.

Midas. Lupus in fabula, ha, ha, ha, ha!

(Er lacht und giebt ſich die Miene, was ſehr
ſinnreiches geſagt zu haben.)

Vierte Scene.

Apollo. Chor der Muſen. Thalia. Die Vorigen.

Apollo. Herausgefodert komm ich, nicht aus Wahl;
Pan will den Kampf; Pan wählte ſich den
Richter.
Mir gilt es gleich.
Um ſeinetwillen hoff' ich bloß,
Der Richter hat, was hier erfodert wird,
Ein Herz, das fühlen kan, und nicht zu
dicke Ohren.

Midas.

Midas. Nichts von captatio benevolentiae!
Nichts präludirt! Zur Sache! Frisch gewagt
Iſt halb gethan! — Ich ſetze mich —
(zu Apoll und Pan) Ihr tretet in die Mitte;
Ihr andern lagert euch zu beyden Seiten.
Und nun laßt hören, wem der Kranz gebührt!

Apollo zu Pan. Du ſingſt zuerſt.

Pan. Gut, weil du doch den Vortheil haben willſt
Nach mir zu ſingen.

Thalia zu einer Muſe. Ah! da ſezt es was zu lachen.

Pan (mit ſehr viel Aktion.)

O Nymfe mit dem ſchönen Buſen,
Wie lange willſt du grauſam ſeyn?
Sieh, wie dein Pan die ganze Nacht
An deinem Ufer ſizt und wacht,
Vom Mond beſcheint,
Und ſeufzt und weint,
Und klagt dir ſeine Pein!
Wie kan dein Herz ſo eiſkalt ſeyn,
In einem ſolchen Buſen?

Midas. O bravo, bravo, Pan! das nenn ich ſingen,
Das heißt Muſik! Ancora, guter Pan!
So etwas muß man zweymal hören.

Pan.

Pan. O Nymfe mit dem schönen Busen,
Wie kanst du doch so grausam seyn?
Ich spiel auf meinem Haberrohr
So manch herzbrechend Lied dir vor,
Und du, und du, (weinend)
Du lachst dazu,
Und spottest meiner Pein?
O Fy, so felsenhart zu seyn
Mit einem solchen Busen!

Midas
(steigt ganz außer sich vom Thron herab.)

Genug, genug! es ist nicht auszuhalten!
(zieht sein Schnupftuch heraus und weint.)

Thalia (ironisch.)

Ja wohl! die Nymfe muß samt ihrem schönen Busen
Von Alabaster seyn,
Die so was hören kan und nicht zerschmilzt.

Midas (ahmt den Gesang Pans nach.)

„O Nymfe mit dem schönen Busen — „
Das nenn' ich reine Melodie,
Das heißt Musik! — „Und du, und du
„Du lachst dazu „— Da ist Natur und Ausdruck!

(Die Musen können sich nicht mehr halten, in ein lautes Gelächter auszuberſten.)

Was giebts zu lachen? he? Die närrschen Dinger!
Zu lachen wo man weinen soll! ha, ha, ha, ha!
(er lacht selbst.)
Das hat kein Eingeweide, keine Seele!
Das schmeckt und fühlt nicht! — Desto schlimmer
Für euch! „Und du, und du" — Wars nicht die Syrinx, Pan,
Die hier gemeynt ist?

Pan. Eben die, die spröde Hexe!
Hat mich leider! manches schöne Lied gekostet!
Wißt ihr was ihr Fehler war?
Sie liebte die Musik nicht — Ihrenthalben
Hätt' ich mich heiser singen mögen, hätte sich
Nicht so viel drum bekümmert!

Midas. Was du sagst? das garstige Ding! die mußte gar
Kein Herz im Leibe haben — Doch, davon
Ein andermal! Izt muß ich, Amtes halben,
Auch deinem Gegentheil ein Ohr verleihen.
Wohlan, Apoll! die Reyh' ist nun an dir!
Der Sieg ist schwer — ich sage weiter nichts —
Doch, wenn du etwan anders dich
Besonnen hättest — Wie du meynst, Apollo!

Apollo

Apollo (lächelnd) Der Sieg ist, wie ich sehe,
Bereits entschieden. Der Triumph allein
Fehlt noch. Und diese Freude nicht
Dem Sieger zu verkümmern, will ich singen.
Der Richter spreche dann — wie er's versteht!

Midas. Schon gut, schon gut!
So wie du geigen wirst, so werd ich tanzen.

Apollo. Vom schlummerlosen Lager hob
Ismene sich, die reizendste
Der jungen Schäferinnen,
An Ladons Ufer. Lange schlich ihr schon
Amynt, der schönste Hirt, mit stillen Seufzern nach;
Vergebens! Fühllos blieb bey seinem Leiden
Die Schäferin.
Doch endlich überwältigt sie
Der Gott der Liebe; und am frühsten Morgen,
(Noch schien der Mond, noch schlief der ganze Hayn)
Gieng sie mit leisem Tritt, jungfräulich schüchtern,
Dem Hayne zu, wo unter dunkeln Myrten
Cytherens Marmorbild im Mondschein glänzt,
Sie nähert sich, pflückt halbentfaltete
Vom Morgenthau geschwellte Rosen, kränzt
Der Göttin Haar und Busen, seufzt,

Die

Die Stirne sanftgelehnt an ihre Wange,
Und betet so zu Cyperns Königin:

Holde Königin der Liebe,
Nein, nicht länger soll Isinene
Deiner Allmacht widerstreben!
Göttin, kanst du ihr vergeben?
Laß sie, laß sie dich versöhnen,
Diese erste stille Thräne
Hingeweint auf deine Brust.
O zu welchem neuen Leben,
Göttin, läßt du mich erwachen!
Alles scheint mir zuzulachen,
Alles athmet Götterlust.

Thalia (zu einer Muse.) Siehst du, wie vor Vergnügen
Sogar der Faunen langgespiztes Ohr
Wollüstig wackelt.

Midas. Nicht übel! hübsch! ganz artig! in der That!
Ganz hübsch in seiner Art, ich muß gestehen.
Doch freylich — Nimm es mir nicht übel,
Apollo — zwischen Pan und dir, —
Ich denke, wir verstehen uns — mit Einem Worte,
Pan ist der Mann, und Ihm gebührt der Kranz.

(Er steigt vom Thron herab, und setzt dem Pan den Kranz auf.)

Chor

Chor der Faunen.

Wohlgesprochen! wohlgesprochen!
König Midas leb! er lebe!
Midas, der so weislich spricht,
Und sein Saame sterbe nicht!

Apollo. Dem weisen Spruch zufolg' ist Pan gekrönt;
Mich lohnt der Musen und mein eigner Beyfall;
Und unbelohnet sollte nur
Der Richter, der so weislich sprach,
Von hinnen gehen? Nein, das soll nicht seyn!
Sein angebohrnes Ohr, das so gelehrt entscheidet,
Ist fürderhin für ihn zu klein.
Wir wollen ihn, zum ew'gen Angedenken
An diesen Tag, mit einem Ohrenpaar,
Das seiner würdig ist, beschenken.

(Apollo berührt des König Midas Haupt, und plötzlich dehnen sich seine Ohren in Eselsohren von der ersten Größe aus. Musen und Faunen lachen überlaut.)

Midas. Was ists? was ists? was lachet man?
(er greift sich an die Ohren.)
Ha! beym Element, was soll die Schäckerey?
Nehmt mir die Ohren ab!

Midas. Ey, ey,
Bey meiner Treu,
Was ſoll die Schäckerey?
Nehmt mir die Ohren ab!

Apollo. Herr Aldermann verzeih;
Sie wieder abzunehmen,
Herr Aldermann,
Das geht nicht an.

Midas. Und du, Gevatter Pan,
Du läßt mich ſo beſchämen?

Pan. Ey, hat ſich was zu ſchämen!
Die Ohren ſtehn dir an.

Midas. Kurz um! die Schäckerey
Steht mir nicht an!

Thalia. **Der Faun** } Herr Aldermann, verzeyh,
Die Ohren ſtehn dir an.

Thalia. Wir bitten nur damit
Vorlieb zu nehmen.

Midas. Verdammter Streich!
Ich möchte gleich
Vor Aerger berſten.

Pan. **Thalia.** **Der Faun.** } Man möchte gleich
Vor Lachen berſten.

Pan. Gieb dich zufrieden, Freund, und, ſtatt zu murren,
Sey ſtolz auf deiner Ohren Majeſtät!
Du biſt dadurch wie unſer einer worden,
Und mit Vergnügen nehmen wir dich auf
In unſern langgeöhrten Orden.

Chor der Faunen. Wohlgeſprochen, wohlgeſprochen!
Unſer Bruder Midas lebe!
Und mit ſeinen Ohren wachſe
Auch ſein Nachruhm himmelan!

Thal. allein. Weiſer Midas, groß von Ohren,
Nimm zu deiner neuen Würde
Auch der Muſen Glückwunſch an.

Beyde Chöre. Lebe, Bruder Midas, lebe,
Lebe, weiſer Midas, lebe,
Und mit deinen Ohren wachſe
Auch dein Nachruhm himmelan!

(Die Muſen und Faunen ſchließen einen Tanz um den König Midas, und der Vorhang fällt.)

W.

II.

Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende.

Keine Vorrede.

Eine Vorrede vor ein Werk, wie die Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende? — Nein, bey allem was gut iſt, ich werde keine Vorrede dazu machen, es erfolge auch daraus was will!

Für den verſtändigen Leſer würde die kürzeſte zu lang ſeyn: und dem unverſtändigen hilft keine Vorrede, und wenn ſie dreymal länger wäre als das Werk ſelbſt.

Es giebt Leute (ſagte mir neulich einer meiner Freunde) welche ſichs nicht ausreden laſſen wollen, daß Sie unter den Sultanen — die Fürſten, und unter den Bonzen — die ganze Geiſtlichkeit verſtehen.

„Iſts möglich (ſagte ich) daß es ſo blödſinnige Leute geben kan?„ Leider! (verſezte mein Freund) und in gröſſerer Anzahl als Sie Sich vorſtellen. Ich dächte, Sie wären's

ren's Sich ſelbſt ſchuldig, dieſen Leuten ein für allemal ſo deutlich, als nur immer möglich iſt, zu ſagen, wie Sie verſtanden ſeyn wollen.

„Ich dächte, dies wäre ſchon längſt geſchehen, erwiderte ich. Ich kan mich unmöglich deutlicher erklären, als ich's im goldnen Spiegel gethan habe. Wer mich nun nicht verſteht, will nicht, — oder befindet ſich im Falle des ehrlichen Mannes, der alle Brillen einer ganzen Boutike probierte, ohne einen Buchſtaben dadurch leſen zu können; am Ende zeigte ſich's, daß der Mann weder mit noch ohne Brille leſen konte.

„Schaffe mir Kinder, oder ich ſterbe, ſagte Rahel zu Jakob ihrem Manne. Bin ich denn Gott? antwortete der Erzvater. — Dies iſt gerade der Fall eines ehrlichen Autors, den unverſtändige Leſer zwingen wollen, ihnen Verſtand zu geben.

„Licht iſt nur Licht für den Sehenden; der Blinde wandelt im Sonnenſchein, und dünkt ſich im Finſtern.

„Alſo keine Vorrede, mein Freund — „

Auf Ihre Gefahr, ſagte der Freund.

Et libera nos a malo, betete ich in der Stille, und ſchwieg.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Wie der Sultan Gebal und Danischmende aus einander kommen.

Schah-Gebal, ein durch gute und böse Gerüchte bekannter Sultan, hatte, neben manchen gleichgültigern Eigenschaften, die Schwachheit — wie es seine Tadler nannten — daß er über niemand, dem er einmal gut gewesen, lange zürnen konnte. Wahr ist's, in dem Augenblicke, wo man in seine Ungnade fiel — welches leicht begegnete — waren zwey- oder dreyhundert Prügel auf die Fußsolen das Wenigste, womit er den Unglücklichen, den dieser Zufall traf, bedrohte. Aber seit die Sultanin Nurmahal von ihm erhielt, daß dergleichen Züchtigungen nie anders, als in seiner Gegenwart vollzogen werden durften, hat man kein Beyspiel, daß er's bis zum zehnten Streiche hätte kommen lassen.

Er ließ sich, nach der Weise der Sultanen, seiner Brüder, bey solchen Anläßen große Complimente über seine Mildherzigkeit machen. Allein das Wahre an der Sache war, daß er, trotz seiner Sultanschaft, sich nicht erwehren konnte, bey jedem Streich

Streich ein unangenehmes Zücken in allen ſeinen Nerven zu fühlen. Der Gedanke, ich bin auch ein Menſch, denkt Ihr — Aber dies war's nicht. Armer Schah-Gebal! du warſt zu ſehr und zu lange Sultan, um ſo was aus dir ſelbſt zu denken. Aber die Natur, die Natur! die treibt ihr Werk ohne Anſehn der Perſon, im Monarchen wie im Bettler. Die mitzitternde Nerve wird beym Anblick des Leidens eines Menſchen an dem vermeynten Halbgott zum Verräther; er fühlt, daß er auch Fußſolen hat. Um es eiligſt wieder zu vergeſſen, übt er eine ſeiner hohen Vorzüglichkeiten aus, und ruft: Gnade! (*)

Wie dem auch war, gewiß iſt, daß der Philoſoph Daniſchmende, als er, ohne recht zu wiſſen, wie ihm geſchah, in des Sultans Ungnade fiel, weit leichter davon kam, als es ſeine guten Freunde, die Fakirn, gehofft hatten. Dieſe gutherzigen Seelen würden mit den dreyhundert Prügeln auf die Fußſolen, die ihm Schah-Gebal in der erſten Hitze ſeines Zorns verſprach, als einer noch ganz

(*) Dies mag bey Schah-Gebaln ſo geweſen ſeyn, aber vermuthlich war er hierinn nur eine Ausnahme. Die Nerven der Sultanen verlieren gewöhnlich dieſe ſympathetiſche Eigenſchaft. Sie fühlen nicht, daß ſie auch Fußſolen, auch einen H..rn haben, bis ſie Podagra und F.w.. daran erinnern. Anonym.

leidlichen Vergütung aller Unbilden, so sie von ihm erlitten zu haben vorgaben, allenfalls zufrieden gewesen seyn. Aber der Sultan, der bey dreyhundert Prügeln im Grunde nicht mehr als bey drey oder vieren dachte, fand nach kälterer Ueberlegung diese Strafe zu gelinde, und besann sich so lange auf eine härtere, bis ihm die Lust zu strafen gar vergieng.

Danischmende lag indessen in einem Gefängniß, wo etliche Spannen Himmel seine ganze Aussicht, und ein paar Fliegen seine ganze Gesellschaft ausmachten. Er fieng bereits an zu glauben, daß nun weiter nicht mehr die Rede von ihm seyn würde, als ihn der Sultan, in einer von seinen guten Launen, holen ließ.

Danischmende, sagte der Sultan, da er ihn mit seinem langen Barte (der inzwischen gute Zeit zum wachsen gehabt hatte) ansichtig wurde: — Wenn einem Menschen, wie du, zu rathen wäre, so würd' ich dir rathen, wie du hier stehst, die Philosophie abzuschwören, und — ein Santon (*) zu werden.

Den

(*) Eine Art von Muhammedischen Mönchen von der strengern Observanz, die sich in völliger Abgeschiedenheit von allen irdischen Dingen der Contemplation wiedmen, in der engsten Gemeinschaft mit dem höchsten Wesen zu stehen glauben, oder vorgeben, und daher von den Arabern Abdal genennt werden. Herbelot.

Den Bart dazu hätteſt du ſchon, wie ich ſehe; und an Entbehrungen ſollteſt du, denk ich, auch gewöhnt worden ſeyn, ſeitdem ſie dich zwiſchen vier Mauern eingekuffert haben. Ich ſehe wenigſtens kein ander Mittel, dich mit den Derwiſchen und Fakirn auszuſöhnen, die dir, wie ich höre, ſo herzlich gram ſind, daß ich eine Empörung beſorgen müßte, wenn ich darauf beſtehen wollte, dich gegen ſie in Schutz zu nehmen. Ein Santon, ich habe der Sache oft nachgedacht, ein Santon iſt das glücklichſte Weſen in der Welt. Wenn ich nicht mein Wort gegeben hätte, Sultan zu ſeyn, ich wüßte nicht was mich hindern ſollte, heute noch Santon zu werden.

Santon? — verſetzte Daniſchmende: Die Sache mag ihr Gutes haben; aber — ich wollte wohl darauf ſchwören, daß ich niemals einen erträglichen Santon machen würde. Ich habe gewiſſe Bedürfniſſe, von denen ich mich unmöglich loßmachen kann —

Bedürfniſſe, Bedürfniſſe, — fiel Schah-Gebal ein — die ſind immer das dritte Wort bey euch Philoſophen. Ich habe keine Bedürfniſſe und bin Sultan! Es iſt ein häßliches, verächtliches Ding, ſo viele Bedürfniſſe zu haben. Unter uns, was für Bedürfniſſe wären's dann, von denen du nicht Luſt hätteſt dich loßzumachen?

Sie werden über mich lachen. versezte Danischmende; aber wer kann sich helfen? Es giebt gewisse Dinge, ohne die ich weder leben noch weben kann; als da ist — die gute Mutter Natur jedes Stückchen auf mir spielen zu lassen, das sie auf mir spielen will (*); immer auszusehen, wie mir ums Herz ist; nichts zu reden, als was ich denke; nichts zu thun, als was ich mit Freuden thue; mich mitzutheilen, wenn ich glücklich bin, und flugs in meine Schale zurückzukriechen, sobald ich eine Fliege, die mir um die Nase sumßt, im Ocean ertränken möchte; item — alles, was Menschen angeht, als meine Privatsache anzusehen, und mich über ein Unrecht schrecklich zu ereifern, das vor dreytausend Jahren einem Betteljungen zu Babylon geschehen ist; item, allen harmlosen ehrlichen Gesichtern recht gut zu seyn, und allen Schurken, wo ich nur an sie kommen kann, auf den Fuß zu treten; und, während daß ich die Welt gehen lasse — wie sie kann, mich (so oft ich nichts angenehmers zu empfinden, oder nichts bessers zu thun habe,)

(*) Dies ist einer sehr argen Auslegung fähig, Herr Danischmende! Didius.

Wer sind die Leute, die bey allen Dingen immer Arges denken? Bonhomme.

Schurken. Diogenes.

be,) auf meinen Sopha zu lagern, und Entwürfe zu machen, was ich thun wollte, wenn ich der groſſe Lama, oder die Favoritin des Königs von Serendib oder der Dairi von Japan wäre. Mit einem Worte —

„Mit einem Worte, Herr Daniſchmende, ich ſehe, daß du ein Grillenfänger bleiben wirſt, ſo lange du lebſt. Aber betrüge dich nicht, mein Freund. Ich habe dir ſchon geſagt, daß ich nichts für dich thun kann. Es ſteht bey dir, ob du ein Santon oder ein Kalender, oder was du werden willſt; aber aus Hindiſtan muß ich dich verbannen, dafür hilft nichts. Die Fakirn! die Bonzen! — Um dein ſelbſt willen muß ichs thun. In den Wildniſſen des Imaus magſt du dir einen Wohnort ſuchen, wo dirs am beſten gefällt; näher kann ich, wenn ich Ruhe haben will, keinen Philoſophen bey mir leiden.

Sultan von Indien, ſagte Daniſchmende, es giebt ſehr anmuthige Gegenden in den Wildniſſen, wohin Eu. Hoheit mich zu verbannen die Gnade hat. Ich habe mir ſchon lange eine Vorſtellung gemacht, daß ſich dort eine ganz artige kleine Kolonie von glücklichen Menſchen anlegen ließe.

Von glücklichen Menſchen? — rief Schah-Gebal; Feenmährchen, Zauberſchlöſſer, Freund Daniſch-

nischmende! wolltest du nicht, da du mein Itimads dulet warst, alle meine Unterthanen zwischen dem Oxus und Ganges glücklich machen? Und wie viel fehlte noch, daß du mit dieser einzigen Grille ganz Hindistan zu Grunde gerichtet hättest? Ich dächte, von dieser Narrheit wenigstens solltest du geheilt seyn, Danischmende!

Was bey hundert Millionen verdorbener Menschen unmöglich war, gelänge mir vielleicht bey einem kleinen Häuflein roher aber noch unangesteckter Söhne und Töchter der Natur, erwiederte der Philosoph.

Der Sultan schwieg eine Weile, wie er zu thun pflegte wenn ihm ein Einfall in den Wurf kam, mit dem er etliche Augenblicke spielen konnte. Endlich sagt' er: Weißt du wohl, Danischmende, daß ich beynahe Lust hätte dich eine Probe machen zu lassen? Ich möchte wohl sehen was herauskäme. Gut! Ich gebe dir einen Befehl an meinen Schazmeister zu Kabul; denn ohne Geld legt man keine Kolonien an; zumal wenn du sie, um eine schöne Zucht von Menschen zu bekommen, mit hübschen Cirkasserinnen versehen wolltest. Aber nimm dich in Acht daß der Bramine der Sultanin nichts davon erfährt. Ich mag keine Fehde mehr mit diesen wackern Leuten; ich will Ruhe haben!

Herr,

Herr, antwortete Danischmende, wenn mir zum leztenmal noch erlaubt ist so freymüthig wie sonst mit Eu. Hoheit zu reden, ich habe keine Lust mich in die Wildnisse des Imaus verbannen zu lassen. Ich bin nicht selbständig genug um ohne Gesellschaft leben zu können; und schon zu alt, um Waldmenschen zahm zu machen. Gerne will ich für die Nachwelt pflanzen; aber dann müssen auch die Bäume schon gewachsen seyn, in deren Schatten ich ausruhen soll. Dem Bramen der Sultanin und allen Fakirn und Bonzen in der Welt wird es gleichgültig seyn können, wo ich lebe, wenn sie nur nichts weiter von mir hören. Und hören sollen sie nichts mehr von mir, oder es müßte nur kein bewohnbarer Ort mehr auf Gottes Boden seyn, wo man sicher vor ihnen athmen könnte. Ich kenne in den Gebürgen von Kischmir einen solchen Ort, ein einsames Thal, fruchtbar und anmuthig wie die Gärten Schedads (*), und von einem harmlosen Völk-

(*) Schedad Ben Ad, ein alter Arabischer König aus der fabelhaften Epoche dieser Nation, war ein mächtiger aber gottloser Fürst (sagt die Arabische Tradition) der Ansprüche an den Götterstand machte, und (außer der in den Gedichten und Mährchen der Araber berühmten, unsichtbar gewordenen Stadt Schedads) ein Paradies, Iram genannt, anlegte, worinn diejenige unter seinen Getreuen die er dieser Belohnung würdig hielt, von allem

was

Völkchen bewohnt, das keinen Begrif davon hat, wie man ein Fakir, oder Santon seyn kann. Wenn mir Eu. Hoheit so viel geben will, daß ich mir unter diesen guten Leutchen eine Hütte bauen kann, so sind alle meine Wünsche erfüllt. Für's übrige, was man noch um glücklich zu seyn haben muß, will ich schon sorgen.

Es sey darum, sagte Schah-Gebal. Wenn man einem Gutes thun will, muß man's ihm nach seiner eignen Weise thun. Lebe wohl, Danischmende. Möchtest du in deiner Einsamkeit glücklich genug seyn, zu vergessen, daß du einst der Freund eines Sultan warst!

Danischmende war im Begriff, auf dieses gnädige Compliment eine Antwort zu geben, die dem Sultan nothwendig hätte mißfallen müssen. Aber er konnt' es nicht über sein Herz bringen, den guten alten Herrn durch eine Wahrheit zu kränken, die am Ende doch zu nichts helfen konnte. Es giebt

was die Sinnen schmeicheln und entzücken kan, trunken wurden. Ungeachtet dieses Schedads im Koran nie anders als mit Abscheu gedacht wird, pflegen doch viele Muhamedaner dieses sinnliche Paradies Iram mit demjenigen zu vermengen, welches ihnen in Koran verheissen ist.

Herbelot.

giebt Wahrheiten, die ein Mann (Sultan oder Nicht-Sultan) sich selbst sagen muß; thut ers nicht, oder kann ers nicht thun, so ists Menschlichkeit, ihn damit zu verschonen. In solchen Fällen kann die Wahrheit nur demüthigen, nie besser machen.

Danischmende verschwand noch an dem nemlichen Tage aus Dehli, und weder der Fakir der Sultanin, noch die Sultanin selbst, konnten jemals von Schah-Gebal erhalten, daß er ihnen gestanden hätte, was in dieser lezten Unterredung zwischen ihm und seinem ehmaligen Günstling vorgegangen. Dieses eigensinnige Stillschweigen des Sultans, und die Unmöglichkeit vom Aufenthalt des verschwundnen Philosophen etwas zu erfahren, brachte die schöne Nurmahal und alle, denen daran gelegen war, auf die Vermuthung, daß ihn Schah-Gebal heimlich habe aus dem Wege schaffen lassen. Auch dies ist so übel nicht, sagten die Bonzen.

Zweytes Kapitel.

Danischmende läßt sich in Kischmir nieder. Sein Hauswesen. Ein neues Bedürfnis.

Unterdessen hatte Danischmende, nachdem er auf Befehl des Sultans von dem Schatzmeister zu Lahor zehentausend Bahamd'or empfangen, in den Gebürgen, welche Kischmir von Tibet absondern, sich einen Wohnplatz ersehen, wo er, fern von Sultanen und Fakirn, nach seinem Geschmack und nach seinem Herzen glücklich zu leben hoffte. Es war ein langes zwischen fruchtbaren Hügeln und waldichten Bergen sich hinziehendes Thal, von tausend Bächen und Quellen aus dem Gebürge bewässert, und von den glücklichsten Menschen bewohnt, die vielleicht damals auf dem ganzen Erdboden anzutreffen waren.

Hier war ihm vor allen Dingen nöthig, sich ein kleines Hauswesen einzurichten. Denn (nach seiner Philosophie) setzt ein weiser Mann sich zuerst in seinem Mittelpunkte so wagrecht als immer möglich feste, und sorgt — für sich selbst. Dann zieht er einen Kreis mitfühlender Zuneigung und wohlthätiger Würksamkeit um sich her, schießt seine Stralen gegen alle Punkte dieses Kreises aus, und macht, so viel an ihm ist, Alles glücklich, was er erreichen kann.

Diesem

Dieſem Plan gemäs kaufte ſich Daniſchmende ein kleines Gut, ungefehr ſo groß wie Plinius meynt, daß ein gelehrter Müßiggänger eines nöthig habe (*); das heißt, juſt ſoviel Grund und Boden, als er brauchte, um den Kopf an einem Baum zurückzulehnen, ſeine beyſichtigen Augen an einer Ausſicht ins Grüne zu laben, auf dem nehmlichen Fußpfade zwiſchen ſeinem Kohlgarten und Kornfelde hin und her zu kriechen, alle ſeine Weinſtöcke auswendig zu wiſſen, und über alle ſeine Bäumchen ein Regiſter zu halten.

Daniſchmende, der ein wenig mehr Bedürfniſſe hatte als Suetonius, legte ſich noch überdieß ein Wäldchen an, wo er in dunkeln kunſtloſen Irrgängen herumſchlendern konnte, und vergaß nicht, hier und da eine Bank hinſetzen zu laſſen, damit zwoo oder drey Perſonen im Frieden neben einander Platz nehmen könnten, wenn ſie des Gehens müde wären. Auch leitete er eine Felſenquelle, die ſeine Wohnung mit Waſſer verſah, durch eine Wieſe, die er ſeinen Blumengarten nannte, pflanzte da und dort auf die Wieſe und längſt ſeines Kornfeldes Obſtbäume, unter deren Schatten ſeine Mäder und Schnitter ausru-

hen

(*) Siehe in den Briefen des Plinius, den 24ſten des 1ſten Buches.

hen konnten, und ließ in den Felsen, aus dem die Quelle kam, eine Grotte hauen, (die Natur hatte schon das Meiste dabey gethan) wo man in der Sommerhitze, hinter einem Vordach von Epheu und Weinreben, auf einer Bank von Moos, beym Gemurmel der Quelle schlummern, oder dem Gesang der Grillen zuhören konnte, so lange man wollte.

Danischmende, wiewohl er eine Art von Philosophen war, verstund wenig oder nichts von der Landwirthschaft. In Kraft dieser seiner Unwissenheit wollte er nichts besser wissen als die Natur; bepflanzte seine Felder nicht mit Disteln, um eine Manufactur von ihrer Wolle anzulegen; pflügte mit dem Pfluge seiner Voreltern, und machte keine Versuche die ihn mehr kosteten, als sie werth wären. Kurz, seine Unwissenheit ersparte ihm vielleicht mehr als manchem hochgelehrten landwirthschaftlichen Metaphysikus seine Wissenschaft einträgt. Aber dafür ließ er sein Feld mit dem alten Pfluge so lange ackern bis es locker war; wo er einen leeren Platz sah, da pflanzte er einen Baum, oder etwas anders hin, das besser war als nichts; und wo sich nach einem starken Regen kleine Pfützen und Sümpfe zeigten, da ließ er so lange Sand und Erde hinführen bis sie ausgefüllt waren. Die Sperlinge und die Raubvögel hatten gute Ruhe vor ihm: denn (sagte er) jene thun mir gute Dienste gegen das Ungeziefer,

und

und dieſe gegen die Sperlinge. Ueberhaupt war er ein groſſer Freund von der Maxime, nichts ausrotten zu wollen was Gott erſchaffen hat. Der Urheber der Natur (pflegte er zu ſagen) verſteht gewiß die Oekonomie ſo übel nicht als man glaubt. Er hat durch den einzigen kleinen Umſtand, daß immer eine Gattung die andre frißt, hinlänglich dafür geſorgt, daß ſie einander ſo ziemlich die Wage halten. Ich lebe beynahe auf aller andern Gattungen Unkoſten; und ich ſollte ſo unbillig ſeyn nicht leiden zu wollen, daß ſie ſich helfen wie ſie können?

Der gute Philoſoph, der (wie wir ſchon wiſſen) einer von den Empfindſamen war, hatte ſich ſchon lange eine ſehr einladende Vorſtellung von einem in der groſſen Welt wenig bekannten Zuſtande gemacht, den er häusliche Glückſeligkeit nannte. Um ſich in ſeinem vorerwähnten Mittelpunct in das gehörige Gleichgewicht zu ſetzen, ſchien ihm eine Geſellin an deren Buſen er ruhen könnte, unentbehrlich zu ſeyn. Was ihm, da er noch in der Welt lebte, höchſtens — und nur in gewiſſen Augenblicken — eine ganz bequemliche Sache ſchien, ward in ſeiner itzigen Lage zum Bedürfnis. Er dachte anfangs alle Tage beym Erwachen, und alle Nächte beym Einſchlafen daran. Bald darauf dacht' er des Tages etlichemal und des Nachts auf ſeiner Matrazze ganze Stunden lang daran, bis er zulezt gar nicht mehr davor ſchlafen

konnte; oder wenn er ja einschlief, so träumte ihm von Nichts als Hochzeiten und Wochenstuben, Puppen und Steckenpferden; und wenn er des Morgens vor Sonnen Aufgang ans Fenster gieng frische Luft zu schöpfen, sah er aus den Wölkchen, die wie kleine Inseln im Morgenhimmel herumschwimmen, lauter gelblockichte und schwarzlockichte, blauaugichte und braunaugichte Mädchenköpfe herausgucken. Je mehr er über die Sache philosophierte, je völliger überzeugte sich der gute Mann, — das schönste und beste aller Geschöpfe, der Auszug und Inbegrif alles dessen was in der Natur reitzendes ist, das lieblichste, begehrenswürdigste und unentbehrlichste aller Dinge sey — ein Weib. Kurz, er hörte nicht auf darüber zu philosophieren, bis ers endlich so weit brachte, mit ich weiß nicht welchem alten Weisen (*), sich selbst für die bloße Hälfte eines Menschen zu halten, die unmöglich anders als unvollkommen, dürftig, kröpelhaft und höchstunglückselig seyn könne, bis sie ihre andre Hälfte gefunden, und mit ihr in Einen wahren, ganzen, vollständigen Menschen zusammengewachsen sey. Man sieht, daß es nun hohe Zeit mit ihm war.

Zwar

(*) Als ob man so was vergessen könnte? Plato oder vielmehr Aristophanes beym Plato war's. Siehe dessen Συμπ. Tom. opp. III. p. 159 seqq.

Pantaleon Onocephalus.

Zwar hätte er, als ein Muſulman, ſich wenigſtens zwoo bis drey Weiber, und allenfalls, nach alter morgenländiſcher Sitte, noch ebenſoviel Kebsweiber zulegen mögen, ohne daß weder der Iman von Mecca, noch der groſse Lama in Tibet, noch der Bramine der Sultanin Nurmahal ſich ſehr daran geärgert hätten. Denn jeder dieſer würdigen Herren hatte ihrer noch viel mehr in ſeinem Weiberſtalle. Aber Daniſchmenden war es nicht um Weiber ſondern um ſeine Hälfte Noth; und da zwoo Hälften nach dem allgemeinen Geſtändniß aller Menſchen hinlänglich ſind, ein Ganzes zu machen, ſo wäre die dritte, vierte, fünfte, u. ſ. w. ſo liebenswürdig ſie an ſich ſelbſt hätte ſeyn mögen, im Grunde doch nichts anders als ein Auswuchs, eine Art von Höker, Kropf oder Ueberbein geweſen, der anſtatt die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, demſelben nur überläſtig gefallen wäre, und die ſchöne Eintracht beyder Hälften geſtört hätte. Vernünftiger weiſe blieb ihm alſo nichts übrig als dieſe nehmliche gleichartige, genau einpaſſende, und, mit Einem Worte, gefliſſentlich für ihn allein gemachte Hälfte ſeines Ichs je bälder je lieber ausfindig zu machen.

Wer ernſtlich ſucht, findet immer etwas das des Aufleſens werth iſt; entweder das Geſuchte, oder auch wohl zuweilen etwas Beſſers. Daniſch-

mende, den das edelste unter allen menschlichen Bedürfnissen — zu lieben und geliebt zu werden — plagte, suchte sich ein Weib für sein Herz und nach seinem Herzen, und fand sie, wie man einen Schatz findet, oder den Schnupfen auflieſt, unversehens, und ohne zu wissen wie.

Drittes Kapitel.

Mysterien — *Procul este profani!*

Unsre ehrlichen Altvordern mögen wohl nicht so unrecht gehabt haben, wenn sie glaubten, daß ein guter Genius (ob sie ihn so oder so mahlten thut nichts zur Sache) sich damit abgebe, einem ehrlichen Kerl in Danischmends Umständen auf die Spur zu helfen. Es ist wenigstens ein so tröstlicher und harmloser Glaube, daß ich dem Manne nicht gut seyn könnte, der mir ihn abräsonnieren wollte.

Eines Morgens früh als Danischmende ausgieng seine Träumereyen auszulüften, begegnete ihm, auf dem Wege zu seiner Grotte, ein Mädchen, die, mit einem groſen Wasserkrug auf dem Kopfe, in der Einfalt und Unschuld ihres Herzens daherschritt.

Ob es eine Grille oder was es war, weiß ich nicht; aber alle Weisen aus Morgenland und Abend-

land

land hätten unſerm Manne nicht aus dem Kopfe gebracht, daß er ſeinen Genius habe, ſo gut als Sokrates der Athenienſer. (*) Alles was ich vor andern Leuten voraus habe, pflegte er zu ſagen, iſt lediglich, daß ich mir angewöhnt bey allen Gelegenheiten auf die Stimme meines Genius zu lauſchen, und daß mich die Natur dazu mit einem Seelen-Ohr von der feinſten Art begabt hat.

Rede ſie an, rief ihm der Genius in ſeinem ihm allein vernehmlichen Rothwelſch zu. — Das niſchmende gehorchte.

Woher ſo früh, ſchönes Mädchen? ſagte er mit einer ſo ſanften Stimme, daß es unmöglich war ſeine Frage übel zu nehmen.

„Von

(*) *De Genio Socratis* vid. *Plutarch.* Tom. Opp. III. p. m. 482. Apuleius, nec non *Gotefr. Olearius* de Gen. Socrat. *Minut. Felix* in Octau. C. XXVI. *Tertull.* de Anima c. 28. *Lactant. Diuin. Inſtit.* L. II. c. 15. *Auguſtin.* de Ciuit. Dei VIII. 14. *Iamblich.* de Myſter. Aegypt. I. *Marſil. Ficin, ad Plot. Enn. IV.* p. 278. *Gabr. Naud. Apolog.* du G. H. au. d. Magie c. XIII. *Charpent.* Vie de Socrate. *La Motte le Vayer* Opp. Tom. III. p. 274. *Souver.* Platon. devoilé P. II. p. 56. *l'Andr. Dacier* preface de l'apolog. de Socr. *Iac. Brucк.* Hiſt. Crit. Phil. T. I. p. 545. *Saver.* Hiſt. des Anc. Philoſ. T. II. p. 145. et alii paſſim -- Aſſh! wie mir die Finger vom Ausſchreiben weh thun! Theophil. Murrzuflus.

„Von jener Grotte, antwortete das Mädchen, indem sie mit dem Zeigefinger der linken Hand nach dem Orte wieß. (Danischmende bemerkte, wiewohl nur obenhin, daß es eine kleine niedliche Hand war.)

„Ich hohle dort alle Morgen Wasser in diesem Kruge, fuhr das Mädchen fort, denn es soll das Beste in der ganzen Gegend seyn.„

Und wozu brauchst du das Wasser? fragte Danischmende. (Es war eine alberne Frage, aber er wollte und mußte nun einmal was fragen, und in der Eile fiel ihm nichts klügers ein.)

„Ich begiesse Morgens und Abends einen Rosenstock damit, den ich auf das Grab meiner Mutter gepflanzt habe„ antwortete das Mädchen, mit einem Ton der Stimme, der alle empfindsamen Saiten in seinem Herzen mitertönen machte.

Er sah ihr ins Auge, oder, welches einerley war, er sah in den Grund ihrer Seele; und in dem nehmlichen Nu fühlt' er mit Gewisheit, daß dies Mädchen die Hälfte sey, die er suchte.

Sie ist's, rief im nehmlichen Nu sein Genius.

Das Mädchen war von seiner Gestalt. Alle Züge ihres Gesichts drückten die Unschuld, das zarte Gefühl und die Ruhe ihrer Seele aus. Ihr Herz war in ihren Augen und auf ihren Lippen. Man sah ihr ins Gesicht, und von Stund an war man ihr Freund, Vater, Bruder und Oheim, vertraute ihr alle seine Geheimnisse, sein Leben, seine Ehre, seine Seele und Seligkeit, wünschte sich keine andre Frau, Tochter, Enkelin, Schwester, Nichte u. s. w. und würde lieber zehentausendmal den Tod gelitten als zugegeben haben, daß ihr ein Leid wiederführe. — Uebrigens eine bloße Tochter der Natur; ohne Verzierung, ohne Ansprüche, ohne List, und so unwissend, daß sie von Danischmenden sogar küssen lernen mußte.

Dies werden wenig Mädchen glauben wollen; aber wir können sie mit Gewißheit versichern, daß es wahr ist.

Sie ists, sie ists, flüsterte der Genius noch einmal.

Beym Himmel, ist Sie's, antwortete Danischmende.

Acht Tage darauf — Die ganze Geschichte ihrer Liebe in diesen acht Tagen erlaß ich euch; sie beträgt sieben

sieben starke Octavbände, und würde für Liebende, wie Amandus und Amanda, Herkules und Valiska, Seladon und Asträa, Aruns und Clelia, u. s. f. höchst unterhaltend seyn, wenn Liebende — Zeit zum Lesen hätten —

Acht Tage drauf vermählte sich Danischmende mit ihr, führte sie in sein Haus, und zeugte mit ihr Söhne und Töchter.

Weil dies jedermann kann — die Ausnahmen sind zu selten, um in Anschlag zu kommen — so haben sich die Leute angewöhnt, es für eine gemeine, alltägliche, verächtliche Sache zu halten, die man, ohne lächerlich zu werden, niemanden zum Verdienst anrechnen könne. Viele gehen so weit, daß sie uns gar bereden wollen, man könne mit Anständigkeit nicht einmal davon sprechen.

Man sieht wohl, daß solche Leute nie bedacht haben müssen, welch ein herrliches Geschöpfe der Mensch ist! Ja, solche Karikaturen und Grotesken zu machen, wie man sie alle Werkeltage in Menge machen sieht, — dabey ist freylich wenig Verdienst. Aber dies war Danischmendens Casus nicht. Seine Söhne und Töchter waren die wohlgestaltsten, artigsten, seelevollesten kleinen Geschöpfe, die man mit Augen sehen konnte. Alle Mädchen in der Gegend ver-

verliebten sich in seine Buben, alle kleine Jungen waren in seine Mädchen vernarrt; und wer zu alt zum verlieben und vernarren war, hatte die Kinder kaum etliche Stunden um sich, so war's ihm schon, als ob er ihr Vater und Mutter sey.

Dies mochte wohl Ausnahmen leiden; denn es giebt (wie ihr wißt) Leute, die nichts lieben können als sich selbst, und was sie selbst gemacht haben. Allein von solchen Selbstlern ist auch hier die Rede nicht.

Viele Leute, die nicht begreifen konnten, warum Danischmendens Kinder alle so liebenswürdig waren, bildeten sich ein, er müsse ein besonderes Geheimniß besitzen.

Es ist etwas an der Sache, sprach er; ich wollt' es euch wohl sagen, aber unter Zwanzig würde vielleicht kaum Einer seyn, dem es nützen könnte.

Sey's darum, sagten sie, und wenn unter Hundert nur Einer wäre.

Gut, sagte Danischmende; so findet mir erst einen Mann und ein Weib, deren Liebe mit jedem Jahr ihrer Verbindung wächst, immer herzlicher und zärtlicher wird, dergestalt, daß es zuweilen ein Wunder

in

in ihren eigenen Augen ist, wie es zugehe, daß sie sich nach einer Reihe zusammen gelebter Jahre oft verliebter in einander fühlen, als an ihrem Hochzeitstage. Wer die Probe machen will, dem wollt' ich wohl rathen (fuhr er fort) sich von seinem Genius eine Frau wählen zu lassen; es möchte nicht bey allen angehen. Oft sind unser Herz und unser Genius verschiedener Meynung, und seit die Welt steht ist noch nichts gut gegangen, was ein Mann wider Willen seines Genius gethan hat. Ich, meines Orts, hörte den Meinigen drey oder viermal so deutlich sagen, sie ists, daß ich meiner Sache gewiß war. Auch seht Ihr, ob er mich betrogen hat?

Aber, sagten die Leute, es muß ausserdem noch etwas dahinter stecken, eine Art von geheimen — eine Art von — kurz, etwas, das Ihr uns wohl entdecken könntet, wenn Ihr wolltet.

Ich wills euch ins Ohr sagen, antwortete Danischmende.

Viertes Kapitel.

Was Danischmende den Leuten ins Ohr sagte.

Ich — der Erzähler dieser gegenwärtigen Geschichte — kenne einen Arzt, dem ich — auf der Stelle eine Lobrede zu halten versucht werde, und

auch

auch sogleich eine Lobrede halten würde, wenn ich so schön reden könnte wie Isokrates und Plinius; — einen Arzt, auf dem die Erfahrungskunst, die Weisheit und die Menschenliebe des göttlichen Hippokrates ruhen; — kurz, einen Arzt, wie ich, aus herzlicher Wohlmeynung mit Bösen und Guten, Gerechten und Ungerechten, wünschen möchte, daß an jedem Orte, wo ein Paar Tausend Menschen beysammen wohnen, einer leben und so lange leben möchte, bis er der Nachwelt einen Mann, wie er, an seinen Platz gestellt hätte; — und eine von den Ursachen warum ich diesen meinen Hippokrates ehre und liebe, ist, daß er — weiß, was für ein Ding das Herz des Menschen ist, und welche Wunder derjenige zuweilen thun kan — er sey nun Arzt oder Gesetzgeber oder Pfarrer oder Feldherr oder Tragödienschreiber oder was ihr wollt — der auf das Herz und auf die Einbildung (in deren Gewalt jenes fast immer ist) zu rechter Zeit den gehörigen Eindruck zu machen weiß.

Was sind Jalappa und Senesblätter und Rhabarber und Fieberrinde und Genseng und Asa Fötida gegen Mittel, die geradezu auf die Phantasie und die Leidenschaften eines Kranken würken? Von wie viel mehr Krankheiten als man gemeiniglich glaubt liegt die wahre Ursach in einem verwundeten oder gepreßten oder entgeisterten Herzen? Wie viele körperliche

Uebel

Uebel zeugt, nährt und verſchlimmert eine kranke Phantaſie? Wie oft würde eine rührende Muſik, eine ſcherzhafte Erzählung, eine Scene aus dem Shakeſpear, ein Kapitel aus dem Don Quixote oder Triſtram Schandy das geſtörte Gleichgewicht in unſrer Maſchine bälder wiederherſtellen, Verdauung und Schlaf, beſſer befördern, niedergeſchlagene Lebensgeiſter kräftiger ermuntern, Milzſucht, Mutterbeſchwerungen, Hypochondrie, Schwermuth, Muckerey, Intoleranz und andere böſe Geiſter ſchneller vertreiben, als irgend ein Recept im Neuverbeſſerten Diſpenſatorium?

Ein fröliches Herz und eine roſenfarbe oder himmelblaue Phantaſie ſind in tauſend Verrichtungen des menſchlichen Lebens unentbehrlich, wenn ſie uns wohl von ſtatten gehen ſollen. — Grau in Grau mag zuweilen hingehen, wiewohl ich kein Liebhaber davon bin. — Feuerfarb, Pomeranzengelb und Violet ſind Farben, mit denen man ſich wenigſtens ſehr in Acht nehmen muß. — Strohgelb, Apfelgrün, Lilas, Pompadour ſind ungefehr, was des alten Herrn Schandy ſeine neutrale Rahmen; ich rathe niemand ſeine Einbildung darein zu kleiden, wenn er was Kluges beginnen will; aber in Grüngelb und Schwarzbraun geht der Teufel, darauf kann man ſich verlaſſen.

Wenn ihr euch für zehn, oder zwanzig, oder dreißig Tomans, mehr oder weniger, eine Perſiſche Tänzerin (*) kommen laßt, ſo machts wie ihr wollt; aber mit dem Weibe, daß die Mutter eurer Kinder ſeyn ſoll, wollt' ich dienſtlich gebeten haben, ein wenig behutſam umzugehen.

„Bey allem dem macht die Farbe der Einbildung allein noch nicht alles aus.„ —

Ich will es euch kurz und gut ſagen, weil ihrs doch wiſſen wollt!

„Man kann einen Freund herzlich lieben, ohne daß man es darum immer gleich ſtark fühlt wie ſehr

(*) Die Tänzerinnen und Sängerinnen von Profeſſion in Perſien (wer Luſt hat, kann im Chardin oder in den Lettres Chinoiſes tom. I. lettre 22. oder dem Journal de lecture Tom. I. p. 1. mehr von ihnen leſen) werden nach der Taxe, wie ſie ihre Nächte verkaufen, benahmſet. Sie nennen ſich nicht Fatime, oder Canzade, oder Zeliſca, ſondern die Zehn Toman; die Zwanzig Toman; die Dreyßig Toman. (Ein Toman iſt eine goldne Münze, ungefehr vier Dukaten unſers Geldes.)

Marq. d'Argens.

Die ſind theuer: *Ουκ ωνηται μυριων δραχμων μιτταρελλιαν*, ſagte Demoſthenes.

Philodemus.

ſehr man ihn liebt; ja es giebt Augenblicke, Stunden, Tage, wo einer für ſein Leben nicht fähig wäre, ſeinem beſten Freund einen einzigen warmen Kuß zu geben. Gerade ſo gehts einem Biedermanne zuweilen, ohne ſeine Schuld, mit ſeinem Weibe. Jedermann ſieht, daß dies ſehr vielerley Phyſiſche, Moraliſche, Politiſche, Theologiſche, Oekonomiſche, Mercantiliſche, Theatraliſche, Muſikaliſche, und andre Arten von Urſachen haben kann. Zum Exempel, es iſt neblicht Wetter — oder man hat unruhig geſchlafen — oder eine ſchlechte Digeſtion gemacht — oder verdrießliche Briefe erhalten — oder Briefe wider Willen zu ſchreiben — oder unangenehme Geſchäfte abzuthun — oder man hat unverſehens ein wenig Bonzengift in den Leib bekommen, — oder ein elendes Schauſpiel anhören müſſen, und hundert andere ſolcher Zufälle mehr, die auch den fröhlichſten Menſchen niederſchlagen, ungeduldig machen und ſeine Phantaſie mit Kapuzinerbraun austapezieren können.

Zum Erſatz hat ein Mann von Gefühl Tage oder Stunden — je häufiger je beſſer für ihn — wo ſeine Seele ruhig, klar und heiter iſt, wie ein ſtiller See; offen jedem unverfälſchten Eindruck der Natur; empfindlich für ihre leiſeſten Berührungen; geneigt mit allem, was lebt und webt, ſich zu freuen; glücklich im Gefühl ſeiner ſelbſt; glücklich durch allgemeines

über

über die ganze Schöpfung ausfließendes Wohlwollen.

In solchen Augenblicken (sagte Danischmende) spielen alle Federn, Räder, Druck- und Saugwerke unsrer Einbildung und unsers Herzens leicht und harmonisch zusammen; der Schleyer der Gewohnheit fällt von den täglichen Gegenständen unsrer Zuneigung ab; sie verschönern und verklären sich in unsern entzückten Augen; jede angenehme Erinnerung erwacht und vereinigt sich mit dem gegenwärtigen Wonnegefühl. Und nun, meine Freunde, sagt mir, giebt es einen Augenblick der geschickter wäre als dieser, um einem glücklichen Geschöpfe das Daseyn zu geben?

Es giebt noch andre herzausdehnende Augenblicke von ähnlicher Art, fuhr er fort: als da sind, — wenn wir eine unverhofte Gelegenheit bekommen haben, eine schöne That zu thun — oder wenn wir, nach trübseligen Stunden, wo dieser umwölbende grenzlose Himmel, wie das dumpfichte Gewölbe eines engen Kerkers, drückend auf uns liegt, im Arm einer redlichen Gattin Ruhe, in ihrem liebenden Blick Trost, in der Ergiessung unsers Kummers in ihr mitempfindendes Herz Erleichterung finden: wo sie uns alles ersetzt, alles vergütet, die ganze Welt für uns ist. — Erinnert euch meine

Freunde, daß wir nicht von einer zehn Tomans sprechen, und daß es itzt nicht um Spaß zu thun ist: — die Rede, ich wiederhohl' es, ist von den Müttern eurer Kinder. — Wartet in Gedult solche Augenblicke ab, und haschet sie wenn sie kommen.

„Aber wer nicht warten kann?„

Dem hab' ich nichts zu sagen, antwortete Daniſchmende.

Und doch (fuhr er fort) wir sind, ich gesteh es, am Ende nur arme schwache Menschlein; es giebt leichtsinnige, unempfindsame Augenblicke, über die man nicht allezeit Herr ist. In solchen wäre einem Manne zu wünschen, daß just eine hübsche Heerde Ziegen und Ziegenböcke oder rüstiger Esel und Eselinnen vor seinen Augen ausgetrieben würde; — er würde sie ansehen, erseufzen, und — weise werden. Wo nicht, so wäre wenigstens zu wünschen, daß er von solchen Augenblicken des Selbstvergessens nur überfallen würde, wenn nichts zu verderben ist, — wofern dies anders jemals der Fall seyn kann. (*)

Was

(*) Ich läugne schlechterdings, daß es jemals einen solchen Fall geben könne.

Epiktetus.

Was Daniſchmenden betrift, der hatte ſich — ein wenig grillenhaft wie er war — feſt in den Kopf geſetzt, daß ſein Genius ſich auch in dieſe Sache miſche, und daß er ihn allemal, wenn es Zeit ſey, ganz deutlich höre.

Man wird nicht recht begreiffen, wie er bey ſolchen Gelegenheiten, mitten in dem Lerm, den die Lebensgeiſter gewöhnlich dabey zu machen pflegen, fein genug habe hören können, um gewiß zu ſeyn, ob ſein Genius Ja oder Nein ſage. Aber der Genius ſchrie ihm ſo ſtark ins Ohr, daß er ihn nothwendig hören mußte. Dies war die einzige Gelegenheit, wo er ſo laut ſchrie.

Noch eins wollt' ich euch rathen, ſezte Daniſchwende hinzu; — es iſt ein weſentlicher Umſtand — um aller Welt willen das Licht nicht auszulöſchen; es wäre denn, daß der keuſche Mond bey heiterm Himmel juſt mit vollem Lichte durch eure Vorhänge ſchiene (*).

(*) Unſre meiſten Caſuiſten befehlen gerade das Gegentheil. Phutatorius.

Auch verſtehen ſie einen Q.... von der Kallipädie! Calvidius Latius.

Fünftes Kapitel.

Bedarf keiner Ueberschrift.

Sollt' es wohl Weiber (unter denen, die uns lesen, nemlich) geben können, die dieses vierte Kapitel lächerlich, oder einige, die es gar ärgerlich fänden?

Wir wollen das Beste hoffen.

Und doch — Wenn Brantome würklich nach der Natur gemahlt hätte? — Wenn die Königinnen, Prinzessen, Düschessen, Marquisen, Comtessen, und übrige Damen an Heinrich II und Carl IX Hofe in Frankreich so gewesen wären, wie er sie gekannt zu haben versichert? — und wahr wäre, daß die Menschen — Männer und Weiber — in verschiednen Zeiten und Ländern nur in der Art ihre Leidenschaften und Sitten zu kleiden, aufzusetzen, zu schminken, zu verbrämen und zu garniren verschieden wären — so daß z. Ex. zu Heinrichs II Zeiten die Damen in Frankreich nur mehr entblößt (*) gegangen wären, als zu Ludwigs XVI Mode ist — im Grund aber (wie Arlekin schon vorlängst angemerkt hat) allenthalben und zu allen Zeiten einander eben so ähnlich wären,

(*) Der Autor nimmt hier das Wort entblößt vermuthlich metaphorice und in *Sensu morali*.

Struthiokamelus.

wären, als die Individua der übrigen Gattungen? — Wenn dem allen so wäre — nu ja, dann — dann stehe ich für nichts!

Alles was ich solchenfalls sagen kann, ist dieses: daß ich nicht nur für meine eigene Person weder Sohn noch Vater, Oheim noch Neffe, Bruder noch Schwager, am allerwenigsten aber — Ehemann oder Kebsmann von einem solchen Weibchen seyn möchte; sondern auch allen meinen Abkömmlingen männlichen Geschlechts bis ins tausendste Glied — wenn die Welt noch so lange halten sollte — hiemit ausdrücklich, und so lieb ihnen, wie ich hoffe, mein Andenken seyn wird, anbefehle; sich bestens vorzusehen, damit sie mit einem solchen Frauenzimmer, sie sey Jungfrau, Ehefrau oder Wittwe, in keine von allen vorbenannten Beziehungen und Verbindungen — in so fern es bey ihnen steht, solches zu vermeiden — jemals verwickelt werden mögen.

Ich ersuche sie inständig samt und sonders, diesen meinen ernstlichen erzväterlichen Befehl wohl zu erwägen, und solchem getreulich nachzukommen!

Sechstes Kapitel.

Worinn Danischmende die Schwachheit hat, mit einem Kalender über häusliche Glückseligkeit zu disputiren.

Wir wissen nun bereits so viel von dem Philosophen Danischmende, daß wir begreifen können, wie er — ungeachtet seiner Verbannung vom Hofe und aus der großen Welt, ein glückliches Leben geführt habe.

Er pflegte allemal zu lächeln und die Achseln ein wenig zu zucken, wenn ihm einfiel, daß der Doktor Abu-Bekr-Muhamed-Ibn Bajah-Ibn Fadhl Ibn Jaafar-Alfabali (*) nicht weniger als zweyhundert und fünf und sechzig verschiedene Erklärungen der Glückseligkeit gesammelt, und dennoch die einzige, die unserm Manne die wahre schien, vergessen hatte.

Häusliche Glückseligkeit ist die einzige Art glücklich zu seyn, die dem Menschen hienieden bestimmt ist,

(*) Ich habe diesen Doctor im Leo von Grenada, Golius, Hottinger, Herbelot und vielen andern, die von Arabischen, Persischen, Türkischen und Indostanischen Gelehrten handeln, vergebens gesucht. Wer er wohl seyn mag?

P. Cnocephalus.

sondere Gemüthsverfassung, eine gewisse Empfindsamkeit, Mäßigung, Gutherzigkeit und Einfalt der Sitten vorausgesezt, ohne welche das gröβte häusliche Glück nicht glücklich macht, mit welchen hingegen, auch ohne dieses, niemand unglücklich seyn kann.

„Unstreitig, versezte Danischmende lachend, sezt der Genuß des häuslichen Glücks die Fähigkeit — es zu genieβen, voraus. Aber was braucht man dazu mehr als ein Mensch zu seyn, ein bloßer menschlicher Mensch, der weder mehr noch weniger hat, als den Grad von Empfindung und Vernunft, womit die Natur alle Söhne und Töchter Adams ausstteuert? Wo ist der Mensch — er müßte denn nur im Keime schon verunglückt seyn, — in dessen Macht es nicht stünde, wie ein Mensch zu fühlen und zu handeln? Und liegt nicht eben darinn, daß die Fähigkeit zum Genuß des häuslichen Glücks unter allen Fähigkeiten der menschlichen Natur die gemeinste ist, und am wenigsten Mitwürkung fremder Umstände, Verfeinerung, Kunst, und andere Bewegungen voraussezt, liegt nicht eben darinn der stärkste Beweis, daß häusliches Glück das wahre Glück des Menschen ist?

„Ihr Andern, die ihr euch so viel damit wißt, weiser zu seyn, als wir natürliche Leute, und — weil

weil ihrs besser verstehen wollt, als die Natur — euch Gott weiß welch ein System von Entbehrungen und Unabhänglichkeit und erkünstelten Tugenden gemacht habt, das den Mangel dessen, was wir genießen, ersetzen soll, — wenn ihr aufrichtig seyn wolltet! Was für Geständnisse hättet ihr zu thun! Wie theuer verkauft euch die Natur die unrühmlichen Siege, die ihr über sie erfechtet!„

Nach deiner Meynung, erwiederte der Kalender, wäre also kein Heil für die ehrlichen Leute, denen gewisse Umstände und Verhältnisse nicht erlauben, sich in diesen behäglichen Stand zu setzen, in dessen engen Zirkel du das höchste Gut des Menschen einzuschliessen scheinst?

„Wenn sie ein gesundes Herz und unverdorbnes Gefühl haben, so bedaure ich sie, antwortete Danischmende. Dann ist freylich kein andrer Rath für sie, als allen Vorrath von Liebe, den ihr Herz in sich faßt, über die ganze Menschheit auszugießen. In einem engern Kreise würde ihr Geist zusammenschrumpfen, ihr Herz vertrocknen. Fremde Glückseligkeit muß nun ihre eigne werden. Nichts als allgemeines Wohlwollen und unabläßiges Bestreben Gutes zu thun, kann die ungeduldigen Wünsche der Natur in ihrem Inwendigen einschläfern; sie vergessen machen, daß sie selbst des besten Theils der

Glückſeligkeit, die ſie andern zu verſchaffen oder zu erhalten ſuchen, entbehren müſſen. Und dennoch giebt es Augenblicke — deſto häufiger, je näher wir dem Abend des Lebens kommen — wo die Natur zu laut ſchreyt, um ſich übertäuben oder in Schlaf ſingen zu laſſen. Es ſind traurige Augenblicke! Noch einmal, ich bedaure den Mann, der ein Herz hat, die ſüſſeſten, lauterſten, beſten Freuden des Menſchenſtandes zu genießen, der ſie mit Geſchmack genießen, mit Wolluſt hineinſchlürfen würde — und ihrer entbehren muß. So oft ich mir ſo einen Mann denke, möcht' ich toll werden über die dummen Einrichtungen in der Welt, die nicht ſelten den beſten Sterblichen in eine ſo unnatürliche und peinvolle Lage ſchrauben!„

„An die armen unſchuldigen Geſchöpfe, die Gott der Allmächtige nach Seel und Leib zu Müttern erſchuf (*), und die der Aberglaube oder eine grauſame Familien-Politik zum troſtloſen Stand ewiger Unfruchts-

(*) In dieſen fünf oder ſechs Worten liegt ein tiefer Sinn, und ſo zu ſagen der ganze Embryo der wahren Gynäkologie, oder Theorie der Natur und Beſtimmung des Weibes. Ich gedenke, zum Beſten der Einfältigen, einen Commentarius über dieſe Worte, zwey bis dritthalb Alphabet ſtark, in Octav, auf fein holländiſch Papier, mit Kupfern und Vignetten von beſondern Geſchmack heraus-

Unfruchtbarkeit verdammt, — an die mag ich gar nicht denken! Das Herz im Leibe blutet einem ehrlichen Kerl, der an sie denkt!„

„Es ist wahr, eure Bonzen und Bonzinnen wissen sich zu helfen, sagt man. Aber desto schlimmer! Die wohlthätigen Absichten der Natur werden doch verfehlt; und welcher Freund der Menschheit kann gleichgültig bleiben, wenn er, bloß durch Schuld unsrer weisen wohlgemeynten Anstalten, zu Verbrechen werden sieht, was, ohne sie, Tugend hätte seyn können?„

Siebentes Kapitel.

Wer dieser Kalender war. Graphische Beschreibung eines Kalenders.

Ich habe einen Fehler begangen, lieber Leser, den ich erst izt gewahr werde. Da bring' ich einen Kalender auf die Scene, laß' ihn reden und disputiren, und habe nicht gesagt, wann und wie und war-

um

herauszugeben, wenn sich anders unter den zwey oder drey Millionen Teutscher Mädchen oder Weiber, welche gedrucktes lesen können, ein Paar Tausend finden, die ihren Fingerhut darauf unterzeichnen wollen. Es versteht sich daß er von Silber seyn muß.

Mart. Scriblerus, jun.

um und von wannen er kam, und wer er ist, und was er will. Ich müßte das ganze sechste Kapitel umkehren, ja wohl gar meinen ganzen Plan — oder wie man das nennen will was dies Buch von einem Wörterbuch, Kollectanen-Buch, Pot-pourri oder Florilegium unterscheidet — verändern, wenn ich diesen Fehler verbergen wollte. Dies verlohnte sich wohl der Mühe nicht. Lassen wir also den einmal gemachten Fehler gemacht seyn — denn auch verborgen wär' er doch gemacht — und sehen zu, wie wir ihn vergüten.

Danischmende saß eines Abends unter der äußersten Linde eines langen Spazierganges der zu seinem Hause führte, an der Landstraße. Er hatte seinen Knaben, einen Jungen von drey bis vier Jahren auf seinen Knieen stehen, und ließ sich nicht verdriessen, während daß der Junge mit seinen Haaren spielte, auf alle seine kindische Fragen — in denen (nach seiner Philosophie) große Weisheit der Natur verborgen steckte — zu antworten, so gut ein weiser Mann auf die Fragen eines Kindes, die oft vor lauter Einfalt spitzfündig sind, antworten kann.

Aber, Papa, sagte der Junge, warum wird es denn izt dunkel? (*)

Weil

(*) Wenn Herr Danischmende diese Frage seines kleinen Buben für eine von den spitzfündigen hält, so muß ihn die

Weil die Sonne untergegangen iſt, mein Sohn, antwortete der Papa.

So? ſagte der Bube; wohin geht ſie denn?

Daniſchmende war im Begriff dem Kinde begreiflich zu machen, daß dort hinterm Berge auch Leute wären, als ſie plötzlich durch die Annäherung eines alten Kalenders geſtört werden, der ſo ermüdet ſchien

die väterliche Liebe gewaltig verblenden. Es iſt, mit ſeiner Erlaubniß eine ſehr dumme Frage. Denn hätte der Junge acht gegeben warum es bey Tage hell iſt, nehmlich, daß es hell wird ſobald die Sonne aufgeht, und ſo lange hell bleibt, als die Sonne am Himmel iſt, ſo hätt er ſogleich ſchlieſſen können, daß es dunkel werden muß wenn die Sonne weg iſt. Der Bube ſollte mein geweſen ſeyn; ich wollt' ihn gelehrt haben Schlüſſe zu machen!

Magiſter Duns.

Wenn Herr Duns ſich bemühen wollte meinen 7ten Verſuch mit Bedacht zu leſen, ſo würde er finden, daß der Junge, ohne die Logik gelernt zu haben, mehr Logik in ſeinem Hirnkaſten hatte, als er meynt.

D. Hume.

Und wenn ein Kind von vier Jahren mit einem hochillu-minirten Doctor von vierzig über ſolche Dinge in Wortwechſel kömmt, ſo iſt immer eine Schellenkappe gegen einen Doctorhut zu wetten, daß das Kind recht hat.

Triſtram Schandy.

schien, daß er sich mit Hülfe einer großen knotigen Keule von Schwarzdorn kaum noch fortschleppen konnte.

Sie möchten gerne wissen, Madam, — was für eine Art von Geschöpfen ein Kalender ist, und wie er denn aussieht, weil man ihm seine Kalenderheit schon von fern ansehen konnte? Denn daß hier von keinem Almanach die Rede sey, haben Sie schon gemerkt.

Ein Kalender — es wird schwer seyn, Madam, Ihnen ohne Hülfe eines Mahlers oder Kupferstechers einen anschauenden Begriff davon zu geben, wie ein Kalender, in sofern er ein Kalender ist, aussieht. Denn Sie auf andre Bücher deswegen zu verweisen wäre unhöflich.

Sie haben doch wohl in Ihrem Leben, es sey nun in natura oder in der Abbildung wenigstens, einen Kapuziner oder Waldbruder, mit einem langen Barte, einem Strick um den Leib, und einem langen Rosenkranz in der Hand oder an der Seite, vor die Augen bekommen? — Gut! — Solchenfalls nun schneiden Sie diesem Kapuziner oder Waldbruder seinen langen, schwarzen, oder rothen, oder weissen, oder schekkichten, oder blauen Bart — denn man sieht ihrer von allen Farben — an der Wurzel ab, — oder

befehlen

befehlen vielmehr ihrer Phantaſie es für Sie zu thun, ſie iſt eine große Meiſterin Bärte (ſonderlich Zwickelbärte) anzuſetzen oder abzumähen — laſſen Sie ihm ferner Haare und Augbraunen ſo glatt wegſcheeren als ob nie nichts dergleichen da geweſen wäre. Alsdann ziehen Sie ihm ſeinen Mantel, ſeinen Kapuz, ſeinen langen Rock und ſeine hölzernen Schuhe —

Doch, um Vergebung! Ich ſehe eben, daß ſie ihm — es iſt auch um der Anſtändigkeit willen beſſer — ſeinen Rock laſſen können, wenn Sie Sich nur die Mühe geben wollen, die Aermel und den obern Theil, der Hals und Bruſt bedeckt, gänzlich davon zu abſtrahiren, und ihn ein wenig über den Anfang der Waden von unten auf ringsum abzuſtutzen. Strick und Roſenkranz bleiben.

Die Kapuziner, Madam, tragen, der Reinlichkeit wegen, keine Hemden, wie Sie wiſſen — oder izt zum erſtenmal hören. Die Kalender auch nicht. Man erſpart viel dabey an Leinwand, Zwirn, Seife, Wäſcherlohn, u. ſ. w. — Andrer Vortheile zu geſchweigen.

Nun, weil Kapuzinertuch in den warmen Morgenländern, wo die Kalender zu Hauſe ſind, ein wenig zu ſchwer wäre, ſo verwandeln Sie es in Rothfarbene, oder Kuhrothe, oder Eyerdottergelbe

Sack-

Sackleinwand — und insofern Sie alle diese verschiedene Operationen des Geistes, Abstraktionen, Depilationen, Decurtationen, Defigurationen und Decolorationen mit der erforderlichen Genauigkeit vorgenommen haben — so kann es nicht fehlen, Sie haben das wahre leibhafte Bild eines Kalenders vor sich stehen, so daß Sie gar nicht nöthig haben, sich deswegen nach Türkenland, Persien, Korassan, Zagatay, oder andre solche Länder im Heydenthum zu bemühen.

Die Damen in Hollstein, Meklenburg, Pommern, Dännemark, Norwegen, Schweden u. s. w. welche sich aus bekannten Ursachen nicht in dem Falle befinden, den wir hier voraussetzen, können sich ganz leidlich aus der Sache ziehen, wenn Sie alle vorbemeldte Abstractionen, Depilationen, u. s. w. mit dem einen oder andern von den Papions, oder Sapajus, im 12ten Theil der neuesten Octavausgabe von Büffons Naturgeschichte, vorzunehmen belieben wollen. Wir wollen Ihnen hierzu unmaßgeblich den Mandril von Guinea (S. 136.) oder den grauen Saju oder Sajuassu, den der Ritter Linne in seinem Natursystem, *Simia capucina caudata, imberbis, cauda longa hirsuta*, nennet (S. 317.) vorgeschlagen haben; wiewohl in verschiedner Betrachtung der Wanderu von Ceylon, *Simia caudata, barbata, corpore nigro, barba niuea, prolixa* (S. 102.)

(S. 102.) noch bequemer dazu wäre; wenigſtens zu unſerm vorliegenden Gebrauch. Denn, obgleich die Kalender gewöhnlicher Weiſe eben ſo unbärtig ſind, als des Ritter Linneus *Simia capucina, imberbis, cauda longa, etc.* ſo führte doch derjenige, wovon izt die Rede iſt, vermuthlich aus einer Art von kalenderiſcher Coketterie, einen vollſtändigen, langen, mausfarben Bart, der ihm, mit Hülfe eines groſſen Stücks brauner Leinewand, das in Geſtalt eines Mantels um ſeine Schultern geſchlagen war, ſo ziemlich das Anſehen eines alten griechiſchen Philoſophen, aus einer von den ſchmutzigen Sekten (*), gab.

Daniſchmende nahm den alten Kalender mit nach Hauſe, und bewirthete ihn ſo gut er konte. Sie unterhielten ſich von allerley Dingen, und ſo wie der Kalender ſeine Seele gelabet hatte, fieng er an muntrer zu werden, und ſprach wie einer, der viel geſehen, und mehr gedacht hat, als Kapuziner, Waldbrüder, Kalender, Fakirn, Mandrils und Wanderus gewöhnlich zu denken pflegen.

Izt

(*) Ohnezweifel ſind unter dieſer Benennung die Stoiker und Cyniker gemeynt, de quibus vide —

Murrzuſius.

Nicht doch, Herr Murrzuſius! wer wird denn immer citieren!

der Setzer.

Izt betrachtete Daniſchmende ſeinen Gaſt mit mehr Aufmerkſamkeit. Bruder, ſagte er zu ihm; mir däucht wir ſollten uns ſchon geſehen haben?

Es iſt möglich, antwortete der Kalender.

W.

Die Fortſetzung folgt.

III.

Reiſe

des Herrn von M** nach China,

in den Jahren 1773 und 1774.

Aus der noch ungedruckten franzöſ. Handſchrift ſeiner Briefe.

Erſter Brief,

an ſeine Schweſter, Frau von R***.

* * *

Port-Louis, in Isle de France den 3 Jun. 1773.

Hier ſind wir nun auf dieſer ſo lang gewünſchten Inſel, geliebte Schweſter. Wie viel Unruhe, wie viel Sorgen haben wir vielleicht ſchon deinem Herzen gemacht! Ich danke dir dafür; aber in der That waren ſie alle unnöthig. Ich wenigſtens glaube

be nun nicht mehr an Meeresgefahren. Dieſe leeren Schreckbilder mögen allenfalls noch bey dem furchtſamen Völklein in eueren drey Bißthümern ihre Würkung thun; aber bey mir nicht. Kein Stürmchen, keine hohe See, kaum ein elender kleiner Windſtos, meine eintönige Reiſegeſchichte aufzuſtutzen! Aber, ſtatt deren, Windſtillen und widrige Winde die Menge, die uns fünf ganze Monate bey einer Ueberfahrt koſteten, die ſonſt nur höchſtens hundert Tage dauert. Sey es drum. Unglück iſt immer zu Etwas nütze. Hätten wir dieſe Reiſe in der ſonſt gewöhnlichen Zeit vollendet, ſo wäre ganz unfehlbar auch unſer Schiff, mit den ſechzehn andern, die in dem Hafen lagen, von dem ſchrecklichſten und wütendſten Sturme deſſen man ſich in hieſigen Gegenden erinnert, ans Land geworfen und zertrümmert worden. Der Hafen war bey unſrer Ankunft noch ganz verſchüttet. Uebereinander liegende Gerippe zertrümmerter Schiffe, eingeſtürzte Häuſer, verheerte Felder, zeigten uns rund umher ein treues Bild der Verwüſtung. Du kannſt dir, in deiner gemäſſigten Zone nicht einmal einen Begriff von dieſer ſchrecklichen Art Stürme machen, die hier, leider! nur gar zu gewöhnlich ſind. Eure ſtärkſten Winde brechen höchſtens einmal einen Baum ab, ſchmeißen einen Glockenthurm um, oder richten ſonſt einen dergleichen kleinen Unfug an. Aber was ſagſt du zu einem ungeheuern Windwirbel, der eine ganze Inſel

umfaßt; Menſchen und Thiere tödtet oder lebendig begräbt; Kraut und Gras auf den Feldern abmähet und wegſengt; Bäume zerſplittert und mit der Wurzel ausreißt; Häuſer aus dem Grunde hebt und zwanzig Schritt weit von ihrem Platze ſchleudert? Ein ſolcher wütete den 9ten April, am Charfreytage, ganzer 24 Stunden lang, in der armen Isle de France. Ein ſchöner Bußtext für predigende Schwärmer! Die Bourdalouen der Inſel machten auch auf der Stelle Gebrauch davon, und machten zu Wirkungen des Zornes Gottes, der über die Sünden der Colonie entbrenne, das, was unter dieſem Himmelsſtriche Naturfolge der wechſelnden Jahreszeiten iſt. Kurz, ſie predigten Buße; aber die Kirche, welche unter den Füſſen der Gläubigen zitterte, zwang ſie zu entfliehen, und zwey Stunden drauf ſtürzte dieß Gotteshaus, ein Gebäude von unſäglichen Koſten, in einen Schutthaufen zuſammen.

Dieß war eine lange Epiſode, Schweſterchen! Doch, das ſind die gewöhnlichen Folgen vom Reiſen. Siehſt du, zu was für einen geſchwätzigen Erzähler mich ſchon das kleine Fleckchen gemacht hat? Was wird's erſt werden, wenn ich noch 10 bis 12000 Meilen (*) mehr auf dem Rücken habe? Dann genade dir Gott mit Gedult! —

Ich

(*) Franzöſiſche nemlich.

Ich verſprach Dir, glaub' ich, bey meinem Abſchiede ein ſchönes umſtändliches Reiſeprotocoll? Nicht wahr? Der herrlichſte Anfang zu einem ſo unſterblichen Werke war auch wirklich gemacht, und lag in meiner Brieftaſche. Ich glaubte, da ich es anfieng, höchſt intereſſant zu werden; aber endlich ſah' ich, daß es Wahn war. Lieber Gott, was iſt wohl einförmiger als eine Seereiſe! Himmel und Meer, Meer und Himmel! ein ewiges Einerley! Und Wind und Wetterbeobachtungen, und fern vorbeygeſchiffte Länder, dacht' ich, würden Dich ſo wenig amüſiren als mich, und ließ es liegen.

Ohne mich alſo in dergleichen Umſtändlichkeiten einzulaſſen, weiß'ſt du, daß wir uns den 23 December einſchifften. Tages drauf giengen wir mit einem hübſchen friſchen Winde unter Seegel, und legten in acht Tagen das unglückliche Capo finis terrae zurück, von welchem man mir ſchreckliche Wunderdinge erzählt hatte. Dieſe erſten acht Tage verflogen uns theils unter Erſtaunen, theils unter Verſuchen uns in unſere neue Lebensart zu finden, theils unter Kampf mit den abſcheulichen Ueblichkeiten der Seekrankheit, welche mich, unter allen übrigen Reiſenden, allein verſchonte. Der arme M** be kam am ſchlimmſten dabey weg. Da wir aber dieſen kleinen Tribut erſt einmal bezahlt hatten, waren wir vom Scheitel bis zur Sole in Meermänner ver-

wandelt. Die Zeit fieng an uns lang zu werden. Aber was war zu thun! Nach manchen Bemerkungen und Beobachtungen über unsere andern Reisegesellen, fiel immer der Schluß dahin aus, daß man sich mit Gedult waffnen, und den tapfern Entschluß fassen müsse, der vollkommensten Langenweile mit verbundnen Augen in den Rachen zu springen.

Unser Schiffsstab, welcher aus braven Officieren bestund, hatte zum Obersten einen alten Seehund; einen gewaltigen Beter, und ausgelernten Seemann, aber übrigens so unwissend, wie ein Türke, und eben so grob und ungesellig, als im Gegentheil seine übrige Gesellschaft, nach Maasstab der Seesitten berechnet, höflich und artig war. Herr von La R**te, ein Mann von viel Geist, den du schon aus meinen Briefen in Europa kennest, stund an der Spitze von zehn Reisenden; denn so viel waren unserer, die eine kleine Gesellschaft von theils liebenswürdigen Leuten, theils höchst leidigen Geschöpfen ausmachten. Die Dame aber, welche erst mit uns reisen wollte, hatte die Gefahr für ihre Tugend, bey einer Gesellschaft junger feuriger Pursche, welche die See noch hungriger machte, wohl erwogen, und sprung noch den Abend vor unsrer Einschiffung ab, ließ aber an ihrer Stelle eine junge Negerin, welche desto williger die Opfer der Jugend am Bord empfieng.

Hier

Hier waren wir nun wohl und regelmäßig zuſammengeſtallet. Sechs und funfzig Tage guter Wind brachten uns gemach bis ohngefehr noch 100 Meilen von der Linie, als uns die vollkommenſte Windſtille überfiel, die uns ſechs und zwanzig tödtlich lange Tage das Vergnügen gönnte, nach Herzensluſt zu fluchen, Whiſt zu ſpielen, zu fiſchen, und andere eben ſo ſchmackloſe Zeitvertreibe mehr. Mit den Ceremonien der Taufe unter der Linie verſchone ich dich. Wir kauften uns davon los. Aber dies war uns weniger zum Spas, daß man ſchon anfieng uns vom Zumeſſen des Waſſers zu ſprechen. Indeſſen entfernten wir uns doch allgemach wieder von dieſer Feuerquelle, und ein halber Monat von wechſelnden friſchen Lüften, Meerſtillen, und Gegenwinden brachte uns endlich an das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Wer unſere traurigen Führer hätte hören und ſehen können, wie ſie die Maſte befeſtigten, die Seegel einzogen, die Schießlöcher kalfaterten, kurz alle Anſtalten zu einer bevorſtehenden Gefahr machten, der hätte nothwendig denken müſſen das Cap müſſe ſich uns mit einem außerordentlichen Abentheuer anzeigen. Aber mitnichten. Eine neue eben ſo abſcheuliche Windſtille, als die unter der Linie, zwang uns abermals uns auf gut Glück von den Strömen umhertreiben zu laſſen. Den vierten

April änderte die See ihre Farbe, das Senkblei gab uns Grund, und die Matrosen entdeckten 18 bis 20 Meilen von uns die Küsten von Afrika. Nun umarmten Alle einander vor Freuden, und wünschten sich Glück, als wären sie einer schrecklichen Gefahr entgangen, und der Schiffcapitain beschenkte uns, ganz schwitzend und keuchend, mit einem prächtigen Te Deum, nach altem löblichen Gebrauch. Am Charfreytage, den 9 April, faßte uns doch der Schwanz des ungeheuern Wirbelwindes, der 600 Meilen von uns die Indischen Gewässer peitschte, und änderte ein wenig die ewige heitere Stille, die uns fast verzweifeln machte. Die ölstille See fieng an zu sieden, schlug Wellen, und alles glich nicht übel dem Anfange eines kleinen Sturmes. Schon machte ich mich fertig einen der stärksten zu sehen, um dir ein Gemälde davon zu liefern, daß dir wenigstens die Haare zu Berge stehen sollten. Aber dießmal kamen wir mit der bloßen Furcht und einer schlaflosen Nacht davon.

Am 12ten sahen wir zwey Schiffe, welche von China zurück kamen. Wir gaben ihnen Briefe nach Frankreich mit, und Du mußt ohngefähr um diese Zeit einen von mir erhalten haben.

Der Genius der Ruhe, welcher unsere Farth leitete, brachte uns endlich, mit seiner gewöhnlichen

Lang-

langsamkeit, am 18 May diese Insel zu Gesichte. Es war auch hohe Zeit damit, denn die frischen Lebensmittel fiengen schon an uns auszugehen, und das Eingesalzene, an welches wir uns nun halten mußten, beförderte den Scharbock, der heimlich unsere Equipage zu verzehren anfieng. Mit welchem trunkenen Entzücken verschlang nicht unser Auge den Anblick des Landes, das wir nun schon so lang entbehret hatten. Die dürren verbrannten Felsen, welche den Hafen umfassen, schienen uns Ufer eines Zauberlandes, und nie haben mir die süssen Thäler unsrer Mozelle so reitzend gelächelt als die Aussicht auf diese Insel, welche eigentlich aus dem Standpunkte, wo man sie zuerst erblickt, uneingenommenen Augen einen traurigen, widrigen Anblick giebt.

Wir landeten noch am nemlichen Tage. — O Schwester, theure, geliebte Schwester, daß du nicht hier warest! Du, die ich so ganz in meinem Herzen trage! Wie würde ich dich umarmt, geküßt, an mein Herz gedrückt, und mit meinem Entzücken umschlungen haben! Du allein fehltest der Fülle meiner Freuden. —

Den ganzen Nachmittag brachten wir zu, uns Quartier zu suchen. Der Orkan hatte die meisten Häuser entweder gar umgeworfen oder doch beschädigt, und die Zimmer welche noch stunden, waren

meist mit den Officieren der verunglückten Schiffe besetzt. Wir hatten die ganze Stadt durchstrichen, eine Hitze ausgestanden, davon man nur unter dieser Zone einen Begriff haben kann, und waren endlich noch immer froh für unser fünf nur zwey enge Kämmerchen zu finden, wo wir uns vor der Hand einstallen konnten, und wo uns die ganze Nacht hindurch die Fliegen und Maraingouins (*) peinigten. Den Morgen drauf giengen wir den Häuptern der Insel aufzuwarten, und wurden von ihnen zum Mittagessen eingeladen. Die folgenden Tage über waren unsre Hauptgeschäfte, uns beßer einzuquartiren, uns vorstellen und einführen zu lassen, auszuladen, und unsre Ballen zu verkauffen; und, ohne uns zu rühmen, Kenner fanden daß wir uns noch immer gut genug, für's erstemal, aus unserm Handel zogen. Hier ist alles Banian; Hier ein Ehrenwort, welches aber bey Euch Leuten, die ihr noch in der ganzen Brühe der alten Vorurtheile schwimmet, ohngefehr so viel heißen möchte, als — ein ehrbarer Jude. Man hat hier eigentlich nur zwey Gesichtspuncte aus welchen man Jedermann betrachtet; den Handel, oder Landbau und Eigenthum. Dieß ist der einzige große Unterschied den man hier kennt. Oft findet

(*) Eine Art kleiner Mücken, die außerordentlich lüstern nach dem Blut der neu Angekommen ist.

findet sich beydes in einerley Person. Ober- und Unterofficier, Gerichtsperson und Geistlicher, Vornehm und Gering, kurz jeder Weiße in der Colonie hat den Banianismus am Halse. Diese Gewinnsucht schmeckte uns Anfangs nicht; da wir aber bald den Nutzen dieses beständigen Procentirens einsahen, bogen auch wir nach und nach den Nacken unter das Joch der angenommnen Meinungen und Sitten, und in kurzen werde ich dir unsern M** be als denn entschloßensten Banian von ganz Indien liefern können. Glückliches Land für Leute die gern Andere in den Detail ihrer eignen Angelegenheiten ziehen! Glaube nicht daß man hier seine Zeit damit verliehrt, den Damen schöne Sachen, und leere Schmeicheleyen zu sagen. Es giebt einen ganz andern Weg zu ihren Herzen. Der Cours der Piaster, der Preis des Caffee, glänzende Spekulationen, ein ausgeführter Streich im Handel, dieß, Schwesterchen, sind die Lockbeere womit man die Coquetten von Isle de France fängt; denn diese giebt es in den Colonien so gut als in der Hauptstadt.

Kenntest du S. Brieu, so hätt' ich leichte Mühe dir einen Begriff von Port-Luis zu machen. Denke dir ungeheure Massen von Felsen, hin und wieder abgesetzt, deren Gipfel mit Bambus, Palmen und Corneliuskirschbäumen bewachsen; am Fuße dieses dürren Gebürges ein Städtchen von ohngefähr einer

franz

französischen Meile im Umkreis; Häuser die ziemlich unsern großen Meßbuden gleichen; ungeheuere Casernen; königliche Magazine, und einige Privathäuser von Stein, welche unter den hölzernen Hütten zerstreuet liegen, so hast du schon ein dunkles Bild davon. Die Gassen sind ziemlich geradlinicht angelegt, aber von großen Felsenspitzen so uneben, daß die armen Fußgänger alle Augenblicke straucheln und fallen. Ein Trupp Negern, männlichen und weiblichen Geschlechts, von ihren unmenschlichen Aufsehern gepeitscht, sind fast die einzigen Geschöpfe, welche man am Tage auf den Straßen sieht. Abends aber, wenn die Hitze nachläßt, versammlen sich die Einwohner, im Kühlen ihr Gewerb zu treiben; die Weiber geben oder nehmen Besuch an, und die Schwarzen tanzen nach der bellenden Stimme ihrer Cameraden, und dem Tackt einer elenden Trommel. Oft sieht man eine der zierlichsten Damen, in ihrem creolischen Putz, (der immer mehr werth ist, als manche Eurer abgeschmackten Moden,) aus einer elenden hölzernen Hütte kommen, sich in einen Palankin, von zehn bis zwölf Schwarzen begleitet, werfen, um bey allen ihren Bekannten einmal Reihe herum zu gähnen.

Es kann seyn, daß ich mich in meiner Meinung über die hiesigen Weiber irre; aber, sey es auf die Gefahr, so zeichne ich dir sie doch wie ich sie gesehen habe. Trägheit, Wollust, und Härte gegen ihre Unter-

tergebnen, ſcheinen mir die Hauptzüge in ihrem Charakter. Ihre, vor Unthätigkeit faſt ſteifgewordene Hände, denen eine Nadel eine viel zu ſchwere Laſt iſt, bekommen bey dem geringſten Fehler ihrer Sklaven alle ihre Kräfte wieder, und werden zu Herkules-Fäuſten, wenn es drauf ankommt den Steifen ihrer Negreßen ihren Zorn empfinden zu laſſen. Einige von ihnen führen eine ordentliche Taxe von Schlägen für jede Art von Fehlern; und wie bey Euch etwann ein ſtrenger Herr ſeinem Bedienten etwas Zerbrochenes am Lohne abziehet, ſo laſſen dieſe ſonſten fühlbaren Geſchöpfchen vor ihren Augen funfzig und mehr Peitſchenhiebe zuzählen, ohne von dem wimmernden Geſchrey des armen Leidenden gerührt zu werden. Eben dieſe ſchönen Creolen, die ſo unmenſchlich mit den armen Schwarzen umgehen, ſind im Gegentheil nichts weniger als grauſam gegen die Weißen. Sie erſpahren ſogar, wie man ſagt, ihren Liebhabern die erſten Schritte, und kommen ihnen auf mehr als den halben Weg entgegen. Vieles entſchuldigt ſie dabey; denn theils treibt ſie das heiße Clima unwiederſtehlich zu Vergnügungen dieſer Art, theils würden ſie wegen der Leichtigkeit, mit welcher man ſich hier zu Lande Genuß verſchaffen kann, ganz und gar vernachläßiget werden, wenn ſie ſich nicht durch ihre zuvorkommenden Gefälligkeiten noch Liebhaber zu verſchaffen wüßten.

Ihre fürchterlichsten Nebenbuhlerinnen sind eben diese Negressen, welche sie so mißhandeln. — Ein seltsamer, verdorbner Geschmack! wirst Du sprechen? — Nicht so, Schwesterchen! Ich dachte ehedem hierüber eben so, wie Du, da ich noch nichts als häßliche Afrikanerinnen mit zerquetschten Nasen und aufgeworfnen Lippen gesehen hatte. Aber die Bengalinnen, die schönsten Asiatischen Negressen, haben mich wieder mit der schwarzen Haut versöhnt. Der schönste schlanke harmonische Wuchs, die weißesten Zähne, Augen, die manches Europäische Gesicht zur Schau tragen würde, eine seidene Haut, und die ausstudierteste Reinlichkeit, dies zusammen ersetzt gar leicht das bisgen Weis und Roth, was ihnen mangelt. Es giebt auch würklich hier wenig Männer, die nicht, unter dem Titel als Braut, oder Frau, eine dergleichen Favorite haben, welcher sie die Freyheit schenken, wenn sie dieselbe durch ihr Betragen und ihre Zärtlichkeit verdient. Glaube nicht aus meiner Lobrede auf die Negressen, daß ich unwiderbringlich vom Dienst der Europäischen Schönheit abgefallen sey. Mitnichten, gute Schwester! Ein Paar mal habe ich zwar wohl den Ueberläufer gespielt — Etwas sehr verzeyhliches nach einer fünfmonatlichen Seereise — im Grunde des Herzens aber bleibe ich doch der Haut unsrer Europäerinnen treu, so weiß und roth sie auch immer seyn mag.

Betrach-

Betrachtest Du nicht, tief in Deinem Lothringen, dieß Land vielleicht als das Land der Unschuld? denkst Dir es mit halb rohen Menschen bevölkert, die noch im Schooße der Mutter Natur die ganze Aufrichtigkeit und Einfalt der Sitten des ersten Weltalters genießen? — Lieber Gott! wie gut, wenn dem so wäre! Aber Ehrlichkeit, Dich sucht man vergebens hier! Wie viel Leute sieht man hier nicht, die in Frankreich mit dem Glück zerfielen, und hieher giengen das gute Vernehmen unter ihnen wieder herzustellen, ohne eben in der Wahl der Mittel dazu delikat zu seyn. Ein feiner Betrug, künstliche Taschenspielereyen, sind hier Geschicklichkeiten worüber niemand mehr erröthet. Wir selbst kamen gut davon. Leute, die uns wohlwollten, hatten uns mit einem heilsamen Mißtrauen gewaffnet, welches uns für allen Fallen bewahrte, in welchen sonst gewöhnlich neuangekommene Fremde ihren Willkommen bezahlen müssen. Hier ist es ein allgemeiner Grundsatz, daß die Tauffe unter der Linie allen in Frankreich begangenen Unfug abwasche, und eben so auf der Rückreise von allen Sünden Indiens reinige. Jedoch so allgemein treffend auch diese Satyre immer ist, so mußt Du doch glauben daß es hier manchen ehrlichen Biedermann giebt, der dieß Brandmal nicht an der Stirn hat. Ich selbst habe das Glück gehabt verschiedene kennen zu lernen, deren guten

Namen

Namen auch der größte Böſewicht nicht hätte antaſten können.

Uebrigens habe ich dir bisher nur von der Stadt geſprochen. Beſteigt man aber die Felſen, welche die Stadt umringen, ſo findet man eine ganz andere phyſiſche und moraliſche Ordnung der Dinge. Lachende Felder, Jahr aus Jahr ein mit Mayz, Korn und Caffeebäumen bedeckt, und von unzähligen kleinen Canälen durchwäſſert, werden von gutherzigen ehrlichen Landleuten angebaut, deren ſanfte unſchuldsvolle Sitten mit den Sitten der Einwohner der Stadt und des Hafens aufs ſeltſamſte abſtechen. Der Tiſch, welcher in der Stadt unglaublich theuer iſt, koſtet, wenn man ſich auf dem Lande niedergelaſſen hat, faſt gar nichts. Jagd, Fiſcherey, Gärten und Federviehzucht geben Lebensmittel im Ueberfluß. Die Bäume und Stauden liefern ohne Wartung Ananas, Bananen, u. ſ. w. So einladend aber auch immer der häusliche Aufenthalt hier iſt, wirſt Du doch, in dem Briefe an meinen Bruder, die wichtigen Urſachen finden, welche uns für dieſer Verführung ſicherten. —

Solltest Du mich wohl ſchon vergeſſen haben, liebſte Schweſter? — Zuweilen kommt mir der garſtige Gedanke. Kein einziges von den Schiffen, welche im Februar und März von Frankreich abgiengen

giengen, bringt mir Briefe von Dir! Ich möchte Dich ausschmälen — Doch, bis zur Ankunft des N**ne will ich's noch aufschieben. Aber führest du mich da abermals hinter's Licht, dann kannst Du nur sicher auf die herrlichste Staupe rechnen. —

Am 25sten Junius.

Eben war es noch hohe Zeit daß Dein lieber Brief, vom 6 Jänner, einlief, Schwester! Drey Tage später, so schwomm ich schon auf dem Wege nach China. Der Marquis von N**ne warf gestern hier Anker. Ich war einer der Ersten am Bord. Denke Dir meine Freude über Dein Paket, als ich's erblickte; als ich's in den Händen hielt! Ganz gewiß schlossen die Umstehenden aus der Wonne, die mir aus den Augen glänzte, ich müsse Briefe von einer Geliebten in Frankreich, an der mein Herz hieng, erhalten haben. — Dein Brief werde mich nur schwach interessiren? Dieß glaubst Du? Himmel! kann wohl Etwas in der Welt, das von Euch kommt, geliebten Freunde, meinem Herzen gleichgültig seyn? Liebt mich nur stets, so viel Eurer sind. Aber treibt es darinnen immer so weit Ihr könnet, meine Zärtlichkeit gegen Euch übertrifft doch nichts.

Die Zahl Deiner Kleinen hat sich also wieder vermehrt? — O, sag' nur was Du willst, es ist

ſicher wieder ein Mädchen. Nicht wahr, Schweſterchen? Nu, ſey es! Ich liebe es ſchon faſt ſo ſehr, als ihr Vater und ihre Mutter. Lerne ihm bald den Nahmen ſeines Onkle in Indien ſtammlen, damit, wenn Du ihn vielleicht vergeſſen könnteſt — etwas, das ich jedoch von Dir nicht befürchte — es Dich an ihn erinnere. Seinem Bruder tauſend Dank für ſeine allerliebſte Epiſtel. Er iſt doch drollicht und muthwillig genug! Ich weiß nicht, was du an ſeiner Näſe auszuſetzen haſt? Iſt ſie nicht von eben dem Schnitte wie die Meinige? und — verflucht! — die iſt doch eben ſo übel nicht.

Deine Freundin hat alſo geweint? und um mich floſſen ihre Thränen? Wohlan, um ſie für dieſen zärtlichen Zoll ihres Herzens, darauf ich ſo ſtolz bin, zu belohnen, verſpreche ich ihr, ihren Nahmen in China zu nennen. Mache ſie recht fühlen, welche Ehre es ihr ſey, achttauſend Meilen weit von ihrem Schorſteine einen Kopf zu beſchäftigen, der ſo voll Handlungsſpekulationen ſteckt, als der meinige. Ich lade ſie hiermit höflichſt auf den 10 Auguſt 1774 zu Dir ein, mit uns herrlichen Chineſer Thee zu trinken; der uns doppelt gut ſchmecken wird, weil ich ihn mitgebracht habe, und wir ihn aus Chineſer Taſſen mit Deinem Wappen trinken werden, wenn mir die Hitze der Linie, unter welcher ich noch 3 Monat lang ſchiffen muß, Dein Siegel nicht vol-

lends

lends ganz verderbt, welches ohnedieß ſchon gelitten hat.

Dieſe Nacht ſchlafe ich am Bord, und morgen auf der Inſel Bourbon, wo wir drey Tage ruhen. Von da machen wir die zwoote Farth nach Malac, im Binſenlande, und zu Ende des Septemb. werden wir in China ſeyn, wo wir uns in Allem vielleicht drey Monat aufhalten werden. Es geht mir äußerſt nahe meinen lieben M** be hier zu laſſen. Ihn ſchmerzt dieſe Trennung nicht weniger als mich. Umarme ſeine Mutter aufs zärtlichſte für mich, und beruhige ſie über das Schickſal ihres Sohns, deſſen Geſundheit bisher nicht das mindeſte gelitten hat. Wenn ich noch einen Augenblick erhaſchen kann, ſo ſchreibe ich ein Wort an meine liebe Schweſter. (*)

(*) Ich bedaure ſehr, daß mir nicht erlaubt iſt, den liebenswürdigen und durch die Vorzüge ſeines Geiſtes eben ſo ſehr, als durch die Eigenſchaften ſeines Herzens ſchätzbaren Ausländer zu nennen, dem ich dieſe reizenden Originalbriefe, und die Erlaubnis, ſie dem Merkur einzuverleiben, zu danken habe. Ich bin gewiß, das Publikum würde mit Vergnügen an dem Dank, den ich ihm hiemit öffentlich dafür erſtatte, Antheil nehmen.

W.

IV.

Miſcellanien.

I.

Rechtfertigung eines ſchönen Wortes des Pompejus.

Pompejus, der Große, befand ſich einſt in dem Falle, daß er in dringenden Geſchäften der Republik — — (es war darum zu thun, die Stadt Rom, in einer Theurung, mit Lebensmitteln zu verſehen, und dies war in einer ſo ungeheuren Stadt, und bey ihrer damaligen Verfaſſung, das dringendſte aller Staatsgeſchäfte) zu einer Zeit, da die See ſehr ſtürmiſch war, unter Segel gehen ſollte. Man ſtellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne ſein Leben in die augenſcheinlichſte Gefahr zu ſetzen. Es iſt nöthig daß ich abreiſe, ſagte Pompejus, daß ich lebe iſt nicht nöthig.

„Dies ſieht wie ein Bon-mot aus, „ — ſagt Balzac, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen gewaltigen Schöndenker vorſtellte, — „aber „wenn man's in der Nähe beſieht, ſieht man, daß es „nichts ſagt. Denn es ſagt etwas das ſich ſelbſt „vernichtet. Wie kann ein Mann reiſen, wenn er „nicht lebt?„

O Balzac, Balzac, wie kann ein witziger Kopf ein Schiefkopf seyn, wie du in diesem Augenblick warst?

Wenn Herr Balzac richtig räsonnierte, so müßte ein Soldat, um seine Pflicht zu erfüllen, allemal davon laufen so oft er Gefahr sähe. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht ist also seine Person in Sicherheit zu bringen. — Bey dieser Art zu räsonnieren würden die Kriege nicht sehr blutig seyn.

Die Worte des Pompejus haben nur einen Sinn, und gegen den ist nichts einzuwenden. Er will sagen: Wenn die Gelegenheit da ist, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, so fragt er nicht, kann ichs mit Sicherheit thun. Er thut sie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist am Ende der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen, und wird auch künftig ohne mich gehen. Aber so lang ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht losszählen.

2.

Zufällige Gedanken über das Verhältnis des Angenehmen zum Nützlichen.

Eben diesem Balzac, dem es nicht selten begegnet was albernes zu sagen, und zu glauben daß er was

sinnreiches gesagt habe, laussen auch öfters gute Gedanken vor den Schuß, — wie es einem Menschen nothwendig begegnen muß, der, wie Er, sein Leben damit zubringt, Gedanken aufzujagen. In folgender Stelle gefällt mir der Schlußgedanke, wiewohl er etwas epigrammatisches hat, wegen der Einfalt, und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, worein er eingekleidet ist. „Man muß Bücher zur Erhohlung und „zur Ergötzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung „und zu Geschäften haben muß. Jene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beyde. Das Canonische Recht und das Justinianische Gesetz sey und bleibe in Ehren„ — (Ach ja! so lange Gott will, und bis diejenige, in deren Händen die gesetzgebende Macht ist, endlich einsehen werden, daß Sie und wir bey Gesetzen, die auf unsern Zustand paßten, uns besser befinden würden!) „und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir „wollen den Oelbaum und den Weinstock bauen, „aber ohne Rosen und Myrten auszurotten.„

Ich finde bey dieser Stelle zwoo Anmerkungen zu machen. Die eine ist, daß Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und deren Werke mit gerümpfter Nase und dummen Hohnlächeln ansehen, zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile blos unter die ergötzenden Schriftsteller rechnet.

net. Das vernünftige Alterthum dachte ganz anders, und Horaz behauptet mit gutem Fug, daß man mehr praktiſche Philoſophie vom Homer lernen könne als vom Krantor und Chryſippus.

Die andere Anmerkung iſt, daß es überhaupt mehr eine kaufmänniſche als philoſophiſche Art zu denken zeigt, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegenſtellt, und jenes gegen dieſem mit Verachtung anſieht. — Man merke, daß ich hier blos von dem Angenehmen rede, das für einen unverdorbnen Geſchmack angenehm iſt, und weder Geſetze und Pflichten noch ein geſundes moraliſches Gefühl beleidiget. — Dies vorausgeſetzt, ſage ich: das Nützliche in ſo fern man es dem Schönen und Angenehmen entgegenſetzt, haben wir mit dem niedrigſten Vieh gemein, und indem wir lieben und ſchätzen was uns in dieſem Verſtande nützlich iſt, thun wir nichts als was das Oechslein und das Eſelein auch thut. Der Werth dieſes Nützlichen hängt von ſeiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab; in ſo fern alſo eine Sache zur Erhaltung der menſchlichen Gattung und der bürgerlichen Geſellſchaft nothwendig iſt, in ſo fern iſt ſie allerdings etwas Gutes; aber etwas Vortrefliches iſt ſie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nüzliche nicht um ſein ſelbſt, ſondern blos um gewiſſer Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem

innern Vorzug unsrer Natur vor der blos thierischen; denn unter allen Thieren, ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt; daher kömmt es, daß er desto vollkommner und, so zu reden, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Und daher ist's auch blos das Schöne, in Künsten sowohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet; ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst haben ihr Wachsthum beynah allein, dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Grenzen des Nothwendigen und Nützlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen.

Dies lezte that Sokrates, (*) und wenn er jemals in irgend einer Sache Unrecht hatte, so war's in diesem Stücke. Keppler und Newton würden niemals die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der

menschl

(*) S. das 7te Kap. im IV. Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenophons.

menſchliche Geiſt jemals durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn ſie, ſeiner Vorſchrift zufolge, die Meßkunſt auf die bloße Feldmeſſerey und die Aſtronomie auf den bloßen unmittelbaren Gebrauch bey Land- und See-Reiſen und beym Kalendermachen eingeſchränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Mahler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nüzlichen zu verbinden: ſo wie er die Tänzer aufmuntert, das Vergnügen, das ihre Kunſt zu geben fähig ſey, zu veredeln, und das Herz zugleich mit den Sinnen zu ergetzen. Dem nemlichen Grundſatze zufolge mußte er diejenigen Arbeiter, welche ſich mit den unentbehrlichern Dingen beſchäftigen, ermahnen, das Nüzliche ſoviel möglich mit dem Schönen zu verbinden. Aber nichts für ſchön gelten laſſen wollen, als in ſofern es nüzlich iſt, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie ſind zwar durch die Natur ſelbſt mit dem Nüzlichen verwandt, aber ſie ſind nicht darum begehrenswürdig weil ſie nüzlich ſind, ſondern weil es der Natur des Menſchen gemäß iſt, in ihrem Anſchauen ein reines und edles Vergnügen zu genieſſen, ein Vergnügen, das mit demjenigen, ſo uns das Anſchauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben ſo ſehr ein Bedürfnis vernünftiger Weſen iſt als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfniſſe des thieriſchen Menſchen ſind.

3.

Ueber etwas das Plato gesagt haben soll, und nicht gesagt hat.

Ein schöner Gedanke eines Original-Autors, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht, findet sich oft am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daß ihn sein eigner Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beyspiel dieser Art, das mir eben aufstößt, scheint mir sonderbar genug um hier einen Platz zu verdienen. Es betrift einen Gedanken des Plato, der in seinem Phädrus vorkömmt, in diesem von so manchen Italiänischen, Englischen und Teutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den Wenigsten gelesenen, und schwerlich jemals von irgend einem Menschensohne verstandnen Gespräch über das Schöne, worinn Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären was das Schöne ist, in einer seltsamen metaphysisch-mystisch-poetischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, hocherhabene, nonsensicalische Dinge vom Zustand der Seele vor und nach diesem Leben, und von ihren Federn und Flügeln, und von ihrem Wagen, Pferden und Kutscher, und von den Reisen die sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worinn sie initiirt wird, und der Himmel weiß von wie viel andern schönen Sachen

schwazt

ſchwazt; bey denen einem jungen Menſchen, der ſie zum erſtenmal lieſt, die Wange glüht und das Herz im Leibe hüpft, weil man in dieſem Alter nichts herrlicher findt, als Metaphyſiſches Galimathias in ſchöne bunte poetiſche Bilder eingekleidet. — Doch die Rede ſoll izt nicht vom Phädrus ſondern bloß von der Verwandlung ſeyn, die ein bekannter Gedanke von ihm, im Durchgang durch ein paar gute Köpfe, erlitten hat.

„Könnten wir, ſagt Plato, die Tugend nakt „erblicken, ſo würden wir ſo viel Reiz an ihr „entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der „Welt mehr lieben wollten.„ — So ſagt uns ein Neueſter, übrigens empfehlungswürdiger, Schriftſteller, deſſen Name hier nichts zur Sache thut: und wer ſollte nun nicht glauben, Plato habe dies würklich geſagt? Gleichwohl ſagt Plato kein Wort von allem dieſem. Seine ſelbſteigne Worte mögen Zeugnis deſſen geben: — „Φρονησις γὰρ ὀφαται. Δεινὰς γὰρ ἂν παρεσχεν ἐρωτας εἰ τι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες εἰδωλον παρεσχετο τις ὀψιν ἰον. (*in Phaedro. Tom. Opp. III. p.* 250.) „Die Weisheit würde unbeſchreib„liche Liebe einflößen, wenn ſie ſich unter einer „Geſtalt, die ein ſichtbarer Abdruck ihrer Voll„kommenheit wäre, vor unſre Augen ſtellte.„

Hätte der moderne Schriftſteller dieſe Stelle Platons nur aus der Ueberſetzung welche Cicero davon gegeben

geben, gekannt, so würde er dem Original schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht bekanntermasen im 14ten Abschn. des 1sten Buchs de Officiis: — „*formam* ipsam, Marce fili, et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis cerneretur mirabiles „amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae. „Wenn „das Ideal des sittlichen Schönen (*) mit leiblichen „Augen gesehen werden könnte, es würde (wie Plato „sagt) unaussprechliche Liebe der Weisheit einflößen.„ — Denn wiewohl sich Cicero schon einige Freyheit mit diesem Platonischen Gedanken genommen, so sagt er doch im Grunde beynahe Einerley. Aber vermuthlich ist dieser nemliche Gedanke noch durch mehr als einen verfälschenden modernen Kopf gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmann, durch einen nur zu gewöhnlichen Irthum des Gedächtnisses, in einer Gestalt darstellte, worinn er gerade zweymal (**) nonsensicalischer erscheint als im Plato selbst. Ich wünschte daß dies Beyspiel einen jeden Schriftsteller, der den Gedanken eines andern anführt, behutsam genug machen möchte, allezeit vorher das Original nachzuschlagen, oder wenn er dazu keine Gelegenheit hat, lieber an dessen statt zu sagen, was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, — deren Nahme

em

(*) Was Schaftesbury die Moralische Venus nennt.

(**) Denn Plato will nicht, daß die Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, daß man dann sonst nichts mehr lieben würde als sie.

am Ende doch nichts zur Sache thut, das was sie gesagt haben mag Sinn, oder (wie hier der Fall seyn möchte) Unsinn seyn. Denn warlich der göttliche Plato wußte doch wohl selbst nicht recht was er sagte, da er einen bedingten Saz behauptete, dessen Bedingung unmöglich ist. Die Tugend kan nur in Empfindungen, Neigungen und Handlungen würklicher oder gedichteter Personen sichtbar werden; und wem sie in dieser sichtbaren Gestalt nicht Liebe, und soviel Liebe als ein menschliches Herz nur immer fassen kann, einflößt, — dem ist nicht zu helfen.

Ich weiß wohl, daß sich Plato dadurch rechtfertigen läßt, daß das intelligible Bild oder Idolum der Weisheit, wovon er spricht, seiner Meynung nach, in den überhimmlischen Räumen, oder in der Welt der Ideen, würklich existiert. Aber auch dadurch wird sein Gedanke wenig gebessert. Denn immer bleibt es (nach seinen eignen Begriffen) eine Unmöglichkeit, diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle, läßt man (einer alten schlimmen Gewohnheit zufolge) den Poeten hingehen, oder bewundert sie noch wohl gar darum: aber in dem Munde eines Philosophen sind sie unerträglich.

Uebrigens hat die Vorstellung der Tugend, die sich nackend sehen läßt, etwas widerliches, das wohl seinen ganz guten Grund haben mag; und ich bin gewiß,

daß

daß sich kein großer Mahler dazu verstehen würde, die Personificierte Tugend, anstatt in einem langen majestätischen Gewande, entkleidet darzustellen. Mich däucht es sind nur zwey idealische Wesen, denen es anständig ist, nackend vor unsern Augen zu erscheinen, die Wahrheit, und die Schönheit: selbst die Grazzien, — wiewohl die Gewohnheit, sie nackend (und meistens sehr zu ihrem Nachtheil) darzustellen, bey den Künstlern überhand genommen hat — würden in dem Gewande, das ihnen Sokrates gegeben, mehr Grazzie haben; wenigstens sollte der Mäler, der verwegen genug ist sie zu entkleiden, fähig seyn, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugiessen, daß man, so wie man sie erblickte, denken müßte, sie wüßten nicht daß sie nackend seyen.

W.

V.

Neue Bücher.

Anmerkungen übers Theater, nebst angehängtem übersezten Stück Shakespears. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung 1774. 160 S. in 8.

Nicht Herr Göthe selbst, wie der vorige Band des Merkurs sagte, sondern Herr Lenz ist der Verfasser dieser Anmerkungen, von denen sehr zu wünschen ist, daß sie von unsern dramatischen Dichtern beherzigt werden mögen, wenn der Verfasser gleich nicht der erste ist, der sie ihnen aus Herz legt. Wenn sie nur einen angehenden theatralischen Schriftsteller reizen, das Studium des Menschen ernstlicher zu treiben, als bisher geschehen ist, so haben sie Nutzen genug gestiftet, ob sie gleich (den Neologismus der Schreibart abgerechnet) das Verdienst der Neuheit nicht haben. Seit dem Leßings Dramaturgie der Verehrung des französischen Theaters den ersten Stoß beybrachte, sind viele Bilderstürmer aufgestanden, die mit dem grösten Eifer auf dasselbe losgerannt sind. Ein solcher ist auch der Verfasser; bald thut er es in ausführlichen Detaillirungen, bald in Sprüchen, wie (S. 6.) folgende: „Da erschienen die fürchterlichsten Helden des Alterthums, der „rasende Oedip, in jeder Hand ein Auge, und ein großes Gefolge

„folge griechischer Imperatoren, römischer Bürgermeister,
„Könige und Kaiser, sauber frisirt in Haarbeutel und seidenen
„Strümpfen, unterhalten ihre Madonnen, deren Reifröcke
„und weiße Schnupftücher jedem Christenmenschen das Herz
„brechen müssen, in den galantesten Ausdrücken von der Hef-
„tigkeit ihrer Flammen. u. s. w.„ Zu grösserer Gemeinnützigkeit dieser Anmerkungen wäre zu wünschen, daß der Verfasser nicht mit der täglich überhand nehmenden Sucht behaftet wäre, eine Schreibart zu affectiren, die mit dem Styl der besten Autoren aller Zeiten und Völker den widrigsten Absatz macht, und den meisten Lesern, die man doch belehren will, entweder ganz unverständlich ist, oder nur verworrene, schwankende und schielende Vorstellungen giebt, woraus sie nicht klug werden können. Was für einen Kommentar hätte nicht z. B. die folgende Periode vonnöthen, um für die meisten einen Sinn zu haben: „Wie das alles so durch einander geht, Cluvers orbis
„antiquus mit der neueren Heraldick, und der Ton im Gan-
„zen so wenig deutsch, so kritisch bebend, gerathen schön —
„Wer Ohren hat zu hören, der klatsche, das Volk ist ver-
„flucht.„ — An mißlungnen Bonmots und sonderbaren neuen Wörtern (wie beklapsen) mangelts auch nicht. Das angehängte Stück Shackespears ist Love's Labour's lost, welches der Verfasser vorzüglich gewählt zu haben scheint, weil es mehr, als irgend eines von diesem Dichter, von Quibbles wimmelt. Sowohl in der Uebertragung derselben, als in der Versificirung der darinnen vorkommenden Liedchen scheint mir der Verfasser sehr glücklich. z. B.

So sanften Kuß giebt nicht der Sonnen Strahl
Den Tropfen, die sie früh auf Rosen findet,
Als deine Blicke der verliebten Quaal,
Die sie auf meiner Wang' entzündet.
Auch spielt der Mond so sanftes Silber nicht
In Amphitritens dunkeln Gründen,
Als dies dein alabasternes Gesicht
In Thränen, die sich mir vom Auge winden.
O Götterbild, hier triumphirest du,
Wie aus Krystall gehaun, auf Kosten meiner Ruhe
So sieh nur immer her, die Thränen schwellen an,
Zu zeigen, was du werth und was ich fühlen kann.

Zusaz des Herausgebers.

Der Verfasser der A. ü. Th. mag heißen wie er will, traun! der Kerl ist 'n Genie, und hat blos für Genien, wie er ist, geschrie-

geschrieben, wiewohl Genien nichts solches nöthig haben. Sollt ihm dies aber nicht erlaubt gewesen seyn? Durft er doch schreiben, was gar niemand, was er selbst nicht verstunde! Wer konnt's ihm wehren? Fürs Publikum ist so was freylich nicht. Denn was soll dies damit machen? Wie soll es dem Genie seine Räthsel errathen? oder ergänzen, was der geheimnißreiche Mann nur halb sagt? oder ihm in seinen Genssprüngen von Klippe zu Klippe nachsetzen? — Sein Ton ist ein so fremder Ton, seine Sprache ein so wunderbares Rothwelsch, daß die Leute dastehn, und's Maul aufsperren, und recken die Ohren, und wissen nicht ob sie süß oder sauer dazu sehen sollen; — sehen also Höflichkeits halben, und um sicher zu gehen, lieber süß, wie die meisten Zeitungsschreiber und Recensenten. — Sein Ton ist nicht der Ton der Welt; es ist auch nicht der Ton der Untersuchung; Schulton ist's auch nicht; Kenner haben sonst auch noch nie so gesprochen. Was ist's denn? Es ist der Ton eines Sehers, der Gesichte sieht, und wie unter den Ton eines *Quomebacherapistiplenum*, der seinen Mund weit aufthut, um etwas herrliches, funkelneues, noch von keinem Menschensohn gesagtes, zu sagen, und dann gleichwohl (wie Horaz in seinem Rausche) gerade nichts sagt, das sich der Muh verlohnte, das Maul so weit aufzureissen. Mag seyn, daß ein solcher begeisterter Seher oder Genie allerley Dinge sieht, die wir andern Leute, die ihrer Sinnen mächtig sind, nicht sehen — auch wohl zwoo Sonnen, zwoo Theben für eine — aber das Unglück ist, daß der Leser selten gewiß werden kann, was der Mann gesehen hat, und ob er auch recht gesehen hat. Ein solch Büchlein, so klein es ist, den Lesern, die keine Genien sind, verständlich zu machen, zu prüfen, das Korn von der Spreu zu scheiden, und zu zeigen, was darinn gesunde Kritik, und was eitel schaales Persiflage ist, was würklich neugedacht, und was nur durch die Affectation seltsamer Wendungen, Wortfiguren und Nothzüchtigung der Sprache den Schein einer unerhörten Entdeckung bekommen hat, wiewohl Andre das lange vorher kürzer, deutlicher und richtiger gesagt haben, — Alles dies zu thun, müßte man ein Buch in Folio schreiben; und wer soll's schreiben? oder, wenn's geschrieben wäre, wer soll's lesen?

Uebrigens, wenn unsre Leser sich mit ihren sehenden Augen überzeugen wollen, daß es auch schon im Jahre 1773, und also wenigstens ein Jahr vorher, eh der Verfasser der Anmerkungen der Welt sein Lichtlein leuchten ließ, Leute gab, welche wußten, worinn Shakespears großer Vorzug besteht: so ersuchen wir sie nur im 3ten Band des T. Merkurs die 184 und 185ste Seite zu lesen, und dann — das Buch wieder zuzumachen.

W.

Der Teutſche Merkur.

Februar 1775.

I.

Geſchichte des Philoſophen Danischmende.

Fortſetzung von Seite 66. des Jäuner.

Achtes Kapitel.

Geſchichte der drey Kalender.

Warſt du nicht einer von den drey Kalendern, die vor fünf Jahren, um die Erndezeit, zu Delhi, den Gärten des Serails gegen über, unter einer Cypreſſe ſaßen?

Der Alte erinnerte ſich deſſen nach einigem Beſinnen. Der Sultan, der euch gewahr wurde (fuhr Danischmende fort), wollte wiſſen, wer ihr wäret, und wie es käme, daß ihr euch juſt unter dieſem Cypreſſenbaum, ſeinem Serail gegen über, und nicht

an irgend einem andern Ort in der Welt befändet. Ich gieng also hin, um mich ein wenig näher mit euch bekannt zu machen. Aber ihr waret verschwunden, eh' ich zur Cypresse kam. Ich suchte euch vergebens; niemand wollte etwas von den drey Kalendern wissen. Einen, zween, vier, fünf, sechs, sieben, u. s. f. hatten viele Leute gesehen. Ich schickte unter alle Thore und in alle Quartiere der Stadt, um die drey Kalender zu erfragen. Endlich erfuhr ich des folgenden Morgens, daß man hinter der großen Pagode, vor dem östlichen Thore, drey Kalender unter den Bäumen frühstücken gesehen habe. Ich begab mich sogleich an den Ort; aber kaum wurdet ihr gewahr, daß ich auf euch zugieng, so stundet ihr auf, und entferntet euch so behende, daß ich bald die Hoffnung aufgab, euch einzuholen; und von Stund an sah man euch nicht wieder in Dehli.

Sieben Tage lang wurde beym Schlafengehen des Sultans von den drey Kalendern gesprochen. Jedermann wollte was besonders von ihnen wissen; aber im Grunde wußte niemand nichts davon, als daß die drey Kalender — drey Kalender waren. Es fehlte wenig daran, daß euch Schah-Gebal ein Paar tausend Reuter nachgeschickt hätte. Denn wiewohl ihm die Sache anfangs ziemlich gleichgültig war, so hatte man doch so lang und breit

davon

davon gesprochen, so viel gemuthmaset, verglichen, induciret, argumentiert und disputiert, daß seine Neugier endlich im Ernste rege wurde. „Es sind Kundschafter, sagte einer; es sind drey Weise aus Griechenland, sagte der andre; sie kommen von den Enden der Welt; sie besitzen Geheimnisse, haben den Stein der Weisen, und können zaubern, sich unsichtbar machen, sich in Thiere verwandeln, auf Wolken reiten, — sagte der dritte, vierte, fünfte, u. s. f. Es sind Kalender, sagte ich, und vermuthlich die müßigsten Leute von der Welt, es müßten's nur diejenigen noch mehr seyn, die nichts bessers zu thun haben, als Hypothesen über drey Kalender zu machen (*). Dies, guter Alter, ist alles, was ich von eurer Geschichte weiß —

— und hier, versezte der alte Kalender, alles was ich zur Ergänzung derselben hinzuthun kann. Ich kenne die beyden jungen Kalender, die du bey mir gesehen hast, sehr wenig. Wir trafen uns einst zu Samarkand an, reiseten eine Zeitlang mit einander, trennten uns wieder, fanden uns darauf unverhofft in Kandahar wieder zusammen, und durchzogen in Gesellschaft einen Theil von Persien,

(*) Oder die Geschichte von drey Calendern zu schreiben.
Pamphus.
Oder Noten dazu zu machen.
Nasa.

ohne daß einer von uns einen den andern um seine Geschichte zu fragen. Indessen zeigte sich bald, daß der eine nicht übel sang, und der andre mit der Wuth, Lieder und Verse aus dem Steyreis zu machen, behaftet war. Wo uns unterwegs in einem Dorf eine erträgliche Dirne mit schwarzen Augen in den Wurf kam, da sezt' er sich unter einen Baum hin, kräute und salbte die Bäuerin zur Sultanin seines Herzens, und machte Lieder, klaftertlang, zu Ehren ihrer schwarzen Augen. Dann giengen beyde Laffen und sangen's des Abends, während daß sie ihre Ziegen melkte, vor ihrer Stallthüre. Dessen ward ich denn endlich überdrüßig, und wir trennten uns abermal. Zwey Jahre giengen vorbey, ohne daß wir etwas von einander hörten; bis ich einsmals zu Lahor meinen Sänger vor der Pforte eines Palasts antraf, wo er lange die besten Lieder seines Freundes, des Versemachers, aus voller Kehle anstimmte, ohne daß jemand acht darauf gab. Zulezt kam ein Diener heraus, und reichte ihm, vermuthlich um ihn zum Schweigen zu bringen, ein kleines Allmosen. Er schien sich seit einiger Zeit, wider Willen, im Fasten geübt zu haben, und sah so nackt und armselig aus, daß mich seiner jammerte. Die Leute von Lahor sind ein rohes Volk, sagte er; ich habe ihnen vergebens nach den schönsten Weisen von Ispahan gesungen; die Unmenschen lieben weder Tanz noch Gesang; sie hätten

mich

mich singen lassen, bis mir die Zunge im Gaumen vertrocknet wäre, ohne sich darum zu bekümmern. Da lob ich mir die Einwohner von Ispahan! Das ist doch ein Ort, wo man seine Talente geltend machen kann! — Warum bliebst du denn nicht dort, fragte ich, wenn's dir so wohl gieng? — Das will ich dir im Vertrauen sagen, erwiederte er. Du weißt, daß ich einmal nicht übel aussah. Ich sang nicht lange vor den Häusern einiger Großen zu Ispahan, so hatte ich das Glück, einem davon, der ein sehr reicher Emir war, zu gefallen, und er nahm mich unter seine Musikanten auf. Nun war ich nicht lange im Hause, so fand sich, daß ich glücklicher war, als ich gedacht hatte; denn ich gefiel auch der Gemalin des Emirs. Bey allen Houris im Paradiese, das war eine Frau! Zu meinem Unglücke hatte sie den einzigen Fehler, daß sie ein wenig zu eilfertig in ihren Sachen war, und nie aufhören konnte. In wenig Wochen war meine Stimme weg, und ich wurde so dünne, daß die Sonne durch mich schien. Der Emir konnte nicht begreifen wie dies zugieng; aber es sey nun, daß er etwas argwohnte, oder daß er einen Sänger, der nicht mehr singen konnte, für ein unnützes Hausgeräthe ansah, genug er jagte mich aus seinem Hause und aus Ispahan. Was sollt' ich anfangen? Ich kehrte wieder zu meiner vorigen Lebensart zurück; aber mit so schlechtem Erfolge, daß ich, so kurze

Zeit es auch noch so fortgehen möchte, allen Emirn und Emirsweibern auf ewig unnütze werden mußte. Komm mit mir, Alfaladdin, sagte ich: man muß mehr als eine Saite auf seinem Bogen haben. Was nützt dem Tauben ein Leyermann? Das Volk von Lahor lieb die Musik nicht, — oder vielleicht sind sie nur keine Liebhaber von den Stimmen, die durch die Emirsweiber zu Ispahan verdünnert worden. Was thut's? Etwas müssen sie lieben, und morgen sollst du sehen, ob ich es ausfindig gemacht habe. Ich führte den armen Scheim in meine Herberge, wo drey oder vier Fakirn mit einer reichlichen Abendmalzeit meiner warteten. Er gerieth vor Freuden und Erstaunen außer sich, da er sah, wie gute Anstalten wir gegen das ungeduldigste aller menschlichen Bedürfnisse gemacht hatten. Aber, wie fangt ihr das an, Brüder? rief er aus. Was für ein Geheimniß besizt ihr, diese tauben Ottern von Lahor zu beschwören, daß sie euch mit dem Mark ihres Landes mästen? Geduld, sagt ich: du sollst es sehen. Es ist die leichteste Sache von der Welt, die Mildherzigkeit dieses Volkes zu besteuren. Der ungeschickteste Strohkopf hat dazu Geschicklichkeit genug: du brauchst dazu weder deine Lenden noch deine Lungenflügel anzugreifen. Mache nur, wie du diese guten Fakirn machen siehst, und bekümmre dich weiter um nichts. Des andern Morgens nach dem zweyten Gebete begaben wir

uns

uns in den Vorhof der großen Moschee. Eine Menge Volks sammelte sich um uns her. Ich theilte den Fakirn und dem nichts arges besorgenden Alfaladdin Geiseln aus. Wozu dies? fragte mich der Sänger heimlich. Mache wie du deine Kameraden machen siehst, sagt ich ihm mit großer Ernsthaftigkeit, und schone deines Leders nicht, oder du bist verlohren. Die Fakirn fiengen an sich aus Leibeskräften zu peitschen, und arbeiteten so gelassen und taktmäßig auf ihren bloßen Rücken zu, als ob er von Alabaster gewesen wäre. Der arme Alfaladdin, wie er sah, daß kein ander Mittel war, entschloß sich endlich mit zusammengebißnen Zähnen ihrem Beyspiele zu folgen. Aber die Natur empörte sich schon beym zweyten Streich. Er hob die Geisel so langsam, als ob anstatt jedes Spörnchens ein Mühlstein daran hienge, und eh' ich michs versah, hatte er sich unterm Gedränge davongeschlichen. Unterdessen daß sich die Fakirn, zu großer Erbauung des Volkes von Lahor, ohne alles Mitleiden mit sich selbst, zerfezten, theilte ich Amulete gegen alle Krankheiten und böse Geister, gegen Donner und Wetter, Ratten, Schlangen und Scorpionen aus; und den Weibern verkaufte ich Talismane um ihren Männern besser zu gefallen und Mittel gegen die Unfruchtbarkeit. Des Mittags zogen wir uns mit der Beute von Lahor beladen in unsre Herberge zurück. Wir fanden da unsern Abtrünnigen, der mir sein Instru-

meſſt mit demüthigem Danke zurückgab, und bey den Bärten aller zwölf Imams ſchwur, daß er lieber faſten und hungern als ſeine Malzeit auf Unkoſten ſeines Rückens verdienen wolle. Wohin gedenkſt du dann, fragt ich ihn. — „Nach Dehli, wo ich vermuthe, daß ſich mit ſingen oder — leyern mehr als mit geiſſeln verdienen läßt.“ — Ich begleite dich, ſprach ich; meine Amulete und Talismane werden ungefehr bis dahin für uns beyde zureichen. Ich ließ alſo die Schafköpfe von Fakirn zu Lahor zurück, und kam mit Alfaladdin nach Dehli. Weil wir ſehr ermüdet waren, ſetzten wir uns den Gärten des Serails gegenüber, unter den erſten beſten Baum, wo wir unſern ehmaligen Gefährten Sinan, den Dichter, in eben ſo verfallnen Umſtänden antrafen, als die, worauf ich ſeinen Freund den Sänger gezogen hatte. Wir ſaßen noch nicht lange beyſammen, als wir gewahr wurden, daß man uns aus einem Fenſter des Serail beobachtete. Dies beunruhigte meine Gefährten. Der Sultan iſt kein Freund unſers Ordens, ſagten ſie; es könnte Seiner Hoheit leicht einfallen übel zu finden, daß wir uns hier im Angeſichte ſeines Serails gelagert haben. Ich weiß nicht, ob den Sultan ein Freund von Kalendern iſt oder nicht, ſagte ich; aber ich weiß, daß ich kein Freund — von Sultanen bin. Man kann nie zu weit von dieſen Herren ſeyn. Wir machten uns alſo auf, ſobald wir ſahen, daß man ſich vom Fenſter

ent-

entfernte, und ſchlichen uns hinter den Bäumen weg. Wir giengen über den Fluß und übernachteten bey einer mildherzigen Wittive, die viel Mitleiden mit jungen Leuten unſers Standes zu tragen ſchien. Des folgenden Morgens, da wir umhergiengen, die Stadt auszukundſchaften, glaubten wir gewahr zu werden, daß man uns mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit betrachte. Dies bewog uns den einſamen Ort zu ſuchen, wo du uns fandeſt. Deine Ankunft ſchien eine geheime Abſicht zu verrathen, die unſre Unruhe vermehrte. Wir trennten uns alſo zum drittenmal, unwiſſend dem weiß ich nicht, was aus den beyden jungen Kalendern geworden iſt; ich vermuthe aber, daß ſie mit einander gegangen ſind, ihre Talente in den mittäglichen Provinzen von Indoſtan geltend zu machen.

Hier ſchwieg der alte Kalender, zum Beweiſe, daß er über dieſe Materie nichts weiter zu ſagen hatte.

Neuntes Kapitel.

Ein Dialog zwiſchen dem Leſer und dem Autor.

„Und dies wäre alſo die Geſchichte der drey Kalender, nach der man uns ſchon ſo lange den Mund wäſſern gemacht hat?„

Wie Sie ſehen.

„Es verlohnte ſich wohl der Mühe nicht uns damit zu behelligen.„

Das beliebt Ihnen ſo zu ſagen, meine Herren. Ich wollte wetten, daß unter Hundert ſo gelehrten, beleſenen, alles wiſſen wollenden, und Alles mit allen ſeinen Umſtänden wiſſen wollenden Herren, wie Viele unter Ihnen ſind, wenigſtens achtzig ſeyn müſſen, die keinen unbeträchtlichen Theil ihres Lebens zugebracht haben, Hiſtorien zu leſen, die ſich der Mühe eben ſo wenig und vielleicht weniger verlohnten als dieſe. — Und dann, iſts billig, für nichts zu rechnen, daß ich Sie, da Sie doch einmal die Geſchichte der drey Kalender wiſſen wollten, ſo leicht habe durchwiſchen laſſen? Stund es etwan nicht bey mir, dieſe neuliche Geſchichte, wovon ich izt den Kern und die Quinteſſenz in Vier Octavblättern geliefert habe, in ebenſoviel Bände auszudehnen?

„Als ob wir dann verbunden geweſen wären, ſie zu leſen? „

O meine Herren, Sie würden ſie geleſen haben, dafür ſteh ich Ihnen. Es gibt Mittel die Leute leſen zu machen!

„Wenn

„Wenn einiger Nutzen davon zu gewarten iſt, ja. Aber wozu ſoll wohl —

die Geſchichte der drey Kalender nutzen? „

Wie gelehrte Leute ſo eine Frage thun können! Alles iſt nützlich, meine Herren, Alles; Dorn und Diſteln, Spreu und Häckerling, Spinneweben und Weſpenneſter, Froſchzungen und Froſchleich, Wanzen und Blatläuſe, Bärenfett und Katzenfett, ja in gewiſſen Umſtänden ſogar Bonzenfett (*). — Nur Bonzengift ganz allein nehm ich aus; denn dies hat

(*) Jemand ſuchte dem Cäſar, einige Zeit vor deſſen Ermordung, Argwohn gegen den Antonius und den Dolabella beyzubringen, in die er ein beſonderes Vertrauen ſetzte. O, ſagte Cäſar, ich beſorge nichts von dieſen fetten und zierlich friſierten Burſchen; die blaſſen und hagern (er meinte den Caſſius und Brutus) ſind mehr zu fürchten. (Plutarch im Leben Cäſars.) Vermuthlich zielt unſer Autor auf dieſe Stelle, und will ſo viel ſagen: fette Bonzen wären weniger gefährlich als magere. Dieſe Maxime iſt nun freylich nicht ohne Ausnahme; aber gleichwohl mag ſie a poriori ihre Richtigkeit haben, wenn es auch bloß daher käme, weil fette Bonzen ordentlicher weiſe zu träge ſind, viel Böſes zu thun. Und in ſo fern ließe ſich dann wohl mit einigem Grunde behaupten, daß auch Bonzenfett ſeinen Nutzen habe; in ſo fern es nemlich einen phyſiſchen Grund enthält, warum ein feiſter Bonze weniger übelthätig und giftig iſt, als andre.

M. Scriblerus.

hat zu allen Zeiten in der ganzen Welt zu nichts getaugt — als Unheil anzurichten, ehrlichen Leuten das Herz abzufressen, Könige zu ermorden, und gute Päbste zu vergiften —

O CLEMENS XIV !

Wenn also Bonzengift und aqua tofana ausgenommen, Alles in der Natur zu etwas gut ist, warum, meine hochgelahrten Freunde, sollte die Geschichte der drey Kalender zu nichts gut seyn? — Wie, wenn Sie Sich entschlössen, sie noch einmal zu lesen? Man entdeckt oft erst beym zweyten, oder drittenmal, wo der Hund begraben liegt,

Alles, was sich darinn entdecken läßt, läuft auf zwey Punkte hinaus; erstens, daß der Sultan, und die Sultanin seine Gemalin, und Danischmende sein Hofsophist, und alle Mirzas und übrige Müßiggänger an seinem Hofe von den drey Kalendern — nichts wußten; und zweytens, daß alles, was der alte Kalender von der Sache weiß und sagt, schwerlich um eine Stecknadel besser ist als Nichts.

Meine Herren, haben Sie nicht gelesen und lesen vielleicht noch täglich Bücher in groß und klein Folio, Quarto und Octavo, vollgestopft und gepfropft mit unmenschlicher Gelehrsamkeit, mit höchstmühseligen

ligen Nachforschungen und Berichtigungen, mit ausführlicher Widerlegung aller gegenseitigen Meynungen, mit Citationen zehentausend andrer Bücher, und mit Digressionen durch alle Prädikamente, das Ganze mit einem zwey- oder dreyfachen Register wohl versehen, — haben Sie, sag ich, nicht dergleichen Bücher gelesen, sie im Schweiß ihres Angesichts, bey nächtlicher Lampe, auf Unkosten Ihrer Augen, Ihres Oelkrügleins, Ihres Schlafs, und vielleicht Ihrer häuslichen Obliegenheiten, gelesen, ohne einen andern Nutzen davon zu haben, als, daß Sie nun entweder nichts von der Sache wüßten, oder etwas wüßten, das Ihnen das Oel in der Lampe nicht bezahlte?

Das ist eben die Sache, meine Freunde — und Sie haben immer noch dabey gewonnen, wenn Sie wissen, daß es so ist.

Und nun gehen Sie hin, und sagen mehr, die Geschichte der drey Kalender sey zu nichts nütze. (*)

Zehn-

(*) Der Autor ist hier zu bescheiden. Ich habe in meinem Leben viel Historien gelesen, aber ich kenne ihrer wenig, die in vier bis fünf Blättern so viel nützliche Moral und nur halb so viel Weltkenntnis enthielte. Man lernt daraus Sultanen und Fakirn, Emirn und Emirsweiber, Poe-

ten

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des ersten Kalenders.

Perisade sah bey einigen Stellen der Erzählung des Kalenders bald auf ihren Mann, bald auf den Erzähler mit Augen, in deren eigenthümlicher Heiterkeit ein Wölkchen von Mißfallen schwamm, welches dem Alten nicht unbemerkt blieb. Danischmende selbst, wiewohl er mehr von der Welt gesehen hatte als Perisade, und in der Mine des Kalenders etwas fand, daß ihn zu dessen Vortheil einnahm, konnte sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß er einen schlimmen alten Vogel, und vielleicht einen gefährlichen Menschen unter sein Dach aufgenommen habe.

Der

ten und Sänger, Schlauköpfe und Schafköpfe, Hofleute und gemeine Leute) kennen. Wer tiefer in das Wesen der Dinge zu sehen gewohnt ist, wird sogar die vier grossen Triebräder, die das ganze Maschinenwerk dieser Unterwelt gehen machen, ohne Mühe darinn entdecken. Mit einem Wort, man sage mir nicht viel, oder ich bin im Stand, und schreibe ein grosses Buch Betrachtungen über die Geschichte der drey Kalender, worinn ich alles entwickle —

M. Scriblerus.

Bewahre! Wenn Herr Scriblerus entwickelt, das ist just, als wenn Herr Theophilus Murrzuflus citiert; dann wird des Entwickelns und Citierens kein Ende. Lieber ergeben wir uns auf Gnade und Ungnade, und nehmen unentwickelt und uncitiert alles für gut an, was uns die Herren dafür geben wollen.

Der geneigte Leser.

Der Kalender schien durch das, was seine Wirthe von ihm dachten, wiewohl er es deutlich in ihren Augen las, nicht beunruhiget zu werden. Er sprach noch eine Weile von allerley Dingen; aber da er merkte, daß Perisade immer ernsthafter, und Danischmende immer stammer wurde, fand er für gut, den widrigen Eindruck in Zeiten auszulöschen, den er ihnen in einer Art von Sorglosigkeit, die vielleicht aus einem billigen Selbstvertrauen entsprang — von seinem Charakter gegeben hatte.

„Nicht wahr, sagte er zu Danischmenden, mein Aufzug, meine Lebensart, die Gesellschaft, worinn du mich zu Dehli gesehen hast, und die Peitschen und Amulete, die ich zu Lahor austheilte, geben dir keine sehr vortheilhafte Meynung von deinem Gaste? Allein in meinem Stande macht man allerley Bekanntschaften, lernt mit allerley Menschen leben, und macht allerley Thorheiten mit. Der Stand eines Kalenders hat, wie alle andre, ohne Zweifel seine schlechte Seite; aber er hat auch seine Vorzüge. Er wird vielleicht von den Meisten gemißbraucht; aber es ist gewiß, daß er eben sowohl eine Schule der Weisheit seyn kann, wenn wir wollen. Unser Orden ist wenig von der Sekte jener Philosophen unterschieden, die bey den alten Griechen Cyniker genannt wurden; der ganze Unterschied liegt darinn, daß der Pöbel ich weiß nicht welchen Begriff von Heiligkeit und Verdienst

dienst mit unsrer Lebensart verknüpft, weil der Stifter derselben ein Santon, und vermuthlich, so wie seine ersten Nachahmer, im Kopfe nicht allzurichtig war. Ich gestehe gerne, wäre ich ein Fürst, oder der Weßir eines Fürsten, so würde meine erste Sorge seyn, keine Müßiggänger und Landstreicher, unter welche Namen sie sich auch verstecken wollten, in meinem Lande zu dulden.

So dacht' ich auch, sagte Dantschmende, und hielt plötzlich wieder ein, weil ihm auch dies Wenige, wider Willen, entwischt war.

„Da ich aber, fuhr der Alte fort, ein Kalender bin, und in einem Theile der Welt lebe, wo eine allgemeine Verschwörung der Sultanen und Weßire gegen die Kalender nicht zu besorgen ist, so bediene ich mich der Freyheit, die man mir lassen will, und schleiche mich so leise durch die Welt, als ich kann.

„Ein Kalender, nach dem Begriff, den ich mir davon mache, hat den Vortheil auf diesem großen Markte des menschlichen Lebens, — wo alle andre Leute etwas zu kaufen oder zu verkaufen, zu tauschen oder zu wechseln, zu richten oder zu schlichten, zu pfeiffen oder zu tanzen, zu betrügen oder zu stehlen haben, — den bloßen Zuschauer zu machen. Er

besitzt

besizt weder Land noch Geld, treibt weder Handwerk noch Kunst, hat weder Weib noch Kind, ist keines Ortes Bürger, keines Fürsten Diener, hat kein ander Vaterland als den Erdboden, hängt an Nichts, ist so frey wie der Vogel in der Luft, und, wenn er weise ist, glücklicher als der Sultan von Indien. „

(Das ist nicht viel gesagt, dachte Danischmende.)

„Und warum sollte er nicht weise seyn? Was so viel andre Menschen daran hindert, ist kein Hinderniß fur ihn. Er hat sich angewöhnt, so wenig zu bedürfen, daß die Begierlichkeit ihn selten zu Thorheiten verleitet, und so viel, als die Natur bedarf, findet er allenthalben. Indessen wandert er, ohne sich zu bekümmern, ob die Welt gut oder übel geht, aus einer Provinz in die andre, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, macht sich mit allen Arten von Menschen bekannt, übernachtet bald unter einer vergoldeten Decke, bald in einer Leimhütte, beobachtet aller Menschen Thun und Lassen, lernt ihre Leidenschaften und Einbildungen, ihre Tugenden und Laster, ihre Mummereyen, Trugschlüsse und Possenspiele, ihre schwache und ihre häßliche Seite kennen, lernt wodurch man ihnen gefallen, und wie man auch den unbändigern Theil so kirre machen, zäumen und bemaulkorben kann, daß er alles mit sich anfan-

gen läßt, was ihr wollt. Warum sollte nun ein mit allen diesen Erfahrungen und Kenntnissen bereicherter Mann nicht weise seyn, und wie sollte ihn seine Weisheit nicht glücklich machen? Wenn die Glückseligkeit darinn besteht, so wenig als möglich zu leiden, wer leidet weniger als er, der so wenig bedarf, so wenig verlieren kann, durch keine Begierden gequält, durch keine Sorgen schlaflos gemacht wird, und gegen alles unvermeidliche Ungemach des Lebens durch die Gewohnheit abgehärtet ist? Der mit den übrigen Menschen in so wenigen und so unbedeutenden Verhältnissen steht, daß es beynahe unmöglich ist, jemals mit ihnen in einen empfindlichen Zusammenstoß zu kommen? Der sie so gut kennt, und so wenig Ansprüche an sie macht, daß es ihm nie einfällt, sich darum zu bekümmern, ob sie ihn hochschätzen oder verachten? — Besteht die Glückseligkeit in dem Gleichgewichte der Seele, wer ist ruhiger als der, der bey allen Veränderungen und Katastrophen der Welt nichts zu gewinnen noch zu verlieren hat; der nichts so heftig liebt noch haßt, daß seine eigne Ruhe dabey leiden könnte; der nie in fremdes Interesse verwickelt, nie von fremden Leidenschaften herumgetrieben wird, und, wenn alle Sultanen der Welt Lust bekämen mit einander zu raufen, sehr entschlossen ist, nicht ein einziges Haar von den seinigen dazu herzugeben? — Liegt der höchste Grad der Glückseligkeit in der Selbstgenugsamkeit, wer,

als 'er, kann ſich rühmen, unter allen Arten der Sterblichen dieſem Glücke der Götter am nächſten zu kommen? Er, der alles, was er ſein nennt, immer bey ſich trägt?„ —

— O die verwünſchten Deklamationen, dachte Daniſchmende —

— „und dem nichts unentbehrlich iſt, als Luft zum Athemholen, Waſſer zum Trank, Wurzeln zur Speiſe, und ein Baum oder eine Höle zum Obdach? — Entſpringt die Glückſeligkeit aus dem Genuß des Vergnügens, welche Vergnügungen ſind lebhafter, vollſtrömender, unſchädlicher, und wohlfeiler zu haben, als diejenigen, wovon alle Menſchen aus dem großen Becher der Natur bis zur Sättigung trinken können? Und wer genießt dieſe freyer, ungeſtörter und behutſamer, als der Kalender, dieſer ächte Sohn der Natur, deſſen Einbildung durch keine Vorurtheile verwöhnt, deſſen Geſchmack durch keine ſpitzfündige Verfeinerung verzärtelt, deſſen Organe durch Ueppigkeit und Ausſchweifungen nicht geſchwächt und abgenuzt ſind?„ —

Der Kalender merkte endlich, daß Daniſchmenden die Geduld auszugehen anfieng. „Nun dann, was ſagſt du, fuhr er lachend fort, zu allen dieſen Glückſeligkeiten des Kalenderſtandes? Ich geſtehe, daß ein bischen Deklamation mit untergelaufen iſt.„ —

Das weiß der Himmel, rief Daniſchmende —

„Indeſſen iſt doch immer ſo viel davon wahr, daß ich, ſo wie du mich hier ſiehſt, einer von dieſen glückſeligen Sterblichen bin, die ſo wenig leiden, ſo wenig bedürfen, ſo wenig fürchten noch hoffen, kurz ſo wenig Antheil an der abgeſchmackten Farce nehmen, die das Erdenvolk mit ſo viel dummer Feyerlichkeit auf der einen, und mit ſo viel kindiſchem Muthwillen auf der andern Seite ſpielt, als es einem Weſen, das von vier Elementen leben muß, nur immer möglich iſt. „

Gut! oder, wenn ich dir aufrichtig ſagen ſoll, wie mirs ums Herz iſt, nicht gut, verſezte Daniſchmende. Ich bin eines von den verträglichſten Geſchöpfen auf Gottes Boden; aber es iſt mir unmöglich, einem Menſchen hold zu ſeyn, der blos für ſich ſelbſt lebt. Ich haſſe die bloſe Vorſtellung von einem gleichgültigen Zuſchauer des menſchlichen Lebens. Nicht, als ob ich einem weiſen Manne zumuthen wollte, ſich ohne Noth in die Angelegenheiten irgend einer beſondern Gemeinheit verpflichten zu laſſen. Aber, iſt er nicht ein Weltbürger, und, ſo wenig es immer ſeyn mag, was die Menſchen für ihn thun, wie kann er vergeſſen, daß er auch etwas für ſie zu thun ſchuldig iſt?

„Schul-

„Schuldig? — erwiederte der Kalender ganz kaltsinnig; dies dächte ich nicht! Ja, wenn er irgend etwas von den Menschen als Schuldigkeit forderte; Dann! — Aber dies ist ganz wider die Grundsätze des ächten Kalenders. Was er von den Leuten empfängt, das giebt ihm ihre Gutherzigkeit, oder ihre Eitelkeit, oder ihr Aberglaube. Die beyden ersten belohnen sich selbst, und der lezte verdient, zur Strafe, betrogen zu werden. Denn wozu hat ein Mensch vonnöthen, seinen fünf Sinnen und dem Menschenverstande zu trotz, sich ungereimtes Zeug in den Kopf zu setzen?

„Uebrigens seh ich nicht, wie man die Philosophen unsers Ordens einer gänzlichen Unthätigkeit beschuldigen kann. Sie nützen der edlern Art von Menschen durch ihren Umgang, durch Mittheilung ihrer Bemerkungen, durch ein Urtheil von den menschlichen Dingen, das durch keine Partheylichkeit, keinen Sektengeist, keine Art von Vorurtheilen verfälscht wird. Die Großen hören zuweilen durch sie das Kostbarste, was ein gemeiner Mann einem Großen geben kann, die Wahrheit; und der leichtglaubige Pöbel empfängt aus ihrer wohlthätigen Hand Amulete und Talismane, herrliche Arzneyen für eine kranke Phantasie; Dinge, die an sich nichts sind, aber durch den Glauben, den man an sie hat,

zuweilen wunderthätig werden (*). Mir däucht, alles dies sezt die Kalender mit den übrigen Erdbewohnern so ziemlich ins Reine; und giebt ihnen, wiewohl sie weder graben noch spinnen, ein hinlängliches Recht an das Wenige, was sie vonnöthen haben. — Von den Gunstbezeugungen milder Seelen vom schönen Geschlecht, um die man uns zu beneiden pflegt, sag' ich nichts; denn man kann sich leicht vorstellen, daß wir sie verdienen müssen.„

Freund Kalender, sagte Danischmende, wenn deine Sache, wie ich besorge, nicht die beste ist, so hast du ihr wenigstens die beste Wendung gegeben, die man ihr geben kann. Uebrigens finde ich eben so natürlich, daß ein Mann seine eigene Art über jede Sache zu denken, als daß er seine eigene individuelle Nase habe. Es giebt freylich Nasen von so besonderer Figur und Proportion, daß die Schönheit der menschlichen Gattung nicht viel, dabey gewinnen würde, wenn man sie zu Modellen machen wollte. Aber unter tausend mehr oder weniger gebogenen, oder eingedrückten, viereckigten oder aufgestülpten, längern oder kürzern Nasen vom gewöhnlichen Schlage mag immer ein Elephantenrüßel oder ein Habichtsschnabel ohne Schaden mit lauffen.

So

(*) Vid. die von dem Parlementsrathe von Montgeron legaliter verificirten Wunder des Abbe Paris.

So ſelten als die kaltblütigen Philoſophen ſind, zu denen du dich bekennſt, würd' es allerdings ſehr unbillig ſeyn, ihnen den wenigen Raum, den ſie auf dieſem ohnehin ſo ſchlecht bevölkerten Erdenrund einnehmen, zu mißgönnen. Doch läugne ich nicht, daß es mir leid thun ſollte, wenn ſie jemals aufhörten ſelten zu ſeyn.

Eilftes Kapitel.

Ein ehvertrauliches Geſpräch zwiſchen Daniſchmende und Periſade.

Als Daniſchmende und Periſade ſich wieder allein befanden, — — Sie ſehen, meine Freunde, ich erlaſſe Ihnen den Reſt der Unterredung bey Tiſche, und wie man einander gute Nacht wünſchte, und die Beſchreibung des Schlafzimmers, welches dem Kalender angewieſen wurde, und die Beſchreibung einer ſchönen jungen Sclavin, die ihm Waſſer brachte und ſchon wieder verſchwunden war, da er ſie eben mit einiger Aufmerkſamkeit anſehen wollte, u. ſ. w. — und dies iſt immer ſehr höflich von einem Schriftſteller, der bey gutem Muthe iſt, und etliche Buch ſchönes weiſſes holländiſches Papier und ein Dutzend ſchon zugeſchnittene ſtarke Gänskiele vor ſich liegen hat —

Als, sage ich, Perisade und Danischmende (zu großer Erleichterung der erstern) sich wieder allein befanden, erfolgte etliche Minuten lang eine tiefe Stille.

„Dieser Kalender ist mein Mann nicht, sagte endlich Perisade, indem sie ihren leichtseidnen rosenfarbnen Unterrock fallen ließ. (*)„

Ich wollte auch nicht, daß ers wäre, antwortete Danischmende. „Eine Frau wäre unglücklich bey einem solchen Manne, fuhr sie fort; wie könnt' ein Mann, der so denkt, ein zärtlicher Vater seyn?„

Mit einer solchen Art zu denken, Perisade, wird man ein Kalender oder — ein Böswicht.

„Ich fürchte wir haben einen schlimmen Menschen in unserm Hause, mein Lieber.„

Besor-

(*) Ich wollte wetten was man will, es war kein Unterrock, sondern eine Art von Beinkleidern, die von den Hüften bis an die Knöchel reichen, und von jeher die Stelle des Unterrocks bey den Morgenländischen Damen vertreten hat. Unser Autor ist ein wenig zu sehr gewohnt, sich solche Freyheiten gegen das Costume herauszunehmen.

Theoph. Murrzuflus.

Beſorge nichts, Periſade, er iſt nicht ſo arg als er ſich macht. Und dann iſt er ja ein Kalender!

„Ich bin dieſen Leuten nie gut geweſen.„

Ich auch nicht. Aber ein Kalender kann ſo denken wie dieſer, ohne daß er darum ein ſchlimmerer Mann iſt als tauſend Andre.

„Nichts ſo ſehr lieben, daß ſeine Ruhe dabey in Gefahr käme? — Begreifſt du das, Daniſchmende? Was nennt der Menſch lieben?„

Wir müſſen ihn nicht nach uns beurtheilen, meine Beſte, wenn wir ihm nicht Unrecht thun wollen. Der Mann trägt ſein Herz in ſeinem Kopfe.

„Ich kann nicht glauben (fuhr Periſade fort) daß ein Menſch deſto beſſer ſey, weint er ſo wenig Bedürfniſſe hat. Ich wenigſtens ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß ich ohne dich und unſre Kinder keinen Augenblick leben möchte. Und wenn ich itzt denken müßte, daß ein einziges menſchliches Geſchöpf in unſerm Hauſe unglücklich wäre, ich könnte keine Ruhe haben. Das Glück der Menſchen, die um mich ſind, iſt ein Bedürfnis für mich.„

— Wie Sie sehen, war die gute Perisade, mit aller ihrer Zärtlichkeit und Güte des Herzens, eine kleine Egoistin (*). Allein dies konnte nicht anders seyn. Wir haben es schon gesagt, sie war eine bloße kunstlose Tochter der Natur.

Danischmende liebte sie nur destomehr darum.

Was Perisade eben gesagt hatte, eröfnete zwischen ihnen eine von diesen höchstinteressanten — aber nur für die redenden Personen interessanten Dialogen, die sich in keine Wörtersprache übersetzen lassen. Man könnte sie unmittelbare Seelengespräche nennen, wenn es in unserm gegenwärtigen Zustande möglich wäre, daß Seelen sich einander, ohne durch ein materielles Medium zu gehen, mittheilen könnten.

Aber,

(*) Der Egoismus, wovon hier die Rede ist, ist nicht der moralische, vermöge dessen ein Mensch nichts liebt als sich selbst, sondern die natürliche Nothwendigkeit, worin eine Person, der es an allgemeinen Begriffen fehlt, sich befindet, immer sich selbst zum Modell oder Maasstab zu nehmen, wenn sie von anderer Menschen Werth oder Unwerth urtheilt; wovon ich in meiner Abhandlung vom Egoismus ausführlich zu handeln, und alles mit kurzweiligen Beyspielen zu erläutern gesonnen bin.

M. Scriblerus.

Aber, eben darum weil dies nicht angeht, rathe ich einem jeden, der viel Seele hat, und unter vier Augen mit einer Freundin unvermerkt in eine so interessante Unterredung geräth, daß die gewöhnliche Sprache unter der Gewalt ihrer beyderseitigen Empfindungen einsinkt, — wofern die Freundin nicht, zum Glücke, seine eigene Frau ist, so rathe ich ihm, von dem Augenblick an, da er merkt, daß seine besagte Seele alle ihre Kräfte zusammenrafft, um durch ihren Leib — wie durch eine zwischen ihr und der Seele gegenüber aufgemauerte Scheidewand, durchzubrechen, — von dem Augenblick an rath ich ihm — auf allen seinen Beinen so hurtig davonzulauffen, als er kann, — (*) Wenn es anders, wie ich besorge, nicht schon zu spät ist.

Zwölf-

(*) Besser wäre es dergleichen Gelegenheiten gänzlich zu vermeiden.

Sämmtliche Meister des Moralisten-Handwerks.

Sicherer wär' es allerdings; aber es ist nicht allemal möglich. Ueberdies, ist nicht, unglücklicher Weise, die ganze Welt voller Gelegenheiten?

Caramuel.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des ersten Kalenders.

Bey allem dem was du gestern zu Gunsten deines Standes vorgebracht, — sagte Dauschmende zu seinem Gaste indem sie frühmorgens auf dem Wege zur Grotte spazieren giengen, — wundert's mich doch, wie ein Mann, wie du, dazu gekommen ist, ein Kalender zu werden.

„Ein Mann wie ich damals war, da ichs wurde, versezte der Alte, hat wenig Hofnung oder Gelegenheit jemals etwas bessers zu werden. Alle Menschen — wenige außerordentliche Genien vielleicht ausgenommen (*) — werden durch die Umstände was

(*) Der Kalender hat wohl gethan, vielleicht zu sagen. Denn wenn man genau nachsieht, wird sich allemal finden, daß auch die ausserordentlichen Genien ohne gewisse besondere Umstände, die ihnen gerade diese und keine andre Bildung, Spannung und Richtung gaben, das was sie waren nicht geworden wären.

Helvetius.

Hieran ist etwas wahr. Hindernde oder begünstigende Umstände müssen freylich immer mitwürken, wenn ein Menschensohn — ein Alexander oder Annibal, ein Homer oder Lykurg, ein Sokrates oder Phidias, ein Hippokrates oder Archimedes werden soll. Aber es ist auch wahr — und alle Induktionen und Sophismen, welche

Helvetius

was sie sind. Was mich wenigstens betrift, ich bin sehr überzeugt, daß ich das Beste was an mir ist, meiner Kalenderschaft zu danken habe, und auch du würdest es so finden, wenn ich dir erzählte, wie ich dazu gekommen bin.„

Ich

Helvetius dagegen aufhäuft, vermögen nichts gegen ein durch die allgemeine Erfahrung so sehr bestätigtes Faktum — daß man zum Alexander, Annibal, Homer, Lykurg, Sokrates, Phidias, Hippokrates und Archimedes gebohren wird, und daß die Geister von dieser Klasse ihren eigenen Weg auch durch den dicksten Wald von Hindernissen hindurch zu brechen wissen. Sie gleichen einem Eichen-Sprößling, der mittelst Erde, Wasser, Luft und Feuer, zur Eichen heranwächst, aber auch nicht weniger ein Eichbaum wird, wenn sich gleich Meelthau und Baumwanzen, Ratten und Maulwürfe, Ziegen und Rinder mit allen vorbesagten Elementen gegen ihn verschwüren. Die gewöhnlichen Menschen hingegen sind wie ein Stück Holz, Thon oder Marmor in der Hand der Kunst, woraus, je nachdem mans schneidet, hobelt, drückt und behaut, ein Schemmel oder ein Priap, eine Schüssel oder ein Nachttopf, ein Apollo oder ein Silenus wird. Kurz, der Mann von Genie ist ein Werk der Natur, das seine Form und würkende Kräfte in sich selbst hat: Die übrigen sind alles, was Zeit und Umstände, Gewohnheit und Bedürfnis, Spitzbuben und Narren, Tyrannen und Bonzen aus ihnen machen wollen.

Dübos.

Ich

Ich wollte daß ich alle Tage jemanden hätte, der mir erzählte wie er dazu gekommen ist, der Mann zu werden der er ist, sagte Danischmende; ich kenne nichts lehrreichers.

„Meiner Mutter Mann, Herr Danischmende, war in einer kleinen Stadt in Kandahar was man einen Schuhflicker nennt, wiewohl er auch in dieser Kunst sich keinen besondern Ruhm erworben hatte.

„In der That war dies an seinem Orte nichts so leichtes; denn, vermöge der Polizeyverfassung meiner lieben Vaterstadt zählte man vierzig bis funfzig Schuhflicker daselbst, welche unter zwölfhundert beschuhte Einwohner dividiert, unmöglich soviel Schuhe zu flicken haben konnten, daß sie Salz und Kümmel damit verdient hätten; zumal, da sich unglücklicherweise zu so vielen Schuhflickern kein einziger Schuster

Ich halte gar nichts von allen diesen Philosophien, und von diesem Unterschied zwischen Genien und gewöhnlichen Menschen. Es steht kein Wort davon in meinem Quenstädt. Wir sind Alle arme Sünder, und wenn wir nicht umkehren und werden wie die Kindlein, so kömmt am Ende Meister Hämmerling, und hohlt die Genien so gut wie die gemeinen Leute.

Der Pfarrer zu ....

Hierinn hat der Herr Pfarrer Recht.

J. C. H.

Schuster im Orte befand: also daß alle Leute, die es nur einigermaßen möglich machen konnten, baarfuß giengen.

„Nun weiß ich nicht, wie der Schuhflicker, mein Vater, dazu kam, daß er eine hübsche Frau hatte: Genug, er hatte sie, und (was er in seinen Umständen für ein großes Glück ansah) noch oben drein einen Freund, oder vielmehr einen Gönner und Beschützer in dem Vorsteher einer Derwischerey, deren Gartenende an die Hinterthür unsers kleinen Hauses stieß.

„Es giebt gutherzige Leute, die es für ungereimt halten, einen Mann, der allen Evatochtern zu trotz, ein Gelübde gethan hat, kein Mann zu seyn, mit einer menschlichen Schwachheit im Verdacht zu haben. Es giebt aber auch boshaftes argwöhnisches Volk, vor deren Afterreden ein Derwisch selbst nicht sicher ist, wenn er sich herabläßt, der Freund eines alten Schuhflickers zu seyn, der eine hübsche Frau hat.

„Mein Vater war von der ersten Klasse, der Rest unsrer ganzen Stadt von der zweyten.

„Aber der Derwisch ließ sich dadurch in seinen wohlthätigen Gesinnungen gegen uns nicht irre machen,

chen; und es würde undankbar von mir seyn, nicht zu gestehen, daß ich ihm und der Schönheit meiner Mutter wo nicht mein Daseyn, doch gewiß meine Erhaltung ganz allein schuldig bin.

„Meine Kindheit brachte ich, Dank sey dem guten Derwischen! so glücklich hin, als man in diesem Alter ist, wenn man an Aepfeln, Nüssen, Kastanien und Kuchen keinen Mangel hat, und ohne Zwang und Beschäftigung in seiner natürlichen Wildheit herumlaufen darf.

„Als ich heranzuwachsen anfieng, wollte der Schuhflicker, mein Vater, mich zu seiner Kunst anführen. Aber da ich nicht das geringste Genie (*) dazu verrieth, und überhaupt einen unheilbaren natürlichen Abscheu vor aller Arbeit zeigte: schlug unser Beschützer endlich vor, mich in seinen eignen Orden aufzunehmen.

„Er mahlte mir die Pflichten desselben sehr leicht und angenehm; es war weiter nichts als — meinem Bischen Menschenverstand, meiner Freyheit, und noch einer solchen Kleinigkeit zu entsagen, deren Bestimmung

(*) Der Autor gebraucht hier das Wort Genie vermuthlich ironice. Denn zur Schuhflickerey braucht es doch wohl kein sonderliches Ingenium.

Der Schulmeister von Abdera.

ſtimmung ich damals nicht beſſer als den Werth der beyden erſtern kannte. Das übrige, ſagte er, wären mechaniſche Fertigkeiten, zu deren Erwerbung nichts als ein wenig Zeit und Uebung erfordert wurde.

„Ich ließ mir alles gefallen, oder vielmehr ich ſah in dem Stande der Derwiſchen nichts als ſeligen Müßiggang und Eſſens und Trinkens die Fülle, d. i. Alles, was nach meinem damaligen Begriffe das höchſte Gut ausmachte.

„Aber nach etlichen Jahren fand ſich, daß mir die Natur einige Triebe und Gaben zugetheilt hatte, die mit den Pflichten meines Derwiſchenrockes unverträglich waren. Ich bediente mich mit der größten Freyheit meiner Zunge, über die Aufführung meiner Vorgeſezten und Brüder zu urtheilen; und (was einigen Argwohn gegen die Tugend meiner Mutter erregen könnte) ich fühlte einen unwiderſtehlichen Trieb in mir, mit allen Schuhflickern unſers Ortes, welche leidliche Weiber hatten, Bekanntſchaft zu machen. Weil ich noch zu jung war, um vorſichtig zu ſeyn, ſo trieb ichs ſo arg, daß endlich die Ehre der Derwiſcherey die Zärtlichkeit überwältigte, welche Natur oder Gewohnheit dem Vorſteher für mich eingeflößt hatte. Er beraubte mich aller Freyheit, legte mir häufige Faſten auf, und da dies noch nicht helfen wollte, verordnete er mir gewiſſe perio-

dische Geißelungen, die, seinem Vorgeben nach, ein herrliches Mittel gegen die Anfechtungen von Schuhflickersweibern seyn sollten.

„Ich zweifle sehr daß der gute Derwisch dies aus eigner Erfahrung wußte. Mir wenigstens schien's als ob seine Arzney das Uebel nur vermehre, und da sie überdem so unangenehm zu nehmen war, so fand ich für gut an einem schönen Morgen aus der Derwischerey zu entweichen, und mich der Natur und meinem Schicksal auf Gerathewohl zu überlassen.„

„Ich trieb lange ohne Mast und Segel in der Welt umher, und brachte mein Leben kümmerlich davon, indem ich alle Arten von Profeßionen, die man nicht zu lernen braucht, versuchte. Bald zog ich als Troßjunge mit einer Karavane, bald machte ich den Wasserträger, bald den Eseltreiber, bald — gegen die Gebühr — den Esel selbst. (*)

„Bey allem diesem regte sich etwas in mir, das durch die Verächtlichkeit der Rollen, die ich in diesem

(*) Man kann sich nicht erwehren hiebey an eine gewisse Anekdote in Lucians Lucius oder Esel schlechtweg (welche Apulejus auch seinem goldnen Esel einverleibet hat,) zu denken. Die Historie ist keine von den erbaulichsten; aber was muß unser einer nicht lesen?

Onocephalus.

ſem irrenden Zuſtande ſpielte, beleidiget wurde. Aber was für Auswege ſtanden mir offen? Der Stand eines Kalenders ſchien in meiner Lage der einzige zu ſeyn der in meiner Gewalt war, und durch den ich mich in etwas gebeſſert halten konnte. Denn wiewohl er in den Augen der Welt keiner von den ehrſamſten iſt, ſo war er's (wenigſtens in der Meynung des Pöbels) unendlichmal mehr, als der Stand eines Waſſerträgers oder Eſeltreibers. Ueberdies vertrug er ſich vollkommen mit meiner Neigung zum Herumſchwärmen, und Erfahrungen über die verſchiednen Denkarten und Leidenſchaften der Menſchen zu machen.

„Ich nahm alſo den Habit eines Kalenders, geſellte mich zu einigen irrenden Rittern dieſes Ordens, die ich für geſchickt anſah, mich in die Geheimniſſe deſſelben einzuführen, und durchwandre nun bereits über dreißig Jahre lang, bald in Geſellſchaft, bald allein, die meiſten Provinzen in Aſien.

„Ich würde nie fertig werden, wenn ich dir alle Abentheuer erzählen ſollte, die mir während dieſer langen Wanderſchaft aufgeſtoßen ſind. In der That, es wäre bloß meine Schuld, wenn ich die Menſchen nicht kennen gelernt hätte; und wenn mir auch dieſe Kenntniß zu nichts hälfe, als mich durch und durch zu überzeugen, daß es nicht der Mühe werth iſt, in

Dieſer Trödelwelt etwas anders als ein Kalender zu ſeyn, ſo wär' es genug, um mich's nie gereuen zu laſſen, daß ich dieſe Lebensart ergriffen habe.

W.

Die Fortſetzung folgt.

II.

Reiſe des Herrn von M** nach China.

Fortſetzung von S. 83. des Jänner.

Zweeter Brief.

An die Mutter ſeines Freundes und Reiſegefährten M**.

* * *

Kantong, den 23 Dec. 1773.

Zürnen Sie nicht mit mir, gute Mutter, daß ich ohne das geliebte Pfand, welches Sie mir anvertraueten, zurückkomme. Mir geht gewiß die Abweſenheit Ihres vortreflichen Sohnes nicht weniger nahe, als Ihnen. Aber ſehen Sie, ſo geht es mit der

der Lebensart, die wir uns gewählt haben. Immer fallen Trennungen dabey vor, an die man sich gewöhnen muß. Fiengen wir nicht selbst unsere Laufbahn mit den schmerzhaftesten an? Glauben Sie nur, daß unser Abschied von M*, von dem M*, wo wir so viele Gegenstände unsrer zärtlichsten Liebe und Freundschaft zurückließen, nicht ohne Thränen war. Um aber völlige Vergebung bey Ihnen zu erhalten, verspreche ich Ihnen die bestimmte Zeit unsrer Wallfahrt möglichst zu verkürzen. Ich will aber nicht, daß Ihr Sohn aus Asien zurückkehre, ohne die vornehmsten Küsten davon mit mir durchlaufen zu haben. Ueber die angeblichen Gefahren zur See seyn Sie immer höchst ruhig. Sie sehen ja, was mir eine Reise von 15 bis 20000 Meilen auf diesem Elemente ist.

Ihr Sohn wird Ihnen ohnfehlbar eine schöne Beschreibung der langweiligsten Reise, die man nur von Frankreich nach Isle de France haben kann, gemacht haben. Hier haben Sie das Supplement dazu. Ich schicke es Ihnen, selbst auf die Gefahr für einen leidigen Schwätzer gehalten zu werden. Aber Sie wissen schon Mittel für einen solchen Fall.

Nachdem ich der Freundschaft ein reichliches Thränenopfer, über die Trennung von Ihrem geliebten Sohne zu **Port-Louis**, gebracht hatte, gieng ich

höchſttraurig zu Schiffe. Morgens drauf, als ich erwachte, befand ich mich auf der Rheede von Bourbon. Das Land dieſer Inſel iſt vortreflich, die Leutchen gut, und die Weibchen ſehr mitleidig. In den Augen dieſer guten Inſulaner iſt, ein Europäer ſeyn, ein ſo großes Verdienſt, daß man mit dieſem Titel, und ein bischen geſunder Vernunft ſchon ſehr weit bey ihnen kömmt.

Da die Geſchäfte, die wir in dieſer Inſel hatten, gemacht waren, giengen wir nach Malac unter Segel; ich ſonderlich, ziemlich mit Orangen, Ananas, und Bananen beladen, die mir die herrlichſten Dienſte gegen die Langeweile unterweges thaten. Wenn ſie mich einmal anfiel, — und dies geſchah faſt zu allen Zeiten des Tages — gleich lief ich zu meinem Vorrathe, druckte den Saft eines Cocos auf, und trank aufs Wohl meiner Freunde in beyden Hemiſphären; und immer meiner Langenweile zum Poſſen. Unter dieſem ſüſſen und unſchuldigen Zeitvertreibe kamen wir in die Meerenge von Malac, da wir, beym ſchönſten Wetter, 200 Meilen lang an den ſchönſten Küſten von der Welt hinſeegelten. Zwanzig Meilen von Malac überfiel uns eine Windſtille, einem gewiſſen felſigten Vorgebürge gegenüber, welches die Ungeduld, die es mir verurſachte, tief in mein Gedächtniß geprägt hat. Herr von la R**te, der ſo ungeduldig als ich war, da er ſahe, daß, anſtatt fort zukom-

zukommen, die Ströhme uns vielmehr ganz von unſrer Bahn abbrachten, ſchlug mir vor in der Schaluppe vorauszugehen, ohngeachtet die Andern ihn vor den kleinen Malakkiſchen Raubſchiffen warnten, als welche faſt täglich europäiſche Ladungen anfielen. Aber dies half nichts.

Wir beſtiegen die Schaluppe, mit einem Paar guten Steinſtücken bewaffnet, und von unſerm Secondkapitän, einem der ehrlichſten und bräveſten Jungen, die ich kenne, nebſt acht tapfern Matroſen, unterſtützt, deren Muth wir doch, Gott ſey Dank! nicht nöthig hatten.

Hier bekam ich zum erſtenmale die Seekrankheit, der ich auch rechtſchaffen meinen Tribut bezahlen mußte. Noch eine Meile von der Rheede überfiel uns die Nacht. Aus Furcht vor den Klippen, welche die ganze Küſte einfaſſen, beſchloſſen wir uns die Nacht über vor Anker zu legen. Zum Unglück mußte dieſe Nacht noch eine abſcheuliche Art von Sturmwetter, die man hier Sumatra nennt, kommen, um uns ſo übel als möglich mitzuſpielen. Ich ſtellte mich luſtig, aber, warlich! es war mir nicht ſo ums Herz. Tauſendmal lieber hätte ich in meinem Bette gelegen, als hier in einem elenden Nachen, ein Paarmal ſo groß als ohngefähr eine große Weinkufe; krank wie ein Hund; einen hölliſchen Wind und

Regen auf dem Rücken; alle Augenblicke eine Welle über den Kopf, die mich fast ersäufte; immer in der Gefahr daß der rasende Sturm unser schwaches Tau zerreiße und uns an die nahen Felsen schleudere. Alle die schönen Reflexionen, die ich in dieser erbärmlichen Lage machte, hatten nur den einzigen Fehler, daß — sie ein wenig zu spät kamen: aber sie haben mich doch auf ewig von dem Muthwillen geheilt, mich wieder solchen kleinen Fahrzeugen anzuvertrauen.

Mit anbrechendem Tage kamen wir endlich nach Malac. Unser erster Besuch, war bey dem Schabandar; einer Art von Handlungsoberaufseher. So ein phlegmatischer Holländer er auch übrigens war, wollte er sich doch fast vor Lachen ausschütten, als er unsere drey Figuren sah. Wir hatten uns zuvor gut angezogen, um ans Land zu gehen, aber diese schreckliche Nacht hatte uns jämmerlich zugerichtet. Der Regen und das Meer hatte aus meinen Haaren und den Perüken meiner Kameraden eine schöne Salbe von Puder und Pommade auf unsere Kleider herabgeflößt, welche, nebst dem reichhaltigen Schifftheer der Schaluppe, sie uns auf ewig unbrauchbar machte.

Indessen wir warteten, bis die Dame vom Hause, die Frau Schabandarin, ihre Toilette gemacht hatte,

hatte, präsentirte man uns Pfeiffen und Betel. Ich bin auf dieser Reise ein fürchterlicher Raucher worden, und traue mir jetzt alle Holländer zu Malac darauf herauszufordern. Diese ehrlichen Leute erstaunten auch insgesamt einen Franzosen von meinem Alter fast eben so seyerlich rauchen zu sehen als einen Schabandar.

Madame erschien endlich. Ich wollte, als ein galanter Ritter, meine Pfeiffe weglegen; allein sie verbath dies Opfer meiner Höflichkeit, nahm, um mich zum Fortfahren aufzumuntern, selbst eine, und so bufften wir einander nach Herzenslust Tabakwolken zu. Indessen Herr von La X**te seine Geschäfte mit dem Herrn Gemahl abthat, fragte mich Madame, in ihrem halb holländisch-halb französischen Rothwelsch, über die Europäischen Moden aus. Ich, stolz darauf, mich zum Oberrichter des Geschmacks gemacht zu sehen, tadelte frisch weg die Simplicität ihres Kopfputzes, ohngeachtet er schon mit mehr Ginkerlitzgen behangen war, als unsere liebe Frau von Maraimbois. Die neueste Modefrisur in Frankreich, sagte ich, sey Berenicens-Haar; und nun zeichnete ich ihr den lächerlichsten Aufsatz von der Welt vor, den ich auch glücklich den folgenden Morgen, so gut als möglich, von ihr ausgeführt zu sehen, den Spaß hatte. Es war eine Art spindelförmichter fliegender Locken, davon sich jede mit einer

Blume schloß, und ihr Chignon sah' aus wie eine Staude Kraußkohl; kurz der ganze Kopfputz war die Quintessenz des schlechten Geschmacks. Da die Frau Schabandarin die einzige Europäerin in der Kolonie ist, so giebt sie den Ton, und ich habe allen Grund zu hoffen, daß meine Spindellocken in der ganzen Halbinsel das gröste Glück machen werden. Dank sey es meinem herrlichen Rathe, daß Malac nun vielleicht einige Jahre hindurch der einzige Ort in der Welt ist, wo man sich am albernsten und geschmacklosesten aufsetzt.

In dieser boshaftsüssen Hoffnung gieng ich wieder zu Schiffe, und wir seegelten, an den Küsten von China hin, durch die schönsten Meere von der Welt. Hier packte uns ein gewisser Wind, Typhon genannt, den diejenigen, welche sich auf der Fahrt hieher ein wenig verspäten, gewöhnlich aushalten müßen. Einige Tonnen Wasser auf dem Verdeck, und häufige Wellenstöße, welche unsere Reisebündel von einem Bord zum andern warfen, würden unter den Händen eines Aufschneiders schon ein feiner Sturm werden. Aber ich liebe die Wahrheit, und kann Ihnen versichern, daß mich der ganze Spaß nicht auf eine Viertelstunde unruhig gemacht hat. Er endigte sich mit einem guten frischen Winde, der uns glücklich nach Makao brachte.

Makao gehört den Portugiesen, ist zwar eine kleine Stadt, kommt aber den angenehmsten in Frankreich bey. Hier halten die Chineser alle Frauenzimmer zurück, die mit aus Europa kommen. Ich traf hier zwey Dänische Damen und ein Mädchen aus Paris an, denen diese Politik der Chineser eben nicht sonderlich gefiel. Nichts ist trauriger als das Leben, welches sie hier führen müssen. Die große Hitze verbietet das Spatzierengehen, und ihr ganzer Umgang schränket sich auf einige ungesittete Mönche, und die Indianischen Portugiesen, die verächtlichsten Creaturen unter der Sonne, ein. Sie geben sich für Nachkommen jener berühmten Hidalgos aus, welche die Eroberung von Indien machten. Wenn es wahr ist, so muß ich gestehen, daß diese Pursche sehr ausgeartet sind.

Wir nahmen hier einen Chineser Piloten, der uns auf dem sogenannten Gelben Strome bis Wampu lootsen sollte. Ich habe nie etwas prächtigeres gesehen, als den Anblick, den beyde Ufer dieses Flusses geben. Unermeßlich große Auen und Felder mit Reiß angebauet; von tausend Canälen durchschnitten; mit Städten, Flecken und Dörfern besäet; hier und da hohe Thürme von chinesischer Bauart, vermöge deren der Hof von Nanking, obgleich 400 Meilen entfernt, durch verabredete Zeichen in weniger als drey Stunden erfahren kann, was an den

äußer-

äußerſten Gränzen des Reichs vorgeht, koſtbare marmorne Grabmäler, mit Pyramiden verziert, und Landhäuſer vom auserwählteſten Geſchmack, umgränzen den Geſichtskreis, und machen eine unbeſchreiblich ſchöne Landſchaft. Kleine Schiffchen, die einen auf dieſem Fluſſe beſtändig umringen, geben dem Lande ein gefallendes Anſehen von Thätigkeit und Leben.

Wir ließen unſer Schiff zu Wampu, und giengen in einem ganz kleinen Fahrzeuge nach Kanton, welches nur drey Meilen davon liegt. Nach abgelegten Beſuchen bey verſchiednen Nationen Europens, mußte ich nun mein Noviciat in der Kunſt anfangen, worinnen ich ſchwerlich jemals großen Fortgang machen werde. Da man hier, aus Eigenſinn der Chineſer, auf bloßen männlichen Umgang eingeſchränkt iſt, ſo muß man ſich durch das Vergnügen der Tafel dafür zu entſchädigen ſuchen. Dieſem überläßt man ſich auch würklich hier ſo ausſchweifend, daß ich wenig Gaſtmale andrer Nationen geſehen habe, wo die Schwelgerey der Gäſte dergleichen Scenen hervorgebracht hätte. Meiſtens folgt das wütendſte Spiel auf den Wein.

Bey dem Wort, Spiel, ſehe ich Sie für mich zittern, gute Mutter. Aber ſeyn Sie ruhig; ich bin dem Verſprechen, das ich Ihnen gab, nicht mehr zu

ſpielen/

ſpielen, treu geblieben. Mein ganzer Verluſt in China beträgt nicht fünf Piaſter.

Die Promenade iſt hier ſo eingeſchränkt, daß man kaum, unter den Mitteln wider die Langeweile, mit darauf rechnen kann. Ein Gang von ohngefehr 200 Ruthen lang, und einige Privatgärten, ſind die einzigen Plätze, wo man der freyen Luft genieſſen kann.

Kantong iſt ein wenig gröſſer als Paris, aber wir ſind nur auf einen gewiſſen Theil der Stadt eingeſchränkt, deſſen Gränzen wir nicht überſchreiten dürfen, ohne uns Steinwürfen und Bambusſchlägen auszuſetzen. Das Volk bleibt ſtehen uns zu beſchauen; eben ſo, wie man es in Frankreich machen würde, wenn man Chineſer ſähe. Aber das verdrüßlichſte von der Sache iſt, daß ſich dieſe Beſichtigungen meiſtens mit Mißhandlungen und Bambusprügeln endigen, wenn ſie ſtark ſind, das heißt, Hundert gegen Einen. Außerdem iſt nichts unter der Sonne ſo haſenhaft feig, als dieſer Pöbel. Vier mit ihren Stöcken bewaffnete herzhafte Europäer ſind im Stande, tauſend dieſer Bettler zu verjagen. Unſre Taſchendiebe und Beutelſchneider, ſo berühmt ſie auch immer in ihrer Kunſt ſeyn mögen, ſind gegen dieſe Purſche hier nur Lehrjungen. Uhren, Röhre, und ſonderlich Schnupftücher, alles ſteht ihnen an.

Ich

Ich habe auch meinen Zoll, die erſten Tage über, mit etlichen Paaren entrichtet, und endlich ſahe ich, um nur eins davon wieder mit nach Frankreich zu bringen, kein ander Mittel, als keins mehr in der Taſche zu führen.

Ich hatte mir auf Treu und Glauben der Erzählungen eingebildet die Füſſe der Chineſerinnen müßten die ſchönſten von der Welt ſeyn. Aber weit gefehlt! Ich habe nichts an ihnen gefunden als eine monſtroſe Ungeſtaltheit. In ihrer zärteſten Jügend zerbricht man ſie ihnen, und quetſcht ſie dergeſtalt ein, daß ſie höchſtens nur 4 Zoll lang werden, und eben dadurch macht man dieſen armen Geſchöpfen das Gehen durchaus unmöglich. Ein feines Mittel, welches die Chineſer, die größten Eiferſüchtigen von der Welt, erdacht haben, ſich der Treue ihrer Weiber zu verſichern. Ich erblickte ihrer zwey von ohngefähr in einem Privatgarten. Sie ſchrien erſchrecklich da ſie mich erblickten. Aber des Schreckens ohngeachtet, den ich ihnen ſo unſchuldigerweiſe einjagte, hatte ich doch Muße genug ihre ganze Tracht zu beſchauen. Ihre Kleidung gleicht ziemlich unſern Prieſterröcken, und läßt durchaus nichts von Wuchs und Taille ſehen; aber Kopf, Hände und Füße ſind völlig ſichtbar.

Nichts ſieht lächerlicher aus als ihre Hände. Ihre mit Ringen und andern Juwelen überladenen Finger

Finger endigen ſich mit zwey bis drey Zoll langen Nägeln, welche die Zeichen des Adels ſind. Der Pöbel hingegen, der ſich mit Sklaven-Geſchäften abgiebt, und den elenden Bettlern von Europa, kommt es nicht zu, ſich die Nägel lang wachſen zu laſſen.

Der Kopf der Chineſerinnen würde auch in Frankreich ärtig ſeyn. Kleine aber ſehr lebhafte Augen à la chinoiſe, der Mund ſchön roth, eine Milchweiſe Haut, machen ein feines Ganzes. Den lezteren Reiz, nemlich die Milchfarbe ihrer Haut, haben ſie zwar nicht von Natur; die Mode, welche euch rothe Wangen macht, lehrt ſie ihr ganzes Geſicht mit einer Art von Gips überziehen.

Ihr Kopfputz iſt einer der angenehmſten den ich je geſehen habe. Ihre Haare ſind mit unendlicher Kunſt aufgeſetzt. Göldne und ſilberne Ringe, Perlen, und ins Toupet geſteckte Blumen, erheben den Glanz ihrer Haare, die vom ſchönſten Agat-Schwarz ſind, gar ſehr.

So ein Neuling ich auch im Commerzweſen bin, und ſo viel Mühe es mir auch macht mit Leuten Geſchäfte zu machen, deren Sprache ich gar nicht verſtehe, ſo hoffe ich dennoch daß mein Unternehmen den glücklichſten Erfolg haben ſoll. Ich habe meine Waaren um einen weit beſſern Preis eingekauft als meine

übrigen

übrigen Reisegefährten; und wenn ich sie auch um einen noch so mäßigen Preis wieder im Orient verkaufe, so rechne ich doch, daß mir 23000 Francken, nach Abzug aller Kosten, wenigstens 40000 bis 45000 eintragen sollen.

Es ist sonst ein sehr schlechtes Mittel eine Nachläßigkeit zu entschuldigen, daß man sagt, man habe nicht Zeit gehabt; aber bey mir trifft es doch mit Wahrheit ein. Ich komme mit allen meinen Briefen nach Frankreich zu kurz. Der schnelle Abgang der Schiffe, welcher um mehr als 14 Tage übereilt wird, und die Anhäuffung der Geschäfte, welche er uns nothwendig macht, setzt mich in die Unmöglichkeit an alle meine Freunde zu schreiben. —

III.

Briefe über Italien.

Erster Brief.

Bester Freund!

Sie beklagen sich über Ihr Schicksal, welches Sie an einen Punkt der bewohnten Erdkugel so fest gebunden

bunden hat, daß Sie in Ihrem ganzen Leben kaum die Gränzen Ihres Stadtgebiethes überschritten haben. Einige Quadratmeilen ausgenommen, halten Sie den übrigen Theil der Erde, in Ansehung Ihrer für verloren, und vergleichen sich mit einer Pflanze, die unter einer gläsernen Glocke in einem handbreiten Raum von Erde und Luft von wenigen Wassertheilchen sich ernährt?

Sie haben gewissermaßen Recht, mein bester Freund. Eine wißbegierige und edle Seele, wie die Ihrige ist, möchte sich gerne über die Erdscholle erheben, die ihren Gesichtskreis einschränkt. Sie sehnt sich nach entfernten Gegenden, Geschöpfe ihres gleichen aufzusuchen, derselben Denkungsart, Gewohnheiten, Beschäftigungen u. s. f. zu erforschen, solche mit ihren eigenen zu vergleichen, und das beste zu wählen, um die Vorurtheile der Erziehung abzulegen, und ihrer Glückseligkeit näher zu kommen. Da aber ihre Glücksumstände dieses nicht zulassen, so lobe ich Sie, daß Sie den Verlust der Vortheile, die uns das Reisen verschaffen kann, durch Lesung der besten Reisebeschreibungen und geographischen Schriften einigermaßen zu ersetzen suchen. Denn obgleich das Lesen keinen so wirksamen Einfluß in unsere Sitten und Denkungsart hat, daß es so, wie der persönliche Versuch und Umgang mit gesitteten Nationen, dieselben bilden könne, so verän-

dern wir dennoch dadurch unsere theoretischen Begriffe, und werden im gemeinen Leben erträglichter.

Es gefällt mir aber sehr, daß einer meiner Briefe Ihnen Gelegenheit gegeben hat, auf die Reisebeschreibungen mißtrauisch zu werden. Ich schrieb Ihnen damals verschiedene Fehler, die ich in des Herrn de la Lande Reisebeschreibung, folglich auch in jener des Herrn Volkmanns, der sogar des ersten Druckfehler übersezt hat, angemerkt hatte. Ich entdeckte Ihnen auch die Ursache, warum es unmöglich wäre, daß ein Fremder in einem Zeitraum von wenigen Monaten ein Land kennen, und beschreiben könne.

Hierdurch wurden Sie bewogen, mich zu ersuchen, daß ich Ihnen zuverläßige Nachrichten vom gegenwärtigen Zustande Welschlandes, besonders des Grosherzogthums Toskana, ertheilen möchte. Und weil Sie zugleich ein Liebhaber der Alterthümer sind, und Verlangen tragen, die vornehmsten Geschlechter und Männer, die jemals dieser Nation Ehre gemacht haben, kennen zu lernen, so soll ich Ihnen auch von diesen Dingen etwas schreiben? In beyden Stücken werde ich Ihnen, lieber Freund, Gnüge zu leisten suchen. Nur das bitte ich mir aus, daß Sie mir die Freyheit lassen, meinen Krahm, so wie mir eine jede Sache zuerst vor handen kommt, auszulegen.

Der

Der Handel der Toskaner, besonders der Florentiner, besteht hauptsächlich im Verkauf oder Vertausch ihrer natürlichen Produkte, welche sind, Oehl, Wein, alle Arten von Getreide, Bau- und Brennholz, Hanf, Kastanien, trockene Feigen, Mandeln, Citronen und Pomeranzen, Sardellen, Manna, Salz, alle Arten von Marmor, Mühlsteine, Schwefel, Alaun, rohe Seide, u. s. f. Wegen der Bequemlichkeit der Häfen Porto-Ferrajo und Livorno können die Toskaner ihre Produkte sehr vortheilhaft anbringen, besonders, wenn sich im mittelländischen Meer Kriege ereignen. Dieses hat sich im lezten Kriege zwischen den Türken und Russen sattsam gezeiget, welcher den Toskanern mehrere Millionen eingetragen hat. Viel geringer ist aber der Nutzen, den die Toskaner aus den künstlichen Produkten ziehen; denn diese, wenn man einige wenige ausnimmt, sind von weit geringerer Vollkommenheit, als die natürlichen. Der hochselige Kayser hat zwar zu Florenz eine Fabrik seidener mit Gold und Silber durchwürkter Zeuge angelegt; die allda verfertigten Arbeiten sind auch dauerhafter, als die französischen; weil man aber den Geschmack daran tadelt, und sie nicht so wohlfeil haben kann, als jene, so findet man eben keinen starken Absatz bey fremden Nationen; welcher aber desto stärker ist in Ansehung des Atlasses, der vor allen andern den Vorzug hat. Weil die schwarze Farbe, die man zu Florenz den Tüchern

und Zeugen giebt, ausserordentlich schön ist; so werden diese in dem übrigen Theil Italiens gesucht und hochgeschäzt, besonders wenn es englische oder französische Tücher sind. Die Engländer kaufen auch lieber die florentinischen Pomaden aus Orangenblüthe, als die französischen. Ein Bauernmädchen von Signa hat die Kunst erfunden, aus einer Art von feinen und kurzen Strohhalmen, die wie der Wildhafer unfruchtbar sind, ungemein feine und schöne Hüthe von allerhand Farben und Formen, von denen mancher auf 3 bis 4 Dukaten kommt; ja sogar ganze Kleider von 50 bis 60 Scudi zu verfertigen. Solcher Hüthe wird eine große Menge nach England und Wien verschickt. Was die Wollenmanufakturen angeht, so werden nur grobe Tücher in Toskana verfertiget, und es ist sonderbar, daß vom Grosherzog an bis auf die geringsten Bürger alle sich mit französischen und englischen Tüchern kleiden, obgleich die Einführung fremder Tücher unter den schwersten Strafen verboten ist.

Von dem alten Handel und Reichthum der Florentiner ist kaum noch ein Schatten übrig. An den meisten Häusern zu Florenz siehet man noch die Bogen der Kaufläden und Waarenmagazine, welche nun vermauert sind. Denn zu Zeiten der Republik war die Handelschaft das Hauptgeschäfte des Adels und der Bürgerschaft, wodurch sie zu einem unermeßnen

meßnen Reichthum gelanget waren. In der Bibliothek von S. Maria Novella hat ſich ein Brief vom 15ten Jahrhundert gefunden, worinn ein Kaufmann ſich bey dem andern beklagt, daß in der S. Martinsmeſſe nur 8 Millionen Scudi im Umlauf geweſen wären. In dem nemlichen Jahrhundert lebten zu Florenz viele Kaufleute, die eine Summe von 100000 Scudi in zehnerley Münzen zu bezahlen im Stande waren, wie ich es beſonders von einem aus dem noch blühenden Hauſe Antinori verſichern kann.

Welche war aber wohl die eigentliche Quelle ſo großer Reichthümer? —, Die Wollenweberey. In einer geſchriebenen Chronik Benedikts Dei, vom 15ten Jahrhundert, die im Magliabechiſchen Büchersale aufbehalten wird, lieſet man, daß damals 200 Wollenfabriken; wo für 400000 Goldgülden Waaren jährlich verarbeitet wurden, davon die Weber 200000 Gewinnſt hatten, zu Florenz waren; daß allein in der Gegend der Stadt, die Calimara heißt, 25 Magazine waren, aus welchen jährlich für 300000 Goldgülden Waaren verſchickt wurden.

Sie werden ſchwerlich aus teutſchen oder Franzöſiſchen Schriftſtellern erlernen können, wer die Wollenweberey zu Florenz eingeführt, und zu einer ſo großen Vollkommenheit gebracht habe, daß zwi-

ſchen dem 13ten und 16ten Jahrhundert die Florentiniſchen Tücher vor allen andern in der Welt geſucht wurden. Dieſen Vortheil hatten die Florentiner den München des Humiliatenordens zu verdanken.

Da Friederich der Rothbart die Stadt Meiland dem Erdboden gleich gemacht hatte, verſetzte er viele wohlhabende reiche Geſchlechter aus dieſer Stadt und der ganzen Gegend nach Teutſchland. Die Entfernung von ihrem Vaterlande war dieſen Leuten unerträglich. Sie legten deswegen Bußkleider an, warfen ſich dem Kaiſer zu Füßen, und fleheten ihn um die Erlaubnis an, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Viele davon hatten ein Gelübde gethan in den Bußkleidern, wodurch der Kaiſer zum Mitleiden bewogen worden war, lebenslang zu beharren. Sie hatten in den Niederlanden die Wollenweberey gelernt. Dieſe nahmen ſie ſich vor zum Beſten der Armen zu betreiben, und in freywilliger Armuth zu leben. Unter ihrem Anführer und Oberhaupte Johannes, einem Weltprieſter und Edelmanne von Como, richteten ſie im Jahr 1180 zu Meiland, Alexandria, und in andern Oertern der Lombardie von ihren eigenen Gütern Klöſter auf, die keine Sammelplätze oder Pflanzſchulen von Grillenfängern und Schwärmern, ſondern Wollenfabriken waren, von deren Gewinn die Armuth unterhalten wurde.

Ihre

Ihre Beſchäftigungen, beſonders der Handel, konnten nicht mit einer ſtrengen Kloſterzucht beſtehen, zu welcher ſie doch der Kardinal und Meiländiſche Erzbiſchof Karl Borromäo 1568 verbinden wollte. Weil ſie ſich ihm widerſetzten und Einer von ihnen ſo verwegen geweſen war, da er nach dem heiligen Kardinal ſchoß, ſo wurde der ganze Orden vom Pabſt Pius V. vertilget.

Dieſe Humiliaten wurden gegen das Jahr 1200 nach Florenz berufen, um die Wollenweberey allda den Bürgern zu lehren. Sie brachten auch dieſe Kunſt zu einer ganz beſondern Vollkommenheit, und bereicherten dadurch die Republik. Sie ſtanden deshalben bey den Florentinern in ſo großem Anſehen, daß dieſe den gemeinen Schatz des Staates ihrer Aufſicht und Verwaltung anvertrauten.

Aus der Florentiniſchen Geſchichte iſt bekannt, daß im 13, 14, und 15ten Jahrhundert eine große Menge Niederländer in den daſigen Wollenfabriken arbeiteten, woraus ich ſchließe, daß die Humiliaten dergleichen Kunſtverſtändige mit ſich aus den Niederlanden nach Italien geführt, und nach und nach immer mehrere dahin gezogen haben. Dieſe Leute wußten dem Tuche eine ſonderbare Conſiſtenz, ein ſanftes und glänzendes Weſen zu geben. So gar die Tücher, die in Frankreich und anderwärts ver-

fertiget waren, bekamen unter ihren Händen eine neue Gestalt, und die letzte Vollkommenheit. Die Florentiner hielten deswegen in Frankreich, besonders zu Lion ihre Faktoren, die Ihnen die französischen ungefärbten Tücher zuschicken musten. Die Franzosen bekamen ihre eigenen Tücher verbessert und gefärbt von den Florentinern wieder, und diese erhielten für ihre Arbeit die Wolle, woran es ihnen mangelte. Denn ob man gleich zuverläßige Proben hat, daß vor Zeiten in den Pistojesischen Gebürgen und im Mugellaner Thal die Schäfereyen in dem besten Zustande gewesen seyn, so ist es doch gewiß, daß sie nicht hinreichend waren, eine so große Menge Weberstühle mit Wolle zu versehen. Sie bekamen die meisten aus der Lombardie, Apulien, Frankreich, und Spanien; und weil sie den Tuchhandel in die Levante, nach Frankreich und in alle am mittelländischen Meer gelegene Länder allein in Händen hatten, so konnten sie die fremde Wolle mit ihrem Tuche eintauschen, und hatten nicht nöthig, dieselbe baar zu bezahlen.

Die Humiliaten haben zu Florenz eine gewisse Art von Scheinheiligen, die man Bacchettoni nennt, und die sich mit der Wollenweberey beschäftigen, nach sich gelassen. Diese machen wie die Bethschwestern oder Quiselen der Jesuiten zu E***, Profession von Andacht und Frömmigkeit, hören des

Tages

Tages mehrere Messen, klappern mit langen Rosenkränzen, vernachläßigen nie das 40stündige Gebeth, wecken mit gräßlichen Geschrey auf Sonn- und Feyertägen ganz früh ihre Mitbrüder zur Versammlung der Brüderschaft auf, wo sie nicht nur die halbe Nacht, sondern auch den größten Theil des folgenden Tages lateinische Psalmen brüllen, die sie nicht verstehen, und wodurch des Nachts die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe erweckt wird, laufen des Sonntags durch die Straßen, und rufen: Padri e madri, mandate i voſtri figlinoli alla dottrina Criſtiana; im Grunde aber sind sie stolze und eigensinnige Leute, welche alle diejenigen, die ihre Andächtlereyen nicht nachthun, für ungläubige Freygeister halten, und sich von einer andern Gattung Menschen, die nach gewissen Regeln schwärmen, als Werkzeuge aller Bosheit gebrauchen lassen. Sie unterscheiden sich besonders durch ihre Kleidung. Der Hut ist in Form eines Schiffes auf zwey Seiten aufgekrempt. Ein schwarztuchener zugeknöpfter Rock gehet ihnen bis auf die Hälfte der Schenkel, die eine schwarze Pumphose bedeckt. Zwey weiſe Läppchen, auf Art der Weltgeistlichen, hangen ihnen vom Halse bis auf die Hälfte der Brust herab, und ihre Schuhe sind mit ledernen Riemen anstatt der Schnallen zugebunden. Zu Hause umschürzen sie sich mit einem schwarzen Tuche, und wenn sie ausgehen, flattert ein schwarzer Mantel hinter ihnen her.

Coſimus der dritte, der vorletzte Grosherzog von Toskana aus dem Hauße Medici, hielt ſo viel auf dieſe Italiäniſche Quacker, daß er ſelbſt ſich ſo wie ſie kleidete, in den Kirchen mitten unter ihnen kniete, und alles Gute von denen dachte, die es ihm nachthaten. Daher kam es, daß damals ſchier ganz Florenz ſich auf Bacchettoner Art kleidete, und ſich jedermann, der ſein Glück machen wollte, mit langem Roſenkranze neben ihm in der Kirche zu knien, oder von ihm geſehn zu werden beſtrebte.

Dieſer Großherzog hatte ſich mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Orleans vermählt, die von einer ſehr munteren Gemüthsart war, und nach Art der Franzöſiſchen Damen ſich mit Reiten und Jagen oft beluſtigte. Vor den Augen der Bacchettoni waren dieſe unſchuldigen Ergötzungen ein Greuel. Sie ſuchten ihrer Großherzoginn Thun und Laſſen mit den ſchwärzeſten Farben bey dem Großherzog abzuſchildern, ſtellten ihm vor: wie nothwendig es wäre, das öffentliche Aergerniß aus dem Wege zu räumen, zumalen da ſchon 3 Kinder vorhanden wären, und, weil ſie faſt alle 10 Monat niederkäme, der Staat nicht im Stande ſeyn würde, ſo vielen fürſtlichen Kindern eine wohlanſtändige Verſorgung zu geben; und mit Beyhülfe des Jeſuiten Glaccomini brachten ſie die Sache ſo weit, daß er ſeine noch ſehr junge Gemahlin nach Frankreich

zurück

zurück schickte, wo sie in einem Kloster ihr Leben geendigt hat. Sie hinterließ 2 Söhne, Ferdinand, Johann Gasto, und eine Tochter Violante, welche nachgehends an den Kurfürsten von Bayern vermählt wurde, und als Witwe ihre Brüder überlebte. Der Prinz Ferdinand starb in der blühenden Jugend an der Liebesseuche, die ihm eine Venetianische Tänzerin, welche ihn davor warnete, zugebracht hatte. Johann Gasto, der sich in seiner Jugend zu Prag mit übermäßiger Schwelgerey zu Grund gerichtet hatte, war unfähig, sein Geschlecht fortzupflanzen. Der Kardinal Francesco Bruder des Großherzogs, mußte endlich eine Frau nehmen aus dem Hause Gonzaga, mit Namen Victoria, welche zwar verschiedene Bastarden, die in die Klöster geschlossen worden sind, hinterließ, aber keinen ächten Sohn von ihrem alten Gemahl erhalten konnte. Auf diese Weise erlosch das vortrefliche Haus Medici.

Nun werden Sie ohne Zweifel über die verdammte Scheinheiligkeit der Bacchettoni recht böse seyn? Sie haben recht: — nehmen Sie Sich aber vor ihren Verfolgungen in acht. Sie sind unversöhnlich, und ihre giftigen Bisse sind tödtlich, besonders unter Fürsten, die Cosmus dem dritten gleichen. Ich bin Ihr wahrer Freund

N. N.

IV.

IV.

Miſcellanien.

4.

Fortgeſezte Betrachtung über die Verwandtſchaft des Schönen und Nüzlichen.

Die Verachtung des Angenehmen im Gegenſaz mit dem Nüzlichen, gegründet, (wofern ſie irgend einen Grund hat) auf das Vorurtheil als ob eine Sache dadurch daß ſie nur zum Vergnügen dient, alſofort keinen wahren Werth habe, und auf den noch ungereimtern Wahn, als ob eine Sache ſobald ſie angenehm iſt ſonſt zu nichts gut ſey, iſt noch immer etwas worauf ſich Manche recht viel zu gute thun, und ſich darum gewaltig weiſe dünken; und gleichwol iſt nichts irriger als dieſe Vorurtheile, und in ſeinen Folgen nichts Schädlicher als dieſe Trennung deſſen was Gott und die Natur zuſammengefügt hat. Da ich einmal in der Stimmung bin, über dieſe Materie zu denken, ſo erlaube man mir einen neuen Verſuch zu thun, den richtigen Begriff des Nüzlichen und deſſen Verwandtſchaft mit dem Schönen und Angenehmen ins Klare zu ſezen, wiewohl es unmöglich ſcheint, etwas ganz Neues über einen Gegenſtand zu ſagen, den bereits die Alten von allen möglichen Seiten angeſehen und aufs ſchärfſte unterſucht haben.

Der

Der Menſch hat zwar gewiſſe Bedürfniſſe, die ihm mit allen andern oder doch mit den meiſten Thieren gemein ſind. Aber weder dieſe Bedürfniſſe, noch die Fähigkeit und Beſtrebung ſolche zu befriedigen, machen ihn zum Menſchen. Indem er für ſein Futter ſorgt, ſich ein Neſt baut, ſich zu einem Weibchen hält, ſeine Jungen äzt, und ſich mit einem andern herumbeißt der ihm ſein Futter nehmen, oder ſich in den Beſiz ſeines Neſtes ſezen will, — in allem dieſem handelt er, was das Materielle betrift, als ein Thier. Aber durch die Art und Form, wie der Menſch — wofern er nicht durch zwingende äußre Urſache zu einem viehiſchen Stande gebracht und darinn erhalten wird — alle dieſe thieriſche Dinge thut, unterſcheidet er ſich über alle übrige Thierarten, und zeigt ſeine Menſchheit. Denn dies Thier das ſich Menſch nennt, und dies allein, hat ein angebohrnes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung ſeiner Selbſt, zu Mitleiden und Mitfreude und zu einer unendlichen Mannichfältigkeit angenehmer und ſchöner Empfindungen aufgelegt iſt; hat einen ſtarken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht ſich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu beßern. Alle dieſe Eigenſchaften zuſammengenommen unterſcheiden ihn weſentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu deren Herrn und Meiſter, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stuffe zu Stuffe ſo weit, daß er durch die beynahe unbegrenzte Erhöhung

seiner Kunstfähigkeiten, im Stand ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien die sie ihm giebt, eine neue zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worinn der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kömmt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daß er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloßen Zufall abbetteln muß; und die größere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läßt ihm Muße, auch auf die Vervollkommung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen. Die Natürliche Gesellschaft in der er gebohren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der Menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart. Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äusserlichen Sicherheit gesorgt, so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt

vermerkt verwandeln ſich kleine Dörfer in groſſe Städte, die Wohnſitze der Künſte und der Handlung, und die Vereinigungspuncte der verſchiedenen Nationen des Erdbodens. Der Menſch breitet ſich auf allen Seiten und in jedem Sinn immer weiter aus; Schiffarth und Handelſchaft vermehren die Verhältniſſe und Beſchäftigungen, indem ſie die Bedürfniſſe und Güter des Lebens vervielfältigen; Reichthum und Wolluſt verfeinern jede Kunſt deren Mutter Noth und Mangel war; Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wiſſenſchaften, welche, durch das Licht das ſie über alle Gegenſtände des menſchlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben der Maaße, wie der Menſch ſeinen äußern Zuſtand verbeſſert und verſchönert, entwickelt ſich auch ſein Gefühl für das Sittliche Schöne Er entſagt den rohen und unmenſchlichen Gebräuchen der Wildheit; lernt alle gewaltſamen Handlungen gegen ſeines gleichen verabſcheuen, und gewöhnt ſich an die Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannichfaltigen Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Standes entwickeln und beſtimmen die Begriffe des Wohlſtandes und der Höflichkeit, und die Begierde ſich Andern gefällig zu machen und ſich bey ihnen in Achtung zu ſetzen, lehren ihn ſeine Leidenſchaften zurück halten, ſeine Fehler verbergen, ſeine beſte Seite heraus kehren, und

alles

alles was er thut auf eine anständige Art verrichten; Mit einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande; und durch alle diese Stuffen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriff des Ganzen wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung des unerforschlichen Urhebers der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Willen zu erkennen und zu thun zugleich ihr größtes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist. Alles dies, meine Freunde, nennen wir, mit Einem Worte: Die Fortschritte der Menschheit. Und nun antwortet euch selbst auf die Frage; würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angebohrne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, — und alle Würkungen seiner schaffenden Macht, alle Denkmäler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besiz er sich gesezt hat — verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit, und chaotische Ungestalt. — Was sind alle diese Stuffen durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert als Verschönerungen? Verschönerung seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? — Verschönerungen seines Geistes

ſtes und Herzens, ſeiner Geſinnungen und Leidenſchaften, ſeiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen? — Welch ein Abſtand von der erſten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? von dem Kahn eines Patagonen zu einem großen Schiffe von der Linie? von den drey Klötzen, die in uralten Zeiten bey den Böotiern die Huldgöttinnen vorſtellten, zu den Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe der Hottentotten oder wilder Indianer zu einer Stadt wie Amſterdam oder London? — Von dem Putz einer Neu-Seeländerin zum Putz einer Sultanin? Von der Sprache der Einwohner von Otaheite zu den Sprachen Homers, Virgils, Taſſos, Miltons und Voltaires? — Durch wie viel unzählige Grade der Verſchönerung mußten die Menſchen und die menſchlichen Dinge gehen, bis ſie dieſen beynahe unermeßlichen Zwiſchenraum zurückgelegt hatten? Die Begierde zum Verſchönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grad, ſo bald man einen höhern kennen lernt, ſind die wahren einzigen und höchſt einfachen Triebfedern, wodurch der Menſch es dahin gebracht hat, wo wir ihn ſehen. Alle Völker, die ſich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieſes Satzes, und wenn ſich würklich ſolche finden ſollten, die — ohne beſondere phyſiſche oder ſittliche Hinderniſſe — immer auf dem nemlichen Grade der Unvollkommenheit ſtehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vervollkom-

mung verriethen; so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren als für würkliche Menschen unsres Stammes, und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Namen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Der Mensch lebt nicht allein vom Brod, guten Leute! — Es scheint wohl, daß ihr nie bedacht habt, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Poeten, seine Schauspiele, seine Romane, seine Mahler und übrige Künstler, mit einem Wort, alles was zum Gebiet der Musen und Grazien gehört, oder — was eben so schlimm wäre — wenn es den guten Geschmack in allen diesen Dingen verlöhre? Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zween kleinen Artickel, Fächer und Tabackdosen, aus der Zahl der europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten, — und ihr wolltet dann so gut seyn, und bedenken, daß dies nur ein paar kleine Aestchen von den unzähl-

lichen

lichen Aeſten und Zweigen der Induſtrie ſind, welche die Liebe zu Spielſachen und Flitterwerk, womit alle die großen Kinder in Hoſen und langen Röcken um uns herum behaftet ſind, hervorgetrieben haben; und wolltet ein wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt ſogar die unnützlichen Dinge ſind; und wolltet überlegen, daß die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine territoria clauſa, ſondern auf ſo mannichfaltige Art durcheinander gewunden ſind, daß es gar nicht möglich iſt, ihre Gränzen jemals genau und zuverläſſig anzugeben, kurz, daß eine ſo große Verwandtſchaft zwiſchen ihnen iſt, daß beynahe alles Nützliche ſchön, und alles Schöne nützlich iſt, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, ſo würdet ihr — Aber es giebt Leute, die (wie die Abderiten) vom überlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmal ſchief ſizt, der wird in ſeinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen ſo zu ſehen, wie ſie von allen Andern, die gerade vor ſich hin gucken, geſehen werden.

Und dann giebt es noch eine Gattung unverbeſſerlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen geweſen ſind; nicht weil ihnen der Kopf ſchief ſizt, ſondern weil ſie nichts nüzlich nennen, als was ihren Seckel füllt. Nun iſt das Handwerk eines Sykophanten, Quakſalbers, Amuletenkrämers, Ducatenbeſchneiders, Kuplers, Tartuffen, u. ſ. w. ſo einträglich es auch ſeyn mag, gewiß nicht ſchön: es

ist also natürlich, daß diese Herren allerseits bey jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne das ihnen nichts einträgt zu Tag legen. — Ueberdies, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nüzlich? Wie mancher verlöhre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er's gewonnen oder erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Aechtes vom Unächten, und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freylich eine wichtige Personalursache, Feinde vom Wiz und Geschmack zu seyn. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häßliche Tochter an einen Blinden verheyrathet hatte, und nicht zugeben wollte, daß seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde. Aber wir andern, die nur dabey zu gewinnen haben, wenn wir klüger werden, was für Abderiten müßten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessierten Herren bereden lassen wollten blind zu werden oder blind zu bleiben, damit — ihrer Töchter Häßlichkeit nicht offenbar werde?

---

§.

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule.

Da ich dieser Tagen zufälliger weise im achten Buche des alten Amadis aus Frankreich blätterte, stoß ich auf eine Stelle, die mich beym ersten Anblick in die angenehme Ueberraschung sezte, womit man in einer unangebauten Wildnis mitten unter Disteln und Unkraut eine schöne Gartenblum erblicken würde.

Bey

Bey näherer Betrachtung entdeckte ich etwas das mir meinen Fund noch ungleich intereſſanter machte; denn ich fand, daß dieſe Stell' eine wörtliche Ueberſetzung der 42 u. 43ſten Stanze des Orlando Furioſo ſey, welche ſelbſt eine Ueberſetzung des Catulliſchen ut flos in ſeptis iſt. Vielleicht mache ich manchem unter meinen Leſern Vergnügen, wenn ich ihm Gelegenheit gebe, zu ſehen, wie es der unbekannte Ueberſetzer des Amadis angefangen, um dieſe zwoo Stanzen, die unter die ſchönſten im ganzen Arioſt gezählt werden, in eine Sprache wie unſre liebe teutſche Helden- und Mutterſprache vor 200 Jahren war, zu transferieren. (*)

Hier iſt zuvörderſt das Original, wovon diejenige, die es nicht verſtehen eine, wenigſtens erträgliche, Ueberſetzung in ottave rime im 6ten Bande des T. Merkurs finden können.

La verginella e ſimile alla roſa
Ch'n bel giardin ſu la nativa ſpina
Mentre ſola e ſicura ſi ripoſa,
Ne gregge ne paſtor ſe le avvicina;
L' aura ſoave et l'alba rugiadoſa

(*) Das Wort überſetzen muß damals noch nicht üblich geweſen ſeyn; denn der Ueberſetzer des Amadis bedient ſich immer des Wortes transferieren, nennt ſich auch ſelbſt in der Vorrede den Tranßlatorem.

L' acqua, la terra al ſuo favor s' inchina:
Giovani vaghi et Donne inamorate
Amano averno e ſeni e tempie ornate:

Ma non ſi toſto dal materno ſtelo
Rimoſſa viene e dal ſuo ceppo verde,
Che quanto avea dagli uomini e dal Cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.
La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de',
Laſcia altrui corre, il pregio ch' avea innanti
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Eh ich die Stelle aus dem Amadis abſchreibe, die man ſogleich für etwas mehr als eine bloße Nachahmung dieſer Stanzen erkennen wird, muß ich bemerken, daß ſich dieſer litterariſche Diebſtal (welcher eigentlich auf den Baccalaureus Johann Diaz als Verfaſſer des achten Buchs des Spaniſchen Amadis zurückfällt) auf die ganze Rede des Königs Sacripante von Circaſſien, im erſten Geſang des Orlando Furioſo, und alſo auf die vier Stanzen 41 bis 44 erſtreckt, als deren ganzen Inhalt er, mit ſehr wenigen Veränderungen oder vermeintlichen Verſchönerungen, dem Sultan Zair, einer verſchmähten und von Eiferſucht, über ſeinen glücklichern Nebenbuler Liſuart, geplagten Liebhaber der Prinzeſſin Oroloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Arioſts

Sacri-

Sacripant (dem er alle Worte nachſpricht) auf ſich ſelbſt ſchmählen, daß er ſich um eine Schöne plage und peinige, die ſich einem andern ſchon ergeben und zugeeignet, und durch ſolche Mittel das Beſte ſo in ihr geweſen verlohren habe. — Und nun fährt er fort: „Denn recht zu ſagen, ein Tochter und ſchamhafte Jungfrawe vergleichet ſich einer Roſen, welche dem ſchönen Roſengarten zugethan iſt, damit ſie kein ſchaden weder von den Thieren noch Ungeſtüme der Zeit empfahe, und die Morgenröte voller Thawes zu irem Gunſt ſich neiget, und umb ſolcher vrſachen willen begeren ihr oft die jungen liebhabenden Jungfräwlein, welche deren brechen, und ſich ſetzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, ihre Häupter damit zu zieren, vnd ihre kleine Brüſtlein oder runde Gepfelein damit zu beſtecken, auff ihren zarten vnd eingebundenen Magen zu pflanzen; ſie aber wirdt nicht ſo baldt von ihrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß ſie nicht allgemach die Gunſt und Schönheit, ſo ſie beyde vom Himmel und Menſchen begehren möcht, verleurt: gleichfals auch die Frauw oder Jungfraw ſo ihr ein andern die Blumen der Jungfrauwſchaft nemmen läſſet, welche ſie doch höher und wehrter denn ihr Gut und eigen Leben achten ſollte, wird ihr aller Preiß benommen,

der sie achtbar und gunstreich bey allen, so ihren Dienst und guten willen trugen, machen sollte.„

Man sieht, daß Ariost durch eine Uebersetzung in diesem Geschmacke nicht viel gewinnen würde. Seine Stanzen mußten schon sehr viel verlieren, indem man versuchte, sie in die französische, und aus dieser in die teutsche Sprache überzutragen, welche beyde damals noch sehr weit davon entfernt waren, so verfeinert zu seyn, als die italiänische; zumal, was die teutsche betrift, in Oberteutschland, wo der Uebersetzer gebürtig war; wie aus den häufigen Idiotismen erhellet, z. Ex. daß er (wie das Volk in Schwaben noch izt thut) ihren statt ihr, ihnen statt ihn, Topen statt Tatzen, sagt, u. s. w. Dies war schon Nachtheils genug: Wie groß mußte der Verlust erst seyn, da sie nun gerade in die Hände eines Menschen ohne Geschmack fielen. Denn man muß gestehen, die Translation unsers Ungenannten hat durchaus alle Eigenschaften einer elenden Uebersetzung, die wir noch heutiges Tages so häufig zu sehen Gelegenheit haben. Sie ist schleppend, ängstlich, wörtlich ohne darum getreuer zu seyn, und gerade da am schlimmsten wo der gute Mann verschönern will. Indessen muß man zu seiner billigen Entschuldigung nicht vergessen, daß er in allen diesem bloß dem Französischen Uebersetzer Schritt vor Schritt nachgegangen, und vermuthlich nicht den

gering-

geringsten Argwohn gehabt, daß die ganze Rede des Sultan Zair aus dem Arioſt entwendet ſey; und wenn man bedenkt, daß dieſe Stelle durch die Hände drey verſchiedener Ueberſetzer und durch drey nicht minder verſchiedene und damals noch wenig polierte Sprachen gegangen, ſo wird man ſich eher verwundern, daß ſie nicht noch ſchlechter gerathen iſt.

Aber (denkt vielleicht jemand) wäre es nicht ebenſowol möglich, daß Arioſt das Selbſtgeſpräch ſeines Sacripants dem Amadis geſtohlen hätte? In dieſem Falle hätte er ſich durch die Verſchönerung derſelben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unſchuld Arioſts, was dieſen Punkt betrifft, iſt außer allem Zweifel. Denn die erſte Ausgabe ſeines Orlando iſt vom Jahr 1515, und Johann Diaz ſtellte ſeinen achten Theil des Amadis, enthaltend die ſeltſamen Abentheuer und großen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erſt im Jahr 1525 ans Licht. Die franzöſiſche Ueberſetzung (welche der teutſche Tranßlator irrig für das Original hält) kam zuerſt im Jahr 1543 heraus, und die teutſche folgte ihr im Jahr 1573. Arioſt kann alſo unmöglich der Dieb ſeyn.

* * *

Indem ich dieſes achte Buch des Amadis zu durchlauffen fortfahre, ſtoße ich S. 354 noch auf eine Stelle,

die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung, sondern eine wörtliche Uebersetzung der 49sten und 50sten Stanze im achten Buche des Orlando ist. Ich zweifle nicht, (und hab' es auch zum Theil gefunden) daß auf die nemliche Weise die meisten sonderbaren Abentheuer aus Ariost's Rittergedichte in den Amadis übergetragen worden sind. Die ersten Vier Bücher des leztern, welche als das wahre Original dieses seltsamen Romans anzusehen sind, sind von dergleichen Diebstälen frey. Aber die Fortsetzer fanden ihre eigene Erfindungskraft endlich erschöpft; Sie plünderten also, wo sie konnten. Erst in der Nähe, dann in der Ferne, den Homer und Virgil, und was ihnen vorkam. Zulezt da auch diese Quelle erschöpft war, bestohlen sie sich selbst; denn in den lezten Büchern des Amadis sind beynahe alle Begebenheiten von Wort zu Wort, und bloß mit veränderten Nahmen aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abschrieben.

6.

Ueber die Kunst aufzuhören.

Costar macht eine Anmerkung über eine Stelle in der Hekuba des Euripides, die eine Wahrheit in sich faßt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybius der unglücklichen alten Königin die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achills Grab erzählen. Ich möchte den sehen, der mit weniger Zügen

gen ein edleres Herzeinnehmenders Bild zeichnen könnte, als das ist, das Euripides von Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zug: „selbst im Augenblick des Todes war sie noch besorgt anständig zu fallen, —

So weit vortreflich, sagt Costar; aber kein Wort weiter! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten Erläuterung vonnöthen haben, was er unter anständig fallen verstehe? Wofür also der Zusatz: „und zu verbergen, was vor männlichen Augen verborgen werden muß.„ Dieser einzige Strich verderbt das ganze Bild, und — hierinn, dächt' ich, hätte Costar, wiewohl er nur Costar ist, recht. Wann die Griechen zu Euripides Zeiten nichts anstößiges daran fanden, (welches wir jedoch weder bejahen noch verneinen können,) so wird sich darüber niemand verwundern, der aus den Komödien des Aristophanes gelernt hat, wie viel die Ohren, und sogar die Augen der Athenienser ertragen konnten. Nur loben möcht' ich sie deswegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen wenn's genug ist, nicht ein Wort mehr zu sagen, nicht einen Strich mehr zu machen, als zum Zweck nöthig ist, — o meine jungen Freunde, für den Dichter wie für den Maler, — und warum nicht für jeden Schriftsteller? — eine große Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort

zu viel, ist genug, zu machen, daß eine naive, rührende, erhabne Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

7.

Die sterbende Polyxena des Euripides.

Welch ein treffliches Sujet würde nicht diese Aufopferung der Polyxena (wovon eben die Rede war) für die Seelenmalerin Angelica Kaufmann seyn!

„Das Heer der Griechen hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne Priams gefallen war, versammelt, der Seele seines Helden das verlangte Todesopfer feyerlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Helden erscheint, mit Polyxenen an der Hand, die, kurz zuvor Achillens verlobte Braut, nun seinen Schatten mit ihrem Blute befriedigen soll. Er führt sie mitten durchs Heer, stellte sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu, um das Opfer zu halten. Der Sohn Achills nimmt eine goldne gefüllte Schale, gießt sie auf das Grab aus, und, nachdem der Herold dem ganzen Heer ein tiefes Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen zum Opfer dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und glückliche Heimfarth in ihr Vaterland. Nun entblößt er das Opferschwerdt, und winkt den Jünglingen, das geweyhte Mädchen zu fassen. Haltet ein, ruft Polyxena

Polyxena, die seinen Wink versteht: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freywillig; keiner von euch rühre mich an; unerschrocken biet ich meinen Nacken dem Opfermesser dar; lasset mich, um der Götterwillen, lasset mich als eine Freye sterben; verdammet mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sclavin unter den Schatten genennt zu werden. — Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu. Agamemnon winkt den Jünglingen; sie gehorchen und treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frey, so reißt sie ihr Gewand von der Schulter, entblößt eine Brust und einen Busen von so vollkomner Schönheit, daß man ein Marmorbild zu sehen glaubte, (*) kniet dann auf die Erde, und spricht

(*) Diesen Zug wozu ich leider! ein ganzes Dutzend Worte brauche, machte der griechische Dichter mit Sechsen,

μαθων τ' ἐδειξε, στηθη τ' ὡς αγαλματος καλλιστα. —

und so thut freylich das Bild eine ungleich schönere Würkung. Aber wie hätt' ich den ganzen Sinn des ὡς αγαλματος καλλιστα mit weniger Worten ausdrucken können? — ich konnte setzen: ihren bildschönen Busen, — aber der Text sagt doch noch mehr. Die Griechen zu des Euripides Zeiten waren schon an die Bilder des Phidias und Alkamenes gewöhnt, an idealische Formen, die sich dem Geiste des Künstlers darstellten, indem er sich von der individuellen

ſpricht, mit einem Ton der das härtſte Herz erweichen mußte, zum Jüngling: „Da, Jüngling wähle ſelbſt „wohin du den Stahl führen willſt, hier iſt meine Bruſt „hier mein Hals, ich bin bereit.„ Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der ſchönen Unſchuldigen gerührt, ſtößt mit zitternder Hand das Schwerdt in ihren Hals. Ein Blutſtrom ſchießt hervor; ſie fällt, und noch im Sterben iſt ſie beſorgt anſtändig (*) zu fallen.„

Ich fühl es, daß ich dem Schatten des Euripides Abbitte ſchuldig bin. Die herzrührende Einfalt ſeines Styls und Tons, und der ſanfte Schmelz ſeiner Farben macht ihn unüberſetzlich. Sein Gemählde verliert in meiner Ueberſetzung, was das beſte Stück von Vans verwerft in einem Kupferſtiche verlieren muß. — Alle Liebhaber des Schönen ſollten Griechiſch lernen!

len zur höchſten dem Verſtande anſchaulichen Schönheit erhob. Die Vergleichung des Buſens der Polyxena mit dem Buſen eines Marmorbildes, erweckte alſo in der Seele der Griechen einen anſchauenden Begrif einer ganz untadelichen und höchſt vollkommen Schönheit; ich beſorge aber, daß das bloße Wort bildſchön bey uns, deren Augen keinen Werken von einem Phidias zu begegnen gewohnt ſind, nicht hinreichend wäre, die nehmliche Würkung zu thun.

(*) ευσχημως iſt ein beſtimmteres mahlenders Wort, als anſtändig; aber ich kenne kein gleichbedeutenders in unſerer Sprache.

8.

Ein charakteriſtiſcher Zug der griechiſchen Nationalart.

Ich kann dieſe vortrefliche Scene meines Euripides nicht verlaſſen, ohne des ſchönen Zuges zu erwähnen, womit er den Eindruck, den dieſes rührende Schauſpiel auf das umſtehende griechiſche Heer gemacht, ſchildert, — wiewohl ſeine Abſicht hier nicht war zu mahlen, ſondern der armen Hekuba etwas ſagen zu laſſen, das ihr in ihrem unermeßlichen Leiden einigen Troſt geben möchte. Es iſt ein ſo charakteriſtiſcher Zug der griechiſchen Nationalart, dieſes lebhaften Gefühls für das ſittliche Schöne, wodurch ſie ſich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat! — Kaum hatte Polyxena den Geiſt aufgegeben, ſo lieffen alle Griechen herbey, ihrem Leichnam die lezte Ehre zu beweiſen; einige werfen von ferne friſches Laub auf ſie; andre tragen Fichtenzweige herbey, und richten den Holzſtoß auf; wer aber nichts herbeytrug (fährt Euripides fort,) der hörte von dem Zutragenden dieſe Worte: „Was ſtehſt du da, ſchlechter Kerl, mit leerer Hand, und bringſt dem Mädchen weder einen „Schleyer, noch ſonſt etwas, die Leiche zu ſchmücken? „Willſt nicht gehn, und der braven edlen Seele auch „was geben? „ — Und gleichwohl waren die Männer, die ſo viel warme Empfindung für das Schöne in dem Edelmuth, womit Polyxena geſtorben, hatten, die nemlichen Barbaren, welche fähig waren, das

ſchuld-

schuldlose Mädchen dem Schatten ihres Helden abzuschlachten. So hat von jeher der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet!

W.

V.

Theatralische Neuigkeiten.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Viele Leser haben die Wiederherstellung dieses Artickels im Teutschen Merkur gewünscht; und ich glaube selbst, daß er nicht ohne Nutzen seyn wird, wenn er den Freunden des Theaters zuverläßige Nachrichten und richtige Urtheile liefert. Da ich mich nun, aus guten Ursachen, nicht selbst damit abgeben kann noch will, so habe ich diesen Artickel einem Manne aufgetragen, der viel Kenntniß in diesem Fache besizt. Ich versehe mich des Besten zu ihm, kann aber weder für seine Nachrichten, noch für seine Urtheile Bürge seyn, sondern muß ihm die Verantwortung derselben selbst überlassen. Ich würde mich mit jedem andern Verfasser in dem nemlichen Falle befinden; und überhaupt würde, von theatralischen Personen, Stücken und Vorstellungen Urtheile, wodurch sich niemand beleidigt finden sollte, zu fällen, einem Gott zu schwer seyn. Es wird also, wie ich mir leicht vorstellen kann, über den gegenwärtigen Artickel und dessen künftigen Fortsetzungen viel Klagens erhoben werden; und mancher, der nicht nach seinem Sinn gelobt, oder, seiner Meynung nach, unbillig getadelt worden, wird seine Geberde verstellen, vielleicht auch Rache schnauben, und gelegenheitlich nehmen, so gut er kann.

Aber

Aber dies ſind Ungemache dieſes Erdenlebens, gegen welche kein Mittel iſt. Alles, was ich ſelbſt — ich, der ich alle Talente und Verdienſte von Herzen liebe, und ſo viel an mir iſt, aufmuntere, von keiner Parthey und wider niemand eingenommen bin, kein Intereſſe habe, jemand zu loben noch zu tadeln, durch niemands Kleinheit gröſſer, und durch niemands Größe kleiner werden kann, und nichts verachtenswürdigers kenne, als andre Leute aus bloßem Muthwillen zu inſultiren, — Alles, was ich hiebey thun kann, iſt, fürs erſte, einem jeden, der etwas gegen die Wahrheit der in dieſem Artickel vorkommenden Nachrichten oder Urtheile mit Grund einzuwenden hat, freyzuſtellen, daß er ſeine Vertheidigung oder Berichtigungen durch den Merkur ſelbſt an das Publikum gelangen laſſe, und dann, mich allen Freunden der Litteratur und des Theaters ſehr verbunden zu erklären, welche mich durch ihre Beyträge in den Stand ſetzen wollten, dieſem Artickel eine Vollſtändigkeit und Zuverläßigkeit zu geben, die er ohne eine ſolche Mitwürkung ſchwerlich erhalten kann.

IV.

Weder den Werth der teutſchen Bühne überhaupt zu entſcheiden, noch die Beſchaffenheit der einzelnen Theater ſtrenge zu beurtheilen, ſoll der Endzweck dieſes Artickels ſeyn, welchen der **Merkur** von nun an den Freunden des Theaters zu gefallen liefern wird. Ich werde von Zeit zu Zeit nur erzählen, was ſich bey den mancherley Provincialbühnen, aus welchen unſer Theater beſteht, für Veränderungen ereignet haben, und es dem Leſer überlaſſen, die Reſultate aus meinen Datis zu ziehen. Wenn es wahr iſt, was einige behaup-

pten, daß wir Teutſche verdammt ſind, in dieſer Kunſt allein unvollkommen zu bleiben, ſo dürfen wir die Bemühung, den Liebhabern der theatraliſchen Geſchichte ein Gnüge zu leiſten, nicht bis zu der Epoche der Vollkommenheit ausſetzen. Winkelmann muſte in ſeiner Kunſthiſtorie auch von der Kunſt der Egypter reden, blos um zu beweiſen, wieweit dieſe Nation hierinnen zurückgeblieben. — Ich werde zuerſt etwas vom neueſten Zuſtande der vornehmſten Truppen, und dann von den neueſten Schriftſtellern fürs Theater ſagen.

Die Seileriſche Geſellſchaft mag den Anfang machen, nicht als wenn ich durch den Platz, den ich ihr anweiſe, zugleich ihren Werth beſtimmen wollte, (denn ich werde mich nie auf die Rangſtreitigkeiten unter den verſchiedenen Truppen einlaſſen,) ſondern weil ich mich hier auf dasjenige beziehen kann, was der Merkur ſchon ehemals von ihr geſagt hat. Die Vorzüge der merkwürdigſten Mitglieder ſind damals bereits angezeigt worden; und ich habe jezt nur von zwey neuen Perſonen zu reden, womit dieſe Geſellſchaft verſtärkt worden — ich meine von den Herren Großmann und Hönicke. — Erſterer, (von Geburt ein Berliner) iſt ſeit dem Julius vorigen Jahres bey dem Theater engägirt. Da er ſich vorher den Studien gewidmet, und in verſchiedenen Sekretariatsſtellen Kenntnis der Welt erworben hatte, ſo kam

er

er nicht unvorbereitet zu diesem Beruf. Er hatte zuvor an verschiedenen Theaterkritiken Antheil genommen, und muste sich nun doppelt beeifern, daß ihm nicht das Wiedervergeltungsrecht wiederführe. Er hatte vorher schon selbst Schauspiele geschrieben, die zwar dem Publikum noch wenig, aber doch den Litteratoren bekannt sind, und wenigstens so viel beweisen, daß der Verfasser zu deklamiren verstehe. Seine übrige Anlage zum Schauspieler besteht in Anstand und Feuer; aber seine kleine Figur, der schwache Umfang seiner Stimme, vielleicht auch Mangel an innrer Empfindung werden ihm wohl nie verstatten, ein vortreflicher Schauspieler für mancherley Rollen zu werden. Dem ungeachtet wird er doch in seinem Fache glänzen können; denn sein Fach wird er wohl finden, wiewohl noch nicht möglich ist, es ganz zu bestimmen, da er bisher nur wenige Rollen erhalten hat. — Der andre Herr Hönicke ist noch ganz Anfänger, und wird zuweilen auch zum Singen gebraucht. — Nach dem Unfalle, welcher das hiesige Schloß betraf, gieng diese Gesellschaft nach Gotha, wo sie seit dem achten Junius des vorigen Jahrs wöchentlich dreymal spielt. Da sie von dem dasigen Hofe die Erlaubnis bekommen, die Leipziger Messen zu besuchen, so hielt sie sich vom 29ten September bis zum 4ten November zu Leipzig auf, und spielte den achten November das erstemal wieder in Gotha. — Was die Schauspiele betrift, welche sie zu geben pflegt, so bestehet wohl unstreitig

ihre Stärke im Trauerspiel, im Drama, in den feinern komischen Stücken (eines Marivaux, La Chausee u. s. w.) und verhältnißmäßig zu reden, im Gesang; das eigentliche Lustspiel und die Farce vernachläßigt sie vielleicht einigermaßen. — Nicht nur bey dieser, sondern auch bey allen Gesellschaften glaube ich bemerkt zu haben, daß die Französischen, und die nach der Form derselben gemodelten Stücke besser exekutirt werden, als diejenigen Originale, worinnen wahre teutsche Sitten geschildert sind, und als die englischen Schauspiele, vornemlich als die Komödien der Engländer; eine Bemerkung, welche bey der Frage, ob die Bemühungen einiger neuerer Schriftsteller uns vom französischen Geschmack abzubringen von schnellem Erfolg seyn möchten, wichtig ist. Die Ursache darin scheint mir diese. Wir hatten allerdings manche gute Schauspieler, ehe wir gute dramatische Dichter bekamen. Kohlhardt, Koch, die Neuberinn, Eckhof hatten es in ihrer Kunst schon weit gebracht, als Schlegel, Krüger, und Leßing aufstanden, und das teutsche Schauspiel schufen. Die Franzosen gaben damals den Ton in der gesitteten Welt an, und unsre Schauspieler mußten sich um desto mehr im regelmäßigen Schauspiel nach den Acteurs der Franzosen bilden, da noch keine andern Theaterstücke vorhanden waren, als Uebersetzungen aus dem Französischen. Unsern Dichtern zeigte darauf eine nähere Bekanntschaft mit den Griechen und Britten bald einen andern

dern Weg, als die Korneillen und Racinen, die Crebillons und Voltairen eingeſchlagen ſind. Unſere Schauſpieler hingegen, die noch kein Fürſt nach England geſchickt hatte, ſich nach Garrick zu bilden, gehen noch immer auf dem Wege der Lekains und Boiſſards — Man ſehe bey der Seileriſchen Geſellſchaft die Vorſtellungen des Hausvaters und der Minna, des Advokat Patelins und des Weſtindiers, und man wird dieſe Betrachtung beſtätigt finden. Unſre beyden originellſten Operetten die Apotheke und der Einſpruch werden bey ihr gar nicht, und bey andern Geſellſchaften nicht ſo oft und ſo gut aufgeführt, als die Weiſiſchen, die Heermanniſchen und die Franzöſiſchen. — Die neuen Stücke, welche ſeit der Entfernung der Seileriſchen Geſellſchaft von Weimar einſtudiret worden, ſind folgende. — Miß Obre, aus dem Engliſchen des Rumberland von Herrn Roſt gut überſetzt, ward den 12 Junius zu Gotha das erſtemal gegeben. Madam Brandes in der Hauptrolle, Herr Böck als Barville und Herr Groſimann als Naphthali verdienen alles mögliche Lob. Aber die characteriſtiſchen Rollen Colin, Mortimer und Druid werden zu ſchwach ausgeführt, und ſo geht das Enſemble verloren. Alle Nebenrollen können ſchlecht, ja ſelbſt einige Hauptrollen mittelmäßig geſpielt werden, wenn nur diejenigen Rollen gut beſezt ſind, auf welchen das Intereſſe oder das Komiſche des Stückes beruht, und das Stück wird noch immer ſeine Würkung

Iſt es hingegen umgekehrt, ſo mögen ſich die Acteurs in den Nebenrollen zu Tode arbeiten, das Stück wird doch fallen. Uebrigens iſt der Schade ſo gros nicht, wenn ein mittelmäßig Stück mittelmäßig aufgeführt wird. Man verzeiht es einem guten Tänzer ſehr leicht, daß er ſich ein wenig vernachläßigt, wenn er eine ſchlechte Kompagnionin hat. — Aber fragt vielleicht jemand, warum giebt man dergleichen Stücke? vermuthlich iſt es mit den theatraliſchen Vorſtellungen wie auf einem Balle mit den Engliſchen Tänzen; die guten müſſen mit den ſchlechtern abwechſeln, damit jene eine deſto beſſere Würkung thun.

Der Edelknabe des Herrn Engel ward den 2ten November zu Leipzig auf die Bühne gebracht. Kein naiver Einfall des Dichters geht in dem Munde der jungen Dem. Brandes verloren; dieſe hofnungsvolle junge Schauſpielerin zeigte hier viel Empfindung, und ihr Spiel war zugleich gemäßigter, als es in andern Rollen zu ſeyn pflegt. — Herr Böck als Fürſt, und Madam Seiler, als Frau von Detmund, trugen viel zum Succeß des Stückes bey. — Herrn Eckhof erkennt man auch in der kleinen Rolle des Directors als einen Meiſter. So klein die Rolle iſt, ſo hat ſie doch Schwierigkeiten, damit die allzufurchtſame Schüchternheit des Teutſchen Schulgelehrten, die aus einer Vermiſchung von Beſcheidung und Mangel an Welt entſteht, nicht dumme Blödigkeit werde, die den rechtſchafnen

schafnen Mann, wider die Absicht des Dichters, lächerlich machen würde.

Den 25sten November sah man von dieser Gesellschaft zum erstenmal die Brüder des Hrn. Romanus. Außer den beyden Rollen der Brüder haben die übrigen nichts hervorstehendes, daher zeige ich blos an, daß Lysimon Herr Eckhof und Philidor Herr Brandes war. Den Baron würde Herr Großmann vielleicht beßer gemacht haben, als Herr Röder. — Die Olivie des Herrn Brandes ward den 3ten December das erstemal so vorgestellt, wie er sie in Druck gegeben hat. — Eben so wird die Dorfgala des Herrn Gotter, welche sonst nur einen Aufzug hatte, seit dem 9ten Dec. nach allen den drey Akten vorgestellt, die ihr der Dichter im Druck gegeben. Der Marionettenspieler Niklas, der dumme Christlieb, der Schulmeister und seine Frau geben diesem Singspiele des Herrn Gotters das meiste Leben, und eben diese Rollen werden vom Herrn Hensel, Herrn Hellmuth, Herrn Günther und Madam Böck meisterhaft ausgearbeitet. Treumund, Clare und Antoinette sind Herr Böck, Madam Koch, Madam Hellmuth.

Eine bekannte Französische Farce der weibliche Hauptmann (aus einer freyen handschriftlichen Uebersetzung des Herrn Gotter) kam den 28sten Decbr. das erstemal aufs Theater. Die Hauptsache kommt

hier auf die Maskerade der Charlotte an, und man weiß schon, wie dergleichen Verkleidungen der Madam Bock gelingen. Den unwichtigen Liebhaber hatte Herr Großmann, und, welches vielleicht ein wenig befremden wird, die Madame le Blanc (in der Uebersetzung Frau Schwarz) die Dem. Böschinn. Das erste neue Stück des neuen Jahres war die bekannte Operette von Anseaume, le Tableau parlant, welche Herr Reichard mit neuen Arien versehen hatte, und die den 13ten Jänner zum erstenmal gespielet ward. Madam Koch hatte, wie gewöhnlich, die Hauptrolle; Die Dem. Brandes, welche in allen Erfordernissen einer dermaligen teutschen Schauspielerin, und also auch im Singen geübt wird, kam darinn als Schwester der Isabelle vor. — Endlich die lezte neue Vorstellung, bey der ich diesmal stehen bleiben will, ist Ariadne, ein Duodrama des Herrn Brandes, mit musikalischen Accompagnemens von Herrn Benda; ein Stück, das in Gotha außerordentliche Sensation gemacht hat, und worinn Madame Brandes als Ariadne den Beyfall des dasigen Publikums mit dem Tonkünstler theilt, und ihn vornemlich durch ihre Kunst, die Leidenschaften zu nüanciren, verdient. —

Jezt, da ich dieses schreibe, (im Anfang des Februar) erwartet diese Gesellschaft verschiedene neue Verstärkungen. Herr Grosmann hat sich mit einer Madam Flittner verheyrathet, die nebst ihrer Schwe-

ster

ſer ſich dem Theater wiedmen will. Das wichtigſte iſt aber wohl die Hoffnung, Herrn Borchers von der Döbbeliniſchen Geſellſchaft zu erhalten.

Dies erinnert mich, nun von der Döbbeliniſchen Truppe zu reden, zumal da ſie jetzt Sachſen zu ihrem Aufenthalte gewählt hat. Herr Döbbelin war für ſeine Perſon genöthigt, einige Zeit zu Leipzig zurückzubleiben, aber ſeine Geſellſchaft ſpielt ſeit dem 17ten October in Dresden. — Madam Döbbelin ausgenommen, welche wegen ihrer ſchönen Figur noch immer gefällt, und welcher auch faſt in jeder Rolle hin und wieder ein Zug geräth, ſind die Frauenzimmer von keiner Bedeutung. — Unter den Mannsperſonen verdienen die Herren Borchers, Döbbelin, Thering und Hempel ausgezeichnet zu werden. Herr Borchers gehört unter die beſten und einſichtsvollſten Schauſpieler, und arbeitet faſt in jedem Fache mit Succeß. Beſäße er einen größern Umfang der Stimme, und mehr Zärtlichkeit in Liebhaberrollen, ſo könnte man ihn Eckhof den Zweyten nennen. Seine Deklamation iſt ſtets richtig, ſein Geberdenſpiel natürlich und mannichfaltig. Herr Döbbelin gefällt am meiſten in einigen Vaterrollen, welche Würde erfordern, und viel Action zulaſſen. Hr. Thering iſt ein Schauſpieler, den die Natur ganz allein gebildet hat. Alle Rollen, wo dieſe hinreicht, und die ſeinem Genie angemeſſen ſind, ſpielt er gut und mit Beyfall, z. E. die Pedanten, die niedrigkomiſchen Bedienten u. ſ. w.

Hingegen mißfällt er äußerſt in allen denen, welche Deklamation und Feinheit der Sitten erfodern. Er ſcheint den einen Abend ein Meiſter, und den andern ein Stümper zu ſeyn. — Herr Hempel hat weit mehr Studium, als Herr Thering, aber auch weit weniger natürliche Anlage. Er ſpielt immer erträglich, aber er reißt nie hin, er entzückt nie. — Da die Zuſchauer bey dieſer Geſellſchaft nicht gern ein Stück wiederholen ſehen, ſo iſt ſie genöthiget, deſto fleißiger Neuigkeiten zu geben. Die Beurtheilung dieſer Vorſtellungen würde aber ſehr einförmig werden. Vielleicht, daß ſich bald mehrere gute Mitglieder zu dieſem Theater finden, und dann will ich von ihren neuen Stücken Nachricht ertheilen.

Von Sachſen wende ich mich nach Brandenburg. Der wichtigſte Vorfall bey der Kochiſchen Geſellſchaft iſt bereits aus den öffentlichen Zeitungen bekannt, nemlich der Tod des Principals ſelbſt. Die Vorſtellung der Molieriſchen Alten und der Bauern hat durch dieſen Tod unſtreitig das meiſte verlohren; denn wenn gleich Herr Koch ſchon einige Zeit durch ſeine Geſundheitsumſtände abgehalten ward, die Bühne oft zu betreten, ſo war doch zu hoffen, daß er durch ſeinen Unterricht noch manchen komiſchen Zögling bilden könnte, ſo wie überhaupt wenig Principale ſo viel Fleiß auf den Unterricht der Anfänger verwandt haben. — Ob ſeine Wittwe das Directorium fortführen wird, iſt noch nicht entſchieden. — Hr. Burmann und Hr. Döbbelin haben dieſen

dieſen Todesfall in ziemlich ſchlechten Verſen beſungen. — Koch iſt nicht wie Moliere begraben worden, vielmehr haben viele Herren des Hofs, einige ſeiner Freunde, und alle männliche Mitglieder der Geſellſchaft ſeinen Sarg begleitet. — Noch immer ſind Operetten (nicht blos Pariſer, ſondern ſogar Prager) die häufigſten neuen Vorſtellungen dieſer Geſellſchaft. — Der Clavigo des Herrn Göthe iſt zu Berlin aufgeführt worden, vielleicht aber waren die Rollen nicht zum Beſten vertheilt. Denn Herr Müller machte den Beaumarchais, Madam Henke die Sophie, und Madam Henisch die Marie. Selbſt Herr Brückner hätte unſtreitig in der Rolle des Beaumarchais mehr geglänzt, als in der des Clavigo. — Von dem Wiener, Mannheimer, Münchner, Hamburger Theater will ich in der nächſten Fortſetzung den Anfang machen.

Die Abtiſche Geſellſchaft, die ſich ſchon etliche Jahre am Nieder-Rhein und im Holländiſchen durch allerley Schickſale hindurchgearbeitet hat, befindet ſich ſeit einigen Monaten in Amſterdam, und führt daſelbſt hochteutſche Schauſpiele mit vielem Beyfall auf. Ich werde in der nächſten Fortſetzung umſtändlichere Nachrichten von dieſer Geſellſchaft geben, welche ſowohl durch den Umſtand, daß ſie die erſte iſt, die unſre dramatiſchen Muſen mit dem beſten Erfolg in Holland eingeführt hat, als wegen des großen Talents der Madame Abt Aufmerkſamkeit verdient.

VI.

VI.

Neue Bücher.

1. Ueber die Toleranz und Gewiſſensfreiheit, in ſofern der rechtmäſige Religions-Eifer ſie befördert, und der unrechtmäſige ſie verhindert. Erſtes und Zweytes Buch. von Friedrich Germanus Lüdke. Berlin 1774. bey Myljus. 390 Seiten in 8.

Die Freunde der Toleranz werden ſich durch die Lectüre dieſes treflichen Buchs in ihren Grundſätzen, wenn ſie richtig ſind, befeſtigen; oder, wenn ihre Begriffe halb wahr und halb falſch ſind, das Richtige von dem Unrichtigen abſondern lernen. Die, welche für die Religion und Reinigkeit der Lehre am meiſten zu eifern vorgeben, und Toleranz kaum für etwas anders als Indifferentismus oder verſtockten Naturalismus halten, könnten durch Hrn. L. eines beſſern belehrt werden, wenn nur ihre Gemüther Belehrungen anzunehmen fähiger wären. Sie könnten lernen, was ächter Religionseifer iſt, und wie ſehr er ſich von dem falſchen durch ſeine Eigenſchaften, Quellen und Abſichten ſowohl, als durch die Mittel, deren er ſich zu Erreichung ſeines Zwecks bedient, unterſcheidet. Der Chriſt endlich, der ſich mitten unter den lauten Widerſprüchen der Eiferer und der Toleranzprediger in einer unangenehmen Verlegenheit befindet, nicht weiß, welche Parthey er ergreifen ſoll, beyde in ſeinem Herzen tadelt, und voll banger Furcht ſchreckliche Zeiten für die Religion ahndet, wird an dieſer Schrift einen treuen Wegweiſer finden, der ihm aus dem Labyrinth, worinn er herumirret, heraushilft. Er wird bald einſehen, daß die Grundſätze ſeines Führers mit der Vernunft und dem Geiſt des Chriſtenthums übereinſtimmen, und

auf

auf das Beſte des Menſchengeſchlechts, auf die Vertheidigung der Rechte der Vernunft und des Gewiſſens, ja auf die Beförderung der Religion ſelbſt abzielen, und durch Beyſpiele aus der ältern und neuern Geſchichte, deren H. L. ſelbſt manche angeführet hat, beſtätigt und gerechtfertigt werden.

2. Neueſte Religionsgeſchichte, unter der Aufſicht Herrn Chr. Wilh. Franz Walchs. Vierter Theil. Lemgo, in der Meierſchen Buchhandlung, 1774. 572 Seiten in 8.

Herr Walch und ſeine Mitarbeiter fahren fort, von einzelnen Theilen der neueſten Kirchengeſchichte Nachrichten zu liefern, die ſich durch ihre Wichtigkeit, Zuverläßigkeit und Genauigkeit empfehlen. Auſer einer angefangenen Geſchichte der Dißidenten in Pohlen ſeit dem Jahr 1764, einer Nachricht von der Viſitation des irländiſchen Collegii in Rom, und einer fortgeſezten Erzählung von den Bewegungen über die ſymboliſchen Bücher in England, findet man eine Nachricht von dem Streite über den Werth der complutenſiſchen Ausgabe. Der lezte Aufſatz iſt der unbeträchtlichſte. Man wird weder aus der Erzählung und dem magern Verzeichniß von Gründen und Gegengründen, noch aus den eingeſtreuten Urtheilen etwas zur Kritik wirklich brauchbares lernen.

3. Synodalrede über die beſten Mittel, wodurch der Fortgang eines verbeſſerten Zuſtandes der Züricheriſchen Kirche kann befördert werden, vorgetragen von Heinr. Eſcher, Pfarrer zu Pfäffikon und Decans der Kyburger Claſ. Zürich, bey Orell ꝛc. 1774. 43 S. in 8.

Eine fürtrefliche Rede, voll Eifer für die Beförderung der Wahrheit und Tugend; aber einem Eifer, der von reifen Einſichten und der wärmſten Menſchenliebe geleitet wird. Glück-

lich

lich ist das Land, das unter seinen Lehrern viele Männer aufweisen kann, die diesem würdigen Schweizer gleichen; und noch glücklicher ist es, wenn Eschers Vorschläge in ihm ausgeführt werden. Sie sind gar nicht so lokal, daß sie in irgend einer Gegend Teutschlands uninteressant seyn könnten.

4. Predigten von einem Frauenzimmer verfasset. Aus dem Englischen. Leipzig 1775. bey Böhme, 220 Seiten in 8.

Zehn Reden oder Betrachtungen, von denen die drey lezten ein teutsches Frauenzimmer zur Verfasserin haben sollen. Beyde Damen sagen manche gute nüzliche Wahrheit, und beyde zeigen sowohl fromme Gesinnungen als einen guten Verstand. Aber etwas hervorstehendes in den Gedanken, oder den Wendungen, oder dem Ausdruck, fand ich nicht, so gern ich es gefunden hätte. Doch könnte man der Teutschen, ohnerachtet sie eine ziemlich strenge Moralistin ist, einige Vorzüge vor der Engländerin zustehen. Daß aber beyde ihr Geschlecht so sehr haben vergessen oder verleugnen können, daß sie kaum in drey oder vier Stellen etwas sagen, das Frauenzimmer näher angehet als Männer und allenfalls von einer Predigerin eher vermuthet werden konnte als von einem Prediger: Dies ist in der That seltsam.

5. D. Gotthilf Traugott Zachariä, christliche Religionsgeschichte und Lehre, zum Unterricht vernünftig zu erziehender Kinder. Göttingen, in Kübelks Verlage. 1774. 410 Seiten in 8.

Herr Z. erzählt das Wichtigste der biblischen Geschichte) nicht überhaupt der christlichen Religionsgeschichte (in kleinen Abschnitten, und sucht dadurch zwey Absichten zu erreichen. Die erste ist eben die welche sich Hr. Heß in seiner Schrift von dem

Reich

Reich Gottes vorgesezt hat, nämlich durch die Darlegung des großen Plans welchen Gott zur Besserung des Menschengeschlechts entworfen und seit dem Anfang der Welt nach und nach ausgeführt hat, eine vernünftige Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion zu wirken. Seine andere Absicht ist, den Unterricht in den Glaubenslehren, welche ihrer Natur nach meistens historischer Art sind, mit dem Vortrag der Geschichte selbst so viel möglich zu verbinden. Ins Ganze genommen ist diese Methode unstreitig gut. Wäre das Buch geschrieben um den Kindern selbst in die Hände gegeben zu werden, so würde mancherley mit Grund dagegen erinnert werden können. Da es aber eigentlich bestimmt ist einen Leitfaden für den Lehrer abzugeben, so kann es nüzlich gebraucht werden, wenn nur dieser Lehrer die Geschicklichkeit besizt, alles faßlicher und interessanter als Hr. J. gethan hat, vorzutragen, das Ueberflüßige abzuschneiden oder abzukürzen, und dafür über andre Theile des Unterrichts sich destomehr auszubreiten. Daß man übrigens für Heterodoxien hier sicher ist, versteht sich wohl von selbst.

6. Was hat Jesus Selbst bey seinem sichtbaren Wandel auf Erden in seinen hinterlassenen Reden eigentlich gelehret? Rostock und Leipzig, in der Koppischen Buchhandlung. 1774. 602 Seiten in 8.

Um das was von dem Stifter unsrer Religion herkommt, von dem was Menschen, es sey mit oder ohne Grund, zugesezt haben, zu unterscheiden, ist eine Samlung nöthig, welche blos aus solchen Sätzen besteht, die zuverläßig im N. T. enthalten sind. Auch ist es nüzlich den Unterricht Jesu selbst von den Belehrungen seiner Apostel abzusondern. Gegen die Absicht und den Plan des Verfassers kann also nichts eingewendet werden. Nur die Ausführung ist nicht ganz nach meinem Wunsch. Die Erklärungen der Reden Jesu sind nicht immer die besten sondern sehr häufig zu etymologisch. In den Folgerungen, die aus den Aussprüchen Christi gezogen werden, vermisset man nicht selten die Nothwendigkeit der Konsequenz. Und überhaupt fällt es in die Augen, daß der Verf. die Evangelisten mit dem allzugeschäftigen Fleiß eines Suchenden gelesen hat, der ängstlich etwas zu übersehen befürchtet. Ich glaube nicht, daß ich aus den Reden Christi mehr als etwan zwey Drittheile von den Sätzen die der Verf. für eigne Behauptungen Jesu ausgiebt, gesammlet haben würde.

7. Ein-

7. Einleitung in die schönen Wissenschaften nach den Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt von Karl Wilhelm Ramler, neue verbesserte Auflage, erster Band S. 480, zweiter Band S. 420, dritter Band S. 354, vierter Band S. 426, 8. bey Weidmanns Erben und Reich, 1774.

Die Hauptverbesserung ereignete sich mit diesem Lehrbuche bey der dritten Auflage, bey welcher Herr Ramler nicht allein die neue Edition des Originals benutzte, sondern auch viele wichtige Zusätze, (z. E. die schätzbare Zugabe von der Bildung der teutschen Beiwörter) hinzu that — So wichtig und zahlreich sind die Veränderungen dieses neuen Abdrucks nicht, aber doch nicht ganz unerheblich — Klopstock und Denis haben ihre Stelle im Kapitel von der Ode erhalten, und aus ihnen sind einige Beispiele zergliedert. Am ausgearbeitetesten aber ist der neue Charakter von Götz: „Er hat in der leichten lyrischen „Gattung Meisterstücke von allen Arten geliefert. Einige besitzen die lachende Anmuth Anakreons, andre sind rührend, „andre sind scherzhaft bis zum Komischen. Alle aber, sogar „die nachläßig schönen, sind hinlänglich vollendet und ausgeführt, alle sind wohlklingend, alle aufs beste versificirt, alle „voll gewählter, oft neuer, immer mannichfaltiger, niemals gezwungener poetischer Ausdrücke. Man findet bey diesem Dichter überall Feinheit und Naivetät, Süßigkeit und Stärke, „blühende und wohlgeordnete Einbildungskraft. Was er zur „Verschönerung oder Erhöhung der Gedanken aus der Griechischen, das ist, aus der allgemein eingeführten poetischen „Götterlehre entlehnt, ist ausgesucht, bedeutend, unabgenutzt, „und wird niemals bis zum Eckel wiederholt. Er fällt nicht „in den Fehler einiger Ausländer, die, wenn von einer schönen Gegend die Rede ist, nichts als die Flora und den Zephir „anführen können; die, bey jeder Erklärung ihrer Liebe, Amorn „und Cytheren neunen; die alles, was anmuthig ist, durch die „Grazien und Amoretten verschönern lassen; die, bey jeder Aenderung zu singen, von ihrer Muse reden. Auch vereinigen „sich in allen seinen Liedern die Gedanken selbst zu einem natürlichen Ganzen: Die Uebergänge sind niemals erschlichen, niemals sind die Strophen von jener gezwungenen Verbindung, „die bloß durch Worte und oratorische Wendungen gemacht „wird. Was unser Dichter von den Alten oder Neuern entlehnt, verschönert er allemal, und verwebt es so vollkommen „mit seinen eignen Gedanken, daß es ihm eigenthümlicher anzugehören scheint, als den Eigenthümern selbst.„

Der
Teutſche Merkur.

März 1775.

I.

Der Mönch und die Nonne, auf dem Mittelſtein (*).

Ein Gedicht in drey Geſängen.

Prolog.

(*) Neben der berühmten Wartburg ſtund vorzeiten auf einem hohen Berg eine Burg, die (nach einigen Chronicken) ſchon in der Mitte des fünften Jahrhunderts von einem von Frankenſtein erbaut, 700 Jahre drauf von der Herzogin Sophia von Brabant, während ihrer Händel mit dem Marggr. von Meiſſen, Heinrich dem Erlauchten, wieder aus den Ruinen gezogen worden, nun aber nur noch wenige Spuren ihres ehmaligen Daſeyns aufzuweiſen hat. Dieſe Burg hieß der Mittelſtein, woraus der Nahme Mädelſtein entſtanden, den der Berg noch heutiges Tages in der Gegend führt. Auf dieſem Mittelſtein oder Mädelſtein ragen zween ziemlich hohe Steine hervor, die von ferne, und in ſo fern die Einbildungskraft das Ihrige beyträgt, wie zwoo ſich umarmende menſchliche Figuren ausſehen. Das gemeine Volk glaubte vorzeiten (und glaubt vielleicht

Prolog.

Der Klosterstand, wovon Pythagoras (*)
Den blinden Heyden schon ein Müsterlein
gegeben,

Hat

noch) diese zween Steine seyen ein Mönch und eine Nonne gewesen, die aus wechselseitiger Liebe dem Kloster entsprungen und sich auf diesen Berg geflüchtet, daselbst aber zur Strafe ihres Verbrechens und andern ihres gleichen zum abscheulichen Exempel, in dem Augenblick, da sie sich umarmen und küssen wollen, in Stein verwandelt worden. Diese zu einer althergebrachten Sage gewordene Fabel konnte vielleicht zu nichts Bessern nutzen, als daß sie die Entstehung des gegenwärtigen Gedichtes veranlaßt hat. Aus einem solchen Mährchen kann ein Dichter machen was er will; er ist weder an Zeitrechnung, noch Costume gebunden; die damit vorgenommene Veränderungen bedürfen also keiner Rechtfertigung. Von der Fabel selbst aber kann, wer Lust hat, in Limperts lebenden und schwebenden Eisenach das Mehrere lesen.

(*) Pythagoras wurde der Stifter eines höchst löblichen philosophischen Instituts, dessen Ordensregel die berühmten goldnen Sprüche waren, wovon das Publikum eine ganz vortrefliche Paraphräse von dem einzigen iztlebenden Dichter, der sie so gut zu machen fähig war, nächstens zu erwarten hat. Die Nahmen Cönobium und Cönobite schreiben sich von diesem Pythagorischen Orden her. Es wäre zu wünschen, die Klöster hätten noch etwas mehr als diese Nahmen mit demselben gemein.

Hat seinen Werth, so gut (zum mindsten) als ein Leben
In Diogens berühmtem Lagerfaß.
Wenn gleich nicht alle propagieren,
Seyd unbesorgt, das menschliche Geschlecht
Stirbt drum nicht aus. Doch fodert man mit Recht
Des inneren Berufs sich erst zu überführen,
Bevor ein Menschensohn das große Wagstück wagt,
Und Allem, was in Kopf und Herz und Nieren
Uns zweygebeinten federlosen Thieren
Diesseits des Monds am meisten wohlbehagt,
Durch einen derben Schwur entsagt,
Um all sein Lebenlang bey wohlverschloßnen Thüren
Zu fasten und zu psalmodiren.
Beruf, Beruf! darauf kömmt alles an!
Der fehlte nun — sagt uns ein altes Mährchen —
Zum Unglück just dem lieben frommen Pärchen,
Wovon ich euch, so gut ich weiß und kann,
Erzählen will, was sich — wann, müßt' ihr mich nicht fragen,
Vor ewiglanger Zeit, mit ihnen zugetragen.
Ergötzt es euch, so hat der Dichter halb erreicht,
Was er dem Leser gerne gönnte;
Denn, glaubet mir, kein Mährchen ist so seicht,
Aus dem ein Mann nicht weiser werden könnte.

* * *

Der Mönch und die Nonne.

Erſter Geſang.

Ein frommes klöſterliches Pärchen,
Er, Bruder Sixt, Sie, Schweſter, Clärchen,
Noch beyde jung und ſchön und zart
Und fromm und gut nach teutſcher Art,
Kurz, recht geſchaffen für einander,
So gut als Hero und Leander,
Und (was ich nicht verſchweigen muß)
Der Künſte, die Ovidius
De arte lehrt, ſo unerfahren
Als nie ein Paar von achtzehn Jahren;
Dies gute Paar — Erſchrecket nicht!
Sie glaubten nicht daran zu fehlen;
Die armen argwohnloſen Seelen!
Sie — liebten ſich, und nannten's Pflicht.
Sixt ſah die junge Schweſter gerne,
Die Schweſter ſah den Bruder gern,
Und ihre ſchönen Augenſterne
Geſtunden's frey, doch nur von ferne.
Sie fühlten ſich ſo anzuſehen

Ihr könnt nicht glauben welche Luſt;
Sixt blieb wie eingewurzelt ſtehen,
Und Clärchens Herz hüpft' in der Bruſt.
Bey dieſer Luſt ſich vorzuſehen
Fiel, bloß aus Unſchuld, keinem ein.
Wie kann darinn was Böſes ſeyn,
Denkt junges Volk. — So pflegts zu gehen!
Das ſüſſe Gift der Liebe ſchleicht,
Wie eitel Nektar, glatt und leicht,
Ins Herz hinab; allein, die Wehen,
Die Wehen, Kinder, folgen nach.
Da gehts euch wie Dionens Knaben
Als ihn verſtekt im Honigwaben
Ein Bienchen in den Finger ſtach.
Des Buſens wolluſtreiches Dehnen,
Dies dunkle nahmenloſe Sehnen
Wird unvermerkt zum ſtumpfen Schmerz.
Euch preßt, ihr wißt nicht was, das Herz,
Im trüben Auge ſchwimmen Thränen;
Von euerm Lager flieht die Ruh,
Ihr ruft zu Stillung euers Kummers
Umſonſt dem holden Gott des Schlummers,
Und ſchließt die Augen ſchlaflos zu;

Ein innerlich verzehrend Feuer
Leckt euer jugendliches Blut;
An eurer Leber nagt der Geyer
Des Tityus, der niemals ruht;
Wie Rosen in der Mittagsglut
Welkt ihr dahin, wie auf den Matten
Gemähtes Gras; und kurz und gut,
Wenn Amor nicht ein Wunder thut,
Bleibt nichts von euch als euer Schatten.

Dies war der jammervolle Stand
Worinn sich unser Paar befand.
Denn, ach! sich lieben und nicht sehen,
Und, sieht man sich, durch Blicke nur
Einander was man fühlt gestehen!
Bedenkt es; mit so warmen Trieben
Auf dreißig Schritte stets zu lieben!
'S ist mehr als menschliche Natur
Ertragen kann! Nur einmal nur
Auf ihre Hand, den Mund zu drücken,
(Seufzt Bruder Sixt) o welch Entzücken!
Nur ihre Hand an meine Brust;
Mein Leben gäb' ich d'rum mit Lust!

Wie gern erhörte Schweſter Clärchen,
Du lieber armer Bruder Sixt,
Den Wunſch den du zum Himmel ſchikſt!
Sieh, zum Beweis, das helle Zährchen
Das aus den Augen, ſtets nach dir
Mit reiner herzlicher Begier
Gerichtet, auf die Leinwand bebt
Die ſich von ihren Seufzern hebt.
Wie gerne hätt' er dieſe Zähre
Vom weiſſen Kragen weggeküßt!
In meinen Augen, daß ihrs wißt,
Macht Sixten dieſe Schwachheit Ehre.
Ein Menſch, der doch kein Engel iſt,
Kann traun! um kleinern Sold nicht minnen!
Ach! um dies Thränchen zu gewinnen
Wär' er auf Erbſen baarfuß bis
Nach Rom gereißt, dies iſt gewiß!
Allein dem Prior mit dem langen
Eisgrauen Barte ſein Verlangen,
So unſchuldsvoll es immer war,
Zu beichten, — nein, dies war nicht möglich!
Er hätt' es noch ſo herzbeweglich
Vorbringen mögen, offenbar

lief er Gefahr — o Gott! ihm ſtehen
Vor dem Gedanken ſchon die Haar'
Zu Berge — lief er nicht Gefahr
Sein Clärchen gar nicht mehr zu ſehen?

Wie wirds den armen Seelen gehn!
Verhaltne Liebe, ſagt Galen,
(Sagt's oder hätt' es ſagen ſollen)
Jemehr wir ſie verbergen wollen,
Je tiefer frißt ſie ſich ins Herz.
Ihr Schmerz iſt ein zu ſüſſer Schmerz,
Als daß man gleich an Heilung dächte;
Und wenn man dann geheilt ſeyn möchte
So iſts zu ſpät. Dies ſehen wir
An Bruder Sixt und Schweſter Clare.
Schon drey Aeonenlange Jahre
Unglückliche, bekämpfet ihr
Natur und Herz; caſteyen, beten,
Die Geiſel und das härne Kleid
Habt ihr verſucht, den Feind zu tödten;
Umſonſt, je hitziger ihr kämpft,
Je minder wird ſein Troz gedämpft.
Zum Unglück iſt, zumal bey Claren

Der Siz des Uebels nicht im Fleiſch.
Sie iſt ſo neu, ſo unerfahren!
Und liebt ſo ſchön, ſo Engelkeuſch!
Für ſie nur ſchlimmer! Denn je reiner
Des Nönnchens Seele iſt, je feiner
Sie denkt und fühlt, je minder läßt
Durch Geiſeln, faſten, wachen, beten,
Solch eine Liebe ſich ertödten.
Im Tempel ſelbſt, am höchſten Feſt,
Schwebt Sixtens theures Bild ihr immer
Vor ihrer Stirn; im Speiſezimmer,
In jedem Kreuzgang, jedem Saal,
An jeder Wand hängts überall
Gemahlt, geſchnizt, mit einem Schimmer
Von Gold ums Haupt; ihn muß ſie ſehn
Wohin ſich ihre Blicke lenken,
Und mit ihm auf und nieder gehn.
Und von ihm träumen, an ihn denken
Und träumte ſie vom Himmelreich;
Denn was in Clärchen lebt und webet
Iſt durch und durch mit ihm verwebet,
Und alle Heil'gen ſehn ihm gleich.
Eh könnte ſie ſich ſelbſt verliehren

Als dem geliebten Bild entfliehn;
Vertieft sie sich im meditieren
Unwissend meditiert sie — ihn;
Wenn Todesbilder ihr erscheinen,
So ists, um Sixtens Tod zu weinen:
Wenn zu des Paradieses Glanz
Sich ihre Phantasie erhöhet,
Entzückt der schöne Sternenkranz
Der sich um ihre Scheitel drehet,
Sie nur, weil Sixt ihn pflükt' und gab;
Und selbst des Fegfeuers Flammen wehet,
Sein Athem kühlend von ihr ab.

O sagt, die ihr die Liebe kennet,
Ist euch um Klärchens Herz nicht bang?
Ein Herz, das so wie ihres brennet,
Wenn Schicksal, Mauren, Klosterzwang
Und Schwur den Liebling von ihm trennet,
Laßt seine Liebe noch so rein
Laßt seine Seufzer Engel seyn,
Zu bald wird die Natur es rächen!
Die schwärmerische Seelenglut
Entflammt auch bald ein junges Blut,

Und reinſte Liebe wird zu Wuth
Wenn Troſt und Hoffnung ihr gebrechen.
Wie kann ſie von Entbehrung leben?
Sie will genießen was ſie liebt,
Und Küſſe die ſie träumend giebt
Will ſie zulezt auch wachend geben.
Ihr ſprecht: in ſtillen Liebesthränen
Iſt Wollaſt: wahr! doch ſagt, was iſt
Natürlicher, als ſich zu ſehnen:
„O würden ſie mir aufgeküßt!„
Allein wenn jeder Wunſch des Herzens
Auf ewig unbefriedigt bleibt;
Wenn jede Nacht den Grad des Schmerzens
Die Pein der Sehnſucht höher treibt;
Wenn ſich in brünſtigem Verlangen
Die Arme aufthun liebevoll,
Und einen Schatten ſtets umfangen:
Sagt, wie ein Herz nicht brechen ſoll?
Wer wünſchte nicht ein Marterleben
Das nur verlängert wird zur Pein.
Dem der es gab zurückzugeben?
Bald ausgeſpannt, bald frey zu ſeyn,
Iſt nun auch Clärchens Troſt allein!

Da ſizt bey mattem Lampenſchein
Das arme Kind in ſeiner Zelle,
Blaß, wie bey düſtrer Mondeshelle
Ein Geiſt auf einem Leichenſtein.
Vertrocknet iſt der Thränen Quelle;
Auf einen Todtenkopf den Blick
Geheftet, bebt ſie nicht zurück
Vor dem Gedanken, bald zu ſinken
Ins kühle Grab, die Ruheſtatt
Des Müden, der vollendet hat
Der Leiden bittern Kelch zu trinken.
Sie ſieht, mit Palmen in der Hand
Ihr Engel aus den Wolken winken,
Sieht ſchon die Siegeskrone blinken,
Und ſeufzt: „o dieſe Scheidewand
O möchte ſie noch heut zerſtieben!
Was iſt's das mich an dieſe Welt,
Mein Trauter, noch gefeſſelt hält?
Werd' ich dich dort nicht reiner lieben?„

So ſchwärmt die kranke Phantaſey
In Clärchens ſanfter ſchöner Seele,
Stets ſanft und zärtlich, — wie im May,

Die

Die ſtille Nacht durch, Philomele
Um den geraubten Gatten weint.

Ganz anders würkt die Fieberhitze
In ihrem unglückſel'gen Freund.
Wild ſpringt er auf vom harten Sitze,
Umarmt in glühnder Raſerey
Ein Crucifix — (er wähnt es ſey
Der Abgott ſeiner Seele) — drückt
Mit tauſend liebestrunkuen Küſſen
Es an ſein ſchlagend Herz, — erblickt
Mit kaltem Schau'r was er gethan;
Und ſtürzt betäubt dem Gott zu Füſſen,
Und fleht um einen Blitz ihn an!

Die ihr, von frommem Wahn geblendet,
Den Arm zu Molochs-Opfern hebt,
O Väter, eh ihr ſie vollendet,
Betrachtet dieſes Bild, und bebt!

W.

II.

Kleine Gedichte.

Die Veilchen in einer Urne.

Einer Urne Trauervolle Zierde
Schließet meines Mädchens Veilchen ein;
Stiller Tugend Bilder, reich an Würde,
Euch will sie die wärmsten Sorgen weihn!
Froh des Glückes zu genießen,
Wachset unter ihren Küßen.

Düftet süßer, wenn ihr blaues Auge
Ueber euch mit seelger Schwermuth hängt,
Gute Veilchen, und mit euerm Hauche,
Der sich durch die sammtnen Blätter drängt,
Fließe Freud' in ihrem Busen,
Und Begeistrung für die Musen.

Von einem Ungenannten.

An eine Nachtigall.

Süsse kleine Nachtigall,
Von Gedanken schwehr
Tönt nicht dein geweihter Schall,
Singst du mir nicht mehr!

Viele Würmchen gab ich dir;
Aus dem Silberquell
Füllt ich dies Gefäsgen hier
Frisch und rein und hell:

Sorgsam den Geliebten nicht
So sein Mädchen pflegt,
Wenn am heißen Angesicht,
Ihm ihr Herzgen schlägt.

Eingespert im Käfig hier
Mußt du einsam seyn;
Voll von Liebe, voll Begier
Dich ihr ganz zu weihn,

Trauerſt du die Tage hin,
Und die lange Nacht.
Sing, dann wird dein Leid entfliehn,
Wie's dein Dichter macht.

Sieh den ſchönen hellen Tag,
Sieh der Sonnen Strahl,
Sing mir Freudenlieder nach,
Oder deine Qual.

Von demſelben.

Der May, ein Gemählde.

Jugendlich aufs neu
Sah ich ihn, den May,
Rege Freude ſchwebte
Ueber der Natur,
Auf der grünen Flur,
Die ſein milder Hauch belebte.

Roſen kränzten ihn,
Im Vorüberziehn
Weheten die Weſte,

Lief das zarte Grün
Wellengleich um ihn,
Zitterten der Bäume Aeste.

Stolzer Blumen Chor
Trug sein Haupt empor,
Balsamveilchen blühten
In der Büsche Nacht,
Ohne Glanz und Pracht,
Die die Stillen nie verriethen.

Dem entzückten Ohr
Sang der Vögel Chor
Freude, Lust und Liebe;
Würmchen ohne Maas
Wimmelten im Gras
Voll von Kuß und voll von Liebe.

In des Jünglings Herz
Floß der Liebe Schmerz,
Und des Mädchens Wangen
Ihren holden Mund,

Klein und süß und rund,
Färbte zärtliches Verlangen.

Von demselben.

An Glycerion.

Leicht wallet ihr; wie reine Morgenlüfte,
Des Lebens schönste Stunden mir dahin!
O! flieht nicht so, wie durch Orangendüfte
Verbuhlte kleine süße Schmetterlinge fliehn!

Gedanke! — denn was bist du mehr, du Leben
Des Erdensohns, den Wonne trunken macht?
Kaum fühl ich dich, kaum will ich mich erheben,
So schlummert schon mein Geist hinüber in die Nacht

Des Grabes, wo Empfindungen verrauchen,
Wo öde Todtenstille mich begräbt;
Wo dann nicht mehr von Seelenvollen Augen
Glycerions ein Blick mein schlummernd Nichts belebt!

Gelieb-

Geliebteſte! ſind meine ſchönſten Tage
Wie Regenlandſchaft einſt vor dir verhüllt,
Dann weis ich es, daß deine fromme Klage
Den Roſenhayn, das kleine Veilchenthal erfüllt;

Wo nun nicht mehr bey Nachtigallenſchlägen
In Mayennächten Hand in Hand wir gehn!
O! da wird oft auf ihren ſtillen Wegen
Die Königin der Nacht dich einſam weinen ſehn!

II.

Geſchichte des Philoſophen Danischmende.

Fortſetzung von S. 132. des Februar.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Kalender ſagt Danischmenden im Vertrauen was er von der menſchlichen Gattung denke.

Ich möchte wohl wiſſen, ſagte Danischmende, auf welchen Fuß du die Menſchen kennen gelernt haſt, um ein ſo ſchönes Reſultat herauszubringen?

„So gern ich meine Meynung über alles frey von der Brüſt weg ſage, verſezte der Kalender, ſo möcht ich doch nicht in dem Falle ſeyn, auf dem groſſen Marktplatze zu Dehli oder Iſpahan ſagen zu müſſen, was ich von den Menſchen denke. Aber unter vier Augen ſehe ich keine Bedenklichkeit. „

Zumal, da die Welt bleiben wird was ſie iſt, du und ich mögen von ihr denken was wir wollen, ſagte Daniſchmende.

„Dies möcht' ich eben nicht ſo unbedingt für wahr annehmen, erwiederte der Kalender. Ich denke der Fall hat ſich ſchon oft zugetragen, wo es ſo gleichgültig nicht war, was für einen Begriff dieſer oder jener ſich von den Sachen machte. Wer kann uns gut dafür ſeyn, daß Glück und Zufall — die ſchon ſo oft aus Grobſchmidten, Küchenjungen, Kameltreibern, Kühhirten, ja ſogar aus Fakirn, Luftſpringern, Lohnhuren, Kuplern, und Gott weiß was für anderm Auskehricht des menſchlichen Geſchlechtes, wichtige Perſonen in der Welt gemacht haben, — nicht einmal in einem Anſtoß von Laune den Einfall kriegen könnten, einem philoſophiſchen Einſiedler wie du, oder einem Kalender wie ich, eine Rolle in der Welt zu ſpielen zu geben? „

Daniſch-

Daniſchmende lächelte und ſchüttelte den Kopf, indem er an die Rolle dachte, die ihn der Brame der Königin Nurmahal in einem rings um gut gemauerten und mit einer doppelten Thüre und großen eiſernen Stangen und Riegeln wohl verwahrten Keficht hatte ſpielen laſſen.

„Ich bin kein Menſchenfeind, fuhr der Kalender fort, wiewohl ich eben nicht ſagen kann, daß ich ſie ſehr liebenswürdig finde; aber ich bin ein herzlicher Feind aller Deklamationen, da ein Mann ſeine Backen ſo voll nimmt als er kann, um alles Gute und Böſe, was er weiß, über die arme Menſchheit herauszublaſen, ohne ſich darum zu bekümmern, wie viel oder wenig Wahres an der Sache iſt.

„Ich möchte den Vorwurf nicht verdienen, daß ich der Natur — auf die am Ende doch alle Schuld zurückfällt — durch eine allzuſchlechte Meynung von ihrem beſten Stücke Arbeit, Unrecht thue. Aber ich möchte doch auch der Mann nicht ſeyn, der, — nachdem er wohl geſchlafen, wohl gegeſſen und getrunken, eine gute Verdauung gemacht, einen leichten geſunden Stuhlgang gehabt, (*) und ſich an ſeinem

(*) Nach der Meynung des Hippokrates, Avicenna, Raſis und aller andern Aerzte, iſt dieſes eine unentbehrliche Bedin-

Weibe oder Kebsweibe nach Wohlgefallen gelabet hätte, — auf seinen Sopha ausgedehnt von Feenschlössern und Schlaraffenländern, und goldnen Zeiten und schönen Seelen träumte, und dann, zwischen Wachen und Traum sich hinsetzte und ein System daherfabelte, worinn der Mensch als das gutartigste, edelste und glücklichste Geschöpfe von der Welt figurirte, Geschichte und tägliche Erfahrung möchten mir das Gegentheil noch so laut in die Ohren schreyen.

„Ich hasse das Uebermaas in allen Dingen. Indessen gesteh ich, wenn ja auf einer von beyden Seiten ausgeschweift werden müßte, so würde die Wahrheit weniger verliehren, wenn man zu schlimm als wenn man zu gut von der menschlichen Natur dächte.„

Ich höre für mein Leben gern paradoxe Sätze behaupten, sagte Danischmends lächelnd.

„Die Wahrheit hat zuweilen das Unglück paradox zu klingen, erwiederte der Kalender: aber der Beweis für das was ich izt sagte, ist nur gar zu leicht zu führen.

„Setzen

Bedingung zum frey und heiter denken; ein constituierter Mensch kann weder was gescheidtes denken noch was angenehmes träumen. D. Akakia.

„Setzen wir einmal den Fall, es gäb eine Art von Geschöpfen — in welchem Planeten du willst — die mit einer so schlechten Anlage auf die Welt käme, daß unter Tausend kaum Eines, und auch dies nicht anders als durch die sorgfältigste und mühsamste Kultur, unter einem Zusammenfluß der günstigsten Umstände, wovon nicht Einer fehlen dürfte, zu einem merklichen Grade von Werth zu bringen wäre; was würden wir von der ganzen Art halten?

„Würde die Art der Hyänen oder Krokodile darum besser seyn, wenn man einige Beyspiele hätte, daß durch außerordentliche Mühe und gutes Glück dann und wann eine Hyäne oder ein Krokodil zahm und nüzlich gemacht worden wäre?

„Ich besorge, daß dies ganz eigentlich unser Fall seyn möchte. Wieviel Kunst und Fleiß, welche lange Uebung, und wieviel Glück noch oben drein, wird nicht dazu erfodert, bis ein Mensch weise und gut wird? Und wie unendlich klein ist die Anzahl dieser leztern gegen das unermeßliche Heer der Narren, der Schaafköpfe, der Gecken, der Betrüger, und der Böswichte, deren ewiges Dichten und Trachten ist, alles zu verhindern, zu untergraben, zu ersticken, und, wo möglich, gänzlich zu vernichten und auszulöschen, was die Weisen und Guten unternehmen?

nehmen? — Oder ist es etwan nicht wahr, daß ich in diesen wenigen Worten die Geschichte des menschlichen Geschlechts ausgezogen habe?„

Danischmende krazte sich hinterm linken Ohr und sagte — nichts.

Der Kalender verfolgte mit aller Unbarmherzigkeit eines Misanthropen, der sich in seinem Vortheil sieht: „ich gebe zu, daß unter jener grössern Zahl die Schaafköpfe, die sich von den Schlauköpfen verführen, betrügen und mißbrauchen lassen, daß es einen Stein erbarmen möchte, — daß, sag' ich, diese Schaafköpfe — die ganze Zunft der Gecken, Faselhansen und Narren mit allen ihren Subdivisionen eingerechnet — sich zu den Betrügern und Böswichtern vielleicht wie 100 zu 1 verhalten. Aber was gewinnt die menschliche Gattung dabey? Es braucht nur einen schlauen Spitzbuben um hundert dumme Knaben an eine lange Kette anzuschließen und hinzuführen wohin er will; und so sind es (zur Schande der Menschheit!) doch immer die Schlimmsten unter den Menschen, die am Ende Meister sind.„

Lieber wollt' ich mir die Augen ausreißen, als dies nur einen Augenblick glauben, sagte Danischmende.

Glau-

„Glauben? — verſezte der Kalender kaltſinnig: glauben können wir, was uns beliebt; aber die Rede iſt hier nicht von glauben. Die Frage, wenn ich nicht irre, war: wie die Sache ſey; nicht wie wir wünſchen, hoffen, träumen, daß ſie ſeyn ſollte und möchte. Facta müſſen hier den Ausſchlag geben! „

Facta ſind alles, was man daraus machen will, ſagte Daniſchmende: aus jedem neuen Augenpunkte ſcheinen ſie etwas anders; und in zehn Fällen gegen einen iſt das vermeynte Factum, worauf man mit großer Zuverſicht ſeine Meynung geſtüzt hatte, im Grund eine bloße Hypotheſe (*).

„Dies mag ſeyn, erwiederte der Kalender. Aber die Facta, wovon ich rede, ſind von der Art derjenigen, die, aus allen möglichen Geſichtspunkten betrachtet, immer die nemliche Geſtalt zeigen, und immer einerley Reſultat geben. Auch wird ihre Wahrheit allgemein anerkannt, wiewohl die Eitelkeit — das einzige Laſter, das der menſchlichen Gattung ausſchließlich eigen iſt, uns für das Reſultat die Augen verſchließt.

(*) Conf. alle die beredten, ſcharfſinnigen und wohlmeynenden Herren, welche Verſuche über die Geſchichte der Menſchheit geſchrieben haben, von Iſelin bis Home, inclusive.

„Ich will mich auf drey einschränken, die zu meinem Zwecke völlig hinreichend sind.

„Das erste. Die menschliche Gattung ist von der Natur mit allem versehen, was zum Wahrnehmen, Beobachten, vergleichen und unterscheiden der Dinge nöthig ist. Sie hat zu diesen Verrichtungen nicht nur das Gegenwärtige unmittelbar vor sich liegen, und kann, um weise zu werden, nicht nur ihre eigne Erfahrungen nützen: auch die Erfahrungen aller vorgehenden Zeiten, und die Bemerkungen einer Anzahl von scharfsinnigen Menschen, die, wenigstens sehr oft, richtig gesehen haben, liegen zu ihrem Gebrauch offen. Durch diese Erfahrungen und Bemerkungen ist schon längst ausgemacht, nach welchen Naturgesetzen der Mensch — in welcher Art von Gesellschaft und Verfassung er sich befinde — leben und handeln muß, um in seiner Art glücklich zu seyn. Durch sie ist alles, was für die ganze Gattung — folglich für jeden einzelnen Menschen — zu allen Zeiten und unter allen Umständen nützlich oder schädlich ist, unwidersprechlich dargethan; die Regeln, deren Anwendung uns vor Irrthümern und Trugschlüssen sicher stellen kann, sind gefunden; wir können mit befriedigender Gewisheit wissen, was schön oder häßlich, recht oder unrecht, gut oder böse ist, warum es so ist, und in wie fern es so ist; es ist keine Art von Thorheit, Laster und

Bos-

Bosheit zu erdenken, deren Ungereimtheit oder Schädlichkeit nicht schon längst so scharf als irgend ein Lehrsatz im Euklides erwiesen wäre: — und dennoch, diesem allen ungeachtet, drehen sich die Menschen seit etlichen tausend Jahren immer in dem nehmlichen Zirkel von Thorheiten, Irrthümern und Mißbräuchen herum, werden weder durch fremde noch eigene Erfahrung klüger, verlassen immer wieder, ihrem eignen Gefühl zu Trotz, den richtigen Weg, wenn sie ihn glücklicher Weise einmal gefunden haben; kurz, werden, wenns hoch kömmt, witziger, scharfsinniger, gelehrter, aber nie weiser als ihre Vorfahren von jeher gewesen sind.

„Daß dem so sey, beweiset — der Augenschein; aber wie es möglich sey, kann, däucht mich, durch nichts in der Welt begreiflich werden, als durch mein zweytes Factum: — „die Menschen, nehmlich, räsonniren gewöhnlich nicht nach den Gesetzen der Vernunft. — Im Gegentheil ihre angebohrne und allgemeinste Art zu räsonniren ist: von einzelnen Fällen aufs Allgemeine zu schliessen, aus flüchtig oder nur von einer Seite wahrgenommenen Begebenheiten irrige Folgerungen herzuleiten, und alle Augenblicke Worte mit Begriffen, und Begriffe mit Sachen zu verwechseln. Die Allermeisten, das ist, nach dem billigsten Ueberschlag 999 unter 1000, urtheilen, in den meisten und wichtigsten

Vor-

Vorfallenheiten ihres Lebens, nach ersten sinnlichen Eindrücken, Vorurtheilen, Leidenschaften, Grillen, Phantasien, Launen, zufälliger Verknüpfung der Worte und Vorstellungen in ihrem Gehirne, anscheinenden Aehnlichkeiten und geheimen Eingebungen der Parteylichkeit für sich selbst, um derentwillen sie alle Augenblick ihren eignen Esel für ein Pferd und eines andern Mannes Pferd für einen Esel ansehen. Unter den besagten Neunhundert und Neun und Neunzigen, sind wenigstens Neunhundert, die zu allem diesem nicht einmal ihre eigenen Organen brauchen, sondern aus unbegreiflicher Trägheit lieber durch fremde Augen falsch sehen, mit fremden Ohren übel hören, durch fremden Unverstand sich zu Narren machen lassen, als durch sich selbst vielleicht richtig empfinden wollen; nichts von einem beträchtlichen Theil dieser Neunhundert zu sagen, die sich angewöhnt haben, von tausend Dingen in einem wichtigen Tone zu sprechen, ohne überall zu wissen was sie sagen, und ohne sich einen Augenblick darum zu bekümmern, ob sie Sinn oder Unsinn sagen.„

„Sollte dies etwan nicht genug seyn, die Gültigkeit der Ansprüche, die der Mensch an die Würde eines vernünftigen Wesens macht, zu entscheiden, — nun so laß sehen, ob mein drittes Factum nicht den Ausschlag giebt?„

„Eine

„Eine Maschine, ein blokes Werkzeug, das sich von fremden Händen brauchen und mißbrauchen lassen muß, ein Bund Stroh, das alle Augenblicke durch einen einzigen Funken in Flammen gerathen kann, eine Pflaumfeder, die sich von jedem Lüftchen nach einer andern Richtung treiben läßt, — sind wohl, seit die Welt steht, nie für Bilder, wodurch sich die Thätigkeit eines vernünftigen Wesens bezeichnen ließe, angesehen worden; wohl aber hat man sich von jeher dieser Bilder auf dem ganzen Erdboden bedient, um die Art und Weise auszudrücken, wie die Menschen, besonders wenn sie in grose Massen zusammengedrängt sind, sich zu bewegen, und zu handeln pflegen.

„Nicht nur sind gewöhnlicher Weise Begier und Abscheu, Furcht und Hoffnung — von Sinnlichkeit und Einbildung in Bewegung gesezt — die Triebräder aller der täglichen Handlungen, die nicht das Werk einer bloß maschinenmäßigen Gewohnheit sind; sondern in den meisten und angelegensten Fällen — gerade da, wo es um Glück oder Unglück des ganzen Lebens, Wohlstand oder Elend ganzer Völker — und am allermeisten, wo es um das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts zu thun ist, — sind es fremde Leidenschaften oder Vorurtheile, ist es der Druck oder Stoß weniger einzelnen Hände, die geläufige Zunge eines einzigen Schwätzers, das wilde

Feuer

Feuer eines einzigen Schwärmers, der geheuchelte Eifer eines einzigen falschen Propheten, der Zuruf eines einzigen Verwegnen, der sich an die Spitze stellt (*) — was Tausende und Hunderttausende in Bewegungen sezt, wovon sie weder die Richtung noch die Folgen sehen, was Staaten in Verwirrung bringt, Empörungen, Spaltungen und Bürgerkriege verursacht, Tempel, Altäre und Thronen umstürzt, die Werkstätte der Natur und der Kunst verwüstet, und oft die Gestalt ganzer Welttheile verändert.

„Durchlaufen wir die große Geschichte der Menschheit oder die Geschichte eines einzelnen Menschenstammes, immer sehen wir Myriaden hinter einem Einzigen herströmen, Myriaden einem Einzigen nachsprechen, Myriaden ihre Hände und Füsse nach dem Wink eines Einzigen heben, Myriaden sich mit sehenden Augen für einen Einzigen in den Abgrund stürzen.

„Und nun, lieber Danischmende, wenn wir diese drey unläugbaren großen Facta, die, so zu sagen, der Auszug der allgemeinen Geschichte des Erdenvolks sind, zusammen nehmen, und uns dann fragen: Mit

(*) Siehe die Geschichte aller großen Revolutionen, Empörungen, Religions und Bürgerkrige von Anbeginn der bürgerlichen Gesellschaft bis auf diesen Tag.

Mit welchem Rechte kann eine Gattung von Geſchöpfen, die nach der Vernunft weder denkt noch handelt, die durch fremde und eigene Erfahrung nie klüger wird, immer das Spiel ihrer Phantaſien und Leidenſchaften iſt, immer von mechaniſcher Gewohnheit oder fremden Kräften in Bewegung geſezt wird, immer wider ihr eigen Intereſſe handelt, immer wieder zerſtört, was ſie aufgebaut hat, immer mit dem Stein, den ſie den Berg hinaufgewälzt, wieder herunter fällt, um ihn von neuem hinaufzuwälzen, mit welchem Rechte — „

Halt, fiel ihm Daniſchmende ins Wort, nicht zu früh Triumph geſungen! — Ich gebe zu — muß ich nicht? — daß die Menſchen, im Durchſchnitt genommen, nie Weiſe geweſen ſind, und — wofern nicht ganz andre Anſtalten dazu gemacht werden — wenig Hoffnung von ſich geben, jemals merklich weiſer zu werden. Aber laß es ſeyn! Immer iſt noch ein wichtiger Artickel übrig, der unſerm Streit eine ganz andre Wendung giebt. Es iſt nicht zu läugnen, daß ein gewiſſer Schwindelgeiſt, eine gewiſſe mechaniſche Tendenz unſre Pferde beym Schwänze zu zäumen, ein Erbübel in der Familie Adams iſt. Aber man muß wenigſtens geſtehen, daß unſer Herz beſſer iſt als unſer Kopf. In der That, Freund Kalender, mit aller unſrer angebohrnen Narrheit, Haſtigkeit, und Schaafmäßigen

Einfalt,

Einfalt, wären wir doch, von Haus aus, und wenn man uns unverhudelt ließe, ganz gute Leute; und auch so, wie die Sachen izt mit uns stehen, ist Tugend bey weitem so selten nicht als Weisheit.

„Tugend, guter Danischmende! Tugend? — rief der alte Unglaubige; beym Himmel, ein schöner Name! und, wie ich besorge, auch weiter nichts als ein Name für die meisten Menschen. Einige, schlauer als die Uebrigen, haben eine hübsche Maske daraus gemacht, die sie geschwinde vor's Gesichte nehmen, so oft sie Absichten auf die Dienste, oder den Beyfall, oder den Beutel, oder die Weiber und Töchter der ehrlichen blödsichtigen Kautze haben, welche Gesichter und Masken nicht zu unterscheiden wissen. — Kein Wunder, daß diese Leute soviel Eyfer für ihre Maske zeigen, immer so viel Aufhebens und Praleus davon machen! Es ist auch so eine schöne gute Maske! Man kann seine unartigen Leidenschaften und schlechten Streiche, so bequem unter ihr verbergen! — Tugend! — ich verliehre alle Geduld, wenn ich die Menschen mit diesem Worte, wie Kinder mit ihrer Puppe, spielen sehe! Die Welt müßte ein ander Aussehen haben, mein guter Danischmende, wenn die Menschen wüßten was Tugend ist!„

Freund Kalender, rief Danischmende ein wenig hitzig, Sarkasmen sind keine Gründe. Ein Mann, der

der ſich rühmt ſo viele Menſchen geſehen zu haben, und keine guten Menſchen geſehen hätte, nirgends etwas beſſers als Masken der Tugend geſehen hätte, der Mann müßte — ſich in einem auſſerordentlich unglücklichen Zeichen auf den Weg gemacht haben.

„Damit wir nicht (ſagte der Kalender ganz gelaſſen) unvermerkt in den Fall kommen, uns um Worte zu zanken, — und um dir zu zeigen, daß ich den Menſchen — wiewohl ich ein Kalender — bin — nicht einen Tüttel von dem Bischen Tugend, worinn doch ihre beſte Haabe beſteht, zu entwenden gedenke, wollen wir ein wenig näher hintreten, und die Waare, die man uns für etwas ſo koſtbares giebt, genauer betrachten.

„Ich denke, es iſt mit der Tugend, wie mit dem Golde. Etwas Legierung von Silber oder Kupfer muß immerhin dabey geduldet werden. Aber Gold von Sechzehn Karat hört auf Gold zu heiſſen. Nach dieſer Regel möchte wohl ein groſſer Theil der menſchlichen Tugenden für allzugeringhaltig erfunden werden, als daß wir ſie in Handel und Wandel für gute ächte Tugend paſſieren laſſen könnten.

„Viele — und gewiß dieſe Viele machen bey weitem die Meiſten aus — ergeben ſich einer gewiſſen Temperaments- oder Lieblingstugend auf Uns

kosten aller übrigen, und glauben dadurch, daß sie in Einem Puncte mehr thun als sie schuldig sind, ein Recht zu erhalten, in sieben andern desto weniger zu thun. Ich denke du hast nichts dagegen, Das nischmende, wenn ich diese Tugenden sogleich als offenbar unächt ausschieße und bey Seite werfe?

„Ein gleiches werden wir wohl auch mit einer Menge vermeinter Tugenden vornehmen müssen, die anstatt das Gepräge der Natur zu führen, von Aberglauben, oder irgend einem andern falschen Wahn gestempelt sind? Wir werden also keinem Manne, der sich die Augen ausreißt, um nichts zu sehen das ihn zum Bösen reizen könnte, keinem Menschen, der sich zu einem unbedingten Gehorsam gegen einen andern Menschen verpflichtet hat, keinem Höfling, der aus Ergebenheit gegen seinen Fürsten sich zu Bubenstücken brauchen läßt, keinem Patrioten, der aus Liebe zu seinem Vaterlande ungerecht gegen andre Völker ist — seine Enthaltung, seinen Gehorsam, seine Ergebenheit gegen seinen Fürsten, seine Liebe zum Vaterlande für Tugend gelten lassen können?

„Das Quantum von Tugend, das uns nach diesem Ausschuß übrig bleibt, so viel oder wenig es seyn mag, ist das Eigenthum zwoer Arten von Sterblichen, die in sehr wesentlichen Stücken vollkommne Gegenfüßler von einander sind, — Der Weisen,

Weisen, und der Enthusiasten. Beyden, in so fern sie aus innerlicher Neigung, ohne Nebenabsicht, Sold noch Lohn, alles Gute zu befordern, und alles Böse zu verhindern suchen, kann man einen gewissen Grad von Tugend nicht absprechen. Die Frage ist also bloß, um wie viel sich das menschliche Geschlecht dadurch besser befinde? Laß uns einen Augenblick sehen!

„Die Weisen lieben das Gute, und wünschen Gutes zu thun; aber sie unternehmen nichts, eh sie sich der Möglichkeit der Ausführung versichert haben. Wer den Menschen würklich Gutes thun wollte, müßte sie erst vernünftig machen. Nun wäre dies (wie wir gefunden haben) ungefehr so viel, als wenn einer unternehmen wollte, Mohren zu bleichen, oder Schnee an der Sonne zu trocknen. Ein Mann, der selbst ein wenig vernünftig ist, giebt sich mit keinen solchen Versuchen ab. Was soll er also thun? — Böses verhindern? — Da hätte er nur das ganze menschliche Geschlecht wider sich. Dies ist zu viel für Einen Mann. Der tapferste Held kann keiner Zagheit beschuldigt werden, wenn er keine Lust hat, sich allein einem ganzen Heer entgegen zu stellen. — Nun möcht' ich wohl wissen, was seiner Tugend zu thun übrig bliebe? Er thut nichts Gutes, weil er nicht kann; er hindert nichts Böses, weil er nicht darf; er thut selbst nichts Bö-

es, weil er nicht mag; er wird also ein Kalender, und thut gar nichts.

„Die Welt gewinnt, wie du siehst, nicht viel durch die Tugend der Weisen. Sollte sie etwan bey der Tugend der Enthusiasten mehr zu gewinnen haben?

„Du erinnerst dich doch der Fabel vom Bären, der nicht leiden wollte, daß sich eine Fliege auf die Nase des schlafenden Einsiedlers, seines Freundes, sezte, und, um sie zu verjagen, mit einem grossen Stein die Fliege und den Einsiedler zugleich todt schmiß? — Dieser Bär ist, mit deiner Erlaubniß, das Bild jener schwärmerischen Menschenfreunde, die aus tugendhaftem Eifer gegen Irrthum, Unrecht, Unterdrückung und andre Uebel, womit sie die Menschheit geplagt sehen, in Einem Jahre oft mehr Unheil anrichten, als in zwanzig Jahren geschehen wäre, wofern sie die Welt hätten gehen lassen, wie sie gieng. Es ist wahr, ihre Beweggründe und Absichten sind untadelich; ihr Haß gegen das Böse ist so rein, wie ihre Liebe zum Guten; auch ihre Thätigkeit ist an sich selbst löblich. Aber unglücklicher Weise verblendet sie ihr Eifer, ihre Begierde, den kürzesten Weg einzuschlagen, über die Wahl der Mittel. Sie erregen einen Sturm, um einen Sperling zu Boden zu werfen, und zünden euch das

Haus

Haus überm Kopf an, weil sie gehört haben, daß ihr von Ratten geplagt werdet. Die Leidenschaft der Tugend wird unstreitig durch die Schönheit ihres Gegenstandes unendlich veredelt, aber sie behält doch die Natur einer Leidenschaft; alle Leidenschaften lauffen mit der Vernunft davon, und ein zorniger oder verliebter Mensch kann, so lang er das eine oder das andre ist, eben so wenig weise seyn, als ein Verrückter. Die Enthusiasten der Tugend sehen nur Eine Seite der Sache, nur die gute oder nur die schlimme; sehen nicht, daß das Uebel, wovon sie uns befreyen wollen, bloß die andre Seite eines unendlich wichtigern Guten ist, oder daß es in Betracht der Umstände ein weit kleineres Uebel ist, als das Mittel, wodurch man uns davon befreyen könnte; und daß das Gute, so sie uns thun wollen, durch Folgen, die der Zusammenhang der Dinge unvermeidlich macht, zum größten Uebel werden würde (*). Nicht selten treibt sie ihr Eifer für die gute

(*) Der Kalender, wie alle kalten Köpfe, sieht öfters richtig, und sagt manchmal große Wahrheiten. Wenn unsre Leser über diejenige, die er hier sagt, das Beste was vielleicht jemals darüber gesagt worden ist, lesen wollen, so empfehlen wir Ihnen den achten Dialogen der Dialogues sur le Commerce des bleds des Abbé *Galiani*, und wenn sie eines der besten, lehrreichesten, und zugleich witzigsten und unterhaltendsten Bücher, das seit hundert

Sache so weit, daß sie sogar unmögliche Dinge durchsetzen wollen; ein Unternehmen, das, natürlicher Weise fehlschlagen muß, und zu nichts hilft, als das Uebel, dem man entgegen arbeitet, zu beschleunigen. Sie erhalten nichts, weil sie zu viel wollten; versäumen das Gute, das sie thun könnten, weil sie ein größeres thun wollen, das nicht in ihrer Macht ist; und am Ende findet sich gemeiniglich, daß sie selbst Opfer ihres Eifers geworden sind, ohne die Welt um einen Atom besser zu hinterlassen, als sie war.

„Es giebt noch eine Art von Enthusiasten der Tugend, die nicht soviel oder vielleicht gar nichts übels thun, weil sie weniger thätig sind, oder — wie meine Weisen, wiewohl aus einem andern Grunde — ganz unthätig bleiben, und die ich, zum Unterschied Virtuosen nennen will. Es sind Leute von feiner Empfindung und hoher Phantasie, die sich eine so schöne, so erhabene Idee von der Tugend gemacht haben, daß sie, in der That, — zu nichts als zum Anschauen gut ist. Eingenommen von

dert Jahren zum Vorschein gekommen ist, lesen wollen, das ganze Buch, — welches, im Vorbeygehen gesagt, nicht so viel Eindruck in der Welt gemacht hat, als ein so ausserordentlich gutes Buch hätte machen sollen, und dies ohne allen Zweifel, bloß deswegen, weil sehr wenig Leute Verstand und Witz genug haben, es zu verstehen. K.

von diesem Urbilde des Sittlich-Schönen, fährt ihre Seele vor dem häßlich contrastirenden Anblick des würklichen Laufs der Welt mit Grauen und Unmuth zuruck. Sie versuchen es vielleicht etlichemal ihre Lieblings-Ideen außer sich würklich zu machen; aber der Leimen, in den sie solche drucken wollen, ist zu spröde und unbildsam, um so feine Formen anzunehmen. Sie verliehren die Geduld über dem öfters mißlungnen Versuch, geben endlich Arbeit und Hoffnung auf, und ziehen sich wieder in sich selbst hinein, um im Anschauen und Anbeten dieser göttlichen Urbilder einer Wonne zu geniessen, die ihnen nichts was weniger vollkommen ist, gewähren kann. (*) In diesem Zustande ist ihnen so wohl, daß sie sich zulezt gar nicht mehr entschliessen können, einen so seligen Müssiggang mit dem mühvollen Nichtsthun des beschäftigten Lebens zu vertauschen. Und so gehen auch diese Virtuosen, mit aller ihrer Liebe zur idealischen Tugend für die Welt verlohren, und das gröste Verdienst, das man ihnen zuschreiben kann, ist, daß sie zuverläßig

(*) Wo ein Mann wie dieser Kalender ist, dies alles wohl hernahm? F.

Nennen wir nicht einen Mann der ein gelehrtes Buch vom Licht und von den Farben schrieb, und blind gewesen war, von seiner Geburt an bis an seinen Tod?

A.

Nichts schlimmer machen als sie es angetroffen haben.

„Man wundert sich oft, wie es komme, daß die vereinigten Kräfte der Weisen und Tugendhaften die Welt in so langer Zeit nicht haben besser machen können. Nichts ist begreiflicher als wie dies kömmt, sobald man weiß woher es kömmt. Die Weisen ziehen sich aus Klugheit zurück, und bleiben unthätig, weil sie nicht Lust haben, Wasser mit einem Siebe zu schöpfen, oder durch eine Mauer zu gehen, in die sie sich erst mit ihrer Nase eine Oeffnung bohren müßten. Die Virtuosen kriechen aus Unmuth in ihre Schale, und — lassen sich was träumen. Die Enthusiasten springen zwar mit dem ganzen Feuer ihres guten Willens mitten in die Welt hinein, stürzen alles zu Boden, was ihnen im Weg ist, hauen und schwadronieren links und rechts um sich her, treffen Feinde und Freunde, und machen in Einem Tag ein größer Stück Arbeit als gelaßne Leute vielleicht in hundert Jahren machen würden: aber man hat noch immer von Glück zu sagen, wenn sich das Gute das sie thun wollten, gegen den Schaden aufhebt, den sie würklich thun. Wo bleibt nun der Grund sich zu verwundern, daß selbst die Besten der Welt so wenig Nutzen schaffen? Nimmt man nun noch dazu, daß diese Besten — die denn am Ende doch selbst arme Erdenklöße sind so gut

wie

wie andre — ein ſo kleines Häuflein machten, wenn ſie alle beyſammen wären, daß ſie auf einer allgemeinen Tagſatzung des menſchlichen Geſchlechts, mit einem Mehr von fünfhundert Stimmen gegen eine, zur Welt hinausvotiert würden: ſo erhält die Sache vollends ihr unwiderſtehliches Licht.

„Es klingt nicht fein, mein lieber Daniſchmende, aber du ſiehſt, es kann nicht anders ſeyn: — die Grimaſſenmacher, Quakſalber, Gaukler, Taſchenſpieler, Kupler, Beutelſchneider und Klopffechter theilen ſich in die Welt; — die Schöpſe recken ihre dummen Köpfe hin, und laſſen ſich ſcheeren; — die Narren ſchneiden Capriolen und Burzelbäume dazu, — und die Klugen gehen davon und werden — Einſiedler oder, wenn ſie nichts beſſers wiſſen, Kalender.„ (*)

(*) Welches alles (wie der geneigte Leſer ohnehin gemerkt haben wird) figürlicher Weiſe und allegoriee geſagt iſt, und freylich cum grano ſalis gedeutet werden muß.

Bucephalus.

Ich gedenke einen Commentar darüber zu ſchreiben.

Mart. Scriblerus.

Vierzehntes Kapitel.

Was Daniſchmende dazu ſagt.

Da der alte Kalender ſeinen Saz ſattſam ausgeführt zu haben glaubte, ſo ſchwieg er nun, und erwartete was Daniſchmende dagegen einzuwenden haben würde. Aber Daniſchmende liebte das Diſputieren nicht halbſoviel als der Kalender.

Soll ich dir ſagen was ich von der Sache denke? ſprach er. Fürs erſte ſag ich: der weiſe Mann, der vor übergroßer Weisheit nicht alles Gute thut wozu er Gelegenheit hat, iſt nach meinem Wörterbuch, ein kalter, ſelbſtiſcher, feigherziger Schurke; und hierinn, hoffe ich, ſind wir einverſtanden.

Das denk ich, ſagte der Kalender ein wenig erröthend. Sodann, was die Enthuſiaſten betrift, fuhr Daniſchmende fort, ſo geſteh ich dir, daß dies eine Gattung von Sterblichen iſt, die ich vielleicht beſſer kenne (*) als irgend eine andre. Ueberhaupt läßt ſich viel Böſes von ihnen ſagen; es iſt ein ergiebiges Gemeinplazchen. Aber, da diesmal die Rede blos von den Enthuſiaſten der Tugend, von den Eiferern für die Rechte und Vortheile der Menſchheit unter

(*) Er mochte wohl ſelbſt einer ſeyn.

Gobbo.

unter uns war, so hast du, denk' ich, mehr Böses und weniger Gutes von ihnen gesagt, als recht ist. Ich berufe mich auf die Geschichte wie du, wenn ich behaupte: daß das menschliche Geschlecht dieser Art von Enthusiasten alles, was von Vernunft, Tugend und Freyheit noch auf dem Erdboden übrig ist, zu danken hat. Dies alles ist sehr wenig, wirst du sagen. Aber so wenig es seyn mag, für uns ist es unendlich viel; denn dies wenige macht, daß wir Menschen und keine Orang-Utangs, oder noch was ärgers sind.

Aber, sprichst du; sie zerrütten die Welt indem sie einen Feind bekämpfen, der nicht auszurotten ist, und sie selbst werden oft das Opfer ihres schwärmerischen Heldenmuths. — Desto edler und preißwürdiger sind sie, für die Sache der Menschheit keine Gefahr zu scheuen, und großmüthig ihr Vergnügen, ihre Ruhe, ihr Leben selbst auf ein Spiel zu setzen, wobey gemeiniglich nur die Andern die Gewinnenden sind. Und wenn der hitzige Krieg, den sie zu unserm Besten mit den Feinden der Menschheit führen müssen, nicht immer ohne gewaltsame Erschütterungen abläuft, ist es ihre Schuld? Das Böse, wozu sie wider ihren Willen den Vorwand oder die Veranlassung geben, ist das Werk der Bösen; das Gute hingegen das sie hervorbringen, ist ihr eignes Werk; aber jenes ist vorübergehend,

diese

dieſes fortdaurend und unermeßlich durch die wohlthätigen Folgen, die es über das menſchliche Geſchlecht verbreitet.

Es iſt wahr, ſie fehlen zuweilen in der Wahl der Mittel; aber dies beweiſet nur, wie nothwendig es iſt, daß ſie mit den Weiſen in gutem Vernehmen ſtehen; dieſe ſollen unterſuchen und entwerfen, jene ausführen. Vereinigt könnten ſie alles; getrennt ſind ſie immer in Gefahr das zu ſeyn wofür du ſie ausgegeben haſt, —. Niemmen und Narren. Auch die Virtuoſen — wie du eine der beſten Menſchen-Arten nenneſt — ſind ſo unnützlich nicht als du dir einbildeſt; und wenn ſie der Welt auch keinen andern Dienſt erwieſen, als daß ſie gleichſam die Bewahrer jener Ideale des Schönen und Guten, jener unvergänglichen Bilder der Vollkommenheit ſind, die den koſtbarſten Schaz der Menſchheit ausmachen; iſt dies nicht genug, um ſie in den Augen eines Weiſen wenigſtens ſo ehrwürdig zu machen, als es der Hüter des heiligen Grabes zu Mecca in den Augen der Muſelmänner iſt?

Aber wie kömmt es, Freund Kalender, daß du einer Klaſſe von guten Menſchen vergeſſen haſt, deren Daſeyn dir doch unmöglich hat verborgen bleiben können, da ſie ganz gewiß zahlreicher iſt, als eine von den Dreyen, in welche du die Guten vertheilt haſt?

„Du

„Du meynst doch wohl nicht, diese Leute von tugendlichem Temperament; diese guten Seelen, die es blos darum sind, weil sie keine Versuchung oder nicht Muth genug in sich fühlen, Boses zu thun?„

Glückliche Schwäche! rief Danischmende; glückliches Temperament, das den Menschen, zu seinem und seiner Mitgeschöpfe Bestem, unfähig macht verkehrt und übelthätig zu seyn! Nenn' es immer Temperament, oder was du willst, — genug es giebt Menschen, die durch eine angebohrne Richtigkeit der Natur getreu bleiben, redlich gegen alle andre Menschen gesinnt sind, das Wahre fühlen, das Gute thun, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, warum es wahr und gut ist, und ohne jemals die unendlich feinen Schwierigkeiten gesehen zu haben, die den Metaphysiker martern, wenn er die Grenzlinien des einen und des andern haarscharf durch alle die labyrinthischen Krümmungen und Verwicklungen der Natur, der Nothwendigkeit, des Zufalls und der menschlichen Anordnungen ziehen will.

Diese Art von Menschen ist unter den unverfeinerten Klassen der polizierten Völker, und unter den rohen Kindern der Natur, die wir Barbaren und Wilde nennen, viel zahlreicher als man glaubt; und wenn du auf deinen Wanderungen so unglücklich gewesen

wesen seyn solltest, keinem davon in den Wurf gekommen zu seyn, so mache dich mit dem Völkchen bekannt, unter dem ich hier lebe. Es wird vielleicht mehr beytragen, dich mit der menschlichen Natur auszusöhnen, als alles, was ich zu ihrer Vertheidigung sagen könnte — „Oder mich wenigstens in den Gedanken bestärken, erwiederte der Kalender, daß die Menschen desto besser sind, je mehr sie sich dem Stande nähern, wo der Instinkt die Stelle der Vernunft, der Gesetze und der übrigen künstlichen Maschinerien vertritt, wodurch man sie verschlimmert hat, indem man sie verfeinern wollte; kurz daß sie desto besser sind, je mehr sie — in ihrer Art, versteht sich — den übrigen Thieren gleichen.„

Freund Kalender, sagte Danischmende ein wenig unmuthig, es ist etwas in deinen Begriffen, das alle Augenblicke wider die meinen anprallt. — Aber —, fuhr er fort, indem er sich sogleich wieder zusammenraffte — wir können und sollen nicht alle durch ein und eben dasselbe Schlüsselloch in die Welt gucken. Vergieb mir, ehrlicher Alter! Ich hatte Unrecht, zu vergessen, daß du schon über dreyßig Jahre ein bloßer Zuschauer, und ein Kalender bist.

Funfzehntes Kapitel.

Ein Familienstück.

Während daß die beyden Philosophen so zusammen schwazten, hatte Danischmende seinen Gast durch verschiedene krumme Fußpfade unvermerkt bis zum Eingang einer ländlichen Wohnung geführt, die nicht ganz so gut, und nicht ganz so schlecht aussah, daß ihr erster Anblick nicht den Gedanken hätte erregen können, sie könnte wohl das Obdach glücklicher Menschen seyn.

Es war ein schöner Sommermorgen. Die ganze Familie war in einer Laube versammlet, die von Rosengebüschen und etlichen in die Runde gepflanzten Bäumen formirt wurde. Niemand wurde der seitwärts herankommenden Fremden gewahr. Stellen wir uns hinter diesen Busch, flüsterte Danischmende dem Kalender zu, und sehen was es hier giebt.

Ein ehrwürdiger alter Mann, eine gute Hausmutter von vierzig Jahren, ein Mädchen von achtzehn, blühend wie ein Frühlingsmorgen, ein junger Landmann aus einem benachbarten Dorfe, der bey dem Alten um sie anhielt, und etliche jüngere Geschwister des Mädchens machten eine so schöne Gruppe, als jemals von einem Mahler in Athen, Paris oder Peking gezeichnet, gemahlt oder gesudelt worden.

Das

Das Mädchen ſtand zwiſchen ihrem Liebhaber und ihrer ſitzenden Mutter, die den linken Arm der Tochter mit ihrem rechten umfaßt hielt, und mütterlich drückte. Der rechte Arm des Mädchens war mit dem linken des Jünglings verſchränkt. Mit halbgeſchloßnen Augen ſchien ſie, in ſüſſer Unentſchloſſenheit der Natur, zwiſchen ihrer Mutter und ihrem Liebhaber zu ſchweben, und doch verriethen ihre auf der nervichten Hand des Jünglings ſpielenden Finger (*) den ihr unbekannten aber mächtigern Zug des Inſtinkts. Ihr ländlicher Anzug, leicht und ſchneeweis, bedeckte ſittſam die ſchönen Formen ihrer Geſtalt ohne ſie zu verbergen, und erhöhte die Lebhaftigkeit ihrer ſchwarzen Augen und ſchwarzen Locken. Eine Roſe an ihrem halboffnen Buſen machte ihren ganzen Putz aus. Eine von ihren Schweſtern, ein ſanftes Mädchen, vom Gedanken der Trennung ganz verſchlungen, lehnte ihr trauriges Geſicht voll ſchweſterlicher Liebe auf ihre linke Schulter, indem ſie den rechten Arm feſt um ihren Nacken ſchlung. (**)

Die

(*) Ich wollte gleich alles wetten, daß der Autor dies Gemählde dem Greuze abgeſtohlen hat.

Ein Kenner.

(**) Der leibhafte Greuze! — Aber warum hat der Autor die andre Schweſter wegelaſſen, die hinter des alten Vaters Stuhl hervorguckt, und den Bräutigam und ihre glückliche Schweſter mit ſo neidiſchen Augen anklozt,

Die Mutter ſagte nichts; aber ihre Augen, die mit Thränen erfüllt von der geliebten Tochter zum Vater und vom Vater zur Tochter irrten, ſagten in der mächtigen Sprache der Natur: o Vater, wie kann ich mich von dieſem Liebling meines Herzens trennen?

Dies alles zuſammen machte den erſten Augenblick aus, der ſich unſern ungeſehenen Zuſchauern darſtellte. Daniſchmends Herz war ganz in ſeinen Augen.

Der alte Vater — man wurde ſein Freund beym erſten Blick auf ſein ehrliches altväterliches Geſicht, und ſein lockicht ſilbergraues Haar — wandte ſich, mit einer Bewegung, wovon ſeine grauen Locken ihren Reiff um ſeinen Nacken ſchüttelten, an die Mutter. — Der junge Menſch war der Sohn ſeines verſtorbnen beſten Freundes — ein fleißiger, rüſtiger, wohlgemachter Burſche — er liebte das Mädchen

klozt, daß man ihr gleich ein paar Ohrfeigen geben möchte? — Vermuthlich hofte er durch ſolche Weglaſſungen den Diebſtahl deſto eher zu verbergen.

Der Kenner.

Der Kenner beweißt ſich als einen wahren Kunſtrichter Unter zwoo möglichen Erklärungen muß man allemal die wählen, die dem Autor die nachtheiligſte iſt.

Wittenberg.

chen so herzlich — und das Mädchen war ihm schon lange heimlich gut — und war ein Mädchen von achtzehn, strozte von Gesundheit und Jugend — und er, der Vater, war ein alter Mann, der noch gerne die Freude erleben wollte, die Kinder seiner Tochter um seine Knien herumspielen zu sehen. — Dies alles stund in seinem Gesichte geschrieben.

„Gute Mutter, sagte er mit einem warmen Ausdruck im Gesicht, und einem Ton der so unmittelbar zum Herzen gieng wie er aus dem seinigen kam, — gute Mutter, sagte er, indem er beyde Arme gegen sie ausbreitete; was wollen wir machen? Sie lieben einander; er ist ein braver Junge; sie ist ein gutes Mädchen; wollten wir sie hindern glücklich zu seyn?„

Die Mutter lächelte ihre Einwilligung mit weinenden Augen, und drückte des Mädchens Arm mit beyden Händen. Das Mädchen zitterte wie Espenlaub.

„Da, mein Sohn, sprach der Vater zum Jüngling, der mit sprachloser Rührung sich gegen ihn neigte: da, nimm sie, mein Sohn; sie ist dein! ich gebe dir das liebste was ich habe. Bewahre und liebe sie wie deinen Augapfel; und du, Mädchen, sey eine fromme Ehgattin, eine gute Mutter, wie

du immer eine gute fromme Tochter warst; und so segne euch der allmächtige Gott!„

Danischmenden rollte aus jedem Aug eine Thräne über die Backen. Er konnte sich nicht länger ruhig halten. Auch der Kalender schien nicht ganz unempfindlich zu bleiben. Aber er hatte nun einmal die traurige Gewohnheit, ein bloßer Zuschauer zu seyn. — Schleichen wir uns wieder fort, sagte er leise zu Danischmenden: wir würden die guten Leute nur stören.

Nur stören? — rief Danischmende; du kennest diese guten Leute nicht! Sie wissen nichts von der falschen Schaam, die frommen Ueberwallungen der Natur und des Herzens vor fremden Blicken zu verbergen. — „Guten Morgen, redlicher Alter, deine Hand! Guten Morgen, Nachbarin! Das ist ein schöner Tag, an dem Eltern ihre Kinder glücklich machen! — Nicht wahr, guter alter Vater, du fühlst dich beym Anblick dieser jungen Leutchen um dreyßig Jahre verjüngt? — Sie werden die Freude eurer alten Tage seyn; ihr werdet in ihren Kindern wieder aufleben!„ — (Das Mädchen erröthete bis an die Ohrläpchen und verbarg sich hinter ihren Bräutigam) — „Seht doch die kleine Heuchlerin, die uns nicht sehen lassen will wie glücklich sie ist! Aber zu ihrer Strafe werd' ich bey ihrer Hochzeit

seyn, und Perisade soll die Braut in die Kammer führen helfen!„

Die guten Leute dankten Danischmenden in ihrer ehrlichen kunstlosen Herzenssprache; und, nachdem er eine Weile freundlich um alle ihre kleinen Angelegenheiten sich erkundigt hatte, schied er von ihnen, von der ganzen Familie bis an die Grenze ihres Eigenthums begleitet. Die jüngern Kinder brachten ihm Grasblumen, hiengen sich das eine an seine Hand, das andre an seinen Rockzipfel. Alte und Junge liebten ihn als ob er zu ihnen gehörte.

W.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

Reise
des Herrn von M** nach China.

Fortsetzung von S. 144. des Febr.

Dritter Brief.

An seinen Bruder den Herrn von M**s.

Am

* * *

Am Bord des Briſſen
den 1 Jul 1774.

Ich habe dir nicht von Kantong aus geſchrieben, liebſter M**s, weil ich in Isle de France Briefe von dir zu finden glaubte, mit deren Beantwortung ich mir die Langeweile der See erträglich zu machen glaubte. Aber es waren keine da. Sollte ihr mich denn ganz vergeſſen haben? Ein Brief von meiner Schweſter, acht Tage nach unſrer Abreiſe geſchrieben, iſt Alles, was ich bekommen habe, obgleich unterdeſſen wohl mehr als zwanzig Schiffe angekommen ſind. Dir, mein Bruder, vergebe ich dieß Stillſchweigen weniger, als jemand andern, weil du, vom Schooſe unſrer Familie ſo gut als ich entfernt, lebhafter fühlen mußt, wie koſtbar uns auch die kleinſten Nachrichten daher ſind. Zum Erſatz dieſer, wahren oder ſcheinbaren, Ungerechtigkeit, die du an mir begehſt, fordere ich unverzüglich, daß du mir Nachricht von deiner jetzigen Lage gebeſt. Möchte ſie doch ſo glücklich ſeyn, als du verdieneſt, und ich dir wünſche! Außerdem kannſt du mich noch gar ſehr verbinden, wenn du mir, in ſo fern es deine Geſchäfte erlauben, ein Bild von der gegenwärtigen Lage unſers Europa, und den wichtigſten Vorfällen, welche ſich in den 18 Monaten, ſeitdem ich es verlaſſen, zugetragen haben, machſt. Zum Dank dafür, will ich dir etwas von meiner Reiſe erzählen,

und dir das wenige Umständliche von Indien liefern, wovon ich mir bey meinem kurzen Aufenthalte in dessen Inseln habe Kenntnisse schaffen können. Du wirst freylich allenthalben die Feder eines Soldaten erkennen.

Alle Umstände meiner Reise bis Malac, und die Nachrichten von Isle de France, wirst du vielleicht schon aus dem Briefe an unsre Schwester kennen. Wenigstens verweise ich dich dahin. Zu Malac, welches aus den Händen der Portugiesen in die Hände der Holländer übergieng, haben die lezteren die Hauptniederlage ihres Handels von Queda, Achens, und andern Inseln dieser Meerenge. Es wird von einer ziemlich festen, aber schlecht bewachten Citadelle bedeckt. Die Besatzung davon sind funfzig Mann, meistens französische Deserteurs, die der Gouverneur allzeit bey Ankunft fremder Schiffe anziehen und unter Gewehr treten läßt, um Fremden einen blauen Dunst mit seiner Garnison zu machen. Mohren, Malayen, und Chineser in verschiedene Quartiere der Stadt vertheilt, machen mehr als drey Viertel der Einwohner aus, welche blos vom Handel hier leben. Man tauscht ihre Land-Waaren gegen unsre Weine, Brandtweine, alt Eisen und sonderlich Piasters ein. Wir wohnten hier einem großen Fest, welches ein Bal endigte, bey. Der Gouverneur gab es bey Gelegenheit der Geburt eines

Sohnes

Flecken angebauet, wo man aber den Fremden nicht erlaubt auszusteigen.

Bey unsrer Ankunft vor Wampu empfiengen wir von allen Schiffen, an der Zahl dreyßig, die auf der Rheede lagen, den Gruß. Die Schiffe so vieler Nationen, mit ihren Flaggen und Wimpeln geziert, machen eins der schönsten Schauspiele. Den Tag darauf, als wir angelangt waren, kam der Hupu, oder Oberaufseher der Provinz Fokun-Quang, ein Mandarin der ersten Klasse, zu uns an Bord. Sein Gefolg bestund aus zwanzig Schampans, mit Fähnchen in den Händen, welches seine Schreiber und Musikanten waren. Acht Gerichtsdiener mit Bambusröhren, Ketten und Geißeln bewaffnet, die allezeit vor ihm hergehen, stellten sich zu beyden Seiten des Schiffes, und nun ergieng auf seinen Befehl unsere Taxe, nach welcher wir 25000 Franken, unsers Geldes, für das Ankerrecht zahlen, und dem Herrn Hupu noch außerdem ein Geschenk machen mußten. Eine höchst ungerechte Schinderey, der sich indessen doch die Europäer, welche sie zur Gewohnheit haben werden lassen, unterwerfen müssen. Für diese theure Ceremonie erhält man nun die Erlaubniß zu handeln. Wir giengen noch am nemlichen Tage in Canots nach Kangtong ab, welches nur drey Meilen von Wampu liegt. Ich hatte meine Uniform abgelegt.

Kein Ort, glaube ich, kann einem richtigere Begriffe von der Thätigkeit eines handelnden Volkes machen, als der Anblick dieser Stadt, die man als den ersten Handelsplatz in der Welt betrachten kann. Ich war ganz starr von Erstaunen beym Anblick von mehr als 1000 großen Jonquen oder chinesischen Schiffen, welche mitten in der Stadt lagen. Mehr als 12000 Schampans, die zum Laden gebraucht werden, stehen längs dem Strande hin, und sind in gewisse Straßen vertheilt, die ihre eignen Magistratspersonen und Viertelsmeister haben. Da sieht man in schön gemahlten Schiffchen eine Menge öffentlichfeile Dirnen, die den Vorbeygehenden zulächeln, und ihnen Betel nebst ihren Diensten anbieten; in andern Köche und Speisen, u. s. w.

Der Auswurf des Pöbels fiel uns mit einer Menge Schimpfwörter an. Fankoi, Koitse, Coilo (Fremde Hunde, Hundsfütter, Hurensöhne) flogen uns scharenweise an den Hals, und dann folgte ein Platz- und Hagelregen von Wasser und Steinen aus ihren Nachen über uns. Mitten durch diese Staupe, die man verdauen und wieder ausstehen muß so oft man die Rheede durchfährt, arbeiteten wir uns bis zum Quartier der Europäer, durch, welches jenseit des Flusses, am andern Ende der Stadt liegt. Die Hans, oder Nationen-Häuser, welche Europäisch und im auserlesensten Geschmacke gebauet

sind,

Sohnes vom Statthalter. Dieser Ort ist sehr reich. Zwey gut ausgerüstete Fregatten wären vielleicht zu Kriegszeiten hinreichend, ihn wegzunehmen, oder vielmehr eine sehr beträchtliche Ranzion davon zu ziehen, da dieser Platz eigentlich sonst niemanden, als den Besitzern der Molukkischen Inseln, etwas nuzt.

Nach dreytägiger Ruhe verließen wir Malac, und kamen mit einem beständig günstigen Westwinde bald nach Macao. Einen einzigen starken Windstos hatten wir auszuhalten, der zum Glück nicht lange dauerte. Nur ein Jahr zuvor hatte ein solcher kleiner Wirbelwind, den man hier Tiphon nennt, einen Holländer und mehr als 3000 Chineser Barquen zu Grunde gerichtet.

Macao ist eine kleine portugiesische Stadt, aber so angenehm, als ich eine in Europa kenne. Sechstausend sich so nennende portugiesische Metisen, so bettlerisch und stolz wie Hidalgos, bringen ihr Leben hier in Müßiggang und Schwelgen zu. Gedruckt von den Chinesern, welche ihnen die ausschließende Freyheit, ein Etablissement in ihrem Lande zu haben, sehr theuer verkauffen; verachtet von andern Europäern, weil die chinesische Regierung sie zwingt, ihr Winterlager hier zu halten, findet man, höchstens noch an ihren Aberglauben, in ihnen die Nachkom-

men jener berühmten Eroberer Asiens. Ihr ganzes Gebiethe schränkt sich, so zu sagen, auf ihre Stadtmauern und eine kleine auf einer Anhöhe gelegene Fortresse ein; wohin jedoch alle Jahre ein chinesischer Abgeordneter kommt, feyerlichst Besitz davon zu nehmen, und seine Gerichtsbarkeit zu bestätigen. Heuer wurde ein armer englischer Bedienter das Opfer dieser blutigen Prahlerey der Chineser. Weder seine erwiesene Unschuld, noch die Vorstellungen der Portugiesen konnten ihm das Leben retten. Die Furcht, aus einem ihnen so einträglichen Platze vertrieben zu werden, oder den Zugang von Lebensmitteln zu verlieren, zwang sie, diesen Unglücklichen den chinesischen Richtern auszuliefern, die sich ein rechtes Herzenslüstgen draus machen, einen Europäer zu erdrosseln.

Wir nahmen hier einen chinesischen Piloten, der uns den Ta, oder gelben Fluß, hinauf bis nach Wampu bringen sollte, wo die europäischen Schiffe ihre Ladung erwarten müssen. Zwey Nachen mit Mandarinen vom Zolle kamen hier an unser Schiff, und verließen es die ganze Zeit über, als es im Flusse lag, nicht. Sie sind da, um die Einfuhr fremder Waaren, und sonderlich des Opiums, als welches streng verboten ist, zu verhindern. Wir fuhren ohngefähr 33 Meilen den Fluß hinauf, durch lauter Reißfelder mit Städten und

Flecken

ſind, liegen längshin am Strande und unterſcheiden ſich durch ihre Flaggen. Nur die Franzoſen, Engländer, Dänen, Schweden, und Holländer haben hier ihre Hans. Die Portugieſen und Spanier nehmen ihre Ladungen im Hafen zu Macao ein.

Als wir aus unſerm Canot ausſtiegen, umringte uns eine Menge Volk, welches unter dem Vorwand einem zu helfen, und das Reiſegeräthe zu tragen, die Neuankommenden zu beſtehlen ſucht. Aller meiner Vorſicht ungeachtet mußte ich doch die Dienſtfertigkeit dieſer Purſche mit mehr als einem Dutzend Schnupftüchern bezahlen; aber einige herzhafte Stockſchläge befreyen einen ſogleich von dieſen Schurken.

Noch am nemlichen Tage kamen alle große Chineſiſche Kaufleute und bothen uns, in einem elenden Portugieſiſch, ihre Waaren an. Den Tag darauf fiengen wir an, unſern Porcellan Handel zu machen, weil dies, nach der Ordnung, allzeit die unterſte Lage der Schiffsladung macht. Nach dieſem Geſchäffte, womit wir bald zu Stande waren, folgten die vom Thee, der größte und faſt einzige Gegenſtand des Handels mit dieſem Lande. Es ſcheint unglaublich, welch eine Menge die Europäer davon aus dem Lande führen. Ich ſelbſt würde es bezweifeln, wenn ich nicht alle Lieferungen, ſo unſer Schiff

davon

davon erhielt, genau berechnet hätte. Diese betrugen an Thee Bohee, welches die schlechtere Sorte ist, 500000 Pfund, und an grünem und feinem Thee, eben so viel. Dreyßig Schiffe bringen also jährlich Dreyßig Millionen Pfund, dieses kostbaren Krautes nach Europa. Nun kann man die Consumtion, welche Europa, und sonderlich die Englischen Colonien davon machen, nach folgender Vertheilung leicht übersehen.

Auch nur eine Million Pfund davon auf ein Schiff gerechnet — obgleich die nordischen oft 15000 Pf. mehr laden — ist es doch erwiesen, daß schon ⅔ einer solchen Ladung für das, was Frankreich verbraucht, hinreichen: Das Uebrige davon geht durch Schleichhandel nach England oder Holland. Vier Holländische Schiffe versorgen damit Holland, die Niederlande, unsre nördlichen Provinzen, und diejenigen Theile von Teutschland wo diese Mode eingerissen ist. Zwey Dänische, und zwey Schwedische Schiffe vergifften damit den Norden. Rechne nun das, was zwanzig Englische Schiffe, und die Contrebande von unserm Verkauff in Orient davon herausziehen, so kommt doch immer die Summe, höchst mäßig berechnet, auf funfzehn bis achtzehn Millionen Pfund. Dies scheint ganz unglaublich, wenn man es mit der Consumtion, die Frankreich davon macht, vergleicht, als wo der Geschmack daran nicht sehr Mode ist.

Der

Der Mangel des Fonds und der Mißcredit der englischen Compagnie, nöthigten sie im Jahr 1773 ihren China Handel nur auf 8 Schiffe einzuschränken und auch diese nur mäßig zu beladen. Dies machte eine höchst angenehme Revolution für die andern Nationen, welche ihren Einkauff jetzt um einen weit besseren Preiß machen konnten; und wenn uns gleich von der einen Seite, die sechs von Privatspersonen ausgerüsteten Schiffe, statt deren sonst die Compagnie nur zwey schickte, eine nachtheilige Concurrenz bey dem Debit in Orient drohen, so haben wir doch auf der andern Seite wieder die größte Hoffnung, daß die Engländer nie wieder so stark in diesem Handel werden sollen.

Der Rest der Ladungen besteht aus ganz gutem Zimmt, der aber doch die Güte des Ceylonschen nicht hat, aus roher und verarbeiteter Seide, Nankins, Quekfilber, gemahlten Papieren, Lack, und Tutenagne, einer Art Mittelmetal zwischen Kupfer und Zinn. Diese verschiedene Artickel machen ohngefähr ein Kapital von einer Million für ein Schiff. Da man diesen Handel meistens in Piastern machen muß, so kann man wenigstens den Tribut, den Europa jährlich den Chinesern für die Wuth, laues Wasser zu trinken, bezahlt, auf fünf und zwanzig Millionen rechnen.

Die

Die Verbindungen, in welche ich durch den Handel mit den berühmteſten Chineſiſchen Kaufleuten kommen bin, haben mir die hohe Idee, welche ich mir zuvor von der Vortreflichkeit dieſer Nation gemacht hatte, erſtaunend verkleinert. Es ſcheint vielleicht eine Art von Ungerechtigkeit zu ſeyn, eine ganze große Nation nach den Bürgern einer Stadt richten zu wollen; den die Betrügereyen, der Diebſtahl, das Mißtrauen, und die ſchändlichſten Handlungen, davon wir faſt täglich entweder Zeugen oder ſelbſt die Opfer waren, ſind mehr Laſter einiger einzelnen Glieder als herrſchender Charakter der Nation. Aber iſt es nicht auffallend, daß der Handel, deſſen Grundſtein doch bey allen polizierten Nationen Ehrlichkeit, Treue und Glaube iſt, nur in China von Leuten geführt wird, die die verſchrienſten Sitten und Aufführung haben? Rühmt uns die Vortrefflichkeit ihrer Moral wie ihr wollt; ich verſichre euch, ſie iſt nichts als Geſchwätz. Ich ſchmeichle mir ſie auch ein wenig zu kennen; aus Gewohnheit und Etikette ſetzen ſie immer Ceremonie an die Stelle der Pflichten.

Kien-Long, der jetzige Kaiſer dieſes großen Reichs, iſt mir von allen Chineſern, die ich darüber geſprochen habe, als ein Ungeheuer abgebildet worden. Seine Verachtung aller Geſetze, ſeine ausſtudierte Grauſamkeit, die ihn täglich neue Martern

und

und Todesſtrafen erfinden läßt, ſein niedrer und ſtinkender Geitz, haben ihn zum Gegenſtande des öffentlichſten Haſſes und Fluchs gemacht. Die älteſten Chineſer ſehen auch mit Unwillen die erſten Stellen, Anſehen und Reichthümer in den Händen Tartariſirter Chineſer.

Während unſers Aufenthaltes waren wir beynahe Zeugen einer großen Revolte, welche in einer abendlichen Provinz von Fokien, dreyßig Meilen von Kantong entſtund. Dieſe Völker ſind Abkömmlinge der alten Chineſer, welche die Tartarn nicht haben zwingen können ſich die Haare rundum abſcheeren zu laſſen. Sie bewohnen Gebürge, von welchen ſie wie ein Strohm die benachbarten Provinzen überſchwemmen und verheeren. Der Tſomtu, Statthalter der Provinz Fokien und General der Tartarn, ſchiffte ſich im Oktober zu Kantong ein, und gieng an der Spitze von 30000 Mann hin die Rebellen zu bekriegen; welche aber, nur 6000 Mann ſtark, ſeine ganze Armee ruinirten. Dieſer Feldzug, der nur drey Wochen dauerte, und von welchem er nur 1200 Mann zurückbrachte, erwarb ihm demungeachtet die größten Lobſprüche und Glückwünſche von allen Soldaten zu Kantong. Sie ſtellten ſich bey ſeiner Zurückkunft auf den Damm in Schlachtordnung, machten drey Hauffen, einen die Lanzenträger, einen die Bogenſchützen, und einen die

Mouſque-

Musquetiers, und sobald die Galeere des Generals mit ihrer Flagge und Fähnlein erschien, fielen sie sämmtlich auf ihre Knie, und schlugen sich an die Stirn, die Officiers aber hielten in eben der Stellung kleine rothe Papiere über den Kopf; welches ihr Glükwunsch war.

Du forderst in deinem letzten Briefe einige Erläuterungen über den Getraidehandel dieses Landes von mir. Von den Chinesern selbst, die ich darüber fragte, habe ich nicht das Geringste erfahren; aber so viel ich aus der ungeheuern Menge Jonquen, die ihnen Reis aus Tunquing und Cochin-China zubringen, schließen kann, so bauen die mittäglichen Provinzen von China selbst so wenig Getraide, daß sie, an statt ihren Ueberfluß auszuführen, vielmehr einen Theil ihrer Lebensmittel von ihren Nachbarn holen müßen. Und selbst diese Zuflucht schützt sie oft nicht für Hungersnoth, welche in diesen Ländern etwas sehr gewöhnliches ist.

Die Engländer — welche auf keine Weise das ausschließende Eigenthumsrecht erkennen wollen, welches sich die Holländer auf den ungeheuern Archipelagus der Molukkischen Inseln anmaßen, und wovon sie so viel nur immer möglich andre Nationen entfernen, — erhielten dies Jahr eine Palle (ein kleines Schiff von Indischer Bauart) mit Pfeffer und andern Spe-

zereyen

zeugen geladen, aus der Insel Borneo. Ihre rückgehende Ladung bestund aus nichts als Backsteinen und andern Materialien zur Anlage einer Fortresse auf der Insel Jolo, zwischen Borneo und Mindanao. Die Faktoren der hiesigen holländischen Comptoirs sahen nicht ohne innere Unruhe diese Vorbereitungen eines Etablissement, welches ihrer ausschließenden Handlung das Gegengewicht halten, und leicht ihrer Herrschaft über diese Inseln einen Stoß geben kann, deren genauere Kenntniß sie noch immer, durch ihre Sorgfalt die Karten davon geheim zu halten, andern Nationen zu entziehen gewußt haben.

Es wäre zu wünschen, daß dies Beyspiel unsrer Nebenbuhler Frankreich die Augen über die ungerechten Ansprüche dieser ausschließenden Republikaner öffnete, und es vermöchte sich auch einen Zugang zu den reichen Produkten dieser Länder zu öffnen. Die königliche Marine, welche in diesen Gewässern auf die Schiffe der ostindischen Compagnie folgte, ist geschickt genug, solche vortheilhafte Etablissements zu gründen und zu beschützen. Der Abscheu, mit welchem man in diesem Theile Asiens die Herrschaft der Republik betrachtet, würde uns so sehr als die Macht unserer Waffen dienen, die französische Flagge daselbst einzuführen und furchtbar zu machen.

Als wir unsre bestimmte Ladung fast ganz eingenommen hatten, beschleunigte ein schreckliches Complot, dessen ohngefähre Entdeckung, am 8ten Jänner dieses Jahres, unser Schiff noch rettete, unsere Abreise. Die Zollbedienten, welche sich längs des Ufers hin unter den Schampans befinden, wollten sich die Nachlässigkeit, mit welcher man das Schiff bewachte, zu Nutze machen, und des Nachts stehlen. Sie hatten bemerkt, daß die Kammer im Hinterrheile des Schiffs, worinn sich die kostbarsten Waaren befanden, nur blinde Schießlöcher hatte, die inwendig mit Stricken verwahrt waren. Sie bohrten also ein Loch hinein, steckten einen Wachsstock durch, und brannten die Stricke ab, welche die Klappe hielten. Das Geräusch von dieser, als sie ins Wasser fiel, weckte unsern Sekond-Capitaine auf, der sehr erschrack, als er den Rauch im Schiffe sahe. Das Feuer, welches sich durch das Tauwerk schon an verschiedene Theile des Schiffs verbreitet hatte, wurde augenblicklich gelöscht, und man fand alles Werkzeug, dessen sich die Herren Chineser zu ihrem Unternehmen bedient hatten. Die Flucht der Schampans, welche ihr Projekt vereitelt sahen, entdeckte sogleich die Urheber dieses Bubenstückes, aber aller unserer Klagen zu Kantong ungeachtet erhielten wir nicht einen Strich von Gnugthuung an diesen Hunden, welche den Tag drauf mit der größten Unverschämtheit wieder an Bord kamen. Wenige Tage nach unserer Ankunft

kunft verbrannte ein englisches Schiff mit seiner ganzen Ladung, und sezte alle Schiffe auf der Rheede in die gröſte Gefahr. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß dies auch ein Werk dieser Buben gewesen sey, welche sich bey dem Bewußtseyn ihrer Ungestraftheit, alle nur mögliche Ausschweifungen gegen die Europäer erlauben.

Den 15ten Jänner waren wir mit unsern Geschäften fertig, giengen vom Löwenthurm ab, wo das Schiff seine lezte Ladung genommen hatte, und Tages darauf stachen wir in See. Mit vierzehen Tage frischen Wind kamen wir an den Sund, zwischen Sumatra und Java, und fanden da zehen Schiffe verschiedener Nationen, davon die meisten drey Wochen vor uns ausgelaufen waren, und aus Mangel des Windes noch hier lagen. Wir bedienten uns der dauernden Windstille, um Holz und Wasser auf Summatra einzunehmen.

Die Küsten dieses reichen Landes sind beynahe ganz unbewohnt, und Wüsteneyen, wo wir oft Büffel von Tigern unter schrecklichen Brüllen jagen sahen. Einige wilde und nach Landesart bewaffnete Malayen kamen ans Ufer, und verhandelten uns Fische und Flügelwerk für Nägel und altes Eisen, welches sie den Piastern vorziehen.

Ein kleiner Landwind ſetzte noch am nemlichen Tage alle Schiffe in Thätigkeit. Ihre Bewegungen unter Seegel machten mir ohngefähr einen Begriff von den Anblick einer Flotte. Auf der Höhe der Cocos Inſeln trennten wir uns. Acht Schiffe giengen nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung, und wir mit noch zwey andern Franzöſiſchen nach Isle de France; wo wir auch den 25 März ankamen.

Die Furcht für der ſchrecklichen Art Stürme, die im Monat März hier ſo gewöhnlich iſt, machte, daß wir unſre Geſchäfte hier aufs ſchnellſte beſorgten. Unſer Schiff, welches nur einige Ballen auszuladen, und friſches Waſſer einzunehmen hatte, war auch würklich in 4 Tagen damit fertig. Ich brachte dieſe in Freude zu, unſern geliebten M** wiedergefunden zu haben, deſſen ſchmeichelhaffte Laze, die er ſich hier verſchafft hat, unſer Glück vollkommen ſichert.

Während meines Aufenthalts in China, war der, durch ſeine Entdeckung der Südländer ſo bekannte Herr von R**n, mit einem Schiffe von 74 Kanonen und einer Fregatte nach Isle de France gekommen, die Leute einzunehmen, welche man zu einer neuen Colonie in Süd-Frankreich beſtimmt hatte. Zu gleicher Zeit traf auch der Baron von Benjowsky durch ſeine ſonderbare Reiſe von Kamtſchatka

ſchatka nach Macao in Zeitungen ſo berühmte Ungar, mit ſeiner Ungariſchen Mannſchaft daſelbſt ein, um auf Madagaſcar, in der Bay Anton-Gil ein Etabliſſement zu errichten. Vielleicht iſt dir es angenehm zu erfahren, was man hier zu Lande, wo man dieſe Leute näher ſieht, und ihren wahren Werth richtiger beurtheilt, von ihnen und ihren Unternehmungen denkt.

Als Herr von R**n aus den Südländern zurückkam, machte der geheimnisvolle Schleyer, den er über ſeine Entdeckungen breitete, und das Verboth an ſeine Matroſen, bey Todtesſtrafe nichts von dem zu ſagen was ſie geſehen — ein ganz überflüſſiges Verboth, auf ſeiner Seite aber eine feine Liſt, ſein ganzes Betragen mit Wunderbaren zu verbrämen — daß man Anfangs ihn und ſeine Expedition mit Chriſtoph Colomb verglich. Die Ankunft des Dickbauchs aber, den er bey Erblickung des Landes verlaſſen hatte, ſchmelzte dieſe Rieſenideen ſchon ziemlich zuſammen. Man erfuhr nemlich durch dieſes Schiff, daß Herr von R**n dies noch ganz in Nebel eingehüllte unbekannte Land nur von ſeinen Maſten erblickt, und, ſtolz auf ſeine Entdeckung, ſeine Schaluppe, die er doch ausgeſetzt hatte die Lage und Beſchaffenheit dieſer Küſte zu unterſuchen, verlaſſen habe: daß dieſe armen Verlaſſenen, nachdem ſie lange mit einem ſehr ungeſtümen Meere ge-

kämpft, endlich von dem Dickbauch entdeckt und aufgenommen wurden, der sie nach Isle de France brachte, indessen Herr von R**n, ohne seinen Gefährten den Dickbauch zu erwarten, dem er doch auf einer gewissen Höhe das Rendezvous bestimmt hatte, mit vollen Seegeln nach Frankreich eilte, seine Entdeckung als wahr und von Umständen bestätigt, anzukündigen. Der Hof, durch seine übertriebenen und befranzten Erzählungen überrascht, verwilligte ihm ein Schiff von 74 Kanonen und eine Fregatte, um seine Entdeckungen zu krönen, und Besitz davon zu nehmen. Er kam also den 30sten August 1773 zurück nach Isle de France, nachdem er einen Sturm ausgestanden, der seine Maste ein wenig beschädigt hatte. Böse Leute versicherten, dieser Zufall sey ihm eben nicht unangenehm gewesen; denn die vier Wochen, welche ohngefähr die Ausbesserung des Schiffes erforderte, habe er recht wohl angewandt seine Ladung gegen gute blaue Hemden zu vertauschen, die sich dann ganz vortrefflich bey den Spaniern, am Rio de la Plata, wieder absetzen lassen; als wo ihn leicht ein abermals gebrochner Mast, ein Leck, oder sonst was, nöthigen könne ans Land zu gehen. Sein ganzes Betragen auf Isle de France, setzten sie hinzu, habe gezeigt, daß er bey der ganzen Expedition mehr den Zweck, sein Glück zu machen, als die Ehre, der Stiffter einer neuen Kolonie zu werden, vor Augen gehabt habe.

habe. Er gieng zu Anfang des Oktober von da wieder ab, von seiner Fregatte und einer Jagd von Port-Luis begleitet, welche die neuen französischen Colonisten, meistens Uebelthäter und Leute von schlimmen Sitten, für die Südländer an Bord hatte.

Eben so wenig Gnade hat Herr von Beniowsky, mit seinen Ungarn, vor diesen strengen Censoren gefunden. Sie finden es sehr sonderbar, daß man im südlichen Theile von Madagascar das Fort Dauphin, welches mit so vielen Kosten angelegt worden, so ganz verlassen, und statt dessen die Bay Anton-Gil, den ungesundesten Ort der ganzen Insel, der wegen seiner bösen Luft nur das Grab der Franzosen hieß, itzt bekriege. Sie prophezeyhen, daß diese schöne Expedition dem Handel mit den Schwarzen vollends das Garaus machen werde, der ohnedies schon schwierig genug worden sey, seitdem die königlichen Schiffe sie die Piaster kennen gelehrt hätten.

Wäre es nicht nützlicher die Sechellen anzubauen, die jetzt fünf bis sechs Franzosen überlaßen sind, welche an der Spitze von ohngefähr funfzehn Schwarzen, ihr Leben in Müßiggange zubringen, aus dem sie nicht eher erwachen, als um sich einmal mit einander herumzuschlagen? Die Küsten haben Ueberfluß an Fischen und an Land und See-Schildkröten, und ge-

ben den Schiffen, welche seit 3 oder 4 Jahren diesen Weg genommen haben, einen so sichern als bequemen Ruheplatz. Die Insel Pralin eine von den Sechellen, liefert den See-Coco; den die Naturkenner immer für ein See-Product gehalten hatten. Die Indianer, welche ihn als eine Art von Gegengift brauchen, bezahlten die, so das Meer an den Maldivischen Inseln auswarf, bis zu 200 Rupien. Jezt da seine Vermehrung den Werth davon geschwächt hat, bezahlt man sie doch noch mit 12 Rupien. Ein großer, weiter, und für allen Winden sichrer Hafen, zeigt den königlichen Schiffen eine Zuflucht, die um so viel kostbarer ist, da die Orkane den Port-Louis immer gefährlicher zu machen anfangen. Hier könnten sie also in der sichersten Freystatt unsere Handlung und unsre Etablissemens in Indien decken, und auf einen Wink erscheinen, wo Gefahr ist. Der vortrefflichste, klagbarste und mit Flüssen durchwässerte Boden, könnte statt unnützen Unkrauts, die besten Spezereyen tragen, um die wir hernach nicht mehr die Holländer beneiden müßten. Wir haben in Belle-Isle Acadier, eine arbeitsame Nation, und die ihrem Hang für Frankreich durch den Vorzug gezeigt hat, den sie der Französischen Regierung vor der Englischen gab, da sie ihre Besitzungen in Acadien verließ. Es würde nicht schwer seyn ein funfzig Familien dieser wackern Leute dahin zu bringen, und sie auf ein Jahr mit Lebensmitteln, Hacken, Spaten

und

und einigen Schwarzen zu verſehen, die der König von ſeiner Heerde in Isle de France nehmen könnte. Nun hätte man, bey ihrer Thätigkeit weiter nicht für ihren Unterhalt zu ſorgen. Ich bin verſichert in weniger als zehen Jahren würde man eine blühende Kolonie ſehen, die vollkommen im Stande ſeyn würde im Nothfalle die Isle de France mit Lebensmitteln zu verſehen, welche ſo oft, durch die verheerenden Orkane, ſchrecklichen Hungersgefahren ausgeſetzt wird. Ich habe es einem Fähndrich der königlichen Schiffe, der mein Reiſegefährte auf dem Briſſon iſt, aufgetragen dem Hrn. von B** es die Vortheile dieſes Etablißements in einem Memoire vorzutragen, und ich ſchmeichle mir, daß dieſer Miniſter, deßen Uebereilungen bey dem allen immer gute Abſichten verrathen, dieſen Entwurf billigen wird, deßen Ausführung ſo wenig koſtend, als ſein Erfolg vortheilhaft ſeyn kann.

Vermuthlich weißt du ſchon aus Zeitungen von der Ausrüſtung zwoer Engliſchen Fregatten, die auf Entdeckungen in den Südländern ausgelauffen ſind? Jede führte ein kleines Fahrzeug in Stücken bey ſich, welches nur zuſammengeſetzt werden darf; hatte auch doppelten Stab, doppelte Equipage, Aſtronomen, Chymiſten, allerhand Geräthe, Saamen von Korn und Gartengewächſen, kurz, Alles was nöthig iſt, ſich wo anzubauen, und hinreichende Kenntniß von der Lage

und Beschaffenheit des Landes einzuziehen; unter andern eine Menge Handwerker und Musikanten, um ihre Gesellschaft aufzumuntern. Sie sagten am Cap, wo sie eben vor Anker lagen, sie hofften in zwey Jahren die ganze Reise um die Welt, und so viel Entdeckungen als nur möglich, gemacht zu haben. Beyde Fregatten dürfen sich, unter welchem Vorwande es auch sey, nie von einander entfernen.

Der traurige Tod des Hrn. von Marion, den die Wilden von Neu-Seeland ermordet und wahrscheinlicherweise gespeißet haben, hat die Hitze der Entdeckungsfahrer in Isle de France sehr abgekühlt. Man sprach indeßen doch von einer Ausrüstung, die wahre Länge des Cap de la Circasion zu bestimmen, welches zwey Schiffe der Compagnie im Jahr 1754 entdeckten.

Am ersten April verließen wir Isle de France und paßierten innerhalb 22 Tagen das Vorgebürge der guten Hoffnung, dem wir auf eine Meile weit nahe kamen. Ich beklagte es unendlich so nahe bey einer so prächtigen Colonie vorbey zu segeln und nicht hin zu kommen. Wir legten drauf bey der Insel Ascension an, welche, ob sie gleich weder Waßer noch Baum, noch Kraut hat, doch den aus Indien zurückkommenden Schiffen sehr angenehm ist, denn die Schildkröten, welche man da fängt, sichern die Gesundheit der

Equi-

Equipage gar sehr. Wir nahmen ihrer dreißig, welche auch gerade dreyßig Tage für unsern Tisch und die Matrosen zureichten. Sie sind von der Größe eines kleinen Ochsen, und um sie zu erhalten, darf man sie nur des Tages zweymal mit Seewaßer begießen. Man fängt sie des Nachts, wenn sie ans Land gehen, um ihre Eyer in den Sand zu legen. Die man nehmen will, legt man nur auf den Rücken, und wenn man sie einmal in dieser Lage hat, können sie nicht mehr davon. Der Dauphin, der acht Tage vor uns hier landete, hatte ihrer Hundert geladen.

Wir fanden hier ein kleines englisches Fahrzeug aus Neu-York, welches Schleichhandel trieb, und die aus China und Indien zurückkommenden Schiffe erwartete, um von ihnen Waaren dieser Länder um einen weit vortheilhafteren Preis zu erhandeln, als man sie in England kauft, wo der Staat schon beträchtliche Abgaben darauf gelegt hat. Ich machte mit ihm einen Handel von 19000 Thalern, und zwar so vortheilhaft, als ich nur immer verlangen konnte. Ich hätte das ganze Fahrzeug beladen können, wenn nicht meine Waaren eben zu unterst im Raume gelegen hätten. Hier fand ich, wie gute Dienste mir das wenige Englisch that, welches ich noch so schlimm genug krächze.

Vor vier Tagen haben wir die Azoriſchen Inſeln zurückgelegt, und ſeitdem haben wir einen gewaltigen Weſtwind, der uns gerade und in wenig Tagen nach L'Orient (*) treiben wird. Die Luft iſt dabey ſo kalt, daß ich, unter einerley Breite mit Paris, mich ſo warm anziehen muß, als wär es die gröſte Kälte.

Die Menge Schiffe, welche wir immer ſehen, verkündigt uns, daß wir landnahe ſind, und bald glaub' ich werden wir Ankergrund finden. Ich will dieſe ſchrecklich lange Epiſtel an dich zu Lande ſchlieſſen. Vergiß nicht mir deine Addreſſe zu geben, weil ich dir eine Kleinigkeit zu ſchicken habe, die dir vielleicht dadurch ein angenehmes Geſchenk wird, weil ſie von einem Bruder kommt, der dich aufrichtig liebt. Adieu, liebſter M**s! Möchte uns doch das gute Wetter, welches wir auf unſrer ganzen Reiſe hatten, auch glücklich in den Hafen bringen. Wir erblicken kein engliſches Schiff, welches uns nicht gleich die Furcht in einen Corſaren verwandelt, der kömmt und uns die Früchte unſers zweyjährigen Schweiſes rauben will. Und in der That, ſo ängſtlich wie wir ſind, könnte ſchon eine Fregatte von 20 Kanonen rein Spiel mit uns machen.

Den

(*) Eine kleine Stadt in Bretagne, mit einem berühmten Hafen, aus und nach welchem die vormalige Franzöſiſch Oſtindiſche Compagnie ihren Handel trieb.

Den 8 Julius.

Wir ſehen Land, liebſter Bruder, und haben den Piloten am Bord. So viel ich die Nachrichten verſtehe, die er uns in ſeinem Rothwelſch, ſo gut und ſchlimm er kann, giebt, ſehe ich, daß ich mich in der Hoffnung eines glücklichen Verkaufs meiner Waaren nicht getäuſcht habe. Man fertigt eben ein Boot ans Land ab, und ich kann dich kaum noch umarmen. Morgen werden wir in den Hafen einlaufen. Leb wohl, liebſter Bruder, ich empfehle mich deinem Herzen. Deine Briefe ſchickeſt du mir nach L'Orient.

B—ch.

V.

Theatraliſche Neuigkeiten.

Fortſetzung von S. 187, des Febr.

Die Thaten der Schriftſteller mögen nun auf die Bemühungen der Schauſpieler folgen. — Auch hier will ich keinen Rang beobachten, ſondern ihre Arbeiten nennen, wie ſie mir zuerſt in die Hände fallen. — Zu Göttingen erſchien Der Chineſer, oder die Gerechtigkeit des Schickſals, eine Tragödie in Alexandrinern. Der Verfaſſer hat dieſelbe Geſchichte gewählt, welche

welche bey Voltairens Orphelin de la Chine zum Grunde liegt, nur daß er die chineſiſche Erzählung bis ans Ende verfolgt, den Wayſen ſeinen wahren Stand und die Grauſamkeit ſeines Pflegevaters erfahren, und den Tod ſeiner Familie rächen läßt. — Die Verſe ſind ungefähr wie dieſe:

Ja, ſollt' ich heute mich auch noch im Grabe wiſſen,
Wird nur mein Feind zugleich mit mir herabgeriſſen!

Auf Charakter und charakteriſtiſche Züge hat ſich der Verfaſſer gar nicht befleißiget. — Zu Münſter iſt eine Operette in einem Akte, Die Wilddiebe, gedruckt. Wie gewöhnlich, ſind die Geſänge das Beſte, und ich erinnere mich, ein Lied davon in einem Almanache geleſen zu haben. Ein Herr von Treuheim ſucht in verkleideter Geſtalt ein gewiſſes Gretchen auf die Probe zu ſtellen, ob es ihn auch in dieſem ſchlechten Aufzuge liebe, und ſie hält die Probe aus, weiter läßt ſich von dem Plane nichts ſagen. — Die Ariadne des Herrn Brandes, deren ich oben gedachte, muß ich nun etwas näher beſchreiben. Durchgehends iſt er darinnen den Fußtapfen des Herrn von Gerſtenberg gefolgt, außer daß er, um nicht ein Mono — ſondern ein Duodrama zu machen, die Rolle des fliehenden und mit ſich ſtreitenden Theſeus hinzugefügt hat. Wenn der proſaiſche Dialog, in welchen hier die Verſe des Herrn von Gerſtenberg aufgelöſt worden, gleich hier und da ins Deklamatoriſche fällt, ſo bleibt er doch von

über-

übertriebenen Bildern frey. Dadurch, daß Theseus kein Undankbarer ist, sondern Ariadnen verläßt, um ihr Leben gegen die Wuth der auf Naxos gelandeten Griechen in Sicherheit zu setzen, scheint er zwar um etwas weniger schwarz; allein in das Mitleid mit Ariadnen mischt sich das unangenehme Gefühl, welches die Unglücksfälle begleitet, die aus Misverständniß entspringen.

Arnands Erzählungen haben schon manchen theatralischen Schiffbruch veranlaßt; das unnatürliche schauderhafte, und die pretiöse Sprache, die darinnen herrscht, sind neue Schwierigkeiten außer denen, die jeder erfährt, der einen Roman in ein Schauspiel verwandeln will. Sie zu übersteigen, reichten die Kräfte des Herrn Zehnmark nicht hin, welcher aus der Erzählung Salvini und Adelson ein Trauerspiel gezogen hat. Salvini soll seinem Charakter nach ein Philosoph seyn; was für platte Dinge sagt er, wenn er bey dem Verfasser (S. 35.) philosophirt! Nicht einmal für die Vertheilung des Interesse durch die verschiedenen Akte hat er gesorgt. — Salvini und Adelson erinnert mich an eine ganz neue Euphemie, welche zu Leipzig erschienen ist. Dieser Verfasser hat aber gar nicht, wie der Titel zu muthmaßen Gelegenheit giebt, an Arnaud gedacht, sondern sich seinen Roman selbst gesponnen, eine unglückliche Geliebte und einen schwarzen Bösewicht (von gemeinem Schlage) geschaffen,

fen, iſt auf den Stelzen der Deklamation einher gegangen. — Wie kann man ihn anders nennen, als einen rohen Anfänger? —

Die natürliche Tochter, ein rührendes Luſtſpiel, zu Münſter gedruckt, iſt auch ganz Roman, und an ſich ein ziemlich leidlicher Roman. In Diderots natürlichem Sohne kann doch den, der ſie verſteht, die Philoſophie über die Ehre unterhalten; hier aber iſt kein Character entwickelt, und die Sprache durchgängig matt. Die Zunge des Verfaſſers ſcheint zu ſchwer, um lebhaften Affect auszudrucken. Man ſehe nur z. E. den Monolog S. 22. Uebrigens, ein Wirth, ein Teutſchfranzoſe, ein harter Alter, ein weinendes und ein luſtiges Mädchen, eine ſchwermüthige Mutter, das ſind ohngefähr die Hauptperſonen. — Wie ungleich intereſſanter als alle groſſe Stücke in dieſem Geſchmack iſt der Edelknabe von Hrn. Engel; der ſchönſte Pendant zu ſeinem dankbaren Sohne! Wie einen ganz andern Effect macht die Sprache der Natur und der Empfindung, die in dieſem kleinen Stücke herrſcht, als der unzeitige Aufwand von Witz und die neumodiſche Affectation ſchwülſtiger Gedanken und Ausdrücke in manchem andern neuen Schauſpiele! —

Die Merope von Voltairen ward ſchon ehedem häufig auf unſern Bühnen geſpielt, aber in einer unleidlichen Ueberſetzung. Jezt hat Hr. Gotter dieſes

Trauer-

Trauerſpiel nicht allein mit Feuer überſetzt, ſondern auch, durch Leßings merkwürdige Zergliederung deſſelben veranlaßt, es mit wichtigen Verbeſſerungen bereichert. Gotters Merope, Weißens Mariane, Müllers Semiramis, Löwens Mahomed, wäre nun ein guter Anfang zu einem deutſchen Voltairiſchen Theater!

Der Freyherr von Gebler hat mit ſeinen beyden Schauſpielen, welche am allgemeinſten gefallen, in einer neuen Auflage derſelben wichtige Veränderungen vorgenommen. Die Verbeſſerungen in der Klementine gehen hauptſächlich dahin, einige Unwahrſcheinlichkeiten zu heben, und den Ton gleicher zu machen. Im Miniſter ſind nun die Audienzſcenen des Poeten und des Projectanten weggelaſſen, und die Scenen des Poeten, des Kaufmanns und des jungen Frauenzimmers mit der Haupthandlung verbunden worden.

Warum die Entrepriſe zu Wien Schriftſteller, wie die Herren Rautenſtrauch und Weidmann, auf die nemliche Art engagirt hat, wie das italiäniſche Theater zu Paris den Goldoni, läßt ſich nicht wohl erklären, da es an beſſern Arbeitern für das Theater daſelbſt nicht gebricht. — Ich rechne dahin nicht einen Herrn Koppner mit ſeinen mißrathenen Ueberſetzungen des Weſtindiers, der Horazier, und des Unbekannten, ſondern vornemlich Herrn Stephani den jüngern, welcher doch wenigſtens in einzelnen Scenen

Wahrheit und Natur hat, und vielleicht noch mehr leiſten könnte, wenn er auf die Kompoſition des Ganzen und auf den Ausdruck mehr Fleiß verwendete. Allein dies geſtattet ihm ſeine Vielſchreiberey nicht. Er hat im abgewichenen Jahre vier Schauſpiele geliefert, wovon der Merkur ſchon zwey genannt hat. Die neueſten ſind der Spleen und der entlarvte Philoſoph. Das erſtere hat ein vielleicht für die Kräfte des Herrn Stephani zu ſchweres Thema, eine neue Schilderung der Miſanthropen. Einige wenige rührende Situationen ſind nicht gut ausgeführt. Uebrigens iſt der Stoff aus einem Proverbe dramatique der Franzoſen, und das doppelte Erſäufen aus dem Fabricant zu London des Falbaire entlehnt. Das andere, welches ſich auf eine ſehr gemeine Idée gründet, will in der Ausführung noch weniger bedeuten.

Milton und Elmire, ein Singſpiel in einem Aufzug, welches zu Frankfurt am Mayn erſchienen, iſt die Geſchichte des Eraſt, nur daß hier Fiſcher auftreten, daß der Verfaſſer die Sprache der Empfindung nicht zu reden weiß, und Verſe, wie dieſe, macht:

Drum ſey vergnügt, was dir auf Erden
Vom Schickſal wird zu Theile werden. —

Ein gewiſſer Seipp, Schauſpieler bey der Wahriſchen Geſellſchaft in Ungarn, hat eine ganze Menge elender Schauſpiele geſchrieben, unter denen ich nur, um der auſſer-

ausserordentlichen Frechheit willen, einen König Lear nach Schakspear bemerke.

Der Orbispictus und die Reisenden sind zwey Hamburger Lustspiele, deren Verfasser weder Mutterwitz noch Schulwitz, und nicht ein Fünkchen komischer Laune besitzt.

Wichtiger ist ein anderes Hamburger Product Diego und Leonore, ein Trauerspiel; zwar keines von denen Stücken, welche allgewaltig mit sich hinreissen, aber, gegen die ehemaligen Arbeiten des Herrn Bock gehalten, sein Meisterstück. Die Character sind wahrer, der Plan ordentlicher, die Sprache natürlicher. (*) Er hat es den beyden Dem. Ackermann gewidmet, und ohne Zweifel muß die Vorstellung desselben (vornemlich durch eine gute Leonore) die Würkung unendlich erhöhen. Rühmen muß ich es von dem Verfasser, daß er sich in vielen Dingen über alte Gewohnheiten der dramatischen Schriftsteller hinweggesezt hat; so läßt er z. E. seine Hauptpersonen, welche Gift nehmen, nicht auf der Bühne sterben; aber so hätte er

(*) Ich kenne die ehmaligen Schauspiele dieses Autors nicht. Aber wenn dies Lob, das seinem Diego hier gegeben wird, Grund hat, so müssen seine ehmaligen dramatischen Geschöpfe eine seltsame Sprache gesprochen haben.

immer auch von der wunderbaren Etiquette abweichen mögen, mit einer Schlußsentenz zu parentiren. Hier lautet die Moral so: Unselige Schwärmerey, du hast so viel Schlachtopfer als Laster und Bosheit; schön mit Blumen geschmückt sind deine Opfer, aber dennoch bluten sie. Der Monolog, S. 88. dünkt mir eine der stärksten, feierlichsten, rührendsten Scenen des Stücks.

Der Westindier scheint das non plus vltra des Herrn Cumberland zu seyn; weder die Brüder, noch der Liebhaber nach der Mode, (oder wie der Uebersetzer, Herr Rost, es genennet hat, Miß Obre oder die gerettete Unschuld) kommen ihm gleich. Vornemlich ist das leztere eines der ernsthaften Intriguenstücke, wie sie die Kelly's, die Kenrick's, die Colmanns, die Goldsmith seit einigen Jahren so häufig geschrieben haben; viel Gewirre und wenig Interesse, viel Personen und wenig wahre Charactere. — Hier ist der einzige Character des ehrlichen Schotten mit Fleiß bearbeitet, der übrigens in England wegen des National Interesse noch mehr gefallen muß, als bey uns. Herr Müller in Wien suchte Lokalzüge in das Stück zu bringen, und dennoch hat es nicht gefallen wollen. — Der Ravalier und die Dame, und der Schmeichler sind zwey Stücke von Goldoni, welche zu Wien und Leipzig schon lange und oft mit Beyfall gespielt worden. Man hatte auch bereits andere

gedruckte

gedruckte Ueberſetzungen davon, ehe ſie jezt im zehenden Theile des Saaliſchen Goldoni erſchienen. Das komiſche Theater, ein Luſtſpiel, das in demſelben Theile zu finden, dient nur zur Geſchichte von Goldonis Arbeiten und vom dramatiſchen Geſchmack der Italiäner.

Die Fortſezung folgt.

VI.

Neue Bücher.

1. J. G. Sulzers allgemeine Theorie der ſchönen Künſte. gr. 4. Leipz. 1774.

Nun ſteht es alſo vollendet da, das philoſophiſche Ehrendenkmal unſerer Nation. Wir haben izt unſern Nachbarn ein Werk entgegen zuſtellen, das auch um ſo viel beſſer und vollſtändiger iſt, je ſpäter wir ihnen den Vorzug ſtreitig machen konnten. Aber ſollten nun nicht alle unſere Phidiaſſe zur Ehre des teutſchen philoſophiſchen Geiſtes mit vereinigten Kräften daſſelbe immer mehr zu vervollkommnen ſuchen? Bey ſo groſſen unſtreitigen Vorzügen, die es beſizt, ſind doch (der einſichtsvolle Sulzer würde es ſelbſt geſtehen) noch viele Lücken, Mängel und Fehler auszubeſſern übrig. Strengere Wahl der Artickel, immer mehrere Belehrung über das Wie die Sache zu machen, und, was uns vorzüglich angenehm geweſen wäre, mehr Geſchichte, Erklärung der Entſtehungsart mancher Artickel aus der Geſchichte, und Bezeichnung der verſchiede-

ſchiedenen Schattirungen, die nach und nach ein ſolcher Begriff bey verſchiedenen Völkern bekommt, mehr Litteratur und Verweiſung auf Bücher, wo weitere gute Nachrichten zu finden ſind. Da dies Werk ein Werk der ganzen Nation werden ſoll, Führer für den Künſtler von der Zeit an, da er ſich vom blos mechaniſchen ſeiner Kunſt losgearbeitet hat, Grundlage für den Philoſophen, auf die er weiter fortbauen ſoll, Handbuch für jeden Gelehrten; — ſo wären hie und da weitere Ausführungen zu wünſchen, Entwickelung der Ideenkeime, weil ſonſt zu viel auf das Nachdenken der Leſer gerechnet wird, und auch der ſcharfſinnigſte nicht immer den glücklichen Einfall hat, dieſe Idee auf die fruchtbarſte Weiſe zu entwickeln. Vielleicht diente es auch zur allgemeinen Nutzbarkeit des Werks, wenn die Artickel für die ſchönen Wiſſenſchaften beſonders abgedruckt würden. Wir erkennen wohl, wieviel dadurch im Ganzen verlohren gienge, weil doch auch für den blos eigentlichen Gelehrten die Artickel von den ſchönen Künſten, wär's auch oft nur zu Abſtrahirung hevriſtiſcher Kunſtgriffe, faſt unentbehrlich ſind. Aber mancher glaubt ſich, wenn er das Buch bey Seite legt, dadurch entſchuldigt, daß ſo vieles blos für den Muſikus brauchbares darinn enthalten ſey. Es wäre doch etwas gewonnen, wenn man ſolchen Leuten den Unterricht nicht entzöge, der in den blos philoſophiſchen Artickeln enthalten iſt.

2. Heinrich Home Verſuche über die Geſchichte des Menſchen. 2 Theile. 8. 1774.

Wer ſeinem teutſchen Nationalſtolz Nahrung geben will, vergleiche beſonders mit dem zweiten Theil dieſes Buchs den zweyten Band von Jeruſalems Betrachtungen und Meiners Einleitung in die Religionslehren der Egypter. Hier iſt alles voll Hypotheſen, die wohl vielleicht ſinnreich ſeyn mögen, aber nirgends

hiſto-

hiſtoriſche Wahrheit. Manche werden ſich wundern, daß zwanzigjährige Beobachtungen eines Home (ſo lang beſchäftigte er ſich mit dieſen Verſuchen) keine wichtigere Aufſchlüſſe geben: und daß die Neigung zu gewiſſen philoſophiſchen Hypotheſen während einer ſo langen Unterſuchung nicht geſchwächt worden. Für die Nation des Verf. ſind vielleicht auch jene politiſche Digreßionen wichtig, die, wenn man das Buch als ein Ganzes betrachtet, Auswüchſe genannt zu werden verdienen: Der Ueberſetzer aber hätte ſich wohl ſchwerlich von dem Dank ſeiner Landsleute etwas entzogen, wenn er ſie weggelaſſen hätte. Die oft ſinnreich gewählte Beyſpiele ſind in manchen Kapiteln das Beſte, und würden für einen künftigen Geſchichtſchreiber der Menſchheit eine vortrefliche Rüſtkammer ſeyn, wenn ſie immer durch Anführung der Quellen beſtätigt wären. Aber eben dieſer Mangel nimmt dem Buche beynahe alle Brauchbarkeit.

3. Anmerkungen und Zweifel über die gewohnten Lehrſätze vom Weſen der menſchlichen und thieriſchen Seele. 8. Riga, 1774.

Ein ſehr feiner und geſchickter Zweifler: kein franzöſiſcher Achſeln-Zucker, ſondern ein Mann, der Grund giebt nnd nach Grund fragt. Seine Abſicht war den Entſcheidungsſtolz der Metaphyſiker zu demüthigen, die mit ihren Gründen a priori ſo unüberwindlich thun; deswegen bleibt er auch immer bey der ſichern Quelle der Naturgeſchichte. Durch das ganze Buch herrſcht auch in Anſehung des Stils ein anmuthig philoſophiſcher Ton, der, ohne zu gefallen zu ſuchen, aller Leſer Aufmerkſamkeit mit ſich dahin reißt.

4. Verſuch über die Religionsgeſchichte der älteſten Völker, beſonders der Egypter, von Chr. Meiners, Prof. der Philoſ. Gött. 1774. 8.

Eine seltene Erscheinung in unsern Tagen, wo alles von Genie braußt, und wo man sich die Mühe, ohne welche klaßische Gelehrsamkeit nicht erworben wird, lieber durch willkührliche Raisonnements erspart. Ein heller lichtvoller Blick durch alle die tausend Widersprüche hindurch, welche von allen Seiten her in die Egyptische Religionslehren gebracht worden sind, aufgesuchte klassische Gelehrsamkeit, genaue Beobachtung der Gesetze einer historischen Untersuchung, charakterisiren diese vortrefliche Schrift. Sie ist zwar nicht in der Absicht geschrieben um Herders älteste Urkunden des Menschengeschlechts zu widerlegen, dann der größere Theil war schon abgedruckt, da leztere dem Verf. bekannt worden: aber sie sezt den Herderischen Hypothesen unauflösliche Zweifel entgegen. Jeder Freund der Litteratur wird die Fortsetzung mit Verlangen erwarten.

5. Karl Mastaliers Gedichte nebst Oden aus dem Horaz. Wien, in der von Ghelischen Buchhandlung. 1774. 8.

Eine auf feines Papier schön abgedruckte Sammlung der meistens schon bekannter Gedichte eines belobten österreichischen Dichters. Sie besingen größtentheils die Tugenden Marien Thereſiens und Joſeph des Zweyten, athmen die Liebe, wovon das Herz guter Unterthanen für wohlthätige Fürsten überfließt, und sind in sofern für jeden teutschen Biedermann interessant. Den Oden aus dem Horaz fehlt noch etwas mehr als die lezte Feile. Was sind z. B. das für Verse (S. 147.)

Wenn der treulose Vater nur
Nicht den Wechselgenoß Gastfreund und Miterben
Noch betrög, den Unwürdigen Erben reicher zu sehn ꝛc.

In

In dem Wechſelgeſang auf Gellerts Tod iſt eine Stelle, die ich nicht ungerügt laſſen kann. Der Dichter und ſeine Muſe ſind verlegen, was ſie mit Gellerts Cyther, die unnachahmlich klang, machen wollen. Der Dichter weiß endlich keinen beſſern Rath als ſie dort wo Orpheus Leyer glänzt, aufzuhängen, und giebt dieſen Grund dafür an:

In dem geſtirnten Raum
Glizet leider! noch keine Teutſche.

Es war eine Zeit, wo ein teutſcher Verſemann ſeine Geliebte, oder eine Braut auf die er ein Hochzeitcarmen machte, gar ſtattlich zu loben vermeynte, wenn er verſicherte, daß Venus und die Grazien, und Flora und Hebe und Galathea nur lumpichte Dirnen gegen ſie ſeyn. Das hatte denn am Ende auch nicht viel zu bedeuten; denn niemand wurde dadurch weder beleidigt noch in Irrthum geführt. Aber wenn Hr. M. ſo gerade heraus ſagt: Teutſchland habe vor Gellerten keinen vortreflichen Dichter gehabt: (denn dies will doch der poetiſche flosculus ſagen?) ſo ſündigt er gegen den Ruhm unſrer Nation und gegen die Wahrheit. Ich will izt nichts von ſo vielen Dichtern des vorigen und itzigen Jahrhunderts vor 1740 erwähnen, die, wenigſtens zu ihrer Zeit, glänzten, und worunter gewiß verſchiedene ſind, die mehr Talente und Kentniſſe und innern Gehalt, kurz, mehr eignes Licht hatten als mancher, der ſie izt verachtet, und ſich wer weiß wie viel dünkt, weil er, gleich einem kleinen Möndchen, etliche von der Sonne, in deren Wirbel er ſich mitherumdreht, entlehnte Stralen, matt genug, von ſich wirft. Ich verſpare dieſe Materie auf eine andre Gelegenheit. Aber Opiz, und Canitz, und vor allen, der geiſtvolle, liebenswürdige Hagedorn, waren die etwan keine teutſchen Dichter? Verdienen ihre Cithern weniger im geſtirnten Raum zu glänzen als irgend eine

Either in der Welt? Freylich hört man den Namen unsers Hagedorns izt schon wenig mehr unter uns nennen; was sollte man auch vor allen den Fliegen, Hornissen, Grillen, Fröschen und Unken des teutschen Parnasses, die um unsre Ohren herumlärmen, hören können? Aber die werden endlich ausgesumßt, ausgegrillt, ausgequäkt und ausgeuhudt haben; und die Nachwelt — wenn sie selbst keine Dichter mehr haben wird — wird über die Werke derer, die es einst waren, eben so richtig und unpartheyisch urtheilen, wie ehmals die Griechen und Römer, und izt die Italiäner und Franzosen, über die Dichter ihrer goldnen Zeiten. Dann wird man nicht mehr Schriftsteller von ganz ungleicher Art neben einander stellen, um den einen zu verachten, weil er nicht der Andre ist; man wird keinen auf Unkosten der übrigen erheben; die Augen vor niemands Vorzüge verschliessen, und niemands Mängel und Flecken für Schönheiten ausruffen. Indessen sollten sich gleichwohl die Izlebenden hüten, in dergleichen Ueberwallungen des Herzens, wie diejenige worinn Herr M. seine Ode auf Gellerts Tod schrieb, nichts zu singen, was so offenbar ungerecht ist gegen die Verdienste unsrer Vorgänger (ohne die wir gewiß noch weniger wären als sie) und was die Ausländer, die mit unsrer Sprache und neuester Litteratur täglich bekannter werden, in den Vorurtheilen und irrigen Vorstellungen, die sie sich aus Unwissenheit von unsrer Litteratur gemacht haben, und noch immer machen, bestärken müßte.

W.

6. Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zulezt ein Gespräch zwischen Hans und Martin. Berlin, bey F. Nicolai. 8. 60 Seiten.

Das

Das nemliche Publikum, welches die Leiden des jungen Werthers mit einem Enthusiasmus gelesen hatte, wovon die Wenigsten sich selbst die wahre Ursache hätten angeben können, hat auch diese irriger Weise von einigen so benahmsete Parodie mit großer Begierde, und — diejenigen ausgenommen, welche nichts, was von Hrn. N*** kömmt, gut finden — mit Vergnügen und Beyfall gelesen. Man muß sehr wider den Verfasser eingenommen seyn, um seine wahre Absicht bey dieser kleinen Broschüre zu mißkennen. Diese kann eben so wenig gewesen seyn, die Leiden des jungen Werthers lächerlich zu machen, als einen Anti-Werther aufzustellen, der, als Werk des Genies und der Kunst betrachtet, jenem den Vorzug streitig mache. Hr. N*** hat — wenn sich nicht alle, die ganz unpartheyisch von der Sache urtheilen, betrogen haben — dem Publikum bloß ein kleines Digestivpülverchen eingeben wollen, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, welche sich manche junge Hansen und Hänsinnen durch allzugieriges Verschlingen der Werke des Hrn. G** zugezogen haben möchten; — eine Vorsorge, wofür ihm, wie ich von allen Orten (B** ausgenommen) höre, viele vernünftige Leute Dank wissen, und die am Ende, wofern sie auch überflüßig gewesen wäre, doch nicht viel schaden kann. Das Werklein des Hrn. N*** ist also vielmehr eine Satyre auf eine gewisse Art von Lesern, als auf das mit Recht allgemein bewunderte Werk des Hrn. G**. Indessen ist nicht zu läugnen, daß hier und da, besonders in den Leiden und Freuden Werthers des Mannes, und hauptsächlich in dem kleinen Abentheuer zwischen ihm und dem Kerl, der ein Genie war, auch den Wundermännern, die seit kurzem den Genie in Beschlag genommen haben, einige, wo nicht für sie selbst, doch für die Leser, ganz heilsame Wahrheiten gesagt werden. Diese lezten Blätter der N***.

schen

ſchen Broſchüre, von S. 53. bis zum Schluß, ſind es eigentlich, was darinn am allgemeinſten gefallen hat; und man kann nicht in Abrede ſeyn, daß es ein Wort geredet zu rechter Zeit iſt. Mit unter läuft dann wohl auch, nach Hrn. N*** Art, ein wenig Perſiflage; aber dies iſt man von ihm gewohnt, und Hr. B** der ſich gegen andre alles erlaubt, kann ſich über die Folgen einer Ungebundenheit, die er durch ſein Beyſpiel rechtfertigt, am wenigſten beſchweren.

Sollte man zu B** oder wo es ſonſt ſeyn mag, abermal übel finden, daß ich von dieſer Broſchüre des Hrn. N*** nach meinem eignen und andrer unpartheyiſcher Leute Gefühl und Urtheil geſprochen habe, ſo muß ich mir's gefallen laſſen. Hr. N** iſt nie mein Freund geweſen; in ſeiner Bibliothek bin ich faſt immer ſchief angeklozt, oft muthwillig mißhandelt, und nicht ein einzigmal (das ich wüßte) durchaus unpartheyiſch beurtheilt worden. Ich habe mich nie was darum bekümmert. Wer mich fähig glaubt, ihm oder irgend einem andern Journaliſten zu hofiren, und ſeine Gunſt oder Nachſicht zu erſchmeicheln, der kennt weder meine Art zu denken, noch den Charakter meines Herzens; wiewohl es meine Schuld nicht iſt, wenn man beydes nicht kennen will. Aber ich bin der Richtigkeit der Grundſätze, nach welchen ich handle, zu gewiß, um mich jemals durch Privatbeleidigungen des Mannes hindern zu laſſen, gegen den Schriftſteller gerecht zu ſeyn; oder anders zu urtheilen, als ich denke, aus Furcht, dieſer oder jener möchte mir ſchlechte Abſichten ſchuld geben. Im übrigen iſt es traurig genug, daß ein Autor, welcher Andern, ohne Perſonalrückſichten, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung iſt, daß Leute, die den Unterſchied nicht wiſſen, ſie für unnatürlich halten. W.

7. Minnegesang auf Graf Ludwig von Oettingen. Wallerstein 1775. 2 Bogen in 8.

Es ist ein kleines Loblied des jungen Mißners auf einen alten Grafen von Oettingen, welches Hr. Hofrath Lang aus der Manessischen Sammlung ausgehoben; und mit einem kleinen Kommentar versehen hat. Anstatt meinem gelehrten Landsmann über diese litterarische Kleinigkeit ein schaales Compliment zu machen, wünschte ich Ihn aufmuntern zu können, daß er seine Nebenstunden auf einen Kommentar über die sämtlichen oder wenigsten über die auserlesensten Minnegesänge wenden möchte, in welchem er die darinn zerstreute Züge der Denkart, der Sitten und der Lebensart unsrer Vorfahren im 12ten und 13ten Jahrhundert sammelte, und in Ein Gemählde brächte; die Sprache aus andern ältern und jüngern teutschen Denkmälern, und aus der noch heutiges Tages üblichen Schwäbischen gemeinen Sprache erläuterte, und noch mehr anders thäte, was einem guten Commentator Ehre bringt. wenn man's auch nicht schlechterdings von ihm fodern kann Was aber die Uebersetzung der Minnegesänge betrifft, wollt' ich rathen, sie nicht wörtlich zu machen; denn dadurch verliehren sie augenscheinlich allen Reiz; sondern sich allenfalls lieber um einen Gehülfen umzusehn, den Apollo mit einer Pfeiffe belehnt hätte, um die warmen, kräftigen, naiven Lieder unsrer guten alten Schwaben in ähnlicher Versart und in dem wahren Minnesänger-Ton, welchen Vater Gleim so schön zu treffen gewußt hat, den heutigen Teutschen vorzupfeiffen.

W.

8. D. Anton Friedrich Büschings, Grundriß einer Geschichte der Philosophie und einiger wichtiger Lehrsätze derselben. Berlin, bey Bosse, 1772 und 1774. in 2 Octavbänden, die in fortlaufenden Zahlen 966 Seiten betragen.

Freylich kein Grundriß nach Herderischem Ideal; aber bey einem Buche dessen Absicht bloß auf Jünglingsunterricht in Gymnasien geht, ist man zufrieden, wenn er seine Vorgänger in einigen wesentlichen Stücken übertroffen hat; und dieß kan man von dem gegenwärtigen mit Grunde rühmen. Eine bessere Auswahl des Nöthigen und Brauchbaren, verständige Anführung classischer Beweisstellen, die in den Ursprachen beygedruckt sind, und bedeutende Winke zu weiterer Ausführung für den Leser, geben ihm einen (pro tempore) hinlänglichen Vorzug. Uebrigens ist Hr. D. Büsching selbst bescheiden genug zu glauben, daß er nicht durchgehends glücklich in Beurtheilung der Philosophen und ihrer Verdienste gewesen. Sehr starke Beweise hievon sind, wenn er S. 47 vom Aristipp sagt: „er könne ganz füglich aus der Reihe der Philosophen ausgestrichen „werden," und von Diogenes, von Sinope, er werde vom Laerz und andern als ein wahrer Eulenspiegel beschrieben, und man könne ihn unmöglich für einen Weisen halten. — Der zweyte Athenienstische Sokrates, Demonax, und Arrianus, und Dion Chrysostomus und andre, urtheilten gerade das Gegentheil von ihm. — Urtheilen, ohne gewiß zu wissen, ob man richtig urtheilt, (denn was hat das Glück damit zu thun?) ist eine bedenkliche Sache, wenn es gleich nur alte Griechen betrift die sich nicht mehr wehren können; und einem Manne von Verdiensten und Ansehen ist so etwas weniger zu übersehen, als dem gemeinen Mann im Gelehrtenstaat; zumal da es so leicht war sich von Heumann, Brucker, und andern, eines bessern belehren zu lassen. — Von der Schreibart dieses Buchs ist am besten — gar nichts zu sagen. Unsre Gelehrten sind in diesem Stücke noch großen Theils Tristram Schandys Mutter ähnlich, welche sich nie darum bekümmerte, wie eine Sache gethan wurde, wenn sie nur gethan wurde.

h.

Innhalt

des ersten Vierteljahres.

Jänner.

I. Das Urtheil des Midas. Ein komisches Singspiel. S. 1.

II. Geschichte des Philosophen Danischmende. 20.

III. Reise des Hrn. von M** nach China.

Erster Brief. An seine Schwester. 66.

IV. Miscellanien, von W.

1. Rechtfertigung eines schönen Worts des Pompejus. 84.

2. Zufällige Gedanken über das Verhältniß des Angenehmen zum Nützlichen. 85.

3. Ueber etwas das Plato gesagt haben soll, und nicht gesagt hat. 92.

V. Neue Bücher. 95.

Februar.

I. Geschichte des Philosophen Danischmende. Fortsetzung. 97.

II. Reise des Herrn von M** nach China. Fortsetzung.

Zweeter Brief. An die Mutter seines Freundes M**be. 132.

III. Briefe über Italien.

Erster Brief. 144.

IV. Miſcellanien.

4. Fortgeſetzte Betrachtung über die Verwandſchaft des Schönen und Nützlichen . . 156.
5. Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule. 164.
6. Ueber die Kunſt aufzuhören. . . 170.
7. Die ſterbende Polyxena des Euripides. 172
8. Ein charakteriſtiſcher Zug der griech. Nationalart. 175.

V. Theatraliſche Neuigkeiten . . 176.

VI. Neue Bücher. . . 188.

März.

I. Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelſtein. Erſter Geſang. . . 193.

II. Kleine Gedichte. . . 206.

III. Geſchichte des Philoſophen Danischmende. Fortſetzung. . . 211.

IV. Reiſe des Hrn. von M** nach China. Fortſetzung.

Dritter Brief. An ſeinen Bruder. . 244.

V. Theatraliſche Neuigkeiten. . 269.

VI. Neue Bücher. . . 277.

Bemerkte Druckfehler.

S. 96. Z. 18. leſe: Der Ton.
S. 123. Z. 2. l. Seele ſtatt Seeie.
S. 164. Z. 5. von unten l. ſtieß ſtatt ſtoß.
S. 174. Z. 8. von unten l. vollkommnen.
S. 191. Z. 3. von unten l. zwey.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1775.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

April 1775.

I.

Der Mönch und die Nonne.

Fortſetzung von S. 205. des März.

Zweeter Geſang.

Nun, da ihr die verliebten Seelen
So unausſprechlich elend ſeht,
Daß Satan ſelbſt ſie daß zu quälen,
(So gut er auch die Kunſt verſteht,)
Nicht möglich fände; ſagt, was können
Wir eilends für ſie thun? — Sie brennen;
Ihr lezter Augenblick iſt nah.
O! iſt denn zwiſchen Erd und Himmel
Kein Engel ſie zu retten da?
Und käm' er auf Sanct Görgens Schimmel
Geritten — Sey's! Der Fall iſt da,
Wo nur ein Gott ex machina

Uns helfen kann. Sey's um ein Wunder!
Noth geht an'n Mann; wir sinken unter!

Nun höret also was geschah:
Ein Schutzgeist — nicht ex machina,
(Denn jeder Mensch hat seinen eignen,
Sagt Hermas, der es wissen muß, (*)
Und Dichter werden's ihm nicht läugnen.)
Ihr guter weisser Genius
Demnach — Doch, richtiger zu sagen,
Sind's ihrer zween, die diesesmal
Zwoo arme Seelen aus der Quaal
Zu retten, sich ins Mittel schlagen.

Ein Genius kann, wie ihr wißt,
Viel thun, das uns unmöglich ist;
Kann Wetter machen, donnern, blitzen,
In einem Wink ein Weltchen baun,

Und

(*) Hermas war einer von den Schülern der Apostel. Man hat unter seinem Nahmen ein Büchlein, der Hirt betitelt, worinn ein Engel redend eingeführt wird, der ihm unter andern berichtet, daß jeder Mensch einen guten und einen bösen Engel auf seinen eignen Leib habe. Auf dies wird hier angespielt.

Und Träume, lieblich anzuſchaun,
Aus bunten Morgenwolken ſchnitzen.

Ein Traum — ſpricht Clärchens Genius
Zu Sixtens — denkſt du nicht dies brächte
Die Sach' am bäldeſten zum Schluß?
Verſuchen wirs die nächſten Nächte!

Sie ſenden alſo, mit Bedacht,
Straks in der erſten Oſternacht,
Früh eh' die Glock aus ihren Neſtern
Die Brüder aufweckt und die Schweſtern,
Zween Träume, die ſo gleich ſich ſahn,
Als Zwillingsbrüder je ſich glichen;
Der eine ſchleicht, in Wohlgerüchen
Verhüllt, zu Bruder Sixt hinan,
Der andre ſchmiegt ſich minniglichen
An Schweſter Clärchens Buſen an.

Auf einmal ſtellt der Traum ſich ihnen
Gleich einem jungen Eng'lein dar,
Schön wie die Liebe, hell und klar;
Von Amaranten und Schasminen

Durchwebt ein Kranz ſein goldnes Haar;
Zween Sterne ſeine Aeuglein ſchienen,
Und ſeine Wängelein Rubinen;
Doch deckt ein dreyfach Flügelpaar
Mit tauſend Regenbogen-Farben
Sein zartes Leiblein ganz und gar.

Die beyden armen Seelen ſtarben
Vor Freuden faſt ob dem Geſicht,
Es tritt zu ihnen hin und ſpricht:
Ich bin der Schutzgeiſt frommer Liebe,
Und euer Leiden rühret mich;
Es wäre Jammer ſicherlich,
Wofern es unvergolten bliebe.
Hört an! Dort hinter jenem Hayn
Erhebt ſich zwiſchen öden Bergen
Der kahle ſchroſe Mittelſtein;
Scheint recht dazu gemacht zu ſeyn,
Zwoo fromme Täubchen zu verbergen.
Ein' feſte Burg war's hiebevor,
Noch ragen ſtattliche Ruinen,
Aus wilden Büſchen hoch empor,
Die ſollen euch zur Zuflucht dienen!

Dort fliehet hin, dort sollt ihr ruhn;
Das Uebrige wird die Liebe thun.

Drey Nächte nach einander träumen
Die Liebenden den gleichen Traum.
Er heißt sie eilen und nicht säumen;
Und ihren Zweifeln keinen Raum
Zu lassen, reicht das Englein ihnen
Sein weißes Händchen unersucht,
Zum Unterpfand, auf ihrer Flucht
Mit sicherem Geleit zu dienen.

„O lieber süsser Wonnetraum
Ruft Sixt, und springt von seinem Schragen
Lusttaumelnd auf; — Du bist kein Schaum!
O! ich gehorche, schwur'aum,
Du sollst es mir nicht zweymal sagen! „
Und gleichwohl, da er nach und nach
Sich kühler mit sich selbst besprach,
Erhoben sich Bedenklichkeiten;
Er wankte noch sogar beym zweyten;
Doch auch den dritten zu bestreiten —
Bewahre Gott! — und müßt' er sich

Durch zwanzig Ritter-Görgens-Drachen
Den Weg zu ſeinem Nönnchen machen,
Er iſt entſchloſſen feſtiglich!

Mit Clärchen, von Gewiſſen zärter,
Und ſchüchterner, wie billig, als
Ein junger feur'ger Wagehals,
Mit Clärchen gieng es ungleich härter;
Wiewohl den Traum, ſo ſchön er war,
Mit ſeinem krauſen gelben Haar
Und ſeinen Regenbogen-Schwingen
Sich wieder aus dem Sinn zu bringen
Ihr ſchlechterdings unmöglich war.
„Allein, ſolch einen Schritt zu wagen!
Sie, eine Gottgeweyhte, fliehn
Aus ſeinen Mauern! Und wohin?
Dir, heil'ge Schaam, o dir entſagen,
Um einem Jüngling nachzuziehn?
Entſetzlich! Nein! Sie kann's nicht wagen!
Und doch — wie könnt' es Sünde ſeyn,
So, wie Sie liebt, zu lieben? — Nein,
Es kann nicht! Lieben nicht die Engel
Im Himmel auch? — Ihr Herz iſt rein,
Rein, wie am unberührten Stengel

Die Lilie deren Buſen eben
Dem Sonnenſtral ſich aufgethan.
Was iſt denn tadelhaft daran
Entfernt vom eiteln Weltgetümmel
Für ihren Sixt und für den Himmel
Die wenig Tage hinzuleben,
Die ihr der nahe Tod noch leiht?
Aus ſeinen Armen hinzuſchweben
Ins Reich der Unvergänglichkeit?
„O Sixt, an deiner Bruſt zu ſterben,
„Von deinen Thränen noch erquickt,
„Von dir mein Auge zugedrückt —
„Wie, machte dies mich ungeſchickt
„Des Paradieſes Kranz zu erben?
„Und doch! — o Gott, was iſt denn dies
„Das mich beklemmt? Warum dies Schauern?
„Was ruft mir? Welche Hand iſt dies
„Die mich ergreift, — in dieſen Mauern
„Zurück mich hält? — Ach! zu gewiß
„Sie warnt mich! Unglückſel'ge, fliehe,
„Die Hölle öffnet gegen dich
„Den düſtern Flammenſchlund, — ich glühe!
„O alle Engel, rettet mich!„

So ungeſtüm ſchlug Well auf Welle
In Clärchens Bruſt; ſie treibt umher
In einem wilden Zweifel-Meer,
Entfliehn iſt Tod, und bleiben Hölle!
Sie kämpft, das gute Seelchen! ach,
Sie kämpft aus allen ihren Kräften,
Doch ihre Kräfte waren ſchwach;
Sixt zog mit dreymal ſtärkern Kräften
Ihr liebend Herz dem ſeinen nach.
Und hieß ſie nicht ihr Engel wandern?
Ihr Engel? — Nun, der Himmel weißt
Ob's auch der Weiſſe war! Ein Geiſt
Vertauſcht ſich leicht mit einen andern;
Zumal der Schwarze (wie bekannt)
Gern unſern böſen Lüſten ſchmeichelt,
Und oft im ſchönſten Lichtgewand
Den guten heilgen Engel heuchelt.

Doch, wie ihm ſey, dies iſt gewiß,
Die guten Kloſterkinder zogen,
Nachdem ſie was ihr Herz ſie hieß
Mit ihrer Pflicht lang abgewogen,
Wohin der ſchöne Traum ſie wieß.

Und wurden ſie von ihm belogen,
So werfe Jedes, das ſich nie
In Fällen dieſer Art betrogen,
Getroſt den erſten Stein auf ſie.

Zu groſſem Labſal unſrer Frommen
Iſt nun die vierte Nacht gekommen.
In Beyde haucht ihr Genius
Zugleich den nemlichen Entſchluß.
Wie ſie aus ihrer Claus entkommen,
Darüber mag wie's ihm gefällt
Sich jedes mit ſich ſelbſt vertragen.
Was läßt ſich nicht mit Amorn wagen
Dem gröſten Zaubrer in der Welt?
Zudem war's in den Oſtertagen,
Und Schweſterchen und Brüder lagen
Nach tauſend überſtandnen Plagen
Mit Gottes Gaben wohlgefüllt
In Schlaf und Weindunſt eingehüllt.

Viel Glücks! die Vögel ſind dem Bauer
Entwiſcht! Rings um iſt alles ſtill;
Erſtiegen iſt die Garten-Mauer,

Der

Der Hahn kann krähen wenn er will.
Auf ungebahnten Pfaden keuchen
Die Pilgrime der Liebe fort,
Hoch ſchlägt ihr Herz, den ſichern Port
Noch vor der Sonne zu erreichen.
Sie wallen Führerlos daher,
Von Oſten ſie, von Weſten er,
Nicht ohne Angſt und ſchwehre Zweifel,
Ob nicht vielleicht ihr Feind, der Teufel,
Sie durch ein falſches Traumgeſicht
Belogen? — Gott, denkt Schweſter Clära,
Wenn ich nun hingekommen wäre,
Und fänd ihn nicht! Und fänd ihn nicht!
O alle Heilige und Seelen,
Erbarmt euch eurer armen Magd!
Mein Gott! ich glaubte nicht zu fehlen
Thät' ich was Engel mir geſagt.
O gute Geiſter, tragt Erbarmen,
Nie hätt' ich's aus mir ſelbſt gewagt!

Indem, noch fern von ſeinen Armen,
So bitterlich ſein Clärchen klagt,
Hat Sixt mit herzlichem Vergnügen

Den

Den hohen Berg bereits erſtiegen
Das Ende ſeiner ſchwehren Pein.
Da ſteht er, zieht mit langen Zügen
Die Luft der Freyheit wieder ein.
Nachdem er lang ein Afterweſen
Das die Natur nicht kennt geweſen,
Welch eine Wolluſt, Menſch zu ſeyn!

O Clärchen, ruft er, dieſe Wonne
Mit dir getheilt! — und ſchaut umher
Nach ſeiner herzgeliebten Nonne;
Erblickt ſie nirgends! — weg iſt Wonne,
Er ſteht allein, rings um ihn her
Iſt Erd und Himmel wonneleer!

Nun färbt der erſte Stral der Sonne
Des Berges Stirne. Unruhvoll
Steigt Sixt herab, den Weg zu wallen
Auf dem ſein Nönnchen kommen ſoll.
Er ruft ihr laut; die Felſen hallen
Den Ruf zurücke, Clärchen ſchallt
Vervielfacht durch den Fichtenwald,
Erwachte Nachtigallen feyren

Des Tages Sieg: doch von der theuren
Geliebten Stimme und Geſtalt
Iſt nichts zu hören noch zu ſehen.
Schon will ihm Sinn und Muth vergehen,
Als ihm, indem er Thal und Höhen
Wie ein verrückter Menſch durchſchweift,
Auf einmal hinter dichten Hecken
Mit einem Schrey von ſüſſem Schrecken
Sein Clärchen in die Arme läuft.

Verlangt nicht daß ich ihr Entzücken
Beſchreiben ſoll. Natur, Natur
'S iſt dein Triumph! — Wer ſie erfuhr
Schwazt nicht von ſolchen Augenblicken.
Ich ſeh, ich ſeh ſie, Bruſt an Bruſt,
Entſeelt von grenzenloſer Luſt
Die Augen ſtarr gen Himmel heben;
Er hat ſich aufgethan, ſie ſchweben
In ſeinem Wonneglanz daher,
Nichts ſterblichs iſt an ihnen mehr,
Sie ſchweben auf ins ew'ge Leben.

Glückſelige, in euerm Wahn,
(Wofern Empfindung Wahn zu nennen
Erlaubt iſt) labet euch daran,
So lagn es Lieb und Schickſal gönnen!
Es iſt ein Traum, ein Augenblick!
Ihr habt ihn wohl verdienen müſſen,
Und werdet für ein kurzes Glück
Zu bald nur und zu lange büßen!

W.

II.

Briefe

über das italieniſche Gedicht, Ricciardetto,

an Herrn H. J.

Erſter Brief.

Nach einem traurigen Monate hab' ich heute, mein Beſter, einmal wieder einen glücklichen Tag, und ich hoffe, daß meine Geſundheit, wenn ich ſo heiter fortlebe, ſchon morgen wieder hergeſtellt ſeyn wird; denn bey mir geht alles ſchnell zu.

Als ich erwachte, flammte die Morgenröthe in mich, und die meiſten Sonnenſtrahlenfarben derſelben, die ich dieſen ganzen Winter noch nie ſo ſchön geſehen, füllten mein Weſen durch und durch mit Andacht und Freude. Indem ich im ſeligen Genuß des Lichtes da liege, ſchlägt es auf einer Glocke ein Viertel, und ſogleich hernach auf einer andern. Der Glockenton iſt mir ſonſt zuwider, aber dieſe zween Töne machten eine ſo reine Quinte, als jemals Tartini, Benda, oder Lolli auf ihren Geigen geſtimmt haben. Ich ſprang auf, und war Jubel und Hymne. Darauf miſchte ſich Elegie darein, daß ich in der Feſtung ſaß, und nicht auf einen Olympiſchen Kampf lauerte, und endlich würd' ich in meine Schwermuth wieder verſunken ſeyn, wenn nicht ein Klopfen an die Thür den Lauf meiner Empfindungen gehemmt hätte.

Ich erhielt ein Paquet von der Poſt, den ſo lange gewünſchten Ricciardetto di Nicolo Fortiguerra, in drey niedlichen franzöſiſchen Bänden, von du Four. Herzliche Freude darüber. Ich betrachte gleich vorn ſein Bildniß. Ein Geſicht, durchaus Schönheit, Güte, ſanfte Schärfe, Genie, und inſonderheit Laune. Kein Zug war darinn von den kritiſchen Geſichtern, welche die Dinge der Welt voll Stolz und Verachtung, ohne antheilnehmendes Gefühl im Herzen, blos mit den Augen des Verſtandes betrachten. Ich liebte den Mann. Es mußte Gutes von ihm gekommen ſeyn.

Ich

Ich fieng sogleich an, die Nachricht zu lesen, die dem Gedichte vorsteht, und was ich las, gefiel mir. Es enthält dreyßig Gesänge, und der Dichter hatte davon bey seinem Leben nur Fragmente seinen Freunden mitgetheilt. Sie flogen durch die schönen Städte des schönen Italiens und entzückten. Nichts desto weniger beharrte er bey seinem Entschluß, es nie, so lang' er lebe, öffentlich herauszugeben, und erst nach seinem Tode wurd' es gedruckt. Der edle Mann liebte vermuthlich die Freude, Gesang und Saytenspiel in der Stille, und wollte darinn von Lärm und Bellen auf Gassen und Strassen nicht sich stören lassen. Das Vergnügen seiner Freunde machte seinem Herzen ein süsser Gefühl, als die Bewunderung von Menschen, die er nicht kannte.

Dieser Nachricht folgt ein Brief des Dichters, von welchem ich nur wenige Zeilen gelesen, weil ich von einem angenehmen Besuch unterbrochen wurde. Das Gedicht seh' ich nicht eher an, als bis alle meine Lebensquellen so ganz voll rinnen, und heitere Ruhe wie Haynlicht mein Wesen erhellt.

Eh ich anfange, ein gutes Gedicht zu lesen, muß ich gewiß versichert seyn, daß mich nichts stören werde. Deswegen unterhalt' ich mich mit meinen Lieblingen immer um Mitternacht, wenn ich in der Stadt lebe; und im Sommer, leg' ich mich unter

eine Eiche, und liege so still da, so still, daß ich die herumirrenden schüchternen Rehe zu zweifeln bewege, ob ich wohl auch einer ihrer Verfolger sey, oder ein Waldgewächs. Und nur von diesen meinen lieben Freunden laß ich darinn gerne mich stören; ihre Unschuld hat mich oft entzückt. O heilige Poesie! nach Liebe und Freundschaft, nach Wald und Thal und Strom und Sturm und Donnerwetter, beseelst du am meisten mein Leben. Welch Vergnügen! mit schönen jungen Mädchen auf einer Zauberinsel durch den Frühling zu taumeln; welch ein Muth in Arm und Herz und Fuß, wenn die Heroen meiner Dichter kämpfen, die Ritter des Arioſto Lanzen brechen! welch ein Feuerwallen des höchsten Lebens in mir und außer mir! wenn er einen Meeressturm beschreibt; und ich nun das Buch hinlege, und mehr bin: nicht mehr an ihn denke — auf einem Berge, sehe, wie die Orkane, die ersten Söhne des Chaos, zur Kurzweil der Natur, mit dem alten tückischen Meere spielen, und es so erzürnen, daß es seine hundert tausend weite Rachen eröffnet, und schäumt, und alles verschlingt, was ihm dazwischen kömmt, und vor Wuth wieder ausspeyt — Die kleinen Schiffe im Abgrund verschwinden, und senkelrecht, höher als Gebürge geworfen, herunterstürzen und an seinen Felsenzähnen zerschmettert werden: und plötzlich der Boden unter mir wankt, und ich krachen höre, und sehe, daß der Mutter Rhea vor Freude

die

die Naſe blutet; oder, für die unglücklichen Sicilianer, alle Gluthwogen der Hölle vom Aetna herab ſich über ſie wälzen — und dann in Wonnegefühlen meine Seele ganz göttlich ins Weltall zerfließt, die lichten Feuerkugeln und deren Töchter durchdringt, und darinn lebt und fühlt, als in ihrem eignen Leibe, und das höchſte Werk von Schöpfung findet: immerwährenden Krieg und immerwährendes Leben, groß und ſchön, und verzehrendwiederneuerſchaffend, Blüthe, Reife und Abfallen, und Keim und Saamen und Pflanze und Gewächs überall vermiſcht und vereinigt, und ewige Ordnung — o dann mein Freund! erſt dann iſt der Menſch ein Ebenbild Gottes, erkennt ihn, lebt und webt in ihm, dem Einzigen, aus dem alles Weſen und alle Bildung kömmt; von deſſen Gröſſe und allwirkender ſtiller Stärke die guten Geſchöpfe, die ſeinen Namen am öfterſten nennen, ſelten mehr, als eine dunkle Empfindung haben, und deſſen Güte dem aus der Natur verirrten armen Philoſophen Leben giebt, wenn er in ſeinem Syſteme de la nature ruft: Thu mir was! ich ſage, du biſt nicht.

Morgen mehr, mein Liebſter; ich habe noch einige Briefe zu ſchreiben, und die Poſt wird bald geſchloſſen. Freuen Sie ſich des Lebens in Ihrem Elyſium ſo recht nach Herzensluſt. D. den 6 Febr. 1775.

L.

Zweeter Brief.

Herzlichen Dank für Ihren Brief. Angenehme Nachrichten, erfreuliche Neuigkeiten! das giebt Stoff zu hundert und hundert Luſtbarkeiten, wenn wir künftigen Sommer durch unſre romantiſche Gegenden in Wäldern und Thälern umherziehen. Sie haben Recht; das Leben in den Gelehrtenrepubliken nähert ſich noch am meiſten dem goldnen Stande der Natur. Wer da Geiſt und Herz und Stärke hat, vermag. Von den andern heißt es:

Du ſchwimmſt in der Zeiten Raum,
Wie auf Strömen leichter Schaum.

Wir fahren auf dem Strome der Zeit durch die Natur in Nachen, Gondeln, Galeeren und groſſen Schiffen. Die Steuermänner der leztern ſind die groſſen Genien; die Ruderer, Könige, Prieſter und Gelehrten; die Fracht, Nationen; die Winde, die in die Seegel zuweilen blaſen, Politik, Religion und Hunger. Die angenehmſte Fahrt iſt, in einer luſtigen Gondel, bey Geſang und Saitenſpiel, ſo leicht als möglich, darüber wegzuſtreichen. Und ſo trägt uns denn alle der Strom der Zeit in das unbegreifliche, unermeßliche, unergründliche Meer von Ewigkeit.

Vergangene Nacht hab' ich im Ricciardetto geleſen, und viel geleſen, einen ganzen Band durch.

In

In meinem nächſten Brief theil' ich Ihnen etwas davon mit, das Ihnen viel Vergnügen machen wird. Vorher muß ich Ihnen meine Empfindungen ſagen, die ich bey dem Vorbericht des Dichters gehabt habe.

Er enthält, in Form eines Briefs an einen guten Freund, die Geſchichte der Entſtehung des Gedichts, eine Erzählung, voll der witzigſten Laune, von einem zufälliger Weiſe entſtandenen Geſpräch mit einem Litterator über das epiſche Gedicht, und eine leichte Apologie des Orlando Furioſo und ſeines Ricciardetto, von dem ich Ihnen mein Urtheil ſagen werde, ſo bald ich ihn ganz geleſen habe. Eine Unterhaltung mit einigen jungen Genieen über die Schwierigkeit, gute Stanzen zu machen, reizte ihn, den erſten Geſang von ſeinem Gedichte die darauf folgende Nacht anzufangen, und den andern Tag zu vollenden. Nach der Abendmahlzeit las er denſelben dieſen jungen Geiſtern vor, und er wurde mit auſſerordentlichem Vergnügen angehört. Dieſer glückliche Erfolg feuerte ihn an, mehrere Geſänge zu machen, und die Zeit, die andere in gefährlichen Spielen oder unnützen Geſellſchaften zubringen, der Poeſie zu widmen; und in dem Laufe von wenig Jahren kam er, obgleich immer von wichtigen Geſchäften unterbrochen, mit dem Ganzen zu Stande.

Dieß erzählt er dem Litterator, der das Gedicht auf seinem Tische fand, als ob der Dichter einer seiner Freunde sey, und daß er ihn dazu aufgemuntert habe.

Dieser erboßt sich ungemein über seinen Leichtsinn, und ruft: „Wißt ihr nicht, daß das epische Gedicht die größte, schönste und bewundernswürdigste Gattung der Dichtkunst, das edelste und vollkommenste Werk des menschlichen Geistes ist? und daß die Erhabenheit der erstaunlichsten Genieen kaum hinreicht, alles das hervor zubringen, was ein Heldendichter nöthig hat? Die Schwierigkeit allein, einen Verstand zu finden, eine Phantasie, ein Blut sowol von Kälte und Wärme gemischt, das ist, von Ungestüm und Gesetztheit, verursachen die Seltenheit dieses Charakters, dieses glücklichen Temperamentes, welches den guten Dichter macht. Ueberhaupt gehört dazu, um ein gutes Gedicht hervorzubringen, eine so feine Unterscheidungskraft, eine so vollständige Kenntniß der Sprache, in der man schreibt, ein so anhaltendes Studium, ein so tiefes Nachforschen, eine so ungeheure Ausbreitung von Fähigkeit — daß ganze Jahrhunderte kaum ein Genie hervorbringen können, das Geschicklichkeit genug habe, ein gutes Gedicht zu verfertigen. Es ist ein Unternehmen voll Unbequemlichkeiten, und erfordert so viel Kühnheit, daß es keinem in Sinn kommen kann, ohn' ihn zu erschrecken

und ein Grauen einzujagen. Und ihr sagt mir, daß dies ein episches Gedicht sey? daß es in wenig Jahren gemacht worden? und bloß zum Vergnügen? und von Zeit zu Zeit? Wie arme Schneider von gestohlnen Lappen sich ein Kleid zusammenflicken?" —

Hier wirft er vor Wuth Dintefaß und Sandbüchse vom Tische herab, und dem armen Dichter wird angst und bange. —

„Dazu gehört ein Sinn, der gänzlich über die Grenzen des gewöhnlichen schweife, und ein Geist, der mehr Himmlisches als Irrdisches habe, damit er die Leidenschaften erregen, und dies Entzücken der Bewunderung hervorbringen könne, was man von der wahren Poesie erwartet. Und das ist noch nicht alles! der Dichter muß zween Entzwecke erreichen. muß Vergnügen erwecken und Nutzen bringen. Und hier steigen zween erschreckliche Berge in die Höhe, welche zu ersteigen, gleichsam keinem gelingt, und wo auch die edelsten Genieen, aus Mangel an Verstand, sich verlieren, und öfter, nachdem sie schon einen grossen Theil erstiegen haben, voll Schaam bis an die Wurzeln derselben stürzen.

Die wahre Art also, Vergnügen zu erwecken, besteht in Erregung der Leidenschaften, weil diese Bewegung die angenehmste Sache für die Seele ist,

die sich an der Veränderung der Gegenstände weidet, um die Unermeßlichkeit ihrer Begierden zu stillen; und um diese leichter zu erhalten, bedient sich der Geist des Sylbenmaaßes und der Harmonie zu seinen Erfindungen, und der lebhaftesten Ausdrücke, und erlaubt der Einbildungskraft die völligste Freyheit. Alles, was er sagt, sagt er schön und lieblich; und bildet alles nach dem, was in der Natur der guten Götter am angenehmsten ist; und je häufiger dies in einem Gedichte sich befindet, desto mehr Vergnügen muß auch daraus entstehen. Kurz; er ist, was das Vergnügen betrift, groß in seinen Ideen, erhaben in seinen Ausdrücken, kühn in Worten, und voll Leidenschaft in seinen Bewegungen, und bemüht sich, in jedem Stücke zu gefallen, voll Schönheiten, Grazien, Blumen, und Reizen. Und dies Vergnügen muß um so höher geschätzt werden, wenn der Dichter die Tugend, die immer beym ersten Blick etwas strenges und rauhes hat, dadurch ausserordentlich angenehm und lieblich macht. Ein wesentlicher Vorzug der Dichtkunst vor den andern Künsten, die, ohn' an Vergnügen zu denken, ihre ganze Sorge auf Sitten und Nutzen einschränken. Und dies erlangt er leicht durch die öftere Darstellung verschiedener Beyspiele der größten Tugenden, und der ungeheuresten Laster, und reizt auf dieser Welt die Menschen zu Liebe und Nachahmung jener, und zu Haß und Flucht der letztern.„

Doch,

Doch, ich ſchreibe immer ſo fort, was der Litterator dem Dichter ſagt, als ob ich ſein Kanzelliſt wäre! Vergeben Sie mir, daß ich die Bequemlichkeit zu ſehr liebe, um den Brief anders zu ſchreiben; zumahl da der Litterator bisher — wie ein Buch geſprochen hat. — Nun aber kömmt er auf das Wunderbare und die Griechen, und nennt den Orlando furioſo des guten Meiſter Lodovico ein verwirrtes Zuſammengerafft von närriſchen und ungeheuren Phantaſeyen eines Raſenden, und kann nicht begreifen, wie er in ganz Italien, Frankreich, und Spanien ſo ſehr bewundert worden, noch immer bewundert und mit Entzücken geleſen werde; erhebt das befreyte Italien des Triſſino bis in Himmel, und ſagt ſo jämmerliche Dinge, daß der Dichter mit ihm wie mit einem gelehrten Hündlein ſpielt. Er giebt ihm alles zu, was er über die epiſche Poeſie geſagt hat, und beweißt ihm daraus, daß der wüthende Roland ein göttliches Gedicht ſey, daß die reizenden Stanzen deſſelben mit Recht an den Tiſchen der großen Herrn geſungen werden, und jede gute Geſellſchaft entzücken, und eben ſo die Seeleute, Handwerker, Kramladenweiber, und Gelehrten; und daß mit Recht Niemand ſeines regelmäßigen Triſſino mehr Erwähnung thue; und vertheidigt darauf das Wunderbare des Arioſto mit dem Wunderbaren der Griechen. Alles, was er ihm antwortet, iſt ſo ſchön, und ſo witzig geſagt, daß der

alte Genius des Witzes zu Ferney ihn als sein Ebenbild dafür hätte umarmen können. Ueber Regelmäßigkeit und Ordnung will er sich mit keinen Literator einlassen. Er beschließt die Apologie des Arioſto und seine eigne mit der bekanten Fabel von der Nachtigall und den Guckguck, die den Esel zu ihrem Schiedsrichter erwählten. Man hört sie aus dem Munde der griechischen Aspasia. Sonderbar war es immer von der Nachtigall, den Esel zum Schiedrichter anzunehmen; allein sie ist ein guter naiver Vogel, der jedem Geschöpfe Vergnügen machen möchte.

Der Schluß ist: „die Fabel, mein schöner Herr, bedeutet, daß ich nach der Sentenz des vierfüßigen Richters alles Unrecht habe, und ihr alles Recht habt; und wie ich mich nicht quäle, den Proceß verlohren zu haben, so bitt' ich, euch über den Sieg die Galle auch nicht überlaufen zu lassen — Wißt noch, dieses Gedicht, welches euch die Würmer erregt, und wieder mich und meinen Freund so wüthend gemacht hat, ist Mehl aus meinem Sacke, das Werk meiner Hände, und mit einem Wort, ich hab' es gemacht, und hab' es gemacht Stück- und Fetzenweise, nachdem es mir gut gedünkt und gefallen hat, und ich bin immer weiter vor mir her die Kreuz und die Quere gegangen, und habe nicht sowohl an die Regeln und Vorschriften gedacht, als

dahin

dahin meine Abſicht gerichtet, kein Ungeheuer hervorzubringen; das iſt: keinen Leib mit fünf oder ſechs Köpfen, ſondern nur einem Kopfe; und eben ſo bey den andern Theilen, damit alles werde, wie es bey einem wohlgemachten Körper ſeyn muß. Uebrigens hab' ich keinen Entzweck gehabt, als zu gefallen, und hauptſächlich mir; und dann denen, die es vielleicht einmal leſen werden. Denn die Menſchen, wenn ſie wahrhaftig von der Laſt der Arbeit, oder von Unglück, oder öffentlichen Sorgen abgemattet ſind, wollen ſich erfreuen; und wie die Mutter Natur, gleichſam mit der Hand, alle Geſchöpfe zu dieſer Art von Speiſe lockt, die denſelben am dienlichſten iſt, ſo ſuchen auch wir in der Niedergeſchlagenheit des Geiſtes Troſt und Erquickung; und finden kein bequemer und wirkſameres Mittel, auf einmahl uns wieder aufzurichten, als ein angenehmes Gedicht. Und wenn ich mit dieſem meinen Werklein jemals einen ſo beſcheidenen und menſchenfreundlichen Entzweck erreiche, ſo ſchwör' ich euch, daß ich höchſt zufrieden ſeyn, und für nichts achten werde, was ihr, oder die andern, die euch gleichen, darüber ſagen könnt; da ihr ein ſo närriſches und beſtialiſches Urtheil über den berühmteſten und würdigſten Dichter, den wir haben, gefällt habt. „Als ich das geſagt hatte, ſchwieg ich ſtille. Ihm ſchwoll der Kamm wieder, und er gieng, ohne mir etwas zu ſagen, von dannen. — „

Ricci-

Ricciardetto und dieſer Vorbericht haben mir die ganze Nacht den Kopf eingenommen, und ich habe Herz und Sinn und Seele ſo voll, daß ich mir nothwendig ein wenig Luft machen muß. Zu Ihnen wend' ich mich in allen meinen Anliegen immer am liebſten. Jezt reißt mich mein Geiſt durch Labyrinthe von Dornen und Klippen, voll Schlangen und Geſpenſter, zur hohen Wahrheit, um weit und breit die Geſtalten der Dinge in reinem Lichte zu betrachten. Rufen Sie mir zu, wenn Sie ſehen, daß ich mich verirre, oder in Gefahr gerathe, Arm und Bein zu brechen.

Kunſt, Ordnung, Regelmäßigkeit! Ich entſinne mich nicht, etwas bey den Ariſtarchen hierüber geleſen zu haben, daß dem jungen Genie ſeinen Wiſſensdurſt darnach ſtillen könnte. Ich müßte der größte Heavtontimorumenos ſeyn, der jemals ſeit Vater Adams Zeiten gelebt hat, wenn ich mir die unſeelige Mühe geben wollte, die Commentatoren des Horaz noch einmal zu leſen. Eins ſagt's dem andern nach bis ins tauſendſte Glied. Bewahre Gott jeden guten Menſchen vor einer Bibliothek von ſolchen Todtengerippen!

Ordnung, Regelmäßigkeit, Einheit der Natur im Ganzen und Richtigkeit der Zeichnung muß in jedem Werke ſeyn, ſonſt iſt es Ungeheuer: denn Sommer

mer iſt nicht Winter, die Beine eines Mädchens kein Fiſchſchwanz, und ein Dreyeck kein Quadrat.

Kunſt. Bey dieſem Worte weiß ich nichts anders zu denken, als Codex der Naturgeſetze für Genien. Wer war der Sterbliche, welcher ſich getraute, ſie zu ſammlen, und in ein Syſtem zu bringen? Ariſtoteles, Horáz und Boileau. Und hat ihnen die Natur ſelbſt unmittelbar den Inhalt dieſer Geſetze geſagt? Sie haben denſelben aus dem Lebenswandel des Homer, Sophokles, Menander, und ſo weiter, ihrer getreueſten Unterthanen abgeſehen, und das Mangelnde, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, hinzugefügt — Es gehört aber das eifrigſte Studium dazu, deren Sinn völlig und richtig zu faſſen; oft haben ſie Hauptgeſetze nur mit den Anfangeworten angeführt, und man muß Tag und Nacht die Cujaze, Lauterbache und Leyſer, die dieſelben zu erklären, und zu ergänzen geſucht, und die Gloſſen verſchiedener Zeitalter mit unermüdetem Fleiße durchforſchen. Um den Ruhm eines großen Schriftſtellers zu erhalten, muß man ferner zunächſt die Statuten und Prozeßordnungen des Landes, in welchem man ſchreibt, wohl inne haben, und die Art und Weiſe der Ober- und Untergerichte, das Recht zu handhaben. Einige haben ſich dadurch allein, ohn' alles Genie, zu einem anſehnlichen Poſten empor geſchwungen. Man kann hierbey einem jungen Menſchen keinen beßern Rath

geben

geben, als ſich durch allerley Gefälligkeiten in die Gunſt eines berühmten Sachwalters einzuſchleichen, um den ſo genannten Schlendrian bey ihm wegzubekommen. Wer dieſem allen ſich nicht unterwerfen will, dem folgt die Strafe auf dem Fuße nach, die Verachtung, und das Pfeifen der Leſer, Zuhörer, und Zuſchauer; er wird noch dazu, als ein Beleidiger der Majeſtät, von den litterariſchen Scharfrichtern im Bildniß aufgehenkt. Und dieß ehrwürdige Gericht erſtreckt ſich nicht allein über die Lebendigen, ſondern auch die Todten. —

Armer Arioſt! unglücklicher Schakeſpear! Vielleicht iſt es möglich, daß die Herrn, Fehler für Gehorſam, und Gehorſam für Fehler angeſehn, und, nach den ſchwachen Kräften der Menſchheit, ein wenig geirrt haben!

Sie wiſſen, mein Freund, daß die Bücher über die Dichtkunſt von Ariſtoteles, Horaz, und Boileau unter meine liebſten kritiſchen Schriften gehören; allein jedes Genie iſt frey gebohren, und wird dieſen Geſetzbüchern, ſo oft ſie ſeinem Gefühl widerſprechen, eben ſo wenig Gehorſam leiſten, als die Schweizer und Venezianer ihre Mädchen und junge Popen, nach den Geſetzen des großen Lykurg ins Waſſer werfen; und dann kann ein Tartar mit einer jungen Georgianerin im Taumel der Liebe ein Alexander zeugen, ohne

ſich im mindeſten nach den Vorſchriften des geiſtlichen Rechts, Verlöbniß und Ehe betreffend, gerichtet zu haben. Elendes Genie! das den Willen der Natur erſt aus den Commentatoren des Ariſtoteles lernen muß. Es iſt ſchon gefährlich, Genieen den Rath zu geben, zu hören, was ſie ſagen; denn man kann einen Correggio dadurch zum Copiſten machen.

Studiert den Homer! ſtudiert den Arioſto! den Sophokles und Shakeſpear; den Moliere und Goldoni; den Pindar und Horaz; Tibull und Petrarca; die Gemählde des jugendlichen geflügelten ſchönen Genius Raphael und des ſtarken Rubens; den Apollo, den Fechter, und die Mediceiſche Venus; den Durante, Pergoleſi, Jomelli, und Haſſe — und fühlt ihr dabey das allgegenwärtige Feuer der Gottheit in eurem Buſen nicht in heftigen Wallungen alle Lebensgeiſter anſchwellen, und zeigt ſich dann der Schöpfungsgeiſt euren Blicken nicht — nun, dann gehabt euch wohl! Arbeitet nach Sentenzen, ſo lang ihr Luſt und Belieben habt.

Das iſt das erſte Kapitel der Dogmatik für junge Genieen, die in der Natur unter Menſchen aufgewachſen ſind. Das andere könnte ohngefehr folgendes Inhaltes ſeyn.

Das Genie ſtellt die Gegenſtände in der Natur, deren Oberfläche und Weſen, und die Gefühle im Menſchen und deſſen Handlungen, oder ſeine eignen dar, entweder: ſchön und häßlich, groß und klein, ſtark und ſchwach, gut und bös, und natürlich und gekünſtelt — wie ſie ſind, oder: die Flecken aus ihrer Schönheit gewiſcht, die Häßlichkeit alles Schönen beraubt, und die Mängel an ihrer Vollkommenheit ausgefüllt, oder: zu Idealen und Karikaturen erhöht. Man findet dieſe drey Arten von Darſtellung oft in dem nämlichen Werke vereinigt.

Ideale und Karikaturen gehören zum Wunderbaren und ſind nicht in der Natur. Was der Volksglaube in ſich begreift, gehört nicht unter die Ideale. Dieſes Wort bedeutet dichteriſche Idee, Gefühl, Phantaſie von der höchſten Vollkommenheit einer Sache; und nach dieſem Begriffe ſind die Götter und Herren der Griechen, die Schwarzkünſtler des Arioſto, und die Hexen des Shakeſpear zu den Dingen der Natur zu rechnen, die jeder Art von Darſtellung fähig ſind.

Die Geſtalt und die weſentlichen Theile verſchiedener Formen von Darſtellung können anatomiſcher Weiſe beſchrieben werden; hingegen läßt ſich von der Zuſammenſetzung ſelbſt wenig mehr ſagen, als wie das Kind im Mutterleib entſteht. Jedes Genie

kann,

kann, nach den Rechten der griechiſchen Freyheit, ſeiner Darſtellung eine Form geben, die ihm dem Weſen derſelben am angemeſſenſten zu ſeyn ſcheint, und eine ganz neue dazu erfinden. Gleicht dieſelbe einem ſchönen Geſchöpfe voll Leben, und macht ein vollkomnes Ganzes aus, ſo werden ihm die Menſchen, deren Herzen nach dem Willen der guten Mutter Natur fühlen, den Beyfall nicht verſagen, den man der Neuheit ſchuldig iſt. Zu den weſentlichen Eigenſchaften des Genies gehört Feuerkraft des Gefühls, die Dinge mit ihren Eigenheiten in ihrer Wahrheit zu faſſen, wie Seele zu durchdringen, und Darſtellungsvermögen, oder Schöpfungsgeiſt. Die Zuſammenſetzung des Ganzen, und die Hervorbringung des Wunderbaren und idealiſcher Weſen iſt bey Meiſterſtücken immer ein Werk des letztern, und nie Schuh über den Leiſten eines Litterators.

Welcher Art von Darſtellung gebührt der Vorzug?

Sonder Streit derjenigen, welche den Menſchen lebendiger macht; da das Privatintereſſe einzelner Secten von Leſern dem allgemeinen Wohle nachſtehen muß. Die Natur, wie ſie wirklich iſt, hat immer mehr Gefühl im Menſchen gemacht, als wie ſie ſeyn könnte; und er empfindet ſie folglich auch

immer ſtärker wieder, als vollkommen gemachte, oder idealiſche Natur.

Was iſt die ſchönſte Rede des Cyrus gegen den Ausruf des Alevaters Neſtor, wenn er den zurückkehrenwollenden Griechen Muth einſpricht: „Als wir in die Schiffe ſtiegen, Troja zu zerſtören, blitzte zur Rechten Zevs der allgewaltige. Ich bin verſichert, keiner ſieht ſeine Heymath wieder, ohne bey einer Trojaniſchen Frau geſchlafen und den Raub der Helena gerochen zu haben. „

Was iſt das heiligſte Liebesſonett des Petrarca, was eine franzöſiſche Liebesſcene, gegen die Beſchreibung voll Grazie und entzückendſchöner griechiſcher Dichtung der Liebe des Paris von göttlicher Geſtalt zur Helena, dem ſchönen Weibe, das den unſterblichen Göttinnen an Reizen gleicht! Wenn er in der Gefahr, von ihrem erſten Gemahle, dem breitſchultrichten Menelaus, in einem begonnenen Zweykampf, getödtet zu werden, ſie noch einmal umarmen möchte, ihm den Sieg überläßt, ſich davon begiebt, der Schlacht entläuft, in das blumenduftende Zimmer der Liebe ſeines Palaſtes ſchlüpft, und, bevor er das ſchöne Weib, nach dem von beyden Heeren feyerlich beſchwornen Vertrage, wiederhergeben muß, der ſüſſen, ſanftwiderſtrebenden, von der hohen Venus begünſtigten Umarmung mit ihm pflegt, und

die

die Liebe ſtärker in ſeinem Herzen lodert, als damals, da er es bey der Entführung auf der Inſel Kranae zum erſtenmal in ungeſtörter Gewalt hatte?

Was iſt Diomedes, der, ein allmächtig daherrauſchender vom Regen des Zevs angeſchwollner Strom, alles im Schlachtfeld wegreißt, und den Stärkſten das kalte Eiſen durch die weißen Zähne ſtößt — wie ein Löwe unter Rindern dem Stiere den Nacken bricht — und mit ungeheuren Steinen denen auf Wagen Knochen und Rüſtung zerſchmettert, deſſen Feuermuthes Allgewalt Apollo mit guten Worten kaum zu bändigen vermag — was iſt Diomed, was Ajax gegen einen Gefährten des pius Aeneas!

Aber der höchſte Adel des jugendlichen Stolzes in höchſter griechiſcher Schönheit, der vaticaniſche Apollo! der Götterentzückende Liebreiz der Mediceiſchen Venus, der einem das Herz aus dem Buſen hebt! die Stärke in den Hüften und der Bruſt des Torſo des Herkules, vor der ein Mann ſtiller wird, und ihn ein Bewunderungsſchauer von Furcht ergreift! Der Xenophontiſche Cyrus: der Platoniſche Sokrates: Agathon: Charmides: Grandiſon: Muſarion: Clariſſa: Emilia Galotti: die neue Heloiſe!

Diese Art von Darstellung gehört in Tempel und Schulen, wo man Himmel in die Phantasie und Heiligkeit ins Herz sich empfinden, und alle seine Lebenskräfte erhöhen soll. Jedes Genie, das Meisterwerk darinn macht, ist ein Vater des Vaterlandes, und verdient Ruhm und Unsterblichkeit. Wir verehren ihn auch als Vater, beten seine Engel an, schmachten traurig nach einem höhern Zustande von Vollkommenheit, und bestreben uns, ihnen gleich zu werden, da sie uns armen Sündern noch zu heilig sind, um sie als unsre Brüder und Mädchen lieben zu dürfen.

Wir leben nicht mehr in der Natur, der gröste Theil des feinern Publikums lebt in Palästen und Kutschen. Eine getreue Darstellung der Personen desselben ist nützlich und heilsam, und macht denen, die sich selbst darein finden, und denen, die dieselben kennen, herzliches Vergnügen und große Freude. Es wird dazu ein so scharfer Blick, so viel Witz und Laune, so viel Spitzfündigkeit des Geistes, so viel stoische Philosophie, und so zartes Gefühl, eine so ungeheure Menge von Sitten und Kenntnissen erfodert, daß selbst die blinden Greise, Homer und Ossian, dem Ingenu, dem Candide, der Prinzessin von Babylon, dem Hamilton und Crebillon, dem neuen Amadis und den komischen Erzählungen, dem la Fontaine, und dem Mädchen von Orleans Beyfall

fall und Bewunderung nicht versagen würden. Lächerlich wär' es, den Herrn von Voltaire zu verdammen, daß er in den Zeiten, und dem Lande, wo er lebte, statt seiner Henriade keine Iliade, und statt seiner Zayre keinen König Lear geschrieben hätte. — Welche Forderung! Doch ist es nicht lächerlich, zu untersuchen, ob man keine bessern Gedichte machen könne, ob wir keine bessern haben; ob die Iliade vor der Henriade, das Zeitalter des Homer, Ossian, und Shakespear vor dem unsrigen den Vorzug verdient, und aus welchen ein Genie Stoff zu Darstellungen für seine Menschen nehmen müßte, um sie zur wahrhaftigen Glückseeligkeit des Menschen zurückzuführen?

Was ist ein homerisches Schlachtgetümmel, wo Männer und Männer, Götter und Götter, und Götter und Männer in ihrer Stärke mit einander kämpfen, Erd' und Himmel in hochlebendem Krieg ist, gegen unsre künstlichen Bataillen mit dem völligsten Donnerwetter der Kanonen und Bomben — Hektor und Agamemnon, Achill gegen einen Prinz Soubise, der durch das Fernglas guckt! Was sind die phantasierten Maschinerien des französischen Dichters gegen die ehrliche, naive, altkönigliche Familie der Götter — unsere prächtigsten Gastereyen gegen die frommen frohen Opferschmäuse der Helden, und die Nektartafel des Olympus; was ist

aller unser Witz gegen die kraftvolle Stärke — all' unsre geputzte verschönerte Schönheit gegen die Wahrheit, schöne Natur, und geschmückte Bildung des guten Homer! Was der Prunk unsers Jahrhunderts, wo kaum aus einem Paar Ritzen die Natur noch hervor schimmert, und alles von oben bis unten hinaus bekleidet und verziert, und der Geist gefangen ist, wie ein Sklave in den Silberminen von Potosi, gegen dessen Zeitalter! Wie kleineckicht muß ein Genie schleifen, um etwas daraus den feinen Augen unsrer Fürstenthümer zeigen zu dürfen, damit es dieselben nicht blind mache, und des Gesichts dahin auf immer beraube! Wir flattern in französischen Zaubernetzen herum, und meynen, es seyen Gärten und Bäder und Gebäude der Gemahlin des Perikles; und ist dies Glückseligkeit für Menschen? —

Vergeben Sie mir diesen lyrischen Ausguß! sonst hätten Sie mich nicht wiedergesehen. Mein Herz war in großer Gefahr. „Ein wenig minder gestreng! — hör' ich Stimmen — Wir leben immer nur den gegenwärtigen Augenblick, und können eben so wenig vor den Olympiaden, als eine Minute vorher oder nachher leben; so sehr sind wir Sklaven des Schicksals, so unwiderstehlich hält uns an sich und zieht uns die Donau-Zeit mit sich fort. Das menschliche Geschlecht rückt immer weiter

ter seiner hohen Bestimmung, der allgemeinen Glückseeligkeit entgegen, und es ist möglich, daß wir itzt, wie die Kinder Israel auf ihrer Reise nach dem gelobten Lande, in einer wundervollen Wüsteney uns befinden. Indessen ist es doch aber auch kein allzuglücklicher Zustand, Tag und Nacht die Herkuleskeule neben sich liegen haben zu müssen, und Spieß und Bogen, und des sichren Besitzes seines Weibes und seiner Töchter nie versichert seyn zu können. Und dann thut es einem doch auch wohl, wenn man ohne Furcht und Schrecken die Nacht sanft in einem weichen Bette verschläft; ob ich gleich nicht bestreiten will, daß in einem mit Räubern angefüllten Lande der Schlaf ungleich sanfter und süsser seyn könne. Ferner kann das Schöne der alten Zeiten mit dem Schönen der Neuern vereinigt werden. Haben wir die Einfalt der Sitten, den guten Glauben, die Unschuld, die Wahrheit ihrer Menschen nicht so gediegen mehr, so haben wir dagegen Witz und Laune, augenblicklichzärtliches Herz, Behendigkeit des Geistes, einen Leichtsinn, der uns nie lange unglücklich seyn läßt; und es giebt entzückende Schriften, wenn das Feuer eines Genies diese heterogenen Metalle zu Korinthischem Erzte schmelzt, und nach den Regeln der eingeführten Kunst zu des Nächsten Heil und Freude verarbeitet. Leben wir, wie wir leben, so gut und glücklich, als wir können.„

Ich müßt' ein Buch ſchreiben, um auf alles dieß zu antworten. Seelig ſind die Todten! denn ſie dürfen nicht mehr leben; ſagten die franzöſiſchen Dragoner. Ich find' es ſelbſt ſehr heilſam, daß man die Löwen wegfängt und in hölzerne Gitter ſperrt. Es iſt aber doch auch immer eine unangenehme Empfindung, ſelbſt für die Schwachen, die Schwachen an Geiſt und Herz über die Starken triumphieren zu ſehen.

Ich habe nun meine Luſt an der ſchönen Unordnung der Natur, mein Herz weidet ſich darinn, und ich find' in ihr die einzigen Quellen, aus denen alle edle begeiſternde Wonne rinnt, und find' in ihr und den Meiſterſtücken der Genieen allein die ächten Regeln der Kunſt, die das Herz ergreifen und die Phantaſie bezaubern lehrt; überlaſſe den himmliſchen Geiſtern des Sokrates und Plato und ihrer Brüder, dieſer ſchönen Unordnung, dieſen Quellen Gottes, aus denen alles Leben und alle Glückſeligkeit ſtrömt, fruchtbarmachend und niederreißend, ohne welche endlich alles nothwendig, abgeſchmackt und todt werden muß — das Schädliche zu benehmen; und mag von den Staatsſyſtemen, wo Freyheit des Menſchen ein ſinnloſes Wort iſt, und mag von der ſcholaſtiſchen Regelmäſigkeit und Ordnung nichts hören und ſehen, weil ich davon überzeugt bin, daß jene eine weit belebendere Ordnung in ſich enthält, als alle

die

die künſtlichen Alleen von beſchnittenen Bäumen, und wenn ſie auch in den richtigſten mathematiſchen Verhältniſſen, wie preußiſche Regimenter, da ſtünden. Wahr iſt's, es ergötzt Auge und Herz, wenn man in deren Schatten tritt, und, wie durch einen Tubus der Natur, hindurch ſieht; ebenfalls wird man auch froh, wenn man in einen prächtigen Saal, von vielen Kronleuchtern mit Wachslichtern erhellt, mit einer ſchönen Maske am Arm, ſich begiebt; man empfindet ein leichtes einfaches Vergnügen dabey, einen hellen Raum in der Seele — allein die Fülle der Wonne nicht, die ich damals empfand, als ich in den thüringiſchen Wäldern, an einem Brunnenquell im Nußgeſträuch zwiſchen Eichen- und Buchengebürgen im grünen Thal, mein ſchönes junges gutes Mädchen in Armen hatte, der aufgehende Mond und der Abendſtern, und Sirius und Orion und das Siebengeſtirn und die Bären hell am Himmel leuchteten, mein Mädchen ſang, die Nachtigallen leiſe ſchlugen, die Blätter der Zweige liſpelten, und der kleine Bach hinab ſich ergoß, und die kühle Sommernacht als Form der Liebe um uns lag, und unſre Weſen in eins von Entzücken zuſammenfloſſen.
D. den 7 Febr. 1775.

H.

III.

Geſchichte
des
Philoſophen Daniſchmende.

Fortſetzung von S. 244. des März.

Sechzehntes Kapitel.

Worinn Daniſchmende ſeinem Herzen Luft zu machen anfängt.

„Nun, Freund Kalender, was ſagſt du zu dieſem Auftritt? Fühlſt du dich noch aufgelegt, ſo übel von der menſchlichen Natur zu denken?„

Ich muß geſtehen, antwortete der Kalender, was wir da geſehen haben, macht kein gleichgültiges Gemählde. — Eine feine junge Dirne, bey allen Nymfen des Paradieſes! — So lächerlich es in meinen Jahren ſeyn mag, ich hatte ein paar Augenblicke, wo ich alle meine Philoſophie und meinen Kalenderrock oben drein darum gegeben hätte, an des jungen Burſchen Platz zu ſeyn, — ſeine Jugend und ſeine Nerven mit einbedungen, verſteht ſich!

Den

„Den Dolch von einem Blick hättet ihr ſehen ſollen, womit Daniſchmende bey dieſen Worten den alten Kalender durchbohrte!

Indeſſen, fuhr dieſer ganz gelaſſen fort, ohne ſich irre machen zu laſſen, was beweißt dieſer einzelne Fall, und zwanzig ſolcher einzelnen Fälle gegen meine Theorie, die durch die ganze Geſchichte des Menſchengeſchlechtes ſeit Jahrtauſenden beſtätiget wird?

„Daß du, nach dem was wir geſehen haben, eine ſolche Frage thun kannſt, Kalender, beweißt — Halt! ich bin noch zu warm — laß uns von etwas anderm reden! — Findeſt du nicht auch, daß ich wohlgethan habe, mir die Thäler von Yemal zum Aufenthalt zu wählen? Haſt du jemals einen ſchönern, fruchtbarern, beſſer angebauten Winkel auf dem Erdboden geſehen?„

„Es iſt ein wahres Paradies, Daniſchmende. Mich wundert nur, wie man euch ſo ruhig im Beſitz deſſelben läßt; — und was mich noch mehr wundert, in der ganzen Gegend weder Fakir noch Bonze!

„Worüber du dich hingegen nicht verwundern wirſt, iſt, daß wir bey ſo bewandten Umſtänden die glücklichſten Leute von der Welt ſind. Nichts von

Sul-

Sultanen, Weſſirn, Statthaltern, Kadis, Schatzmeiſtern, Zöllnern, Fakirn und Bonzen zu wiſſen, iſt ein Glück, das nur dem kleinſten Theil der Menſchen zu Theil werden kann. Wir haben es unſrer Lage und der Unſcheinbarkeit unſers Glücks zu danken; denn Ueberfluß am Unentbehrlichen macht unſern ganzen Reichthum aus. Dies iſt nicht genug, um die Habſucht gegen uns zu reitzen; und außerdem ſondern uns faſt von allen Seiten hohe Gebürge von der übrigen Welt. Dem ungeachtet bezahlen wir dem Sultan von Kiſchmir (*), um mehrerer Sicherheit willen, einen feſtgeſezten Tribut an Produkten unſers Landes, ungefehr wie gewiſſe Indianiſche Völker den böſen Geiſtern opfern, um von ihnen nicht geplagt zu werden.„

Immer noch glücklich genug, ſagte der Kalender, wenn man durch einen entbehrlichen Theil ſeines Eigenthums die Sicherheit des übrigen erkaufen kann.

„Dieſe Sicherheit iſt der große Punkt, verſezte Daniſchmende. — Glaube mir, Bruder, in allen unſern Deklamationen gegen die Unvollkommenheiten und Gebrechen der menſchlichen Natur iſt kein Gran

(*) Kiſchmir (oder Kaſchemire) hatte damals noch ſeine eignen Fürſten; ſeither war es eine Provinz des groſſen Mogule.

Gram Menſchenverſtand. Unterdrückung, und ihre Töchter, Ueppigkeit auf Seiten der Unterdrücker, Dürftigkeit und Elend auf Seiten der Unterdrückten, ſind die wahren Quellen des menſchlichen Verderbens. Die Menſchen würden beſſer werden, ſo bald man ihnen erlaubte, glücklicher zu ſeyn; und ſie würden es ſeyn, ſo bald nicht einige auf Unkoſten der übrigen glücklicher ſeyn wollten, als es Menſchen zukömmt. Ich habe dir eine Familie gezeigt, die in der Einfalt der Natur, bey einer beſchäftigten Lebensart, von Mangel und Ueberfluß gleich weit entfernt, durch Geſundheit, frohen Muth und gegenſeitige Liebe glücklich iſt. In allen unſern Hütten triffſt du ſolche Bewohner an. Niemals hat Kummer und Gram und Verzweiflung die Quellen der Empfindung in ihrem Herzen vergiftet; ihnen nach der erſchöpfenden Arbeit des Tages den Schlaf geraubt, um ſie mit troſtloſen Ausſichten in künftiges Elend zu quälen. Mäßige Arbeit, geſunde Nahrung und ein fröliches Herz erhält den Mann und ſein Weib geſund, verlängert ihre Jugend, unterhält ihre Kräfte; ſie zeugen geſunde, wohlgeſtalte, fröliche Kinder; ungeängſtigt durch die Sorge, woher ſie Brod für ſolche nehmen wollen, erſchrecken ſie nicht, wenn ſich ihre Zahl vermehrt; ihre Kinder ſind ihr Reichthum, ihre Wonne; ſie verdoppeln ihre Arbeit mit Luſt, weil ſie für ihre Kinder arbeiten. Und wie ſollten Eltern, die ihr gröſtes Glück in ihren

ren Kindern finden, nicht von ihren Kindern wieder geliebt werden? Wie sollten Geschwister, die, gemeinschaftlich auf dem Schoos der Liebe erzogen, vom zartesten Alter gewohnt sind, die Zuneigung des Vaters und der Mutter zu theilen, wie sollten sie einander nicht lieben? Und wie sollte eine durch die mächtigen Bande der Natur und der Liebe in Eine Gruppe zusammengeschlungene und von Einem Herzen belebte Familie in den vorausgesezten Umständen, nicht gut, nicht glücklich seyn?

„Aber setzen wir eben diese Familie in ein Land der Unterdrückung; wie plötzlich wird diese ganze Scene von häuslichem Glücke verschwinden! In ihrer Hütte werden alle Sinnen durch das vollständigste Elend beleidigt. Ueberall Dürftigkeit, Ungemach und Blöße! Die Körper der Eltern von übermäßiger Arbeit, von kärglicher, ungesunder Nahrung, von Mangel an Ruhe, Erquickung und Vergnügen gedrückt, abgewelkt und ausgemergelt; — die Kinder, elende, ungestalte, kränkelnde Mißgeschöpfe, Kinder der Verzweiflung vielmehr als der Liebe, die der Hitze, dem Regen, dem Frost nichts als Nacktheit oder modernde Lumpen entgegen zu setzen haben, den Eltern zur Last und zum Kummer leben, und, durch langsamen Hunger verzehrt, einander jeden Bissen neidisch in den Rachen zählen — Ich kann das abscheuliche Gemählde nicht vollenden, wiewohl

wiewohl ich beſorge, daß die Originale dazu allenthalben, wo es Sultanen und Rajahs giebt, häufig anzutreffen ſind. — Wie ſollt' es nun möglich ſeyn, daß ſo elende Geſchöpfe gut ſeyn, gut werden, oder gut bleiben könnten? Wie ſollt' es zugehen, wenn dies Elend ſie nicht vielmehr mißvergnügt, düſter, undankbar, gleichgültig gegen fremde Noth, neidiſch und ſchadenfroh, niederträchtig, betrügeriſch, diebiſch, raubbegierig und zu jedem Verbrechen, wobey etwas zu gewinnen iſt, bereitwillig machen ſollte?

„Und nun komme mir Philoſoph, Derwiſch oder Kalender und deklamire gegen die menſchliche Natur! Gegen die großen und kleinen Sultanen reißt die Mäuler auf, wenn's ja deklamirt ſeyn muß; die ſind die erſten Urſachen alles Uebels in der Welt!„

Siebenzehntes Kapitel.

Geſchichte der Sultanſchaft.

„Der Menſch, Freund Kalender, der zuerſt den Gedanken hatte, und ihn mit Hülfe andrer böſen Buben ausführte, den ſchändlichen Gedanken, gute harmloſe Geſchöpfe, ſeine Brüder, zu Sclaven zu machen, damit er — während daß ſie für ihn arbeiteten — die Früchte ihres Schweiſſes eſſen

und

und bey ihren Töchtern liegen könnte, — dieſer Menſch war der erſte Sultan.

Die böſen Buben, die ihm geholfen hatten, ſeine Brüder zu Sclaven zu machen, wollten's, wie natürlich iſt, nicht umſonſt gethan haben. Er mußte ihnen ihren Antheil von dem geraubten Gute geben.

Sie bekamen alſo Knechte und Mägde, Ochſen und Eſel, liegende und fahrende Haabe, und wurden ſoviel ihrer waren, ſoviel kleine Sultanen, die von der Arbeit ihrer Sclaven lebten und deren Töchter beſchliefen.

Nun, laß ſehen was aus dieſem erſten Anfang entſpringen mußte.

Die kleinen Sultanen wünſchten — gröſſer zu ſeyn, und kamen alle Augenblicken, dem groſſen Sultan — wiewohl dieſer anfangs ſelbſt verhältnisweiſe klein war — vorzuſtellen: wie hier gegen Abend ein Land wäre, das von Milch und Honig überflöſſe; dort gegen Morgen ein Anderes, wo Getraide, Baumwolle und Seide für die halbe Welt gebauet würde; gegen Mitternacht ein drittes, wo man die Zobel und ſchwarzen Füchſe mit den Händen fange; gegen Mittag ein Viertes, wo man vor Gold und Silber, Perlen und Diamanten, Elephanten

phanten und Schildkröten, Affen und Pfauen, sich kaum regen könne. „Die Welt gehört dem, der stark genug ist, sie zu ergreiffen und mit ihr davon zu lauffen, sagten sie. Es braucht weiter nichts als mit gewaffneter Hand in diese Länder einzuziehen und sie in Besitz zu nehmen.

Der erste Sultan ließ sich den Vorschlag gefallen, und machte sich auf, mit Hülfe seiner Vasallen, der kleinern Sultanen, wo möglich den ganzen Erdboden in Besitz zu nehmen. Widersezte man sich ihm, so schlug er den Leuten Arme und Beine entzwey, mordete und raubte, sengte und brennte, bis sich die armen Tröpfe entweder unterwarfen, oder niemand übrig war, der sich widersetzen konnte. Auf diese Weise raubte er sich nach und nach ein hübsches rundes Reich zusammen, welches er in größere und kleinere Provinzen abtheilte, und die kleinen Sultanen zu Statthaltern darüber sezte.

Nun baute sich der große Sultan ein ungeheures Haus, bevölkerte es mit schönen Weibern und häßlichen Verschnittnen; ließ einen goldnen oder vergoldeten Thron, zwanzig Stufen hoch, aufrichten, auf den er sich sezte, wenn ihm die Lust ankam, sich von seinen Sclaven anbeten zu lassen, legte schöne Gärten und Gartensäle an, kaufte sich Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Gaukler, Köche und Aerzte,

ließ sich elastische Sopha's polstern, faullenzte, gähnte, schwur, daß man ihm Langeweile mache; aß, trank, schlief, pflegte seines Leibes, schäkerte mit seinen Affen, Weibern und Hofnarren; überließ sich allen seinen Launen, besoff sich, bespie sich, u. s. w. schlug Köpfe ab, verschenkte Provinzen, verlohr die eine, gewann die andre, — und gab, sobald er seinen eignen Wanst angefüllt hatte, allen seinen glücklichen Unterthanen die Erlaubniß, seinethalben zu Mittag zu essen, wenn sie was zu essen hätten.

Die kleinen Sultanen, seine Vasallen oder Statthalter, ahmten in allem diesem seinem Beyspiel nach.

Der Sohn der FavoritSultanin folgte seinem großen Vater in der Sultanschaft und in allen seinen großen Thaten. Er fieng damit an, daß er, um der Welt einen Vorschmack von der Glückseligkeit seiner Zeiten zu geben, allen seinen Brüdern mit schönen seidenen Stricken die Hälse zuschnüren, und den reichsten Omrahs und Statthaltern, die er gerne geerbt hätte, unter dem Vorwand daß er ihr Gesicht nicht leiden könne, die Köpfe abschneiden ließ. Da er von Jugend an im Serail unter Weibern und Verschnittnen in der Kunst zu essen, zu trinken, zu gähnen, lange Weile zu haben, mit Affen und schönen Mädchen zu spielen, und andern einem Sultan anständigen Künsten und Wissenschaften

ten wohl erzogen worden war, ſo bracht' er es nach dem Antritt ſeiner Regierung in wenig Jahren darinn ſo weit, als man es, — in Erwägung daß ein Sultan am Ende doch kein Elephant, kein Vielfraß, kein Waldeſel, kein Maulwurf, ſondern nur ein Menſch iſt — mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, und mit Hülfe der Köche, Apotheker, Canthariden und Opiaten, in ſolchen Dingen nur immer bringen kann.

Die kleinern Sultanen, — indeſſen daß ihr gebietender Herr im Innern des Serails ſo edeln Beſchäftigungen oblag — thaten alles was ſie wollten, raubten die Provinzen aus, oder fielen ab und machten ſich unabhängig. Dies lief zwar niemals ohne Rauffen und Blutvergieſſen ab; aber da diejenigen, die ihre Haare und ihr Blut dazu hergeben mußten, nur gemeine Leute waren, ſo glaubten die Sultanen daß es nichts zu bedeuten habe. Die Provinzen entvölkerten ſich zwar dadurch; aber was die Herren an Menſchen verlohren, daß gewannen ſie ja wieder an Land; und überdies verlieſſen ſie ſich auf die Fruchtbarkeit der Morgenländiſchen Weiber.

Nach und nach und in der That nur gar zu ſchnell breitete ſich dieſe ſchöne Verfaſſung über die Hälfte von Aſien aus; alles war — Sultan oder

Sclave; und da die kleinern Sultanen ſelbſt, gern oder ungern Sclaven der größern ſeyn mußten, ſo hielten ſie ſich dafür an allen denen ſchadlos, die kleiner als ſie ſelbſt waren. Des Sclavens Sclave hatte dann wieder ſeine Sclaven, an denen er ſich erhohlte ſo gut er konnte, u. ſ. f. Aber wehe der lezten Klaſſe von Sclaven, die der Raub aller übrigen war, und weil ſie nichts unter ſich ſah, ſich an niemand erhohlen konnte!

Hier und da in der Welt erhoben ſich zwar kleine Freyſtaaten, deren glückliche Bürger die Rechte der Menſchheit — Freyheit und Eigenthum — durch Geſetze, und die Geſetze durch Inſtitute und Sitten befeſtigten. Da der Genie und der unternehmende Geiſt — in ſo fern er nur die öffentliche Ruhe ungeſtört ließ — in dieſen Staaten mit allen Segeln fahren konnte; ſo vervollkommneten ſich die Bewohner derſelben zuſehends. Alle Fähigkeiten der menſchlichen Natur wurden entwickelt; Künſte und Philoſophie ſtiegen von einer Stufe zur andern, reinigten, verſchönerten, veredelten die Natur, und brachten Menſchen hervor, die in Vergleichung mit den Sclaven oder Wilden des übrigen Erdbodens, Götter ſchienen.

Aber die Sultanen konnten nicht zugeben, daß Freyheit, Vernunft und Tugend, dieſe ewigen unverſöhn-

föhnlichen Feinde der Unterdrückung und der Sultanschaft, öffentliche Tempel und Schuzörter haben sollten. Sobald sie das Daseyn derselben erfuhren, wandten sie alles an, solche von der Erde zu vertilgen; und da sie mit aller ihrer Gewalt nichts gegen sie ausrichten konnten, versuchten sie es mit besserm Erfolg durch List. Sie schickten ihnen Gold und Köche und Tänzerinnen, steckten sie mit dem Geschmack an Pracht und Ueppigkeit an, entnervten sie durch Wollüste, und hatten nun wenig Mühe, die ausgearteten Söhne jener Väter, die nichts als ihre Tugend unüberwindlich gemacht hatte, zu überwältigen und ins Joch zu spannen.

Ein einziger dieser Freystaaten sank unter seiner eigenen Größe ein, und wurde zulezt, wie billig, das Opfer eben des Sultanischen Geistes, womit er etliche Jahrhunderte lang kleinere Republiken verschlungen und die Hälfte des Erdbodens beunruhiget hatte.

Die Sultanen behielten also endlich die Oberhand, und überließen sich nun desto ruhiger der einzigen Art von Thätigkeit deren sie fähig waren, allen Ausschweiffungen einer viehischen Sinnlichkeit. Stolz ohne Gefühl für Ehre und Nachruhm, wollüstig ohne Geschmack, grausam aus Feigheit, von niemand geliebt, von Eifersucht und allgemeinem

Mißtrauen verzehrt, waren sie, bey allem Anschein von Größe und Herrlichkeit, selbst die elendesten unter allen, deren Elend ihr Werk war. So gewiß ist es, daß keine Sicherheit für den ist, der sie andern raubt, und daß niemand glücklich seyn kann, der für fremdes Glück oder Unglück fühllos ist.

Verschwörungen, Aufruhr und ein tragisches Ende waren das gewöhnlichste Loos dieser Tyrannen, die im Rausch ihres Uebermuths für Götter gehalten seyn wollten, und von Menschen foderten, was der Gott der Götter selbst, der den Menschen mit aufgerichteten Angesicht erschaffen hat, nicht von seinem Geschöpfe fodert, sich vor ihnen wie Gewürme im Staube zu wälzen. — Aber die unglücklichen Völker gewannen nichts bey diesen gewaltsamen Veränderungen. Der Nachfolger ungebessert durch das Beyspiel seines Vorfahrens, macht' es gemeiniglich noch ärger, und beschleunigte seinen eignen Untergang durch die Mittel wodurch er dem Schicksal seines Vorgängers zu entgehen suchte. Oft gab man sich, um von Einem Tyrannen befreyt zu werden, zehn andre, und befand sich dann gerade zehnmal schlimmer als bey dem einzigen. Alle Drangsale und Abscheulichkeiten der Anarchie stürzten über die preißgegebenen Provinzen her, und ihr Zustand wurde endlich so grenzenlos elend, daß sie, um sich in einen erträglichern zu setzen, kein ander

Mittel

Mittel ſahen, als freywillig wieder in die Feſſeln zurückzukehren, wovon ſie ſich hatten befreyen wollen.

W.

Die Fortſezung folgt.

IV.

Die Königskrönung. (*)

Drama in einem Aufzuge.

Von einem Advokaten des Parlaments von Bretagne.

Redeunt Saturnia regna.

Virgil.

Perſonen.

Der König.

Die Königin.

Heinrich *IV.*

Prinzen von Geblüt.

Bekannte Miniſter und Magiſtratsperſonen.

Gefolg der Königin.

Allegoriſche und pantominiſche Figuren.

Volk.

(*) Dieſes kleine Drama iſt eine zu merkwürdige Neuigkeit, als daß die Ueberſezung deſſelben unſern Leſern nicht will-

Erſte Scene.

Das Theater zeigt einen prächtig verzierten Saal; auf einer Tafel, die mit einem himmelblau ſammtnen mit goldnen Lilien durchwürkten Teppich behangen iſt, liegt eine Krone. Rund herum im Saale ſtehen die allegoriſchen Figuren mit ihren Attributen. Der König betrachtet nachdenkend die Krone.

König.

Geburt giebt ſie, aber ſie gebührt nur der Tugend!
Was hab' ich gethan ſie zu verdienen? —

Das Volk (hinter der Scene.)

Es lebe der König!

König.

willkommen ſeyn ſollte. Es hat, wie leicht zu erachten, groſſes Aufſehen in Paris gemacht, und iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht gedruckt. Es wurde den 25 Jänner zu Rennes öffentlich aufgeführt. Das Schauſpielhaus war voll; die Kühnheit des Einfalls, die Stärke der Ausführung, und die Anſpielungen, die keinem Zuſchauer unverſtändlich ſeyn konnten, verſchaften dem Stücke den lauteſten Beyfall. Es ſollte den folgenden Tag wieder aufgeführt werden; aber dies unterblieb vermög eines höhern Befehls. Immer gehört dies kleine Drama unter die Phänomenen der Zeiten Ludwig XVI. die man im Siecle de Louis XIV. nicht einmal für möglich gehalten hätte.

König.

Wie rührt mich dieß Freudengeſchrey! O, wenn werd' ich ſagen können, es ſey Belohnung meiner Wohlthaten? Sieh' Ludwig, welche Hoffnungen man ſich ſchon von deiner Regierung macht! Soll dieß gute Volk hintergangen werden? — Biſt du nur ein gewöhnlicher König, ſo wird bald ein abſcheuliches Schweigen auf dieß Freudengeſchrey folgen; es wird nur deinem Nachfolger wieder tönen, und dein izt ſo geliebter Name wird vergeſſen ſeyn. Man denkt nicht mehr an eine ſchöne Morgenröthe beym Untergang der Sonne, wenn ſie uns den Tag über ihre wohlthätigen Strahlen nicht hat fühlen laſſen.

Das Volk.

Es lebe der König!

König.

O meine Kinder! Noch bin ich nichts als euer König; aber ich will mehr ſeyn — euer Vater will ich ſeyn. — Höchſtes Weſen, ſo unendlich gütig als mächtig, du, deſſen Bild ich hier auf Erden ſeyn ſoll, ſiehe die Empfindungen, die mich beſeelen, und erhöre die Wünſche meines Herzens; das Glück des mir anvertrauten Volks iſt deines gnädigen Blicks nicht unwerth. Aber was nuzt es mir, ſelbſt gut ſeyn, wenn die, ſo mich umgeben, böſe ſind? Sind

nicht die reinsten Absichten noch Verführungen unterworfen? und hat man nicht unter den besten Königen oft tugendhafte Bürger in Ketten seufzen, und beynahe Opfer der Tyranney werden sehen? —

Der Luxus,

ein reich gekleideter Coloß, als die erste allegorische Person, zieht die Augen des Königs auf sich. Er steht neben einem überaus glänzenden Throne, dessen Stufen eine Gruppe unglücklicher mit Lumpen behangener Unterthanen sind, die ihre verzweiflungsvollen Blicke auf den Thron werfen.

König.

Wer ist dieser Coloß? Seine Stirn ist der Sitz der Unverschämtheit, und Laster mahlt sich in seinen Blicken? Soll dieß Gespenst mir so nahe stehen? (Der Coloß zeigt ihm den Thron, einladend, ihn zu besteigen.) Aber, ich will doch den Thron näher schauen, den es mir zeigt! — Wie reich! Wie prächtig! Der Glanz, der ihn bestralt, blendet mir die Augen. Crösus! selbst der deinige konnte nicht glänzender seyn. (Der König wirft einen Blick auf den Fuß des Thrones.) Himmel, was seh' ich! — Welch einen Zauber sollte ein so rührender Anblick nicht auflösen! Armes, unglückliches Volk! Dahin bringt dich Schwelgerey deiner Könige? Nur, indem sie dich zertreten, können sie den Thron besteigen, den ihnen falsche Größe baut? (Der König nimmt verschiedene Edikte, die ihm

der

der Coloß reicht.) Wie? Noch mehr Auflagen? (Er zerreißt ſie und wirft ſie dem Coloß ins Geſicht.) Fort, geldgieriges Ungeheuer! Fort, und bring der Hölle deine verfluchten Geſchenke! Weit entfernt, meinem Volke neue Abgaben aufzubürden, wünſcht ich lieber ihm alle abnehmen zu können.

Die Schmeicheley. (zwoote alleg. Perſon.)

Ein Hofmann, in der demüthigſten Stellung zeigt dem Könige den Platz, den man ihm im Olymp beſtimme.

König.

Was will der kriechende Pygmäe von mir? (Spottend) In der That, die Sache iſt wichtig! Sie betrifft nichts geringeres als einen Platz neben Jupiter, den ich haben ſoll! (Unwillig) Unverſchämter! Schmeichelt man Königen ſo? (Der König nimmt den Schmeichler, und läßt ihn eine Pirouette machen, wodurch ein Unglücklicher, mit einer Bittſchrift in der Hand, ſichtbar wird, den er bisher verſteckt hatte. Der König hebt den Unglücklichen auf, und nimmt gütig ſeine Bittſchrift.) Der Grauſame! Mich unter die Götter zu ſetzen, aus Furcht, daß ich Menſch ſey! (Traurig.) Sehe ich denn nichts als Laſter um mich her? Tugenden, o wenn werdet ihr erſcheinen?

Ein Fantom ohne Nahmen.

(dritte alleg. Perſon.)

Eine ſchwarze Figur, in der rechten Hand ein Schwerd, theilt mit der Linken einer Menge Blinden kleine

hölzerne

hölzerne Waagen aus, in welchen Stückchen Brod liegen. Zu Füßen der Figur liegt die wahre Waage der Gerechtigkeit neben dem Gesetzbuche.

König.

Wen meynt dieß schwarze Gespenst, das sich mit den Attributen der Gerechtigkeit geschmückt hat? (Indem sich diese Figur nähert, dem Könige das Schwerd zu reichen, tritt sie auf das Gesetzbuch. Der König reißt es lebhaft unter ihren Füßen hervor, und macht diese Figur wanken.) Wie? Elender! du trittst mit Füssen, was selbst Königen Ehrfurcht einflößen sollte? Durch diese Gesetze will ich regieren, und nicht durch Schrecken. (Der König schlägt der Figur auf die Faust, und ihr das Schwerd aus der Hand.) Entfliehe Verräther! Dieß heilige Pfand, Schutz der Könige und Sicherheit der Bürger, soll in treuere Hände kommen, die es besser halten können! (Er wirft einen Blick auf die Blinden.) Sind dieß deine Diener? (Er theilt den Blinden das Brod aus, zerbricht ihnen aber die Waagen.) Geht! Blinde können mir nicht dienen; aber ich beklage sie, und gebe ihnen Brod.

Falscher Ruhm. (vierte alleg. Person.)

Der Sieg hält in einer Hand einen Lorberkranz, und zeigt mit der andern auf Kronen und Scepter, die mit Ketten gebunden zu seinen Füssen liegen.

König.

König.

Nein, nimmer ſoll ſich dieſer Lorberkranz um mein Haupt ſchlingen, wenn man Ketten geben muß, ihn zu verdienen. Ich habe ſchon zu viel Unterthanen unter meiner Herrſchaft, wenn nur ein einziger Unglücklicher darunter iſt. Ich beneide Alexandern ſeinen Ruhm nicht. Es giebt keine Siege, die das Blut werth wären, welches ſie fließen machen. (Lebhaft.) Aber wenn ich für mein Vaterland fechten, mich für das Wohl meiner geliebten Franzoſen hingeben muß, o dann ſoll Athen ſich nicht rühmen, allein einen Codrus gehabt zu haben.

Wolluſt. (fünfte alleg. Perſon.)

Geführt von einem alten Sklaven, und mit Myrten gekrönt, erſcheint ſie unter der verführeriſchſten Geſtalt. In den Händen trägt ſie Ketten mit Blumen umwunden.

König.

Welch eine junge Schönheit! Warum wirft ſie ihre Blicke auf mich? — Vielleicht wieder eine Schlinge für meine Jugend? — Nein! — ſo ſchöne Züge kann das Laſter nicht haben. Vermuthlich iſt es nur eine Gnade, um die ſie mich bitten will. — Wohlan! wag es, dich einer Frau zu nähern! — Und doch iſt mir ihr Führer noch verdächtig. — Wär es — Aber würde ſie ſich dann mit ſo viel

Beſchei-

Bescheidenheit ankündigen? Würde man an ihr die schamhafte Schüchternheit finden, die ihrem Geschlecht so vielen Reiz giebt? Sie erröthet? O um desto schöner wird sie! Schaamröthe ist die Schminke der Tugend. — Mir, mir hat sie dieß Blumenband zugedacht? Dieß Geschenk ist so einfach, so unschuldig als Sie. (Sie reicht es ihm.) Mit Vergnügen nehme ich die Blumen, die du mir bringst — Himmel! es sind Ketten! Ketten, die nur deine Sklaven tragen müssen. (Er wirft sie dem alten Sklaven um den Hals, der gefesselt vor ihm niederkniet.) Ich sehe den schrecklichen Plan, von dem Verworfensten der Menschen für mich geschmiedet. — Fort Ungeziefer! und vergifte nicht die Luft, die ich athme.

Despotismus. (lezte alleg. Person.)

Ein geharnischter Mann, einen Helm auf dem Kopfe, in der Hand einen eisernen Scepter, zeigt dem Könige einen sehr hohen eisernen Thron, aber mit so schmalem Grunde, daß er kaum stehet. Die Füsse des Thrones sind von Holz, an welchen eine Gruppe Elender nagt, ihn umzustürzen.

König.

Dieß ist ein schrecklicher Thron! Nicht für mich! (Der König rührt ihn an, und er wackelt.) Wahrhaftig man muß Tyrann seyn, um es zu wagen, ihn zu besteigen. (Auf die Gruppe sehend.) Welcher König kann

diesen

dieſen Anblick ſehen, und noch Luſt haben, nach dem Scepter des Deſpotiſmus zu greifen? — (Der gewarniſchte Mann weicht zurück.) Du kömmſt mir nur zuvor, aber ich weiß dir Dank für deine Flucht! Es iſt ein ſtummes Opfer, das er meiner Tugend bringt. Mein Herz iſt nicht geneigt, dieſe verhaßten Grundſätze anzunehmen. Er ſieht, daß ich über ein freyes Volk und keine Sklaven regieren will.

(Man hört einen Donnerſchlag. Alles verſchwindet, und das Theater verwandelt ſich in den Tempel des Ruhms. Die Zeit mit ihrer Senſe bewaffnet macht den Thürhüther.

Zwoote Scene.

Der König. Heinrich der Große.

Heinrich.

(Kömmt aus dem Tempel des Ruhms.)

Gott lob, die Franzoſen haben wieder einen König!

König.

(Für ſich.) Was hör' ich! — Was ſeh' ich! — Seele und Herz ſind mir ganz dieſes Helden voll! Sollten mich meine Sinnen in ſolch einem Grade täuſchen können? Aber — er iſt's — er iſt's, ich irre mich nicht. (Zu Heinrich.) Schutzgeiſt der Nation,

tion, du, deſſen bloſſer Nahme den Herzen der Franzoſen der ſüſſeſte Eindruck von Glück iſt; o Heinrich! welches glückliche Wunder bringt dich hieher zurück?

Heinrich.

Deine Tugenden! — O mein Sohn, was haſt du für Siege erfochten! die Ungeheuer des Herkules waren leichter zu überwinden, als dieſe, welche du beſiegt haſt. Ja, ſo hätte ich auch wollen anfangen, wenn ich mein Reich nicht erſt hätte erobern müſſen.

König.

Liegt in meiner Seele ein Funke des göttlichen Feuers, davon die deine brannte, ſo gab ihn mir das Verlangen dir zu gleichen. Aber, ach! wie weit bin ich noch von dem Muſter, das ich mir vorzuſtellen wagte!

Heinrich.

Du wirſt es ſelbſt übertreffen; und mit Freuden ſeh' ich dies. Dein Herz, eben ſo gut als das meinige, wird nicht ſo ſchwach ſeyn. Voll des Gegenſtandes, den der Himmel zu deinem Glücke ſchuf, wirſt du weiſer und glücklicher ſeyn als ich.

König.

König.

Wenn die Valois und Medicis derjenigen gleichen hätten, die jezt auf ihrem Throne sizt, niemals würde man Heinrichen auf fremden Altären haben opfern sehen.

Heinrich.

An andern Schwachheiten entschuldigen, die man sich selbst nicht erlaubt haben würde, dies ist Helden-Tugend. Empfange die Krone mein Sohn; die deinige verdient sie. (Er reicht ihm die Krone vom Tische.)

König.

(Sie empfangend.) Wirst du mich sie tragen lehren?

Heinrich.

Deine Weisheit kommt meinem Unterrichte zuvor. So lange du das Wohl deines Volkes für dein eigenes hältst, ist dir mein Rath überflüßig; und wenn du aufhörtest, davon überzeugt zu seyn, wär er dir unnüz. Lebe wohl, Sohn!

König.

Du verläßest mich izt, da ich deiner am meisten bedarf? O leite mich in der Wahl der Weisen, die ich mir zu Gehülfen meiner Arbeiten wählen soll. Hilf mir einen Sully finden.

Heinrich.

Bald wirſt du diejenigen kennen lernen, die ſich deinem Throne nahen dürfen, und die ihn umgeben ſollen. — Aber, ich ſehe, der Tempel des Andenkens öffnet ſich; ich muß dich verlaſſen.

König.

O, daß ich dir nicht folgen kann!

Heinrich.

Es iſt der Aufenthalt groſſer Männer, und wird auch dereinſt der Deinige ſeyn, geliebter Sohn! Aber nie vergiß, daß nur jener Alte, die Zeit, dich hineinführen kann.

Die Thore des Tempels ſchlieſſen ſich. Man hört einen ſtärkern Donner als zuvor. Das Theater ändert ſich und zeigt ein Palaſt, und im Grunde einen Thron mit allen Zeichen der Königs-Würde verziert.

Dritte Scene.

Der König. Prinzen von Geblüt.

(Die Prinzen gehen etliche Schritte auf den König zu, und ſtehen ſtill.)

König.

Kommt, Prinzen meines Bluts, kommt! Mein Reich ſey das eurige. Mir zur Seiten ſollt ihr mir zu

Wällen

Wällen gegen Schmeicheley und Verblendung dienen. Euer Leben iſt der beſte Spiegel für Könige; ich will ihn immer vor Augen haben, und wie ſüß wird es mir ſeyn, in den eurigen, das Glück meines Volks zu leſen. Penthievres! Das Wohl der Bretons hängt von eurer und einer Prinzeßin, die meinen Hof ziert, Gegenwart ab. Gehet hin und theilet ihre Opfer unter Euch. Möchten ſie doch, indem ſie Euch ſehen, ihre Leiden bis auf die geringſte Spur vergeßen. Eure Abweſenheit trennt mich von einem geliebten Prinzen, und der Königin entzieht ſie eine Freundin. Aber welches Opfer für das Wohl unſrer Unterthanen kann uns zu groß ſeyn!

Lezte Scene.

König. Königin. Prinzen von Geblüt. Gefolg der Königin. Bekannte Miniſter und Magiſtratsperſonen. Volk.

(Die Miniſter und Magiſtratsperſonen erſcheinen an der Spitze des Volks, welches Palmen in den Händen hat.)

König.

Ich forderte einen Süllly, und der Himmel ſchickt mir einen. Tretet näher, Freunde meines Volks; ihr ſeyd auch die meinigen.

(Minister, Magistratspersonen und Volk treten nähet. Die Königin mit ihrem Gefolge neben dem Throne.)

König.

(Zur ersten Magistratsperson.) Edler Vertheidiger der Gesetze, Ihr, die Ihr Aemter, Glück und Freyheit für sie aufgeopfert, es giebt keine zu hohe Stelle für Eure Talente, aber wenigstens eine Eurer Standhaftigkeit und Unerschrockenheit werth. Tretet an die Spitze der Magistratur, die man entweyhen wollte. Sie sey Euch ihren neuen Glanz schuldig, und die Gefährten Eures Unglücks kehren aus ihrer Verbannung zurück! Mein Volk hat lange und genug durch ihre Abwesenheit gelitten, und ich gewähre ihre Zurückrufung der Nation und meinem eignen Herzen.

Erste Magistratsperson.

Ich bewundere den Plan den Eure Weisheit entworfen hat. Wie ruhmvoll ist es nicht einem Minister, das Glück seiner Mitbürger zu sichern, indem er die Zwecke seines Königs unterstützt. (Während dieser Antwort nimmt der König eine Palme aus der Hand Eines vom Volke.

König.

(Zur 2ten Mag. Person.) Und Ihr, unerschrockner Alter, der Ihr der bestürzten Nation zu beweißen gedachtet, daß man zu tugendhaft seyn könne, nehmt diesen Zweig aus den Händen Euers Königs. Er

würde

würde Euch um den Triumph beneiden, der Euch erwartet, wenn er nicht das Glück hätte, etwas dazu beyzutragen. (Zu Allen.) Ihr könnet mir folgen. Leute wie Ihr, können nie dem Throne zu nahe seyn. Aber siehe da, was für Gegenstände umringen ihn schon! Es ist der glänzende Zug der Tugenden, das Gefolg der Königin. (Er nähert sich ihr.) Kommen Sie, kommen Sie, Madame; genießen Sie Ihr Werk, den Anblick eines Volks, welches sich mit Freuden der Hoffnung überläßt, die ihm meine Regierung giebt. Ich kann die Freude, von der es hingerissen wird, nicht besser rechtfertigen, als wenn ich die Wohlthätigkeit mit zur Seite auf den Thron setze. (Er reicht der Königin die Hand) und sie besteigen zusammen den Thron.)

Königin.

Das Glück dieses Volks ist Ihr Werk allein. Aber, als das Ihrige, betrifft es auch mich, und wird mir alles seyn.

Volk.

Es lebe der König! Es lebe der König!

König.

Es lebe mein Volk! Es lebe mein Volk! Kann ich es nur glücklich verlaßen, so sey meine Laufbahn kurz oder lang, immer werd' ich lange genug gelebt haben!

V.

Unterredungen

zwiſchen

W** und dem Pfarrer zu ***

An den Leſer.

Ich hoffe meinen Freunden durch Mittheilung meiner Unterredungen mit dem Pfarrer zu *** einiges Vergnügen zu machen, zumal da ſie gröſtentheils Materien betreffen, wor über viele Leſer meiner Schriften ſchon lang' Erläuterungen von mir gewünſcht haben. Zwar ſind nicht alle die mich leſen, auch meine Freunde; aber, da dies wohl meiſtens nur aus zufälligen Urſachen herrührt, ſo trage ich nicht das mindeſte Bedenken, dem Publikum das nehmliche Vertrauen zu zeigen, wodurch ich den ehrlichen Pfarrer zu *** zu meinem Freunde gemacht habe.

Dieſe Erläuterungen werden, wie ich mir ſchmeichle, auch nebenher die Würkung thun, daß diejenigen, ſo meine Friedfertigkeit und anſcheinende Gefühlloſigkeit — bey vielen zeitherigen, zum Theil höchſtniederträchtigen Angriffen von Leuten mit und ohne Nahmen — übel ausgedeutet haben, mich künftig von allen weitern Schutzreden, und vornemlich von allen Hoſtilitäten gegen Homunculos und Latrunculos, welche ſich

gern einen Nahmen auf meine Unkoſten machen möchten, frey und ledig zu ſprechen die Billigkeit haben werden.

Das einzige, was ich mir von den Leſern ausbitte, iſt, ihr Endurtheil über dieſe Unterredungen zwiſchen mir und dem Pfarrer zu *** ſo lange zurückzuhalten, bis Sie Alles geleſen haben, was wir einander zu ſagen hatten. Denn, da man unmöglich alles auf einmal ſagen kann, und die Materien (in die wir unvermerkt tiefer hineinkamen, als es vielleicht anfangs einer von uns beyden im Sinne hatte) zu verwickelt waren, um in einem oder zween Abenden hinlänglich aus einander geſetzt zu werden: So veranlaßte dieß den ehrlichen Pfarrer, mir mehrere Beſuche zu machen, in denen wir jedesmal, wiewohl nicht immer den kürzeſten Weg, da fortgiengen, wo wir das leztemal ſtehen geblieben waren, bis wir, nachdem wir einander alles geſagt, was uns auf dem Herzen lag, natürlicher Weiſe, — nichts mehr zu ſagen hatten.

IV.

Erſte Unterredung.

Dieſer Tagen, da ich allein in meinem Studierzimmer beſchäftigt war, hörte ich etwas ſo leiſe an der Thüre pochen und kratzen — denn es war ſo etwas zwiſchen beyden — daß ich, ohne darauf acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen

Weile die Thüre langsam Zoll für Zoll, dergestalt, daß sie ungefehr drey bis vier Secunden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufgieng, und weil diese langsame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaßte umzuschauen, und wahrzunehmen, daß alle diese Bewegungen von einer menschlichen Figur herrührten, welche, dem Ansehen nach, nicht ohne Zweifel und Furcht einer günstigen Aufnahme, hereinzukommen strebte.

Es verstrichen noch einige Sekunden, bis es endlich so weit gediehen war, daß der Mann — denn ein Mann war es, und wie man sehen wird, ein beßrer Mann, als man nach diesen Anscheinungen hätte vermuthen sollen — den Kopf vorwärts und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der sich durch eine enge Oefnung hindurchwinden muß, (wiewohl die Thüre weit genug für ihn war) — bis es ihm, sage ich, gelang, sich so weit hereinzuarbeiten, daß ich sehen konnte, wen ich vor mir hatte.

Es war ein ältlicher Mann, von mittlerer Größe, etwas hager; trug einen altmodisch zugeschnittenen grauen Rock mit schwarzen Knöpfen, eine schwarze Tuchweste, wohlgeschonte aber doch an den Knieen etwas abgestoßne schwarze Plüschhosen, wollene Strümpfe von der nehmlichen Farbe, und (was aus seinem Anzug ein vollständiges Ganzes machte,) eine dicke

Perüke

Peruke von weißen Ziegenhaaren, die durch lange der Zeit eine dem verwelkten Bux nahkommende Farbe angenommen hatten. In der Hand hielt er ein kurzes dickes spanisches Rohr mit einem schlechten Fayances Knopf, und unterm Arm einen großen Hut, der so abgegriffen und verschlissen war, daß sein Herr selbst beschämt schien, ihm noch längere Dienste zuzumuthen.

Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für ihn einnahm; und überdieß, schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung, in meinen Augen so ehrwürdig ist, daß ich jedem lebenden Mitglied desselben (in so fern er kein Bonze ist) mit eben so viel Ehrerbietung zu begegnen pflege, als ob er Erzbischof zu York oder Kardinal-Vicarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umstände und Entschuldigungen. „Ich besorge — Sie sind beschäftigt, wie ich sehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit, u. s. w. „

Ein Mann, wie Sie, kömmt immer zur gelegnen Zeit, sagte ich, indem ich ihn ersuchte Platz zu nehmen.

Er schien dies — wiewohl es würklich kein Kompliment war — für etwas noch schlimmers zu halten.

Seine Verwirrung verrieth das seltsame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war.

Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerksamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Bescheidenheit gemildert war, — oder mein Gesicht müßte meinem Herzen, ohne meine Schuld, Unrecht gethan haben.

Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, diesen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, sagte er, und habe mir schon lange gewünscht Sie persönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bey den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf seinen abgetragenen grauen Rock, auf seine Plüschhosen und wollenen Strümpfe, und auf seinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daß ich seufzte.

In der That stellten sich mir in diesem nehmlichen Augenblick eine so große Menge ernster und trauriger Vorstellungen dar; — Die Bestimmung und Würde des geistlichen Standes, im Gegensatz mit der verachteten und unterdrückten Lage der sogenannten niedern Klerisey in den meisten christlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieser Kontrast theils auf den Charak-

Charakter der Geiſtlichen ſelbſt, theils auf ihren ſittlichen Einfluß und die würkliche Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; — die Sorgloſigkeit der meiſten Großen über einen ſo wichtigen Gegenſtand; — die Unmöglichkeit, oder, was aufs nehmliche hinausläuft, die unendlichen Schwierigkeiten, dieſem Uebel allenthalben abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten, die Sachen auf einen beſſern Fuß zu ſetzen: Alles dieß mit allen ſeinen Urſachen, Umſtänden und Folgen auf einmal anſchauend gedacht, — und gerade in dieſem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, ſeiner gelben Perüke, ſeinen Plüſchhoſen, und ſeinem abgenutzten Hute gegenüber gedacht, — hr., trübte meine Seele, und machte mich wider Willen ein paar Minuten ſprachlos.

Der wackere Mann ſchien verlegen zu ſeyn, wie er das Geſpräch anfangen wollte. Er ſah aus wie ein Mann, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiß, wie er ſich deſſen erledigen ſoll. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte ſich — armer Mann! — über den ſchönen Band meiner Bücher, und fixierte ſich endlich auf etlichen Büſten, die ihm gegen über ſtunden.

„Sokrates, nicht wahr?„ — fragte er mit einer Mine, als ob es ihm gefiele dieſes Bild bey

mir

mir anzutreffen. „Es war ein vortreflicher Mann (ſagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) Wiewohl man's ihm nicht anſieht.„

Nein, gewiß nicht, verſezte ich ein wenig haſtig. Sehen Sie hier — dies ſind die Baiſers von Dorat, nach den Baſiis des Johannes Secundus, in einem ſchönen engliſchen Bande, auf das feinſte Pappier gedruckt, mit einer Menge reizender Vignetten, — ein Buch kann nicht beſſer gekleidet und herausgeputzt werden — und doch iſt dies Buch ſeinem Innern nach vielleicht nicht einmal — einen Kuß werth. — Und ſehen Sie hier den Katechiſmus fürs Landvolk, ein klein Büchlein, auf ſchlecht Pappier gedruckt, in Pappe gebunden, das nach ſeinem wahren Gehalt mehr Gold werth iſt, als der Verfaſſer und ſein Buch zuſammengenommen ſchwehr ſind.

Der Pfarrer ſah mich an, als ob er die Beſtätigung deſſen was ich geſagt hatte, in meinen Augen leſen wollte.

Ich. Sie kennen doch Schloſſers Katechiſmus, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. Ganz gewiß; ich hab' ihn mehr als einmal geleſen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was

auch

auch manche Leute dagegen ſagen; es iſt ein gutes lehrreiches Buch, wiewohl eben nicht alles darinn ſteht, was in einen Katechiſmus fürs Landvolk gehört.

Ich. Wer wollte auch ein gutes Buch deswegen verwerfen, weil nicht Alles darinn ſteht? Allenfalls hätte Herr Schloſſer ſeinem vortreflichen Büchlein, um der ſchwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch; ſagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den Baſſers, die er noch in der Hand hatte, ſchüttelte ein paarmal den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küſſen, ſagte er, indem er die Büſte des Weiſen von neuem betrachtete.

Ich. Sie erinnern Sich, wie ich höre, der Stelle, wo er den jungen Xenophon beſtraft (*), weil er zu leichtſinnig über die Gefahr eines Kuſſes wegſchlüpfte.

Der Pfarrer. Und was meynen Sie, daß er zu manchem modernen Gedichte geſagt hätte, worinn alle Zauberey der Poeſie aufgeboten wird, um die Jugend

(*) *Memorabil. Socrat.* l. c. 3.

Jugend nach demjenigen lüſtern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend ſo gefährlich hielt?

Ich erröthete ein wenig.

Der Pfarrer. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

Ich. Ich wünſche von Ihnen gekannt zu ſeyn, eh ſie mir das ſagen; denn ich liebe die Komplimente nicht.

Der Pfarrer. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften ſo viel Gutes gethan —

Ich. Vergeben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein ſo weitläuftiges und kützlichtes Geſchäft einlaſſen, als die Unterſuchung der Güte oder Nützlichkeit meiner Schriften iſt. Dieſe Unterſuchung iſt überhaupt bey allen Büchern ſchwehr; Denn das Beſte kann Schaden thun, und das Schlimmſte iſt zu etwas gut. Aber bey den Meinigen finden ſich noch beſondere Schwierigkeiten. Die Geſchichte meiner Seele, und die Geſchichte der Gelegenheit, Art, und Weiſe, wie jede meiner Schriften, vom Jahr 1751 an bis izt, entſtanden iſt, gehört gewiſſermaßen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles dies nicht

nöthig

nöthig hat) in den Stand gesezt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worinn sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einzigesmal in meinem Leben einem Manne von grossen Verdiensten um die Menschheit, einem der besten Sterblichen, die je gewesen sind, am ersten Abend, den wir zusammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf ewig mein Freund worden.

Der Pfarrer. Aber warum eilen Sie nicht, diese nehmliche Geschichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o! gewiß, Sie stellen Sich nicht vor, wie viel falsche Urtheile und Aergerniß Sie vielleicht dadurch verhindern, und wieviel Gutes Sie damit schaffen würden.

Ich. In der ersten Wärme der Empfindung war dies auch der Gedanke des würdigen Mannes von dem ich Ihnen sprach. Aber er hörte meine Gegengründe, und billigte sie. — Ich will Ihnen diese Gründe aufrichtig sagen, lieber Herr Pfarrer; und und glauben Sie mir, ich fühle in diesem Augenblick etwas, das mich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich auch nicht wollte. — Ich habe nicht anhaltenden Enthusiasmus genug mich über alle die Urtheile hinwegzusezen, denen ich mich ausstelle,

wenn ich mein eigner Biograph würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, selbst indem ich das schlimmste, was ich von mir zu sagen hätte, beichtete, der Kunstgriffe beschuldigen, deren sich Danae bediente, da Sie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geschichte erzählte. Man würde sagen, daß ich (wie Danae) mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen als der historischen Treue zum Augenmerk genommen, und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern gar wegzulassen, je nachdem es die schönere Wirkung des Ganzen erfodert hätte. — Mit einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entschliessen, alles Gute von mir zu sagen, was ich sagen müßte, wenn ich so wahr und gerecht gegen mich selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

Der Pfarrer. Indessen — da wir doch Menschen sind — und es unmöglich ist, daß wir bey einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie Sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen — „*Ego homuncio hoc non facerem?*„ — fürchten?

Ich.

Ich. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der ſchmeichleriſchen unredlichen Art, wie mit die meiſten Sterblichen über ihr eignes ſittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menſchenfreund, der auch nur zufälliger Weiſe zu ſchaden für ein groſſes Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dies iſt was ich am wenigſten beſorge. Meine Fehltritte ſind vielleicht — ſo ſeltſam Ihnen dies auch vorkommen mag — gerade das, was freylich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiß meinem Herzen die meiſte Ehre macht. — Aber, laſſen Sie uns dieſe Materie abbrechen. Ich muß Ihnen Alles ſagen, oder ich habe das ſchon zu viel geſagt.

Der Pfarrer. Ich begreiffe Sie. Aber wenigſtens ſollten Sie alles, was zu richtiger Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig iſt, aufſetzen, und wofern Sie ja Bedenken tragen, dieſen Aufſatz bey ihrem Leben bekannt zu machen, dafür ſorgen, daß er dereinſt nach ihrem Tode bekannt gemacht würde.

Ich. Dies iſt auch mein Vorſatz, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wiſſen nicht, ich wiederhohl es, ſie wiſſen nicht, wie viel die ſchiefen Urtheile, wozu Sie — (ich hoffe ohne Ihre Abſicht, und wünſche

daß es auch ohne Ihre Schuld geſchehen ſeyn möge,) — Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannichfaltige Mißbrauch einiger ihrer Schriften, wie viel ſelbſt das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

Ich. Sie halten mich für unwiſſender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiß nur zu viel davon, und bin ſehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthuſiasmus liebenden Jünglings Voß (*) das geringſte von den Uebeln ſind, wozu ich die gelegenheitliche Urſache geweſen ſeyn mag. Denn dieſen jungen Mann entſchuldige ich. Er that in ſeinem Eifer das nehmliche an mir, was ich vor 24 Jahren aus ähnlichem jugendlichem Eifer, an Anakreon, Arioſt, Guarini, La Fontaine, und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Laſſen Sie ihn älter werden, und es wird ihn ſo gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geſchrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes mit ſo viel unbeſtimmten Halbwahrheiten, ſo unreiffen Urtheilen, und ſo unbilligen Ausfällen auf unſchuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dies alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Urſache geſchah, als weil die Schwärme-

rey

(*) im Götting. Muſenalmanach 1775.

rey (wie die Liebe) blind iſt, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates ſeyn kann.

Der Pfarrer. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler geſtehen.

Ich. Guter Gott! wie oft werde ich Menſch dies abſcheuliche Kompliment von einem andern Menſchen hören müſſen!

Der Pfarrer. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich ſagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz ſagt mir, wir werden nicht von einander ſcheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber laſſen Sie mich vollends ſagen, was ich ſagen wollte. Die ſchiefen Urtheile, die nun ſeit 24 Jahren über mich, in ſo fern ich Menſch oder Schriftſteller bin, gefällt worden ſind, würden mich wenig anfechten, wenn ſie bloß meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich geſtehe Ihnen, ich bin zu ſtolz, um viel Eitelkeit zu haben. Bloß in ſo fern ſolche Urtheile das Gute hindern, das ich zu thun wünſche, können ſie mir nicht gleichgültig ſeyn. Aber am Ende iſt doch aller Schaden, den unreife muthwillige Jungen, die ſich zu Richtern aufwerfen, oder blödſichtige alte Knaben, denen man vergeben muß, weil ſie nicht wiſſen, was ſie ſagen,

oder Leſer, die nicht leſen können, weil ſie weder empfinden, noch verſtehen, noch unterſcheiden können, — ich ſage, aller Schaden, den ſolche Leute einem guten Werke thun können, iſt eine Wunde, die ſich von ſelbſt heilt. Das Publikum kehrt ſich wenig daran, wenn hier und da ein X. oder Y in einem Journale ſich die Miene giebt, als ob er von allen ſeinen Zeitgenoſſen bevollmächtiget ſey, in ihrem Nahmen und in ihre Seele zu urtheilen; und wenn es ſich auch zuweilen von einem gern ſeyn wollenden Demagegen überſchreyen, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel iſt — übertolpeln läßt: ſo geſchieht es doch nur auf kurze Zeit, und der Taumel geht immer ſchnell genug vorüber. Dies iſt es alſo nicht, was mich am meiſten bekümmert. Aber der ſittliche Mißbrauch, welchen Leſer von verdorbnem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den dieſe durch Mißverſtand, oder, wenn ſie Perſonen, für welche ſie nicht geſchrieben ſind, in die Hände fallen, anrichten können — Dieſer Mißbrauch, dieſer Schade verwundet mein Herz, und hat mir ſchon oft den ungeduldigen Wunſch ausgepreßt, daß ich lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andre, was ein ehrlicher Mann ſeyn kann, geworden ſeyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftſteller für die Welt. Indeſſen hat doch die Gewißheit, daß ich ſelbſt in allen Theilen und Gegenden Teutſchlandes eine große Anzahl Perſonen von den vorzüglichſten Eigenſchaften des Gei-

ſtes

ſes und Herzens kenne, die mich gerade ſo leſen, wie ichs wünſche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Abſicht antwortet — Dieſe Gewisheit, und die wahrſcheinliche Vermuthung, daß es deren noch viele giebt, die ich nicht kenne, hat, wenigſtens in heitern Stunden, ſo viel Tröſtendes für mich, daß ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuſchungen Raum gebe, ohne welche ſchwerlich jemals ein Biedermann Schriftſteller geworden wäre. Und ſo kömmt es denn, daß ich gewöhnlicher Weiſe, zwiſchen dieſen beyden äußerſten Punkten, mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir ſelbſt fortbewege, und von dem ſüßen Wiegenliedchen, Alles iſt gut, eingelallt, mein Haupt ſo ſanft auf mein Küſſen lege, als irgend ein Autor in der Chriſtenheit.

Der Pfarrer. Es iſt eine ausgemachte Wahrheit daß der Mißbrauch, den unverſtändige oder übelgeſinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache vermindert; noch dem Urheber derſelben zur Laſt gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes ſelbſt täglich und augenblicklich von Unzähligen gemißbraucht? Ich denke, nachdem der Allweiſe und Allmächtige nichts machen konnte, das von halbvernünftigen Geſchöpfen, wie wir Menſchen ſind, nicht in Mißbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es ſey ſchlechterdings unmöglich etwas ſo Gutes hervorzubringen, das nicht

auf die eine oder andre Weise zum Werkzeug oder zur Veranlassung oder wenigstens zum Vorwande von vielem Bösen gemacht werden könne. Weder menschliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daß die Wahrheit, wenn sie in schiefe Köpfe fällt, oder in einem falschen Lichte gesehen wird, nicht verfälscht, die unschuldigste Rede oder Handlung von Unverstand, Uebereilung oder bösem Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend selbst nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichnis aller derer, die auf irgend eine Weise unschuldig an Seele oder Leib gemartert worden sind, würde einen größern Raum einnehmen als alle Bücher in der Vaticanischen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an diesen Wahrheiten. —

Ich. Nur unterläßt man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall sie anzuwenden kommt; und so legt man z. E. dieser so allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftsteller — wenigstens so lang er lebt, und man ihm also durch Vorwürfe und Schmälerung seines Ruhmes schaden kann, — jedes vorgebliche Aergernis zur Last, das gewisse Leute, in deren Umständen, Erziehung, Kopf, Herzen, oder Sitten der wahre Grund, warum sie geärgert worden, liegt, ohne seine mindeste Schuld an seinen Schriften nehmen.

Der Pfarrer. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortreflich! dies ist der Punkt, auf den alles lediglich ankömmt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es so boßhafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Mißbrauch seiner Werke bloß darum zum Vorwurf machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten —

Ich.

Ich. Ich konnt' es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daß es boshafte Menſchen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geſchlecht der Söhne Belials ſteht noch in voller Blühte.

Der Pfarrer. Indeſſen werden Sie doch nicht in Abrede ſeyn, daß die Schriftſteller zuweilen ſelbſt Schuld daran haben, wenn ſchwache Seelen ſich an ihnen ärgern, oder wenn zum Böſen ohnehin geneigte Leute noch ſchlimmer durch ſie werden.

Ich. Ich geſtehe Ihnen dies ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzuzuſetzen, Herr Pfarrer, daß es Schriftſtellern von einer gewiſſen Claſſe — oder um deutlicher zu reden — Moral-Philoſophen, Naturforſchern, Dichtern, Satyrikern, launenhaften Schriftſtellern und überhaupt allen die über die menſchlichen Angelegenheiten frey von der Bruſt wegreden, — eben ſo unmöglich iſt, zu verhindern, daß ſchwache Seelen ſich nie an ihnen ärgern, als es dem weiſeſten Regenten unmöglich iſt, zu verhindern, daß ſeine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzſichtiger Seelen in und außer ſeinem Lande getadelt werde.

Der Pfarrer. Hierinn, glaube ich, haben ſie Recht.

Ich. Schwache Seelen, lieber Herr Pfarrer, ſind kranke Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daß ſie einem kranken Auge weh thut?

Der Pfarrer. Ich merke, wo Sie hinauswollen.

Ich. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die ſchwachen

Brüder betrift, die ſich oft ſehr zur Unzeit und an den unſchuldigſten Dingen ärgern, darüber ſind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieſer Leute kleiner werden ſollte. Aber, wer andern den Staaren ſtechen ſoll, muß ſelbſt ſehen. Was für klägliche Moraliſten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menſchenkenntnis, ſind die Meiſten unter denen, die uns öffentlich lehren ſollen was recht, und gut und ſchön und löblich ſey, damit wir ihm, nach Sanct Pauls Ermahnung nachdenken und — wie ohne Zweifel ſeine Meynung war — nachtrachten können? (*) Lieber Gott! was für Sokratesſe! und ein Sokrates ſoll und muß doch wohl aufs wenigſte jeder Lehrer ſeyn, der geringſte wie der Vornehmſte, oder wie ſoll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achſeln.

Ich. Verzeihen Sie mir dieſen kleinen Ausfall. Er ſoll mich nicht von dem abführen was ich ſagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftſteller hätten zuweilen ſelbſt die Schuld, wenn zum Böſen ohnehin geneigte Leute oft ſchlimmer durch ſie würden. — Aber, mein beſter Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Böſen ohnehin geneigter Menſch nicht ſchlimmer werden kann?

Der Pfarrer hatte die angeſtrengte Mine eines Menſchen, der ſich auf etwas beſinnt und es nicht finden kann. — Die Sache kann freylich aus mehr als einem Geſichtspunct angeſehen werden, ſagte er endlich.

Ich. Dies erfuhr ich ſelbſt, da lezthin bey einer Dame von vorzüglicher Einſicht die Unterredung auf dieſe Materie fiel. Die Frau ſagte darüber etwas, das mir ſo außerordentlich klar und entſcheidend vorkam,

daß

(*) Philipp. IV. 8.

daß ich dadurch frappiert (*) wurde. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz ein Werk von einer gewiſſen Gattung (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daß von der erotiſchen und komiſchen Gattung die Rede war) kann, ſagte ſie, einem Leſer in die Hände fallen, dem es vielleicht in tauſend andern Augenblicken unſchädlich geweſen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es lieſt, befindet er ſich unglücklicher Weiſe in einer Leibes und Gemüthsverfaſſung, daß ein einziges reizendes Bild mehr, oder ein einziger Grad um den der Verfaſſer ſeine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich iſt, die beſſre Seele zu überwältigen, und den Menſchen zu einer unſittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dies Gedicht, dieſe Erzählung nicht geleſen, hinzureiſſen. Ein Glas Waſſer, ſezte Sie hinzu, kann ſo voll ſeyn, daß ein einziger Tropfen, der noch hinzugegoſſen wird, hinlänglich iſt, es überlauffen zu machen. — Wie iſts möglich, daß ich einen ſo ſimpeln Gedanken in meinem Leben nie gehabt habe, rief ich? Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komiſchen Erzählungen drucken laſſen wollte, ſie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

Der Pfarrer. Sagten Sie das würklich?

Ich. Würklich, oder doch ſo etwas das ſehr deutlich verſtehen gab, daß dies mein Gedanke war.

Der Pfarrer. Das Bild vom vollen Glaſe Waſſers ſpielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich ſehe. Wenn ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als ſie zu ſeyn ſcheint, hätten ſie leicht eine Ausflucht finden

(*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes bittet ſich von den Meiſtern der teutſchen Sprache ein gutes alt oder neu teutſches Wort aus, welches genau den Begriff des franzöſiſchen Wortes etre frappé de quelque choſe bezeichne. Er wird es mit Dank annehmen.

können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, daß es nur noch einen kleinen Stoß braucht, um ihn zu Begehung einer Laserthat zu treiben, — ist freylich sehr zu bedauren: aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte 1000 gegen 1 setzen, daß in diesem nemlichen Augenblick irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stoß, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stößen, womit alle Dinge in der Welt in aufhörlicher Würkung und Gegenwürkung auf einander loßarbeiten, gerade die nehmliche Würkung hervorgebracht haben würde.— Diesem ungeachtet denke ich doch, die Vorstellung, daß es so leicht ist, durch Schriften, die in Jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollten die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

Ich. So denk ich izt auch. Aber damals, da ich die komischen Erzählungen und den Idris machte, hatte ich die Welt von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor den Augen, daß ich nicht daran dachte, daß diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen giebt es nicht, denn an denen die es sind ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bey diesen Oel ins Feuer gießen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu seyn, (*) an den man eine solche

(*) Diese Parenthese hätte ich hier besser weggelassen; das Kompliment hilft dem Pfarrer zu nichts, er mag es verdienen oder nicht; aber es sieht doch immer wie eine Bestechung aus, und könnte auch bey dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Würkung einer Bestechung haben.

ſolche Frage thun kann — was würde aus einem Schriftſteller meiner Art werden, wenn er ſich durch die Vorſtellungen der Mißdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem ſeine Werke ausgeſezt ſind, ängſtlich machen laſſen wollte? Es iſt eine armſelige, niederſchlagende, dem Genie alle ſeine Federn ausrupfende Leidenſchaft um die Aengſtlichkeit. Es iſt unmöglich, daß ein Mann, er ſey Dichter, oder Philoſoph, oder Arzt, oder Maler, oder Feldherr, oder was Sie wollen, — wenn er bey jedem neuen Gedanken, bey jedem Feder- oder Pinſelzug, bey jedem Recept, das er verſchreibt, bey jeder Ordre, die er giebt, u. ſ. w. von dem Gedanken beunruhigt würde: wird dies nicht bey irgend jemand eine falſche Würkung thun? — Werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie hinausfahren? — Wird dies dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? — Wird ſich nicht vielleicht in dieſem Augenblick ein Umſtand ereignen, der mein Concept verrückt? — es iſt unmöglich, ſag' ich, daß einem ſolchen Mann eine Zeile, ein Pinſelſtrich, eine Kur, oder irgend eine ſchöne That gelinge!

Der Pfarrer. Ich fühle, daß ein Mann wie Sie ſo denken muß, und ich bin weit entfernt, die Behutſamkeit, die ich allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Aengſtlichkeit getrieben zu wünſchen. —

Ich. Dies iſt gut zum ſagen, lieber Herr Pfarrer, aber in der Ausübung ſo leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den glücklichen Augenblicken des Genies und der Laune würde Behutſamkeit die nehmliche Würkung thun, die bey gewöhnlichen Menſchen Aengſtlichkeit thut. — Ueberdies ſagen Sie mir ums Himmels willen, wozu alle mögliche Behutſamkeit eines Schriftſtellers am Ende helfen ſoll? — Ueberlegen Sie nur einen Augenblick den Zuſtand der Welt.

Kön;

Können Sie im Ernſte glauben, daß durch ein paar neue ſcherzhafte Erzählungen oder erotiſche Gemählde (*) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieſer Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichſten ſchon 200 Jahre lang ſogar claßiſch ſind. — Gleichen nicht die Wohnungen der meiſten Perſonen von Stand und Vermögen in den großen Städten von Europa dem Hauſe des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die Baiſers noch einmal in die Hand, und ſehen Sie dieſe Vignetten an! Was ſagen Sie zu den Stellungen und Lagen der Nymphe Thais, deren Triumphe in dieſen Gedichten beſungen werden? Und gleichwohl ſteht dies Buch in den Bücherſchränken einer Menge von Damen vom erſten Rang, und von unbeſcholtnem Rufe. Und warum ſollt' es nicht darinn ſtehen, da unter Perſonen von einem gewiſſen Stande vielleicht wenige ſind, die nicht mit eignen Augen geſehen haben ſollten, was Thereſe la Philoſophe für ein Buch iſt (**), wiewohl es mit den Sitten noch nicht ſo weit gekommen iſt, daß man's öffentlich geſtünde. Doch geſezt auch, ich irrte mich hierinn, wie viele Perſonen unter denen, die man zur großen und feinen Welt rechnet, (junge unverheyrathete Töchter ausgenommen) ſind wohl, die Bocazens Decameron, den Arioſt, die Contes des La Fontaine, den Sopha, den Ecümoire, den Angola, und eine Menge andrer Werke von dieſer Klaſſe nicht geleſen haben? Und was meynen Sie, daß die komiſchen Erzählungen, oder gewiſſe Stellen des Idris an der Einbildungskraft aller dieſer Perſonen ſchlimmer machen könnten?

Der

(*) Ich bitte erotiſche Gemählde nicht mit aſotiſchen zu verwechſeln.

(**) Dies mag wohl verſchiedene Einſchränkungen leiden; wenigſtens wird die itzige Generation immer decenter.

Der Pfarrer. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf kenne. Aber, mein bester Herr B** — wenn dem so ist wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

Ich. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die Heiligen Väter gelesen? War es etwan besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, daß es um ein großes Theil ärger war. Die guten Sitten circuliren in der Welt herum, wie alles andre. Izt sehen wir sie in den Kolonien von Nordamerica. Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hundert Tausende, von Einem durch sie alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelne Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem Gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die besten Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert Jahren wiederkommen, und uns nach den Sitten dieses nehmlichen Volkes umsehen, das izt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so große Rolle spielt, — wie unkennbar würden wir sie finden! — Oeffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frey, unternehmend, arbeitsam, wirthschaftlich. Ist die Lage nur einigermaßen günstig, so muß es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber so bald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Ueppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stuffe zu

Stuffe

Stuffe wieder herab; und jede Stuffe ſeines Falles wird die Stuffe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend ſteigt, um künftig wieder durch Ueppigkeit und Uebermuth zu ſinken. — In dieſem ewigen Cirkel dreht ſich die Menſchheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was ſie war.

Der Pfarrer. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieſer Digreßion hinriß, und beklage das Menſchengeſchlecht, wenn es (wie ich befürchte) ſo iſt, wie Sie ſagen; wiewohl ſich manches dagegen einwenden ließe. Aber laſſen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen ſind. — Erlauben Sie mir eine Frage (ſagte der gute Pfarrer mit einem gewiſſen herzlichen Ton, indem er ſeinen Stuhl ein wenig näher zum meinigen rückte,) — Mein Herz liebt das Ihrige, ich kann Sie durch meine Freymüthigkeit nicht beleidigen — und zudem ſind wir ja allein.

Ich. Dieſer Umſtand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir ſelbſt weniger Freyheit zugeſtehen, als izt, da wir allein ſind. Ein einzelner rechtſchafner Mann iſt mir ſo ehrwürdig, als eine Landsgemeine. Aber was wollten Sie mich fragen?

Der Pfarrer. Es iſt mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geiſtliche zu reden pflegen) an Ihr Gewiſſen, als an Ihre Vernunft; denn der leztern fehlt es, wie Sie wiſſen, nie an Gründen, wenn ſie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen iſt. — Ich gebe Ihnen gerne zu, daß der Verfaſſer eines nüzlichen Werkes ſich wegen des zufälligen Schadens, den dieſer oder jener, wider ſeine Abſicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Urſache hat.

Aber

Aber wenn Werke der Einbildungskraft ſo beſchaffen ſind, daß ſie auf der einen Seite, auch im glücklichſten Falle, (ich meyne, wenn ſie von Perſonen geleſen werden, denen ſie nichts ſchaden können) wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menſchen, für die ſie nicht geſchrieben ſind, denen ſie aber täglich in die Hände fallen können, faſt nothwendig ſchaden müſſen — ſagen Sie mir, mein beſter Herr W., wie kann ein Menſchenfreund den Gedanken ertragen, der Verfaſſer ſolcher Werke zu ſeyn? — und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie iſts möglich, daß ein Menſchenfreund jemals den Gedanken hat faſſen können, ſolche Werke zu ſchreiben?

Ich, nach einer kleinen Pauſe. Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen ſagte, daß die bloße Möglichkeit, durch einige ſcherzhafte Gedichte (wiewohl ſie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verſchlimmerung irgend einer menſchlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, ſo oft ſie ſich mir darſtellt, höchſt ſchmerzhaft ſey? — Ich ſagte Ihnen aber auch was mir dieſen Gedanken erträglich mache; und in der That, was nicht zu ändern iſt, muß man ertragen lernen; oder wiſſen ſie ein ander Mittel? — Ich habe alſo die erſte ihrer Fragen ſchon voraus beantwortet. Auf die andre könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daß Sie ein Menſch ſind, und mit einem Menſchen reden. Irren und fehlen — es ſind ſchlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann ſich davon freyſprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faßte ſo ein Gedicht zu machen, wie Endymion oder Juno und Ganymed iſt; aber dies bin ich gewiß, daß ich damals, da ich vor 11 oder 12 Jahren einige Erhohlungsſtunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die Abſicht noch die Beſorgnis hatte, jemanden dadurch ſchädlich zu ſeyn.

Indem

Indem ich dies sagte, trat meine älteste Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu sagen. Der Pfarrer betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, und drückte sein Vergnügen über ihre Bildung, und einen gewissen Widerschein einer heitern schönen Seele, der ihm in einem Gesichte von 6 bis 7 Jahren ungewöhnlich schien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unserer Leser, eben so wie mir, schon gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte sie einige Mutmaßungen den Gegenstand unsers Gespräches aus. — Sie müssen sich sehr glücklich fühlen, so oft sie dies Kind ansehen, sagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr seyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art sie zu erziehen mache.

Werden Sie, sagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komischen Erzählungen zu lesen geben?

Meine Antwort, und den Verfolg unsres Gespräches, welches uns zu einer genauern Erörterung verschiedener nicht unerheblicher Materien führte, muß ich, wegen Mangel des Raumes, auf eines der nächsten Stücke versparen.

W.

Der Teutſche Merkur.

May 1775.

I.

Die goldnen Sprüche des Pythagoras.

Zuerſt, die Götter ſollſt anbeten, und verehren,
Wie's dich die Weiſeſten, und die Geſetze lehren!
Sollſt ehren jeden Eid, und brechen keinen nicht,
Den eine Hand beſchlägt, den eine Zunge ſpricht.

Die Helden, welche dich empor gehoben haben
Zu höherer Vernunft, durch ihre Geiſtesgaben,
Sollſt halten ewiger und großer Ehren werth;
Wird einſt ein Weiſer ſeyn, wer dieſe Helden ehrt!

Den Geiſtern, die umher in allen Lüften ſchweben
Unſichtlich, denen ſollſt dich ſo zu ſehen geben

Daß ſie ſich deiner freun; Dem Böſen wenden ſie
Die Augen weg, und ſehn des Guten Harmonie.

Dein Vater liebte dich, und deine Mutter? lohne,
Du Sohn, du Tochter, ſie mit einer Ehrencrone!

Lieb' alle Menſchen, ſey nicht, Eines Lebens Feind;
Den, welcher Tugend übt, den bitte: Sey mein Freund!

Wirf deinen ſchärfſten Blick auf deines Freundes Thaten
Willſt Thaten thun? laß dir des Freundes Weisheit rathen!

Verliere deinen Freund um keinen kleinen Zwiſt,
Wenn aber ſein Vergehn mehr als nur Fehler iſt,
Wenn ſeinem Herzen Gift an hellem Tag entſchlüpfte;
So reiß das Band entzwey, das dich an ihn verknüpfte!

Bey der Nothwendigkeit wohnt nahebey die Macht;
Das wiſſe! Nöthig iſt: zu haben immer Acht
Auf jede Leidenſchaft; Um ſie zu überwinden,
Muſt du, zu rechter Zeit, das rechte Mittel finden.

Des Zorns, der Schwelgerey, der Trägheit schäme dich
In deinem Haus mit dir allein, und öffentlich!

Sieh deinen eignen Werth! Sey deinen hohen Adel
In Weisheit, und in Furcht vor deinen eignen Tadel!

Was redest, und was thust, das sey gerecht, und das
Sey dir schon jung gewohnt, daß ohne Grund und Maaß
Nichts thust! Thu aber bald! das Erste, was wir wissen,
Ist, daß wir Menschen sind, und alle sterben müssen!

All' unser Haab' und Gut in Gebers Händen steht,
Und wie's erworben wird, also verloren geht!

Die Götter geben dir, o Mensch, dein Menschenleben;
Wenn sie der Lasten viel dir auch zu tragen geben,
Trag, was du tragen kannst, und mache dir es leicht;
Geduld hilft jedem fort, der an dem Stabe schleicht!

Meinst: Schicksal habe nicht des Frommen Schmerz
vergessen!
Des Uebels Maaß das ward dem Bösen vollgemessen!

Bey allen Dingen ſieh, was Gut iſt, und was Schlecht!
Erhelle den Begriff von Unrecht und von Recht!
Beyfalle nicht geſchwind, tritt langſam in Gedanken,
Und präfe! Prüfe ſcharf, und ohne dich zu zanken,
Sag' alle Meinung an; wenn aber ins Geſicht
Dir einer Zänker wird, und Wahrem widerſpricht,
Bewaffne mit Geduld dein Herz, und ohne felge
Dem rohen Mann zu ſeyn, ſey ruhig, weiche, ſchweige!

Kein Menſch verführe dich zu einer böſen That!
Thu Nichts, und rede Nichts, als das was Nutzen hat!

Sey dir geheimer Rath bey jedem Unternehmen!
Wirſt ſeltner fürohin dich einer Thorheit ſchämen.

Der iſt ein ſchlechter Mann, der immer ſeinen Mund
Zum Reden offen hat, und immer ohne Grund!

Der iſt ein edler Mann, der ſeines Thuns ſich freuet,
Und Vieles that, und dem von Allem Nichts gereuet!

Fehlt dir's an Wiſſenſchaft von dem, und dem? Sey ſtill!
Und was ein weiſer Mann dich lehren kann und will,

Das

Das lerne! Sanfter wird dein Bach des Lebens fließen,
Wirst Kenner werden, wirst empfinden, wirst genießen
Das, was Gesundheit dir verstatten mag; gesund
Muß Leib, muß Seele seyn, muß immerhin gesund,
Erhalten werden! — — Nicht am Horn des Ueberflusses
Sitzt der gesunde Mann, der Maasse des Genusses
Zu halten weiß; sitzt da, bey seinem Wein und Brod;
Trinkt mäßig, ißt sich satt, mehr nicht! und rosenroth
Sind seine Wangen, scharf sein Geistesblick zu sehen
Was Schön, und Nöthig ist zu seinem Wohlergehen!

Bey deiner Lebensart sey große Reinlichkeit
Das erste Grundgesetz; das andre: Was den Neid
Nur irgend reitzen kann bedachtsam zu vermeiden;
Das dritte: Mäßigung in allen deinen Freuden!

Bist reich, bist redsam? wilst verschwenden Geld
und Wort?
Hast deinen Willen, doch bedenke Zeit und Ort!
Und scheue nur die Art des Albernen und Thoren,
Mit Wort und Gelde geht das Schöne leicht verlohren,
Und auch das Ehrliche! Bist kein Verschwender? Sey
Zugleich ein großer Feind der kleinen Filzerey,

Die, bis den letzten Tag des Lebens, zum Erwerben
Auf Erden iſt, und nur geboren, reich zu ſterben!

Geh! wo du gehen kannſt, die goldne Mittelſtraß',
Und alle Dinge miß mit ihrem rechten Maaß'!

Zum Schädlichen laß nie die Sinnen, die Gedanken,
Den Willen, den Geſchmack, den Leib, die Füſſe wanken!
Halt Seele, halte Leib in gutem Gleichgewicht,
Und etwas nicht zuvor Erwögnes thue nicht!

Die Augen ſchlieſſe nie zum Schlaf, als bis die Frage
Geſchehen iſt: was haſt an dieſem ganzen Tage
Gethan? Haſt etwa was vergeſſen? was verſäumt?
Der Schläfer ſchläft nicht gut, der ſeine Sünden
träumt.

Iſt Böſes wohl geſchehn? Iſt Gutes unterblieben?
Die Götter können dich, du ſelbſt kannſt dich nicht lieben!
Sag's deinem Herzen, ſchilt auf jeden böſen Trieb,
Thu dieſes Gute heut, das geſtern unterblieb!
Haſt Gutes wohl gethan, haſt Böſes wohl vermieden?
Sag's deinem Genius, und ſey mit dir zufrieden!

Wollſt aber nicht zu früh auf deinen Lorbeern ruhn;
Dein Lebens Vorſatz ſey: Viel denken und viel thun!
Der Unverdroſſ'ne nur, der raſchen Schritt der Jugend
Zum Guten that, gelangt im Alter zu der Tugend
Die göttlich iſt — O Menſch bey ihrer Göttlichkeit,
Bey dem, der ihrer ſich als ſeiner Tochter freut,
Zu ihr gelangen iſt nicht leicht, ich ſchwör', ich ſchwöre,
Dem Jüngling und dem Mann: daß viel dazu gehöre!

Leg' an die Meiſterhand an das vollkommne Werk!
Bitt' aber flehentlich die Götter erſt um Stärk',
Erquickung, frohen Muth, und Weisheit, weg zu wenden
Was dir entgegen ſteht, es herrlich zu vollenden!

Wird deine Bitte dir gewähret, dann, o dann
Strahlt Licht in deinen Geiſt, warſt Jüngling, wirſt ein Mann,
Warſt lang' an Seel und Leib ein Kranker, biſt geneſen,
Siehſt der Unſterblichen Geſchäfte, ſiehſt das Weſen
Der Erdenkinder, ſiehſt jedweden Dinges Stand,
Beſchaffenheit und Werth, ſiehſt das verborgne Band,
Das ſie zuſammen hält, ſiehſt deutlich die Natur

Sich ſelbſt in Allem gleich, und überall die Spur
Auf der ſie geht und wirkt nach ewigen Geſetzen,
Siehſt die Gerechtigkeit, nach welchen die zu ſchätzen
Von allen Weiſen ſind, die etwas tiefer ſpähn,
Im Zufall keinen Grund, und Gott in Allem ſehn!
Siehſt was verſchloſſen war, in Erd und Himmel, offen;
Siehſt alles heiter, wirſt nichts wünſchen und nichts
hoffen,
Was du nicht hoffen kannſt, ſiehſt, daß die Menſchen ſich
Selbſt elend machen, ſelbſt ſich leben jämmerlich,
Weil ſie, Betrunkene vergänglicher Vergnügen,
Die ewigen nicht ſehn, die ihnen nahe liegen.

Ach! wie ſo wenige, die von der herben Pein
Des kurzen Irrdiſchen ſich wiſſen zu befreyn!

Die armen Menſchen! die ſo taub, ſo ganz verblendet
Ihr Leben leben, wie verloren, wie geſchändet,
Verworfen, hingerollt, als wie ein ſchwerer Ball
Vom Berge, welcher eilt zu ſeinem plumpen Fall.
Sie ſehn, ſie hören nicht, ſie ſchweifen hin und wieder,
Sie kriechen, ſteigen hoch, unwiſſend, ſtürzen nieder,
Sind Freunde dieſes Kriegs, der, ſchädlich, böſer Art,

Mit

Mit ihnen auf die Welt zugleich geboren ward;
Der, von der Wieg' ans Grab, ſie überall begleitet,
Sie treibt, und ohne daß ſie's merken, ſie beſtreitet;
Ihm weichen ſollten ſie, ſie ſollten ihm entfliehn,
Anſtatt, daß ſie ſich ſelbſt in ſeine Schlinge ziehn!

O du, der Menſchen Gott und Vater, dürfteſt ihnen
Nur zeigen dieſen Geiſt, den böſen, dem ſie dienen,
Aufſchrecken würden ſie, du würdeſt ſie befreyn
Von allem Uebel ganz, ſie würden ſelig ſeyn;
Gabſt aber ihnen ja Verſtand und freyen Willen,
Geſetze der Natur zu kränken, zu erfüllen!
Deswegen, in der Wahl des Unrechts, und des Rechts,
Daſtehender, du Menſch, biſt göttlichen Geſchlechts!
Auf, reiſſe dich empor zu hohen Seelen-Sorgen!
Die heilige Natur, enthüllend was verborgen
In ihrem Innerſten nur blöden Augen iſt,
Läßt deſto mehr dich ſehn, je williger du biſt!
Wirſt ihr Vertrauter, wirſt ihr Liebling, endlich fallen
In ihrem weiten Reich von allen Dingen, allen
Die Schleyer weg, du ſiehſt mit aufgeklärtem Blick
In ihre Werkſtatt, ſiehſt was Unglück iſt, und Glück,
Siehſt alle Weſenheit der Himmel, und der Erden,

Befreyeſt deinen Geiſt von irrdiſchen Beſchwerden,
Ziehſt immer mehr ihn ab von ſinnlicher Begier,
Und hoch von oben her die Weisheit kommt zu dir,
Begleitet dich, du wirſt, dem Sterblichen entnommen,
Ein Bürger in der Stadt der Weiſen, und der Frommen.

Gleim.

II.

Geſchichte des Philoſophen Danischmende.

Fortſetzung von S. 55. des April.

Achtzehntes Kapitel.

Schuzrede für die Menſchheit.

„Und nun, mein guter Kalender, nachdem wir dieſen abſcheulichen Auszug der Geſchichte der Sultanſchaft durchloſſen haben, können wir uns noch wundern, wie die Menſchen, — die wir im Genuß der Freyheit, und in einem Wohlſtande der die Frucht ihrer Arbeit und Begnügſamkeit iſt, gut, liebenswürdig und glücklich ſehen, — durch Unterdrü-

drückung und Elend so übel zugerichtet werden, daß man Mühe hat, an dem zerkrazten, verstümmelten, zerdrückten Rumpfe die Spuren seiner ursprünglichen Form zu erkennen?

„Du machtest ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie so wenig Vernunft haben. Sieh und fühle nun die ganze Unbilligkeit dieses Vorwurfs!

„Als sie in die Welt kamen, waren sie Kinder. Sie mußten lange wachsen, viel Erfahrungen sammeln, lange beobachten und vergleichen, sich alle Augenblicke irren, und erst durch die schädlichen Folgen ihres Irthums gewahr werden, daß sie auf dem unrechten Wege seyen, — bis es möglich war, Vernunft zu haben; zumal da die Sorge für die nothwendigsten Bedürfnisse ihnen nicht erlaubte, schnelle Schritte zu machen. Indessen rückten sie doch vorwärts, lernten die Natur benutzen, erfanden Künste, bauten und pflanzten, verschafften sich Bequemlichkeiten, lebten glücklich in große Familien vertheilt, und wurden ihres Daseyns froh.

„Aber was geschah? Der erste, der den verruchten Gedanken hatte, lieber ein Herr unter Sclaven als ein Mensch unter Menschen zu seyn, zerstörte nicht nur auf einmal das Werk der Natur, sondern stieß auch so schwere Riegel vor den Kerker in den er sie

sperrte,

ſperrte, daß ihr alle Möglichkeit ſich loßzumachen und ihren beſtimmten Lauf fortzuſetzen, benommen war. Was half ihr nun jenes angebohrne mechaniſche Streben zum Fortſchreiten und Emporſteigen, das die menſchliche Gattung ſo weſentlich von allen Thieriſchen unterſcheidet? Ein Sclave, eben darum weil er nicht empor ſtreben darf, hört endlich auf Menſch zu ſeyn, und wird zum bloßen Thier erniedrigt. Empört ſich auch zuweilen die Vernunft in ihm, ſo hält der Sultan Stock und Gaiſel, Strick, Schwerdt und Pfahl bereit, ihn dafür zu beſtrafen. Denn wo ein Sultan den Meiſter ſpielt, iſt Denken ein Verbrechen. Aber die Tyrannen haben ſchon dafür geſorgt, daß die unnatürlichſten Verbrechen weniger ſelten ſind als dies. Wie könnt' ein von knechtiſcher Arbeit zu Boden gedrückter Sclave, über deſſen Rücken ſtets die Gaiſel ſchwebt, Zeit oder Muth zum Denken gewinnen? Und könnt' er auch, wozu hälf es ihm, als ſein Elend zu vergrößern, da er ſeine Gedanken und Anſchläge niemanden mittheilen darf? Was vermag ein einzelner Menſch?

„Es iſt wahr, unter ſo vielen Millionen Sclaven, giebt es Tauſende, die als kleinere Sultanen, als Gehülfen der Unterdrückung, als Günſtlinge, oder als nothwendige Werkzeuge der Ueppigkeit, auf die eine oder andre Weiſe ihr Glück machen, und zu Anſehen, Macht und Reichthümern gelangen. Aber dieſes

Glück

Glück iſt vielleicht nur ein Augenblick; man muß ihn eilends haſchen, genieſſen, hinunter ſchlingen; das Gegenwärtige iſt Alles, wo keine Sicherheit für die Zukunft iſt. Die Furcht thut alſo bey den Groſſen und Reichen die nehmliche Würkung wie bey dem niedrigſten Sclaven. Dieſer kann nicht Denken wenn er auch wollte, jene wollen nicht wenn ſie auch könnten.

„Du ſiehſt, Freund Kalender, wie unbillig es iſt den Menſchen, unter ſolchen Umſtänden, den Mangel an Vernunft vorzurücken. — Sollt' es mit dem Mangel an Tugend nicht gleiche Bewandnis haben? Ich bitte dich, was hat die Tugend mit Sultanen und Sclaven zu thun? (*) Nenne mir, außer der Geduld, — die in gewiſſen Fällen keine Tugend iſt — eine einzige, die in den Augen eines Sultans nicht

Werz

(*) Daniſchmend muß wohl nichts von Epiktet, dem weiſen und tugendhaften Epiktet, der ein Sclave war, gehört haben? Bucephalus.

Unter einer Welt voll Sclaven war nur Ein Epiktet; auch war er kein Sclave mehr, als er den Stoiſchen Mantel umlegte. Ein Zuſammenfluß beſonderer Umſtände, welche ſehr ſelten zuſammen treffen, macht zuweilen Ausnahmen; aber Ausnahmen verändern nichts im ordentlichen Lauf der Sachen.

Verbrechen wäre, (*) eine einzige, die er dulden könnte, ohne seine Sultanschaft in Gefahr zu setzen? Aber er kann von dieser Seite ruhig seyn. Sclaven sind keiner Tugend fähig. Tugend ist Muth, immer nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu handeln, und Sclaven haben weder Muth noch Vernunft.

„Die Sultanen, die Sultanen! — Gott verzeihe ihnen alles Unrecht das sie der Menschheit angethan haben; Ich kanns nicht! — Indessen sind sie weder die einzigen noch die thätigsten Urheber der Uebel, die uns zu Boden drücken.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Intermezzo von drey Fakirn.

Wenn Danischmende einmal ins Feuer kam, so war kein ander Mittel, als ihn fortbrennen zu lassen, bis die brennbare Materie völlig aufgezehrt war.

Der

(*) In den Augen des Sultan Domitians zu Rom war es ein groſses Verbrechen, daß Epiktet nicht nur selbst tugendhaft war, sondern auch andre Leute dazu machen wollte. Er ließ also den gefährlichen Mann des Landes verweisen; und wenn man die Sache recht bedenkt, so findet man noch Ursache, die Gelindigkeit des Sultans zu bewundern. Algernon Sidney.

Der Kalender, der diesen Zug im Charakter seines neuen Freundes entdeckt hatte, und entschlossen war, sich ihm so gefällig zu machen als er nur immer könnte, ließ ihn also, da er ihn so wohl bey Athem sah, ungestört fortreden, und hörte ihm mit aller Aufmerksamkeit zu; die ein Mann, der nun einmal im Gang ist allein zu sprechen, nur immer verlangen kann. Danischmende war eben im Begriff sich mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit über die lezte Periode seines mit dem vorgehenden Kapitel abgebrochnen Discurses zu erklären: als sie, beym Eintritt in den Vorhof seiner Wohnung, drey Fakirn (*) erblickten, die von einem seiner Handgenossen Almosen verlangt hatten, und ihm dagegen ein kleines Bild mit fünf gekrönten Köpfen und vier Armen überreichten, welches ihn, wie sie versicherten, vor Kopf und Zahnweh, Gicht, Zipperlein, und allen bösen Geistern bewahren würde, wofern er es jedesmal am siebenten Tage nach dem Neumond morgens vor Sonnen Aufgang in fliessenden Wasser baden, und etliche schwehre Wörter, die sie ihm auf einem Zettel geschrieben gaben, siebenmal dazu hermurmeln würde. Die Fakirn zogen sich demüthiglich zurück, sobald sie den vermuthlichen Herrn des Hauses gewahr wurden.

Da

(*) Allgemeiner Name der herumschweifenden Muhammedanischen und Heidnischen Mönche in Indien, nach Bernniers Bericht.

Da haben wirs, — rief Daniſchmende mit einem ſchmerzlichen Seufzer. Nun gute Nacht, Natur, Unſchuld und Glückſeligkeit, die ihr ſeit Jahrhunderten in dieſen der Welt unbekannten Thälern herrſchtet! Denn noch hatte weder Fakir noch Bonze den Weg zu uns gefunden. — Aber, wie konnt' ich auch hoffen, daß es immer ſo ſeyn würde? Die Herren haben zu feine Naſen! Sie haben ausgeſpürt, daß gut bey uns leben iſt, daß wir hübſche Weiber haben, daß wir gute einfältige Leute, Leute von der beſten Hoffnung, ſind. Nun, da ſie uns einmal aufgetrieben haben, Freund Kalender, werden ſie, verlaß dich drauf, nicht von uns ablaſſen, bis ſie uns durch und durch ſo jämmerlich bebonzt und befakirt haben, daß an Seel und Leib nichts geſundes mehr an uns ſeyn wird.

Man muß ihnen den Weg wieder-hinaus weiſen, ſagte der Kalender.

„Wie ſoll das möglich ſeyn? kann ich Gewalt brauchen? Und wenn ich könnte, bin ich dazu berechtigt? Soll ich die Einwohner unſers Thales zuſammenberuffen, ihnen eine Gefahr vorſtellen, von der ſie keinen Begriff haben, ſie in Allarm ſetzen, den Mann gegen ſein Weib, die Kinder gegen ihre Eltern, die Nachbarn gegen ihre Nachbarn aufwiegeln? Du ſollteſt doch dieſe Schlauköpfe mit ihrer ſcheinheiligen

heiligen Mine kennen! Sie laſſen ſich nicht ſo leicht abtreiben. — Und geſezt, es gelänge mir, dieſe erſten, die vielleicht nur von ungefehr zu uns verirrt ſind, abzutreiben; werden ſie ſich nicht an den Braminen der Sultanin Nurmahal wenden, und mit ſiebenmal ärgern als ſie ſind wiederkommen, um Beſiz von unſerm ganzen Ländchen zu nehmen? Beſſer, man läßt ſie ihres Weges gehn, und erwartet, was daraus werden mag. Die Kerle ſcheinen noch jung zu ſeyn; vielleicht kann man noch Menſchen aus ihnen machen.„

Daß Danischmende von ſeiner Ahnung nicht betrogen worden, zeigte ſich ſchon am dritten Tage. Es war eine Art von Feſt, an dem die Einwohner von aller Arbeit auszuruhen, und auf verſchiedenen dazu beſtimmten Plätzen ſich mit Tänzen und ländlichen Spielen zu ergötzen pflegten. Danischmende und der Kalender bemerkten ſogleich, daß unter den Weibern ihres Dorfes wenige waren, die nicht einen zierlich in Muſſelin eingewickelten Lingam (*) am

(*) Der Lingam oder Lingum, wovon hier die Rede iſt, iſt eine Art von Amulet, welchem eine gewiſſe Secte der Banians abgöttiſche Ehre erweiſet. Sie tragen es am Halſe oder Arm, und ſind ſtark beglaubt, vermittelſt deſſelben unfehlbar in den Kailaſſam, d. i. in das Paradies des Gottes Rutren oder Schiwen (welcher der

am Halſe bammeln hatten und ſich auf dieſen neuen Putz viel zu Gute zu thun ſchienen.

Siehſt du, ſagte Danischmende zu ſeinem Freunde, würken die drey Fakirn, die wir geſtern in meinem Hofe fanden? — Meine einzige Hofnung iſt noch, daß der Lingam, eh drey oder vier Tage in die Welt gekommen ſind, irgend etwas anſtellen wird, das uns Gelegenheit geben mag, den Betrügern die Macke abzuziehen.

Es währte nicht lange, ſo fanden ſich unſre drey Fakirn ein, begleitet von einem Einwohner und ſeiner Frau, die eine von den ſchönſten in der ganzen Gegend war, und (wie leicht zu erachten) mit einem anſehnlichen Lingam prangte. Die Fakirn, ſo neu ihre Bekanntſchaft mit dieſen guten Leutchen war, thaten ſchon ſo vertraut mit ihnen, als ob ſie von jeher da geweſen wären. Sie ſahen eine Weile den Tänzen der jungen Mädchen zu, und, um zur allgemeinen Ergötzung das ihrige auch beyzutragen, meldes

der eigentliche Stifter des Lingams iſt) einzugeben. Was für eine Figur dieſer Lingam habe, mögen ſich diejenigen, die es noch nicht wiſſen oder nicht errathen, lieber von La Croze, oder den Malabariſchen Miſſionarien oder ſonſt einem Schriftſteller, dem nichts übel genommen wird, ſagen laſſen.

d. H.

meldeten ſie der Verſamlung, daß ſie einen von den Tänzen tanzen wollten, womit der Gott Rutren (*) die Weiber der Braminen beluſtiget habe (**), als ihn, — nach Vollendung der langen Buße, zu welcher er von den übrigen Göttern verurtheilt worden, weil er ſeinem Bruder Brama einen ſeiner fünf Köpfe abgezwickt, — die Luſt angekommen, mit beſagten Braminen Weibern, in Geſtalt eines Bettlers, Kurzweil zu treiben.

Die Fakirn tanzten alſo den Tanz Rutrens, an welchem Daniſchmende nicht halb ſo viel Belieben fand als die guten Landleute, ſonderlich die jungen Weiber, die, mit weit aufgeſperrten nichts beſorgenden Augen, an der Geſchmeidigkeit und Stärke der Fremdlinge ihre Freude ſahen.

(*) Herr Dow nennt ihn Rudder oder Schiba.

(**) S. *Eſſay hiſtorique ſur l'Inde*, p. 191. wo dieſe und die hernach folgende Geſchichte vom Urſprung des Elephantenkopfs, womit die Banians den Puleier oder Vinayaguen vorſtellen, nebſt mehr andern gleich erbaulichen Fragmenten der Oſtindiſchen Mythologie zu leſen ſind. d. H.

Ich könnte noch eine ganze Seite voll Reiſebeſchreibungen, Kompilationen und andre hiſtoriſche Werke citiren wo alle dieſe Herrlichkeiten auch zu leſen ſind Mirzuflus.

Als die Fakirn fertig waren, sezten sie sich unter die Einwohner ins Gras, und erzählten den Weibern tausend schöne wunderbare Historien von Bramas fünf Köpfen, und von Wistnus neun Verwandlungen, und wasgestalten die schöne Parapadi, Rutrens Gemahlin, da sie sich einstens in Abwesenheit ihres Mannes in einem schönen Feens Brunnen gebadet, plözlich von dem Gelüsten überfallen worden, ein Kind zu haben, und wie sie mit ihrer Hand in ihrem Busen gefahren, und wie aus dem Schweiß, der ihr davon an der Hand sitzen geblieben, plözlich ein wunderschöner Junge entstanden, dem sie den Namen Vinayaguen gegeben, und wie Rutren bey seiner Wiederkunft über diese wundervolle Geburt Argwohn geschöpft, und dem armen Vinayaguen — sonst auch Puleier genannt — den Kopf abgeschnitten, aber gleich darauf sichs wieder gereuen lassen, und den abgerißnen Kopf wieder habe ansetzen wollen, weil solcher aber nirgends mehr zu finden gewesen, eilends einem jungen Elephanten den Kopf abgeschlagen, und den Elephantenkopf so geschickt auf Puleiers Rumpf gesezt, daß dieser straks wieder zu leben angefangen, und von Stund an sich des Elephantenkopfs so gut bedient, als ob es immer sein eigner gewesen; und wie Rutren ihn darauf für seinen Sohn erkannt, und ihm auferlegt habe, sich nicht zu vermählen, bis er eine Frau gefunden, die so schön sey als seine Mutter;

ter; und wie Puleier nun auf allen Landſtraſſen ſteht, und mit ſeinem Elephantenkopf nach Oſten und Weſten, Süden und Norden guckt, um zu ſehen ob nicht endlich ein Mädchen daher kommen werde, die ſo ſchön wie Parasvadi ſey. — — Und die entzückten Weiblein vergaßen Tanzen und Spielen, Eſſen und Trinken über den ſchönen Hiſtorien, und zweifelten nun keinen Augenblick mehr daß die drey Fremdlinge etwas mehr als gemeine Sterbliche, und der Lingam, den ſie austheilten, der herrlichſte aller Taliſmanen ſey.

Daniſchmende fand noch nicht rathſam ihnen ſeine Meynung von der Sache zu ſagen: aber da er mit dem Kalender nach Hauſe gieng, hatte er einen Anfall von ſeinem Kosmopolitiſchen Fieber, worinn er den Magiern, Druiden, Bramen, Lamen, Derwiſchen, Fakirn, Goguis, Marabuts, Talapoins und Yafaus, kurz allen Arten und Gattungen von Bonzen, ſchwarzen und weiſſen, blauen und grünen, rothen und gelben, eine Lobrede hielt, wovon ihnen auf dem ganzen Erdenrund die Ohren hätten klingen ſollen; eine Lobrede, worinn alle ihre Verdienſte um das menſchliche Geſchlecht, — ihr Eifer die Welt mit Aberglauben, abgeſchmackten Mährlein und Lingams anzufüllen, ihr tödlicher Haß gegen Vernunft und Tugend, ihre Heucheley, ihre Hoffart, ihre Unerſättlichkeit, ihre Geſchicklichkeit, Erbſchaften und Ver-

mächtniſſe zu erſchleichen, ihre unbändige Begierde zum herrſchen, ihr Verfolgungsgeiſt, ihre Rachſucht, ihre Giftmiſcherey, ihre Unwiſſenheit, Gefräßigkeit, Völlerey und Unzucht, mit einem Wort, alle ihre Tugenden, in einem ſo blendenden Licht hervorſtechen, daß man Nerven haben mußte wie der Kalender, um nicht gänzlich davon zu Boden geſchlagen zu werden.

Ein zweyter Auszug aus der Geſchichte der Menſchheit (rief Daniſchmende, da er mit ſeiner Lobrede fertig war) der uns — beynahe wieder mit den Sultanen ausſöhnen könnte!

W.

Die Fortſetzung folgt.

III.

Briefe über Italien.

Zweeter Brief.

Von der Cicisbeatura der Italiener.

In der Vorrede der geographiſchen Beſchreibung des Großherzogthums Toskana, die neulich in teutſcher Sprache erſchienen iſt, haben Sie, liebſter Freund

Freund, einige Nachricht von der in Toskana üblichen Cicisbeatura gefunden, und weil Sie daraus sahen, daß in diesem Lande die verehligten Damen eine sehr freye Lebensart führen, so wünschen Sie nicht nur die eigentliche Beschaffenheit davon zu wissen, sondern auch, wie sich die verschriene Eifersucht der Italiener damit vertragen könne. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, beyde Fragen zu beantworten, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vieles zu sagen, was Sie mit dem Charakter der Italienischen Nation bekannter machen wird.

Ein Cicisbeo ist derjenige, der aus Freundschaft, sich zur Pflicht auferlegt hat, eine verehligte Dame bey jeder öffentlichen Gelegenheit zu begleiten, und zu bedienen. Im Spatzierengehen und Fahren, in Gesellschaften, im Theater, auf dem Landgute, ist der Cicisbeo der beständige Begleiter, Gehülfe, und Rathgeber seiner Dame. Weil er es für eine Pflicht hält, derselben alle die Dienstleistungen zu erweisen, die zu einer wohlanständigen Beförderung ihrer Gemächlichkeit und Ergötzungen etwas beytragen kann, so ist er ihr das, was ein Maitre des Plaisirs den Fürsten zu seyn pflegt. Je geschickter er ist, neue Plane von Belustigungen und Zeitvertreiben zu erfinden und auszuführen, desto fähiger ist er dieses Amtes, destomehr gefällt er seiner Gebieterin, und desto mehr Ehre macht er ihr. Der Ehegatte und

der Cicisbeo bieten ſich einander die Hand, ihre Dame glücklich zu machen, der erſte durch den Standesmäßigen Unterhalt, der zweite durch allerley beſtändige Ergötzungen, die ihr das Leben vergnügt und angenehm machen. Man kann dieſes als einen wohl ausgeſonnenen Kunſtgrif anſehen, dem Verdruß und Eckel, der aus dem nie unterbrochenen Umgange der Eheleute entſtehen kann, vorzukommen, und ihn aus dem Wege zu räumen. Ein Mann der den gröſten Theil des Tages mit einer andern Frau zubringt, muß nothwendiger Weiſe viele Unvollkommenheiten an ihr wahrnehmen, die theils ihr ganz eigen, theils ſeiner Ehegattin gemein ſind. Er vergleicht beyder Damen Mängel untereinander, und findet die Fehler der fremden Dame viel häßlicher, als jene ſeiner Ehegattin, weil er die erſten durch den beſtändigen Umgang mehr empfindet. Wenn er nun noch die Wirkungen eines ausſchweifenden Eigenſinns fühlen muß, wenn er gezwungen wird, ſeine Dame in unangenehme Geſellſchaften zu begleiten, oder andere verdrießliche Dinge zu dulden, ſo ſehnt er ſich gewißlich nach der Geſellſchaft ſeiner Ehegattin mehr, als er ſonſt thun würde, wenn er mit einer anderen keinen Umgang pflegte.

Es iſt keine Gefahr, daß die Dienſtbefliſſenheit und der vertrauliche Umgang des Cicisbeo durch den Ehegatten der Dame unterbrochen werde, denn dieſer

dieſer ſteht entweder zur nemlichen Zeit in ebendem ſelben Amte bey einer andern Dame, oder er läßt ſich im Zimmer ſeiner Frau gar nicht ſehen; und wenn er etwa nicht umhin kann, ſo klopft er erſt an die Thüre, beſchleunigt ſeine Geſchäfte, macht ein groß Compliment, und ziehet wieder ab.

Der Cicisbeo wird meiſtentheils von der Dame ſelbſt erwählt. Man würde des Mannes ſpotten, der ſeiner Frau einen Cicisbeo nach ſeinem Gefallen aufdringen wollte. Es würde alsdenn der Dame ergehen, wie wenn einem artigen Mönch, der ausgehen will, ſein Herr Pater Prior einen Geſellen mitgiebt, den er todtfeind iſt, weil er etwa ein Spion, oder ein Heuchler, oder ein ungeſchliffener Menſch iſt. Die Geſellſchaft würde alsdenn zu einer unerträglichen Quaal werden. Es geſchiehet manchesmal, daß der Cicisbeo im Heyrathskontracte beſtimmt wird, wann nemlich die Dame etwas widriges von ihrem zukünftigen Gemahl befürchtet. Die Fremden von groſſem Anſehen und Reichthum werden durch Unterhändler angeworben. Da Milord C. zu Florenz ankam, wurden ihm die Portraits verſchiedener Damen zugeſchickt, um eine davon zu wählen.

Es geſchieht auch, daß eine Dame zwey Cicisbei zur nemlichen Zeit hat. Denn wenn ein Fremder

dazu kommt, welcher sich nur auf einige Zeit im Lande aufhält, so macht sich der gewöhnliche Cicisbeo eine Ehre daraus, ihn zum Amtsgenossen zu haben, und wechselt nach desselben und der Dame Belieben in seinen Amtsverrichtungen mit ihm ab. Da Milord C. die Marchesa C. zu seiner Cicisbea wählte, war der Herr Canonicus D. ihr Cicisbeo. In den ersten Jahren waren diese Herren so eifrig in der Bedienung ihrer Dame, daß sie wider die Gewohnheit des Landes sogar den Charfreytag nicht davon ausnahmen. Man machte deswegen ein satyrisches Sonnet auf sie, welches unter andern sagte, daß auf den Charfreytag eine Dame, ein Canonicus und ein Protestant das Miserere in einem Garten mit einander gesungen hätten.

Aber wie? werden Sie sagen, läßt es denn die geistliche Obrigkeit zu, daß ein Canonicus einen so vertraulichen und fast beständigen Umgang mit einer Dame pflege, und zwar in einem Lande, wo die Quelle der Kirchengesetze ist? In unserm Lande würde eine solche Lebensart höchst ärgerlich seyn, und von der Obrigkeit scharf geahndet werden. — Ich kann sie aber, bester Freund, versichern, daß die Italiener an der Cicisbeatura der Geistlichen sich gar nicht ärgern, und daß es weder der geistlichen noch der weltlichen Obrigkeit einfällt, dieselbe zu verbieten. Und warum sollte dieses geschehen? Was

ist

iſt denn Böſes an einer ehrbaren Dame, weswegen der Geiſtliche ihren Umgang vermeiden ſolle? Und wenn nichts Böſes darunter verborgen iſt, ſo wüßte ich auch nichts ſträfliches darinn zu finden, ausgenommen daß ein Geiſtlicher auf nützlichere Dinge die Zeit verwenden ſollte. Allein hiervon iſt die Frage nicht, denn ſonſt würden auch die Teutſchen eine gewiſſe Gattung von Geiſtlichen beſtrafen, welche den ganzen Tag von einem Hauſe ins andere herumſtreichen, und das andächtige Frauenzimmer beſuchen, mit welchem ſie nicht allezeit den Roſenkranz beten.

Der Umgang mit den Damen in Italien geſchieht meiſtentheils öffentlich, und ich habe gute Urſachen zu glauben, daß die Geiſtlichen in der Zeit, wo ſie ſich ohne Zeugen mit den Damen unterhalten, eben ſo wenig Uebels thun, als die weltlichen Cicisbei. Hätte ich keine andere Urſache es zu glauben, als dieſe, daß ſie keine Profeßion von Heiligkeit machen, und nur für ehrliche Männer paßiren wollen, ſo wäre mir dieſer Beweis hinreichend, nichts Arges von ihnen zu denken.

Es ſind aber noch andere wichtige Urſachen vorhanden, die mir nicht zulaſſen, die Cicisbeatura der Italiener zu verdammen. Sie hat ſchlechterdings nichts Böſes in ſich. Ihr Endzweck iſt ehrbar, und es kann gar wohl ſeyn, daß auf Seiten der Dame

und des Cicisbeo weiter keine strafbare Absichten herrschen. Die Welschen haben ein sehr lebhaftes, sanftes und zärtliches Gefühl. Was auf eine sanfte Art ihre Sinnen reizt, das schätzen sie hoch. Daher kommt es, daß keine europäische Nation das Schauspiel, die Musik, und alle Arten von Gaukelwerk so sehr liebt, als die Welschen. Ihre lebhafte Einbildungskraft entdeckt in einer jeden Tändeley so viel Schönes und Reizendes, daß es andern Nationen schwer zu begreifen ist, wie sie sich oft viele Jahre damit beschäftigen können. Petrarca besang 40 Jahr lang die schöne Gestalt und die schöne Seele seiner Laura; Arioſto brachte zehn Jahr an einem Gewebe von Ritter- und Feenmährchen zu, und keine Nation kann so viele romantische Gedichte aufzeigen, als die Welsche. Dieses rührt von dem feinern Gewebe ihrer Nerven her, welche nach dem sanften Clima ihres Landes so gebildet sind, daß auch der geringste Gegenstand eine angenehme Empfindung darinn verursachen kann. Daß so beschaffene Menschen viele Jahre lang, wie Kinder mit Puppen, mit einander tändeln können, ohne etwas anders dabey zu genießen, als das Vergnügen einer sanften und zärtlichen Freundschaft, das läßt sich gar leicht begreifen. Der Umgang mit dem schönen Geschlecht hat an sich selbst viel Reizendes für Mannsleute von sanftem Gefühle. Aus vielen Ursachen kann derselbe auch sehr interessant werden. An der Seite einer

ner ſchönen, reichen und anſehnlichen Dame in den vornehmſten Geſellſchaften, im Theater, auf öffentlichen Spatziergängen mit prächtiger Equipage erſcheinen, mit einer Dame umgehen, aus deren Munde honigſüſſe Beredtſamkeit ſtrömet, deren ganzes Betragen von Beſcheidenheit, Anmuth und ſanfter Lebhaftigkeit veredelt wird, iſt für die ehrgeitzigen, wißbegierigen und hypochondriſchen Italiener kein gleichgültiger Gegenſtand, ſo wie auch einer wohldenkenden und ehrliebenden Dame ſehr viel daran gelegen iſt, von Männern begleitet zu ſeyn, die durch Rang, Ehrenämter, Gelehrtheit, Witz und Geſchicklichkeit ſich vor Andern hervorthun.

In Anſehung der Fremden bringt die Cicisbeatura einen ſehr beträchtlichen Nutzen. Durch den Umgang der Italieniſchen Damen lernen ſie in kurzer Zeit nicht nur die Sprache, ſondern auch das Schöne und Feine derſelben, ſie legen die ſteifen und rohen Manieren, die den Nordländern eigen ſind, ab, machen ſich mit den Gewohnheiten und Sitten des Landes bekannt, lernen den Adel, und die Perſonen, die entweder durch Geſchicklichkeit, oder Ehrenämter den Vorzug im Lande haben, kennen, und weil ſie in den vornehmſten Häuſern einen freyen Zutritt erlangen, haben ſie Gelegenheit derſelben Bildergallerien, Archive, Antiquitäten- und Naturalien-Cabinetter zu ſehen. Ein fremder Edelmann, der ſich zu Flo-

renz aufhielte, ohne sich einer gewißen Dame beyzu gesellen, würde in den Gesellschaften meistens eine stumme Person vorstellen, weil die Cavaliers und Damen sich zu einander halten, und um den Fremden sich nicht viel bekümmern. Wenn der Fremde darauf bedacht ist, daß er keine Spielerin und keine arme Dame wähle, und sich derselben zu nützlichen Absichten bediene, so wird die Cicisbeatura für ihn das beste Mittel seyn, ohne viele Unkosten und in kurzer Zeit dasjenige zu profitiren, was er sich zum Ziel seiner Reise vorgesezt hat. Den Nutzen des Umganges mit den Florentinischen Damen siehet man offenbar in den Englischen Lords. Nichts ist roher und ungeschliffener, als ein junger Engländer, wann er von Hause kommt. Befindet er sich aber nur ein Jahr unter der Anführung einer Florentinischen Dame, so wird er artig und liebenswürdig. Weil er aus dem Schulzwang in ein Land versetzt wird, wo er alle Gelegenheit zu den größten Ausschweifungen findet, besonders da er mit einer reichen Goldbörse versehen ist, so ist es für ihn ein wahres Glück unter die Zucht einer vernünftigen Dame zu gerathen, die ihm keinen Zeitraum übrig läßt, mit schlechten Weibern umzugehen, wodurch er um seine Gesundheit kommen, und den Endzweck seiner Reise verfehlen könnte.

Ich bin der Meinung, daß keine allgemein sittliche Gewohnheit in einem Lande herrschen könne, die ihren Grund nicht in der politischen Verfaßung des Landes habe. Die Cicisbeatura bestätiget diesen Gedanken. Die Damen in Italien haben keinen Antheil an der Hinterlassenschaft ihrer Männer, und nach dem Tode derselben kann der Erbe sie in ihr väterliches Haus mit ihrer eingebrachten Mitgift zurückschicken, wofern ihm der Vater im Testamente nicht auferlegt hat, lebenslänglichen Unterhalt seiner Mutter zu geben. Weil daher erfolget, daß die Damen keinen sichern Vortheil an der Vermehrung der Güter ihrer Ehegatten haben, so nehmen sie sich der Haushaltung gar nicht an, welche auch so eingerichtet ist, daß sie sich um dieselbe gar nicht bekümmern dürfen. Daher kommt auch, daß sie sich weder auf die Küche, noch auf andere Geschäfte der Haus- und Landwirthschaft verstehen. In den Klöstern von tändelhaften Nonnen erzogen, wissen sie sich nur mit solchen Dingen zu beschäftigen, die zu ihrem Putz gehören. Es bleibt ihnen also ein grosser Zeitraum Geschäften leer übrig, welcher durch Gesellschaften, Komödien, Spatziergänge und tausend andere Arten die Zeit zu vertreiben, besezt werden muß.

Aus solchen Umständen muste nothwendiger Weise die Cicisbeatura entstehen; damit die Erziehung der Kinder, das Hauswesen, die Landwirthschaft, und der Handel wohl von statten giengen, musten die Männer sich derselben auf das genaueste annehmen, und hatten keine Zeit übrig ihren müßigen Ehegattinnen mit Ergötzlichkeiten die Langeweile zu vertreiben. Daher kam es, daß sie entweder ihren jüngern Brüdern, oder nächsten Anverwandten, oder andern Cadetten, auf deren Ehrbarkeit und freundschaftliches Betragen sie sichere Rechnung machen konnten, ihre Frauen anvertraueten, um sie sowol zu Hause zu unterhalten, als auswärts zu begleiten. Hernach aber, da der Adel aufgehört hat, Handelschaft zu treiben, und zur Verwaltung der Landgüter Fattori, zur Handhabung der Haushaltung und zur Erziehung der Söhne aber gewiße Abati (die meistentheils Söhne ihrer Bauern sind) angenommen worden, so wird die Cicisbeatura auch von den verehlichten Männern getrieben.

Weil aber einmal die Gewohnheit eingeführt war, daß die Damen nicht mit ihren Männern in öffentlichen Gesellschaften erschienen, so ist solche bis auf heutigen Tag geblieben, und ganz nothwendig geworden. Eine Dame, die von ihrem Gemahl begleitet seyn wollte, müste sich schlechterdings entschliessen, den öffentlichen Gesellschaften, und dem

Theater

Theater zu entſagen. Man würde ſie als eine eigenſinnige und unartige Perſon, ihn aber als einen eiferſüchtigen und unerträglichen Mann ausſchreien, und öffentlich verhöhnen; und auf der andern Seite würde es der Wohlſtand nicht zulaſſen, daß die Dame ohne Begleitung eines Cavaliers öffentlich erſchiene. Woher denn erfolget, daß, wenn die Dame ſich nicht ſelbſt einen Cicisbeo wählen will, der Ehegatte genöthiget iſt, etwa einen ſeiner Freunde und Bekannten darum zu erſuchen.

In einer jeden Stadt Welſchlandes hat der Adel ein gemeines Spielhaus, welches Caſino de Nobili genannt wird. Hier verſammelt ſich täglich der Adel beyderley Geſchlechts, und unterhält ſich mit Spielen, und Unterredungen, und zur Carnevals Zeit halten ſie hier ihre eigene Redouten. Der Wohlſtand läßt es nicht zu, daß eine Dame wenigſtens zu gewiſſen Zeiten hier nicht erſcheine. Um der Geſundheit willen iſt es auch nothwendig, daß ſie gegen Abend vor den Stadt-Thoren friſche Luft ſchöpfe. Es würde auch der Dame etwas Weſentliches abgehen, wenn ſie das Theater nicht beſuchen könnte, welches das ganze Jahr hindurch offen ſtehet. Alle dieſe Oerter können des Wohlſtandes halben ohne Kutſche nicht beſucht werden. Fügt es ſich nun, daß das Vermögen des Mannes nicht zu läßt, eine Kutſche für ſeine Ehegattin zu halten, ſo muß

er erlauben, daß Sie einen reichern Cicisbeo erwähle, der Sie mit seiner Equipage bedient. Ist das Vermögen des Cavaliers etwa in solchen Verfall gerathen, daß er seine Frau nicht standesmäßig in dem äußerlichen Putz erhalten kann, so muß er ebenfalls zulassen, daß seine Gemahlin von einem reichen Cicisbeo Geschenke annehme. Ist aber die Dame etwa dem Spiel ergeben, alsdenn mag der Ehegatte so reich seyn, als er wolle, so giebt er ihr nicht mehr und nicht weniger dazu, als beym Heyrathe-Contrakte für sie monatlich bestimmt ist, alsdann muß der Cicisbeo so wohl bey rechen, als armen Damen seine Goldbörse aufthun. In diesem Falle wird die Cicisbeatura für den Ehemann gefährlich. Alsdann ist der Ehemann froh, daß sich jemand findet, der die Ausschweifungen seiner Gemahlin mit seinem Ansehen und Reichthum bedecke, und wenn er Ursachen hat, Untreu von seiner Frau zu befürchten, so muß er sich damit trösten, daß die Hörner, die ihm aufgesetzt werden, von Gold sind; und daß seine Schande mit dem prächtigen Deckmantel der Gewohnheit und des Wohlstandes auf eine glänzende Art bedeckt wird. Weil aber auch möglich ist, daß die reicheren Damen aus Geiz das nemliche thun, wozu andere aus nothwendiger Armuth, oder wegen ihrer Ausschweifungen gezwungen werden, so darf keine der andern etwas vorwerfen.

Hieraus

Hieraus erfolget, daß die Cicisbeatura an ſich ſelbſt zwar nichts übels ſey; daß ſie aber wie alle andere gleichgültige Sachen gemißbraucht werden könne. Dieß geſchiehet aber ſeltner als ein Fremder es ſich anfänglich vorſtellen kann. Es ergehet den Fremden in Beurtheilung der Italieniſchen verehligten Damen, wie den Italienern in Betref der teutſchen Mädchen. Gleichwie dieſe nicht begreifen können, wie es möglich ſey, daß die Mädchen in Teutſchland, ohne ſich in Liebeshändel zu verwickeln, einen freyen Umgang mit Mannsleuten haben können, alſo iſt es auch jenen ſchwer einzuſehen, wie die Cicisbeatura des verehligten Frauenzimmers in Italien ohne Verletzung der ehelichen Treu ablaufen könne. In keiner Sache habe ich deutlicher geſehen, was das Vorurtheil der Erziehung vermöge, als in Beurtheilung des freyen Umgangs der beyden Geſchlechter geiſtlichen und weltlichen Standes in Italien. Der Italiener ſiehet denſelben mit kaltem Blute an, und es fällt ihm nicht ein arges davon zu denken, oder zu ſprechen; hingegen geräth der Nordländer in eine Art von Raſerey darüber, und möchte dieſe Gewohnheit ausgerottet wiſſen. Ein Pohle, der mit mir auf Piazza Navona zu Rom in der Abenddämmerung ſpatzieren gieng, um die Spatzierfahrt des Römiſchen Adels und der Kardinäle zu ſehen, erblickte faſt in einer jeden Kutſche einen mit Purpur gekleideten Abbe' bey einer jungen Dame. Anfänglich murrte

er darüber, darauf knirschte er mit den Zähnen, und endlich wurf er die ärgsten Schimpfwörter in eine der Kutschen, mit so erhöhter und gräslicher Stimme, daß ich aus Furcht, des grösten Unglücks theilhaftig zu werden, die Flucht ergriff, und den schwärmenden Pohlen seinem Schicksal allein überließ. Sein Glück war, daß man sein Pohlnischlatein nicht verstanden hatte. Dieser pohlnische Münch machte sich aber keinen Skrupel daraus, sich jeden Tag wie eine Bestie zu betrinken. Die nemliche Wuth habe ich bey den frisch angekommenen teutschen Weibern in Italien beobachtet; daß es aber entweder Mißgunst, oder übereilter Eifer war, habe ich daraus geschlossen, daß einige von denen, so am ärgsten dawider schimpften, nach Verlauf einiger Zeit die Cicisbeatura in eben demselben Verstande getrieben haben, in welchem sie dieselbe von Anfang verwunschten und verdammten.

Nun werden Sie, bester Freund, selbst einsehen können, wie es um die verschriene Eifersucht der Italiener stehe. sie werden ohne Zweifel schon das Urtheil gefällt haben, daß sie nichts weniger als Eifersüchtig gegen ihre Ehegattinnen seyn. Denn obgleich die Cicisbeatura nichts böses in sich hat, so ist sie doch so beschaffen, daß sie dem Charakter der Eifersüchtigen ganz widerspricht. Weil sie aber im grösten Theile Italiens eingeführet ist, so darf

man

man den verhaßten Charakter der Eifersucht den Italienern überhaupt nicht zuschreiben. In Ansehung ihrer Maitreſſen sind sie so eifersüchtig, als je ein Kaufmann auf seine Waare seyn kann, die er mit baarem Gelde bezahlt hat. In Betref ihrer Töchter sind sie ungemein behutsam. Um die Fräulein gänzlich alles Umgangs mit Mannsleuten zu berauben, halten sie dieselben entweder zu Haus in einem abgesonderten Zimmer, wo sie nur mit dem Kammermädchen und den Mägden umgehen, oder sie stecken dieselben im zehnten Jahre in die Klöster, wo sie entweder Nonnen werden, oder nur einige Wochen vor ihrer Hochzeit wieder herausgehen. Will man dieses Eifersucht nennen, so kann ich nicht läugnen, daß die Italiener sehr eifersüchtig seyn, wie sie es auch wirklich in den ersten Monaten ihres Ehestandes sind, da sie sich entweder ganz allein, oder nur von Anverwandten begleitet, auf ihren Landgütern aufhalten. Ich glaube aber, daß sie diese erste Liebeswuth mit allen andern Europäischen Nationen gemein haben.

Genug von der Cicisbeatura und Eifersucht der Italiener. Es soll mich freuen, wenn ich Ihre Wißbegierde befriediget habe. Leben Sie wohl.

IV.

An alle Menschenfreunde.

Ueber

das Philantropinum in Dessau.

Die Erziehung der Jugend als Wissenschaft und Kunst betrachtet, ist seit einigen Jahren beynahe unter allen Europäischen Völkern ein Gegenstand der Beobachtung und Untersuchung scharfsinniger, gelehrter und wohlgesinnter Männer gewesen, und wird, als Politisches Institut immer mehr ein vorzügliches Augenmerk der Regenten und Obrigkeiten. Man scheint sich allmählig zu überzeugen, daß es wohl wahr seyn könnte, was der gute König Tisan seinen Nachfolgern — allen guten Fürsten auf dem Erdboden — zuruft: Die Erziehung ist die erste, wichtigste, wesentlichste Angelegenheit des Staats, die wichtigste, angelegenste Sorge des Fürsten! (*)

Was ist ein Staat ohne Menschen? Was sind Menschen ohne Erziehung?

Und

(*) Gold. Spiegel IV Th. S. 199.

Und gleichwohl, wie viel beſſer wäre gar keine Erziehung, als eine ſchlechte?

Die Natur ganz allein, wenn die äußerlichen Umſtände und gelegenheitlichen Urſachen ihrem Werke nur einigermaßen günſtig ſind, iſt allvermögend genug, um geſunde, gutartige, vernünftige, und ſogar große Menſchen aufzuſtellen, ohne daß ſie die Hand der Kunſt dazu nöthig hätte. Freylich ſind die Beyſpiele, wo dies geſchieht, ſelten.

Ein plagoſus Orbilius, ein Tuakum (*), eine ganze Conföderation von Orbilen und Tuakums, welche ſich zehn oder funfzehn Jahre lang recht in die Wette beeifert haben, die Anlage, womit die Natur jeden Menſchen beym Eintritt ins Leben ausſteuert, methodice zu Grund zu richten, befördern zuweilen, wider ihre Meynung, das große Geſchäfte der Natur, und helfen den Knaben, den ſie zu einem groſſen Mann beſtimmt hat, durch eben die Mittel dazu machen, wodurch hundert andre verſtümmelt, verdorben oder ganz unterdrückt werden. Aber die Beyſpiele, wo dies geſchieht, ſind noch ſeltner.

(*) Sollte wohl jemand, der dies lieſt, eines der beſten Bücher in der Welt, die Geſchichte des Findlings, Tom Jones, nicht geleſen haben?

Gemeiniglich bringt die bloße Natur nur Wildfänge hervor; und gewöhnlich reichen etliche Orbilo, und Tuakums zu, eine ganze Generation von Menschen an einem Orte zu verderben.

Aus beyden Erfahrungswahrheiten folgt unwiderſprechlich: daß einer jeden politiſchen Geſellſchaft unendlich viel daran gelegen iſt, daß ihre Jugend wohl erzogen werde. Und da in einem ſo verwickelten Geſchäfte, als die Erziehung iſt, die höchſte Vollkommenheit, die von Menſchen erreicht werden kann, darinn beſteht, alle Fehler, ſo viel nur immer möglich, zu vermeiden; ſo iſt nicht weniger klar, daß man ſich ſelbſt vorſetzlich betrügen würde, wenn man irgend ein Erziehungsinſtitut für gut genug halten wollte, ſo lang es noch mit ſo großen, ſo weſentlichen Mängeln behaftet iſt, wie diejenigen ſind, worüber noch immer allgemeine Klagen im größten Theile des teutſchen Reiches geführt werden.

Ein Erziehungsinſtitut, welches von allen dieſen Mängeln und Gebrechen frey wäre, und in allen ſeinen Theilen übereinſtimmig dahin arbeitete, junge Menſchen durch den natürlichſten, geradeſten und ſicherſten Weg zu ihrer künftigen Beſtimmung als Menſchen und Bürger zu führen, und nicht pro Forma, ſondern in der That und Wahrheit, zu vernünftigen, guten und geſchickten Menſchen zu bilden;

den; ein solches Institut wäre also ein höchstinteressanter, der allgemeinsten Aufmerksamkeit, Mitwürkung, Aufmunterung und Unterstützung höchstwürdiger Gegenstand; und ich sehe nicht, was irgend einen rechtschaffnen Mann abhalten sollte, sich die Beförderung desselben mit Eifer angelegen seyn zu lassen, als — den Gedanken, daß die würkliche Ausführung eines so vortreflichen Instituts vielleicht nicht möglich sey.

Wenn aber ein Mann, der mit allen zu einem so wichtigen Werke nöthigen Gaben ausgerüstet ist, und daß er es sey, der ganzen Welt durch ungleich stärkere Proben, als jemals ein ähnlicher Unternehmer gegeben, öffentlich bewährt hat — wenn ein solcher Mann auftritt, und uns im Werke selbst die Möglichkeit eines solchen Instituts zeigen will: würde es da nicht für jeden Menschenfreund, dessen Herz bey einem gemeinnützlichen Gedanken höher schlägt, für jeden Regenten, der ein Vater seines Volkes ist, für jeden Privatmann, der ein Hausvater ist, und mehr Vermögen hat, seinen Sohn wohl erziehen zu lassen, als selbst wohl zu erziehen, Pflicht seyn, — statt unthätig zuzusehen, ob das Werk auch von statten gehen werde, — alles mögliche beyzutragen, damit es von statten gehen könne, und je bälder je lieber zu seiner Vollkommenheit gelange?

Dies ist nun gerade der Fall, worinn wir uns dermalen mit dem Philantropinum in Dessau befinden.

Der Nahme Basedow ist durch vieljährige, ausserordentliche und verdienstvolle Bemühungen um gründliche Verbesserung des Erziehungswesens schon lange in und ausser Teutschland allen Freunden der Menschheit ehrwürdig, und bedarf meines Lobes nicht. Das nun vollendete Elementarwerk, — wenn man bedenkt, wie wenig dem Verfasser in diesem Fache vorgearbeitet war, und wie sehr ein solches Werk, in der möglichsten Vollkommenheit gedacht, die Kräfte eines einzelnen Mannes, so groß sie immer seyn mögen, übersteigt, — ist warlich ein großer und glücklicher Versuch, und in jeder Betrachtung eines der wichtigsten und gemeinnützlichsten Werke, die in irgend einem Jahrhundert unternommen worden.

Um diesem edlen Werke die Krone aufzusetzen, fehlte noch, daß Basedow nun auch durch wurkliche Errichtung eines nach seiner Theorie gemodelten Erziehungsinstituts die vorzügliche Nutzbarkeit seiner Lehrart im Werke selbst zeigte. Und dies ist es, was er würklich unternommen hat, wodurch er die Wünsche und die Erwartung aller Freunde seines Elementarwerkes erfüllt, und wozu er den Rest sei-

nes dem Dienſte der Menſchheit gewidmeten Lebens anwenden will. Dies iſt das Werk, wovon er bereits vor etlichen Monaten in einer gedruckten Schrift von acht Bogen (*) das Publicum benachrichtiget, und zu deſſen Mit-Ausführung Er alle Thäter des Guten feyerlichſt eingeladen hat; mit einem Worte, das Philantropinum, welches ich allen rechtſchaffnen Menſchenfreunden, beſonders unter den Großen und Reichen, aus wahrer Ueberzeugung, daß es unſer aller Aufmunterung und thätigſte Unterſtützung verdient, in dieſen Blättern empfehlen möchte.

Beſſere und dringendere Beweggründe dazu kann ich ihnen nicht vorlegen, als diejenige ſind, die man in der Anrede an Staaten, Geſellſchaften und Perſonen, welche Herr Baſedow ſeiner vorbemeldten

(*) Hier iſt der Titel dieſer merkwürdigen Schrift: Das zu Deſſau errichtete Philantropinum, eine Schule der Menſchenfreundſchaft und guten Kenntniſſe für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche; ein Fidei-Commiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungsweſens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks. Den Erforſchern und Thätern des Guten unter Fürſten, menſchenfreundlichen Geſellſchaften und Privatperſonen empfohlen von Johann Bernhard Baſedow. Leipzig 1774. Bey P. L. Cruſius, und den Freunden des Verfaſſers.

ten Nachricht vom Philantropinum vorangeschickt hat, lesen kann. Diese Anrede enthält grosse, tiefgedachte, und mit Stärke und Feuer gesagte Wahrheiten, — Wahrheiten, die man, wiewohl sie alt sind, nicht oft und stark genug sagen kann. Vielleicht ist manchen (ich sage dies nicht ohne Grund) der neologische und zu nah ans Schwärmen grenzende Ton dieser Anrede ein wenig anstößig. Aber man bedenke, daß ein Mann, der so viele Jahre lang, in Entfernung von der Welt und allen Arten von Zerstreuungen, mit äußerster Anstrengung aller seiner Geistes- und Leibeskräfte, an Verbesserung des Erziehungswesens gearbeitet, und diesen großen Gegenstand in seinem völligen Umfang, in allen seinen Beziehungen, Verknüpfungen und Folgen durchgedacht hat, und dessen ganze Seele also von der Wichtigkeit und Größe desselben voll seyn muß, unmöglich anders als mit einem Enthusiasmus davon sprechen kann, der uns andern kalten Leuten nur darum zu warm däucht, weil wir leider größtentheils zu kalt sind, wenn die Rede davon ist zu einem guten Werke Hand mit anzulegen.

Ich glaube nicht, daß irgend jemand gegen das Institut des Philantropinums selbst etwas erhebliches einzuwenden haben werde; und ich besorge nicht, daß man sagen werde: Haben wir nicht berühmte Pädagogia, Gymnasia und Schulen genug? Wozu

Wozu eine neue? — Wer so reden könnte, müßte von Basedows Erziehungsplane und gegenwärtigem Vorhaben gar keinen Begriff haben. Es ist gar nicht darum zu thun mit andern Pädagogien zu rivalisiren, oder ihnen Abbruch zu thun. Wenn auch der Succeß des Philantropinum so groß würde als es jeder Menschenfreund billig wünschen muß, so kann doch immer nur der kleinste Theil der Jugend, welche Erziehung bekommen soll, auf demselben erzogen werden; und dieses neue Institut kann also denen, welche schon da sind wenig oder keinen Abbruch thun. — Aber ich frage einen jeden ehrlichen Mann, der dies liest, — sind wir nicht alle auch auf Schulen, und zum Theil auf den Besten, die zu unsrer Zeit waren, erzogen worden? Und ist wohl ein Einziger unter uns, der sich nicht über mancherley Gewaltthätigkeiten zu beklagen hätte, die seiner Seele durch eine ihrer Natur oft schnur straks entgegenlauffende Lehrart und Disciplin auf der Schule angethan worden? Wer unter uns wünschte nicht seinem Sohn besser als er selbst erzogen zu sehen? Die meisten Schulen haben eine wesentliche Verbesserung vonnöthen. Wer hat die Stirne dies zu läugnen? — Aber — hat Basedow nicht vollkommen recht, wenn er sagt:

„Man lasse das Alte sinken oder stehen; es „folgt seiner Natur und wird nicht neu. Man

baue

„baue Neues das Alt zu werden verdiene! Ein
„ganzes Land voll Schulen plözlich zu beſſern —
„Ein ungeheures Project! Mit Verordnungen
„und Statuten iſt wenig gethan, wenn man ſie
„auch mit den großen Namen Thereſiens und
„Joſephs, Catharinens und Friedrichs beſie-
„gelt. Welcher Sterbliche kann befehlen, daß
„die Blinden ſehen, die Lahmen gehen? Jene
„bleiben blind und dieſe lahm. Was ſo fern von
„der Vollkommenheit iſt als der Menſchen mora-
„liſche und litterariſche Erziehung, das wird nicht
„durch Formulare verbeſſert. — — Langſam,
„langſam vorwärts, etwas wieder zurück, um
„auszubeugen, dann wieder mehr vorwärts!
„das wäre der einzige Weg mancher Glückſelig-
„keiten. Aber nur für die Vervollkommnung des
„Kriegsweſens denkt man auf dieſen einzigen Weg.
„Wie Friedrich, die von der Zahl unabhängige
„Kraft ſeines Heeres nicht durch eine eingebil-
„dete Allmacht oder durch ein, Werde! ſchuf,
„ſondern täglich nach weiſer Ordnung ſtärkte: ſo
„weislich, ſo langſam, ſo beſtändig werde für den
„nöthigen Krieg des Menſchengeſchlechts wider
„Unwiſſenheit, Aberglauben, Laſter und Unzufrie-
„denheit geſorgt; ſo werden die Folgen ein Wun-
„derwerk ſcheinen dem der die Mittel nicht ſah.
„Eine einzige normale Mutterſchule, ſo beob-
„achtet, ſo verpflegt, ſo ſchrittweiſe vervoll-
komnet,

„komnet, wäre anfangs genug für das weite „Teutschland. Sie würde der Pflanzort der Leh„rer für alle!„

Dies iſt, däucht mich, der wahre Geſichtspunct, aus dem das Baſedowiſche Philantropinum betrachtet werden muß. Geſezt auch, daß es (wie der rechtſchafne und beſcheidne Unternehmer ſagt) anfangs nur ein kleines unvollkommnes Modell ſeyn ſollte, — hört' es darum auf, ein für alle Patrioten, alle Liebhaber des Guten, intereſſantes Werk zu ſeyn? Es wird täglich wachſen; zuſehends ſich der Vollkommenheit nähern, „wenn nur Ihr es nicht verlaßt, „Ihr mit Verſtand und Güte und Vermögen „geſegnete Freunde der Menſchen!„

Und warum ſollten vornemlich begüterte Menſchenfreunde nicht mit Freuden etwas von ihrem Ueberfluſſe geben, um ein Inſtitut aufrichten zu helfen, deſſen Plan unläugbar weiſe iſt, deſſen Abſichten unläugbar gemeinnützlich ſind, deſſen Vortheil für unſer Teutſchland, für die Menſchheit überhaupt, auch dann noch immer groß und eines ſo kleinen Opfers mehr als zu würdig wäre, wenn es auch, wie alle menſchlichen Unternehmungen, in der Ausführung unter dem großen Ideal, das im Geiſte ſeines Urhebers ſchwebt, bleiben ſollte. O! Ihr Groſſen, Ihr Reichen! Wie viele Tonnen Goldes werden in

Teutſch-

Teutſchlands ganzen Umfang jährlich auf Zeitvertreib, auf Kinderſpiel, auf eitle, thörichte, oder wenigſtens höchſtunnütze Ausgaben verſchleudert! Danket doch dem Himmel für jede Gelegenheit, die er Euch giebt, mit einem kleinen Theil eures Goldes, welches Ihr ſtündlich und augenblicklich übel anzuwenden Gefahr lauffet, etwas zu thun, welches gethan zu haben Ihr Euch immer mit belohnendem Beyfall eures Herzens erinnern werdet!

Warum ſolltet Ihr nicht mitwürken wollen, dieſe Pflanzſchule künftiger Menſchenfreunde, künftiger Patrioten, aufgeklärter Lehrer und nützlicher Bürger in allen Ständen — die nun in dieſem, auch durch vorzüglich merkwürdigen Jahre 1775 unter unſern Augen zu werden beginnt, durch einen großmüthigen Beytrag zu befördern?

Etwan der Gedanke, daß Baſedow unter allem dieſem für ſich ſelbſt arbeite? — Ich kenne den Mann nun perſönlich, und wer — dem Eifer oder Privatleidenſchaften die Augen nicht genommen haben — kennt ihn nicht? Er iſt der redlichſte Mann, des aufrichtigſten Enthuſiasmus für das Beſte der Menſchheit voll, immer bereit ſich ſelbſt für das erkannte Wahre und Gute aufzuopfern. — Fünf noch unerzogne Kinder ſind das einzige, was ihn, in Augenblicken wo die Menſchheit in ſich ſelbſt zurückkehret, beun-

beunruhiget; und dennoch nicht so sehr beunruhiget, daß er nicht gleichwohl selbst mehr für das Philantropinum thut, als er dem reichsten Particulier in Teutschland jemals zumuthen würde. „Wisset, „Edelste, (sagt er zu den Wohlthätern des Neuen „Instituts) daß ich Erworbenes wage, ohne Affectation, um durch That einer von Euch zu seyn. Und „ersezt ihrs einst meinen Fünfen (davon zwey noch „nicht Vater stammeln) so sey am Anvertrauten „mein ganzer Antheil lebenslang Sorg und Arbeit.„

Ich denke, Er hat wohl Recht hinzuzusetzen: „daß „dies ein Eigennutz sey, dessen ein Rechtschaffner „sich in der Todesstunde erinnern dürfe. „

Oder sollte Euch der Gedanke zurückhalten: daß dieses Philantropinum entweder gar nicht zu Stande kommen, oder doch von keiner Dauer seyn, und mit seinem Urheber ins Grab sinken werde?

Die erste Besorgniß, o Ihr Edeln, Ihr Menschenfreunde, kann durch euch Selbst am geschwindesten gehoben werden.

Das Philantropinum erfodert freylich für den Anfang zu Herstellung der nöthigen Gebäude und übriger Einrichtung, nach einem sehr gemäßigten Ueberschlage, eine Summe von etlich und zwanzig

tausend Thalern. — In London wäre dies eine kleine Summe, die durch Unterzeichnung in etlichen Tagen beysammen wäre. Sollten denn in ganz Teutschland nicht fünf hundert Personen leben, die eine Freude daran haben, Gutes zu thun, und sich in den Umständen befinden, mit zwanzig oder dreißig Thaler sich das angenehme Bewußtseyn zu erkaufen, die Mitstifter eines unsrer Nation und Zeit so rühmlichen Instituts zu werden?

Ein durch Geist und Herz großer Fürst — (möchte zum Wohl der Menschheit, seine Macht beyden an Größe gleich seyn!) — hat bekanntermaßen das Philantropinum in seinen Schutz genommen, und ist bereit, alles zu Beförderung desselben beyzutragen, was ein weiser Regent, seinen und seines Landes Umständen nach, nur immer thun kann. Was dieser liebenswürdige Fürst für das neuentstehende Institut schon gethan hat, was er noch ferner zu thun entschlossen ist, und versprochen hat, reicht über die Hälfte der nothwendigsten Erfordernisse des ganzen Werkes. Sollten nicht nur allein aus der Classe von Privatpersonen, die etliche Thaler ihren Ergötzungen entziehen können, so viel Edeldenkende seyn, als erfodert werden, um den Rest in kurzer Zeit zusammenzubringen? Es wäre beleidigend von unsrer Nation gedacht, dies nicht zu hoffen.

Die

„Die Beſorgniß, ob das Deſſauiſche Philantropi„num zu Stande kommen werde, kann alſo, däucht mich, „keinen Menſchenfreund abhalten, das Seinige beyzu„tragen, damit es zu Stande komme. Sollten wir uns „aber vielleicht durch den Gedanken abſchrecken laſſen, „daß es ſich nicht immer auf dem nemlichen Grade „der Vollkommenheit erhalten werde, zu dem ein Für„ſorger, wie Baſedow, mit einem Gehülfen, wie „Herr Wolke, und mit Unter-Lehrern, die von ſol„chen Männern ſelbſt gebildet worden, es unfehlbar „bringen wird? — Ohnezweifel wird das Philantro„pinum dem Schickſal aller menſchlichen Unternehmun„gen nicht entgehen.„ Aber laſſen wir uns den Ge„danken an ſeine Sterblichkeit nicht abhalten, ihm erſt das Leben zu geben. Wenn es auch nur funfzig Jahre in der ganzen Vortreflichkeit ſeiner erſten Ein„richtung und Verfaſſung fortdauerte, — wäre es „wan das Gute, das in dieſen funfzig Jahren dadurch „geſchafft würde, nicht groß und wichtig genug, um „als eine reichliche Frucht der kleinen Summe, die je„der Menſchenfreund dazu hergegeben hätte, angeſe„hen zu werden? — O meine Freunde, laſſet uns „Gutes ausſäen, wo uns Gelegenheit gezeigt wird, „und ſo viel wir nur immer können, ohne uns jemals „mit Berechnung, wie viel oder wenig es Früchte „tragen werde, abzugeben! Was wir zu Beförderung „einer gemeinnützlichen Unternehmung beytragen, iſt „dem Urheber alles Guten wohlgefällig, und belohnet

uns mit dem wonnevollen Beyfall unſers eignen Herzens. Laſſen wir uns daran genügen; was wollen wir mehr.

Aber auch eine lange Dauer des Baſedowiſchen Philantropinums — die um ſo viel nicht zu überſehenden Nutzens willen, ſo ſehr zu wünſchen iſt, — läßt ſich von dieſem Inſtitut mit deſto beſſerm Grunde hoffen, da es, ſo bald es einmal im Gang iſt, ſich ſelbſt darinn erhält, und da es nicht nur eine Schule für Lehrlinge, ſondern auch Seminar für künftige Lehrer iſt, und alſo diejenigen ſelbſt bildet, durch deren Bemühungen es, nach dem einmal feſtgeſezten Plan und Schema, fortgeſezt werden ſoll.

Ich ſehe demnach nur eine einzige Bedenklichkeit übrig, welche vielleicht manche wohlmeynende Perſonen, (zumal unter denen, die ſich in ſolchen Dingen gerne durch fremde Urtheile leiten laſſen) abhalten könnte, ihre Kinder dem Philantropinum anzuvertrauen, oder auf andre Weiſe Beförderer deſſelben zu werden. Herr Baſedow hat ſich nehmlich ſeit geraumer Zeit, und ganz neuerlich durch ſein Vermächtnis an die Gewiſſen, als einen Diſſidenten von den herrſchenden Religionspartheyen erklärt, und hierdurch bey vielen, welche ſonſt die höchſte Achtung für ihn und für ſeine Verdienſte ums Erziehungsweſen hegten, ein Mißtrauen gegen

ſich erregt, das ſeinem neuen Inſtitut nicht günſtig iſt. Mir kömmt es nicht zu, mich zwiſchen ihm und den Theologen der herrſchenden Kirchen, zwiſchen ihrer Dogmatik und ſeinem Gewiſſen, zum Richter aufzuwerfen. Aber dies bin ich berechtigt zu ſagen, und zu behaupten, daß Baſedow, der Vorſteher oder (wie er dieſes Amt genennt wiſſen will) der Fürſorger des Philantropinums und Baſedow der diſſidentiſche Chriſt, zween ganz verſchiedene Perſonen ſind, und daß es dem Publicum, in Abſicht dieſes Inſtituts, völlig gleichgültig ſeyn kann, ob er, für ſeine Perſon, ein Catholik, oder Lutheraner, oder ein Chriſt iſt, der kein ander Formular ſeines Glaubens erkennen will als die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel. Er hat mit dem Philantropinum bloß in ſo fern zu thun, als er ein Meiſter in der Erziehungswiſſenſchaft iſt. Zudem verſpricht er aufs feyerlichſte, ſeine beſondern Religionsmeynungen weder den Lehrern noch Lehrlingen des Philantropinums beybringen zu wollen; er verlangt keine Proſelyten zu machen; und da ihn die Welt als einen redlichen Mann kennt, ſo verdient er daß man ſeiner Verſicherung traue.

Das Philantropinum ſelbſt iſt, ſeiner Natur, Abſicht und ganzen Einrichtung nach, für alle chriſtliche Religions-Verwandte beſtimmt, und eben darum kann auf ſelbigem blos die natürliche Reli-

gion, oder dasjenige, worinn alle christliche Gemeinen mit einander überein kommen, ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichtes seyn. Es ist eine Schule der Menschenfreundschaft und nützlicher Kenntnisse. Diejenigen, welche darinn erzogen werden, sollen alle Menschen lieben und dulden, und dadurch das große Gebot Jesu Christi ausüben lernen, dessen Ausübung er zum wesentlichen Unterscheidungszeichen der Christen gemacht hat. Welcher Mensch, welcher Christ, welcher gute teutsche Patriot, kann einem solchen Institut seinen Beyfall versagen, und nicht vielmehr der Vorsehung danken, daß er den von allen Redlichen lange gewünschten Zeitpunct erlebt hat, wo die wesentlichste aller menschlichen Eigenschaften, die Tugend aller Tugenden, allgemeine Güte und Menschenfreundschaft, zum Hauptwerk auf einem öffentlichen Erziehungs-Institut gemacht werden soll? Indessen ist bey dem Philantropinum schon dafür gesorgt (und der Name des verehrenswürdigen Fürsten, unter dessen unmittelbaren Schutz es steht, kann einem jeden für die Wahrheit dessen, was in dieser Absicht öffentlich versprochen worden ist, Gewähr leisten!) daß sowohl catholische als evangelischlutherische oder reformirte Religions-Verwandte, die auf das Philantropinum zur Erziehung geschickt werden, nicht nur Gelegenheit, ihren Gottesdienst, nach Vorschrift ihrer Religion, zu üben, sondern auch gründlichen Unterricht

terricht in derſelben von orthodoxen Lehrern ihrer eignen Kirche, erhalten ſollen. Mir däucht dies alles ſollte hinlänglich ſeyn, Menſchenfreunde und wohlgeſinnte Eltern, von welcher Kirche ſie ſeyn mögen, über dieſen Punct völlig zu beruhigen.

Ich geſteh es freymüthig und öffentlich, daß ich ſelbſt einer von denen bin, welche wünſchen, daß Herr Baſedow, ohne Verletzung ſeines Gewiſſens, ſeine beſondern Religionsüberzeugungen für ſich ſelbſt hätte behalten können. Aber da wünſchen nichts hilft, ſo denke ich, wir Andern, denen es blos um Beförderung des Guten, ohne Partheylichkeit für oder wider gewiſſe Perſonen, zu thun iſt, müſſen uns durch ſolche Nebendinge nicht abhalten laſſen, ein Inſtitut zu befördern, welches, ſeiner Abſicht, ſeinem Plan, und ſeiner ganzen Einrichtung nach, unter die nützlichſten und edelſten gehört, die jemals von Menſchen unternommen worden ſind.

W.

V.

Miſcellanien.

1.

Unterthänige Zweifel gegen das claſſiſche Anſehen des Hrn. A. Dow, in ſeiner Nachricht von den Fakirn.

Ich wünſchte wohl von Jemand, der in der Wiſſenſchaft des Möglichen weiter gekommen als ich, unterrichtet zu werden, ob es, natürlicher Weiſe, möglich ſey —

„daß ein Mann ſeinen Arm in einem fort ſo lange „in die Höhe halte, bis er ganz ſteiff wird, und „ſein ganzes übriges Leben hindurch in dieſer „Stellung bleibt?„ — und wie hoch wohl der beſagte Mann mit ſeinem ſteif emporſtehenden Arm ſein ganzes übriges Leben bringen würde?

Ingleichen, ob es möglich ſey

„daß ein Menſch ſeine Fäuſte ſo feſte zuſammen „drücke bis ihm die Nägel in die flache Hand ein„wachſen, und auf der obern Hand wieder heraus„kommen?

Item:

„ob einer dadurch, daß er ſein Geſicht immer über

„die

„die Schulter dreht, es endlich ſo weit bringen „könne, daß ſein Kopf mit dem Geſichte rückwärts „ſtehen bleibe? „

Herr Alexander Dow, Oberſtlieutenant in Dienſten der Engliſchen Oſtindiſchen Compagnie, verſichert uns ſehr ernſthaft, (*) daß die Hindoſtaniſchen Fakirn die Leute ſeyn, die alles dies möglich machen können. Er ſagt uns zwar nicht, daß er dieſe Fakiriſchen Zeichen und Wunder mit eignen Augen geſehen und mit gebührender philoſophiſcher Hartgläubigkeit beobachtet habe; allein, da er ſich viele Jahre lang in Hindoſtan aufgehalten, und in den wichtigſten Kapiteln ſeines Buches als ein Mann von vielem Verſtand erſcheint, ſo läßt die poſitive Art wie er ſich über die Würklichkeit derſelben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er ſeine Nachrichten von den Fakirn für hiſtoriſche Wahrheit angenommen wiſſen wolle.

Ich hege alle ſchuldige Achtung für Herrn Alexander Dow und ſein Buch; glaube auch herzlich gerne, daß ſich im Himmel und auf Erden viel Dinge zutragen, wovon ſich meine Schulmeiſter und meine Großmütter nichts träumen lieſſen, und finde mich einem

(*) In ſeiner 1773 zu Leipzig überſezten Abhandlung zur Erläuterung der Geſchichte, Religion und Staatsverfaſſung von Hindoſtan. S. 19.

jeden, der mir neue Begriffe giebt, sehr dafür verbunden: aber bey allem dem läßt man sich doch nicht gerne was weiß machen. Ich habe immer gehört, wenn ein Ding nicht möglich sey, so könne man sich sicher darauf verlassen, es sey auch nicht würklich, wenn gleich eine Wolke von Zeugen versicherte, das unmögliche Ding gesehen, gehört, berochen, gekostet und betastet zu haben. Wofern also, wir er wünschen und hoffen, die Wunderdinge, die uns der Herr Oberstlieutenant Dow von den Fakirn erzählt, etwan gar nicht möglich seyn sollten, so lebe ich der Hoffnung es werde mir und andern biderben Lesern von niemand zum Argen ausgedeutet werden, wenn wir — dem Herrn Dow und seinem Buche, auch dessen Uebersetzer und Verleger unbeschadet — von der Sache glauben was wir — können.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt, (den wir andern ungereißten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen die Erzählungen solcher großer Wanderer zu lesen) nicht allemal möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es giebt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dorten Lucian, bey den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine

Eine kleine Vorſichtigkeits-Maxime, die beſagter Lucian den Geſchichtſchreibern empfiehlt, (*) iſt keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (ſagt er) dem Geſchichtſchreiber auch zuweilen ein Mährlein in ſeinen Weg läuft, ſo mag er's immer erzählen, nur nicht als ob er wolle, daß wir's ihm glauben, ſondern es dahin geſtellt ſeyn laſſend, ſo daß jeder die Freyheit behält, davon zu glauben was ihm gut däucht.„

Von einem Schriftſteller, deſſen Werk (wie der teutſche Vorbericht ſagt) ein claſſiſches Anſehen in der Geſchichte bekommen ſoll, kann man eine ſolche Behutſamkeit um ſo mehr fodern, da es unſtreitig gar nicht vonnöthen iſt, daß die Anzahl der claſſiſchen Unwahrheiten, ſo wie ſie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit Neuen recrutiert werde.

Man kann freylich mit eben ſo gutem Grunde fragen, was iſt unmöglich, als Pilatus fragte, was iſt Wahrheit. Aber gleichwohl ſollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterſchied iſt, ob er von jemand erzählt: er habe ſich auf einem Seil auf den Kopf geſtellt; oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeſchla-

(*) In der Abhandlung, wie die Hiſtorie zu ſchreiben ſey.

geſchlagen, ſeinen Kopf, wie die H. Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und ſey friſch auf und davon gegangen.

2.

Einige Anmerkungen über Hrn. Dowe Nachrichten von der Religion der Braminen.

So apokryphiſch obige Nachrichten des Hrn. Dow von den Fakirn ſeyn mögen, (wiewohl ſie im Grunde wenig mehr ſagen, als was andre ältere Wandersmänner auch ſchon erzählt haben) ſo ſind ſie doch nicht das einzige, weswegen ich eben nicht ſo gar eilfertig ſeyn möchte, ſeinem Buche ein klaßiſches Anſehen einzuräumen. Der zuverſichtliche Ton, womit er uns bereden will, daß wir von den Miſſionarien und Reiſebeſchreibern übel betrogen würden, wenn ſie uns die Religion der Hindous als wahren Götzendienſt, und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeſchmackter Mährchen und kindiſcher Allegorien vorſtellen, ſcheint mir wenigſtens eben ſo verdächtig, und macht eine Warnung, ſeinem Vorgeben nicht ohne die ſchärfſte Prüfung Glauben beyzumeſſen, um ſo nöthiger, je mehr er ſich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menſchheit zu retten ſcheint, eines günſtigen Vorurtheils bey ſeinen Leſern verſichert.

Wir

„Wir halten es, ſagt Hr. Dow (*) für einen „ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der „Anhänger beſonderer Religionsſyſteme entſtund, daß „jemals zu einer Zeit oder in einem Lande die menſch„liche Vernunft ſo verdorben geweſen ſey, daß ſie das „Werk der Hände, anſtatt des Schöpfers des Gan„zen, angebetet habe. Aufmerkſame Forſcher des „menſchlichen Gemüths werden finden, daß der ge„ſunde Menſchenverſtand in den Sachen der Religion „unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt iſt. „Die Offenbarung und Philoſophie haben zwar „(wie man bekennen muß) einige von den abergläubi„ſchen Auswüchſen und Ungereimtheiten abgeſchnitten, „welche natürlicher weiſe in ſchwachen Gemüthern in „einer ſo geheimnißvollen Materie entſtehen: allein es „iſt gar ſehr zu zweifeln, ob der Mangel an „dieſen nothwendigen Verbeſſerern der Reli„gion (**) jemals eine Nation in grobe Abgöt„terey gezogen habe, wie viele unwiſſende Eiferer „vorgegeben haben.„

Wenn Hr. Dow mit dieſer Stelle ſonſt nichts hätte ſagen wollen; als dies: Es ſey niemalen keinem Menditen eingefallen ſeinen heiligen Bock, keinem Peluſier ſeine Meerzwiebel, keinem Negern ſeinen

Se-

(*) S. 57.

(**) Nemlich, Offenbarung und Philoſophie.

Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges irgend einen von seinen dreißig Millionen Göttern für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten; — so hätte Hr. Dow freylich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist: Aber dann hätte er eben so wohl gethan es ungesagt zu lassen. Denn wem ist unbekannt, daß die Abgötterey, womit, größtentheils durch Schuld der Priesterschaft, von uralten Zeiten her, der größte Theil des menschlichen Geschlechts angesteckt war und noch ist, nicht in der Läugnung einer ersten geheimnisvollen Grundursache, sondern in dem was der Graf von Schaftesbury Dämonismus nennt, in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter, oder auch mit den Namen und Symbolen der ersten Grundursache treibt, bestehe? Nichts ist gewisser und (so viel ich weiß) unter den Gelehrten ausgemachter, als daß unter allen gut oder übel polizierten Völkern, von den Egyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen Priester oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hätten, in welcher das Daseyn einer ersten Grundursach angenommen und von den mancherley Ausflüßen derselben sowohl, als von den Mitteln wieder in sie zurück zu fliessen, von Göttern und Geistern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, Periodischer Vernich-

lung und Wiedererſchaffung der Dinge, u. ſ. w. viel erhabnes, fanatiſches, nonſenſicaliſches Zeug geſchwazt worden wäre. Es iſt alſo weder etwas ſonderbares noch unbekanntes, daß die Beda's und Schaſters, oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen Metaphyſiſch-Allegoriſch-Phantaſtiſchen Plunder voll ſind, und Herr Dow hat uns darüber nichts weſentliches geſagt, was die Malabariſchen Miſſionarien, La Croze, Mignot, und andre nicht ſchon lange geſagt, und zum Theil weit beſſer auseinander geſezt hätten.

Das Syſtem des Ausfluſſes aller Dinge aus Gott liegt allen morgenländiſchen Religionen (die jüdiſche ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander Syſtem dem Dämonismus und Fanatiſmus beförderlicher, noch in jeder Betrachtung geſchickter iſt, die Herrſchaft betrügeriſcher Prieſter über die unterdrückte Vernunft abergläubiſcher Layen feſter zu gründen, ſo hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es alſo, um die allgemeine auf die Evidenz der unläugbarſten Zeugniſſe gegründete Meynung von dem höchſt abgeſchmackten Götzendienſte der Oſtindianer zu vernichten, wenn uns Hr. Dow ſehr ernſthaft verſichert, „daß die Braminen, wider die Vorſtellungen, die man ſich von ihnen in Europa bilde, „unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwiſſenheit „und

„und Allmacht Gottes glaubten; und daß die Viel„götterey, deren man sie beschuldige, nichts mehr als „eine symbolische Verehrung der göttlichen Eigenschaf„ten, und alle die unzähligen Götter, die in Indien un„ter unzählichen Namen verehrt werden, nichts als ver„schiedene Benennungen der Eigenschaften, (richtiger) „der Ausflüsse und Modificationen) der ewigen Grund„ursache seyn? „— Wird die Theosophie der Bramînen dadurch besser? Ist der größte Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerschaaren um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuren Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerey und Zeichendeuterey? Und verdienen die Bramînen weniger den Vorwurf, daß sie schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie, um ihres Gewinns willen, die übrigen Layen gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder Dämonistischen Religionen in drey Gattungen eintheilen, die man um ihrer äußerlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechseln muß.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus solchen, die, weil sie selbst betrogen sind, den

Namen

Namen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen; blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wohl — Unsinn seyn könnte; kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie treulich und ohne Gefährde, in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andre Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern bloß eine einträgliche Profeßion ist, durch die man, mit wenig Mühe, und allenfalls ohne die mindesten Verdienste, sich die größten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluß, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an alle dem Gaukelwerk ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die lächerliche Rolle die sie dabey spielen, denken aber: die Welt will betrogen seyn, und wird betrogen werden, ob wir oder andre diejenigen sind, die dabey gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabey.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch seyn mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimnis daraus machen, daß sie das Unzereimte und Widersinnische ihres vulgaren Re-

Ligions-Systems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern, und da sie nun einmal, es sey nun durch die Geburt (wie die Braminen,) oder durch den Zusammenhang der Dinge genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Mißbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich mißbilligen, keinen andern Weg, in erträglichen Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleißigen. Diese redlichen Priester (und es giebt deren ganz gewiß am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluß in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatismus, blos an die einfachsten Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und, da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Mährchen, womit die Schädel des Volks und ihrer Collegen angefüllt sind, zu vertilgen, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutungen einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint Herr Dow hat während seines langen Auffenthalts in Indien einige Braminen von dieser lezten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, daß er diesen wackern Männern — die man nicht unbillig die Philosophen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Aber um ihrentwillen eine so gün-

stige

stige Meynung von dem Religionssyſtem der Brameñ überhaupt zu faſſen, und diejenige blinde Eiferer zu ſchelten, welche für etwas nicht zweifelhaftes halten, daß der Mangel der chriſtlichen Offenbarung und einer geſunden Philoſophie die Indianer in ſehr grobe Abgötterey gezogen habe, dies war nun wohl zuviel.

Herr Dow meynt, es wäre eben ſo lächerlich, wenn man „von den ungelehrten Stämmen den wahren Zuſtand der Religion und Philoſophie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhammedaner in London lächerlich ſeyn würde, wenn er ſich über die geheimnisvollen Lehren des chriſtlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlaſſen wollte.„ — Aber er verſtellt durch dieſe Wendung den wahren ſtatum controverſiae gar ſehr. Fürs erſte muß die Religion mit der Philoſophie nie vermengt werden, wie Herr Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daß einige Meynungen, die in dem Vedam oder Bedang vorgetragen werden nicht unphiloſophiſch ſind.„ Dies gilt von der Theoſophie aller Völker und wird von niemand geläugnet. Aber die Rede iſt vom Zuſtande der Religion in Indien, und dieſer muß weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen, noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der würklichen Beſchaffenheit des Glaubens und Gottesdienſtes bey den ungelehrten

Stämmen und bey dem gröſten Theil der Bramînen-Caſte ſelbſt beurtheilt werden. Denn wenn etwas lächerlich iſt, ſo wär es das, wenn jemand von der Religion eines Volkes nach der Religion etlicher Philoſophen deſſelben, oder von deſſen Sitten nach den Sitten der beſten Geſellſchaft, oder von deſſen Regierung nach den Lobſprüchen gedungner Apologiſten und Panegyriſten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer, der ſich in einer dumpfichten Pagode vor dem Bilde des Brimha oder Bramâ hinwirft, der in Geſtalt eines Rindes, das auf einer Waſſerblume ſizt und einen Zehen im Munde hat, abgebildet iſt; daß die Bramînen (wie uns Hr. Dow verſichert) ſich unter dieſem Brimha eine allegoriſche Vorſtellung denken, die wenig geſcheidter iſt als was der indianiſche Lacheldabey denkt? Brimha, ſagen ſie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird hier als ein Kind vorgeſtellt, um dadurch eine gewiſſe Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Abſichten Gottes wie in ihrem Kindeszuſtande erſcheinen werden. Er ſchwimmt auf einer Waſſerblume, oder einem Blatte derſelben, um die Unbeſtändigkeit der Dinge, welche zu der Zeit ſeyn wird, anzuzeigen. Er ſaugt an ſeiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daß die unendliche Weisheit von ſich ſelbſt verſtehe, und die Stellung, welche der ſtehende Brimha dadurch annimmt, daß er an ſeiner Zehe ſaugt, iſt

ein Sinnbild des endloſen Zirkels der Ewigkeit. — Wahrlich! eine herrliche Methode Philoſophie und Religion vorzutragen! Die vollkommenſte, die man nur erdenken kann, wenn die Abſicht iſt, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten, und in einen Irrgarten von Aberglauben und Phantaſterey zu führen, aus dem es ſich nie wieder ſoll herausfinden können!

Was für köſtliche Schätze von Theologie, Metaphyſik, Politik, Moral, Phyſik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in dieſem Geſchmacke aus den Mährchen meiner Mutter Gans, aus Lucians wahren Geſchichten, aus der Hiſtorie vom König Laurin dem Gezwerg und ſeinem Roſengarten, kurz aus allem was je albernes gedichtet worden iſt, herausziehen?

Doch Herr Dow erkennt ſelbſt, daß die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt ſind, „die große Quelle ſeyen, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden,„ und am Schluſſe der zweyten Abhandlung, Verzeichnis der Götter bey den Indiern betitelt, geſteht er — was freylich als eine offenkundige Thatſache unmöglich geläugnet werden konnte, „daß die „Betrügerey der Prieſter in Indien nicht weniger als „in andern Gegenden und zu allen Zeiten beſchäftiget

„gewesen sey, von der Neigung der Menschen zum „Aberglauben Vortheil zu ziehen.„ — Nur hätte er bedenken sollen, daß auf diesen Umstand bey der Frage, in welchem Zustande ist die Religion der Indianer? alles ankömmt. Die Metaphysik der Brahminen macht's nicht aus, und kann um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimnis machen, in welches keinem Sterblichen der nicht von ihrer Caste ist hineinzusehen erlaubt wird. Priester, welche aus dem Wenigen was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volk ein Geheimnis machen, haben gegen nichts angelegners haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Begriffen, Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Namen als Götzendiener.

Ueberhaupt muß man, um von dem Zustande der Religion in einem Lande richtig zu urtheilen, die Religion und das sittliche Verhalten des Volkes, und der gröbern Anzahl der Geistlichkeit — zum Maasstabe nehmen. Sind die Geistlichen was sie seyn sollen, aufgeklärt, weise und gut, geben sie dem Volk von Gott und von des Menschen Bestimmung, Pflichten, wahrem Vortheil und künftigen Erwartungen, gesunden Unterricht, bilden sie es dadurch, und noch mehr durch ihr Beyspiel, zu einer vernünftigen Art zu denken und einem tugendhaften Leben; so müssen die Früchte davon nothwendig in die Augen fallen; und dann kann man

mit

mit Wahrheit ſagen, daß der Zuſtand der Religion unter dieſem Volke glücklich ſey.

Uebrigens würde ſehr wider meine Abſicht lauffen, wenn jemand von dieſer meiner Betrachtung Anlaß nehmen wollte, überhaupt nachtheilig von dem Buche des Hrn. Dow, welches viel leſenswürdiges und zum Theil wichtiges enthält, zu urtheilen. Man muß auch nicht vergeſſen, daß der Verfaſſer ein Officier iſt, von dem nicht gefodert werden kann, daß er aus dem Theile der Gelehrſamkeit, der über die Religionen der verſchiedenen Völker das nöthige Licht verbreitet, ein beſonderes Studium gemacht habe; und daß er vermuthlich weit entfernt war von der Philoſophie der Braminen zu wiſſen, was den Gelehrten in Europa ſchon lange bekannt iſt, als er von ſeinem Freunde, dem edlen und gelehrten Braminen (deſſen er im Eingang ſeiner Schrift gedenkt) vernahm, daß die Braminen ihre Metaphyſik und Theoſophie hätten, ſo gut als ihre alten Vorfahren die Gymnoſophiſten, die Schüler des Zoroaſters, die Prieſter zu Memphis, die Lehrjünger des Orpheus und Eumolpus, die Druiden, und alle andre Prieſter in der Welt.

3.

Woher, nach der Edda (*), die guten und ſchlechten Skalden oder Barden kommen?

„Die Götter im Asgard (in der Götterburg) hatten einsmals lange Weile. Da fiel ihnen ein, ſie wollten mit einander einen Menſchen machen. Der neue Menſch erhiele den Namen Kwaſer, und hätte ſo viel Verſtand, daß man ihm keine Frage vorlegen konnte, auf die er nicht ſogleich eine befriedigende Antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen Erde umher, die Menſchen Weisheit zu lehren, und ſein Ruhm wurde faſt ſehr groß. Das verdroß gewiſſe neidiſche Leute; flugs beſtellten ſie zween Zwerge, die ihn verrätheriſcher Weiſe ermordeten. Die Zwerge faßten ſein Blut in ein Gefäß auf, vermiſchtens mit Honig, und machten ein Getränke daraus, das alle und jede, die davon trinken, zu Dichtern macht. Wie nun die Götter ihren Sohn Kwaſer nicht mehr ſahen, fragten ſie bey den Zwergen nach, wo er geblieben wäre. Die Zwerge, um ſich ſo

(*) Daß dieſe Edda ein von Snorro Sturleſon, einem edlen Isländer, im 12ten Jahrhundert verfertigter Auszug aus einer noch ältern Edda iſt, und hauptſächlich die Mythologie der alten Normannen oder Scandinavier enthält, iſt wohl unſern meiſten Leſern aus Mallets Monumens de la Mythologie des Celtes (woraus dieſes Fragment genommen iſt) oder anderswoher bekannt.

ſo gut ſie konnten, aus dem Handel zu ziehen, antworteten: Kwaſer wäre an ſeiner eignen Weisheit erſtickt, weil Niemand im Stande geweſen, ihm oft genug durch geſcheidte Fragen Luft zu verſchaffen. Damit mußten ſich die Götter einſtweilen beruhigen. Einige Zeit darauf zogen ſich die Zwerge den Unwillen des Rieſen **Suttung** zu, und kamen dadurch in ſo große Noth, daß ſie endlich ihrem Leibe keinen andern Rath wußten, als dem Rieſen das herrliche Getränke, das ſie aus Kwaſers Blute bereitet hatten, für ihre Befreyung anzubieten. Der Rieſe ließ ſichs gefallen, empfieng das Gefäße mit beſagtem Getränke und gab's ſeiner Tochter **Gunlöde** in Verwahrung.

Die Götter, welche Wind von der Sache bekommen hatten, wünſchten ſehr dieſen Schatz in ihre Gewalt zu bekommen; es war aber keine ſo leichte Sache denn die Rieſin **Gunlöde** wohnte Mitten in einem Felſen, der ringsum ohne Oeffnung war. Die Frage war, wie man da hineinkommen ſollte. Vater Odin nahm es auf ſich, das Abentheuer zu beſtehen. Er zog aus und kam auf eine große Wieſe, wo er neun Taglöhner ſah, die im Mähen begriffen waren. Odin fand ein Mittel die Burſche auf eine liſtige Art dahin zu bringen, daß ſie einander mit ihren eignen Sicheln in Stücke zerſchnitten. Nun veränderte Vater Odin ſeine Geſtalt, nahm den Namen Bolwerk an, und kam zu dem Rieſen **Bauge**, Suttungs Bruder, den

er ſehr betrübt über den Tod ſeiner neun Mäder anſtraf. Bolwerk ſagte ihm, er wolle ihre Stelle vertreten, und mit aller ihrer Arbeit in kurzer Zeit fertig werden, wenn Bauge ſeinen Bruder Suttung dahin vermögen wollte, ihn nur einen einzigen Schluck von ſeiner Poeten-Latwerge thun zu laſſen. Sie wurden des Handels eins; Bolwerk mähte den ganzen Sommer durch, aber wie der Winter kam, wollte er ſeinen Lohn haben. Bauge verſprach ſein Beſtes zu thun; ſie giengen mit einander hin zu Suttung; aber dieſer erklärte ihnen rundheraus, daß ſie keinen Tropfen von ſeinem Nektar zu koſten kriegen ſollten. Sie mußten alſo unverrichteter Dingen abziehen, und nun war guter Rath theuer. Wenn du mir helfen willſt, ſagte der verkappte Bolwerk zu Baugen, ſo will ich wohl durch Liſt erhalten, was wir nicht erbitten konnten. Sogleich bracht' er einen Bohrer hervor, mit welchem Bauge ein Loch in den Felſen bohrte, wo der Schatz verwahrt ward. Bolwerk kroch in Geſtalt eines Wurms zum Loch hinein; aber kaum war er in der Höle, ſo nahm er ſeine eigne Geſtalt wieder an; und in dieſer wußt' er ſich bey Gunlöden ſo wohl einzuſchmeicheln, daß ſie ihm endlich verſtattete drey Züge von dem Wundertranke zu thun, der ihrer Huth anvertraut war. Aber wie Odin einmal angeſezt hatte, zog er ſo tüchtig, daß mit dem dritten Zug das ganze Gefäß rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die Geſtalt eines Adlers an, und flog was er konnte in den Asgard zurücke,

rücke, um den Schatz, den er in ſeinem Magen trug, je bälder je lieber in Sicherheit zu bringen. Aber Suttung, der ein Zauberer war, hatte den Poſſen gemerkt, eilte ihm, ebenfalls in Adlersgeſtalt, nach, und erreichte ihn ſchier, da er nicht mehr weit von der Pforte des Asgards war. Die Götter, welche merkten, daß Odin, wegen der Schwere des bey ſich tragenden Getränks nicht ſchnell genug fliegen konnte, um dem nachjagenden Suttung zu entrinnen, ſetzten ihm flugs ſoviel Gefäße unter als ſie in der Eile finden konnten. Odin fand dieſe Vorſicht ſo wenig überflüßig, daß er augenblicklich den ganzen Vorrath den er im Leibe hatte von ſich gab, und damit alle Gefäße anfüllte. Große Freude unter den Göttern! Aber wie man die Sache näher beſah, wurde man gewahr, daß er nur einen Theil der Mixtur, rein und unverdorben, durch den Schnabel von ſich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten Gefäße wurden ſogleich aufgehoben; und aus dieſen erlaubt Odin, aber ſelten, den Barden zu trinken, die er mit dem wahren Dichtergeiſt erfüllen will. Eine weit größere Portion hatte der göttliche Adler, mit einem guten Theile ungleichartiger Materie verſetzt, durch eine andre Oefnung von ſich gegeben. Die damit angefüllten Gefäße, gab er den Dichterlingen und Leyermännern preiß. Die Preſſe war ſtark um die Gefäße her, und iſt es noch; daher (ſagt die Edda) die abſcheuliche Menge von elenden Verſemachern und elenden Verſen! In Erwäg-

ung

ung der Quelle, aus der ſie gefloſſen ſind, können ſie nicht beſſer ſeyn!

Man muß geſtehen, wenn das Klima der alten Scandinavier kalt war, ſo wär es gewiß ihre Imagination nicht! Was ſind alle Mährchen der Griechiſchen Poeten gegen dieſes? — Uebrigens iſt die Solution des Problems höchſt glücklich, wie man ſieht. Sie iſt der Sache ſo angemeſſen, daß man ſich, däucht mich, völlig dabey beruhigen kann, ohne jemals eine Beſſere zu ſuchen.

4.

Etwas von der Goldmacherey des Demokritus von Abdera.

Es gehört bekannter maßen unter die Vorrechte der Gelehrten, daß ſie nicht nur über alles was ſie wiſſen und verſtehen, ſondern auch über alles was ſie nicht wiſſen und nicht verſtehen, reden und ſchreiben dürfen was ihnen beliebt, und ſoviel ihnen beliebt. Das Papier nimmt alles an; und die Ehrerbietung der Ungelehrten vor gedrukten Büchern iſt viel zu groß, als daß die Gelehrten, ſobald ſie mit einer gewiſſen zuverſichtlichen Mine über Sachen dogmatiſiren, wovon ſie nicht ein Jot mehr wiſſen als der Unwiſſendſte unter ihren Leſern, Gefahr lauffen ſollten, ſo leicht entdeckt und für ihren Muthwillen beſtraft zu werden.

Ich,

Ich, meines Orts, habe mir zwar ſchon lange zum Geſetz gemacht, mich des beſagten Vorrechts ſo wenig als möglich zu bedienen; indeſſen finde ich doch, daß man es nicht allezeit vermeiden kann, und ich ſehe mich würklich in der Nothwendigkeit etwas über die Alchymie des Demokritus zu ſagen, wiewohl ich heilig verſichern kann, daß ich davon nicht ein Wort mehr weiß, als der gelehrte **Ungenannte** (*), der mich dazu nöthiget. Der ganze Unterſchied zwiſchen dem Ungenannten und meiner Wenigkeit (was nemlich dieſen Punct betrift) beſteht darinn, daß ich mir meiner Unwiſſenheit in dieſer Sache wohl bewuſt bin; und daß er hingegen ſehr viel davon zu wiſſen glaubt.

Ich hatte die Freyheit genommen in der **Geſchichte der Abderiten** den berühmten Arzt **Olaus Borrichius** eines Abderitismus zu beſchuldigen, weil er behauptet, daß Demokritus den Stein der Weiſen gehabt habe, und weil er zum Beweis deſſen ſich auf des Demokritus **Buch vom Steine** (**) beruffen.

Dies nimmt nun der Ungenannte ſehr übel, und giebt mir wegen dieſer Uebereilung in einer Note zu ſeinen

(*) Verfaſſer des Artikels Demokritus, im Magazin für Aerzte und deſſen Erſten Stücke.

(**) Ich hatte geſetzt, von Steinen und Metallen, und dies war allerdings unrichtig; eine Stelle im Petron hatte mich dazu verführt.

ſeinem Text (S. 15. des 1ſten St. des Magaz. für Aerzte) einen tüchtigen Verweis. Er macht mir eine Sünde daraus, daß ich den ehrlichen und in ſeiner Art würklich groſſen Mann Borrichius einen Abderiten geſcholten; Er, der auf der nemlichen Seite, den gewiß eben ſo ehrlichen und in mehr als Einer Art wenigſtens eben ſo großen Mann Hermann Conring und mit ihm alle Gelehrte, welche den Zoſimus und Syneſius erſt ins vierte Jahrhundert nach Chriſti Geburt ſetzen, Abderiten ſchilt. Die Gründe warum die Gelehrten dies thun, ſind ſehr triftig. Hingegen kann nichts Abderitiſchers ſeyn als die Gründe warum Borrichius glaubt, daß des Demokritus Buch περὶ τῆς λίθου vom Stein der Weiſen gehandelt habe. (vid. ſeine Sapientia Hermetis etc. a Conringii Animadvers. vindicata p. 69.)

Ich bekenne hier öffentlich vor der ganzen Welt daß ich — da es unmöglich iſt, daß ich omne ſcibile ſelbſt geleſen und ſelbſt unterſucht habe — in dem Wenigen was ich von der Philoſophie, Magie und Alchymie des Demokritus geſagt, theils lediglich meinem eignem Menſchenverſtand, theils den Urtheilen notoriſch großer Gelehrten, als Salmaſius, Conring, le Clerc, Bayle, Fabricius, Heumann, Brucker u. a. gefolgt bin. Und was meinen Unglauben an die Goldmacherkunſt des Demokritus betrift, ein Verbrechen, deſſen Schuld ich beynahe mit allen Gelehrten in Europa

theile

theile, ſo dächt' ich, es wäre wenigſtens billig geweſen, daß der Ungenannte in Erwägung gezogen hätte, daß (aus ſehr vielen Gründen, die Ihm ſelbſt ſo bekannt ſeyn müſſen als mir) die Präſumtion, daß Demokritus den Stein der Weiſen nicht gehabt habe, ſo lange die ſtärkere iſt, bis mit unumſtößlichen Beweiſen dargethan iſt, daß er ihn gehabt habe. Was hilft alle das gelehrte Gewäſche des großen Borrichius und des Ungenannten, von Büchern die entweder nicht exiſtieren, oder noch im Manuſcript in der Vatikaniſchen und Kön. franzöſiſchen Bibliothek verborgen liegen, und von deren Inhalt, Aechtheit oder Unächtheit, Glaubwürdigkeit in Hiſtoriſchen und Richtigkeit in Phyſicaliſchen und Chemiſchen Dingen, die gelehrte Welt noch nicht urtheilen kann? Von dem unter dem Namen Phyſica et Myſtica noch vorhanden ſeyn ſollenden Fragment der χειροκμητων des Demokritus urtheilt der größte Kenner deſſen was in Griechiſcher Sprache ächt oder unächt iſt, Salmaſius, daß ſie unterſchoben, und eine Geburt des ſchlechteſten Alters der Griechiſchen Litteratur ſey. Der angebliche Commentar des Syneſius über dies unächte Buch iſt den Gelehrten, meines Wiſſens, nur dem Namen nach bekannt. Man hat bisher keinen andern Syneſius gekannt, als den Biſchof dieſes Namens zu Ptolemais, der im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt gelebt; und der Zoſimus, deſſen Werke die gelehrte Welt kennt, iſt ein Geſchichtſchreiber des fünften Jahrhunderts. Die Al-

chymi-

chymiſten, Syneſius und Zoſimus, deren Schriften Borrichius im Manuſcript geſehen hat, ſind, ſelbſt nach der Meynung dieſes Polyhiſtors, ganz andere Perſonen, haben viel früher exiſtiert, und ſind, wie der Ungenannte verſichert, noch ungleich älter als Borrichius ſelbſt glaubt. Es mag ſeyn; aber noch ſind es lauter Unbekannte. Was kann nun wunderlicher ſeyn, als die Gelehrten ſo, wie der Ungenannte thut, auszuhunzen, daß ſie, auf das Zeugnis eines Commentar, den ſie nie geſehen haben, über ein Buch das nicht exiſtirt, nicht ſtraks überzeugt ſind, daß Demokritus Gold gemacht habe? Wozu hat der Ungenannte vonnöthen, ſeine ganze Abhandlung durch, ſo jämmerlich auf Alle Gelehrte zu ſchimpfen, welche beſſere Beweiſe als ſolche verlangen, um zu glauben was unglaublich iſt? Wir werden uns alle willig der Wahrheit zu Füßen legen, ſobald Er in ſeiner verſprochnen Geſchichte der ältern Chemie die Sache in die gehörige Evidenz geſezt haben wird. Nur wird Er ſelbſt billig finden, daß wir uns beſſere Gründe ausbitten, als diejenige, womit Borrichius — vor deſſen Gelehrtheit, Beleſenheit und Collectaneen ich übrigens allen erſinnlichen Reſpect habe — beweiſt, daß Joſeph in ſeiner Nachricht von den Säulen Seths Glauben verdient; daß die Egyptiſchen Prieſter Gold gemacht haben; daß die noch vorhandene Smaragdne Tafel dem Egyptiſchen Hermes füglich zugeſchrieben werden könne; daß die Galanterie des Mars und der Venus im Homer

(Odyſſ.

(Odyſſ. VIII.) ein concubitus myſticus ſey, wodurch Homer alchymiſtiſche Geheimniſſe, die er in Egypten gelernt, habe andeuten wollen; daß die unermeßlichen Reichthümer der alten Egyptiſchen Könige ſich nicht begreiffen ließen, wenn man nicht annehme, daß ſie Gold hätten machen können; daß der Sänger Jopas an der Tafel der Königin Dido, den alchymiſtiſchen Proceß vorgeſungen habe, weil Virgil ſagt, er habe errantemque *lunam*, *ſolis*que labores geſungen, und zwanzig andre Sächelchen von dieſem Schlage, die der ehrliche Mann, wenn er über ſeiner Alchymie ſeine Logik nicht ganz vergeſſen hätte, gewiß ungeſchrieben gelaſſen haben würde.

W.

VI.

Neue Bücher.

1. Romanzen der Teutſchen, mit einigen Anmerkungen über die Romanze, Leipzig, bey Hertel, 1774. 12 Bogen, 8.

Der Sammler nennt ſeine vorausgeſezte Abhandlung nur Anmerkungen, vielleicht weil er weder Philoſoph gnug war, um eine Theorie einer noch untheoriſirten Gattung zu entwerfen, noch Kenner der Geſchichte, um ihre Genealogie genau gnug zu beſchreiben. Anſtatt blos an den Begriffen der Abentheuerlichen, Poſſierlichen, und Drolligten zu hängen, würde er die Natur der vermiſchten Dichtungsart der lyriſchen Er-

zählung erörtert, würde er gezeigt haben, daß sie, wie alle Erzählungen, naiv, scherzhaft, ernsthaft, rührend, schauderhaft seyn, daß sie im Scherzhaften alle Arten des Komischen vom Feinern an bis zum Burlesken annehmen, daß sie sich aller Ingredienzien der Laune, der Parodie, des Heroischkomischen ꝛc. bedienen, daß sie bald travestiren, bald den Charakter des alten Volksliedes, oder des Vaudevills annehmen, daß sie vom Kostume den Namen Ritter- Schäfer- Götterromanze bekommen könne. Er würde jede Zweige besonders geprüft, und insbesondere das Abentheuerliche besser, als er gethan, (wenn auch nur nach Sulzer) untersucht haben. Was die Geschichte betrift, so hätte er dargethan, daß im Ursprung der Poesie alle Erzählungen lyrisch waren, hätte etwas von der Ballade gesagt, hätte die romantische Epopee (z. E. von Spenser) und die provenzalische Poesie erläutert, oder wenigstens auf Sprengels Hurd vertröstet; hätte die Ursachen geprüft, warum die komische Poesie sich bey den Alten nur aufs Theater eingeschränkt, oder vielmehr vom Verlust ihrer Jamben geredet, hätte von der Eintheilung der Spanischen Romanze in die lyrische, zärtliche und burleske gehandelt, hätte vom Gebrauch der Romanze in der Operette gesprochen, u. s. w. — Die Sammlung selbst besteht nur aus sechs und vierzig Romanzen — Michaelis Travestirung der Aeneide, Bürgers Herr Bacchus ist ein braver Mann, Gotters Blaubart und dergleichen haben wir ungern vermißt. — Aus Weissens Operetten sind nur drey entlehnt. — Die übrigen Verfasser sind Gleim (der Erfinder) Geißler (der Verfasser der Mietauer Romanzen) Schiebeler, Löwen, Michaelis (nur eine aus seinen Operetten) Kronegk, Denis, Hölty, und (die Fabel vom Riesen und vom Zwerg von) Lichtwehr — Die S. 18 und S. 129 haben Herrn Miller, die S 72 Herrn Gotter, die S. 160 Herrn Hölty und die S.

177

177 nicht Herrn Bode, ſondern Herrn Claudius zum Verfaſſer.

2. Beytrag zu der allerälteſten und natürlichen Hiſtorie von Heſſen, oder Beſchreibung des Habichtwaldes und verſchiedener andern niederheſſiſchen alten Vulkane in der Nachbarſchaft von Kaſſel, von K. W. Raſpe ꝛc. Nebſt einer Kupferpl. Kaſſel 1774 5 Bog. in gr. 8vo.

Viel nützliches, auf ſehr wenigen Bogen zuſammengedrängt, von einem Gelehrten, der ſeinem Gegenſtand, wovon er ſchrieb, gewachſen, und über die älteſte Naturgeſchichte von Heſſen Licht zu verbreiten fähig war. Erſt eine Beſchreibung des Kaſſeliſchen Thales, des Habichtwaldes und Dürenberges, ihres innern Baues, ihrer Stein- und Erdarten; hernach viel wichtiges von Entſtehung der prismatiſchen Wacken und Baſalte, von den ſchwarzen Wacken und Laven, vom Tarresſtein, Tuffſtein, Puzzolane ꝛc. ihren Eigenſchaften und Gebrauch. Kurz, mehr Unterrichtendes, als man in ſo wenig Bogen erwartet hätte. Das Kupfer zeigt die vulkaniſche Oefnung bey Frankenhauſen in Niederheſſen.

3. *Verminm terreſtrium et fluviatilium ſeu animalium infuſorum, helminticorum et teſtaceorum, non marinorum ſuccincta hiſtoria, auctore Ottone Friderico Müller, Regi Daniae a Conſiliis Juſtitiae etc. Vol. I. II.* Haunias et Lipſiae 1773 et 74. gr. 4.

Unſer Vergnügen iſt unausſprechlich, wenn wir einmal einen Beobachtungsgeiſt auftreten ſehen, der, mit allen Fähigkeiten eines großen Genies ausgerüſtet, ein in der Naturgeſchichte noch ziemlich unbearbeitetes Fach, mit ſo rühmlichem Eifer, ſo glücklichem Fortgang und ohne Rückſicht auf die daran zu verwendenden Koſten,

Geduld und Mühe, so gründlich als unser Verf. der jetzige Herr Etatsrath Müller in Kopenhagen, mit seinen erlangten Einsichten aufhellet. In diesem ganzen Werke, das die bloßen und mit Schalen bedeckten Würmer in einer systematischen Ordnung mit ungemeiner Genauigkeit beschreibet, ist alles auf Autopsin, alles auf eigene wiederholte und bestätigte Beobachtungen gebauet. Mehr als man von einem einzelnen Gelehrten erwarten oder fordern konnte, ist in selbigem geleistet. Man wird uns dies desto sicherer glauben, wenn wir versichern, daß der Verf. der schon aus vielen wichtigen physikalischen Werken als ein glücklicher Beobachter bekannt ist, in Gesellschaft etlicher Maler und Kupferstecher, die er auf eigene Kosten mit sich nahm, große Reisen gethan, um der Natur auf ihren verborgensten Fußtritten aufmerksam nachzugehen, und sie bis in das Innere ihrer geheimen Werkstätte zu verfolgen. Mit scharf gewafneten Augen hat er sie da zu belauren gesucht, wo bloße menschliche Augen gar nicht hinreichend waren, bis an die unsichtbaren Meisterstücke derselben zu reichen. Alles was er gesehen, beschreibt er deutlich, richtig und mit der Genauigkeit eines geübten Weltweisen. Er las andere dahin einschlagende Schriften, mehr, um sie zu beurtheilen, oder an einigen zu verbessern, als um seine Nachrichten daraus zu schöpfen. Alles ist Original — und dennoch — wenn wir offenherzig reden sollen, hat dieses klassische Werk noch einen Fehler, der es vielen unbrauchbar machen könnte. Wir sind überzeugt, der Verf. werde demselben allmählich sicher abhelfen, und ein Werk, das in der Helmintholegie ein so großes Licht aufstecken kann, mit nöthigen Kupfern versehen. Dadurch kann es zu dem einzigen und brauchbarsten seiner Art gemacht werden.

4. Systematische Einleitung in die neuere aus ihren eigenthümlichen physikalisch-ökonomischen

miſchen Gründen hergeleitete Forſtwiſſenſchaft, von D. Joh. Gottlieb Gleditſch ꝛc. ꝛc. 1 Band. Berlin, 1774. 1 Alph. 22 B. gr. 8.

Glücklicher Zufall! daß eine bisher ſo verworrene, ſo vielen Vorurtheilen und offenbaren Vernachläſſigungen ausgeſetzte, dem Staat aber dennoch ſo vortheilhafte Wiſſenſchaft, endlich einen ſo großen Botaniker, als Herr Prof. Gleditſch iſt, gereizt, aus derſelben ein Syſtem zu bilden, welches das Gepräge der größten Ordnung und Zuverläßigkeit hat. Wie viel hat man ſich nicht in dieſem gemeinnützigen Fache von einem Manne zu verſprechen, deſſen vorzüglichſtes Geſchäfte ſeit mehr als dreyßig Jahren in lauter dem Staate nützlichen Beobachtungen, Verſuchen und Unterweiſungen beſtanden, und welcher noch itzo in dem Alter eines angehenden Greiſes mit dem Feuer der lebhafteſten Jahre lehret, unterſuchet, prüfet und ſchreibet. Ein Buch, wie dieſes, bedarf zu ſeiner Empfehlung nichts weiter, als die Anzeige ſeines Daſeyns. Wir könnten ſonſt wohl zur Beſtätigung unſeres Urtheils noch anführen, wie der König von Preuſſen durch ſein Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium den berühmten Verfaſſer nicht nur durch eine anſehnliche Prämie belohnen, ſondern auch dieſes Buch, wegen ſeiner vorzüglichen Nutzbarkeit an alle Kriegs- und Domainenkammern, beſonders den Forſtbedienten, durch ein Cirkular bekannt machen und ſie zu deſſen fleiſſigem Gebrauch ermahnen laſſen. Den 2ten Band, nebſt vollſtändigem Regiſter über alle darinn abgehandelte Materien, haben wir in bevorſtehender Oſtermeſſe zu erwarten. Der Verf. hat in dieſem Werke ſein Augenmerk nicht etwa blos auf die Bäume, auf deren einzelne Theile, Kenntniß und Nutzung derſelben, ſondern zugleich auf alle in Forſten befindliche beſondere Gewächſe von Schwämmen, Flechten, Mooſen, Farrenkräutern, Gräſern und andern ſchädlichen Pflanzen,

ſo gar auf die Erdlagen, Thiere, Inſekten u. ſ. w. gerichtet und nichts übergangen, was zu einer vollſtändigen ſyſtematiſchen Forſtwiſſenſchaft gehöret.

5. Hrn von Büffons allgemeine Naturgeſchichte, Eine freye mit Anmerkungen vermehrte Ueberſetzung. 6 und 7 Theil. Berlin, bey Joach. Pauli 1774. 21 und 18 Bogen in 8.

Mit dieſen beyden Bänden iſt die Ueberſetzung eines klaſſiſchen Werks beſchloſſen, die durch die Bemühungen des unermüdeten Hn. D. Martini manchen Vorzug vor dem Originale hat, die mit gleich ſchönen und mehrern Abbildungen verſehen, mit ſehr nützlichen Anmerkungen und Hinweiſungen zu weiter ausgeführten Nachrichten bereichert und durch ein weitläuftiges von Hn D. Krünitz verfertigtes Realregiſter über alle ſieben Bände zum Gebrauch noch bequemer gemacht, und doch weit wohlfeiler iſt, als das Original. Die beyden letzten Bände liefern eine noch nahrhaftere Lektüre als die vorigen, wenigſtens nahrhafter für den Philoſophen und für den Geſchichtſchreiber der Menſchheit, indem hier auf eine höchſt unterhaltende Art alle verſchiedene Gattungen der Menſchenkinder und die Natur der Thiere hiſtoriſch beſchrieben und philoſophiſch unterſucht werden. In dem Anhange wird noch beſonders von dem Inſtinkt der Thiere und der Inſekten gehandelt. In der Vorrede zum 7ten Band zeigt ſich der geſchickte Ueberſetzer noch einmal zu ſeinem Vortheil durch eine Denkart, die von Vorurtheil und Wahn weit entfernt iſt.

6. Vom Naturforſcher iſt in Halle noch im vorigen Jahr das 3te und 4te Stück im Gebauerſchen Verlag fertig geworden. Im 3ten ſind zwey ausgemalte und drey ſchwarze Kupfertafeln enthalten. Unſer Urtheil über dieſes Journal überhaupt, haben wir ſchon in einigen

nigen vorhergehenden Bänden des teutſchen Merkurs gefället. Bey dieſen beyden Stücken müßten wir alles, was wir bey Leſung der erſtern zum Vortheil derſelben empfanden, mit verdoppelten Nachdruck wiederhohlen. Die Wahl und Ausführung der darinn abgehandelten Materien iſt, bis auf einzelne Weitſchweifigkeiten, ohne Tadel, in ſo fern wir es für unmöglich halten, daß in einer periodiſchen, von vielerley Verfaſſern bearbeiteten Schrift alles ohne Unterſchied von gleichem Werthe ſeyn könne. Wer alle vier Stücke geleſen, wird ſich ſelbſt geſtehen müſſen, daß er ſeine Zeit ſehr wohl angewendet habe, und wer als ein Liebhaber der Natur noch keines davon geleſen, der mag es bey ſich ſelbſt verantworten, daß er ſich die angenehmſte und lehrreichſte Unterhaltung ſelbſt entzogen. Wir ſehen im Voraus, daß durch die eifrigen Beſtrebungen des Hrn. Walch und ſeiner gelehrten Freunde dieſes Journal Teutſchland immer mehr Ehre bringen, den Naturforſchern aber ſich unentbehrlich machen werde.

7. Von dem Hrn. Paſtor Götze in Quedlinburg, welcher mit den großen Verfaſſern der von ihm überſezten Werke in einem genauen Briefwechſel ſtehet, haben wir auch nächſtens eine vollſtändige Polypengeſchichte, nach Anleitung der Herren Bonnet und Trembley, ingleichen eine Ueberſetzung der Bonnetiſchen Conſiderations ſur les corps organiſés zu erwarten.

8. Von des Ritters, Herrn Karl von Linne, vollſtändigem Naturſyſtem, nach Anleitung des Holländiſchen Houttüyniſchen Werks, mit einer ausführlichen Erklärung ausgefertiget von Philipp Ludwig Statius Müller ꝛc. haben wir in voriger Meſſe des VIten Theils 1ſten Band aus dem Raſpiſchen Verlag in Nürnberg mit 22 Kupfertafeln von Inſekten erhalten. In ſo fern dies Werk ſchon rühmlich bekannt, und in der meiſten Natur-Liebhaber Händen iſt, auch von uns die

vorigen Theile ſchon angezeigt worden, bedarf es hier weiter nichts, als einer Anzeige der darinn beſchriebenen und abgebildeten Inſekten. Auf 2 Alphab. und 2 Bogen werden in dieſem Theil die drey erſten Ordnungen der Inſekten 1) mit ganzen Flügeldecken (Coleoptera) 2) mit halben Flügeldecken (Hemiptera) und 3) mit beſtäubten Flügeln, von den Käfern bis zu Ende der Nachtvögel kurz beſchrieben. Jeder Ordnung iſt eine allgemeine Einleitung zur nähern Kenntniß der darunter gehörigen Inſekten vorgeſetzt und in den Abbildungen der Geſchlechter, ſo viel es möglich war, die Deutlichkeit und Schönheit genau beobachtet worden.

8. Neue Mannigfaltigkeiten, eine gemeinnützige Wochenſchrift, I. II Jahr, vom May 1773 bis zu Ende des Aprils 1775. Berlin, bey Dor. L. verehl. Boßin. gr. 8. mit Kupf.

Im September des Jahrs 1769 nahm dieſe Wochenſchrift, wozu eine Menge Kupfer gehört, ihren Anfang, und wurde unter dem Titel: Mannigfaltigkeiten vier Jahre lang mit Beyfall fortgeſetzt, der 4te Jahrgang aber mit einem vollſtändigen Realregiſter von beynahe zwölf Bogen, beſchloſſen. Da ſich die Leſer und Mitarbeiter an derſelben im vierten Jahr merklich vermehrt hatten, ſo hielt man es für billig, die neuen Mannigfaltigkeiten den Leſern der Alten anzubieten, die von ihnen mit eben der Zufriedenheit als die erſten angenommen wurden. Wir haben alſo davon bereits zwey Jahrgänge mit Kupfern erhalten, die wir hauptſächlich darum anzeigen, weil in dieſer beliebten Wochenſchrift auſſer vielen hiſtoriſchen, moraliſchen, poetiſchen, auch andern wiſſenſchaftlichen zum Theil merkwürdigen Aufſätzen, hauptſächlich für die Liebhaber der Naturgeſchichte geſorgt und ihnen viel unterrichtender Stoff zu einer ſehr nützlichen Unterhaltung vorgelegt

legt worden iſt. Es arbeiten an derſelben unterſchiedene in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Gelehrte, von welchen mit jedem Jahrgange einer in getreuer Abbildung dem Publikum näher bekannt gemacht wird. In den ſechs erſten Jahrgängen haben wir die Bildniſſe des Hn. D. Martini als Direktors dieſer periodiſchen Schrift, 2) des Hrn. D. Schröter in Weimar, 3) des Hrn. D. Feldmann in Ruppin, 4) des Hrn. Präp. Hake in Stolpe, 5) des Hrn. Geh. Rath Hymmen in Berlin und 6) des Hrn. Paſt. Götze in Quedlinburg angetroffen, und kündigen die weitere Fortſetzung dieſes Wochenblatts deſto lieber an, jemehr wir bemerken, daß die phyſikalichen und litterariſchen Artickel immer intereſſanter zu werden ſcheinen.

9. Von dem ungemein ſchönen und eben ſo nützlichen Werke des Erlangiſchen Herrn Hofraths Schreber von den Linneiſchen illuminirten Geſchlechtern und Gattungen der Thiere, deren Geſchichte zugleich kurz, aber gründlich von dem gelehrten Verfaſſer bearbeitet wird, haben wir nicht allein die neun Hefte der 1ſten Abtheilung mit 62 illuminirten Kupferplatten und 24 Bogen Text, ſondern auf den Anfang der 2ten Abtheilung, oder den 10 und 11ten Heft von Tab. 63; 77 mit 3 Bogen Beſchreibung erhalten. Wir finden in den bisherigen Platten dieſes allgemeinen beliebten und bereits angezeigten Werks, alle Arten, 1) der vom Archiater angegebenen ungeſchwänzten kurzgeſchwänzten und langgeſchwänzten Affen, oder der Affen, Pavianen und Meerkatzen bis Tab. 37; 2) der Faulthier-Affen oder Geſpenſterthiere, (Lemur) bis Tab. 42; 3) der Fledermäuſe bis Tab. 62.; 4) Der Faulthiere, (Bradypus) bis Tab. 65. 5) Der Ameiſenfreſſer (Myrmecophaga) bis Tab. 68. 6) Des Schuppenthieres (Manis) Tab. 69. 70. 7) Der Panzerthiere (Daſypus)

pus) bis Tab. 76; und 8) Das Rhinoceros (Rhinoceros vnicornis) Tab. 77. aus den beſten auf den Umſchlägen bemerkten Schriftſtellern auch nach guten Originalen ſauber gemalt und lehrreich beſchrieben. Die 10te und 25ſte Platte iſt man den Liebhabern aus guten Abſichten, bis zu Erlangung guter Urſtücken ſchuldig geblieben. Statt der 25ſten etwas entſtellten Platte hat man eine ganz neue, viel beſſere beygelegt, wozu der Hr. Prof. Hermann in Straßburg die Zeichnung geliefert. Wegen der 31ſten unilluminirten Tafel aus dem Periver iſt Herr Schreber dadurch hinlänglich entſchuldigt, weil von dieſem Thier vielleicht nie eine richtigere Zeichnung zu ſchaffen ſeyn möchte. Man war anfänglich Willens, nach Vollendung der 1ſten Abtheilung der Säugthiere, zur Abwechſelung, eine Abtheilung von Vögeln, ſowohl nach Originalen, als hauptſächlich nach der illuminirten Ausgabe des Daubentonſchen Werks, und aus den Schriften der Petersburger und anderer Akademien zu liefern, weil aber dieſe Ankündigung nicht allgemeinen Beyfall gefunden zu haben ſcheinet, ſo wird man, wie auch die zwey erſten Hefte der 2ten Abtheilung beweiſen, mit den Saugethieren ungehindert fortfahren, bis die Reihe im Naturſyſtem die Vögel trift, übrigens aber alles anwenden, was zur Verſchönerung und Gemeinnützigkeit dieſes Werks nur immer gefordert und erwartet werden kann. Von den Beſchreibungen haben wir dann genug geſagt, wenn wir verſichern, daß der Verfaſſer keinen Fleiß ſparet, ſowohl durch die genaue Richtigkeit in denſelben, als durch die Früchte ſeiner großen Beleſenheit in den alten und neuen dahingehörigen Schriften, dem Publikum ſo viel Befriedigung als möglich, zu verſchaffen.

10. Anfangsgründe der Metallurgie, darinn die Operationen sowol in großen als kleinen Feuer ausführlich beschrieben, auch mit deutlichen Gründen und Erläuterungen und 43 Kupfertabellen begleitet sind. In drey Theilen verfaßet, durch Joh. Andr. Kramer, 1ster Theil mit 19 Kupfertafeln und deren Erklärung, Blankenburg und Quedlinburg, bey August Reußner, 2 Alph. Quernen in Fol.

Das Gepräge der Deutlichkeit und hinlänglichen Vollständigkeit findet man durchgehends in diesem Werk, aus dem auch Kenner noch vieles lernen können; was anderwärts entweder gar nicht, oder sehr dunkel vorgetragen worden. Anfänglich war der Pränumerationspreiß für die beyden ersten Theile auf ½ Louisdor gesetzt; jetzo haben aber die häufig angebrachten Kupfer einen Nachschuß von 16 Gr. unvermeidlich veranlaßet. Wie gern wird man für ein so großes Werk, eine so kleine Summe bezahlen! Im ersten Theil ist eigentlich die Theorie und Naturgeschichte der Mineralien, die Zubereitung der Auflösungsmittel und leichte Versuche von deren Würkungen in die mineralische Körper; auch die Beschaffenheit und Anweisung zu Verfertigung der zu den Operationen erforderlichen Geräthschaften enthalten. Im zweyten hat man die Arbeiten im Kleinen oder im Probier-Feuer, mit Anmerkungen und Erläuterungen zu warten. Der dritte soll sich mit den wesentlichen Veranstaltungen zu den Hüttenoperationen und mit den besten Hüttenproceßen beschäftigen. Aus diesem kurzen Entwurf ist schon zu beurtheilen, wie sehr die eifrigsten Mineralogen und Metallurgisten Ursache haben, die baldige Vollendung dieses vorzüglichen Werkes zu wünschen.

11. *Io. Scheuchzeri agroſtographia, ſive graminum etc. hiſtoria. Acceſſerunt Alb. v. Haller ſynonyma nuperiora, graminum 70 ſpecies, de generibus graminum epicriſis, denique plantae rhoetici itineris, anno 1709 a Io. Scheuchzero ſuſcepti.* Tiguri, apud Orell, Gesner et ſocc. 1775. 4.

Nicht eine neue Auflage des bekannten Scheuchzeriſchen Buches, dergleichen man uns hin und wieder in öffentlichen Blättern angekündigt hatte; ſondern der ganze erſte Abdruck von 1719, blos mit einem neuen Titel, und den darauf angezeigten Zuſätzen. Wir brauchen alſo nur, von dieſen zu reden. Es ſind deren viere: 1) Eine Vergleichung der Scheuchzeriſchen Grasgattungen mit den Halleriſchen und Linneiſchen, wodurch derjenige, welcher ein Gras im Scheuchzer aufgeſucht hat, leicht ſagen kann, wo er es in der Iuſtoria ſtirpium Helv. und den ſpec. pl., oder deren Mantiſſa finde. Bey manchen Gattungen hat, weil ſie Scheuchzern eigen ſind, auf keinen von beyden verwieſen werden können. Doch dürften bey genauerer Unterſuchung, vielleicht manche, wo Linne nicht angeführt iſt, in ſeinen gedachten Werken gefunden werden. Einige ſind wohl Scheuchzern nicht ſo ganz eigen, daß man ſie nicht bey andern Botaniſten finden ſollte, ob ſie gleich H. v. H. und L. nicht haben. z. E. das Gras p. 293 kömmt in Löflings Reiſe vor, die p. 187. 246. in Gerardi flora galloprouinciali. etc. 2) Siebenzig bey Scheuchzern fehlende Gräſer, meiſtens aus der ſcheuchzeriſchen Kräuterſammlung, kurz beſchrieben. Darunter verſchiedene ſehr ſeltene. 3) Eine Kritik über die Linneiſchen Grasgeſchlechte, und zwar nur über diejenigen, von welchen in der Schweiz Gattungen vorkommen, worunter wir aber auch die Phalaris vermiſſen. Der Hr. von H. iſt mit der Linneiſchen Eintheilung der Gräſer nicht zufrieden; aber auch mit ſeiner eigenen nicht vollkommen. 4) Beſchreibungen einiger Pflanzen, welche S. vornemlich auf einer Alpenreiſe nach Bündten 1709 geſammlet hat; zwar keine neuen, aber doch artige und brauchbare Anmerkungen darüber, welche von Scheuchzers großem Fleiß und Accurateſſe zeugen. Gelegentlich vertheidigt ſich H. v. H. gegen des nunmehr verſtorbenen Hrn. v. Münchhauſen Zumuthungen, im IV Bande des Hausvaters. In der Vorrede werden einige Lebensumſtände des Verfaſſers erzählet. — Dieſe nebſt den Zuſätzen machen 13 Bogen aus.

12. *Flora Barbiensis. In usum seminarii fratrum edidit Frid. Adam. Scholler.* Lipsiae, apud Weidmanni heredes et Reichium in commissis, 1775. med. 8. 21 Bogen.

In dem Seminarium der evangelisch. Brüderunität zu Barby werden, besage der Vorrede, nebst andern Wissenschaften, auch die Naturgeschichte und Botanik gelehret. Letztere hat Hr. S. seit 14 Jahren vorgetragen, und zum Behuf seiner Vorlesungen gegenwärtiges Buch ans Licht treten lassen. Die Pflanzen der barbyschen Gegend werden darinn, nach Art der Leyserischen hallischen Flora, verzeichnet, und ihr medicinischer und ökonomischer Nutzen kurz beygefügt. Wir billigen aber nicht, daß die Synonymen anderer Botanisten ganz weggelassen worden sind. Die Gegend um Barby besitzt so viel seltene Gewächse, daß sie allerdings vor andern in Teutschland bearbeitet zu werden verdient hat; und wir müssen dabey die Sorgfalt und Genauigkeit des Hrn. S. das gebührende Lob wiederfahren lassen.

13. *Ordines naturales plantarum. Commentatio botanica, auctore Io. Philippo Ruling, M. D. Instit. reg. hist. Gotting. membro ord.* Gottingae sumt. vid. Vandenhoek 1774. 8. 7 und einen halben Bogen.

Hr. D. R. liefert in diesen Bogen ein neues Project, die Geschlechte der Pflanzen nach den natürlichen Vormundschaften zu ordnen, welches den ehemaligen Prof der Botanik in Göttingen, Hrn. Dav. Siegm. Aug. Büttner, zum Urheber hat. Es ist angenehm, die Gedanken eines Mannes, wie Büttner war, über eine Sache, die ihn mehr als zwantig Jahr vorzüglich beschäftigt hat, zu erfahren. Aber der Recensent muß offenherzig gestehen, daß er mehr von Hrn. B. zu lernen gehoffet hätte, und daß er sich gewundert hat, wie die Geschlechter bisweilen so sehr am unrechten Orte stehen, welches leicht zu erweisen wäre, wenn wir uns hier auf Kritiken von der Art einlassen könnten.

14. Chirurgische Wahrnehmungen von Johann Lebrecht Schmucker, königl. preuß. ersten General-Chirurgus von der Armee, Director der chirurgischen militaris

Litarischen Feld-Hospitäler und Mitglied der römisch-Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, zweyter Theil, von Verwundungen und Krankheiten der Brust, des Unterleibes und übrigen Gliedmaßen. Berlin und Stettin, bey Nicolai 1774. groß 8. 572 Seiten.

Wir wiederholen unser Urtheil, das wir im 3ten Stücke des 3ten Bandes über den ersten Theil dieses Buchs gefället haben. Auch in diesem Band ist der V. dem Plane gefolget, den er in dem ersten zum Grunde gelegt. Er erzählt die Krankengeschichte nach allen ihren Umständen, ohne je mit Gelehrsamkeit und Raisonnement auszuschmücken. Der Beobachtungen sind sunstig. Unter diesen zeichnen sich besonders einige aus, wo der V. krebsartige Geschwüre, oder offenbare Krebse an den Brüsten operiret und geheilet hat. Den Gebrauch des Schierlings in diesem Uebel ist der V. keinesweges günstig, sondern warnt vielmehr vor dem Gebrauch desselben, weil er mit schädlichen Nebenwürkungen verbunden war. Dann von vielen, glücklich und unglücklich abgelaufenen Operationen aller Arten von Brüchen, besonders der Wasserbrüche. Auch etwas von Steinschnitten, und geheilten Fisteln am Perinäo. Nach der 43sten Beobachtung wurde eine sehr schwere Zerschmetterung beyder Schenkel glücklich geheilet. Die Kur dieser beträchtlichen Verletzungen dauerte freylich zwey ganzer Jahre, doch kann der Geheilte gehen, tanzen und reiten. Zu einigen beträchtlichen Bemerkungen vom tollen Hundsbiß und der Wasserscheue, wird eine kurze Geschichte dieses schrecklichen Uebels, von den ältesten Zeiten her, vorangeschickt, und die Kurarten erwogen und berichtiget. Des V. Mittel waren Einschnitte, spanische Fliegen äusserlich gebraucht, und Camfer.

14. Johann Peter Willebrands, königl. dän. w. Justizrath, Grundriß einer schönen Stadt, in Absicht ihrer Anlage und Einrichtung zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen, zum Anwachs und zur Erhaltung ihrer Einwohner, nach bekannten Mustern entworfen. Nebst einer Vorrede von der Würkung des Klima auf die Gesin-

Geſinnung und Geſetzgebung der Völker. Erſter Theil. Hamburg und Leipzig 1775. 8. S. 304. und die Vorrede LVI S.

Eine in verſchiedner Betrachtung gemeinnützliche Frucht des Fleiſſes, der Erfahrung, der beobachtenden Reiſen und des guten patriotiſchen Willens eines durch mehrere Schriften bekannten ſchätzbaren Verfaſſers. Die gegenwärtige nimmt ſich durch die Größe des Gegenſtands, die gute Anordnung der Materien, die Vollſtändigkeit des Detail, und die Menge guter Bemerkungen und Verbeſſerungsvorſchläge, ſehr zu ihrem Vortheil aus. Der Verfaſſer nimmt in dieſem Grundriß einer ſchönen Stadt das Wort ſchön, in Sokratiſchem Sinne: Eine ſchöne Stadt heißt ihm alſo, eine Stadt, worinn alles zweckmäßig iſt, und zur möglichſten Vollkommenheit des Ganzen beyträgt. Dieſem ſehr richtigen Begriffe zufolge erhielt ſein Buch den ganzen Umfang eines vollſtändigen Entwurfs der Stadt-Policey. Er hat dieſen Grundriß nach bekannten Muſtern entworfen: denn Hr. Wilkebrand begnügte ſich nicht, dieſe faſt unüberſehliche Wiſſenſchaft in den Schriften ſeiner Vorgänger zu ſtudieren; er durchreiſte ſelbſt einen groſſen Theil von Europa, und vornemlich die mitten Theile von Teutſchland, erkundigte die Beſchaffenheit und die Polizey der vornehmſten Städte, (unter welchen ich doch Augsburg faſt in allen Rubriken, wo dieſe vorzüglich ſchöne und wohlpolizierte Reichsſtadt als Muſter angeführt worden konnte, vermiſſe (*)) bemerkte allenthalben das Gute ſowohl als das Mangelhafte, und ſetzte ſich ſodann aus ſeinen geſammelten Anmerkungen eine Art von Ideal zuſammen, ungefehr wie Zeuxis ſeine Helena zuſammengeſetzt haben ſoll; ein Ideal, welches eben dadurch, daß es alle möglliche Vollkommenheiten einer wohlgelegnen, wohlgebauten, mit allen zweckmäßigen Erforderniſſen vollſtändig verſehenen, und aufs beſte polizierten Stadt, darſtellt, geſchickt iſt, den Regenten und Vorſtehern der Städte unſers lieben teutſchen Vaterlandes zugleich die Dienſte eines Spiegels und eines Modells zu leiſten. Wenn das ganze Teutſchland (nach Büſchings Bericht) über 2200 Städte enthält, ſo kann es dieſem Buche nicht an Abſatz fehlen, wenn auch in jeder von dieſen Städten nur ein einziges Exemplar angeſchafft würde. Wenigſtens ſind derer gewiß nur ſehr wenige,

(*) Des Augſpurgiſchen Rathhauſes und Einlaſſes ſind' ich zwar gedacht, aber die kennt man aus Büchern, ohne ſie geſehen zu haben.

nigt, welche nicht Urſache und Gelegenheit genug haben ſollten, von den darinn enthaltnen Grundſätzen, Bemerkungen, Vorſchlägen und piis deſideriis, nützlichen Gebrauch zu machen. Wir empfehlen es zu ſolchem Ende allen beſagten 2200 gröſſern und kleinern teutſchen Städten, und deren Vorſtehern, ſamt und ſonders, herzlich wünſchend und hoffend, daß auch dieſes patriotiſche Werk vieles beytragen möge, die Reſte der alten Barbarey,

— priſcæ veſtigia ſimplicitatis,

aus unſerm Teutſchlande auslöſchen zu helfen, und die große Zahl der Adderitamen, die uns noch immer hier und da und allenthalben zu Schulden liegen, zu vermindern.

Die in der Vorrede durch das Schlußmotto, *in magnis voluiſſe ſat eſt*, und in dem Werke ſelbſt ſich offenbarende Beſcheidenheit des Verfaſſers macht beynah überflüßig, zu bemerken, was ihm ſelbſt nicht entgehen wird, daß dies nützliche Buch bey einer künftigen neuen Auflage, durch mancherley Verbeſſerungen, unter andern auch in Abſicht der etwas zu nachläßigen Schreibart, vieles werde gewinnen können. So wie Rom nicht in Einem Tag gebaut worden, und Teutſchlands meiſte Städte nicht in den nächſten zehn Jahren zu ſchönen Städten umgeſchaffen werden dürften; ſo kann auch ein ſo weitgreifendes Werk nicht auf einmal zu ſeiner möglichſten Schönheit und Güte gelangen. Genug einſtweilen, daß es, ſo wie es iſt, unter die gemeinnützigen Bücher gehört, und von Seiten derjenigen, die davon am meiſten Gebrauch machen können und ſollen, um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdient, da der Verfaſſer (außer den Vortheilen, die Er aus ſeinen Reiſen gezogen) als ehmaliger königl. Däniſcher Policeydirector zu Altona, und durch ſeine Verhältniſſe mit einem der aufgeklärteſten und edelſten Staatsmänner unſrer Zeit, dem nun verewigten Grafen von Bernſtorf, vorzügliche Gelegenheit gehabt, ſich zur Ausarbeitung dieſes praktiſchen Buches (deſſen Vollendung jedermann mit uns wünſchen wird) vorzüglich geſchickt zu machen. Ueber die Abhandlung vom Einfluß des Klima ꝛc. werd' ich meinen Gedanken zu einer andern Zeit Luft machen.

W.

Der Teutſche Merkur.

Junius 1775.

I.

Gedichte.

Lotte bey Werthers Grabe.

Ausgelitten haſt du — ausgerungen
Armer Jüngling, deinen Todesſtreit;
Abgeblutet die Beleidigungen,
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit!
O warum — O! daß ich dir gefallen!
Hätte nie mein Auge dich erblickt,
Hätte nimmer von den Mädchen allen
Das verlobte Mädchen dich entzückt!
Jede Freude, meiner Seelen Friede
Iſt dahin, auch ohne Wiederkehr!
Ruh und Glücke ſind von mir geſchieden,
Und mein Albert liebt mich nun nicht mehr.
Einſam weil' ich auf der Raſenſtelle,
Wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht,
Jammernd irr' ich an der Silberquelle,
Die uns lieblich Wonne zugerauſcht;
Bis zum Lager, wo ich träum' und leide,
Nennen Schrecken meine Phantaſie;
Blutig wandelſt du im Sterbekleide

Mit den Waffen, die ich ſelbſt dir lieh.
Dann erwach ich bebend — und erſticke
Noch den Seufzer, der mir ſchon entrann,
Bis ich weg von Alberts finſtern Blicke
Mich zu deinem Grabe ſtehlen kann.
Heilige, mit frommen kalten Herzen,
Gehn vorüber und — verdammen dich:
Ich allein, ich fühle deine Schmerzen,
Theures Opfer, und beweine dich!
Werde weinen noch am lezten Tage,
Wenn der Richter unſre Tage wiegt,
Und nun offen auf der furchtbarn Wage
Deine Schuld und deine Liebe liegt:
Dann, wo Lotte jenen ſüſſen Trieben
Gern begegnet, die ſie hier verwarf,
Vor den Engeln Ihren Werther lieben,
Und Ihr Albert nicht mehr zürnen darf:
Dann, o! dräng ich zu des Thrones Stufen
Mich an meines Alberts Seite zu,
Rufen wird Er ſelbſt, verſöhnet rufen:
Ich vergeb Ihm: O, verſchone du!
Und der Richter wird Verſchonung winken;
Ruh' empfängſt du nach der langen Pein,
Und in einer Myrten-Laube trinken
Wir die Seligkeit des Himmels ein.

Der frohe Bauer. (*)

So glücklich, so vergnügt als ich,
Sind warlich nicht auf Erden
Die Reichen: Ach! ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur,
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die! die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh, von jener Höh,
Befreyt von allen Sorgen,
Des Himmels Seegen überseh,
An einem schönen Morgen;

Im Hain, bey mildem Sonnenblick
Die Vögel höre singen —
Und unten nun im Thal, der Blick:
Wie meine Schäfchen springen!

Wie in der ersten Morgenstund,
Im Dörfchen alles lebet,
Und frölich, munter und gesund
Zur Arbeit sich erhebet!

(*) Dieses schöne Lied, worinn unverdorbene Natur ihre rührenden Empfindungen in einer so naiven und zugleich so kräftigen Sprache ausdrückt, wird zu einer seltnen Erscheinung durch den Umstand, daß der Verfasser von Familie ein Engländer, ein Franzose von Geburt, und ein Holländer durch Erziehung ist.

So oft ruf ich: Mein Gott, wie gut
Sind alle deine Werke!
Dem Reichen giebst du Geld und Gut,
Mir giebst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mirs so hell im Sinn,
So hell! — ich kanns nicht sagen!
Ich eile fort, zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen,
Er sey so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kömmt er dann: o welche Lust!
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Kniee schlingen;

Wenn, Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich alle zu mir setzen,
Und an dem süssen Milchgericht
Recht königlich ergötzen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Engel singen;

Dann fühl ich's ganz, und sag's oft laut:
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als König, oder Kaiser.

v. St**rd.

Der Fuchs und der Rabe.

Nach dem la Fontaine.

Mit einem Käs' im Schnabel eilt'
Einſt Meiſter Rab' auf einen Baum.
Zween Augenblicke kaum
Hatt' er ſich da verweilt,
So kam Herr Fuchs, redt' ihn mit dieſen Worten an:
„Willkommen, liebſter Herr von Raben!
„Wie ſchön ſind ſie! O welcher Vogel kann
„Ein glänzender Gefieder haben!
„Stimmt mit dem Schmuck ihr Liedchen überein,
„Gewiß, ich will nicht ehrlich ſeyn,
„Wo ſie kein Phönix ſind, nicht alle Vögel ſchweigen.

Wie mußte dieſes Lob den Raben nicht erfreun?
Als Sänger ſich zu zeigen,
Riß er den Schnabel auf. Der Käſe fiel.

Der ſchlaue Meiſter Fuchs
Hielt ihn mit allen Vieren flugs,
Und ſprach: „Weil dir mein Lob gefiel,
„So ſollſt du mir's bezahlen;
„Umſonſt wollt' ich ſo ſchön dich ſchwarzen Geck nicht mahlen.
„Herr Phönix! hat er dies gehört?
„So leb' er wohl! Die Lehr iſt einen Käſe werth.„

Der Rabe ſchämte ſich, er ſah' den Schmeichler gehn,
Und ſchwur, ein wenig ſpät: Es ſoll nicht mehr geſchehn!

Von Ebendemſelben.

Die Nacht im S** der Thal.

Du ruhst im ſüßen Schlummer,
O mein geliebtes Thal!
Nur ihrer Liebe Kummer
Klagt noch die Nachtigall.

Ein Mayenlüftchen wehet
Vom Blütenhayne her,
Am hohen Himmel gehet
Der Abendſtern daher.

Aus lichten Silberwölkchen
Grüßt mich der junge Mond,
Und freudig ſcherzt das Völkchen
Das in den Sümpfen wohnt.

In dünne Nebelſchleyer
Hüllt ſich die Blumenflur,
Rund um mich her iſt Feyer
Der ſchlummernden Natur!

In dieſen heilgen Stunden
Schlag ſanft mein fühlend Herz,
Vergiß die tiefen Wunden
Und den geliebten Schmerz!

Nur wenig ſtille Thränen
Weyh' ich dir, Mondennacht,
Und mein verſchwiegnes Sehnen,
Bis mir der Morgen lacht.

F. G.

An meine Blümchen.

Ihr ſchönen Blümchen blühet da
Für meinen Geiſt und mein Geſicht!
O, blühet fort, und welkt doch ja
In dieſen dreyen Tagen nicht!
In dieſen dreyen Tagen will
Zu meinem himmliſchen Entzücken,
Begleitet von der Liebe, ſtill
Belinde kommen, und euch pflücken.

G—m

Gebet einer Braut
an ihrem Hochzeittage.

Leiſes Ahnden, ſüſſes Wonneſchrecken
Füllt die Winkel meines Herzens all'!
Amor! Amor kömmt darinn zu hecken,
Wie das Weibchen einer Nachtigall!
Kind, ich bitte, daß in deinem Ey
Etwas mehr als bloße Liebe ſey!

Bloße Liebe fällt, wie Nebelſäulen,
Wann der Tag den Feuerathem haucht!
Nektar iſt in ihren goldnen Pfeilen,
Aber Nektar, der ſich bald verraucht.
Treue! Treue! holde Treue nur
Nährt den Rauſch der liebenden Natur.

Göttin Treue, ſchwebe doch hernieder,
Feſſle Venus flatterhaftes Kind,

Stütze mir sein fährliches Gefieder,
Wann er Flucht aus meinem Herzen sinnt.
Hölle brennt in Manneseifersucht.
O bewahre mich vor Amors Flucht!

S—b.

Der jungen achtjährigen Prinzeßin von Preußen,
bey Ueberreichung des Halladat.

Prinzeßin, die schon manches Aber
Voll frommer Forschbegierde sprach,
Dir send' ich diesen teutschgekleideten Araber,
Den Weisen Halladat: — hör ihn und denke nach
In deiner engelschönen Seele:
Er spricht mit dir so herzvertraut
Vom Gotte, dessen Wink den hohen Be[r] Höhle,
Den F[e]lsen und den Baum zu gleicher Z[ei]t gebaut,
Als er die Himmel ausgebreitet.
Du wirst ihn fühlen, du verstehst
Was dieß und das und jen's bedeutet:
Du lobst den Schöpfer, wenn du unter Blumen gehst,
Und in den königlichen Gärten
Die süßen Nachtigallen hörst
Mit deinen freundlichen Gefährten.
Du, Gottgelichtes Kind, verehrst
Schon seine tiefverborgne Führung,
Machst Menschenliebe schon zu deiner liebsten Pflicht,
Und höreſt ohne Busenrührung
Des Armen Kummer nicht.

Wirſt

Wirſt du dereinſt ein Königreich erhalten;
Mit einem Prinzen gut und groß,
O dann erfüllest du dein Loos!
Du wirſt die Schätze ſo verwalten,
Wie der Geſang des Halladat,
In dieſem Buche, für die Reichen
Wohlmeinentlich gelehret hat,
Der Gottheit ſo zu gleichen,
Wie ohngefehr dein Schattenriß
Dir gleichen würde, ſanftes Weſen;
Von dir, von dir wird man gewiß
Im Jahrbuch unſrer Enkel leſen,
Daß all dein Thun und Denken treu
Der Güte Gottes ähnlich ſey.

Mad. Karſchin.

Der erſte Criticus.

Als Gott der Schöpfer fertig war
Mit Geiſter- und mit Körper-Schaar,
Und ſeine Welten ihren Tanz
Schon tanzten, ſeine Sonnen ſchon
Zwar Erden, aber keinen Thron
Beleuchteten mit ihrem Glanz,
Schon Meere brauſten, Stürme tobten,
Geſchöpfe ſchon den Schöpfer lobten,
Und Er mit Vaterblick auf alles niederſah,
Und alles, alles wäre gut,
Zu ſeinen Geiſtern ſagte: — Da,
Da ſetzte ſeinen neuen Hut
Ein Engelchen zurecht auf ſeinem Ohr,

Und ſchoß aus ſeinem Engelchor
Auf einen leeren Platz hervor,
Stand auf dem Platze, ſah zu Gott hinauf,
Und ſagte: „Mit Erlaubniß, wäre wohl
„Dem Pferde, welches ſeinen Lauf,
„Als wie der Vogel flieget, fliegen ſoll,
„Der Fuß ſo recht? Und wäre wohl
„Zu ſeinem Sprung und ſeinem Gang
„Dem Affen nicht der Schwanz zu lang?„
Was drauf erfolgte, wiſſen wir!
Den Affenſchwanz, den Pferdefuß,
Bekam zu ſeiner ſchönen Zier
Das Engelchen, der erſte Criticus!

Gleim.

Tapp, der Kunſtrichter.

Der Teufel kam mit Horn und Pferdefuß,
Und fuhr in Tapp den Criticus,
Und ſaß darinn, und ſah ihn ſchreiben.
Und als er nun darinnen ſaß,
Und die geſchriebne Dummheit las,
Da wollt' er nicht darinnen bleiben.

Ha! welche Quaalen ſteh ich aus!
Die aber iſt nicht auszuſtehen,
Sprach er zu Tapp, und fuhr heraus,
Und Tapp der ſah ihn vor ſich ſtehen.

Tapp betete; der Teufel brummte: Tropf,
Du beteſt dumm! Tapp war in Höllennöthen.
Der Teufel, zornig, ſchmiß ein Buch ihm an den Kopf;
Es waren die Antiquitäten.

Tapp

Tapp betete; der Teufel ſagte: Tapp!
Da ſteh mir ſtarr auf dieſer heißen Stelle
Zehntauſend Jahr', und bitte Dummheit ab,
Und werde klüger für die Hölle.

Tapp ſtand; Und ach, des armen Tropfs!
Er thut, was Teufel ihm befohlen,
Und alle Sünden ſeines Kopfs
Sind unter ſeinen Füßen Kohlen.

Zehntauſend Jahr, Herr Teufel? ach, halb ab!
Der Criticus, der arme Tropf, Herr Tapp,
Hat Bosheit nicht, hat Dummheit nur geſchrieben!
Nichts, ſagte da der Teufel, nichts halb ab!
Und kurz: es iſt dabey geblieben.

Gleim.

Nänie eines Mädchens,
auf den Tod ihres Täubchens.

Mein Täubchen ſuch ich, find es nicht —
Es iſt um mich geſchehn!
Noch geſtern hab ich es geſehn
Beym hellen Sonnenlicht,
Aus dieſer meiner hohlen Hand,
Ein Aeugelchen nach mir gewandt,
Pikt es die ſüſſen Krümchen;
Bey dieſen gelben Blümchen,
Da ſaß es neben mir,
Und ſtrich mich mit dem Köpfchen —
Nun liegt das arme Tröpfchen,
Mein Täubchen, ach! im Staub — —

O ſeu-

O könntest du erscheinen!
Viel bittre Thränen werd ich dir,
Mein liebes Täubchen, täglich hier
Bey diesen Blümchen weinen.

***

Das Cameel und seine Lobredner.

Der erste Dromedar, auf dessen Rücken
Ein Enkel Ismaels nach Memphis zog,
Schien, wie natürlich, dort den ungewohnten Blicken
Ein Wunderthier. Man drängte sich, man flog
Von allen Ecken zu, das Abentheur zu sehen,
Beguckt es um und um, und fand sehr sonderbar,
Daß ein Cameel — sich selbst so ähnlich war.
Das Vieh mag leicht und hurtig gehen,
Rief einer aus — Und seinen Knochen nach
(So hört man einen andern sagen)
Muß es mehr Last als sieben Esel tragen.
Auch weicht ihm an Geduld der frömmste Esel; sprach
Ein Frohnvogt, seines Thuns ein harter Baurendrücker.
Ihr Herren, (rief ein alter Knicker)
Des Thieres beste Tugend ist
Die Nüchternheit, und daß es wenig frißt.
Ein Bucklichter, der lange still gesessen,
Trat nun hervor: He, zum Anubis (schreyt
Der kleine Mann) da sprecht ihr lang und breit,
Und habt das Beste doch vergessen.
Wie? Seht ihr denn den schönen Höcker nicht,
Der seinen edlen Rücken zieret?
Er fällt doch, dächt ich, ins Gesicht;
Man lobe mir ein Ding wie sichs gebühret!

Dorilis und Agathon.

(Epithalamium.)

Daß ich, Glücklicher, heut an meines lieben
Trauten Agathon Seite, die von Amor
Auserkohrene Dorilis geſchmückt mit
Hymenäiſchen Kranze ſehe, daß ſie
Seh' ein jüngferlich Thränchen weinen, ſehe,
Wie beſcheiden mit ſchönen Händen ſie den
Theu'rwillkommenen Ring ſich eintauſcht, daß ich
Höre fallen von ihren Roſenlippen
Das ſanfthallende Ja! — den Wunſch des Bräutgam:
Dafür, himmliſche Venus, rollen heute
Dir zwoo wonnige Zähren — meine Wangen
Sind mein Altar. — Empfang, o Göttin, dieſe
Zwillingstöchter der Freud', ein kleines Opfer.
Mehr verwein' ich dir nicht, mehr will ich zollen,
Wenn der bittere Schmerz gebeut, wenn ferne
Stimmen mich dir entrufen, Paar, von ſchönen
Liebesgöttern erzogen! Ach, zu balde
Wird zerfließen mein Herz in ſtiller Trauer!
Denn mein lüſternes Auge ſoll kein Zeuge
Eurer zärtlichen Küſſe ſeyn; mein lauſchend
Ohr Euch nimmer behorchen, wenn Ihr beyde
Sanft einander die treuen Hände druckend
Sagt: Ich liebe Dich! — Nur im Geiſte werd' ich
Sehn die liebenden Seelen, wie vertraulich
Sie in Maylichen Lauben Buſ' an Buſen,
Lipp' an Lippe den ſtillen Frühlingsabend
Froh benutzen mit ſeinen Dämmerungen;
Wie im Sommermondnächten ſie mit naßen
Keuſchen Blicken ihr ganz Gefühl ſich ſagen,

Und in ofsen Umarmungen den göttlich-
Süßen Zauber der Liebe ganz empfinden —
Dann eilt Flora, mit ihren schönen Kindern,
Gütig eilt sie, mein Pärchen sanft zu betten.
Nun entfaltet sie junge Rosen, milde-
Lächelnd läßt sie von tausend jungen Blümchen
Ein süßduftendes Lager sproßen. — Auf den
Nahen Wipfeln ertönt von Nachtigallen
Ein bezauberndes Minnelied. Selbst Luna
Weilet neidisch am lieben Himmel. Endlich
Weckt der Morgen sie auf zu neuen Küßen —
In den Aesten der Laube seh' ich munter
Sich zwey artige Turteltäubchen schnäbeln;
Also liebeln sie sich vertraut entgegen —
O, des niedlichen Grürychen! — Dich, dich will ich
Wie ein Geßnerscher Hirt in meinen Becher
Graben, rosenbekränzt ihn schönen Freunden
Und aufblühenden Mädchen reichen; jedem
Viel von Dorilis sagen, und wenn Muse
Einzuschläfern du nicht beginnest, frohe
Lieder singen geweyht dem schönsten Paare.

Die Thorheit des Mißvergnügens.

Nicht, was am fernen Horizonte
Ein einsam helles Wölkchen ist,
Wenn schwarze Nacht der Sonne Glanz verschließt,
Und nur dieß Wölkchen noch verschonte,

Ist unser Glück — Nein immer sieht der Weise,
Wo Thoren sich die Flure verhüllt,
Ein paradiesisch, wonnevolles Bild;
Zu des allgütgen Vaters Preiße.

Echon

Schon ſtreut der May die Silberglocken
Und Purpurroſen auf das Thal;
Süß tönt des kleinen Baches Schall;
Kann dies euch nicht zur Freude locken?

Nicht Philomelens Minne-Lieder?
Nicht früher Lerchen Jubelſchall?
Die Freude nicht, tönt ſie gleich überall
Aus Thälern, Wald und Bergen wieder?

Sind niemals eure Sinne trunken?
Wallt nie von Freuden euer Herz?
Seyd ihr, durch ſelbſt erfundnen Schmerz
In Unempfindlichkeit verſunken?

Flog nie auf ſäuſelndem Gefieder
Der Phantaſie die Seel euch auf,
Zu neuer Welten Sonnen Glanz hinauf,
Beym Luſtgeſang Seraphſcher Lieder?

O! wie beklag ich euch, ihr Thoren,
Die finſter wie die Mitternacht,
Wenn um ſie her die weite Schöpfung lacht,
Mit Gram ihr eignes Herz durchbohren.

An meine Freundin.

Meiner Lieb und Sorgen werth
Hat die Nachtigall
Meinen heißen Wunſch gewährt,
Zaubert mir ihr Schall

Freud

Freud und Ruh ins müde Herz
Und Erquickung ein.
Nie ſoll wieder Gram und Schmerz
Dieſes Herz entweihn.

Freundin, die mein Leid betrübt,
Theile meine Luſt:
Haſt du je dieß Herz geliebt
Seines Werths bewuſt.

Nicht ein Nachtigallenblick,
Deiner Augen Glanz
Schafft mir Freude, Ruh und Glück,
Komm, genieß es ganz.

Schwebt ein dunkles Wölkchen dir
In dem Engelblick
Freundin, ach — dann, glaube mir,
Dann verwelkt mein Glück.

Aber blüht Zufriedenheit
Auf den Wangen dir,
Wird es hell um mich und weit, —
Dann, wie wohl iſt mir!

II.
Geſchichte
des
Philoſophen Danischmende.

Fortſetzung von S. 118.
des May.

Zwanzigſtes Kapitel.

Warum es bey allem dem, noch ganz leidlich in der Welt hergeht?

Ich finde eben nicht, ſagte der Kalender, daß du den Sultanen und den Bonzen mehr zur Laſt legſt als recht iſt. Alle Geſchichtbücher Aſiens, und vermuthlich die von der ganzen Welt, enthalten die Beweiſe deiner Anklagen. Diß Sache iſt weltkündig. Das einzige, was einen dabey in Verwunderung ſezt, iſt, daß es, bey ſo bewandten Umſtänden nicht noch zehnmal ſchlimmer um uns arme Erdenklöße ſteht.

„Ich denke dieſe Verwunderung — wie alle Verwunderungen — hört auf (antwortete Danischmende) ſo bald man die Urſachen erwägt, die den Würkungen der Sultanſchaft und der Bonzenſchaft das Gleichgewicht halten.

Fürs erſte wird noch ein groſser Theil des Erdbodens von Wilden und Nomaden bewohnt, die zum Theil weder von Sultanen noch Bonzen wiſſen, und, ungeachtet des noch kindiſchen Standes oder der langen Verwilderung, worinn ſie leben, ſtarke Züge der urſprünglichen Güte unſrer Natur an ſich tragen, und im Genuſs aller ihrer angebohrnen Rechte ſtehen. Die Einfälle dieſer Nomaden in die Länder der Sultanen und die dadurch von Zeit zu Zeit verurſachte Weltveränderungen ſind der Menſchheit allemal, wenigſtens eine Zeitlang, nützlich geweſen. Die Verwüſtungen, ſo die aufs äuſserſte geſtiegene Tyrannie und Ueppigkeit bald hier bald dort auf dem Erdboden angerichtet, ſind dadurch wieder vergütet, friſches Blut und neues Leben in halberſtorbene Völker gegoſſen, und durch die Vermiſchung des geſunden Menſchenverſtandes, den die Eroberer mitbrachten, mit dem Unſinn, den ſie eingeführt fanden, eine Art von Gährung verurſacht worden, die wenigſtens eine gänzliche Stockung der Vernunft verhütete. „

Wenn dieſe Betrachtung auch richtig wäre, ſagte der Kalender, ſo wirſt du doch geſtehen, daſs das Gute, ſo dieſe groſsen Weltveränderungen mit ſich führten, ſich immer gar bald wieder verlohren hat. Die Eroberer wurden Sultanen, die Bonzen gaben ihren Röcken einen andern Schnitt, theilten ſich in

neue

neue Sekten, erfanden, um ihr altes Anſehen zu ſtüzen, neue Betrügereyen, und die Völker befanden ſich bald wieder eben ſo übel als zuvor.

„Leider! verſezte Daniſchmende. Aber das Gute iſt doch immer etwas poſitives, würkſames und ſeiner Natur nach fortdaurendes, ſeine heilſamen Folgen verliehren ſich nie ganz, wiewohl ſie eben dadurch, daß ſie in unzählige kleine Kanäle ausfließen, ſich gleichſam in den Boden verkriechen, und dem Auge nach und nach unmerklich werden.

„Sodann, mein lieber Kalender, liegt eine andre, und ohnezweifel die würkſamſte Urſache, warum Sultanſchaft und Bonzenſchaft die Menſchheit niemals völlig überwältigen, ihr ſelten oder vielleicht niemals alles das Böſe thun konnten, noch thun werden, das ſie an ſich ſelbſt, vermöge ihrer Natur würken müßten, wenn kein mächtiges Gegengift ſie entkräftete — dieſe Urſache, ſag ich, liegt in den Künſten — die wir den alten Aegyptiern, Phöniziern und Griechen — und in der Philoſophie, die wir — Gott und der Natur zu danken haben. Der einzige Zug des großen Alexanders durch Aſien iſt in dieſer Betrachtung, durch ſeine Folgen, ſo wohlthätig geweſen (*), daß man ſich nicht zu verwundern

(*) Ich hatte von der Schule an immer gehört, daß dieſer Alex-

wundern hat, wenn dem Andenken dieſes Größten unter den Sterblichen noch etliche Jahrhunderte nach ſeinem Tode, ſogar in Indien, öffentliche Ehrendenkmäler gewidmet waren. (*)

„Die Künſte beſchäftigen nicht nur eine unzählliche Menge Menſchen, die, ohne ſie, ein Raub des Elends ſeyn, oder gar nicht zum Leben kommen würden; ſie verhindern auch die Sultanen völlig ſo roh und unbändig zu werden, als ſie es nothwendig werden müßten, wenn Gähnen und Fliegenfangen, Praſſen und Zechen, Jagen und Morden — der Thiere

oder

Alexander Magnus ein abſcheulicher Tyraun, ein Menſchenfreſſer, ein Würgengel, eine Zuchtruthe in der Hand Gottes, und eine verheerende Peſt des menſchlichen Geſchlechts geweſen ſey. Beynahe ſollte einen dieſe Betrachtung des Daniſchmende auf andere Gedanken bringen. Ob ſie aber auch wahr iſt?

Peter Ganshaupt.

Die Geſchichte geleſen, Herr Ganshaupt! mit dem Reſtchen Mutterwitz, das ihr aus euern Schulen davon gebracht habt, geleſen, und auf den Zuſammenhang und die Folgen der Dinge acht gegeben; ſo werdet Ihr bald ſehen, ob Alexander oder euer Schulmeiſter recht hat!

St. Evremond.

(*) S. Philoſtrats Leben des Apollonius B. II. Cap. 29. 24.

oder der Menschen, ihre einzige Belustigung wäre. Sie lernen durch die Künste edlere, oder wenigstens feinere und sanftere Vergnügungen kennen; Witz, Erfindsamkeit, Talente, werden ihnen werth; und, wie viel gewinnen wir nicht schon durch diesen einzigen Umstand über die Sultanschaft!

„Was die Philosophie betrifft, so wenig man uns davon gelassen hat, so ist doch selbst dies Wenige kostbar und wichtig für die Vortheile der Menschheit; und wenn aus unsern Schulen zu Balk, zu Samarkand, zu Benares, in fünfundzwanzig Jahren auch nur zween oder drey ächte Weltbürger mit hellem Kopf und warmem Herzen hervorgehen, die auf die eine oder andre Art zwischen den Sultanen und Bonzen unzerdrückt durchzukommen wissen: so siehst du leicht, daß ihrer dann gerade genug sind, um uns von dem Salz der Erden — welches die Weisen von jeher in ihrer Verwahrung gehabt haben — ungefehr so viel zukommen zu lassen, als wir brauchen, um nicht gänzlich zu verfaulen.

„Nehmen wir nun noch hinzu alles Gute, was das kleine aber desto würksamere Häufchen der Enthusiasten der Tugend thut, und alles Böse, was eine Menge von grossen und kleinen Sultanen, grossen und kleinen Bonzen, aus Temperament, Trägheit,

heit, Furchtsamkeit, Liebe zum Vergnügen, oder natürlicher Gutherzigkeit, nicht thut; —

„Bedenken wir, daß es selbst unter den Sultanen hie und da einen giebt, der mit einer so vortreflichen Anlage gebohren ist, daß weder Erziehung noch Beyspiele, weder Serail noch Divan, weder Höflinge noch Bonzen, alle Thätigkeit seines Geistes hemmen, alle Tugenden seines Herzens ersticken können; —

„Erwägen wir ferner, daß verschiedene Völker des Erdbodens muthig oder glücklich genug gewesen sind, ihre wesentlichsten Rechte gegen willkührliche Gewalt und Unterdruckung, mehr oder weniger, sicher zu stellen, und daß bey diesen Völkern gute Fürsten weniger selten sind, als bey uns Asiaten die sehr bösen Sultanen; —

„Ferner, daß die Vorsehung ein Belieben daran findet, von Zeit zu Zeit Privatpersonen von grossem Geist und Herzen auf Thronen zu setzen, wozu sie nicht durch Geburt, sondern durch Tugend und Verdienst berufen werden; —

„Und daß es allen Bemühungen der Sultanen und ihrer Werkzeuge zu Trotz, immer noch hie und da einen kleinen Freystaat giebt, wo Fleiß, Mäßigung und kluge Einrichtung glückliche Menschen macht,

macht, und wo Weisheit und Tugend Verdienſte ſind; —

„Rechnen wir, Freund Kalender, alle dieſe Umſtände zuſammen, ſo wird es uns kein Räthſel mehr ſeyn, warum die menſchliche Gattung — die dem erſten Anſchein nach, durch Sultane und Bonzen längſtens vom Erdboden vertilgt ſeyn ſollte — im Durchſchnitt genommen, ſich noch immer in einem ganz leidlichen Zuſtand befindet.„

Leidlich genug, ſagte der Kalender, ſonderheitlich wenn man, wie wir, wohl gegeſſen und getrunken hat, an nichts Mangel leidet, von allen Sultanen ſo fern iſt, als möglich, und von keinem Bonzen oder Derwiſchen weder verfolgt, noch — was oft eben ſo arg iſt — mit ſeiner Freundſchaft beehrt wird. Wir haben gut reden, mein lieber Daniſchmende!

Der verwünſchte Kalender mit ſeinem ſonderheitlich! — Was war darauf zu antworten?

Daniſchmende ſeufzte, und ſchwieg.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Eine seltsame Begebenheit. Man bittet die Leser, ernsthaft zu seyn.

Unterdessen, daß Danischmende und sein alter philosophischer Kalender, so harmlos und so vergeblich über Dinge schwazten, die sie nicht ändern konnten, waren die Fakirn und ihre Lingams nicht müßig gewesen; und die Hälfte der Bewohner dieser einst glücklichen Thäler befand sich binnen wenig Tagen mit einem desto gefährlichern Gift angesteckt, weil dessen erste Würkungen angenehm, die verderbenden Folgen hingegen einem so unerfahrnen Völkchen unmerklich waren. Die Männer ließen sich mit fünfköpfigen Bildern, und die Weiber mit Lingams begaben, welche sie, um dereinst an Rutrems Paradies Theil zu haben, nach der Vorschrift der Bonzen alle Morgen in reinem Wasser badeten, dieses Wasser sodann tranken, und den Lingam, nachdem sie ihn andächtiglich geküßt hatten, in Musselin sauber eingewickelt, an einer seidnen Schnur auf ihrem Busen trugen. Eine Närrin machte die andre; denn, außerdem daß ihnen die Fakirn Wunderdinge von Rutrems Paradiese erzählten, war so ein — ich weiß nicht was in dem Lingam, das sich besser empfinden als sagen ließ. — „Wenigstens (sagten diejenigen, die für klüger als andre angesehen seyn wollten) wenigstens sehen wir nicht, was er sollte schaden können.„

Der

Der Fehler war, daß die guten Evatöchterchen nicht weiter sahen, als ihre Nase reichte.

Aber eines Morgens, als Danischmende und der alte Kalender, ihrer Gewohnheit nach, aufs Feld spatzieren giengen, wurden sie von einem gräßlichen Geschrey, das aus einer benachbarten Wohnung kam, von ihrem Wege abgerufen. Sie eilten dem Orte zu, drangen hinein, und fanden — sollen wir's sagen? fanden — — — wie gerne wollten wir's verheimlichen, wenn es, ohne das folgende durch die Lücke unverständlich zu machen, geschehen könnte! — fanden — um uns so kurz als möglich aus der Sache zu ziehen — den Mann der schönen Frau, deren wir im ersten Buch Erwähnung gethan haben, schäumend vor Wuth, im Werke, einem der Fakirn, den er zappelnd und schreyend unter seinen Knieen hatte, mit einem großen Gartenmesser — seinen Lingam abzumähen. Die schöne Frau, halbnackt, mit fliegenden Haaren, und vor Angst außer sich, bestrebte sich umsonst, des Mannes Arm aufzuhalten; der Schnitt war in dem Augenblick, da Danischmende in die Kammer trat, vollbracht, und der Fakir lag ohnmächtig in seinem Blute. Kaum hatten Danischmende und der Kalender noch Zeit, den wüthenden Mann, dessen Grimm sich nun gegen seine Frau kehrte, mit aller ihrer Stärke von ihr zurückzureißen. Er schwur mit brüllender Stimme, daß er gerochen

seyn wollte, aber die arme Frau rief lautweinend Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an.

Unterdessen hatte der Lärm das ganze Dorf um die Hütte versammelt. Die Aeltesten drangen herein; man brachte den wüthenden Ehmann ein wenig zu sich selbst, und der Kalender, der einige Kenntniß von der Wundarzney hatte, bemühte sich, das Verbluten des leidenden Fakir zu stillen, verband ihn, und rief ihn wieder ins Leben zurück.

Unterdessen führten die Aeltesten den Mann und die schöne Frau heraus vor die Hütte, unter eine Linde, um die sich das Volk in einem Kreise herumzog. Rede, sagten sie zu dem Manne, was bewog dich diese That zu thun?

„Ich war, sprach der Mann, mit der Sonnen Aufgang hinausgegangen, in meinem Garten zu arbeiten; mein Weib schlummerte noch. Nach einer Stunde komm' ich zurück, um sie mit einem Kuß aufzuwecken; denn ich liebte sie, wie ihr alle wißt. Aber — verflucht sey die Stunde! — da ich — Wuth und Entsetzen! ich kann nicht forterzählen —"

Faßt dich, sagte einer der Aeltesten, schöpfe Athem, waſche deinen Kopf und deine Arme dort in der frischen Quelle, dann komm zurück. Der Mann gehorchte.

Ich

Ich bin unſchuldig, ſagte die ſchöne Frau mit Thränen, die in großen Tropfen über ihre glühenden Wangen rollten, ich habe nichts verbrochen; der Jude — ich hielt ihn für einen Mann, der mit Göttern umgieng — er hat mich betrogen, aber — ich bin —

Der Mann kam zurück. Rede nun, ſprachen die Aelteſten.

„Indem ich die Thür öffne, ſeh ich — den Juden, und — mein Weib, halbnackend auf meinem Lager — ringen, oder — Gott weiß es! ich weiß es nicht; mir wurde dunkel vor den Augen; ich hatte mein Meſſer in der Hand; der Jude fuhr zurück; ich ſtürzte auf ihn hin, warf ihn zu Boden, that ihm wie ihr geſehen habt, — und die Ungetreue — wie konnte ſie unſchuldig ſeyn? — ſie wollte mich zurückhalten! „

Menſchlichkeit, Schrecken, — rief die Frau; ich glaubte, daß er ihn erwürgen wollte — wußte vor Angſt nicht was ich that!

Du haſt recht gethan, ſagten die Aelteſten zu dem Mann. Recht gethan! recht gethan! ſchrie das ganze Volk.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.
3-598-53169-9
FNr. 20592 / 361

Man sahe die beyden andern; und thue ihnen eben so; rieffen einige. — Die Weiber alle rissen ihre Lingams vom Halse, und warfen sie mit Unwillen weit von sich. Die Männer machten's mit ihren Fünfköpfen eben so.

Nun rede du, sagten die Aeltesten zu der schönen Frau.

„Ich bekenne, sagte sie, daß ich mich von diesem Fakir wie ein albernes Ding einnehmen ließ. Ich hörte ihn gerne Mährchen erzählen von seinen Göttern, und von Rutrems Paradies, und von den Verwandlungen des Wistnu; da war mir's ich hätt' ihm den ganzen Tag zuhören mögen, und glaubte ihm alles, was er sagte. Dies mocht er wohl gemerkt haben, und sich einbilden, daß er alles mit mir machen könnte, was er wollte. Nun hatt' er mir einen Lingam gegeben, wie vielen andern auch; den trug ich am Halse wie andre, ohne recht zu wissen was es war; und da erzählt' er mir, ich weiß nicht was, von Rutrems Buße, und wie ihn die Bramen bezaubert hätten (*), und wie er allen denen

(*) Die Braminen kamen unglücklicherweise dazu, als Rutrem ihnen die Ehre that, mit ihren Weibern zu kurzweilen, und waren unhöflich genug, die furchtbare magische Ceremonie, Jekiam genannt, gegen ihn vorzuneh-

denen das Paradies geben wollte, die den Lingam ehrten und am Halse trügen. Und gestern Abend sagt er mir ins Ohr, er wollte mich des folgenden Morgens besuchen, und mir weit schönere Dinge erzählen als bisher; und Dinge, die er andern nicht sagen dürfte, weil Rutrem mehr Gefallen an mir hätte. Dies schmeichelte, ich bekenn' es, meiner thörichten Eigenliebe; und da erlaubt ich ihm zu kommen, aber mein Herz dachte an nichts Arges. Und da kam er, als ich noch schlief, und weckte mich mit einem Kuß; und weil ich meynte, es wäre mein Mann — denn mein Herz dachte nicht an den Fakir — so gab ich ihm den Kuß wieder. Und da wollt' er verhindern, daß ich die Augen nicht aufschlüge, und wollte — was ich mich schäme zu sagen; da raft' ich mich auf, und that einen lauten Schrey, wie ich sah, daß es der Fakir war. Und da bat er mich mit aufgehabnen Händen ruhig zu seyn, und schwur mir, daß er Rutrem sey, und daß ich reizender in seinen

zunehmen, welche die Macht hat, denjenigen, gegen den sie gerichtet wird, welches Glied man will vom Leibe fallen zu machen. Rutrem wurde über den Verlust, den er durch diese Bezauberung erlitt, so wüthend, daß er, wie Arioſts rasender Roland, alles verwüstete und zerstörte, was ihm in den Wurf kam; und er besänftigte sich nicht eher, bis er den Einfall hatte, den Lingam zu einem Gegenstand religioser Verehrung zu machen. *Eſſay Hiſtor. ſur l'Inde* p. 191. 92.

ſeinen Augen ſey, als die ſchöne Parasvadi, und ich weiß nicht mehr was er alles ſagte, um mich zu bethören. Aber ich wickelte mich in meine Decke, und hieß ihn gehen; da gebehrdete er ſich wie ein Unſinniger, und riß — die Decke weg, und ich wehrte mich mit Händen und Füßen; aber er war mir zu ſtark, und ich glaube wahrhaftig, daß er mich überwältigt hätte, denn ich konnte nicht ſchreyen (*); aber, indem wir ſo rangen, da kam, zu meinem Glücke, mein Mann, und ihr alle wißt was weiter geſchah. Dies iſt die reine Wahrheit, und ihr ſeht, daß mir

(*) Madame Anne de France, zweote Tochter Königs Ludwigs XI. — fine femme, et deliée s'il en fut oncques, et vraye image en tout du feu Roy ſon Pere, ſagt Brantome in der Einfalt ſeiner Hofſchranzenſchaft von ihr, indem er ſie ſehr dadurch zu loben meynt — konnte nicht leiden, wenn ſich ein Frauenzimmer in dergleichen Umſtänden über Gewalt beklagte; und bediente ſich, um die Nichtigkeit eines ſolchen Vorgebens begreiflich zu machen, eines Gleichniſſes, welches wiewohl es vor dritthalbhundert Jahren aus dem Mund einer Fille de France gieng — in unſern Tagen vor einer ſo guten Geſellſchaft, als das Publikum iſt, ſich nicht wohl nachſagen läßt, und alſo, wenn man einen Beruf dazu hat, im Brantome ſelbſt (Memoir. T. VIII. p. 285) geleſen werden kann. Wir begnügen uns ſo viel davon zu ſagen, daß Madame Anne de France eine Kennerin war, und unſtreitig recht hat, die Juriſten mögen einwenden was ſie wollen.

Beccaria.

mir nichts begegnet iſt, als was andern auch begegnen konnte. Aber mein Mann wird mir nicht glauben, daß ich unſchuldig bin, und nichts verſchwiegen habe; und andre werdens auch nicht glauben; und ſo bin ich verlohren, und kann mich nicht rechtfertigen; und kann mich ſelbſt nicht länger ausſtehen, nachdem mich die Augen und die Hände des Betrügers entheiliget haben. Verflucht ſey er, und ſein Gott Rutrem, und alle ſeine Lingams!„ — Mit dieſen lezten Worten riß ſie ihrem Manne ſein Meſſer aus der Hand, und ſtieß ſichs in die Bruſt.

Daniſchmende, der ihr (wiewohl nicht ſchnell genug, um die That ganz zu verhindern) den Arm zurückriß, verhinderte doch, daß die Wunde nicht tödlich wurde. Aber das Volk, da es Blut aus ihrem ſchönen Buſen ſtrömen ſah, gerieth in Wuth. Der Mann, auf einmal überzeugt von der Unſchuld ſeines Weibes, ſtellte ſich an die Spitze der übrigen, und alle verlangten mit großem Ungeſtüm, daß die Fakirn zu den Füſſen der ſterbenden Unſchuldigen abgeſchlachtet werden ſollten. Man ſuchte ſie überall; aber die Geſellen des Verwundeten, da ſie den Lerm ſahen, hatten die Flucht genommen. Die Frau kann noch gerettet werden, rief Daniſchmende; man jage den Fliehenden nach, und wir, wir verſäumen keinen Augenblick, die ſchöne Rezia zu retten!

Der

Der Kalender legte nun eine zweyte Probe seiner Kunst ab, mit desto größerm Eifer, da er dies für eine Gelegenheit ansah, sich um dies kleine Völkchen, und um Perisaden, deren Verwandte die schöne Rezia war, verdient zu machen.

Die Wuth des Volkes legte sich ein wenig, da man vernahm, daß die Wunde weder tödlich noch gefährlich sey. Aber die Fakirn, die Lingams und die Fünfköpfe hatten durch diese Begebenheit ihr Ansehen unwiederbringlich verlohren.

„O, des großen Dienstes, den uns die Thorheit dieses Fakirs gethan hat! — sagte Danischmende zum Kalender, da sie nach Hause giengen. Unsre Philosophie hätte sich Jahr und Tage mit seinen Lingams herumbalgen können, ohne ihnen halb so viel Schaden zu thun, als er sich selbst und ihnen in einem Augenblick gethan hat. „

Man wird vielleicht unwahrscheinlich finden, daß die Fakirn gleich in den ersten Tagen ihrer Erscheinung unter einem unbekannten Volke eine Unvorsichtigkeit von solchen Folgen begangen haben sollten. Aber erstlich waren sie noch jung;

Zweytens, nicht etwan von ihren Obern mit gemessenen Verhaltungsbefehlen abgeschickt, sondern von ungefehr in dies Land gekommen;

Drit-

Drittens, ſchien dies Volk ein ſo gutes leichtgläubiges Völkchen, und die ſchöne Rezia ein ſo lenkſames Schäfchen zu ſeyn;

Viertens, kann ein Fakir, zumal wenn er noch jung iſt, nicht ſo lange warten, wie andre Leute;

Fünftens ſcheint er ſelbſt von der Gelegenheit — dem gefährlichſten unter allen Teufeln, die den Menſchen nachſtellen — überraſcht worden zu ſeyn;

Endlich ſechſtens und leztens, würde wenig Böſes geſchehen, wenn die Leute fein bedächten, was ſie thäten, und immer den goldnen Spruch vor Augen hätten: RESPICE FINEM.

Zweyundzwanzigſtes Kapitel.

Entwicklung und Ende der Tragödie.

Inzwiſchen hatte man die beyden flüchtigen Fakirn im Gebürg erhaſcht, und zu einem der Aelteſten in Verwahrung gebracht. Die ſämtlichen Männer in der Gegend, welche vermuthlich bey genauerer Nachfrage genug entdeckt haben mochten, um jeder wegen ſeiner eignen Sicherheit beſorgt zu ſeyn, beſtanden darauf, daß den beyden noch unverlezten Fakirn eben ſo gethan werden ſollte, wie ihren Geſellen.

Danischmende war in keiner geringen Verlegenheit, und berieth sich mit dem alten Kalender, was zu thun sey. Die armen Schelme in den Stand ihres Gottes Rutrem zu setzen, schien noch grausamer, als ihnen das Leben auf einmal zu nehmen. Ueberdies, welche Folgen konnt' es für die ganze Republik haben, wenn einer von ihnen, so grausam beleidigt und zu gränzenloser Rache gereizt, entwischen, nach Dehli fliehen, und den Braminen der Sultanin auffodern würde, ihre Sache zur seinigen zu machen?

Das sicherste wäre gewesen, ihnen ohne Umstände die Hälse zuzuschnüren; aber war dies menschlich?

„Kann es unrecht seyn, zween oder drey betrügerische unzüchtige Buben der Sicherheit eines ganzen Volkes aufzuopfern?„ — sagte der Kalender.

Danischmends Kopf gestund, daß es nicht unrecht sey; aber in seinem Herzen war etwas, das Nein dazu sagte; und in solchen Fällen gab er allemal seinem Herzen Recht.

Die Aeltesten versammelten sich, und beriefen Danischmenden und den Kalender dazu. Das Volk schwärmte hauffenweise um die Hütte her; niemand dachte an seine Arbeit; alles war in einer Bewegung, einer Verwirrung, wovon man in dieser kleinen Republik kein Beyspiel wußte.

Daß

Daß ich leben mußte, um ein Zeuge eines solchen Greuels zu seyn! — rief der redliche alte Mann mit den Silberhaaren, mit dem wir im 15ten Kapitel schon Bekanntschaft gemacht haben — daß ich, rief er mit einem tiefen Seufzer, diese Tage der Wuth, der Verwirrung, des Mißtrauens, der verlohrnen Unschuld erleben mußte! — Seine eigene geliebte Tochter, die holde jungfräuliche Braut — (das Herz unsrer Leser kann sie noch nicht vergessen haben) — hatte sich, in der Einfalt ihres Herzens, einen Lingam aufschwatzen lassen! — Die arme Seele! Sie wußte in der That nicht was es war.

„Verflucht sey die Stunde, da die Fakirn ihren Fuß in unsre Thäler sezten! rief ein Andrer von den Aeltesten: Wir werden nie wieder die Menschen werden, die wir waren!

„Und was ist nun anzufangen? Wie sollen wir ihrer ledig werden? Wie, den Schaden heilen, den sie uns zugefügt haben? „

In diesem Augenblick nahm der Tumult vor der Hütte überhand. Man hatte neue schreckliche Entdeckungen gemacht. Die beyden Fakirn — zwoo Frauen aus einem benachbarten Dorfe — in der nehmlichen Nacht vor dem Morgen, der den blutigen Auftritt beleuchtete — Das ganze Dorf

in Aufruhr. „Wo sind sie, wo sind sie, die Schändlichen?„ — Alle drey im Hause des Aeltesten — Das ganze Volk stürzte dahin. Man zog sie heraus; in einem Augenblick waren sie in tausend Stücke zerrissen! — Die Sonne verbarg sich vor dem abscheulichen Anblick. — Die schuldigen Frauen (man hatte sie mitgeschleppt) unvermögend die Last ihrer Schande länger zu ertragen, rissen sich wüthend von ihren Hütern los, und stürzten sich in den benachbarten Fluß.

Die Aeltesten rauften ihre grauen Haare aus, beschwuren das Volk, geboten Ruhe, und wurden von niemand gehört.

Endlich fand Daniſchmende das rechte Mittel. Man trage Holz herbey, rief er; man lese die Stücke der zerrißnen Fakirn mit allen ihren Lingams und Fünfköpfen zusammen, verbrenne alles auf einem Haufen, und wälze dann eine Spitzsäule von Steinen darüber, die unsern Enkeln ein Denkmal zum Schrecken und zur Warnung sey.

Und plötzlich lief das Volk aus einander, Holz und Feuerbrände zu hohlen; die Gliedmaßen der Fakirn mit ihren Kleidern und allem was ihnen zugehört hatte, keinen einzigen Lingam ausgenommen, wurden auf den Holzstoß geworfen; die Aeltesten des

Volks

Volks zündeten ihn an, und alles Volk stand im Kreise, und ergötzte sich an dem schönen Feuer.

Wie alles Asche war, thürmten sie Steine mit Sand und Erde vermischt darüber her, bis es eine hohe Spitzsäule ward. Und man nannte sie den Fakirhügel; und das Volk glaubte, daß die Geister der ermordeten Fakirn und der beyden Frauen, die sich selbst geopfert hatten, sich um Mitternacht auf dem Hügel sehen ließen; und wer bey Nacht dieses Weges gieng, entfernte sich von dem Hügel so weit er konnte, hüllte seinen Kopf ein, und eilte schauernd vorüber. Und der Nahme der Fakirn blieb ein Greuel in den Ohren des Volkes zu Yemal bis auf diesen Tag.

Dreyundzwanzigstes Kapitel.

Schließliche Nutzanwendung.

Die armen Fakirn, bey allem dem! Ihr Schicksal war hart! — Aber freylich war auch ihr Verbrechen groß. Die Unschuld, den Frieden, das häusliche Glück eines so guten Völkchens zu zerstöhren! Dies verdiente das Aergste, und das Aergste wiederfuhr ihnen auch. Nur schade, daß ihre Strafe, als Beyspiel betrachtet, für die Welt verlohren gieng; denn die übrigen Fakirn erfuhren nichts davon, — die Sache mußte ihnen nur durch dieses Buch verra-

then werden; wofür wir nicht gutstehen möchten, wenn die Uebersetzer in Ostindien so flink und nothgedrungen sind wie die unsrigen.

Die Fortsetzung folgt.

III.

Briefe über Italien.

Dritter Brief.

Vom Nahrungsstande in Italien.

Weil ich Ihnen, bester Freund, versprochen habe, Sie mit Italien bekannt zu machen, so hätte ich Ihnen vor allen Dingen die Mittel und Wege, wie die Einwohner sich nähren, beschreiben sollen. Die Nahrungsmittel haben eine gar zu genaue Verbindung mit der Bevölkerung, mit den Gesetzen, Sitten, Gebräuchen und Denkungsart eines Landes, als daß man sich von diesen einen richtigen Begriff machen könne, ohne eine vollkommene Kenntniß von jenen erlangt zu haben. Sie werden mich aber damit entschuldigen, daß ich mir gleich zu Anfang vorausbedungen habe, die Sachen so, wie sie mir in die Feder fließen, ohne allen Zwang vorzubringen.

Jedoch

Jedoch da ich willens bin, in meinem vierten Briefe die Bevölkerung Italiens zu beschreiben, so zwinget mich die Sache selbst, den wahren Reichthum dieses Landes, und die Wege, wodurch ein jeder Einwohner sich desselben theilhaftig macht, das ist, den Nahrungsstand vorher zu schildern. Denn kein lebendes Geschöpfe hält sich irgend in einem Lande auf, wo es seine hinreichende Nahrung nicht findet; und die Vermehrung einer jeden Gattung stehet allezeit mit den Mitteln sich zu erhalten, in sehr engem Verhältniß.

Unter dem wahren Reichthum eines Staates verstehe ich das Produkt eigener Landesgüter, und der darauf beruhenden Künste und Gewerbschaft, welches einer demselben angemessenen Anzahl von Menschen nicht nur wirklich den gemächlichen Unterhalt giebt, sondern Sie auch vor allen besorglichen Nothfällen und Bedürfnissen schützen kann. Nach dieser Erklärung ist die kleine Republik Lucca an sich selbst reicher als die Provinz Holland, weil die Reichthümer der Holländer allda nicht zu Hause sind. In diesem Verstande läßt sich behaupten, daß Italien eins der reichsten Länder des Erdbodens sey. Das Klima, die Lage des Landes, die natürliche Fruchtbarkeit an allen zur Nothdurft und Wollust erforderlichen Dingen, sind hier eine unerschöpfliche Quelle wahrer und dauerhafter Reichthümer.

Italien liegt, wie Ihnen bekannt ist, zwischen dem 36 und 47 Grade der Breite, in der Mitte der temperirten Zone, unter einem Himmelsstriche, wo in allen Theilen der Welt die fruchtbarsten Länder liegen. Gegen Norden wird der obere Theil durch eine lange Kette von unersteiglichen Alpen, und der übrige Theil durch den Apennin vor dem rauhen und verderblichen Nordwinde geschützt. Daß dieses ein wahrer Vortheil zur Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit des Landes sey, das kann ich aus der Erfahrung beweisen. Vor 200 Jahren, da das Pistojesische Gebürge gegen Norden mit dicken Waldungen bedeckt war, herrschte ein so großer Reichthum natürlicher Güter in dem dazwischen gelegenen, 30 welsche Meilen langen, und 8 Meilen breiten Thal, daß es 40000 Menschen ernährte, und das goldene Gebürge genannt wurde. Nachdem man aber durch Unvorsichtigkeit die Spitzen des Gebürges ihrer Buch- Tannen- und Eichenwälder entblößt, und das Thal den Nordwinden ausgesezt hat, so kann es nun kaum 9000 Menschen hinreichende Nahrung geben. Auch hat man überhaupt in Italien von langer Zeit her bemerket, daß die Kälte des Winters nach Maaße der zunehmenden Entblößung und Erniedrigung der Berge immermehr zunehme. Denn weil die obern Spitzen der Berge nicht mehr mit Gehölze bedeckt sind, so werden Erde und Steine, die nicht mehr durch die vielfältigen Wurzeln der Bäume

me und Pflanzen aufgehalten werden, vom zerſchmolzenen, Schnee und heftigen Regenwaſſer in die Thäler herabgeriſſen, wodurch dieſe nicht nur immermehr erhöhet, und die Berge erniedriget werden, ſondern auch das Land der kalten Nordluft mehr ausgeſezt wird. Man kann alſo nicht daran zweifeln, daß die Alpen und der Apennin ſehr vieles zur natürlichen Fruchtbarkeit in Italien beytragen, beſonders in Anſehung der edleren Früchte, ſo die Kälte nicht vertragen können.

Nachdem ſich der Apennin unter der Lombardie von Weſten gegen Oſten faſt bis ans adriatiſche Meer erſtreckt hat, ſo läuft er von Norden gegen Süden, dem Rückgrate eines Menſchen ähnlich, mitten durch Italien. In Ober-Italien entſtehen Weſt- und Nordwärts aus den Alpen, und Südwärts aus dem Apennin viele anſehnliche Flüße, welche die ganze Lombardie um die Wette bewäſſern, und durch die mitgeführten mineraliſchen Salze das Erdreich ſo fruchtbar machen, daß es ohne Düngung und mit mittelmäßiger Bearbeitung die ſchönſten Früchte von allerhand Art hervorbringt. Die nemliche fruchtbringende Bewäſſerung empfängt der übrige Theil Italiens, von den Flüſſen und Bächen, die von Nord, Oſt und Weſten, aus dem Apennin entſpringen. Daher fehlt es auch in dem größten Theile Italiens nicht an ſchiffbaren Flüſſen und Kanälen, wodurch die innere Gewerbſchaft befördert wird.

Ob nun gleich auf dem größten Theile der Alpen und des Apennins die Holzungen äußerst vernachläßigt worden sind, so finden sich dennoch so viele beträchtliche Waldungen theils auf den niedrigen Hügeln, theils längst dem Meere besonders auf der westlichen Seite, daß das Vorgeben eines gewissen Reisebeschreibers, Italien fehle es an Holze, überhaupt ungegründet ist. Der ganze Strich Landes, der sich vom genuesischen Gebiete bis jenseits der Paludi pontine längst dem Meere hin erstreckt, ist fast ganz mit dicken Waldungen bedeckt; und der übrigen etwas höhern westlichen Küste fehlet es ebenfalls nicht an Gehölze. Mitten im Lande finden sich überall Ketten von Hügeln, die mit Kastanien- und Stein-Eichen-Wäldern prangen. In Umbrien, Abruzzo giebt es die schönsten Waldungen; und in der Mitte Apuliens, besonders in der Gegend von Minervino, finden sich so beträchtliche Eichenwälder, daß die Schweinmast eines der ansehnlichsten Produkten des Landes ausmacht. Das Gebürge, welches Piemont und Savoyen umgiebt, und durchkreuzet, besonders die sogenannte Collina, welche bey Turin anfängt, und längst dem Po sich bey 50 welsche Meilen weit erstreckt, und Monte-Brianza im Mailändischen, gleichwie auch die Hügel bey Bergamo, Brescia, Verona und Padua, sind mit dem schönsten Gehölze bedeckt; und welcher Reisende hat wohl nicht die großen Waldungen zwischen

Bo-

Bononien und Florenz bewundert. Wer kann läugnen, daß nur allein das Holz, welches von den Bäumen gefällt wird, womit die Weinstöcke unterstützt sind, hinlänglich wäre, halb Italien vor der Kälte des Winters zu schützen?

Die unzähligen Hügel, welche von den großen Gebürgen durch alle Provinzen laufen, bringen den Einwohnern eine unbeschreibliche Mannichfaltigkeit von natürlichen Gütern. Neben den einträglichen Waldungen auf den obern Anhöhen, welche das schönste Holz zum Schiffbau liefern, neben dem köstlichen Wildpret, und dem wichtigen Produkt der Kastanien, wovon in Toscana ein Drittel Menschen lebt, sind die niedrigen Anhöhen mit Oelbäumen, Weinreben, Maulbeerbäumen, nützlichen Kräutern und Pflanzen, und mit zahlreichen Viehheerden bereichert.

Es ist auch nicht zu zweifeln, daß ein reicher Vorrath von Mineralien und Metallen in den Gebürgen und Hügeln Welschlandes gefunden werde. Der Reichthum von Marmor allerhand Art, und von andern brauchbaren Steinen, wodurch das Holz erspart wird, ist bekannt. Der vortrefliche Marmor von Massa Carrara, der Insul Elba, der Grafschaft Gherardesca, und sehr vieler anderen Gegenden, und die marmorne Werke der Bildhauerkunst ziehen viel

Geld

Geld aus fremden Ländern in Italien. Im päbstlichen Staate und in Toskana wird sehr viel Alaun gegraben und verfertiget, und fast in allen Provinzen wird theils aus Saltzquellen, theils aus dem Meerwasser hinreichendes Saltz zubereitet. In Toskana ist es die Quelle sehr ansehnlicher Einkünfte. In verschiedenen Gegenden werden theils noch wirklich gute Erze gegraben, theils finden sich alda Spuren von Kupfer- Silber- und Gold-Gruben. Auf der Insul Elba, in der Gegend von Brescia, und anderswo im Venetianischen sind reiche Eisen-Gruben, die wirklich mit großem Vortheil bearbeitet werden. Die Bischöffe von Volterra, und die Pistojeser haben in den mittlern Zeiten silberne und goldene Müntzen aus ihren eigenen Metallen geschlagen. Der Großherzog von Toskana ließ vor 4 Jahren durch ungarische Bergleute eine Kupfermine öfnen, die eine ziemliche Ausbeute und große Hofnung zu einem viel größern Gewinn gab. Allein, gleich wie moralische Ursachen die Austroknung und Verbesserung der Maremma in Toskana, und der Paludi pontine im Päbstlichen zeithero verhindert haben, so sind sie auch der Grund, warum in Italien die Bergwerke entweder gar nicht, oder nicht gehörig betrieben werden. Es fehlt den Italiänern an hinlänglicher Wissenschaft, und sie misgönnen dem Fürsten und den fremden Arbeitern den Gewinn, den sie etwa davon haben könnten. Gewiß ist es, daß

in Toskana das Kupferbergwerk ins Stecken gerieth, weil man sowohl den fremden Bergleuten, als dem Fürsten den Gewinn beneidete. Die Edelleute, welche noch immer mit republikanischen Stolze die Oberherrschaft und überlegene Macht des Grosherzogs eingeschränkt und geschwächt wissen möchten, sahen dieses Bergwerk als eine Quelle neuer Reichthümer für den Fürsten an, und weil sie mit am Ruder sitzen, so gaben sie den Verläumdungen misgünstiger Menschen Gehör, und wußten die Handlungen und Arbeit der fremden Bergleute auf einer so verhaßten und nachtheiligen Seite dem Großherzog vorzustellen, daß er in den ersten 2 Jahren ihrer und des Bergwerks überdrüßig wurde. Eben solche Ränke sind vor 3 Jahren in Betreff einer neuen Färberey, und unter dem hochseligen Kaiser Franz, in Ansehung einer teutschen und lothringischen Colonie in der Maremma, gespielt worden. Es ist unglaublich, wie schwer es sey, daß ein Fürst bey erster Einführung neuer Künste oder anderer vortheilhaften Anstalten, die er durch Fremde aufrichten will, nicht durch nachtheilige Vorstellungen ermüdet oder abgeschrecke werde. :: Weil in den ersten Jahren der Vorschuß und die Ausgaben meistens größer sind, als der Gewinn, so ist es sehr leicht, falschen Vorstellungen den Schein der Wahrheit zu geben.

Was den Ackerbau auf dem ebenen Lande betrift, so sind wenige Gegenden in Italien, wo solcher nicht fleißig getrieben würde. In Piemont, in der ganzen Lombardie, in Toskana und im Königreiche Neapel ist kein Handbreiter Raum von urbarer Erde, der nicht angebauet wäre. Das nemliche kann ich behaupten, vom Bononischen Gebiete, von Romagna, vom Herzogthum Urbino, von der Marca d'Ancona, von Umbrien, von den Herzogthümern Castro und Orvieto. Nur im Patrimonio di S. Pietro, in Campagna di Roma, und Sabina finden sich einige schlecht angebauete Gegenden. Nicht die so verschriene Trägheit des Landvolks; nicht das Monopolium, welches sonst die päbstliche Kammer mit dem Getreide führte, sind Schuld daran, sondern der Mangel an Bauern. Dieser entstehet theils aus dem überall eingerißenen Uebel, daß die Herrschaften zu Rom ihre Bedienten vom Lande nehmen, theils von der ungesunden Luft der Paludi Pontine, und größtentheils daher, weil die Viehweide, welche weniger Leute erfodert, in diesen Gegenden mehr als der Ackerbau einträgt, und ohne diesen bestehen kann. Denn es ist unglaublich, was für eine Menge Ochsen, junge Rinder, Kälber, Hämmel, Schweine und Feder-Vieh aus diesen Gegenden nach Rom verkauft wird. Winter und Sommer findet das Vieh in der grasreichen Nachbarschaft des

Meers

Meers und auf den bergichten Grenzen von Abruzzo seinen Unterhalt.

Daß Italien, eine Provinz ins andere gerechnet, ordentlicher weise so viel Getreide hervorbringe, als die Einwohner nöthig haben, davon bin ich allerdings überzeugt. In der Hungersnoth von 1766 war wirklich so viel vorräthig, als hinreichend war, die Einwohner zu nähren; die Besitzer liegender Güter hielten den Vorrath zurück theils für ihre Bauern und eigene Familien, theils um den höchsten Grad der Theurung zu erwarten. Die Hungersnoth war nur unter den armen Bürgern, unter den Bauern armer Besitzer, und größtentheils unter den Miethlingen und Handlangern auf dem Lande. Diese kamen haufenweise in die Städte, und erfüllten die Straßen und Hospitäler. So bald aber die Fürsten mit großen Unkosten fremdes Korn verschaft hatten, sah man mit Verwunderung alle Marktplätze mit einheimischem Korn angefüllt. Es war nicht nur kein Mangel mehr zu verspüren, sondern das fremde Korn blieb zum größten Schaden der Fürsten großentheils liegen. In Toskana gieng man so weit, daß das fremde Korn als vermodert und ungesund ausgeschrien wurde, damit es keinen Käufer fände. Hätte damals der Großherzog dem Beyspiel Ferdinands aus dem Hause Medici nachgefolgt, so würde er nicht genöthigt gewesen seyn, eine halbe Million Scudi von

den

den Genueſern zu borgen, und einen ſo groſſen Verluſt an dem dafür gekauften Korn zu leiden. In einer viel gröſſern Hungers-Noth, als die von 1766 war, erſchöpfte Ferdinand erſtlich ſeinen eigenen Vorrath zum beſten ſeiner Unterthanen, und darauf befahl er dem Adel ein gleiches zu thun. Ein jeder ſchützte vor, keinen übrigen Vorrath an Korn zu haben. Alsdann ergrif der Groſsherzog dasjenige Mittel, welches in ſolchen Zufällen das ſicherſte und ſchleunigſte war, einem groſſen Theile ſeiner Unterthanen das Leben zu retten. Auf das erſte beſte Landgut ſchickte er einen abgeordneten Richter, mit einem unbekannten Henker und einigen verkleideten Schergen begleitet, den Kornboden zu beſuchen; und da man einen reichen Vorrath von Getreide entdeckte, der beym erſten Anfragen verläugnet worden war, ſo wurde der Faktor ohne alle Umſtände über die Hausthüre aufgeknüpft. Man hatte nicht nöthig, zu einem andern Landgute fortzuſchreiten. Der Ruf dieſer ſo ſtrengen Gerechtigkeit verbreitete ſich in wenig Stunden durchs ganze Land. Die Fattori der Beſitzer eilten haufenweiſe mit ihrem vorräthigen Getreide in die Städte, und erfüllten damit die Marktplätze. Ich ſelbſt habe in dem Jahre 1766 auf den Landgütern zweyer Edelleute einen Vorrath von Oel und Weitzen geſehen, der hinreichend war, ſie und ihre Bauern wohl 2 Jahre zu nähren. Nichts deſtoweniger würde in keinem Lande, beſonders im

Päbſt-

Päbſtlichen, Neapolitaniſchen, und in Toskana einiger Mangel geweſen ſeyn, wofern durch Unvorſichtigkeit der Regierung die öffentlichen Korn-Magazine nicht zum voraus ausgeleert worden wären.

Es hatte ſich damals der Fall ereignet, der unter die ſeltenſten gerechnet werden muß, daß zu gleicher Zeit in allen Ländern am mittelländiſchen Meer das Getreide nicht gerathen war. Sonſt iſt es wegen der vielen Häfen und Bayen, wo faſt beſtändig mit Korn und allerhand Getreide beladene Schiffe anländen, faſt unmöglich, in eine ſolche Verlegenheit zu gerathen. Daher kommt es, daß der König beyder Sicilien und der Pabſt zulaſſen, daß aus den öffentlichen Magazinen faſt jährlich eine große Menge Getreide an Fremde verkauft wird, und daß in Toskana die öffentliche Magazine ganz eingegangen ſind, und der freye Kornhandel zugelaſſen iſt. Der weiſe Graf Richecourt, der vor dem Marechal Botta Gouverneur in Toskana war, wurde durch Erfahrung gewahr, daß man ſich auf den Hafen Livorno verlaſſen könnte. Durch Nachläßigkeit und Untreue der Oberaufſeher waren einsmals ohne ſein Wiſſen die Kornmagazine ſo ausgeleert, daß der Vorrath nicht hinreichend geweſen wäre, nur acht Tage die Einwohner der Stadt Florenz mit Brod zu verſehen. Damit das Gerüchte dieſer bevorſtehenden Noth nicht unter das Volk verbreitet, und ſein vortheil-

haftes Vorhaben nicht vereitelt würde, ließ er die Magazine verschließen, und alle diejenigen, denen die Sache bewußt seyn konnte, in einer Nacht in die Festung führen. Zu gleicher Zeit schickte er einige vertraute Männer nach Livorno, mit dem Befehl, den fremden Kornhändlern einige tausend Malter Getreidt zum Verkaufe um einen theuren Preis anzubieten. Da nun diese den theuren Preis verlachten, und vorgaben, sie würden ihnen um ein Drittel wohlfeiler das ihrige verkaufen, so machten sie augenblicklich den Accord mit ihnen, und in Zeit von 8 Tagen füllten sie die Magazine zu Florenz mit Korn und Weitzen an. Dieser Zufall belehrte die Toskaner, daß wo Häfen sind, man keine Kornmagazine nöthig habe, und gab dem Marechal Botta Muth, die zu öffentlichen Magazinen bestimmten Kapitalien nach Wien zu schicken, und dieselben eingehen zu lassen.

Weil der Italiänische Weitzen, das türkische Korn und die Bohnen von vorzüglicher Güte sind, so werden diese Arten von Früchten von fremden Nationen sehr gesucht und theuer bezahlt. Es kann auch von den Italiänern eine große Menge davon verkauft werden, weil der größte Theil der Bauern vom Buchweitzen (bléd noir) von Kastanien und türkischem Korn lebet.

Rechnet

Rechnet man nun noch den Ertrag der mannichfaltigen Arten von Wein, des köstlichen Baumöls, der vortreflichen Citronen und Pomeranzen, der trockenen Feigen, welche aus ganz Italien in fremde Provinzen verkauft werden, den Seidenbau, der in Piemont 6 Millionen Scudi, und in Toskana 2 Millionen einträgt, den häufigen Hanf und Toback im päbstlichen Staate, die Menge Reis in der Lombardie, die sehr einträglichen Stuttereyen im Neapolitanischen, in Piemont, und in der Maremma, die grose Menge Hornviehes, besonders Büffelochsen, längst dem Meere auf der Ost- und Westseite, die köstlichen Käse in der Lombardie, den Thunn-Fisch- und Sardellenfang im toskanischen Meere ꝛc. so muß man über die Mannichfaltigkeit der natürlichen Güter Italiens erstaunen.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

Fortsetzung
der
ersten Unterredung
zwischen W** und dem Pfarrer zu ***

(S. Seite 96. des Aprils.)

Der Leser erinnert sich, daß ich in Erzählung meiner Unterredung mit dem guten Pfarrer zu *** bey der

Frage des Pfarrers stehen blieb: „werden Sie Ihrer „Tochter auch den Idris und die komischen Erzählun„gen zu lesen geben?„

Der gute Mann sagte dies zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel strotzenden Geelschnabels, deßen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er sich einbildet, er habe seinem Gegner eine Nuß aufzuknaken gegeben. Ich sah es deutlich in seiner ganzen ehrlichen Gesichtsbildung, daß sein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzufreymüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu setzen besorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unschuld und harmlosen Absicht wieder gut machen möchte.

Ich. Herr Pfarrer, Sie wissen es kömmt beym fragen viel darauf an, wer der Mann ist, der die Frage thut, und wer der Mann ist, der gefragt wird. Ich kenne manchen Clericus und Layen, dem ich auf die nemliche Frage, die Sie izt an mich gethan haben, mit stillschweigender Verachtung antwokten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem brayen Manne; denn der sind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, gesezt auch, Sie hätten — wie diesmal — etwas gefragt, das Sie Sich sehr leicht selbst beantworten konnten. Ich sage Ihnen also: Nein;

Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komiſchen Erzählungen, ſo wenig als die Dialogos Meretricios des Lucian oder den goldnen Eſel des Apulejus zu leſen geben: Aber ich werde ſie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloßes Beyſpiel die beſte moraliſche Erziehung für ihre Töchter iſt — ſo zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts ſchaden ſoll, wenn ihnen etwan, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein, in die Hände fallen ſollte. Eine geſunde Seele gleicht, auch in dieſem Stücke (wie in vielen andern) einem geſunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceß aushalten, und manches ohne Gefahr zu ſich nehmen, und wieder an den gehörigen Ort befördern kann, was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

Der Pfarrer. Sie verdienen in ihren Kindern glücklich zu ſeyn —

Ich. Wenigſtens iſt das höchſte Glück, ſo ich mir vom Himmel erbitte, daß er — ſo ſehr meine Seele an den holden Geſchöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als ſie den Augenblick erleben laſſen wolle, wo die Unſchuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaſchen kann, befleckt werden ſollte. Wie oft hat der bloße Gedanke — wenn ich das gute

gefühlvolle Mädchen, das Sie eben izt sahen, bey einem Anlaß, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlungen äußerte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete, — wie oft hat da der bloße Gedanke, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt, als die, worinn wir leben, Schaden leiden könnte, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

Der Pfarrer. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dies sagen, in ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten; es kann mir gar nicht einfallen, daß Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrophierung der Dichter hinriß, hatte etwas so drollichtes, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweydeutige Wohlmeynenheit, daß es würklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd:

Sie

Sie irren ſich ſehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daß ich die komiſchen Erzählungen oder den Idris deswegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daß ſie von jungen Mädchen geleſen werden. Der Grund, warum ich dieſe Gedichte, und alle andre Bücher dieſer Art, aus der ſehr kleinen Büchersamlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausſchließe, iſt der nehmliche, warum ich, bey aller ſchuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daß meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis oder gewiſſe Kapitel in den Büchern des Moſe, im Buche der Richter, und im Propheten Ezechiel zum Gegenſtand ihrer Meditation machen, oder nur jemals — bis ſie ohne Schaden Alles leſen darf — zu Geſichte bekommen ſollte. Denn wahrhaftig ſo lang izt die Abentheuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzeßin Rahimu ſchädlich ſeyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schweſter Ahaliba, — ungeachtet ihrer allegoriſchen Deutung — wenig zur Verſchönerung ihrer Seele beytragen.

Der Pfarrer. Ich kann und will nicht glauben, daß Sie dieſer Kapitel eines Buches, deſſen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der böſen Abſicht erwähnen ſollten, mit welcher der Spötter Voltaire ſie bey jeder Gelegenheit zu citiren pflegt; indeſſen —

Ich. Lieber Herr Paſtor, laſſen Sie Sich, ich bitte Sie, ein für allemal ſagen, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böſer Abſicht reden oder thun kann. Sie können ſich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von unlautern Abſichten entferntern Sterblichen vorſtellen, als der Mann iſt, den Sie vor ſich ſehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der itzigen Stimmung des teutſchen Nationalgeiſtes (wofern wir anders einen haben ſollten) angemeſſen iſt: ſo geſchah es gewiß in keiner ſchlimmern Abſicht, als in welcher Sokrates ehmals unter den Athenienſern (die ihn größtentheils nicht beſſer verſtunden als mich die Teutſchen) das nehmliche that. Aber hier zwiſchen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verſpreche Ihnen Hand in Hand, daß ich, ſo lange ich mit Ihnen ſprechen werde, ſo unverſtellt und geradezu ſprechen will, als meine Seele mit ſich ſelbſt zu reden pflegt. Meine Abſicht, da ich vorhin der ſchändlichen Geſchichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnte, war gar nicht, die Methode zu mißbilligen, deren ſich der Prophet bedient, um das treuloſe Betragen des Volkes Iſrael und Juda gegen den Gott ſeiner Väter in der abſcheulichſten Geſtalt darzuſtellen. Ueber dieſen Punkt werd' ich vielleicht in der Folge Gelegenheit haben, Ihnen meine Gedanken zu ſagen. Izt wollt' ich nichts damit ſagen, als was Sie, mein ehrwürdiger

Herr

Herr, gewiß nicht zu läugnen begehren werden: daß die Geſchichte der Abſcheulichkeiten der beyden Schweſtern Ahala und Ahaliba (im 16 und 23 Kapitel Ezechiels) gewiß eben ſo wenig, als die Geſchichte der Schwachheiten der ſpröden Diana und der Unverſchämtheiten der Königin Juno in den komiſchen Erzählungen, dazu gemacht ſind, von unſchuldigen jungen Mädchen geleſen zu werden. Und ſo beweißt dieſe Inſtanz immer ſo viel, daß die beſagten komiſchen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel verdammliches daran ſeyn mag — gewiß nicht aus dieſem Grunde verwerflich ſind, weil ſie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich ſagte vorhin eben ſo wenig, und that mir ſelbſt damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweydeutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken geſtehen werden, daß ſie den Idris und ſelbſt die komiſchen Erzählungen mehr als einmal geleſen haben, und nicht ſchlimmer dadurch geworden ſind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die beſagte Kapitel des Propheten mehr als einmal leſen wird; und keine Frau, von welchem Charakter ſie ſeyn mag, die über dem Leſen derſelben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

Der Pfarrer. Die Sittenlehrer pflegen ſonſt, wie Ihnen nicht unbekannt ſeyn kan, die feine Art ſchlüpfrige

rige und zur Wolluſt reizende Gegenſtände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige da man das Laſter, ohne einen verſchönerndern Schleyer darüber zu werfen, ungeſcheut, mit ſeinem rechten Namen nennt, und mit ſeinen natürlichen Farben in ſeiner ganzen viehiſchen Mißgeſtalt darſtellt.

Ich. Es giebt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wiſſen was ſie reden. Man muß weder die Welt kennen, noch ſelbſt die mindeſte Feinheit des ſittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daß eine Elegie vom Tibull den Sitten eines jungen Menſchen gefährlicher ſey als die Priapeia. Alle rechtſchafnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um dieſe Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung verſichert; und es wäre nichts leichters als die Sophiſtereyen eines Bayle über dieſen Punkt mit den triftigſten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Uebrigens dächte ich doch, ein Mann von Ihrer Unterſcheidungsfähigkeit ſollte den Unterſchied nicht überſehen, der zwiſchen einem verhüllenden und verſchönernden Schleyer iſt. Das Laſter an ſich ſelbſt iſt häßlich; wer es verſchönern wollte, würde es ſchminken und herausputzen müſſen, und dadurch allerdings zu einem ſchändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie geſagt, verſchönern und verſchleyern ſind zwey ganz verſchiedene Dinge. Es giebt Laſter die man nicht genug

entblößen kann, um ſie in ihrer wahren Häßlichkeit darzuſtellen. Von dieſer Art ſind z. B. Ungerechtigkeit, Untreue, Beſtechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geiſtlicher und weltlicher, Heucheley und Gleißnerey, Unduldſamkeit, Neid, Schadenfreude, und dergleichen. Es iſt keines unter allen dieſen Laſtern, das nicht unter dem Schleyer der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und, bloß darum weil es ſo gut verſchleyert und maskirt war, faſt immer ungeſtraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Dieſen Laſtern den vermummenden Schleyer und die verſchönernde Maske abzuziehen, iſt nöthig, iſt Pflicht der Weiſen und Guten; ihre Nakteheit iſt das unfehlbarſte Mittel Abſcheu zu erwecken, und kann nie gefährlich ſeyn. Aber es giebt, wie Sie wiſſen, auch andre unſittliche Handlungen, ſie mögen nun Vergehungen eines Augenblicks der Unbeſonnenheit, oder Ausſchweifungen einer an ſich ſehr natürlichen Leidenſchaft, oder Früchte laſterhafter Gewohnheiten ſeyn, welche der Sittenlehrer eben darum verſchleyern muß, weil es gefährlich wäre, ſie zu ſehr zu entblößen. Sie verſtehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über dieſen Punkt?

Pfarrer. Nein; auch war meine Meynung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, ſchlechterdings Recht zu geben.

Ich.

Ich. Ueberdies, was auch einige würkliche oder feynwollende Catonen sagen mögen, ist nichts falscher als der Stoische Lehrsatz: alle Sünden sind gleich —

Pfarrer. Soviel ich weiß, giebt es, wenigstens heut zu Tage, keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der einen so widersinnigen Satz behauptete.

Ich. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nicht Alles lese was gedrukt wird. Aber ich finde doch häufig genug, daß man in besondern Fällen gerade so urtheilt als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf den ich so oft habe hören müßen, daß ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemißbraucht hätte, gewisse Laster mit reitzenden Farben zu schildern, und in verführisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Ton sangen, geurtheilt? Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, eh man einen Mann der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehäßigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind soweit entfernt mit Kentnis der Sache zu sprechen, daß sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censor-Ton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle fromme Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmal gelesen

leſen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht leſen können, dies freylich am Ende nichts verſchlägt. Für gewiſſe Leute ſind alle Sünden gleich, nicht weil dieſe Leute Stoiker ſind, oder gerne Paradoxes Zeug behaupten; ſondern weil ſie ſo wenig Welt- und Menſchenkentnis haben, daß Meſſalina und Ninon Lenclos, Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloiſe in ihren Augen Geſchöpfe von einerley Art ſind. Es ſind H*r*n, ſagen ſie, und bilden ſich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu ſeyen, und der Tugend einen mächtigen Dienſt gethan zu haben, daß ſie das Kind ſo freymüthig mit dem rechten Namen genennt. — Gott bewahre mich, daß ich jemals unſittliche Handlungen beſchönigen, oder den Abſcheu den ſie verdienen vermindern wollte! Aber iſt es nicht auf der andern Seite Pflicht des Menſchen und Chriſten, nur das Laſter, nicht die Perſonen die es begangen haben, zu verabſcheuen? Und wie ſoll es jemals möglich ſeyn, dieſe Pflicht gehörig auszuüben, wie ſoll der Unbilligkeit und Liebloſigkeit in Verurtheilung unſers Nebenmenſchen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens ſo viele Klagen führen, geſteuert werden können, wenn man keine Rückſicht auf die Umſtände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nemliche Handlung die an dem einen den höchſten Abſcheu verdient, bey dem andern mehr bedaurens- als ſtrafwürdig iſt? Wenn man keinen Unterſchied zwiſchen den ungeheuerſten Verbrechen und den menſchlichſten Schwachheiten macht? Keinen Unterſchied

zwiſchen

zwischen dem Gleißner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beyder durch seine Thaten spottet; und dem Bidermanne, der bloß darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser sich bey dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meynung zu setzen, weil er zu gewiß weiß, daß er ein rechtschafner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Oechslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Curius oder Cato heuchelt und Bacchanale lebt; und dem ehrlichen Kerl, der in einem Anfoß von leichtsinniger Frölichkeit seiner Einbildungskraft und seinem Wiz zuviel Freyheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen Sänger seiner eignen brutalen Ausschweiffungen (einem Rochester oder Grecourt) und dem harmlosen Anakreon, der in seinem Neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäßigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Jonischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so glücklich gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beynahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen konnten? Zwischen einer Schatullidse, die unter der Maske einer spizfündigen Delicatesse heimlich allen Forderungen

eines

eines unbändigen Temperaments genug thut; und einer Phädra, die nicht eher als nach einem alleihre Kräfte erschöpfenden Kampfe der Allgewalt einer unfreywilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliehrt, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaßliche Lucretia, die sich große Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Characteren (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen, u. s. w. welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie würklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studierstübchen den Kopf mit willkührlichen Abstractionen und Spinnenweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion sind in der Natur; sie sind keine Hirngespenster, wie Mancher, von Schulwiz frisch aufgeblasener Homunculus und mancher alte, halbkindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Cirkelchen seiner Bekantschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen, u. s. w. sind freylich sehr reitzende, liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß

ihnen

ihnen dennoch ihr Recht wiederfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun, so kann warlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles was schön, und liebenswerth und bezaubernd ist in ihrem Geist, ihrer Person, und in ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den eckelhaften Farben mahlen, die sich nur für die Ahala's und Ahaliba's schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelwürdig insofern sie eine Sünderin ist; aber wenn sie nun gleichwol Wiz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kentnisse, Talente, kurz tausend Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanftgebrochenes Zauberlicht werfen: soll der Dichter sie nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln wenn sie in seinem Gemählde sich selbst ähnlich, und also eben so verführerisch ist als in der Natur? Und kann man ihm alsdann nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemahlt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?

Der Pfarrer. (lächelnd.) Ich habe Sie lange reden laßen; und ich dächte dies sollte einem Manne meines Standes, der von Amtswegen so oft allein reden muß, und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

Ich. Allerdings, und für kein geringes!

Der Pfarrer. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist —

Ich. Auch dies, Herr Pfarrer, ist billig einem Clericus zu größerm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

Der Pfarrer. Wie satyrisch!

Ich. Es ist mein ganzer Ernst. Weiße Raben sind kaum seltner als ein Theolog, oder ein Professor, oder ein Autor eines Systems, wär's auch nur ein Schul-Compendium, dem es nicht um's Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

Der Pfarrer. Ich zweifle nicht, daß es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die Meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meynungen überzeugt, daß sie bloß darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daß sie würklich immer Recht haben.

Ich. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daß ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

Der Pfarrer. Ich wollte Ihnen bekennen, daß ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reizenden Farben geschildert hätten„ vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muß gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht, und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daß er daran Arges thue, und vielleicht gar in der Meynung Gutes zu thun —

Ich. Sie werden dies in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine lezten Worte auf den Gedanken gebracht, daß ich wieder reden wollte.

Ich. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist izt noch nicht Zeit, daß ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

Der Pfarrer. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muß Ihnen noch gestehen, daß die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe wie Ihre Auroren, Danaen, Amö-

Amönen u. ſ. w. oder ſo ärgerlicher, wie ihre Dianen und Junons, Rahimous und Schatulliöſen ſind, mir kein hinlänglicher Grund zu ſeyn ſcheint, die Moralität der ſchönen und auch die kälteſte Phantaſie erhitzenden Gemählde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie ſelbſt begehren doch nicht zu läugnen, daß in dieſen Gemählden etwas gefährliches und verführeriſches iſt, ſonſt würden Sie nicht geſonnen ſeyn, ſie vor ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun iſt doch nichts natürlicher als die Frage, was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daß Sie gar keine Rückſicht auf ſolche nehmen; auf ſo viel tauſend junge ehrliche Mädchen, die es wenigſtens eben ſo nöthig haben, als die Ihrigen, daß man gefährliche verführeriſche Gemählde vor ihnen verberge? Wär' es, da man dieſe Gemählde doch vor ſo vielen verbergen muß, nicht beſſer geweſen, ſie gar nicht öffentlich aufzuſtellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf, mit der Verſuchung ſie bekannt zu machen, erſparen — wär' es nicht beſſer ſolche Gemählde überall gar nicht zu mahlen?

Ich. Was dieſen leztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzeſten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die ſehr warmen, ſehr wollüſtigen Gemählde des hohen Liedes, und an die ſehr ärgerlichen Gemählde der H***yen der mehrbeſagten allegoriſchen Damen Ahala und Ahaliba erinnern. Sie können warlich

keinen stärkern Beweis, daß es nicht besser seyn muß, solche Gemählde überall gar nicht zu machen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemählde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daß ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre beruht ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemählde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zween Punkten: Sie finden solche, an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daß ich sie mit zu viel Wärme coloriert habe. Das leztere mag wohl hier und da geschehen seyn. Ich wollte izt freylich lieber, daß es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen? zumal wenn er, so wie ich, gänzlich überzeugt ist, daß das Aergerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemählde liegt, kein Grund ist noch seyn kann, sie gar nicht zu mahlen. Denn, bey dieser Ueberzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Composition den Dichter da oder dort ein wenig über die Grenzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten?

Der Pfarrer. Dies leztere begreiffe ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Ueberzeugung, daß ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemählde mahlen dürfe?

Ich.

Ich. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dies war es nicht, was ich sagte. Gemählde, die in ihrem Gegenstande etwas ärgerliches oder verführisches haben, sind darum noch keine ärgerliche und verführische Gemählde.

Der Pfarrer. Sie haben recht; verzeihen Sie mir es, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wünschte doch, daß Sie mir den Grund ihrer vorgedachten Ueberzeugung mittheilen wollten.

Ich. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umstand, daß die ganze Welt schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführischer Personen, Handlungen und Sachen ist? Dies werden Sie doch wohl nicht läugnen wollen?

Der Pfarrer seufzte.

Ich. Nennen Sie mir einmal, ich bitte Sie, ein Laster, welches nicht ärgerlich, und wenigstens für manche Leute verführerisch wäre? Scheinen Ihnen etwan Heucheley, Scheinheiligkeiten, falscher Religionseifer, pharisäischer Hochmuth, unbändige Herrschsucht, wissentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Bestechung, Verrätherey, Giftmischerey, u. s. w. nicht eben so ärgerliche und verführische Verbrechen als Schwelgerey, Völlerey und Unzucht? Und

iſt dieſes Erdenrund nicht von jeher mit Menſchenkindern bedeckt geweſen, welche alle dieſe und noch viel mehr höchſt ärgerliche Laſter begangen haben? Iſt die Geſchichte wohl viel beſſer, als ein ungeheures Sündenregiſter des menſchlichen Geſchlechts? Wie groß iſt nicht die Anzal der Kayſer, Könige, Fürſten, Feldherren, Staatsminiſter, Günſtlinge, Hofnarren, — Päbſte, Biſchöffe, Aebte, Prieſter und Leviten, ꝛc. — item: der Königsweiber und Königstöchter, Dames d'Honneur, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauſpielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, u. ſ. w. die eine höchſtärgerliche Rolle auf der Welt geſpielt haben, und vermittelſt der Geſchichte, die uns zu Zuſchauern ihrer Thaten macht, noch immer fortſpielen? Und gleichwol iſt noch keinem klugen Menſchen eingefallen, die Declamationen gewißer wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geſchichtbücher, aus dem nemlichen Grunde weil ſie ärgerlich ſeyen und verführen könnten, überall vernichtet wiſſen wollten, der mindeſten Aufmerkſamkeit werth zu halten. Gewiße Perioden in der Europäiſchen Geſchichte, z. E. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen ſich durch das ſcheusliche Gemählde ſittlicher Verdorbenheit und die ſchändlichen Beyſpiele, ſo ſie darſtellen, vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuſchlagen was einer der verdienſtvolleſten Geſchichtskundigen unſrer Zeit von dem ſogenannten Mittlern Zeitalter ſagt: — „Der Geſchichtſchreiber, wenn er bis an die erſten

„Quel-

„Quellen der Begebenheiten zurückgeht, muß über den „Charakter der damaligen Geiſtlichkeit erſtaunen, „und, von der Menge der Vorſtellungen ermüdet, wird „er unfähig das Gemählde ihrer Leidenſchaften zu ent„werfen. Hier findet keine Miſchung von Tugenden „und Fehlern ſtatt; — der tugendhafte Mann flieht „bey dieſem Anblick zurück wie bey den Gemählden „eines Aretins (*) „ — Und gleichwohl iſt es eine Schuldigkeit des Geſchichtſchreibers, uns dieſe Gemählde der verderbteſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechts, mit ihren Urſachen, Umſtänden und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemahlt, ſo warm und lebhaft darzuſtellen, als es zur Erreichung des ſittlichen Endzwecks, uns dadurch weiſer und beſſer zu machen, vonnöthen iſt! Will ſich jemand daran ärgern, ſo hab', er's ſich ſelbſt!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich ſchöpfte ein wenig Athem.

Der Pfarrer. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

Ich. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin ſpecificierten Laſter ſind ſo häßlich, daß es unmöglich iſt von ihnen verführt zu werden, ſobald

(*) Haberlins Geſchichte von Teutſchland 1 Periode S. 69.

man ſie in ihre wahre Geſtalt zurück zu treten nöthigt. Es iſt daher auch, wie ich oben ſchon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als ſie zu entlarven. Aber was denken Sie von ſo manchen in der Weltlichen- oder Kirchen-Geſchichte glänzenden Männern, deren Leidenſchaften und oft ſehr große Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, beſonders der religioſen Heiligkeit, ſo zu ſagen übergüldet werden? Meynen Sie nicht, daß Männer wie Sanct Bonifaz, Sanct Bernhard, Sanct Thomas von Canterbury, Sanct Heinrich der Zweyte, der Mönchenvater, (*) u. ſ. w. durch ihre menſchliche Schwachheiten und Leidenſchaften, wiewohl ſolche mit dem ſechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt wendlich mal mehr Schaden gethan haben, als alle Damen der vergangnen, itzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daß es nicht gefährlich iſt, ſolche Perſonen, ſolche Charakter (und wie viel hat deren die Geſchichte nicht?) ins Schöne zu mahlen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beſchönigen, ihre Schwachheiten und Uebereilungen zu entſchuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht ſeyn, der, wenigſtens einige von ihnen, nicht allen ihren Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeynende, zum theil auch wohl vortrefliche und große Männer, ſchildern würde; unbekümmert, ob nicht manch-

cher

(*) So nennen ihn ſeine gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, in der Meynung, ihn höflich dadurch zu ehren.

cher ſchwache Kopf oder böſe Bube ſich von dem Beyſpiel ihrer Fehler verführen laſſen oder hinter ſolches ſich verſtecken und ſagen werde: ego homuncio hoc non facerem?

Der Pfarrer. Ich verſtehe Sie, und ſehe die Anwendung, die Sie von dieſer Bemerkung gemacht wiſſen wollen.

Ich. Mir däucht, ſie macht ſich von ſelbſt. Es iſt eben ſo erlaubt, eine Danae, eine Heloiſe, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu ſchildern, als es erlaubt iſt, einen Mann mit einem Nimbus zu mahlen, der, bey aller ſeiner ſtrengen Heiligkeit und Mönchiſchen Tugend, von Herrſchſucht und Eifer ſich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreiſſen ließ, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anſpornte, und arme harmloſe Philoſophen verfolgte.

Der Pfarrer ſah auf ſeinen Rock.

Ich. Ach! mein guter Herr Pfarrer; der ſchwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum ſollte ein ehrlicher Pfarrherr, — trotz den Vorurtheilen, die ſich noch aus jenen heilloſen Zeiten herſchreiben, wo ein bischen Keuſchheit, wie eine Meſſerſpitze voll Philoſophiſches Pulver, hinlänglich war die menſchenfeindlichſten Laſter

in goldne Tugenden zu verwandlen — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

Der Pfarrer. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und außer der ehlichen Verbindung aufs nachdrücklichste zu befördern, und den entgegenstehenden Lastern, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich. Ich gestehe Ihnen, daß ich viel weniger unmittelbare Veranlaßung gehabt habe als vielleicht tausend andre Unsersgleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daß ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

Der Pfarrer. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müße, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keusch-

heit

heit entgegen ſetzen, zu minieren, als die Reitzungen zu dieſen Sünden zu verſtärken. Jenes geſchieht, däucht mir, wenn den Sünden dieſer Art, durch die Reitzungen und die Liebenswürdigkeit der Perſonen, die man ſie begehen läßt, durch gewiße verſchönernde Wendungen, die man der Sache giebt, und durch den Grazien-Schleyer, den man über das Anſtößigſte zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit aſſociirt ſeyn ſollte: Dieſes wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberey der Beredſamkeit und Poeſie aufbietet, um wollüſtige Gemählde zu machen, ohne daß ſich irgend eine moraliſche Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabey hätte haben können, denken ließe. — Sie haben mir, mein liebſter Herr W** zu Rechtfertigung eines Theils ihrer Schriften, und zu Beſtimmung des Standpuncts woraus ſolche zu beurtheilen ſind, vieles geſagt, wofür ich Ihnen verbunden bin; aber mir däucht, daß alles, was Sie bisher vorgebracht haben, noch lange nicht zureiche, dieſen gedoppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hievon?

Ich. Wir ſuchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund; dies iſt unſer beyder großes Intereße; wie könnten wir bey dieſer unſrer Unterredung ein Anders haben? Ich habe Ihnen ſchon geſtanden, daß ich, beſonders was Ihren zweyten Vorwurf betrift, nicht völ-

lig

lig mit mir ſelbſt zufrieden bin. Indeſſen däucht mir, das was Sie ſo eben ſagten, zerfalle in einige ſehr verwickelte Aeſthetiſch-Moraliſche Probleme, deren Auflöſung nicht ſo leicht iſt, als Sie zu denken ſcheinen. Ich bin ſehr geneigt, dieſe Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun ſchon an mir gewohnt ſind, vorzulegen, wenn Sie anders Luſt zu einer zwooten Unterredung haben.

Der Pfarrer ſagte mir, daß er Geſchäfte hätte, die ſeinen Aufenthalt bey uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zwoote Zuſammenkunft ab, und ſchieden für diesmal als ſehr gute Freunde von einander.

V.

Theatraliſche Neuigkeiten.

Hamburg — denn unter den verſchiedenen Bühnen, von denen ich bishero noch keine Neuigkeiten erzählt habe, zieht mich vor allen andern das Theater dieſer Stadt an ſich — hat ſeit langer Zeit ein Glück genoſſen, deſſen ſich wenig teutſche Städte rühmen können. In einer langen — obgleich nicht ununterbrochenen — Folge von Jahren haben ſich unſre beſten Schauſpieler vor dieſem Publikum gezeigt, die Schönemanniſche, Rochiſche und Ackermanniſche Geſellſchaften in ihren glänzendſten Epochen. Und ſollte Hamburg

Hamburg nicht durch das Andenken unſterblich werden, das Leßing von der großen, leider vereitelten, Unternehmung, eine Nationalbühne daſelbſt zu gründen, geſtiftet hat? Noch jezo beeifert ſich die verwittwete Madam Ackermann mit ihrem Stiefſohne, Herrn Schröder, durch den Rath ihres Theaterdichters, des Herrn Bock, unterſtüzt, ihre Vorgänger zu erreichen, und den guten dramatiſchen Geſchmack von Hamburg mehr zu beſeelen als erkalten zu laſſen. Von ihrem patriotiſchen Enthuſiasmus für die Aufnahme der Bühne zeugt diejenige Ankündigung, worinnen ſie vor kurzem den dramatiſchen Schriftſtellern allerley Vortheile verſprochen hat. Wenn gleich — wie Berlin und Wien bereits erfahren — Preiſe nur ſelten das Mittel ſind; wenn Männer von Talenten ſich gleich nicht gern einem unbeſtimmten Richterſtuhle unterwerfen, deſſen Einſichten ſie nicht kennen; wenn gleich die Raubſucht der Drucker, welche ſchon oft aus den Partheien der Schauſpieler Stücke ohne Vorbewußt der Verfaſſer edirt haben, den Autoren leicht den Vortheil entziehen könnte, der ihnen noch von dem Drucke ihrer Arbeiten zu hoffen übrig bleibt; mit einem Worte, wenn gleich den Abſichten der Madam Ackermann manche Hinderniſſe entgegenſtehen: ſo iſt es doch eine rühmliche Bemühung, die Vorſtellungen aus der Handſchrift zu vermehren, und dem Mangel an Originalen und guten Ueberſezungen abzuhelfen.

Im vorigen Herbſt — denn von da geh' ich aus — erhob ſich ein heftiger theatraliſcher Krieg über den Werth und Unwerth einiger der vornehmſten daſigen Schauſpieler, der ſich, wie gewöhnlich, auf Perſönlichkeiten gründete, und zulezt, um die Sache doch etwas wichtiger zu machen, über die Sittlichkeit der Bühne überhaupt ausgedehnt ward. Herr Wittenberg, ein Mann, den ich meinen Leſern nicht zu ſchil-

bern brauche, gab das Signal dazu. Er, der sonst mit freygebigen Händen denen ersten Schauspielerinnen Weihrauch gestreut hatte, verwandelte sich, nach seiner besondern Geschicklichkeit sich zu metamorphosiren, plötzlich in den unvernünftigsten Tadler derselben, und alliirte sich, um die heilige Fahne vorzutragen, mit Herrn Götze, dessen Anathema gegen das Theater im Altonaer Postreuter häufig erneuert und eingeschärft ward. Ein gewisses Wochenblatt, das er unter dem thrasonischen Titel, Allgemeines teutsches Wochenblatt zur Ehre der Lectüre heraus gab, und worinnen die (höchst schaalen) Theaterartickel noch das Beste waren, ward in der Folge sein vornehmster Kampfplatz. Andre Zeitungsschreiber (z. E. der Wandsbecker Bothe) und Wochenblattsverfaßer ermangelten nicht, ihm seine gebührende Züchtigung deshalb wiederfahren zu laßen. Dies gab einem Ungenannten Gelegenheit, sich in einer Brochüre: Rattenbalgereien einiger Wochenblattisten und Zeitungsschreiber wegen der Hamburger Schaubühne über den ganzen Streit lustig zu machen. Einige Schauspieler, z. E. Hr. Brockmann und Dem. Ackermann (die ältere) suchten ihren guten Laimund selbst zu retten. Das Sendschreiben eines Hamburgers und die Antwort auf daßelbe entschieden nichts. Zu Boden ward hingegen Herr Wittenberg durch den Verfaßer eines dramaturgischen Etwas geschlagen, und sein Freund der Urheber des (jämmerlichen) Briefwechsels zweener Teutschen, die teutsche Litteratur und die Hamburger Bühne betreffend, konnte ihn nicht wieder aufrichten. Ja, dieser sein Freund, ließ sich zulezt zu solchen Niederträchtigkeiten herab, daß ihm ein Verbot der Obrigkeit Stillschweigen auferlegen muste. Ein Theatralisches Wochenblatt, das zu Hamburg noch mitten in der Hitze dieses Streites (den 30sten August) angefangen ward, und (bis zum 24sten

Merz

Merz) aus 20 Stücken beſteht, hat das Meiſte dazu beygetragen, dem bellenden Kunſtrichter das Maul zu ſtopfen. „Weit entfernt, ſagen die Verfaſſer deſſelben, „uns zu ſchmeicheln, die Stelle eines Leſſings, eines „Sonnenfels zu erſetzen, werden wir nur durch Be„ſcheidenheit unſre Kollegen zu übertreffen ſuchen.„ Es hat daher dies Wochenblatt für den Geſchichtſchreiber der Bühne einen groſſen Werth, wenn es auch dem Kritiker keine neuen Ausſichten eröfnen ſollte.

Ein Hauptverdienſt der jetzigen Theaterdirection in Hamburg, zu dem unſtreitig die Bemühungen des Herrn Bock viel beytragen, iſt, glaub' ich, dieſes, daß ſie diejenigen Werke der Ausländer, welche ſie aufführt, zu nationaliſiren ſucht, und glücklicher nationaliſirt, als es in Wien, bey gleich gutem Vorſatze, zu geſchehen pflegt. Aus dem Bourru bienfaiſant iſt ein ehrlicher Meklenburger gemacht, ſo wie faſt alle Stücke von Goldoni umgeändert worden. Die School for Wives ſpielt in Schleſien, und der Irrländer iſt in einen Pommer verwandelt. Den beſten Mann von Beaumont und Fletcher, (aus dem engliſchen Theater) wohl das erſte Luſtſpiel der ältern engliſchen Bühne, das in Teutſchland vorgeſtellt worden, hat man zuvor von Auswüchſen gereinigt. Die Schweſter des Frau Lenox, le dedain affecté, Kenrick's Frau ohne Mann (lezteres unter dem Titel: die Brunnenkur) ſind alle verändert. Kurz, in Hamburg verſucht man jezt die meiſten Gattungen von Schauſpielen, und kann (denn auch Ifgener wagt alles) es verſuchen.

Von den Originalen, die neuerlich von dieſer Geſellſchaft aufs Theater gebracht worden, ſind Clavigo, Götz von Berlichingen, die Jubelhochzeit, der Edelknabe, und der Graf von Wickham die Wichtigſten. Clavigo ward den 21ſten Auguſt das erſtemal

gege-

gegeben. Herr Brockmann iſt jezt der erſte Schauſpieler dieſer Geſellſchaft, und ſo erhielt er den Beaumarchais. Ob er ſich gleich im Meſſefont und im Eſſex einerley Beyfall erhält, und ihn in allen Rollen ſeine Bildung unterſtüzt, ſo ſcheint er doch mehr Würde und edlen Stolz, als Biegſamkeit und Lebhaftigkeit zu beſitzen; daher ſein Fürſt im Edelknaben ſeinen Beaumarchais übertrift. Herr Reinecke, der ſich ſonſt auf zärtliche Väter befleißigt, hatte den Clavigo, und in vielen Stellen gelang ihm dieſe ſchwere Rolle, die Kälte und Feuer zugleich erfodert. Herr Schröder iſt in niedrigkomiſchen Rollen groß, und ſo ſchien der Humor des Carlos nicht immer ſeine Sache. Dem. Ackermann die ältere ſpielt zwar die Sara und die Orſina, aber zärtliche Rollen ſind ihr unſtreitig natürlicher, und ſo gehörte ihr die Marie vorzüglich. — Den 24ſten October machte man das erſte Probſtück mit Götz von Berlichingen, und ſtellte ihn in kurzer Zeit dreymal vor. So wenig auch Herr Göthe für die Vorſtellung gearbeitet haben mag, ſo iſt doch die Abſicht der Schauſpieler löblich, den Zuſchauern lieber zu ſtarke als zu ſchwache Speiſe vorzuſetzen, und lieber einem großen als einem kleinen Dichter nach zu arbeiten. Von Seiten der Dekoration waren keine Koſten geſpart, und, mit Hülfe des Theatermahlers, Zimmermann, das Koſtume ſtrenge beobachtet. Um die Zerſtreuung einigermaßen zu mindern, über welche die Zuſchauer an andern Orten geklagt, ließ man hier bey der Vorſtellung einen gedruckten Auszug aus dem Göthiſchen Schauſpiele ausgeben, worinnen die Geſchichte des Stücks im Zuſammenhang vorgetragen war. Nicht allein, weil die Sentiments des Dichters, Hamburg angemeßner als Berlin ſind, ſondern, weil auch die Vorſtellung überhaupt hier beßer ausfiel, war der Beyfall allgemeiner und anhaltender. Götzen ſpielte Herr Reinecke. Bey der Mannigfaltigkeit der

Talente,

Talente, welche zu einer ſolchen Rolle gehören, wird ſie von keinem unſrer jetzigen Schauſpieler jemals ganz vollkommen geſpielt werden; die Scene, welche Herrn Reinecke am beſten gelang, war die mit dem Bruder Martin. Noch beſſer ward Weislingen durch Herrn Brockmann ausgeführt, vornemlich in der Scene, wo ihn ſein Gewiſſen peinigt. Die jüngere Dem. Ackermann (deren für unſre Bühne zu früh erfolgten Tod wir als einen wahren Verluſt beklagen müßen,) hatte die ſchlüpfrige Rolle der Adelheid, und riß ſich am beſten dadurch aus der Verlegenheit, daß ſie ihre Rolle mehr ins Stolze als ins Buhleriſche hinſpielte. Marie war an ihre Schweſter, das heißt, an die rechte Perſon gekommen. Madam Reinecke, die ſonſt als Marwood gefällt, bemühte ſich hier die ſanfte und gelaſſene Eliſabeth zu machen. Herr Schröder bekleidete (wozu bey dieſem Stück alle Geſellſchaften genöthigt werden) zwey Rollen zugleich, den Mönch und den Lerſe, unter welchen unſtreitig der lezere ihm am angemeſſenſten war. Herr Dauer, ein Anfänger, welcher in Operetten ſingt, und zuweilen den Petitmaitre erträglich macht, ſollte hier den Reutersjungen Georg vorſtellen. Beſſer ward Franz von Herrn Schütz geſpielt, welcher überhaupt, wenn er ſein natürliches Feuer durch Kunſt mäßigen wird, viel hoffen läßt. — Daß die Geſellſchaft der Jubelhochzeit gewachſen geweſen, wird keines ſolchen weitläuftigen Beweiſes bedürfen. Herr Schröder machte den Hausvater Klaus mit mit viel Humor, und Herr Klos (der noch beſſer ſingt als ſpielt) traf ſeinen Barthel recht gut. Herr Reinecke war ganz Robert, nur kein Sänger. — Es würde die Leſer ermüden, wenn ich diesmal noch mehrere Stücke ſo umſtändlich durchgehn wollte; daher bemerke ich nur noch, daß leider auch Originale wie der Gefühlvolle, der Kriegsgefangne und dergleichen geſpielt werden. Im December und im März that die

Gesellschaft eine Reise nach Schleswig; in ihrer Abwesenheit amüsirte Mr. Hamon mit seiner französischen Operette das hamburger Publikum.

Ich freue mich, diesmal von zwey Theatern einige Nachrichten ertheilen zu können, die wegen ihrer Entfernung weniger bekannt sind, von dem Münchner und dem Rigaer. Das erstere ist noch ganz in der rohesten Kindheit; und noch sieht man geringe Hoffnung, daß es vollkommner werden möchte. Die meisten Stücke, welche man zu München spielt, sind Wienerische und einige noch viel schlechtere Geburten, z. E. den unglücklichen Grafen von Poneis. Baierische Originale und Uebersetzungen kommen freylich immer häufiger zum Vorschein, aber, was sind sie alle, wenn man sie auf die Waagschale der Kritik legt? Die Namen der Schauspieler sind: Herr und Madam Nouseuil, Herr und Madam Nieser, Herr Appelt, Herr Renner, Herr Panderer, Herr Pallerschweng, Herr Clement Huber, Herr Xaver Huber, Herr Schüler, Herr Schiele, Madam Pauser, Dem. Robermann, Madam Sewald, Madam Scheibel, Dem. Pfeiffer. Dunkle Namen, werden die Leser ausrufen! Und in der That ist, außer Herrn Nouseuil, welcher sonst bey Marchand in Liebhabern gefiel, kein einziger auswärts bekannt, und noch etwa zwey, höchstens drey davon nur leidlich. Das Publikum zu München hat bereits viel gethan. Das Vergnügen an den ehmaligen rohen und ungesitteten Scherzen ist fast ganz verschwunden; die meisten, sogar einige Bürger vom untersten Range, freuen sich, und versammeln sich zahlreich, wenn zuweilen ein gutes rührendes Schauspiel oder eine Tragödie gegeben wird. Es ließe sich also von einem solchen Publikum in der That etwas hoffen. Der Unterdirector, Herr Nieser, (denn die eigentliche Direction hängt von dem Grafen Seeau ab) hatte

als

als er noch für sich selbst eine Gesellschaft dirigirt, den Muth, sogar auf einer Privatbühne ohne Hanswurst zu spielen, und es gelang ihm zu gefallen. Aber jezt läßt man bald wieder durch Uneinigkeiten unter den Schauspielern, durch Unthätigkeit und Geringachtung des guten Geschmacks von Seiten der höhern Direction, die ersten Keime der guten Hoffnung wieder ersticken. — Einige Edle dieses Landes haben eigne dramatische Versuche gemacht, welche in so fern wichtig sind, als ihr Stand der gesitteteten Bühne Ansehen verschaffen kann. Ein edler Herr von Speckner, des H. R. Ritter und Regierungsrath zu Burghausen, schrieb schon 1772 ein Trauerspiel: Der Baronet von Yorkshire, in fünf Akten und in Prosa; und vor kurzem ist von ihm ein Darius in reimlosen Jamben und in einem Akte erschienen. Von Nachahmungen fremder Muster haben alle Länder den Anfang gemacht, und selbst der Gedanke sie nachzuahmen muß zu gewissen Zeiten kühn genannt werden. Herr von Speckner wird unstreitig auf einen bestimmten Rang unter den teutschen tragischen Dichtern keine Ansprüche machen; sein Patriotismus und seine Bekanntschaft mit der Sprache des Theaters geben ihm dafür ein Anrecht auf das Amt eines Reformators in seinem Vaterlande —. Ein Graf von Savioli hat ein seines Standes würdiges Thema zu einem Lustspiele gewählt: Die Ahnensucht. Die Geschichte seines Stücks ist aus einer französischen Erzählung le Noble entlehnt, und die Hauptabsicht desselben geht dahin, den vernünftigen Ahnenstolz zu schildern. Meistentheils überrascht den Leser die Reinigkeit und Geschmeidigkeit der Sprache, welche darinnen herrscht. Nur hier und da bin ich angestoßen, z. E. der verehrliche (verehrungswerthe) Vorzug; der Ehestand ist ihr Antheil; wie fehlig war ich, etwelche Urkunden; der Saal ist derselben voll u. s. w. Zuweilen hat der Ver-

faſſer den pretiöſen Ton des franzöſiſchen Erzählers beibehalten, welcher im dramatiſchen Dialog nicht die beſte Wirkung thut, z. E. die Liebesfackel beleuchtet nur alsdann den Verſtand, wenn ſie zu erlöſchen anfängt. Die Sprache des gerührten Herzens ſcheint dem Herrn Grafen nicht immer geglückt zu ſeyn; ſo ſagt z. E. die Tochter, wenn ihr der Vater den Fluch giebt: Ihr Fluch tödtet mich; iſt wohl dem ſchmetternden Blitz ſoviel Gewalt eigen? — Ein Herr von Courtin hat einen Wohlthätigen geſchrieben. Wenn er mehr gefliſſen geweſen wäre, nicht ſowohl ein Ideal eines Wohlthätigen zu zeichnen, als dieſen Character durch ſeine Raiſonnemens und eigne Empfindungen zu beſtimmen; wenn er mehr die edlern Eindrücke zu ſeiner Abſicht gemacht hätte, als die Verlegenheit, in welche der Freigebige durch ſeine Wohlthaten geräth; wenn er eine gröſſere Mannichfaltigkeit von Wohlthaten und weniger romanhafte Begebenheiten aufgeſtellt hätte: ſo könnte ich ihn treuherziger loben. Im Komiſchen ſinkt er oft bis zum Gemeinen z. E. Die Männer ſind katzenartig u. ſ. w.

Durch die Unterſtützung des Herrn Geheimdenraths von Vietinghof dauert das (1773) zu Riga gegründete teutſche Theater noch immer fort, und iſt wenigſtens ſehr vollſtändig, wenn gleich nicht vollkommen geworden. Ich will unter den Mitgliedern deſſelben zuerſt diejenigen nennen, welche bereits einigen Namen vor ſich haben. Mit Recht gebührt Herrn Gäntner die Direction, als einem unſrer guten Schauſpieler noch aus der Schönemanniſchen Epoche, welcher ehedem in ernſten Liebhabern Beifall erhielt, und jetzt ſich in edlen Alten hervorthut. Madam Gantner, (ehmalige Dem. Rainer, beim Theater gebohren) gefällt vornemlich in ſchwatzhaften Wirthinnen. Ihre Tochter fängt bereits an, Liebhaberinnen nicht unglücklich zu

ſpielen,

ſpielen, und in Operetten (denn auch dieſe ſind das gröſte Labſal des Rigaer Publikums) zu ſingen; beſonders ſpielt ſie das Kätchen in dem Roſenfeſte ſehr gut. — Madam. Hübler iſt als Dem. Steinbrecherinn zu berühmt, als daß ich ſie zu characteriſiren nöthig hätte; ihr Mann aber erhebt ſich immer noch nicht über den Anfänger. — Herr Mende hat ſich von ſeiner Frau getrennt, und iſt nicht bey dieſem Theater. Hingegen hält ſich Madam. Mende mit ihrem nunmehrigen Manne Herrn Hündeberg zu Riga auf. Dieſer ſpielt alle Arten von Alten hier, doch nur die edlern vorzüglich, und er iſt ein Hausvater (im Didrotiſchen Stück) ungefehr von des verſtorbnen Schusberths Güte. Madam Hündeberg war ſchon als Madam Mende in Soubretten bekannt, und gefällt auch noch jetzt als Franciſca in der Minna von Barnhelm. Wie ſie aber, zumal bey ihrer heiſern Stimme, es wagen kann, auch als Orſina aufzutreten, und in Operetten zu ſingen, iſt ſchwer zu entſcheiden. Sie hat eine Tochter von ihrem vorigen Manne, eine Dem. Mende bey ſich, welche das Suschen im Aerndtekranz ganz artig ſpielt. Herr und Madam Engelmeyer haben ſich ſchon bey ſo vielen Geſellſchaften, in ſo vielen Gegenden als mittelmäßig producirt, daß mehr von ihnen zu ſagen überflüßig wäre. Madam Sauerweid darf ich nur als die verwittwete Madam Kirchhof und als gebohrne Heidenſchild angeben, ſo werden die Liebhaber des teutſchen Theaters ſich ihrer ſogleich erinnern. Zum Glück ſpielt ſie jetzt keine Liebhaberinnen mehr, ſondern Mütter, unter welchen ihr die affectirten am beſten gelingen, weil ſie auch ſchon ſonſt in Liebhaberinnen affectirte. Ihr Mann, Herr Sauerweid beſſert ſich jetzt, und ſpielt einige Bediente, Wirthe und Pedanten erträglich —. Unter den obſcuren Namen verdient noch Madam Strödel am erſten bemerkt zu werden, als erſte Sängerinn von

einer ziemlichen Stimme, als Amalia im Aerndtekranz und als Elise in Elysium. Ihr Mann, Herr Ströbel will Liebhaber und Bediente spielen. Ein gewisser Herr Meurer macht die Bouffons in den Operetten, allein, da er vorher auf dem italienischen Theater gewesen, so behält er noch immer das Spiel des Pantalon. Ein Herr Meyer macht Nebenrollen und singt auch eins. Ein Herr Stark, der allenfalls einigen noch als Kochis scher Balletmeister und Badenprincipal ums Jahr 1766 bekannt seyn mag, wird hier — leider — zu komischen Alten gebraucht. Die Herrn Wonne und Wildhansen bekleiden unbedeutende Rollen und Bedienten; und endlich tritt zuweilen auch Madam Lindner die Frau des Soufleurs mit auf.

Weil ich eben in dortigen Gegenden bin, will ich noch zween Worte von einer andern Truppe hinzusetzen, welche sich zu Reval aufhält. Ob sie gleich der in der Theatergeschichte bekannte Scolary dirigirt, so ist sie doch der Rigaer weit nachzusetzen, wie aus dem Verzeichniß der Personen erhellen wird. Die Herrn Antusch und Mende sind zwar bekannte Namen, aber nur denen, welche neugierig gnug sind, auch die Mittelmäßigkeit zu kennen. Außerdem ist Madam Porsch, welche einmal eine schlechte Truppe in Ober- und Niedersachsen geführet, mit ihrer Familie hier, nur ihre Eltern, Herr und Madam Richter, ausgenommen, welche in Rußland gestorben sind. Ein Herr und Madam Schulz, ein Arnhold u. s. w. sind alle nicht werth, nur ein Wort weiter um sie zu verlieren.

VI.

Nöthige Erinnerung

in Betreff eines Falls,

wo die eingeimpften Blattern wiedergekommen ſeyn ſollen.

Der im achten Bande des Teutſchen Merkurs S. 218. bekannt gemachte Auszug eines Schreibens von D**. worinn von einem daſelbſt ſich zugetragnen Falle, wo die Kinderblattern nach der Einimpfung wiedergekommen, eine allzukurze, und den gründlichen und vorſichtigen Beobachter der Natur nicht befriedigende Nachricht mitgetheilt worden, hat im Publicum einiges Aufſehen gemacht, viele beunruhigt, und bey verſchiednen Einſichtsvollen und erfahrnen Aerzten die gegründete Beſorgnis erregt, daß der guten Sache dadurch einiger Nachtheil zugehen könnte. Ich eile alſo, folgenden mir ſo eben von einem groſſen Arzt mitgetheilten kurzen Aufſatz, dem Publicum, und beſonders dem würdigen Freunde, von welchem jene mir privatim mitgetheilte, und von mir, mit mehr Wohlmeynung als Vorſichtigkeit publicierte Nachricht herrührt, mitzutheilen; in Hofnung, daß derjenige Arzt, dem dieſer merkwürdige Caſus vorgekommen, ſich nicht weigern werde, das gerechte Anſuchen, das hiemit im Nahmen aller Freunde der Inoculation an Ihn ergeht, ſtatt finden zu laſſen.

W.

„Der Verfasser der ängstlichen Nachricht im T. M. 8 B. S. 218. von nach der Einimpfung, wiedergekommenen Blattern, wird ersuchet, zum Besten der Kleingläubigen und Ungläubigen in diesem heilsamen Geschäffte, auf eine den philosophischen Arzt befriedigende Weise, oder, wie es ihm beliebt, gerichtlich, und durch Notariats-Instrumenten darthun zu lassen, daß die in seinem Falle eingeimpften Blattern die wahren und nicht die falschen oder Windblattern gewesen. Die Erfahrung hat gelehret, daß die falschen Blattern von unvorsichtigen oder unwissenden Inoculisten offt eingeimpffet werden, und daß sie die besten, den wahren ähnlich-scheinenden Blattern hervorgebracht haben. Eben diese sichere Lehrerin hat aber auch erwiesen daß keine dieser falschen Blattern, eingepfropft oder uneingepfropft, vor der wahren Blattern Ansteckung sicher stelle, daß aber die Einpfropfung der wahren Blattern vor zwooter Ansteckung allemal in Sicherheit setze. Die bisher vorgekommenen Fälle nach der Einimpfung wiedergekommener Blattern, sind alle verdächtig, durch diesen Irthum veranlaßet zu seyn.

Es ist daher zu viel daran gelegen, als daß man die geforderte Untersuchung und Bestimmung des gegenwärtigen Falles nicht verlangen und von der Menschenliebe des Herrn Denuncianten erwarten solle.„

VII.
Neue Bücher.

1. Halladat, oder das rothe Buch, zum vorlesen in den Schulen. Hamburg, bey Bode. 1775. klein 4. S. 94.

Ungeblendet von Freundschaft oder Feindschaft gegen den ungenannten Verfaßer, ohne Vorurtheil, ohne andre Absicht als der erkannten und gefühlten Wahrheit Zeugnis zu geben, trete ich hervor, — nicht um ein kunstrichterliches Urtheil zu fällen, — nicht einen eingebildeten Machtspruch, der irgend Jemanden den Mund aufbrechen oder zuschließen soll, auszusprechen, — sondern bloß meines Herzens Meynung von einem Buche zu sagen, das in meinen Augen unter allen den mannichfaltigen neuen Erscheinungen unsrer Zeit die wunderbarste Erscheinung ist.

Ich höre, daß Viele — die das rothe Buch wie eine andre poetische Neuigkeit in die Hand genommen, und (vermuthlich nur sehr flüchtig) übersehen haben — entweder ziemlich ungünstig davon geurtheilt, oder wenigstens nicht recht mit sich einig haben werden können, was sie daraus machen sollten. Den Leztern kann es vielleicht nüzlich seyn, wenn sie auf den wahren Standpunkt gewiesen werden, aus dem sie ein so sonderbares Phänomen ansehen müßen, wenn sie es recht sehen wollen: die Erstern aber möcht' ich wohl, aus guter Meynung, warnen, durch allzuraſche Urtheile nicht am Ende bloß sich selbst zu beschämen. Ich begreiffe zwar sehr wohl, daß Weltleute, deren Herz durch den ganzen Zusammenhang ihrer Umstände, Beschäftigungen, Ergözungen und unaufhörlichen Zerstreuungen, von der hohen Einfalt die im Halladat herrscht, unendlich entfernet worden ist, nichts weniger als gestimmt sind, ein

solches Buch zu verstehen und zu genießen; und daß jemand, der von langer Zeit her gewohnt ist nichts als französische feine Ragouts zu kosten, eine so kunstlose Speise (so gesund sie auch ist) nicht wohl nach seinem Geschmack finden kann? Billig muß es ihm also frey stehen, sie vorbey paßieren zu laßen; aber unbillig wär's, wenn er sie verachten, und andre, deren Gaum noch nicht so verzärtelt ist, durch Spott und Persifflage davon abschrecken wollte.

Ich selbst (wiewohl mit einer vieljährigen Fertigkeit alle Arten von Schriften, aus denen eine gesunde Seele einigen Saft auspressen kann, ohne Gefahr einer Indigestion vertragen zu können) bekenne, daß mich die ungewöhnliche Simplicität, und der mystische Geschmack dieser neuen Seelenspeise im ersten Augenblick sutzen machte. Aber freylich brauchte es nicht viel Zeit, um durch alle meine innern Sinnen inniglich überzeugt zu werden, daß es — Ambrosia und Nektar sey.

In der That — um die abgenützte Allegorie einmal fahren zu lassen — ich kenne wenige — und wenn ich geradezu nach meinem Gefühl sprechen soll — gar kein andres bloß menschliches Buch, welches geschickter wäre, eine Seele, die für das Wahre und Gute gefühlvoll ist, eine Seele die sich glücklich fühlt, wenn sie sich zu Zeiten (je öfter je lieber) aus den Zerstreuungen des Lebens — des größtentheils kindischen und animalischen Lebens, wozu uns die Umstände in diesem unserm Raupenstande (wie ihn Haller nennt) verurtheilen — sammeln, und sich an stiller Betrachtung dessen was wahrhaft und ewig Schön und Gut ist laben kann, — was, sage ich, geschickter wäre, einer solchen Seele in solchen Stunden zur besten Unterhaltung zu dienen als dieses Halladat. Auch bin ich gewiß, wenn dieses kleine rothe Buch sich erst einmal durch alle Hindernisse, die ihm Vorurtheil, falscher Geschmack, Mode

vielleicht

vielleicht auch Partheygeiſt und Eigenſinn eine Zeitlang entgegenſetzen werden, einen Weg gemacht haben wird, (und dies wird ganz gewiß geſchehen; denn das Publikum ergreift am Ende doch allemal die gute Parthey) ſo wird es gerade das Buch ſeyn, deſſen Werth am allgemeinſten anerkannt, und deſſen man, unter allen Erbauungsſchriften, ſich am meiſten bedienen wird. Vielleicht werden mir wenige meiner Leſer hierinn unrecht geben, wenn ſie folgende Vorſtellungen näher mit ſich ſelbſt erwogen haben. —

Die wahrheitforſchende Betrachtung der Natur führt uns zur Erkenntnis ihrer höchſteinfachen und wohlthätigen Geſetze und der wundervollen Harmonie aller ihrer unendlich mannichfaltigen Theile und Bewegungen zu Einem groſſen Zweck des vollkommenſten Ganzen. Das Reſultat dieſer Betrachtung iſt Weisheit, und dieſe Weisheit führt zu Gott. Aus der aufrichtigen Beſtrebung, in allen unſern Handlungen Wahr und Gut zu ſeyn, entſteht endlich eine zur Fertigkeit gewordene Unſchuld und Güte des Herzens. Die Würkungen dieſer wahren Herzensgüte ſind Friede und Harmonie mit der ganzen Natur, Wohlgefallen und Freude an Allem und über alles was ſchön und gut iſt, warme Theilnehmung an dem Wohl unſrer Mitgeſchöpfe, immerwährendes Streben, es mit aller unſrer Thätigkeit zu befördern; — und auch dieſe Güte führt zu Gott. Die Verbindung jener wahren Weisheit des Geiſtes mit dieſer wahren Güte des Herzens macht die wahre ſittliche Vollkommenheit des Menſchen aus; beyde befördern und erhöhen einander wechſelsweiſe, und vereinigen ſich, die Seele zu der einfacheſten Erkenntnis und reinſten Liebe Gottes zu führen, deren ſie fähig iſt, und wovon die Grade ohne Zahl ſind. Ein Sterblicher, der ſie beſizt, erhebt ſich ſtufenweiſe und beynahe ihm ſelbſt unmerklich, zu einer dem groſſen Haufen der Menſchen unbegreiflichen Hoheit und Einfalt der Seele;

Verſtand, Wille und äußere Thätigkeit ſind gleichſam nur Eins in ihm; alle ſeine Gedanken ſind Empfindungen, alle ſeine Empfindungen werden zu Gedanken, und beyde zu Handlungen, bey der erſten Gelegenheit. Seine Seele wird wie ein reiner Bach, worinn die Natur ſich ſpiegelt; Alles in ihm iſt lebendige Wahrheit und Güte. Endlich wird es ihm gewöhnlich, und natürlich, in der ganzen Schöpfung immer und allenthalben den Guten Gott zu ſehen, deſſen Werk ſie iſt; er wird in dieſem Verſtande ein Seher Gottes, er fühlt allenthalben den Allgegenwärtigen; nun fallen von allen Dingen, allen, die Schleyer weg; er ſieht Glück und Unglück, Thun und Laſſen der Sterblichen in ihrer wahren Geſtalt; aber ſo wie er darum ſelbſt nicht aufhört, menſchlichen Bedürfniſſen und Schwachheiten unterworfen zu ſeyn: ſo hört er auch nicht auf, ſich für die Menſchen zu intereßieren, ihnen nach allem ſeinem Vermögen Gutes zu thun, und wenn er dies auf keine andre Weiſe kann, es durch die Mittheilung ſeiner Ueberzeugungen, durch Unterricht und Aufmunterung zum Guten, zu thun. — Dieſer Weiſe, ich geſteh es, iſt ein Ideal; aber wohl dem Menſchen, der auf dem Wege iſt, ihm immer näher zu kommen! — Und dieſer Weiſe, meine Freunde, iſt der Seher Gottes, den uns der Verfaßer des Halladat nach dem Leben ſchildert; oder vielmehr, nicht ſchildert, ſondern uns unmittelbar in ſeinen von reiner Wahrheit ganz durchſtralten Geiſt, in ſein mit reiner Güte ganz erfülltes Herz hinein ſchauen läßt. — Der Verfaßer hat ſeinen Weiſen nach Arabien oder Perſien (wie ich vermuthe) verſetzt, wo es von uralten Zeiten her Weiſe von ähnlicher Art gegeben hat. Der Morgenländiſche Schwung, der im ganzen Halladat herrſcht, wird dadurch nicht nur natürlicher, ſondern ſchickt ſich überhaupt am beſten, Wahrheiten für das Herz, und Empfindungen für den Verſtand mit Würde, Kraft und Einfalt vorzutragen. Auch die Benennung eines jeden der Kapitel, in die das Werk getheilt iſt,

ist, mit seinem eignen Nahmen, ist morgenländisch, und schon von den ältesten grichischen Scribenten, z. E. Homer und Herodot, den Orientalen vermuthlich abgesehen worden. Sie hat ihre Bequemlichkeiten beym Gebrauch des Buches. Die Arabischen oder Arabisch klingenden Nahmen der Personen und einiger Sachen, waren auf gewisse Art die schicklichsten die der Verfaßer finden konnte; griechische, lateinische, teutsche Nahmen würden zum Ton und Inhalt des Buches nicht gepaßt haben.

Das Ganze ist in zwey Theile getheilt, wovon der Erste auf eine unmittelbarere Art Gott, und der Andre den Menschen zum Gegenstande hat. In jenem beschäftigt sich der Weise hauptsächlich damit, den Menschen würdige Gedanken und Empfindungen von ihres Gottes unendlicher Grösse, Weisheit und Güte zu geben; in diesem, sie in den Pflichten der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Wohlthätigkeit, vermittelst kleiner zu seinem Zweck erfundener Geschichtchen, zu unterweisen und zur Ausübung derselben zu erwecken. Aber die Art, wie er dies alles thut, auf die kam alles an, und die macht das Originelle, Charakteristische, und den ganz besondern Werth dieses kleinen Buches aus. Alles darinn ist bestimmt, anschauend, gefühlt; nichts ist durch kaltes Nachdenken, da man sich hinsezt und gewisse Gedanken hat, weil man sie haben will, sondern Alles, wie man augenscheinlich sieht, durch besondere Veranlaßungen, wie durch Inspiration, eingegeben; und in sofern der Leser nur mit einiger Ruhe des Gemüths und ohne widrige Vorurtheile liest, so ist es unmöglich, daß er der Wahrheit widerstehe, die darinn mit seiner Seele spricht, oder daß er nicht eben so innigst fühle, daß sie Wahrheit ist, als er sein eigen Daseyn fühlt. — Und so muß man doch moralisieren, wenn man will, daß wir dadurch Besser werden!

x. William Schakespears Schauspiele. Neue Ausgabe, von Johann Joachim Eschenburg ꝛc. 8. 1775. I. II. III und IV. Theil. Zürich. Bey Orell, Geßner, Füeßli und Compagnie.

Mit wahrem Vergnügen eile ich diese vier ersten Theile der neuen, verbesserten, und vollständigen Ausgabe des größten, lehrreichsten und unterhaltendsten Schauspiel-Dichters der je gewesen ist und vermuthlich je seyn wird, anzupreisen. Wer ihn nicht Englisch lesen kann, müßte sich selbst Feind seyn, wenn er säumen wollte sich diesen teutschen Shakespear anzuschaffen — er müßte denn nur gar nicht lesen können. Herr Eschenburg hat, so viel ich bey der ersten Durchlesung sehe, alles geleistet was er versprochen und was man nur immer erwarten konnte. Seine Bemühung verdient einen der Größe und den Schwierigkeiten seiner Arbeit angemeßnen Dank; einer Arbeit, die, besonders in den vorher gar nicht übersezten Stücken, und in den hier und da von dem ersten Uebersezer entweder ganz weggelaßnen oder nicht so treffend übersezten Liedern, sehr groß war. Diese Ausgabe hat überdem Vieles gewonnen durch die erläuternde Anmerkungen (wobey der Herausgeber Alles, was nur immer in und ausser England über Shakespear geschrieben worden, sich zu Nutz gemacht) und durch den jedem Theile beygefügten Anhang kritischer Nachrichten von jedem darinn enthaltnen Stücke. Besondere Anmerkungen, insonderheit über den Beyfall, der fast immer dem D. Johnson gegen den Warburton gegeben wird, behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor. Der erste Theil enthält den Sturm, den Sommernachtstraum und die beyden Veroneser; der zweyte: Gleiches mit Gleichem, den Kaufmann von Venedig, und wie es euch gefällt; der dritte: der Liebe Müh ist umsonst, das Wintermährchen, und was ihr wollt; der Vierte: die Lustigen Weiber zu Windsor, die Kunst eine Widerbellerin zu zähmen, und die Komödie der Irrungen.

W.

Innhalt

des zweyten Vierteljahres.

April.

I. Der Mönch und die Nonne. Zweeter Sef. S. 3.

II. Briefe über den Ricciardetto. 15

III. Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende. Fortſetzung. 72

IV. Die Königskrönung. Ein Drama. 55

V. Unterredungen zwiſchen W** und dem Pfarrer zu ***.

Erſte Unterredung. 71

May.

I. Die goldnen Sprüche des Pythagoras 97

II. Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende Fortſetzung. 106

III. Briefe über Italien.

Zweeter Brief. 118

IV. An alle Menſchenfreunde; über das Philanthropinum in Deſſau. 134

V. Miſcellanien.

1. Unterthänige Zweifel gegen das claſſiſche Anſehen des H. Dow, in ſeiner Nachricht von den Fakirn. 152

2. Einige Anmerkungen über Hr. Dow's Nachrichten von den Braminen 156

3. Woher, nach der Edda die guten und schlechten Skalden und Barden kommen. 168

4 Etwas von der Goldmacherey des Demokritus von Abdera. 172

VI. Neue Bücher 177

Junius.

I. Gedichte. 193

II. Geschichte des Philosophen Danischmende Fortsetzung. 209

III. Briefe über Italien, Dritter Brief. 230

IV. Fortsetzung der ersten Unterredung zwischen W** und dem Pfarrer zu *** 243

V. Theater Neuigkeiten. 268

VI Nöthige Erinnerung in Betreff eines Falles, wo die eingeimpften Blattern wiedergekommen seyn sollen. 279

VII. Neue Bücher. 281

g. l. A. 522

Der
Teutſche Merkur
vom
Jahr 1775.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

BIBLIOTH. ALBERTINA UNIVERS. LIPS.
EX DONO
GEORGII ET SOPHIAE
KESTNER
1892

Der Teutſche Merkur.

Julius 1775.

I.
Gedichte.

Der Eſel und das Pferd.
Eine Fabel.

Geſchmückt mit einer ſchönen Decke,
Gieng einſt ein Eſel ſtolz daher,
Und dachte Wunder! was er wär'.
Ein Pferd begegnet ihm. „Heut trag ich keine Säcke, „
Sprach er zum Gaul, „auch ſieht mich jeder an,
„Bewunderud die Geſtalt, die man vor dem Gepäcke
„Sonſt gar nicht ſehen kann. „

Dich Eſel ſieht man an? —
Glaub's nicht, erwiederte das Pferd,
Man ſieht auf deine Decke,
Denn die biſt du nicht werth.

v. St—rd.

Der Fuchs und der Eſel.
Eine Fabel.

Ein Pferd iſt doch ein ſchönes Thier,
Herr Eſel! ſprach der Fuchs:

Schon ſteh ich eine Stunde hier,
Betrachte jene da. O welch ein Wuchs!
Ich ſehe mich nicht ſatt. Sie ſprungen dir noch eben
So zierlich, leicht und ſchön
Im Klee herum? In meinem Leben
Hab' ich nichts artigers geſehn!
O! bleibe doch ein Weilchen bey mir ſtehn.

„Warum?„ — Um ihre Sprüng' und Schönheit anzuſehn —
„Das wäre wohl der Mühe werth:
„Ich ſpringe dir ſo gut, als dort das beſte Pferd.„

Ey, welch ein Wunder wäre das! —
Du? ſolche Sprünge machen?

Der Eſel ſprang. Der Fuchs warf ſich ins Gras,
Und wollte ſich zu tode lachen.

v. St—rd.

Der Kater und die Katze.
Eine Fabel.

Ein Bär beleckte ſeine Tatze,
Bedeckt von einem Erlenſtrauch.
Ein Kater ſah's und eine Katze;
Das, ſagte Hinz, das kann ich auch;
Und leckte Tatze, Hals und Bauch.

Ein Wolf kam an: Der Kater ſchlich
Auf einen Baum, die Katze ſetzte ſich
Still neben ihn, und beyde ſahen nun
Zween Helden Thaten thun;

Denn

Denn Bär und Wolf bekamen Krieg,
Und Vetter Bär behielt den Sieg.

Da machte ſich die Katze rauh,
Und frug den Kater: Du! kannſt du das auch?

Gleim.

An den Pamka-Bach.

Vom Verfaſſer des Halladat.

Zu deinem ſanft hinfließenden Criſtall
Laß meine Thränen rinnen, lieber Bach!
In dir ſah ich O-bala-Baldons Bild,
Des Ungetreuen, deſſen, der mein Herz,
Den Sitz der Fröhlichkeit, zur Wohnung der
Betrübniß machte! Frühlings-Sonne ſchien,
Und Frühlings-Blumen dufteten umher,
Und Nachtigallen ſangen über uns,
Als wir an deinem Ufer ſaßen, hier
Auf dieſem Felſen, wo das Zeichen noch
Von ihm und mir, in dieſen rothen Stein
Gegraben, ſpricht! Ach traurig, traurig iſt,
Du lieber Bach, das Angedenken! Hier
War er noch treu, ſein Herz noch all ſo weiß,
Wie meines Lämmchens Wolle, noch ſo rein
Wie dein Criſtall, in welchem ich ſein Bild,
Wie eines reinen Geiſtes Bild, zugleich
Mit unſers Gottes blauem Himmel ſah,
Und, an dem Buſen ihm, den groſſen Gott
Des Himmels ſang. Mitleidig, lieber Bach,
Iſt dein Getön; du tröſteſt, ſeufzeſt, ſtimmſt

In meine lange Klage, lieber Bach,
Du ſchwillſt von meinen Thränen! O, daß er
Sie fließen ſäh', und wiederkehrte, weg
Von ſeinem Böſen, hin zu ſeinem Gott,
Zu ſeinem Freunde hin! Dann wallten, lieber Bach,
Zu deinem ſanft hinfließenden Cryſtall,
In vollen Ströhmen, Freuden-Thränen hin!

Katulls Epithalamium.

* * *

Die Jünglinge.

Der Abend iſt da! Auf, auf, ihr Geſpielen!
Der Abend, ſo lang' am Himmel erharrt,
Hat Morgen und Tag zu Paaren getrieben!
Vom rauchernden Mahle des Bräutigams weg!
Auf dem Weg' iſt ſchon die Bräut!
Geſang, ihr Geſpielen, Geſang!
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Mädchen.

Auf, Mädchen, dem Chor der Jüngling' entgegen!
Vom Oeta herab zeigt Heſper ſich ſchon,
Den Buſen voll Thau, die Nacht an der Ferſe!
Die Jünglinge, ſeht doch, ſie treten euch hoch!
Nicht umſonſt! Sie treten hoch,
Uns loſer ins Auge zu ſehn.
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Jünglinge.

Geſpielen, der Sieg iſt ſchwer zu bekämpfen!
Sich Sieger zu ſehn: Dies Einzige geht
Dem Mädchen wohl um in Sinn' und Gedanken!
Wir Gaukler hingegen entbiethen, zerſtreut,
Aug' und Ohr wo anders hin!
Nicht Wunder, wenn wir das Treffen verlieren!
Nachdenken erheiſcht des Sieges Gewinn!
Zum mindeſten laßt das Flattern jetzunder,
Sie ſingen, ſie ſingen, erwiedert ihr Lied!
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Mädchen.

Am weiten Olymp, wo flackert ein Stern,
Wie Heſper ſo wild? Der Wütrich, o Jammer!
Das Töchterchen weg vom Mutterſchoos reißt er,
Und giebt es der Wolluſt Ertrunkenheit Preis!
In erſtiegener Veſte tobt
Wohl grimmer kein feindliches Schwerdt!
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Jünglinge.

Am weiten Olymp, wo funkelt ein Stern,
Wie Heſper, ſo hold? Eh' du nicht daher ſcheinſt,
Bleibt Amor ein Dieb! An deinem Gefunkel
Drückt Hymen das Siegel auf nackenden Bund.
Was dann holderes könnten uns
Die Götter gewähren, als dich?
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Mädchen.

O Hesper, o weh! daß eins Gespielin
Uns schmählich entführt. Die Losung giebst du!
Dann paßt er wohl auf, der Räuber, und schleppt sich
Den Raub weg, bey welchem du oft ihn noch triffst,
Wann, im röthlichem Osten, du wieder
Mit gewandeltem Namen, dich zeigst.
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Jünglinge.

O Hesper, daß dich die Mädchen verklagen,
Ist traun nicht ihr Ernst; Verstellung ist's nur.
Dich artigen Stern, den tief aus der Tiefe
Des Herzens das Völkchen sich heimlich erfleht,
Dich, im Ernste, dich sollt' es verklagen?
Denkt doch! wir kennen die Larve zu gut.
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Mädchen.

Süsse Düfte, verhaucht die Ros' im
Schooße des einsamen Grundes! denn sie
Steht gesichert vor dem Gewühl' des
Pfluges, und blökender Heerden Anbiß.
O wie zärtlich die Lüftchen mit ihr
Kosen! Wie gütlich die Sonn' ihr thut! Wie
Sanft die Thaue sie baden! Aller
Jünglinge Herzblatt ist sie, und aller
Mädchen! Aber, o weh dem armen
Dingelchen, wann es einmal, gepflückt vom
Zarten Stengel, zu welken anhebt.

Jüngling' und Mädchen bekümmern ſich nicht
Mehr ums purpurne Herzblatt! — So ein
Mädchen, ſo lange ſein Kränzchen friſch iſt!
Mit magnetiſcher Allmacht zieht die
Charitinn Augen und Herzen an ſich.
Mädchen neiden die junge Sonne,
Jünglinge beten ſie zitternd an, und
Sterben! Aber, o weh der armen
Schönheit der! wann ſie einmal des Kränzchens
Quitt iſt! Jüngling' und Mädchen laſſen
Um die Entkränzte ſich unbekümmert.
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

Die Jünglinge.

Kümmerlich ſteht die verwaiſte Rebe,
Die, auf ſchmachtendem Boden, jung ward.
Nie ſich erheben wird ſie, und nie ein
Süſſes, honigtes Träubchen bis zur
Reifigkeit bringen. Wie traurig ſie die
Kleinen Ranken, o wie ſo traurig
Hangen läßt! Hangen herunter bis zur
Tiefſten Wurzel läßt! Sie zu binden,
Sie zu behacken, die Waiſe! ſchlagen
Weder Pflüger noch Winzer Hand an!
Aber, was anders, wann ihre Ranken
Rings um eines verliebten Ulmbaums
Seufzende Zweige ſich ringeln! Eo, da
Giebts der Pflüger und Winzer eine
Menge! Da bindet und hackt man, läßt ſich
Keine Mühe verdrießen! — So ein
Blühendes Mädchen, das unverſagt iſt!

Nie beleuchtet von Hymens Fackel
Faſelt es, einſam, auf ungetheiltem
Pfühl, ſein Schlummerchen hin, dem alten
Grämiſchen Vater zur Laſt, noch mehr ſich
Selber! — Aber was anders, kriegt das
Blühende Mädchen bey Zeiten einen
Schlafgeſpielen! dann hat der alte
Grämiſche Wächter von Vater eine
Hauslaſt weniger, und der Mann ein
Rudel elyſiſcher Freuden mehr! — Das
Macht der mächtige Fackelträger.
Hymen, komm, du Gott der Ehen!
Gott der Ehen, Hymen, komm!

K. L. S—d.

Lukas und Hannchen.

Ein Geſpräch aus Marmontels moraliſcher Erzählung: Anette und Lubin.

* * *

Lukas.

Sprich liebes Hannchen! ſind wir nicht glückliche Leute — tauſendmahl glücklicher, als die reichſten Bewohner der Städte?

Hannchen.

O gewiß, lieber Lukas! und wie ſollten wir nicht glücklich ſeyn, da's uns nie an Vergnügen fehlt, und wir hingegen immer ſo was traurigs in den Augen der reichſten Bürger bemerken?

Da ſitzen ſie nun in der Stadt,
Umringt von eitlen Schätzen,
Die, was ein Dörfchen ſchönes hat,
Im mindſten nicht erſetzen.

Die ſchönſte Zeit im Jahr geht hin,
Geht hin, wird nicht genoſſen;
Drum haben ſie nie frohen Sinn,
Sind mürriſch und verdroſſen.

Sie ſchließen ſich in Mauren ein,
Wir, Lukas, wir ſind weiſer! —

Lukas.

Das glaub ich, Hannchen! wir, im Hain,
Wir bauen grüne Häuſer:

Ein Aeſtchen mehr deckt dich, mein Kind,
Im Mittag vor der Sonne,
Eins weniger, ſo haucht der Wind
Ins Hüttchen; das iſt Wonne!

Iſt das Laub an dieſem Hüttchen verwelkt, in weniger als einer Stunde ſteht ein friſches da, und das alles koſtet ſo wenig.

Hannchen.

In Wahrheit ſehr wenig; aber eben deswegen kann ich nicht begreifen,

Warum nicht alle, zwey und zwey,
Wie wir ſich liebend und ſich treu,
Ein Hüttchen hier beſitzen,

Und ſtatt auf ſeidnen Pfühlen,
Wie wir, auf grünen, kühlen,
Beblümten Raſen ſitzen.

Haſt du die Teppiche geſehen, worauf ſie ſich ſo vieles einbilden? Was für eine Vergleichung mit den unſrigen, welche die Natur uns hier gegeben!

Wie ſüß iſt nicht der Schlaf auf dir, du liebes Grün,
Wo tauſend Veilchen blühn!
Wie ſchön erwacht man wieder,
Wenn tauſend frohe Lieder
Dem Schöpfer zu gefallen,
Rings um uns her erſchallen!

Lukas.

Und du, liebes Hannchen, haſt du wohl bemerkt, wie ſie den Wänden, zwiſchen welchen ſie ſich einſperren, durch allerhand bunte Farben, ein Anſehen von ländlicher Gegend zu geben ſuchen?

Sie ſehen euch, Gefilde,
Dich, wunderſchöne Flur!
Auf einem ſchlechten Bilde,
Auf einem Bilde nur.

Beſtrahlt von milder Sonne,
Erfüllt mit Luſt und Wonne,
Sehn wir ſie, die Gefilde,
Die wunderſchöne Flur,
Auf keinem Bilde nur.

Und könnte man sie mahlen,
So wird doch dieses Lüftchen,
Dies süsse Blumen-Düftchen,
Das Sprudeln dieser Quellen,
Das Rauschen ihrer Wellen,
Und jene güldne Strahlen
Gewiß kein Mahler mahlen.

Hannchen.

Du hast wohl recht, mein Bester! — Jüngst brachte ich einer vornehmen Dame Erdbeeren. Man machte ihr eben Musik. Das Getöse hättest du hören sollen!

O! dacht' ich, käme sie,
Einmal des morgens früh,
Wenn unsre frohen Lieder,
Im kühlen Hain erschallen;
Wenn unsre Nachtigallen
Sich alle zu uns dringen,
Und frölich mit uns singen!
Ihr würden niemals wieder
Die Geiger da gefallen!

Die arme Frau lag auf Kissen und gähnte, daß mich's erbarmte!

Blaß war ihr Angesicht,
Die Augen halb geschlossen,
Mit Traurigkeit umflossen,
Sie sah und hörte nicht,
Tief fühlt' ich da im Herzen,
Ihr Leiden, ihre Schmerzen,
Nur helfen konnt' ich nicht!

Ich frug was ihr fehlte? Man sagte, sie habe Vapeurs. Kennst du diese Krankheit, Lukas?

Lukas.

Ach Gott, nein! Ich vermuthe, daß es eine von den Krankheiten ist, die in den Städten so gewöhnlich sind, und die die vornehmen Leute am Gehen hindern. Das ist sehr traurig, nicht wahr Hannchen? — Wenn man dir verbieten wollte, auf dem weichen Rasen zu laufen, das würde dir gewiß sehr mißfallen?

Hannchen.

O! sehr! denn ich laufe so gern, insonderheit wenn ich dir nachlaufe.

v. St—rd.

An Bodmer.

In der bebenden Hand Tannengezweige, sein
Silberlockichtes Haupt niedergesenkt zur Erd,
Schlich mit schwankenden Fuß traurig entkleidete
Wälder träg der December durch;

Uebers öde Gefild, und den versteinerten
Bach, die ganze Natur, welche wie eingehüllt
In ein Leichentuch lag, sucht er hindurch, und rief
Seinen Brüdern, den Monaten;

Rief umsonst; denn die Stirn festlich mit Blumen der
Heitern Freude bekränzt, waren die Jünglinge
Mit Lenz, Sommer und Herbst all in ein fremdes Land
Hingeflohen und hörtens nicht.

Und

Und in Grotten von Eis, welche der Winter ſchuf
Wo von Andrer Beſuch jeder verlaſſen lag,
Hörten die Greiſe den Ruf, aber zum Gegenruf
Ohne Kräfte blieb ſtumm ihr Mund!

Dann von Regen und Froſt, welchen der wolkichte
Himmel athmet', erſtarrt, ſchlich der Verwaiſte in
Seine Höhl' und entrief Feuer dem Tannenholz,
Und dem Feuer ſich warm Gefühl. —

Dreymal ſelig der Mann, welchem die Muſe, vom
Blühnden Jüngling geehrt, noch als verwelkendem
Greiſen, wenn mit der Lenzblüthe, dem Wachsthum des
Sommers und mit der Reife des

Herbſts die Freud' ihn verläßt, und nun in Einſamkeit
Er am rothen Camin daſitzt, des Alters Froſt
Durch die wärmende Glut, welche des keuchenden
Feuers Athem rings um ihn weht,

Aufzulöſen verſucht; ſelig, o Bodmer, der
Silberhaarichte Greis, welchem die Muſe nun
Lenz und Sommer zurückzaubert, die Freundſchaft, und
Alle Freuden der Jünglinge!

Schm—hl.

II.

Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende.

Fortſetzung von S. 230. des Junius.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Natürliche Folgen deſſen was vorgegangen war.

Es brauchte einige Zeit, bis die Gährung, wovon dieſe Begebenheiten theils die Urſache theils die Folgen waren, ausgebrauſt hatte, und die Gemüther wieder in ihre vorige Lage zurückſchwankten.

Sonſt waren Eiferſucht und Mißtrauen unbekannte Leidenſchaften unter dieſen Glücklichen geweſen; eines hielt ſich der Liebe des andern gewiß, und grenzenloſe Sicherheit machte die Grundlage ihres Glückes aus. — Aber nun, welcher Mann konnte, nach dem was vorgegangen war, ſeine geliebte Hälfte anſehen, ohne daß ein unfreywilliger Argwohn kalt durch alle ſeine Adern ſchauderte? Mit wie ganz andern Augen ſieht man ſein Weib an, wenn man gewiß iſt, oder es zu ſeyn glaubt, daß kein fremder Anhauch

hauch sie jemals befleckt hat, — oder, wenn man zweifelt, wenn man nur die kleinste Ursache zum zweifeln hat, oder zu haben glaubt?

Glücklich waren nun die Frauen — und ihre Männer noch mehr! — die, aus Klugheit oder Sittsamkeit oder Indolenz sich mit den Fakirn gar nicht eingelaßen, und ihren Busen mit keinem Lingam verunreiniget hatten!

Wahr ist's, wenn die Mode Lingams zu tragen nun einmal in einem Lande eingeführt und so allgemein würde, daß man sich ohne Lingam nicht mit Anständigkeit sehen lassen dürfte: so würden sich auch die sittsamsten Frauen in der Nothwendigkeit befinden, die Mode mitzumachen; weil in allen solchen Dingen die öffentliche Meynung Gesetz ist. Aber wer klug ist, wartet wenigstens — zumal bey lächerlichen oder zweydeutigen Moden — das Aeußerste ab.

Indeßen hatten die guten Weiblein, die sich von den Fakirn mit dem Ordenszeichen des Gottes Rustren hatten zieren lassen, aller Wahrscheinlichkeit nach keine schlimme Absicht dabey gehabt; und auch Rezia, die schuldigste unter allen — die beyden Unglücklichen, die sich selbst bestraften, ausgenommen — kam (wie wir gesehen haben) aus bloßer Einfalt in Ge-

fahr, und war, nach ihrer Schutzrede zu urtheilen, im Grund ein gutes, wohlmeynendes Geschöpfe.

Die Männer hatten also Unrecht, den armen Weibern einen Fehler so übel zu nehmen, der, vom Lichte besehen, eine bloße weibliche — oder um ganz gerecht zu seyn — menschliche Schwachheit war, einen Fehler, den die meisten unter den Männern selbst erst durch den Ausgang für das, was er war, erkannten, und den sie, was noch mehr ist, durch ihr eignes Beyspiel gerechtfertiget hatten. Aber so sind die Männer!

Sieben ganzer Tage bekam keine Frau, die einen Lingam getragen hatte, einen guten Blick von ihrem Eifersüchtigen. Die Herren runzelten die Stirne, trotzten, maulten, fanden nichts recht was die Weiber that n oder nicht thaten, brummten und grunzten immer vor sich hin, oder hiengen den Kopf und sagten gar nichts. — Die Nächte waren noch frostiger.

Etliche Tage gaben sich die Weiber — aus innerem Gefühl ihrer Schuld — geduldig und demüthig unter die verdiente Züchtigung; aber da es die Männer zu lange trieben, fiengen sie an, unruhig zu werden, und mit sich selbst und unter einander zu rathschlagen, wie sie sich in einer so kützlichten Lage zu verhalten hätten. Das erste Mittel, womit sie es versuchten, war, den Murrköpfen freundlich entgegen zu

gehen,

gehen, um sie herum zu schleichen, sie bey der Hand zu nehmen, sie mit dem sanftesten Ton der Stimme bald dies bald jenes zu fragen; alles ungeheissen zu thun, was sie wußten, das ihnen angenehm war; des Nachts so nah, als es ohne anzustoßen möglich war, an die Klötze hinzurücken; alle Minuten, aber ganz leise, bald einen Arm, bald ein Knie, bald einen Fuß in eine andere Lage zu setzen; dann und wann kleine halbgebrochene Seufzerchen abzudrücken, und zwanzig andre solche Weiblichkeiten mehr, die in gewöhnlichern Fällen ihre Würkung selten verfehlen. Aber diesesmal wollte das alles nichts helfen. Die Männer wurden zusehends nur unartiger und trotziger davon.

Nun war guter Rath theuer. Die armen Geschöpfe waren am Ende ihrer Kunst und ihres Witzes. Einige wandten sich an die schöne Perisade; aber die hatte sich nie in einem Falle befunden, wo die eine oder andre von den vorerwähnten weiblichen Naturkünsten, oder etliche davon zusammengenommen, nicht hinlänglich gewesen wären, die Sachen zwischen ihr und Danischmenden auf den alten Fuß zu setzen. Sie konnte ihnen also keinen Rath geben.

Endlich erbarmte sich ihrer eine alte Frau, welche, was unter diesem Völkchen ungemein selten war, drey oder vier Männer gehabt, und sich dadurch hin-

nen einen halbem Jahrhundert einen kleinen Schatz von häuslichen Erfahrungen und Bemerkungen gesammelt hatte, woraus sie ihren jungen Nachbarinnen gelegentlich das Benöthigte willig zukommen ließ.

„Meine guten Töchterchen, sagte die Alte, ich sehe wohl, daß ihr die Männer noch nicht kennt. Ich habe ihrer vier gehabt, wiewohl einer darunter wenig besser war als keiner. Jeder hatte seine besondere Weise; aber in Einem Punkt waren sie alle gleich: wenn ich ihnen zu viel übersah, oder ihnen merken ließ wie lieb ich sie hatte, so wurden sie übermuthig. — Merkt euch, meine Kinder, was ich euch sagen werde! Es ist freylich wahr, daß wir Weiber nicht wohl ohne sie leben können; aber das müssen wir ihnen nicht weiß machen. Wenn wir klug sind, so behalten wir doch den Vortheil über sie; denn sie können immer noch weniger ohne uns leben, als wir ohne sie.„

Darauf erzählte ihnen die Alte, wie sie es in ähnlichen Fällen angefangen, um ihre Männer kirre zu machen. Es ist ein ganz unschuldiges einfältiges Hausmittelchen, sagte sie, aber es thut Wunder; ihr werdet s erfahren!

Die Weiber folgten dem guten Rathe der Alten, und der Erfolg bewies, daß sie ihr Arkanum nicht zu viel

viel gerühmt hatte. Die Männer hielten sich ein paar Tage tapfer; aber da der Feind den Krieg in die Länge zog, verlohren sie den Muth. Mit jedem Augenblicke wurden ihre Weiber schöner, und — unschuldiger in ihren Augen; bald konnten die armen Klöße gar nicht mehr begreifen, wie sie jemals die Tugend so holder Geschöpfe hätten in Zweifel ziehen können; ja es kam endlich so weit mit ihnen, daß sie, wenn die Weiber darauf bestanden wären, eine ganze Ladung von Lingams verschrieben, und jeder seiner Frau den ihrigen mit eigner Hand um den Hals gebunden hätte. Zum Glücke waren die Weiber von Yemal die besten Geschöpfe von der Welt, und selbst so froh, das Ende einer beyden Theilen so beschwerlichen Fehde zu sehen, daß ihnen gar nicht einfiel, den Frieden auf Bedingungen zu schließen.

Und so schob sich dann, zu großer Freude des ehrlichen Danischmende, binnen vierzehn Tagen alles wieder in die vorige Lage zurück; und vierzig Wochen nach der allgemeinen Versöhnungs-Nacht, auf Einen Tag, fand sich die Republik um fünf oder sechs Dutzend schöner Jungen reicher, — wofür man der alten Frau billig ein Ehrendenkmal hätte setzen lassen sollen!

— Was das wohl für ein Hausmittelchen war? — Es ist so simpel — wie das Arkanum des Christoph Colomb, ein Ey auf die Spitze zu stellen — in der That, so simpel, daß Sie mich auslachen würden, Madame, wenn ich's Ihnen sagte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eine moralische Betrachtung von wichtigem Belang, weil sie den Schlüssel zu vielen andern enthält.

Das ist wohl gut für den Augenblick, sagte Danischmende zum alten Kalender, da sie, kurz nachdem der Hausfriede wieder hergestellt war, über diese Begebenheiten sich mit einander besprachen; aber was für Sicherheit haben wir für die Zukunft? Ein einziges zurückgebliebnes Keimchen von dem Saamen, den die Fakirn bey uns ausgestreut haben, ist hinlänglich alles was an unserm Volke noch gesund ist, anzustecken. Wie sehr besorg ich der alte Mann habe richtig gesehen, da er ausrief: wir werden nie wieder die Menschen werden die wir waren!

Glaubst du, die Lingams, weil wir sie mit grossem Pomp und allgemeinem Beyfall verbrannt haben, seyen auch in der Einbildungskraft unsrer Weiber und Töchter im Rauch aufgegangen? Sey versichert, sie leben und weben, glänzen und funkeln dort noch immer, und vielleicht mehr als jemals. Und gesetzt auch,

auch, der Abscheu vor dem Unheil das sie bey uns angerichtet, und der Eindruck des abscheulichen Schauspiels, wovon wir Zeugen gewesen sind, wurzle tief genug, um das Andenken an die Ursachen desselben auf ewig verhaßt zu machen: sind wir darum weniger in Gefahr? — Kennen wir etwan die Fakirn und Bonzen nicht? Gleich ihren Göttern, verwandeln sie sich in alle Gestalten die zu ihren Absichten taugen. Andre Fakirn in andern Farben, mit anderm Gaukelwerk, können den Zugang zu uns finden, und werden vielleicht glücklicher seyn als diese. Unsre Einbildung wenigstens wird bald mit ihnen unter der Decke spielen; und die Folgen werden am Ende die nemlichen seyn. Für eine verdorbene Phantasie ist alles Lingam.

Ich will, um dir meine Meynung begreiflicher zu machen, die Sache beym Ey anfangen.

Die Einwohner dieser Thäler sind Abkömmlinge eines Volks, das ehmals in einer von den großen tartarischen Wüsten lebte. Ihre Voreltern verehrten den Schöpfer der Welt, ohne Bilder, ohne Tempel, ohne Priester. Alle Morgen, wenn die Sonne aufgieng, traten sie aus ihren Hütten hervor, und dankten ihm für ihr Daseyn, für das Licht der Sonne, für das Gute, das von ihm über alle Wesen ausfließt. Dies war, ihrem Begriff nach, das einzige

Opfer, das ihm angenehm war. Auch baten sie ihn um nichts, als daß er sie an Leib und Seele gesund erhalten möchte; versichert, daß alles übrige, was in dieser Bitte nicht enthalten sey, Dinge wären, die der Zufall hin und her wehe, und meistens nicht der Mühe werth, daß man in die Luft greife, um nach ihnen zu haschen. Diese Begriffe und Gewohnheiten erhielten sich lange unter unserm Volke; aber ihre Einbildungskraft konnte doch in die Länge nicht müssig bleiben. Sie bevölkerte die ganze Natur mit Geistern, und gab allem, worinn Leben ist, eine Seele. Dieser Glaube ist — in so fern er die Grundlage abgab, worauf die Bonzen aller Völker, die mit Bonzen geplagt sind, ihr Gebäude von Aberglauben und Vielgötterey aufgeführt haben — nichts gleichgültiges. Aber bey unserm Völkchen, welches, ohne Sultane und Bonzen, im Schoose der einfältigsten Natur lebte, war er nicht nur unschädlich, er wurde ihm sogar wohlthätig; denn er nährte dieses Mitgefühl mit der ganzen Natur, das Beste unter allen menschlichen Gefühlen, das die Mutter der Gutherzigkeit ist, und dessen Verwahrlosung so viel zur Verdorbenheit der gekünstelten Menschen beyträgt.

Noch izt finden sich häufige Ueberbleibsel dieses Glaubens unter uns. Es ist z. Ex. ein Verbrechen, einen fruchtbaren Baum, oder einen Baum, der den Menschen lange Zeit Schatten und Kühlung gegeben

hat,

hat, umzuhauen; und auch dann, wenn man Holz zum nothwendigen Gebrauch fällen muß, wird der Geist im Baum mit vieler Feyerlichkeit um seine Einwilligung dazu ersucht. Keine unsrer Mädchen und Weiber wird sich in dem Flusse baden, oder nur ihre Füße in einem Quell waschen, ohne der Nymphe desselben etliche Blumen als ein Opfer hineingeworfen zu haben, und dergleichen mehr.

Dieser harmlose Aberglaube vereiniget sich mit den übrigen Umständen unsers Volks, — die uns immer in jenem Mittel zwischen zu viel und zu wenig erhalten, worinn die Glückseligkeit eingeschlossen ist, — uns diese milde, lenksame, wohlwollende Sinnesart zu geben, die du, bis zu der wilden Scene mit den Fakirn, unter den Bewohnern dieser glücklichen Thäler wahrgenommen haben mußt. Liebe und Eintracht hielt die einzelnen Haushaltungen und die ganze Gemeinheit zusammen. Die Jugend ehrte ihre Eltern, aber lernte zugleich von Kindesbeinen an in jedem alten Manne einen Vater, in jeder alten Frau eine Mutter ehren. Der Mann liebte sein eigen Weib, das Weib ihren eignen Mann; der Ehstand wurde als die heiligste, unverletzlichste aller Verbindungen angesehen, und unsre ältesten Greise hatten, ehe diese Fakirn unsre Weiber zu bethören kamen, keinen ähnlichen Fall erlebt. Kurz, die Unschuld der Sitten, und eine glückliche Gewohnheit

der unverwilderten, ungekünſtelten und unverdorbenen Natur gemäß zu leben (*), erhielt unſre kleine Republik ohne Geſetze, in einem beſſern Zuſtand, als derjenige iſt, worinnen die vollkommenſte Geſetzgebung ein Volk verſichern kann, das ſchon ſo verdorben iſt, nicht ohne Geſetze leben zu können (**).

Aber nun, mein lieber Kalender, können wir, nach dem was in dieſen Tagen vorgegangen iſt, uns überreden, daß unſer kleiner Staats-Körper nicht dadurch in ſeinen edelſten Lebenstheilen ſo ſtark verletzt worden ſey, daß es unweislich gehandelt wäre, ihn, ohne andre

(*) Dieſe Diſtinction verdient in Erwägung genommen zu werden Der Natur gemäß leben, iſt ein ſehr unbeſtimmter Ausdruck, wobey jeder etwas anders denkt, und womit viel Irrung vorgeht. Das wahre Naturleben iſt von Wildheit, Verkünſtelung und Verdorbenheit gleich weit entfernt. Ich wünſchte dies einmal von einem unbefangenen Kosmopoliten beſſer aus einander geſetzt zu ſehen, als bisher noch geſchehen iſt.

J. C. H.

(**) Juſt ſo wie ein Menſch, der ſeine Geſundheit der Natur und ſeiner Mäßigkeit zu danken hat, ſich beſſer befindet, als ein andrer, der ſich blos durch eine vorgeſchriebene Lebensordnung und durch die Kunſt des Arztes beym Leben erhält.

Hippokrates.

andre Hülfe, blos der Natur und seinem guten Glücke zu überlassen?

Diese Fakirn, Freund Kalender, haben den Frieden unsrer Familien, die Reinigkeit unsrer Sitten, die Keuschheit unsrer Einbildungskraft, die Ruhe unsrer Verfassung vergiftet. Freylich unsre Männer haben sich wieder mit ihren Weibern ausgesöhnt; wie konnten sie anders? Die Nothwendigkeit stiftete den Frieden. Aber sollte kein verborgnes Ferment von Zweifel und gegenseitigen Mißtrauen zurückgeblieben seyn? Kannst du glauben, daß die Weiber, die einen Lingam getragen, nichts dadurch in der Einbildung ihrer Männer verlohren haben? — Und sollte die Einbildung der Männer wohl so unrecht haben?

Vor dem abscheulichen Morgen, der die Verbrechen dieser Bonzen an den Tag brachte, war ein Lingam in den Augen unsrer Weiber ein bloßes Tändelwerk, eine Puppe womit sie spielten; ihre Phantasie war noch unbefleckt; ihr Herz (wie die schöne Rezia sagte) dachte noch an nichts Arges. Aber seit dem Abentheuer der schönen Rezia, seit der Entehrung der beyden Unglücklichen, hat sich die Sache sehr verändert. Der Lingam ist dadurch ganz was anders für sie worden; und es sey nun daß seine Erinnerung mit Verachtung und Abscheu oder mit Scherz und Lachen in Gesellschaft gehe, so muß beydes, durch die Folgen

der Association, der Unschuld ihrer Seele gleichviel Schaden thun. Unvermerkt wird die eheliche Liebe diese Würdigkeit verliehren, die zu ihrem Wesen gehört; und Beyspiele der verletzten Treue werden nicht länger etwas unerhörtes seyn. Das Mißtrauen der Männer wird bey den geringsten Anlässen erwachen, vom bloßen Schatten einer zweydeutigen Aufführung Argwohn schöpfen, und Eifersucht wird jede häusliche Freude vergiften. Der Vater wird seine Kinder nicht mehr mit dem Entzücken, mit der unnennbaren Empfindung an seine Brust drücken, die ihn so glücklich machte, da jenes volle Zutrauen zu der Unschuld ihrer Mutter noch in seiner Seele herrschte. — Uebersieh, Freund Kalender, in ihrem ganzen Umfang, die Folgen dieses einzigen Umstands!

Und was, meynst du, wird aus der Eintracht, der verdachtlosen Geselligkeit, dem herzlichen Wohlwollen werden, das bisher unter unserm Volke herrschte? Glaube mir, unsre Feste, unsre Spiele werden nicht mehr seyn, was sie sonst waren. Der Lingam hat sie der unbesorgten Frölichkeit beraubt, die ihren größten Reitz ausmachte. Die Furcht vor Mißdeutung wird Augen und Lippen, Hände und Füße fesseln; und dennoch, trotz allem Zwang einer studierten Anständigkeit, werden unsre Zusammenkünfte die ewigen Quellen von Mißhelligkeit und Zwietracht seyn.

Und werden etwan unſre Aelteſten, die einzige Obrigkeit die wir bisher kannten, dem Unheil ſteuern können?

Der Talisman ihres Anſehens iſt zerbrochen! Was konnten ſie an jenem Tage des Aufruhrs? Was halfen ihre Bitten, ihre Befehle? Das Volk fühlte ſeine Stärke und hörte die zitternden Stimmen nicht.

Mit einem Worte, Freund Kalender, wie wilſt du daß ein Volk, das ſeine Sitten verlohren hat, länger durch Sitten regiert werde?

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Daniſchmende hat den Einfall ſich zum Iman aufzuwerfen.

Ich begreiffe, däucht mich, die ganze Richtigkeit deiner Folgerungen, ſagte der Kalender; aber ich ſehe nicht, wie dem Uebel geholfen werden kann. — Er hätte hinzuſetzen können, daß ihm für ſeinen Theil nichts in der Welt gleichgültiger war, als dieſe Sache, die Daniſchmenden ſo ſehr am Herzen lag.

Ich habe einen Einfall, verſetzte Daniſchmende; du wirſt über mich lachen; aber es iſt mein ganzer Ernſt.

Wenn die Sitten allein ein Volk nicht mehr vor der Verderbnis bewahren können, so muß eine Veranstaltung hinzukommen, die den Sitten ein neues Leben giebt, und das was sie an Stärke verlohren haben durch eine neue Kraft ersetzt. Je einfacher eine solche Veränstaltung ist, je weniger sie in der Lebensart und Verfaßung des Staats ändert, je besser scheint sie mir. Dies vorausgesetzt, glaube ich in der Religion unsers Propheten, wenn sie bey diesem kleinen Volke eingeführt würde, dies Institut zu finden, das wir nöthig haben. Sie ist einfach und erhaben, eine Feindin der Vielgötterey, eine Freundin der Tugend und Menschlichkeit; und verspricht ihren Anhängern, wenn sie unschuldig gelebt und Gutes gethan haben, ein Paradies, das wohl so gut ist als das Beste womit die Bonzen die Unschuld unsrer Weiber in den Schlaf sangen.

Der Kalender sah den Philosophen mit großer Aufmerksamkeit an, und sagte — nichts.

So eine gute Religion indessen auch der Islam ist, fuhr Danischmende fort, so wissen wir doch, daß ein Schurke von einem Fakir eben so gute Mausfallen daraus machen kann, als irgend ein Brame oder Bonze aus der seinigen. Damit ich also gewiß bin, daß keine Schelmerey bey der Sache vorgehen kann, will ich selbst der Iman der Muselmannen seyn, die ich in kurzem in dieser Gegend zu machen hoffe.

Der

Der Kalender ſperrte immer gröſsre Augen auf.

Das Glücklichſte bey der Sache, Freund Kalender, iſt, daſs ich die Ehre habe, in gerader Linie von dem jüngſten Sohn des Ali-Askeri Ibn Giafar, des zehenten Imans unter den zwölfen die Mühammeds unmittelbare Nachfolger waren, abzuſtammen, und folglich ein Iman von Haus aus, und ein Emir bin, ſo gut als irgend einer die jemals den grünen Turban getragen haben. Du ſiehſt alſo, wenn ich zum Beſten dieſer armen Schafe eine Moskee baue und mich ſelbſt zum Iman davon mache, daſs ich nichts unternehme, wozu ich nicht von Geburtswegen vollkommen berechtiget bin.

Was mich an der Sache verdrieſsen könnte, ſagte der Kalender mit groſser Ernſthaftigkeit, iſt bloſs daſs du ein Philoſoph biſt, und vermuthlich der erſte, der jemals auf den Einfall gekommen iſt, den Iman zu machen.

Wenn es dir belieben wird, die Sache im rechten Licht anzuſehen, (erwiederte Daniſchmende mit einem kleinen Imans-Tone) ſo wirſt du finden, daſs mein Vorhaben eines Menſchenfreundes würdig iſt. Meine Abſicht iſt lediglich dieſen armen Leuten Gutes zu thun, ihrer Einbildung wieder einen feſten Ruhepunkt zu geben, ihre Sitten vor einer

gröſsern

gröſsern Erſchlaffung zu verwahren, mit Einem Wort, das Leben ihrer kleinen Republik, wo möglich, noch etliche Menſchenalter durch, in einem leidlichen Stand hinzuhalten.

Iſt es (fragte der Kalender) mit allem Reſpect, den ein bloſser Kalender einem Abkömmling der Tochter des Propheten (*) ſchuldig iſt, iſt es mir erlaubt, ehe wir an die Ausführung gehen, eine einzige kleine Frage zu thun? — Hätteſt du wohl alle Folgen deiner neuen Imanſchaft reiflich in Erwägung gezogen?

Laſs immer hören, ſagte Daniſchmende.

Natürlicherweiſse iſt der Iman der erſte Mann in der Republick, oder wird es doch gar bald werden, wenn er das Werk einmal in den Gang gebracht hat. Nun wirſt du mir zugeben, Daniſchmende, daſs es je und allezeit eine höchſtgefährliche Sache iſt, der oberſte Mann in der Republik zu ſeyn; gefährlich für den Mann ſelbſt, den ſehr leicht ein gewiſſer Schwindel darüber anwandeln kann, worinne man zwans

(*) Nemlich der Fatima, der Gemalin des Ali, von welcher alle die Abkömmlinge Muhameds, die den Namen Emir oder Scherif führen, ihre Genealogie ableiten.

Herbelot.

zwanzig Dinge thut, die man an dem obersten Manne tadeln würde, wenn man selbst einer von den untersten wäre; noch gefährlicher für die übrigen, die, im verliehrenden Falle, Freyheit und Eigenthum, Ochsen und Esel, Schaafe und Kameele, Weiber und Kinder zu verliehren haben. Denn — um es gerade herauszusagen, — der Iman wird über lang oder kurz damit aufhören, daß er Sultan seyn wird. Die Gelegenheit ist zu schön, die Versuchung zu groß, der Weg zu gerad und gebahnt, als daß ein bloßer menschlicher Mensch — auf halbem Wege stehen bleiben sollte. Nicht als ob ich dir selbst nicht Philosophie genug zutraute, an der äußersten Gränze der Imanschaft stehen zu bleiben; — wiewohl Fälle kommen können, wo dies schwerer seyn möchte, als du dir izt vielleicht vorstellst: — aber dein Sohn, deines Sohnes Sohn, oder dessen Sohn und Nachfolger, werden sie lauter Danischmenden seyn? Kannst du dir selbst für ihre Art zu denken, für ihre Leidenschaften, für den Grad ihrer Tugend Bürgschaft leisten? — Und wolltest du, der von Sultanen so übel, und noch zehnmal ärger von der Sultanschaft selbst denkt, die Gefahr laufen, und einem freyen Volke, bloß um es vor zukünftigen, vielleicht zur Hälfte bloß eingebildeten Uebeln zu bewahren — Fesseln schmieden, und — der Stammvater von Sultanen werden?

Bruder, — sagte Danischmende, nachdem er etliche Augenblicke scharf in die Ecke des Zimmers gesehen hatte — ich glaube du hast Recht! — Tausend Dank für die Erinnerung, fuhr er fort, indem er von seinem Sitz aufsprang und den Kalender zwey oder dreymal ein wenig stärker, als seine Meynung war, auf die Schultern klopfte. — Bewahre Gott! Danischmende ein Patriarch von Sultanen! — Nein, wahrhaftig! Eh mögen alle Fakirn, Brainen und Bonzen diesseits und jenseits des Ganges sich einen allgemeinen Rendezvous in die Thäler von Kischmir geben, und den Lingam aller Lizigams, der ehmals zu Hierapolis in Syrien im Vorhof eines der berühmtesten Tempel der Welt zu sehen war (*), mitten unter uns zum Siegeszeichen aufrichten! Es werde daraus auch was es wolle. Ich

wasche

(*) Dieser Tempel der Syrischen Göttin Atergatis oder Astarte oder Rhea oder Juno, oder wie sie sonst hieß, war noch zu Lucians Zeiten, in ausserordentlichem Ansehen, und man wallfahrtete aus Phönizien und Cappadozien, Assyrien, Babylonien und Arabien häufig dahin. Das was diesem Götzentempel ein so ausserordentliches Ansehen verschaffte, war der Glaube daß sich die Götter hier unmittelbarer offenbarten als anderswo. Denn es hatte hier wunderthätige Bilder, die zu gewissen Zeiten schwitzten, mit dem Kopfe nickten, Orakel von sich gaben, und dergleichen. Lucian, der alles selbst in Augenschein genommen, kann die Pracht, Herrlichkeit und

Reiche

waſche meine Hände. Meine Schuld wird es nicht ſeyn! Denn daß ich, um dieſe Leute, — die mir am Ende doch nicht näher verwandt ſind, als alle übri-

 gen

Reichthümer dieſes Tempels nicht genug beſchreiben. Die leztere waren unermeßlich, da ſo viel reiche Nationen ſeit vielen Jahrhunderten in die Wette geeifert hatten, ihn durch ihre Opfer und Geſchenke zu bereichern. Lucian zählte über dreyhundert Prieſter, die mit den Opfern beſchäftiget waren. Sie giengen alle ganz weiß, den Kopf mit einer Art von Hut bedekt; nur der Oberprieſter war in Purpur gekleidet, und trug eine Tiare von Goldſtoff. Der übrigen Perſonen, die zum Dienſt des Tempels gehörten, der Sänger und Pfeiffer und Caſtraten und hirnwüthigen Weiber (γυναικες φρενοβλαβεες) war keine Zahl. Nun betrachte ein Menſch, wieviel allen dieſen Leuten daran gelegen war, daß die Aſſyrer und Babylonier, Araber, Phönizier und Cappadozier an ihre Aſtarte und an ihre ſchwizenden und nickenden und redenden Bilder glaubten; und was aus dem Philoſophen Lucian geworden wäre, wenn er ſich hätte erfrechen wollen, der unendlichen Menge Volkes, die er in den Vorhöfen dieſes Tempels mit Gaben in der Hand verſammelt ſah, die Augen zu öffnen! — Was übrigens den Lingam aller Lingams betrift, von welchem Daniſchmende ſpricht, ſo berichtet uns Lucian, daß in einem der Vorhöfe dieſes Tempels zween Φαλλοι (oder Lingams, welche Bachus, laut einer alten Aufſchrift, ſeiner Stiefmutter Juno zu Ehren geſezt haben ſoll) geſtanden, jeder dreyhundert Fuß hoch; auf deren Einen ein Prieſter jährlich

gen Adamskinder — für Bonzen und Lingams zu bewahren, Gefahr laufen sollte, der Urvater einer Reihe von Sultanen zu werden, das kann mir niemand zumuthen! — Gut, daß du mir die Gefahr noch in Zeiten gezeigt hast, ich werde dir diesen Dienst nicht vergessen.

Der Kalender lächelte über diese plötzliche Sinnesänderung seines Freundes, und bestätigte sich insgeheim in der Vermuthung, auf die er schon einmal gerathen war, daß es mit Danischmendens Einbildungskraft in Betreff gewisser Punkte nicht so ganz richtig stehe. Der alte Kalender dachte hierüber nach seiner eignen Weise. Aber wir ersuchten den Leser sein Urtheil noch ein wenig zurückzuhalten, bis er sehen wird, ob der gute Danischmende ausser den allgemeinen, die er schon angegeben, nicht vielleicht noch einige besondere Ursachen hatte, einen so herzlichen Widerwillen gegen die Sultanschaft zu hegen.

Die Fortsetzung folgt.

III.

sich zweymal hinaufstieg, und sieben Tage auf der Spitze des Phallus verweilte. Das gemeine Volk glaubte, daß er während dieser Zeit mit den Göttern in unmittelbarer Gemeinschaft stünde, und dem ganzen Syrien Glück und Heil erbäte. — Wie alles dies und viel andre Merkwürdigkeiten dieses Tempels umständlich zu lesen sind beym *Lucian* de Dea Syria. Tom. opp. III p. 451. seq.

Scribler.

III.

Fortsetzung

des dritten Briefes

über Italien.

(von S. 243 des Junius.)

Unter den Produkten der Kunst, welche den Italienern Nahrung und Gewinn verschaffen, verdienen die seidene Zeuge und Strümpfe die erste Stelle. Es sind wenige Länder in Europa, wohin sich der Handel mit solchen Waaren nicht erstrecke. Es wird aber auch mit Kunstwerken von weniger Wichtigkeit sehr viel Geld verdient. Dergleichen sind die Waffen von Brescia, die gebacknen Confecturen von Perugia, besonders die sogenannten Ossa de morti, künstliche von den Nonnen verfertigte Blumen, mosaische Kunstwerke, besonders zu Rom und Neapel; Lavori di Scagliuola, und di pietre commesse (Siehe Jagemanns geographische Erdbeschreibung von Toskana pag. 30.) die künstlichen Strohhüte, die Essenzen von allerhand Blüthen, die vortreflichen Pomaden, die eingemachten Früchte und Pomeranzen-Schaalen zu Florenz, die dasige Cioccolata und die von Meiland, die Majolica von Faenza, die Rosogli und köstliche Würste von

Bononien; allerhand römische und hetrurische Alterthümer, deren Italien eine unerschöpfliche Quelle ist, alte und neue Gemählde, und Statuen vortreflicher Meister, Kupferstiche, Gemmen, und italienische Bücher, die in der grösten Menge nach England gehen, der Aufenthalt der vielen Fremden, besonders der Engländer, und in Ansehung der Stadt Rom das häufige Geld, welches für Annaten, Dispensationen, ꝛc. von der ganzen Welt dahin gezogen wird, und auf Millionen hinaus läuft.

Wegen der bequemen Lage des Landes können alle Produkten der Natur und Kunst sehr leicht an fremde Nationen verkauft werden. Gegen Osten, Westen und Mittag ist es vom Mittelländischen Meer umgeben, und auf allen Seiten fehlt es nicht an bequemen Häfen und Bayen, wo entweder kleine oder große Fahrzeuge anländen können. Weil der mittlere und untere Theil nicht breit ist, so können die Produkten aus den innersten Gegenden ohne viele Unkosten und Zeitverlust, auch wo keine schifbare Flüsse sind, von den Bauern der Besitzer bis ans Meer gebracht werden. Woher denn erfolget, daß ein jeder Einwohner des Vortheils, den die Nachbarschaft des Meers einem Lande bringt, aus der ersten Hand genießen kann. Dieser Vortheil ist von der grösten Wichtigkeit, und ist der Grund des blühenden Zustandes, worinn sich auch die Provin-

cial-

cal-Städte in Italien befinden. Er ist der Weg wodurch die Reichthümer, die von der Handelschaft entstehen und in andern Ländern meistens von den Hauptstädten verschlungen werden, sich über die Einwohner des ganzen Landes verbreiten. Hierdurch wird die Arbeitsamkeit im Ackerbau, der Fleiß in allerhand Künsten und Handwerken, der Geist der Handelschaft ernährt und gestärket. Die Fremden, denen bekannt ist, daß sie die Produkten aus der ersten Hand, folglich wohlfeiler als sonstwo am mittelländischen Meere einkaufen können, bedienen sich dieses Vortheils, und bedecken die Seehäfen mit ihren Fahrzeugen.

Ein Land von so mannichfaltiger Fruchtbarkeit und von solcher Bequemlichkeit zur Handlung muß nothwendiger weise sehr reich seyn. Baretti, ein Piemonteser, in seinem Buche von den Sitten und Gebräuchen Italiens, ist der Meinung, England sey nicht reicher als Italien. Obgleich dieser gelehrte Schriftsteller wegen seines vieljährigen Aufenthalts in England eben so wenig Italien sein Vaterland kennt, als ich Teutschland kenne, so scheint er mir doch in dieser Sache Recht zu haben. In allen Städten Italiens finden sich prächtig meublirte Palläste, reiche Equipagen und Livreen. Der Pracht in Kleidungen ist ohne Maaß und Schranken, nicht nur in den Städten sondern auch auf dem Lande.

Es giebt wenige Bauer-Mädchen, welche nicht mit einem goldenen und diamantenen Kreuze am Halse, und mit seidenen Kleidern auf die Festtage prangen, besonders in der Nachbarschaft der Städte. Die Damen und reichen Bürgerinnen glänzen von Juwelen und Edelgesteinen. Man wird nicht leicht ein adeliches oder bürgerliches Geschlecht, wofern es nicht in die äußerste Armuth verfallen ist, finden, worinn nicht ein reicher Schmuck Perlen und Edelgesteine erblich sey. In den großen Städten giebt es ganze Straßen von Juwelierern, Goldschmieden, und Laden von Galanterie-Waaren. Die Tafeln der Reichen sind überall prächtig und ausgesucht. Fast in allen Städten finden sich ansehnliche Schaubühnen, wo es das ganze Jahr hindurch nie an Zuschauern fehlt. Ueberall giebt es vortrefliche Tempel, deren sehr viele nicht nur an Größe und Baukunst, sondern auch an Reichthum silberner und goldener Leuchter und Opfer-Gefäße, kostbarer Tapeten und Priesterschmucks, die vornehmsten Tempel der alten Griechen und Römer übertreffen. An reich ausmeublierten Lust-Schlößern, woran alle Schönheiten der Baukunst verschwendet sind, übertrift Italien alle übrigen Länder von Europa. Die Seehäfen werden von den reichsten Nationen der Welt fleißig besucht; und weil das Land einer jeden Nation gewiße Waaren mittheilen kann, woran es ihr mangelt, und deren Güte vorzüglich ist, hingegen

aber nur wenige Dinge sind, die es von andern Nationen kaufen muß, so hat es im ausländischen Handel das Uebergewicht.

Es sind über 300 Städte in Italien, deren jede von einem zahlreichen Adel bewohnt wird. Weil das Recht der Erstgeburt nicht nur in allen adlichen, sondern auch in den meisten bürgerlichen Häusern eingeführt ist, so bleiben die adlichen und bürgerlichen Güter vereinigt. Woraus erfolgt, daß eine jede der 300 Städte eine ansehnliche Zahl von reichen Einwohnern enthält. Man vergleiche nun in Italien und England die Städte, die reichen Geschlechter, und ihre Einkünfte im Durchschnitte gegen einander, so wird ganz sicher das Uebergewicht für Italien seyn. Der Reichthum fällt in England deswegen mehr in die Augen, weil er nicht so sehr unter die Städte vertheilt ist, als in Italien. Er läßt sich fast ganz in London sehen. Man rechne Rom, Neapel und Genua gegen London allein; und dann finde man noch in Großbrittannien und Irland große Städte, wie Venedig, Meiland, Turin, Florenz, Livorno, Bologna, Verona, Ancona ꝛc. sind. Man finde noch andere 200 mittelmäßige und kleinere, die eben so vielen mittelmäßigen und kleinern in Italien an Reichthum gleichen, so will ich Unrecht haben. Ich rede aber von dem wahren Reichthum eines Landes, der sich auf eigene Produkten

ten, und mit Werken solcher Künste gründet; denn die übrigen Reichthümer sind unbeständig, und wenn man von der Wohlfahrt eines Landes redet, kann man keine Rechnung darauf machen. Ein Reichthum, welcher nur vom Glück des Handels abhängt, steigt und fällt, wie das Meer bey Ebbe und Fluth; und weil im menschlichen Leben ordentlicherweise der unglücklichen Zufälle mehr sind, als der glücklichen, so muß ein Land, worinn die Handelschaft sich nicht auf eigene Produkten gründet, in einem gewissen Zeitverlauf keinen Gewinn mehr in Händen behalten. Es ist alsdenn noch ein großes Glück, wenn die eigenen Besitzungen des Landes nicht mit Schulden beschwert sind. Denken Sie dieser Sache recht nach, Sie werden finden, daß ich nicht unrecht habe.

Woher kommt es denn, daß bey dem großen Reichthum der Engländer sich nicht mehr als 8 Millionen Menschen in Großbrittannien und Irland (in einem Raume von 6000 Q. Meilen) befinden, da in Italien (in einem Raume von 5625 Q. Meilen) 14 Millionen leben? Mich deucht aus keiner andern Ursache, als weil wirklich in Italien mehrere Hülfsmittel zu leben sind. Für die Unterhaltung eines Menschen rechnet man in Italien überhaupt 50 Scudi. Also müssen die Produkten der Natur und Kunst einen jährlichen Ertrag von 700 Millio-

nen Scudi in Italien abwerfen. Weil aber nicht zu vermuthen iſt, daß über die Nothdurft nichts zurückgelegt werde, ſo kann der Ueberreſt noch viele Millionen austragen. Wer England beſſer kennt als ich, der mache nun den Ueberſchlag, ob es ſo viele gewiſſe und dauerhafte Reichthümer beſitze, als Italien.

Nun falle ich auf die Frage, durch was für Mittel und Wege diejenigen Einwohner Italiens, die keine liegende Güter beſitzen, den Beſitzern derſelben eine ſolche Portion abgewinnen, die zu ihrem Unterhalte hinreichend ſey? So viele Bedürfniſſe ſind, denen die reichen Beſitzer aus ihren eigenen Kräften und Mitteln keine Genüge leiſten können, eben ſo viele Wege ſtehen andern Menſchen offen, ihnen die Lebensmittel abzugewinnen, und eben ſo viele Zweige des Nahrungsſtandes giebt es in einem Lande. Weil aber die Bedürfniſſe der Menſchen ordentlicherweiſe zu- oder abnehmen, nach Maaß der größern oder geringern Neigung zu einem wollüſtigen oder angenehmen Leben, und nach Maaß der Veränderungen, ſo die Annehmlichkeit des Lebens erfodert, ſo muß es in einem Lande, wie Italien iſt, wo die Einwohner gegen alles, was angenehm iſt, ungemein empfindſam ſind, unbeſchreiblich viele Wege geben, den reichen Beſitzern die Lebensmittel abzugewinnen.

In Sachen, so zu den ersten Bedürfnißen des Lebens gehören, und auf den Landgütern den reichen Besitzer wachsen oder zu Stande kommen, als da sind Getreide, Wein, Oel, und Materialien der Künste, ist den Reichern nicht viel abzuverdienen. Durch ihre Factoren verkaufen sie unmittelbar ihr Getreide auf den Marktplätzen im kleinen, oder lassen es durch ihre eigene Bauern an die Meerhäfen führen, um es im großen zu verkaufen. Wein und Oel verkaufen sie entweder unmittelbar an fremde Nationen, oder Flaschenweise in ihren Häusern. — So sind denn die Palläste der Italiener Wirthshäuser? Nein mein Freund: Nur die Sbirri und Soldaten gehen in die Wirthshäuser. —. Unten in der Mauer der Palläste ist ein Loch, welches so groß ist, daß eine Flasche hinein und herausgehen kann. Dieses geht ins Oel- und Wein-Magazin, und ist mit einer starken Thüre, woran ein Hammer hängt, verschloßen. Wer Wein oder Oel kaufen will, klopft mit dem Hammer an das Thürchen, und wenn es der Vinajo eröfnet hat, reichet er ihm mit der einen Hand das Geld, und mit der andern die Flasche, wartet auf der Straße, bis er die Flasche angefüllt wiederbekommen hat, und denn gehet er seines Wegs nach Hause. Am Pallast hängt auch mehrentheils ein von Stroh geflochtenes Flaschen-Netz zum Zeichen, daß man Wein und Oel feil habe.

Die

5. Die reichen Besitzer benehmen hierdurch andern Einwohnern nicht nur die Gelegenheit mit dem Getreide, Oel- und Wein-Handel etwas zu gewinnen, sondern sie bedienen sich auch dieses Mittels, alle außerordentliche Abgaben auf die Schultern der Nichtsbesitzenden zu werfen. So bald eine solche Abgabe zu erlegen ist, so erhöhen die Besitzer nach Proportion derselben den Preis der nothwendigen Lebensmittel, und so fällt wirklich die allgemeine Last auf diejenigen, die keine liegende Güter besitzen. Diesem Unheil vorzukommen hatten in Toskana die Großherzoge aus dem Hause Medici die Gewohnheit, mit dem Getreide, Wein und Oel, so sie auf ihren Landgütern einerndteten, eigene Magazine anzufüllen, und diese Lebensmittel, so wie der übrige Adel, um einen billigen Preis im kleinen zu verkaufen. Hiedurch bestimmten sie, ohne den unnützen Zwang der Gesetze, den Preis der Lebensmittel. Seitdem aber der hochselige Kaiser Franz die Kammergüter verpachtet hat, so muß der Hof selbst die Lebensmittel vom Adel kaufen, welcher ihn eben sowohl als die übrigen Einwohner in Contribution setzen kann. Der regierende Großherzog hat zwar anfänglich versucht, den Preis des Brodes durch Gesetze zu bestimmen; allein der Ränke, die alsdenn gespielt wurden, waren so viele, daß es für besser befunden wurde, den Verkäufern alle Freyheit zu gestatten.

Aber warum erhöhen alsdenn nicht auch die Künstler, Handwerker, Kaufleute und Krämer den Preis ihrer Arbeit und Waaren nach Maaße des erhöhten Preißes der Lebensmittel? Das thun sie auch. Weil aber die reichen Besitzer selbst diejenigen sind, welche von Künsten, Handwerken und Handelschaft den Gewinn ziehen, indem sie die Capitalien dazu vorschiessen, und sich um die Hälfte oder um Eindrittel des Gewinnes interessiren, oder wohl gar den ganzen Gewinn einnehmen, und den Arbeitern nur ein bestimmtes Tagelohn geben, so ist die Erhöhung des Preißes der Arbeit und Waaren vielmehr zu ihrem Nutzen, als zur Entschädigung der Arbeiter. Weil sie den Nachdruck von Gelde haben, und auch wohl im Stande sind, wohlfeiler als andere arbeiten zu laßen, so kann kein Künstler, der für sich arbeiten wollte, aufkommen. Auch die Handwerke und Künste, die an sich selbst keine Capitalien erfordern, können von Armen ohne eine beträchtliche Summe Geldes nicht in den Gang gebracht werden, weil auf eine jede Werkstätte und Laden, die den Reichen zugehören, eine beträchtliche Summe Geldes, ohne das Quartier-Geld, geschlagen ist, welches beym ersten Einzuge erlegt werden muß. Weil der Arme dieses Geld meistentheils nicht in Händen hat, so pflegt er gern darein zu willigen, daß er nur den Namen zum Geschäfte hergebe, um das Tagelohn arbeite, und den Gewinn dem Edelmanne, oder reichen

chen Bürger überlaße. In Toskana gehen die Reichen so weit in der Oekonomie, daß sie Schuster und Schneider unter ihren Bedienten haben, die für sie umsonst arbeiten müßen.

Die Handwerke und Künste, so in Italien die meisten Beschäftigungen haben, sind Schuster, Schneider, Tapezierer, Matratzen- und Polstermacher, Tischler, Vergulder, Schlösser, Färber, Juwelierer, Silber- und Goldschmiede, Seidenfabrikanten, Uhrmacher, Gipsgießer, Brillenmacher, Gläserschleifer, Peruckenmacher und Strumpfwürker. Weil die Handwerker keine Hofnung haben sich zu bereichern, so sind sie zufrieden, wenn sie das Tagelohn einer lira, oder höchstens eines Testone (40 Kreuzer) verdient haben. Alsdenn gehen sie, wenn es noch nicht Nacht ist, vor die Stadtthore, spielen entweder Ballone oder alla Ruzzola, (wo es darauf ankommt, einen runden harten Käse am weitesten auf der ebenen Erde fortzutreiben) und gewinnen einander einen Theil des Verdienstes ab. Im Seidenbau gehet es eben so zu. Er ist in den Händen der Reichen. Weil sogar die Nonnen, und viele Weiber wohlhabender Häuser um den Lohn spinnen, das Spielgeld damit zu gewinnen, so müssen die Armen Gott danken, wenn ihnen Seide zu spinnen oder zu winden gegeben wird, und der Spinnlohn wird bey keiner Theurung erhöhet. Auf solche

Weise

Weise lebt zwar eine unbeschreibliche Menge Menschen von mechanischen Künsten und Krämerey, sie müssen sich aber kümmerlich behelfen.

Bisher haben Sie gesehen, wie aller Gewinn Italiens in die Hände derjenigen zusammenfließt, die liegende Güter besitzen. Nun will ich Ihnen die Wege zeigen, wodurch eigentlich die Reichthümer in Umlauf gebracht werden. Der Reiche, der auf der einen Seite allem nur möglichen Gewinne nachstrebt, opfert auf der andern Seite alles mit der größten Verschwendung dem Vergnügen auf. Er, der unbarmherzig und unbillig gegen den Armen verfährt, wenn es Handelschaft und den Lohn schwerer Arbeiten betrift, ist hingegen mitleidig und freygebig gegen denselben, wenn er ihn um ein Allmosen ersucht, oder zum Werkzeuge seiner Belustigung dienen kann. Deswegen findet niemand in Italien leichter und reichlicher seinen Unterhalt, als Tonkünstler, Maler, Tänzer, Schauspieler, Improvisatori, Ciceroni, Antiquari; und die sich mit gewissen unlöblichen Dingen beschäftigen, als Taschenspieler, Gaukler, Marktschreyer, Kupler, Fuchsschwänzer, Schmeichler, Pasquillenmacher, Possenreißer, Heuchler und Heuchlerinnen in Busskleidern, falsche Spieler, Beutelschneider, falsche Schwörer ums Geld; besonders in Neapel und Sicilien, die Scaniozzi, Bettler, Pilgrimme, Eremiten, B. und H.

Es

Es iſt zu bewundern, wie ſinnreich der gemeine Italiäner iſt, Tändeleyen zu erfinden, damit er dem Reichen das Geld aus dem Beutel locke. Manche ſitzen mit Cithern unter den Fenſtern der Reichen, ſpielen und ſingen Verſe aus dem Stegreif dazu. Andere ſtehen, von einem Haufen müßiger Menſchen umgeben, auf den Marktplätzen, und ſingen allerhand ſowohl luſtige als andächtige Lieder. Andere verbergen ſich auf öffentlichen Plätzen in kanzelförmigen Machinen, und ſtrecken verſchiedene Puppen hervor, geben ihnen mit den darunter verborgenen Fingern allerley Bewegungen, bilden mit einem Inſtrument im Munde verſchiedene Stimmen, und ſpielen ganze Comödien. Hier lärmet ein Marktſchreyer, dort hüpft ein Luftſpringer, oder eine tolle Bacchantin, und ſingt dazu. Hier ſiehet man einen Seiltänzer; dort höret man einen Aſtrologen von zukünftigen Dingen weiſſagen, dort ein armes Bauernmädchen ganze Predigten, die es zur Faſtenzeit gehört hat, auswendig herdeklamieren. Es wird auch nicht leicht jemand ſich bey dieſen Gaukeleyen gegenwärtig befinden, der den Gaukler nicht wenigſtens mit einem Soldo beſchenke.

Die Weiber ſpielen eine Hauptrolle im Nahrungsſtande des gemeinen Mannes. Sie treiben das Schneider-Handwerk für das Frauenzimmer, ſte-

cken Hauben, spinnen und winden Seide, klöppeln seidene Spitzen, weben leinene und seidene Zeuge, frisiren die Damen, und in Toskana flechten sie auch auf eine künstliche Art die schönsten Strohhüte, die in großer Menge nach England und Wien verkauft werden. Ich muß aber bekennen, daß die Weiber-Arbeit sehr schlecht bezahlt wird. Ein Mädchen muß sehr früh aufstehen, wenn es mit Seidenwinden und Spinnen, welches die gemeinste Arbeit der Armen ist, 3 Groschen verdienen will.

Daher kommt es, daß wenn ein armer Bürger eine Tochter hat, die durch ihre Schönheit und gute Stimme vieles verspricht, er es gerne siehet, daß ein Reicher sie unter seine Protection nehme, und auf seine Unkosten ihr entweder die Malerey oder die Musik, oder auch das Tanzen lehren laße, damit sie mit der Zeit auf dem Theater ihr Glück machen könne. Solche von reichen Protettori unterhaltene Mädchen gehen prächtig gekleidet, und was sonderbar ist, so folgen ihnen, wenn sie ausgehen, ihre Mütter in andächtigen Terziarien Kleidern, und vertreten die Stelle des Bedienten. Der Protettore besucht täglich sein Mädchen, ohne daß weder er, noch dasselbe ihre Ehre dadurch verliere. Die Italiener schonen in diesem Stücke eines jeden Menschen Reputation, so lang nur einiger Vorwand

übrig

übrig bleibt, es zu thun. So lang sich ein Mädchen nicht gemein machet, ist sie keinem Vorwurf ausgesetzt. Sonst würde es ihr auch nur erlaubt seyn, in gewissen dazu bestimmten Straßen zu wohnen. Gleichwie die Obrigkeit diese Gattung von Mädchen dadurch brandmarket, daß sie dieselben in eine unehrliche Straße verweiset, also schützt sie auch die andern, die sich nicht gemein machen. In vielen Nordländern, wo man gleichsam mit Laternen umhergehet, um dem Frauenzimmer nachzuspüren, und ihm die Ehre öffentlich zu benehmen, sollte man über die Richterstühle die Worte schreiben, wer unschuldig ist, der hebe einen Stein auf, und werfe auf sie. Dieß muß ich noch hinzusetzen, daß auch Weltgeistliche und Mönche, wann sie Geld haben, Protettori von armen Mädchen seyn können.

Der Bedienungen, womit sich die Menschen nähren können, giebt es in Italien eine unglaubliche Menge. Neben den Fürstlichen Bedienungen, die überall gebräuchlich sind, sind deren noch sehr viele, von denen andere Länder nichts wißen. Man schlage Jagemanns geographische Beschreibung von Toskana S. 39 nach, wo nur die Namen der Hauptämter des Staates ganze Blätter anfüllen. Das Finanzwesen ernährt in Italien eine ganze Armee von Menschen. Man rechne die Menschen, die

in allen Thoren der Städte, und auf den Grenzen der Länder die aus und eingehende Waaren visitiren, die Geldeinnehmer, Schreiber, Controlleurs, die ungemein viele Bedienten der Douanen und Waaren-Magazinen, die Mitglieder der besondern und allgemeinen Finanz-Collegien, so wird man ganz sicher eine eben so große Anzahl von Finanz-Bedienten als von Soldaten in Italien finden.

Der Militairstand ernährt in Welschland viel weniger Menschen, als in den meisten andern Europäischen Ländern. Piemont und die österreichische Lombardie ausgenommen, ist der Soldatenstand in schlechtem Ansehen. Weder der Edelmann noch der Bürger siehet es gerne, daß Officiere bey ihm aus und eingehen. Die Entehrung dieses so edlen Standes erfolget theils aus dem in Italien sehr verhaßten Zwang der Militärzucht, theils daher, daß der gemeine Soldat meistens von der Gattung Menschen ist, die wegen ihrem Muthwillen allen übrigen Leuten zur Last fallen, theils auch wegen der Unnutzbarkeit derselben, indem zur innern Sicherheit des Landes die Banden der Sbirren hinreichend sind, und zur Vertheidigung des Landes vor äußerlichen Feinden die unterhaltene Anzal von Truppen meistens zu gering ist.

gegebenes Zeichen den Flüchtigen nachsetzen, sie einhalten, und wann sie Widerstand finden, dieselben verwunden. Aber so fürchterlich sie in ihrem Aufzuge zu seyn scheinen, so feige sind sie in ihren Unternehmungen, besonders wenn sie es mit Contrabandirern zu thun haben. Da die Unehrlichkeit mit ihrem Stande verbunden ist, so kann man keine edlen Thaten von ihnen erwarten.

Weil in Italien keinem Menschen der Aufenthalt untersagt wird, so hält man für nöthig, eine grosse Anzahl von Spionen zu unterhalten, welche auf die Handlungen derjenigen insbesondere, welche von ihrer sogenannten Industria leben, ein aufmerksames Auge haben. Zu Florenz wird die Anzahl der Spionen auf 6000 gerechnet. Sie werden, nach Maaß ihrer Geschicklichkeit vom Fürsten besoldet, und stehen wie die Sbirri unter dem Barigello und Fiscale. Dieser formirt ein Register aller einheimischen und fremden Familien. Was ihm die Spionen merkwürdiges hinterbringen, das legt er täglich auf einer Tafel (Specchio genannt) dem Fürsten vor Augen, besonders in Betreff derjenigen Personen, auf welche der Fürst ein besonderes Augenmerk geworfen hat. Ueberschreitet etwa ein Spieler, Gaukler und andere dergleichen Leute die Schranken der Bescheidenheit, so erfährt's der Fiscal durch die Spionen, und läßt sie entweder durch

die

die Sbirri einführen, oder zeiget ihnen durch ein Billet an, daß sie innerhalb einer gewissen Zeit das Land räumen sollen. Das Spionenhandwerk wird von armen Cavalieren, Mönchen, Weltgeistlichen, Eremiten, Betschwestern, Bürgern, Bauern, Bedienten und Bettlern getrieben. Vor einigen Jahren war dem Marchese Bernardino Riccardi zu Florenz ein diamantener Ring entwendet worden. Der Barigello erhielt den Befehl, den Dieb auszukundschaften, und bald darauf schickte der Barigello ihm den Ring wieder, und ließ ihm sagen, unter drey Cavalieren, die ihn vor einigen Tagen zugleich besucht hatten, sey einer der Dieb, der andere der Spion, und der dritte ein ehrlicher Mann gewesen. Die große Anzahl der Spionen hat den Vortheil, daß fast kein Diebstahl geschehen kann, den man nicht in kurzer Zeit entdecke, wofern nicht die Spionen und Sbirren selbst die Thäter sind. Wenn der Diebstahl wichtig ist, so giebt der Barigello seinen Amtsgenossen sowohl außerhalb als innerhalb des Staates Nachricht davon, welche alsdenn durch ihre Spionen die nemlichen Untersuchungen anstellen, und es weiter berichten. Kein Amt aber ist für die Unterthanen gefährlicher und fürchterlicher als das Amt des Fiscale, besonders unter einem leichtgläubigen Fürsten.

Der Leute, die einen verbotenen Handel mit Salz, Schießpulver, Tabak ꝛc. treiben, und sich damit ernähren, giebt es besonders im päbstlichen Staate eine große Menge. Man nennt sie Contrabandieri. Sie führen diese Waaren auf Maulthieren in die Grenzörter von Toskana, Venedig, Parma, Mantua und Neapel, und lassen sich durch die Sbirri, die auf den Gränzen liegen, gar nicht abschrecken. Sie führen große corsicanische Hunde mit sich, und sind im Schießen so geübt, daß sie keinen Schuß verfehlen. Sie sind der Schrecken der Sbirri. Wenn diese wider dieselben ausgeschickt werden, so thut es ihnen meistentheils der bestochene Caporal zu wissen, damit sie ihnen ausweichen. Fügt es sich aber, daß sie von ungefehr auf einander stossen, so ist das Treffen etwas ganz besonders. Zuerst schießen sie von beyden Seiten die Hunde todt. Darauf postiren sich die Contrabandieri hinter ihre mit großen Saumsatteln bedeckte Maulthiere, und indem sie sich dadurch vor den Schüßen der Sbirri beschützen, so richten sie eine große Niederlage unter ihnen an, weil sie keinen Schuß verfehlen. Entschlossen eher zu sterben, als sich gefangen nehmen zu lassen, wagen sie das äußerste. Daher kommt es, daß ihrer zehn jederzeit hundert Sbirrer widerstehen.

Die adelichen und andere reiche Häuser ernähren eine große Anzahl von Menschen. Sie halten ihre Schreiber, Hausmeister, Weinverkäufer, Faktoren der Landgüter, Kammermädchen und eine ansehnliche Zahl von Bedienten, die dem Herrn nicht aufwarten, als etwa bey der Tafel. Wer in einem adelichen Hause dient, ist versichert, auch nach dem Tode seines Herrn, seine Besoldung zu genießen. Die Bedienten sind meistens verheyrathet. Ihre Weiber, die sich mit Haubenheften und Schneiderey ernähren, kann man in ihrem Aufzuge fast nicht von den Damen unterscheiden. Sie und andere Weiber ihres gleichen halten sich ebenfalls gewisse Bedienten, die sie des Sonntags in die Kirche begleiten, und deswegen Domenichini genannt werden. Ihrer drey oder vier unterhalten einen Domenichino. Sie kaufen ihm eine Livree, die er nur des Sonntags anzieht, wann er seine Frauen eine nach der andern, zu verschiedenen Stunden in die Messe führt.

Wer gar nichts thun will, der stellt sich auf die Brücken oder vor die Kirchthüre, und bettelt. Die Bettler beschämen die Beredsamkeit der besten Prediger. Sie beschwören die Vorbeygehenden bey allem was heilig ist. Sie gehen mit Fleiß halbnackend, unterhalten Eyterfließende Wunden, zappeln auf der Erde, wie wenn sie das böse Wesen

hätten, heulen und jammern, um das Geld aus der Tasche der Vorbeygehenden zu locken. Es müßte ein schlechter Bettler seyn, der des Tages seinen Gulden nicht verdiente, besonders wenn er viele Kinder hat. Kein Kind darf nach Hause kommen, ehe es die gesezte Summe erbettelt hat. Ein jedes Haus giebt in bestimmten Tagen der Woche gewissen Armen ein Almosen, und wer es so weit gebracht hat, daß er alle Tage von verschiedenen Häusern versorgt wird, der kann darauf heyrathen. Je mehr Kinder sie zeugen, desto vortheilhafter ist es für sie.

Es giebt zu Florenz eine gewisse Art von Bettlern, welche entweder blind sind, oder sich so anstellen. Man nennt sie Orbi. Sie wissen ohne Führer alle Straßen der Stadt zu finden. Im Gehen erheben sie Nase und Augen gen Himmel, jammern und klagen; in der einen Hand tragen sie eine Bettelbüchse, und in der andern einen mit Eisen beschlagenen Stock, mit welchem sie wider das Pflaster stampfen, damit man sie von weiten hören, und ihnen ausweichen könne. Unter allen Bettlern stehen sich diese am besten, besonders diejenigen, welche zugleich auf einem Instrumente spielen, oder vor den Thüren improvisiren. Zu Zeiten der Republik hatten sie zu Florenz eine eigene Confraternität, und ihren eigenen Gasthof. Man giebt den

Floren-

Florentinern überhaupt den Zunamen Orbi (Blödsichtige) wegen der Menge Leute, die diesem Mangel unterworfen sind. Der Widerschein der Sonne von dem erhizten Pflaster mag wohl schuld daran seyn.

Die Menge der Menschen, die von geistlichem Verdienste leben, ist unbeschreiblich groß. In Italien ist es sehr leicht, als Weltgeistlicher ordinirt zu werden. Wer eine Caution für 50 Scudi jährlicher Einkünfte vorweisen kann, der kann nach einer Bulle Benedikts XIV ein Weltgeistlicher werden. Pabst Julius II hat auch den Kathedralkirchen das Privilegium gegeben, daß, wer gewisse Jahre denselben als Chorknabe gedient hat, ohne sonderbaren Titulus Mensae ordinirt werden könne; denn es giebt in den Kathedral- und andern Kirchen so viele gestiftete Messen, daß sie ganz sicher darauf rechnen können, und der Hand-Meßen (Meße manuali) die alle Tage einkommen, giebt es, besonders wo Brüderschaften oder wunderthätige Bilder sind, so viel, daß man oft nöthig hat, durch päbstliche Gewalt, 1000 auf 100 reduciren zu laßen. Weil eine jede Meße von unendlichem Werth ist, so läßt sich dieses gar wohl durch denjenigen thun, der die Schlüßel über den Schatz der Verdienste Christi in Händen hat. Sehr viele adeliche und bürgerliche Häuser laßen auch alle Sonn- und Feiertage

ertage in ihren Haus-Kapellen Meße lesen, und bezahlen nicht nur etwas mehr als man in den Kirchen bekömmt, sondern geben noch dazu dem Geistlichen die Cioccolata. Dazu kommen noch die fast täglichen Exequien in den verschiedenen Kirchen der Städte und des Landes. Entweder ist im Testamente des Verstorbenen eine gewiße Anzahl Meßen bestimmet, oder es werden so viele Meßen gelesen als von 5 Uhr des Morgens, bis Nachmittag um 1 Uhr auf allen Altären der Kirche gelesen werden können, wo die Anzal der Meßen manchesmal auf 3 bis 400 hinausläuft. Denn der Altäre sind sehr viele in den Kirchen, und eine Todten-Meße dauert nur eine Viertelstunde. Weil aber mehrere dergleichen Exequien in einem Morgen in den großen Städten vorfallen, und nach Maaße der Ambition des Erben, oder nach Verordnung des Testaments der Verstorbenen, die Todten-Meßen (wiewohl nie geringer als eine Lira (20 Kr.) bald theurer bald wohlfeiler bezahlt werden, so halten die Geistlichen entweder ihre Ausspäher, die ihnen hinterbringen, in welcher Kirche das Meiste für die Meße bezahlt wird, oder sie lassen sichs nicht verdrießen, von einer Kirche zur andern zu gehen, und da ihr unblutiges Opfer zu verrichten, wo der Gewinn am grösten ist. Ein Prete, der dieses Handwerk treibet, wird in Toskana Scaniozzò genannt. Sehr viele Geistlichen sind Maestri di Casa in den adelichen Häusern, oder lehren

den

den jungen Damen zu Hauſe oder in den Sprach-Zimmern der Klöſter die Muſik, oder ſind Ciceroni bey den fremden Reiſenden, oder ꝛc. und vermehren dadurch ihre Einkünfte. In Toskana haben ſie noch dieſen Vortheil, daß ein jeder Geiſtlicher zu ſeiner Conſumtion 3 Pfund Fleiſch Acciſe-frey durch die Stadt-Thore tragen kann. Weil vor den Thoren das Pfund Fleiſch um einen Soldo wohlfeiler iſt, als in der Stadt, ſo bedienen ſie ſich dieſes Vortheils nicht nur zu ihrem Nutzen, ſondern auch zum Vortheil ihrer Angehörigen. Sie holen nemlich 3 Pfund Fleiſch durch Porta Romana, 3 andere durch Porta Prato, ꝛc. ꝛc. und können wohl 21 Pfund Fleiſch in einem Tage Acciſe-frey in die Stadt bringen, wodurch eine beträchtliche Summe Geldes für ſie und ihre Angehörigen erſpart wird.

Ein jeder Prete wohnt bey ſeinen Anverwandten, oder wo er Freyheit und Vergnügen findet, und ſo gewiß als er Prete iſt, unterhält er, auf mancherley Art, entweder zum Theil, oder gänzlich die Familien, welchen er entweder durch Verwandſchaft oder beſondere Freundſchaft zugethan iſt. Ich habe es ganz genau ausgerechnet, daß von den 8355 Weltgeiſtlichen, die in Toskana leben, wenigſtens 40000 Menſchen ihren Unterhalt haben, und bin bereit, es augenſcheinlich zu demonſtrieren.

Die perſonlichen und klöſterlichen Einkünfte und der Gewinn der Mönche und Nonnen, welche in die Hände der Weltlichen übergehen, ſind ſo groß, daß man im Durchſchnitte auf einen jeden Mönch und auf eine jede Nonne wenigſtens eine weltliche Perſon rechnen kann, die ihren Unterhalt von ihnen ziehet. Ein jeder Mönch und Nonne hat ein Libello (eine jährliche Summe Geldes) die ſie ſich von ihren Häuſern vorbehalten. Der Mönch gewinnt Geld mit Meſſeleſen und Predigen; die Nonne für künſtliche Blumen, Spitzen, ſeidene Geldbeutel und Schnupftücher, Roſen-Kränze, Amuletten, Agnus Dei, Confecturen, Roſogli, wohlerzogene Schoos-Hündchen für Damen, ꝛc. Ich habe ausgerechnet, daß neben den Bauren, welche von den Kloſtergütern auf dem Lande leben, noch 16121 Menſchen von den klöſterlichen und perſonlichen Einkünften und Gewinn der 14897 Mönche und Nonnen in Toskana ihren Unterhalt haben. Es leben alſo in Toskana ganz zuverläßig 54659 weltliche Perſonen von den Einkünften der Geiſtlichen; und wenn dieſe mitgerechnet werden, ſo lebt in Italien ganz ſicher eine Million Menſchen von geiſtlichen Einkünften, ohne die Bauren, welche die Hälfte der Produkten aller klöſterlichen Güter genießen.

Nun däucht mich, Ihnen die Mittel und Wege, wie die Italiäner ſich nähren, hinlänglich gezeigt zu haben.

haben. Ich bin des weitern Schreibens müde, und ich glaube auch, daß sie, bester Freund, gnug gelesen haben, um zu sehen, daß es in Italien viel mehrere Wege giebt, wodurch die Einkünfte der Reichen und des Fürsten in die Hände der Menschen, die keine liegende Güter besitzen, übergehen, als je in einem andern Lande. Dies war der Endzweck des gegenwärtigen Briefs. Im folgendem wird es Ihnen leicht fallen, von der Bevölkerung Italiens ein richtiges Urtheil zu fällen. Leben sie wohl!

IV.

Versuch über das Teutsche Singspiel, und einige dahin einschlagende Gegenstände.

I.

Herr Burney, dessen Musikalische Reisen durch Frankreich, Italien und Teutschland einige Zeit so viel Aufsehens gemacht, verwundert sich mit Recht, daß er in allen Teutschen Landen, die er durchwandert, nirgends ein teutsches lyrisches Theater angetroffen. Er erkennt, daß die Ursache davon nicht in einem unsrer Nation anklebenden Mangel an Fähigkeit oder Neigung zu den Musen-

Musen-Künsten zu suchen sey. In der That lieben wir Teutschen die Musik so gut als alle andere Völker in der Welt; sie macht schon längst einen Theil der öffentlichen und Privat-Erziehung bey uns aus; es ist schwerlich eine teutsche Provinz, die nicht, seit mehr als hundert Jahren, Virtuosen auf allen Arten der Instrumente hervorgebracht hätte, und die berühmten Namen Kayser, Telemann, Händel, Hasse, Graun, Bach, Gluck, machen eine Reihe von Komponisten unsers Jahrhunderts aus, die wir (um das Wenigste zu sagen) den größten gleichzeitigen, auf welche Italien stolz ist, zuversichtlich entgegen stellen können. Wahr ists, der vornehmste und wesentlichste Theil der Musik, der Gesang, ist bisher am meisten unter uns vernachläßiget worden; aber man kann sich allenthalben durch die Erfahrung leicht überzeugen, daß auch hieran die Natur keine Schuld hat, und daß es nur auf die gehörige Ermunterung und auf gewiße Veranstaltungen ankäme, um in wenigen Jahren Sänger und Sängerinnen von der besten Art, vielleicht in so großer Menge zu haben, als das musikalische Italien selbst. Wohleingerichtete Singschulen, unter der Aufsicht geschickter Meister, würden Wunder thun; und wie leicht würde es den Fürsten und den Obrigkeiten der vornehmsten Reichsstädte seyn, wenn sie nur wollten (*), durch Abstel-

(*) Wenn sie nur wollten — da liegt eben die Schwierigkeit! Wer soll ihnen den Willen machen, wenn sie nicht wollen? Doch vielleicht würden sie diesen Willen bald bekommen, wenn sie von der Wichtigkeit der Musik nur halb so richtige Begriffe hätten als Plato oder die Griechischen Gesetzgeber! das Unglück ist, daß die Meisten, die regieren oder dazu helfen sollen, Musik, Poesie, Schauspiel und schöne Künste überhaupt, nur als Zeitvertreibende Künste, deren Zweck bloß Augen- und Ohrenkitzel sey, betrachten, und (aus Vorurtheilen einer pedantischen Erziehung oder Mangel an Fähigkeit und Lust

Abstellung alter Mißbräuche, durch neue, bessere Einrichtungen, durch einige Aufmunterung patriotischer und vom Genius ihrer Kunst ohnehin schon erwärmter Tonkünstler, mit sehr geringem Aufwand auch in diesem Fache die Reste der uralten Barbarey aus Germanien zu vertreiben, und den guten Gesang — dieses sichre Kennzeichen eines gefühlvollen und gesitteten Volkes — unter uns allgemein zu machen.

Viele, sonderheitlich unter dem edelgebohrnen Theil der Nation, die sichs sonst — (ihren Stammbaum und

Lust ein wenig tiefer in die wahren Verhältniße und den wahren Zusammenhang der menschlichen Dinge hinein zuschauen) nicht einsehen, was für große, allvermögende, unerschöpfliche Kräfte zur Vervollkommung der Menschheit in diesen Künsten liegen. An Büchern, woraus sie dies lernen könnten, fehlt es zwar nicht; aber wer unter ihnen, liest sie? Wer unter ihnen interessirt sich stark, und anhaltend genug für das was wahrhaft Schön und Gut ist, um über diese Gegenstände tief genug zu medituren, von denen gleichwohl immer und ewiglich, solange Menschen — Menschen seyn werden, deren Aufheiterung, Sittliche Besserung, und äußerlicher und innerlicher Wohlstand abhangen wird? Man sieht, wie die alte, kaum hier und da in engere Grenzen getriebene Barbarey wieder sichtbarlich um sich frißt, und bekümmert sich nichts darum. Man sieht einzelne Privatmänner, oder Privatgesellschaften meistens unaufgemuntert, alle ihre Kräfte anstrengen, ihr entgegen zu arbeiten, und bekümmert sich nichts darum. Man läßt sich die Folgen einer solchen Gleichgültigkeit vorzählen, vorbeweisen, vorsingen und vorsagen, und bekümmert sich nichts darum. — Das Jahr 2440. wird alles gut machen. — So sey es dann! Heil dem, der diese wundervolle Wiederkunft des goldnen Alters — diese große Würkung ohne Ursache — erleben wird! Wir andern mögen uns unterdessen, wie Endymion, an Träumen laben!

und ihre angebohrne Anwartschaft an Würden, Präbenden und Fürstenhüte ausgenommen) zur Ehre rechnen, in Grundsätzen, Sitten und Sprache keine Teutsche zu seyn, haben sich weißmachen lassen, und sind zum Theil noch immer sehr eifrig, es andern auch weißzumachen, daß die teutsche Sprache sich nicht zum Singen schicke. Auch hierüber ist Burney einer ganz andern Meynung; und sein Urtheil verdient unsre Aufmerksamkeit um so mehr, als er weder unsre Sprache genug versteht, um ihre ganze Schönheit zu kennen, noch die mindeste Gelegenheit giebt, einer vorgefaßten Zuneigung für Teutschland beschuldiget zu werden; er, der uns in seinem Buche noch lange nicht einmal bloße Gerechtigkeit wiederfahren ließ. „Ich erstaunte, (sagt er) da ich fand, daß die teutsche Sprache, trotz ihrer häufigen Consonanten und Gutturalen, sich besser zur Musik schickt, als die französische.„ — Und wo fand er dies? Der gute Doktor Musikus würde weniger erstaunt seyn, und die Sprache, welche K. Karl V. (freylich kein Teutscher!) nur mit seinem Pferde wiehern wollte, in einem sehr hohen Grade musikalisch gefunden haben, wenn er die besten Lieder eines Hagedorn, Gleim, Utz, Weisse, Jacobi, Bürger, u. a. und die Kantaten eines Ramler oder Gerstenberg hätte lesen und ganz empfinden können. Doch, dieses Vorurtheil, das sonst, in Teutschland selbst, dem Fortgang unsrer lyrischen Poesie, oder unsers Gesangs, (denn was ist lyrische Poesie, die nicht gesungen wird?) am meisten im Wege stand, ist uns beynahe verschwunden, oder wird sich doch wenigstens nicht mehr lange gegen das unverwerfliche Zeugniß unsrer Sinnen halten können. Erst werden wir hören und fühlen, daß teutsche Dichter und teutsche Komponisten mit teutschen Gesängen unsre Seelen bezaubern, und alles mit unserm Herzen machen werden, was sie wollen. Dann werden Philosophen kommen, und un-

sers

ſuchen, wie das zugehe: und werden — zu groſſer Verwunderung der ehrlichen Teutſchen — finden, daß ein Theil dieſer Würkungen auf Rechnung ihrer Sprache ſelbſt zu ſetzen ſey; die — zwar nicht ſo weich, nicht ſo voll reiner Sylben in A, E und O, als die welſche, aber, trotz irgend einer andern Sprache — mit einem Ueberfluß der klangreichſten Worte verſehen iſt, alle mögliche Gegenſtände der muſikaliſchen Nachahmung zu mahlen, alle Bewegungen in der Natur, und (folglich) alle Empfindungen und Affekten des menſchlichen Herzens (wozu jene die Bilder hergeben) die ſanfteſten und zärtlichſten ſowohl als die donnernden und ſtürmenden, mit der gröſten Wahrheit und Stärke auszudrucken.

Es iſt alſo weder der Mangel an muſikaliſchen Genie bey der teutſchen Nation, noch die Unſingbarkeit unſrer Sprache, was dem Wunſche, unter dem Schutz eines teutſchen Muſageten ein teutſches Odeon, einen Tempel teutſcher Muſen, errichten zu ſehen, im Wege ſteht. Es iſt ein anders Vorurtheil, das die lyriſchen Schauſpiele ſelbſt betrift; nemlich, die beynahe allgemein herrſchende Meynung, daß die ſogenannte Opera ſeria ein Werk der Feerey ſeyn müſſe, worinn alle ſchönen Künſte mit einander in die Wette eifern, die vollkommenſte Befriedigung der Augen und Ohren äuſſerſt-ſinnlicher und verzärtelter Zuſchauer hervorzubringen; oder (um ohngefehr das nemliche mit den Worten des Grafen Algarotti zu ſagen) „daß in der Oper Poeſie, Muſik, Deklamation, Tanz„kunſt und Mahlerey, alle ihre anziehendſten Reitzun„gen vereinigen müßten, um den Sinnen zu ſchmei„cheln, daß Herz zu entzücken, und die Seele durch „die angenehmſten Täuſchungen zu bezaubern.„ — So lange man mit dem Wort Oper dieſen Begriff verbindet, werden freylich nur ſehr wenige Fürſten in

Europa reich genug seyn, ein so kostbares Schauspiel zu haben, oder in die Länge auszuhalten; und daß bey diesen wenigen die teutsche Sprache die italiänische jemals aus ihrem verjährten Besitz des lyrischen Theaters verdrängen werde, wird sich wohl niemand einfallen lassen. Aber warum sollten denn jene Dinge, die man sich als die wesentliche Zubehörde des Singspiels zu betrachten angewöhnt hat, nicht eben sowohl als bloße Nebensachen betrachtet werden können? — Wir wollen nicht über Worte zanken. Lassen wir immer, wenn's drauf ankömmt, die italiänische und französische Oper im Besitz dieses wunderbaren Namens, und aller Vorzüglichkeiten, die man damit verbinden will; und fragen wir uns dagegen lieber: ob wir Teutschen nicht mehr Ehre davon hätten, wenn wir die Schöpfer einer neuen und höchst interessanten Art von Schauspielen wären; eines Singspiels, welches, ohne viel mehr Aufwand zu erfodern als unsre gewöhnlichen Tragödien, durch die bloße Vereinigung der Kräfte der Poesie, Musik und Aktion, uns einen so hohen Grad des anziehendsten Vergnügens geben könnte, daß kein Zuschauer, der ein Herz und ein Paar nicht allzudicke Ohren mitbrächte, sollte wünschen können, seinen Abend angenehmer zugebracht zu haben? Eine Oper nach dem bisher herrschenden Begriff ist ein zu kostbares Vergnügen für die meisten Fürsten Germaniens, und selbst für die volk- und geldreichsten unsrer freyen Städte. Ein Singspiel hingegen, nach dem Begriffe, den ich mir davon mache, würde so wenig Aufwand erfodern, daß auch die mittelmäßigste Stadt in Teutschland bey etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihres Musikwesens als man bisher für nöthig gehalten, vermögend wäre, ihren Bürgern, anstatt jener noch im Schwange gehenden bürgerlichen oder anderer noch abgeschmackterer Schauspiele, wenigstens zu gewissen festlichen Zeiten des Jahres, ein öffentliches Vergnü-

gen

gen von der edelſten Art, und gewiß nicht ohne nützlichen Einfluß auf Geſchmack und Sitten, zu verſchaffen. Etliche wenige vortrefliche Muſikſchulen würden eine Menge guter Meiſter hervorbringen, welche, durch Teutſchland verſtreut, jeder an ſeinem Orte wieder gute Schüler und Schülerinnen bilden würde; und ein einziges, unter dem Schutz eines teutſchen Perikles blühendes Odeon, auf welchem Singſpiele dieſer Art in einem über das Mittelmäßige ſich erhebenden Grade der Ausführung öffentlich gegeben würden, würde, als das Muſter, dem Andre mit mehr oder minder Kräften nahe zu kommen ſuchten, hinlänglich ſeyn, den guten Geſchmack in dieſem Fache durch ganz Teutſchland auszubreiten.

Unbekümmert, ob vielleicht Manche dieſen meinem Vorſchlag, als eine Dichter-Grille, mit Naſerümpfen oder Hohnlachen empfangen werden, glaube ich den Liebhabern der Muſikaliſchen Kunſte (wie ich, nach Platons Beyſpiel, außer der eigentlich ſogenannten Muſik, alle mit derſelben Verwandte oder ihres Beyſtandes bedürfende Künſte, und alſo vornemlich Poeſie, Deklamation und Pantomimik zu nennen pflege) vielleicht keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn ich einige Bogen des Teutſchen Merkurs dazu anwende, über dieſe gewißermaßen neue Gattung von Singſpiel, und über die Mittel wodurch es vielleicht zum ergötzendſten und herzrührendſten aller Schauſpiel-Arten gemacht werden könnte, meine Gedanken etwas ausführlicher mitzutheilen.

2.

Es iſt bekannt, daß die groſſe Oper der Italiäner und Franzoſen ſchon längſt von den angeſehenſten Kunſtrichtern in Welſchland, Frankreich, England und Teutſchland, für eine ungeheure Mißgeburt des ſchlimm-

ſten Geſchmacks erklärt, und als eine ſolche mit unerbittlicher Strenge vom Parnaß verbannt worden.

Algarotti ſelbſt, der ſchon vor geraumer Zeit, in der Abſicht das lyriſche Theater zu reformiren, einen leſenswürdigen Verſuch über die Oper bekannt gemacht, geſteht nicht nur die Wahrheit der meiſten und wichtigſten Vorwürfe, welche der Oper gemacht worden, willig ein; er treibt ſolche ſogar noch weiter als keiner von ſeinen Vorgängern. „Die Oper (ſagt er) die, ihrem urſprünglichen Weſen nach, der Tragödie der Alten am nächſten kommen ſollte, bleibt (wie die Erfahrung zeigt) in ihrer Würkung unendlich weit unter derſelben; und wie könnte dies anders ſeyn, da weder der Dichter, noch der Komponiſt, noch der Schauſpieler, noch der Dekorateur ihre wahre Schuldigkeit dabey thun? Man bekümmert ſich nur wenig um eine gute Wahl des Sujets; noch weniger um die Uebereinſtimmung der Muſik mit den Worten, und ganz und gar nicht um die Wahrheit des Geſangs und Recitativs, um die Verbindung der Tänze mit der Handlung, und um die Schicklichkeit der Dekorationen. Alles dieß wohl erwogen, was iſt begreiflicher als daß ein Schauſpiel, ſo ſeiner Natur nach das Angenehmſte unter allen ſeyn ſollte, das abgeſchmackteſte und langweiligſte wird? Man hat es bloß der wenigen Eintracht beyzumeſſen, die unter den verſchiedenen Theilen woraus es zuſammengeſetzt iſt, herrſcht. Daher kömmt es, daß ihm nicht der geringſte Schatten von Nachahmung übrig bleibt; daher, daß die Täuſchung, die blos durch das Zuſammentreffen aller dieſer Theile hervorgebracht werden könnte, gänzlich wegfällt, und alſo dieſe Oper, die das Meiſterſtück des Menſchlichen Schöpfergeiſtes ſeyn ſollte, in ein nervenloſes, ungereimtes, groteskes Ungeheuer ausgeartet iſt, das die ſchimpflichen Beynahmen völlig verdient, womit

es

es von den St. Evremond, Dryden, Addiſon, Johnſon, u. a. belegt worden iſt.„

Es gehört nicht zu meiner dermaligen Abſicht, mich in eine Unterſuchung einzulaſſen, in wie weit dieſen Klagen des Grafen Algarottis durch den Einfluß ſeiner Abhandlung oder andre Urſachen ſeither abgeholfen worden; oder in wie fern ſolche noch immer beſtehen. Unläugbar würde es eben ſo ungerecht ſeyn, die Vorwürfe die er den Italieniſchen Opern ſeiner Zeit macht, auf alle Komponiſten und Sänger, ohne Unterſchied, auszudehnen, als nicht zu erkennen, daß, nachdem gewiße Mißbräuche ſich einmal eingeſchlichen und feſtgeſetzt hatten, es nicht immer in der Gewalt des Komponiſten, ſo viel Genie, Einſicht und Geſchmack er auch haben mochte, ſtehen koynte, ſeiner Einſicht und ſeinem Geſchmack in allem zu folgen. Indeßen fehlt doch unläugbar noch ſehr viel daran, daß Algarottis abgezweckte Reformation würklich ſtatt gefunden, und die Mißbräuche, über die er ſo bittere Klagen führt, gänzlich vom lyriſchen Theater verdrungen ſeyn ſollten: und man ſiehet alſo, in wiefern ich das Singſpiel, welches ich den Teutſchen anzupreiſen begriffen bin, eine neue Gattung nenne. Es ſoll nemlich dieſen Namen nicht ſowol darum weil es in ſeiner Art einfacher iſt, und ungleich weniger Aufwand erfodert (*), ſondern

(*) Der gröſſere oder kleinere Aufwand hängt weniger von der Natur des Singſpiels und Wahl des Sujets, als von dem Willen und den Kräften des Unternehmers ab. Das allerſimpelſte Stück kan durch Pracht der Kleider und Dekorationen koſtbar gemacht werden. Auch benimmt das Singſpiel, das ich vorſchlage niemanden hierinn ſeine Freyheit. Meine Meynung iſt bloß, daß Poeſie Muſik und Action in ſolchem das Meiſte thun ſollen, um den Zweck (den ich nicht in die Bezauberung der Sinne, ſondern in mächtige Rührung des Herzens

vornemlich deswegen verdienen, weil es, frey von allen Fehlern, welche Algarotti mit allen Vernünftigen den Opern vorwirft, alle die Eigenschaften in sich vereiniget, die dieser Kenner, mit Grund, als zum Wesen des Singspiels gehörend, ansieht, aber in den Meisten Opern fast gänzlich vermißt.

Das Singspiel in so fern es ein dramatisches Werk ist, hat alle wesentlichen Eigenschaften eines solchen mit allen andern Arten von Schauspielen, — und in so fern es der Tragödie der Alten, besonders der Euripidischen, näher kömmt als irgend eine andre moderne Gattung, — Endzweck und Mittel mit dieser letztern gemein. Hingegen unterscheidet es sich — wo nicht von der Griechischen Tragödie, als welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst eine Art von Singspiel war — doch von allen übrigen heutigs Tags üblichen Dramatischen Gattungen, durch den wesentlichen Umstand, daß alles was in diesen bloß Rede oder Pantomime, im Singspiele Gesang und Instrumental-Musik, — oder mit einem Worte, daß die Musik gleichsam die Sprache des Singspiels ist.

Leute, welche vermuthlich von der Natur mit einem größern Antheil von kalter Vernunft als feinem Gefühl

setze) zu erhalten. Kleider und Dekoration müssen nur die Täuschung (Illusion) befördern helfen, ohne welche jener Zweck nicht erreicht werden könnte. Aber dies können sie, wenigstens in vielen Fällen, ohne sehr kostbar zu seyn. Des Ritter Glucks Iphigenia darf nur vortreflich singen, und in Gestalt, Ton, Mine und Gebährden Iphigenia seyn, um in einem simpeln altgriechischen Kleide von weißer Seide eben so stark, und ohne Zweifel noch weit stärker zu rühren, als wenn sie in einer reichgestickten Robe dahergeschwommen käme.

fühl und Muſikaliſchen Sinn ausgeſteuert worden, haben gerade dieſe Eigenſchaft welche das Singſpiel — zum Singſpiel macht, für höchſt unnatürlich angeſehen, und bloß aus dieſer Urſache die Gattung ſelbſt als ganz widerſinniſch und wahre Täuſchung hervorzubringen unfähig, verworfen. Der bloße Augenſchein, wenn ſie ſogar auf einem Italieniſchen Theater eine *Didone abandonnata* geſehen und gehört hätten, würde ſie — oder ſie müßten ohne Herz und Ohren in die Oper gegangen ſeyn — überwieſen haben, daß eine ſingende und mit Inſtrumenten accompagnierte Heldin rühren kann. Aber auch ohne dieß hätten ſich die Herren durch eine kleine Reflexion überzeugen können, daß ihr Beweisgrund nichts tauge, weil er zuviel und wider ſie ſelbſt beweißt. Denn die nemlichen Kunſtrichter, — die das Singſpiel als ein unnatürliches Ungeheuer verbannt wiſſen wollten, weil niemand mit ſich ſelbſt und andern ſingend zu reden oder ſeine Leidenſchaften, Bedürfniße und Entſchließungen in großen Arien auszudrücken pflegt, — müßten aus dem nemlichen Grunde nicht nur die ſämtlichen Schauſpiele der Alten, ſondern auch die moderne Franzöſiſche Tragödie in gereimten Verſen, ja überhaupt alle Schauſpiele, ſchon aus dem einzigen Grunde, verwerfen, weil es unnatürlich und widerſinniſch iſt, daß Leute von ihren wichtigſten und geheimſten Angelegenheiten mit ſich ſelbſt oder ihren Vertrauten in Gegenwart einiger Hundert Zuhörer, die ihnen unmittelbar vor der Naſe ſitzen, ſprechen, und ſich dennoch einbilden ſollten, daß ſie allein ſeyen, u. d. m. Jede Schauſpielart ſetzt einen gewißen bedingten Vertrag zwiſchen dem Dichter und Schauſpieler und den Zuſchauern voraus; die leztern geſtehen jenen zu, daß ſie ſich, — in ſo fern man ihnen nur wahre Natur in Charaktern, Leidenſchaften, Sitten, Sprache, Handlung, Verbindung der Urſachen und Würkungen, u. ſ. w. darſtellen werde, — durch nichts an-

,ders, was entweder eine nothwendige Bedingung der theatralischen Vorstellung ist, oder bloß um mehrern Vergnügens der Zuschauer willen dabey eingeführt worden, in der Illusion stören lassen wollen. Beym Singspiel treten Dichter, Komponist und Sänger vor uns hin, und sagen: „Wir wollen einen Versuch machen, wie weit wir es vereinigt bringen können, euch eine interessante dramatische Fabel, bis zum höchsten Grade der Täuschung den die Natur der Sache zuläßt, darzustellen. Wir sind keine so großen Narren, euch weiß machen zu wollen, daß Iphigenia oder Dido oder Alceste, würklich und in natura, nach Noten singend, unter Begleitung von Bässen, Violinen, Flöten und Hoboen, gestorben seyen: wir verlangen nicht von euch daß ihr Poetische, Musikalische und Dramatische Nachahmung, und ein dadurch entstehendes Ideal, für die Natur selbst halten sollt. Der Mahler, der euch die Opferung der Iphigenia auf ein Stück Leinwand gemahlt, in einen schön geschnitzten und vergoldten Rahmen hinstellt, verlangt nicht, daß ihr glauben sollt, seine Iphigenia, sein Agamemnon, sein Calchas, leben und athmen in vollem Ernst; ihm genüget vollkommen, wenn sie euch, trotz eurer Ueberzeugung daß sie nur gemahlt sind, zu leben und zu athmen scheinen. Gesteht unsern zu euerm Vergnügen verbundenen Schwester-Künsten das nemliche Recht zu; und wenn wir es in gewißen entscheidenden Augenblicken bis zur Täuschung eurer Phantasie bringen, euer Herz erschüttern, eure Augen mit Thränen erfüllen, — so haben wir was wir wollten, und verlangen nichts mehr. Warum solltet Ihr mehr verlangen?„— Ich denke, dieß ist ein Antrag, gegen deßen Billigkeit nichts einzuwenden ist.

Wir werden in der Folge noch einen andern, tiefer aus der Natur hervorgezogenen, Grund entdecken, aus welchem sich das Singspiel gegen den Vorwurf der Ungereimt-

gereimtheit vertheidigen läßt; oder, deutlicher zu sprechen, wir werden in der Natur selbst den Grund der unläugbaren Begebenheit, „daß eine singende, und von Geigen, Flöten u. s. w. accompagnierte Iphigenia oder Alceste uns bis zu Thränen rühren kann„ entdecken. Bis dahin ist das, was wir hierüber schon gesagt haben, völlig zulänglich, den Satz zu befestigen: Daß das Singspiel, als Tragödie oder rührendes Drama betrachtet, und in so fern als es den großen Zweck der Täuschung und innigen Theilnehmung auf Seiten der Zuschauer würklich zu erreichen fähig ist, seinen Platz unter den verschiedenen Dramatischen Gattungen mit Fug und Recht behaupte.

Die Frage ist also nun: Wie das Singspiel beschaffen seyn müße, um diesen Zweck zu erreichen?

Die folgenden Abschnitte werden meine Gedanken über diesen, meines Wissens, noch wenig gründlich untersuchten und philosophisch beleuchteten Gegenstand enthalten. Indem ich meine Gedanken sage, verstehe ich darunter keine Gedanken, wie man ihrer von so vielen seynwollenden Kennern, und von noch zehnmal mehr wackern Leutchen, welche gestehen daß sie keine Kenner sind und doch ihre Meynung eben so zuversichtlich sagen als ob sie es wären, tägliches Tages über Sachen des Geschmacks zu hören bekömmt; keine willkührliche, oder bloß auf eigensinnig angenommene Voraussetzungen, Moden, Individual-Geschmack u. dergl. gestützte Begriffe und Meynungen: sondern Gedanken, die sich auf die Natur der Sache, und auf das allgemeine Gefühl gründen, und Resultate eigner Bemerkungen, und eines vieljährigen Studiums des Menschlichen Herzens sind. Irre ich mich hier oder da, so bin ich immer einer beßern Ueberzeugung offen und kann zufrieden seyn, wenn ich zu genauerer Untersuchung dessen

sen was in dieser Materie wahr, schön und gut ist, Gelegenheit gegeben habe. Ich schreibe keine systemätische Theorie, sondern meine Gedanken, so wie sie sich mir natürlich darstellen und entwikle sie nur dann ein wenig kunstmäsig, wo ich es für nöthig halte. Auch sage ich nicht Alles was sich von der Sache sagen liesse, sondern nur was ich zu meinem bereits angezeigten Zweck für nöthig halte.

Um aber doch Ordnung in meinen Vortrag zu bringen, werde ich zuerst von der Wahl des Subjects handeln, und von dem was der Dichter bey dessen Behandlung, in Rücksicht auf die besondere Natur des Singspiels, zu beobachten hat; sodann von dem eigentlich Musikalischen Theil des Singspiels, und also von den Pflichten des Komponisten, von der Musikalischen Deklamation, von Recitativen, Arien und Chören, vom Vortrag des Sängers, und der Verbindung des Gesangs mit der Aktion, und vom Gebrauch der Instrumental-Musik; endlich von Beobachtung des Costume in allem was zur Dekoration gerechnet wird, von Verbindung der Tänze mit dem Hauptstück, und andern hieher gehörigen Nebendingen.

3.

Algarotti's an sich selbst richtiger Begriff vom Singspiele, daß es unter allen modernen Schauspielen der Griechischen Tragödie am nächsten komme, würde uns, in Absicht auf die Wahl des Subjects irre führen, wenn man daraus folgern wollte, daß alle Subjecte die sich für die Tragödie schicken, auch dem Singspiel angemessen wären. Verfaßung, Sitten, Religion, National-Charakter, Interesse, Umstände, alles ist bey uns so sehr anders als bey den alten Griechen, daß es schwerlich einem Vernünftigen einfallen könnte, unser

Sing-

Singspiel gänzlich auf den Fuß der alten Tragödie setzen zu wollen. Auserdem ist ein unendlicher Unterschied zwischen der Musik der Alten und der unsrigen. So unvollkommen auch, bey allem was Fraguier, Burette, u. a. hierinn gethan haben, unsre Begriffe von der wahren Beschaffenheit der ausübenden Musik der Alten sind, so scheint doch soviel unläugbar zu seyn, daß unsre heutige Musik — ich meyne die Musik, so wie sie seit den Zeiten des berühmten Gaudimel durch so viele große Italiänische und Teutsche Meister nach und nach bearbeitet worden, einen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, wovon die Alten gar keinen Begriff hatten. Dieser für uns so vortheilhafte Vorzug auf einer Seite, und auf der andern der Umstand, daß wir eine Tragödie haben haben, wo die bloße natürliche Declamation durch Action unterstützt, ohne Hülfe der Musik, Alles thut, giebt, uns einen sehr entscheidenden Grund, nur solche Subjecte als dem Singspiel angemessen zu erkennen, welche der Musicalischen Behandlung vorzüglich fähig sind. Man könnte freylich auch den Altonaer Postreuter in Musik setzen; aber daraus, daß sich alles komponieren läßt, folgt noch nicht, daß man alles komponiren soll.

Die Musik ist die Sprache der Leidenschaften. Man lasse immer das Subject eines Singspiels sehr wichtig seyn, und dem Dichter große moralische Charakter, erhabene Gesinnungen, edle Kämpfe zwischen Tugend und Leidenschaft, und also viele Gelegenheit darbieten, unsre Seele mit schönen sittlichen Idealen zu ergötzen, und eine Menge feiner epigrammatischer Sentenzen anzubringen: So bald das Subjekt politisch, und der Held des Stücks ein Staatsmann ist — wie z. B. ein Themistokles, oder gar ein Stoiker, wie im Cato von Utica, so werden weder Komponist, Sänger noch Zuhörer ihre Rechnung dabey finden. Um diese einigerr-

germaßen zufrieden zu stellen, wird der Dichter alsdann genöthiget seyn, dergleichen mehr tragische als lyrische Dramen durch episodische Liebesintriguen, so zu sagen, musikalischer zu machen, im Grunde aber sie dadurch abzuwürdigen, und ein Werk hervorzubringen, dem man durch Vergleichung mit Horazens schönem Ungeheuer nicht groß Unrecht thun würde. Stücke, in welchen vermöge der Natur des Subjects viel Staatsinteresse räsonnirt wird, oder wo die Personen lange Dialogen oder Reden zu halten haben, um einander durch die Stärke ihrer Gründe zu überzeugen, oder durch den Strom ihrer Beredsamkeit hinzureißen, sollten also vom lyrischen Theater gänzlich ausgeschlossen werden. — Aber auch nicht alle Leidenschaften schicken sich gleich gut dazu, durch Gesang und Musik charakterisirt zu werden. Unstreitig kann die schöne Rede der Dido (in Metastasio's Didone abandonata, Atto II. Sc. 7.) die sich auf eine so innigst rührende Art mit den Worten endigt:

— e puoi lasciarmi?
Ah non lasciarmi, no
Bel Idol mio!
Di chi mi fidero
Se tu m' inganni?

unstreitig kann sie durch den musikalischen Vortrag nicht anders als gewinnen. Aber können wir glauben, daß die Rede des August, der dem Cinna (des Corneille) sein Verbrechen vorhält und vergiebt, in ein Recitativ mit oder ohne Accompagnement verwandelt, auch dadurch gewinnen würde? — Der Abschied der sterbenden Alceste

O mütterliches Land, o Schwester, o Gemahl,
Zum leztenmal, zum leztenmal
Sieht euch Alceste, u. s. w.

thut

thut durch die Musik eine große Würkung; einen so sanften schönen Tod als Alceste stirbt, kann man schon singend sterben. Aber die Rasereyen, die Verzweiflung der sterbenden Kleopatra (in Rhodogune) würden durch den musikalischen Ausdruck und Vortrag entweder so sehr verschönert werden, daß Kleopatra, gegen die Absicht des Dichters, uns Thränen ablockte; oder der Komponist, wenn er mit dem Dichter ringen wollte, würde unsre Ohren durch ein unleidliches Mißgetön martern, und die Sängerin würde, anstatt zu singen, heulen müssen.

Die Musik — dies ist, däucht mir, hierinn das große entscheidende Naturgesetz! — Die Musik hört auf Musik zu seyn, so bald sie aufhört Vergnügen zu machen; alles zu verschönern, was sie nachahmt, ist ihre Natur. Der Zorn, den sie schildert, ist der Zorn des Engels, der den aufrührischen Satan in den Abgrund stößt; ihre Wuth ist die Wuth der Liebesgöttin über den eifersüchtigen Mars, der ihren Adonis getödtet hat; Die Wuth des Oedip, der sich in seiner Verzweiflung die Augen ausreißt, und dem Tage seiner Geburt flucht, ist ihr untersagt. Alle Gegenstände, die keine gebrochene Farben zulassen, alle wilden, stürmischen Leidenschaften, die nicht durch Hofnung, Furcht oder Zärtlichkeit gemildert werden, liegen außer ihrem Gebiet.

Ich schreibe dies nicht ohne Furcht zu viel gesagt zu haben, und der Allmacht dieser göttlichen Kunst engere Gränzen zu setzen, als sie vielleicht würklich hat. Wer kann sagen, wie hoch ein Komponist, der unter den Tonkünstlern das wäre, was Michel-Angelo unter den Mahlern — ein Gluck, zum Exempel — den Ausdruck und die Nachahmung der Natur mit glücklichem Erfolg treiben könnte? — Indessen ist doch gewiß, daß eben diese Natur selbst einer jeden Kunst

Gränzen

Gränzen gesezt hat, die sie zu überspringen nicht versuchen soll; und der Verwegene, der es versucht, kann schwerlich anders als unglücklich seyn. Der Dichter soll die Schönheit der Helena, die der Mahler unsern Augen darstellt, durch ihre Würkungen, wie Homer, nicht durch eine Beschreibung im Geschmack des Dares und Nonnus schildern. — Der Mahler soll sich nicht einfallen lassen, den Kampf der Tugend und Ehre gegen eine schändliche aber unfreywillige Leidenschaft im Herzen einer Phädra mit dem Euripides in die Wette mahlen zu wollen; und der Tonkünstler sollte nie vergessen, wenn er schaudern macht, daß es nicht der Schauder der Gabriele de Vergi, indem sie das in Blut schwimmende Herz ihres Liebhabers aufdeckt, und wenn er unsre Augen mit Thränen füllt, daß es nicht schmerzliche, sondern wollüstige Thränen (*), Thränen der Freude, der Liebe, der zärtlichen Ueberwallung eines innigst gerührten Herzens seyn müssen.

Wenn diese Betrachtung, die Oedipe, die Atreen, die Fayels, und vielleicht die meisten eigentlich tragischen Subjekte vom lyrischen Schauplatz ausschließt: sollte nicht, aus einem andern aber eben so treffenden Grunde, ein mit Handlung überladenes oder in einen allzukünstlichen Knoten verwickeltes Stück sich zur musikalischen Behandlung eben so wenig schicken, als ein äußerst tragisches? — Ich gebe gerne zu, daß wenig Handlung auch das lyrische Drama

(*) Ich bitte diejenigen, die bey dem Worte Wollust gleich auffahren und soviel Kreuze machen, als ob sie den Teufel sähen, sich sagen zu lassen, daß ich Wollust und wollüstig, hier und allenthalben wo ich diese Worte brauche in einer höchstunschuldigen Bedeutung nehme: worinn ich unter andern durch das Beyspiel der heil. Schrift gerechtfertiget werde, die dies nehmliche arme vermailigte Wort Wollust sogar von den Freuden der Seeligen im Himmel gebraucht.

Drama matt und einschläfernd machen wird, wenn der Dichter und der Komponist das nicht sind, was sie seyn sollen. Aber dieser lezte Fall ändert nichts in der Theorie, die sich auf die Natur der Sache, nicht auf zufällige Umstände gründet. Die möglichste Einfalt im Plan ist dem Singspiel eigen und wesentlich. Handlung kann nicht gesungen, sie muß agirt werden; je mehr Handlung also je weniger Gesang. Viel unerwartete Ereignisse, viel Verwirrung, viel episodische Scenen, u. s. w. geben freylich dem Stücke mehr Mannichfaltigkeit, und können es vielleicht einer Gattung von Zuhörern angenehm machen, die den Lärm lieben, und zu flüchtig sind, auch bey den interessantesten Gegenständen sich zu verweilen; aber die Musik gewinnt nicht dadurch, und der empfindsame Zuhörer noch weniger. Welches sind die Scenen, wo der Komponist seinem Genie einen freyen kühnen Flug erlauben; wo die Musik ihre ganze Seelenbezwingende Macht ausüben kann; wo wir ganz Ohr, ganz Gefühl sind, wo unsre Herzen sich erhitzen, glühen, schmelzen? — Sind es nicht diejenigen, wo der Dichter und der Tonkünstler, mit vereinigten Kräften, uns von einer Empfindung zur andern, einer Stufe des Affekts zur andern, mit sich fortreißen, und nicht eher ablassen, bis sie uns in die nemlichen Bewegungen gesezt haben, wovon die handelnden Personen selbst durchdrungen sind? Sind es nicht alsdann nur wenige Worte, oft nur ein einziges Wort, ein Ton, ein Blick, eine Bewegung mit der Hand, die uns das Herz umkehren? — Aber wie kann eine so kleine Ursache so große Würkung thun? Bloß darum, weil unsre Seelen stufenweise dazu vorbereitet, erweicht, und, so zu sagen, unvermerkt untergraben worden sind! Es gehört oft eine lange Reihe von vorbereitenden Vorstellungen und Empfindungen dazu, um einem einzigen großen Schlag, den der Dichter an unser Herz thun will, seine volle Kraft zu

geben. Hat in einem musikalischen Drama der Dichter oder der Komponist diese geheimen Anstalten vernachläßiget, so muß er sich nicht befremden lassen, wenn er uns bey einer Stelle gleichgültig bleiben sieht, welche die größte Würkung hätte thun sollen. Eine ausgeführte Behandlung und Entwicklung der Affekten scheint also auf eine ganz besondere Weise zum Wesen des Singspiels zu gehören. Aber diese ist bey einem sehr zusammengesezten verwickelten und Intriguen-vollen Subject dem Dichter selten oder gar nicht möglich (*). Er hat alsdann nicht Zeit, uns so tief in das Innerste seiner Personen schauen zu lassen. Er kann uns nicht in diese genaue Bekanntschaft mit ihnen setzen, die das Interesse so sehr verstärkt, und uns einen ungleich lebhaftern Antheil an ihren Empfindungen nehmen läßt, als wir an den bloßen Begebenheiten und Handlungen von Personen nehmen können, die uns ohne eine solche vertrautere Bekanntschaft immer fremde bleiben, wiewohl wir sie alle Augenblicke sehen und hören. Ist es aber des Komponisten Schuld, wenn ein solches Stück wenig Würkung thut? Was bleibt ihm übrig, als darauf bedacht zu seyn, wie er durch alle die Hülfsquellen, die ihm die Melodie und Harmonie darbieten, durch künstlich ausgeführte Sätze, schimmernde Arien, überraschende Passagien, concertirende Instrumente, u. dergl. wenigstens den Ohren der Zuschauer genug thun möge, da er so wenig Hofnung vor sich sieht, ihrem Herzen beyzukommen?

Die

(*) Ich setze voraus, daß er sich zur Regel gemacht habe, sein Stück nicht viel über zwey oder dritthalb Stunden dauren zu lassen; weil drey Stunden lang Musik zu hören, ohne ermüdet zu werden, das Aeußerste ist was man der menschlichen Natur zumuthen kann.

Die Meynung, daß das Subjekt des Singſpiels aus der Region des Wunderbaren hergenommen ſeyn müſſe, und zwar aus Urſache, weil im Singſpiel alles Muſik iſt, ſcheint mir nicht viel mehr Grund vor ſich zu haben, als wenn man den Kupferſtecher auf wunderbare Gegenſtände einſchränken wollte, weil in ſeinen Blättern alles ſchwarz oder weiß iſt. Es iſt nicht wunderbarer, mit einer kleinen Anzahl ähnlicher oder kontraſtirender Töne, Empfindungen und Leidenſchaften zu mahlen, als eben dies mit ein wenig ſchwarzer Farbe auf einem Bogen weißen Papiers zu bewerkſtelligen; und Natur und Wahrheit werden in jenem Falle nicht mehr verlezt als in dieſem. Das Singſpiel ſezt, wie oben ſchon bemerkt worden, einen ſtillſchweigenden Vertrag zwiſchen der Kunſt und dem Zuhörer voraus. Dieſer weiß wohl, daß man ihn täuſchen wird; aber er will ſich täuſchen laſſen. Jene verlangt nicht für Natur gehalten zu werden, aber ſie triumphirt, wenn ſie mit ihrem Zauberſtab noch größere und ſchönere Würkungen hervorbringt als die Natur ſelbſt. Die Einwendung des Algarotti gegen die hiſtoriſchen Subjecte der Opern ſcheint alſo ohne hinlänglichen Grund zu ſeyn. Wir können ihm beypflichten, wenn er ſagt: „man fühle gar mächtig, daß Triller und Roulemens im Mund' eines Julius Cäſar oder Cato nicht ſo guten Anſtand hätten als im Munde der Venus oder des Apollo.„ — Aber dies beweißt nur gegen den Komponiſten, der ſo wenig Beurtheilung hat, entweder einen Helden zu wählen, deſſen ganzer Charakter dem Singſpiele nicht angemeſſen iſt, oder einen großen Mann wie einen weichlichen Atys zu behandeln. Kein vernünftiger Menſch, der die Muſik liebt, und einen Begriff davon hat was ein Singſpiel iſt, wird ſich darüber ärgern, den Alexander, oder den Porus in einem Singſpiel — ſingen zu hören: aber ärgern wird er ſich — nicht über die Oper, ſondern über die

Ungeschicklichkeit des Komponisten oder über den Eigensinn der Sänger und die Tyrannie der Mode, denen oft die größten Meister seufzend nachgegeben haben — wenn Alexander und Porus nicht so singen, wie es der Größe ihres Charakters anständig ist. Die übrigen Einwendungen des Algarotti gegen die historischen Singspiele sind noch unerheblicher, weil sie sich bloß auf die conventionellen Begriffe von der Oper gründen. Nach unserm Begriff vom Singspiel ist wenig daran gelegen, „daß die meisten historischen Subjecte weniger Schauspiel und Augenweide darbieten, — denn das Singspiel ist kein Guckkasten — oder „daß es nicht leicht ist schickliche Tänze und Divertissements dazu zu erfinden „ — denn Tänze und Divertissements gehören ganz und gar nicht zum Wesen des lyrischen Drama. Alles kommt lediglich darauf an, ob das historische Subject zugleich einfach, interessant und musikalisch genug für's Singspiel ist. Ist dies, so hat es alle wesentlichen Erfordernisse eines lyrischen Subjects: das übrige kömmt auf den Genie und die Ausführung des Dichters, des Komponisten und des Sängers an; die Gattung kann nichts dazu, wenn ein Subject nicht in die rechten Hände fällt.

Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß ein Singspiel; — in so ferne darinn Musik und Gesang eine Art von idealischer Sprache ausmachen, die über die gewöhnliche Menschensprache weit erhaben ist, — daß, sage ich, aus dieser Ursache etwas in der Natur des Singspiels liege, womit wir den Begriff des Wunderbaren zu verknüpfen uns nicht enthalten können. Wenn wir uns einen würdigen sinnlichen Begriff von einer Götterſprache machen wollten, so müßte es, däucht mich, diese musikalische Sprache seyn. Es scheint also aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde herzukommen, daß wir die griechischen

Götter

Götter und Götterkinder, vermöge eines unwillkührlichen innern Gefühls, auf dem lyrischen Theater schicklich und, so zu sagen, in ihrer eigenthümlichen Sphäre finden; da sie uns hingegen auf dem tragischen, selbst in einem griechischen Stücke, unausstehlich seyn würden. In dieser Rücksicht scheinen also mythologische Subjecte (in so fern alles übrige gleich ist) allerdings mehr Schicklichkeit zum Singspiel zu haben als historische.

Das nemliche läßt sich gewissermaßen auch von Subjecten behaupten, die aus dem heroischen Zeitalter der Griechen oder irgend eines andern bekannten Volkes genommen sind. — (Denn wenn ich lieber griechische Subjecte zu Singspielen wählen möchte, so wär' es mehr darum, weil sie uns nach unsrer bisherigen, hierinn lobenswürdigen, Erziehungsart ungleich bekannter, und also auch darum schon interessanter sind, als hyperboreische, Indianische, Mexicanische, u. s. w. dann aus irgend einem andern Grunde; wiewohl auch der Umstand, daß wir mit dem Begriffe von Griechen überhaupt die Idee eines von allen Musen vorzüglich begünstigten Volkes zu verknüpfen pflegen, hier nicht ganz ohne Gewicht seyn möchte.) — Ich sage, Subjecte aus heroischen Zeiten haben eine vorzügliche Schicklichkeit zum Singspiele, weil alles was diese Zeiten so stark von den unsrigen abstechen macht, zusammengenommen, ein Gefühl des Wunderbaren in uns erregt, dessen Stärke dem Grade unsrer Entfernung von dem ursprünglichen Leben und Weben der noch unbezwungnen, muthvollen und mit allen ihren Naturkräften würkenden Menschheit proportionirt ist. Es scheint uns eben so natürlich, daß Menschen aus diesem Zeitalter eine unendlich vollkommnere, kräftigere und die Saiten unsers Gefühls stärker rührende Sprache reden, d. i. daß sie statt zu reden sin-

gen, als daß sie stärkerer Leidenschaften, edlerer Entschließungen und kühnerer Thaten fähig sind als wir; und so finden wir die Alcesten, Ariadnen, Medeen (*), Iphigenien, auf dem lyrischen Theater eben so natürlich als die Göttinnen und Nymphen, die wir als Wesen zwar von höherer aber doch ähnlicher Art mit jener zu betrachten gewohnt sind.

Die Zeiten der irrenden Ritterschaft (aus welchen Arioſt und Taſſo den Stoff zu ihren herrlichen Gedichten, so wie einige italiänische und französische Opern-Dichter aus diesen den Stoff zu ihren Angeliken, Armiden, Alcinen, Bradamanten u. s. w. hergenommen haben) machen eigentlich keine besondere Epoche in der Geschichte der Menschheit aus; sie kommen in allen wesentlichen Stücken mit der heroischen Zeit der Alten völlig überein. Die Argonauten und die übrigen Heroen der Griechen sind mit den Rittern von der runden Tafel, den Amadiſen, Rolanden und Rinalden völlig von einerley Schlag; in beyderley Zeiten spielen Helden, Damen, Riesen, Drachen und Ungeheuer von allen Arten einerley Rolle; und die Urganden, Alcinen und Armiden sind nicht größere Zauberinnen als die Medeen und Circen. Von den Subjecten aus den Zeiten der Ritterschaft gilt also das nemliche, was von den Heroischen.

Und warum nicht auch von den Subjecten aus der poetischen Schäferwelt? — Wohl verstanden, daß ich weder die metaphyſischen Seladons am Lignon, noch die galanten Schäfer des Fontenelle, noch die faden

(*) Allerdings ein vortreffliches Subject fürs Singſpiel, nur daß es ganz anders als fürs Trauerſpiel behandelt werden muß.

faden langweiligen Hirten in unſern ehmaligen Nachſpielen, ſondern eine Art von Hirten meyne, wozu uns die Natur ſelbſt die Originäle gegeben hat, und in manchem glücklich unbekannten Winkel des Erdbodens noch giebt. Die Schäferwelt der Dichter, das ſelige Hirtenleben der älteſten Menſchen, wovon das Arkadien unſers Geßners das Ideal iſt, fällt bey den Griechen in die nemlichen heroiſchen Zeiten, wo die Götter noch mit den Töchtern der Menſchen luſtwandelten, Apollo in Geſtalt eines ſchönen Hirten die Heerden des Admet weidete, Jupiter und Merkur in Philemons Hütte Zuflucht ſuchten, und Venus ihre Lieblinge unter Schäfern wählte. Es iſt für uns ſo wunderbar als die Heldenzeit, aber gewiß ohne Vergleichung anziehender. Denn was iſt, ſonderlich in einem gewiſſen Alter, oder in der Gemüthsſtimmung, worinn wir uns befinden, wenn wir des Getümmels, der Feſſeln, der Thorheiten und Mühſeligkeiten des höfiſchen und ſtädtiſchen Lebens überdrüßig ſind, was iſt uns dann angenehmer als dieſe lachenden Gemählde von Ruhe, Unſchuld, Liebe und Glückſeligkeit, dieſes mehr zum Vergnügen als aus Noth beſchäftigte, ſorgenfreye Leben im Schooße der Natur? Dieſe ſelige Gleichheit, dieſe von Wildheit und Verkünſtelung gleich weit entfernte ſchöne Einfalt und Güte der Sitten, wovon uns unſer Herz ſagt, daß ohne alles dies kein glückliches Leben ſey? Wie natürlich alſo, daß wir uns ſo gerne in dieſes Arkadien verſetzen laſſen, daß wir die Darſtellung deſſelben auf dem lyriſchen Schauplatz lieben, und wenn ein Dichter wie Geßner mit einem Tonkünſtler wie Pergoleſi ſich zuſammenfänden, und uns lyriſche Schäferſpiele gäben, ſie vielleicht allen andern Arten vorziehen würden!

Die Fortſetzung folgt.

V.

Fortsetzung des Theatralischen Artikels.

Wenn alle diejenigen Orte, wo Teutsch geredet oder verstanden wird, eine Bühne bekommen sollten: so würden es die Franzosen nicht mehr allein seyn, welche sich so vieler ausländischen Provincial-Theater rühmen könnten. Rußland, und Ungern, und Pohlen haben ihre teutschen Truppen, und jetzt will der Merkur sein ehmaliges Versprechen erfüllen, von dem teutschen Theater eine Anzeige zu thun, das Herr Abbt in Holland errichtet hat — Der Erste zu seyn, der es in einem Lande unternimmt, für ein Publikum zu arbeiten, unter welchem die Kenner teutscher Art und Kunst selten sind, ist allerdings ein Vortheil, der einen Unternehmer, dem das Glück im Schooße von Teutschland minder günstig gewesen, anlocken kann. Auf der andern Seite sind die Seltenheit von den Liebhabern der teutschen Sprache und die Rivalität mit französischen und einheimischen Schauspielern keine geringen Hindernisse, zu denen in Holland noch die theure Lebensart kommt. Ohne mich darauf einzulaßen, wie viel Herr Abbt an diesem oder jenem Orte in Holland verloren, begnüge ich mich anzuzeigen, daß die meisten Schwierigkeiten durch die erlangte Erlaubniß im Diemer Meer und durch die Unterstützung einiger Gönner in Amsterdam gehoben sind. — Herr Abbt hat zwar in Teutschland seit zwölf Jahren als Schauspieler und Principal kein außerordentliches Glück gemacht; aber zu beiden fehlt es ihm nicht an Einsicht. Als Schauspieler versteht er jede Rolle die er übernimmt, und spricht und spielt daher richtig; allein Fehlerfrey ist auch hier noch nicht vortreflich. Er schränkt sich auf

kein

kein Fach ein, und kann sich daher selten über die Mittelmäßigkeit erheben; Mantelrollen, z. B. Tartüffe (den er, nach des H. Empfindung, vorzüglich gut macht) und kalte Charactere im Trauerspiel, scheinen ihm am Besten zu glücken; außer diesen fällt er zuweilen in Affektation. Zu denen Rollen, welche man in Teutschland von ihm gesehn, sind noch der Nicodon, der Graf von Olsbach, der Fürst im Edelknaben und der Deserteur des Mercier gekommen. Zu wünschen wäre, daß ihm seine Directionsgeschäfte erlaubten, beßer zu memoriren. Die Ungleichheit seines natürlichen Temperaments ist Ursache, daß er sich in seinem Spiel keinen Abend gleich bleibt; und eben dieser Fehler schadet auch seiner Principalschaft. So gute Kenntniße er dazu besitzt, so fehlt ihm doch die kaltblütige Gleichmüthigkeit, welche zu einer Direction erfodert wird.

Herr Schröter, der Kompagnon des Herrn Abbt, hat einen viel ruhigern Charakter; er kommt von der einen Seite seinem Mitdirecteur an Verdienßen nicht gleich, beßzt aber von der andern Eigenschaften, die jenem abgehn. Vielleicht sind diese zwey Leute einander nothwendig, um ein Ganzes zu machen, und vielleicht läßt sich nur daher die große Einigkeit, die unter ihnen herrscht, (eine seltne theatralische Tugend!) erklären. Indeß Herr Abbt für das Gehör und Gefühl der Zuschauer Sorge trägt, arbeitet Herr Schröter für das Auge derselben, und besorgt überhaupt alles das Mechanische, das Abbtens Sache nicht zu seyn scheint. Schröters Schauspielerruhm ist sehr gering, und er kommt fast in keiner Rolle in Betrachtung. Wenn ich den Baron von Altholz im poetischen Landjunker und einige Bedienten ausnehme: so weiß ich keinen Fall anzuführen, wo er den Beifall des Publikums hätte; am wenigsten sollte er sich an zärtliche Charactere wagen.

Piloti, ein bey den Truppen im Reich nicht ganz unbekannter Name, ist hier zur Erhaltung der komischen Oper ganz unentbehrlich. Bey einer sehr starken und durchdringenden Stimme besitzt er vorzügliche Talente zum Burlesken, und da burleske Stücke in Holland, wie in Teutschland, das Meiste eintragen, so hält ihn Herr Abbt mit Recht für das Kleinod seiner Truppe. Den Deserteur des Sedaine singt und spielt er nach dem Urtheile seines Parterre vortreflich, den Pierot im redenden Gemählde unverbeßerlich, den Apotheker, den Pips, den Pinkus zum Vergnügen aller derer, die sich gern das Zwerchfell erschüttern laßen. Wäre zu seinem Talente der Vortheil einer guten Erziehung hinzugekommen, oder verstände er allemal Fleiß und Studium genug damit: so würde er sich zu einem komischen Acteur vom ersten Range erheben können.

In einem andern komischen Fache besitzt diese Gesellschaft gleichfalls einen geschickten Mann an einem Herrn Henschel — Murrische Alte, Sansfacons, und militairische Charactere zeigen ihn von der vortheilhaften Seite. So spielt er z. E. den Wachmeister in der Minna, den Stornfels im Olsbach mit Wahrheit und Feuer. Zärtliche Character sind ja wenig für ihn als Singrollen, und er hat die Selbsterkenntniß, daß er sich zu keinem von beiden, wenn es nicht die äußerste Noth erfodert, gebrauchen läßt.

Herr Neuhaus, ein noch junger Mann, der ehedem bey Marchand seinen Anfang gemacht, bekleidet die ersten Liebhaber in den Operetten, und die zweyten, zuweilen auch die ersten in den Komödien, auch einige Chevaliertollen. Seit den drey Jahren, da ich ihn das erstemal in Kleve gesehn, hat er sehr zugenommen. Für die Operetten ist seine Stimme zwar nicht stark, aber doch angenehm; seine Rolle scheint mir hier der

Tom

Tom Jones zu seyn, auch spielt er den König in der Jagd und den Niklas im Milchmädchen ganz artig. Unter seinen Rollen in der Komödie führe ich nur den Riccaut in der Minna, den er so gut macht, als ihn ein Teutscher machen kann, und den Valcour im Deserteur an. Eins wünschte ich, nemlich daß er sich in der Action, mit den Händen so oft über den Kopf hinzufahren und sie zusammenzuschlagen, ein wenig mehr mäßigte.

Derjenige, welcher die ersten Liebhaber hatte, ein gewißer Herr Müller, geht eben, indem ich dieses schreibe, nach München ab. Er machte in empfindsamen Rollen zu viel Grimassen mit dem Gesichte.

Herr Lobenstein agirt einige zärtliche Alten nicht ohne Beifall und singt auch in den Operetten. Der Rode im dankbaren Sohn gelingt ihm am besten. Indeßen wird er es wohl in den wenigsten Rollen über das Mittelmäßige bringen, da ihm eine Haupteigenschaft fehlt — lebhaftes Gefühl. Ueberdies memorirt er schlecht, und dehnt die Worte zu sehr.

Herr Hülsner hat eine ziemlich gute Stimme und Figur für Liebhaber in der Operette und Komödie, kultivirt aber vielleicht seine Talente zu wenig. Den Töffel in der Jagd hat er ziemlich gut gemacht, und den Just in der Minna noch beßer, hier möchte er also wohl an seinem rechten Platze stehen. Hingegen wünschte ich den Liebhaber in der Lucile und den jungen Finsterthal im Minister nicht wieder von ihm zu sehn. Wenigstens sollte er es sich abgewöhnen, den Kopf so stark auf die eine Seite zu halten.

Herr Bisler gefällt mir, unerachtet seiner etwas schnarrenden Stimme, in Pedanten und andern chargirten Rollen ungemein.

gemein. Als Wirth im Kaffeehaus, Fach in den unähnlichen Brüdern, glänzt er. Aber keine Monteze sollte er nicht spielen?

Es sind noch einige andre Schauspieler von geringerm Werthe bey dieser Truppe; da ich aber nicht die Ehre habe, ihre Namen zu kennen, auch sehr zweifle, ob sie je in der theatralischen Welt berühmt werden möchten: so ist das Beste, was ich thun kann — von ihnen zu schweigen, und auf die Schauspielerinnen überzugehen.

Madame Abbt hat jetzt die Vollkommenheiten entwickelt, von denen sie in Teutschland nur die erste Anlage zeigte. Selbst die grösten französischen und holländischen Schauspieler geben ihr das Zeugniß, daß ihre Aktion edel, frey und ungezwungen, ihre Deklamation richtig und das Spiel ihrer Augen vortreflich sey. Sie übersieht das ganze Stück mit einer Einsicht, die bey Aetrizen sehr selten ist, und weiß sich in ihre Charaktere ganz zu versetzen. Hierzu kommt ein treues Gedächtniß und ein guter Geschmack im Anzug. Nie läßt sie sich die weibliche Eitelkeit verleiten, in einer bürgerlichen Rolle gräflichen Staat zu machen. Ich könnte einige komische Rollen von ihr rühmen, z. E. die Henriette im Poete campagnard, das Mädchen im Tartüff und in den neugierigen Frauenzimmern von Goldoni. Ihre Lebhaftigkeit reißt sie hier zuweilen so sehr dahin, daß sie hastig wird. Im Tragischen und Rührenden aber erscheint sie in ihrem wahren Lichte; und dieselben Rollen, welche man in diesen Fächern schon in Teutschland (S. Ueber die Leipziger Bühne, zweites Schreiben, 1770, S. 245) von ihr gerühmt hat, sind noch diejenigen, in welchen sie am meisten bewundert wird, die Julie in Sturzens Trauerspiel, die Frau von Nilbach, die Eugenie, — In Operetten erscheint sie sehr selten.

Mada-

Mademoiselle Piloti, ein artiges Mädchen und eine sehr gute Aktrize, verwaltet die ersten Rollen in den Opéretten, führt einige munkre Rollen in den Komödien glücklich aus, und ist des Beifalls, den sie erhält, würdig. Eine Louise im Deserteur, eine Zemire in Marmontels Stücke, singt und spielt sie brav, unerachtet ihre Brust etwas schwach ist; die Kolombine im redenden Gemählde noch beßer, das Krönchen in der Apotheke, und dergleichen Rollen zum Entzücken; die Julie im Olsbach, mit aller erforderlichen Schalkhaftigkeit; und eine Roxelane gleich einer gebohrnen Französinn. Indeßen möchte ich sie doch ersuchen, in einigen wenigen andern Rollen ihre Aktion etwas zu mäßigen, um eine sehr nachtheilige Einförmigkeit der Charaktere zu vermeiden. Ihre Mutter, Madam Piloti, hat ein zu früher Tod hingeraft.

Zu den Soubretten ist Madam Hentschelinn angestellt, eine Frau, die, außer einer artigen Figur, nicht wenig theatralische Verdienste hat. Die Franciska in der Minna und Hannchen im Schein betrügt, gelingen ihr vorzüglich. In einigen andern Rollen übertreibt sie die Lebhaftigkeit ein wenig.

Madam Neuhaus, die jüngere Schwester von Herrn und Dem. Piloti, ist noch zu jung und ungeübt, als daß man von ihr so viel als von ihrem Geschwister fodern oder erwarten könnte. Sie scheint auch nicht ganz gleiche Talente mit ihnen von der Natur erhalten zu haben; allein, da Stimme und Figur ihr zustatten kommen, so kann sie sich durch Fleiß und Eifer dereinst noch emporarbeiten. Am beßten singt und spielt sie die Sophie im Tom Jones. Sie misfällt auch nicht als Hannchen im Deserteur und als Liebhaberinn im redenden Gemählde. Wenn sie in den meisten Rollen noch mehr Empfindung äußerte, so würde ich meine Hofnungen von ihr höher stimmen.

Madame

Madame Cammers iſt ſchon lange bey dem Theater, bekommt Mütterrollen, und hat dazu eine gute Figur. Dennoch muß ich ſagen, daß dieſes Fach hier am ſchlechteſten beſetzt iſt. Sie giebt ſich nicht Mühe genug, ihre Rollen zu memoriren, und noch wenigere, ſie zu ſtudieren; ſie ſpricht mit ſo viel Phlegma, daß ich ſelbſt im Deſerteur des Mercier und in der Eugenie mich unter ihren Reden des Gähnens nicht enthalten konnte. Die Mutter im Olsbach habe ich ſie einmal ziemlich gut, und die Frau von Kayellet noch etwas beſſer ausführen ſehen; und vielleicht mangelt ihr überhaupt mehr Fleiß als Talent.

Madame Bernerinn ſcheint eine gute Frau zu ſeyn, und zu thun, was ſie kann. Kränklichkeit halber tritt ſie nur ſelten auf, allein ihre artigen Töchter halten uns ſchadlos.

Demoiſelle Bernerinn die ältere, ein niedliches Mädchen von eilf bis zwölf Jahren, macht die naive Charlotte im poetiſchen Landjunker, das Fräulein in den Juden von Leßing, und die jüngere Schweſter im Walder, zum Vergnügen aller Zuſchauer. Daß nur keine Art von Leichtſinn, er rühre von ihrem Alter oder von ihrer Schönheit her, ſie hindern möge, das zu werden, wozu ſie die Natur beſtimmt hat!

Dem. Bernerinn, die jüngere, acht Jahr alt, verſpricht dem Aeußern nach nicht ſo viel, als ihre Schweſter, vereinigt aber mit mehr weſentlichen Talenten, gröſſern Fleiß, welches ſie beſonders in der Rolle des Edelknaben von Herrn Engel gezeigt hat.

Die Fortſetzung nächſtens.

Nachſchrift des Herausgebers.

Herr Seip, Schauſpieler bey der Wahriſchen Geſellſchaft in Preßburg, beklagt ſich in einem an mich gerichteten Schreiben vom 4 Jun. d. J. bitterlich, über die unrühm-

unrühmliche Meldung, die der Verfaſſer des theatrali-ſchen Artikels im Merkur N. III. S. 274. dieſes Jahrgangs, von Ihm und ſeinen dramatiſchen Arbeiten zu thun beliebt hat. Seine Apologie läuft hauptſächlich darauf hinaus: „es ſey unbillig ein ſo hartes Urtheil öffentlich über noch ungedruckte Stücke zu fällen, die der Verfaſſer nur als Uebungen und zum Privatgebrauch ſeiner Geſellſchaft aufſetze; — ein Schauſpieler, der ſeine Nebenſtunden auf dergleichen Uebungen verwende, und denke: ich will's verſuchen und 99 Stücke ſchreiben, ſie im Mſcpt. aufführen laſſen, und ſehen, was ſie würken; vielleicht geräth mir wenigſtens das hunderte gut genug um des Drucks werth zu ſeyn — ein ſolcher Mann verdiene wenigſtens nicht, daß man ihn ſo öffentlich ſtäupe, und durch einen bloßen Machtſpruch, zum Schaden ſeines Glücks und Rufs, für einen elenden Scribenten erkläre; — ſein König Lear ſey ein gutes Stück, und habe dem Fürſten Eſterhazy gefallen, und ſeine ſchlechteſten ſeyen doch immer noch ſo viel werth als manches Wiener Stück von Stephanie, u. a. „ — Hätte Hr. Scipp ſich die Mühe genommen meine Vorerinnerung vor dem theatraliſchen Artickel im 2ten Stücke des Merkurs zu leſen, ſo würde er, anſtatt ſich an mich zu wenden, wenn er von dem Verfaſſer jenes Artickels beleidiget zu ſeyn glaubte, mit ſeiner Apologie in anſtändigen Ausdrücken, an das Publikum ſelbſt appelliret haben; als wozu Ihm und einem jeden, der dieſe Erlaubniß mit Beſcheidenheit gebrauchen will, der Merkur offen ſteht. Da er aber dieſen Weg nicht beliebt hat, ſo kann ich zu ſeiner Beruhigung weiter nichts thun, als ihm zu rathen, daß er ſeine noch ungedruckten Schauſpiele, zu öffentlicher Beſchämung desjenigen, der ſie, ohne ſie geleſen zu haben, für elend erklärt, drucken laſſe. Es verſteht ſich, daß mein

Rath

Rath nichts taugt, wofern er seiner guten Sache nicht völlig gewiß ist. Ist ers aber, so kann er keine vollständigere und rühmlichere Rache an seinem Tadler nehmen als diese. W.

VI.

Versuch eines Ungenannten auf die Auffoderung des Teutschen Merkurs. N. IV. S. 89.

Etre frappé de quelque chose — ist wohl nichts anders, als was Luther in der Bibelübersetzung des neuen Testaments irgendwo mit den Worten ausdrückte: und seine Rede griff ihnen an's Herz.

Man wird also hier sagen können:

„Die Frau sagte darüber etwas, das mir ausserordent„lich klar und entscheidend vorkam, und ans Herz griff.

Frappant wird also so viel seyn als herzgreiffend, welches wohl von herzbrechend zu unterscheiden ist; denn dieses ist eine Empfindung des Mitleids; auch von herzrührend, denn Rührung kann ohne Ueberzeugung bestehen; ferner von der biblisch-lutherischen Redensart: Seine Rede gieng ihnen durchs Herz; denn das kann auch eine Verwundung des Herzens ausdrücken; aber eine Rede, die ans Herz greift, ist was der Schlag des elektrischen Drahts ist, der frappirt; eine Rede, die durchs Herz gehet, ist der Schlag, den Franklin empfunden; herzbrechend aber ist der Zustand eines Menschen, den der übermäßige Genuß des Weins dahin gebracht hat, sein Herz unter seine mittrinkende Freunde zu vertheilen.

Der Teutsche Merkur.

August 1775.

I.

Kleine Gedichte.

Werther an Lotten.

Weine nicht! — es ist der Sieg erkämpfet,
Dieser Sieg, errungen durch ein Grab,
Und das innre Toben ist gedämpfet,
Das mein Schöpfer meinem Herzen gab.
Weine nicht! — ich habe sie gefunden,
Diese Ruhe, nach dem langen Streit,
Und geheilet hat der Tod die Wunden,
Und geleitet mich zur Seeligkeit.
Ja, der Richter hat in seiner Rechten
Schon gewogen Liebe mit Vergehn;
Und da rief die Stimme des Gerechten
Mir Verschonung, auf der Liebe Flehn!
Sanfter Friede hebe deine Seele
Aus der Last des Kummers, die dich drückt —
Ach! wie viele Thränen, die ich zähle,
Hast du nicht nen Himmel schon geschickt!
Trockne diese Thränen! — Hör' im Glanze
Der Verklärung meiner Liebe Ruf,
Und erblicke mich im Myrtenkranze,
Den der Himmel unverwelklich schuf.
Jener Nebel, der vor Menschenblicken
In dem dunkeln Erdenthale hängt,

Sinket hier, wo ewiges Entzücken
Seelger Zukunft meine Blicke lenkt;
Und die Blumen, die ich in die Quelle
Meines trüben Baches einstens warf,
Samml' ich hier aus seiner Silberwelle,
Nun da ich dich ewig lieben darf.
Ueberall umschweb' ich deine Spuren,
Und mein Hauch berührt in Weſten dich,
Auf den Mondstral zittr' ich durch die Fluren,
Und in jedem Veilchen pflückst du mich; —
Und mein Geist folgt deinen frommen Schritten
An das Grab, wohin dem Schmerz dich führt;
Wo dein Jüngling endlich ausgelitten,
Und sein Staub einst auferstehen wird!

Von einem Ungenannten.

An meine Augen,
in einer langwierigen Krankheit.

Dreymal hat nun der Mond die Erde schon gegrüßet,
Seit sich der Schmerz um eure Nerven schlang,
An ihnen fraß, und mir das Licht, das ihr verschließt,
Mit Tygerdurste trank.

Und darum seyd ihr auch so traurig und so trübe,
Und darum kriecht ihr scheu in euch hinein,
Und bittet weinend mich in meiner Bücherliebe
Itt minder rasch zu seyn;

Und blickt nach meiner Hand, daß ſie vor Sonnenpfeilen
Mitleidig euch zum Schilde werden ſoll;
Blickt auf mein feidnes Tuch, den Thränenbach zu theilen,
Der euch die Ufer ſchwoll.

Was habt ihr denn gethan, ihr meine guten Augen?
Ließ ich euch wohl ein fremdes Unglück freun?
Aus eines Mädchens Blick Gift für die Unſchuld ſaugen?
Iſt's ſo, ſo trocknet ein!

Wie? oder lockte je des Wuchrers goldner Wagen,
Den kleinſten Blick voll Neid von euch heraus?
Konnt't ihr des Sternes Glanz am Thoren nicht ertragen?
Wüßt' ich's, ich riß euch aus!

Nicht das — ihr habet oft mit Traurigen geweinet,
Bey weiſem Scherz mit Frölichen gelacht!
Und nun iſt euch der Blick nach beyden dick verzäunet?
Und nun kömmt ſolche Nacht?

Sprich, Sonne, ſahſt du nicht, wenn aller Augen ſchlieſen,
Die meinen ſchon auf Bergen wartend ſtehn?
Wie Zähren dir darinn entzückt entgegen lieſen,
Um deinen Glanz zu ſehn?

Verweilteſt du nicht dann noch gern am Horizonte,
Wenn ich am Bach mit meiner Laura lag,
Dieß Auge, das doch mehr, ſo einſam! ſprechen konnte,
Dennoch nur Unſchuld ſprach?

Und sitze nun betrübt, und hasse deine Strahlen?
Und flüchte gar vor einer Lampe Schein?
Sieh nun! was fehlt mir noch? Nein gäb es andre Qualen,
Sie brächen wohl herein!

Sie mögen es: ich wüßt' als Weiser mich zu fassen,
Entzögest du auch selbst dein Antlitz mir!
Doch Laurens Angesicht auf ewig zu verlassen?
Welch Weiser faßt sich hier?

Wills mein Geschick, daß ich noch mehr geprüfet werde,
So wünsch ich bald euch armen Augen Ruh,
Vertauscht dieß dunkle Thal mit einer hellern Erde;
Nur Laura drück euch zu!

Göckingk.

Tönges des Ziegenhirten Liebeslied an Olallia. (*)

Zur Stockflöte abzusingen.

Verschweigst mir auch mit Aug und Mund
Fein's Liebchen deine Triebe,
Weiß doch du fühlst, Olallia,
Du fühlst im Herzen Liebe.

Du

(*) Nach Cervantes, Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von Mancha, Th. 1. Kap. 11.

Du kennst die Gluth, die mich verzehrt,
Wie ich so oft dir's klagte;
Und Liebe bleibt nie unbeglückt,
Die sich zu zeigen wagte.

Zwar schien mir oft dein Herz aus Stahl,
Aus hartem Erz gegossen,
Und deine weiße Brust ein Fels,
Dran Wellen sich zerstossen;

Doch mitten unter deinem Dräun
Und meinem bittern Leide,
Wieß mir die holde Hoffnung stets
Den Saum von ihrem Kleide.

Stets blieb dir meine Treue fest
In gut und bösen Tagen,
Stets hieng an dir mein ganzes Herz,
Mocht' lachen oder klagen. —

Ist Holdschaft stets der Liebe Kleid,
So zeigt mir auch die deine,
Daß ich gequält und hoffnungslos
Nicht ewig ewig weine.

Und können Dienst' und Reverenz
Ein Herz zur Milde bringen,
So weiß ich daß auch meine dir
Das Herz zur Milde bringen;

Denn sahst du nicht, wie oft und viel,
(Und wohl hast du's gesehen!)
Mich, dir zu Lieb', des Montags noch
Im Sonntagsrocke gehen?

Und wo dein Auge sonst mich fand,
Sahst du geschmückt mich gehen;
Denn Liebe lehrt uns Schmuck und Zier —
Und wohl hast du's gesehen!

Auf dein Geheiß den Tanz ich flieh',
Und meine Lieder schweigen,
Die ich dir sang, du oft gehört,
Früh eh' sich Tag thät zeigen.

Ich rühm auch deiner Schönheit Preis
So laut, so unbedachte
Nicht mehr, als sonst wohl oft geschehn,
Und mir viel Neider machte.

Teresa schön von Berrocal
Hört' jüngst dein Lob, thät sagen:
„So mancher denkt sein Liebchen sich
„Ein Englein voll Behagen;

„Und find't, wenn er's so recht beschaut,
„Doch einen alten Affen.
„Dank sey's der Schmink und falschem Haar,
„Drein Manche sich vergaffen. „ —

Du leugſt! ſprach ich: das thät ihr Zorn;
Ihr Vetter kam gegangen:
Komm raus! er ſprach; keck ſtand ich ihm;
Du weißt's wie's da ergangen.

Nicht dien' ich dir um Ungebühr,
Begehr auch deiner Liebe
Um keinen Sold, der ſchändlich dir;
Denn keuſch ſind meine Triebe.

Sanft iſt der heilgen Kirche Band;
Beug, Liebchen, beug geſchwinde
Den Hals mit mir der Ehe Joch;
Es iſt ſo leicht, ſo linde!

Wo nicht, ſo ſey dir's hoch und theur
Beym heilgen Koch geſchworen,
Ich geh', und Capuziner wirſt
Du mich bald ſehn geſchoren.

B—ch.

II.

Serafina. (*)

Eine Kantate.

Es war um Mitternacht.
Sanfter Schlummer
Träufelte vom Himmel
Auf die Augen der Gottverlobten;

(*) Der Wunſch einer durch Ihr Herz und Ihre Liebe zu den Musen noch mehr, als durch die glänzendſte Geburt, großen Fürſtin,

Und ein tiefes Schweigen,
Gleich der Ruh im Grabe,
Herrschte durch die öden Klostergänge.
Alles schlief.
Nur Serafina, sie allein —
Ein sanftes Mädchen,
Ganz von dir, Natur,
Zur Liebe gebildet,
Und zu jeder Tugend
Des Mutterstandes — aber, ach!
Durch Zwang, und Schwur, und unersteigliche Mauern
Von Hymens Freuden ewig abgeschieden;
Verdammt, in unfruchtbarer Einsamkeit
Des Lebens Frühling trostlos zu verseufzen! —
Nur Serafina wälzt sich, wie von Wogen
Des Sturms umhergewälzt, auf ihrem Lager.
Rosen wurden izt
Zu feurigen Kohlen unter ihr!
Denn ach! der Pfeil der Liebe steckt in ihrer Brust.
Sie lechzt nach Linderung.
Umsonst! Auf ewig,

Auf

das Subjekt des **Mönchs und der Nonne** (im 3ten St. des T. M. von diesem Jahre) in einer Kantate musikalisch behandelt zu sehen, hat diesem gegenwärtigen Versuche das Daseyn gegeben. Man sieht vielleicht daraus, daß sich dieß Subjekt noch besser zu einem kleinen musikalischen Drama schickte. Da es aber eine Kantate werden sollte, so glaubte der Dichter am besten zu thun, wenn er Erzählung und Drama verbände, das lezztere aber monologisch bearbeitete. Eine schöne und rührende Komposition dieser Kantate, die den berühmten Herrn Capellmeister **Wolf** zum Urheber hat, wird ohnezweifel nebst einigen andern Stücken dieser Art, den Liebhabern in einem Auszug fürs Klavier mitgetheilt werden.

Auf ewig floh von ihr die Ruh.
Sie ruft, zu Lindrung ihres Kummers,
Umsonst den holden Gott des Schlummers,
Und schließt die Augen schlaflos zu.

Sie liebt, die Unglückselige, sie liebt.
Sie sah, sie sah den Mann,
Aus allen Männern ganz für sie geschaffen;
Beym ersten Blick erbebten ihre Seelen,
Erkannten sich und strahlten in einander.
Was hilft es sie?
Auch ihn, auch ihn umschließt
Ein heilger Kerker, fesselt unauflöslich
Ein eisernes Gelübd! —
Unglückliche, für euch ist keine Hoffnung!
Jeder Trost des Kummervollen,
Jede süsse Täuschung
Der kranken Phantane ist euch versagt.
Dem Abend folgt die Nacht, der langen Nacht
Der Morgen wieder; aber weder Nacht
Noch Morgen bringt euch Ruh.
Die Zeit, der Arzt für jede Seelenwunde,
Hat keinen Balsam
Für euern Schmerz!

* * *

„O du — (so ruft sie aus, den thränenschweren Blick
Geheftet auf den Mond, der bleich und traurend
Durch graue Wolken geht.)
O du, den meine Seele liebt,
Dem meine Blicke nur gestehen konnten,
Was niemals, niemals dir mein Mund,
An deinen Mund gedrückt, bekennen wird,

Geliebter! ach, vielleicht in diesem Augenblick
Stehst du, wie ich, auch schlaflos, auch verzehrt
Von hoffnungsloser Sehnsucht, heftest auch
Dein schmachtend Auge, thränenvoll wie ich
Auf diese Silberscheibe!

* * *

O wandle nicht so schnell vorüber, sanfter Mond!
Verweile! Gönn' uns Unglückseligen
Den einz'gen Trost!

O, warst du je dem Flehen
Der frommen Liebe mild,
So zeig' in deinem Spiegel
Mir das geliebte Bild!
Und wenn sich seine Augen,
Von Zärtlichkeit erfüllt,
Nach deiner Scheibe drehen,
Laß ihm (o sey dem Flehen
Der frommen Liebe mild!)
Mein Bild entgegen sehen!„

So schwärmt das kranke Herz. Allein
Die keusche Göttin hört ihr Flehen nicht.
Ein dunkler Wolkenschleyer
Entzieht sie Serafinens Blicken ganz.
Die Arme seufzt. Mit irrenden
Zum Himmel aufgebahnen bangen Augen
Sucht sie Trost,
Und findet keinen!

* * *

„Und ist dann in der Schöpfung ganzem
Gränzenlosem Umfang niemand, niemand, der mich hört?

Kein

Kein Weſen, das, gerührt von meinem Leiden,
Auf mich herabſieht? Muß ich, muß ich ſterben?
So ſtirb, Unglückliche, und ſuch im Grabe
Das Ende deiner Pein!

Erſeufzter Tod, ich bin des Lebens müde!
Du biſt ein Engel, bringſt mir Friede,
Ich zittre nicht vor dir.

Willkommen, Hoffnung bald zu ſinken
Ins kühle Grab, die Ruheſtatt
Des Dulders, der vollendet hat
Der Leiden bittern Kelch zu trinken!

Seh ich nicht, mit Palmen in der Hand,
Aus den Wolken Seraphim mir winken?
Seh ich nicht die Siegeskrone blinken?
Falle, falle, morſche Scheidewand!

Willkommen, Hoffnung, bald zu ſinken
Ins kühle Grab, die Ruheſtatt
Des Dulders, der vollendet hat
Der Leiden bittern Kelch zu trinken!

* * *

„Doch wie? Wohin, Bethörte, ſchweift
Dein frevelhafter Wahn? Du wagſt es, Paradieſe
Und Engelehöh' und Siegeslohn zu träumen?
Du ſiehſt ins Grab hinab, und ſchauderſt nicht?
Du, eine Gottgeweyhte, willt es wagen,
Ein Herz, von fremder Liebe brennend, dem zu zeigen,
Dem Gott zu zeigen, dem du dich verlobt?
Erzittre, Sünderin!

Der Himmel iſt vor dir verſchloſſen,
Und zürnend wendet ſich dein Engel von dir weg.
Gott! welch ein Schauder faßet mich?
Dieſe Mauern wanken!
Die Erde weicht — der Abgrund thut ſich auf —
Wo flieh ich hin? — O rettet, rettet,
O alle Engel, rettet mich! „

* * *

„Unſelige! in welche Tiefen des Elends
Schleudert dich die Leidenſchaft!
Beſinne dich!
Die Schreckenbilder, die dich ängſten, ſind
Geſpenſter deiner Phantaſie!

* * *

„O! könnt es Sünde ſeyn zu lieben, wie ich liebe?
Zu lieben ohne Hoffnung? — Ach!
Ich fodre nichts,
Erwarte nichts von dieſem Leben.
In jenem beſſern, wahren Leben erſt, —
Wo Engel lieben, Engelsharfen
Nur von Liebe tönen, dort, mein Auserwählter,
Im Paradies der Liebe,
Unter nie verblühnden Himmelsroſen,
Allein mit dir, und lauter Wonne
Lauter Himmel rings um uns, —
Werd ich zum erſtenmal in deine Arme ſinken!

* * *

„O, drückteſt du nur mir die Augen zu,
Fiel' eine heiſſe Thräne nur
Aus deinem Aug auf meine kalte Wange:

Wie

Wie willig wollt' ich ſie mit allem Blut erkaufen,
Das noch in dieſen Adern ſchleicht?

* * *

„Iſt dieſer einz'ge Wunſch der Liebe,
Ach! iſt er frevelhaft,
So laß, erzürnter Himmel, laß mich leiden,
Alles leiden, was ein liebend Herz
Jenſeits des Grabes noch zu leiden fähig iſt,
Ich unterwerfe mich, ich will es leiden,
Nur, daß ich meiner Liebe untreu werde,
Dies fodre nicht! „

Verzeyh, verzeyh den allzumächt'gen Trieben
Der triumphierenden Natur!
Ihn lieben muß mein Herz;
Ihn ewig lieben! –
Ach! ohne deine Liebe wär'
Ein Himmel ſelbſt kein Himmel mehr!
Kein Fegfeu'r ſchrecket mich, ſteigſt du mit mir hinab:
Und ſchlügen alle ſeine Flammen
Verdoppelt über mir zuſammen,
Dein Athem weht ſie kühlend ab!

W.

III.

Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende.

Fortſetzung von S. 36. des Julius.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Einige Merkwürdigkeiten des menſchlichen Lebens.

Der alte Kalender war ſo wenig, was man (nach unſerm dermaligen Sprachgebrauch) einen empfindſamen Mann nennt, und paßte alſo, von dieſer Seite wenigſtens, ſo übel in die Daniſchmendiſche Familie, daß man ſich vielleicht verwundern wird, wie er ſich ſo lange auf einem leidlichen Fuße unter dieſen guten Leutchen habe erhalten können, unter denen er (ſollte man denken) ungefehr ſo eine Figur machte wie ein Geſpenſt unter lebendigen Menſchen. Allein der Kalender hatte auf der andern Seite verſchiedene Eigenſchaften, die jenen Mangel an Sympathie vergüteten; und ſchon am dritten Abend fand er Gelegenheit, ſich ſogar bey Periſaden in beſſere Meynung zu ſetzen, da ſie ihn unverſehens mit ihren Kindern in einer Garten-Niſche ſpielend fand.

fand. Er hatte das kleinste auf seinem Schooſe, während daß er von allerley Blumen, die ihm die Größern in die Wette herbeybrachten, einen Kranz zuſammenband, den die Kinder ihrer Mutter zum Geſchenke bringen ſollten. Periſade lauſchte eine Weile hinter den Hecken, und ſah ihre Freude an den frohen Spielen ihrer Kinder, und an der guten Art, wie der alte Kalender ſich ihnen angenehm zu machen wußte. Die Geduld womit er ſich von dem kleinen Mädchen auf ſeinem Schooß alle Augenblicke in der Arbeit ſtöhren ließ, gewann ihr auf einmal das Herz. Daniſchmende hat doch Recht, dachte ſie; der Mann iſt nicht ſo ſchlimm als er ausſieht; könnt' er meine Kinder ſo lieb haben, wenn er kein gutes Herz hätte?

Periſade — wenn ſie nicht Periſade geweſen wäre — hätte eben ſowohl denken können: wie liebenswürdig müſſen meine Kinder ſeyn, weil ſogar das Bärenherz dieſes alten Kalenders davon erweicht wird! — Und ſo wäre alles Verdienſtliche von dieſer Handlung des Kalenders auf einmal weggefallen.

Aber Periſade hatte keinen Begriff davon, daß man ſo denken könne. Jede Handlung eines andern Menſchen, welche gut zu ſeyn ſchien, war es in ihren Augen.

Nicht als ob Perisade zu einfältig gewesen wäre, den Unterschied zwischen scheinen und seyn in dem sittlichen Betragen anderer Menschen kennen zu lernen, sondern weil sie selbst alle Tage ihres Lebens immer von außen gewesen war wie von innen, und nie daran gedacht hatte, länger oder kürzer, weißer oder röther, klüger oder besser zu scheinen, als sie würklich war; und weil sie nie mit andern als eben so ungekünstelten Menschen, wie sie selbst, gelebt hatte. Mit einem Worte, der Grund, warum Perisade alles gut auslegte, was einer guten Auslegung fähig war, war der nemliche, warum unter uns verkünstelten Aftermenschen die Meisten alles übel auslegen, was nur irgend einer schlimmen Auslegung fähig ist.

Nun ist wahr, Perisade betrog sich diesesmal ein wenig durch ihre Art zu schließen, so wie auch wir uns dann und wann betriegen, wenn wir sogar nicht begreiffen noch glauben können, daß es würklich edle und gute Menschen gebe. Aber, da die Gefahr betrogen zu werden, bey beyderley Arten zu schließen gleich ist, so mag doch wohl — unpartheyisch von der Sache zu reden — die Art, wie Perisade sich dann und wann betrog, ihrem Herzen mehr Ehre machen, als die Art, wie wir uns dann und wann betrügen, unserm Kopfe macht. Denn es gehört eben kein sehr groſser Verstand dazu, um von

sich

ſich ſelbſt auf andre zu ſchließen; aber ganz gewiß gehört ein ſehr gutes Herz dazu, um von andern immer das Beſte zu denken.

Wenn Sie die Gütigkeit haben wollen, dies noch einmal zu leſen, ſo werden ſie finden, daß es keine Antitheſe, ſondern eine platte Wahrheit iſt, und gewiß das Geld zwanzigmal werth, das es Sie koſtet: denn 1½ Heller (das äußerſte, was ſie dafür bezahlt haben) iſt warlich kein Geld für eine ſo gute, tüchtige, derbe Wahrheit, wie dieſe iſt!

Ausnahme gebe ich Ihnen übrigens willig zu. Denn daß ich von dem Manne, der mir von hinten zu einen Dolch in den Leib ſtößt, um deſto bequemer an meine Ehre oder an meinen Beutel zu kommen, das Beſte denken ſollte, das möcht ich, auch in der höchſten Fluth meiner Gutherzigkeit, mir ſelbſt nicht zumuthen, geſchweige denn einem Andern! (*)

Ich ſagte vorhin, Periſadé hätte ſich dieſesmal ein wenig betrogen; denn in der That lag die wahre Urſache,

(*) Dies muß wohl ein ſogenanntes Hyſteron proteron ſeyn. Denn wo hat jemals ein Menſch ſich ein Bedenken daraus gemacht, andern Leuten mehr zuzumuthen als ſich ſelbſt? Didius.

Urſache, warum der Kalender ſo freundlich mit ihren Kindern war, nicht darinne, weil er ein beſſer Herz hatte, als ſie ihm bisher zugetrauet. Leute von ſeiner Art, die in der Welt herumziehen, und auf Anderer Unkoſten leben, befinden ſich oft in dem Falle, in einem Hauſe, wo ſie ihre Mahlzeit oder ihr Nachtquartier nehmen, ſich dadurch beliebt zu machen, daß ſie den Kindern im Hauſe liebkoſen; und ſo ziehen ſie ſich endlich durch die Länge der Zeit eine mechaniſche Fertigkeit zu, mit Kindern zu ſpielen, ohne daß ihr Herz darum weder ſchlimmer noch beſſer iſt als ſonſt.

Außer dieſem hatte der alte Kalender noch einen beſondern Grund, warum er gern mit Kindern ſpielte. Er dachte nemlich, wie wir ſchon wiſſen, ſo übel von den Menſchen, als man von ihnen denken kann; er hielt ſie — um es gerade herauszuſagen — für ein Pack Dummköpfe, Narren, Schurken und Spitzbuben, und (was das ärgſte war) er glaubte, daß ſie dies nicht etwan bloß durch zufällige Verderbniß, ſondern durch Schuld der Natur ſeyen; auf die nemliche Art, wie die Natur ganz allein Schuld daran hat, daß die Wölfe in Frankreich ſo gerne junge Mädchen freſſen (*). Dies war nun einmal ſein

System;

(*) In der That iſt dies nicht halb ſo wunderbar, als daß die Franzoſen, mit allem ihren Witz, nicht ſchon längſt auf ein Mittel gekommen ſind, die Wölfe in ihrem Lande

Syſtem; und wer die Menſchen kennt, weiß, daß ein Mann lieber Alles was er hat, und das Hemd auf dem Leibe oben drein, fahren läßt, und nackend und bloß mit ſeinem Syſtem davon läuft, ehe er um die ganze Welt zu gewinnen ſein Syſtem fahren ließe. Aus dieſer unausſprechlichen Liebe eines Mannes zu ſeinem Syſtem folgt nun natürlich, daß ihm nichts angenehmer iſt, als alles was ihm Gelegenheit darbietet, ſich immer mehr und mehr in der Gewißheit deſſelben zu beſtärken, und neue Gründe zu Beſtreitung ſeiner Gegner ausfindig zu machen. Daher, liebe Periſade, das beſondere Vergnügen, das der alte Kalender daran fand, mit deinen Kindern zu ſpielen! Du glaubteſt, du treuherzige gute Seele du, daß es aus Menſchlichkeit, aus Güte des Herzens geſchehe; und der graue kaltherzige Menſchenhaſſer that es, um ſein Schalksauge an der Blöße der menſchlichen Natur zu weiden; in den ſchuldloſen

do auszurotten. Es iſt in der That unbegreiflich, wie eine ſo geiſtreiche Nation ſich nicht ſchämt, vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt ihre armen Bauerkinder von Wölfen freſſen zu laſſen. Sie mögen freylich ihre politiſchen Urſachen dazu haben. Aber wenigſtens ſollten ſie bey Galeerenſtrafe verbieten, daß ſolche Begebenheiten nicht auſſer Landes geſchrieben, oder wohl gar in den Mercure de France geſetzt würden. Sie thätens gewiß, wenn ſie wüßten, wie man ſich in ganz Europa über ſie mocquirt.

Mart. Scribierus.

Trieben und unverstellten Handlungen der armen kleinen Geschöpfe die Keime künftiger Untugenden und Laster aufzusuchen; alles, was darinnen zweydeutig schienen konnte, aufs schlimmste auszulegen; seine Freude daran zu haben, wenn er an den Lieblingen deines Herzens etwas fand, das ihn hoffen ließ, daß sie dereinst so große Narren oder so häßliche Schurken, als die Menschen in seinem Systeme waren, seyn würden. Hättest du in dem nemlichen Augenblicke, da deine schönen Blicke mit dankbarer Freude und herzlichem Wohlwollen auf seinen silbernen Bart und seine halbkahle Scheitel spielten, dem alten Schalk in die Seele sehen können, gute Perisade! —

In der That, Momus war nicht klug mit seinem Fenster vors menschliche Herz! Die besten Menschen würden gerade am schlimmsten dabey gefahren seyn. (*)

Peri-

(*) Es giebt zwo Gattungen Leser, um derentwillen ein Satz, wie dieser, eine Entwicklung vonnöthen hat. Die einen sind die Armen an Geiste, oder (wie man sie gewöhnlich zu nennen pflegt) die Einfältigen, die mit aller Bedächtlichkeit, Zeit und Weile, womit sie ein Buch von einer gewißen Art lesen, doch selten so glücklich sind zu verstehen, was sie lesen. Die andern haben an Lebhaftigkeit zu viel, was die ersten an Verstand zu wenig haben. Sie können sich unmöglich die Zeit nehmen, ei-

ner

Perisade also, — um von allen diesen Abschweifungen — wiewohl sie im Grunde etwas Bessers sind als sie scheinen — zurückzukommen, — dachte von

 diesem

ner Stelle, deren Sinn ihnen nicht beym ersten Anblick in die Augen springt, ein wenig nachzudenken, und einige Aufmerksamkeit auf Beantwortung der so natürlichen Frage — was liesest du? — zu wenden. Diesen beyden Gattungen, — die sich gegen die ganze Summe der Leser ungefehr wie 29 zu 30 verhalten mögen, und also von Seiten eines Commentators alle gebührende Achtung verdienen, — zum Besten, kann ich nicht umhin, diesen Ausspruch von seiner anscheinenden Paradoxie zu bestreyen. Der Autor will vermuthlich damit so viel sagen: die schlimmen Menschen denken ohnehin Arges in ihrem Herzen von allen Andern, denn keiner von ihnen hält andere Leute für besser als sich selbst; und da keine Krähe der andern die Augen aushackt, so wagen die Bösen nichts dabey, wenn sie einander über der That ertappen; denn sie haben ein augenscheinliches Interesse, friedlich mit einander zu verfahren. Die besten Menschen hingegen denken, so lang' es nur immer möglich ist, von jedermann Gutes, und hierinn besteht ein so grosser Theil ihrer Glückseligkeit, daß sie nothwendig sehr unglücklich werden müßten, wenn ein Fenster vor der Brust der Leute sie auf einmal aus dem angenehmen Irrthum in die traurige Gewißheit versetzt, von so viel falschen und bösen Geschöpfen umgeben zu seyn. Es ist also klar, daß die Bessen am meisten dabey verlohren hätten, wenn Momus mit seinem vorbesagten Vorschlag den Menschen ein Fenster vor die Brust zu setzen, durchgedrungen wäre.

M. Scriblerus.

diesem nemlichen Abend an, wo sie den Kalender unter ihren Kindern in einem so angenehmen Lichte — die Abenddämmerung trug das Ihrige auch dazu bey — gesehen hatte — Perisade, sage ich, dachte von diesem Augenblick an so vortheilhaft von dem alten Manne, daß sie, weit entfernt seinen längern Aufenthalt in ihrem Hause ungern zu sehen, sich selbst heimliche Vorwürfe wegen der bösen Meynung machte, so sie Anfangs von ihm gehegt hatte.

Danischmende, wiewohl er, aus guten Ursachen, dem Herzen seines neuen Freundes nicht viel Gutes zutraute, sah es doch gerne, daß Perisade günstiger von demselben zu denken anfieng; denn die Unterhaltung, die er in dessen Umgang fand, wurde für ihn unvermerkt zum Bedürfniß. Er hatte der Welt nicht so gänzlich entsagt, daß die menschlichen Angelegenheiten und was er ehmals davon erfahren oder beobachtet hatte, nicht noch immer der gewöhnliche Gegenstand seiner Gedanken gewesen wäre. Nun spricht man gerne von dem, was man denkt; aber natürlicherweise wünscht man sich Zuhörer, die uns nicht nur ohne Mühe verstehen, sondern auch von dem ihrigen etwas zur Unterredung beyzutragen haben, und dem Gespräche Mannichfaltigkeit, Schattirung und Leben zu geben wissen. Der Kalender war der einzige Mensch unter allen, die ihm seit einigen Jahren vorgekommen, der ihm zu diesem Gebrauch

brauch dienen konnte. Die Verschiedenheit ihrer Art zu denken war hierzu mehr vortheilhaft als nachtheilig, denn unter Leuten, die über alles einerley Meynung sind, findet gar kein Dialog statt; einer spricht allein, oder sie schweigen alle beyde. Das Herz des Kalenders kam dabey in gar keine Betrachtung; genug daß er für einen Kalender ziemlich anständige Sitten hatte, und daß sein Betragen im Hause unanstößig war. Bey so bewandten Umständen entstund natürlicherweise eine Art von Verbindung zwischen ihnen, die sich weniger auf Sympathie als auf gegenseitiges Bedürfniß gründete, und ohne die Schwärmerey der Freundschaft zu haben, ihren vertraulichen Ton und einen großen Theil ihrer Annehmlichkeiten hatte.

Der alte Kalender wurde also ein Haus- und Tischgenosse unsers Philosophen, und hatte alle Ursache von der Welt, in dieser neuen Lage, die das Beste, was er seinen Umständen nach hoffen konnte, so weit übertraf, sich glücklich zu schätzen. In der That würde er mit einem wärmern Herzen einer der glücklichsten Sterblichen gewesen seyn. Aber die Natur hatte ihm die Fähigkeit in Andern glücklich zu seyn versagt. Er war einer von den kaltblütigen Erdensöhnen, die es zwar, in so fern ihnen nichts darunter abgeht, ganz wohl leiden mögen, wenn andre Leute nach ihrer eignen Weise glücklich sind; aber

mit Seelenruhe zusehen würden, wenn der Himmel einfiele, und alles rings um sie her zu Boden schlüge, und zertrümmerte, in so fern nur sie selbst Mittel finden, unverlezt davon zu kommen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von zween Menschen auf einer Planke.

„Ob diese kalten Leute wohl so glücklich sind, „als man gemeiniglich sich einbildet? „

Man erinnert sich vielleicht noch, daß einmal zwischen dem Kalender und Danischmenden die Rede hievon war. Aber der Kalender, der seinen Mann kennen gelernt hatte, und sich zu wohl in seinem Hause befand, um ihn geflissentlich vor den Kopf zu stoßen, vermied in der Folge diese und alle ähnliche Fragen nach Möglichkeit.

Indessen giebt es doch, bey aller gebührenden Vorsichtigkeit, Augenblicke, worinn man sich vergißt. Eines Tages (ich weiß nicht aus welcher Veranlassung) geriethen unsere Philosophen über die Frage: welches die eigentlichen Gränzen zwischen den Pflichten gegen sich selbst und gegen Andre seyen? Sie disputirten lange darüber, und der Kalender

glaubte

glaubte zulezt, der Fehler läge bloß daran, daß sie einander nicht recht verständen. Ein Beyspiel, dacht' er, würde die Sache so klar machen, daß Danischmenden gar keine Einwendung übrig blieb.

Setzen wir den Fall eines Schiffes, sagte der Kalender, das in diesem Augenblicke scheitert. Nicht wahr, in diesem schrecklichen Augenblicke hören alle bürgerliche und gesellschaftliche Verbindungen auf? Der Kapitän ist nun nichts mehr als der geringste Matrose; jeder hat nur Ein Leben zu verliehren; jeder hat nichts kostbarers als sein eigen Leben; jeder sorgt also zuerst für sich selbst. Gesezt nun, ihrer zween haben sich Einer Planke bemächtiget. — Wenn die Planke Beyde tragen kann, gut! Dann erfodert nicht nur die Menschlichkeit, sondern eines jeden von beyden eigener Vortheil, sich für ihre gemeinschaftliche Rettung zu bemühen. Aber, wenn die Planke nur für einen von beyden groß genug ist, wie dann?

Wie dann? rief Danischmende in vollem Feuer; und wenn sie vorher die tödtlichsten Feinde gewesen wären, so sollen sie sich um den Hals fallen, und Arm in Arm, Herz an Herz, es darauf ankommen lassen, ob die Wellen sie lebendig oder todt ans Land treiben wollen!

Schwärmerey, Schwärmerey! — sagte der Kalender, mit dem kaltblütigen Lächeln, das ihm bey solchen Gelegenheiten eigen war; — In solchen Augenblicken ist die Natur Meister, und die hat dann keine Zeit an Verhältniße zu denken. Man hat dann weder Feind noch Freund, weder Bruder noch Vetter; der Mann neben uns ist dann nicht unser Nebenmensch, er ist ein Ding, dessen Erhaltung unser Untergang wäre, und welches wir, ohne das mindeste Bedenken, eben so hurtig über Bord werfen, als man im Nothfall, um ein Schiff zu retten, die kostbarsten Waaren womit es beladen ist über Bord wirft. Kurz, mein lieber Danischmende, diese nemliche Planke ist die Scheidewand zwischen der Pflicht gegen Andre und gegen uns selbst!

Danischmenden war's als ob sich sein Herz im Leibe umkehrte, da er den Kalender so reden hörte. Keine Zeit an Verhältnisse zu denken, murmelte er zwischen seinen zusammengebißnen Zähnen, indem er den Kalender mit einem Blick anstarrte, worein Zorn und Verachtung im nemlichen Nu die Hitze des Aetna und die Kälte eines Gletschers zusammengoßen. — Ich möchte dich zertreten, — wenn du nicht so ein Wurm wärest! — sagte der Blick.

Der Kalender merkte nun auf einmal, daß er sich vergessen hatte, und entfärbte sich ein wenig. Das

nischmende erhohlte sich zwar bald wieder; aber es brauchte einige Tage, bis er den alten Egoisten wieder gut seyn konnte.

Indessen sind doch, unsers Wissens, die Rechtsgelehrten auf des Kalenders Seite. Denn nachdem sie die Sache mit ihrem gewöhnlichen kalten Blute auf alle Seiten gekehrt, und mit allen rationibus dubitandi et decidendi aufs genaueste zergliedert, erörtert und erwogen haben, so erklären sie sich: „daß obwohlen zwar es das Ansehen haben möchte, als ob die Natur dem Menschen ein Ding gegeben habe, welches gewisse Leute Herz nennen, in Kraft dessen z. B. ein Mann, der mit einem andern Manne auf einer einzelnen Planke zwischen Leben und Tod im Meere herumtreibe, dieses andern Mannes Noth wie seine eigne fühle, dannenhero auch dessen Erhaltung eben so herzlich wünsche als seine eigene, nothfolglich nach dem Kanon: „Wer den Zweck will, will auch die Mittel„ unmöglich daran denken könne, solchen mit Gewalt von besagter Planke herabzustossen: gleichwohlen und alldiesem ungeachtet, aus beygebrachten Gründen a, b, c, d, e, f, g, u. s. w. rechtsbeständig dargethan und erhärtet werden könne; wasmaßen in sothanem Falle beyde sowohl der Mann H als der Mann B, jeder an seinem Theile, in Kraft der natürlichen Gleichheit nicht nur wohl befugt, sondern vermöge des Gesetzes der Selbsterhaltung so-

gar schuldig und verbunden seyen, einander in ein und eben demselben Augenblicke von mehrbesagter Planke herabzustoßen, und so — als Schurken zu ersauffen, anstatt daß sie, nach Danischmendens Weise, wenigstens den Trost gehabt hätten, als brave Leute umzukommen.

„Wahr ist's (sagen die gestrengen Herren ferner) falls die beyden Personen, die sich auf der nemlichen Planke retten wollen, ein Mann und eine Weibsperson wären, so scheint die Frage beym ersten Anblick eine andere Gestalt zu gewinnen. Allein wenn man der Sache auf den Grund sieht, so befindet sichs, daß der Unterschied des Geschlechts hier in keine Betrachtung kommen kann. Ist die Weibsperson schon über die Jahre hinaus, worinn ihr Geschlecht, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, zum Kinderzeugen fähig ist, so versteht sich solches ohnehin. Im entgegengesezten Falle aber wäre freylich zu wünschen, daß der Mann gewiß wissen könnte, ob er auf der Insel oder Halbinsel, an die ihn die Wellen verschlagen werden, Weiber mit der erforderlichen Zeugungsfähigkeit antreffen wird oder nicht; sintemal es im leztern Falle den Anschein gewinnt, als ob er lieber sein eigen Leben wagen, als sich in Gefahr setzen sollte, der obhabenden Pflicht, die Erde zu bevölkern, aus Mangel einer tauglichen Gehülfin, in seinem ganzen übrigen Leben, vielleicht zu großem

Nachtheil

Nachtheil der menschlichen Gattung, keine Folge leisten zu können. Allermaßen aber, Erstens, von Rechtswegen nicht zu präsumiren ist, daß es in besagter Insel oder Halbinsel keine zum Kinderzeugen tüchtige Weibspersonen geben werde; Zweytens, und wenn auch solches zu vermuthen wäre, die Pflicht die Erde zu bevölkern, nur eine Pflicht gegen das menschliche Geschlecht ist, mithin den Pflichten eines Jeden gegen sein theuerstes Selbst, im Fall eines Zusammenstoßes, in allwege billig weichen muß; überdem auch und Drittens, wofern man hiebey auf das Beste der Gattung Rücksicht nehmen wollte, dem menschlichen Geschlechte an Erhaltung eines Mannes (als welchen alle Doctores, Canonisten und Civilisten — was auch der berüchtigte Cornelius Agrippa von Nortesheym in seinem verbotenen Buche de Praecellentia sexus foeminei dagegen einwenden mag — einstimmig für das vortreflichere Wesen erklären) mehr als an Erhaltung eines Weibes gelegen ist: als ist kein rechtsbegründeter Zweifel übrig, daß nicht auch in vorbesagtem Falle der Mann zu Rettung seiner Selbst wohl befugt und berechtigt seyn sollte, die Frau — ohne zu einigen anderweiten Rücksichten stricto iure verbunden zu seyn, und selbst in Falle, wenn sie gravida und partui proxima wäre, — von dickbesagter Planke herabzustoßen, und der Wuth oder dem Mitleiden der Wellen unbedenklich zu überlassen; wobey ihm jedoch unbenommen

nommen bleibt, wenn er will und kann, einen andächtigen Seufzer für ihre Rettung zu den Tritonen, Nereiden, oder irgend einem andern selbstbeliebigen Schutzpatron abzuschicken.„

Der H** hohle die kalten Kerls mit ihren Obwohlen und Allermaßen, sagte Danischmende. Der Mann, dem in jedem Umstande seines Lebens sein eigen Herz nicht, ohne erst bey ihnen anzufragen, auf den Nu eingiebt, was er zu thun hat, und der nicht bey allen und jeden Gelegenheiten ein besserer Mann ist, als sie es von ihm fodern, der ist, bey Gott! — Er mag meinthalben seyn was er will, (setzte er nach einer kleinen Pause in einem etwas gelaßneren Tone hinzu) aber Gott bewahre mich dafür, daß ich jemals mit ihm unter dem nemlichen Obdach schlafen müsse!

Danischmende war, wie es scheint, kein Freund von der gelehrten Distinktion zwischen vollkommnen und unvollkommnen Pflichten, welche doch, wo die Rede von Rechten ist, ihren unläugbaren Grund und Gebrauch hat. Auch ist freylich ein mächtiger Unterschied zwischen einem edlen und gefühlvollen Manne, und zwischen einem Manne, der nie mehr thut, als man nach dem strengen Rechte von ihm fodern kann. Um dies zu empfinden (welches in dergleichen Dingen immer besser ist, als es

durch

durch eine Reihe von abstrakten Schlüssen herauszubringen) stellen wir uns z. E. ein kleines braves Völkchen vor, das im Begriff ist, gegen einen Haufen von Kriegsvölkern, die es (ob mit oder ohne Grund, gilt uns hier gleich) für seine Unterdrücker ansieht, auszuziehen. Ein alter Mann von achtzig Jahren steht im ersten Gliede. Man hat ihn in der Eile mitgenommen; allein, da der Marsch angehen soll, tritt er aus, beschwert sich gegen den Officier über Gewaltthätigkeit, und beruft sich als ein achtzigjähriger Mann auf sein Recht von Kriegsdiensten frey zu seyn. Der Mann hat Recht, denken wir alle; so denkt auch der Officier, und so denkt das ganze Kriegsvolk. Geh du nach Hause, guter Alter, sagt der Officier, und so geht der alte Mann nach Hause, und Glück auf den Weg! — Nun stellen wir uns aber — statt dieses alten Mannes, der sich auf sein Recht: „nichts mehr fürs Vaterland zu thun „ beruft; und Recht hat, und ohne Jemands des Widerrede nach Hause gegangen ist — einen andern alten Mann von achtzig Jahren vor, der nicht mitgetrieben worden, sondern freywillig mitgegangen ist, freywillig sich ins erste Glied gestellt hat. Da steht nun der ehrenvolle achtzigjährige Greis mitten unter frischen Jünglingen, wie eine alte vom Blitz versengte Eiche unter halberwachsenen Fichten steht. Der Oberste wird ihn gewahr: Du ehrlicher Alter, spricht er zu ihm, wie kömmst du

an diesen Platz? Geh nach Hause zu deinen Urenkeln, guter alter Vater, du hast keine Kräfte mehr zu solcher Arbeit; es wäre Sünde wenn wir deinen Willen mißbrauchen wollten. Nein, sagt der alte Mann, nach Hause geh ich nicht; laßt mich mitziehen. Es ist wahr, meine Füße sind schwach, mein Arm auch; ich werd' auch nicht viel helfen können, aber meine Gegenwart kann doch zu was nütze seyn. Diese jungen Männer da, neben mir, werden mich ansehen, und auf meiner Stirne lesen, welche Lust es ist, für Freyheit und Vaterland zu sterben. Trift mich eine Kugel, wohl! so hab ich die Freude, einen jüngern, bessern Mann, den sie sonst an meinem Platz getroffen hätte, dem Land erhalten zu haben. —

Nun, liebe Leser, was sagen eure Augen? — Guter Gott! was für ein Unterschied zwischen einem alten Manne und einem alten Manne ist! — Jener hatte Recht; aber dieser hat unsre glühende Bewunderung, unser ihm entgegenklopfendes Herz: wir sind Alle seine Kinder, fallen ihm zu Füßen, bitten mit Freudenthränen um seinen Seegen, und gehen froh und rüstig in den Tod mit ihm. Gott! was für ein alter Mann! — Und wer müßten die seyn, die ein Volk bezwingen wollten, daß diesen alten Mann an der Spitze hätte?

Neun-

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Charakteristische Betrachtungen.

Wir können nicht bergen, Danischmende hatte bey gewissen Gelegenheiten und zu gewissen Zeiten — meistens wenn er zu lange versäumt hatte Rhabarber zu nehmen — kleine Anfälle von einer gewissen Unduldsamkeit, die wir ihm — recht gerne übel nehmen, und für einen häßlichen Flecken in seinem Charakter ausgeben wollten, — wenn's nur irgend möglich wäre. Aber es waren in der That bloß zufällige Anwandlungen, und giengen so schnell vorüber, und thaten so wenig Schaden, und entsprangen aus einem so warmen, ehrlichen, mit der ganzen Menschheit es so wohlmeynenden Herzen, daß mir's unmöglich ist, ihm deswegen unhold zu seyn. Das ärgste, wozu ihn diese vorübergehende Unduldsamkeit triebe, war, daß er in der Hitze des Paroxysmus etliche ungeduldige oder unziemliche Worte ausstieß; einen Schurken — einen Schurken nannte, oder auch wohl einen ehrlichen Mann, dem entweder die Natur vergessen hatte ein Herz zu geben, oder der von Amt und Berufs wegen keins haben durfte, in der Unbesonnenheit seines menschenfreundlichen Eifers zum Henker wünschte. Nun wäre aber, wenn es auf Danischmendens Willen angekommen wäre, auf dem ganzen Erdboden kein Galgen, kein Henker, und kein hängenswürdiges Menschenkind gewesen. Es ist al-

so klar, daß es mit seinem vorbesagten Wunsche nicht so böse gemeynt war; und in der That seine Feinde — wiewohl es meistens sehr fromme oder sehr wohlerzogene Leute gewesen seyn sollen — hatten Unrecht, ihm solche Kleinigkeiten so hoch aufzumutzen.

Ein unläugbarer Beweis, daß er es so böse nicht meynte, wenn er in einem solchen gählingen Anstoß von Unwillen oder Mißmuth gegen irgend einen seiner Nebenmenschen auffuhr, oder ihn zum Henker, oder wohl gar — wiewohl dies schon eine außerordentliche Reitzung voraussezte — zum Debschial (*) wünschte, liegt, wie mich däucht, darinn, daß von dem Augenblick an, wo sein Unwille zum höchsten Grad der Hitze gestiegen war, kaum zwoo oder drey Stunden verflossen, da man ihn schon eifriger, als jemals ein Mann an seiner eigenen Apologie gearbeitet hat, beschäftiget sahe, die besagte Person gegen sich selbst zu rechtfertigen, oder wann dies gar nicht angieng, wenigstens alles geltend zu machen, was nur immer zu deren Entschuldigung aufzubringen war.

Auch über diesen Zug seines Charakters wurde, da er noch zu Dehli war, sehr verschiedentlich, und — wie man leicht denken kann — nicht zu seinem Vortheil geurtheilt.

Indes-

(*) Dem Antichrist der Muhammedaner.

Indessen wußten doch die wenigen, die ihn genau kannten, und keine Art von objektiver noch subjektiver Geheimursache hatten, Karikaturen von ihm zu machen, und als seine Bildnisse in der Welt herumzubieten, — sehr genau, was an der Sache war. Nemlich unter allen unbefiederten Zweyfüßlern auf diesem Erdrunde lebt schwerlich jemals ein einziger, dem die Entdeckung irgend einer beträchtlichen Unvollkommenheit an seinem Nächsten, — sonderlich wenn's ein Mann von Genie oder eine schöne Frau war — so empfindlich geschmerzt und oft so seelenkrank gemacht hätte, als Danischmenden. Wenn z. Ex. ein Mann Dampf und Rauch von sich gab, statt daß er nach Danischmendens Meynung wie die helle Sonne hätte leuchten können, — oder wenn einer mit seiner natürlichen Größe nicht zufrieden, auf Stelzen einherschritt, oder sich vor Eigendünkel blähte und auftrieb, bis er hätte platzen mögen; oder wenn ein Mensch, der eignes Verdienst haben könnte, sich viel darauf zu gut that, der Vorreiter oder Schweifträger eines andern zu seyn; — in allen diesen und zwanzig ähnlichen Fällen war ihm, in dem Augenblicke da sie ihm aufstießen, nicht anders zu Muthe, als ob ihm ein großer Unfall, der ihn selbst unmittelbar beträfe, angekündigt würde. Aber wenn er irgend einen Menschen, an dem etwas schätzbares war, und den er gerne hätte lieben mögen, sich einer unedlen verächtlichen Leidenschaft

überlassen, oder eine Handlung thun sah, die eines guten Menschen unwürdig ist, — dann war der Schmerz, den er davon in seinem Busen fühlte, so brennend, daß er nicht viel heftiger hätte seyn können, wenn er selbst die schlechte That begangen hätte. In der ersten Ungeduld brach er dann gemeiniglich mit etlichen rhetorischen Figuren los, wie sie ihm der Affekt eingab, ohne an Auswahl der Wörter denken zu können: aber so wie dieser Paroxysmus vorüber war, strengte er nun alle seine Seelenkräfte an, um des unerträglichen Schmerzens, den er liebte oder zu lieben wünschte, verachten oder (was der Seelen ungleich schmerzlicher ist) (*) hassen zu müssen, los zu werden. Nun fand er kein ander Mittel

(*) Haß ist eine schmerzlichere Empfindung als Verachtung: dies scheint eine unläugbare Erfahrung zu seyn; wiewohl Verachtung einen ungleich tiefern Grad von wirklicher oder eingebildeter Unvollkommenheit voraussetzt als Haß. Man kann einen Gegenstand zugleich hassen und hochschätzen; aber den Gegenstand unsrer Verachtung würdigen wir unsers Hasses nicht. Man sollte also denken, daß die Verachtung, weil sie aus dem Anschauen eines tiefern Grades von Unvollkommenheit entsteht, der schmerzhaftere Affekt seyn mußte, und dennoch lehrt die Erfahrung das Gegentheil. Ich glaube die Ursache davon ist diese: Mit dem Gefühl der Verachtung eines andern ist allezeit unmittelbar ein lebhaftes Gefühl unsrer eignen Vorzüglichkeit verbunden; daraus entsteht eine Mixtur, die in manchen Fällen mehr angenehm als wider-

rel — wenigstens keines das immer und in allen Fällen so gänzlich in seiner Gewalt gewesen wäre — als daß er nicht abließ, bis er der Handlung, die seinen Unwillen gereizt hatte, eine erträgliche Wendung gegeben, oder irgend einen Grund oder eine Hypothese aufgetrieben hatte, wodurch er sich von der traurigen Nothwendigkeit erledigen konnte, einen Menschen hassen oder verachten zu müssen, dessen Freund er zu seyn wünschte, weil er ein Freund der Menschheit war.

In den Fällen, wenn der alte Kalender mit seinem Spitzkopfe, oder mit dem Stücke Kieselstein, das er statt des Herzens im Busen trug, wider ihn stieß, hatte dies wenig Schwierigkeiten. Es war eine

widerlich ist. Aber der Haß ist reiner unvermischter Schmerz, und selbst die Vorzüglichkeiten, die wir an dem Gegenstand unsers Hasses gewahr werden, und ihm (ungern genug) zugestehen müssen, schärfen das Gefühl dieses Schmerzes, anstatt es zu mildern oder zu versüßen. Es ist also ganz natürlich, daß man, im Nothfall und wenn man sich nicht anders zu helfen weiß, um einer so bittern Seelenpein los zu werden, den Haß in Verachtung zu verwandeln sucht, zu diesem Ende den Gegenstand von allem, was er schätzbares und vorzügliches hat, in seiner Einbildung rein abstreift, und bis auf die Haut auszieht: ein Phänomen, dessen uns die Erfahrung täglich belehrt, und welches sich auf diese Weise vollkommen erklären läßt. M. Scriblerus.

bloße Fibernsache, wie wenn man den Ellenbogen an eine Tischecke gestoßen hat. So wie die erste Empfindung vorüber gebraußt war, stellte sich ihm alles, was den Kalender entschuldigte, auf einmal dar: Seine Geburt, seine Erziehung, sein ehemaliger Derwischenstand, sein seit so langer Zeit herumschweiffendes Leben unter den rohesten Menschenarten, seine Kalenderschaft, und sein grauer Kopf oben drein, alles zusammengenommen machte in Danischmendens Augen eine so gute Apologie, daß Plato und Demosthenes und Cicero keine bessere hatten machen können.

Die Umstände, die Umstände! — freylich machen gewiße Leute aus den Umständen was sie wollen. — Mihi res non me rebus. — Aber, ob es nur auf Hansen oder Petern ankomme, der Mann zu seyn, der dies kann, ist eine andre Frage.

Mit allem dem sind wir, wie ich merke, ziemlich aus unserm Wege gerathen. Es ist nicht das erstemal, und wird nicht das lezte seyn, wiewohl ich mit dem Vorsatz ausgieng, die Parenthesen und die Seitenwege, und das Stillstehen bey jedem Grasblümchen, das am Wege steht, und das Lauffen nach jedem Schmetterling, der vor uns hinflattert, eben so vorsetzlich zu vermeiden, als mein Freund Tristram (*) sie

(*) Man nehme mir dies nicht auf, als ob ich meinen Freund

ſie ſucht. Doch dieſesmal braucht es, im Nothfall, nur einen flüchtigen Blick auf die lezten Seiten des Kapitels, ſo iſt der Sache geholfen.

W.

Die Fortſezung folgt.

IV.

Briefe über Italien.

Vierter Brief.

Ueber die Bevölkerung Italiens.

Die Folgen, die Sie, beſter Freund, aus meinen Briefen gezogen haben, ſind mir nichts Unerwartetes. Aus den in Italien gebräuchlichen Fideicommißen zu Gunſten der Erſtgebohrnen, und aus

Freund Triſtram deswegen tadeln wolle. Sein Buch iſt ein Spaziergang, oder eine Luſtreiſe im Geſchmack ſeiner Reiſe durch Languedok, die er im 7ten Theile beſchreibt. Er mag gehen wohin er will; er iſt immer auf ſeinem Wege. Viele haben ihm dies übel genommen. Als ob es nicht auf ihn angekommen wäre, ſein Buch zu machen wie es ihm beliebte, und ob er hierinn nicht eben ſo frey geweſen wäre, als wir es ſind ihn zu leſen oder nicht zu leſen? Aber deſto ſchlimmer für die, die ihn nicht leſen wollen, weil er nicht nach ihrem Plan geſchrieben hat!

dem daher erfolgenden ehelosen Stande einer großen Menge von Cadetten und geistlichen Personen beyderley Geschlechts, schließen Sie ganz natürlich auf den Mangel der Bevölkerung. Nichts wird von den Reisenden mehr bestätigt. In allen Städten und Flecken findet sich eine Menge Klöster beyderley Geschlechts. Die Gassen und Caffeehäuden wimmeln von Mönchen und Weltgeistlichen. Kein Haus ist, wo nicht Schwarzröcke mit fliegenden Mäntelchen, und Stutzperücken aus- und eingehen. In braunen Säcken verhüllte Bileame, mit Stricken um ihre Lenden, und mit Scheffel-ähnlichen Strohhüten auf ihren geschornen Köpfen sieht man überall auf Eseln und Maulthieren einhertrotten, und schwarzgekleidete blaße Männer von stolzheiliger Mine, mit schiffförmigen Hüten, langen Läppchen unter dem Halse und schwarzen Pumphosen, laufen auf allen Gassen herum. Eben so finden sich auch in allen Städten eine Menge Weiber, die mit langen Rosenkränzen auf der Seite und in schwarzen oder braunen sogenannten Bußkleidern aus einer Kirche in die andere, und Nachmittags aus einem Hause reicher Beths-schwestern ins andere herumstreichen. Kein Sprachzimmer der Nonnenklöster ist jemals leer an diesen heiligen Masken, und kein Mönchskloster ist, wo man nicht in den äußersten Kreutzgängen oder an der Pforte, oder in einer Kapelle eine oder die andere solcher andächtigen Schwestern mit einem Bruder

in

in Christo antreffe. Welcher Fremde, der dieſes alles ſiehet, ſollte nicht daraus ſchließen, daß die Menge der Geiſtlichen in Italien alle Schranken überſchreite? Allein die unendlichen Verkappungen, wodurch viele Perſonen beyderley Geſchlechts den Geiſtlichen nachäffen, betrügen die Fremden. Wie der Eigennutz ſich in der ganzen Welt hinter unendlich vielerley Masken verſteckt, ſo hüllt er ſich in Italien beſonders in geiſtliche Kleidung, weil dieſe daſelbſt mit den wichtigſten Vortheilen verknüpft iſt. Der gröſte Theil der Abbees bedient ſich dieſer Kleidung theils aus wirthſchaftlichen Abſichten, theils auch, weil dieſer Maske eine jede Geſellſchaft offen ſtehet; übrigens ſind ſie meiſtens weltlichen Standes, und können ſich verheyrathen, oder haben es ſchon gethan. Die geſchornen Eſeltreiber, die heuchleriſchen Baccheroni, und die krumhälſigen Bethſchweſtern ſind nichts weniger als geiſtlich. Es betrügt ſich nemlich, es bettelt, h...t und kuppelt ſich in dieſem Lande in keinen Kleidungen vortheilhafter, als in geiſtlichen.

Aus der Menge von Geiſtlichen, die man beſonders des Morgens und gegen Abend auf den Straßen ſiehet, kann man nicht auf das Uebermaß derſelben ſchließen. Zwey Drittel der Mönche, und alle Weltgeiſtlichen gehen des Morgens aus, theils Meſſe in den Nonnenklöſtern und andern Kirchen oder Ka-

pellen zu lesen, theils die Schokolate bey ihren guten Freunden, oder in den Kaffeebuden, wo sie auch die öffentlichen Zeitungsblätter umsonst lesen können, zu nehmen. Gegen Abend aber bleibt weder Mönch noch Weltgeistlicher zu hause. Frische Luft zu schöpfen, oder sich abzukühlen, ziehen alsdann die Mönche wie Bienenschwärme (die Lectores und Graduati allein, und die übrigen Paar und Paar) aus ihren Klöstern in die öffentlichen Spatziergänge vor die Stadtthore, oder unter diesem Vorwande in die Häuser der Bürger. Von hundert Geistlichen, die etwa der Fremde auf seinem Spatziergang gesehen hat, schließt er auf Tausende, und betrügt sich in seiner Rechnung.

Unter diesen findet sich eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen fremder Nationen, die man nicht unter die Italiäner rechnen darf. Der Pater General eines jeden Mönchsordens kann nach seinem Belieben junge Geistliche von jeder Nation den sogenannten Generalstudien in Italien einverleiben. Die wenigsten von diesen gehen wieder zurück in ihre eigene Provinzen. Nach geendigtem Kurs der Philosophie und Theologie werden sie Lectores, Baccalaurei, Regentes und Magistri, wozu wenigstens eine Zeit von 16 Jahren erfodert wird. Weil sie alsdenn des sanften Clima und der gelinden Klosterzucht gewohnt sind, und sich vor dem sclavischen und unbescheidenen

Zwange

Zwange der entfernten Provinzen fürchten, ſo bleiben ſie meiſtentheils in Italien. Es finden ſich auch in vielen Städten ganze Klöſter von ausländiſchen Mönchen, beſonders von Schottländern. Dieſe gehen aber nach und nach ein, weil man für beſſer befindet, die geiſtlichen Stiftungen zum Unterhalt eigener Unterthanen zu beſtimmen, als ſie unbekannten Schluckern zu widmen, die ſich für Baronen und Edelleute ausgeben, und die inländiſchen Geiſtlichen und Weltlichen durch allerley Intriguen und Anmaßungen in Unruhe ſetzen.

Daß man ſo viele Klöſter in den Städten und Flecken findet, rühret daher, weil faſt gar keine Klöſter, wie in andern katholiſchen Ländern, einſam auf dem Lande liegen. Wenn in manchen andern Ländern die hier und da zerſtreuten Klöſter in den Städten verſammelt wären, und die Mönche überall ſo häufig ausgehen dürften, als in Italien, ſo würde die Anzahl derſelben vielleicht eben ſo groß in die Augen fallen.

Ich will zwar nicht läugnen, daß die Menge der Klöſter und Geiſtlichen in Italien noch immer zu groß ſey. Ich darf aber auch um der Wahrheit willen nicht verſchweigen, daß ſie ſo groß nicht iſt, als die Fremden ſich gemeiniglich einbilden. Miſſon ſchäzt die Anzahl der Mönche in ganz Italien auf ungefehr

2 Millionen, und der Weltgeistlichen auf 3½ Million. Da er ganz Italien 14 Millionen Menschen zueignet, so würde folgen, daß, die Nonnen mitgerechnet, über die Hälfte der Einwohner dem geistlichen Stande gewidmet sey, welche ungereimte Folge keiner Widerlegung bedarf. Süßmilch (von der göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts ꝛc. §. 199.) sezt zwar das Verhältniß der Geistlichen gegen die Weltlichen in Italien wie 1 zu 16, und kömmt also der Wahrheit viel näher; weil er aber von den zwoo einzelnen Städten Rom und Bononien, wo die meisten Klöster sind, auf das ganze Land, geschlossen hat, so kommt eine viel zu große Summe heraus.

Die Vergleichung der Anzahl der Geistlichen in einem Lande, wo alle geistliche Orden eingeführt, und durch alle Städte und Flecken vertheilt sind, mit der Anzahl der weltlichen Einwohner scheint mir die wahrscheinlichste Art zu seyn, das Verhältniß von jener zu dieser zu finden. In Toskana giebt es alle Gattungen von geistlichen Orden, in die verschiedenen Städte und Flecken so vertheilt, daß in dieser Absicht kein Ort dem andern gar zu sehr überlegen ist. Das nemliche läßt sich auch von dem übrigen Italien größtentheils behaupten. Weil Christina von Lothringen, Gemahlin Kosmus des Zweyten, und Kosmus des Dritten, alle geistliche

Orden,

Orden; auch sogar die von la Trappe und die Feuillanten aus Frankreich, eingeführt haben, so ist gewißlich kein Land in Italien, welches nach Maasgabe seiner Größe mehrere Klostergeistliche ernähre, als Toskana. Ja, weil man in desselben kleinen Umfange von 440 Quadratmeilen 3 Metropolitan- 19 Kathedral- und 2559 Pfarrkirchen zählet, und also die Menge der geistlichen Stiftungen fast nicht größer seyn kann; so muß ich vielmehr befürchten, daß wenn ich das Verhältniß der Geistlichen dieses Landes gegen die Anzahl der Weltlichen zum Grunde der allgemeinen Berechnung läge, die Anzahl der ersten größer werde, als es recht ist. Ich erlange aber das durch den Endzweck, daß Sie, bester Freund, desto gewisser überführt werden, wie abgeschmackt übertrieben die Berechnungen einiger Reisebeschreiber sind. Im Jahr 1766 fanden sich in Toskana unter 945063 Einwohnern 5548 Mönche, 9349 Nonnen, und 8355 Weltpriester, zusammen 23252 Menschen, welche folglich nur den 40sten Theil von allen Einwohnern ausmachten. Rechnet man nun die Einwohner Italiens auf 14 Millionen, die Fremden mitgerechnet, so sind unter diesen nicht mehr als 344451 Geistlichen. Wo sind nun Missons Millionen? Ein kleines Beyspiel, wie wenig man sich auf die Reisebeschreiber verlassen darf! Diese Herren sehen meistens nur im Vorbeygange die äußerliche Schale der Sachen, und beurtheilen sie nach den

Vorurtheilen, die sie aus ihrem Vaterlande mit sich bringen. Auch fehlt es den meisten an Zeit und Gelegenheit, die Sachen auf allen ihren Seiten und Gesichtspunkten zu betrachten, und nach allen ihren Beziehungen einzusehen.

Weil ich versichert bin, daß die herausgebrachte Anzahl der Geistlichen in Italien vielleicht geringer, aber nicht größer seyn könne; so folgt, daß nach Proportion aller Einwohner die Anzahl der Geistlichen in Frankreich und Spanien wirklich größer sey. Denn nach dem Verfasser der *Interets de la France mal entendus* pag. 228. Vol. 1. sind die Geistlichen in Frankreich $\frac{1}{34}$ vom Ganzen, und nach Ustariz Rechnung (*Theorie et pratique du Commerce de Don Ustariz* c. 18. p. 25. Edit. d'Hamb.) $\frac{1}{30}$ vom Ganzen in Spanien, da sie hingegen in Italien höchstens nur $\frac{1}{40}$ von allen Einwohnern ausmachen.

Nun könnte ich mit dem Herrn Süßmilch in oben angeführtem Werke §. 98. S. 377. der 4ten Ausgabe, folgendermaßen raisonniren. Die 344451 Menschen eheloſen Standes in Italien würden, wenn wir beyde Geschlechter gleich setzen wollen, 172225 Ehen, und folglich, jede Ehe zu 4 Kindern gerechnet, 688900 Kinder geben. Und wenn wir einer Generation durch die Bank 33 Jahre beylegen, und setzen wollen, daß die Ehen sodann alle wieder

ersezt

erſezt werden; ſo würde das in einem Jahrhundert mehr als 2066700 Kinder betragen, deren Italien ſich nicht nur ſelbſt beraubet, ſondern ſie auch dem groſſen Schauplatze der Welt entziehet, wozu ſie vom Schöpfer beſtimmet waren.

Ehe man aber über die Wahrheit oder Unrichtigkeit dieſes Raiſonnement des Herrn Süßmilchs urtheilt, löſe man folgende Fragen auf: 1) Ob bey jeziger politiſchen Verfaſſung Italiens, da die Erſtgebohrnen alles beſizen, die 172225 Kadetten ſich würden verheyrathet haben, wenn ſie weltlich geblieben wären; da man aus Erfahrung weiß, daß die Kadetten, welche dermalen weltlichen Standes ſind, ſich nicht verheyrathen können? 2) Ob alsdann die vermehrten Künſtler und Handelsleute (denn nach jeziger Landesverfaſſung würden wir vom bürgerlichen oder adelichen Stande, von welchem die Geiſtlichen faſt alle ſind, eben ſo wenig als die verarmten teutſchen Edelleute, Bauern werden) einen dazu hinlänglichen Stoff in den natürlichen Produkten finden würden; und wenn dieſe ermangeln, ob ſie nach Proportion der vermehrten Künſte ohne Nachtheil des Ganzen hätten vermehrt werden können; endlich, ob die 688900 Kinder, wofern die Materialien der Künſte nicht ohne Nachtheil des Ackerbaues vermehrt werden können (wie der Herr Pievano Paoletti in einem vortreflichen Werke über den Ackerbau

und

und Handelschaft in Toskana behauptet) bey der Nothwendigkeit fremder Materialien sich zu bedienen, von dem Gewinn der Arbeit hätten leben können, und in Ermangelung dessen nicht hätten außer Land ziehen müssen? 3) Ob nicht würklich alle Mönche, Nonnen und Weltgeistlichen zusammengenommen eben so viele, und vielleicht mehrere Menschen erhalten, als sie würden gethan haben, wenn sie weltlich geblieben wären, und Kinder gezeugt hätten, die entweder dem Staate zur Last gefallen, oder auszuziehen gezwungen gewesen wären? Und da es gewiß ist, daß von den Gütern und Einkünften der Geistlichen mehrere Bauern, Künstler, Handwerker und allerley Standespersonen leben, als von jenen der Weltlichen, ob in Ermangelung der ehelosen Geistlichen ihrer Klöster, Stiftungen und gewinnvollen Beschäftigungen, nach gegenwärtiger politischen Verfassung, die Bevölkerung Italiens nicht um eben so viel geringer seyn würde, als man sie sich größer verspricht, wenn kein eheloser Stand wäre? Gewiß ist es, daß wenigstens 800000 Menschen theils von den Einkünften der Klöster (die Hälfte, wovon die Bauern leben, nicht mitgerechnet) theils von dem personellen Gewinn und Einkommen der Mönche, Nonnen und Weltgeistlichen in Italien ihren Unterhalt ziehen.

Vielleicht hat auch diese Anzahl von Menschen nicht nur den Unterhalt, sondern auch zum Theil ihr Leben den Geistlichen zu verdanken. Wenigstens giebt es paradoxere Sätze, als dieser ist! Von allen Menschen, im Durchschnitt genommen, kann man ganz sicher auf dasjenige rechnen, wozu sie von Natur aufgelegt sind. Man kann auch unfehlbar dafür halten, daß solche Gesetze, die der menschlichen Natur Gewalt anthun, nur in so fern beobachtet werden, als Zwang und Umstände sie dazu nöthigen.

Von dieser Art scheint das Gesetz des Cölibats unstreitig zu seyn. Der unveränderliche Hang beyder Geschlechter gegen einander kann nicht nur durch keine Strafgesetze geschwächt werden, sondern er gewinnt vielmehr dadurch eine neue elastische Kraft, die bey jeder möglichen Gelegenheit mit zehnfacher Stärke würkt. Diese kann nur durch den höchsten Grad eines entgegengesetzten Enthusiasmus, (so lange dieser dauern kann,) zurükgehalten, oder durch die schändlichsten Mittel geschwächt werden. Eine traurige Nothwendigkeit, entweder durch schreckende Hirngespinste verrückt zu werden, oder Gott und die Natur zu beleidigen! Die unglückseeligsten aller Geschöpfe, die gewissermaßen sich gezwungen sehen, dem Moloch zu opfern, fluchen in ihrem Herzen denen, welche zwar von Gott und der menschlichen Gesellschaft das Schwerd be-

kommen haben, derselben Rechte zu behaupten, sich aber zu Handlangern solcher Gesetze gebrauchen lassen, die zur Beschimpfung der menschlichen Natur, und zur Vereitelung göttlicher Absichten verleiten. Sie müssen daher nothwendigerweise Verächter der Canonischen Gesetze, und Feinde der weltlichen Obrigkeit werden. Hundert Augen müssen sie sich wünschen, derselben Wachsamkeit zu hintergehen; die feinsten Ränke müssen sie erdenken, die Erfüllung ihrer Begierden vor den Augen der Welt zu verbergen. Gelübde der ewigen Keuschheit, Hölle, und Millionen Plagegeister müssen bey einem empfindsamen Menschen, der im Kopfe nicht verrückt ist, zu Wörtern ohne Bedeutung werden, wenn er sie als Henker der verehrungswürdigen Natur anzusehen gezwungen ist. Sehr viele kommen endlich so weit, daß sie die Christliche Religion mit den verhaßten Menschen-Satzungen vermischen, und unversöhnliche Feinde derselben werden. Dies sind die Früchte des Cälibats!

Nöthigen sie mich nicht, ins Kleine zu gehen. Meine Erfahrungen davon, sind zu lang und vielfältig gewesen, meine Kenntniß ist zu anschauend, und meine Empfindlichkeit zu lebhaft, als daß ich mit kaltem Blute weiter davon schreiben könnte. Nur einen Zufall muß ich Ihnen doch erzählen, der allemal, wenn ich mich desselben erinnere, einen sehr

empfinde

empfindlichen Eindruck auf meine Seele machte. Im Mugellaner Thale nicht weit von Scarperia in Toskana liegt ein Nonnen-Kloster, in dessen Kirche ein vortreffliches Gemählde von Andrea del Sarto, welches die Auferstehung Christi vorstellt, hängt. Dieses Bildes wegen reisete ich eines Tags in Gesellschaft eines Englischen Edelmanns dahin. Während sich unsere Neugier mit der Betrachtung vieler herrlichen Gemählde beschäftigte, räusperte sich etwas hinter dem Gitter des erhöhten Chors, und da wir dahin sahn, erblickten wir eine Nonne, die uns aufs freundlichste zuwinkte, und uns zu verstehen gab, daß wir ins Sprachzimmer kommen möchten. Wir säumten keinen Augenblick, dem freundlichen Winke der Vestalinn, die uns von ferne jung und schön vorkam, zu folgen. Sie war schon im Sprachzimmer als wir dahin kamen. Gott, was sahen wir! Eine Schönheit, die alles, was ich in der Welt schönes gesehen habe, weit übertraf. Meine Herren, sagte sie, ich habe Ihnen in der Kirche lange zugesehen, und sowohl aus Ihrer Gesichtsbildung, als aus Ihrem Betragen bemerkt, daß sie fremde sind. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen so viel Gutes thue, als in meinem Vermögen steht. Indem sie dieses mit der gefühlvollesten Mine sagte, fielen einige Thränen aus ihren großen schwarzen Augen herab, und um solche vor uns zu verbergen, wandte sie sich um, und lief eilends hinweg. Der

junge Engländer, dessen Herz gleich beym ersten Anblicke dem holden Mädchen zugeflogen, und izt von ihren Thränen, die der gewaltsame Ausbruch eines tiefen lange verhaltnen Grams zu seyn schienen, ganz außer sich war, ergriff, wie rasend, eine der eisernen Stangen des Gitters, welches zwischen uns und dem innern Theile des Sprachzimmers war, und riß daran so gewaltig, daß auf der einen Seite ein Mauerstein herabfiel, und eine Oefnung von mehr als einer Spanne machte. Er würde noch weiter gerissen und gebrochen haben, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte. Das schönste unter allen Mädchen ist elend, sagte er, ich muß es befreyen. — Gut! sprach ich; aber jezt muß das Loch wieder verstopft werden, sonst möcht' es dem armen Kinde und uns übel bekommen. Wir steckten den Stein in die Oeffnung, und er paßte so gut hinein, daß man nicht leicht den Bruch bemerken konnte. Kaum waren wir fertig, als die schöne Nonne mit einer Flasche Rosoglio, und einem Körbchen voll Confituren zurückkam. Da bring ich alles, sagte sie, was ich zu ihrer Erquickung in meinem Vermögen habe. Verschmähen Sie meinen guten Willen nicht; Sie werden mich unendlich dadurch verbinden. Der Engländer, wiewohl er nicht sehr fertig Italiänisch sprach, wurde mit Hülfe der Augen und aller seiner Gebehrden so beredt, daß er das Zutrauen der Nonne gleich bey der ersten Unterredung gewann;

und

und meiner Seits wurde auch nichts unterlaſſen, das gute Kind treuherzig zu machen, daß ſie uns die Urſache ihrer Betrübniß entdeckte. Sie ſind fremd, ſagte ſie endlich, und wie ich höre, ſo nehmen ſie Antheil an den Quaalen, die mich verzehren. Ihnen kann ich ohne Gefahr alles entdecken. Hierauf erzählte ſie uns auf die kläglichſte Art, ſie wäre ſchon in ihrem zehnten Jahre von ihren Eltern ins Kloſter geſteckt worden, und hätte ſchon vor ihrem ſechzehnten öftere Verſuche gemacht, zur Freyheit zu gelangen, aber durch Bedrohungen ihrer unerbittlichen Eltern, und durch das Zureden der Mönche wäre ſie endlich zur Ablegung der Gelübde bewegt worden. Nun ſey alles für ſie verlohren. Der beſtändige Umgang mit ihrem Geſchlechte ſchiene ihr abgeſchmackt, und die Einſamkeit unerträglich. Endlich brach ſie in Flüche über den Tag ihrer Geburt, über ihre grauſamen Eltern, und über die unmenſchlichen Geſetze aus; und ſezte hinzu, ſie wäre bereit, auch eine Türkin zu werden, wofern ſie nur zu ihrer natürlichen Freyheit gelangen könnte. Dies brauchen ſie nicht, verſezte der Engländer; Sie ſollen eine Chriſtin bleiben, und dennoch von dieſer Sklaverey befreyet werden. — „Nein, nein, mein beſter Freund! das chriſtliche Geſetz verdammt meine unſchuldigen Begierden. Sie ſind unſchuldig; denn ohne mein Mitwürken beunruhigen ſie Tag und Nacht meine Seele. Der Schöpfer muß ſie in die

Natur gelegt haben. Ich hasse eine Religion, die des Schöpfers Werk verdammt.„ — Gott verdamme Eure Pfaffen, rief der flammende Engländer, die euch solchen Unsinn lehren! Ich bin auch ein Christ, und als ein solcher will ich Sie in Freyheit setzen, und als eine gute Christin sollen Sie der Freyheit und der Freuden des Lebens genießen, an welchen der Schöpfer Ihnen ein unverlierbares Recht gegeben hat. — „Gott! was höre ich? rief die Nonne: sind denn die Engländer auch Christen? und giebt es denn ein so liebenswürdiges Christenthum? Ach helfen sie mir dazu. Nun bin ich dem Christenthume gut.„ — Hierauf schwur ihr der zärtliche Engländer ewige Liebe, und versprach ihr, sie zu entführen, so bald er Neapel und Rom gesehen hätte.

Den Augenblick, in welchem ich diese unglückliche Schöne von unaussprechlicher Freude gleichsam neugebohren sah, da sie ihre allerliebsten Händchen dem großmüthigen Erretter darreichte, da sie die seinigen ohn Unterlaß drückte, und eine Fluth von Thränen der Liebe und Dankbarkeit von ihrem holdseligen Gesichte herabströmte, zähl' ich unter die glücklichsten Augenblicke meines Lebens! — Nachdem wir einigemal unsern Besuch wiederholt, und der Engländer ihr die aufrichtigsten Versicherungen seiner beständigen Treue gegeben hatte, eilten wir wieder nach Florenz. Der junge Edelmann reisete

mit

mit ſeinem Hofmeiſter nach Rom und Neapel; und ich beſorgte die Briefe, die er indeſſen an ſeine liebenswürdige Nonne ſchrieb. Allein der Himmel verfügte, was für ihre Ruhe das Beſte war. In Zeit von 6 Monathen ſtarb ſie an der Auszehrung; und ein Mönch des nemlichen Ordens, von welchem ihr Beichtvater war, hat mir erzählt, daß Lord W. ihr leztes Wort geweſen ſey. — Ich kann Ihnen, beſter Freund, die Gedanken, die bey Erinnerung dieſer traurigen Geſchichte, über die ſogenannte aufgeklärte Welt in mir entſtehen, nicht offenbaren. Setzen Sie alle ſyſtematiſche Theorien ein wenig auf die Seite. Werden Sie zu ſo einem Menſchen, wie er aus der Hand des guten Schöpfers gekommen iſt; und laſſen Sie in natürlicher Einfalt Ihr empfindſames Herz das Urtheil fällen; alsdenn ſprechen Sie, wenn Sie können, den Seegen über diejenigen, die dies unausſprechliche Uebel nicht vom Erdboden vertilgen, indem ſie doch könnten.

Ich will mich nun bemühen, die Bevölkerung Italiens nach der gröſten Wahrſcheinlichkeit zu berechnen. Baretti in ſeinem Buche über die Sitten der Italiäner, und vor ihm Gregorio Leti in einem Werke, ſo er, zum Gebrauch der fremden Reiſenden, über Italien geſchrieben hat, und die allgemeine Meynung der Italiäner geben Italien 14 Millionen Einwohner. Ich bringe dieſe Anzahl auf

folgende Weise heraus: Das Großherzogthum Toskana begreift 80000 Landgüther, folglich wenigstens eben so viele Bauerfamilien, welche, 5 Seelen auf eine gerechnet, 400000 Seelen ausmachen. Weil der fast unbewohnbare Strich am Meere, Maremma genannt, (der, nach der Rechnung des großherzoglichen Mathematikers Ximenes in seinem Werke Reduzione fisica della Maremma Sanese, beynahe 100 teutsche Quadratmeilen ausmacht) nicht ganz mitgerechnet ist, so enthält Toskana in einem Raume von weniger als 400 Quadratmeilen 400000 Bauern beyderley Geschlechts. Wenn alle Länder Italiens mit gleichem Fleiße und auf die nemliche Art angebauet wären, so würde man mit vollkommener Gewißheit die Anzahl aller Bauern durch den Vergleich mit Toskana finden können. Jedoch weil in der Art des Feldbaues und der Produkten, und in der Fruchtbarkeit des Erdreichs kein wichtiger Unterschied in den verschiedenen Ländern Italiens ist, so denke ich der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wenn ich, wegen des geringern Fleißes der Bauern einiger Länder im Ackerbau, Toskana um ein Viertel mehr cultivirt annehme, und im Vergleiche dieses Landes mit den übrigen, die allda fast ganz ungebaut liegende 100 Quadratmeilen, als beynahe den vierten Theil des ganzen Landes, mit in die Rechnung bringe, woraus dann 440 Quadratmeilen entstehen. Diese sind $\frac{1}{9}$ von ganz Italien. Folglich sind in ganz Italien 5200000 Bauern, welche

mit

mit den Miethlingen, Taglöhnern und verſchiedenen Handwerksleuten, die bey den Bauern auf dem Lande zerſtreuet leben, wenigſtens 6000000 ausmachen.

Nun zähle ich in Italien über 300 Städte. Die von 5 bis 15000 Seelen enthalten, werden unter die kleinen oder ſchlechtbevölkerten gerechnet; die von 15 bis 20000 Einwohnern ſind mittelmäßig; und die von 20 bis 90000 werden für große Städte gehalten. Zwey Drittel ſind ganz gewiß von der erſten Art, und ein Drittel von der zwoten und dritten. Die allergroßen Städte ſind Neapel von 400000, Rom von 160000, Genua von 150000, Mailand von 130000, Venedig von 180000 Seelen. Ohne dieſe in Anſchlag zu bringen, kann ich ſonder Gefahr zu fehlen, 15000 für die mittlere Zahl, das iſt für eine jede Stadt im Durchſchnitt annehmen; woraus für alle 300 Städte, die allergrößten mitgerechnet, 6380000 Einwohner entſtehen. Nimmt man nun an, daß in jeder doppelten Quadratmeile ein Flecken (Borgo, Caſtello, Terra) liege, und daß ein jeder nur 1000 Seelen enthalte, (ganz ſicher enthalten die meiſten darüber) ſo entſtehen für die Flecken 2812000, und für ganz Italien 15192000 Einwohner. Ein jeder ſieht, daß ich in der Berechnung der Städte eine größere Zahl für die mittlere annehmen könnte, und daß für zwey Quadratmeilen nur ein Flecken zu wenig iſt. Hingegen

kann hierdurch und durch den Ueberschuß einer Million der Fehler ersezt werden, den ich etwan in der Berechnung der Bauern habe begehen können, der aber nicht groß seyn kann.

Sie sehen hieraus, daß dieses Italien, das von den meisten Reisebeschreibern für entvölkert ausgeschrien wird, wirklich das volkreichste Land in Europa ist. Man finde mir in unserm Welttheile ein anders, welches innerhalb 5625 Quadratmeilen 14 Millionen Menschen enthalte und ernähre, so will ich unrecht haben.

Was die Bevölkerung Italiens zu Zeiten der Römer betrift, so ist es sehr schwer, dieselbe zu bestimmen. Sie wird gemeiniglich über die Gränzen der Möglichkeit erhoben. Addison sagt, es sey erstaunenswürdig, wenn man die jetzige Verwüstung von Italien ansehe, und an die fast unglaubliche Menge Menschen gedenke, die vormals darinn gelebt hätten. In der einzigen Gegend von Rom (Campagna di Roma) seyen mehr Menschen, als jezt in ganz Italien, gewesen. Der erste Satz ist handgreiflich falsch. Denn wie kann man ein Land, wo in einem Bezirk von 5625 Quadratmeilen 14 Millionen Menschen leben, verwüstet nennen? Justus Lipsius, der in den römischen Schriftstellern alles mögliche aufgesucht hat, was Rom und die Römer vergrößern

kann,

kann, rechnet die Einwohner der Stadt und derſelben Gegend, zur Zeit da Rom am meiſten blühete, nur auf vier Millionen. Iſt dieſes wahr, ſo hat Addiſon unbedachtſam geſprochen; denn es würde folgen, daß im Ueberreſte Italiens die Verwüſtung viel größer als jezt geweſen wäre. Geſezt nun, daß in der Gegend von Rom vier Millionen Leute zu Zeiten des Kaiſers Auguſt gelebt hätten, ſo folgt daraus nicht, daß nach dieſer Proportion auch das übrige Italien bevölkert geweſen. Ich folgere vielmehr das Gegentheil daraus. Große und über die maßen reiche Städte verſchlingen den Ueberreſt des Landes. Aller Gewinn ziehet ſich nebſt allen Menſchen dahin; daraus erfolgt natürlicherweiſe die Entvölkerung des Landes und der kleinern Städte. Auch beklagt ſich Varro, daß zu ſeiner Zeit, wegen der übermäßigen Menge Volks zu Rom, Italien faſt ganz entvölkert ſey, weil ſich die Menſchen lieber zu Rom auf den Schaubühnen gebrauchen laſſen, als die Hände an den Pflug legen wollten (plerosque maluiſſe manus in theatro mouere, quam in aratro.) Lucanus beſtätigt dieſe Entvölkerung Italiens wegen der übermäßigen Menge Volkes zu Rom, wenn er ſingt:

— — — — videmus
Tot vacuas vrbes, generis quo turba reducta eſt
Humani? *toto* populi, qui aſcimur *orbe*
Nec muros implere viris nec poſſumus agros.
Vrbs ius vna capit.

Auch

Auch aus andern Ursachen mußte nothwendigerweise der Ueberrest Italiens sehr entvölkert seyn, da Rom zu Augustus Zeiten am volkreichsten war. Man betrachte die großen Niederlagen und Plünderungen, die sich in den Bürgerlichen Kriegen zwischen Marius und Sylla, Pompejus und Cäsar, Augustus, Lepidus und Antonius, in ganz Italien ereignet hatten. Die Städte, die dadurch nicht gänzlich verwüstet waren, wurden wenigstens aller ihrer Güther und Besitzungen beraubt, weil sie entweder der einen oder der andern Parthey zugethan zu seyn gezwungen waren. Zu diesem kommt noch, daß zwar zu Augustus Zeiten viele große und berühmte Städte in Italien waren, aber bey weiten nicht so viele Flecken (Borghi, Castelli und Terre) als jezt. Diese sind erst in den mittlern Zeiten erbauet worden. Die Landgüter waren also weniger vertheilt, und folglich ernährten sie weniger Menschen. Ich bin daher der Meynung, daß, wenn man der Sache recht nachdenken wollte, man vielleicht die alte Bevölkerung Italiens, nach Proportion des Zuwachses der Stadt Rom, immer mehr vermindert finden würde.

Den Grund der jetzigen starken Bevölkerung Italiens haben Sie schon in meinem lezten Briefe eingesehen. Ein Land von einem so sanften Clima, von einer so vortheilhaften Lage, von ungemeiner Fruchtbarkeit so mannichfaltiger Güther der Natur, von

unend-

unendlich vielen Mitteln und Wegen solche den Eigenthumsherrn abzugewinnen, ist natürlicherweise stark bevölkert. Die Geschichte beweißet auch, daß, dieser Ursach halben Italien, von je her das Ziel grosser Völkerwanderungen, und der Sitz volkreicher Nationen gewesen sey. Es giebt aber noch einige andere Ursachen, wodurch die Bevölkerung Italiens befördert wird; und zwar

1) die ungemein vielen Hospitäler für arme, kranke und fremde Personen. In den Hospitälern der ersten Art werden eingebohrne arme Personen beyderley Geschlechts, die entweder durch Alter oder Leibes-Gebrechlichkeit nicht im Stande sind sich zu ernähren, entweder umsonst, oder um ein Geringes Eingebrachtes Lebenslang in allen nothdürftigen Dingen unterhalten. Die Hospitäler der zwoten Art stehen allen kranken Menschen, welcher Nation, Religion und Condition sie auch seyn mögen, Tag und Nacht offen. Sie brauchen weder Attestat noch Geld um darinn aufgenommen zu werden; und wenn sie von ihren Krankheiten geheilet sind, so werden sie in die Reconvalescenz-Hospitäler versezt, um vollkommen zu genesen. Die Hospitäler der dritten Art sind zwar in Ansehung der fremden Pilgrimme unnütz und vielmehr schädlich, weil diese meistens liederliches Gesindel sind, dem das müssige herumirrende Leben mehr gefällt, als sich auf

eine

eine löbliche Art zu Hause zu beschäftigen. Wenn ein Mann außer Italien entweder Schulden halben zu Hause nicht sicher ist, oder müde ist, sich mühselig zu ernähren, so läßt er sich von der Kanzley des nächsten besten Bischofs, oder des päbstlichen Nunzius ein Attestat geben, daß er bereit sey, ad Limina Apostolorum nach Rom zu wandern; alsdenn kann er nicht nur von einem Hospitale zum andern durch ganz Italien schweifen, sondern bekommt auch zu Rom neue Patente, die nach Loretto, nach S. Jacob in Compostella, und sogar nach Jerusalem gelten, und ihm den Vortheil verschaffen, überall in Klöstern und Hospitälern aufgenommen zu werden. Ich habe junge und starke Männer aus Teutschland gesprochen, welche drey und mehrere Jahre nach einander, auch einige mit Weib und Kindern, von einem heiligen Orte zum andern herumgezogen waren. Unter diesen habe ich oft Weiber, mit Kindern an beyden Händen, mit einem andern im Korbe auf dem Rücken, und mit dem vierten schwanger gesehn; Deserteurs oder andere junge Männer, zu denen sich Weiber auf dem Wege zugesellt hatten, die sie für ihre Eheweiber ausgaben; auch hübsche teutsche Mädchen, die in artigen Pilgrimskleidern zu Rom ein nicht sehr ehrbares Handwerk trieben. — Jedoch, weil es in Italien arme Leute geben kann, welche nothwendiger Geschäfte halben eine weite Reise thun müssen; und weil diese auch ohne dem Vorwand der

Pilgrim-

Pilgrimschaft in den Hospitälern aufgenommen werden, so verschaffen solche dennoch für die Einwohner großen Nutzen.

Noch zwoo andere Arten von Hospitälern giebt es in Italien, die dieser Nation große Ehre machen. Diese sind die Stiftungen, wo schwangere Mädchen und arme Weiber die Zeit der Niederkunft abwarten, ihre Schwangerschaft vor den Augen der Welt verbergen, und gebähren können; und die Findelhäuser, die man fast in allen Städten findet, wo die unglücklichen Geburten, die entweder wegen der Eltern Armuth nicht erhalten werden können, oder vor der Welt unehrlich sind, und ihren Müttern zur Schande gereichen, willig aufgenommen, erzogen, in Künsten unterwiesen, und so lang sie es nöthig haben, unterhalten werden. Diese sind alle ehrlich, und werden die besten Handwerker und Hausmütter. Verehlichte Leute, die ihr Kind aus Armuth dahin gebracht haben, können es wieder bekommen, wenn sie in bessere Umstände versetzt werden; deswegen hängen sie Ihm ein Zeichen an, um es von andern zu unterscheiden. Es giebt so gar noch Stiftungen, wo Kinder von 2, 3 bis 4 Jahren, die manchmal von armen Eltern verlassen und ausgesetzt worden, ihren Unterhalt finden. Der Hospitäler für arme Kinder, die wegen des Todes ihrer Eltern verwaiset sind, giebt es überall eine Menge.

Dieſe vielen und ſehr reichen Stiftungen verſchaffen auch den Nutzen, daß eine groſſe Anzahl Menſchen, die denſelben vorſtehen, oder den darinn Aufgenommenen aufwarten, davon leben, und geben den Aerzten und Feldſcherern, in Anſehung der Krankenhoſpitäler, Gelegenheit, ihre Wiſſenſchaft und Kunſt durch Erfahrungen zu üben und vollkommener zu machen. In allen groſſen Städten ſind Schulen der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunſt mit den Hoſpitälern vereinbart, und die Schüler, ſo den Kranken beyſtehen, haben alle Gelegenheit, mit der Theorie die Erfahrung zu vereinbaren. Es darf auch kein junger Arzt nach geendigten Studien practiciren, wenn er nicht vorher einige Jahre unter der Anführung eines ältern erfahrnen Arztes die Krankenhäuſer beſucht hat. Daher kommt es, daß die Arzneywiſſenſchaft und Chirurgie, am meiſten aber die leztere, zu groſſer Vollkommenheit in Italien gebracht ſind.

Wenn man nun überlegt, wie viel Menſchen in andern Ländern, wo es an Hoſpitälern fehlt, durch Armuth, Kummer und Krankheiten zu Grunde gehen; wie viele Kinder, um Schande und Strafe zu vermeiden, von unverehligten Müttern entweder vor oder nach der Geburt erſtickt und ermordet werden; wie viele Kinder verehlichter Eltern aus Mangel hinlänglicher Wartung und Lebensmittel das

nemliche

nemliche Schicksal haben; und daß die Mädchen, deren Fall verborgen bleibt, die Hoffnung sich vortheilhaft zu verheyrathen, nicht verlieren, so so muß man eingestehen, daß Italien vor vielen andern Ländern in den Mitteln zur Beförderung der Population den Vorzug habe.

Hierzu kommt noch die sonderbare Mäßigkeit der Italiener im Essen und Trinken, ihre Gewohnheit wenig Fleisch, viele Kräuter und Baum-Früchte zu essen, höchstens nur eine Tasse Coffee, keinen oder gar wenig Liqueur, das köstlichste Quellwasser, so ihnen die vielen Hügel und Gebürge verschaffen, mit vortreflichen Wein vermischt zu trinken, und die Trunkenheit als das abscheulichste aller Laster zu hassen; nicht weniger der Gebrauch, sich wenigstens drey Monathe des Jahrs in den gesundesten und angenehmsten Gegenden des Landes auf ihren Gütern aufzuhalten.

Doch, genug von der Bevölkerung Italiens! Sie sind nun selbst im Stande fernere Beobachtungen darüber anzustellen, und, wo ich etwa in meinen Betrachtungen gefehlt habe, mich eines Bessern zu belehren. Sie würden mich unendlich dadurch verbinden. Leben sie wohl.

V.

Theatralische Neuigkeiten.

Fortsetzung von S. 178 des Juniut.

Im December des vorigen Jahres kam Herr Josephi, nachdem er einige Zeit zu Nimwegen gespielt hatte, mit seiner wieder ganz veränderten Gesellschaft nach Düsseldorf. Wie wenig Verdienste er selbst als Director und Schauspieler besitze, ist entschieden. Höchstens einige Bouffonrollen in Operetten gehören für ihn; wenn er sich aber den Kapellet zu spielen unterwindet, wer kann dann noch Nachsicht haben? Madam Josephi hat so viel Selbsterkenntniß, das Theater nur selten zu betreten; aber mit ihr hat Herr Josephi ein Paar Stieftöchter erheyrathet, die; wenn sie nicht bey ihm zu früh Alles versuchen müßten, brauchbar werden könnten. Dem. Haverkamp, die ältere derselben, hat sich der Bühne kaum seit einem Jahre gewidmet, und muß schon die Julie im Bauer, Lottchen am Hofe, kurz alle erste Rollen übernehmen. Nicht einmal ihre Stimme in Operetten auszubilden, ist ihr Zeit vergönnt. An Schönheit und an Empfindung wird sie von ihrer Schwester, der jüngern Dem. Haverkamp, weit übertroffen. Aber auch diese ist noch ganz Anfängerin, spricht zu hurtig, schreyt zu sehr, spielt zu einförmig, und dergleichen. Dennoch wird sie vornemlich in naive und so schöne Charaktere geworfen, als Franciska, Roxelane, und Röschen in der Jagd, sind, wo sie aber auch die Naivetät oft in übertriebnen Muthwillen travestirt. Noch mehr, sie muß bereits die Sara, die Galotti hersagen, denn spielen kann sie sie noch nicht. Madam Labes wird genöthigt,

alle

alle Mütter ohne Unterschied zu agiren, da sie doch nur in chargirten komischen Müttern erträglich ist. Herr Labes erregt zuweilen als Wirth oder Pedant lachen; wenn derselbe als Geblerischer Minister auftritt, so muß man auch lachen, wiewohl aus einer andern Ursache. Wenn Figur und Gedächtniß allein das, was man einen ersten Liebhaber nennt, ausmachten, so wäre diese Gesellschaft durch Hrn. Grauheuer recht wohl versorgt: aber seine Kälte widerspricht seiner Bildung, und sein Gedächtniß ist fertiger als seine Deklamation. Ein gewisser Jüngling, der schon mit unzähligen kleinen und großen Truppen gezogen ist, gestikulirt und schreyt hier in den Alten, wie sonst. Der Valet der Truppe ist Herr Bösenberg, der seinen Anfang ehedem in Niedersachsen gemacht, und seit der Zeit in diesem seinen eigentlichen Fache sehr zugenommen hat. Aus Noth spielt er aber auch rührende Rollen, wozu ihm die Natur alles versagt, und singt in den Operetten ohne alle Stimme. Alle übrigen, Löhrs, Eriemann, Linde, Bornhack, und wie sie weiter Namen haben, kommen in gar keine Betrachtung. Durch einen seltsamen Zufall hat diese Gesellschaft im April Düsseldorf und zwar auf ewig verlassen müssen. Nicht als wenn sie die Obrigkeit um ihres schlechten Spiels willen vertrieben hätte, sondern ein jämmerliches Lustspiel eines Herrn von Nesselrode, welches den Ahnenstolz lächerlich machen soll, erregte einen ärgern Lärm, als Tartüffe, und hatte die Folge, daß die Truppe auf ewig aus Düsseldorf verbannt wurde.

Aus der Josephischen Gesellschaft erwuchs im vorigen Jahre ein neues Häuflein, welches Münster zu seinem Aufenthalt erwählte, und Westphalen aufzuklären unternahm. Herr Dobler nemlich, bisheriger Schauspieler bey Josephi, (welchen man in Sachsen

als Seilerischen Acteur kennt) errichtete eine Truppe, und eröffnete mit ihr die Bühne zu Münster, am 6ten October. Seine Verdienste als Schauspieler sind von so engem Umfange, daß sie sich nur auf einige dumme Rollen einschränken. Er handelt daher klüglich, daß er die Bühne nur sparsam betritt; wenn er sich aber dennoch den Ulfo und den Esser anmaßt, so kann man sich ungefehr eine Idee machen, wie die Trauerspiele dieser Gesellschaft ausfallen mögen. Madam Dobler wollte vordem in Soubretten glänzen, und war dazu, ihrem Körper und ihrer Zunge nach, zu schwerfällig. Was mag das für eine Minna, Estrithe, Elisabeth, Gabriele, Frau von Kapellet seyn, wird der Leser ausrufen? Der Durst der Principalinnen nach großen Rollen ist das Einzige, woraus sich so etwas erklären läßt. Auch schon die kleine Mademoisell Dobler bekömmt Rollen, wie die Sophie im Hausvater, da sie doch am Krispinchen in den abgedankten Officiers zu arbeiten genug hätte. Herr und Madam Heinzius waren gleichfalls ehedem bey der Seilerischen Gesellschaft, und konnten nur zu Nebenrollen und in Nachspielen gebraucht werden. Hier ist Heinzius bis zum Hausvater, Paul Werner, Dunkel und Vergi avancirt; eine zu schnelle Erhebung, als daß sie für ihn vortheilhaft seyn könnte. Seine beste Rolle ist der Schösser in der Liebe auf dem Lande. Madam Heinzius, welche vielleicht dereinst die affectirten Damen gut spielen wird, gefällt dem Münsterschen Publikum als Marie im Clavigo, als Elise im Elysium, als naive Lucile, und überhaupt in Operetten, welche diese Truppe sehr häufig giebt, weil doch hier der Gesang die Zuschauer unterhalten kann. Durch mancherley Abentheuer ist der bekannte Herr Herlitz hieher verschlagen worden. Dieser junge Schauspieler von Talenten ward von Koch wegen seiner schwachen Brust verabschiedet, mußte sich einige Zeit bey Ilgenern auf-

aufhalten, und debütirte hier den 16ten December mit dem Germeuil im Hausvater. Wie empfindlich mußte es ihm seyn, als er bald darauf in den abgedankten Officieren, wo er sonst den Baron Kreutzen mit so viel Feuer spielte, sich mit einer Anfängerrolle begnügen mußte? Dagegen hat er denn freylich hier auch Rollen erhalten, die außer seiner Sphäre liegen, z. E. den Kanut. Seine beste neue Rolle ist Carlos im Clavigo, den er unstreitig unter allen unsern Carlosspielern mit der meisten Feinheit ausführt. Herr und Madam Schmidt haben schon zu Riga und bey Döbbelin sich gezeigt; beyde spielen hier erste Rollen, er den Tellheim und St. Albin, sie die Julie; beyde bemühen sich jezo sich mehr auszubilden, und verrathen einen Eifer, so großer Rollen würdig zu werden.

Ueber die Austheilungen der Rollen bey solchen Gesellschaften läßt sich viel erinnern; allein da sie weder bey ihrem Ursprunge noch für beständig so vollzählig sind, daß eine strenge Wahl der Personen möglich wäre: so darf man über solche Anomalien so sehr nicht erstaunen, als z. E. wenn Herr Grose, der die Operetten mit seiner Stimme unterstüzt, und Anlage zu Bedienten besizt, den Jayel spielt; wenn Herr Carl, ein leidlicher Deserteur, und Hänschen in der komischen Oper, als Beaumarchais wüthen, als Medon deklamiren soll. Herr Felbrig, der ehemals in Niedersachsen und bey Döbbelin Versuche machte, die Valets zu spielen, agirt jezo hier und singt auch. Ich übergehe noch unwichtigere, als Madam Felbrig, Hrn. Michaelis, Herrn Pauli. — Von teutschen Originalen spielt diese Truppe z. E. Trau schau wem? von Brandes, Krispin von Romanus, Elysium, Minna von Barnhelm, die abgedankten Officiers, Herzog Michel, die Klarisse von Bock, die Poeten nach der Mode, Clavigo, Medon, den Deserteur aus Kin-

desliebe, die Liebe auf dem Lande, Oreſt und Electra von Gotter, die Jagd, Roſemunde, Emilia Galotti, den Geburtstag, eine Operette des Herrn Sprickmann, welche den 19, 20 und 21ſten März, nach der Kompoſition des daſigen Kapellmeiſters Nicolai, mit Beyfall vorgeſtellt worden. Leztere näher zu beurtheilen, bleibe ſo lange verſpart, bis ſie in Druck erſchienen iſt.

Derjenige Theil meiner Leſer, welcher ſich mehr für die Schriftſteller als für die Schauſpieler intereßirt, wird bereits mit Ungeduld das Ende der Nachrichten von den leztern und den Anfang der Neuigkeiten von den erſtern erwartet haben. Wien und Mannheim ſollen daher noch einmal bis zur nächſten Fortſetzung ausgeſezt, und dafür noch etwas von den Autoren geſagt werden.

Wenn man die anwachſende Menge der kritiſchen Schriften über das Theater erwägt, ſo muß man ihnen auch eine verhältnißmäſige Anzahl von Leſern wünſchen. Denn in der That wäre es zu grauſam, die Entſtehung von ihnen allen aus Nachahmungsſucht, Partheyeifer, oder aus noch ärgern Quellen herzuleiten. Aus ihnen allen kann endlich, wer Luſt hat, diejenigen unſrer Schauſpieler, die einigen Namen zu haben ſcheinen, zuſammen ſummiren und die Wichtigkeit des teutſchen Theaters überhaupt berechnen. Wenn der äuſſerliche Enthuſiasmus fürs Theater, der ſo ſehr zu wachſen anfängt, und worinnen wir es den Franzoſen bald gleich thun werden, ſich eben ſo ſehr in weſentlichen, als in zufälligen und geringen Dingen äuſſerte; dann wären große Hoffnungen vorhanden. Wir beſingen unſre Schauſpieler und ſtechen ſie in Kupfer; wir rufen ſie hervor und beklatſchen ſie; wir ſchreiben Theaterchronicken und Theateralmanache — und bedenken uns oft,

einige

einige Groschen für eine Vorstellung zu geben. Nachdem so viele zu Boden gestürzt, die dem Dramaturgen Leßing nachfliegen wollen, so begnügt man sich in dergleichen Schriften meistens nur als Herold das Lob dieses oder jenes Schauspielers auszuschreien, oder als kalter (oft frostiger) Litterator dem, der es hören mag, Namen und Titel vorzuzählen. In beliebter und belobter Almanachsform hat vor kurzem jemand alles zusammengetragen, was sich nur von Truppen und Trüppchen, von Genies und Kielen sagen läßt. Der Verfaßer des Gothaischen Theaterkalenders ist einer der gutherzigen Enthusiasten, welche unsre vielen dramatischen Produkte, und die mancherley Häuflein, die in unserm lieben Vaterland tragödiren und komödiren, für Beweiße eines reifenden Geschmacks halten. Die, so mit ihm gleiches Glaubens sind, mögen seinen Patriotismus rühmen, ich lobe seinen Fleis. Das Beste seines Buchs scheint mir Eckhofs sehr ähnliches Portrait von Graf und Geyser. Zuerst giebt er uns allerley Reime auf teutsche Schauspieler. Ich will nichts von der Gesellschaft sagen, in der hier Gedichte von Wieland (*) und Jacobi stehen: aber interessanter wäre es doch gewiß gewesen, wenn sich der Sammler auf lauter Prologen und Theaterreden eingeschränkt hätte. Uebrigens wären Schiebelers Gedichte auf Madam Kummerfeld, Zachariä Klage über den Tod der Madam Schulz, und eine Lobode auf Madam Huber (in Rieggers civilistischer Bibliothek) gewiß der Aufnahme würdiger gewesen, als so viele schlechte Epigrammen. Die Rubrick Abhandlungen hätte der Verfasser am besten übergangen; denn theils mußte er hier Leßingen und den Verfasser der Observations sur le theatre plündern, theils einen Aufsatz über das

(*) Ohne Wissen des Verfassers nach einer höchst fehlerhaften Abschrift abgedrukt.

Parterre einrücken, gegen welchen alles, was je seichtes über das Publikum geplaudert worden, gründlich zu heißen verdient. — Wie konnte der Urheber dieses Aufsatzes (S. 52) anzuführen vergessen, daß das Parterre nicht allein der bequemste Ort zu Kabalen, sondern auch der bequemste zur Beobachtung ist? Eine Beurtheilung des Wiener, Hamburger, Berliner und Leipziger Parterrs, nebst den philosophischen Gründen von der Beschaffenheit eines jeden, wäre nützlicher als alles allgemeine Raisonnement gewesen. — Der Artikel Anekdoten verräth zu sehr die Begierde den Franzosen nachzuahmen; und da schon Lessing die theatralische Anekdotensucht verspottet hat, so hätte sie billig aus einem teutschen Almanache wegbleiben sollen. — Die Geschichte des teutschen Theaters ist, die Nachricht von der Hamburger Entreprise, einen Umstand von der Neuberin, und eine Bemerkung vom Teufel ist los ausgenommen, die (nicht immer glücklich und zweckmäsig) zusammengezogene Löwensche; vornemlich habe ich mich gewundert, das Wienerische Theater, zu deßen Geschichte doch so viel Stof vorhanden ist, darinnen so sehr vernachläßigt zu sehn. Im Verzeichniß der lebenden Theaterschriftsteller kann man sich mit einem Blick überzeugen, unter welchem Troß von Scribblern sich unsre wenigen Genies verlieren. Bey Dusch fehlt ein Schäferspiel, das in seinen vermischten Schriften steht. Und wie konnte bey Gleim der blöde Schäfer vergeßen werden? Von Kurzens oder Bernardons Arbeiten könnte eine große Liste da stehn. Die Brüder von Romanus gehören zu seinen Komödien. Herr Schmid zu Hamburg, der Verfaßer des Briefs von der Löwenschen Geschichte und der Uebersetzer des Stücks la Tramille, ist ausgelassen; so wie Madam Zink daselbst als Uebersetzerin verschiedner Schauspiele. — Beym Verzeichniß der Schauspiele hätte sich der Verfaßer an Gottsched anschließen, und von 1766

anfan-

anfangen sollen, anstatt daß er erst von 1770 ausgegangen ist. — Der Bassa von Tunis rührt von Herrn Henisch und der redliche Bauer von Pauersbach her. Die verlaßne Dido ist blos eine Uebersetzung aus Metastasio, und Freund und Feind nichts anders als der Zweykampf von Schloßer. Der Gefühlvolle hat Herrn Weidmann, und die Liebe für den König den jüngern Herrn Stephanie zum Verfaßer. Den verführten Studenten hat Herr Hofmann, den Theutomal Herr Casperson, das Trentleva Herr Heydevogel geschrieben. Da der zweyte und dritte Theil von Pfeffels theatralischen Belustigungen für große Seltenheiten ausgegeben werden, so will ich den Innhalt derselben suppliren: Der König und der Pachter von Sedaine, die junge Indianerinn, die verliebte Unschuld von Marin, die Matrone von Ephes von Lamotte, Zelmire von Belloy, der Triumph der Freundschaft von Marin, der Philosoph von Sedaine, der wahre Philosoph von Araignon, und die versöhnten Feinde von Merville. — Bey den Verzeichnissen der Gesellschaften hätten wohl die Todesfälle zur Vollständigkeit gehört. — Von ausländischen Bühnen, wo der Verfasser schon viel geleistet, fehlen noch die Italienische, Englische (welche doch am leichtesten beyzubringen gewesen wäre) Spanische, Schwedische und Rußische. Die Leute des Herrn Bustelli waren so schwer nicht zu erfragen.

Der Verfasser des Theateralmanachs ist ein bescheidner Kompilator, aber eine Theaterzeitung, welche zu Kleve erscheint, schwatzt keck und unverschämt in den Tag hinein, ohne nur den dritten Theil so viel Nutzen zu stiften, als der Almanach. Die Schreiber derselben versprachen ehemals in der Ankündigung, die Anzahl der entbehrlichen Alltagsblätter nicht zu vermehren, welche in unserm Vaterlande so gemein geworden sind.

Aber noch ist keine dramaturgische Brochüre, ja noch keine Zeitung plan- und gedankenloser geschrieben worden. Des Mangels an früher Neuigkeit und Vollständigkeit nicht zu gedenken, findet man hier nicht einmal eine Charakteristick aller, oder auch nur der vornehmsten Truppen. Blos Seilers und Josephis Gesellschaft werden geschildert, aber theils so panegyrisch, theils so unbestimmt, daß man keinen Gebrauch davon machen kann. Ueber das Wiener und Hamburger Theater herrscht das tiefste Stillschweigen. Da ist kein Register der Vorstellungen, keine Zergliederung derselben. Ueber die merkwürdigsten dramatischen Schriften kommen freylich Raisonnemens vor, aber in so waschhaftem Ton und mit so sprudelndem Witz abgefaßt, daß auch eine eiserne Geduld ermüdet. Lenzens Anmerkungen und die französirte Minna sind gar doppelt kritisirt, weil die Verfasser oft in Verlegenheit scheinen, den leeren Raum zu füllen. Die Abhandlungen über die dramatische Kunst sind sie seit dem ersten Stücke schuldig geblieben, welches ich immer lobe, wenn sie nichts bessers liefern können, als die Rhapsodie über den theatralischen Tanz. Gedichte werden ganz ohne Auswahl aufgenommen, sogar Hochzeit- und Geburtstagsgedichte für Schauspieler. Für ganze Schauspiele ist eine Zeitung wohl zu eng, und doch geben die Verfaßer die Komödie aus dem Stegreife ganz. Allenfalls hätten sie nur die Veränderungen mittheilen können, welche Herr Gotter mit diesem sonst schon übersetzten Stücke des Poisson vorgenommen hat. Ihre Nachrichten von ausländischen Theatern, besonders vom Französischen, sind in der That angenehmer zu lesen, als die vom Teutschen, so lange sie nemlich nicht selbst urtheilen. Denn wenn sie, wie der Verfertiger des Aufsatzes über den Oedipus Lessings Ton gegen die Franzosen copiren wollen, so fällt ihre Süffisance beschwerlich. Das Nützlichste dünken mir die ausgezognen

Plane

Plane ausländischer Schauspiele, wenigstens für die Leser, welche sie nicht selbst kennen. — Zuweilen benutzen die Verfaßer Andre, ohne es anzuzeigen, der Recensent der Dorfgala S. 19. die Erfurter Zeitung und der Beschreiber der Rußischen Musik den Gothaischen Kalender. Auch diese Herrn würzen ihre Blätter mit Anekdoten; aber vielleicht entsagen sie ihnen künftig, nachdem sie mit der von Wieland so wenig Ehre eingelegt.

Als vielleicht der Verfaßer des Trauerspiels Wilhelmine von Blondheim die Zweifel las, welche man hier und da über die Wahrscheinlichkeit vom Heroismus der Galotti aufgeworfen, so fiel ihm ein, daß der wirkliche Verlust der Unschuld und der Spott über denselben noch leichter zu einem solchen Entschlusse bewege. Doch je leichter dieser Entschluß, desto leichter die Arbeit des Dichters! Damit er es sich wieder einigermaßen erschwerte, und also auch mehr Gelegenheit zu Lorbeern verschaffte, unternahm er es, in einem Schauspiele zu zeigen, wie das weibliche point d'honneur auch zur Rache reitzen könne. Weiberrache haben die Schauspieldichter schon oft bearbeitet, doch noch nicht unter diesen Umständen. Die Bestrafung des Frevlers geschieht also durch Wilhelminens eigne Hand, und, nach dem so oft wiederholten Wunsche der Kunstrichter, kehrt Wilhelmine den Dolch nicht gegen sich selbst. Bis hieher wäre dann alles gut. Allein, da Wilhelmine thätiger wird, als Emilie, mußte auch die Zusammensetzung ihres Characters viel schwerer werden. Sanfte Tugend und doch männliche Entschlossenheit, empfindsame Melancholie und doch raschen Zorn miteinander zu verflößen, und alle Falten eines solchen Herzens mit den wahresten und stärksten Farben anzudeuten, dahin reichten die Kräfte des Verfassers nicht. Er erlag unter seinem Unternehmen. Er wendete

dete seine drey Akte nicht an, ihren Charakter nach allen seinen Schattirungen auszumahlen; sondern machte ein Gewebe von Situationen, daß heißt von künstlichen Ueberraschungen, nach altem Brauch. Gerade derselbe Mann, von deßen Bekanntschaft Wilhelmine ein Geständniß thun will, wird ihr von ihrer Mutter selbst angetragen. Aber, was ihr ein solches Bekenntniß erleichtern sollte, muß es gerade erschweren, da muß gerade die Mutter Nebenbuhlerin der Tochter gewesen seyn, und mehr von Eifersucht als mütterlicher Wuth entbrennen. Gerade in denselben Augenblick tritt der Verführer selbst herein, und wird von Mutter und Tochter mit gleich heftigen Vorwürfen überhäuft. Die Mutter wäre nun unterrichtet, wie soll es dem Vater beygebracht werden? Gerade muß ihr ein würdiger Liebhaber von ihm zugeführt werden, den sie zu täuschen sich ein Gewissen macht. Der Mann besitzt so vortrefliche Eigenschaften, daß sie sogar sich ihm eher als ihren Vater entdecken will. Welche Vorbereitung würde eine solche Entdeckung kosten! Da muß gerade der Verführer in seiner Niederträchtigkeit so weit gehn, daß er selbst dem würdigen Liebhaber (und das muß gerade sein eigner Onkel seyn) seine Schandthat erzählt. Nun weiß der, den Wilhelmine zu ihrem Vertrauten machen will, schon alles vorher, ja er faßt den Entschluß, Wilhelminen die Niederträchtigkeit seines Neffen nicht entgelten zu lassen; der Vater wird durch ihn benachrichtigt und zur Verzeihung bewogen; alles gienge erwünscht, wenn nicht Wilhelmine noch auf Rache sönne. — Auch den aufferordentlichsten Theatercoup findet der Leser glaubwürdig, wenn er den Dichter Gelegenheit ist, alle Triebfedern der Herzen bey seinen Personen in Bewegung zu setzen, und dadurch ein bewundernswerthes Spiel derselben gegeneinander hervorzubringen. Der Verfasser aber scheint uns mehr amüsiren als erschüttern zu wollen. Seine Ausführung

ist

iſt faſt immer franzöſiſcher Schaum; ja er hat ſich ſogar mehr aus franzöſiſchen Romanen als Dramen gebildet. Man glaubt eher conte moral als Schauſpiel zu leſen, zum Glück noch in keiner ſtrotzenden, ſondern leichten und allmählig einſchläfernden Sprache. Wie ein Engel in menſchlicher Geſtalt. — Giebt es nicht auch gefallene Engel? Weißt du, wer in dieſem ſchönen Gebäude wohnt? Ein Teufel! und dergleichen gemeine Formeln kommen häufig vor, zuweilen auch etwas Undialogiſches: Kann die gefallene, aber wieder aufgerichtete, Tugend ihr Haupt über das Laſter erheben? S. 22 oder S. 26: Ich liebte ſie alle, um mich an Allen für Einen zu rächen, außer an deinem Vater. Die Perſonen beſchreiben meiſtens ihren Affect, anſtatt ihn zu äußern. S. 29: Dir flucht die Mutter, dir die hintergangne Nebenbuhlerinn — Sollte das Träumen auf dem Theater in der erſten Scene nicht aus Merciers Deſerteur entlehnt ſeyn?

Das lezte, was ich diesmal anzeigen will, ſoll eine Ueberſetzung ſeyn, die eben als Ueberſetzung nur eine kurze Anzeige fodern kann. Nachdem ſo viele Britten über Shakeſpear deklamirt, raiſonnirt und commentirt, hat vor kurzem wieder jemand einen neuen Geſichtspunkt gefunden, etwas über ihn zu ſchreiben. So wie ihn Home brauchte, die Regeln der Kritick zu erläutern, ſo ſucht W. Richardſon (im Verſuch über Shakeſpears Charaktere, 1775, Leipzig, bey Weygand) die Erfahrungen der Moral aus ihm zu beſtätigen. Wenn es den Moralphiloſophen nüzlich iſt, hiſtoriſche Charaktere zu zergliedern, ſo wird es ihm eben ſo groſſen Vortheil bringen, die Charaktere des Shakeſpear zu ſtudiren, weil er hier wahre Menſchen findet. Iſt aber gleich die Hauptabſicht des Verfaſſers, den Gang der Leidenſchaften nach Anleitung Shakeſpears zu detailliren: ſo wird doch auch der dramatiſche Kritiker

mit

mit Vergnügen den Dichter und den Philosophen hier auf einerley Spuhr sehn. Hamlet, Othello, Macbeth und Imogene, das sind die vier berühmten Charaktere, auf die sich Richardson eingeschränkt hat, und die auch in der That im Stande sind, jedem, der den Shakespear noch nicht kennt, Ehrfurcht einzuprägen, und, welches der Himmel wolle, dem, der schon neue Wilhelminen von Blondheim, Grafen von Wickham, und Euphemien unter der Arbeit hat, die Feder aus der Hand zu winden!

Löwen hatte ehemals vornemlich in dem Titel gefehlt, den er seinen kurzen Betrachtungen über die Schicksale der teutschen Bühne gab. Er nennte sie Geschichte, da doch, alles Andere ungerechnet, von einem so jungen und noch so unvollkommenen Theater (zumal 1766) sich nicht wohl eine eigentliche Geschichte schreiben ließ. Sein Nachfolger, der Verfasser der vor kurzem erschienenen Chronologie des teutschen Theaters (*) hat einen schicklichern Titel gewählt, und eine Sammlung geliefert, aus der man ersieht, daß es seit 1730 nie ganz an guten Schauspielern gefehlt hat. Pragmatisch zu schreiben, unternahm er gar nicht, bey einem Gegenstande, wo die Ursachen so oft unbekannt, unerheblich und unrühmlich sind. Und wo konnte er sich auf sichre Urkunden berufen, da seine einzige Quelle die Tradition seyn mußte? Ueber die Alterthümer mußte er schnell hinwegeilen, da unsre Bühne keinen Shakespear zum Schöpfer gehabt hat; obgleich vielleicht ein Anderer, der die Haupt- und Staatsaktionen mit den Augen betrachtet hätte, mit denen jezt die Volkslieder betrachtet werden, auch unter diesem Schutte ein und die andre Perle gefunden haben würde. — Die Neuberischen, Schönmannischen und Kochischen Prinzipalschaften haben nicht nur durch die Länge, die sie bestanden,

(*) Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1775.

den, ſondern auch durch den Eifer ihrer Vorſteher der theatraliſchen Kunſt unter uns den meiſten Vortheil gebracht. Auf ſie hat daher der Verfaſſer die meiſte Mühe verwandt, und das, was von ihnen bisher eine Sage war, zuerſt in einer gewiſſen Ordnung niedergeſchrieben. Löwen redete von den übrigen Truppen nur im Verhältniß mit der Schönmanniſchen, und in der Abſicht, um dieſe über alle andere zu erheben. Dieſer Verfaſſer hat keine andere Gradation unter ihnen gemacht, als die der Fortgang der Zeit ſelbſt zeigt. — Das Wiener Theater fieng erſt nach Löwens Zeiten an, intereſſant zu werden, und erhielt erſt nachdem hiſtoriſche und kritiſche Schriftſteller, aus denen hier alles nach ſeinem Ort eingeſchaltet iſt. — Die chronologiſche Methode zerſtreut vielleicht den Leſer, zumal, wo viele (und auch zuweilen geringfügige) Namen auf einander folgen; deswegen iſt ein Regiſter für diejenigen beygefügt, die ſich über eine Perſon oder eine Truppe im Zuſammenhang unterrichten wollen. Bey der Mühe, welche der Verfaſſer auf die Zuſammentreibung ſeiner Materialien wenden mußte, war es ihm wohl noch nicht ganz möglich, ſie ſo ruhig auszuwählen, daß er nicht auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig gethan haben ſollte. Bey einer zweyten Auflage, bey der er überhaupt die noch fehlenden hiſtoriſchen Data nachzutragen verſpricht, kann das Ganze mehr Gleichheit und Proportion erhalten. Alle Wanderſchaften der teutſchen Principale zu ſpecificiren, würde ein förmlicher Geſchichtſchreiber überhoben ſeyn können; allein nach dem Plane dieſer Chronologie ſollten doch alle Reiſen der Veltheimiſchen, Spiegelbergiſchen, Neubriſchen, Schuchiſchen und Ackermanniſchen Geſellſchaften genau regiſtrirt ſeyn. Solche Truppen, aus denen nie ein guter Acteur hervorgegangen, z. E. die Porſchiſche, findet man gar nicht berührt. Da, wo ein guter Acteur das erſtemal genannt wird, ſucht der Verfaſſer

faſſer ſeinen Charakter zu zeichnen; da aber nichts ſchwerer iſt, als ein allgemeines Gemählde eines Schauſpielers zu entwerfen, ſo werden von dieſer Seite noch verſchiedene Verbeſſerungen möglich ſeyn. Die unerheblichern glaubte er dadurch allein ſchon genug zu tadeln, daß er ſie nur dem Namen nach angab. Zuweilen mag es indeſſen doch geſchehen ſeyn, weil er ihnen kein Prädikat zu geben wußte, z. E. bey vielen Acteurs, die der Verfaſſer nur aus dem Repertoire des Theatres de Vienne zu haben ſcheint. In neuern Zeiten eilt er noch ſchneller fort, vermuthlich, weil ſein ernſtlicher Vorſatz dahin gieng, niemanden zu beleidigen. Ob dieſer Vorſatz Furcht oder Gutherzigkeit zum Grunde habe, weiß ich nicht; ſo viel iſt gewiß, daß teutſche Theaterkriege von einem friedliebenden Manne noch mehr geflohen werden, als die Kriege teutſcher Gelehrten. In der That muß man dem Verfaſſer Glück wünſchen, wenn er es erreicht, daß ſich über ſeine Chronologie kein männliches Geſicht verzieht, keine weibliche Stirne runzelt. So ſehr er ſich enthalten hat, uns einen Blick hinter den Vorhang der Theaterwelt thun zu laſſen, ob er gleich kein Wort von Rollenneid, von Kunſtgriffen Beyfall zu erhalten, vom theatraliſchen Schlendrian und dergleichen geſagt hat: ſo giebt es doch hundert andere Fälle, wo er anſtoßen kann. Der Eine wird ſein Leben ſo wichtig glauben, daß er zürnt, ſo wenig davon zu finden; der Andre möchte auch das wenige ausſtreichen, was davon geſchrieben ſteht. Jeder wünſcht der erſte Schauſpieler zu heißen, das kleinſte Wort, das ihn unterordnet, wird ihn aufbringen. Viele verlangen, allgemeine Schauſpieler genannt zu werden, und der Verfaſſer weiſt ihnen ein beſonderes Fach an. Man wünſcht ſeine Feinde mehr getadelt, und ſeine Freunde mehr gelobt. Ja, ſelbſt über das, was nicht geſagt worden, wird man eifern. — Mit den Schauſpielern ſind die Schriftſteller und ihre Ar-

beiten

beiten verbunden. Auch hier hatte der Verfasser an Gottsched, der ein Register über teutsche Schauspiele gemacht, einen Vorgänger, nur mit dem Unterschied, daß Gottsched alle, dieser die erheblichern Stücke angezeigt hat.

Eine Art von Fair, Penitent hat uns der Verfasser des Leidenden Weibes (*) geben wollen. Bey der Form, in der er es gegeben, brauche ich mich nicht zu verweilen, da es die Form des Hofmeisters und des neuen Menoza ist, über die sich der Merkur bereits erklärt hat. Je bequemer sie unstreitig für die jugendliche Ungebundenheit seyn mag, desto eher hat sie der Verfasser dieses Dramas gewählt, bey dem man eben so viel Spuren von der Begierde, Lenzen nachzuahmen, als Merkmale der Jugend findet. Es gebricht seiner Imagination nicht an allerley Vorrath, den er nur noch zu bunt unter einander wirft; und jezuweilen trifft er einmal den Ton der Empfindung. Aber gegen sein Muster ist er Mondlicht gegen Sonnenglanz; seine Sprache minder reichhaltig und originell, die Charaktere weniger ausgeführt. Dadurch, daß er viele an sich feurige Charaktere aufgestellt hat, ersezt er einigermaßen sein Unvermögen, sie zu beleben. Wo Wärme und Enthusiasmus erfordert wird, leuchtet die Mühe, sich hinein zu versetzen, sichtlich hervor; Schwärmerey und Vorsaz zu copiren können sich nie zusammen vertragen. Die Würkung des Gewissens, das Gefühl der verlornen Unschuld, war für die Kräfte des Verfassers noch ein zu schwerer Gegenstand. — Der Nachahmungssucht schreibe ich auch die unartigen Ausfälle zu, die der rüstige Knabe auf Wieland gethan, über die

(*) Das leidende Weib, ein Trauerspiel, Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. 1775.

die ich übrigens hier desto weniger zu urtheilen brauche, da die Leser des Merkur die Gesinnungen des Herausgebers über diesen Punkt kennen. Nach Lenzens Beyspiele sind dem Verfasser schöne Geister und Nachbeter willkührlicher Regeln eins, spottet er über alle Theorie, erklärt die Lektüre der Poeten überhaupt für verderblich. Weil Lenz Paradoxen liebt, so mußte auch er dergleichen predigen; z. E. Man soll den jungen Leuten (S. 75.) im sechzehenten Jahr eine Maitresse geben; — für Klopstock (S. 8.) ist es der größte Ruhm, daß wir ihn nicht fassen und mit ihm fühlen können, u. d. gl. Da Lenz in gewissen Dingen Energie sucht, die andre Unanständigkeiten nennen, so bringt auch er, Maidels, und Quark, Koth und Teufel an, wo er nur kann. — Lessings entblätterte Rose ist (S. 106.) von neuem zerzaußt worden. — Nur noch das Urtheil (S. 61.) des Verfassers (denn Sentiments und Maximen sind in allen solchen Stücken wichtiger, als Plan) über Werther: „Könnt ich ihnen doch Allen das Gehirn austreten, die für oder darwider schreiben! Ach, „wie wißt ihr, was im Menschen vorgeht zur selben „Zeit? So lang er Kraft hat, sich zu souteniren, bleibt „er auch gewiß. Uebersteigt sie seine Eitelkeiten, Selbstigkeiten — das läßt sich nicht angeben. Bedauert „ihn, er mußte wohl loßreißen. Da liegts eben, daß „wir das Leiden des krümmenden Wurms, in dem sichs „peinlich wälzt, nur in der Ferne sehen, dann erst sehen, wenn er schon weg ist. „ In einem andern Stück, von demselben Verfasser, Otto (*) betittelt, durchkreuzt sich alles noch weit mehr, und der hin und her gerißne Leser findet nur selten ein Ruheplätzchen, wo es der Mühe werth wäre, zu verweilen. Zwischen vier

(*) Otto, ein Trauerspiel. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1775.

vier Personen, einem Herzog Friedrich, einem Karl, einem Otto, einem Hungen, schwankt das Interesse hin und her, und wenn ja unter diesen für Einen entschieden werden sollte, so würde es nicht Otto, sondern Herzog Friedrich seyn. Krieger und Pfaffen, und bekannte Charaktere aus ihnen, in einer bekannten Manier, mit sparsamen neuen eignen Zügen geschildert, können keine außerordentliche Würkung thun. Otto ist nicht der Kaiser aus der Geschichte, sondern ein Ritter von des Verfassers Schöpfung, der, außer ein wenig Ritterspache (die Unterredung mit seinem Pferd hat mir am meisten gefallen) nichts anziehendes hat. Sein Wahnwitz erregt weder Mitleiden, da uns die Liebe, die ihn veranlaßt, nicht interessant gemacht worden, (wie dann die Scenen der Liebe überhaupt in diesem Stücke außerordentlich kalt sind) noch Bewunderung, da man dadurch an die ganz anders geschilderte Raserey des Königs Lear erinnert wird. Uebrigens werden alle die, welche mit Götz von Berlichingen bekannt sind, alle Augenblicke nur einen schwachen Widerschein dessen bemerken, was sie dort bewunderten. Götz selbst ist in den Otto, in den Wieburg (den Plaindealer) und in den Hungen vertheilt. Elisabeth heißt hier Adelheit, und erweckt weniger Hochachtung. Marie ist in Giselle verwandelt. Adelheit, oder vielmehr nur ihr Schatten, erscheint unter dem Namen Gianette. Normann soll den Weißlingen vorstellen, aber Weißlingen ist feiner. Götheus Bischoff ist viel charakteristischer, als hier Adalbert. Georg lebt in Hansen wieder auf. Die Stelle des heimlichen Gerichts vertritt die Inquisition. Sogar die Beschreibung, die das Mädchen der Adelheit von Götz macht, wendet hier (S. 43.) ein Mädchen auf den Otto an. Konrad der Bigote, der betende Einsiedler (S. 50.) die weissagende Alte (S. 57.) und der Schwur (S. 112.) sind dasjenige, was ich des Verfassers Eigenthum nennen kann, und

was auf mich den meisten Eindruck gemacht hat. Ein Greiß von seinen Kindern verstoßen, und seine Kinder durch Pfaffen aufgehezt, machen den Hauptinhalt aus und erinnern sogleich an die Geschichte des Königs Lear.

* * *

Bey der Doblerischen Gesellschaft hat sich plözlich eine Revolution ereignet, die wir hier nicht unerwähnt lassen können. Herr Dobler verreiste einige Wochen vor Ostern, und kam nicht zurück. Die Brüder Westhuß, von denen der ältere Kaufmann, der jüngere Doktor ist, und die unter seinen Gläubigern die größten Forderungen an ihn hatten, übernahmen die Casse, die Einnahme und Ausgabe. Nach Ostern ist nur dreymal gespielt worden, nemlich der Deserteur, der Geburtstag, die Liebe auf dem Lande. Darauf entstand ein Concurs; die Garderobe ward verkauft; die Akteurs, die zum Theil noch große Forderungen wegen Reiskosten, rückständiger Gage u. s. f. an ihm hatten, haben für sieben Wochen Gage erhalten; einige von ihnen ließen noch zwoo Wochen fallen, als die übrigen Gläubiger vom decreto ordinis appellirten; die Andern liegen noch würklich mit diesen in zwooter Instanz im Processe. Jezt haben die Brüder Westhuß das Theater übernommen, und die Akteurs unter ihrer Direktion den Titel von Hofschauspielern bekommen. Herr und Mad. Heinzius und Herr Grose sind bey Abbt in Amsterdam, Mad. Smitt bey Josephi in Cleve, Mad. Schmidt, Hr. Frischmuth, Hr. und Mad. Felbrich, Hr. Carl, Hr. und Mad. Labes, Hr. Herlitz sind bey Westhuß engagirt. Nebst diesen hat er bis jezt nur noch Mad. Kreß aus Münster, die aber noch nie auf dem Theater gewesen, angenommen.

VI.

Neue Bücher.

1. Erläuterungen zum neuen Teſtament, aus einer neuer-öfneten morgenländiſchen Quelle. Riga, bey Hartknoch, 1775. 144 Seiten in 4.

Zend Aveſta, ein angebliches Werk Zoroaſters, von Anquetil ohnlängſt ins Franzöſiſche überſezt, iſt die Quelle neuer Erläuterungen nicht nur zum N. T., ſondern auch zu vielen apokryphiſchen Büchern und zur älteſten Ketzergeſchichte, welche Hr. Herder hier eröfnet. Verſuche gerathen nicht jederzeit das erſtemal, und doch kann man daraus nicht ſchlieſſen, daß ſich auf dem eingeſchlagnen Wege ganz und gar nichts finden laſſe. Sicherlich haben die Juden bey ihrem Aufenthalt in Aſſyrien ꝛc. manches von der Chaldäer Weisheit und von der Denkart und den Ausdrücken der dortigen Einwohner angenommen, welches mit den im Zend Aveſta aufbehaltenen Ideen und mit der Sprache der alten Perſer verwandt war. Zuverläßig hat ſich auch dieſes bis auf die erſten Leſer der Apoſtel fortgepflanzt, ja ſelbſt auf die Apoſtel einigen Einfluß gehabt. Daher die Aehnlichkeit mancher Vorſtellungen und Redensarten im N. T. mit den im Zend Aveſta befindlichen. Es kann alſo dies Buch, deſſen Alter und Aechtheit vorausgeſezt wird, eine Quelle brauchbarer Erläuterungen werden. — Die von dem Hrn. Verf. verſuchte ſind ihm nicht alle gleich gut gelungen. Gar oft findet man ſtatt der gehoffte Entwickelung eines Begriffs oder einer uns ungewöhnlichen Denkart, nichts als eine kleine Erläuterung eines Worts oder einer Phraſe, deren Urſprung man nun leichter begreift. Doch auch das iſt nicht ohne Nutzen, und kann wenigſtens ein Verwahrungsmittel für manchen irrigen Erklärungen ſeyn, wenn nur der anderweitig erweißliche Sprachgebrauch dabey nicht außer Acht gelaſſen wird. Es fehlt aber auch nicht ganz an brauchbaren Erläuterungen der Sachen ſelbſt, die uns, wenn ſie gleich nicht immer etwas neues lehren, doch angenehm ſeyn müſſen, da ſie das beſtätigen, was wir aus dem Gebrauch andrer Hülfsmittel ſchon wußten. Verſchiedene Abſchnitte des Werkchens, in denen Zend Aveſta gar nicht gebraucht iſt, hätten füglich wegbleiben können.

2. Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon; nebst einer Probe richtiger Conjecturen übers neue Testament zum Anhange. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1775. 112 Seiten in 8.

Eine gute, jedoch hin und wieder etwas zu harte, Uebersetzung der Briefe des Jacobus und Petrus, nebst Erläuterungen über die Verfasser und den Inhalt derselben, von Hrn. Herder. Jacobus, ein Sohn Josephs und der Maria, und also ein jüngerer Bruder Christi, der von Jugend auf ein strenger und gegen Jesum eingenommener Nasiräer und Pharisäer gewesen, bis er nach Christi Auferstehung dessen Anhänger und darauf das Haupt der Nazaräer, das ist, der ältesten Juden-Christen Gemeinde in und um Palästina, geworden ist, — hat für diese seine Nazaräer seinen Brief, so wie Matthäus sein ursprünglich hebräisch geschriebenes Evangelium, bestimmt, und ihren Umständen gemäß eingerichtet. Judas, gleichfalls ein Sohn Josephs und der Maria, schrieb für Juden-Christen in den persischen Gegenden, und bequemte sich daher zu der persischen, magischen, zoroastrischen Denkart und Sprache seiner Leser, die der im Zend Avesta herrschenden ähnlich ist. Aus diesem ungewöhnlichen aber gutgewählten Gesichtspunkt betrachtet Hr. Herder beyde Briefe, und giebt gute Materialien zu weitern Untersuchungen.

3. Beyträge zur Vertheidigung und Erläuterung des Canons der heil. Schrift und der christlichen Religion überhaupt, von Joh. Rudolph Anton Piderit. Erster Beytrag. Frankfurt und Leipzig. 1775. bey Bayrhöffer. 168 Seiten in 8.

Dies Büchlein müssen Alle lesen, die noch nicht wissen, was für eine Mißgeburt entstehet, wenn ein Mann als Schriftsteller auftritt, der von dem, worüber er schreibt, nur wenig verstehet, sich aber doch weise zu seyn dünkt, und von heiligem Eifer für seine alte Orthodoxie glühet. Nichts kann eckelhafter seyn, als der Afterwitz, der durch das ganze Buch herrscht, und nichts elender, als die Insinuation, daß der Religionsfriede untergraben werde, und die protestantische Kirche in die politische Gefahr gerathen müsse, wenn man annehmen wolle, daß sich in den gedruckten masorethischen Text des alten Testaments Schreibfehler eingeschlichen hätten, die durch Hülfe alter Handschriften und Uebersetzungen eben so verbessert werden müßten, wie man fehlerhafte Stellen römischer

scher und griechischer Auctoren und des neuen Testaments selbst, durch den Gebrauch ähnlicher Mittel, verbessert. So viel aber auch H. P. von Reichsgesetzwidrig und von Gefahr der protestantischen Kirche redet, ist er doch nicht im Stand gewesen, eine einzige Stelle aus denen Confeßionen, auf welche sich der Religionsfriede gründet, anzuführen, worinn sein masorethischer Text für allein gültig und durchaus richtig erklärt worden wäre. Gleichwohl möchte er das Corpus Evangelicorum gern ins Spiel mischen, und schlägt eine Bibel-Spetre vor, damit kein Exemplar der Kennicottischen Bibel auf teutschen Grund und Boden gebracht werden möge. Auser Kennicotten ist es vornemlich Hr. Michaelis, gegen den H. Piderit sein bleyernes Schwerdt gezückt hat.

4. Vermischte Werke. Hamburg, bey Bohn, 1775. 366 Seiten in 8.

Die größere Hälfte und der wichtigste Theil dieser Werke besteht aus zwey Schauspielen, die der Verfasser der Theaterneuigkeiten beurtheilen mag. Unter den einzelnen Gedichten macht das Fragment eines Gesprächs den Anfang, das der Merkur ehemals mitgetheilt hat. Ich hoffte hierauf, mehrere poetische Satiren in diesem Tone zu finden; allein ich fand mich in meiner Erwartung betrogen. Die Oden, Lieder und Romanzen, welche hier stehn, erinnern nur an die Manieren beßrer Dichter. Der Thurm zu Babel, eine prosaische Satire über die lateinischen und ausländischen Verächter des Teutschen hat mich besser unterhalten. In der That aber wäre zu wünschen, daß der V. anstatt der beygefügten rhapsodischen Lehren für die teutschen Schriftsteller lieber (S. 274) die Nebenbegriffe der Wörter, die unmerklichen Schattirungen, die unendlichen Grade des Edeln, des Naiven, des Feinen, des Komischen, des Rührenden, die alle so sehr in dem Ausdrucke liegen, ernsthaft untersucht hätte. — Die Sammlung kleiner Aufsätze ist ein Magazin einzelner Gedanken von sehr verschiedenem Werthe. Wenn der Verfasser S. 307 diejenigen widerlegen will, welche die Einheit des Ortes bey den Alten wegen des Chores für nothwendig erklären, so vergißt er, daß der Chor die Bühne gar wohl verlassen durfte, und das wäre bey jeder Verwandlung nöthig gewesen. — Wenn die Römer gleich (S. 339) die histriones für keine so schändlichen Personen hielten, als die mimos: so litten sie doch die einen so wenig als die andern in ihren Zünften, schloßen beyde vom Kriegsdienst aus, u. s. w.

5. Idyllen der Teutſchen, aus gedruckten ſowohl als handſchriftlichen Originalen geſammlet; Zweeter Theil. Frankfurt und Leipzig, bey Perrenon 1775. 184 Seiten in 8.

Da ſich auch von den beſten Idyllen nicht viele hinter einander leſen laſſen, ſo iſt eine vermiſchte Sammlung von mancherley Verfaſſern unſtreitig angenehm, nur daß unſre übrigen Hirtendichter durch Geßner zu ſehr verdunkelt werden, wenn ſie neben ihm ſtehen, anſtatt daß man von Geßner nicht gern eine einzige Idylle miſſen möchte. Werden ſogar Nachahmungen neben ihm geſtellt, wie die Stücke eines gewiſſen Grader ſind, ſo muß der leztere zu ſehr verliehren. Dadurch daß der Herausgeber verſchiedene Gedichte in ſeine Sammlung gezogen hat, welche die Verfaſſer nicht Idyllen überſchrieben haben, wird die Idee des Schäfergedichts vielleicht noch mehr erweitert, vielleicht auch noch unbeſtimmter gemacht. Von ſo verſchiednen Werthe indeſſen die hier vereinigten Poeſien ſind, ſo können ſie doch dazu dienen, den Nationalcharakter unſrer Idylle fühlbar zu machen. — Einmal (S. 32.) hat ſich ein Ausländer Philipps hieher verirrt; ſollten aber ja Ueberſetzungen hier Platz finden, ſo würde ich lieber die Stadteklogen der Engländer gewählt haben, weil wir von dieſer Art in unſrer Sprache nichts beſitzen. Der handſchriftlichen Originale ſind nur zwey oder drey.

6. Schich Sadi Perſiſches Roſenthal, nebſt Locmanns Fabeln. Neue verbeſſerte Auflage. Wittenberg u. Zerbſt, bey Zimmermann, 1775. 358 S. in 8.

Verbeſſerte Auflage iſt hier weder in täuſchendem Buchhändlerſinne, noch als eine Ankündigung wichtiger Verbeſſerungen zu verſtehen. Ein Gelehrter hat würklich einen neuen Abdruck von der Ueberſetzung des Olearius beſorgt, aber keine Vergleichung derſelben mit dem Original angeſtellt, ſondern nur den Ton der Erzählung, wo er gar zu altväteriſch war, zu moderniſiren geſucht. Der Herausgeber kennt im Teutſchen kein Buch, das in ſo mannichfaltigen Erzählungen ſo viel Weisheit lehrte. Mannigfaltig? Es ſind ihrer faſt zu viel, und manche darunter ſehr gemein. So viel Weisheit? Die orientaliſche Art zu moraliſiren iſt nicht jedem angenehm. Er vergleicht darauf Gellerten mit Sadi. Welch ein Einfall! Er glaubt, Gellert ſey verdrungen; davon wünſchte ich den Beweis. Die wenigen hinzugefügten Anmerkungen ſind

ungefehr von der Art: Und wer froh iſt, iſt ein König, sagt Röschen in der Jagd. — Uebrigens, wenn er die neue engliſche Ueberſetzung nicht zur Hand hatte, ſo hätte ihm Saint-Lamberts ſeine Nachahmung bekannt ſeyn ſollen, die zu Leipzig 1772 unter dem Titel: Orientaliſche Fabeln, überſetzt worden.

7. Der Kenner, eine Wochenſchrift, von Town dem Sittenrichter. Leipzig, in der Weygandiſchen Buchhandlung, 1775. 361 Seiten in 8.

Wenn die Verfaſſer moraliſcher Wochenblätter am Ende ihrer periodiſchen Laufbahn Selbſtverläugnung genug hätten, alles das Mittelmäßige auszumerzen, zu dem periodiſche Schriftſteller am leichteſten verleitet werden: ſo würden ſie ſich unſtreitig öfter ſelbſt überleben, als es zu geſchehen pflegt. Ungleichheiten und Mattigkeiten hat man ſelbſt an den brittiſchen Nachfolgern des Zuſchauers bemerkt; und daher verdient der Gedanke des Herrn Hölty aus ihnen (denn es werden mehrere Bände erſcheinen) eine Chreſtomathie zu machen, glücklich zu heißen. Die beßten Allegorien, Satiren, Erzählungen, Abhandlungen, Bemerkungen, kurz ein Eſprit aus den Connoiſſeur wird dem ſchreibenden und leſenden Publiko gleich nützlich ſeyn. Die Beſchreibung von dem Ende eines Gewiſſenloſen S. 75, der Vorſchlag zu einem Damenparlamente S. 134, und der Plan zu einem Kalender für Standesperſonen S. 234 verdienen von denen, die das Buch in die Hände nehmen, zur Probe gekoſtet zu werden.

8. Neue Fabeln. Berlin 1775. 10 Bogen in 8.

Die Neuheit bezieht ſich nicht bloß auf die Zeit der Einſchränkung, und auch nicht immer iſt das Neueſte das Beſte. Es ſoll auch, nach der ausdrücklichen Verſicherung des Verfaſſers in der lezten Fabel, nicht auf die vorgetragnen Wahrheiten gehn. Zu weit getriebene Vorſicht ſchadet; der Schein betrügt; wer den Eſel neckt, muß auch ſeine Antwort ertragen, u. ſ. w. lauter Wahrheiten, die durch und ohne Fabeln oft genug gelehrt ſind. Eben ſo wenig kann man die Manier, in welcher die teutſche Fabel ſonſt bißher ſo mannigfaltig geweſen, neu nennen; es iſt die Leßingiſche, die von Seiten der Einfalt und der Kürze der Erzählung, und den Wendungen in den Moralen dem Verfaſſer beſſer gelingt, als im Scharfſinn, in der Energie und der Politur des Ausdrucks.

Die Neuheit beſteht meiſtentheils in den Erfindungen, und da dieſe in zweyundſiebenzig Fabeln meiſtentheils glücklich ſind, ſo verdient der Verfaſſer in dieſer Dichtungsart wenigſtens einen Wink von Beyfall.

9. Rudolph Auguſtin Vogels, weiland Doktor der Arzneywiſſenſchaft, Sr. königl. Großbrittaniſchen Maieſt. Leibarzt, und ordentl. Prof. der Medicin und Chemie auf der Univerſität Göttingen, der R. K. Akad. der Naturforſcher, der kön. ſchwed. und churf. mayuz. Geſellſch der Wiſſenſch., wie auch der königl. Geſellſch. der W. zu Göttingen ordentl. Mitglied, ingl. Phyſikus daſelbſt, Lehrſätze der Chemie. Ins Teutſche überſezt und mit Anmerkungen verſehen von Joh. Chriſtian Wiegleb, Apotheker in Langenſalza. Weimar, bey Carl Ludolf Hoffmann, 1775. groß 8. 648 Seiten, nebſt Regiſter und einer Vorrede.

Der Ueberſetzer hat in ſeinen beygefügten ſehr häufigen, ausführlichen, und auf Erfahrung gegründeten Anmerkungen, ſehr freymüthig mancherley Lehrſätze verbeſſert, Fehler, ſo im Originale befindlich waren, berichtiget, und noch andere neue Wahrheiten vorgetragen, wodurch dieſe Ueberſetzung einen beſondern Vorzug erhält, und Aufmerkſamkeit verdient. Nach Wieglebs Meynung ſind der Weingeiſt und Weineßig nicht mehr ſo künſtliche Produkte, als man zeither geglaubt hat, ſondern wahre Beſtandtheile der Gewächſe, welche vermittelſt der Gährung entbunden, alſo ausgeſchieden, und keinesweges erzeugt werden. Beſonders ausführlich hat der U. von dem Streite über die fette Säure, und wie weit es damit gediehen ſey, gehandelt. Ueberhaupt findet der forſchende Scheidekünſtler Nahrung zur Gnüge in dieſem vortreflichen Buche, in welchem Herr W. viele ſeiner nützlichſten Erfahrungen bekannt gemacht hat.

10. Anleitung zur Kenntniß der Europäiſchen Staatenhiſtorie nach Gebauerſcher Lehrart, von J. G. Nieuſel. Leipzig, bey Fritſch, 1775. in 8.

Die bequeme Einrichtung des bekannten Gebauerſchen Lehrbuches, über welches der Hr. Hofr. Nieuſel ſeine Vorleſungen der Staatengeſchichte zu halten gewohnt war, und der ganz-

gänzliche Mangel an Exemplarien von demſelben, bewogen ihn zur Herausgabe dieſes Werks. Man würde nicht gerecht gegen ihn ſeyn, wenn man es bloß für eine neue Ausgabe des Gebauerſchen Grundriſſes halten wollte, da es doch durch ſtrengere Wahl und vortheilhaftere Stellung der Begebenheiten, durch mehr berichtigte Zeitrechnung, durch fortgeſezte Geſchichte jedes Staates bis auf unſre Zeit, durch Hinzuthuung der dort fehlenden osmanniſchen, italiäniſchen und preußiſchen Staaten, durch Anführung wichtigerer und neuerer Bücher, und durch gänzliche Umarbeitung der Schreibart, dem Hrn. Herausgeber ganz eigen worden iſt. Kurz, es iſt ein neues Lehrbuch der Staatengeſchichte nach Gebauerſcher Methode, dem wir ſeiner vorzüglichen Bequemlichkeit und Vollſtändigkeit wegen den allgemeinen Beyfall des Publikum ſo zuversichtlich verſprechen können, als es den unſrigen erhalten hat.

VII.

Nachricht

den im Jahre 1773 auf Verfertigung eines Lehrbuchs für Landſchulen ausgeſezten Preiß betreffend.

Vor einigen Wochen erhielt der Herausgeber des Merkurs ein Schreiben, worinn im Namen einer zu gemeinſchaftlicher Ausarbeitung eines Lehrbuchs für Landſchulen vereinigten Geſellſchaft von Gelehrten dieſes ihr Vorhaben angezeigt wurde, mit der weitern Aeußerung: daß, da ſie durch dieſe ihre Schrift um den im Jahre 1773 im T. Merkur ausgeſezten, und im dritten Quartal des Merkurs dieſes 1775ſten Jahres dem Würdigſten öffentlich zuzuſprechenden Preiß zu concurriren gemeynt geweſen, mit der Ausarbeitung derſelben aber, verſchiedener Urſachen wegen, binnen

der

der bestimmten Zeit unmöglich zu Stande kommen könne, Sie ersucht haben wollte, daß, falls nicht entscheidende Ursachen gegen einen längern Aufschub vorwalteten, das Urtheil über die bisher eingelaufenen Preisschriften (zu welchen in gegenwärtigem Jahre nur eine hinzugekommen,) nur bis Ausgangs dieses laufenden Jahres zurückgehalten werden möchte, als bis dahin Sie auch ihre Ausarbeitung unfehlbar einsenden wollten. Da nun keine hinlängliche Ursache vorwaltet, diesen ungenannten Gelehrten die angesuchte Concurrenz um den besagten Preiß zu verweigern; so wird hiemit bekannt gemacht: daß aus Rücksicht gegen Selbige die Zeit, mit welcher man sich um jenen Preiß mitbewerben kann, bis Ausgang des gegenwärtigen Jahres offen bleiben, sodann aber ohne weiters geschlossen, und der Preiß längstens im April des Jahres 1776 demjenigen, der dem Ziel am nächsten gekommen, öffentlich zuerkannt werden soll.

W.

VIII.

Antworten
an ungenannte Correspondenten.

I.

Verschiedene Gedichte, und unter diesen 70 achtzeilige Stanzen, die den ersten Gesang eines Rittergedichtes in Arioſts Geschmack ausmachen, wurden mir vor kurzem aus Liefland von einem Ungenannten zugeschickt, um diesen Versuch nach meiner Willkühr entweder

entweder im Merkur bekannt zu machen, oder zur Vergessenheit zu verurtheilen. Daß poetische Früchte dieser Art von den beeißten Ufern des Baltischen Meeres (wie der Verfasser sich ausdrückt) selten einlaufen, ist sehr wahr; ob aber dies ein hinlänglicher Grund sey, sie mit der Nachsicht anzusehen, die der Verfasser fodern zu können glaubt, ließe sich vielleicht bezweifeln. Die patriotischen Klagen, die er über den Zustand der Gegenden an der Düna und Narowa, in Absicht auf Kultur des Geistes, Gelehrsamkeit, Geschmack und Sitten, führt, mögen sehr gegründet seyn; aber zum Unglück passen sie von Wort zu Wort auf den größten Theil unsers teutschen Vaterlandes eben so genau, als auf die Provinzen am Baltischen Meere. Die gröbern Vergnügungen der Sinne werden bey uns eben so wie dort von den Meisten den feinern Vergnügungen des Geistes vorgezogen; Es fehlt in Franken, Schwaben, Bayern, und manchen andern teutschen Provinzen, eben so wie dort, an Ermunterungen, wodurch Talente entwickelt werden könnten; und die Anzahl der wahren Kenner und ächten Richter des Schönen und Guten ist bey uns, verhältnißmäßig, gewiß eben so klein. Ich sehe also nicht, warum ein Dichter, der aus der Narowa trinkt, mehr Recht an Nachsicht fodern könnte, als ein Andrer, der an der Donau oder Elbe, am Rhein oder Mayn, oder gar an der unberühmt schleichenden Riß gebohren wurde. Indessen da der Ungenannte mit diesem Versuch eigentlich keine andere Absicht hatte, als zu erfahren: ob er in der Versart Arioſts bey mehrerer Anstrengung glücklich seyn könnte — und da er so bescheiden und verbindlich ist, dies meiner Entscheidung zu überlassen: so glaube ich Ihm nicht zu viel zu schmeicheln, wenn ich ihm Hoffnung mache, daß er in diesem Fache allerdings Lorberen verdienen könnte, in so fern er sich — den Gegenstand zu seinem Ritterge-

dicht

dicht aus der würklichen Ritterzeit, und aus der liefs ländiſchen Geſchichte wählen, — nach einem beſſern Plan, als der Arioſtiſche iſt, arbei en, — ſein Gedicht mit wahren und intereſſanten Localgemählden anfüllen, — auf Reinigkeit der Sprache, Richtigkeit, Stärke, und Leben des Ausdrucks, und Schönheit des Styls und der Verſification vorzüglich Fleiß verwenden, und — überhaupt den Idris mehr in Allem, was mit einigem Rechte daran gelobt wird, als in gewiſſen ſchlüpfrigen Gemählden zu erreichen oder zu übertreffen ſuchen wollte. Daß zu einem ſolchen Werke eine vorzügliche Beleſenheit in den Gedichten und Ritterbuchern ſowohl als in den Mönchschronicken und Legenden des medii aeui erfodert werde, verſteht ſich wohl von ſelbſt; wenigſtens wollte ich dem Verfaſſer anders nicht rathen, ein Gedicht zu unternehmen, das ohne eine ſolche Vorbereitung, ſchwerlich Wahrheit genug haben würde, um intereſſant zu ſeyn. Wie wollte er, ohne dies, ſich in den eigenen Geiſt des Zeitalters, woraus er ſein Subjekt gewählt hätte, in das Charakteriſtiſche der Begriffe, Vorurtheile, und Sitten der Ritterzeit, verſetzen, — wie, ohne dies, dem Koſtume, an welches der Dichter ſich eben ſo ſehr als der Mahler zu binden hat, getreu ſeyn können? Selbſt die Mythologie der Feerey iſt nicht willkührlich, und es iſt z. Ex. eben ſo unſchicklich, Urganden die Unbekannte (welche der V. aus den vier erſten Büchern des Amadis aus Gallien kennen lernen kann) zur Feen-Königin zu machen, als wenn ein Dichter die Flora zur Göttin Künſte oder Dianen zur Mutter der Grazien machen wollte. — Auf Nachſicht erſuche ich übrigens meinen ungenannten Freund nicht zu rechnen, wenn er von ſeinem Werke überlebt zu werden wünſcht. Will Er aber nur für ſich und ſeine gute Freunde dichten — ſo ſtehts allerdings bey Ihm, und niemand iſt berechtigt, ihm deswegen einen Proceß an den Hals zu werfen.

2.

2.

Der ungenannten Tochter Teuts, welche ſich in einem Schreiben vom 25ſten Jul. mit mehr Eifer als Einſicht über die noch immer im Schwang gehende Einmiſchung fremder-Wörter in unſre Sprache beſchwert, weiß ich überhaupt nichts Beſſers zu antworten, als was ich bereits bey verſchiedenen Gelegenheiten über dieſe Sache geſagt habe. Aber Sie ſcheint nicht geneigt zu ſeyn, einen Unterſchied zwiſchen entbehrlichen und unentbehrlichen, zwiſchen längſt in teutſches Bürgerrecht aufgenommenen und alſo nicht mehr fremden, und zwiſchen wirklich Ausländiſchen, bloß aus Nachläßigkeit oder Unwiſſenheit der teutſchen Sprache unnöthigerweiſe eingemiſchten fremden Wörtern, gelten zu laſſen. Es ſind Flecken (ſpricht Sie) die ich ſo wenig in teutſchen Büchern leiden kann, als Flecken auf meinem Kleide. „Am wenigſten (fährt Sie fort) kann ich die in teutſchem Kleide auftretende lateiniſche Wörter Subject, Factum, Individuum und andre mehr vertragen. Ich denke immer teutſche Schriften ſind doch, für alle Teutſche geſchrieben, und wenn ſo ein Wort vorkommt, ſo muß ich meinen Vetter, den Prediger, erſt um eine Auslegung begrüßen. Letzt wollte er mir erklären, daß, des Faktums, eben der Fall wäre, als wenn ein gewiſſer junger Land-Prediger des Evangeliums ſagte, da Andere noch den Ausdruck des Evangelii beybehielten. Als er mir hier die Wörter nach lateiniſcher Sprache und teutſcher Mund-Art durch alle Fälle vorſagte, und auf die mehrere Zahl kam, ſo ſtockte er und ich, was man ſolchen Wörtern in der mehrern Zahl für eine Endung geben ſollte; ob es da heißen würde, die Faktums, derer Faktums oder Faktümer, nach Biſchofthümer, oder wie ſonſten? Mein Vetter meinte, das wäre noch nicht recht erfunden, oder man hätte ſich noch nicht völlig darüber vereiniget. Ey, ſagte ich, ehe ſich die Gelehrten darüber die Köpfe

zer-

zerbrächen, sollten sie lieber auf reine teutsche Ausdrücke denken, die daßelbe sagten und welche andere ungelehrte Teutschen auch verstünden. So lange sie aber noch genöthiget wären, sich mit fremden Federn zu schmücken, so möchten sie auch die Endungen der fremden Mund-Arten zusammt ihren Buchstaben behalten.„

Die Dame will nun daß ich zwischen ihr und ihrem Vetter entscheiden soll. Zum Unglück, würde ich, wenn ich mich dessen anmaßte, Richter in meiner eignen Sache seyn; muß mir also dieses Amt dienstfleisig verbitten. Rathen könnt' ich Ihr allenfalls, sich in allem diesem dem Gebrauch, der ihre Zweifel längst entschieden hat, und dem Ansehen der allgemein anerkannten besten Schrifsteller sittsamlich zu unterwerfen, und nicht von der Sprache mehr verstehen zu wollen als Hagedorn und Lessing; auch sich nicht verdriessen zu lassen, wenn Sie ihren Vetter, den Herrn Prediger, manchmal um Erklärung eines fremden Worts begrüssen muß, so wie Sie ohne Zweifel eine Menge teutscher Wörter sich erklären lassen muß, wenn Sie mehr dabey denken will als ihr Kindermädchen; oder, wenn Ihr dies nicht gefällig ist, sich lieber auf ihren Eubach einzuschränken. Denn selbst Gellerts Fabeln möchten für Sie unteutsch und unverständlich seyn, da in diesen Fabeln sogar griechische Wörter vorkommen, z. E. Philomele, ein desto ärgerlicheres Wort, da Philomele bey diesem Dichter weder mehr noch weniger bedeutet als eine teutsche Nachtigall.

W.

Der

Teutſche Merkur.

September 1775.

I.

Cantate

auf den neunzehnten Geburtstag

und Regierungs-Antritt

des Herzogs von Sachſen-Weimar

und Eiſenach.

Heil, Dir, großer Wonnetag!
Unſer Jubel, unſer Seegen
Schallt Dir im Triumph entgegen;
Unſern Jubel, unſre Wonne
Hallt der ganze Himmel nach:
Heil Dir, ſchönſter Sohn der Sonne!
Heil dir, großer Wonnetag!

Aus welchem Aug, aus welcher Bruſt
Glänzet, flammet nicht Entzücken?
O Du, zu ſegnen, zu beglücken
Dies Land, dies Volk, von Gott erkohren,

Amalia, Dir danken wir
Den großen Wonnetag, die allgemeine Luft!
Du haſt den Götterſohn gebohren!
Gebohren unſern Carl Auguſt!

Ewge Güte, die du Ihn gegeben,
O vollende deinen großen Plan!
Schau von deinem Thron Ihn ſeegnend an,
Weyh' Ihn ein zum wahren Fürſtenleben.
Wenn Er nie von Deinen Rechten weicht,
Dir an Weisheit, Dir im Wohlthun gleicht,
Ewge Güte, die du Ihn gegeben,
O! dann ſchau dein Bild mit Wohlgefallen an!

Der Morgenröthe goldner Zeiten
Folgt nun der Tag. Seht, Bürger, über Euch
Seht euern Carl Auguſt!
Wie Er der Frühlings-Sonne gleich
Hervor aus Wolken bricht!
Die Wolken fliehn!
Und rings um Ihn
Wird Alles Leben, Alles Licht!

So eilt in Gottes Geſchäften
Ein Engel zur Erden herab.
Er kömmt mit göttlichen Kräften

Er

Er kömmt mit ſeegnenden Händen
Den hohen Befehl zu vollenden
Den ihm der Ewige gab!

Nicht unbelohnt, erhabner **Carl Auguſt**,
Weyhſt Du Dein Leben unſerm Glücke:
Ein Titus, ſeines Volkes Luſt,
Ließt ſeinen Ruhm in jedem Blicke,
Hat einen Thron in jeder Bruſt.

Ja, beſter Fürſt, Du wirſt, indem Du uns beglückeſt,
Der Glücklichſte von Allen ſeyn!
Iſt nicht das Beſte, was ein Sterblicher verdienen —
Ein Gott gewähren kann,
Iſt nicht das Ebenbild der großen **Carolinen**,
Iſt nicht **Luiſe** Dein?

Bald wird **Luiſens** Hand, am ſchönſten Deiner Tage,
Verſchränkt mit Deiner Hand,
Das heil'ge Unterpfand
Des allgemeinen Glückes!

O ſeegne, Vater des Geſchickes,
Dein groſſes Werk, den ſeligſten der Tage,
Und dieſes wonnevolle Band!

II.

Anmerkungen

zu einer Stelle in Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere, den Unterschied der menschlichen und thierischen Seelen betreffend.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes.

Salomo.

Nicht den Schatten des Carteſius, welcher unſere Viertheilsbrüder, wie ſie neuerlich ein menſchen- und beſtienfreundlicher Mann nannte, die Thiere, aus dem Range empfindender Weſen in die Klaſſe lebloſer Maſchinen herabwürdigte; ſondern die pios manes jenes Heiligen, der zum Schaafe ſprach: weide, Schweſter Schaaf! und zu den Fiſchen: hüpfet frölich mit mir, verbrüderte Fiſche! würde ich zu meiner Muſe erwählen, wenn ich ein Gedicht, und nicht einige zerſtreute philoſophiſche Anmerkungen über den Unterſchied der menſchlichen und der thieriſchen Seelen, niederzuſchreiben dächte. Denn (damit mein guter Leſer zum Voraus wiſſe, was er in dieſem Aufſatze ohngefehr zu erwarten habe) auch ich bin des feſten Glaubens, daß das verachtete Thier zwar nicht Fleiſch von meinem Fleiſch, wohl

wohl aber Geist von meinem Geiste, und also seinem und meinem bessern Theile nach, mit mir verbrüdert sey.

Man hat jezt durchgängig den Seelen der Thiere ein der menschlichen Vernunft analogisches Vorstellungsvermögen zugestanden, und mit Leibnitzen den Grund dieser Analogie in der einer thierischen Seele eigenen Erwartung ähnlicher Fälle gesezt. Reimarus, dieser verdienstvolle Mann, dem wir so viele gründliche und gleichwohl zu den mäßigen Fähigkeiten des größten Theils unserer Lesewelt herabgestimmte Untersuchungen zu verdanken haben, stimmt mit uns andern hierin überein; jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß man diese Analogie nicht mit Stuffen oder Graden verwechseln müsse. „Denn, sagt er, Stuffen legt man Dingen einer und eben derselben Art und eines Wesens bey, so fern eine verschiedene Quantität oder Größe und Zahl dabey statt findet, und was bloß stuffenweise unterschieden ist, das kann durch Vergrößerung und Vermehrung dem andern völlig gleich und ähnlich gemacht werden. Man kann also nicht sagen, daß die Pflanze von einem Thiere, die Maschine von der Seele, das Fühlen von dem Sehen, und also auch, die thierische Seele von der menschlichen Seele nur stuffenweise unterschieden wären, ohngeachtet sie eine Analogie mit einander haben. Denn die wesent-

lichen Theile und Kräfte einer Pflanze mögen noch so sehr vermehrt und vergrößert werden: so wird doch nimmermehr ein Thier daraus. Laßt die Maschine so subtil und künstlich werden, und so geschwinde Bewegung bekommen, als man will: sie wird doch nimmer eine Seele. Gebet dem Gefühl nach Belieben alle Zärtlichkeit, daß es auch Farben unterscheiden kann: es wird darum kein Sehen daraus werden, und (läßt er den Leser selbst hinzusetzen) vermehrt und vergrößert die Fähigkeiten der thierischen Seele, so viel ihr wollt, es wird doch nie eine menschliche Seele daraus hervorwachsen. „ (*) Eben dieser Meynung sind auch verschiedene andere Schriftsteller unter den Neuern, wie z. B. Hr. Flögel in seiner Geschichte des menschlichen Verstandes (**) beygetreten.

Was die mittlern beyden Verhältnisse, nemlich die zwischen Maschine und Seele, zwischen Fühlen und Sehen, anbetrift: so kann unter uns kein Widerspruch darüber statt finden, weil wir vermuthlich alle darinn übereinkommen, daß diese Dinge in der That wesentlich von einander unterschieden sind, und also durch keine bloße Erhöhung und Erniedrigung der Grade einander gleich gemacht werden können.

Ganz

(*) S. 13. (**) S. 137 u. f.

Ganz anders aber möchte es sich wohl mit dem Unterschiede zwischen Pflanze und Thier, und zwischen thierischer und menschlicher Seele verhalten. Ich lasse für diesmal den erstern fahren, um bey dem leztern allein zu verweilen.

Hätte der würdige Reimarus das ganze Thier und den ganzen Menschen mit allen ihren beyderseitigen wesentlichen Bestimmungen, wozu die Organisation mit zu rechnen ist, vor Augen gehabt: so würde ich gern ihm beyde Hände reichen, und mit ihm eingestehen, daß zwischen Thier und Menschen würklich ein wesentlicher Unterschied zu finden sey. Da er aber die beyderseitigen Seelen derselben von ihren Körpern trennt, und alsdann noch in beyden abgesonderten Vorstellungskräften eine wesentliche Verschiedenheit wahrzunehmen glaubt, so muß ich freylich bekennen, daß er mir, einen ganzen Erdgürtel lang — toto coelo, von der Wahrheit sich entfernt zu haben, scheine. Ich will mich erklären.

Nach Leibnitzischen Grundsätzen, welche in diesem Falle auch die meinigen sind, heißt Grad nichts anders, als eine bestimmte Einschränkung der Realität eines Dinges, so wie die Realität selbst die Vollkommenheit desselben ausmacht. Man hat neuerlich an dieser Erklärung auszusetzen gefunden, daß sie, selbst nach dem eigenen Lehrgebäude jenes

großen Weisen, bloß auf einfache, nicht aber auch auf die zusammengesezten Dinge, angewandt werden könne; in Betracht nemlich, daß diesem Systeм zu Folge, die Körper keine würkliche Substanzen (und also auch keine Realitäten) sondern nur Substanzenähnliche Erscheinungen wären, welche den Realitäten entgegen gesezt würden. Allein, wenn man bedenkt, daß Leibnitz behauptete, es liege bey allem was körperlich, und also eine Erscheinung ist, etwas reelles, etwas einfaches zum Grunde, von welchem diese Erscheinung gewürket würde: so wird man finden, daß die jezt erwähnte Erklärung von Vollkommenheit und Grad sich allerdings auch auf die zusammengesezten Dinge anwenden lasse, ohngeachtet ich gern gestehe, daß eine Anwendung der bekannten Wolfischen Erklärung, in diesem Fall, leichter, fruchtbarer, und daher auch rathsamer sey. Hier aber können wir von der erstern um desto sicherer Gebrauch machen, da wir es jezt nicht mit zusammengesezten, sondern mit einfachen Wesen, mit den Seelen der Thiere und der Menschen zu thun haben.

Wenn wir nun auch darinn übereinkommen, daß jede Realität, oder wenn man lieber will, jede einfache Substanz, in einer Vorstellungskraft bestehe: so würde, aus der angezeigten Erklärung vom Grade, es sich schon von selbst ergeben, daß nicht nur alle thierische und menschliche Seelen, sondern alle

endliche Subſtanzen überhaupt, von der ſchlafenden Monade an, bis zu dem herrlichen Seraph, der den erſten Ring in der groſſen Kette der Schöpfung ausmacht, nicht dem Weſen, ſondern nur dem Grade nach, unterſchieden ſeyen; weil der ganze Unterſchied derſelben nur in einer gröſſern oder geringern Einſchränkung ihrer Realität, das heißt, ihrer Vorſtellungskraft, beſtehen kann.

Ich ſage: alle endliche Subſtanzen; denn der unendliche Geiſt erhebt ſich über alle andere Geiſter dadurch, daß er eine Realität ohne alle Einſchränkung iſt. Zwiſchen dieſem alſo nur auf der einen, und allen endlichen Subſtanzen auf der andern Seite, findet ein weſentlicher Unterſchied ſtatt, welcher kein Unterſchied der Grade iſt.

Aber auch dieſer würde aufhören ein weſentlicher Unterſchied zu ſeyn, wenn die gewöhnliche Formel der neuen Philoſophie, die Formel, daß Gott ein Weſen ſey, welches alle Vollkommenheiten im höchſten Grade beſitze, nach dem genauen philoſophiſchen Sprachgebrauche genommen, etwas mehr, als klarer Unſinn wäre. Denn ein Grad — er mag der höchſte oder der niedrigſte ſeyn — iſt doch immer ein Grad, das heißt eine Einſchränkung der Realität. Wäre alſo Gott ein Weſen, welches alle Realitäten im höchſten Grade in ſich vereinigte: ſo wäre er

auch ein bestimmtes, und folglich eingeschränktes Wesen, ein Individuum, welches von uns nicht wesentlich, sondern nur dem Grade nach unterschieden bliebe. Man hüte sich also, diese den Begriff von Gott so tief erniedrigende Formel fernerhin zu gebrauchen, und dieses um so mehr, da sie nicht nur erniedrigend, sondern auch in einem hohen Grade widersinnig ist. Denn so wenig man bey einer nach allen Seiten ins Unendliche ausgedehnten Fläche eine Figur denken kann: eben so unmöglich ist es, sich bey dem Gedanken an einen unendlichen Geist irgend einen Grad seiner Vollkommenheit vorzustellen. Jene ist eine Fläche ohne alle Figur; dieses ein Wesen ohne alle Grade, ein allgemeines Wesen. Es klingt daher nicht ungereimter, zu sagen: eine nach allen Seiten ins Unendliche ausgedehnte Fläche habe die schönste Figur, als wenn man sagt: der unendliche Geist besitze alle Vollkommenheiten im höchsten Grade.

Dies im Vorbeygehen. Jezt lenke ich wieder ein, um dasjenige, was ich aus der Leibnitzischen Worterklärung gefolgert habe, nemlich, daß die Thierseelen von den Seelen der Menschen nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach, unterschieden sind, durch anderweitige Erörterungen in ein helleres Licht zu setzen.

Dasjenige, was, nach dem gewöhnlichen Vorurtheile, einen wesentlichen Unterschied zwischen der thierischen und menschlichen Seele ausmachen soll, ist die Vernunft. Wenn man auf die einfachen Bestandtheile des Begriffs, den dieses Wort ausdrücken soll, zurückgeht: so findet sich's, daß die Vernunft, statt eine besondere unabhängige Kraft der Seele (eine Kraft der Kraft!) zu seyn, in weiter nichts, als in einer besondern Modification der einigen wesentlichen Vorstellungskraft bestehe, nemlich in derjenigen Modification, vermöge welcher sie deutliche Vorstellungen hat, oder, welches auf eins hinausläuft, vermöge welcher sie sich den Zusammenhang der Dinge vorstellt. Wenn man diese Vorstellungskraft, diese Seele, abgesondert von allen organischen Werkzeugen, betrachtet: so hat man nichts, als eine bloße Fähigkeit, eine unbestimmte Kraft, welche Vorstellungen hervorbringen kann, ohne würklich durch diese oder jene bestimmte Vorstellung schon modificirt zu seyn. Man verbinde diese unbestimmte Kraft mit einer Organisation, und in demselben Augenblicke fängt sie an eine bestimmte, eine auf diese oder jene Weise modificirte, lebendige Kraft zu seyn. Wer hierüber nachgedacht hat, der begreift leicht, daß unsere Seele, wenn sie das bleiben soll, was sie ist, nemlich ein durch bestimmte Vorstellungen sich thätig äußernde, lebendige Kraft, nie aufhören könne, mit einer gewissen Organisation verbunden zu seyn.

Diese

Diese Organisation also, und die dadurch in der Seele veranlaßte würkliche Ideen, sind eigentlich dasjenige, was eine Vorstellungskraft auf diese oder jene Weise modificirt, und dadurch die Seele zu einem Individuum macht. Da nun die Vernunft, wie jeder, der die einige Seele nicht in mehrere Seelen oder Kräfte zersplittern will, gestehen muß, die Vorstellungskraft selbst ist, in so fern dieselbe dergestalt modificirt ist, daß sie sich den Zusammenhang der Begriffe denkt: so folget, daß der Grund dieser besondern Modification, wodurch eine Vorstellungskraft zu einer vernünftigen Vorstellungskraft erhoben wird, bloß in der mit ihr verbundenen Organisation zu suchen sey.

Die Möglichkeit, Vernunft zu haben, ist also da, so bald eine Vorstellungskraft da ist: es kömmt nur darauf an, daß diese Vorstellungskraft dergestalt modificirt werde, daß sie sich vorstellen kann, wie ein Begriff in dem andern gegründet, oder nicht gegründet sey. Alle Modificationen derselben rühren, wie wir vorher erkannt haben, von der Organisation her: folglich auch diese, welche wir Vernunft nennen.

Der klare Helvetianismus! wird hier vielleicht einer oder der anders meiner scharfsinnigen Leser ausrufen, der bey dem, was ich so eben von den Würkungen der Organisation geäußert habe, den

armſeligen Nachbeter des Helvetius auf der That ertappt zu haben, verſichert iſt. Es ſollte mir leid thun, wenn ſeine Entdeckung gegründet wäre. Schmach genug, ſelbſt Sophiſt zu ſeyn, wie viel ſchmählicher ſich zum Affen eines Sophiſten erniedrigt zu ſehen!

Aber ich bin es mir, dem Himmel ſey Dank! bewußt, daß ich weder dasjenige, was ich bisher geſagt habe, und in der Folge ſagen werde, dem Helvetius abgeborgt, noch daß ich mit dieſem immer witzigen, zuweilen ſcharfſinnigen, oftmals ſeichten, und nimmer tiefſinnigen Schriftſteller, einen und eben denſelben Zweck vor Augen habe. Folgende kurze Bemerkungen werden dieſe Verſicherung glaubwürdig machen.

Es fällt, wenn man den Geiſt des Helvetius und ſeine nachgelaſſenen Schriften lieſet, in die Augen, daß dieſer Mann über das Wort Organiſation nie recht nachgedacht habe. Man bemerkt leicht, daß er bloß die äußerliche Geſtalt des Körpers mit ſeinen fünf Sinnen, nie aber das feinere Gewebe der innern Theile deſſelben vor Augen gehabt habe. Dies iſt die Urſach, warum er bey der Betrachtung der Verſchiedenheit der Genien und Temperamente gar keine Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Organiſationen nimmt, ſondern vielmehr zuverſichtlich

behau-

behauptet, daß alle Menschen, commencement bien organisés (das heißt in seiner Sprache, welche ihre fünf Sinne haben) von Natur einerley Fähigkeiten besitzen, und daß der ganze nachherige Unterschied, bloß den jedesmaligen Umständen, worinn sich jeder von Kindheit an befunden, und der Erziehung zuzuschreiben sey. Man bemerke also zuvörderst, daß Helvetius und ich, bey weitem nicht einerley sagen, wenn wir beyde behaupten, daß der ganze natürliche Unterschied zwischen Menschen und Thieren am Ende auf eine Verschiedenheit der Organisation hinauslaufe; er meynt die äußere Organisation, ich hingegen meyne die äußere und innere zugleich. Das sagt er selbst mit deutlichen Worten: „Diese beyden Vermögen (la sensibilité physique et la memoire) die ich für die Quellen aller unserer Gedanken halte, und die wir mit den Thieren gemein haben, würden uns nur eine sehr kleine Anzahl von Ideen verschaffen, wenn sie nicht mit einer gewissen äußerlichen Organisation verbunden wären.„ Er erklärt sogar die Behauptung, daß eine gewisse innerliche Organisation auf die Beschaffenheit des mit ihr verbundenen Geistes einen Einfluß haben könne, für abgeschmackt, und das aus dem wichtigen Grunde: „weil noch keiner durch eine Folge von Beobachtungen das Wie? zu zeigen vermocht habe.„ Gleichsam, als wenn man sich von der Würklichkeit einer Sache nicht anderst überzeugen

gen

gen könne, als wenn man auch die Entstehungsart und den Grund derselben einzusehen im Stande ist!

Die Gründe, welche dieser Schriftsteller zur Unterstützung seiner Hypothese auf einander häuft, sind denn auch so schwankend, daß es seinen Widerlegern eben keinen sonderlichen Aufwand an Scharfsinn gekostet hat, sie über den Haufen zu werfen. Denn theils bewiesen sie gar nichts, theils aber nicht dasjenige, was dadurch erhärtet werden sollte — nemlich nicht, daß der ganze Unterschied zwischen Thier und Mensch in der äußerlichen Organisation liege; — sondern nur, daß die äußerliche Organisation an der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geschlechts gleichfalls einigen Antheil habe. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, einige dieser Gründe anzuführen.

Was ferner die Verschiedenheit unserer beyderseitigen Zwecke betrifft; so wird es hoffentlich aus dem Folgenden erhellen, daß ich bey weitem nicht damit umgehe, den Menschen zum Thier herabzuwürdigen, und ihm seinen edelsten Vorzug, das von aller sinnlichen Empfindung unterschiedene Denken weg zu vernünfteln, (worauf die ganze Philosophie des Helvetius abzielt); sondern bloß den unvergänglichen Seelen der Thiere Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und sie aus der verächtlichen Niedrigkeit,

zu welcher der menschliche Stolz sie hinab gestoßen hat, wo möglich, um einige Stuffen wieder empor zu ziehen.

Jezt kehre ich von dieser abermaligen Ausschweifung zurück, um zu vernehmen, was Hr. Reimarus wider meine bisherigen Vorstellungen noch etwa zu erinnern haben möchte: „Wäre die Thierseele, sagt er, von der menschlichen Seele, nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach, unterschieden: so müßten beyde, durch eine Erhöhung dieser Grade auf der einen Seite, und durch eine Erniedrigung derselben auf der andern, einander völlig gleich gemacht werden können. Dies ist nun aber der Erfahrung zuwider. (Aber wohl gemerkt, nur auf der einen Seite; ein Thier hat noch nie Vernunft bekommen, aber Menschen haben oft ihre Vernunft verlohren.) Ein Thier mag noch so alt werden, und noch so viele Künste lernen, nie wird es sich bis zum vernünftigen Denken erheben können; es wird immer ein Thier bleiben.„

Diese Erfahrung ist auf der einen, von mir bestimmten Seite eben so unläugbar, als die durch einen Trugschluß daraus gezogene Folge falsch ist. In der Erfahrung ist von dem Thiere, von dem ganzen Thiere, mit allen seinen Bestimmungen, die Rede: in

in der Folge aber von der bloßen Seele des Thieres, ohne Organisation betrachtet. Da liegt der Irrthum! Das Thier wird nie ein Mensch werden: weil Thier und Mensch, durch die Verschiedenheit ihrer beyderseitigen organischen Werkzeuge, wesentlich von einander unterschieden sind. Aber die thierische Seele wird nie eine menschliche Seele werden können? Auch dann nicht, wenn sie mit einem menschlichen Körper verbunden würde? Auch dies soll die Erfahrung lehren?

Herr Flögel behauptet das nun zwar mit vieler Zuversicht: „Sezt, sagt er, (als wenn das Experiment wirklich von ihm gemacht wäre) sezt eine kosmologische Monade in die Lage der Seele im menschlichen Körper; sie wird aus ihrem Todtenschlafe nie erwachen, oder sich zu der Hoheit, der menschlichen Vernunft erheben.„

Und warum nicht? Wann, wo, wie und von wem ist das Experiment angestellt worden, die Seele eines Hundes von ihrer hündischen Organisation zu trennen und sie mit einer menschlichen zu verbinden? Nichts geringeres, als ein solches Experiment würde erfordert werden, um sagen zu können: Die Erfahrung lehre, daß eine thierische Seele nie eine menschliche Seele werden könne. Eins lehrt die Erfahrung, und sie lehrt es in so vielen Krankenstuben

und Tollhäusern zu laut, als daß es noch jemanden unbekannt seyn könnte, nemlich, daß die menschliche Seele bey einer Zerrüttung der von ihr belebten organischen Maschine, in den Zustand einer unvernünftigen Thier-Seele hinabsinken könne. Sollte man nun nicht schon daraus auch auf der andern Seite die wahrscheinliche Vermuthung schöpfen dürfen daß die thierische Seele, bey einer verbesserten Organisation des ihr zugesellten Körpers, eben so leicht zu der Würde einer vernünftigen Seele empor steigen könne, als diese, bey einer in Unordnung gerathenen Organisation, in den Zustand der thierischen Seele verfallen kann?

Aber, werden vielleicht einige Leser sagen, was haben Organisation und Vernunft, körperliche Einrichtung und Geistesfähigkeiten mit einander gemein? Ist es dann also etwa der Körper, welcher denkt, der Körper, welcher empfindet, der Körper, welcher Vernunftschlüsse macht? Das sey ferne! Denn daß kein zusammengesetztes, sondern nur ein einfaches Wesen denken könne, ist eine Wahrheit, welche mit nichten, wie die Helvetiusse wähnen, nur wahrscheinlicher Weise erkannt werden kann, sondern welche des strengsten Erweises fähig ist. Es ist hier nicht der Ort, einen solchen Beweis umständlich darzulegen: aber gleichwohl können wir, um derjenigen Leser willen, welche den jetzgehörten Einwurf

wurf uns in den Weg legten, nicht ganz umhin, ihn wenigstens im Vorbeygehen vorzuzeigen.

Man weiß, daß dasjenige, was in uns denkt, zusammengesezter Vorstellungen fähig sey. Diese einzige Erfahrung ist hinreichend, uns zu überzeigen, daß unsere Vorstellungskrafft etwas einfaches sey. Denn laßt uns annehmen, sie wäre etwas zusammengesetztes: so müßten entweder alle ihre Theile zusammengenommen eine Vorstellung hervorbringen; oder jede besondere Vorstellung müßte von einem einzigen besondern Theilchen derselben bewirket werden. Nehmen wir den leztern Fall an: so bestehe das eine besondere Theilchen, welches ausschliessungsweise denken soll, vermöge der unendlichen Theilbarkeit der Materie, wieder aus andern Theilchen, und diese wieder aus andern, und so ins unendliche fort. Es ist also unmöglich, man mag die Theilung auch noch so lange fortsetzen, auf ein einziges untheilbares Theilchen zu kommen; und man sieht sich daher am Ende doch genöthiget, den ersten Fall zu ergreifen, und zu behaupten, daß mehrere Theile des zusammengesezten denkenden Wesens zusammengenommen an der Erzeugung einer Vorstellung Antheil haben. Dann laßt uns auch diesen Fall erwegen. Wenn also die aus Theilen bestehende Seele einen zusammengesezten Begriff, z. E. den Begriff von einem grünen Baume, mit Bewußt-

seyn ihrer selbst denkt: so ist die Vorstellung grün in a,

a	b
c	d

die Vorstellung Baum b, und in c das Bewußtseyn, daß sie beyde Vorstellungen in diesem Augenblicke habe. Hier sind drey einzelne Begriffe: grün — Baum — und Bewußtseyn. Aber diese drey Begriffe sollen nun mit einander verbunden werden, sollen in eine einzige Vorstellung zusammenfließen: und von wem soll nun diese Verknüpfung bewerkstelliget werden? Von a kann dieses nicht geschehen; denn in diesem ist bloß die Vorstellung grün; von b auch nicht, denn dieses hat bloß die Vorstellung Baum; von c eben so wenig, denn das ist nur mit dem Bewußtseyn beschäftiget. Also von einem vierten Theilchen der materiellen Seele, von d; Aber in d ist weder die Vorstellung grün, noch die Vorstellung Baum, noch das Bewußtseyn: wie viel weniger werden alle drey Vorstellungen darinn zusammenkommen, um allda mit einander verknüpft zu werden? Eben dieses gilt auch von allen andern Theilen einer solchen imaginirten Seele, wir mögen ihrer annehmen, so viel wir wollen. Die Möglichkeit einer zusammengesezten Vorstellung wird also so lange unbegreiflich bleiben, bis man ein einfaches Wesen annimmt, welches nicht aus Theilen besteht.

Also

Alſo nicht die organiſirte Materie iſt es, welche denkt: wohl aber iſt ſie es, die da macht, daß die ſie belebende einfache Kraft gerade ſolche und keine andere Würkungen äußert, als ſie würklich äußert; die da macht, daß die thieriſche Seele bloß ſinnlicher, die menſchliche hingegen ſinnlicher und deutlicher Vorſtellungen zugleich fähig iſt. Iſt es nicht unbegreiflich, wie diejenigen, welche den Leibnitziſchen Grundſatz, daß die Seele eine die Welt nach ihrem Standorte (und nach der Beſchaffenheit) ihres Körpers vorſtellende Kraft ſey, für wahr annehmen, dieſe unſere Behauptung in Zweifel ziehen, oder gar läugnen könnten? Aber ſo ſelten iſt es, daß die Menſchen ihren ſpekulativen Grundſätzen in der Anwendung treu bleiben!

Die Fortſetzung nächſtens.

III.

Gedanken
über das Schickſal der Juden (*).

Der Verfaſſer der Reiſen eines franzöſiſchen Officiers nach den Inſeln Frankreich, Bourbon,

(*) Von einem Ungenannten eingeſandt, den alle gutdenkende Leſer des Merkurs, mit mir, lieben, und zu kennen wünſchen werden. W.

und dem Vorgebürge der guten Hoffnung, hat vor einigen Jahren zur Ehre der Menschheit die Drangsale, welche die Mohrensclaven von den Europäern in jenen Welttheilen ertragen müssen, mit so lebhaften Farben geschildert; er hat ihre Rechte, als Menschen, mit so vielem Nachdrucke vertheidigt; er hat ihren Peinigern so kräftig, so rührend ans Herz geredt, daß er, wenn gleich die Redlichkeit seiner Absicht verkannt, und sein Zweck von denen vernachläßigt werden sollte, die in dieser wichtigen Angelegenheit des menschlichen Geschlechts entscheiden können, dennoch allen wahren Menschenfreunden unvergeßlich seyn wird. Er hat uns seinen Namen verhehlet. Dies bedaure ich. Wie merkwürdig würde mir dieser Name seyn! Er ist geadelt — durch eine That, die der Menschheit zur Ehre gereicht, und welcher Monarch auf Erden kann höher adeln?

Eine freudenvolle Empfindung durchströhmte mein Herz, als ich einen solchen Menschen erblickte. Zu bald aber ward sie von einer schmerzlichen verdrungen. Gewohnt, Betrachtungen anzustellen über das, was ich lese; gewohnt, die neuen Einsichten, die ich hiedurch erwerbe, auf dasjenige anzuwenden, was mir und meinen Mitbürgern wichtig seyn kann, leitete mich die Folge meiner Gedanken auf jenen fast unzählbaren Haufen, der mitten unter uns, die wir Christen, das ist, wenn ich nicht irre, solche Leute

seyn

seyn wollen, wenigstens sollen, die vor allen Dingen herzliches Erbarmen üben, in der höchsten moralischen Unglückseligkeit leben muß. Das Herz blutet mir bey diesem Anblicke. Ein Volk durch die Blindheit ihrer Väter von Allem beraubt, was Trost des Herzens, was Ruhe der Seelen, was äußere Sicherheit, was aufmunternde Aussicht in die Zukunft kann genannt werden, muß, als wäre es noch nicht bedauernswürdig genug, auch das Opfer unserer Verachtung, unserer Ungerechtigkeit, unserer Haabsucht werden. Menschen! wo denkt ihr hin? Die Hand des Höchsten kann euch treffen, so wie sie jene getroffen hat. Sie wird euch treffen. Leset die Aussprüche der ewigen Weisheit, des Allmächtigen, der nicht lüget. Mich dünkt, ich sehe sie schon zum Theil in ihre Erfüllung gehen. Die Vorboten davon sind bereits unter euch getreten. Der Schwindelgeist in dem, was unter den Christen das Unwandelbarste seyn sollte, die Unreinigkeit in den Sitten, die Untreue unter einander, der Verfall in alle die Laster, die vormals das jüdische Volk und ihren Gott von einander trennten, was sind sie anders? Und was soll ich von der Verblendung sagen, die sich schon hie und da spüren läßt, da manche lieber heydnischen Göttern opferten, als dem lebendigen Gott, wenn sie ihre Lüste nur ungehindert und unter eben dem Scheine von Heiligkeit befriedigen könnten. Die Art der göttlichen Gerichte bringet es so mit sich,

daß diejenigen, die Anderer Gebrechen unbillig tadeln, mit unzeitiger Strenge ahnden, sie vorsezlich in die Gefahr bringen, lasterhaft zu werden, am Ende selbst in diese Fehler verfallen, ohne eben den Grad der Nachsicht weder bey Gott noch Menschen finden zu können. —

Wir hassen die Juden, weil sie eine andere Sprache, andere Sitten haben, als wir. Wir verfolgen sie, weil Gott sie um ihrer Laster willen mit der Blindheit geschlagen hat, daß sie zu ihrem Heile das nicht glauben können, was wir glauben. Wir verachten sie, weil sie auf eine niedrige Weise das Ihrige erwerben. Wir drücken sie, um uns mit dem Ihrigen zu bereichern. Stählerne Herzen! Unweise Knechte! sollt ihr so mit euren Mitknechten verfahren? Wo stehet die Anweisung dazu? Kömmt euch nicht das Heil, alle geistliche, ja selbst der größte Theil eurer bürgerlichen Glückseligkeit, von ihnen? Was waret ihr, ehe das Licht, welches unter ihnen aufgieng, euch erleuchtete? Hat Gott sie verworfen, so wisset, daß er sie wohl wiederum in dem rechten Stamme einpfropfen kann, um bessere Früchte zu tragen, als ihr; und glaubet, daß er es thun werde, denn er hat es gesagt. Und was meynet ihr, sollte er dies zahllose Volk wohl umsonst, oder nur darum unter euch zerstreuet haben, damit ihr es verachtet? Wie gieng es den Egyptern? — Oder sollte

dies

dies merkwürdige Volk euch nicht vielmehr zu einem Beyspiele, zu einer Warnung, zu einer Ermunterung dienen? Sollte die ewige Weisheit nicht hohe Absichten gehabt haben, da sie dieses Volk über den ganzen Erdboden zerstreuete? Denket dem nach, und werdet klug!

Doch laßt sehen, ob ihr Grund habt sie zu verachten, oder euch selbst? Prüfet genau! seyd unpathetisch!

Es ist wahr, sie glauben nicht das, was wir glauben; sie glauben nicht das, was sie glauben sollten; aber, sie sind doch dem treu, was sie glauben. Und ihr?

Ihre Sprache lautet wunderlich, sie hat nicht den Wohlklang, nicht die Zierlichkeit, nicht die Regelmäßigkeit der eurigen. Freylich ein großer Fehler; aber sie ist doch rein von Ausdrücken, von Bildern, für deren wahre Bedeutung die Tugend erröthen muß, von Wendungen, worinn ihr in der eurigen die schaamlosesten Dinge zu verhüllen wisset. Ein wesentliches Verdienst, dünkt mich, um so viel wesentlicher, meines Erachtens, als es keinen andern Ursprung als in der Reinigkeit ihrer Sitten haben kann. Und sollten wir etwas anderm als dieser die Einigkeit, worinn sie unter sich leben, beymessen

können? Sind sie weniger gute Eltern, weniger gute Hausväter, weniger getreue Ehegatten. als wir? Ich fürchte, wir verlieren bey dieser Vergleichung. Und können wir diese Tugenden an ihnen gewahr werden, ohne überzeugt zu seyn, daß der Keim aller andern bürgerlichen Tugenden bey ihnen verborgen liege, und nur auf Gelegenheit zu dem glücklichsten Ausbruche warte?

Aber wie? sie bereichern sich auf unsere Unkosten; sie erwerben auf eine niedrige Weise? Ja! aber doch treiben sie keinen schändlichen Gewinn. Ihr verstehet mich. Und sind sie unsere heimlichen Blutigel, so machen wir sie dazu, indem wir ihnen den Zugang zu erlaubteren Gewerben versperren. Die Noth macht sie zu dem, was sie sonst nicht seyn würden. Und euer eigenes Beyspiel? — Wer unter euch ohne Fehl ist, der werfe den ersten Stein auf sie, ihr christlichen Wucherer! Und ihr seyd Glaubensgenossen, Schaafe einer Heerde!

Doch eben diese Betrachtung führet mich zu einer andern, die nicht weniger wichtig für euch als für sie ist. Ihr kennet diese Leute. Sind sie weniger verschlagen als ihr? Sollten sie weniger Fähigkeit zu nützlichen Gewerben haben als ihr? Warum laßt ihr diese ergiebige Quelle des Reichthums ungenuzt dahin fließen? Sehet! sie überströhmet eure Aecker

und

und Wieſen, und reißet die Früchte eurer ſauren Arbeit mit ſich dahin.

Ihr drücket dieſe Unglücklichen, um euch von ihrem Fette zu nähren. Wie groß iſt die Schande! wie geringe der Lohn! Denn was könnt ihr anſehnliches einem Haufen entreißen, der ſich nur verſtohlner Weiſe auf eure Unkoſten bereichern darf? Sollte Gott dies nicht ahnden? Und was gewinnt der Staat dabey? Seyd Menſchen! ſo werdet ihr Ehre und das Vaterland Gewinn haben. Beyde bleibend und fortdauernd, und Gott wird euch ſeegnen; denn ſollte er Unglückliche können glücklich machen ſehen, ohne zu belohnen?

Mich dünkt immer, wenn ich dieſe Unglücklichen erblicke, daß Gott ſie unter uns geworfen habe, um unſern Glauben durch ein herrliches Werk der Barmherzigkeit zu prüfen.

Nun wohlan! ſo laßt uns denn barmherzig ſeyn gegen ſie, gegen das Vaterland, gegen uns ſelbſt! Laßt ſie uns aufnehmen als Brüder! Laßt uns ihnen die Vorrechte einräumen, wodurch ſie nützliche Mitglieder des Staats werden können! Laßt uns ihnen die Thüren zu allen nützlichen Gewerben öffnen! Laßt uns ihnen die Hoffnung zeigen, daß ſie auf dieſem Wege auch Ehre erlangen können. Alsdann

kann werdet ihr Recht haben, es ihnen zu versagen, sich durch unerlaubte Mittel zu bereichern; alsdann werdet ihr Recht haben, sie als Uebertreter zu strafen. Verstattet ihnen Freyheit, und bindet sie durch eure Gesetze! Thut an ihnen was ihr wolltet, daß man an euch thäte! Sehet, so wird es euch noch einmal gelingen, sie auch zu der Erkenntniß desjenigen zu bringen, durch den wir dereinst der höchsten Glückseligkeit theilhaftig zu werden versichert sind.

Und welche That kann edler seyn als die, wodurch Menschen geholfen, dem Vaterlande gedienet, Gott geehret, und wir selbst mit Ruhm und göttlichem Wohlgefallen bekrönet werden?

Magna dii curant, parva negligunt. Cic.

IV.

Briefe über Italien.

Fünfter Brief.

Von den Spielen der Italiäner.

Aus meinem dritten Briefe wird Ihnen, bester Freund, schon bekannt seyn, daß die Italiäner zu allem, was die Sinnen ergözt, über die maßen geneigt

geneigt sind. Dies ist der Grund, warum wohl kein Land in der Welt ist, wo so viele Arten von öffentlichen und Privat-Spielen im Gebrauch sind, als in Italien, besonders wenn von jenen die Rede ist, die durch ihr äußerliches Gepränge die Augen belustigen. Vielleicht rührt dieser Hang von den alten Römern her, die alle Arten von Spielen und Feyerlichkeiten theils von den Hetruriern, theils von andern überwundenen Nationen angenommen hatten, und durch allerhand Cäremonien und Auszierungen sie zu verschönern nnd zu erheben wußten. Gewiß ist, daß man in verschiedenen heutzutage gebräuchlichen Spielen der Italiäner viele Aehnlichkeit mit jenen der alten Einwohner Italiens findet. Deswegen kann es einem Gelehrten keine gleichgültige Sache seyn, eine genaue Kenntniß davon zu haben.

Weil der Mensch im Spielen sich dem Vergnügen so überläßt, daß er fast aller Dinge, die um ihn sind, vergißt; so pflegt er seinen Gemüthscharakter am meisten dabey zu zeigen. Man kann ihn deshalb beym Spiel am besten kennen lernen. Auch die Arten der Spiele, wozu einer mehr, und der Andere weniger geneigt ist, zeugen von der Denkart, und den Hauptleidenschaften der Menschen. Sollte sich dieses nicht auf ganze Nationen anwenden lassen? Sollte man nicht aus den Lieblingsspielen ganzer Völker auf ihren allgemeinen Gemüthscharakter

schließen

schließen können? Ein Buch, worinn die Lieblingsspiele aller Nationen, und die Art, wie sie sich dabey verhalten, beschrieben wären, würde, glaube ich, der Philosophie große Dienste thun. Ich meines Theils will zu diesem Endzweck Ihnen die vornehmsten Spiele der Italiäner, so viel ich davon weiß, bekannt machen.

1) Il giuoco della Ruzzola; welches darinn bestehet, daß man auf ebenem Wege entweder einen harten runden Käse, oder eine etwa zwey Finger dicke Scheibe von hartem und etwas schweren Holze, welche wenigstens eine Spanne im Durchschnitt haben muß, so weit als immer möglich ist, mit der Hand oder durch den Anstoß des Fußes forttreibe. Wenn die Scheibe mit der Hand fortgetrieben wird, so wickeln sie einen ledernen Riemen theils um die äußerste Peripherie, theils um die Hand, und gewinnen dadurch eine größere Kraft, die Scheibe zu werfen. Da ich zu Perugia war, geschah es, daß eine solche Scheibe einem vorbeygehenden Esel vor die Stirn flog, und ihn so betäubte, daß er wie todt zur Erde fiel. Wer die Scheibe am weitesten wirft, der hat den gesezten Preiß gewonnen.

Sie sehen wohl ein, daß dieses Spiel eine große Aehnlichkeit mit dem Discus der Römer habe. Es ist nur dieser Unterschied zwischen beyden, daß die

Scheibe

Scheibe der Römer faſt eyförmig, von Stein oder Metall, nur fünf bis ſechs Finger breit war, und in die Höhe geworfen wurde. Im zehnten Buche von Ovids Verwandlungen ſpielen Apollo und Hyacinth dieſes Spiel auf folgende Weiſe:

— — — lati ineunt certamina diſci;
Quem prius aerias libratum Phoebus in auras
Miſit, et oppoſitas diſiecit pondere nubes;
Deciidit in ſolidam longo poſt tempore terram
Pondus, et exhibuit iunctam cum viribus artem.

Wie aber die Italiäner die ſteinerne oder metallene Scheibe der alten Römer in einen runden Käſe oder in eine hölzerne Scheibe verändert haben, ſo hatten die Römer den Hirtenſtab, den die Hirten des alten Griechenlandes in einem gleichen Spiele in die Ferne warfen, mit einer ſteinernen oder metallenen Scheibe vertauſcht. Homer im vierten Buche der Iliade beſchreibt es alſo:

Οσσον τις τ' ερρειψε καλαυροπα βωκολος ανηρ,
Η δε θ' ελισσομενη πεπτηται δια βως αγελαιας,
Τοσσον παντος αγωνος υπερβαλε.

2) Il giuoco delle Pallotole, welches von vier oder ſechs Perſonen geſpielt wird, deren eine jede eine hölzerne Kugel von ungefähr ſechs Zoll im Durchſchnitt nach einem gegebenen Ziel wirft. Das Ziel beſteht in einer Kugel, die ſich von der andern durch

die

die Größe unterscheidet. Das Spiel ist in zwo Partheyen getheilt, von denen diejenige gewinnt, welche die meisten Kugeln dem Ziel am nächsten wirft. Welche zuerst einundzwanzig Punkte zählt, hat das Spiel gewonnen. Hat der verlierende Theil weniger als eilf Punkte, so hat er doppelt verlohren. Weil das Ziel nach allen geschehenen Würfen jederzeit verändert wird, so ist das Erdreich mehrentheils sehr ungleich. Nichtsdestoweniger haben die Italiäner ein so genaues Augenmaaß in Ansehung des Abhanges, und wissen der Kugel eine so angemessene Kraft zu geben, daß sie nah' ans Ziel kommen, und allda still liegen bleiben muß. Ist es gar nicht möglich, dem Ziel am nächsten zu kommen, so heben sie mit der Kugel entweder das Ziel mitten unter den andern Kugeln heraus, oder sprengen mit derselben die Kugeln der Gegenpartey hinweg. Damit man den Kugeln eine gewissere Richtung geben könne, so wird auf einer Seite Bley hineingegossen.

3) Il giuoco del Ballon grosso. Der Ballon grosso ist ein großer lederner Ball von ungefehr acht Zoll im Durchschnitt, der mit Luft angefüllt ist. Er ist mit einer Mündung versehn, wo die Luft, wenn er schlaff geworden ist, wieder hineingepumpet werden kann. Er bekommt dadurch eine solche Schnellkraft, daß er durch einen mittelmäßigen Stoß weit weggetrieben werden kann. Der Spieler bewafnet

den

den rechten Arm mit einer Armschiene, die einem Muff gleicht, auf ihrer Oberfläche spitz ausgekerbt ist, und an einem in der vordersten Oeffnung zwerch durchgehenden Pflock mit der damit bedeckten Faust fest gehalten wird. Wenn das Spiel vollkommen seyn soll, so müssen der Spieler wenigstens sechse seyn; drey auf jeder Parthey. Anfänglich ist der Mittelpunkt der Spielbahn die Grenzscheidung der zwo Partheyen, aber im Fortgang des Spiels ist es jene Linie, die den Punkt durchschneidet, wo der Ball im Spiele hinfällt und liegen bleibt, es sey denn daß er ganz über die Grenzen des Spiels getrieben werde. Es kommt alles darauf an, daß der geschlagene Ball von der widrigen Parthey aus ihrem Felde in jenes der andern Parthey zurückgeschlagen werde, wo denn diese denselben wieder in das feindliche Feld zurücktreibt, so lang bis er auf die Erde fällt, und liegen bleibt. Die Parthey, in deren Felde dieses geschieht, hat mehr oder weniger Punkte verlohren, je nachdem der Ball weiter ins Feld getrieben worden ist. Sie spielen bis auf sechzig Punkte. Der Ball wird von einem dazu bestellten Manne dem Schlagenden vorwärts zugeworfen, und wenn er einmal geschlagen ist, so gilt es auch, wenn er von der feindlichen Parthey mit dem Schuh zurückgeprellt wird. Fügt es sich, daß der Ball an einem der Spielenden anstreift, so wird er um einige Punkte gestraft. Im Frühling, Sommer und Herbst

wird hinter den Mauern aller groſsen Städte gegen Abend Ballon gespielt, wo denn jederzeit sich eine groſse Menge Zuschauer versammelt.

Dies ist das Lieblingsspiel der Italiäner. Ein Edelmann trägt kein Bedenken, mit einem Handwerksmann, wofern er eine besondere Geschicklichkeit darinn besizt, öffentlich zu spielen, und diese Geschicklichkeit ist hinlänglich, ihren Mann durch halb Italien berühmt zu machen. Die vornehmsten Spieler verschiedener Städte fodern zuweilen einander auf, und spielen mit der gröſsten Ruhmbegierde hinter den Mauern der Städte, woher sie sind. Die Bürger nehmen alsdenn die Parthey ihrer Spieler an, und ihre Eifersucht könnte nicht gröſser seyn, wenn es auf den wichtigsten Sieg ankäme. Eine unzählige Menge Volks sitzet ringsherum auf Gerüsten, die sich stufenweis erhöhen, und bilden das schönste Amphitheater. Je nachdem eine der Partheyen in den Vortheilen zunimmt, so rufen derselben ihre Landsleute mit einem lauten Freudengeschrey und Händeklatschen Muth zu, mit den Worten: Bravi, braviſſimi; e viva; da indessen die andern heimlich murren. Es geschehen auch zwischen reichen Edelleuten, besonders wenn Engländer sich dabey befinden, sehr wichtige Wetten dabey.

Ich glaube nicht, daß ein Spiel unterhaltender seyn könne als dieſes, wenn die Spieler von gleicher Geſchicklichkeit ſind. Denn was kann angenehmers ſeyn, als ſehen, wie Schlag auf Schlag folgt; wie der Ballon eine geraume Zeit in den Lüften ſchwebt, ohne jemals die Erde zu berühren, die Spielenden kein Auge von ihm abwenden, und ein jeder mit dem Auge abmißt, wo er hinfallen muß; wie Hände und Füße in beſtändiger Bewegung ſind, theils dem Ball entgegen zu laufen, theils zu verhüten, daß er nicht anſtreife, theils dem etwa Fehlenden zu Hülfe zu kommen? — Die größte Geſchicklichkeit im Schlage beſteht darinn, daß der Ball entweder weit über die Grenzen der ganzen Spielbahn oder wider die Stadtmauer geſchlagen werde. Denn im erſten Falle wird er ſelten zurückgeſchlagen, und im zweyten iſt es ſehr ſchwer, daß der Ball von der Mauer mit dem bewafneten Arm ſo aufgefangen werde, daß er gerade in das Feld der feindlichen Parthey von der Armſchiene zurückgeprellt werde. Es gehört hiezu ein gewiſſer Schwung des Leibes, der nur dem geſchickteſten Spieler gelinget. Die alten Römer nannten dieſe Art von Ball Follis, und ſpielten damit eben ſo, wie es noch gebräuchlich iſt.

4) Il giuoco del Calcio, iſt eine Art von Ballonſpiel, welches nur bey großen Freudenfeſten, und zwar nur mit Fußtritten, geſpielt wird. Da der

Erzherzog Leopold als Großherzog nach Toskana kam, wurde es zu Livorno, und da die Großherzogin mit dem ersten Prinzen entbunden war, zu Prato gespielt. Bey diesem war ich gegenwärtig. Die zwo spielenden Partheyen unterschieden sich durch kurze Jacken von rothen und blauen Taffet mit blau und rothen Aufschlägen. Auf einem großen Platze der Stadt ward ein weiter Kreis von Bürgern, in einer schönen Uniform gekleidet, geschlossen. Der Spielenden Anzahl war zweyhundert. Sie zogen, in Compagnien getheilt, mit fliegenden Fahnen und kriegerischer Musik auf den Kampfplatz, und stellten sich in zwo Partheyen gegen einander über vier Mann hoch, so eingetheilt, daß kein Mann hinter des andern Rücken zu stehen kam. Ein jeder bekam dadurch Raum und Bequemlichkeit, das Seinige zu thun, wann der Ball vor seine Füße käme. Zwischen beyden Partheyen blieb ein Zwischenraum von ungefehr funfzig Schritt in der Breite. Es kam nun alles darauf an, den Ball, der nach gegebenem Zeichen unter sie geworfen war, mit den Füßen aus dem Felde der einen Parthey in jenes der andern zu werfen. Es war eine gewisse Zeit zum Spiel bestimmt, die den Spielenden unbekannt war. Die Parthey, in deren Felde der Ball am Ende der bestimmten Zeit war, hätte verlohren. Es ist nicht zu beschreiben, was für seltsame Bewegungen und Sprünge unter den ruhmsüchtigen Spielern geschahen,

hen, theils den Ball aus dem Felde mit den Schuhen zu schleudern, theils den schmerzhaften Fußtritten auszuweichen. Alles lebte und bewegte die Füße, besonders wann der Ball mitten unter eine Parthey fiel. Man hat mich versichert, daß keiner ohne mit Blut unterlauffenen Waden und Schienbeinen davon komme.

5) Il giuoco del ponte, ist ein Pisanisches Spiel, welches die ersten Stammväter der Pisaner aus Pisa, so in Elis gelegen war, nach Pisa in Toskana sollen gebracht haben. Gewiß ist es, daß man desselben Ursprung nicht weiß, und daß es eine Aehnlichkeit mit den olympischen Spielen hat. Gleichwie die Stadt Pisa durch den Fluß Arno in zwey Theile geschieden wird, so ist auch die Bürgerschaft in Ansehung dieses Spiels in zwo Partheyen getheilt. Die eine heißt di Sant Antonio, die andere di Santa Maria, welche sich durch die Bilder dieser Heiligen, die sie auf der Brust an rothen und grünen Bändern tragen, von einander unterscheiden. Jedermann ist so eingenommen für seine Parthey, als man in den allerwichtigsten Sachen seyn kann. Ein Frauenzimmer, welches aus einem Theile der Stadt in den andern sich verheyrathet, bleibt lebenslang ihrer Parthey getreu. Einen Monath vor dem Spiele entstehet eine solche Verbitterung der Gemüther, daß die Eheweiber von feindlicher Parthey sich ihrer

Männer enthalten, und es sehr gefährlich ist, über die Brücken des Arno des Nachts zu paßiren. Die Kriegsfahnen werden auf beyden Seiten der Stadt unter einer prächtigen Hohmesse eingeseegnet, eben als wenn der fürchterlichste Krieg bevorstünde. Ein jedes Kriegsheer bestehet aus sechs Compagnien, eine jede Compagnie aus sechzig Männern. Sie sind mit eisernen Harnischen, vergoldeten Helmen, Schildern und Streitkolben bewaffnet. Weil man unter dem Harnische und der Sturmhaube den Mann nicht leicht erkennen kann, so sind Edelleute, Welt- und Klostergeistliche, Bürger, Handwerksleute unter einander vermengt. Das Treffen geschieht auf einer der drey Brücken des Arnoflußes, welche ponte marmo heißt, weil sie von Marmor gebauet ist. Alles kommt darauf an, daß ein Theil den andern über die Mitte der Brücke zurück treibe. Nur dreyviertel Stunden darf der Streit dauern; wenn diese verflossen sind, so wird mit einem Kanonenschuß das Zeichen zum Frieden gegeben. Welche Parthey sich alsdann auf der entgegengesezten Hälfte der Brücke befindet, die hat gewonnen. Unten auf dem Arno stehen kleine Boote bereit, diejenigen aus dem Wasser zu retten, die in der Hitze des Treffens über die Brücke herabgeworfen werden. Sie sollten zwar ihre Streitkolben nur zum Stoßen gebrauchen; allein es bleibt dabey nicht. Sie schlagen einander damit so hart auf die Köpfe, daß manche halbtodt zu Boden

den fallen, und einige Tage hernach den Geiſt aufgeben. Da im Jahr 1767 der Großherzog zum erſtenmal zugegen war, erhizte ſich der Streit über alle maßen, und unter ſeinen Augen wurde einem Manne, der eine Frau mit fünf Kindern hatte, der Hirnſchädel eingeſchlagen. Von der Zeit an iſt den Piſanern nie mehr Erlaubniß gegeben worden, das Spiel zu wiederholen. Da Chriſtian der IVte, König in Dännemark, auf ſeinen Reiſen ſich bey dieſem Spiele befand, ſoll er geſagt haben, per un giuoco è troppo, e per una battaglia è poco.

6) Il giuoco di pugni, welches zu Siena gebräuchlich iſt. In den mittlern Zeiten, da Siena eine Republik war, ſoll der heilige Erzbiſchof Antoninus dieſes Spiel den Bürgern angerathen haben, damit den bürgerlichen Familien, die gegen einander Feindſchaft trugen, und einander heimlich und öffentlich ermordeten, Gelegenheit gegeben würde, ihre Rachbegierde in den vorgeſchriebenen Schranken dieſes Spiels zu ſättigen. Es geſchiehet auf folgende Weiſe. Eine große Menge Edelleute und Bürger, mit Jacken von rother und blauer Seide bekleidet, verſammeln ſich auf dem großen Platz der Stadt; und nachdem ſie ſich in zwo Partheyen getheilt haben, ſchlagen ſie ſich mit Fäuſten dergeſtalt auf die Köpfe, daß die ſchwächſten gezwungen werden, auf die Knie zu fallen, und ſich gefangen zu geben, wel-

che alsdann den Kampfplatz mit aufgeschwollenen Gesichtern, zerquetschten Nasen und Augen verlassen. Diejenige Parthey, welche sich in der andern Feld befindet, wann das Zeichen zum Aufhören gegeben wird, trägt den Sieg davon.

7) Il Corso di Barberi, das Wettrennen afrikanischer oder englischer Pferde. Dieses geschiehet entweder mit oder ohne Reuter. Im ersten Falle geschieht es auf den größten Plätzen der Städte rund um einen weiten Kreis. Es werden zwo parallel laufende breterne Wände, die aber nicht mit Tafeln ausgefüllt sind, rings um den Platz errichtet, zwischen welchen die Reitbahne ist. Welches Pferd im vierten Umlaufe das erste beym Ziele ist, das hat den Preis gewonnen. Die leichten Knaben, die ohne Sattel darauf sitzen, und die Pferde peitschen, beugen den Kopf fast bis auf die Mähnen, sonst würden sie bey dem gar zu raschen Durchschnitt der Luft nicht athmen können. Obgleich meines Erachtens diese Art von Wettrennen den circensischen Spielen der Römer am ähnlichsten, auch viel prächtiger und angenehmer zu sehen ist, weil man es von Anfang bis zu Ende ganz übersehen kann, so ist dennoch das Wettrennen ohne Reuter (Senza fante) fast überall gebräuchlich.

Die

Die längſten und geradeſten Straßen der Städte ſind zur Laufbahne beſtimmt, und haben auch deswegen in vielen Städten den Namen Corſo. Meiſtens gehn ſie von einem Stadtthore durch den größten Theil der Stadt zu einem andern. Im Anfang der Rennbahne werden queer über die Straße eben ſo viele Abtheilungen, als Pferde ſind, mit Bretern gemacht, und dies ſind die Carceres der Römer. Vor dieſen Abtheilungen wird ein großes Seil gezogen, damit kein Pferd vor der Zeit ablaufen könne. Dies iſt um ſo viel nöthiger, weil die Pferde, wenn ſie ſich zwiſchen den bretternen Wänden befinden, und nah zum Ablaufen ſind, faſt nicht mehr können eingehalten werden. Man hat Beyſpiele, daß ſie über das erhöhte Seil geſprungen ſind, und großes Unheil angerichtet haben. Um die Pferde zu ſpornen, ſind bleyerne Kugeln mit ſpitzigen Stacheln auf beyden Seiten des Rückens an Bindfaden mit Pech befeſtiget; welche durch die Bewegung des Pferdes ſich immer erheben und niederfallen, und das Pferd bis zum Blutvergießen ſpornen. Wenn die Richter (giudici), welche beym Anfang der Rennbahne auf einem erhöhten Erker ſitzen, das Zeichen zum Lauf gegeben haben, ſo fällt das vorgezogene Seil nieder. Ein jeder Stallknecht giebt alsdenn ſeinem Pferde einen Streich mit der Peitſche, und die Pferde fangen an, mehr zu fliegen, als zu laufen. Der Anblick ſezt jedermann in Erſtaunung. Nur ſchade, daß er

höchstens nicht einmal eine Minute dauert, so lange nemlich, als sie in einer geraden Linie laufen. Man sieht es den Pferden an, daß sie wissen, es komme darauf an, daß eins dem andern vorkomme. Manche schlagen und beißen, wenn ihnen ein anderes nahe kommt; aber indem sie sich damit verweilen, so laufen ihnen andere vor. Nicht unangenehm zu sehen ist es, wenn einige davon bey den Krümmungen der Straße über einander her stürzen; wo sie sich aber keinen Schaden thun, weil das Pflaster mit Sande bedeckt ist. Damit sie nicht aus der Rennbahne in die Nebenstraßen gerathen, so werden starke Seile davor gezogen, und Soldaten mit langen Spießen dahin gestellt, den Durchbruch des Volkes zu verhüten. So bald die Pferde an das Ende der Laufbahn kommen, so werfen ihnen die auf sie wartende Stallknechte einen Sack um die Augen, um sie zu blenden, und auf diese Weise lassen sie sich ohne Widerstand einhalten. Welches zuerst das gesezte Ziel erreicht, hat den Preiß gewonnen, der in einem langen Stück rothen halb mit Gold durchwürkten Sammet (Pallio) bestehet, und von den Interessen eines dazu bestimmten Kapitals bezahlt wird. Die am Ende der Rennbahne sitzende Richter lassen alsdenn eine gewisse verabredete Anzahl Raquetten in die Luft fliegen, welche von dem Thurm der Stadt, der dem Gerüste, worauf die Obrigkeit steht, am nächsten ist, wiederholt wird, damit dieselbe in wes

nig Minuten wisse, welches Pferd gewonnen habe. Alsdenn wird der Name des Gewinners von der Obrigkeit publicirt. Darauf laufen die Armen haufenweise vor die Wohnung des Gewinners, um Theil an dem Gelde zu haben, welches unter sie gewerfen wird.

Es ist fast unglaublich, wie schnell diese Pferde im Laufen sind. Obgleich die Rennbahne zu Florenz über eine Stunde Weges lang ist, so bringen doch die Pferde nie mehr als fünf Minuten zu, sie zu durchlaufen. Ich habe ein englisches Pferd gekannt, welches sechzehn Jahr nach einander fast bey jedem Wettrennen zu Florenz, Rom, Siena, Pistoia den Sieg davon getragen hat. Man nannte es deswegen il gran Diavolo. Es schien Menschenverstand zu haben. Im Anfange lief es mit mittelmäßiger Geschwindigkeit, und wenn die andern Pferde sich aus Athmen gelaufen hatten, alsdann ließ es alle seine Stärke im Laufen sehen. Bey jeder Krümmung wußte es die geradeste, und folglich die kürzeste Linie zu wählen; und wenn es bey der Wohnung seines Herrn (Cavaliere Alexandri) vorbey lief, erhub es den Kopf gegen das Fenster, wo sein Herr ihm Muth zurufte, und darauf verdoppelte es seine Schritte. Im einundzwanzigsten Jahre starb es. Sein Herr ließ ihm ein Epitaphium errichten, und die Poeten bestrebten sich, die guten Eigenschaften desselben mit gedruckten Versen zu besingen.

Die

Die Pferde, derer ich sechzehn auf einmal habe laufen gesehen, mögen einheimischen oder fremden Herrn gehören, so müssen sie unter dem Namen eines in der Stadt, wo das Wettrennen geschieht, ansäßigen Edelmanns laufen. Unter einem solchen Namen laufen auch manchesmal die Pferde englischer Roßhändler, welche, wenn sie gewinnen, manchesmal um fünfhundert Dukaten verkauft werden. Die Geldsummen, die bey diesem Spiele von reichen Kaufleuten und Edelleuten verwettet werden, sind viel beträchtlicher, als der Gewinn des Pallio.

Das Gepränge, welches bey diesem Spiel vorgehet, hat für das Auge des Zuschauers viel Reizendes. Ein paar Stunden, ehe das Wettrennen angehet, erscheint der Adel und die reiche Bürgerschaft in den prächtigsten Equipagen auf der Rennbahn, wo sie in zwo Reihen auf- und abfahren. Alle Fenster und Dächer sind von Zuschauern besezt, und längst den Häusern wimmelt alles von Leuten, die auf hölzernen Staffeln sitzen. Aus allen Fenstern hangen kostbare Stücke von Sammet und Seiden, um den Anblick zu verschönern. Diese Gewohnheit soll von des Kaisers Nero Zeiten herkommen. Denn da Nero bey einem Wettrennen zu Rom in einem Schmause begriffen war, und das Volk murrte, weil das Zeichen zum Anfang nicht gegeben wurde, so soll Nero ein Handtuch zum Fenster hinausgehalten

haben,

haben, welches in den folgenden Zeiten zum Zeichen, daß das Wettrennen anfangen soll, geworden ist. Deswegen giebt Juvenal Satyr. XI. den Megalensischen Spielen den Namen

— — Megaliacae Spectacula *Mappae.*

8) Il Corso di Cocchi, das Wettrennen mit Streitwagen, ist zu Florenz am Vorabende von Johannistag gebräuchlich. Dies scheint mir in seiner Art das schönste Spiel zu seyn, das man immer erdenken könne. Es geschieht auf einem Platze, di Santa Maria novella genannt, welcher wenigstens 400 Schritte lang und breit ist. Zween hohe Obelisken, die ungefehr 200 Schritte von einander entfernt stehen, theilen diesen Platz in zween gleiche Theile, wenn man sich zwischen denselben eine gerade Linie einbildet. Vier Streitwagen, die fast wie die sogenannten Phaetons gebildet sind, und worinn ein römischgekleideter Held sizt, ein jeder mit zwey flüchtigen afrikanischen oder englischen Pferden bespannt, rennen sechsmal um die zwey Obelisken herum, und derjenige, welcher das sechstemal das gesezte Ziel zuerst erreicht, hat den Preiß gewonnen.

Alles, was in dem Wettrennen der Römer vorkam, das findet sich auch hier. Gleichwie bey jenen die vier Farben der Streitwagen color prasinus, russatus, albatus und venetus waren, so unterschei-

den

den dieſelben ſich auch hier durch verſchiedene Farben. Es kommen hier in der Rennbahn ebenfalls die Carceres und Metä vor. Auch kann man ſich die Ovalfigur eines Amphitheaters hier lebhaft vorſtellen, weil ringsherum hohe hölzerne Gerüſte aufgerichtet ſind, worauf eine ungeheure Menge Menſchen ſizt. Es fehlt hier auch nicht an Geſchicklichkeit, die Pferde vortheilhaft zu lenken, nicht an Wetteifer einander vorzukommen, nicht an vortrefflichen Pferden, die mit unglaublicher Geſchwindigkeit fortrennen. Ich kann dieſes vortreffliche Spiel nicht lebhafter abſchildern, als wenn ich Virgils Beſchreibung davon anführe.

Nonne vides? cum praecipiti certamine campum
Corripuere, ruuntque effuſi carcere currus;
Cum ſpes arrectae iuuenum, exultantiaque haurit
Corda pauor pulſans: illi inſtant verbere torto,
Et proni dant lora: volat vi feruidus axis.
Iamque humiles, iamque elati ſublime videntur
Aera per vacuum ferri, atque aſſurgere in auras.
Nec mora, nec requies: at fuluae nimbus arenae
Tollitur; humeſcunt ſpumis flatuque ſequentum:
Tantus amor laudum, tantae eſt victoria curae.

Der gröſte Vortheil in dieſem Spiel beſteht darinn, daß der Wagen, ſo nahe als immer möglich iſt, um die zween Obelisken herumfahre, weil alsdenn die kürzeſte Cirkellinie beſchrieben wird. Daher laſſen

ſen ſich nun leicht die Verſe des *Propertius* Lib. 2. Eleg. 24. verſtehen:

Aut prius infecto depoſcit praemia curſu,
Septima quam metam triuerit arte rota.

Die Sache iſt aber ſehr gefährlich, denn wofern das Rad den harten Stein unter einem etwas ſpitzigen Winkel berührt, ſo geht alles in Stücken, und der darinn ſitzende läuft Gefahr, entweder Hals und Bein zu zerbrechen, oder unter die Füße der andern vorbeyrennenden Pferde geſchleudert zu werden; deswegen bedient ſich Horaz des Ausdruckes: metaque feruidis euitata rotis.

Uebrigens ſoll dieſes Spiel zum Angedenken des 1554 über die Parthey der Strozzi von den Medici bey Marciano erfochtenen Sieges von Cosmus I. angeordnet worden ſeyn. Man erzählt, daß, da Cosmus III. der vorlezte Großherzog aus dem Haus Medici, unter dem Corſo de Cocchi einem ſeiner Pagen, der aus dem Hauſe Strozzi war, erzählte, wie an dieſem Tage das Haus Medici über jenes der Strozzi Herr und Meiſter geworden ſey, der Page ihm geantwortet habe, daß, wenn das Glück ſeinem Hauſe günſtiger geweſen wäre, es wohl hätte ſeyn können, daß er nun Großherzog, und der Großherzog ſein Page wäre.

9) La

9) La Cuccagna, welches Spiel zu Neapel gebräuchlich ist. Auf einem großen Platze wird ein pyramidenförmiges Gerüste errichtet, an deßen Flächen von unten bis an die Spitze allerley Eßwaaren, als da sind gerupfte Gänse, Enten, Kapaunen, Hüner, Schinken, ganze Lämmer und Kälber, Viertel von Rindern, und unten ganze Rinder und Schaafe angebunden und befestiget sind. Rings herum wird von Soldaten ein weiter Kreis geschlossen. Dieser öffnet sich, so bald das Zeichen zur Plünderung der Pyramide gegeben wird. Diejenigen, welche die stärksten, und im Hinaufklettern die geschicktesten sind, tragen das meiste davon. Weil aber die Oberfläche der Pyramide mit Fett beschmiert, und schlüpfrig ist, so gehört viel Geschicklichkeit dazu, hinaufzuklettern. Manche, die schon bis in die Mitte der Höhe gelangt sind, fallen herunter, theils wegen der Schwere ihrer Beute, theils wegen der Schlüpfrigkeit, theils auch, weil sie von andern bey den Füßen herabgerissen werden. Das beständige Hinansteigen und Herabfallen macht eigentlich das kustigste vom Spiele aus. Wegen der Menge der Lazzaroni, die den Angriff thun, wird in wenigen Minuten die Pyramide leer.

Die Lazzaroni zu Neapel sind ein wildes, unerzogenes, zum Diebstahl und zur Empörung aufgelegtes Volk, so aus Bettlern, Taglöhnern und Lastträgern

trägern beſtehet. Sie ſind mit zerriſſenen Lumpen bekleidet, und ſchlafen meiſtentheils des Nachts unter verdeckten Gängen oder unter freyem Himmel. Es ſind ihrer wohl vierzigtauſend. Ihre Aelteſten, oder diejenigen, die recht handfeſt ſind, reſpectiren ſie faſt mehr als die Obrigkeit. Wenn etwa der Preiß der nothwendigen Lebensmittel zu hoch ſteigt, oder andere ihnen nachtheilige Verordnungen gemacht werden, ſo ſchicken ſie die Kühnſten und Beredtſamſten unter ihnen zum König, den ſie Du heißen (den jetzigen König nannten ſie vor ein paar Jahren noch picirillo, den Kleinen) und machen Gegenvorſtellungen. Wird denſelben kein Gehör gegeben, ſo hat man eine Empörung zu befürchten. Sie ſind allerdings fürchterlich, theils wegen ihrer großen Menge, die alle für Einen ſteht, theils auch weil ſie entſchloſſene Leute ſind, die nichts zu verlieren haben. Was ſie zu thun fähig ſind, das hat ſich bey der berühmten Empörung im Jahr 1647 an den Tag gelegt, da ſie Maſaniello, Einen ihres gleichen zum König machten. Man darf ſie nicht viel drücken, ſonſt rufen ſie: i Maſanielli non ſon morti.

10) La Caccia del Toro, zu Padua. Dies Stiergefechte geſchieht mit Hunden. Es kommt darauf an, daß die Hunde den Stier feſt halten; und die dieſes thun, haben den Preiß gewonnen. Es werden bey dieſem Spiele viele Hunde vom Stier in

die Luft geschleudert, woran Viele einen Spaß finden. Allein der größte besteht in den verschiedenen Wendungen und Bestrebungen des Stiers, der Hunde Anfälle zu vereiteln. Er kennt die Hunde, von deren Geschicklichkeit er Alles zu befürchten hat. Von diesen verwendet er kein Auge, auch zur Zeit, da er mit seinen Hörnern die ungeschickten Hunde in die Luft wirft. Auch ist es angenehm zu sehen, wie einige Metzger den Stier zum Zorn reizen, und desselben Verfolgung zu entgehen wissen. Mitten auf dem Kampfplatze stehet ein hohes und breites Faß, welches so befestigt ist, daß es der Stier nicht umwerfen kann. Um dieses Faß laufen die Metzger, wenn sie vom Stier verfolgt werden, und wenn es Noth hat, so steigen sie oben darauf. Die geschicktesten Hunde werden auf das Thier losgelassen, wenn es schon ziemlich an Kräften erschöpft ist; und wenn diese es fest halten, so hat das Spiel ein Ende.

11) Correr la Lancia, oder Correr l'anello, das Ringelrennen. Eine Art von Ritterspiel, wo man mit Lanzen und auf hölzernen Pferden nach eisernen Ringen rennt, die einen guten Zoll im Durchschnitt haben. Es gehet aber auf folgende Weise zu: In einem weiten, runden und hohen Gebäude erhebt sich in der Mitte von unten bis oben an die Decke eine bewegliche starke Walze von Holz, aus welcher

unten

unten in der Höhe von ungefehr sechs Schuh sechs oder acht lange Bäume in einer Horizontallinie hervorragen, an deren Ende hölzerne Pferde mit Sätteln und Steigbügeln, oder auch gemächliche Sessel für Damen befestigt sind. Durch eine lange Stange, die ebenfalls aus der Walze hervorgehet, wird dieselbe mit den hervorragenden Bäumen und hölzernen Pferden auf das geschwindeste herumgedrehet. Die Damen und Ritter, die auf den Pferden und Sesseln sitzen, stechen mit langen Lanzen in die ringsumher an stählernen Federn hangende Ringe, die aus hölzernen Köchern unten hervorragen, so daß wenn einer abgestochen ist, ein anderer hervorkommt. Das Spiel währt so lange, bis alle Köcher ausgeleert sind; und wer alsdann die meisten Ringe so abgestochen hat, daß dieselben an der Lanze hangen geblieben sind, der hat den Sieg davon getragen. Man kann es auch so spielen, daß die Spielenden gleich von Anfang eine gewisse Summe Geldes einsetzen, und daß ein jeder so viel Groschen ziehe, als er Ringe absticht. Dies Spiel hat viel Reizendes, und pflegt in Italien in den großen Gärten nach Tische gespielt zu werden.

12) Il giuoco della Mora, ein bloßes privat Spiel, welches nur unter dem gemeinen Pöbel gebräuchlich ist, und mit den Fingern einer Hand gespielt wird. Es kommt darauf an, zu errathen,

wie viele Finger der Gegner aufrichten werde. Beyde Spieler schließen die Fäuste; darauf richtet der Eine und der Andere zu gleicher Zeit nach Belieben 1, 2, 3 bis 5 Finger auf, also zwar, daß er die Anzahl seiner aufgerichteten Finger mit der Zahl der Finger, die er vom Gegner erwartet, zusammenrechne, und sie zu gleicher Zeit ausspreche, wenn sein Gegner das nemliche thut; woher denn beyde Spieler mit lauter Stimme z. B. 6, 7, 8 ꝛc. ausrufen. Ereignet es sich, daß, da ich 8 sage, würklich meine aufgerichtete Finger mit jenen des Gegners die Anzahl 8 ausmachen, so hab ich gewonnen. Es giebt Italiäner, die ihren Gegner so auslernen, daß sie fast jedesmal errathen, wie viele Finger er aufrichten werde.

13) La Befsana, zu Florenz, ein nächtliches Fest im Anfang des Carnevals. Weil es am Vorabend der Heil. Drey Könige geschiehet, so hat man demselben den Namen Befsana, von dem Worte Epiphania, gegeben. Sie setzen eine von Stroh gemachte, und mit grünem Epheu oder Lorbeerzweigen geschmückte Frau auf einen offenen Wagen, führen dieselbe durch die Stadt, begleiten sie mit einigen hundert brennenden Fackeln, mit musikalischem Getöne, Trommeln und Pfeiffen, und mit einem lustigen Freudengeschrey; reiten auch wohl auf Pferden und Eseln neben her. Einige blasen auf langen Hörnern

nern von gebranntem Thon, und verursachen dadurch ein gräßliches Getöse durch die ganze Stadt. Wer siehet nicht, daß dieses den Bacchanalien der alten Römer fast nicht ähnlicher seyn könne? Darauf folget

14) das Carnevale, welches bis auf den Aschermittwoch dauert. Das Carnevale unterscheidet sich dadurch, daß währender dieser Zeit jedermann nicht nur bey den Schauspielen, sondern auch auf offenen Straßen, sowohl bey Tage als bey Nacht, in Masken erscheinen könne. In jeder Stadt befindet sich ein dazu bestimmter großer Platz, wo die Masken sich versammlen, und sich besonders sehen lassen. Solche Erscheinung nennen sie Corso delle Maschere. Diese geschieht mit größerer Pracht als sonsten auf Sonn- und Feyertägen. Alsdenn fahren die vornehmsten Masken in prächtigen offenen Equipagen, und die Herren selbst lenken meistens die Pferde. Die Kutschen gehen alsdenn in zwoen Reihen neben einander vorbey, um den großen Platz, und durch die darauf stoßende längste Straße, welche zu Florenz zwo welsche Meilen lang, und ganz mit Kutschen bedeckt ist. Die übrigen Masken, die zu Fuß gehen, bleiben auf dem großen Platze versammelt. Dieser Corso delle maschere fängt ein Paar Stunden vor Abends an, und dauert bis es dunkel wird. Alsdenn verfügen sich alle Masken ins Theater.

Alle Schaubühnen stehen zur Carnevalszeit offen, und jeden andern Tag wird neben den gewöhnlichen Komödien auch eine Oper gespielt.

In den meisten Städten Italiens dörfen auch die Mönche in ihren Ordenskleidern, zu Venedig aber nur in Masken, sowohl im Theater, als im Corso delle Maschere erscheinen. Aber auch in den Mönchen und Nonnen-Klöstern werden zu gewissen Tagen Komödien gespielt. Die jüngsten Mönche ziehen alsdenn, nach Erfordernis der Sache, Frauenzimmerkleider, und die Nonnen Mannskleider an, und spielen ihr Rolle vortreflich. Bey den Nonnen wird alsdann keine weltliche Person, als nur die Mädchen, die zur Auferziehung in ihren Klöstern sind, zum Zuschauen gelaßen. Hingegen können weltliche Personen männlichen Geschlechts sich bey den Schauspielen der Mönche einfinden. Diese spielen meistens beßer als die öffentlichen Schauspieler. Den weil in allen großen Klöstern General-Studien sind, wo des Studierens halben nicht nur aus allen Theilen Italiens, sondern auch fast aus allen Nationen junge Geistliche sich aufhalten, so kann man einer jeden Nation Charakter und Dialekt, besonders in den Komedien des Goldoni, auf das lebhafteste vorstellen. Vor 10 Jahren fügte es sich, daß die Komedie l' avocato veneto zugleich im Convent S. Spirito und im Theater della via del Cocomero

mero zu Florenz gespielt wurden. Weil die Mönche viel beßer spielten, als die öffentlichen Schauspieler, so lief alles nach S. Spirito. Der Impresario (Entrepreneur) beklagte sich deshalben bey der Obrigkeit; er fand aber kein Gehör, weil die obrigkeitlichen Personen selbst jedesmal im Kloster erschienen. Allein weil bekannt wurde, daß viele Damen, des Kirchenbanns ungeachtet, in Abbee-Kleidern sich unter die Zuschauer gemischt hatten, so wurde es von den Mönchen freywillig unterlassen.

Auf den sogenannten fetten Donnerstag, und an den Drey lezten Tagen erscheint das Carneval in seinem größten Glanze. Alsdann wird alles an prächtige Equipagen, und Maskenkleider gewandt. Die Damen, Edelleute und reiche Bürger glänzen alsdann von Edelgesteinen, und übertreffen im Schmuck alle Erwartung. Alle Schaubühnen werden mit Wachskerzen durchaus beleuchtet, damit der Schimmer der Jubelen und prächtigen Maskenkleider desto mehr ins Auge falle. Die größten unter den Schaubühnen dienen auch einmal die Woche zu Redouten währenden Carnevals.

Das Carneval zu Venedig hat dieses insbesondere, daß es den Tag nach Weinachten anfängt, daß man fast nur sich in Bauta maskirt, das ist in einem schwarz seidenen Mantel, mit einem schwarzen

Flor, der in Form einer Kappe über den Kopf gezogen wird, worauf der Hut gesezt wird, mit einer weißen Larve, die nur bis auf den Mund herabgeht. Es ist bekannt, daß man in den sogenannten Ridotti nicht tanzt, sondern Farao spielt, wo nur Venetianische Edelleute tailliren dörfen, ob sich gleich auch Andere dabey interessiren können.

15) La Festa del Bucentauro, zu Venedig auf Christi Himmelfahrt, wo der Doge im Namen der Republik sich mit dem Adriatischen Meer vermählt. Das Fest hat den Namen Bucentauro von dem Schiffe, auf welchem der Doge mit den Rathsherren die Ceremonie verrichtet, welches Bucentauro (weil es für zweyhundert Mann, Ducent'uomini, gemacht ist) genant wird. Es hat zwey Verdecke. Im Unterm sind auf jeder Seite 26 Ruder, und im Obern ist ein großer mit Sammet Tapezirter Saal, mit dem Throne des Doge, und mit andern Seßeln für die Rathsherrn und fremden Botschafter. Es wird Ihnen schon bekannt seyn, daß der Doge mit den Rathsherrn auf diesem Schif bis ans Ende der sogenannten Laguna fährt, wo das hohe Meer anfängt, und alda einen Ring unter Abfeurung vieler Canonen ins Meer wirft. Das schönste dabey ist die Folge von unzähligen reich gezierten Booten, worauf wechselweise eine stark besezte Musik von Waldhörnern erschallt.

Am

Am nemlichen Tage iſt bey Murano das Wettrennen der Gondeln, il Corſo delle gondole, wo man die Geſchicklichkeit der Venetianer im Rudern nicht genug bewundern kann. Man kann ſich alsdann die Naumachia der alten Römer recht lebhaft vorſtellen. Eine ſolche Art von Wettrennen auf dem Waßer iſt auch zu andern Zeiten zu Venedig auf dem Meer, und zu Florenz auf dem Arno-Fluß gebräuchlich. Dort nennt man es Corſo delle Regate, hier aber Corſo de Navicelli.

Unter die Privatſpiele gehören die verſchiedenen Gattungen von Kartenſpiel. Ich will ihnen aber nur diejenigen nennen die in Teutſchland nicht gebräuchlich ſind; als da ſind, il Giuoco delle Minchiate, ein Toskaniſch Spiel, welches viele Aehnlichkeit mit dem Taroccoſpiel hat; Tre ſette quadrigliate, welches von dem gewöhnlich Tre ſette ſich dadurch unterſcheidet, daß es bey jedem Spiel ſich endigt, ohne auf 21 Punkte zu gehen; La Bambara oder la Primiera, eine Art von Treſchak, wo man aber den erſt Einladenden nicht überſteigern darf; Trent' uno, wo einer wie im Faraone, die Bank hält, und die Karten umſchlägt, und viele andere ohne Karten mitſpielen. Zwiſchen dem Banquier und den Mitſpielenden kommt es darauf an, entweder Einunddreyßig, oder die wenigſten Punkte unter 31 zu haben. Wer dieſe hat, gewinnt.

Ein jeder kann so viel setzen als er will, welches der Banquier noch vor dem Schnitt belegen muß. Es wird mit französischen Karten gespielt, und alle Figuren gelten zehn.

Mich däucht, ich habe Ihnen nun die vornehmsten Spiele der Italiäner, so viel ich mich deren erinnere, bekannt gemacht. Das Einzige muß ich aber noch anmerken, ehe ich schließe, daß es zu den Zeiten, da fast so viele Republiken, als Städte in Italien waren, eine Hauptmaxime der Regierungen war, den aufrührischen Pöbel mit öffentlichen Spielen zu beschäftigen, und ihre Gedanken von der Aufmerksamkeit auf die Handlungen ihrer Edlen auf Ergötzungen zu leiten. Daher kommt es, daß fast eine jede Stadt durch gewisse öffentliche Feyerlichkeiten und Spiele sich von der andern unterscheidet. Man könnte viel eher jede andere Gebräuche abschaffen, als diese; worinn man eine vollkommene Aehnlichkeit der Italiäner mit den alten Römern bemerkt, von welchen Juvenal in seiner 11ten Satyre schreibt:

— Si deficeret, moestam attonitamque videres
Hanc vrbem, veluti Cannarum in puluere victis
Conſulibus.

Die Spiele und Feyerlichkeiten, die sich in Italien mit der Religion vermengen, bleibe ich Ihnen auf ein andermal schuldig; denn izt ist es Zeit, diese

Materie

Materie abzubrechen. - Wenn das Spiel ſelbſt auch ſeine gröſten Liebhaber endlich ermüdet, um wie viel bälder muß man es überdrüßig werden, von nichts als Spielen reden zu hören?

V.

Zwoote Unterredung mit dem Pfarrer von ***.

Als ich den zweeten Beſuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälligerweiſe verhindert, ihm ſogleich aufzuwarten, und ließ ihn alſo bitten, ſich etliche Minuten in meinem Zimmer mit ſich ſelbſt, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich ins Zimmer trat, fand ich ihn über einem Theile von Carl Grandiſon, der von ungefehr im Fenſter lag; und ſo kamen wir auf Carl Grandiſon zu reden, und von Grandiſon auf die Bücher, worinn die Menſchen geſchildert werden, wie ſie ſeyn ſollten. Dies Geſpräch war, in Abſicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Digreßion: hatte aber doch ſo viel Verwandtſchaft damit, daß ich für gut anſah, ihm ſeinen Gang zu laſſen.

Der

Der Pfarrer meynte, daß die Bücher im Geschmack des Carl Grandisons die nützlichste und erbaulichste Art von moralischen Büchern wäre.

Ich gestehe Ihnen unverhohlen, sagte ich, daß ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieser Gattung von Büchern allen Werth absspreche, zumal wenn sie, wie Clarissa und Grandison, das würklich leisten, was sie versprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt sehr wenig, oder doch nicht sehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worinn die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten.

Pfarrer. Wieder ein Paradoxon!

Ich. Nicht so paradox, als es Ihnen beym ersten Anblick vorkömmt.

Pfarrer. Sie wollen vielleicht sagen, daß nicht so viel Genie dazu gehöre, die Menschen darzustellen, wie sie seyn sollten?

Ich. Zum Darstellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beym Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer sind Darsteller. Aber izt ist die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, sondern was erbaulicher und nützlicher sey.

Pfarrer.

Pfarrer. Ich begreiffe nicht, wie dies eine Frage seyn kann. Der Mensch hat einen angebohrnen Instinkt zum Nachahmen, und wird Alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, so muß man seine Aufmerksamkeit auf vortreffliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muß sie ihm also zeigen, wie sie seyn sollten. Dies, däucht mich, ist so gut als eine Demonstration.

Ich. Es stößt sich nur an einer einzigen Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

Ich. Halten Sie die Antwort auf die Frage: Wie sollen die Menschen seyn? für etwas so leichtes?

Der Pfarrer stutzte, erhohlte sich aber sogleich wieder und sagte lächelnd: Was Sie auch für Fragen thun? Ich halt es für etwas sehr schweres, zu seyn wie man seyn soll; aber nichts ist leichter als es zu wissen.

Ich. Ja freylich ist nichts leichter als die Sokratische Kalokagathie, mit allen theoretischen Tugenden

den

den des Aristoteles, die Cardinaltugenden des heil. Thomas von Aquino an ihrer Spitze, zu definiren und in Ordnung zu stellen, und große Reden über ihre von keiner Seele jemals im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Spekulationen und dem würklichen Leben des Menschen! — Mein lieber Herr Pfarrer von ***, sollten Sie wohl je mit uns befangenen Geistesaugen in die Natur hineingeschaut und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist? — Der Naturmensch, lieber Herr Pfarrer, nicht der Mensch dieses Systems oder jenes Systems — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern z. Ex. aus dem großen Uhrwerk des Ganzen herauszuschrauben, ihm alles was ihn, Peter, zum Peter und keinem Andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen, und nachdem er durch diese herrliche Operation seiner ganzen Peterheit, d. i. alles dessen, wodurch er Etwas ist, (denn wenn Peter nicht Peter ist, was ist er?) beraubt worden, — das nakte, kahle, unwesentliche Phantom für einen Menschen auszugeben, und uns dann Langes und Breites vorzuschwatzen, wie es anzufangen wäre, um aus diesem Phantom wieder einen Peter zu machen, der kein Peter, sondern gerade so ein Ding wärt, wie

der

der Herr Operateur es haben will. Sie sehen, dazu gehört weder Kunst noch Wissenschaft, noch Menschenverstand. Aber Sie sehen auch, daß ein Mann, der dies thut, nur seinen Spaß mit uns treibt, sollt' er auch ein so feyerliches Gesichte dazu machen als ein Kutukru von Thibet, wenn er im Nahmen des großen Lama den ehrlichern Tartarn seine Pülverchen austheilt.

Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie hiemit so viel sagen: es sey ungereimt, sich allgemeine Begriffe vom Menschen, und seinen wesentlichen Eigenschaften, seiner Bestimmung und seinen Pflichten zu machen; und auf diesem Wege herauszubringen, wie der Mensch seyn müsse, um weise und gut zu seyn. Haben Sie auch die Folgen einer solchen Behauptung überlegt?

Ich. Wir verstehen einander noch nicht sonderlich, so viel ich höre. Ich behaupte nicht, daß wir etwas Ungereimtes thun, wenn wir unsre individuellen Vorstellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge wahrnehmen, und die dadurch entstehenden abgezogenen Begriffe durch Zeichen fixiren. Wer kann läugnen, daß wir ohne diese Operation unsers Verstandes weder Licht und Ordnung in unsre Vorstellungen, noch Zusammenhang und Festigkeit in unsre

unsre Handlungen bringen könnten? Generalisirte Begriffe vom Menschen, und von dem, was ihm, als Menschen, seiner Natur und seinen manchfaltigen Verhältnissen nach, nützlich und anständig ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen; vorausgesezt, daß sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisirt worden, — wogegen freylich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzählichemal gesündigt worden ist, und täglich gesündigt wird. Richtig generalisirte Begriffe kommen nicht nur unserm Verstande zu Hülfe, der ohne sie aus dem unermeßlichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender, und so mannichfaltig assoeiirter Empfindungen und Erinnerungen sich unmöglich herauszufinden wüßte: sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens, indem sie unsrer Würksamkeit gewisse feste Punkte vorstecken, und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialcharten des Lebens für etwas mehr zu halten als sie sind? Bedenken wir, daß unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach St. Jago von Compostella, sondern einem Feldzuge in einem mit Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen angefüllten Lande gleich ist, wo uns Generalcharten wenig helfen

sen können; wo wir die besondersten, genauesten, bezeichnendsten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt seyn darf, um alle die unzähligen kleinen Operationen, die zu Vollführung unsers Hauptplans zusammenspielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandniß, so ist klar, daß es, um den Menschen — d. i. den Petern, Hansen, Caspern, Greten, u. s. w. — mit Nutzen und Effect zu sagen, wie sie seyn, wie sie handeln sollen, lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: seyd weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch, gerecht, wohlthätig, u. s. w. Selbst derjenige, der ihnen überhaupt sagt, wie man's machen müsse, um weise, klug, fromm, u. s. w. zu seyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit ist — „Petern, Hansen, Greten, u. s. w. zu belehren, wie sie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem besondern Zusammenhang der innern und äußern Umstände, worinn sie sich in jedem dieser Punkte befinden — unter dem Drucken, Stoßen und Anziehen so unzählig vieler auf sie würkender, mechanischer, lebendiger und geistiger Kräfte — mitten unter so vielen Schwierigkeiten, Hindernissen, Collisionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon sie umgeben sind — „ es anfangen sollen, um so weise, fromm, gerecht und

gut zu seyn, als mehrbesagter Peter, Hans, Grete u. s. w. unter allen besagten Umständen seyn können. — Nun begreiffen Sie doch wohl, Herr Pfarrer, daß ich nicht unrecht hatte, die Frage, wir sollen die Menschen seyn: für keine so leichte Frage zu halten? Denn entweder sagt die Frage — Unsinn, oder die Meynung ist: „wie können Menschen unter gewissen vorausgesezten Individual-Umständen seyn?„ — Und um dies zu bestimmen, wird (wie Sie leicht ermessen werden) eine Kenntniß der menschlichen Natur und des Laufs der Welt erfodert, wovon die meisten, die sich mit moralisiren abgeben, kaum das A B C gefaßt haben.

Der Pfarrer. Gleichwohl ist eine unläugbare Wahrheit, daß alle Menschen seyn können, was sie seyn sollen. Oder wozu hülfen sonst Erziehung, Sittenlehre, Religion, Gesetze; und mit welchem Recht könnte man diejenigen bestrafen, welche gethan haben, was sie hätten unterlassen sollen?

Ich. Zugestanden, Herr Pfarrer, insofern Sie mir dagegen zugestehen, daß niemand verbunden ist, zu seyn was er nicht seyn kann.

Der Pfarrer. Das fodert auch niemand.

Ich. Dies möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber lassen wir sie, wo sie ist! Die Erörterung würde

de uns zu weit von unserm Zwecke führen. Entweder haben Sie mich noch immer nicht verstanden, oder wir sind einig darüber: daß die besondern Einschränkungen des Verstandes und Willens einzelner Menschen, d. i. die (unzählig verschiedenen) Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Bestimmung des Menschen gehören, von ihren besondern Umständen abhangen; und daß es also nicht bloß auf eines Mannes Willen ankömmt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Phocion, oder Marcus Antoninus zu werden.

Der Pfarrer. Ich sehe nicht, warum ich Ihnen dies nicht zugeben könnte. Es wird von niemand gefodert ein Marcus Antoninus zu seyn, der nicht dazu berufen ist.

Ich. Ich bitte Sie, lassen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefodert wird. Der Foderungen sind mancherley, und es kommt so viel darauf an, wer der Fodernde ist! Wie viele fodern Alles von Andern, und nichts von sich selbst? Andere glauben, unverständigerweise, sehr billig zu seyn, indem sie von einem Jeden fodern, was sie sich selbst zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fodern vom Blinden, daß er sehe, vom Lahmen, daß er tanze? Wie oft sind selbst die Foderungen der Gesetzgeber ungerecht? — Aber das Wesen,

das uns gemacht hat, fodert von keinem seiner Geschöpfe mehr, als was nach dem Maaße der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zusammenhang der Umstände, in die es gesezt worden, möglich ist; nach dem Urtheil dessen, der Alles mit Einem Blick durchschaut und ermißt, möglich ist! — Lassen wir also, noch einmal, was von den Menschen gefodert werden kann. Zu unserm diesmaligen Vorhaben ist genug, wenn wir darinn übereinkommen, daß von keinem Menschen gefodert wird, vollkommen zu seyn.

Der Pfarrer. Da es uns beyden um Wahrheit zu thun ist, so will ich die Ermahnung des Erlösers: „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist „ — nicht mißbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu schicaniren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern scheint, sagt anderswo: „Niemand ist gut, denn Gott allein.„ Beyde Stellen zusammen geben uns die Wahrheit. Der Mensch kann weder Gott seyn, noch Gott werden: Aber dem Gott, nach dessen Bild er erschaffen ist, immer ähnlicher werden, dies kann er, und dazu ist er da. Sein richtiges Bestreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit selbst angerechnet.

Ich

Ich. Nur einen einzigen freyen heitern Blik auf das Menschengeschlecht, wie es ist, wie es immer gewesen ist, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie. Desto schlimmer, daß wir so tief unter das, was wir seyn sollten, gefallen sind!

Ich. Wir sind gegenwärtig, was wir den Umständen nach seyn können, und um zu werden, was wir seyn sollten, müßten noch viel Anstalten gemacht werden, die bisher nicht gemacht sind, viel Stufen erstiegen werden, die noch über uns sind, viel Hindernisse aus dem Wege geschafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dies, lieber Herr Pfarrer, beweißt für meine obige Behauptung. Um an der würklichen Verbesserung des sittlichen Zustandes der Menschen arbeiten zu können, müssen wir wissen, — wie gut oder schlecht die Menschen sind, — warum sie so sind, wie sie besser werden können — und welches für Alle und für jeden insbesondere, die nächste Stufe ist. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuseeländer werden noch manche Stufe steigen müssen, bis sie so gut und schlimm werden, als die Engländer in den nächsten 75 Jahren gewesen sind; und die artigste Otaheiterin muß durch manche Verwandlungen gehen, bis sie eine Aspasia wird; so wie eine

Aſpaſia noch manche Haut abzuſtreiffen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

Der Pfarrer (lächelnd.) Dies dürfte wohl eben ſo gut der Fall unſrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreiſen des H. Römiſchen Reichs ſeyn?

Ich. Glauben Sie? — In der That hälf es zu nichts, wenn wir uns und unſre Zeitgenoſſen für beſſer halten wollten, als wir ſind. „Aus ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen„ — iſt eine herrliche unfehlbare Regel, wenn ſie nur, wie alle andre Regeln in der Welt, mit Verſtand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Geſtehen wir uns alſo immer, daß der größere Theil der Menſchen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere ſittliche Verfaſſung betrift, entweder noch ſo roh und ungeſchliffen, oder bereits ſo verdorben ſind, daß der Mann, der ihnen zuruffen wollte, ſeyd vollkommen, nicht weiſer handelte, als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorſchlag thäte, auf einen Bal zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugeſtehen, daß man, in dieſem Falle, Schritt vor Schritt gehen muß, und daß man ſchon etwas gethan hat, wenn man ſehr thieriſche Menſchen zu einigem Grade von Verfeinerung bringt. Nicht wahr?

Der Pfarrer (mit einem ſchwachen Achſelzucken.) So wenig es iſt, ſo iſt's doch etwas.

Ich. Wenn es mit der Verbeſſerung der Menſchen natürlich zugehen ſoll, ſehe ich keinen andern Weg.

Der Pfarrer. Unter dieſer Einſchränkung geb' ich's Ihnen deſto unbedenklicher zu.

Ich. Sie werfen, wie ich ſehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Calov. Aber wir haben hier nichts von ihm zu beſorgen. Denn die Rede iſt unter uns ſchlechterdings bloß von natürlichen Urſachen und Würkungen; und ſo befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Calove und Quenſtädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der große Lama von Thibet. Wir wären alſo darüber einig, daß man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Lauf der Natur, nur ſtuffenweiſe verbeſſern könne?

Der Pfarrer. So dächt' ich.

Ich. Wenn dies iſt, ſo iſt auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worinn die Menſchen abgebildet werden, wie ſie ſind, oder jene, worinn man uns idealiſche Menſchen, z. Ex. Clariſſen, Gran-

dlsons, Henrietten Byrons u. dergl. schildert, die nützlichern seyen? Denn diese vollkommnen Menschen sind um so viele Stuffen über uns, daß wir mit aller Bestrebung uns zu ihnen aufzuschwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen.

Der Pfarrer. Dies seh ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daß wir immer noch weit unter so vollkommnen Mustern bleiben werden; aber eine aufrichtige Bestrebung, ihnen ähnlich zu werden, muß uns doch nothwendig merklich weiter bringen, als wir sind.

Ich. Die Erfahrung scheint Ihnen hierinn zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu seyn. Junge Leute, (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesezt zu werden,) junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Ueberlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmal erreichen; und werden darüber entweder lächerliche Copien, oder finden daß die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und geben's auf. Vielleicht liegt in dieser unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden als man seyn kann, eine von den würksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viel melancho-

lancholiſche, hypochondriſche, mit der Welt und mit ſich ſelbſt unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in dieſem Leben braucht, unbrauchbare Jüngslinge giebt. Sie glauben nicht, wie ſehr die Anzahl dieſer unglücklichen Geſchöpfe täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeynter Größe des Geiſtes und Güte des Herzens — nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben iſt's zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für ſie; allenthalben ſind die Menſchen, mit denen ſie leben müßten, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu ſeyn; ihre unbiegſame Seele ſtößt allenthalben an, kann ſich nie mit den Umſtänden vertragen, will immer Alles oder Nichts, träumt immer von Unabhänglichkeit und Selbſtgenugſamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn ſie nothgedrungen fühlt, daß der Menſch, organiſirt wie er iſt, weder unabhängig noch ſelbſtgenugſam ſeyn kann. — Sagen Sie mir, wär es nicht tauſendmal beſſer, dieſe jungen Menſchenkinder, anſtatt ſich immer in Zeiten, die nie geweſen ſind, und zu Menſchen, wie es nie keine gegeben hat, zu verſetzen, lernten den Menſchen kennen wie er iſt, die Welt kennen wie ſie iſt; lernten begreiffen, wie dieſer Zuſtand die nothwendige Würkung dieſer Urſachen iſt; lernten einſehen, wie ſie ſelbſt ſeyn müſſen, um in die Zeit, in den Platz, in die Umſtände, unter

die Menschen zu passen, in und unter welche die Vorsicht sie gesezt hat, lernten die Mittel, die würklich vorhanden sind, kennen, wodurch sie selbst und Andre, natürlicherweise, besser werden könnten; und vergäßen nicht vor allen Dingen zu lernen, daß diese nemliche Welt, in welcher wir leben, und diese nemlichen Menschen, mit welchen wirs zu thun haben, bey weitem nicht so schlimm sind, als Unwissenheit, Schwärmerey, Mißsucht, Hypothesensucht, übermäßige Einbildung von sich selbst, Unmuth über fehlgeschlagene Erwartungen, und andre ähnliche Leibes- und Seelenkrankheiten uns solche vorstellen. Wär' es nicht besser, alle Bücher, die wir zu unsrer Belehrung oder Unterhaltung lesen, führten uns zu diesem Zweck? Oder, wenn wir ja zu unsrer Ergözung auch Ideale und Hirngeburten haben wollen, ist nicht wenigstens unläugbar, daß die Geschichtschreiber der Menschheit nüzlicher sind als die Prometheen (*), die uns neue Menschen nach ihrem eignen Bilde schnizeln.

Der Pfarrer. Beynahe sollten Sie mich dessen überreden. Aber gleichwohl lassen Sie den Werken, worinn

(*) Man sehe dies nicht als eine Anspielung auf den Prometheus Göthe an; denn die Menschen, die dieser wählt, sind so würkliche und individuelle Menschen als jemals welche gemahlt wurden.

worinn vollkommne Charakter als Muſter geſchildert werden, nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren. Dieſe ſind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüthsergötzung; denn ſie dienen uns wenigſtens zum Maasſtabe unſers moraliſchen Werths, und demüthigen unſern Stolz, indem ſie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem ſind, was wir ſeyn müßten, um wahre, unpartheyiſche, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dies iſt, wie Sie ſehen, immer ein großer Nutzen.

Ich. Ich zweifle, daß er bey Vielen ſtatt finden möchte. Die Menſchen nehmen als eine ausgemachte Sache an, daß Unvollkommenheit das allgemeine Loos der Menſchheit ſey, und finden ſich alſo durch vollkommne Charakter eben ſo wenig gedemüthigt, als unſre größten Kriegshelden ſich kleiner dünken würden, wenn ſie im Herkules und Herkuliskus die Thaten der gewaltigen Ritter leſen würden, die auf einen Hieb drey oder vier Rieſen entzwey hauen, und mit einem einzelnen wohlbezauberten Schwerdt ganze Armeen in die Flucht jagen?

Der Pfarrer. Es iſt ſchwer über ſolche Dinge etwas Allgemeines feſtzuſetzen. Alles hängt von der beſondern Diſpoſition der Leſer ab, und wie unendlich verſchieden iſt nicht dieſe! —

Ich.

Ich. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweyen entgegengesezter Gattungen von Schriften ist, so entscheidet, däucht mich, die Würkung derselben auf die meisten Leser; und aus diesem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom Jones über einen Carl Grandison bald ausgemacht seyn.

W.

Die Fortsetzung nächstens.

VI.

Theatralische Neuigkeiten.

Wir können nicht umhin, vor allen Dingen eine Begebenheit anzuzeigen, die, in mancherley Betracht, unter die Unerwartetsten gehört, und in den Annalen des teutschen Schauspiel-Wesens angemerkt zu werden verdient. Am dreyzehnten des vorigen Monats (August) wurde nehmlich das Wielandische Singspiel, Alceste, nach der Composition des Hrn. Schweizers (von deren Vortreflichkeit der gedruckte Auszug zwar nur einen unvollkommen Begriff, aber doch wenigstens keine geringe Erwartung giebt) auf dem Churfürstlichen Theater zu Schwetzingen, in höchsteigner Gegenwart des Churfürsten, mit einem Beyfall aufgeführt, der in vielen, wo nicht in den meisten Zuhörern, den Wunsch erregte, teutsche Singspiele dieser Art über die ausländischen, die bisher den einheimischen Musen noch immer die Aufmerksamkeit unsrer Großen, und selbst der Musageten unter denselben entzogen haben, die Oberhand gewinnen zu sehen. Diejenigen, welche durch eigne

Erfah-

Erfahrung, oder doch aus fremden Nachrichten, (z. E. aus Burneys muſicaliſchen Reiſen) einen Begriff von dem Manheimiſchen Orcheſter haben, können ſich vorſtellen, wieviel Alceſte durch dieſe Aufführung gewonnen habe, zumal da auch das Aeußerliche, was zum Effect des Schauſpiels doch immer viel beyträgt, der Würde des Stücks angemeſſen war. Die ſpielenden Perſonen, Mademoiſelle Straßer als Alceſte, Madem. Danzy als Parthenia, Hr. Harrig als Admet, und Hr. Fiſcher als Herkules, haben ſich ſämmtlich bey dieſer Gelegenheit ſehr hervorgethan. Madem. Straßer (ſo ſchreibt uns ein Augenzeuge) war ganz in die Rolle der Alceſte eingedrungen, und entlockte allen Zuſchauern Thränen durch die Innigkeit ihres Spiels. Die Rolle der Parthenia ſchien für Sign. Danzy) welche vorzügliche Verdienſte im Geſang beſitzt, ausdrücklich gemacht zu ſeyn. Auch erwarben ſich die beyden Sänger jeder in ſeiner Rolle viel verdienten Beyfall. Carl Theodor ſelbſt, — dieſer große Kenner und Freund aller Muſen-Künſte — bezeugte, (wenn unſere Correſpondenten nicht zuviel geſagt) Zufriedenheit über den guten Erfolg dieſer in ihrer Art neuen Erſcheinung, und befahl, daß das Stück den 20ſten Auguſt in Gegenwart der Churfürſtin wiederhohlt werden ſollte. — Nach dieſem Verſuch bleibt wohl nichts übrig, als dem teutſchen Singſpiel einen jungen unternehmenden Dichter zu wünſchen, der ſoviel zu deßen Aufnahme thun könne als Metaſtaſio für das Italiäniſche gethan hat. An Aufmuntrung und Erfolg würde es einem ſolchen ſchwerlich fehlen.

Weil ich mich mit meinen Nachrichten eben in den Gegenden des Rheins befinde, ſo will ich von einer Geſellſchafft Anzeige thun, deren der Merkur noch nicht gedacht hat, und die abwechſelnd zu Frankfurt, Mainz, und Cöln ſpielt, gegenwärtig aber ſich an lezterm

tem Orte aufhält. Der Directeur ist Herr Marchand, ein gebohrner Straßburger, der zugleich auch selbst spielt. Vornehmlich spielt er in einigen Operetten mit Laune, er gefällt z. E. als Himmelsturm im Deserteur, als Hufschmidt, ob seine Stimme gleich nicht die angenehmste ist. Allein in ernsten Rollen fehlt es ihm an Feuer und Würde. Am wenigsten sollte er bey seinem kleinen und starken Körper Heinrich den Zweiten oder den Minister machen wollen. Daß seine Action zuweilen zu französisch sey, ist leicht zu erachten, wenn man erwägt, daß er sich einzig nach Franzosen gebildet. Seine Frau Madam Marchand ist in Soubretten vorzüglich, zu zärtlichen Liebhaberinnen aber hat sie nicht innige Empfindung genug. Madam Brochard bekleidet die Hauptrollen in den Operetten, und besitzt zwar kleine durchdringende, aber doch eine angenehme Stimme. Nicht so sehr kann ihre Deklamation in der Komödie gerühmt werden. Herr Huck hat in Operetten eine gute Stimme, und eine lebhafte Action; er spielt auch die Chevaliers mit Feuer. Madam Urban, gebohrne Köllerinn, singt in Operetten Mutterrollen, und spielt chargirte Caractere in dem Lustspiel, beides mit gleich großer Mittelmäßigkeit. Ihr Mann spielt nur die untersten Rollen. — Herr Sonnfelder hat schon zu Prag und Wien Proben in ersten tragischen und höhern komischen Rollen abgelegt, die keinen großen Beyfall erhielten. — Herr Rietke erscheint in Alten von allerley Art ohne Kunst, in einigen durch Natur ganz leidlich. — Herr Stierle hat kein bestimmtes Fach, und wird auch wohl nie eines erhalten, es fehlt ihm sogar an einer guten Stellung. — Herr Hellmuth singt die Alten in den Operetten mit ziemlich schlechter Stimme, doch bessern Gesten; zuweilen fällt es ihm ein, den Chevalier zu machen. Madam Hellmuth, singt in Operetten zweite Liebhaberinnen, in der Komödie ist sie ganz unerheblich. Madam. Mierk spielt und singt

einige

einige niedrigkomische Rollen, ohne sonderliche Talente. Demoiselle Mierk wird in Operetten und Lustspielen als Soubrette und als Liebhaberin gebraucht, und kann vielleicht beßer als ihre Mutter werden. Ihr Vater Herr Mierk ist nur ein Nothhelfer. Herr Mierk der Sohn gefällt mir als Jude. Herr Caro ist Anfänger und hat noch keine wichtige Rollen versucht. Madame Düpuis sollte allein beym Tanzen bleiben und sich nicht unter die Schauspieler verirren. — Herr Graf macht zuweilen kleine Rollen, sein eigentliches Fach aber ist die Musick. Ein ganz neuer Ankömmling ist Herr Langlois, welcher in Liebhabern nie etwas außerordentliches leisten wird. — Hr. Volkmann endlich, der Souffleur, übernimmt zuweilen auch eine Rolle. — Operretten, aus dem Französischen übersetzt, und von Franzosen componirt, herrschen auf dieser Bühne, andere Stücke werden nur eingeschaltet, und Trauerspiele fast gar nicht aufgeführt. Einige ihrer neuesten Stücke sind: Die Freundschafft auf der Probe von Marmontel, die Juden von Leßing, Milton und Elmire (ein schlechtes teutsches Original, von Herrn Mich'l, Kammercompositeur des Churfürsten von Bayern komponirt,) die Schule der Bürger, ein Lustspiel von Allainvall, die junge Indianerin von Chamfort, der Spieler von Regnard, die Widersprecherin von Dufresnoy, der Deserteur aus Kindesliebe jüngern Herrn Stephanie, der Westindier von [illegible] berland, Jenneval von Mercier, der Wohlmurrkopf von Goldoni. — Nur von zweyen will anführen, wie sie besezt gewesen. Im Westindier macht Herr Huck den Westindier, den Major Oflaherty Herr Marchand, den Stockwell Herr Sonnfels der, Lady Rusport Madam Urban, Charlette Rusport Madam Brochard, Capitain Dudly, Herr Tietze, Louise Dudly, Madam Marchand, Carl Dudly, Herr Stierle, Julmern, Herr Helmuth, Frau Julmer

Madam

Madam Mierk, den Stuckly Herr Caro, den Advokat Verland Herr Volkmann, die Lucie Madam Stierle, die sonst blos Tänzerin ist, Stockwells Haushälterin Mad. Duzuis, den Schiffer Herr Mierk, die beyden Bedienten, die Herren Urban und Graf. — In den Juden spielt Herr Marchand den Baron, seine Tochter Mad. Marchand, den Reisenden Herr Stierle, Martin Krum Herr Mierk der Sohn, Michel Stich, Herr Urban, Christoph Herr Hellmuth, Lisetten Madam Urban. — Je seltner unsre Gesellschafften die Juden des Herrn Leßing aufführen, desto eher verdiente dies eine Anzeige. — Aber warum wird Leßing bey dieser Gesellschafft in der Ankündigung Professor genannt? Zuweilen läßt sich Herr Marchand auch herab, Pantomimen, wie folgende, zu geben: Die Zauberrose, oder Harlekin ein Zauberer von ohngefehr, worinnen Herr Mierk der Sohn den Harlekin macht. — Es wäre zu weitläuftig, diesmal die fruchtbaren Nachrichten von Wien und Prag mitzutheilen (*), ich begnüge mich daher, nur noch einige Nachträge zu meinen ehemaligen Anzeigen zu machen. In der That hat Hamburg an der jungen Ackermannin viel verlohren. Sie starb den 10ten May an einem Schlagflüße, nachdem sie noch Tags zuvor gespielt und getanzt hatte, am wahrscheinlichsten von einem jähen Trunk und von Erkältung. Sie ward in der Peterskirche daselbst begraben, und der Enthusiasmus der Einwohner zeigte sich in der größten Lebhaftigkeit. Eine allgemeine Betrübniß herrschte unter den Verehrern des Theaters, und viele legten sie durch Gedichte an den Tag, so viele faßt, als bey Gellerts Grabe

(*) Nur den Herrn Seip und seine Beschwerde betreffend, erinnere ich, daß mein Urtheil von seinen Stücken sich auf Augenzeugen gründet. Bey Theatralischen Anzeigen können gespielte Stücke eben so gut beurtheilt werden als gedruckte.

besangen. Daß Herr Bock als Theatral-Dichter ihren Tod beklagt, wird man leicht errathen. Seine Klage ist unter den übrigen (das Tadelhafte abgerechnet) noch die beste. Andre füllten alle Zeitungs-Blätter damit an, bis es endlich die Obrigkeit verbot, ferner etwas davon in die Zeitungen zu setzen. Man hat ganze Sammlungen von Trauergedichten über diese Gelegenheit gemacht z. E. Gesammletes Mitleiden beym Ableben der Ackermanninz erste und zweite Sammlung der durch den Tod der Ackermannin veranlaßten Gedichte und Aufsätze. Was für elende Sachen darunter vorkommen, schließe man daraus, daß einer der Poeten die Ackermannin mit dem Kürbis des Jonas verglichen hat. Einige Verehrer der Verstorbenen eröfneten eine Subscription, um ihren Theatralischen Verdiensten ein Denkmal zu errichten. Herr Wittenberg machte dies löbliche Vorhaben in gedruckten Briefen mit hönischen Wendungen, die seiner würdig sind, lächerlich; aus dieser und aus mancherley Ursachen, die zum Theil in jeder andern Republick statt gefunden haben würden, untersagte zuletzt die Obrigkeit das Denkmal auf Hamburgischen Grund und Boden zu errichten. Man sagt, daß es nun in Wandsbeck zu stehen kommen werde. — Den 15ten May ward die Bühne wegen dieses Todesfalls geschloßen, und die Gesellschaft begab sich nach Lübeck. Beym Schluße hielt Herr Brockmann mit allem Pathos, deßen er fähig ist, eine Rede und am Ende erschien die ältere Demoiselle Ackermannin in Trauer, ohne ein Wort zu reden, welches das ganze Auditorium wehmüthig machte. — Noch muß ich bemerken, daß der Verfaßer von Diego und Leonore Herr D. Johann Christoph Unzer, ein Neffe des berühmten Arztes ist.

Bei der Seilerschen Gesellschaft hat sich Herr Großmann, mit einer Wittwe aus Gotha, mit Madam Flittner verheirathet. Sie ist nur erst ein-

mal auf dem Theater erschienen, und zwar in der unerheblichen Rolle der Fräulein von Goschenborn in den abgedankten Officiers; daher sich über ihre Talente fürs Theater noch nichts entscheiden läst. Sie hat Figur und Anstand, nur wäre ihr eine beßre Stimme zu wünschen. Demoiselle Hartmann ihre Schwester, ein Mädchen von vierzehn Jahren, die Herr Seiler zu sich ins Hauß genommen, verspricht unter seiner und seiner Gattinn Anführung ein vorzügliche Actrize zu werden, wenigstens fehlt es ihr nicht an Anlage. Diese Hoffnung, hat sie sowohl, als Luise, in dem abgedankten Officiers, und noch mehr, in der neuen Agneſe von Lözwen als Agnese gezeigt, und in beyden Rollen zu Gotha und zu Leipzig viel Beyfall erhalten. Vom 18ten April bis zum 26ten May spielte die Gesellschafft zu Leipzig, kehrte dann nach Gotha zurück, und gieng in der Begleitung des dasigen Hofes nach Altenburg. Im April trat Herr Borchers zu dieser Gesellschafft, und zu Anfang des Monaths Junius die Herrn Thering, Hempel, Jacquemain, nebst seiner Frau, die drey leztern von der Döbbelinischen Gesellschafft. Die drey Ersten kennen die Leser schon aus dem Monat Februar, und ich setze in Ansehung des Herrn Thering nur hinzu, daß er als Ochleby in der heimlichen Heirath debutirt, und sehr gefallen hat. Herr Jacquemain ist bloß Tänzer, seine Frau aber tanzt nicht allein, sondern spielt auch komische Mütter, zänkische Weiberrollen und dergleichen. Man hat bey dieser Gesellschafft (vermöge eines auf zwey Quartblättern gedruckten Avertissements) eine Kasse zu errichten angefangen, aus der vom Jahr 1788 an, sowohl die Kranken und abgelebten Mitglieder als auch die Wayſen theils erhalten, theils Zuschuß bekommen sollen. Herr Seiler will zu diesem Behufe, des Jahres einige Benefiz-Komödien geben, und die Schauspieler tragen von ihrem wöchentlichen Gehalte nach

Pro-

Proportion deßelben dazu bey. Die erste Benefizkomödie dieser Art war den 24sten May zu Leipig; Minna von Barnhelm war das Stück, das zu dem Ende gespielt wurde. Madam Hellmuth sang eine mit der Violin des jüngern Herrn Benda concertirende Arie, und die kleine Demoiselle Brandes hielt zum Schluß eine Danksagungsrede an die Zuschauer, die auch gedruckt worden. Leider war aber die Versammlung nicht so zahlreich als man hätte erwarten sollen. — Außer den abgedankten Officiers, der heimlichen Heyrath, und der neuen Agnese, deren ich schon gelegentlich gedacht, sind seit dem Februar bey dieser Gesellschafft eine neue komische Oper von Herrn Gotter und zwey lyrische Dramen mit Accompagnement einstudiert worden. Die erstere heißt der Jahrmarkt, und hat zwey Acten. Anfangs bestand sie aus einem, aber zu langen Acte, und ist der Dorfgala weit vorzuziehen. Besonders dünken mir in der Scene, wo sich Lucas anwerben läßt Züge zu seyn, aus der wahren Natur der Leidenschafften hergehohlt. Doch sobald diese Operette gedruckt-seyn wird, will ich meine Leser mehr damit bekannt machen. Sie ist vom Herrn Kapelldirecteur Benda zu Gotha meisterhafft componirt, vornemlich aber die zärtlichen Arien: Ach ich liebte sie so zärtlich; dich laß ich nicht aus meinen Armen; Schlaf immerhin; Ja Lucas dieser Hut soll dich; Hier steh ich, von Gefühl durchdrungen; das Duett zwischen Lucas und Bärbchen und die Romanze; In unserm ganzen Dorf war sie. Das erste Chor der Bauren ist ein ächter gesellschafftlicher Freudengesang. Die lezte Arie des Stückes ward bloß für die Stimme der Madam Hellmuth geschrieben, die hier ihre ganze Fertigkeit zeigen kann. Aber nicht blos als Sängerin, auch als Schauspielerin muß man ihr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie spielte als Bärbchen mit so viel Natur und Wahrheit, und deklamirte so

richtig, daß man wünschen muß, mehrere wichtige Rollen von ihr ausführen zu sehen. — Herr Hellmuth spielte den Lucas, der mit dem gehörigen Feuer, so wie er überhaupt alsdann gut spielt, wenn er in Bauren auftritt. Die junge Demoisell Brandes machte das Suschen mit der ihr eignen Naivetät. Herr Günther gefiel in der komischen Rolle des Feldwebels Fickfack allgemein. Herr Böck würde den Obristen gut gespielt haben, wenn ihm sein Gedächtniß treu genug geblieben wäre. Herr Hensel machte die kleine Rolle des lahmen Tobys mit ächter komischen Laune und Herr Brandes den phlegmatischen Vater mit der möglichsten Wahrheit. — Des einen von den lyrischen Dramen, der Ariadne auf Naxos habe ich schon gedacht, es sey mir aber vergönnt noch ein Paar Worte von der Gattung überhaupt zu sagen. Rousseau hat sie durch seinen Pygmalion veranlaßt, durch den er uns es zeigen wollte, wie die Declamation der Alten beschaffen gewesen. Allein gewiß wurden die Worte in den griechischen Trauerspielen mehr gesungen als gesprochen, und die Musik diente damahls, die Stimme der Schauspieler zu unterstützen, nicht aber die Empfindungen, wie hier, in den Pausen weiter auszumahlen und zu verstärken. Diese neue Gattung läst daher nur sparsam den Dialog zu, weil, sobald zwey Personen sich mit einander besprechen, die Ideen fortströmen und die Handlung zu rasch fortrückt, als daß Pausen angebracht werden können, in denen der Tonkünstler den Eindruck des Gesagten zu vermehren sucht. Der Sujets werden also auch sehr wenige seyn, die sich auf diese Art behandeln laßen; Ariadne ist vielleicht eines der glücklichsten, die man dazu finden kann. Die Leidenschafft ist nicht vom Anfange in vollen Ausbruche, sie steigt nach und nach, und die Handlung schließt mahlerisch und rührend mit dem Herabstürzen der Ariadne ins Meer. Herr Brandes fand die Geschichte vom Herrn von Gerstenberg schon bearbei-

tet,

ſet, aber Kantate und Drama ſind ſehr verſchieden. Herr Brandes hat auf dieſen Unterſchied Rückſicht genommen, aber vielleicht doch noch nicht genug. Im Drama muß uns nichts von der Geſchichte dunkel bleiben, wir müßen ſehen, warum die Menſchen, ſo und ſo handeln. Das ſehen wir aber hier nicht. Die Fragen, warum wollen die Griechen Ariadnen nicht mit aufs Schiff nehmen; wozu iſt ihnen Theſeus ſo nöthig, was ſind die Urſachen, weßwegen er das Verlangen der Griechen ſeiner Neigung vorzieht, werden alſo nicht hinlänglich beantwortet. Die Klagen der Ariadne ſind ein wenig zu lang, und verfallen zu ſehr in den Ton der Elegie. Sie würden vielleicht ermüden, wenn der Komponiſt Herr Kapell-Directeur Benda nicht den glücklichen Einfall gehabt hätte, ein Violinſolo dazuzuſezen, und wenn dieß von ſeinem Sohn nicht ſo meiſterlich geſpielt würde. — Medea iſt das zweyte in dieſer Gattung, und das Dramatiſche Meiſterſtück des Herrn Gotter in der künſtlichen Einrichtung des Plans und der erhabnen Einfalt der Sprache. So ſehr ich aber über die Rührung erſtaunte, die der Verfaſſer aus einem ſolchen empörenden Stof gezogen: ſo hat er doch an ſich nicht das Intereße der Ariadne. Die Empfindungen ſind zu anhaltend ſtark, und Anfang und Ende gleich glänzend. Wie wenig dieſe Gattung den Dialog zuläßt, kann man aus der Scene zwiſchen Jaſon und Medea ſehen, und man hat wohl gethan, ſie bey der dritten Vorſtellung abzukürzen. Schon die erſte Probe zu Gotha war ein Triumph des Dichters und der Schauſpieler. Die erſte Vorſtellung geſchah zu Leipzig am 2ten May. Madam Seiler erſchöpft oder wie die Franzoſen ſagen, deployirt in dieſem Stück ihre ganze Kunſt in Declamation und Pantomime. Herr Benda hat auch zu dieſem Stücke die Accompagnements geſezt, die von Kennern und Liebhabern der Muſik ganz vortreflich gefunden werden. Für den bevorſtehenden Spieler iſt die Seileriſche Ge-

sellschafft in Dreßden engagirt, und Herr Seiler hat zugleich das ehemalige Kochische Privilegium in Leipzig auf ein Jahr erhalten.

Mit dem zweyten October wird ein neues Hoftheater zu Gotha seinen Anfang nehmen. Hierzu kommen von der Seilerischen Gesellschafft Herr Eckhof und Madam Böck, Herr und Madam Koch und Herr Meyer. Dazu kommen von der ehemaligen Kochischen Truppe Madam Starke und Herr Martini; von Herrn Schröder, Herr und Madam Ernst und Herr Dauer; von Wäser Herr Schuller; von Marchand Herr Huck.— Die Besorgung des Theaters kommt in die Hände des Herrn Eckhof, und die Auszahlung und die Wahl der Stücke wird Herrn Reichard übergeben, das Engagement dauert von sechs Monaten zu sechs Monaten.

Am 15ten April wurde zu Berlin das Kochische Theater geschloßen; ein Ungenannter hatte dazu für Mad. Koch eine Rede verfertigt, welche Herr Ramler revidirte. Man findet sie in der fünften Abtheilung des Taschen-Buches für Dichter, und kann daraus ohngefähr urtheilen, was für Würkung sie auf die Zuhörer thun müßen. Keiner war zugegen, der nicht Thränen vergoß. Denn keiner war, der den verstorbenen Koch nicht als Menschen geliebt und als Schauspieler geschätzt hätte. Madam Koch hat sich ganz vom Theater zurückgezogen, und ihre Rechte für die Preußischen Lande an Herrn Döbbelin abgetreten. Zu diesem sind von der ehemaligen Kochischen Truppe getreten: Herr und Madam Brückner, Dem. Huber, Herr Wittshöfft und seine kleine Tochter, Herr Henke, seine Frau und deren Schwester die Demoiselle Schick, Herr Klotzsch, der Stiefsohn des Herrn Brückner und einige Tänzer. Da Madam Döbbelin das Geld zu dieser neuen Unternehmung gegeben, so wollte sie auch zum Theater wieder zurückkehren, aber einige Unruhen im Parterre bewegen sie dieses Vorhaben wieder fahren zu laßen.

Herr

Herr Döbbelin eröfnete den 17ten April mit den Brüdern von Young. Das Stück war blos mit seinen alten Leuten besetzt, unter denen Herr Hempel diesen Abend den meisten Ruhm einerndete. Wegen der Besetzung der Rollen giebt es nun bey dieser Truppe viel Streit und viel Unzufriedenheit im Publikum. Herr Christ, Herr Klinge, Herr Murr und die Döbbelinische Familie spielen so viele Rollen, in denen man lieber die ehemaligen kochischen Schauspieler säh. Besonders ist man mißvergnügt den kleinen Döbbelin statt der kleinen Witthöfftin, einer würdigen Schülerin der Madam Starkin, den Edelknaben in Herrn Engels Stück spielen zu sehen. Demoiselle Huber ist der Abgott des Berlinischen Publikums, und ist es mit Recht. Besonders glaub ich, daß sie in den lebhaften Rollen, und in der Operrette uns die ehemalige Demoiselle Steinbrecher ersetzen wird. Herr Bruckner fängt an zärtliche Väter zu bekleiden, aber nicht mit dem Beyfalle den seine galanten Rollen, vornehmlich in den Stücken des Destouches erhielten. Ganz neuerlich hat er den Hausvater, aber nicht so gut als ehedem den St. Albin gespielt, Madam Brücknerinn, eine der ersten Schauspielerinnen Deutschlandes, erscheint wegen ihres herannahenden Alters seltner, als man sie zu sehen wünscht, vornemlich in neuen Stücken; kürzlich hat sie jedoch der Madam Starkin die Mutterrolle in dem Deserteur aus Kindes-Liebe nachgespielt, und nur sie konnte sie ihr nachspielen. Herr Henke ist seit einem Paar Jahren sehr in seiner Kunst gewachsen, und ein überaus brauchbarer Schauspieler, besonders in Väterrollen, geworden, auch seine Frau hat sich zu einer guten Soubrette gebildet, und als Franciska das non plus ultra in dieser Rolle erreicht. Ihre Schwester Demoiselle Schick hingegen ist eben noch so fühllos, als wie sie das Theater betrat.

Das zweite Preußische Privilegium, welches jetzt Herr Döbbelin beseßen, hat nun Herr Wäser überkommen, der durch seine Streitigkeiten mit dem seeligen Koch bekannt ist. Er spielte während der Ostermeße und einige Wochen nachher zu Leipzig vor dem grimmischen Thore, von da er nach Magdeburg gieng. Seine Gesellschafft ist jezo zwar sehr stark, aber nicht so gut als sie stark ist. Auch hat er einige Mitglieder der kochischen Gesellschafft erhalten. Erstlich Herrn Spengler, welcher nur wegen seines vortreflichen Tenors gefällt. Dann Madam Henisch, die in Berlin wegen — wegen ich weiß selbst nicht was — gefallen; vielleicht wegen ihrer Figur und Jugend. Sie hat noch den schleppenden, langweiligen Ton, und das nichts sagende Gesicht, das sie als Demoiselle Gleimeck hatte. Herr Henisch und Madam Spengler sind ganz unbedeutend. Ferner Herrn Brückel einen jungen Mann von schöner Figur, aber erstaunend geziert, der ein Schauspieler werden könnte, wenn er es nicht zu seyn glaubte. Madam Wäser ist meines Erachtens die vorzüglichste Schauspielerin dieser Truppe und spielt einige heftige Koquetenrollen recht artig. Herr Schmelz würde der erste Acteur derselben seyn, wenn er sich nicht selbst vernachläßigte, wenn er beßer memorirte und also mehr in seine Rollen eindringen könnte. Lautgenhaas heißt der Schauspieler für die ersten Liebhaber und Characterrollen, sein Name ist alles, was sich von ihm sagen läßt. Ich könnte die Namen der übrigen Schauspieler herseßen. Aber wozu? Wer merkt sie? Wen interessiren sie? Wer etwas recht abentheuerliches sehen will, der sehe Götz von Berlichingen von dieser Truppe spielen, womit sie in Leipzig eröfnete. Sie schloß mit Robert und Kalliste, einer Uebersetzung der sposa fidele von Herrn Eschenburg. Vor dem Dresner Thore spielt jetzt eine Rodenweimische Gesellschafft.

VII.

Neue Bücher.

1. Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Joh. Casp. Lavater. Erster Versuch. Mit vielen Kupfern. Leipzig und Winterthur, bey Weidmanns Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie.

Shakespear, selbst ein grosser Menschenkenner, läßt den guten König Duncan zu seinem Sohn Malcolm, der ihm die Nachricht vom Tode des Aufrührers Cawdor bringt, sagen:

— — There is no art
To find the Minds construction in the face!
He was a Gentleman, on whom I built
An absolute trust. *Tragedie of Macbeth Act I. Sc. IV.*

Ich finde diese Ausrufung gegen die Zuverläßigkeit der Physiognomik in Duncans Mund und unter den vorausgesetzten Umständen höchst natürlich, und glaube nicht, daß man mit dem mindesten Grunde daraus folgern könne, Shakespear habe die Physiognomik dadurch für eine betrügerische Wissenschaft erklären wollen. Wie dem aber auch sey, genug, hier ist ein Werk, welches uns beweiset, daß es eine Kunst giebt die Gestalt der Seele im Gesichte zu finden; ein Werk welches, ungeachtet es nur Fragmente verspricht, in meinen Augen eines der wichtigsten Producte unsers Jahrhunderts ist. Wenig Werke die ein Ganzes ausmachen, reichen an den Werth dieser Fragmente; und wie könnte auch Lavater, — den man mit Recht als den Ersten ansehen kann, der dieses unbekannte Land im Reiche der Wahrheit, mit allen zu einem ächten Seelen-Forscher erforderlichen Talenten und Tugenden bearbeitet hat, — wie könnte er, in einem Alter von 34 Jahren mehr als Bruchstücke und Materialien zu einer neuen Wissenschaft liefern, an welcher man noch Jahrhunderte zu sammeln, zu sondern, zu prüfen und zu berichtigen haben wird, bis eine Theorie derselben, die solcher Fragmente würdig sey, zu Stande kommen kann. In der That, so groß meine Erwartung von dieser Unternehmung war, und so zuversichtlich ich,

meines Orts, bey jeder Gelegenheit die Vorurtheile bestritt, die solcher bey dem größten Theil des Publicums entgegenstunden: so muß ich doch gestehen, daß Hr. L. meine Erwartung sehr weit übertroffen hat. Bey einer so feurigen Einbildungskraft, bey solcher Wärme des Herzens, bey einem so hohen Grade des Dichter-Genies, ein so tiefspähender Blick — ins Innre der Natur, ein so ruhiger Beobachtungsgeist, eine so feine haarscharfe Unterscheidungs-Fertigkeit, als in diesem ganzen Werke herrscht, ist mir wenigstens noch nie vorgekommen. — Was uns Hr. Lavater geliefert hat, ist zwar nur der Vierte und noch nicht der wichtigste Theil, dessen was er uns verspricht; aber doch schon so beträchtlich, daß er nicht nur auf die folgenden ungeduldig macht, sondern auch schon als ein nicht genug zu schätzender Beytrag zum Studium des Menschen anzusehen wäre, wenn wir auch weiter nichts von diesem Verfasser zu erwarten hätten. Schon izt sind beynahe alle Einwendungen hinlänglich beantwortet, die man gegen die Physiognomik überhaupt bisher vorgebracht hat; schon izt alle Cautelen sorgfältigst angegeben, die man zu beobachten hat, um im Angesicht des Menschen nicht falsch zu lesen, oder aus dem was man gelesen, nicht übereilt und unrichtig zu schliessen. — Eine nähere Beschreibung dessen was in diesem ersten Theile geleistet worden, gestattet der enge Raum einer Anzeige so wenig als eine nähere Prüfung mancher besonderer Stellen, wo mir die Meynungen des Hrn. L. problematisch scheinen, und worüber ich meine Gedanken vielleicht in der Folge ausführlicher zu sagen mir vorbehalte. — Auch in Absicht des Vortrags und Styls ist dies Werk — wenn man die ziemlich häuffig vorkommende fremde Wörter übersieht, für welche man gleichbedeutende Teutsche gehabt hätte — ein klassisches Werk unsrer Sprache. — Die Zusätze sind — wie ziemlich in die Augen fällt — von einer andern, aber auch von einer Meisterhand. — An Pracht und Schönheit des Aeusserlichen ist diesem Buche schwerlich ein Andres gleich. Aber eben darum, und weil unter denen, welche nicht vermögend sind 70 bis 80 Thaler für ein Werk dieser Art auszugeben, gleichwohl Viele Hunderte seyn mögen, die es zu besitzen werth sind und vielleicht einen weisern Gebrauch davon machen würden als Manche deren Neugier oder Eitelkeit darauf subscribiret hat: So möchten wir wohl, — aus uninteressirten Verlangen ein würklich Gemeinnützliches Werk in den Händen aller, die es benutzen könnten, zu sehen — den Hrn. L. bitten, einen wohlfeilern Nachdruck dieses Werkes selbst zu veranstalten. Durch kleinern Formal, gewöhnliches Papyier, und kleinern Druck, könnte der Preiß sehr herabgesezt werden; und auch zu einem, gleichwohl

wohl richtigen, Nachstich der Kupfer würden sich wohl, um eine mäßige Belohnung, geschickte Hände finden lassen. Wir empfehlen diesen Gedanken zu nähorer Ueberlegung.

m. W.

2. Theorie der Gartenkunst von C. C. L. Hirschfeld. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich 1775. 8. S. 238.

Hr. Hirschfeld glaubt mit bessern Recht, etwas nützliches zu unternehmen, indem er sich bemüht, „die Vorzüge des reinen und natürlichen Geschmacks in Anlegung der Gärten in ihrem wahren Werth zu zeigen und geltend zu machen. Er hatte sich in seinen vor ungefehr 2 Jahren herausgegebenen Anmerkungen über die Landhäuser um die Gartenkunst den Weg hiezu gebahnet, indem er sich hauptsächlich beschäftigte, das Falsche und Ungereimte des unter uns herrschenden Geschmacks in diesem Fache aufzudecken, und die Vorurtheile wegzuräumen, die dem bessern Geschmack im Wege stehen. Da diese erste Arbeit von Kennern und Liebhabern mit verdienten Beyfall aufgenommen worden, so fand er sich um so mehr bewogen, die in der Natur selbst aufgesuchten Grundsätze, nach welchen man bey Anlage schöner Gärten zu verfahren hätte, genauer zu entwickeln, und also durch die gegenwärtige Theorie der Gartenkunst seine rühmlichen Bemühungen um Verbesserung des Geschmacks in diesem gewiß nicht unwichtigen Gegenstand des Menschlichen Schöpfungsgeistes vollständig zu machen. Diese beyde Schriften, welche eigentlich als zwey Theile Eines Ganzen anzusehen sind, und wovon dieser zweyte sich häufig auf den ersten bezieht, verdienen in den Händen aller Liebhaber einer interessanten Lectüre zu seyn, und besonders von allen Freunden der Gartenkunst und Besitzern solcher Gärten, die einiger Anwendung dieser Grundsätze fähig sind, fleisig studiert und zu einem Gartenbuch gemacht zu werden. Diese Hirschfeldische Theorie ist nicht nur in ihrer Grundlage und Anordnung die Frucht eines Philosophischen Geistes, der sich die Materie, die er bearbeitet, durch vertrauten Umgang mit der Natur, anhaltendes Nachdenken und Benützung dessen was Andre ihm darinn vorgearbeitet haben, deutlich und eigen gemacht hat; sie ist auch mit Empfindung und Wärme geschrieben, und also unterhaltend genug, um zugleich zu ergetzen und zu belehren. Eine genaue Zergliederung des Gebäudes dieser Theorie und besondern Anmerkungen über die einzelnen Theile verbeut uns der enge Raum und selbst der Zweck dieses Artikels im Merkur, wo es nicht sowohl um [illegible]sche Erörterungen als

um

um Empfehlung und Anpreisung solcher Bücher, die der Herausgeber für vorzüglich gut und gemeinnützlich erkennt, zu thun ist. Der Hr. Verfasser ist viel zu bescheiden um nicht selbst zu gestehen, daß diese Theorie noch nichts Vollständiges und Vollkommenes, ist noch seyn kann. Werden könnte sie es vielleicht am gewissesten, wenn Hr. . durch neue zu diesem Zweck unternommene Reisen, wobey er einen geschickten Mahler zum Gefährten hätte, seine anschauende Erkenntnis von vorzüglich schönen Gegenden, und Gärten noch erweitern, und dadurch seine Theorie nicht nur durch eine gröſsere Anzahl näher bestimmter Wahrnehmungen und Regeln, sondern auch durch mehr besondere Beyspiele ausführlicher und praktischer machen könnte. Möchten unsre Grossen, oder möchte das Publicum selbst, welches mit vereinigten Kräften mehr als die gröſsten Könige thun könnte, die Ausführung dieses Gedankens möglich machen! Ein Werk, welches für die Gartenkunst ungefehr das wäre, was Lavaters Fragmente für die Physiognomik, würde unsrer Zeit neue Ehre bringen, und in mehr als einer Betrachtung unter den nützlichsten einen Platz verdienen. — Verwundert haben wir uns, warum in den vorläufigen Anmerkungen über die Gärten der Alten und Neuern der Gärten in der Villa des Kayser Hadrianus zu Tivoli keine Erwähnung geschehen, welche vermuthlich die Idee zu dem berühmten Gärten von Stowe gegeben haben. Sie verdienten vornehmlich deswegen angeführt zu werden, weil Hadrian, (der diese Villa nach seiner Zurückkunft von seinen langwierigen Reisen durch die vornehmsten Provinzen des Reichs wenige Jahre vor seinem Tode angelegt) darinn auch die berühmtesten Gegenden von Griechenland, und unter andern auch die Elyseischen Felder mit ihrem furchtbaren Eingang nachahmend vorstellen lassen, — Eine gute Ursache warum die alten Griechen sich aus der Gartenkunst kein besonderes Geschäfte gemacht (wie Hr. H. anmerkt) mag wohl gewesen seyn, weil das ganze Griechenland wie Ein groſser mit allen Wundern und Schönheiten der Natur und Kunst angefüllter Lustgarten war. W.

3. Geschichte und Schrifften der Apostel Jesu, von dem Verfaſser der Lebensgeschichte Jesu. Erster Band 451 S. Zweyter Band 465 S. Zürich, bey Orell, Geſsnern ꝛc. in 8.

Herr Heſs, dem man so gerne zuhörte, als er die Geschichte Jesu neulich erzählte, fährt hier fort, uns mit den Begebenheiten der Apostel und der Geschichte der ersten Pflanzung

ung des Christenthums bekannt zu machen. Er legt die Apostelgeschichte des Lukas zum Grund, ergänzt sie aber nicht nur so viel es sich thun läßt durch die apostolischen Briefe, welche als Urkunden zur Geschichte betrachtet werden können, sondern führt sie auch bis zur Zerstörung Jerusalems, mithin weiter als Lukas gethan hatte, fort, und macht die Erzählung der Begebenheiten durch eingestreute Reflexionen interessanter und lehrreicher. An gehörigen Orten rückt er die Briefe Pauli, Petri, Johannis, Jacobi und Judä in einer neuen Uebersetzung ein; die den Sinn mehrentheils richtig ausdrückt und oft sogar erklärt, nur aber, meinem Gefühl nach, etwas zu steif ist. Auch die Schrifften der vier Evangelisten werden, jede an ihrer chronologischen Stelle, erwähnt, um aus dem Gesichtspunct zu zeigen, aus welchem jedweder Evangelist nach seinen Umständen und seinem Zweck das Leben Christi betrachtet und beschrieben hat. Die Absicht des Verfaßers gehet fürnemlich dahin, die ganze Reihe der Begebenheiten als Ein Ganzes darzustellen, deßen sämmtliche Theile sich zu Einem Zwecke lenken. Durch diese Bearbeitung der Geschichte ist die bloße Erzählung von der ersten Ausbreitung der christlichen Religion ein überzeugender Beweiß der Göttlichkeit und Wahrheit dieser Religion geworden. Viele hin und wieder eingewebte Reflexionen des Verfaßers werden zwar manchen überflüßig oder doch zu gedehnt scheinen; aber man muß so billig seyn zu bedenken, daß H. Heß für Leser sehr verschiedener Art zu sorgen hatte. Unter diesen ist vielleicht einigen das noch nicht genug, was andern schon zu viel zu seyn dünkt.

4. Johann Jacob Töllners System der dogmatischen Theologie, in vier Büchern. Nürnberg, in der Felßeckerischen Buchhandlung. 1775. Erster Band 496 Seiten. Zweyter Band, ohne Register, 778 Seiten in 8.

Der seel. Töllner erlaubte einem Freund von seinem academischen Vortrag der Dogmatik eine Abschrifft zu nehmen. Er selbst sah sie durch; und aus ihm ist dieser Abdruck geflossen. Es erzählt der ungenannte Herausgeber das Entstehen dieses Buchs. Da aber die lezten Schrifften des verewigten Verfassers dieser Dogmatik sehr unähnlich sind und ihr nicht selten widersprechen, so muß jene Abschrifft vor mehreren Jahren, ehe noch Töllners Einsichten sich geändert hatten, gemacht worden seyn. Sie mag etwa in die Zeit gehören, da Töllner eine ganze Hermeneutik aus einem Begriff von Eingebung herdemonstrirte, den er nachher selbst fahren ließ.

Doch

Doch findet man schon die von dem Verfaßer in einem eignen Buch weiter ausgeführte Behauptung, daß der thuende Gehorsam Christi nicht mit zu denjenigen gehöre, wodurch die Genugthuung geleistet worden ist. Dieß ausgenommen, weichet T. nirgend, so viel wir bemerkt haben, von dem gewöhnlichen kirchlichen System ab, sondern hat blos in der Erklärung und den Beweisen einiger Sätze und in dem Gebrauch der demonstrativen Lehrart etwas eignes. Wo es auf Genauigkeit im definiren fürnehmlich ankam, und wo Präcision, entweder in Bestimmung der Begriffe und Sätze oder im Ausdruck erfordert wurde, da ist das Buch ungemein brauchbar gerathen. Seine schwache Seite hingegen entdeckt sich, so man auf etwas stößt, worinn die Geschichte der Glaubenslehren mehr Licht hätte geben können, oder wobey eine genauere Erklärung solcher Schriftstellen, die gewöhnlich mißverstanden werden, das Hülfsmittel war, das vorzüglich hätte gebraucht werden sollen. Hätte Töllner länger gelebt, und wäre es ihm dann einmal eingefallen, eine Dogmatik drucken zu laßen, sie würde gewiß von der gegenwärtigen merklich verschieden, und ungleich wichtiger gewesen seyn.

VIII.

Antworten.

1) Die meisten zeither eingeschickten Verse sind zu unerheblich um das Auge des Publicums aufzuhalten.

2) Der Ungenannte Leser des Merkurs, der uns noch ein paar Preisschriften über die bekannte Aufgabe verspricht, wenn man die anbetaumte Zeit verlängern wollte, kan auf drey Monate à dato rechnen; allenfalls auf mehr, wenn er's verlangt.

3) Hr. C. der dem Teutschen Merkur ein Amt übertragen will, welches der Griechische nur bey Jupitern verwaltete, wird gebeten uns zu entschuldigen. Die Gedichte an seine Sylvia können als gelegenheitliche Scherze — zumal da der Verfaßer keine Prätension an die Lauream apollinarem macht — zum Privatgebrauch ganz gute Dienste thun. Aber sich mit Verantwortung derselben gegen das Publicum zu beladen, dazu kann sich der Herausgeber nicht entschließen. Uebrigens wird Hr. C. ersucht, über die zween Ducaten zu disponiren, die, wir wißen nicht warum, seinem Briefe beygelegt waren.

Inhalt

des dritten Vierteljahres.

Julius.

I. Gedichte. S. 3.

II. Fortsetzung der Geschichte des Philosophen Danischmende. 16.

III. Fortsetzung des dritten Briefs über Italien. 37.

IV. Versuch über das teutsche Singspiel. 63.

V. Theater Neuigkeiten. 88.

VI. Versuch eines Ungenannten über die Aufforderung im T. M. 96.

August.

I. Kleine Gedichte. 97.

II. Serafina; eine Kantate von W. 105.

III. Fortsetzung der Geschichte des Philosophen Danischmende. 110.

IV. Vierter Brief über Italien 135.

V. Theater Neuigkeiten. 162.

VI. Neue Bücher. 181.

VII. Nachricht, den im Jahr 1773 auf Verfertigung eines Lehrbuchs für Landschulen ausgesetzten Preiß betreffend. 187.

VIII. Antworten an ungenannte Correspondenten. 188.

September.

I. Cantate auf den neunzehenden Geburtstag und Regierungsantritt des Herzogs von Sachsen Weimar. 193.

II. Anmerkungen zu einer Stelle in Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere, den Unterschied der menschlichen und thierischen Seele betreffend. 196.

III. Gedanken über das Schicksaal der Juden. 212.

IV. Fünfter Brief über Italien. 220.

V. Zwoote Unterredung zwischen dem Pfarrer zu *** 251.

VI. Theater Neuigkeiten. 268.

VII. Neue Bücher. 281.

VIII. Antworten. 286.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1775.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

October 1775.

I.
Gedichte.

Ein Herzensgeſpräch.
Von dem Verfaſſer des Halladat.

Da ſitz ich endlich wieder doch einmal
Auf meinem lieben alten Eichen-Aſt,
Auf welchem ich in einem Wonnetraum
Den Himmel offen, und den Vater ſah,
Der meinem Geiſt arbeitete, bis er
Mit Geiſtesaugen ſehen konnte; ganz
In meinem Gott vergnügt, und, Herz! mit dir,
Mit dir ſprech ich. Seit geſtern warſt du gut;
Du hatteſt Freuden! Eine Mutter gieng,
Auf ihrem Arm ein Säugling, an der Hand
Ein kleines Mädchen, weinend dir vorbey,
Und ihre Thränen rührten dich. Sie gieng
Am Selka-Bach; das kleine Mädchen ſah
Ein Blümchen blühn, und eilig lief's, beſah's,
Und ihre Kindesaugen ſprachen: Ey, du biſt
Ein ſchönes Blümchen! aber, haſtig brach's
Das Blümchen ab, und brachl's der Mutter, — Sehl
Das ſchöne Blümchen, Mutter! ſprach das Kind,
Und weint doch nicht! Die Mutter, weinend, nahm
Das Blümchen hin, und ſagte: „Liebes Kind

„Du hätteſt dieſes ſchöne Blümchen nicht
„Abbrechen ſoll'n, es hätte, glaub' ich, wohl
„Drey Tage noch gelebt, und nun, du haſt's
„Getödtet, nun verwelkts! — Getödtet? frug
Das kleine Mädchen, ſchwomm in Thränen, — „Gott!
„Das ſchöne Blümchen! Mutter gebt's, ich wills,
„So lang's noch lebt, mit Thränen netzen, wills
„In unſers Gottes ſchönſtem Sonnenſchein
„Beſchn, wills unter Schatten pflegen, wills
„Vergebung meiner Sünde bitten; will
„In meinem Leben ſie nicht wieder thun;
„Nicht wieder eine Blume tödten; will
„Quellwaſſer ihr zu trinken geben; will
„Gehorſam ſeyn." — Vortreflich, liebes Kind,
Da iſt das Blümchen! — Und das Mädchen nahm's
Und lief zum Selka-Bach, und legte ſanft
Das Blümchen hin am Ufer, daß des Bachs
Quellwaſſer nur der halbe Stengel trank,
Sah, trüben Blicks, das Blümchen; Mutter, rief's,
Kommt doch zu ſehn, das ſchöne Blümchen, hier
Auf dieſem ſchwarzen Steine; knieend will
Ich's ſterben ſehn, und dann begraben — und —
Indem ſie's ſprach, kam eine Welle, riß
Das Blümchen fort! Das Mädchen ſprang
Der Welle nach, und wär in ihren Tod
Geſprungen, wär ich, du mein Herz! mit ihr
Nicht ſtill geſtanden, ſeiner Mutter Gram
In ihren Augen erſt noch recht zu ſehn,
Und dann zu fragen: Iſts um ihren Mann?
Zwar ſtarb die Frag' in dir, du gutes Herz!
Und andre Fragen ſtarben; aber raſch
Ein Sprung ins Waſſer rettete das Kind!
Und da, mein Herz, die gute Mutter! lief;

Heraus aus ihrem Herzen, sprach sie Dank;
Und Thränen strömten! — Armes, armes Weib!
Sprachst du, mein Herz, und Mädchen! Mädchen! sprachst
Du Mutter zu dem Kinde, küsse, Kind!
Dem edlen Mann die Hand, die Retterin,
Und eilig kam das Mädchen, klagend nach
Um ihre Blume, küßte mir die Hand,
Und dann, o welch ein Seufzer, gutes Herz!
Wie tief geholt; — die armen Waysen! Herr!
„Ihr Vater starb, und ihre Mutter, Herr!
„Will sterben, Gott erbarme sich; Und dann! —
Du fragtest nichts, du gutes Herz! du warst
Seit gestern gut, und bist's noch heut, und bist's
Noch morgen, morgen; und wie lange, Herz?

An den Grafen D**.

Freund! berufen zum Schmerz, berufen die Kelche des Schicksals,
Voll mit Galle gefüllet, zu leeren,
Gab mir doppelt den Schmerz zu erhöhn, ein strenges Geschicke
Dies zu weich geschaffene Herze,

Und goß hohe Begriffe von Ehre, Gefühle von Tugend,
In die jung aufkeimende Seele.
Grausam war dies Geschenk! weit über mein Schicksal erhaben
Füllten unbefriedigte Wünsche

Meine Seele, und ich verschmachtete traurig mein Leben,
Mein und andrer Schmerzen beweinend.
Freund, da wagt' ichs zu kühn der Vorsicht Wege zu tadeln!
Besser, dacht ich, empfindlos als elend,

Weſſer leer an Erkenntniß, an hohen Begriffen von Ehre,
Als ſein Leben gramvoll durchſeufzen.
Siehe, da führte ſie dich, mein D**, mir zu! — Wie erkannt ich
Schnell den Werth des hohen Geſchenkes!

Denn, o! würdigteſt du mich der Liebe, der ſüßeſten Freundſchaft,
Keuſcher, tugendliebender Jüngling.
Würd' ich die Wonne des Lebens an deinem Buſen ſo trinken,
Hätt' mich die Vorſicht weniger zärtlich,

Weniger fühlend geſchaffen? Hätt' ſie vom Gefühle der Tugend
Leer mir dieſe Seele gelaſſen? —
O, wie hebt der Gedanke mich über mein Schickſal! wie leidet
Aus dem bitterſten Schmerz mir die Freude!

Nicht unmännliche Kleinmuth, es ſoll nicht empörende Klage
Forthin dieſe Lippen entweihen!
Kann ich gleich mich nicht ganz der Schwermuth erwehren,
nicht ganz der
Thränen, welche die leidende Menſchheit

Mir zu vergießen gebeut: ſo will ich im Staube doch preiſen
Den, der mich zärtlich und fühlend geſchaffen.
Will für jedes Geſchenk von ſeiner unendlichen Güte
Danken, ſollt' es auch gleichwohl die Quelle

Tauſendfältger Schmerzen mir ſeyn. Denn jedes Entzücken,
Das uns Tugend und Freundſchaft gewähret,
Selbſt der Zukunft unnennbare unausſprechliche Freuden,
Werden erkauft mit Jahren voll Schmerzen.

An den Herbst.

O Herbst, gekrönt mit goldnen Schätzen!
Die Reitze, die an dir ergötzen,
Hat nicht der Frühlingsgott für mich,
Du brauner Herbst wie lieb' ich dich!

Wie gern mag ich von deinen Höhen
Das matte Thal ersterben sehen!
Wie gern irr ich im dunkeln Wald
Wenn grauer Nebel ihn durchwallt!

Dir springt das Wild in regen Wäldern,
Dir schwillt der Segen auf den Feldern,
Der Wesen wohlgesättigt Chor
Tönt dir den Lobgesang empor.

Du kannst auch der Natur ihr Leben
Auf rebenvollen Hügeln geben;
Durch ihren Most verjag ich weit
Die Sorgen jeder Jahreszeit.

v. A.

Auf den Tod eines Holztäubchens.

Warum, o liebes Täubchen, flohst
Du nicht den Sonnenstrahl?
Warst so voll Freude, so getrost,
So nahe deinem Fall!

Lang drehte dir mit dem Gewicht
Des harten Mörders Hand;
Sein Blick war von Empfindung leer
Und blutig sein Gewand.

Fielst, armes Täubchen, und mit dir
Fiel auch zugleich dein Freund.
Ein Glück für dich! — du hättest schier
Dich todt um ihn geweint.

Hätt' er ihn dir allein gemordet,
Hättst du sein Blut erblickt,
Gesehn sein hingesenktes Haupt —
Den schönen Leib zerstückt.

Vielleicht, daß jetzt dein Seelchen schon
In schönern Hainen irrt,
In deines Freundes süßern Ton
Voll höh'rer Liebe girrt.

Dein Mörder hart, ein Mensch er war,
Der seinen Schöpfer nennt;
Weiß, daß er jedes Täubchenpaar
Wie seine Sonnen kennt. —

Daß er dein Glück wie seines will,
Sich sicher leben heißt;
Weh' dem Barbar, der, sich zum Spiel,
Das Leben dir entreißt!

II.

TITANOMACHIA,

oder

das neue Heldenbuch.

Ein burleskes Gedicht
in so vielen Gesängen als man will.

Erster Gesang.

Hoch auf der goldnen Himmelsburg
Saß Jupiter, der Demiurg,
Mit seinen Söhnen, Neffen und Vettern,
Allerseits unsterblichen Göttern,
Und ihren Frauen hochgemuth,
Ehrbarn Matronen mit jungem Blut;
Zechten an einer Tafelrunde
Bis an die goldne Morgenstunde
Dem Donnerer sein Ganymed, —
Hebe den Andern, die Nektarbecher
Oft füll'n und fleißig credenzen thät.
Die Götter Homers sind mächtige Zecher,
Halten auf pocula rorantia
Nicht so viel als auf spumantia.
Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,
An mancherley Kurzweil und feinen Schwänken.

Denn, glaubt mir's, ihr gravitätischen Herr'n,
Geſcheidte Leute narriren gern.
Wundert ihn das, Herr Doctor Duns?
Will's ihm erklären, doch unter uns:
Das macht, ſie haben beym Narriren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.
Sokrates in der Schellenkapp
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp:
Aber nehmt 'm Eſel ſein Löwenvißer,
Daſteht er, und iſt ein Müllerthier.

Die Götter lachen der menſchlichen Sachen;
Kinder ereifern ſich, Götter lachen:
Urſach warum? — Weiß euch geſchwind
Kein' beſſre, als — weil ſie Götter ſind.
Thätet Ihr auf Jupiters Adler ſitzen,
Würdet vor Bosheit oft donnern und blitzen,
Weil's hienieden nicht immer ſo geht
Wie ihr's gern hättet und wie ihr's verſteht.
Aber glaubt mir, 's iſt ſo geſcheidter.
Ihr machtet's warlich nur verheuter.
Der Schuſter bey ſeinem Leiſten blieb!
Jeder küſſe ſein eigen Weib
Wie's ihm beliebt; nur's Welt-Kutſchieren
Laßt bleiben! ihr möchtet die Zügel verlieren;
Rennten wie toll über Stein und Steck,
Und müßtet doch endlich herab vom Beck.

Alſo, wieder zur Sach zu kommen,
Laßen, wie ihr bereits vernommen,
Die Götter in größter Luſtbarkeit,
Wie an Vulcans berühmter Hochzeit,

Wo jeder von ſeinen G'ſellen dacht
Er hätte ſelber Hochzeit gemacht.
Nektardunſt füllt ſchon Leber und G'hirn.
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn;
Minerva vergißt ihr trutzig Geſicht,
Verderbt den Spaß zum erſtenmal nicht;
Wird munter und herzlich gelacht und geſcherzt,
Die Nachbarin zärtlich gedrückt und geherzt,
Der Freude gelaſſen freyer Lauf,
Und alles im Beſten genommen auf.
Phöbus und ſeiner Muſen neun
(Denn wer kann ohne die fröhlich ſeyn?)
Sangen, es gieng durch Mark und Bein.
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär (1),
Schwammen und ſchwebten ſo lüftig daher,
Spielten ſo lieblich mit Füßen und Händen,
Wußten ſo flink ſich zu drehn und zu wenden,
Daß es der dicken Ceres beynah
Ergangen wär' wie der Tuſcia,
Als ſie zu Rom den ſchönen Schranzen
Bathylln thät ſehen die Leda tanzen (2),
Wie Juvenalis in Satyris
Mit mehrerm uns berichtet dies.

Nun höret an, wie's weiter gieng.
Da ſie nun ſo beyſammen ſaßen,

Schl-

(1) Noverre. Kraft des Wiedervergeltungsrechts ſind wir nur zu wohl befugt, uns dergleichen Freyheiten mit den franzöſiſchen Nahmen zu nehmen.

(2) Cheironomon Ledam molli saltante Bathyllo, Tuscia etc.

Schäkerten, lachten, tranken und aßen,
Und aller Weltſorgen ſo bar vergaßen,
Als ſchwämme gar kein ſolches Ding
Wie unſer globus terraqueus
Im himmliſchen Oceanus:
Spricht zu Nachbarin Arianen (3)
Silenus, das alte Nektarfaß:
Gevatterin, welch ein Lerm iſt das?
Hört ihr nicht meinen Eſel nahnen?
Ich ließ ihn unten auf der Terraß;
Glaubt mir er ſchreyt nicht ſo zum Spaß!
„Krack! —. alle Tauſend! was krachte da? „
Ruft Meiſter Mulciber (4) —. 's war ganz nah,
Aechzt ängſtlich die Mutter der Liebesgötter.
Und kriecht in ihren Bulen hinein —
Es kracht', als ſchlüge 's Donnerwetter
In alle Cedern des Pelios (5) ein,
Schreyt Vater Bromius (6). — Alle Götter
Lauffen ans Fenſter. — Zevs allein
Bleibt ruhig auf ſeinem Sopha ſtacken,
Kuſirt Ganymedchen in die Backen,
Reicht ihm den Becher, und — Junge, ſchenk ein!

Nun

(3) Ariadne, Gemahlin des Bachus.

(4) Vulcan.

(5) Name eines dem Olympus, dem gewöhnlichen Sitze der Homeriſchen Götter, benachbarten Theſſaliſchen Berges. Zwiſchen beyden ſteht der Berg Oſſa, deſſen in der Folge Erwähnung geſchieht. Die Cedern auf dem Pelios (die man da nicht ſuchen würde) gründen ſich auf das Zeugniß eines gewiſſen Dicaarchus.

(6) Bacchus.

Nun möchtet Ihr ohnezweifel verſtahn,
Was denn die Götter durchs Fenſter ſähn?
Wollte daß ich 'n Mahler wär
Wie Michel-Engel (7) oder Homer;
Sollt' mir dann leicht ſeyn ein G'mählde zu machen,
Daß euch vergehen ſollt' das Lachen!
Aber non omnia poſſumus,
Saat der weiſe Virgilius.
Käm auch nicht viel heraus dabey,
Wenn lauter Michel-Engel wären;
Müßten viel ſchöner Pinſeley,
Viel Augen- und Herzensluſt entbehren;
Hätten dann keinen Titian,
Keinen Correggio, keinen Alban,
Hätten kein'n Rembrand, kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken, noch Gerard Dow,
Keinen Vanderwerf, keinen Watteau,
Auch keinen Greuze! — Wo käme das hin?
Hätten's warlich ſchlechten Gewinn;
Thät'n endlich bey all'n den hohen Geſichten
Von Engelsſchlachten und Jüngſten Gerichten
Die Kinnlad aus einander gähnen,
Und herzlich nach Adrian Brower uns ſehnen.

Doch, liebes Pferdchen, ſo kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!

Muß

(7) Michel-Angelo (Buonarotti) der ſtärkſte und ſublimſte Mahler, und der größte Bildhauer ſeit Wiederherſtellung der Künſte, — wenn anders jemand dieſer Note bedarf.

Muß lernen fein auf'm Heerweg bleiben,
Nicht immer bald da bald dorthin treiben!
Der Henker reiß' auf dieſen Fuß,
Wo man all Augenblick wenden muß!

Was' ich denn ſagen wollt, — bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barken fein,
Könnt ſie meinthalben ſchnitzen, lackiren,
Herrlich vergülden, bewimpeln und zieren,
Schmucker als die Galee, worin
Vor Zeiten die ſchöne Zigäunerin
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegenkam auf'm Fluß Cydnus;
Möget auch lauter glatte Knaben
Und hübſche Mädchen zu G'ſpanen haben,
Köſtlichen Eſſens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'ſang und Saytenſpiel;
Schwämmet ſo auf dem ſtillen Meer
Sorglos bey lieblichen Lüftlein daher;
Und wäret, trunken von griechiſchem Wein,
Vor großem Wohlleben g'ſchlummert ein,
Läget da, wie Endymion,
In ſüßen Träumen, geküßt vom Mon;
Auf einmal weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht 's ganze Schifflein im Gewimmel,
Zittern und Zagen und Zettergeſchrey
Um und um, glaubt nicht anders als ſey
Würklich der jüngſte Tag vorhanden;
Hörtet ſchon 's Klirren von Ketten und Banden;
Türken und Heyden, mit großen Kuebel-
Bärten, und blankem gezucktem Säbel,
Stürzten herein, hab'n 's Schiff erſtiegen,
Machten Naſen und Ohren fliegen,

Schrien

Schrien euch an: ergebt euch sogleich,
Oder's bleibt kein Gebein von euch! —

Alles dies stellt euch dar, so gut
Ihr respective vermögen thut,
Und fragt euch dann, wie wär mir g' Muth,
Schwebt' ich in einer solchen Fahr:
So wißt ihr, wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Riesen fielen auf den Leib;
Dann kurz, es war itzt drum und dran,
Das sie erstiegen den Himmels-Plan.

Dies wundert euch, wie ich merken thu:
Denkt, wie kommen die Riesen dazu?
Möchtet, durch jede Kategorie,
Wie billig, wissen warum und wie:
Bitt' um Geduld vier Wochen lang,
Soll alles vernehmen im zweyten G'sang.

III.

Fortsetzung
der Anmerkungen
zu einer Stelle
in Reimarus Betrachtungen,
über die Triebe der Thiere,
den Unterschied der menschlichen und thierischen Seelen betreffend.

Viele meiner etwanigen Leser werden an demjenigen, was in dem vorhergehenden Abschnitte gesagt ist, schon zuviel haben: andere hingegen werden damit noch nicht zufrieden seyn: sondern nun auch das Wie? — wie die Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge auf den Grad der Vollkommenheit unserer Vorstellungskrafft einen Einfluß haben könne — zu wissen begierig seyn. Ehe ich dasjenige, was Erfahrung und Nachdenken darüber an die Hand geben, niederschreibe: will ich erst diesen Einfluß selbst etwas näher zu bestimmen suchen.

Wir können bey allen unsern Vorstellungen zweyerley unterscheiden:

1) Die materielle Beschaffenheit derselben, welche durch den Gegenstand, den wir uns vorstellen, bestimmt wird; und

2) die

2) die formelle Beſchaffenheit derſelben, welche theils in dem Grade der Klarheit und Deutlichkeit, theils in dem Grade der Lebhaftigkeit beſteht, welchen unſere jedesmaligen Vorſtellungen haben.

Beyde Beſchaffenheiten nun hängen ſowohl von den äußerlichen Gegenſtänden, und deren Eindruck auf unſere Nerven, als auch von der Beſchaffenheit unſers Nervenſyſtems, oder unſerer ſinnlichen Werkzeuge ſelbſt ab. Das lehrt die Erfahrung.

Erſtlich in Anſehung der materiellen Beſchaffenheit unſerer Ideen. Wenn z. B. die Idee von einer Roſe in meiner Seele entſtehen ſoll: ſo muß theils eine wirkliche Roſe da ſeyn, deren Bild ſich in meiner Vorſtellungskrafft abſpiegeln kann: theils muß ich ein zum Sehen eingerichtetes Werkzeug in meinem Körper, ein Auge, haben. Wäre ich blind, und hätte ich dabey die Sinne des Geruchs, und des Geſichts: ſo würde ich mir die Roſe als etwas vorſtellen, welches ſo oder ſo angefühlt, und ſo oder ſo gerochen werde. Wäre ich hingegen bloß Auge, oder bloß Naſe, oder bloß Gefühl; ſo würde ich in jedem dieſer Fälle mir eine Vorſtellung von der Roſe machen, welche ſehr verſchieden von derjenigen wäre, welche mir durch mehrere vereinigte Sinne zugleich zugeführt wird.

Daß ferner zweytens im Ansehung der formellen Beschaffenheit unserer Ideen, auch der Grad der Klarheit und der Deutlichkeit derselben von der Beschaffenheit unserer organischen Einrichtung abhänge, ist eine eben so zuverläßige Erfahrung, welche man mit tausend Beyspielen belegen könnte. Hier ist ein einziges, welches alle übrigen entbehrlich macht. Hr. Muzelius in Berlin kurirte einen Wahnsinnigen, indem er ihm die Krätze einpfropfte. Kaum war diese zum Ausbruch gekommen: so ward die Seele des Patienten auch wieder in den Zustand deutlicher Vorstellungen versetzt, das heißt, sie hatte die verlohrne Vernunft wieder erhalten. Die Hinderniß also, welche die Vorstellungskrafft dieses Menschen abhielt, die verwirrten Ideen seines verrückten Kopfes aufzuklären, hatte in den körperlichen Unreinigkeiten, welche durch den erkünstelten Aussatz abgetrieben wurden, folglich in einer bloßen Zerrüttung der organischen Maschine seines Körpers gelegen.

Eben so unläugbar sind nun drittens auch diejenigen Erfahrungen, welche beweisen, daß auch die Lebhafftigkeit unserer Vorstellungen mit der Beschaffenheit unserer sinnlichen Werkzeuge in Verhältniß stehe. Wer lebhaffte Vorstellungen sagt, der sagt Vorstellungen, welche auf unser Begehrungsvermögen wirken, welche eine Begierde oder einen

Abscheu

Abſcheu erwecken. Und wer weiß nun z. B. nicht, daß das andere Geſchlecht unter gewiſſen Umſtänden, und bey einer gewiſſen Leibesbeſchaffenheit, oft plötzlich eine unwiderſtehliche Begierde nach dieſer oder jenen Speiſe, die ihm ſonſt ziemlich gleichgültig, oder wohl eckelhafft war, bey ſich zu verſpüren pflege? Ich wähle mit Fleiß unter tauſend gemeinen Beobachtungen diejenige, welche am bekannteſten iſt, und daher auch am kürzeſten geſagt werden kann. Dürfte ich umſtändlich ſeyn: ſo wollte ich ſeltnere Erfahrungen weitläuftiger beſchreiben.

Nun wollen wir wieder zu dem vorerwähnten Wie? zurückkehren.

Diejenigen, welche dieſe Frage aufzuwerfen pflegen, fordern, bey einem vorausgeſetzten phyſiſchen Einfluſſe des Körpers auf die Seele, und der Seele auf den Körper, gemeiniglich nichts geringeres, als, daß man ihnen ſinnlich anſchauend machen ſoll, wie eine gewiſſe Abänderung der Nerven und des jedesmaligen Zuſtandes derſelben, eine ihr entſprechende Abänderung des Zuſtandes der Seele mit ſich führen könne; eine Forderung, welche eben ſo ungereimt, als die dabey zum Grunde liegende Vorausſetzung unmöglich iſt. Ohne alſo auf die unzeitige Neugier ſolcher Leſer zu achten, begnüge ich mich, die verſchiedenen allgemeinen Weiſen

sen auseinander zu setzen, auf welche zwoo verschiedene Organisationen, zwoo an sich selbst völlig gleiche Vorstellungskräfte dergestalt modificiren können, daß die eine Vorstellungskraft dadurch zu einer vernünftigen erhoben, die andere hingegen zu einer unvernünftigen erniedriget wird.

Ich merke demnach zuvörderst an, daß durch die Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge der Wirkungskreis einer Vorstellungskraft mehr oder weniger eingeschränket werden kann; eine Wahrheit, auf welche Herr Herder sein System über die Kunsttriebe der Thiere, wie mich dünkt, mit völliger Sicherheit bauen durfte. Zum Gebrauch der Vernunft werden viele und mannigfaltige Ideen erfordert, welche gegen einander gehalten, verglichen, getrennt, oder mit einander verbunden werden müßen. Je größer also der Wirkungskreis einer Seele ist, je mehrere und mannigfaltigere Ideen ihr durch den Weg der Sinne zugeführt, oder richtiger, durch die Sinne in ihr veranlasset werden: um desto Vernunftfähiger wird sie seyn. Und umgekehrt je kleiner der Wirkungskreis einer Verstellungskraft ist, je wenigere und je einförmigere Ideen, auf Veranlassung sinnlicher Eindrücke, von ihr hervorgebracht werden: um desto dürftiger wird auch ihre Vernunftfähigkeit seyn. Ist es nun, nach vorausgesetzter Wahrheit dieses Grundsatzes, wohl zu bewundern, wenn die

Biene,

Biene, deren ganze Seelenthätigkeit auf den Anbau einer Zelle, und auf das Einsammeln des Honigs concentrirt ist, minder Vernunftfähig gefunden wird, als der Mensch, dem das weite unermeßliche Feld zwischen beyden Polen, und von dem Mittelpunct der Erdkugel bis zu dem entferntesten Stern der Milchstrasse, ein noch zu eingeschrenkter Tummelplatz für die muthwilligen Kinder seiner Seele, für seine Ideen schien, und der es daher für nöthig fand, sich einen Weg in unsichtbare Welten, in das unermeßliche Reich der Möglichkeiten, zu bahnen?

Zweytens: Je mehr der Bau des organischen Leibes zu einformigen Bewegungen, zu einförmiger Wirksamkeit eingerichtet ist: um desto geringer ist die Möglichkeit einer fortschreitenden Entwickelung des einen solchen Leib belebenden Geistes; desto kleiner seine Vernunftfähigkeit. Darin hat Helvetius ohnstreitig recht, daß wenn die Natur, statt der Hände und deren geleukigten Fingern, unsere Arme sich mit einem Pferdehuf hätte endigen laßen, der Mensch, sonder allen Zweifel, ohne Künste, ohne alle andere Bequemlichkeiten des Lebens geblieben wäre, und, nur auf seine Nahrung bedacht, bis auf den heutigen Tag, gleich wilden Thieren, in Wäldern herum schweifen würde. Hiermit stimmt die Erfahrung, daß je näher die Organisation eines Thieres an die Organisation des menschlichen Körpers grenzt, desto

vernunftähnlicher die Vorstellungskraft desselben sey, vollkommen überein. Der Orang-Outang steht schon eine Stuffe höher, als der gemeine Affe; dieser eine Stuffe höher als der Hund, der Hund, als die Ente, und die Ente, als die Raupe u. s. w. Alle Erfindungen, welche das menschliche Geschlecht auf eine so erhabene Stuffe der Cultur erhoben haben, wurden vom Zufall oder durch Versuche entdeckt: aber zu beyden gehörten Gliedmaßen und Sinne, wie die unsrigen sind. Das Pferd mag noch so oft den Nautilus mit ausgespannten Seegel schiffen sehen, nie wird es auf den Einfall gerathen, selbst ein Schiff zu verfertigen und wenn es darauf geriethe, nie damit zu Stande kommen können, weil die Bauart seiner Glieder es ihm unmöglich macht. Es kann mit seinem ganzen großen Körper weiter nichts vornehmen, als fressen, wiehern, stampfen, schnauben, sich begatten und laufen.

Drittens: Je stärker die Eindrücke äußerlicher Gegenstände auf sinnliche Werkzeuge sind, und je stärker diese Eindrücke von der denkenden Kraft empfunden werden; desto größer ist die Verwirrung der dadurch veranlaßten Ideen, desto kleiner die Möglichkeit, diese verwirrten Ideen auseinander zu setzen; desto armseeliger die Vernunftfähigkeit. Dies scheint nun abermals der Fall bey den Thieren zu seyn. Sie haben durchgängig einen oder zween

Sinne,

Sinne, welche an Schärfe den menschlichen Sinnen weit vorzugehen pflegen. Der Adler wittert seinen Raub in Meilenweiter Entfernung; der Jagdhund kann die gestrige Fährte eines Hirsches, auf welche er geführt wird, unter hundert anderen Hirschsfährten unterscheiden; und der lichtscheue Nachtvogel dringt mit raubbegierigem Blicke durch die dickste Finsterniß der Mitternacht. Diese Sinne müssen also weit stärkerer Eindrücke, als die unsrigen, fähig seyn; dasjenige was für diese unbemerkbar ist, muß in jenen die größten Veränderungen, und dadurch in der Seele des Thieres eine gleich große Menge gleichzeitiger Vorstellungen hervorrufen. Die Seele durch diese Menge gleichzeitiger Vorstellungen bestürmt, wird dadurch zusehr betäubt, als daß sie an einer Auseinandersetzung derselben zu arbeiten vermögte. Wenn nun dazu noch dieses kömmt, daß das beseelte Wesen nur etwa einen oder zween Sinne von solcher außerordentlichen Schärfe, und zugleich von der Beschaffenheit hat, daß die Menge der in ihm erregten Vorstellungen nur auf wenige bestimmte Gegenstände concentrirt wird: so muß ein solches Wesen zwar freylich, innerhalb seinem kleinen Wirkungskreise, zu bewundernswürdigen Handlungen fähig seyn; aber es wird sie ohne deutliches Bewußtseyn, wie in einer Trunkenheit, instinctmäßig verrichten. Laßt die Lichtstrahlen in einen einzigen Punct zusammen halten: so werden sie brennen;

nen; aber ihr werdet sie nicht unterscheiden; wollt ihr dies, so müßt ihr sie mit dem Prisma spalten. Laßt die Vorstellungskraft des Thieres durch vorzüglich scharfe Sinne auf einen Punct und zwar Ausschließungsweise gerichtet seyn: so wird sie bewundernswürdige Kunsttriebe äußern, aber sie wird zu keiner deutlichen Vorstellung fähig seyn; soll sie dies: so muß sie einen ausgebreiteten Wirkungskreis, so muß sie Raum, und Zeit und Muße haben, ihre Vorstellungen vereinzeln zu können. Hier ist eine Erfahrung, welche über diese Herderische Erklärung der thierischen Kunsttriebe, ein noch helleres Licht verbreiten wird; und zwar eine Erfahrung vom Menschen hergenommen. Jederman weiß, zu welchen verwegenen, geschickten, erstaunenswürdigen Handlungen die sogenannten Mondsüchtigen Menschen, die Nachtwandler, im Schlafe aufgeleget sind; mit welcher Behendigkeit, und mit welcher Zuversicht sie auf schmalen Balken, auf steilen Dächern hoher Häuser, wie auf der Erde, zu gehen pflegen. Der Verfasser dieses Aufsatzes, welcher, in seiner Kindheit, selbst zu dieser Classe von Menschen gehörte, könnte einige sonderbare hieher gehörige Anecdoten von sich selbst erzählen, wenn er nicht voraussetzen dürfte, daß jeder seiner Leser schon genug von dergleichen Geschichten gehört oder gelesen habe. Wie will man nun den Zustand der Seele eines solchen Menschen unter solchen Umstän-

den

den erklären; wie es begreiflich machen, daß er im Schlafe zu Handlungen aufgelegt sey, die im Wachen ihm nicht gelingen würden? Ohnstreitig dadurch, daß die Seele eines solchen Menschen nur auf einen Gegenstand ausschliessungsweise geheftet ist; nur diesen sieht, nur diesen empfindet, und für alle andere Gegenstände blind, taub, und fuhllos bleibet. Wollte er Wachend und bey Tage auf den Gipfel eines Hauses klätiern: so würden tausend andere Gegenstände seine Aufmerksamkeit zerstreuen; so würde der Anblick der Gefahr des Herunterstürzens seine Glieder zitternd, und seine Füße wankend machen; er würde jämmerlich herabstürzen. Eben dieses würde auch während seines Nachtwandelns erfolgen, sobald man ihn bey Namen riefe, und ihn dadurch zur Besonnenheit brächte. — Man sieht nun aus demjenigen, was zu dieser Erläuterung Anlaß gegeben hat, wie unrecht der Einwurf angebracht wäre, wenn man uns, mit Hrn. Flögel, entgegensetzen wollte, daß die Thiere gemeiniglich schärfere Sinne, als der Mensch, besitzen. Denn so sehr nun auch die durch scharfe Sinne auf wenige bestimmte Gegenstände concentrirte Aufmerksamkeit die Wirksamkeit der denkenden Kraft innerhalb diesem bestimmten Kreise, vergrößern muß: eben so sehr ist eine solche Schärfe und Einschränkung der Sinne dem Wachsthum und der Entwickelung der Vernunft zuwider. Denn da diese in einer Vergleichung

chung, Trennung, Verbindung und Auflösung der Begriffe besteht: so sezt sie, zwar eine Vielheit der Ideen, aber auch eine Mannigfaltigkeit, und eine solche Folge derselben voraus, bey welcher der Seele Zeit gelassen wird, eine oder die andere derselben fest zu halten, um sie genauer zu besichtigen, und mit andern vergleichen zu können. Weder das eine, noch das andere kann bey Sinnen statt finden, welche theils im hohen Grade scharf, theils aber auch auf einen kleinen bestimmten Empfindungskreis eingeschränkt sind. Das sind nun die Sinne der Thiere — und daher ihr Vernunftmangel!

Aber nicht nur die Beschaffenheit der eigentlichen Werkzeuge der Sinne, sondern auch die ganze körperliche Einrichtung, und die daraus entstehende kleinere oder größere Bedürfnisse, können die Seele veranlassen, ihre Aufmerksamkeit auf wenigere oder mehrere Gegenstände zu heften. Ein dritter Grund, der uns den Unterschied zwischen der thierischen und menschlichen Seele, noch begreiflicher machen kann. Ich will mich umständlicher erklären.

Nichts kann die Aufmerksamkeit einer denkenden Kraft in irgend einem merklichen Grade auf sich ziehen, als was eine Beziehung auf dieselbe äußert. Eine Beziehung aber auf unsere Vorstellungskraft äußern nur solche Dinge, deren Erkenntniß diese

Kraft

Kraft entweder einzuschränken oder zu erweitern, das heißt, entweder vollkommener oder unvollkommener zu machen, scheinet. Je zärter nun die Leibesbeschaffenheit eines beseelten Wesens ist, je größer und ausgebreiteter daher die Bedürfnisse desselben sind: desto größer und desto mannichfaltiger ist auch die Menge der Gegenstände, welche auf dieses Wesen auf die eine oder die andere Art eine Beziehung äußern.

Wie weit zarter nun, wie weit dürftiger, schwächer, hülfloser, mit einem Worte, wie weit bedürfnißvoller die Maschine des menschlichen Körpers, als der Leib der Thiere sey, ist eine zu bekannte Sache, als daß ich mich bey einer Auseinandersetzung derselben verweilen dürfte. Tausend — was sage ich? — unzählbare Gegenstände in der Natur, welche dem Thiere gleichgültig sind, können daher einen angenehmen oder unangenehmen Einfluß auf die Glückseligkeit des Menschen haben; unzählbare Gegenstände können also auch die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich ziehen, indeß das versorgte, bedürfnißlose Thier,

Cui omnia large
Tellus ipsa parit, naturaque daedala rerum,

gleichgültig bey ihnen vorübergeht.

Die Folge, welche diese Bemerkung mit sich führt, bestätiget sich, wenn man, mit Helvetius, auf den Unterschied achtet, welcher unter den Thieren selbst, in Absicht ihrer grössern oder geringern Verschlagenheit, oft so sichtbar ist. Wenn die gefräßigen Raubthiere, sagt dieser Verfaßer, im Ganzen genommen, mehr Klugheit, als die andern Thiere verrathen, so muß man dieses dem Bedürfniß des Hungers zuschreiben, welcher allezeit erfinderisch ist, und welcher sie in die Nothwendigkeit versezt, auf List bedacht zu seyn, um ihren Raub zu erhaschen. (De l'esprit T. 1. Chap. 1.) Eben dieser Schriftsteller führt noch außerdem das gemeiniglich kürzere Leben der Thiere, und ihren Mangel an gesellschaftlicher Verbindung, als ein anderweitiges Hinderniß an, welches ihnen in der Ausbildung ihrer Seelenkräfte im Wege liege. Aber er hat vermuthlich nicht bedacht, daß es sowohl Thierarten gebe, welche ein höheres Alter, als die Menschen, erreichen; als auch, daß verschiedene Thiergeschlechte gesellig und zu einem ordentlichen Staat unter sich verbunden sind; wodurch dieser Grund entkräftet wird. Hierzu kömmt, daß ein Thier, so bald es vollkommen erwachsen ist, die höchste Stuffe seiner Vollkommenheit mit einmal erreicht zu haben, und also bey einem auch noch so langen Leben nichts weiter zu gewinnen scheint. Aber zu dergleichen Einwendungen kann die neuere französische Weltweisheit,

heit, welche bekanntermaßen erhaben, suffisant und untrüglich ist, sich wohl nicht herablassen.

Ein teutscher Philosoph, welcher freylich die jezt gerühmten Eigenschaften nicht besizt, aber mit desto mehr Bescheidenheit und Vorsicht den Pfad der Wahrheit wandelt, und welcher verschiedene meiner hier geäußerten Gedanken, in einer vortreflichen Abhandlung über den Begriff von der Vernunft in ein helleres und vortheilhafteres Licht gestellt hat, als es hier, der Kürze wegen, thunlich war; Herr Sulzer zeigt in der gerühmten Abhandlung überaus gründlich, daß eins der größten Hindernisse, warum die Thiere nicht zur Vernunft gelangen können, in dem Mangel der Sprache zu setzen sey.

„Unter der Menge unserer Ideen, sagt er, giebt „es einige, die sinnlich sind; andere sind bloß intel„lectualisch, es entspricht ihnen nichts Sinnliches, „und man fasset sie nur dadurch, daß man verschie„dene Gegenstände mit einander vergleicht, und das, „was sie mit einander gemein haben, bemerket. Es „ist sehr leicht sich an sinnliche Ideen zu erinnern, „ohne sie durch Zeichen festzusetzen: die abstrakten „Ideen scheinen bloß vermittelst ihrer Zeichen in dem „Verstande zu existiren. Wenn wir z. B. gar kein „Zeichen hätten, um die Zahl Zehn zu bemerken: so „würde uns der Begriff dieser Zahl niemals einfal-

„len,

„len, als wenn wir uns zehn ähnliche Dinge vor„stellten, und zu gleicher Zeit unsere Aufmerksamkeit „auf ihre Vielheit richteten, und über die allmählige „Verminderung nachdächten, die daraus entstehen „würde, wenn man eins dieser Dinge nach dem an„dern von der Masse wegnähme. Man sieht hier„aus, daß die abstrakten Ideen eben so wenig in dem „Verstande existiren würden, als sie außer uns exi„stiren, wenn wir keine Zeichen hätten, um sie fest„zuhalten. „

Und wenn keine abstrakte Begriffe ohne Sprache möglich sind: wie armselig muß die Nahrung einer sprachlosen Seele seyn! sie muß sich mit sinnlichen Zeichen und Bildern behelfen; ein Unterhalt, der sie nothwendig verhindern muß, über die gemeinen Fähigkeiten des Thieres, bis zu der Würde einer vernünftig denkenden Seele emporzuwachsen.

Vielleicht wird der Vertheidiger eines wesentlichen Unterschiedes zwischen thierischen und menschlichen Seelen, uns hier den Einwurf machen: daß das Thier bloß deswegen zu keiner Sprache gelangen könne, weil es keine Vernunftfähigkeiten habe; und daß man also, ohne in einen Cirkel zu gerathen, nicht sagen dürfe; es gelange deswegen zu keiner Vernunft, weil es keine Sprache lernen könne. Da es mir an Raum gebricht, diesen Einwurf umständ-

lich

lich zu beantworten: so begnüge ich mich ihm folgendes Urtheil aus der angeführten Sulzerschen Abhandlung entgegen zu setzen:

„Wir kennen die Structur des thierischen Kör„pers nicht genug, um deutlich zu begreifen, wie das „Reden in dem Munde des Menschen entstehet, und „was die andere Thiere verhindert, eben deßelben „Vortheils zu genießen. Indeßen können wir be„haupten, daß die Thiere nicht aus Mangel des Ge„nies oder der Geisteskraft dieses kostbaren Vorzuges, „der sie vernünftig machen könnte, beraubet sind. „Verschiedene sehr bekannte Facta beweißen, daß die „Thiere, wenigstens die vierfüßigen Thiere und die „Vögel, fähig sind, einige Begrisse mit willkürlichen „Zeichen zu verbinden; und dies macht das Wesentli„che der Sprachen aus. Da die Werkzeuge des „Gehörs der vierfüßigen Thiere den menschlichen sehr „ähnlich sind, so ist es wahrscheinlich, daß das „vornehmste Hinderniß von der Unfähigkeit der „Werkzeuge des Redens, der Zunge, der Lippen, „der Muskeln, des Halses und des Gesichts her„komme.„

Ein unphilosophischer Freund, dem dieser Aufsatz in die Hände gefallen war, gab ihn dem Verfasser mit folgenden Worten zurück: wenn das alles wahr ist, was da gesagt wird: so müssen die Seelen

jen der Thiere entweder auch unſterblich ſeyn, oder — Und warum ſollen ſie das nicht ſeyn, unterbrach ich ihn? — „Aber ein Himmel, oder eine andere Welt für Beſtien; bedenken Sie doch! der menſchliche Verſtand ſträubt ſich, ſo was nur für möglich zu halten.„ — Thut er das? Nun, wenn er dann eitel oder aufgeblaſen genug iſt, nur ſich, nur ſich allein der endloſen Fortdauer werth zu halten; wenn er lieblos und unbarmherzig genug iſt, die mit ihm verſchwiſterte Seele des Thiers in der großen Stadt Gottes, allwo der Wohnungen ſo viel ſind, nicht neben ſich dulden zu wollen: ſo mag er es verſuchen, ein Mittel zu erdenken, irgend eine urſprüngliche Kraft, irgend eine Subſtanz, aus der Schöpfung zu verbannen, ſie zu zernichten, ohne vorher den Schöpfer ſelbſt zernichtet zuhaben. — „Aber wenn dann alſo die Seele des Thiers, gleich der unſrigen, ihrer Meinung nach, unſterblich iſt: welches wird ihr Schickſal nach dem Tode ſeyn? Wo? Wie? Wozu werden ſie leben? — „

Who knows but he, whoſe hand the lightning forms,
Who heaves old Ocean, and who wings the ſtorms,
Pours fierce Ambition in a Caeſar's mind,
Or turns young Ammon looſe to ſcourge mankind?

IV. Aus-

IV.

Auszug
aus dem Ricciardetto. (*)

Euch, unter meinen lieben Landsleuten, die ihr gern die Geschichte der Menschen hört, aus deren Lenden ihr entsprossen, und lüstern darnach seyd, was für ein Geist sie belebte, und welche Gestalt Himmel und Erde für sie hatte; was sie für Thaten gethan und für Thorheiten begangen, und gelitten und genossen haben — will ich izt die merkwürdigen Begebenheiten einiger der ersten unter ihnen aus dem Jahrhundert unsers großen Karls erzählen, so wie sie Nicolo Fortiguerra nach der Chronik Meister Garbolins, eines Augenzeugen derselben, und den Eingebungen der Musen in den Gegenden, wodurch die Quellen der Tyber strömen, aufgezeichnet hat; wenn euch nemlich das Schicksal nicht vergönnt, ihn selbst sie erzählen zu hören. Was ein kühles Lüftgen ist in heißer Sommerstille, waren sie in seinen Stanzen für mich; möchten sie euch

(*) Von dem Verfaßer der Briefe über den Ricciardetto, welcher eben der ist, von dem wir neulich eine Uebersetzung des befreyten Jerusalems angekündigt haben. d. H.

euch wenigstens nur eine ähnliche Empfindung noch in der Ueberſetzung erwecken, auf euren Sophas und Schäferlagern, oder unter euren Traubengeländern, wenn ihr der Ruhe nach der Mahlzeit pflegt, oder in den ſchlafloſen Stunden der Nacht, wenn die neuen Lebensgeiſter des Tags zu ſchwärmen verlangen.

Als Vater Karl den Sachſen mit der Schärfe des Schwerdts in manchen Schlachten endlich abgewöhnt, kein Füllenfleiſch mehr zu eſſen, und die Longobarden dafür gezüchtigt, daß ſie dem päbſtlichen Pantoffel die ſchuldige Ehrerbietung nicht erwieſen, und den Herzog von Bayern in Koſt genommen hatte, und der Friede nunmehr wieder vom Himmel geſtiegen war, die Köche der Franken Paſteten und Torten backen zu lehren; brachen auf einmahl unzählbare Banden von Sarazenen aus Spanien, wohinein ſie ſich geniſtet, durch die Grenzen ſeines Reichs, und verwüſteten und verheerten. Er und ſeine Helden empfingen ſie, wie Herkules ſeine Ungeheuer, nur nicht immer ſo glücklich, als der Sohn der Wundernacht, ob ſie gleich dabey viele ſchöne Beuten davon zum Lohne trugen. Nach Niederlagen auf beyden Seiten reinigten ſie endlich aber doch das Land von dieſen wilden Räubern.

Arioſto, der Homer von Italien, hat dieſen Krieg den finſterſten Erdenſeelen hell und klar in

vollem

vollem Leben nach den Zauberkünsten jeder Muse beschrieben, so vortreflich, daß Thucidydes und Xenophon und Livius nur Landchartenmacher gegen ihn sind.

Nicht lange drauf kehrten die Anhänger Mahomeds in unzählbaren Schaaren wieder zurück, und alle Heilige im Himmel befürchteten, ihre geliebten Europäer würden nunmehr bis ins tausende Glied des Tags siebenmal beten und sich fünfmal waschen, und jeder ein Duzend Frauen haben müssen, und Amor und Bacchus und Apollo von der Erd weggejagt werden. Nichtsdestoweniger aber obsiegte Karl und seine Helden.

Die Geschichte von diesem Kriege liefert uns Nicolo Fortiguerra in einem Gedichte von dreyßig Gesängen, aus welchem ich einige der schönsten Scenen denen, die da zu lesen Lust haben, übersetzen will. Die Ursache davon war folgende:

„Scricca, König der Kasern, hatte einen Sohn, so stark, daß er ein Herkules zu seyn schien, und von so weisser und rosenrother Farbe, die schöne Venus in sich verliebt zu machen. Dieser gieng, nach Händeln und Gefahren lüstern, nach Frankreich, wo die Ritterspiele mit Eifer und Feuer getrieben wurden, und gerieth einst in einen Zweykampf mit dem jungen Ricciardetto, welcher ihn erlegte.

Als eine seiner Schwestern, mit Namen Despina, die statt der Augen zween leuchtende Sterne hatte, und Abends und Morgens immer bey ihm war, und ihn so liebte, daß die bösen Leute dafür hielten, sie sey seine Beyschläferin, Nachricht von seinem Tod erhielt; so zerkrazte sie sich die Haut, und raufte sich die Haare, und zerriß sich das Kleid, und machte den Turnieren und Festen ein Ende, und wußte ihrem Vater soviel zu sagen, daß er sich entschloß, den Sohn zu rächen. An ihrem Hofe befanden sich die erhabensten und edelsten Krieger, von Liebe dahin gezogen, und Despina trug ihr Herz dem zum Gegengeschenk an, der ihr mit noch blutigen Händen ein Geschenk mit dem verhaßten Kopf des Ricciars detto machen würde. Darauf rüstete sich ganz Afrika und Asien zum Kriege, und die mächtigsten Fürsten von Aegypten und Persien vereinigten ihre Truppen mit der Armee des Scricca.

Unterdessen hatten die Ritter Frankreichs die scharfen Lanzen und den schweren Schild an die Mauer gehängt, und glaubten in Frieden sicher zu leben; und wie die Bauern nach einem rauhen Winter mit Kränzen auf dem Kopfe und bloßen Füßen auf dem jungen Grase verliebte Tänze halten, so sang der an dem Ufer der Seine unter den Schatten von grünen Gesträuchen, und jener füllte an frölichen Tischen die Becher mit Champagner, und jede

Dame

Dame lebte in Freuden mit ihrem klugen Freunde, und ſegnete den Tag, da der Friede wieder zu ihnen gekommen war.

Karl allein war betrübt über die Nachricht von der entſetzlichen Raſerey der Orlando, aus Liebe zur Angelica, und beſchloß, ihn ſelbſt aufzuſuchen; aber ſeine ganze Ritterſchaft bat ihn mit Thränen, zu bleiben, und daß jeder von ihnen ihn aufgeſucht haben würde, und ſogleich war jeder zur Abreiſe bereit. Der gieng nach Oſten und jener nach Weſten; Rinaldo wollte allein gehen; in Geſellſchaft reiſen, die Andern. Rinaldo nahm den Weg nach Perſien, Aſtolfo, Alardo, und der tapfere Ricciardetto nach Spanien, wo ſie glaubten, daß er ſey. Oliviers und hundert andere Ritter richteten ihren Weg anders wohin. Kaum noch dreyßig in den Waffen berühmte Baronen blieben bey Karlen: als nach zween Monaten ſich an dem Hof ein Herold zeigte, und in bittern Ausdrücken erklärte, wie ihm Scricca einen grauſamen Krieg ankündige, und jeden Chriſten todt haben wolle, wenn er ihm nicht den Ricciardetto ausliefere, der ihm ſeinen einzigen Sohn ermordet habe.

Karl antwortete: kehre zu deinem Herrn zurück, und ſag ihm, daß ſein Rath grauſam ſey, und zugleich närriſch und unbillig. Wenn Ricciardetto

den Boden mit dieſem Blute färbte, was ihm den Kopf verrückt, ſo mag er das Glück anklagen, welches zuweilen ſeinen Lieblingen den Rücken zukehrt. Ricciardetto iſt ein Ritter ohne falſch: er kämpfte mit ihm, wie ein Krieger zu kämpfen pflegt, und verdient Lob nach einer ſo großen Gefahr; ich vertheidige mich nicht, oder entſchuldige mich, indem ich dir das ſage: jeder von meinen Soldaten iſt weit tapfrer als ſeine Kafern, und das entſetzliche Maul, und die großen Glieder, und die ungeheure Figur macht den Franken keine Furcht. Sage ihm, daß er nur komme, und daß er auf den Mauern von Paris Kinder und Mädgen ſehen werde, die darauf geſtiegen ſeyn werden, was Neues zu ſehen.

Der Herold ſchäumt, da er das hört, und ſagte, daß Scricca wie ein Falke über ſie kommen werde, und daß er hoffe, binnen kürzer Zeit ganz Paris in Feuer und Flammen zu ſehen; und gieng damit fort.

Karl hielt nun Rath mit ſeinen Baronen; jedem wurde ſeine Stelle angewieſen, und man bereitete ſich zum Widerſtand. An die abgereiſten Ritter wurden Staffetten abgeſchickt, die unterdeſſen Berg auf und Berg ab zogen, und mancherley Abentheuer beſtanden. Ricciardetto, Aſtolfo und Alardo giengen über die pirenäiſchen Gebürge, und waren geſchwind

in

in Arragonien, weil ſie Nachricht vom Orlando erhielten, den man vor wenig Tagen zu Valenza in einem Moraſte ärger als einen Beſeſſenen hatte brüllen hören. Sie ſchlugen ſich auf dieſe Nachricht linker Hand, und eilten nach Valenza. Unterwegs wurden ſie von einer Bande Räuber angefallen, die ſie alle glücklich erlegten, und Wunder der Tapferkeit thaten.

Schon küßte die Sonne dem Meere das Geſicht, und die hohen Berge wurden dunkel, und die Vögel flogen zu den nahen Wäldern auf die ſicherſten Aeſte, als ſie nicht weit ein Feuer ſahen, und glaubten, daß es Schäfer wären. Sie gehen drauf zu, und es kömmt ihnen ein Zwerg entgegen, der in der Hand drey Sträuschen trägt, und ſie freundlich grüßt, und ſagt: Liebe Herren, meine Frau ſchickt mich zu euch, und überreicht euch dieſe Blumen. Sie iſt, wenn ihrs noch nicht wißt, die ſchönſte Dame, die jemals in Spanien geſehen worden. Sie hat Städte und Schlöſſer unter ſich, aber ſie will keinen Mann haben. Ihr Name iſt Stella. Wenn ſie ſingt, ſo hält man ſie für eine Nachtigall; und wenn ſie tanzt, ſo ſcheint ſie den Augen eines jeden Chloris in der Luft, oder Galatea auf dem Meere.

Aſtolfo griff dabey in die Taſche, holte einen Kamm heraus, und kämmete ſich die Haare, und

machte ſich ſo glatt, wie ein Würfel. Die andern lachen und ſagen, der muß gewiß mit der Venus und dem Amor verwandt ſeyn, denn jedes Weib raubt ihm Herz und Verſtand. Während ſie ſo reden, kommen ihnen tauſend und tauſend Fackeln entgegen. Reizende Mädchen tragen mit frohem Geſichte die ſchönen vergoldeten Dinger in der Hand, und andre machen Muſik auf dieſen Wieſen, und drauf kömmt die Frau mitten unter ihnen, und ſcheint der Mond unter den Sternen. Sie war in himmelblau gekleidet, und ihr blondes Haar hielt ein goldnes Band zuſammen; die Arme hatte ſie bloß, und ihr Rock war kurz, aber ſie verlohr weder Anmuth noch Sittſamkeit. Sie hatte eine Cythar von Elfenbein mit zwey Schwanenköpfen am Halſe, der ſo weiß war, daß Milch und Schnee bey ihm ſchwarz ſchien.

Sie ſagte ſingend: o ſüße, und ſchöne, und heilige Freyheit, wie theuer biſt du! Für Gold, für Städte oder für Schlöſſer kauft man wohl, und verkauft man übel eine ſo herrliche und edle Waare. Freyheit iſt das, was uns von jeder bittern Sorge befreyt; ſie allein iſt genug, in jedem Zuſtand einen Menſchen aus einem betrübten und elenden ſelig zu machen. Aber dieſe Freyheit iſt noch von weit höherm Werth, die wie eine Königin mitten im Herzen ſitzt; frohe Freyheit, die alle die Feſſeln des grauſamen

men Amors verſpottet und verachtet. Glücklich, wer vom kleinen an ſich gewöhnt, dieſen Verräther nicht zu achten! Ich hab ihn immer geflohn, und kenn' ihn nicht, und bin allein eine Freundinn von dieſem ſchattigten Walde.

Allein da ſie gewahr wurde, daß ſie ihr nahe waren, unterbrach ſie den ſchönen Geſang, und gieng und lief nicht mit edelm Lächeln ihnen entgegen, ſondern kam mit einer ſolchen Grazie, und einem ſolchen Geſichte, daß Aſtolfo vor Erſtaunen ſich die Lippen biß, und ſagte: Freunde, wir ſind im Paradieſe. So ſchöner Ton, ſo ſchöner Geſang, und ein ſo ſchönes Kußmäulchen iſt außer der Ordnung der ſterblichen Dinge.

Und welch ein Glück, ſagte ſie, hat euch Ritter in den Wald der Stella geführt? Wenn das Vergnügen an Falken und Windſpielen euch bewogen hat, hieher zu kommen, ſo bin ich gewiß, daß ich euch tauſend Vergnügen geben werde, denn ſie ſind alle zur Jagd abgerichtet; allein außer der Jagd iſt mir verſagt, euch eine andre Freude zu machen, die euch gefallen könne.

Nymphe des dritten Himmels, antwortete Aſtolfo, reden wir nicht von Windſpielen und nicht von Falcken: Denn ich ſtürze mich nicht in das Vergnü-

gen der Jagd, und es geſchehe nie, daß ich nach Haaſen reite, wenn ich in einem ſolchen Strudel von Glück ſchwimme, desgleichen ich, wenn ich die ganze Erde rund herum trabe, nicht haben werde, dieſe deine unſterbliche Schönheit zu ſehen. Und hier gab er einen Seufzer von ſich, und wurde roth. Sie ladet ſie ein, in ihren edlen Pallaſt einzugehen, und geht voran; und Aſtolfo, ſchon vor Liebe närriſch, geht ihr ſo nahe, daß er ihr gleichſam auf dem Rücken iſt, und ſagt ihr ins Ohr: entweder ich ermorde mich, oder ihr Augen ſeht mich gnädig an, die ihr meinen Frieden geraubt habt. Die Dame geht weiter und antwortet nicht, aber die ſchlauen Mädgen machen mit blinzenden Augen und verſchloßenen Lippen dem Lachen Ufer.

Die luſtigen Kinder bereiten unterdeßen eine prächtige und ſchöne Mahlzeit. Aſtolfo, auf die reizenden Sterne dieſes Himmels geheftet, giebt auf nichts acht, und betet ſie allein an. Ricciardetto ſchüttelt ihn, und er hört nicht. Der Tiſch raucht, die Dame ſezt ſich, und die andern mit ihr; allein Aſtolfo bewegt ſich nicht und betrachtet ſie, und weint izt, und lacht izt. Alardo iſt außer Weiſe darüber traurig. Stella, die dieſes gewahr wurde, ſagte: Ritter: ſey nur gutes Muthes, ich will ihn bald von dieſer Liebe befreyen. Und gab ihm eine fremde Nuß, und ſagte: wenn er ſich ins Bett legt,

ſo

ſo zieh mit einer feinen Meſſerſpitze zuvor die ſchwarz Rinde ab, und ſchabe dann ein Quentgen davon, und ſchütt es in guten Wein, und rühr es um, und mache, daß es wie Hefe ausſieht; und damit bad, ihm den Mund und die Bruſt, und es wird den gewünſchten Erfolg haben. Meine liebe Mutter, die ſo ſchön war, und die ihren theuren Gemahl ſo ſehr liebte, daß Artemiſia, in Vergleichung mit ihr, den ihrigen haßte, wurde, da die Wuth unſers Geſtirns ihn elendiglich zum Tode fuhrte, von heftigen Schmerz ſo angegriffen, daß ſie deswegen ganz Spanien grâm wurde. Sie war jämmerlich zu Haut und Knochen geworden, und die ſchönen Augen ſahen den Tag nicht mehr; die Wangen waren verſchwunden, und hatten einen Graben zurückgelaßen, wo ein Fluß von Thränen floß, der mir zu Herzen gieng. Während ſie ſich ſo abzehrt, kömmt von ohngefähr an einem Morgen ein Alter vom Olindiſchen Meer, und ſagt: wenn ſie die Liebe zerrüttet hat, ſo will ich ſie heilen; und nahm die Nuß, und that das alles geſchwind damit an ihr, was ich dir erzählt habe: und ſiehe, die Stimme kehrte heller wieder zurück, die Augen wurden froh und ſchön, und ſind nicht mehr Quellen der Thränen. Kurz, es war noch nicht ein Jahr vergangen, daß ſie wieder war, wie vorher; und ohne Quaal; weil dieſe Nuß die Kraft hat, die geliebte Sache vergeſſen zu machen; und er ſagte, daß ſie Proteus für eine ſeiner

ner Meer-Nymphen gemacht habe, die aus Liebe für einen Schäfer, den ſie nicht zum Manne haben konnte, in kurzer Zeit ganz abfiel. Mit dieſer Nuß heilte er ſie wieder, und dieſe ſchenkte ſie eines Tages mir, als ich auf einer Klippe ſaß, und mein grauſames Schickſal beweinte, da ich eine ſchöne, aber eingebildete Frau ſo ſehr liebte, daß ich Abends und Morgens vor Verdruß und Herzeleid ſterben wollte, weil ſie mich in der Nähe und Ferne haßte. Darauf fügte ſie hinzu, daß er der reizenden Helena eine andre gab, die im Wein zerlaßen einen von jedem Humor und Schmerz befreyte. Agamemnon trank davon, und der kleine Telemach, und es machte ihnen das Geſicht wieder ſchön und heiter; und ſie vergaßen den Zorn des Schickſals, und die vergangenen Mühſeligkeiten, indem ſie dieſen ſo guten und ſeltnen Wein tranken.

Da ſie das geſagt hatte, erhob ſich die liebenswürdige Frau vom Tiſche, und wünſchte jedem gute Nacht, und jeder wünſchte ſie ihr. Aſtolfo machte ſich ihr ſachte zur Seite, und ſagte: wo läßeſt du mich, o geliebte Stella? Wenn du fortgehſt, ſo bin ich elend und unglücklich. Sie that, als ob ſie ihn nicht hörte, und gieng ab, ſagte aber doch dem Alardo, ich weiß nicht was, bey Seite. Dieſer und Ricciardetto nahmen darauf den verliebten Aſtolfo in die Mitte, der ſeufzt, und ſich das Herz mitten

aus

aus der Bruſt nehmen will, um es der Dame zu ſchicken, die ihn martert. Sie lachten ihn aus, und er wurde zornig, allein das zur rechten Zeit gemachte Pflaſter von der Nuß, beſänftigte die aufgebrachten Lebensgeiſter. Kaum hat es ihm die warme Bruſt und den heißen Mund berührt, ſo bekümmert er ſich nicht mehr um die Stella, und ſie ſchien ihm häßlich und nicht zur Liebe gemacht zu ſeyn; und er ſchläft ein Paar Stunden, weckt dann ſeine Begleiter noch vor Anbruch des Tages mit dem Horn auf, und ruft: Fort, wir müßen unſern Grafen ſuchen. Alardo antwortete: wohl! ſo haben wir dich doch durch Hülfe dieſer ſchönen Nymphe von der größten Narrheit befreyt. Aſtolfo machte ſich ein Kreuz auf die Stirn, und wußte nicht, was der dunkle Ton dieſer Worte ſagen wollte. Unterwegs wollen wir dir alles ſagen, erwiederten die Andern; und kleideten ſich an, und trugen die Nuß wieder zur Frau, und machten ihr unendliche Complimente, denn jeder war in den feinen Sitten wohl unterrichtet.

Rinaldo reiſte unterdeßen am ſchwarzen Meere vorbey, durch Ethiopien, und erlegte verſchiedene Ungeheuer, und erlöſte bezauberte Prinzeßinnen. Endlich traf ihn der Bothe von Karl dem Großen, der ihm die Nachricht brachte, daß Paris in der größten Gefahr ſey. Er fand juſt am Ufer ein venetianiſches Schiff, das im Begriff war, unter Segel

zu gehen, um wieder nach Italien zu fahren. Er schiffte darauf sich ein.

Nach einer guten Schiffahrt überfiel sie ein schrecklicher Sturm, der die Schiffer in solche Verwirrung sezte, daß sie alle ohne Mast und Segel dem Verderben in Rachen liefen. Der bat Christum, der den Engel Gabriel, daß er dem Ungestüm der Winde Einhalt thun möchte; und der flucht mit zusammengebißenen Zähnen. Endlich beruhigt sich das greuliche Meer, und sie finden sich an den Küsten der Barbarey. Rinaldo wollte nicht länger im Schiffe bleiben, und als die Sonne sich neigte, stieg die Blume der Ritterschaft auf den afrikanischen Sand, und mit ihm sein Pferd, das mit den Winden um die Wette lief. Das Schiff gieng ab, und er blieb allein, wenn man einen starken Mann allein nennen kann, der den eigentlichen Teufel in Händen hat; einen Mann, der so merkwürdige und ungeheure Thaten gethan, daß er bis vom Tode gefürchtet wird. Er drehte seine erfahrnen Blicke umher, und sah weder Menschen noch Häuser, weswegen er ein Weilchen in Gedanken stehen blieb.

Es strahlte der Mond, und die Nachtigallen sangen in den Gesträuchen, als er sein muthig und edles Roß, das keinen von seinen vier Füßen jemals fehl gesezt, durch Felsenklippen sprute, wo das Wasser

in

in manchen herabstürzenden Quellen ein angenehmes Gemurmel machte. So ritt er fort bis es Tag wurde, wo er sich einen großen Strich von Marocco auf der reizenden grünen Ebne einer weiten schönen Wiese befand, in deren Mitte eine so erschreckliche Buche stand, daß sie viele Meilen weit mit ihren Aesten die leere Luft einnahm, und mit ihrem Schatten tausend Rinder und vielleicht mehr bedeckte.

Am Fuß dieses ungeheuren Baums sieht er ein reizendes Mädgen angebunden, das die goldnen Haare mit der Hand zerreißt, und sich sträubt und quält und von Sinnen kömmt, aber tauben Ohren singt. Allein was noch entsetzlicher ist, so sieht er ihr zur rechten und lincken zwoo Bestien stehen, jede einen Bogenschuß lang, und so dick und so schmutzig, daß sie nicht nur das Mädgen von englischen Geberden, sondern Bären und wilde Ebers würden erschreckt haben; und von so großen Rachen, daß sie einen Wallfisch hätten todt beißen können.

Rinaldo sah das schöne Mädgen durch die Dämmerung leuchten, wie weißen Schnee, oder wie reinen Schaßmin, dem die Weiße auch in der Dunkelheit nicht gebricht; und sagte: das ist keine Speise für Bestien: und greift mit der unermüdeten Hand nach der Lanze und rennt sie einem von diesen Ungeheuren in den Wanst, so daß ein See von Gift und

Eiter

Eiter daraus floß. Darauf streckt es wüthend über den Ohren zwoo lange Hörner heraus, und sezt sich auf die Hinterfüße, und reißt ein Maul auf weiter als sechs Backöfen, und funkelt mit den Augen wie Glas, wohinter eine große Leichenfackel brennt, und heult wie Glocken und Hörner, und packt ihn, und verschlingt ihn, ach, grausamer Zufall! mit dem Pferd, und den Waffen, und dem Schilde.

Ihr könnt leicht denken, wie der arme Rinaldo in diesem Maule begeifert worden seyn mag. Ein Glück war es, daß er den Leib trocken fand, weil alles aus der Wunde gelaufen war. Doch faßt er wieder Muth, giebt seinem Vegliantino die Sporen, und sprengt mit verhängtem Zügel durch den großen Wanst, und aus dem Hintern kömmt der Ritter von Frankreich wieder zum Vorschein. Er dreht sich um, und sieht, was aus der Bestie geworden ist, und giebt ihr einen so heftigen Stoß in die Stirne, daß Quellen von Blute springen, und sie todt ist.

Aber wer könnte die Wuth der andern beschreiben! Sie hat eine Haut dicker als ein Arm, und ganz von Stahle Gott bewahr ihn! Das arme abgeängstigte Mädgen, froh zum Theil, daß es das eine stinkende Ungeheuer todt sieht, wird wieder ganz trostlos, da das andre grimmiger und mächtiger sich erhebt,

erhebt, und befürchtet mit Recht, daß ihr Ritter in dieſem Kampfe nicht obſiegen werde; und macht Bitten und Gelübde zum Himmel, daß er ihm bey einem ſo ſchweren Kampfe beyſtehen möge. Rinaldo haut unterdeßen drauf los mit ſeiner Fusberta, und kein Streich geht fehl; aber was kann er ohne göttliche Hülfe ausrichten? Das iſt kein Menſchenwerk; er hört daher eine Stimme vom Himmel kommen, die ihm zuruft: Ritter Gottes, reiß dieſe Wurzel aus, die wenig Blätter hat, und zur Rechten ſteht, und wenn die Beſtie ihren ſchrecklichen Rachen aufſperrt, ſo wirf ſie ihr hinein, und darauf wird ſie in einen ſo tiefen Schlaf verfallen, daß keine Kanone ſie aufwecken würde. Dann ſtoß ihr das Schwerd ins linke Auge, und zaudere nicht länger. Rinaldo folgte. Die Beſtie ſchlief ein, und er jagt ihr das Schwerd ins linke Auge, und das verfluchte Ungeheuer ſtarb.

Darauf ergreift er die ſchönen Arme des Mädchens, die ihn heißhungrig machen. Es ſeufzt, und ſtößt ihn von ſich, und ſagt: du ſtinkſt noch abſcheulich, mein lieber Ritter. Rinaldo lachte, und lief an eine nahe Quelle, und zog ſich aus, wuſch ſich von Fuß bis zu Kopf, kleidete ſich wieder an; und während er ſich mit ſicherer Hofnung den reizenden Schönheiten nähert: ſiehe, ſo kommen über die weite Ebene zween Rieſen von ſo unermeßlicher Größe

daß ſie Mönchsrefectorien ſcheinen. Dieſe waren Baſuſſe und Cagnaſca, Mann und Frau, und Vater und Mutter von dieſen Ungeheuern. Sie hatten einen großen Sack voll Pfeile, und Fichten in der Hand, und waren mit Schlangenhäuten bedeckt.

Rinaldo giebt dem Mädchen einen verliebten Wink, umarmt es, und lächelt; wendet dann ſich zu den Rieſen, ſchließt ſich feſt im Sattel, rennt mit verhängtem Zügel auf ſie los, und reißt dem Baſuſſe den Bauch auf, daß ihm die Gedärme herausfallen: darauf ſezt er noch einmal an, und ſpaltet die Cagnaſca mitten von einander; ſteigt ab, und bindet den Vegliantino an die Buche; und kehrt dahin zurück, wo, obgleich noch matt, das ſüße Licht dieſer, ich weiß nicht, Dame oder Göttin ſtrahlt, und ſagte mit der Stimme eines Liebenden: reizende Dame, euer Schickſal iſt gewiß für euch grauſam, bitter und hart, mir aber ſo ſüß und ſo angenehm, daß ich mir kein beſſeres denken kann, weil die Liebe dadurch mir eine zu edle und zu ſchöne Flamme bereitet. Denn wenn derjenige nicht geweſen wäre, der euch euerm Vater raubte, wenn würd' ich ſo glücklich geweſen ſeyn? Wenn würd' ich ein ſo ſchönes Geſicht geſehen haben, eine ſo ſchöne Bruſt, und ſo wohl gemachte Glieder, daß man ſie im Paradieſe nicht beſſer macht?

Wie eine Rose, die ein Schäfer auf Milch legt, röthete sich das weiße Gesicht der Dame auf, die sich zu ihm wendete: O mache, daß diese Glieder unbefleckt, unberührt seyen, und erhalte meine Ehre. Rinaldo versprach es ihr, aber als er sie losbindet, reuet ihn sein Versprechen, da er sie so ründlich und rein sah, und sagte: ich habe versprochen, es ist wahr, wenn nur der Wille den bösen Neigungen nicht zu voreilig gewesen ist; deiner Schönheit ist alles zuzuschreiben. Während er das sagt, hat er ihr Hand und Fuß losgemacht, und sie entfernte sich sogleich von ihm, nahm ein Paar Blätter von dieser Buche, die wenigstens sechs Fuß breit waren, und wickelte sich ganz niedlich in sie hinein, so daß nur das Gesicht noch bloß blieb. Rinaldo betrachtet sie, und geht um sie herum, und spricht, und seufzt, und droht, und zeigt auf allerley Weise die Flamme, die ihm jedes Gebein, jede Ader, jede Nerve brennt; läuft endlich auf sie los, wie ein Nachen, den der Wind gefaßt, aber auf einmal erhebt sich ein Geräusch in der Luft, und es kommen Fußvolk und Reuter von furchtbarem Anblick. Rinaldo, dem das Schrecken unbekannt ist, läßt die Dame, geht ihnen entgegen, und fragt sie, wer sie sind.

Wir sind von der Insel Grisagna, und waren dem Bafusse unterworfen, der uns immer geprügelt,

und gequält hat, seine Ungeheuer mit unsern Kindern zu ernähren. Izt, da unsere Tyrannen von euch erschlagen sind, so bitten wir euch, unüberwundner Herr, zu uns zu kommen, wir wollen alle uns euch unterwerfen, und nach euern Gesetzen leben. Darauf überreichten sie ihm das Scepter, und purpurne Kleider, und riefen ihn zum König aus.

Rinaldo sagte: ich habe keine Lust dazu: Geht nur alle wieder nach Hause, denn ich will izt hier keine Gesellschaft haben, und zeigt ihnen mit der Hand den Weg. Dann kehrt er sich wieder zur Dame, und sagte: o schöne harte grausame Tyrannin bist du noch nicht anderes Sinnes geworden? Und sie sagte: um nichts, mein Herr. Weißt du nicht, daß ich zur großen Königin gebohren, und eine Tochter Galafrons bin, Königs von Baldacca, der ganz Asien und Afrika beherrscht; und wenn ein widriges Sickſal mich dem Königlichen Thron entrißen und zur Dürftigkeit getrieben hat, so kümmert mich dieses wenig; ich hab' in meinem Herzen, das niemals kleinmüthig wird, Reich und Scepter und Thron und Diadem. Als Rinaldo das hörte, ward er anders gesinnt, und sagte: ich glaubte nicht, daß ihr zur Königin gebohren, sondern bloß ein schönes Mädgen wäret; aber sagt mir doch, wenn es euch gefällig ist, wie ihr in diesen jämmerlichen Zustand kamet; ich schwöre bey dieser Lanze

und

und meinem Schwerdt, euch zu rächen. Die Dame weinte, und verſezte: Ritter, es iſt billig, daß du mein entſezliches Schickſal hörſt.

Die Liebe war die Urſache meiner Quaalen. Nun höre mir: in Aſien werden die Frauenzimmer für jedermanns Augen ſo ſehr verſchloßen, daß ſie kaum Sonn und Sterne ſehen, und die Königliche Geburt macht keinen Unterſchied. An einem Tage des Jahrs gehen die ſchönſten in den Tempel der Venus; und auch ich gieng mit tauſend andern dahin. Es ſind drey Jahre; ach, warum ſtarb ich nicht zuvor? Der Sohn des Königs von Riviera war zugegen, und war ſchön, ſchön, wie man den Ganymedes mahlt, oder den Narciß, aber weit ſchöner noch war ſein Geſicht. Wir begegneten uns mit den Augen, und wie der Bliz fühlt ich mir die Bruſt in Feuer aufgehen, und er zeigte mir keine geringere Gluth. Dieſen ganzen Tag, o verwünſchter Tag! ſahen unſre Augen, ohne Hut und Zügel auf den lieblichen Anblick geheftet, nichts anders, bis die neidiſche Nacht kam, und beyde trennete. Denke, als ich in meine Wohnung zurückkehrte, ob ich weinte und verzweifelte, da ich keine Hofnung haben konnte, ihn jemals wieder zu ſehen.

Allein was kann nicht die höchſte Macht der Liebe, und ihre ſtechenden ſüßen Pfeile? Der Jüngling,

ganz Feuer, fand Mittel und Wege, in meine verschloßene Wohnung zu kommen. Er stellte sich meinem Vater Galafron vor in der Tracht der Mädgen vom Ida, und sagte, daß er Lust habe, mich zu bedienen. Das schöne Gesicht des Knabens, immer bescheiden, er mochte reden oder lächeln, gab keinen Verdacht von irgend einem Betruge: also gaben sie mir meine schöne Sonne zur Bedienstin. Was daraus erfolgte, ist beßer zu verschweigen; genug, ich wurde Frau in wenig Zeit, der Leib wurde mir größer, und du kannst denken, was für Mißvergnügen ich dabey hatte. Das lange Gewand konnte meine schwarze That nicht mehr verbergen: daher er mir sagte: wer von der Gefahr sich niederbeugen läßt, hat keinen Königlichen Geist, und auf der Welt ist kein Uebel ohne Mittel. Wir wollen aus dieser Wohnung fliehen, wenn du Herz hast, Lucina, (dies ist mein Name) und du wirst in meinem Reiche Königin seyn. Fliehen wir, versetzt' ich ihm, verlaßen wir Vater und Baldacca, ich werde nicht eine Thräne darüber vergießen, denn wo du bist, schöner Lindaro, ist mein Vater, mein Reich, und mein Schatz.

Wir erwarten eine dunkle Nacht, stürmisch von Regen, Blitzen und Donnern; was thut ein Weib nicht, wenn es verliebt ist? Wir giengen durch schlimme Wege, und kamen in einen Wald, und

ich

ich blieb zween Tage mit ihm verborgen unter Tigern und Löwen: Darauf reißten wir nach dem Meere zu, aber es erschien kein Schiff am Ufer. In der Nacht ländete eine Jacht von Seeräubern, um Erfrischungen einzunehmen, von welchen wir plötzlich gebunden wurden, und meine Liebe verwundeten sie so, daß er todt blieb. Darauf schenkten mich diese gottlosen Leute diesem Riesen, den du zur Hölle geschickt, welcher mich nachher den Ungeheuern zur Wache gab.

Dies sind meine Begebenheiten, die den Himmel zum Mittleiden bewegen können. Nun sage tapfrer Ritter, wer du bist. Darauf erwiederte Rinaldo: ob ich gleich meinen Namen verheele, und andern nicht sagen würde, siehe, so entdeck' ich ihn doch dir, schöne Lucina. Ich bin Rinaldo, Herr von Montalbano, ein würdiger Vetter des Orlando; und ich will dich wieder nach Baldacca führen, und wenn alle Teufel zuwider seyn sollten, und mit deinem Vater wieder aussöhnen. Aber wenn Lindaro todt ist, und ich aus Liebe oder Mitleiden glücklich seyn kann, so bitt ich dich, Lucina, mich zu deinem Manne zu nehmen, und mich immer lieben zu wollen.

Ach! es ist nicht Zeit von Hochzeiten zu reden, sagte Lucina und wurde schöner; diese zerzausten

Haare, dies ungewaſchne Geſicht, und dieſe ſchlechte Hülle ſchicken ſich nicht zu der hohen Fackel Hymens. Wart' ein wenig, ſey nicht ſo heiß; zu Hauſe will ich dich heyrathen, Rinaldo. Der Herr von Montalbano machte bey dieſer Rede mit ſeinem Geſicht eine ſeltne Figur, wie ein Menſch, der eine Quitte ißt, oder eine unreife Pflaume, und ſagte: ich will verſuchen, ob ich warten kann, aber ich halte mich an die Güter der Natur; und was die Kunſt einer Schönheit hinzufügt, acht ich für keinen Pfenning werth; und daß du nicht in Gold gekleidet biſt und die Spinnen dir das Hemde nicht gemacht haben, und daß du nicht gekämmt und friſiert biſt, macht mir kein Leidweſen; denn die Bratwurſt ſchmeckt am beßten, wohinein der Garkoch den meiſten Speck gethan.

Während ſie ſo ſprachen, kamen ſie aus dem Wald heraus, Rinaldo auf ſeinem Vegliantino, und Lucina auf einer ſehr ſanften Stute; und es war auf einmahl ein Wetter in der Luft von Blitzen und Donnern, das den Zorn Gottes Meilenweit verkündigte, worüber dem Rinaldo die Haare gen Berg ſtunden. Er fieng an, ſich die Bruſt zu zerſchlagen, und wegen ſeiner Sünden um Vergebung zu bitten, und es that ihm weh, daß kein Prieſter in der Nähe war, um ſeine Sünden in einem Bündel packen, und dem heiligen Mann zu Füßen legen

zu

zu können. Als die Dame die wunderlichen Geberden sah, sagte sie: was ist das? und er: ich bin ein Christ. Unterdeßen sehen sie eine Höhle, und kriechen alle beyde hinein. Der Himmel murmelt und murmelt fort, und wird jeden Augenblick schwärzer, der Süd und Nordwind ringen miteinander, und Hagel und Blitz fällt herab. Lucina hängt sich dem Rinaldo an den Hals, der ein Hahn war, und ein junges Huhn schien, weil er vor diesen Dingen große Furcht hatte, und die Sünde in dieser Verbindung nicht halb begangen haben würde, ob er gleich darauf närrisch werden wollte, wenn er wieder an diese Lage dachte; denn wenn ein Mensch von der Furcht überfallen wird, so wird er so schwach, daß er nicht Kraft hat, nur einen Finger in die Höhe zu heben.

Es wurde Nacht, und Lucina fieng an, nachdem die Blitze und Donner gewichen waren, den Rinaldo zu fragen, ob der Gottesdienst der Christen mit den Gebräuchen der Sarazenen Aehnlichkeit habe, und was für ein Unterschied dazwischen sey. Rinaldo sagte: ich glaube für gewiß an Christum; vom übrigen aber hab' ich nicht viel Erfahrung. Ich hatte wenig mehr als das Lesen gelernt, als ich meinem Lehrmeister das heilige Kreuz an den Kopf warf. Darauf bin ich bewafnet dem Glücke nachgelaufen, und habe manches Unheil ausgestan-

den. Daher weiß ich nicht, was uns verboten iſt; aber das weiß ich, daß unſer Gott das Gras auf Erden, und jeden Stern am Himmel gemacht hat, und daß er den Chriſten gut iſt, und die Türken nicht leiden kann. Und hier fieng er an, ihr noch was anders zu ſagen, als ſie einen Stein aufgehoben werden hören, und ein Flämmchen erſcheinen ſehen, weswegen Dame und Ritter zurück weichen: und da kömmt ein Menſch mit betrübten Geſichte, der öfter gen Himmel ſieht, um zu ſehen, ob der Regen vorbey ſey. Die Dame nießte, und das Licht fiel dem Menſchen vor Furcht aus der Hand. Rinaldo, der immer menſchenfreundlich war, ſagte: ſey ohne Furcht, wer du auch ſeyn magſt, und ſag uns, wenn es dir nicht beſchwerlich fällt, warum du ſo traurig und in dieſen Steinhöhlen ein Bruder der Füchſe und Dächſe geworden biſt.

Der Unglückliche gab einen Seufzer von ſich, der eine Galeere flott gemacht haben würde; ſchluchzt darauf, und ſeufzt wieder, und ſagt: ob ich gleich hier ein Leben führe, wie ein wildes Thier, und Waſſer trinke, und Kraut und Wurzeln eſſe; ſo hat mich doch eine Königliche Wiege aufgenommen, und ich war der Erſtgebohrne, und kann noch, wenn ich will, dieſe Höhle in einen Königlichen Thron verwandeln. Allein was für Reiz könnte wohl ein berühmter Thron für einen haben, der ein Feind von

jeder

jeder Freude iſt? Glück und Liebe machten mir einſt ein ſolches Geſchenk, daß ein Königreich, und hundert, eine widrige Vergleichung iſt, und die ganze Welt, wenn man es mit ihm zuſammen hält: ſie machten einen großen Haufen von Schönheit, und bildeten dann daraus ein Mädgen, desgleichen nie ein ſchöneres geweſen; und das liebte mich ſo ſehr von Herzen, und ich liebte es ſo ſehr von Herzen, daß nie eine ſo vollkommne Liebe war unter Menſchen und Göttern; aber das Glück, das jede Stunde ändert, beſtreute meine ſüßen Vergnügen mit Galle, und nahm mir eines Tags meinen Schatz, und es iſt wunderbar, daß ich noch lebe.

Lucina, von Mitleiden bewegt, weil ſie ſein Schickſal dem ihrigen ſehr gleich fand, fragte ihn, wer er ſey. Und er: von Weſten bis Oſten wirſt du keinen Elendern finden, alſo laß mich unbekannt meine Wehmuth verſeufzen. Allein die Dame, von Natur voll Verlangen und Neugierde gemacht, dringt immer mehr in ihn, jemehr er ſich weigert. Darauf ſagt er endlich, ob es gleich mir ſauer wird, ſo will ich es euch doch ſagen, habt Mitleiden mit mir. Der in dieſer ſo finſtern Höhle begrabene iſt der Sohn des Königs von Riviera.

Kaum hatte er es geſagt, ſo that Lucina einen Schrey, und rief dann: o mein ſüßer Lindaro! o

mein

mein erſeufzter getreuer Gemahl! o liebe Grotte! o Schooß der Wonne! ach, ich werd ſchwach vor Entzücken und ſterbe. — Aber wie lebſt du, und wie biſt du hieher gekommen? mit was für Geleite? mit was für Hülfe? Darauf erzählte er ihr, wie ein Schäfer ihn verwundet an der Küſte gefunden, der den hohen Werth der Kräuter wußte, und den Saft von einigen in ſeine Wunden drückte, worauf er in wenig Stunden wieder Leben bekommen habe, und den folgenden Morgen wieder geſund geweſen ſey. Und aus Schmerz ſie nicht bey ſich zu haben, hab' er ſich aus Verzweiflung in dieſe Höhle verſchloßen.

Rinaldo, der von allem unterrichtet war, machte die Rechnung, es ſey das Beßte, abzuziehen; weil es ein ſchlimmer Zuſtand iſt, wenn man mit müßigen Zähnen ſtehen muß, indeß die andern ihre Leckermäuler füllen mit Haſelhühnern und Ahl in Fett gebacken, die einen Geruch haben, daß man noch eine Stunde nach der heiligen Oelung davon geſund werden könnte. Er reißte alſo ab, und verließ die Verliebten.

Nun fieng ſich das ſchöne Feſt unter den frohen Liebenden an, und die ſüßen Worte, welche zu erzählen, eine beſchwerliche Sache ſeyn würde, um ſo mehr, da ich nicht ſagen darf, was der Ehrbarkeit

keit zuwider läuft. Rinaldo aber betrübte ſich, daß er jede Hofnung verlohren habe, und ſprengte durch den Wald, und weinte innerlich. Er ritt bis es Tag wurde, und fand ſich bey Anbruch deßelben zwiſchen zween Bergen, ſo hoch, und ſo ſchlimm zu beſteigen, daß Füchſe und Hündinnen nicht hinauf gekommen ſeyn würden; und alles war voll von Greifen.

Den Beſchluß künftig.

V.

Zwoote Unterredung mit dem Pfarrer von ***.

Fortſetzung von S. 268. des Sept.

Der Pfarrer.

Ich will nicht länger über dieſen Punkt mit Ihnen haderechten; aber dafür kann ich doch wohl mit gutem Fug verlangen, daß Sie mir die Caricaturen Preiß geben, die man uns ſo häufig für wahre Abbildungen giebt, und die es doch eben ſo wenig ſind als die Idealiſchen Menſchen. Dieſe leztern dienen, nach Ihrem eigenen Geſtändniß, wenigſtens zur Ergötzung unſers Moraliſchen Sinnes. Aber Caricaturen dienen weder

weder zur Beſſerung noch Beluſtigung; oder, deſto ſchlimmer für den, der Freude daran haben kann, die menſchliche Natur verzehret und verunſtaltet zu ſehen!

Ich. Hüten wir uns, von einer ſchwankenden Bedeutung des Wortes Caricatur nicht verführt zu werden. Es pflegt dieſem armen Wort eben ſo zu ergehen wie dem Wort Ideal, das ſeit einigen Jahren ſo ſehr Mode worden iſt. Schimären werden häufig mit Idealen und Caricaturen verwechſelt. Ich bin völlig Ihrer Meynung, falls Sie unter den Caricaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil ſprechen; ſolche Moraliſche Mißgeſtalten verſtehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menſchen gegeben hat, oder die doch wenigſtens ſo außerordentlich ſelten vorkommen, daß es wohl rathſamer wäre ſie gar nicht zu mahlen. Aber dieſe Art der Misgeſtalten wollen wir, um alle Verwirrung beßer zu vermeiden, lieber Grotesken, und wenn ſie bis zur Abſcheulichkeit häßlich ſind, Ungeheuer nennen. Ein mißgezeichneter Charakter alſo, es ſey nun daß deßen Urheber mit Vorſaz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeſchicklichkeit, Uebereilung, Affect, oder irgend einer andern zufälligen Urſache die wahren Proportionen verfehlt habe, ſoll uns nicht Caricatur heißen. Wir wollen dieſen Namen nur ſolchen Moraliſchen

Miß-

Mißgestalten geben, die 1) würklich in der Natur sind, und häuffig genug vorkommen, um in der Nachbildung von jedem, der nur einige Menschenkenntnis hat, erkannt zu werden; 2) die, ohne bis zur Scheuslichkeit häßlich, d. i. Ungeheuer zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proportionen der schönen Natur, nehmlich der wahren sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (denn hievon ist unter uns die Rede) mißfällig, lächerlich oder verächtlich werden. — Nach der schärfsten Strenge giebt es wohl wenige, vielleicht gar keine, Menschen, welche man ganz schön, so wie es wenige, vielleicht gar keine, giebt, die man ganz gesund nennen könnte. Aber kleine Unvollkommenheiten, Fehler in zuviel oder zuwenig, die von würklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht gehalten werden, machen einen Charakter noch nicht zur Caricatur: wenigstens möchte ich alle Menschen eben so wenig für Caricaturen als für Narren erklären; wiewohl die Stoiker beydes gethan haben. Unglücklicher Weise bleiben uns immer noch eine Menge Menschengestalten übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, ohne sie um ein Haar alberner oder häßlicher zu machen als sie sind, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Caricaturen erkenne. Giebt es nun solche Menschen, und in großer Menge, wie niemand läugnen wird — so se-

hen

ben Sie leicht, Herr Pfarrer, daß man, sobald die Menschen wie sie sind gemahlt werden sollen, auch Caricaturen mahlen muß.

Der Pfarrer. Aber wozu meynen Sie daß es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zuviel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Miniatur-Bildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne dabey an ihre eigene zu gedenken.

Ich. Ich will Ihnen meine Meynung von der ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniß zu kommen, müßten wir, d. i. jeder unter uns, sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dies ist, auch für den scharfsichtigsten Geist, für den wärmsten Liebhaber der Wahrheit, überhaupt sehr schwer; in besondern Fällen oft unmöglich. Aber was uns heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein andrer; was dieser versieht, berichtigt jener. So lehrt ein Tag den andern; und wenn man denn

nach

nach etlichen Jahrtauſenden zuſammenrechnet, ſo findet ſich, daß wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unſere Bedürfniße zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen wollten, oder zu gebrauchen wüßten. — Und was iſt nun wohl das Brauchbarſte in dieſem ganzen Vorrath? Unſtreitig (ſo däucht mir's wenigſtens) die Abbildungen des würklichen Lebens und Charakters einzelner merkwürdiger Menſchen. O gewiß, man kann deren nicht zu viele haben, und es iſt Pflicht für jedes Menſchen-Alter, für jeden der beobachten und ſchildern kann, den Nachkommen ſolcher Abbildungen eine ſo große Anzahl, als ihm nur immer möglich iſt, zu hinterlaſſen. Sehr vortrefliche, oder, bey großen Vorzügen ſehr fehlerhafte Menſchen; ſolche die ſich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder große Rollen auf dem Weltſchauplatz geſpielt haben, oder durch außerordentliche Schickſale merkwürdig worden ſind: dieſe ſind es eigentlich, die man genau zu kennen wünſcht, und durch deren genaueſte Kenntniß die Theorie der menſchlichen Natur und die Philoſophie des Lebens am meiſten gewinnt. Dieſe beobachte und ſtudiere man, dieſe verſuche man nach dem Leben zu mahlen; nicht ſchöner, nicht häßlicher als ſie waren oder ſind! — Beſonders ſollten zu dieſem Ende die beſten Menſchen aufgeſucht werden. Es giebt deren, wiewohl

meiſtens im Verborgenen, mehr als man gemeiniglich glaubt; und ſo vortrefliche, daß, wenn wir eine getreue Abſchilderung des Lebens etlicher weniger von dieſer Claſſe mit allen Helden und Heldinnen, die jemals aus der Phantaſie der Romanſchreiber hervorgegangen ſind, erkauffen könnten, wir wahrlich noch viel dabey gewonnen hätten. — Aber damit ſolche Moraliſche Individual-Gemählde würklich nützlich werden, muß man ſich nicht begnügen, uns zu erzählen was dieſe merkwürdigen Menſchen gethan haben, oder was ſie geweſen ſind. Man muß uns begreiflich machen, wie ſie das was ſie waren geworden ſind? — Unter welchen Umſtänden, in welcher innern und äuſſern Verfaſſung, durch welche verborgene Triebfedern, bey welchen Hinderniſſen und Hülfsmitteln, ſie gerade ſo und nicht anders geworden ſind, ſo und nicht anders gehandelt haben! — Gleichgültig kann es uns dann ſeyn, ob ein ſolcher Mann einen hiſtoriſchen oder gefabelten Namen führt, ob er Agathon oder Fabius, Gil-Blas oder Tom-Jones heißt: wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus würklicher Menſch iſt, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein ſolcher Mann war, und wie es zugieng daß er, durch eine Reyhe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen, endlich der Mann wurde und werden mußte, der er am Ende iſt. Dies iſt alles was wir

verlan-

verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Characters für das Menschen-Studium wichtig sey. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes; wir lernen auch — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müßten, um das zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemählde der Menschheit haben wir, werden Sie mich fragen? — Schlimm genug daß ich antworten muß: sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen, und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerley Weise unterhalten werden.

Der Pfarrer. Ich gestehe, daß ich — besonders was die sehr guten Menschen betrift — vollkommen Ihrer Meynung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Doctor Hirzel in Zürich schon vor mehrern Jahren von dem Sokratischen Bauer Klein-Jogg geschenkt hat! Wie viel würden wir dadurch an Tugend und Weisheit zunehmen! Tausende, die der herrschende Weltton, oder ihre eigne Erfahrung verächtlich vom Menschen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen, würden

vor sich selbst erröthen, wenn sie sich mit solchen nicht fabelhaften bessern Menschen verglichen, würden Muth fassen, eben das werden zu können, was Ihres gleichen waren!

Ich. Ganz gewiß würde der moralische Nutzen solcher Schriften nicht gering seyn. Aber glauben Sie ja nicht, daß man, um diesen Nutzen zu erreichen, sich bloß auf die Schilderung der sehr vortreflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens 99 Hundertheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsrer Irrthümer und Untugenden los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwicklung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften in einzelnen Fällen und unter gegebnen Umständen — mehr helfen, als die Geschichte des untadelichsten Lebenslaufs. Wie mancherley Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherley Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattirungen der Leidenschaf-

ſchaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tauſendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerſchöpflich die Zauberkräfte der Phantaſie! Wie fein, verführeriſch und oft unmerklich ihre Täuſchungen! Wie unendlich mannichfaltig die Miſchungen der Wahrheit und des Irthums, der Aufrichtigkeit und Falſchheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, — oder doch gewiß beynahe in jedem einzelnen Menſchen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie ſehen aus dem was ich bisher ſagte von ſelbſt, mein lieber Herr Paſtor, daß ich aus einerley Grund, nicht nur einzelne Perſonen, ſondern auch den allgemeinen Charakter jeder beſondern Claſſe von Menſchen, jedes Geſchlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit ſeinen eigenthümlichen, unterſcheidenden Lineamenten, Farben und Schattirungen geſchildert haben möchte; und es würde ſehr überflüßig ſeyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit ſolcher Gemählde der würklichen Natur, des würklichen Lebens erſt noch beweiſen wollte. Ganz gewiß würden ſie zu Beförderung der Menſchenkenntniß, der Selbſterkenntniß, der Lebensklugheit, und jener ſtuffenweiſen Verbeſſerung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beytragen.

tragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemählden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsre Menschenmahler sich weder wissentliche Verschönerung noch vorsetzliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bey ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der ruhigen Gleichmüthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren; wo es keinem einfällt, z. E. den Uhu häßlicher, oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen als er ist. Groteske Caricaturen müßten selbst dem Satyristen — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daß man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häßlichkeit auffallender (*) zu machen, müßte nicht als gültig angenommen werden. Uebertriebne Caricatur-Bilder können nur Gelächter oder Eckel erwe-

(*) Unlängst schrieb mir ein Ungenannter, das Wort frappant scheine ihm am besten durch auffallend verteutscht zu werden. Hier ist ein Fall, wo sein Vorschlag würklich statt findet. Ob er aber in allen Fällen, wo die Franzosen frappirt werden angehe, zweifle ich. Angenehme Gegenstände z. E. fallen nicht auf, und doch gebrauchen die Franzosen ihr être frappé auch von einem gewissen Eindruck sehr angenehmer Gegenstände.

erwecken, werden aber aus dem Grunde, den Sie ſelbſt vorhin anführten, niemanden beſſern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlaſſen, daß der Deus in nobis — dieſer unbeſtechliche Richter in unſerm Buſen, der uns, je nachdem wirs verdienen, billigt oder tadelt, entſchuldigt oder verdammt — auch die verzärtelteſte Eigenliebe nöthigen werde, ihre Geſtalt, ſo häßlich ſie ſeyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo unterſcheiden Sie die Caricaturen in wahre, wo der Mahler die verunſtaltete Natur bloß abbildet wie er ſie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer beſondern Abſicht, die Ungeſtalt ſeines Gegenſtandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur ſo analogiſche Art dabey zu Werke geht, daß das Original noch immer kenntlich bleibt; und in phantaſtiſche, oder eigentlich ſogenannte Grotesken, wo der Mahler, unbekümmert um Wahrheit und Aehnlichkeit, ſich gleich dem ſogenannten Höllen-Breugel einer wilden Einbildungskraft überläßt, und durch das Unnatürliche und Widerſinniſche ſeiner Hirngeburten bloß Gelächter, Eckel und Erſtaunen über die Kühnheit ſeiner ungeheuren Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erſte Art von Caricaturen, weil ſie zwar verunſtaltete Natur aber doch immer Natur abbilden; und ver-

warfen die zwoote und dritte, die im Grunde nur durch weniger und mehr verſchieden ſind, als Werke, die weder zum Nutzen noch Vergnügen dienen.

Ich. Sie haben mich nicht nur ſehr wohl verſtanden, ſondern berichtigen auch durch dieſe dreyfache Eintheilung der Caricaturen, was ich vorhin nicht ſo deutlich davon geſagt hatte.

Der Pfarrer. Ich bekenne mich, aus voller Ueberzeugung, zu ihrer Meynung über dieſe Materie; und ich bin ſoweit entfernt, die Caricaturen von der zwooten Claſſe durch den Vorwand, daß die Häßlichkeit des Laſters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daß ich vielmehr die ungereimteſten und wildeſten Grotesken für weit unſchuldiger halte, als gewiße Hogartiſche Caricaturen. Denn, wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo ſagt: (*) daß noch kein Mahler den Menſchen je ſo ſchön oder ſo ſchlecht gemacht habe, als er ſey oder ſeyn könne (ein Satz, deſſen Wahrheit mir gleichwohl ſehr zweifelhaft ſcheint) ſo bliebe doch immer eben ſo wahr; daß

(*) Phyſiognom. Fragmente 1 B. Seite 85. Dieſe Materie ſoll bey einer andern Gelegenheit näher erwogen werden.

daß ſo abſcheulich zerrüttete, ſo ganz und gar durchteufelte Menſchen, wie einige Hogarthiſche augenſcheinlich ausſehen, wenigſtens äuſſerſt ſelten ſind. Ein jeder frage nur ſich ſelbſt, ob er nicht in ſeinem Leben zehn Geſichter, die neben den Beſten in der Lavateriſchen Sammlung ſtehen dürften, geſehen habe, gegen ein einziges, das den Schlimmſten von Hogarths Schöpfung nur nahe käme? Ich bin gewiß, daß die Antwort nur bey ſehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber ſolche Ungeheuer ſo ſelten; iſt es richtig, daß auch die wenigen von dieſer Art, die auf dem ganzen Erdboden zerſtreut ſeyn mögen, das Tageslicht ſcheuen, und den Augen der beſſern Menſchen ſelten ſichtbar werden: wozu ſollt' es nutzen, ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen? Wer ſoll durch ihren Anblick beſſer werden? — „Die Guten?„ — Ich geſtehe, daß ich nicht begreiffe, wie dies zugehen ſollte. Mich wenigſtens beſſert, demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortreflichen Menſchen unendlich mehr als der Anblick eines Schlimmen. — „Die Böſen, oder die Halbguten?„ — Dieſe gewiß noch weniger. Denn nicht nur ihre Eigenliebe, ſogar ihr Gewiſſen ſagt ihnen, daß ſie ſo ſchlimm nicht ſind wie dieſe Verruchten; der Gedanke, daß es ſolche Ungeheuer giebt, macht ſie alſo mit ihrer eignen Ungeſtalt nur deſto zufriedner, und ſie gewinnen

winnen durch die Vergleichung, wie ein häßliches Geſichte neben einem viel häßlichern beynahe ſchön wird. Ich kann alſo nicht finden, wozu dergleichen Caricaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Eckel und Grauen zu quälen, und der menſchlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber ſelbſt, Schande zu machen.

W.

Die Fortſetzung nächſtens.

VI.

Anekdote. (*)

Auf dem Ufer des Meeres zu Marſeille wartete an einem ſchönen Sommer-Abend der junge Robert, bis jemand in ſeinen Kahn träte. — Ein Unbekannter ſetzte ſich in denſelben, wollte ihn aber ſogleich wieder verlaßen, und ſagte dem Robert, der ſich näherte, er wollte ſich nach einem andern Kahn umſehen, weil der Fährmann, dem dieſer gehöre, ſich nicht zeige. — Dieſer

(*) Der mit M. v. Y. unterzeichnete Unbekannte, der mir dieſen Beytrag einſandte, hat ihn mit etlichen Zeilen begleitet, in denen eine edle von Tugend- und Menſchenliebe belebte Seele athmet. Ich habe alſo dem Wunſche deſſelben, dieſe aus dem Franzöſiſchen überſetzte Anekdote in den Merkur aufgenommen zu ſehen, um ſoweniger widerſtehen können, da der Inhalt intereſſant genug iſt, um das ſteiffe im Styl und Vortrag überſehen zu machen.

Dieser ist der Meinige, versezte Robert. —

„Aber junger Mensch! du siehst nicht wie ein Schiffmann aus; dein Ansehen scheint einen ganz andern Stand zu verrathen.„

Ich bin auch kein Schiffmann, es ist wahr: nur um etwas mehr zu verdienen treibe ich dieses Handwerk an den Sonn- und Feyertagen.

„Pfuy, schon geizig in deinem Alter! dies verunziert deine Jugend: der erste Anblick deiner glücklichen Gesichtsbildung hatte mich eingenommen, allein meine Empfindung wird bey dieser Untugend ganz kalt.„

Ach! wenn Sie die Ursache wüßten, die mich so begierig macht etwas zu verdienen! wenn Sie mich kennten! Sie würden meinen Schmerz durch den Verdacht eines so niederträchtigen Charakters nicht vergrößern.

„Es kann seyn, daß ich dir Unrecht gethan habe, allein du hattest dich nicht gut ausgedruckt. Fahre mich auf dem Meere spaziren, und erzähle mir deine Geschichte. — Nun, mein lieber Freund! sage mir, worin dein Kummer bestehet, du hast mich begierig gemacht einen Antheil daran zu nehmen.„ —

Ein einziges Unglück drückt mich: mein Vater schmachtet in der Sklaverey und ich habe ihn noch nicht befreyen können. Er war Mäkler in dieser Stadt. Als er sich durch seinen Fleiß und das was meine Mutter in dem Modenhandel erworben, einen Antheil an der Ladung eines nach Smyrna befrachteten Schiffes erkauft hatte, wollte er den Tausch seiner Waaren selbst besorgen, und reißte mit dem Schiffe

ab.

ab. Dieſes wurde von einem Seeräuber genommen und nach Tetuan geführt, wo mein unglücklicher Vater mit dem übrigen Volke des Schiffes ein Sklave wurde. Man begehrt zwey tauſend Thaler für ſein Löſegeld; allein, weil er ſein Vermögen durch den erkauften Antheil an dem Schiffe gänzlich erſchöpft hat, fehlt uns noch ſehr vieles an dieſer Summe. Meine Mutter und meine Schweſtern arbeiten den ganzen Tag und öfters bis in die ſpäteſten Stunden der Nacht. Ich habe das Handwerk eines Juweliers erwählt und arbeite bey meinem Meiſter ſo emſig als ſie; auch die Sonn- und Feyertage will ich nicht verlieren, wie Sie ſehen. Wir haben uns auf die unentbehrlichſte Lebensbedürfniße eingeſchränkt. — Anfänglich glaubte ich, daß es mir möglich wäre, nach dem Orte zu reiſen, wo mein unglücklicher Vater gefangen iſt, um ſeine Stelle zu nehmen, und ihn alſo zu befreyen. Die freudige Ausſicht, ſein Erreter zu ſeyn, ſetzte meinen Muth ſchon im voraus über alle Beſchwehrlichkeiten dieſes Unternehmens weg. Schon wollte ich es wagen, als meine Mutter, die mein Vorhaben, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich verſicherte, daß es eine pure Unmöglichkeit wäre, und an alle Schifsbefehlhaber die nach der Levante abgehen ſollten, ein Verboth auswürkte, mich auf ihre Schiffe anzunehmen. —

„Erhältſt du keine Nachricht von deinem Vater? Iſt dir der Name ſeines Herrn zu Tetuan bekannt? Wie wird er dort gehalten?„

Sein Herr iſt Oberaufſeher der Königlichen Gärten. Er weiß die Menſchheit auch in einem Sklaven zu ehren, und die Arbeit ſo mein Vater verrichten muß überſteigt ſeine Kräfte nicht. Aber wir ſind nicht bey Ihm, um ihn zu tröſten, um ihm zu helfen; er iſt ferne von uns, fern von einer zärtlich geliebten Gattin,

fern

fern von drey Kindern, welche stets die Lieblings-Gegenstände seines väterlichen Herzens waren!

„Unter welchem Namen ist dein Vater zu Tetuan bekannt?„

Er hat seinen Namen beybehalten und heißt dort Robert, wie zu Marseille.

„Hr. Robert .... bey dem Oberaufseher der Königlichen Gärten?„

Ja, mein Herr!

„Dein Unglück rührt mich ... deine Gesinnungen machen dich eines beßern Schicksals würdig! und wenn mich die Ahnung meines Herzens nicht betrügt — Faße Muth! vielleicht bist du einer glücklichen Veränderung näher als du hoffen darfst.

Als die Nacht anbrach, wurde Robert befehliget nach dem Lande zu rudern. Der Kahn hielt am Ufer, der Unbekannte stieg heraus, gab Roberten seinen Beutel und gieng eilend hinweg. Acht doppelte Louisd'or und Zehn Thaler in Silbermünze waren in demselben. Mit dem lebhaftesten Entzücken konnte der junge Mensch dieses Geschenk nicht genug bewundern; er suchte überall den wohlthätigen Unbekannten, um ihm zu danken: allein sein Bestreben war vergeblich.

Es waren nun seit dieser Begebenheit sechs Wochen verflossen, als diese tugendhafte Familie, die sich indessen immer bestrebt hatte, die zu ihrem Endzwecke nöthige Summe durch unermüdete Arbeit zusammenzubringen, einige Augenblicke bey der mäßigsten Mahlzeit ausruhte. Robert der Vater in einem Anzuge, welcher

welcher bequeme Umſtände anzeigte, tritt herein und überraſcht ſie in ihrem Schmerze und in ihrem Elend. — „Ah, mein beſtes Weib! ah, meine liebſten Kinder! — wie habt ihr mich ſo bald aus dem größten Elend befreyen und in einen wohlhabenden Zuſtand verſetzen können? Seht, wie ich angezogen bin! es geht mir nichts ab, und die funfzig Louisd'or, die man mir auf die Reiſe gab, als ich in das Schiff ſtieg, wo meine Fahrt und meine Koſt ſchon vorausbezahlt waren! Wie kann ich euch ſo viele Liebe, einen ſolchen Eifer verdanken! In welchem bedürftigen Zuſtand muß ich euch finden, und das für mich?„ — Vor Erſtaunen war die Mutter ſtumm; die Thränen der Freude rollten von ihren verfallenen Wangen herab, und miſchten ſich in die Küße, mit welchen ſie ihren wiedererhaltenen Mann überhäufte; jede Tochter hatte eine Hand des geliebten Vaters ergriffen, und drückte ſie zärtlich an die heißen Lippen. Der junge Robert allein blieb unbeweglich auf ſeinem Stuhle — ganz unbeweglich, und fiel endlich in eine Ohnmacht.

Der Ausbruch der Thränen hatte der Mutter die Sprache wieder gegeben; ſie umarmt noch ihren Mann, wirft auf ihren Sohn einen Blick, der ganz Seele iſt, und zeigt ihm den Vater. — „Hier iſt dein Befreyer! Sechstauſend Livres waren der Preis deiner Loskaufung, die Hälfte haben wir geſammelt, und den größten Theil davon hat uns die Liebe und die Arbeit deines Sohns verſchaffet. Dieſer gute junge Menſch hat gewiß Freunde und Bewunderer ſeiner Tugend gefunden, die ihm dazu geholfen haben; ihm allein ſind wir unſer Glück ſchuldig; ſogar das Vergnügen der Ueberraſchung hat er uns wollen empfinden laſſen. — Sieh, wie er ſelbſt empfindet! — Allein wir laſſen ihn ohne Hülfe!„ — Mutter, Schweſter, Vater, alles beſtrebt ſich den Geliebten aus dieſer langen Betäubung

täubung ſeiner Sinne zurückzurufen; es gelingt ihnen nach vieler Bemühung. Die Röthe des Lebens kömmt in das bleiche Geſicht zurück. Die erſten noch zitternden Blicke heften ſich auf den Vater, allein noch ſprachlos kann er ſich nicht anders, als durch die wachſende Hinwallung des gerührten Herzens ausdrucken.

Auf einmal wird der Vater ſelbſt ganz betäubt, ſeine Blicke verfinſtern ſich, ſein ganzes Weſen ſcheint die äußern Theile ſeines Körpers zu verlaßen, und ſich in ſein Inneres zurückzuziehen, um ſich mit dem quälenden Gedanken zu beſchäftigen, welcher ihn beunruhiget. Ganz verſtummt, bebend ſteht er da — endlich bricht dieſes fürchterliche Stillſchweigen aus — „Unglücklicher! was haſt du gethan? ruft er ſeinem Sohne zu mit dem ängſtlichen Klagtone der Wehmuth; wie kann ich dir für meine Befreyung danken, ohne ſie zu beweinen? Wie könnte ſie ein Geheimnis für deine Mutter ſeyn, wenn ſie nicht der Preis einer ſtrafbaren Handlung wäre? In deinem Alter, in deinem Stande findet nicht ohne außerordentliche Wege der Sohn eines Verunglückten, eines Sklaven, die großen Hülfsmittel, welche du brauchteſt. Wie ſehr befürchte ich, daß die kindliche Liebe dich verführt habe! Beruhige mich, ſey aufrichtig! Sterben wir lieber alle, als daß die Tugend, die Ehrlichkeit, durch dich beleidiget bleibe!„

Beruhigen Sie ſich, beſter Vater! (antwortete der junge Robert, der eifrig, aber noch anbſam, aufſtand) umarmen Sie ihren Sohn, er iſt dieſes ſchönen Namens nicht unwürdig, auch nicht glücklich genug, um Ihnen bewieſen zu haben, wie heilig dieſer Name für ihn iſt. Nicht mir, nicht uns haben Sie ihre Befreyung zu danken. Ich kenne unſern Wohlthäter. O meine Mutter! dieſer Unbekannte, der mir ſeinen Beutel

gab,

gab, hat alle Umstände von mir erfragt: Er ist es ganz gewiß! Ich will ihn mein ganzes Leben hindurch aufsuchen, ich muß ihn finden; er wird seine Wohlthat doppelt genießen, wenn er sie mit uns theilen und die Zähren seines Gefühls mit den Thränen unserer Dankbarkeit vereinigen wird. Der Sohn erzählte hier dem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten, und stillte dadurch seine Besorgnis.

Diese Erzählung war ein Sonnenblick in die Seele des tugendhaften Vaters. Sein Gesicht erheiterte sich; er sah seinen Sohn an: o Gott! wie lieb ich ihn! rief er mit Entzücken, lief zu ihm, umarmte ihn so väterlich, wie er es noch nie gethan hatte. Die gerührte Mutter, die in sanfte Thränen zerfloß, gab ihrem guten Sohne auch einen Kuß. — Welch eine Seligkeit, einen Sohn, wie diesen, zu haben! —; Welch guter Bruder, riefen die Schwestern, indem sie ihm zugleich an den Hals fielen, wie lieben wir ihn!

Dieser Freudensstunde folgten die glücklichsten Tage. Robert fand wieder Freunde und Hülfsmittel. Er war glücklich in seinen neuen Unternehmungen, deren Erfolg seine Hofnung übertraf. Nach zwey Jahren erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen, und versicherte das Glück eines jeden seiner dreyen Kinder durch eine vortheilhafte Heyrath. Nichts gieng seiner Glückseeligkeit und der Freude seiner Familie ab, als der Trost ihren Wohlthäter zu kennen. Der junge Robert beeiferte sich besonders, ihn zu entdecken; eine Empfindung, die der Anbetung nahe kam, erfüllte seit dem Augenblick, wo er seinen Vater wieder erhalten hatte, sein dankbares Herz für die erhabne Seele des Unbekannten; er suchte überall diesen irdischen Abgott seiner Erkenntlichkeit.

An einem Sonntage in der Frühe begegnete er ihm endlich an dem Hafen. „Ah, mein Schutzgott!„ — mehr vermocht er nicht zu sagen, und fiel ohnmächtig zu seinen Füßen. Der Unbekannte hilft ihm mit Eifer und giebt ihm die Gegenwart des Lebens durch ein geistiges Wasser wieder. Kaum war er wieder zu sich selbst gekommen, so fragte er ihn nach der Ursache dieses seltenen Auftritts. — Ah! kann sie Ihnen unbekannt seyn? Haben sie den Robert und seine verunglückte Familie vergessen, welche einen geliebten Vater und ein neues Glück durch ihre Wohlthaten wieder erhalten hat?

„Sie irren sich, mein Freund! ich kenne Sie nicht; Sie kennen mich gewißlich eben so wenig; ich bin fremd zu Marseille und nur seit wenigen Tagen hier.„

Dies kann wahr seyn; allein erinnern Sie sich, daß Sie vor sechsundzwanzig Monaten auch hier waren; denken Sie an diese Spazierfahrt in dem Hafen; an den Antheil, welchen Sie an meinem Unglücke nahmen; an die Fragen, welche Sie nach allen den Umständen thaten, wodurch Sie sich genug unterrichten konnten, um mein Wohlthäter zu werden. Großmüthiger Befreyer meines Vaters! können Sie vergessen, daß Sie der Erretter einer ganzen Familie sind, die nichts mehr, als ihre Gegenwart, zu ihrem Glücke wünschet? Befriedigen Sie diese Sehnsucht! theilen Sie unsere Freude mit uns; kommen Sie!

„Mäßigen Sie sich, mein Freund! Sie irren sich, ich habe es Ihnen schon gesagt.„

Nein, ich irre mich nicht, Ihre Züge sind zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich sie verkennen sollte. Kommen Sie, ich bitte Sie!

Der junge Robert nahm ihn beym Arme und wollte ihn zwingen mit ihm zu gehen; vieles Volk hatte sich schon um sie versammelt.

Mein Herr, sagte der Unbekannte mit einem ernsthaften Tone, dieser Auftritt ermüdet mich, ohne Ihnen zu helfen; Eine besondere Aehnlichkeit veranlaßt gewis ihren Irrthum. Bedenken sie sich beßer; gehen sie in ihr Haus zurück; sie werden bey ihrer Familie die Ruhe wieder finden, sie haben es nöthig.

Welche Grausamkeit! Erhabener Wohlthäter dieser Familie! warum wollen sie durch den Widerstand, den sie mir thun, durch ihre Weigerung mich zu begleiten, das Glück verfinstern, welches sie ihnen allein zu danken hat? Soll ich denn vergeblich zu ihren Füßen liegen? Wollen sie ihre Wohlthat nicht vollkommen machen? Sie zu sehen, Ihnen zu danken, mehr verlangen wir nichts! — Und Ihr, meine Mitbürger, Ihr die meine Verwirrung, mein Eifer nicht ungerührt laßen kann, o vereinigt euch mit mir, helfet mir zu dem Glücke, den Urheber meines Glückes als einen Zeugen seines eigenen Werkes zu sehen!

Der Unbekannte schwieg. Auf einmal, durch eine Kraft, welche nur den erhabensten Seelen eigen seyn kann, entsagt er der reitzend verführerischen Aussicht, der Wollustvollen Scene, die ihn erwartet; entreißt sich den um ihn gewundenen Armen des jungen Robert, entflieht unter der Menge des Volks den von heißen Thränen des Gefühls übergehenden Augen des dankbaren Jünglings, und läßt den gerührten Zuschauern das Beyspiel einer nie gesehenen Großmuth.

Der Unbekannte, von dem die Rede ist, würde es noch seyn, wenn seine Erben nach deßen Tode nicht unter

ter ſeinen Schriften eine Note über 7500 livres, die dem Hrn. Mayn von Cadix geſchickt worden, gefunden, und ſich darnach blos aus Neugierde erkundiget hätten; denn dieſe Note war mit Strichen durchzogen und das Papier zerkrützelt, wie diejenige, die man dem Feuer beſtimmt. Dieſer berühmte engliſche Wechsler zeigte in ſeiner Antwort an, daß er dieſes Geld zur Befreyung eines Bürgers aus Marſeille, mit Namen Robert, aus der Sklaverey zu Tetuan, nach dem Befehlen des Hrn. Carl von Secondat Baron de Montesquien, Preſidenten des Parlements von Bourdeaux, angewendet habe. (*)

VII.

Fragen und Aufgaben.

Da es mit zur Beſtimmung eines Journals wie das Unſrige gehört, auch für die Unterhaltung des müßigen oder doch wenig beſchäftigten Theils der leſenden Welt zu ſorgen, und da es unter dieſen nicht wenige giebt, denen eine gewiße Anſtrengung ihres Verſtandes oder Witzes, inſofern ſie mehr das Anſehen eines Spiels als einer Arbeit hat, ein anziehendes Vergnügen macht: ſo hätte mich dieſe Betrachtung beynahe auf die Entſchließung gebracht, dieſer Art von Liebhabern, nach dem Beyſpiel des Franzöſiſchen Merkurs, von Zeit zu Zeit Räthſel und Logogryphen, als Aufgaben, womit ſie ihren Witz ſpielen laßen könnten, vorzulegen.

(*) Der Freyherr von Montesquien beſuchte öfters zu Marſeille die Frau von Hericourt, ſeine Schweſter, welche dort verheirathet war, und die Lieblings-Erholungen dieſes großen Mannes in ſeinem emſigen Leben waren kleine Reiſen, welche nie ohne neue Vortheils für ſeinen beobachtenden Geiſt abliefen.

Ich verwarf aber dieſen Einfall wieder, weil mir beym Nachdenken ein andrer in den Weg lief, der mir ein originaleres, weniger frivoles, und dem geſezten Charakter unſrer Nation anſtändigeres Mittel, den nehmlichen Endzweck zu erhalten, anbot.

Sollten (dacht' ich) Fragen oder Aufgaben aus der Philoſophie des Lebens — Fragen zu deren Beantwortung ein nur nicht ganz ungeübter natürlicher Verſtand mit einiger Erfahrung und Weltkenntniß hinreichend wäre — den Geiſt derjenigen unſrer Leſer und Leſerinnen, die Ihre müßigen Stunden gern mit Leſen, Nachdenken oder Unterredungen über etwas klügers als das gewöhnliche Nichts der Converſationen, ausfullen, nicht angenehmer beſchäftigen, als Logogryphen und Räthſel?

Ich beantwortete mir dieſe Frage mit ja, und es kommt nun darauf an, ob ich's errathen habe.

Findet mein Vorſchlag Beyfall, ſo ſollen Fragen und Antworten, Aufgaben und Auflöſungen künftig immer einen ordentlichen Artickel in unſerm Merkur ausmachen. Hier ſind einige, mit denen wir den erſten Verſuch machen wollen:

1. Was würden wir uns, zu den engern Verhältnißen des geſelligen Lebens, lieber wünſchen, eine Perſon die immer nach Grundſätzen und mit Ueberlegung ſpricht und handelt, oder eine die bloß nach dem Inſtinkt eines geſunden Menſchenverſtandes und eines guten Herzens lebt?

2. Kann es jemals recht ſeyn, oder unter welchen beſondern Umſtänden könnt' es recht ſeyn, wenn Schriftſteller Nationalſtolz und Verachtung eines benachbarten Volkes unter dem ihrigen zu erwecken oder zu nähren ſuchen?

3. Kann

3. Kann man ein Heuchler seyn, ohne es selbst zu wissen?

4. Ist ein Mensch desto vollkommner, je mehr er individuelles hat, oder je mehr er sich dem Ideal des Menschen nähert, d. i. je mehr er ein Mensch für alle Zeiten, Orte und Umstände ist?

Wir wollen nun erwarten, ob vielleicht einige von unsern Lesern oder Leserinnen Lust haben, uns ihre Gedanken oder das Resultat freundschaftlicher Unterredungen über die eine oder andre dieser Fragen mitzutheilen?

Es wird gänzlich in ihre Willkühr gestellt, ob sie dies in kürzern oder weitläuftigern Aufsätzen thun wollen; insofern die leztern den Raum, den man ihnen im Merkur geben kann, nur nicht zu sehr überschreiten. Doch behält sich der Herausgeber die Freyheit vor, Antworten, die er gar zu schwach und unbefriedigend finden sollte, zu unterdrücken; vielleicht auch einige, nach Befinden, nur auszugsweise mitzutheilen; jesbesmal aber auch seine eigene Meynung von der Sache zu sagen, über welche ihm dann die etwanigen Einwendungen verständiger Leser, die zu besserer Erörterung der Aufgabe dienen können, sehr willkommen seyn werden.

Eben so angenehm werden ihm auch Fragen und Aufgaben seyn, die ihm etwan zum Gebrauch des Merkurs von Lesern selbst eingesendet würden: vorausgesezt (wie sich dies von selbst versteht) daß es niemals andere Fragen seyn werden, als solche die einen nicht ganz unerheblichen Nutzen abzwecken, und von rechtschafnen Leuten sowohl vorgelegt als beantwortet werden können.

W.

VII.

Auszug
politiſcher Neuigkeiten
vom vorigen Monat.

Spanien.

Es iſt völlig ausgemacht, daß unſere Flotte keine zwoote Unternehmung wider Algier verſuchen wird. Die Transportſchiffe ſind daher entlaßen worden und die Truppen ſind in ihre vorige Garniſonen zurückgekehret. Unſer Hof ſoll ſich bloß auf die Vorſtellungen des Grafen d' Aranda, ſeines Geſandten zu Verſailles, und auf den guten Rath, welchen dieſer leztere von dem Franzöſiſchen Hofe erhalten, dazu entſchloßen haben Dieſer habe dem Miniſter begreiflich gemacht, daß es für beyde Mächte überaus wichtig wäre, ſich nicht an Leuten und an Geld durch einen Krieg, deßen Ausgang ſo ungewiß wäre, zu erſchöpfen, da ſie ſo leicht in den Fall kommen könnten, ihre Kräfte, je nachdem die Engliſchen Angelegenheiten in America einen Schwung nehmen möchten, anderswo nüzlicher zu gebrauchen.

Frankreich.

Das merkwürdigſte, welches ſich in dieſem izlaufenden Monath allhier zugetragen hat, iſt die Vermählung J. K. H. der Prinzeßin Clotilde mit dem Prinzen von Piemont. Eine weitläuftige Beſchreibung der Feierlichkeiten, die bey dieſer Gelegenheit ſind veranſtaltet worden, kann man in allen öffentlichen Blättern leſen. Wir brauchen alſo weiter nichts zu ſagen, als daß dadurch die Bande der Freundſchaft zwiſchen

zwiſchen zwoo Nationen, die in ihrer genauen Vereinigung ſo viel Vortheil finden, noch ſtärker zuſammen gezogen worden ſind.

Der König hat dem dringenden Bitten ſeiner erhabenen Gemahlin, für die er eine unbeſchränkte und ſo ſehr verdiente Gefälligkeit hat, nachgegeben, und die Stelle einer Surintendante des Hauſes der Königin wiederhergeſtellet. Dieſe Charge, welche jährlich 200 tauſend Livres einträgt, iſt der Prinzeßin von Lamballe zutheil worden, die bey der Königin in beſondern Gnaden ſteht. Unſer Miniſter arbeitet noch immer an ſeinem oeconomiſchen Plan, und ſeine Bemühungen die Finanzen zu verbeßern haben einen ſo glücklichen Erfolg gehabt, daß man mehr als 20 Millionen in der königlichen Schazkammer zählt, welches ſeit langer Zeit nicht ſtatt gefunden. Die Geburt des Herzogs d'Angouleme, eines Sohnes des Grafen d'Artois, hat die ganze königliche Familie ſehr erfreut. Beſonders hat die Königin ihre Zufriedenheit geäußert, in dieſem Kinde einen neuen Sprößling des erlauchten Bourboniſchen Hauſes zu ſehen; doch hat ſie ſich nicht enthalten können, ihre Empfindlichkeit darüber, daß ihr der Himmel eine gleiche Glückſeeligkeit noch nicht gewähret, merken zu laßen. Bey Hofe iſt auf Seiten der Prinzen vom Geblüte eine kleine Zwiſtigkeit entſtanden, weil ſie Schwierigkeit machten, den Herzog d'Angouleme als Königl. Hoheit zu erkennen. Sie behaupteten, daß die Enkel des Königes allein ein Recht an dieſen Vorzug hätten, und daß er ſich nicht bis auf die Urenkel erſtreckte. Allein auf die Gegenvorſtellungen, die man ihnen gemacht hat, haben ſie ihren Irrthum erkannt. Demzufolge wird man nicht die beyden Thürflügel öfnen, wenn ſie ihn beſuchen, und ſie werden keinen Armſeſſel bey ihm haben; dagegen werden beyde Thürflügel geöfnet, wenn er zu dem Könige getragen wird.

Italien.

Den zweyten September hat der Pabſt ein Conſiſtorium gehalten, worinne er den Prälaten Bandi, Biſchof von Imola, ſeinen Oncle, (Dem er den rothen Hut ſchon im lezten Conſiſtorio vom 19. May zugedacht, ihn aber noch in petto behalten hatte) zum Cardinalprieſter der H. R. Kirche erklärt.

Die Hofnung zur Befreyung der auf der Engelsburg gefangen ſitzenden Häupter des erloſchenen Jeſuiter Ordens, entfernt ſich mehr als jemals. Man hat die Unterſuchung ihres Proceſſes ſehr ernſtlich wieder vorgenommen, und es ſcheint, daß der Spaniſche Hof, ohnerachtet der Pabſt der geweſenen Geſellſchaft und ihren Gliedern nicht abgeneigt iſt, wohl die Oberhand behalten und zuwege bringen werde, daß die Gefangenen nach der Strenge der Geſetze, oder (wenn man lieber will) nach der Strenge der Umſtände, die freylich den Jeſuiten nicht günſtig ſind, beſtraft werden.

Engländ.

Die politiſchen Angelegenheiten dieſes Königreichs ſind allzuverworren, als daß wir uns itzt weitläuftig damit einlaßen könnten. Kurz, der Hof fährt mit ſeinen Anſtalten fort, die Aufrühriſchen Colonien (wie ſie zu St James qualificiert werden) mit Gewalt zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen; und um deſto ſicherer zum Zwecke zu gelangen hat er die Hannöveriſchen Truppen in Sold genommen. Die Amerikaner auf ihrer Seite ſind ſtandhaft und ſcheinen entſchloßen zu ſeyn, das was ſie ihre Freyheit nennen, mit Koſten ihres Vermögens und Lebens zu behaupten; wobey es dann freylich ſtark genug in die Augen fällt, daß ſie nichts geringers als eine gänzliche Unabhängigkeit

von Großbrittanien zur Absicht haben. Unlängst haben sie eine Deklaration oder Manifest an alle Nationen bekannt gemacht, worinne sie die Gründe, die sie zur Ergreifung der Waffen bewogen haben, auseinander setzen. In jeder Zeile dieser Schrift spricht Patriotismus und Liebe zur Freyheit, und sie verdient würklich den schönsten Reden des Demosthenes und Cicero an die Seite gesezt zu werden. Sie ist ein Beweiß, daß die schönen Künste und die Beredsamkeit in den Englischen Colonien von Amerika nicht weniger als bey uns blühen, und daß die Amerikaner die Feder eben so gut zu führen wissen, als den Degen. Diese Zwistigkeiten werden wohl bey dem herannahenden Winter ein wenig ruhen, künftigen Frühling aber mit desto mehr Hitze, Lebhaftigkeit und Verbitterung wieder vorgenommen werden. Sie verdienen die ernsthafteste Aufmerksamkeit unsers Jahrhunderts, und bereiten uns zu den wichtigsten Begebenheiten vor.

Teutschland.

Endlich sind die Unruhen, welche so lange Böhmen und Mähren verwüsteten, durch die weisen Maaßregeln des Kaiserlich-Königlichen Hofes gestillet. Er hat zu dem Ende ein Reglement ergehen laßen, welches, so viel möglich, die Rechte der Eigenthums Besitzer der Güter mit den Rechten der Menschheit vereiniget. Die Frohndienste, die man auf einmal nicht ganz abschaffen konnte, sind sehr verringert worden; die Bauren haben gesehen, daß sie in Zukunft etwas Athem schöpfen können, und so ziehen sie sich gerne wieder in ihre Grenzen zurück. Eine neue Probe, daß die Menschen überhaupt von Natur nicht böse, und gewiß nie muthwilliger Weise und zum Vergnügen Rebellen sind; sondern daß sie manchmal genöthiget werden, ihre natürliche Güte und Gedult aufzuopfern,

um ſich durch eingewurzelte Mißbräuche und üble Geſetze nicht gänzlich zu Boden treten zu laßen.

Der König von Preußen, hat ſeine Truppen eine neue Tactik gelehret, die von der vorigen weſentlich unterſchieden iſt, und die andern Mächte, die ſein altes Exercitium mit großen Koſten und vieler Mühe angenommen hatten, irre macht. Man ſiehet daraus, daß man die Werke eines großen Mannes copieren kann wenn man will, aber daß man nicht der große Mann ſelbſt ſeyn kann wenn man will. — Darinn liegt der Unterſchied.

Rußland.

An dem Petersburger Hofe ſind einige Veränderungen vorgegangen. Der Graf Peter Panin, ein Bruder des Premier-Miniſters, hat ſeinen Abſchied genommen, und dieſer wird die Entfernung vieler andern Herren nach ſich ziehen. Man nennet unter andern den General Potemkin, Adjutanten der Kayſerin, der ehedem in ſehr großen Gnaden ſtund.

VIII.

An das Publicum,

und beſonders

an alle bisherigen Freunde und Leſer des Teutſchen Merkurs.

Der Herausgeber des Merkurs kann, ſo lange bis er dieſes Journal zum möglichſten Grade einer der gemeinnützlichen Beſtimmung deſſelben entſprechenden

den Vollkommenheit erwachsen ſteht, weder ſich ſelbſt genug thun, noch dem Publico, für die bisherige günſtige und nachſichtvolle Aufnahme ſeiner Bemühungen zu dieſem Zweck ſeine Dankbarkeit anders beweiſen, als indem er mit verdoppeltem Eifer alle ſeine Aufmerkſamkeit und Fähigkeit dahin verwenden wird, den Teutſchen Merkur mit jedem Jahrgang intereſſanter und zu einem nüzlichen Einfluß auf Geiſt und Herz, Geſchmack und Sitten der Nation geſchickter zu machen.

Die innere Verfaſſung unſers teutſchen Vaterlandes — der Mangel eines gemeinen Mittelpunkts wie Paris oder London — die beſondere Lage des Herausgebers — die daher entſpringende Schwierigkeit eine hinlängliche Anzahl tauglicher Mitarbeiter zu finden, — und die gänzliche Unmöglichkeit, mit Allen die es ſchon ſind oder noch werden können, an dem nehmlichen Orte zu leben — alle dieſe und noch mehr andere Umſtände haben unſerm guten Willen und unſrer Thätigkeit bisher Grenzen geſezt, die wir nicht überſteigen konnten. Ohnezweifel hat auch dieſe Betrachtung bey billigen und von keinen Privatleidenſchaften wider den Herausgeber eingenommenen Leſern die Nachſicht erweckt, womit man die mangelhafte Seite dieſes Journals bisher überſehen oder geduldet hat. Allein der Herausgeber hat nun gegründete Hofnung, dieſer Nachſicht künftig immer weniger zu bedürfen, da er nicht nur für den künftigen Jahrgang neue tüchtige Gehülfen in verſchiedenen Fächern erhalten, ſondern auch durch die Großmuth des vortreflichen jungen Fürſten, an deſſen Bildung in den lezverwichnen Jahren er einigen Antheil zu haben das Glück gehabt, künftig einer Muße genieſſen wird, die ihn in den Stand ſezt, ſein übriges Leben dem Erforſchen deſſen was wahr, ſchön und gut iſt, den Muſen, denen er ſeines Lebens ſüßeſte Stunden zu danken hat, dem Teutſchen Merkur, und endlich

endlich auch der Verbeſſerung und Vollendung ſeiner bisherigen Schriften, einzig widmen zu können.

Dieſem zufolge können wir dem Publico mit einiger Zuverſicht verſprechen, daß der Merkur ſich nicht allein in ſeinem diesjährigen, mit beynahe allgemeiner Billigung belohnten, innern Werth erhalten, ſondern in verſchiedenen Stücken, beſonders durch einige neue oder wenigſtens bisher (zu des Herausgebers Bedauern) noch immer zurückgebliebene Artickel — z. B. durch Nachrichten von Allem was von Zeit zu Zeit zu Beförderung der ökonomiſchen Wiſſenſchaften und Künſte neues geſchrieben, verſucht und erfunden wird, und eben dergleichen den Zuſtand der ſchonen Künſte in Teutſchland und die Bemühungen unſrer Künſtler betreffend, vollſtändiger und unterhaltender werden ſoll.

Bey dem Artikel der kritiſchen Nachrichten von dem Neueſten unſers Parnaſſes oder unſrer ſchönen Litteratur haben ſich bisher die meiſten Schwierigkeiten vorgefunden. Der Herausgeber hatte weder Muße noch innerlichen Beruf, ſich denſelben ſelbſt zu unterziehen; überdies ſchreckten ihn noch manche gegründete Rückſichten ab, den Richter über andre Schriftſteller zu machen. Er übertrug alſo dieſes Amt einem Gelehrten, der ihm durch ſeine weitläuffige Kenntniße in dieſem Fache, und durch die Unpartheylichkeit von der er Profeßion macht, dazu vorzüglich geſchickt zu ſeyn ſchien. Zum Unglück war dieſer Gelehrte allzuweit von dem Herausgeber entfernt, als daß ſie einander ihre Gedanken über die vorkommende Gegenſtände vorläuffig mittheilen, und durch Widerſpruch, Einwürfe, Rede und Gegenrede, die Urtheile welche der Merkur bekannt machen ſollte, zur möglichſten Richtigkeit und Reiffe hätten bringen können.

In manchen Stücken giengen auch ihre Meynungen von einander ab, und der Herausgeber war mehr als einmal in dem Falle, dieſe und jene Stelle der Aufſätze ſeines Freundes bald in ein helleres Licht geſezt, bald richtiger beſtimmt, bald ganz und gar anders zu wünſchen. Allein es war weder ſchicklich in der Arbeit eines Andern eigenmächtige Aenderungen vorzunehmen, noch (wenn dies auch angegangen wäre) immer möglich, da dieſe Aufſätze oft, ſo wie ſie einlieffen, in die Druckerey geliefert werden mußten. Dem Herausgeber blieb alſo nichts anders übrig, als öffentlich (wie er mehr als einmal gethan) zu erklären, daß er nicht immer der Meynung des Verfaſſers von jenem Artikel ſey, und demſelben ſeine Urtheile ſelbſt zu verantworten überlaßen müße. Und da er deßen ungeachtet das Mißvergnügen hatte, zu ſehen, daß ihm von einigen öffentlichen Beurtheilern nicht nur unverdiente, zum theil hämiſche Vorwürfe gemacht, ſondern ſelbſt von rechtſchafnen Leuten zur Laſt gelegt wurde, daß einigen Männern, für deren Werke er eine zwar nicht ſchwärmende und unumſchränkte aber gewiß aufrichtige Hochachtung hegt, im Merkur nicht die gehörige Gerechtigkeit wiederfahren ſey — ein Vorwurf, der z. E. in Abſicht der Herderiſchen älteſten Urkunde nicht ungegründet iſt — ſo wollte er (ſo ungern er ſich auch hierzu entſchloß) dieſen Artikel im Jahrgang 1775 lieber gänzlich abgehen laßen, als ferner Anlaß geben, daß ſeine Art zu denken und ſein Herz, um fremder mit den ſeinigen nicht immer einſtimmender Meynungen oder Urtheile willen, von Leuten die ihn weder kennen noch kennen wollen, noch länger in falſches und gehäßiges Licht geſtellt werde. Ob nun dieſem Mangel jemals werde abgeholfen werden können, oder wie bald ſolches geſchehen werde, läßt ſich izt noch unmöglich ſagen. Ein Mann der

das

das ganze Feld unsrer schönen Litteratur Stückweise vollkommen zu beurtheilen, und im Ganzen mit Einem Götterblick zu übersehen fähig wäre, ein Mann von eben so warmen und zarten Gefühl als scharfer Beurtheilungskraft, selbst ein Meister in der Kunst zu schreiben, dabey vollkommen unpartheyisch und von allen Nebenabsichten, vorgefaßten Meynungen, Zu- und Abneigungen frey, und (was noch überdies eine unumgängliche Bedingung wäre) der sich entschließen könnte, seine ganze Aufmerksamkeit und Geisteskraft auf Verfaßung etlicher kritischer Bogen jährlich zu verwenden — das wäre freylich der Mann den wir nöthig hätten. Aber wo werden wir diesen Mann finden? Und wenn wir ihn auch gefunden und (was viel Glück wäre) überredet hätten, eine so schwehre und undankbare Arbeit auf sich zu nehmen: würde dieser Mann, würde ein Gott selbst, jedermann zufrieden stellen, allen schiefen Urtheilen, Mißdeutungen und falschen Folgerungen ausweichen, jedem Schriftsteller nach den Foderungen seines Eigendünkels, und allen deßen Freunden, Partheygängern und ganzem servo pecori nach dem Uebermaas ihrer Schwärmerey oder Dummheit genüge leisten können?

Dieser Artikel sey also einsweilen noch dem Schicksal heimgestellt! Alles was sich inzwischen versprechen läßt, ist, daß kein erhebliches großes oder kleines neues Product unsrer Litteratur im Merkur unangezeigt, und, wenn es lobenswerth ist, unangepriesen bleiben soll, und daß der Herausgeber über solche, die er zu beurtheilen fähig ist und hinlänglich studiert hat, von Zeit zu Zeit seine eigne Meynung sagen wird.

Endlich hat man sich noch entschlossen, den Merkur künftig vom Jahrgang 1776 an, alle Vierteljahre mit dem Bildnis eines Nachruhmswürdigen teutschen Gelehr-

Gelehrten oder Künſtlers, aus dem 16ten 17ten und gegenwärtigen Jahrhundert, en Medaillon, und alſo jeden Jahrgang mit vier dergleichen Bildnißen zu zieren, auf deren Auswahl ſowohl als richtige Zeichnung nach authentiſchen Vorbildern oder wo es ſeyn kann Originalen, auch geſchmackvolle Ausführung derſelben alle mogliche Sorgfalt gewendet werden ſoll. Der Herausgeber würde mit Vergnügen Anſtalt machen daß jeder Monat ein ſolches Bildnis lieferte; ob aber dies möglich ſeyn werde, käme (da man den Preis des Merkurs nicht erhöhen will) lediglich auf eine hinlängliche Anzahl von Abonenten an; deren Entſcheidung man alſo erwarten muß.

Weil nun durch alle dieſe vorhabenden Verbeſſerungen die beträchtlichen Koſten der Unternehmung merklich wachſen, und alſo nicht billig wäre, daß man noch Gefahr lieſſe, durch eine den würklichen Abſatz nahmhaft überſteigende Auflage ſich unnöthige Koſten aufzuladen: So bittet der Herausgeber geziemend, daß alle die den T. Merkur noch ferner zu halten, oder ſich erſt fürs Künftige anzuſchaffen gedenken, ſo geneigt ſeyn, und ſich in Zeiten bey ihren reſpectiven Poſtämtern, Zeitungsexpeditionen, Intelligenz- oder Addreßcomptoirs, oder andern Orten, woher ſie die ächte Ausgabe des T. Merkur bisher erhalten, melden und abonniren wollen, damit beſagte Spedition das eigentliche Quantum ihrer Beſtellungen auf das Jahr 1776 noch vor Verfluß des itzigen Jahres an das Kayſ. Ober-Poſt-Amt zu Erfurt, oder auch an den Herausgeber, den Hofrath Wieland in Weimar ſelbſt, einberichten, und man ſich mit der Stärke der künftigen Auflage nach der Zahl der Beſtellungen richten könne.

Uebri-

Uebrigens hat es bey der bisherigen monatlichen postfreyen Versendung des Merkurs an alle, welche sich dazu noch fernerhin oder von neuem abonniren werden, sein unverändertes Bewenden.

Weimar den 26 Octobr. 1775.

W.

X.

Antworten.

1. Der Ungenannte Verfaßer des eingeschickten Hexenmährchens, hat seinen nicht unglücklichen Stoff nicht ganz so gut bearbeitet, daß wir ihm von dem Theile des Publikums, der Geschmack oder (wie die Römer sagten) eine Naſe hat, viel Beyfall versprechen dürften. Mit etwas mehr Laune, mehr Lebhaftigkeit, feinern Wendungen, mehr Nettigkeit im Styl, und einer kleinen Dose attischen Salzes könnte wirklich eine gute Romanze draus werden.

2. Der Wienerische junge Dichter in herba soll das Vergnügen haben, sich nächstens im Merkur gedruckt zu sehen.

Druckfehler.

Im Monatstücke September sind folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 277. auf der untersten Z. leſet Winter anſtatt Spieler.

S. 277. Z. 6. leſet beſtem anſtatt beſſerm.

Der Teutſche Merkur.

November 1775.

I.

Gedichte.

An Minna's Augen.

Meines Herzens jugendlichſte Schwingen,
Meines Weſens feuervollſte Macht
Biet' ich auf, den Augen Lob zu ſingen,
Die heraus, aus öder, kalter Nacht,
Mich hinauf zum höchſten Lichte riſſen,
Die mir Herz, Gedanken und Gewiſſen
So verklärten, daß ich, wunderbar,
Das nicht bin was ich vor dieſem war!

Aber ach! ihr lachten, himmelblauen
Ofnen Augen leuchtet gar zu ſchön!
Schwindelt faßt mein Herz und ſtilles Grauen,
Wag' ich es in euch hinein zu ſehn!
Gleich den Bienen, tauſend Reize ſaugen
Darf mein Herz aus euch, ihr ſchönen Augen:
Aber ſie in zärtliches Gedicht
Hinzuſchmelzen, das vermag es nicht!

Dennoch, hoff' ich, wird mein lautes Sehnen,
Und mein Blick, der tief in euch hinein
Sich ergießt mit unerhörten Thränen,
Euch verſtändlich mehr, als Worte, ſeyn!

Liebesvolle Hafen, euch entgegen
Fluthe dann mein Lobgesang, verwegen,
Aber glücklich, weil, von Oft und Weft,
Das Entzücken in mein Segel bläft!

Und wer mag von euch, ihr Wunder, singen,
Und nicht werden tausend mal ein Raub
Eurer Flamme? nicht empor sich schwingen
Ueber Gram, und Niedrigkeit, und Staub!
Mich! auch mich habt ihr empor getragen,
Hoch empor, was herrliches zu sagen,
Was versteckt mir lang' im Herzen lag,
Wie im Schoos der Wolke Blitz und Schlag!

Zwar ich weis mein kaltes Lob zu schätzen!
Welche Kunft: mein Lob und euer Werth?
Aber, wie dem Taumel Schranken setzen,
Seit, von eurer Gottheit, ich verklärt
Wie der Auserwählten einer stehe,
Nichts als Wunder, nichts als Himmel sehe?
Sehe, was kein Sterblicher, vielleicht
Auch kein Engel, mit Gesang erreicht?

Was für Leid ich tief im Busen wälze,
Wißt ihr, Allestwisser, nur allein!
Wenn an euren Strahlen ich zerschmelze,
Wie der Schnee vor Frühlings-Sonnenschein:
O vielleicht (was fürchtet nicht die Liebe?)
Daß, mit strengem Blick', ihr wünscht: ich bliebe
Kalt auf ewig, weil ihr, sterblich Leid
Mit zu fühlen, viel zu göttlich seyd!

Dieſe Furcht vor euren ſtrengen Blicken
Kühlt mein Blut, wie leiſer Weſte Wehn!
Vor entflammtem, wüthigem Entzücken,
Müßt' ich ſonſt zehn tauſend mal vergehn!
Laßt, o laßt mich dieſes Glück erwerben!
Süſſer iſt's, vor euch! vor euch zu ſterben,
Als mein träges Leben, fern von euch,
Fortzuziehn, der trägen Schnecke gleich.

Zeugen des, was je von mir gelitten,
Je geſchwärmt von meiner Liebe ward,
Flur und Thal von Quellen ſchön durchſchnitten,
Haine, voll von Frühlings Gegenwart!
O wie oft, wann Zephyrn euch umſchlingen,
Seht ihr mich die laſſen Hände ringen!
Seht ihr, daß mein Aug', als einen Freund,
Sich den Tod herbey zur Hülfe weint!

Harte Schickung! Augen, ohne gleichen!
Wann ich weile, muß ich gleich vergehn;
Wann ich flüchte, wo das Ziel erreichen?
Außer euch, was ſoll ich Großes ſehn?
All' das Große, Schöne, Wunderbare,
Was ein Weiſer, funfzig lange Jahre,
Lernt von Kunſt und von Natur zugleich,
Lern' ich hal auf Einen Blick, von euch!

Und, was Wunder? — Als des Schöpfers Wille,
Lichte Funken, euch gebot, zu ſeyn,
Miſcht' er ſeines Weſens halbe Fülle
Jedem Blick, und jeder Wendung ein!

Engel, ſich verwunderud, ſahn euch werden;
Rieſſen: „ſeyd willkommen! hundert Erden
„Kann, ihr ſchönen Augen, euer Schein,
„Statt der Sonne, ſtatt des Mondes ſeyn!„

Wie ſo oft die Lieb' auf meinen Wangen,
Farb' um Farbe wechſelt, ſeht ihrs nicht?
Gram, Verzweiflung, zärtliches Verlangen!
Schatten heute, morgen wieder Licht!
Seht ihr das? o ſeht auf meinen Wangen
Meines Herzens ganzes Bildniß hangen!
Tief hinunter ſchlug der Zauberſtab,
Den zu führen euch die Liebe gab!

Führt ihn gnädig! feſſelt mein Vertrauen,
Allerſchönſte Kinder der Natur!
Ach, das Glück, euch ſelber anzuſchauen,
Weigerte die groſſe Mutter nur!
Doch dies Glücke kann ich euch gewähren!
Was ihr ſeyd, ihr zwo geliebten Sphären,
Die ihr hoch zu Lieb' und Ehrbegier
Mich entflammt, das ſeht ihr all' an mir!

Könntet ihr, wie ich, den Zauber ſchauen,
Den in euch die Unſchuld ſelbſt gelegt;
Dieſen Reiz des Weiſſen und des Blauen,
Wann er ruht, und wann er ſich bewegt;
Dieſes Lächeln, dieſe hohe Würde,
Dies — wie nenn ich's? — Himmel! ſolche Bürde
Von Entzücken, die bey mir die Pflicht
Tragen hilft, ertrügt ihr ſelber nicht!

Glücklich! dreymal glücklich iſt die Seele,
Die für euch ſich nur geſchaffen glaubt,
Die nicht frägt: ob Gold und Ruhm ihr fehle?
Nur ſich wünſcht, daß ſie doch, nie beraubt
Eurer Winke, ſtill durchs Leben walle,
Keinem Fürſten, euch allein gefalle,
Außer euch, von jeder Feſſel frey,
Gottes würdig und der Liebe ſey!

Schönſte Weſen, nur um euertwillen,
Gilt für mich das Leben ſeinen Werth!
So wie Laub und Knoſpen ſich enthüllen,
Wann der Gott des Tages höher fährt;
So enthüllt, entblättert ſich, und blühet
Jeder Trieb, der mich zum Guten ziehet;
Seit mir Gott das Loos ſo himmliſch warf,
Daß ich euch! nur euch bewundern darf!

O fürwahr! bis auf die kleinſten Züge,
Hat euch Gott die Wahrheit eingedrückt!
Wie der Adler, wagt mein Glaube Flüge,
Seit ich euch, ihr Herrlichen, erblickt!
Hundert tauſend Erden-Längen weiter
Schweifen Wunſch und Ausſicht! Seelig heiter
Iſt mein Herz, wie der bekränzte Bach,
Der mit mir ſich oft von euch beſprach!

Welch' ein Abend! Was für Offenbarung
Von Geſtalten, nie von mir geſehn!
Ewig nimmt mein Herz ſich in Verwahrung
Jenen Abend, als ich euch, ſo ſchön,

Hingewandt zu meinen Blicken sahe!
Weis die Liebe, wie mir da geschahe!
Wie das Gold geläutert in der Glut,
Flammten, zischten Athem, Herz und Blut!

Ach! der Druck des feuervollsten Kusses,
Seit das Weib aus Schöpfers Händen kam,
All die Last entzückenden Genusses,
Den die Nacht in ihren Schleyer nahm:
All' der Liebe brünstigste Vollendung
Wog mir leichter, gegen diese Wendung,
Als ein Staub, der auf ein Würmchen fällt,
Gegen Gottes unermeßne Welt!

O die Liebe! Wunderbare Wege
Geht ihr erstes, leidendes Gefühl!
Seufzer, Wünsche, laute Herzensschläge
Sind ihr eignes, liebes Saytenspiel!
Der Natur tönt jeder Laut zu Ehren!
O was wäre der Genuß? was wären
Alle Preise, nach durchlaufner Bahn;
Giengen Wunsch und Seufzer nicht voran?

Aber, Jammer! daß ihr, allzuselten,
Mir das Mitleid eurer Blicke gönnt!
Ist es doch, als lägen tausend Welten
Zwischen uns, die Spannenweite trennt!
Gestern, ach! als wir uns kaum erreichten —
Auf Einmal, wie schönes Wetterleuchten,
War't ihr da — und Himmel! war't nicht mehr!
Und ich seufzte: „mehr der Blicke! mehr!„

Doch

Doch umſonſt! ihr waret ſchon verſchwunden:
Allgeblendet, ſtarrt' ich dann euch nach;
Wie das Volk dem Mann voll lichter Wunden,
Der mit ihm noch Seeligkeiten ſprach,
Seegen gab mit Blicken und mit Händen,
Und alsdann, ſein hohes Werk zu enden,
Niedrigkeit und ſterbliche Natur
Von ſich warf, und auf zum Himmel fuhr!

Wie verbannt, durchſchweift' ich dann die Fluren,
Girrte kläglich, wie der Kranich girrt,
Rauſte Moos, auf den in tauſend Spuren,
Noch der Geiſt von euren Blicken irrt;
Oder ſaugte ha! von Liebe trunken,
Dieſe Luft, die all' die ſchönen Funken,
So aus euch der Reiz der Gegend ſchlug,
Ehrerbietig auf zum Himmel trug!

Nachtigallen kamen dann geflogen,
Wie ich ſelbſt, ſich keiner Ruh bewußt.
Sangen nicht — tiefſinnten nur, und zogen
Lange Seufzer aus der kleinen Bruſt!
„O vielleicht, daß euch das Mitleid ſandte:
Rief ich dann: „ wir ſind — wir ſind Verwandte!
„Ungeliebt ihr Kleinen, ſeyd auch ihr!
„Bleibt, ihr Kleinen, bleibt ein Weilchen hier!„

Und ſie blieben, weil ſie mich verſtanden,
Aber nur auf Einen Augenblick!
Zu geliebten liebesvollen Banden,
Zu den Weibchen flogen ſie zurück!

Zu den Weibchen, die mit ihren Gatten
Nur gezürnt aus holder Laune hatten! —
Ach! ich Ungeliebter! Wann, o wann
Blickt auch mich ein Stern der Hoffnung an?

Ungeliebter? — Wohl; das bin ich lange.
Auch vielleicht des finstern Namens werth!
Dieses Herz, das unter seinem Drange
Bald Entzücken, bald Verzweiflung nährt,
Dieses Herz kann nimmermehr auf Erden
Werth des Friedens eurer Blicke werden!
Preiß genug, wann erst, in jener Welt,
Ihm das Loos beglückter Liebe fällt!

Dennoch hört mein Lob nicht auf zu tönen!
Zieht der Tod den letzten Vorhang auf;
Dann erhellt die letzte meiner Scenen!
Gern vollenden will ich meinen Lauf;
Wenn ihr hin zu eurem Vaterlande
Mich begleitet, wenn am lichten Strande
Meiner Ruh, wohin der Gram mich warf,
Ich nach euch nicht lange seufzen darf.

K. S — dt.

Lied eines jungen Engländers in Amerika. (*)

Da zieht mein guter Vater hin,
Des Krieges rothe Gluth zu dämpfen;
Und ich, weil ich ein Jüngling bin,
Darf nicht an ſeiner Seite kämpfen!

In meines Bruders Augen iſt
Die Wonne die er fühlt zu ſehen!
O Bruder, wie du glücklich biſt! —
O Bruder, dürft ich mit dir gehen! —

Nicht alle Feinde würd ich dann,
Und wenn ich es auch könnte, morden;
Denn mancher iſt, dies ſaget man,
Nie unſer wahrer Feind geworden.

Der gröſte Theil iſt wohl durch Liſt
Verleitet worden, uns zu haßen,
Weil unrecht ihm geſchildert iſt
Der Unſern Denken, Thun und Laßen.

Ein Andrer ließ durch Hungersnoth,
Durch langen Gram ſich wohl verleiten,
Um einen Biſſen trocknes Brod,
Uns, ſeine Brüder, zu beſtreiten.

(*) In dem unglücklichen, zwiſchen den Engländiſchen Miniſterio und den Amerikaniſchen Colonien, entſtandenen Kriege, ward, im Monath Julius, des 1775 Jahres, den von letzteren abgeſchickten Werboffiſieren befohlen, niemanden in ihre Dienſte aufzunehmen, der ſich unter 18 Jahren befände. S. N. 152. der neuen Hamburger Zeitung, des obberegten Jahres, unter dem Artikel: Aus einem Schreiben von Neuyork. Dieſe wenigen Worte, werden zur Verſtändniß des nachfolgenden Liedes hinreichend ſeyn.

Säh ich sie tod, ich würde nie,
Darüber wahre Freude haben.
O nein! — Ich wollte traurig, sie
In eines Waldes Schooß begraben.

Doch den, der sich erkaufen ließ,
Und dem, der ohne zu erröthen
Die Fesseln, die uns drücken, pries,
Den würd ich ohn Erbarmen tödten!

Er kennt den Werth der Freyheit nicht,
Fällt gar vor ihren Feinden nieder,
Und haßet wider seine Pflicht,
Uns seine Freunde, seine Brüder!

Er nimmt uns unser Eigenthum,
Treibt Spott mit unserm Heldenmuthe,
Und sucht in unserm Elend Ruhm,
Und wäscht sich gern in unserm Blute.

Und will wohl gar durch unsern Tod
Verdienst und Ehre sich erwerben,
Und wird nicht bleich und wird nicht roth,
Wenn wir zu seinen Füßen sterben.

O laßt mich, laßt mich hin nach ihn!
Ich fühls, ich fühls, ich werde siegen!
Er soll entweder schimpflich fliehn;
Wo nicht zu meinen Füßen liegen!

O lieber Frühling der du mir,
Was mir an Jahren fehlet, giebeſt,
Ich weiß, daß du, ſo ſehr als wir,
Die Honigſüße Freyheit liebeſt.

O lieber Frühling, höre mich! —
Du biſt entflohen; — kehre wieder!
Und laß im Duft der Veilchen dich
Recht bald auf unſre Fluren nieder!

Wann ich dich wieder ſehe, dann
Hab ich dich acht zehn mal geſehen,
Und heiß' ein junger raſcher Mann,
Und darf dem Feind entgegen gehen! —

O komm! Sonſt wird die Traurigkeit
Eh du erſcheinſt mein Herz verzehren!
Ich Armer! Ach! Wie wird die Zeit
Mir unausſprechlich lange währen! —

Am Abend an E.

Tiefe grauenvolle Stille
Deckt die traurige Natur,
Einſam ſchwirrt die kleine Grille
Unter dürren Halmen nur.

Von bemoosten Mauren klagen
Bange Eulen durch die Nacht
Und die armen Täubgen zagen
Bang vom süßen Schlaf erwacht.

Finstre trübe Wolken schweben
Drohend durch den Himmel hin,
Und der Mond, den sie umgeben
Und die hellen Sterne fliehn.

Alle kleine Bäche schweigen
Und es rauscht kein Blätgen mehr;
Alle laute Lüftgen weichen
Bis zu deiner Wiederkehr.

Seufzend schwankt zu deiner Laube
In der dunkeln Nacht dein Freund,
Suchet dich in deiner Laube,
Sucht dich — sieht dich nicht — und weint.

II.

Schreiben an einen Freund.

Als der Verfaßer nach einer gefährlichen Krankheit das erstemal aufs Land fuhr.

Mein Freund,

Nun bin ich einmal im Himmel — wie ich denn dahin kam, werden Sie fragen? das weiß

ich

ich wahrlich selbst nicht — eben so wenig als wie ich auf Erden gekommen! Nur erinnern Sie sich mit mir, wie lang und gefährlich ich krank war.

Unvermerkt zersprangen die Triebfedern meiner Maschine; die Räder standen still und das ganze Uhrwerk zertrümmerte; hin und her irrte die Seele in dem fiebrischen Kopfe, ohne daß sie weder bleiben, noch eine Oefnung zum weggehen ausspähnen konnte! Wie in einer Feuersbrunst der Besizer des Gebäudes unruhig hin und her schaut, und jezt dahin, jezt dorthin sich flüchtet, bis endlich das Haus in den Flammen zu Grund geht, und er noch froh ist, sich bloß und nackt auf die Straße zu retten: so frolockte mein Geist, als er unter den Trümmern des Körpers in die freye Luft hervor kroch!

Ungern zwar vermißt man seine liebste Geräthe, seine Gemächlichkeiten und Schätze. So in der Luft allein — ohne Ueberrock — schaudrigt ist dieß! Man befürchtet sich selbst zu verliehren, Dunst und Luft, oder eine Schneeflocke, oder ein Regentropfen, oder wohl gar ein Feuertheilgen im Blitz und Donner zu werden, und so wider Willen seine zurückgelassene Phillis in einem Ungewitter zu schrecken. — Unterdessen kommt seltsamer einem solchen ausgezogenen, geplünderten Geist nichts vor, als daß er nicht einmal von seiner alten Habseligkeit aus sei-

nem

nem zerstörten Haus auch nur etwan ein Ohr oder ein Auge davon bringt, um wenigstens die Leichenweiber plaudern zu hören, oder auf die jungen Mädchen hinunter zu blicken, die Blumen auf unser Grab säen. — Aber da sieht, da hört, da fühlt man gar nichts — man ist in sich selbst eingehüllt, eine abgesonderte eigne Welt, und die äußre völlig verschwunden!

Sie begreiffen aus alle dem, mein Wehrtester, daß es mir unmöglich ist, Ihnen von dem Uebergang in jene Welt etwas klares und bestimmtes zu sagen. Wie alles das zugegangen, das habe ich in der Unruhe vergeßen; auch weiß ich nicht mehr, ob meine Verwirrung und Ohnmacht ein Jahr oder ein Jahrtausend gewährt hat. Wenigstens erinnere ich mich nicht mehr, was man mit meinem Körper anfieng — Nicht sah ich ihn in eine Baare legen, und in weiße Tücher einhüllen; nicht acht schwarze Männer die Leiche aus dem Hause wegtragen und einen feyerlichen Zug von Männern und Weibern sie im langen Schleyer begleiten; nicht den Ruf der Todtenglocke vernahm ich, und nicht die noch melancholischere Stimme der Parentation! Unter uns gesagt, mein Wertheſter, vermuthlich trug sich auch von allem dem nichts zu! Immer ists mir, daß nach der letzten Ohnmacht mit mir eine Verwandlung geschehn sey — und so wär ich also (ohne zu sterben) in die

elysäi-

elyſäiſche Gefielde hinüber gegangen? Sie lachen! Sie glauben, dieſes Glück ſey nur für die Hirten der Völker, für die Helden, für Geſetzgeber, mit einem Worte nicht für ſo kleinfügige Geſchöpfe wie ich war? — So will ich ja, mein guter Mann, doch auch nicht wie Romulus in einem Flammenwagen zum Olymp fahren — aber auf einem ausgehölten Roſenblatt, von Buttervögeln gezogen, oder auf den Flügelchen eines Amorettgens — hum! das wird Ihnen doch zu groß, zu heroiſch nicht ſcheinen? — So ſey es denn — auf eine ſolche Weiſe verfolgt' ich meine Reiſe zum Himmel! Schon befand ich mich an der Pforte des Vorhofs. Ein Land von Verwandlungen, von Zaubereyen! — Ich wollte abſteigen — und ſiehe! anſtatt des poetiſchen Gefährtes eines Roſenblattes von Zefirn gezogen oder eines Flüchelgens von Amor — fand ich mich auf einmal in meinem gewöhnlichen Wagen, mit dem gewöhnlichen Kutſcher und Pferden. — Guter Hans! ſprach ich zu jenem, wie kömmſt denn du hieher? biſt du denn zugleich mit mir geſtorben — und auch zu gleicher Zeit — verreckten denn deine vier Hengſte? So ſtarb ich denn wie die Indianer, mit welchen alles in den brennenden Holzſtoß ſich ſtürzt, was ihnen vormals im Leben lieb war! — und nun, Hans! hätteſt du gedacht, daß deine Gäule mit dir in die andre Welt gehen würden — und du ſelber, willſt du denn immer, auch im Himmel ſelber

nichts

nichts seyn als Kutscher? Indem ich so plauderte und aus dem Wagen herabstieg, mein Freund, da hätten Sie meines Hansen Gesicht sehn sollen — wie es sich verlängerte — wie er Maul und Augen aufsperrte! — Ich wußte nicht, ob er mich für verrückt ansah oder selber verrückt war! Mir war, als wenn er das Kreutz vor mir machte; endlich sagte er mit einem Kopfschütteln: daß wir ja bey dem Landgute der Madame H. und nicht in dem Vorhof des Himmels angelangt seyen. — Ho, he — dacht' ich, und schwieg! — der gute Kerl! — So geht es den groben sinnlichen Seelen — von der Erde können sie sich niemals losreißen. — Nun! so will ich ihn auf dem Wahn lassen, daß er noch jenseit des Grabes sey — er wird sich endlich doch finden! — Dann gieng ich durch den Vorhof — ein Bedienter eilte, mich in dem Hause anzumelden! Zum Wenigsten erwartete ich, daß mir ein Halbduzend von den Schutzheiligen unsrer Familie oder auch einige von meinen Ahnherrn väterlicher und mütterlicher Seite beym Empfang die Hand biethen würden. — Nichts von allem dem! — Nirgendwo keine lebendige Seele! — Doch der Hof, die Treppen, der Vorsaal und alles hätten bevölkert seyn können, — bevölkert mit Märtyrern, Heiligen, Engeln und Erzengeln — niemanden, niemanden würde ich weiter gesehen haben, da mir nun auf einmal oben an der Treppe — so rathen Sie doch? — meine Chloe in die Arme fiel! — Gott! In stummer Entzückung

zückung konnt' ich lange nicht reden, konnte kaum Athmen, nur eine Thräne, die von meinen Augen auf ihre Brust fiel, und sich mit den ihrigen vermischte, war die ganze Beredsamkeit meiner Empfindungen! So sehn wir uns — brach endlich mein Mund in einem Strom von Entzückungen aus, — nun nicht mehr irrdische Chloe! So sehn wir uns für immer in den seeligen Wohnungen des Aethers verehrt! Hier werden keine Fieber, keine Tode, hier keine noch fürchterlichere Rivalen uns trennen! In dieser keuschen heiligen Luft athmet jede Empfindung reiner, jeder Zug der Mine verschönert sich, und erst jetzt (nachdem ich die Unterwelt verlassen) erst mit meinen Hinscheid, fang' ich an Socratisch zu genesen!

Noch lange schwatzte ich so, und, meine Freundin befürchtete, daß der Enthusiasmus meiner Freude mir nachtheilig seyn könnte. — Sie suchte mich also zu zerstreuen und wir begaben uns in die Gartenlaube. — Auf einmal, da ich vorher nicht Zeit gehabt hatte meine Augen von Chloen auf die mich umgebenden Dinge zukehren, ward ich betroffen, allenthalben um mich her die Gegend von dem ehemaligen Landgut meiner Chloe, und das Landgut selber — aber alles weit schöner, reizender und vollkommner zu sehen! Siehe nur, wie alles verjüngt, alles verklärt ist! So ist denn mit uns auch dein Land-

gut ienſeits des Grabes verſetzt worden? Oder iſt denn überall der Himmel das Urbild der Erde, eine neue, ſchönere Erde? Alles, wie es dort unten in T**. war — nur ambroſialiſcher die Blumen, paradieſiſcher die Lüfte, tonvoller die Muſick des Waſſerfalls, geiſtiger das Lied der beflügelten Sänger. — Und vor allem, du ſelbſt göttlichere Chloe! Wie war es möglich, daß die Grazien noch neue Reize dir gaben? Dieſer Schimmer, der deine ganze Schönheit umfließt, verzehrt mich in ſüſſen Flammen — Nein! mit vollen Augen wage ichs nicht dir ins Geſichte zu ſehn — ins Geſichte, wo in jedem Zug ein Amor lauert, daß er mit ſeinem Pfeil mich verwunde. — Zu ſchlüpfrig iſt dieſe reizende Mine! — Weg glitſcht von derſelben jeder Stral meiner Blicke und meiner Augen; unfähig einen ſolchen Glanz zu tragen, verbergen ſie ſich in den Buſen des Mädchens. — Seltſam, daß ſich da meine Ehrfurcht in freyes Weſen verwandelte! Raſch wollt' ich — aber mit heiligem, göttlichem Ernſte hielt mich das Mädchen zurück, und ich erkannte bald, daß ich mich nicht in einem Paradieſe befinde. — So ändern ſich, dacht ich da, die Karackter auch im Himmel ſelbſt nicht; ſpröde iſt meine Chloe, und ungezogen bin ich noch wie ehmals auf Erden! (*)

III.

(*) Weiß der Himmel, daß Sie es ſind! Und weil Sie weder die Kunſt einzulenken noch aufzuhören beſitzen, ſo bleibt mir kein ander Mittel übrig als — die Schwere.

L.

III.

Geſchichte des Philoſophen Daniſchmende.

Fortſetzung von S. 135. des Auguſts.

Dreyßigſtes Kapitel.

Worinn wir den alten Kalender immer näher kennen lernen.

Der Leſer erinnert ſich vielleicht noch an den Einfall, der Daniſchmenden von hinten zu auf die Achſeln gehuckt war — ſich zum Iman zu machen — und an die ſchlimmen Folgen, die ihm der Kalender von deſſen Ausführung geweiſſagt, und an die Haſtigkeit, womit Daniſchmende, aus Furcht ein Stammvater von Sultanen zu werden, den gefährlichen Einfall abgeſchüttelt hatte.

Der Kalender hatte ſeine Weißagungen aus bloſſer Eingebung des Widerſprechungs-Geiſtes, der ihm zur andern Natur worden war, angeſtimmt, und es fiel ihm gar nicht ein, daß Daniſchmendens Abſcheu vor den

Sultanen so weit gehen könnte, daß er eine Gelegenheit, selbst so etwas wie ein Sultan zu werden, aus den Händen lassen sollte. Er hatte diesen Abscheu als die Folge einiger empfindlicher Beleidigungen, welche Danischmenden vermuthlich am Hofe zu Dehli wiederfahren seyn mochten, angesehen; und man muß gestehen, ein Mann wie er, — d. i. ein Mann der sich keinen Begriff davon machen konnte, wie man aus bloßer Menschenliebe den stärksten Versuchungen der Eigenliebe widerstehen könne, (*) mußte so denken, oder gar nichts.

Sein Erstaunen war also nicht klein, als er Danischmenden auf die erste Vorstellung, die er ihm gegen seinen Einfall machte, so plötzlich auf die Seite sprungen und auf einmal so fest entschloßen sah, die Einwohner der Kischmirischen Thäler sich selbst und ihrem Schicksal zu überlassen. Dies war weder was er

(*) Und warum hätte sich der Kalender keinen Begriff von einem solchen Grad von Menschenliebe machen können?

Bucephalus.

Weil man — es wäre dann mit Hülf einer außerordentlichen Einbildungskraft —, von keinem moralischen Wesen, wovon man die Idee nicht in sich selbst findet, einen Begriff haben kann. Und keines von beyden war der Fall des Kalenders. Es versteht sich aber, daß die Rede nicht von Begriffen ist, die keine Begriffe sind.

X.

er erwartet hatte, noch was er wünschte; denn im Grunde gefiel ihm Danischmendens Project gleich beym ersten Anblick; und, wie gesagt, er machte seine Einwendungen lediglich aus der Ursache, weil es ihm unmöglich war eine Gelegenheit vorbeygehen zu lassen, wo er jemanden, es mochte Freund oder Feind seyn, verwirren und in Verlegenheit setzen konnte.

„Aber (wird man vielleicht denken) was für einen Vortheil konnte der Kalender davon haben, wenn Danischmende sich zum Iman oder Emir dieses kleinen Volks aufwürfe? Er hofte doch nicht sein Generals Vicarius zu werden? —„

Dies wohl nicht. Der Hang zum Müßiggehen war zu tief bey ihm eingewurzelt, und Ehrgeiz oder Begierde nach einem Glücke, dessen Erwerbung ihm Mühe gekostet hätte, waren keine Leidenschaften, die jemals viel Gewalt über ihn gehabt hatten. Er war ein blosser Zuschauer, und wollte nichts anders seyn; aber eben darum hatte er seine Freude an Veränderungen und neuen Auftritten; besonders wenn er vermuthen konnte, daß sie fruchtbar an unerwarteten Folgen seyn, und ihm viel Stoffs darbieten würden, sich über die Thorheiten der Menschenkinder lustig zu machen. Mit einem Worte, der alte Bube liebte Unheil, und befand sich nie besser als wenn es recht bunt und toll in der Welt zugieng; ja er machte sich bey

Gelegenheit nicht das mindeste Bedenken, wo er einige Funken glimmen sah, zu blasen und zu schüren, bis ein grosses Feuer daraus wurde; und dann sehr eilfertig als zum Retten herbeyzulauffen, einen grossen Krug voll Oel hineinzuschütten, und wenn die Flamme mit verdoppelter Wuth emporloderte, zu jammern daß er in der Eile den Oelkrug für den Wasserkrug ergriffen habe.

Danischmende, mit aller seiner Kenntnis der Welt, hatte gerade eben so wenig Begriff von dieser besondern Art von Bosheit, als der Kalender von dem Grade der Gutherzigkeit, der dazu erfordert wurde, einen Entwurf bloß darum unausgeführt zu lassen, weil er durch entfernte und ungewisse Folgen das Glück andrer Menschen in Gefahr setzte; — eine Sache, um die er sich just so viel bekümmerte, als darum, ob der Mann im Mond verwichene Nacht wohl oder übelgeschlafen habe?

Halte mir meine Freymüthigkeit zu gut (sagte er zu Danischmenden, da sie wieder auf diese Materie kamen) aber in Wahrheit, ich begreiffe nicht, wie ein Mann, der mit soviel Enthusiasmus, wie du, sich für andrer Menschen Bestes beeyfert, einen Plan, den er für das einzige Mittel ansah seine Mitbürger vor

gröſsrer

gröſsrer Verderbnis ihrer Sitten zu verwahren, um ſolcher Bedenklichkeiten willen fahren laſſen kann.

Ich denke, Freund Kalender, verſetzte Daniſchmende, du hätteſt ſchon lange merken können, daſs bey mir die Philoſophie im Herzen, nicht im Kopfe ſitzt. Die Gefahr der guten Leute unter denen ich lebe, iſt ſo groſs noch nicht, daſs man genöthigt wäre zu verzweifelten Mitteln zu greiffen. Meine Liebe zu ihnen vergröſserte ſich die Folgen des Uebels, das ihnen die drey Fakirn zugefügt haben. Im Grund iſt es eine bloſse Verwundung eines Körpers deſſen Säfte gut und balſamiſch ſind. Bey unverdorbnen Seelen heilt ſich ein ſo kleiner Schade von ſelbſt. Die Natur iſt der beſte Arzt.

Ich wünſche, daſs es ſo ſeyn möge, erwiederte der Kalender mit einer unglaubigen Mine. Aber ich müſste mich ſehr betrügen, oder die Zeichen, daſs die Sitten in dieſen Thälern ſich verſchlimmert haben, werden täglich ſichtbarer. Ich ſehe Weiber die über ihre Männer klagen, und Männer, die ſich auf Unkoſten der Weiber rechtfertigen. Erſt noch dieſen Morgen hatte ich viele Mühe unſerm alten Nachbar Kaſſim, den Argwohn, daſs ſeine Frau mit dem jungen Faruk in einem geheimen Verſtändnis ſtehe, aus dem Kopfe zu reden.

Daniſchmende ſchüttelte den Seinigen, da er hörte, daß ſich der Kalender ſo viel in die häußlichen Angelegenheiten ſeiner Nachbarn miſchte. Sein Genius ſchien ihm zuzuflüſtern, daß es nicht deſto beſſer ſey.

Und ich hörte bey dieſer Gelegenheit, fuhr der Kalender fort, daß Feridun, einer von den Männern deren Weiber ſich neulich im Fluß erſäuft haben, über die Gebürge nach der Hauptſtädt gegangen iſt, ſich ein Paar hübſche Sclavinnen zu kauffen. Man murmelt ſtark darüber, und es iſt zu beſorgen, daß ſein Beyſpiel Nachfolger haben, und den häuslichen Frieden unſrer guten Landleute mächtig ſtören dürfte.

Daniſchmende, anſtatt dem Kalender zu antworten, lief eilends davon, um ſich in eigner Perſon zu erkundigen was an der Sache ſey.

Der Kalender hätte ihm dieſe Müh erſparen können, wenn er ihm geſagt hätte, daß — wofern der alte Raſſim einigen Verdacht wider ſeine Frau gefaßt hatte, und Feridun nach der Stadt gegangen war, ſich eine oder zwoo Sclavinnen zu kauffen, niemand anders daran Urſache war als — der Kalender ſelbſt.

Dies bedarf einiger Erklärung.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Der Kalender — wiewohl der Leſer ſchon Urſache genug gefunden haben kann, nicht die beſte Meynung von ihm zu hegen; — war ein ſchlimmerer Vogel, als wir denken. Sein Haar und ſein Bart erweckten zwar ein gütiges Vorurtheil für ſeine Weisheit; denn ſie hätten einem Epiktet Ehre gemacht: aber er befand ſich noch ſo wohl bey Kräften, und die Diät in Danischmends Hauſe ſchlug ihm ſo wohl zu, daß ihm dann und wann wieder von den Zeiten träumte, wo er den Eſeltreiber und (wenn er anders nicht geprahlt hat) zuweilen den Eſel ſelbſt geſpielt hatte. Kaßims Frau war ein hübſches ſtämmichtes Weib von fünf und dreyßig, mit großen ſchwarzen Augen, und einer Figur die der Kalender ungemein nach ſeinem Geſchmack befand. Er hatte alſo nach der Maxime des Derwiſchen, ſeines ehmaligen Pflegvaters, angefangen, ſich um des alten Kaßims Freundſchaft zu bewerben. Zeineb (ſo hieß die Frau) hatte ſich — nichts darum bekümmert. Der Kalender hätte ſieben Jahre lang alle Tage zweymal in ihr Haus kommen können, ohne daß ſie acht darauf gegeben hätte, mit was für Augen er ihr nachſah, wenn ſie aus der Stube gieng, oder wohin er ſeine Blicke ſchießen ließ, wann ſie ſich von ungefehr bückte, um etwas vom Boden aufzuheben. Dieſe Art von Unachtſamkeit lag in ihrer Gemüthsart; überdies ſchien ſie mit

dem alten Kaßim, der ungeachtet seiner Jahre nichts weniger als ein Titon war, vollkommen zufrieden zu seyn. Gleichwohl konnte oder wollte der Kalender sich nicht aus dem Kopfe bringen, daß in der ganzen Gegend keine Frau sich beßer dazu schicke, das gestörte Gleichgewicht in seinem innern und äußern Menschen wieder herzustellen, als Zeineb. Kurz, seine Begierden hatten sich auf ihr gelagert; und da weder in seinem Herzen noch in seinen Grundsätzen etwas war, das ihn verhinderte Böses zu thun, wenn ihn deßen gelüstete: so hatten sich seine Begierden mit seiner Klugheit berathen, wie ers anzufangen hätte, mit möglichster Sicherheit und Zeit-Ersparung zu seinem Zwecke zu kommen.

Das Resultat dieser Berathschlagung war, er mußte etwas zwischen dem alten Kaßim und seiner Frau anzuzetteln suchen, das die leztere nöthigen würde, sich um seine Freundschaft und Hülfe zu bewerben, ohne daß es Kaßim übel finden könnte. Den Umständen nach, konnte dies etwas nichts anders seyn als Eifersucht.

Diesen nemlichen Morgen hatte der Kalender angefangen die erste Hand ans Werk zu legen.

Zeineb war abwesend als er zu Kaßim kam, der unter seiner Vorhütte saß, und einen großen Korb

in

in Arbeit hatte. Sie sprachen von allerley Dingen, und unvermerkt lenkte der Kalender das Gespräch auf die Weiber.

Ich begreiffe nicht, sagte er, wie ein Mann rus hig seyn kann, der eine Frau hat, zumal wenn es eine junge und schöne Frau ist. Ihr Mämer hier zu Lande seyd glückliche Leute, daß ihr nichts von den Sorgen wißt, womit sich andrer Orten die arm-n Schlucker plagen müßen die eine hübsche Frau für sich allein behalten wollen.

Dies ist von alten Zeiten her immer so bey uns gewesen, sagte Kaßim, indem er mit groser Gelaſsenheit fortfuhr an seinem Korbe zu flechten. Jeder hat die Seinige, und jede den Ihrigen. — Jedes begnügt sich mit dem Seinigen — und was brauchts da zu sorgen?

Und doch hätten die drey jungen Jakirn mit ihren Lingams, wenns nur ein Paar Wochen später zum Ausbruch gekommen wäre, einen verdammten Spuck unter euch anrichten können! — sagte der Kalender.

Das mag seyn, erwiederte der alte Kaßim; aber die jungen Kerle brauchten auch Zauberey dazu. Die armen Weiber waren unschuldig an der Sache, sie

wuſs

wußten gerade so viel als mein Korb was der Talisman zu bedeuten hatte, den sie sich an den Hals hängen ließen.

Dafür wollt' ich eben nicht Bürge seyn, sagte der Kalender.

Weil Ihr uns noch nicht kennt, alter Herr, versezte Kaßim, deßen Bart noch einen guten Theil schwarzer Haare mehr aufzuweisen hatte als des Kalenders seiner.

Ja, sprach dieser, wenn alle Weiber in diesem Lande sind wie die Deinige, dann — dann kann ein Mann schon ruhig seyn, ohne sich gleich über jede Kleinigkeit zu ängstigen.

Es ist mir nie eingefallen, mich der Meinigen wegen zu ängstigen, sagte Kaßim. Ich wüßte nicht daß sie mir in den 19 oder 20 Jahren seit sie mein ist, die kleinste Ursache dazu gegeben hätte.

Dies ist eben was ich sage. Wenn man seiner Frau so gewiß ist, wie du — so mag sie immer —

Hier hielt der Kalender ein, und der alte Kaßim erwartete eine Weile mit seinem gewöhnlichen Phlegma was folgen würde.

Endlich

Endlich da nichts folgen wollte, sagte er, ohne daß in seinem Ton mehr Neugier war, als wenn die Rede von einer Frau des großen Lama gewesen wäre:

Was mag sie immer?

„So mag sie immer mit einem Andern ein wenig freundlich thun. Eine hübsche Frau hört doch immer gern, wenn ihrs ein andrer als ihr Mann sagt, daß sie noch hübsch ist.„

Mit einem Andern freundlich thun? — wiederhohlte Kaßim, indem er in der Arbeit einhielt und den Kalender ansah.

„Ich meyne in aller Unschuld. Ich denke nichts arges dabey, Kaßim, wenn sich eine Frau von einem hübschen jungen Kerl wie Faruk über einen Zaun helfen läßt.„

Wie? Faruk? sagte Kaßim. —

„Und wenn er ihr auch, weil man eine solche Gelegenheit nicht immer hat, von ungefehr einen Kuß gegeben hätte — „

Einen Kuß gegeben hätte, rief Kaßim und ließ den Korb aus der Hand fallen; der junge Faruk

mei-

meinem Weib? — Aber ich bin nicht klug; wer dir wohl den Bären angebunden haben mag?

„Vielleicht kam er auch nur von ungefehr mit seinem Mund auf den ihrigen, fuhr der Kalender fort; oder meine Augen konnten auch wohl bezaubert seyn.„

Du hast es also selbst gesehen? fragte Kaßim.

Ich bitte dich, guter Kaßim, sey ruhig; ich wollte schwören daß deine Frau die ehrlichste Frau in ganz Kischmir ist. Ich war ein Thor, daß ich dir was davon sagte. Aber wer könnte sich auch einbilden, daß ein Mann von einer solchen Kleinigkeit gleich Feuer fangen würde.

Du hast es selbst gesehen? wiederhohlte der alte Kaßim, indem er den Korb auf die Seite stieß, aufstand, und den Kalender beym Arm faßte: wann, wo, wie hast du's gesehen?

„Ich sage dir kein Wort weiter, wenn du nicht wieder ruhig wirst.„

Kein Wort weiter? So hast du noch mehr gesehen?

„Und wenn ſie denn auch ins Bohnenfeld mit einander gegangen wären? — Aber ich wiederhohl es, Kaßim, es fällt mir gar nicht ein, daß du deßwegen Urſache haben könnteſt, auf deine Frau ungehalten zu ſeyn.„

Das muß ich wiſſen, was ich ſeyn ſoll, ſagte Kaßim. — Aber wenn ſahſt du das alles?

„Dieſen Morgen, ungefehr eine halbe Stunde, eh ich zu dir kam. Ich gieng einen meiner gewöhnlichen Spatziergänge im Walde, der an eure Felder ſtößt. Da ſah ich den jungen Faruk im Felde arbeiten, und indem ich ſo fortgieng, kam Zeineb vom Dorfe her und wollte über den niedern Zaun ſteigen, der am Felde hinabläuft. Sie konnte mich, weil ich ſeitwärts hintern Geſträuche ſtund, nicht ſehen. Und wie ſie nun über den Zaun ſteigen wollte, blieb ſie mit dem Rocke hangen. Da lief Faruk was er konnte, und wickelte ſie loß, und hob ſie herüber, und gab ihr in dem nehmlichen Augenblick einen Schmatz, den ich hören mußte, wenn ich auch nichts geſehen hätte, oder ich hätte taub und blind zugleich ſeyn müßen; und da —„

„Und da — was weiter? rief Kaßim.

„Und da gieng jedes ſeinen Weg, denk ich; ſie müßten denn nur mit einander gegangen ſeyn, wofür ich

nicht

nicht gut seyn kann: denn ich war nicht neugierig mehr zu sehen. Es fiel mir nicht ein, daß unter so guten Leuten wie ihr seyd, was übels darin seyn könnte, wenn ein junger Kerl eine Frau über einen Zaun hebt und sich einen Kuß für seine Mühe nimmt oder geben läßt. Und wenn Faruk sie auch ein wenig lieber sähe als ihre Großmutter, was wärs sich da viel darüber zu verwundern?„

Gut, gut, sagte Kasim, indem er sich wieder setzte und seinen Korb zwischen die Knie nahm, und fort arbeitete; wenn er ihr auch zween Küße für einen gegeben hätte, — da ist nicht viel darüber zu sagen. — Der verzweifelte Korb! da bricht mir ein Faruk nach dem andern! (*) Wie du sagtest, da ist gar nichts darüber zu sagen — ich bin völlig deiner Meynung, alter Herr! — ich werde in meinem Leben nicht mit dem Korbe fertig werden! Ich glaube ich bin verhext!

Alles warum lich dich bitte, sagte der Kalender, indem er weg gieng, laß dir gegen Zeineb nichts von der einfältigen Historie merken. Es ist nichts, in der That nichts — aber, wie die Weiber sind, wenn sie sehen, daß

(*) Er wollte sagen, ein Rohr nach dem andern; denn vermuthlich flocht er den Korb aus gespaltenem Bambus-Rohr.

daß man über eine Kleinigkeit viel Wesens macht, so denken sie der Sache nach und dann wird sie immer größer und größer, wie ein Nachtgeist, der sich einem Wandrer auf die Schultern huckt; — und zuletzt kann aus Spaß Ernst werden. Es ist nichts, sag ich dir; Zeineb ist eine ehrliche Frau — indeßen wirst du nicht übel thun, Freund Kaßim, wenn du ein Auge auf den jungen Faruk hast.

Als der Kalender fort war, warf der alte Kaßim seinen Korb in einen Winkel, rieb sich die Stirne, und dachte dem Handel nach.

Ich wollte meine Seele verpfänden, daß sie immer ehrlich gewesen ist, seit ich sie kenne! — Es ist kein braver Weib im ganzen Dorfe! Und was da begegnet ist, ist tausend Andern begegnet, und sie ist nicht um ein Haar schlechter darum. Aber, wenn ihr der junge Kerl in die Augen gestochen hätte? wenn ihr dies nicht von ungefähr so begegnet wäre? — wenn sie einander bestellt hätten? Wenn er ins Bohnenfeld mit ihr gegangen wäre? Es ist unmöglich! — Was ist unmöglich? — Es kann seyn! — es kann nicht seyn! — Ich wollte der Kalender hätte mir nichts davon gesagt — oder hätte mir mehr gesagt! Aber konnt' er mehr sagen, wenn er nicht mehr wußte? — das ists eben was ich wissen möchte! der verstrackte Faruk! — Sie hat die schönste Wade in der

Welt — wenn er sie gesehen hätte? — das muß er wohl, da er ihr den Rock vom Zaun loswickelte! Ich wollte daß ihm die Hand verdorrt wäre, da er sie anrührte! daß er aufm Platz erblindet wäre! daß ihm — Aber, wenn er nun auch was gesehen hat — desto schlimmer für ihn! Er wirds so bald nicht wieder aus dem Kopfe kriegen! Es wird ihm des Nachts im Schlafe vorkommen; er wird darnach schnappen, und in die Luft greiffen, und wenn er glaubt er hab' es, wacht er auf, und hat — Nichts. — Es ist unmöglich! Zeineb — ich setze mein Leben für deine Ehrlichkeit!

Zeineb hatte keinen Lingam getragen. — Dieser Umstand kam ihr itzt bey ihrem Alten sehr zu statten. Aber unglücklicherweise fiel ihm ein, daß sie am nehmlichen Morgen, als der Lärm mit den Fakirn ausbrach, den Wunsch geäußert hatte, auch einen Lingam zu haben.

„Alle ihre Nachbarinnen hätten einen; sie allein nicht; was würdrn die Leute denken, wenn sie die einzige wäre, die keinem Lingam hätte?„

Der alte Kaßim war noch nicht ganz einig mit sich selbst, was er von der Sache denken, oder wie er sich gegen Zeineb benehmen sollte, als sie mit einem Korbe voll Bohnen, auf dem Kopf in die Hütte trat. Es däuchte

däuchte ihm, daß er sie lange nicht so schön gesehen habe; und es fuhr ihm kalt den Rücken hinab, indem er dies dachte. Die Bewegung und die Sonnenhitze machten die Verschönerung sehr natürlich.

Laß dir was erzählen, Kaßim, sagte sie, indem sie ihren Korb hinsetzte; und da erzehlte sie ihm mit der Munterkeit und Treuherzigkeit eines so kunstlosen und nichts Arges denkenden Geschöpfes als sie war, die ganze Geschichte, die ihr, indem sie über den Zaun ins Feld steigen wollte, mit dem jungen Faruk begegnet war. Sie verschwieg nicht den kleinsten Umstand. — „Soll ich ihm nicht eine derbe Ohrfeige dafür geben, dacht ich, als er mir den Kuß stahl? Aber eine Ohrfeige für einen Kuß! — und dann hatte er mir doch eben einen Dienst erwiesen. —„

Zeineb sagte dies mit einer so wahren Herzens-Einfalt, daß dem boshaftesten Ausspäher und Belaurer des weiblichen Herzens, wenn er sie gesehen, und den Ton, womit sie es sagte, gehört hätte, kein Zweifel möglich gewesen wäre.

Zu gutem Glück sah uns niemand, setzte sie hinzu. Aber ich sagte ihm, daß ich dir Alles erzählen würde. Da schlich er sich fort, und kratzte sich hinter den Ohren. Und doch bin ich gewiß, daß er nichts

Arges im Sinne hatte. Er iſt noch ſo jung! Aber doch will ichs ſeiner Mutter ſagen, damit ſie ihm uns verzüglich eine Frau giebt; denn nun möchts wohl Zeit ſeyn! Der arme Junge! Er zitterte wie Aſpenlaub, da er mir den Rock von der Hecke losmachte.

Der alte Kaßim fühlte ſich in dieſem Augenblick um vierzig Jahre jünger. Kein König auf den ganzen Erdenrunde war halb ſo glücklich wie er. Er drückte die ſchöne Zeineb in ſeine Arme, und konnte nichts ſagen; aber ſein Entzücken und ſeine Liebkoſungen ſetzten ſie in Erſtaunen.

Des Kalenders wurde gar nicht gedacht.

Kaßim hatte ſich eben wieder an ſeinen Korb gemacht und war im Begriff den Rahmen Zeinebſo zierlich als ihm möglich war, darein zu flechten, als Daniſchmende in ſeine Hütte trat. Das gute Vernehmen, worinn er das Ehepaar fand, überraſchte ihn ſo angenehm, daß er ihnen beynahe ſeine Verwunderung darüber bezeugt hätte. Ich muß dieſen Kalender beſſer beobachten, dacht er bey ſich ſelbſt.

Drey Tage nach dieſer Begebenheit erfuhr man, daß ſich Harut ein Mädchen zum Weibe genommen hatte, das mit Zeineb beynahe von gleicher Geſtalt

und

und Gröſse war. Zeineb erzählte ihr Abentheuer Periſaden, und Periſade Daniſchmenden.

Dank ſey dem Himmel, rief er, unſre Sitten ſind noch ſo ſchlimm nicht als ſie der Kalender wünſcht.

Du thuſt ihm Unrecht, ſagte Periſade. Er mag wohl einen wunderlichen Kopf haben; aber gewiß ſein Herz kann nicht ſo ſchlimm ſeyn. Er hat unſre Kinder ſo lieb! Alle Tage lehrt er ſie was neues, und die Kinder lieben ihn als ob er ihr Groſsvater wäre. Auch ſagt ihm in der ganzen Gegend niemand etwas Böſes nach.

Gut, verſetzte Daniſchmend. Ich denke nicht gern ſchlimmer von einem Menſchen weil er mehr Verſtand hat als andre, und manchmal mehr zu ſehen glaubt als er ſieht. Aber ſeine Grundſätze machen mich ein wenig miſstrauiſch. Wenn er gut iſt, ſo iſt er der erſte gute Mann mit ſolchen Grundſätzen, den ich in meinem Leben geſehen habe.

IV.

Auszüge aus einer Vorleſung über die Schwärmerey. (*)

Eben ſo oft ſcheint die Seele den äußern Eindrücken Form und Farbe zu leyhen als dieſe der Seele. Unzufrieden mit demjenigen, was die Augen uns zeigen, bewafnen wir ſie mit dem Zauberglaſe der Einbildungskraft. So armſeelig indeſſen unſer Zuſtand ohne Einbildungskraft ſeyn würde, eben ſo traurig iſt er bey der Ausſchweiffung derſelben. Ohne Zweifel ſind die Gränzen der Täuſchung und Wahrheit nicht weniger ſchwer zu beſtimmen als die Gränzen des Lichts und des Dunkels, des Schlafs und des Wachens. Wenig Wahrheiten beſizt vielleicht der Sterbliche ohne Zuſatz von Irrthum, eben ſo wie kein Irrthum ganz ohne Miſchung von

(*) Der ſinnreiche Verfaſſer dieſer philoſophiſchen Rhapſodie, welche nächſtens beſonders im Druck erſcheinen ſoll, wird mir vergeben, daß ich aus den mir mitgetheilten erſten Bogen, einige Blätter vorläuffig durch den Merkur in Circulation bringe. Ich finde Wahres und Gutes in dieſen Bogen; aber hin und wieder auch viel ſchwankendes, und überhaupt einen zu flüchtigen Blick über die Gegenſtände, wovon die Rede iſt. Man muß tiefer in ſie eindringen, um über dieſe noch lange nicht erſchöpfte Materie was Neues und Beſſers zu ſagen, als ſeit Shaftesbury und Stinſtra darüber geſagt, und nachgeſagt, gelallt und nachgelallt worden.

von Wahrem ſeyn kann. Immer mehr oder weniger Don Quichotten, haben die meiſten eine Dulcinea von Toboſo, für die ſie Rieſen und Windmühlen beſtreiten. Die Wahrheit iſt Eine, der Täuſchungen giebt es ſo viele, als krumme Linien aus einer geraden herausgehn. Wir wollen uns — ſagten die Abderiten — unter einander vergleichen — lieber niemand für wahnwitzig erklären, als daß wir es ſamt und ſonders ſeyn ſollten! Nur diejenigen verbannt man ins Tollhaus, deren Schlimmen der bürgerlichen Ordnung gefährlich ſeyn würden. Wie vielen andern erlaubt man nicht auf Kanzeln oder Cathedern, in Meß-Katalogen oder ſelbſt auf Triumphbogen zu glänzen?

Damit der zahlreiche Schwarm nicht betäube, laſſen Sie uns denſelben in beſondre Arten und Gattungen eintheilen! Zur Noth können wir uns einmahl auf folgende zwo Klaſſen einſchränken: die eine läßt bloß den Geiſt und Verſtand, die andere läßt auch das Herz von den Irrwiſchen der Einbildungskraft täuſchen. Im Irrthum, ſagt man, ſind jene; dieſe ſind Schwärmer.

Beyſpiele genug giebt uns von der erſten Art die gelehrte Hiſtorie. Hieher gehören die Qualitates occultae, die Quadratura Circuli, die Atomen der Epikuräer, die Wirbel der Carteſianer und ihre thie-

rischen Maschinen. Ein Problem ist es, deßen Auflösung eines Bayle nicht unwürdig gewesen: In wie weit nemlich die Sterblichen nicht bloß durch Leidenschaften, sondern auch durch abgezogene Grundsätze und Meynungen bestimmt werden? Der Verstand hat Einfluß auf das Herz und die Handlungen; allein wenn, wo, wie? — ein mathematischer Psycholog mag es berechnen! Mehr oder weniger, nachdem das Temperament und die Leidenschaften ihn entweder bestreiten oder ihm folgen. Die Thiere z. B. für bloße Maschinen zu halten, ganz anders würkt diese Idee auf denjenigen, welcher von Natur zum Mitleiden, ganz anders auf denjenigen, welcher zur Grausamkeit geneigt ist. — Die Hypothese, daß alle Ketzer verdammt werden, würkt anders auf ein zärtliches und anders auf ein barbarisches Gemüth. (*) Auch die abgezogensten Sätze werden unter gewissen Umständen zu den außerordentlichsten Revolutionen beytragen. Daß zweymal zwey fünfe seyn, oder mit andern Worten, daß das Unmögliche bey Gott möglich sey, hat die Welt in Flammen gesezt und Ströme von Blut über die Erde verbreitet. — Spizfündige theologische Fragen haben ganze Geschlechter der Menschen gegen einander

(*) Man sah Spanier (und gute alte Christen dazu) heißt es in der Hist. des Kriblak dans les deux Indes T. III, §. 21. die ein Gelübde thaten, alle Tage, den zwölf Aposteln zu Ehren, zwölf Indianer umzubringen.

der bewaffnet und die Grundsäulen der größten Kaiserthümer erschüttert. Können nun die Irrthümer des Kopfes mittelbar oder unmittelbar den Schauplaz mit Tod und Leichen erfüllen, wie viel mehr denn die Illusionen des Herzens?

Jede Leidenschaft ist eine Verrückung der Seele, nemlich des Gleichgewichtes derselben. Ausgebrütet unter dem Zauberfittig der Einbildungskraft, schwillt jeder Begriff, jede Neigung zur Schwärmerey an. Wie viel Gutes, wie viel Böses kann diese nicht stiften? Wie allgewaltig, wer nach Wohlgefallen ihrer Fluth und ihrer Ebbe gebietet? Laßt uns versuchen, wie wir die Schwärmerey in ihre Bestandtheile auflösen können!

Oft wiederholte Empfindungen erwachsen zu Leidenschaften. Auf eine zweyfache Weise werden diese schwärmerisch oder enthusiastisch, entweder wenn sie gar keinen wirklichen Gegenstand in der Natur haben, oder wenn sie demselben einen übertriebenen Werth geben. Da der erste Fall selten ist und nur bey den ausschweifendsten Träumern statt hat, so wollen wir uns lieber bey der lezten Art aufhalten. In beyden Fällen wird der Schwärmer allemahl Einbildungen zu der Lebhaftigkeit sinnlicher Eindrücke erhöhen, wodurch diese natürlich geschwächt werden.

Oftmals verbindet ein bloß zufälliger Eindruck in unſrem Gehirne ſolche Ideen, welche weder Zeit noch Vernunft zu trennen im Stand ſind, ſo wenig auch ihre Verbindung natürlich ſeyn mag. So kann man z. B. nicht lange mit den Leuten umgehen, daß man nicht unvermerkt, mit der Mine und Bildung, mit den Geberden, dem Gang und der Stimme die Vorſtellung von dieſem oder einem andern moraliſchen Karakter verbinde, den man bey ähnlichen Geſtalten, Geberden und Stimmen bemerkte. Daher jene ſonſt unerklärbaren Sympathien und Antipathien, jener Eigenſinn im Haß und der Liebe! Ich erinnere mich beym Condillac geleſen zu haben, Descartes ſey immer von ſchielenden Augen eingenommen geweſen, weil die erſte Perſon, in die er verliebt war, ſolche Augen gehabt habe. Wie oft wird man verführt, ein Alltagskind nur darum für eine Biron oder Klariſſa, einen Sauertopf nur darum für einen Kato zu halten, weil die Imagination von einem einzelnen Zug ſogleich auf die Aehnlichkeit des ganzen Karackters den Schluß macht!

Locke (*) hat ſehr wohl bemerkt, daß eine zufällige Verbindung unverträglicher Ideen die abſcheulichſten Ungeheuer der Fantaſie und die Verrückung ſelber erzeuge.

Viele

(*) B. II. C. 11. §. 13. C. 13. §. 4.

Vielleicht iſt kein Menſch auf dem Erdboden, der nicht einmal in müßigen Augenblicken einen Roman brüte, wovon er Held iſt. Gewöhnlich werden dieſe Schimären nur einen leichten Eindruck auf das Gehirn machen; kann aber wird man der würklichen Welt überdrüßig, in der Entfernung von Geſchäften und Menſchen, dieſen täuſchenden Irrwiſchen nachhängen, gleich wird ihnen die Imagination, durch keine äußern Gegenſtände aus dem Traume geweckt, Nahrung, Leben und Kraft geben. In dieſem Fall ſcheint jener Athenienſer geweſen zu ſeyn, welcher alle Schiffe, die in den Pyreäum einlieffen, für die Seinigen anſah.

Zu den Ausſchweifungen der Einbildungskraft ſcheinen Leute von beyden Extremen die meiſte Verführung zu haben, diejenigen nämlich, welche die ſtumpfeſte, und diejenige, welche die reitzbarſte Empfindungskraft haben. Jene werden freylich ſelten den Ton geben, wohl aber ihn von andern annehmen; ſchwerlich werden ſie erſchüttert; iſt aber ihre Imagination von einer fremden gleichſam elektriſirt worden, nur deſto anhaltender bleibt die Entzündung, je weniger andere Gegenſtände auf die ſchwachen Sinnen Eindruck zu machen vermögen. Daher jener Schwarm von Schaafsköpfen, welche über Kopf und Hals mit dem Führer der Heerde in den Abgrund hinabſtürzen! Mit leichter Mühe können ein Cromwell

und

und Muhamed in ihrem Flammenwirbel hundert dunkle Planeten fortreiſſen, und es bedarf in einem lethargiſchen Zeitalter nur eines Petrus Eremita oder Sanct Bernards, gleich einem Ocean wird ganz Europa ſich in entlegene Welttheile fortwälzen!

So verſchieden der Gegenſtand ſeyn mag, ſo verſchieden iſt auch der Enthuſiaſmus. So hat man z. B. mit ſolcher Hitze für und wider die italiäniſche Muſik geeifert, daß man ihren Sachwalter in Paris bis vor den Richterſtuhl zu verfolgen gewagt hat! Eben ſo hatten zu Coppenhagen die Franchi und Moretti, zwo italiäniſche Tänzerinnen, eine Art von politiſchem Schiſma verurſacht, indem die Bewegungen eines Mädchenfuſſes alle anweſenden Geſandten trennten, und der Gegenſtand ihrer Negotiation wurden! So hatten zwey nunmehr vergeſſene Sonnette des Voiture und Benſerade den franzöſiſchen Hof in zwo enthuſiaſtiſche Factionen, die Jobeliner und Uraniſten getheilet! — So verfolgen auch die Schulen der Weltweiſen einander nicht weniger als die Secten der Kirche. Die Eigenliebe ſieht ſich durch den geringſten Widerſpruch auch in den gleichgültigſten und abgezogenſten Lehrmeinungen beleidigt. Man darf ſich nur der raſenden Zänkereyen erinnern, welche im XIVden Jahrhundert die Nominaliſten und Realiſten auf den Univerſitäten zu Prag und Paris in Wuth geſetzt hatten. Im

XVIden

XVIden Jahrhundert ſah man die Peripatetiker und die Ramiſten auf der gleichen lächerlichen Schaubühne. Da die Profeſſoren der pariſiſchen Schule dem Ramus keine Gründe entgegen zu ſtellen im Stand waren, ſuchten ſie ihn der Religion wegen verdächtig zu machen. Seine Feinde triumphirten über ihn wie Anytus und Melitus über den Socrates; auch ward er wie dieſer auf dem Theater verſpottet, und zuletzt meuchelmörderiſch von ſeinen Feinden hingerichtet. Den gröſten Haß zog er ſich deswegen zu, daß er die Verbeſſerung der lateiniſchen Ausſprache begünſtigte. (*) Dieſer gefährlichen Neuerung widerſetzten ſich die Sorbonniſten und verjagten ſo gar einen Geiſtlichen von ſeinem Amte, weil er der neuen Methode gemäß quisquis, quanquam, anſtatt nach der alten Art kiskis, kankam ausgeſprochen hatte.

Hermolaus Barbarus pflegte in ſeinem Enthuſiaſmus für die griechiſche Sprache damit zuprahlen, daß er den Teufel gerufen, um ihm den Ariſtoteliſchen Ausdruck Εντελεχεια erklären zu helfen. Ein andrer, von welchem Valzar redet, war wegen ſeinen Offenbarungen eben ſo berühmt, und behauptete, nur der Himmel und er wiſſen, was Perſius

in

(*) Thuanus.

in gewiſſen Verſen ſagen wollte. Aus einer ſchwärmeriſchen Liebe für das Alterthum wurde Pomponius Lätus ein wahrer Heide, erbaute dem Romulus Altäre und opferte den Göttern von Latium. Baxter folgte ihm in allen Stücken, nur nicht in der Koſtbarkeit ſeiner Opfer. Auch noch heut zu Tage befindt ſich (*) in G***, ein Haufen getaufter Poeten, welche voll bardiſcher Begeiſterung ſich mit heiligem Eichlaub krönen und im Dunkel des Haynes mit Hymnen und Tänzen den Wodan oder die Freya verehren. — Jedermann hat von den kindiſchen Ausſchweiffungen gehört, wozu der Enthuſiaſmus für die Ciceroniſche Latinität einige Gelehrte verführt hatte. So gar die H. Schrift laſen ſie nicht mehr, um ihren Styl nicht zu verderben: der Cardinal Bembo pflegte die Epiſteln Pauli Epiſtolaccias zu nennen. Eraſmus curirte dieſe Raſerey in dem Meiſterſtücke des guten Geſchmackes, ſeinem Ciceronianus: der ältere Scaliger ſchimpfte ihn deswegen mit aller der groben Wuth, welche ſeiner Familie und Profeßion eigen iſt. Treffende Beyſpiele, daß man auch für Grammatick und für Philoſophie, wie für Religion eifern könne.

Nichts

(*) Oder ſoll ſich da befinden, oder befunden haben. — Denn was eigentlich an der Sache iſt, iſt mir wenigſtens, unbekannt.

Nichts iſt ſo geringfügig, daß es nicht gewiſſe Leute in Feuer und Flammen zu ſetzen im Stande ſeyn ſollte. Vermöge der Aſſociation der Ideen kann die Imagination durch ein einziges Wort, durch eine einzige Sylbe in Brand auflodern. Weiß man doch, wie ſorgfältig Auguſt den Namen eines Königes von ſich gelehnt? Unter Cromwellen erweckte dieſer unſchuldige Namen einen ſolchen Abſcheu, daß man, anſtatt veniat Regnum tuum, in dem Gebet des Herrn, lieber veniat Reſpublica tua zu ſagen gewohnt war. Nur durfte man Schmalkalden erwähnen, gleich gerieth Karl V. auſſer ſich ſelber. Der bloße Schall des Wortes Freyheit, Rechte, Vaterland würkt auf eine Landsgemeine oft weit mehr, als das Intereſſe des Vaterlands ſelber!

Die politiſche Schwärmerey iſt ihrer Natur nach weit gefährlicher als diejenige, welche in verliebten Seufzern oder im Taumel von Wein und Opium verraucht, indem ſich dieſelbe mehr fortpflanzt. Es giebt eine gewiße anziehende Kraft der Gemüther. Eine angebohrne Trägheit machts uns leichter, nach Beyſpielen als nach unſrer eignen Weiſe zu handeln. Unvermerkt werden wir uns auch blos aus Gefälligkeit nach Andern bequemen. Hieraus erklärt ſichs, warum wir aufm Theater oder

im Tempel lebhafter als in der Einsamkeit geführt werden. Man gewinne den Führer, bald wird man den Haufen gewinnen! Man trenne das Volk in kleinere Horden, und es wird sich, wie ein Strom, in verschiedene Kanäle geleitet, ausserordentlich geschwächt sehn! Man zerstöhre die öffentlichen Versamlungen auf dem Landtag oder im Tempel, — Freyheit und Religion selber werden vieles von ihrem Nachdruck verlieren.

Gefährlich ist immer der politische Enthusiasmus, gleichwol scheint er nicht weniger bey großen Unternehmungen nöthwendig. Auf den Flügeln der Phantasie verliert man sich gerne in den Regionen des Donners und Blitzes; auch kann man sich auf denselben in einen lichtvollen Gesichtskreis erheben! — Der frostige Klügler gleicht dem Kaufmann, der nur um baare Bezahlung, — der Enthusiaste demjenigen, der auf Kredit hin verkauft: jener lauft weniger Gefahr, allein er gewinnt auch weniger als dieser. Wenn es indeßen der Imagination erlaubt ist, die Gegenstände al Fresco zu mahlen, so hat gleichwol die Vergrößerung Gesetze und Schranken, und zwar in politischen Dingen wie in den Werken der Künste. Wie in diesen, so ist auch in jenen, nach der Quintilianischen Vorschrift, die Hyperbole nur alsdenn erlaubt, ubi res ipsa modum excedit. Dürfen Ton und Gebehrde auf der Bühne etwas stär-

ſtärker als im gemeinen Leben überſpannt ſeyn, ſo darf man gleichwol Ebenmaß und Perſpektive nicht aus der Acht laßen. Gerade iſts ſo mit dem moraliſchen und politiſchen Enthuſiaſmus. Beym Grundriß mag Zirkel und Maaßſtab jeden Punckt feſt ſetzen; bey der Ausführung laſſe man das Flammenlicht der Einbildungskraft den Geſichtskreis erhöhen! Froſtige Zuſchauer lächeln über die Hitze, mit welcher ein Mann ſeine Lieblings-Idee durchſetzt; und dieſen beleidigt die gleichgültige Mine von jenen. Recht ſo! Die Zuſchauer befinden ſich auf einem ruhigen Standpunkt; die handelnde Perſon iſt in Bewegung. Ein Wink von jenen iſt für dieſen was jene Flöte, welche den Redner herabſtimmte, ſo bald er in der Begeiſterung den Ton überſpannt hatte. Und was vermag denn auf der politiſchen Bühne am meiſten zur Mäßigung des Enthuſiaſmus? Ohne Zweifel wenn man zwar ſeiner Rolle einen vorzüglichen Werth giebt, allein ohne darüber den Werth der andern Rollen ganz aus den Augen zuſetzen; ohne Zweifel wenn man zwar ſeine Parthey in einem verſchönerten Lichte, allein doch immer in Rückſicht auf das ganze Schauſpiel betrachtet! Glückliche Staatsform, wo jeder ganz ſich in ſeine beſondre Sphäre hinein wirft, und wo dieſe mannigfachen Kreiſe einander durch gegenſeitigen Druck im Gleichgewicht halten! Wie erhaben iſt nicht das Haupt eines Körpers, das die allgemeine Harmonie mit Aug und Hand leitet!

tet! (*) Auf ſolche Weiſe lauffen hundert anſcheinende Diſſonanzen in den bezauberndeſten Wohlklang zuſammen.

Außerordentliche Unternehmungen werden ſchwerlich ohne einen ziemlichen Grad von Enthuſiaſterei durchgeſetzt werden. Laßt Themiſtoklen hinter hölzernen Mauren das Vaterland ſchützen; laßt bey der Muthloſigkeit der Macedonier Alexandern allein auf die Eroberung der Welt ausgehn; laßt in dem Schooß des feindlichen Italiens Hannibaln den Sieg ſuchen; laßt die Holländer in ihren Sümpfen dem Herzog von Alba, — die Eidgenoſſen in ihren Gebürgen Oeſterreich oder Burgund trozen; laßt Kolumb eine neue Welt mit der alten verſchwiſtern; laßt Luthern die Grundfeſten des päbſtlichen Stuhles erſchüttern; — ohne Enthuſiasmus, würden ſie dieſes alles gewagt haben? So ſehr ſich gewiſſe Püppchen-Philoſophen (**) die Mine geben, jene Genien zu bewundern, den Gang ihrer Ideen auszuſpähen und gleichſam jeden ihrer Schritte zu leiten, wenn würden ſie Muth genug haben, eine ähnliche Revolution auch nur zu denken, wie viel weniger zu bewerkſtelligen? Immer findt der blöde Ver-

(*) Ein feines und ganz verdientes Lob des großen Mannes, der izt an der Spize der Republik ſteht, wo dies geſchrieben wurde. D. H.

(**) Wer dieſe gewiſſe Püppchen-Philoſophen ſeyn ſollen, möcht' ich wohl wiſſen. Id.

Vernünftler wie Pincé (*) drey Gründe für und drey Gründe wider die Sache, ſteht zwiſchen den Heuſtöcken wie Buridans Eſel, ſchüttelt bedächtlich den Kopf und iſt ſinnreich Schwierigkeiten zu ſuchen, nicht dieſelben zu heben. Von einem modernen Alexander oder Xerxes bedroht, wo wird er bey allem Vernünftlen Wärme in der Bruſt und Licht in dem Kopfe genug haben, das Volk zu erretten? Heil denn dem Vater, Heil dem Lehrer, welche Freyheit und Vaterland — die begeiſternden Namen — bis zur Enthuſiaſterei mit Flammenzügen in das jugendliche Herz graben! Deſto wohlthätiger, deſto weniger gefährlich iſt ein ſolcher Enthuſiaſmus, weil doch immer ſein Gegenſtand wahr und ſolid iſt! Allein wie kan man — möchte man ſagen, — zum voraus die Gelingung oder Mißlingung eines groſſen, enthuſiaſtiſchen Unternehmens errathen? Wer will den Sturmwind wägen und die Wolkenfluth meſſen? Ein einziger Grad mehr oder weniger bey der Anſchwellung des Nilſtrohms befruchtet oder verwüſtet! Doch was für eine weibiſche Philoſophie, die uns lehrt, den Werth einer Unternehmung blos nach dem zufälligen Erfolg zu beſtimmen? Man bewundert die Lykurgen, die Scipione, Peter I., Guſtav Adolph, Kolumbus, Luther und andere. — Ohne den Erfolg ihrer Thaten würde man ſie mit vielbedeutendem Lächeln für Ritter de la Mancha

(*) Im *Tambour Nocturne.*

erklärt haben! Die Wagschaale zur Würdigung eines kühnen, enthusiastischen Entschlusses besteht, meines Erachtens, einzig in der Uebereinstimmung der Absichten und der Mittel, deren man sich zur Erreichung derselben bedienet. Doch was bedarfs auch in einem so mechanischen Zeitalter, unter so wenig enthusiastischen Seelen einer Logick für den Enthusiasmus? Schon lange berechnet man in der neuern Statistick die Menschen und ihre Kräfte nach Zahlen, nicht nach Herz und Gesinnungen! Ganz anders sah man sich genöthigt zu rechnen als im Jahr 1444 ein Häuflein Eidgenossen von 40000 Franzosen 8000 (*) in den Staub legte; als bey der Schlacht zu Morgarten 1300 den Erzherzog Leopold mit 20000 Mann in die Flucht jagten; als bey Wesen in dem Canton Glarus 350 derselben 8000 Oesterreicher aufs Haupt schlugen; als im Jahr 1513 eben diese enthusiastischen Krieger den jungen Maximilan Sforzia in sein Herzogthum wieder einsezten. Nach den eignen Worten eines fremden Geschichtsschreibers (**) übertraf vor Novarra die Tapferkeit der Eidgenossen alle denkwürdigen Thaten der Griechen und Römer.

Allein wenn auch ein einschläfernder, langwieriger Friede, wenn auch die Nerventödtende Seuche

(*) Dücles Hist. de Louis XI.

(**) Guicciardin.

che des Luxus, der Zwang vervielfachter Formalitäten, die Uebermacht des Beherrschers, jeden Saamen des patriotischen und kriegerischen Enthusiasmus im Keime ersticken, so wird die Flamme der Einbildungskraft, von dieser Seite gefangen, auf einen andern Gegenstand hintreiben, er sey nun moralisch oder theologisch. (*)

Der moralische Enthusiasmus verfolgt in fieberischer Verblendung entweder als Tugend was eine solche nicht ist, oder giebt ihr, wenn sie's auch seyn mag, einen ausschließenden und übertriebenen Werth. In jenem Fall sind die Mönchen, die Eremiten, die Enkratiten, die Origenisten und andere: In diesem befinden sich z. B. diejenige, welche Allmosen und Kollecten als die einzige, als diejenige Tugend betrachten, deren Beobachtung von allen übrigen losspricht.

Allerdings ist es schön und edel den Armen in seiner zerfallenen Hütte aufsuchen, um ihn zu erquicken: aber nicht mehr schön und edel, wenn man darüber sein Weib, seine Kinder, welche die erste Hülfe fordern, in klemme Umstände versezt! Wer seinem Hauswesen nicht weiß vorzustehen, sagt ein

(*) Warum nun just moralich oder theologisch? Giebts nicht auch Dichterischen, Künstlerischen, Naturforscherischen, Oekonomischen, Astronomischen Enthusiasmus, u. s. f.?

groſſer Apoſtel (*), der hat den Glauben verläugnet und iſt ärger als ein Heide! Schön und edel iſt es beym Krankenbette einem Leidenden leibliche und geiſtliche Tröſtungen mittheilen: nicht ſchön und edel, wenn man, zu ſolchen Schmerzensbildern gewöhnt, auf jede lachende Scene mit verſchmähenden Blicken herabſchielt, und mit unmenſchenfreundlichen Klagen, mit liebloſem Aerger und Urtheil die unſchuldigen Freuden in der menſchlichen Geſellſchaft vergiftet! Schön und edel wenn man überall Wohlthun verbreitet: ſchön und edel nicht länger, wenn man durch Largitionen ſich eine Parthey macht, oder der Trägheit und dem Müßiggang, wol gar der Heucheley und dem Betrug frohnet. Kein gefährlicherer Raſender, ſagt Pope, als wer für die Tugend raſet; deſto mehr, je mehr eine ſolche Raſerey unter dem geborgten Schimmer der Tugend ſich ſchmücket! So verwandelt ſich bisweilen Satan in einen Engel des Lichtes! Du ſelber, o göttliche Freundſchaft! Beſtes Geſchenk des Himmels, ſchön und edel biſt du nicht mehr, ſo bald du die Menſchenliebe und das allgemeine Wohlwollen verſchlingeſt, ſo bald du Partheyſucht und Zuſammenverſchwörung gegen die übrige Welt wirſt, und mich hinderſt die geringſte Pflicht gegen den geringſten der Menſchen, ſollts auch nur Achtſamkeit,

(*) S. 1. Tim. V, 8.

gefälliges Nachgeben und Lebensart seyn, zubeobachten! Alles Ausschliessende und Uebertriebene auch in sonst tugendhaften Empfindungen macht uns eingeschränkt und einseitig, und das Herz verliert an Ausdehnung, was es an Intension der Empfindungen gewinnt. Kaum betäubt eine derselben die übrigen, so verlieren diese den Reiz und das Leben — gerade so wie man nicht länger einen sanften Wohlklang bemerkt, wenn Sturm und Ungewitter den Luftkreis erfüllen!

Zusatz des Herausgebers.

Mit den Worten muß es so genau nicht genommen werden — pflegt man zu sagen, und hat sehr Unrecht. Freylich sollten sich gescheute Leute nie zanken, wenn sie nicht wenigstens wissen, worüber. Aber eben damit dies nicht so häufig geschehe, wäre sehr zu wünschen, daß man sich einmüthiglich entschließen möchte, allen Wörtern, deren Bedeutung noch schwankend ist, auf immer und allezeit eine festgesezte, und jedermann klare oder klar zu machende Bedeutung zu geben.

Ich finde, daß viele Gelehrte (so wie der Verf. der vorstehenden Blätter) noch immer Schwärmerey und Enthusiasmus als gleichbedeutende Wörter gebrauchen, und dadurch Begriffe, die mit

äußerſter Sorgfalt auseinander geſezt werden ſollten, dergeſtalt verwirren, daß ſie immer Gefahr lauffen, ihren Leſern halbwahre Sätze für voll zu geben, und in ohnehin übel aufgeräumten Köpfen noch mehr Unordnung anzurichten.

Ich nenne (mit Hrn. ** und meines Wiſſens, mit der ganzen Welt) Schwärmerey eine Erhitzung der Seele von Gegenſtänden die entweder gar nicht in der Natur ſind, oder wenigſtens das nicht ſind, wofür die berauſchte Seele ſie anſieht. So ſchwärmt z. E. Horaz, wenn ihn Bachus, von deſſen Gottheit er voll iſt, in unbekannte Haine und Felſenhöen fortreißt. — und Petrarca, wenn es ihm vorkommt, daß die Seufzer und Klagen ſeiner Laura Berge verſezen und Flüße ſtehen machen könnten. Dem Worte Schwärmerey, in dieſer Bedeutung genommen, entſpricht das Wort Fanaticismus ziemlich genau; wiewohl dies leztere durch den Gebrauch einer beſondern Gattung von Schwärmerey, nehmlich der religioſen, zugeeignet worden iſt. Aber es giebt auch eine Erhizung der Seele die nicht Schwärmerey iſt; ſondern die Würkung des unmittelbaren Anſchauens des Schönen und Guten, vollkommenen und Göttlichen in der Natur, und unſerm Innerſten, ihrem Spiegel! Eine Erhizung, die der menſchlichen Seele, ſo bald ſie mit geſunden, unerſchlaf-

ſchlaften, unverſtopften, äußern und innern Sinnen ſieht, hört und fühlt was warhaft ſchön und gut iſt, eben ſo natürlich iſt, als dem Eiſen im Feuer glühend zu werden.

Dieſem Zuſtande der Seele weiß ich keinen ſchicklichern angemeßnern Nahmen als Enthuſiaſmus. Denn das, wovon dann unſre Seele glüht, iſt göttlich; iſt (menſchenweiſe zu reden) Stral, Ausfluß, Berührung von GOtt; und dieſe feurige Liebe zum Wahren Schönen und Guten iſt ganz eigentlich Einwürkung der Gottheit; iſt (wie Plato ſagt) GOtt in uns.

Hebet eure Augen auf und ſehet: was ſind Menſchenſeelen die dieſen Enthuſiaſmus nie erfahren haben? Und was ſind die, deren gewöhnlichſter, natürlichſter Zuſtand er iſt? — Wie froſtig, düſter, unthäthig, wüſt und leer, jene? Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und würkſam für alles was Edel und Gut iſt, dieſe!

Schwärmerey iſt Krankheit der Seele, eigentliches Seelenfieber: Enthuſiaſmus iſt ihr wahres Leben! — Welch ein Unterſchied in weſentlicher Beſchaffenheit, Urſach und Würkung!

Ich vergesse hier gar nicht, daß die Grenzen des Enthusiasmus und der Schwärmerey in jedem Menschen schwimmen; daß der Enthusiast oft schwärmt; daß weder andre noch er selbst allemal mit Gewisheit sagen können, was, von allem was in ihm vorgeht, der einen oder der andern Ursache zuzuschreiben ist. Aber soll uns dies abhalten, den großen wesentlichen Unterschied zwischen zween so ungleichen Zuständen der Seele anzuerkennen, und (woran bisher noch so wenig gearbeitet worden ist,) diesen Unterschied so genau als möglich zu bestimmen?

Aber wie kann dies geschehen, so lange man die Wörter Schwärmerey und Enthusiasmus für gleichbedeutend nimmt?

Beyläufig merk' ich noch an, daß Enthusiasmus — wenigstens niemals wo man sich ganz bestimmt auszudrucken hat — durch Begeisterung übersetzt werden sollte. Dies letztere Wort hat eine weitere Bedeutung; denn der Geister sind mancherley. Der Schwärmer ist begeistert wie der Enthusiast; nur daß diesen ein Gott begeistert und jenen ein Fetisch.

Endlich sollt' ich kaum hinzusetzen dürfen, daß es, was man auch über den wesentlichen Unterschied zwi-

zwiſchen Enthuſiasmus und Schwärmerey und der verſchiedene Gebrauch dieſer Wörter feſtſetzen will, immer hohe Zeit wäre, die Namen Enthuſiaſt und Schwärmer nicht länger als Schimpfwörter zu gebrauchen.

Ein Schwärmer ſeyn, iſt nicht ſchimpflicher als ein bitziges Fieber haben; ein Enthuſiaſt ſeyn, iſt das liebenswürdigſte, edelſte, und beſte ſeyn, was ein Sterblicher ſeyn kann.

Aber freylich, wer wird die froſtigen, lichtloſen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dies zu fühlen?

Ich beſorge alſo — doch Nein! Ich will nichts beſorgen. Helfe was helfen kann! Wenn wir immer beſorgen, immer daran denken wollten, daß wir in die Luft bauen, ins Waſſer ſäen, den Fiſchen predigen, u. ſ. w. ſo würden wir zuletzt gar nichts mehr thun; — und das taugte noch weniger!

W.

V.

Verſuch über das teutſche Singſpiel.

Fortſetzung von S. 87 des Julius.

Ich bin den Liebhabern der Muſenkünſte die Fortſetzung meines Verſuchs über das teutſche Singſpiel länger ſchuldig geblieben, als ich anfangs geſonnen war. Hinderniße von allerley Art haben es mir in den leztabgewichenen Monaten unmöglich gemacht, über dieſen Gegenſtand zuſammenhängend fortzudenken. Izt, da mich nichts mehr hindert, nehme ich ſolchen mit deſto größerm Vergnügen wieder vor, weil die Aufmerkſamkeit, womit die erſten Blätter meines Verſuchs in denen Gegenden Germaniens, wo die Muſik die geübteſten Kenner, und das lyriſche Drama die meiſten Liebhaber hat, beehrt worden ſind, mich gegen die Beſorgnis, mein Mährchen tauben Ohren zu ſingen, ſicher zu ſtellen ſcheint. Was auch künftig das Schickſal des teutſchen Singſpiels ſeyn mag, immer iſt es angenehm, ſich vorzuſtellen, was es werden könnte, wenn diejenigen wollten, deren Wille erſchaffen kann, was wir andern träumen.

4.

Ich glaube im dritten Abſchnitt mit hinlänglichen Gründen dargethan zu haben:

„Das dem Dichter eines Singſpiels, zur Wahl ſeines Subjects nicht nur die Griechiſche Götter- Helden- und Hirten-Welt nebſt der neuern Ritter-Zeit ſondern auch die würkliche Geſchichte offen ſtehe; das aber dennoch nicht jedes Subject aus einem dieſer Felder tauglich ſey, ſondern die Wahl des Dichters nur auf ſolche fallen müße, welche der Muſikaliſchen Behandlung fähig ſind;„

„Daß er alſo fürs erſte alle diejenigen bey Seite legen müße, die, entweder wegen der Natur der Handlung, oder weil ſie gar zu verwickelt und mit zuviel Begebenheiten beladen ſind, ſich beßer zu Tragödien als zu Singſpielen ſchicken.„

„Sodann, daß er, in der Wahl ſelbſt, für ſolcher Character, Leidenſchaften und Situationen ſich entſcheiden müße, die durch die Muſikaliſche Verſchönerung nichts von ihrer Wahrheit verliehren;„

„Fer-

„Ferner, daß er den Plan so einfach anlegen, und auf so wenige Personen als möglich einschränken, und schlechterdings alle Episoden vermeiden müße, die das Hauptinteresse, anstatt es zu erhöhen, schwächen würden;„

„Endlich, daß er vornehmlich dahin zu arbeiten habe, seine Personen mehr in Empfindung und innerer Gemüthsbewegung als in äußerlicher Handlung darzustellen.„

In diesen, an sich selbst ganz einleuchtenden Grundsäzen ist, däucht mir, alles enthalten, was der Dichter eines lyrischen Drama (außer den Gesetzen, die allen Dramatischen Werken überhaupt gemein sind) in Absicht auf die Wahl und Behandlung des Sujets zu leisten hat; was die Zuhörer von ihm fodern sollten; und was sie, ohne ihrem eignen Vergnügen Schaden zu thun, ihm nie erlassen können. Denjenigen, welche die welschen Opern kennen, brauche ich nicht zu sagen, daß Singspiele nach diesen Grundsäzen verfaßt würklich eine neue Gattung seyn, und die große Würkung unfehlbar thun würden, welche Algarotti in der Oper seiner Zeit vermißt; in sofern der Komponist mit dem Dichter völlig aus Einem Geist und auf einen Zweck arbeitete und die Sänger den Pflichten die ihnen von beyden aufgelegt werden, genugthun

würden

würden. Und dies iſt es, wovon ich im zweyten Haupt-Abſchnitt dieſes Verſuches meine Gedanken ausführlich zu ſagen verſprochen habe.

Algarotti beginnt dieſen Abſchnitt ſeines Verſuchs über die Oper mit einer äußerſt ſtrengen Deklamation gegen die Ausartung und verderbte Beſchaffenheit der Muſik unſrer Zeit. — Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe nehmliche Klage ſchon vor 1600 Jahren vom Plutarch, und vor mehr als 2000 vor dem göttlichen Plato geführt worden. Die Gelehrten wiſſen, wie heftig dieſer über die Ausartung, Weichlichkeit und Ueppigkeit der Muſik ſeiner Zeit eyfert. Und zu welcher Zeit that er dies? Zu einer Zeit da die Muſik von ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung wahrlich noch ſehr weit entfernt war; da man noch keinen Begriff von Contrapunct und vielſtimmiger Harmonie hatte; da die meiſten Inſtrumente, womit unſre Virtuoſen ihre Zeichen und Wunder thun, entweder noch unerfunden oder noch ſehr unvollkommen waren; da der gröſte Chor weiter nichts thun konnte, als dem Vorſänger nachzuſingen; und der ganze Gebrauch den man von den Inſtrumenten dabey zu machen wußte, darinn beſtund, daß man ſie mit der Singſtimme, eine oder mehr Octaven höher oder tiefer, fortlauffen, oder höchſtens auf gewiſſen Grundtönen aushalten ließ. Doch, dieß hindert nicht, daß jene

Kla-

Klagen Plutarchs, Platons und andrer weiſen Männer unter den Alten nicht ihren guten Grund ſollten gehabt haben; denn ſie giengen doch hauptſächlich darauf, daß man zu ihrer Zeit (wie zur unſrigen) das Schwehre dem Singbaren, die Abſicht durch die äußerſten Grade der künſtlichen Ausführung in Erſtaunen zu ſetzen — dem edlern Gedanken, das Herz zu rühren, und, wann man auch dies letztere ſuchte, die Erweckung wollüſtiger Empfindungen und Leidenſchaften von der gröbern Art — der Beruhigung des Gemüths oder Erhebung der Seele zu den ſchönſten Geſinnungen oder Anfeurung derſelben zu groſſen Thaten vorzog. Die Muſik eines Volkes — ſo vollkommen oder unvollkommen ſie übrigens ſeyn mag — ſteht immer in ſehr enger Beziehung mit den öffentlichen Sitten. Plutarch lebte in einer Zeit, wo die Verderbnis den Sitten, die Weichlichkeit der Lebensart, die Entnervung der Leiber durch die zügelloſeſte Ausgelaſſenheit in natürlichen und unnatürlichen Wollüſten, und folglich die Unvermögenheit der Seelen zu allem was Kraft, Anſtrengung, Enthuſiaſmus und Aufopferung vorausſetzt oder fodert, — zum tiefſten Grad heruntergeſunken war. Eben ſo lebte auch Plato zu einer Zeit, wo die Griechen (nicht mehr die Homeriſchen,) und beſonders ſeine Athenienſer von der vormaligen edlen Einfalt ihrer Sitten ſich ſchon ſehr weit entfernt, die Stärke ihrer Vorfahren meiſtens ſchon

ver-

verfohren, und mit Asiens Reichthümern auch an Ueppigkeit und Wollüsten Geschmack gefunden, hatten. Nothwendig mußte in beyden Zeitaltern auch die Musik (und diese vorzüglich vor andern schönen Künsten, weil sie unter allen am stärksten auf die Leidenschaften würkt,) mit den Sitten ausarten; mußte die Einfalt, Kraft und Würde verliehren, die sie gehabt hatten, da Gesang und Tanz vor den Orpheen, Amphionen, Phoroneen u. s. w. zu einem gottesdienstlichen und politischen Hülfsmittel gemacht worden war. Nothwendig mußten in einer Zeit, wo ein Alcibiades — Perikles, und eine Lais — Aspasia war, auch die Musen zu Dienerinnen der Wollust werden, so wie die Pindarischen Grazien ihres Ehrenvollen Amtes, die Gastmahler und Tänze der Götter, und alles was im Olympus geschieht anzuordnen, (*) entsetzt, zu bloßen Gespielen und Aufwärterinnen der Liebesgöttin herabgewürdiget wurden.

Indessen ist doch wohl nicht zu läugnen, daß der göttliche Plato, seiner Gewohnheit nach, die Sache zu weit trieb, wenn er, unter dem Vorwand alle Veränderung in der Musik sey den Sitten gefährlich, verlangte, daß die Griechen, nach dem Beyspiel der Egyptier, (für die der wunderbare Mann

(*) S. Pindars vierzehnten Olympischen Gesang.

Mann eine eigene Schwachheit hatte) der Musik unter der Sanction eines furchtbaren Strafgesetzes eine eben so unveränderliche Einförmigkeit auferlegen sollten, wie der Staatsverfassung und den gottesdienstlichen Gebräuchen. Bekanntermaßen erstreckte sich bey den alten Egyptiern dieses Gesetz auf alle schönen Künste, die durch diese vorsichtige Politick der Priester (der ersten Gesetzgeber und Regenten Egyptens) zu einer ewigen Kindheit verdammt waren. Wenn es auf den Plato und seine Egyptischen Priester angekommen wäre, so hätten die Griechen nicht nur keinen Damon und Timotheus, keinen Phidies, Myron, Lysippus, Zeuxes und Apelles — sie hätten sogar keinen Homer gehabt.

Es ist immer eine eigene Grille aller Philosophischen Mißvergnügten und Weltverbeßerer gewesen, den Menschen vollkommen haben zu wollen, was er doch nicht seyn kann; und über alle Würkungen seines natürlichen Strebens nach Vervollkommung zu schmälen, welches doch gerade das ist was ihn zum Menschen macht. Plato und Plutarch verdammen die Musik zu einförmigen feyerlichlangsam hintonenden Melodien, weil zwey und drey geschwänzte Noten und ein paar Saiten auf der Lyra mehr, die Sitten verderben könnten; gerade so wie Rousseau die Wissenschaften aus seiner Republik verbannt, weil sie Sophistereyen, und Hypotheſen, Dogmatiken und Polemiken, kurz viel Unraths

raths und böser Händel in die Welt gebracht haben. Wenn der Grundsatz auf den sich diese Art zu raisonnieren stützt, richtig wäre, so wäre Austernleben beßer als Menschenleben, und für jedes Wesen außer Gott nichts beßers als — gar Nicht seyn.

Jeder neue Schritt zur Vollkommenheit in jeder Fertigkeit, Kunst, Wissenschaft, Tugend, führt zu neuen Abwegen auf beyden Seiten. Was thut das! Anstatt darüber zu wimmern daß wir nicht noch immer in der Wiege liegen oder am Führbande gehen, denken wir lieber darauf, wie wir des Guten, deßen uns jeder Fortschritt auf der Laufbahn der Menschheit theilhaft macht, mit so wenig Nachtheil als möglich seyn kann, genießen wollen, und kehren uns nicht an diese Gesellen des Doctor Pedro Rezio von Tirteafuera, (*) die ihr verwünschtes Städtchen auf jedes Gerichte, wovon wir kosten wollen, unterm Vorwand, daß es zu hitzig oder zu kältend, zu nahrhaft oder zu leicht, zu süß oder zu sauer sey, fallen laßen, und uns, aus lauter Sorge für unsre Gesundheit, hungern ließen bis uns die Eingeweide zusammen schrumpften.

Wenn man so überhaupt an die großen Meister in der Musikalischen Composition denkt, die in den

(*) Leibarzt der Statthalter der Insel Barataria im Don Quixote.

nächsten funfzig Jahren miteinander in die Wette geeyfert haben, und an die vortreflichen Werke in so mancherley Arten, die sie hervorgebracht: so gemahnen Einen Algarottis Klagelieder über den Verfall der guten Musik an den Bräutigam, der sich beklagte daß seine Braut zu schön sey. Und gleichwohl läßt sich nicht läugnen, daß viel Wahres an seinen Klagen ist.

Zum Exempel — was ist gegründeter, als seine Beschwehrung, „daß die Mode — nicht zufrieden „über Kleidung und Kopfputz zu herrschen, — ihr „unbefugtes Ansehen sogar über die Werke einer „Kunst ausdehne, welche der Natur nachahmen, und „also unveränderlich seyn soll wie sie. „ — In der That ist nicht wohl abzusehen, warum man denjenigen, der eine Musikalische Komposition bloß darum weil sie alt ist gering schätzt, nicht eben so lächerlich findet, als einer seyn würde, der ein Gemählde von Titian oder Correggio deßwegen verachten wollte, weil es dritthalbhundert Jahre alt sey. Liegt denn der Grund, warum ein Gesang schön ist, nicht eben so tief in der Natur, hängt er nicht eben so wenig von Willkühr und Zufall ab, als der Grund warum ein Gemählde oder ein Gedicht schön ist? Gewiß, der anmaßliche Liebhaber der Musik, für den eine gute Arie von Vinci aus der Mode ist, wird (wenn er aufrichtig seyn will) aus den nehmlichen

lichen Urſachen die Toilette der Venus von dem Antigrazien-Mahler Boucher, der Verklärung von Raphael vorziehen! — Daß der Muſikaliſche Geſchmack zu gewiſſen Zeiten, oder bey einem gewiſſen Volke, ſo verdorben ſeyn könne, daß die Meiſten, verführt von den Midaſſen die den Ton angeben, das wahre Schöne nicht fühlen, und dagegen Grimaßen von Bewunderung machen, wo der Mann von richtigem Gefühl die Achſeln zuckt: wer zweifelt daran? Aber ein Muſikaliſch Werk das zu irgend einer Zeit vortreflich war, d. i. eine große, allgemeine Würkung auf Herz und Einbildungskraft that, wird es zu allen Zeiten bleiben. Fehlt es etwan an Faktis, die dieſe Wahrheit beweiſen? Thut das berühmte Miſerere des Allegri, wiewohl es über 150 Jahr alt iſt, in der päbſtlichen Kapelle nicht auf Alle die es hören, noch immer die nehmliche Würkung? Werden nicht die Chöre in den Opern des Lülly und Händel noch immer herrlich, und unübertreflich gefunden? Und wenn man von den Arien dieſer großen Meiſter minder vortheilhaft urtheilt, kömmt es nicht bloß daher, weil ſie es nicht verdienen; weil ſie (wenigſtens größtentheils) nie das waren, was ſie hätten ſeyn ſollen? So würden nicht nur Kenner, ſondern alle Menſchen die ein Paar hörende Ohren und ein fühlend Herz haben, von Muſicaliſchen Werken urtheilen, wenn (wie mehr zu wünſchen als zu hoffen ſteht) einmal als ein allgemeiner feſter Grund-

satz angenommen seyn würde: daß man den Werth einer Musikalischen Komposition bloß nach der Stärke der Würkungen die sie auf unser Herz macht, bestimmen müsse.

Uebrigens mag wohl (im Vorbeygehen gesagt) ein besonderer Grund seyn, warum bey den Italiänern die Begierde nach Neuem dem Geschmack am Schönen so viel Eintrag thut. Vermuthlich liegt es bloß an der außerordentlichen Liebe dieser Nation für alles was Musik heißt, und an dem Umstande, daß man (besonders in Neapel und Venedig) allenthalben wo man geht und steht, bey Tag und bey Nacht, zu Wasser und zu Land, Gesang und Saitenspiel um die Ohren klingen, schwirren und sausen hört. Ein schöner Gesang erregt in seiner ersten Neuheit ein so allgemeines Entzücken, daß er in kurzem von allen Lippen tönt; und nun wird er so oft gesungen, so oft verschlungen, so oft mit ganzem und mit halbem Ohr gehört, daß er bald aus einer Physischen Ursach keine lebhafte Empfindung mehr erregen kann, folglich einem so gefühlgierigen Volke als die Italiäner sind mehr Ueberdruß als Vergnügen machen muß. Man könnte sich ja zuletzt an der Venus selbst müde sehen; und wer nur zehn Tage hintereinander immer das nemliche Solo von Besozzi hätte blasen hören, würde sich zuletzt nach dem Dudelsack eines Bärenführers sehnen.

Ins

Indeſſen geſteht Algarotti, daß dieſe Veränderlichkeit des Geſchmacks ſeiner Landesleute der Muſik wenig ſchaden würde, wenn der Hauptfehler nicht, an den Komponiſten ſelbſt läge. Dieſe Künſtler vergeſſen, ſeiner Meynung nach, gar zu gerne; daß die Muſik, wenn ſie nicht Empfindungen vorträgt, und dadurch beſtimmte Eindrücke auf unſre Seele macht, nur ein ſchaaler Ohrenſchmaus iſt; daß Muſik und Poeſie Schweſtern und nur durch ihre Vereinigung allmächtig ſind; aber daß, auch wenn ſie ſich vereinigen, die erſte der andern untergeordnet ſeyn muß, und daß alles verlohren iſt, ſobald ſie anſtatt zu gehorchen, herrſchen will.

In der That, wenn die Opern-Komponiſten ſo oft als es ihnen Algarotti Schuld giebt, in dem Falle ſind, ſo unläugbare Grundſätze zu vergeſſen, ſo haben ſie ſehr Unrecht. Denn was unternimmt der Komponiſt, der das Werk eines Dichters in Muſik ſetzt, anders, als die Zeichnung und Skizze eines andern auszumahlen? Und was kann dabey herauskommen, wenn er die Farben auftragen, Schatten und Licht vertheilen will, u. ſ. w. ohne die Zeichnung und die Gedanken des Erfinders zu Rathe zu ziehen? Muſik und Action ſind im Singſpiel bloße Organen, durch welche die Poeſie auf unſre Seele würkt. Oder man könnte ſie, noch richtiger, mit den Grazien vergleichen, die der Schönheitsgöttin zu-

gegeben sind, sie auszukleiden, zu schmücken und zu bedienen; und denen es gar nicht einfällt auf Unkosten ihrer Gebieterin glänzen zu wollen. Der Tonkünstler, der die Würkung des Gedichts über welches er arbeitet der juckenden Begierde seine Kunst sehen zu lassen aufopfert, ist einem Mahler gleich, der die Juno vernachläßigen wollte, um unsre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Pfauen zu heften.

Doch, es würde ungerecht seyn, wenn man den Komponisten, und unter ihnen so manchem großen Meister (welche hierinn mit den übrigen sich so ziemlich in gleicher Schuld befinden) zum besondern Vorwurf machen wollte, was eine natürliche Frucht des einmal angenommenen Begrifs von der Oper und des einzigen Effects, den man dabey abzielte, war. Denn diesem Begriff zu Folge war Ohren- und Augen-Lust alles was die Zuhörer verlangten, und alles womit man sie bis zur Sättigung bediente. Der Poet war nur ein demüthiger Diener des Komponisten, des Decorateurs, der Sänger und Tänzer, der seine Schuldigkeit schon gethan hatte wenn er seinen gebiethenden Herren und Damen nur recht viel Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente auszulegen. Die ganze Einrichtung der Opern-Musik, der Zuschnitt aller besondern Theile, die Form der Arien und Recitative, alles gründete sich auf diesen Begriff und bezog sich auf diesen Zweck.

Daher

Daher dieſe Ouvertüren, die (wie andere Symphonien) immer aus einem Allegro, Adagio und Preſto zuſammengeſetzt, mit dem Stücke ſelbſt gemeiniglich nicht die mindeſte Verbindung haben, und (wie Algarotti ſagt) den Exordien gewiſſer Kunſtredner gleichen, die mit einem Strohm von ſchönen Phraſen nichts zur Sache gehöriges ſagen, ſondern eben ſo gut zu jeder andern Rede gebraucht werden könnten.

Daher die gewöhnliche Vernachläßigung des Recitativs, über welches gemeiniglich Komponiſt und Sänger, als über etwas ihrer Aufmerkſamkeit und Kunſt unwürdiges, ſo ſchnell als möglich weggiengen, und die man meiſtens nur als eine Art von Ruheplätze betrachtete, wobey Sänger und Zuhörer Athem ſchöpfen, jener ſeine Kräfte zu einer herrlichen Aria di bravura ſammlen, dieſe nach Herzensluſt plaudern, lachen, liebäugeln, oder ſchlafen könnten, bis ſie wieder durch das prächtige Geräuſch oder zärtliche Getöne eines Ritorniells erinnert wurden, daß eine Arie im Anzug wäre, die, wenigſtens um der ſchönen Läuffer, Triller und Cadenzen des Sängers willen, Aufmerkſamkeit verdiene.

Daher, daß man die Arien als die Hauptſache in der Muſik einer Oper behandelte; aber nicht etwan, um eine große Würkung auf's Herz dadurch

zu thun, sondern um dem Komponisten und Sänger einen Tummelplatz zu geben, wo sie miteinander um den Preis ringen, und alle ihre Künste, die Ohren zu bezaubern, zu überraschen und in wollüstiges Erstaunen zu setzen, in die Wette ausiassen könnten. Daher die unendliche Ueberladung derselben mit Zierrathen; daher die ewigen seiltänzerischen, und meistens gar nichts sagenden Passaggien; daher die bis zum Eckel getriebne und ganz am unrechten Orte angebrachten Wiederhohlungen der Wörter; daher die Abtheilung der grossen Arie in drey Theile, und das oft so unnatürliche Da Capo; daher die unmäßig langen, und unschicklichen Ritornellen, wo z. B. ein Mensch der vor Zorn ausser sich ist, mit verschränkten Armen dasteht und wartet, seine Wuth ertönen zu lassen, bis das Orchester ihm das rauschende Thema seiner Arie, mit einer Menge Wendungen und Passagien ausstaffiert, vorgespielt hat; aber daher auch der Ueberdruß eines jeden Zuhörers von Empfindung, der sich durch das Vergnügen, so ihm eine Lieblingssängerin mit allen ihren Wunderkünsten machen kann, für die gähnende Langeweile, die ihm das ganze Stück verursacht, nur schlecht entschädiget hält.

Die Ausnahmen, die zu Gunsten mancher bekannten Stücke, oder einzelner Scenen, sonderlich in den besten Opern des Metastasio, zu machen sind, verhin-

hindern nicht, daß alle diese Vorwürfe, welche Algarotti dem welschen Singspiel macht, nicht überhaupt, weltbekanntermaaßen, nur zu wohl gegründet seyn sollten. Schon die neue Gestalt, welche Metastasio der Oper gab, war ein starker Schritt zur Verbesserung des lyrischen Theaters. Wie sollten Männer von so grossen Genie als ein Hasse, ein Jomelli, ein Graun, ein Galluppi u. s. w. die Aufforderung, ihr Genie im Ausdruck der Leidenschaft zu zeigen, die in einer Didone abandonnata, einem Demofoonte, Siroe, Tito, an sie gethan wurden, nicht mit Freuden angenommen haben? Aber demungeachtet blieb es, in Absicht des Ganzen, immer bey dem einmal eingeführten und zum Gesetz gewordenen Herkommen. Weder Dichter noch Komponist waren Meister zu thun was sie wollten; beyde mußten sich, gern oder ungern, der Tyranney der Gewohnheit und der Sänger unterwerfen; und das Publikum, daß in keiner Sache von der Welt sein wahres Interesse zu kennen scheint, war auch hierinn zu sinnlich, um eine gründliche Reformation des Singspiels, soviel an seiner Seite möglich war, zu befördern.

Endlich haben wir die Epoche erlebt, wo der mächtige Genie eines Gluck dieses große Werk unternommen hat, das — wofern es jemals zu stande kommen kann — durch einen Feuergeist wie der

Sei-

Seinige gewürkt werden müßte. Der groſſe Succeß ſeines Orpheus und Eurydice, ſeiner Alceſte, ſeiner Iphigenia, würden alles hoffen laßen, wenn ſich nicht unüberwindliche ſittliche Urſachen, gerade in jenen Hauptſtädten Europens wo die ſchönen Künſte ihre vornehmſten Tempel haben, ſeinem Unternehmen entgegenſezten! — Künſte, die der groſſe Hauffe bloß als Werkzeuge ſinnlicher Wollüſte anzuſehen gewohnt iſt, in ihre urſprüngliche Würde wieder einzuſetzen; und die Natur auf einem Thron zu befeſtigen, der ſo lange von der willkührlichen Gewalt der Mode, des Luxus und der üppigſten Sinnlichkeit uſurpiert worden: — iſt ein groſſes und kühnes Unternehmen! Aber zu ähnlich dem groſſen Unternehmen Alexanders und Cäſars, aus den Trümmern der alten Welt eine Neue zu ſchaffen, um nicht ein gleiches Schickſal zu haben. Eine Reyhe von Glücken, (ſo wie zum Project einer Univerſal-Monarchie, eine Reyhe von Alexandern und Cäſarn) würde dazu erfodert, um dieſe Ober-Herrſchaft der unverdorbenen Natur über die Muſik; dieſen einfachen Geſang; der wie Merkurs Schlangenſtab die Leidenſchaft erwekt oder einſchläfert, und die Seelen in Elyſium oder in den Tartarus führt; dieſe Verbannung aller Syrenenkünſte; dieſe ſchöne Zuſammenſtimmung aller Theile zur groſſen Einheit des Ganzen, auf dem lyriſchen Schauplatze herrſchend und fortdaurend zu machen. — Glück

ſelbſt

ſelbſt — bey allem ſeinem Enthuſiasmus — kennt die Menſchen und den Lauf der Dinge unterm Mond zu gut, um ſo etwas zu hoffen! Schon genug, daß er uns gezeigt hat, was die Muſik thun könnte, wenn in dieſen unſern Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre, und in dieſem Athen ein Perikles aufträte, der für das Singſpiel thun wollte, was jener für die Tragödien des Sophokles und Euripides that.

Die Fortſetzung nächſtens.

VI.

Theatraliſche Neuigkeiten.

Ehe ich von den neuen Schauſpielen rede, welche vom September 1774 bis zum September des gegenwärtigen Jahres auf die Wiener Bühne gekommen, muß ich zuvor einer Hauptrevolution gedenken, die ſich noch im vorigen Jahre bey der Verfaßung des daſigen Theaters ereignet, und die allen denen intereſſant ſeyn muß, welche die daſelbſt, wie bey allen Bühnen, herrſchenden Partheien und Factionen kennen. Nemlich von Oſtern 1774 an verlor Herr Stephanie der ältere die Regie des Theaters, die er bisher verwaltet, und mußte ſie Herrn Heufeld abtreten, welcher bereits unter der Entrepriſe des Herrn von Beyder die Direction gehabt hatte. Die erſte wichtige Folge davon war, das Herr Stephanie der ältere einen Nebenbuhler an Herrn Bergopzoomer, einem gebohrnen Wiener, erhielt, welcher von Prag berufen ward,

die

die erſten Rollen in der Tragödie zu ſpielen. Alle Zeitungs- und Wochen-Blätter beeiferten ſich, ſein Lob zum voraus zu verkündigen, und als er den 4ten Jun. wirklich mit dem Richard debutirte, fand er viele Bewundrerer, und ward am Ende gar vom Parterr mit dem lauteſten Ungeſtüm vorgefodert. Nichts kann ſich mehr widerſprechen, als die verſchiedenen gedruckten und geſchriebenen Beſchreibungen, die ich von dieſem Schauſpieler vor mir habe, und eben dieſer Widerſpruch ſcheint mir zu verrathen, daß auf beiden Seiten ein wenig Partheigeiſt herrſche. Aus der unendlichen Menge gedruckter Lobreden höre man nur eine, die in einem gewiſſen Wochenblatte (der Zeigefinger) ſteht: „Er übertraf die Erwartung ſeiner Freunde, und, wenn „es möglich iſt, daß ein rechtſchafner und verdienſtvoller „Mann, Feinde haben kann, auch die ſeiner Feinde. „Im erſten Acte machte ein löbliches und beſcheidnes „Mistrauen in ſeine eignen Kräfte und die daher entſtandne Furcht ſeine Stimme etwas unverſtändlich, „doch war ſein Spiel ſo richtig, ſo natürlich, ſo ausdrucksvoll, daß er ſchon im erſten Act die mehreſten „Stimmen gewann. Hierdurch aufgemuntert übertraf „er ſich in den übrigen Acten ſelbſt. Mehr als einmal „entſtand bey mir der Wunſch, daß Herr Weiße ſein „Stück diesmal mit angeſehen haben möchte. Ich „glaube gewiß, er hätte ſich ſelbſt verkannt." — Andre rühmten mit großer Begeiſtrung ſeine Deklamation, ſein raſches Feuer, ſeinen Anſtand. Er erhielt darauf bald den Hausvater und andre gleichwichtige Rollen. Doch nun wollen wir hören, was die andre Parthey ſagt! Ihr zufolge hat Bergopzoomer eine widrige oft ganz unverſtändliche Ausſprache, die mit einem unerträglichen Predigertone abwechſelt; hat ſeine Action von Bernardon gelernt, unter deſſen Truppe er ſonſt umhergezogen; beſizt weder Anſtand noch Einſicht, überladet ſtets ſein Spiel mit den eckelhafteſten Charlatanerien

serien und Grimassen. Damit stimmt, ausser Wien, ein Urtheil in der Theaterzeitung überein, von einem Manne, der Herrn Bergopzoomer ehedem selbst bey der Kurzischen Gesellschaft gesehen hatte. Man kann auch damit verschiedene Broschüren vergleichen, die ehemals zu Frankfurt über die Kurzische Bühne gedruckt worden. —. Eine andre noch merkwürdigere Veränderung war es, daß der berühmte Noverre, dessen Ballete dem Wiener Theater so viel Ehre und Vortheil brachten, Wien verliess und nach Mayland gieng.

Am dritten September 1774 ward ein neues Lustspiel von Herrn Stephanie dem jüngern, (welcher in der Regel jährlich vier neue Stücken zu liefern pflegt) zum erstenmal aufgeführt, und in kurzer Zeit fünfmal wiederhohlt. Ich meine den Spleen, oder einer hat zu viel, der andre zu wenig, der auch im Druck erschienen, und daher schon einmal im Merkur (im Monat Merz) angezeigt worden. Eines von den bekannten Proverbes dramatiques des Herrn Marmontel, les deux Anglois, gab dem Verfasser zu diesem Stücke den ersten Anlaß. Sowohl daraus, als aus dem Titel wird man errathen, daß die Scene in England liegt. Indessen hat nicht sowohl die Geschicklichkeit des Verfaßers, den splenetischen Britten mit brittischer Energie zu zeichnen, als die Geneigtheit unsres, wie des französischen, Publikums, die Eigenheiten der Engländer, wenn sie auf der Bühne geschildert werden, zu belachen, dem Lustspiele Beifall erworben. Wenig komische Dichter aber giebt es, die sich vom gemeinen Nationalspott darinnen unterscheiden, daß sie nicht bey der Oberfläche solcher Karaktere stehn bleiben. Das Abgebrochne des Engländers in diesem Stücke, das oft in Affectation auszuarten scheint, ist noch das einzige Nationelle, was Herr Stephanie getroffen hat. Der Verfasser machte die Hauptrolle selbst, und stand hier ganz an seinem Platz.

Denn

Denn es ist bekannt, daß er in humoristischen Karakteren auf diesem Theater den Vorzug behauptet; und in der That hat ihm die Natur, die er fast durch Kunst gar nicht verbessert, selbst dazu Sprache und Action verliehen. Seine Gattin Madam Stephanie belebet das Stück in der Rolle der Jenny. — Den 4ten September wurden die teutschen Schauspieler auf das Hof-Theater nach Laxenburg berufen, wo sie sechs Vorstellungen gaben. — Am 1sten October sah man einmal ein ausländisches Product, welches bey der Geschäftigkeit der einheimischen Federn seltner geschieht, nemlich die falschen Vertraulichkeiten von Montvaux, so wie sie Herr Gotter (eigentlich unter dem Titel die falschen Entdeckungen, Gotha 1774.) nationalisirt hat. Es konnte den Zuschauern nicht anders als angenehm seyn, einmal mit einem Stück von der feinen komischen Gattung und zwar mit einem so gut dialogirten, als dieses ist, unterhalten zu werden. Die Mutter mit den bürgerlichen Airs, die Frau Dünklinn, war mit Recht der Madam Brockmann zugefallen, die seit einiger Zeit sich den affectirten Dämey mit gutem Erfolg wiedmet. Die vornehmste Person, den Dörner, stellte derjenige vor, welcher jezo die vorzüglichsten jungen Rollen bekömmt, Herr Lang. Mit Recht aber urtheilt ein periodisches Blatt von ihm, daß er bey allen äußern Empfehlungen der Bildung, des ausdrucksfähigen Gesichts und des natürlichen Feuers, noch wenig Urtheilskraft besitze; daß daher sein Spiel öfters sehr unrichtig, heftig, wo es sanft bleiben sollte, geblähet, wo Bescheidenheit erfodert werde, sey, daß auch außer dem Trauerspiel der Held überall hervorleuchte. Vielleicht verleiteten ihn dazu einigermaßen die Originale, nach denen er sich bildete; indem sowohl die Größe des Theaters als eine gewiße herrschende Manier auch einige der besten Wiener-Schauspieler vom natürlichen Tone der Conversation entfernet.

Dörners

Dörners Freund, der verkleidete Bediente Süßholz ward von Herrn Weidmann zu bedientenmäßig gemacht, so wie dieſer Schauſpieler überhaupt mehr Stärke in den niedrigkomiſchen Valets, als in den feinern an den Tag legt. — Den 15ten October kamen die Horazier, das dem Entwurf nach künſtlichſte Trauerſpiel des Peter Kornvilles in einer proſaiſchen Ueberſetzung aufs Theater; und dies war nicht das erſtemal daß man hier den Gedanken gefaßt hatte, mit den ältern franzöſiſchen Trauerſpielen eine Palingeneſie vorzunehmen. In der That können ſie, in eine beßre Sprache gekleidet, als ihnen Gottſched, Schwabe, Gries und Stüven gegeben, und durch gute Vorſtellung unterſtützt, diejenigen zu gemäßigtern Urtheilen bewegen, welche ſie um der Mode willen verachten, ohne ſie geleſen zu haben: allein man müßte zu dieſem Endzwecke edler und gedrängter überſetzen, als Herr Keppner, von dem die Horazier herrührten, die Gränzen des poetiſchen und proſaiſchen Dialogs genauer beobachten, bald verkürzen bald verſtärken, mit einem Wort ſo überſetzen, wie Leßing aus dem Banks gethan hat. Daß dies alles in 14 Tagen, in denen Herr Keppner ſeine Arbeit vollendet haben will, möglich ſey, werden mehrere mit mir zweifeln. Herr Stephanie der ältere war Horaz der Vater, und ernſte Väter ſind das Fach, in denen er ſich ſetzt als den guten Acteur beweißt, den man ſonſt in andern Rollen fand. Der eindringende Ton der Stimme; die einſichtsvolle Deklamation, das redende Geſicht, Eigenſchaften, welche Herr von Sonnenfels ausführlich beſchrieben hat, erwerben ihm auch hier allgemeinen Beifall. Könnte er ſich zuweilen in den Pantomimen etwas mäßigen, ſo würde er der Natur und der Vollkommenheit noch näher kommen. Horaz den Sohn, ſpielte Herr Lang mit allem dem guten Anſtande und mit der nachdruckvollen Stimme, welche ihm in heroiſchen Rollen eigen ſind. Den Kuriaz machte

Herr Steigentesch, welcher im Trauerspiel nur kälto re moralisirende Rollen mit Glück übernimmt, und den ich am liebsten mit Herrn Hencke bey der Döbbelinischen Gesellschaft vergleichen mögte. Die Kamille muß ich uneingeschränkt loben, wenn ich nicht einen großen Haufen ihrer Verehrer gegen mich aufbringen will; es war die Demoiselle Teutscherinn, der Jugend und Bildung ungemein zu statten kamen. Uebrigens soll dieß Trauerspiel nicht sowohl um sein selbstwillen gefallen haben, als weil man sich dabey an Herrn Noverre erinnerte, der ehemals ein Ballet deßelben Innhalts gegeben hatte. — Erst am 29ten October wurde Wien auf den Westindier von Cumberland, der schon so lange durch das ganze übrige Teutschland beklatscht worden, eingeladen. Herr Keppner, deßen Uebersetzung gebraucht worden, hätte sich wohl die Mühe einer neuen Dollmetschung ersparen können, da die bekannte Uebersetzung des Herrn Bode Vorzüge hat, welche Hr. K., ob ihm gleich vorgearbeitet war, nicht übertreffen können. Die Freiheiten, die er sich erlaubt, da er doch den Schauplatz in England gelassen, geben dem Stücke ein sonderbares Ansehen. Die Rolle des Westindiers hatte Herr Steigentesch; allein er traf von diesem zusammengesetzten Karakter nur die Hälfte, nemlich das launigte Flatterhafte und Rauschende deßselben, der edlere Theil fiel in seinem Spiel matter aus. Mehr Bewunderung verdiente Madam Huber, welche die Lady Russport durch ihr Feuer beseelte. — Den 12ten November ward das ehemals im Merkur schon angezeigte Trauerspiel Adelheid von Siegmar aufgeführt und in den Hauptrollen recht sehr gut executirt. Der lebhafte Beyfall, womit es (vielen gedruckten Nachrichten zufolge) von dem W. Publico aufgenommen worden, zeugt von deßen fortdauer der Erkenntlichkeit gegen die Verdienste des Freyh. von Gebler um das daf. Theater, und ist um so gerechter, da auch dieses Stück des Ruhms nicht unwürdig ist, welchen

Cles

Clementine und der Miniſter dem Verfaßer erworben haben. — Den 19ten November gab man den beliebten Edelknaben des Herrn Engel, und man ließ auch hier dem Dichter völlige Gerechtigkeit widerfahren. Der Edelknabe war auch hier in gute Hände gekommen; der Sohn des Herrn Müller, der ihn machte, verdarb keinen einzigen naiven Zug, und gefiel ſo ſehr, daß ihm eine Fürſtin nach der Vorſtellung eine goldne Uhr ſchickte, damit es ihm nicht weh thun ſollte, diejenige zurückzugeben, die er auf dem Theater geſchenkt bekommen. Um des Sohnes willen hatte vielleicht der Vater die Rolle des Fürſten erhalten, da er ſonſt in Valets und Pedanten excellirt. — Eben dieſer Herr Müller bearbeitete das in hieſigen Gegenden unter dem Titel Miß-Ohre bekannte Luſtſpiel von Cumberland unter dem (den ſprichwörtlichen Titel liebt man zu Wien) (*) Ehrlich währt am längſten, und ſo ward es den 26ſten November aufs Theater gebracht. Er hat darinnen ausgeſtrichen, was ihm mißfiel, z. E. die Kupplerinn, und Zuſätze gemacht, von denen er glaubte, daß ſie für Wien nothwendig wären. Das Stück verlohr, weil es zu bald auf den Weſtindier folgte, in deßen Vergleichung es allemal ſchwach ſcheinen muß, und weder das Spiel des Herrn Jaquet im Juden noch des Herrn Müller im Sotten konnten ihm eine außerordentliche Aufnahme verſchaffen. Die Theatralpachtung räumte Herrn Müller dieſen Tag als eine Benefitkomödie ein, und er hielt deshalb am Schluß eine poetiſche Dankrede an die Zuſchauer. Dieſe zu Wien ſo gewöhnlichen Dank- und Standreden ſollten doch endlich einmal abgeſchafft werden, theils weil der Schauſpieler Gefahr lauffen könnte, ſein Grazias umſonſt zu lernen, theils weil es eine kriechende Gewohnheit iſt, die zu ſehr mit der Sitte des extempo-

(*) Neue Schauſpiele, aufgeführt auf den K. K. Theatern, Eilfter Band.

zirten Theaters übereinkömmt. — Offenbar nicht durch die Schuld der Schauspieler, (die Hauptrolle hatte sich der Verfasser selbst vorbehalten) sondern des Autors, des jüngern Herrn Stephanie, misfiel der (*) entlarvte Philosoph, welcher den dritten December auf der Bühne erschien. Der Verfaßer war zu wenig mit der Philosophie vertraut, um einen Philosophen zu schildern, welcher so leicht zu Handlungen zu bringen ist, die seinem System widersprechen; er kannte die feinere Welt zu wenig, um ihren Spott über gelehrte Großprahler nachzuahmen; er fühlte den Kontrast zwischen Marmontels Manier, aus deßen Moralischen Erzählungen er vieles wörtlich entlehnt, und seinem eignen Tone zu wenig. Das Fräulein, das den Philosophen verlacht, nennt ihn einmal ein Halbvieh, und der Philosoph, eine farcenartige Karrikatur, muß sich hier in einen verkleideten Obristen verlieben. — Vielleicht gab dieser unglückliche Versuch Gelegenheit, ein altes Desiderium der Theaterkenner zu erfüllen, und eins der vornehmsten Muster der höhern Komödie, das auch eine Art von Philosophen karakterisirt, den Misantropen des Moliere, den 26sten December zuspielen. Eine Zuschauern und Theatraldichtern gleich heilsame Speise! Ueberhaupt kann der Wiener Direction der Ruhm nicht streitig gemacht werden, daß sie viele Neuigkeiten und diese sehr mannichfaltig giebt. Der eilfertige Herr Keppner, welcher abermals die Uebersezung verfertigt, hatte hier noch weniger Fleiß als sonst auf den Dialog verwandt. Herr Bergopzoomer war der Menschenfeind, und auch darüber habe ich Lobreden vor mir, aus denen, wenn sie ihn gleich zu einem Garrick erheben wollen, doch so viel hervorleuchtet, daß er nicht ins Innere dieser Rolle eingedrungen

(*) Neue Schauspiele, aufgeführt auf den K. K. Theatern. Zwölfter Band.

bringen. Sechs Vorſtellungen, die in kurzer Zeit auf einander folgten bewieſen, daß das Stück — nicht gefallen wolle. Soll man das Publikum oder den Unterſchied der Zeit zur Urſache angeben? — Den 28ſten December ſahe man ein neues Nachſpiel (*) die Stimme der Natur oder die ſchöne Lüge, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Armand. Die Stimme der Natur erwacht bey einem Vater, der ſein Herz gegen eine Tochter verhärtet hatte; zu dieſer gemeinen Idee iſt eine gemeine Geſchichte hinzugethan, die gemein ausgeführt worden. Das ſey genug davon! — Endlich ward das Jahr am 31ſten December mit einem neuen Trauerſpiele des Herrn Obriſtlieutenant von Axtenhoff beſchloſſen, das den Titel (**) Tumelikus führt. So wie in den ehmaligen Arbeiten des Herrn Verfaſſers, ſo bemerkt man auch hier mehr Fleiß in der Anlage des Plans als Kraft in Karakteren und Sprache. Die Geſchichte von Herrmanns Sohne, welche bereits Herr Caſperſon unter dem Titel Theutomal bearbeitet, und die Art, wie Herrmanns Tod gerächt worden, eignete er ſich, als Verfaßer eines Trauerſpiels Herrmanns Tod, ſo in ſeinen dramatiſchen Unterhaltungen ſteht, als Stof eines neuen Stücks zu. Da uns die Geſchichte nur wenige Worte von Herrmanns Sohne und den Schickſalen deſſelben berichtet, ſo iſt hier alles Dichtung; vornemlich hat der Verfaßer eine Liebe zwiſchen Tumelikus und einer Römerinn, einer Tochter des Sejans angeſponnen, aus welcher in dem Augenblick, da die Römerin Herrmanns Schatten geopfert werden ſoll, die ſtärkſte Situation des Stücks entſteht. Weder ſie noch Tumelikus wird zuletzt das Opfer, ſondern der wahre Anſtifter von Herrmanns Untergange, Agandeſt. Was karakteriſtiſche Züge und Sprache überhaupt betrift, ſo kann ich keine einzige meiſterhafte Stelle rüh-

(*) Neues Wiener Theater, Erſter Theil.
(**) Ebendaſelbſt.

men. Sonst wuste der Verfaßer das Schleichende seines Ausdrucks einigermaßen durch Versifikation zu verbergen; aber in der Prosa, deren er sich hier bedient, fält es mehr in die Augen. Wenn sich die Sprache heben will; so entsteht Deklamation, wie (S. 36.) folgendes: O könnten Seufzer eines redlichen Herzens, könnten Zähren der Freundschaft dir zum würdigen Dankopfer dienen! Die meiste Würkung hat der Verfaßer unstreitig von dem Gepränge gehofft, das er aus dem Gebräuchen unsrer Vorfahren gezogen. Seine Belesenheit in alten Schriftstellern, welche er dadurch aufs neue bewährt, macht ihm Ehre, wenn er gleich das Kostume weniger zu seinem Hauptaugenmerk hätte machen sollen. Die Schwäche der eingeschalteten Bardengesänge bekennt der Verfasser selbst. Ob er hierinnen zu bescheiden gewesen, mögen unsre Leser aus folgender Probe urtheilen:

Du, der nach Menschenopfern trachtet,
Die Teutschland dir mit Ehrfurcht weiht,
Indeß Rom selbst nur Thiere schlachtet,
Merkur, Gott der Beredsamkeit,
Leg Worte, so die Herzen rühren,
Den Gutgesinnten in den Mund,
Und, die das Volk durch List verführen,
Mach stumm, wie Fisch im Limbrer Sund!

Bey der Vorstellung wurden diese Gesänge ausgelassen, ob man gleich bereits vorher bey dem Thamys eine glückliche Probe gemacht hatte, solche Chöre auf der Bühne auszuführen. Die beyden erheblichsten Rollen fielen auch am besten aus, nemlich die Römerin Aelia durch die Geschicklichkeit der Dem. Teutscherinn und die Prophetin Velleda durchs feierliche Spiel der Madam Huber, die, wo möglich, ihren alten Ruhm diesmal erhöhte.

Vom

Vom neuen Jahre 1775. muß ich zuerſt ein altes zu Wien oft wiederhohltes Stück nennen, weil mit der Hauptrolle darinnen eine intereſſante Veränderung vorgegangen war. Nemlich Herr Stephanie der ältere hatte bey der Repräſentation am 7ten Jenner den Eßex, den er ehemals in der Gunſt des Fürſten ſo vortrefflich ſpielte, an Herrn Lang abgetreten. Allerdings könnte man mit Grunde fodern, daß Eßex jederzeit von einem ältern und geübtern Schauſpieler gemacht werden ſollte, weil die jüngern wohl das Feuer, aber nicht die Würde ſolcher Rollen zu erreichen pflegen. Indeßen beeiferte ſich Herr Lang doch nicht ganz unter ſeinem Muſter zu bleiben. — Den 14ten Jenner ſah man zu angenehmer Abwechſelung etwas Niedrigkomiſches aus dem Franzöſiſchen, ein Stück von dem würdigen Nachfolger des Moliere, den Univerſalerben von Regnard. So wie dergleichen Stücke auf teutſchen Theatern immer beſſer ausfallen, als Stücke von Destouches oder Leßing, ſo gieng es auch hier; Herr Müller als Kriſpin, hob das Stück am meiſten. Wenn Madam Gottlieb gleich das Feuer der Madam Brockmann, die hier Soubrette war, nicht beſitzt, ſo gelungen ihr doch viele Stellen in der Argante gut. Die jüngere Dem. Jaquet, welche noch 1770. Kinderrollen ſpielte, wird jetzt zuweilen zu wichtigern Partien gebraucht, und ſie gab in der Iſabelle aufs neue gute Hofnung. Herr Joutz, der ſonſt immer nur Nothnagel iſt, hatte leider diesmal den Ernſt und machte ihn ſo nachläßig als möglich. Herr Bergopzoomer war Geront, und ihm hatte die Direction die Hälfte der Einnahme überlaſſen. Von einen Anfänger, der ſich hier als Bedienter blicken ließ, von Herrn Kopfmüller, läßt ſich noch nichts ſagen. — Der verlohrne Sohn von Voltaire, der den 22ſten Jenner erſchien, war eine Neuigkeit, ſo oft er auch ſchon ſonſt in Wien geſchaut worden. Nemlich erſtlich der Ueberſe-

tung nach, die Herr Reppner neu in Prosa gemacht hatte, um endlich einmal die alte gerejmte aus der Gottschedischen Epoche zu verdrängen. Und dann nach der Austheilung der Rollen, die jetzo folgende ist: Herr Lang der verlohrne Sohn, Dem. Teutscherinn, die Tochter Kognaks, Herr Stephanie der ältere Euphemon, der jüngere Kognak und Herr Steigentesch, wie billig, Steifenthor. — Den 4ten Februar ward ein neues Lustspiel des Herrn Stephanie des jüngern (*) der allzugefällige Ehemann, gegeben. Der Verfasser mag nun die Idee, einen Mann, der sich gegen seine eigne Ueberzeugung von seiner Frau ins Verderben ziehen läßt, und zu schwach ist, ihren Verschwendungen Einhalt zu thun, aus einem Münchner Lustspiele die Hausfreunde, oder aus sich selbst genommen haben, so hat er doch diesmal den Plan mit nichts Unnöthigen überladen. Die Rolle einer Tante, die bey aller Zärtlichkeit für ihre Nichte doch die Augen über ihr Unglück noch zu rechter Zeit öfnet, ist am besten gerathen. Zwoo Personen muß ich vorzüglich rühmen. — Madam Stephanie, eine Schauspielerin, welche die größten Vorzüge, die ihr die Natur in der Bildung verliehen, durch Cultur ihrer Stimme und ihrer Action immer mehr erhöht, macht die verschwenderische Baronin überaus gut. Und daß sie die Madam Huber zur Tante hatte, so konnte das Stück nicht anders als allgemein gefallen. — Den 13ten Februar bewirthete Herr Stephanie der jüngere die Zuschauer abermals mit etwas neuem von seiner Arbeit die seltsame Eifersucht (**) betitelt. Es enthält eine ziemlich gemeine Intrigue, welche am Ende den Betrüger zum Betrogenen macht, und giebt wegen der flachen Karaktere dem

Schau-

(*) Neue Schauspiele aufgeführt auf den K. K. Theatern zwölfter Band.

(**) Neue Schauspiele.

Schauſpieler wenig Gelegenheit ſich zu zeigen. Die Scherze darinn ſind oft von der Art, wie folgender: Eine Lüge, ſo ſchwarz, wie des Teufels Leib-Farbe. Der Verfaßer genoß diesmal die ganze Einnahme, ſo wie ſie ihm jährlich einmal für vier Schauſpiele überlaſſen wird. — In der Karnevalszeit war man von jehr auf ſonderbare Einfälle gerathen, um den Beyfall des großen Haufens zu erhaſchen. Diesmal nahm man zu dem von denen Herrn Zachariä und Gärtner aus dem Franzöſiſchen überſetzten Spaniſchen Theater ſeine Zuflucht, und ſpielte daraus den 25 Februar gerade das ſonderbarſte die, Verwirrung über Verwirrung von Calderoni.

Die Fortſetzung nächſtens

VII.

Politiſche Neuigkeiten.

Italien.

Den 9ten September iſt zu Maltha ein groſſer Aufruhr geweſen. Die Gelegenheit darzu gaben die Geiſtlichen der Inſel, die man hier von den Geiſtlichen des Ordens wohl unterſcheiden muß. Die Verſchwornen, an deren Spitze ſich ein Prieſter mit Nahmen Manarino, Prediger und Beichtiger, geſtellt hatte, bemächtigten ſich des Forts St. Elmo, mit Hülfe eines Unterofficiers aus dem Fort, mit welchem ſie in Verſtändniß ſtunden. Ihr erſtes Unternehmen war, daß ſie ſich der darinne befindlichen kleinen Garniſon und des Ritters Guron, Majors von der Burg, verſicherten, den ſie in ein enges Gefängnis einſperrten. Hierauf ſchickten ſie 4 oder 5. aus ihrem Mittel ab,

die sich vermittelst eines nachgemachten Schlüßels eines andern Thurms bemächtigen mußten. Auf diese Weise waren die Aufrührer mit einmal von den beyden äußersten Enden der Stadt Valetta Meister. Der Ordensmeister beorderte sogleich den Vice-General von der Insel, Don Cajetan Greeck, daß er die Rebellen zu ihrer Schuldigkeit zurückbringen, und sie um die Ursachen eines so strafbaren Schrittes fragen sollte. Dieser bracht' es dahin, sie zu überreden, daß sie den Ritter Guron aus seinem Gefängniße herauszogen, und ihm die Erlaubniß gaben, auf seinem Zimmer zu bleiben. Hier machte sich dieser eben so verständige als brave Officier eines verborgnen Ausgangs aus seinem Apartement zu Nutze, um sich durch Umwege mit einigen Rittern zu vereinigen die ihn in den Stand setzten, daß er der eingesperrten Garnison Werkzeuge zustecken konnte, womit sie die Thüren ihres Gefängniß öfneten, und sich in Freyheit setzten. Mit diesem kleinen Hauffen, der nicht stärker als 120 Mann war, nahm der brave Major die Burg wieder ein, bemächtigte sich ihrer Personen, und machte dadurch den Unruhen ein Ende. Wir wollen uns nicht weitläuftiger über die übrigen Umstände dieser seltsamen Empörung und ihre Folgen ausbreiten. Nur dieses wollen wir noch hinzusetzen, daß sie von einer alten Zwistigkeit zwischen der Souveränität des Ordens und zwischen der Geistlichkeit der Insel in Ansehung der Jagdgerechtigkeit herrühret. Ueberhaupt ist das Jagen in eines andern Gehege eine herrschende Leidenschaft bey dem Volke zu Maltha, besonders unter denjenigen, welchen die Heiligkeit ihres Standes ein hinlänglicher Bewegungsgrund seyn sollte, sich solcher weltlichen Ergötzungen zu enthalten. Die Jagd ist, wie bekannt, den Geistlichen allenthalben durch die Kirchengesetze verbothen; allein zu Maltha achten die Priester dieses Verboth nicht, weil sie die sogenannten geistlichen Immunitäten

täten in ihrer größten Ausdehnung genießen, und überdieß wegen ihrer außerordentlichen Anzahl auf der Insel thun, was sie wollen.

So eben haben die Exjesuiten, Montes und Gusmao, Assistenten von Spanien und Portugal, welche seit der Aufhebung ihres Ordens auf der Engelsburg aufbewahret wurden, durch ein Decret der Congregation de rebus Jesuitarum agendis, ihre Freyheit erhalten. Es läßt sich aber daraus nichts vortheilhaftes für den Orden überhaupt schließen. Wir können sogar das Publikum aus einer Quelle, deren völlige Zuverläßigkeit uns bekannt ist, versichern, daß noch niemals die Rede von der Wiederherstellung des Jesuitischen Instituts gewesen ist, wie man zeither ausgestreut hat. Die Bourbonischen Höfe sind hierinn mit dem regierenden Pabste vollkommen einig, und haben einmüthig die kräfftigsten Maasregeln ergriffen, um die Vollstreckung des Breve von Clemens XIV. die Unterdrückung der Gesellschaft betreffend, auf immer und ewig sicherzustellen.

Frankreich.

Man redet viel von der Vermählung der Madame Elisabeth, des Königs Schwester, mit Sr. Majestät dem Kaiser, und behauptet, daß der Duc de Choiseul als Ambaßadeur nach Wien werde ernennet werden, diese Allianz zu negociiren. Der König von Portugal hätte sehr gewünschet, diese Prinzeßin mit dem Prinzen von Beyra vermählt zu sehen; allein der Hof von Versailles hat diesem Antrage kein Gehör gegeben.

Der Kriegsminister, Graf von Muy, ist an den Folgen des Steinschnittes, den er durch den berühmten Bruder Come (Cosmus) an sich verrichten ließ, gestorben. Wegen seiner großen Strenge wird er vom Militaire wenig bedauret; desto mehr aber bedauret

ihn die Nation wegen seiner Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit und Liebe zur Ordnung. Er sah die ihm in seinem Departement anvertraute Austheilung der Königlichen Gnaden als ein geheiligtes Depositum an, womit er nicht nach Willkühr und Leidenschaften schalten dürfte, und er hatte sich zu einem unverbrüchlichen Gesetz gemacht, nichts zu belohnen und zu befördern als das wahre Verdienst. Der König hat noch niemanden zu dieser erledigten Stelle ernennet. Man vermuthet, die Gewalt der Kriegsminister werde in vielen Stücken eingeschränket, und ihnen ins Künftige weiter nichts als die Ernennung zu den Aemtern, die Kriegszucht, die Bewegungen der Truppen, mit einem Worte alles, was die Kriegsoperationen betrifft, gelassen werden: Die Finanzsachen hingegen und die Besorgung des Details, als der Montirung, Lebensmittel, Furage u. s. w. soll der General-Controlleur wieder erhalten.

N. S. Den Augenblick vernimmt man, daß der König den Grafen von St. Germain zum Staats-Secretair bey dem Kriegsdepartement ernennet habe. Dieser Herr war, wie bekannt, gegen das Ende des letzten Kriegs in Königl. Dänischen Diensten; und hatte, als er solche aufgab, um in sein Vaterland zurückzukehren, sein ganzes Vermögen einem Banquier in Hamburg anvertraut, der zum Unglück Bankrott machte. Der Graf von St. Germain lebte in Elsaß, seinem Vaterlande, von einer Pension von 10 tausend Livres, die ihm der König von Frankreich gegeben hatte, als der Courier ihm die Nachricht brachte, daß er käme, ihn gleichsam wie einen neuen Cincinnatus vom Pflage an die Spitze des Kriegsdepartements zu rufen.

Aug-

England.

Der Streit zwiſchen dieſem Königreiche und denen Colonien wird immer verworrner. Die Unzufriedenheit, der Haß und die Verbitterung ſcheinen aufs höchſte geſtiegen zu ſeyn. Wenn man die Amerikaner nicht entſchuldigen kann, daß ſie ſich wider ihren Mutter-Staat aufgelehnet haben: ſo muß man doch auch geſtehen, daß ſie ihren Widerſtand mit den ſcheinbarſten Bewegungsgründen, und mit ſolchen Ausflüchten zu beſchönigen wiſſen, die gar leicht Alles auf ihre Seite bringen könnten. Auch iſt nicht zu läugnen, daß es ihnen weder an Muth noch Einſichten fehlt, ihre Empörung durchzuſetzen. Alle ihre bisherigen Unternehmungen geben den größten Begriff von ihrer Kenntniß in Kriegsſachen. Sollten ſich die Unruhen den Winter hindurch nicht legen, wie man zu befürchten Urſache hat: ſo vermuthet man für das bevorſtehende Jahr die wichtigſten Auftritte und einen der ſchrecklichſten bürgerlichen Kriege zwiſchen den königlichen Truppen und den Amerikanern.

Den 26ſten Octbr. hat der König die Sitzung des Parlements mit einer Anrede vom Throne eröfnet, welche die unbeweglichſte Entſchloſſenheit zeigt, die in dieſer groſſen Angelegenheit vom Hof und Parlament bisher geführten Grundſätze und genommenen Maasregeln durchzuſetzen. Der König legt darinn als etwas Notoriſches zum Grunde, daß der rebelliſche Krieg den Colonien nichts geringers zum Zweck habe, als die Errichtung eines von Großbrittannien unabhängigen Reiches. Se. Majeſtät leiten hieraus die dringende Nothwendigkeit ab, dieſen Unordnungen durch die entſcheidenſten Mittel ein Ende zu machen, und zeigen hiebey das völligſte Vertrauen auf die Geſinnungen Ihres Volkes ſowohl als die freundſchaftlichen Erbietungen eines Auswärtigen Beyſtandes. Von gütlichem Vergleich geſchieht in dieſer Rede keine Erwähnung

wähnung mehr; wohl aber davon „daß der König ge„wisse Personen bevollmächtigen werde, sowohl General„als Particular-Pardon nach Gutbefinden denjenigen „Provinzien, Colonien und Personen auf der Stelle zu „ertheilen, die in Zeiten wieder zum Gehorsam zurück„kehren würden.„ — Woraus abzunehmen ist, daß der Hof von den Bemühungen, die Americaner unter der Hand mit sich selbst uneinig zu machen, sich wohl noch immer den meisten Erfolg versprechen mag.

Teutschland.

Die Böhmischen Unruhen, welche dem Hofe zu Wien so viele Bekümmerniß verursachten, sind endlich gänzlich gestillet. Die Kaiserin-Königin hat in diesem Reiche ein Patent oder Reglement bekannt machen laßen, welches die Anzahl und Beschaffenheit der Frohndienste, die diese erwähnten Unruhen verursachet haben, auf einen festen Fuß setzt. Man muß gestehen, daß diese wegen ihrer sanften und klugen Regierung so geliebte und verehrte Monarchin, durch dieses Reglement so viel als möglich war, die Rechte der Menschheit gegen Gewohnheiten, die das graueste Alterthum geheiligt hat, zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen gesucht hat.

Uebrigens gewinnt es immer mehr den Anschein, als ob die glückliche Ruhe, welche Europen die Zeit her gegönnet worden, von keiner langen Dauer mehr seyn dürfte. Man befürchtet, daß die Unruhen in dem Englischen Amerika endlich auch unter einigen Mächten unsers Welttheils Mißhelligkeiten veranlaßen möchten, wovon ein allgemeiner Krieg die unvermeidliche Folge wäre. Auf einer andern Seite verbreitet sich das Gerüchte, daß Spanien der Krone Portugall, wegen derer Feindseligkeiten welche letztere Macht in den Spanischen Besitzungen in Amerika ausgeübt hat, den Krieg angekündiget habe. Obnerachtet sich dieses noch nicht be-

stätiget

ſtätiget hat, ſo ſehen es doch die Politiker in Rückſicht der kriegeriſchen Anſtalten beyder benachbarten Nationen, und in Betracht der günſtigen Umſtände für Spanien, wenn es die Portugieſen zu einer Zeit angreifet, wo ſie von den Engländern, ihren Alliirten, keine Hülfe zu hoffen haben, als etwas unvermeidliches an. Sonſten zeigt ſich gleichwohl weder in den Diſpoſitionen der übrigen Mächte noch in der Lage ihrer Angelegenheiten kein andrer Keim zu öffentlichen Trennungen. Wiewol die Angelegenheiten von Pohlen noch nicht gänzlich geendiget ſind, beſonders was den König von Preußen betrift; ſo ſcheint es doch, als wenn ſich alles durch den Weg der Negociation und mit Hülfe der Zeit, in Güte werde beylegen laſſen.

Die drey vereinigten Mächte, ſcheinen einmüthig geſinnt zu ſeyn, der Ruhe ihrer Unterthanen etwas aufzuopfern; und daher wird die beträchtliche Ausbreitung des Hauſes Oeſterreich auf Seiten der Moldau keinen Bruch mit Rußland verurſachen, wie die unruhigen Köpfe erwartet hatten.

VIII.

An die Leſer des Teutſchen Merkurs.

Ich habe im letzten Monatsſtücke (October Seite 95) mich anheiſchig gemacht künftig vom Jahr 1776 an zu jedem Quartal des Teutſchen Merkurs ein in Kupfer geſtochnes Bildnis eines merkwürdigen Mannes aus dem XVI und XVII Jahrhundert zu liefern.

Es kann dem Publico nicht unangenehm ſeyn, zu vernehmen, daß ich mehr halten werde, als ich verſprochen habe. Mein Verlangen, den Merkur von ſo vielen Seiten als mir nur immer möglich iſt, intereſſant zu machen, wird immer über jede Schwierigkeit ſiegen, wobey es nur auf meinen Willen ankömmt.

An

Anſtatt Vier ſolcher verſprochnen Bildniße wird alſo künftig jeder Jahrgang des Teutſchen Merkurs mit Zwölfen geziert, und jedem derſelben, in dem Monatsſtücke dem es vorgeſetzt wird, eine Nachricht von dem Leben und den Werken oder Thaten des denkwürdigen Mannes, den es darſtellt, eingerückt werden. In der Wahl dieſer Bildniße werde ich mich weder bloß auf Gelehrte und Kunſtler noch lediglich auf Teutſche einſchränken; beſonders in Abſicht der an außerordentlich großen Menſchen ſo fruchtbaren XVI. Jahrhunderts.

Ich will mich voritzt hierüber nicht näher erklären: Genug, daß man im Teutſchen Merkur kein Geſicht ſehen ſoll, das nicht um ſein ſelbſt willen eben ſo ſehenswerth ſeyn wird als um des Mannes willen, dem es angehört hat.

Weil aber bekanntermaaßen von einer geſtochenen Platte nicht wohl über 2000 gute Abdrücke gemacht werden können, und nicht zu erwarten iſt, daß ich von jedem Bildnis zwoo Platten auf bloßes Gerathewohl ſtechen laße; ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß nur diejenigen welche ſich auf den Merkur abonnieren, Exemplare mit Kupfern erhalten können.

Jedoch, da der Avis hievon den Liebhabern ſo ſpät zukömmt, ſoll dieſer Vortheil allen denen zu gut kommen, welche ſich vor Anfang des Monats März 1776 auf die bereits allgemein bekannte Art entweder bey ihren nächſten Poſtämtern oder Intelligenz-Comptoirs u. ſ. f. abonnieren werden.

Der Abonnements-Preis bleibt, wie bisher, eine halbe Piſtole, wofür der ganze Jahrgang, Monatlich und Franco bis an die Grenzen von Teutſchland geliefert wird.

Wieland.

Der Teutſche Merkur.

December. 1775.

I.

Gedichte.

Epiſtel an G*** in W**r.

Wir ſind wiederum im Lande!
Freund! ich habe wieder Wein!
An des teutſchen Fluſſes Strande,
Wo der Gallier Gebein
Manchen Weinberg düngt, zog der Wein
Seine Süßigkeiten ein.
Damals als die erſte unſrer Zähren
Aus den kaum gebrochnen Augen rann,
Ließ ein längſt begrabner Mann
Dieſes Fäßchen ſchon im Keller gähren.
Hab' er Dank, der gute Mann!
Dann auf dieſer Welt, wo keiner
Die Verdrießlichkeit in Bann,
Und die Freud' in Erbpacht nehmen kann,
Ach! was fienge da wohl unſer Einer
Ohne Freund' und ohne Rheinwein an?
Würklich hatt ich kaum den Spund
Meines Fäßchens ausgezogen,
Kaum mein heißer trockner Mund
Zwanzig Tropfen eingeſogen,
Als auch über Hals und Kopf
Alle Grillen fort zum Kukuk flogen.

He da! rief ich, holt geschwind
Einen Bothen der nach W** trabe!
Denn ich thäte, (wie ein Kind
In der Weihnachtsnacht) kein Auge zu
Bis ich erst, daß ich und du
Wieder reich an Weine sind,
Eporenstreichs gemeldet habe.
Wenn das närrisch ist — je nu!
Manche Fürsten schicken wohl Couriere
Ueber Land und Meer einander zu;
Und die Nachricht, wenn man sie erführe,
Leere Complimente, falsche Schwüre!
Kannst du meiner nun noch lachen?
Sind ein alter Freund wie du,
Und ein alter Wein wie der, nicht Sachen,
Die so gut, wie Kuß und Billet-doux
Den Verliebten, fröhlich machen?
Warlich, wenn ich dich im rechten Arm,
Solch ein Glaß mit meinem linken halte,
Dann begreif ich nicht, warum der Harm
Ueber alle meine Nachbarn walte?
Sind sie wie die Könige so arm
Daß sie keinen Freund besitzen?
Dann ists freilich wohl so so!
Was kann dann ein ganzes Oxhöft nützen?
Trunken macht es, nur nicht froh.
Und zum Unglück kann man alles kaufen,
Freunde nur und Freude nicht.
Zwar, es kommen ganze Haufen
Mit dem freundlichsten Gesicht
Zu dem dummen Pult gelaufen,
Sich aus wahrer Freundschaftspflicht
Auf sein Wohlseyn zu besaufen;

Doch wir hören's ſchon von fern
Daß ſich da die klugen Herr'n
Mit dem Aberwitze raufen.

Geh wohin du willſt, der Wein
Wird dir nirgend ſüßer ſchmecken;
Theurer, älter kann er ſeyn;
Doch was ſind die mehrſten Geber? Gecken!
Und was iſt ihr Nectar? Oft Gewinn
Schändlicher Betrügereyen!
Sprich! wer giebt den Wein mit Danke hin,
Daß ihn nur der Weiſe mit ihm trinke?
Reibe von der Höflichkeit die Schminke,
Was erblickſt du? Prahlerey!
Was verlangt der Thor für ſeine Flaſchen?
Niederträchtigkeit und Schmeicheley!
Hat er Aberwitz in allen Taſchen?
Friſch mit deinem Lobgeſchrey!
Hat ſein Ahnenſtolz ein Fieberſchauer?
Bieg, du Bürger, deinen Rücken krumm!
Iſt er ſpaßhaft wie ein trunkner Bauer,
So bewundr' ihn dumm und ſtumm!
Auch verſteht ſich, daß du für die Gnade,
Wenn du ſeinen Wermuth trankſt,
Bey dem Abſchied, bis zu ſeiner Wade
Deinen Schädel beugſt und kriechend dankſt.
Ob Nierint aus einer Landesplage
Seinen Wein ins Trockne zog?
Einer Witwe Hülfe dafür lag?
Sich ihn liſtig mit der Wage
Der Gerechtigkeit, zum Vortheil wog?
Ob er aus dem Schweiße ſeiner Bauern
Ihn gekeltert? Oder ob du einſt

Guter Fullgräf (*) wirst den Trinkern dauren
Wann du den Concurs beweinst?
Alle diese Fragen gehn den Mann,
Gehn den Schurken, will ich lieber sagen,
Der den Wein der Thoren trinket, an.
O! wie soll mein Tönuchen dir behagen!
Denn von keinem Thoren, dem im Wagen
Stolz und Dummheit aus den Augen glühn,
Wie aus Thieren die ihn ziehn,
Ward dieß Faß zum Lobgesang gedungen.
Eher hätt ichs noch, wie Aretin,
Mir durch unterdrückten Spott ersungen!
Nicht dem thörichten Bemühn
Einer alten Stirn die Falten
Glatt zu küssen, und an kalten
Knochenhänden jung zu glühn;
Nicht der Schwachheit, Lotterien,
Diese Scyllas auf dem Lande,
Für was bessers zu halten,
Als was ehemals den Alten
Auf der See die Scylla schien:
Nicht Beamten, die Erfahrung haben
Daß Champagner Eide bricht,
Auch den Tagelöhnergaben
Der Verleger, dank ichs nicht.
Dir, mein väterliches Guth,
Dir, worauf noch keine Zähre,
Weder Seufzer, Fluch noch Haß,
Unterdrückter Armuth ruht,
Dir verdank ichs! o gewähre
Alle Jahr doch nur ein Faß!

Und

(*) Ein Weinhändler.

Und ſo viel noch, daß ich dann
Willig den Erlaubnißſchein
Bey dem Faße mich zu freun, (*)
Von dem Staate löſen kann.

Sprich, wo fändeſt du im Lande
Einen Anker reinern Wein?
Denn daß ſich der Wirth nicht fände,
Der ſich kecklich unterſtände
Mehr als ich dein Freund zu ſeyn,
Das verſteht ſich ſchon am Rande.
Frage nur dein Herz, mein Trauter!
Iſt nicht unſre Freundſchaft lauter
Und ſo ſüß wie unſer Wein?
Sie nur flüſtert aus dem Herzen
Das Geheimniß ſtiller Schmerzen
In des Freundes Herz hinein,
Wie bey Trunkenen der Wein.
Enge Buſen macht ſie weiter,
Trübe Stirnen lacht ſie heiter,
Scherz und Lieder giebt ſie ein,
Wie dem Traurigen der Wein.
Sie nur flößt für große Werke
Hektors Muth und Herkuls Stärke
Unſern offnen Herzen ein,
Wie dem Schläfrigen der Wein.
Sie nur lehrt, der Welt voll Narren
Nicht ſo Swiftiſch gram zu ſeyn,
Wie den Doktor Swift der Wein.
Sie nur macht die Silberbakren
Unſerm Auge leicht und klein,

(*) Den Weeis Zettel.

Wie dem Geizigen der Wein.
Sie nur nimmt dem Ordensbande
Und dem Sterne seinen Schein,
Wie dem Höflinge der Wein.
Sie nur lehrt, dem Undestande
Falscher Mädchen zu verzeihn,
Wie die Liebenden der Wein.
Alles das kann Freundschaft geben?
Nun wohlan! mein goldner Freund!
Wenn die Freundschaft alles thut,
Ey! so laß uns immer leben,
So sind Welt und Menschen gut!
Glücklich bin ich! denn kein Gold
Und kein Wein hat meine Freund' erworben!
Die ich habe, sind mir hold,
Die mir fehlen, sind gestorben.
Wollte gleich mir das Geschick
Alle meine Habe plündern:
Würd es ihre Zahl vermindern?
Nein! sie liebten nicht mein Glück!
Trüg ich, selbst am Bettlerstabe,
Das was ihre Liebe mir
Schnell erwarb, nur hin vor ihre Thür,
O! gewiß, statt milder Gabe,
Bliebe bis zu meinem Grabe
Was mein Freund nur hätt' auch mir.
Möge nun das Glück mich führen
Wie es immerhin begehrt,
Meine Freunde kann ich nicht verlieren,
Und das übrige — ist wenig werth.
Nur der Wein wird billig aufgenommen;
Denn er ist der Arzt der Traurigkeit.
Zwar als solchen laß ich ihn nicht kommen,

Sen-

Sondern als den Freund der Fröhlichkeit
Ha! wie manche frohe Stunde
Soll aus unsers Fläschens Grunde
Quillen, wenn du bey mir bist!
Scherze über Fürsten-Zwist,
Spöttereyen über Thoren
Haben darinn entgegohren.
O! mein Fläschen voll und rund!
O! wie lechzet schon mein Mund!
Voller Plane zu Gedichten,
Voller Küsse für die Nichten
Ists bis oben an den Spund:
O! wie lechzet schon mein Mund?
Bist du träg'? es macht dich munter!
Hast du Spleen? es taucht ihn unter!
Bist du krank? es macht gesund!
O! wie lechzet schon mein Mund!

Schwinge dich auf deinen Rappen!
Denn ich weiß es nicht, mein Mund
Fängt so an nach Wein zu schnappen.
Doch du machst mirs fast zu bunt!
Sey doch artig, schäm dich was!
Bier'ger ungezogner Mund!
Wasser wirst du trinken müssen,
Trinkst du mir ein einzig Glas
Eh dich Damons Lippen küssen:
Nichts als Wasser! hörst du das?

Flieg zu einem Bachanale
Nach Anakreons Manier!
Sieh! hier wartet deiner eine Schale
Die auf einem Hügel von Citronen ruht,

Und ein langer Zuckerhut
Der dem Trinker in dem Saale,
Wie ein Pharus auf der See,
Zu dem Hafen des Vergnügens leuchtet;
Aſters, wie die Roſen und der Schnee,
Die am goldberänderten Pokale,
Sich was wiſſend, friſcher blühn;
Um den zärtlichen Camin
Trockne Wurzeln ganzer Buchen;
Und zwey Augen, (auch das Herz hüpft nach)
Die im höchſten Bodendach
Durch ein Sehrohr dich ſuchen.

Alle Könige der Erden
Sammt der düſtern Weiſen Zunft,
Sollten warlich allzumal
Traurig und verlegen werden,
Sähen Sie dieß Freudenmal.
Ihre Hand voll Banco-Noten
Und ihr Kopf voll Krämereyn,
Hat zwar oft den Sorgen troz geboten,
Aber auch wohl immer? Nein!
Gold und Wein! zwar könnt ihr Schmerzen lindern,
Aber elend, wer ſie zu vermindern
Eure Kraft der Moxa nöthig hat!
Glücklicher, wer in der Hütte,
Von den Aepfeln in dem Hain
Und des Baches Waſſer ſatt,
Keinen Wunſch und keine Bitte
Je um euch verloren hat.
Was der König Salomo
Einſt im Groſſen hier genoſſen,
Wahr und Falſches, Ernſt und Poſſen,

Bald

Bald als Quinteſſenz, bald roh:
Eben das ſah ich im Kleinen
Auch ein Duzend Jahr mit an,
Und nun ſollt ich doch faſt meinen
Daß ich endlich Seyn von Scheinen
Ziemlich unterſcheiden kann.
Und ſo fühl ich denn, (dieß fühlen,
Nicht dieß ſagen, macht mein Glück!)
Alles das warum die Menſchen ſpielen,
Iſt nur ſchön auf einen Augenblick.
Lieferten mir alle Zonen,
Wie Tſchirkaſſien dem Groß-Sultan,
Ihre Schönen; lebten Millionen
Nur nach meinem Wink' und Wahn;
Wär ich ſinnreich im Verſchwenden
Wie Lucullus, und Anton;
Spräche unter meinen Händen
Eine Flöte Quanzens Ton;
Wär ich, Tugend zu verblenden,
Schön wie Angelo's Adon;
Leuchtete aus meinen Tänzen
Des Noverre hoher Geiſt;
Könnt ich gleich dem Skarron und dem Kleiſt
Bald durch Witz und Spötterey,
Bald durch Ernſt im Umgang glänzen;
Könnt ich endlich meinen Scheitel
Mit Homerus Lorbeer kränzen,
Dennoch hieß es endlich — Nein!
Weisheit, Freundſchaft, gutes Blut und Wein,
Sonſt iſt alles alles eitel!

G**

An meinen Friseur.

Insekt, das die Natur zu ihrem Zeitvertreibe
Aus Puder und Pomade wachsen ließ,
Und das man dann Friseur zu meiner Plage hieß!
Wenn ich minutenlang in deiner Hand noch bleibe,
Minutenlang dein Kamm mich noch tyrannisirt,
So hast du meinen Witz auf ewig wegfrisirt,
So bin ich sonder allen Zweifel,
Wie du, der allerdümmste Teufel —
Nun, Musen, sagt, ob euch mein armer Kopf nicht rührt? —

Sollst du vielleicht an mir die Mädchen alle rächen,
Die ich ohn' ihr Verdienst so oftmals schön genennt? —
Sie warens nicht. — Ich habe nun bekennt;
Itzt straf mich auch nicht mehr! Du sollst mich radebrechen,
Wenn eine, die mir nicht wie G*** gefällt,
Ins künftge noch den Namen schön erhält.

Hat etwa dich ein Dämon abgeschicket,
Der hoch auf Zeitungs-Blättern sitzt
Und mit Kritik auf die Skribenten blitzt? —
Ich wills gestehn: ich habe sie berücket.
Ich lief zur Welt hinein, als wollt' ich gleich davon,
Und bath nie um Recommendation.
Sie wollten über mich die Nichternäschen rümpfen,
Mich spöttisch übersehn und nur ein Bischen schimpfen.
Gut! wenn mir einer nur ein Wörtchen wieder knurrt,
So etwas in den Bart, als wollt' er tadeln, murrt,
Den soll — Beelzebub nicht durch die Lüfte führen —
Das wär zu wenig! — nein, du, du sollst ihn frisiren.

Ha!

Ha! — Hörſt du nicht mich zu zerfleiſchen auf?
Ich ſagte dir wohl meinen Lebenslauf
Und ſchrieb ihn gar in Reimlein oben drauf,
Eh dir ein Löckchen nur gelingt.
Das goldne Männchen dort, das ſpielt, ſich putzt und ſingt
Und doch, ſans s'ennuyer, zwölf Stunden kaum bezwingt,
Das iſt ein Mann, für deinen Kamm gemacht,
Hat Zeit die Menge zuzuſetzen,
Und wirſt du gleich ein Schwerdt auf ſeinem Scheitel wetzen,
Sein Kopf hat drum nicht weniger gedacht.

Doch, Pudergeiſt, den ich, wie meine Geißel, haſſe!
Sey nicht ſo ſtolz und bilde dir noch ein,
So ſehr bewundernswerth zu ſeyn,
Daß du itzt mich, der ich auf jeden Narren paſſe,
So ungeſtraft zum Narren haben magſt:
Bewundernswerth bin ich, nicht du, der du mich plagſt,
Daß ich mich ſo von dir zum Narren haben laſſe. — —

Nun war mein Kreuz vorbey! Bewahr' uns doch, Apoll,
Vor dieſem Pudergeiſt, vor Alp und Rübezahlen!
Und wenn er einſt den Teufel hübſch friſiren ſoll,
So laß ihm ſeine Müh für mich doch mit bezahlen.

W**l.

An A. C. F. K**.

im Herbſt 1775.

Sey willkommen, liebes freundliches Mädchen,
Auf der guten friedlichen Muttererde!
Kommſt ſo ſpäte, Liebchen! — Die Blümchen alle

Sind

Sind gestorben — ach die trauenden Fluren
Deckt das dürre, rauschende, welke Herbstlaub.
Kommst so spät! — Wolte mit lieblichen Veilchen
Dir dein kleines wankendes Häuschen festlich
Rund umstreuen, wollte mit jedem Blättchen
Einen innigern Wunsch aufs Lager streuen.
Ach! die Veilchen und ach! die Rosen alle,
Hat mit wildem Blumenfeindlichem Rauschen
Mörder Boreas hingewürgt. — Mit bleicher
Schüchterner Röthe wird ihn bald die letzte
Letzte Schöpfung auf den wonnigen Fluren,
Wenn er dahertauscht, sterbend um Gnade bitten.
Kommst so spät, Liebchen! — wollte mit Kränzen
Mir die Harfe zum Fest der Freude schmücken;
Wollte dir, kleiner Liebling deiner trauten
Mutter, deines lieben zärtlichen Vaters,
Ein arkadischer Hirt, entgegen singen.
Weine nicht Liebchen! — 's wird nicht immer stürmen!
Werden wiederkommen die Rosenmonden
Und mit sanftem säuselndem Lispeln spielend
Durch die seidnen Mädchenlocken Dir wehen.
Flieh nicht wieder, — wie dein Brüderchen, flohe
Als es sah, daß auf den Fluren es stürmte,
Und hinüberschlummerte in die Fluren
Wo Elysiums ewiger Frühling lächelt.
Flieh nicht wieder! — will bey allen Freuden,
Den den Grazien dir und allen Hulden,
Will bei deinen sanften Aeuglein dir schwören;
Stürmt nicht immer! — wirst dich inniglich freuen
Wenn der junge May im duftenden Garten,
Schön wie jüngst dem wonnetrunkenen Freunde,
In den Schooß dir lächelnd herunter flattert.

II.

Anmerkungen

über die Religion der Kamtschadalen,

mit Anmerkungen des Herausgebers.

Die Götterlehren der Griechen und Römer, mit denen wir, nach dem Laufe unserer litterarischen Kenntnisse, eher bekannt werden als mit den Religionen anderer heidnischen Völker, haben aus diesem Grunde in unsern Augen so etwas Ungereimtes, daß wir nicht begreifen können, wie Menschen haben unverständig genug seyn können solche kindische Phantasien zu bilden, und einfältig genug, sie zu glauben. Homers Götter mit menschlichen Empfindungen, menschlichen Leidenschaften, Thorheiten und Lastern, kommen uns so abgeschmackt vor, (*) daß wir nicht wissen, ob die Unverschämtheit des Dichters, oder die Einfalt seiner Zuhörer und Leser größer gewesen seyn; weil wir uns immer an unsere lautern und erhabenen Begriffe von der Gottheit erinnern, und selten Biegsamkeit und Billigkeit genug besitzen, uns in die rohen Zeit-Alter der Entstehung solcher

Fa-

(*) Gott sey bey uns! — Doch, der Verfasser versteht ja unter dem uns vermuthlich nur einige von uns, als sie noch Schulknaben waren.

Fabeln zu verſetzen, und Ungereimtheiten zu entſchuldigen, die von der Kindheiten des menſchlichen Geſchlechtes unzertrennlich ſind (1). Ein ſehr einfaches Mittel die Ungereimtheiten der griechiſchen Mythologie zu entſchuldigen, und zugleich den Urſprung ihrer Fabeln zu erklären, hat mir immer die Vergleichung der Religionen wilder und erſt neulich entdeckter Völker mit den Alten geſchienen, weil ſich hier oft die Data wiederfinden, die die Länge der Zeit aus den Jahrbüchern der Alten vertilget hat. Die Religion der Kamtſchadalen, hat mit den Fabeln Griechenlandes in vielen Stücken eine auffallende Aehnlichkeit, und daher habe ich ſie gewählt, die letztern aus der erſtern in einigen Stücken zu erläutern.

Die Kamtſchadalen verehren nach dem Steller (Beſchreibung von Kamtſchatka, Hauptſt. 24.) einen höchſten Gott, denn ſie Kutka nennen, und dem ſie die Schöpfung, Erhaltung, und Regierung der ganzen Welt zuſchreiben. Die Griechen legen dieſe Verrichtungen dem Jupiter bey, und geben ihm die erhabenſten Attribute, ſo lange ſie ihn als Regierer der Welt denken (2). Nach dieſem Grundſatze hätten beyde Nationen den Regeln eines geſunden Raiſonnements gemäß, dieſem höchſten Gotte auch alle übrigen Eigenſchaften in einem ſo hohen und über alles Menſchliche erhabene Maaße beylegen ſollen, als es ein Werk, wie die Regierung der Welt, erfordert.

fordert. Allein durch einen Widerſpruch, der nur von ungebildeten, mehr durch Imagination als durch reinen Verſtand denkenden (3) Völkern verdauet werden kann, laſſen die Griechen ihren Jupiter manchmahl kindiſche, manchmahl laſterhafte, und die Kamtſchadalen ihren Kutka manchmahl höchſt niedrige und pöbelhafte, manchmahl ſchändliche Handlungen verrichten. Beyde Nationen ſtimmen in ihren Grund-Ideen von dem höchſten Gotte vollkommen überein, beyde erheben ihn ſo ſehr von Seiten der Macht, als ſie ihn von Seiten ſeiner moraliſchen Güte erniedrigen. Die Begebenheiten des Griechiſchen Jupiters ſind zu bekannt, als daß ich ſie hier wiederhohlen dürfte; ich will alſo einige Paralelſtellen zu ſeiner Geſchichte aus der Geſchichte des Kamtſchadaliſchen Kutka anführen.

In ſeiner Wohnung am Kamtſchatka-Strohme hörte Kutka einmahls bey Nacht ein Geräuſch; er ſtand von ſeinem Bette auf, ſahe ſich um, und erblickte in einer Entfernung etwas, welches ihm die Urſache des Geräuſches zu ſeyn ſchien. Die Neugierde bewog ihn, die Sache genau zu unterſuchen, und den Weg nach dem See-Strande zu nehmen, wo er die Urheber deſſelben zu finden glaubte. In einer ziemlichen Entfernung blieb er ſtehen, und ſtellte folgendes Selbſtgeſpräch an: ſollten dies wohl Menſchen ſeyn? Doch nein, ſie bewegen ſich ja nicht!

nicht! Gieng drauf etwas näher, und frag sich, sollten es wohl Gänse seyn? Auch nicht, denn sie haben keine langen Hälse. Endlich nach langen Muthmaßungen kam er der Sache nahe genug um zu entdecken, daß es Mäuse waren. Diese nun hatten einen todten See-Hund gefunden, und beschäftigten sich eben damit, ihn in den Sand zu verscharren, damit sie ihn vor der ihnen bekannten Gefräßigkeit des Kutka verwahren möchten. Um ihm allen Verdacht zu benehmen, beschlossen sie herumzuspringen, sich zu stellen als würden sie ihn nicht gewahr, und ihm alles was er verlangen oder fragen würde zu verneinen. Allein Kutka, listiger als die Mäuse, wurde die Spur des im Sande geschleppten See-Hundes gewahr, und frug: Was für eine Spur ist das? Die Spur einer Maus, mit der wir gespielt haben, antworteten die Mäuse. Gut, sagte Kutka, ich will mich niederlegen, und eine von eurer Gesellschaft soll mir die Läuse absuchen. Die Mäuse merkten seine Absichten, und um ihn zu verhindern, ihre Beute durch den Geruch auszuspähen, entschuldigten sie sich, eine nach der andern, so gut sie konnten. Eine junge unerfahrne Maus aber, die gerade auf dem todten See-Hunde saß, war einfältig genug in sein Verlangen zu willigen. Kaum hatte Kutka sich niedergelegt, so kratzte er ein Loch in den Sand, fand den vergrabenen Schatz, und trug ihn, nach einem den Mäusen gegebenen Verweise, in seine Wohnung.

Die

Die Mäuſe, über ihren Verluſt verdrießlich, ſtahlen in der Nacht den See-Hund wieder weg, und legten verfaultes Holz und Torf an ſeine Stelle. Hiermit begnügte ſich ihre Rachbegierde noch nicht, ſondern gab ihnen ein, um den Feuer-Heerd ſpitzige Stäbe in die Erde zu ſtecken, damit ſich Kutka beym Niederſetzen dadurch verwunden möchte. Früh Morgens ſtand Kutka auf, und fieng an Feuer zum Kochen zu bereiten, allein er erſchrack heftig als er beym Setzen ſich in den Stäben verwundete. Doch ließ er ſich dadurch nicht abhalten das Feuer anzuzünden. Nun rief er ſeine Kinder, und befahl dem älteſten Sohne das Fleiſch herzubringen, der ihm aber die Nachricht gab, es wäre nichts als verfaultes Holz und Torf da. Kutka glaubte er verſpotte ihn, und züchtigte ihn im Zorne davor. Aber wie erſtaunte er nicht als er ſelbſt nichts mehr als ſein Sohn vorfand! Die Urheber dieſes Diebſtahls waren leicht zu errathen, es wird alſo beſchloſſen von ihnen eine grauſame Rache zu nehmen. Dieſes hatten die Mäuſe vorher geſehen, ſie kamen daher ihn in demüthiger Stellung um Vergebung zu bitten, entſchuldigten ſich mit ihrer diebiſchen Natur, und verſprachen Beſſerung. Hierdurch, noch mehr aber durch eine von ihnen zubereitete Mahlzeit beſänftigt, aß er ſich recht ſatt, und ſchlief ein; die Mäuſe aber ſannen auf ein anderes Mittel ſich an ihm zu rächen, und beſchloßen, ihm falſche Augenbraunen von rothen

Haaren anzuheften, damit er bey seinem Erwachen alles für brennend ansehen möchte. Dies geschahe auch würklich, denn Kutka in der Meynung sein Haus sey in Brand gerathen, rief seine Gemahlin Chachy heraus, gab ihr harte Verweise, einen von seinen Söhnen schlug er, und besänftigte sich endlich, als Chachy durch Abnehmung der falschen Augenbraunen den Brand gelöscht hatte. In seinem Grimm gieng Kutka abermal gegen die Mäuse, liess sich abermal auf eine eben so kindische Art besänftigen, und nach der Besänftigung betrügen, so lange bis endlich die Mäuse sich unter die Erde verkriechen musten, um seinen Anfällen nicht weiter blos gestellt zu seyn. Diese Fabel verglichen mit den Griechischen Fabeln vom Jupiter, giebt das Resultat, daß in beyden einerley Ideen zum Grunde liegen, beyde menschlich handeln, und nicht nur menschlich, sondern kindisch handeln; (4) daß aber demungeachtet ein merklicher Unterschied zwischen beyden darinn liegt, daß Jupiter feiner und listiger ist als Kutka. Diese Verschiedenheit läßt sich leicht und natürlich aus den verschiedenen Lebensarten und verschiedenen Himmels Gegenden beyder Nationen erklären. Die Kamtschadalen in einem rauhen Clima gebohren, von den feinern sinnlichen Ergötzungen entfernt, mit groben Nahrungs-Mitteln versehen, können nur von ganz groben Gegenständen gerührt und mit den widerlichsten Ideen angefüllt werden: die Griechen hingegen, von

tausend reitzenden Gegenständen umgeben, mussten nothwendig ihre Phantasie mit angenehmen Bildern anfüllen, ihren Erdichtungen mehr Schmuck und Feinheit geben, und sich ihre Götter in einer mit mehr Anstand verbundenen menschlichen Gestalt denken. Wenn es also gewiß ist, daß unsre Begriffe von Gott mit der Cultur immer erhabener werden, daß wir nach allen Anstrengungen in dem unbegreiflichen göttlichen Wesen immer dem Menschlichen ähnliche Eigenschaften denken müßen, so muß es auch wahr seyn, daß rohe und nicht einmahl halb gebildete Menschen sich die gröbsten und ungereimtesten Vorstellungen von diesem über alles uns Unbegreifliche erhabenen Wesen machen müßen. (5)

Die große Anzahl der Griechischen Götter-Fabeln ist nächst den der Gottheit unanständigen Ideen, eine der Aufmerksamkeit würdige Sache. Denn da sie einmal einen Jupiter, einen Neptun u. s. w. angenommen hatten, so hätte man der simplen Denkungs-Art der alten Welt gemäß schließen müssen, daß sie sich mit den wenigsten möglichen Kenntnissen von ihnen hätten begnügen lassen. Die Kamtschadalen geben uns einige Fakta an die Hand, die dieses Problem auf eine sehr natürliche, und den rohen Zeiten angemessene Art auflösen. In vorigen Zeiten, sagt Steller (Haupst. 30.) machten sie öfters lustige Zusammenkünfte, brachten die Zeit mit Essen, Singen, Tan-

gen, und kurzweiligen Erzählungen zu, die gemeiniglich ihren Schöpfer Kutka betrafen. Kinder und ihnen ähnliche wilde Nationen lieben in ihren Erzählungen das Wunderbare, weil sie nichts so stark als das Außerordentliche und Unbegreifliche interessiren, und ihre Phantasie mit so mancherley Bildern anfüllen kann. Aus diesem einzigen Grunde (6) erhalten und vermehren sich unter unserm Pöbel die Erdichtungen von Gespenstern und Zaubereyen; und aus ihm allein galt in den noch halb barbarischen Zeiten Europens keine Poesie so sehr, als die mit Bezauberungen, Feen, und andern übernatürlichen Geschöpfen der Einbildungskraft angefüllt war. Die Götter sind in den ungeschliffenen Zeit-Altern ein Gegenstand der die ganze Imagination der Menschen einnimmt, an den sie oft denken, und von dem sie alles ihnen Unbegreifliche herzuleiten suchen; sie müssen daher ihre wunderbaren Erzählungen allemahl aus der Götter-Lehre hernehmen, und dadurch endlich einen unübersehlichen Vorrath von Fabeln zusammendichten. Bey den Griechen kam zu den mündlichen alten Erzählungen, von welchen Homer eine große Anzahl mit dem Beyfalle der Nation gesammlet hatte, noch die Nacheiferung der Dichter, die theils um den Homer nachzuahmen, theils auch um sich einander zu übertreffen, und etwas neues zu sagen, immer neue Fabeln zu den Alten hinzudichteten. Je mehr sich die Denkungs-Art und der Geschmack

ſchmack der Nation verfeinerte und veredelte, deſto unerträglicher wurden ihnen die uralten Charaktere und Handlungen der Götter, und daher ward es den Dichtern zum Geſetze, die Götter in einer erhabenern und anſtändigern Geſtalt auftreten zu laſſen, als es die Alten gethan hatten. Hierdurch verlohren ſich allmählich die Götter aus den Augen der Menſchen, und zogen zum Olympus hinauf, von da ſie den richtiger denkenden und erhabener empfindenden Menſchen ſo groß und verehrungswürdig vorzukommen anfiengen, daß ſie unmöglich glauben konnten, ihre Vorfahren hätten die Fabeln im eigentlichen Verſtande geglaubt und erdichtet. Man dachte daher auf neue Erklärungs-Arten, und fieng an die Götter in allegoriſche Perſonen zu verwandeln.

Außer dem Kutka haben die Kamtſchadalen noch eine Menge anderer Götter, denen ſie, gleich den Griechen, Wohnungen und Herrſchaften im Meere, in den Wäldern, auf den Bergen, und an andern Orten mehr freygebig angewieſen haben. In der See wohnt ein Gott in Fiſch-Geſtalt, den ſie Mitgh nennen, und der die Fiſche aus der See die Ströme aufwärts ſchicken ſoll, weil er ſich an den mit Wäldern beſetzten Quellen der Flüße Kähne machen will. Dieſen Gott ſcheinen ſie daher genommen zu haben, daß ſie die Urſache dieſes ihnen ſo nützlichen Aufſteigens der Fiſche nicht begreifen konnten. Aus

der groſsen mit einmahl ankommenden Menge Fiſche ſchloſſen ſie analogiſch, daſs jemand ſie vor ſich wie eine Heerde Schaafe hertriebe, folglich ihr Befehlshaber und Hirt, und, weil alles Auſserordentliche göttlicher Natur iſt, ein Gott der Fiſche, wäre. Eine dieſer ſehr ähnlichen Ideen finde ich in der Griechiſchen Fabel vom Proteus; dieſen läſst Homer (Odyſſ. δ.) die See-Kälber an das Ufer treiben, ſie überzählen, ſich mitten unter ihnen niederlegen, und überhaupt alles thun, was ein Hirte derſelben nur immer thun müſſe. Wahrſcheinlich haben die Griechen, weil ſie nicht begreiffen konnten, warum ſich dieſe Thiere zu gewiſſen Zeiten haufenweiſe am Ufer verſammeln, daſelbſt ausruhen und zu weiden ſcheinen, den Schluſs gemacht, es müſte eine Gottheit da ſeyn, die ſie ſo regelmäſsig und in ſolcher Menge ans Ufer triebe, und daſelbſt weidete.

Auch den Wäldern geben die Kamtſchadalen eigene Götter, mit Nahmen Liſchi, Janni; dieſe ſollen wie Menſchen gebildet ſeyn, die Weiber verführen, und die Menſchen raſend machen. Ein dunkler unabſehlicher Wald prägt von Natur ſchreckhafte Bilder ein; dieſe vaguen Schrecken verwandeln ſich ſehr leicht in menſchliche Geſtalten, weil man im Geräuſche der Bäume, den Stimmen der Thiere, manchmal auch im entfernten menſchlichen Geſchrey, uns bekannte und mehr als menſchliche Weſen wahrzu-

neh-

nehmen glaubt, da man die eigentliche Urſache dieſer mancherley Stimmen nicht errathen kann. Die hierdurch erhitzte und von Furcht betäubte Phantaſie bildet alsdenn ſehr leicht entfernte Geſtalten und Schatten der Bäume in menſchliche aber monſtröſe Figuren um, die man daher für die Geſtalten der Waldgötter anſieht. Hierzu kommt noch, daß die unkultivirten Menſchen die Wälder am leichteſten dazu wählen, ſich Gelegenheit zu verſchaffen ihre thieriſchen Begierden zu befriedigen; daß Weiber, denen von unbekannten eine ſolche Beleidigung wiederfahren iſt, ſie am natürlichſten den Waldgöttern zuſchreiben, und daß daher dieſe Geſchöpfe der Einbildungskraft als ſehr fürchterlich, und den Weibern vorzüglich nachſtellend angeſehen werden. Die Faunen und der Pan der Griechen haben faſt eben die Eigenſchaften, die wir an den Kamtſchadaliſchen Waldgöttern bemerkt haben, und zeigen durch ihre Uebereinſtimmung mit dieſen, daß ſie ihre Exiſtenz einer gewiſſen allgemeinen in der Natur der Dinge ſelbſt liegenden Urſache zu danken haben.

Wie die Griechen haben auch die Kamtſchadalen ihre Berg-Götter, aber mit einem ſehr merklichen Unterſchiede. Bey dem Griechen ſind ſie weiblichen Geſchlechtes, von einem ſanften Karakter; bey den Kamtſchadalen hergegen ſchrecklich und verwüſtend. Daß alſo beyde Nationen den Bergen Götter geben

muß eine allgemeine, daß ſie dieſe Götter aber ſo ſehr verſchieden ſich vorſtellen, muß eine in der Beſchaffenheit der Gegenden liegende beſondere Urſache haben. Der Gedanke, die Berge für Götter-Wohnungen anzuſehen, ſcheint theils von dem Grauſen, welches hohe ſteile Berge verurſachen, theils von dem Echo entſtanden zu ſeyn, welches alle rohe Nationen übernatürlichen göttlichen Weſen zuzuſchreiben nicht umhin können, weil ſie zu wenig Naturkündiger ſind um ſeine wahre Urſache zu entdecken. Sind einmal Berg-Götter angenommen: ſo müſſen ſie ſich in verſchiedenen Ländern nach Verſchiedenheit des Eindrucks der Berge, und nach der verſchiedenen phyſiſchen Beſchaffenheit der Berge ſelbſt modificiren. Kamtſchatka enthält viele rauchende und feuerſpeyende Berge, auf welchem, nach dem Berichte der Kamtſchadalen, Wallfiſch-Knochen gefunden werden; die Kamtſchadalen alſo ſtellen ſich die Berg-Götter als ehe Weſen vor, die in dem Innern der Berge Feuer anzünden, ſich Fiſche zu ihren Mahlzeiten kochen oder im Winter ihre Wohnungen mit einem ungeheuren Feuer einheitzen. Daher erdichten ſie auch von ihnen, daß ſie des Nachts manchmal auf den Fiſchfang ausgehen, und daß ein jeder zehn Wallfiſche, an jeden Finger einen, mit ſich nach Hauſe trägt. Die Griechen hergegen, denen das ſanfte Clima und die ſtillen ruhigen Berge keine ſo fürchterliche Ideen einprägten, blieben bey dem erſten einfachen

sachen Ideen von Berg-Gottheiten stehen, und gaben ihnen einen sanften Charakter.

Die Menschen, wenn sie einmal die Idee vom göttlichen Wesen gebildet haben, suchen alles durch übernatürliche Ursachen zu erklären, theils um sich die Mühe zu ersparen, die sie an die Nachsuchung der natürlichen Ursache wenden müßten, theils auch, weil sie die erste Idee, die ihnen nur einigen erträglichen Grund der Natur-Begebenheiten anzugeben scheint, für die beste und wahrste halten. Dieser Gang ist dem menschlichen Geiste so natürlich, daß auch noch jezt unsere Philosophen mit aller Logik und aller Cultur des Verstandes ihn täglich betreten, und zur Erklärung der Würkungen in der Natur nicht allemahl die besten, sondern gemeiniglich die am ersten auffallenden, und in ihre Phantasie am tiefsten eingedruckten Gründe wählen. Die Kamtschadalen leiten, nach dieser Regel, den Donner von einer besondern Gottheit her, die sie Billukai nennen, oder sehen auch den Kutka als Urheber des Donners an. (Steller Hauptst. 5.) Wenn es donnert, so spricht einer zum andern, der Kutka oder auch der Billukai, zieht seine Kähne aus dem Flusse über die Kiesselsteine nach dem Ufer, und dadurch glauben sie das Gepraßel des Donners zu erklären. Wird ein sehr harter Donnerschlag gehört, so glauben sie, Billukai wäre sehr zornig, und werfe ein aufgeblasenes

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20593 / 362

Fell zur Erde nieder, welches den fürchterlichen Knall verursache. Den Regen erklären sie durch das vom Billukai und seinen Untergeistern gelassene Wasser. Wenn nun dieser Gott sich seiner Last entledigt habe, so ziehe er ein neues Kleid an, das unten mit Franzen von rothgefärbten Seehund-Haaren und allerley bunten ledernen Riemen bebrämt ist; dieser Saum nun verursache den Regenbogen. Die Entstehung des Windes erläutern sie durch folgende Fabel: Kutska hat in den Wolken einen Mann erschaffen, Balakitgh genannt, und ihm eine Gemahlin mit Nahmen Savina Kikagt gegeben. Dieser Balakitgh nun hat sehr lange und krause Haare, durch deren Schütteln er den Wind hervorbringt. Manchmal verreiset er auch, und dann schmückt sich seine Gemahlin mit einem rothen Seekraute, um ihm bey seiner Zurückkunft desto besser zu gefallen; kommt er nun bald wieder, so ist sie zufrieden, verzieht er aber bis gegen den Morgen, so weint sie darüber, daß sie sich vergeblich geschmückt hat. Aus diesem Weinen entstehen dunkle trübe Tage, die so lange anhalten, bis der Gott des Windes wieder nach Hause kommt. Durch den Schmuck von rothem Seekraute, den die Savina Kikagt anlegt, wollen die Kamtschadalen die Morgen- und Abendröthe erklären.

Bey diesen Fabeln finde ich zweyerley zu bemerken. Erstlich, daß ungebildete Völker aus Unwissenheit

der

der natürlichen Urſachen der Luft- und Erdveränderungen, ſie durch einen Gott zu erklären ſuchen, dem ſie nach Beſchaffenheit der Stärke oder Schwäche ihrer Einbildungskraft, und des Anblickes der Sachen ſelbſt, mehr oder weniger fürchterliche, die Veränderung ſelbſt ausdrückende Attribute beylegen. Es ſind alſo ſolche Fabeln, durch die ſie Naturbegebenheiten erklären wollen, in ihrem Urſprunge nicht allegoriſch, ſondern ſie werden in dem genaueſten buchſtäblichen Verſtande von ihnen erdichtet und geglaubt. Zweytens, daß aber demungeachtet doch eine Allegorie bey dieſen Fabeln zum Grunde liegt, in ſo fern das Weſen der Allegorie darinn beſteht, daß allgemeine und abſtrakte Begriffe perſonificiret, und als handelnde Weſen vorgeſtellt werden. Hierdurch erklärt ſich der Uebergang der mythologiſchen Geſchöpfe von würklichen Perſonen in allegoriſche Weſen ſehr natürlich; denn wenn ein Volk mit immer zunehmender Cultur, und der von ihr unzertrennlichen richtigern Kenntniß der Natur, ſeine alten Fabeln als Religionswahrheiten beybehält; ſo muß ihr alter buchſtäblicher Verſtand ihm allmählig immer ungereimter vorkommen, und es muß anfangen zu glauben, daß ſeine Vorfahren durch ihre groſſe Menge von Göttern und Göttergeſchichten nichts weiter als natürliche Kräfte habe abbilden wollen, weil es ſich nicht vorſtellen kann, daß ſie einfältig

fältig genug gewesen seyn sollten, ihre vielen Götter als würkliche Personen zu denken.

Beyspiele zu diesem Satze finden sich in der griechischen Religion in Menge. Homer, der den alten rohen Zeiten noch nahe war, läßt seine Götter als würklich existirende Wesen handeln, und man findet keine Spur, daß Jupiter, Juno, Apollo, ihm Abbildungen der Naturkräfte sind. Hesiodus macht schon die Liebe zu einer allegorischen Gottheit, und sucht durch sie die Entstehung der Götter aus dem alten Chaos zu erklären. Die alten Eleatiker und der dunkle Heraklit lassen schon die Nahmen, Juno, Jupiter, Pluto, Elemente bedeuten; Plato und nach ihm die Stoicker suchen alle Götternahmen in Allegorien der natürlichen Kräfte und Verrichtungen der Weltseele zu verwandeln.

Die sonderbare Kamtschadalische Erklärung des Erdbebens macht diese Sätze noch wahrscheinlicher. In oder unter der Erde wohnt ein mächtiger Gott, mit Nahmen Giul, der einen Hund hat, welchen sie Koseja nennen. In Begleitung dieses Hundes fährt er auf seinem Schlitten herum, und wenn der Hund den Schnee abschüttelt, so wird die Erde dadurch bewegt. Wenn uns von den Griechen alle alte Göttererzählungen übrig geblieben wären; so würden wir ohne Zweifel darin eben so deutliche

Spuren

Spuren finden, daß auch ſie die natürlichen Begebenheiten durch Annehmung gewiſſer dazu beſtimmter Götter erklärt haben. Aeolus der Beherrſcher des Windes; Neptun, der nach ſeinem Gefallen das Meer erregt und beruhiget; die Najaden, die aus irdenen Gefäßen die Ströme und Bäche hervorgießen; die Dryaden und Hamadryaden, die mit den Bäumen wachſen, leben und ſterben, ſind noch ſehr deutliche Merkmale von der ehemaligen Bemühung der Griechen, phyſiſche Begebenheiten durch Würkungen der Götter zu erklären. Die beſondere Anwendung dieſer Gottheiten auf die Naturlehre, die Art wie jeder Gott jede Erſcheinung in der Natur hervorbringt, die uns zum einleuchtendſten Beweiſe dienen könnte, daß ſie alle nicht allegoriſche, ſondern würklich phyſiſche Weſen bey ihnen geweſen ſind, iſt größtentheils verlohren gegangen. Man ſieht aber davon noch ſehr deutliche Merkmahle an den Verwandlungen Ovids, und in den Fabeln mancher anderer Dichter, die Blumen, Vögel, Bäume, Bernſtein, und andere natürliche Subſtanzen aus Götterblut, Thränen, und auf viele andere Arten mehr mythologiſch entſtehen laſſen. Der Stoff zu dieſen Verwandlungen muß in den älteſten Fabeln und Traditionen gelegen haben. Denn der Dichter, der nur durch ſolche Erdichtungen gefallen und rühren kann, die in den Augen ſeiner Leſer wahrſcheinlich ſind, nimmt die Materie ſeiner Erfindungen aus al-

ten Traditionen her. Aus allen diesen Gründen, und aus der sich fast überall gleichen Aeußerung des menschlichen Verstandes in den ersten Begriffen von Gott, scheint es mir hinlänglich zu erhellen, daß die ältesten Griechen, so wie die jetzigen Kamtschadalen ihre Götter zur Erklärung der Naturbegebenheiten gebraucht, und sie für würklich existirende Wesen gehalten haben.

Menschen die die natürlichen Ursachen der Dinge nicht einsehen, die weiter nichts als sich selbst, und ihre eigenen Veränderungen kennen, müssen nothwendig von sich selbst auf die Wesen außer sich schliessen; sich vorstellen daß außerordentliche Natur-Begebenheiten aus eben solchem freyen Willen der leblosen Körper, herkomme, als sie selbst bey sich wahrnehmen, kurz, daß auch leblose Geschöpfe wollen, denken, und Leidenschaften haben. Die Moralisten haben schon lange bemerkt, daß Jeder, wenn von großen und heldmüthigen Handlungen die Rede ist, sich selbst zum Maasstabe annimmt, und nur diejenigen außerordentlichen Verrichtungen anderer Menschen für möglich, uneigennützig und wahrhaftig edel hält, die er sich selbst auszuführen getrauet. Auch in physischen Untersuchungen findet dieser Grundsatz statt, und in so fern hatte Protagoras Recht, wenn er den Menschen zum Maasstabe aller Dinge annahm. Durch Reflexion und Nachdenken haben

wir

wir es dahin gebracht, daß wir mit kaltem Blute es als lächerlich ansehen, wenn jemand lebloſen Dingen menſchliche Empfindungen und Handlungen zuſchreibt; aber durch alle Philoſophie haben wir dahin noch nicht gelangen können, daß wir nicht in lebhaften Empfindungen und Affekten mit lebloſen Dingen reden, einen Stein der uns ſtößt, nicht wiederſtoßen, und alles was uns in Wege ſteht nicht davor zu beſtrafen daß es kühn und unvorſichtig genug war, uns in unſern Verrichtungen zu hindern. Nach dieſer einfachen, und in der Natur des Menſchen gegründeten Urſache, ſtellten ſich ungebildete Menſchen alle Weſen außer ſich als lebend, als Menſchlich empfindend und denkend vor, und erdachten daher Geſpräche, Steitigkeiten, Entſchließungen lebloſer Dinge, um dadurch außerordentliche vor ihren Augen ſich ereignende Begebenheiten ſich faßlich zu machen. Die Kamtſchadalen geben zu dieſer Theorie ein einleuchtendes Beyſpiel; denn von einem in der See vom feſten Lande nicht weit entfernt liegenden Felſen glauben ſie, er habe ehemahls an dem Lande geſtanden, ſey aber wegen ſeiner großen Höhe, und ſeines weiten Umfanges allen übrigen Bergen dadurch verhaßt geworden, daß er ihnen das Sonnen-Licht entzogen habe. Durch das unaufhörliche Schimpfen derſelben endlich aufgebracht, habe er ſich vom Lande losgerißen, und ſey eine ziemliche Ecke in die See heraus gegangen, um ſich daſelbſt

selbst einsam zur Ruhe zu begeben. Damit aber doch sein Andenken am Lande nicht gänzlich verlohren gienge: so habe er sein Herz allein an der alten Stelle zurückgelaßen. Auch die Griechen geben uns zu diesem Gesetze ähnliche Beyspiele, indem sie, um die ihnen unbegreifliche Aufthürmung der Felsen in Thessalien zu erklären, vielleicht auch, weil sie noch einige dunkle Traditionen von den ehmals daselbst vorgegangenen großen Natur-Veränderungen hatten, einen Krieg der Gigänten gegen die Götter ersannen, und von diesen die ungeheuren Felsen über einander schleudern ließen. Aus der Aehnlichkeit beyder Fabeln, und der Uebereinstimmung des poetischen Zeit-Alters, in welchem beyde erfunden sind, läßt sich sehr wahrscheinlich schließen, daß die Griechische so wenig als die Kamtschadalische allegorisch seyn kann. Welche Ursache konnte die Griechen antreiben, hier Allegorien zu machen? — Die Natur-Veränderungen begreiflicher zu machen? Sie ward in den Augen verständiger Leute durch willkührliche Annehmung ungeheurer, undenkbarer Wesen, nur noch unbegreiflicher. Sie interessanter zu machen? Sie wird durch Erdichtung unwahrscheinlicher und unglaublicher Ursachen lächerlich anstatt wichtig zu werden. Sie mehr für die Einbildungs-Kraft und die Sinnen zu bringen? Mich dünkt es läßt sich eben so leicht einbilden wie ein Erdbeben Felsen über einander häufen, als wie bis zum lächerlichen ungeheuer

heuer gemachte Riesen es thun können. Mit einem Worte, es läßt sich keine befriedigende Ursache denken, warum die alten Griechen hier sollten Allegorie gesucht haben. Daß wir jetzt solche Fabeln als allegorisch anzusehen pflegen, kommt theils daher daß sie uns von den spätern cultivirten Griechen so vorgestellt sind, theils auch daher daß wir uns durch eine sehr sonderbare Ideen-Association gewöhnt haben alles was sehr alt ist, für sehr weise zu halten. Ein sehr unglücklich angebrachter Schluß von dem Kleinern auf daß Größere, und der Mangel an Kenntnis unkultivirter Nationen hat diese Vorurtheil bey unsern Vorfahren veranlaßt. Die alten Römer, schloß man, haben uns in ihren Schriften viel Wahrheit und Weisheit hinterlassen; diese haben alles von den noch ältern Griechen empfangen, die folglich noch weiser als sie gewesen seyn müssen; wenn nun die Griechen zu Platos Zeiten so weise waren, was müssen sie nicht vor dem trojanischen Kriege gewesen seyn? Hätte man zu der Zeit da dieser Schluß gemacht wurde Nachrichten von rohen Nationen aus Amerika, aus dem Norden von Europa, u. s. w. gehabt; und wäre man durch diese vorbereitet worden sich in die Denkungs-Art der alten Welt zu versetzen: so würde man sich lange bedacht haben, den Schluß-Satz an die Vorder-Sätze zu knüpfen. Ein wesentlicher und bleibender Nutzen der neuen Entdeckungen auf der Erdkugel ist also

für unsere Wissenschaften unstreitig dieser, daß wir die Menschen in den verschiedenen Zeit-Ältern ihrer Cultur näher zu uns selbst bringen, um die Entstehung unserer Kenntniße vollkommener kennen, und dadurch auch die Fabeln alter Völker dadurch besser verstehen zu lernen.

Eben diese Unwissenheit der natürlichen und Voraussezung der übernatürlichen Ursachen macht, daß alle fürchterliche und gefährliche Oerter, so wohl auf dem Wasser, als auf dem festen Lande, für Wohnungen und Behältniße göttlicher Wesen angesehen werden. Nicht weit von Lapatka sagt Steller (S. 19) ist ein sehr heftiger und gefährlicher Strudel, der bey stillem Wetter über 20 bis 30 Faden hoch geht. Wenn die Kamtschadalen diese Gegend vorbey fahren wollen: so versorgen sie sich mit Toback und sehr kraus geschnittenen Hobel-Spänen, weil sie glauben diese glichen den krausen Haaren des in dem Strudel sich aufhaltenden Gottes, und müßten ihm daher ein angenehmes Geschenk seyn, dadurch er bewogen würde ihnen eine glückliche Farth zu verschaffen. Diese nun werfen sie bey dem Eintritte des Strudels in die See, und der Steuermann spricht dabey folgende Worte: „Nimm uns nicht übel daß wir oft über dich fahren, und gleichsam alle Furcht vergeßen. Wir fürchten uns genug, aber was zu thun? Wir sind nicht Schuld daran, sondern die

die Cosacken, die uns zwingen ihnen Tribut zu bezahlen.„ Eine dieser ähnliche Furcht und Urkunde der Physick bewog die ältesten Griechen an den Strudel bey Sicilien zwey fürchterliche Ungeheuer zu setzen, die das Wasser wechselsweise einschlürfen, und wieder ausspeyen, und dadurch, die ihnen wunderbare Bewegung des Meeres verursachen.

Nach diesem Leben glauben die Kamtschadalen noch ein anderes, welches gleich nach dem Tode in der Unterwelt seinen Anfang nimmt. Steller sagt so gar, daß sie eine Auferstehung des Leibes und Vereinigung desselben mit der vorigen Seele annehmen, die sich nicht nur über die Menschen, sondern auch über alle Thiere bis auf die kleinste Fliege erstrecken soll (Hauptst. 24.) In dem Verstande worinn wir das Wort Auferstehung nehmen, da es eine Wiedervereinigung der durch die Verwesung zerstreuten Theile des Körpers, und eine Wiederverbindung desselben mit der vorigen Seele bedeutet, scheint mir diese Lehre sich für solche Völker als die Kamtschadalen sind, nicht zu schicken: weil sie nothwendig die Kenntniß eines allmächtigen, allwissenden Wesen vorausgesetzt, und weil die Kamtschadalische Auferstehung gleich nach dem Tode geschehen soll, da der Körper unmöglich schon durch die Verwesung in seine Elemente aufgelöset seyn kann. Ohne Zweifel ist hier Stellern der Zufall mancher ande-

ter Reisenden wiederfahren, daß er den Kamtschadalen, anstatt ihre Meynung genau zu erforschen, seine eigene Religions-Begriffe, wegen einiger zwischen beyden wahrgenommenen Aehnlichkeiten, gelichen hat. Bey den meisten wilden Nationen findet man Spuren von einem Glauben an ein nach dem Tode erfolgendes Leben, und darin die Haupt-Idee enthalten, daß entweder derselbe Körper, den sie hier mit sich herum getragen haben, oder ein subtiler, luftiger, schattenähnlicher Körper in die Unterwelt versetzt werden soll. Man wird also, glaube ich, den Kamtschadalen nicht Unrecht thun, wenn man ihre Auferstehung und ihr unterirrdisches Leben durch den Uebergang eines feinern dem jetzigen ähnlichen Körpers in das Plutonische Reich erklärt. In dieser Unterwelt nun, glauben sie, werde alles viel beßer seyn, als in der jetzigen; daselbst werden sie alles im Ueberfluße haben, niemals Hunger leiden, und, von der druckenden Herrschaft der Russen befreyt, in ihrer vorigen Freyheit leben. Diese Vorstellung von ihrer künftigen Glückseeligkeit hat eine solche Gewalt über sie, daß manche bloß darum sich nicht taufen lassen wollen, damit sie nicht in den Himmel der Rußen kommen mögen. Ja man hat in vorigen Zeiten Leute unter ihnen gefunden, die sich lebendig von Hunden zerreißen ließen, ihr Leben durch den Strick oder im Waßer freywillig beschloßen, um desto eher an diesen glückseeligen Ort zu gelangen.

langen. Denn sie sind überzeugt, daß jeder dort seine hier gehabten Weiber, seine Hunde, und überhaupt alles wieder bekommen werde, deßen er sich hier bedient hat. Dort werden sie Häuser und Dörfer bauen, fischen, jagen, eßen, singen und tanzen; dort werden sie in angenehmen Gegenden wohnen, wo Regen, Schnee und Kälte ihnen weniger beschwerlich ist, mit einem Worte, dort werden sie eben die Lebens-Art wieder führen, die sie hier gehabt haben, nur mit weniger Unbequemlichkeit und mehrerem Vergnügen. Doch wird einige Veränderung des Zustandes in jenem Leben mit ihnen vorgehen; die hier reich gewesen sind werden dort arm, und die hier arm waren dort reich werden. Damit aber alles in der Unterwelt ordentlich zugehen, und keine Verwirrung entstehen möge: so haben sie einen Beherrscher darinn angenommen, den sie Häelsch nennen, und für einen Sohn des Kutka halten. Dieser empfängt die neuen Ankömmlinge; giebt dem der mit schönen Kleidern und fetten Hunden ankömmt, einen schlechten abgetragenen Pelz und magere Hunde; dem hingegen der schlecht gekleidet und mit schlechten Hunden erscheint, einen neuen Pelz, gute Hunde, und weiset ihm einen schönen und nahrhaftern Ort an, als dem erstern. Die Art wie sie von der Unterwelt und ihrem Beherrscher Nachricht erhalten haben, erzählen sie so: Häelsch, einer von den ältesten Kindern des Kutka, sey der Erste gewesen, der auf

Kamtschatka gestorben wäre: er habe so lange allein in der Unterwelt gelebt bis seine beyden hinterlassenen Töchter auch gestorben und zu ihm gekommen wären. Alsdenn hätte er, ohne Zweifel um mehrere Gesellschaft zu bekommen, in die Oberwelt zurück zu kehren beschlossen, seinen Brüdern von dem was unten vorgienge Nachricht zu geben, und sie so an sich zu locken. Seine beyden Töchter wollten mit gehen, er aber schlug es ihnen ab, entwischte heimlich, und gieng nach seiner vorigen Wohnung zurück. Hier stellte er sich vor das Rauchloch, und erzählte seinen ehemahligen Bekannten und Freunden alles von seiner neuen Wohnung umständlich. Kaum hatte er seine Erzählung geendigt: so kamen seine beyden Töchter wütend aus ihrer unterirrdischen Wohnung, schlugen ihn vor dem Rauchloche todt, und brachten ihn so wieder in sein Reich zurück, wo er ein neues Leben wieder anfieng.

Daß diese ganze Beschreibung der Unterwelt, aus der gewöhnlichen Lebens-Art der Kamtschadalen hergenommen ist, fällt offenbar in die Augen. Auch die Griechen haben die Ideen ihres Elysiums von ihren Sitten, Gewohnheiten, und Lebens-Art hergenommen, sie aber mehr ausgeschmückt, und mit reitzendern Gemählden angefüllt, als die Kamtschadalen. Denn in den Elisäischen Feldern ist immer schöner heiterer Himmel, kein Regen, kein Frost,

keine

keine übermäßige Hitze; sondern sanfte Winde erquicken die Menschen; (Odyss. δ.) da leben die glücklichen Menschen in beständigen Gastmahlen, unter der einnehmendsten Musik und Tanzen. da erzählen sie einander ihre Begebenheiten, die Dichter singen Gedichte ab, die Philosophen disputiren, die Helden reden von Schlachten und Kriegen. Dort werden sie von den lieblichsten Gerüchen der schönsten Blumen umduftet, und ruhen unter dem Schatten stets fruchttragender Bäume auf dem weichsten Grase. (Lucian vera hist.) Die Ursache der grosen Verschiedenheit dieser beyden Unterwelten, wird man bald in der verschiedenen Lebensart, der verschiedenen Himmelsgegend, und der daraus entstehenden verschiedenen Denkungsart beyder Völker finden, und ohne Mühe einsehen, daß einerley Grund-Ideen, einerley Plan, einerley Absicht in beyden Fabeln enthalten sind.

Sonderbar und unserer Aufmerksamkeit würdig ist es bey diesen Fabeln, daß der Glaube an ein künftiges Leben, zu denen man nur durch die tiefsten Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele, und eines gütigen Wesens, welches diese Welt regiert, gelangen zu können scheint, so früh, so allgemein und so fest bey unkultivirten Nationen angetroffen wird. Man sollte billig vermuthen, daß Menschen, die in den Tag hinein leben, ohne sehr

für das Künftige zu sorgen, die kaum einmal wißen, daß sie eine Seele haben, und gar nicht wißen, was es für eine ist, die von Gott die allersinnlichsten und ungereimtesten Ideen sich bilden, daß, sage ich, solche Menschen, weit entfernt ein künftiges Leben zu glauben, nicht einmal die geringste Idee davon haben müßten. Allein wenn man annimmt, daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele bey ihnen nicht eine Würkung ihres Nachdenkens, sondern ihrer Einfalt selbst ist: so wird man hierinn nichts außerordentliches finden. Die Menschen, auch die allerwildesten, fürchten die Vernichtung, suchen ihr Daseyn so lange zu behalten, als es nur immer möglich ist, und ihre Gleichgültigkeit bey herannahendem Tode ist mehr die Folge einer durch Wollüste nicht entnervten Seele, der Abwesenheit weit aussehender Entwürfe, und derjenigen Leidenschaften, die kultivirte Menschen so sehr an die Geschäfte dieser Welt binden, als einer würklichen Verachtung des Lebens.

Der natürliche Wunsch zu existiren also macht sie geneigt, alles gern zu glauben, was seine Erfüllung zu versprechen scheint, und leitet unvermerkt und ihnen selbst unbewußt ihre Gedanken auf solche Gegenstände, die das Daseyn eines nach dem Tode noch fortwährenden Lebens bestätigen können. Ihre tiefe Unwissenheit in der Seelenlehre giebt ihnen

leicht

leicht einige Data an die Hand, aus denen sie ein von dem Leibe unabhängiges Daseyn der Seele, und dann ferner auch eine nach der Zerstörung des Leibes noch fortdaurende Geschäftigkeit der Seele folgern können. Denn wenn sie ihre Träume beobachten, und gewahr werden, daß sie alsdenn in ganz entfernte Gegenden versezt werden, ganz fremde und wunderliche Gestalten erblicken; bey dem allen aber überzeugt sind, daß ihr Körper sich während des Traumes nicht von der Stelle bewegt hat: so können sie nicht anders schließen, als daß ihre Seele den Körper verlassen, und das geträumte würklich empfunden haben müsse. Denn wie können Menschen, die aus hitzigen Krankheiten und andern Zufällen noch nicht beobachtet haben, daß unsere Einbildungskraft uns sehr oft täuscht, das was sie in Träumen so deutlich gesehen haben, für Betrug der Phantasie halten? Wie können sie, die noch nicht einmal die Betrügereyen gesunder Sinne kennen, auf die Vermuthung fallen, daß es sehr deutliche und überzeugende, dabey aber doch falsche Gedanken giebt? Daher halten auch die meisten wilden Nationen, die Grönländer, nach Kranzens Berichte, die Nord-Amerikanischen Wilden nach Lafitaus Erzählung, die Träume für würkliche Abwesenheiten und Reisen der Seele in entfernte Gegenden; daher haben viele Wilde, und mit ihnen die ganze alte Welt, eine so große Ehrerbietung ge-

gen die Träume; daher glaubt noch jezt unser Pöbel aus den Träumen wahrsagen zu können, und eben daher hielten die alten Griechen hitzige Krankheiten und Raserey für Würkungen der Götter selbst. Aus eben der Ursache kommt es, daß die Grönländer nach dem Kranz einen Uebergang der Seele von einem Körper in den andern noch beym Leben der Menschen annehmen, und wahrscheinlich auch, daß die Aegypter die vom Pythagoras und Plato hernach so berühmt gemachte Seelenwanderung lehrten. Sind die Menschen einmal so weit gekommen, daß sie die Seele für ein vom Körper verschiedenes, ohne ihn fortdaurendes Wesen halten; so ist es hernach leicht hievon die Anwendung auf ein künftiges Leben zu machen. Selbst die Natur der Träume mußte diese Anwendung erleichtern und bestätigen helfen; denn im Traume redeten sie manchmal mit verstorbenen Personen, und da sie alles im Traume Gesehene für würklich hielten: so war der Schluß natürlich, daß auch Verstorbene nicht vernichtet, sondern an irgend einem Orte vorhanden seyn, und daselbst leben müßten. Wo aber sollte dieser Ort hingesezt werden? Nicht auf der Erde, denn da sieht man keine Verstorbene erscheinen. Auch nicht im Himmel, denn daß menschliche Seelen sich durch die Luft zu den Gestirnen empor schwingen könnten, mußte ihnen deswegen unbegreiflich vorkommen, weil sie die Seele noch immer

als etwas körperliches dachten, und weil ihre Erfahrungen sie nicht lehrten, daß menschliche Körper durch die Luft wandeln könnten. Also unter der Erde, denn sie verscharrten die todten Körper in die Erde; sie glaubten daher, daß auch die Seelen zugleich mit ihnen in die Erde hinabsteigen, und sich dort eine verborgene Wohnung suchen müßten.

So bald die Idee von einer unterirdischen Wohnung einmal aufgenommen war, ward es leicht sie mit Fiktionen auszuschmücken, und so die ganze Lehre vom künftigen Leben in eine Art von System zu bringen; denn so wie alles in der Oberwelt seinen Gott hat, so mußten auch die abgeschiedenen Seelen und der Orkus einen allgemeinen Regenten bekommen. Ein König ohne Diener, ein Gott ohne Unter-Götter sind Dinge, die sich von Wilden nicht zusammendenken lassen, weil sie Gott sich nicht mächtig und allwissend genug denken, um alles selbst verrichten zu können; man gab also diesem obersten Beherrscher noch andere Gottheiten zu, und schmückte diese nach Beschaffenheit der Einbildungskraft und der Absicht, wozu man sie angenommen hatte, mit verschiedenen Attributen aus.

Anmerkungen zu dem vorstehenden Aufsatz.

(1) Der junge Gelehrte, von dem dieses Fragment herrührt, scheint sein Urtheil von Homers Göttern, Homers Unverschämtheit, u. s. w. beim theuren Abbe Terrasson, oder sonst so einer dürren, alles Dichtergefühls ermangelnden Seele, nachzusagen, und hat vermuthlich den Dichter nie selbst gelesen; oder — desto schlimmer, wenn er ihn gelesen, und nicht besser empfunden hat! Indessen hätte ihm auch bloß das wenige, was Pope (in seinem der übersezten Iliade vorangeschickten Versuch) über Homers Götter gesagt, das Verständniß öfnen können.

Es ist ungereimt, Homers Jupiter — so erhaben und groß er ist — mit der ewigen und ewig unerforschlichen Grundursache aller Dinge in Parallele zu stellen. Homers Götter, der Griechen Götter, waren ihnen herrschende und schützende Geister, und Jupiter der König dieser Geister. Dies verändert den Gesichtspunkt völlig. — Noch ungereimter ists, mit unsern lautern Begriffen zu siegprangen, die uns Homers menschenähnliche Weise seine Götter vorzustellen so entsetzlich abgeschmackt machen sollen. Als ob uns nicht von der Wiege an von unsern Ammen, Wärterinnen, Müttern, Groß-

Großmüttern, Schulmeistern, u. s. w. von jeher und bis auf diese Stunde unendlich kleine, sinnliche, menschliche und nur zu oft höchstammenhafte Vorstellungen von Gott beygebracht worden wären! — Wir haben wohl den Griechen viel vorzuwerfen, wir! — Und wie konnte endlich der Verf. sich nicht erinnern, daß die geschriebene Offenbarung selbst, immer und allezeit nach Menschenweise von Gott spricht; ihm menschliche Gestalt, Gliedmaßen, Sinne, Leidenschaften, Verfahrensweisen, Absichten, u. s. w. zuschreibt; und in allem diesem das göttliche Ansehen der ältesten Urkunde, die den Menschen als Gottes Bild aufstellt, zum Grunde hat? — Wie konnt' er vergessen, daß Geister verkörpert werden müssen, wenn sie für den Naturmenschen Etwas seyn sollen; — daß der Mensch, so bald er sich Geister unter einer Gestalt denken muß, in der ganzen Schöpfung keine würdigere und vollkommnere finden kann, als die seinige — und daß der unzugangbare Vater der Natur selbst, um sinnlichen Menschen (wie wir im Grunde alle mehr oder weniger sind und seyn sollen) anschauliche Begriffe und lebendige Gefühle von sich selbst zu geben, kein ander Mittel sah, als sich zu solchen bildlichen Vorstellungen nach Menschenweise (d. i. zu Anthropomorphismen) herabzulassen? Mit welcher fühlbaren Evidenz hätte ihm Herder den aus den Tiefen der Natur herausgeschöpften Grund dieser Lehrart

Got-

Gottes begreiflich machen können! (*) In dem Lichte, das ihm dadurch aufgegangen wäre, müßte ihm auch Homers Weise, seine Götter — die, wie gesagt, am Ende doch nur Dämonen seyn sollten — zu den Menschen herabzuziehen, (wenn sie auch nicht immer und in jedem Sinn gegen Platons Vorwürfe gerechtfertigt werden kann) wenigstens ganz anders erschienen seyn, als da er sie durch das Medium eines Metaphysischen Compendium unsrer sogenannten natürlichen Theologie anguckte.

(2) Woher hat der Verfasser, daß Homer und die Griechen unter ihrem Jupiter den Weltschöpfer verstanden hätten? Schöpfer der Welt, und Regierer der Welt war ihnen ganz zweyerley. Jener war für sie, im eigentlichsten Sinne der unbekannte GOtt; — wie er's noch immer den meisten Menschen, Christen und Nicht-Christen, ist, soviel auch manche unter ihnen von ihm schwatzen gelernt haben, und so gelehrt sie sich mit ihren, unendlich abgezognen, negativen Begriffen und metaphysischem Rothwelsch zu seyn dünken.

(3) Es ist eine große Regel; daß einer, wenn er spricht oder schreibt, immer selbst wissen sollte was er spricht oder schreibt. Das Gegentheil be-

geg-

(*) Im ersten Theil der Aeltesten Urkunde überall.

gegnet täglich ſo viel Gelehrten und Schriftſtellern von Rang und Anſehen, daß man's billig einem jungen Autor verzeyhte, wenn ihm ſo was Autorliches begegnet. Nur gerügt muß es werden! — Was will z. E. der V. hier mit ſeinen Völkern, die mehr durch Imagination als reinen Verſtand denken? wo, zu welcher Zeit, in welchem Welttheile iſt jemals ein Volk geweſen das durch reinen Verſtand gedacht hat? — Wenn hat jemals nur ein einziger Menſchenſohn durch reinen Verſtand gedacht? — Wer ſagt dem Verfaſſer, daß ein Volk, deßwegen, weil es durch die Imagination denkt, Widerſprüche verdauen könne? denn durch die Imagination denken, ſoll doch hier vermuthlich ſo viel ſagen, als: alles für möglich oder glaublich halten, was man ſich anſchaulich denken kann. — Aber was für eine arme Urſach hat er uns da gegeben, um eine ſo ſehr verwickelte, aus ſo unzähligen Umſtänden, Thatſachen, Begriffen, Sitten und Gebräuchen der älteſten Welt u. ſ. w. zuſammengeſchlungne Würkung zu erklären! Ey, ey, ey! wie bald der junge Mann mit der Mythologie — dieſem tiefen und reichen Schacht, worinn die größten Gelehrten bis jetzt gegraben haben, und noch lange graben werden — und mit den armen Griechen fertig iſt! wie kurzen Proceß er macht! Aber warum dachten ſie auch nicht mit dem reinen Verſtand!

(4) Die

(4) Die Historie von Kutka und seinen Mäusen ist eine sehr hübsche Historie; es gehörte nun so gerade eine sich selbst ganz gelaßene, noch von keinem Zaum der Vernunft gebändigte, Kamtschadalische Phantasie dazu, um so Traumähnlich zu dichten; und es sollte gewiß unsern größten Genien sauer werden, den Pendant zu diesem Stücke aus ihrem Gehirne zu ziehen. — Aber wie einem einfallen kann, diese Fabel mit den Griechischen Fabeln vom Jupiter zu vergleichen, und durch die Vergleichung nicht einmal etwas herauszubringen, ist — seltsam genug! Denn das angebliche Resultat: „daß in beyden einerley Ideen zum Grunde liegen„ ist, da es ohne den mindesten Beweis gesagt wird, so viel als kein Resultat, und giebt nicht einmal den mindesten netten Begriff. Auch sollte doch wohl zwischen dem Kamtschadalischen Kutka und dem Homerischen Jupiter noch ein andrer Unterschied seyn, als dieser, daß Jupiter feiner und listiger ist!

(5) Wie viel Worte, und welch ein verschobner, schielender Sinn in dieser Periode! — Und immer das alte πρωτον ψευδος.

(6) Der Grund, der hier angegeben wird, um die Neigung unsers Pöbels zu Gespenster und Zauberhistorien und andern Wundergeschichten zu erklären, ist weder der einzige noch der wahre. Auch

sind

ſind es nicht nur rohe Menſchen und Pöbel, ſondern alle Menſchen ohne Ausnahme, für welche Geiſter- und Zauber-Geſchichten, etwas Anzügliches haben. Der Grund davon liegt tiefer in der Natur. Wir ſind um und um von Wundern, Geheimniſſen und Unbegreiflichkeiten umgeben; alles iſt Erſcheinung für uns. Wir ſehen die Kräfte nicht, die dies alles würken; aber wir ahnden ſie; fühlen ihr Daſeyn, ihre geheimnisvolle Einwürkung. Nichts natürlicher alſo, als daß wir Allem mit Begierde entgegen lauffen, was uns einigen Aufſchluß über dieſe unter der ſichtbaren Hülle der Materie verborgne unſichtbare Geiſterwelt verſpricht; was ſie in den Berührungskreis unſrer Sinne und Einbildungskraft bringt, und Augen- und Ohren-Zeugſchaften von dieſen bewegenden, belebenden, ſo viel wundervollen für unſere Sinnen würkenden, geheimnisvollen Mächten aufſtellt. Dies allein erklärt hinlänglich den allgemeinen Hang der Menſchheit zu Geiſtergeſchichten, Magie, Theurgie und allen den Wißenſchaften, die ſich rühmen, den Schlüſſel zur unſichtbaren Welt zu beſitzen und Gemeinſchaft mit den Geiſtern zu bringen, welche (trotz aller der kleinen Anzahl von Philoſophen, die alles in der Natur mechaniſch zu erklären wiſſen,) für den gröſten Theil der Menſchen ewig die Beweger der Natur bleiben werden. Und was braucht es, um den allgemeinen Hang zu Geſpenſter-Hiſtorien zu erklären

weiter als den natürlichen Trieb des Menschen zum Leben nach dem Tode, die Ahndung der Fortdauer unsers Geistes, und die Liebe zu unsern Verstorbenen?

* * *

Dies mag genug seyn, weil ich keine neue Abhandlung über die Abhandlung unsers jungen Philosophen schreiben will, den ich, so grün er auch ist, gleichwohl mehr aufmuntern als abschrecken möchte.

III.

Auszug

aus dem Ricciardetto.

Fortsetzung von S. 61 des Octobr.

Wer lange lebt dem begegnen sonderbare Dinge, und keiner weiß wie es enden soll. Heute lachst du, morgen weinst du, heute hast du hundert Pistolen in der Tasche, und bey Tische Wein und Brod in Ueberfluß: ein andermahl kannst du Hungers sterben wollen: und so ist es bey andern Dingen, bald sind sie frölich bald schmerzlich. Ich habe zu meiner Zeit,

und

(und ich bin noch nicht alt,) Leute ganz mit Gold verflecht, mit groſsen Laquäyen, und Zügen von Sechſen durch Rom mit ſo groſser Pracht fahren ſehen, daſs du geſagt haben würdeſt: o das ſind Götter, oder Kardinäle, die ins Conſiſtorium fahren: und dieſe nämlichen hab' ich doch elendiglich mich um ein Allmoſen anſprechen ſehen. Kurz, die Tugend allein bleibt wie ſie iſt, und ändert ſich nicht durch dieſe Bübin, der der ruchloſe Hauſe der Sterblichen den Leukriemen vom Guten und Böſen in die Hand gegeben hat. Ich ſage Fortunen, die ſich geſchwinder als ein Blitz auf tauſenderley Weiſe verwandelt; Fortunen, das Bordellweib, das bald mit dieſem und bald mit jenem zu thun hat. Rinaldo, der immer ein kahler Kerl war, und keinen Thaler zu ſeinem Befehl hatte, und wenn er ihn hatte, unmäſsig war, und ihn mit Trinken und Spielen durchbrachte, hatte die Tapferkeit zum Erbe bekommen, und lachte Fortunen mit ſeinem Säbel aus: dieſem Säbel, von Hexen in der Geſchwindigkeit gemacht, der Eiſen und Marmor wie Rüben zerſchnitt. Wenn er jemals nöthig hatte, ſtark zu ſeyn, und die Hände wohl führen zu wiſſen, ſo war es dieſesmal, wo es ihm beynahe das Leben gekoſtet hätte; denn kaum war er den Berg ein wenig hinauf, ſo ſah ihn ein Greif, und ſtürzte auf ihn, und gab ſeinen andern Brüdern ein Zeichen, die, wie ein Falke auf eine verlohrne Taube, auf unſern Ritter fielen, welcher,

da er sich so den Kopf zergreifen fühlte, ausrief: ums Himmels willen! was ist das? Und sogleich hob er die Hand in die Höhe, und fühlte die Füsse und Krallen, und ergriff einen mit hinlänglicher Stärke, und drehte ihm den Hals um, wie einem Huhn; zog darauf das blitzende Schwerd aus, und that unendliche Streiche. Dem hieb er den Schnabel und jenem den Flügel durch, und kein Streich war vergebens.

Schon hatt' er einen Berg um sich gemacht von Gliedern und Federn, und zerstückten Körpern; allein was hilft es, wenn er ein tausend vor sich, und ein tausend im Rücken und an der Seiten hat? Man kann leicht denken, daß dem armen Rinaldo warm wurde. Ein Glück war es, daß er Zauber-Waffen hatte, die von nichts zerbrochen werden konnten, sonst würden sie in Stücken gesprungen, und er wie ein Wiegenkind gestorben seyn. Vegliantino aber, der von den Zauberinnen vergessen worden, wurde in Stücken zerrissen; denkt nur, wie dem Rinaldo zu Muthe seyn mußte, da er sich in solcher Gefahr sah', und noch mehr, zu Fuße. Doch wächst mit der Arbeit ihm immer der Athem, und er thut schöne Streiche; er spaltet einen mitten durch den Rücken, durchsticht einen andern, daß ihm die Eingeweide herausgehen, einem andern haut er den Kopf ab, und einem andern beyde

de Krallen. Kurz, sie starben alle, die Wunden wären verschieden, und gleichsam unendlich.

Nach einem so sonderbaren abscheulichen Gemetzel fiel Rinaldo vor Müdigkeit zur Erde nieder, und nachdem er sich wieder erholt, sagt er: was hilft mirs, daß ich mit Ehre aus einem so harten Kampfe gekommen, wenn mein schönes und tapfres Pferd darüber zu Grunde gegangen, wenn mein Vegliantino ermordet und todt ist? Vegliantino, mein Begleiter, mein Trost? Und hier sammelte er seine zerrissene Glieder zusammen, und vereinigte sie aufs Beste als er konnte, und machte einen Graben auf einen Hügel, wo er in zwey Theile sich theilte und tausend verschiedene Kräuter hatte; legt' ihn da hinein, und machte das mit so viel Kunst, daß er ganz schien, und bedeckt' ihn dann mit Gesträuch und Steinen und kniete endlich nieder, und drückte einen Kuß darauf. Und damit das Angedenken von einem so edlen Thiere auf keine Weise vergehen möge, so beschloß Rinaldo ein Trauerkleid anzulegen, und es lebenslänglich zu tragen, und jedem die Ursache davon zu sagen: und weil er will, daß sein Ruhm ewig aufgezeichnet sey, so schrieb er diese Worte, wobey ihm die Thränen die Backen herab rollten:

Hier liegt Vegliantin, ein Roß aus Spanien, Ungeheuer im Krieg, und ganz Grazie im Frieden; es diente dem Rinaldo in Frankreich und in Teutschland, und hatte einen so lebhaften Geist und Verstand, daß es mit den Füssen ein Netz hätte machen können; klug, behende, edel und kühn; starb wie ein Tapfrer, und mit stolzer Stirne; o du, der du vorbeygehst, wirf ihm ein wenig Gras zu!

Als dieses Epitaphium mit Greifenblut und dem Schwerd auf einen Stein geschrieben war, so gieng er Schritt vor Schritt seinen Weg, weiß aber nicht, wo er ist, noch wohin er geht: als er von fern am Fuß eines Felsen einen Mann sieht, der unverwendt den Himmel betrachtet; er nähert sich ihm, und sieht ihn in grobes Tuch wie einen Einsiedler gekleidet. Rinaldo hatte noch das Visier vor, weil er sich noch immer vor andern Greifen fürchtete, und so bewafnet sagt er den Eremiten einen güten Abend, der ihn antwortet: Ave Maria! und erzählt, daß er ein armer Sünder sey. Rinaldo sagte: ich möcht' euch diese Nacht Gesellschaft leisten. Und er: ich bins zufrieden. Und so giengen sie in die Zelle. Und wie er sich von der schweren Rüstung erleichterte, erzählt er ihm, wie er die Greifen alle vertilgt habe, die ihm Furcht machten. Der gute Einsiedler

ler konnte die Augen nicht mehr trocken halten, vor Freude über ſolches Glück und ſagte: Ritter, ſie ſind alle todt? Alle todt, und ich habe ſie allein todt gemacht. Und er: Ritter, danke Gott! Und darauf ſtimmten ſie ein ſo poßierliches Tedeum an, daß die Raubvögel den Vegliantino nicht ſo ſehr zerſtümmelten, als ſie dieſen ſchönen göttlichen Geſang, weil Rinaldo in ſeinem Leben keine Luſt zum Latein gehabt hatte, und dem andern es eben ſo verdrüßlich war, und überhaupt, weil ſie zwey Ochſen waren.

Nach geendigtem Gebete fragt ihn Rinaldo, wer er ſey. Und er: ich kann es keinem ſagen, und habe ſchon viele Streitigkeiten gehabt, mich zu verbergen. Und hier wurd' er roth. Rinaldo heftete die Augen auf ihn, und der Eremite verwandte ſie nicht von dem guten Rinaldo: und nachdem das eine Weile gedauret, fiengen ſie an zu lachen. Und der Herr von Montalbano brach aus, und ſagte: der Fuchs will nach Loretto gehen. Ferrau Bruder?

Ferrau der Heyde? (*) Um Gottes willen erkläre mir das Geheimniß; ich weiß nicht, ob ich auf dem Berge bin, oder in der Ebne, in einer Zell, oder

(*) Ferrau iſt einer der größten Helden der Sarazenen im Orlando furioſo.

in einem Korkſtöpſel. Du mit einer Kapuze, und mit einem Strick an der Seiten; du Ferrau, der Durchbohrer der Franken? Wenn du noch ſo guten Humors biſt, ſo wird es den Bauermädchen theuer zu ſtehen kommen, Schwämme zu ſuchen, oder hier vorbey zu gehen; und wenn ſie Röcke von Bley hätten, ſo würdeſt du ſie mit groſer Leichtigkeit aufheben. Die Mamſellen von Frankreich wiſſen's, die der Gegenſtand deines Muthwillens waren, woher auch noch eine ſolche Armuth von Jungfrauen da iſt.

Mein lieber Rinaldo, ich bin der Welt abgeſtorben, und denke nicht mehr an dieſe Schweinygeleyen, die gut ſchmecken, aber in die Tiefe der garſtigen Hölle einen bringen, wo andre Greifen ſind, als dieſe, die du erlegt, und ſchlimmere Beſtien, antwortete Ferrau beſcheiden im Geſichte; die Hurer und Ehebrecher gehen nicht zum Paradieſe ein. Aber, ſagte Rinaldo was haſt du für einen Ruf gehabt, zum Haufen der Getauften überzugehen? Und er: die Hiſtorie iſt ein wenig lang; und Rinaldo: ſag nur, ich habe keine Eile; aber es wird beſſer gehen, wenn wir vorher ein wenig eſſen. Ferrau ſagte: ich zünde kein Feuer an, trinke keinen Wein, und eſſe nicht von Fette, und erſpare mir die Köſten eines Kochs: ich faſte für meine Sünden. Aber wenn du troknе Feigen und Roſinen willſt, der hab' ich die Menge in dieſem Kaſten. Wenn du nichts anders haſt, ſo

will

will ich denn Trauben und Feigen, geliebter Ferrau; und ſetzte ſich an den Kaſten. Der Bruder machte ein Kreuz, und ſegnete die Speiſe; und Rinaldo verſchlang ſo viel, daß nichts mehr übrig blieb, und gieng darauf hinaus, und trank an einer Quelle, und kam wieder. Nun fang deine Geſchichte an, denn ich bilde mir ein, daß ſie ſchön ſeyn muß. Und er kratzte ſich den Kopf, um das Gedächtniß aufzuwecken, und ſagte: Gott ſey allein die Ehre; denn alles iſt ſeine Gnade, alles ſein Geſchenk, wenn ich das nicht mehr bin, was ich einſt war.

Weiß alſo, tapfrer Rinaldo, daß, als ich gegen die Angelica (*) ſo entbrannt wurde, kein Eiſen im Feuer ſo heiß geweſen, als ich gegen ſie. O übel verwendete Thränen und Seufzer! o unbeſtändige Liebe, wodurch ich meinen Schöpfer beleidigte! Aber was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und kann nicht wieder ungeſchehen gemacht werden; und ich hoffe zu Gott, daß er es vergeſſen möge. Ich habe für ſie, wenn du dich noch wohl erinnerſt, mit dir und mit andern auſſerordentliche Kämpfe gehalten; und ſo viel ehrliche Leute umgebracht, aber die Grauſame

(*) Angelica iſt das Wunder der Schönheit von einer Prinzeßin im Orlando furioſo, aus Liebe zu welcher Orlando wüthend wird, da ſie ſich in den ſchönen Medor verliebte, und mit demſelben aus Frankreich in ihr väterliches Reich Cattai entwich.

hat mir niemals wohl gewollt, und hat mich immer wie einen Hund gemartert, und endlich gieng sie durch nach Indien mit dem Medoro. Als ich es erfuhr, fiel ich wie todt hin; und ich wollte sterben, und mein Unglück so enden, als ich mich entschloß, nach Cattai zu gehen, und da entweder ihre Liebe mit schönen Thaten zu gewinnen, oder sie endlich verzweifelt mit meinem Blute zu sättigen: und so beschlossen such ich Schiffe an jedem Ufer; und fand eins in dem Hafen von Valenza, welches eigentlich nach Cattai gieng, und mit einer ungeheuren Menge von Männern und Weibern, und andern Sachen beladen war. Ich stieg ein, und bezahlte. Den Tag darauf machte man die Segel los, und das Meer war bald gütig, bald grausam. Die Donnerwetter und Stürme, kann ich dir nicht sagen, und die tödtlichen Gefahren: allein für mich waren sie alle Lustbarkeiten und Feste, der ich tausend Entschließungen hatte, zu sterben. Und wenn sie mir ja zuweilen beschwerlich waren, so geschah es, weil ich wünschte, noch einmal meine Augen an diesem Gesichte zu weiden, das mir eigentlich ein Paradies schien. Endlich kam ich nach Cattai, und reiste eilig nach Baldacca: Baldacca, das jene Schönheit in sich hat, die so manches Land mit Blute röthete, so häufig waren die Verlangen, die Begierden eines jeden, sie zum Weibe zu haben. Ich gieng zu Baldacca ein, und traf alles in Trauer wegen des Todes

des

des des Fürſten Medoro. Ich fragte Einen nach der Angelica, und er gab mir zur Antwort, daß ſie Thränen vergieße, und ihre goldne Lacken zerreiße, und einſam eingeſchloßen jedes Feſt haſſe, jede Freude, jeden Tanz; aber daß ihr alter Vater Galafron gedenke einen neuen Gemahl für ſie zu finden, der ein berühmter Ritter in den Waffen ſey, weil er Herr von einem unendlichen Volk iſt, und Feinde hat, die ihm viel zu ſchaffen machen könnten: und ſagte: daß er einen Courier an den Grafen Orlando ſchicken wollte, ihm den Vorſchlag davon zu machen.

Ich antworte: geh zum Galafron, und ſag ihm, daß er keine Koſten auf einen Courier verwende, daß Orlando den Kopf noch voll Grillen hat, und überhaupt ein wahrer Narr iſt: allein daß einer da iſt, der die Kinderſchuh abgelegt hat, ein vollkommner Schläger, vollkommner Lanzenbrecher, ein Mann, der allein und unbewafnet ſeinen ganzen Staat, ſo groß er iſt, vertheidigen könne.

Dieſer Kerl wollte vor Lachen zerplatzen, als er mich ſo reden hörte. Doch ſagt er: ich will machen, wie deine Perſon zu erkennen giebt, die ich als ſtattlich lobe; allein ich weiß nicht, ob deine Thaten den Worten, die ich höre, ſo gleichen werden. Eine blätterreiche Rebe trägt wenig Trauben, und ſagen und thun iſt nicht einerley.

Ich,

Ich, der ich die Geduld niemals kannte, und nicht will, daß man mir widerspricht, fasse den bey der Gurgel, und schlinge sie ihm so fest zu, daß dem Elenden die Seele sogleich entfährt. Der ganze Platz läuft zusammen, und ich hab' ihrer mehr als tausend auf einmal auf dem Leibe. Ich, mit dem Erwürgten noch in der Hand, schlag ihn im Kreiße herum, und mache mir Platz; schleudr' ihn drauf so weit von mir, daß Galafron, der auf einen Erker gegangen war, da er den außerordentlichen Lärm hörte, gleichsam davon zerquetscht wurde, und ich hätt' ihn wie ein Glas zerschellert, aber ich traf ihn mit dem Hintern. Und er sagte: bey unserm Propheten! wer macht die Leute so in die Höhe fliegen? es geht ja kein Süd- oder Westwind; und die Menschen sind weder Laub noch Staub, die durch die Luft ihren Weg machen. Und schickt den Herzog von Cordone auf den Markt, damit er sich von dieser That unterrichte; und unterdessen legt ihm der Chirurgus ein Pflaster auf. Der Herzog war noch nicht angelangt, als ich mein scharfes Schwert entblößt, und schon ein Tausend von diesem Gesindel todt gehauen hatte, und doch nur zum Spaß. Man machte ihm Platz, und in der Ferne riefen noch zitternde Stimmen: er schlägt todt, schlägt todt! Als der Herzog eine so große Schlachterey sah, so macht' er mir eine Verbeugung, und zog den Hut ab, und sagte: Edler Ritter, warum dich an diesem

Gesin-

Gesindel zu verunreinigen? denn weder todt noch lebendig kann es dir nach Würden für den Verdruß ein Genüge leisten, den es dir verursacht: und bittet, daß ich mit ihm aufs Schloß gehen möge, und versichert mich, daß der König mit großer Zufriedenheit mich sehen werde. Auch unter den Waffen muß man höflich seyn, sagt ich zu ihm, und steckte das Schwert in die Scheide. Unterdessen wurde dem König gemeldet, daß ich im Begriff sey, ihm aufzuwarten.

Galafron kommt mir entgegen, und verflucht den Augenblick und die Stunde, wo ich zu ihm gehe; doch hüllt er sein Gesicht, so gut er kann, in Huld und Lächeln; und umarmt mich, und küßt mich auf die Stirne, und will, daß ich neben ihm sitze, und die Baronen und Grafen sprechen mit niedergesenktem Kopf mit mir, und geben mir einen Berg, ein Meer von Lobeserhebungen. Er fragte mich, ob ich ein Frank oder Sarazene sey; ich antworte: ein Sarazene, und gebrauche Schwert und Arm zur Ehre Mahomeds. Darauf erzähl ich ihm, wie ich zu Paris gewesen, jeden Ritter auf die Probe gestellt, und Wunder da gethan, daß weder du noch dein berühmter Vetter mich überwinden konnte, und der Zauberer Maladschidschi, ob er gleich die Teufel zu seinen Befehlen hatte. Endlich sagt' ich ihm, daß die Liebe zu seiner Tochter mich einge-

nom-

nommen, und das Herz mir entzündet habe; und daß ich eben nach Cattai gekommen, um sie vom neuen zu sehen, und dann zu sterben. Und als ich das sagte, fielen mir die Thränen auf die Backen, so daß ich den Alten zum Mitleiden bewegte, und er mir sagte: Gast, was fehlt dir? Man kann immer jedes Uebel heilen, außer den Tod; drum tröste dich, du wirst meine Tochter zur Frau haben, und ich will dir mit ihr das Reich zur Mitgift geben, da meine andre Tochter Lucina von uns geflohen ist, und sich unsrer unwürdig gemacht hat.

Rinaldo sagte da, sie ist nicht weit von uns, und hat einen würdigen Gemahl bey sich, und sind eine schöne Gesellschaft. Und erzählte ihm darauf die ganze Geschichte dieser liebenden Seelen. —

Nach dieser fuhr Ferrau fort: als mir Galafron eine so große Gnade antrug, gab er mir gleichsam vor Entzücken den Tod; ich fiel in Ohnmacht auf den Boden, und man hielt mich für gestorben; allein ich war sehr geschwind wieder munter und frisch auf den Füßen. Unterdessen hat er einen Boten zu seiner Tochter geschickt, daß sie eilfertig kommen möge: als ich, o seltnes Wunder! die Luft stiller und vollkommner und so licht werden sah, daß die Seele gezwungen wurde, die Augenlieder zusammen zu ziehen, um sie nicht zu sehen. Endlich öfnet' ich sie, und öfne-

öfnete sie in dem Augenblick, da meine schöne Abgöttin angelangt war. Ich weiß dir nicht zu sagen, was das schöne Weib damals schien: gewiß hielt ich sie nicht für ein sterbliches Ding, und halte sie noch nicht dafür. Unter einem dunkeln Schleyer war sie verborgen, aber doch leuchtete ein Theil von ihr hervor, wie am Morgen die Rose, wenn sie nicht ganz sich zeigt und nicht sich verbirgt, oder wie die Sonne, die eine Wolke hüllt. Es erschien der Mund, und das Kinn, der elfenbeinerne Nacken, und der zarte Busen; allein der Schleyer bedeckte die verborgene Schönheit nicht so sehr, daß die schöne Heiterkeit ihrer Augen nicht hervorleuchtete, obgleich ein wenig gemildert von dem Schmerz, dessen ihr Herz voll war: zwar noch ein wenig feucht, aber schön sind immer am Himmel die lebhaften und klaren Sterne.

Doch warum such' ich dir von ihrer Schönheit einen Abriß zu machen, von der du so viele Kenntniß hast? Kurz, indem ich sie betrachtete, verlohr ich Stimme und Bewegung; und blieb, wie einst diese eine Staude am Peneus blieb, die jezt der Lohn deßen ist, der am schönsten singt. Ich wollte reden, und brachte kein Wort hervor, die Stimme blieb mir im Schlunde. Endlich hob sie den verhaßten Schleyer auf, blickte mich an, und schien zum Theil sich aufzuheitern; allein es kehrten bald an diesen schönen Himmel mehr Wölkchen zurück, obgleich dünn

und

und zertheilt. Darauf sieht man sie, wie eine Blume, die der heiße Afrikanische Wind berührt, oder ein leichter Regen, oder eine andere Begegniß, in einem Augenblick schwach werden. So fielen ihr, indem sie mich sieht, auf einmal alle Begebenheiten aus Frankreich ein, und sie gedachte an ihrem Medoro, an den wüthenden Roland, und die Wangen wurden blaß, und sie verließ, geschwinder als ein Blitz, gänzlich das Leben, wie von einem Lanzenstoß durchbohrt. Ich nehme sie auf den Arm, und tröste sie, und ermuntere sie, so viel ich weiß, ruhig zu seyn. Es kommen die Frauen, und legen sie zu Bette; der Arzt wird gerufen, befühlt ihr den Puls, und zuckt die Achseln, sagt: hier hat meine Kunst nichts zu schaffen, Angelica ist würklich todt, denn sie sieht nicht, hört nicht, und fühlt nichts; darauf erhebt sich ein so grausames Wehklagen, daß es bis an Himmel geht.

Denke, lieber Rinaldo, wie mir bey diesem Anblick zu Muthe wurde: ich wollte mich umbringen, und es fehlte wenig, daß ich mich nicht von einem Fenster gestürzt, welches mir leicht den Garaus hätte machen können, denn es war wenigstens fünfhundert Fuß hoch; aber Gott, der mich zu diesem heiligen Leben aufbewahren wollte, setzte mir was bessers in den Kopf, nemlich, wieder nach Hause zu kehren, da mir das Glück so zuwider war. Ich

weinte

weinte also einen Monat mit dem Galafron, und als die Luft anfieng lau zu werden, nahm ich mir auf eigne Kosten ein Schiff, weil mir nie gefiel, mit vielen und allerley Leuten zu reisen, und kam gesund und wohl ans spanische Ufer.

Rinaldo sah ihn überzwerch an, und sagte: Schelm du! du hast sie dick gemacht. — Angelica hat dich wie einen Schlingel tractirt, und ist nichts weniger als gestorben, sondern lebt weiß und roth, und hat einen andern sich beygelegt.

Du könntest mir den Husten wieder in den Hals bringen, antwortete Ferrau, doch Gott sey Dank, ich habe das Gelübde gethan, dem wohl zu thun, der mich lästert.

Und Rinaldo, ich will dir die Wahrheit sagen: Angelica ist mit dir immer dieselbe, und haßt dich, wie ein Hase das Windspiel. Dieser dein dicker zottichter Bart, dieses dein gelbes und schwarzes garstiges Gesicht, dies Gerippe scheinen dir das Dinge zu seyn, den Damen zu gefallen? Wenn ich eine Frau fände, die dir gleich wäre, und ich sollte sie mit Gewalt zum Weibe haben, so wollt' ich mich lieber lebendig mitten in einen Schweinstall begraben. Die so schöne und reizende Angelica, in der gewißlich jede Grazie vereinigt ist, hätte wahrhaf-

tig ein schönes Glück gefunden, wenn sie eine so gräßliche Figur genommen hätte.

Sag mir immer, mein Bruder, ich verzeyhe dir, sagte Ferrau, und geißelte sich so stark, als ob es donnerte. Und Rinaldo: hau dich bis morgen! meinetwegen! aber der Strick ist zu klein; wenn ich an deiner Stelle wäre, o heiliger Ferrau, so würd' ich mich mit einer schönen Karbatsche peitschen.

Ich möchte dich mit Bescheidenheit zurechte weisen, sagte Ferrau, aber du bist eine zu halsstarrige Bestie, ich kann's nicht länger aushalten. Und Rinaldo: Verachtung und Beschwerden in Geduld ertragen ist unserm guten Jesus angenehm; aber du bist, bey der heiligen Jungfrau! ein falscher Eremit, und ein lüderlichrer Hund als zuvor. Bey dieser Rede hieb ihm Ferrau mit seiner Disciplin fünf oder sechsmal über den Rüssel, und Rinaldo versezte ihm so eins mit der Faust, daß er ein Paar hundert Burzelbäume machte. —

Kurz, die zween Helden zerbläuen und zerkratzen sich, als ein heftiges Klopfen am Eingange der Zelle ihnen in die Ohren tönt, das ihnen das Gehirn zerrüttet. Ferrau ruft: Ave Maria! und giebt dem guten Rinaldo eins mit der Faust. Die draußen schrepen: Macht auf! und keiner will den andern

los,

loßlaſſen. Endlich machen ſie doch Stilleſtand und eröfnen die Thür, und es treten vier ſtarke nervichte Soldaten herein, die Orlando, Ricciardetto, Aſtolfo und Alardo ſind.

Die leztern hatten den Orlando an dem Ufer von Afrika ganz abgemattet gefunden, weil er in der Raſerey durchs Meer von Spanien hinüber geſchwommen; ihn in dieſer Verfaſſung geſchwind mit Ketten belegt, und ihm ſo lange jede Stunde funfzig Prügel gegeben, und ihm mit Brod und Waſſer beköſtigt, bis er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und klug geworden war. Arioſto ſingt, ſagt Fortiguerra, daß Aſtolfo ſeinen Verſtand aus dem Mond in einer Flaſche geholt, und ihm denſelben durch die Naſe wieder habe zukommen laſſen; allein das war eine ſchöne witzige Lüge. Wenig Eſſen und viel Prügel iſt die wunderbare Flaſche, die jedem Dinge den Verſtand wieder giebt. Während ſie in Herrlichkeit und Freuden darüber lebten, erhielten auch ſie einen Boten von Karlen, der ihnen die Gefahr verkündigte, worinn Paris war. Sie machten ſich alſo auf den Weg nach Frankreich, weil ſie aber am Ufer keine Schiffe fanden, ſo ſtrichen ſie noch einige Tage in Afrika herum. An einem Morgen begegneten ſie der Lucina, die ihnen Nachricht vom Rinaldo gab, und ihnen den Weg zeigte, den er genommen, und die zärtlichſten Grüße an denſelben auftrug,

und daß sie seiner Tapferkeit ewige Verbindlichkeiten habe, und daß er unvergessen in ihrem Herzen bleiben werde. Sie schlugen darauf diesen Weg ein, trafen mitten in einem frischen Eichenwald eine Abtey an, wovon der Abt sie bereden wollte, Mitglieder von seinem Orden zu werden; ruhten eine Nacht hier aus, und langten den andern Morgen vor der Einsiedeley des Ferrau an, und verwunderten sich sehr über die Bekehrung dieses starken wilden Heyden.

Unterdessen hatten die Sarazenen ganz Frankreich überschwemmt, und vor den Mauern von Paris stand eine unabsehbare Armee von Kaffern, Lappen, Persern und Mohren.

Der alte Karl war in der äußersten Gefahr, Reich und Leben zu verlieren. Seine Reuterey war in wenig Wochen aufgerieben, und sein Fußvolk kam, von den Lappen zerstümmelt, von Ausfällen wieder zurück, und der Schmerz der Französischen Damen darüber hätte Steine zum Mitleiden bewegen können. Karl mußte deswegen ein Verbot geben, daß keiner, auch der tapferste Ritter, nicht mehr aus Paris gehen, sondern jeder von den Mauren streiten solle. Darauf mußten die Belagerten verschiedene Stürme aushalten, wobey sie sich wie Verzweifelte vertheidigten.

Nach-

Nachdem die irrenden Ritter mit dem Ferrau wegen seiner Bekehrung sich müde gescherzt hatten, so reisten sie nach Frankreich ab, und nahmen ihn mit, als eine Stütze der guten Sache, und jeder war froh über diesen Gewinn. Unterweges überwanden sie noch zween ungeheure Riesen, vermittelst der bezauberten Lanze des Astolfo, die ein unzerreißliches Netz von Stahlringen hatten, womit sie Haufen von Menschen wegfischen und gefangen nehmen konnten; und Ferrau bekehrte sie zu seinem neuen Glauben und taufte sie, doch so, daß sie ihre alte Namen: Sturm und Zerschmetterer, behielten. Dann machten sie noch mit Hülfe derselben eine gefangene reitzende Prinzeßin Philomena mit ihrem göttlich-schönen geliebten Prinzen Tandschile frey, deren Geschichte der Dichter von der Prinzeßin mit so schöner Seele, und so rührend erzählen läßt, als je eine erzählet worden; die ich aber nicht nacherzählen kann, weil sie zu lang für einen Auszug ist. Sie reisen dann zusammen nach dem Meere zu, und treffen am Ufer desselben den Vater der Philomena an, der sie aufsuchte; und es war eine solche Freude unter ihnen, daß das seligste Chor der edlen Seelen in Elysium keine größere empfinden kann; und dieser brachte die Ritter zur Dankbarkeit mit seinem Schiffe glücklich an die Küsten von Spanien, wo sie von einander den zärtlichsten und wehmüthigsten Abschied nahmen.

Auf ihrer Reise nach Frankreich mußten sie noch manches Ungiück erdulten. Sie verirrten sich einst in einem ungeheuren Wald, worinn sie nichts zu essen und zu trinken finden konnten, und endlich vor Hunger wie todt hinfielen. Darauf kamen sie in die Gewalt einer Sarazenischen Zauberin, die sie vermi telst eines Pulvers, das sie in die Suppe that, aller ihrer Stärke beraubte. Sie kettete sie dann mit ihren schwachen Händen, wie so viel Ochsen, mit Stricken zusammen, und lachte dabey über ihre vergebliche Wuth, da sie nicht so viel Kraft mehr hatten, nur einen Faden zu zerreißen, und übergab sie einem benachbarten Sarazenischen Prinzen Balena.

Als sie durch dessen Residenz geführt wurden, that ihnen der Pöbel allerley Beschimpfungen an, spielte ihnen mit, wie gefangen-geführten Füchsen oder Wölfen, und besudelte sie mit tausend Unreinigkeiten, so daß sie sich dem Teufel übergaben, und den heiligen Peter und Paulus um Hülfe anriefen. Der Prinz wollte sie alle aufhängen lassen, und sie erhielten ihr Leben bloß dadurch, daß sie sich für schlechte Leute ausgaben.

„Und was seyd ihr? fragte Balena. Ich bin ein Schaffner; antwortete Roland; und Rinaldo; ich ein Koch; und Ferrau: ich habe die Pferde gestrie-

ſtriegelt; und Ricciardetto: ich bin ein Bartſcherer. Aſtolfo wußte nicht, was er ſagen ſollte, denn er hatte niemals ein Handwerk gelernt; doch ſagte er endlich mit vieler Freymüthigkeit: Erhabener Fürſt ich habe zu Hauſe immer den Wirth gemacht, und verſchafte mit wenigem einem jeden Vergnügen. Ich ſchenkte weißen und rothen Wein, und tractierte noch mit einem Stück von einer gewiſſen Gattung Wildpret, womit ſie bey Seite lieſen, um ſich recht gütlich zu thun. Sogleich wurde befohlen, ſie frey zu laſſen, und einem jeden ſein Amt anzuweiſen. (*)

IV.

Beſchluß
der zwooten Unterredung
mit dem Pfarrer von ***.

Fortſetzung von S. 74. des Octobr.

Es begegnet unzählichemal unter Perſonen, die mit einander über Gegenſtände, die ſich nicht vollkommen beſtimmen, und folglich weder meſſen noch ausrechnen laſſen, diſcurieren: daß ſie in Worten einig, und dennoch in dem was ſie bey dieſen Worten denken, weit von einander ſind. Dies mochte wohl öfters der Fall zwiſchen mir und dem wackern

(*) Hier bricht der Autor plötzlich ab; deſto beſſer!

Pfarrer zu*** während unſrer beyden Unterredungen geweſen ſeyn; gewiß war's in Betreff der Hogarthiſchen Caricaturen ſo, auf die der gute Mann einen Pick hatte, ohne ſich ſelbſt den Grund davon recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloß, weil er ſich von langem her angewöhnt, die Menſchen für beſſer zu halten als ſie, im Durchſchnitt genommen, jemals geweſen ſeyn mögen; — welches dann bey einem ſo gutherzigen Mann, der ſo wenig Welt geſehen hatte und ein ſo einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir ſtritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn wiewohl ich zu ſeiner Eintheilung der Caricaturen in wahre, übertriebene und phantaſtiſche ſelbſt den Anlaß und Wink gegeben, und ſie daher auch ohne Widerſpruch gelten ließ; ſo war doch meine Meynung gar nicht, ihm ſo leicht einzuleuchten, daß die Hogarthiſchen Caricaturen auf der 6. Tafel (S. 100.) in Lavaters Phyſiognomiſchen Werke, (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebnen, und alſo unter diejenigen gehörten, die zu Beförderung wahrer Menſchenkenntniß nichts beytragen können.

Der Pfarrer meynte: Lavater ſelbſt beſtättigte ſein Urtheil, da er von dem Geſichte No. 3. in der oberſten Reyhe ſagt:

„Wenn

„Wenn Hogarth dies Geſicht geſehen, und dieſe Stellung copiert hat, ſo iſt das Original ein Innbegriff von Teufeln. Hat er's erſchaffen, ſo iſt Hogarth — (ſelbſt ein Teufel, ſchwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) nein! er hat's zuſammengedichtet aus vorhandenen Geſichtern, und ſo iſt er und das Menſchengeſchlecht gerettet.„

Denn (ſagte der Pfarrer) wenn Hogarth dies abſcheuliche Geſicht zuſammengedichtet hat, ſo iſt es als Individual Geſicht übertrieben; etliche Böſewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben: aber nie iſt ein einzelner Menſch Teufel genug geweſen, ſo auszuſehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern würklichen Geſichtern, deren jedes lange nicht ſo abſcheulich ausſah, dieſe ſcheusliche Teufelslarve zuſammengeſetzt, und einem einzelnen perſönlichen Menſchen, der unter andern nach dem Leben geſchilderten höchſtverdorbnen Scheuſalen ſeine einzelne Rolle ſpielt, angedichtet. Er hat alſo dieſes entſetzliche Bild würklich erſchaffen (denn wie kann der Menſch anders erſchaffen, als durch zuſammenſetzen, verkleinern und vergrößern?) und ſich alſo würklich an der menſchlichen Natur verſündiget, weil er uns durch die ſtärkſte ſinnliche Darſtellung verleitet, ſie für verdorben genug zu halten, einen ſolchen Teufel hervorzubringen.

Ich erwiederte: Bey Lavatern mag wohl hier, und an mehr andern Orten seines herrlichen Werkes, die eigne moralische Güte seines Herzens (die dem höchsten Begriff, den ich mir von einer Englischen Güte machen kann, so nahe kömmt) ohne daß er selbst es gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchstwahren Caricaturen seine Seele so entsetzlich verwundet und mit einer Art von äusserst schmertzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daß er dann in allzuheftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider! nur zu sehr menschlich ist. — Daß ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte, sagt: er glaube kaum daß ein Mahler den Menschen je so schön oder so schlecht gemacht habe als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag (fuhr ich fort) davon bin ich überzeugt; daß die scheuslichste Hogarthische Caricatur immer noch verschönert ist. Wieder Willen des Künstlers, nemlich: der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — Sobald es einen Menschen giebt, der fähig ist einen Christus zu geisseln, mit Dornen zu krönen, und noch darzu zu verspotten: oder, der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmighönischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte

haupte ich, es muß noch vielmehr grauſames, ſchändliches, ſcheuslichres, (zumal in demſelben Augenblick) in ſeinem Geſichte ſeyn, als Hogarth copiren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stuffen der Verderbnis, durch welche Greuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in ſeinem Geſicht zurücklaſſen mußten, — war er ſchon gegangen, um endlich dieſer ungeheuren Bosheit fähig zu ſeyn! Welcher Zeichner, welcher Mahler, wie groß er auch ſey, könnte das alles, ſo lebend, ſo ſtark, ſo ganz, wie es in der Natur ſelbſt ſeyn muß, zuſammenfaſſen und hinſtellen? — Und gleichwohl iſt dieſer Menſch, ſo ſehr er Scheuſaal iſt, kein Teufel — denn er iſt ein Menſch. Oder können wir zweifeln, ob es ſolche Menſchen gebe? Nur zu gewiß hat es in Zeiten der höchſten Verwilderung der Menſchheit, oder der äußerſten Verderbnis derſelben durch den Luxus dergleichen Ungeheuer immer gegeben, giebt noch ſolche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unſers Jahrhunderts die Menſchheit herabziehen werden. Hogarth iſt alſo gerechtfertigt —

Auf Unkoſten der menſchlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

Wer kann dafür? verſetzte ich; die Wahrheit iſt auf ſeiner Seite; und die Menſchliche Natur gewinnt am Ende eben ſoviel dabey als ſie verliehrt.

Denn

Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig seyn, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herabsinken, wenn sie nicht zum Engel emporsteigen könnte.

Gut, sagte der Pfarrer; aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, daß solche Menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und daß ihre Abschilderung, aus dem von mir angeführten Grunde (*), niemand nützen kann, und also besser gar unterbliebe.

Ich habe verschiedenes gegen ihre Vordersätze einzuwenden (erwiederte ich) und läugne die daraus gezogne Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie zu allem was wir von hieher gehörigen Beyspielen in unsern Zeiten selbst gesehn und gehört haben die Geschichte hinzunehmen, so wird sich finden, daß die Menschlichen Ungeheuer, die mit Hogarths Caricaturen um den Vorzug der Häßlichkeit streiten können, so gar selten nicht sind. Und daß sie noch so selten sind, liegt mehr an den äußern Umständen als an der innern Verkehrtheit mancher Menschen. — Doch, selten oder nicht, selten mehr, oder weniger, genug, sie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menschenliebender Absicht schildern wollte; ohne sie würde sein Moralisches Gemählde kein Ganzes seyn. Gesetzt auch, daß weder

die

(*) Siehe Teutscher Merkur No. 10. Seite 73.

die Guten noch die Böſen dadurch beſſer werden; giebt es nicht zwiſchen beyden äußerſten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbter Menſchen, die beym Anblick ſolcher Scheuſale einen Schlag ans Herz kriegen, und vor dem was ſie ſelbſt werden könnten erſchrecken? Und iſt dieſes Schrecken, dieſes Schaudern, ohne welches man dieſe Geſtalten nicht anſehen kann, nicht Nutzens genug? Wer wollte mit ſolchen Ungeheuern nur den ſchwächſten Characterzug gemeinhaben, wenn er's verhindern könnte? Wer erſchräcke nicht vor dem bloßen Gedanken, mit ihnen zu leben, nur acht Tage mit ihnen allein zu ſeyn? Wer würde (wie Lavater ſagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heiſſen können, um einer ſolchen Geſellſchaft zu entrinnen? — Dies ſind Gefühle und Gedanken, deren man ſich beym Anblick dieſer höchſtverderbten Menſchen ſchwerlich erwehren kann; und iſt dies, welchen größern moraliſchen Nutzen können wir von einem Gemählde verlangen?

Der Pfarrer, wie er dann ein geſunder und nicht ſtarrer Kopf war, empfand das Wahre in dieſer Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, daß ſich das nehmliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häßliche aber wahre moraliſche Carikaturen in Handlung darſtellen,

und

und nach ihrem Innern ſchildern, ſagen laſſe; und daß es des Leſers, der dadurch geärgert wird, eigne Schuld ſey, wenn er die Abſicht des Dichters oder die Ausführung ſelbſt ſchief und noch dazu durch ein falſches Medium und in widrigem Lichte anſieht, und dieſem falſchen Anblick zufolge verdammt, was er, wenn er's richtig geſehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriffe, dieſe Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur ſchleunigſten Rückreiſe an ſeinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns geſehen hatten, ſehr gute Freunde worden. Es iſt doch eine herrliche Sache, um Gegenwart, um's Sehen von Angeſicht zu Angeſicht! — rief er aus da wir uns ſcheiden mußten. Wieviel berichtigt ſich da in einer einzigen Viertelſtunde! — Er ſchien ſich ungern ſo bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Converſationen; und in ſeiner ganzen Gegend war, außer zween oder drey wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der ſich die ſeinige hätte beſprechen können. Ueberdies intereßirten ihn die Gegenſtände unſrer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch verſchiedenes in petto, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich mußte ihm verſprechen, daß ich in Briefwechſel mit ihm treten, und ihm beſonders

über

über die äſthetiſch-moraliſchen Probleme, deren ich zu Ende unſrer erſten Unterredung erwähnt hatte, meine Meynung ſchriftlich mittheilen wollte. Und ſo umarmten wir einander, und trennten uns für diesmal.

V.

Theatraliſche Neuigkeiten.

Fortſetzung von S. 185. Nov. 1775. das Wiener Theater betr.

Am zweyten Oſterfeyertag ward ein glänzender Anfang des neuen Theaterjahrs mit der Merope des Herrn Gotter gemacht. Da Madam. Huber ſich ſchon ehedem in der Rolle der Merope als Melpomenens ächte Prieſterin gezeigt, ſo war es deſto löblicher, daß ſie die Mühe nicht geſcheut hatte, dieſe Rolle nach der Gotteriſchen Bearbeitung ganz neu zu lernen. Polyphont wäre vielleicht eher Herrn Stephanie dem jüngern als Herrn Bergopzoomern zu wünſchen geweſen, der ihn ein wenig zu übertreiben ſchien. Innigſt rührend war der Ausdruck, womit Herr Stephanie der ältere den Narbas machte, und allgemeine Thränen waren ſeine beſte Belohnung. — Auf den Miſantropen verdiente allerdings der Geitzige des Moliere zu folgen, welcher auch würklich den 22ſten April geſpielt wurde. Nur hätte Herr Reppner lieber ganz neu arbeiten, als die ehmaligen Ueberſetzungen zum Grunde legen ſollen; nur hätte Herr Bergopzoomer durch Uebernahme einer ſo wichtigen Mantelrolle, als Harpagon iſt, nicht nach dem

Ruhme

Ruhme eines universellen Schauspielers geizen sollen. Weit mehr gefiel Herr Heydrich als Anselmo, einer der wenigen, die uns nach Kochens Tode übrig sind, um komische Rollen mit gnugsamer Stärke zu spielen. — Die Thomsonischen Trauerspiele thun auf der Bühne wegen ihrer pompösen Sprache nur schwache Wirkung, indessen wird unter denselben Tancred und Sigismunde, das hier den 6ten May zum erstenmal aufs Theater kam, immer noch am weisten rühren, zumal wenn Sigismunde und Tancred nicht schlechter gespielt werden, als von der Dem. Teutscherinn und Herrn Lang. Herr Stephanie der ältre war Siffredi und Hr. Bergopzoomer Graf Osmond. — Den 13ten May ward ein neues Drama (*) das befreite Wien gegeben, eine höchstmittelmäßige Kopie von der Eroberung von Magdeburg. So wie in diesem Stücke, so hat Herr Weidmann in seinem befreiten Wien nicht die Befreiung Wiens von den Türken zum Hauptinteresse gemacht, keine Wahrheit des Characters gesucht, sondern alles aus einer Liebesintrigue hergeleitet. Während der Abwesenheit eines Bruders in der Gefangenschaft wird der andre Bruder sein Nebenbuhler, doch nur in der Meinung, die auch andre hegten, daß er todt sey. Der Zurückkehrende, darüber aufgebracht, will aus Rache sein Vaterland verrathen, der Vater selbst entdeckt der Obrigkeit die Verrätherey, der Schuldige macht alles durch den Tod fürs Vaterland wieder gut, und daß er dies thun werde, dafür war selbst sein Bruder, den er so sehr haßt, Bürge geworden. Es hätte sich aus diesen Ideen wohl etwas machen lassen, wenn der Verfaßer die Sprache der Leidenschaften verstanden hätte. Aber diese lautet bey ihm ungefähr also: Deine Größe leuchtet mir hell in die Augen; eure Blicke gießen tödtliche Kälte

in

(*) Neues Wiener Theater Th. I.

in meinen Busen. Sogar die Richtigkeit der Sprache ist zuweilen verletzt; denn so heißt es S. 24 Auf etwas entsagen. Scherze, wie folgen, mögen dem Verfaßer natürlicher seyn: Ich sehe dich einmal wie ein Spanferkel am Spieße stecken; ich bin ohne Erlaubniß der Gesetze auf die Welt gekommen. Dabey mag er sich dann auf die Stückschüße hinter der Bühne und auf folgende Dekoration verlassen haben: „die Scene ist ein Platz der Stadt; auf einer Seite „sieht man die Vorhalle einer Kirche, im Grunde schließt „die Aussicht ein Wall, auf den viele Bürger vor die „Stadt hinaussehn. Vor dem Tempel und zwischen „den Gassen liegen arme Leute, Männer, Weiber und „Kinder; Soldaten rücken an.„ Der Vater und die Mutter wurde von Herrn Stephanie dem ältern und Madam. Huber gemacht. Herr Bergopzoomer war Kommendant, die beyden Brüder die Herrn Lang und Steigentesch. — Der Spieler von Moore ward den 27sten May aufgeführt, aber leider nach der Französischen Metamorphose von Saurin, und obendrein noch mit Veränderungen von Herrn Stephanie dem ältern, vielleicht, weil schon Sonnenfels ehedem über den geringen Beyfall des Englischen Originals hatte klagen müssen. Die wichtigsten Rollen waren also ausgetheilt: Beverley Herr Stephanie der ältere mit dem gröstem Feuer, seine Gattin Madam. Stephanie (die Frau seines Bruders) ihre Schwester Dem. Kummersberg (in der That hat die Wiener Bühne vor allen teutschen Theatern den grossen Vorzug, viel brave junge Schauspielerinnen zu haben, außer der Dem. Kummersberg und Madam Stephanie, die Dem. Teutscherin, die beiden Dem. Jaquet, die Dem. Defraine) derselben Liebhaber Herr Steigentesch etwas kalt, Stuckely mit der äußersten Wahrheit, Herr Müller, dessen Sohn auch als Knabe hier wieder Beyfall erhielt, und der alte Jarris Herr Ste-

phanie der jüngere. — Von einer Neuigkeit, die am 17ten Junius gegeben ward, Präsentirt das Gewehr, einem Lustspiele in zwey Acten von Herrn Müller will ich nähere Anzeige thun, wenn es im neuen Wiener Theater gedruckt erscheinen wird. — Das neue Stück des Herrn Mercier der Schubkarn des Eßighändlers ward hier schon den 8ten Julius gespielt. Ein Mensch, der nur aus Eigennutz heyrathen will und abspringt, so bald er seine Absichten scheitern sieht, ein Mann von niedern Stande, der edle Thaten ausübt, die Verheyrathung einer Kaufmannstochter mit dem Sohne eines Eßighändlers — alles keine außerordentliche Ideen! Mercier hat auch weiter keine Situationen herausgezogen, die sonderlich interessirten. Der Schubkarn des Eßighändlers, der auf die Bühne kömmt, und nicht Eßig in seinem Fäßchen sondern Geld fährt, hat vielleicht in Frankreich das Glück des Stücks gemacht. Der eigennützige Jullefort, dessen Rolle die beste Sprache hat, war Herr Weidmann, der alte Eßighändler Herr Steigentesch (warum nicht Herr Stephanie der ältere?) die Liebhaberinn die Dem. Jaquet die ältere, die freylich hier nicht sonderliche Gelegenheit hatte, ihre guten Talente in Liebhaberinnen zu zeigen. Die Uebersetzung, die man hier spielte, war von dem aus Schweden zurückgekommenen Herrn von Brahm. Die bisherigen molierischen Stücke, welche auf das Theater gekommen waren, reitzten den Herrn von Ayrenhoff, ein anders Lustspiel des Moliere so wohl zu übersetzen, als unsern Zeiten gemäß einzurichten. Die femmes scavantes waren, so viel ich weiß, noch auf keinen teutschen Theater gespielt worden, theils weil der Gegenstand der Satyre nicht gemeinnützig, theils weil die ganze Einrichtung des Stücks zu nationell ist. Herr von Ayrenhoff (im Komischen jederzeit glücklicher als im Trauerspiel, wie sein Postzug und seine große

Batterie

Batterie beweiſen) unternahm es, die femmes ſcavantes ſo zu verwandeln, daß ſie für ein teutſches gelten könnten. Der Zuſtand unſrer litteratur und insbeſondre der jetzige Zuſtand derſelben, den er ſehr gut benutzt hat, mußte ſchon dem Ganzen ein neues Anſehn geben. Der Plan eines Trauerſpiels, der im vierten Act in der Akademie vorgeleſen wird, iſt eine der treffenſten und nützlichſten Stellen. Noch etwas mehr Beleſenheit in den Schriften unſrer weiblichen Autoren würde manchen ſchönen Zug mehr haben an die Hand geben können. Ferner ſind die übeln Folgen, die alle, welche von der Gelehrſamkeit des Frauenzimmers reden und ſchreiben, für die Wirthſchaft fürchten, hier eingeflochten. Statt dreyer gelehrter Damen iſt, um Einförmigkeit zu vermeiden, nur eine aufgeſtellt, daher das Stück auch die gelehrte Frau heißt. Endlich ſind auch die verliebten Thorheiten weggeblieben, die Moliere ſeiner gelehrten Beliſe angedichtet. — Die gelehrte Dame konnte niemand beſſer als Madam. Hyber anvertraut werden; ihr Gemahl war Herr Stephanie der ältere. Der Gelehrtenfeind ward von Herrn Stephanie dem jüngern geſpielt. Den gelehrten Windbeutel Schöpſius machte Herr Bergopzoomer. — Den 29ten Julius ward abermals ein neues Luſtſpiel von Herrn Stephanie dem jüngern gegeben: Die Wölfin der Heerde oder die beängſtigten Liebhaber, von welchem ich künftig Rechenſchaft geben will, wenn ich ein gedruckt Exemplar davon vor mir haben werde. — Ein neuer Beweiß, wie wenig die Wiener Schauſpieler Geſellſchafft die beſchwerliche Mühe des Umlernens ſcheut, war es, daß man am 5ten Auguſt die Klementine des Herrn von Gebler nach der umgearbeiteten Ausgabe vorſtellte; indeſſen war es allerdings der Mühe werth, ein Stück, das ſo allgemein gefallen hatte, den Zuſchauern auch in verbeſſerter Geſtalt zu zeigen. —

Den 12ten August sah man ein auswärts verfertigtes Stück Miß Jenny Warton oder Gerechtigkeit und Großmuth, (*) ein Lustspiel in drey Aufzügen. — Ein Liebhaber, Nebenbuhler seiner selbst, ohne es zu wissen, durch seine Großmuth auch Nebenbuhler seines Freundes, ohne es zu wissen, überhaupt alle Personen durch Irrungen gequält — verrathen, daß die Quelle ein Roman gewesen. Am Ende giebt es dann brav Entdeckungen, die überraschen sollen, und vornemlich rauschen von allen Seiten Pfund Sterlinge herbey. Alle Characteere sind gerecht und großmüthig und edel bis zum Erstaunen; wenn der eine sich nicht noch durch Humor auszeichnete, so wäre gar kein Unterschied. Viele Erzählungen giebts denn auch, und überhaupt viel Worte. Zuweilen sind die Empfindungen gut ausgedruckt, und die Laune des Obristen getroffen; wie viel davon aber dem Romanschreiber gehört, ist mir unbekannt. Auf einzele Uebertreibungen kann ich mich hier nicht einlaßen. Die Miß Jenny selbst ward von der Madam Stephanie verschönert; ihre melancholische Gespielinn, deren Schwermuth der Verfaßer zu wenig benutzt hat, gerieth der Dem. Jaquet der ältern nur mittelmäßig, sie war nicht betrübt genug. Herr Stephanie der jüngere schien der humoristische Obriste selbst zu seyn, hingegen blieb sich Herr Lang als Sir John Stratworth nicht immer gleich. Herr Jautz verdarb den Sir Finly ganz, da blieb keine Spur eines edlen Engländers übrig. — Weil vielleicht diejenigen Leser, die den Minister außer Wien spielen gesehn, neugierig seyn möchten, wie er zu Wien besezt sey, so will ich die Namen der Schauspieler hersetzen, zumal da er den 19ten August nach der neuen Edition gespielt worden. Der Minister ist Herr Stephanie der ältere, Gräfin Amalie Dem. Teutscherin, Graf

(*) Breslau bey Löwen 1775. S. 136. 8.

Graf Finſterthal der Vater Herr Stephanie der jüngere, der Sohn Herr Steigenteſch, Leonore Dem. Jaquet die ältere. — Ein mittelmäßiges Nachſpiel, das inſofern den Endzweck eines Nachſpiels erfüllt, als es Lachen erregt, iſt des le Sage der Diener, ein Nebenbuhler ſeines Herrn. Herr von Brähm hatte es für die Wiener Bühne mit teutſchen Namen verſehn, und in zwey Akte eingetheilt, darum ward es den 26ſten Auguſt aufgeführt. — Hier bleibe ich für diesmal ſtehn, und füge nur noch ein Paar Worte von einigen Schriften hinzu, welche die Wiener Bühne betreffen. Aller zu gedenken, welche im Vorbeygehn ihre unmasgeblichen Gedanken über Autoren und Schauſpieler geſagt, oder etwas, das einer Komödie ähnlich ſieht, geliefert haben, wäre eine undankbare Arbeit; ihrer iſt eine Legion. Vom May 1774 bis zum April 1775 dauerte eine hiſtoriſch-kritiſche Theaterchronick, welche ein Herr von Moll ſchrieb, ganz im Tone der buntſcheckigſten Zeitung. Da lieſt man allgemeine Lobreden im Poſaunenton, Bonmots, die eine Sucht witzig zu ſeyn verrathen, eine Schreibart, die lebhaft ſeyn ſoll und darüber in Ausdrucke, wie folgender, ausartet. — Man muß zitternd den fürchterlichen Knicksfang des Geſchmacks erwarten — Anſagungen künftiger Dinge, langweilige Extracte aus neuen Schauſpielen, unerhebliche Nachrichten von kleinen Provinzialtruppen, ſchaale Satiren. Das iſt die kurze Beſchreibung eines Werks, welches nur von denen kann geleſen worden ſeyn, die um die dortigen Theaterfactionen wußten und auf die Stimmen der Miethlinge neugierig waren. Da im vorigen Jahre wohl zwanzig Wochenſchriften florirten, wovon jede ein Wörtchen übers Drama mit ſchwatzen wollte, ſo fand es Herr Borgers für nöthig, mit Anfang dieſes Jahres einen dramatiſchen Antikritikus zu ediren, der bereits mit dem zwölften Stücke wieder aufgehört hat. Antikritiſirt wird darinnen

innen nur ein oder zweymal; sonst ist alles ziemlich der Theaterchronick gleich, nur daß die Plane etwas umständlicher ausgezogen werden. Auch hat der Verfasser Abhandlungen zu liefern gemeynt, z. E. von der unrecht verstandnen Kürze eines Dramas, Gedanken über die Wahl der aufzuführenden Stücke; aber unter diesen Rubriken stehen nichts als extemporisirte und unzusammenhängende Einfälle. — Das Wiener Allerley, welches noch jetzo gewisse Herren Klemm und Ruprecht kompiliren, will auch zuweilen im Allgemeinen übers Theater raisonniren; thut fast in jedem Stücke einen dramaturgischen Machtspruch, und liefert gar wohl ganze Trauerspiele, z. E. eines Eduard Blumenberg genannt; aber alles ist gleich schlecht. — Sowohl in den beyden leztern Theilen der Sammlung, welche den Titel Neue Schauspiele führt, und die mit dem zwölften Bande beschlossen worden, als in derjenigen, welche nun Neues Wiener Theater heißt, und wovon der erste Band erschienen, hat man das ehemalige Gesetz nicht beobachtet, keine Dollmetschungen und keine auswärts schon gedruckte Stücke darinnen aufzunehmen. Klementine, der Theatraldichter von Herrn Bock, Verwirrung über Verwirrung sind geradezu hier wieder eingedruckt; hingegen bleiben jetzo, mit Recht die lobpreisenden Vorreden weg. — Als eine Beylage dazu sind drey Stücke zu betrachten, die der Verleger selbst, vermuthlich weil man sie beym Theater nicht annehmen wollen, Theatralmakulatur (*) genannt hat. Es sollen drey kleine empfindsame Stücke in Herrn Engels Manier seyn. Die Moralen, die man darinnen ausführen wollen, klingen ganz erbaulich. Wenn schon der gute Wille so belohnt wird, wie muß nicht erst die That selbst belohnt werden? Wer die Waysen ernährt, hat die göttliche

(*) Theatralmakulatur. Presburg, bey Löwe, 8. 102 S.

liche Belohnung gewiß zu erwarten. — Aber ich möchte die Ausführung davon in der ersten besten mittelmäßigen Wochenschrift lieber lesen, als so wie hier die Moral dialogirt worden. — Die sonderbarste Erscheinung habe ich bis zum Schluß verspart; Herr Weidmann nemlich hat drey ansehnliche Bände unter dem Titel, Deutsche Originalschaubühne, ausgehn lassen. Teutsch? und ich finde keine Spuren des Nazionellen; vielmehr Sprachfehler genug! Originell? Und, was noch leidlich darinnen seyn mag, ist offenbar kopirt; wenn jeder, der nicht geradezu übersezt, Original wäre, wie fruchtbar verdiente Teutschland an Originalen zu heißen! Wenn ich recht gerechnet habe, so giebt es da sieben elende Trauerspiele in Versen, drey klägliche Charakterstücke, zwey jämmerliche Dramen, sieben schlechte Nachspiele, eine komisch seyn sollende Oper. O unfruchtbare Fruchtbarkeit! Indessen ist durch die große Menge der Elenden dem Kunstrichter die Arbeit erleichtert; denn weil er nicht weiß, wo er mit seinen Beweisen den Anfang machen soll, wirft er lieber den Plunder zusammen weg!

VI.

Antwort

auf das Ansuchen eines gelehrten Arztes im Teutschen Merkur.

(Junius 1775. S. 230.)

Betreffend den Fall der wiedergekommenen natürlichen Pocken nach vorhergegangener Einimpfung.

Bey meinem besten Willen, kann ich doch wegen des im Teutschen Merkur (Th. 8. S. 218.) bekannt gemachten

machten Falles, keine solche genugthuende Erläuterung geben, als der Ungenannte Arzt im Teutschen Merkur (Jun. 1775. S. 280.) begehret, und ich selbst zu dessen und meiner eigenen Befriedigung zu geben wunschte. Ein Arzt wüßte hier allerdings besser zu beurtheilen, worauf es eigentlich ankäme, um die Sache außer Streit zu setzen, als ein Uneingeweiheter der Kunst, der sich bloß an Thatsachen halten kann! Meine zwar nicht weite aber etwas beschwerliche Entfernung von dem Orte, wo sich der Fall zugetragen; meine eingeschränkte Zeit, die mir dort nur sehr kurze Auffenthalte verstattet; die fortwährende Betrübnis der Eltern die bey jeder diesen Fall betreffenden Frage aufs empfindlichste erhöhet wird, und nicht verstattet ihren Schmerz durch Forschbegierde gar zu rege zu machen; die Gleichgültigkeit oder Vergeßlichkeit, womit sie damals verschiedene wesentliche Einimpfungs-Umstände bey ihrem geliebten Kinde nicht beobachtet oder itzt aus dem Gedächtnis verlohren haben — stehen der gar zu genauen Untersuchung im Wege. Indessen kann ich doch nicht ganz stille schweigen.

Es ist eine großmüthige Bescheidenheit des Herrn Herausgebers des Teutschen Merkurs, mit der er sich die Bekanntmachung dessen, was ich von diesem Fall geschrieben hatte, als einen Fehler anrechnet; das allein wäre schon Nutzen genug, wenn entweder Unkundige der Heilkunst durch die eingerückte Anfrage an mich, bewogen würden, sich auf keine Weise mit eigenhändiger Einimpfung der Blattern weiter zu bemengen, oder andere sich entschlössen, zwischen zu hitziger Verfechtung und Bestreitung der Pocken-Inoculation, das heilsame Mittel zu halten, welches in allen Fällen das sicherste ist. Inzwischen hatte ich doch nur in dem Aufsatz, der öffentlich bekannt gemacht worden, mich erboten, darzuthun, daß wenigstens

ſtens in einem Falle, der ſich in Danzig zugetragen, Blattern, tödtliche Blattern, nach der Einimpfung wiedergekommen ſind. Der unbekannte Ausforderer im T. Merk. leugnet und bezweifelt die tödtlichen Blattern nicht, die allein ich zu erweiſen erbötig war; die übrigen Leſer des T. Merk. die, wie ich aus des Herrn Hofrath Wielands Einführung des Anſuchens (S. 279.) erſehe, dieſen Aufſatz mit einiger Theilnehmung geleſen haben, ſcheinen eben ſo wenig den traurigen Ausgang leugnen zu wollen; und hiemit bliebe mir nun nichts in dieſer Sache weiter zu thun übrig. Allein die Streitfrage ändert ſich. Es wird nunmehr gefordert, daß ich nicht den Erfolg der Einimpfung darthun ſoll, ſondern die Einimpfung ſelbſt wird ſtreitig gemacht; denn meines Erachtens iſt eine fälſchliche Einimpfung ſo gut als keine.

Ich geſtehe es, ganz unerwartet kam mir dieſe Zumuthung nicht. Kurz nachdem ich meinen Aufſatz in dem T. Merk. gedrukt geſehen, fand ich irgendwo, und fals ich nicht ſehr irre in den Götting. gel. Anz. die ich um 6 bis 8 Monat zu ſpät zur Durchſicht bekomme, daß ein gewiſſer Arzt auf die Muthmaſſung gefallen wäre, daß vielleicht, wenn Blattern nach der Inoculation wiederkämen, falſche Blattern möchten ſeyn eingeimpft worden. Vermuthlich wird nicht leicht jemand das Sinnreiche und Wahrſcheinliche dieſer Muthmaſung leugnen; ich bedaure, daß mir der Nahme ihres Urhebers entfallen iſt. Jedoch der Herr Verfertiger der Anforderung an mich, bezeuget ſchon, daß die Erfahrung gelehret, was dort nur gemuthmaſſet ward. Dies verſtehe ich ſo: Erfahrne Aerzte oder auch unwiſſende Inoculiſten, die das Unglück gehabt, daß ihre Eingeäugelten nach dieſem die natürlichen Blattern bekommen haben — denn ich habe Grund zu glauben das dieſes Unglück auch ge-

lehrten Aerzten begegnet ist — die haben freymüthig ihr Versehn oder Unkunde eingestanden, da sie falsche Blattern statt der wahren eingeimpfet; oder wo dies nicht ist, da haben andere nach ihnen, ohne sie und wider ihren Dank, es auch nach einigen Jahren außer Streit zu setzen gewußt, daß dieser Fehler vorgegangen sey. Ich, der ich mich für den Verfasser jener ängstlichen Nachricht bekenne, gestehe unverhohlen, daß es mir in vorhabendem Falle, an derjenigen Geschicklichkeit gefehlt hat, die der Hr. Verfasser der Erinnerung und dieser unängstlichen Aeusserung mir vielleicht zutrauete, und ob man dem Inoculisten des abgeschiedenen geliebten Kindes, ein ihm nicht rühmliches Geständnis zumuthen soll oder darf? das wird sich vielleicht aus dem folgenden beantworten.

Zuförderst merke ich an, daß das Kind, von dem hier die Rede ist, nicht, wie in jenem Aufsatze steht, zwey, sondern vier Jahre vor der Wiederkunft der Blattern inoculirt worden. Es ist dies eine Kleinigkeit, allein eben dieser Verlauf eines Zeitraums von mehr denn fünf Jahren, erschweret die Untersuchung der Umstände ebenfalls. Der Inoculiste war keiner von denen in Danzig practicirenden Aerzten, sondern ein Fremdling, der damahlen im Jahre 1770, auf seiner Reise von Königsberg, wo er vielen Vornehmen und Geringen, mit dem glücklichsten Erfolge die Blattern eingeimpft hatte, durch Danzig kam; nur in diesem einzigen Hause, an welches er Empfehlungs-Schreiben hatte, auf Verlangen die Kinder einäugelte, und darauf zur See nach England, seinem Vaterlande, zurückgieng. Es wird hoffentlich den Lesern des T. Merk. nicht zuwider seyn, sondern muß einigermassen zu ihrer Befriedigung dienen, wenn ich sie mit diesem Engländer näher bekannt mache. Ich selbst kenne ihn persönlich nicht, habe auch nicht erfahren kön-

können, auf welche Art und unter welchen Umſtänden er in dem Hauſe in Danzig die Blattern eingeimpft habe, ohnerachtet ich überzeugt bin, daß dieſes, wenn ich es hätte ausforſchen können, zu einer nicht geringen Erläuterung des unglücklichen Falles hätte dienen können: allein ich habe ein öffentliches Zeugnis vor mir, das zu ſeinem Ruhm geſchrieben worden, aber vermuthlich in Teutſchland nicht ſehr bekannt worden iſt; ich will mich die Mühe nicht reuen laſſen, einen Auszug daraus mitzutheilen und es dadurch bekannter zu machen. Es iſt ein Quart-Bogen mit der Aufſchrift:

Von der vorzüglichen Geſchicklichkeit des Herrn Georg Motherby, Med Doct. bey Einpfropfung der Pocken, ertheilet aus eigner Erfahrung an ſeinem Kinde ſichere Nachricht Friedrich Samuel Bock, Königl. Preußl. Conſiſtorialrath, der h. Schrift Doctor, und derſelben, wie auch der griechiſchen Litteratur ord. Prof. der Königl. Bibliothek erſter Aufſeher und der Königsb. Akademie d. Z. Rector. Königsberg 1770.

Nachdem der Hr. Conſiſtorialrath Bock in dieſem Aufſatz eine kurze Geſchichte der Inoculation der Blattern erzählt und die Schriften nachgewieſen hat, worin man weitere Nachricht davon finden kann, ſo fährt er fort: „Mein Vorſatz iſt nur, die beſondere Geſchicklichkeit und Erfahrung des Herrn D. Motherby in Einpfropfung der Pocken, inſonderheit bey jungen Kindern, und in Vorbeugung aller dabey nachtheiligen Zufälle, nach ſeinem unläugbaren Verdienſt, ohne irgend jemand dadurch zu verachten aus eigener Erfahrung zu bezeugen; welchem Zeugniß man um ſo ſicherer Glauben zuſtellen kann, jemehr mir hiezu zwey Gräfliche Häuſer, und überdem viele Eltern,

mit

mit deren Kindern derselbe Operateur die künstliche Pockencur bisher glücklich unter uns geendiget hat, hierin beystimmen.

„Als ich den 21sten May den genannten Englischen Arzt zu mir nöthigen lassen, bloß in der Absicht, mich mit ihm vorläufig, wegen meiner Tochter, die gegenwärtig 3 Jahre und 3 Monat alt ist, zu besprechen, so untersuchte er ihre Constitution, und erkundigte sich nach einigen Umständen ihres Gesundheitszustandes. Da ich ihm nun zu erkennen gab, wie mein Entschluß, ihr die Pocken einimpfen zu lassen, fest bliebe, ich aber wegen der Vorbereitung dazu und der ihr beyzubringenden Wunde in Sorgen stunde: so lockte er dieselbe mit einer Blume zu sich, unter dem Vorwande, daß er ihr solche an den Arm stecken wollte. Ich nahm dieses für ein Spiel auf, wodurch der Arzt sich vorher bey dem Kinde ein Vertrauen erwecken wollte, und glaubte nicht, daß in dem Augenblick die Sache selbst vor sich gehen sollte. Ehe mich aber versahe, war die Operation vollbracht, und anstatt ein über seinen Schmerz weinendes Kind bey erst künftiger Operation vor mir zu sehen, kam dasselbe mir lächelnd und sich an seiner Blume ergötzend entgegen, und der Arzt versicherte mich, daß alles bereits in diesem Augenblicke geendiget wäre. Hier war keine peinliche und langwierige Vorbereitung in der Lebensordnung vorgeschrieben, noch weniger eine Kindern Schrecken einjagende Zurüstung von schneidenden Werkzeugen oder blasenziehenden Aufschlägen verspüret, und alles war so geschwinde zurückgeleget, daß ich selbst nicht erst wahrgenommen, wie es vollbracht worden.

„Die am Arm gemachte Wunde war nicht viel kenntlicher, als der Stich einer Mücke, und ein einiger Blutstropfen ohne alle Empfindung an dem fast unmerk-

merklichen Einſchnitt. Eine halbe Stunde hernach beſchenkte er das Kind mit einer nicht unangenehm ſchmeckenden Arzney, welche daſſelbe, wie ſehr es auch ſonſt vor dergleichen eine Abneigung hat, mit Vergnügen annahm. Da es mich etwas befremdete, daß er die Einimpfung ohne alle vorgängige Zubereitung des Leibes, durch Enthaltung von gewiſſen Speiſen und Reinigung vorgenommen; ſo erklärte er ſich dahin, wie dieſes nicht bey allen nöthig wäre, und er dabey die Leibes- und Geſundheitsbeſchaffenheit meines Kindes in Betrachtung gezogen habe. Alle ſeine fürs künftige zu beobachtende Vorſchriften giengen dahin, daß der Patient ſich in den nächſten acht Tagen des Fleiſch- und Fiſcheſſens enthalten müßte, alles übrige aber aus dem Pflanzenreiche ohne Unterſchied genießen, und dabey in der freyen Luft, auch bey kaltem und regnichtem Wetter ſich aufhalten könnte; wie er denn ſeinen kleinen Patienten, denen er allein im vorigen Winter die Pocken eingeäugelt, im Schnee und auf dem Eiſe zu ſpielen erlaubet hatte, indem die Kälte bey dieſer Krankheit zuträglicher wäre, als die Hitze.

„Acht Tage verſtrichen, und das Kind zeigte an ſich dieſelbe Munterkeit, welche man jederzeit an ihm wahrgenommen; es wurde auch mit keinen ekelhaften Arzeneyen gequält, vielmehr ihm in ſolcher Zeit nur zweymal einige wenige wohlſchmeckende Tropfen gereichet; nur war, außer einer kleinen Blatter, an dem Orte, wo der Einſchnitt geſchehen, kein Anſchein von Pocken an den übrigen Theilen des Leibes zu ſpüren. Dieſes ſezte mich in die Vermuthung, daß die Anſteckung nicht hinlänglich, und folglich die ganze Unternehmung vergeblich ſeyn dörfte, wobey mich aber der Herr D. Motherby verſicherte, wie die Veränderung, welche er an dem Einſchnitt wahrnähme, ſchon hinreichend ſey, und ihn gewiß machen könnte, daß, wenn bey dem

dem Kinde keine weitere Pocken zum Vorschein kommen sollten, selbiges auch in solchem Fall für aller künftigen Ansteckung gesichert seyn würde, wie solches bereits sehr viele Erfahrungen bestätiget hätten; wobey er hinzufügte, wie man in England es lieber sähe, wenn nach der Einimpfung keine mehrere Pocken sich zeigten, dafern nur die Ansteckung an dem Orte des Einschnitts würklich statt gefunden, welches erfahrne Aerzte beurtheilen müßen.

„Wie gegründet dieses auch seyn mochte, so fand ich mich dennoch hiedurch noch nicht genugsam beruhiget, und ich äußerte meinen Zweifel, ob das Kind für die Zukunft völlig gesichert seyn dürfte, da man außer dem einigen Orte, wo die Operation geschehen, keine Ansteckung wahrnehmen könne.

„Um mir nun völlige Genugthuung zu leisten, so ordnete der geschickte Arzt, daß man dem Kinde den 10ten Tag etwas weniges Fleisch und Fische zu genießen reichen möchte, und er ließ dasselbe noch einige Tropfen von einer Arzney zu sich nehmen. Nach 24 Stunden zeigten sich auf allen Theilen des Leibes Pocken, deren Anzahl sich etwan auf 70 oder 80 belief, und ich fand mich nunmehro überzeugt, daß die Ansteckung ihre Würkung vollkommen geäußert. Auch bey diesem mäßigen Ausschlage blieb das Kind, wenige Stunden ausgenommen, da es über einige Schmerzen im Leibe klagte. Bey seiner gewöhnlichen Munterkeit bezeigte es ein Verlangen der freyen Luft zu genießen, und wenn sich Anfälle der Hitze zeigen wollten, so wurde solcher durch wenige Tropfen, die der Bekrankten niemals unangenehm waren, vorgebeuget.

„Nunmehr ist die Kur unter göttlichem Segen geendiget.„ —

— „Nach

— „Nach der bisherigen und gemeinen Kenntniß hat man durch einen obwohl etwas weniger geschickten Handgriff, die Pocken beyzubringen gewußt, und das übrige der gütigen Natur überlassen. Aber aus der körperlichen Beschaffenheit des Subjekts zum voraus wahrscheinlich zu urtheilen, welche Zufälle demselben aus der Einpfropfung zustoßen könnten, vornemlich aber bey der ersten Anzeige der sich äußernden Pockenkrankheit, die Art zu kennen, wie die Natur diese Auswickelung, welche nach Verschiedenheit der Personen sehr ungleich ist, zu bewerkstelligen sich bestrebet, und alsdann die Natur des Patienten unter seiner Gewalt zu haben, und ihre Bewegungen zu leuken, auch bis zum Ausbruch für gefährlichen Zufällen zu verwahren, dieß ist eine Geschicklichkeit, die so bekannt nicht ist, und wodurch sich ein durch viele Erfahrungen bewährter Arzt von einem gemeinen Operateur unterscheidet.

Ich wünschte, daß mehrere Eltern in meinem Vaterlande das Vergnügen empfinden möchten, das mich belebet, da ich mein Kind vor einem so gefährlichen Feinde, als bösartige Pocken sind, verwahret sehe.„ —

Ich stimme in den Wunsch des Herrn Consistorialraths ein, bedaure aber, daß ich mich nunmehro nicht so sicher wüßte, wenn ich in seiner Stelle wäre; denn die beyden Kinder in Danzig, von denen izt die Frage ist, sind von eben diesem Herrn D. Mötherby inoculiret worden, und vielleicht mit dem nemlichen Eiter; beyde haben auch die durch diese Ansteckung überkommenen künstlichen Blattern glücklich überstanden; beyde sind nachmalen von den natürlichen Blattern befallen worden, und das eine hat sein junges Leben darüber eingebüßet; ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß eine große Anzahl anderer erwachsener Personen und Kinder in Danzig, die vor der Ankunft und nach der Abreise

des

des Herrn D. Motherby von andern Aerzten sind eingeimpfet worden, noch keine natürliche Blattern bishero bekommen haben. Dieß sage ich nicht, als wollte ich die Schuld des traurigen Ausganges in vorhabendem Falle, dem geschickten Hrn. D. Motherby beymessen. Ich habe vielmehr diese lange Stelle aus dem unverdächtigen Zeugnis des Herrn D. Bock abgeschrieben, um die Geschicklichkeit dieses englischen Inoculisten außer Zweifel zu setzen, und aus dieser Probe sehen zu lassen, wie seine Verfahrungs-Art bey der Blattern-Einpfropfung überhaupt beschaffen seyn mag; wann gleich die mehresten Leser in dem Zeugnis des Hrn. D. Bocks vielleicht weniger Anstaunen und mehr Auseinandersetzung der eigentlichen Methode des Engländers erwartet hätten. Indessen werden sie sich damit begnügen, da ich selbst ausser Stande bin darüber mehre Erläuterung zu geben, als diesen Zusatz, daß Hr. D. Motherby sich ein eigenes Geschäfte gemacht, mit altem Blattern-Eiter Versuche anzustellen. Meine Freunde die Eltern des unglücklichen Kindes in Danzig wissen nicht nur nicht anders, als daß ihre Kinder mit Blattern-Eiter inoculirt worden, die dieser Inoculiste aus Königsberg mit sich gebracht hat: sondern sie haben starke Vermuthung, daß er von eben diesem Eiter das übrige mit sich nach England genommen, und daselbst mit demselben Blatterneiter eingeimpft hat. Letztere Muthmaßung ist gewiß; denn ich habe einen Brief von ihm in Händen, den er nach seiner Ankunft in England an einen seiner Freunde in Danzig geschrieben hat, und wo er unter andern sagt: daß er Gelegenheit gehabt, mit eben dem Eiter, den er in Danzig mitgehabt, einzuimpfen, und zwischen dem frischen und alten Eiter keinen andern Unterschied wahrnehmen können, als den, daß der frische eher und sicherer die Ansteckung bewürke, als der alte; obwohl sonst alle die, so durch alten Eiter angesteckt worden, nach al-

len

len Umſtänden und Abſichten von den künſtlichen Blattern angegriffen waren, daß ſie vor Wiederkunft der natürlichen Blattern allemal ſo ſicher ſeyn können, als diejenigen, ſo mit friſchem Eiter eingeimpft worden. (*)

Es

(*) Da es hier gewiſſermaſſen auf Documente ankommt, und die gelehrten Aerzte in Teutſchland der engliſchen Sprache mächtig ſind, auch faſt ſeyn müſſen, ſo will ich hier die eigenen Worte des Doctors herſetzen; wann gleich das, was er vorher von den Maſern ſagt nicht genau hieher gehöret. Der Brief iſt geſchrieben aus Leomr. (ich vermuthe Leominſter) den 1 Merz 1772. Er erzehlt, was er in einem vorigen Briefe geſchrieben, der verlohren gegangen — That inſtead of being engaged with the ſmall pox on my arrival, I was buſied with oppoſing the ravage, occaſioned by a dangerous ſort of Meaſles wich very much prevailed during the Summer; Inoculation of the meaſles has not been much practiſed yet, ſo my practice therein was as ſurprizing by its novelty, as it was happy in its effects; many were carried off, who received the meaſles in the natural way, & of thoſe, who ſurvived the meaſles, many were a long time tormented with ſlow feavers, coughs & inflamations in their eyes; but neither death nor any of the juſt named diſeaſes was conſequent on the meaſles received in the artificial way. — The Meaſles abated, the ſmall pox begun to engage attention, by wich opportunity favoured my proving the efficacy of the ſame matter wich I had with me at Danzig & all the difference I could obſerve betwixt freſh matter & the old, was, that the freſh matter more rarely failed to infect, but thoſe who were infected with the old matter were to all intents and purpoſes affected by the ſmall pox & ſecure from future apprehenſion as any others were, whoſe infection was from matter juſt taken from freſh puſtules — On my arrival in England I made enquiry amongſt others concerning their obſervations on the differences of the inoculating matter; but as very few had ever tried the old, I could not much depend on their anſwers, ſo watched untill I was favoured with opportunity for proving the efficacy of the matter I had uſed

Es hat keine Wahrscheinlichkeit, daß jemand auf die Gedanken fallen sollte, als wenn der alte Eiter, da er die künstlichen Blattern so vollständig bewürket als der frische, noch einmal den natürlichen Pocen verstatten werde, einen Eingeimpften anzugreiffen, falls nicht überhaupt eben die Gefahr bey der Einpropfung da ist, wenn sie gleich aus frischem Eiter geschicht. Was mich betrifft, bin ich durch die nähere obwohl sehr unzureichende Untersuchung dieses Falls um nichts sicherer, sondern vielmehr noch zweifelhafter geworden, ob die Einimpfung der Blattern vor den natürlichen Pocken sicher stelle: und es thut mir leid, daß ich meinen Herrn Ausfordrer und andern beunruhigten Lesern, keine beruhigendere Zusicherung geben kann. Es wäre, so viel ich es einsehe, unbarmherzig und kühn, wenn man den Herrn D. Motherby für einen unwissenden Inoculisten halten wollte, der nicht im Stande wäre, die falschen Blattern von den wahren zu unterscheiden, und daher den Eiter von jenen genommen, statt ihn von diesen zu nehmen. Ich gestehe es, daß das rühmliche Zeugniß für seine Geschicklichkeit, welches der Hr. D. Bock abgeleget hat, allerdings noch gültiger wäre, wenn es von einem erfahrnen Arzte herrührte; ich will mich auch darauf nicht beruffen, daß dieser Operateur ein Engländer ist; denn es giebt dort Pfuscher selbst unter den schriftstellerischen Aerzten, so gut als in andern Ländern; eben so wenig auf seinen Charakter eines graduirten Arztes, der ebenfalls nur mißlich ist; allein das scheint doch aus allen Umständen zu erhellen, daß er ein Mann von genugsamer Erfahrung sey, liebe

und

in Dantzig, for then what I should write to you would be, what might be depended on, and truly satisfactory.

I wish I could be as secure in inoculating the Dantzic air in England, as we have been in inoculating the Children with old matter etc. etc.

und Fleiß gegen seine Patienten beweise, und den medicinische Beobachtunggeist besitze. Das sind nicht Eigenschaften, die man bey unwissenden Aerzten wahrnimmt; die erste und lezte sind vielmehr nach Sydenhams Ausspruch alleine zulänglich, den großen und glücklichen Arzt zu bilden, wenn man gleich diese Sentenz nicht im strengsten Verstande nehmen muß. Hierzu kommt, daß diejenigen, die den Hrn. D. Motherby in Danzig gesprochen haben, ihm einmüthig das Lob eines bescheidenen und ernsten gesezten Mannes geben, den man nach seinen Betragen und nach den Zeugnißen, die vor ihm nach Danzig gekommen, und ihn begleitet haben, für einen in seiner Kunst erfahrnen und gründlichen Gelehrten hebe halten müssen: Es würde also aus allem dem, was ich habe erfahren können, und hier aufrichtig mitgetheilt habe, nur dieses folgen: Entweder daß es nicht dem Inoculisten, sondern der Natur der Inoculation zuzuschreiben sey, daß in dem streitigen Falle die natürlichen Blattern nach der Einimpfung wiedergekommen und zum Theil gar tödtlich gewesen sind; oder die Schuld dieses unglücklichen Erfolges sey nicht der Inoculation sondern dem Operateur beyzumessen, der bey aller seiner Geschicklichkeit und Erfahrung zwischen falschen und wahren Blatter-Eiter keinen Unterschied zu machen gewußt habe. Wäre aber dieser zweite Schluß den künstlichen Blattern wohl günstiger als der erste? Sind die falschen Blattern mit den wahren so nahe verwandt, daß erfahrne Inoculisten bey aller ihrer Einsicht sie nicht von einander unterscheiden können, wie in diesem Falle geschehen seyn soll: welcher Eingeimpfte kann denn gewiß seyn, daß er den Eiter der ächten Blattern bekommen habe? und wie kann er vor künftigen natürlichen Blattern außer Besorgnis seyn?

Sollte es dem Hrn. Verf. der Erinnerung gefällig seyn, sich in einem besondern Schreiben an mich zu wen-

den, so werde ich mir ein Vergnügen machen die Fragen zu beantworten, die Derselbe mir vorlegen will; ich bin auch erböthig mir alle ersinnliche Mhe zu geben ihn zu befriedigen wenn er Aufträge an mich hätte, die zu noch näherer Erläuterung der Sache dienen, und davon das Resultat am Ende könnte öffentlich bekannt gemacht werden, wenn eine hinreichende besondere Untersuchung vorangegangen ist.

D. 8 Sept. 1775. Sam. Wlh. Turner,
Pred. der ref. Gem. zu Nassenhuben
ohnweit Danzig.

VII.

Politische Neuigkeiten.

November.

Frankreich.

Der Enthusiasmus, den man für den neuen Kriegsminister (Grafen von St. Germain) gefaßt hat, nimmt täglich zu; und man muß gestehen, er zeigt sich dessen würdig durch seine persönlichen Vorzüge, seine Liebe zum Militaire, und sein leutseliges Bezeugen gegen jederman. Er hat seine erste öffentliche Audienz den 15ten d. M. im Invaliden-Hause, wo er sich einsweilen aufhält, gegeben. Die Menge der Leute, die sich da einfanden, und das allgemeine Vergnügen das man auf allen Gesichtern wahrnahm, ist unsäglich. Der Hr. von St. Germain sagte bey dieser Gelegenheit: Verschiedene Personen hätten ihm zu Paris eine Wohnung angeboten; er hätte aber diejenige vorgezogen, die ihm Gelegenheit verschafte seine alten Cameraden wiederzusehen. Hr. Turgot, Ober-Aufseher des Finanzwesens, hat, ungeachtet er seit einiger Zeit vom Podagra geplagt war, nicht aufgehört sich mit den Arbeiten

Arbeiten seines Staats-Dienstes, und mit den gemeinnützigen Entwürfen, die er meditiert, zu beschäftigen. Man sagt, diese Projecte sollen nun bald ins Werk gesetzt werden. Sie sollen zum Gegenstande haben: 1) Aufhebung verschiedener dem Staat sehr lästiger Finanzbedienungen; 2) Aufhebung der Frohndienste, die den Landmann so sehr drücken; 3) Aufhebung der Meisterschaften (Maitrises) in den Künsten und Handwerken, um dem Commerz mehr Beeyfrung und den Künsten mehr Activität zu geben; 4) Aufhebung der Bettelleute, aus denen man eine Art von Regimentern errichten will, die zum Theil den Abgang der Frohndienste ersetzen sollen. Die Rede ist auch von einer beträchtlichen Geldaufnahme, um die zu allen diesen Reformationen erforderliche Kosten zu bestreiten. Man sagt, das Englische Ministerium habe dem unsrigen angetragen: Canada wieder abzutreten, wofern man ihm helfen wollte, die rebellischen Colonien zu Paaren zu treiben. Man weiß nicht, wie unser Hof dies Anerbieten ansieht; aber das weiß man, daß der Minister des Seewesens, seit kurzem Befehle zu Ausrüstungen nacher Westindien gegeben hat, und daß Trüppen dahin geschickt werden sollen. Gewiß ist, daß die Umstände nie günstiger gewesen sind als dermalen, wenn die Absicht seyn sollte, wieder festen Fuß in diesem Welttheile zu fassen. Der König fährt fort, sich im Cabinet stark mit den Ministern zu beschäftigen, während daß die Königin alles anwendet um ihm durch die Lebhaftigkeit und Munterkeit ihres Geistes, und die Anmuth, die alles was sie thut begleitet, die Sorgen des Thrones zu versüßen. Da diese junge Fürstin, in allem was Anzug und Putz betrift, viel Geschmack hat, so beeyfert sich Hof und Stadt sie darinn zum Muster zu nehmen. Sogar die Farbe ihrer Haare ist zur Mode geworden, und Ihro Maj. haben kürzlich eine Locke von Ihren Haaren nach Lyon geschickt, um Winter-Seidenzeuge verfertigen zu lassen, die vollkommen die Farbe derselben (eine Art von lebhaften Nußbraun) haben sollen. Man zweifelt nicht, daß die gefälligen Ausländer, die so lange gewohnt sind, uns in allem was Geschmack und Auszierung betrift, (auf ihre Kosten, wie billig) zum Muster zu nehmen, sich auch bald in diese neue Farbe verlieben werden.

Spanien.

Unser Ministerium hatte wohl Ursache, den falschen Friedens-Bezeugungen des Königs von Marocco nicht zu trauen. Denn man vernimmt, daß dieser Maurische Fürst, mit einer ansehnlichen Armee und einem großen Zug Artillerie, die neu-

ausländischen Ingenieurs dirigiret wird, Melilla und Pennon de Velez von neuem zu belagern angefangen. Das Mißverständnis zwischen unserm und dem Portugiesischen Hofe, wegen der Grenzen in America, dauert noch fort; doch hofft man, daß sie noch auf eine friedliche Art beygelegt werden könnten.

Portugall.

Am 14ten dieses wurde hier ein Bevueser, J. B. Pele, mit der Todesart, die auf das Verbrechen der beleidigten Majestät gesetzt ist, hingerichtet. Er gab sich für einen Mahler aus, und sein Verbrechen war, daß er dem Marquis von Pombal nach dem Leben gestanden hatte. Seinen höllischen Anschlag wollte er folgendergestalt ausführen. Er hatte eine runde eiserne Büchse mit Pulver gefüllt, die er, mit Hülfe nachgemachter Schlüssel zur Wagenremise, dem Premier-Minister heimlich in den Sitz seines Staats-Wagens practicieren wollte. Diese Büchse sollte sich vermittelst einer daran angebrachten Lunde, deren Dauer er genau berechnet hatte, entzünden, und gerade in dem Augenblick springen, wenn der Marquis auf den großen Platz führe, der Aufstellung der Bildsäule des Königs beyzuwohnen. Verschiedene Papiere, die man bey seiner Gefangennehmung bey ihm fand, bewiesen dieß böse Vorhaben unläugbar. Er stund die Tortur und Todesstrafe mit einer wundernswürdigen Gedult und Herzhaftigkeit aus, ohne einen andern Mitschuldigen zu entdecken, betete dabey sehr andächtig und behauptete bis auf den letzten Hauch des Lebens, daß er unschuldig sey.

England.

So oft die Amerikanischen Angelegenheiten beym Parlamente vorkommen, giebt es noch sehr heftige und lebhafte Wortwechsel; allein die Ministerial-Parthey behält noch immer die Oberhand und alle Versuche, welche die Opposition gegen sie macht, sind vergebens. Der Hof, scheint sich fest entschlossen zu haben, keine Versöhnung mit den Rebellen mehr zu erwarten, und Alles darau zu setzen, die Colonien mit Gewalt zu zwingen. Man sagt, daß im nächsten Frühjahr eine Armee von 50000 Mann sowohl inländischer als fremder Truppen dahin geschickt werden solle, und der Hof schmeichelt sich vermöge dieser Unterstützung sein voriges Ansehen in Amerika wieder herzustellen; allein es giebt demohngeachtet viele, welche glauben, daß die Amerikaner im Stande sind, einer noch weit stärkern Macht als dieser zu widerstehen.

Pohlen.

Pohlen.

Hier beſchäftiget man ſich jetzt vornemlich mit einem außerordentlichen Vorfall, der ſich zu Ende des vorigen Monats in Warſchau zutrug; der aber weniger Aufſehen gemacht hat, als man Anfangs hätte glauben ſollen. Ein Bauer brachte nemlich dem Königl. Haus-Hofmeiſter einen Brief den ihm ein Jude gegeben hatte, worinnen ſich ein Pulver befand, welches man dem Könige, als die unfehlbarſte Arzeney für ſeine damalige Unpäßlichkeit, eingeben ſollte. Der Brief war in dem Namen eines Jeſuiten geſchrieben. Kaum war der Bauer bey Hof gekommen, ſeinen Auftrag auszurichten, ſo erſchien auch der Jude und zeigte an, er wiſſe, daß ein Bauer einen Brief an den Königl. Haushofmeiſter abgegeben habe, worinnen ſich Gift befinde, den König hinzurichten. Der Jude und der Bauer wurden ſogleich gefänglich eingezogen, und im erſten Verhör geſtund der Bauer, daß er den Brief von dem Juden ſelbſt erhalten habe. Der Jude bekannte darauf, daß man ihn gleichfals durch eine Summe Geldes beſtochen habe, dies ſtrafbare Unternehmen zu wagen. Dies iſt Alles was man von dieſer ſeltſamen Geſchichte hat erfahren können, die, ſo wahr ſie auch im Grunde iſt, doch mit verſchiedenen unwahrſcheinlichen ja ſelbſt abgeſchmackten Umſtänden erzählet wird. Die Zeit allein muß ein Licht auf dieſes abſcheuliche Geheimniß ſtreuen, welches man izt ſo viel als möglich verbirget, und davon man das Gerücht auf alle Art zu unterdrücken ſuchet.

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Gedichte. . . . S. 3.
II. Titanomachia, oder das neue Heldenbuch. 9.
III. Fortſetzung der Anmerkungen zu einer Stelle in Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere, den Unterſchied der menſchlichen und thieriſchen Seele betreffend. 16.
IV. Aus-

IV. Auszug aus dem Ricciardetto. S. 33.
V. Fortsetzung der zwooten Unterredung zwischen dem Pfarrer zu ** und W. 61.
VI. Anekdote. 74.
VII. Fragen und Aufgaben. 83.
VIII. Auszug politischer Neuigkeiten vom vorigen Monat. 86.
IX. An das Publicum, und besonders an alle bisherigen Freunde und Leser des T. Merkurs. 99.
X. Antworten. 96.

November.

I. Gedichte. S. 97.
II. Schreiben an einen Freund. 108.
III. Geschichte des Philosophen Danischmende. 115.
IV. Auszüge aus einer Vorlesung über die Schwärmerey. 134.
V. Versuch über das teutsche Singspiel. Forts. 156.
VI. Theatralische Neuigkeiten. 173.
VII. Politische Neuigkeiten. 185.
VIII. An die Leser des Teutschen Merkurs. 191.

December.

I. Gedichte. S. 193.
II. Anmerkungen über die Religion der Kamtschadalen, mit Anmerkungen des Herausg. 205.
III. Auszug aus dem Ricciardetto. Fortsetzung. 242.
IV. Beschluß der zwooten Unterredung mit dem Pfarrer von **. 263.
V. Theatralische Neuigkeiten. 271.
VI. Antwort auf das Ansuchen eines gelehrten Arztes im Teutschen Merkur, den Fall der wiedergekommenen natürlichen Pocken nach vorhergegangener Einimpfung betr. 279.
VII. Politische Neuigkeiten. 292.

9. A. N. 522

SEBASTIAN BRAND.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1776.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnäd. Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

BIBLIOTH. ALBERTINA UNIV.
EX DONO
GEORGII ET SOPHIAE
KESTNER
1892

Der
Teutſche Merkur.

Jänner. 1776.

I.

Poeſien.

Brief an Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk ich Dein, o Lottchen; denken Dein die Beyden;
Denken an das Abendbrod
Das Du ihnen freundlich reichteſt,
Da du mir auf reichgebanter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leichtverhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.
Wohl iſt mirs daß ich Dich nicht verkannt,
Daß ich gleich Dich in der erſten Stunde,
Ganz den vollen Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein gutes gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umſpülen hundert tauſend Wogen,
Alles reizt uns; mancherley gefällt,
Mancherley verdrießt uns, und von Stund zu Stunden
Schwankt das leicht', unruhige Gefühl:

Wir empfinden, und was wir empfunden
Eylt hinweg das bunte Welt-Gewühl.

Wohl ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hofnung, mancher Schmerz;
Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach: es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und, vertrauend, zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Rings umher, und findet alles zu.
So verlaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und, zu deinem ew'gen Unbehagen,
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt Vertrauen tragen,
Die so oft dich trog,
Und bey Deinem Weh' und Glücke
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke
Und das Herze schließt sich zu.

* * *

So fand ich Dich, und gieng Dir frey entgegen;
O Sie ist werth zu seyn geliebt,
Rief ich, erflehte Dir des Himmels reinsten Seegen,
Den er Dir nun in Deiner Freundin giebt.

Göthe.

An

An die Unbekannte.

Aufs Mägdlein ſey dies Lied gericht't,
Die mich nicht kennt, und ich ſie nicht,
Nicht weiß in welchem Land ſie lebt,
Da doch mein Geiſt ſie ſtets umſchwebt.

Wenn ich aus dem Getümmel bin
Erfüllt ſie immer meinen Sinn;
Und wenn ich irre über Land,
Geht ſie mit mir an meiner Hand.

Wenns wohl mir wird in Wieſ' und Wald;
Der Mond durch lichte Wolken wallt,
Erhöht den ſeeligen Genuß
Mein Mädchen mir durch manchen Kuß.

Oftmal, mir ſelber unbekannt,
Drückt meine Hand dann ihre Hand;
Ich fühls, und ſeufze daß ihr Bild
Den heißen Wunſch ſo ſchwach erfüllt.

So ſehnlich ſucht' ich, und ſo lang!
Nun wirds im Herzen trüb und bang
Daß ich das liebe gute Kind,
Das für mich da iſt, nimmer ſind.

Wenn, Beſte, du dies Liedchen ſiehſt,
Und dir vom Aug ein Thränlein fließt,
Und ſeufzeſt leiß: Der gute Mann,
Wie ich ihm nachempfinden kann!

So glaub daß du mein Mädchen biſt,
Das nur für mich geboren iſt,
Und liebe mich, und ſag es mir,
So eil ich, Beſte, froh zu Dir!

Chriſtian, Gr. z. Stollberg.

Homer.

An Bodmer.

Heil dir Homer!
Freudiger, entflammter, weinender Dank
Bebt auf der Lippe,
Schimmert im Auge,
Träufelt wie Thau
Hinab in deines Geſanges heiligen Strom!

Ihn goß von Ida's geweihtem Gipfel
Mutter Natur!
Freute ſich der ſtrömenden Fluth,
Die, voll Gottheit,
Wie der Sonnenbeſäte Gürtel der Nacht,
Tönend mit himmliſchen Harmonicen,
Wälzet ihre Wogen in das hallende Thal!
Es freute ſich die Natur,
Rief ihre goldgelockte Töchter,
Wahrheit und Schönheit beugten ſich über den Strom,
Und erkannten in jeder Welle ſtaunend ihr Bild!

Es liebte dich früh
Die heilige Natur!
Da deine Mutter im Thale dich gebahr,
Wo Simois in den Skamander ſich ergeuſt,
Und ermattet dich ließ fallen in der Blumen Thau,

Blick

Blickteſt du ſchon mit Dichtergefühl
Der ſinkenden Sonne,
Die vom Thraziſchen Schneegebürg
Ueber purpurne Wallungen des Helleſponts
Dich begrüßte, in ihr flammendes Geſicht!
Und es ſtrebten ſie zu greifen
Deine zarten Hände,
Vor ihrem Glanze röthlicht, in die Luft empor!

Da lächelte die Natur,
Weihte dich und ſäugte dich an ihrer Bruſt!
Bildete, wie ſie bildete den Himmel,
Wie ſie bildete die Roſe
Und den Thau, der vom Himmel in die Roſe träuft,
Bildete ſorgſam den Knaben und den Jüngling ſo!
Gab dir der Empfindung
Flammenden Blick!
Gab was nur ihren Schöpflingen ſie giebt,
Thränen jegliches Gefühls!
Die ſtürzende, welche glühende Wangen neßt,
Und die ſanftre, die von zitternder Wimper
Rinnt aufs erbleichte Geſicht!
Gab deiner Seele
Einfalt der Tauben und des Adlers Kraft!
Gleich deinem Liede
Sanft nun, wie Quellen in des Mondes Schein,
Donnernd und ſtark nun, wie der Katarakte Sturz!

F. L. Gr. z. Stollberg.

Die Mädchen.

An einen Freund.

Ich ſehe mit Schmerzen,
Du kennſt die Kerzen
Kupidens noch nicht;
Du hoffeſt mit Herzen
Der Mädchen zu ſcherzen,
Es reizet die Roſe dich, ehe ſie ſticht.

Zu ſpielen mit Roſen,
Und Mädchen zu koſen,
Läßt lieblich und fein!
Du traueſt den Koſen?
Sie lachen und ſtoßen
Ganz freundlich den Dolch in das Herz uns hinein!

O Jüngling, dann müſſen
Mit Thränen wir büſſen,
Mit brennendem Schmerz!
Es fliehen die Süſſen
Zu andern, und küſſen
Auch ihnen Verzweiflung ins wehrloſe Herz.

Sie können mit Blicken
Die Herzen beſtricken,
Und ſcheinen ſo gut!
Kaum kehrt man den Rücken,
So winken und nicken
Die Falſchen, und freun ſich der wachſenden Glut!

Wenn endlich dich eine
Von Künſten noch reine
Mit Innigkeit liebt,
So wiſſe, der kleine
Kupido hat ſeine
Ehcimeren Ränke, wodurch er betrübt.

Oft ſpinnet er Fädchen
Am goldenen Rädchen,
Wie Haare ſo fein;
Kaum glaubſt du am Drätchen
Zu halten dein Mädchen,
Es reißt es und läßt dich Bethörten allein:

Viel hab ich gelitten,
Und dreymal geſtritten
Für Thränen zum Sold!
Bey dörflichen Sitten,
In mooſigen Hütten,
Dort wohnet die Liebe noch lauter wie Gold!

F. L. Gr. z. Stollberg.

Knabenlied.

In ſtiller Selbſtgelaſſenheit
Mit immer frohem Sinn,
Verſchlendr' ich ſo von Zeit zu Zeit
Mein bischen Leben hin.

Vergnügt mit meinem kleinen Stand
Genieß ich Luſt und Glück
Aus meines guten Schöpfers Hand,
Und bet ihm Dank zurück.

Drängt ſich denn auch an dieſes Herz
Zu Zeit ein kleines Weh,
So wind ich mich in meinen Schmerz,
Und denke: Schmerz vergeh!

Ich gehe dann zu meinem Freund,
Sag wie mirs iſt und war:
Wenn der dann eine Thräne weint,
So iſts verſchwunden gar.

Auch iſt vom Liebesbuben da
Mir noch kein Leid geſchehn,
Gleich dreh' ich, kommt er mir zu nah,
Sieh Amor! laß mich gehn!

So frey von wilder Leidenſchaft
Schmeck ich ach! welche Ruh,
Und keine keine komm zu Kraft
Und ſtör mir dieſe Ruh!

S.

Jägers Nachtlied.

Im Felde ſchleich ich ſtill und wild,
Tauſch mit dem Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor!

Du wandelst itzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dirs nicht einmal?

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Rast;
Dem wie zu Hause so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last?

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als säh' den Mond ich an;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir gethan!

G.

Neue Arien
zur ersten Scene in Erwin und Elmire.

I.

Olympia.

Ihr sollt genießen,
Und darbt im Ueberfluß.
Die Jahre, sie fließen;
Man darbet, man muß!

Zu seligem Umfangen
Drängt sich die Brust empor;
Mit quellendem Verlangen
Horcht jedem Laut dein Ohr;
Im Morgenrothe freuet
Dein eignes Bildnis dich,
Und Himmel ab bestreuet
Der Weg mit Blumen sich.

V. V.

II.

Elmire

Was ſind all die Seligkeiten
Jener flachen Jugendzeiten,
Gegen dieſen Augenblick!

Da mein Herz ſein volles Glück
Aus der holden Schwermuth trinkt;
Da ich Himmelwärts mich ſehne
Und in bitterſüßer Thräne
Eine Welt im Auge blinkt.

J. M. G.

An
Mademoiſelle Amalia Tiſchbein,

als Sie mir ihr von ihr ſelbſt gezeichnetes Bildnis überſandte.

Der Grazien jüngſte zu ſchildern
Ergriff Amelia
Den Crayon; ein Himmel von Bildern
Stund vor ihr da.

Und aus dem Land der Ideen
Bringt ihr — So glaubt Sie zu ſehen —
Das Urbild Amor herab.
Begierig zeichnet Sie ab;
Und unter Ihrem Finger
Sehn Schweſter Paſitheen (*)
Die Liebesgötter entſtehen.

D.

(*) Nahmt der jüngſten Grazie

O, ruft die geflügelte Schaar,
Sie iſt es ganz und gar!
Dies ſind ſie, die Herzenbezwinger,
Die Augen voll ſüßer Gefahr!
Die Stirne! der Mund! die Wangen!
Man kann nichts gleichers verlangen.

Soll ich, ſprach Cypripor,
Euch meine Liſt geſtehen?
Ich hielt ſtatt Paſitheen
Ihr einen Spiegel vor.

IV.

An Eliſen.

Was auf dürrer Au
Kühler Abendthau
Matten Blumen iſt;
Iſt die wonneſüße
Thräne, o Eliſe,
Die bey meinen Schmerzen
Aus dem weichen Herzen
Durch dein Auge fließt.

Reißt das Schickſal mich
Weit von Dir — ſoll ich
Traurig und allein
In entfernten Hayuen
Künftig troſtlos weinen:
Wiege mich der Kummer
Bald zum Todesſchlummer
Unter Blumen ein!

Feſſelfrey will ich
Fröhlich dann um dich
Durch den Roſenhayn
In den Lauben ſchweben,
Deinem Anſchaun leben,
Deinen Gram verſüßen,
Deine Thränen küßen,
Und dein Schutzgeiſt ſeyn.

A.

Der Gürtel der Venus.

Als Venus einſt auf Amorn ſchalt,
Huſch! war ihr Gürtel fort:
Ihn fand der Gott: — Ha! ſprach er, bald
Räch' ich mich, — auf mein Wort!

Drauf, ſchmeichelnd und mit ſanftem Scherz,
Gab er dir, Minna, ihn;
Und er — verbarg ſich in mein Herz,
Der Mutter zu entfliehn.

An Pſyche.

Verwünſcht! in welchem Geſicht
Dies Rütteln mich unterbricht!
Ihr holden Seelen,
Noch ſah ich euch kaum!
Wo ſeyd Ihr? Ach Pſyche,
Es war nur ein Traum!
O laß Dir's erzählen
Den herrlichen Traum!

Mir

Mir träumt', auf einem Muſchelwagen
Vor welchen Amor mit eigener Hand
Vier weiße Tauben der Venus geſpannt,
Würd' ich auf Wolken dahergetragen.
Ein Amorino mit goldnem Flügel
Stund vor der Muſchel, hielt die Zügel,
Regierte mit einem Lilienſtab
Die Täubchen Wolken auf und ab.
Es wallt' ein Nebel um Thal und Hügel;
Wir ſchwammen daher; der Nebel zerfloß;
Da ſtund auf einmal ein Feenſchloß
Vor meinen Augen. Erdwärts ſchlüpfte
Der Wagen; ich ſprang herunter, hüpfte
Dem Schloße zu, fand offen die Pforte,
Stieg — Doch wozu ſo viele Worte?
Der Himmel weiß wie mir geſchah,
Genug, auf einmal war ich da.
Und rathe, wen ich zum erſten ſah
An dieſem zauberiſchen Orte?
O Freude! Pſyche, auch Du warſt da!
Kamſt lächelnd mir entgegengegangen,
Und denke nur, Du Grazie, — traun!
Ein kleiner Zwitter von Amor und Faun,
Trotzig und lieblich anzuſchaun,
Mit blauen Augen und Lilienwangen,
Schmiegte ſich koſend wie Leda's Schwan
An deinen ſanften Buſen an.
Ein edler Ritter ſtand dabey,
Tapfer und bieder, wahr und treu,
Dem ſah man an den Augen an
Daß er das Beſte dabey gethan.
Auch flog mir entgegen ein Fräulein zart
Von jener ächten Jungfrauen Art,

Die ohne ihr Beſtreben noch Sinnen
Ganz ſachte das Herz uns abgewinnen;
Die ungekünſtelt, gut und rein,
Das Auge vielleicht, das Herz nie trügen,
Und in der Stille ſich begnügen,
Was andre ſcheinen wollen, zu ſeyn.

Von der Fee des Orts ſag ich dir nichts.
Die iſt und bleibt ein Engel des Lichts!
Von Geiſt und Herz ſtets groß und kräftig,
Das Gute zu würken ſtets geſchäftig,
An Reiz ein Weib, ein Mann an Muth,
Ruhig und ſanft mit Aetna's Glut,
Ein Marmorbild bey eignem Leiden,
Und immer glücklich in andrer Freuden.
Allein, wozu noch Waßer ins Meer?
Wer kennt und liebt und ehrt ſie mehr
Als du? — Nun denke, wie ſelig ich war!
Wie alles ſo ſchön, ſo heiter und klar,
So lieb und wonniglich um mich her!
Als ob nun alles im Himmel, auf Erden
Und unter der Erden glücklich wär,
Und mit mir müßte glücklich werden.
Und wie die ſüßen Erinnerungen
Der Stunden, die ich einſt zugleich
In dieſem kleinen Himmelreich,
Genoſſen, ihr holden Seelen, mit euch,
Durch all-mein Weſen wieder erklungen!
Und, Pſyche, fühle dazu: es war
Der erſte Tag im neuen Jahr,
In dem von hundert ſeligen Tagen
Die Ahndungen eingewickelt lagen!

Und als wir nun ſo um und um
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geiſter im Elyſium:
Auf einmal ſtand in unſrer Mitten
Ein Zaubrer! — Aber, denke nicht,
Er kam mit unglückſchwangerm Geſicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein ſchöner Hexenmeiſter es war,
Mit einem ſchwarzen Augen-Paar,
Zauberuden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geiſterkönig, daher!
Und niemand fragte, wer iſt denn der?
Wir fühlten beym erſten Blick, 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unſern Sinnen,
Durch alle unſre Adern rinnen.
So hat ſich nie in Gotteswelt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken ſo ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Laſt
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Weſen ſich gräbt,
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!

Das laß mir einen Zaubrer ſeyn!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verſchwunden!
Und wieder Augenblicke, ſo reich!
An innerm Werthe Tagen gleich!

Was macht er nicht aus unſern Seelen?
Wer ſchmelzt wie er die Luſt im Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen?
In ſüßern Thränen zerſchmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innerſten Tiefen
Mit ſolch entzückendem Ungeſtüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?

O welche Geſichte, welche Scenen
Hieß er vor unſern Augen entſtehn?
Wir wähnten nicht zu hören, zu ſehn,
Wir ſahn! Wer mahlt wie er? So ſchön,
Und immer ohne zu verſchönen!
So wunderbarlich wahr! So neu,
Und dennoch Zug vor Zug ſo treu?
Doch wie, was ſag ich mahlen? Er ſchafft,
Mit wahrer mächtiger Schöpferskraft
Erſchafft er Menſchen; ſie athmen, ſie ſtreben!
In ihren innerſten Faſern iſt Leben!
Und jedes ſo ganz Es Selbſt, ſo rein!
Könnte nie etwas anders ſeyn!
Iſt immer ächter Menſch der Natur,
Nie Hirngeſpenſt, nie Caricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überſpanntes Ideal!

Noch einmal, Aſpaſie, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunſt vorbey!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er ſey nun ganz empfunden,
Wie wurd' er ſo ſchnell uns wieder neu!
Entſchlüpfte plötzlich dem ſatten Blick

Und kam in andrer Geſtalt zurück;
Ließ neue Reize ſich uns entfalten,
Und jede der tauſendfachen Geſtalten
So ungezwungen, ſo völlig ſein,
Man mußte ſie für die wahre halten!
Nahm unſre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu ſehen,
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um ſeine Axe zu drehen.

O Pſyche, warum iſt unſer Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In ſeligem Taumel genoß ich ihn kaum,
Weg war der zauberiſche Traum!
Und ich — wie weit von dir verſchlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Nicht mehr durch lüftiger Wolken Höh
Leichtſchwebend von Amors Tauben getragen,
Gezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Froſt gezwickt,
Und immer weiter — dir entrückt!

Zwar ſaß in dieſen Fährlichkeiten
Mir unſer Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half izt ihm und mir
Sein Noſtradamus! Er konnt', uns Leben,
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da ſaßen wir große Geiſter, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären,
Und (unſern Genieen-Stand in Ehren!)
An Leib und Seele ſehr contract,
Und gähnten einander an im Takt.

Und ſtell dir vor, (dies iſt kein Scherz!)
Daß ich, trotz meiner dicken Kruſte
Von Froſt und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Mährchen erzählen mußte!

W.

Logogryph.

Sollt etwan ungefehr in dieſen Wintertagen
Wo überall die Luft voll Schnurren hängt,
Und mancher witz'ge Kopf mit tagelangem Jagen
Kaum Einen leidlichen verirrten Einfall fängt,
(Weil immer Schlafen doch, zumal bey vollem Magen,
Und immer Müßiggehn die Nerven ſehr erſchlafft)
Er oder Sie Belieben trogen,
An einem Logogryph die Nägel ſich zu nagen;
So hat ein Mitanuß der müſſigen Brüderſchaft
Die Ehre ſolgenden zum Rathen vorzuſchlagen.

Es iſt ein teutſches Wort, und ſpringt
(Wiewohl nicht immer) auf drey Beinen;
Sein Körper mag zu klein für ſeine Seele ſcheinen,
Indeſſen iſt (ſo wunderbar es klingt)
Sein Drittel größer als das Ganze.
Nun flicket an ſein achtes Glied
Das zwölf' und ſiebenk' an, und zierts mit ſeinem Schwanze,
So habt Ihr, wenn er Euch im Hetzen nicht entflieht,
Für Eure Tafel einen Braten,
Und ſo zwey Drittel ſchon vom Ganzen ſix errathen.
Gelingt es nicht, ſo angelt Ihr
Vielleicht ein Thier mit ſtumpfem Ohr dafür,
Dergleichen, wie man ſagt, in Flüßen und in Seen
Viel Tauſend ohne Füße gehen.

Nicht

Nicht minder könntet Ihr darinn
Mit wenig Müh den Puder finden,
Womit für ihre Langweils-Sünden
Der König, und die Königin,
Nebst Hof und Dienerschaft und andern wackern Leuten,
Zu Ninive die Schädel sich bestreuten.
Auch wird, wer seinen Hederich
Nicht ganz vergessen hat, gleich das Gewächs erspähen,
Worein, dem Ziegenfuß des Waldgotts zu entgehen,
Ein hübsches fromnes Mädchen sich
Verwandelt haben soll. — Wollt Ihr noch weiter graben,
Es findet Ihr; woraus die Biene ihren Waben,
Und das, worauf sein Nest der Adler baut;
Was jedermann, der wohl verdaut,
Des Tages wenigstens einmal gebraucht zu haben
Sich nicht verdrießen läßt; was, wenn der Hirt im Wald
Sein Kühhorn stimmt, in Bergen wiederhallt;
Was wir, mit gutem Fug, an vielen Klosen schelten;
Was der Cartheuser nie, der Carmeliter selten
Zu naschen kriegt; und über alles dies
Den Namen mancher frischen Dirne
Am Elbestrom; auch was bey ofner Stirne
Der Hofmann meistens ist, und Ritter Amadis,
Der Dunkelhübsch genannt, nie gegen schöne Damen
In seinem Leben war; mehr, eines Dichters Namen
Im Brittenland; was mehr als Nektarsüß
Dem Kranken schmeckt; und was (vor hundert Jahren)
Unausgeleert kein teutscher Domherr ließ;
Auch das beschwingte Schloß, worinn das goldne Vließ
Erobert ward, und Cook dies Erdenrund umfahren;
Nebst einem schlanken Baum, der unsre Hayne ziert —

Ich bin des Reimens ſatt, geliebte Grillenfänger,
Dies heißt doch lang genug narriert!
Sucht noch den Staatsmann der am Tagus jüngſt regiert;
Und nun nicht eine Zeile länger!

L.

Räthſel.

Der lebt wohl nicht, der Alles ſagen kann,
Was meinesgleichen je gethan und nicht gethan.
Ich ſage nichts von meinen Fähigkeiten,
Denn die begränzt allein das Reich der Möglichkeiten.
Genug, Ihr lernt von mir, trotz Delphi's Pythia,
Was je in Gottes Welt geſchah und nicht geſchah,
Was Weiſe je gewußt, was Träumer je geträumet,
Und Thoren je gewähnt, und Reimer je gereimet,
Kurz omne ſcibile et quaedam alia.
Bey allem dem kann zwiſchen Luft und Erden
Nichts unbeſtändigers, nichts das ſich minder gleicht,
Sich toller widerſpricht, als ich gefunden werden.
Bald trag ich Euch die ganze Welt ſo leicht
Wie eine Feder fort, weiß Alles, von den Ephären
Zum Sonnenſtaub herab, Euch haarſcharf zu erklären;
Bald hält mich im behendſten Lauf
Ein Mückenfuß, ein Sandkorn auf;
Bald iſt mir alles klar, bald bin ich lauter Zweifel,
Bald ſchwatz ich gänſedumm, bald ſchlauer als der Teufel.
Bald bin ich keuſch wie Veſta's Prieſterin,
Bald jückender als eine Cantharide;
Bald heilig wie ein Cherubin,
Bald frech wie eine Beſſaride; (*)

Kurz

(*) Thraziſcher Name der Bacchantinnen.

Kurz (denn man wird des Detaillirens müde)
Ich bin von Allem was ich bin
Die ew'ge Gegenfüßlerin.
Daß ich im übrigen viel Uheils angeſtiftet,
An allen Ecken oft die Welt in Brand geſteckt,
Die Tugend oft verfolgt, die Unſchuld oft vergiftet,
Und manchen Scheim mit Lorbeern zugedeckt,
Bekenn ich frey und unverhohlen;
Auch hat Merkur, der Diebe Schutzpatron,
Wohl nicht den zehnten Theil ſo viel als ich geſtohlen.
Du haſt (ſprecht ihr) viel Ehre nicht davon:
Dies geb' ich zu. Allein, legt in die andre Schaale,
Was ich von jeher Gutes that,
So ſeht ihr, daß für jede Miſſethat
Ich mehr als ſiebenfach bezahle.
Wo in der weiten Welt geſchieht
Was Großes, Schönes oder Gutes,
Wobey man mich nicht mit im Spiele ſieht?
Die Stimme des vergoßnen Blutes
Der ungerochnen Unſchuld ſchrie
Vergebens mir um Rache nie!
Ich bin von Alters her die Geiſel aller Böſen
Und vieler Frommen Troſt geweſen.
Ich ſchütze Wahrheit und Vernunft,
Bekriege ſonder Raſt der Thoren dumme Zunft,
Und reinige, ſeitdem die Amadiſen
Erloſchen ſind, die Welt von Zaubrern, Zwergen, Rieſen,
Und Würmen aller Art. Bey Gott, zu thun genug!
Allein mich koſtets auch nur einen friſchen Zug,
So fallen Rieſen und Pygmäen,
Um — ſelten wieder aufzuſtehen.
Denn, ohne Ruhm, ich bin von kriegriſchem Geſchlecht,
Und einen tollern Haberecht

Als meine Wenigkeit kann kaum die Erde tragen.
Auch darf ich, um izt nichts von Königen zu sagen,
(Die zittern in geheim wie Espenlaub vor mir)
Wenn mir die Galle schwillt, an Götter selbst mich wagen.
Nun, Freunde, dächt ich, wüßtet Ihr
Genug von mir und meinen Thaten,
Um meinen Namen zu errathen.
Von meiner Genealogie,
Gestalt und Physiognomie
Euch Lang's und Breites vorzusingen,
Wär Ueberfluß. Nur dieses noch, Ihr Herr'n:
Drey Elemente streiten um die Ehre,
Mein Vaterland zu seyn; und wehe mir, wofern
Ich klüger nicht als meine Mutter wäre!

L.

Apologetischer Epilogus
zu dem vorstehenden Logogryphen und Räthsel.

Als ich im October des T. Merkurs 1775. dem wißigen und an müßigen Stunden reichen Theil der Leser und Leserinnen desselben, zu einer angenehmen Beschäftigung des Geistes, — statt der Logogryphen und Räthsel, die im Französischen Merkur seit so vielen Jahren einen wesentlichen Artickel ausmachen — Fragen und Aufgaben aus der Philosophie des Lebens vorschlug: dächte ich wohl an nichts weniger, als daß ich, in wenigen Wochen, die Entschul-

ſchuldigung, in der ich izt begriffen bin, nöthig hä-
ben würde.

Ich bekenn' es unverhohlen, ich hatte an den Logogryphen von langem her eine Ungerechtigkeit begangen, deren wir uns ſtündlich und augenblicklich ſchuldig zu machen pflegen, ſobald wir von dem Werth einer Sache bloß nach unſerm eignen Gefühl, oder nach dem Nutzen, den ſie uns gewährt, urtheilen. Da ich ſelbſt weder Luſt noch Muße hatte, Logogryphen aufzulöſen, vielleicht auch (um ganz aufrichtig zu ſeyn) nicht Oedipus genug dazu bin: ſo gewöhnte ich mich unvermerkt dieſe Spiele, bloß weil ſie mir unnütz waren, mit Verachtung anzuſehen. Einer meiner Freunde aber, der mir aus Gelegenheit des vorerwähnten Antrags im T. Merkur, ſeine Meynung über dieſe Dinge ſagte, veranlaßte mich, ſie aus einem freyern Geſichtspunkte, und nach ihrem Verhältnis gegen Tauſend und Tauſend andre wackere Leute die nicht ich ſind, zu betrachten. Ich fand nun, daß, ſo wie alle Erfindungen des Menſchlichen Witzes, auch die Logogryphen, zu etwas Gut ſind; und ich erröthe daher nicht, ihnen das bisher angethane Unrecht abzubitten, und es dadurch ſoviel möglich zu vergüten, daß ich ihnen von nun an in jedem Monat des T. Merkurs einen beliebigen kleinen Platz anbiete.

„Ich billige ihren Einfall sehr; (schrieb mir mein „Freund über den besagten Vorschlag der Fragen „und Aufgaben) aber warum thun Sie ihn auf Un„kosten der armen Logogryphen und Räthsel? „Könnte nicht beydes neben einander bestehen? „Oder zweifeln Sie etwan, daß unter Ihren Lesern „vielleicht Zwanzig in der Verfassung sind, sich mit „Auflösung eines Logogryphen zu belustigen, gegen „Einen, der sich mit der kützlichten Beschäftigung, „moralische Knoten zu lösen, abgeben kann und „mag. — Oder fürchten Sie sich vielleicht vor „dem was die Ernsthaftern unter Ihren Lesern dazu „sagen würden? Aber diese sind entweder so billig, „daß sie es leiden können, wenn unter 96 Seiten et„liche sind, die sie überschlagen müssen; oder, sind „sie es nicht; so mögen sie sich von Ihnen an das „Horazische *Tres mihi convivæ* erinnern lassen. Ho„raz hatte nur drey Gäste, und jeder brachte seinen „besondern Geschmack mit: Sie (wenn Sie Alle „die den Merkur auf eigne und andrer Leute Kosten „lesen zusammenrechnen) haben deren etliche Tau„send, und es ist eine Art von Pflicht auf Ihrer „Seite, dafür zu sorgen, daß jedermann etwas fin„de, das er genießen könne. Außerdem (fuhr mein „Freund fort) läßt sich vielleicht noch fragen, ob Lo„gogryphen an sich selbst nicht wenigstens eine „eben so paßliche Art von Dingen sind, als manche „von den kleinen, (mit Ihrer Erlaubnis) zuweilen

„ziem-

„ziemlich dünnen, und für Seelen die nicht, wie der „Colibri, von Thau und Blumendüften leben kön„nen, sehr unnahrhaften Gedichtchen, womit uns „der Merkur zuweilen gütlich zu thun glaubt. We„nigstens behaupte ich, wenn Sie wollen, gegen „Männiglich, zu Pferd und zu Fuß: daß sie, als „Spielwerk betrachtet, ein unschädlicheres Spiel „sind, als irgend eines von denen, womit wohl die „meisten Ihrer Leser, ihre Abendstunden tödten. „Sie sind ein Spiel, wobey Gedächtnis und Ein„bildungskraft, Witz und Verstand zu gleicher Zeit „geübt werden; das durch die Begierde zu errathen, „und das Vergnügen errathen zu haben, eine Art „von Interesse bekömmt, und daher nicht nur für „jüngere Kinder eine nützliche Uebung, sondern „selbst für uns alte — Kindlein in gewißen leeren „Stunden eine anziehende Kurzweil wird. Ich „selbst kenne verschiedene auf dem Lande lebende „Familien, von sehr vorzüglichen Eigenschaften, die „in Augenblicken wo man von wichtigern oder „mehr nothwendigen als angenehmen Beschäftig„ungen ausruht, und zur Abwechslung der kleinen „Anzahl unschuldiger Ergötzungen, womit man die „langen Winterabende auf dem Lande kürtzen kann, „sich einen Spaß daraus machen, Logogryphen auf„zulösen, oder wohl auch selbst welche zu erfinden. „Bedenken Sie noch überdies, daß Personen, die „keine Profeßion von der Gelehrsamkeit machen, aber

„doch einige Erziehung gehabt haben, und wenig„stens zum Zeitvertreib lesen, durch dieses Spiel „Gelegenheit bekommen, sich in ihrer Sprache, in „der Mythologie, Geschichte und Geographie, und „in zwanzig andern Kentnissen zu üben, die ihnen „dabey wieder ins Gedächtnis geruffen, oder vielleicht auch erst, mit Andrer Hülfe, darein gebracht „werden. Sollten nicht alle diese Umstände zusam„mengenommen, Gewicht genug haben, um Sie zur „Entschließung zu bringen, uns, neben den Mora„lischen Aufgaben, womit Sie den kleinern Theil „Ihrer Leser unterhalten wollen, auch Logogryphen, „für den Zahlreichern, zu geben; falls Ihnen wel„che zu handen kämen, die Sie des Merkurs nicht „ganz unwürdig fänden? — „

Vielleicht wird man mich für allzugefällig gegen die Gründe meines Freundes halten: Aber ich gestehe, es schien mir, sie ließen sich hören. Vielleicht gewannen sie auch durch den Umstand, daß er ihnen die beyden Stücke zur Begleitung gab, die man vor diesem Epilogus gelesen — oder nicht gelesen — hat, und die mir in ihrer Art leidlich genug schienen, um ihnen den kleinen Raum, den sie im Merkur ausfüllen, nicht versagen zu wollen.

So wenig auch dazu gehört zu wissen was ein Logogryph für ein Ding ist, so giebt es doch vielleicht

leicht manche unter unſern teutſchen Leſerinnen und Leſern, die tauſend nützlichere Kenntniſſe beſitzen, und nur gerade dies nicht wiſſen. Solchen zu gefallen ſey es mir erlaubt noch ein paar Worte über die Theorie des Logogryphen beyzufügen. Denn es geht damit, wie mit dem Mährchen, wovon die weiſe Gemahlin des Sultan Schah Baham ſagt: ſo ein dummes, elendes Ding auch ein Mährchen iſt, ſo hat es doch ſeine Regeln.

Der Logogryph iſt eine Art von Witzſpiel, wo es darum zu thun iſt, ein Wort zu errathen, aus welchem, durch deſſen Zergliederung und Verſetzung der Buchſtaben, eine Anzahl andrer Wörter herauskömmt, die von allgemeinbekannter Bedeutung ſind, oder doch unter die Anzahl derer gehören, die man als bekannt vorausſetzen darf; dergleichen z. B. die Nahmen Mythologiſcher und Hiſtoriſcher Perſonen, und die der Länder, Gebürge, Flüße, Städte u. ſ. w. ſind.

Ordentlicher weiſe nimmt man zu einem Logogryphen ein Wort aus der Sprache worinn er geſchrieben iſt. Es iſt aber auch erlaubt, den Nahmen einer Perſon oder Sache dazu zu nehmen, aus welcher Sprache er ſeyn mag, inſofern man nur dieſe Perſon oder Sache als unter dieſem Nahmen allen

Leſern

Lesern, die eine Tinctur von Kentnissen haben, bekannt voraussetzen kann.

Der Logogryph ist also eine Art von Räthseln, deren hauptsächlichstes Verdienst darinn besteht, daß einiger Grad von Menschenverstand und Kenntnißen dazu gehört, um sie errathen zu können; und daß man es dem Liebhaber, der sich daran versuchen will, weder zu leicht noch zu schwer mache. Das lezte geschieht, wenn die Umschreibungen, in welche man die Rahmen der Worte die man errathen soll einhüllet, allzu dunkel; das erste, wenn sie gar zu deutlich und handgreiflich gegeben sind. Wiewohl es nichts schaden kann, wenn, zum Ersatz für diejenige, die etwas mühsamer zu finden sind, Andre dem Suchenden desto williger in die Hände lauffen.

Feine, scherzhafte oder satyrische Züge und Wendungen sind ein Salz, dessen diese Art von Gerichten mehr als irgend eine andre bedarf. Je mehr von dieser Würze daran ist, je besser.

Der Gebrauch will, daß Logogryphen allezeit in Versen abgefaßt werden; weil man mit gutem Fug geglaubt hat, daß sie der Annehmlichkeit, die sie dadurch erhalten, nicht wohl entbehren könnten. Je ungezwungner, fließender, wohlklingender die Verse

und

und Reime ſind, deſto beſſer für den Logogryphen und den Leſer! Dies verſteht ſich.

Alles was mein Freund zum Beſten der Logogryphen geſagt hat, gilt auch von den Räthſeln; — oder vielmehr dieſe haben gar keine Apologie vonnöthen. Machten ſich nicht vor Alters die Könige und weiſen Männer der berühmteſten Völker ein Geſchäfte daraus, Räthſel zu erfinden, und einander zum errathen zuzuſchicken? Kam nicht die Königin von Saba — aus deren Liebesgeheimnißen mit dem König Salomo noch die heutigen Beherrſcher von Abyßinien entſproſſen zu ſeyn ſtolz ſind — mit großem Pomp ausdrücklich nach Jeruſalem, um den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit dieſes jungen Fürſten, wovon der Ruhm ſich ſchon in allen Ländern gegen Morgen und Mittag verbreitet hatte, durch Räthſel auf die Probe zu ſtellen? Rettete Oedip nicht das ganze Thebaniſche Land vom Untergang, indem er das berühmte Räthſel der Sphynx errieth? Was braucht es weiter Zeugniß? Wir werden uns doch nicht einbilden wollen, zu weiſe für ein Spiel zu ſeyn, woraus Leute wie die Königin von Saba, die Könige Salomon und Amaſis, und die ſieben Weiſen aus Griechenland (*), ſich ein ernſthaftes Geſchäfte machten?

Nach-

(*) S. das Gaſtmahl der ſieben Weiſen beym Plutarch.

Nachschrift.

Mein Gewissen dringt mich, lieben Brüder! laßt uns offenherzig gegen einander seyn! Logogryphen sind — was auch mein Freund, vielleicht aus bloßer Schalkheit, zu ihren Gunsten sagen mag — beym Lichte besehen, doch nur ein Spiel für Kinder. Deßwegen sezt man sie auch in Reime, weil Kinder ihre Freude daran haben, wenn's immer am Ende einer Zeile so hübsch klappt. — Aber was thut das? Wissen wir nicht Alle längst, worinn der eigentliche Unterschied zwischen den kleinen jungen Menschlein, und den großen alten Menschen liegt? — Es lautet freylich nicht fein, wenn uns ein weiser Mann, was jener egyptische Priester dem Solon (oder wer es war?) sagte: ihr Griechen seyd und bleibt doch immer Kinder. — Aber zuweilen ein Kind zu seyn, ist eine Sache, deren sich weder Sokrates, noch Agesilaus, noch Cornelia, die Mutter der Gracchen, noch irgend ein weiser Mann oder eine weise Frau, je geschämt hat. Also lassen Sie Sich ja nicht durch falsche Schaamhaftigkeit abhalten, wenn Ihnen etwa die Lust ankäme, Logogryphen in den Merkur zu machen, oder die darinn vorkommenden zu errathen; falls Sie NB. sonst nichts bessers zu thun wissen; welches freylich nur So, So, wäre — aber doch manchmal dem Klügsten begegnen kann.

W.

II.

Eheſtands-Geſchichte des Herrn Philip Peter Marks, von ihm ſelbſt abgefaßt.

Ich, Philip Peter Marks, nahm ſechs Weiber; und jeder, der ununterrichtet den mißlichen Schritt zur Ehe thun will, komme, leſe die Geſchichte meines Eheſtandes und ſchöpfe weiſen Unterricht aus meiner Erfahrung! — Advokaten, werft eure Liquidationen weg! Oekonomi, Politici, Eccleſiaſtici, laßt Bauern, Staat und Ketzer ausruhn! Mädchen, die ihr einen Mann glücklich oder unglücklich zu machen gedenkt, vergeßt alle eure Heirathsprojekte! Zuchtmeiſter und Amtmänner, laßt die Geißel ſinken! Quackſalber, laßt eure Patienten leben! — Alles, Hohe und Niedrige, die ganze teutſche Welt in Mannsröcken und Jüpons, ſetze Arbeit, Betrug und Verläumdung bey Seite, und komme und leſe die Eheſtandsgeſchichte des wohlehrſamen Philip Peter Marks!

Da mein Vater nur mich, ſeinen einzigen Sohn, gezeugt hatte, ſo glaubte ich, daß der Staat und die Menſchlichkeit mir das ganze Reſtchen von Pflichten abfodern könnten, das der gute Mann, vielleicht aus

weiſen

weisen Gründen, schuldig geblieben war; — ich verheirathete mich: — und da aus einer [illegible]ich wahrscheinlichen Präsumtion die Schuld groß oder klein angenommen werden konnte; so nahm ich sie, um desto gewisser zu gehn, so groß als möglich an, und heirathete schon in meinem neunzehnten Jahre.

Wenn Ein übereilter Schluß in der Welt Unglück angerichtet hat, so that es dieser. Auch hätte ich die traurigen Folgen meiner Entschließung sehr leicht voraussehen können. Denn an meinem Verlöbnißtage war der Himmel in eine solche Wuth gerathen, daß er während der ganzen zierlichen Rede, die mein Brautwerber bey dem Versprechungsaktus mit Todesschweiße herstammelte, nicht eine Minute zu donnern und zu blitzen aufhörte; und da ich eben ein Coupee machte, um mit einem sehr netten Vorpas meiner Geliebten den Ring zu überreichen, so that es einen so heftigen Schlag, daß ich vor Schrecken den Ring fallen ließ, und, wie versteinert, in der Mitte des Pas stehen blieb. Jammerschade war es, daß ein so schöner Pas unvollendet bleiben mußte! Es kränkte mich auch so sehr, daß ich bey dem Abendessen meiner Braut vor Scham nicht ins Gesicht sehen konnte; ich kehrte ihr den Rücken zu. Andre Leute wollten zwar behaupten, daß es deswegen geschähe, weil mich meine Wahl gereut hätte: allein ich kann heilig versichern, daß ich nach jenem unglück-

glücklichen Schlage nicht eine Sekunde lang weder an meine Wahl noch an meine Braut gedacht habe, ich hatte genug mit dem mißlungnen Vorpas zu thun. Inzwischen fiel mir nichts weniger ein, als daß ein Donnerwetter zu einer solchen Zeit eine böse Vorbedeutung seyn könnte: nein, ich hielt es sogar für eine gute und aus keiner andern Ursache, als weil der Magister bonarum artium, der vom zehnten Jahre an meinen Kopf lateinisch machen sollte, mir, weil ich daran zweifelte, bey seiner sechsjährigen Perucke zugeschworen hatte, daß von den weisesten Völkern des Erdbodens, den alten Nationen, Donner und Blitz für die glücklichsten Vorzeichen angesehen worden wären. Wenn diese klugen Alten auch in allen andern Fällen Recht hatten, so mußten sie wenigstens bey Verlöbnissen eine Ausnahme machen, oder die Alten waren samt dem Hrn. Magister Plautinus Sekundus, meinem Lehrer, nebst seiner Perucke — mit allem Respekte sey es gesagt! — nicht halb so gescheidt als ich wurde, da ich eine Frau hatte! — mit welcher die erste Periode meiner Ehestandsgeschichte angeht.

Erste Ehe.

Meine erste Frau hielt gerade die Hälfte meines Maaßes, und dies war einer von den hauptsächlichsten Gründen bey meiner Wahl gewesen. Denn, dachte ich,

La femme eſt une eſpece à qui rien ne reſſemble;
C'eſt tout bien ou tout mal. (*)

Gutes und Böſes iſt in einem großen Grade ſchwer zu ertragen; und ich fand, daß ich das Maaß noch zu groß genommen hatte.

Unſre Ehe war im eigentlichen Verſtande eine ſchlechte Ehe: denn unſre Einigkeit hörte ſchon den erſten Hochzeittag zwo Stunden vor Schlafengehen auf, und dauerte alſo nicht einmal, wie in guten Ehen doch meiſtentheils zu geſchehen pflegt, bis zum andern Tage. Dieſer erſte Krieg entſtund über die Zeit, wenn der Ball geendigt werden ſollte. Meine Braut behauptete: daß nach einem alten Herkommen des teutſchen Reiches der Ball am erſten Hochzeittage höchſtens um eilf Uhr beſchloſſen werden müßte; daß nur mißvergnügte Brautleute dieſe löbliche Obſervanz in Vergeſſenheit gebracht hätten, die darum nicht das mindeſte von ihrer Rechtskraft verlöhre; daß, da dieſe Gewohnheit zu Zeiten aufgekommen wäre, wo der Putz der teutſchen Frauenzimmer eine viel ſimplere Architektur gehabt hätte: von Rechtswegen izt, da alles an einer Schönen mit Wallfiſchrippen verpalliſadirt, mit Stecknadeln verriegelt, und mit Bändern zugeſchnürt werden müßte,

(*) De la Chauſſée in ſeiner Komödie la fauſſe antipathie.

müßte, eine Aenderung getroffen, und die Zeit des Abmarsches schon um zehn Uhr angesezt werden sollte.

So vielen und so triftigen Gründen konnte ich freylich nichts entgegensetzen, als daß ich Lust hätte, bis um drey zu tanzen, und versicherte sie, daß ich aus bloßer Hochachtung für sie meiner Lust ein so kurzes Ziel sezte: — denn daß ich ein paßionirter Tänzer war, das können meine Leser schon aus der Unruhe abnehmen, die mir ein verunglücktes Vorpas an meinem Verlöbnißtage verursachte. — Ein Paar Liebkosungen! dachte ich, so ist alles gut. Ich küßte sie so zärtlich, als nur eine Braut geküßt worden ist; und — was ist das? sprach ich bey mir, was hier auf meinen Backen fiel? ein Tropfen — und nun noch einen! — kurz, es waren Thränen, die dem guten Kinde paarweise aus den Augen tröpfelten. Dabey überfiel sie eine so starke Rührung des Herzens, daß sie ihr Gesichte verbarg, sich in einen Winkel sezte, und ihrer ganzen Empfindung und ihren Thränen freyen Lauf ließ. —

Merkt niemand, woran es dem guten Mädchen fehlte? — Ihre Empfindung war stärker als ihr Verstand, und ich hatte sie in dem Augenblicke wirklich lieb: denn ich bedauerte sie und mich, daß ihr Kopf so sehr unter der Gewalt des Herzens stund, daß es ihn nicht einmal die kleinen Vorsichten der

Anständigkeit gebrauchen ließ, die bey gewöhnlichen Menschen die Stelle des Verstandes vertreten. Aus diesem Mitleide wurde ein gewisses unbestimmtes Gefühl, das meinen Tänzer-Ehrgeiz ganz zu Boden warf, und mir den Entschluß abnöthigte, mich der angeführten wohlhergebrachten Observanz zu unterwerfen. Ich thät sogar ein überverdienstliches Werk — den ich machte mit 10 Uhr 25 Minuten dem Feste ein Ende.

Des Morgens darauf sehr frühe warf ich mich in meinen Schlafrock und dann in meinen Lehnstuhl, um über mein Schicksal nachzudenken. — Freylich, sagte ich mir, ihr Verstand mag schwach seyn: dafür ist ihre Empfindung desto stärker, und diese braucht man doch eigentlich für den Mann: jener ist für andre Leute. — Der Mann hat zwar auch einen kleinen nicht unangenehmen Genuß davon, aber das ist doch nur — In den langen Sommertagen muß sie freylich keine gute Gesellschaft seyn — aber — ich will sie nicht anders als bey Tische und zwo Stunden vor Schlafengehen sehn: bey dem Essen — kann ich doch ein wenig hurtig essen, so spricht sie nicht viel; und des Abends empfindet sie blos. — Andre Leute bekommen sie weder bey Tage noch bey Nachte zu sehn, wenigstens nicht zu hören; und so, denk' ich, soll unsre Ehe gewiß eine gute Ehe werden. — In der Wirthschaft? — da ist

wohl

wohl auch ſo etwas von Verſtande unumgänglich nöthig — hat ſie nicht einmal dies Etwas, ſo laß ich die Haushaltung ſequeſtriren.

Ich klatſchte in die Hände und ſtand mit einem Bravo! vom Stuhle auf, um mich bey meiner Braut zu erkundigen, wie ſie geſchlafen hätte, und alsdann eine kleine Unterſuchung über ihr Gehirn anzuſtellen, damit ich ſeinen Werth doch ohngefehr nach Maas und Gewichte beſtimmen könnte. Sie kam mir entgegen, fiel mir um den Hals, und verſicherte mich, ohne meine Frage zu erwarten, daß ſie, wie im Himmel, geſchlafen und von nichts als Harfen, Violinen und Baßgeigen geträumt hätte und — hier verſtummte ſie und verbarg ihr Geſicht an mir, worinn ein ſo lebhaftes Entzücken ausgedrückt war, ein Paar Thränen ſo verliebt an den Augenliedern zitterten, daß nicht viel fehlte — ich hätte mit ihr geweint.

Meinem Vorſatze gemäß wurde die Inquiſition über ihren Menſchenverſtand gleich bey dem Theetiſche angefangen. Ich erkundigte mich nach verſchiedenen Einrichtungen, die ſie zu machen gedächte, und auf jede Frage war ihre Antwort: wie Sie befehlen.

Alle Frühlinge gehen wir auf das Gut?

„Wie Sie denken.„

Bis zum September? oder wollen Sie länger?

„Nach Ihrem Gefallen.„

Den Winter ſind wir in der Stadt?

„Recht wohl.„

Wie denkſt du es mit der Oekonomie zu halten? deinen Plan bitte ich mir aus; wenigſtens deine Gedanken!

„Wie Sie befehlen.„

— O ihr Dichter und Satirenſchreiber, die ihr über den widerſprechenden Geiſt der Frauenzimmer ſpottet, ihr verdient nicht, daß ihr einen Augenblick mehr auf dem Parnaſſe geduldet werdet! Nichts faderes kann in der Welt ſeyn als eine Frau, die nicht widerſpricht. Seine Lebenszeit mit einer ſolchen zubringen, iſt ſo unangenehm, als wenn man ſein ganzes Leben hindurch nichts als Milchbrey und niemals eine ſolide Speiſe, die dem Gaum widerſteht, genießen müßte. Die Natur, die das wohl wußte, theilte dieſe widerſtehende Kraft Pflanzen, Thieren, Männern und Frauenzimmern nicht umſonſt mit.

Wo denkſt du, fuhr ich in meinem Verhöre fort, deine Garderobe anzulegen?

„Wo Sie befehlen.„

Sie! — Du will ich genennt ſeyn. —

Sie ſchlug die Augen ſchüchtern nieder. —

Die Stube linker Hand habe ich dazu beſtimmt, wenn der liebe Himmel uns mit Kindern —

Wenn

Wenn nur jeder Leſer ihr ganzes Porträt, völlig en face, bey dieſem Worte geſehn hätte! — Wer da kann, denke ſich ein Paar blaue Augen, die vorher niedergeſchlagen waren, ſich nunmehr öffnen, ſo daß in dem nemlichen Augenblicke beyde Sterne in die Winkel fahren, um nach ihrem daneben ſitzenden Manne zu ſchielen, der ihre Empfindung von Grund aus aufgewiegelt hat; in dieſen Augen laſſe man eine ſchüchterne Freude auf den vielen Feuchtigkeiten herumſchwimmen, die ſich in der Geſchwindigkeit zuſammenziehn; unter dieſe Augen ſetze man ein Paar Wangen, die über etwas unvermuthetes erröthet ſind, und auf denen ſich das ſtarke Roth allmählich, wie ein verſchwindender Regenbogen, in eine blaßrothe Scham verliert; auf das ganze Geſicht trage man eine Mine, die den höchſten Grad des Vergnügens enthält, das eine künftige Mutter empfindet, wenn ſie an ihre Nachkommenſchaft denkt; darunter miſche man eine kleine Schüchternheit, dieſe Empfindung zu verrathen, und ein Unvermögen, es nicht zu thun — und dann hat man das damalige Portrait meiner Frau, nach der Natur gezeichnet; — und gewiß, kein übles Porträt! Wenigſtens machte es auf mich einen ſo lebhaften Eindruck, daß ich meine ganze Inquiſitionsmine vergaß, und mit einem recht herzlichen Kuſſe ihr die Erlaubniß bey mir ſelbſt gab, weniger Verſtand, als ich zu meiner Frau erforderte, zu haben.

Das war der Ton unsrer ganzen Ehe: — jeden Tag so gleichförmig, als wenn wir ein auswendig gelerntes Duett sängen. Ich fragte — wie Sie befehlen, war die Antwort: ich schmälte — wie Sie befehlen: ich befahl, ich bat — wie Sie befehlen. Zu einem Nein waren ihre Sprachwerkzeuge so ungeschickt, daß sie es in einem Jahr — so lange dauerte unser Ehestand — nicht ein einzigesmal ausgesprochen hat. Selbst da ich sie einmal im Unwillen über ihre bejahende Laune fragte, ob ihre Mutter nicht klüger wäre als sie? — erschien ein sehr demüthiges Ja. O, sagte ich etwas hastig, und warf die Schlafmütze auf den Tisch, wenn ich immer befehlen soll, so will ichs einmal thun. Ich befehle dir, dir nicht mehr von mir befehlen zu lassen.

Wie Sie befehlen, sagte sie zitternd mit einer so unschuldigen bereuenden Erschrockenheit, daß ich meine Mütze aufsezte, fortgieng, und vor der Thür aus Zorn mich dreymal an den Kopf schlug, daß ich über eine so gutherzige Seele hatte zürnen können.

Noch einmal sey es gesagt! eine Frau, die nicht widerspricht, ist — keine Frau; und darum nenn ich diese Ehe eine schlechte Ehe, weil sie wie ein halbstehendes Wasser so träge dahinschlich, daß sie zulezt — zu faulen anfieng.

Sie

nicht eben so bereitwillig war, es zu glauben? — Mit einem Worte, sie hatte einen höchstmäßigen Verstand und hielt ihn für höchstvortreflich.

In den ersten acht Tagen unsrer Ehe wurden meine Urtheile schon so vielfältig reformirt, meine Verordnungen so oft verbessert, meine unmaßgeblichen Vorschläge so oft berichtigt, mein Verfahren so oft kaßirt, daß ich zulezt selbst gegen meinen armen Menschenverstand mißtrauisch wurde. Es kam so weit, daß ich sogar, wenn ich mich im Spiegel besah, meine Mine höchsteinfältig fand, die mir doch sonst eine der witzigsten geschienen hatte, die nur jemand auf seinem Gesichte im Spiegel gesehn haben mag; und bekanntermaßen liegt der Verstand in den Händen des Selbstzutrauens, das ihn, wie eine Blase, bald aufbläßt, bald zusammen fallen läßt, nachdem es mehr oder weniger Athem hat. — Ich redte und handelte wahrhaftig nicht halb so klug mehr als vorher.

Aus so weisen Absichten, als nur ein Gesetzgeber in Gedanken gehabt haben kann, hatte ich unter den geringern Einwohnern meines Hauses die Verordnung gemacht, daß jedermann von dieser Klasse mit dem Schlage Zehn das Licht ausgelöscht haben und bis an den Kopf in Betten stecken sollte. Nach veränderten Umständen erachtete ich die Aufhe-

bung

bung des Gesetzes für nothwendig und sogar dienlich: doch da meine häusliche Regierung sehr eingeschränkt war, so konnte ich eine so wichtige Veränderung nicht ohne Zuthun meiner Frau unternehmen. Ich zog sie also zu Rathe.

— — — „und aus diesen Gründen halte ichs für nöthig, die Sache abzuändern„ sagte ich.

Abzuändern? rief sie. Eher wollt' ich rathen, daß der Termin des Schlafengehens um Neune angesezt würde.

„Wo sollten denn die armen Leute mit allem Schlafe hin?„

Dafür mögen sie sorgen. Ich habe meine guten Ursachen dazu, die du vermuthlich nicht errathen kannst.

Aber — wollte ich eine Gegenvorstellung thun, als sie, ohne darauf zu warten, zur Thür hinausgieng, und öffentlich bekannt machte, daß in Zukunft jedermänniglich um neun Uhr schlafen müßte, und zwar bey Strafe der Verweisung aus dem Hause; und ich — hörte zu.

Karpfen sind mir, sagte ich einmal bey Tische, eben deswegen lieber als Sardellen, warum mir Prosaisten lieber sind als Poeten.

Was

Was für ein Geschmack! So wenig man dir zutrauen darf, so hätt' ich doch so etwas nicht erwartet. — Sind Sardellen nicht tausendmal delikater?

Ja, Poeten auch; eben deswegen macht keins von beyden satt.

Sie verstund es nicht, und hatte daher das Vergnügen zu glauben, daß ich etwas ungereimtes gesagt habe, welches ich deutlich in ihrem Gesichte von der Stirn bis zum Kinne las.

Auf den May gehn wir ins Bad.

„Nein, im April. —„

Der Himmel fängt an sich zu umziehen; es wird regnen.

„Nein, eher kann es schneyen.„ —

Dreymal drey macht neune —

Dies letzte war für sie eine verhaßte Anrede; Nein paßte nicht darauf, und Ja war ihr geschworner Feind: sie läugnete also wohl nicht gerade zu, daß dreymal drey Pfennige neune machen könnten, aber sie selbst sprach doch die unglückliche Neune nicht aus, sondern sagte lieber — Zehn Pfennige weniger einen.

So war ohngefehr unsre gewöhnliche Unterhaltung beschaffen, und auf den nemlichen Schlag war auch das lezte tête-a-tête, das sie mir auf ihrem

Sterbe-

Sterbebette gab. Sie hatte mich rufen laſſen, um mir ihre lezten Verordnungen eigenhändig zu überliefern. Nichts hatte unter meinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen, meine eigne werthe Perſon mit eingeſchloſſen, das Glück ihr zu gefallen, als nur ein alter unbehülflicher Mops, der meinem verſtorbenen höchſtgichtbrüchigen Nachbar auf ſeinem Siechbette Geſellſchaft geleiſtet hatte, und mir, aus Zutrauen gegen meine ſanfte Gutherzigkeit, bey dem Abſterben ſeines Herrn, nebſt einem anſehnlichen Legate zu ſeiner Unterhaltung, vermacht worden war. Die Krankheit ſeines Gönners hatte ihn angeſteckt: er mußte auf drey entkräfteten Beinen einen feiſten ſchweren Körper fortſchleppen, und war überhaupt, ſeine Unarten ungerechnet, unter allen unvernünftigen Kreaturen die abſcheulichſte. Demungeachtet zog er gleich bey ihrem Eintritte in mein Haus ihre Aufmerkſamkeit und in kurzem ihre Zuneigung ſo ſehr an ſich, daß mir gar nichts mehr davon übrig blieb. Obenhin betrachtet ſchien die Urſache ſchwer zu errathen; aber wer in die Frauenzimmerpolitik einen Blick gethan hatte, der konnte gleich ſehn, daß ſie ihn bloß liebte, um ihrem Manne zu verſtehn zu geben, wie man ſeyn müßte, um ihrer Liebe würdig zu werden. Da ich aber nicht den geringſten Trieb empfand, auf dieſen Wink dem Mopſe die erforderlichen Eigenſchaften abzulernen, ſo blieb er bis an ihren Tod in dem Beſitze ihrer Liebe, und ich bis an

ihren

ihren Tod davon ausgeschlossen. Das künftige ungewisse Schicksal ihres Lieblings hatte ihr in ihrer Krankheit manche unruhige Stunde gemacht, und das Nachdenken über Plane zu seiner Versorgung hatte sie oft so entkräftet, daß sie nicht im Stande war, mir ein Wort zu antworten, wenn ich mit ihr von unsern Kindern sprach. Endlich hatte ihr Witz noch ein kleines Mittelchen ausgekundschaftet, das nicht zu verachten zu seyn schien; und sie hätte es gewiß durchgesezt, wenn der tükische Freudenstörer, der Tod, ihr nicht mitten in der Ausführung die Kehle zugedrückt hätte. Das Mittel war — sie wollte zu guter lezte und zum Besten ihres Mignons, ihm einen Theil der gewöhnlichen Liebe entziehen und mir zuwenden, damit ich dadurch mich bewegen ließ, sie ihm nach ihrem Tode mit einem reichlichen Interesse wieder zu ersetzen. Auch hatte das gefällige Betragen, das sie zwey Tage lang vor ihrem Tode gegen mich annahm — vielleicht bloß der Neuheit wegen — mich so weichherzig gemacht, (was ich ohnehin in einem zu großen Grade bin) daß ich mit eigner Hand auf Mignons rechte Hinterpfote, woran die Gicht zu einem offenen Schaden geworden war, das verordnete cataplasma refrigerativum auflegte, wofür ich aus ihren trüben Augen einen gnädigen Blick, und von ihren kalten Händen ein sanftes Drücken erhielt.

Dieser

Dieſer Zwang konnte nicht länger dauren, als ihre Kräfte ihn auszuhalten vermochten; da der Tod dieſe niedergetreten hatte, ſo war ſie wieder meine leibhafte Frau, wie vormals, und weg war ihre Liebe! In dieſem Zuſtande ließ ſie mich zu dem beſagten tête-à-tête rufen. Ich kam: Mignon lag auf einem Lehnſtuhle neben ihr und ſchlief, ohne ſich mit der geringſten Betrübniß über die bevorſtehende Trennung beſchwerlich fallen zu wollen.

So plötzlich wirſt du nicht ſterben, ſagte ich mit vieler Güte zu ihr.

„Nein, ich ſterbe gewiß, antwortete ſie mit ihrem ehmaligen beſſerwiſſenden belehrenden Tone.

Du ſiehſt noch munter aus.

„Nein, ich bin todtkrank.„

Wahrhaftig es iſt nur eine vorübergehende Entkräftung.

„Nein, das verſtehſt du nicht — es iſt der Tod.„

Dafür bin ich ſicher! — Aber wenn du ja es ſo anſehn willſt, als wenn er es wäre, ſo will ich die Kinder herrufen. Vielleicht iſt es für ſie nicht ohne Nutzen, dich in dieſer Situation zu ſehn. Ihre Liebe wird deſto ſtärker werden, wenn du wieder aufkömmſt — welches ich gewiß erwarte. Willſt du?

Sie ſchwieg — Die Sache war: ſie hatte keines ihrer Kinder lieb, weil keins ihren Mops lieb hatte.

Nach

Nach einer kleinen Pause fuhr Mignon mit einem lauten Aechzen aus dem Schlafe auf, vermuthlich weil ihn ein böser Traum erschreckt hatte. Hier lenkte sich ihr ganzer Blick auf das liebe Thier, mit so vieler Zärtlichkeit und Bedaurung als ihre Mine noch aufbringen konnte. Verbinde ihn noch einmal, sagte sie zu mir, ehe ich sterbe! — Ich that es.

Nimm dich seiner an, wenn ich todt bin! fuhr sie fort.

Nach meinen Kindern werde ich zuerst für ihn sorgen, war meine Antwort.

„Du mußt mir versprechen, bey der Hand versprechen, daß es ihm immer wohlgehen soll. „

Ich gab ihr die Hand darauf und bat sie, wenn es ja ihr Ernst wäre zu sterben, wegen des Mopses ruhig zu seyn. — Vergiß ihn! sagte ich.

„Nein. „

Unsre Kinder — soll ich sie rufen?

„Nein. „

Du wirst ja zusehends schwach!

„Nein. „

Stirbst du schon?

„Nein. „

Dies Nein stieß ihren lezten Athem aus. Nein war ihr tägliches und ihr leztes Wort, und mag auch ihr erstes gewesen seyn, so bald sie nur in die Welt geguckt hat.

Ich

Ich weiß nicht wie es zugieng — da ich ohngefehr fünf Minuten um sie geweint hatte; so vertrockneten meine Augen so plötzlich, als wenn alle Thränen bis auf den kleinsten Tropfen herausgeschöpft worden wären; und es war doch nur jede Minute eine gefallen.

Zur Befriedigung der Leserinnen, die an Mignons Umständen Antheil genommen haben mögen, berichte ich noch, daß er acht Tage nach dem Tode seiner Gönnerin sein sieches Leben beschloß: denn er erstickte an einem Taubenflügel, und vermehrte das Muttertheil meiner Kinder durch einen Rückfall von fünf Thalern jährlicher Einkünfte, die für seinen Magen und seine kranke Hinterpfote ausgesezt gewesen waren.

Wezel.

Die Fortsetzung nächstens.

III.

Ein Wintermährchen.

Mein Schwesterchen, sprach Dinarzade, (*)
Wann Ihr nicht schlaft, (denn um den Schlaf wärs Schade!)
Erzählt uns doch, weils noch so dunkel ist,
Der schönen Mährchen eins, die Ihr, uns guten Seelen
Die alles freut, so lebhaft zu erzählen

Und

(*) S. die unter dem Namen Mille et une Nuit bekannte Arabische Mährchen. Diese Sammlung ist etwas mehr als ein bloßer

Und sonderlich so schön zu dehnen wißt.
Des Sultans Hoheit hat die Gnade
Und hört — so zwischen Schlaf und Wachen — gerne zu.
Denn was sein Herz dabey empfindt,
Wird seine Seelenruh
Nicht unterbrechen.
Schah-Riar gähnt: o ja, das will ich euch versprechen!
Und seine junge Frau beginnt —

* * *

— Ein Ammen-Mährchen, liebe Leser!
Arabisch zwar,
Und mächtig wunderbar!

Genien

Dieser Zeitvertreib für Kinder und ihres gleichen, und (wenigstens dem grossen Theile nach) nicht untergeschoben, wie die gemeine Meynung geht. Galland, der Uebersetzer und Herausgeber, war ein Mitglied der Academie des Inscriptions et des Belles-Lettres, hatte zu drey verschiedenenmalen litterarische Reisen in die Levante gethan, und sich lange zu Constantinopel und Smyrna aufgehalten. Man hat eine Menge gelehrter Werke von ihm, die von seiner Stärke in den morgenländischen Sprachen und Alterthümern zeugen; auch hatte er Antheil an der berühmten morgenländischen Bibliothek des d'Herbelot. Mit aller dieser Gelehrsamkeit war Herr Galland wohl der Mann, der arabische Erzählungen wässern und verdünnen, aber nichts weniger als dergleichen erfinden konnte. In seinem dem 2ten Theil der Histoire Suivie de l'Academie des Inscrip. einverleibten Eloge werden diese Mille et une Nuits ausdrücklich als eine Uebersetzung aus dem Arabischen angeführt, und versichert, daß die zehn Bände, die Galland heraus gegeben, kaum den vierten Theil des Originals ausmachen. Eine neue ganz getreue und nicht nach der französischen Delicatesse accommodirte Uebersetzung aus dem Original selbst, würde also ein Unternehmen seyn, womit ein im Arabischen geübter junger Gelehrter dem Publico ein schätzbares und angenehmes Geschenk machen könnte.

Genien, Zauberinnen,
Sultanen und Sultaninnen,
Und Feen mit goldnem Haar,
Und redende Fiſche ſogar,
Kurz, viel Natur darinnen!
Eßluſtigen Herren und Frauen,
Die leicht und wohl verdauen,
Zum Nachtiſch ſehr bequem!
Und doch, bey allem dem,
Iſt ſo ein Ding kein Leſen
Für Damen und Herren wie Ihr,
Die mehr zu thun haben als wir,
Und dem gemeinen Weſen
Von jeder theuren Minute
Als anvertrautem Gute
Die Rechnung ſchuldig ſind.
Iſt's euch nicht — wie nenn' ichs geſchwind? —
So — zwiſchen — Sultan und Kind,
So — recht behaglich zu Muthe,
So bitt ich, überſchlagt
Die nächſten zehen Blätter;
Und wann ihrs dennoch wagt,
Und's wird dann ſchlimmes Wetter
In euern Köpfchen, ihr klagt
Und zückt, und murrt und wimmert,
So wißt — daß mich's nicht kümmert;
Man hat's euch ja geſagt!

* * *

Tchah-Riar gähnt: o ja, das will ich euch verſprechen,
Und ſeine junge Frau beginnt:

Des Wintermährchens
Erſter Theil.

Der Fiſcher und der Geiſt.

Ein guter alter Fiſcher ſtand
Frühmorgens einſt am Meeresſtrand;
Sein dünnes Haar, bereift mit Duft,
Weht in der kalten Morgenluft.
Er ſteht und blickt mit ſchwerem Sinn
Starr über die grauen Wellen hin,
Und wiſcht ſich ſeufzend Stirn und Wangen.
„Du lieber Gott! die ganze Nacht
In Froſt und Näße durchgewacht,
Und noch nicht einen Grat gefangen!
Vier arme Kinder und mein Weib
Erwarten mein mit hungrigem Leib:
Ach! heimzukommen mit leeren Händen,
Es würde mir's Herz im Leib umwenden!
Vier Kinder und keinen Biſſen Brod!
Laß dichs erbarmen, du lieber Gott!
Nur dieſen letzten einzigen Zug!
Auch wenig iſt mir ſchon genug.„

Er wirft ſein Netz noch einmal aus,
Und harret zwiſchen Angſt und Hoffen;
Verſuchts nun, zieht, und zieht betroffen
Mit Müh die frohe Laſt heraus.
„Gottlob! Gottlob! 's iſt wohl beſchwehrt!
Iſt mir doch endlich ein Glück beſchehrt!
Wie wird mein Weib mit unſern Kleinen
Vor Freude ſpringen, und lachen und weinen,
Wenn Vater ſo reich nach Hauſe kehrt!„

Es dankt er froh gen Himmel auf,
Doch bald folgt Ach und Weh darauf.
Denn wie er's beſieht, der arme Tropf,
So iſt's — ein kahler Eſelskopf
Vermengt mit Rippen, Schlamm und Steinen.

Itzt ſinkt dem Alten Arm und Muth:
Da ſteht er auf der naſſen Klippe,
Schaut vor ſich hin mit kaltem Blut,
Denkt: wär' ich auch wie dies Gerippe!
Starrt himmelwärts mit bitterm Blick,
Dann wieder auf ſein Netz zurück.
Mittraurend murmeln die Wellen empor,
Mittraurend ſeufzt der Wind im Rohr.
Was ſiehſt du da und ringſt die Hände?
(Murmelt ihm was ins dumpfe Ohr)
Stürz dich hinein, ſo hat's ein Ende!

Indem ſo blizt der erſte Stral
Der Sonne, wie in eine Höle
Voll Nacht und Grauen, in ſeine Seele.
Er fühlt den allbelebenden Stral,
Ihm zückt was Freudigs durch alle Glieder,
Wie Nebel ſinkt ſein Kummer nieder;
Er glaubt und liebt und hoft nun wieder,
Und wäſcht ſein Netz zum leztenmal.

Er harret lange mit wechſelndem Muth,
Die Augen geheftet auf die Fluth;
Und nun verſucht er's. Schwehrer als nie
Däucht ihm das Netz. Er zieht mit Müh;
Erwartung ſpannt die hagern Wangen;
Er ziehl's ans Land, guckt voll Verlangen,

Und findt — und findt, von Roſt geſchwärzt,
Ein länglichrundes Gefäß von Erzt.
Er kann es kaum vom Boden heben.
„Ein Schatz, ein Schatz, bey meinem Leben!
Ein Schatz!„ — und aus der ſchlaffen Hand
Fällt's ihm vor Freuden in den Sand.
Und wär am Ende auch nichts darinn,
(Denkt er) trag ichs zum Gießer hin,
So wird mir doch ſo viel Gewinn
Auf ſieben Tage Brod zu kaufen.
Er ſezt ſich hin um zu verſchnaufen,
Beguckt den Fund, und ſieht am Rand
Ein großes Siegel aufgedrückt.
Dies hebt er auf, doch unzerknickt,
Und ſezt den Deckel in den Sand.
Er guckt hinein, er leert es aus;
Wo nichts iſt, kommt auch nichts heraus:
Deß wundert ihn dann mächtiglich;
Was wird das werden, fragt er ſich.

Auf einmal ſteigt ein ſchwarzer Rauch
Aus des Gefäßes holem Bauch,
Verbreitet ſich immer weiter umher,
Liegt wie ein Gebürg auf Land und Meer.
Der Tag erliſcht, es donnert und ſtürmt,
Das Meer ſich bis zum Himmel thürmt;
Der Fiſcher, mit kalter Angſt erfüllt,
Steht leblos wie ein ſteinern Bild.
Plötzlich folgt eine Todesſtille.
Der Nebel überwälzt ſich, ballt
Zuſammen ſich, gewinnt Geſtalt,
Und aus der grauen Wolkenhülle,
Die links und rechts herunterwallt,

Läßt ungeheure Rieſenglieder
Ein fürchterlicher Geiſt hernieder.
Aus ſeinem Fußtritt fahren Flammen,
Die Ufer zittern unter ihm.
Dem Fiſcher ſchlagen ungeſtüm
Vor Todesangſt die Knie zuſammen;
Er unterliegt der Gegenwart
Des Weſens einer höhern Art.

Da faßt der Genius ihn beym Arm.
Stracks wirds ums Herz ihm wieder warm,
Und Muth und Leben kehrt zurück.
Da ſpricht der Geiſt mit milderm Blick:
Du biſt mein Retter! — Eblis iſt
Mein Name. Siebentauſend Geiſter
Gehorchten mir als ihrem Meiſter,
Als durch verdammte Hinterliſt
Mich Salomon — nicht überwand —
Ha! dann konnt er mich nicht bringen!
Den Willen kann kein Gott bezwingen!
Selbſt als im Sturm mich ſeine Hand
In dies verfluchte Erzt verſchloſſen,
Fühlt' er noch meinen Widerſtand!
Doch dieſen Deckel aufzuſtoßen,
Den ſeines Siegels Allmacht ſchloß,
Vermocht ich nicht. Ein Geiſterſtoß
Kann eine Welt zu Staub zerſchmeiſſen,
Dies Siegel nur kann nichts zerreiſſen.
Du ſchwaches Gefäß von Fleiſch und Blut,
Du hobſt es, oder durch deine Hände
Das Schickſal — Gleichviel! Faſſe Muth!
Nun mach ich deiner Noth ein Ende.
Dir ward auch übel mitgeſpielt;

Haſt nie des Lebens Freuden gefühlt;
Komm, Alter, ich will dich glücklich machen,
Auf, folge mir!

Der Fiſcher ſteht
Betäubt von allen den Wunderſachen;
Geht mit, und weiß kaum daß er geht;
Berg aus, Berg ab, durch Sumpf und Rohr,
Durch Dick und Dünn, über Feld und Moor,
Trabt er, und traut ſich kaum zu ſchnaufen;
Und als ſie ziemlich weit gelauffen,
Langt müd und matt der gute Mann
An einem See mit Eblis an;
An einem See, der, wie ein Spiegel,
Längs eines öden Thals ſich ſtreckt,
Auf jeder Seite von einem Hügel
Umgränzt, den Tichtenſchatten deckt.

Der Fiſcher ſtutzt. Ich ſollte doch
(Denkt er) hierum die Gegend kennen,
Und ſah in meinem Leben noch
Dies Waſſer nie, und hört's nie nennen.
Wie geht dies zu? Gott ſteh mir bey!
Es iſt doch wohl nicht Zauberey?

Der Geiſt las alles was er dacht'
Als ſtünd's ihm auf der Stirne gegraben,
Doch ſprach er nichts als dies: Gieb acht!
Hier ſollſt du was zu fiſchen haben!
Präg' Ort und Weg den Sinnen ein,
Doch merks: nur einmal jeden Morgen!
Gehorch! ſonſt wirſt des Todes ſeyn!

So sprach mit einer Donnerstimme
Der Geisterkönig, und verschwand.
Und lange noch bebt Meer und Land,
Und von den Hügeln hallt die Stimme,
Gleich einem Wasser das mit Grimme
Stürzend von Fels zu Fels sich brach,
Dem längstverschwundnen Geiste nach.

„War das ein Traum? Wo bin ich? — ruft,
Der gute Mann, und reibt die Stirne;
Gaukelt vielleicht im Morgenduft
Ein Truggesicht mir ums Gehirne?
Doch dieser See, so tief und klar,
Und wimmelnd voll der schönsten Fische!
Wie üppig sie scherzen! — O fürwahr,
Die sollen auf unsers Sultans Tische
In goldner Schüssel herrlich stehn!
Nie sah ich Fische so groß und schön!

Mit diesem Wort wirft er voll Freuden
Sein Netz hinein; hat seiner Leiden
Vergessen ganz, thut einen Zug,
Und seht, vier große Fische zappeln!
Für diesmal, denkt er, sey's genug,
Bricht grüne Zweige von den Pappeln
Am Ufer, deckt den Zuber zu,
Und, reich wie ein Emir in seinem Sinn,
Steurt er mit Flügeln an jedem Schuh
Zur hochgethürmten Hauptstadt hin.

Was ihn am meisten wundert und freut
Ist seiner Fische buntes Kleid.
Gelb ist der eine, der andre blau,

Der dritte roth, und ſilbergrau
Der vierte; jeder vom Kopf zum Schwanz
Einfärbig, aber ſo fein von Glanz,
Als obs das ſchönſte Schmelzwerk wär.
Wo kommen alle die Wunder her,
Denkt er, — doch, komm's woher es will,
Dank Gott und Glück! — und mäuſeſtill!

Der gute Fiſcher ziemlich matt
Hat nun erreicht die Königsſtadt,
Er eilt nach Hofe dem Sultan zu;
Der hält im Divan noch Morgenruh.
Und als der Divan zu Ende war,
Stellt er dem Herrn die Fiſche dar.
Der Sultan, wie alle großen Geiſter,
Macht wenig draus; doch freut er ſich
Im Herzen darüber kindlich,
Und ſchickt ſie gleich zum Küchenmeiſter;
Befiehlt auch (wie Sultans manchmal pralen)
Dem Fiſchersmann gleich auf dem Platz
Vierhundert Bahamd'or zu zahlen.

Vierhundert Bahams, welcher Schatz
Für einen armen nakten Fiſcher!
Denkt ob er in ſeinem Leben friſcher
Der Hütte zu getrabt ſeyn mag!
„Der Geiſt hat doch ſein Wort gehalten,
Das nenn ich einen guten Tag!„

Laſſen wir nun den guten Alten,
Umgeben von ſeinem häuslichen Chor
An ſeinen vierhundert Bahamd'or
Sich ſatt ſehn, gegen die Sonne ſie halten,

Und

Und zählen, wie viel er Bohams hätte,
Gäb's alle Morgen so 'ne Mette
Acht Tage nur. — Wir müssen sehn,
Wie nun die Sachen bey Hofe gehn.

Der Grosvezier, als Erster Rath
In Küchensachen wohl beschlagen,
Und überzeugt, in einem Staat
Sey immer das grose Rad — der Magen,
Hatié mit eigner hoher Hand
Die Fische (die ihm sehr behagen,
Wiewohl er sie etwas theuer fand)
Dem ersten Mundkoch zugetragen,
Und ihm was sich dabey gebührt
Mit allem Ernst zu Gemüthe geführt.

Der Mundkoch keine Zeit verliehrt,
Schuppt ab die Fische, leert ihnen die Bäuche,
Wäscht sie in Essig und rothem Wein,
Reibt sie mit Specereyen ein,
Kurz, wartet aller heil'gen Gebräuche
Des Küchendienstes wohlberühmt,
Wie einem Priester des Komus ziemt.

Schon war das dorrelte Fische-Paar
Auf einer Seite gebraten gar;
Schon steht er, mit der Gabel in Händen,
Sie in der Pfanne umzuwenden;
Da fährt ihm plötzlich ein kalter Schauer
Durch Mark und Bein; ein heller Glanz
Erfüllt die berauchten Gewölbe ganz,
Und aus der unversehrten Mauer
Springt eine Dame, so schön und zart,

Als je die ſchönſte von Feen-Art;
Ganz Majeſtät in ihrer Geſtalt,
Und in den Augen Allgewalt.
Ein weiß-laßnes langes Gewand
Floß von den Hüften in leichten Falten;
Durchflochten mit Blumen von Diamant
Und farbicht blitzenden Steinen, wallten
Schwarzbraune Locken um einen Hals,
Den zu umhalſen allenfalls
Ein König vier Städte gegeben hätte;
Den Buſen herum hieng eine Kette
Von großen Perlen, glänzend wie Thau,
Doch gegen den weißen Buſen grau,
Und um die ſchönen Arme wand
Sich ein Rubinenbeſetztes Band.

Der Koch, der ſtarr vor Wunder ſtand,
Wünſcht ſich von Gott zehntauſend Augen,
Um alle die Schönheit aufzuſaugen.

Die Dame achtet ſeiner nicht.
Sie tritt voll Ernſt zur Pfanne hin,
Schlägt dreymal auf die Fiſche darinn
Mit einem Myrtenreis und ſpricht:
Fiſche, thut ihr eure Pflicht?
Die Fiſche ſchwiegen und muksten nicht.

Die Dame ſprach zum andernmal:
Fiſche, thut ihr eure Pflicht?
Die Fiſche ſchwiegen und muksten nicht.

Zum drittenmal die Dame ſpricht:
Fiſche, thut ihr eure Pflicht?
Da reckten die Fiſche die Häupter empor,
Und ſangen alle in hellem Chor:

Der Pflicht vergeſſen
Wir Fiſche nie;
Hab'n viele Müh,
Sind ſpat und früh,
Rechnen und meſſen,
Eſſen und vergeſſen,
Und bauen Schlöſſer
Und mahlen ſie;
Hättens gern beſſer!
Zählen die Sterne,
Und rathen gerne,
Und treffens nie.

Die Fiſche, nachdem ſie dies geſungen,
Senkten die Köpfe und blieben ſtumm.
Drauf ſtieß die Dame die Pfanne um,
Und durch die Wand aus der ſie rausgeſprungen,
Verſchwand ſie wiederum.

Der Mundkoch ſteht verſteinert da,
Glaubt ſeinen Augen kaum was er ſah,
Faßt doch bald wieder ſo viel Muth,
Die Fiſche zu retten aus der Glut;
Doch wie er ſie mit der Gabel handelt,
Sind ſie — o Wunder! — in Kohlen verwandelt.
Da hättet ihr'n ſehen ſollen, wie toll
Die Küche auf und nieder lauffen!
In ſeiner Verzweiflung bey Händenvoll
Die Haare ſich aus dem Kopfe rauffen!
„Was kann ich ſagen? Wer wird mirs glauben?
„Des Sultans Grimm iſt Löwengrimm;
„Es iſt kein Räſonniren mit ihm;
„Er läßt mir den Hals zuſammenſchrauben!

Indem

Indem erſcheint der Großvezier,
Die Fiſche zur Tafel abzuholen,
Und findet, welche Ungebühr!
Statt einer leckern Schüſſel, Kohlen.
Der Koch ihm weinend zu Fuße fällt,
Erzählt die ganze Wundergeſchichte
So treu — es hätte ſeinem Berichte
Ein Frengeiſt Glauben zugeſtellt!
Ich leſe die Wahrheit in deinem Geſichte,
(Spricht der Vezier) doch, um die Welt,
Erzählt' ich ſie dem Sultan nicht;
Er hielt's bey Gott! für ein Gedicht.
Es können wohl ſeltſame Dinge geſchehen,
Allein — man muß ſie ſelber ſehen.
Ich trag ihm etwas anders vor,
Das er nur anhört mit halbem Ohr;
Und wenn er die Fiſche nur morgen kriegt,
So iſt er für heute ſchon vergnügt.

Befehligt wird der Fiſcher ſogleich
(Und das bey Straf) aus'm nemlichen Teich,
Zum Frühmahl des Sultans nächſten Morgen
Vier andre Fiſche zu beſorgen.
Dem Fiſcher wird's eng in ſeiner Haut.
Wie wenn ich den Ort nicht wiederfände?
Das nähme wohl gar ein böſes Ende!
Ein Narr, der einem Geiſte traut!
So denkt er bey ſich, doch nicht zu laut;
Nimmt aber doch, ſo bald es graut,
Sein Netz, und wandert auf und nieder,
Durch Hecken und Büſche, durch Sumpf und Rohr,
Durch Dick und Dünn, über Feld und Moor,
Und findet See und Fiſche wieder;

Fängt ihrer vier, gelb, silbergrau,
Und blau und roth, wie die ersten, genau;
Kehrt um, trägt sie nach Hof, erhält
Vierhundert Rahams baares Geld,
Und überläßt die weitre Gebühr
Dem Mundkoch und dem Großvezier.

Um seiner Sache gewiß zu seyn,
Schließt dieser mit dem Koch sich ein.
Der Koch, dem solche Ehre noch nie
Geworden, erschöpft sein ganzes Genie,
Sein Amt an diesen Fischen heute
Noch besser, wo möglich, als gestern zu thun.
Alles gelingt. Und wie sie nun
Gebraten sind auf einer Seite,
Kehrt er sie um. Im nemlichen Nu
Springt aus der Mauer am Camine
Die schöne Dame von gestern herzu,
Mit ihrer majestätschen Mine,
In ihrem weißatlasnen Gewand,
Die Locken mit Edelsteinen durchwunden,
Und ein Rubinenbesetztes Band
Um jeden runden Arm gebunden,
Und in der kleinen weißen Hand
Ein Myrtenreis. Es tritt sie hin
Zur Pfanne, schlägt die Fische darinn
Mit ihrem Myrtenreis, und spricht;
Fische, thut ihr eure Pflicht?

Und als sie die Worte zum drittenmal
Gesprochen, erhuben allzumal
Die Fische sanftmüthig die Häupter empor,
Und sangen alle in hellem Chor:

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie;
Haben viele Müh,
Sind spat und früh,
Rechnen und messen,
Essen und vergessen,
Und bauen Schlösser
Und mahlen sie;
Hätten's gern besser!
Zählen die Sterne;
Und rathen gerne,
Und treffens nie.

Die Fische, nachdem sie dies gesungen,
Senkten die Köpfe, und blieben stumm.
Die Dame stieß die Pfanne um,
Und durch die Wand, aus der sie rausgesprungen,
Verschwand sie wiederum.

Nun, rief der Vezier, bey meinem Bart,
Das ist zu arg! Wer darf gestehen,
Er habe so was mit Augen gesehen?
Was einem vor der Nase geschehen
Nicht glauben dürfen? Bey Gott, 's ist hart!
Und doch, gesehen ist gesehen.
Denn käme die Philosophie
In eigner Person, mir vorzukrähen,
Ich hätte Nichts gehört und gesehen,
Ich gäb' ihr, meiner Treu! ein Knie
In H**rn! — Die Fee! die Fische! Fürwahr,
Wer mir in dieser Sache klar
Zu sehen glaubt, der komm heran! —
Ich geh und zeigs dem Sultan an.

Der Sultan, ein kluger Herr — wie leicht
Zu erachten — runzelt die Stirne, ſtreicht
Unglaubig ſeinen Knebelbart,
Und ſpricht: ich will es ſelber ſehen!

Dem Fiſcher ſogleich befohlen ward,
Stracks wieder hinaus aufs Fiſchen zu gehen.
Der bat ſich, weil die Reiſe weit,
Nur vierundzwanzig Stunden Zeit.
Gieng dann zum drittenmale, bevor
Der Morgen graute, hinaus zum Thor,
Berg auf, Berg ab, über Feld und Moor,
Durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Rohr,
Sah voller Freuden alles ſteh
Am alten Ort, kam an den See,
Warf aus ſein Netz, und fieng euch wieder
Vier Fiſche wie die andern genau,
Gelb, roth und blau und ſilbergrau.
Traun! der Genie iſt brav und bieder,
Ich hätt's ihm warlich nicht zugetraut! —
Denkt er, und kehrt beladen wieder,
Und wohl iſt ihm in ſeiner Haut!
Er trägt die Fiſche nach Hof, erhält
Vierhundert Bahams baares Geld,
Hat nun in allem Zwölfhundert, und iſt
Ein reicher Mann zu dieſer Friſt.

Der Sultan, nicht ohne heimlich Grauen,
Die Fiſche an Rücken und Bauch beſchauen,
Kopf, Floß und Schwanz examiniren,
Und ob ſie wohl reden könnten, probiren.
Am Ende doch weiter nichts d'ran findt,
Als eben, daß Fiſche — Fiſche ſind.

Um nun zu ſehen, wie's weiter geht,
Schließt er ſich mit dem Großvezier,
Den Fiſchen und allem Zubehör
Zum Kochen in ſein Cabinet;
Verriegelt eigenhändig die Thür,
Läßt Feuer im Camine machen,
Stirbt vor Erwartung ſeltſamer Sachen,
Und ſchwört, er glaub es nimmermehr.

Und nun gebt acht! — Der Großvezier,
Stets ſeinem Herrn treu und gewärtig,
Macht ſich zu ſeinem Dienſte fertig;
Bindt eine weiße Schürze für,
Geht friſch ans Werk, nach Küchengebrauch,
Schuppt ab die Fiſche, leert ihnen den Bauch,
Wäſcht ſie in Eßig und rothem Wein,
Legt ſie dann in die Pfanne fein,
Thut Oel und Salz und Pfeffer hinein,
Und was ſich ſonſt hineingebührt,
Sezt's auf die Glut, und bläßt und ſchürt.
Den Sultan das alles nicht wenig freute:
„Ich ſag es immer, ein großer Mann
„Iſt halt ein Mann — der alles kann!„

Wie nun die Fiſche auf einer Seite
Gebraten ſind, faßt er die Kelle
Und kehrt ſie um. Da ſpringt zur Stelle
Ein Mohr in feuerfarbem Gewand,
Schrecklich und groß wie ein Gigant,
Anſtatt der Dame aus der Wand.
Mit grünem Stab in ſeiner Hand
Tritt er bis zu der Pfanne hin,
Schlägt dreymal auf die Fiſche darinn,

Und trotzig mit donnernder Stimme spricht:
Fische thut ihr eure Pflicht?
Die lassen sich nicht dreymal fragen,
Vermuthlich weil das Mohrengesicht
Sie ziemlich derb auf die Nasen geschlagen.
Sie recken die offnen Mäuler empor,
Und singen alle in hellem Chor
Von Wort zu Wort den alten Sang,
Der zweymal uns schon um die Ohren klang.
Schweigen dann wieder, und bleiben stumm.
Der Neger stößt die Pfanne um,
Die Fische liegen schwarz wie Kohlen
Am Boden, und durch des Zimmers Wand
Hat, schneller als ihr eure Hand
Umkehrt, der Mohr sich weggestohlen.

„Nun, sagt ichs Eurer Hoheit nicht? —
Den Mohr bey Seite, die gleiche Geschicht!
Die Dame, mit ihrem schönen, warmen,
Aufhüpfenden Busen und runden Armen,
That einem freylich in Augen besser
Als dieser schwarze Kinderfresser.
Doch läufts am End' auf eins hinaus,
Beyde verschwinden, und dann ists aus!

Der Sultan spricht: Was ich gesehen,
Scheint über die Möglichkeit zu gehen.
Es raubt mir alle Seelenruh;
Und bis wir's aus dem Grund verstehen,
Schließ ich, bey Gott! kein Auge zu.

Er läßt sogleich den Fischer kommen:
„Es geht da mit den Fischen, die du

„Uns brachteſt, nicht ſo richtig zu,
„Sag an, wo haſt ſie hergenommen?„

Aus einem See, verſetzt der Mann,
Zwiſchen vier Hügeln, hinterm Berge,
Den man von hieraus ſehen kann.

„Kennt ihr den See, Vezier?„ — Nicht ich!
Auch hört ich nie in meinem Leben,
Daß es dort einen See gegeben!
Und doch ſinds ſo viel Jahr und Tage,
Daß fleißig in dieſer Gegend jage.

„Wie weit iſts, bis zum See von hier?„
Drey Stunden, Herr König, höchſtens vier.
„So führe mich dahin! — Vezier,
Sagts eilig allen meinen Leuten!
Der ganze Hof ſoll mich begleiten.„

Der ganze Hof in kurzer Friſt
Geſtiefelt und beritten iſt.
Ein prächtiger Zug! Aus allen Straßen
Lief alles was lauffen konnt' herbey,
Gaffren aus großen Augen, vergaßen
Eſſens und Trinkens, vergaßen des Schlafs,
Riethen und ſtritten, und niemand traf's.

Fort geht der Zug; der Fiſcher voran;
Und als ſie den Berg herabgekommen,
Und itt vier Hügel vor ſich ſahn,
Die niemand zuvor je wahrgenommen,
Und zwiſchen den Hügeln den großen See,
Und in dem See die Menge von blauen,
Gelben, rothen und ſilbergrauen

Fiſchen:

Fiſchen: da däuchts der ganzen Schaar
Sie guckten durch eine Zauberbrille;
Schrieen aus einem Munde: Fürwahr,
Hier ſtehen einem die Sinne ſtille!

Der Sultan ſchwört ſein'n großen Schwur
Vor allen Emirn, Veziern und dergleichen,
Bis er dem Wunder auf die Spur
Gekommen, nicht von dannen zu weichen,
Und ſollten Jahre darob verſtreichen.

Stracks werden für den ganzen Hof
Am Ufer Zelten aufgeſchlagen.
Auch ſtand zum allgemeinen Behagen
Der Herren bald 'ne Küche da.
Denn der Vezier — der was geſchah
Weislich vorher im Geiſte ſah —,
Hatte vor allem für den Magen,
Ein großes Fac Totum, Sorge getragen.
Da komme mir, (pflegt' er oft zu ſagen)
Kein Doctor mit ſeinen Sprüchen daher,
Und ſpreche was anders! Bey leerem Magen
Sind alle Uebel doppelt ſchwer.

Als nun der Hof zwoo Stunden vor Tag
In Wein und Schlaf begraben lag,
Berief der Sultan den Großvezier,
Und ſprach zu ihm: Vor allen Dingen
Nichts remonſtrirt, Herr Großvezier!
Mein Schluß ſteht feſte, die Wunder, die mir
Den Kopf verwüſten, ins Klare zu bringen,
Es mag nun wohl oder übel gelingen;
Ich geh allein, und Ihr bleibt hier.

Komm ich nicht wieder in sieben Tagen,
So kehrt gelassen zur Stadt zurück.
Den Leuten, die nach dem Sultan fragen,
Ist leicht was Scheinbars vorzusagen;
Bald hat er Halsweh, bald Kolik,
Bald Podagra, bald Krampf im Magen.
Regiert im übrigen mit Glück!
Verschiebt so viel ihr könnt auf Morgen;
Sorgt immer für den Augenblick,
Und Gott laßt für die Zukunft sorgen.

Nach diesem weisen Abschiedswort
Macht er sich auf die Füße, betet
Sein Morgengebet, und wandert fort,
Bis sich der graue Himmel röthet;
Wandert mit unerschrocknem Sinn
Am öden einsamen Ufer hin.
Traurig und still, wie eine Gruft,
Liegt Hügel und Thal und Hayn umher;
Alles, sogar die freye Luft,
Wie vor der Schöpfung, wüst und leer!
So geht er wohl zwoo Stunden lang;
Schier wird ihm für den Ausgang bang:
Als mit dem ersten Morgenstral
Der hin am östlichen Himmel flimmert,
Ein Schloß von hellpoliertem Stahl
Ihm fernher in die Augen schimmert.

IV.

Nachricht von Sebaſtian Brand.

Man hat ſich bey Auswahl der merkwürdigen Perſonen des XVI und XVII Jahrhunderts, mit deren Bildniſſen der T. Merkur von nun an geziert werden ſoll, zum Geſetze gemacht:

1) Die großen Männer, deren Bildniſſe, Charakter und Thaten als allgemein bekannt anzuſehen ſind, vorbeyzugehen;

2) In der Wahl ſich mehr für Genie und Einfluß, als für Schulgelehrſamkeit und Ruhm, mehr für das was ein Mann ſeiner Zeit geweſen, als was er der unſrigen iſt, zu beſtimmen; und

3) Vornemlich auch das Andenken ſolcher Männer, die in unverdiente Vergeſſenheit gefallen, wieder herzuſtellen, und die Manes derjenigen zu verſöhnen, die man von langem her in einem falſchen Lichte zu ſehen und ihren wahren Werth zu mißkennen gewohnt geweſen iſt.

Vollſtändige Lebensbeſchreibungen wird wohl niemand, der die Natur und die Grenzen unſers Journals bedenkt, erwarten. Wo es nur darum zu thun iſt, zu wiſſen was für ein Mann einer war, iſt ein einziger Zug, der uns in das Innere ſeines Geiſtes und Herzens blicken läßt, wichtiger, als ganze Bogen voll gleichgültiger Begebenheiten; — wiewohl freylich, in gewißem Sinne, an großen Menſchen nichts gleichgültig iſt.

Mehr als einmal werden wir von sehr interessanten Männern, aus Mangel besonderer Nachrichten, nur wenig sagen können. Oft sind merkwürdige einzelne Züge in einer Menge wenig bekannter alter Bücher verstreut, welche alle aus dem Bibliothekenstaub hervorzuziehen, zu durchstöbern, und oft ganze Tage auf Gerathwohl einer Anekdote nachzujagen, die vielleicht am Ende der Mühe nicht einmal werth ist, eine Art von Beruf voraussezt, den ich noch nicht in mir fühle. Sollte aber (wie es öfters begegnen wird) gelehrten Männern, die in unsern ältern Schriftstellern, besonders den vielen Briefsammlungen aus dem XVI Jahrhundert, belesener sind als ich, zuweilen von Jemand, dessen Bildniß der Merkur aufstellt, eine merkwürdige Anekdote bekannt seyn, die mir entgangen: so werde ich die beliebige Mittheilung derselben allezeit mit Dank erkennen.

* * *

Das Beste, was ich, beym Nachschlagen einer Menge von Geschichts-Klitterern, deren immer einer den andern abgeschrieben, von Sebastian Brand habe finden können, steht in des hochgelahrten Herrn D. Heinrichen Pantaleons, Teutscher Nation Heldenbuche, 2 Theil S. 576. Es wird den Liebhabern der alten treuherzigen und kernhaften Schreibart des sechzehnten Jahrhunderts nicht unangenehm seyn, diesen verständigen, braven Mann selbst reden zu hören.

„Sebastian Brand, Professor zu Basel, so auch Titio genennet, ist inn dem 1458. Jar zu Straßburg erboren, und wol auferzogen worden. So bald er verstand bekommen, ist er aus liebe zu studieren ghen Basel gezogen, und daselben den Freyen künsten fleißig obgelegen. Er hat

hat dermaſſen wol geſtudieret, daß er alle anderen Magiſter in Freyenkunſten weit übertroffen. Nach dieſem hatt er ſich auch auff die Porterey gelegt, und angefangen die Recht zu erkundigen. Wie er der geſtalt ein gelert mann worden, darzu wolberedt, und ein hohen Verſtand erlanget, hat er im für genommen etwas zu ſchreiben, und dahin geſehen, damit zu Baſel ye die beſten authores getruckt wurden. Durch welches die ſtatt Baſel nicht ein kleine Zierd erlanget, und inn allen nationen wol bekannt worden. Under anderem hat er ein Buch geſchrieben, ſo das Narrenſchiff genennet. In dieſem hat er die rechte wurtzel und vrſach aller thorheit geoffenbaret, der menſchen geberden geſtraffet, und viel heilſamer lehren gegeben, alſo daß man billich dieſes für ein gelehrte Satyram halten mag. Dann zu dieſer zeit hat man nichts heilſamers oder nützlichers leſen mögen. Nach dieſem hat er ein Elegiam von Keyſer Friderichs abſterben, und von Keyſer Maximiliani gefenckniß gemachet. Demnach etlicher Heiligen leben, als S. Sebaſtiani, Onophrii, Valentini, Bernhardi, Chriſtiani, und der geleichen beſchrieben, darzu der ſtatt Hieruſalem Hiſtorien verzeichnet, mit viel anderen Dingen, durch welliches er zuwegen gebracht, daß er von Keyſer Maximilian ſehr geliebet, und offt zu ihm geruffet worden. Er was fürnemlich umb das 1498. jar nach Chriſti geburt inn groſſem Anſehen. „

Sebaſtian Brand ſtand in dem Ruf eines der gröſten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit in Teutſchland, war Kayſer Maximilians Hof-Pfalzgraf und Rath, und Canzler (oder, wie mans damals in Reichsſtädten nannte, und zum Theil noch nennt) Stadtſchreiber in

ſeiner Vaterſtadt Strasburg. Er ſtarb in dieſer Würde im Jahr 1520.

Seine Schriften ſind ſelten; ſogar ſein Narrenſchiff oder Schiff aus Narragonien (wie es eigentlich heißt) iſt es, wiewohl es zu ſeiner Zeit in jedermanns Händen war. Dieſes ſatyriſche Gedicht (von deſſen Beſchaffenheit und Inhalt wir in einem der folgenden Stücke mehr zu ſagen uns vorbehalten) iſt es hauptſächlich, warum Brand mit gröſtem Recht eine Stelle unter den beſten Köpfen der in ſo manchem Betracht merkwürdiger Zeiten K. Maximilian des Erſten behauptet. Daß dieſes Buch viel Aufſehens gemacht und mächtig auf ſeine Zeitgenoſſen gewürkt habe, läßt ſich aus deſſen Inhalt, aus dem Genius der damaligen Zeit, aus der Art wie Pantaleon davon ſpricht, und aus den vielen Ausgaben deſſelben, abnehmen. Aber der allerſtärkſte Beweis davon iſt, daß Johann Geiler von Kayſersberg (*) Doctor Theologiä und Prediger in Strasburg, (auch ein Mann, den unſer vortreflicher Kayſer Maximil. hochſchäzte, und öfters an ſein Hoflager berief) hundert und zehen Predigten über Brands Narrenſchiff gehalten. Wofür denn auch das Andenken des würdigen Mannes bey allen Verſtändigen grüne und blühe! — wiewohl damals und in der Folge viel Naſerümpfens und Aufhebens von den Magiſtrollis noſtrollis, beſonders von der Zunft der Herren Didius, Gaſtripheres, Somnolentius, Agelaſtes, Phytatorius Ryßarcius u.ſ.w. (**) darüber erhoben wurde, daß ein Geiſt-

(*) Wir werden in einem unſrer nächſten Stücke von dieſem des Andenkens der Nachwelt ſehr würdigen Manne mehr Nachricht geben.

(**) Unſern Leſern können doch dieſe feinen Herren aus Triſtram Shandy's (des Buchs der Bücher) viertem Theil Cap. 24-29. nicht unbekannt ſeyn?

Geiſtlicher, ein Doctor Theologiä, ein Prediger in einer der erſten Reichsſtädte, ſeiner Würde und Gravität ſo ſehr vergeſſen und die Narrheiten der Menſchen zum Text von 110 Predigten machen konnte!

Da Geiler und Brand beyde Männer von hellem Kopf, richtigem Gefühl und edlem Charakter waren, und viele Jahre lang in Strasburg neben einander lebten: ſo iſt leicht zu vermuthen, daß ſie Freunde waren, und Abrede mit einander nahmen, die Narren ihrer Zeit mit vereinigten Kräften anzugreiffen; da dann Geiler nach Standesgebühr und Beruf ſich vornemlich an die Narren mit Ueberſchlägen und Capuzen machte, deren in Brands Schiffe wenig und nur im Vorbeygehen gedacht iſt.

Aus des Maittaire typographiſchen Annalen iſt zu erſehen, daß im Jahr 1499 eine franzöſiſche Ueberſetzung, und im Jahr 1509 eine engliſche von Brands Narrenſchiffe zum Vorſchein gekommen. Ein neuer, damals ſehr gültiger Beweis, wie viel Senſation dies Buch zu ſeiner Zeit gemacht!

In lateiniſche Verſe wurde es von einem Schüler Brand's, Namens Jacob Locher, wiewohl ſehr frey überſezt (*), und von dem durch ſeine Polygraphie bekannten Jodocus Badius, auch Aſcenſius genannt, gleichfalls in Verſen commentiret, und mit Noten herausgegeben. Die Ausgabe, die ich davon aus der hieſigen Fürſtl. Bibliothek vor mir habe, iſt bey Nicolaus Lamperten in Strasburg im Jahr 1506 in 4 gedruckt, und mit 64 in Abſicht der Kunſt nicht unmerkwürdigen Holzſchnitten geziert. Von andern Ausgaben,

(*) Jacob Locher nimmt zu Hülfe was helfen kann. Seine Ueberſetzung iſt eine Art von Cento, wo man oft ganze Triaden aus dem Horaz, Juvenal, und andern römiſchen Dichtern von Wort zu Wort eingeflickt findt.

gaben, und von Nachahmern Sebastian Brands kann man im I. Bande des Alten und Neuen aus allen Theilen der Geschichte, No. XV. Nachricht finden.

In dem Verzeichnisse der Schriften Seb. Brands beym Melchior Adami (in Vitis Germanor. Iurisconsult. et Politicorum, p. 10.) ist seine Uebersetzung der Distichorum Catonis in teutschen Reimen ausgelassen; die, vermuthlich weil sie zu ihrer Zeit stark in den Schulen gebraucht worden, izt außerordentlich rar ist. Den Beschluß soll ein von seinem Freunde und getreuen Gehülfen in Bestreitung des Navagenischen Reiches, Erasmus von Rotterdam, zu seinem Lobe verfertigtes Sinngedicht machen.

AD SEBASTIANVM BRAND
ARCHIGRAMMATEVM ARGENTINENSEM.

Ornarunt alios suae Camoenae,
Ornas ipse tuas magis Camoenas.
Multos patria reddidit celebres,
Vrbem tu celebrem celebriorem.
Multo constituis, Sebastiane,
Lingua, moribus, eruditione,
Libris, consilio, seueritate:
Sic cum foenore plurimo rependis,
Acceptum decus, e tuo vicissim
Illustrans patriamque literasque.

Die besondere Aehnlichkeit, die ein großer Physiognomist in der Gesichtbildung des Erasmus und Seb. Brands, vornemlich in der versinkenden Stirne und im Auge bemerkt, wird bey Vergleichung des diesem Monatsstücke vorgesezten Bildnisses (aus Boissards Sammlung) mit einem guten Profilbildnis des Erasmus, jedem in die Augen leuchten.

V. Fra-

V.

Fragen und Antworten.

Verſuch einer Beantwortung der erſten Frage im T. M. (S. October 1775. S. 84.)

Meine Wahl zu meinem Geſellſchafter zwiſchen einer Perſon, die immer nach Grundſätzen und mit Ueberlegung ſpricht und handelt, und einer andern, die bloß nach dem Inſtinkt eines geſunden Menſchenverſtandes und eines guten Herzens lebt, iſt geſchwinde gemacht, aber nicht ſo geſchwinde gerechtfertigt. Mit einem Worte, ich erkläre mich für den geſunden Menſchenverſtand mit einem guten Herzen verbunden. Und warum? Vor der Hand weiß ich keine beſſere Antwort, als weil mirs ſo gefällt. — Vielleicht aus Sympathie. Ich will es mit den Grundſätzen gar nicht verderben; meine eigne Lage bringt es einmal ſo mit ſich, ſie beſtens empfehlen zu müſſen — und ich thu es von Herzen; aber der Mann, der erſt das ganze Regiſter ſeiner Grundſätze durchſtöbern muß, eh' er ſich entſchließen kann, mit mir ſpatzieren zu gehen, oder eine Henne abſchlachten zu laſſen, iſt mein Mann nicht. Seine Gewiſſenhaftigkeit in der Wahl ſeiner Worte und Handlungen iſt recht gut, wenn ich nur ſein Geſellſchafter nicht ſeyn ſoll; ja, ich will auch ſein Geſellſchafter, ſein Freund ſeyn, wenn er ſich geſchwinde entſchließen kann. Aber Gott ſey dem gnädig, der mit einem Manne umzugehen verdammt iſt, der beſſer unter dem linken Bruſtknochen als im Gehirnkaſten verwahrt iſt, immer dem guten Herzen ſo lange Feßeln anlegt, bis der Kopf ihm nachhinkt, und der mir die beſten, die unſchuldigſten Freuden vereiteln wird, weil er nicht gleich einen Grundſatz finden kann, ſie mir zu gönnen. Einer meiner Freunde, ein grundehrlicher

ber Mann, gieng im lezten May mit mir in meinem klei-nen Luſtwäldchen ſpaziren, und ich, nach meiner Gewohnheit, nahm meine Flinte mit. Auf einer alten Eiche ſaßen zwey junge Holztauben, eben aus dem Neſte geflogen, in brüderlicher Eintracht zuſammen. Nach meiner Empfindung waren ſie mir eine gute Priſe, und ehe ich meines Freundes Gutachten einhohlen konnte, lagen ſie ihm vor den Füßen. Da hätten Sie nun den Lärm hören ſollen! „Freund, was hatten Ihnen die Täubchen gethan? — Nichts, ſagt' ich, gar nichts, aber ſie ſind fett, und ſie ſollen Ihnen ſchmecken. — „Aber ſie lebten doch und würden ſich geſchnäbelt haben „ Gut! und ich hätte keine junge Tauben geſchmeckt. Hab' ich ihnen nicht geſchwind von der Welt geholfen? hätten ſie nicht vielleicht gröſſere Leiden erwartet? der Habicht hätte das Weibchen hohlen können, was wär aus dem Männchen geworden? Mein Freund hatte ein zärtliches Herz und ſchwankte. — Aber, ſprach er, ſie hätten auch alt werden können, — und Sie hätten ohne ſie einen Braten. Und welchen? Ey, ich habe fette Capaunen, junge Hühner und junge Tauben bey Ihnen geſehen. Das Wort Tauben blieb ihm halb auf der Zunge ſitzen, und ich brauchte keiner weitern Wiederlegung. — Denn meine zahme Tauben waren ja eben ſo gut wie ſeine Holztäubchen. Nur daß ich ſie geſchoſſen hatte, wollt' ihm nicht ein. Wenn mein Freund Yoricks Geſchichte mit dem Sperling nicht geleſen hätte; ſo hätte er für das Taubenvolk und Schießen keinen Grundſatz gehabt, und meine Tauben hätten ihm beſſer geſchmeckt. Mein Freund hat ein vortrefliches Herz, wenn er ihm nur die Gewalt nicht anthäte, nichts thun zu dürfen, wozu es ſeine Grundſätze nicht berechtigen. Oeffentlichen Bettlern, iſt einer ſeiner Grundſätze, muß man nichts geben, denn man beſtärkt ſie in Faulheit und Bosheit. Daß es Ausnahmen geben könne, ſteht nicht mit im Regiſter ſeiner Grundſätze. Er ſpricht blos nach Grundſätzen,

und da er oft nicht mit ſich ſelber einig werden kann, ſo iſt er die meiſte Zeit ein ſtummer Geſellſchafter, oder er verdirbt ſich und uns die unſchuldigſte Freuden durch ſeine Aengſtlichkeit. Er unterhält etliche arme Familien, und hat ſich zu überzeugen geſucht, aller Ueberſchuß gehöre den Armen. Aus dieſem Grundſatze beſucht er keine Schauſpiele, um die 8 oder 12 Groſchen dem Armuth nicht zu entziehen. Uebrigens hat er ſo viel bey der Bühne nicht zu erinnern, und Aufmunterung wäre ihm herzlich nöthig. Er hat, wie geſagt, ein zärtliches Herz, und fängt bey einem ſchönen Mädchen leicht Feuer; aber heurathen wird er niemals, denn er behandelt die Sache zu ſyſtematiſch, iſt zu offenherzig mit ſeinen Grundſätzen, und ein Mädchen, das ihn nicht ſo genau kennt, als ich, muß denken: er werde ein mürriſcher, tyranniſcher und ſteifſinniger Ehemann werden. Seine Liebeserklärungen macht er ganz im homiletiſchen Tone, und da die Wahrhaftigkeit ſeine liebſte Tugend iſt, ſo verſchweigt er ſeiner Geliebten keinen einzigen Fehler, und eben ſo treuherzig iſt er gegen ſeine Freunde. Kurz, wie ers gehalten haben will, ſagt er gleich; und da ſeine Grundſätze nicht immer Beyfall finden: ſo verdirbt ers beynahe mit Jedem. Es etwas mag ihm das Syſtematiſche wohl im Geblüte liegen; denn zur Melancholie hat er einen ziemlichen Hang und vermehrt ihn durch ſeine tuckmäuſerſche Lebensart. Der rechte Knoten liegt aber in ſeiner Erziehung. Sein Pädagog war ein frommer, einfältiger und ſteifer Pedant, der ſo ordentlich lebte, als ein Bratenwender geht. Von jedem Worte, und ſelbſt von den kleinſten Handlungen mußten ihm ſeine Untergebene Rationem quare? (den Grund, warum?) angeben. Man kennt ſeine Zöglinge noch immer an ihrer Marionetterey; ein Paar ausgenommen, die zu lebhaft waren, und liederliche Jungen wurden, ſo bald ſie aus dem Kälberſtalle entlaſſen waren. Ich wiederhohl' es: Grundſätze ſind recht gut, und ein Mann, der

ohne

ohne Grundsätze handelt, auf ein Gerathewohl, ist mein Mann nicht. Aber mit den Grundsätzen so spielen, wie die Herrenhuther mit ihren Tändeleyen, mit ihrer Kunst im Namen Jesu auf den Abtritt zu gehen, ist eine so schädliche Pedanterey für die Glückseligkeit dieses Lebens, daß mir die Einsamkeit in einer Felsenhöhle lieber wäre, als die Gesellschaft solcher Drathpuppen.

Es ist sehr schwer, die Fälle zu bestimmen, wo wir uns unserer Grundsätze, und daß wir nach ihnen handeln, bewußt seyn müssen, und wo wirs auf der andern Seite auf unser Gefühl ankommen lassen könnten. Indessen kommt es hier auf die Wichtigkeit, die Folgen, und das Interesse an, das die Welt an unsern Handlungen hat — und ob unsere Grundsätze was taugen. Ich kenne Leute, die ihre Vergnügungen nach den ängstlichsten Grundsätzen wählen, und auf dem Tanzboden keinen Sprung thun, ohne sich bewußt zu seyn, daß sie aus wichtigen Gründen tanzen. Den Wein trinken sie, weil sie Ursache dazu aus der Gesundheit und Diätetik hernehmen, und wenn er ihnen schmeckt, so sind sie schon verlegen, ob sie sich nicht dadurch versündigen — daß er ihrer Zunge und Kehle wohl thut. Ihre Pedanterey thut uns wenig Schaden, und der kleine Haufe, der mit ihnen in Verbindung leben muß, mag zusehen, wo er Geduld her nimmt. — Denn wer kann allen helfen? Aber oft stehen die Rigoristen in Posten, wo sie sich mehr um die Welt verdient machen würden, wenn sie die Saiten etwas herunter spannten. Ein Richter, der sklavisch an den dürren Worten der Gesetze klebt, und sich durch keine Dazwischenkunft unvermeidlicher Umstände für den Fehlenden auf andre Gedanken bringen läßt, kurz! der immer gerecht und nie billig seyn will, ist mit allen seinen Grundsätzen nicht viel besser, als ein Raubthier. In demselben Falle ist der Fiskus, der aus einem Grundsatze

von

von Schuldigkeit — vielleicht auch von Schadenfreude (denn die Grundsätze sind von verschiedener Farbe und Güte) jedem an seiner Ruhe und seinem Beutel nagt, der nur Miene macht, über die Schnur zu hauen. Der Geistliche, der alles verdammt, was der Mensch nicht an sich haben müßte — wenn er Engel wäre, beruft sich auf göttliche Autorität, glaubt nach den heiligsten Grundsätzen zu handeln, und vergißt nur die Kleinigkeit, — daß ers mit Menschen zu thun hat, die Fähigkeit zu einer höhern geistlichen Vollkommenheit gewiß an sich haben würden, wenn Gott für unsre Stufe in dem Reiche der Geschöpfe uns nicht gerade so haben müßte, wie wir sind. Ich kenne Väter, die gewisse Grundsätze der Erziehung aus der Sündfluth unsrer Erziehungsschriften herausgefischt haben, und kein Jota nachlaßen, wenn sie erst sich für ein System erklärt haben. Der Dumkopf und der Starrkopf, das weiche Herz und das unempfindliche Kind, alle werden nach Einer Methode gefoltert, und natürlicher Weise wird — aus keinem was; und doch dünken die Väter sich nicht wenig mit ihren prächtigen Grundsätzen.

Gute, gesunde Grundsätze im geselligen Leben haben, und sie immer auskramen, ist zweyerley. Ein Mann, der ohne Grundsätze und aus der Quelle eines schlechten Herzens handelt, ist entweder auf dem Wege, ein Schurke zu werden, oder ist es schon geworden. Mit einem gutem Herzen ohne Stetigkeit und Zügel lauft man Gefahr, ein Pinsel zu werden, oder gar noch mehr. Ich dächte also, wir verglichen uns darüber, ohne große Weitläuftigkeiten, und machten aus den zwoo Classen, den Prahlern über ihre Grundsätze und den Gutherzigen, eine dritte. — Gutherzige nach Grundsätzen. Eine gehörige Dosis Verstand wird sie vor dem Prahlen und der Pedanterey behüten, und sie zu Gesellschaftern machen, die erträglich, die schätzenswürdig sind.

Aber was macht man mit denen, die Verſtand, aber ein ſchlechtes Herz haben? Ich weiß es nicht. Wollen ſie nach guten Grundſätzen aus irgend einem Triebe handeln, doch nur mit der Bedingung, es einen immer hören und fühlen zu laſſen, daß ſie nach Grundſätzen handeln, ſo dächt' ich: man ließ es geſchehen; denn das kleinſte Uebel iſt doch immer vorzuziehen.

Sollt' es Jemand ſcheinen, ich hätte die Frage nicht erſchöpft, der beliebe zweyerley zu bedenken:

Einmal, daß ich eine weitläuftige und bbgenlange Beantwortung nicht zweckmäßig finde, und dann — daß es ihm frey ſtehe, es beſſer zu machen.

S.

VII.

Fragen.

1. Wie weit kann man ohne Aberglauben und Leichtglaubigkeit an Vorgeſchichte glauben? Oder giebts gar keine?

2. Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böſes oder Gutes geſtiftet? Und, in welchen Schranken müßten ſich die Anti-Platoniker und Luciane halten, um nützlich zu ſeyn.

3. Worinn beſteht der unterſcheidende Charakter der italiäniſchen, franzöſiſchen und teutſchen Muſik?

VIII.

Kritiſche Anzeigen.

Auch eine Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts. Ohne Druckort.

Das eigenthümliche Gepräge dieſer Schrift verräth bey dem erſten Anblick ihren Verfaſſer. Eben der Geiſt, der ſchon in den Fragmenten auf etwas mehr als ein Sandfleckgen ſchöner Literatur einzuwürken Muth und Kraft hatte, und der in den wichtigern Theologiſchen Unterſuchungen den negativen Wohlthaten der neuern deiſtſchen Bibelkünſtlern Hohn ſpricht, zeigt ſich auch hier, um ſeinem Zeitalter den Spiegel über ſeine ſo hochgerühmte Cultur vorzuhalten. Das ganze Gemählde göttlicher Oeconomie auf Erden liegt hier in allen ſeinen topographiſchen Theilen wie eine Morgenausſicht von einer Bergeshöhe vor unſern Augen, und iſt nicht à la françoiſe in perſpektiviſcher Lage nach einem gewiſſen Aug und Diſtanz-Punkt zuſammengedrückt. Die Schreibart iſt freylich ein gewaltſamer Gedankenſtrom, der nicht ſo ruhig wie die Pleiſſe fließt, ſich nicht wie ein dürftiger Strahl in dem ſeichten Becken eines Hofgartens ausnimmt: daher dürfte ſie manchen geraden Leſer in ſeinem ruhigen Gange ſtutzig machen. Der Reichthum des Anblicks aber wird ihn bald feſſeln, und er wird ſich beruhigen, wenn er gleich nicht alle Tropfen der groſſen Maſſe zählen und berechnen kann.

Gleich den Propheten ſeines lieben Morgenlandes findet der V. es gut zu uns durch Gleichniſſe und Bilder zu reden. Das ganze Menſchengeſchlecht erſcheint ihm als Menſch, wovon das Zeitalter Egyptens die Kindheit, Griechenland das Jünglingsalter, die Römiſche Zeit das Männliche,

und sodann unsre Cultur die Schwäche, Erfahrung und Klugheit des Greises vorstellt. Um unsre Leser zu überzeugen, wie sich das tiefste Gefühl, der scharfsinnigste Blick, wahre Weltkenntniß und Wissenschaft in Einem Kopf zusammenfinden können, wollen wir eine Stelle über Voltairen ausheben, und ihnen zugleich die über den grösten Monarchen empfehlen, dessen Namen (nach dem V.) unsre Zeit wie Livrey trägt.

„Der Schriftsteller von hundert Jahren, der ohne Zank „und Widerspruch wie ein Monarch auf sein Jahrhundert „gewürkt hat, von Lissabon bis Kamtschatka, von Zembla „bis in die Kolonien von Indien gelesen, gelernt, bewun„dert, und was nochmehr ist, befolgt — mit seiner Sprache, „mit seinen hundertfachen Talenten der Einkleidung, mit „seiner Leichtigkeit, mit seinem Schwunge von Ideen auf „lauter Blumen — am allermeisten dadurch, daß er auf der „glücklichen Stelle geboren wurde, die Welt zu nützen, Ge„legenheiten, Anlässe, zumal Vorurtheile und Lieblingsschwä„che seiner Zeit, zumal ja die nutzbarsten Schwächen der „schönsten Bräute seiner Zeit, der Regenten in ganz Eu„ropa, zu nützen — Dieser grosse Schriftsteller, was hat er „nicht ohne Zweifel auch zum Besten des Jahrhunderts ge„than! Licht verbreitet, so genannte Philosophie der „Menschheit, Toleranz, Leichtigkeit im Selbstdenken, „Schimmer der Jugend in hundert liebenswürdigen Gestal„ten, verdünnte und versüßte kleine menschliche Neigun„gen — als Schriftsteller ohne Zweifel auf der grösten „Höhe des Jahrhunderts! — Aber nun zugleich damit, „was für elenden Leichtsinn, Schwäche, Ungewißheit und „Kälte, was für Seichtigkeit, Planlosigkeit, Scepticism an „Tugend, Glück und Verdienst! — was mit seinem Witze „weggelacht, ohne es zum Theil weglachen zu wollen! —

„Sanfte

„Sanfte, angenehme und nothwendige Bande mit frevelnder „Hand aufgelöset, ohne uns, die wir nicht alle au Chateau „de Fernay residiren, das mindeste an die Stelle zu geben? „Und durch welche Mittel und Wege hat er selbst sein Be„stes erlangt? wem wollt' er uns mit alle der Philosophie und „Schönliebhaberey der Denkart, ohne Moral und feste „menschliche Empfindung, denn in die Hände liefern? — „Man kennet die große Kabale gegen und für ihn, weiß, wie „anders Rousseau predige? Vielleicht gut, daß beyde predigen, „weit von einander und in manchem beyde einander aufhe„bend — oft das Ende menschlichen Beginnens! Die Linien „heben sich auf, aber ihr lezter Punkt steht weiter. Kein großer „Geist, durch den das Schicksal Veränderung bewürkt, kann „freylich mit allem was er denkt und fühlt nach der Ge„meinregel jeder mittelmäßigen Seele gemessen werden. Es „giebt Ausnahmen höherer Gattung, und meist alles Merk„würdige der Welt geschieht durch diese Ausnahmen. „

Zu bedauren ist, daß die ausserordentlich viele und meist subtile Druckfehler, öfters den Sinn zu Unsinn umschaffen.

Musenalmanach für das Jahr 1776. von den Verfassern des bisherigen Göttingischen Musenalmanachs, herausgegeben von J. H Voß. Lauenburg, gedruckt bey Berenberg. Ohne das Verzeichnis der Gedichte 247 S. in Taschenformat.

So hat man uns denn schon sehr frühe zum Gebrauch des Jahrs 1776. einen Musenalmanach in Wandsbeck bereitet. Der Nachschrift zu Folge soll er auf eben diese Art mit einem Anhange für Freymäurer jährlich fortgesezt werden. „Er be„ruht (sagt der Herausgeber) nicht auf ungewissen Beyträ„gen solcher jungen Dichter, die bey dem Publikum anfragen „wollen, ob sie ferner erscheinen dürfen; sondern besteht gröss„tentheils aus Gedichten sichrer Mitarbeiter, die keiner An„

„frage bedürfen. „ Dieſer Ausſpruch über ſich ſelbſt und ſeine Freunde, ſo edlen Stolzes ihn auch einige halten mögen, iſt doch immer gewagt, beſonders wenn die Anzahl der Mitarbeiter einer ſolchen Sammlung, wie dieſe, zwiſchen 30 und 40 Köpf: ſich zuſammenſummirt. Ohne weder Zauberer noch Zeichendeuter zu ſeyn, laſſen ſich hier die mancherley Grade auf der Stufenleiter des poetiſchen Verdienſtes, vom Genie bis auf den Witzling herab deutlich auffinden, und alle unſere Leſer, die Kopf, Herz und Muße zu dieſer Schätzung beſitzen, haben ſie längſt ohne uns angeſtellt. Indeſſen da dieſer Almanach vorzüglich der teutſche heißt, zwiſchen uns und unſern Nachbarn zeugen ſoll, auch nach nichts weniger als der Bildung teutſcher Sitten und teutſchen Nationalgeiſtes aufſtrebt: ſo muß es uns, die wir wenigſtens Eine Stimme im Publikum haben, erlaubt ſeyn, freundſchaftlichen Rath und Warnung auch ohnerbeten zu ertheilen. Die Stücke von Klopſtock, G., Claudius, werden allen gefühlvollen Leſern ſtets willkommen ſeyn, ſo wie alle die kleinſten Schnitzen, die ſich aus der Briefta[ſ]che von Göthe oder Lenz in den Almanach verliehren ſollten. Die Beyträge der beyden Herren Grafen von Stolberg, der HH. Voß, Hölty, Bürger, Ahorn, Reiſer, Andreä, Pfeffel, A. u ſ. w. ſind ſchätzbar, und werden es künftig noch mehr durch gewiſſenhaftere Auswahl werden. Aber was ſollen uns die kreißende Bemühungen der HH. Sprickmann, Müller, Brückner, B. C. P. Cramer, D. D. B. Hahn, K. U—s, Niels, X. Z. Z. L. die von nichts als Ohnmacht zeugen, Wolken ſtatt einer Juno umarmen, und weder Himmel noch Erde zum Boden haben, worauf ſie feſte ſtehen? Die Poeſie iſt für dieſe leztere Herren gewiß nur *beſoin faſice*, und ihre Köpfe ſind ſo nüchtern, hell und klar, als je einer den Rumpf eines politiſchen oder gelehrten Zeitungsſchreibers gezieret hat. Die Begeiſterung an ihrer Stirne wird zwar nie eine gefährliche Flamme werden: aber auch ewig ein

glim-

glimmender Docht bleiben, der ſchwerlich Wärme und Klarheit über ihre Brüder verbreiten dürfte. Daher wünſchten wir ihnen einen beſſeren, ſicherern und nützlicheren Beruf als dieſen, dem Publikum Speiſe zu bereiten; denn man kann ein trefflicher Mann ſeyn, ohne im mindeſten auf dieſe Handthierung Anſpruch zu machen. Auch würde dadurch die ungeheure Anzahl von ſogenannten Poeten vermindert werden, die Klopſtocks Panier, ohne Wiſſen und Willen des großen Manns, ergriffen haben, und ſich darunter frey und ſicher dünken. Ihr Zug iſt zwar nichts geringers als in das gelobte Land der Tugend, ihr Feldgeſchrey Freyheit, in ihren Fahnen wehen Palmenzweige; allein das heilige Grab, das ſie ſuchen, iſt weder von Saracenen eingenommen, noch wird es von Ihnen erobert werden.

Es wäre hier zu weitläuftig, das beſondere Verdienſt jedes Stücks dieſer Sammlung abzuwägen. Wir begnügen uns daher nur unſern Leſern einige davon auszuzeichnen. Die Muſe des Herrn Claudius iſt vor allen andern ganz Natur, gefällige reiche Phantaſie, tiefes Gefühl. In den Idyllen des Hrn. Voß bemerkt man ungemein viel Detail, Kunſt der Darſtellung, und Gegenwart des Sujets. Allein das heiſchere Geſchrey nach Freyheit in dieſem Stück, und in dem Trinklied für Freye, macht auf alle Menſchen, die ihren Kohl in Frieden bauen, und wenig auf die Regierung acht geben worunter ſie ihn bauen, einen höchſt widrigen Effekt. Ganz ſonderbar klingt es endlich, wenn der Sänger von Selma und dergleichen anſtimmt:

Mein allerliebſter Müller
Wer hat dich Ton und Triller u. ſ. w.

Dieſer Freund des Hrn. Voß hat ſich von einigen Freunden bereden laſſen, daß Ungezogenheiten gegen die Fürſten, wenn

ſie nur in Verſen geſagt wären, Gott weiß welche Stärke des Geiſtes verriethen. Knirſchen und Zähneblecken gegen Macht Ehre und Anſehn Anderer, wenn dieſe Güter der Vorſehung auch mißbraucht werden, verräth große Schwäche und Unbehaglichkeit, beſonders in dem Munde deſſen, der nicht ſchaden kann. Dieſe Herren wünſchen ſo ſehr, daß endlich die teutſche Muſe, als Haüsfrau, die Galliſche Zofe an den Höfen verdrängen möchte, und doch erlauben ſie ſich folgende Empfindungen:

Niatz ſängt auf ſeinem Vogelheerd
Die freyen Vögelein.
Fürwahr der Schurke wäre werth
Ein Fürſtenſohn zu ſeyn.

Welche verzerrte Carricaturen von Tyrannen kommen endlich in dem Stück S. 41. vor, wo nie geſehene und nie gefühlte Grauſamkeiten wie Berge auf einander gethürmt werden, wo aber in keinem weder Maaß noch Wahrheit iſt! Hr. Hölty beſitzt große Stärke in der Sprache und Verſification; allein ſeine Phantaſie hat einen mäßigen Reichthum, und der Dunſtkreiß, worinn ihm ſeine Geſpenſtererſcheinungen zu Theil werden, iſt ſo enge umſchrieben, daß man den äuſſerſten Rand deſſelben von dem übrigen Grund, worauf er gemahlt iſt, ſehr deutlich unterſcheiden kann.

Von Bürgern iſt eine ältere Romanze, der Raubgraf. Was ſeine Art in einzelnen Stücken verſchiedentlich charakteriſirt, iſt hier beyſammen. Hohe reine Herzens-Jovialität, und ſchauerliches magiſches Gefühl, woraus ein ganz originales Mittelding entſteht. Nur wünſchten wir, daß dieſe Romanze nach einer Abſchrift, die uns ehemals vorgeleſen worden, gedruckt werden wäre. Bürgern hat gewiß nicht ſein Herz, ſondern Gefälligkeit gegen ſeine Freunde und deren Ideen von moraliſcher und poetiſcher Schicklichkeit, zu denen Verände-

rungen

rungen bewegen, die uns aufgefallen ſind. Es iſt unbegreiflich, wie man einem Dichter zureden mag, ſeine warme Compoſition und treffenden Ausdruck ins Unbedeutende abzuſtimmen; und das blos aus dem politiſch-litterariſchen Mißverſtand, weil das Publikum oft gegen die Sachen zu deklamiren pflegt, die es am meiſten unterhalten. Laſſe man eine Seele wie Bürgers nur ungeplagt und ungemeiſtert! ſo viel Genie führt Geſchmack, und zwar den wahren Geſchmack in gleichem Grade mit ſich; ſo wenig das den Geſchmäcklern einwill, die ſich doch mit ihrem unabzuſtreitenden guten Einfluß über Köpfe niederer Gattung begnügen ſollten.

Mit Vergnügen haben wir unter dem Namen Ahorn und N. einige Proben leichten geſelligen Scherzes wahrgenommen, der ſich ungleich beſſer für die Arbeitsſäcke unſrer Damen ſchickt, als die plumpe Deklamationen gegen Fürſten, und das poßierliche Gewinſel nach einer Hexa.

Witz, Munterkeit und Laune ſcheint uns Teutſchen noch immer zu mißglücken, und wir wünſchten, daß die Ausländer und Altfranken nicht durch neue Proben immer mehr in ihren Vorurtheilen beſtärkt würden. Die wahre Welt, die unſre junge Dichter umgiebt, erſcheint ihnen durch kein gefärbtes Medium genug, daß ſie zu ihrer Nachbildung angereizt würden; daher werfen ſie ſich mit Gewalt in idealiſche Abgründe, und mahlen, was kein Auge geſehn und kein Ohr gehört hat. Fühlten ſie aber die Magie des Eros in jeder Scene des Lebens, ſo würden ihre Blätter eben ſo voll davon ſeyn, wie die Werke ihrer Meiſter, die ſie mit ſo vielem Recht bewundern.

Poetiſche Blumenleſe auf das Jahr 1776. Göttingen, bey Joh. Chriſt. Dieterich.

Man weiß daß Hr. Boie der ehemalige Sammler des Göttingiſchen Muſenalmanachs ſchon vor Jahr und Tag dieſes Geſchäfte Hrn. Voß aufgetragen hat. Dieſer hat nun für beſſer befunden, ihn auf dieſes Jahr in eignen Verlag zu nehmen, und hat ihn wie bekannt in Lauenburg abdrucken laſſen. Hr. Dieterich, der ehemalige Verleger, hat daher ſich einen neuen Direktor an Hrn. Göckingh in Ellrich erleſen, und unter deſſen Aufſicht iſt gegenwärtige Sammlung erwachſen. Da man ſie wie eine bloße Buchhändlerſpeculation anſahe, ſo vermuthete man nicht viel Gutes; allein man muß ſagen, ſie iſt nicht ſo ſchlecht, als man fürchtete, ſo wie jene nicht ſo gut ward, als man hoffte. Es ſind einige ſehr ſchöne Stücke von Hrn. Bürger, Hrn. Gleim, Hrn. Pfeffel und Hrn. Michaelis darinn. Die beyde lange launiſche Epiſteln enthalten viele gute Stellen von einer treflichen Diktion, ob ſie gleich im Ganzen mancher Ausbeſſerung nöthig hätten. Das Sterbelied an eine Roſe von Fr. Karſchin iſt treflich. Es hat ſo ganz den Ausdruck des liebekranken Herzens, das ſich zur Erleichterung um den Gegenſtand ſeiner Freuden und Leiden mit ſchwebender Einbildungskraft ſpielt.

Leipziger Muſenalmanach aufs Jahr 1776. bey Weygands.

Die poetiſche Notiz hört für dieſes Jahr ſchon mit Johannis auf, weil alle mögliche Muſenalmanache wie raſche Rennpferde heuer einer dem andern vorlaufen, und keins auf der rühmlichen Laufbahn zurückbleiben wollte. Daher ſind ſie auch alle vor der Zeit ans Ziel gelangt, und die neuen Muſenalmanachsbedürfniſſe der ſchönen und gelehrten Welt konnten dieſesmal vor Martini meiſt ſchon befriedigt werden. Die Kritik iſt, wie man ſie längſt von dieſem Sammler gewohnt iſt, flüchtig, wenig unterrichtend, und ſehr nachläßig ausgeſprochen.

chen. Dabey aber trifft der Tadel meiſt eben ſo gut, wie bey dem Augſpurger Chronikenſchreiber, und man kann ſich ſicher darauf verlaſſen, daß das Makulatur iſt, was er dazu geſtempelt hat. Gegen die Richtigkeit der Schaale, worinn er ſein Lob auswägt, möchte hier und da etwas zu erinnern ſeyn. Indeſſen ſieht man doch keine Partheylichkeit, die Scheidemünze der mittelmäßigen Talente des h. röm. Reichs zu vermehren, und die kleinen Freunde des V. werden um keinen Strich gröſſer angegeben, als ſie würklich ſind. Die poetiſche Sammlung enthält außer wenigen Stücken, die ſich aus der Briefſtatſche eines berühmten Mannes wider Willen mögen verlohren haben, nichts als höchſt mittelmäßige und elende Arbeiten.

* * *

Mit dieſem kritiſchen Artickel ſind neue Anſtalten getroffen worden, die für ſich ſelbſt ſprechen mögen. Da uns der eingeſchränkte Raum nur wenig weitläufige Recenſionen verſtattet, gleichwohl aber viele Leſer von allem was herauskömmt, glaubwürdig berichtet ſeyn möchten, ob es unter das Vortreffliche, Gute oder Mittelmäßige gehöre, oder wohl gar nur als Makulatur zu brauchen ſey: ſo wird künftig in jedem Monat eine Liſte neuer zur Lectüre gehöriger Bücher gegeben werden, deren Qualität man nur andeuten wird. Die vortreflichen nemlich ſollen durch Schwobacher — die guten mit einem * — die mittelmäßigen ohne Zeichen, und die ſchlechten unter der Rubrik Makulatur bemerkt werden. Zur Probe diene einſtweilen folgendes:

Mösers patriotiſche Träume.

* Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen. 6 Theile. Neue Auflage. 1776.

* Urbeariſſe von der Beſchaffenheit, dem Urſprung und Endzweck der Natur.

* Mein Contingent zur Modelectur.

* Geſchichte der engliſchen Colonien in Nordamerika.

Hirſchfeld von der moraliſchen Einwürkung der bildenden Künſte auf den Menſchen.

Der Briefwechſel keine Erdichtung.

Makulatur.

Der Baurenſtand in Niederſachſen.

Alle

Alle Bücher aus allen Theilen der Gelehrſamkeit zu recenſiren, überläßt man den hiezu allein beſtimmten Journalen. Doch laſſen ſich für den Bezirk, worinn der kritiſche Theil des Merkurs ſich halten wird, izt noch keine feſten Grenzlinien ziehen.

IX.

Theater.

Warum die Theatraliſchen Nachrichten die der T. Merkur im letzten Jahrgang lieferte, in dieſem wegfallen, — wird, wie es ſcheint, viel weniger gefragt werden, als warum ich ſolchen nicht von Anfang an weggelaſſen? Die Beſchwerden, die über dieſen unglücklichen Artikel bey mir einlaufen, — die bittern Klagen, welche bald von den unrechtleidenden oder doch ſich beleidigt fühlenden Schauſpielern, bald von ihren Freunden und Gönnern geführt werden — die ewige Ungewißheit und Sorge, worinn ich nothwendig bey jedem Urtheil des ehmaligen Kunſtrichters ſchweben mußte — mein herzlicher Abſcheu vor aller Unbilligkeit und unnöthigen Kränkung der Eigenliebe meiner Nebenmenſchen, zumal in Sachen, woran dem h. Reich teutſcher Nation ſo unendlich wenig gelegen iſt als daran, ob dieſer oder jener Schauſpieler, dieſe oder jene Rolle gut oder ſchlecht mache, u. ſ. w. — wenn alle dieſe Urſachen noch nicht hinreichend ſeyn ſollten, meinen Entſchluß zu rechtfertigen: So habe ich noch eine in petto, die ſo gut iſt als tauſend — wiewohl ichs jezt für unnöthig halte, ſie geltend zu machen. Um nur Eine Probe zu geben, wie übel der Verfaßer des vormaligen Theaterartickels von ſeinen Correſpondenten bedient worden ſeyn müſſe, will ich eine Stelle aus einem Briefe abſchreiben, den ich ſo eben aus Berlin erhalte. Sie betrift die Madam Henſch, von welcher im September 1775. S. 280. ein Urtheil gefällt wird, wofür ihr die gröſte Genugthuung gebührt, wenn es ungerecht iſt. — „Das Gefühl meines Herzens kann Ihnen Bürge dafür ſeyn (ſchreibt man mir) daß der Beyfall, den Madame „Henſch in Berlin erhalten, kein zweydeutiges — wegen „ich weiß nicht was — verdiente. Dieſe Frau bezaubert alle „Seelen mit der Anmuth und Unſchuld ihrer Pantomime. „Ihr Charakter iſt auf ihrem Geſicht ausgedrückt; lauter „Sanftmuth und Innigkeit, lauter edle ſüße Einfalt, mit Ernſt „und Liebe vermiſcht. Sie tritt hervor, ſie ſchlägt ihr Himmel„ſchönes Auge nur auf, und ſagt mit Einem Blicke mehr als „manche Schauſpielerin mit der geläufigſten Zunge und dem

„fer-

„fertigsten Armgefechts nicht sagen kann. Ihre Declamation „ist zuweilen etwas zu pathetisch, ich gestehe dies ein, — aber „man muß auch nie zuviel von der Natur fodern. Sie gab „dieser Schauspielerin den feinsten Musikalischen Wohlklang „in die Werkzeuge des Gesangs, und scheint ihr dagegen we„niger Fähigkeit zur mannichfaltigen Modulation des Sprech„Tons mitgetheilt zu haben. Alles aber was unter den Arti„kel von Zärtlichkeit gehört, alles was Liebe, Schmerz, Wuth „und Verzweiflung ausdrücken soll, wird von Madam Henisch „vollkommen gut ausgedrückt; „ — u. s. w. Was diesen Lobsprüchen, (die von einem großen Lob ihres sittlichen Charakters begleitet werden) die Kraft eines ganz vollgültigen Zeugnisses zu geben scheint, ist: daß sie von — einer Frau herrühren; und von einer Frau, die, in Sachen worüber Genie und Gefühl zu erkennen haben, unter den Männern eine Stimme hat. — Auch dem Hrn. Henisch und noch mehr andern Personen bey der Döbbelinischen Gesellschaft soll, wie eben diese Freundin mich versichert, Unrecht geschehen seyn. — Ein Brief von Mäynz behauptet das nemliche von den Urtheilen über einige Glieder der Marchandischen Gesellschaft; und ein Augenzeuge, dessen Urtheil (zumal in diesem Fach) entscheidend ist, versichert mich: daß insonderheit den Schauspielern Huck und Hellmuth im Merkur nie völlige Gerechtigkeit wiederfahren sey; daß beyde deswegen Lob verdienten, weil sie sich ein Studium daraus machen natürlich zu spielen und besonders ihre Lieblingsrollen mit Sorgfalt bearbeiten; und daß sie auch simpeledie Rollen gut machen würden, wiewohl sie bisher mehr in den französischen Operetten, und zwar Hr. Huck besonders durch die Lebhaftigkeit, so wie Hr. Hellmuth durch das simpeldrolligte seines Spiels in Alten- und Bedientenrollen (wofür auch seine Stimme eine natürliche Schicklichkeit hat) sich geübt und hervorgethan u. s. w. Da nun also der T. Merkur, ohne alle Augenblicke in Gefahr zu seyn, sich fremder Sünden theilhaft zu machen, keine kritische Nachrichten von Schauspielergesellschaften ferner liefern kann: So wird der Artickel Theater bloß auf Anzeige und Beurtheilung merkwürdiger neuer Schauspiele eingeschränkt werden. Sollten aber die Direktoren der Schauspielergesellschaften, oder sonst jemand der sich für die Aufnahme der Schauspielkunst interessiert, künftig zuweilen dem Publiko etwas bekannt zu machen wünschen, woran ihnen oder den Freunden der Kunst gelegen ist, und wodurch niemand Unbild zugefügt wird; so bin ich erböthig, ihre Aufsätze, soweit es der Raum und die Natur dieses Journals zuläßt, unter besagtem Artikel einrücken zu lassen.

W.

Bildende Künste.

Ein Sohn des kön. Medailleurs, Jacob Abraham, zu Berlin, ein junger Künstler, der den edlen Ehrgeiz hat, sich in seiner Kunst über das Mechanische zu erheben, hat sich vorgenommen, um seinem Talente mehrere Gelegenheit zur Ausbildung zu verschaffen, nach und nach auf die besten Köpfe Teutschlandes Schaumünzen zu verfertigen, und jeden derselben durch das Vortreflichste seiner Werke, auf welche sich sein Ruhm gründet, zu characterisiren. Den Anfang hat er mit zween Schaumünzen auf die Herren Sulzer und Ramler gemacht. Die eine führet auf der Vorderseite das Brustbild dieses vortreflichen Weltweisen, mit der Umschrift seines Namens: Johann George Sulzer. Auf der Rückseite siehet man den Vogel Minervens auf einer Leyer sitzend, die auf einem mit einem Gesimse verzierten Gestelle liegt; ein allegorisches Bild, wodurch das philosophische Nachdenken über das Wesen der Schönheit, oder Harmonie und Ordnung, so richtig und deutlich ausgedruckt wird, das die Umschrift: Pulchri scientia, zur Anspielung auf dieses Schriftstellers Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, fast unnöthig scheinet. Unten liest man die Worte: Natus MDCCXIX.

Die zwote zeiget auf der Vorderseite unsern horatischen Dichter im Brustbilde, mit der Umschrift seines Namens: Carl Wilhelm Ramler. Die Rückseite führet eine mit Lorbeeren durchflochtene Leyer, mit der Umschrift: Romanae fidicen Lyrae. Jedes Stück wiegt 2 Loth in feinem Silber, und ist bey besagtem Medailleur für 3 Rthlr. zu bekommen.

Musik.

Den Liebhabern und Kennern der Musik wird es nicht unangenehm seyn, wenn wir hiemit eine musikalische Niederlage bekannt machen, welche noch nicht allgemein bekannt genug zu seyn scheinet. Es ist diese bey Johann Christoph Westphal und Comp. in Hamburg zu finden. Das Verzeichniß derselben, welches in unsern Händen ist, überzeuget uns, daß die Stifter dieses neuen Handlungszweiges in Hamburg, keine Mühe gespahret, die Liebhaber und Sucher mit allerley Arten von Musikalien zu befriedigen, und einem jeden mit seiner Bedürfniß zu dienen. Da diese Einrichtung und Handlung ganz außer dem Fache der Stifter war, und nur allein durch besondere eigene Liebhaberey zu dieser schönen Wissen-

senschaft und edel unschuldigen Zeitvertreib, betrieben wurden, und zu einen ziemlichen Grad der Vollkommenheit gediehen: so scheinet uns diese Bemühung zum Besten und Vergnügen der Musik-Liebhaber, nicht allein eine öffentliche Anzeige und Kundmachung, sondern auch eine besondere Empfehlung an Dieselben zu verdienen, um dieses lobenswürdige Unternehmen zu unterstützen, und also die noch größere Vermehrung dieser Samlung, der sie noch fähig zu seyn scheinet, durch gemeinschaftlichen Beystand zu befördern. Hamburg ist allerdings ein sehr gelegener Ort zu dieser Handlung, da von daher das Nöthige mit wenigen Kosten zu Lande und zu Wasser, geholet werden kann; und weil sich die besten Ausgaben der neuesten Werke, welche in Amsterdam, Haag, London, Paris, Mannheim, Frankfurt, Offenbach, Wien, Nürnberg, Leipzig, Berlin ꝛc. erschienen, alda finden lassen: so kann ein Musik-Liebhaber, diese so entfernte als verschiedene Werke, auf einen Platz und für die Kosten eines jeden Druckortes, kaufen, ohne für einzelne Stücke aus jedem Verlag schwere Transport und andere Kosten zu verwenden. Dieß, allein muß den Kauf-Liebhabern ein nicht gleichgültiger Umstand seyn. Das Verzeichniß der Niederlage von 1774 enthält 92 Seiten Oktav, und der Anhang von 1775 gehet wieder bis S. 120 und einen zweyten Anhang erwarten wir nechstens. Unsres Wissens giebt es in Teutschland, außer der Breitkopfschen in Leipzig, keine solche Einrichtung, als diese, durch welche die Musik-Liebhaber so leichten Zugang zu so vielen guten Sachen finden könnten.

* * *

Zur Nachricht.

Die mit diesem Monat eröfneten Rubriken, Bildende Künste und Musik sind theils zu Anzeigen theils zu Beurtheilungen bestimmt; und sollten (unsern Wünschen nach) sich über alle zu bemeldten schönen Künsten gehörige Anstalten, Unternehmungen, und Kunst-Werke etstrecken, welche einen öffentlichen Anzeige oder Beurtheilung werth sind. Unter der Rubrik der bildenden Künste, begreiffen wir Gemählde, Kupferstiche, Medaillen, Statuen, Büsten, Abdrücke von Anticken geschnittenen Steinen u. s. w. Künstler und Kunstliebhaber werden ersucht, uns durch ihre Beyträge (wobey die möglichste Kürze eine durch die Natur unsers Journals nothwendig gemachte Bedingung ist) in den Stand zu setzen, diese Rubriken dem Publico interessant zu machen.

W.

X.

Politiſche Neuigkeiten.

December 1775.

Spanien.

Dieſe Macht fährt unabläßig in ihren auſſerordentlichen Kriegszurüſtungen fort; unterdeſſen weiß man bis jezt noch nicht, was eigentlich der Gegenſtand derſelben ſey. Man ſtimmt faſt allgemein darinn überein, zu glauben, daß es einen zweyten Zug wider Algier betreffe, zu welchem aber die Maasregeln dießmal beſſer genommen ſeyn werden. Die Anzahl der anländenden Truppen wird, wie man ſagt, ſich bis auf 50tauſend Mann belaufen, und die Seemacht von Malta, des Königs von Neapel, des Pabſts, und des Großherzogs von Toskana, Spanien in dizſem heilſamen Unternehmen unterſtüzen. Der Kaiſer von Marocco, welcher alles für ſich zu befürchten haben würde, wenn der Dey von Algier unterliegen ſollte, hat dem Hofe von Madrid neue Friedensanträge gethan, allein man glaubt, daß ſie verworfen ſeyn werden, in Betracht des geringen Zutrauens, das man in die Verſprechungen eines ſo treuloſen Prinzen ſetzen darf. Er ſteht noch immer mit ſeiner Armee vor Melilla, allein man erfährt nicht, daß er die Belagerung dieſes Pinzes ernſtlich unternommen. Vielleicht hat er bloß dabey zur Abſicht gehabt, ſeinen Friedensanträgen mehr Gewicht zu geben, und zieht ſich zurück, wenn er ſieht, daß der Hof von Spanien ſich nicht furchtſam machen läßt.

Der Prinz von Aſturien iſt neulich auf der Jagd vom Pferde geſtürzt, welches traurig für ihn hätte ſeyn können. Glücklicher weiſe hat er ſich nur eine Schulter ausgefallen, welche ſogleich wieder vollkommen eingerichtet worden. Man ſpricht von der Entfernung des Marquis von Grimaldi, erſten Miniſters, dem die Geſchäfte zuwider geworden, weil er von der Parthey des Beichtvaters des Königs iſt, und dadurch dem Prinzen von Aſturien mißfällt, der ungern ſieht, daß dieſer Geiſtliche alle Gewalt über den Geiſt des Königs habe.

Italien.

Den 24ſten November iſt der Abt Ricci, Exgeneral der Jeſuiten, auf der Engelsburg in einem Alter von 73 Jahren geſtorben. Nachdem er in der Kirche der Florentiner, welches die Kirche ſeiner Nation iſt, ausgeſetzt worden, ſo wurde ſein Leichnam denen der Generale ſeines Ordens in der Kirche del Geſu beygeſetzt. Ein merkwürdiger Umſtand iſt, daß dieß nach Mitternacht geſchah; ohne Zweifel, um zu verhüten, daß der Pöbel ſich nicht um den Leichenzug häufen, und vielleicht einige Unordnungen begehen möge. Wenn der Abt Ricci ſich keinen Nachfolger ernannt, wie einige, wiewohl ohne den geringſten

ringſten Grund, vorgeben, ſo war er der achtzehnte und lezte General des berühmteſten Ordens, der jemals geweſen, und deſſen Aufhebung der Nachwelt nicht weniger erſtaunend ſcheinen wird, als der Grad von Glanz, Stärke und Macht, den derſelbe während dem kurzen Raum von zwey Jahrhunderten erlangt hatte.

Den neunten eben dieſes ſtarb zu Malta der Großmeiſter, Don Franciscus Ximenes, ein Spanier von Geburt, 72 Jahr alt. Den zwölften wurde in der allgemeinen Verſammlung des Ordens einſtimmig Franciscus Emanuel von Rohan, 53 Jahr alt, an ſeine Stelle erwählt. Dieſer iſt der neun und ſechzigſte Großmeiſter des Ordens des heiligen Johannes von Jeruſalem, von dem erſten Großmeiſter, Raimund Dupui, an zu rechnen, der 1118 unter der Regierung Baldwins erwählt wurde. Obgleich Emanuel von Rohan urſprünglich ein Franzoſe iſt, ſo iſt er doch in Spanien gebohren worden, wohin ſein Vater während der Minderjährigkeit Ludewigs des Funfzehnten ſich begab, um ſich dem Urtheil zu entziehen, das wider ihn gefällt wurde, als hab' er eine Empörung wider den Herzog von Orleans, damaligen Regenten, zu erregen geſucht.

Frankreich.

Die gänzliche Wiederherſtellung der Magiſtratur iſt endlich durch die Zurückberufung und die Wiederergänzung der Magiſtrate vollendet worden, die zuvor das Parlament von Pau in Bearn ausmachten; alſo kann man ſagen, daß in dieſem Reiche keine Spur mehr von den Neuerungen des Kanzlers Maupeou übrig ſey.

Die Regierung fährt fort ihren ökonomiſchen Plan für die Finanzen und das Kriegsweſen auszuführen, und man ſieht zuvor, daß derſelbe ſich nach und nach auch in die andern Zweige der Verwaltung ausbreiten werde, inſonderheitlich was das Seeweſen betrift. Von ſeiner Seite hat der Herr von Malesherbes, der Miniſter, welcher den Theil vom königlichen Hauſe hat, ſich vorgenommen, eine ökonomiſche Reviſion, die ſeit langer Zeit ſchon angezeigt iſt, in der maiſon civile des Königs zu machen. Dieſer Gegenſtand iſt einer ſehr großen Einſchränkung fähig, und man weiß, daß der Miniſter gegenwärtig daran arbeitet; welches aber ſehr geheim gehalten wird, weil man zu bereuen Urſach hat, die Projecte des Grafen von St. Germain zur Verbeſſerung des Kriegsweſens zu früh angekündigt zu haben, wodurch ſie beynahe vereitelt worden wären, indem eine Cabale von mächtigen Perſonen dawider aufſtand, deren Intereſſe erforderte, daß ſie nicht ſtatt fänden. Wir wollen uns nicht umſtändlich in die Verordnungen einlaſſen, die in Betreff der beſſern Einrichtung des königlichen Hauſes zum Vorſchein kommen; man kann ſich hierüber bey den politiſchen Blättern Raths erholen; nur müſſen wir ſagen, daß

durch

durch die neue Einrichtung jährlich fünf bis sechs Millionen erspart werden. Der weitere Plan des Herrn von St. Germain ist, die Truppen des Königs mit 40tausend Mann zu vermehren, um sie bis auf 200tausend zu bringen, die beym ersten Zeichen binnen acht Tagen marschfertig seyn sollen. Beym Anblick so viel nützlicher Verbesserungen gestehen die wahren Patrioten, daß die Räubereyen, die Mißbräuche jeder Art auf's höchste gestiegen, und daß es Zeit war, daß die tugendhaften Männer, die das gegenwärtige Ministerium ausmachen, kamen, Frankreich von dem unvermeidlichen Verderben, wohin es sich stürzte, zurückzuziehen.

Engelland.

Die verschiedene Acten, welche, während dem Lauf dieses Monats, in dem Brittanischen Parlament durchgegangen, sind in zu großer Anzahl, um hier angeführt zu werden; wir wollen nur von derjenigen reden, die zum Gegenstand hat, den Handel der vereinigten Kolonien zu untersagen, oder vielmehr zu vernichten. Diese Acte wird von allen vernünftigen Leuten, von allen denen, die sich auf Politik verstehen, wie eine ewige Trennungsmauer betrachtet, die das Parlament zwischen Engelland und seinen Kolonien aufgeführt; eine Mauer hundertmal stärker, hundertmal undurchdringlicher, als der ungeheure Raum der Meere, der diese zwey Völker trennt. Während das Ministerium, mit dem gesetzgebenden Theil der Nation verbunden, das Verderben der Amerikaner bereitet, so fahren diese fort, sich zu befestigen, ihre Stärke zu vermehren, und die Mittel zur Vertheidigung, mit einem Worte, sich den Stand der Unabhängigkeit zu versichern, welcher, wie man jetzt sieht, seit langer Zeit ihre Absicht war. Verschiedene Regimenter ihrer Truppen, die sie nach Canada schickten, haben den General Carleton, Statthalter dieser Provinz, geschlagen, sich der Festungen Champlain und St. John bemächtigt, und deren Besatzungen zu Kriegsgefangnen gemacht. Diese Eroberung wird ihnen ganz Canada unterwürfig machen, welches nicht vermeiden kann, in die Hände der Rebellen zu fallen, wenn es nicht schon darinn ist. Der Verlust dieser Provinz ist für das Ministerium unschätzbar, indem er dasselbe der Hülfe beraubt, die es von diesem Land erwartete, und des Vortheils, die Rebellen auf den Grenzen ihrer Besitzungen angreifen, und die Indianer ihnen entgegen stellen zu können, die die Gegenden jenseits Canada bewohnen. Es ist wahr, schreibt man aus London, daß wir den Amerikanern empfindlichen Schaden zugefügt, da die Schiffe des Königs ihre vornehmsten Seestädte in Brand geschossen; allein wir werden ihn büssen müssen, weil er die Rebellen zur Verzweiflung bringen, und ihre Herzen mit stärkerer Wuth, als je, wider uns schwellen wird.

Ulrich von Hutten.

Der
Teutſche Merkur.

Februar. 1776.

I.

Des Wintermährchens
Zweeter Theil.

Der König der ſchwarzen Inſeln.

Der Sultan (ſo fuhr Scheherazade
In ihrer Wundergeſchichte fort)
Wie ihm an einem ſo öden Ort
Vom ſchönſten Palaſt die hohe Faßade
Auf einmal in die Augen ſtach,
Voll Freuden zu ſich ſelber ſprach:
Nun werden wir bald enträthſelt ſehen
Was uns ſeit geſtern den Kopf zerbrach!
Den neuen See, die Fiſche blau
Und roth und ſo weiter, die ſchöne Frau
Die aus der Wand hervorgeſprungen,
Die armen Fiſche angebohrt.
Und was die Fiſche halbgeſchmohrt,
Pflichtſchuldigſt in ihrer Pfanne geſungen;
Unfehlbar liegt von allem dem
In dieſem Schloße das Quamobrem.

Von ſolcher Hofnung angeſchürt
Verdoppelt er die Schritte mit Haſt.
Allein je näher dem Zauberpalaſt,

Je ſtärker Seine Hoheit ſpürt,
Daß etwas ihn bey der Gurgel faßt;
Zumal da außen und innen, im Hofe
Und in den Hallen und um und um
Alles ſo öd iſt, alles ſo ſtumm,
Und nirgends weder Schranz noch Zofe
Noch Hund noch Katze ſich ſehen läßt;
Kein Mäuschen ſchleicht, keine Fliege ſummt,
Kein Sperling zirpt, keine Hummel hummt.
Alles geſtorben! Sogar im Dache
Auch nicht ein armes Käuzchennest!

Dem Sultan je länger je mehr die Sache
Bedenklich wird. Noch geht er zu;
Sieht Königspracht an allen Enden,
Viel Gold verſchmiert an Decken und Wänden,
Kunſt, alles köſtlich und zum verblenden,
Doch überall die tiefſte Ruh.
Er ſchleicht ſich horchend hin und wieder,
Steigt Treppen auf, ſteigt Treppe nieder,
Ruft endlich laut wohl ſiebenmal,
Umſonſt! ihm ſchallt aus Gang und Saal
Stets ſeine eigne Stimme wieder.

Wie er nun endlich herunter ſteigt
Ein Garten ſich ſeinen Augen zeigt,
Der ſchönſte Garten den je die Feen
Gepflanzt und Augen je geſehen;
Die Wege mit kleinen Perlen beſtreut,
Die Luft ein Meer von Balſamwellen,
Und Blumen von jeder Monatszeit,
Und Myrtenwäldchen und Silberquellen,
Und grauenvolle Dunkelheit
Mahlriſch verſetzt mit lichten Stellen;

Bäu-

Bäume mit Blüthen und Frucht beladen,
Teiche zum fiſchen, Grotten zum baden,
Lauben zum ſchlummern. — Mit einem Wort
Ein Gott erkieſte ſich ſolchen Ort
Zum Auffenthalt. Nur eines fehlt;
Dies Paradies iſt unbeſeelt.
Alles Fülle und Ueberfluß
Nur nichts lebendiges zum Genuß.
Kein Fiſchchen regt den ſtillen Teich,
Der Hayn iſt einem Grabmal gleich,
Kein Vogel ſingt aus Zweig noch Luft,
Kein Schmetterling ſaugt Lilienduft,
Kein Laubfroſch zwiſchen den Blumen hüpft,
Kein Eidechs durch die Hecken ſchlüpft;
Was lebt, was Leben lügt ſogar,
Verbannt aus dieſem Garten war.

In dumpfem Sinnen ganz verlohren
Irrt unſer Sultan hin und her;
So (denkt er) hat mich noch nichts geſchoren!
Und dennoch glaub ich je länger je mehr,
Daß mir die Geiſter hier Eſel bohren;
Daß aller dieſer Schein nur trügt,
Und etwas unter der Decke liegt.

Indem er dieſes Lied ſich ſingt
Ein Ton ihm in die Ohren dringt,
Dem Aechzen eines Menſchen gleich
Der langſam unter Todesqualen
Sein Leben verhaucht. Der Sultan ſogleich
Dem Tone nach! — In einem ovalen
Mit hohen Linden beſetzten Teich
Stund fern ein Dohm von ſchwarzem Stein!
Aus ſchien dies Aechzen her zu tönen.

Er eilt zum Teiche; das ängſtliche Stöhnen
Wird immer lauter durch den Hayn.
Der Sultan leidet große Pein
Zu kommen, zu ſehen, und zu retten.
Am Ufer an einer goldnen Ketten
Erblickt er einen kleinen Kahn,
Setzt über, ſteigt die Stufen hinan,
Und durch die halbgeöfnete Pforte
Stürzt er ſich in den Dohm hinein.
Da ſteht er — aber, wo nehm ich Worte
Für ſein Erſtaunen? — denn blaſſen Schein
Der dieſes weiten Grabes Nacht
Sichtbar und ſchauerlicher macht,
Sieht er auf einem reichen Thron
Den Schatten von einem Königsſohn,
In einen Scharlachmantel gehüllt,
Auf ſeiner Stirne die Krone blitzend,
In regungloſer Stellung ſitzend;
So todtenfarb, ſo abgezehrt
Als hätt' er ſich ſeit vielen Jahren
Allein von Gram und Thränen genährt.

Begierig von dieſem wunderbaren
Geheimnis die Deutung zu erfahren,
Mitleiden und Hülf im Angeſicht
Naht ſich der Sultan ihm und ſpricht:
Vergieb mir, wer du auch biſt! dein Klagen
Drang mir zu Ohr. Vertraue mir
Die Urſach deiner Noth! und hier
Sieh mich das Aeußerſte zu wagen
Für dich bereit!

„Welch ein Geſicht!
(Ruft jener, wie vom Blitz getroffen)
Welch eine Stimme? — O du, der mir

Zu hoffen befiehlt, o täusche mich nicht!
Bist du ein Gott?„

Der Sultan, betroffen
Von dieser Frage, fährt zurück,
Betrachtet den Jüngling mit starrem Blick,
Und spricht: bin zwar ein Sterblicher nur,
Und auch ein Sklave vom Geschick
Wie du, doch Alles was Visapour
Vermag, so weit es reicht, erbiet' ich
Zu deinem Dienste!

„Du bist sehr gütig,
(Erwiedert seufzend, mit schwachem Ton,
Der lebende Schatten auf dem Thron)
Geholfen kann mir nimmer werden!
Mein Elend ist so wunderlich,
So einzig in seiner Art auf Erden,
Daß ihm, ich glaub es festiglich,
Noch nie ein ander Elend glich!
Unglücklich durch alles was ich fühle,
Unglücklicher noch durch das was ich
Nicht fühle! „

Der Sultan denkt bey sich:
Dem müssen wahrlich die Wörterspiele
Beläufig seyn, der übel sich fühlt
Und noch mit Antithesen spielt!
Allein, da Jener von Brust und Rücken
Den Mantel hebt, — GOtt! welch ein Bild
Entblößt sich seinen erschreckenden Blicken! —
Welch kläglich Ecce-Homo-Bild!
Sein Leib, bis an die Hüften enthüllt,

Als wie von tausend Schlangenbissen
Von Geisseln jämmerlich zerrissen,
Von Striemen geschwollen, und all in Blut;
Ein Anblick um eines Teufels Wuth
In Thränen zu schmelzen!
Der Sultan bedeckt
Sich schaudernd die Augen mit beyden Händen.
Gott! (ruft er) und solch ein Anblick weckt
Nicht deinen Donner?
Der Jüngling spricht:
„Noch siehest du das Aergste nicht!„
Hebt nun auch von den bedeckten Lenden
Den Mantel auf. „Da schaue her!
„So hat die Liebe mich mißhandelt!„
Der Sultan mit Augen von Thränen schwehr
Schaut hin! — „Was seh ich? in Stein verwandelt?
„Verwandelt in schwarzen Marmorstein!
„Nein, ruft er, das muß ein Blendwerk seyn!„
Und er betastets. — „Gott! deine Gerichte!
Ists möglich? — Was für arme Wichte
Wir Menschen sind! — Denn, konnte das mir
Nicht eben so wohl begegnen als dir?
Doch gut! wenn wir das Aergste wissen,
Folgt doch nichts ärgers! Fasse Muth!
Daß Geister hier im Spiel seyn müssen,
Ist klar, auch ohne was nähers zu wissen:
Doch meinen letzten Tropfen Blut
Weyh ich hiemit, dein Elend zu wenden,
Wo nicht, mit dir mein Leben zu enden.

Mit Thränen und hochgefalteten Händen,
Dankt ihm der Jüngling für seine Huld!
Du siehst, es ist nicht meine Schuld

(Spricht

(Spricht er) daß deine Kniee zu umfaſſen
Gezwungen bin zu unterlaſſen!
Vertraulich Geſpräch nunmehr begann.
Der Sultan erzählt dem jungen Mann,
Was mit den Fiſchen vorgegangen;
Und wie ein unbezwinglich Verlangen
Ihn hergeführt an dieſen Ort,
Um über dies Wunder Licht zu empfangen.
Vermuthlich wird es (fuhr er fort)
Mit eurer Geſchichte zuſammenhangen.
Doch iſts itzt mehr als Neubegier,
Es iſt zu euerm Nutzen und Frommen,
Was mich zu fragen zwingt, wie ihr
In dieſen kläglichen Stand gekommen?

Der Jüngling, nachdem er ihn erſucht
Sich auf den Sopha niederzulaſſen,
Beginnt tiefſeufzend folgendermaßen;
„Was uns von jeher zum Böſen verſucht,
Von jeher unſre Ruh vergiftet,
Und alles Uebel angeſtiftet,
Wozu ein Gott die Erde verflucht;
Der holde Unhold, die Schlange der Schlangen,
In deren Zauberknoten wir
Uns ewig wider Willen fangen;
Der ewige Abgott unſrer Begier,
Der ewige Teufel, der uns peinigt,
Mit Einem Wort — das Himmel und Hölle
In vier unſelige Töne vereinigt —
Ein Weib — iſt meines Jammers Quelle.

„Mein Nam' iſt Utzim-Oſchantey,
Und eh ich noch das Licht geſehen,

Begabten mich drey gute Feen
Mit Zärtlichkeit, Geduld und Treu.
Wer hätt' in dieſem Geſchenk der Feen
Verborgnes Gift vorausgeſehen?
Wer dachte, mein Schickſal würde ſeyn
Vom Morgen bis zum Sternenſchein
Dem Himmel Klagen vorzuwinſeln?
Ich war der König der ſchwarzen Inſeln,
Und dieſer See, um den ſie iſt,
Verwandelt in vier Hügel, ſich winden,
War einſt mein königlicher Sitz.
Kaum nahm ich von meinem Thron Beſitz,
So eilt' ich, leider! für meine Sünden!
Das ſchönſte Weib mir zu verbinden;
Ein Weib (ſo dacht ich im Rauſch der Luſt)
Worinn die Liebe ſich ſelbſt gebildet!
Wie glücklich ich war! wie übergüldet
Mir Alles ſchien! An ihrer Bruſt
Lag ich im Himmel; in ihren Küßen
Schwamm meine Seele in Wonneflüßen.
Wie hatte ſie ſich, die Zauberin!
Bemächtigt von allem was ich bin!
Ich lebte nur von ihren Blicken.
Fünf Jahre floßen ſo dahin,
Fünf einzelne Tage in meinem Sinn
Gewebt aus ewigem Entzücken.
„Wem fällt des Himmels Einſturz ein?
Ich liebte, glaubte geliebt zu ſeyn,
Und mennte, ſo müßt es ewig währen!
O Götter! warum muſtet ihr
Mich jemals eines beſſern belehren?
Warum mißgönntet ihr Glücklichen mir
An einem Irthum mich zu nähren?

„Mein

„Mein Schickſal wollt's! wer kann ihm wehren?
Einſt da ich — es war ein warmer Tag,
Der heißeſte in meinem Leben!
Leichtträumendem Schlummer hingegeben
Im Garten auf einem Sopha lag;
Zwoo Mägde der Königin, die eben
Vorüberſchlenderten, hatten's geſehn,
Und ſachte ſich herzubegeben,
Mir Luft mit Blumen zuzuwehn;
Sie ſazten dazu ſich auf die Kniee,
Und glaubten ich ſchlieffe — Da hört ich ſie
Mit leiſer Stimme zuſammenflüſtern:
Wie reizend unſer Sultan iſt!
Wie ſchön er liegt! Bald würd eins lüſtern!
Wer Königin wäre! — „Ich ſeh du biſt
Nicht wohl berichtet, ſagte die Zweyte,
Fürſten ſind nicht wie andre Leute.
Wer dächte, ſo jung und wohlgemacht
Der König iſt, daß Nacht vor Nacht
Ein Andrer ſich mit ihr erfreute?
Was ſagſt du? Wie gienge das wohl zu?
Sie reicht ihm, ſo oft ſie ſich zur Ruh
Begeben, in einer goldnen Taſſe
Friſch Waſſer (glaubt er) rein und hell,
Ich weiß nicht aus welchem Wunderquell,
Auf den ſichs gar herrlich ſchlafen laſſe.
Nur gar zu herrlich! O er gute Mann
In ſeiner Unſchuld denkt wenig dran,
Daß es ein Trank iſt, der währender Nacht
Sie ſicher bey ihrem Bulen macht. „

„Wie mir hierbey zu Muthe geweſen
Iſt — was ich nicht beſchreiben mag.

'S ist schrecklich! Himmel und Erde lag
Mir auf dem Herzen; mein ganzes Wesen
Sehnen sich im Innersten aufzulösen.
Und gleichwohl hatt' ich noch die Kraft,
Den Todeskampf der Leidenschaft
Vor fremden Zeugen zu verbergen.
Ich that als schlief ich ungestört
Und ließ erwachend die guten Seelen
Im Wahn, ich hätte nichts gehört.

„Kaum sah ich wieder mich allein,
So drang ich in den dichsten Hayn;
Die ganze Natur stund schwarz vor mir,
Mir brachen die Kniee im Gehen schier;
Ich sank an einen Felsenbach
Und sann in dumpfer Betäubung nach.„
Es ist unmöglich, rief ich endlich;
Es kann nicht seyn! 's ist gar zu schändlich!
Zu ungeheuer! — Und dennoch — gut!
Die Nacht wird sich erheben lassen!
Ich werde sehen was sie thut,
Und bis dahin will ich mich fassen.

„Sie kam, mir allzulangsam, die Nacht.
Wir speißten allein. Wie voller Reize
Sie war! Mit welchem verschlingenden Geiz
Ich an ihr hieng! Die ganze Macht
Der Liebe in ihren Augen empfand!
Mit jedem Blick sie unschuldiger fand!
Wie unter ihrem süßen Geschwätze
Aller Verdacht so ganz verschwand!
So ganz, daß wie Sie zu guter Letze
Den goldnen Becher mir bot, ich faß

Den

Den Schluß vergaß, den ich gefaßt.
Besann mich doch, erhaschte mit Glück
(Ich stund am Fenster) den Augenblick,
Des Tranks, den ich zum Schein genommen,
Unbemerkt wieder loßzukommen;
Gab ruhig ihr dann den Becher zurück,
Und wir begaben uns zu Bette.

„Kaum glaubte die Betrügerin,
Daß mich der Schlaf gefesselt hätte,
So stund sie auf. Der Vollmond schien
Durchs goldne Fitter tief ins Zimmer.
Sie bückte lauschend sich über mich hin,
Und schlaf, sprach sie, und möchtest du nimmer
Erwachen! Warf dann mit eilender Hand
Um ihre Schultern leichtes Gewand,
Und schlich davon.

„Kaum war sie entwichen,
Ich auf, als trieb mich ein Wespenschwarm,
Fahr in den Kaftan, untern Arm
Den Säbel, und komm ihr nachgeschlichen.
Sie flog im Garten schon weit voran,
Der Liebe Schwingen an ihren Sohlen:
Ich Armer schlich auf glühenden Kohlen,
Schmiegte mich an den Hecken hinan,
Wägt's nur mit Blicken sie einzuhohlen.
Sie taucht' oft unter, kam wieder hervor,
Bis ich sie ganz aus den Augen verlohr.
Ich sucht'e sie lang durch Lauben und Säle,
In Büschen und Grotten, am Wasserfall,
Im Rosenwäldchen und überall.
Da hört ich — noch klingts in meiner Seele —

Im

Im Dunkeln eine Nachtigall.
Sie klagte, mit ſo geſchmeidiger Kehle,
Mit ſo gefühlvoll wachſendem Schall,
Dann mit ſo ſanft hinſterbenden Fall,
So rührend! — mir ward dabey ganz bange!
Ich hätte weinen mögen, allein
Ich konnte nicht weinen; wie ein Stein
Hieng mir das Herz im Buſen. — Nicht lange,
So klang aus dem Gebüſch hervor
Der Königin Stimme mir ins Ohr.

„Behutſam ſchleich ich näher, und ſehe —
O daß ich nicht gleich vom Erinnern vergehe! —
An einem Roſenbuſch im Gras
Die Schnöde, die dem abſcheulichſten Mohren,
Den je der Gambia gebohren,
Vertraulich koſend im Schooſe ſaß;
Sah wie ſie ſich ſelbſt bey ihm vergaß;
Sah ihn mit ihren Locken ſpielen,
In ihres Buſens Fülle wühlen,
Sah nichts mehr! Mir vergieng das Geſicht,
Der Mond verſchwand mit ſeinem Licht;
Doch hört ich durch die unendliche Nacht
Des Leeren noch die ſüßen Töne
Der allbezaubernden Syrene.

„Er hatte ihr, ſchiens, den Vorwurf gemacht,
Sie lieb ihn nicht, — das Ungeheuer!
Und kannſt du (ſprach ſie, mit einem Ton!
Mir ſelbſt zerſchmolzen die Nieren davon)
Ein Herz, das ſich in ewigem Feuer
Für dich verzehrt — ein Herz das nur
Für dich lebt, in der ganzen Natur

Nichts

Nichts ſteht als dich, von dir getrennt
Nicht eine einzige Freude kennt —
Nur dann mit Wonne ſich überfüllt,
Wenn's wieder an deinem Buſen ſchwillt —
Du, dem's allmächtig in jeder Fiber
Erklingen muß, daß du mir lieber
Als Alles biſt! — kannſt du mit Klagen,
Mit Zweifeln ſolch ein Herz zernagen?
Tyraun, was thu ich nicht für dich?
Was kann ich mehr thun? Rede, ſprich!
Schau um zur Rechten und zur Linken,
Dein Wille iſt Geſetz für mich!
Soll plötzlich unter Donner und Blitz
Hier dieſer alte Königsſitz
Vor deinen Augen in Trümmer ſinken?
Soll ich dem Mond herunter winken,
Verwandeln der ganzen Erde Geſtalt,
Dich, mich, mit aller Könige Schätzen,
Stracks auf des Atlas Spitze verſetzen?
Befiehl! du kenneſt meine Gewalt! „

„Hier konnt ich mich nicht länger halten;
Ich mußte berſten auf dem Platz,
Oder dem Unhold den Kopf zerſpalten,
Der allen dieſen unendlichen Schatz
Von Liebe, der mir ihr Herz geſtohlen.
Ihr Schrecken (wer hätte mich hier geglaubt?)
Ließ mir den Augenblick, auszuholen;
Und plötzlich mit geſpaltetem Haupt
Sank der Verräther zu ihren Füßen.
Flieh, rief ich mit wildem Ungeſtümm,
Rette dich eilends vor meinem Grimm,
Laß dieſen allein für beyde büßen!

„Sie

„Sie ſchoß nur Einen Blick auf mich;
Doch der entnervte mir alle Glieder.
Dann warf ſie in Verzweiflung ſich
Bey ihrem ſterbenden Buben nieder.
Bald brüllte ſie laut, daß ihr Geſchrey
Ringsum die Hügel und Thäler füllte;
Bald wieder mit aller Schwärmerey
Der Liebe ſank ſie auf ihn, verhüllte
In ihrem Buſen ſein Todesgeſicht,
Drückts an ihr Herz mit ängſtlichem Stöhnen,
Wuſch es mit Strömen von heißen Thränen
Rief ihm — vergebens! er hörte ſie nicht —
Mit allen den ſüßen vertraulichen Namen
Die je aus den Lippen der Liebe kamen;
Und wann ſie dann ſah, er hörte ſie nicht,
Dann ſtürmte ſie wüthend in ihre Locken,
Zerkratzte, zerfleiſchte ſich Wangen und Bruſt,
Und ſchwur, daß ſich der Mond erſchrocken
In Wolken verbarg, der Rache Luſt
Am Räuber von einem ſo theuren Leben
Sich bis zu Sättigung zu geben!

„Dies alles muſt ich hören und ſehn,
Und konnte nicht von der Stelle gehn;
Bezaubert ſtand ich, ohne Vermögen
Am ganzen Leib ein Glied zu regen.
Schaft ihn hinweg aus meinem Geſicht,
(Schrie ſie mit Wuth zu unſichtbaren
Geiſtern, die ihre Diener waren)
Und hütet ſein bis zum Gericht!

„Stracks fühlt ich von unſichtbaren Händen
Mich aufgehoben und weggebracht.

In eines finstern Kerkers Wänden
Verseufzt' ich den Rest der schrecklichsten Nacht.
Könnt' einer durch Wünschen sein Leben enden,
Ich hätte mich selber umgebracht!

„Des folgenden Tages rief sie mich
Aus meinem Kerker. Ich sah sie mit Schauer
Von Fuß zu Kopf in tiefster Trauer;
Ihr Anblick gab mir einen Stich
Ins Herz. Ich mußte, sollte sie hassen,
Und doch! — so rührend, so nächtigschön
Stand sie vor mir, ich konnte nicht lassen
Sie mit Verlangen anzusehn.
Allein in ihren Augen rollte
Der Rache Wuth, ein loderndes Roth
Brannt' auf den Wangen. Du (rief sie) todt!
Für meine Liebe auf ewig todt,
Und hier, hier wo ich schmachte, sollte
Noch etwas leben, noch etwas sich freun?
Sich freun, Geliebter, an deinem Grabe
Und meines Elends spotten? Nein,
Alles um mich soll elend seyn!
Und du, dem ichs zu danken habe,
Verhaßter, dich vertilg ich nicht!
Du sollst in Mattern als eine Gabe
Den Tod von mir erwinseln, und nicht
Empfangen! — Und wie sie die Worte spricht,
Schlägt sie mit ihrem Zauberstabe
Dreymal den Boden, — und plötzliche Nacht
Verschlingt den Tag, die Erde kracht,
Es rollen Donner in den Lüften
Und Flammen fahren aus gähnenden Klüften!
Ich steh betäubt, mir starren die Glieder,

Und bey der Sinnen Wiederkehr
Find ich, o Schrecken, nur halb mich wieder;
Und alles verödet weit umher,
Und meine Königsstadt nicht mehr,
Um deren Gunst die Inseln im Meer
Und Schiffe von fernen Ufern warben;
An ihrer Stätte ein wallender See,
Und ihre Bewohner, wie Flocken von Schnee
Unzählbar, in Fische von viererley Farben
Verwandelt; die Moslems Silbergrau,
Die Juden gelb, die Christen blau,
Und roth die Heyden. — Welch ein Fall!
Von welchem Glück! in so wenig Stunden
Alles als wie ein Traum verschwunden!
Und noch war dies von meiner Noth
Das bitterste nicht! Was ärgers als Tod
Erwartete mein in diesem Grabe,
Wo ich, von aller Hülfe bloß
In Leiden, zum ertragen zu groß,
So lange schon geschmachtet habe!
So lange, daß die Tage zu zählen
Mir Zahlen und Gedächtnis fehlen!
An jedem Morgen —, kann solche Wuth
In einem so holden Busen brennen? —
Kommt sie, mich grausam bis aufs Blut
Zu geiseln mit unerbittlicher Wuth,
Bis ihre Arme nicht mehr können.
Vergebens schrey ich zum Himmel empor,
Vergebens fleh ich ihr mit Thränen;
Mein Winseln, mein erschöpftes Stöhnen
Ergötzt ihr rachedurstiges Ohr.„
Hier brach dem König die Stimme; er weinte
Als wie ein Kind, und mit ihm weinte

Der

Der gute Sultan bitterlich;
Und als ſie des Weinens müde waren,
Da fuhr der Sultan auf und ſchwur
In ſeinem Grimme, beym Gott der Schaaren,
Noch einmal ſeinen großen Schwur:
Noch Naſſes noch Trocknes von dieſer Stund
Nimmer zu bringen in den Mund,
Zu ſchlafen in keinem Federbette,
Nimmer zu waſchen ſein Angeſicht
Und Frauenliebe zu pflegen nicht,
Noch je zu weichen von der Stätte,
So lange bis er das Lebenslicht
Der Zauberin ausgeblaſen hätte!
Sagt mir nur wo ich ſie finden kann,
Für alles übrige bin ich Mann.

„Um ewig ihren Gram zu nähren
Schuf ſie in einem finſtern Wald
Sich einen traurigen Aufenthalt;
Sie nennt ihn den Palaſt der Zähren.
Dort liegt ihr Bule — in armer Geſtalt;
Kan weder ſterben, weder leben,
Durch ihres mächtigſten Zaubers Gewalt
Erhalten zwiſchen Tod und Leben
In einem ewigzitternden Schweben.
Mit ofnen Augen die nicht ſehen
Liegt er ſich ſelber unbewußt;
Fühlt nicht ihr Herz an ſeiner Bruſt,
Hört nicht ihr ängſtlichliebendes Flehen
Um Einen Seufzer, um Einen Blick
Der daß er ſie noch lieb' ihr ſage!
Stündlich kommt ſie bey Nacht und Tage
Zu ſehn, ob nicht das ſtrenge Geſchick

Sich endlich ihrer Noth erbarme:
Und wenn sie sich dann, wie's immer geschieht,
Betrogen in ihrer Hofnung sieht,
Erhebt sie so traurige Klagen, die Arme! —"

Wie, (schreyt der Sultan) ich glaube schier
Ihr habt Mitleiden noch mit ihr?
Das fehlte! — Mich soll sie nicht bethören.
Ade inzwischen, guter Schach,
Ihr sollt bald wieder von mir hören!

Der König schreyt ihm vergebens nach.
Wir müssen dem Ding ein Ende machen,
(Ruft jener zurück) springt in den Nachen,
Setzt über, läuft, und findet bald
Am Gartenende den finstern Wald,
Im Walde den Palast der Zähren
Mit allen seinen Zubehören,
Erleuchtet mit Kerzen von gelbem Wachs;
Und über ihrem langweiligen Mohren
Die Dame in Liebesschmerzen verlohren.
Mit bloßem Säbel eilt er stracks,
(Ohne sich, gleich dem zärtlichen Laffen,
Dem Herrn Gemal, an ihrem schlaffen
Busen, an ihren Haaren von Flachs
Und Augen von Mondschein zu vergaffen)
Wie Donnerwetter auf sie zu,
Und eh sie sich umsieht, in einem Nu,
Zischt ihr der Säbel um die Ohren,
Und schließt mit Einem Streich dem Mohren
Und seiner Getreuen die Augen zu.

Siegreich mit beyden Köpfen in Händen,
Und ſicher er hab es gut gemacht,
Der Zauberin Tod müſſ alles enden,
Kehrt nun mein Sultan ohn' allen Verdacht
Zum Dohm zurück. Herr Bruder, Freude!
Ruft er, und hält die Köpf' empor,
Wir ſind geborgen! Da bring ich beyde!

Nun ſtellt euch ſein Erſtaunen vor,
Da er den Schach, ſtatt Gegenfreude
Und Jubel und Dank, mit einem Schrey,
Als ob nun Alles verlohren ſey,
In Ohnmacht fallen ſieht. — Je länger
Je beſſer! — ruft er zornig aus:
Was hat nun wieder der Rattenfänger?
Iſts wieder nicht recht? — Ich bleibe zu Haus
Ein andermal! Der Teufel miſche
Sich mehr in Lieb und Zauberey,
Und hohle meinetwegen die Fiſche,
Den See, und dieſen Kerl von Brey,
Mit ſeinen ſchwarzen Marmorſpindeln!
Bey meinem Säbel! ein Kind in Windeln
Machte mir weniger Plackerey,
Als dieſer Ultim-Oſchantey.

Der gute Schach, der ſich indeſſen
Wieder erhohlt, fängt nun erſt baß
Zu jammern an: „Nun iſt das Maas
Des Elends voll! Das Beſte vergeſſen
Habt ihr! Was helfen die Köpfe mir?
Ich bleibe nun Marmor für und für!
Der See bleibt See, die Fiſche Fiſche,
Und weder Urgande noch Fanferlüſche

Kann helfen! Die Königin konnt's allein,
Und die ist todt! Ach! ihr Erblassen
Raubt mir den lezten Hofnungsschein.
Wer weiß — sie hatte kein Herz von Stein —
Sie hätte sich endlich erweichen lassen.
Nun, Dank sey deiner voreiligen Hitze,
Hin ist sie, hin, auf immer hin!
Was ist mir deine Hülfe nun nütze?
Ich bleib nun ewig wie ich bin. „

Der Sultan, so sehr ihm bey diesen Klagen
Die Galle stieg, fand doch in sich
Er hätte nicht viel darauf zu sagen.
Herr Bruder, sprach er, ihr dauert mich!
Mein Wille war gut; allein es scheint
Ihr habt im Himmel wenig Freund'.
Ich dachte wie herrlich und gut ichs mache!
Der Ausgang ist nicht meine Sache.
Doch, sollt' in aller Welt denn nicht
Ein Mittel seyn? — „Thut erst die Köpfe
(Versezt der Schach) mir aus'm Gesicht!
(Will gern euch meine Schwäche gestehn)
Ich kann das holdeste aller Geschöpfe
In solchem Stande nicht vor mir sehn.
Und ach! was helfen mir alle Köpfe
Der ganzen Welt? — Der einzige, der
Noch helfen könnt', ist auch nicht mehr. „

Was meynt Ihr damit? Was für ein Kopf?

„Vernehmt ein Geheimniß! Seit alten Zeiten
Befand sich (erwiedert der gute Tropf)
In meinem Schatz ein Eselskopf. „

Ein Eſelskopf? Nun meiner Treu!
Herr Bruder Utzim Oſchantey,
Wenn Ihrs nicht ſagtet! Ein Eſelskopf
In einem Schatz! — „Nun ja, dies eben!
Ein Eſelsſchädel an ſolchem Platz,
Da muß ſichs doch von ſelber ergeben!
Man legt ſo etwas nicht in Schatz,
Wenns nichts beſonders iſt. „ — Verzeyht,
Ich ſeh nun meine Blödigkeit,
Herr Bruder beliebe nur fortzufahren!
„Der Schädel alſo (um kurz zu ſeyn)
Seit vielen vielen hundert Jahren
Laz, reich beſezt mit Edelgeſtein,
In einem ſchönen criſtallnen Schrein;
Und neben ihm ein dicker Band,
Mit goldnen Deckeln, zierlich getrieben,
In einer uralten Sprache geſchrieben,
So alt daß längſt im ganzen Land
Kein Menſch ein Wort davon verſtand.
Darinn war alles umſtändlich beſchrieben,
Woher, warum, und wann und wie
Der Schädel in unſern Schatz gerathen,
Kurz, ſeine ganze Biographie;
Nebſt vielen Gemählden, wo ſeine Thaten
Gepinſelt ſtunden auf goldnem Grund,
Mit hohen Farben, fein und bunt.
Weil nun, wie die alte Sage gieng,
An dieſem geheimnißvollen Schädel
Das Schickſal unſers Hauſes hieng:
So könnt ihr denken, wie groß und edel
Und heilig, darf ich wohl ſagen, gar
Der Eſelskopf dem Volke war.
Um alles mit Einem Zug zu ſagen:

Er wurde je im ſiebenten Jahr
Auf einem blumenbekränzten Wagen
Durch Stadt und Landſchaft ſchaugetragen;
Und alles Volk lief hinter drein,
Und glaubte nun ſatt und ſelig zu ſeyn.

Nun werdet Ihr mich vermuthlich fragen
Worinn denn ſeine geheime Kraft
Beſtanden? Laſt euch alſo ſagen:
Er hatte die große Eigenſchaft,
Durch ſeine bloße Gegenwart
Alle Bezauberung aller Art,
Und alles Geiſter und Feen-Weſen
Zu hemmen und gänzlich aufzulöſen.
Genien, alles Feuers und Lichts
Beraubt in ſeiner Atmoſphähre,
Zuſammengedruckt von bleyerner Schwehre,
Stunden vor ihm und konnten nichts.

„Nach allem was Ihr nunmehr wißt,
Das übrige bald errathen iſt.
Die Königin, die es gleichfalls wußte,
Sah, daß ſie, um ihre Rachbegier
Nach Herzensluſt zu büßen an mir,
Erſt dies Palladium rauben mußte.
Sie that's — wie ich zu ſpät erfuhr —
Wie konnt ich ſo Arges von ihr denken?
Und da ihr weder durch Kraft der Natur
Noch Zauberlieder möglich war
Den Schedel zu vertilgen gar,
So ließ ſie ihn ins Meer verſenken.
Und ſo liegt bis zu dieſer Stund
All meine Hofnung in Meeresgrund!„

Das iſt ein böſer Handel! (rief
Der Sultan verlegen) das Meer iſt tief;
Dort einen Eſelskopf zu fiſchen,
Und juſt den rechten zu erwiſchen,
Iſt keine Sache, worauf ein Mann
Sich große Rechnung machen kann;
Doch eh wir ganz den Muth verliehren,
Gezieмt ſich, alles zu probieren.
Ich laſſe ſogleich Befehl ergehen,
An allen Küſten, in allen Seen
Flüßen und Teichen von Viſapur
Nach Eſelköpfen zu fiſchen nur!
Ihr bleibt indeſſen bezaubert ſtehn;
Und daß Ihr, bis es beſſer wird,
Euch etwas leidlicher ennuyiert,
Schick ich noch heut' euch Zofen und Schranzen
Von meinem Hof, ein ganzes Heer;
Die ſollen, bis ich wiederkehr',
Mit Gauckelſpiel und ſingen und tanzen
Pflichtſchuldigermaaßen euch kuranzen.„

Der König mit den marmornen Beinen
Fängt nach Gewohnheit an zu weinen;
Trennt ungern ſich von ſeinem Freund;
Doch, da kein ander Mittel erſcheint,
Ließ er dem Schickſal ſeinen Lauf
Und hörte wieder zu weinen auf.

Kaum iſt der Sultan wieder zu Haus
So gehn ins Reich Befehle aus.
Die Leute ſchütteln mächtig die Ohren;
„Was geht der Eſelkopf uns an?„

Ich sorge, denkt mancher weise Mann,
Der Sultan hat den seinen verlohren.
Allein der alte Fischer geschwind
Des kahlen Schädels sich besinnt,
Der neulich ihm ins Netz gegangen.
Ha! denkt er, wenn der der Rechte wär!
Da ließen sich wieder Bahams fangen!
Und brennend läuft er nach dem Meer.
Kurz, Freunde — denn die Zeit ist edel!
Es findet sich in kurzer Frist,
Daß dieser nehmliche Eselsschädel
Der große Wunderschädel ist.
Der Sultan und der Fischer eilen
Die Freude mit dem Schach zu theilen.
Der Schach den Schädel kaum berührt
So wird er flugs entmarmoriert;
Die Königsstadt steht wieder da,
Den See kein Auge ferner sah;
Die Fische werden zu Bürgern wieder,
Wimmeln die Straßen auf und nieder,
Rechnen und messen, und bauen Schlösser,
Haben viel Mühe, hättens gern besser,
Rathen immer und treffen's nicht;
Und alles ist wieder in seiner Pflicht.

W

II.

Kleinere Gedichte.

Bundeslied

einem jungen Paar gesungen

von Vieren.

Den künftgen Tag und Stunden
Nicht heut dem Tag allein
Soll dieses Lied, verbunden
Von uns, gesungen seyn.
Euch bracht ein Gott zusammen
Der uns zusammen bracht.
Von schnellen ewgen Flammen
Seyd glücklich durchgefacht!

Ihr seyd nun Eins ihr Beyde,
Und wir mit euch sind eins.
Auf, trinkt der Dauer Freude
Ein Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an! und küsset treu
Bey diesem neuen Bunde
Die Alten wieder neu.

Nicht lang in unserm Kreise
Bist nicht mehr neu darinn;
Kennst schon die freye Weise
Und unsern treuen Sinn.

So bleib zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Durch keine Kleinigkeiten
Werd' unser Bund gestört!

Uns hat ein Gott gesegnet,
Rings um mit freyem Blick,
Und, wie umher die Gegend,
So frisch sey unser Glück;
Durch Grillen nicht gedränget
Verknickt sich keine Lust:
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freyer unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter immer heiter
Steigt unser Blick hinan;
Und bleiben lange lange
Fort ewig so gesellt.
Ach! daß von Einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch ihr sollt nichts verlieren
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einst von Vieren
Das Schicksaal von euch treibt:
Ists doch als wenn er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist wie die Liebe, Glück.

G.

Sehn-

Sehnsucht nach Liebe
an mein künftig Mädchen.

Die du, mir itzt noch unbekannt —
Gott weiß in welchem fernen Land
Du liebes gutes Mädchen lebst! —
Mich ewig wie ein Geist umschwebst!

Wenn sich in dir so etwas regt
Das sich nie regte, etwas schlägt
Das nie so schlug, und dirs so ist
Als ob du lieben und küssen müßt:

Dann denk', dies Herz ist eben so;
Oft pochts so stark und schwillt so höh
Und lechzt und sucht durch jede Spur
Nach Liebe! ach, nach Liebe nur!

Und blick ich so rings um mich her
Da ists um mich so Liebe-leer;
Und mir ists doch so voll, so voll,
Und weis nicht wo ich hin mit soll.

Dann steig' ich oft auf eine Höh
Wo ich mein Oertgen übersehe.
Ach! denk ich, ja da lieben viel!
Du lieber Gott! da lieben viel!

Da stöh ich guter Bube als
Doch auch so gern an einen Hals,
Und drückte mich gern an ein Herz
Und drückte mir gern weg den Schmerz;

Und

Und ach! da trähnts im Auge mir
So herzenssehnsuchtvoll nach dir,
Streck schmachtend meine Arme aus
Und streck sie, ach! vergebens aus.

Da möcht ich dann ein Zaubrer seyn
Und rufe oft: Erschein! erschein!
Erschein mir, ach, im Bilde nur,
Im liebevollen Bilde nur!

Des Nachts wein' ichs dem guten Mond
Bey dem für uns noch Mitleid wohnt,
Und der, wenn er mich trauren sieht,
Erblaßt, und hinter Wolken flieht;

Und sag: Ach Mond, säh ohngefehr
Das Mädgen nach der Gegend her,
So wirf du in ihr Kämmerlein
Den allertrübsten Liebesschein.

Und steigt die Sonn mit Feuerlauf
Früh Morgens meinen Himmel 'nauf,
So sag ich: Sönngen, scheinst so hell,
O zeig mir doch mein Liebgen schnell!

Ach wüst ich, wo mein Liebchen wär',
Und wohnt sie überm fernsten Meer,
Mein Liebehunger trieb mich hin
Und pfeilschnell wollt ich zu ihr fliehn!

Und hab' ich dich, und find ich dich,
Dann, Liebchen, dann beschwör' ich dich:
Dann küß mir auch recht warm und voll
Wie jedes Liebchen küssen soll.

Und ich — dann küß ich mich recht ſatt
Und küß mich müde, küß mich matt,
Und küß dich bleich und wieder roth
Und mich in lauter Wolluſt todt.

S.

An C.

Quelle gern gefühlter Schmerzen
O geliebte Einſamkeit!
Der ich aus gedrängtem Herzen
Manche Thräne ſtill geweiht;

Der ich jede meiner Sorgen
In verſchwiegnem Schoos vertraut,
Die mit jedem neuen Morgen
Sanfte Tröſtung auf mich thaut!

Ach! die güldne Morgenſtunde
Unbefangner Jugend flieht,
Auf Aurorens Roſenmunde
Keiner jener Tage glüht

Wo mich Heſpers erſte Kerze
Sorglos auf dem Lager fand,
Wo zu wonnevollem Scherze
Morpheus meinen Schlummer band.

Wo für jede warme Freude
Wallte jugendliches Blut,
Wo mich in des Weltalls Weite
Alles zum Empfinden lud.

Trüber

Trüber Regenlandschaft gleichet
Jenes Bild gefühlter Zeit;
Aus der öden Seele weichet,
Schwindets in Vergessenheit.

Einen Blick der warmen Wonne,
Die aus deinem Auge strahlt!
Gleich der ersten Frühlingssonne
Neu er jede Schöpfung mahlt.

Einer nur, der holden Blicke
Die die Freundschaft gern gewährt! —
Und ich seegne mein Geschicke,
Das ihn fühlen mich gelehrt.

U.

Eis-Lebens-Lied.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn! —
Stille, Liebchen, mein Herz!
Krachts gleich, brichts doch nicht!
Brichts gleich, bricht nicht mit dir!

G.

An Kenner und Liebhaber.

Was frommt die glühende Natur
An deinem Busen dir?
Was hilft dich das Gebildete
Der Kunst rings um dich her?

Wenn

Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerſpitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

G.

Der Bock und der Pudel.

Eine Fabel.

Ein Bock und Pudel zankten ſich
Und foderten zulezt zum Schlagen ſich heraus:
Viel weniger als eine Maus,
(Sprach jener,) Ifegrimm! biß du mir fürchterlich;
Siehſt du dies Horn? Weg's doch und komm heran;
Bey meiner Treu! ich ſpieße dich.
Der Pudel ſprach: Siehſt du den Zahn?
Komm! Meckerbart, komm du heran!
Nicht zwo Minuten ſoll es währen,
So will ich dich mit Haut und Haar verzehren.
Gieng etwa nun der Zweykamrf an? —
Es ſah fürwahr gefährlich aus. —
Doch beyde — ſchleichen ſich nach Haus.

v. St.

Logogryph.

Ich geh auf ſieben Füßen,
Und wer ich bin zu wiſſen
Wird man was folgt errathen müßen:
Ein kleines Thier, das gerne Aepfel ſtiehlt,
Und dem man ungeſtraft den Rücken nicht befühlt;
Die Farbe die kein Biedermann

Du

(Zu Strümpfen wenigſtens) mit Ehren tragen kann; (2)
Was klein' und groſſe Kinder lieben; (3)
Zwoo Linien, worinn
Die Leutchen von Genie (die ſich von Anbeginn
Viel lieber Zikzak umgetrieben)
Nie gern geblieben; (4)
Was Amor oft aus ſchönen Blicken macht; (5)
Was insgemein nach einer Schlacht
Sich beyde Theile zugeſchrieben; (6)
Und was, das Herz ſey noch ſo voll,
Auf ſeinen Mund ein Höfling drücken ſoll; (7)
Wie jeder Dieb und Thürenhorcher tritt; (8)
Ein mächtig Inſtrument, womit
Viel Lerms um Nichts gemacht zu werden pflegt,
Doch ſtets wohl angewandt auf eines Schurken Rücken; (9)
Und endlich noch ein Ding aus vielen Stücken
Das euch bey gutem Wind und heitern Sonnenblicken,
Als flöget ihr, an fremde Ufer trägt. (10)

A.

Das Wort des Logogryphen im Jenner iſt **Wallfiſche**. Es enthält die Worte: Haſe, Fiſch, Staub, Schilf, Wachs, Fels, Wiſch, Schall, Schief, Fleiſch, Elſe, Falſch, Walſch, Schlaf, Flaſche, Schif, Aeſche, Don Richard Wall. Das Wort des Räthſels iſt eine Schreibfeder.

III.

Ueber die Schönheit.

Ein Gespräch zwischen Burke und Hogarth (*).

(Der Schauplatz iſt zu Rom im Cortile del Belvedere, im Angeſicht der berühmteſten Statuen. Hinter ihnen ſteht ein Mahler im Mantel und herabgelaſſenen Hut, der nach dem Apollo zeichnet.)

B. Je länger ich hier unter dieſen Statuen wandle, je mehr werde ich von der Wahrheit meines Syſtems überzeugt, daß Verhältniß nicht die Urſache der Schönheit iſt. Denn alle dieſe Antiken, die innerhalb dieſem Hofe ſtehen, haben Verhältniß; allein dasjenige, was die eine an Schönheit über die andere erhebt, hat gewiß etwas anders als die trockne Regel des Richtſcheids zum Grunde.

H. Allerdings, mein Freund, iſt ihre Vermuthung richtig; allein flüſtert Ihnen Ihr Genius nicht eine poſitivere Wahrheit zu?

B. Mein

(*) Wer kennt nicht Hogarths *Analyſis of Beauty* und Burke's Philoſophical *Enquiry* of the *ſublime* and Beautiful?

B. Mein Genius fühlt jetzo und raisonnirt nicht. Er schilt über die kurzsichtige Menschen, die der Natur Gesetze vorschreiben, sie über ihren geheimsten Lieblingslaunen ertappen, und diesen Labyrinthgang ihres Willens an die Tafel zeichnen wollen. Daß aus einem Menschen kein Affe wird, dies können wir vielleicht noch zur Noth durch 1, 2, 3, ausrechnen; wie aber dieser Antinous von der Figur eines Matrosen abweicht, und was alle die unendlichen Grade von Schönheit, die zwischen diesen beyden Enden liegen, hervorbringt, das wird wohl hoffentlich in keinem Compendio stehen. Ein Glück für uns arme Layen ist noch, daß sich die Herren einander überschreyen, und indem der Eine spricht: Schön ist, was sieben, acht Köpfe mißt (*); so ruft der Andere: Zehen Köpfe ist schön. Sagen Sie mir ums Himmels willen, welche Salbung liegt in dem Spruche: Der schöne Hals ist so stark wie die Wade, oder zweymal so stark wie das Handgelenke? Ist Ihnen das nicht eben so viel Trost, als wenn Sie beym Schwedischen Ritter den Menschen und die Fledermaus in Einer Classe sehen? —

H. Warum auf halbem Wege eingehalten? Fahren Sie fort, Freund! Ich könnte Ihnen mit Wollust

(*) Hr. Burke irrt sich hier; denn die Zeichner sprechen von 8 Köpfen und 10 Gesichtslängen, welches wie bekannt Eins ist. S. Enquiry Sect. IV. p. 175.

luſt Stunden lang zuhören, denn ſie ſprechen mit aus dem Herzen. Welchen Silberklang hat die Wahrheit für unſer Ohr, wenn ein Andrer uns unſre Lieblingsphantaſien laut vorſpielt, und unſre Träume zur wahren Geſchichte ausmahlt. Wir kommen beyde gewiß nicht auf Einem Wege, und treffen uns doch in Einem und eben demſelben Punkt. Gewiß hat niemand mehr als ich über die geſchmackloſe Arbeiten eines Lomazzo und Albr. Dürers geeifert. Sie haben durch ihre unendliche Abtheilungen in Längen und Breiten das Auge des Zeichners verwirrt, ſeine Einbildungskraft mit Brüchen von Zahlen überladen, und ihn gerade an Erwerbung des Augenmaßes gehindert, weil ſie ihm den Cirkel und das Linial in die Hand gaben. So bald die Figur, die ſie durch Punkte haſchen wollen, nicht die Stellung des Soldaten gab, der unter dem Maße ſteht, ſo geht alle ihre Weisheit verlohren, und ſo bald der Menſch als lebendes Weſen erſcheint, iſt ihr ABC-Buch zu nichts nütze. Sie ſehen, daß in der ganzen thieriſchen Oekonomie nichts durch gerade Linien beſtimmt wird, und doch hatten ſie keine Ahndung von dem Daſeyn geſchwungener Linien.

B. Aber ſagen Sie mir, um wie vieles wären die guten Leute durch die Ueberzeugung von geſchwungenen Linien gebeſſert geweſen, und was ha-

ben Linien überhaupt mit dem Gefühl der Schönheit zu schaffen? Wenn sich diese Venus Victrix hier vor unsern Augen belebte, ihren Amor verließ, und Einen von uns in ihre Arme faßte, würden wir sie wohl nicht eher für reizend finden, als bis wir uns alle geschwungene Linien, die diese Bewegung beschreiben würde, abstrahirt hätten?

H. Sie werden zu warm für einen Kenner! Erlauben Sie mir nur die einzige Catechismusfrage: Finden Sie diese Statuen nicht alle in ihrer Art schön, ob sie gleich so unendlich von einander unterschieden sind? Welcher Abstand von dem Commodus bis zu dem Antinous und Apollo, und welche Kluft zwischen dieser Venus Felix bis zu der andern, die aus dem Bade kommt?

B. Allerdings finde ich den Unterschied beträchtlich, und wenn ich zwischen den Damen zu wählen hätte, so würde ich keinen Augenblick anstehen, der Venus Felix den Apfel zu zuerkennen. Ich sehe in dem Laokoon und dem Commodus auch dasjenige nicht, was ich schön nenne. Hier ziehe ich meine große Gränzen vom Erhabnen und Schönen, und ich ziehe sie sogar zwischen dem Antinous und Apollo. Zu den Bestandtheilen der Schönheit gehört für mich comparative Kleinheit (*), Glätte, Mannichs-

(*) S. Enquiry p. 228.

nichfaltigkeit in der Direktion der Theile, doch ſo, daß die Theile keinen Winkel bilden, ſondern ſich ſanft in einander verſchnkelzen; vor allen aber Niedlichkeit der Form, ohne merkliche Sichtbarkeit von Stärke.

H. Gut! Ich verrücke Ihnen keinen Stein von Ihrem Gebäude. Aber können Sie mir auch den Grundriß angeben, nach dem es aufgeführet iſt? Ihr natürliches Auge urtheilt wahr und richtig, allein ich wünſchte, daß Sie mit den Augen des Geiſtes ſähen.

B. Ich muß über Ihre Augen des Geiſtes lachen, deren Kraft in nichts weiter beſteht, als daß ich lebende Geſtalten in Geſpenſter verwandele, und ſtatt Formen Linien ſehe.

H. Laſſen Sie meine Weisheit immer in Linien beſtehen. Die Linien der Breite und Länge auf dem Meer ſind auch nicht in der Natur, ſondern in unſerm Kopfe gezogen, wir ſeeglen aber damit ganz richtig um die Welt. Leihen Sie mir auf einige Augenblicke Ihre Gedult (er zieht ſeine Schreibtafel hervor.) Dieſe Linien, (a) die ich hier ziehe, ſind Wellenlinien, und doch iſt nur Eine (*) davon

(*) S. Analyſ. of Beauty Chap. IX.

die in der Mitte steht No. 4. die wahre Schönheitslinie. Denn die Linien 5, 6, 7, werden, weil sie sich in ihrer Krümmung allzusehr zusammenbeugen, stark und unansehnlich groß, und hingegen 3, 2, 1, werden, weil sie gerade werden, schlecht und unansehnlich. Ich will alle diese Linien in Schnürbrüste (b) verwandeln, wo No. 4. aus der rechten Wellenlinie besteht, und also die am besten gestaltete Schnürbrust ist. Die No. 5, 6, 7, und 3, 2, 1, weichen auf der Einen Seite in steife und schlecht aussehende, und auf der andern Seite in ungeschickte und ungestalte Figuren ab. Diese meine Linie der Schönheit verwandelt sich nach und nach in die Linie des Reitzes, indem sie aus einer Wellenlinie eine Schlangenlinie (*) wird. Sehen Sie auf dieses Horn (c). Die Form desselben hat, weil es wie ein Kegel mannichfaltig ist, blos deswegen schon Schönheit. Hier bekommt es einen Grad von Schönheit mehr, indem es auf zwey verschiedene Seiten gebeugt wird. (d) Zuletzt geben Sie auf den grosen Zuwachs der Schönheit, des Reitzes und der Zierlichkeit acht, den es dadurch erhält, daß es umwunden wird. (e) In der ersten von diesen Figuren drückt die in der Mitte herunterlaufende punktirte Linie die geraden Linien aus, woraus sie besteht. Bey der zweyten Figur

(*) Chap. X.

gur wird die gerade punktirte Linie in eine schöne Wellenlinie verwandelt. Aber in der letzten Figur ist eben diese punktirte Linie wegen der Windung sowol als wegen der Bewegung des Horns aus einer Wellenlinie eine Schlangenlinie geworden. — Und nun kommen wir zur Anwendung. Die Stellung dieser Venus, die Ihnen mißfällt, ist lange nicht in der angenehmen Wellenlinie gebeugt wie die andere. Sie steht fast ganz gerade, auch macht die Wendung des rechten Arms einen unangenehmen Winkel. Die Außenlinien der Figur des Commodus haben allerdings Schönheit, und sind gut gezeichnet, allein die Stellung hat eben denselben Fehler. Die vollkommenste Beyspiele der Schönheits-Linien finden Sie hingegen am Antinous.

B. Ja wol am Antinous, aber mein Auge wird nun auch überall da Schönheit zu finden glauben, wo die Natur keine hingelegt hat. Ihre Theorie beweißt zu viel.

H. Warum glauben Sie das? Fürchten Sie da Schönheit zu suchen, wo das gemeine Auge keine entdeckt, so müssen Sie auch auf den Genuß Verzicht thun, der aus dem Anschaun dieser Anticken entsteht. — Ich kann da allzeit Schönheit abstrahiren, wo auch der erste Endzweck der Natur nicht Darstellung der Schönheit war. Alle Mus-

keln und Knochen des menschlichen Körpers haben mehr und weniger von diesen Windungen oder geschwungenen Linien an sich. Kein einziger Knochen ist ganz gerade. Das Schenkelbein (f) hat die wellenförmige und gewundene Wendung des Horns. Aber die daneben befindliche Knochen, welche die unbenannten (g) heißen, haben bey einer größeren Mannichfaltigkeit eben dieselbe Windung die das Horn hat, wenn es gespalten wird, und ihre innere und äußere Flächen sind dem Auge ausgesetzt. Wie zierlich diese Knochen werden, wenn man sie etwas blättericht (h) vorstellt, sehen Sie in der Figur. Solcher schalenähnlichen gewundenen Formen, welche mit einer um sie gewundenen Blätter-Figur vermischt sind, hat man sich bey allen Zierrathen bedient; eine Art der Zusammensetzung, welche bloß das Auge zu ergötzen so ausgedacht worden. Man nehme ihnen ihre schlangenförmige Windungen, so verliehren sie sogleich allen Reitz, und fallen in den elenden Gothischen Geschmack zurück, in welchem man sie vor hundert Jahren verfertigte. (i)

B. Wohlan! es geschehe, und mein Auge gehe auf die Jagd der geschwungenen Linien aus! Allein wird es, wenn es einige hascht, auch allzeit Schönheit greiffen, und wo es keine entdeckt, auch keine Schönheit da seyn? Fesselt mich der unnennbare Reitz einer edlen Physiognomie, oder hält mich

der

der Gang einer vorübereilenden Diane an dem Boden feſt, ſo waren es Schlangen- oder Wellenlinien die auf meine Phantaſie würkten, und ich habe mich nur nach ihrem Daſeyn umzuthun, um zu begreifſen, wie ich zum Begeiſterten ward. Der junge Officier, der neben mir ein gleiches Schickſal hatte, mag ſichs durch andere Linien erklären. Ich dächte Schönheit wäre eine Tafel, für alle empfindende Weſen bereitet, und der ungelehrte Magen befände ſich hier beſſer als der gelehrte.

(Der Mahler der bisher nach dem Apoll gezeichnet hatte, macht ſein Portefeuille zu, nähert ſich ihnen, und ſie erkennen ihn für Mengs. Er legt ſeine rechte Hand auf Burkes Schulter.)

Mengs. Allerdings, Edler Mann, iſt ſie wie die Gottheit über den ganzen Erdball verbreitet. Wie der große Weltgeiſt iſt ſie überall, aber nur in einigem Abglanz ſichtbar. Alle Völker bauen ihr Altäre, glauben an ſie, und verehren ſie ein jedes nach ſeiner Art. Da man aber nicht allein an ſie glauben, ſondern auch von ihr reden wollte, ſo muſten wir, ihre Prieſter, Dogma erfinden. Wir ſetzten ſie, wie den Begriff des Oberſten Urhebers aller Dinge, aus negativen und poſitiven Eigenſchaften zuſammen, wir liehen ihr unſre Tugenden und Neigungen. Jeder gab ſein Medium, wodurch er nach ihr ſah, für Offenbarungen aus, und, um Jünger zu machen,

muſten wir einander verketzern. Allein der Glaubige hört nicht auf das Excluſive dirſer Satzungen, ſondern ſucht ſie redlich, und findet ſie. Ihm erſcheint ſie in der Abend- und Morgenröthe, ihm rauſcht ſie in dem Streit der verwickelten Aeſte der Eiche, oder nickt ihm in dem beugſamen Stengel der Lilie. Jede edle Bewegung der thieriſchen Natur iſt ein dürftiger Strahl von ihr, aber in dem Menſchen erſcheint ſie im ſichtbarſten Glanze. Ihr aber nachzuſtreben, ſie auf ein Blatt oder in den Thon zu zaubern, giebt es tauſend verſchiedene Wege, ehe man zum Ziel gelangt. Das Syſtem jeder Secte iſt einer davon, enthält Wahrheit, aber Stückwerk von Wahrheit. Dürer und unſer Freund Hogarth ſtehen in ihren Meynungen nicht ſo weit von einander als es ſcheint. Jener als Bildſchnitzer ſah die menſchliche Natur nach cubiſchem Innhalt; ſeine mühſam berechnete Verhältnistafeln ſind ſehr nützliche Hülfsmittel, um den flüchtigen Jüngling auf alle Theile der Form aufmerkſam zu machen. Er hatte aber gewiß einen zu hohen Begriff von der weitläuftigen Kenntnis, welche die menſchliche Form erfordert, um durch Breiten und Längen Schönheit der Bewegung und Geſtalt hervorbringen zu wollen. Hogarth, als Meiſter im Ausdruck, muſte natürlich auf die Magie einer jeden neuen Schwingung in Linien acht haben, da er durch das poco più ſeiner Züge in den Geſichts- und Hän-

des

de Muskeln Wunder that. Ihm erschien also die Natur unter dem Bilde mehr oder minder gewundener Linien.

Man verehre daher jedes System eines großen Meisters als einen güldnen Spruch und als die Genealogie seiner Studien, man übe Auge und Hand nach allen Gestalten: so wird der neue Sinn, der dadurch in dem Forscher entsteht, ihm so viel Genuß darbieten, daß er in dieser Behaglichkeit jedes andre Talent neben sich verehrt, und in dem wahren Geist der Duldung und Demuth befestigt wird. — Der sogenannte Kenner enthalte sich aber über die Fehler oder weisen Absichten unsrer Schöpfung zu urtheilen. Denn nur so weit als er uns nachstrebt, selbst Hand an das Werk legt, und Versuche macht, kan er über unsere Versuche entscheiden. Der alte redliche Dürer sagte schon sehr weislich:

„Hüt sich ein yedlicher von denen zu lernen die „da wol von der Sach reden, und darneben „mit iren Handen alweg stresliche, untüchtige Werk gemacht haben. Dann nyemandt „verstet vollkümmlicher ein Werk zu vrtheiln, „dann ein verständiger Künstner der da solchs „durch sein Werk offt bewissen hat.

Und so sey denn Friede mit uns allen Amen!

IV.

IV.

Ehestands-Geschichte des Herrn Philip Peter Marks,

Fortsetzung von S. 49. des Jenners.

Dritte Ehe.

Meine dritte Frau muß weder Ja noch Nein sagen können, sprach ich und ließ mich zum drittenmale trauen.

Endlich hast du einmal gut getroffen, dachte ich acht Tage vor der Hochzeit, und den neunten: abermal betrogen!

Wie das seyn konnte? — Meine Neuerwählte war mehr als hübsch, beinahe schön, einnehmend in ihrem Betragen, lebhaft, voller Lebensart, voller Verstand, voller Empfindlichkeit, angenehm, unterhaltend, witzig, schmeichelnd, belesen, gutherzig ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Wer das weis, dem kann man es vollends nicht übel nehmen, wenn er sich erkundigt, wie das seyn konnte; und noch viel weniger, wenn er eine zweite Anfrage thäte, was meiner Frau noch fehlte?

Nichts, gar nichts fehlte ihr: sie hatte eine Eigenschaft mehr als sie zu meiner Frau brauchte: sie war — im Vertrauen gesagt! — eine Kokette. — Aber nicht eine Kokette in den gewöhnlichen Verstande des Worts! ein, so ein Etwas, das bisher noch keinen Namen hat-

hat. — Ich will ſie beſchreiben; wer mich lieſt, mag den Namen erfinden.

Sie kokettirte niemals als in Gegenwart ihres Mannes, und dann war er ihr oberſter Galan. Die Idee eines Ehemannes hatte für ſie einen ſo widrigen Nachgeſchmack, daß ſie niemals mich unter derſelben betrachten wollte. Ein Zug ihres Charakters, den man erwarten kann, war die Liebe zur männlichen Geſchaft: in jeden, auch den beſten, weiblichen hatte ſie Migräne, Magenbeſchwerungen, und einmal, da dieſe Uebel eine Stube voll Frauenzimmerbeſuche nicht forttreiben konnten, gar eine Kolick. Die Urſache dieſer Abneigung, die eben keine ſeltne Erſcheinung iſt, war nicht die gewöhnliche: denn vermuthlich denkt man wohl an die Eiferſucht, Neid, Eigenliebe und dergleichen höchſt gemeine Triebfedern? — weit gefehlt! Meine Frau hatte wahrhaftig ein gewiſſes lebhaftes Gefühl für das Schöne und Vortrefliche, und zwar hatte die Natur in ihrer Seele die Saiten ſchon ſehr ſtark angezogen, daß keine ihrer erſten Geſpielinnen etwas ſagen und thun konnte, das mit der Stimmung ihres Geiſtes harmonirt hätte und nicht wenigſtens eine gute Tertie tiefer geweſen wäre. Daraus folgte, räſonnirte ich weiter, daß ihr ihr ganzes Geſchlecht ſo verächtlich vorkam, als ihr ihre erſten Geſellſchafterinnen ſcheinen mußten. Auf dem Lande bey einem ernſthaften Vater und einer nicht weniger ernſthaften Tante, deren gute Laune nicht eher aufwachte, als wenn ſie ihre Butterfäſſer überzählte, oder die Nachricht erhielt, daß das Faß dieſes Jahr einen baaren Groſchen mehr gelte als vor dem Jahre; in einer Geſellſchaft von jungen Frauenzimmern, die ihre ganzen Begriffe von geiſtiger und ſinnlicher Schönheit aus den ſchaurichten Spaßen des Herrn Onkels, dem geiſtreichen Altargemählde von Jakobs Himmelsleiter, den niedlichen Ma-

nieren

nieren ihrer franzöſirenden Kammerjungfer und ähnlichen Originalen hergenommen hatten — in dieſer Geſellſchaft, das heißt, unter einer beſtändigen widrigen Empfindung mußte ſie ihre erſte Lebenszeit zubringen. Etliche Mannsperſonen, die die Welt geſehn und mit einer gewiſſen Politur ſich auf das Land begeben hatten, ſtimmten mit ihrem natürlichen Ideale vom Schönen beſſer überein: die Schale der Mannsperſonen ſtieg alſo in ihrer Beurtheilung gerade ſo viel höher, als die Schale der Frauenzimmer niederſank.

Mit dieſen Vorſtellungen kam ſie in die Welt: ihr Geſchlecht wog ihr hier nicht einen Gran mehr, oder vielmehr ſie würdigte es gar nicht, ſein Gewicht von neuem zu unterſuchen, weil ſich ſchon das Urtheil bey ihr feſtgeſetzt hatte, daß es von gar keinem Gewichte ſey. Deſto ſtärker heftete ſich ihre Aufmerkſamkeit auf das männliche Geſchlecht, weil ihre Erwartungen von dieſem gröſſer waren. Man bewunderte, man lobte ſie: ſie fühlte, daß dieſe Bewunderung, dies Lob ſüßer ſchmeichelte, als wenn ſie der Hr. Hauptmann Hannibal bey dem Kinne gefaßt und mit einem kräftigen Fluche verſichert hatte, daß er ihr ſcharmantes Geſichtchen nicht anſehn könnte, ohne ihr einen derben Schmatz geben zu wollen.

Oben drein waren dieſe Mannsperſonen, die ſie bey ihrem Eintritte in die Welt empfiengen, theils geborne Franzoſen, theils Teutſche, die gern Franzoſen ſeyn mochten: jene beſaßen alle franzöſiſche Thorheiten und Vollkommenheiten, dieſe wenigſtens die erſtern, da ſie die letztern nicht nachäffen konnten. Dieſe beiden Gattungen von Menſchen waren ihre erſten Lehrmeiſter in der Liebe, die bisher nur noch ein Naturtrieb bey ihr geweſen und von keinem äußerlichen Gegenſtande erweckt worden war. Nach ihren Lehrmeiſtern

zu

zu urtheilen, lernte die Schülerinn Liebe und den Geist der Galanterie zugleich, und durch die beständige Verbindung dieser beiden Sachen wurden endlich aus beiden eins: die Galanterie wurde das Kleid der Liebe; und wie überhaupt Kleider auf unserm Planeten so wichtige Dinge sind, daß sie oft an menschlichen Figuren das Wesen, und Leib und Seele die zufälligen Eigenschaften ausmachen, so giengs ihr nicht anders mit der Liebe: sie durfte sich ihr, ohne jenes Gewand eben so wenig zeigen, als die Wahrheit gegenwärtig nackt erscheinen darf.

Diese Begriffe nahm sie mit zum Altare und wurde todtblaß als ihr die strengen Statuten der Ehe, der Artickel vom weiblichen Gehorsam und andern dergleichen fürchterlichen Dingen vorgelesen wurde, und sie zitterte am ganzen Leibe, als sie mir, ihrem künftigen Monarchen, den Huldigungseid ablegen sollte. Dabey hatte sie bey dem Trauungssermone, ihres Schreckens ungeachtet, hin und wieder etwas aufgeschnappt, wovon ihr zwar der Lehrer ihrer Jugend, der Herr Magister Salvatorius, verschiedenes nachdrücklich eingeprägt, das sie aber sammt und sonders wieder vergessen hatte, weil ihr Herz gleich beym ersten Anhören sehr viel darwieder einzuwenden wuste. Vorzüglich gehörte darunter das Kapitel von der Unauflöslichkeit der Ehen. Ob sie sich gleich in keinen Vorlesungen weder über das kanonische noch über das römische Recht gelehrt geschlafen hatte, so räsonnirte doch die Natur — wie sie es nannte — in ihr sehr bündig über diesen Punkt; und vielleicht bündiger als ein Rechtsgelehrter, der — was man ihm nicht verargen darf — mit dem Kopfe und nicht mit dem Herzen räsonnirt. Auch bey der Erziehung, die ihr die Welt gegeben, hatten ihre galanten Lehrer — vielleicht aus eigner Unwissenheit — ihr niemals die Liebe unter dem Bilde

der

der Ehe und noch viel weniger mit dem Zusatze der Unzertrennlichkeit vorgestellt.

Nun sollte man — dies nebenher zu sagen — vielleicht sich einbilden, und mancher ehrliche Teutsche, der nichts als seine Muttersprache kennt, wird sich gewiß einbilden, daß meine Wahl diesmal auf eine H—re gefallen war. Außerdem, daß ich ihr viel manierlichere französische Namen zu geben wüßte, wenn nur die geringste Idee auf sie paßte, die ein teutscher Sittenlehrer mit jenem Worte zu verbinden pflegt, so verdiente sie alle, auch den sanftesten darunter, so wenig! — wenn auch gleich ihr Keuschheitssystem nach allen akademischen Lehrbüchern geprüft werden soll. Freylich kann das wohl befremden; und es wäre eine Preisfrage für das schöne Geschlecht auf das künftige Jahr: „wie „meine Frau in einer beständigen Galanterie leben und „doch keine H—re werden konnte?„ — Für das schöne Geschlecht außer Teutschland müßte die Frage etwas anders eingerichtet werden.

Ich thue hier auf den Preis, der darauf gesetzt werden könnte, feyerlich Verzicht; aber meine Auflösung will ich doch nicht vorenthalten. Es rührte ohne Zweifel aus zwo Ursachen her: erstlich ihr Blut hatte von Jugend auf einen sehr teutschen Gang, ihre Säfte eine teutsche Mischung, und ihre Nerven eine teutsche Spannung; was konnte in einer so teutschen Gesellschaft die Seele anders thun, als daß — sie die Keuschheit mitmachte — oder, gewöhnlich ausgedrückt — sie hatte einen starken natürlichen Keuschheitstrieb, eine angeborne Tugendliebe oder so etwas. — Zweitens — wiewohl ich diesen Grund nur als einen Hülfsgrund angesehn wissen will — der bemeldete Herr Salvatorius und ihre Tante — jener war siebenunddreyßig, und diese fünfundsechzig — diese beiden Leute hatten

ihr

ihr Liebe und die geringſte Verletzung der Keuſchheit mit einem Blicke, einem Worte, höchſtfürchterlich abgemahlt, ihr geſagt, daß ſie gerades Weges und augenblicklich bey einer ſolchen Uebertretung in die Hölle wandern müßte; weswegen das arme Mädchen, ſo oft ſie etwas fühlte, worüber ſie roth wurde, erſchrocken die Schleppe in die Höhe nahm, um ſie von den Flammen der Hölle nicht angreifen zu laſſen. Einem Seelenkenner könnte es wohl etwas unwahrſcheinlich vorkommen, daß dieſe Bruſtwehr der Keuſchheit, die Hr. Salvatorius und die fünfundſechzigjährige Tante angelegt hatten, vom vierzehnten bis zum vierundzwanzigſten Jahre ausgehalten habe, ohne baufällig zu werden oder wenigſtens eine Lücke zu bekommen, zumal da in dieſe Periode die großen Stufenjahre der Keuſchheit fallen, wo die Stürme beſonders regieren. Allein es geſchehen in der ganzen Natur zuweilen wider die Regel dergleichen Beſonderheiten, wovon ich ſelbſt in meinem eignen Leben ein paar deutliche Beyſpiele geben werde. (*)

Gleich nach unſrer Zurückkunft von der Trauung wurde ich eine Unruhe an ihr gewahr: da ich aber bey meinen Hochzeiten allemahl blos empfinden will, ſo verſchob ich das Räſonniren bis auf den andern Tag und bat ſie nur, ſo munter und aufgeräumt, wie gewöhnlich zu ſeyn. Sie ward es auch wirklich, als die Geſellſchaft durch etliche artige Herrchen vermehrt worden war, die, wie Liebesgötter, um ſie herumflatterten und ſo viele Galanterien herliſpelten, daß ſich die übrige hochteutſche

(*) Auch dieſes Manuſcript iſt in den Händen des Herausgebers und wird vielleicht mit der Zeit bekannt gemacht werden.

sche Gesellschaft in die Ohren flüsterte, und ich — feuerroth wurde.

Hm! dachte ich, es sind Freyheiten des Hochzeitstags.

Ich war von diesen Freyheiten nicht ausgeschlossen: sie gab sogar meiner Galanterie zuweilen einen kleinen Stoß, um sie in den Gang zu bringen; allein das Rad stund gleich wieder. Die Sache ist: ich war ein sehr galanter Brautwerber; sobald ich aber Mann hieß, so war mir alle Galanterie wie aus dem Herze gerissen. Daher kam es, daß ich, wie ich oben gemeldet habe, gleich an dem Hochzeittage zu mir sagte: abermal betrogen!

Diese allerliebsten Zuckermännchen waren unsre tägliche Gesellschaft. Entweder aus eigner Neigung, oder weil sie voraus sahen, daß es bey uns zu Lande keine Geschöpfe von ihrer Art geben möchte, wie es auch wirklich sich verhielt, waren sie meiner Göttin nachgefolgt, die sich von dieser Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse bis in den innersten Winkel ihres galanten Herzchens durchdrungen fühlte; und ich war allzeit der Vorsitzer in diesen Gesellschaften. Wir tändelten die Zeit hinweg, sagten einander zehnmal in jeder Stunde, wie hübsch wir wären, bald im tadelnden, bald im lobenden Tone; knüpften Netz, nähten im Tambour, sangen französische Liedgrchen, lösten Räthsel und Logogryphe auf, tanzten, lachten, aßen, tranken, und alles — O mit einem air francois! — mit einem so französischen air, daß ich alle diese Künste durch eine Eingebung bekommen haben mußte. Doch hatte ich bey diesen Zusammenkünften kein eigentliches Vorrecht; wir giengen, ohne Ansehn der Person, zu gleichem Theile. Sagte ich eine feine Unverschämtheit, so erhielt

hielt ich ein plein de malice, ein malin, ein mechant oder etwas ähnliches zur Belohnung, und nichts mehr, gerade wie meine Herren Mitbrüder: drang mein Einfall gar zu sehr ans Herz, so wurde die Dosis der Belohnung mit einem Schlage verstärkt, den ich, nach der Stutzeretikette, mit einer eignen angenehmen Wendung des Körpers ausparirен mußte: kurz wir schienen eine Kolonie französischer Geschöpfe von gutem Tone auf teutschem Grund und Boden zu seyn. Dabey wurde alles sorgfältig vermieden, was nur im geringsten im ton bourgeois war, welchen meine Frau in der Gesellschaft, in den häuslichen Einrichtungen, in allen Dingen so gut kannte, als eine Dame in Paris, die den besten Ton in ihrer Gewalt hat: wobey wir die Freude genossen, in unsern vier Mauern uns für die klügsten Leute im Lande zu halten, und außer denselben für die größten Narren im Lande gehalten zu werden. Ueberdies war ein stillschweigender Vertrag unter uns aufgerichtet worden, daß keins im mindesten merken ließ, daß wir Mann und Frau waren: dieß wäre so sehr im ton bourgois gewesen, daß ich mich selbst geschämt hätte, so weit aus dem Tone zu kommen. Dieser Vertrag war freylich unter den gehörigen Ausnahmen gemacht.

Ich für meinen Theil konnte das ganze Spiel ruhig mit ansehn und auch selbst ein Mitspieler seyn, da es nicht der einzige Fall im menschlichen Leben war, wo ich, um von meiner Gesellschaft nicht für blödsinnig gehalten zu werden, ungereimt seyn mußte: aber meine Schatulle machte nach einem Jahre schon eine Gegenvorstellung. Wie war es anders möglich? In jedem Aufwande war der Ton überspannt, und in der Aufmerksamkeit auf die Wirthschaft war er ganz erschlafft. Ich theilte diese Einwendungen meiner Frau umständlich mit, besonders die wider die häufigen so-

genannten Kollationen, wovon eine meistentheils so viel als zwölf gewöhnliche Mahlzeiten werth war; und das Anbringen kam ihr so befremdend vor, als jenem Künstler die Nachricht, daß seine Maschine stille stehe, da sie doch nach seiner Absicht ein perpetuum mobile seyn sollte. Die nämliche Vorstellung wurde oft wiederholt, und allemal mit einem air badin oder einem Verschen aus einem französischen Liede beantwortet, bis zuletzt meine Sorgen so sehr anwuchsen, daß meine Gesichtsmuskeln gar kein air badin mehr annehmen wollten, und wenn ichs darauf hätte mahlen lassen: mein Witz vertrocknete, — genug, ich hörte auf ein galanter Schäfer zu seyn und wurde ein würklicher Ehemann, und was das schlimmste war, ein misvergnügter Ehemann, und der sogar Ursache hatte, es zu seyn. Da ich also alle Talente zu ihrer Gesellschaft verlohren hatte, so wurde ich als ein Stupider ganz daraus verwiesen.

Endlich kam die Reihe des Mißvergnügens auch an sie. Sie merkte bey verschiedenen Gelegenheiten, daß eine Revolution in der Schatulle vorgegangen seyn mußte. Wenn sie eine Kollation geben wollte, so war nicht das schlechteste Ingredienz da, das zu einer Kollation hätte angewendet werden können. — „Warum „wird es nicht herbeygeschaft? „ — Der Citronenhändler, der Materialist, der Gewürzkrämer, und alle andere Leute deren guter Wille zu einer Kollation unentbehrlich ist, haben keine Lust mehr etwas an uns zu verkaufen. — „Warum das? ist unser Geld nicht so „gut als jedes andre? „ — Wieder unser Geld haben sie nicht das mindeste einzuwenden, aber wohl . . . — „Was denn sonst? „ — Weil schon zu viel und doch noch nicht genung bezahlt worden ist; und so lange dieses letztere nicht geschieht, will niemand die Ehre unser Kundschaft mehr genießen. — Mon mari payera, war allemal

allemal die Schlußrede, worauf allemal, wie auswendig gelernt, die Antwort erfolgte: I'en doute.

Wenn dieser Auftritt mit ihrer Wirthschaftsdame vorüber war, so trat sie mit mir auf das Theater. — Die Kaufleute fodern ihre Bezahlung, redte sie mich an. —

„Es thut mir leid, daß sie vergeblich sich bemüht „haben: ich müßte betteln gehn, wenn ich sie itzt be„zahlte. Sie sind reich und haben keine verschwende„rischen Weiber: sie können also leichter warten, als „ich bezahlen. „

Sie wollen aber itzt befriedigt seyn und nicht eher uns ihre Waaren zukommen lassen, als bis sie es sind. —

„So leb' ich ohne ihre Waaren. „ —

Das ist nicht möglich.

„Sehr leicht! wir essen nichts als Wassersuppen; „diese mildern das Blut und schlagen die Galanterie „nieder: so haben wir zween Nutzen zusammen. — „

Eine Kollation von Wassersuppen! das wäre mehr als provinzialisch! —

„Das wäre es: und zwar sehr geschickt: denn es „würde machen, daß niemand mehr Verlangen träge, „eine Kollation bey uns einzunehmen, welches von der „äußersten Nothwendigkeit ist, sonst muß ich allen Ih„ren Gästen gerade zu sagen, daß sie keine mehr zu er„warten haben. „

Oh ce seroit bien impoli. —

„Aber wenn sie dem Manne ihrer freygebigen Wirthin seine nothdürftigen Mahlzeiten wegkollationiren, „ist das weniger unhöflich? „ —

Vous êtes aujourdhui de mauvaise humeur, sagte sie verdrießlich und gieng fort.

Die Entwicklung einer solchen Komödie war meistentheils, daß sie das gegenwärtig entbehrlichste Stück ihres Schmuckes oder ihrer Garderobe dem Kaufmanne, dessen Hülfe sie brauchte, statt der Bezahlung gab, wofür er ihr ohne Bedenken die benöthigten Materialien auslieferte. Dieser Tauschhandel war ohngefehr so beschaffen, wie der zwischen den Mohren und Negern: ein Haufen Gold gegen einen Haufen Salz von der nämlichen Größe. Der Kaufmann war der Taxirer und müßte wenig Gewissenhaftigkeit gehabt haben, wenn er unter dem Werthe hätte taxiren wollen.

Während daß sie auf diese Art Kollationen von Jüpons, Engageanten, Robberonden, Enveloppen, Perlen, Juwelen, mit ihren Galanen verschluckte, saß ich allein auf dem Kanape und machte moralische Betrachtungen über die Nichtigkeit der Welt. Ich ließ auch meiner Frau bisweilen einige Früchte davon genießen; doch ihr waren ihre Kollationen süßer als meine Belehrungen. Man muß, sagte ich, alle diese Gecken aus dem Hause auf immer verbannen: wir beyde müssen sparsam und einsam von dem Reste der Garderobe und des Schmuckes leben. — Ce seroit ennuyant à la mort, rief sie mit einem gedehnten Tone und verzerrtem Mund. — Pardi! schrie ich, Langeweile ist doch tausendmal besser als Hunger. — Stillschweigend marschierte sie ab und seufzte tief über die unfranzösischen Gesetzgeber, die Mann und Frau

mit

mit eisernen Ketten und nicht mit einem Zwirnfaden zusammengebunden haben.

Ihr ganzer Kleiderschrank nebst Putztisch und allem Zubehör des Schmuckes war allmählig in das Haus des Kaufmanns versetzt worden, wo Madam nicht wenig erfreut war (*) ihre kleinen Reitze vor einem Spiegel mit silbernem Rahmen zu mustern und ihren goldgelben Haaren aus einer silbernen Büchse einen schneeweißen Glanz zugeben. Auch machte sie meiner Frau die Freude, alle Sonntage, wenn sie vor dem Hause vorbey in die Kirche gieng, ein anderes von ihren ehmaligen Kleidern zu zeigen, alle Sonntage Nachmittags eine von ihren Servietten auf das Fenster zu legen, Zwieback darauf, und so in einem von ihren Neglischés aus einer ihrer Tassen Kaffee vor unsern Augen zu schlurfen. Madam durfte nur befehlen, das heißt, einen Korb voll Materialien zu einer Kollation übersenden, und dabey zu erkennen geben lassen, welches Kleid, welche Ohrringe, welchen Fächer sie dafür zu bekommen wünschte; und ohne die geringste Bedenklichkeit wurde ihr gewillfahrt. Die Kaufmannsfrau, die das ganze Register ihrer Kostbarkeiten besser im Kopfe hatte als sie selbst, wußte genau bis auf den kleinsten Faden zu berechnen, wenn meiner Frau nicht mehr als das höchstnöthige zu einer standesmäßigen Bedeckung ihrer Blöße übrig war; und da es wider ihre Grundsätze stritt, sie bis auf die Haut auszuziehen, so machte sie hier eine Pause in dem Handel, und diese Pause brachte auch eine Pause in den Kollationen hervor. Auf einmal fiel es ihr ein, daß

(*) Es war eigentlich eine Materialienfrau in einer benahe kleinen Stadt; sonst könnten die Leser mit Recht Einwendungen wider die Wahrscheinlichkeit der Geschichte machen.

sie bey aller Sorgfalt doch einen groben Fehler in der Rechnung begangen und sich vier Dutzend der schönsten Hemden von holländischer extrafeiner Leinwand habe entwischen lassen. Sie ließ also meiner Verlaßnen, Einsamen, die schon längst ein Leben ohne Kollationen ennuyant à la mort gefunden hatte, unvorschreiblich melden, daß ein neues Sortiment der allerschönsten Kollationswaaren bey ihr angekommen sey und nur auf ihren Befehl warte; wenn Ihre Gnaden etwas von überflüssigen Hemden vorräthig hätten, so könnten sie mit einander nach einer billigen Schätzung umtauschen. — Toinette, riefen Ihre Gnaden sogleich, sind noch Hemden da? — Ja, lisspelte die Kammerjungfer, noch vier Dutzend, pour vous servir, die schadhaften ausgenommen. — Eh bien, war die Antwort, wir wollen sie geben — Sie wurden darauf ausgeliefert, doch unter der Bedingung, daß die Frau Kaufmännin — denn meine Frau affektirte kein Teutsch zu können — sich gefallen ließe, eins davon zu der großen Kollation für Ihre Gnaden vorzustrecken, wie auch verschiedene andere Stücke ihres ehmaligen Putzes, womit die Materialistin sehr gern aufwartete, und, um sich zum voraus wider alle Ereignisse, die menschlicher Weise dem geliehenen Putze hätten zustossen können, in Sicherheit zu setzen, an jedem Pfunde ihrer Waare acht Loth fehlen ließ.

Das beste bey diesem Handel war, daß der verlierende und gewinnende Theil gleiche Zufriedenheit dabey genoß. Meine Frau ließ mit großem Triumphe alle ihre galanten Männerchen zusammen bitten, wovon schon ein Theil wegen sich ereignenden Mangels an Kollationen stadtflüchtig geworden war: doch wurde er glücklich noch eingeholt, und so nahmen sie insgesammt bey ihrer Göttin den Valetschmauß ein.

Den

Den Valetſchmauß, ſage ich! denn meine Frau ſtarb den nämlichen Tag auf eine jämmerliche Art. Sie erſtickte an einem franzöſiſchen Verſe, den einer ihrer ausgetretnen Lieblinge, ſauber mit rother Tinte auf Pergament geſchrieben, in das Stück Tourte de maſſe pain à la glace geſteckt hatte, das er ihr vorlegte. Sie huſtete lange, aber der Vers mußte ſich mit den ſcharfen Ecken des Pergaments tief in den Magenhals eingehängt haben, beſonders da der Urheber des Einfalles, wie er ſelbſt berichtete, mit einer überſinnreichen Erfindung den Vers mit einer Stecknadel an das Gebackne angeheftet hatte — genug, ſie huſtete, der Hals verſchwoll, und — ſie ſtarb. Nichts that dem beſtürzten Versmacher dabey ſo wehe, als daß ſie ſterben mußte, ohne ce beau compliment, das ſein unglücklicher Vers enthielt, noch vor ihrem Ende geleſen zu haben. J'en ſuis au deſeſpoir, ſagte er, indem er den Kopf in den Nacken niederdrückte und mit erhöhten Achſeln beyde Arme mit dem Kopfe in eine parallele Lage brachte, darauf drehte er ſich um, ſtimmte Iris, mon coeur ſoupire &c. &c. an, und gieng zum Hauſe hinaus. —

Wie wirds nun dem armen zurückgelaßnen Manne gehn — ſollte doch billig eine meiner Leſerinnen hier fragen, wenn es auch nur aus Erkenntlichkeit wäre, daß ich ihnen etwas erzähle.

Der arme Mann hatte ſich vorgeſehn. Ich ſahe, daß meine Frau nicht zu beſſern war, wenigſtens durch Worte und die beſten Vorſtellungen nicht: allein meinen Gründen ſetzte ſie ein ce ſeroit ennuyant à la mort entgegen, und dann gieng mir es, wie den Leuten, denen auf eine ſehr ſchöne Demonſtration ein läppiſcher Einwurf gemacht wird, den ſie ſich zu widerlegen ſchämen müſſen, und der nach dem gewöhnlichen Laufe der

Natur von einer vernünftigen Seele gar nicht erwartet werden konnte — ich ärgerte mich und schwieg. Inzwischen glaubte ich sie auf eine mittelbare Weise bessern zu können: sie sollte durch ihre Lebensart in die dürftigsten Umstände gerathen; denn die Armuth ist, wie Pope den Tod nennt, the great teacher of mankind, die große Lehrerinn des verschwenderischen menschlichen Geschlechts. Auch zweifle ich nicht, daß mein Anschlag so zur Noth gelungen wäre, wenn der Tod nicht die Mühe über sich genommen hätte, sie zu bessern, wie er allzeit bessert — er würgt die Leute und rühmt sich, wie jener Doktor, dem sein Patient gestorben war: dahin habe ichs doch gebracht, daß er nicht mehr krank ist! — Er würde mir eine Freude gemacht haben, wenn er sie Meiner Kur überlassen hätte. Freylich war ein ansehnlicher Theil meines Vermögens durch meine Gutwilligkeit von ihr verschwendet worden; und weil ich mir nicht Stärke genug zutraute, ihrem Verlangen zu widerstehn, wie ich meine Betäubung inne ward, so rettete ich heimlich so viel, als ich für ein mittelmäßiges Auskommen nöthig erachtete, zu einem auswärtigen Freunde, der Depositor davon wurde: das übrige gab ich Preis, und, als wenn es ausgerechnet gewesen wäre, wie ein Deckel auf den Topf, paßten, nach dem Ausdrucke meines Advokaten, meine activa und passiva, mein Vermögen und meine Schulden auf einander.

Nachdem meine Frau mit dem verhaßten Komplimente vergeben worden war, brachte ich meine Sachen in Richtigkeit, holte mein kleines übriges Vermögen zurücke und lebte — „vergnügt? „ — nein, denn ich heyrathete zum viertenmale unglücklich.

Vierte Ehe.

Wer sich nur etwas auf ökonomische Rechnungen versteht, muß meine vierte Frau, wie ich sie brauche,

nach

nach dem Leben mahlen können; und wenn es niemand kann, so will ichs an seiner Stelle thun.

Es muß ein Weibchen von mittelmäßiger Herkunft — am besten schickt sich eine Wittwe, die die Kunst der Eintheilung aus der Erfahrung weis — also eine Wittwe vom Mittelstande — die Jahre? ohngefehr vierzig! — ja, von ohngefehr vierzig Jahren — die übrigens alle Gliedmasen ihres Leibes vom Wirbel bis auf die Zehe in häuslichem Wesen erhalten hat — je nu! eine lahme Zehe, ein schiefes Knie, ein unmerklicher Anlauf des Rückens, was werden die viel thun? — solche kleine Unvollkommenheiten vergeb' ich ihr! — nur die wichtigern zum Leben unentbehrlichen Theile müssen unverletzt seyn.

Ferner, sie muß eine sparsame Oeconomie lieben — das ist für mich das wichtigste Erforderniß — behaglich, nicht munter und nicht mürrisch, nicht stolz, nicht eitel, nicht eigensinnig, nicht galant, nicht dumm und nicht vorzüglich gescheidt — wenigstens sich nicht für das letzte halten — ehrlich, aufrichtig, offenherzig, verträglich, gefällig, gutherzig, voll Lebensart, voll guter Manieren — mehr nicht — seyn. —

Wohl etwas viel gefodert! aber man muß sich ohnedies bey diesem Handel, wenn die Rechnung fertig ist, allemal einen Abzug machen lassen — ich könnte also wohl ein paar Tugenden mehr darauf setzen — doch wer mir nur unterdessen eine Gehülfin nach vorstehendem Risse verschaft, der genießt die Ehre, einem Manne eine gute Frau verschaft zu haben.

Ich gieng mit dieser Zeichnung in der Stadt und der umliegenden Gegend herum und hielt sie mit allen

weib-

weiblichen Menschengesichtern zusammen; umsonst! sie schien bey keinem der Natur zum Modelle gedient zu haben. Endlich erhaschte ich eine kleine, etwas Hagre, kurzbeinichte Dame, eine Priesterwittwe, mit einem herzlich runzlichten verbrannten Gesichte — ich durchsah meine Liste; und da die Schönheit nicht ausdrücklich darinne genennt, sondern sogar per obliquum verbeten wurde, so ließ ichs dabey bewenden — sie hatte freylich Augen von einer bösen Vorbedeutung — aber über die Augen war auch nichts gesagt; so war das gleichfalls ohne Wichtigkeit — die Zähne waren freylich kohlenschwarz, allein —

Ihr Vermögen war viertausend Thaler, und wie man sagte, hatte sie es blos durch ihre gute Wirthschaft von 2000 Thalern nach dem Tode ihres Mannes dahin gebracht, und vermehrte es noch, wie man hinzusetzte, jährlich mit 150 Rthlr. — Sie mag wohl etwas geitzig seyn, stieg ein Argwohn in mir auf. — Ach, unterbrach und drückte ich ihn darnieder, sie ist sparsam, wirthschaftlich.

Kurz, das ganze Subjekt schien mit meinem Modelle an Leib und Geist so sehr überein zu kommen, daß ich auf der Stelle ausrief! Meine leibhafte vierte Frau! die der Himmel durch ausdrückliche Veranstaltungen für mich hat wachsen lassen! — Wollen sie mich, Madam? In vierzehn Tagen sind wir Mann und Frau. —

Ein paar Eigenschaften mehr entdeckte ich gar erst nach unsrer Verlobung; sie hatte einen kleinen Ansatz zu einem Kropfe und gieng alle Sonntage richtig zweymal in die Kirche.

Unsre Hochzeit war klein; unsere Einrichtung auf den schlechtesten Fuß, in den niedrigsten ton bourgeois her-

herabgestimmt; unser Tisch mehr als mäßig, beynahe elend und in der Folge würklich erbärmlich; das Service wurde unter großen Schlössern verwahrt und kam niemals in freye Luft; alles, was nur die geringste gute Miene hatte, wurde verriegelt und verschlossen, und wir nahmen mit den schlechtern Stücken unter dem Tischgeräthe vorlieb, das unter der Regierung meiner dritten Frau dem Nebentische zum Gebrauche gewesen war. Noch mehr! wir zogen auf die vielen Zunöthigungen meiner lieben Gattin in ein Stübchen auf der Erde im Hofe, das uns zur Wohnstube, zum Eßsaale, zum Schlafgemache dienen muste, indessen, daß die tapezirten Zimmer verschlossen und genau für Sonn und Luft und Menschen verwahrt waren. Als ein Liebhaber der Bequemlichkeit konnte ich unmöglich mit einer solchen Schneckenwohnung lange zufrieden seyn, ohne sehnlich nach einer räumigern zu verlangen, besonders war ich am ganzen Leibe lahm, wenn ich des Morgens aufstund; denn wir schliefen auf den dichtgestopften, centnerschweren, mit Federkielen ausgefüllten Betten, auf welchen unsre Mägde sonst geruht hatten: und die Nacht drückte mir gewöhnlich der Alp und das Deckbette Beulen. Hinkte ich zu einem Stule und setzte mich, so hatte ich neue Beulen, wenn ich aufstund, und konnte vor Hüftenschmerzen nicht stehen: denn unsre Sessel waren drey grüngewesne hölzerne ungepolsterte Stüle, mit so hohen Füßen, daß sie für die alten Riesen im gelobten Lande, die die Kinder Israel zu fürchten machten, bestellt und wahrscheinlicher Weise zu der nämlichen Zeit verfertigt seyn mochten: sie waren aus der Verlassenschaft ihres seligen Herrn. — Kein Wunder, daß der Mann so zeitig gestorben ist, wenn er auf solchen Stülen sitzen mußte! Hölzerne Stüle sollen mich nicht ums Leben bringen! — und so zog ich ohne Anstand in meine alten Zimmer zurück. Was half mirs? Hier fand ich die hölzernen Stulgestelle

ohne

ohne Polſter, keinen Spiegel, keinen Vorhang, alles ſo leer, als wenn Kroaten geplündert hätten. Wo ſind alle meine Möbeln? fragte ich. — Verſchloſſen! bekam ich zur Antwort. — Ich brauche ſie; ſie müſſen wieder herbeygeſchaft werden. — Behüte! wollen Sie ſich zu Grunde richten? In Ewigkeit geſchieht das nicht. Sie ſind das unordentliche Leben von Ihrer vorigen Frau noch gewohnt. Mein ſeliger Herr — Um des Himmels willen unterbrach ich ſie, hatte denn der ſelige Herr, Bley ſtatt des Fleiſches, wenn er ſo ſitzen und liegen konnte? — Der gute Mann war abgehärtet — aber zum Teufel, ich mag es nicht werden. — Der Schluß von einem ſehr langen Geſpräche in dieſem Tone war wie der Anfang — meine Möbeln wären eingeſchloſſen und ſollten es in Ewigkeit bleiben.

Ich gieng zu meinem Kabinette. — Warum vernagelt? rief ich. — Es ſind wichtige Dokumente darinnen. — Die die Mäuſe freſſen ſollen? Es muß ſchlechterdings geöffnet werden. — Daraus wird nichts. — So ſchieden wir von einander.

Eine Axt, ein Beil her! denn ſo gutherzig, ſo folgſam ich war, wenn ich glimpflich behandelt wurde, ſo gerieth ich doch bey der geringſten Härte, bey dem geringſten ſichtbaren Zwange in helle Flammen, inſonderheit wenn eine meiner Lieblingsneigungen auf dem Spiele ſtund.

Eine Axt, ein Beil! Schrank vor Schrank will ich aufſchlagen und ſo lange ſuchen, bis ich meine völlige Bequemlichkeit wiederhergeſtellt habe. — Die Aexte, die Beile ſind verſchloſſen. — So muß der Schloſſer kommen. — Ja, wer ſollte ihn rufen? Meinen Bedienten hatte ich auf freundliches Zureden meiner Frau — wenigſtens hielt ichs in der erſten Ehehitze dafür — abgedankt, und mir es gefallen laſſen,

laſſen, eine alte abgezehrte Verwandtin von ihr, die lieber um einen elenden Lohn dienen als verhungern wollte, für meine Bedienung anzuſehen. Dieſe ſtund unter der engen Bothmäßigkeit meiner Frau und hätte keinen Schritt zum Schloſſer gethan, wenn ſie auch mit jedem eine Runzel vom Geſichte verloren hätte.

Dieſe Betrachtung erſtickte mein Feuer: Schrank vor Schrank blieb unaufgeſchlagen: meine Stube war unter der Hand wieder verſchloſſen worden; und ich unglücklicher Mann kroch in meinen Käfig, kletterte auf einen unſrer hochbeinigten Stüle und aß — eine Waſſerſuppe pour tout potage.

Nunmehr darf ich wohl keinen Leſer erſt belehren, daß meine vierte Frau geizig war — und auf die unſinnigſte Art geizig war?

Faſt hätte ich eine Beſchwerlichkeit unberührt gelaſſen, die ich ſo ſehr als irgend eine in der Welt fühlte — meine Frau rauchte Tobak.

Sonach ſaß ich, wie ein Gefangener, in meinem Hinterſtübchen, härtete Tag und Nacht mich ab, um auf ungepolſterten Stülen ſitzen zu lernen, ließ mich mit Rohrentobak einbalſamiren, aß wechſelsweiſe Waſſerſuppen und Zwiebelbrey, und — ſtudierte an meiner Frau die Kräfte der menſchlichen Seele.

Bis auf die Stunde begreife ich noch nicht, wie ich mich ſo ungerecht tyranniſiren laſſen konnte; aber mein häuslicher Zepter wurde mir aus der Hand gewunden, ehe ich mirs verſah, und, entblößt von aller menſchlichen Hülfe, konnte ich unmöglich ihn wieder erobern. Jeder Verſuch mit Worten, Vorwürfen, Bedrohungen war vergeblich, und machte meinen Arreſt nur noch

enger.

enger. Ich faßte einmal in einer verzweiflungsvollen Stunde den Anſchlag, mein Recht mit gewaffneter Hand durchzuſetzen; aber die erſtickte, faulende, auffallende Stubenluft, die ich täglich athmen mußte, hatte meine Lebensgeiſter ſo darniedergedrückt, daß ich zu Ausführung eines ſolchen Entwurfs kein Feuer und keine Entſchloſſenheit mehr hatte. Die magern unnahrhaften Speiſen bekamen meinem Blute, das an beſſere gewohnt war, ſo übel, daß es wie ein halbfließender Bach durch die Adern ſchlich. Hierzu kam noch das deſpotiſche Verfahren meiner Tyrannin, ihre Hartnäckigkeit und beynahe Grauſamkeit, welches alles auf mich die nemliche Wirkung hatte, wie die Gewohnheit auf einen Leibeignen, der ſich wundert, daß man irgendwo ein Bauer und nicht ein Sklave ſeyn kann.

Keiner meiner ehmaligen Bekannten durfte ſich dieſſeits der Thürſchwelle ſehen laſſen, und hatte auch nicht ſonderliches Verlangen darnach. Unſre Hausthür und alle übrigen Zugänge waren den ganzen Tag verſchloſſen, meine Frau hätte ſich des Schlüſſels dazu bemächtigt, und der Auslaß wurde mir eben ſo ſtrenge verweigert, als andern der Einlaß. Sogar die Kirche war mir verboten, weil meine Kleider insgeſamt wohlverſchloſſen und mir nichts als das ſchlechteſte übrig gelaſſen war, worinn ich mich wegen des täglichen Gebrauchs der chriſtlichen Gemeine nicht ohne Störung in der Andacht darſtellen konnte.

Wer Luſt hätte einen pſychologiſchen Kommentar über dieſe Periode meiner Ehſtandsgeſchichte zu ſchreiben, fände hier genug Gelegenheit, ſeinen Witz bey der Aufſuchung und Entwicklung der Urſachen und Wirkungen in Athem zu ſetzen: denn einer Nachforſchung iſt es doch werth, zu erfahren, wie meine Frau eine ſolche Frau wurde? wie ſie allmählich von einer Stufe

de häuslichen Uſurpation zur andern fortſchritt? und vor allen Dingen, wie ich ein ſo blödſinnige Dummkopf ſeyn konnte, von allen dieſen böſen Eigenſchaften, die ſo lange her und ſo tief ſich in ihren Charakter eingefreſſen hatten, nicht ein Haarbreit vor der Verlobung gewahr zu werden?

Ich hatte während meiner Leidenszeit wohl Muße, aber nicht Ruhe genug, dergleichen Unterſuchungen anzuſtellen, und am allerwenigſten Neigung, die Data dazu aus ihrer eignen mündlichen Erzählung zu ſammeln. So viel habe ich nach ihrem erfreulichen Hintritte erfahren, — wo jedermann ſich beeiferte, mich vor ihr wie vor einem Ungeheuer zu warnen, jedermann mich vor der Heyrath ſchon bedauert haben wollte, ob er gleich zu der Zeit ſelbſt nicht viel beſonders dawider einzuwenden gehabt hatte — unter dieſen allgemeinen Kondolenzen habe ich ſo viel erfahren, daß ich nichts anders als eine gewiſſe natürliche Liebe zur Ordnung, und die Armuth ihrer erſten Jahre für die einzigen Urſachen ihres Geizes und meiner Plagen anſehn kann.

Wie einige Leute ein vorzügliches Gefühl für das Schöne mit ſich in die Welt bringen, ſo kommen andre mit einem beſtimmten Gefühle für die Ordnung ans Tageslicht — eine bekannte oder doch leicht zu machende Beobachtung! Meint es der liebe Himmel mit dieſen ſo gut, daß er ſie in guten Umſtänden gleich geboren werden läßt, ſo werden ſie in der Folge, nach Maasgebung ihrer übrigen Beſchaffenheit und äußerlichen Verhältniſſe, galante, eitle, affectirte Geſchöpfe u. ſ. w. von jeder Gattung, und bisweilen eigentlich ſogenannte ordentliche Leute. Erhalten ſie aber, nachdem ſich dies Gefühl an wenigen elenden Gegenſtänden entwickelt und ausgebildet hatte, dann erſt die

Gunstbezeugungen des Himmels, so werden sie sonder Anstand und Hinderniß — Geitzige, nach allen Geschlechtern und Arten.

Dies war der Fall meiner Frau. In der Dürftigkeit, der Mäßigkeit erzogen, hatte sie einen Prediger mit mittelmäßigem Einkommen geheirathet; und sie war eine gute Wirthin und eine gute Frau, mehr als sparsam, vielleicht genau. Sie heirathete mich mit einem guten Einkommen, das es wenigstens in Vergleichung ihres vorigen war, mit einem schönen Hause und vielen Möbeln; und sie wurde eine Geitzige. Sie hatte sonst aus nöthiger Sparsamkeit ihr weniges Kostbare aufgehoben: sie that es itzt auch, und um so viel mehr, da mein Kostbares kostbarer war als ihr vorriges, und vieles von ihr unter das Kostbare gerechnet wurde, was es nur nach ihren ehmaligen Begriffen war: ich widersetzte mich diesen Anstalten, und sie wurde aus den besten Absichten von der Welt eine böse Frau, gerade wie ein Lehrmeister einen ungelehrigen Schüler mit Gewalt zwingt, gescheidt zu werden. Nun setze man noch eine gewisse Härte und Unnachsichtigkeit, wenn ich so sagen darf, hinzu, die mit einem Mangel an der Politur, die die Welt giebt, allzeit verbunden ist: so wird es kein Räthsel mehr seyn, daß ihre Zwangs-Mittel so unsanft waren: Das liebe Alter beliebe man auch nicht zu vergessen.

Ihr Geitz war also nicht Geitz in dem gewöhnlichen Verstande; es war übertriebne, übelverstandne Sparsamkeit.

Sonderbar ist es, daß ich allemal am meisten über den Tod meiner Frauen, so viel ich ihrer hatte, hinter drein gelacht habe, wenn ich auch sonst in ihrem ganzen ehelichen Lebenslaufe über nichts zu lachen Ursache fand.

Ab-

Abgerechnet, daß ihr Tod allemal eine Erlösung von einer Marter für mich war, so gieng es meistentheils mit ihrem Ende etwas abentheuerlich zu. Die dritte erstickte an einem Verse, und die vierte, von der ich itzt rede, ärgerte sich über einem Unterrock zu Tode.

Die Sache gieng so zu. Mein einziges Kleid hatte wegen des täglichen Gebrauchs ungemein abgenommen, daß ich also um eine Rekrutirung ansuchen mußte: denn zu dieser Zeit war ich nur noch das Schattenbild des Mannes im Hause, von nichts Herr als von dem Sessel, worauf sie mich sitzen ließ, von dem Platze im Bette, den ich einnehmen durfte, und dem Bissen, den ich hinuntergeschluckt hatte: Geld, alles war in ihren Händen: ich war ein Verschwender, zu dessen Kurator sie sich selbst gütigst aufgedrungen hatte.

Mein Ansuchen wurde in der gegenwärtgen Sache nach rechtmäßiger Besichtigung bewilligt: nur die Materie, aus welcher mein neuer Putz geschaffen werden sollte, verursachte Schwierigkeiten. Ich schlug ein altes Kleid aus meiner Garderobe dazu vor, und der Einfall wurde nicht verworfen: als ihr plötzlich in die Gedanken kam, daß einer ihrer Unterröcke, weil er seine Dienste in den kommenden kalten Wintertagen sehr schlecht verrichten würde, am besten zu diesem Endzwecke angewendet werden könnte. Er war von einem durchflichtigen abgetragnen Flanell, und ich protestirte daher mit Gründen aus allen Fächern der gerichtlichen und moralischen Beredsamkeit dawider. Sie setzte mir nichts als ihren unmaßgeblichen Willen, und eine Empfehlung desselben von der Sparsamkeit, entgegen. Wir fochten lange — meine Empfindung der Ehre war durch diese schimpfliche Zumuthung ganz wieder in Feuer gesetzt worden — sie stritt tapfer, und ich ergriff das corpus delicti — den flanellnen Unterrock meyne ich,

der stattlich ausgebreitet auf dem Tische lag — und schleuderte ihn, wie Jupiter seine Donnerkeile, zum Fenster hinaus gerade in das vorbeyfließende Wasser, worauf er bedächtlich fortschwamm und auf immer unsern Augen entrissen wurde.

Meine Frau wurde bleich, sank auf das Bette und seufzte die ganze Nacht hindurch einen Schwanengesang auf den Hintritt des so plötzlich entrißnen Unterrocks. Dieser gelungne Versuch meine Rechte wieder zu erkämpfen hatte meinen Muth wieder angefacht: als ein kluger Feldherr, wollte ich mir die Schwäche meines Feindes zu Nutze machen und beschloß, als ich ins Bette stieg, einen Hauptangriff auf meine Frau und alle Schränke, Stuben und Kammern im Hause: wenigstens dachte ich doch beym Friedensschlusse vortheilhafte Bedingungen zu ertrotzen. Der Plan war gut angelegt, die Schlüssel zu Thüren und Schlössern, die sie des Nachts unter ihrem Kopfküssen verwahrte und bey gegenwärtiger Schwachheit nicht verwahrt hatte, erobert, und Morgens darauf alles glücklich vollstreckt. Das ganze Haus war wieder in meiner Gewalt, und ohne Widerstand: denn meine Frau konnte nicht aus dem Bette, weil ihre Entkräftung sichtbar zunahm und zu einem gefährlichen Gallenfieber wurde. Ich schlug einen Arzt vor: sie stritt heftig dawider, und ich erachtete nicht für nöthig, sie wider ihr Gewissen zu einem solchen Aufwande zu zwingen. Ich setzte mich inzwischen in den Besitz aller meiner vorigen Bequemlichkeiten, nahm einen Bedienten an, eine Köchin, und lebte wieder, wie ein Mensch.

Dies machte in dem großen Gallengange meiner kranken Frau einen solchen Aufruhr, daß sie sechs Tage darauf nachmittags um vier Uhr dreymal schluckte und — verschied.

Ich

Ich ließ mir Lunge und Lenden wieder auskuriren und dachte, allein von den mittlerweile gesammelten Vorräthen auf meine künftige Lebenszeit auszureichen. Ich fieng eine Durchsuchung an, und fand alles sorgfältig eingeschlossen und — verdorben; mein Tischzeug sorgfältig eingeschlossen und vermodert — kurz alles wohl aufgehoben und nach Beschaffenheit der Sache verfault, verstockt, und verschimmelt.

Wenigstens, tröstete ich mich, muß sie doch ansehnliche Kapitalien bey Wassersuppe und Zwiebelbrey gesammelt haben. Ich durchsuchte alle Winkel, wo sich Geld vermuthen und nicht vermuthen ließ: vergebens! Ich zog die alte Vertraute meiner verstorbnen Hausfrau zu Rathe; und sie berichtete mich: sie hat alles — vergraben. — Vergraben? rief ich hastig, wo? das Grabscheit her! Johann! nimm die Schauffel! und Ihr! hurtig führt uns hin!

Sie führte uns ans Wasser und wies uns den Platz — Himmel! das Wasser hatte das ganze Stück Ufer weggerissen. Demungeachtet wurde gegraben, der ganze Hof durchgraben, das Wasser, das nur ein kleines Flüßchen war, das unter dem Hause wegschlich aber mannichmal stark anschwoll, weggedämmt — mein ganzes Geld war verloren! auf ewig verloren!

Die Fortsetzung nächstens.

V.

Ueber
Sebastian Brands Narrenschiff
und
D. Johann Gaylers v. Kayserberg Weltspiegel.

Sebastian Brands Narrenschiff ist eine Art von Lehr- und Strafgedicht, woran das poetische Verdienst das geringste ist. Der Titel könnte vermuthen machen, daß eine Dichtung zum Grund liege; aber nichts weniger. Das ganze Buch ist eine Samlung von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, als Narrheiten betrachtet, und unter 113 Capitel oder Locos communes gebracht, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie mit einem gemeinschaftlichen Titel zusammengebunden sind. Das Buch ist voll gesunden Verstandes, Welt- und Menschenkenntniß, und hat mehr Sokratischen Geist als Lucianisches Salz in sich. Sprache und Vortrag haben wenig poetisches Leben; doch fehlt es hier und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken, die dem elegantesten Gedicht dieser Gattung Ehre machen würden. Körnigt und gedrungen wird sein Ausdruck am meisten, wo er die Eitelkeit des Stolzes, des Eigendünkels, der Projectenmacherey, Polyhistorey und des Schwätzens rügt, und über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophiret Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Sittenlehren und Satyren meistens Gemeinplätze sind; aber man muß auch bedenken, daß vor beynahe 300 Jahren, als dies Buch herauskam, sich noch nicht so viel Moralisten in Prosa

und

und Verſen darauf herumgetummelt hatten, und daß die alte claſſiſche Schriftſteller der Griechen und Römer, die ihm einen großen Theil ſeines Stofs geliefert haben, damals in Teutſchland noch nicht ſo ausgeplündert, ausgezogen und ausgeſogen waren, als ſie es ſeither geworden ſind. Brands Sprache iſt die ſchwäbiſche ſeiner Zeit, die von der damaligen oberſächſiſchen wenig verſchieden war. Sie ſchwebt zwiſchen der Sprache der Minneſänger und unſerm heutigen Hochteutſchen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch izt in Schwaben üblich, und (mit einer Menge andrer brauchbarer alter Wörter) von ſpätern anmaßlichen Sprachverbeſſerern unverſtändiger Weiſe aus der Schriftſteller-Sprache ausgemerzt worden ſind. Es wäre zu wünſchen, daß ein guter Theil dieſer außer Cours gekommenen Wörter wieder zurückgeholt, und (wenigſtens) in die komiſche, launigte, ſatyriſche und bürleske Schreibart — verſteht ſich, mit Auswahl und Geſchmack — eingeführt würden. Das alte Heldenbuch, die vier erſten Bücher des verteutſchten Amadis aus Gallien, der Theuerdank, der Froſchmäusler, die Werke Hans Sachſens und viele andre würden, nebſt dem Brandiſchen Narrenſchiffe, reichliche Ausbeute zu dieſer Sprachbereicherung an die Hand geben. Daß wir deſſen ſehr bedürfen, iſt wohl keine Frage. Wenigſtens ſehe ich kein beſſer Mittel, wie unſrer Armuth an Reimen abgeholfen, und zugleich unſre ziemlich abgeſchoſſene poetiſche Farben wieder aufgefriſcht werden könnten.

Wir haben neulich ſchon im Vorbeygehen geſagt, daß der Werth des Narrenſchiffs nach dem Bedürfniß der Zeiten Sebaſtian Brands, und nicht nach dem Effect, den es auf die unſrige machen würde, abzuwägen ſey. Als ein Gedichte betrachtet, iſt es weit unter denjenigen von unſern Dichtern des 16ten Jahrhunderts, welche claßiſches Anſehen verdienen,

und, ſo der Himmel will, auch noch erhalten ſollen. Indeſſen wollen wir doch, unſern Leſern die das Original nie geſehen haben, zu gefallen, einige vorzügliche Stellen, zur Probe, ausheben.

* * *

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zween Haſen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner wol,
Gar dick wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)
Wer ſchießen uß vil Armbruſt will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uff ſich ſelbſt viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß ſyn und anderſwo
Der iſt recht wedet hie noch do.
Wer tun will, das eym jeden g'fält
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt
Und ſchluken vil das im nit ſmekt
Und ſtreken ſich nach der Gedekt (Decke)
Und künnen (können) pfulwen underſtrolwen (ſtreuen)
Eym jedem underm Ellenbowen
Und ſchmveren yedem wol ſyn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter ſchmeken wol
Man wermbt ſich bald bey groſem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) verſuchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.

Dann

Dann ſchlecht geſchmydt iſt bald bereit.
Dem Wiſen liebt Eynfaltikeyt. (*)

* * *

Syner Mutter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vatter irrt.
Viel hant des Brief und Srgel gut
Wie daß ſie ſint von edelm Blut,
Sie went (wollen) die erſten ſyn von recht
Die edel ſint in irm Geſchlecht;
Wie wol ichs nit ganz ſtraff noch acht
Uß Tugend iſt all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hett keyn tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre, noch gute Sitt,
Den halt ich alles Adels leer.
Ob joch (auch) eyn Fürſt ſyn Vatter wär
Adel alleyn by Tugend ſtat (ſteht).
Uß Tugend aller Adel gat. (geht)

* * *

(**) Ich weiß noch einen, heiſt Hans Miſt,
Der will all Welt deß überreden
Er ſey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair gweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechſt und ſtaht;
Der doch nie kam ſo fern hinus,
Hett ſyn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurſt gebachen

(*) Narrenſchiff XVIII. Capitel.
(**) Narrenſchiff C. LXXVI.

Er hätts geſchmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümens iſt uf Erd ſo vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebriſt (*)
Daß er will ſyn, das er nit iſt.

* * *

Die ſogenannten Predigten des D. Johannes Geyler von Kayſersberg über das Narrenſchiff, ſind (wie ich aus dem Alten aus allen Theilen der Geſchichte 1 Band, S. 244. ſeq. finde) um das Jahr 1498 von dieſem Theologen zu Strasburg öffentlich gehalten, nach deſſen Tod im Jahr 1511 von Jacob Otther geſammelt, und unter dem Titel: *Navicula, ſive Speculum Fatuorum*, in lateiniſcher Sprache zum Druck befördert, auch im Jahr 1513 nebſt der Lebensbeſchreibung D. Geylers von Beatus Rhenanus zum zweyteumal herausgegeben worden. Ich kenne dieſe Homilien oder Diſcurſe über Brands Narrenſchiff bloß aus einer teutſchen Ausgabe, ſo folgenden Titel hat: Weltſpiegel, oder Narrenſchiff, darinn aller Ständt Schandt und Laſter, üppiges Leben, grobe narrechte Sitten, und der Weltlauff, gleich als in einem Spiegel geſehen und geſtraft werden: Alles auf Sebaſtian Brands Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, chriſtlichen, auch nützlichen Lehren, Exempeln und Vermahnungen zu einem ehrbarn chriſtlichen Leben. Sampt gewiſſer Schellen Abtheilungen, dardurch eines jeden Standes Laſter zu erkennen. Weilandt durch den Hochgelerten Johann Geyler, Doctor der H. Schrift, in lateiniſcher Sprache beſchrieben, izt aber mit ſonderm Fleiß aus dem Latein in das recht hoch Teutſch gebracht, und erſtmals im Druck ausgegangen. Durch Nicolaum

Höniſ

(*) Den gebreſten; ſeine Krankheit, ſein Uebel beſteht darinn ꝛc.

Höniger von TauberKönigshoffen. Getruckt zu Basel, durch Sebastian Heinrie Petri im Jahr MDLXXIIII.

In dieser Ausgabe machen Brands Reime den Text und Gaylers Discurse den Commentarius, worinn er sich jeden Narrengeschwarm (deren in allem hundert und eilf sind) als mit einer Menge Schellen behängt vorstellt, und dann unter diesem Namen der Schellen die verschiedenen Subdivisionen, Gestalten und Effecte der Thorheit, wovon in jedem Capitel die Rede ist, beschreibt und straft. Man erkennt in diesen Discursen einen guten richtigen Sinn, gesunden Verstand, und stattliche Kenntniß der Welt und ihres Laufs sowohl aus Büchern als unmittelbarem Anschauen und langer Erfahrenheit. Hier und da laufen hübsche Exempelchen mit unter, die als komische Erzählungen verarbeitet zu werden verdienten. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden in Kleidung (*), Putz, Ergötzungen u. s. w. der Zeiten Kayfers

(*) Z. B. mögen nur etliche wenige Stellen dienen. S. 13. die „dritte Schell (der Seltsam Narren) ist das Haar zieren, geel, „(gelb) krauslicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgestorbnen unter ihres vermischen, und dasselbig zum Schauspiel „gel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzund daher wie die Mannen, und hencken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit „aufgesetzten Parelin und Hürlin gleichwie die Mannen — „ die „Weiber ziehen in ihren Schleyern daher, und haben sie auf das „sprinzt neben mit zwoo Ecken oder Spitzen, gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern. — „ In der Folge rückt er ihnen auch die Mode ihre Haare gelb zu färben und geele Schleyer zu tragen, vor. „Es ist ein gemein Sprichwort (sagt er) daß „man über frisch Fleisch kein **geelen Pfeffer** macht, sondern „über das schmeckend und stinckend: also ist es auch mit alten „runzlichten Weibern die da geele Schleyer tragen, die sehen heraus „aus als ein geräucht Stück Fleisch aus einer geelen Brühen. „ — Von den damaligen Kleider Moden sagt er: „es dörfe einer nicht „weit ziehen, fremde Kleider zu beschauen, er könne in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden; als da seyn

Un-

ſers Maximilian des I. würde dies Buch von einem teutſchen Hume — wenn uns anders einer aufbehalten iſt — zu benutzen ſeyn. Diejenigen, welche Gaylern übelgenommen haben, daß er dieſe Homilien gehalten, müſſen nicht überlegt haben, daß ſeine Art in den beſonderſten Detail der ſittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geſchlechter und Profeßionen hineinzugehen, gerade die einzige iſt, wie man Moral predigen müßte, wenn würklicher Nutzen dadurch geſchaft werden ſollte. Dieſe Art zu predigen war im XVIten Jahrhundert ſehr gewönlich; und nicht deſto beſſer, daß man ſie im XVIIIten gegen mehr oder minder ſcientifiſche oder rhetoriſche, geblümte und verbrämte, philoſophiſche oder ſentimentaliſche, aber immer alamodiſche Declamationen über moraliſche und theologiſche Gemeinplätze, oder auch wohl (ut fit) gegen Reden, die wie ein Geſchwätz im Schlafe tönen, vertauſcht hat.

VI.

Nachricht von Ulrich von Hutten.

Vor allem laßt uns erſt hören, was uns der ehrliche D. Heinrich Pantaleon, in ſeinem Teutſcher Nation Heldenbuche von unſerm Hutten zu ſagen hat!

Hulds

„garische, Böhemische, Sächsische, Fränckische, Italienische, „Französische, Hiſpanische, „ u. ſ. w. Auch ereifert er ſich über eine Art Kocherſpergiſchen Mäntelin und Wappenröcklein der Frauen, „die ſo kurz wären, daß ſie nicht allein den „Hintern nicht gedecken, ſondern viel minder den Nabel. „ —

Daß

Huldrich iſt aus der Edlen von Hutten geſchlecht im Franckenland den 21ten tag Aprellen (*) im 1488. jar erboren: dieſes iſt ein guter und alter adel: dann ich finden, daß Erentreich von Hutten mit Conradt dem Hertzogen zu Francken zu Keyſers Heinrichs Zeiten, da man zalt 935 jar, wider die Hunnen und ungläubigen zu feld gezogen, unnd ſich gar wohl gehalten: es ſeind auch etliche aus inen härnach zu Biſchofflicher würde, unnd Fürſtlicher Hochheit gefürderet. Als nun Huldrich auch von dieſem Geſchlecht härkommen, und mit einem guten kopff begabet, iſt er durch ſeiner elteren rath dem ſtudieren fleißig obgelegen, und in allen freyenkünſten und guten ſprachen ſehr gut zugenommen. Wie er auch ein hohen verſtand hätt, ſo war er in Waaffen ſehr wol geübet, unnd hätt groſſen luſt frembde nationen zu beſichtigen. Deßhelben er auch Keyſer Maximilian in Venediſchen kriegen beyſtand gethan, und ſich dermaſſen gehalten, das er von im zu Ritter geſchlagen unnd ſehr geliebet worden. Als aber hernach D. Luthers lehr durch ſeine Predig unnd Bücher außkommen, hat Huldrich ſie auch angenommen, unnd wieder alle Wiederfecher nach ſeinem vermögen beſchürmet: er hat auch viel ding mit

freyn

Daß das ſogenannte Waltzen auch damals ſchon üblich und nüchternen Leuten anſtößig geweſen, läßt ſich aus folgender Stelle (in der dritten Schellen der Tanzmatten Cap. LXI.) ſchlieſſen: „Auch findt man etlich, die haben deſſen ein Rhum und „Hoffart, wenn ſie die Jungfrauwen oder Weiber hoch in die „Höhe können ſchwencken, (ſchwingen) und haben es bisweilen die Jungfrauwen (ſo anders ſolche Jungfrauen zu nennen „ſeyn) faſt gern, und iſt inen mit Lieb gelebt, wenn man „ſie alſo ſchwencket, daß man inen ich weiß nicht wo hin ſiehet.„ u. ſ. w.

(*) Andere ſagen, den 20 oder 21 April.

freyer Jungen wieder den Bapſt, auch etliche Fürſten unnd ſtändt geſchrieben und geredt, Darumm er auch aus ſeinem Vatterland weychen müſſen. Nach dieſem hatt er mancherley Vers geſchrieben, welche man hernach zuſammen geleſen, und laſſen in truck kommen: denn er war ein guter Poet: alſo hat er auch etliche Orationes wieder Huldrich den Fürſten zu Wirtenberg geſtellet, unnd in etlicher Thaten halb geſtraffet: auff ſolliches hat er auch mit Erasmo etliche geſpen bekommen, unnd iſt durch ſeine vielfaltigen bücher bey den Teutſchen in groſſer authoritet geweſen. Wie er dergeſtalt fürgefaren, iſt er mit den böſen blatteren beflecket, und in Züricherlandſchafft kranck gelegen, da er auch zu end Auguſti des 1523. jar geſtorben, und ehrlich begraben worden. Es haben in auch etliche mit ſonderbaren Epitaphûs unnd grabgeſchrifften bezieret.

So weit Pantaleon. Folget nun unſer Commentarius über dieſen Text, wozu uns Melchior Adami in ſeinen Vitis German. JCtorum et Politicorum hauptſächlich mit Materialien verſehen hat.

Ulrich von Hutten wurde zu Stackelberg, ohnweit Fulda, einem ſeiner Familie zugehörigen Schloſſe gebohren; und machte ſeine erſten Studien zu Fuld, Cölln und Frankfurt an der Oder, wo der Churfürſt Johann Cicero von Brandenburg vor kurzem (i. J. 1495.) eine hohe Schule geſtiftet hatte. Sein ganzes Leben durch verband er die Liebe der Muſen mit der Leidenſchaft zu ritterlichen Thaten, und mit der Neigung zum vagabunden Leben, oder zum ewigen Ausziehen auf Abentheuer, die in Maximilians I. Zeiten dem Adel in ganz Europa noch mächtig im Leibe ſaß. Sein erſter Austritt war in ſeinem zwanzigſten Jahr (Ao. 1508.) nach Italien in den berühmten Venetianiſchen Krieg, wo der unternehmende Geiſt, die

die immer argwöhniſche Eiferſucht und die ſchwindlichte Politik der Fürſten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein ſo ſeltſames Schauſpiel gaben. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während dieſe Händel dauerten (von 1508-1517.) in Italien zu, wo er ſich durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und ſeine litterariſchen Talente eben ſo ſehr, als durch ſeine Tapferkeit, und Geſchicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat. Hier war es, wo er einsmal auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in den Fall kam ſich ganz allein (denn ſeine Gefährten waren davon gelaufen) mit fünf Franzoſen, mit denen er zufälliger Weiſe Händel bekommen hatte, herumzuſchlagen. Ungeachtet er nun ſehr klein von Perſon war, und fünf gegen einen eine ziemlich ungleiche Parthie iſt, wehrte er ſich doch ſo verzweifelt, daß die Franzoſen endlich ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten. Mit etwas mehr Glück, und vermuthlich auch mit etwas mehr Klugheit, (einer Tugend, wodurch immer zehn Schurken gegen einen braven Kerl ihr Glück zu machen pflegen, weil es gemeiniglich die einzige iſt, die der Schurke hat, und die einzige die dem braven Mann fehlt) würde er vielleicht in dieſem Kriege Gelegenheit gefunden haben, ſich mehr zu ſeinem Vortheil hervorzuthun. Aber das Schickſal ſcheint ihm nicht ſo gewogen geweſen zu ſeyn wie die Natur; und ſein Aufenthalt in Italien (wo er, unter andern Fatalitäten, lange Zeit an einem böſen Fuß zu Padua krank und elend liegen mußte) gab ihm weniger Anlaß ſeinen Heldenmuth in Kriegsthaten als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweiſen, denen nach der damaligen Weiſe Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als ſeinen Nahmen und ſeinen Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages preiß gegeben war. Damals da er zu Padua lag, kam es ſo weit mit ihm, daß er ſich prouiſionaliter ſeine Grabſchrift machte, worinn folgende Stelle zugleich ein Denkmal ſeiner Leiden —

und des immer unbefangnen und unbezwinglichen Muthes ist, womit er sie ertrug.

Vixi equidem Musis, animum coluique per artes
Sed reor irato me studuisse Deo.
Mens erat arma sequi et Venerum sub Caesare bellum;
Verum, alio bello concidi et hoste alio.
Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni *et quae sunt asperiora* tuli.
Recte autem, cecidi iuuenis miser et miser exul,
Ne maiora feram ne videarque meis.

Aus Mangel genauerer Nachrichten können wir von seinen Schicksalen während seiner zehenjährigen fahrenden Ritterschaft von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahre nichts weiters sagen, als daß er während dieser Zeit einen Theil seiner lateinischen Gedichte, und unter anderm seinen *Vir bonus* (der brave Mann.) und sein Lobgedicht auf Teutschland und die teutsche Nation an Albrechten von Brandenburg, bey Gelegenheit der Erhebung desselben auf den h. Stuhl zu Maynz, verfertigt hat; ein Gedicht, welches seinem patriotischen Geist und Herzen noch mehr Ehre macht, als seinen poetischen Gaben, und seiner Fertigkeit in der Sprache des altenLatiums.

Nach seiner Zurückkunft in Teutschland (im J. 1517.) fand er eine freundschaftliche Aufnahme in dem gastfreyen Hause des berühmten Conrad Peutingers, in Augspurg; dieses edelgesinnten Freundes aller Talente und Verdienste, dem (wie bekannt) seine eignen die Würde eines Raths Maximilian I. und die vorzüglichste Gunst und Achtung dieses vortreflichsten Kayserś erworben hatte; und auf Peutingers Empfehlung erhielt er hier die Ehre, von K. Maximilian zu Belohnung seiner im Venetianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu

welchem Ende Peutingers Tochter Conſtantia, das ſchönſte und artigſte Mädchen ihrer Zeit in Augſpurg (*), den Kranz mit eignen Händen geflochten hatte. — Von dieſer Zeit gieng ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewafnet und mit einem Lorbeerzweig um die Scheitel, in Teutſchland herum; eine Ehre, worüber er, da ſie damals noch ungewöhnlich war, eine gar groſe Freude gehabt haben ſoll. Dies Bildnis iſt es, woron das gegenwärtige Stück des T. Merkurs unſern Leſern eine getreue, und, wie uns däucht, ſehr charakteriſirende Nachbildung liefert.

Nach dieſer Zeit begab ſich Hutten an den Hof Kurfürſtens Albrechts von Maynz, wo er ſich ein paar Jahre aufhielt. Eine Frucht davon iſt ſein Geſpräch *de Aula* (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienſtvollen Arzt aus Leipzig und ſeinen beſondern Freund, der damals bey Kf. Albrechten in Dienſten war. Wie gut oder übel es unſerm ritterlichen Dichter hier ergangen, davon mag uns folgende Stelle aus einem ſeiner Briefe an Peutingern einen kleinen Geſchmack geben. (**) „Du fragſt mich, wie mir das Hofleben hier bekomme? Nicht zum Beſten. Und doch, was ſollt ein ehrlicher Kerl nicht ertragen können, bey einem

ſo

(*) S. Huttens Praefation des Tractats ad Princip. Germaniæ, ut bellum inferant.

(**) Urkundlich Huttens eigene Worte: Iam quaeris forte, quemadmodum me tractet vita aulica? nondum optime. Quanquam quid non ferendum apud vere principem Albertum Archiep. ſic humanum, ſic beneficum ac liberalem? Deinde ſic erga literas et literatos omnes affectum? alioqui valde iſta naufeo, faſtum aulicorum, magnifica promiſſa, ſesquipedales ſalutationes, inſidioſa colloquia, et inanes fumos.

so guten Fürsten wie Erzbischoff Albrecht? der so leutselig, so wohlthätig, so edelmüthig ist! der für die Wissenschaften, und für die Gelehrten alle so gut gesinnt ist! Sonsten eckelt mirs von Herzen vor aller der Wirthschaft; der Aufgeblasenheit der Höflinge, den groſsthuischen Versprechungen, den Ellenlangen Complimenten, den hinterlistigen Reden, kurz vor alle dem Zeug das am Ende nichts als blauer Dunst und Wind ist. u. s. w.

In eben diesem Jahre 1518 begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischoff Albert nach Augspurg auf den Reichstag, wo K. Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm, und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von D. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal allenthalben Streiche spielte, hatte diese ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen guten Muth Meister werden. In einem solchen launischen Augenblick schickte er ein scherzhaftes Billet in Versen an Anton Fuggern (bey dem damals der Cardinal Cajetan wohnte) worinn er ihm sein Fieber zuschickt, weil es bessere Tage und mehr Wart und Pflege bey Fuggern finden würde, als bey einem so armen Teufel wie er selbst.

Die vorerwähnte Sache des Herzog Ulrichs war ihrem Ursprung nach eine Familien-Sache der Edlen von Hutten gegen diesen jungen ausgelaſsnen Fürsten, der ums Jahr 1515 seinen Hofmarschall Johann von Hutten im Veblinger Walde hatte ermorden lassen. Ulrich von Hutten, der damals noch in Italien war, empfand diese an seinem Vetter verübte Unthat wie er sollte; und, weil er gleich keine andre Rache an Ulrichen von Würtemberg nehmen konnte, spitzte er seine Feder gegen ihn, und schrieb Invectiven, und den

Dialog,

Dialog, Phalarismus betitelt, und andre Dinge, alles mit groſser Bitterkeit und Freyheit. Wie aber die Sache durch Anſtiftung der Huttenſchen Familie und andrer Feinde des Herzogs zu einer gemeinen Sache wurde aller der Fürſten, Grafen, Herren und Städte, die ſich, durch den berühmten Schwäbiſchen Bund H. Ulrichs Vergewaltigungen und Uebermuth entgegenſetzten; ſo zog unſer Ulrich nun auch den Degen, den er eben ſo muthig und fertig zu führen wuſte als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie ſie denn nicht eher von Herz. Ulrichen abliesen, bis ſie ihn nakt und bloß von Land und Leuten verjagt hatten. Bey Gelegenheit dieſer groſsen Fehde entſtand Huttens Freundſchaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, und dem einzigen vielleicht in ganz Teutſchland, der werth war des herrlichen Mannes Bruder zu ſeyn; wiewohl zu einer Zeit, wo es noch Männer gab, von dem Schlag, wo (nach Shakeſpears Ausdruck) die Natur aufſtehen und ſagen möchte: das iſt ein Mann. Zwiſchen Hutten und Sickingen war eine natürliche Verwandſchaft, die durch die Gleichheit ihrer Geſinnungen in bürgerlichen und Religionsſachen (denn auch der tapfre Sickingen war einer von Luthers erſten und wärmſten Freunden) noch enger und innliger wurde.

Unſer Hutten ſtund an der Spitze dieſer guten Leute von brennendem Kopf und Herzen, die, in ewiger Theilnehmung an allem, was ſie, weil ſie Menſchen ſind, als ſie angehende Dinge betrachten (wenn gleich nicht unmittelbar um ihr eigen Fell geſpielt wird) immer bereit und fertig ſtehen, ſich für die gute Sache des erſten beſten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herumzubalgen. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß er bey den groſsen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahr 1517

verurſachte, keinen müßigen Zuſchauer abgegeben haben könne; und ſchwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft ſeyn, welche Parthey ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. In der That ſchrieb er gegen Pabſt Leo X. und ſeine *Courtiſanos* (wie er ſie nennt) und gegen Alle, die ſich einer Sache, die (ſeinem Gefühl nach) gerechte Sache der Menſchheit war, entgegenſezten, eine Menge heftiger Broſchüren, in Latein und Teutſch, in Proſa und Verſen; munterte Luthern in einem herrlichen Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren (*); gab die Bulle vom Jahr 1520 mit ſehr treffenden und beiſſenden Randgloſſen heraus; ſchrieb in teutſcher Sprache eine hiſtoriſche Deduction über den ſteten Ungehorſam der Röm. Päbſte gegen den Kayſer, worinn er, da endlich auch von den Treuloſigkeiten Leo X. an K. Maximilian die Rede iſt, folgendes als die eignen Worte des Kayſers anführt: „Nun iſt dieſer Bapſt auch zu einem Böswicht an mir „worden: nu mag ich ſagen, daß mir kein Bapſt ſo lang „ich gelebt je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob „Gott will, dieſer ſoll der letzte ſeyn! „— kurz, er trieb's ſo arg, daß Leo X. endlich dem Kurfürſten Albert von Maynz anſinnte, er ſollte ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom ſchicken. Albert konnte ihm nun keinen Schutz mehr geben, und Hutten mußte ſich verbergen und entweichen, um den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu entgehen. Anfangs wollte er zu Brabant an Kayſer Karls Hofe Schutz ſuchen; aber ſeine Freunde ſchrieben ihm, er wäre verlohren, wenn er's thäte. Hutten, dem es häufig begegnete zur Unzeit

brav

(*) Zur Probe nur dieſen einzigen Zug: Ferunt excommonicatum Te. *Quantus*, o Luthere, *quantus es, ſi hoc verum eſt!* — Ich ſchäme mich faſt, daß ichs wage nach dieſem Wort noch etwas von dem Manne zu ſagen, der eine Seele hatte die ſo fühlte.

brav zu seyn, wollte sich nicht abschrecken lassen, bis ihn endlich einige frisch von Rom angelangte Freunde versicherten, daß der Pabst unversöhnlich auf ihn erbittert sey, und verschiedenen teutschen Fürsten den nemlichen Befehl wider ihn gegeben habe, wie dem Erzbischof Albert. Ein öffentliches Verbot, Huttens Schriften bey Strafe des Bannes zu lesen und auszubreiten, welches Albert auf Befehl des Römischen Hofes ausgehen ließ, und andre harte Procedu-ren ließen ihm nun keinen Zweifel mehr, was er von seinen Feinden zu gewarten habe; zumal da man (wie er in verschiednen seiner Schriften versichert) sich kein Bedenken machte, sogar Gift und Dolch zu gebrauchen, um seiner, auf welche Weise es wäre, loß zu werden. Er zog sich also in das Schloß Ebernburg zurück, und schrieb von dort aus Briefe an Kayser Carl V., an Albert von Maynz, Friedrich den Weisen von Sachsen, und endlich an alle Stände des Reichs, worinn er sich über das ihm von den Römischen zugefügte Unrecht beschwehrt, seine Sache behauptet, und Gerechtigkeit fodert. Freygebohren bin ich (schreibt er unter andern an Kf. Friedrichen v. Sachsen) und frey werd ich bleiben; denn ich fürchte mir vor dem Tod nicht; und nimmer soll man vom Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex, u. s. w.

Von dieser Zeit an überließ sich Hutten gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle diejenigen, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen Freyheit, Lanzknechte einer ausländischen gesetz- und vertragwidrigen Tyrannie, gedungne Verfechter der Dummheit und des Aberglaubens, und ewige Gegner aller Aufklärung, gesunden Vernunft und richtigen Empfindung ansah. Er verfolgte sie mit

den bitterſten Stachelſchriften, und that ihnen ſonderheitlich auch durch teutſche Lieder, die auf allen Gaſſen geſungen wurden, großen Abbruch.

Durch alle dieſe äuſſerſt überſpannte Würkſamkeit reizte Hutten nicht nur eine Welt voll Feinde gegen ſich, vor deren Macht, Bosheit und Nachſtellungen er endlich, da ſein Leben in Teutſchland nirgends mehr ſicher war, in einer kleinen Inſel des Zürcherſees, Ufnau genannt, ſich verbergen mußte; ſondern auch ſein Körper gieng unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen, und der Gewalt einer ſo ungeſtümen Feuerſeele von innen, in wenig Jahren zu Trümmern; und ſezte dadurch einen Geiſt in Freyheit, von welchem Adami ſehr richtig ſagt: daß, wenn äußere Macht, Reichthum und glückliche Umſtände ſeiner innern Kraft entſprochen hätten, er nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Geſtalt umſchaffen müſſen.

Ulrich von Hutten war klein von Perſon, wiewohl von ſtarkem Bau; abgehärtet zu Ertragung alles Ungemachs; ein Verächter aller Vortheile und Wolüſte, die er mit der geringſten Beugung ſeiner freyen Seele, der mindeſten Gefälligkeit auf Unkoſten ſeines Charakters hätte erkaufen müſſen; von einem unternehmenden kühnen Geiſt, der allem Widerſtand trozte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten; unveränderlich ſtandhaft bey der Parthey, die er einmal genommen hatte; treu in ſeinen Verbindungen; aber immer bereit ſich um Wahr und Recht mit dem unentbehrlichſten Freund oder Beſchüzer abzuwerfen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend, und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm ſeine Freyheits- und Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit und innre Wuth

der

der Seele gesezt, die zuweilen in Anfälle von Grausamkeit ausbrachen; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig, bider, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bey allen diesen Tugenden eines ächten irrenden Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und, zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre; kurz, ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Göthe seinem Götz von Berlichingen parentirt:

„Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert das Dich „von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft die „Dich verkennt!„

(Von seinen Schriften, und einigen andern Merkwürdigkeiten seines Lebens, künftig!)

VII.

Kritische Anzeigen.

Patriotische Phantasien von Möser. 2ter Th. Berlin bey Nicolai.

Wir haben es der Vorsorge der Frau von Voigt, einer Tochter des Hrn. Geheimen Justiz-Raths zu danken, daß wir diese ehemals in fliegenden Blättern zerstreute Aufsätze hier beysammen finden. Noch nie hat vielleicht ein Schriftsteller so viel blendende Imagination, so viel hinreissenden Witz, so einen tiefen politischen Blick, und so viele praktische Einsichten in das Innre unsrer teutschen Originalverfaßung wie unser Autor mit einander verbunden. Was hätten wir nicht von ihm zu hoffen,

wenn er uns eine teutsche Geschichte zu geben gedächte! denn gegen unsre Nachbarn gehalten, wird von diesem Theil der Literatur wie von unsern Landstrassen die alte Klage noch lange gelten: Man kann nicht durch! Einige dieser Aufsätze werden für manche Leser (nach der Herausgeberin Ausdruck) einen gewissen Erdgeschmack behalten. Allein auch hier heißt es Tant mieux, und es ist besser daß unsre Produkte Erdgeschmack als daß sie gar keinen haben. Der Geist des Jahrhunderts, der durch seine allgemeine Toleranz, und seinen Bannstarken bonsens alle Bande der Gesellschaft aufzulösen sucht, wird zwar zuweilen durch die Bemerkungen des V. sich gekränkt fühlen, und das ewige Pour und Contre, worinn er seine Projekte schaukelt, müssen mit ihrer Ironie unsern Mirabeaux und Du Ponts höchst lästig werden. Indessen wird diese Lekture für denkende und unbefangne Leser eben den Reiz haben, den der Anblick der höchsten Gesundheit, des Reichthums und Wohlstands bey einem wohlmeynenden Zuschauer erweckt, dessen Herz offner und weiter wird, wenn er diese Vorzüge in so hohem Grade in Einem Gegenstand vereinigt findet.

Meiners vermischte Schriften. Leipzig bey Weigands. 1775.

Das erste Stück enthält Betrachtungen über die Griechen, das Zeitalter des Plato, über den Timäus dieses Philosophen, und dessen Hypothese von der Weltseele. Hr. Prof. Meiners fährt mit rühmlichem Eifer fort, die philosophische Geschichte aus den Quellen zu studieren, und liefert uns hier sehr schätzbare Auszüge aus den Alten, mit einer nicht genug zu preisenden Enthaltsamkeit von allen Hypothesen. Sein Urtheil über die Dunkelheit der Platonischen Schriften ist indessen ein wenig strenge, und wenn Plato wie ein junger Professor beschuldigt wird, daß er zu viel und zu früh geschrieben habe, daß er sich mit zerstreuender Gelehrsamkeit überladen u. s. w. Die Schwierigkeiten, welche jeder bey diesem Studio antrift, schreiben sich aber, wie längst bemerkt worden, aus noch vielen andern Quellen her. Plato ist da natürlich am unverständlichsten wo er die Träume der Vorwelt über Entstehung des Weltalls nach den Eingebungen seiner eignen sehr warmen Phantasie ordnet; und wie konnte es anders kommen, als daß er bey dieser neuen Schöpfung eine neue Namen-Nennung vornahm? Systeme die über das Wie? aller entstandnen Dinge weben, können doch nicht aus Axiomen bestehn, die jeder kalte und nüchterne Kopf nach uns als Wahrheit anerkennen wird! Sein Poem ist aber und bleibt schön, so lange man nur den Geist dessel-

deſſelben faßt, und nicht jeden todten Buchſtaben dem andern unterordnen will. Dies letztere iſt unſtreitig der Fehler Plutarchs, unter deſſen ſcharfſinniger Erklärung und Vereinigung der Autor erliegt. Wer mit dem Streit der Ausleger über Plato's Weltſeele und die Anzahl und Natur ſeiner Principien bekannt iſt, wird dieſen Auszug des Timäus wohl geordnet finden. Eigentlich ſollte für dieſe Träume in der Ueberſetzung eine neue poetiſche Sprache gegoſſen werden, und das aus dem αμερις und μερις entſtandne Weſen ſollte man weder vernünftige Seele, noch die Welt vernünftiges Thier nennen. Die 2te Abhandlung zeigt aus dem Sympoſio den eigentlichen Gegenſtand der Platoniſchen Liebe, und die Altfranken der Griechiſchen Litteratur können ſich hier überzeugen, daß ihr Studium weder ſo trocken, noch ſo erſchöpft ſey als man gemeiniglich glaubt. Die folgende Abhandlung enthält Betrachtungen über den Geſchmack. Der Verfaſſer hat vollkommen Recht, wenn er ſein Ideal ſo beſtimmt, daß dies der vollkommenſte Geſchmack ſeye, der in den Künſten wie in der Natur alles von der Ceder bis zum Yſop zu lieben und zu ſchätzen wiſſe. Dieſe liebenswürdige Toleranz gehört allerdings in das 1ſte Kapitel der Moral des Geſchmacks: allein ob ſie bey den Virtuoſen jeder Gattung eine hier auf Erden erreichbare Tugend bleibe, iſt eine andre Frage. Die nöthige Beſchränkung worinn jeder Künſtler zu Vervollkommnung ſeines Talents leben muß, und die ihm Enthuſiasmus für ſeine Kunſt einflößt, lehrt ihn zugleich von allen andern gering denken. Er iſt Schöpfer in ſeiner Welt, daher kann er keinen andern neben ſich dafür erkennen. Daher der ſogenannte Uebermuth oder Neid, deſſen man oft das edelſte Herz beſchuldigt, bey dem die zweydeutigen Aeußerungen davon doch von nichts als dem Bewußtſeyn eigner Kräfte zeugen. Am ſicherſten geht man freylich, wenn man ſein öffentliches Leben nach dieſem avis au Peuple einrichtet, damit man nicht unter die Monſtra gerechnet werde, von denen p. 147. geſchrieben ſteht. Das 4te Stück handelt von dem Thierdienſt der Aegyptier. Der V. tragt hier ohne Einmiſchung von Hypotheſen folgende Sätze vor: I. die Egyptier hielten ihre einländiſche Thiere nicht bloß wie andre Völker die ihrigen, heilig, ſondern verehrten ſie als würkliche Götter. II. Sie heiligten nicht bloß Eine oder einige Thiergattungen; alle Elemente waren mit Göttern bevölkert. III. In der Vergötterung ihrer Thiere ſcheinen ſie ohne alle Vernunft zu Werke gegangen, und von plötzlichen Stößen der Phantaſie geleitet zu ſeyn. Der V. widerlegt bey Gelegenheit mit Grunde den Wahn, als ob der Abſcheu vor dem Schwein und deſſen Fleiſch in warmen Län-

dern aus diätetischen Regeln fließe; vielmehr giebt die Erfahrung, daß der Genuß desselben in warmen Ländern am unschädlichsten sey. IV. Aus den göttlichen Thiergeschlechtern wurde nur ein einziges Individuum zur Gottheit erwählt. Alle übrige Thiere derselben waren nur heilig. Der V. bemerkt mit Scharfsinn, wie alle Hypothesen der Alten und Neuern diese Widersprüche zu erklären nicht hinreichen, man mag nun wie Banier nur eine annehmen, oder wie Mosheim sie alle in einen Knäuel zusammenbinden. Nimmt man die Eroberung dieses Landes durch die Perser, wie die Zoroastrische Religion durch die Eroberer eingeführt, und nachher wie der Mithras dem Kanopus gewichen sey, vergleicht man die Beschreibungen Herodots, Diodors und Plutarchs zu verschiednen Zeiten, erwägt man wie ungeschickt die Griechen ihren Witz und Scharfsinn an Erklärung der morgenländischen Schwärmerey übten, bedenkt man den besondern Gottesdienst jeder Stadt und Provinz, wie er nach der Analogie der übrigen Welt nothwendig mit einander in Streit seyn mußte: so erklärt man sich das überhäufte Gemälde Egyptischer Thorheiten nach seiner Möglichkeit. Man bedenke nur, was aus der Religionsgeschichte unsers Welttheils würde, wenn die Chronologischen Monumente derselben verlohren giengen, und die Grillen aller Secten von allen Zeiten den Augen der Nachwelt auf Einen Blick vorgestellt würden. Auf diese Abhandlungen folgen Bemerkungen aus der Geschichte der Inselbewohner der Südsee, eine Geschichte des Nils nach den ältesten und neuesten Schriftstellern, und ein Auszug aus Stellers und Kraschenikows Beschreibung der Kamtschadalen. Der Raum erlaubt es nicht von diesen letztern unsre Leser weiter zu unterhalten. Ueberall werden sie Scharfsinn, ausgesuchte Belesenheit, mit ungemeiner Bescheidenheit verbunden antreffen. Den Schluß macht eine lateinische Rede bey Antretung der Professur, über Ciceros Verdienst und die Einführung der Weltweisheit bey den Römern.

Historischer Bericht von den sämmtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt, und den neuesten dabey gemachten Entdeckungen, in einem getreuen Auszuge aus der Seefahrer Tagebüchern. Aus dem Englischen. 1ster Band. Leipzig bey Junius 1775. 8vo.

Voran steht eine sehr wohlgeschriebne Einleitung von den Bemühungen Columbs, Magelhaens, Mendana, Quiros, Schouten, Lemaire, Oliver van Noort und mehrerer anderer älterer Seefahrer, einen Weg durch das Südmeer nach

Os-

Oſtindien zu finden. Beſonders iſt die Standhaftigkeit des berühmten Magelhaens, die in die unmenſchlichſte Härte gegen ſeine Cameraden übergeht, und das Loos das ihn traf, mitten im Laufe ſeines ſo theuer erworbnen Ruhms dahingerafft zu werden, ein merkwürdiges Beyſpiel von dem Schickſal alles menſchlichen Beginnens, und dem moraliſchen Werthe deſſen was die Welt Gröſſe nennt. So viele Menſchen mußten wegen Aufruhrs gehängt, geviertheilt, und an wüſtes Land geſetzt werden, die damals nicht an den Genius dieſes inſpirirten Seefahrers glauben wollten, damit endlich Cook, Banks und Solander ruhig und in Frieden ihre Kräuter und Inſeckten ſammlen könnten! Die in dieſem erſten Bande enthaltene ausführlichere Reiſen ſind die von Franz Drake, Thomas Cavendiſch und Wilhelm Dampier. Die Reiſen des erſten ſind unſtreitig unter dieſen dreyen die merkwürdigſten, ſowol in Anſehung des Geſchehenen, als der Gröſſe des Charakters ſelbſt. Dräke war ohnſtreitig einer von den wenigen Menſchen, die zum Herrſchen gebohren ſind. Sein unerſchrockner Muth, der aller Gefahr an der Spitze Trotz bot, ſein groſſer Glaube an ſich ſelbſt und an ſein Werk, machte daß ſeine Cameraden an ihm wie an einem Gott hiengen. Der einzige Proceß des Doughty iſt ein ewiger Flecken in ſeinem Charakter, und die intereſſanten Nachrichten die der V. des Auszugs hier aus einem Manuſcript mittheilt, haben ſo ſehr das Gepräge der Wahrheit, daß man nicht einen Augenblick darüber in Zweifel bleibt. Der Charakter des Cavendiſch zeigt ſchon von weitem, daß ſeine Unternehmungen mißglücken mußten, da er bey einer unbändigen Rotte von ihm untergebnen Freybeutern ſo wenig Geſchicke hatte ſich in Anſehen zu erhalten. Die Standhaftigkeit des Oberbootsmanns auf dem Deſire in der Magellaniſchen Meerenge, ſpielt hier die merkwürdigſte Rolle. Zu bedauren iſt, daß bey den Reiſen des W. Dampier ſeine leztern, die doch die wichtigſten ſind, nicht von ihm ſelbſt beſchrieben worden, und man ſich mit dem Tagebuch des Funnecl begnügen muß. Ausführliche philoſophiſche Beſchreibungen von neuentdeckten Ländern muß man überhaupt nicht aus den damaligen Zeiten erwarten, da ihre Entdeckungen nur zufälligerweiſe geſchahen, ſie nur dem Feinde Abbruch zu thun und Räubereyen zu begehen, ausliefen, und die noch unbekannten Wege, unvollkommnere Navigationskunde, und der unbändige Muth ihrer Untergebnen, oder vielmehr Cameraden, ihnen tauſend Hinderniſſe in Weg legten, und dieſe leztere in Ordnung zu halten, beynahe ihre ganze Aufmerkſamkeit erforderte.

Ueber die Schwärmerey. Eine Vorleſung von Meiſter, Prof. in Zürich. Bern bey der Typogr. Geſellſchaft.

Mit kalter ſelbſtgefälliger Bedächtlichkeit, mit Auskramung eines Trödels wunderſamer Beleſenheit und mit dem Zutrauen zu dem Beyfall aller klugen und honetten Leute, die nie einen Schritt außer dem gemeinen Gleiße, ohne wol dafür bezahlt zu ſeyn, zu thun ſich bemühen, lieſt hier ein Profeſſor ſeinen Zuhörern eine Vorleſung, nicht gegen die Schwärmerey (wie der Titel beſagt) ſondern gegen den Ruf eines ſeiner Mitbürger, deſſen Geiſt, noch mehr aber ſein Herz die Bewunderung und Liebe aller Edlen längſt im Beſitz hat. Nachdem alle Pfützen von Reiſebeſchreibern umgerührt, und die Irrungen des menſchlichen Geiſtes aus allen Jahrhunderten unter der Ketzer-Aufſchrift Schwärmerey auf einen Scheiterhaufen zuſammen getragen worden: hält ſich der V. unterwegens, ehe er zur Haupt-Applikation kommt, nicht weniger denn beynahe 2 Bogen lang, bey dem Journal des Hrn. Baptiſta von Salis, auf. Man ſieht, wie behaglich es ihm wird, wenn er die weltbekannte Schwäche dieſes guten Mannes in dem Hoflicht des Lächerlichen ausſtellen kann. Aber wehe dem Menſchen, der mit Gefälligkeit bey der Krankengeſchichte dieſes Kopfs verweilt, und nichts von dem edlen Vertrauen auf Gott fühlt, das ihn bey allen Kränkungen von außen empor hielt! Seine Schwäche gränzt, politiſch betrachtet, an den Wahnſinn; aber wer wird bey dieſer Entfernung von Nebenabſichten, bey dieſer Fremdheit in Welthändeln, womit er die Beſſerung der Menſchen betreibt, und ſie als die Sache Gottes über alle Hinderniſſe erhaben glaubt — lachen können, wo das Mitleiden jedes fühlenden Herzens aufgeboten wird?

Der V. hält's für ein ſehr ſichres Spiel, die Claſſe der Men of Buſineſs und Weltleute auf ſeiner Seite zu haben, die oft alles Einwürfen, für Schwärmerey brandmarken, das nicht auf die Vermehrung einer Abgabe oder eines Miſthaufens abzielt. Indeſſen ſo lange die Menſchen Köpfe haben, werden die Rouſſeaus, Voltaires und andre, die auf die intellektuelle Welt Einfluß haben, ſo gut für Schöpfer ihres Jahrhunderts gelten müſſen, als die eigentlichen Monarchen. Die Seitenblicke, Winkelzüge und Anſpielungen des V. ſind und bleiben jedem unpartheyiſchen Leſer verhaßt, und man ſetzt ihn mit ſoviel mehrerm Unwillen in die Claſſe der H—gers herab, weil er nicht offenbar wie jene zu Werk geht, ſondern ſeine Hände mit ſo vieler Klugheit zu waſchen ſucht.

Leipzig

Leipziger Muſenalmanach fürs Jahr 1776. bey Schwickert.

Endlich erſcheint der 4te Muſenallmanach und zwar bloß aus der Urſache, weil ſich der Verleger mit dem erſten Herausgeber veruneinigt, und dieſer einen andern Verleger aufgeſucht hatte. Hier fehlt die poetiſche Notiz des erſtern Leipziger Muſenalmanach ganz, dagegen liefert Hr. Schwickert und ſein Miethling eine Samlung Gedichte, deren Hauptfonds aus den in Leipzig bey Hochzeiten, Sterbefällen, Magiſterpromotionen ꝛc. erſcheinenden Ephemeren beſteht, und durch einige beſſere von Maſtalier und Denis unterzeichnete Stücke u. ſ. w. aufgeſtuzt wird. Eine einzige Romanze, deren Behandlung zwar ſehr fehlerhaft iſt, und gewiß von keinem wahren Genius zeugt, aber doch in der Verſification und Sprache gewiſſe Vorzüge hat, iſt auch das einzige, was man dem Herausgeber verzeihen kann. Wegen des übrigen aber thut er wohl, ſich hinter dem Schirm des Verlegers ruhig und verborgen zu halten.

Theater-Calender auf das Jahr 1776. Gotha, bey Ettinger.

Ein ſehr angenehmes Geſchenk hat uns hingegen Hr. Reichard mit dieſem Taſchenbuch gemacht. Es enthält, auſſer dem Titelkupfer des Portraits der Mad. Seylerin, ſechs artige von Kraus gezeichnete Abbildungen Gothaiſcher Schauſpieler, jede in dem Moment einer gewiſſen Aktion; ſodann einige Gedichte. Auf dieſe folgen 1) einige Abhandlungen über das Spiel und die Schauſpieler, die ſehr zu beherzigende Bemerkungen enthalten. 2) Nachricht von der Spaniſchen Bühne, vom Drurylanetheater, und dem ſonderbaren Proceß des Engländiſchen Schauſpielers Macklin. 3) Skizzen einiger Ballets. 4) Anekdoten. 5) Biographien von Schauſpielern. Sodann werden Beyträge zur teutſchen Theatergeſchichte gegeben, die in der Anzeige einiger für die teutſche Bühne merkwürdiger Zeitpunkte, Nachrichten von Gemählden und Kupferſtichen, einer kurzgefaßten Geſchichte der teutſchen Bühne, und einem ſehr leſenswürdigen anonymen Fragment einer Geſchichte des Wiener Theaters beſtehen. Den Beſchluß machen einige Verzeichniße. Das 1ſte von den jeztlebenden teutſchen dramatiſchen Schriftſtellern und Tonkünſtlern. Das 2te von den ſeit 1770 im Druck erſchienenen teutſchen theatraliſchen Arbeiten. 3) Einiges jeztlebender Mitglieder der teutſchen Bühne nach ihren Vornamen, Geburtsort und erſten Theaterjahr. 4) Einiger inn- und ausländiſcher Schauſpielergeſellſchaften. Von denen im vori-

vorigen Jahr in England erschienenen theatralischen Schriften zum Behuf der Uebersetzer und Liebhaber; und am Ende einige aus Walder und Walmir und Gertraud in Musik gesezte Arien. Die Wahl der Materien und die Munterkeit der Schreibart machen dem Herausgeber gleich viel Ehre, und alle Liebhaber des teutschen Theaters sind ihm für seine Bemühung den aufrichtigsten Dank schuldig. Dürften wir den V. noch um etwas bitten, so wäre es um die Verzeichnisse der Stücke mit beygesezten Nummern, wie oft sie an jedem Orte, wo feststehende Bühnen sind, aufgeführt worden. Auf diese Art erhielte man flüchtige aber doch gewisse Winke über den jeden Orts herrscheuden Geschmack, und manches Publikum würde sich vor dieser Censur scheuen, und vielleicht dem Entrepreneur freyere Hände in der Auswahl der Stücke lassen.

Um unsre Leser auser allen Zweifel zu setzen, was wir bey der vorläufigen durch Zeichen bewürkten Kritik der neuen Bücher gerne gedacht wissen wollten, erklären wir uns schuldigermaßen dahin: daß das Wort Fürtreflich bey uns denjenigen Schriften in geziemendem Respekt beygefügt werde, von denen wir glauben, daß sie der Nation angehören, auf die Nachwelt kommen, und in ihrer Art Epoche machen. Gut ist bey uns so viel als brauchbar, und zwar oft nur für den Moment. Mittelmäßige sind diejenige, die bey aller Welt, so wie bey uns von gar keiner Bedeutung sind, ganz ihres Zweckes verfehlen, und gar oft mit einem noch kürzern Worte schlecht genennt werden könnten. Die Rubrik: Makulatur, hat als Kunstwort, wie uns dünket, keiner weitern Aufklärung nöthig.

Fürtreflich.

Stella, ein Schauspiel für Liebende, von Göthe.

Gut.

Leipz. Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste.

Merkwürdigkeiten der Mordvanen, Waschkiren, Kirgis u. s. w. ein Auszug aus Pallas Reisen.

Mittelmäsig.

Singedichte und Lieder, gesungen an der böhmischen Grenze.

Heinrich und Lyda, eine Scene aus dem menschlichen Leben.

Geschichte der Fanny Meadows.

Makulatur.

Beysteuer zur Poesie, Moral und Litteratur ꝛc.

VIII.

Diſſeitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Ueberſetzung des Homers.

(im 1ſten Stück des Deutſchen Muſeums.)

Bürgers Anfrage ans Publikum wegen ſeiner Ueberſetzung des Homers konnte nicht ohne Antwort bleiben; freylich muß es Theilweiſe ſeine Geſinnung zu erkennen geben; hier alſo die unſrige:

Daß Bürger Dichter iſt, ſind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß, als einer der ſelbſt die gröſten epiſchen Anlagen hat, konnte man auch ſchon vermuthen; daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles vorgebildete lebendig, alles lebende ſtrebend wird, ſieht man mit einem Blick auf die Ueberſetzung mit zehn Verſen in dem Original verglichen. Drum wünſchen wir, daß er möge in guten Humor geſetzt werden, fortzufahren; daß er, nicht Belohnung ſeiner Arbeit, denn die belohnt ſich ſelbſt, ſondern thätige Aufmunterung, Erfreuung und Auffriſchung ſeines bürgerlichen Zuſtands vom Publico erhalten möge. Denn es wird ſich ſo leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl ſo viel Liebe zu eines andern Werk faßen mag, und der glückliche Ueberſetzer ſo viele Thät- und Stätigkeit habe um der ſtandhafte Ueberſetzer zu werden.

Er fahre fort mit Lieb und Freude der Jugend; pflege Rath über ſein Werk mit denen die er liebt, denen er traut; laſſe ſich durch keins Kleineley hindern und, wie ſie ſagen, zurecht

weiſen; ſtrebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Beſtimmtheit des *Originals*: kurz, thue das ſeinige!

Aus unſerer Gegend haben wir ihm hinwieder folgenden Antrag zu thun: Endes Unterzeichnete verbinden ſich, ihm die ausgeworfene Summe ſo bald zu überſenden, als er durch ähnliche Verſicherung des übrigen Teutſchlands in Stand geſetzt worden iſt, öffentlich anzeigen zu laſſen, er ſey entſchloſſen fortzufahren, und verſpreche, indeß die Ilias zu vollenden. Sie geben dieſe Summe als einen freywilligen freundlichen Beytrag, ohne dafür ein Exemplar zu verlangen, und begnügen ſich, wenn die Ueberſetzung auch im Ganzen ihrer Hofnung entſpricht, zu etwas Ungemeinem mit Anleß gegeben zu haben.

Ihre Durchlauchten	der Herzog von Weimar	20 Louisdor	
	die Herzogin-Mutter	10	—
	die regierende Herzogin	10	—
	der Prinz Conſtantin	10	—
Ex. Excellenz, der Herr Geheime Rath und Ober-Marſchall von Witzleben.		5	—
— — der Herr G. R. Graf von Putbus		1	—
— — der Herr Geheime Rath und Cammer-Präſident von Kalb		1	—
Herr Graf Marſchall		1	—
Herr Baron von Hohenthal		2	—
Herr Cammerherr von Kalb		1	—
Herr Cammerherr von Seckendorf		1	—
Herr Hof- und Regierungsrath von Einſiedel		1	—
Herr Hauptmann von Knebel		2	—
Herr geheimer Secretair Bertuch		1	—
Wieland		1	—
Göthe		1	—

Weimar den 29ſten Febr. 1776.

G.

IX.

Das Baſedowiſche Philanthropin.

Meine Gedanken über dieſes ſo höchſtmerkwürdige Inſtitut habe ich im May vorigen Jahres (T. M. No. 5. S. 134.) geſagt. Ob ſolche einigen Eindruck gemacht, ob meine Vorſtellungen auch nur Ein Herz, Eine wohlthätige Hand zum Beſten deſſelben in Bewegung geſezt, weiß ich nicht. Schande für unſre Zeit wär' es, eine ſolche Unternehmung, von ſolchen Männern unternommen, mit ſo edeln Abſichten, mit ſo ungewöhnlichen und zu dieſem groſſen Werke ganz beſtimmten Kräften unternommen, mit ſo überwiegender Wahrſcheinlichkeit des herrlichſten Erfolgs unternommen, bey Proben die von ganz unbefangnen Augenzeugen mit Erſtaunen und Entzücken angeſehen werden — demungeachtet, aus Mangel an Unterſtützung, aus fühlloſer Gleichgültigkeit von Seiten aller derer, die mit vereinigten Kräften noch weit gröſsere Dinge thun könnten, mitten in der Ausführung wieder zuſammenſinken ſollte. Nein! ich kann nicht ſo läſterlich von meinen Zeitgenoſſen denken. Ich will noch immer das edelſte und beſte von den Edeln und Guten hoffen! Und in dieſer Hofnung zeige ich hier das vor kurzem im Druck erſchienene erſte Stück des philanthropiniſchen Archivs an, welches Baſedow, und die mit ihm verbrüderten Jugendfreunde, Wolke, Simon und Schweighäuſer, herausgegeben haben, um dem Publico von der Einrichtung und anfangenden Geſtaltgewinnung des Deſſauiſchen Erziehungs-Inſtituts Rechenſchaft zu geben, und zugleich eine, auf mancherley Weiſe, höchſt intereſſante Geſchichte deſſelben mitzutheilen; eine Geſchichte, die ein unvergängliches Denkmal der wunderbaren Geiſtes- und Herzens-Gröſse des Mannes, der den Muth hatte ein ſolches Werk zu unternehmen — und wenn es nicht zu Stande kommen ſollte, der armſeligen Kleinheit, Kälte und moraliſchen Kraftloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen bleiben wird. Ich kann izt nichts weiters hinzuſetzen als dies: Schleunige, vereinigte Mitwürkung aller Menſchenfreunde, durch freywilligen Beytrag einer Kleinigkeit zu Vollendung dieſes angefangenen herrlichen Werkes, iſt von äuſſerſt dringender Nothwendigkeit.

Die Menge der Gebenden wird die Geringfügigkeit des Gegebnen erſetzen. Iſt nicht die ganze Welt aus Atomen gebaut? Jeder Freund des Guten kann ſich mit einem kleinen Stückchen Gold oder Silber das Vergnügen erkauffen, ein

Mitstifter eines Jahrhunderte fortwürkenden guten Werkes zu seyn? Sollt' es auch nur einem Einzigen, der dies kann, am Wollen fehlen?

W.

X.

Lavater an das Publikum.

Von Lavaters ungedruckten Aufsätzen. — So heißt die XXVI. Aufschrift in den neuen Miscellanien bey Jacobäern in Leipzig.

Ungedruckte — Aufsätze eines öffentlichen Schriftstellers? Versuche? Skizzen, Experimente zu denken, zu phantasieren, zu schwärmen, — die man für sich anstellte, (und welcher denkende Kopf hat nicht Dutzende dergleichen in seinem Pulte?) Aufsätze, von denen das Publikum kein Wort zu wissen hat, — diese, ohne Wissen, ohne Erlaubniß, zum Nachtheil eines Verfassers bey seinem Leben herausgeben? Nicht herausgeben? Rezensieren, ins Deutlichere, wie man sagt, übersetzen? Bruchweise publicuren? beurtheilen? belachen? beseufzen? — — Menschen, Bürger, Mitglieder der gelehrten Republik! — wollen wir, können wir diese bisher übliche Gewaltthätigkeiten länger ertragen?

Aber, wenn denn noch diese Aufsätze, die man unter unserm Namen so mißhandelt, nicht einmal unser sind? Wenn sie voll Abgeschmacktheit und unausstehlichen Zeuges sind? Wenn sie eine Menge Dinge enthalten, die geradezu wider unsere notorische Grundsätze laufen? — Wenn wir dadurch vor aller vernünftigen Welt prostituirt werden sollen? Wenn wir uns kaum einen andern, als einen sehr unedeln Weg gedenken können, wie dergleichen Aufsätze auf unsere Rechnung gesetzt worden? — — Gutes Gott, und billiges Publikum! — Welche neue entscheidende Probe, was gewisse Leute sich gegen gewisse Leute erlauben?

Kurz und Gut: Publikum! Von allen diesen neun Aufsätzen, welche hier ganz entscheidend und mit vielem Bedauren mir zugeschrieben werden, gehört keine einzige Sylbe mir; und sie enthalten, bey manchem mißkanntem Guten, Sätze und Hypothesen, zu denen ich nimmermehr stehen, und die ich auch im Traume nicht für wahrscheinlich halten könnte.

Ich

Ich traue es dem ſinnreichen, guten, edeln, und durch ſo viele Verdienſte ſich auszeichnenden Verfaſſer dieſer Aufſätze nach allem, was ich von ihm weiß, zu, daß er, falls jemand unbillig genug wäre, an der Wahrheit dieſer meiner Ausſage zu zweifeln, billig genug ſeyn würde, mich öffentlich zu entſchlagen.

Mehrers werd' ich nächſtens in einem Schreiben an meine Freunde ſagen. Zürich, den 22ſten Febr. 1776.

J. C. Lavater.

XI.

Heinſens Ueberſetzung des Taſſo.

Da ich bis jetzt noch von wenig Orten Nachricht wegen der Subſcription auf meine Ueberſetzung des befreyten Jeruſalems erhalten habe, und nicht geſonnen bin, dieſelbe für einen Nachdrucker herauszugeben; ſo ſeh' ich mich genöthigt, den Subſcriptionstermin bis auf Johannis zu verlängern, und das Werk ſelbſt erſt Michaelis zu liefern. Vielleicht erweckt der May, wenn er aus den ſchönen Gegenden von Sicilien, Neapel und Florenz über die Alpen kömmt, und von ſeinem Geiſte der Liebe Baum und Gras und Herzen lebendig werden, Verlangen noch in andern nach einem Freunde wie Taſſo.

Unterdeſſen will ich mich beſtreben um die längere Weile der jetzigen Subſcribenten zu vergüten, mehr zu leiſten (ungewöhnlicher Weiſe) als ich verſprochen; ich werde nicht allein alles das im Leben des Taſſo, was Verſchiedene für Roman geachtet, mit Zeugniſſen belegen, wovon einige unter das vortreflichſte gehören, was dieſer Dichter aus ſeinem Weſen hervorgebracht, ſondern auch die ſchönſten Stellen aus ſeinem jugendlichen Heldengedichte *Il Rinaldo*, und ſeinem *Gerusalemme conquiſtata* überſetzen.

Noch bitt' ich die Freunde der Dichtkunſt und der italieniſchen Litteratur um ein wenig That: um freywillige Sammlung ihrer bekannten zu Subſcribenten, die das befreyte Jeruſalem mit Vergnügen und Nutzen leſen können. Düſſeldorf, den 16 Februar. 1776.

Heinſe.

* * *

Freunde der schönen Litteratur! erinnert Ihr euch noch des allgemeinen Traurens und Wehklagens, das Ihr bey Meinhardts Tode darüber anstimmtet, daß Ihr in ihm den Mann verlohren hättet, der Euch mit dem Dichtergeiste Italiens bekannter zu machen angefangen hatte? durch einige — nicht ganz verunglückte, aber doch wahrlich noch schwache Proben von Uebersetzung der großen Meisterwerke eines Dante, Tasso, Ariost, ꝛc. Euch schätzbar geworden war? — Hier ist, der Euch diesen Verlust ersetzen kann, — hier ist (Ihr wißt es aus Proben, denen allgemeiner Beyfall zugejauchzt wurde) hier ist mehr als Meinhardt: und nun wolltet Ihr keinen Gebrauch davon machen?

W.

XII.

Politische Nachrichten.

Januar 1776.

Frankreich.

Man redet hier von nichts als den Verbesserungen und neuen Anordnungen des Grafen von St. Germain, welcher bey dem Kriegswesen beynahe die neulichen Veränderungen macht, die der Canzler Maupeou, im Jahr 1770, bey der Magistratur machte. Seine Feinde nennen ihn daher den Maupeou der Soldaten; es ist aber zwischen beyden dieser Unterschied, daß der eine den Staat untergrub und erschütterte; der andre hingegen, indem er die Landmacht auf einen bessern Fuß setzt, ihn furchtbar und mächtig zu machen sucht. Die Verbesserung, woron wir Anzeige gethan, ist nur das Vorspiel von vielen andern, welche der Graf von St. Germain vorzunehmen gesonnen ist, vorausgesetzt daß die Großen des Hofs und andre mächtige Partheyen nicht zu entschlossen fortfahren, ihm Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen zu setzen; in welchem Fall dieser Minister schon erklärt hat, sich entfernen zu wollen. Unterdessen weiß man zuverläßig, daß die Aufhebung der Kriegsschule entschieden ist. Die junge Zöglinge derselben werden in die Benedictiner-Collegien geschickt werden, wo man jährlich eine Pension von 700

Livres

Livres für sie zahlt; statt daß das ehmalige Institut nicht ein einziges zum Dienst des Königes brauchbares Subject lieferte, dessen Etziehung dem Staat nicht auf 40000 Livres zu stehen gekommen wäre. Nach Endigung ihrer ersten Studien kommen sie aus diesen Collegien nach La Fleche, um sich in allen ihrem künftigen Stande gemäßen Uebungen vollkommen zu machen. — Man spricht auch von vielen Veränderungen, die Invaliden betreffend; von Vernichtigung aller Regimenter des Königreichs, um solche von neuem wieder aufzurichten, damit dem Vorrang der ältern ein Ende gemacht werde, der zu vielen Mißhelligkeiten Anlaß gegeben hat. Allein diese und andre Gerüchte sind noch allzu unbestimmt; und man muß zuverläßigere Nachrichten abwarten.

In dem Fache des Herrn Turgots ist nichts neues zum Vorschein gekommen, theils weil dieser Minister fast immer mit dem Podagra beschweret war, theils auch wegen der Schwierigkeiten, die ihm von Seiten der Finanziers und des Parlamentes entgegen gesezt werden. Die ersten sind am heftigsten gegen ihn aufgebracht, und vergeben ihm nicht, daß er ihnen die Hände binden und sie verhindern will, die Nation zu plündern! Sie verschreyen ihn so sehr sie können, heimlich durch Schmähschriften, und öffentlich in Gesellschaften. Sie gehen sogar in ihrer Verblendung und in ihrer Wuth so weit, daß sie ausbreiten, der Abbt Terray sey allein im Stande, den Uebeln des Staats abzuhelfen; aber sie trügen sich in ihrer Hofnung, die Vernünftigen dies glauben zu machen. Indessen kränken dergleichen Widersezlichkeiten den General-Controlleur, hemmen seine Operationen, und es steht im Ernste zu befürchten, daß er die Lust verliere und sich entferne, welches ein Unglück für den Staat wäre.

Es geht hier stark die Rede, daß man sich die Verwirrungen in England und die Verlegenheit des Londner Hofes zu Nutze machen werde, um den Hafen von Dünkirchen wieder herzustellen. Man versichert sogar, 10,000 Mann seyen würklich beordert, mit dieser Arbeit, sobald die Jahrszeit es zuläßt, den Anfang zu machen. Der Englische Gesandte hat die Erklärung gethan, daß er von seinem Hofe Befehl habe, über diese Verletzung der Traktaten Beschwerde zu führen; allein der König, sagt man, hat ihm mit vieler Standhaftigkeit geantwortet: daß er niemanden Rechenschaft zu geben schuldig sey und Herr in seinem Lande seyn wolle. Es ist nicht wohl möglich, wenn Frankreich in diesem Vorsaz beharret, daß es nicht zwischen diesen beyden Kronen zu einem

Bruch komme. Uebrigens glaubt man, es sey der Graf von St. Germain, der dem Könige vorgestellet; wie schimpflich es der Nation sey, Dünkirchen in Ansehung seines Hafens in einem so kläglichen Zustande zu sehen, und immerfort einen Englischen Commißar, als einen Aufseher über unser Verfahren, daselbst dulden zu müssen. Er soll hinzugesetzt haben, jetzt sey der Augenblick oder niemals, das demüthigende Joch abzuwerfen und den Stolz der Engländer zu beugen.

England.

In Erwartung, daß die neue Sitzung des Parlaments vor sich gehe, welche auf den 23sten und 25sten dieses Monats angesetzet ist, bringt das Ministerium die Schriften in Ordnung, die es dieser Versammlung vorlegen will, um sie von der Lage der Sachen sowohl im Königreiche, als in Amerika zu unterrichten. Man zweifelt nicht, daß es im Parlament heftige Wortwechsel geben, und die Widerspruchs-Partheyen in bittern Tadel über die Aufführung des Ministerii ausbrechen werde. Es sey nun würklich die Schuld des letztern, oder ein unglückliches Verhängniß, oder eine Verbindung von unvermeidlichen widrigen Begebenheiten, so ist gewiß, daß Britanien dermahlen sich in der heftigsten und gewaltsamsten Crise befinde, worinn jemals ein Staats-Körper sich befinden kann. Inzwischen läßt der Hof sich nichts merken, und scheint entschlossen eher alles wagen zu wollen, als das Projekt fahren zu lassen, sich die Kolonien zu unterwerfen. Nachdem er, so viel wie möglich, für die Sicherheit des Königreichs gesorget, die Miliz in Waffen gesetzt, und die schweren Schiffe in die Häfen zurückberufen, um allem Ueberfalle vorzubeugen, hat er bey den auswärtigen Mächten Hülfs-Truppen negotiirt, den Mangel an eigenen zu ergänzen. Die Würkung dieser Negotiationen ist ein Subsidien-Traktat mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel, Kraft dessen dieser Fürst 12,000 Mann stellt, die nach Amerika übergeschifft und dort gegen die Kolonien gebraucht werden sollen. Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel stellt zu dem nemlichen Endzweck 4000, und der Fürst von Waldeck 5000 Mann; und 6000 werden aus dem Churfürstenthume Hannover gezogen. Diese Truppen machen, mit denjenigen, die man nach Amerika überschifft, oder die schon darinnen sind, ein Heer von 33 bis 34,000 Mann aus, das man hinreichend hält, die Rebellen zum Gehorsam zu zwingen. Man fügt hinzu, die Regierung negotiire überdies 30,000 Mann Hülfs-Truppen mit Rußland, im Fall zwischen itzt und dem Frühjahr der Friede mit den Kolonien nicht geschlossen würde,

würde, oder aber die Sachen im künftigen Feldzug eine schlimme Wendung nehmen sollten. — Uebrigens sagt man, daß der Hof, zur Bestreitung der ungeheuren Kosten, welche alle diese Kriegs-Zurüstungen nach sich ziehen, bey der Indischen Handlungs-Compagnie um eine starke Summa Gelds anstehen, und ein beträchtliches Kapital aufnehmen werde.

Die Nachrichten von den Kolonien sind sehr ungewiß und widersprechend. Indeß das Ministerium ausbreitet, Quebek sey noch nicht in der Gewalt der Rebellen, geben die Widersacher desselben das Gegentheil für gewiß aus, und bestimmen sogar den Zeitpunkt, der nach einigen der 1ste, nach andern der 10te des verwichenen Decembers ist. Soviel ist gewiß, daß diese Hauptstadt von Kanada auf keine Weise vermeiden kann, denn Amerikanern in die Hände zu gerathen, und daß diese letztern alle mögliche Maaßregeln nehmen, um sich in Stand zu setzen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie haben eine große Anzahl entschlossener Freybeuter auf dem Meere, die die Communication zwischen England und der königlichen Armee auffangen, und an Transport-Schiffen mit Truppen, Munition und Lebensmitteln, häufige Prisen machen. — Der General-Congreß hat, unter andern, einen Associations-Vertrag errichtet unter dem Nahmen der Conföderation, oder des immerwährenden Bundes der Nord-Amerikanischen vereinigten Kolonien, welcher fähig ist, das Ministerium zu beunruhigen. Der Congreß eignet sich in dieser Urkunde die oberste Gewalt zu, sowohl was die Gesetzgebung, als die Ausübung derselben betrift; und man kann solche als den ersten entscheidenden Schritt der Kolonien zur gänzlichen Unabhängigkeit von Groß-Britannien, betrachten.

Teutschland.

Es scheint, als ob man dieses Jahr von Norden her irgend etwas wichtiges erwarten solle. Die Bewegungen einiger Mächte dieser Gegend kündigen Projekte an, die auf das Schicksal von Pohlen Einfluß haben können. Man weiß für gewiß, daß das Haus Oesterreich alles wieder abzutreten Willens sey, was es über die in dem Theilungs-Tractat bezeichnete Grenzen, hinaus in Besitz genommen; und nicht minder gewiß ist es, daß der König von Preußen sich erboten habe, den ihm zugefallnen Antheil ganz fahren zu lassen, im Fall das Haus Oesterreich ein gleiches thun wolle. Noch ist nicht bekannt, was die Folge dieser unerwarteten Entschließungen jener beyden Mächte seyn werde, allein es giebt Leute, die glauben, daß alles was bisher in Ansehung Pohlens geschehen, nicht unwiderruflich sey, und die Zeit günstige Umstände für diese Republick herbeyführen könne.

Es

Es geht auch ſtark die Rede von einem Bruch zwiſchen Rußland und Schweden, ohne daß man wüßte, was dazu Anlaß gegeben hätte. Alles zuverläßige, was man weiß, iſt, daß dieſe Mächte ſich zum Kriege rüſten; daß die leztere die Regimenter in vollzähligen Stand ſezt und die Veſtungs-Werke in Finnland wiederaufbaut. Man hofft, Frankreich, welches von jeher mit Schweden in Allianz und gutem Vernehmen geſtanden, werde zwiſchen beyden Mächten ſeine Vermittelung einlegen, und ihren Zwiſt ſchlichten, welcher er auch ſey.

Italien.

Man glaubt, der Proceß der in der Engelsburg gefangen ſizenden Jeſuiten werde bald zu ihrem Vortheil entſchieden werden. In der That iſt es Zeit, daß man, auf eine oder die andere Weiſe, dieſem Handel, der ſo vielen Lärm erregt, einmal ein Ende mache. Das Publikum muß es eben ſo müde ſeyn, in den Nachrichten von dieſem Lande von nichts als Jeſuiten reden zu hören, als dieſe es ohne Zweifel ſind, in der Gefangenſchaft und der Ungewißheit ihres Schickſals zu leben.

Spanien.

Es iſt ſo zuverläßig noch nicht, daß die Streitigkeiten zwiſchen dieſer Krone und der Krone Portugall beygelegt ſeyen, oder bald werden beygelegt werden; wie man vorgegeben hat: und es giebt Leute, welche glauben, daß man Urſach habe, einen Bruch zu befürchten. Dem ſey, wie ihm ſey, der Hof fährt fort, eine Flotte auszurüſten, die furchtbar ſeyn wird, und England in ſeiner gegenwärtigen Lage nicht wenig beunruhigt.

XIII.

Zur Nachricht.

Auf abermals eingelaufenes Anſuchen eines Ungenannten hat man ſich nicht entbrechen können, den Termin der Concurrenz, um den bekannten Preiß auf ein Landſchulbuch bis nächſtkommende Oſtern zu verlängern: aber man erklärt zugleich hiermit, daß nach Verfluß dieſer Zeit kein weiterer Aufſchub unter keinerley Vorwand ſtatt finden werde. Weimar den 29ſten Febr. 1776.

(a)

1 2 3 4 5 6 7

(b)

1. 2. 3.

(b)

5. 6. 7.

(c) (d) (e)

g h i

f

Hans Sachs .

Der
Teutſche Merkur.

März 1776.

I.
Ueber
Herders älteſte Urkunde
des Menſchengeſchlechts.

„Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts.“ — Da ſteht ſie — in dem prächtigen Titel! Entquoll in Feuerſtrömen dem Geiſt ihrer Verfaſſer! Die trafen auf die Waſſerſtröme. — Wars Wunder, daß es praſſelte?

Was ſind alle bisherigen zahlloſen Deutungen der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte? Wo läßt ſich Fuß ſetzen? Wo iſt befriedigender Aufſchluß? Wo Ende der Zweifel und Einwürfe? Wem erſcheint Moſes der er iſt? Wo hört der Freigeiſt auf zu lachen, und der ehrliche Mann wo wird er nicht mehr verlegen? Er iſt aufgerufen. Warum erſcheint er nicht? Warum redt er nicht?

Wars denn nun unbehörig, daß der Verfaſer dieß rügte — und den ſaubern Krahm, womit Moſes umhängt, nun ein Narr und Betrüger, dann ein tiefer Phyſiker und Metaphyſiker des 18ten Sekuli, dalag, wegriß? Wars unbehörig? Wer will nicht lieber ſeine Bibel im Texte rein und hell, als in einem ſchäumenden Notenmeer ſich zum Ermatten herumtreiben? —

„Aber — wie er da Physik und Metaphysik, wie er die „glänzendsten Entdeckungen der besten Köpfe anekelt — anfährt!„ Und wie anekelt? In so fern sie in Moses hineingetragen, drinn gefunden, draus erwiesen werden! — und that er nicht recht daran? Sollen Catechismen mit Metaphysik umfangen seyn? Wie schreyt ihr dagegen, und mit Recht! wie mustert ihrs aus! Und nun der erste Catechismus des kindlichen Menschengeschlechts, soll der ein Compendium deßen seyn, worüber die ersten Physiker und Metaphysiker ihre Lektionen noch lange nicht vollendet haben? Der in Schloßers Land-Catechismus tiefe Metaphysische Demonstrationen des Daseyns Gottes oder Neutons Optik für Kinder finden wollte — mit welchem Gelächter würde der empfangen!

Aber Physik und Metaphysik an sich — ich sehe nicht wie der Verfaßer dagegen anfährt. Läßt er den neusten Entdeckungen des Jahrhunderts nicht ihren Werth? Er sagt was sie sind — „menschliche Begriffe, im menschlichen Kraise gesammelt und in „Fächer zertheilt,„ wie dieß subsidium der Verstand in diesem Stückwerk ja immer bedarf. — Und welcher Weise sagt das nicht mit? Welcher kluge Physiker und Metaphysiker hat seine Wißenschaft je für etwas anders ausgegeben? Ist überhaupt Menschliches Wissen etwas anders? Kanns, solls etwas anders seyn? Daß denn freylich in Physik und Metaphysik noch manche pia desideria übrig sind, brauch ich nicht zu sagen. Vor ein paar Jahren kam ein Revisionist. Ich weiß nicht wie aut oder übel er empfangen worden, daß er so lange nicht mehr kömmt.

Aber — bey aller geziemenden Achtung für des Jahrhunderts neuste Entdeckungen und Experimente, wen muß es nicht empören, wenn er dies alles in Mosen hineingezwängt sieht, dem Meilen-weit kein Sinn dran weder kam noch kommen konnte; in dem einer, der mit eignen Augen lieset, auch von Alle dem nicht

nicht das Kleinſte findet. Seine Schöpfungsgeſchichte iſt ehr noch Thorheit der alten Knabenwelt, Erfindung eines zwiſchen Arabiens Felſen angebrannten Kopfs, als Phyſiſch-metaphyſiſcher Aufſchluß der Weltentſtehung — und immer ſoll ſie nach unſrer Phyſik und Metaphyſik ausgerekt, damit übereingeſtimmt werden! Sie ſolls, dann ſie ſteht (übel gnug) in der Bibel, und da iſt wohl zuzuſehen daß alles geſchehe ehrbarlich und nach jetziger Zeiten Lauf!! — Wars unrecht daß der Verfaſſer dieſes rügte, mit Gewalt rügte? Warum ewiges Deklamiren ſtatt Antwort? —

„Aber daß ers mit ſo geräuſchvollem Stolze — mit ſo bitterm Tadel — mit ſo hämiſchen Seitenblicken thut!„ — Wie man den Zwerg zum Rieſen erhöhen kann, und drauf ſchwört daß es ein Rieſe ſey, wenn in der Bruſt ſo etwas von litterariſcher Jalouſie kocht, und's Herz dem Kopf Streiche ſpielt! — Aber wenn nun dem Verfaſer dieſes Phyſiſche und Metaphyſiſche Geſpinſt um Moſes herum in ſeinem Unſinn vorſchwebte; der Greuel, den ſeit lange in ſo viel Menſchenköpfen angerichtet, ſeinem Geiſte ſich darſtellte — durft er da nicht ein wenig warm werden? Durft er nicht lauter ſprechen? Nicht zuverſichtlich beym innigen Gefühle, daß er Wahrheit an die Stätte der Lügen funden hätte? Wer ſich endlich mit Mühe durch zehnfaches Gewirr ſchwarzer Träumereyen durchgewunden und auf einer lichten Stelle Fuß gefaſt hat, ſoll der ſich noch ſo mühſelig geberden, als ob er in alter Nacht immer hindämmerte? O, ſich gegen alte Vorurtheile bücken, und um gnädige Erlaubniß erſt rund umſehen, wenn man mit der Wahrheit herausrücken will — Sie wiſen mein Herr! das iſt nicht jedermanns Ding, und ich ſage: Gott Lob! —

Der Mann den der Blikblick des Genius umfährt, dem Wahrheitgefühl mächtig in der Bruſt pocht, der mit ehernet

Stirn ſich berufen fühlt, goldne Kälber, um die man mit Weib und Kind muthig herumtanzt, zu Staube zu malmen — ſoll der ſich geberden wie derer einer, die in der Diſſertation pro gradu gehörte Collegien wiederkäuen, und Excellentiſſimo Praeſidi für alles empfangene Gute danken?

Mich dünkt, man fühlt, daß der Verfaßer nicht Diſſertation pro gradu hält, ſonſt würde man nicht ſo lautes Geſchrey verführen und ſo viel Präkautionen nehmen. Wenn ihr bey ſo viel andern Büchern Gamaliels Rathe folget, warum nicht auch da? Warum regts Euch ſo die Galle? Warum ad modum der Prieſter in der Apoſtelgeſchichte ein ewiges Rathhalten und Schriftlein ausfertigen, wie der überhandnehmenden Seuche zu ſteuern ſey?

Wenn der Verfaßer aus der Schulſchaale herauskröche mit ſich mit aufgeraftem Wißen in 7 gelehrten Zeitungen breit zu machen, und verdienſtvolle Männer zu necken — oder uns eine Compilation abgeſchmakter zuſammengeleſener Diſſertationen kalt über'n Kopf göße — aber auch dann könnt ich ſolch Verfahren mit ihm kaum billigen. Und nun: iſt er nicht jedem, der Augen im Kopf hat, und zwar nicht erſt von geſtern her, als ein tiefblickender, umfaſſender, Licht- und Kraft-voller philoſophiſcher Kopf bekannt? Krönte nicht die Berliniſche Akademie, die doch ihren Mann wird zu nießen wißen, Zwo ſeiner Preisſchriften? Stimmten nicht, die jezt ſo ſchreyen, bey Erſcheinung der erſten ſelber Loblieder an? Iſt etwa der Verfaßer heut der philoſophiſche Kopf, dem die Akademie die Krone ſezt, und morgen der klare und kabbaliſtiſche Schwärmer, den jeder muthwillige Knabe auf die Beine ſchlagen darf? So metamorphoſirte Ovid nicht! Und da demonſtrirt iſt, daß in praeſentiarum keine Wunder geſchehen, wer wird die Metamorphoſe glauben?

Ja,

Ja, (blickt man denn noch etwa von der Seite aus Gnaden hin,) ja er iſt ein — guter Kopf, er — — Und ich ſage, deſto ſchlimmer, daß ihr das ſagt und ihm dann thut — wie ſie auch Flood und Böhmen kaum thaten. — — —

Die Urkunde des Menſchengeſchlechts fängt an — von Moſes. Oder wovon ſollen älteſte Urkunden, wovon ein Buch das dieſe Urkunden aufnimmt, darſtellt, aus einander ſezt, anfangen als von Moſes? Seine Bücher ſind ja als die frühſten Urkunden unſres Geſchlechts, als das älteſte Denkmal unſrer Geſchichte, anerkannt, bewieſen! Die dagegen reden werden kaum gehört — und haben ja denn auch da nichts zu ſuchen; ſie bleiben davon und gehen ihres Weges.

Moſes Urkunde alſo nimmt der Verfaſſer in ſein Buch auf, ſezt ſie aus einander, deutet ſie, oder vielmehr läſt ſie ſich ſelber deuten. Und wie? Natürlich als moſaiſche Urkunde, als Stück aus Morgenland, woher ſie iſt, auf dem Boden ſie erwuchs. Er führt aus dem kältern Abendlande, aus phyſiſch- und metaphyſiſchen Kollegien ſeine Leſer heraus, in Orients wärmer Klima, ſtellt die Urkunde vor ſie hin — rückt die Glieder zuſammen, da ſehet! —

Und hätt er anders thun ſollen? Iſts nicht ewiger Verwirrungsgrund in Auslegung alter Bücher, der älteſten Urkunden zumal, daß der Ausleger ſo oft nur aus ſeinem Geſichtspunkt, aus ſeinem Land, ſeiner Zeit, ſeinem Wiſſensbau erklärt und deutet? Und iſt es nicht feſtes, ewiges Geſez der Auslegung, ſich ſo viel als möglich in das Land, wo das Stück verfaſſet worden, das man erklären will, in den Geiſt damaliger Zeiten, in den Geſichtspunkt des Verfaſſers hineinzuſezen, und erſt daraus zu erklären?

Und nun, wer hat dieß mehr gethan, wer beſſer und inniger als der Verfaſſer? Wo weht mehr Hauch des Morgenlandes, wo mehr lieblich umduftende Wärme, wie Gottes reiner Aether alle Nerven milde durchſtrömend? Wo fühlt ihr euch mehr hingeſtellt auf die ſelige Gottesaue, da der Hausvater Gott iſt und Prieſter und König der Seinen, ſich im Weibe fühlt und im Sohne und ſich und Alle in Gott? Wo ruhet ihr in ſinkender Dämmerung lieblicher von der Arbeit des Tages? Wo fühlt ihr kräftiger den wehenden Geiſt, der wie das Säußeln des Waſſers euch wonnig durchfährt: und den Schauer der Nacht, da die Thiere brüllen nach Raub? Wo ſchmelzt ihr in leiſerm Hinabſinken tiefer ins ſelige Nichts? Wo fühlt ihr ſchwebend euch mehr in Ihm, der Himmel und Erde ſchuf und euch zu ſeinem Bilde? — wo väterlicher und milder Ihn — wie das Kind aufm Schooſe der liebenden Mutter und höret ihre Lehren? — Wer noch fühlen kann — nicht mit ſiebenfachen Ketten an ſein Syſtem gefeſſelt, nicht blind vom Dampf ſeiner Lampe iſt; — wer auch noch hinausgeht aufs Feld, und von der Höhe ins Thal ſieht, und nicht mit'm Licht in Mond leuchtet, wird gefühlt haben — und wers nicht fühlen kann, dem, mag ichs nicht beweiſen.

Und wie nun der Verfaſſer dieſe Urkunde Moſes deutet — nicht zerreißt, und dann paraphraſtiſche Brühe drüber geußt, ſondern ſimpliſicirt und ausſtellt — ſein Morgenacmälde! Wie aus dem Nachtgrabe, worüber der Morgenſchaur hinfährt, aufſtrahlt das Licht und ſo gut iſt, ſo lieblich — wie der Himmel ſich ſondert von der Erde, und oben als blaues Meer daherfließt, und nieden die Erde daſteht in Höhen und Tiefen, und Gras und Kraut und Baum unterm Segnen des Allvaters ſich mehret — dort maieſtätiſch ſich die Sonne erhebt, und alles in ihrem belebenden Strale ſich findet — und dann der Menſch, Gottes Bild, der Liebling ſeines Herzens, daſteht in friſcher

Schöne,

Schöne, und höret die Lehre des Vaters, zu seyn auf Erde sein Bild, zu herrschen und zu walten — Dieß Morgengemälde! Da gehts mir wie dem Pastor zu ***. Er wußte nicht ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweisen könnte, der sie nicht fühlt. Wenigstens hielt ers für unnöthig. — Und ich weiß nicht, ob sich das Wahre, Natürliche, Ungesuchte dieses Morgengemäldes einem beweisen läßt, ders nicht fühlt. Wenigstens halte ich es für unnöthig — und sage nur, wer da noch immer schreyt: der Verfasser reißt nur zu Boden und giebt nichts an Stelle, muß ihn nie gelesen haben, sollte also eigner Ehre halber auch nicht reden. Wo ist je eine simple befriedigende Erklärung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte? — Bringt alle hervor, die ihr habt, und stellt sie wohlgereyhet neben diese da, und — laßt den Unpartheyischen wählen!

„Aber nun das Entstehen der Erde, als — Werden des „Tages, Aufgang der Morgenröthe!„ Wollt ihr denn mehr? Antwort auf Wie und Wann und Woher der Schöpfung hat Moses nicht, und der Verfasser auch nicht! — Wir sehen hinaus, gehen der Kette, woran in schnellem Zeitlauf die Welten sich fortwälzen, nach — Wohin kommen Wir? In dunkele Ferne verliert sich der Blick, das Auge erblindet, die Kette schwindet der Hand. — Wo sind wir? —

„Aber, daß Gott bey allem ist — in alles wirkt — spricht, „zeigt, nennet!„ Ist denn das nicht Geist des Morgenlandes? Spricht nicht so Moses Urkunde? Könnte, sollte sie der Verfaßer anders sprechen laßen, als sie spricht? Ist in unsern aufgeklärtern und durch das Licht der Vernunft, Gott lob! so hellen Zeiten, Gott mit den Seilen der lieben Abstraktion an seinen Thron im Himmel gebunden, und haben wir unser Wesen auf Erden allein? — Nun! — Nur führe man das doch nicht ins Morgenland hinein, nicht in jene frühern wärmern Zeiten, wo

der Mensch in Gott schwebte, lebte und war, ihn fühlte in Allem! — Wir suchen ja im Moses nicht unsre Begriffe, sondern Begriffe, Geist, Denkart des Morgenlands — Kann unser Verfasser dafür, daß Gott da in allem zuförderst ist? —

„Und nun der Unterricht Gottes an die Menschen„ — Jerusalem, wie spricht nicht er davon! und niemand schreyt ihn drum an, als die man schon lange nicht mehr hört. Unterricht? Wo ist je Wissen ohne Unterricht? Ein Lernen ohne Lehren? Wo unter allen bekannten sich äußernden Kräften ist Eine, die nicht erst hat geweckt, angestoßen werden müssen? Und im Menschen, todt sind ja alle seine Kräfte, wenn sie nicht aufgeweckt, in Gang gebracht werden. — Und im ersten Menschen — wer konnte, wer mußte da seine Kräfte wecken, wenn er nicht todter Erdeklos bleiben, nicht unter seinen vielfachen Bedürfnissen erliegen und von so vielen drohenden Gefahren verschlungen werden sollte? Wer sonst als der, der auf dem Schauplatz dieses Lebens ihn hinstellte, mit diesem Leib und diesem Engel in der Hölle?

Wie hell und klar, wie allgenugthuend wird die Analogie zwischen dem einzelnen Menschen in seiner Kindheit und dem ganzen Geschlecht in seiner Kindheit, wenn — man nur nicht mit Vorsatz blind ist! Nun setzet ein Kind — das ja nicht wie der Bär bald nach der Geburt davonspringen soll, sondern in Art vom Thiere verschieden, auf daß es in Schwachheit den Eltern bleibe und durch Pflege und Unterricht werde, was es seyn soll — Mensch — setzt es nach seiner Geburt, bey seinem ersten um Hülfeschreyenden Wimmern, ohne Pflege auf den Boden, laßts aufwachsen ohne Unterricht — ich brauche nicht zu sagen was aus ihm werden wird. — In den Staub hinlegen werdens seine Bedürfnisse, tödten wieder das Aeußre all, wogegen das kleine Ding ankreit — und das Menschengeschlecht in seiner Kindheit

heit ohne Pflege, ohne Unterricht — wird werden was das Kind!

Was man dem Vater thun würde, der sein Kind nach der Geburt zum Raub jeder Gefahr nackt in die Welt würfe? Und der beste Vater über alles was Kinder heißt, soll der weniger lieben als der, dessen Kinderliebe nur ein matter dämmernder Stral ist! Soll man erst das stärkste tiefste Menschengefühl erwürgen um Philosoph zu seyn? Laßt mich am Vater, der milde seinen Sohn leitet durchs Leben, vor Gefahren ihn schützet — an der Mutter mit'm Lieblng an der Brust, Liebe meines Gottes lernen. — Lern's aus Systemen, wer will!

Und wenn nun das Menschengeschlecht in seiner Kindheit nicht weniger als das Kind, Pflege und Unterricht bedarf, — wie soll dieser Unterricht seyn? Woran ihm, was er zu wissen unentbehrlich hat, bekannt gemacht werden? In Demonstrationen, in kalten abstrackten Worten, in tiefsinnigen Abhandlungen a priori? Wie das Kind dabey einschläft oder nach seinem Spielzeuge schmacht und hinsieht! wie noch zu sehr Kind und Sinne es ist, um das feine duftige Ding zu fassen! That und Gegenwart wills, worans mit allen seinen Sinnen hangen, sich Herz und Seele füllen könne. — An einem Bild, einem Spielzeuge, wie gern und leicht fasset es seinen Unterricht!

Demonstrationen, und namentlich fürs Daseyn Gottes! — Die guten Alten, denen itzt so mancher Knab auf den Schultern sitzt und seine eigne Größe der halben Welt nachschreyt — sie hatten leider! keine. Die konnten ja erst entstehen in der spätern Zeit, da die Menschen an Himmel und Erde sich satt gesehen, satt gefühlt hatten, und nun weislich abstrahirend ihr Gefühl in kleine Fäden lösten; — in einer Periode da sie mit den Waffen gegen die streiten mußten, die mit ähnlichen Waffen

gegen ſie zu Felde zogen, für die alſo dieſe Waffen auch nur waren. — Aber Demonſtrationen für Kind und Volk — und in der Kindheit des Geſchlechts — was hätten ſie gewirkt?

Alſo hierinn der Unterricht Gottes an ſeine Menſchen, an ſeine Lieblinge, gewiß nicht — ſondern in That und Gegenwart, nicht für Eine Kraft der Seele, ſondern für alle Kräfte, für den ganzen Menſchen; nicht kalt und dämmernd und langſam wirkend, ſondern lebendig und mit Allgewalt ergreifend. Sagen ſollte man doch wohl nicht mehr müſſen, daß die allerphiloſophiſchſte, und in zehn Abſichten nützliche Zertheilung und Untereinanderordnung der menſchlichen Kräfte nur Abſtraction des Syſtems und ſubſidium humane imbecillitatis, und die Sprache für Eine oder Zwey dieſer zertheilten Kräfte, Unvollkommenheit unſrer Sprache iſt.

Und Gottes Sprache — iſt Gegenwart und Kraft! und ihr Vehikulum, wies ja feiner, reiner, aetheriſcher nicht ſeyn konnte, iſt Licht — wodurch Er jetzt noch in alle ſeine Welten zu allen ſeinen Menſchen ſpricht — wodurch er ſo lieblich und durchdringend ſprach zu unſern Vätern. Wo wären wir, wenn Gott nicht ſo noch täglich zu uns ſpräche!

Und das Bild, das dem Menſchen in ſeiner Kindheit ſo willkommne, ſo nöthige, und dem Geſchlecht in ſeiner Kindheit gewiß nicht weniger nöthige Bild, woran Gott ſeinen Unterricht knüpfte! — Kann man ſich ein lieblicheres, allwirkenders denken als das der Verfaſſer S. 78. ſeq. entwickelt? Aufgehende Morgenröthe! O vielleicht habt ihr ſie noch nicht geſehen — und dann ſolltet ihr auch nicht ſchreyen, als ob ihr Allem was der Verfaſſer ſagt ſchon vor lange auf Mark und Bein kommen wäret. Wenn das freundliche Licht nun dort am Himmel herrlich aufſchimmert und der Baum im Morgenthau ſich freuet,

und

und um ihn der Geſang der Vögel frölich erwacht — dann dämmert ihr vielleicht läßig auf weichen Polſtern und ſchlürfet Thee. Aber wenn ein Verfaſſer zu weitrer Erläutrung und Beſtätigung deſſen, was er ſagt, ein Buch citirt und nachzuſchlagen bittet, und ihr ſchlagts nicht nach und ſchreyet immer über Narrheit und Unverſtand — iſt denn das billig? Geht erſt hinaus vors Antlitz der Morgenröthe und laßt die Scenen der Tagwerdung, bis alles im Sonnenglanz wimmelt und lebet, vor euern Sinnen vorbeygehen, und wenn ihr dann noch was zu ſagen habt, ſo ſagts!

Hat ie ein Vater ſeinem Bilder-liebenden Kinde ein lieblicheres, erfreulicheres, faßlicheres Bild gegeben und geben können, als Gott gab ſeinem erſten ganzen ſinnlichen Menſchen? — Demonſtrationen faſſen ſie nicht. Sollen doch auch nicht bis in ihr zwanzigſtes Jahr ohne Gott in der Welt leben! — wo, an welchem Bilde werden ſie Gott am beſten lernen, milde und väterlich und von groſſer Treu ihn fühlen als — vorm Aufgang der Morgenröthe! — Wie da, nach todter Nacht, der aufſpringende Lichtſtral Leben allem giebet, und Farbe und Geſtalt; wie der Menſch neugeſtärkt an dieſer Scene hanget und wonniglich ſich drein verſenkt, und wie ſie jeden Morgen wiederkommt, mit neubelebten Sinnen er da immer lernen kann! — Eine Methode, noch beſſer als die zu Paris im Jahr 2440.

Und wenn Gott dieſe Methode erwählte, wenn Er an dieſem Bilde ſich dem Menſchen offenbarte, daran ſeinen Unterricht knüpfte: — und wenn Er Vater war, und ſein Kind nicht nackend an ſchroffe Felſen ſchleuderte, ſo that ers, und ſetzte es feſt, und machte poſitive Einrichtung — Was will der Wurm im Staub dagegen ſchreyen? — „Arme Philoſophie, die ſich damit „abgiebet zu beweiſen, was Gott thun müſte — und nicht thun könne; wenn ſie immer vom Erſten das Gegentheil ſieht, und

das

„das Letzte täglich vor Augen hat.„ So ſagte, glaub ich, Jeruſalem. Theorien, wenn ſie immer gegen Thatſachen anrennen, wie leicht können wirs entbehren!

Und wieder, wenn, allen philoſophiſchen Forderungen zu Folge, Gott am beſten, verſtändlichſten und würdigſten durch die Schöpfung ſich offenbaret – da iſt ſie ja, dieſe Offenbarung! göttlicher und menſchlicher als ſie je gefordert worden. – Was will man mehr? –

Ich bin müde von Dingen zu reden, die ſo offenbar vor aller Augen liegen, mißkannt werden, und nicht mißkannt würden, wenn nicht ein unmuthiger Partheigeiſt ausgegangen wäre, den Verfaſſer und ſein Werk in Staub zu treten. – Er wirds aber wahrlich nicht vermögen.

„Und die Tagwerke, und der Sabbath am ſiebenden.„ Wie man ſich immer gequält, das Ding Gottwürdig zu ſchlichten und zu richten in Perioden und allmählgen Entwicklungen, und doch immer in Moraſt fiel, und nichts ganz Befriedigendes herausbrachte! Nun iſt die Decke weggezogen, der Augenſchein liegt da. – Hat man hellern, ſo gebe man ihn! – Inſtitut der Arbeit und Ruhe! – Lieber Paſtor von ***, ich wiederhole deine Worte – O wenn du noch lebeſt mit deinem groſſen Sinn, deinem vollen Gefühl, deiner himmliſchen Duldung – Dich möcht ich ſehen vor der Urkunde, ſehen vorm Antlitz der Morgenröthe, und wie du am Sabbath Gott lehreſt die Deinen!! –

Wie iſt auch da Alles ins Morgenland ſo tief eingeführt, wie voll ſeines Geiſtes! Der warme Träge, der an Gott hieng wie das Kind an der Bruſt ſeiner Mutter, wie muſte er zur Tagesarbeit aufgeweckt werden! Wie erfriſchend war ihm unterm

Tau

Strål der Sonne die Ausſicht auf künftige Ruh! — Ich müßte nur wiederholen — man leſe in der Urkunde S. 92 und 123. laſſe vorerſt die Seitenblicke ſtehen, und deklamirt nicht, ſondern antworte! antworte! —

Aber das war neben andern auch kein geringer Grund des Geſchreys über die Urkunde, daß die Herren meiſtens nur mit der ganzen Waffenrüſtung ihrer Zeit, wo das ſimple Grabſcheid ſich ſchon in blanken Degen und Flinte umgeändert, ans Leſen hingiengen, und da auch ſich und ihre Waffenrüſtung finden wollten und — ſo anders fanden als ihnen recht war. — Wer ſich aber noch in die Kinderzeit der Welt zurückzuſetzen weiß, mit dem lieben Altvater zwiſchen den Seinen ſitzt, und unter der ſchattigten Eiche ſich die Füße waſchen läßt — ich meyne der wird anders reden!

„Aber nun Sabbath, und an demſelben der Unterricht „Gottes feſtgeſtellt, poſitive Lehre an den Menſchen, poſitive „Anordnung der Naturrechte!„ Und was befremdet Euch da? O wäre unſre Sabbathfeier, wie jene erſte, unſre Prieſter wie jener der Gott lehrte! Wär das nicht zum Glück der Menſchheit, das Euch ſo am Herzen liegt, zu wünſchen? „Und das „Poſitive!„ Ich dächte wenn Etwas wünſchenswerth iſt, ſo iſt es das. Wo wären wir mit Allem was wir ſind und haben, wenn nicht Alles ſich endlich an ein Poſitives von Gott feſtgeſetztes (Er ſetzt allein feſt, daß es bleibet) anſchlänge, da Urſprung, Sicherheit, Aufrechthaltung nähme? Rohr von jedem Wind hin und hergetrieben! Waiſen, von Vater und Mutter verlaßen, jezt auf dieſer Höhe ſtehend, und dann in jenen fürchterlichen Abgrund vom Sturmwind geſchleudert! Was itzt oft nur allzuwillkührlich iſt, woran jeder nagt und zerrt, und zuſezt und wegnimmt, es muß doch Urſprung haben, wie der Verfaßer gnug in die Ohren ſchreyt. — Denkt Himmel

und

und Erde aus, es muß von Etwas festem, Positivem herkommen; wo nicht, so wär's nicht, könnte nicht seyn, ihr hättet nicht einmal womit ihr so allerliebst willkührlich spielen könntet. Wind und Wetter, wodurchs Weg nehmen mußte, hättens schon lange verschlungen, und keine Spur wär mehr davon. Wer aber, wovon ihm Ruh und Friede und Sicherheit und Trost und Labsal seines Lebens hängt, nicht von Gott angeordnet) auf welche Weise es auch sey? nicht von Ihm dem Unveränderlichen festgesetzt wünscht — mir ist der Friede meines Lebens, Trost und Labsal meiner Tage zu lieb, die Offenbarung meines Gottes zu heilig und zu seelig, als daß ich mit ihm einstimmte. In meinem Herzen seegn' ich dich, mit Danke denk ich deiner vor Gott, der du mir auch hier die Dämmerung aufhelltest! mit Thatsache mir beweisest, was ich so innig wünschen muß!

„Und der Mensch — Bild Gottes!„ Ists nicht, wonach in den tiefsten Tiefen eures Herzens alles hinstrebt, woran euch euer Leibesbau und seine Kräfte, euer Geist, sein Flug in den Himmel, sein Anstreben in die Ewigkeit mächtig erinnert? Wie kann mir meine Menschheit wichtiger, mein Daseyn freudiger werden, was kann mich kräftiger als Predigten und Demonstrationen zu meiner Bestimmung hinleiten, und vollkommen zu werden wie mein Vater im Himmel, als wenn mir dieser Vater ruft: Mein Bild bist du o Mensch! Nach meiner Gleichniß geschaffen!„ und in lieblichem Echo diese Stimme immer in mir wiederhallet! Wie muß Wonne mich durchströmen, wie hoher Muth in mir erwachen, wie neues Leben in mich dringen! Guter Gott in deinem Himmel, wer unter deinen Menschen gegen diese Stimme sich empöret! den, der sie ihm wiederholend zuruft, mit Spottlächeln wegschickt — Was ist dem zu sagen? Der nicht dein Bild seyn will, der nicht innig wünschte es zu seyn, wenn ers auch nicht wäre! —

„Aber

„Aber daß nun der Unterricht Gottes an die Menschen „gar höchstes Muster und Vorbild der Künste seyn soll„ — weil er die erste und lezte Regel aller Künste in sich hält. Eins in Mannichfaltigen und Mannichfaltiges in Einem? und diese Regel in Theilen und Gliedern so herrlich ausgeübt darstellt in den aufeinanderfolgenden Scenen der Tagwerdung, und in der Menschengestalt! Wollt ihr beßre Muster und Vorbild haben, als von Gott? Wußte Aristoteles und Horaz und Boileau und Batteux beßer, was dem Menschen 's Herz umschlingt, seinen Geist zum Himmel hebt, in wonnigen Melancholien ihn tränket, als — Gott? O so viele die Dichter heißen wollen (ich will von den andern schönen Künsten nichts sagen) würden uns mit gekünstelten langweiligen Dingern nicht so oft in Schlaf leyern, wenn Sie vorm Antlitz der Morgenröthe gelernt hätten wie Gott lehrt; gesehen hätten das große Drama in Himmel und Erde. — Die ihrs gesehen habet und Mutter Natur euch speisen laßt, statt kalter, aufgestutzter, übelabgezogner Regeln — tränket noch lange mich mit den Bächen die Euch entquillen!

Als Vorbild des Kinderunterrichts wird man diesen Unterricht Gottes doch gelten lassen. Es in milden allmählichen Fortschritte zu geben was man fassen kann, immer mehr zu geben, je mehr man fassen kann — und denn diß an ein so simpels faßliches Bild, Spielzeug zu knüpfen. — Kinderlehrer! wo ist ein größers, bessers Muster einer der Menschheit so wichtigen Kunst?

„Aber nun gar die Hieroglyphe, womit der Verfaßer „seine jungen Menschen so lustig spielen läßt?„ Wars denn (laßt uns doch nicht vergessen daß, was uns in unserm lichten Jahrhundert choquiren muß, in der Kinderwelt um deßwillen nicht minder nöthig und nützlich war) wars denn für die kind-

liche

liche Menschheit nicht zu wünschen? Wars nicht göttlich und menschlich, väterlich und kindlich, den großen vielfaßenden Unterricht an solch Spielzeug zu knüpfen? Und aus diesem Spielzeug erklärt sich nicht da wieder so natürlich, so ungesucht, was ihr auf anderm Wege noch nie erklärt habet — Zeitrechnung und die ersten Schriftversuche? Man lese in der Urkunde S. 105 ꝛc. und antworte hell und klar! — Oder ists etwa unanständig, daß Gott mit seinen Menschen wie ein Vater mit seinen Kindern handelt? Unanständig, wenn der Lehrer, und trüg er auch die ganze Welt in seinem Kopf, sich zu seinem Lehrling herabläßt und — allenfalls mit ihm spielet?

Und waren denn im Alterthum nicht Hieroglyphen, woran viel hing, woher viel kam, worauf sich viel bezog, die man als Heiligthum hielte? Wieviel ist davon geschrieben! Mußten nun diese Hieroglyphen nicht irgendwo angefangen, nicht an itzend einem Vorbild entstanden seyn? (Was entsteht ohne Vorbild?) Wo ist nun dieser Anfang, dieß Vorbild, wovon sie ausgegangen in alle Lande? Ihr sucht noch in Griechenland, Aegypten ꝛc. Seyd aber immer mitten in den heillosen Charaktern und kommt nie aufs Erste. Oder wer hat den Ursprung der Hieroglyphen erklärt, daß er erklärt sey, und ihm nicht noch von zehn andern Seiten und NB. nicht ohne Grund, Faktum und Autorität, widersprechen werden könne? Nun nehme man alles, was man von den Hieroglyphen weiß, zusammen, und sehe was fester und sichrer bleibe! Und sehe dann die Hieroglyphe, die der Verfasser darstellt, und was die sichres gebe, und welchen Lichtpfad durch 1000. Wirrungen die öffne, was man an ihr auf die simpelste, ungesuchteste Weise erklären, lichten, und in Ordnung bringen könne! — Das Alterthum, es weißt ja immer auf fernern Ursprung, auf Morgenland hin — Da, rufts mit einmüthiger Stimme, da ward der

Faden

den angeknüpft, da das Saamenkorn gefält, das zum Baume wuchs, deſſen Aeſte durch Zeiten und Länder ſich hinſchlingen! Und nachmals gefragt, wo will man Zeitrechnung, erſte Schriftverſuche, natürlicher und nothwendiger entſtehen laſſen, wenn der Zufall nicht alles zuſammen und wieder von einander blaſen ſoll, als an dieſer Hieroglyphe? Man unterſuche, forſche nach und antworte!

„Aber nun der Menſch als Vorbild dieſer Hieroglyphe — immer ein ewiges Vorbilden und Nachbilden?„ Eben ein ewiges Vorbilden und Nachbilden — hellt die Augen auf; was ſeht ihr in der Welt anders? Nun wünſchte ich, der Verfaſſer hätte die Aehnlichkeit der Hieroglyphe mit der Menſchenfigur etwas näher gedeutet — aber auch bey dem Wenigen das er davon ſagt iſts ziemlich ſichtbar. — Wer nun aber ſich zu groß fühlt um Vorbild der kleinen Hieroglyphe zu ſeyn, der — muß 's ja eben auch nicht ſeyn, und bleibt was er iſt! — Indeß, aus dieſem argen, lächerlichen Sieben mögte ſich künftig noch manches anders ergeben, worüber mancher den Kopf noch ärger ſchütteln, die Wahrheit aber mit allem Schütteln nicht umſtoßen wird.

„Aber daß in der Bibel, wo ſonſt auch gar ſonderbare „Dinge ſtehen, nichts ſo Hieroglyphiſches zu finden iſt?„ Etwa darum weil mans bis auf jezt noch nicht gefunden hat — Wenn ſich allenfalls noch Dinge in der Bibel finden ſollten, die noch nicht darinn funden worden ſind? Aber die könnten bey dem hellen Licht unſrer Exegetik und Kritik nicht verborgen ſeyn. — Alſo ſind wir ſicher!

„Und daß nun aus dieſer ſimpeln Hieroglyphe ſo alle Re„ligion und Kunſt und Wiſſenſchaft dem Menſchengeſchlecht „ausgegangen ſeyn ſoll!„ Der Verfaſſer ſagt, wer dagegen

rede, müsse nie ein Werk Gottes in der Natur gesehen haben, und ich meyne er hat recht. — Die Eiche mit Stamm und weiten Aesten und Zweigen, wie klein ists wovon ihr dieß alles ausgeht? — und sie hält ihren Wipfel zum Himmel. Kann man sich etwas Gott würdiger denken als wenn Grosses aus dem Kleinen sich so nach und nach entwickelt? Und Analogie liegt ja täglich in der Natur vor Augen. Das innerste, vieltheilige Gebäude unsers Wissens, es war ja vom Anfang nicht also. — So viel Jahrhunderte bauten, so viel Entdeckungen wurden gemacht, so viel Schritte gewaget, so viel und viel, eh's ward, was es ist. Aus dem Kleinen, erwuchs es, nahm zu und ward groß. Alle sagen ja! Und woher das Kleine? Von Gott! oder woher denn sonst? Und das Kleine, was? — Doch nicht die Hieroglyphe! aus dem kleinen, unscheinbaren, magern Zauberzeichen, doch nicht das Große und Weite und Herrliche all's ausgegangen! Wer wirds ihm ansehen? — Und ich sage nichts, als: wer wirds dem Saamenkorn ansehen, daß es 30= 60= und 100fältige Frucht in sich verborgen hätte, wenns der Sommer nicht lehrte? Und wer hätts dem lieben öden Alphabeth angesehen, daß es im Alexandrinischen Brand so wüthen könnte?

Ich sehe, ich werde für einen Brief zu weitläuftig — verzeihen Sie — Mich dünkt, das verspottete und mißkannte Buch, wovon ich rede, ists werth — dünkt Sie's nicht also? Ich fasse mich kürzer.

„Vom Alterthum des Mosis Urkunde.„ Ich glaube, das ist meistens außer Streit. — Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

„II. und III. Theil.„ Schlüssel zu den heiligen Wissenschaften der Aegypter. Trümmer der ältesten Geschichte des

nie

niedern Aſiens — aus dem Hauptgebäude zurückgeführt, woraus die Trümmer entſtanden. Ich mag nicht detailliren, nicht citiren — bey aller gedrungenen Kürze, bey allem Rieſenſchritt thuts der Verfaſſer genug, und ich ſetze voraus, daß man ihn geleſen habe oder leſen wolle oder ſchweige. — Schlüſſel! Und wer muß ihn nicht wünſchen? Wo iſt das Schloß aufgeſchloſſen, wo in das Innre eingedrungen, wo ein Pfad auf dem ich nicht immer ſtrauchle, auf dem ich das Gebäude finde, das meines Suchens Zweck iſt? Wieviel Nacht und Nebel liegt noch auf der Geſchichte der älteſten Völker, ihrer Religion, Künſte, die in unſerm Zeitalter und Klima ſo anders ſind? Siebenfach ihre Geheimniſſe verhüllt und immer nur die Hülle hundertfach ausgemahlt und um ſie herumgezankt! Welche Wirrungen, daran Scylla und Charybdis! Mit wieviel Muthmaßungen und Theorien und Hypotheſen umfangen in Hiſtoires und Developpemens und Origine &c. &c.

Was ſoll nun der Verfaſſer thun? Aus 99 Quartanten den 100ſten ſtoppeln, auf daß aus Uebel ärger werde? Oder thut er nicht gerade das Beſte, das er thun kann, und was, wenns früher gethan worden, uns um manchen Schritt ſchon weiter gebracht hatte? Er unterſcheidet Zeiten und Länder, ſucht, und was daraus ſich ergiebt läßt er ſich ſelber deuten. Nimmts in Sinn und Geiſt der Zeit, des Landes, wo es entſtanden, entblößt die Modificationen ſpätrer Hände, ſimplificirt, rückt die ſimpeln Bilder zuſammen, und ſie ſammeln ſich zum verſtändlichen Ganzen. — Wo ein kürzrer, beßrer Weg?

Und welcher Aufſchluß dann, der ſich auf ſolchem Weg auch allein ergiebt! Welch ein Theſeusfaden durch die verworrenſten Labyrinthe! Licht ins dunkle Heiligthum der älteſten Gebräuche! Die tauſendfach zerriſſenen Ende des Alter-

thums gehen zusammen, und schlingen sich um den Nagel, an dem der Faden hängt, der Euch sicherlich leitet. Was sie vorhin in hundert Glieder zerrißen, und aus jedem Glied ein Ganzes zu formen umsonst sich quälten, ist ein Glied, ein simpels Bild, das Angehänge erklärt sich von selbst. Wer hätte geglaubet, daß alles sich so natürlich simplificiren, und durch Simplification so hell erklären lasse? Und Siehe es ist! Wer sich noch lieber in den alten Wirrungen herumtreibt, und Hermes 7 Wissenschaften in 7 Jahren nicht auslernt, der kanns! -- Die sieben heiligen Buchstaben der Aegypter -- Hermes, Thent, Thot mit seinen Sieben Wissenschaften -- Athos und Phanes, Phthas und Neitha, Osiris und Isis, und Götter und Thiere. ꝛc. Welche Dunkelheit lag auf ihnen! Da stehen sie in simpeler Gestalt ihrer Zeit -- und weisen auf Ursprung, -- auf Morgenland hin. --

Wie könnte ich fortfahren -- wenn ich nur Zeit hätte, und nicht noch ein Paar andre Dinge aufm Herzen! Welche Entdeckungen immer durch die so natürliche Vereinfachung, durch Hinsetzen in sein Land, seine Zeit, durch Staubabwischen und Zusammenrückung der Glieder! Welche Rettung der alten Gesetzgeber und Philosophen, die in unsern Compendien so schön gefächert dastehen! Welch Licht in die verworrene Geschichte des Sabaismus, und ein Faden durch die verzweifelten Gänge der γνωσις, die manchem so viel Schweiß treibet! Welch ein Wald aufgeräumt, die Hauptstämme gezeigt, ihre Wurzeln entblößt, so viel nöthig um den morgenländischen Saft zu zeigen, der sie belebt! Und welcher Thatbeweiß endlich, daß der Vater der Menschen sich keinem unbezeugt gelassen, seine Offenbahrung ausgegangen in alle Welt, ihr Saame bis ans Ende der Erde! Unterm Saamen wuchs denn auch Unkraut -- und in welchem Acker nicht? --

Wenn

Wenn nun das gefunden, wenn — auch nur der zehnte Theil davon gefunden werden kann, lohnts denn nicht die Mühe, den Gang zu machen, und ſich allenfalls auch durch die etwas ungewöhnliche Sprache des Verfaſſers durchzuſchlagen? Iſts denn billig, nur immer gegen die Sprache Feldgeſchrey zu machen, und das Publikum bereden zu wollen, als ob in dieſer Sprache nichts geſagt würde das Leſenswerth wäre, kein Licht, kein Aufſchluß? Ich dächte auch das ſchlechteſte Moralkompendium gäbe von Billigkeit andre Definition.

„Kein Aufſchluß!„ Nun ſo gebt ihr den Aufſchluß wenn ihr ihn habt! ſo zeichnet ihr den hellen Weg durchs Alterthum! Si quid noviſtis rectius — Ihr ſeyd ja vom Verfaſſer ſelber aufgerufen. — Warum gebt ihrs nicht? Und ſehen Sie, mein Herr! die's allein geben könnten — ſie gebens nicht, ſie ſchweigen; und die, 1000 gegen 1. geſetzt, kein Wort beſſers und lichters an die Stelle zu geben wiſſen, gehen naſerümpfend vorüber, und ſchreyen ins Publikum: „Das Ding habe man al„les ſchon lang vor gewußt, es lohne ſich um des Gewäſches „willen nicht der Mühe.„ Wie ſich gewiſſe Leute ſelber ſo platt zu proſtituiren wiſſen!

„Aber wie viel Dunkels bleibt auch noch übrig nach „allem was der Verfaſſer ſagt! Wie viel Fragen kann man „noch aufwerfen!„ Gut! dafür ſinds auch die erſten Theile die der Verfaſſer hier ausgeſtellt — ſoll da ſchon alles ganz hell und klar ſeyn, ſo brauchts keiner folgenden — Erwartets, und es wird ſchon mehr Licht geben. Der meiſte und beſchwerlichſte Weg iſt vorüber.

„Aber ob der Verfaſſer denn gar keinen Mistritt thue, „nie etwa ſchief ſehe, ſich nie irre?„ Dafür iſt er auch

Mensch und sein Werk ein Menschenwerk, und welches eurer gepriesensten Menschenwerke ist ohne Mängel? Und er sagt selber, daß er Mensch sey — beklagt Unadel, Erniedrigkeit, Verwirrtheit seiner Kräfte. — Diese Stelle muß aber wie noch ein Paar andre denen entgangen seyn, die ihn für den übermüthigen Schwärmer ausschreyen, der Alle für Narren und sich allein für weise hält! Thut der Verfasser Mißtritte so zeigt's ihm und führt ihn wieder auf den Weg — irret er, so belehret ihn! Sagt nur nicht, daß er sich nicht belehren, lasse. — Geschrey ist nicht Belehrung! und Mücken säugen, und etwa bey einem Gedächtnisfehler hoch aufschreyen: O wie der Mann in Morast bricht! Wie er sich verirret! Wie er vom Hundert ins Tausende folgert! — Ihr Herren das ist nicht Billigkeit gegen einen Schriftsteller! Aber Schande auf den Kopf derer, die so gegen ein Genie fahren!

„Aber daß ich von den etwannigen Verirrungen des „Verfassers kein Wort sage.„ Der Recensent von Herrn Spaldings Nutzbarkeit des Predigtamts sagt auch kein Wort von den etwannigen Verirrungen des Herrn Consistorialraths und das nahm ihm keiner übel auf. — Und ich glaube, die etwannigen Verirrungen der Urkunde, wahr und falsch, sind schon lang genug angegeben, daß es wohl auch einmal Zeit seyn möge, vom Guten zu sprechen.

„Ja, aber nun gar die abscheuliche Sprache — der al„chimistische und kabbalistische Stil!„ Man weiß die Vorwürfe — sie schreyen alle um die Sprache herum; durften dann nicht tief gehen, wie das vieler Herren Ding auch nicht seyn soll.

Sprache – was iſt Sie? Ausdruck, äußre Form der Gedanken und Empfindungen – Vehikulum. – Und äußre Form, iſt ſie nicht geformt nach dem was drinn iſt? Alſo Sprache gebildet nach Geiſt und Herz, was bey jedem Menſchen ſo individuell iſt, als ſeine Naſe. – Nun ſollen alle Bücher in gleichem Stilus erſcheinen – alle Menſchen die gleichen Naſen haben? — Alles über einen Leiſten! Concordiae Proteſtantium gratia – Zuerſt einer Creditiv, und wir wollen ſehen. –

Doch da kam ich zu weit, und ich habe Sie ſchon lang aufgehalten. – Hätte man nicht in ſolchem Geſchrey die Fehler der Sprache ſo raſend erhöhet, und aus Aerger gegen den Unſinn ſelber Unſinn geſprochen! – Hätte mans auch ſo in eben lautem Ton geſagt: „Der Verfaſſer ſchreibt oft ſehr unverſtändlich – man hat Müh ſeine wahre Meynung zuverſtehen, er allegoriſirt zu oft, verfolgt ſeine Bilder zuweit – ſchwebt zu hoch in den Wollken ꝛc.„ ſo hätt ichs mit geſagt. Sage aber, um nicht in Verdacht der Sprachverderberey zu fallen, auch itzt: daß ich innig wünſchte, der Verfaſſer hätte der Kraft und Fülle, dem Numerus und Energie die in ſeiner Sprache liegt, und ſo mächtig ergreift und weckt, ungeachtet, ſich näher an der Erde gehalten, ſich mehr nach dem üblichen Tone bequemet, damit Licht und Aufſchluß das es giebt, mehr Menſchen genießbar würde.

Aber dann ſage ich noch einmal, daß es eine der gröſten Unbilligkeiten unter der Sonne iſt, um des Verwerflichen der Sprache willen, Sach und Innhalt ſo anzueckeln und wegzuſchikaniren.

Denen Herren dann, die der lieben ſachten langen Perioden – wie auch des guten Geſchmacks halber in Sorgen

ſtehen, ſoll ich nicht umhin, hier die erfreuliche Nachricht zu geben, daß der Herr Verfaſſer ſich in künftig etwannigen ſeiner Schriften beliebter Deutlichkeit zu befleißen nicht ermangeln wird.

Ueber die verſchiedenen Seitenblicke, Winke, auf allerneueſte Theologie, Predigtweſen, Exegetik ꝛc. — hab ich nichts zu ſagen, als — was verdeckt iſt, wird entdeckt werden, und was verborgen iſt wird man wiſſen. —

Es nimmt ein großer Theil, unſrer, zumal theologiſchen, Litteratur dahin Weg, das große ganze Umfaſſende, das Gott in uns gelegt hat, in kleine Stücke zuzertheilen, mit abgezognen Moralien die doch wahrlich mehr bedürfende Menſchheit zu ſättigen, und das Attachement an den in Chriſtus geoffenbareten Vater, wozu im Evangelio, wenn ich meinen Augen noch trauen darf, ſo alles hinſtrebt, zu leichten duftigen Raiſonnements hinabzuſchwächen und in Abſtraktionsſchaum aufzulöſen. — Wozu das am Ende gedeyen wird — mag der Tag lehren.

„Aber nun der Uebermuth, womit in der Urkunde verſchiedenen verdienſtvollen Männern begegnet wird!„ Als ob verdienſtvolle Männer ſich nie irren könnten — und ob mans denn dieſen verdienſtvollen Männern nicht ſagen dürfe? Und wo iſt der Uebermuth, womits der Verfaſſer ihnen ſagt? Wo die Verirrung auch gar zu arg war, wie z. E. etwa der Herr Hofrath und Profeſſor Michaelis ſich zu verirren pflegt, durfte er da nicht ein wenig Salz beymiſchen? Sonſt giebt er jedem was ihm gebührt. — Michaelis und Warburton, und Hyde und Beuler und Mosheim. Er ſagt, was ſie gutes haben. Ob er aber weit genug über dieſen Männern ſey, um ſie an Ort und Stelle zu rangiren!„ Seinet-

we-

wegen kann rangiren wer will. — Er ſagt was ſie geleiſtet und nicht geleiſtet haben, und da war er allerdings der Mann ſie zu überſehen, welches ſich auch in Zukunft noch des Mehrern zeigen mögte.

„Aber der Geſchmack, der wird durch ſolche kauderwel„ſche Schriften ſeinem Untergang nahe gebracht. — Der gu„te Geſchmack!„ Lugere &c. — dafür wird der Verfaſſer auch ſein Urtheil empfangen. — Und was iſt der gute Geſchmack? Und wo iſt er zu finden? das iſt ſchon eine andre Frage bey den Herren die ſich über K. R. und die k. P. ärgern. — Wer wollte daran zweifeln? Sintemal auch Cicero nichts davon hat, daß man ſo ſchreiben ſolle. — O Chriſtus und Johannes und Petrus und Paulus — wie ihr den guten Geſchmack untergrabet! Dankts dem Herrn D. Bahrdt, ihr l. Jünglinge, daß ſie Euch den Geſchmack nicht verderben! Bahrdt und Cicero und Batteux, und — und ihr ſeyd ſicher. Τὸ δὲ πεϱισσόν ἐκ τοῦ πονηϱοῦ. —

Nun mehr als zu viel, und ich halte Sie nicht länger auf. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ſo lang vorgeſchwatzt; wies manchem geht, wenn er einmal anfängt, kann er kaum ein Ende finden. — Auch lag mir das Ding auf'm Herzen. Zwar nicht, daß ich mich unterwinde, Ihnen die Augen aufzuthun; iſt auch nicht Noth. Sie wiſſen den Verfaſſer und ſein Werk zu ſchätzen, haben auch keine Gemeinſchaft an jener ärgerlichen Abfertigung, dazu Ihr Merkur, übel gnug! hat Vehikulum ſeyn müſſen. Ich weiß, Sie geben mir, wenn auch nicht in Allem, (und das ſoll unterm Monde auch nicht ſeyn) die Hand, und haltens übrigens nicht für unnöthig, daß der übermüthige Muthwille einiger jungen Herren, die ſich zu Ihrem Merkur zugedrungen haben, ein wenig gezüch-

tigt, und ihr allgenugſamer Kitzel zu gehöriger Beſcheidenheit hinabgeſtimmt werde, gegen Männer, an die ſie wahrſcheinlich auf Kopfslänge weder heut noch morgen reichen werden, wenn ſie auch auf immer auf den Zähen ſtehen, und ſich ausrecken bis man ihnen durch'n Leib ſieht. –

Noch einmal laſſen Sie mich warm werden! Wenn einſt ſo viel ſaubre Brochüren und fade Gedichtleins, wo ſie die Empfindungen mit'm Maaßſtab meſſen, und was drüber iſt, abhauen – verkleiſterte Theorien und Hiſtoires Univerſelles und Bibliothecken und Magazine ꝛc. ꝛc. weggeweht ſeyn werden, wie die Blume des Feldes – dann werden noch ſtehn die Edeln, gegen die ſie zu Felde ziehen mit großem Geſchrey und hölzernen Degen. – Ihre Werke mit dem Stempel des Genius für Welt und Nachwelt, wie die Eiche die auf ihrem Wipfel Adler nährt – ſie nimmt in kühlenden Schatten den müden Wandrer und deckt ihn mildiglich, wenn der Platzregen herabfällt; denn – ſie iſt tief gewurzelt!

Wie viel hätte man zu wünſchen! Aber da man Erfüllung ſich, wie man mögte, nicht gewähren kann, ſo laßt uns mindſtens ſtreben, daß Werde! und im kleinen Zirkel unſres häuslichen Lebens, im Kraiſe weniger Vertrauten genießen, was wir können – bis es Gott gefällt das Harren der Kreatur zu befriedigen, und vorzuführen, was unſern Augen in dunkler Ferne nur verdämmert.

Leben Sie ſo wohl, als ichs Ihnen von Herzen wünſche und laſſen mich Ihrem Andenken empfohlen ſeyn. Ich kenne Sie nun beſſer als ehe, und denke Ihrer mit wahrer Achtung.

D. Freytags, den 17. November. 1775.

C.

II.

Eheſtands-Geſchichte des Herrn Philip Peter Marks,

Fortſetzung von S. 167. des Febr.

Fünfte Ehe.

So dürftig ich nun wirklich war, ſo feſt war ich doch entſchloſſen, nicht wieder zu heyrathen, wenn auch eine Prinzeßin mit Säcken Goldes mir ihre Hand gereicht hätte. Nicht lange! Kaum war die Wartezeit vorüber, womit die Geſetze einen armen weibbedürftigen Wittwer quälen, ſo machte mir mein Kopf den böſen Streich, und mahlte mir meinen Entſchluß als höchſt ungereimt, und das Gegentheil als unumgänglich nothwendig ab.

Eine Reiche muß es ohne alle Widerrede ſeyn, ſezte er hinzu — In dem Falle muß man nicht ſehr eigenſinnig in ſeinen Foderungen verfahren, ſchloß ich weiter; abgehärtet bin ich auch ſchon: wenn ſie alſo nur ein Menſchenherz hat, ſo mag es um alle Fehler und Mängel ſeyn!

Wer hätte es glauben ſollen? — Das Schickſal hatte mich einmal zur Ehe beſtimmt: was andern ſo viel Schweis und Mühe koſtet, als dem Jaſon die Eroberung des goldnen Vließes, das fand ich in der kürzeſten Zeit: — Fünfzigtauſend Thaler und eine Frau!

Sie war eine Kaufmannstochter, und ich erhielt ihre Hand — das Herz war wohlbedächtig im Ehekontrakte ausgelaſſen worden — aus keiner andern Urſache als weil ihre Mama in den Blattern, da ſie nach einer neuntägigen Blindheit die Augen zum erſtenmale wieder aufſchlug, aus mütterlicher Freude dem Himmel verſprochen hatte, ihre Tochter keinem Manne, wenn er nicht Philipp hieß, zu geben; weil ich dieſen Nahmen führte, und gerade ihn angab, als die Mutter in der verheirathenden, und die Tochter in der heirathenden Laune war, das heißt, eins gern das andre los ſeyn wollte."

Dieſe Fünfzigtauſend Thaler waren ihr Erbtheil vom Vater und für ſie ohngefehr von der Wirkung, die eine Krone auf einen Bettlerkopf haben würde. Ihr tägliches Geſpräch betraf ihr Geld und die wichtigen Verdienſte ihrer Familie. Sie gab mir es oft nicht undeutlich zu verſtehn, daß ich durch ſie glücklich geworden wäre, und wenn ich nur den geringſten Widerwillen wider ihre Meynung äußerte, ſo erfuhr ich, wie groß ihr väterliches Erbtheil geweſen war. Meine

Lieb-

Liebkoſungen nahm ſie mit einer ſo ſtolzen kalten Mine an, als ein Baſſa ein ſchuldiges Geſchenk. Des Morgens wurde ich zum Handkuße gelaſſen, und wenn ich meine Schuldigkeit verſäumte, ſo wurden des Mittags bey Tiſche alle ihre Fünfzigtauſend Thaler Groſchen für Groſchen hergezählt. Des Nachmittags hatte ich bey ſchönem Wetter die Erlaubniß, ihr im Garten oder auf dem Spaziergange meinen Arm zu leihen, und bey ſchlechtem eine Parthie Tricktrack mit ihr zu ſpielen; aber um nichts — denn ich gewänne Ihnen ja mein eignes Geld ab, war ihr hinzugeſezter Grund; und — Himmel! daß ſie Recht hatte! — Abends war ich ihr Vorleſer; dafür empfieng ich zur Entſchädigung meines heiſchern Halſes, nach Beſchaffenheit der Jahrszeit, einen Apfel, eine Weintraube, eine Taſſe Milch, ein Stückchen Zwieback oder ähnliche Viktualien: denn ſie hielt niemals des Abends ordentliche Tafel — um ſich die Beſchwerlichkeit der Träume zu erſparen, war ihre Urſache — ſondern ſie genoß nur etwas leichtes, wovon ihr Gemahl auf die Loſung: nein, ich bin heute ſehr unmäßig! wollen Sie? — die Vergünſtigung erhielt, ſich mit dem Reſte zu bedienen. Sogar nach ihrem Takte mußte ich — doch ich mag weiter nichts ſagen.

In dieſer Einförmigkeit agirten wir unſer tägliches Leben, wie eine vorgeſchriebne Rolle, und mit ſo weniger Abwechslung, daß unſre Geſellſchaft niemals

durch

durch einen Beſuch unterhaltender gemacht wurde. Die natürliche Urſache war — die Vornehmeren beneideten ſie, daß ſie ohne ihren Stand ſo viel Geld hatte, und ſie beneidete jene, daß ſie bey ihrem Gelde nicht ihren Stand hatte: jene konnten keine gute Meinung von ihr haben, weil ſie die Modefarben vierzehn Tage eher in Seide trug, als ſie im Stande waren, ſie in wollnen Zeuchen zu tragen: Hauben, Bandſchleifen, Friſuren, Garnituren nach dem neueſten Pariſer Fuße flatterten an meiner Frau herum, wenn jene, um nicht ſündlicher Weiſe ganz aus der Mode zu ſeyn und doch meiner Frau ihre Ueberlegenheit nicht fühlen zu laſſen, durch die dritte Hand ſich bemühten, den Schnitt oder die Figur wegzukapern: meine Frau hingegen brüſtete ſich mit ihrer Superiorität zu ſehr, als daß ſie eine Geſellſchaft nicht hätte vermeiden ſollen, die viel ſchlechter angezogen und doch ſo unbillig war, etliche Grade Achtung mehr, als ſie von ihnen empfieng, zu verlangen. An Leute von gleichem Stande, deren Werth ſich unter funfzigtauſend belief, ihre Geſellſchaft zu verſchwenden, wäre die offenbarſte Ungereimtheit geweſen, die gewiß den Geiſt ihrer Voreltern beunruhigt hätte. Bey Leuten, die gerade funfzigtauſend oder etliche Thaler drüber hielten, deren Anzahl ſo klein als möglich war, ereignete ſich eine neue Hinderniß — ſie waren alle Frauenzimmer von Verſtande; und ärgerlich wäre es doch geweſen, bey Leuten von gleichem Werthe ſchweigen zu müſſen.

Alſo,

Alſo, ohne alle mögliche Vermeidung, mußte die Einſamkeit und die Geſellſchaft ihres Mannes, weil es nicht anders ſeyn konnte, gewählt werden.

Außer den benannten und unbenannten Eigenſchaften hatte ſie beſonders eine, die ſie in den Augen aller höchſt lächerlich und verächtlich macht: — Sie war ein Freygeiſt.

Wie ſie zu dieſer Ehre kam? — Recht wunderlich!

Der Himmel hatte ihr in ihr Herz ein gewiſſes ſchweres Gegengewicht eingehängt, das die ganze Seele niederzog, ſo bald ſich nur etwas, das einer Nachahmung oder dem gewöhnlichen Thun und Laſſen der Menſchen ähnlich ſah, bey ihr einſchlich. Wenn Damen und Kammerjungfern, Bürgersweiber und Jungemägde alle Kräfte ihrer Toilette anſpannten, um der Heiligkeit eines Feſtes oder andern Gelegenheiten, ſo viel an ihnen war, allen äußerlichen Glanz der Feyerlichkeit zu geben; ſo erſchien ſie in dem verächtlichſten Negliſchee, mit ſo weniger Rückſicht auf die Wichtigkeit des Tages, daß ſie einmal an dem höchſten Feſte des Jahres in die bunte funkelnde chriſtliche Verſamlung — mit einer ärgerlich ſchmutzigen Dormöſe, dem Nachtkorſette und einer höchſtunheiligen Saleppe hineintrat, die kaum gut genug geweſen wäre, um an einem allgemeinen Bußtage ſtatt des Sackes und der

Aſche

Aſcht Buße darinne zu thun — und oben drein mit einer ſolchen Frechheit hineintrat, daß jedermann gen Himmel ſah und ſeufzte: Wenn die nicht verdammt wird! — das hieß, in gutes richtiges Deutſch überſezt: wenn ich ſie nur verdammen dürfte! — und die ganze Kirche hindurch konnte niemand Augen noch Ohren zum Pfarrer wenden, alle noch ſo erweckliche Ausrufungen hatten keine Kraft; denn jedermann war in Betrachtungen über das ſündliche Betragen meiner Frau vertieft.

Sie gieng noch weiter.

Unſre Stadt lag gerade auf ſo einem Platze der Erdkugel, daß, wenn es auch in allen teutſchen Köpfen nach allen vier Himmelsgegenden zu, heller Mittag geweſen wäre, doch bey uns erſt die Morgendämmerung des Verſtandes anbrechen mußte. Die natürliche Lage war nicht ſo ſehr ſchuld daran — denn andre Städte mit einer viel ungünſtigern Lage hatten einen höhern Grad der Erleuchtung — als vielmehr die Verfaſſung des ganzen Landes, die eingewurzelte Denkungsart der Einwohner, ihre Beſchäftigungen und übrigen äußerlichen Umſtände — und dieſes zuſammen genommen machte es nicht anders als nothwendig, daß man ſich für die aufgeklärteſten Menſchen des Erdbodens anſah und in einer ewigen Dämmerung blieb.

Bey dieſer Bewandniß war die Schwierigkeit nicht groß, ſo bald es einem, der die übrigen Mitbürger überſah, einfiel, ſich an ihrer Angſt ein boshaftes Vergnügen machen zu wollen, für jede Ungereimtheit, wenn ſie nur nicht in die Augen ſprang, allgemeinen Glauben zu finden. Aus einer ſolchen heimtückiſchen Abſicht hatte man, als ſich zu verſchiedenen malen Nebenſonnen kurz hinter einander zeigten, den Ruf ausgeſtreut: daß an einem beſtimmten Tage, wo die lezte Erſcheinung dieſes unglücklichen Phänomens ſich ereignen ſollte, ein allgemeines Gericht über die ganze Stadt ergehn würde; zu Steurung der üppigen und unzüchtigen Sitten, die unter den Einwohnern herrſchten, ſollten an dieſem Tage alle verheyrathete Männer und Weiber, die ſich einer Untreue, und eines Gedankens von Untreue — das war hart! — bewußt wären, alle Unverheyrathete, die jemals eine verbotne Neigung gefühlt hätten, bey dem Eintritte des Luftzeichens vom Schlage gelähmt werden. Die geringern Einwohner hörten die Prophezeihung ſo an, wie Leute, denen man einen beißendrn Einfall ſagt, ohne daß ſie ihn völlig ſo fühlen, wie ſie ihn fühlen ſollen; es wurde alſo blos ihre ſchon vorhandne Furcht vermehrt; und um nicht umſonſt angefangen zu haben ſich zu fürchten, ſchufen ſie in der Geſchwindigkeit die Vorherverkündigung nach ihren Fähigkeiten und ihrer Empfindungskraft um: die Stadt, hieß es unter ihnen, ſollte untergehen, weil die Einwohner zu viel Sünde

gethan hätten. Die Vornehmern lachten über diese lezere und zitterten bey der erstern, ohne sie glauben zu wollen, ohngefehr wie ein Dieb doch wenigstens einen kleine Schauer fühlen würde, wenn man ihm Karls des fünften peinliche Halsgerichtsordnung vorläse.

Die Furcht verbreitete sich endlich so allgemein, daß sogar Leute davon angesteckt wurden, die keine, wenigstens keine muthmaßliche Ursache dazu hatten. Da das Uebel so sehr überhand genommen und dem Unwesen gar nicht mehr zu steuren war, so hielten es die hochweisen Väter der Stadt für ihre erste Vaterpflicht, ein Einsehen darüber zu haben.

Die ganze Stadtobrigkeit hatte den Zepter und die Vaterruthe sehr jung in die Hände bekommen — der älteste Bürgermeister mochte damals einunddreißig Jahre und etliche Wochen seyn — und hatten also viele Ursachen mehr, als die tributbaren Bürger, einen so plötzlichen Untergang zu verabscheuen. Auch erschrack ein jedes der Mitglieder, für seine Wenigkeit, ungemein über die Prophezeihung des gemeinen Haufens, ob es gleich keins Wort haben wollte; und über die erste, die der Magistrat, ob sie gleich älter war, viel später erfuhr, wurden sie durch Mark und Bein so erschüttert, daß ein kleiner schwächlicher Rathsherr, der besonders von Jugend auf im rechten Arme ein starkes Zittern gehabt hatte, bey dem Schützenschmauße, wo

man

man zuerſt die ſchreckliche Weiſſagung vernahm, als er eben ſtehend aus einem Deckelglaſe die Geſundheit der Bürgermeiſterin trinken wollte, vor Entſetzen auf den Stul zurückfiel, und der Frau Bürgermeiſterin die ganze Geſundheit auf das ſchöne Kleid warf, womit er ihr erſt vor einem halben Jahre ein Geſchenk gemacht hatte.

Viele, die ſich vorzüglich für das gemeine Beſte bey dieſer Gelegenheit zu intereßiren ſchienen, wollten auf der Stelle eine Berathſchlagung halten, wie dem Uebel abgeholfen werden könnte: doch ein finſtres ſchwarzbraunes Männchen, das ſeine und ſeines Amtes Wichtigkeit beſſer fühlte, belehrte ſie mit einem Kopfſchütteln, daß dieſes der Heiligkeit ihrer Verſammlungen derogiren würde; angeſehen, denn und alldieweilh die Kardinäle ſich nicht eher zur Wahl eines Pabſts begeiſtert genug glaubten, als bis ſie in dem Konklave wohl verriegelt und verſchloſſen wären. Der Grund war zu ſehr in die Augen leuchtend, als daß man ihm nicht völligen ungemeßnen Beyfall geben mußte.

Bey der geſetzmäßigen Verſammlung, die Tages darauf gehalten wurde, waren alle in corpore ſchon beyſammen, ehe noch die angeſezte Stunde kam, da dies ſonſt bey dem gewöhnlichen Laufe der Sachen eine halbe Stunde vor dem Ende der Sitzung erſt geſchah. Der Geſichtspunkt der Frage wurde ſo genommen, daß

man überlegen wollte, wie bey diesfalls erregter allgemeiner Unruhe dem Unweſen zu ſteuren und abzuhelfen ſey. Der erſte, der ſeine Meynung ſagte, hatte unglücklicher Weiſe in dem lezten Univerſitätsjahre durch eine veneriſche Krankheit alle ſeine natürliche und erworbene Logik eingebüßt und verſtund alſo die Frage falſch. Er glaubte, es wäre von den Vorbereitungen zum Untergange die Rede, und ſchlug alſo vor: man ſollte alle polniſche und inländiſche Ochſen der Stadt, alles Bier, allen Wein, genug alle mögliche Proviſionen des Gaums und des Magens, die nur von dato an in der Stadt betroffen würden, auf einen großen Platz vor mehrbemeldeter Stadt zuſammen bringen laſſen, und ſie, nach Stand und Würden, unter die ſämtlichen Einwohner austheilen, damit ein jeder nach Belieben damit ſchalten und walten könnte, und wenigſtens von den Gütern der Stadt bey ihrem Untergange nichts verloren gienge. Er legte ſogar, zum Beweiſe ſeiner unermüdeten Vorſorge, eine Theilungskarte vor, worinn, nach einem muthmaßlichen Anſchlage, die Sache ſo veranſtaltet war, daß auf die Steuermänner der Republik drey Theile kamen, und den übrigen der vierte nach einem billigen Abzuge, von 5 vom Hundert des durch verpflichtete Taxirer geſchäzten Werths, erb- und eigenthümlich zugeſchlagen wurde. Der Vorſchlag gefiel: nur ein Mann, der mit ſeinen Augen und ſeinem Bauche weiter ſah, fand dies dawider einzuwenden, daß, wenn der Untergang

der

der Stadt nicht am anberaumten Termine erſchiene, und vielleicht noch weiter hinausgeſchoben würde, alsdann wegen Verarmung der Kommun der ganze Staatskörper an Haupt und Gliedern Hunger leiden müſſe. Dieſen Einfall hieß ſogleich jedermann wegen ſeiner augenſcheinlich großen Schönheit und Richtigkeit vortreflich, und der ganze menſchenfreundliche Vorſchlag wurde niedergeſchlagen. Es kamen verſchiedene weniger ſinnreiche Entwürfe zum Vorſchein, wobey das einzige merkwürdig war, daß immer der folgende die vorgelegte Frage in einem ganz andern Sinne beantwortete, als der vorhergehende.

Nachdem man ſich müde gedacht und geredet hatte, und hin und wieder ein hochanſehnlicher Bauch anfieng dazwiſchen zu knurren, wodurch zwiſchen zweenen unter den Berathſchlagenden ein unſeliges Misverſtändniß erregt wurde — ſie waren beyde Cicisbeen der Bürgermeiſterin und natürlicher Weiſe heimliche Feinde; der eine war mit ſeiner Rede im vollen Galope, als der Magen des andern laut zu ſeufzen anfieng, welches jener in der Begeiſterung für ein Nein hielt, das ihm dieſer entgegenſetzte, und daher den vermeinten Widerſprecher ſo hart behandelte, daß ihm kein Biſſen des Mittags darauf ſchmeckte — Nachdem alſo jedermann entkräftet war, ſo trat eine hagre miſanthropiſche Figur, die bisher an dem einen Ende ſtille geſeſſen hatte, mit gefalteten Händen und ſeufzend hervor, und gab den

Rath, daß man bey dem ſichtbaren Zorne des Himmels, zu ſeiner Verſöhnung, einen Bußtag zu Abwendung künftiger Nebenſonnen anſtellen ſollte. — Der Mann war das frömmſte Glied des ganzen Kollegiums, das merkt man wohl.

Ein ſolcher Rath mußte nothwendig mit dem lauteſten Beyfalle aufgenommen werden, beſonders da die vortrefliche Bequemlichkeit dabey war, daß man ohne große Anſtrengungen des Kopfes ſich rühmen konnte, herrliche Anſtalten vorgekehrt zu haben, und doch dem lieben Himmel die ganze Sorge allein beſtreiten ließ.

Dieſer Bußtag war es, wo meine Frau ihrer Freygeiſterey auf die unverantwortlichſte Weiſe, den Zügel ſchießen ließ. Jedes Alter, jeder Stand, jedes Geſchlecht erſchien, dem Cerimoniell gemäß, vom Kopf bis auf die Füße ſchwarz, wenigſtens in der dunkelſten Farbe, wenn eine ſchwarze Kleidung fehlte. Meine Frau allein trat in ihrem ganzen Brautſtaate, funkelnd und ſtrahlend, wie eine Feenkönigin, an meinem Arme in die hochſchwarze Verſammlung; und ich gutwilliger Thor, hatte mich von ihr bereden laſſen, ein rothes Kleid mit einer goldnen Stickerey, mein Bräutigamskleid, anzuziehn. Ich hatte keine andre Abſicht, als durch Ungehorſam meine Frau nicht in die Nothwendigkeit zu ſetzen, mir den Belauf ihres Eingebrachten von neuem herzurechnen; aber ſie wollte ohne Zweifel

jeder-

jedermann kund thun, daß eine geweißagte Beſtrafung der Untreue ſie in keine Furcht ſetzen könne.

Wir hatten kaum den Fuß in die Kirche geſetzt, als jedes Auge vom Buche weg auf uns ſich wandte, und auf jedem Geſichte las ich, ohne zu buchſtabieren, deutlich, Aergern, Erſtaunen und eine gewiſſe heilige Wuth. Jedes ziſchelte nach Maasgebung ſeines Standes eine Ausrufung — das ſind läſterliche Leute! brummte man in den Mannsſtülen — das iſt eine gottloſe Sünderin! ſchwirrte man in den Weiberſtülen — das iſt Blasphemie! murrte man aus der Sakriſtey, und Fräulein Louiſe liſpelte ganz vernehmlich aus dem Fenſter ihrer Kapelle der gnädigen Mama zu: Sie iſt — wie heißt man das Ding? — ein eſplit fort.

Sogar in dem Sermone wurde uns die Ehre erwieſen, daß man unſrer ſehr deutlich Erwähnung that, und nicht viel fehlte, ſo war mein rother Rock und die Diamantnen Ohrgehänge meiner Frau die einzige Urſache, warum Nebenſonnen in der Welt waren. Dadurch wurde die Wuth des vornehmen und geringen Pöbels autoriſirt und gleich nach der Predigt eine Verſchwörung wider meine Frau gemacht: mich zog man gar nicht ins Spiel — vermuthlich, weil diejenigen, die die Verſchwörung anzettelten, Frauenzimmer waren, oder auch weil ich gleich nach der Predigt ein ſtarkes Naſenbluten bekam, und man zur Ehre des Him-

mels gewiß hoffte, daß er einen Blutſturz daraus machen würde.

Kaum war meine Frau aus der Kirchthür heraus — mich hatte das Naſenbluten genöthigt, vor der Zeit nach Hauſe zu gehn — und im Begriffe nach ihrer Portſchäſe ſich zu erkundigen, als ſchon ein allgemeiner Ausruf des verſammelten Pöbels ihr entgegenſchallte. Da kömmt ſie! rief man, und dies war das Zeichen zum Angriff. Um der abſcheulichſten Ketzerey willen hat niemand unbarmherziger behandelt werden können: man plünderte ſie, man riß, man ſchnitt ihr das ſchöne Brautkleid entzwey, und viel fehlte nicht — ſie ſelbſt. Einer der Bürgemeiſter ſtand nicht weit davon und runzelte ſchon ſein Geſicht in eine finſtre Amtsmine zuſammen, um dem Unfuge nachdrücklich zu ſteuren, als ihm ſeine Frau beym Ermel zupfte und ihm ins Ohr ziſchte: laß ſie immer zauſen! — und er ließ die Runzeln wieder auseinander fahren, trat hinter ſeine Frau, damit doch wenigſtens kein naſeweiſer Tadler ſeiner Unthätigkeit Vorwürfe machen könnte, und ſahe durch ihren linken Arm mit herzlichem Vergnügen dem Unweſen zu.

Welch ein Anblick für mich, als ich ſie unter Begleitung beynahe der ganzen Stadt, unter dem hönenden Lärme des Pöbels, in dem traurigſten Zuſtande, mit zerrißnen Haaren, herumflatternden Stücken ihrer Klei-

Kleidung, bis auf die Schnürbruſt ausgezogen, mit blutenden Ohren, aus welchen man die Ohrringe herausgeriſſen hatte, mit beſchundnen Händen, zerſeztem Geſichte die Gaſſe herauftaumeln oder vielmehr von der Menge vor ſich hertreiben ſah. Sie weinte, bedeckte ſich ihr Geſicht, und man riß ihr die Hände herunter; und, was das entſetzlichſte war, Leute, die ſich vornehmer und darum auch weiſer dünkten, als die ganze übrige Stadt zuſammengenommen, konnten aus den Fenſtern mit einer innigen Freude dieſes klägliche Schauſpiel anſehen und laut genug ſagen: die Modenärrin! Sie hat es verdient! — Himmel! wenn werden wir wieder nackt gehen? dann, denk' ich, ſollen die Menſchen um vieles vernünftiger und verträglicher ſeyn.

Ich empfieng ſie an der Hausthür, ſchloß ſie geſchwinde zu, und fand nicht für gut für diesmal, aus Begierde mich zu rächen, mich der Raſerey des unſinnigen Volkes auszuſetzen; oder vielmehr, ich konnte an keine Rache denken, ſo bewegte mich der Anblick meiner gemishandelten Frau. Bis in das Innerſte war ich gerührt, und lief von einem Winkel zum andern, um ihr Linderung ihres Schreckens zu verſchaffen. Sie fiel ein paarmal in Ohnmacht; ich ſtrich ihre Schläfe, ich ſchrye, um ſie wieder zu erwecken, lief, gieng, kam wieder, küßte, tröſtete, ſtreichelte ſie, kurz, that alles, was ein gutherziger Ehemann gegen ſeine unglückliche Ehefrau thun kann. Ich dachte in dem Augenblicke

mit keiner Sylbe daran, daß ihre Schande auch meine war, gewiß nicht! es war nichts als zärtliche Besorgniß, Mitleid und — Liebe, die bey einer gutdenkenden Seele sich allzeit in solchen Fällen einfindet, wenn sie auch vorher niemals sehr stark seyn konnte.

Dies beyläufig zur Ehre der Polizey zu melden; als meine Frau beschimpft, beynahe zerrissen und in ihrem Hause angelangt war, so schickte man ein starkes Chor Rathstruppen, dem Unwesen mit gehörigem Nachdrucke zu steuren und zu wehren; — wofür der liebe Himmel alle Lammsbraten segne, die sie samt und sonders dieses Jahr genießen werden! —

Meine Frau konnte einen solchen Schimpf nicht überleben: sie verfiel in eine hitzige Krankheit und starb; und unter allen meinen Weibern hat mich der Tod keiner einziger in eine solche Wehmuth versezt als der ihrige.

Nur das war mir ärgerlich, daß sie erst beschimpft, beschunden, gestoßen werden und gar ihr Leben einbüßen mußte, um sie zu lieben. — O Herz! du bist wohl das seltsamste, das poßierlichste unter allen Geschöpfen der Erde!

Noch ärgerlicher war es für mich, daß meine Mitbürger solche Unmenschen waren, und nicht einmal durch den Tod ihren unsinnigen Zorn über eine Eitelkeit oder viel-

vielmehr eine Singularität — weiter war es gewiß nichts — befriedigen ließen, sondern noch bey ihrer Leiche einen Auflauf machten, die boshaftesten Spöttereyen, die verläumderischsten Nachreden bald sich halblaut zuzischelten, bald öffentlich mich hören ließen; daß eine lange Zeit darauf meine verstorbne Frau das einzige Gespräch bey Mandelcremen und bey Käse und Brod, beym Schokoladenbecher und beym Bierglase war, und bis auf die Eingeweide, bis auf die kleinsten Handlungen sich und ihr Leben so zerlegen lassen mußte, daß sie die Würmer im Grabe nicht heißhungriger zerfleischen können. — Doch muß ich auch hier dem Magistrate die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen; da die Leiche vorbey war, ließ er seine ganze Leibgarde aufmarschiren.

Mein Plan war diesmal von allen, die ich jemals nach dem Tode einer Frau gemacht hatte, verschieden — weil meine Umstände verschieden waren. Ich beschloß, nie wieder zu heyrathen, die vermachten Fünfzigtausend meiner Frau aus der Handlung ihrer Anverwandten herauszuziehn, und sie zu Erkaufung eines Guts anzuwenden, wo ich in philosophischer Einsamkeit, wie der Genfer Bürger, seinen Hypochonder ausgenommen, mit mir selbst und der ganzen Welt zufrieden — welches sich am besten seyn läßt, wenn man nicht in ihr leben darf — in Gesellschaft eines guten Buchs und meines Kopfs — schade daß die Einsamkeit das

Herz

Herz wo nicht ganz doch zur Hälfte ausschließt! — bis es mein Grab leben wollte.

Wie beschlossen, so gethan. Ich wurde Besitzer eines Guts und Besitzer meiner selbst.

Eines Tages, als ich auf einem nachdenkenden Spaziergange, wo ich meine Gedanken und meine Empfindungen bald auf gegenwärtige Gegenstände sich heften, bald frey die ganze Welt durchschweifen ließ, durch ein Birkenbüschgen gieng, wo der Weg nur durch eine Reihe einzelner Bäume von einem Felde abgesondert war, das gegenüber an einem langgedehnten Rasenhügel stieß, wurde ich unter einem Feldbirnbaum ein Mädchen gewahr, das etwas in den Händen hielt und mit aufgeblasnen Backen darauf hauchte. Ich stund still und fand, daß es ein Vogel war, dem sie Athem in den Schnabel bließ. Ich betrachtete sie genauer, besonders da sie den halbflatternden Vogel ins Gras legte, sich aufrichtete und mit Bedauern ihn ansah.

Ich nahm um mehrerer Sicherheit willen mein Fernglaß, und hinter meinem Glase stand eine Figur! — o eine Figur! die mein Blut in Einer Sekunde zweymal durch alle Pulsventile durchjagte! — Keine schöne Figur war es im gewöhnlichen Verstande, keine in der Titianischen Manier, die durchs schöne Kolorit und den bezaubernden Gliederbau hinreißt. Sie hatte wenig oder gar nichts von dem, was man gewöhn-

gewöhnlich ſchön nennt: — eine etwas bräunliche Geſichtsfarbe, keine feine, glatte Haut — denn die Blattern hatten Vertiefungen und Erhöhungen darauf zurückgelaſſen: ihre Wangen glühten von Geſundheit und jugendlichem Feuer: die Form des Geſichts war, ohne es mit kritiſcher Genauigkeit zu beurtheilen, im Durchſchnitte gerechnet, hübſch, und hätte gleich ein Kenner ſchöner Formen hier und da eine Parthie nicht in dem regelmäßigſten Verhältniße gefunden, ſo that doch das Ganze eine bewundernswürdige Wirkung auf mich; und das ſchien mir Beweis genug, daß ſie für mich ſchön war. Doch dieſes war eine Wirkung der Mine, die dies blattergrübige ſchwarzbraune Geſicht begeiſterte; eine ſo ſeelenvolle, witzige, lebhafte, feurige Mine! mit Güte und Treuherzigkeit gemildert! Ihre dunkelblauen Augen funkelten, wie ein Paar Morgenſterne, unter den ſchwarzen gewölbten Augenbraunen hervor; auch hatten ſie bey allem hellen Glanze das ſanfte ſtille Licht der Venus. Ihr Hals, der freylich nicht mit dem Pariſchen Marmor ſtritt, ſondern vielmehr dem blaßgelben Apuliſchen glich, war entblößt — vermuthlich ihn von der Luft abkühlen zu laſſen, hatte ſie ihr Halstuch neben ſich hingeworfen, bey dem auch die Handſchuhe lagen, welche an keinem beſſern Orte ſeyn könnten, weil ſie an den Händen gerade das ſchönſte ſichtbare Stück ihres Körpers bedeckt hätten. Sie waren klein, und faſt ſo wie Arioſt die Hände ſeiner Alcina mahlt,

La candida man ſpeſſo ſi vide
Lunghetta al quanto et di larghezza anguſta,
Dove nè nodo appar nè vena eccedo; (*)

und die Finger, die er vergeſſen hat, ſo klein, ſo dünn, ohne mager zu ſeyn, mit fleiſchfarbnen runden Nägeln beſetzt!

Ben ſi puó giudicar, che corriſponde
A quel ch'appar di fuor, quel che ſ'aſconde. (**)

Genug, die ganze Figur weckte meine ganze Empfindung auf, und wie ſie mit den niedlichen Fingern dem Vogel die Federn auf der Bruſt auseinander ſtrich, um zu fühlen, ob ſein Herz noch ſchlüge, ſo fühlte ich gerade ſo etwas, als da ich das erſte Mädchen umarmte.

Da ſie endlich gar halb mit einer verzweiflungsvollen Verdroſſenheit, halb mit unwilliger Betrübniß in die Hände ſchlug und ausrief: ach, er wird nicht wieder lebendig! — ſo blickte aus Mine und Geberde ein ſo unſchuldiger Reitz hervor, daß ich mich nicht mehr halten

(*) „Die weiße Hand iſt etwas länglich und ſchmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte Fläche." Mainhards Ueberſetzung.

(**) „Man kann leicht urtheilen, daß das, was verſteckt lag, mit dem, was dem Auge blos ſtand, übereinſtimme." Ebenderſelbe.

halten konnte und aus meinem Hinterhalte hervorlief, um ſie in meine ausgebreiteten Arme zu ſchließen. Sie ſprang auf, als ſie mich gewahr wurde, und kam bittend auf mich zu: Können Sie nicht einem armen Vogel wieder zum Leben verhelfen; ich quäle mich ſchon eine Viertelſtunde, und immer umſonſt.

Meine Tochter, ſprach ich, lege ihn an dein Herz; iſt er gleich eiskalt, ſo muß er da doch wieder zum Leben erwärmt werden.

Iſt das wahr? fragte ſie mit einer naiſen Unwiſſenheit, und war ſchon im Begriffe, meinem Rathe zu folgen, als ich ſie umarmte; die Umarmung, welche gewiß eine der feurigſten war, mochte das Blut aus den Fingern in das Herz zurückziehn, die Finger wurden ſchlaff, ihr Druck auf den Vogel ließ nach und der Vogel — entfloh.

Da fliegt er! rief ſie mit Erſtaunen und Freude. Nur gut, daß er wieder lebt!

Alles dies that und ſagte ſie, ohne ſich zu beſinnen, daß ihr Halstuch auf der Erde lag, und daß ich, da ich ein gutes Drittel gröſſer war, durch die Wölbung der Schnürbruſt Schönheiten entdecken konnte, die ſie wenigſtens nicht bey der erſten Bekanntſchaft gleich entdeckt wiſſen wollte. Sie ließ mich ohne Bedenken ihre

Hände

Hände drücken, Finger für Finger durchzählen und zuweilen küssen, während daß sie mir mit vieler Lebhaftigkeit berichtete, ihre Brüder hätten ihn in Schlingen gefangen, und weil er ihnen nicht gefallen, weggeworfen: darauf habe sie ihn gesucht, gefunden und ihm so lange Athem eingeblasen, ihn gestreichelt und gewärmt, bis er endlich davon geflogen sey. Meine Brüder, setzte sie hinzu, sind sehr boshaft: sie zeigen mir immer die schönsten Vögel und schießen sie alsdann. Sonst da ich jünger war, beschenkte ich sie oft, daß sie keinen umbringen sollten, aber die Grausamen nahmen meine Geschenke und brachten sie doch um; und itzt quälen sie mich noch. Gerade vor meinen Augen tödten sie Alles, dessen sie nur habhaft werden können. Sie nennen mich schwach: vielleicht bin ichs, aber ich kann es nicht ändern. —

Und darfst es nicht ändern, meine Tochter! unterbrach ich sie. — Deine Kur hat dich so erhizt, daß deine Brust sich noch einmal so hurtig hebt. —

Hier sahe sie mit einem Blicke herunter, wurde gewahr, daß ihr Halstuch nicht an dem rechten Orte war, nahm es beschämt um, und die kalte Anständigkeit jagte die ganze Naivetät der Empfindungen und der Worte weg: sie bat mich mit einer Verbeugung um Vergebung — und erinnerte mich dadurch, daß wir in dieser Welt waren. — Der fatale Knix! den hätte sie können seyn lassen.

Ich

Ich fragte nach ihrem Alter.

Sechzehn Jahr, antwortete ſie lebhaft, aber doch mit Beobachtung der jungfräulichen Etikette — ſie erröthete ein wenig dabey.

Warum wirſt du roth, meine Tochter? fragte ich weiter. Die Natur wird nicht roth; wer hat dich das gelehrt?

Das Roth wurde etwas höher und die Augen ſanken um die Hälfte nieder. — Wollen ſie meinen Vater beſuchen? ſagte ſie endlich mit einer ſolchen Süßigkeit der Stimme — wenigſtens war es Süßigkeit in meinen Ohren — daß ich mit meiner Empfindung ganz wieder aus der gegenwärtigen Welt hinaus war, und indem ich ihre Hand ergriff, ſie bat, mich zu ihm zu führen.

Wir giengen. Sie belehrte mich unterwegs, daß ihr Vater ehmals in einer mittelmäßigen Bedienung geſtanden, und wegen eines unglücklichen Zufalles genöthigt worden ſey, ſie zu verlaſſen; worauf er von ſeinem nicht allzubeträchtlichen Vermögen ein Gütchen gekauft, und ruhig und zufrieden bis izt mit einer Frau und vier Kindern von dem Einkommen deſſelben gelebt habe. — Ich war drey Jahr alt, als er es kaufte, ſagte ſie.

Wir ſchwazten und ſchwazten, und über dem Geſpräche vergaß ich mich ſo ſehr, daß wider mein Wiſſen meine Bewundrung zu einer förmlichen Liebeserklärung wurde. — Sie — erröthete etwa? — O ihr keuſchen Drathpuppen! weg mit eurer leidigen widernatürlichen Etikette der Schamhaftigkeit! — nein, ſie ſah mir ernſthaft ins Geſicht und ſagte mit einer empfindungsvollen Gelaſſenheit: Sie müſſen es meinem Vater ſagen.

Dies geſchah, und gleich nach der erſten Einführung bey denſelben. Er fand anfangs vieles dabey einzuwenden, ihre Jugend, die große Ungleichheit des Alters, ihren Mangel an Vermögen und dergleichen höchſtabgenuzte Sachen mehr: allein da ich ihm meine fünfzigtauſend Thaler bündig und gründlich bewies, ſo nahm er ehrerbietig vor dem Beweiſe ſeine Mütze ab und verſicherte mich, daß er nicht hinderlich ſeyn würde, wenn es der Wille des allgütigen Himmels wäre. Seine Frau, als ſie bey ihrer Dazwiſchenkunft den ganzen Zuſtand der Sachen ordentlich vernommen hatte, fand wider fünfzigtauſend Thaler kein erhebliches Bedenken, nur die Form der Anwerbung mißfiel ihr. Sie war zu ſehr außer dem gewöhnlichen Anwerbungsceremonielle; und ſie ſchlug daher ein Noviciat, eine Prüfungszeit von vierzehn Tagen vor, um nach der eingeführten Prozeßordnung bey Ertheilung ihres Jaworts zu verfahren. Bedenken Sie nicht, rief ich hi-

big, daß vierzehn Tage vierzehnmal vier und zwanzig Stunden ſind? — Kurz, nach vielen Debatten willigte ſie endlich in mein Anſuchen, doch mit der Bedingung, daß ich ihr zu dem hochzeitlichen Ehrentage ihrer Tochter ein neues ſtoffnes Kleid mit einer Spitzengarnirung ſchaffen ſollte, wozu ſie auch ſtehendes Fußes das Modell, nämlich einen ungeheuren beſtaubten Fiſchbeinrock, der ehmals in den Feldzügen ihres Herrn Gemahls ſein Zelt geweſen ſeyn konnte, aus der Vorrathskammer herunterholte.

Die Bedingung wurde eingegangen, und in kurzer Zeit trat ich in meine

Sechſte Ehe

worinn ich gegenwärtig noch lebe; und wer eine glückliche Ehe auf dieſem Erdenballe kennen lernen will, der komme und ſehe!

Meine Frau, ſo jung ſie iſt, hat alle Eigenſchaften zu einer guten Frau — das heißt, die ich verlange. Sie iſt bey einer kleinen Einnahme erzogen worden, und darum hat ſie eine ſtarke Tinktur von Sparſamkeit, Wirthſchäftlichkeit und dergleichen Tugenden mehr. Sie iſt ohne Verfeinerung erzogen worden, und darum ſind ökonomiſche Sorgen mit ihren vorhandnen Ideen nicht disharmoniſch, und zu alltäglich um ſie zu beſchäftigen. Bey allem dem mangeln ihr die Annehmlichkeiten nicht, die ſich die Verfeinerung gern al-

lein anmaßen möchte; ſie hat einen naiſen natürlichen Witz, einen nicht durchdringenden aber lebhaften und treffenden Verſtand, eine ſchnelle ſtarke Empfindung, ungemein viel ſanftes und zärtliches in Reden, Mienen und Handlungen — ihr Herz treibt ihr oft bey einer bloßen Umarmung ein Paar zitternde Thränen in die Augen — einen Reiz, den ich für die Hinterlaſſenſchaft einer Huldgöttin halten würde, wenn ich einen Roman ſchriebe — einen Reiz! — man muß ihn ſelbſt ſehn; ich ſchände ihn mit einer Beſchreibung; und dann — was ich bey meiner erſten Beſchreibung dem Leſer nicht ſagen konnte, weil ihn damals der Rock bedeckte — einen kleinen niedlichen Fuß!

Ich habe mir Mühe gegeben, ihrem Kopfe den Grad von Verfeinerung zu verſchaffen, den ich für nöthig erachtete; ich habe mit ihr geleſen, mit ihr geſprochen; das waren meine Unterweiſungen unter dem Scheine, daß es nur unſre Unterhaltungen ſeyn ſollten: aber die kalte, abgezirkelte, ſteife ſogenannte Welt ſoll ſie mir durchaus nicht lernen: daß hieß die mediceiſche Venus in ein brokatenes Kleid nach dem neueſten pariſer Schnitte einſchnüren. Sie muß denken und empfinden, wie ihre Natur in jedem Falle will, und in jedem Falle reden und handeln, wie ſie denkt und empfindet. Die Welt- oder etikettenmäßige Lebensart iſt ein matter Anſtrich, den Leute ohne Verſtand und Empfindung brauchen, den Mangel zu verdecken,

decken, und den ſie beſſern Leuten aufdringen, um ihre Superiorität nicht zu fühlen; ſo wie ſchlechte Statüen einen Anſtrich bedürfen, um wenigſtens durch die hellen Farben ſolche, die keine Kenner ſind, anzulocken. Meine Frau muß ganz Natur bleiben, aber wohl verſtanden! — polirte Natur. In einem Halbzirkel kalter gähnender Figuren, die ihre Worte nach der Elle meſſen und mit froſtiger Ernſthaftigkeit einander erzählen, was und wo ſie ſeit einem halben Jahre gegeſſen haben, wie vielmal ſie ſeit ihrer Geburt aus dem Wagen geworfen worden, und, ohne zu empfinden eine erlernte Kondolenz oder Gratulation auf jede Erzählung herſchwatzen — in einem ſolchen Zirkel würde ſie gewiß die ſchönſte und die verachtetſte Figur ſeyn; — es gehören Kenneraugen dazu, um ſie ſchön zu finden, die ich, ohne Schmeicheley, haben muß, weil ich ſie ſchön finde.

Oft wenn ich auf unſern Spaziergängen neben ihr her hinke — denn das Podagra hat mein Füße bleyern gemacht — und unſre Kinder um uns herumſpringen, ſo denke ich mir dieſe Gruppe, als Venus und Vulkan, von den drey Grazien begleitet; wenigſtens habe ich ſo viele Aehnlichkeit mit dem Vulkan als Peliſſon mit dem Teufel. (*)

(*) Peliſſon — mich dünkt, daß er es war — ein Mann von ungemeiner Häßlichkeit, ging eines Tages auf der Gaſſe.

Ich erzählte gern noch vieles Gutes von meinem Weibchen, aber sie droht mir, Papier, Feder und Dinte auf immer zu verschließen, wenn ich noch ein Wort von ihr sage.

Wer sich übrigens dimen hier und vier Wochen bey mir meldet und sich einer vorgeschriebnen Prüfung ein halbes Jahr lang unterwirft, der soll sie nach meinem Tode erben — und meine fünfzigtausend Thaler beuebst meinen Kindern, drey Mädchen nach ihrer Mutter geformt, dazu.

Man darf sich nicht an ihr braunes Gesicht und ihren lichtgelben Hals stoßen, von dem ich oben sagte: im Winter ist Hals und Gesicht hübsch weiß, und wenn mein Nachfolger ein vernünftiger empfindender Mann ist, so bin ich gewiß, daß ihm ihr Hals und ihr Gesicht Alabaster scheinen wird, oder er wird ganz vergessen, daß sie etwas weiter, als eine Seele, hat.

Cetera usus docebit.

Wezel.

se. Ha, sagte eine Dame, die ihm begegnete, das ist er, le voilà! und so bat sie ihn, ihr zu folgen. Als er in das Zimmer kam, fand er einen Maler arbeitend, dieser ehrliche Mann, sagte sie darauf zu ihm, malt schon lange Zeit an der Versuchung Christi, und nichts macht ihm so viele Mühe als der Teufel. Darf ich Sie bitten, daß sie ihm aushelfen und Ihren Kopf kopieren lassen?

Anecdotes litteraires.

III.

Nachricht von der Kunſt Glas-Paſten zu verfertigen.

Schon bey den Alten war die Kunſt edle Steine in Glas nachzumachen eine höchſtwichtige Erfindung. Sie ſtieg ſo hoch, daß das ſcharfſichtigſte Kenner-Auge darzu erfordert war, um die wahren Steine von den nachgemachten zu unterſcheiden. Man wußte dem Glas alle mögliche Farben zu geben, und wahrſcheinlich brachte man es eben ſo gut in Fluß wie heut zu Tage. Denn die außerordentliche Menge von antiken Paſten, die uns jetzo die herrlichſten Werke der edlen Steine, worauf das Original gegraben war, aufbehalten, ſind deutliche Zeugen davon. Dieſe Kunſt war lange verlohren, bis ſie gegen das Ende des 15ten Sec. ein Miniaturmahler, Franz Vicecomite, wieder ans Licht brachte. In Italien war ſie von dieſer Zeit an immer im Gange; allein die ſichere, und auf Principien gebaute Ausübung derſelben hat die Welt wieder einem Teutſchen zu danken. Homberg, dieſer berühmte Chemicus, mußte auf Befehl des Herzog-Regenten von Frankreich, Verſuche deswegen anſtellen. Der Punkt worauf es ankam war dieſer: Eine Erde zur Form auszufinden, die im Feuer nicht vitreſcirte, oder ſich auch nicht mit dem im Feuer erweichten Glas, das in ſie abgedruckt werden ſollte, vermiſchte. Man ſahe, daß eine erdigte Materie, die man durch Kunſt des Waſſers oder Feuers ihrer Salztheile beraubt hätte, wie der Kalk und die ausgelaugte Aſche, noch eben dieſelbe Unbequemlichkeiten haben würden. Denn dieſe Erden behalten die Zwiſchenräumchen (locoli) die die verlohrne Salztheilchen eingenommen hatten, und daß ſind ſtets bereit,

eben dieſelbe Materien, die ſie ehemals ausfüllte, wieder aufzunehmen. Da nun das Glas nur dadurch geſchmolzen und vitrificirt iſt, daß man durch die Kunſt eine groſe Menge ſchmelzendes Salz zugeſezt hat, ſo wird es, wenn man es im Feuer an eine Materie bringt, von der die Salze ausgezogen worden, ſich ſogleich in deren Zwiſchenräume drängen, und beyde werden bald Einen Körper vorſtellen. Die Frage verwandelte ſich nunmehr in dieſe; eine Erde zu finden, die wenig oder gar keine Saltztheile enthielte. Homberg unterſuchte daher mit der gröſten Sorgfalt allerley Erd-Arten, und fand endlich in dem Tripel dieſe höchſtnöthige Eigenſchaft. Die gemeine Sorte iſt weislicht mit etwas Roth oder Gelb vermiſcht, auch oft ganz und gar roth; ſie blättert ſich und iſt weich. Der Tripel der aus der Levante kommt, und der unter dem Namen des Venetianiſchen bekannt iſt, fällt in das gelblichte, iſt niemals roth, und oft ſehr hart. Derjenige, der ſich zart und weich wie Sammt anfühlet, iſt der beſte; derjenige aber, der mit andern Erd-Arten oder mit Sandkörnern vermiſcht iſt, iſt ſchlechterdings nicht hierzu nüze. Beyde Sorten, der gemeine und der venetianiſche, ſind zu gebrauchen; weil der leztere aber rar und theuer iſt, ſo nimmt man von allen beyden, und zwar auf folgende Art. Der gemeine wird in einem eiſernen Mörſer geſtoßen, durchgeſiebt, und ſo pulveriſirt zum Gebrauch aufgehoben: der venetianiſche aber wird mit einem Meſſer oder einer Glasſcheibe und zwar ſehr leicht geſchabt, ſo daß man nicht viel auf einmal bekommt. Nachher ſiebt man ihn durch ein ſehr feines ſeidnes Sieb, und reibt ihn zulezt in einem gläſernen Mörſer mit einem gläſernen Stempel. Dieſen braucht man eigentlich zur Form, und je feiner er iſt, je fürtreflicher wird auch dieſelbe. Den gemeinen feuchtet man mit Waſſer an, bis er zu einem Teig wird, der, wenn man ihn mit den Fingern drückt, die Conſiſtenz der friſchen Brodgrumen gewinnt, wenn ſie zwiſchen den Fingern ſind verarbeitet worden. Dieſen angefeuchteten Tripel thut man in einen Probierſcherben,

nen der Größe, wie er ſich zu dem abzuformenden Stein paßt. Man drückt den Tripel ſachte in den Scherben, und thut eine Lage venetianiſchen Tripel trocken pulveriſirt oben darauf, und zwar ſo viel als zum Abdruck nöthig iſt. Den abzuformenden Stein legt man auf dieſe Lage, und drückt ihn mit beyden Daumen feſt. Der venetianiſche Tripel hat eine gewiſſe öhlichte Fettigkeit, dieſe verurſacht, daß, indem er gedruckt wird, ſeine Theilchen, die vorher wie kleine Körner getheilt waren, ſich vereinigen, und ſo feſt an einander halten, daß ſie eine Oberfläche wie der glätteſte Körper bilden. Man nimmt mit dem Finger oder mit einem elfenbeinernen Meſſer dasjenige vom Tripel weg, was über den Stein hervorragt. Auf dieſe Art läßt man die Form in Ruhe, bis man glaubt daß die Feuchtigkeit des gemeinen Tripels den venetianiſchen durchdrungen habe, der oben nur trocken aufgeſtreut war. Alsdenn nimmt man den Stein mit einer in Holz gefaßten Radiernadel weg, wendet den Scherben um; der Stein fällt alsdenn von ſelbſt heraus, und die darauf gegrabene Zeichnung bleibt in den Scherben abgedruckt. Alsdenn läßt man den Scherben an einem verſchloßnen Orte, wo der Staub nicht ſchaden kann, vollends trocknen. Hat ſich der Tripel nicht alle von dem Stein abgeſondert, und es iſt etwas daran hängen geblieben, ſo fängt man die Arbeit von neuem an, bis der Abdruck ſo ſauber als möglich wird.

Iſt die Form vollkommen trocken, ſo nimmt man ein Stück Glas, deſſen Farbe dem Agath, dem Jaſpis, Amethiſt oder einem andern edlen Stein gleich kommt. Man ſchneidet es in gehöriger Größe, und legt es ſo auf die Form, daß das Glas die abgedruckte Figur nirgends berührt: denn es würde ſie durch ſein Gewicht gänzlich zu Grunde richten. Man hizt alsdenn den Ofen, der ein kleiner Wind-Ofen iſt, nach und nach, bis man ihn nicht mehr mit der Hand, ohne ſich zu verbrennen, berühren kann. Alsdenn iſt es Zeit, den Scherben in die Muffel ein-

spitzen, die oben und unten ein tüchtiges Kohlenfeuer hat. Man verschließt die Muffel mit einer großen glühenden Kohle, und beobachtet das Glas. Wenn es glänzend wird, (dies ist das Zeichen, daß es weich genug ist, um sich einzudrücken) so zieht man den Scherben aus dem Ofen, und drückt behutsam das Glas mit einem platten Stück Eisen auf die Form nieder. Ist nun der Abdruck gemacht, so muß man sich hüten, die Paste nicht zu geschwind an die Luft zu bringen, sie würde sonst springen. Man setzt sie daher in einen Kühl-Ofen, oder nur an einen warmen Ort.

Diese kurze Beschreibung enthält ohngefähr die ganze Verrichtung zu der Ausübung dieser Kunst, worinn unter uns Teutschen Hr. Lippert in Dresden, und Hr. Rath Reiffenstein in Rom die ersten Meister sind. Mit sehr mäßigen Kosten kann sich jeder Liebhaber in kurzer Zeit ein Cabinet in Pasten sammlen, das sowohl an Größe als Wichtigkeit der Sujets manches Cabinet eines Monarchen in edlen Steinen übertrifft. Er ist gleichwohl Meister so viel Abdrücke von seinen Pasten zu machen als ihm beliebt, um dadurch die Kenntniß der Kunst in dem engen Cirkel seiner Freunde, oder in dem Groß des Publikums zu verbreiten.

IV.

Schreiben aus Paris über das Gluckische Singspiel Iphigenia in Aulis.

Eine sehr anziehende Erscheinung für die Liebhaber und Richter der Musick ist die Oper Iphigenia in Aulis von dem Herrn Ritter Gluck. Dieser Mann von Genie, bekannt durch

Wer-

Werke, die mit Recht auf allen Theatern von Europa bewundert worden und den gröſten Erfolg gehabt haben, inſonderheit durch den Orpheus und die Alceſte, hatte ſeit langer Zeit den Plan gefaßt, aus dem lyriſchen Drama, welches er azzione teatrale nennt, ein ſo regelmäßiges anziehendes Ganze zu machen, als das Trauerſpiel. Er ſah, daß man in Italien nur Arien hörte: er wußte, daß man in Frankreich nur die Tänze liebte, und eine Handlung nur anordnete, um Ballete anzubringen; und wurde unwillig, daß das ganze Genie der Setzer ſich einſchränkte, die Kehle der Gabrieli, und den Fuß des Veſtris und des d'Auberval gelten zu machen. Voll von einem gerechten Enthuſiasmus für ſeine Kunſt glaubte er, daß die Muſick zur Seele in allen Tönen der Empfindung und Leidenſchaft reden, und zu allen dramatiſchen Lagen ſich bequemen könne. Er glaubte ferner, daß es ihm leichter ſeyn würde, ſeinen Plan in Frankreich auszuführen, wo das Schauſpiel der Oper um die Hälfte weniger Dauer hat, als in Italien, und wo die Geiſter, noch in verſchiedene Syſtems der Muſick getheilt, der Neuheit und den Unternehmungen des Talents mehr Zugang verſtatteten. Er nahm dazu eine Oper Iphigenia, bey welcher die berühmte Tragödie des Racine zu Grunde gelegt iſt, deren Handlung aber ohne Entwickelung und Epiſode in drey Acte zuſammengedrängt worden, wo jede Scene mit Arien, die der Situation entſprechen, durchſchnitten iſt, und wo die Balletts mit dem Inhalte, ſo ſehr als möglich, verbunden ſind.

Dieſe Oper wurde mit einem groſen Glanze vorgeſtellt, und mit einem Erfolge, der, ohne anfänglich ſehr lebhaft zu ſeyn, nach und nach ſich zu vermehren geſchienen. Wie jede Neuigkeit in einer Stadt, die dem Partheygeiſt ergeben iſt, Spaltungen verurſacht, und Verachtung und Enthuſiasmus von Mund zu Mund mit einer gleichen Leichtigkeit ſich mittheilen: ſo giengen auch beyde entgegengeſetzte Partheyen in ihren Urtheilen

theilen aufs äuſerſte. Für die Einen war alles ſchön; für die andern war alles ſchlecht. Die Einen ſagten, es ſey das Meiſterſtück der Muſick; die Andern, es ſey nicht einmahl Muſick. Dieſe Letztern waren gewißlich ungerecht. Was die Erſtern anbelangt, wenn ſie haben ſagen wollen, daß die Schönheiten dieſer Oper, das iſt, fünf oder ſechs Stücke, als die Reue des Agamemnon, der Abſchied der Iphigenia, zwo Arien des Achilles und inſonderheit die Letzte, das Schönſte ſind, was je die Tonkunſt hervorgebracht, ſo wohl für Wirkung als Ausdruck, ſo bin ich ganz auf ihrer Seite,

et ſapit et mecum facit et Iove judicat aequo.

Wenn ſie ſagen wollen, daß die Muſik dieſer Oper überhaupt das iſt, was ſie ſeyn ſollte, und was ſie iſt, wenn man ſie mit dem Intereſſe des Drama und der Empfindungen der Perſonen zuſammen hält, ſo iſt es mir unmöglich ihrer Meynung zu ſeyn. Ich denke, daß der Plan des Herrn Gluck der Plan eines Mannes von Genie iſt, allein daß noch viel fehlt, daß er ihn erfüllt habe. Ich denke, daß er, indem er die Fehler der italieniſchen Oper, und diejenigen der alten Muſik unſerer franzöſiſchen Oper vermieden, in die entgegengeſetzten Fehler verfallen iſt. Ich will mich erklären. Gewißlich ſind die Verſchwendung von Cadenzen und Läufen, die Haltungen und die Uebergänge (appoggiature,) die Generalpauſen und zu vielfältigen Wiederholungen, das Gepränge überwundner Schwierigkeiten weiter nichts, als glänzende Fehler in einer dramatiſchen Arie, die eine Empfindung ausdrücken, und geradezu ins Herz dringen ſoll. Herr Gluck hat, indem er ſich von allen dieſen Fehlern der italieniſchen Opernarien entfernte, ein Muſter der naturhaften Vollkommenheit in dieſem Stücke geliefert. Nichts iſt zärtlicher und rührender in ſeiner Einfalt, als der Abſchied der Iphigenia. Es iſt der Ton der Liebe und des Schmerzes. Nichts iſt erſchrecklicher, als der drohende Abſchied des Achilles, der bereit iſt, zum Kampfe

zu ſiegen, um ſeine Geliebte zu vertheidigen. Es iſt das Feuer des Kriegs und der Wuth. Allein, dieſe und einige andere Arien ausgenommen, fühlte man, daß überhaupt die andern Arien zu wenig Ausdruck hatten, zu wenig treffende Melodie. Dieſer Fehler entſprang hauptſächlich aus dem Grundſatze, den ſich der Componiſt gemacht hat, ſehr wenig zu wiederhohlen, und ſeinen Arien die Eile des Recitatifs zu geben. Er befürchtete die Handlung zu unterbrechen; allein tiefe Fülle iſt nicht Unterbrechung, und die Wirkung einer Arie, die wohl an ihrer Stelle ſteht, und eine ſchickliche Empfindung ausdrückt, kann durch die Wiederhohlungen verſtärkt werden, die oft nothwendig ſind, um einen für ſich ſo flüchtigen Eindruck, wie der des Tons iſt, zu befeſtigen.

Eine andre Unſchicklichkeit der Oper des Herrn Gluck iſt ſein Recitatif; nicht das begleitete, aus welchem er mehr Schönheiten zu ziehen weiß, als irgend ein Componiſt, ſondern das einfache. Er hat deren zuviel, und die äuſerſte Geſchwindigkeit derſelben, und die Affektation der Schauſpieler leidenſchaftliche Deklamation hineinzubringen, die oft der Harmonie ganz entgegengeſetzt iſt, giebt ihm einen rauhen und widerlichen Charakter, der meiſtens das Ohr beleidigt, da die matte Eintönigkeit des Lullyſchen Recitatifs es einſchläferte. Ein Fehler für einen andern. Ueberhaupt glaub' ich, daß man in einer Oper ſo wenig Recitatif bringen muß als möglich iſt, und dieſes hängt groſſen Theils vom Dichter ab. Auſerdem giebt es Scenen, die dieſe Art von notierter Deklamation nicht geſtatten, die nicht ſo viel werth iſt, als die natürliche; z. B. die ganze Scene von Stolz und Drohung zwiſchen Achill und Agamemnon. Dieß ſind unaufhörlich die nämlichen Töne von beyden Seiten, weil der Stolz nicht wohl mehr als einen Accent hat, und dieſer Accent iſt nicht wohl muſikaliſch. Dieſe Bemerkung hat ihren Grund in der Natur. Die Tonkunſt darf nur Empfindungen ausdrücken, die

sich mittheilen, Schmerz, Freude, Liebe, Haß, u. s. w; alle diese Leidenschaften haben ausserdem etwas ähnliches mit dem Gesange. Man singt sein Vergnügen, sein Leiden, seine Hofnungen, seine Furcht; und singt nicht seinen Stolz.

Was die Ballette betrift, so hat man bemerkt, daß sie allgemein mißfallen habe, und das ist eine Art von Lob für Herrn Gluck. Nach seinem System sollen die Ballete verbannt werden. Wenn die Musik und die Handlung den Zuschauer interessiret, so kömmt der Tanz ungelegen, dieses Interesse zu verringern. Es sind einige sehr gefällige Tanzarien in der Oper Iphigenia. Es sind deren viel schwache und gemeine. Ueberhaupt stimmt der Theil des Publikums, der am wenigsten partheyisch ist, überein, zu denken, daß der Künstler einen sehr gelehrten Gebrauch von der Harmonie gemacht, einen sehr neuen und sehr glücklichen Gebrauch von der Instrumentalpartie, die bisher nur eine Nebensache geschienen, und die zuweilen den ersten Rang behaupten soll; daß in seiner Composition ein stärker Ausdruck ist, als man noch die in der dramatischen Musik gesehen; allein daß er zu wenig Melodie hat, ein zu trokes Recitativ, und zu vernachläßigte einzelne Theile.

La Harpe.

V.

Kritische Anzeigen.

Bemerkungen eines Reisenden durch Teutschland, Frankreich, England und Holland in Briefen an seine Freunde, 1. 2. 3ter Theil. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1775.

Diese Bemerkungen eines Reisenden scheinen von einem jungen Arzt zu seyn, der nach geendigten Studien eine Reise

nach

nach Frankreich und England unternahm, um die mediciniſche Anſtalten dieſer Länder, beſonders aber wie es ſcheint ihre Hoſpitäler und Kräutergärten zu beſuchen. Der Weg gehet von Groſenſee durch den Solinger Wald, den Vogelsberg nach Frankfurt. Von da über Maynz, Mannheim, Strasburg zuerſt nach Paris. Ueberall beſchreibt der V. die verſchiedene Erdſchichten und die Flora jeder Gegend, und nimmt auch Gebäude, Kunſtſachen und dergleichen mit. Die Urtheile über Mahlerey und Antike hätten wir ihm gerne geſchenkt, dagegen hätten die Kenner der Medicin, Mineralgeſchichte, und Chemie vielleicht tiefere Unterſuchungen gewünſcht. Beſonders iſt das Urtheil über die Mannheimer Gallerie ohngefähr ſo, wie man ſie den Ausſprüchen und Bemerkungen eines zeitigen Hrn. Inſpektoris nachgeſchrieben haben dürfte. Jedermann weiß wie insgemein dieſe Herren ſich den Fremden bald vom Halſe zu ſchaffen wiſſen, und wenn er ſelbſt keine Augen mitbringt, ihnen gewiß die ihrigen weder leihen können noch wollen. Die eigenthümliche Schätze dieſer herrlichen Sammlung beſtehen hauptſächlich in den Werken von Netſcher, F. Mieris, Terburg, V. D. Neer und der übrigen Meiſter dieſer Schule. Von dieſen allen wird hier nichts erwähnt. Bey Strasburg wird die Anatomie, das Bürger-Hoſpital, das Narren-Haus, die Findel-Häuſer, das Franzöſiſche Hoſpital, mit ihrem Vorzügen und Gebrechen beſchrieben. Die Nachricht von dem Münſter-Thurm rechtfertigt uns über das was wir eben von den Kenntniſſen des V. in Kunſtſachen geſagt haben. Sonderbar iſt die Geſellſchaft von Minneſingern die ſich hier noch ſeit langen Jahren erhalten hat, und die aus Handwerksleuten beſteht die ſich vor gebohrne Dichter und Liebhaber der Tonkunſt anſehen.

Wir verlaſſen den V. mit ſeinen Anmerkungen durch Lothringen und Champagne, und finden ihn in Paris beſonders

bey

bey Beſchreibung des Hotel de Dieu, des Findlinghauſes, der petites maiſons, und des Incurables mit Vergnügen wieder. Hingegen hat uns die weitgedehnte und nichtsſagende Beſchreibung der Luxenburger Galerie im höchſten Grade befremdet. Beynahe wird dem Leſer als etwas ganz Neues berichtet, daß Rubens in der Farbengebung die größten Vortheile beſeſſen habe. Was ſoll uns die viele Seitenlange Anzeige der Sujets, da die Kupferſtiche davon längſt überall in den Händen auch ſogar des unwiſſenden Haufens ſind? Wir übergehen die fernere Nachricht von allen Merkwürdigkeiten Frankreichs. Wer nie Eine von den Tauſend Deſcriptions de Paris, der Voiage Pittoresque um und in Paris etwas gehört hat, wird dem ſtaunenden V. ſehr gerne nachſtaunen. Allein Kenner jeder Kunſt, wovon hier die Rede iſt, ſehen leicht mit Unwillen, daß auch unſer junger Reiſender lange Vorbereitungen nöthig gehabt hätte, ehe er mit allem möglichen Nutzen reiſen, und noch vielmehr, ehe er andere durch deren Erzählung unterrichten durfte.

Von der Engländiſchen Reiſe läßt ſich daſſelbe Urtheil fällen. Ueberall flüchtige Bemerkungen über längſt bekannte Dinge, und nirgends Merkmale des forſchenden Geiſtes, welche zeigten, daß der V. Einen, beſchränkten, auf Aufklärung einer beſondern Kunſt oder Wiſſenſchaft abzweckenden Plan gehabt habe. Er guckt wie die meiſten unſrer Landsleute, nur um ſagen zu können, daß er geguckt habe. Die Rückreiſe geht durch Holland und den Rhein herauf, wobey der V. die warmen Bäder und mineraliſche Quellen beſucht. In wiefern ſeine Unterſuchungen gegründet ſind, müſſen die Hrn. Pott und Cartheuſer entſcheiden. Die Schreibart iſt meiſt correkt, munter und unterhaltend.

Verſuch

Verſuch einer mineralogiſchen Beſchreibung der gefürſteten Grafſchaft Henneberg, Churſächſiſchen Antheils, nebſt einer kurzen Geſchichte des ehemaligen, und jetzigen Bergbaues derſelben, abgefaßt von Friedrich Gottlieb Gläſer, Churfürſtl. Sächſiſchen Vice-Bergmeiſter zu Suhl ꝛc. Leipzig bey Cruſius 1775. in gros 4to.

Ein kleiner aber ſchöner Beytrag zu einer künftigen Zeiten vorbehaltenen Mineralgeſchichte Teutſchlandes. Kenner blickten ſchon längſt in dieſer Materie über den zu frühzeitig entſtandenen, und aus allzuvielen abgeſchmackten Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Brückmanniſchen Folianten hinweg, und wünſchten einzelne gute Bezirksbeſchreibungen. Die Zeit ſcheint dabey doch ganz langſam heranzutreten, wo dieſer Wunſch erfüllet wird. Profeſſores, welche etwa zu Ferienzeiten in denen der Univerſität nah gelegenen Gebirgen mit ihren Studenten Steine und Kräuter ſuchen, und flüchtige Reiſende ſind es nicht, von welchen wir die Ausfüllung der groſſen Lücke der teutſchen Mineralgeſchichte erwarten dörfen; Gelehrte Bergmänner, wie der Verfaſſer, müſſen es ſeyn, welche ſolche Arbeit nicht zur bloßen Nebenſache machen. Der Herr Bergmeiſter behandelt in dem erſten Abſchnitt die Beſchreibung der Hennebergiſchen Gebirge, er theilt dieſelbe in granitartige, ſandartige und Kalchgebirge. Durch eine nach dieſer Eintheilung illuminirte und ungemein gut eingerichtete mineralogiſche Karte macht er ſich den Leſern verſtändlich. In das granitartige Gebirg ſchieben Gang- und Flözgebirge hie und da ein.

Die Bemerkungen des Verfaſſers vom Speckſtein S. 24 25. 26. ſind recht artig; das aber, was derſelbe vom gangartigen Speckſtein gegen Cronſtatt anführt, iſt dem Recenſent noch nicht überzeugend; die angeführte Gründe ſcheinen ihm

wenigstens nur wahrscheinl:). Daß sich vor dem Granit auf der güldnen Rose etwas kalchartiges Gestein eingelegt, scheint zwar der Mennung zu widersprechen, daß das Kalchgebirg das lezte seye; Allein das uralte Kalchgebirg und das jüngere Kalchgebirg sind hier wohl von einander zu unterscheiden. Daß das uralte Kalchgebirge oft ein sehr naher Nachbar des Granits ist, davon finden sich mehrere Beyspiele. Der Herr Bergmeister fand immer eine thonigte Scheidung des Sand- und Kalchgebirges, und vermuthet sehr wahrscheinlich, daß dieser Thon aus dem Sand gleichsam ausgeschlemmet seye; Er urtheilet sehr gut von der Beschaffenheit der Eisenstein-Gänge, welche zwischen dem Kalch- und Sand-Gebirge vorkommen, indem er ihre Beschaffenheit aus der Natur des anliegenden Sandgebirgs herleitet.

Die Salzquellen bey Suhl geben Gelegenheit, die Meynung des Herrn D. Gläsers, daß daselbst Steinsalz zu vermuthen sey, zu zergliedern, und einen Grund, welchen Herr Gläser zu Unterstüzung seiner Vermuthung anführt, zweifelhaft zu machen, nemlich eine sich in dieser Gegend 1751 ereignete, partikular-Erd-Erschütterung, welche der Hr. Verfasser lieber einem entzündeten Steinkohlenlager zuschreiben will.

Es sey aber auch, daß dieser Zufall keine Anzeige auf Steinsalz abgebe; So ist doch Herrn D. Füchsels Meynung von der Entstehung der Salzquellen noch manchem Einwand unterworfen; Sehr müste man sich den Kopf und die Erde zerbrechen, wenn man zu allen teutschen Salzquellen die Gipsunterlagen zuverläßig ausfindig machen wolte. Der große Salzverständige von Beust behauptete, daß in Teutschland das Steinsalz nur zu tief läge, da er es hingegen in den Savoyischen und Schweizergebirgen leicht entdecken könne.

Reich

Reich, iſt dieſer Abſchnitt noch von andern leſenswürdigen Erfahrungen und Gedanken. Da ſich jeder gründliche Mineralog dieſes Buch anſchaffen wird; ſo wäre es ein Ueberfluß, mehr auszuſchreiben.

In dem zweiten Abſchnitt folgt die Anzeige und nähere Beſchreibung der in dem Hennebergiſchen vorkommenden Mineralien. Keiner blauen Schiefer oder Ardeſia werden gedacht. Es iſt doch ſonderbar, daß dieſe außerdem dem Okran unmittelbar entgegen liegenden Hauptgebirg ſo rar ſind.

Der dritte Abſchnitt enthält den ehemaligen und jetzigen Hennebergiſchen Bergbau. Immer wär doch wohl der Eiſenſtein der Hauptgegenſtand. Der Hr. Bergmeiſter macht ſich um die Zukunft verdient. Er warnet, ermuntert, und giebt Regeln. Dank ſey es ſo einem Mann und ſeinen Nachfolgern, welche durch mühſelige Arbeit manchen verwegenen koſtbaren Bergbau der Zukunft erſparen, und zu vernünftigen Verſuchen Anlaß geben, die einen ſo wichtigen Theil der Naturgeſchichte in ihrem Zirkel bearbeiten. Von Rußland, Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen und Italien haben wir ſeit einigen Jahren durch einen Pallas, Born, Färber und Delius die ſchätzbarſten mineralogiſchen Nachrichten erhalten.

Das Mineral-reiche Teutſchland, die Mutter der Bergverſtändigen, iſt nur noch zu wenig beſchrieben. Heſſen, Pfalz, die Naſſauiſche, Cölniſche, Bayeriſche und andere Gegenden bleiben denen, welche ſie nicht ſelbſt bereißt haben, aus Mangel der Nachrichten noch gar zu unbekannt, und doch werden die in dieſen Ländern vorhandene und benutzte Mineralien zuſammengenommen, gewiß den Braunſchweigiſchen und Sächſiſchen in vielem Betracht wenig oder nichts nachgeben.

Beyträge zur Geſchichte teutſchen Reichs und teutſcher Sitten. Ein Roman. Erſter Theil. Leipzig und Liegnitz, bey David Siegents Wittwe. 1775.

Wir Recenſenten ſind vielleicht alsdenn am meiſten zu bedauren, wenn wir einem Mann, deſſen wahre Talente wir von ganzem Herzen ſchätzen, aus Wahrheits-Liebe und Achtung fürs Publikum dem wir vorleſen, ſagen müſſen, daß er bey einem Werk ſeine Abſicht nach unſerm Urtheile verfehlt habe. Dieſer Fall iſt hier. Hr. v. B. iſt aus ſeinem Verſuch über den Roman als ein philoſophiſcher Kopf, als ein Mann von Einſicht und Beleſenheit bekannt. Hier erſcheint er nun nicht bloß als Kenner, ſondern als Künſtler ſelbſt, und ſtellt ſein Werk zur Beſchauung aus. So ſehr auch der V. ſich dagegen verwahrt, ſo iſt doch die Nachahmung Triſtram Shandy's zu ſichtbar, und jeder Leſer wünſcht vielleicht mit uns, daß er nicht in Sternes, ſondern in ſeiner eignen Manier möchte gedichtet haben. Alle Kenner der wahren Shandyſchen Schnitzarbeit wiſſen, wie ſehr Sterne alle Perſonen ſeines Stücks, vom Vater Shandy, und Onkle Toby bis auf dem Korporal Trimm, mit ſeiner eignen ſonderbaren Gefühlart botirt hat. Das beſtändige weichherzige Aufkittern bey jedem auch beym entfernteſten Leiden der Kreatur, bekleidet mit dem Vehikulum der eingeſchränkteſten Laune, die ſich in dem kleinſten Spinnenkreiſe ſelbſtgemachter unſchuldiger Bedürfniſſe und Grillen herumdreht, macht wohl das Element ſeiner Geſchöpfe aus. Seine Ideen, die er in einer Perſon digreſſionsweiſe vorbringt, ſind lange nicht ſo wichtig, als die große Darſtellungs-Gabe, womit er in der geringſten Gebärde ſeiner Perſonen, ihren Charakter dem Leſer auf immer einprägt. Seine Art, gar keine Geſchichte zu geben, ſie überall abzubrechen, und wieder aufzunehmen was ihm beliebt, iſt nichts weniger als nachahmungswürdig; und ſie würde äußerſt läßig ſeyn, wenn das Launiſche Uebergehen vom ſublimſten tiefſten Gefühl zum leicht-

leichtfertigſten Gedanken, uns nicht das wunderbare Seelengebäude dieſes ſonderbaren Mannes offen darlegte. Nur Sternen iſts erlaubt, ſein Herz mit allen ſeinen Poſſen und Thorheiten zu zeigen, und mitten im Rauſche bleibt er uns ein verehrungswürdiger Mann.

Bey dieſer B. Arbeit ſind die Ereigniſſe wie in dem Tr. Sh. alle ſehr geringfügig, allein die Perſonen ſind auch überdies (den Onkle ausgenommen) nicht im geringſten intereſſant und liebenswürdig. Sie ſind vielmehr höchſt widrig, und oft, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede ſagt, abſcheulich. Soll dies nun als eine wahre Copia teutſcher Sitten gelten, und finden ſich die Originale dazu in einem Winkel unſers Vaterlands, ſo thuts uns leid: allein die Nachbildung war nicht der Mühe werth, und diejenige welche durch Vorhaltung dieſes Spiegels ſollen gebeſſert werden, haben nicht einmal Sinn genug ein Blatt von dieſer Art zu leſen. So ſchön und witzig auch zuweilen des B. Abſchweifungen ſind, ſo machen ſie doch beynahe den Hauptſtoff des Gedichts aus. Alle Augenblicke fällt der Epiſche Vorhang, und man hört den ewigen Prologus und Epilogus. Der B. verräth überall Munterkeit, gute Diktion, Witz, nicht gemeine Beleſenheit in mancherley Sprachen; und von allen dieſen natürlichen und erworbenen Talenten könnte ein andrer Gebrauch gemacht werden. Die Gabe Fabeln und Träume von nicht geſchehenen Begebenheiten zu ſehen, iſt nicht jedermanns Sache; und wenn man ja nach ihnen lauſcht, ſo ſey es durch unſer eignes Medium, und nicht eines Andern. Wer in Rembrands Werken nichts als Lehre von Clairobſcur, und in ſeinen Köpfen nur Exempel des Ausdrucks ſieht, der kann wohl ſo etwas in ſeiner Manier komponiren, allein Rembrands inniges Gefühl, wovon der ſogenannte Schatten und Licht, u. ſ. w. die ſtumpfe Reſultate ſind, muß ihn völlig umgeben,

und alsdenn wird er ganz was anders als Rembrand, aber in seiner Art etwas eben so vortrefliches hervorbringen.

Lebensgeschichte Tobias Knaut, des Stammlers, 4ter Theil. Leipzig bey Crusius. 1775.

In diesem Bande änderte sich die Manier besonders gegen die 3 erstern Theile merklich. Vorher wurde dem Leser nur wenig Begebenheit mitgetheilt; sie war vielmehr fremder, in möglichster Kürze hingesetzter Text, um darüber Raisonnemente anzubringen. Jetzo aber fängt der erzählende Theil an das Uebergewichte zu bekommen, und die Betrachtungen sind untergeordnet, auch sparsamer vertheilt. Ueberhaupt scheint der V. die Unbequemlichkeit gefühlt zu haben, den Leser durch beständiges Raisonniren gehörig zu unterhalten, der dadurch bloß an das Gesicht des Autors gefesselt wird, und statt dieser Einsamkeit eine Welt Neuer Menschen und Begebenheiten erwartete. Bey unsern jetzigen Romanschreibern ist es nun einmal Gesetz geworden, Meynungen statt Leben zu schreiben, seit dem Sterne den Ton dazu gegeben hat. Indessen geben wir ihnen zu bedenken, ob der Leser nicht dadurch mehr gewinnen würde, wenn sie statt der überall aufgehängten Tafeln eigener Inscriptionen, entweder den Weg einschlagen wollten, eine pragmatische Geschichte ihres Helden zu liefern, oder, ohne Monologen, das Mährchen so episch zu machen als ihnen möglich wäre. Der letzte Aufwand ist freylich der Kostbarste, allein auch derjenige, der ihr Publikum ungemein erweiterte, und ihnen ungleich mehr Macht und Ansehen über ihre Leser versicherte. Eigentlich soll doch der Roman nichts anders seyn als Nachbildung des gesellschaftlichen Lebens, und besonders der Sittenmasse der Zeit, worinn der V. schreibt. Sind nun die Begebenheiten so sorglos geordnet, daß der Leser seine Einbildungskraft an dem Motivierten der Handlung nicht im gering-

geringſten üben kann; ſind die Charaktere bloß aus der Luft gegriffene Carricaturen, wo von dem Menſchlichen Geſichte kaum Naſe, Mund, Augen und Ohren zu erkennen bleiben — ſo geht natürlicher Weiſe die Hofnung des verſprochenen Vergnügens zu Grunde, die unter das Gemälde geſetzte Verſe mögen auch noch ſo geiſtreich ſeyn.

Wir wollen unſre Leſer nicht mit einem kurzen Auszug der Begebenheiten des 4ten Theils hier aufhalten. Sie ſind ſo wenig aneinander gereiht, und gränzen nach ihrem Aeuſſerlichen ſo ſehr ans wunderbare und auſſerordentliche, daß wir dem V. durch eine Verzählung derſelben den gröſten Schaden thun würden. Er ſcheint wie John Buncle darüber ſehr wenig bekümmert, was wir von ſeiner Erfindungsgabe halten, wenn er uns nur ſeine Ideen, Grillen u. ſ. w. mittheilen kann. Es hört ſich in der That ſeinem Radotage (im guten Verſtande genommen) ſehr gut zu; und da ihm ſo eine willkührliche Anordnung der Begebenheiten beliebt hat, er ſie abbricht und wieder aufnimmt, wie er will, ſo muß die Unterredung zwiſchen Autor und Leſer allerdings unterhaltend ſeyn, wenn ſie dafür entſchädigen ſoll. Ueberhaupt erſcheint der V. in einem ungleich vortheilhaftern Lichte als ſein Buch, und man iſt zuweilen ſehr unzufrieden mit ihm, daß er von der ihm eignen Kunſt zu erzählen, ſeiner Laune, ſeiner Speculations-Gabe, ſeiner Welt- und Menſchen-Kenntnis, nicht einen andern Gebrauch gemacht hat. Hätte er ſeinen Charakteren mehr im Ganzen individuelles, ſeinen Helden mehr Subſtanz, und ſeinen Begebenheiten mehr ineinandergreiffendes gegeben, ſo würden wir ihm das Omne tulit punctum mit Vergnügen zurufen, — und uns jezo nicht, wie wir wohl mit Recht thun können, darüber beklagen, daß er nicht Sorgſamkeit genug für die Unterhaltung der Leſer bezeigt, und für einen guten Koch ſeine Speiſen etwas vernachläßigt habe.

Allgemeine und besondere Anmerkungen vom einheimischen und fremden Handel, von Samlung einiger Abgaben, welche an sehr vielen Orten übel verstanden, und noch schlimmer angebracht und ausgeübt werden. Cosmopolis. 4t. 188 S.

Unter so vielen Schriften die in unsern Tagen über diese Materien herauskommen, hat die vor uns liegende den wesentlichen Vorzug, daß sie in bestimmter Absicht auf ein Land geschrieben ist, dessen Zustand der Patriotische Verfaßer derselben genau zu kennen scheint. Gerührt von den Folgen einer zu starken inländischen Consumtion ausländischer entbehrlicher Waaren, und übelangelegter und eingesammleter Accis-Abgaben, bemühet derselbe sich hauptsächlich, den Nachtheil, der dem Staate von dem die Rede ist, daraus erwächst, zu zeigen, und Mittel dagegen vorzuschlagen.

An manchen Orten hat das lebhafte Gefühl des gegenwärtigen Elends den Verfaßer, wie uns vorkommt, verleitet, den fremden Handel überhaupt mit dem einzelnen Verkauf fremder entbehrlicher Waaren im Lande zu verwechseln.

Das Beyspiel des Regenten und der Vornehmsten im Staate, mit Klugheit vertheilte Abgaben, und nicht die Einschränkung der Handlung, dürften wohl die einzig dienlichen Mittel zu Verminderung des Luxus seyn.

Wie traurig würde vollends das Schicksal eines Landes mit schwacher stockender Circulation und abnehmender Handlung werden, wenn diejenigen Personen, die durch ihren Credit den Umlauf erhalten, durch ihre Geschäfte den Absatz einheimischer Produkte befördern, noch mehr eingeschränkt, oder selbigen nicht diejenige Achtung bezeiget würde, die der

so

ſo nützliche, ſo Ehren- und Gefahr-volle Stand eines Kaufmannes, mit ſo vielen Rechte verdienet.

Der in der Einleitung Seite 4. 5 über die Balance von Handlung, und den Speditions Handel, geäußerten Meynung des Verfaßers kann der Recenſent nicht beytreten.

Zur Glückſeligkeit eines Staates trägt das Beſtreben nach einer vortheilhaften Balance von Handlung um ſo mehr bey, da ſelbige die äußerſte Bemühung zu Hervorbringung und beſter Zubereitung der natürlichen Produkte vorausſetzt, und beydes durch den vermehrten Umlauf befördert. Edle Metalle und Gold können in den allgemeinen Handlungs-Grundſätzen der Nationen ſo ſie beſitzen, hierinnen um ſo weniger eine Verſchiedenheit veranlaſſen, da ſelbige in Abſicht auf Handlung, bloß als Waare, als Zeichen reeller Reichthümer, anzuſehen ſind.

Wir beziehen uns auf die von dem Verfaßer ſelbſt genennte Staaten, wenn wir als ausgemacht annehmen, daß nicht die Länder in welchen edle Metalle gegraben werden, ſondern diejenigen, wo die Natur die vorzüglichſten Produkte hervorbringt, und der durch die Handlung belebte Fleiß ſie bereitet, ſich nach Verlauf einer gewißen Zeit durch eine vortheilhafte Balance von Handlung in dem Beſitz derſelben befinden.

Die Natur der Handlung erfordert in dem Innerſten eines Reiches wie Teutſchland, Niederlagen, von welchen die Waaren weiter verſendet, und deren Umſatz durch Zuſammenkünfte von Käufern und Verkäufern, Correſpondenz, Bequemlichkeit in Wechſel-Geſchäften ꝛc. erleichtert wird.

Ein hierzu gelegener sich einmal in dem Besitz davon befindender Ort, kann mit vielem Vortheil Speditions-Handlungen treiben, und durch diese auch den Absatz seiner inländischen Produkte befördern.

Die Grenzen dieses Journals verstatten nicht die Ideen des Verfaßers über Veränderung der Accis-Abgaben hier genau zu prüfen; von denen im Allgemeinen bekannt ist, daß zu starke auf die ersten Nothwendigkeiten des Lebens und den Einheimischen Handel gelegte Accisen äußerst nachtheilig sind.

Sollte übrigens nicht in kurz nach einem verderblichen Kriege festgesetzter Tilgung und Interessen-Zahlung meist von Fremden an sich gebrachter Landes und anderer Schulden, in zu schleuniger Abwürdigung der während desselben courirten schlechten Münze, und Erhöhung der sehr sparsam umlaufenden neuen Münze auf einem gegen die Nachbarn zu hohen Fuß, und der durch alles dies gehemmten Circulation; in zu vielen dem Nahrungsstande, durch Vermehrung der Truppen und das Austreten der jungen Mannschaft, entzogenen Armen, und in dem unwiederbringlichen Schaden, der dem Handel durch die auf den Verkauf gelegten Accisen zugefügt worden, — der nähere Grund von dem dermahligen Zustande des Landes liegen, das der Verfasser vor Augen gehabt?

B.

Zwanzig Komponisten, eine Skizze von Carl Ludewig Junker. Bern, bey der Typographischen Gesellschaft. 1776.

Dieses Werkchen enthält eine kurze mit groser Wärme abgefaßte Karakteristik 20 unsrer berühmtesten Tonkünstler, die wir bis auf wenige Punkte im Ganzen unterschreiben, doch

doch aber wünschten, daß die Schreibart weniger mahlerisch, und hingegen das sogenannte Materiale etwas mehr unterrichtend wäre. Indessen da unsre Virtuosen sich in ihre Kunst verschließen, und darüber, wie Thomas Selkirk nach seinen 17jährigen einsamen Aufenthalt auf der Insel Juan Fernandes, das Sprechen vergessen: so muß sich ein warmer Dilettante hier der Theorie erbarmen, und durch die rühmliche Inschriften, die sein Patriotismus den Meistern setzt, das angehende Genie zur Nacheiferung aufmuntern. Unsern Lesern wird es nicht unangenehm seyn, die Aussprüche unsers V. in diesem kurzen Auszuge zu prüfen.

„Abel. Es ist noch nicht lange, daß Abel für die musikalische Welt den Ton angab. Er hat den guten Sinfonienton eingeführt. Das durch seine Producte erregte Gefühl ist im Ganzen wie Lenzengefühl, einer freyen offnen Seele — angenehm, — selten bis zur Leidenschaft verstärkt. Oft hats das Gepräge engländscher Luft und Bodens an sich. Das Fräulein von Sternheim würde sagen: ein Hauch sanfter Schwermuth hat ihn getroffen. Empfindung des Herzens bestimmt die Wahl des Instruments; Thema, Momentengang, wie's Herz Abels, ist gut, gefühlvoll; Viola di Gamba ist jeder feinern, detaillirten, anhaltenden Empfindung angemessen.

„E. Bach. Im Bachischen Product findet man Theorie des Originellen nebst seinen Regeln. Seine kühnste Züge sowohl in der Melodie als Modulation sind niemals gegen die Regeln, sondern allzeit gelehrt. Nicht unwissende Schwärmerey ist sein Flug, sondern Ergießung eines kultivierten Genies — mit Erfindung, Reichhaltigkeit, Geschmack, Gelehrsamkeit, Ideal, gestempelt. „

„J.

„J. Bach. Etwas im vorigen Gemälde, von Tiefſinn, Tiefblick, Durchgang und Stätigkeit abgezogen -- etwas mehr anhaltende Grazie, Geſang, Modernes, Fluß, hinzugethan -- aber die völlige Familienähnlichkeit, gleicher Plan --; Erhabenheit iſt bey Emanuel fürſtehender Zug, beym Löndner, Reiz.„

„Bocherini. Iſt in ſeinen Empfindungen zu ſchattirt, zu mürriſch, zu finſter; hat zu wenig Skizze, Zeichnung und Ordnung. Er ſcheint dem Zufall, augenblicklichen Ideen der Imagination zu viel zu überlaſſen; nothwendig iſt alſo, daß in der Zuſammenkettung der Theile hie und da ein Theil zu wenig oder zu viel hervorſticht. Die dem Bocheriniſchen Gepräge entſprechendſte Empfindung iſt -- im Ganzen Schauder.

Cannebich iſt Grundkraft, die die andren Kräfte in Bewegung ſetzt; ſo ſpricht der V. wenn er ihn als einen Mann anſieht, der erwählt wurde, der Vorſteher eines ſo herrlichen Orcheſters als des Mannheimers zu ſeyn. Er ſpielt ſein Inſtrument mit Gefühl, Wärme und Hitze -- raſch und feurig; und das iſt im Ganzen auch das Gepräge ſeines Satzes. Zum Equivalent führt ein Mann die Truppe der 2ten Violine an, der Cannebichs Sturm mit ſtiller, mäßiger Empfindung zu mildern ſcheint. Dieſer angenehme Spieler iſt Toeſchi.„

„Kramers Produckt iſt eigenſter Geſang, und ſo gutherziger, ſo unverfälſchter, ſo naiver Geſang, als hätt' er ihn dem empfindenden Mädgen, das blos aus der Fülle ihres Herzens ſingt, abgeborgt.„

„Ditters. Nicht ſelten ſcheint er Hayden zu ſeinem nachzuahmenden Original gemacht zu haben; und Ditters iſt mir, da wo er Eigenthum iſt, lieber als Hayden; da wo er nachahmt, minder.„

„Eich-

„Eichner. Wir wallen mit ihm ins Blumenthal hinab -- ein Weilchen gehts recht gut; -- aber immer Blümchen sehen, und Blümchen riechen, und Blümchen tändelnd fechten, ist nicht für uns. Ueberdem erschöpft er zu oft seinen Kram.„

„Frenzel. Warum hat dieser Künstler, der wahrer denkt als Cannabich, eben so zärtlich als Kramer, und eben so warm als Toeschi spielt -- warum hat er noch keinen bestimmenden Einfluß in den Mannheimer Ton gehabt? Antwort: Weil er sich zu eng in seine Sphäre einschließet, und sich in der Stille über das Gewebe seiner Empfindungen für sich delektirt.„

„Gretri ist bey aller seiner rythmischen Unrichtigkeit nicht ein Mann von gemeinem Schrot und Korn; nicht von populärem Ton. -- Alle Unterarten einer Leidenschaft, noch mehr alle Unterarten einer Empfindung zu treffen, dazu gehört nur Gretris eigenste Mischung. Dabey ist sein Satz voll niedlicher und artiger Einfälle, schöner Melodien, artiger, neuer, gefälliger Wendung; neuer Ideen und Bilder; Durchsichtigkeit. Singspiele sind seine vorzüglichste Producte; er hat sich zum Vortheil für den Dichter so völlig in ihn hineinzudenken gewußt, wie Schweitzer in Wieland.„

„Joseph Haiden. Sein Charakterzug ist Laune, sowol im Ernsthaften als Komischen.„

„Jordani verbindet Bachens Wahrheit, Abels Süßigkeit, und Kamels zärtliche Empfindung mit seiner ursprünglichen, melancholischen; und mit der Profundität, die der umfassendste Zug seines eigenthümlichen Charakters ist.„

„Ka-

„Kamel fühlt so innigst wie Pugnani, oft so zärtlich wie Philidor, und immer wie Abel schön, wahr. Er setzt voll, rund, compreß, und doch durchsichtig.„

„Philidor. Ohngeachtet er oft den Gesang dem Accompagnement aufopfert, und aus lauter Fruchtbarkeit dunkel wird, so ist er doch der Meister, das Gefühl einer reitzend schmachtenden Liebe zu erregen.„

„Pugnani. Sein Werth ist durchs Adagio zu bestimmen. Alle seine Werke sind mit einer Tinte von Melancholie überzogen. Allein jede schwüle Empfindung führt bey ihm ein kühlendes Lüftgen, ein Mittel wider sich selbst im Gefolge; wenn uns die Bocheriniſche immer in Angst und Bangigkeit läßt.„

„Stamitz. Concerte sind Stamitzens Meisterstücke — sie sind groß, erhaben, feyerlich und neu.„

„Schmittbauer. Ist für jede Musikart so geschaffen, wie er in jeder unerschöpflich ist. Er hat das Concert epiſch gemacht.„

„Schobert. Niemand hat wol sein Instrument mit so viel Kraft zu bewegen gewußt, wie er, aber zuweilen übertreibt er es auch. Eschner und Er haben fürs Clavier Epoche gemacht. Schönheit und Pracht sind ihre Unterscheidungszeichen. — Schönheit beym erstern; Pracht bey Schoberten.„

„Toeschy. Er erschien zu einer Zeit, wo es uns darum zu thun war, etwas mehr fürs Herz zu erhalten, die ewige Steifigkeit einmal verbannt, und die Tonkunst sinnlich schön, mehr in Gesang verwandelt zu sehen. Gut, daß uns seine

Flötenquatri durch ihre Neuheit überraschten, und daß dies Instrument einen Mann fand, der sich seiner so herzlich annahm.„

„Vanhall macht zwo Epochen. Der Charakter seiner erstern Stücke ist Naivität, Fluß, Melodie, Leichtigkeit; der Charakter seiner letztern Aengstlichkeit, Steifigkeit, und Mangel an Melodie.„ Bey diesem letzten Artikel müssen wir noch anmerken, daß Vanhall, der Flötenspieler, ein Betrüger war, der sich fälschlich für ihn ausgab. Man will ihn hier nicht öffentlich nennen, nur bitten wir Hr. Junkern künftig gegen die musikalische Kenntnisse seines Freundes, der ihm davon schrieb, etwas mistrauischer zu seyn. — bläst einen starken Ton auf der Flöte, besonders in der Tiefe, hat aber wenig Fertigkeit, besonders im Notenlesen, wenig Delikatesse, wenig Geschmack. Er ahmt Trompetenschall auf seinem Instrumente nach, da man Nachtigallengesang davon verlangt. Diese und einige andre Unrichtigkeiten abgerechnet, verdienten diese Bogen in den Händen aller Liebhaber zu seyn. Die Sprache ist zwar zu poetisch und oft sehr uncorrekt und nachläßig. Um die Rundung des Charakters zu vollenden, wird oft die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert, und da die Bestimmung des Werths von jedem Individuellen Talent oft nur durch Vergleichung kan herausgebracht werden, so geht es hier mit Ertheilung des Lobs wie mit einer Landeskasse, wo man nie dem einem Theil giebt, ohne daß mans dem andern nimmt. Hr. Schmittbauers Verdienste sehen wir hier mit Vergnügen weiter ausgebreitet. Allein der freundschaftliche Enthusiasmus des V. (fürchten wir) kann ihm mehr schaden als nützen, zumal da von seinen Werken außer den 6 Quartetti, unsers Wissens, noch nichts gestochen ist.

VI.

Auszug aus einem Briefe,

den itzigen Zustand der Musick in Italien betreffend.

In einem Schreiben aus W*. welches nur mit Anfangsbuchstaben unterzeichnet ist, werde ich ersucht, folgenden Auszug aus einem Briefe eines (angeblich) berühmten teutschen Virtuosen, an einen seiner Freunde in W*. im Merkur bekannt zu machen.

„Ich habe ein Jahr in Italien zugebracht, und bin einen Monat in Neapel geblieben, wo ich mich zweymal vor dem König und der Königin mit Beyfall habe hören lassen. In Rom, Florenz, Bologna, Venedig, Padua, Verona, Modena, Mayland, Mantua und Turin habe ich alles was selten und schön ist gesehen: Aber kaum ist es zu glauben, die Tonkunst habe ich allenthalben in einem elenden Zustand angetroffen und nur in dem einzigen Conservatorio a i Mendicanti zu Venedig ein wahres Veranügen gefunden. In Neapel sind die Instrumentalisten nicht fähig piano zu spielen; Sie müssen Sordinen aufsetzen, um die Ohren der Königin nicht zu beleidigen. Der wackere Mißliwezeck sowohl als unser Hasse, Galuppi, der P. Martini und selbst unser Metastasio haben mir schon gesagt: daß in Italien keine Schule für die Musik mehr sey; und dieses habe ich auch selbst erfahren. Einige wenige gute alte Sänger und Komponisten ausgenommen, hört man nichts gutes mehr.„

„Die komischen und ernsthaften Opern die ich zu Florenz, Padua, Mayland und Turin gehört habe, sind unausstehlich schlecht. In den übrigen Städten sind keine Schauspiele, und die besten Musiken in den Kirchen werden elend aufgeführet. Der berühmte Farinelli hat alles dieses gegen mich bekannt; und Ferrandini hat mir gestanden, daß die Welschen nun bald genöthigt seyn würden ihre Zöglinge nach Teutschland zu schicken um die Tonkunst zu erlernen, so wie die Teutschen vor 30 Jahren in dieser Absicht nach Welschland gezogen. Mit einem Wort, die Tonkunst hat mir in diesem Lande kein Genügen geleistet und ich verlaß es gerne.„

Ich gestehe, daß mir die Nachrichten und Urtheile dieses reisenden Tonkünstlers von dem gegenwärtigen Zustande der Musick

ſich in dem Lande dem die Muſen immer ſo vorzüglich hold geweſen ſind, zu allgemein, zu unbeſtimmt und zu ungünſtig vorkommen, um den unbeſchränkten Glauben zu verdienen, den ſie bey meinem unbekannten Correſpondenten gefunden haben. Es iſt hart, mit einziger Ausnahme etlicher alten Sänger und Komponiſten, alle übrige, ohne Gnade, in die Hölle zu werfen, und uns bereden zu wollen, daß es in Rom, Neapel, Florenz, Mayland u. ſ. w. niemand mehr gebe, deſſen Stimme oder Kunſt hörenswerth ſey. Doctor Burney fand es vor etlichen Jahren ganz anders; und es iſt doch kaum möglich, daß ſich die Sachen in ſo kurzer Zeit ſo ſehr verſchlimmert haben ſollten. Die Klagen der abgelebten Greiſe, Haſſe, Martini, Metaſtaſio, Farinelli, u. ſ. w. beweiſen etwas; aber nicht ganz ſo viel als der Schreiber des Briefes damit zu beweiſen vermeynt; denn es liegt im natürlichen Charakter des Alten, laudator temporis acti zu ſeyn, und immer über Verfall der Zeiten zu klagen, weil er ſelbſt in Verfall iſt. Dies iſt von jeher ſo geweſen. Als unſere Alten jung waren, ſchüttelten ihre Alten die Köpfe über ſie und hatten unendlich viel gegen ſie und all ihr Thun und Laſſen zu brummen und zu klagen; nun da dieſe Jungen die Alten worden ſind, machen ſie's uns eben ſo, und ich denke wir werdens in zwanzig oder dreyßig Jahren a dato unſern Jungen nicht viel beſſer machen. Ueber die Singſchule widerſpricht ſich der Briefſchreiber ſelbſt. Er ſagt: Es ſey keine Schule für die Muſick mehr in Italien; und kurz zuvor hatte er geſagt; er habe in dem Conſervatorio der Mendicanten zu Venedig (welches eine berühmte Muſickſchule iſt) wahres Vergnügen gefunden. Alle dieſe Bedenklichkeiten hätten mich vielleicht bewegen ſollen, das Begehren des Unbekannten keine ſtatt finden zu laſſen. Ich habe aber, alles überlegt, doch beſſer zu thun geglaubt, wenn ich dieſe Nachricht von dem heutigen Muſickweſen in Italien bekannt machte, die, ſo wenig oder viel ſie Gültigkeit haben mag, wenigſtens ohne Vorſatz zu täuſchen geſchrieben iſt, und uns die Dinge ſo vorſtellt, wie ſie der Virtuoſe geſehn und gehört hat. Wenn ſie von Seiten irgend eines ächten Kunſtverſtändigen, der mit völliger Kenntnis der Sache ſprechen könnte, eine unbefangene Berichtigung, veranlaſſen würde; ſo hätte ich meinen Zweck erreicht. Ich an meinem Theil konnte hiezu nur Veranlaſſung geben; und hier iſt ſie!

W.

VII.

Politiſche Nachrichten.

Februar 1776.

Spanien.

Die Kriegsrüſtungen werden in unſern Häfen mit dem nemlichen Eifer immer fortgeſetzt, und man wirbt ſtark, nicht allein in allen Gegenden der Monarchie, ſondern auch in auswärtigen Gebieten, und insbeſondre in dem Genueſiſchen, wo der Capitän Dom Bacheri d' Avulla den Auftrag hat, ein Corps von 2000 Mann aus allen Nationen zu errichten. Wegen des Gegenſtandes dieſer Zurüſtungen iſt man noch immer in Ungewißheit; doch fürchtet man noch, was man auch davon hat vorgeben wollen, einen Bruch zwiſchen Portugall und dieſer Krone.

Es iſt nunmehr entſchieden, daß der Graf von Maillebois nicht in den Dienſt dieſer Monarchie treten wird, wie er zu thun entſchloßen war; und man ſchreibt dieſe Sinnesänderung dem Tode des Hrn. du Muy, welcher mittlerweile erfolgt iſt, und der Gelangung des Herrn von St. Germain zur Kriegs-Miniſters-Stelle in Frankreich zu. Mit Recht ſchmeichelte ſich der Graf, da ſeine Talente dem neuen Staats-Secretär bekannt ſind, daß ſie ihm die Wiederkehr der Gnade des Königs verſchaffen könnten, wozu er alle Hofnung aufgegeben hatte. Würklich vernimmt man auch, daß der Herr von St. Germain bey den neuen Operationen ſich ſeiner häufig bedient, und Willens iſt, ihm den Marſchalls-Stab von Frankreich zu verſchaffen. Er hat dem Könige vorgeſtellt, man müße einen ſo wichtigen Officier beyzubehalten trachten, bey dem ſich die vorzüglichſten Talente eines Kriegsmanns zur Ausführung, mit einer gründlichen Theorie und dem Kopfe eines wahren Staatsmanns vereiniget fänden. — Der König von Spanien bedauert, daß er durch dieſe Veränderung der Umſtände gehindert worden, ſich einen ſo erfahrnen Officier zu verſchaffen, von dem er ſich an der Spitze ſeiner Heere die nützlichſten Dienſte verſprach.

Daß es hier würklich auf einen Krieg angeſehen ſey, es ſey nun gegen die Mohren, gegen Portugall, oder irgend einen andern

andern Staat, läßt ſich noch aus einem anſehnlichen Avancement ſchlieſſen, welches der König vor kurzem bey ſeinen Truppen vorgenommen hat. Vier Marſchalls de Camp ſind zu General-Lieutenants, und 15 Brigadiers zu Marſchalls de Camp erhoben worden; überdies hat der König noch 16 Brigadiers, 17 Obriſten, 24 Obriſt-Lieutenants, 25 Hauptleute, und 7 Lieutenants ernannt. Es ſcheint übrigens, der General O'Reilly, welcher bey der Affaire vom 8ten July an den Küſten von Algier ſo unglücklich war, habe bey Hofe nichts von ſeiner Gunſt verlohren; denn der König erklärt, daß er blos nach dem Bericht, den ihm dieſer General von der guten Aufführung und dem Muthe ſeiner Officiers in erwähnter Action erſtattet, jenes Avancement vorzunehmen beſchloſſen. Auch hat der König ſeine beſondre Zufriedenheit mit den Dienſten des Grafen O'Reilly dadurch an den Tag gelegt, daß er jedem ſeiner ältern Söhne eine jährliche Penſion von 5000 Realen bewilliget.

Italien.

Man iſt in hieſiger Gegend ſehr aufmerkſam auf einen Streit, der ſich zwiſchen der Republik Venedig und dem heil. Stuhle entſponnen. Der Anlaß dazu war folgender. Der Geſandte der Republik hatte ſich in die Audienz zum H. Vater begeben, um ihm die Wahl eines neuen Patriarchen in der Perſon des Hrn. Gionavelli, Biſchofs zu Chiozza, kund zu thun, und ihn zu bitten, er möchte bey dem nächſten Conſiſtorio ſolchen proclamieren. Der Pabſt konnte ſich nicht enthalten, dem Geſandten ſeine Verwunderung über ein ſolches Anſuchen zu erkennen zu geben, da der Senat ohne vorhergegangene Anzeige noch Anfrage zu dieſer Wahl geſchritten war; und überdies die Regierung zu Venedig noch ganz neuerlich die Forderungen des Römiſchen Hofes durch ein Edict angegriffen hatte, worinn ſie alle Kirchendienſte, die von Layen vergeben werden, ſekulariſieret. Der Geſandte entſchuldigte ſich und beſtand auf dem Anſuchen ſeiner Gebieter; der Pabſt, im Zorne, antwortete: „Wir ſehen, die Republik, welche nie aufgehört „hat, den Rechten der Kirche unter unſern Vorfahren zu „nahe zu treten, will unter unſrer Regierung den nehmlichen „Grundſätzen folgen. Der Herr Geſande wiſſe alſo, daß wir „weder in dieſem noch in irgend einem Conſiſtorio einen Ve„netianiſchen Patriarchen oder Biſchoff in Vorſchlag bringen „werden, wenn nicht zuvor die Republik alle gegen das Anſe„hen der Kirche ergangene Acten annullirt und wiederrufen „hat." Die Unterredung war lebhaft und hizig, und währte beynahe drey Stunden, ohne daß der Geſandte über den Geiſt des H. Vaters etwas zu erhalten vermochte, der bey ſeiner

Weigerung standhaft verblieb. Man fürchtet, daß solcher für die Ruhe der Kirche nachtheilige Folgen haben werde; denn, wie man weiß, ist die Republik eifersüchtig auf die Rechte der Souverainetät, und hat von jeher die Ansprüche des Römischen Hofes in ihrem Gebiete bestritten.

Eine Neuigkeit, die den Freunden der ehmaligen Gesellschaft Jesu Vergnügen machen muß, ist die Loslassung der in der Engelsburg gefangen gesessenen Exjesuiten, welche den 9ten dieses Monaths, zufolg eines Befehls der Congregation: de rebus Iesuitarum agendis, vor sich gieng. Man hat jenen Exjesuiten, welche sind: Der Abbt Rhomberg, Rariesezi, und Gargo, eingeschärft, mit keinem, wer es auch sey, sich über irgend etwas, das Beziehung auf die Anaclegenheiten ihrer Gesellschaft, oder ihre Gefangenschaft insbesondre hat, zu unterhalten, noch auch unter sich oder mit andern Gliedern ihres Ordens Gemeinschaft zu pflegen. Da man nicht zweifeln darf, daß diese Loslassung mit Einwilligung der dabey interessierten Höfe geschehen, so will man daraus folgern, diese müßen von Seiten des Pabstes die nachdrücklichsten Versicherungen erhalten haben, daß von der Wiederherstellung der Gesellschaft niemahls mehr die Rede seyn werde.

Frankreich.

Von allen neuen Entwürfen unsers Kriegs-Ministers, des Grafen von St. Germain, ist in dem Laufe dieses Monaths weiter nichts zum Vorschein gekommen, als eine Königl. Erklärung, vom 1sten Februar datiert, und in die Parlaments-Register bereits eingetragen; welche enthält: eine Verordnung, wie es in Zukunft nicht allein mit der Erziehung der Zöglinge der Militär-Schule, sondern auch mit der Verwaltung der Güter dieser Stiftung gehalten werden soll. Das Ausführlichere dieser Verordnung muß man in den Blättern aufsuchen, die blos den Politischen Angelegenheiten gewidmet sind; uns gestattet der Raum nur, Anzeige davon zu thun. Auch ist von einer neuen Einrichtung bey der Gensd'armerie und den Carabiniers die Rede. Schon dreymahl sind die Kön: Befehle deswegen gedruckt, und eben so oft wieder zurückgenommen worden, um Abänderungen zu machen; ein Beweiß der Hindernisse, welche die Großen dem Minister erregen.

Was die Arbeit des Herrn Turgots, General-Controlleurs der Finanzen betrift, so steht es damit folgender maßen. Dieser Minister hat neulich dem Parlament sechs neue Edicte übergeben, um solche in die Parlaments-Register eintragen zu lassen. Diese

Edicte

Edicte haben zum Gegenstand, erstens: Die Unterdrückung der Casse zu Poissy, die den Metzgern so sehr zur Last gereichte; zweytens: die Unterdrückung der Rechte, die von dem Getreyde; und drittens: die Unterdrückung der Rechte, die von dem Unschlitt erhoben werden; viertens: die Unterdrückung der Stellen und Aemter bey den Häfen der Stadt Paris; fünftens: die Abschaffung der Geschwornen und der Meisterschaften bey den Künsten und Handwerkern; sechstens: die Abschaffung der Frohndienste, und die Einführung einer Auflage, welche die Stelle derselben vertreten soll. Von allen diesen Edicten ward nur ein einziges, nemlich das erste, die Abschaffung der Casse zu Poissy betreffend, auf der Stelle einregistriert; zur Untersuchung der übrigen hat das Parlament Commissarien ernannt, auf deren Bericht der Schluß abgefaßet worden, dem Könige über dieselbe nähere Vorstellungen zu thun. Dieser ist über die Widersetzlichkeit seines Parlaments sehr ungehalten gewesen, und man glaubt, er werde sich entschließen, ein Lit de justice zu halten, um Verzögerungen, wodurch die Operationen seines Ministerii nur aufgehalten würden, zuvorzukommen. Man vermuthet dieses mit desto mehrerem Grunde, da der König verschiedene mahl seinen Ministern in Betreff dieser Edicte gesaget hat: „Untersuchet sie mit Sorgfalt; sehet ob ihr sie gut findet; gebt nur „Acht, auf das was sie an und für selbst sind, ohne zum Voraus „auf Hindernisse zu sehen. Wenn sie hier durchgegangen sind, „so nehm' ich es auf mich, sie beym Parlament durchzubringen.„

Sonst ist, was die Gesinnungen dieser Macht in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten betrift, alles ruhig. Der Hof scheint eine weise Neutralität beobachten, und sich blos mit innern Anordnungen im Reiche beschäftigen zu wollen. Zur Bestärkung, daß man würklich entschlossen sey, in einem friedfertigen System zu verharren, dient noch die Zurückberufung des Grafen von Guines, unsers Gesandten am Englischen Hofe, welche durch folgende besondre Gründe veranlasset worden. Das Englische Ministerium, immer in Unruhe wegen der Parthie, die Spanien und Frankreich in den gewärtigen Umständen ergreifen könnten, drang sehr lebhaft in den Grafen von Guines, zu sagen, was Frankreich thun würde, im Fall Spanien England den Krieg erklärte. Der Gesandte vergaß sich so sehr, daß er versprach, der König, sein Herr, werde in keinem Fall die Waffen gegen Se. Britannische Majestät ergreifen. Der Spanische Gesandte bekam Nachricht von dieser Unterredung, und zeigte sie seinem Hofe an; welcher, darüber aufgebracht, mit lebhaften Klagen gegen den Grafen von Guines einkam, und auf dessen Zurückberufung drang, die man ihm auch nicht hat versagen können.

England.

Die Angelegenheiten dieſes Landes ſind jetzt von ſolchem Umfange und ſo verwickelt; die Begebenheiten ſo abwechſelnd und ſo zahlreich, daß unſer ganzes Journal nicht zureichen würde, ſie alle aufzufaſſen. Wir müſſen uns damit begnügen, blos anzuzeigen, wie die Lage der Sachen iſt in dem Augenblick, da wir ſchreiben. Der Streit mit den Colonieen ſcheint den höchſten Grad der Erbitterung erreichet zu haben, und bleibt zur Verſöhnung keine Hofnung mehr übrig. Von beyden Seiten rüſtet man ſich zu dem grauſamſten, hartnäckigſten, und, in Anſehung der Folgen, zu dem merkwürdigſten bürgerlichen Kriege, wovon man vielleicht je ein Beyſpiel gehabt hat. Die Macht, welche dieſer Hof zu Bezwingung der Rebellen beſtimmt, beläuft ſich beynahe auf 50,000 Mann, eine beträchtliche Anzahl Kriegsſchiffe und andere Fahrzeuge nicht mitgerechnet; und gegen Ende des Monaths März ſoll alles nach dem Orte ſeiner Beſtimmung abgelaufen ſeyn. Die Amerikaner bereiten ſich ihrer Seits, ihre Feinde wohl zu empfangen, und ihre Rechte und Freyheiten theuer zu verkaufen. Inzwiſchen haben ſie neulich in Canada einen beträchtlichen Verluſt erlitten. Ihre Armee, welche die Stadt Quebeck belagerte, wollte in der Nacht vom 31 Dec. auf den 1 Jenner mit Sturm ſolche erobern; ward aber mit einem Verluſt von 300 Mann zurückgetrieben, worunter einige brauchbare und erfahrne Officiers ſich befinden. Man ſagt, der ſchlimme Erfolg dieſes Verſuchs habe ihnen den Muth nicht benommen, und ſie werden, verſtärkt, von neuem vor Quebec ſich einfinden, um ihr Glück zum zweytenmahle zu verſuchen.

Norden.

Das Gewölke, welches in Norden ſich zuſammen zu ziehen und der Ruhe dieſes Theils von Europa zu drohen ſchien, iſt dem Anſchein nach wieder zerſtreuet. Wir haben Privat-Briefe aus Schweden, welche melden, der König habe von der Ruſſiſchen Kayſerin die nachdrücklichſten Verſicherungen erhalten, daß ſie auf keine Weiſe Frieden zu ſtören gedächte. Wahr iſt's, auf beyden Seiten, und beſonders auf Schwediſcher, fährt man mit den Kriegesrüſtungen fort; es ſcheint aber eher aus Vorſicht als aus Nothwendigkeit zu geſchehen. — In Anſehung der Angelegenheiten von Pohlen hat ſich die Furcht wieder gelegt, worinn man eine zeitlang ſtand, daß ſolche einen Bruch zwiſchen den drey theilenden Höfen veranlaſſen möchten. Der Kayſer hat das Gebiet, welches er über die in dem Theilungstractat bezeichnete Grenzen in Beſitz genommen hatte, und welches der Gegenſtand des Zwiſts war wieder abgetreten, und man ſchmeichelt ſich, daß das gute Vernehmen unter den verſchiedenn dabey intereſſierten Mächten nunmehr vollkommen wieder hergeſtellet ſey.

VIII.

Erfreuliche Nachricht aus dem Philanthropinum.

Das Philanthropinum zu Dessau erhielt den 5ten März, d. J. durch eine ansehnliche Hülfe von hohem Orte die (vorher bezweifelte) vollkommne Sicherheit, Wesen und Namen auf beständig in Dessau fortzusetzen. Es ist mit guten Lehrern und Aufsehern stark besetzt und mit Wohnung versorgt worden. Es erbiethet sich daher zu denen, welche schon da sind, mehr Pensionisten von 5 bis 18 Jahren aufzunehmen, und den Candidaten, die sich hier aufhalten wollen, Unterricht und Uebung in der Philanthropinischen Erziehungskunst zu verschaffen. Hieron mehr in dem ersten Stück des Philanthr. Archivs, wozu um Ostern das 2te Stück ausgegeben wird.

Es liegt nicht an mir, daß ich den Lesern die Rechtfertigung des Gedankens, Hans Sachsens Bild unter den ruhmwürdigen Männern des XVIten Jahrhunderts aufzustellen, bis auf den künftigen Monat schuldig bleiben muß; aber ich habe Hofnung, sie dieses Aufschubs halben zu ihrem Vergnügen entschädigen zu können. W.

Das Wort des Logogryphen im Februar ist Spiegel: es enthält die Worte: Igel, geel, Spiel, Gleie, Seil, Sieg, Siegel, leise, Geisel, Segel.

Inhalt des ersten Vierteljahrs.

Jänner.

I. Poesien. . . . . S. 1.
II. EhestandsGeschichte des Hrn. Philipp Peter Marks. . . . . 31.
III. Ein Winterwährchen. . . . . 49.
IV. Nachricht von Sebastian Brand. . . . 71.
V. Antwort auf eine Frage. . . . —.

VII. Fragen. . . . . S. 82.
VIII. Kritiſche Anzeigen. . . . . 83.
IX. Theater. Bildende Künſte. Muſik. 92.
X. Politiſche Neuigkeiten. . . . 96.

Februar.

I. Des Wintermährchens zweiter Theil. S. 99.
II. Kleinere Gedichte. . . . 123.
III. Ueber die Schönheit. Ein Geſpräch. 131.
IV. EheſtandsGeſchichte des Herrn Philipp Peter Marks. . . . 142.
V. Ueber Brands Narrenſchiff und D. Joh. Gaylers von Kayſersberg Weltſpiegel. 168.
VI. Nachricht von Ulrich von Hutten. . 174.
VII. Kritiſche Anzeigen. . . . 185.
VIII. Diſſeitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Ueberſetzung des Homers. . 193.
IX. Das Baſedowiſche Philanthropin. . 195.
X. Lavater an das Publikum. . . 196.
XI. Heinſens Ueberſetzung des Taſſo. . 197.
XII. Politiſche Nachrichten. . . 198.

März.

I. Ueber Herders älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. . . S. 203.
II. Schluß der EheſtandsGeſchichte des Hrn. Philipp Peter Marks. . . 229.
III. Nachricht von der Kunſt Glas-Paſten zu verfertigen. . . . 257.
IV. Schreiben aus Paris über das Gluckiſche Singſpiel Iphigenia in Aulis. . 260.
V. Kritiſche Anzeigen. . . 264.
VI. Auszug aus einem Briefe, den itzigen Zuſtand der Muſick in Italien betreffend. 282.
VII. Politiſche Nachrichten. . . 284.
VIII. Erfreuliche Nachricht aus dem Philanthropinum. . . . 289.

IOHANN GEILER à Kaisersberg.
G. M. Kraus del.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1776.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg,
gnäd. Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

April 1776.

I.

Kleinere Gedichte.

Hab oft einen dumpfen dickern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bey meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh ſie dort, ich ſeh ſie hier,
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann ſie mir
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Schelmenaug da d'rein,
Die ſchwarze Braue d'rauf,
Seh ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund;
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt.

Und wenn ich ſie dann faſſen darf
Im luftgen teutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht ſo ſcharf,
Da fühl ich mich ſo ganz!

Und wenn's ihr kümmlig wird und warm,
Da wieg ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm;
'S ist mir ein Königreich!

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weiblich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh;
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht ich mehr und immer mehr;
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bey ihr wär,
Dauer wär mir nit bang.
Ich denk ich halte sie einmal,
Und büße meine Lust,
Und endigt sich nicht meine Quaal
Sterb ich an ihrer Brust!

G.

Liebhaberekstase.

Preiß der Liebe! wundersame Wonne!
Schwung und Drang zum Himmel! Engelglück!
All mein Wesen eya! so zu sonnen
An dem schönsten reinsten Weibesblick!

Liebeskrank in ihrem lichten Lächeln
Mich zu neigen! Selig zu verblühn!
Ihres vollen Athems holdes Fächeln
Ungenügsam in mein Herz zu ziehn!

Allgenuß und Glorie zu saugen
Aus der Lippen frischer Völlerey!
So zu lesen aus den blauen Augen,
Was ich all in ihrem Herzen sey!

Ich wie viel, wie wenig Andre gelten!
So in ihr verlohren dazustehn!
So zu suchen, gleich als ob die Welten
Nebelgraulich rings um mich vergehn.

Bis ich nichts mehr höre, nichts mehr sehe!
Herz und Ohr, wie ferne Wasser, tößt,
Und ich selber — wie? weis Gott! — vergehe,
Leibes- ach! und Seelen-Band gelößt!

Reicher Gott! dem blinden Weltgetümmel
Ist die Liebe Licht und Genius;
Liebe baut die Leiber auf zum Himmel,
Eine Sproße jeder Weibeskuß!

C. S.

An eine Myrte.

Wachse, liebes junges Bäumchen,
Du, gepflanzt von meiner Hand,
Als ich nur die ersten Keimchen
Heil'ger Lieb' im Herzen fand;

Wachſe fort, mein Myrtenbäumchen,
Auf daß all' die goldnen Träumchen
Fröhlich in Erfüllung gehn;
Daß ich Minna möge ſehn,
Wie mit ihrem zarten Däumchen,
Deinen beſten Zweig ſie bricht,
Und ins ſchwarze Haar ſich flicht, —
Daß in deines Schattens Kühle
Minna ſetzen könne ſich
Und ich neben Minna mich,
Voll der ſeligſten Gefühle!

Wachſe, Bäumchen, werd' ein Baum!
Wenn das Raben-Schwarz der Haare
In ein falbes Grau erbleicht;
Wenn dem ſchönſten Augenpaare
Jener Himmelsfunk' entweicht,
Und der feidne Wolluſtflaum
Weg von Minna's Buſen ſchleicht,
Wann der Wangen Roſ' und Nelken
Ach! der Sturm der Zeit verſcheucht,
Dann, mein guter Myrtenbaum, —
Kannſt auch du verwelken.

L.

Sehnſucht eines Biedermanns nach Ruhe.

Der Schlaf der Frommen, lieber Gott,
Wär er mir nicht mehr fern!
'S iſt nicht Gebümmel über Noth;
Allein ich ſchlief ihn gern!

Haſ'e

Haſt's immer wohl mit mir gemeint,
Und deine Welt iſt gut;
Hab ich mein Thränlein auch geweint,
Was iſt's nun wenn man ruht!

Ich war ein kleiner Bub' und ſprang,
Und freut des Lebens mich.
Ich war ein Jüngling, froh, und ſang
Und trieb es muthiglich.

Begann da manchen Eckenſtreich,
Das ſahſt du ſo mit an!
Hab's Dank! du ſtrafteſt mich nicht gleich,
Wenn ich den Streich begann.

Ich ward ein Mann. Manch Stürmlein —
Wie's nun im Leben geht —
Blies mir den Staub ins Aug; allein
Auch das iſt weggeweht.

Ich ſah auch deine Sonne, Gott!
Und war's ein Nebeltag,
Da dacht' ich: Hm! hat keine Noth,
'S iſt auch ein Gottestag!

Weis nicht, wies thut um Geld und Gut,
Und's kümmert mich auch nicht.
Hatt' ich doch immer teutſchen Muth
Und Biedermanns Gericht.

Und wenn's nun auch ein Schurke wagt
Und meinen Freund raubt;
Was's! Wenn ein Schurke Lügen sagt,
Kein Ehrenmann ihm glaubt.

Nur Einmal — nun, es ist geschehn;
Ich hab mich satt geweint!
Wird Sie doch hier nicht wieder sehn,
Und du — hast's gut gemeint!

Die Einzge die ich hatte, rief
Dein Engel vor mir hin!
Und, daß ich neben ihr: bald schlief,
Den Wunsch hast du verziehn!

Werd's auch noch tragen! Biet ihr ja,
Will's Gott, doch bald die Hand,
Und hab' ich sie, was frag ich da,
Ob mich die Welt gekannt?

Der Pfeil.

Nach dem Französischen.

Schaut her, ihr Vögel all, ich flieg euch nach,
Und bin, als ihr, des Aethers Bürger! So sprach
Voll Uebermuth zum Flügelvolke
Des Lustreviers ein Pfeil, der: schnell der Senn' entflog,
Und plötzlich sich in Lüften hoch
Verbarg im Bauch von einer Sonnenwolke.
Die Vögel hörten's all' in neidloser Ruh;
Nur schwirrt auf leichtem Gefieder
Die Schöpferin fröhlicher Lieder,
Die kleine Lerch' ihm zu:

O Pfeil, wie eitel bist du!
Zwar schwebst du jezt hier oben,
Doch fremde Kraft hat dich gehoben,
Und bald, zu bald! — (da senkt er sich) —
Fällst du — durch dich.

A.

An ein Veilchen.

Dein Schöpfer giebt, o Veilchen! hier
Dir Tage nur zu leben,
Doch welche Freuden werden dir
Dagegen nicht gegeben!

Wollüstig trinkst du deinen Thau
Frühmorgens, wenn die Sonne
Rings um dich her, so Wald als Au
Erweckt zur Tages-Wonne.

Sanft wirst du, Blümchen, eingewiegt,
Wenn Abends, dich zu kühlen,
Bey deinem süssen Duft, vergnügt
Die kleinen Weste spielen.

Nie wird es deine Sorge seyn:
Vielleicht verblüh ich morgen!
Ob deinem Daseyn dich zu freun
Sind alle deine Sorgen.

So fließen deine Tage hin,
Wie klare Bäche fließen;
Du sprichst: ich will, so lang ich bin,
Des Lebens Lust genießen.

O Veilchen! liebes Veilchen! ſo,
Wie du, will ich nun leben,
Und der Natur getreu, und froh,
Mich aller Luſt ergeben.

Und ſoll ich endlich dann ins Grab,
So leg ich unverdroſſen,
Wie du, mein kurzes Leben ab,
Und ſag: ich habs genoſſen!

v. St.

Sonnette.

I.

An Thais.

O Thais, Thais, mein geliebtes Leben,
Wenn Arm in Arm geſchmiegt, und Herz auf Herz gedrückt,
Mein Mund auf deinem nun der Liebe Blüten pflückt,
So wüthig, ha! daß Stamm und Wurzel beben.

Wenn von der Sprache leztem Feuerleben
Nur noch ein Seufzer brennt, worinn das Herz erſtickt;
Wenn unſre Seelen, nun, ins Auge vorgerückt,
Sich leiſer fragen, leiſer Antwort geben.

Dann Thais, kraiſen ſich die Himmel und die Erden
Wie Wirbel um mich her, woraus die Schloſſen werden!
Verwegen, wie ein Aar, der in die Sonne ſchaut,
So ſchau' ich zum Olymp, und frage, frage laut:
„Ihr Götter, hab ich nicht Elyſium auf Erden?
„Für wenn doch habt ihr wohl das Eurige gebaut? „

S.

II.

An ebendieſelbe.

Laſt auf Laſt, von hundert tauſend Wonnen,
Liegt auf meinem Weſen gar zu ſchwer,
Wie das Raſen ſchwüler Mittagſonnen
Auf dem Aernte-Felde, das umher

Funken ſprüht; die Schnitter ſind entronnen,
Hände, Wagen, Tennen, bleiben leer;
Zephir liegt, wie Raupen, angeſponnen
Auf den Blumen, Scherze nebenher!

Lieb', o Liebe, welch ein tödlich Wüten!
Herz und Sinnen, meines Geiſtes Blüten,
Stehn verbraunt, die Häupter all geſenkt:
Ah! ſie harren auf die ſchöne Stunde,
Bis von Doris roſenrothem Munde
Sie ein Kuß mit neuer Wonne tränkt!

G.

III.

Monologe.

Auf nicht allzuveſtem, kleinen Nachen,
Ohne Sorgen, was und wo ich bin,
Kreuz ich unter Küſſen, Scherz und Lachen
Durch die Fluthen meines Lebens hin:

Wo dann Land? — Soll ich mir Grillen machen?
Tauſend, klüger als ich ſelber bin,
Kreuzen auch auf ihren kleinen Nachen,
Ohne daß ſie kundig ſind, wohin?

Seyd darum; wir ſchiffen ruhig weiter,
Gl*, J***i, St**d ſind Begleiter,
Giebt es Hafen; gut, wir laufen ein!
Gehn wir unter; nun, ſo gehn wir unter!
Luſtig, luſtig fahren wir, und munter,
Unſer Fahren wird uns nicht gereun!

S.

IV.

An die Wieſe bey *.

Auch dich, o Plan voll ſchöner Regenbogen,
Vergiſt mein Herz in ſeinem Leben nie.
Hier hab ich jüngſt, nach Heimchen Melodie,
Zum Schäfertanz mein Mädchen aufgezogen.

Doch Schade! Schade wars, als ich und ſie
Wie Blitze riſch durch Klee und Blumen flogen;
Da jagten wir zwey arme Thierchen, die
Am Schleenbuſch den Geiſt der Blüte ſogen!

Ihr machtet uns, ihr guten Bienchen, Platz:
Jezt jammerts mich; ihr Bienchen, zum Erſatz
Will ich für euch zwey Roſenſtöcke pflanzen:
Hier, wann ihr einſt an Blüte Mangel habt,
Hier nehmt zurück, was ihr, durch unſer Tanzen,
Am Schleenbuſch ſo ſchlimm verlohren gabt.

S.

V.

Die todte Elmire.

Aus dieſer Fremde weg, zurück ins Vaterland
Der ſchönen Seelen flieg auch meines Mädchens ihre,
Hold, wie der erſte Duft, von Veilchen ausgeſandt,
Daß er den jungen Lenz herab vom Himmel führe.

Ich

Ich Einziger allein, der ihren Werth gekannt,
Ich nun Verlaßner weiß was ich an ihr verliere.
„O Engel, rief ich aus, o nimm mich mit, Elmire! „
Als rüstig schon der Tod an ihrem Lager stand.

Sie aber lächelnd sprach: „Noch in der Fremde weile!
„In dieser mache dich des Vaterlandes werth! „
Ihr Lächeln hieng wie Glanz noch an des Todes Pfeile;
Ich wähnte, da sie starb, ich würde mit verklärt!
O Engel, Engel, laß mich dein Gespiele werden!
Im Himmel, Gott und du; was soll dann ich auf Erden?

G.

VI.

Ueber Doris Genesung.

In Glorie verklärt, und Himmels Herrlichkeit,
Die Engel um sich her, wie seines Todes Kette
Der gröste Mensch zerbrach, der meinen Tod geweiht:
So schwebt mein Mädchen auf aus seinem Krankenbette.

Auf ihren Wangen ha! wird wieder Blütenzeit,
Die Lilien streiten sich mit Rosen um die Wette,
Als ob in Fieberglut all ihre Lieblichkeit
Wie Gold im Feuer sich noch Eins verschönert hätte!

Verschönert, reicher Gott, ach! aber nicht für mich!
Du, meine Thränenflut, du, hehres Messeleſen,
Gelübde, so ich that, für glückliches Genesen:
Ihr rettet Sie allein: das Opfer das bin ich!
O holde Grausamkeit! Ihr neues Götterleben
Nahm sie mit dem Beding, mir neuen Tod zu geben!

Fi.

II.

Eduard Allwills Papiere (*).

Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seyst lichtscheu und entfliehend im Nebel.

Aus einer Handschrift.

Vorbericht.

Von Allwills Papieren sind die fünf ersten Briefe bereits im IVten Bande der Iris erschienen. Der Besitzer dieser Sammlung hat sich seitdem entschlossen, auch die folgenden, so viel er davon gesammelt und aufbewahrt hat, dem Publico nach der Reihe vorzulegen. Diesemnach waren sie, wie in kurzem jeder Leser einsehen wird, kein schicklicher Beytrag mehr zu einem Journal fürs Frauenzimmer.

Ich habe alles angewendet, meinen Freund zu bereden, mit den ersten Briefen seiner Sammlung gegenwärtig den Anfang zu machen; aber er weigerte mir dieses gerade zu, ohne meine Gründe widerlegen, noch die seinigen angeben zu wollen.

Sein

(*) Da die fünf ersten von diesen interessanten Briefen, deren ganze Sammlung mein Freund, der Herausgeber, dem T. Merkur zugedacht hat, vielen unsrer Leser aus der Iris schon bekannt sind: so habe ich für billig erachtet, den Raum, den diese fünf Briefe hier einnehmen, bey den sechs Bogen, die der Merkur monatlich schuldig ist, nicht in Anschlag zu bringen. W.

Sein Vorhaben iſt geweſen, aus dieſen Materialien einen Roman zu bilden; da dieſes aber, leider! nicht in Erfüllung gegangen: ſo folgt, daß Allwills Papiere, in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, kein Roman ſind. Ich zweifle ſogar, ob ſie nur tauglichen Stoff dazu an die Hand gäben. Die vorkommende Begebenheiten ſind nicht merkwürdiger, als man ſie alle Tage überall ſehen wird, wo nur eben ſolche Leute in ähnlicher Verbindung angetroffen werden, um ſie hervorzubringen. In der That ſind hier die Menſchen faſt das einzige Intereſſante: wer ſich mit dieſen nicht befreunden; wer überhaupt durch das Leben, ſo wie es ſich gewöhnlich in unſrer Werktags-Welt ergiebt, ohne herzliche Theilnehmung an allem durchſchleichen kann, der muß viele Briefe dieſer Sammlung äußerſt ſchaal und langweilig finden. Und da ich nun ſo eben belehret worden (*), daß ſelbſt ein eigentlicher Roman nur zu den Auswüchſen der Litteratur gerechnet zu werden pflege; ſo muß mir mein eigen Gewiſſen ſagen, daß dergleichen wie Allwills Papiere wohl gar nur Unkraut ſey, welches kein anderer als ein Feind unter den reinen Weizen unſerer Litteratur zu ſäen die Pflichtvergeſſenheit haben mag.

Mit den philoſophiſchen und moraliſchen Fähigkeiten dieſer Briefe, ſieht es inſoferne mißlich aus, daß ihre Verfaſſer anſtatt des ganzen Menſchengeſchlechts immer nur eine einzelne Perſon im Auge — und mehrentheils andre zu dringende Geſchäfte vor der Hand haben, um nicht die Angelegenheiten des großen Alls, und wohl gar ihre eigene gegenſeitige Belehrung darüber zu verſäumen. O daß es Helden wären! die (wie ich aus vielen Büchern verſtanden habe) ihre Thaten blos andern zum Exempel verrichteten — uns zur Lehre nur das geweſen ſind, was ſie waren.

Von

(*) In der Allg. d. Bibl. Th. 26. S. 343.

Von meinen unbedeutenden Leuten, die so gar keine Helden sind, muß ich einiges vorerinnern; denn sie konnten nicht wissen, daß ein geneigter Leser sie erwarte, der ein und andre Umstände von ihnen zu wissen bedürfen werde; sonst hätten sie, dächt ich, dieselben wohl auf eine geschickte Weise einfließen laßen.

Sylli, gebohrne von Wallberg, stammte aus einer alten Patrizien-Familie in C**. Als sie 15 Jahr alt war, verlohr sie ihre Mutter, welche mehr als das gemeine Erdeleben in sie gebohren hatte, und sich so ganz in ihr fühlte, daß davon in beyden Herzen eine namenlose Liebe ward. Ihr Vater, von einer unbezwinglichen Leidenschaft bis zum Wahnsinn gefoltert, begrub sich zwey Jahre nachher in ein Cartheuserkloster. Er war, als die folgenden Briefe geschrieben wurden, noch am Leben. Nun gerieth sie mit ihrem Bruder in Vormundschaft, und in eine so verwirrte Lage, daß ihr Herz dabey um und um wund werden mußte.

Sie mochte 21 Jahr alt seyn, als einer von den Gefährten ihrer Kindheit und zartern Jugend, August Clerdon, sie wiedersah, und die heftigste Liebe für sie empfand — ein feuriger Mann, von überschwenglichem Geist, aber sehr unstetem Sinne. Die Verbindung kam zu Stande, und Sylli zog nach E***, wo ihr Mann eine der ansehnlichsten Stellen bekleidete. Gleich darauf kam desselben Bruder, Heinrich Clerdon, als Regierungsrath nach C**. Beyde waren in der Schweiz gebohren, aber schon als Kinder mit ihrem Vater nach Teutschland versetzet worden.

Syllis liebster Gespiele war immer Heinrich gewesen. Er hatte in ihren Grund-Noten die meisten Accorde, und von vielen Dingen tönten beyder Seelen

reinen Einklang in einander: Demnach verſtanden ſie ſich über manches vollkommen, über vieles ſehr gut, über einiges aber auch nur kaum erträglich.

In leidenfreyeſter Eintracht leben wir mit denjenigen, die über einen gewiſſen Punkt hinaus, ausgemachter Weiſe, uns gar nicht verſtehen; daher dann der entſchloßene Menſchen-Verächter allein den ewigen Frieden genießt. Sylli und Clerdon aber fanden es in jedem Falle unmöglich, eine Idee bey ſich feſtzuſetzen, oder eine Parthey zu ergreifen, wodurch ihre gegenſeitige Meynung von einander heruntergeſetzt, und ihre Freundſchaft vermindert worden wäre; lieber harrten ſie auf einander im äußerſten Schmerz, und keinmal verfehlte dieſe ſchöne Duldung ihren Lohn. Es ſtieg ihre Freundſchaft in immer wachſenden Harmonieen, durch Mißlaute — ſtarke und kühne Auflöſungen, zum reinſten Engels-Geſang, worinn Menſchen-Athem ſich verwandeln mag, empor.

Es hatte Sylli geahndet, daß Auguſt auf vielerley Weiſe ſie unglücklich machen würde, aber ſie liebte den herrlichen Menſchen und gab ſich ihm hin. Drey Jahre nachher ſtarb er mitten in der Verwicklung eines durch niederträchtige Treuloſigkeit gegen ihn angeſponnenen Handels, der ihm die völlige Zerſtörung ſeiner äußerlichen Glückſeligkeit drohte. Seine Wittwe, die wenig eigenes Vermögen hatte, und auch das noch in Gefahr ſah, mußte dieſen Rechtshandel von ſchlechten Menſchen unterſtützt, gegen ſchlechte Menſchen fortſetzen, und deswegen zu E*** bleiben; an einem Orte, den ſie nie geliebt, und welcher ihr nun um ſo mehr zuwider war, da ihre ganze Seele nach C** hieng, wo alles, was ſie noch an die Erde feſſelte, vereiniget war. Ein einziges und das ſie gebohren hatte, war dem Vater nachgefolgt. Als ſie die beykommenden Briefe ſchrieb, mochte ſie achtundzwanzig Jahr alt ſeyn.

Der ſonderbare Gemüths-Zuſtand, der keinen Namen hat, worinn Sylli uns gleich in den drey erſten Briefen dieſer Sammlung erſcheint, läßt ſich im Grunde weder aus den angeführten noch aus andern äußerlichen Umſtänden hinlänglich erklären. Er kann nur in lebendiger Darſtellung gezeigt, und nur durch Sympathie begriffen werden.

Amalia, deren gleich im 2ten Briefe, ohne weiteres, gedacht wird, war Heinrich Clerdons Gattin, und die Schweſtern, Lenore und Clärchen von Wallberg, Sylli's leibliche Cuſinen. Alle dieſe Leute hatten, in verſchiedenen Perioden, viele Jahre neben und mit einander zugebracht, und lebten in brüderlicher Vertraulichkeit. Von Eduard Allwill und andern vorkommenden Perſonen etwas voraus zu erinnern wäre überflüßig.

Der Beſitzer von Allwills Papieren glaubte, es ſey gar nicht thunlich, ſie in ihrer eigenen Geſtalt dem Publico vorzulegen; die kleinen Details müßten ausgemerzt, der Geſichtskreis erweitert, und das Ganze zur allgemeinen Brauchbarkeit umgearbeitet werden. Dawider führte ich ihm folgende Worte aus Lavater an: „Wer alles ſehen will, ſieht nichts; wer „alles thun will, thut nichts; wer mit allen redet, redet mit keinem. Sieh Eins und du ſiehſt alles; thu „eins und du thuſt alles; rede mit einem allein, und „du redeſt mit unzähligen.„ Ich glaube in Schaftesbury etwas ähnliches geleſen zu haben; und daneben iſt die Sache an und für ſich — wahr.

Geſchrieben den 22 Febr. 1776.

S.

Eduard

Eduard Allwills Papiere.

Sylli an Clerdon.

Den 6ten März.

Ja, mein Freund, noch alle Tage wird es öder um mich herum, und so sezt sich denn die sonderbare Gemüthsstimmung, die Sie an mir tadeln, und wofür Sie keinen Namen wissen, immer fester. Ich soll Ihnen nennen, was es sey, das weder Milzsucht, Trübsinn, Menschen-Haß oder Menschenverachtung, noch sonst etwas ist, das sich aus Romanen oder Schauspielen bedeuten ließe, das aber mein Herz zugleich so warm und so kalt macht, meine Seele so offen und so zugeschlossen. Lieber Clerdon, vielleicht ein andermal, diesmal hören Sie, was mir gestern begegnete.

Ich gerieth auf einige Stunden lang an das Bett einer Sterbenden. Sie war eine gute Bekannte von meiner Tante Moßel; mich gieng sie weiter nichts an, stand mit meiner eigentlichen Person nicht in dem mindesten Verhältniß; ein alltägliches Geschöpf, sehr dumpfen Sinnes, aber ohne alles Arge. Ihre Leiden auf dem Sterbebette waren groß. Man hatte zu ihrer Genesung eine der schrecklichsten Operationen versucht. Das alles stand sie gelassen aus:

es war die Faſſung ihres Temperaments, ſchlichte Fortſetzung ihres Lebens bis ans Ende. Vier Stiefkinder (eigene hatte ſie nie) ſtanden um ihr Bette; näher ihr Mann, der es blos Gewinns und Gewerbs halber geworden war. Alle weinten und ſchluchsten recht ernſtlich; gewiß, Clerdon, ihre Trauer gieng von Herzen. Aber im Grunde, was wars? Etwa ein wenig Reue, ein wenig Erkenntlichkeit, armſelige Scheu vor der Befremdung, wenn ſie jezt nicht mehr da ſeyn würde, Bangen vor dem Bild des Todes. — O wie gleicht doch alles einander ſo widerlich! Ich ſaß da ganz kalt; körperlich gepeinigt von dem körperlichen Leiden der Kranken; konnte ſonſt mit niemanden ſympathiſiren.

Izt kam der Geiſtliche hinzu, und begann ſein Geſchäfte. Ich verſichere Ihnen, die gute Frau zagte nicht der Zukunft wegen, hatte nicht die mindeſte Seelen-Angſt; nur das Dahinſterben ihrer Kräfte, die Lebens-Ermattung preßte ihr manches Ach aus der Bruſt; und da kam jedesmal ein Zuruf, ein Spruch, ein Vers aus einem Liede, das, dann nur die ohnmächtigen Organen zu einem marternden Gebrauche wieder auffieng, die milde Hand des Todes bewafnete, und der Seele wehrte, ſtill und ſanft von dannen zu ſcheiden. — O des Wuſts von Welt!

Heut

Heute nun iſt der Verſtorbenen wegen ein Klagen, ein Weinen, auch hier bey meiner Tante, daß einem um Troſt bange wäre, der nicht wüßte, daß unter allen dieſen Hochbetrübten keiner iſt, der die Gattin, Mutter, Freundin bey ihrem Leben nicht immer ganz entbehren konnte. Und nun ich, welcher dies alles ſo klar vorſchwebt, mitten unter dieſem Haufen, ganz ohne Theilnehmung; aber ach! im innerſten meines Weſens erſchüttert, von unerträglichen Gedanken. — Du mit den vielen Namen, das die Menſchen alle zu einander zerrt, durch einander ſchlinget, was biſt du? Quell und Strom und Meer der Geſellſchaft, woher? und wohin? ...

Ich ſehe die finſtere Höhle, und den großen Keſſel, worinn Macbeths Hexen, allerhand Stücke von Thier und Menſch, Froſchzehen, Wolfszahn, Fledermaushaar, Judenleber, Türkennaſe, Tartarlippe, und wie viel andre Dinge ſammeln, um das Werk ohne Namen zu bereiten; kochen und kochen am Zauberweſen, bis aus dem Gemenge die Phantomen all hervorgehn:

Erſcheinen, erſcheinen, erſcheinen,
Kommen wie Schatten, und verſchwinden wieder.

Und dazu dann den grotesken Rundetanz, und die herrliche Muſik, und die bezauberte Luft, die ganze, beſte, vollſtändigſte Luſtbarkeit!

Doch ſo abentheuerlich, mit unter ſo fürchterlich, iſt's lange nicht. Ich muß des Grauſens lachen, das mich anfließ. Nein, guter Clerdon, nein, nur eine bunte hölzerne Jahrmarkts-Puppe, Rumpf und Rock aus einem Klötzchen, Arme, Füße, Kopf daran geleimt, und ein Bretchen darunter, daß es ſtehe: iſt denn das ein Geſpenſt? —

Sylli an Clerdon.

Den 7ten März.

Ich war heute lange vor Tag' aus dem Bette. Ein ſonderbar ſchönes Licht, das immer heller mich umgab, trieb mich aus meinem Cabinet in das Zimmer gegen Morgen, welches die weite Ausſicht nach dem kleinen Gebürge hat. Ich fuhr zuſammen von dem Anblick, und blieb unbeweglich am Eingang des Gemachs. Was mich feſſelte, war die große Stille bey all dem Glanz, bey all dem Werden am weiten Himmel; unüberſchauliche unaufhörliche Verwandlungen, und doch kein ſichtbarer Wechſel, keine Bewegung. Aber izt trat die Sonne näher, und fuhr auf einmal hinter den Hügeln herauf, daß ich davon mit in die Höhe fuhr. — Clerdon, es waren ſelige Augenblicke. Und ſehen Sie! wie dieſer Sonnen-Aufgang, ſo war der ganze heutige Tag; Frühlings Anbeginn, Anbruch des Jahrs, erſter Licht-Strahl einer viel größern Schöpfung, als die

Schö-

Schöpfung eines einzelnen Tages. Ich mußte heraus, aus dem Gemäuer in die offene Welt. Sophie, die ich angerufen hatte, begleitete mich. Welch ein Spatziergang! Der Himmel war so rein, die Luft so ſanft, die ganze Erde wie ein lächelndes Angeſicht, voll Troſt und Verheißung, Unſchuld und Fülle des Herzens. Dies alles konnte ich jezt wunderbar auffaſſen, meine Blicke waren milde, ſeegnend; und ſo ward ich unvermerkt wieder das gute zuverſichtliche Geſchöpf, das nichts als Wonne über der Gottes-Welt Schönheit, und volle Hofnung im Herzen hatte.

Ja volle Hofnung, beſter Clerdon, ohne zu wiſſen, was ich hofte; alles Gute, alles Schöne; und dieſe liebe Verworrenheit, dieſe Dämmerung wars eben, was mir ſo wohl machte, wars, daß kein Unglaube mich wach ſtören konnte.

Dieſer Tag ſollte recht genoſſen werden. Ich wollte unter freyem Himmel die Sonne auch untergehen ſehen. Wir nahmen unſern Weg über die Wälle. Ich verweilt' an dem Orte, wo ich vor zwey Jahren im ſpäten Herbſt mit Ihnen ſtand, und Sie von der weiten mannichfaltigen Ausſicht ſo entzückt waren. „Säh er ſie izt!„ Ein lieber Frühlingshauch wehte mich an, und ſtellte Sie neben mich. O wie war rund um uns herum alles ſo

herrlich, ſo ſchön! Aber es ließ ſich nicht lange ſo anſehen; ich begab mich weg. Nun kam ich an die Stelle, wo man den langen, breiten Weg um die Ecke nach Zielen (*) gerade vor ſich ſieht. — „Da „kam ich her vor ſechs Jahren, da kam vor zwey „Jahren Clerdon her, da geht der Weg hin. — „Ach wann? „ Sie erinnern ſich der Lage: eine unabſehbare Fläche; nichts, das Auge zu hemmen; der Weg ganz gerad aus, und ſo breit, und ſo eben — wie ich da drüber hin rollen könnte! — Indem ließen ſich nahe bey, gleich hinter der Stadt-Mauer, zwey Inſtrumente hören. Es war eine Flöte und eine Harfe, die ganz vortreflich in meine Melodie einfielen, ſie begleiteten und fortführten. Da ließ ich mich denn gehen, ließ mirs ſo werden, daß ich die Augen recht naß kriegte. Mein gutes Mädchen neben mir wartete alles mit Freundlichkeit ab. Auf mein Stöckchen gelehnt blieb ich lange ſo da ſtehen: endlich lief ich hurtig mit ihr nach Haus, und — Gute Nacht, Clerdon, Amalia, und Schweſtern, gute Nacht!

Sylli an Clerdon.

Den 3ten März.

Ich habe ihnen geſtern und vorgeſtern geſchrieben, l. C.; doch muß ich Ihren eben erhaltenen Brief auf der Stelle beantworten.

Wenn

(*) Die erſte Poſt-Station nach C**.

Wenn Sie wüßten, wie es mich ängſtigt, daß Sie ſo viele Sorge, ſo vielen Kummer meinetwegen haben! Glaubts doch, ihr guten Leute, glaubts, daß ich lange nicht ſo übel dran bin, als Ihr es euch vorſtellt. Alles Schöne in der Natur, alles Gute iſt mir ja ſchön und gut, wirds noch alle Tage mehr. Oder wißt Ihr Eine, die jede menſchliche Freude inniger koſtet, als Eure Sylli? Und wie ſollte ich nicht an Liebe glauben, ich, der die Bruſt ſo enge davon iſt? Nur die Hyacinthe hier! wie oft ſtand ich nicht vor ihr, mit klopfendem Buſen; ſog an ihrem Weſen mit all meinem Sinn, bis es meine Nerven durchbebte, und ich die ſchöne, gute in mir lebendig hatte, und — nennt es Thorheit, Unſinn, Schwärmerey — und ich Gegenliebe von ihr fühlte! So pfleg ich eines jeden Dinges, von welchem Wohlthun unmittelbar ausgeht, es ſey aus Geſtalt oder Geiſt, Liebe, Harmonie, Gemählde, was es wolle; ich halte es an mich, leih ihm Heerd und Feuer, ruhe nicht, bis ſein inneres Weſen, das Gute, Schöne, das Wohlthun in mich ſtrömt, Leben in mir empfangen hat und Liebe. Ach! nichts ſoll untergehen, das mir einen Blick der Vereinigung zuwarf, das mir Leben gab und Leben von mir nahm; wenigſtens ſo lange ſoll es nicht untergehen, als ich ſelbſt daure.'

Nun bin ich hiermit freylich mancher Verlegung bloßgeſtellt, die ich ohne das nicht empfände. Alle

die Dumpfheit, Achtlosigkeit, Geringschätzung, Flüchtigkeit der Menschen um mich her, und die noch ärgere Schmach ihrer vorüberrauschenden Entzückungen trift mich, verwundet mich. So von allen Seiten angefochten, jedermanns Hand wider mich, ist doch meine Hand, ich schwör es Euch, wider keinen. Ich seh immer noch viel Liebes und Gutes an den Menschen. Da hab ich hier einige rosenwangichte Mädchen, die mich durchaus erquicken, so oft ich sie sehe. Es wird einem unter ihnen, als wandelte man zur Frühlingszeit in einem Blüthenregen. So voll Muth, so voll Lust sind sie, daß sie Hülfe rufen müssen. Da hangen Sie dann an meinen Armen, an meinem Hals, entladen ihre Lippen, und lassen in ihren schuldlosen Augen mich einen Zauber schöpfen, der mich alles vergessen macht. Mit einer Wonne drück ich sie dann an mein Herz, fast als wenns Liebe, dauernde Liebe wäre. Und seht, gerade so treib'-ichs mit hundert andern Dingen; laße alles gut seyn, und mir zu gute kommen, was nur gut seyn mag. Ich werfe nichts auf den Boden, trete nichts unter die Füsse, mag aber auch nichts aufspeichern, nichts von Menschen Gunst und Achtung. Seht, wenn mirs wohl einmal wird, als sollte dergleichen dauren, als erwartete ichs, so überfällt mich doch gleich eine Schwermuth, ein Zagen, daß ich vergehen möchte. Wie warm auch von außen mein Herz sich anfühlt,

wie von ſich ſcheinend es auch iſt, ſo dünkt mich's alsdenn doch in der Tiefe kalt. Ja, das iſt's, daß jede Anwandlung von Vertrauen, von Freundſchaft in meiner Seele zum Trauer- und Schrecken-Gedanken wird; daß ich's gleich ſo hell vor mir habe, daß es nur Wieder-Erſcheinung iſt jener längſt entwichenen Engels-Geſtalt, mit welcher ich ein Todten-Gerippe in den Schoos nahm. Dann raſchelts mir von neuem unter der Haut, und ich fühle die grinſende Furcht ſich in meinem Buſen regen.

Ach! Clerdon, Amalia, Schweſtern, zürnt nicht über Eure Sylli. Ihr wißt ja meine Geſchichte zum Theil — und wenn ihr ſie ganz wüßtet, Euch das alles offenbar wäre, was hier tief und feſt verſchloſſen liegt! — Aber redet, zeugt, iſt es meine Schuld, daß es ſo mit mir geworden? War ich zaghaft, weichlich, dachte ich wohl darauf, mir Schmerz, Thränen zu erſparen; brachte ich je etwas in Anſchlag, das nicht Liebe war? Voller Muth, voller Zutrauen, im Glauben unbeweglich, duldete ich nicht alles, wagt' ich nicht alles, gab ich nicht alles dran, alles, alles? — Was halfs? Nach einander und mit einander mußt ich ſie alle verdorren ſehen, die Bäume und Lauben in den Gefilden meiner Jugend, und ſinkend die Blumenbeete ihres Schattens verheeren!

O des unvergifteten Pfeils, der aus Freundes Hand in Euer Herz fährt; den er lächelnd darinn umkehrt, und voll Unschuld fragt: wie kann das so schmerzen? er war ja nicht giftig!

Nicht diejenigen, die mit Grimm und böser Tücke mich von sich stießen, waren meine Verderber; die wareus, die ohne sichtbare Verletzung, mich nur so da ließen; gleich einer zeitig gewordenen Frucht, die sich vom Zweige trennt, und mit ihrer Schwere davon geht. Hört, ich bin nicht vom Blitze zersplittert, nicht abgehauen; nur ausgesogen bin ich; habe noch Kron und Blätter: und so mag denn der Stamm bleiben, bis auch diese einmal verwelken und nicht wieder kommen.

Wenn ich nur meinen Augen wehren könnte, umher zu schauen, wüßte sie wohin abzuwenden, weg von dem traurigen Einerley menschlichen Lugs und Trugs. Es ist ein wahrer Jammer, wie viel die Leute von einander fordern, erwarten, hoffen, sich und ihren Brüdern zutrauen, würklich zu geben und zu nehmen meinen. Jede Sonne bringt unsterbliche Liebe, unsterbliche Freundschaft auf die Welt; wer nur nicht weiß, daß auch mit jedem Tag ein Abend kommt, und was dreymal geschehen wird, ehe der Hahn krähet. Am mehrsten dauren einen die guten Seelen, die, wenn sie einige Jahre

zusam-

zuſammen fortgeſchlendert, oder wohl gar von Kindesbeinen an ihr Thun mit einander getrieben hatten, und ihrer Sache recht gewiß zu ſeyn glauben, nur Ein Schickſal, nur Ein Grab ſehen, allen Stürmen Troz bieten; am Ende doch ſich unverſehens einander in den Grund ſegeln; oft, der läppiſchſten, armſeligſten Grille wegen, geſcheitert da liegen, ohne Rettung. Wohl ihnen, daß ſie ſelten das Geheimniß ihres Schickſals verſtehen.

Ich habe lange ein Bild alles menſchlichen Thuns und Seyns, unſerer ſogenannten Laufbahn, in der Seele; ein ärgerliches, aber richtiges Bild: den Gang im Kranen. Mit zugeſchloſſenem Auge rennt jeder vorwärts in ſeinem Rade, freut ſich der zurückgelegten Bahn; weiß ſo viel Thorheiten, ſo viel Jammer hinter ſich, und merkt nicht, daß nah an ſeinem Rücken alles das wieder empor ſteigt, von neuem über ſein Haupt, vor ſeine Stirne, und unter ſeine Tritte kömmt. Ich mag hievon nicht reden: denn wers am hellſten einſieht, hat's nur um ſo viel beſſer, daß er in ſeinem Rade ſtille ſtehen bleibt, die andern auslacht, oder beſeufzt — und ſich mit — —. O, er iſt weit am ſchlimmſten dran!

Wo ich hin gerathen bin! — Das war mein Wille nicht; aber nun ſey es mein Wille; denn was ſchadets? Ihr wißt ja, was tauſendmal geſagt wor-

den,

den; daß jedweder seine Noth in Augenblicken, wo er mit seinem ganzen Daseyn in ihre Vorstellung übergeht, als die größte fühlen muß: und so laßt euch dann nochmals gesagt seyn, daß eure Sylli es im Grunde doch so schlimm nicht in der Welt hat. Glaubt mir, glaubt den Worten unsers lieben Primröse: „Die dunkelsten Gegenstände, je näher „wir ihnen treten, erhellen sich mehr, und das Au„ge des Geistes bequemt sich nach der trüben Lage.„ Auch führt ja Clerdon so oft die Verse im Munde:

„Kein Leiden ist so groß, ein Chor von stillen Freuden
Gesellt sich ihm mitleidig bey.„

O glaubt, glaubt, so wenig auch der Zeugen dafür seyn mögen: wer nicht weiß, wie man sich auf Dornen bettet, den hat die beste Rast noch nie erquickt.

„Freylich wär' all dies Sagen nichts, wenn mein Herz von den Menschen los wäre; aber, gewiß, es hängt an ihnen mit seinen besten Nerven und Gefässen.„ Kann doch niemand sich erwehren, die Kinder zu lieben, an denen wir sicher nicht mehr haben, und von denen wir nicht mehr erwarten, als ich von meinen Menschen. So einen kleinen, hübschen, muntern Jungen, wenn ihr den drückt und küßt und herzt, und ihn nicht lassen könnt; ist das wohl, daß ihr den vortreflichen Mann denkt, der vielleicht in ihm steckt? Nein, das bloße Kind zieht euch an,

wie

wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke vor euch leibt und lebt; weil es iſt lieblich anzuſchauen, ſüſſen Mund, freundliche, blickende Augen, hüpfende Glieder, Leib und Leben hat wie ihr, und ſeine Nerven mit den eurigen Triller ſchlagen. Ihr wißt, daß ihr ſeine Zuneigung mit Naſchereyen und Spiel erkauft, und genießt ſie nichts deſto weniger mit herzlichem Wohlgefallen. Ihr trauert nicht, zürnt nicht, wenn ein anderer mit glänzendern Geſchenken oder höherem Tanz es von euch ablockt, und es euch dann nicht mehr mag, und euch Bah! ſchilt; oder wenn es geradezu eurer müde wird, weil ihr ſeine Laune nicht länger unterhalten, ſeine Begierden alle nicht erfüllen konntet. Ich erſtaune, daß die Bemerkung, wir erwachſene ſeyn nur ältere Kinder, mehrentheils, wo nicht immer, mit einer verachtenden bittern Mine, und zum Behuf der Lieblosigkeit angebracht worden; da ſie mir der zuverläßigſte Lebensbalſam zu ſeyn ſcheint. und dann — ein wenig beſſer als Kinder, ſind wir — Mann und Weib, Jüngling und Braut, doch noch allemal.

Ja! helle Wonne iſt es, ſo die Menſchen zu lieben, ohne Eitelkeit ohne Anſprüche, eben, mit lauter Liebe. Da geht alles ſo gerad und rein zum Herzen, und das Herz iſt ſo mächtig. — O laßt, laßt mich nur ſchweben im Limbus, bis ich vollendet werde!

Cler-

Clerdon an Sylli.

Den 2ten März.

Liebste Sylli! daß Sie so lange nicht schrieben! Wir alle zerbrechen uns die Köpfe darüber, die gute Amalia, die Richtchen und ich, jeder nach seiner Weise. Aber nächsten Sonnabend kömmt sicher ein Brief von Ihnen, denn ich weiß, Sie lassen meinen lezten keinen Tag unbeantwortet. In Fällen, die das Herz angehen, will ich alles Gute mit weit gröſſerer Zuverläßigkeit von Ihnen, als von mir selbst, voraussagen; denn Sylli kann da nicht straucheln. Sie seufzen doch wohl nicht über meinen starken Glauben?

Hier bey uns sollten Sie izt seyn, liebste Sylli, daß wir sie mit in unsere Reihen schlängen, den neuen Frühling zu umtanzen. Die unwiderstehliche Wonne des gestrigen Tages müssen auch Sie gefühlt haben. Mich hat sie ganz durchdrungen, gelagert sich in all mein Gebein. Mir ist, wie einem Jünglinge, der so eben aus eines frommen Mädchens Auge sich die Seele voll Liebe und Hofnung getrunken hat; so froh, und zugleich so heimlich ist mir's im Busen.

Früh mit dem Morgen giengs an. Ich erwachte von der ersten sanftesten Dämmerung, fand mich aufge-

aufgerichtet, wie von dem Arm eines Freundes, der mich zum unerwarteten Wiederſehen aus dem Schlummer küßte. Ich ſtreckte meine Arme aus nach dem Liebenswürdigen; irrte ihm nach, und fand ihn, fand ihn — ſchaffend am Aufgange. — Wer an einer Muſik für das Auge zweifelt, der hätte dieſe Morgenröthe ſehen ſollen. Ein ſolcher Engelsgeſang ſchwebte mir nie auf Tönen in die Seele. Doch was weiß ich, mit welchen Sinnen ich empfand? ich war auſſer mir. Gleich im erſten Moment, beym Erreichen der Gegenwart, überwandelte michs, durchſchauderte michs; dann tiefer in der Bruſt ein Beben, immer tiefer und inniger; im geheimſten Buſen auflöſendes Beben, das den ganzen Erdenſohn tödtete. Tod, ſchöner, himmliſcher Jüngling! Des verweſenden Theils entladen, flog ich in ſeine Arme, ſank in ſeinen Schoos, war bey ihm, war in ihm, in Ihm, der da iſt, war und ſeyn wird; koſtete Allmacht, Schöpfung, ewiges Bleiben in Liebe. — Ach, Sylli, daß ich wieder zurückkehren, daß es Tag werden mußte!

Aber dennoch ein herrlicher Tag, wohl der ſchönſte meines Lebens!

Mit dem erſten Blicke der Sonne, der meine Augen auf die umher verbreitete herrliche Gegend ſich niederſenken machte, und den von Erde gebohr-

nen, wieder weckte, ſchoß mir lichtſchnell durch die Seele ein Strafgedanke: welch ein ſündlich Weſen es doch ſey, dieſe herrliche Pracht Gottes ſo über Wall und Graben nur zu beſchielen, nur etwa am Abend ein wenig daran vorbey oder hinterher zu ſchleichen, da doch nichts wehre, ſich hinein zu lagern in dieſe Herrlichkeit ganze Tage lang, ſich auszukleiden über und über mit dieſer Pracht Gottes, zu genießen das ſeinige, den weiten offenen Himmel, und die große offene Erde.

Ich raffte mich zuſammen, und zog hinaus in den vollen Sonnenglanz, wandelte, und nahm Beſitz von Acker, Wieſe, Bach, Wald und Strohm, Höh' und Tiefe, Himmel und Erde. Und als ich nun an den Hügel, mein Ziel, gelangte, hinaufkletterte, endlich droben ſtand in meinem ganzen Vermögen, und weit umherſchaute; da hüpfte in meinem Blut, und pochte auf meiner Bruſt, und trotzte in meinem Gebein, und ſchauerte in meinem Haar, jauchzte, klang und ſang in allen meinen Nerven, Liebe, Luſt und Macht zu leben.

Was hier weiter mit mir vorgegangen, und die vollſtändige Geſchichte dieſes Tages bekommen Sie, wenigſtens heute, nicht. Ich ward in meiner Begeiſterung durch einen Beſuch von Eduard Allwill unterbrochen. Er blieb mit uns zu Tiſche, und nun

bin, ich zerſtreut und in ganz veränderter Stimmung. Nicht wahr, Sie erkundigten Sich ja ohnlängſt nach unſerm Eduard? Geduld! meine Frau ſoll Ihnen ausführlich von ihm erzählen. Seitdem Sie ihn ſahen, hat er ſich ſehr ausgebildet, aber ein eben-unbegreifliches Durcheinander von Menſch iſt er noch immer. Nie habe ich eine ſolche Allgemeinheit des Gefühls geſehen, und das in einem Alter von zweyundzwanzig Jahren, wo ſie nicht aus vielen Erfahrungen und Bemerkungen abgezogene, kalte, mangelhafte Erkenntniß, ſondern nur unmittelbare Empfindung ſeyn kann. Ein ſo ſchneller und faſt gleich mächtiger Sinn für alles muß eine wunderbare Mannigfaltigkeit ſeltſamer Erſcheinungen hervorbringen. Dabey ein ſo glühendes muthiges Herz, ſeine ganze Seele ſo offen, ſo lieb: kurz, für mich iſt dieſer Eduard einer der intereſſanteſten Gegenſtände.

Sein Vater erzählte jüngſt von ihm, er wäre ſeit ſeinem dritten Jahre nie heil geweſen, hätte immer ein Paar Beulen am Kopfe, und Wunden überall gehabt. Man wird nicht müde, den guten Major von den ſeltſamen Streichen des Knaben erzählen zu hören; und wie er ſelbſt und die Herren Präceptoren ihn eben für kein Kind guter Hofnung gehalten, weil er, mit aller ſeiner Lebhaftigkeit, doch im ſtudiren ſehr träge, und mit aller ſeiner Guther-

zigkeit äußerst hartnäckig, ausgelassen, beissend und trotzig gewesen. Für etwas schwach am Geist hielt man ihn, weil seine Cameraden ihn beständig überlisteten, ohne Müh ihn zu allem beredeten, und ihn alle Zechen bezahlen ließen. Ein grösserer Held in der Freundschaft und Liebe ist nie gewesen, und verliebt bis zur Raserey war er schon in seinem neunten Jahre. Mir fallen eben ein Paar Züge ein, die kurz und leicht zu erzählen sind. Gegen sein sechstes Jahr hatte er sich in den Kopf gesezt, sein treues Schaukelpferd, genannt der Fuchs, würde lebendig werden, wenn er ihm eine lebendige Fliege beybringen könnte. Er quälte sich ohnermüdet mit den Zubereitungen zu seinem Versuch, der so leicht nicht angestellt werden konnte, weil die Schaukelmaschine nicht hohl war. Einst, als er sie sehr heftig in Bewegung brachte, so daß sie mit den vordersten Enden beständig auf den Boden stieß, ward er unversehens inne, daß sie fortrutschte. Nun trieb er sein Thier stärker an, und gelangte ziemlich geschwinde mit ihm bis ans entgegengesezte Ende des Gemachs. Seine Freude war ausgelassen. Kein Mensch vermochte ihm auszureden, daß sein Fuchs zu leben anfange, und für nichts in der Welt wäre er mehr von seiner Seite gewichen. Es ward Mittag, und Eduard hatte keinen Hunger. Sein Vater ließ ihm sagen, wenigstens herunter zu kommen; aber so sehr er sonst den Major fürchtete, konnte er diesmal

nicht

nicht gehorchen. Alle Leute im Hauſe, die ſchon im Geiſte ihren lieben Eduard bis aufs Blut peitſchen ſahen, liefen hinauf, fleheten, ſchmeichelten, verhießen, droheten: alles war umſonſt. Der Major, der ſchlechterdings gehorcht ſeyn wollte, befahl, den Knaben mit Gewalt herunter zu ſchleppen. Das geſchah. Nachdem er weidlich ausgeſcholten worden, ſollte er ſich zu Tiſche ſetzen; nein, er hatte keinen Hunger. Man drohte, man zwang; alles vergeblich: er ſah nur ſeinen Fuchs, und den Himmel offen. Da nun aber ſchlechterdings ihm der Kopf gebrochen werden ſollte, ſo blieb nichts übrig, als ihn tüchtig abzuprügeln, und von ſeinem Fuchſe zu trennen, welches dann ohnverzüglich alſo ins Werk gerichtet ward, daß man ihn auf ein Paar Stunden in ein finſteres Loch ſperrte.

Einige Zeit nachher hatte er ſich Abends im dunkeln auf ein hohes Geſtell geſchlichen, in der Abſicht, einen großen Sprung zu verſuchen, den er nach vielen Uebungen und Succeſſen izt glaubte wagen zu dürfen. Er ſprang herzhaft zu, ſtürzte aber ſo gewaltig, daß man fürchtete, das Naſenbein wäre entzwey. Kleinigkeit! Aber am folgenden Tage vor dem Vater zu erſcheinen! Alles in der Welt; nur das Ausſchelten konnte der Junge nicht leiden. Man hatte es diesmal leicht beym Major dahin gebracht, daß er ſeinem Eduard alle Strafe, und noch oben

drein das zu Tiſche ſitzen erlaſſen. Nun aber ſollte nach dem Eſſen der Junge denn doch vor ihm erſcheinen, und da entſtand große Noth. Der ſchüchterne Starrkopf wollte durchaus nicht hinunter, bis ſein älterer Bruder Wilhelm, ein feiner, beredter, doch aber grundguter Knabe, ihn unter den heiligſten Verſicherungen, der Vater werde der zerquetſchten Naſe mit keiner Mine erwähnen, endlich dazu vermochte. Große Mühe hatte es dennoch gekoſtet, weil Wilhelms Kunſt Eduard ſchon in ſo manchen ſchlimmen Handel verwickelt hatte; aber eine unverſiegende Quelle von Glauben im Grunde ſeines Herzens überſchwemmte immer bald ſein Gedächtniß, ſo daß er auch noch von dieſer Seite nicht weiſer geworden, und es wohl nie werden kann. Nun wanderte Eduard an des Bruders Hand zum Major, der ihn verhelßenermaßen ganz milde anſah, doch aber zu bemerken nicht unterließ, er würde ihm wohl müſſen ein Naſen-Futteral machen laſſen. Raſch dreht ſich mein Eduard: und zu Wilhelm: „da Lügner!„ mit einem ſo kräftigen Stoſſe, daß dieſer vier Schritte weit rücklings in einen Sandtrog tummelte. Der Major entſezte ſich, und warf den Thäter, als das verächtlichſte Ungeheuer, von ſich.

Dergleichen begab ſich alle Tage, aber Eduards Muth und guten Humor konnte von der Seite nichts beugen. Schwerlich hat ein Menſch mehr Schläge erlit-

erlitten, denn nie wollte er ſie durch willige Uebernehmung nur der kleinſten Schmach abkaufen, noch den Unwillen ſeiner Vorgeſezten durch Thränen oder Flehen mildern. Er ſelbſt erzählte mir neulich, daß er einſt nah auf den Tod gegeißelt worden, da ſein Präceptor ihn durch Sokratiſche Fragen zu dem Geſtändniſſe verſuchet, Prügel ſeyn Wohlthaten, und er ihn immer durch verſtellte Albernheit aus der Folge gebracht. Für ſeine Cameraden übernahm er mehrmals Schuld und Strafe, nichts ſowohl aus Freundſchafts-Enthuſiasmus und Mitleiden, als weil ihm vor ihrem Flehen und Heulen während der Execution unerträglich ekelte. Bey allem dem nicht ein Schatten von Keckheit; im Gegentheil ſo ſchüchtern, ſo demüthig gegen jedermann, wovon er Gutes dachte; zugleich ſo vorliebend, ſo dankbar, ſo mild und ſo gut, daß er den meiſten, theils für einen Tropf, theils für einen Schmeichler galt.

Vor Unwahrheit, ja vor bloßem Irrthum — Gut daß ich hier ein neues Blat ſuchen mußte, ſonſt wäre mir ſchwerlich eingefallen, daß in einer Viertelſtunde die Poſt abgeht. Wenn Sie wollen, ſo komme ich nächſtens auf dieſe Materie zurück, und erzähle Ihnen von den Contraſten im kleinen Eduard, wie er bey aller ſeiner Unbändigkeit nicht wild, ſondern zur Stille, zum vertraulichen Leben geneigt war; wie er bey ſeiner heftigen Begierde

nach ſinnlicher Luſt, bey ſeiner Unbeſonnenheit im Handeln, doch immer grübelte, und mit ganzer Seele an unſichtbaren Gegenſtänden hieng; wie er hierüber zu Anſichten gekommen, deren Größe ſein ganzes Weſen zerrüttete, ihn bis zur Ohnmacht drückte; ſo, daß er, um den Anwandlungen davon zu entrinnen, ſich oft die Hände blutig biß, oder gar ſich die Treppe hinunter in den Keller wälzte; wie er endlich im vierzehnten Jahr ein Pietiſt geworden, u. ſ. w. — Es iſt unausſprechlich reizend, alles dies vom Kinde zu wiſſen, und hernach den Jüngling zu beobachten: wie es immer noch dieſelbigen Karten ſind, nur etwa ein Paar dazu oder davon, anders gemiſcht und anders geſpielt.

* * *

N. S. Mir fällt ein, Ihnen einen Brief beyzulegen, den Eduard mir jüngſt aus Kambeck ſchrieb. Ich muß ihn aber ohnfehlbar zurück haben, um zu ſeiner Zeit die erſte Hälfte davon dem Verfaſſer wieder vorzulegen. Der gute Allwill glaubt ſchon geliebt zu haben. Aber dennoch wie viel Wahres liegt nicht in ſeinem leichtfertigen Geſchwätz! Die Waldbegebenheit wird Sie freuen.

Beylage zu Clerdons Briefe.

Eduard an Clerdon.

Es war gar nichts von einem Schlagfluße, mein Beſter, was Ihnen ſo fürchterlich beſchrieben worden; nur ein heftiger Schwindel, der ſeine guten Urſachen hatte. Es iſt nun wieder beſſer, und mir nicht mehr bey Strafe — des ewigen Lebens, oder — des Tollhauſes verboten, zu leſen, zu ſchreiben, oder ſonſt etwas menſchliches zu beginnen. Auch ſcheint die Sonne wieder am heitern Himmel; die Luft iſt ſtill; ich und die ganze Natur, wir ſind bey gutem Humor.

In unſerm C** heißts alſo, ich ſey der Frau von Rambeck im Netze, oder noch beſſer, ich liege ihr zu Füſſen, bete ſie an? Mags doch! aber Sie, lieber Clerdon, ſollen die Sache beſſer wiſſen. Hören Sie mein ganzes Geheimniß. Der Umgang des andern Geſchlechts reizt mich unendlich; die artigen Geſchöpfe haben ſo etwas ſanftes, anſchmiegendes, das mir behagt. Neben ihnen ſtimmt allmählig das allzuheftige in meiner Empfindungsart ſich herab; ſie ſtehlen mir Gleichmüthigkeit und Ruhe ins Herz. Kömmt nun gar noch eine etwas nähere Beziehung hinzu, und ich fahre mit meiner Juno droben auf den Wolken, und die Stutzerchen unten klettern die

Berge hinan, und thürmen ihre Felsen auf einander — o, Clerdon, das bringt immer richtig meinen Satan um all sein Latein; es ist so gut, als ob er in einem Weihkessel scheiterte, und ich — habe gewonnen Spiel. Aber bey allem dem, oder vielmehr eben deswegen ist es mir ein unerträglicher Gedanke, von eben belobten Göttinnen irgend eine anzubeten, ihr in ganzem Ernst zu Füssen zu liegen. Vor Jahren, ja, da waren Rolands Thaten auch meine Sache; allein ich ward doch ziemlich bald inne, wie es im Grunde mit meinen Unsterblichen beschaffen war, und bemühte mich glücklich, den Willen des allgewaltigen Schicksals auch zu dem meinigen zu machen.

Lieber, ich habe nichts dagegen, daß es Clarissen, Clementinen, Julien, und sogar heilige Jungfrauen von unbefleckter Empfängniß überall gebe: aber, ich bitte, nur keinen zu großen Lerm davon! Denn seht, diese erhabenen Einbildungen sind Schuld, daß so viele Menschen verächtlich von denen Weibern denken, die — Gott gemacht hat, von Weibern für diese Erde, und nicht für den Mond, wohin die Herren den Weg fragen. Da schelten sie dann, und klagen über Grausamkeiten, Treulosigkeiten, Abscheulichkeiten, Schandthaten, die sie von ihnen erfahren, da doch die guten Geschöpfchen mehrentheils nicht einmal wissen, was das für Sachen sind.

Toll,

Toll; daß wir ſo hart gegen ſie verfahren! laſſen wir ſie, wie die Natur ſie beliebt hat, ohne ſie zu Engeln martern und verſuchen zu wollen; alsdenn werden ſie uns ſehr gerne lieben, und mit ſo viel Innigkeit, Veſtigkeit und Großmuth, als ihre artigen lieben Seelchen nur vermögen.

Ich muß meiner ſpotten, und mich ärgern, wenn ich zurückdenke, wie ich ſonſt nie an einem Mädchen hangen konnte, ohne mich aus allen Kräften zu bemühen, es nach einem gewiſſen Muſter, das ich im Kopf hatte, umzubilden. Sie erinnern ſich doch jener Amerikaniſchen Wilden, die zwiſchen zwey Brettern ihren Kindern Kopf und Hirn zerquetſchen, und ſie zu Ungeheuern verſtellen, in der löblichen Abſicht, ſie der vergötterten Sonne und dem vergötterten Monde ähnlich zu machen. Gerade ſo war auch mein Thun, und während ich mit dieſer Narrheit mich ſchleppte, hab' ich ſchreckliche Leiden erduldet: alle Augenblicke waren meine Geſtirne in Verfinſterung, und ſo arg ich auch lärmte, um den häßlichen Drachen, der ſie zu haſchen lauerte, fortzuſcheuchen, mußt' ich ihn zulezt doch immer ſie vor meinem Angeſichte jämmerlich verſchlingen ſehen. Von ſo viel unglücklichen Erfahrungen müde, ſprach ich einſt an einem frühen Morgen ſehr weislich zu mir ſelbſt: es iſt Ja wahr, daß weder Aſpaſia, noch Danae, noch Phyllis, noch Melinde, noch ſo viele andre

Namen,

Namen, die du wohl weißt, Namen von Sternen am Himmel sind: aber sag an! zecht man nicht oft beym Wachslichte frölicher, als man im höchsten Sonnenglanze tafelt? Nun, so genieße der kleinen Feste, und laß die wunderbaren, ungeheuren Herrlichkeiten, womit es, ohne den Zauberstab des großen Merlins, doch nie recht gelingen kann. — Seit dieser Zeit, was für Abentheuer mir auch im Gebiet der Liebe zugestoßen, habe ich nie wieder an meinen Schönen Hörner, Fischschwänze oder Krallen wahrgenommen, sondern — es mir immer wohl seyn lassen. Von hier komm ich vor Anfang der künftigen Woche schwerlich weg. Ich ließ mich auch gerne halten, wenn nur der junge Graf von Batuff nicht wäre, den mein böser Geist hieher gebannt hat, und der mir alle Augenblicke etwas unangenehmes mit sich zu schaffen macht. Er verstimmte mich gleich im ersten Augenblicke, da ich hier ins Schloß trat. Sie wissen, daß mein Präsident mir den ärgerlichen Auftrag gab, auf dem Wege hierhin ein Paar Stunden umzureiten, um die neue Wassermaschine in dem Bergwerke zu D*** in Augenschein zu nehmen. Ich that das so kurz ab, als möglich; und ritt nun in gestrecktem Trabe durch den Wald nach Kambeck zu. Ohngefehr in der Mitte des Waldes sah' ich zwey ausgespannte Pferde, einen umgeworfenen Karren, und den Führer, an einen Baum gelehnt, daneben stehen. Der arme Kerl

hatte

hatte ſein Holz alle abgeladen, auch das eine Rad ausgenommen, war aber dennoch nicht im Stande geweſen, den eingeſunkenen Wagen in die Höhe zu lüften. Der Vorfall — wie ichs nehmen mochte — kam mir ungelegen. Ich ritt vorbey; aber vermuthlich hatte mein rechter Arm ſich mechaniſch zurückgezogen, denn mein Pferd kam aus dem Trab. Den Augenblick ward's mir auffallender, daß ich — nicht auf der Flucht ſey, und ſo ward Meiſter, was recht war. Ich ſtieg ab, und bot dem armen Hülfloſen meine Dienſte an. Ein Blick auf meine goldene Einfaſſung, mit einem bittern Lächeln, erwiederte mir, daß ſeines Gleichen von Vornehmen keinen Beyſtand, wohl aber den grauſamſten Spott erwarten müſſe. Das war ein Blitz in meine Seele, Clerdon. Ich fühlte alle die Schimpfreden und die Prügel, die ich ohnfehlbar dem Menſchen gegeben hätte, wenn er in ähnlichen Umſtänden mich angetroffen, und ſeine Hülfe mir verſaget hätte. Ohne weiters griff ich den Karren mit ſolcher Kraft an, daß er in einem Ruck auf der entgegengeſezten Axe ruhte; dann flog ich auf das Rad zu, und rollte es herbey; der Wagen ward hervorgezogen und das Rad eingeſezt. Ich wollte dem Manne auch ſein Holz wieder aufladen helfen, aber das litt er ſchlechterdings nicht. wie herzlich auch mein Bitten war. Er fühlte nicht, was für eine Wohlthat er mir erwieſen hätte. — Ach, wie zufrieden der Arme mit mir

war,

war, wie er mir dankte, mich bewunderte, es nim-mer vergessen, es seinen Kindern, dem ganzen Dorf erzählen wollte! Großer Gott! ich meinte vor Schaam und Schwermuth zu versinken, und wäre diesmal gewiß nicht nach Kambeck geritten, wenn ich nur sonst gewußt hätte, wohin. Ich kam spät an. Aus meinem übelzugerichteten Anzuge ward geschlossen, ich sey mit dem Pferde gestürzt. Ich erzählte meine Geschichte. Der Herr Graf standen ausgegreitscht mir dicht vor der Nase, in einer ächt adelichen Positur, die ich gemahlt haben möchte; und als ich geendiget hatte, sagte er mit einer albernen Fratze zur Frau von K.: Es ist ein Glück, daß dem Bauern die Pferde nicht durchgegangen waren, und er selbst mit einer starken Blessur da lag; sonst hätte Allwill seinen Engelländer einspannen, und den lieben Nächsten heimkarrigen müssen. — Herr Graf, erwiederte ich, sie urtheilen vielleicht zu günstig von mir, denn ich hätte ja so nah meinen armen Bauer hülflos gelassen, und wäre — ein Schurke gewesen. So leise ich, aus guter Lebensart, das Wort Schurke näher hin zu Ihro Hochgebohren aussprach, so wars doch, gebräuchlicher maßen, der F. v. K. nicht entgangen; sie veränderte von Farbe; und in den Augen des Grafen sah man — daß es ihm seltsam ward in seinem Eingeweide. — Aber ich fuhr fort, und schwazte mir das Herz ganz rein, und ruhte nicht, bis ich alle die Schimpfworte und

Prügel,

Prügel, worunter ich den Morgen mich geängſtiget, auf Ihro Gnaden abgeladen hatte. Damit wars denn gut — für diesmal.

Wollen Sie wohl, lieber Clerdon, es bey meinem Präſidenten ins rechte Licht ſtellen, daß ich einige Tage länger ausbleibe, und es auch meinem Vater zu wiſſen thun? Grüſſen Sie das vortrefliche Weib, auch Lenore und Clärchen, wenn Sie dieſelben ſehen.

Amalia an Sylli.

Den 11ten März, morgens um halb ſieben.

Geſtern Nachmittag kamen Eduard, der Herr von Kambeck und ein Offizier, den du nicht kennſt, und entführten meinen Clerdon nach Born, wo dieſen Morgen eine Kuppel engliſche Pferde hinkommt. Dem guten Clerdon war's gar nicht drum zu thun; aber du weißt, er läßt ſich ſeine Zeit, die ihm ſo koſtbar iſt, ſeine Ruhe, Geſundheit, Verdienſte, Luſt und Leben abſchwätzen, wie ſein Geld: ich werde ihn noch müſſen feſtſetzen laſſen. — Alſo bin ich izt allein, in der betrübten Lage, all das Fette der vor mir ſprudelnden Milch in meine eigene Taſſe ſchöpfen zu müſſen: ſie hätte nur gerinnen mögen. Ich fieng an zu leſen, aber ſchon auf der zweyten

Seite gieng mir dies und jenes durch den Kopf, das mit dir zu ſchaffen hatte; ich konnte der Zerſtreuung nicht wehren, und legte das Buch weg. Liebe Sylli! der Himmel iſt nicht heiter, und das macht, daß mein Cabinet weniger ſchön iſt. Ich habe ein Fenſter geöffnet, und bin ein Veilchen daran ſtehen geblieben, um nach meinen Freunden zu ſinnen; und izt, bis meine Knaben kommen, will ich ein wenig mit dir plaudern.

Ich fienge gern mit ſonſt etwas an, weil du es ſchon von Clerdon haſt, und ich ungern nachleire; aber es ſteckt vorne in meiner Feder, wie ein Pfropf; der muß vor allem heraus. Alſo zuerſt und abermals von unſerm Jammer, unſerm Verdruß, Aerger, Zorn (was hievon es eigentlich ſeyn müſſe, wiſſen wir eben, leider! noch nicht) über das ungewöhnlich lange Ausbleiben deiner Briefe. Clerdon will all ſein baares Geld darauf verwetten, (wie viel meinſt du, daß wir ihm dagegen ſetzen?) daß wir mit dem erſten Poſtillon mehrere Briefe auf einmal von dir erhalten werden. So viel iſt gewiß, daß das U**r Paquet ſchon zwey Poſttage ausgeblieben iſt. Eine Ueberſchwemmung, die bey E* die Brücke weggeriſſen und gewaltigen Schaden angerichtet hat, ſoll Schuld daran ſeyn. Sonſt könnte ja wohl auch zwiſchen dir und uns die Erde ſich ein bischen geſpalten haben: warum nicht? nur wär es ſehr

ſchlimm.

ſchlimm. — Ernſtlich geſprochen, liebe Sylli, du machſt uns verlegen. Schon am Montag glaubten wir, es könne nicht mehr fehlen, ein Brief von dir müſſe kommen; und doch war's gefehlt: und ſo giengs all die folgenden Tage, nur daß an jedwedem mit unſerer Hoffnung auch unſere Zweifel ſtiegen, und wir von einer Unruhe ergriffen wurden, mit der ſchlechterdings kein Vertrag noch Auskommen war. Die Nachricht von der großen Ueberſchwemmung, und den ausgebliebenen U**r Paqueten, begleitet von Clerdons Zureden und kühner Wette, hat uns von neuem ein wenig eingewiegt. Jene Sorge abgerechnet, liebſte Sylli, bin ich izt ſo ganz glücklich, ſo ganz zufrieden, ſo ruhig froh des Lebens — O, laß dir's wohl gehen, Sylli; laß dir's ja wohl gehen, und mache mir die ſchönen Tage nicht zu Schanden!

Ich bin ſo ruhig, ſo froh, und konnte doch die verwichene Nacht wenig ſchlafen, für fremder Sorge. Die gute Frau von — . . . (Die hier erzählte Begebenheiten müſſen, wegen gewiſſer noch obwaltender Beziehungen, für diesmal unterdrückt bleiben.) — . . . Wie unartig, daß ich dir dieſe lange Geſchichten machte, da du ſo viel eigenen Gram haſt? Auch will ich rein aufhören, mich aus dem Staube machen, und dieſen Abend mit lachender Laune wiederkommen.

Abends um halb 5 Uhr.

Da kommen meine drey Aeltſte mit großem Jubel von einer Spatzier-Reiſe über die Donau nach Hauſe, und ſind gar herrlich und guter Dinge geweſen, haben mit zween Vetter-Franzens-Cameraden ſich himmliſch ergözt. Wie viel Freuden mir die Knaben machen! Alle drey führen ſich ungemein gut — und Heinrich muſterhaft gut auf. Dieſer wird allgemach ein lieber Junge, ſo daß auch ſein Vater anfängt, weniger Arges von ihm zu denken, und Carl, den Topinambu, nicht mehr ſo grauſam vorzieht. Sein Virtuoſo iſt ordentlich verliebt in ihn; in etlichen Wochen ſoll er ſchon die Ouverture vom Deſerteur ſpielen; aus Lucile und andern Operetten, die er aufführen ſehen, geigt er eine Menge Sachen mit einer ſolchen Herzensluſt, daß man ſich gern dünken läßt, er mach' es ſo ſchön wie möglich: gewiß der Junge wird ganz muſikaliſch, und verdient den erſten Platz in meiner Capelle, und ich hab's geſchworen, kein anderer ſoll ihn drum bringen. — Auch Herr Bering und Herr Kamp rühmen ihn ſehr, und da Georg ihn nun alle Tage fein ordentlich friſiret, ſo würdeſt du viel Freude an ihm erleben. Von dieſem kleinen Heinrich verkündigt Heinrich der große, daß er bey unſerm Geſchlecht dereinſt in hohem Anſehen ſtehen, und zu großen Ehren gelangen werde. In der That wird ſeine Bildung täglich einnehmender; er hat nicht mehr die hohlen Backen,

noch

noch die abgeſtümpften Haare; ſondern ein rundes Geſicht, mit hübſchen Locken eingefaßt, und iſt gepudert oben drein. Aber, ach, der Knoten, der Knoten unter dem Kinn! Beym Anſehen nimmt man ihn nicht wahr; aber ich hab ihn in allen Fingerſpitzen, und kann mir ihn unmöglich aus dem Sinn ſchlagen. — Nun, das heißt von Buben geſchwätzt! Wenn dir's diesmal lange Weile macht, ſo bedenke, liebe Sylli, daß du mich durch deine herzwillige Theilnehmung an all dergleichen verwöhnt und verſtockt haſt. Gegen andre Leute rede ich — Ich höre Clerdon!

Sonntag Morgen.

Es iſt ſchon neun Uhr. Ich ſchlief bis halb ſieben, und erſchrack faſt ſo ſehr, als ob ich — mich todt fände. Laß mir das Gleichniß, und höre weiter. Ich bin im Neglige; öffne die Thür: — Was um des Himmels Willen? — ja gewiß! Denk, Sylli, da ſizt meinem Clerdon gegen über ganz impertinent in meinem Seßel Eduard, und läßt ſichs wohl ſchmecken aus meiner Schale. Ich wollt' ihm in die Haare; aber er rief aus allen Kräften: warten ſie doch, ich bin ja nicht friſiert! Der junge Menſch hatte Recht; ich beſchied ihn auf den Mittag. Nun ward mir bedeutet, er habe meinen Caffee blos deswegen zu ſich genommen, weil er kalt geweſen wäre, und mir ein beſſeres Frühſtück gebührte. Es war

auch ſchon dafür geſorgt. Im Camin ſtand ein Schokolaten-Topf, welchen, mit allem Zubehör, der wackere Ritter im Huy auf der Serviette hatte, und hernach mit dem beſten Anſtande mir bediente. War das nicht ſehr artig, Sylli? Aber, du magſt es glauben oder nicht, unſer Beyſammenſitzen und Geſchwätz war doch wohl eben ſo viel werth. Beyde Mannsleutchen ſagten gar herrliche Dinge, ſo daß ich mit Mühe überwand, da mein Stündlein erſchien, von dannen zu ſcheiden.

Nun iſt in meinem Hausweſen alles beſtellt, meine Toilette gemacht, und für dich noch eine Stunde aufgehoben. Heinrich, Carl und Ludwig wurden geſtern Abends nach Heimfeld (*) abgeholt, wo ſie bis morgen bleiben; und ſo kam heut Ferdinand ganz allein Morgen ſagen; Denn der arme Edmund, wie du weißt, ſagt noch nichts. Liebe Sylli, ja, alles genau ſo wie du neulich ſchriebſt, ſoll werden, und ſeyn, und bald kommen. Der kleine Edmund, den du bisher nur aus denen Portraits kennſt, die Guido und Maratti von ihm gemacht haben, mit ſeinen großen hellbraunen Augen, deren Augäpfel man ſo klar da ſieht, und wo

(*) Ein Landguth der Frau von Steinach, bey welcher Leonore und Clärchen von Wallberg ſich aufhielten. Sie war ihre Tante und folglich auch Clerdon anverwandt.

wo eine beſtändige Offenheit und Herzens-Fröhlichkeit ausſtrahlt; der ſoll dich gleich anlachen und anjauchzen, wie er lacht und jauchzt, wenn er recht ausgeſchlafen hat. Ohne Gutſel ſoll der Knabe dich lieb haben, oder er wäre nicht unſer Fleiſch und Blut, hätte nichts von meinem Herzen mitgekriegt, nichts von Clerdons durchdringendem Gefühl alles Schönen und Guten, von dem Reichthum ſeiner Liebe — Sieh, ich kann dieſe Saite nicht berühren, ohne daß es mir inwendig zittert, und mir Thränen in die Augen kommen; aber dieſe Thränen, o wie ſüß! Engel Sylli, du mußt kommen, und den Mann ſehen, wie er alle Tage lieber und vortreflicher wird, wie er ſich ſeiner Kinder annimmt, ſich immer freut, wenn ihm eins in den Weg kommt, und er dieſe Freude dem Unſchuldigen immer lohnt. Mit Ferdinand iſt des Singens und Springens oft kein Ende, und da läßt er tauſend Kindereyen mit ſich treiben, und ſich zauſen und hudeln, daß wir alle drum herum ſtehen, und oft bange werden und lachen; gewiß, Sylli, er wird als ordentlich mit zum Buben, hilft ihnen allerhand Streiche ausführen und erdenken; und wenn ſie denn wohl einmal das Ding beſſer verſtehen und ihn auslachen, und er da ſteht, der Liebe — Große — Schöne, als der Kinder Spott, Er, vor dem ſo viele in Bewunderung und Ehrfurcht ſtaunen und ſich beugen — ſelbſt der Edelſten ſo viele — vor dem beſonders ich, o

Gott du weißt mit wie ächter Demuth! mich neige; — wenn er so da steht, der Anbetungswürdige, und die ausgelaßenen Knaben herumtaumeln um den Cameraden, und jauchzen und lachen; und nur ich aus meiner Ecke in seinem göttlichen Auge den Vater sehe und den Mann; ach, Sylli! dann beben dem schwachen wonnevollen Weibe die Glieder, es sinkt in die Arme des Unvergleichlichen, hängt an seinem Halse — Und Erd und Himmel möchten nur vergehen!

Bin ich nicht allzuglücklich, Sylli? So einen Gatten; so wohlanlassende Knaben; so liebe treue Gefährtinnen, wie Lenore und Clärchen, die Engel! meine Schwestern und Töchter; so braves Gesinde; ein schickliches Auskommen; Stand, Ansehn und Hofnung; und um das alles her ein so schöner — schöner, lieber Kranz von Freuden! Aber, sag mir, Sylli, ob die Leute meinen, man könne das alles haben, ohne Freude darüber, ohne herrlich zu seyn? Es muß wohl; denn wie würde ich sonst so oft gefragt, was ich doch habe, daß ich so heiter und vergnügt aussehe; gerad als ob das Wunder wäre, was doch gar nicht anders seyn kann. Dir, beste Sylli, sollte ich vielleicht das Bild meiner Glückseligkeit nicht so lebhaft vor Augen stellen; aber eben weil du es bist, darf ich's. Du weißt, wie mich der Gedanke anzieht, das alles mit dir zu theilen,

wie

wie mein Herz so laut schlägt für Verlangen dich zu haben und mit glücklich zu machen; und wie ich dann auf einmal wieder nicht glücklich bin; manche Thräne um meine Sylli fallen lässe — o, das weißt du alles, meine Gute, meine Beste, denn du kennst deine Amalia durch und durch. War dir's nicht, als wenn dein ganzes Inneres sich beständig von einer Seite zur andern hin bewegte, wenn du etwas Widriges von uns vernahmst? So ist mir, und eine stachelnde Unruhe läßt mich keinen Augenblick stille, wenn ich weiß, daß du unpäßlich, unzufrieden oder schwermüthig bist. Nach deinem lezten Briefe scheinst du izt ziemlich gesund; auch machen dir die ** und die ** noch manche Stunde angenehm, wofür ich Ihnen so herzlich gern dankte, wenn Dank hier Platz fände.

Von der endlichen Ankunft deines langsamen Fuhrmanns hast du schon Nachricht. Hier noch einen Dank über den Dank, welchen dir unsere Mädchen übersandten, für die schöne Besorgung aller unserer Sachen. Das Wachstuch und die Körbchen hast du aufzurechnen vergessen. Melde mir, wie ichs mit dem dir noch zukommenden Gelde machen soll. Die drey Carolins habe ich nach B. sogleich besorgt. Die Tabatiere bleibt noch immer allerliebst, und wird nicht anders als in ihrem ledernen Säckchen getragen. Das Tischblatt? —

die Guirlande ist sehr niedlich — aber der Grund? — laß, ich werde mich dran gewöhnen. Wegen des porzellanenen Deckels schreibe ich nächstens.

Du wirfst mir vor, daß ich dir nicht mehr von Ferdinand erzähle. Der Junge ist eben kaum erst zween Jahre alt, daher sich nicht viel anders von ihm erzählen läßt, als wie er aussieht; und dies — wie erzählt man dies? Er ist klein und rund, hat von meinetwegen, das heißt vom mütterlichen Großvater, das dir bekannte etwas finster liegende Auge; doch kann er sehr freundlich daraus kucken, und Feuer ist die Menge drin. Du weißt, daß Clerdon sich schon längst verbürgt hat, daß wir an diesem Ferdinand den besten, freymüthigsten Jungen von der Welt bekommen würden. An mir hängt er wie eine Klette, und Bruder Heinrich hohlt ihn alle Morgen, ohne Fehl, aus seinem Bettchen, zieht ihm Schuh und Strümpfe an, und dann gehen wir zusammen frühstücken; nach dem Frühstück muß Bruder Heinrich mit ihm fort auf den Hof, und ihm sein Spiel in Gang bringen, und das thut Bruder Heinrich mit immer gleicher Geduld und Freundlichkeit. Liebe Sylli, wer hätte gedacht, daß Heinrichs Character, der so ganz lieblos und mit allen Lastern furchtsamer Eigensucht besaamt schien, sich dergestalt ausbilden würde? Ich glaube, du hast ihm alle Morgen mit einem Kuß etwas von deiner Seele,

die

die lauter Liebe und Verläugnung iſt, eingehaucht, denn erſt ſeitdem du ihn bey dir hatteſt, iſt er ſo merklich geändert. Carl iſt noch immer derſelbe Capitano Tempeſta, wie du ihn vor neun Monathen bey uns verließeſt; hat aber im Grunde viel weniger Herz, als Ludwig, der ſich täglich wackerer zeigt. Alle vier ſind gut, nur dann ſind ſie es nicht, wenn man ſie zu den Dienſtboten läßt; mit und unter dieſen verträgt ſich keiner nur eine Viertelſtunde lang. Während ich dies ſchrieb, iſt Ferdinand mit einem Freudengeſchrey gekommen, daß er mich funden hat, und läuft, ſpielt und ſchwazt um mich herum. Für deinen Garbetto (*) ließ ich auch gern hier ein Wörtchen einfließen, weil es mir vorkommt, als gehörte er mit zur Kinder-Familie; allein die Kirche iſt aus, meine gute Mädchen ſind lange da, und ich habe noch gar nichts heute mit ihnen geſchwazt. Wäre Garbetto hier, es gieng ihm recht gut; denn Ferdinand theilte alle Biſſen mit ihm, wie mit einem Hündchen zu B**, dem er alles und alles gab, zum großen Scandal der Frau von Dertrut und ihrer großen wohlconduiſierten Geſellſchaft. — Wie das lacht und plaudert hier neben um Clerdons Camin herum? Ich will einen Augenblick hin, liebe Sylli, und mich dann anziehen, und dann eſſen, und dann in die Kirche, und dann — ach

(*) Sylli's Hündchen.

Himmel! zur Frau Directorin an den Spieltiſch. Ade, du Beſte, du Liebe! —

Lenore von Wallberg an Sylli.

Heimfeld den 12ten März.

Wir hatten geſtern einen herrlichen Tag in Clerdons Hauſe, und da entſtand zwiſchen Clärchen und mir ein großer Streit, welche von uns beyden dir heute von dem herrlichen Tag erzählen ſollte. Ich — hatte, leider! nur das Recht auf meiner Seite — und Clärchen, wie immer, die Gründe; damit beſchwazte ſie in der Geſchwindigkeit, eh' ich nur ein Wort anbringen konnte, den leichtfertigen Clerdon ſo artig, daß er mit der ehrlichſten Miene von der Welt zu mir ſagte: aber, Lenore, du haſt ja wieder Unrecht! Ich ſchalt ihn einen partheyiſchen, gewiſſenloſen Mann, der er iſt, und rief Amalia zu Hülfe. Mamachen ſagte, eine von uns müſſe ohnedem bis auf den Mittwoch bey ihr bleiben; welche von beyden das nun wäre, die ſollte nicht ſchreiben, ſondern es der andern überlaſſen. Wir looſeten ums Bleiben; Clärchen zog das größte. Nun hätteſt du hören ſollen, wie der unartige Clerdon mich zum Beſten hatte, wie er mir Glück wünſchte, daß ich zu meinem Recht gelanget ſey — Der Kutſcher ſollte den Phaeton anſpannen, und die Galla-Livree anlegen, um mich im Triumph nach Hauſe zu führen,

ren, u. dgl. m. Gegenwärtig iſt's mir doch ganz wohl bey meinem kleinern Looſe: ich habe dir von meinem blauen Tiſche her, unter dem frohen Gezwitſcher einer Menge Vögel, die in unſern Hecken und Obſtbäumen flattern und niſten, einen ſehr ſchönen Morgen zu bieten, der ſich durch das alles hindurch recht friſch zu dir hinbegeben ſoll. Du biſt doch wach, liebe Sylli? — So laß dir erzählen.

Du weißt, wie Amalia zu uns an den Camin kam. Eben hatte ſie uns, jedwedem beſonders, ihr frohes Geſicht angepaßt, und uns ein wenig geneckt, als Bering mit einem Schreiben von Hof hereintrat. Es enthielt die Nachricht, daß eine Sache, für die Clerdon nicht ohne Gefahr und Verluſt aus allen Kräften gefochten hatte, nach ſeinem Wunſch entſchieden ſey. Sie betraf vornemlich den grundehrlichen von Birk, der die wackere Frau mit eilf Kindern hat: eine vornehme Rotte wollte Unehre und Dürftigkeit über ihn verhängen. Noch drey andre gute Bürger waren in den Handel verflochten, und mit ähnlichem Jammer bedroht. Der einzige Clerdon hielt bey den Unglücklichen Stand; welche ſich nichts deſtoweniger für verlohren achteten, da ihnen alle andre Stützen durch Liſt und Macht vor und nach entriſſen worden. Die guten Leute, wie konnt es auch in ihre Seelen kommen, was man an ſolch einem Manne hat! — Sie waren gerettet — —

„Lieber

„Lieber Bering, rief Clerdon, laufen Sie doch zu Birk und den drey andern, und bringen Sie ihnen hurtig dieſe gute Zeitung.„

Bering mochte ungefehr unten an der Treppe ſeyn, als Clerdon ihm nachflog, und ihn zurück rief. — Ich bilde mir ein, ſagte er zu ihm, die Leute werden im erſten Freuden-Taumel zu mir laufen, und ihren Dank gegen mich ausſtrömen wollen; Sie wiſſen, wie mich dergleichen ängſtiget: alſo hindern Sie's, lieber Bering; erzählen Sie den guten Leuten, was alles zu ihrer Rettung beygetragen: daß ich es nicht allein that, und daß, was ich that, nicht einmal eigentlich um ihrentwillen geſchah. Gott weiß, mein Gemüth war ſo aufgebracht durch die Tirauney und Niederträchtigkeit ihrer Feinde, ſo voll innern Grimms, daß — daß ich —! Nun Sie wiſſen's ja; Sie wiſſen, wie mir um's Herz war; machen Sie das den Leuten nur recht deutlich, damit ſie's begreifen und ſich in Ruhe geben.

Der gute Bering ſchüttelte lächelnd den Kopf. — „Ich will mein Beſtes thun, Herr Regierungsrath; aber wie viel ich ausrichten werde? — Die Leute wiſſen allzuſehr — —

Was? unterbrach ihn Clerdon etwas hitzig. Ich wäre ja der ſchlechteſte Menſch, wenn ich anders gehandelt

handelt hätte, und ich hoffe, Sie werden dies mit gutem Gewissen aus sich selbst bekräftigen können. Besinnen Sie sich nur, und bedeuten Sie nur gehörig diesen Leuten, wie ich nicht ausstehen kann, wenn man viel Wesens davon macht, daß einer seine Schuldigkeit gethan hat, und kein Unmensch war. „ — Er klopfte Bering freundlich auf die Schulter: — „gehen Sie, gehen Sie, und machen Sie ihre Sachen gut. „

Ein Weilchen nachher wurden Riedersheimer Deputierte gemeldet. Du mußt wissen, daß unser Freund die Eingesessenen dieses Amts von einem fast unausstehlichen Druck, worunter sie seit 70 Jahren sich gekrümmt, kürzlich losgekämpft und losgebettelt hat. Amalia und wir Mädchen thaten uns ganz heimlich etwas damit zu gut, daß Clerdon dem Verhängniß einer Danksagung an diesem Tage nicht ausweichen können. Die Männer traten herein: ein Bürgermeister, zwey Schöffen, und sechs der angesehensten Grundsaßen. Die drey ersten hatten Clerdon mehrmals gesprochen. Zuversicht und Liebe sprach aus ihrer ganzen Gebehrde, besonders waren ihre ehrliche Gesichter so voll und schön davon, daß ich sie wohl hätte küßen mögen. — Herr Regierungsrath, sagte der Bürgermeister, wir kommen mit leeren Händen, das bey dergleichen Gelegenheiten wohl nie paßiert ist; aber da sind sechs Männer mitgekommen,

kommen, die sollen mit uns fürs ganze Amt zeugen, daß wir alle in unserm Herzen und vor Gott Ihnen und Ihren Kindern Haus und Hof zum Nothpfennig verschrieben haben, und, wenn's drauf ankäme, daß auch der Aermste von uns dann seine lezte Kuh zuviel im Stall hätt'. — Ja, Ihro Gnaden, betheuerten die Männer, das ist so wahr, als ein Gott im Himmel ist, und soll auch so wahr bleiben. Dabey falteten sie ihre Hände in die Höhe, und man sah auf aller Stirne, daß sie vor Gottes Angesicht standen. Unserm Clerdon, du kennst ihn, war die Sprache vergangen, aber Aug' und Mund lächelten den Rechtschaffenen den Himmel seiner Seele in die ihrigen hinüber. Er reichte eben seine Hand dem nächsten dar, und wollte zu reden versuchen, als die Thür aufgieng, und hinter dem Bedienten drein, der ihn melden sollte, Birk hereinstürzte, der ohne ein Wort hervorbringen zu können sich ihm zu Füßen warf. — „Stehen Sie auf, „Birk," rief Clerdon; „stehen Sie auf; ich kann „das durchaus nicht leiden." Birk gehorchte, schlug die Augen gen Himmel, und deutete hinauf dem Edlen mit beyden Armen. Indem kamen auch die drey andern, ergriffen Clerdons Hände und überströmten sie mit Thränen. Birk erzählte unterdessen den Deputirten, was Clerdon für ihn und die Gefährten seines Kummers gethan: und als diese nun auch hinzukamen, und die Deputierten mit ihrer eigenen Geschichte erwiederten, da fiengen die guten

Leute

Leute an, unſre Gegenwart zu vergeſſen; ſie drängten ſich zuſammen, irrten in vertrauten Umſchlingungen durch einander und um uns herum, und von allen Stimmen hörten wir die Worte wiederholen: — „Ja, ſo giebts keinen Mann mehr; ſo hilft er allen „Menſchen — Stadt und Land muß für ihn beten. „ — — Laut rief unverſehens einer aus dem Hauf: Gott, der Vergelter ſeegne euch, und erfreu euch auf ewig! Alle wurden wach, umzingelten Clerdon, küßten uns die Hände, und wiederholten immerwährend: Gottes Seegen und die ewige Freud, Amen! Amen! — Wir weinten recht herzlich. Clerdon wußte nicht zu bleiben. Er fuhr mit der Hand ſich an die Stirne, und wankte ſo, mit zurückgeſchlagenem Haupte, in ſein Cabinet. Das Zimmer ward bald leer. Unſern Clerdon fanden wir ganz in ſich gekehrt, in ſeinem Cabinet ſitzen. Wir lagerten uns an ihn, jede ſo gut und dicht ſie konnte. Ein Meer von Liebe ergoß ſich über uns aus ſeinen Augen, welche alles ſahen, was in unſern Herzen vorgieng. — „O wie wohl mir von Eurer Liebe „iſt! — Aber zuviel, zuviel! — Einſt — vielleicht „bald — „ hier flog eine Bläſſe über ſein Angeſicht, die wie ein Blitz kam und verſchwand. — Unſer Herz zerriß. O des unbegreiflichen Zweiflers! Wir verbargen uns in ſeine Arme, in ſeinen Schoos, und weinten, daß wir ſchluchzten. — „Auch an mir?„ bebten Amaliens Lippen; — aber kein Wort der Zuverſicht kam aus ſeinem Munde.

Kaum

Kaum hatten wir uns ein wenig erholen, und Amalia sich vollends ankleiden können, als es ein Uhr schlug, und Allwill, der zum Mittagsessen gebeten war, sich zu uns gesellte. Wir erzählten ihm das Vergangene, und geriethen darüber in ein schönes herzliches Gespräch, das uns zusammen in die reinste Stimmung zu aller Wonn' und Wehmuth setzte. So geleiteten wir einander die Treppe hinunter nach dem Speisesaal. — — Es sollte einmahl recht Sonntag seyn an diesem Tage — denn nun trafen wir noch im Vorhause zween Kinder in neuer Kleidung, welche vor ihre Pflegmutter Amalia zur Ehrenerscheinung kamen. Sie gehören einem Unglücklichen, dessen Frau wegen Dieberey auf dem Raspelhause, sitzt. Der Knabe war mit kleinen Heinrichs Ueberrock und Matrosen-Wamms geputzt. Das Mädchen hatte Jacke und Rock von Tuch; ein Siamoisinen Schürzchen, Cattunen Halstuch u. s. w., nicht zu vergessen ein neues Hemd, deren Amglia für jedes zween hatte machen lassen. — „Gieb Du ihnen etwas Geld," sagte Amalia zu Clerdon; er that's und wir auch. Der Bub, 9 Jahr alt, sah uns freundlich und vergnügt an, und dankte; das kleine Mädchen aber, ohngefehr 8 Jahr alt, wendete sich mit einem betrübten Gesichtchen zu Amalia, und stotterte leis und eilig: — „o machen Sie doch, daß „meine Mutter wieder zu mir kömmt!„ Hiebey fieng es an zu weinen, versteckte sich unter sein Händchen

und

und ſchlich ſich ſo zur Thüre hinaus. Man hatte ihm vermuthlich bey ſeinen kleinen Unarten wohl einmal geſagt, es ſollte ſich was ſchämen zu weinen, und es wußte nichts davon, wie ſehr uns ſeine Thränen rührten. Allwill gab den Kindern nichts; er hatte Clerdons und Amaliens Hände ergriffen, die er beyde feſt an ſeine Lippen gedruckt hielt; Mann und Weib neigten ſich über ihn, ſeine Stirne zu küſſen: nie habe ich eine ſo rührende Gruppe geſehen.

Leb wohl, liebſte Sylli.

Ich ſchicke dieſen Brief an Clärchen, damit ſie noch etwas dran ſchreiben kann, wenn ſie Luſt hat.

Was uns allen auf dem Herzen liegt, weißt du — — O daß dir's wohl gehe!

Lenore.

Nachſchreiben von Clärchen.

Lenorens Brief kam zu ſpät, um noch geſtern Abend mit der Poſt abzugehen, und das war recht gut — ſag ich; denn nun kann ich dir auch einen ſchönen Morgen bieten, einen ſo ſchönen als Lenorens ihrer immer ſeyn mochte. Ich ſitze ganz oben auf, in dem grünen Zimmer, und ſchaue über die Caſtanien-Allee weg, gerad aufs freye Feld. Am Himmel herum

ſchwebt dünnes Gewölk, welches die aufgehende Sonne ſo ſchön bemahlt, daß es wohl ſchöner iſt, als ſie ſelbſt; aber doch bin ich auf der Lauer, und meyne alle Augenblicke ſie hervorbrechen zu ſehen. Wie meinſt du, daß meinem Stumpfnäschen das läßt, ſo hoch über die hohen Gipfel weg in die Sonne zu blicken, gleich dem majeſtätiſchen Donnervogel? Ich muß ſelbſt darüber lachen. Aergerlich iſts aber doch, ein Geſichtchen zu haben, dem ſo etwas nicht läßt.

Liebe Sylli, ich ſchäme mich anjezt, neulich darüber gemurrt zu haben, daß wir ſo früh aufs Land ſollten: aber, wie bekannt, iſt Heimfeld eine Stunde weit von Clerdons Hauſe; und dann, wer hätte binnen unſern dreyfachen Mauern ſich einbilden können, daß draußen ſchon der Frühling wäre? Hecken und Sträuche ſind ſchon ganz grün, und überall — aus der Erde herauf — von allen Zweigen herab — kriegts einen doch ſo lieb zwiſchen, und äugelt dich an, o, ſo herzig, wie ein Mutterang den angeſchlungenen Säugling. Ich kann dir nicht ſagen, wie mir's an's Herz greift — ſo nah, Sylli, ſo nah und immer näher, daß mir bange iſt für meinen lieben May, wenn er kömmt, daß ich ihm wohl möcht' ein wenig untreu geworden ſeyn.

Vorgeſtern ſpazierten wir noch nach Sonnen-Untergang längſt den Ufern der Donau. Ich ſetzte mich

hin

hin und ſang: „Mädchen, laßt euch die Freude ſchme„cken.„ Hinaufwärts den Strom ſah es dunkel — dunkel und dunkeler — und hell und heller gegen über; ſo ſahen wir den Tag von dannen ziehn, und gerad über uns die Nacht ihm an der Ferſe. Leiſe rauſchte, nah an mir vorbey, der herrliche Fluß, und ſpiegelte den Himmel ab mit ſeinem Abendroth und ſchönfarbigen Gewölk und mit ſeiner Nacht. Ich erinnerte mich deiner, beſte Sylli, und ſeegnete deine Seele, mit der heitern Ruhe, welche rund um mich her über alles, und auch über mich ſich ergoß.

Beym Weggehen rief ich dir, gute Nacht: eben blickte der erſte Stern hervor, und ich warf dir einen Kuß zu: haſt du ihn gefühlt?

Clärchen.

Clärchen an Sylli.

Heimfeld, den 18ten März.

Clerdon und Amalia ſind ſeit geſtern hier. Als wir ihnen entgegen flogen, und ich mich an Clerdons linken Arm hieng, faßte er meine Hand und drückte ſie leiſe an die Rocktaſche. Leiſe rief ich: Briefe von Sylli! Gute? — „Gute, o ja; etwas ſchwermüthig, aber laß, ſie iſt dennoch wohl dran.„

Tante war noch nicht angezogen. Sie ſollte alle Zeit haben. Wir liefen ins hinterſte Bosket. — „Nun, Clerdon, nun!„ jauchzten und hüpften wir. — Er ſah uns an mit dem vollen ſtillenden Blick ſeines Auges; lächelte: weg war die Haſt. Wir ſchlüpften an einander her und lagerten uns auf die Raſenbank. Clerdon ſtand noch einen Augenblick, dann gieng auch er ſeinen Platz nehmen. Nun kam die Brieftaſche hervor, die er auf ſein übergeſchlagenes Knie legte, ſeine Hände gefalten darüber. Wir hiengen an ſeinem Auge, das einen ſo wunderbar faſſen und füllen kann. Eine eigene — ſchauerliche Freundlichkeit wandelte durch die Stille. Clerdon öffnete die Brieftaſche, und ſchlug hernach ſie wieder zu. — „Ein herrliches, liebes Weib!„ ſagte er: — wenn ſie ſich erblickte, wie ſie vor meiner Seele ſteht! — und gleich darauf: „Gott, wem du ein tief fühlendes Herz ſchenkſt, dem ſchenkſt du doch alles damit, alle deine Gaben, und dich ſelbſt.„

Die Briefe wurden geleſen. Zwo Stunden verſtrichen darüber. Wie ſie zugebracht wurden dieſe zwo Stunden — dies, liebſte Sylli, erzähle dir wer es weiß, kann und mag. Meine . . .

Clerdon.

Keiner von uns wird es dir erzählen. Das Anſchauen, die Umarmung einer ganz enthüllten, ſchönen,

nen, tiefempfindenden Seele iſt zu heilig, um in Bildern und Worten nachgeſpiegelt zu werden. Und wer vermöchte jenen Blitzſtrahl dahin abzulenken; Lebloſen den lebendigen Kuß der Liebe zu geben? — Nein, ſchaue ſelbſt — den verklärten Blick — und Wonne-Gefühl ſanft über ihn die Augenlieder decken — und dahingegeben die Seele.!

Wohl glaub ich dir, daß du es im Grunde ſo ſchlimm nicht in der Welt haſt, wie arg es dir auch ergangen, und ſo viel auch izt noch deiner Leiden ſind. Eine immer reiner und voller klingende Saite auf der großen Leier der Natur, ein immer mächtigeres Organ in dem Ganzen des Alliebenden zu werden, o, das lohnt dir jeden Schmerz.

Dornen malmen, ſie zu Pflaumfedern wühlen, lernete ich lang; und nun weiß ich, daß es für den Menſchen eine Lauterkeit des Sinnes — mit ihr eine Kraft und Stetigkeit des Willens giebt — eine Erleuchtung, Wahrheit, Eigenheit und Conſiſtenz des Herzens und Geiſtes, wodurch ihm der eigentliche Genuß ſeiner göttlicheren Natur, Rück- und Ausſicht wird, und wozu niemand gelanget, der nicht mehrmals im äußerſten Gedränge von allem außer ſich verlaſſen war. Da hat die ganz auf ſich ſelbſt geſtemmte Seele ſich in allen ihren Theilen gefühlt; hat, wie Jacob, mit dem Herrn gerungen und ſeinen

Seegen davon getragen. Wer, liebſte Sylli, wollte nicht gerne für dieſen Preis ſich eine Zeitlang mit einer verrenkten Hüfte ſchleppen?

Clärchen.

Schön, was Clerdon ſagte, gut auch und wahr; aber wenn es am Ende doch — nur Troſt wäre; ein köſtlicher Balſam, aber nur lindernd, und die Wunde — tödtlich? Arme Sylli, wohl biſt du übel dran, wohl haſt du es ſchlimm in der Welt! Ich hör ihn ja ſo hell aus deiner Bruſt hervorgehn den Schrey des tiefſten Schmerzes. Was hilft es mir, daß du hintennach lächelſt? damit machſt du mich nur bitterlicher weinen. Du weißt, Arria lächelte auch. — Ach, Sylli, du kannſt nicht leben ohne Liebe; und was iſt Liebe ohne Zuverſicht? Sag was du willſt; Liebe die ſich nicht ewig weiß und ewig erwiedert, das iſt keine Liebe, das iſt bloßes Ergötzen, dem du nur in der Angſt jenen Nahmen lieheſt — Blumenfreude, Schmuck, Tanz und Spiel. Und hieran ſollte dir genügen — dir Sylli? — Seifenblaſen zu werfen — und alles, alles Seifenblaſe? — Je mehr ich nachgrübele . . . ! O, ich fühle, daß dir's das Herz zerſprengen muß.

Lenore.

Auf der Zunge: „Biſt du bald fertig, Clärchen?„ ſo trat ich ins Zimmer. Clärchens Anblick hemmte mir

mir Sprache und Gang, und mein Herz hob ſich zu dem Schlag, bey dem es einem auf einmal ſo ganz anders wird. Leiſe nahete ich ihrem Schreibtiſch. Sie ſchob, ohne ihre Stellung zu verändern, mit der einen Hand mir das Geſchriebene zu. Nachdem ich es geleſen, hierauf einen Augenblick geſeſſen hatte, gieng ich an ihren Stuhl knien, um ſie zu küſſen. Wir kamen allmählig einander in die Arme, weinten — und fiengen zu ſprechen an.

Deine Briefe wurden Stückweiſe wiederholt, und ſo nach und nach zu einem für uns eigenen Ganzen umgebildet, das wir beſſer faſſen konnten. Alles drang izt weit tiefer ein, und dennoch wurden wir heiterer. Wir ahndeten deinen Zuſtand, gewonnen Theil an deinem himmliſchen Weſen. Wer wollte nicht Sylli ſeyn? ſagten wir. Der bloße Abglanz — nur eines Theils von ihrer Seele, und den wir — ach! nur ſo ſchwach aufzunehmen vermögen; was giebt er uns nicht Muth und Wonne! und ſie — beſizt — ſie iſt dieſe Seele ſelbſt; hat in ihrem eigenen Weſen was ſo unbegreiflich entzückt; den Quell und die Fülle all der Schönheit, all der Größe! — Wer wollte nicht Sylli ſeyn! gäbe nicht alles hin für die Unabhängigkeit dieſes hohen Selbſtgenußes, für die helle Wonne göttlich zu lieben, die allein aus ſolchem Reichthum überfließen kann. Glückliche, glückliche Sylli! . . .

Clärchen.

Meine Schweſter iſt abgerufen worden, und ich, liebſte Sylli, bin nicht im Stande fortzufahren. Mein Blick iſt ſchon wieder getrübet; jenes Wehklagen, wovon ich erſt ſagte, daß ich es ſo hell aus deiner Bruſt hervorgehen hörte, dringt von neuem in mein Ohr, und kein Jubel wird es übertäuben. Du kennſt das an mir, daß ich nicht leicht in einem Gefühl mich ſo ganz verliere, von einer Vorſtellung ſo ganz befangen werde, daß ich nun weiter nichts ſahe noch wußte. Wahr — du haſt den Himmel in dir ſelber; und wer wird dich nicht deswegen ſelig preiſen? Aber auch nicht minder wahr iſt alles was ich vorhin bemerkte: und ſo ſäßeſt du mit deinem Himmel dann doch in einer Art von Hölle. Deine Briefe ſind ein eigentlicher Wechſelgeſang aus beyden, voll Verzweiflung und Wonne. Was muß ein Herz nicht ausſtehen, in welchem ſo feindliche Töne zuſammenkommen, das ſie in einander ſchmelzen, zu einer Melodie vereinigen ſoll! Alle Saiten des Inſtruments müſſen nach einander ſpringen, und der Sangboden ſelbſt. Liebſte Sylli, ich ertrag's nicht. O, daß ich bey dir wäre, oder ich dürfte meine Lenore für dich miſſen. Wir entbehrten gern einander, opferten noch vielmehr auf, wenn dir damit geholfen wäre. Sag ob du eine von uns willſt, und welche? So unvollkommen auch die Theilnehmung wäre, die du bey uns guten Kindern fändeſt, ſo wäre

ſie

ſie doch rein, voll in ihrem Maaß und innig. Unſere Augen, Sylli, ließen gewiß die mehrſten deiner Blicke ein — und weiter. So gewönne deine Seele Raum; erhielt eine Stätte, wo ſie einen Theil ihres Lebens hinflüchten und aufbewahren könnte. — Sag, Liebe, ſoll ich kommen. Ich fühle ſeit einiger Zeit einen außerordentlichen Trieb wieder einmal um Dich zu ſeyn, und wollte dich ſchon jüngſt mit Anſchlägen dazu unterhalten. Damals war es mir faſt allein um mich zu thun. Ich hätte gern mehr Freude an mir ſelber, und die erhielt ich zuverläßig, wenn ich Dir ähnlicher würde. Mir däucht — was Amalia jüngſt vom kleinen Heinrich ſagte — jeder Deiner Küße müßte mir etwas von deinem holden Weſen einhauchen.

Ich ſoll zuſiegeln, ſchickt Clerdon. Alſo kriegſt du nichts von Amalia. Die Gute hat ſich wohl nicht überwinden können, unſere Frau von Reinach allein zu laſſen. Ein wunderbares Weib! ſo jung, ſo ſprudelnd von Leben, und doch von allem was nur einer Schuldigkeit ähnlich ſieht, ſo völlig hingeriſſen, wie andre von ihren Leidenſchaften. Wir fahren fort uns oft Vorwürfe darüber zu machen, daß wir ihre immerwährende Aufopferungen zulaſſen; aber es iſt als wenn die Gottloſe mit Fleiß einen gleich wieder verſtockte. Ich ſage tauſendmal, wenn ſie einem Mägdedienſt anböte, man dächte kaum daran ſich zu

widersetzen, so lieb und schicklich geht ihr alles ab. Und hüten kann sich einer nie genug vor ihr; im Huy hat er die Gefälligkeit, das Gute weg, und weiß von keinem Dank. — Ade, Sylli! so lauf ich hin, und fall ihr um den Hals.

Note.

Ich muß hier etwas nachholen, das in der Vorrede vergessen worden. Roußeau (dessen Unterredung über die Romane vor der neuen Heloise ich gern dem Leser ganz übersetzte, da sie so manches enthält, das diesen Briefen treflich zu statten käme) soll für mich sprechen. Dieser legt seinem Freunde die Bemerkung in den Mund, daß ein gewisser Zug von Aehnlichkeit in Sinn und Schreibart, die man bey den Personen der neuen Heloise wahrnehme, nebst einigen andern Unschicklichkeiten die Muthmaßung verstärke, daß sie kein erdichtetes Werk sey. „Die Natur,„ sagt er, „welche nicht besorgt, daß man sie ver„kenne, ändert oft von Schein; und oft verräth sich die Kunst, „indem sie natürlicher seyn will, als jene, ist der Grunzer in „der Fabel, der es besser kann als das Thier! In dieser Samm„lung ist vieles so ungeschickt, daß sich der ärgste Schmierer da„vor gehütet hätte. . . . . Wo ist einer, der nicht ange„fangen hätte sich zu sagen: man muß die Charaktere genau „bezeichnen, muß pünktlich den Styl verändern. Ohnfehlbar „hätte er es bey diesem Vorsatz besser gemacht, als die Na„tur.„

„Ich beobachte, daß in einer sehr innigen Gesellschaft, die „Schreibarten sich einander so nähern, wie die Charaktere, und „daß wie die Seelen der Freunde sich vermischen, eben so auch „ihre Arten zu denken, zu empfinden, und sich auszudrücken, in „einander fließen.„

Wenn

Wenn es hiemit seine Richtigkeit hat, so wird man sich nicht wundern, in den Briefen Amaliens und der Fräulein von Wallberg Beobachtungen, Ideen, einen Schwung der Seele anzutreffen, die man an dem andern Geschlechte nicht gewohnt ist. Der Enthusiasmus, womit diese guten Geschöpfe an ihrem Clerdon hangen, die Andacht, in der sie immernährend vor ihm schweben, geben demjenigen, der hievon eine Vorstellung hat, in allem Aufschluß. Warum aber indessen doch Amalia, die beynah' Abgötterey mit demselben treibt, mehr oder auffallendere Eigenheit in Wesen und Styl behält, wird sich in der Folge entwickeln. J.

III.

Hans Sachs.

I.

Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens Poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie;
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein sauber Feyerwamms er trägt,
Läßt Pechdrath, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an den Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am siebenten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie

Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert;
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu würken und leben,
Daß er sie gerne möcht von sich geben.
Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug
Zu schauen manches klar und rein
Und wieder Alles zu machen sein;
Hatt' auch eine Zunge die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß.
Deß thäten die Musen sich erfreuen,
Wollt'n ihn zum Meister-Sänger weyhen.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen,
Noch mit'n Augen rum zu scharlenzen,
Sie trägt einen Maasstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein güldin Band,
Hätt auf dem Haupt ein Kornährkranz
Ihr Aug war lichten Tages Glanz:
Man nennt sie Thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein.

Er

Er drob nicht mag verwundert seyn;
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meynt er, er hätt sie schon lang gesehn.
Die spricht: ich hab dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirr-Wesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts ungeschicklichs magst beginnen,
Wenn andre durch einander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen:
Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst Schwanckweis deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding seyn schlicht und schlecht;
Frommkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös mit seinem Nahmen heißen,
Nichts verzierlicht, und nichts verkrizzelt,
Nichts verlindert, und nichts verwitzelt!
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn;
Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maas und Ständigkeit!
Der Natur-Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen all das Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollere,

Der

Der Ameishauff durcheinander kollert!
Mag dir aber bey Allem geſchehn,
Als thätſt's in ein'm Zauberkaſten ſehn.
Schreib das dem Menſchenvolk auf Erden,
Obs ihnen möcht zur Witzung werden!

Da macht ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauff,
Unter dem Himmel allerley Weſen,
Wie ihr's möcht in fein'n Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur freut inniglich,
Da ſeht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten.
Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula.
Sie iſt rumpfet, ſtrumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
Sie ſchleppt mit keuchend wankenden Schritten
Ein große Tafel in Holz geſchnitten;
Drauf ſeht ihr mit weiten Ermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten;
Adam, Eva, Paradeis und Schlang,
Sodom und Gomorrahs Untergang;
Kommt auch die Zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in ein'm Ehrenſpiegel ſchauen.
Dann allerley Blutdurſt, Frevel und Mord,

Der

Der Zwölf Tyrannen Schanden-Port:
Auch allerley Lehr und gute weis,
Könnt ſehen Sanct Peter mit der Geiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war bemahlt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit Weltlich Tugend und Laſtergeſchicht.

Unſer Meiſter dies All erſicht,
Und freut ſich deſſen wunderſam
Denn es dient wohl in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr;
Erzählt das Alles fix und treu
Als wär er ſelbſt geſyn dabey.
Sein Geiſt was ganz dahin gebannt,
Er hett kein Aug davon verwandt,
Hätt er nicht hinter ſeinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thut er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affen-Sprüngen hofieren,
Und ihm mit Schwanck und Narretheiden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten;
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, Groſſen und Kleinen,
Dick und hager, geſtreckt und krumb,
Allzuwitzig und allzudumb.

Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie e'n Affentanz;
Beſpottet eines jeden Form,
Treibt ſie ins Bad, ſchneidt ihnen die Würm
Und führt gar bitter viel Beſchwehrden,
Daß ihr doch nie wöll'n minder werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er möcht Worte zu allem finden,
Wie er möcht ſoviel Schwall verbinden,
Wie er möcht immer muthig bleiben
Das All zu ſingen und zu ſchreiben.
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchau'n
Wie 'n Bild unſrer lieben Frau'n.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig würkender Wahrheit;
Sie ſpricht: ich komm um dich zu weyhn,
Nimm meinen Seegen und Gedeyhn!
Das heilig Feuer das in dir ruht
Schlag aus in hohe lichte Glut!
Doch daß das Leben das dich treibt
Immer bey holden Kräften bleibt,
Hab ich deinem innern Weſen,
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel ſey wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.

Da

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus,
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng umzaunten Garten
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten.
Am Bächlein beym Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und ſpührt die Welt ringsum ſich kaum;
Hat Roſen in ihr'n Schoos gepflückt
Und bindet ein Kränzlein gar geſchickt
Mit hellen Knoſpen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel ſeyn?
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hofnungsfüll ihr Buſen ſteigt;
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.
Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das was dich dränget, ſüſſe Lieb,
Iſt volle Wonn und Seligkeit
Die einem in dir iſt bereit,
Der manches Schickſaal wirrevoll
An deinem Aug ſich lindern ſoll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergebohren werden muß.
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh er findet Raſt;

Wie er ins runde Aermlein ſinkt
Neue Lebenstäg und Kräfte trinkt;
Und dir kehrt ſüſſes Jugend-Glück,
Deine Schalkheit kehrt dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereyn
Wirſt ihn bald nagen bald erfreun:
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Weil er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt
Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den ſetzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Göthe.

2.

Zwey Gedichte von Hans Sachs
als eine Beylage
zur Erklärung des Holzſchnittes.

Der Liebe Zanck.

Als ich in meinem Jugendthum
Einer Jungfrawen mich annam,
Die hätt ich inniglichen hold,
In Zucht und Ehren als ich ſolt,
In rechter trew, freundlicher art.

Wen

Von ir nit mehr zu theil mir ward
Als offt ein freundlich Augenblick,
Manch lieblich Geſpräch auch offt und dick,
Dann offt ein freundlich Umbefangk,
Das nam ich an zu hohem Danck;
Begeret weiter auch nit mehr
Wann (*). mir war ir Jungfräwlich Ehr
Lieber, denn alle Frewd auff Erd;
Von gantzem Hertzen auch begert
Mein Leben mit ir zu beſchließen,
Im Ehlichen ſtand ir zu genieſſen.
Kürtzlich eins Tages ſich zutrug,
Daß ſie mir alle frewd abſchlug,
Nimmer ich ſie umbfahen ſolt,
Kein Kuß ſie mir mehr bieten wolt,
Wann ſie beſorgt vor mir ir Ehr;
Und dergleich Wort gab ſie mir mehr;
Ich erſchrack, ſie doch gütlich fragt,
Obs ir Ernſt wär? Darauff ſie ſagt:
Es wär ir Ernſt, und wolt das ſagen
Von mir, und mich darumb beklagen,
Wo ich ſie wiederumb würd umbfahn.
Erſt that mir unter Augen ſchlahn (**)
Das Elend mit groſſer nachrew;
Dacht: ach weh meiner Lieb und trew,
Daß ichs ſo hertzlich hab gemeint!
Mein Hertz das klopfet, ſeufftzt und weint,
Legt mich unmuthig in mein Bett,
Und alſo bey mir ſelber redt:

(*) Wann wird bey unſern Alten Hauſß für dann, oder ſintemal, weil, gebraucht; und ſo auch hier und weiter unten.

(**) ſchlahen für ſchlagen iſt in Schwaben noch unter dem Volk üblich.

O Venus, du Göttin der Lieb,
Sag, wo mein Lieb und trew nun blieb,
Die ich in dei'm Dienſt trug ſo hertzlich?
Wie iſt ſie worden mir ſo ſchmertzlich!
Der (*) ichs ſo trewlich hab gemeint,
Hält mich für iren Ehren Feind,
Mein trew ich gar verloren ſpür,
Der Strohſack liegt mir vor der Thür;
Ich bin geführet auff ein Eiß,
Kein Hülff und Troſt ich fürbaß weiß;
Mein Hoffnung iſt gar ab und todt,
Nun wünſchet ich und wolt auch Gott
Daß ich ir doch nie hätt geſehen!
Im Bett thet ich mich lang umbdrehen,
In wehmütig'n Gedancken tieff,
Bis ich ſamb halb und halb entſchlieff.
In dem mich engendlich bedeucht,
Wie das mein Kammer wurd durchleucht
Mit einem hellen klaren ſchein;
Mit ſüſſem Geruch trat herein,
Venus die Göttin für mein Bett,
Und mich ganz ſenfftiglich anredt:
Ach junger Geſell ſey wolgemut,
Dein Sach die wird noch alle gut;
Weiſt du nit, daß Jungfrewlich Bild
In lieb iſt allzeit rauch und wild,
Und ſeine Lieb nit leicht bekennt,
Ob es gleich inhitziglich brennt?
Darzu nöt't ſie ir Scham und Zucht,
Darmit ſie zu erretten ſucht
Ir Ehr, ir'n allerhöchſten Schatz;
Auch förcht ſie hart des Klaffers ſchwatz,

Die

(*) ſtatt: mit der.

Die keiner Ehren auch verſchonen.
Des thu ich trewlich dich vermonen,
Erheb dein trawriges Gemüt,
Wenn ſie hat eben dein Geblüt,
Und hat dich inniglichen lieb,
Derhalb dich weiter nit betrüb!
Sie wird dir trew und freundlich ſeyn,
Ir rew darumb iſt auch nit klein,
Daß ſie dich hat ſo hart betrübt;
Ir Hertz ſich auch in Schmertzen übt.
Laß alln Unmüth und Zweiffel fahren,
Dann ſie wird noch in wenig Jahren
Dein Lebenlang dir zugeſellt;
Ich hab dir ſie ſelbſt auſſerwählt,
Zu eim ſteten Hertzlieb allein,
Darumb laß alles Trawren ſein!

Mit dem die Göttin bald verſchwund.
Ich erwacht, und im Hertzengrund
Ward ich erfrewt, und bald ufſtahn. (*)
Als ich mein Lieb ward ſichtig an,
Redt ich ſie an mit trawrigen worten
Die ſich aber an allen orten
Entſchuldigt, ſie wär mir nit feind,
Hett die Wort nit ſo arg gemeint,
Ich ſolts halten trewlich, wie billich,
In Ehrn und Zucht wolt ſie gutwillig
Forthin die Lieb mich nit verlon, (**)
Und auch nit mehr wieder mich thon.

(*) ich ward aufſtahn, eine vor Alters übliche Redensart, ſtatt ich ſtund auf.

(**) verlaſſen.

Alſo wurd unſer Lieb und Trew
Wiederumb gantz beſchloſſen new,
Mit einem Umbefangk und Kuß,
Der mich noch allzeit frewen muß,
Daß unſer Lieb grün, blü und wachs
In Zucht und Ehren, wünſcht Hans Sachs.

Anno Salutis M. D. XLIIII.
Am 1. Tag Septembris.

Sanct Peter mit der Gaiß.
Ein Schwanck.

Da noch auff Erden gieng Chriſtus,
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins tags auß eim Dorff mit jhm gieng,
Bey einer Wegſchend Petrus anfieng:
O HErre Gott vnd Meyſter mein,
Mich wundert ſehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmechtig biſt,
Läßt es doch gehn zu aller friſt
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck ſagt der Prophet:
Frefel vnd Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt ſchlecht
Mit ſchalckheit den Grechten vnd frommen,
Auch kömg kein Recht zu end mehr kommen;
Die Lehr gehn durcheinander ſehr,
Eben gleich wie die Fiſch im Meer,
Da immer einer den andern verſchlind,
Der böß den guten überwind,
Deß ſteht es übel an allen enden,
In obern vnd in nidern Ständen,
Deß ſiehſt du zu vnd ſchweygeſt ſtill,

Sam

Gsind kümmer dich die sach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an!
Kanst doch alles übel vnderstan,
Nembst recht in d'hand die Herrschafft dein!
O solt ich ein Jar Herr Gott sein,
Vnd solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn vil ein besser Régiment,
Auff Erdereich durch alle Ständt!
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub vnd Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben.
Der HErr sprach: Petre, sag mir eben:
Meinst du woltst je besser regieren,
All ding auff Erd baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?
Sanct Peter thet hinwider sagen:
Ja es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt vil besser Ordnung halten.
Der HErr sprach: Nun so must verwalten,
Petre, die hohe Herrschafft mein,
Heut den tag solt du Herr Gott seyn!
Schaff und gebeut als was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In summa mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt.
Darmit reichet der HErr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,

Daucht ſich der Herrligkeit ſehr gut.
In dem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfüß in einm zerriſſen Kleyd,
Die trieb jhr Gaiß hin auff die Wayd.
Da ſie mit auff die Weyſchayd kam,
Sprach ſie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bſchütz dich jmmerdar,
Das dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Vngeritter,
Wann ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich ſonſt nichts zu eſſen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden:
Nun geh hin wo du Wayd thuſt finden,
Gott der bhüt dich mit ſeiner Händ!
Mit dem die Fraw wiederumb wend
Jns Dorff, ſo gieng die Gaiß jhr ſtraß.
Der HErr zu Petro ſagen was:
Petre, haſt das Gebet der Armen
Gehört? Du muß dich jhr erbarmen!
Weil ja den Tag biſt Herr Gott du,
So ſtehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembſt in dein hut,
Wie ſie von hertzen bitten thut;
Vnd behüt ſie den gantzen Tag
Daß ſie ſich nicht verirr im Hag,
Nit fall noch mög geſtolen wern,
Noch ſie zerreiſſen Wolff noch Bärn,
Daß auff den Abend widerumb
Die Gaiß vnbeſchedigt heimkumb
Der armen Frawen in jhr Hauß.
Geh hin vnd richt die ſach wol auß!
Petrus namb nach deß HErren wort

Die

Die Gaiß in ſein Hut an dem ort,
Und trieb ſie an die Wand hindan.
Sich fieng Sanct Peters unruh an.
Die Gaiß war mutig, iung und frech,
Und bliebe gar nit in der nech, (Nähe)
Loff auff der Wende hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Und ſchloff hin und her durch die Heuden.
Petrus mit ächzen, blaſn und ſchnauden
Muſt immer nachtrollen der Gaiß,
Und ſchin die Sonn gar über haiß.
Der ſchweiß über ſein Leib abran,
Mit unruh verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend ſpat,
Nachtloß, hellig, gantz müd und matt,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr ſach Petrum an und lacht,
Sprach: Petre, wilt mein Regiment
Noch lenger bhaltn in deiner Händt?
Petrus ſprach: Lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Und dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr auß;zurichten.
Ich merck das mein Weißheit kaum tücht (taugt)
Das ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit groſſer angſt, müh und arbeit.
O HErr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb nit mehr reden ein.
Der HErr ſprach: Petre daſſelb thu,
So lebſt du fort mit ſtiller ruh,
Und vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

3.
Zugabe
einiger Lebensumstände Hans Sachsens.

Die Stadt Nürnberg hatte das Glück, im lezten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts drey Männer hervorzubringen, denen keine andre Stadt in Teutschland ein Triumvirat von gleicher Vortreflichkeit zu gleicher Zeit entgegenstellen konnte. Albrecht Dürer wurde daselbst im Jahr 1470 gebohren; Wilibald Pirckhaimer im Jahr 1471. und Hans Sachs der Dichter im Jahr 1494. Die Eltern des leztern waren arme gemeine Bürgersleute; er hatte ihnen aber einen dauerhaft und glücklich organisierten Körper, einen hellen Kopf, ein an allem Theilnehmendes und doch immer fröhliches Herz, und eine gute Erziehung zu danken (*). Was hätten ihm vierundsechzig Ahnen bessers geben können? Wenn jemals ein Mensch zum Dichter gebohren worden ist, so wars Hans Sachs. Die holdselige Meistersänger-Kunst (die zu seiner Zeit in Nürnberg und in den andern vornehmsten Reichs-Städten noch in großen und verdienten Ehren war) gab die erste Gelegenheit zu Entwicklung des Dichtergeistes, den die Natur so reichlich über ihn ausgegossen hatte. Zu eben

der

(*) S. was er selbst davon sagt in dem Gedicht: Die Werke Gottes sind alle gut. Th. IV. 1. Bl. 252.

der Zeit, da er, nach Endigung seines Schul-Laufs das Schuhmacher-Handwerk erlernte; empfieng er den ersten Unterricht in der Kunst des Meistergesangs von Leonhard Nunnenbeck, dessen er in einem seiner Gedichte dankbare Erwähnung thut, ohne sichs, wie es scheint, nur bewußt zu seyn, wie unendlich seinen Meister übertraf.

Von seinem siebzehnten Jahre an durchwanderte er fünf Jahre lang, auf seiner Profeßion, alle Theile Teutschlandes, mit dieser offnen, heitern, theilnehmenden Seele, die alle Gegenstände der Natur wie ein reiner Spiegel auffaßt, um sie getreulich, unverschönert und unverstellt, wieder zurückzuwerfen. Auf dieser Wanderschaft sammelte er sich einen Theil des reichen Schatzes von anschaulicher Erkentniß und wahren Abdrücken der Natur und des menschlichen Lebens, über den ein unbefangener Leser in seinen Werken erstaunen muß. Ueberall befliß er sich, neben dem Betrieb seines mechanischen Geschäftes, seinen Wissenstrieb zu befriedigen, und sich im Meistergesang, seiner Lieblings-Leidenschaft, zu üben. „Ueberall (ich borge hier die Worte seines wackern biderherzigen (*) Lebensbeschrei-

(*) M. Salomon Kanisch, Professor auf dem Gymnasio zu Altenburg, dem wir eine mit vielem Fleiß und herzlicher Anmuthung zu seinem Gegenstande verfertigte Historisch-kritische Lebensbeschreibung unsers Dichters (Altenburg, bey Richtern 1765.) zu danken haben.

ſchreibers) „half er entweder die Singſchule verwal„ten, oder ſang den geübtern Meiſtern ein neu Lied „zur Beurtheilung vor.„ Dieſe glückliche Liebe der Muſenkunſt hielt bey ihm allen andern Leidenſchaften und aller äußern Reizung zu den gewöhnlichen Leidenſchaften der Jugend das Uebergewicht, und „noch im „hohen Alter erinnerte er ſich mit Freuden, daß er aus „herzlicher Liebe zu ſeiner Wiſſenſchaft ſich des Spiels, „des Trunks und der Buhlerey entſchlagen, hingegen „in der Uebung ſeines Nebenwerks ſein einziges Ver„gnügen und den unſchuldigſten Zeitvertreib gefun„den habe.„

Im Jahr 1519 ließ er ſich zu Nürnberg als Bürger und Schuhmacher häuslich nieder, und verheyrathete ſich mit **Kunigunde Kreutzbergerin**, die der Gegenſtand des herrlichen Liebesgedichts war, das wir unſern Leſern mitgetheilt haben, und das deſto merkwürdiger iſt, weil ers erſt im 25ſten Jahre ſeines Eheſtandes gedichtet hat. Er lebte mit dieſer Frau über 40 Jahre in der Ehe, zeugte mit ihr zween Söhne und vier Töchter; überlebte aber ſeine ganze Nachkommenſchaft, außer vier Enkeln von ſeiner älteſten Tochter. Er war 66 Jahr alt, als er dieſe Geſpielin ſeiner Jugend und Gefährtin ſeines Lebens durch den Tod verlohr. Er betraurt ſie herzlich in dem wunderlichen Traum von ſeiner lieben Gemahel Kunigunda Sachſin (III. 1. 530.) legte ſich aber dennoch vier Monate drauf eine andre Ehgehül-

fin,

fin, Barbara Harſcherin, zu, mit der er den Reſt ſeines Lebens bis ins Jahr 1576. nicht weniger glücklich, wie es ſcheint, zugebracht.

Seinem Handwerk lag er bis in ſein hohes Alter ob, und es iſt falſch, was einige vorgeben, daß er jemals den Schulmeiſter gemacht habe. Er ſcheint ein geſchickter und unter ſeines gleichen anſehnlicher Schuhmacher geweſen zu ſeyn, und immer ſein gutes Auskommen gehabt zu haben. Die Spuren davon findet man häuffig in ſeinen Werken; denn überall leuchtet eine neidenswerthe Behaglichkeit hervor, die zwar hauptſächlich eine Frucht ſeiner glücklichen Gemüthsart, ſeines immer heitern Kopfes, immer gelaßnen Sinns und immer liebevollen Herzens war; aber gleichwohl mit armſeligen Umſtänden und Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens nicht wohl beſtehen kann.

Er genoß dieſer ſo ungewöhnlich glücklichen Art von Exiſtenz ohne daß die natürliche Alterſchwachheit ſeine Leibes- und Seelenkräfte unbrauchbar gemacht hätte bis in ſein 78ſtes Jahr. Nach dieſer Zeit aber erfolgte eine immer merklichere Erſchwachung, und Abſtumpfung der Sinne, die ihn endlich in eine Art von Kindheit zurückſetzte; wenn man ja ſeinen Zuſtand ſo nennen kann, wie ihn ſein Schüler im Meiſtergeſang, Paſchmann, in einem Lobgedicht auf ſeinen geliebten Meiſter, beſchreibt —

In dem Saal ſtund unecket
bedecket
ein Tiſch mit ſeiden grüne
An ſelbem ſaß
ein Alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Daub dermaß,
der hett ein'n großen Bart fürbas;
in ein'm ſchönen großen Buch las
mit Gold beſchlagen ſchön.

Das lag auf ein'm Pult eben
vor ihm auf dem Tiſch ſein
und an Bancken darneben
viel großer Bücher ſein;
die alle wohl beſchlagen
da lagen,
die der Alt Herr anſach.

Wer zu dem alten Herren
kam in den ſchönen Saal
Und ihn grüſſet von ferren,
den ſach er an dismal,
Sagt nichts, ſondern thut neigen
Mit Schweigen
Gegen ihm ſein Haupt ſchwach,
dann ſein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal ſtund
Und ſein alt lieblich Geſicht rund
anſchauet, u. ſ. w.

Guter, glücklicher alter Mann! Nimm dieſe Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abſchreibe, über

die

die Wange rollt! — der Liebe, und auch der Freude, daß die Natur ſo gerecht gegen Dich war, und Dich den Freudenbecher, den ſie Dir voll eingeſchenkt hatte, ſo rein bis auf den letzten Tropfen ausſchlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu ſeyn, wenn du nicht?

Auch ſeine Zeitgenoſſen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, ſoll es künftig auch die beſſere Nachwelt ſeyn. Denn es iſt lang genung, daß Teutſchland ſeinen Dichter, und wir andern alle unſern Meiſter verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte ſeiner Verſe und Reime, ſeine holzſchnittmäßige Düreriſche Manier, und was ihm ſonſt aus ſeiner Zeit fehlerhaftes anklebte, ſoll uns nicht länger verhindern, den Geiſt, das Herz, die in allen ſeinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!

Dank habe inzwiſchen mein ungenannter Landsmann, der mir ſchon vor mehrern Jahren durch ſeine Ehrenrettung Hans Sachſens (*) zuvorgekommen iſt!

Da in dem glücklichen Geiſt unſers lieben Meiſters alles was er ſah, hörte und las, zum Gedicht wurde;

(*) Die ich zwar nur aus der angeführten Lebens-Beſchreibung kenne.

wurde; da er früh zu dichten anfieng, und erst im 78sten Jahre seines Lebens aufhörte; am Dichten seine größte Freude hatte; sich Beyfall, Ehre und Ruhm dadurch erwarb; und, was bey einem so biderherzigen Manne nothwendig ein großer Antrieb seyn mußte, da er würklich zu seiner Zeit vielen Nutzen mit seinen Werken stiftete: so ist kein Wunder, daß er alle andre teutschen Dichter an Menge und Mannichfaltigkeit von Compositionen, so wie die Meisten bis auf diesen Tag an innerm Werth derselben, übertroffen hat.

Von diesen seinen Werken hat man nur zwey vollständige Ausgaben, eine in Folio von Joachim Lochner zu Nürnberg verlegt in fünf Bänden, welche von 1570 bis 79 nach und nach herauskamen, und wovon die drey ersten nur eine neue Auflage des schon im Jahr 1558. 60 und 61 von dem Augspurgischen Buchhändler Georg Wille zu Nürnberg in Heußlers Druckerey veranstalteten ersten Druckes der Hans Sachsischen Werke sind; die andre in fünf Theilen, in 4. von Johann Krüger in Augsburg verlegt, und in der Reichsstadt Kempten bey Christoph Krausen gedruckt; wovon der erste Theil im Jahr 1612 und der lezte i. J. 1616 erschien.

Von andern Auflagen ist mir nichts bekannt; aber allgemein bekannt ist, daß Hans Sachsens Werke derma-

dermalen unter die raren Bücher gehören. Diese ihre Seltenheit iſt wohl die eigentliche Urſache, warum er, der populariſte unter allen Dichtern die vielleicht jemals gelebt haben, nach und nach ſeiner Nation, deren Voreltern er einſt ſo lieb und werth war, ſo gleichgültig und unbekannt geworden. Es wäre Schande für Teutſchland, wenn dieſem Mangel nicht abgeholfen würde; und ich müßte mich ſehr betrügen, wenn mein Vorſatz, eine neue Ausgabe der auserleſenſten Stücke unſers Dichters, in einem oder zween Octavbänden zu veranſtalten, nicht den meiſten unſrer Leſer, und wahrſcheinlicher Weiſe allen Teutſchen, die Gedrucktes leſen können, ſehr willkommen ſeyn ſollte. Ich behalte mir vor, von dieſem Vorhaben in einem der nächſten Stücke des Merkurs ausführlicher zu ſprechen; und erſuche inzwiſchen ſowohl die Vorſteher der öffentlichen Bibliotheken, in welchen ſich Handſchriften von Hans Sachſens noch ungedruckten Gedichten befinden, als die Gelehrten, ſo dergleichen eigenthümlich beſitzen, ſich darüber mit mir in Correſpondenz zu ſetzen, und dazu behülflich zu ſeyn, daß die in ſolchen Handſchriften vielleicht noch verborgen liegende vorzüglich gute Stücke dem Publico nicht vorenthalten bleiben mögen.

W.

IV.

Kritische Anzeigen.

Heinrich Arnold Lange, Hochfürstl. Brandenburgischen Cammer- und Consistorial-Raths zu Bareuth ausführliche Abhandlung vom Rechnungs-Wesen und denen dahin einschlagenden Rechten. Bareuth 1776. 4to, 390 S. ohne den Anhang.

Der Herr Verfasser verbindet mit einer vollkommenen Kenntniß des sogenannten Rechnungs-Styls eine eben so vollkommene Einsicht in die dahin einschlagende Rechte.

Man findet hier in dreyzehen Hauptstücken diesen ganzen Gegenstand so ausführlich abgehandelt, daß würklich der Besitz dieses einzigen Buchs eine Menge andere entbehrlich macht. Die Landesherrschaftlichen und Vormundschaftlichen Rechnungen sind es vornehmlich, von deren Einrichtung und Rechten der Herr Cammer-Rath Nachricht giebt; in dem Anhang handelt er auch in etwas von Kaufmannischen- und Gesellschafts-Rechnungen: den Beschluß machen einige Muster.

Von dem großen Kayserlichen Unternehmen das Rechnungs-Wesen zu verbessern scheint der Herr Verfasser keine Nachricht gehabt zu haben, wenigstens findet man die Schriften eines Purchbergs und Heidfeld nirgends angeführt.

Eben deswegen mag dem Herrn Cammer-Rath die Oesfeldische Anleitung zur Finanz-Rechnungs-Wissenschaft abstract vorackommen seyn. Oesfeld scheint mehrere Kenntniß von den Wiennischen Arbeiten gehabt zu haben.

Immer geht uns noch eine vollſtändige allgemein brauchbare theoretiſch-practiſche Ausarbeitung über die Wiſſenſchaft Rechnungen vollkommen einzurichten ab, Einrichtungen zu machen und zu prüfen, wodurch der Vorgeſetzte in Stand geſetzt wird, die Handlungen der Untergebenen vollkommen und oft genug zu überſehen, und dieſer, ſich eben ſo leicht und vollkommen zu rechtfertigen.

Wir haben uns ziemlich gewundert, da wir Seite 107 das Weſentliche des alten Rechnungs-Styls, nemlich alles in Einnahme zu ſetzen, was einzunehmen iſt, es mag eingegangen ſeyn oder nicht, aus römiſchen Geſetzen hergeleitet fanden. Dieſe Geſetze beweiſen nichts weiter, als daß es Rechner gebe, welche nicht nur für das ehen müſſen, was ſie behaupten, daß ſie gethan haben, ſondern auch für das, was ſie hätten thun ſollen: aber daß nach dem Rechnungs-Styl dieſe ſehr verſchiedene Fragen in der Haupt-Rechnung ganz mit einander vermiſcht werden, daß man erſt am Schluß der Rechnung ſich durch eine Menge Erdichtungen durchdrängen muß, um die Wahrheit zu erforſchen; daß man ſich ſelbſt da noch mit dem Schluß behelfen muß: So viel iſt nicht geſchehen, alſo iſt ſo viel geſchehen: alles das wird aus jenen Geſetzen nicht folgen. Eine Einrichtung, wornach man bey jeder Rubrik dasjenige, was geſchehen ſollen, und das, was geſchehen, von einander abgeſondert aufgeſchrieben fände, würde wohl den Vorzug vor dem alten Rechnungs-Styl verdienen. Dem Journal, dem wichtigſten Rechnungs-Stück, in Anſehung der Sicherheit, iſt nach der gewöhnlichen Rechnungs-Maniet nicht die Würde eingeräumet, welche es verdient. Unſerer Meinung nach ſollten die Urkunden Beylagen deſſelben ſeyn, jede Poſt ſollte daraus in die Haupt-Rechnung übertragen werden, und das mit gehöriger Berufung auf die Seite und Nummer deſſelben, ſo daß man bey Beurtheilung der Haupt-Rechnung ſogleich den

Posten im Journal und dabey die Beylage finden könnte. Es ist gar leicht einzusehen, daß ein betrügerischer Rechner sich leichter helfen kann, wenn er nur die künstliche Auseinandersetzung zur Beurtheilung zu übergeben, und höchstens im Fall des Verdachts sein Journal vorzulegen schuldig ist, als wenn er bey jeder Rechnungs-Ablag das Journal verbunden mit dem Hauptbuch übergeben muß.

Noch folgende Sätze, welche aus dem Rechnungs-Styl folgen, und welche der Hr. Verfasser C. 14. §. 3 u. 9. C. 1. §. 14, und Cap. 5. §. 4 u. 6 anführt, geben zu merkwürdigen Unvollkommenheiten Anlaß. „Keine Abschlagszahlung darf in Ausgabe gebracht werden. Der Rechner darf ohne Befehl keine Rubrik errichten oder auslassen; die Posten, welche in keine der bestimmten Rubriken gehören, kommen in die Rubrik Insgemein; Abrechnungen sind Privat-Schreibereyen.„

Die Unvollkommenheiten sind unter andern folgende: Die Rechnung kann nicht zu jeder Zeit geschlossen werden; die Aufstellung einer Central-Rechnung aus den Special-Rechnungen wird ungemein aufgehalten; es wird eine Menge Papier mit Rubriken, welche keine Füllung erhalten, unnütz verschwendet; die Rubrik Insgemein dient dem Rechner das zu verbergen, welches ihm in einer eigenen Rubrik, oder bey der eigentlichen Rubrik Verantwortung zuziehen würde; wenn die Abrechnungen nicht zur Rechnung kommen, so geht die zuverläßige Uebersehung des einzelnen, und die Zeit, wenn die Handlungen vorgefallen, verlohren; eine ähnliche Bewandniß hat es mit der Auswechselung der Hauptquittung gegen einzelne.

Wie diesem und andern Unvollkommenheiten durch eine bessere Rechnungsmanier abzuhelfen sey, ist eine Aufgabe, deren Auflösung wir nicht für unmöglich aber für sehr wichtig halten. Der Herr Cammerrath hat indessen eine fürtrefliche Vorarbeit gethan.

Ueber

Ueber die Bevölkerung. Leipziger Oſtermeſſe.

Die unzeitige Geburt eines wahrſcheinlichſt noch unreiffen Jünglings, der den erſten Schimmer der ſich ſeiner Einbildungskraft darbietet für Wahrheit hält. Er möchte die Spartaniſche Gemeinſchaft der Weiber einführen. Sein wichtigſter Grund iſt das Verderben der Sitten in unſern Städten, das, wie er glaubt, von dem Reiz herkommt, den alles Verbotene für uns hat. Er bedenkt aber nicht, daß der Geſchlechtertrieb Inſtinkt und Reiz der Imagination zugleich ſey; daß bey uns nicht wie bey den Thieren zu hoffen, daß wir dem Naturtriebe nie zu weit nachhängen würden, da unſere Imagination beſtändig arbeitet uns das kaum genoſſene Vergnügen wieder zu reproduciren. So dürfte alſo mit den nach ſeiner Meynung dadurch befördertern Künſten und Wiſſenſchaften nicht viel herauskommen, und die menſchliche Geſellſchaft mehr ein Hauffe Thiere werden, die am Ende nichts thäten als eſſen und ſich begatten. Ein herrliches Evangelium für ein ſo ſchon halb ausgeſtorbenes Menſchengeſchlecht! ſey es nun Skizze, wie es der Autor aus großer Beſcheidenheit nennt, oder Gemählde. Dergleichen Sächelchen können beſonders jungen Leuten ſehr gefährlich werden, da es die Lieblingsmeynungen derſelben ſind; und wehe uns, wenn Paradoxe dieſer Art unter die artigen Scherze unſrer Cotterien aufgenommen werden ſollten! Für den Selbſtmord ſcheint ſich der Verfaſſer ſehr zu fürchten, und ihn nach dem Modeton für das einzige Verbrechen auf der Welt zu halten; er bedenkt aber nicht, daß zügelloſe Vermiſchung ein weit gefährlicherer obwohl ſubtiler Selbſtmord iſt, zu dem freylich feiges Muth nicht gehört.

Hat dieſer junge Herr aber auch wohl einmal überlegt, was daraus entſtünde alle Familienverhältniſſe in einem Staat aufzuheben? Und das iſt doch die unleugbare Folge ſeines Vorſchlages. Hat er bedacht, daß bey allen unſern gegenwärtigen geheimen

men Ausschweiffungen in den Städten doch eine gewisse äusserliche Ordnung besteht, und was diese Ordnung, sollte sie auch nichts als Erscheinung seyn, dem menschlichen Geist für Wohlthat ist? Wie alles dadurch dennoch sich in seinem Gleise und Schranken erhält; und, sollte auch die heilige Schaam die Mutter aller edlen Empfindungen schon von uns zu den Sternen ausgeflogen seyn, doch statt ihrer ein gewisses Gespenst von Ehre zurückgeblieben ist, das Jünglinge und Mädchen wenigstens nöthigt unverderbten Herzen die Zügellosigkeit ihrer Sitten zu verstecken, und sie nicht durch ihr Beyspiel ganz ungescheut in den Strudel des Verderbens mit fortzureissen. Uebrigens gilt auch hier der Ausspruch der Apokalypse: Wer bös ist, sey immerhin böse, und trage die Folge seiner Grundsätze. Nur schone er der Unschuld in einer Sache wo Beyspiel alles thut, und diesem, bey unsern verfeinerten Nerven und durch die Producte fremder Welten erhitztem Blut, sogar der Mann in der Tugend kaum widerstehen kann.

Die ungeheuren Folgen dieses lächerlichen Projects, selbst hier vor Augen zu legen, wäre mir der Platz zu lieb und lohnte in der That der Mühe nicht, da ein Augenblick ruhiges Nachdenkens jeden, auch den Kurzsichtigsten, von selbes dahin leitet. Hätte doch der Projectenmacher nur einen Blick drauf werfen wollen, daß Sparta und unsere jetzigen Städte nicht im mindesten Verhältniß mit einander stehen. Dort, wo Alles Strenge, Nüchternheit, Mäßigkeit war, die Einbildungskraft keine Reitze kannte, ja Lykurg um alledem auch in der Zukunft vorzubeugen alle Künste verboten hatte; dort wo jeder Bürger Soldat war und bey den beständigen Uebung in den Waffen, worinnen berühmt zu seyn der Geist der Nation war, gar nicht einmal Zeit fand verliebten Vorstellungen nachzuhängen, sondern das erste beste Weib das ihm in den Wurf kam, nach des Verfassers Cameraliſtischen Ausdruck, benutzte, wenn ihn sein Instinkt daran erinnerte;

Anerte; dort konnten die Lykurgiſchen Geſetze ſeinem Hauptzweck mehr förderlich als nachtheilig ſeyn. Bey uns, wo ſitzende und ruhige Lebensart, Leckerey und Ohnmacht zu andern Beſchäftigungen, dieſe Reitzungen unaufhörlich machen, bey uns prophezeyte ich aus der Erfüllung dieſer dem Himmel ſey Dank! unreiffen Träume den Untergang des menſchlichen Geſchlechts.

Ich muß mich mit Fleiß in eine weitläuftigere Widerlegung einlaſſen, damit dieſe fliegenden Blätter jungen Leuten die nicht nachdenken können oder nicht nachdenken mögen nicht gefährlich werden. Zum Beſchluß füge ich nur noch das Eine hinzu, ob der Verfaſſer nicht glaubt, daß ſich bey dieſer neuen Bevölkerungsmethode mehr Leute todſchlagen würden als er im Stande wäre aus ſeiner Fabrick zu ergänzen?

Daß neue Anſtalten für die allgemeine Verderbniß unſerer Sitten vorgekehrt werden, iſt nothwendig, ſollte der wahre Wunſch jedes Patrioten — jedes edlerern menſchlichen Weſens ſeyn. Aber freylich gehören zu den Erfindungen dieſer Anſtalten andere Köpfe als des Verfaſſers ſeiner zu ſeyn ſcheint.

Ueber die Aufmunterung. Sr. Königl. Hoheit dem Durchlauchtigſten Erb-Prinzen Friedrich von Dännemark gewidmet. Hamburg, 1775.

Dieſes Buch hat auch in dem Aeußerlichen ſeiner Einrichtung ſchon ſehr viel empfehlendes. Gemeiniglich ſind die politiſchen Winke in ein künſtliches Vehikulum eingewickelt, das ſie ſehr gefährlich machen kann, wenn man ſie mittelſt deſſelben verſchluckt, ohne zu wiſſen, was man genoſſen hat. Dieſer Verfaſſer hingegen hat ſeine politiſche Predigt ſo eingerichtet, daß man ſie auch von weitem in ihrer natürlichen Geſtalt erkennen kann. Das Ganze iſt in Paragraphen eingetheilt, und voran ſteht eine Skiagraphie des ganzen Werks, ſo daß der Leſer wählen kann, ob er die Pille in großem oder kleinem Format zu

ſich nehmen mag. Die Abſicht iſt, wie bey allen dergleichen Schriften, allerdings zu loben, der Gegenſtand deſſelben, nehmlich die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts höchſt wichtig, auch die Panacee nicht zu verachten. Indeſſen iſt doch gemeiniglich nicht ſowol die Anpreiſung des Mittels, als vielmehr die Krankengeſchichte des Uebels, wenn ſie von einem philoſophiſchen Kopfe entworfen worden, das Beſte an der Sache. Auf das letztere läßt ſich der Verfaſſer nicht ein, obgleich in der Aufſuchung deſſelben in ſeinen geheimſten Winkeln und Keimen viel Kunſt und Bemerkungsgabe zu zeigen geweſen wäre; ſondern dringt mit Eifer in vielen Paragraphen auf die Nothwendigkeit der Aufmunterung, ſo wie man in einer Teutſchen Geſellſchaft auf die Ausübung der Tugend im Ganzen dringt.

Die Aufmunterung ſcheint politiſch berechnet, doch nichts weiter als ein Supplement der Geſetze, und hinten angeflicktes Corollarium an den Geiſt des Coder. Zur Aufmunterung der Induſtrie, des Manufakturgeiſtes, der Gelehrſamkeit, Kunſt, unbeſcholtner Sittenmaſſe u. ſ. w. gehören weiter ausſehende Plane und Vorkehrungen, als Prämia; zumal in unſerm Jahrhundert, wo alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft durch Deſpotism, philoſophiſche Toleranz, Negative Religion, und Inconſiſtenz der Individuellen Glückſeligkeit ſchon ſo ſehr aufgelöſt ſind, daß das Ding was man Vorzüge, in Ehren-Säulen, Monumenten, Titeln, u. ſ. w. nennt, höchſt lächerlich wird. Es braucht nichts als ungekränktes Eigenthum, wenn es auch noch ſo ſehr mit Abgaben beſchweret iſt, weiſe allgemeine Handlungs-Geſetze, wie wir ſie bey den Britten leicht wahrnehmen können, ſchnellere Juſtiz, gewiſſenhaftere Landes-Adminiſtration des ganzen Staats-Vermögens, ſo daß Jeder ſeinen Kreiſel in dem Cirkel der Verfaſſung ungehindert treiben kann, — ſo wird ſich Wohlſtand, Kunſt, Fleiß u. ſ. w. von ſelbſten ernähren, und keiner Prämien bedürfen. Würden die Landes-Fürſten als künſti-

ge Staatsdiener, und nicht als Söhne reicher Leute (gens aisés) erzogen, ſo würde ihnen die Einſicht in das Detail ihrer Landes-Verfaſſung ſehr leichte Geſchmack daran gewähren; ſo aber ſind ſie gezwungen höchſtens Virtuoſen zu werden und Virtuoſen zu ſchätzen, und jedes kleine Atom des Verdienſtes, woraus das ganze Wohl zuſammenſummirt wird, bleibt ihrem Gefühl ewig unbemerkbar.

Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen. 2te Ausgabe.

Es iſt in der That merkwürdig für unſere Zeit, daß ein Geiſtlicher von ſo mannigfaltigen Gaben ſich den kleinern Bedürfniſſen der Geſellſchaft aufopfert, und die Moral, die ſonſt die Herren dieſes Standes nur en gros umzuſetzen gewohnt ſind, durch eine ſo gefällige als gemeinnützige Schrift en detail in aller Hände zu bringen ſucht. Dieſe Abſicht, ſo wie der unterhaltende Styl des Verfaſſers, die Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes, Sprache und Bedürfniſſe, aller der Charaktere anzunehmen, die er aufſtellt, — laſſen auf ſeine Kanzelberedſamkeit, auf die Popularität und Gemeinnützigkeit ſeines Vortrages, die gegründet vortheilhafteſten Schlüſſe machen: So wie die Strenge ſeiner Grundſätze — die allen Perſonen ſeines Romans einen ganz eignen und von den Perſonen aller übrigen Romanen abgehenden Umriß geben, und daher die Situationen, in die er ſie ſetzt, eher zu wunderbaren und die Neugier aufreizenden Schickungen des Himmels als zu dem Erfolg ihrer eigenen Geſinnungen und Handlungen ſtempeln — ſeine Orthodoxie und Gewiſſenhaftigkeit außer allem Zweifel ſetzt. Zudem hat er das Laſter ſowohl zur Warnung des männlichen als des weiblichen Geſchlechts in den Perſonen eines Schulz, einer Koſchgen und anderer ſo ſichtbar zu ſtrafen gewußt, daß in der That ein ſolcher Roman wegen ſeinem moraliſchen Zwecke eine unſern Zeiten ſehr angemeſſene Wohlthat bleibt.

Die Oekonomie des Werks hat sich in dieser neuen Ausgabe verändert. Aus 5 Theilen sind 6 gemacht worden; auch ist der erste Theil um 12 Bogen stärker geworden. In den Th. sind die Veränderungen und Zusätze noch beträchtlicher. Statt der ersten 22 S. des 3ten Th. der alten Ausgabe sind hier 100, und der ganze Theil beträgt über 600 S. Der 4te ist beynahe ganz neu umgearbeitet.

Man würde diesem Roman (wenn es ja Roman heißen soll) Unrecht thun, wenn man ihn nach den Gesetzen der poetischen Composition beurtheilen wollte. Er ist so wenig ein Werk des Dichter-Genius, als ein treuer Abriß der Menschheit, wie sie vor den Augen eines unbefangenen Beobachters da steht, der die Moral im Menschen, und nicht den Menschen in der Moral studiert. Es ist ein Buch, worinn ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, mit dem besten Willen für das Wohl seiner Nebenmenschen, alle seine Welt- und Menschenkenntniß, alles was er in seinem Kopf und Herzen für mittheilenswürdig hielt, und hauptsächlich sein System über Religion und Moral, unter der angenehmen Einkleidung einer Geschichte, in einer steten Abwechslung von Erzählungen, Gesprächen und Monologen, verträgt; weil er nun einmal ein Buch, und ein gemeinnütziches Buch schreiben wollte, und diese Art der Einkleidung für die gefälligste und interessantste hielt. Aus diesem Gesichtspunkt, glaube ich, muß es angesehen werden, und dann würde es nicht schicklicher seyn, wenn man es mit Clarissa oder Tom Jones als wenn man es mit der Ilias vergleichen wollte. Es ist und bleibt ein Buch für sich, einzig in seiner Art; und wer es ja nach der Schärfe beurtheilen wollte, müßte es nicht mit andern ähnlichen Werken, sondern mit der menschlichen Natur vergleichen; — eine Arbeit, die so viel wäre als ein Neues Buch von eben so vie-

len

ten Bänden zu ſchreiben. Ich läugne hiemit nicht, daß der Verfaſſer vielleicht Fähigkeiten genug gehabt hätte, ein Rival der Richardſon, Fielding, Marivaux oder Smollet, zu werden: aber gewiß er wollte nicht, und durfte auch nicht; und wenn man ihm über dieſen Punkt ſein ganzes Recht anthun will, ſo muß auch ſein Stand und ſeine Lage mit in Anſchlag gebracht werden. Denn könnte nicht eben ſo leicht ein Cameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß das große Gemählde Menſchlicher Natur und Weſens, Menſchlicher Gefühle, Meynungen, Leidenſchaften und Sitten, nach allen ihren unendlich feinen und verwickelten Verhältniſſen und Verſchiedenheiten mit Wahrheit gezeichnet, zuſammengeſetzt, gehalten, beleuchtet und ausgemahlt von einem Manne aufgeſtellt würde, der keinen freyen Zug führen kann, ohne ſich den Sophiſtereyen und Mißdeutungen des Vorurtheils, der auflaurenden Mißgunſt, und der Dummheit, die in Mantel und Kragen am übelthätigſten iſt, auszuſetzen?

J. d. H.

Akademiſche Rede von dem Einfluß der Tugend auf das Wohl des Staats, und von der Nothwendigkeit ſie zu belohnen. Eine Rede bey dem Namensfeſte des Churfürſten gehalten von Alex. Grafen von Savioli Corbelli. München.

Eine ſehr angenehme Erſcheinung muß es für uns ſeyn, wenn ein Ausländer von Stande öffentlichen Inſtituten vorſteht, der ſchon aus der Bemühung, die er auf die Erlernung unſrer Sprache wendet, die kräftigſte Beweiſe von ſeinem wahren Patriotismus an den Tag legt. Der feinſte Kenner wird mit Vergnügen die Beſtimmtheit des Ausdrucks, die Ordnung der Begriffe, und die vollkommenſte Deutlichkeit des Vortrags wahrnehmen. Bey der Schwierigkeit eine ſo allgemeine Wahrheit abzuhandeln, hat der V. alle Klippen vermieden,

wovon

waren auch die beſte Köpfe, wenn ſie nur in etwas ſich für Deklamation neigen, zu ſcheitern pflegen. Ueberall ſieht man einen feſten männlichen Tritt im Vortrage, und einen wahren Anſtand, der den Weltmann und Menſchenkenner ſo ſehr von den Schulgelehrten unterſcheidet. Was läßt ſich nicht für die Wiſſenſchaften auch in dieſem Theile Teutſchlands unter einem ſo erleuchteten und wohlwollenden Fürſten erwarten, wenn die Fürſorge derſelben in ſolche Hände fällt?

Hiſtoria et Commentationes Academiae ſcientiarum et artium elegantiorum Theodoro-Palatinae Vol. III. Vortreflich und allen, die an Erweitrung des Reichs der Wiſſenſchaften theilnehmen, wichtig.

Heyne's, nunmehr mit dem 4ten Theil geendigte Bemühungen zu Aufklärung des Virgils. Ein unſterbliches Werk ächter Gelehrſamkeit, philoſophiſchen Geiſtes und geſunden Geſchmacks.

Magiſter Ulrich Zwingli (von Hüſcheler). Gut und Fortſetzenswürdig. Was verdient zu leben, wenn nicht das Andenken der größten und beſten Menſchen?

Toblers ſämmtliche Erbauungsſchriften, I. II. III. Theil. Eine Goldgrube; aber ſelten geläutertes Gold.

Lavaters Sendſchreiben an ſeine Freunde. Gerechte Urſachen, warum er ſich nicht gegen Verläumdung, Mißverſtand, Schiefheit, Starrſinn u. ſ. w. vertheidigen will noch kann; Geſinnungen gegen ſeine Widerſacher, die alle ſeine Feinde (wenn anders ein ſo guter Mann Feinde haben kann) zwingen werden ihn zu lieben, oder ihr Herz müßte ihnen, wie dem Nabal, zu Stein geworden ſeyn;

Bitte

Bitte an ſeine Freunde, ſich nicht zu eyfrig für ihn zu verwenden, und ihn an ſeinen Gegnern nicht zu rächen; ſo dringend und gut motivirt, daß es grauſam wäre, ihr nicht Raum zu geben.

W. und U.

Mittelmäßige Büchlein, groß und klein.

Wer wollte die zählen und nennen können? Kein Wort mehr davon!

Makulatur.

Wir ſind von Vielen, deren Gewerbe und zeitliches Glück bey dieſer Rubrick merklich intereßiret iſt, um Schonung gebeten worden. Summum jus, ſumma injuria. Alſo ſoll auch dieſe Rubrick wegfallen; nur hoffen wir dagegen, die Herren Buchhändler werden auch hinwiederum ſo billig und gefällig gegen das Publikum ſeyn, nicht mehr, wie zeither, ſo viele Makulatur auf holländiſch Pappier zu drucken, und dadurch ehrliche Käuffer um den einzigen Gebrauch zu bringen, den ſie noch von ſolcher Waare hätten machen können.

W.

V.

Erziehungs-Weſen.

Der allgemeine wohlthätige Geiſt, der ſich jetzo das Erziehungs-Weſen durch ganz Teutſchland angelegen ſeyn läßt, zeigt ſich insbeſondere in der uns von Münſter aus zugekommenen Chur-Cölniſchen neuen Schul-Ordnung. Er äußert ſich hier nicht ſowohl in äußerlichen glänzenden Stiftungen,

gen, als vielmehr in der höchstnöthigen Verbesserung des innern Zustands der Schulen. Durchgehends bemerkt man mit Vergnügen, wie sehr man darauf dringt, zuerst die Lehrer zu bilden, ihnen durch die heilsamste Vorschriften und Gesetze den Zweck ihres Berufs ans Herz zu legen, sichre Methoden des Vortrags vorzuschlagen, die Gränzen jeder Wissenschaft zu bestimmen, und den von jeder für das Interesse der Menschheit zu hoffenden Nutzen einzuprägen. Überall leuchtet das tiefe Gefühl der Nothwendigkeit hervor, nicht sowol den Kopf als den Charakter ihrer Untergebnen zu bilden. Dürften wir noch einen Wunsch hinzufügen, so wäre es dieser: daß höhern Orts eine detaillierte Beschreibung der neueingeführten Methode und ihres gezeigten Nutzens bey jeder Classe, und bey jeder Wissenschaft insbesondere, von Zeit zu Zeit veranstaltet würde, damit der Geist der Nacheiferung dadurch in andern Theilen Teutschland erweckt, und der Kunstverständige dadurch in den Stand gesetzt würde, sich Raths zu erholen, und Rath zu ertheilen. Die Vorzüge der öffentlichen Erziehung, wodurch die Zöglinge von ihrer ersten Jugend an unter Menschen ihres Gleichen gewohnt, und als Bürger ihres kleinen Staats zu den höhern Pflichten der Gesellschaften, die auf sie warten, vorbereitet werden, sind so allgemein anerkannt, daß nur wenige Schritte noch zu thun sind, um sie den Vorurtheilen und Versprechen der bloß häuslichen Erziehung annehmlich zu machen. Würden die Lehrer vervielfältigt, ihr Gehalt verbessert, und die Zöglinge nach ihren Fähigkeiten dadurch in mehrere Classen vertheilt, und so näher zusammengerückt, so wäre schon sehr vieles gewonnen. Hätten ferner die Lehrer ihr beständiges Augenmerk darauf, den Kindern nicht sowol Wissenschaft und Wahrheit mitzutheilen, als vielmehr diese Wahrheit zum Spiel und zur Nahrung ihrer Seelenkräfte zu machen; bey jeder Uebung des Verstandes und bey jeder Methode lange fest genug zu halten, daß es den Kindern dabey behaglich, und das

Lernen

Lernen für ſie ſo nothwendig wie das Rennen und Laufen bey ihren Spielen würde: ſo würden ſie in der Bildung ihres Kopfs gewiß, obgleich langſam, Rieſenſchritte thun, und man würde zwar keine ſchimmernden Schwätzer, aber tüchtige Subjekte, und für jedes Alter wahre Menſchen bilden.

VI.

Nachrichten von D. Johann Geiler von Kayſersberg.

(D. Heinrich Pantaleons Teutſch. Nation Heldenbuch, II. 578.)

Johannes Geiler iſt in dem Elſaß zu Keyſersperg (im Jahr 1445.) erboren (*) und erzogen. Er hatt ſich aber aus Liebe der guten künſten zu mancherley Hohenſchulen gethon und fürnemlich zu Freyburg in dem Breyſigauw ein groſſe Erfarnuß in der Philoſophey und freyen künſten erlanget. Als er daſelben Magiſter promovieret, kam er im 1472. jar ghen Baſel, und ward durch ſein Fleyß und Ernſt unter die Profeſſores angenommen. Im dieſem ſtath hielt er ſich dermaſſen, daß er im 1474. jar Decanus Artium erwehlet ward. Nach dieſem begab er ſich

(*) Dies iſt irrig. Er wurde zu Schafhauſen gebohren. In ſeinem dritten Jahr verlohr er ſeinen Vater, und da nahm ihn ſein Großvater zu ſich nach Kayſersberg, und ſorgte für ſeine Erziehung. Weil er nun dieſen Ort als ſein wahres Vaterland anſah, ſo bekam er nach damaliger Gewohnheit den Zunahmen davon, und wurde Geiler von Kayſersberg, oder auch Johannes Kayſersberger genannt.

ſich fleyſſig auff die Heilige Geſchrifft, unnd erlanget dermaſſen hohen Verſtand, daß er Doctor Theologiá worden. Weil er ſich aber ab Johannis Gerſonis (ſo umb das Coſtentzer Concilium gelebet) Verſtand unnd gute Bücher ſehr verwundert, zog er in Franckreich, und beſamblet dieſe mit groſſen Koſten und Arbeit alle zuſammen. Dieſe bracht er in Teutſchland, theilet ſie in drey groſſe Bücher, und ließ ſie in truck außgehen. Wie nun dieſes Reyſerſpergers Lehr und Frommkeit allenthalben außkommen, ward er zu Straßburg für ein Prediger angenommen (*). Daſelben hat er mit groſſem Lob und Wolredenheit die Laſter beſcholten, auch die Menſchen zu wahrer Frommkeit und Tugenden ermanet. Under andern hat er mancherley Aberglauben, ſo in der Kirchen veraltet, ernſtlich geſtraffet, der München Spitzfindigkeit verworffen, und die Heilige Geſchrifft vor andern wieder auf die Cantzel gebracht, ſprechende: es müße das fundament unſers Glaubens, auß der Bibel und nicht auß andern

(*) Er war vorhet ein Jehrlang Prediger zu Freyburg, und warde von da nach Würzburg mit einem Gehalt von 200 Ducaten beruffen, das in ſelber Zeit eine ziemliche Summe war, und den groſſen Ruf beweißt, worinn Geiler ſchon damals geſtanden; Unterwegs aber ließ er ſich von Peter Schott, einem gelehrten Rathsherren von Straßburg, überreden, das Amt eines Predigers im Dohm zu Straßburg anzunehmen, welches er Ihm durch ſeinen Einfluß verſchoffen wollte. Denn die Münche in Teutſchland hatten ſich in dieſen Zeiten größtentheils durch ihre Unwiſſenheit und ſchlechte Sitten ſo verächtlich gemacht, daß man ſich allenthalben um gelehrte und fromme Weltgeiſtliche umſah, um ſie, an ihrer ſtatt, zu ordentlichen Predigern zu beſtellen.

andern Büchern genommen werden. Er war fürnemlich der München Feind (*), von welchen er auch sehr gehaßet worden. Dieser Johannes hat frey heitter herauß gesagt: es seye die Religion verderbt, und werde einer von Gott bald erweckt werden, welcher diese erneuwern solle (**): er begerte auch von Herzen diesen tag zu erhalten. (erleben) Er war umb das 1496te Jar in grossen Ansehen (***).

VII. Po-

(*) In seinen Predigten kömmen hievon häufige Proben vor. Nur eine einzige zum Beyspiel: Cave ne facias Monachum tibi familiarem, alias vtique patieris damnum in fructu caſtitatis coniugalis. Illi *porcelli Antonii* non exeunt, quin de fructu auferant aliquid: (*Sermones D. Iob. Geileri*, Argent. 1515. p. 83.) Diese freymüthige Art, die Laster und Mißbräuche seiner Zeit unter allen Ständen, ohne Ansehn der Person, zu strafen, herrscht in allen seinen Schriften; und machte ihm freylich viel Feinde, die aber bey den Händeln, so sie ihm erweckten, wie natürlich, immer mehr verlohren als gewannen.

(**) Geiler brauchte darum nicht mehr Prophet zu seyn als ein anderer. Denn welcher nur weltkluge Mann sah dies damals nicht vorher?

(***) Wir haben schon anderswo bemerkt, daß er von Kayser Maximilian I. sehr geschätzt, geliebt, auch öfters in wichtigen Dingen an sein Hoflager berufen und zu Rath gezogen worden. Von dem hohen Ansehen, worinn er überhaupt bey männiglichen gestanden, zeugt der Herausgeber seiner vorangeführten lateinischen Postille, da er sagt: er hätte mit so allgemeiner Bewunderung gepredigt, daß seine Lehren von männiglich wie Orakels

VII.

Politiſche Nachrichten.

März 1776.

Italien.

Der Streit, welcher zwiſchen dem heiligen Stuhl und der Republick Venedig, in Betreff der Eingriffe der leztern in das was man die Rechte der Kirche nennt, entſtanden, iſt noch in ſtatu quo; und der heilige Vater beharrt bey ſeiner Weigerung, den Patriarchen von Venedig öffentlich einzuſezen, wenn die Regierung ihm nicht die Genugthuung giebt, die er verlangt.

Der

Orakelſprüche aufgenommen worden (ut illius dogmatis, tanquam oraculo, cuncti acquieſcerent.) Unter ſeinen gedruckten Schriften iſt eine **teutſche Poſtille**, die als eine der beſten **teutſchen Sprach-Quellen** anzuſehen iſt, und mehr benuzt zu werden verdiente. Das Bildniß dieſes vortreflichen Mannes, das wir in dieſem Stücke liefern, hat unter der Radiernadel des mit Arbeit beladenen Künſtlers etwas von dem edeln Charakter des Originals verlohren, in welchem die **Thorheitſtrafende** Mine mit vieler Gutherzigkeit gemildert iſt. Güte und Neigung zum Wohlthun waren Hauptzüge ſeines Lebens. Er wendete den gröſten Theil ſeines Einkommens auf edle Gaſtfreyheit und alle Arten von chriſtlichen Liebeswerken. Seine Bibliothek war eine der zahlreichſten und erleſenſten, die irgend ein Privatmann ſeiner Zeit aufweiſen konnte. Er ſtarb im Jahr 1510, nachdem er die Straßburger 33 Jahre durch ſeinen Unterricht, und noch mehr durch ſein Leben erbauet hatte.

Der ſo bekannte Prozeß wegen der berüchtigten Prophetin von Valentano, die den Tod Clemens, des 14ten vorherſagte, iſt endlich geendigt worden. Dieſes fanatiſche Weib iſt aus ihrem Gefängniß in ein ander Kloſter verwieſen, und man hat gleicher Weiſe die Perſonen in Freyheit geſetzt, die bey dieſer Sache eingezogen wurden.

Der Orden der Freymäurer, welcher beynah überall geduldet und geſchützt wird, hat in dem Königreiche Neapel einen Stoß gelitten, der ihm ſehr empfindlich ſeyn muß. Das vorige Jahr erſchien eine Verordnung vom König, welche dieſes Inſtitut verbannte, und den Freymäurern verbot, ſich in Loſchen zu verſammeln, mit der Strafe für die Uebertreter, daß ſie für Staatsverbrecher erklärt und als ſolche beſtraft werden ſollten. Die Regierung, welche ſehr wachſam über die Erfüllung dieſes Geſetzes war, erfuhr, daß den zweyten dieſes gegen Abend in Capo di monte in einem nicht weit vom königlichen Schloß daſelbſt entlegenem Hauſe Loſche gehalten würde, einem Ort, der ohngefehr zwo Meilen von Neapel liegt, und ſchickte verſchiedene Korporalſchaften von Häſchern mit Polizeyaufſehern dahin, die ſich ſieben Freymäurer bemächtigten, eben da ſie im Begriff waren, einen Candidaten in den Geheimniſſen ihres Ordens einzuweyhen. Sie wurden alle ins Gefängniß geführt, wo ſie ſehr enge bewahrt werden, ſo lange bis der König ihr Schickſal entſchieden haben wird.

Spanien.

Unſere Politiker haben noch immer die Augen auf die außerordentlichen Zurüſtungen gerichtet, die in allen Theilen dieſes Königreichs veranſtaltet werden, und man iſt nicht einiger über die wahre Beſtimmung dieſer fürchterlichen Flotte. Die Regierung verbirgt ſorgfältig bey dem was geſchieht alles, woraus man ſich ihrer Abſichten verſichern könne. Man weiß

nicht mehr, als daß ſie Maasregeln nimmt, ihre Beſitzungen in Amerika in ſolchen Stand zu ſetzen, wo ſie die Unternehmungen der Portugieſen nicht zu fürchten haben, welche ihrer Seits ſich in dieſem Welttheile verſtärken.

Frankreich.

Da das Parlament ſich geweigert, die Verordnungen, wovon wir geſprochen, einzuſchreiben, und Vorſtellungen gegen dieſelben gemacht, ſo hat der König, ſtandhaft in ſeinem Willen, endlich ſein lit de juſtice den 12ten dieſes zu Verſailles gehalten, und dieſe Verordnungen unter ſeinen Augen einſchreiben laſſen. Die zwoo vornehmſten ſind, die von Abſchaffung der Frohndienſte, und die von Aufhebung der Geſchwornen und Bruderſchaften der Künſte und Handwerke. Die Vorberichte zu dieſen neuen Geſetzen ſind Meiſterſtücke von Geſetzgebung, und allein genug, den hellen Verſtand und die Weisheit Ludewig des 16ten und der Miniſter, die ihn umgeben, unſterblich zu machen. Alles athmet da Liebe der Unterthanen, Achtung für die Menſchheit, die ſo oft von den gewöhnlichen oder von tyranniſchen Geſetzgebern gemißhandelt und unterdrückt worden. Man entdeckt da philoſophiſche Grundſätze, erhabene weite Abſichten, und es herrſcht da eine Sprache, die vielleicht bis jetzt noch unbekannt bey den Thronen war. Wir wollen nur dieſe merkwürdige Stellen daraus anführen, die in das Herz aller derer geprägt werden ſollten, die die Menſchen beherrſchen.

„Gott gab dem Menſchen Bedürfniſſe, machte ihm die Arbeit nothwendig, und aus dem Rechte zu arbeiten, entſpringt das Eigenthum jedes Menſchen; und dieſes Eigenthum iſt das erſte, das heiligſte, das unverjähr- und unverſchätzbarſte unter allen.„

„ Wie

„Wie könnt' es gerecht seyn, daß diejenigen die Frohndienste verrichten sollen, die nichts für sich haben? sie zu zwingen, ihre Zeit und ihre Arbeit ohne Lohn herzugeben? das einzige Mittel ihnen zu rauben, daß sie wider Hunger und Elend haben, und dieß zum Vortheil reicherer Bürger, als sie?„

„So verirrt man sich, wenn man vergißt, daß die Gerechtigkeit allein das Gleichgewicht zwischen allen Rechten und jedem Interesse erhalten kann.„

„Diejenigen, welche so schlossen, vergaßen, daß man denen, die weiter nichts als Arme haben, weder Geld abfordern darf, welches sie nicht besitzen, noch ihre Arme verlangen, die ihr einziges Mittel sind, sich und ihre Familien zu ernähren.„

Dieß ist nicht die harte und verwickelte Sprache der Gesetze, die offenbar gemacht sind, damit das Joch der Tyranney den Menschen drückender werde. Unterdessen sind es eben diese erhabenen Grundsätze, welche die entgegengesetzten Glieder des Parlaments bestreiten; allein man weiß, was sie dazu bewegt, und so schlimmen Humors macht; und wenigstens können sie in diesem Fall ihr Verfahren nicht mit dem Vorwand der öffentlichen Wohlfarth bemänteln. Man sagt hierbey, daß Herr Turgot in den geheimen Papieren der Generalcontrolle Noten gefunden von Summen und Gnadengehalten, die bey verschiedenen Gelegenheiten den Parlamentsgliedern bewilligt wurden, um ihre Stimme zu erhalten, und daß er sie dem Könige mitgetheilt habe, um ihm zu zeigen; auf was für Weise man dahin gelangte, den Bellern des Parlaments den Rachen zu stopfen; welches seine Majestät zu dem Entschluß gebracht, ihr Geschwätz nichts zu achten, und frühzeitiger ihr lit de justice zu halten.

Ein ander Project, worauf die Regierung ihr Augenmerk genommen zu haben ſcheint, und welches nicht weniger nützlich und glorreich für die Menſchheit ſeyn wird, iſt, die Ueberbleibſel des Feudalregiments abzuſchaffen. Es ſind hierüber einige fliegende Bogen erſchienen: die Unſchicklichkeit der Lehnrechte, welche auf Befehl des Herrn Turgot geſchrieben worden, um die Geiſter unmerklich dahin zu ſtimmen, das Geſetz anzunehmen, welches er darüber zu geben ſich vorſetzt. Das Parlament hat die Grundſätze, die in dieſer Schrift enthalten ſind, wieder gemißbilligt, unter dem Vorwand, daß ſie Eingriffe thäten in die Rechte des Eigenthums, und ſie durch die Hand des Scharfrichters verbrennen laſſen. Dieſer Hof hatte auch den Verfaſſer vorgeladen, (Herrn Bonet, Beygeordneten bey der Generalcontrolle) allein der König hat ihm verbieten laſſen zu erſcheinen, mit dem Befehl, zu Verſailles unter ſeinem Schutz zu bleiben. Um das Parlament noch mehr zu demüthigen, wird beſagtes Werk in der königlichen Druckerey gedruckt, auf Koſten des Königs. Unterdeſſen hat die Regierung in dem Lande Gex ſchon einen kleinen Verſuch gemacht von der Wirkung, die die allgemeine Freyheit hervorbringen würde, die ſie im ganzen Königreich einzuführen ſich vorſetzt; und das Vergnügen gehabt, zu erfahren, daß die Einwohner dieſes Cantons darüber entzückt geweſen ſind, daß verſchiedene Tage lang lauter Feſte waren, Ergötzlichkeiten, und ein immerwährendes Geſchrey von: „Es lebe der König! es lebe Herr Turgot! es lebe die Freyheit.„

Engelland.

Die Neuigkeiten aus Amerika während dem Lauf dieſes Monats ſind ſehr ungewiß. Das Gerücht von der Eroberung von Quebec und Boſton hat ſich von neuem verbreitet, iſt aber bis izt weder beſtärkt, noch zunichte gemacht worden, und man weiß nicht, woran man ſich halten ſoll. Das einzige, worauf

worauf man ſich verlaſſen kann, iſt, daß die Kolonien ihr Feuer noch nicht lau werden laſſen, womit ſie in Vertheidigungsſtand ſich zu ſetzen arbeiten; und man verſichert, daß ſie ſchon hunderttauſend Mann auf den Beinen haben, die bereit ſind zu thun, was die Vertheidigung des Vaterlands erfordern wird.

Der Hof hat bis izt noch immer ſeine Kriegszurüſtungen wider die Kolonien mit vielem Eifer betrieben; allein auf einmal iſt eine Verzögerung dazwiſchen gekommen, ohne daß man die Urſach davon weiß. Die wahrſcheinlichſte kömmt ohne Zweifel von den Schwierigkeiten her, die man bey Bemannung und Verproviantierung der zalreichen Transportſchiffe erfährt, die nöthig ſind, alle die Truppen nach Amerika überzuſchiffen, ſo wie die Lebensmittel und den Kriegsvorrath, die ſie brauchen; denn wie man verſichert, ſo muß alles, außer das Waſſer, bis aufs Futter für die Reuterey von hier dahin gebracht werden.

Schweden.

Es ſcheint, als ob der Bruch, den man ſeit langer Zeit zwiſchen der Krone von Schweden und Rußland befürchtet, nicht ſäumen werde auszubrechen, und ſchon zieht ſich der Herr von Simolin, Miniſter der leztern, vom Schwediſchen Hofe zurück. Der König, der ſchon längſt dieſe Begebenheit vorherſah, hat ſich darauf vorbereitet, ſo ſehr es die Lage, worinn er das Königreich gefunden, von einer langen Anarchie verwüſtet und geſchwächt, ihm hat verſtatten können. Die Truppen ſind volle ſechszigtauſend Mann auf den Beinen, und das Seeweſen iſt gleichfalls in ſehr gutem Stande. In den erſten Frühlingstagen wird aus den Schwediſchen Häfen ein Geſchwader von verſchiedenen Galeeren auslaufen, und das Baltiſche Meer durchſtreichen, ſowohl um ſich in den Seewendungen zu üben, als die Bewegungen

und Zurüſtungen Rußlands zu beobachten. Ohngeachtet dieſes Anſcheins eines nahen Bruchs verliehrt der König die Hofnung einer Verſöhnung noch nicht. Man giebt vor, daß derſelbe die Höfe Wien, Berlin und Frankreich um ihre Vermittelung erſucht; und wenn dieſe nicht hinreichend wäre, Rußland von ſeinem Vorhaben abzuwenden, die Ruhe des nördlichen Europa zu ſtören: ſo verſichert man, daß er den lezten Verſuch thun, und ſich in eigner Perſon zur Kayſerin begeben werde, um mit ihr eine Erklärung über die Beweggründe zu halten, die ſie dazu veranlaſſen.

Pohlen.

Die Kreisſchreiben zur Berufung der kleinern Reichstäge, die dem großen vorhergehn, ſind im Begriff ausgefertigt zu werden, und die Eröffnung des leztern iſt den 24ſten Auguſt anberaumt. Man erwartet dieſen Zeitpunkt mit einer Ungeduld von Furcht und Hofnung vermiſcht; und ſchon ſieht man zuvor, daß dieſer Reichstag, wo nicht einer der ſtürmiſchſten, doch gewißlich einer der merkwürdigſten ſeyn werde, der jemals in Pohlen geweſen. Man giebt vor, daß große Veränderungen an der Form der gegenwärtigen Regierung werden gemacht werden; und ſo ſehr man bey dem vorhergehenden ſich beeifert, die Macht des Königs einzuſchränken, ſo ſehr werde man bey dieſem darnach trachten, ſeine Gewalt zu vergrößern, und ihm mehr Einfluß in die innern Theile des Staats zu verſichern. Und es iſt der allgemeine Wunſch, daß dieſes Vorhaben gelingen, und ein Prinz, der ein Freund der Menſchen, des Guten, der Wiſſenſchaften und Künſte iſt, endlich von Seiten ſeiner Unterthanen die Gerechtigkeit erhalten möge, die man ihm ſchuldig iſt, und die er ſchon längſt in jedem andern Lande würde erhalten haben.

IOHANNES FICHARD.
IC. Francofordens.

Der Teutſche Merkur.

May 1776.

I.

Liebe um Liebe.

Das erſte Buch.

„Schon wieder Liebe! und ewig Liebe!
„Und nichts als Liebe!„ — Närrchen, wovon
denn ſonſt? und was iſt unterm Mond
denn wohl der Rede werth als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
was anders iſts als ewige Liebe,
was überall athmet, würkt und webt,
und alles bildet und alles belebt?
Der Geiſt der Natur! Was ſonſt als Liebe
iſt dieſer ſchöne Zuſammenklang
der Weſen? Dieſer allmächtige Drang
der Gleiches an Gleiches drückt? Wo bliebe
ein Sonnenſtäubchen ohne Liebe
beym andern? — Und auch die Macht der Kunſt,
die Hand des Bildners, die höchſte Gunſt
der Muſen, was ſind ſie ohne Liebe?
Mit Liebe ſang Homer; mit Liebe
ſchuf Rafael ſeine Galathee!
Du ſelbſt, o Tugend, du höchſte Höh
der Menſchenſeele, was biſt du als Liebe,
du Gott in uns? — Doch ſtille, Geſang!

Verletze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Anschaun
von diesem Geheimnis empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das feierfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben! Athmen
in reinen Lüften mit freyer Brust,
und schn was ist, mit unbefangnen
Augen, und hören Obterstimmen,
und durch die tiefe Nacht der Wesen
den Schwung der allesbewegenden Räder,
und fürchten nichts! — und schwimmen und wälzen
durch Stille und Sturm uns immer getrost
die ewigen Wogen der Zeit hinab —
Nichts mehr! Ich schweige! — Da wackeln Ohren
die nicht verstehn. — Nun, wieder dahin
zu kommen, wovon wir uns verlohren —
Brüder und Schwestern, die Hand ans Kinn,
und fragt euch: ist es nicht die Liebe
der ihr in dieser Zeitlichkeit
die besten Minuten schuldig seyd?
Und floß mit unter auch manche trübe,
seyd billig! Zieht mir von der Liebe
das alles was nicht Liebe ist
rein ab, und dann sprecht was ihr wißt!
„Ja, sagt ihr, zwischen Lieb und Liebe
„ist doch ein mächtiger Unterscheid!
„Wie viele Thorheit, Eitelkeit
„und Selbstbetrug mischt sich mit unter?
„Wie oft ist sie des Lasters Zunder?
„Der Lüste Sclavin, und — Haltet ein!
Verderben Gefäß, wir wissens alle,
verfälscht den reinsten besten Wein;

Allein,

Mein, wer ſchmählt in ſolchem Falle
auf ſeinen Wein? Und würd' er zu Eſſig;
glaubt ihr, es würden drum die Weiſen
ihn, weil er Unheil angeſtift,
aus ihrer Republik verweiſen?
Was eure übrigen Klagen betrift,
ſo ſagt mir: was haben Dunkel und Helle
Jedes für ſich, denn wohl gemein?
Kann eine Feindſchaft größer ſeyn?
Und doch, vermiſcht, ſind ſie die Quelle
der ganzen Magie der Mahlerin
Natur! — Weh dem, der keinen Sinn
für dies empfieng! — Und alſo rieth' ich,
wenn euch zu rathen iſt, ihr Herrn
Weltbeſſ'rer mit und ohne Stern,
nach Standes Gebühr, — Ihr wärt ſo gütig
und ließt es gehn wie's immer ging
ſeit Chaos den erſten Funken fieng:
Guckt, anſtatt zu widerſprechen,
wenn's Euch nicht anſteht, anders wohin,
und ließet die große Mahlerin
ſein ruhig ihre Farben brechen,
und Licht und Schatten, nach ihrem Sinn,
gatten, verſtärken oder ſchwächen;
und ſo — zumal ihr doch daran
nichts beſſern werdet — mit eignen Händen
ihr göttlich Liebes-Gemählde vollenden,
und gönnet uns unſre Freude dran.

Und weil denn alſo Liebe und Liebe
das ewige Mährchen der ganzen Natur,
das Sehnen aller Creatur,
das Glück der Menſchen und der Engel,

Kurz, Freunde, weil Liebe — Liebe iſt:
Wie ſollte ſie nicht, trotz ihrer Mängel,
uns lieber ſeyn als — Hader und Zwiſt,
und Neid und Haß, und Blutvergießen,
und Mord und Aufruhr, Stechen und Schießen,
Sengen und Brennen; auch, Trug und Liſt,
und Ränke ſchmieden und cabalieren,
pralen, verläumden, heucheln, hofieren,
den Kutzen ſtreichen (*), und ſcharren im Miſt,
kurz, lieber als all das ſaubre Betriebe
womit die Antichriſten der Liebe,
um gleichwohl auch nicht müßig zu ſeyn,
dem lieben Gott ſein Werk verheyn? (**)
Laſſen wir dem Geſchichteklittrer (***)
den leidigen Stoff! Die Balgereyn
und Heldenthaten der Erderſchüttrer,
wozu wir Armen die Haare leyhn!
Der Held, von dem wir ſingen und ſagen
wollen, iſt keiner von dieſer Zunft.
Kein Menſch hat über ihn zu klagen.

Er

(*) d. i. eines Leidenſchaften ſchmeicheln. Geilers von Kayſersb. Poſtill Fol. 147. „Der Buben ſind viel an Heſe, die den Sünder loben und den Kutzen ſtreichen.„ und Fol. 148. „Wer zu Ehren kommen will, der muß jedermann den Kutzen ſtreichen und die Federn vom Ermel leſen, und den Stob blaſen wo weder Federn noch Stob iſt.„ Kutze oder Kotze hieß eine Art Oberrock von grobem unbeſchohrnem Wollenzeug.

(**) Verheyen, ein alt Schwäbiſches Wort von ähnlicher Bedeutung mit verderben; eigentlich, unnütz machen was ein andrer gut gemacht hat.

(***) Klittern, ſoviel als ſudeln. Der alte Ueberſetzer des Gargantua nennt ſein Werk Geſchichtsklitterung.

Iſt einer von unſern Freunden und Magen, (*)
die, ſelten einig mit ihrer Vernunft,
ihr Herz im Buſen offen tragen;
immer das Beſte was ſie thun
durch etwas verderben was ſie ſagen;
Den Haſen oft zur Unzeit jagen,
und dann wenn's Zeit iſt ſitzen und ruhn;
immer ſich ſelbſt für Andre plagen,
alles mit Liebesaugen ſehn;
immer ihr Herz zu wohlfeil geben,
ſich ſelber ewig Naſen drehn,
und nur wo kluge Leute ſchweben,
ſo feſt wie eine Mauer ſtehn.

Für einen Helden, ich muß geſtehn,
ein ſeltſam Mann! Doch laßt ihn kommen
weil er nun da iſt! Wir haben den Wicht
nun in Affection genommen,
und glücklich — eher laſſen wir nicht
von ihm — und glücklich ſoll er werden,
oder es müßte kein Glück auf Erden
zu finden ſeyn! — Zwar etwas ſchwehr
ſoll's ihm doch werden! Erkauffen, und theuer
erkauffen ſoll ers; Dies iſt nicht mehr
als billig! Und ſtieße von ungefehr
uns einer auf, der wackrer, treuer,
und biderherziger wär' als er:
ſo ſoll ihm alles Vergangne nichts nützen;
wir laſſen ihn auf der Stelle ſitzen;
und ſchlagen uns — unbeſorgt ob man
uns Wankelmuths bezüchten kann —
Stracks auf des beſſern Mannes Seite.
Und nun zur Sache, lieben Leute!

Vor alten Zeiten ein Fräulein war
das hatte seinesgleichen wenig.
Sie machte mit ihrem Aeuglein Paar
sich alle Herzen unterthänig.
Sie anzusehen war groſse Fahr! (*)
Wohl thats den Knaben im Herzen zwar,
Allein das Schwere dabey das war
die Augen wieder wegzuwenden.
Noch kamen Maler von allen Enden
zu konterfeyen die edle Maid, (**)
mit Pinsel und Palett in Händen:
lehnten zu ihrem Werk bereit
in allen Ecken, an allen Mauern,
und wo sie stund und gieng und saß,
in Mette und Vesper, dies und das
von ihrer Schönheit abzulauern;
und wenn sich ihr Rock ein wenig hob
oder ihr Goller (***) sich verschob,
meynten sie, hätten wieviel gewonnen;
zogen dann wohlgemuth nach Haus,
und machten Even und Madonnen,
Susannen und Magdalenen draus.

Das

(*) Gefahr.

(**) Maid, Magd, heißt eigentlich eine junge Mannsperson, die von keinem Manne weiß; und kann also statt des heutigen Worts Jungfrau gebraucht werden; welches vor Alters unserm Fräulein gleich kam. Weil nach alter teutscher Sitte die Töchter im Hause alle Dienste versahen, die ihrem Geschlechte zustunden; so bekam das Wort Magd nach und nach die itzo gewöhnliche Bedeutung.

(***) eine Art von Brustlatz (mammillare) auch, ein Leibchen ohne Ermel.

Das Fräulein, Sonnemon genannt,
war Tochter des Grafen von Brabant.
Der hatte viel Knappen (*) und edele Herren
an ſeinem Hofe. Auch kam von ferren
manch blonder ſchmucker Mutterſohn
von rothem Blut und adlichen Sitten,
zu werben um Fräulein Sonnemon.
Die guten Junkern buhlten, ſtritten,
liebten und liebelten, tanzten und ritten,
umſchwärmten die holde Zauberin
wie Bienen ihre Königin
bey Tag und Nacht auf allen Tritten;
verſuchten's jeder nach ſeinem Sinn
mit Lachen und Weinen, mit Trutzen und Bitten,
doch alles, leider! mit wenig Gewinn.

Die Schelmin hatte ſo ihre Freude
mit ihnen zu ſpielen wie mit der Maus
das junge Kätzchen. Gieng ſie aus
ſo flattert' in reichem bunten Kleide
der Liebesritter ein ganzes Heer
zur Seite, voran und hinterher.
Das ſchmeichelte dann dem Mägdlein ſehr
ſo viel gewärtige Diener zu ſehen,
wie Puppen die am Drate gehen,
nach ihrer kleinſten Bewegung ſich drehen.
Da fehlt' ihr, um ohn Unterlaß

(*) Knapen oder Knappen hießen die jungen Edelleute, die noch nicht Ritter waren. Davon kam das Wort, einen einknappen, d. i. in den Ritterorden aufnehmen,

„der edel Fürſt geheure
der ward do einegeknapt.„ Heldenb. Fol. 188.

den kleinen dienſtbaren Geiſtern allen
zu thun zu geben, bald dies bald das:
bald ließ ſie einen Handſchuh fallen,
bald war an ihrem Kopfe was
zurecht zu ſtecken; oder ſah
etwan ein Schmetterling im Gras,
ſo fand ſie, der ſchönſte von allen Trieben
ſey Schnecken und Schmetterlinge zu lieben,
und eilends liefen ihrer ſieben,
ſelbſt, mehr als jener, Schmetterling,
und haſchten gaukelnd das arme Ding.
War ſie zu Hauſe, ſo wimmelts immer
von ſchönen Herren in ihrem Zimmer;
Der ſang ihr vor, der hüpfte dazu,
der fütterte ihren kleinen Dudu,
der zopfte Gold, ein Andrer ſtickte
ein Blümchen in ihre Stickerey.
So ſchlenderte ſich der Tag vorbey:
und wenn ſie die Herren nach Hauſe ſchickte,
und zur Belohnung ihrer Treu
dem einen freundlich ins Auge blickte,
den andern mit einem Lächeln beglückte,
dem dritten gar die Pfote drückte:
Gieng jeder wonneſelig davon,
glaubte ſein Hofnungsſchiff geborgen,
ſchlief ſanft und träumte den ganzen Morgen
von nichts als Venus und Adon.

Allein den nächſten Mittag fanden
die Herren ihr Schifchen mächtig weit
von ſeiner Rechnung, die Roſenzeit
vorbey, und keine Spur vorhanden
von's letzten Abends Heiterkeit.

Das Fräulein, zu allgemeinem Leid,
war finſter und unwürs (*) aufgeſtanden.
Nichts lag ihr recht, nichts hatte das Glück
ihr zu gefallen, was einer ſagte,
was einer that; kein liebelnder Blick,
kein Spaß, kein neues Lied behagte.
Sie hatte nicht wohl geſchlafen, klagte
ſich über Kopf und Magen, jagte
den kleinen Dudu zur Thür hinaus,
ſchmähte die Kammerjungfern aus,
fand ihren Kopfputz ungeheuer,
und ihre Augen ohne Feuer,
und ihre beſten Spitzen ſchlecht,
und nichts als ihre Laune recht.
Kam einer mit etwas angeſtochen,
als etwa vom Wetter (das offenbar
das ſchönſte Sommerwetter war)
ſo ward ihm ſchlechtweg widerſprochen;
Sagt er was kluges, ſo war es dumm;
Schwieg er, „ſeitwenn, mein Herr, ſo ſtumm?„
Seufzt' er, ſo wußt' er nicht warum;
Lacht' er, was war denn da zu lachen?
Kurz, lieber hätte ſich einer mit Drachen
und Haſelwürmen (**) herumgezauſt,

(*) Schlimmen Humors. Daher auch die Subſtantive: Unwürſe und Unwürſigkeit.

(**) Eine Art ungeheurer Schlangen, deren in unſern alten Dichtern, Chroniken, u. ſ. w. öfters Meldung geſchieht. Nach Büntings Braunſchw. Chronik ſoll anno Jahr 1597 auf'm Har, ein ſolcher Haſelwurm geſehen worden ſeyn, ohngefehr zehn Schuh lang, und Mannshick, mit einem Katzenkopf, und Füßen am Bauch ꝛc.

als, wenn's ihr die Tyrannin zu machen
einfiel, mit Sonnemon gehauſt.
Und doch, — was für die guten Jungen
das ſchlimmſte war — nie fühlten ſie ſich
in ihre Reize mehr verſchlungen,
als wenn ſie der ſchönen Meduſe glich.
Nie war ihr Blick ſo mörderlich
als wenn ſie ſpöttiſch die Naſe rümpfte,
ihr Mündchen nie ſo küſſerlich
als wenn ſie Mäuler zog und ſchimpfte;
Was jeder andern übel ſtand
an ihr man liebenswürdig fand.
Und wenn auch einer in die Kette
vor Ungeduld zuweilen biß,
ſie noch ſo gerne zerriſſen hätte,
ja wirklich im Ingrimm ſie zerriß,
und laufen wollte, ſo weit der Himmel
blau iſt, oder ſein guter Schimmel
ihn trüge: ſo zog ſie mit Einem Blick
(aber das war dann auch ein Blick!)
den armen Flüchtling wieder zurück,
ſich willig zu ihren Füßen zu ſchmiegen
und ewig an der Kette zu liegen.

In dieſem kläglichen Zuſtand lag
Herr Gandalin ſchon Jahr und Tag.
Der war ein feiner hübſcher Ritter
als jemals einer um Minneſold
gedienet hatte; treu wie Gold,
blauaugicht, zärtlich, lieb und hold,
und doch in Kampfesungewitter
ſo muthig wie ein junger Widder;
wiewohl noch ſeinem weiſſen Kinn

die

die Hofnung des künftigen Barts ſo dünn
entkeimte, daß ihn, bey einer Wette,
im langen Rock, mit Spangen und Kette,
die allererfahrenſte Kennerin
ans Mädchen kaum erwittert hätte.

Wer allen, die um das Fräulein ſich
bewarben, war der giftige Stich
des Liebeswurms dem armen Jungen
am tiefſten in die Leber gedrungen.
Die andern Junkern insgeſammt
waren mit einem leichten Hiebe
davongekommen; ein wenig geſchrammt
wenn's hoch kam. Aber die Art von Liebe
die tief im Eingeweyd brennt und nagt,
die alle Luſt zu Spiel und Scherzen
die Schlaf und Eßluſt uns verſagt,
und ohne Raſt, den Pfeil im Herzen,
durch Berg und Thal euch treibt und jagt,
bis ihr, erſchöpft von Angſt und Schmerzen,
verblutet, lechzend, athemlos
der ſchönen Feindin vor die Füße
hinſinkt, das Köpfchen in ihren Schoos
verbergt, und ſterbt, und glaubt wie ſüße
der Tod euch ſchmecke, wenn allenfalls
ihr glattes Händchen um Bruſt und Hals
euch noch zur Letze freundlich krabbelt,
und euer gebrochnes Herzchen wohl gar
an ihrem Buſen ſich verzabbelt:
das nenn' ich lieben! Allein 's iſt rar;
in Flandern und in Brabant war
dergleichen nie geſehen worden.
Der erſte daſelbſt von dieſem Orden

war

war unſer Infant. Schade nur,
daß er dabey nicht beſſer fuhr!
Denn Sonnemon' unangefochten
von allem Spuck und Ungemach
das ihre Augen ſtiften mochten,
ließ alle ſeine Och und Ach
ſich wenig in ihrem Schlummer ſtören;
und wenn er Winternächte lang
vor ihrem Fenſter froor und ſang
hielt ſie ihn nicht ſoviel in Ehren
ihm durch die Scheiben zuzuhören.
Er hätte ganze Seen geweint
und Mühlen mit ſeinen Seufzern getrieben,
Sie wäre ſo ruhig dabey geblieben
als wär' es nicht auf ſie gemeint.
Kurz, den der ſeinem ärgſten Feind
ein ſolches Leben konnte gönnen
den würd' ich einen Nero nennen.
Doch trug er Alles mit Jobs Geduld,
hoffte noch immer an ihre Huld
durch Leiden ein Recht ſich zu erwerben:
Das ſchlimmſte was mir begegnen kann
(dacht er) iſt doch zuletzt nur ſterben;
und beſſer geſtorben, als unterm Bann
der Liebe aus dieſen Zauberaugen
ewig nur Stärke zum Leiden zu ſaugen!

In dieſem Muthe hielt Gandalin
ein ganzes unendliches Jahr ſich hin,
wo immer das Schickſal ſeines Lebens
an einem ihrer Blicke hieng:
hoffte, verzweifelte, gleich vergebens!
der einzige Troſt, der noch verblieb,
war, daß es den andern nicht beſſer ging.

Allein

Allein als itzt der Frühling wieder
gekommen war, durch alle Glieder
der guten alten Mutter Natur
ein neuer Jugendſchauer fuhr,
und mildere Lüfte und wärmere Sonnen
das ſüße Gefühl zu leben, zu ſtreben,
und Leben aus ihrer Fülle zu geben
in allen Weſen zu wecken begonnen;
die Auen ergrünten, die Vögelein
aus ſichbelaubenden Zweigen ſangen,
und Alles was iſt ſich freute zu ſeyn;
um Mayens verjüngte Blumenwangen
der wiederverliebte Weſtwind ſpielt,
und ſelbſt das Mädchen, das nie gefühlt
wie Amor verwundet, ein wunderſam Bangen,
Drücken und Sehnen in ſich fühlt,
etwas zu lieben und zu umfangen:
Da wußte der arme Gandalin
ſein Leiden nicht länger zu beſtehen.
Er warf ſich ihr zu Füſſen hin
und ſchwur, nicht eher aufzuſtehen
bis ſie ihm ſage, ſie brenne für ihn
wie er für ſie. „So laß mich doch gehen!„
rief Sonnemon und wollt' entfliehn:
Allein er hielt ſie bey beyden Knie'n,
und bat ſo kläglich! In ſeiner Stimme
war Etwas das ſo zu Herzen drang!
Er wurde ſo ſchön, Ihr wurde ſo bang!
Doch riß ſie ſich loß. „Wie? Welch ein Zwang?
(ſchrie ſie in magetlichem (*) Grimme)
„Wer biſt du? Was hab ich zu ſchaffen mit dir?

„Du

(*) magetlich, jüngferlich, mädchenhaft (puellaris.)

„Du liebst mich, sagst du? — Meinetwegen!
„Liebe! Hab' ich denn was dagegen?
„Nur meine Freyheit laß du mir!„

O Sonnemon, dies kannst du sagen?
Du? — Du, die allem Liebe giebt
was dir sich nähert? In diesen Tagen,
da Alles Gefühl ist, Alles liebt?
Nein, Falsche! dir sind die süßen Triebe
nicht fremde; dein ganzes Wesen ist Liebe,
du athmest, stralest, zauberst Liebe
und Liebeswonne rings um dich,
und Haß — den hast du allein für mich!

„Ich? (spricht das Fräulein, spöttiglich
„ihr Näschen rümpfend) ich haße dich?
„Muß man, um nicht zu haßen, lieben?
„Mein schöner Herr, wo stehts geschrieben,
„daß wir, wenn einen die Liebessucht
„befällt, für seine Narrheit büßen
„und flugs ihn wiederlieben müßen?
„Warum ergreift ihr nicht die Flucht
„wenn's euch in unsrer Atmosphäre
„nicht wohl ist? „ —

Fragst du, Zauberin?
Als ob es in meiner Willkühr wäre
zu lauffen wenn ich gefeßelt bin!
Die Flucht ergreiffen! Wenns mir, ums Leben,
nicht möglich ist einen Fuß zu heben.
Die Flucht ergreiffen! — Und wohin?
Könnt ich auch wie ein Adler fliegen,
würd' ich nicht ewig deinem Bild
wohin ich flög' entgegenfliegen?

„Die

„Die Schwärmer! wie ſie ſich ſelbſt betrügen!
„Wie würde ſobald mit meinem Bild
„ſogar mein Angedenken verfliegen?
„Ich kenn' ein wenig der Männer Art.
„Bey euch thut Alles die Gegenwart:
„Weh der abweſenden Geliebten!
„Die möcht ich ſehen, die aus Treu
„die Grauſamkeit an ſich verübten
„und ließen ein gutes Glück vorbey!

O Sonnemon, wie wenig, wie wenig
kennſt du dies Herz und deine Macht!
Und ſollte mir eine einzige Nacht,
mit einer Göttin zugebracht
das Glück erkaufſen, der erſte König
der Welt zu ſeyn —

„Halt Schon zwiſt
„in Einem Athem. Das Alles iſt Spiel.
„der Phantaſey. Wir kennen euch beſſer!
„die Welt iſt in der Nähe gröſſer
„als du izt denkeſt.„ —

Willſt du (ſchrie
der Ritter entzückt) die Probe machen?
Verſprich mirs; ich beſtehe ſie!
„Bald ſollt' ich (verſezte ſie mit Lachen)
„zur Strafe deiner Vermeſſenheit
„beym Worte dich faſſen?„ — O faße, faße
mich gleich beym Worte! — „Es hat noch Zeit.„
Noch Zeit, wenn ich mein Leben laſſe;
beym kleinſten Verzug? — „Herr Gandalin,
„ich glaubte dich nie ſo waglich kühn.
„Doch, der Erfolg? — Den überlaße
der Liebe! — „Du wageſt alles, Freund!
„denn Sonnemon, ſo flatterig ſie ſcheint,

„iſt

„ist schwehrer zu täuschen als man meynt.
„dren Jahre sind lang! „ — Und wärens sieben,
um dich sinds sieben Tage nur!
„Und keine andre Creatur
„noch Göttin in dieser Zeit zu lieben?
„Und mir zu schwören den heiligsten Schwur,
„kömmst du zurück, mir nichts zu schweigen,
„dein ganzes Herz mir offen zu zeigen,
„um keine Sylbe die Wahrheit zu beugen?
„Getraust du dirs? „ — Und Sonnemon
verspricht mir dafür der Minne Lohn?
„Ihr Herz mit allen Zubehören! „
Hier bin ich bereit dir zuzuschwören
was du verlangst! — Drey Tag allein
vergönne mir noch bey dir zu seyn,
von deinen Blicken meine Seele
durchstralen zu lassen! — „Herzlich gern!
„doch merke was ich dir befehle!
„Man muß sich versehn mit euch Herr'n.
„Du könntest dich in eine Höle
„Drey Jahre verkriechen. Dies wäre List.
„Herr Gandalin! Die Meynung ist
„auf Abentheuer auszuziehen,
„und während aller dieser Frist
„vor keiner Liebesgefahr zu fliehen! „
Ich schwör es! — „Und hier ist meine Hand,
„des Gegenschwures Unterpfand! „

Der Ritter küßt auf seinen Knieen
die kleine Lilienweiße Hand,
ist außer sich vor Freud und Wonne;
ihm däucht es schein' eine andre Sonne,
die Erde sey neugeschaffen ringsum
und Alles tanz' um ihn herum.

Liebe um Liebe.

Zweytes Buch.

Zwey lieben Augen gegenüber
wie fliegen drey Tage ſo ſchnell vorüber!
Der dritte Abend war vorbey
und Gandalin hätte geſchworen, es ſey
noch immer der erſte; hätte lieber
Minuten zu ſo viel Tagen gemacht:
Wiewohl das Fräulein wenig Acht
auf ihn zu haben ſchien, und ſelten
die Blicke, womit er ſie beſchoß,
mit einem Gegenblick zu vergelten
würdigte. Aber die Hexe goß
dafür auch ſo viel Nektar in dieſen
verſtohlnen einzigen Gegenblick!
Ihm wurde ſo viel zukünftig Glück
in lieblicher Dämmerung drinn gewieſen!
Er hätte ſo einen einzigen Blick
um zwanzig Algarben und Sobradiſen
nicht ausgetauſcht. Indeſſen kam
die lezte Nacht. Der Ritter nahm
den Urlaub mit einem unendlichen Kuße
auf ihre hingegebene Hand;
lief dann als ſtünd ihm der Kopf in Brand,
um einem gewaltigen Regenguße
aus ſeinen Augen zuvorzukommen
eh's einer vom Hofgeſind wahrgenommen.

Er ſchwang ſich auf ſein edles Roß
und ritt mit ſchwehrem Herzen von dannen;
ſah oft zurücke nach dem Schloß

woraus ihn Stolz und Liebe bannen?
trabt langsam fort, verstürzt und stumm,
die Welt so eng um ihn herum
als könnt' er sie mit der Hand umspannen.
Die Sonne bey Tag, bey Nacht der Mon
schien heiter und mild zu seiner Reise,
ihm kürzte der Goldfink und die Meise
mit Singen den Weg: doch weder der Mon
bey Nacht, noch Tages die helle Sonne,
noch Vogelsang noch Mayenwonne
ihm Freude gab. Nichts war ihm nah,
er sah und wußte nicht was er sah,
kam immer weiter und war nie da,
hatte sein Herz zurückgelaßen
bey Guenevren, und mit dem blaßen
entgegenen Schatten lief sein Roß
wohin es wollte. Der Tag verfloß,
es wurde Nacht und wieder Morgen
ohne daß Ritter Gaudalin
aus seinem Traum zu erwachen schien;
ließ seinen Knappen für Alles sorgen,
und wußte von Allem just so viel
als einer der im Fieber tobet.

Allmählich (und Gott sey drum gelobet!)
spielte ihr altes wohlthätiges Spiel
die Phantasie; tauchte ins Gefühl
des Gegenwärtigen die Bilder
der schmerzlichsüßen Vergangenheit;
Alles wird dumpfer, dämmernder, milder,
und schwimmt in lieblicher Ungewißheit:
bis aus den sanftverworrnen Schatten
sich jene magische Welt erhebt,

wo Würklichkeit und Traum ſich gatten,
und Geiſt der Liebe um alles webt.
Statt wo er hinſah; ſie nicht zu ſehen,
ſieht er izt, durch dies Zauberglas
ſein Fräulein überall vor ihm ſtehen;
aus jedem Tropfen an Laub und Gras
glänzt ihm ihr ſonnichter Blick entgegen;
Sie ſieht er ruhen an dieſem Bach,
Sie ſtellt er in dieſen Blühten-Regen,
Ihr weyht er dieſes grüne Dach
zur Laube; aus dieſem alten Gemäure
wo Eulen brüten, baut er ihr
ein Feenſchloß. — O daß ich nicht hier,
in dieſem einſamen Thale, von dir
allein gekannt, geliebt, du Theure,
von dir, o Wonne! geliebt von dir,
das ewige Leben der Liebe feyre!
So ruft er dann mit ſchwellender Bruſt,
und badet ſelbſt im Seufzen Luſt.
Denn ſeufzend zieht er mit Frühlingsdüften
den Athem ſeiner Lieben ein;
glaubt alle Winchen, die ihn küſſen,
von Sonnemon geſchickt zu ſeyn,
durchwandelt mit ihr den ſtillen Hayn,
und ſchlummert ſogar in Felſengrüften
träumend an ihrem Buſen ein.

Nun ſtimmte ſich unvermerkt und immer
ſchneller ſein innerer Farbenton
herunter. Fräulein Sonnemon
blieb zwar der Inhalt; allein der Schimmer,
das Lichtgewölke, der Nektardunſt,

worinn ſie als eine Göttin ſunſt (*)
ihm dar ſich ſtellte, ward immer fahler
und ſchwächer, ihr Lichtſaum immer ſchmaler
und ſchmaler, bis er beynahe gar
verſchienen war. Dagegen gewannen
die Dinge vor ihm an Glanz und Var (**)
was iene zu verlieren begannen.
Die Sinnen (ein widerſpänſtig Geſchlecht!)
ſezten ſich wieder in ihr Recht;
und ſeinem Biderherzen dräuten
ſchöne Gefahren von allen Seiten.

Es gieng nun weit ins dritte Jahr,
daß Gandalin auf der Wallfarth war,
hatte in teutſchen und welſchen Landen
viel Abentheuer überſtanden,
und ſeine Treu aus mancher Schlacht
ſo ziemlich glücklich davongebracht;
höchſtens mit ſolchen leichten Wunden
die wie man weiß ſich bey Geſunden
von ſelber heilen: als zu Paris
der Prüfungen ſchwehrſte auf ihn ſtieß.

Es war in Königs Philipps Tagen
von denen die Dichter uns Wunder ſagen.
Kein Fürſtenhof derſelben Zeit

glich

(*) Die Alten ſchrieben gewöhnlich ſunſt ſtatt ſonſt, und ſo muß dies Wort geſchrieben werden, wenn es als Reim brauchbar ſeyn ſoll.

(**) Far oder Var, wurde ehmals für Farbe geſagt: im Heldenbuch und andern Dichtern aus dieſen Zeiten kommt roſenfar, erdfar, blutfar, öfters vor.

glich seinem Hof an Herrlichkeit.
Da waren Ritter ohne Zahl,
da waren auch Frauen und Jungfrauen
von allen Farben, nach der Wahl,
stattlich geschmückt, und lieblich (zumal
bey Licht) von weitem anzuschauen,
wie Tulpen im Flor. Die hatten nun,
wie leicht zu erachten, nichts zu thun
als Männerherzen aufzupaßen,
und ihre Augen spat und früh
nach allen Ecken spielen zu lassen.
Der fremde Ritter dünkte sie
beym ersten Anblick gute Beute.
Da solltet ihr nun die Jagd auf ihn
Gesehen haben. Allein er schien
gar nicht zu wissen was das bedeute.
Mit solcher Gewißheit im Liebesstreite
stets obzusiegen, — so wenig kühn,
hatte man keinen noch gesehen.
Was war zu thun? Gleich abzustehen?
Da hatten unsre Penthesileen
zu hohen Muth! Je blöder er war,
je minder liessen sie Gefahr
im Approschieren zu weit zu gehen.
Sie ließen sich also in Gnaden herab
durch Blicke seinen Muth zu stärken,
denn, aus Furcht er möchte nicht merken,
man alle mögliche Klarheit gab.
Mein Ritter, immer ehrerbietig,
spielte gelassen den Combab,
fand immer die Damen allzugütig,
verstund kein Lächeln, keinen Blick,
zog immer weiter sich zurück,

je näher man ihm zu Leibe rückte,
ſprach ewig von nichts als Politik
Moral und Wetter, Metaphyſik
und Moden, und jeder andern Rubrik
als der, wo's unſre Schönen drückte:
Kurz, machte ſo lange, bis es ihm glückte,
daß man den Herrn mit ſeinem Verſtand
und ſeiner ſpitzigen Adersnaſe,
und ſeinen Augen von blauem Glaſe
ganz unerträglich *manſſade* fand.

Vermuthlich leitet ihr dies Betragen
des Ritters von ſeiner Treue her?
Gewiß iſt, er liebte ſie noch ſo ſehr
als jemals, und immer deſtomehr
je näher von ſeinen Prüfungstagen
das Ende rückte. Doch (alles zu ſagen)
ein kleiner fremder Umſtand kam
hinzu, der ſeiner Tugend ein wenig
von ihrem reinen Verdienſte nahm.

Hört an! — Als Gandalin einſt vom König
(der von der Jagd zurücke kam)
nach Hauſe trabte, dem Roß den Zügel
laſſend, die Augen auf den Stern
der Liebe geſenkt; da kam nicht fern
von einem mit Bäumen beſezten Hügel
ihm eine Jungfrau (dem Anſchn nach)
auf einem Zelter entgegengeritten.
Die hielt auf einmal, ſtellte ſich mitten
in ſeinen Weg, und grüßt' ihn und ſprach:
Herr Ritter, nach euers Ordens Sitten
darf ich um eine Gab' euch bitten;

und was ein Mädchen bitten kann
verſagt gewiß kein Biedermann.

Herr Gandalin hält mit ſeinem Pferde,
ſieht ſpähend (ſo ſcharf bey Sternenlicht
möglich) der Jungfrau ins Geſicht,
und findet ſie an Geſtalt und Gebrde
ſo züchtig, daß er, ohne Gefährde,
ihr viel verſprechen zu können glaubt.
Jungfrau, verſetzt er, könnt frey begehren!
Alles was Lieb und Ehr erlaubt
deß will ich ſträcklich euch gewähren.

„So ſagt mir, Herr Ritter, in allen Ehren,
„iſt euer Nahme Gandalin? „

Ich muß es (erwiedert er) verjähen. (*)

„Was frag ich auch? Närrin, die ich bin!
War ja genug euch anzuſehen!
(verſetzt die Jungfrau.) Man ſagte mir gleich
ich könnt' unmöglich irre gehen. „

Gut (ſpricht der Ritter) Ihr ſchadet euch
ſo lange da in der Nachtluft zu ſtehen;
Was wollt Ihr meiner?

Die Jungfrau ſpricht:
„Erſt ſchwöret mir bey Rittersphlicht
„Alles was ich euch ſagen werde
„zu thun! „

(*) Beiahen.

Ich ſchwör's bey Ritterpflicht,
und müßt ich ins Eingeweyd der Erde
herunterſteigen, im Angeſicht
der Höllengeiſter, und Weg mir machen
durch Rieſenkolben und Löwenrachen,
ich ſchwör's!

„So arg iſts nicht (verſetzt
die Jungfrau) werdet unverletzt,
hoff ich, das Abenthür beſtehen.
'S iſt nichts, Herr Ritter, als — mitzugehen
wohin ich euch geleiten will.„

Der Wigant hält ein wenig ſtill
und ſtaunt. — „Nu? heißt das ſein Verſprechen
„halten? Sollt es dem Herrn an Muth
„mit einem Mädchen zu gehn gebrechen?
„Für Rieſen und Drachen bin ich gut!
„Was zögern wir?„ — Mit dieſem Worte
ſpornt ſie ihr Gäulchen, und Gandalin
folgt ohne zu wiſſen wozu und wohin
der unbekannten Führerin,
bis ſie vor einer verſchloßnen Pforte
ſtillhält. — „Hier endet unſer Lauf!„
Knack, knack! — Die Pforte thut ſich auf
und ſchließt ſich hinter ihnen wieder.
„Da ſind wir nun! Herr Ritter, friſch!
„Was hängt ihr ſo das Köpfchen nieder?
„So kleinlaut! So verdroſſen! Riſch
„vom Pferde herab, mir nachgegangen!
„Man wartet Euer mit Verlangen.„

Er, immer ſchweigend ſteigt vom Roß,
ſieht vor ſich ſtehn ein altes Schloß,

mit Pfeilern dick wie Himmelsſtützen,
und hundert Ecken, Thürmen und Spitzen,
kurz, ſo daß einem ungeſaumt
von ſchönen Meluſinen träumt
ſo wie man's anblickt. — „Nu! Herr Degen (*)
„die Augen zu, und mir die Hand!
(ſpricht lachend die Magd) in euerm Stand
„geht man oft gröſſrer Fahr entgegen.
„'S iſt finſter hier; nur mir die Hand!
„Hier ſteigen wir eine Windeltreppe. „
Der Ritter folgt, ſo träg und ſchwehr,
ihr iſts als ob ſie hinter ſich her
die Stuffen hinauf ein'n Wollſack ſchleppe.
„Ey, ey, Herr Ritter, ſo blank und bar
„an Mannheit! Iſt mir, ich höre gar,
„wie euch das Herz im Leibe ſchweppe?

Die Wahrheit von der Sache war,
mit allem ſeinem Heldenblute
war Gandalinen nicht wohl zu Muthe.
Es war ein ſchwanendes dumpfes Gefühl
das ihm zickzack bald heiß bald kühl
den Rücken hinablief, bald in Flammen
ihn tauchte und bald in Alpeneiß.
Doch raft er ſo gut er kann und weiß
ſich oben an der Treppe zuſammen,
und folgt der Jungfrau, ſonder Zwang
durch einen langen dunkeln Gang;
Dann links, und dann ein Treppchen hinauf,

(*) Degen iſt im Heldenbuch und den gleichzeitigen Dichtern immer ein Synonym von Held, Wigant, tapfrer Kriegsmann; und in dieſem Sinn wird es auch hier genommen.

dann kam ein Vorſaal, und ein Zimmer,
erhellt durch mattes Lampenſchimmer;
und nun that eine Thüre ſich auf.
„Hier! (rauut die Magd und ſchiebt ihn ſachte
zur Thür hinein) „Ihr ſeht, ich brachte
„euch glücklich an Ort und Stelle. Nu,
„was weiter zu thun, da ſeht Ihr zu!„

W.

II.

Homers Ilias.

Sechſte Rhapſodie.

Inhalt.

Nachdem die Götter die Schlacht verlaſſen, ſchlagen die Achäer das troiſche Heer mit Verluſt zurück. Hector geht, auf Helenus Rath, nachdem er die Seinigen aufgemuntert, nach Troa, um durch ſeine Mutter Hekuba Opfer und Gelübde für Minerven anzuordnen, daß ſie Diomeden vom Streit entferne. Unterdeſſen erkunden und erneuern Glaukus und Diomed auf dem Schlachtfeld die väterliche Gaſtbefreundung und wechſeln die Waffen. Hector ſpricht in Troa mit Hekuba, die das angeordnete Opfer begeht, ruft den Paris bey Helenen ab, geſegnet Weib und Kind; und eilt mit Paris wieder zu Felde.

Homers

Homers Ilias.

Sechste Rhapsodie.

Befohlen blieb jetzt die empörte Schlacht
Der Troer und Achäer sich allein.
Gewaltig wüthete, bald hie bald da,
In dem Gefilde, zwischen Simois
Und Xanthus Wogenströmen, das Gefecht.
Die ehrnen Lanzen fuhren hin und her.

Und Ajax Telamonius, der Schirm
Der Danaer, zerriß der Troer Reyhn
Zuerst, und brach den Seinen lichte Bahn.
Sein Lanzenwurf traf einen Kriegesmann,
Den Hühnen Akamas, Eüfors Sohn,
Den rüstigsten der Thracier, und traf
Ihn in den Roßbuschhelm und in die Stirn.
Die ehrne Spitze fuhr den Schädel durch;
Und Dunkel überzog sein Angesicht.

Drauf Diomed, gewaltig in der Schlacht,
Erlegte den Axylus, Theutras Sohn,
Den Sassen in der schönerbauten Burg
Arisba. Güterseelig und ein Freund
Der Menschen, nahm er gastlich jedermann
In seine Wohnung, hart am Heerweg, auf.
Doch keiner war und sprang anitzt ihm bey,
Und wendete den grausen Untergang.
Samt seinem Knappen, dem Kalesius,
Dem Führer des Gespanns, entseelt' er ihn;
Und beyde stürzten in den Sand dahin.

Eury-

Euryalus erſchlug den Dreſus erſt
Und den Opheltz dann ſtieß er auf Aeſep
Und Pedaſus, ein Paar, ſo einſt
Aus der Naid' Abarbarea Schooß,
Dem unverſcholtenen Bukolion
Geboren ward. Der Hirt Bukolion
War Erſtgebohrner des geprieſenen
Laomedon, mit ſeiner Mutter im
Verborgenen erzeugt. Bukolion,
Als er der Schafe hütete, gewann
Zu Lieb und Beyſchlaf in den Hürden ſie;
Und, als ſie ſchwanger ward, gebar ſie ihm
Dies Zwillingspaar. Dem ſpannt Eurhal jetzt
Die Jugendkraft der ſchönen Glieder ab,
Und zog die Rüſtung ihren Schultern aus.
Dem ſchlachtenkühnen Polypöt erlag
Aſtyalus; Pidyten fällt' Ulyß
Mit ehrnem Speer; und Teucers Kraft bezwang
Den edlen Aretaon. Antiloch
Ermordet' Ablern mit dem blanken Spieß.
Der Feldherr Agamemnon überwand
Den Elatus, vom hohen Pedaſus,
Ohnfern des Satniois hellem Strom.
Der tapfre Leitus erlegte noch
Den Phylakus im Fliehn, und Eurypyl
Verſezte dem Melanthius den Tod.

Und Menelaus, mächtig in der Schlacht,
Ergriff hierauf lebendig den Adraſt.
Ihm kollert' im Gefilde ſein Geſpann;
Verſtrickt in einen Tamarindenſtrauch,
Zerbrachs des krummen Wagens Deichſel vorn,
Und ſprengte durch das Blachfeld nach der Stadt,

Wohin

Wohin erſchrocken andre Roſſe flohn.
Adraſt rollt' an das Wagenrad herab,
Mit ſeinem Antlitz vorwärts in den Staub,
Und huy! war der Atride da, und ſchwung
Den langen Speer. Jedoch Adraſt umſchlang
Ein Knie, und flehte alſo zu ihm empor:

Laß mir, Sohn Atreus, laß das Leben mir,
Und nimm ein würdig Löſegeld für mich!
Mein Vater heim iſt an Kleinodien,
Iſt reich an Erz und Gold; hat mannigfach
Bereitetes Geräths von Eiſen genug,
Davon er gern ein köſtlich Löſegeld
Dir reichen wird, ſo ihm wird angeſagt
Daß noch ſein Sohn auf euren Schiffen lebt.

So bat er, und erflehte das Gefühl
In Menelaus Bruſt, und ſchon befahl
Er ihn der Hand des Waffenträgers an,
Ihn wegzuführen aufs behende Schiff:
Doch Agamemnon ſprang herbey und ſchalt:

So, Zärtling du, ſo kümmert ſich dein Herz
Um deinen Feind? ha! treflich that daheim
An dir der Troer! Nein! kein Einziger
Entrinne heut dem grauſen Untergang
Und unſrer Fauſt! Auch nicht das zarte Kind
Im Mutterſchoos entrinn' uns! Untergehn
Soll allzumal, ſoll Ilions Geſchlecht!
Verweſen, unbegraben, ſolls zu Nichts!

Er rieſs und wandelte des Bruders Sinn
Durch den gerechten Spruch; und dieſer ſtieß

Adraſten

Kraften mit der Faust von sich hinweg;
Der Feldherr Agamemnon aber stach
Ihn in den Wanst, daß er zurück erlag,
Und stemmte dann auf seine Brust den Fuß,
Und riß die Eschenlanze wieder aus.

Und nun hob Nestor laut die Stimm empor:
Hört, Brüder! hört, ihr tapfern Danaer!
Ihr Diener Mars! daß keiner auf den Raub
Jezt falle! Keiner hinten weil', auf daß
Er reichlicher beladen kehr' ins Schiff!
Erst schlagt den Feind! Und wenns gethan ist, rafft
Rings um den Raub von den Erschlagnen auf!

So rief er und entbrannte Muth und Kraft
In Jeglichem. Jezt wäre Troas Heer,
Durch Zagerey entnommt, gen Ilion
Vor der Achäer Kriegeswuth entflohn,
Wo Helenus, der Seher weisester,
Nicht Hectorn und Aeneen Rath ertheilt.

Auf dir, o Hector, und Aencas, dir
Ruht allermeist das Thun der Lycier
Und Troer. Denn zu jedem Werk seyd ihr
Die tüchtigsten. Zu Rath und Heldenthat!
Hier tretet her! Und haltet vor dem Thor
Die Rotten an, die sich umher zerstreun,
Bevor, bis in der Weiber Schoos verscheucht,
Der Feind mit Hohngelächter sie erwürgt;
Und wenn ihr die Geschwader angespornt,
So wollen wir dann selbst, obschon bedrängt,
Die Danaer, denn Noth gebeuts, bestehn.
Du aber eil, o Hector, in die Stadt;

Und

Und mahne unſre Mutter, daß ſie ſtracks
Verſammle die Matronen um ſich her,
Und ſteig' empor in der blauängigen
Minerva Tempel; oben auf der Burg,
Und öfne den Verſchluß des Heiligthums,
Und ſpreit' ein Feſtgewand, ſo ihrem Sinn
Das herrlichſte, das gröſte dünkt im Schrein,
Und angenehm vor allen andern iſt,
Der blonden Göttin übern Schoos; und ihr
Gelobe von zwölf Farren, Jahres alt,
So nie das Joch gedrückt, ein Opfermahl:
Wenn dieſer Stadt, wenn unſrer Weiber, wenn
Sie unſrer unberathnen Kinder ſich
Erbarmt und vom geweyhten Ilion
Weg Tideus Sohn, den Kriegs-Wütherich,
Den Fluchtverbreiter, fernt. Denn meinem Sinn
Deucht dieſer Mann der Griechen Mächtigſter.
Nie haben wir, ſelbſt nicht vor dem Achill,
Dem Helden, der aus Götterſchoos entſprang,
Alſo gebebt. Zu ſchrecklich wüthet er;
Und ſeiner Kraft mag niemand widerſtehn.

Er ſprachs und Hector that des Bruders Wort;
Und ſprang geſchwind in voller Rüſtung ab,
Vom Wagenſitz; und rannte durch das Heer;
Und ſchwung den ſcharfen Spieß, und trieb zum Streit;
Und wiegelt' auf das Ungeſtüm der Schlacht.
Und ſieh! Nun wandt' ein jeglicher den Schritt
Und widerſtand; und der Achäer wich,
Und ließ vom Morden ab. Ihm deucht, es ſey,
Vom Sternenſaal, aus den Unſterblichen,
Den Troern ein Gehülfe zugeeilt,
Und hab' alſo gewendet ihre Flucht.

Und

Und nun hob Hector laut die Stimm empor,
Und rief: Wohlauf! Ihr Starken Ilions!
Weithergerufne Kriegsgehülfen, auf!
Seyd Männer, Brüder, raſches Heldenmuths!
Bis ich gen Ilion geweſen bin,
Und unſern rathserfahrnen Aelteſten
Und Weibern angeſagt, daß ſie den Himmliſchen
Für uns Gebet und Hekatombe weyhn.

So rief der ſchlachterfahrne Held und gieng;
An Ferſ' und Nacken ſchlug die ſchwarze Haut,
Die um den Rand des Nabelſchildes hieng.

Indeß begaben Glaukus, Hippolochs
Erzeugter, und der Sohn des Tideus ſich,
Voll Streitbegier, hervor ins Mittelfeld;
Und als ſie ſich zum Kampf gemacht, begann
Zum Glaukus Tideus tapfrer Sohn alſo:

Wer, Sichrer, und weß irdiſchen Geſchlechts
Biſt du? Erblickt ich doch dich nimmer noch
Zuvor im heldenrühmlichen Gefecht!
Und nun trieb dich dein Trutz ſo allen vor,
Zu harren mein und meines langen Speers?
Nur Unglückskinder trutzen meiner Kraft!
Doch kamſt du, Einer der Unſterblichen,
Vom Himmel her, ſo wiß, ich kämpfe nicht
Entgegen überirrdiſcher Gewalt.
Denn Dryas Sohn, der ſtarke Lykoorg,
Lebt' auch nicht lang, als er Uranier
Befehdete. Durch Niſſa's Feyerhain
Verfolgt er einſt die Prieſterinnen des
Begeiſterten Lyäus vor ſich her;

Erreicht vom Treiberſtecken Lykoorgs,
Des Menſchenwürgers, warf die ganze Schaar
Die Thyrſen nieder. Bacchus, weg geſcheucht,
Glitt unters Meer; und Thetis Schoos verbarg
Den Zagenden. Durchſchüttert hatt' ihn ganz
Das Schrecken vor des Frevlers Mordgeſchrey.
Allein die friedlichen Olympier
Entbrannten drob in Zorn; Zeus bindet ihn;
Auch lebt' er nicht mehr lange; denn er war
Von nun an allen Ewigen verhaßt.
Drum wag auch ich mit Göttern keinen Kampf.
Biſt aber du ein erdgebohrner Mann,
Der von des Feldes Früchten ißt, ſo komm,
Auf daß du ſchnell gelangeſt an dein Ziel.

Hierauf gab Hippolochs erhabner Sohn
Zurück: Was fragſt du, edler Dianed,
Nach meinem Stamm? Des Waldes Blättern gleicht
Der Sterblichen Geburt. Die einen ſtreut
Der Sturm herab; die andern wieder treibt
Das knoſpende Gezweig im Lenz hervor.
So auch wird dies Geſchlecht erzeugt und jens
Erſtirbt. Doch willſt du wiſſen meinen Stamm,
Der weit und breit auf Erden kündlich iſt,
So höre! Tief im Roßenährenden
Argiverland, zu Ephyra, lebt' einſt
Ein Mann, aus Aeols Saamen, Siſyphus,
Der weiſeſte vor ſeinem Volk. Der Mann
Zeugt' einen Sohn, ſo Glaukus hieß, und der
Den unbeſcholtenen Bellerophon.
Bellerophon ward von den himmliſchen
Mit Schön' und holder Männlichkeit begabt.
Darob ſann Prötus, der Gewaltigſte

Der Argier, ſo Zeus ihm unterjocht,
Auf ſeinen Fall, und ſtieß ihn aus dem Volk
Denn Prötus Weib, Antäa, jung und ſchön,
Begehrte zu verhohlnen Lüſten ſein.
Jedoch mit nichten überredte ſie
Den weiſen redlichen Bellerophon.
Da rief die Trügerin dem Prötus zu:
„Stirb! oder tödte den Bellerophon,
„Der mein, o Fürſt, zu ſchnöder Luſt begehrt!„
Da Prötus das vernahm, ergrimmt' er ſehr.
Zwar wagt' er ſelber nicht, aus Götterfurcht,
Des Frommen Tod; doch ſandt' er ihn hinweg
Gen Lycien, mit einem Unglücksbrief,
Worinn ſein Untergang geſchrieben war.
Den hieß er reichen ſeines Schwähers Hand,
Daß dieſer ihm bereitete den Fall.
Und er zog fort, mit günſtigem Geleit
Der Götter, in das Land der Lycier;
Und als er kam in das beſtimmte Land,
Am Xanthusſtrom, da nahm der Oberherr
Des weiten Lyciens ihn freundlich auf;
Beherbergt ihn neun Tage lang und ließ
Neun Farren ſchlachten auf das Opfermahl.
Doch, als das zehnte Morgenroth erſchien,
Begehrt er auch des Eydams Brief zu ſehn.
Und als er den Verrätherbrief erſchaut,
Da hieß er ihm die unbezwingliche
Chimära, ſo aus Götterblut erzeugt,
Ein Löwe vorn, von hinten Drach, und in
Der Mitte Ziege war und einen Strom
Von fürchterlichen Flammen ſchnob, beſtehn.
Und die beſtand er, durch Verheißung der
Olympier getroſt. Zum zweyten ſchlug

Er mit den ſchlachtberühmten Solymern
Der Menſchenſchlachten die gewaltigſte,
Der Sage nach. Zum dritten fiel durch ihn
Der mannsgemuthen Amazonen Schaar;
Und als er wieder kam, ſtellt ihm der Fürſt
Ein neues feingewebtes Fallnetz auf;
Und kohr aus dem geraumen Lycien
Der Tapferſten zwölf Mann, und ſtellte ſie
Zur Lauer aus. Allein von dieſen kam
Nicht einer wieder heim. Denn all erſchlug
Der unbeſcholtene Bellerophon.
Nun aber, nun verkannt' er weiter nicht
Den glückbegabten Götterſohn in ihm;
Behielt ihn dort bey ſich zurück und gab
Ihm ſeine Tochter und den halben Theil
Geſamter Königsmacht. Auch theilten ihm
Die Lycier des Landes beſtes Loos,
Schön, urbar, rebenreich, zum Anbau, zu;
Aus jener kamen ihm der Kinder drey:
Iſander, Hippoloch, Laodamee.
Laodamcen ſchwächte Vater Zeus,
Und ſie gebar den erzgepanzerten
Und götterähnlichen Sarpedon ihm.
Als er hierauf verhaßt den Göttern ward,
Durchirrt er einſam das Alejiſche
Gefild, zerhärmt in ſich ſein Herz und mied
Der Menſchen Fährten überall umher
Iſandern, ſeinen erſten Sohn, erſchlug
Der nimmer haderſatte Mars im Streit
Mit ſeinen ſchlachtberühmten Solymern.
Der Tochter gab im Zorn die Lenkerinn
Der goldnen Zügel, Artemis, den Tod.
Der lezte, Hippoloch, erzeugte mich

Und ſandte mich hieher vor Ilion,
Und hieß mich oft allzeit der tapferſte
Vor andern um mich her zu ſeyn, und nie
Zu ſchänden das Geſchlecht der Edelſten,
Im weiten Lycien und Ephyra.
Dies iſt der Stamm, deß ich mich rühmen mag!

So ſprach er und der tapfre Diomed
Stieß freudig in den Raſen ſeinen Speer,
Und rief dem Schaarenführer freundlich zu:
Fürwahr! du biſt mein Gaſt von Alters her!
Denn beym erhabnen Oeneus gaſtete
Der unbeſcholtene Bellerophon
Einſt zwanzig Tage lang, und jeder gab
Dem andern ein vortreflich Gaſtgeſchenk.
Mein Ahnherr einen hellen Purpurgurt,
Und deiner einen goldnen Doppelkelch.
Ich ließ ihn, als ich dannen zog, daheim.
Auf Tideus Bild beſinn' ich mich nicht mehr.
Denn Tideus ließ mich, noch ein Kind, zurück,
Als der Achäer Macht vor Theben fiel.
Deshalb bin nun dein Wirth zu Argos ich,
Und meiner du, im fernen Lycien.
Drum laß im Speergeklirr einander uns
Verſchonen! Denn es ſind der Troer noch
Und ihrer tapfern Kriegsgenoſſen viel
Zu tödten da, ſo deren mir ein Gott
Gewähren will, und ſie mein Lauf ereilt.
Auch ſind der Griechen noch genug, ſo du
Erwürgen magſt. Wolan! So laß uns drauf
Die Waffen wechſeln, daß auch Andern kund
Die väterliche Gaſtbefreundung ſey!

Hierauf

Hierauf entſchwungen ſie den Wagen ſich
Und gaben ſich ſo Schwur als Handſchlag drauf;
Und nun erhob Zeus Kronion den Geiſt
Des Glaukus, bey dem Waffentauſch; der Gold
Für Erz, und Hekatomben würdige,
Für Waffen, kaum neun Farren wehrt, vergab.

Und Hektorn, der indeß zur Buche kam,
Ohnfern der Skäerpforte lief ein Heer
Von Troerinnen an, und fragte viel
Nach Vater, Sohn und Bruder und Gemal.
Er aber mahnte jede zu Gebet;
Denn vielen ſtand noch großes Weh bevor.

Drauf naht er ſich der ſchönen Königsburg,
Die über Kunſtgewölben ſich erhob.
In funfzig Zimmern, von behauenem Stein,
Erbaut je Eins am Andern, hauſeten
Mit ihren Weibern Priams Söhne hier.
Zwölf Dachgemächer, von behauenem Stein,
Stracks gegen über, innerhalb des Hofs,
Erbaut je Eins am Andern, nahmen mit
Den keuſchen Weibern Priams Eydam' ein.
Hier traf die ſanfte Mutter ihn, die zu
Laodicen, der ſchönſten Tochter, ging,
Und ſank in ſeine Armen und begann.

O Sohn, was ließeſt du die grauſe Schlacht?
Bedrängen die verruchten Danäer
Doch rings umher ſo wüthig jetzt die Stadt!
Trieb dich vielleicht dein Sinn, auf hoher Burg
Zum Zeus die Hände zu erhöhn, hierher;
So harre, bis ich bringe ſüßen Wein,

Davon dem Zeus erſt und den übrigen
Unſterblichen du weyheſt, und hernach
Selbſt zur Erquickung trinkeſt. Denn die Kraft
Des Müden weckt der Wein: du aber biſt
Ermüdet von Gefechten für dein Volk.

Hierauf der große ſchlachterfahrne Held:
Mit nichten, theure Mutter, reiche mir
Jetzt Honigwein! Entnerven möcht' er mich,
Daß mir entſchwände Kraft und Heldenmuth.
Auch wag ichs nicht, mit ungewaſchner Hand
Den Göttern dunkeln Rebenſaft zu weyhn.
Ich, triefend noch von Blut und Eiter, darf
Jetzt keinesweges Opfer und Gelübd
Dem Wolkenſammler Kronion beaehn.
Doch du verſammle der Matronen Schaar
Und ſteig voran, mit edler Spenden,
Zu Athenens Heiligthum empor:
Und, ſpreit ein Feſtgewand, ſo deinem Sinn
Das herrlichſte, das größte dünkt im Schrein,
Und angenehm vor allen andern iſt,
Der blonden Göttinn übern Schooß! Hernach
Gelob ihr von zwölf Farren, jahresalt,
So nie das Joch gedrückt, ein Opfermal,
Wenn dieſer Stadt, wenn unſrer Weiber, wenn
Sie unſrer unberathnen Kinder ſich
Erbarmt, und vom geweyhtem Ilion
Weg Tideus Sohn, den Kriegeswüthrich,
Den Fluchtverbreiter, fernt. Indeß, daß du
Hinauf in Athenens Tempel ſteigſt,
Auf ich den Paris, wenn er hören will. —
Ha! ſchlänge ihn nur der Abgrund tief hinab!
Ihn, welchen zum Verderben Ihres

Des

Des hohen Priams, und der Seinigen.
Der Himmelsherrscher nährt! Denn säh' ich ihn
Zur Hölle fahren, so vergäße wohl
Noch einst mein Herz des bittern Ungemachs.

Er sprachs; sie aber kehrt in den Pallast,
Gebot den Mägden, durch die weite Stadt
Die Frauen zu berufen; sieng empor
Ins duftende Gemach, wo, allerley
An Kunst, Gewänder lagen, das Gewerk
Der Mädchen Sidons, welche Paris Schiff,
Als mit der götterzeugten Helena,
Er den geraumen Ocean durchwallt,
Dem Vaterland entführt, und vor eins aus,
Für Pallas zum Geschenk, das stattlichste
An Erbs' und bunter Zier, das hinten lag,
Und wie ein Stern hervor den Schimmer warf.
Drauf gieng sie, und viel Frauen folgten nach.

So bald der Zug hinauf zur hohen Burg
Vor Athenens Heiligthum gelangt,
Da schloß das Thor des Rosschändigers
Antenors Weib, die Rosenwangige
Theano, auf. Denn die war Priesterinn.
Drauf hub die ganze Schaar, bey lautem Flehn,
Die Händ' empor. Theano spreitete
Das Festgewand der Göttinn übern Schooß,
Und betete zur Tochter Jovis also:

Erhabne Pallas, Hüterin der Stadt,
Du Crone der Unsterblichen, vernimm!
Zerbrich des Diomedens Kriegesspeer,
Und laß ihn stürzen vor dem Skäer Thor!

Wir bringen dir zwölf Farren, jahres alt,
So nie das Joch gedrückt, zum Opfer dar,
Wenn du der Stadt, und ihrer Weiber bald
Und unſrer zarten Kinder dich erbarmſt

So flehte ſie; ſo bracht ihr Weyhgeſchenk
Der Tochter des erhabnen Kronion
Die Schaar der edlen Troerinnen dar;
Doch ward ihr Flehn von Pallas nicht erhört.

Und Hector kam vor Paris Luſtgebäu,
Mit eignem Hof, Gemach und Dach verſehn,
Das auf der Burg an Priams Wohnung ſtand,
Und, durch die gröſten Werkverſtändigen
Im Troer Reich, er ſelbſt errichten ließ.
Mit hochgehobnem Speer elf Ellen lang,
Trat er zum Thor hinein. Voran ihm gieng
Der goldberingten ehrnen Spitze Strahl.
Ihn traf er überm ſtolzen Rüſtgezeug,
Durchprüfend Panzer, Schild, und Bogen, an.
Anordnend ihre Kunſtgeſchäfte, ſaß
Helene zwiſchen ihrer Mägde Schaar.
Und Hector hub zu Paris an und ſchalt:

Unſeeliger! du ſchmollſt zu ſolcher Friſt?
Und deinethalb glüht draußen Krieg und Schlacht?
Und um die hohen Mauern Ilions
Erliegt das Volk im Streit? — Fürwahr! du ſelbſt,
Du ſchälteſt ſelbſt den Mann, der ſich, wie du,
Dem Kampfe wollt' entziehn. Hinaus ins Feld!
Bevor in Kriegesgluth die Stadt verraucht.

Hierauf der himmelſchöne Paris ſo:
Nicht ohne Fug, mit Recht ſchalt mich dein Mund.
Doch laß mich reden, Hector, höre mich!
Nicht Groll noch Rache gegen Troa hielt,
Vielmehr hielt Schmerz mich im Gemach daheim.
Mit ſüßem Koſen mahnte ſchon mein Weib
Mich wieder zum Gefecht. Auch dauchte dies
Mir ſelber rühmlicher. Denn Heldenglück
Iſt wandelbar. Wohlan! verzeuch allhier,
Bis ich mich rüſte! Oder geh voran!
So folg' ich nach und hohle gleich dich ein.

So ſprach er; doch der edle Hector ſchwieg:
Und Helena in ſanftem Ton begann.

O Bruder, mein, der niederträchtigſten,
Mein, der verwünſchten Unglücksſtifterinn!
O hätte mich zur Stund', in welcher mich
Der Mutter Schooß gebar, ein Unglücksſturm
In Felſenwüſten, oder in die Fluth
Des brauſenden Oceanus gefegt!
So hätte mich der Strudel eingeſchluckt
Bevor dies Unheil all erwachſen wär.
Weils aber anders der Olymp verhängt,
So ſollt' ich eines Beſſern Weib doch ſeyn,
Dem fühlbar wär Verdruß und Schmach beym Volk.
Doch ihm gebrichts an ſtetem Sinn, für jetzt
Und immerdar! drum hab' ers auch dahin!
Doch du, mein Bruder, tritt zu mir herein,
Und ſetze dich auf dieſem Seßel her.
Denn deine Kraft grif Heldenarbeit an;
Für mich elendes Weib, und Paris Schuld,
Die Zeus zur Schmach auf immerdar erſah,
Ein Gaſſenlied der Afterwelt zu ſeyn.

Hierauf der groſſe ſchlachterfahrne Held:
Nicht ſitzen heiß, o Helena, mich heut!
Dein Will' iſt gut; doch kann ich ihn nicht thun.
Mich drängt der Muth den Troern beyzuſtehn,
Denn die verlangts nach meiner Rückkehr ſehr.
Treib ihn vielmehr, daß er nicht ſäum und mich
Noch in der Stadt ereile! Ich will heim
Zu Weib und Kind indeſſen gehn. Wer weiß,
Darf ich einſt wiederkehren? Oder hat
Der Rath Unſterblicher beſchloſſen, mich
Durch Griechenfauſt zu überwältigen?

So ſprach der ſchlachterfahrne Held und gieng,
Und langte ſtracks vor ſeiner Wohnung an.
Allein er traf Andromachen hier nicht.
Sie ſtand, nebſt ihrer blankgeſchmückten Magd,
Zuſamt dem Kind, auf Troas höchſtem Thurm,
Und weint' und wimmert' in das Feld hinaus.
Er, als er nicht die treue Gattin fand,
Blieb an der Schwell' und rief den Mägden zu:

Hieher, ihr Mägde, ſagt mir an! wohin
Gieng meine reitzende Andromache?
Zu irgend einer trauten Schwägerinn?
Stieg ſie zu Pallas mit empor, allwo,
Mit aufgelößtem Haar der Frauen Chor
Die fürchterliche Göttinn jetzt verſöhnt?

Zur Antwort gab die flinke Schaffnerin:
Willſt du die Wahrheit wiſſen, Herr, ſo horch!
Sie gieng zu keiner trauten Schwägerin;
Stieg nicht zu Pallas mit empor, allwo
Mit aufgelößtem Haar, der Frauen Chor

Die fürchterliche Göttin ieht verſöhnt.
Sie flieg empor zum höchſten Thurm der Stadt,
Als ſie den Drang Achäiſcher Gewalt
Auf unſer Heer vernahm. Sie eilt und lief,
Gleich einer Raſenden, zur Mauer hin.
Die Amm' ihr nach trug deinen jungen Sohn.

So ſprach die Schaffnerin, und Hector ſchritt
Zum Thor der Burg hinaus; gieng ſeinen Gang
Die ſchöngebahnten Gaſſen raſch zurück.
Als er die weite Stadt durchwandert war,
Hielt hart am Skäer Thor, wodurch ſein Weg
Zu Felde gieng, ſein Weib, Andromache
Die reiche Erbin des erhabenen
Eetions, ihn auf. Eetion,
Der ſie des Erzbewehrten Hectors Hand
Vermählt, bewohnte Theben und gebot
Als Fürſt im waldigen Hypoplakus
Den tapfern Kaſſen von Cilicien.
Entgegen lief ſie ihm; die Magd mit ihr,
Trug an dem Buſen Hectors zarten Sohn,
Den einzigen, ſchön, wie ein Nachtgeſtirn.
Sein Vater hieß das Kind Skamandrius,
Allein das Volk nannt' ihn Aſtyanax;
Weil Hectors Arm die Stadt allein verfocht.
Er ſah ſein Kind mit ſtummen Lächeln an;
Andromache trat weinend zu ihm hin,
Warf ſich an ſeinen Buſen, und begann:

Herzkrauter Mann, fürwahr! dich fällt noch ſelbſt
Dein Wagemuth! — Ach! rührt dich nicht dein Sohn
Und dieſe arme Gattin, die nun bald
Wird Wittwe ſeyn? — Denn der Achäer Schaar

Wird

Wird bald vereint auf dich und deinen Tod
Den Anfall thun. Wie wohl mir! führ ich nur,
So dein beraubt, gleich in die Gruft hinab!
Denn fürder wird, ſo du dem Tode fällſt,
Nie Wonne, ſondern Harm mein Leben ſeyn.
Mein Vater iſt, die Mutter auch iſt hin!
Ihn tödtete der Götterſohn Achill,
Als er die hochgethürmte Königsſtadt
Cilicions, die volle Theben, einſt
In Trümmer warf. Er tödtet' ihn: indeß
Voll Ehrfurcht, nahm er ihm die Rüſtung nicht.
Vielmehr verbrannt' er den erſchlagnen Held,
Mit ſeiner blanken Rüſtung angethan;
Und thürmt' ihm einen Ehrenhügel auf;
Und ſchöne Nymfen, Töchter Aegiochs,
Die Oreaden, pflanzten Ulmen drum.

Auch hatt' ich ſieben Brüder noch daheim.
Die fuhren all auf einen Tag hinab
Ins Schemenreich. Denn allzumal erſchlug
Der ſchenkelraſche Götterſohn Achill
Sie bey den frohen Heerden auf der Triſt.
Und meine Mutter, die Beherrſcherin
Des waldduchflochtenen Hypoplakus,
Führt' er, ſamt aller Habe, mit ſich weg.
Zwar ließ er ſie nach dieſem wieder los,
Für unermeßliches Befreyungsgeld;
Doch heim erſchoß die Bogenſpannerin
Diana ſie. Nun, Hector, nun biſt du
Mir alles! Vater, Mutter, Bruder, du,
Der wackerſte Gemal! Ach! ſo erbarm
Dich doch, und harr auf dieſem Thurm und mach
Zum Wayſen nicht dies Kind, zur Witwe nicht

Dein

Dein Weib! Komm, ſtelle deine Streiter dort
Zum wilden Feigenbaum, allwo die Stadt
Erſteiglich iſt, die Wehren niedrig ſind.
Denn dreymal wagten ſchon die Küſtigſten,
Die beyden Ajax, der geprieſene
Idomeneus, das Atridenpaar,
Und Tideus ſtarker Sohn allhier den Sturm.
Ein Seher rieths vielleicht; vielleicht auch nur
Ihr eigner Sinn trieb ſie an dieſen Ort.

Drauf ſprach der große ſchlachterfahrne Mann:
Um alles das, Geliebte, ſorg ich ſchon.
Die Troer und die ſaumnachſchleppenden
Trojanerinnen ſcheu ich nur zu ſehr,
Vermeid ich, wie ein Zage, das Gefecht.
Auch rieth mir ſolches nimmer noch mein Herz,
Denn wiß! ich lernte tapfer ſeyn im Streit;
Stieng immerdar dem Heer voran, und focht
Für Prkams Reich und meinen Heldenruhm.
Zwar iſt es mir in Geiſt und Herzen kund,
Daß noch ein Tag erſcheint, da Ilion
Und Priam und ſein ſpeergeübtes Volk
Erliegen muß. Doch meine Seele bangt
Das Dranſal der Trojaner nicht ſo ſehr,
Nicht Hekuba, ſo Vater Priam nicht,
Noch meine Brüder allzumal, wovon
Noch mancher Kriegesheld in Staub dahin
Zu Feindes Füſſen ſtürzen wird, als du! —
Wenn Einer jener ergepanzerten
Achäer dir der Freyheit Leben raubt;
Dich unter Zährenqüſſen, fort von hier,
Ins Elend reißt; und dann zu Argos fern
Der Fremden weben ſollſt! Wenn Machtgebot

Dich.

Dich, ob du gleich entgegen ſtrebeſt; zwingt
Aus Hypereas Born des Eyneers Laſt
Zu ziehn; und dich wer weinen ſieht und ruft:
Sieh da! die Gattin Hectors, der im Streit
Die Roßebändiger von Tros Geſchlecht,
Die Ilion verfochten, allzumal,
Hoch übereinq! Welch neues Weh für dich!
Das Weh der Sehnſucht nach dem Ehgemal,
Der neuen Knute deine Sclavenzeit.
Doch mich! der Hügel decke mein Gebein!
Bevor dein Raub, dein Angſtgeſchrey erſchallt.

Hier hielt der ſchimmerreiche Hector ein,
Und langte nach dem Knaben, aber ſchnell
Bog mit Geſchrey der Kleine ſich zurück,
Zum Buſen ſeiner ſchlankumgürteten
Verpflegerin, erſchrocken vor der Schau
Des Vaters. Denn ihm graute vor dem Erz,
Und vor dem Roßbuſch, den er fürchterlich
Vom hohen Helm herunter winken ſah.
Die guten Eltern lächelten dazu,
Und eilig nahm der ſchimmerreiche Held
Den blanken Helm vom Haupt und ſezt ihn hin
Zur Erd, und hub, als er das Kind geküßt,
Und auf den Armen ſanft gewebt, zum Zeus
Und allen Göttern, ſo zu beten an:

O Zeus, und ihr Unſterblichen, verleyht
Daß dieſer Sohn vor allen Troern groß,
Wie ich, einſt ſey! Gewährt ihm Muth und Kraft,
Zu oberſten Gebieter Ilions!
Daß einſt es heiße, wenn vom Streit er kehrt:
„Der iſt viel ſtärker, als ſein Vater war!“

Daß

Daß er ſtets blutbeſprengten Raub zurück
Von dem Erſchlagnen bring, und ſeiner oft
Die Mutter ſich erfreu in ihrem Sinn!
So beizt' er und gab das Kind zurück,
Den Armen der Gemalin, welche feſt
Ihr Knäbchen, mit berhärtetem Lächeln, an
Den Wohlgerucherfüllten Buſen ſchloß.
Erbarmend blickte der Gemal ſie an,
Und redt' ihr zu, ſanftſchmeichelnd mit der Hand:
Herzkrankes Weib, zerharme dich nicht ſo
In deinem Sinn! Denn, wider das Geſchick,
Erſtürzt keiner mich zur Unterwelt hinab.
Doch ſeines Schickſals Macht entrann noch nie
Ein Sterblicher, ſo je geboren ward,
Er ſey ein Feiger, oder ſey ein Held.
Geh du jezt hin, geh an dein Kunſtgeſchäft,
An dein Geweb und deine Spindel heim!
Gebeut auch deni Geſind ſein Tagewerk!
Der Krieg iſt das Geſchäft des Manns, und meins
Zuerſt, vor allen Männern Ilions.
So ſprach der ſchlachterſahrne Held und nahm
Den Roßbuſchhelm empor. Sie aber ſchied,
Und ging und wandt' ihr Angeſicht noch oft
Zurück nach ihm und floß in Thränen aus.
Und als ſie zum gemächlichen Pallaſt
Des heldenwürgenden Gemals gelangt,
Traf ſie verſammlet ihrer Mägde Schaar,
Und weckt in allen lauten Jammer auf.
Von den Genoſſen ſeines Hauſes ward,
Vor ſeinem Fall, Held Hector ſchon beweint,
Denn allen ahnt' er würde nimmermehr
Vom Kampfe wiederkehren und der Fauſt
Des grimmigen Achäers nicht entgehn.

Indeſſen

Indeſſen ſtumte Paris nicht daheim,
Und eilt in voller Rüſtung, blank von Erz,
Auf raſchen Füſſen, durch die Stadt dahin.
So reißt der Hengſt, der an der Kripp' im Stall
In güldnem Haber lang gepraßt, ſich los,
So donnert durch die Flur ſein Huf dahin,
So rennt er wiehernd zum gewohnten Bad
Im klaren Strom: wirft hoch den Hals empor,
Und ſchüttelt hoch die Mähnen in die Luft,
Und prangt, bewußt der herrlichen Geſtalt;
So tragen leicht ihn ſeine Schenkel fort,
Zur Stut', in den bekannten Weidekamp:
Wie Paris hoch vom Pergamus herab,
In Waffen leuchtend, wie die Sonn, einher
Frohlockend, auf geſchwinden Schenkeln, lief.
Er hohlte bald den Bruder ein, der ſchon
Den Ort verließ, wo er vom Weibe ſchied.
Verzeih, o Bruder, rief der ſchöne Prinz,
Hielt mein Verzug zu lang allhier dich auf;
Denn du entlockſt mich früher ſchon hieher.
Hierauf der große ſchlachterfahrne Held:
Freund, Niemand, der's verſteht und billig denkt,
Mag tadeln dich und deine Streitbarkeit.
Du biſt ein Held! Nur ſelber giebſt du nach,
Nur ſelber will der Held nicht, wie er ſoll!
Und mir vergällts das Herz, wenn ich von dir
Das Hohngeſchwätz der Troer hören muß.
Doch dulden ſie für dich dies Ungemach! —
Jetzt laß uns fort! Hiervon nach dieſem mehr!
Wenn wir, durch Zeus, die Fußgeharniſchten
Achäer weggeſcheucht, und froh den Kelch
Der Freyheit ihm in unſern Hütten weyhn.

III.

Verſuch einer Berichtigung des jetzigen Zuſtands der Tonkunſt in Italien.

An den Herausgeber des Teutſchen Merkurs.

Wer mit wahrer Abſicht ſich zu belehren auch nur eine kurze Zeit in Italien zugebracht hat, wird den über den jetzigen Zuſtand der Muſik daſelbſt im lezten Stück des Merkurs von Ihnen eingerückten Auszug eines Schreibens aus W... gewiß nicht ohne Befremden leſen können. So wenig auch ein ſo heftiger Ausfall gegen den alten Muſenſitz auf mich und andere die ihn näher kennen, Eindruck zu machen fähig war; ſo nöthig ſcheint es mir doch, ihn, und zwar darum, nicht unbeantwortet zu laſſen, damit Perſonen von Einfluß und Gewicht durch eine ſo nachtheilige Schilderung nicht etwa auf den irrigen Schluß gebracht werden möchten, daß die bisher theils zu Erlernung, theils zu Berichtigung des feinern Geſchmacks dahin gewöhnliche Reiſen fürs Künftige wo nicht vollkommen unfruchtbar, doch wenigſtens überflüßig ſeyn würden. Ihre beygefügten Anmerkungen konnten daher, meinem Ermeſſen nach, an keinem beßern Ort ſtehen, und der Anlaß, den Sie durch ihre Auffoderung zur nähern

Berichtigung dieſes Punktes geben, muß Ihnen von wahrheitsliebenden Kennern der Tonkunſt billig verdankt werden; mich aber, da ſie in meiner Seele die ſüße Erinnerung ſo mancher in dieſem Fach in Welſchland angenehm zugebrachter Stunden zurückruft, vor vielen andern zur Vertheidigung eines ſo wichtigen Theils ſeiner Vorzüge anfeuern. Nicht zum erſtenmale, höre ich ihn von vielen meiner Landsleute (vielleicht aus einem allzuübertriebenen patriotiſchen Eifer) verkennen: gleich als ob die Vervollkommerung der muſikaliſchen Kunſt bey uns den Verfall der Italiäniſchen nach ſich ziehen müßte, oder lezterer nur allein fähig wäre, der erſten Glanz zu geben. Wie viele ſchließen nicht in ihrem engen und nie überſchrittnen Kreis von einzelnen unvollkommnen Produkten oder mittelmäßigen Spielern, die ſie irgendwo geſehen oder gehört haben, mit Dreiſtigkeit aufs Ganze? und wie viel andere (faſt ſchäm' ich michs zu ſagen) geben ihnen, vielleicht nur darum, den verächtlichſten Anſtrich, damit ſie die von ihnen öffentlich verworfene Leckerbiſſen heimlich ſammlen, und ſie nach einiger Zeit dem ungelehrten Publiko wieder auftiſchen können! Jede Gelegenheit, wo die Wahrheit zu ſprechen aufgefodert wird, muß mir dahero willkommen ſeyn; nur aber wünſche ich, daß derjenige Theil, den ich heute zu ihrer Vertheidigung beyzutragen geſonnen bin, auch Ihren Abſichten einigermaßen entſprechen möge.

Faſt

Faſt würde ich mich fürchten es mit einem Mann aufzunehmen, der uns als ein berühmter teutſcher Virtuos angekündigt wird, wenn ſein Zeugniß nicht aus eben dem Grund verdächtig wäre. Nur ſelten reiſen dieſe Herren mit dem Vorſatz ſich zu belehren, ſondern mehrentheils, wie dieſer auch, in der Abſicht gehört und bewundert zu werden. Sie führen alſo nothwendig ſchon einen wahren oder doch wenigſtens eingebildeten Grad von Geſchicklichkeit mit ſich, der, je nachdem er mit dem faſt unausbleiblichen Hang zur Eiferſucht oder Verachtung verbunden iſt, gemeiniglich ihre Seele gegen den Werth anderer, mehr oder weniger, fühllos macht. Zudem kommt noch, daß jeder Künſtler ſich entweder nach eignem oder fremdem Geſchmack gebildet hat. Iſt er im erſten Fall, ſo verblenden ihn deſto leichter Eigenliebe und Gewohnheit; Im zweyten, ſo beurtheilt er faſt alles was ihm begegnet, nach einem partheyiſchen Verhältniß mit ſeinem Lieblingsſyſtem; in beyden Fällen aber, reiſt er ſicherlich mit Vorurtheilen, die ihm alles nur aus Einem Geſichtspunkt zu betrachten erlauben, und um ſo gefährlicher ſind, weil ſie ſein Herz vor den natürlichen Eindrücken der Schönheit verſchließen. Sollte alſo wohl das Urtheil eines Muſikverſtändigen, von allem Brodneid und Nebenabſichten entfernten Liebhabers, nicht allen andern vorzuziehen ſeyn? Ich ſollte es faſt glauben, ſo weit ich auch ſonſt entfernt bin, Künſt-

lern die mit vollkommener Unpartheylichkeit und Liebe zur Wahrheit reisen, weil es deren doch geben kann, zu nahe zu treten. Ob aber unser Briefschreiber unter diese Zahl gehöre, wird sich in der Folge dieser Abhandlung zeigen.

Die Ursachen, warum er dem bisher von uns so hochgeschäzten Itälien auf einmal alle musikalische Vorzüge rund abspricht, sind folgende. Erstens, findet er die komischen und ernsthaften Opern zu Florenz, Padua, Mailand, Turin ꝛc. unausstehlich schlecht. Zweytens sind, wie er sagt, in den übrigen Städten gar keine Schauspiele. Drittens: werden die besten Musiken in den Kirchen elend aufgeführt. Viertens: hört man, einige wenige alte Sänger und Komponisten ausgenommen, nichts Gutes mehr. Und endlich Fünftens, giebt es keine Schulen für die Musik. In wie weit diese, ohne allen Beweis hingesagte Aussprüche gegründet sind oder nicht, wird sich aus nachfolgender Prüfung jedes dieser Punkte insbesondere ergeben.

Es fragt sich vor allen Dingen, was die beyden ersten betrifft, ob eine Zeit von zwölf Monaten, die der Verfasser in Italien zugebracht hat, hinreichend seyn kann, so unumschränkt aufs Ganze zu schliessen? Man weiß, daß gemeiniglich nur im Karnevall in den vornehmsten Städten dieses Landes

groſse

groſſe oder ernſthafte Opern aufgeführt werden; (denn über die komiſchen wird ſich wohl kein Kenner in eine Vertheidigung einlaſſen, und aus den nächſtfolgenden Urſachen leicht zugeben, daß ſolche an andern Orten eben ſo gut angetroffen werden können.) Erſtere werden faſt überall von einer Geſellſchaft vornehmer und reicher Einwohner vom erſten Stande unterhalten; leztere hingegen von einer Art von Pachtern (Impreſarii) die nur ſelten zwey Jahre hinter einander mit ihrer Geſellſchaft auftreten. Hieraus iſt leicht zu ermeſſen, daß, da der, nach abgerechnetem Beytrag des Publikums, erwachſende Gewinnſt oder Verluſt bey der Opera Seria ſich unter vierzig bis funfzig reiche Perſonen vertheilet und von ihnen wenig in Betrachtung gezogen wird; der unbeſchreibliche Zulauf des Volks hingegen den Eintrag des Theaters den Faſching hindurch ſo beträchtlich macht, daß er ihnen den anſehnlichſten Aufwand verſtattet: dieſes Schauſpiel nothwendig allen andern in Italien vorzuziehen ſeyn müſſe; da im Gegentheil bey der komiſchen Oper der erwachſende Vortheil oder Schaden bloß dem Impreſario in den Beutel fällt, und die Erlangung des erſten ſowohl, als die Vermeidung des lezten ſeine Ausgaben ſo eng einſchränkt, daß er ihre einmal geſezte Grenzen ſelten überſchreiten mag noch kann. Ueberdieß wimmelt es von dergleichen Schauſpielen: auch die kleinſten Städte haben wenigſtens bey feyerlichen

Gelegenheiten, eine komische Oper; der vielen in Teutschland, Frankreich, Engelland, Spanien und in andern Ländern zerstreuten, nicht zu gedenken.

Die Anzahl der guten Sänger und Sängerinnen wird daher geringer, ihre Vereinigung seltner, und da die Anführer solcher Gesellschaften auswärts gemeiniglich mehr Vortheil als in ihrem Vaterlande erlangen, so nimmt die Auswanderung mehr zu als ab. Ganz anders hingegen ist es mit der ernsthaften Oper beschaffen. Denn obwohl auch in diesem Fach verschiedene der besten Sänger und Sängerinnen oft in fremde Länder, je nachdem sie dahin berufen werden, reisen: so sind doch ihre Bezahlungen auf den großen Theatern Italiens so einträglich, daß sie nach Verfluß einiger Jahre meistens wieder in ihr Vaterland zurückkehren; es sey denn, daß sie an irgend einem Hof, deren Anzahl sehr abgenommen hat, vor beständig unterhalten würden. Und auch in diesem Fall, bedingen Sie sich meistens die Erlaubniß, zuweilen in ihr Vaterland zu Besuchung einiger Theater zurückzureisen. Neapel und Turin bezahlen den ersten Stimmen zu acht, zwölf, auch funfzehenhundert Dukaten, und sie sind davor nicht länger, als das Karneval hindurch, zu singen gehalten. Die Theater dieser beyden Städte, besonders letzteres, haben dahero, auch um ihres übrigen Aufwands wegen, den Vorzug vor allen andern.

Ihnen

Ihnen folgen etwas eingeſchränkter, Mailand, Florenz, Rom und Venedig. In die dritte Klaſſe würde ich rechnen: Genua, Pavia, Lukka, Bologna, Padua, Perugia ꝛc. und in die vierte ohngefehr: Verona, Vizenza, Breſcia, Reggio, Cremona, Piſa, Livorno, Aleſſandria, Bergamo, Ankona, und einige andere, die ich der Kürze wegen übergehe. Alle dieſe Städte unterhalten, doch meiſtens nur in Karnevals- Meß- oder andern feyerlichen Zeiten, eine ernſthafte Oper. So bald ſolche vorüber iſt, reiſt jeder Sänger nach ſeiner anderweiten Beſtimmung, und hat er keine auswärtige, nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Wie will denn ein Reiſender, der nur ein Jahr in Italien zugebracht, und wenns hoch kommt, etwa drey oder vier mit ernſthaften Opern beſetzte Theater geſehen hat; einen richteriſchen Spruch übers Ganze wagen, und wie unſer Briefſchreiber ausruffen dörffen: Ich habe alles geſehen, was ſchön und ſelten iſt, und alles in elendem Zuſtand angetroffen!

Eben ſo wahr als dieſe Zuſicherung, iſt auch, Drittens, ſein Urtheil über die Kirchenmuſik. Man muß die innerlichen Anſtalten und Verfaſſungen Italiens wohl kennen, und länger als ein Jahr ſie unterſucht haben, wenn man ſich darüber mit einigem Gewicht zum Richter aufwerffen will. Die meiſten Kirchenmuſiken rühren daſelbſt von Stiftun-

gen her, die entweder an gewiſſen Kirchen, Jahr aus Jahr ein, eine Anzahl Sänger und Inſtrumentaliſten beſolden und unterhalten, oder deren eine ſichere Menge an beſtimmten groſſen Feſten kommen laſſen. Es iſt kein Städtchen, ich möchte faſt ſagen kein Dorf, welches nicht jährlich am Feſt ſeines Kirchenpatrons oder Schutzheiligen eine Kirchenmuſik aufführen läſt. Die Koſten werden aus alten Stiftungen, öffentlich von einem Jahr zum andern geſammleten Almoſen, und dazu beſtimmten Privatgeſchenken beſtritten. In groſſen Städten ſind dergleichen Feſte noch häufiger; allein die Güte der Muſik hängt lediglich von dem mehr oder wenigern Aufwand ab, den die Kongregation dieſes oder jenes Heiligen jedesmahl zu machen ſich im Stande befindet. In den Inſtituten und Kapellen, wo eine Anzahl Tonkünſtler vor beſtändig unterhalten wird, geſchieht es, wie überall, daß die alltäglichen Aufführungen der Muſik vernachläſſigt werden, und die Urſache davon iſt die allgemeine Klage: daß ſelten darauf gehört wird: weil das Publikum meiſtens ſchon die oft geſpielten Kompoſitionen auswendig weiß. Allein, bey groſſen Gelegenheiten, bey neuer Muſik, herrſcht mehr Aufmerkſamkeit bey dem Zuhörer und mehr Fleiß in der Exekution, und ein Reiſender müſte beſonders unglücklich ſeyn, wenn er an allen Orten gleiche Vernachläſſigung anträffe. Ja, ich darf ſagen, wenn er ein

Kenner

Kenner iſt und ſich mit den Anführern bemelderter Kapellen oder Inſtituten bekannt macht, ſo iſt ſeine Gegenwart oft allein hinlänglich, den Fleiß ihrer Untergebenen zu erwecken. Ich habe das Glük als bloßer Liebhaber gehabt, dergleichen Annehmlichkeit öfters zu erfahren. Wäre aber auch dieſes nicht, ſo möchte ich mich doch wohl nicht unterſtehen, mit unſerm Kritiker, alle Muſiken in den vornehmſten Kirchen Italiens als da ſind; il S. Antonio zu Padua, S. Giovani im Lateran, die Sixtiniſche Kapelle zu Rom, Il S. Sudario zu Turin, S. Giovani in Monte zu Bologna (wegen des daſelbſt jährlich gewöhnlichen Muſikaliſchen Wettſtreits berühmt) S. Giovanni e Paolo zu Venedig ꝛc. (der andern nicht zu gedenken) ſo ſchlechterdings elend zu nennen. Es läſt ſich leicht gedenken, daß ein ſo unwichtiger Beurtheiler die jährlichen Kirchenfeſte zu Verzelli, Pavia, Verona, Breſcia, und in unzählich andern Städten und Dörfern, wozu, je nachdem die zum Aufwand beſtimmten Koſten es leiden, die gröſten Stimmen und Tonkünſtler in und außerhalb Welſchland verſchrieben werden, gar nicht gehört haben müſſe. Mit Mäßigkeit tadeln, iſt erlaubt, in ſo ferne man der Wahrheit nicht zu nahe tritt: allein mit allgemeinen Machtſprüchen ein Land ſeiner beſitzenden Vorzüge berauben wollen — iſt entweder böſer Wille oder Unwiſſenheit.

Einer dieſer beyden Urſachen muß ich es zuſchreiben, wenn unſer Briefſchreiber, viertens, behauptet: Man höre, einige wenige alte Sänger und Komponiſten ausgenommen, in Italien nichts gutes mehr. Burneys Tagebuchſerſpahrt mir die Mühe der Widerlegung, und ich füge nur noch kürzlich die Nahmen einiger um die Muſik beſonders verdienter Perſonen bey, die der Engelländer entweder während ſeiner Reiſe nicht begegnet, oder doch, wo ich nicht irre, anzuzeigen vergeſſen hat. Sängerinnen: die Schweſtern Giacomazzi, Venetianerinnen; Macherini oder Maker, von teutſchen Eltern gebohren, aber in Mailand erzogen; Gerelli, aus Bologna (zu Burneys Zeit in Spanien) eine vortrefliche Stimme; eine Demoiſelle Rhebinder in Verzelli, die, meinem Urtheile nach, in Geſchicklichkeit der Stimme ſowohl, als beſonders im Ausdruck, den erſten Sängerinnen den Vorzug ſtrittig machen kann. Sänger: Moſchini, Badouini, Guadagnini, ſehr gefällige Stimmen, beſonders der erſte, deren Vaterſtadt mir aber unbekannt iſt. Tonkünſtler, für die Geige: Bouro und Ghion zu Turin vortreflich; Demachi aus Aleßandria (ſeit einiger Zeit in Genf) ein treflicher Geiger und angenehmer Komponiſt. Antenori zu Piacenza, ehemals zu Braunſchweig, ein gefälliger Spieler und überaus guter Anführer des Orkeſters. Romani, ein Piemonteſer, Schüler des Pugnani, (izt in Engelland) Chori eine trefli-

che

che Flaute zu Chierasko. Ivrago eine unvergleichliche Hautbois in Turin. Zu den höchstgefälligen Kapellmeistern gehören, Amfossi, Alessandri, Colla, Masi (nicht P. Masi) Coffaro, der erst wieder nach Italien berufene Sarti; und unter die besten Violoncellisten: beyde Valotti, Piantanida, Chabran und zwey Spotornis. Die meisten dieser Künstler empfehlen sich schon jezt durch ihre Vortreflichkeit, und bey vielen läßt Jugend und Fleiß noch weit mehr hoffen. Wer aber freylich mit unserm Briefschreiber glauben kann, daß in Italien keine Schule für die Musik mehr sey, wird auch hieran zweifeln; und noch mehr, wenn ich sage, daß selten ein Jahr vergehe, wo nicht etliche neue Künstler auftreten, die der Italiänischen Musik, wo nicht Wachsthum, doch Erhaltung ihres alten Ruhms versprechen. Ich weiß im übrigen nicht, wie dieser Mann gereist haben mag; allein so viel ist allenfalls richtig, daß, wer in diesem Land, so wie in den meisten andern, alles was gut ist hören will, nothwendig mit den besten Empfehlungen versehen seyn muß, und diese möchte, nach seinen Urtheilen zu schließen, unser Virtuos doch wohl nicht gehabt haben. In öffentlichen Concerten und alltäglichen Musiken lassen sich wenige Meister beurtheilen, und es gehört unstrittig Eingang in Privathäusern dazu, um ihre Vorzüge näher kennen zu lernen. Wer Pugnanis, Valottis, Nardinis (deren Werth doch vermuthlich unser Kri-

tiker

tiker uns nicht ſtrittig zu machen Luſt haben wird?) nur in Kirchen und Kapellen, wo ſie ihr Amt täglich aufzutreten verbindet, gehöret hat; wird ihren großen Ruf vielleicht nicht ihrem Spiel angemeſſen finden, und die Urſache iſt nach der dortigen Lage der Dinge natürlich. Denn wollten große Männer in öffentlichen und alltäglichen Gelegenheiten ihre ganze Kunſt bloß geben, ſo würde bald all ihr Verdienſt und Gewinn in Partikularhäuſern, durch den ſie ſich weit mehr als durch ihr Amt erwerben, wegfallen. Und überhaupt ſollten Genies nur von denen, die mit ihnen in einem genauen Verhältniß geſtanden ſind, beurtheilt werden; und das, in ihrer häuslichen natürlichen Lage, oder in Geſellſchaft ihrer Freunde, wo eine vertrauliche Wärme ihre oft durch Zwang und Gleichgültigkeit erſtarrte Seele wieder in heiße Empfindungen aufthaut. Bey Tonkünſtlern iſt dieſe Situation mehr als bey allen andern nöthig. Mit den treflichſten Zeugniſſen ihrer Geſchicklichkeit werden ſie auf wahre Kenner wenig Eindruck machen, wenn ſie ſolchen nicht die Beſtätigung ihres Rufs hören und fühlen laſſen. Wo ſind aber Menſchen, die zu jeder Zeit und Stunde über ihre Maſchine, und was noch mehr iſt, über ihr Gefühl deſpotiſch gebieten können? Gehört nicht Ruhe, Selbſtzufriedenheit, gänzliche Entſchlagung aller andern Geſchäfte, und eine faſt zu allen Leidenſchaften auf einmal geſtimmte Seele dazu, damit beyde

unver-

unverhindert würken können? Und geſezt auch, der Künſtler fände ſich in dieſer glückſeligen Lage, wird nicht auch erfodert, daß der Zuhörer eben ſo unzerſtreut vor ihm ſtehe, ein von allen Vorurtheilen vollkommen befreytes Herz mitbringe, und es biegſam den willkührlichen Wendungen und Eindrücken des Künſtlers überlaſſe? Es thut mir leid, nach der Idee, die ich mir von unſerm Briefſchreiber machen muß, keine ſolche Bereitwilligkeit bey ihm vermuthen zu können; und ich muß geſtehen, daß ſein Urtheil über Tonkünſtler mir aus dieſem Grunde ſo viel — als nichtsbedeutend wird. Und nun zum fünften Punkt der Beantwortung: Es giebt, ſagt er, in Italien keine Schulen mehr für die Muſik. Sonderbar iſt es, daß er dieſen Satz durch das Zeugniß eines Galuppi beweiſen will, der doch ſelbſt ſeit vielen Jahren die Direktion des Conſervatorio dei Incurabili, einer vortreflichen Singſchule zu Venedig, über ſich genommen hat; und nicht weniger widerſprechend iſt ſeine Verſicherung, daß ihm das dei Mendicanti daſelbſt vorzüglich gefallen habe. Warum denn aber nur dieſes? Waren denn il Conſervatorio della Pietà (die Schule der berühmten Gabrieli) und la Scuola del Ospedaletto, unter der Aufſicht des rührenden Sachini, gar keiner Bemerkung würdig? Verdienten die Sing- und Komponiſten-Schulen zu Neapolis und Loretto, wo doch über 300 Lehrlinge unterhalten werden, nicht einmal genannt

zu werden? In welchem Lande hat er denn ähnliche oder beſſere Anſtalten angetroffen, daß er dieſe ſo ſehr herabſezt? Und geſezt auch, ſie hätten ſeit einiger Zeit, welches ich doch zuzugeben weit entfernt bin, würklich verlohren, ſind ſonſt keine Mittel zum muſikaliſchen Progreß in Italien? Hat denn der Verfaſſer gar keine Kenntniß von den anderweiten Anſtalten gehabt, wodurch junge Leute daſelbſt in der Tonkunſt unterrichtet werden? Muß ich ihm denn ſagen, daß es beynahe kein Städtchen in Italien giebt, das nicht auf eigne Koſten einen Kapellmeiſter unterhält? Daß dieſer, außer der Aufſicht über die öffentlichen Muſiken, an den meiſten Orten die Pflicht auf ſich hat, nächſt den Privat-Unterweiſungen auf Koſten der Eltern, eine Anzahl armer Lehrlinge, die muſikaliſches Genie verrathen, zu unterrichten? Daß ſobald ein ſolcher Anfänger Gewißheit in der Stimme, Veſtigkeit im Ton, Geſchicklichkeit in Vermengung derſelben, Richtigkeit im Takt, und dergleichen erlangt hat, und ihn der Meiſter ſtark genug glaubt, ſich dem Publiko ausſetzen zu dörfen, er entweder in Kirchen oder auf Theatern der Provinz auftritt? An einem Ort wie am andern kann er an ſeinen Nebenbuhlern und Mitſpielern Beyſpiel und Ermunterung finden; und nimmt er, wies nothwendig erfolgen muß, in der Kunſt zu, ſo bleibt der Ruf in größere Städte nicht aus. Da er nun auch hier beſtändig neue Stimmen, neue Kapellmeiſter und

neue

neue Muſik antrift, und ich vorausſetze, daß ſeiner lehrbegierigen Aufmerkſamkeit nichts entgehen wird: ſo können ihm mit der Zeit weder Ausdruck noch Geſchicklichkeit fehlen, hat ihn anders die Natur mit einer reinen Kehle, biegſamen Fingern, dauerhaften Nerven, beſonders aber mit einem glücklichen Gefühl verſehen. Bey der Mannichfaltigkeit deſſen was er hört, bey einer alltäglichen Uebung mit den geſchickteſten Tonkünſtlern und der daraus folgenden beſtändigen Gelegenheit zur Nachahmung, muß er es nothwendig in 3 Jahren weiter bringen als in einer vierfachen ſolchen Zeit häußlicher Erziehung, wenn ſie auch noch ſo ſorgfältig ſeyn würde.

Darf ich einen kleinen Blick auf die allgemeine muſikaliſche Edukation in Teutſchland werfen, ſo wird der Unterſchied, unpartheyiſch geurtheilt, höchſt merklich werden. Es fehlt uns zwar keineswegs an Meiſtern, die Geſchicklichkeit genug beſitzen, Schüler tüchtig unterweiſen zu können; allein, wie ſehr widerſetzen ſich unſere Anſtalten ihren Bemühungen! Wo haben wir Hülfs-Mittel? Wo Belohnungen? Wo Ermunterung? Ich ſetze den Fall, wir hätten funfzig Kapellmeiſter in Teutſchland die ſich auf den Geſang verſtünden, ſo wüſte ich doch, Mannheim, Wien und München ausgenommen, nur wenige, die ſich damit abzugeben ihrem Amt nach verbunden wären. Alle andere unterweiſen entweder aus Noth

oder aus Gefälligkeit. Und hat dann auch ein geſchickter Meiſter eine harmoniſche Kehle gefunden, die ſeinen Bemühungen entſpricht: wo bleibt die Gelegenheit zur Berichtigung des Geſchmacks und der weitern Ausdehnung muſikaliſcher Kenntniſſe? Wir zählen etwa drey oder vier Theater in Teutſchland, die im Fache des Geſangs Bemerkung verdienen. Sind aber dieſe in einem ſo weitläuftigen Welt-Strich hinlänglich? Haben Lehrlinge, unſern Verfaſſungen nach, Gelegenheit, auch nur dieſe zu beſuchen? Und wenn ſie ſolche auch hätten, da ſie daſelbſt faſt immer die nehmlichen Stimmen, und meiſtens nur Muſik von den nehmlichen Komponiſten hören können, würde nicht dadurch eine allzu eingeſchränkte, ſklaviſche und eintönige Nachahmung entſtehen?

Allerdings haben wir Urſache auf den Fortgang der Tonkunſt in unſerm Vaterlande, ſeit einiger Zeit, ſtolz zu ſeyn. Die Mannheimer Kapelle iſt unſtreitig eine der beſten in der Welt; Wien, München, Berlin und eine Menge anderer Städte haben uns vortrefliche Männer gebildet; und Gluck, Schweizer, nebſt andern, die auf den nehmlichen Plan zu arbeiten im Stande ſind, gehören unter die groſſen Männer, die in einem Land Epoche machen könnten, wenn Genie und Geſchicklichkeit genug unterſtüzt würden. Allein, ſo lange keine auf einen allgemei-

nen

nen Wachsthum der Kunst abzweckende Anstalten getroffen werden, so lange kein herrschender Nationalgeschmack auf unsern Theatern Platz greift, und das wahre Schöne aller Orten für gleich schön erkannt wird: so lange jeder an seinem Pulte gefesselt niederschreibt, ängstlich den Beyfall durch Protektionen erbitten muß; nur an seinem Hof oder in seiner Stadt singt und spielt, ewig in einem engen Zirkel von Freunden oder Feinden beurtheilet wird, nach ihrem Eigensinn und Gutdünken steigt oder fällt, und kein Mittel vor sich sieht, wenn sein Talent aus Mißgunst oder Eifersucht daselbst verkennt wird, es dem unpartheyischen Spruch billigerer Kenner auszusetzen; so lange das Genie in versteckten Winkeln hülflos vertrocknet und in der Nähe weder Beyspiel noch Ermunterung findet: so lange möchte unser Briefschreiber wohl ziemlich verlegen seyn, den welschen Zöglingen, die er nach Teutschland in die Schule schicken will, dergleichen zu ihrem Unterricht anzuweisen.

Und so viel für heute. Ich hätte zwar gewünscht vor Schluß meines Schreibens, vielleicht nicht ohne Nutzen, die Frage aufwerfen und beantworten zu können: Ob ein in Teutschland gebohrner und erzogener Tonkünstler oder Komponist, in so ferne er ohne Vorurtheil reist, noch heutzutage etwas weiters in Italien lernen könne? Worin-

nen solches allenfalls bestehen möchte, ob im puren Mechanismo der Kunst oder bloß im Geschmack? Allein da ich besorge, daß die Untersuchung dieses und besonders des letzten Gegenstandes, der mich nothwendig auf den eigentlichen Unterschied zwischen der teutschen und italiänischen Musik zurückführen muß, zu weitläuftig werden möchte, so soll diese künftige Unternehmung von dem mehr oder wenigern Beyfall, den sie gegenwärtiger Abhandlung gönnen werden, abhangen. Sie enthält wenig neues, aber desto mehr wahres, und in diesem einzigen Betracht, hoffe ich einigermaßen ihre Absicht erreicht zu haben. Ich habe die Ehre ꝛc.

S. F. von S***

IV.

Authentische Nachricht

von der zu Dessau auf dem Philanthropin den 13 bis 17ten May 1776 angestellten öffentlichen Prüfung. (*)

Ew. ꝛc. begehren von mir, eine unbefangene Nachricht von dem, was in den drey Prüfungstagen des Philanthropins zu Dessau sich begeben hat.

(*) Ich bitte den edeln Menschenfreund, der auf mein Ansuchen diese Geschichtserzählung aufgesetzt und mir die Erlaubniß gegeben, solche bekannt zu machen, hier mei-

nen

hat. Ich wünſchte dieſen Auftrag, ſo ehrenvoll er mir iſt, nicht erhalten zu haben. Denn wird meine Erzählung wohl Glauben finden? Bin ich nicht als ein erklärter Freund des Guten, was in Baſedow und ſeiner Anſtalt iſt, bekannt? Und werd' ich unbefangen, das iſt, ohne Wärme, (*) beſchreiben können, was noch nach 4 langen Tagen, mit der Glut der erſten Empfindung mir ſich darſtellt, ſo oft ich will?

Doch Sie wollen es, und ich folge.

Am 13ten May und in einem Privathauſe, bis izt dem Unterricht der Philanthropiſten geweyht, früh, etwa um 10 Uhr, verſammleten ſich eine ausgezählte Geſellſchaft von angekommenen Fremden, allermeiſt aus dem Geiſtlichen Stande. Ihre Namen wird Hr. Baſedow vielleicht bekannt machen, denn die meiſten zeichneten ſich in ein zu dieſem Zweck beſtimmtes Buch. Genung für mich, wenn ich ſage, daß von dieſem Stande keine Würde fehlte.

nen öffentlichen wärmeſten Dank dafür anzunehmen. Ich bin gewiß, daß niemand unter meinen Leſern iſt, der die Verdienſte des verehrenswürdigen Dohmherrn von Rochow nicht ſchon lange kennen, und ſeinen Dank mit dem Meinigen vereinigen ſollte. W.

(*) Unbefangen nenn' ich nicht den, der kalt, ſondern den, der ſeiner ſelbſt Meiſter bleibt. W.

Herr Prof. Baſedow las mit der ihm eigneſt Energie diejenige gedruckte Rede, welche das gedruckte Büchlein (welches Ew. ꝛc. von ihm ſelbſt ſchon werden erhalten haben) enthält. Daraufoder vielmehr mitten in dieſer Rede, ward die Gewiſſens-Uebung mit der Jugend (Lit. B.) gehalten, und nach deren Endigung ſchloß er erſt dieſe ſowohl von Seiten ihrer Beredſamkeit, als ihres Inhalts, ſehr merkwürdige Rede. Die rührende Situation des verdienſtvollen Alten, wie vor ſeinen Richtern ſtehend, ſich wegen edler Thaten, entſchuldigen, und das Publicum wie bitten zu müſſen, daß es ihm noch ferner erlaube Seegen über die Nachwelt zu verbreiten, intereßirte ſelbſt die abgeneigteſten unter den Zuſchauern. Der übrige Theil des Vormittages verging dieſesmal tumultuariſcher als er ſollte. Die Kinder und das Auditorium vermengten ſich; doch zeigten ſie lateiniſch ſprechend in der nächſtgelegnen Kammer und Stube, den Neubegierigſten unter den Fremden, daß der ſie, über aufgehängte Kupfer, lateiniſch fragende Lehrer ihnen hierinn ſehr nützlich geworden war. Die andern Fremden ſprachen, theils über den Innhalt der Rede, theils über die Freude ſich wieder zu ſehen. Denn es waren aus entfernten Orten noch während der Rede Fremde eingetroffen. Der Nachmittag ſollte bey einem Spatziergang der Lehrer und Schüler den Fremden Gelegenheit geben, beſſer als in dem engen Raum

der

der Zimmer, über das was die Kinder wüßten und wären, und über die Methode wie sie das wüßten und wären, Prüfungen anzustellen. Aber es fiel unfreundlich Wetter ein, und dieses wichtigste Stück der Prüfung unterblieb. Mittags hatten alle Fremde, die man kannte, und die sich kennen lassen wollten, an des liebenswürdigsten Landes-Fürsten Tafel gespeiset, und am Abend wurden sie alle in einem Gasthofe bewirthet.

Am 14ten früh um 10 Uhr eröfnete der eine von den neuen Lehrern, Herr Schweighäuser, die Handlung mit einer wohlgesetzten teutschen Rede, deren Innhalt ihre Verbrüderung zum Lehramte der Jugend ꝛc. betraf. Darauf ward der allgemeine Gottesdienst (im angezognen kleinen Buch lit. A.) gehalten. Nach der Endigung dieses vortreflichen Gottesdienstes, ward mit den Kindern eine Socratische Uebung vorgenommen; nehmlich, man wählte die so beschrieene Materie von der Geburt des Menschen zum Gegenstand. Ein Gemählde zeigte den Kindern den Innhalt der Kupfertafel im Elementar-Werk, wo die die ersten Wehen empfindende Frau von ihrem Manne getröstet wird. Herr Wolke bereitete in einer anständigen Rede Kinder und Zuhörer auf die nöthige Ernsthaftigkeit bey dieser Verhandlung. Als aber auf die Frage des Lehrers, warum dort auf dem Tische zweyerley (nehmlich

Knaben- und Mägdlein-) Mützen lägen? die kleine Emilia Baſedow mit groſſer Naiveté antwortete: „Sie wiſſen ja nicht, was es ſeyn wird„ da lachte laut ein groſſer Theil des Publici. Aber Herr Wolke erhielt den guten Ton ſogleich wieder, da er die Verſammlung ohngefehr alſo anredete:

„Anſehnliche Verſammlung!

Wir erwarten von Kindern kindiſche Antworten, aber nicht, daß Erwachſene ſich wie Kinder betragen —„

und er ſetzte die Unterredung ungeſtört, und mit allgemeinem Beyfall fort. Nun trat Herr P. Baſedow hervor, und ſetzte die Wichtigkeit dieſes Unterrichts und dieſer Methode noch mehr ins Licht, wobey er ſich aufs Zeugnis gegenwärtiger und abweſender Eltern dieſer Kinder berief, die da bezeugten, daß ſeitdem die Kinder ihre wahren Verhältniße zu den Eltern kennen gelernt, auch die Zärtlichkeit dieſer Kinder gegen Sie weit mehr zugenommen hätte.

Einige Proben im Rechnen mit den Kleinſten bewieſen überflüßig, wie wahr und probehaltend die Angaben im Archiv, dieſes Punktes wegen, geweſen waren.

Doch ein einziges Kind wußte nicht gleich wie viel Thaler 51 Groſchen wären? ob es gleich viel ſchwe-

ſchwerere Proben ſeiner Uebung in dieſer Kunſt gegeben hatte. Einige unter den Zuhörern wollten daraus folgern, daß das übrige abgeredet geweſen, welches aber durch die Folge widerlegt wurde. So verging der 2te Morgen, der Mittag und Abend war wie der vorige. Der Nachmittag aber ward dadurch feyerlich, daß der Tod Abels, ein vortrefliches Muſicale von Herrn Dir. Rolle in Magdeburg geſetzt, der Text nach Geßner von Hrn. Prediger Patzke in die ſetzbare Form gebracht, durch die dortige trefliche Fürſtliche Kapelle und die geſchickten Liebhaber aufgeführt wurde. Die Kinder ſchienen mir auch dabey ſich von andern Kindern zu unterſcheiden. Sie waren, doch nach ihren Charaktern, antheilnehmender als die gewöhnlich erzogenen Kinder.

Am 15ten früh um halb acht Uhr verſammlete ſich eine weit größere Geſellſchaft im Philanthropin; zu welchen noch viele aus Berlin, Leipzig, Helmſtädt ꝛc. ſich geſellten, die die erſten Tage verſäumt hatten. Das erſte war, der auf eine kurze Anrede des Herrn Profeſſors folgende allgemeine chriſtliche Gottesdienſt (wie das Büchlein ſub lit. C. beſagt). Wie an den vorigen Tagen, ſprachen die Augen der meiſten in ungeheuchelten Thränen, und bezeugten auch zum Theil mündlich nach deſſen Endigung, ihren aufrichtigen Beyfall.

Was man auch sagen will, so ist es wohl die herrlichste Sammlung religiöser Wahrheit, die sich lehren singen und beten läßt. — Nehmen Ew. ꝛc. hierzu die Wirkung wohlgewählter Melodien von einem sanften Positiv begleitet, die nicht abreißende Handlung der Zuhörer, den Reiz der Neuheit für die, deren Herz der Natur und der kunstlosen Empfindung sich vielleicht hier zum erstenmal öfnen und überlassen konnte: und gestehn Sie, daß solch eine Scene etwas hat, was sie über die Beschreibung erhebt. Nun hielt Hr. Basedow, unvorbereitet, eine Rede, deren zuversichtlichem Ton man es anmerkte, wie viel er für seine Sache gewonnen zu haben fühlte. Er redete über den eigentlichen Werth der Sprachen oft launigt, immer interessant. Und nachdem er die ältern Schüler herbeygerufen, wendete er sich an der Landes-Fürstin Königl. Hoheit, und bat, aus der Hochderselben unbekandten lateinischen Bibel ein Capitel in dem überreichten Castellionischen Texte zu wählen. Sie warf, ohne zu suchen, das zuerst auffallende Blatt um. Hr. Basedow nahm es hin, las im vorigen Capitel den Context vor, und nun übersetzten die 4 ältesten aufs bloße Vorlesen des Lehrers, der eine zwar fertiger als der andere, das Vorgelesene ins Teutsche.

Darauf nahm er einen Band alter Autoren und bat gleichfalls um die Wahl einer Stelle. Es traf eben so ungesucht den Curtius, und die Kinder übersetzten auch dieses mit vieler Fertigkeit. Nun löste Herr Basedow in einer Anrede seinem Publiko einige Besorgnis und Zweifel auf: wegen Küchen-Latein und der Unmöglichkeit bey dem Lateiniſchreden der Kinder, die gramatikaliſche Richtigkeit zu erlangen. Zum Beweis mußte ein Kind nach der alten Methode die vorgeleſene Stelle im Curtius gramatikaliſch behandeln, und that es mit großer Fertigkeit.

Damit auch die Geſchichte nicht vergeſſen würde, ſo bat Hr. P. Basedow, den zunächſtſitzenden, und kurz vorher aus Berlin angelangten Hrn. Baron von Stoſch ein Thema aus der alten oder neuen Geſchichte zu wählen — und dieſer wählte den Feldzug Alexanders in Indien. Der ſehr geſchickte Magiſter Mangelsdorf, den man auch zum ordentlichen Lehrer des Philanthropins aufnehmen wird, trat vor, und das Kind (es war, dünkt mich, der Stief-Sohn des Hrn. Hofrath Deinet aus Frankfurt am Mayn,) beantwortete alle lateiniſchen Fragen, in gutem Latein, und bis auf alle Kleinigkeiten richtig, und wuſte vielmehr als man erwarten und fordern konnte. Herr Simon hatte vorher ſchon eine franzöſiſche Uebung gehalten, deren Innhalt den Nutzen und Gebrauch einiger vorge-

zeigten Instrumente beym Landbau betraf, welche dem Lehrer und den Kindern Ehre machte. Man beschloß mit einer trigonometrischen Aufgabe, welche 7 ältesten, mit Hülfe der Logarithmen, deren Gebrauch sie völlig kannten, fertig auflöseten, und nur an wenigen Stellen der Zurechtweisung des Lehrers Hrn. Wolke bedurften. Vorher hatten die jüngeren das Pythagoräische Problem demonstriret, und schwere Bruch-Rechnungen theils ohne Tafel, theils auf der Tafel, fertig gerechnet. Und man beschloß, wegen Mangel der Zeit zu mehrerer Prüfung, nachdem Hr. Pr. Basedow für die 3 ältesten Lehrer Hr. Wolke, Simon und Schweighäußer den Professor-Titul bey dem Fürsten erbeten hatte, mit einem vom Fürstl. ersten Violinisten und Kammermusiko Hr. Kuß in herrliche Musik gebrochten

Herr Gott dich loben wir!

Die Anwesenheit des guten Landesfürsten bey allen und jeden Handlungen; Sein und Seiner vortreflichen Gemahlin edles Betragen dabey; Ihr Theilnehmen am Gottesdienst; das rührende des Ganzen; die schönen, gesunden, viel versprechenden Kinder; der Ausdruck auf dem Gesichte der Eltern, dazu ich keinen Namen weiß; die allgemeine Freude über den Sieg der Wahrheit über Verläumdung und Schaden-Freude — Alles — denn ich könnte hier zum Redner werden — ließ einen angenehmen

Stell-

liebsten Nachgeschmack, den mancher der Anwesenden nie ganz vergessen wird.

Am 15ten Nachmittags machte nun noch eine von einem Fürstlichen Hofmeister derer Kinder, die am Hofe zur Gesellschaft des Erbprinzen erzogen werden, vom Herrn Rothe, geschaffne eigentliche Kinder-Comödie das Ende der ganzen Feyerlichkeit. (Sie war einzig in ihrer Art, und that eine ganz gleiche Wirkung auf alle für ungekünstelte, freye Gefühle gestimmte Seelen.) Die Acteurs waren, die Schwester des Verfassers, Hr. Simon, und viele Kinder aus dem Philanthropin. Am Abend wurden die Fremden (die auch den Mittag bey Hofe gespeist, und sich dort, voll von mehr als Verehrung für den Fürsten und die Fürstin, beurlaubt hatten) in dem Garten des grosen Gasthofes wieder bewirthet, und bey einer Illumination und allerley Verzierungen zu Ehren des Philantropins endigte sich die Prüfung der Sache in Gesundheiten für sein Auf- und Fortkommen. Doch hat ein jeder versprochen in seinem Kreise Wohlthäter zu werden, und an Dessau, seine unvergleichlichen Gebieter, und das Philanthropin, lebenslang mit Freuden und Dankbarkeit zu gedenken.

Nun, noch Reflexionen von mir?

Sie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20594 / 363

Sie sind überflüßig. Sie kleidet es beßer zu reflectiren; (*) ich habe die Phryne gesehen, und das täuscht; Sie aber lesen Acta und bleiben gehörig kalt. Sammeln Sie lieber mehr dergleichen. Vielleicht tadelt ein besserer und weiserer als ich, das was ich lobte. Auch gut und löblich — Ich habe wahrlich Federn zerbissen, so flüchtig ich auch schrieb, um, doch wenigstens des Schattens halber, meiner Erzählung Tadel zu geben. Aber es ist mir gegangen wie dem Bileam. — Leben Sie wohl!

Halberstadt,
den 18ten May 1776.

E. F. Rochow.

N. S. Doch nun fällt mir etwas ein: Basedow hätte weniger (ob er gleich ganz vortreflich redete) reden, und mehr die Kinder in allem was sie wußten, prüfen lassen sollen. Denn er ist dem Publico wohl sechserley schuldig geblieben, was er, zu seiner großen Ehre, hätte zeigen können.

V. Klei-

(*) Keine Reflexionen, weder warme noch kalte; wo die Sache selbst so laut spricht!

V.

Kleinere Poesien.

Auf die Musik zu Erwin und Elmire,

von Ihrer Durchlaucht, der verwittibten Herzogin zu Weimar und Eisenach gesezt.

Wenn Sterblichen vergönnet wäre
Zu seyn, wozu der Dichter sie
Mit Gotterhizter Phantaße
Erschafft der Welt und sich zur Ehre;
Und in des Waldgebirges Thal
Versenkte sich in schwarzvertrauten Schatten,
Um seiner Qualen Wuth durch Duldung abzumatten,
Ein heutiger Erwin zum zweytenmal,
Und hofft' umsonst im dichtrischen Revier
Den Tag, die Nacht, den andern Tag,
Den dritten Tag, und Tag um Tag,
Auf seine wirkliche Elmire: —
Dem Armen, welchen Rath könnt ihm ein Menschenfreund,
Könnt' ihm der Dichter selbst mit nassen Augen geben?
Vertraur', Unglücklicher! dein hassenswürdig Leben,
Und trägst du's länger nicht, so tödte deinen Feind!

Ich, aber wiße was ich riethe,
Ich dem der Halbgott Äskulap,

Ires

Trotz Antiochus Arzt, (*) geheime Mittel gab,
Und die ich auch nicht jedem Kranken biete;
Ich ſezte meinem liebn Schwärmer
Ein klein Spinetchen in ſein Thal,
Und ſpielt' ihm auf dem kleinen Lärmer
Der Herzogin Muſik einmal;
Und wenn dann mein Erwin aus ſeinen lezten Zügen
Nicht auffprang' als ein junges Reh,
Und ſie allebend kommen ſäh
Vom Berg herab, ihm in die Arme fliegen,
Und ſchwüre nicht, daß ſie alliebend vor ihm ſteh
Und er für Wohl an ihrer Bruſt vergeh;
So wollt' ich unter ſeinem Weh
Mit ihm erſinken und erliegen!

Ja ja, Durchlauchtigſte, Du zauberſt uns Cimiren
In jede wilde Wüſteney;
Und kam der Dichter uns in ſeeliger Raſerey
Bis an des Todes Schwelle führen:
So führſt Du uns von da noch ſeeliger und lieber
Bis nach Elyſium hinüber.

Lenz.

Edwin und Emma.

Nach dem Engliſchen.

Euch, die Ihr Eure Thränen nie
Verſaget fremdem Leid,
Freundinnen! Euren Herzen ſey
Dies Lied von mir geweiht.

Im

(*) Antiochus Sohn des König Seleukus in Syrien, verliebte ſich in ſeine Stiefmutter, und ward krank darüber. Der Arzt brachte endlich das Geheimniß von ihm durch Muſik heraus, womit er ihn auch heilte.

Im fernen Thal, beſchützt vom Wald,
Durchſtrömt vom Silberbach,
Wo Ruh und Unſchuld, unbemerkt,
Wohnt unterm Hüttendach,

Dort blühte Emma voller Reiz,
Der Mutter Liebling, auf;
„O Himmel! ſegne nur mein Kind,
„Dann, bat ſie: nimm mich auf.

Die reinſte Farbe der Natur
Mahlt' ihrer Wangen Roth —
So lacht im jugendlichen May
Das frühe Morgenroth.

Verlacht, Ihr Töchter aus der Stadt,
Nur meine Emma nicht:
Die Sonne, die im Demant ſtrahlt,
Leiht auch der Lilie Licht.

Voll Sehnſucht ſah der Jüngling ſie,
Voll Neid der Mädgen Schaar,
Nur Emma war ſichs nie bewuſt,
Wie liebenswerth ſie war;

Bis Edwin kam, aus deſſen Blick
Erhabne Tugend ſtrahlt
Und ſich mit Zärtlichkeit vermiſcht,
In ſanften Zügen mahlt.

Sie fühlten bald der Liebe Zug,
Den jedes leicht geſtand;
Denn keines hegte einen Wunſch
Den Tugend widerſtand.

Entzückt empfanden ſie das Glück
Das reine Liebe ſchafft —
Doch, leider! ihre Freude war
Nur wenig dauerhaft.

Denn Edwins Schweſter — häßlich ſie
Und boshaft, wie der Neid,
Bereitete mit tückſcher Kunſt
Den beyden herbes Leid:

Der Vater auch, 'ein harter' Mann
In dem kein Mitleid schlug,
War fühllos, wie der Leimen war
Der seine Garben trug.

Mit Kaltsinn sah er lange schon
Die Liebenden sich freun,
Sprach dann mit eines Vaters Ernst
Zuletzt ein zornig „Nein.„

Wie schmerzlich war der Kampf, der jetzt
In Edwins Brust entstand!
Hier fesselte Gehorsam ihn,
Dort holder Liebe Band;

Verboten war ihm, sie zu sehn,
An der sein Herze hieng,
Doch blickt er oft, voll Sehnsucht, hin
Da, wo sie weinend gieng;

Versteckte hinter Hecken sich,
Von fern sie auszuspähn —
Dort hat ihn, einsam klagend, oft
Der Mond noch spät gesehn.

Sein Antlitz, das sonst Liebreitz färbt,
Deckt schnell ein tödlich Blaß —
So welkt die junge Rose, vor
Dem Hauch des Boreas.

Zu spät hängt nun der Aeltern Blick
Am Sterbbett über ihn,
Und sucht mit Thränen ihn der Hand
Des Todes zu entziehn.

„Ach! seufzt er: Hülfe ist zu spät,
„Um mich ists bald geschehn,
„Doch, könnt Ihr, o! so laßt mich noch
„Sie, die ich liebe, sehn.„

Sie kommt, drückt sanft die kalte Hand,
Und netzt mit Thränen ihn —
So tröpfelt noch der Morgenthau
Auf Lilien, die verblühn.

Doch, grauſam! auch noch jezt verwehrt
Die falſche Schweſter ihr,
Zu ſagen, was ihr Herz laut ruft:
„Mein Edwin! lebe mir. „

Vom Schmerz beklemmt wankt ſie zurück,
Bey Gräbern hart vorbey;
Die Luft wird kalt; die Eul erhebt
Ihr nächtlich Klaggeſchrey.

Die fürchterliche Nacht erfüllt
Mit ſchwarzen Bildern ſie,
In jedem Buſch zeigt Edwins Geiſt
Sich ihrer Phantaſie.

Für Schmerz und Schrecken bebend, irrt
Sie einſam hin durchs Thal,
Und plözlich trifft ihr horchend Ohr
Der Sterbeglocke Schall. —

Entnervt, erreichte kaum ihr Fuß
Der alten Mutter Thür.
„Ach! er iſt hin, mein Edwin! todt
„Sind alle Freuden mir;

„Ich fühls, ich fühls, mein Herze bricht —
„Des Todes Schauer faßt
„Mich mächtig — Edwin! ja, ich komm. „
So ruft ſie — — und erblaßt.

Fabeln.

Die Frau und die Henne, die goldne Eyer legt.

Ich will euch erzählen' ein Mährlein:
Ein Mütterlein
Hatt' eine Wunderhenne, treu
Und hold.
Die legt' ihr täglich
Ein Ey
Von Gold.

Das Mütterlein freut des Dinges sich.
Nun ist es ihr gewöhnlich,
Nun will sie täglich
Schon zwey,
Schon drey;
Die Henne bleibt dabey
Und legt ihr Ey.
„So warte Thier,
„Ich will dich kriegen!
„Was muß denn ihr
„Im Hintern, mit Respekt zu sagen, liegen?
„Ohn' allen Zweifel ein Schatz von Gold,
„Den will ich kriegen! „ —

Sieh, zum Dank
Für vielgehabte Müh
Im goldnen Eyerlegen,
Schlachtet sie sie,
Und findet nichts,
Und hat nun nichts.

Uebel angewandte Hülfe.

Ein böser Hund fiel tief
In eine Grube, rief
(Wie man denn rufet, wenn man fällt)
Entsetzlich. Und sein milder Herr hinein,
Will helfen ihm. Der Tolle bafft und bellt,
Und fällt ihm ins Gebein.

* * * *

Dem Philosophen neuster Art
(das ist, noch ohne Bart)
Hilf ihm aus seiner Grube
Der Narrenstube,
Er beißt und bellt!

Der Schwan und der Gärtner.

Als einst der Schwan noch Phöbus Stimme sang
Hört wie es ihm durch seiner Lieder Klang
Gelang!
In großer Gänseschaar
Schwamm mit der Schwan,

Und da es dunkel war,
(Und man
Im Dunkeln denn nicht sehen kann)
Vergriff sich schon sein Pflegersmann,
Und lieber Schwan dir droht
Unedler Tod.

Der ahndende Prophet begann
Sein Sterbelied,
Es zieht, es zieht
Zwar nicht
Den Mond vom Himmel, aber zieht
Den Gärtner aus der Nacht;
Er sieht
Mit klarem Angesicht,
„Nein edler Schwan (und ward des Irrthums roth)
„Du stirbst nicht
„Gänsetod! „

A. Wenn war das, daß der Schwan sang?
B. Schon lang'!

Logogryph.

Ich bin ein Wort, daß auf vier Sylben rollt
Und, wenn Ihr mich halbiren wollt,
Kann jeder Theil für sich bestehen,
Enthalt' ich (hütet Euch mich unrecht zu verstehen!)
Was täglich der Natur zwier ein Gesunder zollt (1)
Und was wir jeden Tag, wenn wir nicht blind sind, sehen. (2)
Laßt ihr mich wie ich bin, so wett' ich, Ihr entdeckt,
Ohn' Oedipus Verstand zu haben,
Daß ein Adverbium, (3) ein Casus (4) in mir steckt.
(Verzeihet einem dreißig Sommer alten Knaben
Die Brocken Schullatein.
Die Muttersprache paßt, trotz allen Dichtergaben,
Hier nicht ins Sylbenmaaß hinein)
Wenn Ihr mich nun zerlegt, was liegt in mir begraben?
Das Instrument, das weiflich nie allein
Sich hören läßt (5) das Roß, worauf, bey Mondenschein,
Zum Blocksbergball die Schönen traben (6)
Die, Werkstatt, wo der Gott, der krause Stirnen schätzt,
Bey Jovis Donnerkeulen schwitzt,

Indeß die Götter sich mit seinem Weibchen laben. (7)
Was man an einem Weg zu loben pflegt, (8)
Und wie zur Braut der Bräutigam sich legt. (9)
Was sich bald sanft um eine Haube schmieget,
Bald freyer um den Busen flieget. (10)
Nicht minder, was der Kartenspieler liebt,
Weil es dem Glück fast stets den Ausschlag giebt. (11)
Und wie man spricht, wann man auf etwas zeiget. (12)

Auch was der Klet, wann sich die Sonne neiget
Und wann sie aufgeht, ist. (13)
Ein Zeitvertreib, bey dem die griechische Kokette
Den Stuker Griechenlands empfieng
Und mit soviel Decenz doch alles vor sich gieng,
Als in Paris bey der Toilette, (14)
Was Ihr in Eurem Stammregister zählt
Wofern es den Kollateralen
Nicht ganz und gar an Weibern fehlt. (15)
Der Held, der laut der ältesten Annalen
Ganz unbepanzert, ungestält
Sich gegen der Philister Macht empörte —
Nein, nicht er selbst, der Stamm, dem er gehörte. (16)
Das Ding, bey welchem ihn ein Weib herumgeführt. (17)
Ein Nahme teutscher Komponisten,
Den sicherlich in ihren Musterlisten
Mit goldnen Lettern Fama führt. (18)
Was jedem Ding zu seiner Zeit gebührt. (19)
Und was, so lang ihm auch die Götter Leben fristen,
Ein jeder Mensch, gerührt, am Rand der Gruft,
Doch wenigstens zu Einem Abgott ruft. (20)

Erräthet Ihr mich noch nicht, liebe Leute,
So setzet Euch, eh Ihr mir flucht,
Zu dem, was ich unskeletirt bedeute,
Und traurt Ihr habt mich ungesucht.

G—r.

VI.

Kritiſche Anzeigen.

Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bey den verſchiedenen Völkern, da er geblühet. Eine Abhandlung, welche den von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften für das Jahr 1773 geſetzten Preis erhalten hat. Von Herrn Herder. Berlin, bey Voß, 1775.

Noch nie iſt wohl eine Preisfrage, die ſo viel Stoff zu unnützen Hypotheſen enthielte, einfacher beantwortet, und als Text zur Nutzanwendung für die gegenwärtige Zeit fruchtbarer behandelt worden. Der V. ſchickt einige Grundſätze voraus, ehe er zu Beantwortung der Frage ſelbſt ſchreitet. Genie und Geſchmack ſind einander nicht entgegen, wie man gewöhnlicher maßen glaubt. Genie iſt eine Sammlung Naturkräfte: es kommt alſo auch aus den Händen der Natur, und muß vorausgehen, ehe Geſchmack werden kann. Bey einem Volke, das noch roh iſt, muß man nicht vom Verfall des Geſchmacks, ſondern von langſamer Bildung zum Geſchmack, zur Wohlgeſtalt reden. Gemeiniglich ſagt man: „das Genie bedürfe des Ge„ſchmackes nicht, nur der genieloſe Kopf müſſe ſich mit Ge„ſchmack tröſten.„ Iſt aber der Geſchmack für Genies nicht da; ſo weiß man nicht für wem er da ſeyn ſoll? Das Nichts, der Dummkopf kann ihn nicht brauchen noch faſſen: Geſchmack iſt nur Ordnung im Gebrauch der Geniekräfte, und iſt alſo ohne Genie ein Unding. Im Gegentheil je mehr Kräfte ein Genie hat, je raſcher die Kräfte würken, deſto mehr iſt der Mentor des guten Geſchmacks nöthig, damit ſich die Kräfte nicht ſelbſt einander überwältigen, zerrütten, und im Fall der Uebermacht auch andere gute Kräfte zertrümmern. Verzehrten ſich auch in einem Zeitalter der Ueppigkeit und des allgemeinen Verderbens die Kräfte des Genies: ſo kommt doch der nachjammernde Geſchmack ihm aufzuhelfen zu ſpät. Würkt er nicht durch That und Beyſpiel, ſo wird das Strafen und Lehren nichts helfen. Das zeigen alle einzelne Stimmen in den Jahrhunderten der Barbarey und des verfallenden Geſchmacks. Waren ſie blos Stimmen, ſo würkten ſie nichts; gatteten ſie ſich aber mit Kräften, belebten ſie das Genie und weckten andere Genies auf, ſo ward beſſere Zeit. Geſchmack in Einer Kunſt weckten den Geſchmack in Allen Künſten: es war gleichſam harmoniſcher Aether da, in dem die ähnlichen Saiten aller verſchiedenen Inſtrumente auf Einen Druck bebten und klangen. Nur

also Genies können und müssen Genies bilden und rückbilden zur Ordnung, Schönheit und dem Gleichmaße ihrer erkennenden oder fühlenden oder ausübenden Kräfte: denn auch hier würkt Wahrheit und Schöne nur durch Gleichgefühl und Nachahmung. Und nun ist auch die Frage erörtert, wie fern Genies allein den Geschmack verschlummern? nemlich weil er ohne sie nicht existirt, und sie ihn allein verschlummern können, wenn sie die Kräfte ihres Genies übel anwenden. Eben so falsch setzt man oft die Vernunft den Geschmack entgegen, und weiß sich viel, wie diese immer zu dem Verfall jenes beygetragen. Ist Geschmack nichts als Ordnung, Fertigkeit der Kräfte zur Schönheit, so kann er nur durch Vernunft, Beurtheilung, Ueberlegung würken, durch die allein Ordnung wird. Soll also die Vernunft den falschen Geschmack befördert haben; so will man Unvernunft, Klügeley, Sophisterey sagen. Unter keinem Vorwande konnte durch Vernunft falscher Geschmack entstehn. Das ist so wahr, daß selbst Produktionen des falschen Geschmacks in der Folge nicht umhin konnten neue Vernunft zu bilden und sich an ihr selbst zu zerstören. Eben durch den Geschmack haben die Griechen an Vernunft, und durch ihre leichte Vernunft an Geschmack gewonnen. Man fühlt ferner in den sittlichen Kräften, und will, daß bald Frömmigkeit Wohlgeschmack, bald Verfall am Geschmack Gottlosigkeit nach sich ziehen müsse. Allein mit welchem Rechte? Geschmack und Tugend ist nicht Einerley. Jener ist nur Ordnung und Gleichmaß gewisser sinnlicher Kräfte zu oder in einem Kunstwerk: Diese soll Ordnung und Gleichmaß seyn, in all unsern Kräften zum großen Werk des Lebens. Aber das ist unläugbar, daß wo die Sitten auf den höchsten Grad verdorben sind, auch der Geschmack verdorben seyn müsse. Und das sehr natürlich. Wo Ueppigkeit, Schande, Schwäche, Knechtschaft, Lüsternheit herrschen: da hat keine Kraft der Seele mehr edle Zwecke oder edle Mittel. Geschmack sollte das Bild und Kleid der Tugend seyn: wo sie gar nicht ist, ist auch ihr Bild und Kleid nicht mehr.

Es giebt keinen andern Weg die Geschichte des verfallenden Geschmacks bey den Griechen zu studieren, als wenn man nach den Ursachen forscht, aus denen sich der Geschmack unter ihnen erzeugte. Diese Veranlassungen würkten, wie alles unter dem Mond, nicht ewig: es traten andre schädliche an ihre Stelle, und der Geschmack sank selbst bey dem Volk, bey dem er am meisten Natur war. Homer entstand im schönen griechischen Jemin, in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte der feinern Bildung sah, und von den starken Sitten der fur-

frühern Welt in lebendigen Sagen hörte. Eben so natürlich entstand das griechische Drama in aller Blüthe seines Geschmacks. Es war eine Naturblume der Zeit, der Veranlassungen des damals lebendigen Geschmacks, wie Jahrhunderte vorher die Märchen und Rhapsodien der Oviden. Sophokles entstand wie Homer, und Pindar wie alle beide. Eben so war die griechische Redekunst öffentliche Anstalt und Triebfeder: Gemeingeist, öffentliche Rathschlagung, Geschäfte, Freyheit, waren ihr Element: da gabs zu Vorträgen wie zu Freyheit und Geschäften natürlich geborne Männer. Die Philosophie, Erziehung und Uebung gieng dahin, aufs Leben der Republik, auf Thätigkeit des Bürgers. Die Kunst endlich, die das weiteste Feld von Veranlassungen hatte, gieng eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgestalt, leichte Handlung, Lust und Freude, Mythologie, Gottesdienst, Liebe zur Freyheit, die ihre tapfere Männer und Jünglinge belohnte, und so viel andere Ursachen, schufen und entwickelten ihre Kunst zur Blume der Schönheit: sie war lebendige veredelte griechische Natur, wie alle vorige Produkte.

Alles dies schwand, jemehr sich das Andenken der ersten Heldenzeiten verlohr, der Gemein-Geist Griechenlands, und folglich das Interesse Aller an diesen Begebenheiten, zu Grund gieng, das den Cyklus der epischen, dramatischen Poesie, und Kunst nährte. Selbst das Zeit-Alter Alexanders, das blühendste für die Gegenwart, untergrub den griechischen Geschmack in seinen Quellen, weil es seine Freyheit untergrub. Die Kunst blühte in den Treibgärten der Höfe, die Komödie war nicht Satyre, sondern Spiel des Witzes, und die Dichtkunst wartete im Vorgemach auf.

Den Römern ist der Geschmack nie geworden, was er den Griechen war, National-Sache und Element der Bildung. Sie hatten sich lange ohne Geschmack beholfen, sie waren ohne ihn groß und mächtig geworden, so gar, daß sich die alten wahren Römer seiner Einführung als einer schädlichen Pflanze widersetzten. Beredsamkeit und Geschichte war das einzige, was sie von den Griechen zur Nachbildung beybehalten konnten. Ihre schönste Dichter-Periode entstand zu den Zeiten da die römische Freyheit sich unter das Joch der Tyranney bückte, wie ein Blitz, und schwand auch wieder so. Zwey Augen durften sich schließen, und so konnte auf Einmal der falsche Geschmack einbrechen. Dieß war unmöglich wenn Dichtkunst, Kunst, und guter Geschmack ein Nationalmedium der Denkart gewesen wäre.

Wir übergehen die treffliche Bemerkungen des Verfaſſers über die Zeitalter Leo X. und der Medicis, Ludwig des 14ten, und die verſteckten ſtummen Klagen gegen den Geiſt des jetzigen. Der 3te Theil dieſer Abhandlung, welcher die praktiſche Anwendung enthält, wäre ein Text, worüber ſich Jahre lang ſelbſt den Vorſtehern der Erziehung Unterricht ertheilen ließe. Da in unſrer Zeit in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Name Geſchmack noch ein Vorwurf iſt, ſo wird er freylich höchſtens bey denen, die ſich mit dieſen Vorwurf beladen wollen, auf der Oberfläche haften, und nie Saft des Lebens werden. Abgeſonderte Virtuoſität wird das Gefühl des Guten und Schönen bleiben, und nie zu einem dauernden Organum der Menſchheit reifen.

Bemerkungen der Kurpfälziſchen phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahre 1773. Mit zwey Kupfertafeln. Lautern, im Verlag der Geſellſchaft. 1775.

Voran ſteht die Geſchichte der Geſellſchaft woraus man ſieht, daß ſie von Sr. Kurfürſtl. Durchl. eine neue Zulage von 50 Ducaten jährlich erhalten, mithin jetzo 900 Gulden Unterſtützung höhern Orts genießt. Ihre Einkünfte zu vermehren hat ſie nun auch den Verlag ihrer Schriften ſelbſt übernommen. Bey dem Nahmensfeſt Sr. Kurfürſtl. Durchl. hielt ſie ihre Verſammlung, und nach einer gehaltenen Rede, auf die um alle Theile der Wiſſenſchaften und Künſte ſo erhabene Verdienſte Ihres theuren Landesvaters, ertheilte ſie an die Landleute, die ſich im Kleebau hervorgethan, die dafür ausgeſetzte Preiße. Auch den Flachsbau zu begünſtigen kündigte ſie zwey neue Preiße an. Ferner ſetzte ſie auf die Preisaufgabe 10 Ducaten: wer die wichtigſte Entdeckung in der Landwirthſchaft, oder in Manufaktur- und Fabrikenweſen einſenden würde. Außer dieſen wendet ſie noch 20 Ducaten zu Ermunterungs-Preißen bloß für das Oberamt Lautern und zwar auf die Stallfütterung bey den Unterthanen an. Der Fortgang ihrer Spinnereyen iſt ſo anſehnlich, daß die auf das Jahr 1774 ausgeſetzte Preiße unnöthig geworden, und ſich die Anzahl der Spinnerinnen dergeſtalt vermehrte, daß ſie zu Anfang 1775. 1200 Spinner hatte. Ein klarer Beweis was rühmliches Beharren und thätiger Patriotismus auch bey kleinen Auslagen vermögen. Denn ihr Kapital iſt in wenigen Jahren verdoppelt, und nachdem ſie ihre Waarengewölber zum erſtenmal auf der Frankfurter Meſſe eröfnet, auf 32000 Gulden geſtiegen. Nun beſchloß auch die Geſellſchaft einen ſilbernen Jetton unter ihre ordentlichen Mitglieder auszutheilen, wovon die Titelvignette die Seite und Gegenſeite zeigt.

Unter

Unter den Abhandlungen zeichnen sich hauptsächlich die des Hrn. Gügenmus aus, der als ein bekannter glücklicher Oekonom die wahrsten praktischen Vorschläge thun kann, indem er schon die dürrsten Haiden zu ansehnlichen Gütern, und wenig abwerfende schon gebaute Ländereyen zu einer gegen ihren ersten Ertrag unerhört grosen Nutzung erhoben hat. Die erste Abhandlung behauptet gegen die Systeme eines Tull, Chateauvieux, und Kretschmar die Unfruchtbarkeit jeder Erdart, und verlangt nichts als künstliche Düngung, wenn dem Landmann seine Mühe soll belohnt werden. Die Möglichkeit der Verbesserungen aller Erdarten zeigt er an dem Beyspiel des Baadenschen Oberlandes, der Schweitz, einiger Gegenden der Pfalz u. s. w. Die zweyte untersucht, welche Bauart für den gemeinen Landmann die vorzüglichste sey. Wenn nach dem gewöhnlichen Schlendrian der Landleute nur alle sechs Jahre gedüngt wird, ergiebt sich bey der Berechnung des Ertrags jährlich auf 3 Morgen Acker 4 fl. 35 Kr. klarer Verlust; Wenn alle 3 Jahre gedüngt wird, 31 fl. reiner Gewinst; sodann wenn von drey Morgen der 3te verkauft wird, um die andern beyde in vollkommnen Ertrag zu setzen, 57 fl. 40 Kr. Ueberschuß; ferner 4tens, wenn alle 6 Jahre gedüngt, aber der 3te Theil mit Klee bestellt wird, ergiebt sich wahrer Gewinn 17 fl. 30 Kr.; ferner ist, wenn von 3 Morgen 2 im ersten Jahre mit Klee besäet, und dieser Bau 3 Jahre lang fortgesetzt wird, 76 fl. reiner Gewinn u. s. w. Die vortrefliche Abhandlung des Hrn. Reg. R. Medicus zeigt, daß bloß praktische Beyspiele, wenn sie auch Beweise des glücklichsten Erfolgs sind, bey den muthwilligen Blinden wenig helfen, so lange nicht die Ausbreitung wahrer Kenntnisse und Grundsätze allgemeiner wird. Außer diesen berechnet Hr. Henop sehr praktisch, wie eine zahlreiche Baumschule von guten Obstbäumen nützlich anzulegen sey; und Hr. Dr. Schimper, und Hr. Jakobi schlagen bessere Methoden vor, das Quecksilber zu scheiden. Wir wünschen den Bemühungen dieser um die Landwirthschaft so verdienten Gesellschaft allen möglichen Erfolg, und sehen der Fortsetzung ihrer Schriften mit Vergnügen entgegen.

Plan der hohen Kameralschule, welche mit Kurf. gnäd. Erlaubniß den 30 Octobr. 1774 in Lautern ist eröfnet worden. Von der Kurpfälz. ökonomischen Gesellschaft in Lautern herausgegeben. 2te Auflage. Lautern, auf Kosten der Gesellsch. 1776.

Die bisher zum besten der Oekonomie auf Akademien errichtete Lehrstühle reichten, wie die Erfahrung lehret, bey weiten nicht zu, dem Vaterland tüchtige Kameralisten zu bilden. Gewöhnlich

Ohnlich ist nur ein Einziger Mann bestellt, den ganzen Umfang dieser so weitläuftigen Wissenschaft vorzutragen, und selten hat derselbe, neben einer gründlichen Theorie, Gelegenheit, die Stadt- und Landwirthschaft in der Praxi näher zu studieren, so gern er vielleicht auch möchte. Außer diesem ist der Lauf des akademischen Lebens so kurz, und mit so viel Bedürfnißen des Lernens überhäuft, daß die kameralistische Fakultät, weil sie noch nicht förmlichen Sitz und Stimme auf den akademischen Reichstag erhalten hat, den gewöhnlichern Brodstudien Platz machen muß. Diese, nebst andern Bewegungsgründen, die in diesem Plan auf das bündigste vorgetragen werden, gaben der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft den patriotischen Entschluß ein, zu Lautern eine neue hohe Kameralschule zu stiften. Sie hat nicht allein den Plan dazu entworfen, sondern würklich die Lehrer vor einigen Jahren bestellt. In dem Winter des ersten halben Jahrs wird Philosophie, reine Mathematik, Naturlehre, Naturgeschichte, und zwar das Thier- und Mineralreich gelehrt. Im Sommer des zweyten halben Jahrs ertheilt man Unterricht in der angewandten Mathematik, Chemie, Kräuterlehre, Landwirthschaft. Im Winter des 3ten wird 1) die Lehre von Gewerken, Manufaktur- und Fabrikwesen. 2) Handlungswissenschaft. 3) Policeywissenschaft vorgetragen; und im vierten endlich Unterricht in der Finanzwissenschaft, Staatswirthwissenschaft und Anleitung zu gelehrten Reisen gegeben.

Nach der Erklärung der Gränzen jeder Wissenschaft insbesondere wird hier dem Publiko Rechenschaft über die Art des Vortrags gegeben, und die Namen der Lehrer bekannt gemacht. Die Gesellschaft hat überdieses solche thätige Anstalten zu Unterstützung dieser Absicht getroffen, daß wir nicht anders als die gegründeste Hofnung von ihrem gewissen Fortgange schöpfen können. Außer einer fürtreflichen Büchersammlung hat sie eine eigne Manufaktur und Landguth, eine Sammlung von Instrumenten zur Experimentalphysik und angewandten Mathesis, einen botanischen Garten, ferner die erste Anlage zu einem Naturaliencabinet, und ein chymisches Laboratorium.

VII.

Nachricht von Johann Fichard.

(gebohr. 1511. gest. 1581.)

Unter den vortreflichen Männern von allen Classen, welche die Reichsstadt Frankfurt seit mehrern Jahrhunderten hervorgebracht,

gebracht, iſt der Rechtsgelehrte, deſſen Bildniß das gegenwärtige Stück des T. M. ziert, einer der hervorſtechendſten. Er war ein Schüler des damaligen groſſen Rechtslehrers, Ulrich Zaſius, der in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Zierde der hohen Schule zu Freyburg war, und (wie Sichard, von ihm zu rühmen pflegte), noch als ein 70jähriger Greis ſo viel Feuer des Geiſtes und Lebhaftigkeit im Vortrag beſaß, daß kein andrer ſeines Ordens in Teutſchland und Italien ihm hierinn den Vorzug ſtreitig machen konnte. Sichard, der in der Schule zu Frankfurt einen guten Grund in den gelehrten Sprachen und philologiſchen Kenntnißen gelegt hatte, erwarb ſich zu Freyburg die vorzügliche Liebe und Fürſorge des alten Zaſius, und machte ſich derſelben ſo gut zu Nutz, daß nachdem er etliche Jahre dem Canoniſchen und Römiſchen bürgerlichen Recht (auf welche ſich in dieſen Zeiten die Rechtsgelehrtheit einſchränkte) unter einem ſo geübten Anführer mit groſſem Fleiß obgelegen, er nebſt ſeinem Mitſchüler, Johann Sichard, von Biſchofsheim (in der Folge ebenfalls einem der verdienſtvollen Männer ſeiner Zeit) im Jahr 1531 als ein Jüngling von 19 Jahren den Doctorhut aus deſſelben Hand zu empfangen würdig war, und durch ſeine Geſchicklichkeit und beſondere Wohlredenheit ſchon in ſolcher Jugend aller Augen auf ſich zog. Er übte ſich hierauf eine Zeitlang in der Praxis an dem damals zu Speyer befindlichen höchſten Reichsgerichte; beſuchte ſodann die berühmteſten Rechtsſchulen in Italien, beſonders die zu Padua und Bologna, welche damals vorzüglich blühten; erweiterte daſelbſt ſeine Kenntniße in allen Theilen der Gelehrſamkeit, und kehrte hierauf in ſeine Vaterſtadt zurück, welche nicht ſäumte ſich die Geſchicklichkeiten eines ſo vorzüglichen Mitbürgers zuzueignen, indem ſie ihm die Würde eines Stadtſchreibers und Syndici im Jahr 1537 anvertraute. Er verwaltete dieſes in Reichsſtädten ſo wichtige Amt 44 Jahre mit gröſtem Ruhm; machte ſich während dieſer Zeit unvergeßliche Verdienſte um ſeine Vaterſtadt durch die Geſchicklichkeit, Klugheit und Thätigkeit, womit er, in den damals ſo außerordentlich verwickelten, gefahr- und arbeitsvollen Zeitläuften, die wichtigſten Geſchäfte (beſonders auch die durch die Reformation veranlaßten neuen Einrichtungen) zu Stande bringen half, und ſtarb endlich mit dem Nachruhm, eine Zierde ſeiner Stadt und einer der erſten Männer ſeines Jahrhunderts in ſeinem Fache geweſen zu ſeyn, im Jahr 1581. im ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. Unter ſeinen vielen juriſtiſchen Schriften wird ſein Tractatus Cautelarum vorzüglich geſchätzt. Er ſchrieb auch eine Biographie der neuern Rechtsgelehrten von Irnerius an bis zu ſeinem Lehrer Zaſius, und andre zur Rechtsgeſchichte gehörige Werke.

Zu

Zu bemerken iſts, daß er auch ſeine Stärke in der griechiſchen Sprache durch lateiniſche Ueberſetzung einiger Schriften des Galenius zeigte. Denn ſchon damals, und vorzüglich damals, war das Studium der griechiſchen Sprache und Litteratur eine weſentliche Erforderniß, um den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und ſelbſt unter den großen Geſchäftsmännern des 16ten Jahrhunderts wird man wenige nennen können, die der Sprache Homers und Platons unkundig geweſen wären. Ich hätte ſehr gewünſcht, etwas umſtändlicheres und ſpecialeres von dem Leben und Charakter eines ſolchen Mannes mittheilen zu können; muß es aber aus Mangel der Materialien hiezu (womit ich von Frankfurt aus vielleicht hätte verſehen werden können) bey dieſer kurzen Nachricht bewenden laſſen. Das Bildniß, das ich von ihm liefre, ſoll denen, die man daſelbſt noch von ihm hat, ziemlich ähnlich ſeyn, und ſcheint mir einen Mann von hellem Sinn, unbefangenem Verſtand, großer Feſtigkeit, Feinheit, Mäßigung und Bonhommie, wiewohl bey vielem Feuer, anzukündigen; und ich bemerke daran vorzüglich eine Art von ſcharfem, ſichern und feinem Blick, der die großen Rechtsgelehrten ganz eigen charakteriſiert, aber unter der Radiernadel ziemlich verlohren hat.

W.

VIII.

Bekanntmachung,

im Betreff des im Teutſchen Merkur, III. B. S. 94. ausgeſetzten Preiſes.

Die Geſellſchaft, welche einen Preis von 60 Ducaten auf ein Lehrbuch für Land und Ackerſchulen ausgeſetzt, machte zur ausdrücklichen Bedingung, daß ſolches, nach dem von dem (nunmehrigen) Hrn. Abt Reſewitz zu Kloſter Bergé, in ſeiner Erziehung des Bürgers, entworfnen Plan, verfertigt werden ſollte; und bloß um die Einlangung eines dieſe Bedingung gehörig erfüllenden Verſuches abzuwarten, hat

hat sie (zumal auf zweymal erfolgtes Ansuchen von ungenannten Mitbewerbern um den Preiß) ihr Endurtheil so lange aufgeschoben. Sie ist zwar weit entfernt, den Werth einiger von den eingekommenen Preißschriften zu mißkennen: gleichwohl aber kann sie, nach hinlänglicher Prüfung derselben, keinen Entscheidungsgrund finden, einer davon den Vorzug öffentlich vor den andern zu geben; da selbst die vorzüglichsten darunter weder die verlangte Bedingung erfüllt, noch denjenigen Grad der zweckmäßigen Vortreflichkeit zu haben scheinen, den die Gesellschaft erwarten zu können glaubte. Sie erklärt also hiermit, daß sie den unbekannten Verfassern überlasse, ihre eingesandten Manuscripte wieder zurückzufodern, und darüber nach Gefallen zu disponieren! Die 50 Ducaten aber, welche Sie nun einmal zu Beförderung des öffentlichen Erziehungswesens gewidmet hatte, glaubt sie, nach vorliegenden Umständen, nicht besser anwenden zu können, als indem Sie solchen (wie hiemit öffentlich angezeigt wird) dem Basedowischen Philanthropino zu Dessau als einen zwar geringen, aber aus Ueberzeugung von der wahren Gemeinnützlichkeit dieses Instituts mit herzlich gutem Willen dargereichten Beytrag zu dessen gewünschter Befestigung und Fortdauer zu übermachen entschlossen ist.

W.

IX.

Anzeige einer neuen Erfindung.

Ein Ungenannter hat ersucht, im T. M. bekannt zu machen, daß er eine gar nicht kostbare Maschine erfunden habe, vermittelst welcher mit jeder Handig oder Canone auf einem

einem Schiff, auch bey starkem Wind, eben so accurat geworffen oder geschossen werden könne, als auf dem festen Lande. Er ist erbötig vor hohen Herrschaften, auf Verlangen, die Probe zu machen.

X.

Politische Nachrichten. April 1776.

Engelland.

Das Gerücht hat sich seit einigen Tagen verbreitet, daß ein vereinigtes Geschwader von französischen und spanischen Schiffen, mit neuntausend Mann an Bord, sich von Jamaika bemächtigt habe. Da verschiedene Mitglieder von der Kammer der Gemeine vom Lord North verlangten, öffentlich zu erklären, ob diese Neuigkeit wahr sey, oder nicht! so antwortete der Minister verneinend, aber unterdessen auf eine so zweydeutige Weise, um zweifeln zu lassen, ob er nach der Wahrheit rede, oder nach der Klugheit, die nicht gestattete, eine solche Begebenheit kund zu machen, wenn sie sich zugetragen. Es mag an dieser Neuigkeit, über welche man bald sichere Nachricht haben muß, seyn, was es will, so ist gewiß, daß, ohngeachtet der freundschaftlichen Versicherungen des französischen und spanischen Hofs, der englische nicht so ganz ruhig ist, und Verdacht schöpft aus den Seezurüstungen, die diese zwey eifersüchtigen Mächte veranstalten. Um in allem Fall in Vertheidigungsstand zu seyn, und jedem Ueberfall zuvorzukommen, wird die Regierung diesen Sommer ein Observationsgeschwader zu Spithead von 12 Schiffen von der Linie, völlig ausgerüstet und zu jedem Vorfall bereit, unterhalten.

Die Kriegsoperationen in Amerika bieten diesen Monat nichts neues und merkwürdiges dar. Jede Parthey arbeitet mit Eifer, sich den Vortheil in dem blutigen Feldzuge zu versichern, der sich nunmehr eröfnen wird, und in einem oder zweyen Monaten wird der ungeheure Strich der englischen Besitzungen in Amerika weiter nichts mehr darstellen, als ein Land voll Waffen, Festungen, Verschanzungen, Kriegsschiffen, und anderer Dinge zu Mord und Brand. Der Himmel gebe, daß zwey Monate nachher dieses nämliche Land nicht eine ange-

heure

seure Wüste sey mit Ruinen und Asche bedeckt, und von dem Blute seiner Bewohner gefärbt! Nach einer Liste der Macht, welche die Kolonien auf die Beine stellen können, und welche der Congreß dem Lord Germaine, Minister des Departements von Amerika, zugeschickt haben soll, befand' es sich, daß sie viermal hundert und funfzig tausend Einwohner habe, die im Stande sind, die Waffen zu tragen. Wenn man auch diese Berechnung für übertrieben annimmt, und sie auf die Hälfte heruntersetzt, oder selbst bis aufs Drittel, so werden ihrer doch noch genug übrig bleiben, Engelland die Eroberung der Freyheit seiner Kolonien theuer bezahlen zu machen. Den 25sten dieses Monats ist die Königin glücklich von einer Prinzeßin entbunden worden.

Frankreich.

Von dem Kriegsminister, dem Grafen von St. Germain, sind während dem Lauf dieses Monats verschiedene Verordnungen die Truppen betreffend erschienen; man giebt derjenigen viel Beyfall, die die Verkäuflichkeit der Offiziersstellen abschaft, als dem Wohl des Diensts und der nothwendigen Nacheiferung entgegengesetzt. Die Verordnungen, welche die bestimmten Einführungen und Anordnungen betreffen, welche Herr von St. Germain für die Truppen entworfen, sind unter der Presse und müssen nächstens erscheinen. Man sagt, daß darunter eine sey, welche die Tracht derselben gänzlich verändert, und einführt, daß sie in Zukunft Beinkleider, Halbstiefeln und Pumphosen nach Schiffmannsart tragen sollen, und eine bloße Weste mit einem Mantel darüber, um sich vor Regen und Kälte zu sichern, und endlich einen Hut mit vier Krempen, die sie bey bösem Wetter abschlügen. Man zweifelt nicht, daß diese ausserordentliche Tracht, wenn sie statt finden sollte, Stoff zu viel Spötterey geben werde, bey einer Nation, die über alles lacht, und immer nur die lächerliche Seite von jedem Ding auffaßt.

Man hält für gewiß, daß der Herr von Malesherbes, Minister des Departements von Paris und der Maison du Roi, seine Entlassung verlangt, allein daß der König, zu zufrieden über seine Dienste, ihm dieselbe für jetzt versagt habe. Der Herr von Malesherbes ist ein weiser Mann, ein Freund der Künste und philosophischen Ruhe, der sich nicht zu den Sitten und den Wirrereyen der Höfe bequemen kann. Er ist es, der sich der entworfnen Reform in der maison civile des Königs entgegengesetzt, aus einem Grunde von Billigkeit, der ihm nicht gestattete, auf diese Weise eine

Menge

Menge von Bedienten abzudanken, die dadurch ins Elend gerathen wären, da der Schatz nicht im Stande war, ihnen sogleich ihr voriges Auskommen zu erstatten.

Im Departement des Hrn. Turgot, Generalcontrolleurs der Finanzen, hat sich nichts neues zugetragen. Dieser Minister kann in seinem Antheil nur sehr langsam und mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehn, wegen der Hindernisse, die er von allen Seiten erfährt, sowohl von den Großen des Staats, als den Parlamentern. Es scheint sogar, daß der König über die heftigen und vielleicht zu allgemeinen Verbesserungen erschrocken sey, die dieser Minister auf einmal in allen Zweigen der Verwaltung einzuführen unternahm; deßfalls versichert man, daß S. M. ihm bey einer der lezten Rathsversammlungen gesagt habe, er möge seine Plane zu Verbesserungen länger verdauen, bevor er sie vortrüge, und insonderheit vorgängig des Urtheils und der Genehmigung des Herrn Grafen von Maurepas versichert seyn.

Teutschland.

Verschiedene vereiniate Umstände und Wahrscheinlichkeiten veranlassen zu glauben, daß im Norden von Europa merkwürdige Begebenheiten vorbereitet werden. Rußland und Schweden fahren fort in ihren Kriegszurüstungen, und die erstere Macht thut einen Schritt, der viel zu denken giebt. Sie hat im Herzogthum Kurland ein Manifest ergehen lassen, worinn sie den Einwohnern Nachricht giebt, daß besondere Umstände sie verpflichteten, ein Corps Truppen in ihr Land marschiren zu lassen, und dieselben ersucht, Beystand zu Errichtung zweyer Magazine zu leisten, die sehr beträchtlich seyn sollen. Auf einer andern Seite sagt man, daß der Petersburger Hof mit dem Wienerischen ein Offensiv und Defensiv Verbindniß geschlossen, welches noch einen neuen Grund hinzugefügt, einen nahen Bruch zu befürchten, ohne sagen zu können, zwischen welchen Mächten er ausbrechen soll.

(Die Artikel Spanien und Italien, die diesmal keinen Platz mehr bekommen konnten, sollen, damit gleichwohl der Zusammenhang nicht leide, im künftigen Monat nachgeholt werden.)

WILIBALD PIRCKHAIMER.

Der Teutſche Merkur.

Junius 1776.

I.

Liebe um Liebe.

Drittes Buch.

Da ſteht nun mächtiglich betroffen
mein Ritter, wie einer, der, eben itzt
den Flammen in einem Traum entloſſen,
halbaufgefahren im Bette ſitzt,
noch zweifelnd, wiewohl die Augen offen,
ob Wahrheit oder Phantaſey
ihn aufgeſchreckt. — Zwar, daß er wache
war eine ausgemachte Sache;
nur ſchmeckte ſo Alles nach Feerey
um ihn herum! Man kann nicht wiſſen!
Nu, (dacht er) wir werden's wagen müſſen;
ich bin auf alle Fälle dabey!

Die Wahrheit zu ſagen, man brauchte nun eben
kein groſſer Eiſenfreſſer zu ſeyn
ſich muthig in dieſe Gefahr zu begeben;
denn alles ſah ganz freundlich drein.
Es kurz zu machen — denkt euch beliebig
ein groſſes Gemach, altfränkiſch verziert,
die Decke von Schnitzwerk, ſehr ergiebig
mit goldnen Blumenkörben paſſiert,

die Wände stattlich tapeziert
mit schönen biblischen Geschichten,
als — Mose im Kästlein, und Fräulein viel
in steiffen Miedern, entblößt mit Züchten
bis über die Kniee, um aus dem Nil
das Knäblein an den Strand zu lichten;
dann Samson der Delila im Schoos,
und Bathseba in der Badewanne,
und, zwischen den Greisen, blutt und bloß
mit brennenden Wangen die keusche Susanne,
und einem Busen, dessen Pracht
die gute Frau, mit Armen und Händen
den Augen der Sünder zu entwenden
bemüht, nur desto herrlicher macht.

Dann seht auf einem kleinen Tische
zwoo Kerzen und einen Schirm davor,
und in der Mauer eine Nische
wie ein Gezelt, von reichem Moor;
und in der Nisch' ein türkisch Bette
von gelbem silberbeblümten Damast,
und nun — und nun wie weiter? — Ich wette
zu rathen worauf ihr Herren passt?
Da, denkt ihr, soll zu euerm Vergnügen
so eine schlafende Venus liegen,
in Titianischem Nachtgewand,
die obere Hälfte mit Luft umwoben,
und, wo die Decke sich verschoben,
ein rundes Knie hervorgehoben,
ein Knie — die Sieben aus Griechenland
zu Narren zu machen! — und was des Dinges
mehr ist, so freylich ein Geringes
zu mahlen wäre. Allein, verzeyht

wenn diesmal eure Erwartung betrogen
sich findet. Alles hat seine Zeit!
Die Dame war völlig angezogen
die auf dem Ruhebettlein lag,
und in der That so angezogen
als keine bis auf diesen Tag.
So steif! So voller Dürerscher Falten!
Alles so recht drauf angelegt
selbst den Gedanken aufzuhalten
der weiter als hundert Augen trägt!
Unmöglich wär's von ihrer schönen
Gestalt das Mindeste nur zu wöhnen. (*)
Die Arme, die Hände, — sie mochte, wer weiß?
sie wohl so schön als Juno haben;
Allein sie lagen mit allem Fleiß
in weiten Aermeln, nach türkischer Weis,
bis über die Fingerspitzen begraben.
So heimlich zu thun mit Gottes Gaben
däucht unserm Ritter sonderbar.
Sonst sind die Damen doch nicht so gar
mißgünstig, die was zu zeigen haben!
Und (was hier noch das Bedenklichste war)
ein dichtgewebter doppelter Schleyer
verbirgt sogar ihr Angesicht;
läßt auch das Wenige nicht ans Licht
was, durch die zarte weiße Hülle,
an ihres Busens Jugendfülle
wie eine berstende Knospe bricht.
Kurz, undurchdringlicher kann sich nicht

(*) Unsre Alten sagten und schrieben Wahn oder Wohn, wähnen oder wöhnen. Daher noch ut: Argwohn, argwöhnen.

die Schönheit gegen den Feind verschanzen.
So gar nichts, das zu Gunsten des Ganzen
die zweifelnde Phantasie besticht!
Und doch — wie nenn' ichs geschwinde? — bricht
so ein geheimer Gottheitsschimmer
durch alle die Wolken, daß Gandalin
sich kaum enthält auf seinen Knien
Eir anzubeten.

„Desto schlimmer!
„(denkt Ihr) das fängt verdächtig an!
„Und seine Treu?„ — Darüber entscheide
die Zeit; die werde was sie kann!
Genug, die Dame im Maskenkleide
hieß unsern Mann (der ehrfurchtsvoll
noch immer weiter als man soll
zurückstund) etwas näher treten.
Herr Ritter, sprach sie, daß ich euch
so außer der Zeit zu mir gebeten,
sieht ziemlich den Abentheuren gleich
die euers gleichens jungen Degen
wohl häufig aufzustoßen pflegen.
Doch, darf ich bitten, mein Herr — so sey's
fürs Erste, bis wir uns besser kennen,
mich weder schwarz zu glauben noch weiß,
und eh die Lerchen uns wieder trennen
mir bloß ein günstig Ohr zu gönnen.

Der Klang von ihrer Stimme, wiewohl
gedämpft durch ihren doppelten Schleyer,
that ihm als wirbelte hoch vom Pol
der Nachklang einer Engelsleyer
in seine Seele. „Welch Angesicht

wenn's

wenn's dieser Sprenenstimm entspricht! „
denkt er, und weiß ein Veilchen nicht
wie ihm geschieht; faßt doch sich wieder
sobald als möglich, läßt vor ihr
züchtiglich auf ein Knie sich nieder
und: Dame (spricht er) glaubet mir
auf mein Gesicht! Mein Herz ist bieder,
und Arges zu denken von der Zier
der Schöpfung war immer mir zuwider:
Drum heget keine Bedenklichkeit
mich euers Anschauns zu gewähren.
Ich wollte, so eingesponnen ihr seyd,
auf eure bloße Stimme schwören,
Ihr könntet des Schleyers wohl entbehren.

Die Dame bittet ihn aufzustehn,
und, ohne Schmeichelreden zu drehn
die ihre Sittsamkeit beschämen,
von einem Schemel Besitz zu nehmen
der neben ihm steht. Herr Gandalin
gehorsam setzt sich gegenüber,
und Sie beginnt:

„Ich lasse vorüber
von welchem Haus und Stand ich bin.
Mein Blut fließt weder heller noch trüber
darum. So was, in meinem Sinn,
kömmt gar nicht in Anschlag. Genug, ich bin;
da giebts nichts drunter und nichts drüber.

„Ich weiß nicht welche Gevatterin
gab mir den Namen Jelängerjelieber
bey meiner Geburt —

Jelängerjelieber?
rief Gandalin. — Jelängerjelieber!
ruft (wie ich bereits verständigt bin)
einhellig Hörer und Hörerin. (*)

„Nicht anders, mein Herr! Jelängerjelieber!
und, was ich nicht bergen kann, man fand
ganz deutlich in meiner rechten Hand:
von allen Helenen aus Griechenland
und allen Julien an der Tyber
würde nun, neben Jelängerjelieber,
künftig nicht mehr die Rede seyn
als von den Sternen bey Sonnenschein. „

„Kaum war die kleine Jelängerjelieber
über ihr zwölftes Jahr hinüber,
so kriegte wer ihr ein wenig zu nah
und lang ins Augenkindlein sah,
gleich auf der Stelle das Liebesfieber.
Da half nichts, weder graues Haar
noch gelbes; je klüger einer war
je bälder schnappte der Witz ihm über.

Ein

(*) Man beliebe sich diese Stelle zu merken, weil sie zu einem Beweise dienen kann, daß im achtzehnten Jahrhundert (wenigstens unter der Regierung Josephs II. in dessen 12ten Jahr dieses Gedicht geschrieben ist) dergleichen Gedichte bey den Teutschen in Gesellschaften vorgelesen wurden, und vermuthlich ein gewöhnliches Unterhaltungsmittel ausmachten; woraus sich auch wahrscheinlich schließen läßt, daß die Kunst Gedichte vorzulesen (die heutiges Tages leider so sehr vernachläßigt wird) damals ganz gemein gewesen und ohne Zweifel auf einen hohen Grad der Vollkommenheit getrieben worden.

Anmerk. eines zukünftigen Commentators.

Wie sich die Commentatoren nach etlichen hundert Jahren des irren werden!

Ein Blick, ſo wars um ihn gethan!
Doch gieng die rechte Noth erſt an
als nun mit ſechzehn Jahren ihr Buſen
in ſeiner vollen Blühte ſtund,
aus ihren Augen alle neun Muſen
ſprachen, um ihren Roſenmund
die Grazien tanzten, und — wie es weiter
lautete, wenn der Liebesdrang
die armen Narren zum — reimen zwang.
Der Jude ſah Jacobs Himmelsleiter
in ihrem Antlitz; der Heyde ſchwur
mit ihr verglichen ſey Venus — nur
ein Weib. So gieng kein Tag vorüber
daß nicht die gute Jelängerjelieber
(wiewohl ſie ſich immer nur leidend dabey
verhielt) zween Narren oder drey
ins Tollhaus ſchickte. Ein eignes Gebäu
mußte dazu geſtiftet werden.
Bald ſezte man einen Flügel, und dann
in kurzer Friſt — noch einen dran.
Doch ſah man ganze Narrenheerden
aus Mangel an Platz in Wäldern ziehn,
in Felſenklüften und holen Weyden
hauren, und Reimen in Bäume ſchneiden,
im Märzenfroſt vor Liebe glühn,
in Hundstagsglut vor Liebe frieren,
durch Büſch und Hecken auf allen Vieren
kriechen, und Eicheln freſſen und Gras
und drohen, ließ' ich nicht bald mich rühren
ſo würden ſie gar — den Verſtand verliehren,
und was des Unſinns mehr noch was. „

„Mir, Gott verzeyh mirs, machte das Weſen
zween bis drey Sommer vielen Spas.
Ich brauchte keinen Roman zu leſen,
hatte den ganzen Amadis
in meinem Narren-Paradies,
und alle Tage geſchahen Sachen
um einen neuen draus zu machen.
Doch immer das nehmliche Faſnachtsſpiel
wird endlich ungeſchmackt und kühl.
Zwar gabs mit unter auch Trauerſpiel:
Bald ſtieß ſich einer vor die Stirne,
bald ließ ein andrer das bischen Gehirne
das ihm die Liebe nicht ausgebrannt
auf einer Felſenſpitze ſitzen;
ein dritter kam, den Dolch in der Hand,
mit feurigen Augen angerannt.
ſein Blut mir ins Geſicht zu ſprützen.
Tagtäglich gabs ſo eine Scen!
Allein, ſie mochte zu weinen, zu lachen,
oder auch beydes auf einmal machen,
ſo wars nicht länger auszuſtehn.

„Nun fand ſich endlich das eine Fee,
mit der mein Vater Tändeley
vor Zeiten getrieben, an allem dem Wehe
mehr als mein Schnäuzchen Urſach ſey.
Mein Vater (einer der beſten Caliſen
die jemals aßen, tränken und ſchliefen)
ſchickte zur Stunde Geſandten aus
gen Morgen und Abend, um aller Enden
zu ſuchen, ob ſie ein Mittel fänden
dies Unheil von uns abzuwenden.
Allein da wurde nichts daraus;

ſie kamen alle mit leeren Händen
und groſſen Rechnungen wieder nach Haus.

Zuletzt erfuhr er, auf einem Berge,
nah bey der Wüſte am Bache Krit,
da wohn ein alter Eremit,
ein Mann dem Geiſter, Elfen und Zwerge
gehorſam wären allzumal;
der kenne genau der Sterne Zahl
und alle Kraft in Kräutern und Bäumen,
er mache Wetter, Regen und Wind,
laſſe bey Nacht die Sonne ſcheinen
wenn's ihm beliebe; ſey taub und blind
vor hohem Alter, und hör und ſehe
doch Alles was auf der Welt geſchehe.

Da ſandte mein Vater Boten geſchwind
zum Eremiten dem Geiſter, Elfen
und Zwerge gehorchten am Bache Krit.
Die kamen, und brachten die Antwort mit:
„Dem Fräulein wäre nicht zu helfen,
„ſie müßte dann ſich keinem Mann
„von Stund an unverſchleyert weiſen,
„und immer von Oſt gen Weſten reiſen,
„ſo lange, bis ſie den Bidermann
„fände, dem ſie je länger je lieber
„würde, wiewohl er ſie unverhüllt
„nie, weder leibhaft noch im Bild,
„geſehen hätte.“ —

Mein Vater (der über
kein Ding in ſeinem Leben ſich je
beſonnen) befahl, flugs ohne Säumen

des Fräuleins Leib-Cameel zu zäumen,
warf selbst den Schleyer über sie
und schickte sie mit seinem Seegen
dem unwahrscheinlichen Mann entgegen.“
Drey Jahre reis' ich nun westwärts fort,
und zeige mich und meinen Schleyer
in jedem lustigen Meereshort,
bey Ritterspielen, bey jeder Feyer,
an Fürstenhöfen, und da und dort:
Alles vergebens! Man sieht sein Wunder
an meiner Figur, hätts gern entdeckt
was hinter dieser Vermummung steckt,
und das ist alles! —

Ists möglich? rief
Herr Gandalin, und erseufzte tief.

Nun müßt ihr wissen, ein schöner, runder
blühweißer Arm, den immer bisher
der lange Aermel dem Aug entzogen,
enthüllte sich hier von ungefehr
indem das Fräulein einen Bogen
mit beyden Armen beym Ausruf zog.
Herr Gandalin (wie bey ihm die Empfindung
sehr leicht die Klugheit überflog)
rief aus: Ists möglich? — Nun hatte die Rundung
und blendende Weiße, die eben izt
so unverhofft ins Aug ihm blizt,
vermuthlich an dieser Ideenverbindung
mehr Antheil, als er im Allarm
des Herzens und der Sinnen dachte.
Allein die Dame — die ihren Arm
so schnell als wie sie ihn sichtbar machte

in seine vorige Lage brachte,
und beydes ohn' es zu wissen — dachte
ihm mach' Ihr das ist alles! so warm:
und also schien ihr Sein ists möglich?
in tragischem Tone so herzbeweglich
geseufzt, ein wenig lächerlich.
„So finden Sie das so seltsam? Mich,
mich nimmt die Möglichkeit nicht Wunder,
erwiedert Sie. Die Neugier schlägt
den Funken vielleicht: allein der Zunder
der ihn ernährt und hegt und pflegt
(was auch ihr Männer sagen mögt)
bleibt ewig Schönheit, Blume der Jugend —

Und Seelenschönheit, Geist und Tugend
käm' alles nicht in' Anschlag? spricht
der Ritter mit Eifer —

Wenigstens nicht
(versetzt Sie) gegen ein Maskengesicht
das, weil es so ernstlich sich versteckt,
natürlicherweise Verdacht erwecket.
Gesichter, die, sorglos, wie sie sind
sich zeigen, auch wenn sie häßlich sind,
sieht man zuweilen; so hinter der Seelen
gebuckt, ganz sachte ins Herz sich stehlen;
das ihnen um so leichter geräth,
weil ihr sie ohne Anspruch seht.
Just, weil man ihnen nichts dergleichen
zutraute, nie auf seiner Hut
mit ihnen ist, sind sie so gut
euch unversehens zu überschleichen.
Man weiß wie viel Gewohnheit thut.

Das Auge versöhnt sich mit den Mängeln
die es so unverhohlen sieht:
erst seht ihr nur ihr schön Gemüth
zuletzt ist Alles behängt mit Engeln.
Just umgekehrt in meinem Fall,
wenn eine immer und überall
in Hüllen und Häuten wie eine Zwiebel
gewickelt erscheint. Wer dächte nicht übel
von einer Schönheit, die das Licht,
das Element der Schönheit, fliehet?
das Herz glaubt was das Auge siehet.
und wagt sich so leicht im Dunkeln nicht;
und soll es ja verliehren müssen,
so will es genau die Summe wissen.„

Und doch (fällt Gandalin ihr ein)
möchte, wenn ich nicht irrig wähne,
in euerm Falle die Ausnahm seyn.
Es ist so etwas in wahrer Schöne,
ein geistiger alldurchdringender Schein,
den keine Schleyer verbergen können.
Man kann es besser fühlen als nennen;
es stellt sich, wie unmittelbar,
den innern Schönheitssinnen dar;
man fühlt es, wie man — im Seelengrunde
die unsichtbare Gottheit fühlt.

Von alledem hab ich keine Kunde,
versetzt die Dame; zuweilen spielt
die Phantasie uns heimliche Tücke
wo mans am wenigsten sich versieht.

Der Ritter mit gesenktem Blicke
erseufzt und schweigt.

Ob Sie errieth
was dieſer Seufzer ſagen ſollte,
iſt nicht bekannt. Mag ſeyn, ſie wollte
nichts wiſſen. Sie ließ es an ſeinen Ort
geſtellt, und fuhr, nach einer kleinen
Pauſe, gelaſſen alſo fort:
Es wird Euch etwas ſeltſam ſcheinen,
Herr Ritter, daß ich nicht anfangs gleich
ſo klug geweſen als izt. Was kann ich
ſagen? — Wir fehlen alle mannich-
faltig! — War freylich kein weiſer Streich
drey Jahre vermummt herumzuſchlendern
den Mann im Mond zu ſuchen! — Genug,
es iſt geſchehen und nicht zu ändern.
Der Eremit, ſo alt und klug
er war, mein Vater, ſeine Räthe,
ſein Seneſchall, alles war dabey,
beſorgten nur, ich möchte zu ſpäte
kommen, und — kurz, es iſt vorbey;
und übermorgen, ſo wie es taget
reiſ' ich mit Gott und meinem Glück
geraden Zuges nach Hauſe zurück.
Und nun, Herr Gandalin, rathſchlaget
mit euerm Herzen: wofern Euch hier
nichts Liebes feſſelt, wolltet Ihr mir
auf meiner Reiſe zum Schirmer dienen?
Kein andrer Ritter in dieſem Revier
hat des Vertrauens mir werth geſchienen.

Mit dieſen Worten erhebt ſie ſich
und ſteht auf einmal ſo königlich
und groß und hehr vor Gandalinen
wie eine Göttin. Der edle Knecht

gleich nieder auf beyde Kniee, wie Recht,
und schwört Ihr, bey allem was ihr Schleyer
anbetenswürdiges deckt, ihm sey
sein liebes Leben nicht halb so theuer
als solches Dienstes in aller Treu'
bey ihr zu pflegen. Doch unverhohlen
müß' er Ihr lassen, ihm sey befohlen
unfehlbar an einem gewissen Ort
in Sechzig Tagen zurückzukehren;
ihn binde dazu sein Ehrenwort.
Doch sollte nichts in der Welt ihm wehren
Sie zu begleiten, so lang und weit
als ihm die vorgeschriebne Zeit
erlaube. Auch schwur er beym heilgen Grabe,
Sie nicht zu verlassen, bis und dann
er einen bidern Rittersmann
statt seiner für Sie gefunden habe.

Die Dame willigte sonder Zwang
in sein Beding. Und nun begannen
die Lerchen ihren Frühgesang,
und sangen den guten Ritter von dannen.
Sie reicht mit hoher Majestät
die Hand ihm dar indem er geht.
Er nahm sie, küßte sie ehrfurchtsvoll,
ein süßer Schauer fuhr ihm über
den Rücken dabey, sein Busen schwoll,
und seufzend verließ er Jelängerjelieber.

W.

II.

Was iſt Wahrheit?

(Die Scene iſt ein Putzzimmer. Lady Fancyful, Mademoiſelle, eine franzöſiſche, und Cornet eine engliſche Kammerjungfer, (jene ziemlich häßlich, dieſe jung und hübſch) ſind an der Toilette beſchäftigt.)

Lady. Wie ſeh ich dieſen Morgen aus, Cornet?

Cornet. Eur. Gnaden ſehen ziemlich übel aus, wahrhaftig!

Lady. Was du für ein unartiges Ding biſt, Cornet, mir ſo was zu ſagen — wenn's auch wahr wäre! Weißt du nicht, daß ich ohnehin ſchon zu viel Demuth habe, und nur gar zu leicht unzufrieden mit mir ſelber bin? Halt den Spiegel! Ich wollte ſchwören er hat mehr Lebensart als du. — Mademoiſelle, ſage Sie mir doch ihre Meynung auch.

Mademoiſelle. Mein Meenunk ſeyn, Madam, Ihr Knad aben nie ſo kut hausſeh in Ihr kanze Leb.

Lady. Das muß man geſtehn, die Franzoſen ſind das artigſte, obliſchanteſte Volk in der Welt. Sie haben einem immer was angenehmes, was höfliches zu ſagen, und — ſchmeicheln nicht.

Made-

(*) Scene aus Sir John Vanbrughs *Provoked Wife*.

Mademoiselle. Ihr Knad sag groß Reckt, en verité.

Lady. Nein, alles in meinem Haus ist recht, außer dieser Cornet. Sogar der Spiegel giebt ihr ein Démenti. — Aber — beynahe fürcht ich er schmeichelt; er macht mich gar zu einnehmend aussehen. (Sie schneidet affectierte Gesichter in den Spiegel.)

Mademoiselle. En verité, Madam, wenn Spiegel seyn der Brennglaß, ik klauben, mein Drey, Ihr Knad Auck stecken die Aus in Brand.

Lady. Sie kann diesen Nachtrock nehmen, Mademoiselle — Geht mir aus den Augen, Cornet! Ich kann euch nicht ausstehen! — Das Mensch sieht ganz widerlich häßlich aus, nicht wahr?

Mademoiselle. Aller Thing seh äßlik, Madam, wenn stehen bey Ihr Knad.

Lady. Nein, gewiß, Mademoiselle, mir däucht, Sie sieht überaus gut aus.

Mademoiselle. Ah, Madam, die Mond aben kein Klanz wenn der Sonn scheint.

Lady. Wie artig das gegeben ist! — Ist Sie jemals verliebt gewesen, Mademoiselle?

Made-

Mademoiſelle (macht einen kleinen Mund) Oui, Madame.

Lady. Und liebte man Sie wieder?

Madem. (Mit einem Seufzer.) Non Madame.

Lady. O ihr Götter! was für ein unglückliches Geſchöpfe würd' ich ſeyn, wenn mir ſo was begegnete! Aber die Natur hat dafür geſorgt, daß dies wohl nie mein Fall ſeyn kann. Sie hat mich mit einer Delicateſſe begabt! O Mademoiſelle, Sie hat gar keinen Begriff davon, wieviel ich Delicateſſe habe! Ich glaube wahrhaftig, wenn die Vollkommenheiten des ganzen männlichen Geſchlechts in einem einzigen Mann aufgehäuft wären, ich dächte noch immer, es mangele dem Bürſchgen was, damit ſichs der Müh verlohnte mich nach ihm umzuſehen. Und doch könnt' ich lieben! Ja, und äußerſt zärtlich lieben, — wenn's nur möglich wäre ein Ding zu finden, das ſo recht ausdrücklich für mich gemacht wäre! Denn grauſam bin ich nicht, Mademoiſelle, ich bin nur delicat.

Madem. O, Madam, ik wünſchen ſu ſeyn un beau Cavalier, blos aus Lieb von Ihr Knad. Ik thun alle Ding in die Welt, ſu mack en kleen Weeg in Ihr Aertz. Ik mqcken Schanſong, ik macken der Vers, ik Sie geben der Serenad; ik macken der viel

kroß Preſent an Mademoiſelle; if aben kein Appetit, if aben kein Schlaf, if werden mager, if werden doll, if ängen mir, if erſäuffen mir! ah, ma chere Dame, que je Vous aimerois!

(läuft auf ſie zu, und umarmt ſie.)

Lady. Das iſt wahr, die Franzoſen haben doch was außerordentlich obliſchantes an ſich! Sie kann dieſe zwey Paar Handſchuh nehmen.

Madem. Jk tanken Jhr Knad underdänigſt.

Hoffentlich iſt niemand, dem es, nachdem er dieſe höchſt lehrreiche Scene geleſen hat, wunderlich vorkommen ſollte, daß wir ſie was iſt Wahrheit? überſchrieben haben.

Denn da ſieht man nicht nur, was für ein himmelweiter Unterſcheid zwiſchen Wahrheit und Wahrheit iſt: ſondern man kann auch das, was eigentlich dieſen Unterſchied ausmacht, vermittelſt dieſes einzigen Beyſpiels in allen vorkommenden Fällen mit ſolcher Gewißheit ausſpüren und anwenden lernen, daß es beynah unmöglich ſeyn wird, jemals ein qui proquo zu machen.

Beſagter Unterſchied iſt wichtiger, als leichtſinniges unerfahrnes junges Volk vielleicht denken mag. Aber unſer Autor hat ihn auch in ein ganz Rembrandiſches Licht

Licht geſetzt! Denn Cornet, wiewohl ſie die Wahrheit ſagt; muß aus dem Zimmer, iſt häßlich und kriegt nichts: Mademoiſelle hingegen, die auch lauter Wahrheit ſagt und nicht ſchmeichelt, wird angelächelt, bekömmt Complimente, Handſchuhe und Nachtröcke. Der Unterſchied fällt in die Augen.

Uebrigens kann wohl, meines Erachtens, nichts unbilliger ſeyn, als wenn manche Leute überlaut ſagen, oder wenigſtens bey aller Gelegenheit zu verſtehen geben, „als ob die Könige und ihres Gleichen „ſich die Art von Wahrheit, womit Mademoiſelle „bey Lady Fancyful ihr Glück macht, lieber „ſagen ließen, als wir andern kleine Herren.„ — Ich bitte ſehr, mir das nicht etwan ſo aufzunehmen, als ob ich es nur ſo ſage, um Mademoiſelle nachzuahmen. Aufrichtig zu reden, ich habe nie auch nur den leiſeſten Beruf in mir gefühlt, die Partey der Könige, u. ſ. w. gegen irgend einen Ehrenmann zu nehmen, der Ihren Majeſtäten, Hoheiten, u. ſ. f. ins Angeſicht beweiſen würde, daß ſie nur Menſchen ſind; aber ich kann auch unmöglich gelaſſen anhören, wenn man ihnen Schuld giebt, ſie ſeyn mehr Menſchen, als wir Andern ſeyn würden wenn wir dürften.

Will euch erzählen ein Mährlein:

Als Solon von Athen dem König Krösus gewisse Wahrheiten à la Cornet sagte, die freylich kein König und kein andrer Mann in der Welt an König Krösus Stelle sogar gerne gehört hätte, sagte Aesopus zu ihm: „Solon, entweder man muß den „Königen aus den Augen bleiben, oder ihnen nichts „als angenehme Dinge sagen. „

„Sprich lieber, versetzte Solon: Man muß sie entweder meiden; oder ihnen nichts sagen als was ihnen nützlich ist. „

Wer von beyden hatte Recht? —

Solon — Aesopus — Geben Sie sich keine Mühe, Meßieurs; Beyde hatten Recht. Denn wer den Großen gefallen will, muß sich ihnen angenehm machen können; und wer ihnen wichtig werden will, muß ihnen nützlich seyn. Ohne das eine oder Andre, was sollen sie mit euch anfangen?

Nun frag ich einen jeden der bey seinen fünf Sinnen ist: „Sind die Großen hierinn um ein Haar „anders gemacht als alle andre Menschenkinder? „

Der Talente sind zweyerley, sagte der Ueberwinder Persiens, Themistokles. Einer kann schön pfeiffen; ein Andrer kann aus einer kleinen Stadt

Stadt eine Größe machen. — (*) Zuweilen trägt die Natur auch wohl Belieben einen Dritten hervorzubringen, der beydes kann. — Aber wer keines von beyden kann, (setzt D. Schwiſt hinzu) der verdient mit einem Tritt vor den Hintern aus der Schöpfung hinaus geſchupft zu werden.

Und das muß wahr ſeyn!

W.

III.

Ueber die Frage:

Ob man ein Heuchler ſeyn könne, ohne es ſelbſt zu wiſſen?

(von einem Ungenannten.)

Ja, das kann man! So widerſinnig auch manchem dieſe Antwort ſcheinen mag: ſo gewiß bin ich von der Wahrheit derſelben überzeugt, und ſchmeichle mir,

(*) Zu Verhütung alles deſsgleichen Miſsverſtandes unter meinen lieben Landsleuten, iſt zu merken, daß dieſe Worte figürlich geſprochen ſind, und ſoviel ſagen wollen, als: einer kann ſich angenehm machen, ein andrer nützlich. Schulmeiſter von Abdera.

das ganze Menschengeschlecht zu seinem moralischen Besten davon überzeugen zu können.

Jede Leidenschaft hat ihren charakteristischen Selbstbetrug. Ich denke mir zwo Arten.

Erstens, von einer Leidenschaft umnebelt, denke ich nur übereinstimmend mit derselben; daher kömmt es, daß meine Urtheile und Schlüsse, Sophistereyen, und meine Empfindungen, Täuschungen sind. Z. B. Fronton hält Christianchen für eine schöne Seele; warum? die Schönheit ihrer Hülle hat ihn bezaubert: die kältesten Worte glühen in ihrem Rosenmündchen; der himmelblaue Strahl ihrer Augen scheint aus einer sanften und empfindsamen Seele zu kommen. Der Uebergang von der äussern Schönheit auf die innere ist ihm so natürlich, als einem andern der Schluß von einem Riesenkörper auf den großen Geist Alexanders. Fronton betrügt sich. Ist er aber auch ein Heuchler? Nein; die matten Ausdrücke Christianchens sind ihm mehr, als geometrische Beweise; und die Versicherungen, die er seinem Liebchen giebt, sind so gewiß die wärmsten Empfindungen, als es Täuschungen sind.

Christianchen schwört ihrem Fronton tausendmal Liebe, ewige Liebe zu. Sie glaubt es selbst, was in ihrem Busen vorgeht, sey Liebe. Könnte sie aber unverblendet hineinsehen, sie würde nichts als Liebe zu

Fron-

Frontons Vermögen finden. Christianchen betrügt sich, betrügt Fronton. Ist sie nicht eine Heuchlerin, obschon eine unwissende Heuchlerin?

Beyde betrügen sich; mit dem Unterschied: daß Fronton empfindet was er vorgiebt, Christianchen aber nicht. Das erste heiße ich Sophisterey unserer Leidenschaften; das andere Heucheley. Denn nach dem gemeinen Sprachgebrauche nenne ich den einen Heuchler, welcher anders redet oder handelt, als er denkt oder empfindet, um andere in dem Urtheil über seinen Charakter zu hintergehen. Kann man aber dieses, ohne es zu wissen? Das ist es eben, was ich bejahet habe, und nun da ins Licht setzen will.

Diese Art von Heucheley kömmt nicht allein von Leidenschaften her. Die Phänomene derselben können auf verschiedene Quellen zurückgeführt werden.

Eine davon ist die Gewohnheit. Man stelle sich eine Gesellschaft von petits maitres vor. Ergebenheit, Gefälligkeit, Freundschaft, Menschenliebe scheint sie zu beleben. Man versetze einen steifen Polacken in dieselbe; er erstaunt über die entzückende Höflichkeit; er schämt sich seiner Barbarey. Man biethet ihm seine Dienste an, man verspricht ihm alle Hülfe. Er geht voll Trostes, und danket Gott, daß es noch so gute Menschen giebt; er kömmt in Umstände, wo er

ihres Beyſtandes bedarf, er ſpricht einen an, und — wird mit entſchuldigender Höflichkeit und Achſelzücken methodiſch abgewieſen, und, nachdem er aus dem Geſichte iſt, verlachet. Der gute Mann! — warum war er aber auch ſo einfältig, Worte für was würkliches zu halten. Doch ſolche Gecken ſind ſelbſt ſo gut, ihr Herz nach ihren Verbeugungen und Komplimenten zu ſchätzen; ſie halten ſich für gute Menſchen, weil ſie artig ſind, ihre Grimaſſen für Empfindungen, ihre mechaniſchen Verzerrungen für Regungen einer guten Seele.

Der Barbar kennt das Bedürfniß ſich zu verſtellen noch nicht; Furcht und Hofnung ſind gleich weit von ihm; ſeine Mitbürger ſind ihm an Stärke, Vermögen und Anſehen beynahe gleich. Der Luxus kömmt endlich an die Stelle der Einfalt; die Vergnügungen, der Müßiggang mehren ſich; die Menſchen rücken näher zuſammen. Die Geſellſchaften und die Ungleichheit der Stände macht das Studium zu gefallen nothwendig; die Abſichten und Leidenſchaften werden verſteckt; ſüße Worte, Verſprechungen, Verdemüthigungen nehmen überhand, werden endlich in Regel verwandelt; Kinder lernen ſie von den Eltern, ohne was dabey zudenken. Die Verſtellung wird endlich wie angebohren, und hat die Kraft uns das Bewußtſeyn davon zu nehmen; und dann kömmt der Zeitpunkt, wo man ſich über den Barbarn wundert, der ſich träumen läßt, unſere Worte für was reelles zu halten.

Man

Man betrügt ſich alſo eben ſo ſehr, wenn man ein verfeinertes Volk ſeines Umgangs wegen für menſchlicher hält, als derjenige, der aus den prächtigern Tempeln und dem gekünſteltern Gottesdienſte einer Nation auf die Religion des Herzens einen Schluß machen wollte. Die Gewohnheit macht uns in dem Verhältniße des bürgerlichen Standes ſo ſehr zu Heuchlern, als in dem Verhältniße der Religion. Es giebt überall leere Komplimente.

Der gemeine Mann ſchnarrt den lieben Gott mit ſeiner Gebetsformel, die er von ſeinen Voreltern geerbt, täglich zur beſtimmten Zeit an, wie ein Uhrwerk ihr Stückchen ſpielt, und denkt nicht mehr als ſie. Er lieſt aus Gottesworte Simſons Geſchichte, und findet, daß er einen Honigſeim aus eines Löwen Rachen genommen; der Mund wäßert ihm, und nun fühlt er die Kraft des göttlichen Geiſtes, der dem ſeinigen unbekannte Süßigkeiten bereitet hat; und ein Mann mit der Gabe, Geiſter zu unterſcheiden, danket dem Himmel dafür. Die zärtliche Nonne ſingt in langſamen, weichen Tönen das lateiniſche Brevier, und ſie glaubt ſich zu verſtehen, und heiliger Gefühle voll zu ſeyn.

Da ſteht ein Mann, gehärtet, und wie in eine Bärenhaut eingefätſcht, mit einem Stricke um die Lenden. Er verſpricht ſeinem Gott in allem Ernſte, ſich ganz zu verläugnen, nur ihm zu Ehren alles zu thun, dieſe Welt

zu brauchen, als brauchte er dieſelbe nicht. Er kömmt in eine Geſellſchaft; es wird gezweifelt, daß ſein Ordensvater einen Caputz getragen habe, und er ſchäumt wider dieſe Freygeiſter!

Dort ſizt ein Mann von der Secte des heil. B***, von Seegen Gottes und Faſten wohlbewanſtet, an einer ſchwerbeladenen Tafel, und rilpſt ein Anathema wider ſinnliche Menſchen, die ihr Fleiſch nicht abtödten, und propter ſolam voluptatem eſſen. Er ißt, weil er einen Gaumen und Verdauungskraft hat, wie alle Adamskinder; und ſpricht ſo, weil es das Koſtume ſeines Standes fodert: und es fällt ihm kein Zweifel über den Widerſpruch ſeines Betragens ein.

Hier ſchreyet jemand aus allen Kräften von einem erhabenen Orte; ſeine ganze Rede iſt Affekt, er wirft ex officio ſeine Arme hin und her. Der erſtaunende Pöbel ſtarrt ihn an. Er flucht der böſen Welt, fliegt über Wolken, begehrt aufgelöſet zu werden, und bey Chriſtus zu ſeyn. Die Rede iſt zu Ende; wie kalt iſt er auf einmal, wie gelaſſen, wie ſo ganz gewöhnlicher Menſch? Stöhren wir ihn nicht in ſeiner Selbſtzufriedenheit! Was kann er dazu, daß eine gothiſche Gewohnheit von dem phlegmatiſchſten Manne, von der gleichgültigſten Seele, den hizigſten Affekt fodert?

Die Menſchen, welche immer geneigter ſind ſchlimm zu urtheilen, haben überall boshafte Verſtellung geſucht;

ſucht; ich finde aber nicht mehr noch weniger, im Durchſchnitt genommen, als unſchuldige Heucheley; und wenn ich eine Gottheit wäre, unſer Planet würde mir, nach meiner anthropomorphiſchen Vorſtellungsart zu reden, nur ein lächerlich Schauſpiel abgeben.

Die Gewohnheit würkt nicht weniger auf unſere Urtheile, und macht uns zu Heuchlern im Geſchmacke. Ich las jemanden eine Stelle aus dem Cicero vor; ich war kaum am Ende, als ich ſchon entgegenſchallen hörte, ſie ſey vortreflich. Er hat ſicher nichts empfunden, aber er hat gehört, daß die Griechen und Römer gute Schriftſteller wären. Gleich darauf las ich ihm etwas aus dem Gregorius Turonenſis. „Ey das iſt der Tacitus, habe ichs nicht errathen?„ Sie mögen ihn gut kennen, antwortete ich, und ich hatte das Vergnügen, dieſe Stelle recht bewundert zu hören.

Das Anſehen und der Eindruck, den die Urtheile anderer auf Schaafsköpfe machen, zeugen ſolche Erſcheinungen, wie die Gewohnheit. Ein Journaliſte ſchimpft ein Buch, welches der Nation Ehre macht; flugs ſchreyt ein großer Haufe Leſer, die den Schriftſteller nie geleſen, und vielleicht nicht leſen können, nach, und macht ſich ſo bezahlt für die Zeitungs-Unkoſten.

Ein ſchaaler Kopf befindet ſich in einer Geſellſchaft; man urtheilt über ein Buch, über ein Projekt, er war-

tet

tet nur bis ein Midas, oder Gelehrterer als er, den Ton angiebt; und dann platzt er hinein, läſtert oder lobet, wie es ſein Führer thut; von Herzen bereit, in einer andern Geſellſchaft, wo man anders urtheilt, nicht zu ſtörriſch zu ſeyn.

Verſetzen wir ihn in eine Geſellſchaft von ſeines Gleichen, oder von ſolchen, die unter ihm ſind; er ſpricht groß, urtheilt haſtig, macht Projekte, gerade ſo wie ers geleſen oder gehört hat, und giebt ſich die Miene eines Selbſtdenkers. Es iſt ihm ſo natürlich, daß er ſich wundern würde, wenn man ihn als einen Heuchler erklärte.

Das Intereſſe, und die Leidenſchaften haben auch überhaupt die Kraft, uns in Heuchler umzuſchaffen, und das Bewuſtſeyn davon einzuſchläfern.

Man iſt dienſtfertig, gefällig, und das Herz hat keinen Antheil daran. Der Freund, dem wir ſo gut ſind, iſt uns nützlich, und aus dieſem Geſichtspunkte angenehm. Dieſe angenehme Empfindung, welche jener gleich iſt, die aus dem Anblicke einer nützlichen Maſchine entſpringt, nimmt man für ein Gefühl der uneigennützigſten Liebe; und man hat nur Gelegenheit aus dieſem Selbſtbetruge zu erwachen, wann das Intereſſe wegfällt.

Kinder haben oft eine inſtinctartige Verſchwiegenheit, die ſie ihre Heimlichkeiten nur denen anvertrauen läßt, von denen ſie vorausſehen, daß ſie ihnen nicht hinderlich ſeyn werden.

Unter den Leidenſchaften iſt die Liebe die geſchickteſte Heuchlerin. Belinde liebt Amaranden, ſie ſteht ganz in Flammen. Das gute Kind mag es, ſich, und dem Geliebten nicht geſtehen; ſie giebt alſo ihrer Flamme den Namen der Freundſchaft.

Amarand, der von der ſpröden Belinde beleidigte Amarand, ſchwört, ihr nicht mehr zu Gefallen zu gehen, ihr auszuweichen, ihr Andenken aus dem Herzen zu reiſſen. Izt ruft ihn ein Geſchäft. Er hat zween Wege vor ſich: der eine führt zu ſeiner Spröden Wohnung. Amarand, nachdem er tiefſinnig überlegt was er thun ſoll, geht denſelben. Denn, ſagt er: ich will nur bey ihrem Hauſe vorübergehen, aber nicht auf ihr Fenſter zu ſehen; ſie ſoll es wiſſen, daß ich ſtark genug bin, ſie zu vergeſſen. Er kömmt dem Hauſe immer näher, und fällt in die Verſuchung, auf das Fenſter zu ſchielen, nur um zu ſehen, ob ſie daſteht, ihm winkt, und dann gerade vorüberzugehen. Er kömmt, ſchielt hinauf, Belinde winkt; und er — rathen ſie, was er ihr für einen Streich geſpielt? Er geht hinauf, ſchwört, mit aller Wahrheit, daß er ſie allzeit geliebt, und immer lieben werde. Sie kommen in der Hitze des Affekts ſo

weit

weit, daß Belinde Amaranden etliche kleine Gunstbezeigungen erlaubt; aber sie sträubt sich dabey so regelmäßig, daß sie sichs selbst und ihm zu sagen getraut, er habe sich zuviel herausgenommen.

Die allgewaltige Zeit setzt Belinden in den Augen Amarands in die Klasse alltäglicher Schönen herab; er wagt es nicht, ihr und sich seinen Kaltsinn zu beichten, und schwört noch immer: er liebe sie mehr als jemals.

Mocles und Almaide schänden über das Laster, welches Christen nicht nennen dürfen, um verstohlne Seitenblicke auf gewisse Nebenideen zu werfen. Sie fühlen sich voll Haß gegen diese Pest, und reden so gerne, so lang, und so oft davon, bis sie den Weg alles Fleisches gehen; und sie haben unter ihren Umarmungen keine andere Absicht, als sich wider die Versuchungen des Fleisches — abzuhärten.

Ich glaube, die unsterblichen Werke des englischen Sanchez, und seiner spanischen Collegen haben keinen andern Grund. Es ist eine schöne Sache, sich mit sich selbst aussöhnen, sein Gewissen, und seine Lüste zugleich befriedigen, seiner Einbildungskraft alle Zügel schießen lassen, und von Gott noch einen Lohn hoffen; und noch oben drein von dem Publiko mit Ehren erhalten, was es uns auf einem andern Wege abschlagen würde.

Kann

Kann sich aber die Leidenschaft hienieden nicht Luft machen, so buhlt man mit dem Himmel; da findet Bruder Bernard seine Braut, und Schwester Theresia ihren Bräutigam.

Der Haß geht auch solche Wege. Der Boaz schlachtet seinen Feind, welchen er nicht ermorden darf, und glaubt, sich noch den Himmel zinsbar gemacht zu haben.

Der verunglückte Stolz sagt in allem Ernste, wie der Fuchs in der Fabel: er möge diese Stelle nicht. Wie er das was er hat erhebt, so verachtet er alles was er nicht hat; freylich nur auf der Oberfläche seines Herzens.

Die Furcht macht, daß wir alle Vernunft und natürliche Empfindung verläugnen. Die abergläubische Furcht treffe mir mit ihrem eisernen Zepter das gesundeste Gehirn, und es wird es für möglich halten, daß zwey eins seyn; und wenn die Vernunft wenigstens noch dämmert, so wird es heißen: die Sache sey über die Vernunft.

Gewohnheit, Eindrücke welche das Ansehen auf uns macht, Eigennutz, oder Leidenschaften können uns also in Heuchler verwandeln, ohne daß wirs wissen. Die Gewohnheit macht unsere Nerven so schlapp, daß wir maschinenmäßig handeln, ganz ohne Aufmerksamkeit

keit auf unsere Empfindungen, und unfähig, das uns zusammenhängende unserer Gedanken, und Handlungen zu merken. Die natürliche Trägheit, oder das Unvermögen etwas zu untersuchen, ist mit dem nächsten Eindrucke, welcher sich anbiethet, zufrieden; der Stolz verkauft ihn als ein eigenes Produkt; die Gewohnheit so zu handeln macht endlich allen Unterschied zwischen eigenen und fremden Gedanken unmerkbar.

In allem was die Leidenschaften oder das Interesse angeht, sind diese Täuschungen nicht weniger natürlich. Unser Nervenbau ist von der Natur so eingerichtet, daß die Aufmerksamkeit auf unsere Ideen und Empfindungen nur in dem Grade möglich ist, in welchem sie unser Selbst kitzeln. Ich gebe mir die Mühe nicht, diese Sache, — welche die allgemeine Erfahrung für sich hat, und bey der Erziehung sowol als allen Künsten und Wissenschaften, die das menschliche Herz zum Gegenstande haben, ausgemacht seyn muß, — durch eine lange Induktion zu beweisen. Alle werden es willig einräumen, nur jene nicht, welche sich eine Schimäre von Willkühr in den Kopf gesetzt haben, die sie durchsetzen müssen, sollten sie gleich Heuchler darüber werden. Eine anhaltende, und gespannte Empfindung oder Idee wird also verhältnißmäßig schwächer, dunkler, und verwirrter werden, so wie eine Leidenschaft, welche derselben zu wider ist, einen gröſsern oder kleinern Platz einnimmt. Diese wird ihr Objekt vergrößern, erhöhen,

und alle widrige Ideen mit seinem Schatten bedecken. Wir sind außer Schuld, wenn unsere Nerven gemacht sind, nur von angenehmen Schwingungen zu zittern, und von unangenehmen zurückzubeben, wie unsere Muskeln vor einem erschreckenden Gegenstande. Auf diese Weise wird es nicht schwer seyn zu faßen, wie man ein Heuchler seyn könne, ohne es zu merken.

Nun, ihr Philosophen, betrachtet den Menschen wie er ist; und werdet noch böse, wenn ihr könnt!

IV.

Prolog zur Geschichte Herrn Bonifacius Schleicher.

Eine Conversation.

An den Herausgeber des T. Merkurs.

Ihre, im October des verwichenen Jahres unter uns gemeinte Leser des T. Merkurs hingeworfene Frage: Ob man ein Heuchler seyn könne ohne es selbst zu wissen? — ist vielen (mit Ihrer Erlaubniß) ein wenig seltsam — um nichts härters zu sagen — vorgekommen. Das ist ja gerade, sagten sie, als wenn man fragte: Kann einer ein Falschmünzer seyn ohne es selbst zu wissen? Da hätten die Scheime gut Scheime seyn, wenn es noch problematisch wäre:

wäre: ob man wohl gar mit gutem Gewiſſen ein Scheinheyliger ſeyn könne?

Ich befand mich dieſer Tagen in einer hübſchen Geſellſchaft, wo dieſe Materie, mit aller Seichtigkeit, womit dergleichen ſpeculativiſche Dinge in geſellſchaftlichen Converſationen behandelt zu werden pflegen, durchgebeutelt wurde. Einer der ausgemachteſten Tartüffen, die jemals von Sonne und Mond beſchienen worden, (wiewohl nicht eigentlich von der andächtelnden Claſſe) führte das große Wort. Er fand die Frage ſehr überflüßig, und bewies uns, gelehrter als es nöthig war, daß man kein Heuchler ſeyn könne ohne ſich deſſen recht wohl bewußt zu ſeyn.

Der Mann war, wie Sie ſehen, deſto unpartheyiſcher, da er wider ſich ſelbſt zeugte; wiewohl dies freylich eben nicht ſeine Abſicht ſeyn mochte.

Man ſieht doch, — ſagte eine gewiſſe Frau von A. die vor fünfundzwanzig Jahren für das ſchönſte Mädchen unſres Orts gehalten wurde, und ſeitdem in einer Art von Beſitz vel quaſi geblieben war, ſich für die Venus der Stadt und Landſchaft ** zu halten — Man ſieht doch — ſagte ſie, indem ſie ihre großen Augen mit einer anmuthsvollen Verdrehung über den gegenüberhängenden Spiegel wegſtreifen ließ, und ſich ein wenig in die Oberlippe biß — wunderbare Exempel, wie die Menſchen ſich ſelbſt betrügen können! Hält ſich die kleine A. ihrer Stumpfnaſe und ihrer großen Unterlippe zu trotz, nicht für die niedlichſte kleine Perſon unter der Sonne? Kennen wir nicht Alle die dicke Frau von B., die zu Kayſer Carl des VII. Zeiten ſich ſo gern ſagen ließ, ſie ſehe der berühmten Monteſpan wie zween Tropfen Waſſers gleich? Thut ſie nicht noch immer als ob ſich jedermann, der ſie anſieht, zum ſterben in ſie verlieben müßte? Warum ſollt' es einem Heuchler nicht eben ſo gehen können?

Sich

Sich für schön oder wenigstens für liebenswürdig zu halten, sagte Herr D. ist ein sehr natürlicher, und, wie ich vermuthe, allgemeiner Glaube junger Frauenzimmer. Diejenigen, die es nur in einigem Grade sind, hören es überdies so viel und oft, daß ihre Bescheidenheit selbst endlich gezwungen ist, sich auf die Seite der Eigenliebe zu schlagen. Indessen überschleicht ein Tag den andern. Unvermerkt werden Jahre daraus. Man wird dreyßig, man wird vierzig; ohne es gewahr zu werden. Der Uebergang von einem Augenblick zum nächsten ist so unmerklich, daß man sich natürlicherweise in jedem noch immer für das hält, was man im vorgehenden war; und so geht es ganz begreiflich zu, daß eine Venus von zwanzig, die so nach und nach, von Augenblick zu Augenblick, vierzig worden ist, noch immer die nehmliche Venus zu seyn glaubt. —

Was ihre Nunzeln euch dagegen einwenden mögen — sagte die junge Madam C. indem sie einen anspielenden Seitenblick auf die Frau von A. warf.

Die Einwendungen junger Nunzeln kommen gegen das beglaubte Zeugniß von mehr als zwanzig Jahren in keine Betrachtung, erwiederte Hr. D. mit dem Tone, womit gewisse Personen das Glück haben, oft den platteſten oder impertinentſten Einfall so geschickt hinzuwerfen, daß er wie Witz klingt, und ohne weitere Prüfung dafür genommen wird.

Ich bin vollkommen ihrer Meynung, sagte der Tartüffe über das von Mad. A. angezogne Beyspiel, wovon Sie uns so guten Grund angegeben haben, bewiſet, anstatt wider, vollkommen für meine Meynung. Der Heuchler muß nothwendig vom erſten Augenblick an, da er seine Kunst zu treiben anfängt, durch alle folgende sich eben so gut bewußt seyn, daß er ein Heuchler ist, als die Frau von B. sich von der Wiege

an ihrer Schönheit bewußt war. Die Folge ist bey beyden die nehmliche. Je älter Sie wird, je tiefere Wurzeln schlägt bey ihr das Bewußtseyn ihrer Reizungen; je länger Er heuchelt, je mehr Stärke gewinnt das innerliche Bewußtseyn, daß er ein ganz andrer Mann ist als er scheinen will.

Sollten wir nicht lieber sagen, versetzte Hr. D. es gienge dem Heuchler wie einem in seiner Profeßion graugewordnen Lügner, der seine Lügen so oft für wahr erzählt, bis er sie endlich selbst glaubt?

Richtig, he, he, he, getroffen, Herr D. getroffen! rief ein ältlicher Herr, der vor kurzem zu Rathe erwählt worden war, weil ihn die gute Mutter Natur mit einem herrlichen Vollmondsgesicht und einem stattlichen Bauch begünstiget hatte, und weil er auf alles was man sagte ein Kopfnicken, ein He, he, he, und ein Exempelchen bereit hatte. Erinnern sie sich noch, fuhr er fort, indem er sich unhöflicherweise an die Frau von A. wandte, des magern lungensüchtigen Schlossers Jacob, den man gemeiniglich nur den Gadriga hieß? Sein Sohn, bey dessen ältestem Buben ich Gevatter war, (der arme Mann ist nun auch todt!) erbte die Schmiede, und den Namen Gadriga; aber eigentlich schrieb sich dieser Name vom Großvater her, den sich mein seliger Vater oft erinnerte in seinem schmutzigen Lederwamms und mit seiner hohen schwarzsamtnen Pelzmütze, die er mitten in den Hundstagen nicht ablegte, als ein Knabe gesehn zu haben. Dieser alte Gadriga hatte in seinen jungen Jahren lange gewandert, und war in Frankreich, und in Holland, und sogar in England gewesen; wie er dann würklich ein so guter Schlosser war, als wir keinen wieder gehabt haben, seitdem wir alle unsre Burgerssöhne, so bald sie sich die Nase am Ermel schneuzen können, dispensando ins Heyrathen pfuschen lassen.

Aber

Aber wieder auf den alten Gadriga zu kommen, ſo pflegt der, wenn er an Sonn- und Feyertagen Abends mit andern Bürgern bey einem Krug Bier im Wirthshauſe ſaß, gemeiniglich von ſeiner Wanderſchaft zu erzählen: und wie er in Colmar, und zu Cölln und in Middelburg, und in Delft und Rotterdam gearbeitet, und ſich da in friſchem Hering und Lachs und Auſtern dick gefreſſen, und Engliſch Bier dazu getrunken, und wie er in einem groſen Boot nach Herwich in England überfahren wollen, und wie das Boot mit allen darauf befindlichen Perſonen in einem ſchrecklichen Sturm jämmerlich zu Grunde gegangen. Zu gutem Glücke, fuhr denn Gadriga fort, wurd' ich, juſt da ich vor Mattigkeit nicht einen Augenblick länger hätte ſchwimmen können, von einem ungeheuergroſen Wallfiſch verſchluckt. Soll mich dieſer und jener, wenn nicht unſre groſe Pfarrkirche mit ſamt dem Thurm und den Neben-Capellen in ſeinem Bauch Platz gehabt hätte. Ich wollt' ihn Schritt vor Schritt ausgemeſſen haben, wenn ich vor den vielen Maſtbäumen und Kabeltauen, die er im Leibe hatte, hätte fortkommen können. Nun ſtellt euch einmal vor, Brüder, ſagt' er, wie einem ehrlichen Chriſtenmenſchen ſo mutterſeelallein in ſo einem Sarrazeniſchen Wallfiſchbauch zu muth ſeyn muß! Waſſer hatt' ich da genug für mein Lebenlang; aber der Henker hätte trinken mögen; es war lauter Salz, Pech, Schwefel und Coloſonium! Ich hatte wohl noch ein Endchen Knaſter und einen Fingerhut voll Brandtwein in der Flaſche; aber das reichte nicht weit, wie ihr ſeht; und mich hungerte wie ſechshundert Wölfe. Da war guter Rath theuer, nicht wahr? Möcht wohl ſehen, was ſo Burſche wie ihr da hättet anfangen wollen, wenn ihr ſo in einem Gewölbe von Wallfiſchrippen, jede dicker als ein eichner Zimmerbalken, geſteckt hättet! Aber, Potz herrich, wozu hälf einem ehrlichen Kerl auch der Verſtand, wenn einem in ſolchen Umſtänden nichts einfiele? Der Wallfiſch hatte

eine Leber, wohl so groß wie fünf oder sechs von den größten Elsaßer Mastschweinen, die ihr in euerm Leben gesehen habt. Es war eine schöne frische Leber, mein Seel! das Wasser lief mir ins Maul, wenn ich sie ansah. Ha, denk' ich, wer da eine gute Schüssel voll Leberklöße von dieser Wallfischleber hätte! Ihr hättet ihm Stücke Centnerweis wegschneiden können, ohne daß ers gewahr worden wäre. Zu gutem Glück sind ich eine Baurengans (*) in meinem Hosensacke! Ein Maltersack voll Ducaten und Doublonen hätte mich nicht so gefreut. — In diesem Ton erzählte nun Gadriga fort, wie er Feuer in des Wallfisches Bauch angemacht, und sich Leberklöße daben gekocht hätte, besser als er sie je in seinem Leben gegessen: und auf jede (boshaft zweifelnde, oder noch boshafter gläubige) (**) Frage, die seine Zuhörer an ihn thaten, wo er dies und das dazu hergenommen, und wie es ihm weiter im Wallfischbauch ergangen, und wie er den Weg wieder herausgefunden, hatte er eine Antwort in Bereitschaft; und wenn ihm dann die ältern Bürger ins Gesicht lachten, schwur er Himmel und Hölle zusammen, daß alles Punkt für Punkt so wahr wäre wie Amen. — Nun hören sie nur weiter; denn itzt kömmt erst der rechte Spas von der Sache, he, he, he! weswegen ich Ihnen nehmlich die ganze Historie erzählt habe. Denn da der ehrliche Gadriga über achtzig Jahre alt wurde, und alle Sonn- und Feyertage Jahr aus Jahr ein ins Wirthshaus gieng, wo es sehr oft Gelegenheit gab, von seiner Wanderschaft zu reden: so erzählte Gadriga seine Lüge von des Wallfisches Bauch, und von den Leberklößen, die er sich darinn gekocht, so viel und oft, daß er sie zuletzt im Schlaf

hätte

(*) Name einer Art von Taschenmesser mit hölzernen Griff, in der Gegend wo Gadriga lebte.

(**) Die eingeklammerte Worte rühren nicht von dem dicken Rathsherrn, sondern dem Verfasser dieses Schreibens her, wie man leicht einsehen wird.

hätte erzählen können; und weil die Leute, die indeſſen nachwuchſen, immer ungläubiger wurden: ſo log er binnen funfzig Jahren nach und nach ſo viel Umſtände hinzu, und bekräftigte die Wahrheit davon bey jedem Worte mit ſo vielen Strafnichgotten, Sappermenten und Legionen Teufeln, daß er ſie endlich ſelbſt zu glauben anfieng, und in den lezten Jahren ſeines Lebens ſich darauf hätte ſengen und brennen laſſen, daß ihm Alles von Wort zu Wort würklich ſo begegnet ſey. He, he, he! — Woraus dann zu erſehen iſt —

'Ihre Erzählung hätte nicht paſſender kommen können, Herr W. (unterbrach zu unſerm Glücke Herr D. den dicken Rathsherrn, der ſich in die Laune zu ſchwatzen hinein erzählt hatte) Friede ſey mit dem alten Gadriga, wo ſich ſeine Seele auch befinden mag! Nichts könnte geſchickter ſeyn als ſein Exempel, um uns begreiflich zu machen, wie ein Mann dazu kommen kann, nicht nur wider ſeinen eigentlichen Vorſatz ein bloß zur Luſt erſonnenes Mährchen für Wahrheit zu geben, ſondern es zulezt ſelbſt dafür zu halten. Ich bin gewiß, daß er anfänglich weiter nichts als Spas machen wollte. Da er aber unter der Menge die ihm zuhörte immer einige, mehr oder weniger, geneigt fand, ſeine Lüge zu glauben, oder wenigſtens ſich daran zu beluſtigen: ſo war nichts natürlicher, als daß ihn die Begierde zu intereſſiren und zu überreden unvermerkt weiter führte als er eigentlich zu gehen im Sinne hatte. Dieſe allen Erzählern ſo natürliche Begierde erwärmt ſeine Einbildungskraft; der Widerſpruch erhizt ſie immer mehr; die Begierde recht zu behalten ſchürt nach; man überzeugt andre nur nach dem Maaße wie man ſelbſt überzeugt ſcheint; er ſpricht alſo immer aus einem ſtärkern Tone; erdichtet immer neue Umſtände, um ſeine Erzählung wahrſcheinlicher zu machen; ſie wird es endlich für ihn ſelbſt, wird's mit jeder Wiederhohlung mehr; und zulezt kömmt heraus, daß er der Narr von Sich ſelbſt ge-

worden, und der einzige ist den er mit seiner Lüge betrogen hat. Nun dünkt mich (um wieder auf unsern vorigen Discours zu kommen) gerade so wie es dem ehrlichen Gadriga mit seinem Mährchen ergieng, könnt' es einem Menschen ergehen, der sich einige Jahre lang viel Mühe gegeben hätte, weiser und tugendhafter zu scheinen als er würklich wäre. Je größern Vortheil er davon hätte, die Welt durch diesen angenommenen Schein zu hintergehen, und je mehr es ihn Mühe und Aufmerksamkeit kostete den Tugendhaften zu machen: um so natürlicher wär' es, wenn sich seine Einbildungskraft endlich ins Spiel mischte, und ihn, wenigstens in gewissen Augenblicken, beredete, daß er es würklich sey.

Mir däucht, sagte Madam F. (die nicht gern eine Gelegenheit vorbeygehen läßt, wo sie ihre Belesenheit in englischen Dichtern, Wochenschriften und Schauspielen anbringen kann) man könnte auf Ihren Heuchler sehr schicklich eine feine Stelle anwenden, die ich heute in Congreys Lauf der Welt gelesen habe. Die Rede ist von einer gewissen Lady Wishfort, die in einem Alter, wo Ansprüche doppelt lächerlich sind, und mit einer Figur, die niemals welche zu machen gehabt hatte, sich noch einfallen ließ, auf Eroberungen auszugehen. Würklich erwartet sie einen Liebhaber, oder eigentlicher zu reden, einen Heyrather, den die Reitzungen ihres Vermögens herbeygelockt haben, und der sie noch nicht anders als aus ihrem Bildnis kennt. Aber unglücklicher Weise hat ein heftiger Unwillen, in den sie eben über einen ehmaligen Ungetreuen ausgebrochen, ihre Morgenarbeit am Putztisch so übel zugerichtet, daß ihr vor sich selbst graut, wie sie die schreckliche Verwüstung im Spiegel gewahr wird. „Du mußt mich wieder „zu rechte machen eh Sir Roland kommt,„ sagt sie zu ihrer Kammerjungfer, „oder ich werde meinem Bildnis „schlecht Worthalten„ — Sorgen Sie nicht, gnädige Frau,

(spricht

(ſpricht die Jungfer) ein Bischen Kunſt machte, daß Ihr Bild Ihnen ähnlich ſah; nun muß ein Bischen von der nehmlichen Kunſt machen, daß Sie Ihrem Bilde ähnlich ſehen.

Wir waren ſo gerecht oder ſo höflich die Anwendung ſinnreich und paſſend zu finden; und ungefehr in dieſem Tone wurde das Geſpräch noch eine Weile fortgeſetzt, bis jemand bemerkte, daß ich der einzige in der Geſellſchaft wäre, der ſeine Meynung noch nicht geſagt hätte. Man wollte ſich nicht damit abſpeiſen laſſen, daß ich verſicherte, ich fände, es wäre bereits viel Gutes über die Frage geſagt worden. Ich ſollte mich ſchlechterdings erklären, ob ich ſie mit Ja oder Nein beantwortete.

Ich geſtund: daß ich kein Bedenken trüge, mich auf die Seite der Wahrheit zu ſtellen, die in dieſer Geſellſchaft ſich für Bejahung der Frage zu erklären ſcheine.

Der Tartüffe ſagte: er hoffe, daß ich ſchärfere Beweiſe würde zu geben haben, als die bisher auf die Bahn gekommen wären.

Ich halte es für etwas ganz ausgemachtes, erwiederte Ich, daß — (nur ſehr wenige ſchneeweiße Seelen, die ich für groſſe Seltenheiten in der menſchlichen Natur anſehe — vielleicht — doch nur vielleicht — ausgenommen) — die allermeiſten von einem geheimen Beſtreben, weniger unvollkommen ſcheinen zu wollen als ſie ſind, nicht frey geſprochen werden können. Ich ſehe dies geheime Beſtreben als eine Art von Inſtinkt an, wodurch die Natur in einem jeden unter uns arbeitet, uns mit den übrigen, von welchen wir entweder würklich übertroffen, oder unbilliger Weiſe übervortheilt werden,

so viel möglich in wagerechten Stand zu setzen. Doch, was auch die Ursache seyn mag, das Faktum hat unstreitig seinen Grund; und in so ferne möchte sich das bekannte *omnis homo mendax* ganz richtig übersetzen lassen: alle Menschen sind Heuchler. Mehr oder weniger macht wohl auch hierinn, wie in allem Andern, den Unterschied. Da man aber in diesem Sinne von jedem Menschen Alles, was sich von irgend einem Menschen sagen läßt, sagen könnte (denn aus dem nehmlichen Grunde, warum alle Menschen Heuchler sind, sind auch alle Menschen Narren, Wollüstige, Geizhälse, Diebe, Mörder, u. s. w.) so enthält man sich dieser Assertionen, die nach dem gemeinen Sprachgebrauch zuviel sagen, lieber gänzlich, und läßt es dabey bewenden, daß — wiewohl alle Menschen mehr oder weniger zum Heucheln geneigt sind — doch nur derjenige ein Heuchler heißt, der es in einem so hohen Grade ist, daß wir andern mit ihm verglichen aufrichtige Leute sind; oder, der aus dem, was bey uns andern ein bloßer ziemlich unschuldiger Naturtrieb — unsre Blöße zu verbergen, oder zu scheinen was wir zu seyn wünschen — ist, eine Kunst gemacht hat, die er in der unedeln Absicht treibt, Andre zu seinem Vortheil und fast immer zu ihrem oder eines dritten Schaden, zu hintergehen.

Indessen scheint mir die vorerwähnte Erfahrungs-Wahrheit hier doch zu Etwas gut zu seyn; nemlich uns einigermaßen begreiflich zu machen, wie man ein Heuchler werden könne ohne es zu wissen. Wir brauchen darüber niemand zu fragen als — uns selbst. Nichts ist heimlicher und leiser als die in unserm Innersten nie ruhenden Würkungen der Eigenliebe. Es ist als ob sie erröthe über der That ertappt zu werden, und sich deswegen in die dunkelsten Winkel des Herzens verberge, um da ihr Wesen ungestört treiben zu können. Da nun wenige Menschen Zeit und Gelegenheit haben, sie bis dahin zu verfolgen, und noch

Weni-

Wenigere mit ihren Geiſtesaugen im dunkeln ſehen können: was wunder, daß die Meiſten unzählichemal von ihr hintergangen werden, und ſich ganz treuherzig bereden laſſen: daß es bald dieſe, bald jene Tugend oder edle und ſchöne Geſinnung ſey, die dieß oder jenes in ihnen thue oder nicht thue; da es doch, beym Lichte beſehen, immer nur die ewige Eigenliebe iſt, die bald unter dieſer bald unter jener Maske alles thut; und eben darum deſto beſſer Spiel dabey hat, weil wir ſie immer maskiert, nie in ihrer eignen Geſtalt ſehen.

Es ſollte mir vielleicht nicht unmöglich ſeyn, (ſetzte ich hinzu) aus dieſen und einigen andern ſehr bekannten Bemerkungen, durch gehörige Entwicklung, deutlich zu machen, wie ſogar ein Menſch, deſſen ganzes Leben eine immerwährende Lüge wäre, es endlich dahin bringen könnte, ſich ſelbſt für einen ehrlichen Mann zu halten. Aber werden Sie nicht unruhig; ich weiß zu wohl, was ich einer ſo guten Geſellſchaft ſchuldig bin, um Sie mit Metaphyſiſch-moraliſchen Deduktionen — dem langweiligſten unter allen Schlafmachenden Mitteln — einzuſchläfern.

Die Damen, welche glaubten, daß ich ihrem Verſtand ein ſchlechtes Compliment gemacht hätte, waren die erſten, die darauf drangen, daß ich meine Deduktion, auf Gefahr was daraus entſtehen könnte, führen ſollte. Die Herren, beſonders der Tartüff, (der ſich einbilden mochte ich ſuche nur eine Ausflucht, um nicht beym Worte genommen zu werden) machten Chorus mit ihnen; den dicken Rathsherrn ausgenommen, der im Friede ſeine Pfeife rauchte, und die Sache Gott befahl.

Laſſen Sie ſich einen Vorſchlag zur Güte thun, ſagte ich endlich: ich haſſe die Deduktionen in ſolchen Materien wie die Hölle. Aber ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen, die ſich

ganz vortreflich zu unserm Discurs schickt, und woran Sie wenigstens viel sanfter sollen einschlummern können, als an einer akademischen Abhandlung.

Eine Geschichte? rief der Rathsherr aus seinem Lehnstuhl, indem er mit der einen Hand die Pfeiffe aus dem Munde nahm, und mit der andern auf seinen Bauch klopfte; — gut, die sollen Sie uns erzählen! Ich liebe die Historie. Ein schönes Studium! Und, man sage mir was man will, es lassen sich wahrlich recht gute Moralen daraus ziehen, wenn man sie mit Bedacht liest! Erzählen Sie immer, junger Herr, erzählen Sie! Und wenn auch hier und da ein Schwänkchen mit unterliefe — Sie verstehen mich? He, he, he! 'S hat nichts zu sagen! bleibt alles unter uns! Und die Damen — die können ja die Augen zumachen, he, he, he!

Wir ergeben uns dem Herrn P. auf Discretion, sagte die Frau von A.

Alle übrigen stimmten ein. Nur vergessen Sie nicht (raunte mir der Tartüff mit einem zweydeutigem Lächeln zu, wobey er gewöhnlich seine spitzige Nase ein wenig zu rümpfen pflegte) daß es schwer seyn wird, uns auf den Gadriga etwas zu geben, das sich noch hören lasse.

Ich stehe für nichts als für die Wahrheit meiner Geschichte, versetzte ich. Ich habe den Bonifacius Schleicher, der, in der Romansprache zu reden, mein Held seyn wird, während meines Aufenthalts zu R*** sehr genau kennen gelernt. Die meisten Umstände hab ich von ihm selbst; und das übrige theils von meinen Augen, theils von einem in jeder Betrachtung höchstglaubwürdigen Manne, der viele Jahre mit Schleichern gelebt hat, und ihn völlig auswendig weiß. Auf meine Unparthey-

partheylichkeit können Sie Sich vollkommen verlassen: Denn er hat mir meines Wissens nie kein Uebel zugefügt.

O, zur Sache, rief Madame C. und nicht so viel Vorredens, oder wir denken gerade das Gegentheil.

Wie Sie befehlen.

Und so fieng ich dann die Erzählung an, die ich Ihnen, mein Herr, zu willkührlichem Gebrauch überlasse; nehmlich sie in den Merkur aufzunehmen, wenn Sie finden, daß sie eine leidliche Beantwortung Ihrer Frage enthält; oder sie in die Hölle zu werfen, wenn Sie etwan — über dem Lesen derselben eben so bald einschlafen sollten als der ehrliche dicke Rathsherr unterm Hören; welches in der That seine Schuld nicht war. Denn der gute Mann hatte sich vorgenommen, recht viel dabey zu lachen, wenn's Gelegenheit gäbe.

Die Fortsetzung folgt.

V.

Nachricht
von
Berlinischen Künstlern und Kunstsachen.

Der folgende Aufsatz hat einen berühmten Künstler in B. zum Verfasser, der geübter ist den Crayon zu führen als die Feder, und mein Ansuchen, um einige Nachricht von den vorzüglichsten Berlinischen Künstlern unsrer Zeit, aus bloßer Gefälligkeit statt finden ließ. Da es hier nicht um Schönschreiberey und Wendungen und Diction zu thun ist (und wollte Gott! jedermann schriebe immer, ohne alle Prätension scharf-

scharfsinniger, oder eleganter, oder empfindsamer, oder aufgeräumter, oder gröfer, weiser und besser scheinen zu wollen als er würklich ist!) sondern bloß um Wahrheit und Unbefangenheit des Erzählers: so ist mir nur nicht in den Sinn gekommen, seinen Aufsatz in eine andre Form giessen, oder an der ungeschmückten Simplicität seiner Schreibart künsteln zu wollen. Nur die Freyheit wegzustreichen was mir zu unerheblich schien, hab' ich mir einigemal erlaubt; und hoffe, daß Er sie entschuldigen wird.

Aehnliche Nachrichten aus andern ansehnlichen Städten Teutschlands, wo die Künste blühen, werden, insofern Leidenschaften keinen vorsezlichen, und Unwissenheit und Dummheit gar keinen Antheil daran haben, mir, und vermuthlich auch vielen Lesern des Merkurs, immer angenehm seyn.

W.

* * *

Da von mir verlangt wird, daß ich einige Nachrichten von dem was in Berlin in den Künsten neues zum Vorschein kommt aufsetzen soll; so will ich mit dem Verlust, den Berlin durch den Tod zweyer würdigen Künstler erlitten hat, den Anfang machen; und dann das, was im verflossnen Jahre vorgegangen, nachholen. Der erste dieser Künstler war Friedrich Reclam, von dem der Herr Geh. K. R. von Heinecken in seinen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen Meldung thut. Er starb den 4 April 1774 am Schlage.

Er war ein Mann von sehr guten Eigenschaften; besaß ein gutes Herz, und Verstand genug um sich bey wem er wollte beliebt zu machen. Ihro Königl. Hoheit, der Prinz von Preußen, hatten ihn zu Ihrem ersten Hofmahler ernannt, und bedienten sich allemal seiner, wenn Sie sich mahlen ließen.

Sein

Sein gröſtes Gemählde, iſt das Bild Sr. Königl. Höheit des Prinzen Ferdinand im Johanniter-Heer-Meiſter-Kleide, welches auf dem groſſen Saal im Ordens-Palais hängt.

Landſchaften mahlte er am liebſten, und mahlte ſie gut.

Er hat auch Geſchichten gemahlt, die mehrentheils nach Petersburg gekommen ſind.

Seine Manier zu zeichnen war frey, fleiſſig, und ſehr angenehm; mehrentheils mit rother oder ſchwarzer Kreide auf weiß Papier, zuweilen auch mit weiß und ſchwarz auf blau Papier; auch mit Kühnruß und mit der Feder ausgeführt.

Er hat auch etliche und dreyſſig Blätter in Kupfer geätzt, mehrentheils Landſchaften, und einige Bildniſſe, als:

Den hochſeeligen Prinz Heinrich von Preuſſen.
Die Prinzeſſin von Oranien und
Die Prinzeſſin Eliſabeth.

Alle drey nach ſeinen eigenen, nach der Natur gemachten, Zeichnungen.

Nach eben dergleichen Zeichnungen hat Daniel Berger nach ihm geſtochen

Den Prinz und die Prinzeſſin von Preuſſen.
Den Prinz Heinrich, des Königs Bruder.
Den Kayſer.
Den König von Schweden.
Die Landgräfin von Heſſen-Caſſel, und
Des verſtorbenen Bruder, Franz Reclam.

Seine Gemählde-Sammlung beſtand aus guten Originalgemählden, von Joh. Roth, Nikolaus Knipfer,

ser, Jacob Blanchard, G. Flink, Huchtenburg, Barthol. Breemberg, Moucheron u. a. m. wovon die mehresten noch bey seiner Mutter zum Verkauf feil sind.

Seine Zeichnungen und Kupferstiche aber gab dieselbe dem Mahler Daniel Chodowiecki, um sie aus der Hand zu verkauffen. Da sie es aber nicht öffentlich bekannt machen wollte, sind die mehresten noch bey demselben liegen blieben, wo sie vielleicht künftigen Sommer an den Meistbiethenden verkauft werden könnten; vorher wird man aber ein Verzeichnis davon drucken lassen.

Der Zweyte dieser Künstler war der den 25 Jan. 1775 gestorbene königl. Hofkupferstecher, George Friedrich Schmidt, ein Mann, als Kupferstecher betrachtet, von ganz besondern Talenten. Dieses bezeugen hinlänglich seine Blätter nach Nik. Mignard, den Grafen d'Evreux, den Erzbischof von Cambray, den Mahler Delatour, und andere, die er in Paris unter der Aufsicht des Mahlers Rigaud gestochen hat.

Da er von Paris zurückkam, fieng er auch an in Kupfer zu ätzen. Seine ersten Blätter dieser Art waren sein eigen Bildniß, seiner Frauen ihres zweymal, Salimbene, Algarotti, und verschiedene andere. Hernach arbeitete er nach Gemählden von Rembrand in einer sehr schönen Manier. Doch ist zu bemerken (und die Probdrücke bezeugen es) daß in seinen geätzten Blättern drey Viertheile der Arbeit mit dem Grabstichel gemacht sind.

Sein schönstes Blat nach Rembrand ist des Jairi Töchterlein (*).

Von

(*) Ein Jahr vor seiner Abreise nach Paris hatte er ein klein Blätgen nach Rembrand geätzt, ein alter Mannskopf mit der Jahrzahl 1735.

Von dem was er in Petersburg gemacht hat, und von seinen Lebensumständen, hat vorbesagter Herr von Heinecken in eben den Nachrichten Erwähnung gethan. Nur muß noch angemerkt werden, daß er auch einen Versuch machte, die von François und Demarteau in Paris erfundene oder verbesserte Manier Röthelzeichnungen in Kupfer nächzuahmen, nachzumachen. Dieses gerieth ihm sehr wohl.

Nicht so glücklich war er, da er den Le Prince in der Manier, getuschte Zeichnungen in Kupfer nachzumachen, nachahmen wollte. Ein kleines Blättgen worauf er eine Landschaft entworfen hat, zeigt, daß er das Geheimniß nicht errathen konnte. Seine Eltern haben Abdrücke davon machen lassen, und sie verkauft.

Er hatte einen einzigen Sohn, der im vierzehnten Jahr seines Alters starb. Diesen schien er mehr zum Mahler als zum Kupferstecher zu ziehen. Der Sohn aber hatte noch mehr Lust zur Poesie.

Schüler hat er wenig gehabt. Der erste war Chevillette, der nicht viel bey ihm gelernt hat; in Paris aber ist er ein geschickter Mann geworden.

Daniel Berger, ist nur sehr kurze Zeit bey ihm gewesen, und hat ihm mehr abgesehen, als er ihn gelehrt hat.

Seine Kunst hat ihn reich gemacht, und sein Vermögen ist seinen zwoo betagten Schwestern zu Theil worden.

Unter vielen schönen Sachen die seinen Nachlaß ausmachten, war auch ein sehr schönes Bild, vom verstorbenen Anton Pesne, der ihn mit seiner Frauen

bey einem Tische stynd gemahlt hat. Dieses Bild gehört nebst dem vom Herrn von Knyphausen, der Gerlachischen Familie, und des Dinglingers zu den allerbesten Gemählden dieses Mahlers. Es ist in der Familie geblieben.

Schmidt mahlte auch selbst in Oelfarbe. Aber mehrentheils copierte er nur, und nie hat er etwas aus eigener Erfindung gemahlt, außer Bildnisse.

Er zeichnete auch sehr gute Bildnisse nach dem Leben in Pastell, und mit dreyerley Kreide, in einer sehr schönen Manier mit viel Geschmack.

Seine Gemählde, Kupferstiche und Handzeichnungen sind mehrentheils alle aus der Hand verkauft worden.

Man hat ein Blat von unserm Schmidt, daß theils von ihm, theils von Rembrand radirt ist. Er hatte die Platte von Rembrand (No. 239. im Gervainschen Catalogus) bekommen, er ließ die Figuren und Nebensachen dazu zeichnen, und radierte sie mit vielem Fleiß in der Rembrandischen Manier dazu. Von dieser so ausgeführten Platte sollen nur 36 Abdrücke gemacht worden seyn, 12 für ihn, und 24 für den Eigenthümer der Platte, den Hofrath Trible, und nachher soll die Platte seyn ausgeschliffen worden. Dieses erinnert mich dessen, was mit der Lieberkühnschen Platte vorgegangen. Hr. Schmidt sagte stets, wenn man einen Abdruck davon von ihm haben wollte; er hätte keine nicht mehr, er hätte die Platte ausgeschliffen und die Abdrücke zerrissen; wenn aber der Liebhaber das Ansehen hatte, daß er Geld übrig hätte, und sehr in ihn drang, so suchte er so lange nach, bis er noch etwan einen Abdruck fand; diesen verkaufte er vor 15 Rthlr.

Da

Da er nun todt war, und man alle seine Platten taxiren ließ, fand sich diese auch mit unter ihnen ganz unversehrt; die Erben haben Abdrücke davon machen lassen und sie a 12 ggr. verkauft.

Schmidt war ein sehr fleißiger Mann. Es mögen wohl wenig Tage vorbeygegangen seyn, an welchem er nicht etwas in seiner Kunst gethan hätte. Zur Veränderung übte er sich bis an sein Ende in der Musik. Er spielte die Violin. Seine lezte Arbeit war das Bildniß des Oberconsist. Rath Büschings, das er für einen Buchhändler in Hamburg in 8vo gestochen hatte; auch stach er zugleich die Platte nach Rembrand, der Prinz von Geldern genannt, auf.

Wenn er länger gelebt hätte, hätten die Liebhaber seiner Kunst noch sein Bildniß von ihm, so groß wie das von Delatour, gestochen bekommen. Er hatte sich dazu in Profil gezeichnet oder zeichnen lassen, mit einem Hunde spielend, in einer Einfassung mit Sachen, die sich auf seine Kunst beziehen componirt, und mit Einer Farbe (Camayeux) in Oelfarbe gemahlt, auch die Platte dazu schon zubereitet.

Seine Arbeit muß ihm viel Mühe gekostet haben: denn, ohne daß er von Natur kurzsichtig war, hatte er einige Jahre vor seinem Tode den Gebrauch eines seiner Augen verlohren. Da der Baron von Wenzel in Berlin war, wollte er sich von ihm den Staar stechen lassen; dieser wollte ihn aber nicht unternehmen; und er soll oft große Schmerzen an diesem Auge gehabt haben.

Bause in Leipzig ist jetzt in unseren Gegenden der einzige der uns einiger Maaßen den Schmidschen Verlust ersetzen muß. Er ist in den Jahren, da er noch sehr zunehmen kann.

Wir haben im Jahr 1775 verschiedenes von seiner geschickten Hand erhalten. Das erste war ein niedlich kleins Bildnis von Gellert nach Grafen so sauber wie Siquets seine, und in eben der Größe.

Darauf erschien das schöne Blat nach Cignani. So viele Schönheiten es auch enthält, so hätte ich doch lieber gesehen, er hätte es nicht gestochen. Eben so wie zuweilen das Publikum dem Kupferstecher alle Schönheiten die ihm das Urbild darboth zurechnet, und kaltsinnig über den der es mahlte oder zeichnete wegsieht: eben so werden auch oft dem Kupferstecher die Fehler des Mahlers, besonders wenn es Zeichnungsfehler sind, zugeschrieben.

Nach diesem kam das Bildnis von Hrn. Thomas Richter nach Graf.

Basedow nach einer Zeichnung von Daniel Chodowiecki.

Und endlich Leibnitz nach Scheits. Dieses sowohl als auch Richter sind in der Größe seiner andern Bildnisse und sehr schön gestochen. Basedow aber ist kleiner, geätzt und mit dem Grabstichel sehr sauber ausgeführt. Eben auf diese Art können sich die Liebhaber das Bildniß des Herrn Lavater versprechen. Bause hat sich eine Zeichnung von ihm erbethen, und vermuthlich wird es die seyn, die ein geschickter junger Miniaturmahler Nahmens Schmoll im vorigen Jahr nach demselben auf Pergament mit Chinesischer Tinte sehr sauber und ähnlich gezeichnet hat.

In einer andern Art besitzt Leipzig einen sehr angenehmen Kupferstecher, den Herrn Geyser. Außer vielen schönen Vignetten, womit er fast alle neue

Bücher

Bücher, die in Leipzig gedruckt werden, ausgeziert hat, sind keine so schön, als die, die er nach den Zeichnungen eines jungen Miniaturmahlers Nahmens Füger (*), der dazumahl in Leipzig war, zu Yoricks empfindsamen Reisen radirt hat. Im verflossenen Jahr hat er auch verschiedenes gemacht, unter andern die Bildnisse des Cervantes zu Bertuchs neuer Uebersetzung des Don Quixots, und das vom verstorbenen Direkteur der Leipziger Schaubühne, Koch, und andere mehr. Keines aber macht ihm mehr Ehre als das von Lippert (nach Graf) für die Bibliotheck der schönen Wissenschaften. Es scheint daß dieser Mahler die Kupferstecher gleichsam begeistert, und macht daß sie sich übertreffen wenn sie nach seinen Gemählden stechen.

Vom Herrn Zingg haben die Kunstliebhaber ein sehr angenehmes und unerwartetes Geschenk bekommen. Es sind zwoo Landschaften von mittler Größe, auf einen halben Bogen gedruckt, die er auf dem Landguthe des Herrn Kammerherrn von Carlowitz zu Störitz gezeichnet hatte; sie stellen das Haus dieses Herrn nebst der umliegenden Gegend von zwoo Seiten vor, und sind sehr sauber in seiner angenehmen Manier radiert und mit dem Grabstichel ausgeführt. Eben so schön hat dieser Künstler eine große Vignette nach einer Zeichnung von Schönau zu Lipperts Werk gestochen; man sieht an dieser Vignette, daß, wenn er wollte, er eben so schön Geschichte als Landschaften stechen würde.

Seine Freunde und die Freunde seiner Kunst seufzen über ihn, daß er sie so lange auf verschiedene schätz-

 bare

(*) Dieser Füger hat hernach auch in Oelfarbe gemahlt, und ist kürzlich von der K. Königin mit 600 fl. jährlichen Gehalt nach Rom gesandt worden um sich da noch zu perfektioniren.

bare Blätter, die er nach und nach ausgestellt hat, warten läßt, ehe sie Abdrücke davon bekommen können.

Einer der fruchtbarsten unter den Berliner Künstlern ist Herr Bernhard Rode. Dieses unermüdete Genie fährt immer fort uns mit neuen Gegenständen seines Pinsels und seiner Radiernadel zu erfreuen. Er macht nicht, wie die mehresten Künstler pflegen, beständig die schon so oft wiederholten Geschichten und Fabeln; er sticht die auf, die noch am wenigsten bearbeitet worden sind.

Unter diese gehören sein Tod Cäsars. Er hat ihn vorgestellt, wie er mit dem Stiche umgestürzt unter denselben liegt, und sich das Haupt mit einem Mantel zu bedecken sucht, während das seine Mörder wüthend auf ihn zustoßen; ein schönes Bild, die Figuren in natürlicher Größe.

Ferner hat er vorgestellt, Marc Anton und Cleopatra, wie sie mit einander Fische angeln. Da Marc Anton sich der List bediente, unter dem Orte, wo er angelte, einen Menschen zu verbergen, der ihm schon gefangene Fische an den Angelhaken hängen mußte: ließ Cleopatra, die es gemerkt hatte, durch einen andern ihm einen gebratenen Fisch anhängen. Die Bestürzung des Antons und die Verschlagenheit in der Miene der Cleopatra bey dieser Erscheinung sind sehr gut ausgedruckt.

Joseph mit seinen Brüdern, die in der großen Verlegenheit um ihn her auf den Knieen liegen, in dem Augenblick, da er sich nicht länger enthalten kann, sich ihnen zu erkennen zu geben, und zu seinen Leuten ruft, sie sollen ihn allein lassen. Eine sehr schöne Zusammensetzung, und Joseph in der erhabensten Stellung.

Eine seiner geistreichsten und schönsten Vorstellungen ist die, wo er (wie es ein französischer Geschicht-

schreiber

ſchreiber wünſcht, daß es ein Mahler ausführen möchte) den Marc Anton vorgeſtellt hat, wie er verwundet von der Cleopatra und zwoo ihrer Frauen durch ein Fenſter mit Stricken in das Mauſoläum, darinn ſie ſich eingeſperrt hatte, hinauf gezogen wird, und ſeine Leute von unten nachhelfen.

Wenn ich dieſe Zuſammenſetzung in Anſehung des Poetiſchen mit jemand vergleichen ſollte, würde ich ſagen ſie wäre ganz Lairesiſch; aber nein, ſie iſt ganz Rodiſch.

Seine leztern radierten Blätter ſind, die Auferſtehung der Todten, nach einem großen Gemählde von ihm; eine weitläuftige poetiſche Zuſammenſetzung. Oben in der Mitte erſcheint Chriſtus in einer Glorie mit vielen Engeln umgeben, die zum Theil Poſaunen zum Theil offene Bücher halten. Zu ſeiner linken Hand (welches im Gemählde die rechte iſt) Adam und Eva; ſie ſcheint ſchamhaft und furchtſam: er, ſie tröſtend. Dann Moſes, David und andere. Beſſer herunter und Chriſto am nächſten, Maria und Johannes; weiter hin Johannes der Täuffer, Andreas, Paulus, Petrus, die drey heiligen Weiber mit der Salbbüchſe, und viel andere Heilige; alle dieſe auf den Wolken. Auf der Erden zeigt ſich vorne das Waſſer, das ſeine Todten herausgiebt; Männer, Weiber und Kinder in ſehr rührenden Stellungen; ſie ſcheinen ſich zu erkennen. Pharao mit ſeinem zerbrochenen Wagen kommt hier auch vor. Zur linken des Gemähldes ſieht man ein Stück einer großen zerbrochenen Säule, als ein Ueberbleibſel eines prächtigen Gebäudes, und einige Abgeſchiedene aus des Künſtlers Familie, die aus den Gräbern hervorkommen. Sein Vater, der den Deckel von ſeiner Mutter Sarg aufhebt, aus welchem ſie ſich als aus dem Schlaf erhebt; ſeine Mutter mit einem jungverſtorbenen Kind; ſein Bruder der Kupferſtecher. In der Mitte ſieht man viele Perſonen, die vor dem An-

blick des Heilandes erschrecken; unter diesen einige noch bey den Urnen, die ihre Asche aufbehielten, sich befindende Heyden, Pilatus, Nero und andere. Pilati Weib macht in dieser Gruppe einen schönen Contrast. Fernerhin rechts, den Caiphas, und Judas, und andere Juden, sehr gut charakterisirt. Noch weiter Plato, Sokrates und Erasmus aus Rotterdam. So verzweifelnd der Ausdruck der Heiden ist, besonders des Judas, so hoffnungsvoll erscheinen diese drey Männer; es scheint, als ob Erasmus dem Sokrates die Geheimniße der großen Begebenheit erkläre. Sehnsucht, Demuth und Hoffnung sind ganz die Physionomie des Sokrates. Dieses Stück ist auf einen großen Bogen gedruckt.

Simei, wie er dem David, der wieder nach Jerusalem zurückkehrt, beym Uebergang über den Jordan, entgegen kommt, ihm zu Füßen fällt und seine Bosheit bereuet. Abisai will ihn erstechen, wird aber von dem David davon abgehalten. Dieser geht auf einer Art von kleinen hölzernen Brücke oder Steg über den Jordan vor. Nebenher schwimmen und gehen einige Soldaten zu Fuß und zu Pferde durch den Jordan, und einige klettern am Ufer hinauf; ihre Waffen haben sie als Trofeen auf den Lanzen gehangen und tragen sie über sich. Die Zusammensetzung ist reich, ohne Verwirrung, fremd und angenehm. An dem Simei hat mir aber doch nicht die Stellung und der Charakter gefallen. Eins und das Andere ist zu Edel, mehr für einen Apostel, als für einen brutalen Aufwiegler.

Das Pfingstfest ist auch eine schöne Zusammensetzung voller Ausdruck und schön erleuchtet. Die Größe dieser beyden Blätter ist eines halben großen Bogens.

Noch zwey kleinere Blätter sind von diesem Meister erschienen: das Eine stellt die Semiramis vor, wie

wie ſie ſich waffnen läßt, um ihr Volk zu beſchützen. Das Zweyte den Ulyſſes, der den Achilles unter den Lycomediſchen Töchtern erkennet; zwoo reitzende Vorſtellungen und in einer ſchönen Manier radirt.

Noch ein Blat auf einem großen halben Bogen, den Sokrates vorſtellend, wie er im Gefängnis, da man ihm die Feſſeln abgenommen, die Weiber und Kinder weggeſchickt und von dem Schmerz, den ihm die Feſſeln am Fuß verurſacht haben, Anlaß nimmt von der Empfindung mit ſeinen Freunden zu ſprechen; auf der entgegengeſetzten Seite wird der Gifttrank zubereitet. Ein ſehr ſchönes Ausdruckvolles Blat.

Herr Falbe, einer unſerer beſten Portraitmahler, hat die drey Splittgerberſchen Kinder gemahlt, wie die gröſſern Geſchwiſter einen kleinern Bruder in einem Wagen ziehen wollen; eine ſchöne Zuſammenſetzung, gut und natürlich colorirt, und der kindiſche Charakter ſehr gut ausgedruckt.

Nach ſeiner Zeichnung hat Herr Haid in Augſpurg ein Bildnis des Herrn Doktor Martini in Schwartzerkunſt geſtochen. Seine ehmals ſelbſtradirten Sachen hat der Herr G. K. R. von Heinecken in ſeinen Nachrichten angezeigt.

Die Madam Therbuſch, die ſich vor einiger Zeit ſo vortheilhaft, durch ihre für die rußiſche Kayſerin verfertigte große Gemählde aus der königlichen Familie, zeigte, fährt mit ſchönen Bildniſſen fort.

Ein ſchönes Bild von ihr ſtellt die beyden Brüder den Geh. Rath Mutzel und den Baron von Stoſch in Rineſtöck vor. Sie mahlt jezt mehrentheils in Geſellſchaft ihres Bruders des Herrn Liſiewski, Anhalt-Deſſauiſchen Hofmahlers, der ſich ſeit einigen Jahren hier aufhält. Inſonderheit mahlt Er die Köpfe des

Frauenzimmers, und Sie die Kleidungen. Dieſes wird die künftigen Kunſtkenner in groſſe Verlegenheit ſetzen, wann ſie in den Therbuſchiſchen Bildern Liſiewskiſche Köpfe finden werden. Auf dieſe Art ſind auch die obigen nach Rußland geſandten Gemählde gemacht. Die Königin, die Prinzeßin mit dem jungen Prinz von Preußen, die Prinzeßin Heinrich, und die Prinzeßin Ferdinand ſind ſämtlich was die Köpfe anbetrift von Liſiewski, der Prinz von Preußen, Prinz Heinrich, und Prinz Ferdinand aber ſind von ſeiner Schweſter allein verfertigt. Auch in einem Gemählde das in Sans-Souci von dieſer Künſtlerin befindlich iſt, die zornige Diane vorſtellend, iſt der Kopf der Göttin vom Hrn. Liſiewski. Das ſchönſte Bild, das ſie gemahlt hat, iſt ihr Familienbild, daß ſie vor ihrer Reiſe nach Stuttgard mahlte; Schade daß dieſes Bild nirgends fertig gemacht werden wird.

Sie mahlt jezt ihr eigen Portrait auf einer groſſen Leinewand, ein Kniestück, in einer ſchönen Stellung am offnen Fenſter zeichnend; hinterwärts in einem andern Zimmer mahlt ihr Bruder an einer Staffeley. Unter dem Fenſter iſt ein Basrelief mit Kindern von Franz von Flandern nachgeahmt, und neben dem Fenſter läuft ein Weinſtock hinauf. Ein ſehr ſchönes Bild.

Sie mahlt auch für den König ein Gemählde, die Geſchichte der Iphigenia, wozu ſie ein Studium nach dem Kopfe eines hübſchen Mädchens in der Natur gemacht hat. Man erinnert ſich hierbey des Kopfs der Leonoren vom Carl Coypel; nur dieſes iſt eine Blondine und weniger Idealiſch ſchön.

In Dresden ſteht auf der Galerie ein Bild vom Liſiewski, der Prinz Eugen von Anhalt-Deſſau zu Pferde in Lebensgröſſe; auf das äuſſerſte ausgeführt, und doch thut es eine groſſe Wirkung.

Er beſitzt auch groſſe Geſchicklichkeit in Vorſtellung der Bildniſſe vom Nachtlicht erleuchtet. Auch nach Gips und Marmor hat er ſchöne Sachen gemacht die den Kenner betrügen. Der geh. K. R. von Heineken beſchreibt in ſeinen Nachrichten das Leben ſeines Vaters.

Herr Friſch, ein geſchickter Geſchichtenmahler, iſt noch nicht auſſer Berlin ſo bekannt wie er es verdient. Er machte ſeine erſten Studien nach Roden, hatte hernach Gelegenheit, durch Vermittelung des Marquis d'Argens der ihn ſehr achtete, in Sans-Souci in der Wilder-Galerie zu copiren, reiſte nachher mit demſelben nach Provence und von da auf etliche Jahre nach Rom, und kam mit vielen Studien nach Rafael und den Antiquen über Paris wieder zu Haus. Er hatte in dieſer Zeit ſo zugenommen, daß der König ihn bald zu ſeinem Hofmahler mit einem jährlichen Gehalt ernannte, und ihn im neuen Schloß zu Sans-Souci einige Decken und Cabinet-Stücke mahlen ließ. Auch in dem Cavalierhauſe iſt das groſſe Deckenſtück von ſeiner Arbeit; und jezt iſt er von neuem für den König mit einem Triumph der Thetis einem Cabinetſtücke beſchäftigt.

Dieſer junge Mann lebt ganz für die Kunſt und ſein Eifer läßt noch vieles von ihm hoffen.

Kupferſtecher giebt es in Berlin zweyerley: eigentliche Kupferſtecher, die nur mit dem Grabſtichel und der Radiernadel arbeiten; und ſolche, die auch zeichnen, mahlen und nach eigenen Erfindungen radiren.

Unter dieſe gehört erſtlich Herr J. W. Meil, ein an Erfindung reicher Künſtler. Seine angenehme und ihm eigene Manier iſt ſchon ſo bekannt, daß es überflüſſig ſeyn würde ſie zu beſchreiben. Anfänglich da er an dem Spectaculum naturae et artium arbeitete, ſchien er dem Stephan della Bella nachahmen zu wollen; nachher aber hat er ſich ganz ſeinem eigenen Genie über-

überlassen. Seine letzten Sachen sind ein paar kleine Vignetten zu dem Kaufmann zu Smirna. Noch ein Paar zu der Beschreibung des in Schweden errichteten Hauses für Kindbetterinnen. Auch zu den neuaufgelegten Göthschen Schriften hat er zwey Vignetten unter die Tittel gemacht, eine auf Götz von Berlichingen, die andere auf Werthern, wie er auf der Pflugschare sitzt und ein paar Bauerknaben abzeichnet. Diese kleine Blätgen, die ihm sonderlich wohl gerathen, scheint er nur in seinen Erholungsstunden gemacht zu haben. Ein großes Werk, das Kalenderkupfer für das Halberstädtsche Dohmkapitel, beschäftigt ihn seit einigen Jahren ganz.

Seit ein paar Jahren hält sich sein Bruder aus Leipzig bey ihm auf, ebenfalls ein Mann von vieler Erfindung und mancherley Talenten. Er zeichnet, mahlt, radiert, sticht in Stahl, schneidet Steine, arbeitet in Marmor, Bernstein ꝛc. Der Gothaische Kalender vorigen Jahres ist mit seinen Kupfern, Emilia Galotti vorstellend, ausgeziert. Er hat hier verschiedenes in Thon gearbeitet: eine Venus die den Cupido peitschet, einen Löwen und eine Gruppe Kinder. Diese hat er nach Guellinus copiert.

Von Daniel Chodowiecki (*) ist auch in diesem Jahr verschiedenes ans Licht gekommen. Er ist eigentlich ein Miniaturmahler, hat aber seit einigen Jahren vieles für Kupferstecher gezeichnet und auch nach eigner Erfindung geätzt. Zu den ersten gehören 25 Zeich-

(*) Ein grosser Mann lebt sich selbst durch seine Werke; und wer kann ihn würdiger loben? Gleichwohl ist öfters vonnöthen, daß das Publikum auf zu wenig erkannte und gefühlte Verdienste aufmerksamer gemacht werde. Dies möchte wohl auch bey Chodowiecki der Fall seyn; und ich freue mich daher, daß ich Hofnung habe, die Gedanken eines Mannes, der diesem herrlichen Genie völlige Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann, von ihm und seinen Werken, vielleicht bald mittheilen zu können.

W.

25 Zeichnungen zu einem franzöſ. A. B. C. Buch, das in Leipzig gedruckt und geſtochen wird.

Verſchiedenes zu Lavaters Phyſiognomick.

Die Zeichnungen zum Lauenburgiſchen Kalender.

Zwey Zeichnungen zu der vorher erwähnten neuen Auflage der Göthiſchen Schriften, Lotte u. a. m.

Hiebey iſt anzumerken, daß der Hamburger Correſpondent bey Gelegenheit der Recenſion des Bildniſſes der Lotte, dem Verleger der Göthiſchen Schriften zu viel thut, wenn er ihn, der Kupferſtiche wegen, der Sparſamkeit beſchuldigt. Es kann bewieſen werden, daß er alle Kupferſtiche zu dieſen Werken von J. W. Meil und von Chodowiecki machen laſſen wollte. Da ihm aber beyde ihre dringenden Beſchäftigungen vorſchützten, mußte er ſich begnügen von dieſen beyden Künſtlern zu nehmen was er bekommen konnte, und das übrige anderweit machen laſſen. Die Zeichnung zum Clavigo iſt ſogar zweymal gemacht, und eine verworfen worden.

An radierten Blättern machte Chodowiecki im vorigen Jahr die Titelvignette zu den Leiden und Freuden des jungen Werthers.

Das Bildniß des berühmten Mahlers Dietrich, der in Dreßden ſtarb, nach einer Zeichnung von Friedrich Reclam.

Das Maſquenrecht.

Fünf Blätter zu dem 2ten Th. des Sebald. Nothanker.

Verſchiedenes zu Lavaters Phyſiognomik, 2ten Th. im erſten ſind nur drey Blat von ihm.

Einige Satyren auf die Banquerotiers und andrer.

12 Blät-

12 Blätter zu dem genealogischen Berliner Kalender, die Geschichte des Blaise Gaulard. (*)

12 Fabeln und Erzählungen von Gellert, zu dem westpreußischen Kalender.

Das Bildniß des Hrn. Rath Tellers zu der allgem. teutschen Bibliothek, und das Titelkupfer zu dem 2ten Theil der neuen teutschen Uebersetzung des Don Quixote.

Der Buchhändler, Hr. August Mylius, hat einen Catalogum aller bisher radierten Chodowieckischen Blätter abdrucken lassen, um sich der Mühe des öftern Abschreibens zu überheben.

Da die Gemählde dieses Künstlers mehrentheils in Bildnißen zu Ringen oder Braßelets in Miniatur bestehen, so ist er bey den Ausländern mehr als Kupferstecher oder Zeichner, als Mahler bekannt.

Der Hr. Professor Krüger gehört auch in diese Classe: Er hat zu den schon erwähnten Göthenschen Schriften auch Zeichnungen gemacht, wovon drey gestochen worden sind. Er hat auch ehemals zum Basedowschen Elementarbuch zweyten Theils etliche Platten radiert, und die Reinsbergischen Aussichten in Folio sind von seiner Arbeit; auch einige Blätter nach Zeichnungen großer Meister, die auf der königl. Bibliothek befindlich sind, hat er radiert. Eigentlich aber ist er ein Portraitmahler in Oelfarbe.

Unter die eigentlichen Kupferstecher gehört vorzüglich Daniel Berger, ein fleißiger junger Künstler. Sein Vater war der erste, der ihm den Grabstichel führen

(*) Die Akademie hat zur Verständlichkeit dieser Kupfer einen Auszug aus diesem Roman in den Kalender mit anhängen lassen.

rin lehrte. Er hatte hernach Gelegenheit, kurze Zeit von dem verstorbenen Hofkupferstecher Schmidt zu profitiren, machte verschiedenes für sich selbst; unter andern fieng er ein schönes, und wenn es wäre fertig worden, nützliches Zeichenbuch in der Rothstein-Manier, nach Zeichnungen des Directeurs der Akademie Hrn. Ieseners an, machte 12 Platten und ließ es hernach liegen. Was ihn am mehrsten davon abhielt, war der große Aufwand und der schlechte Abgang. Dazu wurden ihm vom sel. Prof. Meckel viele anatomische Zeichnungen zu stechen gegeben, die er mit vielem Beyfall verfertigte. Nachgehends hat er noch beyher vieles für Buchhändler, etwas am Elementarwerke, am Lavaterschen und für die Akademie zu den Kalendern gemacht. Auch für den Lauenburgischen Kalender hat er für dieses Jahr die Kupferstiche radiert.

In boßirten Bildern ist Herr Saler ein geschickter Künstler; er ist zugleich Zeichenmeister am grauen Kloster und hat sich auch auf das Pastelmahlen gelegt. Er hat die ganze Königliche Familie nach dem lebenden profil boßiert und an die Kayserin von Rußland nach Petersburg gesandt. Auch die Bildnisse der Kayserin, des Grosfürsten und der Grosfürstin hat er zusammen auf einer Platte boßirt und hingeschickt. Alle zusammen haben vielen Beyfall erhalten.

Von dem Medailleur Herrn Abrahami und von seinem Sohn sind auch zwey Medaillen mit den Bildnissen des Prof. Sulzers und des Prof. Kamlers gemacht worden. Vorher auch eine auf die Wohlthaten die der turinische Theatermahler Cagliari der neuerbauten catholischen Kirche gethan hatte; und die auf den berühmten Moses Mendelsohn, zeigen alle von dem Fleiß und von der Geschicklichkeit dieser beyden Männer. Bald werden sie auch die Medaille vom Probst Spalding, und die von Luiern in Pe-

ters-

tersburg ſchlagen laſſen; (*) und ſo ſind ſie willens nach und nach die berühmteſten Gelehrten, in- und außerhalb Berlin zu liefern.

Eben dieſes Vorhaben hatte auch vorerwehnten Herr Saler. Er hat vor einigen Jahren angefangen die Bildniſſe der Gelehrten in Gips gegoſſen herauszugeben. Er machte den Anfang mit Leßing, Ramler, Spalding, Formey, Moſes Mendelſohn und Silberſchlag.

Ein geſchickter und ganz außerordentlicher Sticker, Herr Genelly, hält ſich in Berlin auf. Er macht geſtickte Gemählde mit Früchten und Blumen ſo ſchön, daß man ſie in einiger Entfernung für Gemählde halten ſolte.

Herr Bodenberg, der ſich einige Jahr lang bey der Döblinſchen Schauſpielergeſellſchaft als Dekorationsmahler aufgehalten und dieſelbe voriges Jahr verlaſſen hat, wohnt ſeit der Zeit in Berlin, mahlt und zeichnet Bildniſſe und perſpektiviſche Ausſichten und Landſchaften. Seine theatraliſchen Zeichnungen ſind groß, reich und mit vielem Geſchmack ausgeführt. Er hat auch verſchiedene Blätter in Kupfer radiert, mehrentheils Köpfe von ſeiner Erfindung, oder nach Gemählden.

Der Bildhauer Glume iſt den 17 Febr. 1776 geſtorben. Er war ein geſchickter Figuriſt. Zum neuen Comödienhaus hatte er noch ein paar Figuren gemacht, die aber ſeinen vorigen Arbeiten nicht beykommen. Er hat auch eine Parthie Medaillons in Wachs boßiert, die ihm Ehre machen; die mehreſten ſind aus ſeiner Familie. Außer dieſen: den Prinz Ferdinand, des Königs Bruder. Den Graf Reuß. Den Dokter Lieberkühn, und den Inſpektor Lieberkühn. Von einigen treiben ſich Gipsabgüße herum.

Es

(*) Dies iſt ſeit Abfaſſung dieſes Aufſatzes bereits geſchehen.

Es hat ſich in Berlin ein Künſtler, Namens Eckſtein, niedergelaſſen. Er macht Figuren aus einer von Wachs und andern Ingredienzien gemachten Compoſition in natürlichen Farben. Unter andern hat er in dieſer Art gemacht

Den König von Preußen, zu Pferde, ſehr ähnlich, in ſeiner natürlichen Stellung und Kleidung, Mann und Pferd etwan 3 bis 4 Fuß hoch. Es iſt alles an ihm, Hut, Rock, Stiefeln, ſo ähnlich wie möglich. Das Pferd iſt ſehr gut gezeichnet, und auf das ſorgfältigſte ausgeführt. Dieſes Stück iſt bewundernswürdig.

Er mahlt auch mit Puniſchem Wachs. In dieſer Art hat er die Geſchichte der Familie des Darius, wie ſie dem Alexander vorgeführt wird, vorgeſtellt. Eine reiche Compoſition. Das Colorit iſt zu bunt, der Pinſel aber ſehr ſauber.

VI.

Eine Pſychologiſch-poetiſche Anekdote.

Inſpicere tanquam in ſpeculum iubeo. Terent.

Unter der Menge von Briefen, die mir zukommen, läuft von Zeit zu Zeit einer ein, der auch den abgehärtetſten Demokritus ſtutzen machen könnte. Vielleicht giebt es unter meinen Leſern den einen oder andern, der ſich ein moraliſches Raritätencabinet ſammelt, und manches ſeltne Stück mit Bedau-

ren unter meinen verworfnen Papieren vermodern sehen würde. Solchen möchte wohl folgender Auszug aus einem kürzlich eingelaufenen Brief, als eines der sonderbarsten Naturspiele dieser Art, sehr willkommen seyn. Allein dies ist gleichwohl nicht die Bewegursache, warum ich ihn bekannt mache. Ich habe dazu, wie man sehen wird, einen wichtigern und menschlichern Grund. Die Sache selbst mag davon sprechen!

Mein Briefsteller, vermuthlich um mir sogleich beym Eintritt eine vortheilhafte Meynung von seinem belletristischen *Wit and Humour* zu geben, beginnt folgendermaßen:

„Nach Ihrem Agathon, nach Ihrer vollkommensten „Welt, nach Ihren Beyträgen, und den erbaulichen Sen„tenzen Ihres Danischmende sollten Sie wohl ein ziemlich ge„laßner und kaltblütiger Philosoph seyn, der sich ganz ruhig „auf seinem Drehstuhle herumwirbelt, der in seiner lichten Sphä„re Narren und Marionetten, Dummköpfe und Windbeutel mit „einem Sardonischen Lächeln unter seinem Hintern dahers „rutschen sieht, und den keine unvermuthete Donnerschläge so „leicht von der geliebten Bratenschüssel hinwegjagen. — Aber „in Ihren komischen Erzählungen, in Ihrem Diogenes, Com„dabus und Amadis lassen Sie doch zuweilen Ihre Pauken „hören. Alle Welt klatscht alsdann in die Hände, und lacht „über die armseligen verzweiflungsvollen Schurken, welche „nun einmal so häufig zum Besten der gelehrten Fuchsjäger „in dem Gehäge des Parnasses herumwackeln. Dennoch müssen „Sie nach Ihren Phantasien, auch ein überausgütiger, „edler Mann, und ein Menschenfreund seyn, *quem Deus et „mensa et Dea dignata* cubili est. Alles dieses zur Einlei„tung! „

Vielleicht denken einige, nach diesem Präludio, der mitleidige Briefsteller habe mich zum Besten haben wollen; aber das

ist

ist es nicht. Die vier folgenden Quartseiten seiner Epistel beweisen nur zu sehr, daß alles sein bittrer Ernst war. Seine Lage ist nichts weniger als komisch. Kurz, die arme Seele hungert; das ist der ganze Knoten des Stückes.

Seine innern und äußern Umstände sind, seiner Beschreibung nach, so beschaffen, daß es unmenschlich wäre seiner deswegen zu spotten.

„Ich bin (fährt er fort) einer der zwanzigjährigen „Jünglinge, die von ihrem sechsten Jahre an um der heiligen „neun Musen willen von ihren Schulrectoren gegeißelt, von „Tartüffen verfolgt, und von Schelmen unglücklich gemacht „worden sind. — Noch vor einem Jahre lebte mein — für „mich. — Aber der ist meinen Umarmungen auf ewig entrissen. Und nun? Die Welt ist eine schreckliche Einöde „für mich! Und **? O Himmel! nicht einmal Abdera! (Das wäre wenig!) Wo soll ich einen Demokrit in dieser ungeheuren Teufelsbude finden? — Aber doch endlich eine Musarion? Gott, eine Musarion!

„Entzückt von deinem Götter-Reizte,
„Entzückt als Knabe sucht ich schon
„Dein Bild, um das ich schmachtend geizte,
„Dein himmlisch Bild, Musarion!

„Dort, an dem blumichten Gestade
„Der **, weiht' ich einen Thron;
„Und flehte weinend, bath um Gnade,
„Um deine Huld, Musarion!

„Wie oft riß ich von muntern Tänzen,
„Von Liebe, Wein und Kuß mich los!
„Ließ Schmetterling und Mädchen glänzen,
„Und floh zurück in deinen Schoos!

„Du, die mir im Genuß der Freuden
„Stets mehr als jede Göttin ist;
„Die mir den kranken Schmerz der Leiden,
„Die Quaal ein Mensch zu seyn, versüßt. —

„Du, die im heißen Wetterstrahle
„Des Donnergottes sicher steht,
„Und gleich dem Felsen übern Thale
„Ihr unerschüttert Haupt erhöht!

„Wirst du, wenn diese matten Blicke
„Die Morgensonne nicht mehr sehn,
„Wirst du von meinem ganzen Glücke,
„Musarion! nur vor mir stehn:

„Dann schwillt mein starres Aug' in Thränen
„Noch einmahl auf und segnet dich:
„Bekennt dir still mein heißes Sehnen,
„Mein zärtlich Herz und schließet sich.„

Ein ahndender Schauer scheint den armen Dichter, während daß er diese Verse abschrieb, überfallen zu haben; denn er sezt dieses bedenkliche Epiphonema hinzu:

„Da sehen Sie nun, Hochedelgebohrner Herr, ob ich
„nicht ganz gewiß ins Hospital kommen werde? „

Freylich seh ich, daß es eben nicht so ganz sicher damit ist! —

„Zwar nach Krügers Pathologie zu urtheilen (fährt er
„fort) finde ich mein Gehirn in ganz leidlichen Umstän-
„den.. Aber ich mache nun so gerne Verse! „ —

Das ists eben, guter Mann! Da sizt das Uebel! — Zwar spricht er im folgenden vom Verbrennen, wenn er seine

Verse

Werſe mit — andern vergleiche; von etlichen Büchern Papiers, die er ſolchergeſtalt bereits unnatürlicherweiſe dem Moloch aufgeopfert habe, u. ſ. w. Aber dieſe Sprache kennen wir! Pure Complimente! — Und wenn auch was dran wäre: ſo iſt doch aus dem ganzen Briefe klar, daß die poetiſche Luſtſeuche eine Krankheit iſt, die der unglückliche junge Menſch zu gerne hat, um ſich ſo bald davon heilen zu laſſen.

Aber nun, mitleidiger Leſer, kömmt das Traurigſte! — Der gute Muſenſohn iſt arm; ſeinem Geſtändniß nach, ſehr arm: weiß nicht wo er ſein Haupt hinlegen, und vermuthlich nur zu oft nicht, wie er ſeine dringendſten Bedürfniſſe ſtillen ſoll. Ich geſtehe, dieſer Brief, ſo vielen Stoff zum Lachen er auch enthält, hat bey mir ſehr melancholiſche Betrachtungen erregt. Der Jüngling iſt, wie man ſieht, nicht ohne alle Fähigkeiten. Wäre zu ſeiner Zeit ſchon ein Philanthropinum geweſen, und hätt ein begüterter Menſchenfreund das gute Werk an ihm gethan, ihn als Knaben dahin zu bringen, und dort zu unterhalten, ſo hätte ein brauchbarer und glücklicher Menſch aus ihm werden können. Nun haben ihn fatale Umſtände, und die noch fatalere Buhlerey mit ſeiner Muſe (die im Grunde doch nur eine Empuſe ſcheint) aus dem rechten Wege geworfen, und der Himmel weiß, wie ihm zu helfen iſt! Er beſchwört meine Menſchenliebe, ihn zu empfehlen. Aber was hilft fremde Empfehlung dem der ſich ſelbſt nicht beſſer empfiehlt? Wer wird einen jungen Menſchen empfehlen, der, in ſeinem erſten Briefe, ſo debütiert wie dieſer? Der gleich die erſten drey Perioden mit geliebten Bratenſchüſſeln, aufm Hintern daherrutſchenden Dummköpfen und Windbeuteln, und verzweiflungsvollen Schurken, die im Gehäge des Parnaſſes herumwackeln, beſezt? Der ſich ärmer als Codrus und Irus angiebt, und gleichwohl eine Muſarion zu ſeinem Zeitvertreib haben möchte? — Ich

habe nach langem Nachſinnen nichts finden können, ſo ich ihm ſeinem Beſten thun könnte, als was ich izt thue. Ich thu es öffentlich, weil es ihm nichts ſchaden kann; denn, wenn er ſich nicht, wie die Spitzmaus, ſelbſt verräth, ſo wird keine Seele erfahren, wer der Briefſteller iſt. Hingegen kann dieſe Art ihm zu antworten zugleich vielen andern, die ſich in ähnlichem Falle befinden, oder Gefahr lauffen, in kurzem darein zu kommen, zur Antwort oder Warnung dienen. Die Anzahl der hungernden Poeten nimmt unter uns täglich überhand; das Buhlen und Schäkern mit den ſogenannten Muſen hat etwas gar zu verführiſches für junge Leutchen! Zumal ſeitdem man ſo viele öffentliche Plätze eröfnet hat, wo jeder poetiſche Knabe ſich nach Herzensluſt auf ſeinem Hottepferdchen, von dem Bravo ſeiner Mitſchüler ermuntert, herumtummeln kann! Tagtäglich vermehrt ſich die Anzahl der Dichterlinge, die ſich unter einander mit der Laurea Apollinari oder wenigſtens mit Eichenlaub krönen; ſo daß es in kurzem mehr zudringliche Sänger als geneigte Zuhörer in Teutſchland geben dürfte. Was ſoll aus ſolchem Unweſen endlich werden? Gewöhnlich haben die Herren nichts gelernt, als ein bischen ſehr wenig Franzöſiſch und Engliſch. Gründliche Philologie und die philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſehen ſie als pedantiſche Feſſeln ihres vermeynten Genies mit Verachtung an. Sich auf die ſogenannten Brodwiſſenſchaften zu legen, iſt ihnen zu kleinfügig. Auch iſt's freylich leichter ſich an irgend einen berühmten Dichter anzuhängen, ſeinen Ton nachzuleyren, ſeine Sprache zu lallen, ſeine Manier nachzuäffen, und, ohne Gelehrſamkeit und Weltkenntniß, ſentimentaliſchen oder launiſchen, dramatiſchen oder lyriſchen Unſinn zu ereerniren, ſich dabey Airs von Genie und Originalheit zu geben, und, wie der Eſel vor den wilden Eber in Phäders Fabel, vor einen Dichter hinzutreten, ſein Gewehr zu präſentiren und zu ſagen: Gott grüß dich, Bruder. Aber am Ende läufts doch gewöhnlich

mit

mit dergleichen fahrenden Schülern des Parnaſſus aufs Hungern hinaus; dann werden ſie mißmuthig, machen Pasquille auf die Fürſten, die ſich nicht die Ehre geben wollen, Auguſte für ſie zu ſeyn, oder auf die Dichter, die ihr gewöhnlich Mittageſſen zu hauſe haben, ſchreiben ſechſte Acte oder ſonſt was tolles, das ihnen Wuth und Verzweiflung eingiebt. Wenn dies noch lange ſo fort geht, ſo werden zulezt eigene Poeten-Spitäler geſtiftet werden müſſen! Aber wer ſoll ſie ſtiften? Etwan die Dichter, die noch zuweilen eine Bratenſchüſſel auf ihrem Tiſche ſtehen haben? Ich beſorge, deren ſind ſo wenige, daß wenn ſie alle zuſammenlegen was ſie ſelbſt entbehren können, ſchwerlich genug herauskommen wird, um drey oder vier Plätze für die allerbenöthigſten ihrer Baſtardbrüder zu fundiren.

Verhüte der Himmel, daß ich jemals fähig werde, des Elendes meiner Mitgeſchöpfe zu ſpotten, oder zu vergeſſen, daß unverſchuldete Dürftigkeit zuweilen auch edle aufmuntrungswürdige junge Geiſter drückt, — wiewohl ohne ſie unterdrücken zu können. Aber hier iſt die Rede nicht von jungen Geiſtern, nicht von den ſeltnen Sterblichen, die von Natur und Schickſal zu Dichtern geweyht werden: ſondern von poetiſchem Ungeziefer, After-Genien, und jungen Pennalen, die aus Kizel, Muthwillen und Müßiggang mit Wolken-Muſen Ungebühr treiben, und ſich darüber unglücklich machen. Dies Geſchlecht ausrotten helfen, iſt ein wahres Werk der Barmherzigkeit.

Es iſt freylich etwas ganz natürliches, daß ein junger Burſche, wenn er ſo in ſeinen Schuljahren liebt, wie Horaz bey ſeinem

Somno et inertibus horis
ducere ſollicitae jucunda oblivia vitae

ſich an Mandelens geſchwätzigem Bache ſo wohl ſeyn läſſt, oder wenn er ſich vorſtellt, wie behaglich dem Herrn Ohanias bey ſeiner Muſarion iſt — daß ſich ein armer junger Schelm auch ſo ein Leben wünſcht, und ſich dann träumen läſt, es brauche nun weiter nichts als witzige Schriften zu leſen und Verſe zu machen, und dem Home ein Bischen von Kunſt und Geſchmack nachſchwatzen zu lernen (d. i. wie ſie's nennen, ſich auf die ſchönen Wiſſenſchaften zu legen) um ſich ein Recht an Belohnung, Ruhm und glückliches Schlaraffenleben zu erwerben. Solche Knaben können freylich keinen Begriff davon haben, auf welchem ſteilen und mühſamen Pfade, durch wie viele Arbeit, Hinderniſſe, Gefahren, Aufopferungen, kurz, um welchen Preiß die Wenigen, denen es jemals gelungen iſt, jene glückliche Horatziſche Muſe erobert haben, die ſich, eben ſo wenig als die Sokratiſche Unwiſſenheit, *anticipando* genießen läſt.

Mein Briefſteller verſichert mich zwar heilig (und ihm glaub ichs) daß ihn der Autor-Kitzel nicht ſteche; [illegible] ſcheint ihn das Meiſte, was ich hier überhaupt von den böſen Folgen der poetiſchen Seuche geſagt habe, nichts anzugehen. Und deſto beſſer für ihn! Aber, wiewohl dergleichen Proteſtationen in dem Munde junger Belletriſten faſt immer *facto contrarie* ſind: was hälf es, wenn ſie auch zuweilen ſich ihrer Schwäche würklich bewußt wären? Endlich zwingt ſie doch die Noth, Skribler zu werden. Denn *quid non mortalia pectora cogis, — ſacra fames?* — Daher augenſcheinlich die täglich zunehmende Menge unreiffer und mißgeſtalteter poetiſcher Mißgeburten in Proſa und Verſen! daher die Menge unverſtändiger, unwiſſender, aber aus Verzweiflung nichts ſcheuender kritiſcher *Highway-Men!* daher die unendliche Brut elender Ueberſetzer, durch die faſt täglich Publikum und Verleger betrogen wird! Es mag wohl ſeyn, daß mancher mehr aus Unpäßlichkeit, und

und um der Welt zu zeigen, daß er auch da sey, zum Schmierer wird: Aber gewiß, der Meisten ihr Beruf ist von einer dringenden und Mitleiden verdienenden Art. Und wie kann man ihnen das Mitleiden, so sie verdienen, besser angedeyhen lassen, als wenn man sie nöthigt, sich auf irgend eine ehrlichere, der Welt und ihnen selbst nützlichere Weise, als die vorgebliche Schöngeisterey, durch dies Jammerthal durch zu helfen?

W.

VII.

Kritische Anzeigen.

Wraxals Reisen nach Norden. Aus dem Englischen.

Das Werkchen dieses Engländers, das, wegen seiner Flüchtigkeit im Beurtheilen und Bemerken, dem großen Haufen der ohnunterrichteten Leser und ihren Fähigkeiten am Besten entspricht, zeigt von Neuem, wie sehr ein Reiseschreiber durch Vorzeigung seines Journals eine allgemeine Kritik über sein Gefühl, und die ganze Maße seiner erworbenen Talente ans Licht stelle. Dieser junge Mann brennt für Begierde die Welt zu sehen, und weiß doch nicht was er eigentlich sucht. Es fehlt ihm geradezu alles, was ihn zu einem geschickten Beobachter bilden sollte. Er hat nicht die gemeinste vorläufige Kenntniße zu Beurtheilung der Regierungsverfassung, Cultur eines Landes, der Naturgeschichte, der Wissenschaften, Kunst, u. s. w. Daher können die größten Wunder menschlicher Würksamkeit vor seinen Augen vorübergehen, ohne daß er sie gewahr wird. Besonders anstößig ist seine Unwissenheit, wenn er von Rußland und St. Petersburg spricht. Man kann der Monarchin im Vorbeygehn die Hand geküßt haben,

sind doch von dem Geist nichts ahnden, der in allen ihren um sie herum geschaffenen Werken jeden gefühlvollen Beobachter mit Bewunderung erfüllt. Als Engländer hat er nicht einmal das wahre Römische Werk des Quai vom Winterpalais bis an den Stückhof, nicht die neue Monumente in den Gärten von Saroskoiselo, die sie zu Stowischen Gärten umbilden, und, was noch edler ist, Alle, Denkmale Rußischer Siege, und Belohnungen großer Männer sind, gesehen. Ihm ist das am Ende des Gartens von Oranienbaum von der Monarchin selbst nach allen seinen äußern und innern Einrichtungen angegebene kleine Palais entgangen, das ein schätzbares Zeugniß der lebhaftesten Phantasie und zugleich des reinsten Geschmacks darstellt, und dessen pikanteste Schönheiten auch von dem größten Architekten, ohne die feine Reizbarkeit eines Frauenkopfes, vielleicht nicht erfunden worden wären. Er hat das Palais des Fürsten Orlow zu Gatschina, das ganz nach der Monarchin eigenem Plan aufgeführt wird, das herrliche Englische Bosquet daselbst, die crystallhelle Teiche nicht besucht, wo die Wirkung des sich darinn spiegelnden Grüns den Beobachter überzeugen kann, daß das ungebrochene und kreischende in dem Colorit einiger niederländischer Meister nicht Manier, sondern nur seltne Natur ist. Er war zu Peterhof, und besuchte die Werkstätten des Hrn. Bottom nicht, wo er sich auf einmal von den mineralogischen Schätzen dieses großen Reichs hätte unterrichten können. Bey der Akademie bemerkte er die in ihrer Art einzige Sammlungen eines Ruysch, Seba u. s. w. nicht, die Peter der Große mit so vielen Kosten zusammenbrachte. Der großen Erziehungsanstalten des Cadettenhauses von 600 Zöglingen, der Akademie der Künste und ihres Erziehungsinstituts, dessen bey dem Artilleriekorps, des Cadettenhauses, der Marine zu Cronstadt, und des in seiner Art so ganz seltenen Fräuleinklosters, wird wenig oder gar nicht gedacht. Er hat wahrscheinlich in diesen Häusern den öffentlichen Versammlungen

lungen nicht beygewohnt, und in dem Fräuleinkloſter nie das für die Menſchheit ſo erquickende Schauſpiel geſehen, wo die Monarchin in dem Kreiß dieſer hofnungsvollen Jugend der Sorgen vergißt, und unter ihren Liebkoſungen ganz den Werth mütterlicher Gefühle für dieſe ihre angenommene Kinder genießt. Wenigſtens hätte die bis zum Pracht getriebene Propete des Innern dieſes Hauſes einen Engländer reizen ſollen. Als Bewunderer edler Handlungen hätte er wiſſen und ſagen müſſen, daß der Herr General von Betzkoy, der den Erziehungsanſtalten im ganzen Reiche mit ſo vielem Ruhm vorſteht, nicht weniger denn 12000 Rbl. eigener Revenüen jährlich mit darauf verwendet. Die Schätze der Maßlereyen in der Eremitage, der geſchnittenen Steine ſowohl hier, als bey dem Hrn. von Betzkoy, ſind ihm unbekannte Dinge, ſo wie die ſo zahlreiche Sammlung antiker Abgüße bey der Akademie der Künſte. Falconets Werk läßt er indeſſen Gerechtigkeit wiederfahren; allein bey der perſönlichen Bekanntſchaft dieſes groſen Manns hätte er ihn auch als den einzigen Commentator des Plinius, und als Literator bemerken ſollen. In den Noten zu der neueſten Ausgabe dieſer Ueberſetzung ſind mehr Aufklärungen über die wichtigſten Probleme der Geſchichte alter Kunſt, als in ganzen Quartanten ſogenannter Kenner. Er weiß nichts von der Schikane, die dem Künſtler Neid und Unwiſſenheit über das Gewand ſeines Helden erregt; nichts von den Beſchwerden, die man geführet, als er den Felßſtein, den die Natur gewiß nie zu dem Piedeſtal einer Statue in allen ſeinen Umriſſen geformt hatte, pittoreſk zu behandeln anfieng. Nur freundſchaftliche Güte der Monarchin, und ihr tiefes Gefühl für das Sublime in den Künſten, das ſo wenigen Prinzen gegeben iſt, konten dieſen groſen Mann aufrecht erhalten, mit Muth ſein Werk fortzuſetzen. Nun iſt es glücklich geendigt, und das wenige an der einen Seite des Pferds, und der Kopf des Helden, die im Guße verſagt haben, können ohne Schaden des Ganzen nachgeholt werden. Bey

dieſer

dieſer Gelegenheit ſey es uns erlaubt, unſerer Gelehrten Anzeigen mit Ehren zu gedenken, die ehedem bey Beurtheilung des Traktats über die Statue von Mark-Aurel Falkonets als eines derer Bildhauer erwähnten, die an der Statue Peter des Großen arbeiteten. Den Kopf hat er unter ſeiner Direktion ſeiner Niece, der Madem. Collot anvertraut, und gewollt, daß dies Ideal aus den Händen der Grazien käme. Daher iſt er auch von unſern Critikern folgendermaſſen angeſchnaubt worden: was man von einer Arbeit hoffen könne, wo das Hauptſtück einer Schülerin zugetheilt wäre? Sie iſt eine Schülerin Falkonets, aber deswegen nicht Schülerin in dem Verſtande dieſer Herrn, und ihr Talent iſt von Kennern allgemein anerkannt. Man würde ein Buch weit ſtärker als des Verfaſſers ſeines zu ſchreiben haben, wenn man die Unterlaſſungs-Sünden alle rügen wollte. Die Wichtigkeit der Materien aber, die ſo ganz von dieſem jungen Menſchen ſind gehudelt worden, und die Art und Weiſe wie man öffentlich davon von unkundigen Leuten hat urtheilen hören, heiſchte dieſe kleine Reviſion. Der Hr. Verfaſſer wundert ſich unter andern auch darüber, daß man in St. Petersburg keine Arzeney ohne eine Vorſchrift erhalten könne. Hätte er aber ſich nur mit Einem Worte wollen belehren laſſen, daß alle Apotheken der Krone zugehören und adminiſtrirt werden, ſo hätte ſich die Vorſchrift in eine Rechnungs-Beylage verwandelt, und wäre ſehr bearei[illegible]ich geweſen. Ueber Charakter, Organiſation, Cultur dieſes ſo merkwürdigen Volks kein Wort! Der Engländer ſchreyt nur überall nach Freyheit, und begreift alles was ſeinem Lande nicht gleich ſieht, unter dem allgemeinen Wort: Deſpotismus. Und doch iſt vielleicht in keinem Lande eine mildere Behandlung der Menſchheit von Seiten der Regierung; und die gehäſſigen Abſtände und Klüfte, die Geburt und Vorurtheile zwiſchen den Menſchen befeſtigt haben, ſind an dem kleinſten teutſchen Hofe ungleich drückender

als

als hier. Vor wenigen Jahren gab dies Land noch ein Beyspiel, daß die eiserne Sklaverey auch die edelsten Gefühle nicht ersticken könne. Ein Herr von Hof gerieth in die Verlegenheit, sein Dorf voll Bauren, die er bisher, ob sie gleich seine angebohrne Sklaven, als Menschen behandelt hatte, zu verkaufen. Er hatte sie das auser seinem Dienste Erworbene bisher ruhig genießen lassen, ob er es gleich als sein Eigenthum hätte vindiciren können; dieß würkte so sehr, daß die Bauren zusammenstünden, und die dreyßig tausend Rubel von ihres Herrn Schulden aus ihren Mitteln bezahlten, um keinem Tyrann zu Theil zu werden, und ihren Wohlthäter zu retten. Ueber die rußische Marine hätte ihm sein Landsmann der Admiral Knowles sagen können, daß sie mehr als die Britische kostet; und bey einem jahrelangen Aufenthalt in St. Petersburg hätte er bey diesem und jedem andern Aufwand, den die Krone von allen Seiten macht, doch auch von den der Regierung am gehäßigsten Personen nie gegründete Klagen von Nationalschulden vorbringen hören. Doch genug!

Pallas Reisen durch verschiedene Provinzen des Rußischen Reichs, in einem ausführlichen Auszug. Erster Theil. Frankfurt, bey Johann Georg Fleischer. 8. mit Kupfern.

Diese Arbeit ist beynahe für einen zweyten Abdruck des Petersburgischen großen Werkes anzusehen; so wenig wird der sachkundige Leser darinn vermissen. Es ist nicht allein hier bloß für das Amusement gesorgt, und Kleidertrachten und Gebräuche der besuchten Nation geschildert, sondern man findet die ganze Mineralgeschichte mit sehr wenigen Abkürzungen, und die Flora und Insektologie ist eben so vollständig. Was uns am besten an der Einrichtung gefallen hat, ist, daß die botanische Kupfer in ihrer Größe nachgestochen worden, so daß der Kupferstecher keine Fehler machen konnte. Unsre Herren Naturforscher teutschen Bodens werden sich freylich

ein wenig wundern, wenn die Hypotheſen Büffons über die Entſtehung der Erdart durch die Beobachtungen eines Pallas beſtätigt werden; ſo wie Cook und Solander nach Amerika kommen mußten, um die Ahndungen eines Pau zu rechtfertigen. Für die Herrn Pſychologen und Geſchichtſchreiber der Menſchheit iſt in der weitläuftigen Nachricht von den Calmuken geſorgt worden, dieſes merkwürdigen Volkes, von den durch Mißvergnügen wegen der an die Wolga geſetzten Coloniſten ſo viele hunderttauſend Kibitken jetzo für Rußland verlohren gegangen ſind, nachdem ſie von neuem ſich unter Chineſiſchen Schutz begeben, und dieſe, ihres öftern Uebergangs überdrüßig, ſie in verſchiedene Provinzen untergeſteckt haben. Unſre Poeten, die ſo gerne fremde Welten und Mythologie lieben, können ſich an dem Himmel und der Hölle dieſes Volkes laben, das wirklich nach ſeinen Dogmen poetiſcher iſt, als ſo viele Phantaſien, die bey uns jetzo aus der Luft gegriffen werden.

Horaz, lateiniſch und teutſch, mit Anmerkungen für junge Leute, von Jak. Friedrich Schmidt. Erſter Theil, enthaltend das erſte Buch der Oden. Bey Ettinger 1776. 8.

Ohne wie Klopſtock oder Ramler den Römiſchen und Griechiſchen Geſang in ſeinem Innern zu fühlen, und, ſo gut es die Natur einer Nordiſchen Sprache erlaubt, von ferne nachzubilden, zählt hier Jemand, und zwar oft nach ſehr falſcher Proſodie, teutſche Worte, wie Erbſen durch ein Römiſches Maas zu, und glaubt nunmehr, daß aus einer Antiken Ode eine Teutſche geworden ſeye. Hierauf folgt der Plan, und der Schullehrer ſagt dem Knaben die Diſpoſition der Arbeit ſo klar her, als je eine zu einer Predigt mit auf die Kanzel mag genommen worden ſeyn. Da wo der Hr. Verf. die Anmerkun-

merkungen der Scholiasten, des Dacier, Sanadon, Bentley, Cruquius u. s. w. verläßt, macht er eigne Arbeit. Diese leztere ist gewissermassen unschädlich, weil sie wenig auf die Bildung des jungen Menschen Einfluß hat. Indessen wird die Lesung der Alten meistens unter Anführung eines Lehrers angestellt, und derer Leute, die auf diese Art die Alten erklären, giebt es, dem Himmel sey Dank! so viele, daß man ihre Methode so wenig nöthig hat schriftlich fortzupflanzen, als die gemeine Methode zu predigen. Das aber kommt uns weniger unschädlich vor, daß man den Autor secirt, und den Knaben die Idee beybringt, als ob der Dichter, sein Thema vorher hübsch in Prosa nach allen seinen Prädicamenten überlegt, und nach und nach zusammengesezt habe, was sich über diese Materie sagen lasse. Die große Schaar der s. v. Poeten mag wohl nicht anders zu Werke gehen, und freylich alles vorher in blinden prosaischen Linien denken und nachher poetisch beseelen. Der Drang des Dichters aber zeichnet sich nicht in klaren und kalten Ideen, und der erste Gedankenstrom schießt nicht auf die Plätze hin, deren Höhe und Tiefe vorher mit der Wasserwaage abgenommen worden. Weit nüzlicher wär es für den Zögling, wenn in seine Seele ein dunkler aber tiefer Eindruck von der Begeisterung des Dichters übergieng, und er mit von dem Feuer angeglüht würde, das damals einen der glücklichsten Momente des Compositeurs erfüllte. Geschieht das aber durch Plan und Innhalt der Ode? Ich zweifle.

Litteratur der Poesie von Christian Heinrich Schmidt, Prof. zu Gießen, 1ster Th. Leipzig bey Weygands 1776.

Die Kenntnisse des Verfassers sind eine Vermögensmasse, deren Summe sich immer gleicht, und wovon bey einer jeden neuen Schrift nur die Sorten anders umgesezt werden. Einen festen Plan anordnen und in allen Theilen Maaß und Gewicht

wicht halten, iſt nun einmal ſeine Sache nicht. Er giebt indeſſen treufleißig het, was er hat, und wo bey ihm der Haufen groß iſt, davon wird auch dem Leſer viel gereicht. Daher kann man über die Entſtehungsart unſrer bekannteſten, auch ſchon zum Theil wieder vergeſſenen Journale, und aller ihrer ungenannten Mitarbeiter ſich hier ſattſam unterrichten; auch lange und umſtändliche Recenſionen und Auszüge unſrer bekannteſten Werke hier auf vielen Seiten finden. Hingegen in der Gegend über die Ausländer und Alten, die man bloß aus Sammlungen von Lebensbeſchreibern und magern Compilatoren kannte, ſieht es aus wie in dem Chaos der erſten Nacht: und ſiehe da, es war alles wüſte und leer. Vielleicht hat der Verfaſſer den Vorwurf vorhergeſehen, den ihm ein Kluger machen dürfte: daß man von niemand reden möge, den man nicht kennt; und daß man alſo ſeinen Autor ſtudieren müſſe. Daher kömmt bey ihm der wichtige Unterſchied unter Literatur und Charakteriſtik der Poeſie. Die erſte liefert hier alſo etwas an Namen, Geburts- und Sterbe-Jahren, Ausgaben und Ueberſetzungen. Die letztere wird wohl wahrſcheinlich nachkommen. Indeſſen wollten wir bitten, daß es bey der erſtern ſein Bewenden hätte. Denn die Phyſiognomik iſt eine Wiſſenſchaft, an die ſich niemand wagen ſoll, als derjenige, der ſelbſt eine Phyſiognomie hat; und ſodann giebt es unter den Alten, Ausländern, und auch unter uns ehrlichen Teutſchen einige, deren Phyſiognomien ſo beſchaffen ſind, daß wir nicht wünſchten, daß ſich irgend jemand daran verſündige.

Die Lais von Smyrna, Nachrichten zu dem Leben des Pſycharion. (127. S. 8vo.)

Ein kleiner Griechiſch ſeyn ſollender Roman, deſſen Verfaſſer mit einigen der neueſten Franzoſen bekannter ſeyn mag als mit den alten Griechen. Non cuivis licet, adire Corinthum. Griechiſche Namen in Menge, das iſt aber auch beynahe

nahe alles. Von scharfen Blicken ins menschliche, besonders ins weibliche Herz, nichts! Nicht einmal Neuheit in Situationen und Wendungen. Von griechischer Urbanität und Grazie — o wie wenig! Seine Psycharion verhält sich zu den Aspasien und Danaen wie die nach pariſischen Stadtnymfen kopierte Grazien des *Peintre des Graces* Boucher zu den Grazien des Apelles; — oder, höchstens wie Ninon Lenclos zu *Margot la Ravaudeuſe*. — Ob es Aufmuntrung verdiene, die Geschichte einer erklärten öffentlichen Hure, und so erzählt, daß keine ehrliche Frau in der Welt sie gelesen zu haben sich selbst gestehen möchte, in die Hände unsrer Jugend beyderley Geschlechts zu spielen, ist schwerlich ein Problem. Wir sind zwar sehr überzeugt, daß selbst das Leben einer Lais auf eine Art geschrieben werden kann, wodurch Menschenkenntnis gewinnt und gute Sitten nichts verliehren. Aber dazu gehört freylich mehr Weisheit und Savoir faire als dieſer Verfaſſer im Satz zu haben scheint. Indeſſen entdeckt er Talente, und eine Anlage zu gutem, natürlichem, lebhaftem Vortrag und Ausdruck. Er scheint noch jung genug, um beſſer zu werden, und wir wünschen ihm, daß er so glücklich seyn möge verborgen zu bleiben, bis er Vater zu einem Kinde geworden, wozu er sich ohne Errbthen bekennen darf.

VIII.

Erziehungswesen.

Geschichte des Einweihungsfestes des Philanthropins Marschlins. Frankfurt bey Eichenbergs Erben 1776.

Der Baron Ulyſſes von Salis, einer der merkwürdigſten Privatleute unſrer Zeit, der mit dem hellſten Kopfe den wärm-

ſten Enthuſiasmus für das Beſte der Menſchheit vereinigte hat wie bekannt mitten im Winter 1775 aus den Bündtner-Gebirgen eine Reiſe nach Deſſau unternommen, ſich mit Baſedow über ſeine Methode die Wiſſenſchaften und Sprachen zu lehren beſprochen, und nachher eine merkwürdige Veränderung mit dem auf ſeinem Schloſſe Marſchlins ſchon ſeit geraumen Jahren blühenden Seminario unternommen. Die Geſchichte des Einweihungs-Feſtes dieſes neuen Philanthropins iſt vor kurzem zu Frankfurt bey Eiſenbergs Erben herausgekommen. Die feyerliche Stiftung war den 18ten Febr. 1776 vor einer zahlreichen Verſammlung von Fremden, worunter ſich die angeſehenſten Männer aus verſchiednen Cantons befanden. Das Feſt dauerte drey Tage. Den erſten hielt der Hr. Direktor die Einweihungs-Rede, und Hr. Paſtor Lavater die Predigt. Nachmittags wurden die Philanthropiniſchen Geſetze verleſen, und Lehrer ſowohl als Zöglinge öffentlich verpflichtet. Der folgende Tag wurde Vormittags mit Lektionen zugebracht, um die gegenwärtige Fremde von der Methode urtheilen zu laſſen. Nachmittags wurde ein Concert aufgeführt, wo ſich die muſikaliſche Zöglinge hören ließen. Den 3ten Tag ward von den Zöglingen eine franzöſiſche Komödie, beſonders auf Verlangen der Fremden, aufgeführt. u. ſ. w. Nebſt der auf dieſe Feyerlichkeit verfertigten Kantate und einigen Liedern wird hier die aus dem Stegreif von Hr. Paſt. Lavater gehaltene fürtrefliche Predigt, nebſt einigen Reden der verſchiedenen Lehrer des Philanthropins, mitgetheilt, die alle, jede nach ihrer Art, ihr beſonders Verdienſt haben.

Auch einer der Herrnhuter Brüder, der ſich 40 Jahre lang mit der Erziehung beſchäftigte, hat ſich auf das Zureden ſeiner Freunde bewegen laſſen, ſeinen Schatz von Erfahrungen dem Publiko in Betrachtungen über eine verſtändige und chriſtliche Erziehung der Kinder (Barby 1776) mitzutheilen.

Alles

Alles was die phyſiſche Erziehung anbelangt iſt fürtreflich, nur die Moraliſche dürfte nicht allgemeinen Beyfall finden, indem die Abſicht des Verfaſſers auf nichts weniger geht, als aus ſeinem Zögling einen Herrnhuter-Bruder zu bereiten. Wer Gelegenheit gehabt, die hohe Reinigkeit der Sitten bey dieſen Gemeinden in der Nähe zu betrachten, der wird ſich leicht mit ihrem Dogma ausſöhnen, und wird wünſchen, daß überall die Lehre gleichkräftigen Einfluß aufs Leben haben möge. Auch die kaltblütigen Herren Philoſophen könnte der Anblick dieſer Bruder-Gemeinde überzeugen, wie wenig die Menſchen ohne poſitive Religion ſo gar in ihrer Policey-Verfaſſung beſtehen können: und was die Formelung des Dogma, auch nur als Looſungswort und Uniform betrachtet, auf die Herzen der Menſchen vermöge, wenn ſie gehörig eingerichtet iſt. Die Erziehungskunſt überhaupt wird niemand den Brüdern abſprechen können, der einmal den allgemeinen Guß wahrgenommen hat, den ſie in den erſten Jahren den Köpfen und dem Körper ihrer Untergebnen auf ihr ganzes Leben mitzutheilen wiſſen.

Der vortrefliche Domherr von Rochow hat ſeine Verdienſte um die Verbeſſerung der Erziehung der Jugend auf dem Lande, außer der neuen verbeſſerten Ausgabe ſeines Verſuchs eines Schulbuchs für die Kinder der Landleute, neuerlich durch ein Leſebuch zum Gebrauch in Landſchulen, der Kinderfreund betittelt (8vo, 112 S.) rühmlichſt vermehrt. Es beſteht aus 79 kleinen Erzählungen oder Geſprächen, worinn den Kindern angemeſſene, reine, geſunde ſittliche Eindrücke, Geſinnungen und Lebensregeln, in leicht faßlichen, aus dem Kreiſe ihres ländlichen und kindlichen Lebens hergenommenen Beyſpielen, mit einer Wahrheit und Simplicität, die dies kleine Buch Alten und Jungen beynah gleich angenehm machen muß, beygebracht werden. Wir

empfehlen es aus voller Ueberzeugung zum allgemeinsten Gebrauch, zumal der edle Verfasser dafür gesorgt hat, daß es nicht höher als um zwey Groschen und also um den möglichst niedrigsten Preis verkauft werden soll.

IX.

Nachricht von Wilibald Pirckhaimer.

Wir haben uns weder zu Lebensbeschreibungen noch zu dem was die Franzosen Eloges nennen, anheischig gemacht, da wir dem Bilde jedes denkwürdigen Mannes, das der T. Merkur liefern würde, einige Nachrichten von dessen Leben und Verdiensten beyzufügen versprachen; und es würde daher unbillig seyn, diese Nachrichten — die nicht für die Gelehrten, sondern bloß für den beträchtlichen Theil unsrer Leser, denen der Mann, von dem die Rede ist, ganz unbekannt war, bestimmt sind — nach Gesetzen zu richten, denen sie nicht unterworfen sind, oder mit Mustern zu vergleichen, mit welchen sie nichts gemein haben.

Wir wünschten aber, und nichts wäre billiger, als daß jedem in einem hohen Grade vortrefliche Teutschen Mann, dessen Andenken wir im Merkur erneuern und allgemeiner zu machen suchen, von einem unsrer Zeitgenossen, der dazu innern Beruf fühlte, ein so edles Denkmal gesetzt würde, wie dasjenige ist, das uns vor wenigen Tagen, zum Gedächtniß Ulrichs von Hutten, von einem der ersten Schriftsteller unsers

Jahr-

Jahrhunderts zugeſchickt worden, und wir unſern Leſern im nächſten Stück des Merkurs mitzutheilen das Vergnügen haben werden.

Auch Willibald Pirckhaimer verdiente ein ſolches Denkmal! Seine von Melchior Goldaſten geſammlete Schriften, beſonders ſeine Briefe, und die Briefe der gröſten, gelehrteſten und beſten Männer ſeiner Zeit, die den 3ten Theil derſelben ausmachen, nebſt Seiner von Conrad Rittershuſen verfaßten Lebensbeſchreibung, bieten dazu einen Stoff dar, der der Bearbeitung eines Meiſters würdig wäre.

Auch folgende kurze Nachricht wird hinlänglich ſeyn, unſre Leſer hievon zu überzeugen, und ihnen wenigſtens das Andenken dieſes vortreflichen Mannes werth zu machen.

Wilibald (oder Bilibald) Pirckhaimer ſtammte aus einem alten edlen Patriziſchen Geſchlecht der Republik Nürnberg ab, und wurde im Jahr 1470 zu Eichſtädt gebohren, wo ſein Vater, Johann Pirckhaimer, damals als Biſchöflicher Rath lebte. Dieſer kam in der Folge bey Herzog Albert von Beyern, und zulezt bey Erzherzog Siegmund von Oeſterreich in gleichmäßige Dienſte, wurde häufig in Geſchäften verſchickt, und nahm überall ſeinen Sohn mit ſich, um ihn von der erſten Jugend an zu praktiſcher Kenntniß der Welt und der Geſchäfte anzuführen, und ihm den Geſchmack an den leztern (wozu ihn Geburt und Naturgaben beſtimmten) unvermerkt zur mechaniſchen Fertigkeit zu machen. Wilibald that ſich in ſeiner Jugend vorzüglich in allen erſinnlichen Leibesübungen ſo hervor, daß er darinn wenige ſeines gleichen hatte. Seiner erſten jugendlichen Neigung nach würde er ſich dem Soldatenſtand gewidmet haben, wozu er bey Gelegenheit einiger Fehden des Biſchofs von Eichſtädt mit ſeinen Nach-

darn, ungemeine Fähigkeiten zeigte. Aber der Gehorsam gegen seinen Vater nöthigte ihn, sich auf die Rechtsgelahrtheit zu legen, und sich dadurch zu den bürgerlichen Staatsgeschäften tüchtig zu machen. Wilibald wurde zu diesem Ende nach Padua geschickt. Weil er aber da Gelegenheit fand, die griechische Sprache zu lernen, und durch sie mit Schriftstellern bekannt zu werden, welche freylich für einen jungen Mann von Genie eine ganz andre Gesellschaft sind als die Bartolen und Balden, — so mußte er nach einem dreyjährigen Aufenthalt zu Padua, der für die Entwicklung und Uebung seiner Geistesträfte gewiß nicht besser hätte angewandt werden können, nach Pisa gehen, um unter den berühmten Rechtsgelehrten, Maynus, Lancelot und Decius zweckmäßiger zu studieren. Dies that er nun zwar mit vielem Fleiß; aber sein Geist war zu groß, um sich in den engen Kreis einer einzelnen Wissenschaft hineinbeschwören zu lassen; und er erkannte zu wohl, daß ein wahrer Staatsmann den ganzen Cirkel der Menschheit umfassen muß, und von allem, was irgend eine Beziehung zum menschlichen Leben hat, nie zu gut unterrichtet seyn kann. Er übte sich also auch zugleich in allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit; immer aber blieb die griechische Litteratur sein Lieblingsstudium; und er brachte es darinn so weit, daß er eben so fertig Griechisch als Italiänisch sprach.

Im Jahr 1498, nachdem er die Würde eines Doctors der Rechte erlangt, berief ihn sein Vater (der sich nach Nürnberg in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte) wieder nach Hause. Wilibald vermählte sich, wurde in den Rath zu Nürnberg erwählt, that sich bald in den Geschäften der Stadt, und in wichtigen Verschickungen hervor: und weil er schon in den kriegerischen Spielen und Vorübungen seiner ersten Jugend, obermähntermaßen, besondere Fähigkeiten zum Militär-

verſtand gezeigt hatte, wurd' er zum Oberſten über die anſehnlichen Hülfsvölker geſetzt, welche die Stadt Nürnberg dem Kayſer Maximilian I. zu ſeinem Zuge gegen die Helvetier (i. J. 1499 und 1500) zu Hülfe ſchickte. In dieſem, von Pirckheimern ſelbſt mit Xenophontiſcher Simplicität beſchriebnen, Kriegszuge gewann er durch ſeinen lebhaften Geiſt, ſeinen Muth, ſeine Kenntniſſe, und ſeine beſondere Gutherzigkeit und Jovialität, (Hauptzüge ſeines Charakters) die Liebe und das Vertrauen dieſes herrlichen Kayſers, der nothwendig einen ihm ſelbſt ſo ähnlichen jungen Mann liebgewinnen mußte.

Wilibald kam aus dieſer (verunglückten) Expedition mit groſen Empfehlungen vom Kayſer an die Republik Nürnberg zurück, trat wieder in ſein voriges Civilleben ein, machte ſich in verſchiedenen Geſandtſchaften an den Kayſer (der ihn zu ſeinem Rath erhob) Verdienſte, und wurde dafür belohnt, — wie die Ciceronen, Ariſtiden, Epaminondas, und ihres gleichen immer belohnt worden ſind.

Pirckheimer, der jovialiſch genug war, ſogar auf das Podagra (das ihn bey zunehmenden Jahren plagte) eine ſcherzhafte Lobſchrift zu machen, ließ ſich zwar durch alle die Pfeyereyen und Tribulationen ſeiner Neider, und der wackern Leute, denen er zu viel Verſtand, zu viel Geſchmack an Sachen wovon ſie nichts begriffen, zu viel Ruhm, zu viel Credit bey groſen Fürſten, kurz zu viel Vorzüge hatte, nicht irre machen. Doch trug es nicht wenig zu ſeinem Entſchluß bey, nach ſeines Vaters Tode, da ihm auch die Verwaltung eines ſehr anſehnlichen Vermögens und weitläuftigen Hausweſens zufiel, ſeine Aemter niederzulegen, um ſich ſelbſt, ſeinen Freunden und den Muſen, die er über alles liebte, zu leben. Doch ließ er ſich einige Jahre darauf bereden, in die vorige Laufbahn wieder einzutreten; wo er dann ferner unter Maximil. I. und Carl V. zu

vielen Gesandtschaften, besonders auf Reichs- und Kreistägen gebraucht wurde, sich durch seine Talente, Geschäftsklugheit und Beredsamkeit im ganzen Reich ein großes Ansehen erwarb, und viele Jahre lang, der Republik wichtige Dienste leistete, die auch, allen Cabalen und Schicanen seiner Abderitischen Gegen-Partey zu trotz, von der Republik vey vielen Gelegenheiten anerkannt und belohnt wurden; bis ihn endlich einige Jahre vor seinem Tode die zunehmenden Beschwerden seines Körpers (von dem er ungeachtet seiner großen Mäßigkeit und Nüchternheit viel leiden mußte) nöthigten, abermals um seine Entlassung zu bitten, und den Rest seines Lebens in der edeln Muße eines verdienstvollen Alters auszuleben; wiewohl auch da sein Haus immer das Ansehen einer Curia behielt, und seine weitausgebreitete Wirksamkeit zum gemeinen Besten des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik nur mit seinem Leben aufhörte.

Pirckhaimer hinterließ eine ansehnliche Bibliothek, viel schöne Manuscripte, alte Münzen und andre Ueberbleibsel der alten Kunst, wovon er viel Kenntniße hatte. Dieser gelehrte Schatz kam durch eine seiner Töchter in die Imhofische Familie.

Er liebte auch die Musik, und vorzüglich die Mahlerey; und der große Albert Dürer fand in ihm seinen vertrautesten Freund, und eifrigsten Beförderer seiner Unternehmungen. Doch eben dies war er für alle vortrefliche Geister und wahre Gelehrte seiner Zeit. Er liebte, förderte, schützte und vertheidigte sie nach allen Kräften so lang er athmete.

Dieser edle wahrhaft große Staatsmann, Freund alles Schönen und Guten, und herzliche Feind aller Barbarey, Gleißnerey und Schurkerey, unter waserley Masken sie sich auch verbergen mögen, — starb im J. 1530 den 22 Dec. und das Schicksal war so gerecht, und ließ ihn den lezten seines Geschlechtes seyn. W.

X.

An das Publikum.

Ich habe mich entſchloſſen, weil ich von vielen Orten aus ſehr ernſtlich darum erſucht worden bin, ſtatt des Taſſo den Arioſt zu überſetzen; und mit Freuden: Da dieſer unter allen italiäniſchen Dichtern derjenige iſt, den ich ganz liebe, wie eine Kleopatra in der Blüthe, an der uns alles reizt, die wir wonnetrunken anbeten, von uns nichts mehr wiſſen, und in ihre Schönheiten verſchlungen ſind — in dem ich finde die ewige Jugend, das gefühlvollſte Daſeyn in der Natur, frey und unbefangen von den Schranken des Vorurtheils, und ſonder Furcht vor dem allerley Waidgelappe; welcher dichtete voll des Ueberfluſſes von Leben, wovon der erſte Dichter gedrungen war, ein neues Weſen zu ſchaffen, in Lieb und Muthwillen und Menſchenfreundlichkeit.

Nach dem Verlangen verſchiedener, die die Armide in der Iris geleſen, fragt ich ohne dies nur, ob die Teutſchen, die Dichtung lieben, wollten, daß ich ihnen ſo das ganze befreyte Jeruſalem überſetze; nicht aus eigner Luſt, weswegen ich auch noch keine Stanze weiter davon überſezt habe. Taſſo war nie mein Mann; ſo wie viele klaßiſche Leute unter den Alten und Neuern, die man immerhin, wenn's zu ſchwer fällt, ſelbſt zu fühlen, nach beſtem Vergnügen in den Schulen der Künſte als ächte Wunderthäter anpreiſen und beräuchern mag. Mich verführte zu dieſem Unternehmen, weil das befreyte Jeruſalem ſo fromm und ſo kurz iſt, und unleugbar viele Schönheiten und herrliche Zeichnungen in ſich hat, ſo daß Rouſſeau von Genf es zum drittenmahl ſeiner Nation überſezt; und außer dieſen noch immer einem antiken ſchöngeformten Geruchtopfe gleicht, voll Homer, Virgil, Lucan, Arioſt, und Cicero, Seneca, Kirchenväter, entzückend, und lauter April, May und Junius, und Weyhrauch gen Himmel für die heiligen Naſen: hauptſächlich aber, weil unſere Kunſtrichter ſo ſehr darüber gewehklagt hatten, daß Meinhardt es nicht überſetzen konnte, deren Stimmen im vollſten Einklang ich, einmahl leichtgläubig, für klagendes Publikum hielt.

Uebrigens dank' ich den Beförderern, inſonderheit ſehr einigen unter denſelben, für ihre Subſcribenten, und bitte um Vergebung wegen der vergeblich angewandten Müh; in Hofnung, ſolche leicht zu erhalten, da ich, nach dem Willen des größten Theils, den Arioſt dafür gebe, und, um ihnen Verdruß zu erſparen, meinen eignen etwannigen Vortheil aufopfre. Ueberlaſſen wir das befreyte Jeruſalem, da wir die Armida ſchon

glücklich daraus entführt haben, mit seinem andächtigen Karthäusergeneral Gottfried, samt seinen Teufeln, den Schülern von Padua, Bologna und Pisa, und die Gebeine des großen Torquats mögen sanft ruhn in ihrem klösterlichen Hügel!, und nehmen dafür zur Hand den wohlthätigen Genius der Freude aller schönen Damen, Fürsten, Ritter, und Aebte, und Mädchenentführungen von Palermo, Neapel, Rom, Florenz, Venedig, den Ariosto divino.

Den wüthenden Roland desselben, von welchem diejenigen, die ihn nicht im Original gelesen, gar wenig wissen, werd' ich zuerst von seinen Werken nach und nach Bandweise herausgeben, jeden ohngefehr von zehn Gesängen; das Wann? aber hängt von dem Mond ab, der die Ebbe und Fluth in uns hervorbringt. Vielleicht doch die Hälfte vom Ganzen künftige Ostermesse: da nicht wenig der schönsten Gesänge, einigen reizenden Töchtern der hohen Venus zu Liebe, schon vor Jahren unter meinen Papieren fertig liegen. Seine Komödien, Satyren und lyrischen Gedichte, worinn er nicht weniger großer Meister ist, würden dann dem Roland folgen, wenn mich unterdessen mein Schicksal nicht durch die Flammen des Aetna geführt, und durch Meersturm, über den Schnee des Kaukasus, hoffentlich! in ein schönes Thal von Georgien.

Heinse.

Düsseldorf, im May.

X.

Politische Nachrichten.

Monat May 1776.

Spanien.

Es gehn von Zeit zu Zeit aus den Häfen dieser Monarchie verschiedene Geschwader und Seerüstungen, deren Bestimmung sehr geheim gehalten wird. Man vermuthet unterdessen, daß es dahin abzwecke, unsere Besitzungen in Amerika zu verstärken, wo man sagt, daß die Portugiesen die Feindseeligkeiten wieder angefangen, und daß sie, nachdem sie alle ihre Truppen in ein einziges Korps von tausend Mann in den umliegenden Oertern um Buenos Ayres und Montevideo zusammengezogen, das Regiment von Galicien und

ins

zwo Dragoner-Compagnien überfallen und zerstreut haben. Gewiß ist, daß unser Hof von dem zu Lissabon eine völlige Genugthuung wegen dieser Feindseeligkeiten verlangt. Die Antwort, die man darauf erwartet, muß Krieg oder Frieden entscheiden. In Erwartung dessen läßt unser Hof Truppen und Kriegsvorrath an die Grenzen von Portugall abgehn, das von seiner Seite nicht verabsäumt, große Vorbereitungen zu einem muthigen Widerstand im Fall eines Bruchs zu veranstalten. Diese Begebenheit würde sich in desto verdrüßlichern Umständen ereignen, da die noch immer sehr schwache Gesundheit des Königs von Portugall ihm nicht erlaubt, sich mit Geschäften abzugeben; und da der Hof in zwo Partheyen getheilt ist, deren die eine die Ruder der Regierung der Prinzeßin von Brasilien, Tochter des Königs, und die andere der Königin in die Hände geben möchte. Man urtheilt, daß diese Trennungen den Absichten und dem Interesse des Hofs von Madrid nicht anders als günstig seyn können, und daß er nicht ermangeln werde, daraus Vortheil zu ziehen. Uebrigens sagt man, daß Engelland, ob es gleich das größte Interesse habe, Portugall zu unterstützen, doch dasselbe geneigt habe, die Spanier aufzufordern; um diese leztern zu beschäftigen, und sie zu verhindern, ihren Streit mit den Kolonien sich zu Nutze zu machen, im Fall sie die Absicht hätten.

Frankreich.

Herr Türgot, der im Ministerium die Stelle des Generalcontroleurs der Finanzen einnahm, ist in Ungnade gefallen, im Augenblick, wo mans am wenigsten erwartete, und wo er alles Zutrauens seines Herrn zu genießen schien. Er hat die Nachricht davon mit der Fassung eines weisen Mannes angehört, ohne sich einiger Weise dadurch in Verwirrung bringen zu lassen. In dem Augenblick, wo Herr Bertin ihm dieselbe ankündigte, und ihm das Register der Finanzen abforderte, war er eben beschäftigt, einen Brief zu dictiren. Darüber sagte er zu seinem Sekretär, mit dem größten kalten Blute: Genug! so weit; mein Nachfolger wird ihn endigen. Dieser Nachfolger ist der Herr von Clugny, Aufseher von Guienne, der, wie man sagt, Geist und Talente hat, aber dem man vorwirft, zu sehr alle Vergnügungen zu lieben; eine Neigung, die sich schwerlich mit dem Geschmack an der Arbeit und der Liebe zum Guten, die beym Herrn Turgot bis zum Enthusiasmus gieng, vereinigt. Es ist gewiß, und seine Feinde selbst müssen ihm

diese

dieſe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß alle ſeine Abſichten das allgemeine Wohl der Nation und inſonderheit die Erleichterung der armen Landeinwohner zum Gegenſtand hatten. Wenn man ihm einen Vorwurf machen kann, (ein Unglück, das mit allen großen Stellen verknüpft iſt) ſo iſt es, zu viel Zutrauen in heuchleriſche Unterbedienten geſetzt zu haben, die nicht ſo ehrlich und rechtſchaffen waren, als er, und ſeine Verwaltung oft mit ſeinen Grundſätzen in Widerſpruch brachten. Uebrigens iſt die allgemeine Meinung, daß der Herr von Maurepas die Urſache der Ungnade des Herrn Turgot iſt; und was zu ihrer Wahrſcheinlichkeit beyträgt, iſt, daß der erſte ſogleich zum Präſidenten im Rath der Finanzen ernennt worden. Dieſe Stelle war ſeit der Ungnade des Herzogs von Praslin nicht beſetzt; und die Abſicht, weswegen man dieſelbe dem Herrn von Maurepas ertheilt, iſt geweſen, ihn dem neuen Generalcontroleur zum Aufſeher zu ſetzen, um ihn einzuſchränken, und zu verhindern, daß er nicht auch ſoweit gehe, als ſein Vorfahr. Man ſagt ſogar, daß alle die andern Miniſter, jeder in ſeinem Fache, ſich zuvor mit dem Herrn von Maurepas wegen aller Entwürfe verabreden ſollten, ehe ſie dieſelben im Rath vorbrächten. Der König ſetzt in dieſen Mentor ein Zutrauen ohne Schranken; er bringt beynah alle Abende bey ihm zu, und erweiſt der Frau von Maurepas die Ehre, Piquet mit ihr zu ſpielen, den Fiſch zu zehn Stüber (Sols); welches den Höflingen — doch was geht das uns andre an?

Der Graf von St. Germain iſt Miniſter geworden, und hat in dieſer Würde ſchon Sitzung im Staatsrath genommen. In ſeinem Fache hat ſich nichts neues begeben ſeit den allgemeinen Verordnungen die neuen Einrichtungen der Truppen betreffend, wovon man das ausführliche in allen Politiſchen Blättern findet.

Unſer Evolutionsgeſchwader iſt den zweyten des letztern Monats unter Seegel gegangen; und man iſt der Meynung, daß es vielmehr ein Obſervations- als Evolutionsgeſchwader iſt. Man ſagt, daß, im Fall eines Bruchs mit Portugall, Spanien von uns 24000 Mann Hülfstruppen verlange, oder 20 Kriegsſchiffe, kraft des Familienvertrags. Es ſcheint, daß unſer Miniſterium ihm dieſe Forderung bewilligen werde: allein daß es feſt entſchloſſen iſt, in Frieden zu bleiben, und daß es nur Hülfsweiſe den Entwürfen Spaniens beytritt.

Eng-

Engelland.

Die Nachrichten, welche dieſen Monat über von den Kolonien zu uns gekommen ſind, gehören unter die wichtigſten. Der General Howe, der die Truppen des Königs zu Boſton commandierte, iſt genöthigt worden, dieſen Platz zu verlaſſen, welchen die Amerikaner 14 Tage nacheinander bombardiert hatten, und ſich einzuſchiffen, um ſich nach Halifax, der Hauptſtadt von Neuſchottland, zurückzuziehen. Dieſe Begebenheit hat eine große Beſtürzung am Hofe verurſacht, deſſen Entwürfe und Operationsplan für dieſen Feldzug ſie weſentlich in Unordnung bringt. Nach dem Abzug des Generals Howe haben die Amerikaner von Boſton Beſitz genommen, welches ſie ausbeſſern, befeſtigen und in den beſten Vertheidigungsſtand ſetzen. Alles athmet einmüthig Krieg in den andern Kolonien; und nach den Anſtalten zu urtheilen, die daſelbſt geſchehen, um ihn mit Nachdruck zu führen, läßt ſich nicht zweifeln, daß dieſer bürgerliche Krieg einer der mörderiſchſten und verwüſtendſten ſeyn werde, wovon man je ein Beyſpiel gehabt. Alle die Nachrichten, die man aus Amerika erhält, verkündigen auſſerdem, daß die größte Eintracht zwiſchen den Gliedern des Generalcongreſſes herrſche, und daß alle Entſchließungen, die er in ſeinen Verſammlungen nimmt, blindlings von allen Provinzen angenommen und in Ausübung gebracht werden. Hier ſind die vorzüglichſten Entſchlüſſe, die in deſſen letzter Sitzung genommen worden: 1) Keine Bittſchriften, Adreſſen, oder Vorſtellungen an das Miniſterium zu ſenden; 2) die Häfen von Amerika den Schiffen aller Nationen ohne Ausnahme zu eröfnen, und ſie einzuladen, daſelbſt Handlung zu treiben; 3) daß die Summen, die die Kolonien Engelland wieder ſchuldig ſind, und die ſich über drey Millionen Sterling belaufen, eingezogen, und zum Gebrauch des gegenwärtigen Kriegs verwendet werden ſollen, ſo wie die Güter, ſo Engelländer in Amerika beſitzen; 4) drey Millionen Thaler von geſtempeltem Papier in Umlauf zu bringen; und endlich 5) die Errichtung verſchiedener neuer Regimenter regulierter Truppen anzuordnen, und die Erbauung einer großen Anzahl ausgerüſteter Kriegsſchiffe.

Den 23 dieſes Monats hat der König dieſe Parlamentsſitzung aufgehoben, und der Kanzler auf Befehl ſeiner Majeſtät die Verſammlung bis den Erſten des nächſten Auguſts prorogiert. Die bewilligten Subſidien für den Dienſt dieſes Jahrs ſteigen auf neun Millionen, 670 tauſend, 248 Pf. Sterling, 12 Schillinge, und 8 Stüber; und die Mittel, ſie herbeyzuſchaffen

schaffen, machen einen Gegenstand von 10 Millionen 145 tausend 230 Pf. Sterling, 4 Schilling 4 Stüber. Also wird die Einnahme die Ausgabe auf 483 tausend 981 Pf. Sterling, 11 Schillinge, und 8 Stüber übersteigen.

Rußland.

Eine traurige Begebenheit, die dieses Reich in Betrübniß setzt, ist der Verlust der Großfürstin, die den letztern 30 April gestorben ist, nachdem sie vier Tage zuvor an der Entbindung eines todten Kindes darnieder gelegen. Der Großfürst hat diesen Verlust so lebhaft empfunden, daß ihn darüber eine Krankheit überfallen; und die Kaiserin selbst ist so davon betroffen, daß sie nicht aus dem Innern ihres Pallastes geht und niemanden sprechen will. Da die Trauer nur drey Monate dauren darf, spricht man schon, den Großherzog mit einer Prinzeßin von einem katholischen teutschen Hofe wieder zu vermählen, die nur 16 Jahr alt ist, und für eine große Schönheit gehalten wird. Uebrigens scheint diese traurige Begebenheit den Hof von seinen Entwürfen ein wenig abgebracht zu haben, und man spricht wenig mehr von Kriegszurüstungen.

Teutschland.

Die Kammergerichts-Visitation zu Wetzlar ist unvermuthet den 3ten dieses Monats auseinander gegangen, wegen Umständen, deren Auseinandersetzung hier zu lang seyn würde. Wir wollen uns begnügen, zu bemerken, daß diese Auseinandergehung durch eine geheime Zusammenstimmung der zwey vornehmsten Höfe von Teutschland veranstaltet worden zu seyn scheint; woraus man muthmaßt, daß diese Begebenheit große Entwürfe verberge, die mit der Zeit ausbrechen werden. Eine andere nicht weniger wichtige Neuigkeit ist das Offensiv- und Devensiv-Verbündniß, welches zwischen den Kayserlichen Höfen von Wien und Petersburg geschlossen worden, nach welchem, unter andern Versprechungen, die noch nicht bekannt sind, sie sich einander gegenseitig ihre neuen Besitzungen in Pohlen gewähren. Diese Verbindung zwischen zwo so furchtbaren Mächten kann wichtige Folgen und beträchtlichen Einfluß in das politische System von Europa haben.

Inhalt

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Kleinere Gedichte. S. 4.

II. Eduard Allwills Papiere. 14.

III. Hans Sachs.

1. Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. 75.

2. Zwey Gedichte von Hans Sachs als eine Beylage zur Erklär. des Holzschnittes. 82.

3. Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachsens. 90.

IV. Kritische Anzeigen. 98.

V. Erziehungswesen. 109.

VI. Nachrichten von D. Johann Geiler von Kayserſberg. 111.

VII. Politische Nachrichten. 114.

May.

I. Liebe um Liebe. Ein Gedicht.

Erstes Buch. S. 121.

Zweytes Buch. 137.

II. Homers Ilias. Sechste Rhapsodie. 146.

III. Versuch einer Berichtigung des jetzigen Zustands der Tonkunst in Italien. 169.

IV. Authentische Nachricht von der zu Dessau auf dem Philanthropin den 13 bis 15ten May 1776 angestellten öffentl. Prüfung. 186.

V. Kleinere Poesien. S. 197.
VI. Kritische Anzeigen. 205.
VII. Nachricht von Johann Fichard. 210.
VIII. Bekanntmach. in Betreff des im teutschen Merkur, III B. S. 94. ausgesezten Preises. 212.
IX. Anzeige einer neuen Erfindung. 213.
X. Politische Nachrichten. 214.

Junius.

I. Liebe um Liebe. Drittes Buch. S. 217.
II. Was ist Wahrheit? 231.
III. Ueber die Frage: Ob man ein Heuchler seyn könne, ohne es selbst zu wissen? 237.
IV. Prolog zur Geschichte Herrn Bonifacius Schleicher. 249.
V. Nachricht von Berlinischen Künstlern und Kunstsachen. 261.
VI. Eine Psychologisch-poetische Anekdote. 281.
VII. Kritische Anzeigen. 289.
VIII. Erziehungswesen. 297.
IX. Nachricht von Wilibald Pirckhaimer. 300.
X. Heinse an das Publikum. 305.
XI. Politische Nachrichten. 306.

G. I. N. 522

THEOPHRASTVS PARACELSVS.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1776.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Ot. Zbr. 54: 1776

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnäd. Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

ALBERTINA UNIVER
FX 1910

leicht ſein Genius zuliſpelt, daß ers nicht lange werde thun können: er ſtrebt, was er kann: erwählt mit den Guten und fürs Gute freywillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt ſich durch jede neue Gefahr nicht abſchrecken bis ans Ende ſeines jungen ſtürmigen Lebens; die Finſterniß iſt aber ſtärker als das Licht, die Sklaverey ſtärker als die Freyheit: ſie rotten ſich um ihn, ſchneiden, da er noch keine Grenzen ſeiner Wirkſamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab: auch ſeine Freunde treten ſcheu zurück: ſein edelſter, ihm zreugebliebner Freund ſinkt und mit ihm Glück und Alles; nun treten die Falſchen hinzu, die ſich auch Freunde nannten, verläumden, ſpotten, höhnen ſeine Plage: Der Edle fällt, wie man vor böſen Buben fällt, und jene Blutſauger behalten Recht: „Was „hat er nun ausgerichtet? Was wollte er nur? „Freylich — Freylich — auch fehlte es ihm nicht — „aber jung, zu jung —„ Unter ſolchen Hohnſprechungen liegt nun der Edle bey einem armen Pfarrer auf einer kleinen Inſel im Bodenſee, hatte in Teutſchland, für das er alles hingab, keinen ſichern Tritt mehr, und ſtarb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Lügner und Verkleiſterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu ſeinem Grabe, und zu ſeinem Leben als einem Spiegel aller Zeiten! Und du, Mutter Teutſchland, das dieſen Mann nicht verkannte aber kalt hinwarf,

ſo

ſo wie es jezt ihn kalt lobet und ſeine Schriften nicht einmal hat und kennet, durch die er doch Alles that, lerne! —

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkiſche von Adel, in Fulda ſtudirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tune hoc ingenium perderes? ſagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abbt und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an dieſem edeln Manne, ſeinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunſt des Kardinals von Mainz, ſeine Reiſe nach Italien, ſein erſtes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain ſtarb ihm ſeine erſte Stütze, auf die bald Eins nach dem Andern folgte. Eitelwolf wars, der dem Churfürſten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Univerſität Frankfurt an der Oder gab; nach deßen Sinne ſie ein neues Athen der ſchönen und freyen Weisheit blühen ſollte; bald aber thats dem edeln Manne leid, da er ſeine neue Univerſität ärger als eine andre mit Sophiſterey und Pfaffenkram überzogen ſah. Er ging mit einer Societät der Wißenſchaften in Mainz, dem damals ſo blühenden Mainz, ſchwanger und — ſtarb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten in ſeinen kurzen Jahren hat mehr gethan, als manche Societät von Aeonen zu Aeonen.

Hutten ſtudirte in Kölln, und das war, wie wir auch aus der Geſchichte Luthers wißen, damals mit ein Hauptneſt der Philoſophaſtern und Theologaſtern. Der Eckel, den Hutten früh an dieſem Geſchmeiß hatte, gab ihm, noch unbeſtimmt, wie er ausbrechen würde, den Stof zu ſeinen einſtigen epiſtolis obſcurorum virorum, dem Heldenwerk ſeines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, ſein nachmaliger Mitarbeiter an dieſen Briefen, ſein Mitſchüler geweſen, ein Freund, der ihm auch treu blieb, bis ans Ende. In Kölln lebten nun alle die Originale, inſonderheit der grauiſſimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt. — Abermals eine Probe, daß das Meiſte, was wir in unſerm Leben thun, von denen Verbindungen und Umſtänden herrühret, in die uns frühe die Vorſehung ſetzet. Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — ſie machen meiſtens den Anklang unſrer Beſtimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches ſpätere Schickſale und reifere Vernunft uns den Einſchlag geben.

Hutten ging überdrüßig von Kölln nach Frankfurt, deßen reizende Lage er, vermuthlich für ſeinen Eitelwolf, in Verſen beſchrieb. So machte Freundſchaft den jungen Dichter, an dem die Baile und Konſorten nachher mit groſſer Chronologenmühe den erſten glücklichen Abgang des præcocis ingenii auf-

aufgezählt haben. Jugendliche Unruhe trieb ihn nach Italien zuerst als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte. Und hier hing sich die Schlange, eine Krankheit, die sich gleich selbst erklären wird, an seinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit sich trug, und die zulezt seinen Häßern auch Anlaß zum Hohne geben muste. — Wer die Geschichte der damaligen Zeiten und dieses Uebels kennet, als es zuerst in Europa bekannt ward, der muß ungerecht oder ein Witzling seyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß folgt, daß man damals sehr unschuldig dazu kommen konnte, und desto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wuste. Die Krankheit, an der Fürsten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die spätere mitlere Zeit mit Recht gegeben. Das Ungeheur ist jezt in seine Grenzen gebannet: damals wars Pest am Mittage. Hutten schreibt in seinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lautesten seine Unschuld zeiget, (an der auch damals kein Mensch zweifelte, der ihn kannte); an die Fuggers schrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünschungsschreiben über den Lebensbaum, Guaizci medicinam, der damals nur durch sie nach Teutschland kam; und an den Erzbischof, Kardinal und ersten Kurfürsten Teutschlands, Albert von Mainz, de morbo Gallico librum, wo er ein eben so patriotischer Verfechter

der Gesundheit seiner Landsleute wird, als er sich Patriotisch ihrer Ehre, Freyheit, Aufklärung und Glückseligkeit annahm.

In Krieg und Krankheit waren seine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die sich aber wider seinen Willen zerstreuten, gar gesammlet herausgegeben wurden, die er also aus Noth selbst heraus gab und sie Maximilian zueignete. Coluit, sagt er — coluit per mille pericula Musas
et *quanti potuit* carminis auctor erat.

Von früh auf sieht man an Hutten einen Mann, der nicht zur Pedanten-Autorschaft gemacht war. Alles lebt in seinen Schriften, und nichts steht geschrieben, daß es nun also dastehe. Seine Bücher, meistens alle kleine Stücke, sind Stimmen aus seinem Leben, einzelne Laute seines Worts, Handlung. Und darum würkten sie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der Seinen, so viel; und darum schrieb er auch ein Latein, wie es kein Stubensitzer und Wortpedant auf seiner Drehbank Ciceronischer Perioden in einer Sylbe hervorbringen kann. Wie Dädals Bildsäulen sieht man alles gehen, kommen, handeln, leben!

Er kam nach Teutschland, und ein Landedelmann, sein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühsamen Juristen

Juriſten nach damaliger Juriſtenzeit in Teutſchland ſuchte, fand gar nicht, was er ſuchte. Der arme junge Menſch ſchrieb ſeinen Nemo: das erſte Stück in künftiger Huttenſcher Manier, und freylich für ihn eine üble Ahndung. Beym erſten Auftritt war er ein Niemand und iſt gewißermaaße Zeitlebens ein Niemand blieben. — Vorher hatte er unter mancherley Schickſalen ganz Teutſchland durchkrochen und durchflogen, ein Ulyſtes, wie er ſagt, mit einer ganzen Odyſtee von Zufällen. Wenigſtens hatte er den Vortheil, daß er das Teutſchland, für welches er nachher Demoſthen war und mehr als Demoſthen ſeyn wollte, in allen ſeinen Provinzen kannte: von Roſtock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachſen, Böhmen, Braunſchweig, Schweiz. In Wittenberg hatte er ſein Gedicht de arte verſificatoria, Zeichen des Brodſtudiums, worinn er Unterricht geben muſte, hingeworfen, aber mit einer Wärme an zween teutſche Jünglinge, die wieder ganz den künftigen Mann prophezeyte. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und ſo kam er zum zweytenmal, jezt ein edler Juriſt zu werden, nach Welſchland.

Wir wollen uns nicht in Umſtände einlaßen, die man etwa im Leben jedes jungen Dichters ſich denken, oder im Leben jedes großen Dichters finden kann, daß z. E. ihm der Geſchmack der Bartoliſten

nicht anstand, daß er darüber auf Huttensche Art sich äußerte, daß ihm die schöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von allen, die seine Talente kannten, geschätzt wurde, u. s. w. Eben da er in Italien den Gesetzen oblag, kam bald ein Umstand ganz andrer Art, Hutten als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtenberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten mit höchst-eigner Hand im Walde umgebracht: und nun folgten aus Italien des Huttens, der so sehr Edelmann, Geschlechtsvertheidiger als Teutscher, Freyheitvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationen und endlich fünf Invektiven gegen den Mörder — wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, nicht Schulübungen; die wahre Sprache der Unschuld und Rache, die Alles zu Hülfe nahmen gegen einen Thäter, der Herzog war. Wir werden später unsern Demosthenes würklich im glücklichen Feldzuge gegen seinen Feind sehen, wo sein Freund, der gerechte und edle Sickingen Haupt war des Schwäbischen Bundes. — Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die sich jezt für ein schreiendes ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kayser und Reich gegen Pabst und Seelenverkäufer rufen sollte, und sich hier an einem so sonderbaren tragischen Vorfall zu etwas proben muste, was sie noch nicht einsah. — In diesem Jahr 1515 starb ihm auch sein Freund, Erretter und Beförderer, von Stain, und nun ging seine zweyte Laufbahn an.

Schon

Schon sein Tyrannengespräch gegen Ulrich: Phalarismus, Dialogus Huttenicus, hatte er mit dem Wort geschloßen, was nachher sein Wahlspruch in andrer Absicht werden muste: jacta est alea! ich habs gewagt! Schon diesen Dialog endete er mit den Worten: exoriare aliquis nostris ex ossibus vltor! Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Teutschlands, ein verdienter Mann von manchen noch unerkannten Seiten, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul- und ewigen Busenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeister Hogstraaten und alle Fakultäten privilegirter Langöhre, die ordentlich rechtlich wüteten, durch ein Mittel, was mehr als eine Deduktion würkte, zu helfen: er schrieb die Epistolas obscurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt, ist unläugbar; sie aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten absprechen zu wollen, ist so thöricht, als sie gar Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben konnte und wollte. Darüber lachen, sich im Busen freuen, sich gar ein tödtliches Geschwür aufreuen, einige recht treffende Briefe auswendig lernen, das konnte der furchtsame Erasmus wohl, der immer auf Land und Waßer zugleich lebte. Aber, da ers reiflicher überdachte, fand er selbst, als Leser, schon so viel Mißlichkeiten und furchtsame Abers, daß er ja auch, für lauter leidiger Furcht, — nicht

ſein Gewand beſleckte, ſondern — was ärgers! — den divus Ortuinus ſelbſt hernach höchlich lobte, der hier als Haupt der Theologaſter, Pfefferkorne und Mägiſter das Fähnlein trug. Eraſmus dieſe Briefe zuzuſchreiben, iſt ſo viel, als ihn für einen Märtyrer und Fiſchfreſſer zu ſchelten; zu beydem, ſagte er, habe er keine Gaben. Fiſche konnte der ſchwächliche Kritiker ohne Ohnmacht nicht riechen und an ſtandhaft bekennen ohn Ohnmacht nicht denken: geſchweige epiſtolas obſc. viror. ſchreiben. Er hat ſie ja nachher gnug bejammert. —

Kurz, dieſe Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf ſo ſcharf, ſchied Mark und Bein, zeichnete ſo genau, daß die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters da ſtanden wie ſie ihr Gott gebildet hatte, und da galts weiter keines Läugnens. Unglaubliche Würkung hat dieſe Schrift gemacht: ſie iſt für Teutſchland unendlich mehr worden, als der Hudibras für England und Gargantua für Frankreich, und viel etwas nützlichers geworden, als der Junker von Mancha für Spanien ſeyn konnte. Auch auswärtige Nationen haben ſie hochgeſchätzt, obgleich für ſie die feinſten Spitzen des Salzes drinn weg ſind: denn das Teutſchlatein, die teutſchen Mönchsgelahrten Sitten, ſind ihnen meiſtens unverſtändlich: eine Nationalſatyre voll Geiſt, Feuer, Witz und äußerſt genauer, treffender Detailwahrheit. — —

Rümpfe

Rümpfe mir nicht, feiner Jüngling, das Wort Pasquill entgegen. Alle treffende Satyre iſt Pasquill; nur je allgemeiner und doch treffend das Pasquill iſt, deſto beßer: und dies traf warlich allgemein! Die laue Satyre, die nicht Fiſch nicht Fleiſch iſt, wird auch weder Fiſch noch Fleiſch beßern: dies Buch hat viel gebeßert! Warum? Es war ganz wahr! Es lebte, wie Alles, was Hutten ſchrieb. Möchte zu unſrer Zeit ein Hutten epiſtolas *clarorum* virorum ſchreiben! und mit der Wahrheit, dem Intereße, dem Glücke! —

Bald werden wir Hutten noch auf einem beßern Zuge für Reuchlin antreffen, da Er und Sickingen zum geretteten Greiſe ziehen, ſeine Freude theilen, und Sickingen folgendes an ſeine Hrn. Gegner ergehen ließ:

„Erforderung und Verkundung des Edlen und
„Veſten Franz von Sickingen zu Eberburg,
„an- und wider Provinzial, Prioren und
„Conventen Predigerordens deutſcher Na-
„tion und ſunderlich Bruder Jakob von
„der Hochſtraten, auch Prediger Ordens,
„von wegen und Namen des hochgelehrten
„und weitberühmten Hrn. Johañ Reuchlins
„beider Rechten Doktor, ſeiner erlangten
„Executorial halben. u. ſ.

„Euch

„Euch — — Hrn. Eberharten, Doct. Provin-
„zial, auch allen andern Vettern und Brüdern Pre-
„digerordens deutscher Nation, samt eur in mich be-
„stimten Sachen, Anhängen und Verwandten thun
„ich Franz. von Sickingen zu wißen:

„Nachdem Euch und aller Erbarkeit beider geistl.
„und weltl. Ständ' unverborgen, welchermaassen
„und mit was geschwinden auffetzlichen Praktiken die
„Euren, den würdigen hochgeb. Hr. Joh. Reuchlin,
„meinen besondern guten Freund, zu merklichem
„Unrath, Nachtheil, Schmach und Verletzung seiner
„Ehren wider bäbstl. Heiligkeit Verbot ꝛc. so viel an
„euch gewesen unbillig beschwert habt, noch täglich
„ohn Unterlaß mit unziemlichen Schmach-Schriften
„unbillig anzutasten nicht unterlaßen, über und wi-
„der daß er euch Urtheil und Sentenz samt Erstat-
„tung Kosten und Schaden und darauf gebührlich
„Exemterialbrief mit Anruffung weltlicher Hand er-
„kannt sind, Abbehalten hat, welchs alles ihr durch
„ein vermeint ungegründt Frevel und umtreiblich
„Appellation aufzuhalten und obgedachten D. Reuch-
„lin, den betagten, erfahrnen, frommen, kunstreichen
„Mann, mit weitläuftigen Gerichten, unendlichen
„unerhörlichen Proceßen, auszuhelligen unterstehet.
„Dieweil aber ich, inmaassen viel andre und mehr,
„dem ehrbarn Recht und der Billigkeit geneigt, ob
„solchem eurem geübten Fürnehmen ꝛc. nicht unbillig
„Mißfallen trag: so steht an Euch, Herr Provinzial ꝛc.

„mein

„mein ernſtlich Begehr und Geſinnen, ihr wollet —
„darobſeyn — daß ſie D. Reuchlin hinfüran künftig-
„lich ruhig laßen, ferner nicht umtreiben, auch mit
„einiger Schmachſchrift beſchweren, ſondern ſeiner
„behaltenen Urtheil ꝛc. in Monatsfriſt benügen thun,
„ihm auch die taxirten Koſten, nehmlich hundert und
„eilf Gulden entrichten und ſich der verfallnen Pön
„halb ꝛc. mit ihm vertragen, dazu gnugſam Sicher-
„heit und Kaution thun, ihn hinfür ſolcher Sache
„halb in keinem Weg zu beläſtigen, ꝛc. dazu ihm und
„mir ſolches unter gemeiner Provinz Inſiegel in ob-
„berührter Zeit, lauter mit klaren unverdunkelten
„Worten zu ſchreiben u. ſ. Denn würd' oftgemeld-
„ter D. Reuchlin in vorgenannter Zeit nicht zufrie-
„den geſtellt, auch verſichert und zugeſchrieben als
„obgemeldt iſt, ſollt ihr alsdenn wißen, daß ich mit
„ſamt andem meinen Herrn, Freunden und Gönnern,
„die ſolcher nur geübten Handlung auch höchlich
„Mißfallen haben, wider Euch, die ganze Provinz
„und Adhärenten, zu Förderung erlangter Rechten
„und der Billigkeit, in Vermögen Päbſtl. Urtheil ꝛc.
„fürzunehmen und handeln will, damit D. Reuchlin,
„als ein alter frommer unter den Hochgelehrtſten
„nicht der niederſt, deß Ehre Kunſt und Lob in weiten
„Landen erſchollen, ſolcher gewaltiger eur Durchäch-
„tung in Ruhe bleibe, auch ſo viel Gott gefällig,
„friedlich beſchließen möge. Und dadurch vermerkt
„werde, daß vielen hohen Adlichen und andern treff-

lichen

„lichen Ständen, ich geſchweig der Hochgelehrten und „Geiſtlichen, ſolch euer bisher gegen D. R. geübte „Handlung von Herzen und Gemüthe leid geweſen „und noch ſey. Das hab ich euch Hrn. den Provin„zial ꝛc. eins für Alles unangezeigt nicht laſſen wol„len, deß Wißens und darnach zu richten.„ — —

So endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und anders war auch mit den Leuten nicht zu reden. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in ſeinem Alter Ruhe. — Der Bruder Ketzermacher, Hochſtraten, gegen den auch in Luthers Schriften ein herrlicher Cherubsſtreich zu leſen iſt, ſoll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angſt zu Fuße gefallen ſeyn und ſeine arme Seele ſchon allen Heiligen mit dem Stoßſeufzer empfohlen haben: „Leben wir ſo leben wir dem Herrn ꝛc.„ An dir verunreinige ich mein Schwerdt nicht, ſagt Hutten, und ließ ihn gehen.

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war ohne Zweifel die Knoſpe ſeines Ruhms in der ſchönſten Blüthe. Da jauchzten ihm alle ſchöne Geiſter zu und lobten über ihn, den ſiegenden Reuchliniſtam, Gott den Herrn: Eraſmus frohnte ihm, ſelbſt wo es nicht hingehörte, vor ſeinem N. Teſtament, als einem Mann, desgleichen nicht geweſen: ſeine Freunde, inſonderheit der redliche Pirkhaimer, Nürn-

Nürnbergs verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund, empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den seines Freundes Tochter ihm gewunden. Hier war er mit im Gefolge des Kurfürsten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu Kaisers Hofe, und seine Jugendphantasie war im tiefen Traume, „was er werden, „ausrichten, vollenden würde!„ Man leſt den langen Brief, den er an Pirkhaimer schrieb, als dieser ihm die Einsamkeit auf seinem Fränkischen Ritterschloße anrieth. Burkhard, ein um Hutten sehr verdienter Mann, hat ihn herausgegeben und commentirt: mitten in seiner schwächlichen Gesundheit lachte damals Hutten noch Alles. Da schrieb er den Feuerstrom von Rede: Ad principes Germaniae, vt bellum Turcis invehant, Exhortatoria, in der, so viel dem Kaiser am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen wegmußten. Damals lebte der Hof und was sich am Hofe Maximilians und Alberts für Teutschland thun ließe, in seiner Seele: jede Blüthe eines aufſprossenden schönen Genies, mochte sie Budäus oder Oecolampadius, Pirkhaimer oder Faber, Erasmus, Copus, Ruellius heißen, umfaßte er mit einer Innigkeit, als ob sie alle seine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke, wären. — Das wahre Kennzeichen unausschließender großer Seelen! An Luther, der damals vor Cajetano zu Augsburg

war, nahm er noch nicht ſo viel Theil, vermuthlich weil er ſeine Sache nur als theologiſche Streitigkeit anſah, und ihn noch nicht kannte. Daß indeßen ſchon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm ſpäterhin Luthern ſo theuer machte, zeigt die lange Dedikation, womit er des Laurentius Valla Schrift: „über die erlogne Schenkung Konſtantins„ — wem? dem Pabſt Leo ſelbſt zu übergeben ſich getraute. Ein rechter Jugend- Helden- oder Eulenſpiegelſtreich in Huttens Leben. Er thats mit ſo vielem Lobe dieſes, und mit ſo lautem, wahrem, bittern Tadel des vorigen Pabſts, mit ſo lautem umfaſſenden Geſchrey der teutſchen Freyheit gegen des Pabſts Anſprüche: daß er ſich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bitterſten Haß des Pabſts erwarten mußte. Den er denn auch froh erwartete: nur daß er ſich noch in Albert, dem Kaiſer, den Fürſten und Ständen des Reichs irrte, und für ſeine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache zu viel, viel zu viel hoffte. Aber ſo handelt jedesmal das Genie und der Gottberuffene zu etwas Außerordentlichem: iacta eſt alea! ich habs gewagt, iſt ſein Wahlſpruch; nicht: „darf ich? kann „ich? wer ſteht mir bey? wirds auch werden?„ Sonſt geſchähe in der Welt ſelten Etwas: Denn bey jedem Schritte wagen wir ja und zertreten Mücken. Hutten bahnte Luthern unwiſſend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich.

Nur

Nur lief es freylich nicht nach Huttens Sinne. Der Kaiser starb: er folgte Alberten nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige seiner besten Dialogen verfertigt; aber Albert und dies Leben war für ihn nicht. Er gieng mit Sickingen gegen Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Stackelbergk, und vollendete seine Dialogen über Glück, Fieber und Pabst. Das lezte Gespräch hieß: „Die Römische Dreyfaltigkeit„ und es ist unbegreiflich, wie dasselbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt werden, sondern auch der Verf. noch nachher frey am Mainzischen Hofe und in Gnade des Kurfürsten seyn konnte. Freylich nicht lange: denn bald kam der schärfste verweisendste Befehl aus Rom nach Mainz, „daß ein so frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologisten in Kölln längst die „Bulle über die epistolas obsc. vir. gehabt, und der „immer fortführe, von der Römischen Dreyeinigkeit „selbst in Mainz zu schreiben, nichts, als in Ketten „nach Rom geführt zu werden verdiente.„ Zu diesem edeln Werke ward Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und dorfte es nicht seyn: zum Erzherzog Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze teutsche Nation; aber vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst: er fand kein Gehör: Dolche,

Meuchelmörder, Ketten und Banden warteten allenthalben seiner. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schauert, wenn man die Briefe oder vielmehr die Reden und Auffoderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs lieset. Hier ist Teutschlands Demosthenes in all seiner Größe. Wahrheit, Freyheit, Stand, Ruhm, Nothdurft, Vaterland, Alles spricht, Alles ruft und klaget in ihm. Alle fünf Klagschriften sind ins Teutsche übersezt, mit dem Beywort: „ein großes Ding die Wahrheit! stark „über Alles!„ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Name Teutschland zu den edelsten Römern stellen, und vielleicht sagen kann: „weichet diesem!„ wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freystadt gegeben hätte. Hier geht leider! der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob, daß auch der nicht lange dauret.

In seines Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand Der also Freystadt, der sie nirgend und auch auf seinen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte sein Teutschland nicht verlassen, dessen Sache er jezt eben am eifrigsten, fröhlichsten, freysten forttrieb. In Ebernburg schrieb er: „die Anzeige, wie sich allweg

„der

„der Pabſt gegen den Kaiſer gehalten: er commen„tirte die Bulle des Pabſts gegen Luther mit Noten, „ſchrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmunterun„gen, Aufweckungen, Briefe, Beklagung der Frey„ſtäte teutſcher Nation, lebendige Abkonterfactur „des Pabſtthums u. ſ. w. „ jedes Stück immer ſtär„ker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was voran„gieng. Jezt machte er mit Luther Bund, munterte ihn auf, bot ſich und ſeinen Sickingen zu allem an. Schon dieſes Sickingen wegen wird dieſer Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, ihn nur in einem Wort, einer That anführt, ſieht man den ganzen Biedermann vor ſich ſtehen. Ihm und dem großen Haufen des teutſchen Volks zu gut ſchrieb Hutten izt teutſch, was nur teutſch ſeyn konnte; überſezte ſeine beſten lateiniſchen Geſpräche für ſeinen Freund Sickingen, der ſich auch Luthers Schriften beym Abendeſſen und müßigen Stunden vorleſen ließ, und immer Worte drauf ſezte, die Ja und Amen ſind. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beyde geſchildert werden, wie ſie waren:

„Dem edlen, hochberühmten, ſtarkmüthigen und „Ehrveſten Franz von Sickingen, Kaiſ. Majeſt. „Rath, Diener und Hauptmann, meinem beſondern

„vertrauten und treflichen guten Freund, entbeut ich
„Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß und
„willigen Dienst.

„Ohn Ursach ist das Sprüchwort: in Nöthen
„erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kom-
„men. Wahrlich darf niemand sagen, daß er mit
„einem Freund verwahret sey, er hab denn den in
„seinen nothdürftigen anliegenden Sachen, der-
„maßen daß er ihn inwendig und auswendig kenne,
„versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückselig
„zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund
„dieser Gestalt zu probiren, mögen doch auch sich
„die der Gnaden Gotts berühmen, so in ihren Nö-
„then beständige und harthaltende Freund' erfunden
„haben. Unter welchen ich mich denn nicht wenig
„Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn als
„ich auf das äußerst an Leib, Ehren und Gut von
„meinen Feinden genöthigt, so ungestümlich, daß
„ich kaum Freund anzurufen Zeit gehabt, bist du mir
„nicht, als oft geschieht, mit tröstlichen Worten,
„sondern hülftragender That begegnet, ja mag ich,
„als das Sprüchwort ist, sagen, vom Himmel
„herab zugefallen — Der nicht geachtet, was ein
„jeder von meinen Sachen rede, sondern sie an ihr
„selbst Gestalt beherzigt. Hast dich nicht durch
„Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung
„der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der
„Wahr-

„Wahrheit und Erbarmnüß meiner Vergewaltigung
„für und für über mir gehalten. Und da mir aus
„Größe der Fahr die Städt verſchloſſen geweſt, als-
„bald deine Häuſer, die ich aus der und andern Ur-
„ſachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag,
„aufgethan, und alſo die angefochtene und verjagte
„Wahrheit in die Schoos deiner Hülf empfangen,
„und in den Armen deiner Beſchirmung gar kecklich
„gehalten. Daraus denn gefolgt, daß ich in mei-
„nem Fürſatz, den auch du ehrbar und redlich nen-
„neſt, nicht wenig geſtärkt, alle Gelehrten und Kunſt-
„liebenden T. Nation ſich in Freuden und Frolocken
„erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter
„von der Freudenreichen Sonne erquickt worden.
„Dagegen die boshaftigen Kurtiſanen und Romani-
„ſten, die mich verlaſſen gemeynt, und derhalben
„nahet einen Triumph von mir geführt hätten, da
„ſie geſehn, daß ich mich an eine veſte unerſchüt-
„terte Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Ueber-
„muth gegen mir etwa niedergelaſſen, ſich faſt inge-
„than und kleines Lauts worden. Für ſolche deine
„Wohlthat dir gnugſamen Dank zu ſagen, hab' ich
„nicht Mangel an Gemüth und Willen, ſondern am
„Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine beſ-
„ſere Zeit erſcheinen, und ſich Aenderung des Glücks
„(als denn meine freye Hoffnung zu Gott iſt) bege-
„ben, will ich dir allem Vermögen nach u. ſ. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag
Dein Lob muß sterben keinen Tag.

„Denn ohn Schmeicheln und Liebkosen zu reden bist
„du, der zu dieser Zeit, da jedermann bedäucht,
„teutscher Adel hätte etwas an Strengheit der Ge-
„müther abgenommen, dich dermassen erzeigt und
„bewiesen hat, daß man sehen mag, teutsch Blut
„sey noch nicht versiegen, noch das Adlich Gewächs
„teutscher Tugend ganz ausgewurzelt. Und ist zu
„wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt
„Kaiser Karlen deiner tugendhaftigen unerschrocknen
„Muthsamkeit Erkänntniß ingebe, damit er dich
„deiner Geschicklichkeit nach in hohen treflichen sei-
„nen Händeln, das Römisch Reich oder auch ganze
„Christenheit betreffend, so mit Rath und der That
„brauche. Denn alsdann würde Frucht deiner Tu-
„gend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr einen
„solchen Muth sollt man nicht ruhen noch inwendig
„Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen.
„Aber ich hab mir nicht fürgenommen, in dieser
„Vorred dein Lob zu beschreiben, sondern einmal mei-
„nem Herzen, das gesteckt voll guter Gedanken und
„freundlicher Gutwilligkeit ist, Luft zu geben. Schenk
„dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meiner
„Büchlein, und wünsch dir damit nicht, als wie oft
„unsere Freunde pflegen, eine fröliche sanfte Ruh,
„sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame
„Geschäft,

„Geſchäft, darinn du vielen Menſchen zu gut, dein „ſtolzes heldiſch Gemüth brauchen und üben mögeſt, „u. ſ. 1521. „

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bey dieſem Freunde war, ſchrieb er fürs Volk, meiſtens Teutſch, und auch hie und da in Volksreimen. Wenn ſie uns Knüttelverſe dünken, ſo waren ſies damals nicht: ſie waren Verſe, die das Volk leſen ſollte; und auch andre Werke beſezte er hie und da mit ſolchen Reimen. Sie kamen bald in den Mund vieler, und blieben, und thaten große Würkung.

Die Wahrheit iſt von neu gebohren,
Betrug hat ſeinen Schein verlohren,
Deß ſag Gott jeder Lob und Ehr
Und acht nicht förder Lugen mehr.
Ja, ſag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Iſt wieder nun hervorgerückt,
Deß ſollt man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen lobens nit — —
Ach fromme Teutſchen haltet Rath,
Da's nun ſo weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter ſich.
Mit Treue hab's gefördert ich
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'ſchäh deßhalb Verdienſt —
Daß man mit Hülf mich nicht verläßt,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer laßn,

Das soll mir bieten ab kein Mann.
Auch schafft zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint.
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hatt g'fangen an,
Gott woll sie trösten! Es müße gahn,
Und sollt es brechen auch zum End,
Wills Gott, so mags nicht werden gewendt.
Drum will ich brauchen Füß und Händ'.
Ich habs gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freystäte T. Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich solchs nicht schweigen kann,
Und nehm des Dings allein mich an.
Doch ist es wahr und ist nicht recht,
Daß man woll machen krum zu schlecht. —

Die traurige Weißagung ward bald erfüllet. Das Jahr drauf fiengen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im May starb der edle Held auf folgende unwürdige Weise:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbischof von Trier, Kurfürst von der Pfalz, Landgraf von Hessen. Ein Ritter gegen die Fürsten des ganzen Rheins? Ja! Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seßel getragen werden, und

da

sa rotteten sich gegen den alten Löwen ein Hause andrer Thiere. Höre man ihn selbst, wie er redet:

„Mein lieben Brüder und Nachbarn, warum „kommt ihr wider mich zu fechten und streiten? Nun „bin ich doch mit euch dran. Ich begehr euch zu er„lösen von dem schweren entchristlichen Joch und „Gesetz der Pfafheit, und zu evangelischen Lichten „Gesetzen und Christlicher Freyheit zu bringen. So „wollt ihr das nicht leiden, thut, als der den fallen„den Siechtag hat, will nicht, daß man ihm helf, „daß er nicht verderbe. Denket, daß ihr wider „Christum und sein Evangelium streitet und nicht „wider mich. Um des Evangeliums willen will ich „den Tod nicht fliehen. Gotts Will geschehe. Amen.„

Dem Adel, den obige Fürsten gegen ihn erregt hatten, schrieb er: „O vesten, edlen, lieben Mitbrü„der, wollt Gott, ihr hätt euch baß bedacht! War„um zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und Kinds„kinder? Warum zerreißet ihr Eure Freyheit und „wollt Knecht' und Gefangene der Beschornen seyn? „Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden wird „mit seinem Anhang, wie man darnach Euch wird „ein Zaum und Biß in das Maul legen und Euch „führen, wo N. hinwollen? Ihr wollet denen hel„fen, die den teutschen Adel verderbt haben mit Lü„gen, eure väterliche Güter an sich gezogen, als sind „die

„die beſchoren Knaben, die Stift und Klöſter. Ihr „und die Euren mangelt: ſie leben im Saus, ver„thun das Eure mit Huren, Hoffart, Vollerey, Bü„berey; wollt ihr Eur Leben für die ſetzen? Ja ſie „wollen unſre Seelen auch verderben, ſo ſie uns das „Evangelium Chriſti und Wort Gottes nicht laſſen „predigen, auch ſelber nicht predigen, und ertränken „unſre Seelen mit ihren eignen Träumen, Fündlein, „Geſetzen und Lehren, gleißenden Worten. Wollt „Gott, daß ihr der Sach noch nachgedächtet, ſo „werden ihr Franciſco R. beyſtehn. Gotts Will ge„ſcheh, Amen. All Sieg von Gott.„ So dachte Franz: dafür ſtritt er. Da ward er in ſeinem Alter von vier Fürſten und einem großen Rott Adels in ſeinem Schloß Landſtein zulezt umringt, von einer Kugel, die ſie ins Schloß ſchoſſen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürſten und Herren alle ſehr freundlich zu ihm ſprechen, und ſtarb. Als Luther von ſeinem Tode hörte, wollte ers zuerſt nicht glauben. Da er ſich beſtätigte, ward er tiefſinnig und brach aus: „Der Herr iſt gerecht, „aber wunderbar. Er will ſeinem Evangelium nicht „mit dem Schwert helfen.„ Wie alle Guten den Tod betraurt haben, braucht keines Worts. Er war und fiel wie Brutus, der lezte Teutſche. Und nicht um ein Phantom politiſcher Freyheit fiel er, ſondern um Wahrheit, Licht, Recht und Billigkeit, Religion, Chriſtus.

Die

Die meiſten Aufklärer des Süd-Teutſchlands, aus dem doch in den Hülfswiſſenſchaften das Licht ausgieng, hat Er geſchüzt, ernährt, beherberget, verfochten: Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oekolampadius. Luthern ſelbſt lud er mehr als einmal: ſein Freund Hutten überlebte ihn nur drey Monath.

Mit gebrochnem Herzen gieng er der Schweiz zu, Rettung zu ſuchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ſchönen Geiſt und vorgeblichen Freund, der ihm völlig das Herz brach. Eraſmus war eben auch zu Baſel und der ſcheuete und verläugnete nun nicht blos den armen, vertriebnen, oder wie er ſich ausdrückte, ſchäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte; ſondern wollte auf der andern Seite gegen Huttens Freunde wieder Freund Huttens heißen, log, ſchob es auf Huttens Krankheit, daß er ihn nicht geſprochen, u. ſ. w. Da trat Hutten auf und expoſtulirte öffentlich mit ihm, daß das Alles Lug und Trug ſey; er ſey täglich ausgangen, habe auf dem Markt mit Jedem Stundenlang geſprochen, Eraſmus habe ihm die Thür geſchloßen, u. ſ. Als Eraſmus hörte, daß die Expoſtulation unter der Preße ſey: kam er wieder, ſtreichelte Hutten, wunderte ſich, ſprach von alter Freundſchaft, rückte ihm ſein nacktes Elend auf, hatte gar Herz gnug, einem Verlaßenen und Vertrie-

benen

benen zu drohen; aber Hütten kehrte sich dran nicht. Die Expostulation erschien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichen Schwamm (Spongia) Koth abzuwischen. Der ließ sich aber nicht abwischen, und Luther, Melanchthon ꝛc. haßten den Schwamm und sagten, er habe nicht blos Hutten, sondern das ganze Lutherthum mit Koth besprützen wollen: denn nun wars das Lutherthum, das ihm und den Musen seinen Freund geraubt — und was man sich weiter für elende, ausgebrauchte Schlupfwinkel eines Kritikers und klaßischen Schöngeistes denken kann. Was das Aergste ist, haben Narren geglaubt, Hutten sey an diesem Schwamm, (den er vielleicht nicht mehr gesehen), erstickt; Er, der an viel ärgrer und härterer Speise nicht zu ersticken pflegte, geschweige des Schwämmleins eines Kritikers, der ihm wohl zu statten kommen wäre.

Ein höherer riß ihn dem Bann und der Acht, Feinden und falschen Freunden aus dem Rachen; er starb End' Augusts 1523 im 36 Jahr seines Alters. Ufnort heißt die kleine Insel im Zürchersee, wo er im Gebiet des Zürcher Raths Schutz und bey einem armen Pfarrer Pflege, Aerzung fand, und Ruheståte. Schiffe hinüber, reisender Jüngling, und suche sein Grab und sage: „Hier liegt der Sprecher für die „Teutsche Nation und Freyheit und Wahrheit, der „für sie mehr als sprechen wollte.„ Eine Grenzinsel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

Und

Und so muſt es seyn! Auf kein Grabmal, und marmorn Denkmal müßen die Guten und Edeln des Teutschen Vaterlandes rechnen. Mußte im vorigen Kriege doch ein Franzose kommen, und in der Stadt, wo Leibniz liegt, nach Leibniz Grabe fragen. Und Niemand wußts, als ein alter Küster, der es, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Keinem Teutschen wars eingefallen, an Leibniz Grab zu denken — Ist Hutten nicht die Todesstäte seldst, die Insel auf dem Zürcherser, wahres Grabmal, Dank- und Ehrendenkmal?

In anderm Sinn habe ich Luthers hartes Wort zu sagen: „Wir Teutsche sind Teutsche!„ nemlich: Auch Huttens Schriften sind verstoben: kein Mensch hat sie noch gesammlet. Viele haben Hand angelegt, sie zu sammlen; aber immer kam ein böser Zufall zwischen. Und da die meisten nur einzelne Bogen und kleine Stücke sind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerrißen, (sein Bild hatten die Karthenser zu Schlettstadt zum Wisch ihres Hintertheils gebraucht, dafür sie 1000 Goldgülden A**geld, Sickingen erlegen musten) vom Volke verbraucht: so istś gerade, als ob sie ganz aus der Welt wären. Und so sind unsres Landsmannes, Reformators, Aufklärers, Freyheitredners, des einzigen Demosthenes unsrer Nation Schriften, sind — im Staube.

Ihr

Ihr Teutſche, was fehlet Euch? Was fehlet Huttens Schriften, daß ihr ſie nicht ſammlet, aufſtehen laßet und erhaltet? Wollet ihr Beyträge zur Reformation leſen; ihr habt ja die ſchlechteſten Lumpen geſammlet, von Wiedertäufern, Schulrektoren, Kritikern, und Helfershelfern; hier iſt ein Reformator ſelbſt, der in ſeinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher ſo treu half, ſo viel für ihn ausrichtete, ſo viel für ihn litt! Wollet ihr einen ſchönen Lateiner haben? Ihr leſet ja auch hier die letzten, hundertmal wiedergekäuten, ſaftloſen Brocken auf: Wer ſchreibt ſchöner, wahrer, und kräftiger, blühender Latein, als Hutten? Eraſmus und Melanchthon haben ihn beneidet, die Italiener geſchätzet, alle freye und heitere Muſenfreunde geliebet. Verzeihe mirs Apollo und der ganze lateiniſche Parnaß, wenn ich, beym Ciceroniſchen Schraubenlatein unſrer Pedanten, mich immer daß ich Teutſch ſchreiben kann, freue; aber in Huttens jedem Wort, jeder Sylbe iſt ſchöner, blühender lateiniſcher Styl mit jetzt gegenwärtigem Teutſchen Geiſt und Kraft; es würket. Soll der edle Lateiner, die Blüthe des wieder kommenden Geſchmacks und Genies, untergehen? Freylich aber, Quartanten vom Römiſchen As, und Folianten von quisquis und kiskis hat er nicht geſchrieben. Wollt ihr endlich Männer von Genie, Gefühl, ſtarkem Triebe, Männer von Laune, Satyre, Salz! beklagt, daß ihr gegen

Auch

Ausländer deren nicht genug habt — und achtet Hutten nicht! laßt seine Schriften modern? — Vermuthlich soll wieder ein Franzose, ein Italiener kommen, und sie euch, wie die Schriften eures unsterblichen Leibnitz sammlen? Und heißt bey aller Welt Sammler, gar Stoppler und Compilatoren, dessen, was euch nicht Ehre bringt; und was uns Ehre bringt, unsre besten Glieder, einen Mann, deß Leben mit dem Leben der Besten der Nation verwebt ist, lassen wir nackt und zerstreut auf den Gebürgen!

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth ist, Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger von Geschmack und Gefühl würde Hand bieten, alle guten Jünglinge sich täglich einen Groschen zum Kauf oder zur Pränumeration ersparen, und in 2, 3 Bändchen bekämen wir unsern Hutten. Wäre dies Blatt so glücklich in die Hände dessen zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und sich dieses Teutschen Merkurs bediente, sich mit andern über das zu einen, was ihm fehlte: Merkur würde sich des teutschen Hutten freuen, und wie sehr ich mich freuen, daß ich zu diesem Werke geholfen!

Hutten schrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, „heiliger Mann, ist aus Gott, und wird bleiben: „meins ist menschlich und wird untergehn.„ Die Worte erschüttern, eben weil sie so wahr sind. Hut-

tens und Sickingens Werk gieng unter. Es war der Punkt, daß Teutschland andre Gestalt gewinnen konnte: die zwey, drey Guten strebten; es sollte nicht seyn: die Vorsehung hatte es anders beschlossen: sie giengen im Schiffbruch unter: sie verloschen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bey wem, als Undankbaren, sollte ihr Andenken verlöschen? Das kräftige Bild, Wort und That, dessen was sie wollten, strebten und nicht ausführen sollten. Liegt in ihrem Untergange, der Katastrophe teutscher Freyheit, nicht eben die größte Lehre?

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Als ich Huttens Andenken unter meinen Zeitgenossen wieder zu erneuern unternahm (*), erinnerte ich mich, in welcher Zeit, und für wen ich schrieb; daß Friede im Lande war; und ein Journal, wie der T. Merkur ist, von allen Teutschen, ohne Beleidigung soll gelesen werden können. Dies mäßigte an verschiednen Stellen meinen Ausdruck. Ich wollte, daß auch catholische Leser in Ulrich von Hutten, dem, ihrer Ueberzeugung nach, verirrten Hutten, doch den verdienstvollen, rechtschafnen, für Wahrheit und Recht, nach seiner Ueberzeugung, sich mit Freuden aufopfernden, edeln Mann, den Mann mit

(*) T. Merkur 1776. No. 2. S. 174 - 185.

mit wahrem teutſchen Blut und Heldenherzen, nicht verkennen ſollten.

Wollt' ich dieſe Abſicht auch nur einigermaßen erreichen, ſo mußt' ich die Vorurtheile der Hälfte Teutſchlands, die Luthern für keinen Evangeliſten noch Heiligen erkennt, wenigſtens ſo viel ſchonen, als nöthig war, damit ſie gelaſſen anhören könnten und möchten, was ich für unſern edeln Landsmann Hutten zu ſagen hätte.

Ich kenne keinen teutſchen Schriftſteller, der dieſem vergeßnen teutſchen Helden ein Denkmal zu ſetzen würdiger war, als der Verfaſſer des vorſtehenden Aufſatzes. Und ein Huttens würdiges Denkmal iſt es, und öffentlich danke ich ihm dafür, und die ganze Nation würde ihm dafür danken, wenn er nicht vergeſſen hätte, daß wenigſtens die Hälfte der Teutſchen, die er anredet, entweder mehr als Menſchen ſeyn müßten, oder in dem Geſichtspunkt, in den er ſich geſtellt als er ſeinen Hutten ſchrieb, und in dem Ton der Begeiſtrung, womit er alles ſagt was er dacht und fühlte, einen Partеygeiſt finden müſſen, und finden werden, der ſie beleidiget, und Huttens Andenken ſelbſt nachtheilig wird.

Wie er dies vergeſſen konnte, oder warum ers vergeſſen wollte, iſt meine Sache nicht zu fragen.

Aber öffentlich zu erklären, daß ich in den Ton seines Aufsatzes nicht durchaus einstimmen kann, dies bin ich mir selbst schuldig. Immer mögens die Eiferer Erasmischen Kleinmuth, Menschenfurcht, und was sie wollen nennen. Ein jeder sey was er seyn kann, und niemand schelte und verachte den andern darum, weil er anders überzeugt oder gesinnt ist, als er. Man mußte, um gegen Ulrichen von Hutten gerecht zu seyn, sich in Ulrichs eigenen Geist, Herz, Zeit, Verhältniße und Umstände setzen. Dies hat der ungenannte Verfasser gethan, und wer wird dies nicht gut heißen? Warum sollten wir, dritthalb hundert Jahre nach Huttens Tod, seinem Leben, seinem Charakter nicht eben das Recht wiederfahren lassen, das wir einem Cato, einem Brutus anthun? Aber dritthalb Jahrhunderte nach Hutten, mit Huttens Eifer von den Gegenständen, die den seinigen erregten, sprechen; mit Huttens Eifer und Zorn die Teutschen unsrer Zeit beschelten; aus Eifer für Hutten das Andenken des sanftern, schwächern, aber wahrlich, in seiner Art und in seinem Würkungskreise, nicht minder guten, edeln, verdienstvollen, und von den Besten seiner Zeit geliebten Erasmus, anschmitzen, — thue dies, wer daran Recht zu thun meynt! — ich kann's weder thun noch gut heißen. Ich will und kann gerecht gegen Brutus seyn, der Cäsarn aus Tugend ermordete; und gegen Cäsar, der ewig zu leben verdiente; und gegen Atticus, der

von

von gar keiner Parthey war, den Partheygeiſt haßte, und allen Gutes that, ſo bald ſie ſeiner Hülfe bedurften. Wem dies Schöngeiſteriſche Kleinmuth, Feigheit, Laulichkeit iſt, der nenn' es ſo! Ich nenn' es Gerechtigkeit — weil ichs ſo fühle und erkenne. Daß man in Zeiten einer allgemeinen äuſſerſten Gährung, in Zeiten einer allgemeinen Empörung der Geiſter gegen nicht länger zu duldende Unterdrückung — unfähig iſt, ſo gerecht und billig gegen einander zu ſeyn, iſt natürlich: aber warum ſollten wir, in Zeiten der Ruhe und des durch geheiligte Grundgeſetze befeſtigten Gleichgewichts, nicht gerecht und billig ſeyn? — Daß Erasmus nicht immer gerecht gegen Hutten und Luthern, Hutten und Luther nicht immer gerecht gegen Erasmus waren, iſt natürlich: aber, was gehen Uns ihre Verbitterungen an?

Dies iſt meine Meynung; und ſagen was man für recht hält, kömmt jedem zu. Ich mußte es hier thun, weil ich einen Aufſatz, an dem ich nicht alles billigen kann, ſeiner übrigen Vortreflichkeit und ſeines edeln Zweckes wegen, drucken laſſe; und ich thue es, nicht aus Furcht, ſondern gerade darum, weil ich mir nicht fürchte.

W.

II.

Liebe um Liebe.

Viertes Buch.

Es war juſt um die Dämmerungs-Zeit,
kurz eh den Weg der Sonnen-Pferde
der junge Morgen mit Roſen beſtreut,
als unſer Ritter, allein und ſtill,
wie einer der nicht bemerkt ſeyn will,
durch Seitenwege nach Hauſe kehrte.
Der Fluß, das Thal um ihn herum,
die Hügel, Alles um und um
liegt noch in ungewiſſem Schatten;
verworren Erdreich, Waſſer und Luft,
und tauſend Formen auf Angern und Matten
ſchwimmend, die ſich im grauen Duft
in wunderbare Geſtalten gatten.
Der Ritter hatte deß wenig Acht,
ſo gut es zu ſeinem Zuſtand paßte.
Das Abentheuer dieſer Nacht
(wovon er immer je minder faßte
je mehr er ſann) ſtund wie 'n Geſicht
vor ſeiner Stirn, und blieb da ſtehen;
er mochte ſich wie er wollte drehen,
die Augen ſchließen oder nicht,
immer mußt' er es vor ſich ſehen.

Allein als izt das ſiegende Licht,
aus Oſten herab ein Meer von Klarheit
ſchüttend, auf einmal die ganze Natur
entzaubert, wieder das Reich der Wahrheit

herſtellt,

herſtellt, und Hügeln, Thal und Flur,
Flüßen und angeſtralten Haynen
in ihrer wahren Geſtalt zu erſcheinen
gebeut: da wurde dem Ritter, als ob
ein Traum vor ſeinen Augen zerplazte.
„Wars nur ein Nachtgeiſt, der ihn faßte,
aus Mohnduft alle die Täuſchungen wob
und ihm für Wahrheit unterſchob?
Was ſoll er glauben? — So unwahrſcheinlich,
ſo traumhaft Alles von Anbeginn!
Und gleichwohl! ſeinem eigenen Sinn
nicht trauen dürfen iſt gar zu peinlich!„

Drum fängt er wieder von vornen an,
mahlt Alles vom erſten Augenblicke
ſich wieder vor von Stück zu Stücke:
Die Jungfrau, die ihn ſeiner Bahn
entführte, das Gothenſchloß, die enge
Wendeltreppe, die langen Gänge,
das Zimmer das ſich ihm aufgethan
und wieder ſich hinter ihm zugeſchloſſen,
die Decke von der ſich Blumen ergoßen
aus goldnen Körben, die keuſche Suſann
mit ihrem Buſen, das Ruhebette,
und wie es von zwoer Kerzen Schein
beleuchtet geweſen, — nichts ſo klein
worauf er ſich nicht beſonnen hätte;
und wie, ſo wie er ins Zimmer hinein-
getreten, beym Anblick der Unſichtbaren
ein Schauer ihm übern Rücken gefahren,
und wie ihm's bey ihren erſten Worten
auf einmal wieder ſo heimlich und warm
und lieblich bang ums Herz geworden,

und Alles das; — (den ſchönen Arm
nicht zu vergeſſen, an deſſen Ründung
und Lilienglanz er ohne Entzündung
nicht denken konnte). Kurz, was er ſah
und nicht ſah, was er gehört und geſprochen
ſtund Alles vor ſeiner Stirne da,
ſo rein als wär's in Kupfer geſtochen.
Das träumt ſich nicht, ſo viel iſt klar!
Allein, ob's ſonſt ſo richtig war?
Er hatte doch, ſeines Wiſſens, an Feen
ſich nie vergangen? — Wir werden ſehen,
denkt er; immer iſts wunderbar!

Er war nun mittlerweile wieder
nach Hauſe gekommen, und hatte ſich kaum,
um etwas Ruhe zu pflegen, nieder-
gelegt, als Sonnemon im Traum
ihm dar ſich ſtellt, mit ſtrafenden Blicken
ihm ſeine Untreu vorzurücken.
Sie iſts! Wie wonneſchön! So ganz
wie Sie nur iſt! In allem Glanz
der reinſten Jugend, in aller Fülle
von Lieblichkeit! Und über ihr
der blauſte Himmel, und unter ihr
das friſcheſte Grün; und alles ſo ſtille,
wie in Entzückung, um ſie her,
als ob es in ſie verſchlungen wär.

Der Traumgott, um ihn baß zu quälen,
zeigte ſie ihm im Morgenkleid,
wo tauſend Kleinigkeiten fehlen,
die, nach der ſtrengern Sittſamkeit,
gerade das Reizendſte verhehlen.

In freyen Locken ſpielt ihr Haar
um einen ſchwanenweißen Nacken;
die Bruſt beſchattet ein Zwillingspaar
vollblühender Roſen — von ihren Backen
in Röthe beſchämt. So nymphenhaft
ſchwebt ſie in ihrem Röckchen von Taft
im Graſe daher, als ſchwämme ſie oben,
oder würde vom ſanften Hauch
der Amoretten emporgehoben.

O Reim! den werd ich nimmer loben
der dich erfand! Zum Henker auch!
da muß nun hinter einem Strauch
bloß dir zu gefallen mein Träumer ſtehen,
um ſeine Prinzeßin kommen zu ſehen!
Und wenn er (wie's doch möglich wer)
auch würklich hinter einer Lauben
verborgen ſtund, wer wird mir's glauben?
„Der Reim, ſpricht ieder, hat offenbar
den Strauch gepflanzt; und wenn es Ranken
von Reben oder Geißblat ſind,
ſo haben wir's wieder dem Reim zu danken.“
Seyd! wollen uns nicht darüber zanken.
Genug, wie oft der Zufall, ſo blind
er ſeyn ſoll, die beſte Auſter findt,
ſo hat auch diesmal, wider Hoffen,
der Reim ſich mit der Wahrheit getroffen.
Herr Gandalin, in ſeinem Traum,
ſtand würklich hinter wilden Ranken,
als über den ebnen grünen Raum
in ſtillen jungfräulichen Gedanken
ſein holdes Mädchen vorübergieng.
Vor Freuden wär' er faſt eingeſunken,

wie er ſie ſah; ſtand wonnetrunken
im Boden eingewurzelt, hieng
ganz Aug' an jedem ihrer Reize,
ſchlürfte ſie ein mit wollüſtigem Geize.
Je näher, in ihrer einſamen Ruh
ihn nicht gewahrend, ſie kam, je enger
ward ihm ſein Buſen; bis er nicht länger
ſich halten kann, und auf ſie zu
mit ofnen Armen ſtürzt. Das Rauſchen
der Blätter weckt ſie, ſie zittert auf,
wie Rehe mitten im ſorgloſen Lauf
auf einmal ſtutzen und witternd lauſchen:
und als ſie Gandalinen erblickt,
wird einer von den ſchrecklichſten Blitzen,
die Amor jemals abgedrückt,
aus ihren Augen auf ihn gezückt.
Er fühlt ihn bis in den Fingerſpitzen;
will Vieles ſagen, doch jeder Ton
bleibt ſtecken im Hals; ſie will entfliehen;
er hält ſie bittend bey den Knieen,
und — weg iſt Traum und Sonnemon!

Träume (das Sprüchwort ſagts) ſind Schäume.
Freydenkerey! — Von Alters her
fühlte man's anders. Im Vater Homer
und weiter hinauf ſind immer Träume
der Götter Werk, nicht Gaukelſpiel
der Phantaſie. So war's am Nil,
ſo war's am Ganges; iſt ſo geweſen
bey allen die nie im Hume geleſen;
mit einem Wort, iſt Menſchengefühl.
Kein Wunder alſo, daß unſerm Ritter,
der noch den Kopf voll Urgroßmütter

hatte,

hatte, die Deutung des Traumgeſichts
zu ſchaffen machte. „Er hatte doch nichts
ſich vorzuwerfen! Zärtlicher, treuer,
gewiſſenhafter (dies Zeugnis giebt
ſein Herz ihm) hatte noch keiner geliebt.
Anlangend die Dame im Doppel-Schleyer,
die hatt' er geſehn als ſäh er ſie nicht;
ihr eine Gabe zu verſagen,
verbot bekanntlich die Ritterpflicht;
und wenn er nun in ſechzig Tagen
vor Sonnemon ſich wieder ſtellt,
und bringt von ſeiner Reiſ' um die Welt
ſein Herz ihr unverſehrt zurücke;
verdient er mit dieſem zürnenden Blicke
empfangen zu werden? — Doch wie, wenn mich
mein Schutzgeiſt warnte? (fuhr er mit ſich
zu reden fort) In ſechzig Tagen
kann viel begegnen; und offenbar
vermehrt der Schleyer nur die Gefahr,
wenn eine iſt. Im lezten Jahr,
noch in den lezten ſechzig Tagen,
am Rande des Ziels, noch Alles zu wagen!
Verlohr' ich? — Aber dies denken nur
iſt Frevel! Was hat der Mann zu wagen,
der Sonnemon davonzutragen
gewiß iſt? — Und bindt mich nicht mein Schwur,
und was noch heiligers, Lieb und Ehre,
keiner Gefahr, ſo groß ſie wäre,
nicht auszuweichen? — o Sonnemon,
ich ſollt' auf deinen Lippen den Lohn
der Treu als Sieger mich erkühnen
zu nehmen, und ihn nicht verdienen?
Würde dein erſter Liebesblick

ſich nicht in tödtenden Blitz verkehren?
mich nicht in deinen Armen verzehren?
Nein! nimmer ſiehſt du mich wiederkehren
als deiner würdig! — Doch, zurück
mit ſolchen Gedanken! Wer wird ſich über
Gefahren ängſten, wo keine ſind?
Wir reiſen ohnehin geſchwind,
und ſieben Wochen ſind bald vorüber. „

Indem er ſo mit ſich ſelber ſpricht
erſcheint mit fröhlichem Angeſicht
die Iris der Dame Jelängerjelieber,
zu frägen wie er geruht, und ihn
auf dieſen Abend zu ihrer Frauen
zu bitten. „Sie wiſſen, Herr Gandalin,
„den Weg nun ſelbſt; und, im Vertrauen,
„die Reiſe wird ſich wohl noch verziehn.
„Dem Fräulein bekam das Tête à Tête
„nicht gar zu wohl. Auch, nehmen Sie mir
„nicht übel, bis zur Morgenröthe,
„das geht ein wenig über Gebühr!

Wie? Sollte Sie ſich nicht wohl befinden?
(fragt Gandalin) — „Ein wenig blaß,
„und Kopfweh — was bedeutet das?
„wird bis zum Abend ſchon verſchwinden!

Nun, weil wir hier allein ſind (ſpricht
der Ritter) ſage mir, unterm Siegel
der Freundſchaft — iſt denn ihr Geſicht
ſo gar gefährlich, wie man ſpricht?
Ich zweifle an ihrer Schönheit nicht;
doch, unter uns, es giebt ſo Spiegel,
die manchmal — du verſtehſt mich ſchon!

„Wie? (ruft das Mädchen) nach einer ſo langen
„Beichte noch Fragen aus dieſem Ton?
„die Zweifel wären Ihnen vergangen
„dächt ich? „ — Wie ſo? (ſpricht Gandalin)
du kannſt mir ſicher glauben, ich bin
nach allem was ich von ihr geſehen
um nichts gelehrter als vorhin.
Ich habe Schleyer und Röcke geſehen,
ſonſt nichts — (hier wurd' er feuerroth
ſo zärtlich war er von Gewiſſen!)

„Um ſoviel beſſer! Danken ſie Gott
„Mehr hätten Sie theuer bezahlen müſſen;
„Sie können mirs glauben, ungeſtraft
„Hat ſie kein Mann noch angegaft;
„Schwör Ihnen bey meiner Jungferſchaft,
„Es iſt noch keinem wohl bekommen,
„Der ſie in Augenſchein genommen!

Wenn's ſo iſt, ſollte michs faſt gereun
zum Schirmer mich ihr erboten zu haben,
verſetzt mein Held. Stets um ſie zu ſeyn,
und eine Dame von ſolchen Gaben
nie anders als in Decken begraben
ſehen, wird doch zuletzt zur Pein.
Die Augen wollen doch auch was haben!

„In ihrem Anſchaun glücklich zu ſeyn,
„iſt Einem Einzigen aufgehaben,
„Herr Ritter. Das Vorrecht iſt nicht klein!
„Es lohnt ſich der Müh, der Eine zu ſeyn!
„Wer weiß — vielleicht — die Zeit wirds lehren.
„(Hier macht die Iris einen Knicks)

„Ich,

„Doch, ich verſpäte mich — Viel Glück!
„Bin Ihre Dienerin in Ehren!„

Der übrige Theil des Tages verſtrich
ſich auf den Abend anzuſchicken;
und mit den lezten Sonneblicken
wallte mein Ritter, endelich,
wohin ihn Pflicht und — Neugier führten.
Denn dieſe, ſo ſehr er ſeiner Begierden
ſonſt Herr war, plagt ihn doch fürbaß.
Zwar, daß die Dame ſogar ein Drache
von Schönheit wäre, nahm er für Spas;
doch, etwas mußte doch an der Sache
ſeyn, und juſt, zu wiſſen was,
das war's! — Auch warf ihm Satanas
ganz leiſe den Einfall in die Quere,
es diene ſchlechterdings zur Ehre
der unvergleichliche Sonnemon,
gewiß zu wiſſen, welche von
ihnen beyden die Schönſte wäre.
Bey ihm war's keine Frage zwar;
allein die Welt! — 'S iſt immer beſſer
wenn ſolche Puncte ganz und gar
im Klaren ſind! — Ein wenig größer
als Sonnemon, mochte die Fremde ſeyn,
das gab unläugbar der Augenſchein;
es mochte wohl faſt die Hand betragen;
und für das was man Majeſtät,
Dianenſchaft, Junonität
nennt, hat das ſchon was zu ſagen.
Doch bleibt der andern, wär auch dies,
der Preis der Grazie gewiß!
Und alle die tauſend Charitinnen,

die

die einem ſo unvermerkt das Herz,
wie im Vorbeygehn abgewinnen,
der ſchimmernde Witz, der kitzelnde Scherz,
die Laune, womit ſie an Einem Tage
in tauſend Geſtalten dar ſich ſtellt,
ſtets überraſcht und immer gefällt,
ſtets Liebe giebt in jeder Lage,
in jedem Licht — in allem dem,
da iſt doch keine Frage, wem
der Preiß gebühre? — „Ich bin der Junonen
gehorſamer Knecht! Reſpect ſoviel
Sie wollen; ich find' es nie zuviel:
Allein — es leben die Sonnemonen!„

Liebe um Liebe.

Fünftes Buch.

In ſolchen Gedanken erreichte mein Held
das Schloßthor ohn' es zu gewahren.
Das haben Verliebte von zwanzig Jahren
voraus! Sie könnten die weite Welt
umgehn, umtrotten und umfahren:
an guter Geſellſchaft leiden ſie,
(zumal in Wüſten) niemals Mangel;
ſie kämen, mit ihrer Phantaſie
allein, von Goa nach Archangel
und Liſſabon, und wüßten nicht wie.

Die Iris that hier wieder das Beſte.
Das Thor gieng auf. Mein Paladin,
geputzt als wie zu einem Feſte,

geht ein, durchwandert wie letzthin
viel Gäng' und Säle, und findet — (ich wette,
ohne den Reim da, hättet Ihrs nie
errathen) — das Fräulein — schon im Bette.

Im Bette! daß heißt die Galanterie
denkt Ihr, ein wenig weit getrieben.
Dem Ritter selbst beym ersten Blick
wollte der Umstand nicht gelieben.
Er zuckte einen Schritt zurück,
ob wohl der Vorhang auf allen Seiten
gezogen war. — „Wie soll er das deuten?
„Was kann sie meynen? „ — Kurz, ihm war
nicht heimlich dabey. — Doch hätt' er den Staar
an beyden Augen haben mögen,
er hätte nicht minder als izt gesehn,
so richtig schloß der Vorhang, so schön
war alles in Ordnung. — Ungesehn
und ohne sich, wie es schien, zu regen,
entschuldigte sich die Dame, wegen
der Freyheit so sie sich genommen
sich etwas früh zu Bette zu legen,
mit ihrer Migräne; hieß ihn willkommen,
bat, neben dem Bette ungescheut
in eine Bergschere sich zu pflanzen,
läßt drauf, trotz ihrer Unpäßlichkeit,
gar weidlich ihre Zunge tanzen;
Erzählt mit Laune, satyrisirt,
mahlt Portraits, die Marivaux nicht feiner
schattierte und macht, wie sichs gebührt,
damit die Erzählung interessiret,
das kleine größer, das große kleiner.
Das gieng wie ein Wetter! Blitz auf Blitz,

Einfall auf Einfall! — Empfindung und Witz,
In ewigem Wechſel! und ſolch ein Leben
in ihrem Ausdruck! Die Farben ſo warm!
Die Schatten ſo ſanft, man ſah ſie ſchweben!
Alles ſo leicht, ſo ohne Beſtreben
zu ſchimmern, und doch ſo fein gegeben!
und ſelbſt ihr Spott ſo ohne Harm!

Herr Gandalin, mit verſchränktem Arm,
und Augen, die ſeinen Ohren hören
helfen möchten (was war auch ſunſt
zu thun?) ſizt, wie — in Nektardunſt
ein Gott beym Luſtgeſang der Sphären;
wünſcht nur es möchte ſo ewig währen.
Und gleichwohl, Freunde, wollt ich ſchwören,
es daurte keine Stunde lang,
ſo war ihm — vor lauter Wohlſeyn bang.

Wie ſollt's auch anders? Natur bleibt immer
Natur! — Ein junges Frauenzimmer
im Bette — Da denkt ſich die Phantaſey
gleich allerley Nebenſachen dabey;
und Er, ſo nah in ſeiner Verſchere!
Dem Zug der magiſchen Atmoſphäre
ſo ausgeſezt! — Wir wiſſen zwar
wie gut der Vorhang gezogen war:
Doch, wär' er auch mit Glufen verriegelt,
mit Diſtelköpfen garniert, ja gar
mit Salomons groſſem Sigel verſigelt:
Dies beſert die Sache nicht um ein Haar.
In ſolcher Verfaßung iſt eine Schöne,
wäre ſie gleich bis an die Zähne
wie eine Mumie einballiert,

dem innern Auge nicht mehr drapiert
als Venus Anadyomene;
und also — nicht allzugut verwahrt!
Wenn dann noch, wie bey Gandalinen,
die Neugier mit dem Instinkt sich paart;
die Dame hinter den Gardinen,
ein Wesen gar von höherer Art,
ein Wunder der Welt, die zehnte Muse,
die vierte Charis, die zweyte Meduse,
kurz etwas ist, woran die Natur
sich ungewöhnliche Müh gegeben,
und ihren Schleyer aufzuheben
von allen Sterblichen Einem nur
vergönnt ist; und dem Manne neben
dem Bette flüstert Satan ein:
„er könnte vielleicht der Einzige seyn „ —
Gesteht, bey so bewandten Sachen
hätt es Euch selbst, so klug Ihr seyd,
begegnen können, aus Menschlichkeit
wohl einen dummen Streich zu machen!
Dem Ritter wurde zum schwitzen warm.
Er streckt bald dieses Bein, bald jenes,
stemmt sich auf diesen und jenen Arm,
und hört von allem was Sie ihm Schönes
und Witziges sagt, wie zwischen Traum
und Wachen, wohl die Hälfte kaum;
hat immer auf Einfäll' oder Fragen
nichts — oder was ungeschicktes zu sagen,
scheint viel zu denken, an seinem Daum
nagend, und immer sich selbst zu fragen:
Was dacht ich da? — Man will gar sagen,
er hätte des Verhangs äußersten Saum,
zum Häupten, mit Zeigefinger und Daum

ganz sachte ein wenig weggeschoben.
Allein zu einer Beschuldigung
von solcher Schwehre gehören Proben!
Herr Gandalin freylich war noch jung;
und alles erwogen was wir oben
in Rechnung gebracht — Genug, zum Glück
erzählte im nehmlichen Augenblick,
da die Gefahr sich zu vergessen
aufs höchste stieg, die Dame just
„wie ein Französchen sich einst vermessen
wollen, und wie sie ihm die Lust
dazu vertrieben „ — Nicht anders als zücke
ein Blitz gerade an ihm vorüber,
schnappten beym ersten Worte die drey
schon ausgestreckten Finger zurücke.
Und so ersparte ihm diesesmal
der gütige Zufall eine Quaal —
wovon die mächtig große Zahl
der Leutchen, die sich nichts übel nehmen,
nie was begreiffen konnten — die Quaal
sich seiner vor — sich selbst zu schämen!

Was konnte der gute Ritter nun
für seine Sicherheit klügers thun,
als stracks wie Fräulein im Erzählen
pausierte, nach der Uhr zu sehn,
sich ihr zu Gnaden zu empfehlen,
und sachte seiner Wege zu gehn?
Nun ließ ers zwar daran nicht fehlen;
Er gieng. Allein ich weis nicht was
gieng mit, so bald er den Rücken wandte,
das ihn wie Feuer im Busen brannte.
Es war nicht Liebe — es war nicht Haß —

Denn, wenn er ſie liebte, warum denn nannte
er ihren Nahmen ſich ſelber nie?
Die Unſichtbare, die Unbekannte,
das Fräulein wie heißt ſie ſchon? — und nie
Jelängerjelieber! — Haßt er ſie:
woher die tödliche Langeweile,
wo Sie nicht iſt? — und ewig: „was mag
die Glocke ſeyn? „ den ganzen Tag,
und immer geklagt: die Sonne theile
ſo ungleich mit der Nacht! Und dann,
ſo bald ſie untergeht, die Eile,
die Ungeduld! — und die Geſichter, wann
der König ihn ungefehr bey Hofe
zurückhält, oder die Kammerzofe
des Fräuleins (wie ſichs dann und wann
begab) die leidige Nachricht brachte,
ſie ſey aufs Land, ſie übernachte
bey einer Freundin, oder ſo was
das ſeine Hofnung zu Waſſer machte.

Ich weiß nicht — aber alles das
macht ſeinen Zuſtand ſchier verdächtig.
Doch muß man ſagen (ſo wenig der Schein
ihm ſchmeichelt) er blieb doch ſeiner mächtig;
blieb immer ſtandhaft bey ſeinem Nein,
wenn Fragen an ſein Gewiſſen pochten,
die ihm verfänglich ſcheinen mochten.
Die Schwüre, die er von Zeit zu Zeit
in dieſer verſuchungsvollen Lage
der holden Sonnemon erneut,
gewannen nun mit jedem Tage
um ſo viel mehr Verdienſtlichkeit,
weil eine kleine Begebenheit

die

die vorbesagte Lage ziemlich
verschlimmert hatte. Die Sache ist zwar
der Klugheit des Ritters nicht allzurühmlich;
allein, was thut das? Wahr ist wahr!

Gewohnheit, Vorsatz, oder beyde
hatten die oberwähnte Begier
nach unerlaubter Augenweyde,
(wovon er mehr als einmal schier
das Opfer geworden) unmerklicher Weise
eingeschläfert; doch freylich so leise,
daß auch der leichteste Mückenstich
sie weckte. Nun hatte des Fräuleins Jose
die Art von vielen Mädchen bey Hofe,
die gern in Alles, sonderlich
in Herzenssachen, ihr Schnäuzchen stecken,
und, wär's auch nur für Andre, sich
mit Amorn gar zu gerne necken.
Besonders nahm sie die schönen Knaben
gelegenheitlich in ihren Schutz,
die über Kaltsinn oder Trutz
ihrer Göttinnen zu klagen haben.
Sie hörte sie voller Mitleid an,
that was sie konnte, die armen Herzen
zu trösten in ihren Liebesschmerzen,
und hätt oft gerne noch mehr gethan.

Mit solcher Neigung zu Liebeswerken
fiel es ihr eben nicht schwer zu merken,
daß unsern Ritter der ewige Zwang,
das Fräulein nur hinter Wolken zu sehen,
zu manchem stillen Seufzer drang.
Das ließ sie sich so zu Herzen gehen,

daß ſie zu etwas ſich entſchloß,
das unter allen Zofen auf Erden
nicht zwoo — der dritten verzeyhen werden.

Urtheilet ſelbſt! — Des Fräuleins Schloß
ſtieß hinten an einen großen Garten,
und durch den Garten ein Bächlein floß,
mit blühenden Büſchen von allen Arten
umgeben, Hollunder, wildem Schasmin,
Roſen, Acacia, und ſo weiter —
Auf glatten Kieſeln, ſtill und heiter
rieſelt' es zwiſchen den Büſchen hin,
ſich ſchlängelnd, blinkte wie ein Spiegel
bald da bald dort durch wankendes Rohr
und dünngewebte Zweige; verlohr
allmählich ſich hinter einem Hügel
voll Bäume; kam ſeitwärts wieder hervor;
machte bald kleine Waſſerfälle,
bald unter Felſen und wildem Geſträuch
zum Baden eine ſichre Stelle,
ſo heimlich, und ſtill und dunkel, daß euch
ſo wie ihr den Ort betratet gleich
die Luſt zu baden ergriff. —

— „Herr Ritter,
(ſagte die Zofe) Sie dauren mich!
Mein Fräulein macht ihnen das Leben bitter.
Sie iſt auch gar zu wunderlich! —
Auf ihre Gefahr! — Zum wenigſten, ich,
ich habe kein Herz, den armen Nächſten
ſo leiden zu ſehn! Ich diene gern,
und denke, ſchöne junge Herrn
ſind drum nicht weniger unſre Nächſten

als andre Leute — kurz und gut,
ſie ſind doch unſer Fleiſch und Blut!
Und, Gott verzeih mirs! die armen Seelen
ſo heidniſch zu plagen und zu quälen,
iſt wahrlich Sünde. Ich legte dafür
die Hand ins Feuer! — Wohlan, Herr Ritter,
ich ſchaffe Rath. Was geben Sie mir,
wofern ich ihre Neubegier —
ſo viel als hinter einem Gitter
von Laub und Buſchwerk möglich iſt —
noch dieſen nehmlichen Abend ſtille?

Der gute Ritter in der Fülle
der trunknen Freude, herzt und küßt
das Mädchen, leert alle ſeine Säcke
in ihre Schürze! — Kurz, noch heut
verſpricht die Zofe ihm ohne Decke
ihr Fräulein zu zeigen. Ort und Zeit,
Mittel und Weg, Gelegenheit
des Bades, und Alles lang und breit
wird ihm aufs klärſte vorgeſpiegelt;
anbey, zu mehrerer Zierlichkeit,
der Handel mit einem Kuß verſiegelt.

„O Ritter, Ritter Gandalin!
„Wo kommts mit eurer Treu noch hin?
„Wer hätte ſich deß zu euch verſehen?„ —
Es iſt, ich muß es ſelbſt geſtehen,
abſcheulich! — „So gehts! — Wie oft iſts euch
„ſeit Adam und Eva bewieſen worden! —
„So gehts, wenn Menſchen — die doch zum Orden
„vernünftiger Weſen gehören — ſich gleich
„bey jeder Verſuchung von ihren Begierden

„hinreißen laßen! Moraliſierten
„die Leute, nur ſieben Minuten lang,
„mit kaltem Blut erſt über die Sachen,
„ſie würden ſolche Streiche nicht machen!
„Allein da läßt man ſich vom Hang
„der ſinnlichen Lüſte„ — Herr Sittenlehrer,
ſo dankt dem Himmel doch dafür
daß es ſo iſt! Was wolltet denn Ihr
beginnen, ihr andern Weltbekehrer,
wenn's anders würde? — Ich wette, dann
wär's wieder nicht Recht! An Aber und Wann
wird's Euersgleichen nimmer fehlen.
Itzt da wir nicht klüger ſind — (piano) als Ihr,
iſt ewiger Hader: würden wir
Weiſer — (wiewohl die Natur dafür
geſorgt hat!) — ſo gieng' es an ein Schmälen
auf unſre Weisheit. — Ich ſag es auch,
es iſt ein garſtiger böſer Brauch
daß ſich die Leute ſo leicht vergaffen,
ſo ſorglos in jede Grube hinein-
ſtolpern, und wie die wahren Laffen
erſt räſonnieren hinter drein!
Die erſten Menſchen die wir erſchaffen
ſollen ganz andre Menſchen ſeyn!
Inzwiſchen ſparen wir unſre Lunge!
Was hilft das alberne Hadern und Schreyn?
Wir ſchreyen am Ende doch nichts hinein
und nichts heraus! —

Der gute Junge
(um wieder nach dieſem Seitenſprunge
auf ihn zu kommen) hatte kaum
nach Zofens Abſchied ein wenig Raum

ſich

ſich zu beſinnen, flugs erwachte
die beſſere Seele aus ihrem Schlaf,
und ſah was ihre Rivalin machte.
Anfangs guckte ſie wie ein Schaf,
beſtarzt und mächtiglich verlegen.
Der Streich war gleichwohl gar zu verwegen!
Doch ſtritt ſie, nach ihrer guten Art,
erſt nur gelaſſen mit Gründen dagegen.
Allein, da jene, nach ihrer Art,
ſtatt Gründe bey Gränen abzuwägen,
nur platt auf ihrem Sinn beharrt,
ſo kam's von Worten zuletzt zu Schlägen.
Die Heldin kämpfte ritterlich,
auf Leben und Tod, auf Hieb und Stich;
nur für den Erfolg kan niemand ſtehen,
zumal in dieſem Seelen-Krieg!
Die blonde Seele verdiente Tropheen:
Allein — was Ihr vorhergeſehen
geſchah — die Braune behielt den Sieg.

Die Fortſetzung nächſtens.

III.

Allwills Papiere.

Eduard Allwill an Clemenz von Wallberg.

Freylich, wo eigentliche Freundſchaft iſt, da ſind auch Prätenſionen, und dieſe müſſen von beyden Seiten laut anerkannt werden und überall gelten, oder der T** ſoll den ganzen loſen nichtswürdigen Bet-

tel holen. Alſo verzeih, Lieber, und laß mich deine weiteren Vorſtellungen übergehen. Du weißt ja, wie ſehr ich deiner Meinung bin; weißt, was ich für ein Geſicht machte, wenn ich von Leuten hörte, die ſich einander ſo lieb hätten, daß ſie ſich gar nicht um einander bekümmerten; denn im Grunde iſt's das, wenn man ſich einander alles nachſehen kann. Fratzen! Mein Ekel daran nimmt von Tage zu Tage zu; aber mich darüber zu erboßen, wie ehedem, ſo kein Thor bin ich länger; ich will mich nicht einmahl darüber mehr ärgern: es behagt nun einmahl den Menſchen, ſie ſind darüber einig, ſich einander etwas weiß zu machen, und es kömmt auch ſelten jemand dabey zu kurz. Was brauchen die Leute ſich weiter lieb zu haben? woher und wozu? Sie haben ganz andre Dinge an einander zu beſtellen; geht's damit voran, ſo bleibt das gute Vernehmen, ohne daß ſich der eine um den andern viel zu ſcheeren hat. Indeſſen, Lieber, wollen wir uns doch nicht verhee-len, was der eigentliche Geiſt jener freundlichen Toleranz und edlen Unbefangenheit ſey: Gleichgültigkeit und Betteley. — Alſo noch einmahl, Bruder, verzeih; aber daß ich mich beſſern werde, darauf mußt du nicht zu ſicher rechnen. Bisher hab' ich es mit allem zu ernſtlich gemeint; ich ſpüre, daß man dabey zu Grunde geht, und für nichts. Wie ich's hinfüro anders machen werde, weiß der Himmel. Ich bin, von innen und von außen in einem

wunderbaren Gedränge. Etwas Ruhe hab' ich wieder genoſſen, weil ich einige Tage her unpäßlich war. Blieb mein Kopf ſo dumpf, ſo nebelicht, wie dieſe Zeit über, dann ſah' ich der Verwirrung ein Ende; alles ſollte bald gerichtet und geſchlichtet ſeyn; und was einmahl ausgemacht wäre, dabey blieb's. Du weißt, beym Nebel fließen die Dinge ſo hübſch in einander; es erſcheinen einem nie mehrere, als neben einander in Einem Gliede Platz haben; keine Farbenverwirrung, alles grau, alles flach; und ſieh, Bruder, ſo iſt wahrhaftig der Nebel das treffendſte Bild weiſer Gemüthsfaſſung. Wenn mein Geiſt umnebelt iſt, dann bin ich ſo altklug, ſo verſtändig, wie ein Schulmeiſter; dann weiß ich mich über alles zu beſcheiden, und was ich mich heiße, das thue ich; dann räume ich mein Zimmer auf, bringe meine Papiere in Ordnung, beantworte alle Briefe nach dem Datum ihrer Ankunft, und würde auch mein Teſtament machen, wenn ich nur Erben wüßte, die ſich's gefallen laſſen könnten. Clerdon, der mich geſtern beſuchte, glaubte in der Thür geirrt zu haben, ſo fremd ſah ihm mein Zimmer aus; was zu ſtehen gehört, ſtand; was zu hängen gehört, hieng; was zu liegen gehört, lag. In dergleichen Rückſichten iſt mir eine ſolche neblichte Diſpoſition zuweilen eine wahre Wohlthat: und je mehr ich der Sache nachdenke, je hell r leuchtet es mir ein, daß die Tugend der ächten Schul- Stadt-

und

und Heer-Moral, welche die beliebte durchgängig gute Aufführung, das exemplarische Leben hervorbringt, nichts anders als eine Art von Nebel sey, der alles leichtfertige Außenwesen, als da sind Glanz, Farbe, Licht und Schatten, an den Gegenständen verhüllt, und nur das solide Unveränderliche an ihnen beäugen läßt.

Die merkwürdige Entwicklung meines Romans mit Rauchen, worüber ich dir eine eigene lange Epistel schreiben wollte? — Hör, erst vor einer halben Stunde noch dachte ich Wunder, was ich dir zu erzählen hätte: ich schnitt' eine frische Feder, tunkte sie ein, wußte nichts anders, als daß es recht vom Fleck gehen sollte: als ich zu meinem nicht geringen Befremden inne wurde, es habe Noth, ich besänne mich zuvor ein wenig. Ich sann eine große halbe Stunde lang; da war ich fertig, hab's nun auf einmahl — daß ich selbst nicht mehr weiß, was ich mich so eifrig angeschickt hatte, dich wissen zu machen. Der Sachen erinnerte ich mich genug, nur konnte ich mich ihrer nicht auf die Weise erinnern, wie sie dich so mächtig interessieren sollten. Wer weiß, vielleicht hätte meine Materie mir weniger dürftig geschienen, wäre zu ihrer Abhandlung die Feder nicht so schön geschnitten, und gleich Anfangs so tief eingetaucht gewesen. Nun ist's drum geschehen; das ganze Abentheuer mit allen seinen

Zufäl-

Zufällen und Zubehören, Schelmereyen, Zauberey en, Heldenthaten und Wundern, kömmt mir in dieſem Augenblicke nicht viel intereſſanter als ein Ammenmährchen vor — zum Erzählen wenigſtens. Verſteh! Du Clemenz von Wallberg warſt es nicht, welcher bey dermahliger Kataſtrophe in dem Falle war — etwa vergiftet, erſtochen, aus einer Canone geſchoſſen, oder in einen Papagey, Drachen, Teufel, oder Gott verwandelt zu werden: ich war es; und glaube mir, ſo etwas will in eigner Haut erfahren ſeyn. Demnach ſollſt du mir erlauben, und zwar recht gerne, daß ich dich heute von ganz andern Dingen, als von meinen Begebenheiten im Feen-Lande unterhalte.

Wo fang' ich an? Ich habe dir die Menge Neues von mir und meiner hieſigen Lage zu erzählen. Meine beſten Stunden bring' ich in Clerdons Hauſe zu. Es koſtet Mühe, auf einen etwas vertraulichen Fuß darinn gelitten zu ſeyn, aber mir wird's glücken. Clerdon fühlt und verſteht mich ganz, und durchgängig ſteh' ich in ſehr gutem Rufe. Daß ich immer eine oder die andre Prinzeßinn, welche mich ihrer vollkommenſten Hochachtung würdigt, ausnehmend verehre — zuweilen auch zwey, drey auf einmal — weiß kein Menſch ſo recht: man ſagt nur: der Allwill iſt überall wie das Kind, wie der Bruder im Hauſe. — Du begreifſt! . . . .

und

und gewiß, beſter Wallberg, ich komme faſt immer ganz unſchuldig dazu, ſtifte auch überall viel mehr Gutes als Böſes. Einen Anſchlag auf irgend ein weibliches Geſchöpf zu machen, um es zu verführen, iſt von jeher ſo ferne von mir geweſen, daß ich einen Menſchen, der dazu fähig iſt, nicht ohne Haß und Eckel anſehen kann. Daß aber eine freundſchaftliche Verbindung ſo warm und innig werde, daß ſie ferner kein Maas noch Ziel mehr wiſſe — wer könnte das Herz haben, ſich davor zu hüten? — — — Mit deinen Couſinen hat's davor gute Wege; die wandeln in einem Lichte, das ſie meiner Leuchte entübriget. Und Amalia — den möcht' ich ſehen, dem es nur von fern' einfallen könnte, ihr etwas anders ſeyn zu wollen, als Gaſt an Clerdons Heerde. Mir iſt ſie ſehr gut, weil ich ihrem Clerdon anſtehe, und weil mir der treuherzige Junge aus den Augen ſieht. Ihre Jugend, ihre Schönheit hindern mich nicht, daß ich ſie beſtändig Mama heiße; ich wüßte mir auch keinen andern Namen für ſie. Liebe Mama, Mutter Amalia, auch wohl Mutter ſchlechtweg — wenn ich dir ſagen könnte, wie mir iſt, wenn ich ſie ſo heiße, und ich ihr dabey in das ſpiegelhelle Angeſicht ſchaue, das nur gut iſt, und mich nur anlacht! — Ich fühle mich wie untergetaucht in Unſchuld und Reinheit, und ich wüßte nichts ſo ſaures in der Welt, das ich alsdenn nicht unentgeldlich und mit Freuden thun könnte. Die

Lautere

Lauterkeit ihres Herzens übersteigt allen Glauben. Jedes Gute, jedes Schöne darinn ist so ganz für sich selber da, so ganz was es ist und scheint, unversetzt und unauflösbar; und kein Gefühl, kein Hang, kein Wunsch, nichts, das sich zu verheelen, nichts, das sich zu verstellen hätte! Aber hiemit ist dir so viel als nichts gesagt; denn, wie ich mich eben besinne, bin ich selbst, der ich doch Amalien persönlich kenne, nicht einmal im Stande mir das eigentliche dabey vorzustellen, wenn ich sie mir nicht in den bestimmtesten Verhältnissen, als die Gattin ihres Clerdons, als die Mutter ihrer Kinder, als die Frau ihres Hauswesens denke. Sag, ob du etwas davon weißt, daß es eine besondere Leidenschaft giebt, die sich eheliche Liebe nennt; ganz verschieden von jener Leidenschaft, welche allgemein den Namen der Liebe trägt, und die — Sag weißt du etwas davon? denn was schwätz ich sonst? Ich wußte nichts davon, und ihre Entdeckung in Clerdons Hause ist das interessanteste, was sich jemahls meiner Betrachtung dargeboten. Der eigentlichen Liebe scheint das schönere Geschlecht nicht fähig zu seyn; mir wenigstens ist noch kein Weib erschienen, das den Zeug dazu gehabt hätte. Amalien traue ich über diesen Punkt weniger als hundert andern zu, und Clerdon und sie selbst sind hierüber mit mir eins. Anfangs hat ihr Mann weiter nichts als einen vorzüglichen Grad der Hochachtung ihr abzugewinnen vermocht; und

bis

bis auf diese Stunde weiß sie keine eigentliche Rechenschaft zu geben, wie sie hernach allmählig sich so ganz in ihn verlohren, daß ihr Herz nun alle seine Rege allein von dem seinigen empfängt, ihre gesammten Kräfte sich unverrückt in seinem Willen fühlen; Freyheit, Leben, Glück, Thun und Seyn — ihre ganze Seele hingewaget auf ihn. Ich weiß nicht, ob es eine herrlichere Liebe geben kann, als diese; wenn auch jene höhere, wovon ich ehemahls so wunderbare Ahndungen hatte, kein leeres Hirngespinnst wäre; alle andre Liebe ist doch gewiß nur Schaum dagegen. Wo findest du, bey den entgegengesetzten Eigenschaften und Bedürfnissen der Menschen, diese innige Theilnehmung, welche alle Kräfte in einen Willen zusammenschmelzt, und den Menschen wirklich verdoppelt? Hier ist sie. Die kleine Welt, zu deren Schöpfung und Regierung beyde vereinigt sind, wird ihnen tausendfaches Organ einander zu fühlen, zu fassen. Das gemeinschaftliche Interesse giebt jedem Vermögen, das dazu beyträgt, einen gefühlten Werth: und so regen sich in dem Wesen des einen alle die Kräfte des andern; und je vielfacher, je verschiedener nun diese Kräfte, je merkbarer der Gewinn, je entzückender das Bündniß. Bedenk einmahl, wie unterschiedne auch einander entgegengesetzte Interessen jeden einzelnen Menschen in ihm selber theilen, und was für eine Wonne ihn erquickt, so oft er ein wahrhaftes

Ein-

Einverſtändniß nur zwiſchen etlichen davon bewürkt hat; wie wir einſtimmig denjenigen für den Größten und Glücklichſten ſchätzen, welcher, ohne Eine ſeiner Fähigkeiten, ſeiner Kräfte dran zu geben oder zu ſchwächen, alle ſeine Triebe unter Einen Willen gemeindet — mächtig zu einem Heere ſie geordnet hat: — Und nun Zween, die ſo Eins werden! es muß eine Fülle ſeyn, eine Seligkeit, die ..... O, daß ich dies alles ſo fühlen muß; daß ich zu dem glühenden Sinn, zu dem tobenden Herzen, dem hellen unbeſtechlichen Geiſt, dieſe ſtille himmelanſchwebende Seele erhalten mußte! — Thränen, guter Wallberg, Thränen über deinen armen Eduard den die Liebe zum Schönen verzehrt, und der in ewiger Zerrüttung mit den Zähnen knirſchen muß — der den Frieden Gottes ahndet, und verdammt iſt zu täglicher Sünde! — Nie, nie wieder eine Stätte finden, wo ſein Haupt ruhe! — Nie? — Doch, doch! es wird ja einſt brechen — ja brechen in Wonne wirſt du einſt, gutes quaalvolles Herz! .... Aber es war ja von Glücklichen die Rede! Liebe Mutter Amalia — dein Antlitz, dein Lächeln!

Sie iſt allen Menſchen ſo gut, Mutter Amalia, und könnte doch, gewiß, im Fall der Noth ſie alle mißen, wenn ihr nur der Mann blieb und die Kinder. Ich mag dir nicht verheelen, daß ſie an dieſen — an ihrem Hauſe auf eine ſehr ſträfliche Weiſe

hängt, nehmlich eben so ohngefähr, wie die alten Republikaner an ihrem Vaterlande hiengen. Aber du gehörst ja nicht zu unsern mächtigen Philosophen, welche nie weniger als den ganzen Erdkreiß — was? — das ganze Universum übersehen, und, gemäßlich, zu Herzen nehmen, und aus brennender Liebe zu den Menschen überhaupt dem Patriotismus der Alten und jeder andern partheyischen Liebe so gram sind; sie sollen herkommen, die gütigen Herren, mit ihrem unbeschränkten göttlichen Wohlwollen, mit ihrer allsehenden Gerechtigkeit — mit ihrem ganzen Untadel; sie sollen kommen, die Fratzen, und schauen und fühlen, wo von allem diesen — in That und Wahrheit am Ende dann doch mehr angetroffen wird, ob bey ihnen, oder bey dem Weibe hier, das für Mann, Kinder, Haus, sich gegen die ganze Welt empörte! — Holde Mutter Natur! o wie laut sagt mein klopfendes Herz mir da wiederum, daß doch allein auf deinem Pfade wahres Heil zu suchen ist! — Sieh das wohlgemuthe Weib, wie die Befriedigung ihrer reinen Triebe alle ihre Wünsche vollendet, sie von allen andern Begierden so los macht, und ihr theilnehmendes Herz (das ja in jedem menschlichen Busen wohnt,) sich nun so frey und allgemein ergießen kann. — Ihr prächtigen Weltweisen, ihr lieblichen Herren und Damen, mit euren erhabenen Grundsätzen und schönen Sentiments! sagt, wie wird's euch? — wie besteht ihr vor dieser

Haus-

Hausfrau? Da verſchleudert, da verpufft ihr eure Seele in die weite Welt, ſeyd überall, und nirgend; euer unbefangenes, richtungsloſes Herz — jedwedem Anfalle bloß — ohne Drang und ohne Ruh, ohne Genuß und Gabe — ſtrebend nach allem, hängend an allem — zu keinem Opfer willig, bey keinem Unfall leicht — bebend durchaus bis in die kleinſte Faſer — ſchwach, elend, zehrend — voll allgemeinen Wohlwollens. . . . . Weg von dieſen Allumfaßern, hinab zu Amaliens Schemel, zu der Kurzſichtigen, zu der Armſeeligen, die nur ihren Mann liebt und ihre Kinder, allen übrigen Weſen nur gut iſt, und in Wohlthun gegen ſie, aus voller Genüge, nur — überflieſst, wie die Sonne von ſich ſcheinet Licht und Wärme, nur — weil ſie Licht iſt und warm, und die Fülle hat. Tritt in den Umfang von Amaliens Sphäre: du ſtehſt in Segen; das iſt's alles. Darum iſt Amalia auch das beſcheidenſte Geſchöpf — das demüthigſte, möcht' ich ſagen, das man finden kann. Daß ſie Gutes aller Art unermeßlich würkt — darauf giebt ſie nicht Acht; daß ſie alle Pflichten erfüllt, alle Gebote hält — das weiß ſie nicht; hat von den Gründen ihres durchgängigen Verhaltens nichts weniger als vollſtändige Begriffe, gar keine eigentliche Moral, kaum eine ſolche wie ſchon vor Jahrtauſenden dem uralten Hiob eine zu Dienſten ſtand. Wunderbar, daß Amalia anlangt; denn ſie iſt auch nicht einmal was man fromm

heißt. Aber ich fordere euren eckelſten Mückenſänger auf, ihren Wandel nach der Strenge zu prüfen, und wenn er wird leugnen können, daß ſie ſündenfreyer, daß ſie tadelloſer ſey (ſelbſt nach ſo vielen Fratzenbegriffen unſerer Zeit) als Eine; ſo will ich vor dem Mückenſänger mich beugen und mich zu ihm bekehren.

Du, lieber Wallberg, ſiehſt doch hier wohl kein Wunder, oder argwöhneſt kein Blendwerk? Kommt näher! Was iſt's als ein ächtes Gottesgeſchöpf, in Geſundheit und natürlicher Wohlgeſtalt; auferzogen ohne Künſteley; alsdenn befangen mit einem Gegenſtande, in welchem ſeine Kräfte ſich ſammlen, ordnen und zur ſchicklichſten Wirkſamkeit vereinigen konnten. Sind doch alle Tugenden eine freye Gabe des Schöpfers; unmittelbare Naturtriebe, nur verſchieden geſtaltet nach den verſchiednen Formen und Zuſtänden menſchlicher Geſellſchaft; keine, die nicht da war, ehe ſie Namen hatte und Vorſchrift! Alle Moral, von je her bloß philoſophiſche Geſchichte, ſpeculative Entwicklung, Wiſſenſchaft; und jene innere Harmonie, jene Einheit in Thun und Dichten, das Augenmerk emporſtrebender Menſchheit, allemal nur die Geburt irgend einer erſprießlichen Hauptneigung, welche dem Menſchen Beruf ertheilte und Plan! Wo Einheit der Neigungen entſteht, da macht ſich die Einheit des Wandels von ſelbſt; da

bildet

bildet der Menſch ſeine erwählte Lage aus; formt ſich je mehr und mehr zum Ganzen; und nun, je befangener von der Einen Seite, je freyer von allen übrigen; verletzbar nur in Einem Punkte ſeines Weſens; in ihm ſelber gewiß; muthig; begnügt; und darum unabhängig, edel, gefällig und von ganzer Seele gut. Greif's an allen Enden; du wirſt finden: gerader Sinn, dringendes Geſchäfte, und darinn Emſigkeit und Treue mit Luſt, ſind die Eckpfoſten aller Glückſeligkeit und Tugend.

Nun erinnere dich, was ich am Anfange dieſes Briefs über Nebel und ordentlichen Wandel philoſophierte. Vielleicht klang es dir leichtfertig; tiefer erwogen, wie wahr? Nie dumpfen Sinnes, wie erſtorben muß der ſeyn, der ſeine Neigungen ſich aus lauter Moral bilden, der mit lauter Moral ſie nach Gefallen unterdrücken kann! Zehnmal beſſer iſt mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Buſen nährt und Liebe. Und dann noch Eins: auch dem Menſchen höherer Art, der ein geordnetes durchgängig zuſammenhangendes Leben führt, muß vieles in Nebel verhüllt ſtehen; aber es iſt nur der Duſt, welcher von dem ganz aufgehellten Plan ſeines Würkungskreiſes ſich an deſſelben Grenzen gedrängt hat. Unſere [illegible] bewohnen Himmel-nahe Felſenhöhen, von keinem Duſte getrübt, rundum endloſe Helle und Leere. Mir gienge da der Athem

aus. Schon iſt mir die Luft zu dünn, wo ich bin, und ich ſinne darauf, wie ich allmählig noch etwas tiefer herabkomme. Auch iſt nicht wohl zu läugnen, daß in einem engern Horizont uns die Gegenſtände viel wärmer an Aug und Herz kommen. Grenzenloſe Begrenzung, Raum ohne Maas und Ende, wo ich's erblicke, macht's mir Höllen-Angſt; darum eng' ich mich gern ein Bischen ein; laſſe mir's wohl ſeyn in irrdiſchem Beginnen, da ich ein Ende meines Thuns ſehe, und doch alle meine Kräfte dran ſetzen muß.

Zum Schluſſe noch ein Wörtchen von Freundſchaft. — Das nichtswürdige loſe Weſen unter dieſen Namen, wovon es vorhin die Rede gab, daß wir ihm beyde eben feind ſeyen, iſt es nicht auch eine Mißgeburt aus jenem todten Meere der Unbeſtimmtheit, der Richtungsloſigkeit, der unendlichen Zerſtreuung? Schwache Fäden aus veränderlichen Abſichten und flüchtigen Launen geſponnen, wie bald müſſen die ſich wirren? und dann Riß an Riß, Knote an Knoten. Ganz anders die Bande ächter Freundſchaft, wo zween etwas zwiſchen kriegen, wie rechte und linke Hand, um es zu Einem Werke zu bilden; zween etwas mit einander fortbewegen, wie beyde Füße den Leib. Tritt den mit Füßen, der ſagt, daß eine ſolche Freundſchaft ſich auf Eigennutz gründe! Das Object, warum ſie ſich vereinigen, iſt ihnen nur Medium einer den andern zu fühlen. — Sinn, Organ.

Organ. Nicht denjenigen lieb ich ja am mehrſten, der das mehrſte für mich thut, ſondern denjenigen, mit dem ich das mehrſte ausrichten kann. — Eigenliebe? alles ſoll Eigenliebe ſeyn: was geh' ich mich dann ſelber mehr an als andre, ich, der ich mich nur im andern fühlen, ſchätzen, lieben kann? — Das heißt euren Philoſophen Unſinn: mag's! weiß doch, wer's beſſer hat, ob ich, oder ſie.

Eduard.

N. S. Grüſſe Luzie. Ich ſchreibe ihr noch dieſe Woche. Vielleicht hat ſie dir den Brief gezeigt, worinn ich ihr meinen Abſchied von Rannchen erzählte. Ich war damahls in ziemlich pathetiſcher Laune, und muß wunderbare Hoffnungen von mir gegeben haben; denn ich erhielt in Antwort einen ſchönen, langen, höchſternſthaften Glückwunſch. Schade, daß ich bey ſeiner Ankunft ſchon wieder ganz bey Sinnen war. Ich mag das liebe Mädchen nicht im Traum laſſen. Wenn ſie doch einmahl wieder herkäme! In Clerdons Familie hängt alles gewaltig an ihr. Du weißt, wie ſie mir im Sinn liegt. Wer wollte ſie auch vergeſſen können!

Druckfehler in Allwills Papieren

in No. 4. des T. M.

S. 16. Zeile 11. lies beyder, ſtatt beyden.
S. 17. Zeile 33. lies Kind, ſtatt und.
S. 27. Zeile 10. lies Frucht, ſtatt Furcht.
S. 52. Zeile 14. lies Hainfeld, ſtatt Heimfeld, und eben ſo an allen übrigen Orten, wo dieſes Wort vorkömmt.
S. 54. Zeile 17. lies Freunden, ſtatt Freuden.
S. 64. Zeile 5. lies Vorgegangene, ſtatt Vergangene.
S. 72. Zeile 11. lies ſähe noch wüßte, ſtatt ſahe noch wußte.

(Ein Buch ohne Druckfehler iſt, auch bey der ſorgfältigſten Correctur, nur durch einen glücklichen Zufall möglich. Die Druckfehler im Merkur ſind wohl meiſtens unerheblich. Zuweilen lauffen freylich auch luſtige qui pro quo's mit unter; wie z. E. Oviden ſtatt Aoiden. (No. 5. Seite 207. l. 5.) Aber dieſe bereiten wenigſtens einigen Gelehrten Leſern ein Lachen auf Unkoſten des Herausgebers, da ſie, natürlicher Weiſe, auf Rechnung ſeiner Unwiſſenheit geſchrieben werden; Und das iſt ein Freudchen, das man ihnen ja wohl gönnen kann.)

IV.

Kritiſche Anzeigen.

Zend-Aveſta, Zoroaſters lebendiges Wort, worinn die Lehren und Meinungen dieſes Geſetzgebers von Gott, Welt, Natur, Menſchen; ingleichen die Ceremonien des h. Dienſtes der Parſen u. ſ. f. aufbehalten ſind. Erſter Th. welcher mit dem, was vorausgeht, die beyden Bücher Izeſchne und Viſpered enthält. Riga 1776. bey Hartknoch.

Für die alte Theologie der Morgenländer vom Euphrat bis China giebts zwieſache Urkunden. In Indien bis China ſind vier Vedes in Samskretanſprache die heilige Urſchriften. Die Schüler Zoroaſters haben das andere, das ſie Zend-Aveſta oder das Wort des Lebens nennen. Es iſt in Zend, der alten Parſenſprache Nordens, geſchrieben. Zoroaſters Schüler ſind in zwey Sekten getrennt: die eine wohnt zu Kirman am Caſpiſchen Meere, die andere iſt nach Guzarate getrieben worden. Ihr Hauptſiz iſt Surate. Einige Bücher davon kamen durch

durch Georg Bourchier, einen Engländer, An. 1718 nach Europa. Allein es war ein todter Schatz. Kein Mensch konnte die geheimnißvolle Charaktere enträthseln, selbst Hyde nicht. Ein Schottländer Frazer gieng lange nachher nach Surate, die vermeinte Schriften Zoroasters aufzufinden. Allein seine Bemühung war in so ferne fruchtloß, weil er keine Priester bewegen konnte, ihm die geheime Sprachen zu lehren. Im Jahr 1754 bekam Anquetil, ein starker, feuriger, und gegen alle Gefahren muthvoller Jüngling, vier Blätter einer Abschrift der in England von der Zend-Avesta aufbehaltenen Bücher. Auf dem Fleck entschloß er sich, die Welt mit Kenntnißen zu bereichern, die man bisher bey Römern und Griechen, und überall vergebens suchte. Weil er wußte, daß die vier Vedes, der Indianer H. Bücher, in Samskretan geschrieben wären, und des Königs Bibliothek reich sey an Indianischen Handschriften, die niemand verstund, so zog er Kirman Indien vor, indem er hier beydes, Samskretan und Alt-Persisch lernen wollte. Er entdeckte einigen Herren von der Akademie der Innschriften seinen Entschluß, und diese versprachen ihm Unterstützung vom Ministerio. Allein ihm ahndete nichts Gutes von der Hülfe der Großen in Unternehmungen, die so leicht von Unklugen und Klugen mit dem Stempel der Schwärmerey bezeichnet werden können, und entschloß sich kurz und gut, Alles mit eignen Kräften zu versuchen. Weil er von seiner Familie keinen Vorschuß der Kosten zu dieser Reise zu erwarten hatte, so gab er sich als Soldat der Indianischen Compagnie an. Der Officier, der die Recruten musterte, staunte ihn an, suchte ihn durch die zärtlichste Vorstellungen zur Rückkehr zu bewegen, rufte seinen Bruder herbey. Allein er blieb unbeweglich, und sagte mit entschlossenem Muth: seine Reise sey nothwendig. Diese ganze Reise war voller Abentheuer und Unglücksfälle, die oft so gehäufft sind, daß sie sehr schwer zu glauben wären, wenn sie nicht ein Mann

erzählte, der durch ſo viele Jahrelange Prüfungen gezeigt hat, was menſchlicher Muth und Liebe zu Wahrheit und Wiſſenſchaft vermöge. Anfangs hatte er nichts als ſeinen Soldatenſold; nachmals aber unterſtüzte ihn ſein König, wodurch er Kraft außer ſich zu würken bekam. Einige Jahre giengen indeſſen hin, ohne daß er dem Zweck ſeiner Reiſe einen Schritt näher kam. In Surate machte er Bekanntſchaft mit den beyden Indianiſchen Deſturs oder Geſezlehrern, und nahm Unterricht von ihnen in den beyden heiligen Sprachen Zend und Pelvi. Unglaublich iſt der Muth und die Geduld, womit er den böſen Willen und die Trägheit ſeiner ſonſt ſehr geſchickten Lehrer überwand; wie er bald mit Liſt bald mit Gewalt ihnen ihre Geheimniße ertrozte; die Vorſicht, womit er ſein Vorhaben, dieſe Bücher zu überſetzen, vor ihnen verbarg; wie er ſie erſt beſtach, nachher ihre Gewiſſensſcrupel durch die Gefahr, womit er ihre an ihn verrathene Geheimniſſe ihrem Volk zu entdecken drohte, dämpfte; der Obrigkeit, die ihm die geliehenen Mſcpt. abforderte, ſich mit ſeinen geladenen Piſtolen entgegenſezte u. ſ. w. Endlich ward er nach Jahrelangen Bemühungen Herr von ihren Sprachen, und Beſizer aller ihrer Religionsbücher. An. 1761 gieng er wieder nach Europa zurück. Ihm war darum zu thun, die Engländer von der Aechtheit und Koſtbarkeit ſeiner Mſcpte zu überzeugen. Er landete alſo zu Portsmouth. Hier ward er wegen des noch dauernden Kriegs als ein Kriegsgefangener behandelt. Endlich gelang es ihm durch Vermittelung Hrn. Birch, des Sekret. der königl. Societät, Oxford zu beſuchen. Hier ſah er in der Bodlejaniſchen Bibliothek einige Stücke ſeiner heiligen Bücher, verglich ſie mit einander, und fand mit ihnen und den ſeinigen vollkommene Gleichheit. Hierauf beſah er bey Dr. Hunt Hyde's Manuſcripte, und reiſte endlich in ſein Vaterland zurück, wo er ſeine Schätze, Zoroaſters Werke nebſt den übrigen Handſchriften, auf des Königs Bibliothek ſchenkte.

Dies

Dies iſt ein kurzer Abriß der Reiſegeſchichte, deren Ereigniſſe man in der Ueberſetzung desjenigen Theils von Anquetils Zend-Aveſta, der in Frankfurt von Hrn. Rektor Purmann in Garbe's Verlag überſezt worden, ihrem ganzen Innhalt nachleſen kann. Anquetil war der rechte Mann zu ſolcher Reiſe. Weder Weichligkeit noch Zittern und Zagen in Gefahren und Leiden haben ihn dahin gebracht, das Angefangene unvollendet zu laſſen. Nichts weniger als leichtſinnig, aufrichtig in hohem Grad, Wahrheitliebend und mit dem gehörigen Feuer für ſeine Sache durchdrungen, war er pünktlich genau in dem, was er unter Händen hatte. Sein kritiſcher Fleiß leuchtet aus dem Innern ſeines Werks in mehr Zügen hervor, als ſich wörtlich beſchreiben läßt. Vor allen gieng ſein Hauptbeſtreben auf eine durch und durchgeführte Berichtigung ſeiner eignen Manuſcripte; er verglich ſie mit allen, ſo viel er davon zu Geſicht bekam, wobey er die Abweichungen der Leſeart ſorgfältig und genau bemerkte.

Auf die Reiſegeſchichte Anquetils folgt das Religionsſyſtem der Parſen in einem Auszug, wo der teutſche Ueberſezter alle Lichtſtralen, die von dem Geiſte ſeines Stifters ausgiengen, ſo zu ſammlen gewußt hat, daß es wie von neuem wiedergebohren erſcheint. Die Kraft ſeines Genius zeigt ſich nie mächtiger, als wenn er über den Träumen der Vorwelten und beſonders des Morgenlandes webt, und ſo manchen leichtnam ſogenannter philoſophiſchen Geſchichten wieder mit Leben bekleidet, der auf ſeine Erweckung harrte. Unſre Leſer erlauben uns gewiß die Darlegung einiger der Hauptzüge, um ſie zum Genuß des Ganzen lüſtern zu machen.

In Anbeginnloſer Ewigkeit zeugte der Unendliche Ormuzd und Ahriman. Ormuzd der Erſtgebohrne aller Weſen, Glanz, Bild, und Gefäß der Unendlichkeiten des Unergründlichen.

chen, durch und durch gut, rein und alles Guten Quell und Wurzel, hat die ganze reine Welt aus ſich gebohren, durch allſchaffendes Wort; liebt ſich in ſeinem Volk; Menſchen durch ihn geworden ſind ſein geliebtes Geſchlecht; er als König erhält alle Weſen, giebt ihnen geiſtiges Lebensfeuer, wodurch ſie dauren und leben; beſtreitet durch ſeine und ſeiner Diener Kraft alles Böſe Tag und Nacht bis zum endlichen Triumph des Guten über das Böſe. Ahriman geſchaffen vom Ewigen nach Ormuzd, war anfangs gut und kannte das Gute, wurde aber durch Neidſucht gegen Ormuzd Dew, das iſt, arg, Quell, Grund, und Wurzel alles Unreinen, Argen, Böſen. Durch ihn wird die Finſterniß gebohren, Saame alles Böſen, Argen, Todes; ſo bald er Dew wurde, ſtürzt er aus der Höh in die Finſterniß. Da iſt er König. Seine Kenntniß und Macht iſt groß, aber beſchränkt, und reicht nicht bis zu Ormuzds Erhabenheit in Licht und Glanz. Aller Weſen erſchuf Ormuzd Fervers. Er dacht als Schöpfer auf Weſen, aller Art, die rein und gut und ſtark und edel wären, und jeder dieſer Gedanken war Ferver, war Geiſt des künftigen Weſens, reinſtes Bild des Weſens, unſterblich, ganz Leben ſtets würkend und belebend, der Seele Schutz, des Himmels Schutz gegen Ahriman; ſie bekämpfen die Schlange, erlöſen die Gerechten, bringen Gebete vor Ormuzd, — Ihr Preiß iſt Unſterblichkeit. (Was ſind ſie wohl anders als Platos Ideen, Ἰδέαι, Ἰυγγες, Ἀρχαὶ νοεραὶ?) Groß iſt die Welt Ormuzds. Um ſeinen Thron ſind ſieben Amſchaſpands, Geiſter der erſten Größe. Nach ihnen folgen die mindere Izeds. Sie ſind geſchaffen zum Seegen der Welt, zu Richtern, Schutzaugen des reinen Volks. Alle Monate und alle Tage ſind unter Amſchaſpands und Izeds vertheilt, wo jeder beſonders regiert und ſegnet. Wie auf Erde Thier gegen Thier iſt, ſo iſt im Reich der unſichtbaren Weſen Geiſt gegen Geiſt. Im Reich Ahrimans ſind die erſten ſieben Dews das,

was die sieben Amschaspands im Lichtreich sind, jeder hat seinen besondern Namen und besondere Widersacher. Sie sind an die 7 Planeten gekettet. Eigentlich ist ihr Zug von Norden aus; sie sind weiblich und männlichen Geschlechts; alle Uebel, wie sie Namen haben mögen, kommen von ihnen; sie erscheinen unter allerley Gestalten auf Erden. Am Ende der Dinge und Zeiten soll alles ohne Dews seyn, die untern bösen Geister zernichtet, Ahriman aber und die sieben Erzdews wieder Licht werden. Ihre Zahl ist wie bey guten Geistern über zehntausendmaltausend. In dem beständigen Kampf guter und böser Geister liegt nun die Mischung des Guten und Bösen, wie sie in der Welt sichtbar ist. Des Guten ist allzeit nur so viel vorhanden als wirkende Ursachen sind, und Ahriman mit seinen Dews geschlagen wird; darum sieht sich jeder Parse an, wie ein Krieger unter dem Volk Ormuzd's; darum kann er nicht sündigen, ohne alle guten Izeds zu betrüben, und keine Todsünde begehen, ohne selbst ein Dew-Mensch, ein Glied in Ahrimans Welt zu werden. Der Tod ist von Ahriman durch des ersten Menschen Sünde unter die Menschen gebracht worden. Er entlöset aber nunmehr den Parsen seines Streitdienstes. War er treu in seinem Kampfe gegen das Böse, so hat er nichts vom Tode zu fürchten. Gleich bey dem Tode eilen Dews herbey, und wollen sich der Seele bemächtigen. Dem Gerechten stehen die Izeds als Freunde bey. Die Seele des Gottlosen ist aber von allen verlassen, und wird den Dews zum Raube. Einige Tage nach dem Abschied aus diesem Leben kommt die Seele vor die große Brücke Tschinewad, die Scheidewand zwischen dieser und der andern Welt. Hier untersucht Ormuzd, der große Richter aller Menschen und Thaten, die Güte oder Nichtgüte des Lebens; nach seinem Urtheilsspruch ist der Mittelaufenthalt der Seele bis zur Auferstehung mehr oder weniger selig, oder Unseligkeit und Angst. Endlich kommt die Auferstehung der Todten. Gute und Böse

sollen

ſollen auferſtehen. Ormuzd will die Gebeine der Menſchen zuſammenſetzen, mit Fleiſch und Adern überziehen und neu beleben; Gute ſollen ſich zu Guten, und Böſe zu Böſen geſellen. Noch iſt nicht der Endpunkt. Es erfolgen neue Verſuche der Sünder, Gorotmanns Thore aufzuſchließen. Wenn die Verdammten durch unterirdiſche Strafen gedemüthiat und geläutert ſind, müſſen ſie durch Feuerſtröme geſchmolzenen Metalls gehen, wo ſie die lezte Reinigung erfahren; alsdann genießen ſie mit den Gerechten eine endloſe Seligkeit. Die ganze Natur iſt nun was ſie ſeyn ſoll, Licht; ſelbſt der Abgrund iſt nicht mehr, die Hölle iſt Paradies, Ahrimans Reich iſt zertrümmert, und Ormuzds Reich Alles in Allem.

Wir übergehen die höchſt ſchätzbaren Fragmente von dem Religionsdienſt der Parſen an ſich betrachtet, und von der Staatsverfaſſung der alten Parſen zu den Zeiten Zoroaſters. So viel können wir nur bemerken, daß der V. unzählige Irrthümer, die bißher von Gelehrten und Ungelehrten über dieſes Religionsſyſtem gehegt worden, berichtigt, und nach der Vorſchrift Zoroaſters Ormuzd's Reich baut, und überall Licht verbreitet, wohin er tritt. Die beyden in dieſem Band enthaltene Stücke des Zend-Aveſta hat er nicht vollkommen in ihrer liturgiſchen Geſtalt gelaſſen, die öfftere Wiederholung der Gebetsformeln abgekürzt, aber gewiß nichts wegeſtrichen, was im Mindeſten den Geiſt der Urkunde weiter verbreitete. Wir haben Gelegenheit gehabt, dieſe neue Ueberſetzung mit der erſten franzöſiſchen zu vergleichen, und überall mit Vergnügen bemerkt, wie der morgenländiſche Geiſt des Teutſchen, den Franzoſen der Feſſeln ſeiner Sprache entledigt, und die ganze Geſtalt dieſes Kindes des Himmels, das dort in Windeln gebunden war, wieder auf freye Füße geſtellt hat.

Belphegon, die wahrſcheinlichſte Geſchichte unter der Sonne. Erſter Band. Leipzig bey Cruſius 1776.

Bellum omnium contra omnes: Dies iſt das Motto dieſes Buchs, und der Grundſaz, daß Neid und Vorzugsſucht das Schickſal der Menſchen entſcheide, die Angel worum ſich alles dreht. Voltaire ſchrieb ſeinen Candide um den Optimiſm lächerlich zu machen, und häufte dazu einen Berg menſchlicher Gräuel und Verwüſtung auf. Allein ſeine Jovialiſche Art zu erzählen, die Mannichfaltigkeit in der Abänderung der Scenen, die treffende Satyre auf die Modethorheiten und Vorurtheile aller Stände, machen ſein Buch zu einer der angenehmſten und hinreiſſendſten Lektüren. Selbſt der grobe Sinn, worinn er Leibnizens Syſtem erſcheinen läßt, erregt deswegen ein behagliches Lachen, weil nichts dabey ins Gedränge kommt, was dem Menſchen lieb und ehrwürdig iſt, ſondern es iſt bloß Larve, Caricatur, worüber man lacht. Der Held dieſes Buchs hingegen iſt ohne den Anſtrich des Komiſchen, ein warmer Vertheidiger der Würde und Tugend des Menſchen; ihn eines beſſern zu belehren, werden ihm die ſchrecklichſte Beyſpiele menſchlicher Grauſamkeit vorgeführt, die zum Theil ihn, zum Theil andre betreffen. Auf allen Seiten hängt die Sentenz: Alle Menſchen wollen über einander; da nun wenige über die andern ſeyn können, ſo müſſen die meiſte unter andern ſeyn; Jeder wünſcht ſich in die Klaſſe der Wenigen; durch welche Mittel er dazu gelangt gilt ihm gleich viel. Der bekannte Grundſaz ſo vieler Schurken: il faut être ou duppe ou frippon dans ce monde, klingt ohngefähr eben ſo; und da niemand ſot oder duppe ſeyn mag, ſo iſt die Wahl geſchwind entſchieden. Nun iſt die Frage, ob: wenn auch dieſer Grundſaz, — daß Neid und Vorzugsſucht das Schickſal der Welt entſcheide — durch die herrlichſte Beyſpiele erläutert und mit Gemälden der höchſten Kunſt beſtätigt würde, dadurch dies Werk eine erbauliche und angenehme Lektüre ſeyn

würde,

würde? Iſt es nicht genug, daß der ehrliche Mann zuweilen durch den Geiſſer und das Gebelle eines bißigen Hundes aus ſeinem häuslichen Frieden geſchreckt, und gezwungen wird, zu ſehen, wie es draußen zugeht: daß man ihm noch Bücher darüber poetiſirt, um etwas zu beweiſen das er längſt beſeufzt. — Allein zum Glück iſt das Gemälde des Hrn. V. nur einſeitig, und daher unwahr, wenn es auch mit den herrlichſten Farben aufgeſtuzt wäre. Welcher Unglückliche kennt nicht die große Rettungsmittel Zeit und Tod, worauf die Feinde ihrer Brüder ſo wenig rechnen, und die doch meiſt alles wieder ins Reine bringen, was jene verſtellt und mißhandelt haben? Und welcher denkende Menſch ſieht nicht ſtatt des Haßes allein, überall Haß und Liebe, wie Tag und Nacht, und Licht und Finſterniß, die Welt regieren? Trägt nicht jedes Uebel, Unterdrükungs- und Eroberungs-Sucht, Deſpotiſm u. ſ. w. ſein Gegengift bey ſich, und ſieht man nicht deutlich wie es nur Inſtrument in den Händen der Vorſehung iſt, das ablauft, und ſeine Schuldigkeit thut? Iſt nicht überall der Sokratiſche FarbenRing wo Schmerz in Vergnügen übergeht — doch es wäre die unnüzeſte Deklamation über Sätze des allgemeinen Menſchengefühls ein Wort weiter zu verliehren.

Hätte ja dieſer Grundſaz ſeine moraliſche Frucht bringen, und eine Schule der Welt für den allzutrauenden Jüngling werden ſollen, ſo hätten die Ereigniſſe ungleich feiner behandelt, Eines aus dem andern hergeleitet, und mehr ausgewählt werden ſollen. Nirgends ſieht man den geringſten Ironiſchen Zug, keine Abänderung im Erzählungston jeder beſondern Begebenheit, auch ſelten wie die Geſchichte nothwendige Baſis des Raiſonnements der unterredenden Perſonen wird. Dieſe leztere ſind, ſo ſehr es auch der V. in der Vorrede verſpricht, nicht genug nuancirt, kommen nicht oft genug wieder u. ſ. w. Im Plan mag wohl etwas davon geſtanden haben, allein die Ausführung iſt

nicht

nicht nachgefolgt. Kurz, ein Chaos der wunderſamſten Begebenheiten, mit wenigem Aufwand von Erfindungsgabe ausſtaffirt, immer zu Beſtätigung Eines Grundſazes ſichtbarlich erfunden, und im einförmigſten Kleide erzählt, kan wohl keine große Unterhaltung gewähren. Als Beyſpiel, zu welchen Ungereimtheiten die Anhänglichkeit an Einen Grundſaz verführen könne, führen wir hier nur das Gemälde von dem Stolz des ſchwezzen Königs an, wo ſich Belphegor zum Geſandten brauchen ließ, und übergehen ſo viele andre Stellen, wo die Kritik dem Autor ein wenig mehr Reſpekt für ſeine Leſer ins Ohr raunen könnte. Er hat es ſo oft gezeigt, wie viele Talente er zum Beſſermachen beſize: und da man ſeine Kräfte nicht in Zweifel zieht, ſo kan er es nicht übel nehmen, wenn man über die Verkehrtheit des Sinnes die Achſeln zuckt. Er iſt bey der großen Sündfluth von Romanſchreibern, die ſo ganz ohne Beruf ihr Vaterland anjezt heimſuchen, und nicht einmal im Stande ſind, ſogar für den Moment der erſten Ueberraſchung zu ſorgen, vielweniger ihrem Werk Namen und Dauer bey der Nation und Nachwelt zu verſchaffen, Einer der Wenigen, die im Stande wären, populäre Philoſophie in einen angenehmen Kleide vorzutragen, — wenns Ihm beliebte.

Situation aus Fauſts Leben von Mahler Müller.

Herr Mahler Müller, in Mannheim, iſt dem Publiko ſeit einigen Jahren durch verſchiedne Arbeiten als Dichter bekannt geworden. Wenn man das Gelingen mit unter die ſicherſte Merkmale des Genies rechnen wolte, ſo dürfte man ihm aus den meiſten Idyllen ſeinen Beruf als Dichter ſtreitig machen, wenn nicht das Stück in der Schaafſchur: der Thron der Liebe, das den kühnſten poetiſchen Traum darſtellt, ihn auf immer als Mann von Genie rechtfertigte. Sind ſeine Arbeiten nun von ſo gar ungleichen Werthe, ſo muß man es dem Feuer der Jugend zuſchreiben, wenn er die goldne Schäferſtunde, deren

es so wenige im menschlichen Leben giebt, nicht abwarten, sondern zuweilen erzwingen will. Auch der Beruf als Mahler, und die gewöhnliche Art der Künstler zu componiren, kan ihn in seiner poetischen Laufbahn irre machen. Sehr wenige Künstler fühlen das Detail, und den Charakter in jedem Werk der Natur mit genugsamem Respekt, daß sie das was schlechterdings mit dem Crayon überhaupt, oder mit dem ihrigen insbesondere nicht zu fassen ist, von dem Blatte wegließen, sondern ihre Manier wagt alles zu bekleiden, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist. Allein davor ist auch alles in Eine leidige Form gegossen, ist Werk ihrer Hände, und nicht mehr das große Werk der Natur, wo Wahrheit Mannichfaltigkeit gebiert. — Aus seiner Genovefa, und aus dieser Situation von Fausts Leben erhellt deutlich, daß der V. seinen Gegenstand nicht lange in seinem Busen nährte: sonst würde aus so reichem Stoffe, wie diese Fabeln sind, eine neue Welt entstehen, deren buntes Gewimmel für jedes Auge so lange in unsichtbarem Chaos lag, bis es sein Zauberstab zum Leben erweckte. Hätte er Fausts Schicksale mit sich herumgetragen, so würde der Mensch eher entstanden seyn, als die Situation, worin er gesetzt werden sollte. Shakespears Geist, (*) an den das Stück gerichtet ist, hätte ihn erinnern sollen, wie eben Sh. seinen Helden bey jedem Menschen Interesse zu verschaffen weiß; wie sie alle, unter dem tollsten Gewühl von Laster und Schwachheit, entweder einen edlen Hauptzug in ihrem Charakter, oder doch glückliche Organisation, Anlage, edel und

(*) Shakespears Geist! — Unsre jungen Herren geben sich die Mine, als ob sie auf sehr vertrautem Fuße mit diesem Geiste lebten, und ihn citiren könnten so oft es ihnen einfiele. Ich möchte wohl sehen, wie ihnen zu Muthe würde, wenn ihnen Shakespears Geist einmahl würklich die Ehre anthäte, und in seiner Heldengröße vor sie hinträte! Es möchten wohl wenige von ihnen seine Gegenwart ertragen können! W.

und gut zu werden, verrathen. Die Flüche Timons gegen die Menſchen, wer würde ſie anhören können, wenn ſie nicht die große Seele athmeten! -- Aber was iſt dieſer Fauſt, wenn ihn der Teufel verläßt? Ein elender Prahler, der ſich bald in Königinnen verliebt, und bald mit einer Sentenz im Munde weinend abgeht. Die Teufel ſind halb metaphyſiſche Böſewichter, halb gewöhnliche Taugenichts, und, trotz ihrer Monologen, ſind ſie dem V. auch nur von weiten erſchienen. Sein Junker Fritzel iſt vollends nichts -- kurz an dem Ganzen ſind weiter keine Fehler anzumerken, und die Critik geht deswegen daran verlohren, weil es wirklich noch nicht entſtanden iſt, und vielleicht noch lange Zeit verlangt, ehe die Figuren mit Haut und Haar aus dem Gehirn des V. hervorgehen. Bedächten doch einmal die jungen dramatiſchen Schriftſteller, daß Drama nichts anders iſt, als Fragment menſchlicher Geſchichte, dem Leſer zur Lehre und Warnung dargeſtellt, aus der Reminiſcenz eigner Erfahrung mit Treue und Kunſt nachgebildet, -- ſo daß jeder glaubt, es zu ſehen, oder geſehen zu haben. Nehmen ſie aber ihren Stoff aus dunklen Träumen poetiſcher Begierde, und nicht aus dem Markt des Lebens auf, wer ſoll ihre Figuren wieder erkennen, und ſagen: das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch, und Bein von meinem Bein!

Briefwechſel dreyer akademiſcher Freunde. Ulm.

Dieſer Briefwechſel, ob er gleich im Muſäo concipirt worden, könnte doch aufgefunden ſeyn; ſo wenig Anordnung des Ganzen, Expoſition der Geſchichte iſt darinn Man lieſt immer fort, und rückt doch nicht weiter; hört zwar immer von Carcer, Schulden, Orden, Mädchen, u. ſ. w. Die Herren haben ſämtlich ſehr viel Gefühl und Hang zur Poeſie, haben auch herrliche Mädchen, möchten aus bloßer Tugend alle bald heyrathen, und haben kurz ein Geſicht, das demjeni-

gen gleicht, wovon im vorigen Monat des Merkurs gesagt iſt:

Inſpicere tanquam in ſpeculum iubeo.

Von der Nothwendigkeit des Detail ſpricht die Critik jezo ſoviel; daher man hier Geringfügigkeit damit verwechſelt. Niedrig kann zwar der Gegenſtand ſeyn, allein Behandlung und Beleuchtung muß die Wahl des Künſtlers rechtfertigen, wenn er gefallen ſoll. Mit wahren Anekdoten ſcheint das Ganze angefüllt: allein alles was geſchieht, darf deswegen, wie wir längſt wiſſen, nicht beſchrieben und gemahlt werden.

Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte, von Johann Samuel Schröter, Erſter Diaconus zu Weimar u. ſ. w. Bey J. Juſt Gebauers Wittbe und Johann Jacob Gebauer. 1776. 488 Seiten, 3 ausgemahlte Kupfertafeln, in gr. 8.

Wir dürfen nur den Inhalt dieſer Abhandlungen anführen, und wir ſind gewiß, daß ſie die Freunde der Naturgeſchichte leſen werden. 1) Ueber den Einfluß der Naturgeſchichte in die Kenntniß des Schöpfers. 2) Von dem Nutzen der Naturgeſchichte für die Geiſtlichen auf dem Lande. 3) Haben wir noch ein vollſtändiges Syſtem der Natur zu hoffen? und wenn es iſt, durch welche Wege gelangen wir dazu? 4) Geſammlete eigne und fremde Beobachtungen aus den Reichen der Natur. Hier iſt zugleich eine ausführliche Abhandlung über die Reproductionskraft animaliſcher Körper befindlich. 5) Von den Wirkungen eines Blizes auf einen Baum. 6) Von den Mitteln, die Inſecten, die man aufbewahren will, zu tödten, und ſie für der Zerſtöhrung zu ſchützen. 7) Einige Bemerkungen für die Sammler der Papilionen. 8) Bemerkungen über verſchiedene Inſecten. 9) Von den Würmern eines großen Nachtvogels, daraus

Fliegen

Fliegen wurden. 10) Von dem Kohlſchmetterling und ſeinen Gattungen in Thüringen. Am Ende ſind die Surinamiſchen Kohlſchmetterlinge beſchrieben. 11) Von dem Argus unter den Papilionen und ſeinen Gattungen in Thüringen. Am Schluße ſind die Surinamiſchen Arguße beſchrieben. 12) Von den Kornwürmern und den Mitteln ſie zu vertreiben. 13) Von der Klugheit der Ameiſen, wenn ſie genöthiget ſind ihre Wohnung zu verändern. 14) Von den Heuſchrecken, ihrer Naturgeſchichte, und den Gattungen, welche ſich in Thüringen aufhalten. Der Schluß dieſer Abhandlung redet von den Surinamiſchen Heuſchrecken. 15) Von der Bißelmücke der Thüringer, einer beſondern Gattung von Fliegen. 16) Von einigen ſeltenen Inſecten aus Surinam. Dieſe ſind auf den drey vorzüglich ſchönen ausgemahlten Kupfertafeln abgezeichnet. 17) Von den Bemühungen und den Verdienſten älterer und neuer Schriftſteller um die Inſectenlehre Europens.

V.

Einige Nachrichten von

Theophraſtus Paracelſus.

Paracelſus verdient aus zwo Urſachen einen Platz unter den Worthies des 16ten Jahrhundert: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneykunſt Epoche gemacht. Heutigs Tages mögen freylich faſt Wenige ſeyn, die ihn durch ſich ſelbſt kennen und mit dem Geiſt, der in ſeinen Schriften webt, in Gemeinſchaft ſtehen. Aber doch giebt es ſolche, und ſie alle lade ich ein, ihm ein Denkmal im T. M. zu errichten, das ſeiner würdig ſey.

Alles an diesem Manne war ungewöhnlich und paradox, bis auf den Namen. Er nannte sich Philippus Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim, oder, statt dieses Geschlechtsnahmens, Paracelsus. Sein Recht an den Nahmen Bombast von Hohenheim soll sich bloß darauf gegründet haben, daß sein Vater ein unehlicher Sohn eines Teutschen Herrn aus diesem ehmaligen edeln Schwäbischen Geschlecht gewesen. Paracelsus wurde im Jahr 1493 zu Einsiedeln im Canton Schweiz gebohren, wo sein Vater damals die Arzneykunst trieb. Einige Jahre darauf zog er nach Cärnthen, und lebte dort bis gegen das Jahr 1525 in vielen Ansehen.

Galenus war damals den Aerzten was Aristoteles den Mönchen — ein unbekannter Gott, aber nur desto abergläubischer verehrt. Paracelsus wurde von seinem Vater von Jugend an zur damaligen gemeinen Galenischen Heil-Methode angeführt. Aber sein Geist war nicht dazu gemacht, auf der Heerstraße mit dem großen Haufen einherzutraben; und die Bücher, woraus er Wahrheit schöpfen sollte, schienen ihm löchrichte Cisternen die kein Wasser geben. Er sah das große Buch der Natur aufgeschlagen vor sich, er fühlte daß ihm das geheime Alphabet, worinn es geschrieben ist, nicht unverständlich war; warf seine Bücher weg, und zog aus in die weite Welt, um zu schauen und zu forschen; wallfahrtete per varios casus durch ganz Europa und vielleicht noch weiter, und suchte überall alles auf, was ihn auf die Spur der Geheimniße der Natur und Kunst leiten konnte. Er glaubte von jedem, der sich auf Erfahrung und That berief, etwas lernen zu können; Bergleute, Wurzelmänner, Zigäuner, Juden, Marktschreyer, und alte Weiber selbst, waren ihm nicht zu schlecht dazu. Daß er aber sogar nach Arabien und Egypten gekommen, und dort in den Mysterien der Hermetischen Weisheit initirt worden, wie van Helmont glaubt, scheint ohne Grund zu seyn; und

wiewohl Paracelſus ſelbſt ſagt: „er habe alle Winkel von Aſien und Africa durchkrochen„ ſo hat das doch ſchwerlich mehr auf ſich, als wenn Gadriga verſicherte, daß er in Wallfiſches Bauch Leberklöße gekocht habe. Denn es begegnete ihm ziemlich oft, wenn er in ſeiner Marktſchreyeriſchen Laune war, das Ding das nicht iſt, zu ſagen.

Mit dieſen Reiſen brachte er, anſtatt die beſte Zeit des Lebens auf Schulen zu verderben, ſeine Jugend zu; ſammelte ſich eine unendliche Menge Arcanen, worunter freylich (wie in des großen Bacons Sylva Sylvarum) unächtes Zeug genug ſeyn mochte; und erwarb, was das Wichtigſte war, in der Chemie, einer damals in Teutſchland noch wenig bekannten Wiſſenſchaft, große Kentniß und Erfahrenheit ꝛc. ꝛc. Dafür wußte er aber auch ſehr wenig Latein und Griechiſch, laß nichts was andre von ihm geſchrieben hatten, und erfüllte ſich mit dieſer unbegrenzten Verachtung der Galeniſchen Aerzte, wovon alle Blätter ſeiner Schriften überfließen.

Man kan ſich vorſtellen, was für Aufſehens er machen mußte, als er nach ſeinen zehnjährigen Ulyßiſchen Wanderungen in die Schweiz zurück kam, und die Arzneykunſt, auf bisher unbetretnen Wegen, mit einer ganz neuen Kunſtſprache, mit neuen oder doch den Meiſten ganz unbekannten Heilmitteln, und mit öffentlichſter Verſchmähung und Verſpottung der Galeniſchen Methode, und derjenigen, die außer ihr kein Heil kannten, zu treiben anfieng. Glückliche Curen zum theil verzweifelter und für unheilbar gehaltener Krankheiten ſetzten ihn in kurzer Zeit in großen Ruf, und ſein berühmtes Laudanum that Wunder, wenn man Helmonten und andern ſeiner Verehrer glauben will. Eine ſeiner erſten Curen von dieſer Art verrichtete er an dem gelehrten Baſeliſchen Buchdrucker Johann Froben, der an einem böſen Fuß ſo krank lag, daß ihn die

Aerzte nicht anders als durch Amputation retten zu können glaubten. Paracelſus ſtillte die Wuth der Schmerzen durch ſein Laudanum, und ſtellte den Patienten ſo weit wieder her, daß er zweymal wieder zu Pferde nach Frankfurt reiſen konnte. Doch iſt nicht zu verſchweigen, daß Froben ein Jahr darauf an einem Schlagfluß ſtarb, und daß viele, wo nicht die meiſten Wundercuren unſers mediciniſchen Herkules (wie ihn Helmont nennt) nur Palliative, von keiner langen Dauer und oft von ſchlimmen Folgen waren. Indeſſen bahnte ihm doch die beſagte Cur den Weg zu einem öffentlichen Lehrſtuhl, und zum Phyſicat in Baſel, dem er ums Jahr 1526 und einige Zeit drüber vorſtund. Die Feinde und Neider die er ſich durch ſeine Lehrart, Curen und Intoleranz gegen die übrigen Aerzte zuzog; die Undankbarkeit ſeiner Patienten, die ſeine Belohnung nicht nach dem Werth einer in kurzer Zeit und mit der wenigſten Unluſt wieder erlangten Geſundheit, ſondern nach der wenigen Mühe, ſo ſie ihn koſtete, und nach der Kleinheit der Gläschen die er ihnen zu ſchlucken gab, abmaaßen; ohne Zweifel auch ſein Hang zum herumſchweiffenden Leben, trieben ihn bald wieder von Baſel weg. Er hielt ſich erſt ein paar Jahre im Elſaß auf, lebte unter dem daſigen Adel in groſſem Anſehen, erwarb viel Geld, und gewöhnte ſich an eine Lebensart, die einen gewöhnlichen Menſchen gar bald zum Viehe machen würde, ihm aber in dem Geſchäfte ſeines Geiſtes nicht hinderlich geweſen zu ſeyn ſcheint. Von da zog er über 10 Jahre in der Schweiz, in Schwaben, Bayern, Oeſterreich, Mähren und Cärnthen umher; und ſtarb endlich im Jahr 1541 zu Salzburg, wo er auf dem Gottesacker des Hoſpitals S. Sebaſtian begraben liegt. Auf ſeinem Grabſtein wird ihm nachgerühmt, daß er die dira illa vulnera, den (veneriſchen) Ausſaz, das Podagra, die Waſſerſucht und andre unheilbare Krankheiten durch ſeine wundervolle Kunſt geheilet; und all ſein Vermögen den Armen vermacht habe.

Wed

Was allen auſerordentlichen Menſchen begegnet, dumm gelobt und dumm getadelt zu werden, war auch Paracelſens Schickſal.

Seine Feinde begnügten ſich nicht, ihn nur für einen unwiſſenden, verwegnen, heilloſen Marktſchreyer und Saalbader auszugeben; ſie ſagten, er ſey ein Zauberer, und Atheiſt, habe den Teufel, und treibe die Krankheiten aus durch Beelzebub den oberſten der Teufel. Seine Freunde prieſen ihn als den gröſten Arzt und Wundermann ſeit Adam, nennten ihn den teutſchen Trismegiſt, und verſicherten, daß er den Stein der Weiſen gefunden habe, welches, nach ihrer Meynung, nichts geringers war, als den Hauptſchlüſſel zur ganzen Geiſter- und Körperwelt in der Taſche zu tragen.

Er ſelbſt und ſeine Anhänger giengen unſtreitig zu weit, da ſie die Heilkunſt zu ſehr ſimpliſicierten, ihre chymiſche Arzneyen zu ſehr univerſaliſierten, und den menſchlichen Körper zu einer völligen chymiſchen Werkſtatt machten, worinn ewig nichts als deſtilliert, ſubliniert, aufgelöſt, niedergeſchlagen und cohobiert wurde.

Auf der andern Seite erkennen alle, die ſeine Werke geleſen haben und verſtehen, daß er tiefe Einſichten in die Metallurgiſche Chymie gehabt, und dieſe vornehmlich in ſeinem Tractat de Sulphere bewieſen; daß er, mancher mißlungnen Verſuche ungeachtet, die meiſten damals als unheilbar angeſehene Krankheiten, und unter dieſen beſonders die im ganzen Europa ſo ſchreckliche Verwüſtungen anrichtende veneriſche Seuche, viel geſchwinder als ſeine galeniſchen Kollegen durch ſeine aus dem Metallreiche gezogene viel würkſamere Mittel geheilt habe; und daß es Verdienſts genug wäre, wenn er auch kein anders um die Nachwelt hätte, als die Chemie in die Apothecken eingeführt und ſo viele herrliche Arzney-

mittel, als man in seinen Werken zerstreut findet, erfunden zu haben. Der berühmte Conring in seinem Werke de Hermetica Medicina ist einer von denen, die dem Paracelsus die meiste Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen. Seine Zeit konnte das nicht, da er eine Welt voll Gegner wider sich hatte, die er durch seine Unverträglichkeit, seine anomalische Lebensart, und selbst durch Einmischung in die theologischen Händel seiner Zeit, und die besondern Meynungen, die ein Mann wie Er über die Religion nothwendig haben mußte, immer im Athem erhielt.

Noch einem Umstand müssen wir berühren. Paracelsus war ein Weiberfeind, und sein Famulus Johann Operin, der seinen Sitten sonst nicht das beste Zeugnis giebt, versichert heilig von ihm, daß er der Venus in seinem Leben nie geopfert habe. Erastus und van Helmont geben eine Ursache davon an, die, wenn sie Grund hätte, diese Abweichung von der Natur hinlänglich rechtfertigte: nehmlich, er sey, da er als ein Knabe in Cärnthen Gänse gehütet, durch einen Zufall combabisiert worden. Conring rechnet dies unter die boshaften Verläumdungen seiner Feinde; gleich als ob es mehr Schande für ihn wäre, seine Zeugungskraft in der Kindheit verlohren zu haben, als, ohne eine so triftige Ursache ein Weiberfeind gewesen zu seyn.

* * *

Da sich keine einzige von des Paracelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahre 1541 erschienen, so ist sehr wahrscheinlich, daß er bey seinem Leben nichts davon hat drucken laßen. Dieß ist um so mehr zu bedauren, da seine Schüler und Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhäuser, Peter Severin, Croll, Scheunemann, und einige andere, welche sich rühmen daß Paracelsus ihr Meister gewesen, seine hinterlaßenen Papiere

in

in einer ſolchen Unordnung zum Drucke befördert haben, daß es unſägliche Mühe koſtet, die Spreu von den Körnern zu ſcheiden, noch mehr die Formuln recht zu verſtehen; denn unmöglich kan Theophraſt bey ſeinen glücklichen Kuren ſolche ungeheure Doſen von Arzneymitteln angewandt haben, als ſeine Nachfolger in ſeinen Schriften angeben. Unter dieſen ragt beſonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus ſeinem Gehirn zu den Theophraſtiſchen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beyſpiel dienen kan: „Dem „Arzte iſt nöthig zu wißen daß im Menſchen iſt der Drachen„ſchwanz, der Widder, die Polarare, die Mittagslinie, der „Auf- und Untergang der Sonne, u. ſ. w.

Dieſer Meynung von der Unordnung und Zuſätzen in Theophraſts Schriften, iſt auch der ſchon genannte Gefährte des Theophraſts, Johannes Oporinus, wenn er in einigen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wirrus ſich mit folgenden Worten darüber heraus läßt: „ich muß mich „in der That wundern, daß ſo viele Schriften zum Vorſchein „kommen, welche alle dem Theophraſt zugeſchrieben werden, „und aus deßen Verlaßenſchaft ſeyn ſollen; denn ich bin über„zeugt, daß er dem Innhalt einiger dieſer Schriften nie ge„träumt, geſchweige denn wachend dergleichen gedacht habe.

Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt die Genfer vom Jahr 1658 in 3 Bänden in Folio.

VI.

Politiſche Nachrichten vom Jun. 1776.

Spanien.

Der Gegenſtand der unermeßlichen Zurüſtungen, die dieſer Hof ſeit mehr als einem Jahre veranſtaltet, können nicht lange

lange noch ein Geheimniß bleiben. Beynah alle die Kriegsſchiffe und Frachtfahrzeuge, die in unſern Häfen zubereitet wurden, ſind zu ihren Beſtimmungen ausgelaufen. Das leztere Geſchwader, welches den 21ſten verwichenen Monats aus dem Hafen von Cadix unter Seegel gegangen, beſtand aus fünf Kriegsſchiffen, zwoo Jachten und drey Schebecken, und hatte zwey Regimenter Infanterie an Bord, unter den Befehlen des Oberhaupts des Geſchwaders Don Michel Gaſton. Die gemeinſte und die wahrſcheinlichſte Meynung iſt, daß dieß Geſchwader gerade nach Buenos-Ayros geht; und daß unſer Hof ernſtlich entſchloſſen iſt, den Portugieſen alle die Ländereyen wieder abzunehmen, die ſie um Rio de la Plata an ſich geriſſen. Man denkt ſogar, es werde dieß vollzogen werden, ohne Portugall in Europa den Krieg anzukündigen, das zu ſchwach iſt, als daß wir befürchten dürften, daß es uns ergreife, und Repreſalien an unſern Grenzen brauche.

Der Infant Don Ludewig, Bruder des Königs, ehemaliger Kardinal von Bourbon, Erzbiſchof von Toledo und Seville, und hernach mit dem Titel eines Generals en Chef beehrt, ſoll gegen Ende dieſes Monats ſich mit der Tochter eines Spaniſchen Edelmanns, Hauptmanns der Reuterey, vermählen, die nur achtzehn Jahr alt iſt, und alle Eigenſchaften hat, die fähig ſind, das Glück eines Gatten zu machen. Aber wie dieſe Verbindung ungleich iſt, ſo verliert S. K. H. alle Anſprüche und Rechte zur Nachfolge, vermög eines feyerlichen Vertrags vom 27ten des leztern März. Sie iſt verbunden ſich vom Hofe zu entfernen, und wird ihren Sitz nehmen zu Talavera de la Reyna, zehn Meilen weit von der Hauptſtadt. Hier wird ſich der Prinz vermählen, und ſeine Wohnung bey ſeiner neuen Gemahlin aufſchlagen. Dieſe wird nie für eine Infantin erkannt, noch bey Hofe zugelaſſen werden. Sie wird bloß Gräfin von Guadilla und Villá vizioſa ſeyn, von dem

Namen

Namen der Ländereyen, die Don Ludewigen zugehören; dieſelben bey ihren Lebzeiten beſitzen, und ihren Kindern hinterlaſſen, wenn ſie deren hat.

Frankreich.

Das ſtärkſte unter den Werken, die Herr von St. Germain bekannt gemacht, iſt die Verordnung vom 25ſten leztern März, die eine Einrichtung über die Verwaltung der Truppen in ſich hat. Sie fällt 90 Seiten in Quart an, und enthält 265 Artikel, die in 14 Kapitel abgetheilt ſind. Wir wollen uns begnügen, den Eingang davon zu überſetzen, der ſehr kurz iſt. Se. Majeſtät ſagt daſelbſt: „daß Sie für eine Sache von der gröſten Wichtigkeit erkannt habe, unveränderliche Regeln über alles das vorzuſchreiben, was ihre Truppen angeht, und hauptſächlich über die Unterordnung; in Betrachtung, daß, wenn die Ordnung der Grund von allem Wohl iſt, es am nothwendigſten ſey, ſie im Kriegsweſen zu unterhalten; überzeugt, daß die Stärke der Truppen in ihrem Gehorſam liege, und daß es die Kriegszucht ſey, die am meiſten zum Siegen hilft. „

Ohngeachtet ſo weiſer und heilſamer Abſichten hat dieſe Verordnung allgemeine Gegenvorſtellungen erregt, ſowohl von Seiten der Officiere, als der Soldaten, die ſich beklagen, daß darinn ſtatt des Arreſtes, der ihnen weniger ſchimpflich ſcheint, die Fuchteln auf den Buckel eingeführt werden. Man fängt an zu fürchten, daß ſo viel Neuerungen und Vorkehrungen nicht endlich die Ungnade des Herrn von St. Germain verurſachen, wie ſie diejenige des Hrn. Turgots veranlaßt haben; welches um ſo viel unangenehmer ſeyn würde, da ſo viel Veränderungen nur eine ſchlimme Wirkung bey den Fremden hervorbringen können, und eine unentſchloſſene und wankelmüthige Regierung ankündigen.

Herr

Herr von Clugny, der neue Generalcontroleur, hat noch nichts neues in seinem Fache gethan. Er muß damit den Anfang machen, wie's der Gebrauch ist, alles wieder wegzuarbeiten, was sein Vorfahr gestiftet hat. Wozu er denn auch unmerklich den König zu stimmen sucht. Die Wiederherstellung der Geschwornen und Meisterschaften, so wie der unterdrückten Amtsstellen, hängt nur noch an der Weise, seine Majestät wieder zurückzubringen, ohne zwischen beyden Partheyen zu entscheiden. Zufolge dessen ist man beschäftigt, die Mittel zu finden, alles das zu vereinigen, indem man einige der Sache anhängige Mißbräuche verbessert, die zum Vorwande der Wiederherstellung dienen werden. Was die Frohndienste anbelangt, die ein Gegenstand von gröſserer Wichtigkeit sind, so haben alle die Aufseher der Provinzen Befehl gehabt, sich zu Paris zu versammlen, oder Aufsätze einzuschicken, um sich unter sich zu vertragen, und die Mittel zu suchen, die Auflage zu unterdrücken, und den Frohndienstlern die Last ein wenig zu erleichtern.

Es werden in unsern Häfen groſse Anstalten zur See gemacht, insbesondere zu Breſt, wo man beträchtliche Haufen von Zimmerleuten, und Matrosen hinschaft, die man in den andern Provinzen aushebt. Was auſserdem zu glauben verleitet, daß diese Anstalten ernstlich sind, ist, daß der neue Generalcontroleur Befehl gehabt hat, eine Vermehrung von acht Millionen dem Departement über das Seewesen zu bewilligen, welches, in Betracht der Umstände des königlichen Schatzes, ohne die dringendsten Beweggründe nicht geschehen würde. Man spricht auch, zwölf Millionen von den Generalpächtern zu entlehnen; woraus man den Schluß zieht, daß Herr von Clugny die Nützlichkeit dieser Sechzig erkenne, die sein Vorfahr sich vorgesetzt hatte, zu zerstören: zu gleicher Zeit macht dies um so mehr den Mangel der Rentkammer kund; alles gar traurige Betrachtungen.

Engli-

Engelland.

Die Waage von Gewinn und Verluſt iſt bis auf weniges dieſen Monat zwiſchen den königlichen Truppen und den Provinzialiſten inneſtanden. Dieſe ſind in Wahrheit vor Quebec geſchlagen worden; aber ſie haben gleiches mit gleichem in Carolina vergolten, wo ſie ein ſtarkes Heer Royaliſten geſchlagen, und eine unermeßliche Beute gemacht haben. Die Vortheile zur See ſind auch compenſiert geweſen, und beyde Partheyen haben ſich hin und wieder verſchiedene Tranſportſchiffe mit Kriegsvorrath, Lebensmitteln, oder Truppen abgenommen. Allein das ſind nur Vorſpiele von den blutigen Gefechten und dem Gemetzel, welches ſtatt haben wird, wenn die Truppen des Königs alle an Ort und Stelle gekommen ſeyn werden. Man rechnet, daß die Amerikaner gegenwärtig über hundert tauſend Mann unter Waffen haben, in welchen die Liebe der Freyheit und der Abſcheu vor der Sklaverey reichlich erſetzen wird, was ihnen von Seiten der Kriegszucht fehlen könnte! auſer einer Menge gerüſteter Schiffe, die die Meere unſichern, und das Ueberſchiffen der Royaliſten von einem Ort zum andern äuſerſt beunruhigen. Ihrer Seits hat die Regierung auch eine furchtbare Macht auf den Beinen, die den Amerikanern ihre Unabhängigkeit theuer erkaufen machen wird. Man zählt, daß ſie in Amerika 48568 Mann haben werden, auſer neun Compagnien Artilleriſten, jede von 75 Mann. Man muß darüber noch zum Ganzen zweytauſend Mann Seetruppen hinzufügen; dergeſtalt, daß die allgemeine Anzahl der Truppen bis auf 52tauſend ſteigen würde, wenn alle da ſind. Die Macht der Engliſchen Schiffe, die ſich gegenwärtig im nordlichen Amerika befinden, ſteigt bis auf 82 ſowohl Schiffen von der Linie, als Fregatten, Corvetten, Schaluppen und andern kleinen armirten Fahrzeugen, welche zuſammen 12690 Mann Matroſen oder Seeſoldaten führen. Dabey ſoll noch unausbleiblich aus den Häfen dieſes Königreichs und von

Irland

Irland ein groſses Geleite laufen, ohngefehr von 200 Segeln, darunter einbegriffen zehn Kriegsfregatten und Schaluppen, um ihnen zur Bedeckung zu dienen. Diese Schiffe haben am Bord einige Nationaltruppen, verschiedene Zuflüsse von Hülfstruppen, eine wunderbare Menge von Artillerie, Lebensmitteln, Geräthe, Kleidungsstücken, Arzeneyen, und allem dem, was zur Erhaltung der Truppen nöthig ist. Man erwartet gegenwärtig die noch übrigen Hessischen Truppen, welche mit einigen Rekruten die lezten seyn werden, die man dieſs Jahr nach Amerika schickt; aber Waffen, Kriegsgeräthe und Lebensmittel werden immer abgehen.

Pohlen.

Der König hat mit viel Zufriedenheit die Nachricht vernommen, daſs das Haus Oesterreich endlich dieser Republik die Stadt oder Vorstadt Caſimir, an der Stadt Krakau förmlich wieder hergestellt hat. Diese merkwürdige Begebenheit ist den neunten dieses Monats vor sich gegangen, an welchem Tage die Oesterreichische Besatzung sich zurückgezogen, nachdem man die Einwohner der Stadt des Eids der Treue entlediat, den sie J. K. und K. M. bey der Besitznehmung geleistet. Worüber die dieserhalb von dem König und der Republik Pohlen ernannten Commissarien sich ins Stadthaus begaben, und die Wiedernahme des Besitzes daselbſt niederschrieben.

Es scheint, daſs man gänzlich wegen der Furcht eines Bruchs zwischen Rusland und Schweden sicher seyn darf; wenn wahr ist, daſs die Truppen, die Befehl hatten gegen das Herzogthum Kurland aufzubrechen, Widerruf erhalten; und daſs das Rusſische Geschwader, welches man zu Cronstadt mit so viel Zubehör ausrüstete, nur bestimmt sey, die Matrosen auf dem Belt zu üben.

Druckfehler in No. 6 des T. Merkur.

(die ich so eben gewahr werde.)

S. 287. Z. 4. von unten, leſet: seinen statt seinen.

S. 288. Z. 14 Muſse statt Muſe.

Die übrigen empfehlen wir der Milde unſrer Leſer.

CORNEL. AGRIPPA à Nettesheim

Der
Teutſche Merkur.

Auguſt 1776.

I.

Liebe um Liebe.

Sechſtes Buch.

Sie nahte nun, die furchtbare Stunde,
da Gandalin eine gröſsere Fahr,
als alle Ritter der Tafelrunde
je untergangen, beſtehen war.

Ein ſäuſelnd Abendlüftchen kühlte
die lechzende Au; und durchs Gebüſch
und um die ſchlanken Pappeln ſpielte
die ſinkende Sonne zauberiſch.
Die Schatten wuchſen, wurden immer
nächtlicher um das ſtille Bad;
nur einzeln funkeln am Geſtad
vergüldete Roſen im warmen Schimmer
des Abendſtrahls. — In ſich hinein-
geſchmiegt, umlauſchend, und über und über
jungfräulich erröthend, wiewohl allein,
ſitzt ſchon auf weichbemooſtem Stein
die neue Diana Jelängerjelieber,
die Füſse, weiſser als Elfenbein
im Waſſer. Und nun — O flieh, wenn fliehen
noch möglich iſt! Wo ſchauſt du hin,

verirrter, armer Gandalin? —
Zu spät! Da blinzt er, auf den Knieen,
in Rosen, wo sie am dichtsten blühen,
versteckt, so unbeweglich hin,
als hätt er Medusens Haupt gesehen
und müßte nun ewig zum Denkmal stehen.

Das Schauspiel freylich war gar zu schön!
So schön, daß von benachbarten Zweigen
mitten in ihrem Lustgetön
die kleinen Waelein plötzlich schweigen,
bis auf die dünnsten Aeste steigen,
und mit gestrecktem Hälschen sich
es anzuschauen herunterbeugen.
Die grüne Nacht, so schauerlich,
die Luft, wie Athem der Liebe, die Sonne
in Gold zerfließend, — alles mehrt
erhebt, vollendet des Anblicks Wonne,
und macht ihn eines Gottes wehrt.

Dergleichen Scenen auszuhalten
ist einem Jeden nicht beschehrt.
Ich laß es gelten von alten, kalten
Heilgen Roberten von Arbrissel!
Die durften, den Satan baß zu plagen,
sich wohl in größre Gefahren wagen.
Allein ein armer Junggesell,
wie unser Ritter, ist zu beklagen,
der, durch sein eigen Fleisch und Blut
und einer Zofe Schlangenzunge
verführt, in unbesonnenem Muth
mitten in eine solche Glut
gefallen ist. Der arme Junge!

Nun,

Nun, da er nicht entfliehen kann,
werden die Augen ihm aufgethan!

„Und konnt er (denkt Ihr) gegen über
ſo einem Schauſpiel noch an fliehn
gedenken? Er iſt nun einmal über
den Rubicon. Die That war kühn!
Allein, jetzt iſt je länger je lieber
das Wort!„ — So denk ich ſelbſt; gewiß
fühlt's auch der Ritter; und eben dies
drang ihn zur Flucht. — Er war verlohren,
hätt ihn nicht Sonnemon noch beym Ohren-
Läppchen gezupft. „Flieh, Gandalin!„
Hört' er ſie flüſtern. Und eilig fliehn
wollt' er. Allein wie kann er weichen?
Das kleinſte Rauſchen in den Sträuchen
entdeckt ihn. — Gott! Eh ſtürze ihn
ein Donnerkeil zu ihren Füßen!
Eh hätt' er mit eigner wüthender Hand
ſich beyde Augen ausgeriſſen!
Gut, daß ſich noch ein Mittel fand,
das, wenigſtens ohne Blutvergießen,
ihn noch im Sinken oben hält.
Das war? — das ſimpelſte von der Welt:
nichts, als die Augen zuzuſchließen.

„Das konnt er thun?„ — Er thats. — „Das kann
nicht möglich ſeyn! 'S iſt nicht zu glauben!„
Genug, er thats. Und welcher Mann
in ſeiner Lage das nicht kann,
iſt allenfalls ein Biedermann
(ich will ihm ſeinen Ruhm nicht rauben)
ein frommer, orthodoxer Mann,

ein guter, unbescholtner Philister,
und Alles was ihr wollt, — nur ist er
kein Held. Und freylich ein Held zu seyn
ist keine Sache zum Erzwingen.
Es würde manchem nicht gelingen
der es versuchen wollte. Allein
ein Held bleibt Mensch. (Von Wundergaben
ist nicht die Rede) Der unsre hier
mochte wohl einmal oder zwier,
nur durch den Daumen, geblinzelt haben.
Doch drückt' er die Augen, im nemlichen Nu,
nach jedem male fester zu.

Die Dame hatte nun ausgebadet,
und, ihrer Jungfräulichkeit unbeschadet,
dem guten Ritter viel Augenlust
um einen theuren Preis gewähret.
Denn ach! der Unglückselige kehret
mit brennendem Pfeil tief in der Brust
zurück nach Hause. Immer und immer
steht sie, im goldnen Abendschimmer,
so lieblich erröthend, vor seinem Gesicht!
Immer in diesem maaischen Licht,
das zwischen Rosen und grünen Büschen
sich in die zärtlichsten Farben bricht.
Vergebens strebt er, es auszuwischen,
das unauslöschliche Zauberbild!
Vergebens, in seiner Seele das Bild
der schönen Sonnemon aufzufrischen.
Dies sieht er schwinden mit jedem Tag,
und seufzt, und ängstiat sich, und mag
nicht helfen! Kann weder sich selbst belügen,
noch über Jelängerjelieber siegen.

Sie

Sie meiden, darf er nicht; Ihm fehlt
ein Vorwand den er ihr geſtehen
könnte; und täglich ſie zu ſehen,
und zu verbergen was ihn quält;
mit keinem Wörtchen ſich zu vergehen;
verheelen des Feuers Ungeſtüm
das ihn verzehrt, indem vor ihm
ſich täglich das Badegeſicht erneuert, —
das iſt zuviel! — Denn, Drapperie
und Mäntel und Schleyer, was können die
nun helfen? Ein Augenblick hat Sie
auf ewig und immer für ihn entſchleyert.
Die Damen in der Taxiſſerie
ſtunden nicht nakter vor ihm als Sie.

Und ſollt ich erſt die Qualen beſchreiben,
die, wie die Furien den Oreſt,
mit Schlangenpeitſchen herum ihn treiben,
wenn ihn das Liebesgötter-Neſt
in ſeinem Buſen auf nächtlichem Lager
nicht eine Minute ruhen läßt;
und wie geſunken, wie blaß und hager
er ausſieht, wie ewige Reu ihn zwickt,
und Gram, der auf den Lippen erſtickt,
aus hohlen Augen verräthriſch blickt:
Gewiß, ihr könntet euch kaum erwehren,
ſein Leiden, wiewohl die bittre Frucht
der Sünde! — mit einem Thränchen zu ehren.
Denn, ach! wer wurde nie verſucht?

Oft wenn er das brennende Gewiſſen,
die Qual, ſich ſelbſt verachten zu müſſen,
nicht länger mehr ertragen kann,

fällt wüthend der Gedank ihn an,
sein treulos Herz sich aus dem Leibe
zu reißen, und dem geliebten Weibe,
dem's angehört, an seiner statt
es zuzuschicken — um ihr zu zeigen
wie Sie die Liebe gerochen hat.
„O Semnemon, dir nichts zu schweigen
gelobt' ich? — Sieh, dies Herz, das Dich
nur lieben sollte! — In wenig Wochen
warst du gewonnen — o Götter! und ich,
ich Schwacher — hatte zu viel versprochen!
Dies Herz verrieth, verführte mich:
allein, so hab ich dich gerochen!„

Sein weißer Dämon zu gutem Glück
war wachsam, hielt ihm die Hand zurück.
Wozu dich selbst so quälen (flüstert
der Engel ihm zu) du bist aus Thon
gebildet wie jeder Erdensohn,
bist mit den Thieren des Feldes verschwistert,
und unterworfen dem Getäusch
der Leidenschaften, wie alles Fleisch.
Nur laß den Kampf dich nicht ermüden!
Der Sieg ist zwar noch unentschieden;
doch, wolle nur, so ist er dein!
Kurz (denn Euch kann nichts fremdes seyn
wie Engel in solchen Fällen sprechen)
so wie der Ritter sein Verbrechen
in einem mildern Lichte sieht,
legt sich der Sturm in seinem Geblüt.
Er fühlt sich noch nicht ganz verlassen,
beginnet wieder Muth zu fassen:
dem Muthe folgt Entschlossenheit,

und nun wirds auch im Vorhaupt heller.
„Was iſt zu thun? Die furchtbare Zeit
der Wiederkehr rückt täglich ſchneller
ihm auf den Leib: er muß noch heut
das Fräulein nöthen, Pariß zu verlaſſen;
und dann den erſten Ritteremann
zwingen, den er bezwingen kann,
ſtatt ſeiner mit Ihr ſich zu befaſſen. „

Unſtreitig war kein andrer Rath;
zumal bey Hof und in der Stadt,
und, wenig fehlte, auf allen Gaſſen
von nichts als Gandalins Abenthür
geſprochen würde. — Ich bitte, die Zofe
nicht in Verdacht zu ziehn. Von ihr
entwiſchte nichts. Allein bey Hofe
waren auf unſern Helden zu viel
Augen geſpannt, um ihnen ſein Spiel
lange verheimlichen zu können;
zumal Verſchwendung in Fürſicht nie
ſein Fehler war. Es gieng ihm, wie
dem Straus; er meynte, weil er ſie
nicht ſah, ſie könnten ihn auch nicht ſehen:
und dachte wenig, wie große Müh
die rachedürſtenden böſen Feen
ſich gaben, überall ſpat und früh
Spionen auf jeden ſeiner Tritte
ihm nachzuſchicken. Nun denkt, wenn ihn
die Fanferlüſchen in die Mitte
kriegten (ihr kennt ja Hofesſitte?)
wie's da dem guten Paladin
ergehen mochte! Zehntauſend Bienen
hätten ihn nicht ſo arg bedienen

konnen: Alles war über ihn;
so daß zulezt das Feld zu räumen
das einzge Rettungsmittel schien.

Noch einen Grund, sich nicht zu säumen,
darf ich nicht schweigen, so gern ichs thät,
um nicht der beleidigten Majestät
des schönen Geschlechts verdächtig zu werden.
Zwar ist es gegen den Respekt,
aus Ton der Stimme, Blicken, Gebehrden,
auf das was Eine im Herzen versteckt
zu schließen. Allein von einer Schönen
nicht eher daß sie liebe zu wöhnen,
als bis sie es vor Notarius
und Zeugen förmlich eingestanden,
das machte, durch einen simpeln Schluß,
alle Philosophie zu Schanden;
und (unter uns) das schöne Geschlecht
käm immer am schlimmsten dabey zurecht.

Es bleib euch also unverholen:
daß auch in unsers Fräuleins Herz
die Liebe sich endlich eingestolen;
die Liebe, mit der sie immer nur Scherz
getrieben hatte. Nun that sie Alles
was ehrbare Mädchen solchen Falles
pflegen, damit der Ritter ja
nichts von der Sache merken sollte;
und was dann immer geschieht, geschah
auch hier; ein Blinder nehmlich sah,
Sie trug was, das sie verbergen wollte;
und daß es die lautre Liebe sey
errieth sich ohne Zauberey.

Sagt,

Sagt, Einer habe Feuer im Buſen
heimlich getragen; ich ſtells' dahin,
wiewohl ichs zu glauben nicht ſchuldig bin.
Allein daß einer Liebe im Buſen
heimlich getragen — ſagt mir nichts
davon! Da ſieht man Angeſichts
daß es nicht wahr iſt. Am allermindſten
verbirgt ſich das vor dem dem's gilt.
Ah, Mädchen, juſt mit deinen Künſten
verräthſt du was du verbergen willt!

Es iſt nicht ohne, daß kleine Meiſter
der Liebeskunſt ſich oft und gern
hierinn betrügen. Den jungen Herrn
ſteigen ſogleich die Lebensgeiſter,
wenn etwan in ihrer Gegenwart
ein Seufzer (oft nichts bey unſern Schönen
als eine höfliche Art zu gähnen)
ein Halstuch hebt. Doch dieſer Art
war unſer Ritter nicht. Beweiſe
von großer Stärke gehörten dazu,
damit der Gedank in ihm nur leiſe
entſtehen konnt', er ſey der Ruh
von einer ſchönen Dame gefährlich.
Alle Beweiſe, die Ihr davon
entwiſchten, und jedem andern es klärlich
bewieſen hätten, — der kränkelnde Ton,
der wellenwerfende Buſen, das Feuer
in ihren Augen, durch alle Schleyer
unaufgehalten, und daß ſie ſich
mitten in einem zärtlichen Blicke
ſchnell von ihm wandte, und oft und dicke
ihr ganz zur Unzeit ein Seufzer entſchlich,

der, wie zwey Tropfen Waſſers, einem
neuausgekrochnen Amor glich,
und hundert ſolche Zeichen, die keinem
Erfahrnen unverſtändlich ſind,
hätt' er ſo wenig als ein Kind
verſtanden, wenn eigne Liebesſchmerzen
ihm nicht den Schlüſſel zu ihrem Herzen
gegeben hätten. Indeſſen bin
ich doch nicht Bürge für ſeine Schlüſſe.
Ihn könnte doch ſein ſechster Sinn
betrogen haben. Allein darinn
daß er durch fliehn ſich retten müſſe
in jedem Falle, betrog er ſich
gewiß nicht! Die Flucht iſt ſicherlich
(das Unterliegen ausgenommen)
der einzige Weg, aus einem Streit
mit Amorn leidlich davonzukommen.

Nunmehr verlohr er keine Zeit
das Fräulein, von der Nothwendigkeit
ihr Leib-Cameel flugs zu beſteigen,
durch viele Gründe zu überzeugen;
oder, was einerley Würkung that,
Sie wenigſtens zum Gehorchen und Schweigen
zu bringen. Auf ſeinen guten Rath
reiſte ſie nur mit wenig Staat,
den Lauern möglichſt vorzubeugen.
Vorſicht, wiewohl ſie zuweilen ſich
verrechnet, iſt immer löblich.

So zogen nun, in tiefer Stille,
den Kopf vorhängend, Sie und Er
im Morgenrothe gemach daher,

gedruckt von ihrer Gedankenfülle.
Sie waren noch nicht zwoo Stunden gereißt,
als ihnen aus einem nahen Holze
den Speer gefällt, mit großem Stolze
ein blauer Ritter entgegen ſich ſpreißt.
Er hatte hinter ſeinem Rücken
ein altes Weiblein aufgepackt,
eins von den ſeltſamſten Hausrathsſtücken
womit ſich jemals ein Ritter geplackt:
ein Weibchen von ſolchem Schrot und Korne,
daß die berühmte Maritorne (*)
mit ihrem feuerfarben Haar
und allen übrigen Zugehören
den Magen ganz ſanft euch umzukehren,
an ihrer Seite — Venus war.

Warum mit einer ſolchen Menâge
der blaue Ritter ſeine Mähre
beladen mögen, wundert Euch?
Es war ein angelegter Streich,
dem Gandalin eine Gegen-Ehre
im Nahmen der Schönen von Pariß
für ſeine Galanterie zu erweiſen,
daß er ſie ſämtlich ſitzen ließ,
mit einer — Maske davonzureiſen.

Der Ritter, ein junger Damenknecht,
der zwiſchen Nägel- und Lanzen-Gefecht
den Unterſchied, in den vierzehn Jahren
ſeit er die erſten Hoſen trug,
vermuthlich noch nicht ſehr erfahren,
hatte ſich Tapferkeit genug
gefühlt, mit ſeinem erſten Speere,

(*) im Don Quiſchotte.

mit

mit dem er lief, gewaltige Ehre
einzulegen an Gandalin;
und (wie er den Damen vorausverkündigt)
das Bürschgen ein wenig überzuziehn
das sich an ihren Reitzen versündigt.

In solchem Vorsatz stellt er sich,
so wohlgemuth als giengs zum Tanze,
dem kommenden Ritter trotziglich
in Weg, mit eingelegter Lanze,
und schrie von ferne schon: „halt ein!
„hier ist der Weg gesperrt, Herr Reuter!
„und so ihr etwan Lust habt weiter
„zu reisen mit euern Jüngferlein,
„so nehmt den Helm ab und bekennet:
„daß diese Princeßin, für die ihr brennet
„und die mit euch die Welt durchstreicht,
„der Meinen da, hinten auf meinem Schimmel,
„an Schönheit nicht das Wasser reicht:
„Bekennt es laut, vor Erd und Himmel,
„und zieht dann meinetwegen wohin
„ihr wollt mit eurer Königin!„

Mein Ritter sieht mit kaltem Blicke
ihn seitwärts an, und: Herr Pennal,
tragt eure Dame nur ins Spital,
woher ihr sie gehohlt, zurücke;
(spricht er) ich habe keine Zeit
mich aufzuhalten —
„Das ist mir leid,
(erwiedert Jener) „desto schlimmer!
„denn ohne zu fechten kommt ihr nimmer
„von hier: es sey dann ihr bekennt

„wie

„wie obſteht.„ — Das möchte vor meinem End
ſchwehrlich geſchehen, mein Herr! — „So ſprechen
„wir mit einander„ — Nun, (verſetzt
mein Ritter) wenn etliche Rippen zu brechen
euch denn ſo übermäßig ergötzt,
ſo kommt! Euch aus dem Sattel zu ſtechen
brauchts eben keine groſſe Zeit.
Nur her! — Und ſo begann der Streit.
Die Alte ſprang in groſſer Eile
vom Pferd, und kroch auf ihrem Bauch
vor Angſt in einen Brombeerſtrauch;
und beyde Ritter, ohne Weile,
ſpornten die Roſſe, hohlten aus,
ſtieſſen zuſammen in hartem Strauß,
und krak! da liegt auf allen Vieren
mein Prahler, ohne ſich zu rühren.

Herr Gandalin, an deſſen Schild
der ſchwächere Stoß leicht abgeglitten,
ſpringt ab vom Roß, hebt freundlich und mild
den Gegner auf nach Ritterſitten.
Der Fall war unſanft! Thut mir leid!
allein Ihr wolltets „ — „Kleinigkeit!
„Mein Gaul iſt nicht zum Ritter geſchlagen,
(erwiedert Jener etwas ſcheel)
„doch wenn ihr noch einen Gang zu wagen
„Luſt habt, ſo hängt zu euerm Befehl
„hier ein Geſchmeide an meiner Linken — „

Von Herzen gern (ſpricht unſer Held)
ich ſeh euch zwar ein wenig hinken,
und ziemlich ſtark; wenn's euch gefällt
ſo warten wir noch — „Nicht eine Minute!

„Ich

„Ich fühle mich an Arm und Muthe
„für jeden Amadis ſtark genug.„

Tant mieux! Es freut mich zu vernehmen;
doch werdet Ihr, vor dem Degenzug,
zu einer Bedingung Euch bequemen —
„Die iſt? „ — wenn ich (ſpricht Gandalin)
euch zu entwaffnen ſo glücklich bin,
die Dame in euern Schutz zu nehmen,
die bey mir iſt.

„Die Dame? (ſpricht
rings um ſich ſchauend der blaue Ritter)
„Ich ſehe keine Dame nicht.
„Wo iſt ſie! — ha! die wird ein Dritter,
„indeſſen das kleine Luſtgeſtech
„uns aufhielt, weggeblaſen haben!
„Der Streich, Herr Bruder, iſt etwas frech,
„ich muß geſtehn! — Ich hörte was traben,
„dünchte mir, aber hatte nicht Zeit
„mich umzuſehen. Es ſcheint ihr ſeyd
„in ihren Gunſten noch nicht gar weit
„vorgerückt, daß ſie, euch ſo zu grämen
„und nur nicht einmal Abſchied zu nehmen,
„über ihr Herz erhalten kann? „

Wie? Sie iſt fort? (ruft unſer Mann
beſtürzt) Verſchwunden, oder es kann
nicht möglich ſeyn! — Welch Abentheuer!
Ich muß ihr nach! Ein andermal
Herr Ritter! Izt iſt keine Wahl!
Die alte Freundſchaft geht vor neuer!

Indem

Indem ſpringt er auf Einen Sprung
in ſeinen Sattel, und, wie er den Schwung
nehmen will, glänzt im Gras ein Schleyer
ihm in die Augen. Sein Herz erkennt
den Schleyer, eh ihm ſein Aug' ihn nennt:
er iſt des Fräuleins! — Und ohne vom Pferde
zu ſteigen, raft er im Flug ihn auf —
küßt ihn und drückt ihn — giebt dem Pferde
die Sporen — und unter ſeinem Lauf
verſchwindet rings um ihn die Erde.

W.

Die Fortſetzung nächſtens.

II.

Eines Ungenannten Antwort
auf die Frage:

„Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Phi„loſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, „was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerey nen„nen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? und in „welchen Schranken müſiten ſich die Antiplato„niker und Luciane halten, um nützlich zu „ſeyn?„ T. Merkur. Jan. 1776. S. 82.

Gut und böſe — wie wunderbar und weit, und auf welchen Höhen und Tiefen laufen die Linien in- aus- und durcheinander! Wer will's ſondern und fixiren! Mehr und Weniger beſtimmen, in dem un-

abſo-

abſehbaren Meere, auf dem unſer Blick in Dämmerung und Schatten, wie enge! bezirkt iſt. — Enthuſiasmus, Schwärmerey — Wes Geiſtes Kind? und des Kindes untrügliche ſichtbare Zeichen und Siegel? — Die Bemühungen kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter — wonach zu meſſen und zu wägen? wo und wie ihr Grund und Aus- und Fortgang? — — —

Ich verſuche Etwas zur Antwort zugeben für — Unpartheyiſche und Sehende. Weiß jemand was richtigers — um ſo beſſer! und dies ſey vergeſſen.

Die Frage hat zween Theile:

1) „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger „Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, „was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerey nen„nen, mehr Böſes oder Gutes geſtiftet? „

Mehr Böſes als Gutes! So weit meine Augen in die Miſchung des Guten und Böſen ſieht; wie ich die, zumal allermeiſten, Bemühungen (und von dieſen wird auch nur Frag und Antwort ſeyn) der kaltblütigen Philoſophen und Lucianiſchen Geiſter kenne — mehr Böſes als Gutes! antwort ich: Böſes am meiſten für die — kaltblütigen Philoſophen und Lucianiſchen Geiſter ſelbſt.

Zum

Bibl. Univers. Lips.

Zum Beweis muß ich tiefer ins Besöndre gehen. Vollständige Untersuchung indeß erwarte man jetzt nicht. Die mag andrer Zeit und Ort aufbehalten seyn. Ich lege hier einige Fäden hin zum weiten Gewebe.

Enthusiasmus, Schwärmerey — wes Geistes Kind? und des Kindes untrügliche Zeichen und Siegel? Wunderbar, daß bey aller Definitionslust und Gabe der kaltblütigen Philosophen noch keine bestimmte, feste, sichere, anwendbare Definition da ist, von der man ausgehe und so die Bemühungen erst recht kaltblütig, unverwirrend, treffend und nützend werden. Dagegen sie nun wie schief, leer und mißtreffend ausfallen müssen, oft verwunden wo sie heilen sollten; Krieg anrichten wo Friede war. Ein Strohgebäude ohne Fundament. Den sich bemühenden Herren schwebt ein dunkel Bild vor, ein wandelnder Proteus, auf dessen Stirn alle Schrecken der ausgelassensten Schwärmerey sich drängen, deren Schall sie je von Indus und Ganges herstummen gehört haben, wogegen sie dann anziehen und — in die Luft streichen. Was nennen sie Enthusiasmus? was nennen sie Schwärmerey? „Schief abgezogene Regeln nicht zum Herrn des „Genies hinaufsetzen; der Mutter Natur kind„lich einfältig und froh, im Schooß sitzen; nicht geo„metrisirend im Land der Kunst reisen; nicht alle

„Künste durch Ein Nadelöhr zwängen; in duftenden „Jesmingängen nicht über die Naserwärzgen philo„sophiren; nicht zum Ziele kriechen, wo's mit kühnem „Flug erschwungen und umfaßt werden soll!„ Schwärmerey? „In verschrienen Schwärmern „nicht von a bis ω Unsinn finden; behaupten, was „etwa auch einer behauptet; Christenthum nicht zum „moralischen Catalogus hinabniedrigen; nicht in „das Bubengelächter über Wunder hineinschal„len —„ Mehr als gnug, um in der Herren nicht allzubarmherziges Gericht zu fallen. „Der kaltblütige, gemessene, philosophische Gang liegt auf!!

Und die lucianischen Geister — die zwischen den Büschen rufen und unter den Disteln sammeln — doch von diesen reden wir nachher ein Wort.

Schon aus dem bodenlosen Grund, auf dem all die Bemühungen schweben, aus dem unsichern, quackelnden Gang den sie nehmen — wie viel Gutes ist da zu hoffen?

Aber was ist denn nun Enthusiasmus? was ist Schwärmerey? Es ist an den streitenden Herren, ihren Feind zu nennen und zu zeichnen. Indeß gebe ich meine zween Pfennige zur Definition.

Enthusiasmus — wehe dem, den keine Nerven dazu schwingen! — ist heißes Ringen und Dringen

nach

nach einem Gegenstand der groß und hehr dem Geiste vorschwebt, alle Kräfte, alle Sinne gefangen genommen hat — nicht ruhen, nicht stille stehen — immer fortdringen, fortringen, bis er errungen, umfaßt, in all seiner Herrlichkeit voll Wonnegenuß verschlungen ist.

„Wie ein Hirsch schreyet nach frischem Wasser, „so schreyet meine Seele, Gott! zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; „wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue!„ Das ist Enthusiasmus! oder Grundlage zum Enthusiasmus.

Aber nicht Schwärmerey. Denn Schwärmerey ist der Zauberzustand einer Menschenseele, wo sie, verirret in unermeßlichen Himmel- und Höllenwüsten, ihre eignen ungeheursten Einbildungen (φαντασματα) für wirkliche Empfindungen hält; gar als feste, göttliche Offenbarungen verehret und als solche verehrt wissen will.

Was sollen nun der kaltblütigen Philosophen Bemühungen gegen Enthusiasmus! Soll alles in der Welt Zergliederer, kaltblütiger Philosoph seyn? oder muß mans immer seyn? ists möglich? nützlich? Mich däucht keins von beyden! Enthusiasmus ist Kind individueller Menschenorganisation; und das Kind ist so schön, so lieblich! Wo in

den Jahrbüchern der Menschheit ist eine Menschenbeglückende, große, edle, erhabene That? wo ein weites, tiefes, erhabenes System? wo ein hohes Werk, welcher Kunst es sey? wo ein wahrer, inniger, voller Genuß, welcher Freude er sey? ohne Enthusiasmus — wo wirds je seyn?

Gerade daß die kaltblütigen Philosophen mit ihren Bemühungen die Nerven lähmen, wo Enthusiasmus seinen Sitz hat, nur die Thräne auf der Wange der leidenden Unschuld mit Vergrößerungsglas zeigen, stiften sie wie viel Böses! Zapfen eine Quelle ab der schönsten, reichsten, menschlichsten, göttlichsten Freuden und Thaten.

„Aber wo ist auch je eine merkwürdige böse Handlung ohne Enthusiasmus — —?" Freylich! Auch der Teufel hat seinen Enthusiasmus. Da, kaltblütige Philosophen! ist's euer Amt zu unterscheiden und um der faulen Aeste willen nicht Stamm mit Wurzel auszureißen. Könnt ihr das begreifen?

Aus den edelsten Menschentrieben und Kräften kann durch Misbrauch, durch verkehrte Richtung tausendfach Böses entstehen. Kalte Berechner im Winkel sehens, eifern, bemühen sich dagegen. Aber so bald kehren sich (zumal wenn der Neidteufel ins kalte Blut fährt) die Bemühungen, statt nur auf

die

die verkehrte Richtung, auf Trieb und Kraft selber, und tödet. Das ist der Fall mit unsern kaltblütigen Philosophen, und so schlimm, als unphilosophisch. Kaltblütige Untersuchung, Bestimmung, Unterscheidung ist da so unentbehrlich, so heilsam — so ganz vernachläßigt.

Sie seufzen izt inniglich über ein gewißes Feuer, das in Teutschlands Jünglingen wüthe, selbst Männer zu Jünglingen schaffe; — über die Schnellkraft und den Empfindungsstrom, von dem sich alles hinreißen laße! — Wohin? Da bestimmt Gränze und setzt Wächter! — Ihr Seufzen mag indeß nicht ganz ohne Grund seyn. Je tiefer man sich in den Empfindungsstrom taucht, um so mehr verliert vielleicht die Helle des Kopfs und die Kälte der Ueberlegung; Schnellkraft zersprengt das Führband und reißt unterweilen heillos in Irre. Indeß ist Feuer, Schnellkraft und Empfindungsstrom eine gute selige Sache im Jüngling, und, im Künstler zumal, der wahre, einzige Weg zum Wipfel, zum vollen, strömenden Genuß seiner Kunst. Es ist Liebe einer Stiefmutter, dem Kind die Füße zusammenbinden, daß es — nicht falle. Die Mutter läßts laufen, geht milde neben her, und wenns in Pfützen springen will, steht sie vor; und das Kind dankt und folgt. Philosophen seyd Mutter! In den Gängelwagen euerer Regeln, dieser aus

der Mutter gerißnen saftlosen Kinder, den Jüngling immer zwängen wollen, macht ihn noch kascher. Habt ihr ihm Warnung zu geben, gebt sie mit Lieb' und Wärme, daß er nicht bey eurem Frost schaure und davon laufe, eh' ihr ausgewarnt habt. Wolfs Philosophie, die kalte, bedächtliche Dame — sie ist nicht Richterin des blühenden Mädchens, das an der sprudelnden Quelle der Dichter umschlingt. Laßt diesen im Genuß der Wonne auch allenfalls sterben; die Leichenkosten fallen nicht auf euch; und eurer Dame küßt ihr indeß die Hand.

Immer Enthusiast seyn ist nicht gut; und nicht gut immer kaltblütiger Philosoph seyn. Jedes an Ort und Stelle zu seyn, das ist gut. Dieß lehrt der Kopf, jenes das Herz. Reißt nicht Eins weg, sondern zeigt mit beyden, wie sie zum großen Zweck des Lebens harmoniren.

Wirft der Enthusiast immer und alle Regeln weg, er thut Unrecht. Aber ihr nicht minder, wenn ihr immer nur Regeln zum unbeweglichen Meridian Himmels und Erde macht, und dem heißdurstenden das Wasser wegnehmt, obs eure Probe halte.

Bestimmte, erkennbare Unterscheidungen (und die wären so der kaltblütigen Philosophen eigne Sache) das miß ich in ihren Bemühungen so sehr. Um

der

der Fingerſpitze willen, in die ſich der verdorbene Saft hingeſammelt und ſchwürt, hauen ſie mit mörderiſchem Meſſer die ganze Hand ab; tödten dem Jüngling, der nach Lebenstroſt ſchmachtet, ſein Gefühl, löſchen ihm alle ſein Feuer mit dem Waſſer reflectirenden Raiſonnemens; ſcheuchen mit Eulengeſchrey die Himmliſche, die ihn in ſtiller Mitternacht beſucht, an einſamen Quellen verſchwiegene Worte ihm haucht. Oder — er ergrimmt und läuft auf falſcher Bahn, in welche Sümpfe, in welche Wüſten ohne Quellen und Schatten!

Uebel, das ihre Bemühungen von dieſer Einen Seite geſtiftet haben und ſtiften!

Wie gegen Enthuſiasmus, ſo auch gegen Schwärmerey. Beydes liegt den Herren in Einem Topf. Keine feſte Data, keine Unterſcheidungen, kein beſtimmter, ſichrer, männlicher Gang. Immer nur, und meiſtens ſehr unkaltblütiger Zug gegen ein verzerrtes Schreckbild, das ſich der Phantaſie, dieſem Dienſtmädchen des kalten Urtheils, mahlet. Wie unphiloſophiſch! welche Schande auf den kalten Schädel der Herren! Eine Schanze im Frieden; der Feind, der ſie beſteigen ſoll, iſt ferne. Gewiß kommt er nicht daher, von wo ſie ihn erwarten.

Christenthum ist — kreuzt euch!! Empfindung, die sich nicht geben, nur denken läßt. Raisonnement drüber soll aus Empfindung ausgehen, in Empfindung zurückkehren; sonst ists leer, öd, unfruchtbar Raisonnement. Am unrechten Ort, zu unrechter Zeit, wo's die Empfindung kältet, die reine Erfassung trübet, die feinen zitternden Saiten des inwendigen Menschen abspannt — führts das langbeinigte, hundmagre Thier Deismus ins Land: das frißt, um nichts fetter, Kohl und Rüben, und der arme Besitzer verhungert.

Wie nun aus Empfindung, zumal wenn sie im Unkraut erwächst und mit Imagination vermischt wird, allerley Unheil entstehen kann und entstanden ist: wie aus der einladenden Traube am Weinstock, die einer euerer Dichter so lieblich besungen: so wird durch einen sehr raschen Sprung des Urtheils den kaltblütigen Philosophen Empfindung die große Unheilsquelle, wo sie mit Schöpfen, Dämmen und Ableiten nicht fertig werden können.

Eine Religion, wo alles auf Helle des Kopfs, und aufgezählten, geradbrechten Pflichtgen herumtreibt: wovon der größte Theil der Menschheit kaum was helle kriegt, oder das ihm die tausendfachen Ringungen und Schwingungen des Lebens so bald verwälken — eine Religion ohne Gott, ohne

ne nahen, helfenden, schützenden Freund, unter dessen Schild sich der arme erlegene in der Noth des Lebens berge und athme — welche Religion! Und Christenthum ohne Christus, so ganz ohne den mindsten Nachhall seines Geistes, so ganz von der Sündfluth ihrer Todesschwäche, Naseweisheit, Herzlosigkeit und Buchstabenkritik verschlungen, eine hohle von Affen herumgekollerte Nuß, schöngefächerte Moral (und auch das Wort verliert in ihrem Munde all seine Kraft und Würde) dazu voll heilloser Tücken und schwankender Unbestimmtheit — wer im Himmel und Erde soll denn das annehmen? wem das in seinen um und umliegenden Bedürfnissen gnug seyn? Mags ihnen! dem größten besten Menschentheil, der unter Kopf noch Herz fühlt, dem auf gepreßte Brust saurer Schweiß tropft, ists nicht!

Wenn der im Evangelio von Christus, dem Herrn aller Dinge, dem Adam zum geistlichen Leben, dem nahen, sichtbaren helfenden, vertraulichen Menschengott, dem Führer durch Dorne auf hohe Pfade voll Aussicht — lieset; seine Seele frohlocket, sein Herz aufwallt in Wonne, fühlet den Balsam von oben in die schmerzende Wunde, entgegen wallt dem himmlischen Bruder: — und da kommt ihm ein kaltblütiger Philosoph, dem Aufwallen des Herzens als brennende Nessel im Strauch gilt, und

ſpricht von Gefahr der Schwärmerey, und in welchen aufgeklärten Zeiten (ob Gott will!) wir leben, und wie nun endlich die Lehren des ſo genannten Sohns Gottes — und die Moral — und ein luciäniſcher Geiſt fährt mit Henkersgeiſel über Chriſtusglaubige her und flicht Krone von Dornen — was kann da werden! Ihr wollt den Gewiſſen Freyheit geben, und Niemand hat noch die Gewiſſen ärger verwirret, Niemand ſo viel blutende Herzen abgeſchlachtet! Ihr ritzet in den innerſten Eingeweiden die Menſchheit, löſet Sehnen und Adern, jocht den Armen, der in eure Hände fällt, in ſibiriſche Wüſten, und ſtopft wie die Philiſter alle Brunnen im Land.

Chriſtenthum ſoll offenbar allwürkende Triebfeder der Welt ſeyn; und mich dünkt ſein Geiſt iſts, auch wo der Vehikel das Wapen nicht hat. Darum iſts auch Empfindung. Und euere Philoſophie kann nie ſolche Triebfeder ſeyn, denn ſie iſt nur bilderloſes, ſymboliſches Gemächt droben im Kopf.

Wähnen gegen Schwärmerey zu ſtreiten und ſtreiten gegen den beſten Schatz des Lebens — gegen Thatſache, individuelle Erfahrung, Empfindung, Glaube, Liebe, Hofnung und Troſt vom Antlitz Gottes! Wähnen dem vernünftigen Chriſtenthum (izt ein ſehr beliebtes Epithet) aufzuhelfen, und füllen das Gefäß, worinns allein haften kann,

mit

mit Schlamm und Moder! Dagegen ihres kaltblütigen Amts wäre, das Gefäß zu pflegen und zu reinigen; zu erforschen, wie? und wie weit? und wohin getrieben und womit vermischt die Empfindung schade; Zeit, Platz, Grad zu bestimmen; und mit Bemühen milde, väterlich und fest anzuziehen. Nun ich bey jeder neuen Bemühung wiederholen muß, die kaltblütigen Philosophen vergessen alle Kaltblütigkeit, gerade wo sie am nöthigsten und ersprießlichsten wäre. Wozu dieß ewige Fechten ins Blaue, dieß ungemeßne, ungesonderte Gemisch? — diese Hitze im Antlitz? und dieß Rollen der Augen? und dieser zitternde Mund voll Zerschmettrungssucht ohne Kraft? Und schon blühet der Mandelbaum, und die Heuschrecke ist beladen, bald komme der silberne Strick weg, und verlauft die goldene Quelle, der Eimer zerlechzt am Born, und am Born zerbricht das Rad! Ist denn ihr Herz zur Linken?

Gewiß bin ich ihnen auch Schwärmer, daß ich Christenthum in Empfindung setze, und sie werden nicht umhin können, vor dem gar Unbestimmten zumal fürchterlich-schädlichen dieser Behauptung Söhne und Enkel zu warnen. Hätten sie Christenthum, vermögte ihnen durch erschlaffenden Nebel ein ferner Hall seines Geistes zu werden! — aber kaltblütige Philosophie ist — nicht Christenthum. Würden

den sie sich scheiden, wo sie im Grunde geschieden genug sind: so wärs Fried, und ihnen Zeit, Papier, Wehklagen und Grimm erspart. Seh'n sie nicht, daß ihre Bemühungen nicht frommen? daß sie sich von Schädel zur Sole lächerlich machen? und das nicht nur: wenn einst der Feind uns überfällt, dem sie so emsig wehren eh' er da ist — Gewiß sind sie seines Kommens nicht kleine Schuld!

Wer der sogenannten Hypothese „fortdaurende Glaubens- und Gebetskraft" zugethan ist — Wer ist mehr Schwärmer? Und beynah' ists unsern kaltblütigen Philosophen das einzige Mahlzeichen des Thieres. Aus den Bemühungen dagegen sieht man, wie bestimmt und tiefgründlich sie die Hypothese zu fassen wissen. Ihr Streiten ist das elendeste, unwürdigste seit Cains Zeit. Mahlen sich ein Gespenst an die Wand, und rufen alle Lahme, Blinde, Krüppel und Triefäugigte zum allgemeinen Gelächter. Ich mögt ihnen rathen um Weisheit zu bitten, wenn — Bitten nicht Schwärmerey wär.

Die ganze Sache, wie sie noch im Publikum steht — wär doch die Perle nie vor die Schweine geworfen worden! — ist Sache der Untersuchung; logisch-exegetischer, philosophisch-menschlicher Untersuchung. Hat je in aller Welt ein Schwärmer zur Untersuchung gerufen?! Das sind die Grundsätze

ſätze der Herren! das ihre Konſequenten Bemühungen! Und wie ſie bishieher unterſucht haben, wird ihnen Schande ſeyn bis ans Ende der Tage. Wer von der Leerheit, Geiſtloſigkeit, Krümmen und Weibereyen unſrer philoſophiſchen Theologen noch nicht Begriff hat, leſe was von Berlin, Zürch, Bremen, und woher nicht? zur Prüfung und Verſpottung dieſer Hypotheſe geſchrieben worden und er wird erſtaunen. Sind allzumal dahingegeben in verkehrten Sinn, Läſterung zu reden. Hat ſo jeglicher ſeine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat ſeine Stunde, wie Salomon ſpricht.

Das mit ihren gedrehten hermenevtiſchen Regeln, die Glaubenskraft auf 1709 Jahr zurückweiſen, alles im Teſtament zurückgewieſen ſey — iſt aus der Herren Logik bewieſen. Daß die beſtrittene, geläugnete Allgemeinheit der Verheißungen wirkliche Allgemeinheit ſey, geſteht nun jeder ehrliche Menſch, der zwey Augen hat, ohne daß er ſich dann um den ganzen weiten Detail zu bekümmern nöthig finde. Daß die Meiſten, die noch läugnen, auch im Herzen geſtehen, weiß man. Was ihres Entgegenredens Grund ſey, weiß man. Regenten! Errichtet doch deiſtiſche Pfründen, daß die Herren aus der Noth kommen; denn ſiehe! ihre Noth iſt groß worden.

Was man izt beſtreitet, iſt indeß nichts als Ein Blatt eines großen, allweiten Syſtems menſchlicher Natur, Kraft und Lebendigkeit. Man ſpottet einzelner Blätter, weil Weite und Tiefe des Blicks fehlt zu Umfaſſung des Ganzen. So ſpotteten thörichte Knaben und Weichlinge vom Anfange der Welt. —

Einer der deklarirteſten Gegner der Glaubens- und Gebetskraft geſtand mir: die Verheißungen ſeyen würklich allgemein, aus der Bibel laſſe ſich da nicht entgegenreden. Aber — über ſo viel Bibliſches ſeyen wir mit Semlers, Tellers, Eberhards, und der Bibliothekare in Berlin ewigem Oellämpchen hinweg, warum nicht auch —! Ich gab dem Mann die Hand. Wollte Gott! ſie wären alle ſo ehrlich, dann wär des Zankens ein End.

Denn zum Gezänk iſts faſt gediehen, Das unbeſonderliche Stürmen, die erbärmlichen Ausfälle erbittern: und in der Hitze lauft wie viel Menſchliches mit unter. (*)

Der Schaden alſo, den die Bemühungen der kaltblütigen Philoſophen ſtiften — doch was brauchts Wiederholung!

Schädlicher als die kaltblütigen Philoſophen ſind, ihre Spür- und Jagdhunde, die lucianiſchen

(*) Das ſehen wir an Ihnen, lieber Herr! W.

schen Geister. Wärs Lucians Geist! Aber ein Gespenst mit klappernden Zähnen und in der Niederhand die Peitsche.

Das Bündelgen Witz, den ihnen im Zorn der Himmel gegeben, in Schlamm gewälzt, misbrauchen sie zur Schande der Menschheit, zur Kränkung edler Seelen, zur Bestürmung der Religion, die sie heißen Fanatisme, zur Aergerniß jedes Rechtschaffnen, zur Verwirrung des Volks, und zu Schande ihrer selbst.

Auch ohne Gebrauch und Mißbrauch ist ihr Gebäude das leichteste, lokerste, windigste, das je ein Thor der Thoren auf Sand gebaut hat: ihr Lämpgen das leerste, erlöschendste, mit dem je eine thörichte Jungfer entschlafen ist.

Ich erinnere mich hier drey allerneustberühmter Lucianischer Geister und ihrer Bemühungen, die sich Kürze und Wahrheit halber unter Einen Titel bringen ließen — Nachhelf eines V——ivs! (*)

In Charakterzeichnung die schielendste Einseitigkeit und Verdämmerung; determinierte aufspringende Bosheit und Neidsucht: für Witz die fadesten, abgedroschensten Schwänke, wie sie je in Schusterherbergen herumgeboten werden.

In

(*) Warum nicht herausgesagt, Wemitiest? ir.

In philoſophiſchen Unterſuchungen die erbärmlichſte Abgeſchlapptheit, Schwindelwanken eines Berauſchten, Leerheit, Unverſtand, Ueberſprung, neidiſcher Rückblick — nervenloſe Dünnleibigkeit.

Im Roman, deſſen hoher Zweck erſt in einer Recenſion hat angegeben werden müſſen, weil ihn ſonſt Niemand geahndet hätte — keine einzige gut angelegte, wohlausgeführte Scene; nicht zween leidlichgezeichnete, unterhaltene Charakter, — eine flache franzöſiſche Landſtraße auf der man vor langer Weile erliegt. Und gar philoſophiſch-theologiſcher Begriff und Angriff — wie ungedacht, wie leer, wie ſtolpernd, wie ſchielend — wie ganz ohne Menſchen- und Sektenkenntniß: — das ganze Buch — Charfreytagsbuß für Capuziner! „Welches alles des aufrichtigen Danks, aller „aufgeklärten und billigdenkenden Geiſtlichen wohl „werth iſt.„ Ich habe nicht die Ehre des Ordens zu ſeyn; hätte aber auch als ein ſchlichter Weltmann gewünſcht, die Würde des Standes von andrer Hand gerächt zu ſehen.

Das Salz iſt dumm! womit ſoll man ſalzen? Iſt zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausſchütte und läßt es die Leute zertreten! — oder verſend es nach Holland in Hoffteedens Küche.

Und

Und dann, Gebrauch und Mißbrauch — Was haben dergleichen Bemühungen schon geschadet! helfen noch ganz alle Augen verblenden, alle Nerven zerreißen: machen das Feld unsrer teutschen Litteratur, auf dem schon lange Verlegergeitz pflügt, noch ganz zum Stoppelacker, worauf stinkender Wind trift und lau Wasser fault; verbreiten egyptische Finsterniß und Frösche und Läuse — bittern manchem treflichen Manne seinen Tag, erschweren ihm seinen Abend: hindern die edelsten Bemühungen zu Festnung der Wahrheit und Menschenfreude; zeugen der Religion Verachtung und Ekel, und stutzen für schmale Nachbeter das entkräftete Gerippe Deismus zu Gott und — Tod.

Sind denn nicht Krümmen, Falten, Narrheiten, Capricen, Manieren gnug in ihrer eignen Verwandschaft und Freundschaft? Was nahen sich herzlose Spötter ins Heiligthum leidender Menschheit!

Aber ihre Werke folgen ihnen nach. Auch über sie schwingen nervigtre Hände Lucians Geisel: Sie werden in ihre Ställe zurückgejagt, und wiederkäuen zum Trost das lezte Futter des Lobes, das ihnen ihre Bewundrer vorgeworfen: und man geht so ziemlich vorüber, als ob die Thiergen auf der Weyde wären.

Aus der großen Gährung, die durchweg brauſt, muß bald Scheidung Lichts von Finſterniß werden. Lange können ſich die kaltblütigen Philoſophen und Lucianiſchen Geiſter ſo ſchwebend nicht mehr halten. Sie müſſen erwählen, wem ſie dienen wollen. Dann weiß man, wohin man ſehen muß, und jeder ſieht, wohin er will. Fürchterlich Krachen mag immer draus werden. Es kommt der Abend, wo Wind und Wetter vorbey iſt; lieblich duftet die Erde vom erfriſchenden Regen, und milde letzt ſich dem Auge die Sonne.

Mehr Böſes als Gutes, ergiebt ſich, wird durch die Bemühungen der kaltblütigen Philoſophen und Lucianiſchen Geiſter, gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerey nennen, geſtiftet.

Oder auch mehr Gutes als Böſes, wenn ihr wollt!

Mehr Gutes — daß ſie, widerſtehend dem, was ſie ſchädlichen Enthuſiasmus und Schwärmerey nennen, ohne Wiſſen und Willen das Chriſtusleere Chriſtenthum verdrängen; Unvorſichtige behutſam machen; Chriſten in Gedult und Feindesliebe üben; ſchlafende Kräfte aufwecken; — und durch Krümme und Erſchlaffung und Bosheit und Partheyſucht, und Einſeitigkeit, und Trockne, und Fadheit, vor alle dem warnen;

Kraft

Kraft hebt sich durch Widerstand, neben Finsternis scheints Licht heller, und dem mans Ziel entreißen will, hälts um so fester. (*) „Religion, Vernunft und „Tugend müssen durch die tollesten Angriffe ihrer „Gegner unfehlbar einmal gewinnen. „ —

Am meisten aber schaden wohl die Herren sich selbst. Ihr Herz engt sich zusammen; ihr Auge verliert Helle und Einfalt, sieht nichts mehr wie es ist; ihre Kraft schrumpft ein; in ihrer Seele herrscht Dürre; sie schließen sich eine Quelle von Süßigkeit und Fülle, Glanz und Wonne, um in Mistlachen zu baden; und reiten auf Hypothesen, Zufall, Unding, Abstraktionen in Abgrund des Meers.

Dies wäre die Antwort, wie ich sie in dem engen Thal meiner Pilgerschaft geben kann. Der Weg führt aber weiter, die Linien gehen höher hinaus, und was wir jetzt nicht sehen, nicht fassen — das Böse hilft zum Guten, wird Gutes, ist nur in diesem engen Thale böse.

(Der zweyte Theil d. A. künftig.)

(*) zu Teutsch: scheint das Licht ꝛc. der, dem man das Ziel entreißen will, der hält es ꝛc. Scheints Licht ist unteutsch, und giebt dem Styl nicht um den zehntausendsten Theil eines Fliegen-Hauchs mehr Kraft.

Nachricht des Herausgebers.

Ich hatte eine sehr reine, harmlose, unpartheyische Absicht, als, ich die Aufgabe — von welcher hier die einseitige Auflösung eines Ungenannten dem Publico zur Prüfung mitgetheilt wird — im 1 Stück des T. Merkurs dieses Jahrs den Freunden der Wahrheit zu beliebiger Untersuchung und Beantwortung ausstellte.

Da ich selbst unter die Leute gehöre, die weder immer begeistert, noch immer kaltblütig sind, weder immer raisonniren, noch immer schwärmen, weder immer lachen, noch immer weinen, u. s. w. und da ich, weltkündigermaaßen, auf keines Meisters Worte und in keines Menschen Seele geschworen habe: so glaubte ich, für meine eigne Person, unter dieser Aufgabe in keinerley Weise betroffen zu seyn. Ob Tros oder Rutulus bey einer unpartheyischen Auflösung derselben zu gewinnen oder zu verliehren habe, bekümmerte mich gar nichts: Mir genügte daran, daß wahrheitliebende, belehrungsfähige und belehrungwünschende Leser (deren doch in dem weiten Umfang der teutschen Sprache sehr viele seyn möchten) nothwendig dabey gewinnen müßten. Mir war es um die Sache, nicht um Personen — um reine Aufklärung und Berichtigung einer

eben

eben so wichtigen als verwickelten praktischen Frage; nicht um Behauptung einer schon voraus genommenen Partie — um Frieden, den ich mir als die natürliche Folge einer unbefangenen kaltblütigen Untersuchung und Ausgleichung vorstellte, nicht um Reitz und Zunder zu neuer Verbitterung zu thun. —— Denn mit kalten Blute muß freylich jede Untersuchung angestellt werden; und so sollt' es also auch bey dieser seyn.

Daß meine Frage sehr verwickelt sey, wußt' ich; und eben darum: damit ein weiser Mann sie auflösen möchte, ohne etwas zu zerschneiden oder zu zerreißen: warf ich sie auf. Indessen glaubt ich doch, jedem hellen und nicht ganz ungelehrten Kopfe verständlich zu seyn, wenn ich kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister nennte.

Meine Meynung war, mit diesen beyden Nahmen gewisse Classen von Erdebewohnern zu bezeichnen: nicht, diejenige, denen dies Zeichen zukommt, dadurch zu beschimpfen und zu brandmarken. Auch wußt' ich sehr wohl, daß Aufgaben dieser Art keiner ganz reinen Auflösung fähig sind; glaubte aber, daß durch eine Auflösung, wo die kleinsten Brüche übrig blieben, immer genug, für den Gebrauch meiner Leser, gewonnen würde.

Der Ungenannte Verfaßer hat nicht kaltes Blut genug gehabt, in dieſe meine Denkart und Abſichten einzugehen. Er ſpricht durchaus in einem Ton, der bey jedem ruhigen Leſer die Vermuthung erregen muß, daß man einen Cicero pro domo ſprechen höre. Er hat einen gewaltigen Groll gegen die kaltblütigen Philoſophen und Lucinianiſchen Geiſter; und man merkt ihm deutlich an, daß er, wenn er Groß-Sultan über den Erdkreis wäre, von dieſen ihm ſehr fatalen Herren nicht einen übrig ließe, der an die Wand p**te. Er kann, ſcheint es, nicht von der Sache ſelbſt ſprechen, ohne an Cajus, Titius, Pontius, Hannas und Cajaphas zu dencken; mit dieſen, nicht mit der ganzen Claſſe, hat ers zu thun; und, da es alſo Individua ſind, auf die er ſeine Pfeile losdrückt: ſo iſt natürlich, daß er es mit einer gewiſſen Bitterkeit thut, die ſeiner guten Sache, der Wahrheit die er ſagt, bey ruhigen aber noch ungewiſſen und bloß Belehrung ſuchenden Leſern, Schaden thun muß. Denn ſo iſts nun einmal: die Präſumtion iſt immer wider den, der mit Heftigkeit und Bitterkeit ſpricht, und durch die Art, wie er ſeinen Widerpart behandelt, Unmuth oder Verachtung gegen ihn blicken läßt. Vor dem Areopagus des ruhigprüfenden Menſchenverſtandes gilt auch nicht der kleinſte Anſchein von Leidenſchaft.

Alles dieſes mußte mir nothwendig auffallen, da ich das Manuſcript des Unbekannten (denn ich verſichre

ſchre hiemit feyerlich, daß ich ſeinen Nahmen nicht weiß) zum erſtenmal überlaß. Meine Frage war durch ſeine Antwort nicht nach meiner Abſicht beantwortet; den ich hatte keine einſeitige, keine mit der ſtärkſten Affektion für die Eine, und dem lebhafteſten Widerwillen gegen die andre Partey —— weil doch ja Partey ſeyn muß! — geſchriebene Antwort gewünſcht. Noch mehr: der bitterſpottende Ton, der in dem ganzen Abſatz von 124 bis 128. und weiter fort herrſcht — die verächtliche Einmiſchung der Nahmen würdiger und verdienſtvoller Männer, wie Semler, Töllner, u. a. — die Benennung der Oerter, Berlin, Zürich, Bremen, u. ſ. w. war mir von Herzen mißfällig: weil ich aus dem teutſchen Merkur weder einen Fechtplatz noch ein Schlachtfeld zu machen geſonnen bin.

" Allein, dem allen ungeachtet, glaube ich, ein Mann, der ſo viel Wichtiges, Wahres, oder wenigſtens ſo viel Prüfenswürdiges ſagt, wie dieſer Ungenannte, verdiene gehört zu werden. Ich lege alſo ſeinen Aufſatz meinen Leſern vor, ohne unbefugte Anmaßung, weder in den Sachen, noch im Styl — an welchem gewiße Affectationen, die der Verfaſſer vermuthlich nicht dafür erkennt, mir herzlich zuwider ſind — etwas zu verändern.

Weil aber dieſer Aufſatz zwar eine Beantwortung, aber nicht die Auflöſung meines Problems

liefert: So lade ich von neuem alle Liebhaber der Wahrheit, qui ſapiunt et fari poſſunt quae ſentiunt, ein, den Wunſch des Ungenannten — weiß jemand etwas beſſers ſo rede er! — zu erfüllen. Ich halte mich ſogar verbunden, einen Aufſatz, worinn die Sache eben ſo einſeitig wie der gegenwärtige, nur von der andern Seite, betrachtet wäre, mit gleicher Unpartheylichkeit mitzutheilen: wiewohl ich wünſche, daß der Verfaſſer Weisheit genug haben möchte, ohne Hitze und Anzüglichkeiten zu ſagen, was er glaubt, das der Wahrheit förderlich ſey.

Aber dies erklär ich voraus: daß ich ſodann die Sache für beſchloſſen annehmen, und keiner weitern Duplik, Triplik noch Quadruplik im Merkur Platz geben werde. Denn durch Streitigkeiten dieſer Art wird die Welt, ſo lange ſie noch ſtehen mag, niemals weder ergözt noch gebeſſert werden.

W.

III.

Bonifaz Schleicher.

Ein Biographiſches Fragment.

Bonifaz Schleicher iſt der jüngſte von eilf Söhnen eines ritterſchaftlichen Beamten zu T. im Cant-

ton

ton **. Von seinen Eltern ist, außer ihrem Verhältnis gegen ihn, eben nicht viel merkwürdiges zu sagen. Es waren ganz alltägliche Leute, deren Begriffe sich niemals über den engen Kreis ihrer eignen Existenz ausgedehnt hatten; und denen in ihrem ganzen Leben nicht das geringste davon ahnete, daß außer dem, was sie selbst unmittelbar betraf, noch etwas ihrer Theilnehmung würdiges seyn oder vorgehen könnte. Der sittliche Zustand unsers lieben teutschen Vaterlandes und des ganzen Europa gieng während ihrer Zeit durch viele merkliche Verbesserungen und Verschlimmerungen; große Entdeckungen in Wissenschaften und Künsten wurden gemacht; neue Systeme und Hypothesen in der Philosophie auf und abgebracht; große Geister in allen Arten, thaten sich zugleich und nach einander hervor, rangen miteinander, verdrängten einander, würkten mancherley gute und schlimme Veränderungen in der Denkart und dem Geschmack ihrer Zeitgenossen; alte Vorurtheile und Thorheiten wurden abgeschaft und neue kamen an deren Stelle: Kurz, der Schauplatz der Welt veränderte sich alle Augenblicke, ohne daß der Herr Oberamtmann Schleicher, zu T. im Canton **. das mindeste von allem diesem gewahr wurde. Er wartete mit großer Regelmäßigkeit seine Gerichtstage ab, stellte seine Rechnungen, bezog mit der äußersten Genauigkeit seine Gefälle und Accidenzien, hielt streng über Observanz und altem Herkommen,

ſchor mit aller gebührenden Legalität ſeine Bauren, plagte ſeinen Pfarrer, und ſah ſeinen gnädigen Herrn für einen von den Großen dieſer Welt an, an deſſen Daſeyn, hohem Wohlbefinden, und hoch-freyherrlichen Rechten und Gerechtſamen dem ganzen Erdenkreis mächtig viel gelegen ſey. Wohnte übrigens ſeiner Frau als ein guter Chriſt ordentlich und regelmäßig bey; that alle Sonn- und Feyertage ſeinen guten Schlaf in der Predigt; ließ zwanzig Jahre hinter einander jährlich ein bis zwey Kinder taufen; begrub die meiſten davon wieder; ſchmauchte den ganzen Tag ſeine Pfeiffe, und brachte alle Wochen zween Abende in Geſellſchaft einiger Nachbarn damit zu, über den Korn- und Viehpreis, die Balance von Europa, die Grenzſtreitigkeiten von Pohlen, und die Mark- und Jurisdictions-Streitigkeiten des Hrn. von Z. mit der Stadt Y. oder andere ſolche Welthändel zu ſprechen — hernach den Pagad zu jagen — und endlich, bey Wildbraten und Salat, in gutem alten Landwein alle in ſeiner Gegend ſeit undenklichen Zeiten hergebrachte und obſervanzmäßige politiſche, patriotiſche, ökonomiſche, geſellſchaftliche, freundſchaftliche, ernſthafte, luſtige und zweydeutige Geſundheiten aufzubringen und mitzutrinken; bis gegen Mitternacht ſeine Gäſte, ſämtlich wohlbezecht, ihren Abſchied nahmen; und er ſelbſt von ſeiner getreuen Penelope, mit Hülfe der Stubenmagd und des Hausknechts, zu ſeiner Ruheſtätte gebracht wurde.

Was

Was die Frau Oberamtmännin betrift, die war eine große, dicke, kupfernasige Frau; die eine sehr krächzende aber durchdringende Stimme hatte; immer in Bewegung war; den ganzen Tag mit ihrem Gesinde und den Kindern schalt; scharf über ihrem Rang hielt; sich, mit einer höchstlächerlichen Mischung von Eitelkeit und Sparsamkeit, aber immer, wie sie glaubte, nach der neuesten Mode kleidete, und darüber mit zwoo oder drey Kammerjungfern benachbarter Damen in Correspondenz stund; sich gern von jungen Offizieren schön thun ließ; gar züchtiglich schmunzelte, wenn sie ihr galante Zweydeutigkeiten sagten; sich piquierte, eine Frau von Lebensart und Verstand zu seyn; alle Haus-Anekdoten und ärgerliche Histörchen, von mehr als hundert Familien in der Runde, sammelte und im Kreislauf erhielt; und übrigens gar keinen Begriff davon hatte, daß außer der Bibel, ihrem Gesang- und Communionbuch, dem Calender, dem klugen Beamten, der Insel Felsenburg, und den Gesprächen im Reich der Todten (welche die Bibliothek ihres Mannes ausmachten) noch irgend ein andres gedrucktes Buch in der Welt seyn könnte.

Es ist nicht sehr zu vermuthen, daß die Natur einen Menschen, mit dem sie etwas großes vorhätte, gerade solchen Leutchen, wie der Herr Amtmann Schleicher und seine Gemahlin, zu verfertigen geben

sollte

ſollte. Aber bey unſerm Bonifaz kam noch dazu, daß er unter den dreyundzwanzig Kindern, die ſeine Eltern in rechtmäßigem Ehebette mit einander erzeugt hatten, das lezte war. Ein Umſtand, der zweyer Urſachen wegen merkwürdig iſt: erſtlich, weil wahrſcheinlicher Weiſe bey ſolcher Bewandniß der Sache weder Stoff, noch Form, noch Arbeit viel an ihm taugen konnte (*); und zweytens weil er demungeachtet der Liebling ſeiner Eltern war, und daher von der Wiege an ſo vollſtändig verzärtelt wurde, als nur immer hätte geſchehen können, wenn er zum Erben von Cilicia, Paphlagonia, Phrygia und Pamphilia wäre gebohren geweſen.

Der kleine Bonifaz war bey allem dem ein ganz hübſches blondes kraushäarichtes Bübchen; lernte bald gehen und reden, plapperte den ganzen Tag, hatte Einfälle, neckte gern ſeine Brüder und Schweſtern; war aber dabey ein greulicher Heularſch, und ſchrie und winſelte gleich gottserbärmlich, wenn ihm eines von ſeinen Geſchwiſtern, die ihm an Alter die nächſten waren, etwan für die ewigen Piagen ſo er ihnen anthat einen kleinen Schlag gab, oder auch nur eine Fauſt gegen ihn machte.

Alle

(*) Man giebt gerne zu, daß dies, ſonderlich bey Eltern aus dem vorigen Jahrhundert, ſeine Ausnahmen leiden mag.

Alle dieſe Eigenſchaften rechtfertigten in den Augen der Frau Oberamtmännin ihre unmäßige Liebe zu dem holden Bonifazchen, welcher (wie ſie alle Augenblicke bemerkte) der artigſte, geſcheideſte, drolichſte und ſinnreichſte Junge wäre, der jemals Kindsbrey gegeſſen und an einem Schnuller geſuckelt hätte.* Beſonders rühmte man an ihm ſein gutes Herz; weil er ſich nie wehrte, wenn er Händel mit ſeinen Brüdern oder Schweſtern bekam, (wozu freylich er ſelbſt faſt immer die Urſache gab) ſondern ſich begnügte, ihnen entweder durch ſein Geheul und Wehklagen Schläge von der Mutter zuzuziehen; oder eine Gelegenheit abzulauren, wo er ihnen, ohne daß ſie wußten wer's gethan hatte, einen Poſſen ſpielen konnte. Außerdem hatte ſeine zärtliche Mama den Troſt, zu ſehen, daß ſich ihr lieber kleiner Bonifaz nie in einige Gefahr begeben würde, die ihr mütterliches Herz durch Beſorgniß für ſein theures Leben ängſtigen könnte. Denn der Bube war ſo haſenherzig, daß er ſich noch im ſechsten Jahre vor ſeinem eignen Schatten fürchtete; und die Furcht, zu fallen oder ſich wehzuthun, hielt ihn immer von allen ſeinem Geſchlecht zuſtändigen Uebungen ab. Ueber einen Graben zu ſpringen, auf einen Baum zu klettern, oder nur über einen Zaun zu ſteigen, waren Herkulesarbeiten in ſeinen Augen, vor deren, bloßen Anblick er an allen Gliedern zitterte.

Natürlicher Weise flößte diese Feigheit seinen Brüdern und den übrigen Knaben im Dorfe herzliche Verachtung gegen Bonifazen ein, der sich immer von ihnen absonderte, und dafür mit den kleinen Mädchen Versteckens, Er u Sonn, Grad oder Ungrad, und dergleichen Spielchen spielte; oder, wenn er auch mit den Jungen lief, zu nichts in der Welt gut war, als den Spion zu machen, und Vater und Mutter alles was man getrieben hatte, und oft mehr dazu, wiederzusagen. Allein auch diese Eigenschaften wurden ihm von seiner albernen Frau Mama als eben so viel Verdienste angerechnet; anstatt daß eine kluge Mutter darinn den Keim des künftigen Schurken entdeckt, und an dessen möglichster Erstickung gearbeitet hätte. Seine Brüder verlohren immer bey der Vergleichung mit ihm; immer wurde ihnen Bonifazchen als ein Muster vorgestellt, dessen Tugenden ihre Unarten und Laster beschämten. Sie waren so leichtfertig, so wild! liefen immer im Feld herum, stellten immer etwas an, worüber Klage einlief, rauften und balgten sich immer bald aus Muthwillen bald im Ernst mit den andern Buben, u. s. w. Er hingegen war so sittsam, so wacker, so unschuldig, so folgsam! ließ sich nie von ihnen verführen, an ihren Bosheiten (wie man's zu nennen beliebte) Antheil zu nehmen, und bewies sein gerechtes Mißfallen daran, indem er sie aus purer Liebe und Wohlmeynung den Eltern oder dem

dem Hofmeister verrieth. Kurz, Bonifazchen hörte sich immer wegen solcher Handlungen loben, für die er von rechtswegen hätte die Ruthe kriegen oder ans Katzentischchen gesezt werden sollen.

Bey einem Jungen, den die Natur selbst schon so angelegt hatte, daß, auch im glücklichsten Falle, höchstens ein leidlicher — Schneider aus ihm werden konnte, mußte eine so sinnlose Art von moralischer Erziehung nothwendig mancherley schlimme Folgen haben. Bey seinen Brüdern, die um seinetwillen so oft leiden mußten, verwandelte sich die Verachtung gegen den, der nichts mitmachen konnte, endlich in Haß gegen den Verräther. Sie schlossen ihn von allen ihren Spielen, Anschlägen und Unternehmungen gänzlich aus, jagten ihn fort, wenn er sich etwan hinzuschleichen wollte, und brauchten immer alle mögliche Vorsicht, damit er nie erführe was sie vorhätten. Dieses Verfahren reizte den Buben, auf Mittel zu denken, wie er demungeachtet hinter ihre kleinen Geheimnisse kommen könnte. Sein Instinkt ließ ihn nicht lange unberathen. Bonifazchen hatte sich durch seine Furchtsamkeit einen schleichenden Gang angewöhnt, und war dabey von Natur mit sehr feinen Ohren begabt. Durch die Gelegenheiten, die ihm seine Brüder gaben diese Talente zu entwickeln, bracht' er es in Kurzem in der Kunst auf den Zehen zu schleichen,

durch

durch Schlüſſellöcher zu gucken, und vor den Thüren oder in einem Winkel, wo ihn niemand vermuthete, zu horchen, zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit: Und da Gewohnheit endlich zur andern Natur wird, ſo blieb ihm auch dieſe ſo lang er lebte. Er behielt immer den ſchleichenden Gang, ſpitzte und reckte immer die Ohren auf alle Seiten, und koynte unmöglich ein Paar Leute miteinander reden ſehen, ohne daß er einen unüberwindlichen Trieb in ſich fühlte, zu wiſſen was ſie redeten. In ſolchen Fällen wußte er, nach der Lage des Orts und Beſchaffenheit der Umſtände, entweder in Spirallinien oder Aſymptoten, ihnen unvermerkt mit einem ſeiner lauſchenden Ohren nahe genug zu kommen, um wenigſtens ſoviel einzelne Worte zu erſchnappen, daß er durch muthmaßliche Combinationen (worinn er ein großer Meiſter war) herausbringen konnte, wovon wohl die Rede ſeyn, oder was ſie im Schilde führen möchten.

Die natürliche Schwäche des kleinen Boniſaz; die überſchwängliche Sorgfalt womit er von der Wiegen an verzärtelt worden war; und das unverſtändige Mitleiden, ſo er immer über dem geringſten Zufall oder Wehklagen bey ſeiner Mutter fand: alles dies gab ihm eine unartige Reitzbarkeit, die ſo weit gieng, daß man ihn nicht ſchief anſehen, noch mit dem Ellenbogen anrühren durfte, ohne daß er gleich

gleich ein Jammergeſicht zu machen und zu heulen anfieng. So wie er nun heranwuchs, und die Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und ſeinen Brüdern zunahmen, häuften ſich auch die vorgeblichen oder würklichen Beleidigungen, die ihm die letztern zufügten; und wenn er dann zu Vater oder Mutter lief, und ihnen durch ſein Klagen und Weinen Strafe zuzog, ſo war der ganze Vortheil, den er davon hatte, dieſer, daß ſie ihm alle Ohrfeigen, Schläge und Rippenſtöße, die ſie um ſeinetwillen empfiengen, bey der erſten Gelegenheit doppelt wieder gaben. Wie er nun merkte, daß er auf dieſem Wege mehr verlohr als gewann, ſo ſann er auf Mittel, ſeine Rachbegierde durch Hinterliſt, und ſo, daß man ihm nicht zu Leibe gehen könnte, an ihnen auszulaſſen. Er lernte ſeinen Groll meiſterlich verbergen; aber wenn ſie glaubten, ſie ſtünden am beſten mit ihm: ſo ſpielte er ihnen irgend einen tückiſchen Streich, und wußte es dabey immer ſo fein anzugeben, daß der Verdacht auf einen andern fiel.

Dieſe Art ſich die Wolluſt der Rache zu verſchaffen hatte einen dreyfachen Vortheil: ſie war mit Sicherheit für ſeine kleine Perſon, die er über alles liebte, verknüpft; ſie gab ihm häufige Gelegenheit, ſich ſelbſt zu ſeinen Erfindungen Glück zu wünſchen, und ſich für einen ſinnreichen verſchmitzten Kopf in Vergleichung mit den Kalbsköpfen ſeinen Brüdern

zu halten, die eh sie sichs versahen, wieder eins auf die Nase kriegten, ohne zu sehen, wo der Schlag herkam; und er erhielt sich dabey im Besitz des Ruhms eines gutartigen friedliebenden Knabens, und aller damit verbundnen Nutz und Nießungen; wenigstens so lange seine Mutter lebte. Es war also sehr natürlich, daß er er auch in dieser Kunst nach und nach ein eben so großer Meister wurde, als in der Kunst zu schleichen und zu horchen.

Bonifazchen war nun ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren geworden, und, wie wir sehen, ein hofnungsvoller Knabe: Weichlich, feigherzig, einbildisch, selbstisch, rachgierig, falsch und tückisch; und dünkte sich mit allen diesen schönen Qualitäten nicht um ein Haar schlimmer. Im Gegentheil, da er von Kindheit an seinen Brüdern vorgezogen, und unzähliche mal um eben dieser besagten Eigenschaften willen angelächelt, geküßt, gelobt und belohnt worden war: so hatte dadurch, nicht nur überhaupt das natürliche Wohlgefallen eines Menschen an sich selbst bey ihm unendlich viele Nahrung bekommen; sondern es verband sich auch nothwendig mit den niederträchtigen und strafbaren Handlungen, die an ihm gelobt wurden, der Begriff der Ehre und des Verdiensts in seinem Gehirne; er gewöhnte sich an, seine sinnliche Weichherzigkeit für Güte, seine Feigheit für Behutsamkeit, seinen Hochmuth für Ehrliebe, seine

seine Ränkesucht und Argliſt für Witz und Klugheit zu halten. Kurz Bonifazchen war in seinem zwölften Jahre bereits ein ausgemachter kleiner Schurke, ohne daß ihm nur der mindeste Argwohn darüber in den Sinn kam.

Noch eine böse Folge der unverständigen Liebe seiner Mutter zu ihm war diese: daß der Junge, weil ihm in allen Händeln mit seinen Geschwistern fast immer Recht gegeben wurde, sich unvermerkt eine mechanische Fertigkeit zuzog, zu glauben daß er immer Recht habe, und folglich bey allen Gelegenheiten immer Recht haben zu wollen. Bey der ungemeinen Lebhaftigkeit seiner Eigenliebe, und der wenigen Stärke seines Kopfes war dies die schlimmste aller Unarten, die er sich in seiner Kindheit angewöhnt hatte; sie machte nicht nur alle seine übrigen Untugen den unheilbar: sondern gab ihm auch eine so verzweifelte Schiefheit, und versperrte der Wahrheit alle Zugänge zu seiner Seele so sehr, daß er zuletzt gegen wahr und falsch völlig gleichgültig wurde; oder vielmehr, daß es ihm zur Natur wurde, mit gänzlicher Beruhigung seiner Seele zu glauben, eine Sache sey alsbald wahr oder falsch, und müsse schlechterdings so seyn, so bald Er sie dafür halte.

Aus diesem ganz simpeln Grunde wird auf einmal begreiflich, wie es möglich war, daß Bonifaz Schlei-

cher, sein ganzes Leben durch, sich selbst, Trotz allen seinen verächtlichen Eigenschaften, für einen sehr edeln, moralischen und untadelichen Mann, und jeden, der seinen eigensüchtigen Entwürfen und Ränken im Wege stund, mit der innigsten Ueberzeugung seines Herzens für einen sehr schlimmen Menschen ansah. Es war seinem Eigendünkel, und seinen übrigen selbstischen Leidenschaften gemäß, so zu glauben; er glaubte es also; und weil er's glaubte, so war's so; wenigstens war's für ihn so, und sein Interesse foderte, soviel möglich jederman auch glauben zu machen, daß es so sey. Und wer dann nicht so denken und glauben wollte oder konnte, hatte Unrecht, war sein Feind und Widersacher, und wurde, als ein böser, gefährlicher Mensch aus allen Kräften, bey aller Gelegenheit, mit Worten und Werken von ihm verfolgt. Denn Bonifazius war ein tugendhafter Mann und guter Christ, der alle böse Menschen haßte, als Leute, denen er, wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen, in seinem Taufbund entsagt hatte.— Doch wieder zur Geschichte seiner ersten Jugend!

Weil Herr Amtmann Schleicher auf dem Lande wohnte und von der nächsten Stadt (die ohnehin nur eine schlechte Trivialschule hatte) über drey Stunden weit entfernt war, so hielt er seinen Kindern einen Hauslehrer, oder sogenannten Hofmeister. Es war ein Candidatus Theologiæ, wie man's nennt;

nennt; ein ziemlich wohlgewachsner, gesunder, starker Bengel, der in T. und J. Logik und Metapysik, Dogmatik, Polemik, Moral, Kirchenhistorie, und, weil es damals Mode zu werden anfieng, auch ein Collegium über die schönen Wissenschaften gehört — von allem diesem, vielleicht zu seinem Glück, soviel als nichts gelernt — der Tochter in dem Bürgerhause, wo er wohnte, ein Kind gemacht — und sich übrigens für einen Studiosum Theologiä so ziemlich ehrbar aufgeführt hatte. Weil er nun, nachdem er absolviert und in patriam zurückgekommen, bey seinem Vater (einem ehrlichen aber mit vielen Kindern beladnen Schuhflicker in R.) nichts zu essen kriegte, hatte er sich, in Erwartung eines Bessern, bey Hrn. Amtmann Schleichern als Hauslehrer verdungen, mit der Hofnung durch Vorschub des Letztern den Pfarrdienst zu B*** nach dem Ableben des alten Pastors loci zu erhalten. Der Candidat hieß Thomas Schrager; gieng fleißig mit seinem Herrn Patron, oder allein mit seinem Hund, auf die Hühner- und Entenjagd: schäckerte gern mit den Mädchen und jungen Weibern im Dorfe, wenn sie Heu und Flachs dörrten; und wurde von jedermann (den Herrn Amtmann selbst ausgenommen) wie die Welt böse ist, in Verdacht gehalten, daß er mit der Frau Amtmännin etwas vertrauter lebte, als seine Schuldigkeit war; und wohl gar an der Fruchtbarkeit ihrer letzten Jahre einigen Antheil gehabt haben könnte.

Unter diesem Hofmeister gieng es nun dem kleinen Bonifaz (der etwan sechs bis sieben Jahr alt war, da er unter seine Aufsicht kam) so gut als er sichs nur wünschen konnte. Denn weil Bonifazchen der Liebling seiner Mutter, und überdies ein sehr schmeichlerisches Büchen war, und die kleinen Botschaften zwischen Mama und Herrn Thomas, wozu man ihn brauchte, mit großer Schlauheit auszurichten wußte: so war er sicher, daß er ungestraft faullenzen, den ganzen Tag in der Küche herumnistern, mit dem Gänsemädchen Possen treiben, seine Geschwister plagen, lügen, naschen, schleichen, horchen, kurz so unartig seyn durfte als ihm beliebte. Indessen, weil der Junge in seiner Kindheit ein gutes Gedächtnis hatte und eine Sache leicht faßte, so bracht' er es demungeachtet so weit, daß er in seinem zwölften Jahre teutsch und lateinisch lesen, leidlich schreiben, und in Erasmi Colloquiis die leichtesten ganz fertig exponiren konnte; — welches alles ihm dann bey seinen hochwerthen Eltern und ganzer hochansehnlicher Verwandtschaft, wie leicht zu erachten, bey jeder Gelegenheit nachgerühmt und zu großem Verdienst angerechnet wurde.

Unglücklicher Weise für Bonifazen, starb um diese Zeit seine liebe Mutter, und Thomas Schragen wurde wenige Monate darauf zum Pfarrerdienst in B***. befördert.

Die Fortsetzung nächstens. W.

IV.

Bittſchrift eines Liguriers an den Adel von Liguria.

Ich bin ſo glücklich geweſen, mit einigen von Ihnen im Briefwechſel zu ſtehen, von andern Auffoderungen dazu zu erhalten; vielleicht bloß darum, weil ich durch meine ſiebenjährige Entfernung von meinem Vaterlande demſelben eine gute Meynung von mir beygebracht. Iſt eine Nation in der Welt, die beſcheiden von ſich und groß von andern denkt, ſo ſind es die Ligurier; um ſo viel empfindlicher muß ich für die Achtung und Freundſchaft ſeyn, die Sie mir beweiſen. Zur Dankbarkeit fängt das aufgeklärte Europa, zu welchem Sie ſo unermüdet wallfarthen, gleichfalls an, geneigter und günſtiger von Ihnen zu denken; und ſich in den Lobeserhebungen, die es Ihnen giebt, nach und nach an den Verfaſſer der Deſcription de la Ligurie anzuſchließen, der Ihnen dafür nicht ungewogen ſchien, daß er ſich bey Ihnen ſatt gegeſſen.

Iſt jemals ein Land, von dem ich nicht als Patriot, ſondern als unpartheyiſcher Zuſchauer auf der Landkarte, ſehr große Hofnungen habe, ſo iſt es mein Vaterland: das auf einer Seite in Oſten, auf der andern in Weſten, auf der dritten in Norden, und auf der vier-

ten endlich gar in Süden hinabsieht; das die ** und die ** durchschneiden, die nur auf den Frieden und eine hohe Hand gewartet zu haben scheinen, um durch einen fast natürlichen Kanal, wie der bey Languedok, zwey Meere zu vereinigen, und einen Boden, der, wie zu den Zeiten Saturns, alles von selbst hervorzutreiben scheint, durch den Handel mit Essern zu bevölkern, als woran Ligurien alleine nur noch Mangel leidet.

Hauptsächlich aber gehen meine Aussichten auf Sie, g. H. und weil doch jedem Menschen der Fleck, wo er geboren ist, der Mittelpunkt von der ganzen Erde zu seyn dünkt: so erscheinen Sie mir nun in wahrer Atlaßischer Gestalt, als die Hauptstützen der Wohlfahrt der Welt, hauptsächlich aber des von unsern Vorfahren vom Heydenthum zum Christenthum und zur Leibeigenschaft bekehrten Liguriens, und als die Beförderer und Postmeister der von dem aufgeklärten Europa zur Wanderung gezwungenen Künste und Wissenschaften. Da ich nun als ein ächter Ligurier auf der Welt nirgends habe, wo mein Fuß Ruhe fände: so wollte nur durch dieses unterthänig gebethen haben, bey der langsamen und beschwerlichen Reise der neun Schwestern zu Ihnen, mir das Amt eines blasenden Postillions zu Fuß huldreichst anzuvertrauen.

Pu, pu — Kündige also hiemit an, daß der Ligurische Adel beschlossen, die Reisen, die er bisher in alle

Welt

Welt gethan, um ſich nach dem Befinden obbemeldter Damen zu erkundigen, hinführo einzuſtellen, da man von Frankreich und Italien aus ſicherer Hand vernommen, daß ſelbige, wie alle Frauenzimmer, wenn man in der Höflichkeit zu weit geht, nur ſpröder und unholder gemacht werden.

Pu, pu — Diejenigen Ligurier, denen ſonſt, wenn ſie von ihren Reiſen wiederkehrten, die Luft ſo enge ward, daß ſie bisweilen im Alter ſelbſt der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, ihre jugendlichen Reiſen noch einmal zu machen, werden hinführo mit allem Ernſt darauf bedacht ſeyn, ſich zu Hauſe ein wenig angenehmer zu betten, und, wie Peter der Große, mit dem, was ſie in der Fremde geſehn und gelernet, ihre Heimath glücklich zu machen. Sie werden alſo ihren Aufenthalt künftig in den Städten nehmen, die durch ihre Liebe zur Einſamkeit oder zu Pilgrimſchaften ins Land Kanaan an der Seine, bisher nicht haben aufkommen können, und in denen bis auf die kleinſten Bedürfniße und Annehmlichkeiten des Lebens fehlten, ſo lang die Reichen und Mächtigen nicht bey einander wohnten ſondern jeder ſeinen Eremitenhof für ſich machte. Sie werden dieſes um ſo viel eher freywillig thun, da ſie keinesweges geſonnen ſind, ſich (wie der franzöſiſche Adel im ſechzehnten Jahrhundert) durch die Politik der Fürſten dazu zwingen zu laſſen, die einem Luxus, der niemals wieder zur Induſtrie zurückkehrt, unmöglich ruhig zuſehen kan.

Pu, pu — Der Adel von Ligurien wird das, was er selber an den bessern Einrichtungen fremder Nationen in Ansehung des Baurenstandes, der Manufakturen, der Schulen u. s. f. wegen der vielen Reisekosten nicht hat gewahr werden können, seine Kinder wenigstens in den Stand setzen gewahr zu werden. Zu dem Ende wird er hinführo seinen Kindern und nicht ihren Hofmeistern die Reise bezahlen, und jene dafür lieber in öffentlichen Anstalten und in Städten unterrichten lassen, weil der Baum der Erkenntnis heuer nicht mehr auf dem Lande wachsen soll. Er wird seine Kinder sodann, wenn sie eine gute Fallmütze von Kenntnissen haben, lieber allein gehen lassen, damit sie gehen lernen: als sie bis ins Ehebette von einem Führer geleiten lassen, wodurch sie oft in die traurige Nothwendigkeit gerathen, zeitlebens einen Führer zu brauchen. Welches besonders in den Fällen, wo sie sich ganz allein auf sich selber verlassen müssen, höchst gefährlich ist; dagegen die wackeren Siegfrieds, die wohl ehemals ganz allein und heimlich und ohne Geld das väterliche Haus verließen, und Gefahren und Ebentheuer herzhaft bestunden, allemal im Krieg und Frieden die brauchbarsten Leute gewesen sind. Zumal da die heutigen Mentors sehr entfernt von der Götterschaft seyn sollen. Wird also der Adel hinführo seine Kinder zu Basedow ins Philanthropin geben; oder, wenn ihm das zu theuer ist, sie in den Stadtschulen, denen Dieses zum Muster dienen kann, mit Kenntnissen zu ihren künftigen Reisen verproviantiren,

ſiren, damit ſie in der Fremde zu leben haben und nicht mitten im Ueberfluſſe verſchmachten: Hernach aber Herrn Baſedow bitten, ihnen ſtatt der Hofmeiſter an jedem Ort ihres Auffenthalts Männer von Anſehen als Spionen ihres Wohlverhaltens zu beſtellen (die aber der junge Herr nie braucht kennen zu lernen) nach deren eingelauffenen Nachrichten ihm der Vater die Wechſel einrichtet. Welches Mittel der Poſtillion an verſchiedenen Exempeln ſchon will probat befunden haben.

—

Pu! Pu. Der Adel von Ligurien wird alſo, eh ihm von ſeinem Hofe die Erlaubniß zu reiſen (die nur Peter der Dritte ohne Einſchränkung geben konnte) entweder ganz entzogen oder eingeſchränkt wird, von ſelber auf ſeinen Landtägen den Entſchluß faſſen, ſie nur denen, die ſich durch beſondere Fähigkeiten und Talente auf den Schulen hervorgethan, zu bewilligen; da es immer beſſer gethan ſeyn wird, anſtatt das Mitleiden und die Liebe des aufgeklärten Europa mit ſo ſchweren Koſten zu erkauffen, daſſelbe lieber zu ſich herüber zu bemühen. Und hat er ſich feſt vorgenommen, niemals mehr in der Fremde das anzubethen was er in ſeinen Hoſenſäcken dahingetragen: ſondern dafür lieber mit geringern Koſten zu Hauſe zu bleiben, und Künſte und Wiſſenſchaften in der Perſon wahrer Künſtler und Gelehrten, die er von Windmachern und von ſeinen ehmaligen Mentoren nach und nach wird unterſcheiden lernen, in

ſeinen

ſeinen Schoos zu verſammlen. Wobey es ihn Wunder nehmen wird, wie es ihm in Ligurien ſo wohl werden, und er über dieſen reitzenden Umgang alle Reiſeparoxysmen vergeſſen, auch ſein Vaterland für etwas anders anſehen wird, als das Grabmahl, worinn er zu ſeinen Vätern verſammlet wird, und den Schutthauffen ſeines aufgegangenen Vermögens. Mich aber wird er die Gnade haben meines treuverwalteten Poſtillionamts ohne Trinkgeld zu entlaſſen, da ich nur der Ehre wegen gedient habe.

V.

Anzeige (*)
von den
Zeitungen aus der alten Welt,
die einige Gelehrte, vom 1 October a. c. an, nebſt den nöthigen Landcharten, wöchentlich zu 4 Stück, à ½ Bogen, herauszugeben geſonnen ſind.

Unangenehm iſts immer, oft auch kränkend und ſchimpflich genug, wenn man von dem, was in der Welt geſchah, faſt gar nichts weiß, und da verſtummen, und wohl gar erſtaunen

(*) Auf beſonderes Anſuchen wird dieſe Anzeige hier vollſtändig eingerückt, zumal das Vorhaben ſelbſt aller Aufmunterung würdig ſcheint. W.

ten muß, wo andere aus der Geſchichte der Welt viel Groſes und Denkwürdiges erzählen. Freude aber ſchaffts, auch Ehre, und ungemein viel Klugheit, wenn man von dem, was in der Welt geſchah, recht vieles überſchauen, und nach ſeinem Werth, und Quell, und Folgen, richtig zu beurtheilen im Stande iſt. — Die Geſchichte der Welt ſollte daher der geſittete Menſch mit allem Fleiße lernen, da ſie zum Vergnügen, zur Ehre, und zur Klugheit ſo ganz außerordentlich wirkſam iſt.

Woher ſoll er denn nun aber dieſe Belehrung von der Geſchichte nehmen, und auf welche Art ſoll man ihn darinn unterrichten?

Die eigentlichen Lehrbücher der Geſchichte, die können offenbar viel mehreres nicht ſeyn, als nur Regiſter der Begebenheiten. — Aus ihnen allein kann man gewiß weder lehren noch lernen, das, was den eigentlichen Werth der Geſchichte beſtimmt, — wie etwas geſchehen können? — warum es geſchehen ſey? und mit welchem Erfolge? — Und eben das, das ſollte man doch lernen, wenn die Erkenntniß der Geſchichte vergnügen, zur Ehre gereichen, und zur Klugheit leiten ſoll.

Man wird alſo den geſitteten Stand führen müſſen zu den gröſiern Werken der Geſchichtſchreiber.

Wer verſtehet denn aber alle die verſchiedenen Sprachen, in welchen dieſe Werke geſchrieben ſind? — Wer hat Geldes genug zur Ankaufung ſo vieler, und zum Theil auch theurer Werke? — Wem nutzen auch immer, und wen beläſtigen und verwirren nicht oft die darinn vorkommende, nur dem Gelehrten nützliche, Anmerkungen und Nebenunterſuchungen? — Und wem werden nun auch durch dieſe gröſeren Werke die Schick-

ſale

ſale und die Begebenheiten der Völker und der Zeiten begreiflich genug?

Wie die Räder einer Uhr, und die verſchiedene Rollen in einem Schauſpiele, ſo greifen die Schickſale und die Thaten verſchiedener Völker in einander. Und wie der, der einen reizenden und deutlichen Begriff von der Vortreflichkeit, die in der Uhr herrſchet, verlanget, nicht blos ein Rad einzeln und für ſich allein genommen, ſondern alsdann auch alle Räder in ihrer Verbindung mit einander betrachten muß: eben alſo muß auch der, der mit wahrem Vergnügen die Schickſale und die Thaten der Völker ſehen will, nicht blos ein Volk für ſich allein, ſondern zugleich auch alle Völker, die mit jenem den Schauplatz der Welt zugleich betraten, neben einander geſtellet ſehen: und dann wird es ihm einleuchten, wie derſelben verſchiedene Wirkſamkeiten gerade dieſen Erfolg, und nicht einen andern gehabt.

So neben einander ſtellet aber kein Geſchichtſchreiber die Völker. Alle ſtellen eine jede Völkerſchaft ſo einzeln dahin, und überlaſſen es dem Leſer, daß er ſich ſelbſten das Zerſtreuete ſammle: und das iſt denn ſchon Laſt und Beſchwerde für ihn. Das iſt eine Laſt und eine Beſchwerde, die ganz füglich mit der zu vergleichen ſeyn würde, wenn der Schauſpielſchreiber alle Rollen der Schauſpieler, jede einzeln und allein, dahin ſchreiben, und dann dem Leſer das überlaſſen wollte, daß er ſelbſt den Ort nun ſuche, wo jegliche hingehöret.

Wenn man derowegen der wirklichen Natur auch bey der Geſchichte getreu verbliebe, und dem zufolge die großen und denkwürdigen gleichzeitigen Begebenheiten der vergangenen Zeit aus allen Landen her, ſynchroniſtiſch parallel ſtellete, recht ſo, wie die Begebenheiten jetziger Zeit in unſern politiſchen Zeitungen in ſolchen Parallelen geſtellet werden; das heißt, wenn

man

man von Jahren zu Jahren, z. E. erſt was im Jahre 3500, dann im Jahre 3501, 3502; 3510, u. ſ. w. zu Babylon und zu Jeruſalem, zu Memphis und zu Athen, zu Rom und zu Carthago, u. ſ. w. zugleich geſchah, von eben dieſen Jahren, und von eben dieſen Orten her, allenfalls in wöchentlichen öffentlichen Blättern, gerade ſo zugleich berichtete, als unſere Zeitungsblätter das zugleich berichten, was zu Bagdad und zu Cairo, zu London und zu Wien, zu Berlin und zu Paris, zugleich geſchichet: So ſollte man denken, müßte nicht nur:

1. Die Geſchichte über die Maaße vergegenwärtiget, anſchaulicher, und dem Gedächtniße eindringlicher werden können, ſondern es müßte

2. Auch dieſelbe dem Verſtande begreiflicher, und eben deswegen auch reizender und unterhaltender werden; weil durch eben dieſe Nebeneinanderſtellung gleichzeitiger Völker, alle ihre mannigfaltige Wirkſamkeiten und derſelben Einflüße von ſelbſt vor Augen liegen müßten. Ja man ſollte

3. Auch denken, man würde ſich um die Eltern, um alle Privat-Lehrer, um die Jugend, und überhaupt um alle und jede, die die Geſchichte lernen wollen, recht ſehr verdient machen.

Denn vorausgeſezt, daß eine gute und vollkommne Wahl getroffen und gut erzählt würde; ſo erhielten durch ſolche Zeitungen gewiß auch die Eltern und die Lehrer, und überhaupt ein jeder, der die Geſchichte lernen will, auf die wohlfeileſte und leichteſte Art, das, was ſie ſuchen, und hätten nicht nöthig, ſo ungemein viel Quartanten und Folianten zu leſen, um für ihre Lehrlinge, oder auch für ſich ſelbſt, die erſte richtige und hinlängliche Kenntniß der Geſchichte zu erhalten.

Und

Und sollten denn nicht überdem 4tens auch solche wöchentliche Blätter ein wahres und nützliches Vergnügen gewähren, dem gelehrten Publikum sowohl, als auch dem andern?

So synchronistisch-parallel hat denn doch noch kein Gelehrter die Geschichte gelesen. Neu ist also diese Vorstellungsart, und dennoch gut, und also gewiß auch angenehm, selbst dem, der ein Kenner der Geschichte ist. Und zürnen wird er gewißlich nicht, wenn solche Blätter ihn, oft unerwartet, mitten in seinen Berufsgeschäften, an Dinge erinnern, die ihm groß und würdig sind.

Ein jeder anderer aber, der ist denn doch immerdar beseelt von einem Triebe, etwas Neues und Denkwürdiges zu hören. Und bey dem unerschöpflichen Reichthum der Geschichte, sollte er da nicht dessen allemal gewiß seyn können, daß er in einem jeden dieser Blätter Sachen von vielem Gewichte, die ihm recht große Neuigkeiten sind, ganz zuverläßig finden werde?

Dieß sind ohngefähr die Gründe, durch welche bewogen, einige Gelehrte sich dahin entschlossen haben, ihre ganze Thätigkeit einige Jahre hindurch auf solche obbeschriebene wöchentliche Blätter, oder auf Zeitungen aus der alten Welt, und auf deren Ausarbeitung zu verwenden. Und dieß ihr Vorhaben zeigen sie hiermit nicht nur öffentlich an, sondern sie versprechen auch feyerlichst:

1. Nichts unerhebliches, sondern nur allein das, und zugleich auch alles des, was erheblich ist, und was zu desselben Begreiflichkeit gehöret, aus der Geschichte zu melden.

2. Sich aller Arbeiten der um die Geschichte verdientesten Männer in dem Grade zu bedienen, daß ihre Leser allemal gewiß

wiß seyn können, daß das, was sie als wahr oder unwahr, gewiß oder ungewiß lehren, in der That auch wahr oder unwahr, gewiß oder ungewiß sey, nach dem Urtheile der weisesten Männer, und daß sie daher ganz nicht erröthen dürfen, wenn sie diesen Blättern zufolge, auch öffentlich in Gesellschaft etwas entweder leugnen oder behaupten.

3. Dergestalt zu schreiben, daß die Jugend insonderheit, als welcher sie recht eigentlich dienen wollen, sie allemal fasse, daß doch aber auch niemand mit Eckel und Widerwillen sie lese.

4. Um eben dieser Jugend willen, wenn sich nur eine mittelmäßige Zahl der Pränumeranten findet, diese Zeitungen auch in der reinesten, aus den besten Autoren genommenen lateinischen und französischen Sprache herauszugeben, indem sie gewiß sind, daß man bey einer fleißigen und vernünftigen Lesung solcher Zeitungen, zuerst in teutscher, und dann in lateinischer und französischer Sprache, die Jugend in diesen Sprachen auf eine ihr angenehme Art, unendlich weiter bringen werde, als sie auf einer andern Art zu bringen ist. Und welcher Lehrer sollte nicht diesen so leichten Weg mit seinen Untergebenen wandeln?

5. Zu mehrerer Verständlichkeit der Vorfälle auf Erden, und zur Beförderung der geographischen Kenntnisse, die nöthigen Landcharten abstechen zu lassen, und sie den Zeitungen beyzufügen.

6. Mit der Geschichte selbst den Anfang da zu machen, wo der fabelhafte Zeitraum, der die Jugend und das nicht gelehrte Publikum nur verwirren würde, sein Ende nimmt. Jedoch mit dem Versprechen, daß sie denen, die es etwa verlangen

ſollten, auch in Anſehung dieſes Zeitraums, auf eine zwar beſondere, doch aber gleichförmige Art, dienen wollen.

7. Die Geſchichte ſelbſt in Abſchnitte zu theilen, und beym Ende eines jeden, Titelbogen und Regiſter den Intereſſenten unentgeldlich zu liefern, damit dieſe Blätter auch als ein Buch betrachtet, und zum Nachſchlagen gebraucht werden mögen. Und dann endlich

8. Auch für guten korrekten Druck und weiſes ſtarkes Papier um ſo mehr zu ſorgen, je mehr ſie wünſchen, daß ſowohl Eltern als Lehrer, wenn ſie für ſich dieſe Blätter geleſen, oder von gröſſern Kindern haben leſen laſſen, ſelbige zurücklegen, und auf ſpätere Kinder, ja auf Kindes-Kinder aufbewahren mögen.

Dieß iſt ihr Vorhaben und Verſprechen, und zur Erfüllung deſſelben erwählen ſie den Weg einer nur vierteljährigen Pränumeration, damit ein jeder zurücke treten könne, falls ſie ihm nicht genugſam ſind.

Wie übrigens der Kaufmann, Herr Lube, auf dem Mühlendamme, die vierteljährige Pränumeration, ſowohl auf die teutſchen, als auch auf die lateiniſchen und franzöſiſchen Exemplare, jede à 18 Groſchen, für die in Berlin wohnende übernommen hat; ſo werden alle auswärtige reſp. Poſtämter Teutſchlands ſo ergebenſt als angelegentlichſt gebeten, die Pränumerationen ihres Orts gütigſt zu übernehmen, und den vierteljährigen Pränumerations-Preis, à 1 Rthlr. 6 Gr. zur Beförderung eines ſo nützlichen Inſtituts, menſchenfreundlichſt zu genehmigen, auch von dem königlich-preußiſchen Hof-Poſt-Amt zu Berlin die nöthigen Exemplare zu verſchreiben, und die eingegangenen Pränumerations-Gelder, nebſt der Beſtimmung, ob

auf

auf teutſche, lateiniſche oder franzöſiſche Exemplare pränumerirt ſey, beſonders dieſes mal frühe, und wenigſtens drey Wochen vor dem 1ſten October, an das gedachte Hof-Poſt-Amt einzuſenden. Berlin und Halle, den 1ſten Junii 1776.

VI.

Briefe über die hohe Kameralſchule zu Lautern.

Erſter Brief.

Die verlangte Nachricht von der Kurfürſtl. hohen Kameralſchule zu Lautern, muß ich, Verehrungswürdigſter Freund, mit einer Anmerkung, die weder neu noch unbekannt iſt, anfangen. Es iſt dieſe.

Die Gelehrten Geſellſchaften und die Privatſchriftſteller haben die Abſicht die Wiſſenſchaften zu bearbeiten, zu erweitern, und einen Schatz von brauchbaren Kenntnißen zu ſammeln. Und die Schulen, die nach und nach aus dem Bedürfniß entſtanden ſind, die Menſchen zu ihren Beſtimmungen anzuziehen, und im menſchlichen Leben brauchbar zu machen, haben dieſen Schatz zu benutzen, und für jede Klaſſe der Landesinwohner ihre Mitglieder, ſo wie für jedes Fach von Aemtern tüchtige Männer zuzubereiten. Kein Inwohner, von welcher Klaſſe er ſeyn mag, ſollte alſo gefunden werden, der nicht die ihm nothwendigen Kenntniße beſäße, oder ſie hätte erlernen können: nie ſollten dieſe und jene Aemter Mangel an geſchickten Män-

nern haben, der vielmehr vom Mangel an denen zu ihrer Bildung nöthigen Schulen, als von andern zufälligen Ursachen herkäme. So verlangt es die Absicht der Schulen und das Beste des Landes. Was für Gattungen von Schulen nöthig seyen, ist nicht unmöglich zu bestimmen, wenn man nach der Reihe untersucht, was für eigenthümliche Geschicklichkeiten und Kenntniße für jede Klasse und jeden Stand der Inwohner, und für jedes Amt des Staats erfordert werden. Hier ist Stoff zu einer Frage, nicht zu einer von den blos speculativen, die nur eine süße Erholungsstunde dauern soll. Und übel wäre es, wenn sie zuerst in der Stube eines Gelehrten, und nicht eher in der Seele eines Regenten, oder in seinem Kabinet entstanden wäre. Ist dieses denn nicht die Frage, die dem Landesherrn vor allen andern Fragen einfallen muß? Er soll und will das Land beherrschen, und dessen Wohlfahrt durchaus bestellen. Muß Er daher, da Er unmöglich Alles in eigener Person verwalten kann, nicht Mit- oder Unterarbeiter suchen, ehe Er an das Regierungsgeschäfte Hand anlegt? Ja! muß Er nicht seine Regierung damit anfangen, daß Er diese seine Gehülfen in die verschiedenen Posten des Regiments sezt? Deswegen muß seine erste Frage seyn: Wo sind Männer, welchen ich alle und jede Geschäfte, die zum allgemeinen Wohl nothwendig sind, zuversichtlich anvertrauen könne, so daß ich gewiß seyn möge, diese Geschäfte werden eben so vollkommen ausgerichtet werden, wie wenn ich ihnen selbst persönlich vorstünde? Die nächste Frage nach dieser ist: Kann ich künftig immer solche Männer finden, und meinem Thronfolger hinterlassen? Sind Anstalten da, wo solche erzogen werden? Und sind dergleichen Anstalten und Pflanzschulen nach allen Gattungen da? Eine ähnliche Frage wird sich Ihm anbieten, aus der Er sich kein geringeres Anliegen machen wird, wenn Er die Klassen und Stände der Inwohner, diese Glieder, die das Ganze der Gesellschaft ausmachen, durchschauen wird.

Bekanntlich haben die hohen Schulen gewiſſe Klaſſen von Lehrern, oder Fakultäten, wo ſich Jünglinge zu einigen Bedienungen von Aemtern zubereiten können. Immer ſind aber noch Aemter da, für welche von dieſer Seite noch nicht geſorget iſt. Und wenn der Landesherr manchmal tüchtige Männer dazu findet, ſo hat Er ſie ihren Gaben und Fleiße, oder andern Urſachen, wodurch ſie brauchbar gemacht worden, keinesweges aber öffentlichen akademiſchen Anſtalten zu verdanken. Gerade das Kabinet, die Geſandſchaften, die mancherley Collegia, die unter des Landesherrn Augen für die Landeswohlfahrt ſorgen, und andere mehr oder minder wichtige Aemter am Hofe, in der Reſidenz und in dem Lande herum, die ſowohl zur Kirchen- als Civil- und Militärverfaſſung gehören, finden auf keiner Univerſität Fakultäten, oder vollkommene auf dergleichen Abſicht eingerichtete Lehrſtüle, wo die Oekonomie eines ſolchen Amtes gezeigt, und die der Führung deſſelben eigenthümliche Theorie mitgetheilt würde.

Lehrer finden ſich zuweilen auf Univerſitäten, die durch Privatunterricht ſolche wichtige Lücken zu erſetzen ſuchen. Aber unvollſtändig, auch bey ihrem beſten Willen, unermüdetem Fleiß, und auserleſener Geſchicklichkeit dazu, wird allezeit der Erfolg ihrer Bemühung bleiben, ſo lange ſie nicht mit einigen andern Lehrern verbunden, und mit ihnen einzig zu dieſem Zwecke beſtellt, einen vollſtändigen Lehrſtul ausmachen.

An Schriften iſt ebenfalls kein Mangel, die mit vielen zu ſolchen Aemtern dienlichen Kenntniſſen und Grundſätzen angefüllt ſind. Und bereits haben Männer von Geduld und Scharfſichtigkeit, deren Andenken ihren glücklichern Nacharbeitern heilig ſeyn muß, angefangen, dieſe verſtreuten Materialien zu ſammeln, zu läutern, und daraus nach und nach theils ſelbſt brauchbare Lehrbücher aufzuſtellen, theils andern die leichtere

Mühe zu hinterlaſſen, ſie ihrem Zwecke etwas näher zu bringen. Warum gefällt es doch nicht Männern in den Aemtern ſelbſt, zu welchen dergleichen Bücher den Weg bahnen und die Grundkenntniſſe ertheilen ſollen, die patriotiſche Mühe zu übernehmen, einige von den beſten dieſer Schriften mit kurzen, aus ihrer Amtsführung genommenen, Anmerkungen zu berichtigen, und dieſe bekannt zu machen? Könnten Verfaſſer ſolcher Schriften eine ſchätzbarere Belohnung dafür wünſchen, als dieſe Zurechtweiſung und Hülfe, wodurch ſo wichtige Theorien unendlich leichter und ſchneller ihrer möglichen Vollkommenheit und Brauchbarkeit ſich nähern würden?

Eigenliebe und Einbildung iſt es gewißlich nicht, wenn jemand mit Hand anlegt, irgend einem der berührten Mängel an Schulen abzuhelfen. Je mehr einer im Stand iſt dem Schaden nachzuſpüren, der aus dieſen Mängeln entſteht, je patriotiſcher man ihn fühlt, je mehr man begreift, was für Eigenſchaften eine Anſtalt haben müſſe, durch die dergleichen Mängel ſamt ihren ſchädlichen Folgen entfernet werden ſollen, je ſchwerer endlich die Bahn zu finden und zu brechen iſt: mit deſto mehr Furchtſamkeit wird man ſich daran wagen, mit deſto mehr Billigkeit Vorurtheile und Fehler beurtheilen, die gemeiniglich jenen Aemtern ankleben, welchen noch Pflanzſchulen und Theorien mangeln; und mit deſto geſetzterer Kritik wird man die Unvollkommenheiten der älteren hieher einſchlagenden Schriften unterſuchen, und den Werth ihrer beträchtlichen Vorarbeiten dankbarlich erkennen.

Einzig ein unbewegliches Vertrauen auf die gute Sache hat der Kurfürſtlichen hohen Kameralſchule zu Lautern ihren Anfang gegeben. Und ein Fortgang, der dem weder zu langſamen noch zu eilfertigen Gange der Natur ähnlich iſt, läßet unter den menſchenfreundlichen Begnadigungen unſers theuren

Karl

Karl Theodore, zuverläßig glauben, daß die Zeit bereits überſtanden ſey, wo das Werk reif und befeſtiget ſeyn ſolte.

Die Abſicht dieſer akademiſchen Anſtalt kann nicht ſeyn, alle die vorhin genannten Mängel zu erſetzen. So verſchieden die Aemter ſind, die noch über den gänzlichen Mangel ihrer Pflanzſchulen zu klagen haben: eben ſo verſchiedene und ſo viel eigene Lehrſtüle oder Akademien werden noch erfordert; aus deren Zahl die unſrige nur Eine iſt. Sie ſchränket ſich blos auf Einen Gegenſtand ein. Und dieſer iſt, die Landeshaushaltung. Denen alſo, (*) welchen die zur Landeshaushaltung achörigen Aemter vom Landesvater anvertraut werden, ſucht ſie den Weg zu zeigen und zu bahnen, auf dem ſie ſich zu ſolchen Aemtern geſchickt machen können. Der Landesvater, unter Seiner Leitung und in Seinem Namen ein beſonderes Collegium, die Landesregierung, führt die Landeshaushaltung, und zwar in der Abſicht, die Unterthanen in den Stand zu ſetzen, den möglichſten Vorrath zu ihrer zeitlichen Glückſeligkeit zu erwerben. Dieſer fließt aus drey Quellen, aus der Landwirthſchaft, der Stadtwirthſchaft, der Handelſchaft. Sie werden vom Landwirth, Stadtwirth und Handelsmann bearbeitet und beſchöpfet: vom Landesherrn aber zum Theil gezeigt, vornehmlich aber befördert, und in einem richtigen Zuſammenhang regiert. Dieſe drey Klaſſen von Landesinwohnern haben von dieſen drey Quellen eine andere Kenntnis nöthig, als die Landesregierung. Der Unterthan der dieſe Quellen bearbeitet und genießt, muß die kunſtmäßige Weiſe dieſes zu thun, oder den Mechanismus ſei-

(*) Unter einem Kameraliſten verſtehen wir nicht blos einen Finanzrath, den man fälſchlich einen Kammerrath nennt; ſondern einen Mann, der die ganze Landeshaushaltung wohl inne hat; der aber nach den meiſten teutſchen Höfen gewöhnlich den Landesregierungen einverleibt iſt.

nes Gewerbs, verſtehen: Die Regierung aber muß ihn ſo weit kennen als nöthig iſt, um dieſe Lebensart zu unterſtützen und zu leiten. Jeder kennt nur ſein Gewerbe: die Landesregierung bedarf eine gewiſſe Kenntnis von allen Gewerben. Die Unterthanen betrachten ihr Gewerbe unter dem jedem Gewerbe eigenthümlichen und Privatgeſichtspunkt: die Regierung ihren Einfluß in einander, und in das Ganze der Landeshaushaltung. Jeder betrachtet ſein Gewerbe ſo wie es iſt, und wie deſſen Ideal es mit ſich bringt: Sie, nach den wirklichen und nach den möglichen Kräften, und nach dem Bedürfnis des Landes und der ganzen Landeshaushaltung. Jeder beſitzet die Grundſätze ſeiner Kunſt, und der ihr eigenen Handgriffe, nebſt den Handgriffen ſelbſt. Er kennt die ganze Oekonomie oder Einrichtung ſeines Geſchäftes, die dazu nothwendigen Materialien, Werkzeuge, Gerechtſame, Verhältniſſe zu andern Gewerben, u. d. gl. Die Landesregierung hat von allen dieſem einen gehörigen Begrif, und jedes Departement derſelben hat außer dieſem allgemeineren, noch einen näheren Begrif von dem ihm beſonders anvertrauten Theil nöthig: aber einen andern als der Unterthan ſelbſt; den nämlich, der zu heilſamer Führung der Aufſicht erfordert wird. In der Kürze kann ich ihn nicht weiter und theilweis anzeigen. Eine umſtändliche Zergliederung jeder Hauptart der Gewerbe, und dann die Auseinanderſetzung deſſen was der Unterthan, und deſſen was die Landesregierung und jedes Departement derſelben, davon zu wiſſen hat, würde mich dismal allzuweit führen. Gleichwohl ſehen Sie ſchon, ſchätzbarer Freund, worinn der Zweck unſerer Kameralſchule beſtehe. Nicht darinn, Land- und Stadtwirthe und Handelsleute zu unterrichten: Dieſes muß von Schulen geleiſtet werden, die noch fehlen, und außer dem Kreis einer Kammeralſchule liegen. Ob aber, und wie weit auch dieſer Mangel ein Nebenaugenmerk unſerer Kameralſchule ſey, werde ich hernach mit zweyen Worten ſagen. Unſer Haupt- und eigentlicher

Zweck

Zweck iſt, Jünglingen, die ſich zu Kameral-Aemtern, zur Landesregierung, und denen davon abhängenden Aemtern geſchickt zu machen ſuchen, dazu richtige Anleitung zu geben. Es wird ihnen alſo gezeigt, daß die obengenannten drey Quellen es ſind, woher aller Vorrath zur zeitlichen Glückſeligkeit geſchöpfet werden kann: durch was für Wege ſie erweitert, bereichert, und befördert werden können: und (vielleicht die ſchwerſte Kunſt bey der Landeshaushaltung!) wie ſie regiert werden müſſen.

Die Führung der Landeshaushaltung, ſo wie überhaupt die ganze Regierung eines Landes, erheiſchet unterſchiedliche Ausgaben: zu deren Beſtreitung dem Landesherrn Kammergüter, Regalien und Steuern angewieſen ſind. Die Verwaltung dieſer Einkünfte hängt ſo unzertrennlich mit der Landeshaushaltung zuſammen: daß eben die Landesregierung, die der Landeshaushaltung vorſteht, und das Domänen- und Finanzcollegium, auch nothwendiger Weiſe die gedachte Verwaltung gemeinſchaftlich führen müſſen. Die Wiſſenſchaft dazu iſt ſchon in der Generalkenntnis des ächten Kameraliſten begriffen. Es verſteht ſich aber, daß die, welche einem dieſer Fächer ſich eigentlich widmen, den dazu gehörigen Theil von Wiſſenſchaft mit beſonderem Fleiße zu treiben haben.

Dieſe Betrachtungen ungefähr leiteten die Hand, als der Plan zur hieſigen Kameralſchule gezeichnet, die zu einer ſolchen Schule erforderlichen Wiſſenſchaften ausgewählt, und an einander gereyhet wurden. Ich habe nur nöthig mich diesfalls auf den öffentlich bekannt gemachten Plan zu berufen: der bereits zum zweyten mal gedruckt worden, und im Weſentlichen ganz unverändert geblieben iſt; zum Beweis, daß er nicht übereilt, ſondern reiflich überdacht worden ſey.

Ich ſchreibe Ihnen, werther Freund, ſo ungern Sachen, die Sie wiſſen. Wenn ich alſo einige davon nicht ganz unan-

geführt laſſe, ſo geſchieht es, um etwas von den Gedanken zu zeigen, die bey dieſer Sache überlegt worden ſind, und noch ſtets vor Augen behalten werden. Zween Menſchen, die ſich zu zwey verſchiedenen Geſchäften die Kenntniſſe ſammeln, ſchöpfen oft aus einerley Wiſſenſchaft, und der eine nimmt ganz was anders daraus, wie der andere. Unſere Kameralſchule lehrt daher die Staatswirthſchaft anders, als ſie ein Erbprinz, ein zum Kabinet beſtimmter junger Herr, und ein künftiger General zu lernen hat. — Das Finanz- und das Policeywesen aber faßt ſie unter ſeinem Hauptgeſichtspunkt, und in ſeinem ganzen Umfang. Ihr allgemeiner Zweck läßt ſie nicht irren. Dieſer iſt: Die Landesregierung muß die Landesinwohner in den Stand ſetzen, allen möglichen Vorrath zu ihrer zeitlichen Glückſeligkeit zu erwerben. Und alles was unmittelbar (ich ſage, unmittelbar) dazu beyträgt, gehört unter das Amt der Regierung. — — Die Land- und Stadtwirthſchaft, und die Handelſchaft ſieht ſie nicht von der Seite an, wovon jeder, der ſie treibt, ſie anſehen muß: ſondern von dem Standort der Landeshaushaltung. — — Die Philoſophie, reine und angewandte Mathematik, Naturlehre, Chymie, Naturgeſchichte, werden hier nicht ſo gelehrt, wie der künftige Theologe, oder Arzt, oder andere ſie lernen: ſondern ſo, wie ein ächter Kameraliſte ſie zu benutzen hat.

Dieſer Unterſchied iſt über die Maaßen groß. Er macht es möglich, aus den abgeſonderten Beyträgen der itzgenannten Wiſſenſchaften einen zuſammenhängenden proportionirten Körper von neuer Wiſſenſchaft aufzubauen. Auf ihm alſo beruht das Weſen, das Eigenthümliche und Unterſcheidende einer Kameralſchule.

Die Wiſſenſchaften alſo, die nach unſerem Begrif einem ächten Kameraliſten nothwendig ſind, und hier einem Studi-

renden

denden angewieſen werden, ſind ſo gewählt, daß derſelbe, ohne bey entbehrlichen Diſciplinen aufgehalten zu werden, ſogleich in die Laufbahn der ihm unentbehrlichen hineingeführt wird. Die Gränzen und der Geſichtspunkt einer jeden ſind ſo beſtimmt, daß er ſieht, was er von jeder zu lernen, und zu was er es anzuwenden hat. Alle endlich ſind ſo nach einander geordnet, daß er gleich bey der erſten zur folgenden, und ſo fort zubereitet wird; mithin ohne Verſtreuung und Zeitverluſt durch eine zuſammengehörige Stufenfolge zu ſeinem Zweck geleitet wird.

Aus dieſer Urſache ſind die hier feſtgeſetzten Wiſſenſchaften nicht allein gehörig unter die Lehrer vertheilt, und die Lehrſtunden beſtimmt: ſondern es iſt auch ausgemacht, daß die in jedem halben Jahre zu lehrende Wiſſenſchaften nicht neben — ſondern nach einander vorgetragen werden. Folgender Weiſe. Da jeder Lehrer nach der Regel täglich drey bis vier Stunden lieſt: ſo wird ſein halbes Jahr in drey oder vier Theile getheilt, und in dem erſten Theil mit der Wiſſenſchaft, die den folgenden vorausgehen muß, die täglichen drey oder vier Stunden erfüllt, und ſo weiter mit den übrigen Diſciplinen in dem zweyten und dem dritten Theil deſſelben halben Jahrs fortgefahren. Mithin werden die Studirende nicht nur jede halbjährige, ſondern ihre ganze akademiſche Laufbahn mit feſten Schritten durchgeführt.

Allerdings iſt ein vollkommener Kameraliſt ein mit vielerley und ausgebreiteten, lauter unmittelbar nützlichen, Kenntniſſen ausgerüſteter, und durch edle Eigenſchaften des Herzens verehrungswürdiger Geiſt. Er wird es aber zu der Zeit noch nicht ſeyn, da er die hohe Schule verläßt. Zufrieden, daß er auf der Akademie den ganzen Weg durchgeführt, und fähig gemacht worden iſt, nun ohne Führer von neuem durchzugehen, wird er durch Zeit, Erfahrung und Fleiß die ihm mögliche,

che, oder nöthige Stufe der Vollkommenheit Schritt vor Schritt, und zu rechter Zeit erreichen. — Und nun, mit solchen theoretiſchen Wiſſenſchaften ausgerüſtet, hat er die genaue Kenntnis des Landes, wo er in Dienſte tritt, zu erlernen: und wird erſt durch dieſe in den Stand geſetzet werden, ſeine theoretiſchen Kenntniſſe praktiſch mit dem gröſten Nutzen anzuwenden.

Außer der Hauptanſtalt, hat die hohe Kameralſchule zu Lautern, noch den Grund dazu gelegt, daß auch verſchiedene ſolcher Wiſſenſchaften, die in den Gränzen einer Kameralſchule und unſers Plans nicht nach ihrem ganzen Umfange begriffen ſind, dennoch auf Verlangen mit der Zeit jede für ſich und vollſtändig gelehrt werden ſollen. Dergleichen ſind: der Bergbau: die Forſtwiſſenſchaft: die Baukunſt: die Manufaktur- und Fabrikenkenntnis: die Renovations- und Feldmeßkenntnis: die Vieharzneykunſt: die Oekonomieverwaltung: u. a. m. Wovon der gedruckte Plan, S. 54 folgg. der zwoten Auflage, nähere Anzeige giebt.

Ihr Verlangen, Würdiger Freund, geht weiter, als Ihnen von mir in dieſem Schreiben geleiſtet wird. Da ich Ihnen itzund nur das Ganze im Zuſammenhang angezeigt habe, ſo ſollen Sie über jeden einzelnen Theil nach und nach in einzelnen Briefen Erklärung erhalten.

Mit der lauterſten Freundſchaft ꝛc.

Lautern,
den 31 Jul. 1776.

Ludwig Benjamin Martin Schmid,

Hofrath und Profeſſor der Kameralwiſſenſchaften, auch ordentlichen Mitglied der Kurfürſtlichen ökonomiſchen Geſellſchaft.

VII. An

VII.

An die Freunde der Naturgeſchichte. (*)

Ich glaube nicht, daß ich den Liebhabern der Schneckengehäuße eine gleichgültige oder wohl gar eine unangenehme Nachricht bekannt mache, wenn ich ihnen einen Wink von einer Geſchichte der Flußconchylien mit beſonderer Rückſicht auf diejenigen, welche in den Thüringiſchen Waſſern leben, die ich unter der Feder habe, gebe. Und wenn ich ihnen ſage, daß die Gebaueriſche Buchhandlung zu Halle den Verlag übernommen, und mit mir darüber eins geworden ſey, dieſes Werk in groß Quart mit ausgemahlten Kupfertafeln zu liefern: ſo wird ſich mit mir ein jeder Freund der Naturgeſchichte freuen, daß meine Arbeit in ſo glückliche Hände gefallen ſey. Denn wer die ausgemahlten Zeichnungen im Naturforſcher, oder nur in meinem erſten Theil der Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte kennet, der wird auch die große Sorgfalt kennen, mit welcher die Gebaueriſche Handlung dergleichen Arbeiten zu behandlen pflegt. Ich kann es zwar nicht ſagen, daß ich gerade der Erſte wäre, der ſich an eine vollſtändige Abhandlung über die Flußconchylien wagt. Nein, Herr Etatsrath Müller in Koppenhagen, und Herr D. Martini in Berlin, ſind hierinn meine Vorgänger geweſen, jener im 2ten Theil ſeiner *Hiſtoriae vermium*, und dieſer im IV Band ſeines Berliniſchen Magazins. Ich will auch beyde gelehrte Männer in ihren Arbeiten nicht tadlen; denn ich müßte meinem Herzen und dem lauten Beyfalle des Publikums, welches mit ſo hellen Augen ſiehet, widerſprechen: aber das darf ich doch ſagen, daß Plan, Vollſtändigkeit und Ausführung beyde Arbeiten übertreffen ſoll. Hier iſt der Plan; vom andern mögen

(*) Auf Erſuchen des Hrn. B. eingerückt.

dann denkende Leser selbst urtheilen. Das erste Kapitel redet von den Bemühungen älterer und neuerer Schriftsteller, die Conchyliologie der süßen Wasser aufzuklären. Was hier die Schriftsteller vom Aristoteles an, bis auf den heutigen Tag geleistet haben, es sey wenig oder viel, gut, mittelmäßig oder schlecht, nutzbar oder nicht, alles das gehöret in dem Plan dieses Kapitels. Ich glaube eine Beschäftigung von der Art, so mühsam sie auch immer seyn mag, so nützlich ist sie dem Leser, welcher die Naturgeschichte studirt, so vortheilhaft für dem Schriftsteller, wenn er weiß, was seine Vorgänger bereits bearbeitet haben, und was ihm noch zu bearbeiten übrig ist. Die Geschichte der Naturgeschichte ist noch gar nicht bearbeitet. Im ersten Theil meiner Abhandlungen machte ich einen Versuch darüber in Rücksicht auf die Insekten, jetzo soll ein ähnliches Verfahren mit den Flußconchylien unternommen werden. Vielleicht entschließe ich mich noch gar mit der Zeit die Geschichte der einzelnen Zweige, der Naturgeschichte zu bearbeiten. Das andere Kapitel betrachtet die Conchylien der süßen Wasser nach ihren äusern Theilen, oder nach ihren Schaalen. Vorläufig werde ich von den süßen Wassern selbst reden, wo man diese Schaalen findet, und diejenigen Beobachtungen bekannt machen, die ich besonders bey meinem ehemaligen Aufenthalte auf dem Lande über Teiche, über stehende Pfützen, und über größere und kleinere Bäche gemacht habe. Dann werde ich von den Schneckengehäusen selbst handeln, und ihren Bau, ihren Ursprung und die Verschiedenheiten betrachten, die man an ihnen wahrnimmt. Das dritte Kapitel wird von dem Thier reden, das die Schneckengehäuse der süßen Wasser bewohnet, und alle dessen Theile, die sichtbaren und unsichtbaren, betrachten. Im vierten Kapitel werde ich von den verschiedenen Eintheilungen der Flußconchylien handeln. Auch dieses Kapitel wird historisch seyn, eine jede Eintheilung aber, die irgend ein Schriftsteller vorgetra-

gen hat, werde ich beurtheilen; doch mit derjenigen Bescheidenheit, die ein Gelehrter dem andern schuldig ist, und die bisher das Gesetz war, nach welchen ich alle Arbeiten anderer Gelehrten betrachtet, gelesen, und beurtheilet habe. Das fünfte Kapitel soll von den Linksschnecken unter den Flußconchylien handeln. Linksschnecken, die von der rechten Hand nach der linken gedrehet sind, sind diejenigen, welche den Liebhabern der Schaalengehäuse für andern schätzbar sind. Die Flüsse haben sie eben so wohl als das Meer, aber an ihnen ist noch manches zu untersuchen, oder eigentlicher zu reden, man fängt sie erst an zu untersuchen, ob sie gleich unsre Vorfahren nicht ganz übergangen haben. Gualtieri glaubte sogar, die Linksschnecken gehörten nur für die Erde und die süßen Wasser. Er irrte zwar hier, wie noch neulich der gelehrte und um die Naturgeschichte so verdiendte Herr Garnisonprediger Chemnitz im Naturforscher bewiesen hat. Inzwischen beweiset doch der Ausspruch des Gualtieri, daß man von je her auf die Linksschnecken aufmerksam war, und sie kannte. — Im sechsten Kapitel werde ich die Flusiconchylien nach ihren Classen, Ordnungen, Geschlechtern und Gattungen beschreiben, und dieser Abschnitt wird der weitläuftigste und wichtigste in meiner ganzen Abhandlung seyn. Alle Schaalengehäuse, die ich entweder selbst besitze, oder aus andern Schriftstellern, oder durch die Unterstützung meiner Freunde kenne, werden in diesem Kapitel beschrieben, und sehr viele abgezeichnet werden. Das ganze Heer der Flußconchylien bringe ich in zwey Ordnungen, Muscheln und Schnecken. Wenn es Erfahrung ist, und es ist richtig, daß die Natur von den weniger vollkommenen Werken, auf die vollkommern fortgehet, so mache ich billig mit den Muscheln den Anfang, ob gleich beynahe alle Conchyliologen das Gegentheil gethan haben, denn ihr Bau ist viel einfacher, und weniger künstlich, als der Bau der Schnecken. Die Muscheln theilen sich in

vier

vier Geſchlechter ein: Breite und kurze Muſcheln, musculi; runde Muſcheln, Chamae, länglichrunde Muſcheln, Tellinae; und lange Muſcheln, Mytuli. Die Schnecken machen auch zwey Claſſen aus, ungewundene, das ſind die Patellen, gewundene, das ſind die eigentlichen Schnecken. Die eigentlichen Schnecken haben entweder gedrückte Windungen, oder erhöhete Windungen. Bey den Schnecken mit gedrückten Windungen, ſind dieſe Windungen an die Seite gedrückt, und dieſe heißen Neriten, Schwimmſchnecken; oder ſie ſind um den Mittelpunkt gewunden, und dieſe werden Poſthörner oder Ammonshörner genennt. Die Schnecken mit erhöheten Windungen, ſind entweder nur ein wenig erhöhet, oder völlig geſtreckt. Diejenigen Schnecken, welche völlig geſtreckt ſind, haben nur drey, oder mehrere Windungen. Zur erſten Claſſe gehören die Kahnſchnecken, die Ohrſchnecken und die Kräuſelſchnecken; zur andern Claſſe aber die Trompeten und die Schrauben. Meine Leſer ſehen hieraus, daß ich den Grund der Abtheilung nicht auf das Thier, ſondern auf die Schaale gebauet habe, eine Methode, welche bis auf unſre Zeit den meiſten Beyfall erlangt hat. Sie verdienet dieſen Beyfall, da ſie auf ſolche Kennzeichen gegründet iſt, die der Conchylie beſtändig bleiben, und auch dann noch übrig bleiben, wenn die Schaale keinen Bewohner mehr hat: auf Kennzeichen, die auch derjenige ſehen und ihnen folgen kann, der kein Thier ſiehet, und keine Gelegenheit hat Thiere zu beobachten: auf ſolche Kennzeichen, die leicht ſind, und ſo gleich in die Sinne fallen. Nach ſolchen Kennzeichen beſchreibe ich alle mir bekannte Flußconchylien, deren Anzahl nahe an zwey hundert würkliche Gattungen reicht; und vielleicht ſetzen mich Freunde in den Stand ihre Anzahl noch zu vermehren. Das ſiebende Kapitel wiederholet diejenigen Flußconchylien, die ſich in den thüringiſchen Waſſern aufhalten. Verſchiedene von denſelben ſind den Thüringiſchen Waſſern eigen.

Endlich

Endlich werde ich in dem achten Kapitel die Wurmgehäuse der ſüßen Waſſer betrachten, mich aber dabey vorzüglich auf die Thüringiſche Gegend einſchränken. Unter den Wurmgehäußen der See ſind doch einige von einer ſchaaligten Natur, und das entſchuldiget die Schriftſteller, welche die Wurmgehäuſe mitten unter die Seeconchylien geſezt haben: aber die Wurmgehäuße der ſüßen Waſſer haben eine ganz andere Natur. Die Materien zu ihren Gehäußen ſind alle erborgt, und der Wurm, der ſie bewohnet, verwandelt ſich endlich in eine Fliege, die den Kennern unter dem Namen der Phryganea oder Frühlingsfliege bekannt iſt. Ich werde daher die Wurmgehäuße der ſüßen Waßer nur als einen Anhang zu meiner Abhandlung betrachten.

Das wäre der Plan zu meiner Abhandlung, von dem ich hoffe, daß er Kenner und Liebhaber befriedigen werde. Aber ihr Wunſch iſt zugleich der Meinige, er betrift die Vollſtändigkeit. Was meine Kräfte leiſten können, das werde ich leiſten; ich will mich auch mit der Ausarbeitung dieſer Materie nicht übereilen, ob ich gleich ſchon ſehr viel Materialien geſammlet habe; und ich verſpreche daher dieſe Arbeit erſt auf die Oſter-Meße 1777, und wohl noch ſpäter. Aber dürfte ich nicht eine Bitte an die Liebhaber und Sammler der Gehäuſe der ſüßen Waßer wagen? Sie betrift gütige Beyträge zu meiner Arbeit. Flußconchylien aus entferntern Gegenden, aus Frankreich, die Herr d'Argenville beſchrieben hat, aus Senegall, die mir aus dem Adanſon bekannt ſind, aus China, die Müller und Martini hin und wieder anführen, aus Amboina, die im Rumph angezeigt werden: dieſe und mehrere Conchylien aus entferntern Weltgegenden, wünſchte ich mir zu beſitzen, wenigſtens in guten ausgemahlten Zeichnungen zu beſitzen. Wie ſehr würde ich mich freuen, wenn ich in der Folge öffentlich rühmen könnte, daß ich ſolche Beförderer meiner Arbeit gefunden hätte,

die mich mit Verträgen beschenkt, und die Schätze ihrer Gegend, wie ehnlängst ein gütiger Taube zu Zelle gethan hat, und wie ich aus Berlin, Koppenhagen, Regensburg und Dresden zuverläßig erwarte, mit mir getheilet hätten. Auch wenn sich in manchen Sammlungen Flußconchylien befinden solten, die noch in keinem Schriftsteller beschrieben, und noch gänzlich unbekannt sind: so bitte ich hierdurch auf das verbindlichste, mich mit diesen Seltenheiten bekannter zu machen. Ich werde meine Dankbarkeit für eine solche Güte und Unterstützung auf das Lebhafteste zu erkennen geben, und bey einem jeden einzelnen Körper, den ich durch meine Bitte erhalte, den Wohlthäter nennen, der mir ihn gegeben hat. Weimar, im Monat Julius 1776.

Johann Samuel Schröter,
Diaconus, und verschiedener gelehrter Academien und Gesellschaften Mitglied.

VIII.

Kritische Anzeigen.

Grundriß einer schönen Stadt. Oder Bemerkungen, was zum Anwachs und Erhaltung der städtischen Einwohner dienet, nebst Verfolg der Vorrede von der Wirkung des Klima auf die Gesetzgebung, zweyter und dritter Theil, groß 8vo, ein Alphabet. In Hamburg bey Bohn, wie auch im gülden a. b. c. In Leipzig bey Hilscher und in beyden Städten in den Adreßcontoiren anzutreffen.

Bey der Uneinigkeit einiger Kritiker, die den ersten Theil des angezeigten Werkes bald gerühmet, bald getadelt haben, finde ich es nicht unverantwortlich, das gelehrte Publikum, sowohl

ſowohl mit dem erſten Theil, als auch mit der Fortſetzung dieſes Buches, ſo unpartheyiſch, als es Schriftſtellern möglich iſt, ſelbſt bekannt zu machen, und alsdann jedem Leſer die Entſcheidung zu überlaſſen.

Die Betrachtung über die Wirkung des Klima auf die Geſinnungen und auf die Geſetzgebung und Polizeyanſtalten der Völker, erwählte ich zur Vorrede dieſes Werks. Sie iſt die Erweiterung einer gelehrten Ausarbeitung: de juribus diverſis, ex diverſitate climatum natis, des unſterblich verdienten ehemaligen hälliſchen Kanzlers, Juſtus Henning Böhmers, und man wird finden, daß der zweyte Theil dieſer Vorrede dem Haupt-Werke angemeßener iſt, als der erſte.

Der erſte Theil des Grund-Riſſes handelt von der Verſchönerung der Städte, und ich habe ihn alſo angeordnet, daß ich anfänglich von den Haupterforderniſſen einer Stadt, und dann von ihrer bequemſten Lage, ferner von der billigen Beſchaffenheit beym Eintritt ins Stadt-Gebiethe, auch beym Eintritt in die Vorſtädte, weiter von der Haupt-Stadt, und dann von den öffentlichen Ergötzlichkeiten, endlich von den Bequemlichkeits-Anſtalten, und zuletzt von den Gehülfen zur Verſchönerung der Städte, das zu meiner Abſicht erforderliche kürzlich bemerket habe.

Ob dieſe Anordnung logikaliſch iſt, können nur logikaliſch-denkende Leſer entſcheiden.

Der zweyte Theil zeiget in der Fortſetzung Bemerkungen mancher Mittel, die man in dieſen und jenen Städten längſt mit gutem Erfolg angewendet hat, ihren Anwachs bald durch Beförderung der Verehligung und der ehlichen Fortpflanzung, bald durch unzählige andere Reitzungen für Fremde zu vermehren.

Ich habe Fremde und Ankömmlinge, die man in manchen Städten gerne wünschet, in Personen von hohem Stande und Geburt, in Gelehrte und Begüterte, classificiret.

Hiernächst habe ich die zur Erziehung und zum Unterrichte nach den Städten gebrachte oder gesandte junge Mitglieder der Gesellschaft, und hiernächst die commercirenden Fabrikanten, Künstler und Handwerker, und endlich die geringsten Gehülfen zur Bequemlichkeit der Mitglieder der Gesellschaft dahin gerechnet.

Ob nun diese Eintheilung jedermanns Beyfall erhalten wird, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß alle meine Bemerkungen nicht gleich praktisch und anwendungsmöglich sind; jedoch verständige Leser werden dis auch wohl nicht anders erwarten.

Dem dritten Theil wünschte ich die größte Aufmerksamkeit, weil er der interessanteste ist. Hier habe ich einen ansehnlichen Theil der unzähligen Vernachläßigungen bemerket, dadurch in der bürgerlichen Gesellschaft täglich manche brauchbare Glieder verlohren gehen.

Die Folgen versäumter Kinderzucht, und manche Gemüther beunruhigende Gegenstände habe ich hier billig oben an gesetzet, und hiernächst die oft versäumten Anstalten gegen Schwelgerey und andere der Gesundheit nachtheilige Ausschweifungen, auch den Mangel der Aufmerksamkeit auf die Medicinal-Anstalten, auf kranke, schwangere und zarte Personen der Gesellschaft, so viel, als es hier möglich gewesen ist, bemerket. Weiter habe ich an die Folgen der Unterlassung einer strengen Aufsicht auf die Reinigung der Gassen und Wasserbehältnisse und der Unterlassung mancher Gefährlichkeiten auf den Gassen erinnert. Endlich

lich habe ich in dieſem Abſchnitte der Anſtalten gedacht, die man in wohleingerichteten Städten gegen Armuth, auch gegen Theurung, gegen Religionsverfolgung u. ſ. f. auch gegen Ueberſchwemmung, Feuersbrünſte u. ſ. f. zu Erhaltung der Glieder der Geſellſchaft vorzukehren pfleget.

Zuletzt habe ich §. 307. in möglichſter Kürze die Nothwendigkeit der Anſtalt betrachtet, welche die bürgerliche Geſellſchaft ſowohl im Winter als Sommer, zu Beförderung ergötzlicher Leibes-Bewegung, oder zu Erhaltung der Geſundheit ihrer Mitglieder von jedem Alter und Stande, erfordert.

Dis ganze Werk iſt faſt aus eigenen Bemerkungen zuſammengeſetzt, aus ſolchen, die ich gröſtentheils ſelbſt in manchen Städten in- und auſſerhalb Teutſchland wahrgenommen habe.

Weil es mir wohl bewußt war, daß der beſte Wille mancher Stadt-Regenten ſehr begränzet iſt; ſo hatte die Mittheilung meiner Betrachtungen keinesweges die Abſicht, Anſtalten in den Städten zu tadeln. Ich finde dagegen Urſache, Nachſicht zu erbitten, wenn man in dieſem Werke die Fehler meiner praktiſchen Reiſe-Anmerkungen antrift, oder wenn ich oft Dinge berühret habe, die nothwendig manchem Leſer ſehr wenig bedeutend ſcheinen dürfen.

Männer und Meiſter, die es wiſſen, wie mangelhaft unſere Erkänntniſſe ſind, werden gewiß, nach Maße ihrer Rechtſchaffenheit und Vermögens meinen guten Abſichten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und die Unvollkommenheiten bedecken, die ſich ſcharfſichtigen Augen in dieſem Werke nicht verbergen.

Hamburg,
im März. 1776.

Johann Peter Willebrand.

Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte 18ten B. 2tes Stück.

Dieſes Stück enthält 1) eine Abhandlung über die Gemäldeausſtellung der Bilderkünſte, die deswegen auſſer Sachſen nicht vollkommen als ein Beytrag zur Kunſtgeſchichte angeſehen werden kann, weil ſie zu ſehr in die Elege ausartet. II) Auszug aus Wartons History of Engliſh Poetry. III) Notizie iſtoriche degl' Intagliatori di Gaudellini Tom. II. Hier werden mit der Kenntniß eines Hagedorn und Heinicke die unzähliche Fehler in dieſer Geſchichte der Kupferſtecherkunſt berichtigt; und IV) Der franzöſiſchen Huberſchen Ueberſetzung der Betrachtungen über die Mahlerey mit Ruhm gedacht. V) Folgen treffliche Anmerkungen über das Buch: Verſuch über den Roman: deren Beherzigung allen jungen Schriftſtellern höchſt zu empfehlen iſt. VI) Nachricht von dem ſehr verdienten Dresdeniſchen Bildhauer Joh. Joachim Kändler. VII) Von Hrn. Richters Porträt, Leben und Kunſtſammlung. Den Beſchluß macht die gewöhnliche kurze Anzeige ausländiſcher Werke und Kupferſtiche, deren Beurtheilung, zumal der letztern, künftig mehr würklich Belehrendes enthalten, und eher von einen Künſtler (der oft mit Einem Wort einen Knaul guter Wahrheit hinwirft) als von ſo genannten Kennern abgefaßt werden möchten, die, wie Falconet ſagt, immer auſſer der Materie und nie drinnen ſind.

IX.

Fragen.

Ein Ungenannter ſendet mir nachſtehende Fragen zu, mit dieſen wenigen Zeilen begleitet: „Hier ſind einige

„Fra-

„Fragen, — — die ein Menſch, der ſich in„nigſt nach Wahrheit ſehnt, und keinen andern Wunſch „hat, als daß die Erde voll von Wahrheit, Gerech„tigkeit und Liebe ſeyn möchte —' in Ihrem teutſchen „Merkur zur Beantwortung vorgelegt zu werden wün„ſchet. O wenn doch — wahre Weiſe dieſe Fra„gen bald einer gründlichen naturgemäßen Auflö„ſung würdigen wollten!

1. Welches ſind die entſcheidende Merkmahle eines geſunden oder geraden Menſchenverſtandes, und woran zeigt ſichs dem Menſchenbeobachter gewiß, ob ein Mann gerade oder krumm, recht oder ſchief denkt?

2. Welches iſt die untrügliche Characteriſtick der reinen thätigen Menſchenliebe?

3. Kann Derjenige Gott aus reinem Herzen wahrhaftig lieben, der durch ſeine Lehren und ſein Leben dies zur Abſicht macht, daß die Fähigkeit der menſchlichen Seele, Wahrheit zu erkennen, nicht in ihrer ganzen Größe, und nach allen ihren Organen genützet werden kann?

4. Kann ein guter Menſch aus blos politiſchen Rückſichten den Schein eines Böſen annehmen?

5. Giebt nicht eine jede Idee, und so auch eine jede Empfindung, den Fibern des menschlichen Organismus eine besondere Modification ihrer Spannung und Richtung?

X.

Nachrichten von Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim.

Ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Muth verdient immer unsre Aufmerksamkeit, und wenn er beydes zu Bekämpfung des Aberglaubens und der Vorurtheile — in einer Zeit, wo die Reiche des Lichts und der Finsternis mit großer Macht um die Oberherrschaft stritten — angewandt hat: So verdient er im Andenken der Nachwelt zu leben, und seine Manes erwarten von ihr die Gerechtigkeit, die ihm seine Zeitgenossen versagten, oder zu erweisen unfähig waren.

An Aufklärung seiner Zeit Antheil gehabt zu haben, wird vielleicht dermalen von Manchem als ein ziemlich zweydeutiges Verdienst angesehen. Man hat so lang und viel an Aufklärung der unsrigen gearbeitet; daß Männer von Einsicht endlich auf den Gedanken gekommen sind: es sey der Sache zu viel gethan worden, und es möchte wohl Noth seyn, es wieder ein wenig dunkel um uns her zu machen. Wir lassen's für diesmal dahin gestellt seyn, wie viel hieran wahr seyn mag oder nicht. —

Aber,

Aber, wenn ſich auch behaupten ließe: daß eine gewiſſe Quantität Licht für das innre Auge des Menſchen zu viel ſey, und daß es ſchattichte Thäler und ſacri orrori in unſerm Mikrokosmus gebe, in welche mit der Fackel der Unterſuchung einzudringen — Nefas ſey: So wird doch ſchwerlich jemand behaupten wollen, oder vielen Glauben finden, wenn er behaupten wollte, „es „ſey überhaupt beſſer im Finſtern zu wandeln als im Licht.„ Denn ſo weit ſind wir wenigſtens gekommen, daß wir gewahr worden ſind: daß man z. Ex. bey Taglicht den Vortheil hat, vor ſich hin und um ſich her zu ſchauen, und alſo entweder ſeinen Weg ohne Führer zu gehen, oder wenigſtens ſehen zu können, wohin man geführt wird; ein Umſtand, der vielleicht den Führern nicht allezeit zu ihren politiſchen oder ökonomiſchen Geheim-Abſichten dienlich ſeyn mag, aber dem Geführten wenigſtens (es wäre denn, daß der Weg an den Galgen gienge) nicht leicht nachtheilig ſeyn kann. Dies vorausgeſetzt, möchte dann einsweilen, und bis Arimanius, der Gott der Finſterniß, ſeine ſchwarze Reichsfahne wieder mitten unter uns aufgeſteckt haben wird, als eine hinlänglich begründete Maxime angenommen werden dürfen: daß Männer, die vor zweyhundert und mehr Jahren zur Aufklärung der menſchlichen Köpfe etwas beygetragen haben — und alſo nunmehr todt ſind, und keinem von uns mit ihrer Fackel zur Unzeit unter die Naſe leuchten, oder ihm etwan ſein eigen Laternchen aus der Hand ſchlagen können — mit allem Fug unter die Zahl der guten Geiſter, die ſich ums Menſchengeſchlecht verdient gemacht, gerechnet werden mögen. Und ſo wiederfahre denn auch dem ehrlichen Cornelius Agrippa ſein Recht!

Dieſer Mann, deſſen Bild dem gegenwärtigen Stücke des T. M. vorgeſetzt iſt, und von deſſen Charakter, Leben, Schickſalen und Verrichtungen wir denjenigen von unſern Leſern, die ihn nicht ſchon ſelbſt eben ſo gut oder noch beſſer kennen als

mir, einige Nachrichten geben wollen, wurde in der Reichsſtadt Cöln im Jahr 1486 gebohren. Weil das alte und edle Geſchlecht derer von Nettesheim, woraus er abſtammte, ſich ſchon ſeit etlichen Generationen dem Erzherzogl. Hauſe Oeſterreich gewidmet hatte; ſo trat auch unſer Agrippa frühzeitig in Kayſer Maximilian I. Dienſte; anfangs als Sekretär. Weil aber dies ſein natürlicher Beruf wohl nicht war, ſo verwechſelte er bald die Feder mit dem Degen, den er eben ſo gut zu führen gelernt hatte, und diente dieſem Kayſer einige Jahre bey der Armee in Italien. Hier that er ſich bey verſchiednen Gelegenheiten ſo hervor, daß er zur Belohnung ſeiner männlichen Thaten die Würde eines Ritters (Equitis Aurati) empfieng. Da er aber mitten unter dem Geräuſche der Waffen nie aufgehört hatte, den Wiſſenſchaften, zu denen ihn ein überwiegender Hang hinzog, obzuliegen: ſo wollte er mit jenem militariſchen Ehrenzeichen auch die akademiſchen verbinden, und nahm die Würde eines Doctors der Rechte und der Arzneykunſt an. Agrippa hatte einen allumfaſſenden, freyen, feurigen, unruhigen Geiſt, der keine Feſſeln duldete, und ſich in keinen engen Bezirk eindämmen laſſen konnte. Er legte ſich (was damals die allgemeine Gewohnheit vorzüglicher Köpfe war) nicht auf Eine, ſondern auf den ganzen Cyclus der Wiſſenſchaften, die hermetiſche und cabbaliſtiſche Philoſophie mit eingeſchloſſen, die durch den berühmten Reuchlin wieder in groſſes Anſehen geſezt worden war; verſtund auch acht Sprachen, und darunter ſechs ſo gut, daß er darinn fertig und zierlich redete und ſchrieb. Sein Wiſſenstrieb und unſteter Geiſt trieb ihn, in den Jahren 1507 und 8 in Frankreich und Spanien herum. Im Jahr 1509 hielt er ſich zu Dole in Burgund auf, wurde unter die Lehrer der Theologie bey der hohen Schule daſelbſt aufgenommen; laſ' öffentlich mit groſſem Beyfall und Zulauf über Reuchlins wunderbares Buch de Verbo Mirifico (ein Werk, worinn R. darzuthun bemüht iſt, daß der Nahme

Jeſus

Jeſus der wahre Schlüſſel zu allen Geheimniſſen der ächten Cabbala, oder heiligen Philoſophie der Hebräer, ſey) kam aber darüber, wie natürlich, in groſſe Spänn und Irrungen mit den Mönchen, die Alles was von Reuchlin herkam, für höchſtgefährliches, ſeelenverderbliches Gift, und die hebräiſchen Buchſtaben und Wörter für Zauber-Charaktere und Beſchwörungs-Formeln anſahen. Agrippa, vermuthlich um ſich Eingang und Unterſtützung bey der berühmten Erzherzogin Margarethe von Oeſterreich, Gouvernantin der Niederlande, zu verſchaffen, ſchrieb ſeine Abhandlung: Von der Vortreflichkeit des weiblichen Geſchlechts; konnte aber damals nicht dazu kommen, ſie gedruckt zu ſehen. Denn die Hand der Mönche wurde ſo ſchwehr über ihm: daß er zulezt weislich die Parthey der Sicherheit ergriff, an einem ſchönen Morgen davongieng, und ſich nach England flüchtete; wo er (auſſer einer geheimen Negociation, über deren Gegenſtand er ſich nirgends erklärt) im Lauf des Jahres 1510 über die Briefe des h. Paulus arbeitete. Von da gieng er, mit neuem theologiſchen Vorrath befrachtet, nach ſeiner Vaterſtadt Cöln zurück; hielt daſelbſt theologiſche Vorleſungen über die ſogenannten Quaeſtiones Quodlibetales; konnte ſich aber vermuthlich mit den Mönchen zu Cöln nicht beſſer vertragen, als mit denen zu Dole. Denn er wurde des Quodlibetaliſchen Theologiſirens bald wieder ſo überdrüſſig, daß er ſeine verroſteten Wehr und Waffen wieder hervorſuchte, und ſich abermals nach Italien unter die Truppen Maximilians I. begab. Seltſam genug, aber vermuthlich eine Würkung der Reputation, worinn er ſtund, über Religions- und Kirchenſachen heller und freyer zu denken, als die Magiſtri noſtri ſeiner Zeit, war es, daß er um dieſe Zeit von dem Cardinal de St. Croix den Ruf erhielt, der Kirchenverſammlung von Piſa, als Theologus beyzuwohnen. Es iſt bekannt, daß dieſes Concilium, auf Frankreichs Anſtiften, wider Pabſt Julius II. Willen,

wiewohl in Kraft eines Verſprechens, das er bey ſeiner Erhebung auf den h. Stuhl zu Rom hatte von ſich geben müſſen, von den Cardinälen, unter der vorgegebnen Abſicht, den Gebrechen und Mißbräuchen der allgemeinen Kirche abzuhelfen, ausgeſchrieben wurde. Weil es aber durch die Bemühungen des Pabſts nicht zu Stande kam: ſo entgieng auch unſerm militariſchen Theologen dieſe Gelegenheit, neue Lorbeern auf Unkoſten ſeiner Ruhe einzuſammlen. Indeſſen muß er gleichwohl Mittel gefunden haben, ſich am Römiſchen Hofe in guten Geruch zu ſetzen; denn bald nachdem Leo X. den päbſtlichen Thron beſtiegen hatte, wußte ſich Agrippa ein Breve von dieſem Pabſte auszuwürken, worinn ihm wegen ſeiner Devotion gegen den h. apoſtoliſchen Stuhl, und wegen ſeines treufleißigen Eifers, die Unabhängigkeit deſſelben zu befördern, viel Lobes in Domino ertheilt wird; — welches wohl ſchwehrlich geſchehen wäre, wenn Leo, oder der Cardinal Bembo, der das Breve unterſchrieben, gewußt hätten, daß Agrippa zu einem Verfechter der Rechte der Kirche gegen den Römiſchen Hof auf dem Concilio zu Piſa beſtimmt geweſen war.

(Wegen Mangel des Raums muß die Fortſetzung dieſes Artikels auf künftigen Monat ausgeſtellt bleiben.) W.

XI.

Politiſche Nachrichten vom Jul. 1776.

Spanien.

Der Hof hat gegen Anfang dieſes Monats zween Expreſſen erhalten, den einen von ſeinem Miniſter zu Liſſabon, und den andern von Caregne, die ihm, wie man ſagt, eine umſtänd-

ſtändliche Erzählung von den verſchiedenen Feindſeligkeiten überbracht, die die Portugieſen an dem Fluße de la Plata ausgeübt. Man verſichert, daß ſie drey Forts angegriffen und eingenommen, und deren Beſatzungen zu Kriegsgefangnen gemacht haben. Kurz nach der Ankunft dieſer Expreſſen hat unſer Miniſterium deren zween andre abgefertigt, den einen nach Verſailles, und den andern nach London, und zu gleicher Zeit den Befehl an verſchiedne Regimenter ergehen laſſen, alsbald ſich nach den Grenzen von Portugall zu begeben. Die Nachricht von dieſen Feindſeligkeiten ſcheint durch einen Brief beſtätigt, den wir von Buenos-Ayres unterm Datum vom leztern 10ten April empfangen; deſſen weſentlicher Gehalt folgender iſt:

„Da die Portugieſen an der Zahl von 9 Europäiſchen Regimentern mit teutſchen und engliſchen Officieren auf einem Geſchwader von 30 Schiffen und 900 Kähnen den Rio grande heraufgefahren, ſo zeigten ſie ſich gegen Ende des März im Geſichtskreis unſrer Forts und Ländereyen. Die wenigen Truppen, die wir auf dieſer Seite haben, mit einiger Miliz verbunden, verſammelten ſich, um den Portugieſen zu widerſtehn. Den zweyten dieſes wurde unſer kleines Lager in aller Form angegriffen; unſere Truppen vertheidigten ſich mit aller möglichen Tapferkeit; allein nach einem Verluſt von ohngefehr 400 Mann wurden ſie genöthigt, der Ueberlegenheit der Anzahl zu weichen, und das Schlachtfeld mit dem Geſchütz und dem Kriegsvorrath zu verlaſſen.„

Wenn dieſe Neuigkeit bewährt iſt, wie alles ſie zu glauben veranlaßt, ſo ſcheint es, daß man nicht mehr zweifeln könne, daß Portugall der Krieg nicht bald werde erklärt ſeyn. In dieſem Fall ſieht man nicht, wie dieſe leztere Macht, da ſie wenig oder gar keine Hülfe von Seiten Engellands zu erwarten hat, das ſelbſt zu ſehr mit ſeinen Kolonien beſchäftigt

iſt,

iſt, der vereinigten Stärke von Frankreich und Spanien wird widerſtehen können.

Frankreich.

Die Kriegszurüſtungen zur See werden mit Wärme in unſern Häfen fortgetrieben, allein ihr Gegenſtand bleibt immer für das Publikum ein Geheimnis. Es giebt Politiker, welche glauben, daß, ohngeachtet aller dieſer Bewegungen, wir nicht ernſtlich an den Krieg denken; und daß unſre Abſicht alleinig ſey, den Engelländern Unruhe zu verurſachen, ſie zu nöthigen, ihre Stärke zu zertheilen, und die engliſchen Kolonien in ihrer Widerſetzlichkeit zu unterhalten, indem wir ſie Hofnung ſchöpfen laſſen, daß wir ihnen thätlich und offenbarlich beyſtehen könnten. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt das unvorſichtige und verwegne Verfahren der Engelländer unbegreiflich, in dem Umſtande, worinn ſie ſich befinden. Es ſcheint, daß ſie, mit nicht zufrieden, ſich unter ſich zu zerreißen, noch die andern Nationen auffordern wollen, ſie anzugreifen, und zu ihrem eignen Verderben beyzutragen; Und wirklich erfährt man, daß eine engliſche Fregatte, die auf dem Cap Finiſterre herumkreuzt, um die Fahrzeuge aufzufangen, die den Kolonien Kriegsvorrath zubringen, unter dieſem Vorwand ein franzöſiſches Schiff angegriffen, darinn herumgewühlt, es mit vieler Unanſtändigkeit unterſucht, und das Schiffsvolk ſehr mißhandelt habe. Zu andern Zeiten würde eine gleiche Beſchimpfung nicht ungeahndet geblieben ſeyn; allein unter einem wankenden und ungewißen Miniſterium, wie das unſrige, und bey einer erſchöpften Schatzkammer, würd es nichts außerordentliches ſeyn, wenn wir die Beſchimpfung der Engelländer nicht merkten, da wir keine Genugthuung dafür nehmen können.

Herr von St. Germain hat eine anſehnliche Einziehung in der Kriegskammer bewerkſtelligt, wo er 94 Unterbediente abgedankt; man rechnet, daß durch dieſe Einrichtung der

Staat

Staat jährlich über 200 tausend Livres gewinnt. Die einzige Arbeit, die Herr von Clugny seit seiner Erhebung zur Generalcontrolle gethan, ist die Unterdrückung der errichteten Lotterien, und die Errichtung einer neuen königlichen Lotterie von Frankreich. Der Vorwand zu dieser Umkehrung ist, zu verhindern, daß das Geld nicht aus dem Königreiche gehe, und die geheime Ursach ist, ein immerwährendes Kapital zu finden, welches selbst das Geld der Fremden herbeyziehe, und das man zur Noth angreifen könne.

Engelland.

Die Neuigkeiten von Amerika enthalten bis auf diesen Tag noch nichts entscheidendes. Man führt auf der einen und der andern Seite den kleinen Krieg zu Waßer; man nimmt sich wechselsweise Schiffe weg; allein diese besondern Gefechte haben keine entscheidenden Folgen. Von Seiten des Landes ist alles in Bewegung, alles kündigt den erbittertsten und hartnäckigsten Krieg an. Der Hof hat von letzterm Orte Briefschaften vom General Howe erhalten, die seinen Abzug von Halifax nach Neuyork mit den Truppen unter seinen Befehlen melden, und seine Vereinbarung mit dem großen Convoy, so ihm sein Bruder aus England zugeführt. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß man unausbleiblich die Nachricht von irgend einem wichtigen Treffen in diesem Lande erhalten werde. Die Meinungen sind immer noch sehr getheilt über den Ausgang des gegenwärtigen Streits mit den Kolonien; die eine behaupten, daß diese am Ende die Oberhand gewinnen, und sich unabhängig machen werden, unterdeßen die andern vergeben, daß sie ohnfehlbar überwunden und gezwungen seyn werden, die Oberherrschaft von Großbrittanien unter den Bedingungen zu erkennen, die das Ministerium ihnen wird auflegen wollen. Nur die Zeit kann dieses politische Problem aufklären; aber unter-

unterdessen kann man versichern, daß, wenn die Kolonien triumphieren, es nicht ohne die ausserordentlichsten Anstrengungen geschehen werde; denn es ist sehr gewiß, daß das Ganze der regulierten Truppen, Nationalen und Auswärtigen, die jetzt im brittischen Sold stehen, sich auf 82620 Mann erstrecke. Ausserdem, so beträchtlich auch schon die Macht ist, die bestimmt ist die Kolonien zu Paaren zu treiben, spricht man schon, noch ein zweytes Heer abzusenden, das aus den drey Regimentern Garde gezogen ist.

In diesen verdrüßlichen Umständen sehen einige Politiker nichts als feindselige Absichten in dem Verfahren der Höfe von Frankreich und Spanien, und sind überzeugt, daß die vereinigten Geschwader dieser zwoo Mächte bestimmt sind, einige unsrer auswärtigen Besitzungen zu überraschen. Allein unsre Minister, die ohne Zweifel sich besser unterrichtet glauben, verwerfen sehr alle Furcht, die man ihnen deswegen beybringen möchte, und erklären, daß Frankreich und Spanien weit entfernt sind, daran zu gedenken uns zu bekriegen. Bleibt übrig, zu wissen, ob diese Minister innerlich die nämliche Sicherheit haben, die sie von aussen vorgeben, um gegen die Widersprüche der Parthey das Wort zu führen, und nicht außer Verfassung zu scheinen.

Preußen.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten dieses Jahrhunderts, und insonderheit in der Geschichte Friedrichs des Großen ist die Reise, die der Großfürst von Rußland nach Berlin gethan, wo er den 24sten Jul. angelangt ist. Die Politiker betrachten die Zusammenkunft des Preußischen Monarchen mit dem jungen Prinzen, vermuthlichen Erben eines der mächtigsten Reiche von Europa, als ob sie die ersprießlichsten Folgen für die weitere Ruhe und Dauer des Glücks der Preußischen Monarchie haben dürfe.

Man hat in allen Zeitungen das Umständliche von den prächtigen Festen gelesen, die diesem Prinzen gegeben worden sind; wovon die Kosten, wie man sagt, an die zwey Millionen Thaler steigen.

Druckfehler.

In Nr. 7. Seite 89. Zeil. 23. leset *Sulphure* statt Sulphere.
In Nr. 8. Seite 134. Zeil. 7. l. Lucianisch statt Lucinianisch.

Der Teutſche Merkur.

September 1776.

I.

Kleinere Gedichte.

Romanze.

Drey Jungfräulein im Grünen
An einem Schleenzaun,
Die waren holder Mienen,
Goldgelbig, ſchwarz und braun.

Drey Jungfräulein im Grünen
Mit ihren Händen weiß,
Die ſpannen, zu verdienen
Sich einen Wetts-Preis;

Und ſangen hell im Grünen,
Die Vöglein ſangen mit:
Ein Ritter kam zu ihnen,
Sein Roß im ſtolzen Schritt.

Ihr Jungfräulein im Grünen!
Er ſtieg von ſeinem Roß:
Gefiel es euch zu dienen
In meinem Ritterſchloß?

Sollt Feyerkleider haben
Mit Perlen und mit Gold,
Und meinen Edelknaben
Befehlen, was ihr wollt.

Braun Mägdlein da: Mit nichten!
Uns ziemt nicht Perl und Stein;
Die trägt in Ehr und Züchten
Kein armes Jungfräulein.

Du schmähest meine Gaben?
Dein Häuslein fast zerfällt;
Dein Vater liegt begraben:
Wen hast du auf der Welt?

Braun Mägdlein etwas bitter,
Weil ihm sein Herzchen schlug:
„Wir brauchen keinen Ritter,
Und haben all genug.„

O Schwester! sahst du funkeln
Sein Aug' in Rach und Zorn?
Und da begannt zu dunkeln,
Da bebt der Schleendorn.

Herab, wie Ungewitter,
Von seines Schlosses Wall,
Herab der freche Ritter
Mit seinen Knechten all.

„Ach Schwesterlein! verderben
Soll unser Ehr und Zier;
Viel lieber Todes sterben!
Zum Vater kommen wir.„

Sie liefen, gleich den Winden,
Im dicken Wald umher;
Sie waren nicht zu finden,
Bis an das weite Meer;

Und saßen nun und nimmer
Am Schleenbusch im May;
Jedoch im Mondesschimmer
Alsbald der Englein drey!

Die sangen. Und am Morgen
Drey Blümlein nie gekannt,
Im Grünen halb verborgen,
Und Jungfräulein genannt! J. G. J'''

Dank für Werthers Leiden.

Genommen hab' ich die Balsamtropfen,
Sie schmeckten so süß; doch — halfen sie nicht;
Denn ach! bey Liebeskranken ist Hopfen
Und Malz verlohren — durch ein Gesicht!

Ja, Gott verzeih mir die schwere Sünde!
Oft glaubt ich gar: sie schadeten sehr!
Dann rief ich Kranker dir Arzt: Entzünde
Mein wallendes Blut nicht noch mehr!

Ach! du hast Oehl ins Feuer gegossen!
Sieh! wie mein ganzes Wesen glüht!
Bis endlich meine Thränen flossen,
Wie Wasser aus kochendem Topfe sprüht.

Doch wärs auch; so würd' ich nur mehr dir danken,
Nur mehr dir danken mit Herz und Mund!
Du giebst, was er will, Arzeney dem Kranken,
Und machst, wie ers will, ihn nicht gesund.

O Arzt! werth, daß ihn jeder preise
Dem seine Krankheit selbst gefällt!
O Arzt für Thoren und für Weise!
Arzt für die klein' und große Welt!

Arzt für den Reichen und den Armen!
Für deine Nachsicht mit Schwachheit empfang,
Für deine Schonung, für dein Erbarmen,
Statt kalter Bezahlung den wärmesten Dank!

Zelle, den 8 März 1776.

Von einem Ungenannten.

Sonnete.

VII.

Der kleine Hirt.

In einem Wirbelschlag, von Blättern, die herab,
Durch Winterſturm geschreckt, von meiner Linde fielen,
Trat ich, als wie verticft in zärtlichen Gefühlen,
Und seufzte tief, und dacht' an meines Mädchens Grab!

Da kam ein kleiner Hirt, und drehte seinen Stab
Den welken Blättern nach, als wollt er Haschen's spielen;
Doch sah ich schalkhaft ihn zu mir herüber schielen,
Als lacht er dieses Gramis, dem sich mein Herz ergab!

„Du, Kleiner, rief ich ihm, wie Schade, daß die Blätter,
„Die ſchönen Blätter da! herabgefallen ſind! „
Schon friſche geben wird die Huld der Frühlingsgötter!
Geduld! erwiederte das angenehme Kind;
Ich aber lächelte, gieng weg, und ſchämte mich,
Und fühlte, Glorie der Auferſtehung, dich!

E.

VIII.

Elmire.

In Sternbeſä'tem, blauem Mantel lag
Am Himmel ſchon die lieblichſte der Nächte,
So ſchmachtend ſchön, als ob ſie noch den Tag,
Durch ihren Reiz, zu überflügeln dächte!

Da kam das Kind, von göttlichem Geſchlechte,
Das, lieblicher als beyde, Nacht und Tag,
An ihrem Stolz, durch Einen Blick, ſich rächte!
Sie that den Blick, und Nachtigallen-Schlag

Empfieng Sie laut! Entzückendes Erſchrecken
Befiel der Sterne lichter Glanz; verſtecken
Mußt' er vor ihrem lichtern Auge ſich!
Was Wunder, wann, wie Gottes Blitz, auch mich
Ein Taumel traf, der ihren Sieg vollendet!
Sie ſah mich an; ich ſtand, als wie verblendet!

E.

IX.

Elmire.

Mit Reizen sah ich, Reizen ohne Zahl,
Ihr großes, lichtes Auge sich bewegen.
Ach! mir ins Herz fuhr ein gezückter Strahl,
Daß sichs ergoß, mit hundert tausend Schlägen!

Wie, wann herab vom Aether auf einmal
Des Weltgebieters Augen sich bewegen,
Und Donner dann und dichter Flammenregen
Herunter schießt auf Hügel und auf Thal!

O diese Schläge, Himmel! dies Zerreissen
Des überschwemmten Herzens, das hinaus
Aus seinen Ufern bricht, das aller Schleußen
Nicht achtet: Ach! nicht länger halt ichs aus!
Ihr Augen, schont, ihr lieblichen Entzünder,
Hüllt euch in Nacht, ach! oder leuchtet minder!

S.

X.

Die sterbende Elmire.

Elmire starb, ich hört' ihr letztes, leises Röcheln,
Elmire starb; ich sah ihr letztes, leises Lächeln,
Mit dem sie noch einmal am Christusbilde hieng,
Dann zu ihm selbst hinauf in ihre Heymath gieng!

Und um ihr Lager schwebt ein schauderhaftes Fächeln,
Wie, wenn ein Zephyr schwärmt um einen kühlen Spring!
Gewiß, ihr Engel wars, der dieses letzte Lächeln
Zu zeichnen in sein Buch, von Gott Befehl empfieng!

O lichs

O liebe Heilige, der Schönheit lichte Wonne,
Die Gott der Herr vertheilt in Sterne, Mond und Sonne,
Die dränge ſich vereint um deine Palme her!
Ein Wunder haſt du mir durch deinen Tod gegeben:
Dir ward die groſſe Kunſt, zu ſterben, nicht ſo ſchwer,
Als mir, noch Uebrigem, die kleinre Kunſt, zu leben!

S.

XI.

An Lacheſis.

Gar zu freundlich, lacht das Glück mich an!
Hunderttauſend Faden, ſo die holde
Gute Göttinn meinem Leben ſpann,
Sind' Geſpinnſt von gar zu feinem Golde!

Dein Geſpinnſt von gar zu feinem Golde
Irrt die Neider! Knüpfe dann und wann,
(Daß die Neider klatſchen) liebe Holde,
Mir ein Endchen grobes Werk daran!

Nur was Grobes leiden ſie an mir,
Dieſe Schurken, die, wie Hunde, klaffen.
Denn ſie ſelbſt (Prometheus ſteh' dafür!)
Sind, zur Schmach, aus ſolchem Stoff geſchaffen.
Drum, o Göttinn, knüpfe dann und wann,
Mir ein Endchen grobes Werk daran!

Fl.

XII.

An mein Thal.

Du kleines, holdes Thal, das, meiner Liebe wegen,
Mit ewig jungen Reiz, wie Enna, ſich verſchönt,
Wo ſänftiglich genährt von Nachtigallenſchlägen,
Verliebte Schwermuth ſich auf Schäferſtäbe lehnt:

Wie hat mein Herz zu dir ſo gern ſich hingewöhnt!
Die kleine Freyheit, ſich auf deinen Schoos zu legen,
Und zärtliches Verhör mit jedem Wunſch zu pflegen,
Iſt mehr als höfiſch Glück, das einem Fürſten fröhnt!

O grübe Stamford hier, wenn nun mein Wanderſtab
Nicht weiter tragen will, mein unbekanntes Grab!
Oft würden ſich darauf die Nachtigallen ſetzen
Und ſingen: Liebender! ſchlaf, Liebender ſchlaf wohl!
Und käme Minna dann, mit Thränen es zu netzen —
Den Fürſten will ich ſehn, der ſchöner ſchlafen ſoll!

G.

Die Zeiten der Liebe.

Es führte mich ein Gott zu dir
Und ſahe deinen Blick,
Und neue Luſt fühlt ich in mir,
Verdoppelt all mein Glück.
Mein ganzes Herz nur dich erkohr,
Wünſche ſtets um dich zu ſeyn,
Und alle Rückkehr ſich verlohr;
Nur du! nur du! warſt mein.

Der Freudentage ſonder Zahl
Zählt ich ſchon in dem Sinn:
Kann da nur ſeyn ein Schein von Qual
Wenn ich um dich ſtets bin?
Wo ganz mit jedem Athemzug,
Mit jedem Blick ſo voll,
Mit jeder Mine lieb und klug
Die Freude dir entquoll!

Wo deine traute Engelsſtimm
Mein Herz in Wonne kehrt —
Und es dir bangend zuwinkt: Nimm,
O nimm was dir gehört!
Nimm hin des Jungen treue Lied,
Nimm wahr in ſeinem Aug
Die Thräne zitternd hell und träb,
Daß ſie zur Treue tang.

Und doch wo ſind die Tage hin
Umglänzt von dieſem Wahn?
Wo iſt der heilge Gewinn
Auf dieſer Liebesbahn?
Wo iſt des Kämpfers Freudenziel,
Des Siegers Ehrenkron? —
Herz, auf! Noch ſind der Proben viel,
Mag ſchönen Tods davon!

Aarſet

An Eliſe.

Hier ſteh ich und athme
Athem meiner Seele nur
In dir hinüber Eliſe!

Steh gedankenlos,
Und träume, seufze nur
Zu dir hinüber Elise!

Ach in die Gegend hinaus
Die du wandelst, wo die Sonne
Schöner herunter blickt dich zu erfreuen —
Blick ich in Träume.

Mir schwindt meine Sonne!
Verzückt in die Lichtsphäre
Um dich herum
Träum ich mich schaudernd
Hin zu deinen Füßen,
An deinen Hals,
In deine Arme —
Im hohen Olymp!
O Erde unter mir!

Ach! und doch wachend,
Tief, allein, nur träumend,
Seufzend!

Ebenderselbe.

An ihr Bildniß.

In fernen Landen weit von dir,
Du Engel, ach! entfernt,
Geht doch dein Bildniß stets mit mir
Und hat mich dort und hat mich hier
Gedult und Muth gelernt.

Wann alles alles mir verhaßt,
Die ganze Welt mir schwindt:

Dann

Dann eil' ich ſchnell dem Bildniß zu
Und ſaug' aus deinen Zügen Ruh,
Mein Blut wird neu entzündt.

Ich küß und drück's an meine Bruſt,
Mein Geiſt ſchwingt ſich empor!
Dann denk ich mich ganz zu dir hin,
Vergeß daß ich weit von dir bin
Und ſag dir alles vor.

Ich ſag dir tauſend tauſendmal
Daß du mir Alles biſt.
Auf 's arme Herz die Hand gelegt
Zeig ich mit Blicken wie es ſchlägt,
Wie du ihm alles biſt. —

Was geht die ganze Welt mich an,
Was nutzt der Himmel ſelbſt?
Was Fern' und Nähe? Denn dein Bild
Aus dem mir Tod und Leben quillt
Iſt mein! Du Engel ſelbſt!

Kayſer.

Sonne und Mond.

Prächtig, prächtig wandelſt du,
Tageskönigin!
Weckſt aus ſeiner trägen Ruh'
Aller Weſen Sinn.
Dein Altar, die Erde, ſteht
Ganz von deiner Majeſtät
Feyerglanz umſchlungen.

Zum

Zum Opfer wird — o Herrlichkeit!
Dir aller Blumenduft und aller Zungen
Erhabner Lobgeſang geweiht.

Aber in dein Angeſicht
Kann ich dir nicht ſehn!
Bin zu ſchwach, dein mächtigs Licht
Jemals anzuſtehn.
Ach ich fühl's! Ein Erdenſohn
Bin ich; darf zu deinem Thron
Keinen Blick erheben.
Noch fern von dem Gebiet des Lichts
Wall' ich als Pilger, ſoll von Erde leben
Im Schweiße meines Angeſichts.

Stiller prächtig wandelſt du,
Königin der Nacht!
Komſt in feyerlicher Ruh
Ohne Sonnenpracht.
Nirgends preißt ein Lobgeſang
Deinen einſam heilgen Gang.
Dunkelheit und Stille
Deckt alles, alles unter dir!
Kein Feyerkleid für dich, nur Trauerhülle
Und kein Altar, kein Opfer hier.

Aber in dein Angeſicht
Kann ich dir doch ſehn.
Ach, dein himmliſch mildes Licht
Taug' ich anzuſtehn!
Ja, daß ich von Götterſtamm,
Nicht blos Thon der Erde kam,
Fühl' ich! — Süßes Beben

Durch-

Durchſtrömet nahmenlos das Herz
Und alle meine Lebenskräfte ſtreben
Von Erdentiefe himmelwärts.

Erde nicht — nur Himmelshöh',
Unermeßlichkeit
Oeffnet ſich, ja ja ich ſeh'
Andre Welten weit.
Wonne! ach, mein Blick verſinkt
Ganz in dieſem Meer' und trinkt
Vorſchmack andrer Zeiten.
Noch itzt ſchenk' Erdenruhe mir
O Mond! und morgen trage Seeligkeiten
Die freundſchaftliche Fackel für!

Hohnbaum.

Erinnerung an die Jugend.

Hier unter dieſen Bäumen,
Wo ich als Kind einſt ſaß,
Nicht von der Zukunft Träumen
Geplagt, Geſundheit aß,
Seh ich mich heute nieder
Freu meiner Jugend mich;
Wo mich beym Klang der Lieder
Kein blaßer Gram beſchlich.

Sey mir gegrüßt o Laube!
Die friedſam mich umſchloß.
Auf die die ſchwangre Traube
Oft ſüßen Purpur goß.

Wo ich vergoldte Felder
Den frohen Sicheln nah
Und durch behaarte Wälder
Den Morgen ſchimmern ſah.

Aufs weiche Gras gegoſſen,
Das Zephyr ſchlank umflog;
Vom Blüthenduft umfloſſen,
Den ſanft die Roſe ſog;
Wie gaukelten die Stunden
Mir unter Liedern hin!
Wie ſah, um ihn gewunden,
Ich meinen Damon glüh'n!

Da ich der Unſchuld Freuden
Aus Blumenbechern trank,
Gewiegt von Seligkeiten
Im leichten Schlummer ſank:
Da mich der heitre Morgen
Mit Roſen friſch umwand,
Der Abend ohne Sorgen
Durch Fluren wallend fand.

Da noch die glatte Wange
Der Jugend Roſen trug;
Beym ſcherzenden Geſange
Die Bruſt der Freude ſchlug:
Dort — o ihr goldne Zeiten!
Wie ſchnell ſeyd ihr verflohn!
So ſchnell entrauſcht den Saiten
Der Harmonien Ton.

Jezt ſchleicht durch ſchlaffe Sehnen
Des Lebens Purpur ſich.
Nun trübſt, du für die Schönen
Entfeurtes Auge, dich!
Ach! Amor iſt verſchwunden,
Verraucht Lyäens Luſt.
Nur ihr, der Reue Wunden,
Durchzüchet nicht die Bruſt!

Freund S**! bringe Kränze
Der bunten Hebe dar.
Bau ihr im jungen Lenze
Den feſtlichſten Altar.
Nicht ungenüzt verblühe
Des Lebens Mayenzeit,
Und doppelt reizend glühe
Dein holdes Mädchen heut.

***

II.

Fortſetzung
der in No. 8. S. 111. angefangenen
Antwort eines Ungenannten ꝛc.

Nun der zweite Theil der Frage:

2) „In welchen Schranken müßten ſich die „Antiplatoniker und Lucianer halten um nüzlich „zu ſeyn?„

Verlor

Verlorne Arbeit mag's seyn, den Antiplatonikern und Lucianen zumal aus meinem engen Thale auf ihre Höhe hinauf Lehre zu geben. In ihrem Sinn allweise, sind sie dahin gegeben in Unsinn, „sie haßen alle Lehre und wollen des Herrn Furcht „nicht haben, wollen keines Rathes und lästern alle „Strafe. — So sollen sie eßen von den Früchten „ihres Wesens und ihres Rathes satt werden!„

Für Unpartheyische und Sehende (*) ein Wort.

1. Die Antiplatoniker müßen, eh sie weiter gegen Enthusiasmus und Schwärmerey zu Felde ziehen, erst hell und klar bestimmen, was sie eigentlich durch den Feind verstehen; seine untrüglichen, sichtbaren Zeichen und Siegel öffentlich in Exempeln und Gleichnissen angeben.

2. Bey jedem neuen Phänomen sollen sie denn alles treulich und ohn Gefährd auf ihre Definition zurückführen, abziehen und unterscheiden was abzuziehen und zu unterscheiden ist.

3. Sie müßen eklatante unwiedersprechliche Proben geben, daß es ihnen allein um Gottes Ehr und

(*) d. i. (nach dem Wörterbuche des Ungenannten) für die von seiner Parthey, und die alles so wie Er sehen.

und Menſchenliebe — gar nicht um Erhöhung ihres ſinkenden Anſehens, gar nicht um Erniedrigung und Zermalmung eines Beneideten zu thun ſey.

4. Sie müſſen immer zwiſchen Trieb und Kraft und zwiſchen Gebrauch und Richtung des Triebs und der Kraft philoſophiſch-kaltblütig unterſcheiden, und nur gegen den klar angegebenen bewieſnen Mißbrauch ſich bemühen; Kraft und Trieb aber jedesmahl in Ehre halten.

5. Zu dem Ende wär's ſehr gut, wenn ſie einmal in einer beſondern von ihrem ganzen Corpus approbirten Schrift von der Miſchung und dem Spiel menſchlicher Kräfte handelten, und eigentlich angäben, wie dieſe Kräfte zum groſſen Zweck des Lebens, davon ſie auch in einem eignen Paragraph reden ſollten, ohne Un- und Uebermuth, ohne Schand und Schaden, einſchlagen und gebraucht werden müſſen. Inſonderheit müſſen ſie das wahre Verhäleniß und den eigentlichen Werth ihrer Regeln zu Empfindung und Genie genau beſtimmen.

6. Sie müſſen keine Unterredungen zur Aufhellung etwaniger Mißverſtändniſſe abſchlagen oder ausweichen. Sonſt ſollen ſie heißen Feinde

brüderlicher Eintracht und Friedens; und in ihrem Teſtamente ſollen ſie, mehrerer Sicherheit wegen, die Stellen von Pflegung des Friedens unter die Rubrik der beſondern Verheißungen ſetzen.

7. Sie müſſen Angriffe der lucianiſchen Geiſter nicht begünſtigen und Vertheidigungen dagegen unterdrücken.

8. Müßens auch jedem Menſchen freyſtellen an den geſunden Menſchenverſtand zu appelliren.

9. Nicht offenbare Ungerechtigkeiten mit dem Schein des Aufhelfs der Wahrheit weißbrennen. Kein ehrlicher Mann hilft durch Ungerechtigkeit der Wahrheit auf; ſondern der ehrliche Mann hofft, daß Schurken durch Ungerechtigkeit die Wahrheit nicht verdrängen werden.

10. Wenn ein Mann von einem lucianiſchen Geiſte verläumdet worden, ſo müſſen ſie nicht von dem Manne Vertheidigung, ſondern erſt von dem lucianiſchen Geiſte Beweiß fordern. Zu dem Ende wären ein paar juriſtiſche Collegia u. ſ. f.

11. Sie müſſen nicht ihre Bemühungen mit der augenſcheinlichſten Partheyſucht ſtempeln. Dadurch ſchaden die Herren Niemand als ſich ſelbſt.

Ich

Ich will hier eine beweisende Geschichte verschweigen. So bald aber in Zukunft wieder so etwas zum Vorschein kommt, soll der Herren Schande offenbar werden.

12. Es soll kein kaltblütiger Philosoph, zu seiner Ehre beßter Verwahrung, weder auf dem Lehrstuhl noch in Gesellschaft, über schwärmerische Schriften absprechen, die er nicht gelesen, bis er sicher ist, daß alle die Leute, die den Mann etwa kennen möchten, eingeschlafen sind.

13. Endlich sollen sie auch nicht die Thür verrammeln, damit sie nicht gezüchtiget werden. Das thun Kinder, und werden dann doppelte Streiche empfangen.

Die Lucianischen Geister

1. müssen ein paar Jahre zur reifen und tiefen Untersuchung ihrer Anlagen, Neigungen, Kräfte, Hirns und Bluts anwenden, um eigentlich zu erfahren, ob sie zu nichts besserm in Gottes Welt taugen, als zum Henkersgeschäft eines Satirikers. (*)

2. Und wenn ihnen etwas an der Erfüllung ihres Namens, der in unsrer Frage noch ziemlich satirisch aussieht, gelegen ist, sollen sie den griechi-

(*) Der kleine Mann hat, wie wir sehen, einen feinen Begriff von der Satyre. W.

schen Lucian mit Bedacht studiren, und in seinen Geist besser geschnittne Federn tauchen.

3. Sie müssen vor allen weitern Bemühungen den wahren Begriff des Lächerlichen festsetzen, und gehörig drauf reduciren, damit sie nicht Sardischen Muthwillen mit Heiligthum treiben.

4. Sie müssen nicht durch Satyre den notorisch nutzbaren Bemühungen eines Mannes Abbruch thun; — nicht durch Gelächterregung seinen Würkungskreis beschränken, mit Dorn und Disteln besäen.

5. Sie müssen nicht eher zur Satire ihre Zuflucht nehmen, bis alle kaltblütigen Bemühungen der Antiplatoniker vergeblich erfunden worden. Henker haben aller Orten das lezte Geschäft, daher sie auch Nachrichter genennt werden.

6. Sie müssen sich hüten, daß sie nicht etwa eine Meinung, einen Grundsatz, eine Behauptung lächerlich machen, was sie nicht verstehen, nicht fassen.

7. Sie müssen gradwürkende — und nur veranlassende Folgen, die nur in solchem und solchem gegebenen Fall statt haben, in jedem Satz, jedet Behauptung sorgfältig unterscheiden; und in Seitenblicken und Abwinken sehr behutsam verfahren.

8. Sie

8. Sie müssen mit Liebe ihrem Gegner in der Denkart die Hand drücken, mit ihm noch eine Thräne weinen können über den Verfall, dies Hinsiechen der Menschheit.

9. Ihre Bemühungen müssen nicht mehr das Gepräge der Neidsucht, persönlichen Hasses und Mönchsgrobheit haben, was sie bis dahin gehabt haben.

10. Wenn sie ein Glied eines Standes lächerlich machen, müssen sie sich wohl in Acht nehmen, daß nicht der ganze Stand in einem lächerlichen entehrenden Licht erscheine durch ihre Schuld. Daher ihnen das Studium individueller Menschenkenntniß höchstens zu empfehlen ist; auch wenn sie bey mehrerem Fortgang in dem Studium ihr bisheriges Handwerk aufgeben würden.

11. Wenn sich ein Mann Viermal lächerlich gemacht hat, so müssen sie sich nicht geberden, als ob er sich Vierundzwanzigmal lächerlich gemacht habe.

12. Sie müssen in Bereitschaft stehen, Rechnung abzulegen ihres etwannigen Verfahrens halber; müssen Gründe angeben können, die von Menschenverstand und Menschenherzen bewährt erfunden werden.

13. Gerechtigkeit, Wahrheit und Menſchenliebe muß in ihrem Geſicht zu leſen, in ihren Schriften zu finden, in ihren Worten und Werken auffallend ſeyn.

14. Da endlich die lehrreiche Anweiſung des großen Lehrers Jeſus Chriſtus von Nazareth, Matth. 7. παντα οσα αν θελητε ινα ποιωσιν υμιν etc. (*) noch nicht allgemein auf die apoſtoliſchen Zeiten zurückerkennt iſt, auch die Regel ſich für ſich ſelbſt an der Vernunft und moraliſchen Gefühl rechtfertiget, ſo iſt ihnen auch zu empfehlen, daß ſie etwa alle Monath, wenns ohne Abbruch dringender Amtsgeſchäfte geſchehen kann, ihr Verfahren gegen die Gegner nach dieſer Anweiſung prüfen.

Auf ſolchem Wege, in ſolchen Schranken allein können die Bemühungen der Antiplatoniker und Luciane, ſicher, treffend, fruchtbar und menſchlich werden. So allein werden ſie vor Schande und Schmach behütet, auf daß ſie nicht in ihren eignen falſchen Worten gefangen werden, und nicht mehr entgehen mögen der Angſt, die ſonſt über ſie kommen ſoll, zu einer Stunde, da ſies nicht meinen. Denn man muß dem Böſen wehren mit harter Straf und mit ernſten Schlägen, die man fühlet.

O Zeit!

(*) Was ihr wollt, daß euch die Leute ꝛc.

O Zeit! da man dieß nicht ſagen, vielweniger umſonſt ſagen mußte, wo alle Eins waren, und jedes in dem Nahen den Fernen umfaßte, und alle nur gegen die Eine Finſterniß mit Einer Hand ſtritten, in der Gottes Kraft wohnten, und Licht und Wahrheit und Treu und Güte Allen Alles war. — Zeit, wohin biſt du geflohen? Welche Spaltung im Leib! Wer wird den Riß heilen!

Mißkannte, beſtrittene, gedruckte — emporſtrebende Enthuſiaſten und Schwärmer, an denen ich ſo viel Gutes ſtill und laut ehre und liebe — auch Euch ein Wort!

Unterſuchet helle, wo und was ihr unterſuchen müßt! Höret kalt, was ihr zu hören habt. Auf jeder Seele liegt die Laſt dieſer Zeit: jene wird nicht zurückkehren. Gipfel wird nicht Stamm.

Sucht niemand in eure Empfindungen, in eure Freuden und — Leiden hineinzuziehen! Die Euch verſtehen und ahnden, geben Euch ohnehin Hand und Herz.

Bittet täglich den Vater der Weisheit, daß Er euch Weisheit gebe, nie Einbildung mit Empfindung, nie Urtheil mit Erfahrung, Schein mit Weſen, eure Gedanken mit ſeinen Gedanken zu verwechſeln.

Und an euren giftigsten Gegnern ehret das Gute. Was ihr Böses aufdecken müßt, thuts mit Festigkeit, mit Ruhe, mit Liebe.

Ihr zumal feuervolle Jünglinge! sehet zu, daß nicht ein verzehrender Brand euer Feuer werde. Achtet nicht allen alten und kalten Rath für Dummheit und eingeschränktes Vorurtheil. Seyd selbstständig. Hütet euch vor Nachäffung, die verderbt eure ganze Natur, ist Tod all eurer Kraft. Trübt nicht eure reine Urkraft mit zu früher Schriftstellerey; daß nicht der in der Jugend entsaftete Baum in der Mitte seines Lebens verdorret dastehe und traurend. Werdet Männer, dann schreibt kraftvoll, heilig, tief und ewig, wie das innere Leben eures Erstgebohrnen!

Vor eingepflanzten Denkmalen der Dummheit, Bosheit und Unterdrückungslust geht stillschweigend vorbey.

Man sagt viel Gutes von euch; laßt euch nicht zu hoch erhöhen! Viel Böses; laßt euch nicht zu tief erniedern.

Haltet die Waage des Herrn in der Hand, und legt in Stille das Eure auf die Schale — am Sabbath.

Der

– Das Gute nennt gut! das Schlechte nennt schlecht! auch wenn dies vom Freunde und jenes vom Feinde kommt. Ihr habt euer Wechsellicht wie der Mond.

Sehet zu, daß die lucianischen Geister unter Euch die Liebe Jesu Christi nicht vergessen. Ich wünschte, ihr würdet euch nie Spott erlauben; nie am Gegner lächerliche Seite aufdecken; nie Geisel gegen Geisel setzen. Dieser Blick des Auges, dieses Entgegenkommen der Lippe, dieser sichre, feste Tritt mitten durch Schurken, sey euer Spieß und euer Schild.

Ach! daß einigen aus euch ihr inniges, heißströmendes Gefühl nicht — ihr versteht mich.

Ihr lebet unter ungeschlachtem Menschengeschlecht; unter hämischen, gistigen Belauschern — engt euch immer in innig engern Kreis zusammen, euere Gemeinschaft sey des Geistes, meidet allen Schein des Bösen.

Und in euren Schriften alle Sonderbarkeit; sie erbittert, und sezt's Licht unterm Scheffel. Redet helle und gemeinfaßlich, und darum nicht weniger für Nachwelt. Denn euer Jahrhundert wird euch freylich nie fassen. Ein großer Mann ist euch vorgegangen.

Ach! daß ihr den Kelch getrunken hättet — und mit der Taufe getauft wäret — Durch welche Todesnächte geht's zu Licht und Leben! —

Endlich —

Wer allein gehen kann, gehe allein muthig und still, ohne Rückblick auf die Zuschauer, Lacher, Nasrümpfer, Philister, Roß und Mäuler.

Und wer nicht allein gehen kann, halte sich an den, der ihm Speise giebt zu seiner Zeit, und ihn nicht verdursten läßt.

Wer voraus geht, trage Sorge bey der Brücke ohne Lehnen!

Und wer böse ist, sey immerhin böse; unrein, immerhin unrein! Aber wer fromm ist, der sey immerhin fromm, und wer heilig ist, der sey immerhin heilig!

St. den 10 Jul. 1776.

Ungenannter.

* * *

Der Verfasser dieses seltsamen Aufsatzes gehört unstreitig selbst unter die Geisterart, die keinen Scherz ertragen kann, wiewohl sie sich selber, nicht selten, den bittersten Spott über ihre Gegner und Gegenfüßler erlaubt.

erlaubt. Kein Wunder also, daß die armen Luciane ihren Proceß bey ihm schon zum voraus verlohren haben; wie ein der Hexerey beschuldigtes altes Mütterlein vor einem Inquisitor, der an seinen Del Rio glaubt. Ueberhaupt scheint er noch mit seinem ersten Spieß zu lauffen, und die Dinge dieser Welt nicht zu sehen, wie sie sich dem natürlichen gemeinen Menschensinne darstellen, sondern wie sie in der Zauberlaterne seiner begeisterten Phantasie erscheinen. Bey allem dem macht ihn (wie alle aufrichtigen Enthusiasten) sein gutes Herz liebenswürdig. Seine Intoleranz und Bekehrsucht ist lauter herzliches Wohlmeynen mit der Menschheit. Er möchte gern alles glücklich machen, alle Schweinsborsten zu Lämmleinswolle kämmen, alle Menschen, wenn's doch nur möglich wäre! in heilige Engel verwandeln. Denn da wär' uns doch um ein gut theil besser als itzt, denkt er. Und weil ihm nun alle seine Ideen so evident sind, als sein eigen Daseyn: so ist natürlich, daß er unmöglich ohne sich herzlich zu ereifern von den abgekühlten oder gar kalten Leuten sprechen kann, denen alles ganz anders als ihm vorkömmt. Scherz und Ironie wird nichts gegen ihn verfangen; ich zweifle sogar, daß es auf irgend eine Art möglich seyn möchte, in dem Seelenzustande worinn er itzt ist, seine Vorstellungen zu berichtigen. Ich wünsche daher, daß diejenigen, welche die Frage von einer andern Seite und in einem andern Lichte betrachten,

und mir ihre Auflösung mitzutheilen belieben tragen werden, für gut befunden möchten, sich lieber allein mit der Sache selbst als mit diesem Ungenannten zu thun zu machen.

W.

III.

Bonifaz Schleicher.

Ein Biographisches Fragment.

Fortsetzung von S. 136. in No. 8.

Herr Amtmann Schleicher befand sich nun in seinem acht und funfzigsten Jahre, mit einem sehr grossen Wanst und sehr wenig Thätigkeit, ohne Frau und mit fünf noch unerzognen Kindern, an der Spitze einer ziemlich weitläuftigen Wirthschaft. Nun hatte er zwar, außer den fünfen, noch eine Tochter zu Hause, die bereits das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte, und sowohl Alters als Verstandes halben seiner Haushaltung, unter väterlicher Obsicht, ganz wohl hätte vorstehen können. Allein des Mädchens Jugend und seine Amtsgeschäfte, die ihm (wie er seit 30 Jahren zu glauben und zu sagen gewohnt war, ohne die Sache jemals genau untersucht zu haben) nicht erlaubten sich mit seiner eigenen Oekonomie zu placken,

placken, hatten ihm zum Vorwand gedient, eine Art von Basen zu sich zu nehmen, Frau Garmundin genannt; eine Person, die zwar bereits über funfzig Frühlinge gesehen hatte, aber doch bey einer starken und gesunden Leibesbeschaffenheit und einer Gemüthsart, die durch Theilnehmung an irgend einem Wesen außer ihr selbst niemals angegriffen worden war, noch frisch genug aussah, um ohne große Unschicklichkeit nur zwey und vierzig zu gestehen. Diese Person erlangte in kurzem unumschränkte Gewalt über das ganze Haus. Der Herr Amtmann, der seines Lebens Rest soviel möglich in Ruhe zubringen wollte, nahm sich, gleich Epikurs Göttern, keines Dinges an; aß, trank und schlief; rauchte, in einem wohlgepolsterten Großvaterstuhle flackend seine Pfeiffe, las die Zeitungen oder die Geschichte der Insel Felsenburg, und wieß jedermann an seinen Schreiber und an Frau Garmundin. Weil er nun, nach Abgang des Hrn. Thomas Schragers einen andern Hofmeister für seine Söhne brauchte: so nahm er, auf Empfehlung der Dame Garmund, einen Bruder ihres vor einigen Jahren verstorbenen Mannes dazu an; einen alten Candidaten des H. Predigtamts, der aus mancherley Ursachen bisher immer ohne Dienst geblieben war, wiewohl er in der Gegend umher für einen gelehrten Mann, und für einen der besten Disputierer im ganzen Lande passierte. Er hieß Magister Samuel Lebrecht Spitzelius: war ein Mann

von

von mittler Größe, etwas hager, hatte ein sehr langes schmales Gesicht, eine kurze flache Stirne, dicke Augbrauen, deren Zug so ziemlich einem griechischen Circumflex ähnlich sah, eine über die Lippen herabwinkende Nase, grünliche, weithervorstehende und ein wenig schielende Augen, einen Mund der gar nicht wuste was Lächeln war — kurz, sein Gesicht hatte alles was zu einem Gesichte gehört, dem man gerne aus dem Wege geht. Böse Leute sagten: Frau Garmundin, weil ihr der Ruf, worinn die wohlselige Frau Amtmännin mit dem vorigen Informator gestanden nicht unbekannt gewesen, hätte mit gutem Bedacht ein Subjekt ausersehen, dessen erster Anblick den Lästerzungen sogleich allen Gift benehme; und hätte es um so leichter thun können, sagten sie, weil der Schreiber ein hübscher rüstiger Mensch wäre auch des alten Rentmeisters Substitut — und was dergleichen Reden mehr waren. Wie dem auch seyn mochte, genug Magister Spitzelius war in diesem und allen andern Punkten der vollkommne Gegenfüßler von Thomas Schrager. Ein ernsthafter, nüchterner, förmlicher, strenger Mann, der alles sehr genau nahm, alles nach Regeln that, und den Kopf voller Definitionen, Lehrsätze, Heischesätze und Corollarien hatte, nach denen er alles was ihm vorkam, ohne Verschonen und Ausnahme, claßificirte, benahmsete, billigte, oder verwarf. Daher kam es nun, daß der ehrliche Mann beynahe nichts in der Welt nach

seinem

ſeinem Sinne fand. Alles, ſonderlich die Menſchen und all ihr Thun und Laſſen, Dichten und Trachten, hätte nach ſeinem Syſtem anders ſeyn ſollen als es von jeher war. Von der unendlichen Mannichfaltigkeit der innern Anlage, vom Einfluß der äußern Umſtände, von den unzähligen Mitteltinten und Schattierungen, in welchen Wahres und Falſches, Gutes und Böſes ewig bey einzelnen Menſchen zuſammenfließt, von der Magie der Einbildungskraft und der Leidenſchaften, und von der großen Wahrheit, „daß alles was iſt, gerade ſo iſt wie es zur Zeit da es iſt ſeyn kann„ — hatte Meiſter Samuel Lebrecht Spizelius nicht den mindeſten Begriff. Für ihn war alles wahr oder falſch, gut oder böſe, ſo wie ein metaphyſiſches Ding entweder A oder Nicht A iſt. Wahr nannte er Alles, was er nach ſeinem Syſtem beweiſen konnte; falſch, alles was nicht in ſein Syſtem paßte: Böſe, alles was durch poſitives Geſetz im ausgedehnteſten Sinne bey Strafe verboten; gut, alles was geboten und worauf eine Belohnung geſezt war. Daher die unbiegſamſte Hartnäckigkeit und Intoleranz in ſeinen Meynungen, und eine mehr als mönchiſche Auſterität in ſeiner Moral. Den Stoiſchen Satz, alle Sünden ſind gleich, führte er immer im Munde. Gegen die Natur hatte er einen unendlichen Widerwillen. Er hielt ſie für grundverderbt, zumal im Menſchen, in deſſen Herzen, ſeiner

Mey-

Meynung nach, alles Böse war; so daß die Hälfte der Erziehung in ewigem Jätten und Ausrotten, Abschneiden und Ausbrennen des verdammten Unkrauts von Trieben, Neigungen und Leidenschaften, die wir unseliger Weise aus Mutterleibe mitbringen, bestehen müßte. Dies mag genug seyn, Ihnen einen Begriff von der Denkart dieses Mannes zu machen; der übrigens ein guter Lateiner, und ein furchtbarer Kämpfer gegen alle Dissenters, Ketzer, Naturalisten und Deisten war, anbey viel von Verstopfungen im Unterleibe litt, und mit einigem Schein beschuldiget wurde, ein Weiberhaßer zu seyn.

Bonifazchen spürte bald den Unterschied zwischen diesem und seinem vorigen Informator; und es war ihm gar nicht heimlich dabey. Denn zum Unglück fand er in Frau Garmundin die zärtliche Beschützerin und sichre Zuflucht nicht, die er immer in seiner lieben Mama gefunden hatte. Sich unter seinen Vater zu verkriechen, daran war gar nicht zu gedenken; der hatte ihn, ohne Vorbehalt, der Zuchtruthe des Hrn. M. Spitzelius untergeben. „Es ist ein verzärtelter Junge, pflegte der Hr. Amtmann öfters zu sagen: er war immer das Muttersöhnchen; ich mochte reden was ich wollte, alles was Bonifazchen that, war wohl gethan. 'S ist hohe Zeit, daß dem Buben der Kopf gebrochen wird! „

Hierzu

Hierzu war nun Magiſter Spitzelius gerade der rechte Mann. Aber Bonifazchen war ſchlau, und ließ es nicht ſo weit kommen. Die Furcht vor der Spitzeliſchen Zuchtruthe, die er etlichemal reichlich gekoſtet hatte, brachte ihn plötzlich zu einer völligen Aenderung ſeines Lebenswandels. Er übertraf alle ſeine Geſchwiſter an Fleiß, Biegſamkeit und Gehorſam; wußte immer ſeine Lection am bäldeſten auswendig; lernte bald ſeines Meiſters Sprache, Manieren und Sittenregeln; bildete ſich nach ihm, vermied ängſtlich alles, was ihm Verweis und Züchtigung hätte zuziehen können; war ehrbar, ernſthaft und ſtill in ſeinem Betragen; und brachte es denn auch, wie natürlich, auf dieſem guten Wege dahin, daß Spitzelius ſehr wohl mit ihm zufrieden war, und ihm von Zeit zu Zeit vor dem Vater und andern Verwandten oder fremden Perſonen, die ins Haus kamen, Lobſprüche ertheilte, an denen ſich die Eitelkeit des kleinen Bonifaz nicht wenig kützelte. Im Grunde aber blieb er nicht nur ein ſo böſer Bube als zuvor, ſondern wurde täglich ſchlimmer und ſchlimmer. Denn nun hatte er die ſchönſte Gelegenheit, ſich vollends zum Heuchler auszubilden, indem er ſich die moraliſche und religiöſe Phraſeologie ſeines Lehrmeiſters angewöhnte; deſſen herbe Sitten in ſeinem Aeußerlichen copierte; mit unverſtändiger Strenge über Alles, was nicht nach ſeinem Leiſten zugeſchnitten war, urtheilen lernte; in der Geſchicklichkeit

seine Laster mit dem Nahmen und Schein der Tugend zu schminken, täglich zunahm, und überdies noch eine große Fertigkeit erlangte, Moral und Religion zu schwatzen, ohne das geringste dabey zu fühlen noch zu denken. Auch sein Talent im Schleichen und Horchen vergrub er unter diesem neuen Mentor nicht. Denn da seine beyden Brüder wilde Jungen waren, und mit den übrigen zum Theil ältern Buben im Dorfe, auch wohl mit den größern Mädchen, allerley Muthwillen und Kälberey vorhatten; Spitzelins aber alle diese Ausbrüche der Natur für Satanische Bosheit und schreckliche Sünden hielt, die er, ohne sich deren theilhaft zu machen, nicht ungestraft lassen könnte, sondern mit Einsperren, Hungern, Ruthe, Stecken und Karbatsche unermüdet bekämpfen müsse: so wurde es dem tugendhaften Bonifazchen zum Verdienst angerechnet, wenn er, durch welche Mittel es geschehen möchte, alle ihre Anschläge und Unternehmungen auskundschaftete, und seinem Meister von allem was ihnen Strafe zuziehen konnte getreulich Nachricht gab. Der fromme Knabe, wie er ein kleiner Schlaukopf war, merkte bald, daß er sich sein Spionen-Amt auf mehr als eine Art zu Nutze machen könne. Denn, ausserdem, daß Spitzelins, durch das Mißfallen welches Bonifaz bey solchen Gelegenheiten über den Ungehorsam und die Untugenden seiner Brüder und ihrer Cameraden äußerte, in der guten Mey-

nung

zung von der Frömmigkeit seines Günstlings be-
stärkt wurde: so hatte Bonifazchen immer in seiner
Gewalt, die Sachen ärger oder besser als sie waren
vorzutragen, je nachdem ihm die Verbrecher mehr
oder weniger Ursache zu Bosheit und Rachbegierde
gegeben hatten. Ja, er konnte sich dessen sogar zu ei-
nem Mittel bedienen, seine eignen kleinen Leidenschaf-
ten ungestraft zu befriedigen; und wenn er entweder
etwas von ihnen haben wollte, oder selbst von einem
unter ihnen bey einer strafbaren That ertappt wor-
den war: so war die Drohung — „ich sage dies und
das dem Herrn Magister„ oder das Versprechen es
nicht zu sagen — immer ein kräftiges Mittel, alles
von ihnen zu erhalten was er wollte. Denn sie hat-
tens aus vielfältiger Erfahrung, daß sie mit Gegen-
klagen nichts wider Bonifazchen ausrichteten; weil
dieser nun einmal ein günstiges Vorurtheil seines
Meisters für sich hatte, und Spitzelius seine Delatio-
nen niemals unpartheyisch untersuchte, sondern im-
mer als etwas Ausgemachtes voraussezte, daß Bo-
nifaz, als ein sehr frommes Kind, immer Recht, sei-
ne Brüder hingegen, als Belials Buben, immer Un-
recht hätten.

So weit war Herr ** in seiner Erzählung gekom-
men, als der Gesellschaft angesagt wurde, daß das
Abendessen auf sie warte — eine Unterbrechung, die
sowohl dem Erzähler als seinen Zuhörern (und, wie

ich nicht zweifle, unſern Leſern auch) nicht anders als angenehm ſeyn konnte. Indeſſen hatte doch dieſe kleine Geſellſchaft ſo viel Unterhaltung in der Art, wie Herr ** ſein Mährchen vortrug, gefunden, daß bey Tiſche nichts auf die Bahn gebracht werden konnte, wovon man nicht immer wieder auf Bonifazchen zurückgekommen wäre; und ſobald das Eſſen abgetragen war, vereinigten ſich Alle, Herrn ** zu bitten, daß er ihnen die Fortſetzung ſeiner Erzählung zum Nachtiſche geben möchte.

Hier müſſen wir vor allen Dingen, und um den Verfaſſer dieſes Aufſatzes gegen einen gerechten Verdacht unſrer Leſer aus der feinern Welt zu verwahren, die Anmerkung machen: daß die Scene dieſer ganzen Geſellſchaftlichen Unterredung in einer kleinen Reichsſtadt in Oberteutſchland war, wo das was man Lebensart nennt noch unbekannt iſt, hingegen ſeit wenigen Jahren ein gewiſſer Geſchmack am Leſen, und mit dieſem (da er noch ſo neu iſt) eine gewiſſe Sucht in guten Geſellſchaften von Litteratur und Moral, oder (wie mans in ſolchen kleinen Orten noch zu nennen pflegt) von intereſſanten Gegenſtänden zu ſchwatzen, ſich eingeſchlichen hat. Dieſer Umſtand macht es einigermaaßen begreiflich, wie eine Geſellſchaft von Herren und Frauenzimmern, worunter einige ſogar ein von vor ihrem Nahmen führten (es waren aber freylich nur Nobilitierte) fähig

fähig seyn konnte, sich so lange mit einerley Gegenstand, und (was noch das ärgste ist) mit einer moralischen Aufgabe, zu beschäftigen, und noch gar Unterhaltung dabey zu finden.

In einer Gesellschaft, wo es wider allen guten Ton ist, länger als drey Minuten von irgend einer Sache zu sprechen; wo es lächerlich wäre eine speculative Aufgabe — es müßte nur einen neuen Kopfputz oder ein eben von Paris angelangtes Deshabillé, oder sonst etwas von dieser Wichtigkeit betreffen — zum Gegenstand der Conversation zu machen; und wo Einer, der von einer nur halbweg ernsthaften Sache zu reden angefangen hätte, und wenn er mit Engelszungen redete, nicht eine einzige Seele findet die ihm zuhört, sobald jemand etwas anders, so nichtsbedeutend es immer seyn mag, auf die Bahn bringt: in einer solchen Gesellschaft würde allerdings Herr ** in seiner Erzählung nicht weit gekommen seyn. Aber in so guter Gesellschaft würde auch von der Frage, die dazu Anlaß gab, nimmermehr, oder höchstens nur etliche Augenblicke, und in dem leichten persiflirenden Ton, der alles was einer Untersuchung oder einem Sokratischen Gespräche ähnlich sieht schlechterdings ausschließt, die Rede gewesen seyn.

Wir machen diese Anmerkung nicht, als ob wir uns über den vorbesagten guten Ton, und die respec-

tabeln Gesellschaften, wo er herrscht, aufzuhalten gedächten. — Wir aben kelernt von Mademoiselle su viel Lebensart, um su nehm ein solk Freyheit — Und in der That sehen wir auch vollkommen ein, daß, so wie die Welt itzt beschaffen ist, in vornehmen und großen Gesellschaften, oder in dem was man die große Welt nennt, ordentlicher Weise die Gewohnheit von nichts zu reden, alles zu persiffliren, alle Augenblicke was anders auf die Bahn zubringen, über alles nur obenhin wegzuschlüpfen, — mit einem Worte, eine Art von Conversation, wozu der möglichstwenigste Aufwand von Verstand, Witz, Geschmack und Empfindung erfodert wird — ein eben so nothwendiges Uebel ist, als — die Kartenspiele, ohne deren wohlthätige Hülfe mehr besagte Gesellschaften, wie jedermann gesteht, sich nicht lange bey einer leidlichen Art von Existenz erhalten könnten. — Unsre Absicht ist bloß, den Verfasser von der Beschuldigung einer unverzeihlichen Ungereimtheit zu retten, wenn man geglaubt hätte, er wolle uns bereden, daß diese Conversation, die er uns mittheilt, unter Personen von einem gewissen Rang gehalten worden sey. — Und hiemit wieder zu unserm kleinstädtischen Kränzchen!

Sie erinnern sich doch allerseits, sagte Herr **, daß diesen Abend die Rede davon war: ob man ein Heuchler seyn könne, ohne es selbst zu wissen? —

Ich

Ich gieng in Bejahung dieſer Frage ſo weit, daß ich mich zu behaupten vermaß: es könnte wohl einen Menſchen geben, deſſen ganzes Leben eine immerwährende Lüge wäre, und der ſich gleichwohl ſelbſt für den ehrlichſten Mann von der Welt hielte. Weil ich einen ſolchen Menſchen perſönlich kannte, ſo konnt' ich dies um ſo zuverſichtlicher behaupten. Ich verſprach Ihnen alſo, als den überzeugendſten Beweis meines Satzes, die Geſchichte des Herrn Bonifazius Schleicher. Nun ſehen Sie leicht, daß ich, um zu beweiſen, wie ſein ganzes Leben eine immerwährende Lüge ſey, mich in keine umſtändliche Erzählung aller ſeiner Lebensumſtände und Begebenheiten und ſeines Betragens in denſelben einlaſſen konnte, wenn mein Mährchen nicht wenigſtens ſo lange währen ſollte als eine chineſiſche Tragödie. Denn auf dieſe Weiſe ſollte mirs nicht ſchwer fallen, auch bey einer ziemlich gedrungenen Erzählung, ſieben bis acht Octavbände mit der Lebensbeſchreibung des Hrn. Schleichers anzufüllen. Ich glaubte alſo, der kürzeſte Weg aus der Sache zu kommen, wäre, wenn ich Ihnen bloß die Geſchichte ſeiner erſten Jugend erzählte. Denn ſo könnten ſie der Entſtehung und Bildung des künftigen Selbſtbetrügers gleichſam unmittelbar zuſehen, und lernten die Grundlage ſeines Charakters ſo gut kennen, daß ſie in jedem Verhältniß, in welches ſie ſich mit ihm denken wollten, ganz genau vorauswiſſen könnten, weſſen ſie ſich zu ihm zu verſehen hätten.

Kurz, ich glaube Ihnen gerade so soviel von Schleichern gesagt zu haben, als zu Auflösung unsers Problems nöthig ist, und so, denk ich, hätt' ich mein Versprechen erfüllt.

Man mußte gestehen, daß Herr ** Recht hatte. Denn nach allem, was, erzähltermaßen, die Natur, die Frau Amtmännin, Thomas Schrager, und Magister Spitzelius an Bonifazchen gethan hatten, konnte man nun kühnlich allen Bildnern, Schnitzlern, Anstreichern, Verzierern, Lackierern, Vergoldern, Frisirern und Parfumirern der Menschheit, kurz, allen Philosophen der ganzen Welt Trotz bieten, einen bessern Mann aus Bonifaz Schleicher zu machen, als der er war, und noch ist, nemlich einen schwachkörpsigen, hasenherzigen, schleichenden, spielenden, listigen, eigennützigen, kalten, selbstischen Sch—n; der, bey allen diesen Tugenden, keinen bessern Mann, als er selbst ist, denken kann; und — weil er sich die Sprache und Maximen der Sittenlehrer sehr geläufig gemacht, und sich angewöhnt hat, seinen eigensüchtigsten, kleinsten und schlechtesten Handlungen, Leidenschaften und Schwachheiten einen Anstrich von Rechtschaffenheit, Edelmuth und Güte zu geben — ein tugendhafter, frommer Mann zu seyn wähnt, ohne den mindesten Begriff davon zu haben, wie es demjenigen zu Muth ist, dessen Religion und Tugend würkliche Gesinnung des Herzens, Erfahrung, Wahrheit und Leben ist. W.

IV. Em-

IV.

Empfindungen eines Jüngers in der Kunſt vor Ritter Glucks Bildniße.

Alle Kunſt der Natur aufgeopfert.

Anrede. (*)

Alſo das biſt du, großer Sterblicher, oder vielmehr Unſterblicher? — Wohl mir daß ich dich habe! — Zwar in ſchwacher Darſtellung, aber doch hab ich dich! — Nimm hier den Platz ein, der dir lang leer gelaſſen war, den vorhin keiner von denen, die die

(*) Der Verfaſſer dieſer Selbſtgeſpräche und Herzensergieſſungen vor Ritter Glucks Bildniße hat die Bekanntmachung derſelben im Merkur gewünſcht — und nicht nur, weil es angenehm iſt, zu leſen was ein junger Mann von ſo zartem und innigem Gefühl wie dieſer, aus Drang und Fülle ſeines Herzens, ohne andre Abſicht als ſich Luft zu machen, aufs Papier gießt — ſondern auch, um in den Freunden der Muſenkünſte eine Ahnung zu erwecken, was ſich von dieſem (wiewohl zur Zeit noch Ungenannten und dem R. Gluck ſelbſt noch unbekannten) muſikaliſchen Jüngling erwarten läßt — mache ich mir ein Vergnügen daraus, ſeinem Aufſatze (wiewohl

Welt Meiſter nennt, ausfüllen konnte. Throne über dem Inſtrumente, deſſen Saiten dir noch ſo ſchwachen Weihrauch bringen können — aber doch throne hier als mein Einziger!

Zweite Epoche.

Ich habe dich! ſchwärme in dem Zimmerchen herum, ſchnell ergreift michs, blickend nach der goldnen

(wiewohl es kein Gerichte für Jedermann iſt) den gewünſchten Platz einzuräumen.

Einige Fehler im Ausdruck — z. E. gleich in der Anrede den Weyhrauch, den die Saiten ſeines Inſtruments bringen, — die zu ſehr gehäuften Participia, u. d. gl. wollen mir an einem Jüngling überſehen, der kein geübter Schriftſteller iſt, von dieſer Seite keine Prätenſion macht, und da er ſchrieb, zu voll von Empfindungen war, um immer den reinſten Ausdruck derſelben ſuchen zu können, wenn er ſich nicht gleich von ſelbſt anbot.

Das Bildnis des A. Gluck, vor dem er hier ſeine Andacht verrichtet, iſt mir nicht bekannt. Ich erwähne aber bey dieſer Gelegenheit mit Vergnügen einer Büſte dieſes groſſen Mannes, die den berühmten Künſtler Houdon in Paris zum Urheber hat, und ein wahres Meiſterſtück iſt. Das Original davon befindet ſich, meines Wiſſens, in der Königl. Bibliothek. Hr. Houdon macht aber für die Liebhaber Abgüſſe in Erzt und in Gyps. Die Letztern ſind ſehr ſchön nach anticker Art bronziert, und einer davon koſtet vier neue Louisd'or.

W.

uen Nahme: ich habe Glucken! — Und hatt ich dich denn nicht vorher auch ſchon? Hatt ich dich nicht ſchon ſeit ich deinen Nahmen nennen hörte, ſeit ich die erſte muſikaliſche Zeile von dir ſahe, in mich ziehend mit forſchendem wühlendem Blick all die herrliche Natur und den treffenden Ausdruck, mit jeder Note von dir über den Dichter verbreitet? Ja, da hatt ich dich ſchon, und du ſenkteſt dich in meine Seele, ich ſank dir an die trefliche Bruſt, und ſchwur dir ewige Treue und Ergebenheit, als meinem gefundenen lieblich belehrenden Meiſter. Und jezt wiederhol ich nur das alles in etwas ſichtbarlicheren Zeichen! Das mögen ſie nun, die Weltweiſen und Kunſtverſtändigen und übrigen Gelehrten, für Schwärmerey, jugendliche Unbeſonnenheit, ganz und gar ſich nicht mit geſundem Menſchenverſtand reimendes Weſen halten! — ich geb ihnen Recht, lobe ſie drum, und doch bitt ich die Herren mich dabey zu laſſen, und ſich nicht in die Händel eines Herzens zu miſchen, das ſie nicht verſtehen. Wie ſie denn auch nie mit all ihrem Suchen und Forſchen eines Menſchen Herz ergründen werden, da ihnen die Hauptquelle, Natur und Gefühl, verborgen iſt. Alſo was das heißt: ich hatte dich ſchon beym erſten Anblick einer Zeile von dir, weiß ich allein, und du, Meiſter, verſtehſt das und faſſeſt mich. Das erſte, was ich von dir lieblichem ſahe, war die Muſik zu Klopſtocks frühen Gräbern. Hier genoß

ich

ich dich schon in deinem ganz Innern! Hier schon offenbarteſt du mir Geheimniße der Kunſt, die ich nie möglich glaubte. — Laß mich nicht sagen und erklären, ob kein andrer Meiſter je vorher ſolche Würkung auf mich hätte thun können, oder gethan hätte, und warum das nicht? Hätte ſich jemals einer mir ſo genähert, gewiß ich hätte Sinne für ihn gehabt, und würde ihn nicht (da ich ſo ſehr lechzte) vorüber gegangen ſeyn. | Es war keiner und iſt keiner für mich als du! Wenn mir nun das ſo iſt, wenn mir das all ſo vorkommt, was gehts die Unterſucher an? Sie laſſen mich fein dabey, und bitten zu unſrer Muſe, daß auch ihnen ſie erſcheinen möge, und das offenbare was da iſt, und da bleiben wird, ſo lang Natur nicht untergeht!

Dritte Epoche.

Wenn ich Morgens aufdämmere, und Abends dahin ſinke, gedrückt von der Laſt des Tages, dann iſt mein Blick zu dir hin, Labſal, Erquickung und Sporn für mich.

Wirds ihnen (die ich immer in Gedanken haben muß, weil ſie einem ſtets vor den Augen herum gehen) wirds denen nicht närriſch, albern vorkommen, daß ich mit dir lebe, als wär's das Bild eines Mädchens?! — Kannſt du, theuers Bildnis, mir jemals aufhören genug zu ſeyn! Es ſteht wo geſchrieben:

den: „Mich deucht immer die Geſtalt des Menſchen iſt der beſte Text zu allem was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.„ Das iſt Wahrheit, denn Glucks Portrait zeigt es! Seht ihr nicht die Größe die über ſein ganzes Bruſtbild verbreitet iſt? Schon in der Stellung des ganzen Bildes iſt der Mann. Das erſte Aufhaſchen der Miene die das Geſicht umſchwebt zeigt den Mann, der ganz ruhig daſitzt, reſignirend auf die Ehre als Gluck gezeichnet zu werden, der das ſtille ruhige Bewuſtſeyn ſeiner Größe nicht weiß, noch viel weniger zu fühlen giebt, ſondern im Herzen hat. Tiefes, durchbebendes und webendes Gefühl blitzt aus dem Ganzen. Dem Phyſiognomiſten wird nie dieſes Naſenrücken entgehen. Dieß iſt die Naſe, die tragen kann, die auf ihrem Rücken den Triumph der ganzen franzöſiſchen Nation trägt. Sind das nicht die Augen des Sehers und Spürers, der Klopſtocks Geiſt in ſeinen prächtigen Katacomben aufſuchte, uns ihn darſtellte mit ſolchen Tönen, ihn ans Licht zog für unſern Augen, und uns in ſeinen Oden die Wonne und Lebensfülle erſt recht zu genießen gab? Dieſe Augen können in die Tiefen dringen in denen der Genius der Sprachen webt. Dieſe Stirne mit dem Uebergang zur Naſe iſt deſſen, der ſich wagt, die groſen Helden und Götter des heiligen Alterthums aus Eliſium zu holen, um ſie auch darzuſtellen; ſie kann ſich wagen vor die Barden des grauen Uralters zu kommen,

Klop-

Klopſtocks teutſche Barden Brüder zu grüſſen. Auf dieſem Munde ſchwebt die Suade, welche die ſüſſen Geſänge der allmächtigen Liebe zubereitet, dieſe Suade die Feuer und Leben in die Liebesgeſänge Iphigeniens und Achillens hauchte. Auch ſeht ihr den Mund der in ſchrecklichen Geſängen weiſſagt und Donner und Verderben ausſtrömt. Es iſt genug über ein Bild, das nie ein Menſch phyſiognomiſiren können, als der, der nebſt den Buchſtaben und Zeichen ſeiner Kunſt, Paraphraſe aus Glucks Werken ſchöpft; der, Dem Gluck mehr als Paraphraſe ins Herz tönt. Und was wird denn das ſagen können? — es müſte denn Lavater ſeyn, der das Unausſprechliche ausſpricht!

Vierte Epoche.

Vor dieſem Bildniße hab ich ſchon oft ausgerufen: ich werde nie was ſchreiben, als was ich ſelbſt erfahren habe! Unbegreiflich iſt mir's, wie man von etwas ſchreiben könne, ohn' es ganz im Innerſten erfahren und gefühlt zu haben. So geht mir's jezt hier bey dem großen Künſtler Gluck. Von ihm bin ich zu nichts gekommen, als zu einigen von ſeinen Klopſtockiſchen Oden, zur Iphigenie en Aulide — und einen durch das Nachſchreiben verſtümmelten Wodansgeſang aus Hermannsſchlacht hörte ich, nebſt Begleitung des Claviers, auf einer meiner Wanderungen. O wie ich das all in mich ſog, wie

ich

ich mir dieß wenige genug ſeyn laſſe! Labe ich mich denn an dem was ich habe, und laß es dahin geſtellt ſeyn, bis mir das Schickſal mehr zuführt, mehr, meinen herrlichen Meiſter einzuſehen und zu begreifen!

Von dieſem wenigen nun will ich mir ſchreiben, oft vor deinen Augen, heiliges Bild, mein Herz drüber ausſchütten, und mir die Erfahrungen und Commentare tief in meine Seele ſammlen.

Die frühen Gräber ſpiel ich ſtundenlang nach einander ohne müde zu werden. Den will ich ſehen, der auftritt: ich will ſie anders ſetzen und beſſer! Auch habe ich gefunden, daß eine Ode oder ſonſt ein Lied einen gewiſſen Focum der Empfindung hat, den der Componiſt, wenn er ihn richtig zu conzentriren weiß, ſo auf uns richten kann, daß ihm die Wirkung nicht ausbleibt. Nehmt die Muſick zu den frühen Gräbern vor euch. Wenn ihr eurer Stimme eine gewiſſe Biegung zu geben wißt, wenn ihr nicht durch Schulen, Vorurtheile, Geſchmack oder Wahn einer gewiſſen Lehre verdorben ſeyd, ſo fühlt ob nicht eure Stimme eben ſo will, wie euch der Componiſt vorgeſchrieben hat. Seht ob nicht all die Töne euch nur ſo entquellen. Iſt das nicht redende Muſik? Rede ſelbſt! Giebts eine andere?

Was wollen alle Regeln von Deklamation, Rezitation ꝛc. — Regeln? — Natur! nein du bist nicht Regel, so wenig du Grazie bist. Wehe dem, der dich erst zur Grazie umbildet, um dich genießbar zu machen! Und wer dich in Regeln zwingen will, an dem rächst du dich so, wie du schon an vielen gethan hast, die hernach solche artige Theorien und hypochondrische Wörterbücher über dich schreiben. — Zwar will ich solche Leute dulden, denn du bist auch duldend; will sie denen gern lassen, die nicht ohne diese Schnürbrüste fortkommen können. Dein wahrer Anbeter und Eingeweihter in deine Geheimniße aber wird sie nicht bedürfen, und so wird er Darsteller der Natur und Künstler des Volks heißen und seyn!

Nehmt die frühen Gräber vor euch, Instrumentalisten! Zeigt da die Force eurer Finger und eure Virtuosheit, Cembalisten! Hier an diesen simplen Tönen, durch welche der mächtigste Ausdruck bewürkt wird, hier zeigt eure Kunst. Wenn es euch nicht geht, wie ich vorhin zu den Sängern geredet habe; wenn ihr euch nach der Vorschrift des gutmeinenden Componisten bequemen wollt: welche selige Würkung werdet ihr nicht thun! O könnt ich jezt zur Freude der lieben Christenheit all diejenigen hermahlen, wie sie sich über meinen Ausspruch aufwerfen, wie sie sich ihre Gesichtszüge verschieben,

wie

wie man's auf ihnen leſen kann, ein groſſer Mann giebt ſich nicht mit dergleichen Kinderſpiel ab. — Seyd mir hier geſegnet, ihr Glückliche, die ihr's ſo weit gebracht habt, daß euch kein Virtuos mehr gefällt. Ihr ſeyd weit kommen, und ihr fühlt, daß ein ſolcher Geſang, wie die frühen Gräber, mit wahrem Spiel verbunden, mehr iſt als die ganze Modemuſik des 18ten Jahrhunderts. Macht die Proben damit, wie ich ſie gemacht habe: nicht allwiſſenden, kritiſirenden Kennern, nicht ſchönen Geiſtern und Geiſterinnen müßt ihr damit an die Seele greifen wollen, (ich glaube ſie haben noch keine) nur Naturmenſchen müßt ihr's weihen; ſolchen Menſchen, die da ſtehen und in ſich nehmen wollen, die ſich euch überlaſſen, mit ihnen anzufangen was ihr wollt. Solche wird das heilige Gefühl ergreifen, ſie werden vor euch daſtehen, wie jener gemeine Menſch nach der Vorſtellung der Iphigenie auf ſeine Bruſt ſchlagend, und rief: Herr — hier!

Die Klopſtockiſche Ode, der Jüngling, hab ich ganz durchcomponirt geſehen, ob ſie gleich nicht ſo gedruckt iſt. Geſegnet die Hand, die mir dazu verhalf! Dieſe Ode iſt eine von denen, in welchen die Muſik ihre Göttergewalt zeigen kann. Hier habt ihr im Kleinen ein groſſes Ganzes. Ohne die Hülfe zu nutzen, die mit dem Gebrauch vieler verſchiedenen Inſtrumente verbunden iſt, hat der Componiſt

die Macht eines ganzen Orchesters in die Clavierstimme gelegt, freylich verkleinert und verjüngt, wie das nicht wohl anders seyn kann. Hier habt ihr in den Anfangstönen die liebliche Ruhe und die Frühlingsgestalt des Mayen; der laute Donnersturm beginnt, er kommt nicht auf einmal, sondern rückt aus der Ferne her, er läuft, wüthet — und wie er sich dann wieder in die Ferne allmählig verliehrt, und noch rücktönend still bebt!

Diese Ode ist im Ganzen so vollkommen und unverbesserlich, als die Richtigkeit der Harmonie. Hier Künstler könnt ihr sehen, wie Melodie und Harmonie den Worten untergeordnet doch so mitwürken! Und so sind alle Klopstock-Gluckische Gesänge, auf allen der Stempel der Natur und Wahrheit. Ja, Klopstock, dieß ist, nebst Lottens Gefühlen über dich, auch dein Triumph. Gluck hat mit den wenigen componirten Oden mehr gethan, als dein ganzes Zeitalter. O daß wir deren mehrere hätten, daß wir Hermannsschlacht hätten! — Was wünsch ich, und was hast du, mein Herz, für heimlichere, heftigere Wünsche? Laile sie ein diese Peiniger mit einem Liebsgesange deines Glucks — reden kannst du nicht, magst nicht; so genieß all das, still und unbemerkt, und baue ihm ferner den Altar, der schon in die steht.

Fünfte Epoche.

Liebes Bild, warum hatte der Franzoſe nicht mehr Sinn für deine herrliche Phyſiognomie, daß er dich ſo verzeichnete und verunedelte, da du doch mit Iphigenien ſeine ganze Nation geadelt haſt?

Sechſte Epoche.

Wie der mächtige Shakeſpear oft nur in einer Scene einen Vers oder Zeile hat, die ihn allein unſterblich machte, wenn er auch ſonſt nichts geſchrieben hätte: ſo iſts mit dem Shakeſpear in der Muſik. Seine Oden, ſeine Kleinigkeiten (wie ſie die Welt zu nennen beliebt) ſind genug ihn unſterblich zu machen: Wenn ich auch das nur Unſterblichkeit nenne, daß ſeine Eindrücke in unſern Herzen leben, und bis über das Grab leben werden.

Aber ſeht ſeine große Ritterthat, ſein Turnier mit den Rieſen Lulli und Rameau, ſeine Bezähmung des Ungeheuers, franzöſiſche Sprache, ſeinen Macbeth — d. h. Seht ſeine Iphigenie en Aulide, das erſte und größte, was die Muſik hervorbringen kann!

O könnt ich jezt über dich reden, Großer! könnt ich jezt mein Herz abſchreiben und zu Papier bringen! — Wo ſoll ich die Portion Kälte hernehmen,

die dazu gehört, in todte Buchstaben, hohe Ueberzeugung und warmes Gefühl überzutragen? Die artigen Franzosen und teutschen Kunstrichter mögen so über dich reden und deine Werke detailliren, wie sie schon lange gethan haben! Mir ist das ganz recht, und will sie nicht drum beneiden; denn ich achte mir's für keine Schande zu sagen, dieß und das begreif ich nicht, oder noch nicht ganz. — Laß sich denn erst diese Schaar von Kennern an deinen Werken todt saugen; ich habe noch lange nicht den Verstand, dessen sich diese entwickelnde Kunst- und Herzensrichter höchstnöthig zu rühmen haben. Also will ich schweigen — (wie wenn sie wüßten, daß ich Händel und Graun, diese zween Einzigen, dir aufgeopfert habe?) — Ja so lange will ich schweigen, bis du dich mir mit der Hülfe des herrlichen Rousseau's (der ganz Commentar über dich und über vieles ist!) näher in Aulide eröfnet hast, und ich dir dann die Ehren- und Denksäule dort aufrichten kann, die dir bestimmt ist.

Siebende Epoche.

(*)

Achte Epoche.

Ja, du liebes Bildniß, ich habe wohl Leute gesehen, die, wenn ich im feurigsten Enthusiasmus mit reden-

(*) Es scheint der Junge habe in dieser stummen Epoche nicht zu Worten kommen können, oder nicht wollen.
Anmerkung in der Handschrift.

redenden Beweisen aus deinen Werken von die ſprach — lachen konnten. Weh ihnen! Nie müſſe der Labetrunk Polyhymniens ſie letzen! Ihre Seele müſſe verdurſten bey ihren durchlöcherten Brunnen, bey ihrer armſeligen Muſik! Ich wollte gern toleriren, und die Kerls bey ihrem Wahn und Holzgötzen laſſen; wenn ſie nur nicht verläſterten Sachen die ſie nicht verſtehen und nicht wollen verſtehen lernen. Wenn ſie nur nicht lachten und die Naſen rümpften, wo ſie ſollten niederfallen und anbeten: Herr ſtärke unſern Unglauben, und nimm die Decke von unſern Augen!

Neunte Epoche.

Gewiß es iſt eine große Idee unſrer heutigen Welt, in der Muſik Unterricht zu geben; beſonders den Herren.

Zehnte Epoche.

Unterſteh ich mich vor deine Augen zukommen? — Ein Menſch ſteht, im ſchauerlichen Hell- und dunkel das die Nacht durch die Fenſter wirft, vor dem Bilde Glucks, — ein Menſch der ſich im Concert mit ſchön raſſelnden Tönen und Ohrenſchallender Aftermuſik hat hören laſſen. — Soll ich dich nicht lieber herunter nehmen, und ehe mein beſchämtes Geſicht das Licht ſieht, dich tief vor den entweihenden Blicken eines Sünders vergraben? — Rein du ſollſt bleiben,

ſollſt all meine Vergehungen wider die Natur und ewige Wahrheit mit anſehen! Vor dich will ich ſtehen mein Herz entfaltend, und dir klagen alles was ich thue und thun muß. Ach daß ein Strahl von dir, Natur, mich erleuchte, und mir zeige die Wege die ich wandlen ſoll, um würdig zu ſeyn in Glucks Zeitalter zu leben!

Liſte Epoche.

Ich meyne oft, ich müſte dich, Bild, mit meinen ewigen Wünſchen und Verlangen von der Rahme herunter ins Leben zaubern. Wie würd ich dich, Ur-bild, umfaſſen in ſchwebendem Dranggefühl dich mir zu eröfnen! Wie würd ich mich dir eröfnen und du mir die Spuren der würkenden Schöpfungskraft zeigen! Meine eilenden Finger, wie oft glitſchen ſie über die Goldadern hinweg, wie oft ſinkt mein Haupt in dem ungelöſten Gewirre von Melodie und Harmonie in die unthätigſte Gelaſſenheit! Das würde, das könnte, das müſte all geändert werden!

Letzte Epoche.

Ich komme vor dich, heiliges Bild, mit einem Gedanken der wie feurige Blitze durch meine Seele fuhr, und doch Dunkel drinn zurück ließ. — Wie, ich will dieſe Vergötterungen vor die Augen der ganzen Welt öffentlich ausſtellen? Halten's dieſe Liebeleyen, dieſe Erucyſtücke, zwar nicht ſchönſchich-

tig

tig aus einem Herzen gebrochen, wo ſie freylich noch in größern Maſſen liegen, aus verſchiedenen Urſachen wohl aus? — Sey's! Sey's auch nur, daß ſie vielleicht deinem Urbilde vor Augen kommen, das ſie lieb und freundlich aufnimmt: denn die Liebe recenſirt nicht! — Sey's daß ich auch bekennen möge vor ihren Augen, wie du in mir ſtehſt, und ſie ringsum mich als deinen Schüler kennen.

In einer wunderlichen Ecke der Welt leg' ich, mit Göthe's Mahlerſungen, feyerlich meinen Pinſel nieder. Wüßt' ich all die Herrlichkeiten zu erreichen, ſie ſolten niemand (oder doch am eigentlichſten und vornehmſten) als meinem Vaterlande geweiht ſeyn, in deſſen Sprache ich ſchreibe, und das mich zeugte und bildete, und mir Glucken eröfnete. So aber — vor dieſem Bildniſſe ſchwindet alles: wem der nichts iſt, wem kann ich was ſeyn? (*)

(*) Ein junger Verliebter, in der ſüßen Trunkenheit ſeiner Seele, ſieht, hört, fühlt, ſpricht und thut ſeltſame Dinge. Alles Schöne und Gute, Große und Herrliche iſt in dem Gegenſtande ſeiner Liebe zuſammengeſchloſſen; Nichts anders gefällt neben dieſem — oder, wenn es ja noch gefällt, was iſt Gefallen gegen Entzücken? Die übrigen Nichtverliebten Menſchenkinder zucken die Achſeln über den Schwärmer; Er ſieht mit Verachtung oder Mitleiden auf die Profanen herab. — Was iſt darüber zu ſagen? Er iſt verliebt. Wenn er's nur in einen ſehr vortreflichen Gegenſtand iſt! Dies iſt unſtreitig hier der Fall unſers Amorolo, und ſo gönnen wir ihm dann ſein Glück! Wie, wenn er erſt denn Orpheus und Eurydice ſeines Apollo gekannt hätte?

V.

Raisonnirendes Verzeichniß einiger der besten Schmidtischen radierten Blätter.

Schmidt war gewiß der Mann, der das Talent hatte, Rembrands Innigkeit des Gefühls, sein großes eingewickeltes Detail zu enthüllen, und jedem auch ungeübten Auge so viel als es fassen konnte mit einer wunderbaren Klarheit darzulegen. Er contrastirt hierinn sehr schön mit der leeren Steifheit der gewöhnlichen französischen Manufacturmänier, wo man alle Lücken der nüchternen und schüchternen Nadel mit flachen Ueberschraffirungen des Grabstichels zu bedecken sucht. Er brauchte zwar überall auch den Grabstichel, allein mit solcher Mäßigung, daß sogar viele daran zweifeln, ob er ihn angewendet habe. Unter seinen vorzüglichen historischen Blättern ist

1) die Darstellung Christi im Tempel, nach Dietrich An. 1739 gemahlt, und von Schmidt 1769 gestochen. Die Beleuchtungsart und die Zeichnung der Figuren, besonders die in der Entfernung, sind so sehr in Rembrands Geschmack, daß die Nachahmung ganz ans Plagiat gränzt. In den dunkelsten und hellsten Parthien hat S. die Reflexe mit ungemeiner Delikatesse behandelt, und dem ganzen Gemälde

mälde seine vollkommenste Harmonie in der Haltung wiedergegeben. (Im Verzeichniß der Erben No. 37. 16 gr.)

2) Eben dasselbe Urtheil gilt von dem herrlichen Blatt Jairus Töchterlein, oder vielmehr nach der Unterschrift: Christus gaet met Jairo om syn Dochterken te genesen. Man kann es eine wahre Verklärung Rembrands nennen. Sein Styl, biblische Geschichte als Familienangelegenheit und häusliche Alltagswirthschaft zu behandeln, zeigt sich hier so zu sagen in seiner ganzen Menschlichkeit. Die Schönheit der Beleuchtung ist längst gepriesen worden. (No. 35. 16 gr.)

3) La Juive fiancée, und

4) Le Pere de la fiancée reglant sa dot. Nach Rembrand. Das Mädchen ist ganz Unschuld, Jugend, Unbefangenheit, und Festigkeit des Charakters ohne Leerheit: mit ausgekämmten Haar und schwarzen sammtnen Baretlein, Mieder ohne Ermel, Gürtel, und der gewöhnlichen so reizenden altteutschen Tracht. Der Vater im Gesicht voll Güte, Feinheit und Nachdenken, mit der Feder in der Hand auf seinem Manual gelehnt. Unnachahmlich ist die Behandlung des Helldunkeln in der ganzen Kleidung, alles in den dunkeln Lokalfarben sichtbar wie durchs Glas zu erhalten, und doch nichts als den

Kopf und etwas von der Hand im Licht zu laſſen. (No. 45. 12 gr. 47. 8 gr.)

5) Lot avec ſes filles, nach Rembrand. Ein unnachahmliches Blatt von beyden Meiſtern. In Loths Geſichte ließt man deutlich die Farbe der Augen, des Haupt- und Barthaars, und aus der Form der Naſe erklärt man ſich vollends, warum Sokrates ſagt, daß ihn die Natur nicht zur Enthaltſamkeit beſtimmt habe. Die Tochter, die ihm den Becher reicht, iſt das ſchönſte Judenweib, und hat, obgleich vollkommen bekleidet, mehr Anziehendes und zur Sünde Verführendes, als die kalte Rubenſiche nackte Figuren in der nehmlichen Geſchichte. Die Rembrandten ſo ganz nachgefühlte Reflexe in allen Theilen der Beleuchtung machen hier dem Nachbilder beynahe ſo viel Ehre, als dem Erfinder. (No. 53. 16 gr.)

6) le Prince d'Orange Guillaume ſecond à qui Cats explique un trait d'hiſtoire, nach Flink. Der Kopf des Prinzen iſt im Profil und wird durch das ſchwarze Sammtkleid ſeines Lehrers, das ihm zum Grunde dient, ungemein erhoben. In dem Kopfe des Alten ſpricht die größte Befliſſenheit etwas Unterrichtendes zu ſagen. Erleuchtung und Colorit iſt wie man's von dieſem Nebenbuhler Rembrands gewohnt iſt, beynahe in allen Schönheiten noch ausgedruckter als jene. (No. 61. 16 gr.)

Die Fortſetzung künftig.

VI. Kri-

VI.

Kritiſche Anzeigen.

Briefe aus der Schweiz nach Hannover geſchrieben im Jahre 1763. zweiter Abdruck, Zürich und Winterthur bey Joh. Casp. Fueßli Sohn, und in Commißion bey H. Steiner und Comp. Buchhändlern 1776. 341 S. in Quart ohne Vorrede und Regiſter, mit viel. Kupf. u. Vignetten.

Dies iſt der zweyte Abdruck der Bemerkungen, welche Herr Hofapotheker Andreä zu Hanover auf einer Reiſe in die Schweiz im J. 1763. gemacht hatte, und hier dem Publiko vermehrt mittheilt. Ueberall zeigt ſich ein für die Wunder und Schönheiten der Natur warmes Herz, und ein mit den wichtigſten Kenntniſſen bereicherter, auf alle Merkwürdigkeiten menſchlicher Kunſt und Fleißes aufmerkſamer Kopf. Die Mineralogie, insbeſondere das Fach der Foßilien und Petrefakten, und die Geſchichte des Cryſtalles und der über deſſen Entſtehung gewagten Hypotheſen, die Naturgeſchichte der Seegewächſe, der Vögel, u. ſ. w. werden hier merkwürdige Beyträge zu ihrer Erweiterung finden. Der Scheidekünſtler wird ſich an den Unterſuchungen des Bodenſee und Schinznacher Waſſers, ferner der Schwefelquellen zu Bevieux weiden, und der reiſende Botanikus an den Kräuterſammlungen zu Baſel, Mühlhauſen, Schaffhauſen und Zürich. Der Finanzier und Mechanikus findet ſeine Nahrung an den unterrichtenden Beſchreibungen

der Kornbarren zu Genf, Freyburg, Solothurn, Basel, Bern und des höchstseltnen Hängwerkes der Schaffhauser Rhein-Brücke. Selbst der Sprachforscher wird durch das kleine Verzeichniß Baselischer Provinzialisten zu Aufsuchung der veralteten teutschen Wurzelwörter in Helvetien angekörnt werden. Ueberhaupt haben wir mit Vergnügen bemerkt, wie Herr A. überall, bey Beschreibung der Bibliothecken und Naturaliensammlungen, Namen verdienter Männer ans Licht zieht, die auf ihren Landgütern in diesem beglückten Lande, ohne Pomp und Ausschreyung ihrer Verdienste, den Wissenschaften weit treuer dienen, als viele unsrer in Teutschland öffentlich dafür bezahlten und angeschlagnen Lehrer. Das ganze Werk enthält sehr getreue Abbildungen von Petrefakten, Conchylien, Maschinen u. dgl. nebst einigen sehr schönen Vignetten, die wir dem Fleiße des Hrn. Schellenbergs zu denken haben. Wenn dieser Künstler fernerhin einigermaßen die Schärfe seiner Contoure mäßigen, und jedes Ding in der Natur mit Luft umgeben, oder nach der Kunstsprache im Geiste der Haltung erblicken wird, so erhalten wir in ihm gewiß einen der schätzbarsten Landschafter.

Journal d'un Voyage qui contient differentes *observations mineralogiques*, particulierement sur les Agates et le Basalte avec un detail sur la maniere de travailler l'agate par M. Collini, Sécrétaire intime, Direct. des Cabinets d'histoire naturelle et membre de l'academie des Scienc. de S. A. Elect. Palatine, à *Mannheim* chez *Schwan* MDCCLXXVI, in 8vo. 384 S.

Ein Stückchen Basalt, das dem Churfürstl. Cabinet aus der Gegend Cölln überschickt worden, gab Gelegenheit zu dieser Reise. Da sie einen merkwürdigen Beytrag zur allgemeinen Mineralgeschichte Teutschlands liefert, und eine neue Beyla-

ge

ge zu den Vortheilen abgiebt, welche der Schutz Sr. Churf. Durchl. von der Pfalz den Wissenschaften gewähret, so wird eine etwas umständliche Anzeige davon bey Kennern der Naturgeschichte wenigstens Verzeihung erhalten.

Die hohen Gebürge des Amts Alzey bestehen aus Sand-Steinen, die niedrigen aus Thon-Steinen, Cap. 2. In der Gegend Weinheim fand der Hr. Verfasser rare versteinerte Austern, Porcellainiten, Globositen, eine Auster gegen 10 Pfund schwer, wovon das See-Gegenstück unbekannt ist, versteinerte Knochen ꝛc.

Die seltensten Versteinerungen sind in sieben Kupferplatten abgebildet, Cap. 3. In eben dieser Gegend traf Hr. C. schöne Jaspis, Agathe und Krystalldrüsen auf den Feldern zerstreut an. Cap. 4. die Gegend, wo die Mörsfelder Quecksilbergruben sind, ist sehr fruchtbar; da nun doch die Quecksilber-Erze vorzüglich schwefricht sind, so wird dadurch eine alte bergmännische Regel geschwächt. Das Erz ist oft so derb und reich, daß es mit dem Stahl Feuer giebt, und die Hälfte seines Gewichts an Gehalt führt; es bricht in fetter thonigter, mit kleinen weißen, röthlichten und grauen Bröckgen vermischter, Erde oder Stein.

Merkwürdig ist, daß man dermahlen dies Erz mit Bleyglanz vermischt antrift; jemehr Bleyglanz, je dichter und dunkelrother ist das Erz. Bey Rod im Hessendarmstädtischen bricht Quecksilbererz, bey Fehl Erz, gelb Kupfererz, Lazur und und Eisenerz (wir können diesen noch beyfügen, Arsenerz, und daß der Quecksilbermulm, der neben dem Gang streicht, auch etwas güldisch sey.) Merkwürdig und ohne Beyspiel sind die in schwärzlichtem Schiefer versteinerte mercurialische Fische zu Münster-Appel ꝛc.

Die

Die Art wie das Queckſilber von ſeiner Miner zu Mörsfeld geſchieden wird, iſt ausführlich beſchrieben. (die Manier, welche Hr. Bergrath Jacobi im Zweybrückiſchen eingeführt hat; S. Bemerkungen der pfalzbaieriſchen phyſ. oecon. Geſellſchaft 1777. S. 147. gefällt uns weit beſſer.)

Cap. 5. wird ein alter Stollen bey Creutznach abgemahlt, ſich noch mercurialiſche Kryſtallen in einer gelben Erde finden beſchrieben; ſodann kürzlich das Salzwerk daſelbſt. Der Hr. Verf. ſcheint auch der Meynung zugethan zu ſeyn, daß die Salzquellen ihren Urſprung vom Stein-Salz hernehmen.

Cap. 6. Bey Marxenſtein kommen blätterigte, thonigte, und kalchigte Steine vor, ſie zerwittern, mit dergleichen wird zur Nachhülfe der Weinſtock gedüngt, nachdem der Schiefer mit Miſt vermiſcht worden. Miſcht man keinen Miſt darunter, ſo giebt er wenig Wein, er wird aber allzeit ſtärker, als derjenige wo der Stein nicht zur Düngung gebraucht wird. Der Geſchmack des Möller Weins rühret allein von dieſem Schiefer her.

Cap. 7. Wird die Alaun-Manufactur bey Kirn beſchrieben; auch hier finden ſich Steinkohlen in der Nähe, welche bey der Siederey gebraucht werden.

Cap. 8. handelt Herr Collini von dem alten Kupfer-Bergwerk bey Fiſchbach. Es iſt dermahl armes Poch-Erz das in einer grünlichten aus Thon und kalchigten Theilen beſtehenden Erde bricht. Das Erz beſteht in ſchwärzlichen Kupfer-Glaß, Bröckgen Bergrün, und Kieß. Vor 16 Jahren fand man reich violettes Kupfer-Glaß dahier. Berg-Pech kommt auch zuweilen mit vor.

Cap. 9. Auf der Reiſe von Kirn nach Oberſtein traf der V. einige Berge an, die aus Kieſeln beſtanden, welche mit roth-

braunen

kennen Ochre zuſammen gemeint wären. Nach deſſelben Meynung ſind dieſe Kieſel an dieſem Ort erzeugt worden. (Solten es nicht vielmehr Lagen, als ganze Berge geweſen ſeyn? Wenn an einem Berg-haf der einen Seite ein Flötz bis in die gröſte Höh ſteigt, und deſſen Bruchſtücken rollen auf der andern herunter, ſo könnte man gar leicht hintergangen werden, dasjenige für die Beſtandtheile des ganzen Bergs zu halten, was eigentlich nur ein Flötz war.)

Cap. 10. Wird die artige Lage von Oberſtein beſchrieben.

Cap. 15. 11. 12. 17. Liefert uns Herr Collini eine verſuchliche Abhandlung über die Agathe. Die meiſten Berge in der Gegend Oberſtein führen Agath in ſich. Die Berg Art iſt eine Vermiſchung thoniger, kalchigter eiſenſchüßigter Theile, die Farbe iſt meiſt braun. Um den Agath zu gewinnen, wird mit Schacht oder Stollen in die Tiefe gearbeitet, das Gebürg um die Agathkugel herum losgehauen, der Agath aber ſelbſt erſt über der Erde von ſeiner Mutter geſchieden. Außer den Agath-Kugeln finden ſich viele Kugeln, die inwendig hohl und in ihrer Höhlung mit Criſtallen überzogen ſind. In der Tiefe wird das Geſtein ſo feſt, daß es muß geſchoßen werden, welches man aber ungern thut, weil die Agathkugeln leicht verderbt werden. Jaſpis und Agathe ſind in Anſehung ihrer Entſtehung einerley, die Durchſichtigkeit iſt kein hinlängliches Unterſcheidungszeichen, der Hr. Verfaßer hat Agathe undurchſichtig gemacht.

Die Entſtehung aller Kieſel, folglich auch der Agathe, wird der in dem Gebürg einzeln zerſtreut geweſenen Kieſel-Feuchtigkeit zugeſchrieben, die ſich verſteinert hat. Ein einzigmal traf Herr Collini einen regulairen Agath-Kryſtall an. All dieſer Agath findet ſich in einer aus Thon, Kalch und Eiſentheilen beſtehenden Stein-Mutter, unter welcher ihn noch eine dünne

Schaale

Schale umgiebt, ihre Härte hängt von der starken oder geringen Beymischung fremder Theile ab. Die versteinernde Gallerte hält Hr. Collini für einen Ausfluß des Eisens, er glaubt daß die Agathe ihre Bestandtheile von allen Theilen des Felsens, worinnen sie gefunden werden, zusammengezogen hätten.

Von den fremden Körpern die an dem Agath vorkommen, heißt es S. 196: On prend ordinairement ces corps enfermés dans cès Agates pour de l'herbe ou de la mousse; mais il n'y a aucune raison pour le croire.

(Recensent besitzt eine Dose von weißblauen Agath, worinnen an allen vier Seiten Sträuße mit einer Frucht befindlich sind, die jedes unpartheyisches Aug überzeugen müssen, daß hier keine bloße Würkung eisenhafter Bestandtheile vorhanden gewesen. Die Frucht besteht aus rothen Beeren mit ihren Stielgens, dem Sambuco racemoso ähnlich; vielmahl sind die Beeren durchschnitten, das innere zeigt aber nicht weniger wie das äußere, daß hier würklich eine Frucht vorhanden gewesen.)

Von denen in den Agathen und Krystallen zuweilen vorkommenden metallischen Blättgens und Kränzen glaubt Hr. Collini, daß sie zugleich mit dem Agath oder Krystall entstanden sind. Wenn die Agathe aus der Erde gesondert sind, werden sie auf die Agathmühlen verkauft, deren 26. in dortger Gegend sind, und gegen 130 Personen beschäftigen. Hier werden sie geschliffen, polirt und gebohrt. Die Mühlen und alle Arbeiten beschreibt der Hr. Verfaſſ. sehr deutlich, zu dem Kupfer hat er aber keinen Maasstab geben kennen. Da diese Kunst noch geheim gehalten wird, so durfte er sich so genau nicht erkundigen. In Oberstein legen die Goldschmiede die letzte Hand an diese Waare; es sind ihrer 40 Meister, und man kann rechnen, daß diese Manufactur gegen 250 Personen in diesem Ort beschäftige

Car-

Cap. 14. Zwiſchen Kirchberg und Caſtellaun traf der Herr Verfaſſer die Schiefergebürge an. Der Gipfel dieſer Gebürge ſoll oft aus Quarz beſtehen, Hr. C. ſchließt dieß aus vielen herabgerollten Stücken und aus Erzählungen. Verſchiedene mineraliſche Waſer werden bemerkt. Eine ehemal an der rechten Seite des Rheins her gethane Reiſe, machte ihn aufmerkſam auf die Gebürgs Arten, welche völlig mit dem Gebürge dieſſeits dieſes Flußes überein kommen. (Recenſent hat ebenfalls eine Reiſe dieſſeit des Rheins gethan, und findet alle Bemerkungen richtig, außer den Umſtand mit dem Quarz; er hat denſelben nie anders, als Gangartig, und in Geſchieben angetroffen. Diß an Dachſchifer reiche Gebürge ſcheint ihm, nach manchen Beobachtungen und verſchiedenen Reiſen, mit dem Harz zuſammenzuhangen, und durch Frankreich, wahrſcheinlich durch Champagne und Auvergne, woſelbſt nach dem Schaupl. der Künſte und Handwerker die franzöſiſche Dachſchieferbrüche ſind, zu ziehen. Es mögte wohl das zweyte und jüngſte Hauptgebürg eines groſſen Theils von Europa ausmachen.)

Cap. 15. Die Häuſer in Coblenz und Andernach ſind von Traß gebauet. Zwiſchen Coblenz und Andernach fand der Hr. Verfaſſer Bimsſtein.

Cap. 16. Je vorböſer der Traß iſt, je beſſer; in ſeinen Poris findet ſich Bimsſtein, gelbe Erde, Stückgen Schlacke ꝛc. Er wird bey vielen Orten in der Gegend Andernach gebrochen. Ein Fuder dieſes Steins wird um 4 fl. verkauft.

Cap. 17. Auch die Gruben, wo die berühmte rheinländiſche Mühlenſteine gewonnen werden, beſichtigte Hr. C. Der Stein ſelbſt ſowol als die obern und untern Lagen bezeugen, daß er in der That eine Lava ſey.

Cap. 19. Eine Art Traß, welche mit kleinen Punkten, die mit einer weiſſen Erde angefüllt ſind, durchſäet iſt, findet man bey Bull; er wird nach ſeinem Gebrauch Backofenſtein genennet.

Cap. 20. Nach vielen Umfragen kam Hr. C. endlich zu den Baſaltbrüchen bey Fornich und Obrienter. Der Baſaltberg wird in einer Kupferplatte gezeigt; er iſt ſchwarz, ſehr hart und führt Schörl in ſeiner Miſchung, der ſchwärzer iſt wie der Baſalt. Säulen mit vier Faßetten, ſind am ſeltenſten. Die vielen Dachſchiefer dieſer Gegend geben einen Grund ab, zu vermuthen, daß der Baſalt daraus geſchmolzen ſey. Die Baſalt-Säulen ziehen auch in den Rhein hinein. In dieſem und dem vorigen Capitel hat Hr. C. das was Aeltere und Neuere merkwürdiges über den Traß und Baſalt geſagt haben, angeführt. Einige behaupten, aller Baſalt ſey im Waſſer kryſtalliſirt, andere im Feuer; noch andere einiger Baſalt könne im Waſſer, anderer im Feuer ſeine itzige Geſtalt bekommen haben. Der Hr. Verfaſſer glaubt, wenn man die Bildung des Baſalts nicht dem Feuer zuſchreiben wolle, ſo müſſe man erſt Berge aufſuchen die Baſalt-Säulen ohne andere Volkaniſche Erzeugniſſe enthielten.

(Der Berg bey Gießen worauf das alte Schloß Vetzberg erbaut worden enthält Baſalt-Säulen von außerordentlicher Größe. Recenſent erinnert ſich nicht, andere volcaniſche Erzeugniſſe dabey wahrgenommen zu haben; es käme aber auf eine wiederhohlte Beſichtigung in dieſer Abſicht an.)

Cap. 21. In der Rückreiſe traf Hr. C. einen durchaus, mit Quarz bedeckten Berg bey Derrebach an; ſogar bemerkte er, daß dieſer Stein Bankweiß in dem Gebürge lag. Der Schiefer ſoll abermahls die Unterlage des Gebürgs ausmachen. (Dieſe Erſcheinung iſt allzu außerordentlich, als daß man der Beob-

achtung

achtung eines Reiſenden hier ohne Sorge eines Irthums völlig gen Glauben beymeſſen könnte. Solte dieſer Quarz nicht auch, wie Cronſtädt von den Kuppen bey Oberſchöna und Freudenſtein in Sachſen angibt, noch aus mehrerern Theilen beſtehen? Oder wenn dieß nicht iſt, ſolte nicht etwa ein mächtiger durch das Gebürg ſtreichender Quarzgang Hr. C. zu einem Irthum haben verleiten können? Dieſe Zweifel ganz aus dem Wege zu räumen, werden mehrere auch wohl koſtbare Unterſuchungen erfordert.

R.

Bemerkungen der Kurpfälziſchen phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahre 1774. Lautern im Verlage der Geſellſchaft, 1776.

Nach einer kurzen Geſchichte der Geſellſchaft folgt: 1) die Abhandlung des von Jena nach Lautern als Lehrer der Kameralſchule berufnen Hrn. Sukow vom Scheiden des Queckſilbers. Die Abſicht des V. geht dahin, die im Pfälziſchen längſt eingeführte eiſerne Retorten vor dem Untergang, den ihnen Feuer und Schwefel ſehr zeitig bereiten, zu bewahren, den Dämpfen in den Vorlagen zu ihrer Ausbreitung mehr Platz zu verſchaffen, das häuffige Lutiren zu vermindern, und in der Einrichtung des Idrianiſchen Ofens einige vortheilhafte Abänderungen anzubringen. 2) Stork's Methode wie man den Flachs auf dem Hunnsrück pflanzet und zurichtet, mit untermiſchten Bemerkungen. Der Hunnsrücker Flachs hat von Natur einen feinen und zähern Baſt als der Brabandter; nur ſchade, daß er aus Mangel der gehörigen Bearbeitung im Röszen, Hecheln, Klopfen und Einmachen nicht zu der Feinheit erhöht wird, die er anzunehmen fähig wäre. Der Verf. empfiehlt den kurzen Frühflachs, warnt hingegen vor dem langen ſpaten Flachs, der zwar pfundet aber nicht tucht. Der ſchlechteſte iſt der ſogenannte Springflachs. Die fernere Bemerkungen des Verf.

über das Pflanzen und Bereiten dieses so höchst nützlichen Produkts sind äußerst wichtig und merkwürdig. In eben dieselbe Classe gehört desselben V. Abhandlung von dem Kalkdüngen auf dem Hunnsrück. Seit der Einführung dieser Düngart hat sich der Nahrungs-Stand in dieser sonst nicht fruchtbaren Gegend ungemein verbessert; auf den schlechtesten Feldern sind nicht allein gute Getrayd- sondern auch alle Gemüß-Arten gewonnen worden, und die Einkünfte der höchsten Landesherrschaft haben sich ungemein wohl dabey befunden. Der 1. Abschnitt handelt vom Nutzen des Kalkdüngens überhaupt, der 2te von den Aekern die man vorzüglich damit düngen solle. Der 3te von der Vorbereitung des Ackers und wenn man den Kalch darauf bringen solle. Der 4te von der Bereitung des Kalks zum Düngen, und wie man ihn auf den Acker bringt. Der 5te, wie viel man brauche. Der 6te, zu welchen Getrayde- und Gemüß-Arten er am nützlichsten sey. Der 7te, wie oft man den Acker damit dünge. Die 4te Abhandlung ist von den Hrn. Hof-Rath Medicus, und äusserst schätzbar. Sie enthält botanische Bemerkungen über die ausländische Bäume, welche in dem Kurf. Garten zu Mannheim im Freyen ausgedauret, und deren fernern Anbau man folglich als unserm Clima zuträglich anempfehlen kann. Bey jeder Art ist der ökonomische Nutzen kurz bemerket. Endlich theilt Hr. Beckmann einige in Schweden gemachte Bemerkungen über die Verkohlung des Holtes mit, und giebt bey derley Arten von Meilern höchst nützliche Rathschläge zu Verbesserung derselben. Der V. hält die liegenden Meiler für nützlich, nützlicher als die stehende, und giebt darüber die triftigsten Gründe an. Die Abhandlung des Hrn. Schmid, vom Beschneiden der Zwergbäume, die auf eigne Erfahrungen gegründet ist, macht den Beschluß dieser höchst nützlichen Sammlung.

Karl

Karl Ferdiners Geſchichte. 1ſter Th.

Dieſer erſte Theil, des längſt von dem Hrn. Prof. Duſch in Altona uns angekündigten Romans iſt endlich erſchienen. Soviel man hier am Eingange ſtehend urtheilen kann, erhebt ſich dieſe Arbeit weit über das Mittelmäßige, und verkündigt einen Scribenten, der weiß was Compoſition heißt, und was man dem Publiko an Achtung und Treue der Arbeit ſchuldig iſt. Indeſſen ſcheint doch mehr Aufwand auf die Einrichtung der Begebenheit, als auf die Ausſtattung der Charaktere gemacht zu ſeyn, und die Manier nähert ſich eher der Richardſonſchen als Fieldingiſchen, d. i. alle Perſonen ſcheinen zu Einer Familie zu gehören. Möchte es doch unſern Dichtern dieſes Orts endlich einmal einfallen: daß, da ſie das Bild des menſchlichen Lebens liefern wollen, ihr Beruf dahin gehe, das groſſe Haus Gottes abzudecken, und uns in alle Kammern und Winkel zu führen, um zu ſchauen was da vorgeht; wie hier edle That, dort Büberey verübt wird, kurz die ganze Wirthſchaft in Cabinet, Boden, Küche und Keller. Dazu gehört freylich, daß man lange mit ſpähendem Blick an der menſchlichen Natur in allen Arten und Abarten herumgegangen iſt, und dann das ſeltene Talent beſitzt, mit einzelnen Crayonſtrichen den Contour ſo zu racken, daß auch der träumendſte Zuſchauer vor der Wahrheit derſelben aufſchrickt. Da jauchzen und loben die Herren ewig über den B. von Gbz von Berlichingen und der Leiden des J. W. Warum gehn ſie nicht hin und thun desgleichen?

Tief unter aller Kritik iſt das Büchlein Martin Dickins Leben und Meynungen, ſodann noch tiefer als jenes, Niagara ein Flachs eine Geſchichte des 18ten Jahrhunderts. Es iſt wohl kein Land wie Teutſchland, wo ſich ſo elende Köpfe wie dieſe zum Beruf aufwerfen, das Publikum zu unterhalten. Bey den Ausländern hat das Schlechteſte dieſer Art

doch wenigſtens ein zunftgerechtes Anſehen, und den Manufaktur-Zuſchnitt, daß man weiß, was es iſt. Dieſer Waare iſt aber kein Name zu geben, es wäre denn die groſſe Rubrik Makulatur darauf zu prägen.

Geſchichte der Engländiſchen Handelſchaft, Manufakturen, Colonien und Schiffarth in den alten, mittlern und neuern Zeiten, bis auf das laufende Jahr 1776, von Fr. Wilh. Taube K. K. Hof-Secretair. Leipzig bey Paul Kraus, 1776.

Es iſt dieſe Schrift bey dem gegenwärtigen Zwiſt zwiſchen England und ſeinen Colonien eine der merkwürdigſten, die über dieſe Materie erſchienen ſind. Der V. hat ſich lange in der Abſicht die Engliſche Manufaktur- und Handlungs-Geſchichte zu ſtudiren als Geſandſchafts-Sekretair in England aufgehalten, hat eigne Correſpondenz nach Nord-Amerika, und wird dadurch in den Stand geſetzt, pragmatiſcher zu ſchreiben, als irgend ein Prof. des Staatsrechts in Teutſchland. Die erſte Urſache dieſes Kriegs ſetzt er in dem Hang der Colonien zum freyen Handel mit andern Mächten von Europa, und in dem ihnen ſo nützlichen von der Krone verſtopften Schleichhandel zwiſchen ihren und den Spaniſchen Colonien, Zwey richtige Beweggründe, die ſie in ihrer Kriegs-Deklaration wohlweißlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Der V. klagt in der Vorrede mit Recht über die Unſicherheit der Quellen über dieſe und verwandte Materien. Ein bloſſer Compilator, der nicht in dem Lande ſelbſt viele Lokal-Wahrheiten eingeſehen hätte, würde freylich mit Vergleichung der gewöhnlichen Schriftſteller ſchlecht zu rechte kommen, die alle Soi disant pragmatiſch ſchreiben wollen, und darüber ſo unwahr werden, wie Deduktions-Schreiber. Gemeiniglich ſammlen ſie ihre Collektanen einem Lieblings-Satz zum Beſten, verſchweigen die ihrem Syſtem nachtheiligen Facta, und erläutern

weitern andere, die ihnen günſtig ſind; und was noch ſchlimmer iſt, die meiſten ſind Franzoſen, die von einer fremden Staats-Verfaſſung nicht unterrichtet ſind, oder es nicht ſeyn wollen. So lange wir keinen Codex der brittiſchen Manufaktur-Geſetze, Handlung- und Schiffarths-Verordnungen, in Chronologiſcher Ordnung vor uns haben, wird die Handlungsgeſchichte dieſes Volks noch immer nichts als ein ſchöner Roman ſeyn. Bey gegenwärtigen Umſtänden bleibt indeſſen die Schrift des Hrn. Sekr. Taube eine ſehr angenehme und intereſſante Lektüre. Der erſte Abſchnitt handelt von dem Urſprunge und Wachsthum der Engliſchen Handelſchaft; der zweyte iſt der Geſchichte der Engliſchen Schiffarth gewidmet.

Antologia Poetica Italiana, di C. I. *Jagemann*, Academico Fiorentino, e Bibliotecario di S. A. S. *La Ducheſſa Vedova di Saſſonia-Weimar et Eiſenach*. Tom. I. appreſſo Carl Ludolfo *Hoffmann*. 1776. (540. Seiten in 8.)

Herr Jagemann, ein durch ſeine Italieniſche Ueberſetzung der Büſchingſchen Erdbeſchreibung, durch ſeine eigene Beſchreibung von Toſcana (der Frucht eines vieljährigen Aufenthalts in Florenz) und andre Schriften rühmlich bekannter Gelehrter, macht ſich durch dieſe Sammlung von Auszügen aus allen berühmten Dichtern Italiens, wovon wir hier den Erſten Theil vor uns haben, ein Verdienſt um die Freunde der ſchönen Litteratur in Teutſchland, welches unſre Anpreiſung und unſern öffentlichen Dank verdient. Die Sprache Italiens iſt die Sprache der Muſen, ſeitdem Homers Sprache nicht mehr gehört wird. Ganz gewiß würde die Maſſe des Vergnügens bey unſrer Nation beträchtlich wachſen, wenn das Italieniſche unter uns gemeiner, und (wie das Franzöſiſche) zur guten Erziehung gerechnet würde. Dieſen Zweck zu erleichtern, und den Liebhabern des Schönen,

die ſich in dieſer reitzenden Sprache üben und mit dem Geiſte der welſchen Dichter bekannter werden wollen, eine Chreſtomathie anzubieten, bey welcher ſie den Beſitz einer vollſtändigen Italieniſchen Dichter-Bibliothek geduldiger entbehren können, war die Abſicht des Herausgebers. Die Werke, aus welchen Er uns in dieſem erſten Bande beträchtliche Stücke liefert, ſind: 1) Dante's göttliche Comödie. 2) die Sonnetter und Canzonen des Petrarca. 3) der Morgante des Ludwig Pulci. 4) der verliebte Roland des Bojardo. 5) die Arkadia des Sannazaro. 6) der raſende Roland des Arioſto, deſſen ſogenannte Cinque Canti, und Satyren. 7) der Orlandino (ein burleskes Gedicht) von Folenzo. 8) der Amadis von Bernardo Taſſo. Jedem dieſer Dichter hat Hr. J. eine hinlängliche kritiſche Nachricht von deſſen Leben und Werken beygefügt. Die Stücke ſind mit Geſchmack und guter Wahl ausgehoben, und der Text durchaus mit Anmerkungen verſehen worden. Wir zweifeln nicht, daß alle Freunde der ſchönen Litteratur dem Hrn. J. für dieſes Unternehmen Dank wiſſen, und der Fortſetzung deſſelben mit Verlangen entgegen ſehen werden.

Muſikaliſche Werke.

Concert pour le Clavecin avec l'Accompagnement de deux Violons, Alto, Viola, Baſſe et deux Cors, compoſé par E. Eichner, Oeuvre VI. Fol. Tom. 2.

Herr Eichner und Herr Schröter ſind beynahe die Lieblingsautoren für das Clavier geworden, und verdienen es in gewiſſem Betracht auch zu ſeyn. Sie ſetzen leicht, daß ein jeder nicht ganz ungeübter Liebhaber mit ihrer Compoſition fertig werden kann, und dabey fällt alles allerliebſt ins Ohr und wird, wenn es gut exſecutirt und zum 1. 2. 3. 4ten mal gehört

hört wird, des Beyfalls gewiß nicht verfehlen. Schröters Concerte ſcheinen einen Vorzug vor ſeinen Sonaten zu haben, ſo wie wir umgekehrt vor Eichners Sonaten oder Trios ſeinen Concerten den Vorzug geben möchten. Alles aber iſt Muſick, die man mit gutem Grunde empfehlen kann.

Häßlers (J. W) Sechs Sonaten fürs Clavier, gr. 4. Leipzig 1776. Sind vortreflich und dem Inſtrument mehr eigenthümlich und angemeſſen. Philipp Emanuel Bachs Sonaten ſind bisher Muſter geweſen, was dies Inſtrument eigentlich vermag, und man darauf machen kann. Sie erfordern aber einen geübten Spieler und haben deswegen den Beyfall nicht gefunden, den ſie verdienen. Bach hat bisher verſchiedene Nachfolger und Nacheiferer gehabt, aber Herr Häßler ſcheint ihn am nächſten an der Ferſe zu ſeyn; ſeine Einfälle ſind neu und kühn, voll Kraft und Feuer, und nach dieſen Sonaten zu urtheilen, iſt er auf dem Wege einer unſerer beſten und ſtärkſten Clavier-Componiſten zu werden.

Gaumer (P. J. M.) drey Fugen für die Orgel oder Clavicymbel, 4to Augsburg 1776. 15 Kr. Dieſe Fugen ſind wohl Fugen, kommen aber doch zu ſpat, und hätten ſich nach den ſchönen Fuzen, die wir ſchon von Händel, Bach und vielen andern haben, gar nicht die Mühe geben dürfen zu kommen; es möchte denn ſeyn, daß ſie den Liebhabern, die jene Fugen nicht ſpielen können, und doch gerne Fugen ſpielen wollen, zu gefallen gekommen wären, und die werden ſich auch die Mühe nicht verdrießen laſſen, alte abgedroſchene Paſſagen, ſo gut es gehen will, herzuleyern.

Davids Sieg im Eichthale in Muſik geſetzt von J. H. Rolle, 4to Halle 1776. Wir haben bereits verſchiedene Kirchenſtücke von dieſem Verfaſſer, und in allen iſt ein gewiſ-

ſer feyerlicher, andächtiger Anſtand, der ihm eigen iſt, und ihm einen Platz unter unſern beſten Autoren im Kirchenſtyl verdient hat. Wir haben einige Singecompoſitions von Hrn. Rollen geſehen, die weltlichen Inhalts und voll lebhafter Ideen waren; welches ihm zur Ehre gereicht, da man ſieht, daß er, aus Urtheil über die eigentliche Haltung der Muſik die in die Kirche ſoll, ſo ernſthaft und beſcheiden iſt, und ſeinem Genie lieber Gewalt anthun als die Kirche durch unſchickliche Luftſprünge entweihen will.

Oden von Klopſtock mit Melodien von C. G. Neefe, gr. 4. Flensburg 1776. 1 Fl. 30 Kr. Es iſt ein ſehr gewagtes Unternehmen Klopſtocks Oden zu componiren, nicht ſowohl ihres Inhalts als beſonders deswegen, weil Klopſtocks Metre ſich in die gewöhnlichen muſikaliſchen Perioden nicht ſchicken noch fügen wollen: und doch müſſen wir ſagen, daß verſchiedene Oden Hrn. Neefe ungemein geglückt ſind. Er iſt ein gründlicher Muſikus, der der Empfindung ſeines Textes auflaurt, und lieber dem Wort Rhythmus als der Empfindung zu nahe thut, wenn er nicht beyden zugleich Gerechtigkeit kann wiederfahren laſſen. Man wird dieſe Oden mit Vergnügen durchſpielen und ſingen.

VII.

Fortſetzung der Nachricht von Cornelius Agrippa.

(Sieh. T. M. No. 7. S. 183.)

Vermuthlich machte das Päbſtliche Breve unſerm gelehrten irrenden Ritter neuen Muth, auf theologiſche Abentheuer aus-

auszugehen; ſo übel ihm ſolche auch bisher bekommen waren. Er lehrte nun zu Turin öffentlich Theologie, und las zu Pavia über den angeblichen Hermes Trismegiſtus. Aber ſeine Exiſtenz blieb unſtät, flüchtig und ungewiß. Endlich verſchaften ihm ſeine Freunde ums Jahr 1518 die Stelle eines Advocaten und Syndicus der Stadt Metz, wo er ſich bald durch ſeine Wohlredenheit hervorthat, und vielleicht ein ſtilles, geruhiges Leben hätte führen mögen, wenn ihm ſein böſer Dämon nicht eingegeben hätte, die Parthey ſeines Freundes, des berühmten *Le Fevre d'Etaples* (Faber Stapulenſis) gegen die drey Ehemänner der H. Anna zu nehmen. Die Mönche, die ſich verbunden hielten dieſes Triumvirat der H. Anna bey ſeiner längſtverjährten Exiſtenz in der Legende zu ſchützen und zu ſchirmen, nahmen ihm dieſe Ritterthat ſehr übel auf. Aber was ſie ihm gar nicht verzeihen konnten, war die Gottloſigkeit die er hatte, eine arme der Hexerey ſehr unſchuldiger weiſe angeklagte Bauersfrau gegen ihre Ankläger und den Dominicanermönch Niklas Savini gerichtlich zu vertheidigen. Zu ſeinem Unglück gewann er den Proceß, und dies war freylich mehr als die Mönche leiden konnten. Agrippa glaubte nicht an die drey Männer der H. Anna, glaubte nicht einmal Hexen, — konnt' ein ſolcher Mann geduldet werden? Aus Furcht, daß es den Inquiſitoribus haereticae pravitatis gar leicht einfallen könnte ihn ſelbſt zum Gegenſtand des Feuerwerks zu machen, das ſie den Ketzern hatten geben wollen, floh er im Jahr 1520 abermals nach Cöln; von da im J. 1521 in die Schweiz. Hier machte er anfangs zu Genf, hernach zu Fryburg den Arzt, bis er endlich im J. 1524 zu Lion in der nehmlichen Qualität bey der Herzogin von Angouleme Mutter Königs Franz I. in Dienſte trat. Aber auch hier giengs ihm nicht beſſer. Die Herzogin, mißvergnügt darüber, daß er ihrem Glauben an die Aſtrologie und ihrem Vorwitz mittelſt derſelben künftige Dinge voraus zu wiſſen, nicht hatte Futter ſtreuen wollen, ließ ihn zu Lion ſitzen; ſeine Pen-

ſion

sion wurde zurückgehalten, und nachdem er Jahr und Tage Freund und Mag angestellt hatte, sie bezahlt zu kriegen, erfuhr er endlich, daß er aus der Pensionsliste ausgestrichen sey. Sein Hauptverbrechen war, daß ihn die Herzogin für einen Bourbonisten hielt, weil er dem ihr tödlich verhaßten Connetable von Bourbon ein sehr günstiges Prognosticon gestellt hatte. Diese Begegnung reizte die Galle unsers Abentheurers. Er murrte, schimpfte, drohte, und declarirte öffentlich, daß er die H. nicht mehr für seine Fürstin, sondern für eine grausame und treulose Jesabel erkenne. Bayle bemerkt sehr wohl, daß es der Princeßin übel ergangen seyn würde, wenn Agrippa der große Zauberer und Teufelsbanner gewesen wäre, wofür er in der Folge ausgeschrien wurde. All dies diente nicht seine Sache besser zu machen; vielmehr verwickelte er sich dadurch in Schwierigkeiten, die ihm das Leben sehr verbitterten.

Im Jahr 1529 schien ihm endlich das Schicksal günstiger werden zu wollen. Er erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf von K. Heinrich dem VIII. in England, von dem Kaiserlichen Canzler Gattinara, von einem Italienischen Marchese, und von der Gouvernantin der Niederlande, Margrethe von Oesterreich. Er begab sich in den Schutz der letztern mit dem Charakter eines Kaiserlichen Historiographen, und einer Pension die — ihm nie bezahlt wurde. Seine Feinde fanden Mittel ihm bey dieser Erzherzogin, und nach ihrem Tode am Kaiserlichen Hofe, eben so schlimme Dienste zu thun als bisher; und was ihm seine Feinde nicht Leides thaten, that er sich selbst. Denn sein Werk *de Vanitate Scientiarum*, das er im Jahr 1530 publicierte, und worinn er die falsche Gelehrsamkeit seiner Zeit mit unerträglicher Freymüthigkeit demaskierte, erbitterte von neuem alle Arten von gelehrten Zünften und Innungen, am meisten aber die Mönche und Magistros nostros. Man redete und schrieb, ja man predigte sogar von den Kanzeln gegen ihn;

und

und übel möcht es ihm bekommen seyn, wenn nicht der Kardinal Legat Campegius und der Cardinal de la Marc, Bischof von Lüttich, sich seiner noch angenommen hätten. Agrippas Umstände waren um diese Zeit kläglich genug — denn zu allem was er von den Hofleuten und Mönchen ausstund, kamen noch die Verfolgungen seiner Glaubiger. Allem dem Elend zu entgehen verbarg er sich einige Zeit unter den Flügeln des Kurfürsten von Cöln, Hermann von Wied, der die Zueignung der ersten Ausgabe seines berüchtigtrn Werks *de Philosophia Occulta* sehr gütig aufgenommen hatte. Aber Agrippa war nicht dazu gemacht, lange ruhig zu bleiben. Eine neue Ausgabe des besagten Werks, mit zween Büchern vermehrt, die er bey der ersten Ausgabe aus billiger Furcht zurückgehalten, machte daß neue Ungewitter über ihn ausbrachen. Die Mönche bewegten Himmel und Hölle, den Druck zu verhindern: Agrippa hingegen schrieb eine Apologie an den Magistrat zu Cöln, worinn er auf die Unwissenheit und Bosheit seiner weiß und schwarzen Gegner mit weniger Schonung als jemals losgieng; hingegen seine eigene Bemühungen in der geheimen und tiefern Philosophie mit den Beyspielen einer Menge grosser und berühmter Männer unter Alten und Neuern rechtfertigte. Mit unendlicher Mühe erhielt er endlich die Satisfaction, daß sein Werk die Erzbischöfliche Censur paßierte, und so im J. 1533 mit Kaiserl. Privilegio zu Cöln ans Licht kam. Die Mönche hätten ihm über diese Sache soviel böses Blut gemacht, daß er, um ihnen auch wieder Weh zu thun wo sie am empfindlichsten waren, eine neue mit den bittersten Spöttereyen vermehrte Ausgabe seiner Apologie für die Monogamie der h. Anna besorgte. Nun erhielt er zwar dadurch seinen Zweck; aber der Unterschied war, daß die Mönche, bey allem was er Ihnen zu Leide that, immer röther und fetter wurden, und sich Essen, Trinken und Schlaf so gut schmecken ließen, als ob kein Agrippa in der Welt wäre; er hingegen, bey dem was sie Ihm thaten,

ten) um Schlaf und Eſſluſt kam, und wenn ihn dieſe auch noch ankam, nichts zu Eſſen hatte; ein unſtetes, kummervolles, herumirrendes Leben führen mußte, und nirgends ſicher war. Im Jahr 1535, (nachdem er ſich bis dahin zu Bonn aufgehalten) wollte er ſein Glück wieder in Lion verſuchen. Er wurde aber, wegen ungebührlicher Dinge die er über die Mutter des Königs Franz I. geſchrieben, unter Wegs eingekerkert; und da er ſeine Freyheit mit Mühe wieder erhalten, begab er ſich nach Grenoble, wo er im nemlichen Jahre ſeinen Gönnern die erſte Freude dadurch machte, daß er — ſtarb.

Agrippa ſcheint, wie Erasmus, anfangs den Unternehmungen des Theologiſchen Herkules dieſer Zeiten mehr günſtig als abgeneigt geweſen zu ſeyn. Aber in ſeinem Buche de Vanitate Scient. ſchonet er Luthers eben ſo wenig als der Römiſchen Cleriſey; und es iſt unläugbar, daß er ſich von der Gemeinſchaft der R. Katholiſchen Kirche nie getrennt.

Die Meynung, daß Agrippa ein Zauberer geweſen, und mit den böſen Geiſtern in Bündniß geſtanden, hat ſo tiefe Wurzeln gefaßt, daß es vielleicht izt noch Leute (ohne Capuz) giebt, denen dieſe Sache wenigſtens problematiſch iſt. Auſſer ſeiner Neigung unſchuldige Hexen in ſeinen Schuz zu nehmen (die freylich verdächtig iſt) und ſeinem Buche *de occulta Philoſophia*, worinn gleichwohl, ſo wie in ſeinen vertraulichen Briefen an ſeine Freunde, mehr Religion und Glaube ans Chriſtenthum herrſcht, als man von einem Bundsgenoſſen der Hölle präſumiren ſollte — ſcheint ein ſchwarzer Hund, der ſein Begleiter in allen ſeinen Abendtheuern und vielleicht der treueſte Freund war, den der ehrliche Mann jemals gehabt, den ſtärkſten Beweis ſeines Verſtändniſſes mit dem Teufel auszumachen. Johann Wier, Agrippas getreuer Sancho, verſichert zwar, daß dieſer ſchwarze Hund — ein Hund gewe-

ſen

ſen wie andre, *Monſieur* geheißen, und von ſeinem Herrn ſelbſt mit einer ähnlichen Hündin, *Mademoiſelle* genannt, vermählt worden ſey. Aber der große Paulus Jovius will gewiſſe Nachricht haben, daß dieſer Hund ein Teufel geweſen ſey. Auch der theure Pater Martin del Rio weiß einige hübſche Hiſtörchen in dieſem Guſto von unſerm Helden zu erzählen, z. E. daß er auf ſeinen Reiſen in den Wirthshäuſern zwar immer mit ſchönem blankem Gelde ausbezahlt habe, nach einem Paar Tagen aber habe ſich ſolches allemal in Muſchelſchaalen oder Bucheckern verwandelt. — Es iſt kläglich zu leſen, was für armſeliges Zeug eine Menge ſogenannter Gelehrten über dieſe angebliche Magie des Agrippa geſchwatzt haben. Die Finanziers Königs Franz I. und Kayſers Carl V. wußten am beſten (ſagt Bayle) wie Unrecht man dem guten Manne that. Wenigſtens müßte der Teufel, dem er ſich ergeben, der ärmſte unter allen Teufeln geweſen ſeyn.

Agrippa war unſtreitig ein herrliches Genie; aber man konnte nicht weniger Gewalt über ſeine Gemüthsbewegungen haben als er. In der erſten Hitze ſeiner Empfindlichkeit ſagte und ſchrieb er alles was ihm Zorn und Rachgier eingab, ſchonte keiner Seele, und vergaß gänzlich, daß er eben die Perſonen, die er dadurch beleidigte, alle Augenblicke wieder nöthig hatte. Niemals hat ein Gelehrter mehr Gelegenheit gehabt die Welt kennen zu lernen, und ſich ſeine Erfahrungen ſchlechter zu Nutze gemacht, als Agrippa.

Indeſſen kann man doch ſagen, daß er ſich die ſchwerſten Drangſale und Leiden ſeines Lebens durch ſeinen Eifer für die Ehre der H. Anna zugezogen. Hätte er doch, anſtatt zu beweiſen, daß ſie nur Einen Mann und Eine Tochter gehabt (welches Ihr freylich rühmlicher war) es bey ihren hergebrachten drey Männern und drey Töchtern bewenden laſſen können!

Thaten? — Alles Unglück ſeines Lebens vom Jahr 1520 an bis an ſeinen Tod war gewiſſermaßen die Folge dieſer einzigen unglücklichen DonQuiſchotterie — Und nun denke man einen Augenblick, wovon das Schickſal eines Manns in dieſer Zeitlichkeit abhängt!

Agrippa, der die Vorzüge des weiblichen Geſchlechtes vor dem Männlichen in einem eignen Tractat mit großer Beredſamkeit behauptet hat, lebte in dieſem Punct ſeiner Theorie ſo gemäß, daß er ſich, ſeinem Schickſal zu Trotz, dreymal verheyrathete. Seine erſte Frau, von der er in einem ſeiner Briefe alles gute ſagt, was man von den beſten Weibe ſagen kann, verlohr er ſchon im Jahre 1521. Die zweyte, die ihn in einem andern Briefe zweifelhaft macht, ob ſie nicht noch gar beſſer ſey als die erſte, legte er ſich im Jahr 1522 zu Genf bey. Ihre Fruchtbarkeit war, in Betrachtung ſeiner immer armſeligen und unerwiſſen Umſtände, eine gute Eigenſchaft zu viel. Sie ſtarb im J. 1529 zu Antwerpen, nachdem ſie ihm fünf Söhne und eine Tochter geboßren hatte. Seine dritte Frau war aus Mecheln, und reichte nicht an die zwo; denn er ließ ſich im J. 1533 zu Bonn wieder von ihr ſcheiden.

Wegen vieler anderer beſonderer Umſtände, ſein Leben, ſeinen Charakter und ſeine Schriften betreffend, müſſen wir unſre Leſer an Bayle (der ihm einen großen Artikel gewidmet) und an den Niceron, oder wenn ſie lieber aus der Quelle ſchöpfen, an die Briefe des Agrippa ſelbſt verweiſen. Beym Niceron (Tom. XI. ſeiner Nachrichten ꝛc.) kan man auch ein ausführliches Verzeichnis ſeiner Schriften finden. Die vornehmſten derſelben ſind mehrmals einzeln, und alle zu Lion apud Beringos fratres in 8vo. zuſammengedruckt worden.

W.

VIII.

VIII.

Nachrichten von Andreas Veſalius.

(Aus dem Niceron)

Das Geſchlecht der Veſale leitet ſeinen Urſprung aus der Stadt Weſel, im Herzogthum Cleve, her, und iſt allezeit fruchtbar an Aerzten geweſen. Johann Veſalius, der Eltervater deſſen, von dem allhier gehandelt wird, war Leibarzt bey der Maria von Burgund, einziger Erbin dieſes Hauſes, und erſten Gemahlin Maximilians des erſten.

In ſeinem Alter lies ſich derſelbe zu Löwen nieder, die Arzneykunſt mit mehrerer Ruhe zu üben. Eberhard Veſalius, ſein Großvater, hat Auslegungen über die Bücher des Rhaſis und über die erſten vier Abſchnitte der Aphoriſmen des Hippocrates geſchrieben, und iſt in der Mathematik ſehr geſchickt geweſen. Andreas Veſalius, ſein Vater, war Apothecker des Kayſers Carls des Fünften.

Andreas Veſalius, von dem allhier die Rede iſt, iſt zu Brüſſel im Jahr 1512 geboren worden. In Abſicht des Tages ſeiner Geburt iſt man nicht

einig. Denn einige ſetzen denſelben auf den 19 oder 31 December; andere aber, als Caſtellanus und Swertius, auf den 30 April. Sein Vater ſpürte an ihm viel Fähigkeit zum Studiren, und trug daher große Sorgfalt für ſeine Erziehung. Seine Schulwiſſenſchaften und ſeine Weltweisheit erlernte er zu Löwen, und machte ſchon von der Zeit an die Hofnung von ſich, daß er es in der Kenntniß des menſchlichen Körpers weit bringen werde. Denn er ſtellte zu ſeinem Vergnügen öftere Zergliederungen mit Ratzen, Maulwürfen, Katzen und Hunden an, und unterſuchte ihre Eingeweide.

Nach der Zeit kam er nach Paris, die Arzney-Gelehrſamkeit unter dem Jacob Sylvius zu erlernen. Er legte ſich daſelbſt hauptſächlich auf die Anatomie, welche damals eine beynahe ganz unbekannte Wiſſenſchaft geworden war. Denn ob man gleich ſonſt auch Körper zergliedert hatte, ſo hatte man doch den Gebrauch davon verlohren; ja man ſahe ſolche Zergliederung als einen Kirchen-Raub an; und es iſt noch ein Gutachten vorhanden, welches der Kayſer Carl der Fünfte von den Gottesgelehrten in Salamanca ausfertigen laſſen, um zu wiſſen: ob man mit gutem Gewiſſen einen menſchlichen Körper zergliedern könne, den Bau deſſelben kennen zu lernen? Nachdem er ſich in dieſer Wiſſenſchaft feſtgeſetzt hatte, ertheilte er andern darinn Unterricht, und begab

ſich

ſich in dieſer Abſicht nach Löwen. Indeſſen glaubte er, er müſſe ſich nicht blos auf dieſe Stadt einſchränken; daher hielt er ſeine anatomiſchen Vorleſungen in mehreren Städten von Italien, als zu Bologna und Piſa.

Gegen das Jahr 1537 gab ihm die Republik Venedig auf der Univerſität zu Padua eine Profeſſorſtelle, allwo er ſieben Jahre lang die Anatomie lehrete. Als darauf Carl der Fünfte von ihm reden hörte, ernannte er ihn zu ſeinem Leibarzt, welche Würde er auch bey Philipp dem Zweyten, Könige in Spanien, bekleidet hat.

Seine Geſchicklichkeit und die bewundernswürdigen Heilungen, die er am Hofe that, zogen ihm ſehr bald einen groſſen Ruhm zu. Der Herr von Thon erzählt bey dieſer Gelegenheit folgende ſonderbare Begebenheit. Als Maximilian von Egmont, Graf von Buren, ein groſſer Feldherr und Liebling des Kayſers, krank wurde, eröfnete ihm Veſalius, er könne nicht davon kommen, und nicht länger leben, als bis auf eine gewiſſe Stunde, die er ihm beſtimmte. Der Graf hielt dieſen gethanen Ausſpruch für richtig, und da er den vorgemeldeten Augenblick heranrücken ſahe, lies er ſeine guten Freunde zu einem groſſen Gaſtmahl einladen; er ſetzte ſich mit ihnen an die Tafel, überreichte nach dem Eſſen einem jeden

von ihnen kostbare Geschenke, und nahm von ihnen seinen letzten Abschied mit einem ruhigem Gemüthe, und darauf legte er sich wieder ins Bette, und starb gerade in dem Augenblick, den Vesalius angezeiget hatte.

Sein Ruhm wuchs von Tage zu Tage, als er mit einmal den Entschluß faste, eine Reise nach Palästina zu thun. Man hat über die Ursachen, die ihn dazu bewogen, viel Urtheile gefället. Hubert Languet sagt in einem Briefe an Caspar Peucern, Vesalius habe einen spanischen Edelmann, den er in der Cur gehabt, für todt gehalten, und habe daher desselben Anverwandten um Erlaubnis gebeten, seinen Körper zu eröfnen; das sey ihm auch bewilliget worden: er habe aber kaum das Messer in den Leib gesteckt, als er noch Kennzeichen des Lebens wahrgenommen, und nachdem er die Brust geöfnet, das Herz darin schlagen gesehen. Da die Verwandten des Verstorbenen solches erfahren, haben sie ihn nicht nur als einen Mörder belanget, sondern ihn auch so gar bey der Inquisition der Gottlosigkeit beschuldiget: weil sie sich die Hofnung gemacht, Vesalius werde vor diesem Richterstuhl mit einer nachdrücklichern Strafe belegt werden. Weil nun der Fehler des Vesalius unleugbar gewesen, so habe ihn die Inquisition deshalb strafen wollen. Allein der König von Spanien habe ihn durch sein Ansehen,

oder

oder vielmehr durch seine Fürbitte, aus dieser Gefahr gerettet, doch mit der Bedingung, eine Wallfarth in das heilige Land zu thun, und dadurch sein Verbrechen auszusöhnen. Allein dies ist eine bloße Fabel, die andere anders erzählet haben. So sagt zum Exempel Lacisi in seinem Werke von schleunigen Todesfällen, man habe den Vesalius gerufen den Körper einer Frau zu eröfnen, von welcher man geglaubt, daß sie plötzlich gestorben sey. Vesalius habe den Irthum auch nicht eher gemerkt, als durch das Geschrey, welches sie gethan, als er ihr das Messer in den Leib stach. Seine Schaam und Verdrus darüber sey so gros gewesen, daß er aus Schwermüthigkeit darüber verstorben. Johann Aetel behauptet, er habe diese Reise blos in der Absicht unternommen, sich zu bereichern, und seiner unersättlichen Begierde nach Reichthum ein Genüge zu thun; gerade als wenn eine Reise nach Jerusalem ein so bequemes Mittel dazu gewesen wäre. Dies sind alles Lästerungen, die von seinen Feinden erdacht worden. Es ist wahrscheinlicher, daß die Verdrüßlichkeiten und Widerwärtigkeiten, die ihm sowohl seine Neider verursachten, die seine Verdienste und die Hochachtung, die man gegen ihn hegte, nicht vertragen konnten, als auch die Vertheidiger der Lehre des Galenus, welche er ohne alles Verschonen tadelte, nebst den Bemühungen, die sie bey dem Könige anwandten, ihn zu stürzen, ihn des Hoflebens überdrüßig

gemacht, und zu einem ſo ungewöhnlichen Entſchluß gebracht. Wenigſtens iſt Johann Imperialis dieſer Meynung. Swertius trift noch eine andere Urſach davon in ſeinem eigenen Hauſe an; welches ihm durch die herrſchſüchtige und zänkiſche Gemüthsart ſeiner Frau unerträglich geworden. Noch andere ſchreiben dieſe Reiſe einem Gelübde zu, welches er vor langer Zeit gethan: welches wenigſtens ein Vorwand ſeyn können, deſſen er ſich bedienet, die wahren Urſachen dieſer Handlung zu verbergen.

Er trat die Reiſe mit Jacob Malateſta von Rimini, General der venetianiſchen Kriegsvölker, an, und gieng mit ihm nach Cypern, und von da nach Jeruſalem. Als er aber auf die Einladung des Raths zu Venedig zurück kam, welcher ihn ernannt hatte, die durch das im Jahr 1503 erfolgte Abſterben des Fallope, öffentlichen Lehrers zu Padua, erledigte Stelle wieder zu beſetzen, ward er durch widrige Winde auf die Inſel Zante verſchlagen, wo er Schifbruch litte. Nachdem er daſelbſt einige Zeit in wüſten Oertern herumgewandert, und den äußerſten Hunger ausgeſtanden: endigte er, von aller Hülfe verlaſſen, auf eine klägliche Art ſein Leben, am 15ten October 1564. in einem Alter von 52 und nicht von 58 Jahren, wie in ſeiner Grabſchrift ſtehet, welcher Moreri in ſeinem Wörterbuch gefolget iſt. Sein Körper wurde einige Zeit nachher von einem

nem Goldſchmidt, der daſelbſt von ohngefähr anlandete, erkannt, und durch deſſelben Beſorgung in der Marienkirche auf dieſer Inſel beerdiget.

Veſalius iſt mit allem Recht für den Wiederherſteller der Zergliederungskunſt gehalten worden. Der Herr von Thon erzählt, daß er bey ſeinem Aufenthalt zu Paris einen ſehr ſonderbaren Verſuch ſeiner Geſchicklichkeit in dieſer Art gemacht habe: denn er lies ſich die Augen zubinden, und that eine Wette, ob man ihn mit den Knochen eines Menſchen betriegen könne; mit der Verſicherung, daß, was man ihm auch für einen Knochen vorlegen möge, er ihn ſogleich nennen wolle, welches er auch wirklich that.

Als er ſich im Jahr 1542 zu Baſel befand, ſchenkte er der Akademie dieſer Stadt ein menſchliches Gerippe, welches er ſelbſt zubereitet hatte; man ſiehet es noch in dem mediciniſchen Hörſal, mit einer langen Aufſchrift.

Der große Boerhave hat eine vollſtändige Ausgabe aller anatomiſchen und chirurgiſchen Werke des Veſalius zu Leiden in 2 Theilen in Fol. 1725 veranſtaltet.

Entschuldigung des Herausgebers an die Abonenten und Leser des Merkurs.

Schwerlich kann Jemand von Ihnen Allen den zehnten Theil des Verdrusses, den ich selbst empfunden, darüber haben, daß dieses Stück des Merkurs ohne das Bildnis des Andreas Vesalius, welches ich dazu bestimmt hatte, erscheinen muß. Wäre ich auch noch ein Kupferstecher, so sollte das nicht begegnet seyn! Was ich thun konnte, hatte ich gethan. Ich schloß schon vor vier Monaten einen Accord mit Hrn. Director Nilson in Augsburg wegen der Bildnisse für die vier letzten Monate dieses Jahres. Seinem ausdrücklichen Versprechen nach hätte die Platte schon Anfangs dieses Monats in meinen Händen seyn sollen, und so wäre alles in seiner Ordnung gegangen. Statt dessen aber warte ich nun bereits 14 Tage von einem Posttag zum andern mit Schmerzen, und noch ist weder Kupferplatte noch Nachricht da, warum solche nicht erfolgt. Ich weiß zur Ehre des Hrn. Nilson nur eine gültige Entschuldigung — nehmlich, daß er etwan gar gestorben ist. Es wird sich bald zeigen müssen. Indessen bitte ich alle meine Gönner und Freunde um Geduld, und verspreche — sobald als es in meiner Macht seyn kann — diesen Abgang zu ersetzen.

Weimar den 17ten Sept. 1776. W.

IX.

Berichtigungen und Antworten.

1. Der ungenannte Gelehrte, der mir ſchon vor geraumer Zeit ſeine Striemuthen über meine (im 2ten Stücke des Merkurs 1776 befindliche) Nachricht von Ulrich von Hutten durch einen Freund in Oldenburg zuſenden ließ, wird, nachdem Er das vortrefliche Denkmal, das ein glücklicher Weiſe dazwiſchen gekommener Dritter dem edeln Hutten im 7ten Stück des Merkurs geſetzt, geleſen haben wird, mich ohne Zweifel alles Gebrauchs, den ich ſonſt von ſeinen gelehrten Anmerkungen hätte machen können, nunmehr gerne überheben.

2. Von dem berühmten Nürnbergiſchen Polyhiſtor, Herrn von Murr, habe ich zu Berichtigung der Nachricht von Theophraſtus Paracelſus (in No. 7. des Merkurs) folgendes erhalten.

„S. 86. Er war aus dem Flecken Gaiß gebürtig, und „der Sohn eines teutſchen Ritters. Dies verſichert „ausdrücklich Haller in Biblioth. Chirurg. I. p. 183. „Seine drey Bücher von der Wundarzney kamen ſchon „1536 zu Ulm, und 1537 zu Augsburg heraus; folglich „iſt das, was S. 90. unten ſteht, unrichtig. „

3. Ich habe zu meiner Verwunderung wahrgenommen, daß einige Leſer des Merkurs in Gedanken geſtanden, die Bildniſſe in gegenwärtigem Jahrgang wären bloße Ideale, oder phyſiognomiſche Muthmaßungen, wie etwan die Männer, deren Nahme dabey ſteht, ihrem Charakter nach ausgeſehen haben könnten. Um ſolchen dieſe ſeltſame Meynung zu benehmen, berichte ich ſie, daß dieſe Bildniſſe alle (den einzigen Hans

Sache aufgenommen) aus der bekannten Boiſſardiſchen Sammlung von Bildniſſen berühmter Männer genommen ſind. Boiſſard, welcher ein geſchickter Zeichner war, verfertigte die Zeichnungen ſelbſt nach zuverläßigen Originalbildniſſen, und der berühmte Kupferſtecher Theodor de Bry, ausführlich, ätzte ſie in Kupfer, und gab das ganze Werk in verſchiednen Suiten zu Frankfurt heraus. Die erſte iſt vom Jahr 1597. Die meiſten dieſer Boiſſardiſchen Bildniſſe tragen, wie mich dünkt, einen Charakter von phyſiognomiſcher Wahrheit, der vermuthen nicht zweifeln läßt, daß der Mann würklich ſo ausgeſehen habe. Die Abzeichnungen habe ich von Hrn. Krauſe, einem geübten und feinempfindenden Zeichner, verfertigen laſſen — und wenn (wie nicht zu läugnen iſt) einige in der Ausführung ziemlich verunglückt ſind — z. B. Gailer von Kaiſersberg, und Fichard — ſo lag die Schuld nicht an der Zeichnung.

Hans Sachſens Bild iſt nach dem bekannten Joſt Ammanniſchen Holzſchnitt verfertiget. Hier könnte vielleicht dem Zeichner der Vorwurf gemacht werden, daß er die Mine ein wenig zu lächelnd gemacht, und ihr dadurch etwas von dem Geiſt des Originals genommen. Doch lag auch hier — wie ich durch Vorlegung der Zeichnung jedem ad oculum beweiſen könnte — der Fehler größtentheils wieder an der Ausführung des Kupferſtechers — und auch dieſer wird von Jedem Verzeihung erhalten, der in Betrachtung zieht, was die kleinſte Abweichung von einer haarſcharfen Linie, was ein faſt unmerklicher Strich, ein kaum ſichtbarer Schatten mehr oder weniger u. ſ. w. im Ganzen ſchon für Effect und Veränderung hervorbringt.

4. Verſchiedenen zeither eingeſandten Gedichten bleibt ihr Platz im Merkur noch aufbehalten. Manches muß bloß darum ausgeſchloſſen bleiben, weil es ſich nicht in den Merkur ſchickt.

Manches

Manches iſt als Uebungsſtück aufmunternswürdig: manches als zufällige Geſellſchaftspoeſie leidlich: aber durch den Druck würden beyde Arten ſehr verlieren. Manches endlich iſt ſo augenſcheinlich Makulatur, daß ich mich nicht genug über die glückliche Dumpfheit der Verfaſſer verwundern kann, die mir die Excremente ihrer Seele, mit ſo vieler Bonhommie, als herrliche Niedlichkeiten zuſchicken mögen.

5. In der Nachricht von Berliniſchen Künſtlern (No. 6. S. 280) iſt Herr Roſenberg, durch ein Verſehen, wozu die unleſerliche Handſchrift Anlaß gab, Bodenberg genennt worden. Ich bitte dieſe Irrung dem Hrn. Roſenberg ab, und eile, auf den erſten Wink, ihm ſeinen eignen ruhmwerthen Nahmen zu reſtituiren. W.

X.

Nachricht an Kunſtliebhaber.

Kennern der bildenden Künſte ſind Handriſſe großer Meiſter eben ſo ſchätzbar, als ihre Gemälde. Ich bin daher entſchloſſen, einige der vorzüglichſten Handzeichnungen aus dem weltberühmten von Praunſchen Muſeo, auf erhaltene gütige Erlaubniß des jetzigen Herrn Beſitzers, in der nemlichen Größe und Manier, wie die Originale ſelbſt ſind, herauszugeben. Ich habe bereits zwo Suiten, jede von ſechs Blättern in Imperialfolio völlig fertig daliegen mit fortlaufenden Nummern. Der Titel iſt:

Deſſins des meilleurs Peintres d'Italie, d'Allemagne et des Pays-Bas; du Cabinet de Monſieur *Paul de Praun*, à Nuremberg.

Erſte Suite.

1. Der Kupfertitel.

2. Ein Studium des Correggio zu ſeiner Maria Magdalena in der Wüſte. Getuſcht.

3. Eine Zeichnung des Michelangelo zu ſeinem Moſes. Mit der Feder geriſſen.

4. Die Kreuzabnehmung, von Raphael von Urbino. Braun getuſcht mit Weiß erhöht.

5. Eine Zeichnung zur Schule von Athen, von ebendemſelben. Mit der Feder geriſſen.

6. Die Himmelfahrt Mariens, von Guido Reni. Gelb getuſcht, die Lichter weiß. Dieſe herrliche Zeichnung nimmt einen ganzen Regalbogen ein, und wird billig für zwey Blätter gerechnet.

Zwote Suite.

7. Die heilige Familie von Albrecht Dürer. Mit der Feder geriſſen.

8. Die Himmelfahrt Chriſti von Dionyſius Calvart. Getuſcht.

9. Eine mythologiſche Compoſition von Giulio Romano. Mit der Feder geriſſen.

10. Eine Zeichnung des Polidoro von Caravaggio.

11. Gott ertheilt Noah Befehl, die Arche zu bauen. Einige nennen dieſe Vorſtellung irrig den Seegen Abrahams. Von Raphael. Braun getuſcht.

12. Der Bethlehemitiſche Kindermord, von Raphael. Braun getuſcht, weiß erhöht.

Alle vier Monate wird eine neue Suite von ſechs Blättern folgen. Hiezu wähle ich die berühmteſten Meiſter, z. E. außer denen ſchon bereits genelderen, Andrea Mantegna, Perin del Vaga, Daniel da Volterra, Andrea del Sarto, Parmeggianino, Peruzzi von Siena, Ercole Procaccini, Tizian, Baſſano, Tintoretto, Paul Veroneſe, Doſſi, Vaſari, Caracci, Dominichino, Guercino, Sabbatini, Ligozzi, Salviati, u. a. m. Ferner von alten teutſchen und niederländiſchen Mahlern: Iſrael von Mecheln, Martin Schön, Michael Wohlgemuth, Lucas van Leyden, Hieronymus Bos, Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Hanns von Kulm-

Kninsbach, Albrecht Altorfer, Christoph Amberger, Hanns Hofmann, Aegidius Sadeler ꝛc.

Weil mir nun ein ſo prächtiges Werk viele Koſten, Zeit und Mühe verurſachet, ſo habe ich den Weg der Pränumeration erwählet. Diejenigen Herren Liebhaber, welche auf jede Suite (von ſechs Blättern) 7 Gulden und 30 Kreuzer voraus bezahlen belieben Namen und Geld poſtfrey an mich einzuſenden. Andern aber kann ich keine Suite unter zehn Gulden erlaſſen.

Nürnberg, den 20 Jun. 1776.

Johann Gottlieb Preſtel,
Mahler, in der vordern Graſergaſſe wohnhaft.

XI.

Merkwürdige Probe einer neuen Ueberſetzung des Luc. Annäus Seneca.

Da der bisherige Beſorger des Zeitungs-Artickels im Merkur (der zum Unglück über 40 Meilen vom Herausgeber entfernt iſt) ſeinen Beytrag, aus unbekannten Urſachen, einzuſenden unterlaſſen hat, und ich eben darauf denke, womit der noch übrige Raum ſchicklich ausgefüllt werden könnte: So erhalte ich einen ſeltſam ſtyliſierten Brief eines Ungenannten, mit einer Probe einer Ueberſetzung aus dem Tractat des Seneca, de Providentia, oder wie es der Ueberſetzer nennt, vom Geſchicke der Rechtſchaffenen, die mich auf einmal aus der Verlegenheit zieht. Der Ungenannte ſagt in ſeinem Briefe:

„Wie-

„Wiewohl man ſchon lange bemüht ſey aus den Schachten „der Griechiſchen und Römiſchen Gelehrſamkeit den Teutſchen Erze zu liefern, ſo fehle es doch noch immer an „Goldſtuffen. Er hätte geglaubt auf einen Gang zu kommen, wenn Er die Werke des Seneca der teutſchen Welte, „da ſie ohnehin im Lateiniſchen ſchwer zu leſen ſeyen, mit offenbarer Deutlichkeit vorlegte. Zur Probe habe er mir „ein Stück aus dem Buche de Providentia, ſchicken wollen. „Ich würde Ihn und die gelehrte Republik verbinden, wenn „ich ſie im Merkur bekannt machen wollte. Sollte ſie gut aufgenommen werden, ſo ſollte ſeine goldne Ueberſetzung in ihrem „völligen Prachte an den Tage treten: im Gegenſatze, „könne ſie in ihrer Dunkelheit, mit ihrem Erdeſtriche, den „ſie zu begünſtigen des Weltthätigen Vorhabens war, ohne jemalige Auferſtehung begraben liegen bleiben. „

Die Probe ſelbſt beträgt zwar etliche Bogen in Folio: Die gelehrte Republik aber wird aus einem kleinern Stücke ſchon berechnen können, was ſie ſich von den Goldſtuffen unſers gelehrten Bergmanns für Ausbeute zu verſprechen hat. Hier iſt alſo der Anfang ſeiner Ueberſetzung, mit gewiſſenhafter Beybehaltung der Original-Unrechtſchreibung.

„Du haſt mich Gefragt, Lucill, Warum die Rechtſchaffene ſo vile Ubel Ertragen müſſen, da doch die Welt Von der Vorſchung beherrſcht würde. „

„Dieſe Frage wird gemächlicher in dem Verfolge des Werkes Erörtert werden können: Wenn Bewiſen iſt, das allen die Vorſchung Beiwone und uns immer ein gote zugegen ſei. Weil es aber Anſtändig iſt, von dem ganzen nur einen Teile vorzunemen und alſo auch nur einen ſchlupf, wärend dem die hauptſache in irem Weſen verbleibt, zu Entwickeln, werde ich mein Vorhaben Erleichtern, ich werde die Sache der Göter verteidigen. „

„Es

„Es iſt überflüſſig zu zeigen, das diſes groſe Weltgebäude nicht one einigen Beſchützer beſtehe; den ſichern Umlaufe der Sterne kein ungefärer Druck verurſache; was der Zufalle Erweckt, oft geſtört werde, und den Widern gleich Stoſe. Diſe ungehinderte ſchnellkraft dem gebote des ewigen Geſezes Folge, die nemliche, welche vile Laſte über Erde und Mere, ſo viele der helleſten Lichter in irer Verfaſſung leichtend trägt. Das das irrend- zuſamen gefloſſene weder dergleichen Ordnung habe, noch dasjenige, welches geſchwind ſich vereinbart hat, auf ſolche Arte ſchwebe, wardurch der Erde wichtigſte ſchwere unbeweglich darlige und den um ſich eilenden Dunſtkreiſe in der Fluchte Anſchaue, wodurch die in die Täler geſtürzte Mere die Erde Erweichen, und democh die Ströme nicht den mindeſten Aufſchwall Empfinden, wodurch aus den kleinſten Samenkörngen die Gröſte hervorgebracht werden. Auch jene Dinge, welche dunkel und unbeſtimmt zu ſein ſcheinen, gleichwie ſind die Regen, Wolken, Wetterſtralen, aus den Steilen Gipfel der Berge ausgetribene Feuerſtröme, Erdeerſchäterungen, und andere, die der brauſende Teile der Dinge um die Erde in Bewegung Sezt; dieſe, ſage ich, Geſchehen, obgleich ſie plözlich ſich Erreignen, nicht ohne Urſache, Sondern ſie haben eben ſo iren Grunde wie jene, welche Anderewo dem Wunder ir Daſein zu verdanken haben, als die in der Mite der Wellen warm ſprudelnde Waſſer; die im weiten Mere neu entſtehende Eiländer von zimlicher Gröſe; u. ſ. w. „

Unſre Leſer mögen nun ſelbſt von dieſer höchſt außerordentlichen Erſcheinung denken und ſagen was ihnen beliebt! Ich kann dabey nichts anders thun, als die Allmacht der Natur, die uns immer durch neue Wunder überraſcht, ſtillſchweigend anzubeten, und die glückliche Organiſation des Ungenannten zu beneiden, der den Seneca mit ſo offenbarer Deutlichkeit überſezt zu haben ſich bewußt iſt. W.

Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

I. Hutten. S. 3.
II. Liebe um Liebe. Viertes Buch. 18.
Fünftes Buch. 47.
III. Allweills Papiere. 57.
IV. Kritische Anzeigen. 72.
V. Einige Nachrichten vom Theophrastus Paracelsus. 85.
VI. Politische Nachrichten. 91.

August.

I. Liebe um Liebe. Sechstes Buch. S. 97.
II. Eines Ungenannten Antwort auf die Frage im Teutschen Merkur, Jänner 1776. S. 82. 111.
III. Bonifaz Schleicher. Ein Biographisches Fragment. 136.
IV. Bittschrift eines Liquriers an den Adel von Ligurien. 151.
V. Anzeige von den Zeitungen aus der alten Welt, ꝛc. 156.
VI. Briefe über die hohe Kameralschule zu Lautern.
Erster Brief. 161.
VII. An die Freunde der Naturgeschichte. 173.
VIII. Kritische Anzeigen. 178.
IX. Fragen. 181.
X. Nachrichten von Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim. 184.
XI. Politische Nachrichten. 188.

September.

I. Kleinere Gedichte. S. 193.
II. Fortsetzung der in Nr. 8. S. 111 angefangenen Antwort eines Ungenannten ꝛc. 207.
III. Bonifaz Schleicher. Ein Biographisches Fragment. 220.
IV. Empfindungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Gluck's Bildnisse. 233.
V. Raisonnirendes Verzeichniß einiger der besten Schmidtischen radierten Blätter. 248.
VI. Kritische Anzeigen. 251.
VII. Fortsetzung der Nachricht von Cornelius Agrippa. 266.
VIII. Nachrichten von Andreas Vesalius. 271.
Entschuldigung des H. an die Abonenten und Leser des M. wegen des fehlenden Bildnißes. 280.
IX. Berichtigungen und Antworten. 281.
X. Nachrichten an Kunstliebhaber. 283.
XI. Merkwürdige Probe einer neuen Uebersetzung des Luc. Annäus Seneca. 285.

Andreas Vesalius.

G. M. Rhine Del. J. C. Nilson Sculp.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1776.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg:
gnäd. Privilegio.

Viertes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

October 1776.

I.
Ueber einige Gemählde der Düſſeldorfer Gallerie.

Aus Briefen an Gleim von Heinſe.

Das Leben des Apelles, lieber Vater Gleim, woran Sie mich von neuem erinnern, wird wahrſcheinlicher Weiſe unter meinen alten Planen liegen bleiben; vielleicht wär es auch das nicht geworden, was Ihre Liebe davon ahndete. Die Idee dazu hat den Reiz der Neuheit für mich verlohren, die immer ſtärker quellende Fülle, die ſie damals hatte, als ich in jenen unvergeßlichen Morgen eines ganzen May mit Ihnen unter Ihren blühenden Bäumen, wo die Nachtigallen alt und jung ſchlugen, den Himmel ſich röthen ſah, im Purpurfeuer flammen, und das Leben Gottes in dem fruchtbaren Strahlenregen hervorbrechen. Laſſen wir es; wir haben Genuß genug davon gehabt in jenen ſeligen Augenblicken, wo wir ganz in der Phantaſie unter den Griechen lebten, voll der Helden Plutarchs; im Tem-

pel herumwandelten, den Oſſa und Pelion beſtiegen, und den Olymp, und die herrliche Natur um uns her ſahn; durch Stadt und Land ſtrichen, mit Weiſen, Künſtlern und Mädchen uns beſprachen, und das glücklichſte Jahrhundert träumten; und ſeegelten durch die ſchönen Inſeln des Archipelagus gen Kos zu dem Volke des Apelles und Hippokrates; und von da an den Küſten von Kleinaſien landeten, und in Jonien herumſchwärmten bis auf den Gipfel des Ida zu dem Vater Zevs des Homer. Wie geſtärkt und gleichſam vergöttert wir da wieder herunter ſtiegen in die quellenreiche Thäler, mit dem Heere des Alexander zogen, und Perſien erobern halfen, und nach Epheſus mit ihm kamen in die Werkſtätte des Künſtlers, und bey der unvergleichlichen, einzigen Scene in der Geſchichte mit der reizenden Kampaspe waren, die Noverre in ſeinem lieblichſten Zaubertanz wie Anadyomene wieder erweckt hat.

Ja warlich unvergeßlichen Morgen, ſo lang ich gedenken mag! die wir zum Theil in den heiligen Ueberbleibſeln der Sonnentempel des teutſchen Alterthums, auf den Gebürgen des Harzes zubrachten, wo wir, wann die furchtbaren Horſte der Adler heiß zu werden begannen, in die grünen ſchattichten Thäler uns herunter begaben, an die klaren Bäche, worinn Sie in Ihrer Jugend badeten, und mit Klopſtock, Ebert, Kramer, und den andern Herrmannskindern, wie die großen Menſchen des Homer und

Oſian,

Oſſian, ſich des Lebens freuten; wo wir nichts von Zeit wußten, und Abend und Morgen und der andre Tag wie an einander gequollen fortrann, ohne daß wir's merkten; wo Sie in weniger als einem Monat, und unter Geſchäften, Ihr unſterbliches Hallas dat anfiengen und vollendeten.

Damals war meinem leichtern Jugendgeiſt alles möglich. Izt aber bin ich ein wenig älter geworden, und ſtreiche, fern vom Parnaß, in den Labyrinthen des ſündlichen Lebens der argen bösen Welt herum. Ich weiß nicht mehr ſo viel von Griechenland, als ich damals fühlte; die Geſchichte ſeiner kleinen Republiken iſt mir in Dämmerung gegangen; und von dem häuslichen Leben darinn hab ich wenig mehr Sitte; als in den vom Terenz afrikaniſch römiſierten Komödien des Menander ſich befindet; und ich erröthe beynah wie ein Profeſſor in der Zeitung, wenn ich deſſen Verſchnittnen leſe. Weiß wenig mehr von der Art und Weiſe, wie ihre Künſtler arbeiteten, als was in meiner Poſtille Plinius ſteht. Kurz, mein Dämon und meine Phantaſie ſind einander in die Haare gerathen, und jener will ſich nicht mehr an dem heiligen mitternächtlichen Gefühl begnügen, und Geſicht und Tag und Wort haben; und der Himmel weiß, wie die Balgerey ablaufen wird.

Doch Scherz bey Seite. Ich bin überzeugt davon, daß ſich wenig mehr über die wirkliche Mahlerey der Griechen ſagen läßt, als Mährchen, trockne

Nachrichten, und Schwärmereyen der Phantaſie darüber, die keinen andern ſonderlichen Erfolg haben können, als irgend Geſtalten, wie Sancho's purpurne und himmelblaue Ziegen am Himmel, denen in ihren Erbauungsſtunden, die noch nicht aus Erfahrung wiſſen, daß es nicht wohl purpurne und himmelblaue Ziegen geben könne. Wer will ſich eine ſinnliche Vorſtellung machen von der Eigenheit der Gemählde des Parrhaſius und Apelles, da wir keine mehr von ihnen haben; da wir, auſſer einigen auſſerweſentlichen Anekdoten, nicht einmahl umſtändliche Beſchreibungen von den Ideen und Zuſammenſetzungen derſelben haben? Da uns nur einige dunkle und meiſt unverſtändliche Nachrichten von ihrer Weiſe zu mahlen übrig geblieben, und überhaupt kein einziges Stück von den Meiſtern der guten Zeit, ſondern bloß etliche verſchimmelte römiſche Mauerfragmente, woraus wir vielleicht auf ſie ſchließen können, wie von einem heutigen Holländer auf Raphaelen. Alles, was man thun kann, iſt, ſich unter das griechiſche Volk hinſtellen, und mit helfen bewundern.

Außerdem hat jede Kunſt ihre Grenzen, über welche keine andere Eroberungen machen kann. Mahlerey, Bildhauerey und Muſik ſpotten in ihren eigenthümlichen Schönheiten jeder Ueberſetzung; ſelbſt die Poeſie, die allergroßmächtigſte, muß dahaußen bleiben. Verlohren iſt verlohren. Wer Gabrieli nicht ſelbſt hört, wird ſie weder durch eine andre, noch

durch

durch Noten hören; eben so mit dem Apelles. Ich kann Keines Zunge mit der schönsten und feurigsten Stanze einen Römer Thränen Christi zu trinken geben.

Werde dieß sichere Eigenthum jeder Kunst izt immer mehr gewahr durch die Erfahrung, da ich meine Nachmittage, während der Abwesenheit meiner Jacobi, meist auf unsrer Gallerie zubringe.

Ich bin bey Tische von einem jungen Mahler aus M** guter Freund geworden, der den Sommer über darauf zu seinem Vergnügen kopiert, und in jeder Rücksicht mir der angenehmste Gesellschafter von der Welt ist. Er hat, noch von der Amme getragen, durch einen Kanonenschuß das Gehör verlohren, und ist davon so taub und stumm geblieben, als ob er taub gebohren wäre. Kann weder buchstabieren, noch lesen; und hat doch so viel Mutterwitz und Verstand, Beobachtungsgeist und Gestaltenkenntniß mit seinem Auge und Gefühl, sich zuwegegebracht, daß er Engelländer, Franzosen und allerley Menschenkinder damit ergötzt. Wir reden miteinander bloß durch Zeichen; und ich bin darinn nach und nach so fertig geworden, und das geht so schnell und bequemlich von statten, daß es mir lästig wird, wenn ich mich wieder der Worte bedienen soll, und ich alle die Wunderdinge begreiflich finde, die die Alten vom Roscius erzählen. Sie bestehen fast durchgehens in dichterischer, mahlerischer, höchstsinn-

licher Darstellung vom Donner an bis zum leiseſten Mädchenſeufzer; und der Nacht bis zur Morgendämmerung und der aufgehenden Sonne. Eine herrliche Unterhaltung; wogegen alles Geſprächſel, mit Worten zur ſchaalſten Proſe wird. Er iſt übrigens, das äuſſerliche Ceremoniel abgerechnet, beynahe ein Wilder, wie aus dem Zeitalter, wo die Menſchen noch Eicheln aſſen, und mit der Natur und den Thieren in Gemeinſchaft lebten; und weiß von allen den Vorurtheilen und Unnatürlichkeiten, wenig, die mir durchs Gehör und in den Schulen erhalten; weßwegen ſeine Einfälle manchem auch oft ſo unerwartet kommen, wie ein helles Licht in der Nacht vors Bette. Ich habe mehr bey ihm von Menſchen erfahren, als bey hundert andern. Jezt wollen ſie ihn nach Paris ſchicken, wo er bey einem Abbt ſprechen lernen ſoll; und das thut mir ungemein leid. Er hat die unverdorbene Stärke unſrer Vorfahren, und vermag zinnerne Teller mit dem Daumen und Zeigefinger zuſammen zu rollen, wie ein Rebenblat; wenn ihm nur dort die Dalilaen nicht die Haare abſchneiden! In ſeinen Zuſtand hat er ſich geduldig ergeben, und ich habe ihn nie mißvergnügt darüber geſehen, auſſer wo ihn ein ſchönes Mädchen nicht verſtand; im Gegentheil iſt er, wie überhaupt alle Stummen und Tauben ſeyn ſollen, immer äuſſerſt aufgeräumt: und voll Scherz und Hogarthiſcher Laune. Er verträgt ſogar Spott darüber, ob er gleich jähzornig iſt, und ſein

Grimm Löwengrimm. Er iſt ein ſtarker Fechter und Reiter, und tanzt ſehr gut ein Menuet, wobey er ſich nach ſeiner Dame richtet; überhaupt in allen Leibesübungen behend und geſchickt. Seine Zeichen weiß er ſo voll Ausdrucks zu machen, und mit ſo viel Anmuth, daß ihn jeder Kluge ſogleich verſtehen muß; er reiſt deßwegen auch über Land, und kömmt ohne Dollmetſcher wohl an Ort und Stelle und wieder zurück. Sein Haupthülfsmittel iſt, daß er die Namen von einigen Orten und Menſchen ſehr ſchön ſchreiben kann, jedoch ohne ſie leſen zu können. Er verſteht dadurch ein wenig Geographie, hat dabey ein reines volles Gefühl von der Erdkugel überhaupt und dem Sonnenſyſtem, und weis viel von der neuern Geſchichte. Schreibt, zum Beyſpiel, mit dem Finger auf den Tiſch Amerika, Engelland, Frankreich, Spanien, Portugall, Afrika; und erklärt denn mit Zeichen und Deuten und Gebehrden, alles lebendig, dichteriſch, perſonificirt, die Politik und Abſichten jeder dieſer Mächte, und die Vereitlungen derſelben, und wies nun weiter gehen wird; und macht alles ſo originalnaiv wahr, daß man überall zugegen iſt. In ſeiner Kunſt hat ers ſchon ſehr weit gebracht. So weit im Vorbeygehn von dieſem Jungen; ein andermahl insbeſondere von ihm.

Mit dieſem geh ich denn, wie geſagt, von der Mittagsmahlzeit meiſt auf die Gallerie, und ſtudiere mit ihm da, und ſchreib Ihnen itzt hier an einem

ſchönen marmornen Tiſch, indeß er an einem Blumenſtück mahlt, um ſich auch hierinn zu verſuchen.

Wir haben eine Sammlung von Gemählden, dergleichen ſich kein Ort in Teutſchland rühmen kann, ſelbſt Dresden nicht ausgenommen; und wenn in Griechenland eine Stadt ſchon wegen einer Bildſäule, oder eines Gemähldes von einem ihrer groſſen Meiſter, berühmt war: was ſollte Düſſeldorf nicht ſeyn durch ganz Europa, wenn die Kunſt noch ſo geſchätzt würde, und noch ſo in Ehren ſtünde? Auch reiſen die Engelländer, noch die erſten Menſchen ohngeachtet aller ihrer Unarten, in Menge hieher, bloß um ſie zu betrachten. Gewiſſermaaßen gereicht es den Aufſehern zur Unehre, daß noch keine Beſchreibung, nicht einmal eine Anzeige von dieſem Schatze da iſt; jedoch wird izt dafür geſorgt. Unſer Director iſt ein Teutſcher, der ſeine Jugend ganz in dem ſchönen Italien zugebracht hat, und Profeſſor der Mahlerſchulen zu Rom und Florenz, und ganz von der Heiligkeit und Würde ſeiner Kunſt durchdrungen iſt, und jeden treflichen Pinſelſtrich in den Fingerſpitzen fühlt. Die Sammlung iſt nicht ſo zahlreich, wie andre, enthält aber dafür deſtomehr Meiſterſtücke; und ich will lieber den Homer, Pindar, Shakeſpear, Arioſt, Horaz und Ihre Schlacht bey Zorndorf haben, als tauſend andre, und dieſe miſſen: doch auch nicht klein, da ſie an die vierhundert Stücke enthält; worunter verſchiedene ſehr groſſe ſind, als einige 22

Fuß

Fuß hoch und 14 Fuß breit. Die Gallerie beſteht aus fünf Sälen: drey großen und zween kleinen. Die Aufſtellung der Gemählde iſt ſehr wohl geordnet, und macht das ſchönſte Schauſpiel, das man ſehen kann.

Unſere Mahlerakademie könnte noch mehr, bey dem hieſigen und Mannheimer Schatz von Gemählden, eine der erſten in Teutſchland ſeyn, und vielleicht eine der erſten Schulen mit Rom und Florenz in der Welt werden; es fehlt nur den jungen Lehrlingen noch ein Lehrer in der Geſchichte der Kunſt, und der Unterricht erſtreckt ſich meiſtens bloß auf das gegenwärtige mechaniſche. Aber wo hernehmen, da die Winkelmanne ſelten ſind, und ſelbſt Rom keinen hat, und Mengs mehr ſeyn muß, als Lehrer der Kunſt, und die andern, die es ſeyn könnten, das nicht ſeyn wollen! Das übrige iſt ſowohl beſtellt, wie möglich. Pfalz iſt, in jeder Betrachtung, ein glückliches Land, und die Ufer des Rheins bieten den in vielen andern Gegenden in der Irre gehenden Muſen einen reizenden und ſichern Aufenthalt an. Der Fürſt iſt ein wahrer Vater ſeines Volks, unterſtützt die Talente, und zieht ſie aus dem Staube hervor; iſt ſelbſt großer Meiſter und Kenner, und überzeugt davon, daß die ſchönen Künſte die Glückſeligkeit der Menſchen allein verſtärken und veredeln; hat Mäcene zu Miniſtern, die den Teutſchen hold ſind, und ächtes Patriotengefühl haben. Die Oper zu

Mann-

Mannheim, die mit teutſchen ſelbſt erzogenen Sängerinnen beſetzt iſt, würde zu Neapel bewundert werden; und die Inſtrumentalmuſik daſelbſt iſt vielleicht itzt die erſte in der Welt. Doch, was ſag ich Ihnen Dinge, die Jedermann weiß?

Ich wollte hier ſchließen; aber Sie würden mir es nicht verzeihen, wenn ich ihnen auch nicht von Einem Gemählde etwas geſagt hätte. Ich will alſo verſuchen, ob ich Ihnen eine Beſchreibung nur von einem halben Dutzend Madonnen zu machen, und die himmliſchen Geſtalten derſelben Ihrer Phantaſie in ferner Dämmerung mit Worten zu zeigen vermag; da die Allgegenwart Ihres hohen Dichtergenius mir's ſehr erleichtern wird.

Doch dies morgen; da die Sonne ſchon untergegangen iſt, der Abend hernieder ſich ſenkt, es dunkel zu werden beginnt, und mein lieber Stummer mir mit dem Schlüſſel das Zeichen zum Aufbruch giebt.

Bin eben mit einem heitern und leichten Morgenroth wieder wach geworden, guter Vater, das mir, wo nicht ſo ſchön, wie die oben erwähnten, doch lieber war, als mancher heiße Tag in meinem Leben; durchſehe, was ich Ihnen geſtern geſchrieben, und es hat dabey ſein Bewenden. Apelles unterbleibt, und Sie ſollen heute die Madonnen haben; gut oder nicht gut, wies aus meiner Sprache werden kann.

kann. Eh es aber Nachmittag wird, und ich auf die Gallerie gehe, will ich Ihnen, da ich aufgeräumt genug dazu bin, eins und das andere über Mahlerey und Schönheit überhaupt zur Prüfung vorlegen, (jedoch ohne für itzt die Grenzen und das Eigenthümliche jeder Kunst zu berühren, welches mich zu weit führen würde) wo ſie mich, wenn ich fehlen ſollte, ſo gut, als irgend einer, zu rechte weiſen können, da Sie ein Schüler des großen Baumgarten waren. Ich geb es weder für alt noch neu aus, da ich junger Wildfang ſo eben beydes nicht weiß, noch wiſſen mag; es ſoll nur eine Morgenrapſodie für Sie und für mich ſeyn, eine Stufenbergiſche Spatzierfahrt. Will wie ein Quell entſpringen, ohne mich zu bekümmern, ob ſchon Waſſer genug da iſt, oder reiner oder voller, Rheinquell, oder Quell von Donau. Das wär eine ungeheure Bekümmerniß für mich, wenn ich in jeder Maulwurfsecke darnach mich umſehen ſollte. Und überhaupt dächt ich, die vornehmen Teiche ſollten ſo was nicht übel nehmen; ihre Forellen und Karpen würden ja ohne dies ſonſt abſtehn.

Die Mahlerey iſt, obenhin betrachtet, Darſtellung der Dinge mit Farben. Die Farben ſind dem Mahler folglich das, was die Worte dem Dichter, und die Töne dem Virtuoſen ſind: alſo Stoff — die Bedeutung, das Weſen. Die Farben mit allem dem, was dazu gehört, machen den mechaniſchen Theil derſel-

derſelben aus: Bedeutungen den höhern; das der Kunſt, was Ariſtoteles Metaphyſik nannte. Stoff iſt immer da, und Jedweder kan ſich einigen Beſitz davon mit Fleiß und Mühe verſchaffen; Weſen, Geiſt, Seele) Idee, neue Erfindung: das muß gebohren werden, wachſen, blühen und reifen; läßt ſich nicht durch Fleiß und Mühe erringen; kann höchſtens gepflegt und gebildet werden. Aber wo nichts iſt, wird nichts; das bleibt ewig wahr, ohngeachtet aller Sophiſtereyen des Helvetius. Verſchiedenes Weſen iſt Rang der Natur; Antheil am Stoff, gröſſerer oder kleinerer, giebt keinen; empfängt ihn allein von dem Weſen, wodurch er lebendig wird; ſonſt würden hundert Alpenadler von einem pohlniſchen Ochſen gewogen.

Alſo auch in der Mahlerey: zuvor das Göttliche, Idee und Zuſammenſetzung. Dann Zeichnung: Form, Gefäß des Göttlichen, Leben; dann Erſcheinung daraus, Kolorit: Puls und Lebenswärme. Die weſentlichſten Stücke der Kunſt, ohne die das Göttliche nicht beſtehen kann. Dann Licht und Schatten: Stellung in die Welt, Lebensathem; Zeit und Tag und Stunde und Augenblick; Gegenwart, Scene und Anordnung. Dann Bekleidung; höchſte Täuſchung.

Mangel an Stoff iſt Armuth, und kann noch liebenswürdig ſeyn, wie Jones verlaſſen in der Irre zwiſchen London, ohne Geld und Habe. Ein junger

groſſer

groſser Künſtler ohne Beyſtand kann groß ſeyn und fürchterlich: wie der nackte Gipfel des Aetna in Schnee und Flammen und Staubwolken und Strömen von glühender Lava. Stoff ohne Weſen in der Kunſt, iſt Tod ohne Verweſung; das alleteleidigſte, was da iſt.

In Zeichnung, Kolorit, Licht und Schatten ſind gleich ſchwer; das leztere inſonderheit erfordert das feinſte dichteriſcheſte Gefühl. Das Kapitel von der Farbengebung iſt unendlich und unerſchöpflich, und hat noch mancherley Plätze für Originalkoloriſten unter Tizian. Richtige Zeichnung verlangt das ſtärkſte Gefühl, das keine Oberfläche hemmt, und das ſcharfſinnigſte Auge. Die Mahlerey iſt die ſchwerſte unter allen Künſten, weil keine ſo weiten Umfang hat, wie ſie; weil keine ſo von der heißeſten Sommerſonne bis auf den lezten Flimmer des Lichts, und von der äuſſerſten Kraft des Herkules, und dem Brüllen des Löwen, bis auf das erſte Wimmern des Kindes, keins ſo die ganze unermeßliche Natur in ſich hat, und keins ſich auf das augenblicklichſte Daſeyn ſo einſchränken muß. Apelles war mehr, als Menander, und Raphael mehr als Arioſt. Nur der unwiſſendſte Phantaſt kann von der Mahlerey als einer bloß kurzweiligen Kunſt reden. Sie iſt für den gefühlvollen Menſchen die erſte unter allen; giebt Dauer völligen Genuſſes ohne Zeitfolge.

Ein

Ein Gemählde, das die und den nicht giebt, iſt ein Gedicht ohne Poeſie. Freylich ſind auch in der Mahlerey der Proſaiſten ungleich mehrere, als Pindare und Alkaloſe, und werden leider eben auch oft den wahren Meiſtern von dem unwiſſenden Haufen vorgezogen; und man muß ſelbſt zuweilen in das Hymen! o Hymen! Hymen! o Hymen! o Hymen! mit einſtimmen, um ſich nicht verhaßt zu machen, und für einen Erzſchnittler (*) gehalten zu werden. Nur wenig Menſchen haben in ihrem Leben viel und mancherley Genuß, und nur die edelſten haben den der höhern Freuden. Und unter dieſen beyden Klaſſen ſind wieder nur wenige von ſo lebendiger Phantaſie und unruhigem Herzen, daß ſie den überaus feinen Augenſinn in Gefühlſinn verwandeln, ſich täuſchen laſſen, und wie von wirklicher Gegenwart ergriffen werden können.

Die erſte Eigenſchaft des Weſens iſt Vollkommenheit; oder Vollkommenheit und Weſen einerley. Vollkommenheit, Wort: Weſen, Leben. Sinnlichkeit, Geſtalt deſſelben; iſt Schönheit oder Häßlichkeit, Harmonie, oder Dißharmonie dazu (nicht Melodie: denn dieſe iſt an und für ſich nicht ſchön, wenn wir

(*) Das ächte vaterländiſche Wort für Krittler, das noch in verſchiednen Provinzen, und durchaus im Thüringer Wald gäng und gäbe iſt; und einen Menſchen bedeutet, dem nichts völlig recht iſt, der die jungen Bäume ſo lange ausputzt und ausſchneidet, bis daß ſie keine Schönheit mehr haben, und verdorren müſſen.

wir uns nicht in den Begriffen verwirren wollen; sondern blos Gang, Bewegung, Ausdruck der Schönheit, die sie mit sich führt, und selbst sich bildet) Keim ist schön, Blüthe ist schön, und Frucht ist schön, wenn Keim vollkommne Blüthe, und Blüthe vollkommne Frucht werden kann. Mit der Frucht hat die Schönheit ein Ende. Häßlichkeit ist Abbiß, Saftlosigkeit, Mehlthau und Wurmstich. Und ich, wird hier mancher denken, aus ***, oder der andere Jacob Böhme. Also nach der Logik!

Schönheit ist Uebereinstimmung mit Vollkommenheit (äussere Uebereinstimmung mit innrer Vollkommenheit) ohne Fremdes, ohne Zusatz versteht sich von selbst. Schönheit ist unverfälschte Erscheinung des ganzen Wesens, wie es nach seiner Art seyn soll. Flecken darinn, todter Stoff, ist der Anfang des Häßlichen. Sie verträgt keine Vermischung, wenn sie nicht so eins geworden ist, wie die verschiedenen Farben im Sonnenstrahl; ist Reinheit für das Auge, Einklang für das Ohr, Rosenduft für die Nase, klarer Hochheimer Sechsundsechziger für die Zunge, und junge cirkaßische Mädchenbrust für die liebewarmen Fingerspitzen. Schönheit ist Daseyn der Vollkommenheit; und die Berührung des Sinnes derselben, Genuß der Liebe.

Schönheit ist größer oder kleiner, je nachdem mehr Mannigfaltigkeiten in ihre Einheit stimmen.

Apfel, Baum. Fliegenschnäpper, Adler. Auster, Löwe, Mensch. Schönheit ist Alcibiades und Lais. Hohe Schönheit die Erdkugel. Höhere Schönheit die Sonne mit ihren um sie herumschwebenden Planeten. Höchste Schönheit die unermeßliche Natur in den ungeheuren weiten Räumen des Aethers mit ihren heiligen furchtbaren Kräften, die bis in den kleinsten Staub sich regen, und ewig lebendig sind. Von Gott können wir Menschen nicht wohl sagen, wie Mengs und Winkelmann, daß er die höchste Schönheit habe, da wir ihn in keinem Wesen gedenken können, und er lauter Wesen und Vollkommenheit ist; wenn man nicht die ganze Natur für sichtbarliche Erscheinung Gottes halten darf.

In der Kunst also würde die Folge seyn: Tyrolerinnengesang, Choral, Kirchenstück, Oper — Lied, Ode, Schauspiel, Heldengedicht — Haus, Bensberg, Peterskirche, Venedig — Portrait, Landschaft, heilige Familien, das kleinere jüngste Gericht von Rubens.

Wenn ich mich der Worte hohe Schönheit, höhere, höchste Schönheit bediene, so geschieht es nach dem Redegebrauche; da im strengen Verstande Schön keine Steigerung gestattet, und immer auch höchst schön seyn muß; keinen Mangel leidet; noch Flecken und Mißlaut an und in sich hat. Das Schöne kann zusammengesetzter werden, kann wachsen, kann verstärkt werden, aber nicht verschönert.

Wenn

Wenn ich das tiefe C auf dem Flügel anſchlage, ſo klingt blos die zwote Quint (Duodecime) und die dritte Terz nach, und es entſpringt für ſich der ſchöne ſchwache einfache Dreyklang, der Keim der Harmonie, wenn ich ſo reden darf. Wenn ich hingegen den Urton der reinen herrlichen Erfurter groſſen Glocke, in gehöriger Ferne, (zumahl in der feyerlichen Chriſtnacht,) höre, ſo klingen alle Quinten und Terzen und Octaven bis in die höchſte feinſte Terz nach, und dies iſt derſelbe ſchöne Dreyklang, allein in ſeiner höchſten Stärke; und der Stamm der Harmonie breitet ſeine ſchattichten Zweige aus, wie die groſſe Eiche der Edda, und berührt mit dem Wipfel die Sterne — (und die Engel ſchweben dazwiſchen hernieder, und ſingen ihr Gloria in excelſis.)

In dieſer Eiche der Edda des Dreyklangs liegt das ganze Geheimniß der Natur. Jedes Tönchen, von den unendlichen, die aus dem Erzte quellen, hat wieder ſeinen Dreyklang in ſich. Wenn man der Glocke in die Nähe tritt, ſo iſt es ein Rheinſturz bey Schafhauſen von Summſen und Brummen, und das Gehör wird, wie von einem Hagelgewitter, zerſchmettert. Eben ſo gehts einem im Getümmel der Welt. Alles iſt Harmonie, groſſer durchdringender Zug von Harmonie, Werden, Seyn, und Vergehen, und Wiederwerden, ewig gebährende und ewig vergehende Harmonie; entzückender Dreyklang,

der ſich durch alle Welten verbreitet, und das Unermeßliche füllt.

Auf eben die Weiſe, nur umgekehrt, läßt ſich das Uebel in der Welt erklären. Gott iſt das All der Harmonie, woraus alles entſpringt; wie der ſchöne ſtarke Dreyklang aus dem Grundton. Wenn man hingegen in eben der Proportion wieder zurückgeht vom äuſſerſten, von der höchſten Terz (oder von der tiefſten, die nachklingt,) ſo wird der leidende Dreyklang, den die Tonkünſtler den weichen nennen, hervorgebracht; die Wehmuth, das Bange des Geſchöpfes, die endliche Leere, der Sturz in die finſtern Abgründe des Nichts bey jeder ſeiner Freuden, wo es ſich von ſeinem Grundton, Urquelle, Schöpfer, Gott, entfernt.

Das Weſen dieſer ſchönen oder leidenden Dreyklänge, ſo wie die andern Grundſätze der Harmonie, fühlten die Griechen gewiß inniger, als unſere Virtuoſen, und hatten's in der Muſik der Natur, denn wozu die andre? eben ſo weit, als in den andern Künſten gebracht. Zwar liefen die Schönheiten der Muſik bey ihnen nicht, gleich den Windſpielen, der Luft vor, wie ſie zuweilen über die Saiten unſrer großen Geiger laufen; aber dafür eilten ſie mit dem Kuſſe der Liebe, lauter reinen, ſüſſen, frohen oder wehmüthigen Klangs, ans Herz, und verſetzten den Menſchen unter die Götter.

Und so liegt denn bis in die feinsten, uns unbegreiflichen, unserm schärfsten Verstand entschwindenden Schwingungen der Luft selbstständige Rege, Geist der Natur, wie im Größten; wie in Jahrtausende lebenden Alpengebürgen Werden, Seyn und Vergehen; nur das augenblicklichste, Grundton, Quinte, Terz. Erstes Wehen der Schönheit aus dem Schooße der Nacht, des Unsichtbaren.

Doch wieder zurück von dieser Ausschweifung!

Die schwankenden Begriffe von Schönheit kommen bloß davon her, weil wir spitzfündiger, als die Griechen, von äusserer Vollkommenheit, Schönheit und Güte dreyerley verschiedene Begriffe haben wollen, da sie doch im Grund eins und dasselbe sind; und dann, weil wir nur das Schön zu benennen pflegen, was wir lieben, was wir fassen können mit unserm engen Sinn, womit wir uns vereinigen, eins werden mögten. Das andere ist uns unsichtbar, und so für jeden Sinn; und es kann nicht anders seyn.

Deßwegen ist der Mensch die schönste Gestalt für uns in der Natur; weil wir nicht einmahl die Erde in ihrer Fülle, geschweige das Sonnensystem, geschweige die unzählbaren Sonnensysteme der Fixsterne, zu fassen vermögen. Der Löw, das Roß, der Hirsch, der Adler, in deren Leben und Empfin-

dung wir mit aller unsrer Fabelkunst so wenig eindringen, würden zwar manches wider die Eitelkeit über unsre Gestalt noch einzuwenden haben, wenn sie reden könnten (wie etwa gleichsam Admiral Tromp gegen die Schönheit eines Amsterdamer Bürgermeisters, oder Tell eines Unterdrückers seines Volks); aber wir würden gewißlich doch auch über sie triumphiren, da sie mit Gewalt gestehen müßten, daß sie alle in unsre Einheit stimmen.

Nun aber Uebergang von der metaphysischen Schönheit zur sichtbaren, aus dem Reiche der Vollkommenheiten in die wirkliche Welt.

Hier läßt sich wenig mit Daraufzeigen, und noch weniger mit Worten erklären. Wer das Gefühl des Schönen von Natur, und dem Leben seiner ersten Kindheit und Jugend nicht hat, wird es nie durch die spätere Betrachtung, und die Lehren der Weisen lernen; wenigstens wird es nie in ihm schaffen und wirken.

Schönheit des einzelnen Menschen.

Schönheit des Wilden: Schönheit seines Weibchens: Stärke, Muth, Behendigkeit und Klugheit: Lippen zum Kusse, süsses Auge, zarte Hand, reifende Brust, reiner rundlicher trockner Fuß, milde Frucht, wie Plato sagt, im Schatten gepflegt und erzogen.

Schönheit des gesitteten, gezähmten.

Monarch; Alexander, Caesar, Karl der große, Homer,

Homer, Arioſt, Shakeſpear. Praxiteles, Apelles, Raphael. Jomelli, Gluck. Plato. Lykurg, Machiavell. Soldat, Schiffer, Bauer, Bürger. Eliſabeth, Aſpaſia, Lucretia. Perſer, Grieche, Römer, Teutſcher, Däne. Troß und Mann vom Stecken jungen an bis zum triumphirenden Imperator. Wer die Eigenheiten der Geſtalten aller dieſer vom Leben ſich abempfunden hat, und wieder ſo darſtellen kann, wenn er will, der rühme ſich der höchſte Meiſter in der Kunſt zu ſeyn; alle Art von Schönheit inne zu haben. Der iſt noch nicht erſchienen, und wird auch nicht erſcheinen. Alſo einzelne Scenen, wie wir ſie gelebt haben, mit ſcharfem Sinn gegeſſen und getrunken, mit geſundem Verſtand verdaut, und mit Phantaſie und Kunſt was neues daraus erzeugt, iſt alles, was wir vermögen und beſitzen; dazu noch irgend ein Löwenmaul, eine Adlernaſe, ein Affengeſicht, und Steigerung und Verminderung!

Das Weib kann leicht ſchöner ſeyn, als der Mann, weil nicht ſo viel Mannigfaltigkeiten in deſſen Einheit ſtimmen müſſen; und der unwiſſende gerade Kerl ſchöner als Sokrates, deſſen Schönheit nur höhere Weſen zu faſſen vermögen. Junges Genie giebt ſich deßhalben meiſt mit Frauenzimmer ab, wie junge Virtuoſen nur die erſten Grundſätze der Harmonie in Bewegung ſetzen. Der ſtarke Mann allein giebt ſich ans Schwere: Sophokles an den Oedip,

Ageſander an den Laokoon, Rubens an den ſterbenden Seneca, Raphael an den Johannes; und erhält oft den Beyfall nicht, den er vorher mit Läufen, Sprüngen, Terzen und Sexten, und junge Kolorit, von der unwiſſenden Menge hatte.

Volksſchönheit.

Nationen, wie ſie nach dem Range der Natur einander von Klima zu Klima folgen.

Die Griechen waren die ſchönſten Menſchen, weil ſie die vollkommenſten waren, weil Klima, Verhältniß unter einander und gegen ihre Götter, Sitte zwiſchen Mann und Weib und Jung und Alt, Art zu leben — Sie wiſſen, wie weit ich das alles verſtehe — weil bey ihnen alles zur höchſten, zur reinen Vollkommenheit, und folglich auch Schönheit des Menſchen blühte und reifte. Nach ihnen ſind keine ſo vollkommne und ſchöne Menſchen (himmliſche Melodien aus den reinſten Grundaccorden der Schönheit gezogen) wieder geweſen, und folglich auch kein Phidias mehr, und kein Apelles; da die Kunſt ſich nicht anders, als nach dem Volke richten kann, unter welchem ſie lebt. Wer kann Eichen pflanzen, wenn er keine Eicheln hat? Abzeichnen, abmahlen, eben ſo was kann man wohl machen, wie das iſt, was von ihnen da iſt, aber nichts neues, wie ſie. Das Vergraben und Wiederauffin-

den

den und Weißmachen bey Michel Angelo Buonarotti, und Mengs (*) beweißt nichts, da keine Griechen entſchieden. Wir ſehen, um mich mit einem einzelnen Beyſpiele zu erklären, zuweilen ſchöne Fleiſchfarben für treflich nackend an, da vielleicht noch viel daran fehlt; da der Bube, der ſo ſie hätte, vielleicht ſeinen Rücken nicht würde bewegen können: weil wir uns kein Gefühl für das Nackende von Kindheit an gemacht haben, und beſſer wiſſen, wie Röcke ausſehen auf dem Rücken, als lebendige Haut. Die Griechen kannten durch ihre Bäder und Leibesübungen das Nackende, wie wir gleichſam teutſche Lettern in einem gedruckten Buche im Moment leſen können, und den Sinn darinn verſtehn; und wir hingegen kennen es oft bloß, als Lettern ohne Sinn, und glauben ihm nach der Ueberſchrift, nach dem Geſicht, Gewächs, und der Stellung, weil ſie wie Worte ausſehen.

Die hohen Bildſäulen, die uns von ihnen noch übrig ſind, werden immerhin wunderbar fremdſchön da ſtehn, als ein Zeugniß von der Jugend des menſchlichen Geſchlechts, erſten Mannheit und Jungfrauſchaft, die nunmehr verſtrichen ſind, und nicht wieder kommen werden, ſo lange wir in dem Strome von ihrer Quelle fortlauffen. Und was ſollen,

(*) Bey dem Gemählde Jupiter und Ganymed, welches Winkelmann als alt in der Geſchichte der Kunſt beſchrieben.

was können wir anders thun, da es keine höhere Vollkommenheit, und höhere Schönheit geben kann, wie uns die Weisen sagen? Ein leidiges Flickwerk; wobey nichts bessers geschehen könnte, als daß der große Komet käme, das alte Weib Erde mit sich fortrisse in eine neue Sonnenbahn, wo sie unterdegs verbrannt würde, und wieder neu aus ihrer Asche hervorgrünte und blühte, und wieder voll jugendlichen Getümmels wäre.

Doch ich glaube nicht so ganz, daß dem also sey.

Die Schönheit der Erscheinung der griechischen Vollkommenheit im Menschen ist allein Empfindung und Genuß für den Edlen; mit Worten sie den Wintermännern darstellen zu wollen (die Wuth und Ungestümm, vollen Zug nach Schönheit überhaupt schon, was Plato und jeder gute Grieche für das höchste und heiligste im Menschen, für unmittelbaren Pindarischen Sturz und Strohmgang der Gottheit hielt, für lächerliche Ausschweifung halten, oder für etwas verderbliches, und nichts reelles) ist einem Blindgebohrnen, wie ich anderswo gesagt, ein schönes Mädchen vorspielen. Sie nachzubilden ist schon Meisterstück; eigne, die ihr gleich wäre, zu erfinden, der Stein der Weisen.

Jedoch, wenn einer sie auch aus sich hervorzuschaffen vermöchte; wer weiß, ob er die Wunder der griechischen Künstler damit verrichten würde.

Praxi-

Praxiteles ſtellte ſeine Phryne in dem Tempel zu Paphos auf, in Marmor als Göttin der Liebe; und jedermann wurde von der Schönheit der Bildſäule entzückt und hingeriſſen. Laſſen Sie uns auf die Natur zurückgehn, ohne welches alles in der Kunſt leeres Geſchwätz iſt, (was mich nie irre machen wird) und wenn es auch noch ſo meiſterlich lautete. Der erſte Grund des Entzückens war, weil die Männer, die ſie betrachteten, vielleicht Phrynen von Angeſicht zu Angeſicht kannten. Der zweyte, weil ſie Mädchen kannten von ſo ſchönem Geſicht, als das ihrige, an den übrigen Theilen des Leibes bekleidet; und der lezte, bey wenigen die philoſophiſche Betrachtung weiblicher idealiſcher Schönheit. Aus eben dieſer Urſach muß ein Amor von Tizian die Italiener weit mehr entzücken, als uns Kinder der Unſchuld (zumahl in den verführeriſchen Stellungen, die ſie meiſtens bey ihm haben) und Winkelmann ſagt in dieſer vaterländiſchen Unſchuld, daß er einen Florentiner, wenn ich mich recht entſinne, von antiquer Schönheit geſehen, welches ihm aber doch die Damen nicht hätten glauben wollen. Der Schwede ſieht in der Mediceiſchen Venus ein Weib, von deſſen gleichen er nie ein Gefühl im Herzen gehabt hat; und hält es alſo, ohne den mindeſten Grad der Täuſchung für ein wohlgerathenes Kunſtwerk von kaltem weißen Marmor (wenn er Geſchmack hat) und das Wunder wird an ihm zu

Schanden,

Schanden, ärger prostituirt, da sie allein ist, als Juno und Pallas, nach der Fabel, beym Paris.

Meister, die sich an italienische Gestalt gewöhnt haben, können nicht begreifen, wie Rubens den tiefen Eindruck in alles Herz zu seiner Zeit gemacht habe, und noch bey Menschen mache, denen sie warmes inniges Gefühl der Schönheiten der Kunst nicht absprechen können; da er nicht ein einziges Mädchen gemahlt, das nur mit einer hübschen Römischen Dirne in einen Wettstreit der Schönheit sich einlassen könne. Lieben Leute, Wasser thut's freylich nicht! aber Cramer und Frenzel werden auch aus einer gewöhnlichen Geige gewaltigere und entzückendere Melodieen ziehn, als kein andrer bloß guter Spieler aus der besten Cremoneser. Rubens hat, zum Beyspiel nur, in seine besten Stücke meistens eine seiner Frauen zu einer der weiblichen Hauptfiguren genommen; und an diesen kannte er jeden Ausdruck der Freude und des Schmerzes, der Wehmuth und des Entzückens; und alles Rackende. Dieß, wieder treffend, wie reine Erscheinung, dargestellt, mußte wirken, und noch wirken, und ewig wirken, so lang es währt; denn Leben allein würkt in Leben. Eine Donna von Venedig war ihm nie so zum Gefühl geworden, noch weniger Lais und Phryne, die er nie mit Augen gesehn; und wer will außerdem von ihm verlangen, daß er an die Generalstaaten holländisch mit griechischen Lettern hätte schrei-

ben ſollen? Winkelmann vielleicht in ſeiner Schwärmerey; aber gewiß nicht, wenn er ſonſt bey guter Laune geweſen. Jeder arbeite für das Volk, worunter ihn ſein Schickſal geworfen, und er die Jugend verlebt; ſuche deſſen Herzen zu erſchüttern, und mit Wolluſt und Entzücken zu ſchwellen; ſuche deſſen Luſt und Wohl zu unterhalten, zu verſtärken, und zu veredeln, und helf ihm weinen, wenn es weint. Was geht uns Vorwelt und Nachwelt an? Jene iſt vergangen, und dieſe Buben mögen ſich zuvor an unſern Platz ſetzen, wenn ſie uns richten wollen!

Ich muß mich kurz faſſen, da es Mittag geworden iſt.

Jedes Volk, jedes Klima hat ſeine eigenthümliche Schönheit, ſeine Koſt und ſein Getränke; und wenn ächter Achtundvierziger wilder Rüdesheimer nicht ſo reizend, oel und mark und feuerſüß iſt, wie der ſeltne Klazomener an den mit friſchen Roſenkränzen behangenen Betten der nachläßigen jungen Aſpaſia, ſo iſt er doch warlich auch nicht zum Fenſter hinauszuſchütten. Und deßgleichen war Rubens ſein Getränke, und ſeine Schönheit in Mann und Weib — Gewächs, das die dauernde Kraft von allen drey Jahrzeiten iſt, und nicht ein leichter franzöſiſcher Sommerſonnendunſt.

Die

Die heilige Familie.

Von Raphael.

Eine frühe Blume ſchöner Einbildung! Eins der ſchönſten Stücke von Raphael; und auch ſchon deßhalb für Meiſter und Fühler unſchätzbare Augenweide; die gewiß den ſchüchternen, ſtillen, Gewalt und Muthvollen Jüngling, der bald über alle ſeine Mitwerber den Rang davon trug, in ſeinen erſten Liebesſchwärmereyen von Schönheit gern belauſchen, wenn ſie auch nicht alles begreifen könnten, was er wollte; wie hier nicht der Fall iſt. Daß es eins ſeiner erſten Stücke ſey, mehr von Phantaſie und eignem Gefühl, als Erfahrungsquelle entſprungen, zeigt der noch unſichre Beſitz von Licht und Schatten; Härtlichkeit in den Farben; der übergroße Fleis in ſorgfältiger Auspinſelung von Nebendingen, als einiger Bäume und Hütten und Gebäude, die zu deutlich ſind, und zu ſcharfe Ecken haben, für die weite Ferne von der Scene, und nicht die ſich verlierende ungewiſſe täuſchende Form; und der unfreye Himmel über der Gegend, der mehr eine wunderbare Erſcheinung, ein blauer Wolkenhimmel, zu ſeyn ſcheinet, als unabſehbare Tiefen des Oceans von Aether, in deſſen ungeheuren Abgründen das Licht der Stralen bläulicht wird, und ſich verliert.

Doch iſt dies unendlich kleiner Mangel gegen die hohen entzückenden Schönheiten darin.

Eine

Eine reizend geordnete Gruppe in einer ländlichen Gegend; auf der Hütte der Maria, an ihrem Gärtchen vielleicht. Zusammenseyn derselben, und der alten Elisabeth, mit dem kleinen Jesus und Johannes; nebst dem Pflegevater Joseph. (Elisabeth wollte, wahrscheinlich, mit ihrem Söhnchen die Mutter Gottes besuchen; Joseph gieng ihr entgegen; Maria erwartete sie hier in der Nähe. Joseph voran, Maria herbey, Zusammenkunft.)

Oben an, die Anhöhe hinauf, steht Joseph, mit beyden Händen an der linken Schulter auf einen Stab gelehnt. Gleich vor ihm, an seiner Linken, zu seinen Füssen vor dem Stabe

ist Maria, in einer mit dem linken Beine knienden Stellung, dessen Fuß ausser dem Gewand, im Ecke linker Hand des Gemähldes, in schönster Form, mit dem großen Zehen sich ein wenig stützend, zum Vorschein kömmt; mit dem kleinen Jesus am Schooße, den sie, halbsitzend und stehend, bey der Brust mit der rechten Hand hält:

Und an seiner (Josephs) Rechten die alte Elisabeth; die eben so den kleinen Johannes mit der Linken hält, mit dem rechten Beine kniend, dessen Fuß eben so, nur ältlich, schrumpfend, und nicht so gestellt, liegend, wie der junge linke der Maria, ausser dem Gewande nach dem rechten Eck hervor-

geht,

geht, welches, wie Beyder Hände, einen reizenden Kontraſt macht, und die Schönheit der Gruppe vollendet.

Joſeph iſt in ein hellgrünes Untergewand gekleidet, und hat einen weißgrauen Mantel, von der rechten Schulter an, um die linke Hüfte geworfen. Sein Kopf im grauenden Hinterhaupthaar, und Bart, und kahler Scheitel, iſt der Kopf eines gütigen verſtändigen Mannes, noch feuervoll im beginnenden Alter. Er blickt mit nachdenkender Stirn auf den kleinen Johannes, auf ihn und den kleinen Jeſus, wie Neuton in die Bahnen der Kometen.

Und Eliſabeth blickt hinwiederum von ihrem Sohn auf ihn mit ofnem Mund in frohem Erſtaunen, daß der Herr ſie noch in ihrem Alter ſo erfreulich geſeegnet, von ſeinem Pflegeſohn, von beyden.

Maria hält ein Buch in der Linken, den Zeigefinger ihrer ſchönen zarten Hand dazwiſchen gelegt, worinn ſie vor Eliſabeths Ankunft geleſen. In ihrem Geſicht leuchtet ein wahrhaftig ſüſſes Herz, und ein himmliſcher Geiſt hervor. Ihr zärtlicher Blick in die Kinder, aus den etwas zugehenden braunen heitern Augen, macht ſie glücklich; und ſie iſt ſo heilig, und wie in einem Traum, einem Gefühle platoniſcher Art, und doch ſo junges herzſtehlendes Mädchen dabey, daß ſie nicht recht auf dieſer Welt wachen zu dürfen ſcheint.

Die

Die beyden nackenden Kinder haben einen Ausdruck, unglaublich für den, der sie nicht sieht. Der kleinere Jesus hat eine Art von sich wellendem Band in den Händen, worauf angedeutet ist: „Siehe! ich bin der, der da kommen soll;„ und blickt und sagt dieß aus seinem gottheitvollen, gnadereichen, und ferntraurigen Gesichtchen. Und der kleine Johannes hats gelesen, und sieht ihm, wie mit ernstem verwunderndem Entzücken und „Verehren, darauf in die Augen, und doch wieder so in aller Kindheit (und die Mutter Gottes muß selbst darüber das heilige Gesicht ein wenig zum Lächeln bewegen) daß es das vergnüglichste und unbegreiflichste Kinderspiel ist, das je dargestellt worden. Alles lautere Ahnung, Blühte in der Knospe der Zukunft. Es ist eine unbeschreibliche Grazie und Schönheit in diesen beyden gar kleinen nackenden Bübchen. Der größere Johannes hat ein bräunlicht blondes Krausköpfchen, und Jesus die ersten blonden Härchen.

Maria ist gekleidet, so schön, und geziemend, und sittsam, als es immer die schönste der Grazien des Sokrates seyn konnte. Ihr blondes Haar ist bloß mit einem dunkelrothen Band, über dem ersten Haarsaum von der Stirn an, herum zusammengehalten; und um den Nacken herab wird ein äußerst dünner Schleyer von Nesseltuch sichtbar. Alle haben einen feinen goldnen schrägen Zirkelstrich von

Heiligenschein an den Häuptern schweben, der, vom rechten Standpunkt aus, in der Magie der Täuschung, wirklich eine Eigenschaft höherer Natur zu seyn scheint. Oben am Brustlätzchen der Maria steht die Jugend Raphaels in naiver frommer Freude geschrieben: Raphael Vrbinas. Hinten ist nach einigen Landhäuserchen und Bäumen in der Ferne bergauf eine Stadt zu sehen, und weiter blaue Gebürge.

Die Zeichnung ist, nach dem Geständniß der größten Zeichner, höchst fürtreflich, und die Gewänder schön gefaltet; hingegen die Umrisse trocken, so wie überhaupt, wie schon gesagt, die Mahlerey härtlich.

Der verschiedene Geist im Ganzen aber ist dabey noch so Eins geworden, wie die verschiedenen Farben im Sonnenstrahl; und die schöne Erscheinung der himmlischen Idee entzückend. Und bloß aus der Idee, der Einheit im Mannigfaltigen, dem Zuge der Natur nach wahrem Leben, kann man bey einem jungen Künstler sehen, ob er groß werden wird.

Heilige Familie.

Von Michel Angelo Buonarotti.

Ein Blick in das Hauswesen der Heiligen, zum Zeitvertreib hingeworfen von dem Großen und Starken,

ken, um den Pinſel wieder zu verſuchen; oder ſtatt eines Avemaria. Ein kleines Stück, nicht völlig zween Fuß hoch, und etwas über einen breit; und doch uns theuer (wenigſtens meiner Wenigkeit, da es wegen ſeines mittelmäßigen Kolorits nicht in die Augen fällt, und die Idee darinnn ein wenig heimlich iſt) wie ein Hymnus vom Homer, weil nur dies einzige von ihm da iſt.

Maria ſitzt in der Stube, in einem rothen vorzeitigen Kleide, faſt wie ein Weiberhemd mit langen Aermeln geſtaltet, (worunter doch aber ein weißes leinenes iſt,) das unter der Bruſt über einen Gurt, der nicht zu ſehen, ein wenig hinab ſich ſenkt. Sie hat den rechten Schenkel übergeſchlagen, und über dem Schooß eine hellblaue Decke. Darauf über dieſe hat der kleine Jeſus, ganz nackend, ſein Köpfchen mit hellbraunen jungen weichen Härchen, und über demſelben herüber das rechte Aermchen und Händchen gelegt, das linke am Beine dieſes rechten Schenkels hinunter hängen laſſend. Seine Beinchen ruhen, etwas tiefer, ein wenig von den Knien an in die Höhe gehend, auf einem Kiſſen, das über dem Geſtelle (*) einer großen Sanduhr, die bald ausgelaufen iſt, gerade neben der Maria liegt; und ſeine Hüften ſinken dazwiſchen und dem Schooße der Mutter im Freyen nieder,

(*) Wie von einem Zimmermann fabrizirten; ſo wie die ganze Stube Meiſterwerk von Zimmermannsarbeit iſt.

noch auf einem blauen Zipfel der Decke, die unter dem Kiſſen liegt, von ihrem Schooße her.

Eine Lage, die nicht reizender ſeyn kann, und die die ſchönſte iſt, die ich je von einem ſchlafenden Kind geſehen!

Ueber ſeinem rechten Ohre hält dieſe die linke Hand zum Griffe bereit, in Beſorgniß, ſein Schläfchen zu unterbrechen, das er ſo im Spielen erhaſcht, und in zarter Mutterliebe, daß er fallen möchte, welches gar leicht geſchehen könnte.

Eine entzückende Gefahr, ſo recht des großen Meiſters würdig, die immer das Herz in einem kleinen Schauer, und die ſtille Scene lebendig erhält!

Aus ihrem ſchönen Geſichte leuchtet ſo viel Unſchuld (*), Güte und Schönheit von innen, daß alles rein und klar iſt, und nichts widriges und falſches kann entdeckt werden. In der Rechten hält ſie ein Buch bey Seite, worinn ſie eben geleſen; und darüber oben ſteht der junge Johannes auf einem Fußgeſtelle, (dergleichen eines an jeder Wand des Zimmers, das in der Breite eben für viere Platz hat, mit einer Einfaſſung von Bretern in die Höhe geht; oder ſoll ichs eher Wandſtuhl, Wandbank mit einer Einfaſſung nennen?) ſteht der junge Johannes in einer Tygerdecke, und ſchaut hinein, den linken

(*) Reines Gewiſſen von ehelicher Untreue; denn das iſt der eigentliche Ausdruck darinn.

linken Zeigfinger an den Lippen: und die Rechte lauschend, wie eine wunderbare Neuigkeit erfahrend, mit dem Zeigefinger in der Höhe etwas ausgebreitet aufgehoben. Seine ofne Brust schwillt schon von junger Stärke, und sein Gesicht ist ründlich, schön und wild.

Joseph hat sich im Fußgestell oder Wandstuhl der linken Wand mit dem linken Arm auf die Einfassung gelegt, und mit dem rechten aufgestützt, in deren Hand das Kinn liegt, daß der Daumen und Zeigefinger zwischen den Lippen beyder Backen an der Nase ein wenig eindrücken. Er hat einen röthlichen Hut und ba verschoßnen Hausrock an, darüber ein gelber Mantel hängt, als ob er aus gewesen, und was bestellt hätte, und wiedergekommen wäre. Auf dem Kopfe hat er eine rothe Kappe aufgesetzt, und betrachtet daraus mit einem ehrlichen treflichen alten Zimmermannsgesichte den kleinen Schlafenden, als ob er dächte: „sonderbar; ja, sonderbar und unbegreiflich! und doch alles wahr und richtig, und kann nicht anders seyn!„ — Wahre Natur, wie sie ist.

Das schlafende Jesuskind ist das schönste des Stückes; ein Meisterstück an reizender Lage, vollkommner Zeichnung und wohlgegebnem Licht und Schatten; und die Einheit, die Seele des Ganzen, worauf sich alles andre bezieht und harmonirt,

wie auf Herrscher und Monarch. Aus seinem Gesichte dämmert Majestät von Gottheit aus, und seinem Schläfchen sieht man's an, daß es nur eine kurze Rast ist vom Tragen der Welt Sünde.

Es ist zum Erstaunen, wenn man dies beynahe Unmögliche bloß in der Vorstellung, zwischen Vater, Mutter und Kind, durch die kleinscheinende Erfindung einer nachläßigen und gefährlichen Lage im Schlafe, nicht allein möglich, sondern auf das reizendste dargestellt sieht; und wie die gewöhnliche Stille der Menschen um ein schlafendes Kind so leise (und unbemerkt) mit Demuth und Liebe vor Gott verpaart (und dahinein verwandelt) worden; und das große Geheimniß, wie hervorbrechende Knosp' im Thau des ersten Morgenroths, erscheint.

Madonna mit dem kleinen Jesus, von Carlo Dolce.

Diese Madonne wird von den meisten für die schönste gehalten, die wir haben, und von nicht wenigen für das schönste Stück, das auf der Gallerie ist; weswegen sie auch, samt dem kleinen Jesus, als ein Wunder der Kunst nicht wenigen Fremden vorzüglich gezeigt wird.

Maria steht lebensgroß bis an den Oberleib an einem Körbchen voll Blumen auf einem Tische, worauf

auf noch ein Stück weißer Frauenzimmerarbeit liegt; hat daraus den vollaufgeblühten Busch einer Lilienblume genommen, nebst einer braunrothen stark gefüllten Nelke, beyde mit langen Stengeln, und hält sie in der linken Hand zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, an der Brust auf, nach der linken Schulter hin, und betrachtet aufmerksam die Staubfäden der Lilien; den Kopf nach dem kleinen Jesus hinneigend, den sie mit der Rechten bey dem rechten Hüftchen an einer zusammengefalteten feinen weißen Binde (die ihm hinterm Rücken von der linken Seite herum unter der Brust, und wieder herum um das Gemächtchen läuft, davon die beyden Enden unter ihrer Hand angehalten werden) auf eben dem Tische nackend stehen hält; welcher auch in dem linken Händchen einen Rosenzweig mit Laube, einer aufgeblühten Rose, und einer treflich schönen Knospe hat, und sich kindlich darüber freut; und die zween ersten Finger und den Daumen des vor Lust aufgeschlagnen rechten Händchens in die Höhe richtet.

Eine schöne ungezwungne natürliche Stellung, samt der herumgezogenen Scherpe!

Maria ist im rothen Gewande, so weit man sie sehen kann, (denn mit der kleinen Tafel des Tisches fängt das Gemählde unten an) das am Halse blau eingefaßt, und noch mit einem dünnen blauen Nessel umgeben; und hat um die Arme ein blaues Mahler-

tuch herumgezogen. Auf dem lichtbraunen Haare liegt eine besondere Art von grünem Aufſatz; und über den Köpfen beyder ſchweben Heiligenſcheine, ſchön gemahlt, aber nicht geiſtig genug, und zu völlig, ſo daß ſie vielleicht den Dunſtkreiſen der kleinern Monden Jupiters gleichen.

Ihr Geſicht iſt das ſchöne Geſicht einer Heiligen, ganz Beſcheidenheit und Demuth, die kaum ſich über die Blumen zu freuen wagt; und das Madonnenhafte darinn — holdſelige keuſche junge Frau, die fern von ihrem Mann iſt, und ſich unterdeſſen mit ihrem Kind an Blumen ergözt.

Der kleine Jeſus iſt eins der ſchönſten Kinder; dem nur, ſtatt des Göttlichen, etwas anhängt, als ob er dereinſt ein großer Moraliſt werden würde; welches die Schönheit des Kindlichen ein wenig ſchwächt, da es keine weſentliche Eigenſchaft höherer Natur ſeyn, und ſich nicht mit Kindheit vertragen kan, ſondern zu den gelernten Vollkommenheiten gehört.

Unter uns: die Holdſeligkeit beyder ſcheint ein wenig übertrieben; oder doch zu entblößt von höhern Eigenſchaften; und harmonirt nicht ſo ganz mit Mutter Gottes, und Gottes Sohne. Es fehlt himmliſcher Geiſt, das Göttlichfreye der Schönheit, und ächtes Jugendleben. Meinem Bedünken nach hätte ſie wenigſtens, nach dem Glauben des Dolce, nicht wohl ſo Königin des Himmels werden

und

und vorſtellen können, wie die Madonnen des Raphael und Guido, bey denen das Hochgebohrne zu dieſem herrlichen Throne ſogleich mit dem erſten Blicke faßt, wer Gefühl für ſolche Schönheit hat.

Die Mahlerey iſt, bis auf die Blumen, die dem andern nicht gleich kommen, außerordentlich ſchön, und die Farbe des Fleiſches im äußerſten Grade zart und fein und blühend und leibhaftig; vielleicht ein wenig zu zart. Und dieß iſt es hauptſächlich, nebſt der ſtillen ſüſſen Huld, deren Fülle den erſten Augenblick wirken muß, was jeden Liebhaber, und Gutheit liebende, oder bewundern wollende Menſchenkinder in Luſt und Entzücken hinreißt; da die Schönheiten Raphaels, weil ſie mehr in Geiſt als Farbe beſtehen, einen geübtern Sinn und tiefer eindringende Schärfe erfordern. Weswegen denn auch Viele ganz kalt von den leztern, wie von etwas im Grunde doch unbedeutendem, weiter gehn, und wieder aufmerkſamer wo ſtille ſtehn, und in ihren Gedanken dabey einen Carlo Dolce weit über ihn ſetzen. Als ich jüngſt das kleine Stück von Michel Angelo herunter genommen, und daran Herz und Phantaſie weidete; kam ein holländiſcher Kenner dazu, und betrachtete auch ein wenig. Nahm es, ſtellte es in dieſes und jenes Licht, und ſtellte es endlich neben dieſe berühmte Madonna, und — ſchüttelte den Kopf, und gab es, die Gedanken ganz davon weggewandt, mir als ein mittelmäßiges Ding wieder zurück —

und gieng weiter, und ſtand aufmerkſamer wieder wo ſtille.

Der Schatten iſt durchaus bräunlicht; ſanft, wie alles, und überaus angenehm; zwar hier und da erkünſtelt, erhöht aber dafür ungemein die ſchönen Formen.

Bey dieſem allen bleibt es doch noch eine gar ſchöne Madonna, und eins der höchſten Meiſterſtücke für ein Nonnenkloſter, und für junge Mädchen; und ich habe noch niemanden dabey, mit einem Laute nur, oder einem Lippenzug, in ſeinem Vergnügen geſtört. Jedoch darf man ſagen, daß Dolce und Raphael zwey himmelweit verſchiedene Weſen ſind; woran der erſtere nun auch gar keine Schuld hat, da er von Ewigkeit nicht zu einem Raphael beſtimmt worden, und mit ſeinem Pfunde, vorzüglich bey dieſem Stücke, nach beſtem Vermögen gewuchert hat.

Madonna mit dem kleinen Jeſus.

Von van Dyk.

Maria ſteht da mahleriſch gekleidet, in roth, und bräunlich und blau, in Lebensgröße bis zu den Füſſen, wo das Gemählde ſich verliert; und hält den kleinen Jeſus, linker Seite, nackend auf einem Tiſche, mit den Fingern der ſchönen rechten Hand, worinn ſie eine herabfallende weiße Leinwand hat, an deſſen Bruſt; und der linken, den Rücken herum, der nicht zu ſehen iſt, unter dem linken Arm am

Haar-

Haarwachs. Jesus hingegen hat sie mit dem rechten Fäustchen am bräunlichten Uebermantel, oder Uebergewand, bey der Brust, gefaßt, und zeigt mit dem Zeigfinger der Linken, (seitwärts linker Hand auf diejenigen blickend, die vor ihm stehen, und nicht im Gemählde sind,) rechter Hand auf einem weißen Streif unten, worauf ein Siehe steht, den der herauf- oder hereinkommende Johannes, an der rechten Seite vor der Mutter, aufgehoben und gelesen hat, und noch in der Rechten hält; und ihn darauf mit Erstaunen, und Aufmerksamkeit, und Froheit betrachtet.

Maria hat, auf den Johannes herabblickend, im schönen Gesicht ernste Würde, banges mütterliches Ahnden der Zukunft, Großheit, und eignes mehr adeliches, als göttliches Wesen; als ob das Gemählde ein Meisterstück für eine Kirche zu Madrid hätte werden sollen.

Der Ausdruck im Gesichte des völligen kleinen Jesus, mit dem blonden Köpfchen und blauen Augen, ist etwas unbestimmt, ob er gleich auf das Ecce zeigt. Van Dyk wußte den Schöpfer der Sonne, der Fixsterne und Planeten nicht recht ins Knabengesicht hineinzubringen; indessen ist doch Mitleiden und weise Seele in Kindheit darinn.

Zeichnung ist ohne Fehl; der Ton des Lichtes feyerlich mit sanften Schatten, und das Kolorit fürtreflich:

treflich: der nackende Knabe so lebendig, so wie alles Fleisch im Gemählde, samt den Gewändern, wie von Tizian gepinselt. Für junge Künstler im Kolorit ist diese Schilderey ein vollkommnes Meisterstück; und selbst dem Wesentlichen von Madonna (das sittliche zur Schau darstehende des Kindes abgerechnet,) dem Weniger und Mehr als jugendliche Mutterliebe, vorzüglich dem letztern, (welches auch um vieles leichter ist, als das Jungfräuliche in, mit und unter der Mutter,) kömmt van Dyk näher, als Dolce, (der überhaupt keine bestimmte Idee, sondern nur eine himmlische Täuschung gehabt zu haben scheint,) — dessen höchste Schönheit Raphael unübertreflich mit seinem Verstande gefaßt, und seiner Phantasie und Kunst hervorgebildet; insonderheit in seiner Madonna mit dem kleinen Jesus zu Florenz, wovon ich leider nur noch eine Kopie im kleinen gesehen; jedoch eine Kopie von Mengs (nach dem Meister bey dem ich sie sah, und dem sie nicht selbst gehörte,) ein Gesicht, das mich unaussprechlich glücklich gemacht hat, und woran meine ganze Seele Wonne gesogen, und mein Wesen wie an Liebe gehangen.

Vielleicht bin ich in der Laune, umständlicher über diesen Vorwurf zu rapsodiren, wenn ich an die Madonna von Rubens komme, und seine Anbetung der Hirten.

Bey

Bey Gelegenheit des kleinen Jesus von diesem Niederländer will ich Ihnen noch einen andern beschreiben, von dem man nicht recht weiß, warum er dergestalt da ist.

Neben der Madonna von Dolce hängt ein gar kleines Gemählchen von Leonardo da Vinci, einem der ältesten Patriarchen der neuern Kunst, und dem größten Meister zugleich in Mahlerey, Baukunst und Musik, wie Sie wissen. Um den gegenwärtigen Gott, und den künftigen Heyland im Kinde vorzustellen, hat er einen Einfall gehabt, der ganz von dem Manne zeugt, der einen Klockenklöpfel schraubenförmig zu drehen vermochte, (Unbegreiflichkeit bey einem Virtuosen! zumahl für uns ausgeartetes Gesindel) und sich nicht länger mehr den Kopf darüber zerbrechen wollte, aus etwas bey nahe unmöglichem für Menschen etwas wirkliches zu machen.

Das Kind sitzt auf einer Rasenbank, und tritt mit dem rechten Füßchen auf einen gräulichen Todtenkopf, hält in dem linken Händchen auf der rechten Kniescheibe ein dünnes Kreuz fest, und drückt mit dem auswärts von sich gehaltnen rechten einer giftgeschwollnen Schlange unter dem Kopfe den Hals so stark zu, wie geschnürt, daß sie die Zunge weit heraus flicht, und den langen Leib hinauf zu schlingen strebt. Die Blicke dreht es froh davon weg,

und kindlich lüſtern nach einem ſchönen Apfel, der linker Hand an einem Zweig ins Gemählde herein hängt, als ob es den dafür bekommen ſollte.

Es hat übrigens ein ſchönes Geſichtchen und Köpfchen voll wunderbarlichen Ausdrucks, inſonderheit im Auge, und in den Lippen; und verſpricht an Muth einen künftigen Herkules: der ſchon wirklich daraus hervorſieht, wie ein frohlockender Tygerzerreißender Löwe aus einer Lammshaut.

Denken Sie, großer Dichter, ſich das einmahl zuſammen!

II.

Bürger an einen Freund

über

seine teutſche Ilias.

Sie haben alſo für meine jambiſirte Ilias geſtritten? Gottslohn dafür! Schade nur, daß Sie mir nichts weiter von dem Diſpüt melden. Denn das Contra Ihres Ungenannten möcht ich um ſo lieber wiſſen, als Sie mir ihn, unter dem Nahmen eines enthuſiaſtiſchen Bewunderers des griechiſchen Homer, als einen nahen Anverwandten meiner Seele, ſchildern. Ueberhaupt hab ich jezt gründli-

ches

ches Contra faſt lieber, als unbedingtes Lob. Lob iſt zwar freylich ein herrlicher Fahrwind in die Segel jedes Biedermanns; aber! aber! — wie oft treibts nicht auch auf Klippen! Daher ſind die Patres difficultatum öfters, und ſonderlich, ehe man ſich in die Bahn hineinſtürzt, recht erſprießliche Leute.

Es ſind mir ſchon mehrere in den Wurf gekommen, die, wie Ihr Anonymus, gemeint haben, eine Ueberſetzung Homers in Hexametern dürfte meiner jambiſchen vorzuziehen ſeyn. Mit dieſen bin ich bisher noch ſo ziemlich, wo nicht zu ihrer, doch zu meiner Beruhigung fertig geworden. Ich möchte daher wohl wiſſen, ob Ihr Anonymus neue Gründe hätte. Jedoch da alle meine Widerſacher, recht als ob ſie's unter einander abgeredet, faſt immer einerley Liedlein mir vorgeleyert haben, ſo bin ich, mit Erlaubniß Ihres Ungenannten, beynahe keck genug zu glauben, daß auch Er in das nehmliche Horn geblaſen habe. Ohne daher die Kabbala zu Hülfe zu nehmen, getraut' ich mir faſt, Ihren ganzen Wortwechſel von Sylbe zu Sylbe auszupunctiren. Nicht wahr, giengs nicht ohngefähr ſo? — Sie fiengen an:

* * *

A. Haben Sie Bürgers homeriſche Proben geleſen?

B. Wie ſollt' ich nicht? Iſt doch davon ein Aufheben und Poſaunen, das ſeines gleichen nicht hat.

A. Hin! das Aufheben und Posaunen lassen Sie gut für Bürger seyn! Aber was halten Sie davon? Art und Ausführung haben bis hieher meinen Beyfall.

B. Es wäre zu wünschen, daß Teutschland gar keiner Verteutschung Homers bedürfte, sondern jeder Virtuos und Dilettant ihn in dem göttlichen Grundtext selbst ganz verstehen und fühlen möchte. Da das nun aber nicht ist, und nie seyn wird, so sollte wenigstens eine Dollmetschung, an Geist, Körper und Bekleidung, dem Original so nah als möglich kommen.

A. Freylich! Aber gilt denn das von B. Uebersezung nicht? Der arme Bürger! Was anders soll ihn, wegen der absoluten Ohnmöglichkeit das Original ganz zu erreichen, trösten, als das Urtheil, das er dem Ziel möglicher Vollkommenheit wenigstens nahe gekommen? — Und wie hätt' ers denn anders und besser machen sollen?

B. Sein Jambus ist gar Homers Vers nicht, Hexameter hätt' er wählen sollen.

A. Homers Vers nicht? Freylich! Homer hat in Hexametern gedichtet. Aber auch griechisch hat Homer gesungen; und sonach wäre ja wohl Teutsch Homers Sprache auch nicht?

B. Das war weiter nichts als ein Seitensprung. Ich kann wohl ein Flötenstück auf der Oboe nachspielen, daß es das nehmliche Stück bleibt, nur Melodie und Tact muß ich nicht verändern. Das aber hat B. durch die veränderte Versart gethan, und die Täuschung dadurch mächtig gehemmet. Und wenn er sich auch des ganzen Homerischen Geistes bemächtigt hätte, so ist seine Ilias doch Homers Ilias immer nur halb.

A. So! Sagen Sie mir doch, ob man Arioſts rasenden Roland wohl ins Griechische übersetzen könnte?

B. Warum

B. Warum? Was wollen Sie damit? — O ja! wenn ich ausnehme die Benennungen der Dinge, die die griechiſche Welt nicht kannte, mithin auch keine Sprache dafür hatte.

A. Gut! So müßte ja dann wohl der Grieche den raſenden Roland in ottave rime überſetzen?

B. Hoho! Schon wieder ein luſtiger Seitenſprung! Ich will den Herrn aber ſchon wieder faſſen. Griechiſche ottave rime würden freylich ſehr närriſche Dinger ſeyn, aber teutſche Hexameter, Freund, laſſen ſich gut und gern verfertigen.

A. Gut und gern! —

B. O ja! Gut und gern! Und keine andere Versart als dieſe, konnte den tauſendfachen Homeriſchen Wohlklang einigermaßen wenigſtens wiedergeben. Wie gar unendlich viel geht nicht in dem eintönigen teutſchen Jambus verlohren!

A. Gut und gern ſolls alſo unſere Sprache, deren Tact ſich meiſt mit ganzen und halben und nur ſehr wenigen Viertelſchlägen begnüget, der Griechiſchen, in ihrem viel theilbarern Tact, mit allen ſeinen Halben- Viertel- Achtel- und Sechzehntelſchlägen, nachthun, und die Menſur eines jeden Hexameters ſolchergeſtalt ausfüllen, daß es weder zu viel noch zu wenig iſt? In dieſer Menſur läßt die griechiſche Sprache nicht die kleinſte Lücke, die ſie nicht, ohne nur um ein Härchen überzufüllen, auf das genauſte ausfüllen könnte. Dies Geſchick hat ſie ihrem ſo ſehr ins Kleine und Feine getheiltem Tact zu verdanken. Unſere Sprache hergegen wird meiſt dem Raum des Hexameters bald zu wenig bald zu viel, und eine überragende Füllung geben.

B. Klügeleyen! pure Klügeleyen! Damit wollen Sie doch wohl nicht gar unſrer Sprache die Schicklichkeit zum Hexameter überhaupt abklügeln?

A. Das nun eben nicht. Aber doch wahrhaftig die Schicklichkeit zum griechiſchen homeriſchen Hexameter.

B. Ja da haben Sie freylich recht. Denn welche nordiſche Sprache, mit ihren vielen ſtarkleibigen ein- oder zweyſylbigen Wörtern, hinten und vorn mit raſſelnden Conſonanten verpanzert, bey deren Niedertritt der Boden dröhnt, wäre wohl im Stande den leichten flüchtigen griechiſchen Hexameter, in ſeinem ſchwebenden Gange, der kaum die Spitzen des Graſes krümmt, nachzubilden? — Aber demohngeachtet — —

A. So? das erkennen Sie doch? Demohngeachtet aber wollen Sie, daß eine Sprache, die weit weniger und ganz andere Gelenke hat, einer Sprache, die ganz und gar Gelenk iſt, ihre Zauberkünſte nachmache? — Wozu, ums Himmels willen! jene Proſtitution für ſie ſelbſt? — Wozu die Nichtbefriedigung und das Misvergnügen der Zuſchauer? — Der Grieche tanzet Heldentanz; der Teutſche, der das nicht kann, ſchreitet dafür Heldenſchritt. Kommt nun jeder auf ſeine Weiſe mit Ehren ans Ziel, ſo iſt der Zuſchauer zufrieden. Aber wie wenn der Lezte den Tanz des Erſten plump nachtanzte? Wie widerwärtig dem Zuſchauer! Wie fatal die Vergleichung für den ungeſchickten Tänzer!

B. Mit Gunſt! nicht ſo deſpectirlich von unſrer teutſchen Mutterſprache! So plump und unbiegſam iſt ſie dann doch wahrhaftig nicht. Ich ſollte denken, wir hätten gar herrliche teutſche Gedichte in Hexametern und andern griechiſchen Sylbenmaaßen, denen an griechiſchem Wohlklang nichts abgeht.

A. Ey Lieber, dawider hab' ich ganz und gar nichts. Doch hören Sie mal! Bekanntlich iſt unſre Sprache, ſchier vor allen ihren Nachbarinnen, die ärmſte an Reimen. Jeder reimende Dichter wirds erfahren haben. Und doch haben wir ſowohl kleinere als größere Gedichte, die vortreflich gereimt ſind. Bey dem allen ſind Sie und kein Teutſcher, nicht für eine Million,

im Stande, Homers Ilias in gereimten Verſen zu verteutſchen. Das müßte freylich nicht gut ſeyn, wenn in der großen vollen Schatzkammer unſrer Sprache nicht ſo viel bequemer Stoff ſich finden ſollte, um ein oder andres griechiſches willkürliches Versgebäude aufzuführen. Aber das Homeriſche Iliadiſche! Nun und nimmermehr führen Sie's damit auf. Bey einem willkührlichen Gedicht iſt auch der Gang des Geiſtes willkürlich. Wo die Sprache rauh und uneben iſt, da geht man nicht hin. Aber wie wenn nun dem Dichter das ganze Thema, bis auf die kleinſte Ausdehnung ſeines Inhalts, wie dem Ueberſetzer der Ilias, vorgezeichnet iſt? Muß ſich da die Sprache nicht überall nach der vorgeſchriebenen Marſchroute bequemen? Wie wenn nun, zum Beyſpiel, der Grieche eine vortrefliche Schilderey in den herrlichſten Hexametern dargeſtellt hätte, den armen Teutſchen aber verließe völlig ſeine ganz anders artikulirte Sprache, dieſe Schilderey, nach Sinn, Ausdruck und Wohlklang, in teutſchen Hexametern zu verhomeriſiren? Müßt er da nicht entweder ganz vom Original abweichen, oder für die ſchönſten griechiſchen, abſcheuliche zermarternde teutſche Hexameter geben? —

B. All Ihr Contra, Freund, geb ich zu. Es ſey dem Teutſchen oft unmöglich, den Wohlklang des griechiſchen Hexameters, mit allen ſeinen Inhalt, nachzubilden! Noch mehr, er ſey es nirgends im Stande! Aber wird dem Ueberſetzer, bey jeder andern Versart, das nicht eben ſo begegnen?

A. Ich dächte nicht.

B. Fragen Sie nur Bürgern, ob ihm bey ſeinen Jamben jene Schwierigkeiten nicht zu Hunderten aufgeſtoßen ſind? Wenn er aufrichtig iſt, ſo wird er Ihnen geſtehen, daß ſich oft viel eher Sprachſtoff zu einem ſchönen Hexameter, als zu ſeinem ſchwer daherſchreitenden Jambus finde. Und wenn das wahr iſt, ſo iſt auch wahr, daß der teutſche Hexameter, trotz allen

ſeinen Unvollkommenheiten, dennoch, wegen ſeiner mehr abwechſelnden Harmenie, vorzuziehen geweſen wäre.

A. Schade! daß B. auf Ihre an ihn gerichtete Appellation nicht gleich Beſcheid geben kann. Aber ich will einmal aus ſeiner Seele antworten, wie ichs ihm zutraue, und bey ihm zu verantworten gedenke.

Angenommen, daß B. nicht Knall und Fall ſich hingeſetzt, die erſte die beſte Versart ergriffen, und ohne weiteres Bedenken drauf los gedollmetſcht, ſondern der Ueberſetzungsgedanke erſt lang in ihm gewoget und gegohren habe, eh er noch eine Zeile aufs Papier geworfen; ſo komt' es nicht fehlen, es mußten, während dieſem Wogen und Gähren, mehrere mögliche Einkleidungsarten, als da ſind, Proſe, Hexameter, ganz freye namenloſe Versart, Alexandriner, griechiſcher und teutſcher fünffüßiger Jambus u. ſ. w. ſich ihm darſtellen und ihre Dienſte anbieten. Es mußt' ihm einfallen, daß es nicht gleichgültig ſey, welche Art er wähle, ſondern unter allen nur Eine ſeyn müſſe, durch welche er ſeinem Zweck am nächſten kommen könne. Ich glaube ferner vorausſetzen zu dürfen, (wenn ich B. nicht anders für den unbeſonnenſten Tappzu halten ſoll) daß er mit jeder Art wirkliche Verſuche angeſtellt habe. Nun hören ſie weiter! Dies alſo vorausgeſetzt, ſo hat er bey ſeinen Verſuchen gefunden, — denn er hats finden müſſen, — daß ſein Jambus, vor allen andern Versarten, dergeſtalt mit der Anlage unſrer Heldenſprache übereinſtimme, daß Homers Heldengeſang in keine andre Versart natürlicher, leichter und ungezwungner ſich fügen laſſe. Ich wette, daß B. mit hundert den wahren ächten Sinn des Originals darſtellender Jamben viel eher, als nur mit zehn erträglichen Hexametern, fertig geworden iſt. Wenn uns nun vollends B. dies Zeugniß aus ſeiner Erfahrung gäbe, ſollte man daraus nicht billig, als Satz der Wahrheit abſtrahiren, daß ſein Jambus das einzige wahre

ächte

ächte natürliche heroiſche Metrum unſrer Sprache ſey. Man kann ſagen, daß neun Zehntheile derſelben in dies Metrum recht bequem ſich fügen, hergegen kaum ein Zehntheil im Stande ſeyn, richtige gute Hexameter zu bilden.

B. Aber woher haben wir denn ſo viele Hexameter, die faſt den ganzen Reichthum unſrer Sprache in ſich faſſen?

A. Leider! Leider! heißt ihr Nahme Legion. Aber nur einmal gemuſtert! Laſſen Sie das Heer aufziehn, und ſehen Sie, ob die meiſten nicht mehr jambiſche oder trochäiſche Schritte als Hexameterſprünge machen. Wie oft ſtolpern ſie bey ihren Sprüngen! Faſt nie darf man der Scanſion vergeſſen, wenn ſie für das Ohr nur einigermaaßen als Hexameter ſich bilden ſollen. Wie gleitet dagegen nicht der Griechiſche von Zunge und Lippen hernieder! Wie bildet er ſich nicht ohne alle Mühe, ja wider unſern Willen, in der Ausſprache von ſelbſt! Man deklamire die teutſchen, und man muß ſich große Mühe geben, dem Hörer merklich zu machen, daß es Hexameter ſind. Man leſe dagegen Homers griechiſchen — verſteht ſich, mit richtiger Sylbenquantität! — und faſt alle Müh iſt verlohren, dem Zuhörer den Hexameter zu verbergen. So natürlich iſt dieſer Vers der griechiſchen, ſo unnatürlich der teutſchen Sprache! Sehen ſie daher nur auf alle unſre ältere Gedichte und Verſe, ob Sie irgend wo das polymetriſche eines Hexameters antreffen. Scandiren Sie das erſte das beſte proſaiſche Buch. Eher ſcandiren Sie hundert zehnfüßige Jamben oder Trochäen, als nur Einen Hexameter heraus. So wenig iſt unſre Sprache den bunt- und vieltrittigen griechiſchen Versarten angemeſſen! Eben daher kommen denn auch die fatalen zerzerten und verſchränkten Wortfügungen, die ſo viele Gedichte in dieſen Sylbenmaaßen verunſtalten. Nichts als Nachahmungsſucht, verdammte Nachahmungsſucht! hat uns auch hier wieder von der Natur abgezogen, und gegen den Genius der Sprache empöret.

Laſſen Sie nur mal erſt otaheitiſche Metra unter uns bekannt ſeyn, was gilts? ſo werden wir, geliebts Gott! auch in dieſen Sylbenmaaßen bald Gedichte machen. Keine teutſchpoetiſche Seele würde je vom Hexameter, oder einer ähnlichen Versart, ſich haben was träumen laſſen, wenn nicht Griechen und Römer uns vorgegangen wären. Und hätt' es nie eine griechiſche Sprache gegeben, ſo gäb' es auch wahrſcheinlich noch keine Hexameter. Eine andere Sprache konnt' ihn eben ſo wenig erfinden, als er der griechiſchen kaum unerfunden bleiben konnte. In dieſer, als in ſeinem Urelement, lebt und webt er, wie der Fiſch im Waſſer. In der römiſchen mag er ſchon weit minder und in den nordiſchen Sprachen am allerwenigſten gedeyhen. Ob nun gleich der Hexameter der vollkommenſte Vers iſt, ſo je von den Lippen der Muſen gegangen, ſo würd' er doch einer teutſchen Ilias eben ſo widernatürlich ſeyn, als etwa eine beybehaltene Wortfügung der Originalſprache, wider den Genius der unſrigen, nur immer ſeyn könnte. Ein jeder red und ſinge doch, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt! Homer that das als Grieche, ſang griechiſch mit griechiſchen Schnabel, und würde ſo eben wieder, mit teutſchem Schnabel, auch teutſch geſungen haben. Denn wenn Homer, ein alter Teutſcher, im Zeitalter der Minneſinger, oder Luthers, frey von claſſiſcher Schulfüchſerey und poetiſcher Pedanterey, gelebt hätte, ſo hätt' er auch — und das red't mir keiner aus, — ſeine Ilias in Jamben geſungen. Wenn Sie daher ſagen, nicht der Jambus, ſondern der Hexameter ſey Homers Vers, ſo iſt dies bloß eine relative Wahrheit. Unter dem joniſchen Himmel war der Hexameter allerdings Homers Vers, und nicht der Jambus; unter dem nordiſchen Himmel hergegen iſt umgekehrt der Jambus Homers Vers, und nicht nicht der Hexameter. Hat nun V. ſeine Jamben ſo gut gemacht, als wahrſcheinlich der teutſche Homer ſie gemacht haben würde, ſo hat er geleiſtet, was man von ihm verlangen konnte.

B. Vergeſſen Sie das Athemholen nicht, liebſter Freund! Iſts doch nicht anders, als ob Bürger leibhaftig in Ihnen ſäße und herausexercirte. Kaum könnt' er ſich wohl eifriger ſeiner ſelbſt annehmen. Faſt weiß ich ſelbſt nicht mehr, was ich Ihnen auf all das antworten ſoll. B. mag ſein jambiſches Metrum immerhin ganz gut verarbeitet haben, auch dürften ihm Hexameter nicht ſo von der Fauſt gegangen ſeyn. Dies könnt' ich allenfals zugeben. Dagegen aber müſſen Sie mir doch auch wieder einräumen, daß, wenn ers möglich gemacht hätte, eine Ueberſetzung in Hexametern zu geben, die in ihrer Art die Güte ſeiner jambiſchen gehabt hätte, ſein Verdienſt um ſo viel höher geſtiegen wäre. Denn bedenken Sie doch nur! Welche Monotonie! Faſt zwanzigtauſend Verſe hindurch gar keine Abwechſelung! Ein beſtändiges Einerley! Ein ewiges Klipp klapp! Klipp klapp! Dafür hätte denn doch ein obſchon mittelmäßiger Hexameter mehr Wechſelklang dem Ohr gegeben.

A. Das ſagen ſie da nun wohl ſo blos a priori her; und wer mit Ihnen blos das Ding a priori beklügelt, der ſollte denken, man könne kaum mehr Recht haben, als Sie. Eben a poſteriori, Freund, a poſteriori! das iſt, nach Gefühl des Ohrs, Herzens und deren Erfahrungen? — Oſſian, Milton, Young und alle Britten haben die herrlichſten Gedichte in jambiſcher oder ähnlicher Versart geſungen, und ich wüßte nicht, daß Wer über ermüdende Monotonie ihrer langen Gedichte geklagt hätte. Und warum nicht? Weil dies Metrum in der Natur ihrer Sprache lag. Im Teutſchen verhält ſichs eben ſo. Wie kann dem teutſchen Ohr Einförmigkeit zur Laſt fallen, da es ſeine ganze — in Vergleichung mit der griechiſchen — monotoniſche oder oligotoniſche Sprache täglich reden hört, mithin völlig dran gewöhnt iſt? Das ſind nur die claſſiſchen Schulfüchſe, die ſo was klügeln. Dem griechiſchen Ohr möchte freylich unſer Jambus einförmig ſeyn, weil das der Polytonie gewohnt iſt: aber dem Unſrigen ganz gewiß nicht.

Ueberdem iſt der teutſche Jambus jener ausgehunzte Klipp klapp keinesweges. Prüfen Sie ihn nur mal genauer, ſo werden Sie unendliche Abwechſelung, in Anſehung der Cäſuren und Ruhpuncte, des männlichen oder weiblichen Ausgangs der Perioden, des ganzen Auf- und Niederſchwunges derſelben, der bald jambiſch auf- und bald trochäiſch niederſteigenden Füße, und endlich des Zeitmaaßes der Sylben ſelbſt finden. Freylich wechſelt nur immer Kurz und Lang und lang und kurz ab, aber ſelbſt in der kürzern Kürze und längern Länge, einer Sylbe vor der Andern, iſt ſo viel Verſchiedenheit, daß ſie kaum ſich ausrechnen läßt. Aengſtlich ſcandiren darf man freylich nicht, und. das darf man nirgends, ſondern man muß deklamiren, wie ſichs gehört.

B. Wahrhaftig! Bürger hat Urſach Ihnen zu danken, daß Sie ihn ſo verfechten. Aber zweifelhaft laſſen Sie mich doch immer.

A. An Ihren Zweifeln, Freund, iſt die Hartnäckigkeit des claſſiſchen Vorurtheils Schuld. — Noch einen politiſchen Grund will ich hinzufügen, wornach B. wohlgethan hat, die jambiſche Versart zu wählen. B., glaub ich, kannte ſein Publikum zu gut, um nicht verſichert zu ſeyn, daß, wenns zum Stimmenſammeln käme, ſein Jambus nicht immer die mehrſten davon getragen haben ſollte. Denn unter uns! den Hexameter und alle die griechiſchen Odenſylbenmaaße können die wenigſten im Teutſchen leiden. Beſonders den Altfranken, — und derer ſind doch die Meiſten — ſind ſie ganz unausſtehlich. Vielleicht hat ſich alſo B. bey dem gröſſern Theil des Publikums einſchmeicheln wollen. Hätt' er ſogar eine gereimte Ilias möglich machen können, ganz in Balladenmanier, ſo glaub ich, er hätt' auch die vorgezogen, und fürwahr! mit beſſerm Glücke. B. ſcheint überhaupt von denen zu ſeyn, die ſehr mißbilligen, und dem Intereſſe der Poeſie, die nicht für

den Gelehrten allein sondern fürs ganze Volk seyn soll, schnurstraks entgegen halten, gelehrte Sonderheit zu suchen, und zu verlangen, daß das Volk, wider Lust und Belieben, diese Sonderheit, als haut gout, gern schmecken und genießen solle. Ohnstreitig ist seine Maxime, wo nicht allen dennoch den meisten — versteht sich, ohne weder sich selbst, noch der Dichtkunst was zu vergeben — zu gleicher Zeit zu gefallen. Und in der That ist dies das einzige wahre Ziel poetischer Vollkommenheit. Das Ziel, wo diejenigen Günstlinge allwaltender und umfassender Natur stehen, die man allein Dichter der Nationen nennen kann. Sie sind die gewaltigen Herzensbezähmer und Zauberer, die ihre güldnen Stäbe nie vergebens zucken, und über jedes Zeitalter in immer lebendiger Kraft herrschen. Nie verrauchen die Opfer auf ihren Altären, und unvergänglich blühen ihre Kränze, indeß die classischen Schulfüchsereyen im Staub antiquarischer Trödelbuden vermodern.

B. Dichten Sie Bürgern nur nicht mehr Weisheit an, als er wirklich ins Spiel gebracht haben mag.

A. Wollen hören, was er sagen wird! Mit nächster Post schreib ich an ihn.

* * *

Hab ich, mein Wertheſter, Ihren Dispüt getroffen? Sie werden über mich und meine Wahrsagerey lachen. Mögen Sie doch! Wenn Sie sich nur nicht schämen müssen. Hab ich Ihnen indessen was absurdes in den Mund gelegt, so ists Ihre eigne Schuld. Ich wär auf den Einfall, Ihren Dispüt auszugrübeln, nicht gekommen, wenn Sie mir selbst ein bischen mehr davon detaillirt hätten. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so ist alles das, was

ich Sie (in der Perſon Hrn. A.) habe ſagen laſſen, meine Meinung, und es bleibt mir nichts übrig hinzuzufügen, als etwa noch ein erläuterndes Exempelchen, das Sie ohnmöglich wiſſen konnten. Ein Exempelchen, welches die unendliche Abwechſelung, in Anſehung der Cäſuren und Ruhpunkte, des männlichen oder weiblichen Ausgangs der Perioden, des ganzen Auf- und Niederſchwungs derſelben, der bald jambiſch auf- bald trochäiſch niederſteigenden Füße, und endlich des Zeitmaaſſes der Sylben ſelbſt, hoffentlich noch handgreiflicher machen ſoll. Ich habe Leuten von feinem Ohr den Anfang der dritten Rhapſodie der teutſchen Ilias vorgeleſen:

Als jeglich Heer, ſamt ſeinen Oberſten,
Geordnet war, zog mit Gekreiſch und Lärm,
Den Vögeln gleich, der Troer Schaar einher.
So lärmet durch die Lufft ein Kranichflug,
Von Schlackerwetter und Decemberfroſt
Verſcheucht, und lärmet übern Wogenſtrom
Des dunkeln Oceans dahin und bringt
Herab von oben den Pygmäen Mord
Und Untergang durch ſchwere Fehd' ins Land.
Doch die Achäer rückten ſchnell heran,
Muthſchnaubend, und gefaßt in ihrem Sinn,
Für einen Mann zu ſtehn. Wie wenn der Süd
Die Wipfel des Gebirgs in Nebel hüllt,
Verhaßt dem Hirten, aber günſtiger
Dem Dieb als Mitternacht; denn rings umher
Kann Steinwurfsweite kaum das Aug erſchaun:

So

So ſtieg, von ihrem Fußtritt aufgewühlt,
Der Staub in Wirbelwolken in die Luft;
Dann raſch durchwandelten ſie das Gefild.

Ich habe die Leute auf ihr Gewiſſen gefragt: Lieber, ſagt mir, klingt euch das zu eintönig? Könntet Ihrs wohl einige Stunden, durch ein Paar tauſend Verſe hindurch, ſo fort tönen hören? Und ſie haben mir auf ihr Gewiſſen geantwortet. Ja! ſie könntens.

Sehn Sie, das iſt blanke baare Erfahrung. Was a poſteriori wahr iſt, muß es auch a priori ſeyn. Woher kommt das aber? Wohl ſonſt von nichts, als der großen und für ein teutſches Ohr völlig hinreichenden Abwechſelung, die wirklich, troz allen Kalumnianten, in dieſen Verſen liegt. Das werden Sie nun zwar ſchon von ſelbſt, wiewohl noch dunkel, ſehen, hören und fühlen. Aber ich will Ihnen das Ding noch näher rücken. Sie ſollen deutlich ſehen, und deutlich hören und fühlen daß Ihnen Ohren und Nerven gellen. Ich ſeze jene Verſe nochmals, nach ihren verſchiedenen Cäſuren und Ruhpuncten, nach dem Auf- und Niederſchwung ihrer Perioden, kurz nach ihrer ganzen fähigen Abwechſelung und mit Bemerkung des veränderlichen Zeitmaaſes der Sylben ſelbſt her. Das Maaß ſo wohl der langen als kurzen Sylben theil' ich nur in drey Grade ab, wiewohl Sie mir am Ende einräumen

räumen werden, daß es ſich noch viel weiter abſtufen laße.

Die langen Sylben bezeichne ich ſo:

lang $\bar{1}$
länger $\bar{2}$
am längſten $\bar{3}$

Die kurzen hergegen ſo:

kurz $\breve{1}$
kürzer $\breve{2}$
am kürzeſten $\breve{3}$

Von den Zwitterſylben, die kurz und lang gebraucht werden können, bemerk ich diejenigen, die mehr lang als kurz ſind, mit $\breve{\bar{}}$ und die, welche mehr kurz als lang ſind mit $\bar{\breve{}}$.

Nun einmal aufmerkſam geleſen, gemeſſen, gewogen! Dann Buch zu! Untern Tiſch mit dieſer Claßiſchen Kleineley, der ich mich zum erſten und leztenmal in meinem Leben hiermit ſchuldig mache!

$\breve{1}\ \bar{2}\ \breve{2}\ \bar{3}$
Als jeglich Heer,
$\bar{1}\ \bar{2}\ \breve{2}\ \bar{2}\ \breve{2}\ \bar{\breve{}}\ \breve{3}\ \bar{2}\ \breve{1}\ \bar{3}$
Samt ſeinen Oberſten, geordnet war,
$\breve{1}\ \bar{1}\ \breve{3}\ \bar{3}\ \bar{\breve{}}\ \bar{3}$
Zog mit Gekreiſch und Lärm,
$\breve{2}\ \bar{2}\ \breve{2}\ \bar{3}$
Den Vögeln gleich,
$\breve{1}\ \bar{1}\ \breve{2}\ \bar{3}\ \breve{1}\ \bar{2}$
Der Troer Schaar einher.

So lärmet durch die Luft ein Kranichflug,
Von Schlackerwetter und Decemberfroſt verſcheucht,
Und lärmet übern Wogenſtrom
Des dunkeln Oceans dahin,
Und bringt herab von oben den Pygmäen
Mord und Untergang
Durch ſchwere Fehd' ins Land.
Doch die Achäer rückten ſtill heran,
Muth ſchnaubend,
Und gefaßt in ihrem Sinn,
Für einen Mann zu ſtehn.
Wie wenn der Süd,
Die Wipfel des Gebirgs in Wirbel hüllt,
Verhaßt dem Hirten,
Aber günſtiger dem Dieb,
Als Mitternacht;
Denn rings umher kann Steinwurfweite

Kaum das Aug erſchaun:

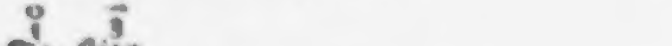
So ſtieg,

Von ihrem Fußtritt aufgewühlt,

Der Staub in Wirbelwolken in die Luft.

Denn raſch durchwandelten ſie das Gefild.

Nun, bitt ich, ſagen Sie mir, ob ſich gegen die ſo frappante Verſchiedenheit und Abwechſelung noch was einwenden laſſe? Es müſte denn anders der Einwand gegen meine Zeitwage gelten. Eine Uhr freylich, ſelbſt mit einem Secundenzeiger, läßt ſich hier nicht gebrauchen. Aber ich habe doch mit groſſem Fleis, und ich möchte ſagen, genauer gemeſſen, als man die Schwehre eines Dukatens auf der Fingerſpitze zu wiegen pflegt. Sie werden an obigem Beyſpiel überall wahrnehmen, wie faſt alles ſich mehr ins längere zieht, und finden, daß der längſten Sylben $\bar{3}$ ungleich mehr, als der kürzeſten $\breve{1}$, ferner der längern $\bar{2}$ immer noch mehr, als der kürzern $\breve{2}$, hergegen der langen $\bar{1}$ weniger, als der kurzen $\breve{1}$ ſind. Von den Zwitterſylben werden ſich, wo nicht in obigem kleinen Exempel, doch in der ganzen Sprache mehr ſolche $\breve{2}$, als ſolche $\bar{2}$ finden. Alles dies beweiſt das volle, das langtönende unſerer Sprache, welches auch eben daher zum Hexa-

meter

meter ſich nicht ſchickt. Denn z. B. der griechiſche Dactylus beſteht meiſt aus Sylben $\frac{-}{3}\frac{\smile}{2}\frac{\smile}{3}$ oder $\frac{-}{2}\frac{\smile}{3}\frac{\smile}{3}$, und ſo muß auch der rein und wohlklingende Dactylus beſchaffen ſeyn. Aber wie viele ſolche Dactylen haben wir für den teutſchen Hexameter? Wenige ſind kaum ſo $\frac{-}{3}\frac{\smile}{1}\frac{\smile}{2}$, mehrere fallen ſo aus $\frac{-}{2}\frac{\smile}{1}\frac{\smile}{1}$, und dieſe ſchon wollen nicht recht mehr über die Lippen. Wie unangenehm ſind vollends die $-\smile\smile$ über die man in vielen teutſchen Hexametern ſo oft hinſtolpern muß! Wie viel Dactylen haben wir, wo die beyden kurzen Sylben, jede ein halber Zeitſchlag, zuſammen genommen, der erſten langen, ein ganzer Zeitſchlag, ($1\frac{1}{2}\frac{1}{2}$) gleich wären, wie doch meiſtentheils ſeyn ſollte? Der vollkommen gleichſylbigen Spondäen haben wir ebenfalls ſo wenig. Die meiſten fallen in Trochäen aus.

Aus dieſen Gründen iſts meine ewige unüberwindliche Meinung geworden, daß eine teutſche Ilias in Hexametern das fatalſte Geſchleppe, die unangenehmſte Ohrenfolter ſeyn würde. Teutſchheit würde ſich nicht hineinbringen laſſen, und Griechheit, daß ich ſo ſage, noch weniger. Eine von beyden aber müßte doch wohl drinn ſeyn. Ich ſtrecke meine Hand nach jener aus, weil dieſe mir unerreichbar iſt. Teutſchheit, gedrungene, markige, nervenſtraffe Teutſchheit, find' ich auf dem Wege, den ich wandle, und ſonſt auf keinem andern. Sie allein vermags, den Geiſt Homers mächtig

tig zu packen, und ihn, wie Sturmwind, aus Jonien nach Teutſchland zu reißen. Komme mir doch nur mal Einer und verſuch es an einer Homeriſchen Heldenrede mit Hexametern! Ich will Ihnen noch, weil ich die dritte Rhapſodie der Ilias ſogleich neben mir liegen habe, die Scheltrede Hectors zum Paris, gleich im Anfang der Rhapſodie noch herſetzen, und die wenigen Verſe zwiſchen der oben ſchon angeführten und dieſer Stelle, des Zuſammenhangs wegen, mit abſchreiben:

Und als ſie bald zum Anfall ſich gemacht,
Da zeigte vorn, im Vorheer Ilions,
Held Paris ſich in göttlicher Geſtalt.
Von ſeinen Schultern hing ein Pardelvlies,
Samt Schwert und Bogen, nieder. Jede Fauſt
Schwung, ſcharfbeſpitzt mit Eiſen, einen Arf. *)
Und fürchterlich rief er die tapferſten
Des Griechenheers zum Gegenkampf heraus.

Sein nahm der Degen Menelaus wahr,
Als er voran mit weiten Schritten gieng.
Wie ſich der Leu in ſeinem Hunger freut,
Wenn er einmal auf vollbeleibten Raub —
Entweder einen hochgekrönten Hirſch,
O'r **) eine Gemſe — trifft; und gierig ihn erpackt,
Und

*) Arf in unſrer alten, wie auch heut in der engliſchen Sprache, Wurfſpieß.

**) O'r ſtatt oder. Dies iſt ein gewagter Verſuch unſre ſonſten langen Bindewörter ins kurze zu ziehen. Solche und ähnliche Kompenwörter, die faſt gar keine Bedeutung an und für ſich haben, noch länger bey unſrer Verfeinerung (mignon) ? In den meiſten wohlgebildeten europäiſchen Sprachen ſind ſie entbehrlich, und

Und in ſich ſchlingt, ob hart gleich hinter drein
Die Meute raſcher Hunde bellt und nach
Ein Trupp von rüſtig jungen Jägern ſezt:
So freut auch Menelaus ſich, als er
Voran den ſchönen Paris ſchreiten ſah,
Und ſchwung, der Rach' am Falſchen ſchon gewiß,
Vom Wagen vollgerüſtet ſich herab.

Dem ſchönen Paris aber, als er ihn
Im Vorheer ſchimmern ſah, erſchrack das Herz.
Raſch wich er ins Getümmel ſeines Heers
Voll Todesſcheu zurück. Wie wenn der Hirt
Im Waldgebirg auf einen Drachen tritt,
Und graß und grauſend durch den ganzen Leib
Zuſammenſchrickt, ſich aufrafft und entrinnt:
So fuhr der ſchöne Paris grauſenvoll,
Ins Heer des ſtolzen Ilions zurück.

Und Hector ſah's und fuhr ihn ſcheltend an:
„Elender Wicht, mit aller Wohlgeſtalt!
„Nichts als Verführer! Nichts als Weibergeck!
„Daß du doch nie geboren, oder doch
„Nur ehlos wenigſtens geſtorben wärſt!
„Das wollt' ich, das! Weit beſſer wär's, als ſo
„Vor aller Welt ein ſolches Schandmal ſeyn.
„Ha! welche Lache der Achäer nun
„Erheben wird, der ob der Schönheit dich
„Für Troa's tapferſten Verfechter hielt!
„Dich!

und das müſſen ſie ſeyn. Mir deucht oder in o'r iſt ſo glimpflich zuſammen gezogen, daß es dem Ohr bey der Ausſprache wenig oder gar nicht auffällt. Entweder iſt auch eins von denen, wofür ich mit guter Manier ein Kürzeres untergeſchoben wünſchte. Opitz ſagt in ſeiner Schäferey von der Nimfen Herzinie statt entweder — oder, entw'd — od'; beſſer hielt ich, o'r — o'r zu ſagen.

„Dich! dems doch ganz an Muth und Kraft gebricht!
„He! warst du der, als du Gefährten warbst,
„Mit Reiseschiffen durch das Weltmeer fuhrst,
„Reck unter fremdes Volk dich nistelteſt,
„Und eine Schöne, eine Heldenbraut,
„Hinweg dem Apischen Gefilde stahlst?
„Zum Unfall deinem Vater, Staat und Volk,
„Zur Schadenfreude deinem Feind, und dir
„Zur Schande stahlst? Ha! solltest du nicht nun
„Dafür dem tapfern Menelaus stehn?
„Du würdest innen werden, du! weß Manns
„Jungblühende Gemalin du geraubt! —
„Nichts frommen möchte dir dein Zitherspiel,
„Nichts alle Gaben Cythereens, nichts
„Dein Lockenschmuck, nichts deine Wohlgestalt,
„Wenn du hinab in Staub getreten wärst.
„Dein Glück, daß zu verzagt die Troer sind!
„Sonst hätten sie für all das Ungemach,
„Das du auf sie geladen hast, dir längst
„Ein Kleid von Gassenkieseln angelegt.

Sollt'es wohl möglich seyn, solche Stellen in Hexametern zu verteutschen? — So weit ich poetisches Vermögen besitze, oder nur an höheres Vermögen Andrer hinaufsehen kann, glaub ich, daß Einer seine und Homers Schande an Hexametern arbeiten werde. Soll mich das Gegentheil überführen, so muß es a posteriori geschehn; durch eine Uebersetzung in Hexametern darneben, welcher die meisten oder wichtigsten Stimmen den Vorzug zusprechen. Gern will ich mich dann zum Ziel le-

gen

gen und meinen ganzen jambiſchen Plunder ins Feuer werfen.

Sehn Sie, mein Wehrteſter, das iſt ohngefähr meine Meinung. Bunt durch einander aufs Papier hingeworfen. Mancher Grund mag mir entwiſcht ſeyn, weil ich keine ſchriftlichen Kollectanеen zu halten pflege. Wiſſen Sie was mehr für mich, ſo theilen Sie mirs hübſch mit. Denn ich bin willens, wenn meine Ueberſetzung herauskommen ſollte, ein ausführliches Räſonnement über dieſen und ähnliche Puncte voran zu ſchicken. Dieſen Brief indeß können Sie, wenn Sie wollen, in den T. Merkur — mit ſo viel Noten, als Sie zu machen luſt und Zeit haben — drucken laßen. Vielleicht iſts gut dazu, daß Jeder, der wider mein Unternehmen noch was auf Herzen und Gewiſſen haben möchte, bey Zeiten ſich damit melde, darnach aber, wenns heiſt: ἀ γεγραφα γεγραφα! alles Einwendens ſich enthalte. Jezt! Jezt! komme, wers ehrlich meint, und Dank von mir und dem Publikum verdienen will! Jezt kann ich alles, Rath, Bedenken, und Einwendung, nutzen. Was aber hilft hernach mir und dem Publikum die gründlichſte Kritik? Aber geben Sie mal acht, Freund, ſo ſind unſre Kriddler! Jezt kömmt keiner mit Rath und That; darnach aber wird des Kriddelns kein Ende ſeyn. Gott befohlen!

Bürger.

III.

Eines Ungenannten
Fragment einer Beantwortung
über die Frage im Merkur:
welches sind die sichersten Kennzeichen des geraden Menschenverstandes.

Ohne auf den Namen des Weisen, der zur Beantwortung dieser Frage aufgefordert worden, Anspruch zu machen, ist es einem Mann erlaubt, die Sittenmasse seiner Zeit zu beleuchten, und diese Aufgabe ganz als eine Lokalsache zu behandeln. Alle Zeiten und Sitten erzeugen, nach ihrer mannigfaltigen Abänderung, dergleichen Stimmen eines Predigers in der Wüste: und der Drang, womit der Fragende nach den Kennzeichen und Merkmalen dieses Menschengeists geforscht haben will, ist gerade die Aengstlichkeit dessen, der alle Vorübergehende über seine verlohrne Sache anspricht. Thoren und Weise klagen über verlohrne Künste, erlöschtes Gefühl, geschwächte sinnliche Kräfte, Schlappheit der Moral und Religion, und der Grund von allen Klagen liegt vielleicht in dieser einzigen Hauptklage — Mangel des geraden Menschenverstandes, verborgen. Daß unser Zeitalter dieses Brandmal trage, davon überzeugt uns sogar die grobe Tapete unsrer Haupt- und Staatshandlungen, im Verhältniß dessen, was die Vorwelt unsers Vaterlandes, und die noch größere

der,

der ältern Zeit leiſtete; auſſer dieſem ein Blick in das Gemählde der intellektuellen Welt, den Gang der Erfindungen und Wiſſenſchaften, was er war und was er jetzo iſt.

Gerader Menſchenverſtand, oder mit andern Worten, Geſundheit der Seele, iſt vielleicht eben ſo ſchwer zu erklären, wie Geſundheit des Leibes. Der negative Weg, zu dieſem Begriff zu gelangen, iſt gewiß der kürzeſte und leichteſte. Daß dieſer Zuſtand in dem vollkommenſten Gleichgewichte aller Seelenkräfte gegen einander beſtehe, dadurch wird wenig Weisheit erlernt, und eine Quiddität durch die andre erklärt. Laſſet uns daher verſuchen, ob wir nicht eine Frage durch die andre erklären können. — Warum wird in der nützlichſten Klaſſe der Menſchen, die wir die niedre nennen, unter Bürger, Bauer und Künſtler, nicht vom Menſchenverſtande differirt? So wenig als ein Mann von Genie je eine Abhandlung über das Genie geſchrieben hat? Gerade weil ſie den Schatz haben, graben ſie nicht darnach, und dieſe ruhige Unwiſſenheit iſt das ſicherſte Merkmal des Beſitzes. Die Arbeitſamkeit hat bey dem Volk ihren ſo gewiſſen Lohn mit ſich, daß Bettler, Narren und Schwätzer Synonima bey ihm ſind, und auch meiſt ſich in einer Perſon vereinigen. Jedes Dorf hat einen oder den andern, und er iſt zum Glücke ſo gewiß ausgezeichnet, daß ihm Niemand gleich ſehen mag. Die Landwirthſchaft iſt ſo-

gar izt in den Augen der Büchermacher die würdigſte Beſchäftigung des Menſchen, und vielleicht iſt keine, wo ſo viel Logik, Erwartung ähnlicher Fälle, kurz ſo viel gerader Menſchenverſtand erforderlich ſey. Man gehe aber in die Wohnung der Wendiſchen und Schweizerbauern, der Oberländiſchen Unterthanen im Baadiſchen, der Menoniſten am Rhein, die allgemein für die beſten Köpfe hierinn anerkannt ſind, und ſehe, ob man ſo geſchwind Meiſter ihres Syſtems werden wird. Die Geheimniße ihrer Wirthſchaft ſind ſo complicirt, die Gegenſtände ihres Hausvaterſinns ſo individuell, und die Anwendung ihrer Grundſätze der Abänderung der Umſtände ſo genau angemeſſen: daß die Vorkehrungen eines Jahrs, ſo ſehr ſie auch nach wenigen, feſten und einfachen Maximen eingerichtet ſind, doch dem vom vorigen Jahr ſo wenig gleichen, als die Witterungen. Maulwurfsartig ſehen ſie weder über noch unter ſich, erreichen aber durch anhaltendes beſinnendes Streben den Zweck ihres vorgeſetzten Plans, langſam, aber gewiß. Sie halten mit ihrem Stiere gleichen Schritt, und ihr Tagewerk wird dadurch ſo nützlich, wie das von ihrem Gehülfen. Gewiß das Tagebuch ſelbſt, (wenns möglich wäre?) von einem ſo thätigen Geiſt wie Klynjogg aufgeſetzt, würde mehr Operationes mentis enthalten, als vielleicht das von manchem beſchrienen Akteur der Haupt- und Staatsfarcen. In der ſeeligen Unwiſſenheit ihres Werths arbeiten ſie

treu in ihrem Beruf, und würden mit Lächeln das Mährchen anhören, das man ihnen von ihrem Beytrag zum gemeinen Besten vorerzählen möchte. Sie sind gerne das, was sie sind, und wünschen weder Schreiber noch Edelmann zu werden. Zufrieden über den ungestörten Genuß ihres Eigenthums, stören sie den Nachbar nicht in dem Seinigen; lassen ihn so gut zurechte kommen, als er kann. Das allgemeine Wohlwollen plagt sie nicht, und ausser ihrer Thüre kehren sie nicht.

Darf ich wohl noch ein Wort hinzusetzen, um auf diese Merkmale des geraden Menschenverstandes Achtung zu erwecken? Zufriedenheit mit sich selbst und mit andern, Entfernung von aller Reformatorsucht zum Besten des Nebenmenschen, Schwätzerey und Lehrerbegierde — was brauchts wohl weiter, wenn man auch die Topik des Contrasts nicht zu Rathe ziehen wollte?

Was hat der Künstler, der in der Mechanik erfindet, oder auch nur vorzügliche Arbeit liefert, für Stetigkeit, für Ausharren, für Gedult! Welche Beschränktheit des Sinnes auf einen und ebendenselben Gegenstand! Und welche Kindeseinfalt und Unwissenheit in Dingen, die nicht zu seinem Beruf gehören! Die ersten, welche Zünfte verlangten, waren gewiß Meister ihrer Kunst, erkannten die Schwierigkeit etwas vollkommnes zu arbeiten, wusten aus

Erfahrung, was die Kräfte des Menſchen vermögen, und beſchloſſen daher einmüthig, daß Ein Mann nur Ein Ding verſtehen, aber daſſelbe Ding recht verſtehen ſolle. Die geſetzgebende Macht hat daher bey allen Völkern, wo je Künſte und Gewerbe geblüht haben, über dieſe heiligen Schranken gewacht, und nur der ſchlappe Menſchheitvertreter von Ephemeridenſchreiber ſieht dieſe Weisheit als Tyranney an. Man werfe ja nicht ein: das Genie laſſe ſich nicht biegen, es liebe die Freyheit, verändere die Gegenſtände u. ſ. w. — Das Genie arbeitet inſtinktartig, und liebt vielmehr einen kurzgeſpannten Geſichtskreis. Daher die ſo allgemeine Klage über den Eigenſinn des Genies. Wie unmöglich fällt es nicht oft einem großen Künſtler, in einer andern als der gewohnten Materie, des einmal angenommenen Formats, der bisherigen Manier, zu arbeiten, wenn er fürtreflich bleiben ſoll? Eben weil er auf Einem Wege verſucht, das zu thun, was andre nicht konnten, und Berge von Schwierigkeiten überſtiegen hat, mag er keine andre überſteigen. Der Genuß giebt ihm Behaglichkeit, und er liebt daher ſeine Kunſt, wie ſein Weib. Aber die Vagabunden die keine Stätte haben, ſchweifen umher und begeifern alles, ſind allgemeine Menſchenfreunde, und Bürger keines Staats, wiſſen Alles und Nichts, und lehren eben ſo. Man darf nur einen Blick in die Welt thun, die der wahre Künſtler um ſich ſchafft, um zu begrei-

ſen, wie er ewig in dem Meer ſeiner Träume umherſchwimmen, neue Schlöſſer und Inſeln entdecken, und doch nicht von der Stelle kommen mag. Es ſey welche Kunſt es wolle, ſo niedrig oder erhaben in ihrer Beſtimmung, ſo iſt ſie Kunſt, wenn ſie eines Menſchen ganze Seele beſchäftigt; und ſo lange ſie dies thut, wird er ſtatt ihrer keine andre ſuchen um an ihrem Buſen mit Ueberdruß und Langeweile zu kämpfen. Sieht man wohl je, daß ein Scheidekünſtler Anſpruch auf die Kunſt des Mechanikus, oder ein Bildhauer auf die Talente des Violoniſten mache? Jeder zufrieden mit ſeinem erworbenen Reichthum läßt dem andern das Seine, eben weil er von deſſen Werth gar keinen Begriff hat. Der Stolz, der die Virtuoſität nährt, und von den Beſchäftigungen Anderer in einem fremden Kreiſe geringer denken lehrt, als es ſeyn ſollte, wird doch gemeiniglich dadurch unſchädlich. Dieſe kindiſche Unwiſſenheit in Dingen auſſer ſeinem Beruf erhält den Künſtler ewig in der engen ihm beſtimmten Laufbahn, giebt ſeinen Kräften Intenſität, und bewahrt ihn vor den ſchädlichen Ausſchweifungen und eingebildeten Bedürfniſſen, mehr zu wiſſen und zu leiſten, als er ſoll.

Wir rühmen und jauchzen ſo viel von dem Vorzug der alten Scribenten vor den neuern, von der Geſundheit ihrer Schreibart, dem großen Menſchenverſtande, der überall durchzieht. Aber worinn lag

wohl der Grund dieſer Vorzüge anders, als in dieſer Beſchränktheit des Sinnes, deſſen wir Neuere uns ſchämen? Umfaßten die größten Männer ihrer Zeit das ganze Feld der Wiſſenſchaften, oder begnügten ſie ſich nur mit ſo viel Raum, wo ihre Hütte ſtehen konnte? Homer, voll von ſeinem epiſchen Märchen, dachte nicht, daß es nöthig wäre auch Oden zu ſchreiben, um unſterblich zu werden. In der Welt Pindars waren nichts als Roß und Wagen, und Sieger, und Held, und Kranz. Xenophon und Thucydides ſchrieben wie Cäſar ihre eigene Feldzüge nieder; Conſuln und Imperatoren hielten Reden fürs Beſte des Staats. Bey uns ſind die Geſchichtſchreiber Mönche, Profeſſoren und Unterſecretäre. Daher ſieht auch unſre Geſchichte ſo aus, und es iſt nicht ſowohl Mangel großer geſchehener Dinge, die ihr die Magerkeit giebt, als das Auge derer Schuld, die es wollen geſehen haben. Wenn wir nur die Schriften von den Zeiten Luthers leſen, ſo ſtaunt auch der Blödeſte vor dem uns ſo fremden Nachdruck, der durchaus darinn herrſcht. Die Thoren ſchieben's auf die Sprache, und ſagen: ſie iſt verſtümmelt, verſchwemmt, herabgewürdigt. Aber was iſt die Sprache ohne den Geiſt deſſen, der ſie braucht? Ein Schwerdt, das Schwere, Stärke und Schärfe erſt durch die Hand erhält, die es führt. Bey jenen Männern wars Drang, Berufsnoth, Amt, was ſie ſchreiben hieß. Kein Menſch war Scribente.

Alles

Alles war lokal für dem Moment, und dadurch wirds ewig. Wir ſchreiben ins weite Blaue, für alle Menſchen und für die liebe Nachwelt, und eben dadurch für Niemand.

Es bleibt eine ſtändige Bemerkung in der Geſchichte der Kunſt: Die Ausübung war vor der Theorie, und ſo bald dieſe ausgebildet war, verloſch jene. Und warum dies? Der Künſtler ſuchte, forſchte und fand. Von etwas, das nicht war, das noch zu finden war, konnte man nicht reden. Sprach der Künſtler von der Geſchichte ſeiner Erfahrungen, ſo warens abgeriſſene, dunkle Laute des Gefühls. Daher auch das bildliche metaphoriſche der meiſten Kunſtwörter. So wie in der Glaubenslehre, ward in der Kunſtlehre über dieſe Ausdrücke der Empfindung eine Dogmatik zuſammengeſetzt. Leute, die keinen Beruf hatten die Schöne ſelbſt zu ſuchen, begnügten ſich mit dem Geſpenſte; man ſammelte ſeine Taſche voll Abſtrakten, ſtellte und verſtellte ſie, wie die Kinder, nach ſeinem Gutdünkel; und ſo entſtund Theorie. Welche Seuche von Kunſttheoriſten haben nicht Winkelmanns Schriften unſchuldiger weiſe über unſer Vaterland ausgegoſſen? Faſt auf jeder Akademie ward ein Magiſter beſtellt, über die Geſchichte der Kunſt zu leſen; man lallte ſeine Kunſtepoquen nach, von deren Gewißheit er ſelbſt wenig hielt, und wenn Heyne nicht dem Unweſen geſtenert hätte, ſo hätten wir vielleicht ſchon manches Ideal

einer

einer neuen Universalkunstgeschichte. Aber man führe einen dieser Herren nur vor das Angesicht einer antiken Büste, ob er, das Maul voll von großen Wörtern, nur ein einziges Künstlerverdienst, nur ein einziges Stückchen Taschenspiel uns Empfindung vorzuzaubern, an Form oder Beleuchtung wahrnimmt! Das encyclopädische, blöde Anstreichen an allen Theilen der Kunst hat uns eine neue literarische Mißgeburt zuwege gebracht, von der man sonst wenig wußte, nemlich die Gemähldeausstellungsraisonnemente von Paris und andern Orten, mit denen sich unsers Wissens aber bisher noch kein einziger Künstler, sondern lauter Mieth- und Fremdlinge abgegeben haben. Hätten unsre theologische Scheidekünstler und Schönfärber mehr Beschränktheit des Sinnes, sie würden nicht auf Universalelixiere loslaboriren, und mit ihrem Aufklärungslämpchen den ganzen Erdkreis beseeligen wollen. Das Gefühl ihrer Brüder würde ihnen heilig seyn; sie würden wissen, daß an implicirten Begriffen alles Glück oder Glauben des Lebens, die besten Güter, Liebe und Freundschaft, hängt. Sie würden sich nicht an Gott dem Vater und Bruder vergreifen, und Himmel und Erde, die durch Gefühl verbunden waren, nicht durch Exegese trennen. Keiner von ihnen glaubt für sein Haus und sein Amt, sondern für die ganze Welt bestellt zu seyn. Blieben sie diesem ihrem Spinnenkreise getreu, verbreiteten sie enge um sich her so viel

Glück,

Glück, Aufklärung und Liebe, als ſie könnten: ſo würde ſich die Noth der Welt ihnen in ſo neblichter Ferne vorſtellen, daß ſie ihr abzuhelfen keinen Beruf bey ſich ſpürten. Das ſogenannte Detail, das ſie vor ſich fänden, würde ſie belehren, daß ſich mit dem Menſchengeſchlecht nichts En gros vornehmen läßt, und daß alle Erziehungs- und Religionsleiſten, die auf dem Papier ausgeheckt werden, nur Waare für den Markt, aber nie fürs Haus liefern.

Das höchſte Lob, das wir einem Schriftſteller ertheilen, iſt die Originalität. Einige unſrer jetztlebenden, die wir mit dieſem Namen bezeichnen, und die es auch würklich ſind, haben ein ihnen ſo eignes Gepräge, daß, ſie mögen ſich unterzeichnen oder nicht, ein geübter Sinn ſie an dem erſten Laut erkennt: Ihre Schriften geben wirklich der allgemeinen Denk- und Empfind-Art eine andre Richtung; aber man frage ſie ſelbſt auf ihr Gewiſſen, ob ſie auf dieſen Eindruck gearbeitet, ihn zuweilen nur vorhergeſehn oder geahndet haben? Sie arbeiteten an ihrem Werk aus Liebe zu ihm, und ſie hätten es gefertigt, wenn es auch nie aufgeſtellt worden wäre. Es war Drang ſich ihrer Ideen zu entledigen, ohne zu bedenken, was dieſe Entledigung nun im Ganzen für Fermentation verurſachen möchte. Der Beyfall iſt meiſt über ihrer Erwartung, und je größer der Mann je betretener über das, was er, wie man ſagt, großes ſoll gethan haben. Allgemein bleiben ſie ihrer Ma-

nier

nier treu, und keiner geht in des andern seine über. Eben diese Festigkeit des Styls zeugt von der Wahrheit ihres Berufs, und je eugumschriebener ihr Krayß desto sicherer und gewißer. Der höchste Grad des Genies ist zugleich das erste Merkmal des geraden Menschen Verstandes; und der Mangel dieser Beschränktheit des Sinnes das untrüglichste Kennzeichen des Nongenies, und der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann. (*)

IV.

Kritische Anzeigen.

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe von J. C. Lavater. Zweyter Versuch, mit vielen Kupfern. Leipzig und Winterthur 1776. bey Weidemanns Erben und Reich, und H. Steiner und Comp.

Dieß wichtige Werk, das die Wiederaufweckung und Berichtigung einer Wissenschaft zum Zweck hat, die nichts geringers als die heiligste und wahrste Empfindungen der Menschheit umschließt, ist nun zum Zweeten Bande gediehen. Die reinste Absicht, die seltenste Beobachtungsgabe, das wärmste Herz, das große Talent der Sprachschöpfung vereinigen sich hier, um den V. zu rechtfertigen, daß er es unternahm eine

(*) Der Leser berechne sich selbst, was sich in Form einer Chrie, durch alle Fächer, über diese Materie verhandeln lasse. Aus Achtung für sich und das Publikum, hat der Verf. hier abgebrochen.

eine Wiſſenſchaft von neuem zu bilden, deren Möglichkeit jeder wünſchte, und bisher niemand glaubte. Der unläugbare Augenſchein der vorgelegten Beobachtungen wird indeſſen auch den kurzſichtigſten Ungläubigen bekehren, und ihm begreiflich machen, daß ein anderer mehr weiß als Er, und daß darum doch das Ding da ſeyn kann, ob mans gleich nicht geſehen hat. Beſonders verſprechen wir der Zeichnungskunſt durch dieſes Werk eine lichte und ſichere Epoche. Doch wir wollen den Verfaßer ſelbſt reden laſſen.

Das Große das der Verfaßer bezweckt, iſt:

„Gefühl der Menſchenwürde, Freude an der Menſchheit — Anſchaubarkeit Gottes im Menſchen, Oefnung eines neuen unerſchöpflichen Quells der Menſchenfreude„ — Dies wird von den wenigſten der Leſer erreicht oder nur geahndet; er iſt, wie er fürchtet, in den Augen der Meiſten nur — Zeitkürzer. Das Phyſiognomiſche Gefühl (dieß beweiſet der Verf. im 1. Fragment) hat jeder oft ohne es zu wißen, es ſchleicht ſich in alle Bemerkungen über Menſchen, ſodann ſind in allen Sprachen ſo viel moraliſche Benennungen, die bloß phyſiſch ſind: z. E. tükiſch, hochtrabend, aufgeblaſen, ſchielender Charakter, maßiv, grob. Allein ſo allgemein das dunkle, unbeſtimmte Phyſiognomiſche Gefühl iſt, ſo ſelten iſt (II. Fragment) der Phyſiognomiſche Beobachtungsgeiſt. So viele Menſchen phyſiognomiſch fühlen, ſo wenige denken phyſiognomiſch. Alle Menſchen haben Beobachtungskraft, Beobachtungsfähigkeit; ſo gewiß alle Augen haben; aber die meiſten beobachten nicht, weil ſie nicht dazu geübt worden ſind; ſie ſehen a b c d auf einmal, b wenn ſie a, und c wenn ſie b anſehen ſolten; ſie eilen immer vor; greifen immer vor. (Die meiſten Menſchen, beſonders die meiſten Mahler, vereinfachen die Beobachtung nicht; heften ihren Blick nicht auf Eins — ſiehen alles Beſtimmte, weil ihnen von jeher eine unaustilgbare Furcht vor Härte eingeprägt worden iſt.) Daher das unſichere Ich weiß nicht

was? — Daher unzählige blendende Modemanieren — in Zeichnung, Grabſtichel, Colorit — und worinn nicht? — O du weiches, zartes, verblaſenes Jahrhundert! — wer will deinem Blicke Feſtigkeit, deinem Tritte Muth, deiner Hand Keckheit, deinen Werken — Zuverſicht und Beſtimmtheit geben — das heißt — wer giebt dir eigne Augen zu ſehen? — Beobachtungsgeiſt?„ — In der Zugabe wird des Leſers Gefühl in vier Zeichnungen von Kleiſts Kopfe und in einigen idealiſchen Köpfen von Chodowieki geübt. In dem III. Fragment: Treflichkeit aller Menſchengeſtalten, oder in wie fern ſich kein Menſch ſeiner Phyſiognomie zu ſchämen habe. „Jedes Geſchöpf iſt unentbehrlich in Gottes unermeßlicher Welt; aber nicht jedes weiß daß es unentbehrlich iſt. Auf dem Erdboden freuet ſich nur der Menſch ſeiner Unentbehrlichkeit. Kein Menſch kann durch einen andern erſetzt werden. Dieſer Glaube iſt eine von den unerkannten herrlichen Früchten der Phyſiognomik. Eine Frucht voll von Saamenkörnern zu herrlichen Cedern — der Toleranz und Menſchenliebe. Menſchheit in allen Verzerrungen iſt immer noch bewunderungswürdige Menſchheit. Du biſt beſſer als ſo viele deiner Neben-Menſchen? — Wohlan! freue dich deß, und bete nicht dich ſondern den an, der aus Einem Thon ein Gefäß der Ehre und ein Gefäß der Unehre ſchuf. Kein Menſch hört auf Menſch zu ſeyn, und wenn er noch ſo tief unter die Würde der Menſchheit herab zu ſinken ſcheint. Selbſt die Fähigkeit ſich freywillig unter die Thierheit, dem Scheine nach wenigſtens, zu erniedrigen — ſelbſt dieſe iſt ein Vorrecht der Menſchheit. Die Thier-Phyſiognomien ſind keiner merklichen Verſchlimmerung aber auch keiner merklichen Verbeſſerung fähig. Die ſchlechteſte Menſchen-Phyſiognomie kann noch ſchlechter werden, kann aber immer auch wieder, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, verbeſſert und veredelt werden. Unbeſchreiblich iſt die Verderblichkeit und die Vervollkommlichkeit des Menſchen. In jeder Menſchen

ſchen Phyſiognomie iſt, ſo verdorben ſie ſeyn mag, noch Menſchheit, d. i. Ebenbild der Gottheit — Alſo Menſch freue dich deß, was ſich ſeines Daſeyns freut, und dulde was Gott duldet. In der Zugabe zu dieſem Fragmente ſtehen einige ſehr wichtige Bemerkungen über Neugebohrne, Sterbende und Todte. An neugebohrnen Kindern fand der V. eine frappante Aehnlichkeit ihres Profils mit dem von ihrem Vater. Dieſe Aehnlichkeit verlohr ſich in wenigen Tagen — ſie erſchien aber wieder ohngefähr 12 Stunden nach ihrem Tode. An Männern von 50 und 70 Jahren, die in ihrem Leben nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit ihren Söhnen zu haben ſchienen, war nach ihrem Tode das Profil des einen dem Profil ſeines älteſten, und das Profil des andern dem Profil ſeines dritten Sohns auſerordentlich ähnlich. Bey ganz gemeinen Phyſ. ebmerkte Hr. L. kurz vor dem Tode eine unausſprechliche Veredlung. Auch bey Thoren, die im Zuſtand der Vernunft ſchöne Phyſ. hatten, hofft er die Wiederherſtellung derſelben nach ihrem Tode wieder zu finden. Im IIII. Fragment ſucht der V. zu beweiſen: daß Menſchenkenntnis und Menſchenliebe mit einander in gleichem Verhältniſſe wachſen, und nicht eine durch die andere abnehmen müſſe. Die Erfahrung ſteht allerdings richtig: daß alle Menſchen durchs Gekanntſeyn verliehren; aber gewiß iſts auch, daß alle durchs Gekanntſeyn hinwiederum gewinnen. Menſchenkenntnis lehrt uns nicht nur, was der Menſch nicht iſt, und nicht ſeyn kann: ſondern auch: warum ers nicht iſt und nicht ſeyn kann — und: was er iſt, und ſeyn kann? Befremdung — dieſe ſo reiche Quelle von Intoleranz nimmt in demſelben Grade ab, wie die ächte Menſchenkenntnis zunimmt. Wenn du weißt, warum ein Menſch ſo denkt, ſo handelt — das heißt, wenn du dich in ſeine Lage, wie vielmehr wenn du dich in den Bau ſeines Körpers, ſein Temperament, hineindenken kannſt; wie wird dir alles begreiflich? — Und hört denn nicht gerade da die Intoleranz, die

ſich bloß auf die Menſchen, als Objekt bezieht, auf — wo lichthelle Erkenntniß ſeiner individuellen Natur anfängt? Bey dem geringſten Fehltritt eines Menſchen entſteht ſogleich ein übertäubendes, verdammendes Geſchrey — das den ganzen Charakter des Menſchen zu Boden wirft, vernichtet. — Der Phyſiognomiſt ſieht den Mann an, den alle Welt verdammt, und — lobt das Laſter? Nein! — Entſchuldigt den Laſterhaften? Auch nicht — Was dann? — „Sagt Euch ins Ohr, oder „laut: Behandelt den Mann ſo, und ihr werdet erſtaunen was „noch aus ihm, dem Manne werden kann, und — wird. Er „iſt nicht ſo ſchlimm als er ſcheint. Sein Geſicht iſt beſſer als „ſeine Thaten. Zwar auch ſeine Thaten ſind leßbar in ſeinem „Geſicht — aber noch mehr als die, deutlicher noch, die große „Kraft, die Empfindſamkeit, die Lenkſamkeit des nie recht ge„lenkten Herzens — Dieſelbe Kraft, die dieß Laſter hervorge„bracht — gebt ihr nur eine andere Richtung; gebt ihr andere „Gegenſtände, und ſie wird Wundertugenden verrichten! — Kurz der Phyſiognomiſt wird — begnadigen, wo der liebreichſte Menſchen-Nichtkenner — verdammen muß. Im V. und VI. Fragment wird viel Wahres und Tiefgedachtes theils über die Einwendungen gegen die Phyſiognomik überhaupt, theils über beſondere Einwürfe, und im VIten über Verſtellung, Falſchheit und Aufrichtigkeit geſagt. „Gegen die allergeriſſeſten Sachen laſſen ſich unbeantwortliche Einwendungen machen. Allein Ein unumſtößlicher Beweis für das Daſeyn und die Gewißheit einer Sache wiegt tauſendtauſend Einwendungen auf. Nach dem Maaße, wie der Menſch das Poſitive bemerket und feſthält, — nach demſelben läßt ſich, wie mich deucht, ſeine Kraft und Ständigkeit meſſen, der mittelmäßige, der ſeichte Kopf pflegt immer das Poſitive zu überſehen, und mit dem unabtreiblichſten Eigenſinn an dem Negativen zu kleben. Mir liegt nichts ob, (ſagt der V.) als darzuthun: daß bey 10. 20. 30 aus dem Haufen herausgeriſſenen Menſchen, nach aller

Wa-

Menſchen Geſtändnis ſo gewiß phyſiognomiſcher Ausdruck, ein erweißliche Verhältniß innerer Kraft und Sinnes und äuſſerer Geſtalt und Zeichnung ſey, als es gewiß iſt, daß 20 aus dem Haufen herausgegriffne Menſchen mit ihren Augen ſehen. Hab' ich dieß dargethan, ſo hab' ich die Allgemeinheit der phyſiſchen Wahrheit ſo gut erwieſen, als die Allgemeinhrit des Geſichts vermittelſt der Augen, wann erwieſen iſt, daß 20 oder 30 Menſchen vermittelſt ihrer Augen ſehen. Nicht allein von gewiſſen, ſondern von allen Zügen läßt ſichs erweiſen, wenn es wahr iſt daß alle, ſo gut wie Augen und Ohren, ihre beſondere Beſtimmung und Verrichtung haben, ob ich gleich ihre Bedeutung noch nicht weiß. In jedem Menſchen ohne Ausnahme iſt wenigſtens Etwas, wenigſtens in gewiſſen Umſtänden, ſeys nun dieß oder jenes, und zwar mehr als Eins, von beſtimmter Deutung. Entweder Alles in der Natur hat ſeinen Urheber oder Nichts; Alles ſteht unter Geſetzen oder Nichts; Alles iſt Urſache oder Würkung, oder Nichts. Wie iſt die Phyſiognomik hierdurch, ſchon zum Voraus gegen alle Einwendungen, ſelbſt gegen die, worauf man noch nichts zu antworten weiß, gerettet -- ſo bald zugegeben wird: daß gewiſſe Züge bey allen Menſchen charakteriſtiſch ſind, -- ſo charakteriſtiſch als die Augen für das Geſicht? -- Auf die Einwürfe von gegenſeitigen Erfahrungen läßt ſich noch immer antworten, wer war der Mann, der die Erfahrung gemacht hat? Wenigſtens der ſtarke, ſinnreiche, geſunde Mann ſieht allzeit anders aus als der ſchwache, dumme und hypochondriſche. Auf die Einwendung der Verſtellungskunſt der Menſchen, die ſo oft gegen die Zuverläßigkeit der Phyſ. angeführt wird, kann man immer antworten: 1) Es giebt unzählige Dinge in dem Aeuſſern des Menſchen, wobey nicht die mindeſte Verſtellung ſtatt hat, und gerade ſolche Dinge, welche ſehr zuverläßige Merkmale ſeines innern Charakters ſind. z. E. ſein Knochenbau. 2) Die Verſtellung hat ihre, und wo nicht mit Zeichen und Worten beſtimmbare, doch empfindbare Merk-

male. Gegen die ſo bekannte Mißgeſtalt des Sokrates läßt ſich immer ſagen: daß Anlage und Anwendung von Entwickelung, Uebung, Bildung u. ſ. w. wohl unterſchieden werden muß. Philoſophiſch zu reden iſt Anfangs im Menſchen nur phyſiſche Reizbarkeit und Kraft; nur Trieb zu würken, ſich auszubreiten, zu leben, ſeine Exiſtenz zu erweitern. Iſt dieſe Kraft ſo beſchaffen, daß ſie ſehr oft, daß ſie gemeiniglich moraliſch übel, d. i. zur Zerſtörung mehrerer Phyſiſchen Kräfte oder zum Schaden der Geſellſchaft angewendet wird; -- ſo beſchaffen, daß ſie bey nahe anders nicht, als ſchlimm angewandt werden kann, ſo heißt ſie moraliſch ſchlimme Anlage. Und umgekehrt, moraliſch gute, wenn ſie hundertmal gegen Eins, gut angewendet zu werden pflegt. Nun iſts der allgemeinen Erfahrung nach unwiederſprechlich, daß wo viele Kraft und Reizbarkeit iſt, zugleich viele Leidenſchaften entſtehen müſſen, die gröſtentheils zu moraliſch ſchlimmen Geſinnungen und Thaten führen. Alſo ſieht man in welchem Sinn man ſagen kann: Ein Menſch hat ſchlimme Anlagen -- das kann eben ſo viel geſagt ſeyn, als: Er hat die beſten Anlagen. Allein, auch nach ſeinem Bilde zu urtheilen, hatte Sokrates ſicherlich die gröſten Anlagen ein großer Mann zu werden. Dieſes wird im VIII. Fragm. aus einem alten Marmor (von Rubens gezeichnet) erwieſen. In der Zugabe wird die alte Wahrheit eingeſchärft: daß in der Mittellinie des Mundes die ganze Seele des Menſchen würke und ruhe. IX. und X. Fragm. Ueber die Porträt-Mahlerey. Sie iſt deswegen heut zu Tage ſo weit in den Augen des gemeinen Hauffens herabgeſezt, weil die meiſten Künſtler, die Profeßion davon machen, gewöhnlich nichts weiter als höchſtens eine flüchtige Eintheilung des Kopfs verſtehen, und ſonſt nichts zu zeichnen wiſſen. In ſo fern aber als ſie die Ueberſetzerin und Nachbilderin der ganzen Individualität einer Menſchengeſtalt iſt, iſt ſie gewiß eine höchſt ſchätzbare Kunſt. Alles iſt in der Natur vorbeygehend, und es giebt

keine

keine ſtehende Momente. Niemand läßt ſich ſo beobachten, daß man es beobachten heißen könnte. Und hierin liegt das Haupt-Hinderniß dieſer Kunſt. Auſſer dieſem giebt es aber noch einige vermeidliche, mit denen ſie zu kämpfen hat. Es fehlt den meiſten Porträt-Mahlern an philoſophiſcher, d. i, richtiger, deutlicher, und zugleich allgemeiner Kenntnis des Menſchen. Die Kenntniß der gröſsern Proportionen iſt bey weiten noch nicht tief genug ſtudiert. Und was hilft alle dieſe, wenn die Kenntniß der feineren Züge, die eben ſo wahr, ſo allgemein, ſo beſtimmt, und nicht weniger bedeutend ſind, als die gröſsern — wenn dieſe fehlt? Ohne genaue Kenntnis der beſondern conſtituirenden Theile und Züge eines jeden Geſichtsgliedes, wirds immer ein bloſser Zufall, und höchſtſeltner Zufall ſeyn, daß eine davon richtig gezeichnet ſey. Die meiſte begnügen ſich damit, den Charakter der Leidenſchaft in den beweglichen und muskulöſen Theilen des Geſichts auszudrücken. Allein ſie verſtehen nichts davon, wenn man ihnen von der, von aller Bewegung fleiſchiger Theile unabhängigen, Grundlage des menſchlichen Geſichts, als von dem Fundamente jeder Zeichnung redet. XI. und XII. Von Schatten-Riſſen. Das Schattenbild von einem Menſchen iſt das ſchwächſte, das leereſte, aber zugleich, wenn das Licht in gehöriger Entfernung geſtanden — wenn das Geſicht auf eine reine Fläche gefallen — mit dieſer Fläche parallel genug geweſen — das wahrſte und getreueſte Bild, das man von einem Menſchen geben kann. Der Schattenriß druckt wenig, aber dies wenige ſehr wahr aus. Aus bloſsen Schattenriſſen werden mehr phyſiognomiſche Kenntniſſe geſammlet, als aus allen übrigen Porträten. Der Schattenriß faßt die zerſtreute Aufmerkſamkeit zuſammen; concentrirt ſie blos auf Umriß und Gränze, und macht daher die Beobachtung einfacher, leichter, beſtimmter. Die Phyſiognomie hat keinen zuverläßigern Beweiß ihrer objektiven Wahrhaftigkeit, als Schattenriſſe. Nicht alles — oft

ſehr viel, oft aber nur ſehr wenig — kann aus einem gemeinen Schattenriſſe von dem Charakter eines Menſchen geſehen werden. Mehr die Anlage als die Wirklichkeit des Charakters zeigt ſich darinn. Wer alles aus dem bloßen Schattenriß ſehen will, iſt ſo thöricht wie der, der aus dem Waſſer eines Menſchen alle ſeine Kräfte und Schwachheiten errathen will; und wer nichts aus einem Schattenriß zu ſehen für möglich hält, iſt dem Arzt ähnlich, der ſchlechterdings kein Waſſer anſehen will.

Zweyter Abſchnitt. Von den Schädeln der Thiere. An ihrem Unterſchiede, der den beſtimmten Charakter der Thiere bezeichnet, kann man am ſtärkſten ſehen, wie die Knochen die Grundfeſten der Bildung ſind, und die Eigenſchaften eines Geſchöpfs umfaſſen. Die beweglichen Theile formen ſich nach ihnen, eigentlicher zu ſagen, mit ihnen, und treiben ihr Spiel nur in ſo weit es die feſten vergönnen. Dieſe Anmerkung iſt unläugbar, ob ſie gleich bey der Anwendung auf die Verſchiedenheit der Menſchenſchädel großen Widerſpruch zu leiden haben wird. Es iſt nie ein Thier geweſen, das die Geſtalt des einen und die Art des andern gehabt hätte, aber immer ſeinen eignen Leib und ſeinen eignen Sinn. So nothwendig beſtimmt jeder Körper ſeine Natur. Wie denn auch ein Kenner die Thiere nach ihrer Geſtalt beurtheilt; der Reuter die Pferde; der Jäger die Hunde. Wenn das wahr iſt, wie's denn ewig wahr bleibt, ſo giebts eine Phyſiognomik. Wer hätte je geglaubt, daß der Schatten eines Kahlkopfs oder eines Schädels, von hinten betrachtet, charakteriſtiſch ſeyn könnte? Man ſehe aber nur die Kupfertafel zu S. 133. ſo ſagt der Kontraſt auch dem ſtumpfeſten Gefühl: das iſt der Dummkopf, und jener iſt es nicht. Der Phyſiognomiſt unterſcheidet Urgeſtalt und Ausbildung. Unerklärbare, einzig wahre reine Prädeſtination. Jeder Knochen hat ſeine Urgeſtalt — ſeine individuelle Geſtaltſamkeit — er kann ſich verändern; verändert ſich immer, aber verändert ſich nicht zur vollkommnen Aehnlichkeit eines

Knochens,

Knochens, der eine ganz andre Urgeſtalt hat. Der witzige Einwurf, der in der Allgem. D. Bibl. XXIII. 6. 11 St. S. 339. 340 vorgetragen, und zum Theil von Herrn Nicolai beantwortet iſt, wird hier weiter erörtert. Die Heiligkeit oder Unheiligkeit eines Charakters läßt ſich nicht aus einem Schädel erkennen. Allein Stärke oder Schwäche des Charakters gewiß. Nun iſt aber Stärke und Schwäche an ſich, weder Tugend noch Laſter, weder Heiligkeit noch Spitzbüberey. — Der Affe kommt, unter allen Theilen der Thiere, der Menſchengeſtalt am nächſten; und doch wie ungeheuer iſt der Abſtand! Wo iſt im Affen die Stirn des Menſchen, wo ihre Höhe und Breite, wo ihre Wölbung? Wo die beſonders gezeichnete Augenbraune? Wo die frey in die Luft hervorſtehende Naſe? Wo ein ähnlicher Uebergang zum Munde? Wo Menſchenlippe an Zeichnung, Beweglichkeit, Farbe? Wo Backen? Wo hervorgehendes Kinn? Wo Menſchenhall? Auf dieſe und andre Betrachtungen über verſchiedene Thierarten folgen Bemerkungen über Thoren — Böſewichter, oder zerſtörte menſchliche Natur — Fürſten und Helden — Feldherrn, Admirale — über treue feſte Charakter von Leuten gemeiner Extraktion, — Künſtler — Gelehrte von allen Klaſſen, — ſanfte, edle, zärtliche Charakter, — Helden der Vorzeit — Wilde Thiere — Religiöſe — Schwärmer, Theoſophen, Seher. — Hier verlaſſen wir den V. weil wir ohne Kupfertafeln die Bemerkungen deſſelben ohnmöglich nützen können. So treflich, ſo wahr dem Recenſenten die meiſten ſcheinen, ſo bewunderungswürdig ihm die Beobachtungsgabe des V., ſeine Kunſt, ſie zu Allgemeinſätzen aufzuſtellen, iſt: ſo auffallend werden ſie doch dem ſtumpfen Gefühl der meiſten Leſer, die keine Bemerkungen vor ihm gemacht, oder neben ihm zu machen im Stande ſind, immer bleiben. Wir erkennen darinnen wahre Weisheit, die Beobachtung keck hinzuſetzen, zu ſagen, hier iſt dieſe oder jene Eigenſchaft, ohne den Fleck gerade zu

deuten, wo ſie ſitzt. Derjenige, der Luſt oder Geſchick hat, nachzubeobachten, wirds bald finden. Und der Andre wird in ſeiner Trägheit nicht zu geſchwinde klug gemacht. Allein zu wie viel ſchiefen Beurtheilungen wird dieſe Kühnheit nicht Gelegenheit geben? — Wer L. nicht von Angeſicht kennt; nicht weiß, daß er bey der wärmſten, hochfliegendſten Einbildungskraft, den reinſten Scharfſinn, den tiefſten Beobachtungsblick hat; bey aller Entfernung von Welthändeln, bey der einſamſten Lebensart, in allen Carikaturen menſchlicher Geſchichte, die ihm vorgelegt wird, ſogleich die feinſten Faden des Intereſſe, den innerſten Bau der Handlung durchſpäht, der wird freilich hier über Schwärmerey das Kreuzige! rufen. — Grobe Weltleute, die nur ihre 6 Sinnen geübt und abgeſchliffen haben, werden dieſe Cotterieſprache von Moralität, die nur freilich unter den beſten Menſchen (die ſich zu mehr verbunden glauben, als worüber man öffentlich belohnt und geſtraft wird) verſtändlich iſt, — höchſt wundern, und wie der Pariſer nicht begreifen, daß ſo was noch in der Welt iſt. Allein zum Glück iſt es da, und Dank ſeys L., der es wagt, die höchſte und tiefſte Moral der Welt, und zwar der großen, wie ſichs gebührt, in einem Bilderbuche vorzulegen. — Wir wünſchten zwar, daß ſeine Beobachtungen nicht beſtändig auf ſo fein verbeſſerte und erhöhte Menſchencharaktere (ſogenannte akademiſche und claſſiſche) ſich bezögen; daß ihn die Freundſchaft nicht ſo oft zu der Poeſie des Herzens verführte, Charaktere, die jeder kennt, oder bald aus Eiferſucht ausſpäht, ſo von der Canzel zu predigen, wie es kaum in den Umarmungen eines tête - à - tête bey verſchloſſenen Thüren erlaubt iſt. Der V. weiß es am beſten, wie ſchädlich einem ehrlichen Manne, der Namen hat, der Enthuſiaſmus ſeiner Freunde werden kann. Backenſtreiche verdient er oft, ſo ſehr auch dieſer Fehler nur der Fehler eines edlen Herzens ſeyn kann!

Sup-

Supplement zu Phil. Daniel Lipperts Dactyliothek beſtehend in Tauſend und Neun und Vierzig Abdrücken. Leipzig bey Siegfr. Lebrecht Cruſius 1776. 168 Seiten in Quart, ohne das Regiſter die Vorrede und Zuſchrift.

Dieſer um die Kunſt ſo verdiente 74jährige Greis hat uns abermal mit Einen Neuen Tauſend Abdrücke beſchenkt. Vor Neun Jahren dachte er ſelbſt nicht daran, daß ſich von dieſer Art Alterthümer noch eine ſo anſehnliche Sammlung machen ließe. Der junge Graf Schmettow, der als Däniſcher Charge d'Affaires nach Spanien gieng, verſchafte ihm bey ſeiner Reiſe durch England die ſchärfſte Abdrücke der merkwürdigſten Steine aus den dortigen Cabineten. Herr von Murr theilte ihm aus dem von Praunſchen Cabinet ſehr viele mit. Allein den allerbeträchtlichſten Zuwachs erhielt er durch der verwitweten Churfürſtin von Sachſen Kön. Hoheit, die ſich bey Ihrer Reiſe nach Italien von dem Großherzog von Toskana, aus deßen Cabinet, Abdrücke ausbat. Dieſer großmüthige Fürſt machte Ihr das Jahr darauf ein Geſchenk von 1200 derſelben in dem feinſten Sigellack ſcharf und im beſten Stande, welche der V. von Ihr verehrt erhielt. Viele ſind darunter, deren Gori in dem Florentiniſchen Muſeo nicht einmal erwähnt, ohngeachtet ſie, als wahre Muſter der Kunſt und des guten Geſchmacks gewiß eine Beſchreibung verdient hätten.

Es iſt bekannt daß Hr. Lippert ſchon ſeit 14 Jahren ſeinen ganzen Vorrath von Abdrücken auf Zwey Tauſend herabgeſetzt, und das Ganze in Ein Mythologiſches, und Ein Hiſtoriſches Tauſend abgetheilt hat. Vieles was entweder wegen der Neuheit verdächtig war, oder doch keinen Gegenſtand zur Bildung der Kunſt und des Geſchmacks abgeben konnte, iſt ausgemerzt worden. Der Preiß iſt für jedes Tauſend 30 Ducaten, wie auch für dieſes Supplement. Wer die Italiä-

niſchen Preiſe, a 50 Ducaten, kennt, wird es höchſt billig finden; zumal die äuſſere Einrichtung des Käſtchens ſorgfältiger und ſauberer ausfällt, als bey den Ausländiſchen. Auch die Materie der Abdrücke, die aus einer mit Hausblaſe verſetzten ſächſiſchen Talkerde beſteht, iſt viel ſicherer, und dem Verderben weniger unterworfen, als der Schwefel, der übel riecht, in jählinger Kälte und Hitze ſpringt; ohne das Unangenehme, daß alles, was bey dieſen Ausgüſſen ſteht, anläuft. Dieſe Beſchreibung iſt von dem V. ſelbſt, und vollkommen nach derjenigen eingerichtet, die er teutſch den Künſtlern zum Beſten entwarf, und der ſie zum Supplement dienen ſoll. Auszüge aus den Nummern ſelbſt zu machen, iſt hier der Ort nicht. Jeder Kenner, der weiß, daß (neben den Münzen) die Gemmen die zuverſichtlichſte Quelle des Studium des Alterthums ſeyn und bleiben werden, kann ſich davon ſelbſt überzeugen, und wird es thun. So viel können wir zum Voraus verſichern, daß ſich die ſchon längſt rühmlichſt bekannte Deutungsgabe des V., nebſt der bey Künſtlern ſo ſeltnen Beleſenheit, und der darauf gegründeten reinen Ikonologie überall, zeigt. Der Druck iſt ſchön, und auf herrliches Papier. Die Vignetten vor der Dedication an Ihro Kayſerl. Maj. Maria Thereſia, und der Vorrede ſind von Schönau gezeichnet, und eben ſo würdig, mit Beybehaltung der ganzen getuſchten Manier, von Zingg in Kupfer gebracht.

Die ſogenannte Liebhaber werden ſich hoffentlich über den hohen Preis nicht beklagen, da die Kupferſtiche davon beynahe eben ſo viel koſten würden. Und was ſind Kupferſtiche gegen das Werk ſelbſten, wenn man die verſchönernde Lügen eines Bouchardeniſchen Crayon bey Mariette, und auch ſogar das ungleich tiefere Gefühl eines Galeſtruzzi den Agoſtino gegen das Original hält? Dort muß ich durch das Studium des obgleich fürtreflichen Künſtlers ſehen, und hier hab' ich meine eigenen Augen zum ſichern Gebrauch frey. — Und wundert den

dieſer

dieſer Gelegenheit, wie Hr. Lippert Pikarten für einen getreuen Abbilder in den Gemmis literatis des B. Stoſch anſehen kann. Nichts iſt wohl je mahleriſcher und ungetreuer übergetragen worden.

Julius von Tarent. Ein Schauſpiel.

Dieſe dramatiſche Produktion verräth einen jungen Mann von ungemeinem Genie. Ueberall ſieht man blendende Diktion, bis zur Wärme des innigſten Gefühls aufſteigende Einbildungskraft — Einfall mit Einfall haſcht ſich, — und eine einmal angefangne Allegorie wird durch alle Texiken pro und contra durchgeführt. Bey dem allem fehlts den Charaktern an Selbſtſtändigkeit, an Naturwahrheit — denn ſie waren nur in dem Gehirn des Verf. entſprungen, wie alle Geſchöpfe unſrer jetztſchreibenden Dramatiſere. Einheit der Handlung würde man gerne in einem Stücke durchaus durchgeführt vermiſſen, und die Kritik kanns wohl erlauben, daß in Einem Schranke mehr denn Ein Schubkaſten iſt. Allein die Fächer woraus das Ganze beſtehen ſoll, müſſen auch ganz ſeyn, d. i. von Anfang bis zu Ende in ihrer Entſtehungsart ſichtbar und nachempfindbar ſeyn. Hierzu wär' es nun ſehr gut, daß man menſchliche Geſchichte, wie ſie alle Werkeltage bey uns zu ſchauen iſt, auffaßte, dramatiſch darſtellte, und überſchriebe, wie man wollte. Wäre auch die Inſcription zu hoch angegeben, ſo bliebe's doch menſchliche Geſchichte. Zieht man aber Alles aus ſich, ſo wirds Abſraktum, Skelet mit reicher Diktion bekleidet, und weiter nichts. Die Menſchen aber wollen nicht gerade wiſſen, was unſer Vorrath vermag, ſondern was in der weiten Welt vorgeht, und das nennt man Drama.

V.

Zuſatz zur Nachricht

von

Andreas Veſalius.

In einem ausgetheilten Plan kündiget der Herr Rath Leveling, der Zergliederungskunde und Wundarzneykunſt Profeſſor zu Ingolſtadt, eine neue Ausgabe des anatomiſchen Werkes des Veſalius an. Glücklicherweiſe geriethen die ſämtlichen Originalholzſchnitte in die Hände des Herrn Ritter von Wolter, erſten Churbayeriſchen Leibarztes, und dieſe werden nun von neuem auf Poſtregalpapier abgezogen. Mit teutſchen Erklärungen und Beſchreibungen verſieht ſie der Herr Rath Leveling; Druck und alles wird mit anſtändiger Pracht veranſtaltet. Was im Veſalius fehlt, wird der Herausgeber aus Hallers und Winslows Schriften ergänzen, um ein vollſtändiges Ganzes zu liefern. Bis zum erſten Oktober (*) dieſes Jahres wird Subſcription angenommen, die nicht mehr als zwey Dukaten, oder zehn Gulden Rheiniſch beträgt, und wofür die Käufer 300 Figuren erhalten. Es wird kein Exemplar über die Zahl der Subſcribenten beſorgt. Wer auf zehn Exemplare ſubſcribirt, bekommt das elfte frey. Winslow, welcher den Veſal zum Grund legte, wird hier vornemlich wieder genutzet werden. Wegen der Subſcription kann man ſich an den Herausgeber ſelbſt, in Halle an Herrn D. Ackermann, in Jena an Herrn Hofrath Neubauer, in Göttingen an Herrn Profeſſor Baldinger wenden. Das Werk kann erſt 1777 fertig geliefert werden. Daß es Künſtlern eben ſo wichtig ſeyn werde, als Aerzten, brauchen wir keinem wahren Künſtler erſt zu ſagen.

VI. Poli-

(*) Verhoffentlich auch noch bis zu Ende dieſes Jahrs.

VI.

Politiſche Neuigkeiten vom Sept. 1776.

Spanien.

Wir ſind immer in der nämlichen Ungewißheit, als zuvor, wegen der Wendung, die die Streitigkeiten mit Portugall nehmen werden. Unterdeſſen werden die Zurüſtungen zur See in dieſer ganzen Monarchie auf einen auſerordentlichen Grad getrieben, und ſind ſehr fähig, die Aufmerkſamkeit der Politiker auf ſich zu ziehen. Der Hof wird laufenden nächſten Monat fünf ſtarke Geſchwader auf dem Meere haben; nemlich dasjeniae, welches nach Buenos-Ayres beſtimmt iſt, unter den Befehlen des Marquis von Caſa-Tilly; das zweyte, unter D. Michel Gaſton, welches am Ausfluß des Tago kreuzen ſoll; ein drittes, das an den Küſten der Barbarey kreuzen wird, um den Handel gegen die Anfälle der Marocaniſchen und Algieriſchen Räuber zu bedecken; ein viertes, das auf der Höhe der Inſel Teneriſa kreuzt, unter den Befehlen des D. Ulloa; und endlich, ein fünftes, deſſen Beſtimmung noch ein Geheimniß iſt, welches aus 16 ſtarken Kriegsſchiffen von 84 bis 40 Kanonen beſtehen wird, und zu Cartagena ausgerüſtet werden ſoll. Es iſt nicht möglich, ſich zu überreden, wie verſchiedene Leute zu verſtehen geben wollen, daß dieſe fürchterliche Vorbereitungen, die ſo ungeheure Summen koſten, keinen Krieg zum Gegenſtande hätten: oder doch nur den Krieg gegen Portugall; da die Hälfte dieſer Kriegsſchiffe vermögend iſt, dieſe leztere Macht zu zerſchmettern.

Frankreich.

Der Graf von St. Germain hat dieſen Monat nichts weſentliches in ſeinem Fache gethan. Dieſer Miniſter verliert den Entwurf nicht aus den Augen, eine neue Einrichtung unter den Schweitzerregimentern zu veranſtalten. Er hat deswegen mit den Cantons ſich in Unterhandlung begeben, um ſie dahin zu bringen, in die Einziehung von freyen Stücken einzuwilligen, die er mit dem Sold dieſer ausländiſchen Truppen vorzunehmen Luſt hätte, indem er eine neue Kapitulation mit ihnen eingienge; allein man ſagt, daß die gröſte Anzahl der Cantons ſich förmlich dagegen erklärt hat, und entſchloſſen iſt, viel eher der Verbindung mit Frankreich zu entſagen. Inzwiſchen fährt man fort, von der bevorſtehenden Entfernung des Herrn von St. Germains zu reden, und ſagt, daß man ihm die Würde eines Marſchalls von Frankreich antrage, um ihn dahin zu beſtimmen.

Herr

Herr von Clugny hat noch keine andere Wirkung hervorgebracht, als daß er alles ohne Barmherzigkeit zerstört, was Herr Turgot sein Vorfahr zuwege gebracht. Man glaubt, daß er sein erstes Meisterstück während seiner Fontainebleauischen Reise mit einer großen Finanzoperation ablegen werde, welche durch die Umstände der königl. Schatzkammer ziemlich dringend gemacht wird.

Herr von Maurepas erhält sich immerfort in dem geheimen Zutrauen des Königs. Dieser Minister hat seit einiger Zeit sehr geschwollne Beine; welches seine Freunde beunruhigt, und die Aufmerksamkeit derjenigen rege macht, die Aussichten auf den erhabenen Posten haben, den dieser Vertraute Sr. Maj. inne hat.

Engelland.

Es ist, so viel man weiß, nichts neues wichtiges in Amerika zwischen den Royalisten und Provinzialisten vorgefallen; und der Hof ist, wie das Publikum, in äußerster Ungeduld, die Nachricht von einer Begebenheit zu erhalten, die den Dingen einen Stoß geben möchte, woraus man vorsehen könnte, welche Wendung sie nehmen werden. Unterdessen könnte die Lage beyder Partheyen nicht verschiedener seyn, und keinen stärkern Kontrast machen: die Amerikaner Meister vom ganzen Lande, von allen Häfen, von allen befestigten Plätzen; 70tausend Mann stark auf festem Boden, und mit einer beträchtlichen Anzahl gerüsteter Schiffe versehen, die unsere Schiffahrt in die Enge treiben, und zu gleicher Zeit den Kolonien alles zuführen, was sie nöthig haben; innig unter sich vereinigt; voll Feuer, Tapferkeit und Standhaftigkeit; und endlich fest entschlossen bis auf den letzten Tropfen ihres Bluts die Unabhängigkeit zu behaupten, wofür sie sich erklärt haben: auf der andern Seite unsere Truppen und unsere Flotten, auf den Meeren herumirrend, zerstreut, ohne Richtung, so verirrt, daß man bis itzt nicht weiß, ob die große Flotte des Lord Howe noch im Daseyn ist, oder ob sie eine Beute der Amerikanischen Freyschiffe geworden, oder in den Wellen begraben ist. Der General Howe ist mit seiner kleinen Armee von fünf bis sechstausend Mann noch immer in Staaten-Island, zur Unvermögenheit gebracht, etwas zu unternehmen, aus Mangel an hinlänglichen Verstärkungen und in der vergeblichen Erwartung der Flotte des Admirals Parker, die vor Karlstown geschlagen worden, und von welcher man keine Nachricht weiter gehabt hat. Wenn dieß Gemählde nicht niederschlagend genug ist für die Nation, nicht beunruhigend genug für das Ministerium, so kann man noch hinzufügen, daß

der

der Winter ſich nähert, daß er ſchon in jenen Gegenden da iſt; daß unterdeſſen unſere Truppen nur das kleine Staaten-Iſland haben, um zu überwintern, und daß Halifax der einzige Hafen iſt, wo unſere Flotten anländen können; dergeſtalt, daß ſehr zu befürchten ſteht, daß die außerordentlichen Beſtrebungen, die man zu dieſem Feldzuge gemacht hat, vergeblich ſeyen; daß im nächſten Frühjahr unſere Macht ſowohl zu Land als zu Waſſer um die Hälfte geſchmolzen ſeyn werde, theils durch Ausreißung, Mangel am Unterhalt, Schaarbock, und durch einen Haufen andrer Zufälle, die man vorher ſieht, ohne daß es möglich wäre, denſelben zuvorzukommen. Dieſe verdrüßlichen Betrachtungen ſind unſerm Miniſterium nicht entgangen, und es iſt dermaßen davon beunruhigt, daß es ernſtlich auf eine Wiederverſöhnung bedacht iſt; und daß es, wie man ſagt, dem königlichen Abgeordneten Befehl zugeſendet, mit dem Congreß einen Vergleich zu behandeln, es koſte was es wolle. Allein es iſt ſehr zu beſorgen, daß es zu ſpat ſeyn dürfte, an einen ſolchen Schritt zu gedenken; die Amerikaner fühlen izt ihre ganze Obermacht; und ſie ſind zu weit gegangen, wiſſen auch zu gut, daß ſie noch weiter gehen können, als daß man ſich ſchmeicheln könnte, mit leidlichen Friedensvorſchlägen bey ihnen Gehör zu finden.

Pohlen.

Das Anſehen der Geſchäfte hat ſich in dieſem Königreiche auf einmahl auf die vortheilhafteſte Weiſe für den König geändert, und wir wagen es zu ſagen: für die Nation ſelbſt. Wir haben endlich einmahl einen Reichstag, wo die Beſtändigkeit, Ordnung und Eintracht herrſchen; und deſſen Glieder ſich einander genug ſchätzen, um das gemeinſchaftliche Intereſſe nicht ihrem eignen aufzuopfern, wie diejenigen der vorhergehenden Reichstage gethan haben, und inſonderheit diejenigen vom leztern. Man verſpricht ſich die glücklichſten Folgen von den zuſammenſtimmenden Bemühungen der tugendhafteſten und erleuchteſten Männer der Nation, die an ihrer Spitze einen Monarchen haben, der nur das Wohl der leztern will. Das wichtigſte Reſultat der Berathſchlagungen dieſer Verſammlung iſt die Errichtung eines Tribunals, welches von einem Reichstage zum andern dauren wird, und das man aus dieſem Grunde das Intercomitielle genannt hat. Seine Verrichtungen werden ſeyn, Kenntniß von den Staatsverbrechen einzuziehen, von den Verbrechen der beleidigten Majeſtät, des Unterſchleifs u. ſ. w. Ein andrer nicht weniger weſentlicher Entſchluß, den der Reichstag genommen hat, iſt ein neues Geſetzbuch zu geben, unter dem Titel: Staniolaiſches

Recht.

Roder. Der König hat davon den Antrag an die versammelten Staaten gethan; und derselbe ist mit so viel Beyfall aufgenommen worden, mit einem so allgemeinen Zuruf, daß S. M. erwicht worden ist, zu sehen, daß endlich die Nation seinen guten Absichten Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und daß er sich nicht hat erwehren können, Thränen zu vergießen, welche derselben mehr als einem Mitgliede der Gesellschaft entrissen haben. Uebrigens hatte man immer geglaubt, daß die drey benachbarten Höfe sich entschließen würden, endlich die ganze höchste Gewalt des Staates dem König in die Hände zu liefern, und die republikanische Form abzuschaffen; allein wenn auch die drey Mächte dasselbe Interesse hätten, eine solche Einrichtung zu treffen, welches noch nicht klar genug ist; so zweifelt man, daß der König dazu sich verstehen würde; weil es vielleicht für ihn gefährlich wäre, sich mit einer Gewalt bekleiden zu lassen, die zu offenbarlich wider die Grundsätze stieße, in welchen die Nation erzogen worden. Eine solche Begebenheit, wenn sie jemals statt hat, muß auf eine unmerkliche Weise vorbereitet werden, nur nach und nach, und nicht auf einmal ausbrechen.

Teutschland.

Da der Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorf, Sohn des Fürsten Bischoffes von Lübeck, der Coadjutorschaft dieses Bisthums, wegen des schlechten Zustandes seiner Gesundheit, entsagt hat, so ist der Prinz Peter Friedrich Ludwig von Holstein, Enkel dieses Prälaten, und Sohn seines Bruders, des verstorbenen Prinzen Georg Ludwig, Feldmarschalls der Rußischen Armeen und Administrators von Holstein, zum Coadjutor von dem großen Kapitel des Stifts von Lübeck erwählt worden. Diese schwierige Sache ist, wie man sagt, mit Genehmigung des Hofs zu Kopenhagen beschlossen worden; allein nicht mit der Genehmigung des Hofs zu Stockholm. Der König von Schweden hatte, als Oberhaupt der ältern Linie des Herzoglichen Hauses von Holstein, schon Einrede bey dem Wiener Hofe in seinem und dem Namen seiner Brüder gegen diese Wahl gethan, als sie auf die Bahn gebracht wurde; und man sagt, daß dieser Monarch dieselbe zum zweytenmahl wiederhohlen lassen, um die Rechte seines Hauses zu erhalten. Da Schweden sich nicht in dem Falle befindet, seine Rechte mit der Stärke zu unterstützen, so ist nicht zu befürchten, daß diese Begebenheit die Ursach eines Bruchs in Norden sey: allein sie ist der Keim zu einem gährenden Kriege, welcher ausbrechen könnte, wenn die Umstände sich günstig finden werden.

Nicolaus Copernicus.

G.o M. Kraus del. F. C. o. V. Sc.

Der
Teutſche Merkur.

November 1776.

I.

Geſammlete neue Bemerkungen Winkelmanns,

als ein Beytrag zur Kunſtgeſchichte, aus den Monumenti inediti deſſelben.

Winkelmanns letztes Werk, über deſſen Vollendung er ſtarb, nemlich die Monumenti antichi inediti, iſt ſo reich an einzelnen neuen Bemerkungen, ſo weit weniger mit Syſtem und Hypotheſe angefüllt, als die ungleich berühmtere Geſchichte der Kunſt, daß wir ſeinem Andenken ein ſchickliches Opfer zu bringen gedenken, wenn wir das Hauptſächliche davon auf wenige Bogen ſammlen, und dem Auge des Liebhabers darſtellen. Schon mancher Künſtler, deſſen Gefühl ſich an den reingezeichneten Conturen, und dem mit ſo wenigen Strichen angegebenen Ausdruck der hier abgebildeten Werke, in den meiſten Zeichnungen (denn ſie ſind von ſehr verſchiednem Werthe) geweidet hat, beſeufzt es lange, daß ihm durch die italiäniſche Sprache dieſer Brunnen verſiegelt bleibt. Das Vage der gewöhnlichen Ikonologie wird ihm durch dieſe Bemerkun-

gen meiſt berichtigt, ſein Coſtume erweitert und feſt, geſtellt. Selbſt viele Gelehrte werden durch die Koſtbarkeit des Werkes verhindert, dieſe Schätze von Wiſſenſchaft zu koſten, und vielleicht wird nun hierdurch manche zerſtreute Kunſtfrage aufgeworfen, beantwortet, oder dadurch zu deren Beantwortung aufgemuntert. Wenigſtens ſcheint uns die Unterhaltung mit dem Schatten Winkelmanns, für den teutſchen Leſer eines teutſchen Journals, der teutſches Verdienſt ſchätzt, weit erbaulicher als die Beantwortung einer pſychologiſchen Schulfrage.

Zur Sache! —

Die erſte in dieſen Worten enthaltene neue Bemerkung W. iſt dieſe: daß in den älteſten Zeiten alle Götter mit Flügeln, und die meiſten mit dem Blitze abgebildet worden. Jupiter erſcheint hier wenigſtens auf einer Stoſchiſchen Paſte der Semele mit großen Flügeln; die Statue des Bacchus (ψιλά, beym Pauſanias) kann auch nicht anders geweſen ſeyn. Aus der Pallas mit Flügeln bey den Athenienſern, ſcheinet in den neuern Zeiten die Victoria zu entſtehen. Diana mit ihren Oreaden erſcheint auf einem Baſrelief der Borgheſiſchen Villa wirklich ſo, und das meiſte, was man vor Genien in den neuern Zeiten erkannt, ſind wahrſcheinlich Götter aus dem Styl der älteſten Zeit.

Ζευς Ποσειδων wird hier mit dem Blitze abgebildet, und die Figur auf einigen römiſchen Münzen mit dem belorberten Haupt und dem Blitze, iſt nicht, wie Berger will, Jupiter disbarbatus, ſondern Apollo. Mars fulminans, nach dem Sophokles und Plinius, iſt auf einer Stoſchiſchen Paſte im Begriff den Blitz gegen den vor ihm liegenden Titanen zu ſchleudern. Bachus nach dem Lucian und Nonnus ſcheint daſſelbe Vorrecht auf einer Gemme deſſelben Muſei auszuüben. Vulkan der ſie ſchmiedete, und in dieſer Stellung auf Münzen der Inſel Lemnos ſowohl, als auf Gemmen abgebildet wird, durfte nach dem Servius ſich ihrer ebenfalls bedienen. Pan, der deswegen bey den Antiquaren den Namen Jupiter ruſticus führt, iſt mit dem Blitz, in zwey kleinen Figuren von Bronze, in dem Collegio Romano zu ſehen; Herkules eben ſo auf einer ſehr raren ſilbernen Münzen der Inſel Naxus.

Unter den Göttinnen iſt Cybele mit dem Blitz die gemeinſte. Selten findet man die Juno und Pallas. (*) Sogar Amor auf dem Schilde des Achilles ſtritt mit dem Blitz, (Κεραυνοφορος) und ſo findet man ihn auch bey Berger in dem 1ſten Th. des Theſaurus S. 189 zugleich mit dem Löwenfell in der andern Hand.

(*) S. Pelerin Rec. T. II. pl. 169. unter den aſiatiſchen Münzen der Stadt Phaſelis in Lycien, wo ſie mit der einen Hand den Schild hält, und mit der andern den Blitz ſchleudert.

Die Götter hatten ihre Genien: gemeiniglich sind es Jünglinge, in der rechten Hand die Patera, und in der linken das Horn des Ueberflusses haltend. Allein auch zuweilen, doch selten, sind sie Alte und mit dem Bart abgebildet, wovon sich Beyspiele in dem Palazzo Mattei und bey Sante Bartoli (Admir. Rom.) finden. Der Genius, der auf dem Gemählde des Cebes eingeführt wird, ist gleichfalls alt. Am bekanntesten ist der Genius des Jupiter und Bacchus.

Jupiter wird zuweilen mit beyden Geschlechtern abgebildet, und zwar ist dies ein Zeugniß der ältesten Kunst, und zugleich ein Ueberrest der morgenländischen Theogonie, wo die Götter so zu sagen aus Einem Stamme wuchsen, und nachher unter dem griechischen Himmel in so viele Zweige und Ableger eingetheilet wurden. Das höchste Bild der Zeugungs- und Schöpfungskraft aller Wesen, war bekanntermaaßen den Morgenländern die Zusammensetzung beyder Geschlechter, die sie ihren wenigen Göttern eindruckten, so wie überhaupt der wiederhohlte Ausdruck eines und eben desselben Gedankens auf ihren Abraxas für Tautologie und Chimäre vom gemeinen Auge angegafft wird. Die Peitsche, die man dem Jupiter giebt, ist eben so morgenländischen Ursprungs und Attribut des höchsten Wesens, woraus die neuern Herren Göttergenealogisten den Deus averruncus gezeugt haben. Das deutlichste Kennzeichen

chen Jupiters iſt ſein Haupthaar, das ſich allzeit auf der Stirn in einigen Locken getheilt erhebt, die ſich unterwärts krümmen. Niemals iſt er bekleidet, ſondern die obere Hälfte des Körpers allzeit nackend. Auf einer Ara der Albaniſchen Villa trägt er einen Adler auf der Spitze eines Stabes oder Scepters. Jupiter hatte, wie die Pallas, ſeine Canephorä oder Jungfrauen, die ihm in von Weiden geflochtenen Käſtgen die Opfer auf ihren Köpfen (ſ. N. 182. Monum. inedit.) trugen. Von dem Jupiter Απομυιος oder Muſcarius finden ſich hier zwey ſonderbare Abbildungen auf antiken Paſten des Stoſchiſchen Cabinets. Die eine beſteht aus einer Fliege, auf deren Körper der Kopf dieſes Gottes eingegraben iſt, (Deſcription des pierres gravées du Cabinet de Stoſch, p. 45.) die zwey Flügel bilden den Bart, und über der Stirn iſt der Kopf der Fliege mit ihren beyden Augen, die man deutlich ſehen kann. Die andre iſt der Kopf dieſes Gottes mit einem Lorbeerkranz, und unten zwey Fliegen.

Das Haar des Apollo iſt auf dreyerley Art gearbeitet. In einigen Köpfen iſt es, wie bey der Venus, über dem Wirbel gebunden; ſo ſieht man es an der Statue dieſes Gottes im Vatican. In andern Statuen erhebt es ſich über den Ohren, und bis auf den äuſſerſten Theil der Stirn. Die dritte Art iſt diejenige, die man bey den Jungfrauen

Κορυμβος und bey den Jünglingen Κρωβυλος nennte; Ausdrücke, über die so viel geschrieben, und so wenig erläutert worden, weil man sie nie auf Werken der alten Kunst beobachtet hatte. Das Haar ist rund um den Kopf bis auf den Wirbel zusammengefaßt, ohne daß man etwas wahrnimmt, das es zusammen bände; auf diese Art ist es unordentlich geringelt und verwickelt, und von der Aehnlichkeit mit den Epheutrauben kann es daher den Namen Κόρυμβος bekommen haben. Es ist allzeit weiß oder blond, weil die Alten keine andre Farbe der Schönheit kannten, und die Stelle des Athenäus beym Junius, (de pict. vet. L. III. c. 5. p. 232.) die ihm ein schwarzes Haar beyzulegen scheint, ist mißverstanden worden. Dalecamp hat nemlich in seiner Uebersetzung, das, was fragweise gesagt war, bejahend ausgedruckt.

Fast alle Statuen der Pallas haben das Haar von hinten mit einem Band gebunden, das dann unter dem Band mehr oder weniger sich über dem Rücken ausbreitet, zuweilen bloß gekämmt, aber auch oft in langen geringelten Locken. Daher kommt der Name Ἀθηνη παραπεπλέγμενα, wie es Pollux aus dem Gegensatz ανα πεπλεγμενα (oder in Tressen geflochten) erklärt. Auf eine seltne Art sieht man sie hier auf einer Vase (No. 151.) mit einem kurzen Mantel über den Schultern, statt der Aegide,

angethan; ein Umſtand, der M. Gelegenheit giebt, ihren Zunamen Colocaſia zu erklären. Er leitet es nemlich, nach dem Palmerius beym Athenäus, aus den zwey Worten Κασσας und Κόλο her, von denen das erſte einen kurzen Mantel von Filz, und das andere etwas Abgeſchnittenes bedeutet. Gemeiniglich tragen nur die Menaden Armbänder bey den Alten; allein hier findet ſich auf einer Vaſe (No. 159.) das Beyſpiel, daß dieſe ſonſt ſo ſtrenge und von allem weiblichen Putz entfernte Göttin dergleichen angelegt hat. Auf einem antiken in den Bädern des Titus von Franz Bartoli copirten Gemählde ſieht man ihr Unterkleid violet, und den darüber geſchlagenen Mantel, der ſonſt gewöhnlich himmelblau iſt, feuerfarb, vielleicht zur Anſpielung auf ihre kriegeriſche Sinnesart, ſo wie ſich die Spartaner, wenn ſie ins Treffen giengen, roth kleideten.

Die Göttin Juno iſt von der Venus Cöleſtis, in Anſehung des Kopfputzes, nicht zu unterſcheiden; denn Beyde tragen das gleiche Diadem. Nur an den Augen erkennt man ſie, indem das untere Augenlied der Venus in etwas erhöht iſt, und ihr dadurch das ſchmachtende Anſehen giebt, das die Griechen Ὑγρον nannten. Zu Samos und Sparta wurde ſie mit dem Πυλεὼν auf dem Kopfe verehrt. In Haym's Theſ. Britan. kommt ſie mit einer kegelförmigen Mütze dieſer Art auf Münzen von Argos vor.

Und vielleicht hätte, wenn es Sponheim, (de præſt. num. T. 1. p. 104.) bekannt geweſen wäre, dieſer den Πολεων nicht für einen Modius angeſehen. Auf einem Basrelief erſcheint ſie bey den entdeckten Liebeshändeln des Mars und der Venus, mit einem kurzen Stab oder Scepter in der Hand: auf einem andern hat ſie den Gürtel der Venus abgeborgt, und dieſen Κεϛος ἱμας, der unter dem Nabel angelegt ward, in der Hand. Sie hat auf einer Ara eine Zange in der Hand, als ein Zeichen der Juno Martialis; denn mit dieſem Beywort und Symbolo iſt ſie auf Münzen (Triſtam. Com. Hiſt. T. 2. p. 668.) abgebildet. Wahrſcheinlich zum Andenken, daß ſie, wie der Gott Pan den Phalanx, (Polyæn. Stratag. L. 1. c. 2.) ſo die Art der Alten eine Armee anzugreifen, erfunden habe, die unter dem Namen Serra, und Serra præliaris bey ihnen bekannt war. Sie beſtand nemlich darinn, auf den Feind ſowohl von vorne als auf den Seiten mit den Flügeln, in Form einer Zange, loszurücken, um ihn in die Mitte zu bekommen. Zuweilen iſt ſie auch mit Thierfellen bekleidet, und alsdenn iſt es die Juno Ῥειωνη oder Ῥινονη des Euphorion. Wenn ſie eine Fackel in der Hand hat, ſo iſt es Juno Lucina. Mit dem Spies in der Hand, iſt ſie Juno Curitis.

Der gemeine ſinnliche Amor war ohne Flügel, der Liebesgott des Olymps hingegen hatte Flügel,

um

zum Zeichen ſeines erhabnen Urſprungs. An den Knöcheln hat er zuweilen ſchmale Spangen, die man Periſcelides nannte. Lord Hope in England beſitzt einen tiefgeſchnittenen Stein, wo er mit einem Gewand erſcheint, und dadurch die Beſchreibung der Sappho rechtfertigt, die ihn mit einer Chlamys von Purpur aus dem Himmel herabſteigen läßt. In No. 32. erſcheint er mit der Keule unterm linken Arm, und in der rechten Hand einen Bund Schlüſſel haltend. Schwarz, in ſeiner bekannten Diſſertation de Deis clavigeris ſetzt ihn unter dieſe Zahl, und zwar bloß weil ihm in einem Hymnus Orph. dieſer Beyname gegeben wird. Euripides nennt ihn in ſeinem Hippolytus V. 38.

Ερωτα δὲ τὸν τύραννον ανδρων
Τὸν τᾶς Ἀφροδίτας
Φιλτατον θαλάμων
Κληδοῦχον.

Dieſe Stelle erklärt die im Hymn. Orph. deutlich genug, und zeugt, wie er als Prieſter der Venus den Schlüſſel zu ihren Geheimniſſen trage. —

(Die Fortſetzung nächſtens.)

II.

Fortsetzung des Schreibens

über einige Gemählde

der Düsseldorfischen Gallerie.

Himmelfahrt der Mutter Gottes.

Von Guido Reni.

Wahrhaftige Verklärtheit. Aufschwebende Jungfrau in ewiger früher Jugend zum Throne des Himmels. Ein unsterbliches Mädchen voll Unschuld und Demuth und unaussprechlicher Reitze, dem mit Recht dieses Glück zu Theil ward. Ihr Gesicht geht über das schöne Wesen jeder Menschentochter; es ist lauter, reiner, süsser, sonder alle Zier ächter Göttinnengeist. Hinauf wird sie gehoben mit sanft nach der Höhe gebreiteten zarten Händen, endlich nun Gottes Sohne nach, den sie, unentweyht, unter ihrem Herzen getragen; dem Ewigen entgegen. Ihre, im Feuer der Entzückung, und doch fromm und mägdlich, emporgekehrten hellbraunen Augäpfel, so, daß nur wenig von dem Braunen, und lauter Weiß zu sehen ist; die weibliche Erhabenheit über den aufgezogenen sich herumverliereuden Bogen der Brauen; die sonnenreine Lauterkeit; lichtreine Heiterkeit des Herzens auf der kurzen Stirn, in die das lichtbraune Haar aus dem Schleyer herüber sich webt; die geschloßnen kleinen Rosenlippen, in solcher

Heilig-

Heiligkeit, daß nie über ſie ein ſträfliches Wort kommen konnte; das gerundete Kinn, die blühenden Wangen, und alles in der ſüſſeſten Form der Liebe; der zarte Hals; der feine ſchlanke Oberleib — Denken Sie ſich das alles in Grazie lebendig, in blaßrothen anliegenden vorigen Sterbegewande, wodurch die ſchönſten Brüſte ſich ein wenig über dem falben Streif von Gürtelbinde ründen; der überirrdiſche ebene ein wenig ſich erhebende Unterleib — Doch, ich werde zum Schwärmer über der Betrachtung. Und Dank dem Himmel, daß ich das werden kann! Schwärmerey für das Schöne macht allein zum glücklichen Menſchen. O Petrarca, o Plato, euch hatte Adam des Paradieſes nicht verluſtig gemacht!

Ueber ſie, ganz von der linken Schulter, die rechte Seite über der Hüfte unten hinüber, iſt ein blaues ſeidenes Ueberzeug in den leichteſten Falten geworfen. Flügelregende Engel, worunter die zween größten von himmliſcher Schönheit, und hohe Ideale ſchöner Knaben ſind, berühren mit ihren Schultern, ſchön im Kreis herum, in Unſchuld und Anbetung, den Saum des untergeſunkuen Gewands zun Füſſen; und oben empfangen ſie andre, klein in weiter Entfernung, im Lichte, das von dem Himmel aller Himmel, vie die allerheiligſte Gluth, herunterleuchtet, und den ganzen Luftraum erfüllt.

Johannes in der Wüſte;
von Raphael.

Noch das erſte Meiſterſtück der Kunſt auf der hieſigen Gallerie.

Die Stellung iſt ſchwer zu beſchreiben, da es ſogar Mahler giebt, die ſie im wirklichen Gemählde nicht faſſen; ob ſie gleich deutlich in die Augen fällt, und beym erſten Blick ſchon den größten Meiſter in der Kunſt verräth.

Eine Anhöhe von einem in die Höhe ſteigenden Felſen, unter Mooß und Kraut, und daran herum verzogenen Epheu, linker Seite des Gemähldes, woraus eine Quelle kömmt, die aus einem kleinen Damm in einigen Sprüngen in dämmerndem Licht herunterfällt, ſich da ein wenig wirbelt, und vereinigt in grünem Ufer weiter hinab rinnt, und, unten, wo das Gemählde aufhört, fortrieſelt.

Daran hat ſich Johannes, in Lebensgröße, gänzlich ohne Gewand (auſſer daß er eine Tygerhaut, die ihm eigen ſeyn muß bey den Mahlern, unter ſich gebreitet; wovon ihm ein ſchmaaler Streif, über das Gelenk an der rechten Hüfte fällt, und die Schaam ſo eben bedeckt) daran hat ſich Johannes, mit dem Fuß des geſtreckten rechten Beins auf eine feſte ſichre Stelle tretend, an und hinter hohen Bäumen von der Rückenſeite

ckenfelte rechter Hand, über ſie mit dem Oberleib etwas ſchräg, hinauf gehoben; und ſeine Schwere ruht auf der erſten Hälfte des linken hineinſitzenden Schenkels — und ein wenig auf dem Ballen der linken, wie geſtützten, Hand, (worinn er ein rundes Holz, mit einem Spalt vorn, hält, in dem ein anderes kleines queer durch im Kreuze liegt,) wodurch die Schulter oben etwas erhöht wird, und noch ein wenig auf dem Fuſſe des geſtreckten rechten Beins, die dieſelbe im Gleichgewichte halten. Der rechte Arm (in deſſen Hand er eine runde hölzerne Schaale zum Waſſerſchöpfen an den Felſen hält, und die am Knöchel über dem Knöchel der wie aufgeſtämmten Linken gehalten iſt) hängt mit ſeiner Schulter, und der Bruſt von daher, ſanft nach dem linken Vorderſchenkel hinüber, wo der Mittelpunkt der Schwere iſt, (deſſen Bein nach dem rechten ſich wendet, und unter dieſes Knie felſenab den Fuß ſtämmet, an welches Zehen Wiederſchein von Abendlicht leuchtet.)

Sein Kopf, mit krauſen lichtbraunen Locken bedeckt, wovon einige in das rechte Theil der Stirn, und über das linke Ohr herüber gehn, ſteht aufrecht, gegen den linker Hand hin etwas ſchrägen Oberleib, vorwärts nach der rechten hinunter dem rinnenden Waſſer nachſehend.

Vergeben Sie mir die Einſchiebſel, vielen Unterſcheidungszeichen, Verbindungswörter und Beziehungs-

ziehungssylben; es ist mir nicht möglich, mit andern Worten Anschauen und Sinnlichkeit in Beschreibung dieser herrlichen Stellung hervorzubringen.

Da sagen nun einige, die das Zeichnen besser verstehen wollen, als Raphael in seiner besten Zeit und in einem seiner besten Stücke, wo er sich das richtigste Maaß von schöner Natur und den Antiken schon zu augenblicklichfertigem Fingergefühl gemacht hatte; „man müsse sich wahrhaftig in Verzückung befinden, wenn man diesen St. Johannes wie eine superbe akademische Figur betrachtete; aber doch wäre zu wünschen, daß er eine andre rechte Schulter, und einen andern linken Schenkel hätte.„ Als ob man über die bloße Figur eines Hinkenden und Verwachsenen sich in Verzückung befinden, und das eine prächtige akademische Figur nennen könne! Die Leute wollen reden, und gern als Meister und Kenner kritisieren, und wissen nicht was; und glauben, verständiger als Gott gewesen seyn zu wollen, wann sie den Mond nicht voll sehen, ohne die Schönheit seiner Hörner zu empfinden. Wenn sie sich selbst nur in die Stellung an irgend einen Berg versetzen wollten, wie Johannes da ist, so würden sie finden, daß der Schein ihres linken Schenkels eben nicht länger, und ihre rechte Schulter eben so gesunken seyn würde; die im Original so reizend zur Ruhe der ganzen Stellung harmonirt. Man muß nichts von der Perspektif wissen, wenn man hier tadeln

will,

will, wo schon ein Billardsauge das rechte Maaß erblickt; dessen völlige Richtigkeit aus dem Sehpunkt, der hier leicht zu finden ist, erwiesen werden könnte, wenn die Anklage wegen eines Schülerschnitzers gegen den größten Zeichner zu seiner besten Zeit nicht schon im Vortrage zu ungereimt wäre: und nicht zu augenscheinlich wäre für Jeden, der nur so viel Herz hat, um getäuscht zu werden, und weiß, was es ist; daß es ein hohes Meisterstück perspektivischer Zeichnung sey. Doch genug davon!

Die ganze Scene ist in einem Lichte, wie es einige Stunden vor Sonnenuntergang ist; in dem seeligsten, das auf die Erde kömmt — in einem Tone von Luft und Himmel gleichsam wie der des schönsten Jomellischen Liedes:

Se mai senti spirarti su'l volto
Lieve fiato, che lento t'aggiri.

Stille, innrer Friede, Ruhe, vor welcher noch her der Tiefsinn des ersten der Menschen, auf welchen gleich der Sohn des Herrn folgte, von der Stirn über die scharfe Nase und Oberlippe herabflammt; der sich nun von der aus dem Felsen quellenden, und unten hinfliessenden Fluth willig kühlen, und sich die Gegenwart von ihrem Lauf ergreifen läßt.

Erscheinung eines himmlischen Geistes, dessen Heymath nicht auf dieser Erde ist, so eben nur sicht-

bar

dar in höchster Schönheit. Ein reizender Jüngling, den bey aller Huld ein Schein edler Wildheit vor dem Getümmel der Menschen umschwebt, und der nun ablassen will von Betrachtung, wie die sich neigende Sonne; und noch ganz lebendig in heißen Gefühlen, die in den leichten Lüften wieder in sich gehn. Wahrhaftiger Johannes, und kein andrer Sterblicher!

Wie alle die bedeutenden Theile im Lichte stehn, und die andern im Schatten, der an der rechten Seite, von den Bäumen her, beynahe ins Dunkle sich verliert; und nun von dem Ganzen so nach und nach unaufhörlich, wie von Quell, erquickendes Wohlthun einem ins Herz überfließt, ist unaussäglich. O wie oft, heiliges Bild, hast du mich, am stillem Abend, einsam unter deinem Einfluß sitzend, alles in der Welt vergessen gemacht! In dir, und durch dich bin ich in Tiefen versunken; und bin von ihnen verschlungen worden, wie ein Nichts; und bin mit Schrecken und Furcht in Thränen wieder daraus erwacht; und ich habe in dir, und durch dich wieder Ruhe der Seele gefunden.

Stündest du in einer alten Kapelle, im Gesträuch vom grünen Thal hinauf, am Fuß eines waldichten einsamen Gebirgs; dann würdest du so recht die Wallfahrt der Weisen seyn.

Hinter

Stadtbibl. Universitätsbibl. Leipzig

Hinter den Bäumen rechter Hand hin ſteht eine Einſiedeley in alter Säulenordnung nach dem Felſen zu, zwiſchen einzelnen Bäumen, im erſten ſchönen Gefühl der Natur erbaut; und jenſeits dieſer in der Mitte, kaum ſichtbare Gebäude, und hinter dieſen ein hoher Berg.

So viel denn für diesmal, Beſter! Ich würde meinen Endzweck erreicht haben, wann ich Sie mit dieſer ſchwachen Beſchreibung, nur des hundertſten Theils unſrer Gallerie, bewegen könnte, einmal Ihr Verſprechen zu erfüllen, womit Sie uns ſo oft vergebliche Hofnung gemacht; ſelbſt hieher zu kommen. Wie würden Sie das bloße Wort alles ſo lebendig ſchauen! nicht mehr, an die dunkle Verheißung ewiger Schönheit denken! Inbrunſtvolle Lieder ſingen für die Waller nach dem Johannes in der Wüſte! Sie ſollten alles nach einander in einem Taumel von Luſt genießen, was F— und ich heiliges für Phantaſie und Herz an den Ufern des Rheins in Natur und Kunſt in manchen Frühlingstagen aufgeſpürt hätten. Wollten Sie in den unvergleichlichen italieniſchen Pallaſt, mit ſchönen Gemählden ausgeziert, und voll ſinnreicher, allegoriſcher und mythologiſcher Platfonds, auf das Schloß zu Bensberg führen, wovon ihre Blicke eine Gegend, wie Florenz, unter ſich und weit und breit um ſich her, betrachten würden; und eine reizendere, da Florenz keinen Rhein ſo

gleich in der Nähe ſeine ſpiegellichte Waſſerfluthen vor ſich her ſtrömen ſieht, wie Bensberg vor Cöln mit den zweyhundert Tempeln. Wollten Sie nach Aachen und Spaa begleiten, wo Sie zwar keine olympiſche Spiele würden feyern ſehn, aber doch die angenehmen Thäler und Hayne, und Hügel und Berge, wo der große Karl von ſeinen Siegen ausruhte; oder lieber geradeswegs weiter von Bensberg über das ſchöne Neuwied zur Aſpaſia der Sternheim.

Will ſehen, was ich kann und vermag. Nächſtens noch einen Brief, und einen allein über Rubens, den wahrhaftigen Herkules der Mahlerey, ſo wie Raphael der Apollo derſelben iſt. Wir haben von ihm allein einen ganzen großen Saal voll der herrlichſten Gemählde. Glauben Sie nicht, daß ich aus Noth einen zu großen Sprung thue, von Rom nach Antwerpen, (oder vielmehr nur von Italien über die Alpen nach Teutſchland; denn Rubens iſt in Cöln gebohren und getauft; wovon er ſelbſt, als Geſchenk, das Zeugniß mit einem ſeiner ſtärkſten Gemählde, der Kreuzigung Petri, in der Peterskirche da hinterlaſſen hat.) Wir beſitzen noch Stücke die Menge von Italienern; aber die Beſchreibung derſelben iſt keine Sache für einige Briefe, und es gehört ein wenig mehr Bequemlichkeit darzu, als ich habe. Es ſind hier nicht wenig der beſten Stücke von Luca Jordano, Paolo Veroneſe, Zanetti; und

und einzelne schöne von Tizian, Ciguano, Andrea del Sarto, Maratti, Procaccini, Pietro de Cortona, Albano, Salvator Rosa, den Carrachen und andern.

So eben fällt mir noch eine Madonna ein von Tizian, wovon die Mahlerey nur sich nicht wohl erhalten hat, die ich auf der Gallerie aus der Acht gelassen habe, und hier auf meinem Zimmer den oben beschriebenen noch hinzu gesellen will. Es ist eine Madonna mit dem kleinen Jesus noch in der Windel, dem Johannes und einem Einsiedler.

Die Mutter Gottes ist in einer so schön erfundnen Stellung, daß alles dadurch an ihr vom eben sichtbaren Fuß bis zum Wirbel reizend wird. (In der Grazie weiblicher Stellung sind die Italiener überhaupt immer die größten Meister; Psyche von Raphael, Venus, Danae vom Tizian u. s. w. werden Ihnen sogleich beyfallen.) Johannes an der rechten Seite des Gemähldes hat das Kind im Arm, und reicht es wieder der Mutter; die in der Mitte, gerade nach der linken Seite zu, auf einem etwas hohen Schemel sitzt, und sich mit dem Oberleib herumwendet, mit den Füssen, bis auf die Drehung, an ihrer Stelle bleibend, und es von ihm mit der Windel nimmt, um es einem, am Ende der linken Seite, knieenden Einsiedler, auf welchen sie dabey immer

noch das Geſicht richtet, anbeten zu laſſen. (Gleichſam Wiederſchein der Gottheit des Kindes.) Die ganze ſchöne Form ihres Leibes zeigt ſich dadurch unter dem davor enger anliegenden, und ſanft ſich faltenden, und am Unterleib ebnenden rothen Gewande. Unten ſind die Zehen des rechten Fußes dadurch ſichtbar geworden, die die Schönheit des Uebrigen verrathen, und davon klares Zeugniß geben. Ihr Geſicht gehört unter die ſchönſten achtzehnjährigen Mädchengeſichter von Italien, voll immer lebendiger Empfindlichkeit, und himmliſcher Güte gegen den Einſiedler. Das Fleiſch im Ganzen iſt täuſchende Wirklichkeit, inſonderheit an den Männern; iſt nicht Farbe, ſondern Haut und Zug, und Blut und Nervenſaft darunter. Man begreift nicht, (weniger noch bey den andern unverdorbenen, die wir von ihm haben,) wie der Mann das der Natur mit feſter Materie nachzumachen gelernt hat.

Ich betrachte dergleichen alternde Gemählde mit Andacht, in dem ſchauerlichen Gefühl des Alterthums; wie Sicilianiſche griechiſche Tempel, wie heilige Reſte von der Urgüte und Schönheit der Edlen, die vor uns waren, und in Dunkelheit zurückgewichen ſind, in das Reich der Schatten, wie auch wir einſt ſeyn werden; und ſie würden vielleicht nicht ſo ſtarken Eindruck auf mich machen, wenn ſie noch die friſche junge Farbe hätten. So iſt meine

ſüſſe

ſüſſe Augenweide eine Suſanna von Annibal Caraccio, wovon das Gemählde ſo ſchwarz geworden iſt, daß man die Augen ſchärfen muß, wenn man alles darinn ſehen will. Wir haben zwar noch zwo andre, eine von van Dyk, die ein Meiſterſtück, und ſein höchſtes in Kolorit iſt, und noch ſo friſch und ſaftig, wie eben vom Pinſel; und eine von Dominichino, ſchön an Gliedern, inſonderheit an den Beinen, wie das daran ſchönſte Mädchen war zur Juno von Kroton; allein was ſind mir dieſe gegen mein Himmelskind von Annibal! Freylich mag nicht wenig dazu beytragen der ewig neue Geiſt darinn, die Schönheit der Erfindung.

Das Mädchen ſitzt von der rechten Seite nackend, im ſchönſten Gewächs jugendlicher weiblicher Natur, in der Größe der Mediceiſchen Venus, in einem Gartenbade da, das mit Geſträuch umſchattet iſt; und hält den kleinen rundlichen rechten Fuß mit der blanken Wade an eine römiſche Röhre rechter Hand nach der Wand hin, woraus Brunnen läuft; und bückt ſich ein wenig, und wäſcht ihn mit der Hand. Ueber der Hüfte, in der Wellenlinie Hogarths, die hier den höchſten Reiz hat, liegt zwiſchen den Beinen ein ſchmal gefaltetes dünnes Leinen zum trocknen; und der ſchwanenweiße Rücken, (denn ſeine junge feine Form, geſtattet, wie bey der Wade, keine andre Farbe) und die muthwillige Hebenbruſt,

die sich vom geschlanken zarten Arm, der für einen Gott zur Umarmung gerundet ist, nicht verstecken lassen will: und das unvergleichliche ovale Gesicht, dergleichen ich keine Blüthe der Jugend, und Unschuld, und jungfräulicher Unbefangenheit in irgend einem andern gesehn habe, werfen einen zur Anbetung nieder, wie die Stimme vom Himmel: Was verfolgst du mich?

Und nun kommen hinter ihr her, aus den hohen Bäumen durchs Gesträuch, die zween alten Sündenböcke, mit ihren langen rauhen Bärten, herangeschlichen, in Gestaltungen, die dem großen Raphael in seinem besten Alter Ehre machen würden, und blicken gierig, wie Falken nach einem weißen Täubchen, das sich das Köpfchen baddelt, ohne was Arges zu befürchten; und der Eine thut leise sachtchen das Laub bey Seite mit dem linken Fang, und der Andre tritt auf den Zehen nebenher nach, und winkt mit der Rechten, den Hals und das Kinn schadenfroh vorrückend, als ob er das erste Loos gezogen, St!

Wer ist der, der sich die Geschichte, wie sie ist, in eine schönere Idee denken will? Keiner noch, so oft sie gemahlt worden, hat mit ihr und dem jungen Feuergefühl seines Lebens so eins gezeugt. Wie die zween alten Faunen hier mehr sind, als einer, und

und fürchterlicher als doch immer zuletzt weichende Jungens, die bey den andern wie Einfaltspinsel im widersprechenden Charakter da stehn, und bitten, oder einen Zipfel vom Hemde säuberlich mit den Fingern fassen, womit, Gott weiß wie, die Dirne das Beste so geschwind hat verstecken können. Wie hier das Handtuch so ungekünstelt da liegt, daß man sich nicht im mindesten darüber beschweren kann; wie hier das Ganze in schönster Einfalt so an sich zieht, so bange macht, daß einem das Herz im Leibe zittert, und man aus Leibeskräften beyspringen will!

Ach, liebster Freund! und da hängt es unbemerkt in einer Ecke, und Niemand sieht's an vor den schlüpfrigen Farben des van Dyk, der die Mischung besser verstand, als unser Liebling, und sie nicht auf rothen Grund trug, auf die rothe Erde, die endlich alle andre Farben, wie ein Hecht, verschlingt, und darüber schwarz wird.

Düsseldorf, August, 1776.

III.

Auszug aus den Nachrichten von dem verstorbenen Pabst Clemens XIV.

Man pflegt in Italien zu sagen, ein Pabst sieht niemals die Wahrheit, als wenn er das Evangelium

ließt. Clemens, ohne Spionen (die Zuflucht niedriger und kleiner Geister) zu brauchen, warf seine Augen um sich her, und sah selbst, was ihm nöthig war zu wissen; dabey belohnte und bestrafte er, als ein Prinz, der zu regieren wußte; er erklärte, oder er verstellte sich. „Die Vorsehung (sagte er) hat „mich nur als einen Wächter gesezt, über das Haus „Israel sorgfältig zu wachen.„ Es ist wahr, seine außerordentliche Wachsamkeit erregte Murren; aber er war überzeugt, daß ein Volk nur nach dem Verhältniß glücklich ist, als der Beherrscher auf jede Kleinigkeit, die seine Wohlfahrt angeht, seine Aufmerksamkeit richtet; und diejenigen, welche Aemter und Bedienungen bekleideten, waren genöthiget, in ihrer eigenen Aufführung sehr behutsam zu seyn, welches bey der vorigen Regierung nicht der Fall war, da die Malversation ungestraft ausgeübet wurde.

Lambertini (Benedict XIV.) erlangte den Ruf eines großen Lehrers, und wurde auswärts verehrt, unfähig, seine Staaten zu regieren. Die Römer, wenn sie von ihm redten, pflegten zu sagen: Magnus in folio, paruus in folio. Corsini (Clemens XII.) war zehn Jahre blind von zwölfen, die er regierte, und man mag daraus urtheilen, ob die Schatzmeister oder Einnehmer damals nicht recht gute Augen hatten. Orsini (Benedict XIII.) von dem Prediger-

Orden,

Orden, zu heilig, um etwas Böſes zu argwohnen, wurde unaufhörlich von dem unglücklichen Cardinal Coſcia hintergangen, der, wiewohl ein bloßer Barbiersſohn aus Neapel, ſich auf Koſten des heiligen Stuhls bereicherte, in dem Schloſſe von St. Ange gefangen geſezt wurde, und im Jahr 1755 mit Reichthümern und dem öffentlichen Unwillen beladen, ſtarb.

Die Pflichten eines Fürſten und eines Seelenhirten ſind ſehr ſchwer zu vereinigen; die Politik erfodert oft, was die Religion nicht verſtattet; wenn der Charakter eines Pabſtes Gnade einflößet, ſo verlangt der von einem Regenten Strenge. So leſen wir, daß Sixtus V. ein großer Monarch war, ohne bigot zu ſeyn, und daß S. Pius ein guter Pabſt aber ein elender Regent war. Dieß veranlaßte einen Geſchichtſchreiber zu ſagen, daß diejenigen Päbſte, die aus dem Franciſcaner-Orden genommen worden, und an der Anzahl ſechs wären, alle das Talent gut zu regieren gehabt hätten; und diejenigen, die von den Dominicaner-Orden geweſen, geſchickter geweſen wären, zu erbauen.

Ganganelli, der verſtorbene Pabſt, deſſen Taufnamen Franz Loren; waren, war zu St. Angelo gebohren, in dem Herzogthum Urbino, den 31 Octbr. 1705; und wurde, ob er gleich noch nicht Biſchof war, den 19 May 1769 zum Pabſte erwählet. Damals, wie

ſich der Leſer erinnern wird, war der Stuhl von Rom in einen höchſt unangenehmen und gefährlichen Streit mit dem Hauſe Bourbon verwickelt. Er war derjenige Pabſt, der die obigen Eigenſchaften am meiſten vereinigte, da eine männliche Gottesfurcht ſich beſſer mit der Oberherrſchaft verträgt, als eine weibiſche und kleinmüthige Andacht. Seine Religion trug das Gepräge ſeines Charakters und Genie's, ſie war ſtark und erhaben, außerdem würde er oft in ſeinen Operationen aufgehalten worden ſeyn; aber, da er alle Dinge als ein großer Mann anſah, und ſich über öffentliche Nachreden, Vorurtheile und ſelbſt Vorfälle erhob, ſo wußte er zugleich Regent und Pabſt zu ſeyn.

Die kleinen Kunſtgriffe, die eingeſchränkte Seelen brauchen ihre Abſichten zu erreichen, kannte er nicht. Wiewohl vorzüglich gemacht für einen Hof, den man als den Mittelpunkt aller Intrigue und Schikane anſieht, betrog er die Staatsklugen doch nicht anders, als durch ſein Stillſchweigen; denn, wenn er ſprach, ſo ſagte er die Wahrheit. Er war ein zu aufrichtiger Mann, um krumme Wege zu wählen; und war in der That ein zu großes Genie, um ſie nöthig zu haben.

Niemand verſtand beſſer, als er, ſich des rechten Zeitpunkts zu bemächtigen; denn er war weder zu lang-

langſam, noch zu übereilt. Die Stunde iſt nicht gekommen, pflegte er zu ſagen, wenn man ihm anlag, eine Unternehmung zu beſchleunigen. Er ſchrieb an den Cardinal Stoppani: „Ich mißtraue meiner Lebhaftigkeit, und deshalb werde ich nicht eher, als bis nach Verfluß einer Woche auf das antworten, was Ihre Eminenz von mir verlangen. Unſere Einbildungskraft iſt oft unſere größte Feindin; ich beſtrebe mich, ſie zu ermüden, ehe ich handle. Geſchäfte haben, gleich Früchten, ihre Reife; und nur dann, wenn ſie zeitig ſind, ſollten wir daran gedenken, ſie auszuführen.„ Seine Art zu leſen glich ſeinen andern Verrichtungen; er enthielt ſich der Bücher, wenn er ſich zum Denken aufgelegt fand. Und da Souverains von den Umſtänden geleitet werden, (woraus wir ſchließen können, daß alle Menſchen abhängig gebohren ſind) ſo blieb er oft einen großen Theil der Nacht wachend, und ſchlief am Tage. Der Compaß der Mönche, pflegte er zu ſagen, iſt ihre Ordensregel; aber die Uhr der Regenten iſt das Bedürfniß ihres Volks. Laßt es eine Stunde ſeyn, welche es will, wenn ſie uns nöthig haben, müſſen wir ihnen aufwarten. („La buſſola di frati é la loro regola, ma il biſogno del popolo é l'orologio dei Sovrani.„)

Dieſe Maxime entriß ihn oft, als er Pabſt war, ſeinen Büchern. Er las alsdann nur, um ſich zu erbau-

erbauen oder ſich von Geſchäften zu erholen. Er war der Meynung, daß alle Bücher in der Welt auf ſechstauſend Bände in Folio könnten reducirt werden, und daß diejenigen des gegenwärtigen Zeitalters nichts als Gemälde wären, welche zu reinigen Sudler die Kunſt gefunden hätten, um ſie dem Auge des Publici im geſchickteſten Lichte darzuſtellen.

Es iſt zu beklagen, daß er nichts geſchrieben, wiewohl einige ihm einen Theil von den Werken Benedict XIV. zugeſchrieben haben. Wir würden in ſeinen Schriften das Phlegma der Teutſchen mit der Lebhaftigkeit der Italiäner vermiſcht, gefunden haben; aber er war ſo vollkommen überzeugt, daß es zu viele Schriftſteller gäbe, daß er ſtets befürchtete, ihre Zahl zu vermehren. Er ſagte eines Tages lächelnd: „Wer weiß, ob es nicht Bruder Franzen noch einmal in den Kopf kommen mag, zu ſchreiben? Ich würde nicht im mindeſten erſtaunen, ein Werk von ſeiner Hand zu ſehen; aber gewißlich würde es nicht die Geſchichte meiner Ragouts ſeyn, oder das Buch müßte ſehr kurz gerathen! „

Wenn irgend jemand die modiſchen Producte, die gegen das Chriſtenthum erſchienen, gegen ihn erwähnte, ſo pflegte er zu ſagen: „Je mehr ihrer ſind, deſto mehr wird die Welt von der Nothwendigkeit deſſelben überzeugt werden.„ Er bemerkte, daß alle

Schrift-

Schriftſteller, die gegen das Chriſtenthum ſchrieben, nur wüßten, einen Graben zu graben, und daß das alles wäre, womit ſie ſeine Stelle erſetzen könnten. Er ſagte, daß Voltaire, deſſen Poeſie er bewunderte, die Religion nur deswegen ſo oft angriffe, weil ſie ihm beſchwerlich wäre; und daß J. J. Rouſſeau ein Maler wäre, der allemal die Köpfe vergäße, und der nur in der Draperie vortreflich wäre.

Er erklärte ſich eines Tages über das bekannte Syſtem der Natur, und ſügte hinzu: „Was mir leid thut, iſt, daß, je mehr es auf falſche Grundſätze gebauet iſt, deſto mehr Ruf und Leſer es in einem Zeitalter, wie das unſrige iſt, gewinnen wird, und durch eine ernſthafte Widerlegung deſſelben wird es nur noch einen größern Werth erlangen. Er bemerkte nachmals, daß der Verfaſſer dieſes ſchlimmen Buchs ein Unſinniger ſey, der ſich einbildet, daß, wenn er den Herrn des Hauſes verändert, er darüber nach ſeinem Gefallen gebieten könne, ohne zu bedenken, daß keine Geſchöpfe anders, als durch ihre Exiſtenz in Gott, athmen können, in Ihm leben, weben und ſind. Aber (ſetzt er hinzu) jedes Zeitalter unterſcheidet ſich durch eine neugebackene Mode, zu denken. Nach den Zeiten des Aberglaubens ſind die Tage des Unglaubens gekommen, und der Menſch, der vorher eine Menge Götter anbetete, affectirt nun, keinen einzigen zu erkennen. Tugend, Laſter,

Unſin-

Unsittlichkeit, Vernichtung, alles scheinen ihm gleichbedeutende Worte, wenn ihm nur irgend ein unbedeutendes Schriftchen zu einer Schanze gegen den Himmel dient; und selbst in dem Schoos der Religion erzeugen und vermehren sich diese ärgerlichen Meynungen. So lange die Religion von den Heiden verfolgt wurde, so hatte ein Pabst wenigstens den Ruhm und das Glück, sie auf Kosten seines Blutes zu vertheidigen; aber nun, da er nicht zum Märtyrerthum fliehen kann, ist er unglücklicher Weise gezwungen, der elende Zeuge des Irrthums und der Gottlosigkeit zu seyn. „

Diese vortrefliche Betrachtungen machte er in Gegenwart eines Maltheserritters, von dem der Verfasser dieser Nachrichten sie hatte, und welcher ihn versicherte: der Pabst sey stets bereit, sich für das Beste der Religion und das Interesse der Kirche aufzuopfern, indem er sein Leben für nichts achtete, wenn diese aufs Spiel gesetzt wurden.

Bloß für die Ehre der Kirche erwählte er von Zeit zu Zeit verschiedene Cardinäle, ohne einige Aufmerksamkeit auf ihre Privatverbindungen zu richten. Ihre Einsetzung, welche in dem neunten Jahrhunderte anfieng, hatte keinen andern Zweck, als das Beste und die Ehre der Religion. Sie machen die Rathsversammlung der regierenden Päbste aus, wenn

wenn sie Rath bedürfen; und es gab zu allen Zeiten unter ihnen erlauchte Personen, deren Eifer und Einsicht der Kirche und dem Staate unendlichen Vortheil brachten. Einige trieb ihr Muth und Glauben bis an die äussersten Gränzen der Welt; andre regierten mit Weisheit, und mit dem Beyfalle der Fürsten, die blühendsten Reiche. Die entferntesten Zeitalter werden sich mit Bewundrung der Amboise, der Ximenes, Richelieu und Fleury, erinnern, und sie als Bollwerke derjenigen Königreiche betrachten, wo sie als Ministers handelten.

Wenn Clemens XIV. während seines Pabstthums keine vollständige Promotion von Cardinälen machte: so ist zu glauben, daß er von andern Mächten eingeschränkt, oder in Verlegenheit war, geschickte Gegenstände zu wählen. Er wollte vielleicht lieber keine wählen, als Mißverständniß unter alten Freunden erwecken, die sich mit der Hofnung schmeichelten, den Purpur zu erhalten, und gleichwohl desselben unwürdig seyn mochten. Die guten Eigenschaften, die zur Freundschaft erfordert werden, sind für einen Cardinal nicht zureichend. Es ist eine Würde, die zuviel Einfluß auf die Kirche hat, um den Zufall darüber entscheiden zu lassen.

Um von dem Genie des Clemens richtig zu urtheilen, sollten wir ihn mit einigen Freunden, und beson-

besonders dem Cardinal de Bernis, (dessen verschiedene Auftritte des Lebens den schmeichelhaftesten Perioden, und den feinsten Werken gewidmet schienen,) sich über Gegenstände der Zeiten, und über die Mittel, das Interesse der Religion mit demjenigen der Fürsten zu vereinigen, unterreden sehen. Wenn von diesen seinen Rathgebern die größten Lichter auf den strittigen Gegenstand waren geworfen worden: so entschied Ganganelli, als die erste Springfeder ihrer Berathschlagungen, mit männlicher Entschlossenheit. Der geringste Irrthum würde von der gefährlichsten Folge gewesen seyn. Der vornehmste Streitpunkt war, die Rechte der regierenden Päbste, und die Beweggründe, nach denen er handelte, abzuwiegen, und sich in den Gränzen zu erhalten, die das Gleichgewicht zwischen dem heiligen Vater und den andern Mächten unterstützen.

Je schwerer und wichtiger die Geschäffte eines Pabstes sind, destomehr Ruhe hat er nöthig, um ihn bey seinen Arbeiten zu stärken. Castelgandolfo, ein Schloß von dem Ritter Bernini, vier Meilen von Rom, bey dem Teiche Albano gebauet, welches die reizendsten Aussichten hat, ist der gewöhnliche Sommeraufenthalt der regierenden Päbste. Clemens unterließ nicht, sich dahin in den Monaten May und October zu begeben, welches in Italien

lien die ſchicklichſten Jahrszeiten ſind, die Vergnügungen des Landes zu genießen, und hier ſollten wir, um mit Clemens vertraut zu werden, ihn ſehen, wie er ein Inſekt, eine Blume zergliedert, die Erſcheinungen der Natur verfolgt, und ſtufenweiſe zu ihrem Urheber aufſteigt, und endlich, Himmel und Erde mit einem Blicke umfaſſet; oder ſich in ſich ſelbſt zurückziehet, den Menſchen betrachtet, oder, zu andern Zeiten, mit ſeinen Freunden vertraut umgeht.

Seine Einbildungskraft wurde bey dem Anblicke der Schönheiten, die ſich in der Nachbarſchaft von Rom darſtellen, ergötzt; bey dem Andenken an die alten Römer, die ſo kühn dieſen Boden betreten hatten, rief er die erhabenſten und ſinnreichſten Stellen der alten Dichter, in ſein Gedächtnis zurück. Es giebt wenig Italiener, ſo gering auch ihre Beleſenheit ſeyn mag, die mit den Werken eines Arioſt, Dante, Taſſo, Petrarch und Metaſtaſio unbekannt wären; ſelbſt die Frauenzimmer vertreiben ſich die Zeit mit Leſung dieſer Dichter, und können ſie gelegentlich anführen. Seine Philoſophie kam ſeiner Einbildungskraft vortrefflich zu ſtatten; ſie erinnerte ihn an die verſchiedenen Situationen ſeines Lebens; zu einer Zeit in einem Stande von dunkler Ruhe, dann mit Gewalt in dem Schimmer der Hoheit herumgetrieben, gleich einem

Pilot, der nach einem ruhigen, heitern Morgen sich am Abend in einem gewaltsamen Orkan, mit Donner, Hagel und Regen begleitet, findet.

Manchmal pflegte er sich, vom Denken ermüdet, mit einem seiner alten Klosterfreunde, P. Franz, in eine vor dem Auge der Neugierde gesicherte Laube zu begeben. Hier belustigten sie sich mit Klosteranekdoten, und sie schienen in einem vollkommenen Stande der Gleichheit zu seyn. Eines Tages, als ihn Clemens sahe, wiederhohlte er zweymal diese Worte: „Er hat seine Kutte behalten, und ist glücklicher als ich, der ich die dreyfache Krone trage. Es war beschlossen, ich sollte Pabst seyn, und ich fürchte sehr — (hier hielt er inne) doch wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen.„

Er dachte auf eben die Weise nach, wenn einige Abgesandten ihm angemeldet wurden. Sie fanden ihn so heiter und ruhig, als wenn nichts sein Gemüth beschäftigte; aber er konnte nicht anders, als heimlich über die Verlegenheit lachen, worein er die Neugierigen sezte.

Da er einst zu Castelgandolfo einigen Großen von Spanien ein glänzendes Gastmahl gab, legte er sein gebietendes Ansehen ab, und trat auf eine freundschaftliche Art zu ihnen, da sie bey Tafel

saßen,

ſaßen, ohne ſie aufſtehen zu laſſen, ihn zu bewill-kommen.

Das Publikum bildete ſich ein, er habe den großen Gegenſtand die Jeſuiten aus dem Geſichte verlohren, indeß, nach Gewohnheit des Römiſchen Hofes, er nur Zeit zu gewinnen ſuchte. Er durchſuchte zu Zeiten die Archive der Propaganda, um ſich aus den Nachrichten des Cardinal De Tournon, Maigrot, la Beaume, und der Miſſions-Jeſuiten, Raths zu erhohlen. Zu andern Zeiten las er die Anklagen der Geſellſchaft, und ihre Vertheidigungen. Jedes wichtige Werk, für oder wider die Jeſuiten, unterſuchte er ſorgfältig; indeß er, gleich mißtrauiſch gegen die Lobſprüche und Spöttereyen, die über ſie ergiengen, weder von ihren Lobrednern noch Spöttern auf eine oder die andere Seite gelenkt wurde. Kein Menſch war jemals unpartheyiſcher. Indem er ſich von ſeiner eigenen Neigung ſowohl, als von allen Vorurtheilen entfernte; urtheilte er auf eben die Art von der Sache, wie die Nachkommenſchaft urtheilen wird. „Laßt mich (ſagte er zu den Monarchen, die in ihn drangen, zu entſcheiden) Muße haben, die wichtige Angelegenheit, worüber ich den Ausſpruch thun ſoll, zu unterſuchen. Ich bin der gemeinſchaftliche Vater der Glaubigen, beſonders derjenigen von der Geiſtlichkeit, und ich kann einen berühmten Orden nicht vernichten, ohne hinläng-

chen Grund, mich in den Augen aller Jahrhunderte, und über alles, vor Gott zu rechtfertigen. „

Das Volk, das ihn stets anbetete, hörte nicht auf, seine Regierung zu segnen; und seine Standhaftigkeit hierinnen macht ihren größesten Lobspruch aus. Es ist genug bekannt, daß die Römer leicht vom Enthusiasmus zum Hasse übergehen; daß sie öfters diejenigen Päbste verläumdet haben, die sie am meisten geschmeichelt hatten; und daß ein Pabst, der ihnen gefallen will, nicht über drey Jahre regieren sollte. Wegen ihrer Trägheit hoffen sie nur glücklicher Weise beständig, daß eine Veränderung der Herren mit einem Zuwachs von Glückseligkeit begleitet seyn werde, gerade wie kranke Menschen geneigt sind, zu glauben, daß sie ruhiger seyn werden, wenn sie ihre Lage verändern.

Clemens Ruhm würde unvollkommen geblieben seyn, wenn er nichts zur Verschönerung von Rom beygetragen hätte, einer Stadt, die der Zierrathen so fähig ist, und so fruchtbar an Seltenheiten, die geschickt sind, sie auszuschmücken; aber, nicht geneigt, in die Fußtapfen Sixtus V. Paul V. oder Benedict XIV. zu treten, errichtete er ein Musäum, welches alles enthält, was die Neugierde der Alterthumsforscher und Reisender befriedigen könnte, das ist, die kostbarsten Seltenheiten, die von den Alten uns überliefert werden.

Man

Man könnte bey dieſer Gelegenheit ſagen, daß Rom, eiferſüchtig die Regierung dieſes Pabſtes zu verherrlichen, begierig war, die Meiſterſtücke auszulegen, die in ihren Eingeweiden verborgen lagen. Kaum ein Jahr vergieng, ohne daß Vaſen, Urnen, Statuen von auserleſener Arbeit, aufgegraben wurden, um die prächtige Sammlung, die unter Lambertini angefangen worden, zu bereichern. Hier können wir mit Einem Blick den Triumph der chriſtlichen Religion ſehen, aus den Fragmenten, die bey den heydniſchen Opfern dienten, und den Ruinen aller dieſer heydniſchen Gottheiten, deren Bildſäulen in keiner weitern Achtung gehalten werden, als nach dem Verhältniß der Kunſt, womit ſie ausgearbeitet ſind.

Wann Clemens von der Mannichfaltigkeit von Geſchäften, worein er verwickelt war, ſich abmüßigen konnte, beſuchte er dieſe Denkmale mit vornehmen Fremden und berühmten Künſtlern, mehr als ein Fürſt, der es für eine Pflicht anſieht, ſeine Hauptſtadt zu verſchönern; denn als ein Liebhaber, der ſeinen Geſchmack befriedigt. Dieſes ſagte er zum Ritter Chatelus, einem würdigen Zweige des unſterblichen D'Agueſſeau, ſowohl wegen ſeines Witzes, als ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit. Nachdem er ſich über verſchiedene Gegenſtände mit ihm unterhalten, ſchloß er: daß, da er in

einem Dorfe gebohren, und in einem Kloſter erzogen worden, wo die Liebe zu den Künſten nicht eingeflößt würde, er nicht die nöthige Beurtheilung hätte erlangen können, um über die Denkmale, die er ſammelte, als Kenner zu entſcheiden; ſondern, daß er ſich, als Regent, für verbunden achtete, den Künſtlern und Liebhabern die ſchönſten Muſter auszulegen, damit ſie ſie kennen lernen und nachahmen könnten.

Wenn er die Gelehrten nicht allemal belohnte, wie ſie glauben mochten, von einem Pabſte mit Recht erwarten zu können: ſo ſollte man die Umſtände in Betracht ziehen. Die Menge von Geſchäfften, worein er verwickelt war, nebſt der Kürze ſeiner Regierung, verſtattete ihm nicht Muſſe genung, ſich in Unternehmungen einzulaſſen, welche ihm das größte Vergnügen würden gewährt haben. Ueberdies kann ein Pabſt nicht allemal nach ſeinen Neigungen handeln. Es giebt Vorfälle, die ſeine Hände binden. Demohngeachtet, war er ſtets aufmerkſam, Biſchofthümer nur ſolchen zu ertheilen, die er als Männer von Gelehrſamkeit kannte; und dieſer Urſache mag die ſo häufige Beförderung der Prieſter ſeines eignen Ordens zugeſchrieben werden.

Ein Pabſt iſt gemeiniglich ſehr vorſichtig in der Ernennung eines Biſchofs. Er weiß, daß die geſchickte

ſchickte Regierung einer Dioces Urtheilskraft und Fähigkeiten erfordert; aus welchem Grunde die Italieniſchen Biſchöffe gewöhnlich eben ſo ſanft, als gelehrt, und eben ſo liebreich, als eifrig ſind. Sie ſind beſtändige Reſidenten, und ſie leben mit ihren Vicarien in Freundſchaft und Vertraulichkeit; denn ſie müſſen nicht mit jenen Monſignori vermengt werden, die in Rom unter dem Titel der Prälaten bekannt ſind, und, wiewohl ſie nicht Prieſter ſind, öfters ſolche Poſten bekleiden, die ſich für Layen eben ſo gut ſchickten, und dem Pabſt in ſeinen verſchiedenen Verrichtungen dienen.

Clemens war nicht weniger aufmerkſam in der Ernennung ſeiner Nuncien. Er verlangte, daß ſeine Geſandten ihm Ehre machen ſollten, ſowohl durch ihre Sitten, als durch ihre Gelehrſamkeit, und beſonders durch ihre Liebe zum Frieden; und wenn er Herrn Doria zu ſeinem Nuncius an den franzöſiſchen Hof, ohnerachtet ſeiner Jugend, ernannte: ſo geſchah es, weil er überzeugt war, daß ſeine auſſerordentlichen Tugenden ſeine Jahre überträfen, und daß ſein Verdienſt dem Ruf ſeines Namens bereits entſpräche.

Clemens ernannte ihn nicht eher zu ſeinem Nuncius in Frankreich, als nach dem Anſehn, daß dieſer Prälat in Spanien erlangt hatte, wo er der Ueber-

bringer der geheiligten Windel war. Er schickte ihn dahin, als einen Engel des Friedens, der geschickt sey, die Harmonie zwischen dem Vater und dem ältesten Sohne der Kirche zu erhalten.

Die Religion hat öfters durch einen unvorsichtigen Eifer gelitten; und um demselben, so weit als möglich, aufs künftige zuvorzukommen, beobachtete Clemens, dessen Klugheit alle seine Schritte und Entschließungen eingab, eine evangelische Toleranz, wie der göttliche Gesetzgeber in Ansehung der Sadducäer und Samaritaner that. Er pflegte zu sagen; „Wir legen die Liebe zu oft bey Seite, um „den Glauben aufrecht zu erhalten, und überlegen „nicht, daß, wenn es nicht erlaubt ist den Irrthum „zu dulden, es doch verbothen ist, diejenigen zu has„sen und zu verfolgen, welche unglücklicher Weise „darein gerathen sind.„

Obigem vielleicht nur zu allgemeinen Charakter mag man noch folgende besondere Umstände hinzufügen. Sein Tod wurde dem Gift unmittelbar zugeschrieben; als wenn ein alter siebzigjähriger Mann, der mit Schwachheiten und Krankheiten beladen war, die Welt nicht ohne Gewaltsamkeit verlassen könnte. Sein Verfahren gegen die Jesuiten gab, in den Gemüthern einiger Leute, eine wahrscheinliche Farbe für diese Beschuldigung her, und die Mißgunst ih-

rer Feinde verſchönerte ſie mit Umſtänden. Es ſcheint ſogar, als wenn die Miniſter derer Mächte, die ihre Aufhebung bewirkt, es nicht für zu niedrig gehalten, das Gerücht zu unterſtützen; als ob Unwahrheit nöthig wäre, die Wiederauflebung eines Körpers, der bereits in ſeiner vollen Stärke als ein mächtiges Opfer ihrer vereinten Rache geſunken war, zu verhindern. Die Beſchuldigung war deſto lächerlicher, da der Pabſt ſchon lange mit einer ſchmerzhaften Krankheit gekämpft, welche von einer Verſtopfung des Urins, der er unterworfen war, ihren Urſprung hatte; dennoch wurde das Gerücht mit der größten Sorgfalt fortgepflanzt. Und obgleich die Franzöſiſchen und Spaniſchen Miniſters bey der Eröfnung ſeines Körpers zugegen waren; ſo wurden doch die allerſchrecklichſten Umſtände, in Anſehung dieſer Operation, ausgeſtreut. Ja, es wurde zuverſichtlich behauptet, daß das Haar von der Hand abgegangen, der Kopf von dem Körper abgefallen, und daß der Geſtank die Operateurs vergifftet und getödtet. Es half nur wenig, daß die Operateurs ſich lebendig und bey guter Geſundheit zeigten, und daß die Aerzte und Wundärzte die Falſchheit von jedem Theile dieſes Gerüchts bewieſen.

IV.

Philoſophei und Schwärmerei, zwo Schweſtern,

Unter Geiſtesgeſchwiſtern iſt Freundſchaft eben eine ſolche Seltenheit, als nach dem Sprüchwort, unter leiblichen Geſchwiſtern. Sie haſſen ſich, weil ſie einerley Natur in ſich erkennen, gerad in entgegengeſetzten Zügen: ſind zu nah und zu entfernt gegen einander, und zerhacken alſo ſich und die gemeinſchaftliche Schale, die ſie gebar.

Philoſophie nährt ſich von Abſtraktionen, Schwärmerei auch. Jene zerfrißt das Blatt als Raupe, dieſe entſaugts als Schmetterling; durch beyde wird das Blatt dürre. Der Schmetterling erzeugt Raupen, aus der Raupe wird wieder Schmetterling werden; das iſt die ganze Geſchichte jener beyden Extreme des menſchlichen Geiſtes.

Hat Don Quixot über Dulcinea und alle ſeine Ritterideen mehr gehalten, als die Philoſophen über ihren Stand der Natur, Syſtem der Natur, Schüler der Natur, über Quidditäten und Abſtraktionen? Und iſt in all dieſem ein Quentlein Wahrheit mehr, als in jenen Viſionen? In den Dingen nemlich, von denen dieſe Abſtraktionen abſtrahirt

wurden,

wurden; da waren sie, bestanden, waren Wahrheit; so war auch die Dulcinea von Tobosо Wahrheit; keine Lüge auf der Welt ist anders als aus Wahrheit entstanden. — Seit sie aber abgezogen, falsch, halb, unrichtig realisirt wurden; da ward Dulcinea ein Traum; da bekam der Duft Flügel; der Schatte ward Gespenst, kommt bald als Alp zu drücken, bald als Sylphe zu tändeln; oder es wird mit stummem Glauben, mit in petto behaltnen, anderswo zu erweisenden Gründen, an ihn geglaubt, eben weil man keine Gründe hat; weil er, wie alle Götzen in der Welt, Nichts ist.

Sollte ein Mensch, mit Gottesstral im Blicke, die Gegenden der Dämmrung aller Zeiten, die Klüfte der Schwärmerey und Abstraktion aller Völker, durchgehn: welche ewige Gleichheit würde er finden! überall Schatten seh'n, die eine Zeitlang für Wesen galten, Lehrstühle und Altäre bekamen, Priester und Vertheidiger schufen, und nachher — dem kommenden Lichte von selbst entflohen. Die Philosophei jeder Sprache, wenn sie Dunst war, zergieng und konnte sich nicht anders, als in den Elementen des Dunstes, als die Theilwahrheit, aus der sie entstanden war, lösen. Lachen wir Teutschen nicht über einen großen Theil des Französischen Abstraktionswesens? Eben, weil er uns fremde ist, weil wir unsern Verstand von Jugend auf nicht in die

Formen

Formen und Wortformuln goſſen. Ein Theil der Engliſchen Philoſophie iſt uns ſo fremde, als, der lieben Erfahrung nach, ein großer Theil der Wolfiſchen Philoſophie allen Nachbarn ringsum geweſen, deren Verſtand gerade nicht in der lateiniſchen Hülſe wuchs. Wer darf ſich rühmen, jezt den Scheitel der Wahrheit erreicht zu haben, der über alle Dünſte weg iſt?

Mit der Schwärmereigabe nicht anders. Der warme Buſen, der hier oder darüber zuerſt Empfindungen vordrängte, ſie zur Sprache, nothwendig zu ſo warmer, dunkler, verflochtner Sprache ſchuf, als ſeine Empfindungen waren: er hatte an dieſen Empfindungen und an dieſer Sprache ohne Zweifel Wahrheit. Es waren warme Abſtraktionen der Gegenſtände, die ihn umgaben, wie's nur die kälteſten Abſtraktionen dem ſpekulativſten Kopf ſeyn konnten. — — Wichen aber die Gegenſtände in ihrer Fülle hinweg, und man wollte den Dunſt der warmen Abſtraktion, als ſolchen, ohne jene, unmittelbar haſchen und nachempfinden; den Augenblick ward alles Lüge, Nachäffung, kalte Wortſchwärmerey über warme Gegenſtände, wie es nur je die ſinnloſe Wortgrübelei und blühende Jüngerphiloſophei über kalte Gegenſtände geweſen.

Als Klopſtock den Meßias ſang; nothwendig ſang er ſeinen Meßias mit ſeinen Empfindungen; das waren ſeine Abſtraktionen, Augen, mit denen

Er

Er ſah. Da er alles als Geheimniß behandelte, ſo ſchwieg er und betete an, zog Kreiſe ſichtbarer und unſichtbarer Weſen umher, die auch ſingen, d. i. ſchweigen und anbeten muſten — das war Klopſtocks Manier. Sie geht bis in ſeine Lieder über, die auch ſingen, d. i. ſchweigen und anbeten — und nun kamen ſeine Nachahmer, ein entſetzliches Heer! Ohn' alle ſeine ſtille Ruhe, tiefe Reinigkeit, hohe königliche Feinheit, wollen ſie aufjauchzen, ſchweigen und anbeten, wo gar nicht zu ſchweigen und anzubeten iſt, ſingen überall den Meßias, wo gar kein Meßias, ſingen Marienmäſig, Cidliſch, Hermanniſch, engliſch, teufliſch, wo gar keine Cidli's und Marien, Engel und Teufel ſeyn ſollten. Die ganze Dichtkunſt bis zum einfältigen Gebet und heiligen Kirchenliede ſoll Klopſtockianiſm ohne Klopſtocks Geiſt und Herz werden — und nun treten die Philoſophunculi hinten drein „ſeht, wie ſie die Sprache „und Dichtkunſt an Originalen bereichern!„ Ja bereichern! durch klappernde Mohnköpfe, lyriſche Papierdrachen und klingende Schellen in heiliger Chriſtenverſammlung! bereichern, daß jede Form der Dichtung und Sprache, an die ſie die Hände legen, auf ewig an Gedanken verarmet; bereichern, daß alles gemein wird, und Klopſtocks Muſe daſteht, ärgerlich parodirt — Schlimm! aber nicht ſchlimmer, als es der Philoſophie ergieng und ergehen wird von nun an bis zu ewigen Zeiten.

Leib-

Leibnitz z. E. liebte zu vergleichen, fremde Einfälle neu zu nutzen, und oft die widersprechendsten Ideen zu paaren: sein ganzes System offenbarte er also nicht anders, als wie es ihm erschienen war, wie es in seiner Seele lebte, durch Blicke des Witzes und der Imagination, durch kurze Aufsätze und ewige Befreundung fremder Ideen, die im Feuer dieses Ursprungs und dieser Verbindung gefühlt werden mußten, oder leibnitzens Geist war dahin und mit ihm alle originelle, primitive Wahrheit des Eindrucks. Wolf, der das nicht zu fühlen vermochte, oder als Nachfolger und Erklärer zu fühlen nicht Zeit hatte, machte aus Blitzen des Witzes und der Aussicht Theoreme, die nun um so besser zu erweisen waren, weil sie die eingeschränkte, allbestimmte Realität des Ursprungs verlohren hatten, und Gemeinheiten waren, die Alles und Nichts enthalten durften. Die Nachfolger des Schulzergliederers zergliederten weiter, die teutschlateinische Sprache der Philosophie stand als ein Baum da, wo Raupen und Käfer an jedem Blatt eine Metaphysik dürrer Fasern aufgestellt hatten, daß die Dryade des Baums um Erbarmung weinte — leibnitz, leibnitz, wo war dein Geist?

Statt dessen stahl sich aus England eine Philosophie herüber, die ihrem Geist nach (und also viel eigenthümlicher als die sonst unter diesem Namen bekann-

bekannte) recht eigentlich mechaniſche Philoſophie iſt, oder wie ſie ſich nennet, Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes. Bekannt iſts nemlich, daß die Britten bey ihren Gewerken die Kunſt theilen, daß jener Uhrfedern macht, dieſer Uhrgehäuſe u. ſ. w. und alſo durch engern Fleiß die Kunſt fördert. So beliebte es einigen ihrer Philoſophen, die Materien zu theilen, ein einzelnes Thema mit allem mechaniſchen Fleiß eines Leinwebers ꝛc. durchzuwürken, und wie das im Einzelnen treffliche Werke gab, ſo blieb nothwendig das Allgemeine etwas leer. Das füllte man nun, wie die Sineſen die Ecken ihrer Landcharten mit Nußſchalen, gute Vernunft, geſunder Verſtand, moraliſches Gefühl, richtige Begriffe und dergleichen, was ſich fein auf eſs und icy endete, und nun auch als einzeln behandelte Namen, Sterlingswerth hatte. Die Sterlinge kamen eben in großem Münzverfall nach Teutſchland, zur Zeit, da man eben an der Wolfiſchen Philoſophei und Herrnhuterei genug hatte; und nun wards einigen läßigen Herrn, die weder recht denken noch recht empfinden mochten, ſehr bequem, dieſe Worte aufzunehmen, als Paniere aufzuſtecken, und unter ihnen zu — reformiren. Man reformirte zu nicht weniger als zum guten, geſunden, alltäglichen Menſchen- Bürger- und Bauerverſtande, und das durch nichts anders, als durch Wörter und Geſchwätz vom guten, geſunden Menſchen- Bür-

ger: und Bauerverſtande. Das Hauptgeſetz blieb immer: „man muß nicht zu viel denken; auch nicht „zu viel empfinden! Das Minimum von beyden iſt „die wahre Alltagsphiloſophie, dabey ſich ſo gut „verdauen läßt, und gut verdauen iſt doch immer „die Hauptſache des geſunden Verſtandes, morali„ſchen Gefühls und menſchlichen Lebens. Heil uns, „wir haben die Perle funden! — Der wahre Philo„ſoph zeichnet die Hauptumriße der Gegenſtände, „wie er ſie mit ſeinem richtigen unbewafneten „Auge wahrnimmt, und bringt richtige und ähn„liche Bilder davon in die Seele. Wir werden da„durch allezeit aufgeklärt u. ſ. „

Ein Menſch, der von geſundem Verſtande ohne geſunden Verſtand, von richtigen Begriffen ohne richtigen Begriff, von ewiger Toleranz mit möglichſter Intoleranz ſpricht, welchen gelindern Namen kann er ſich verſprechen, als — Schwärmer? Und doch ſind dieſe Leute angeblich die größte Schwärmerfeinde; vermuthlich um ihre Schwärmerey, den liebenswürdigen Auswuchs ihres geſunden Menſchenverſtandes und moraliſchen Gefühls, deſto ungeſtörter zu treiben. So ſprach und ſchien jener bekannte Demonſtrator Bedlams über alle Konſorten ſeines Aufenthalts klug und vernünftig, über Einen orthodoxen Irrigen ausgenommen, der ſich Gott den Sohn nannte: ſintemal Er, als Gott der Vater

Vater (die allgemeine geſunde Menſchenvernunft!) davon auch Etwas und zwar zuerſt wiſſen müßte!!!

Und wo wohnt dieſe allgemeine geſunde Menſchenvernunft, die wahre Philoſophie eines richtigen Auges, richtiger Bilder, Eindrücke u. ſ. w. in Perſon? Gerade wo Dulcinea von Toboſo wohnte. Man kann vor ihr ſtehen und ſie doch nicht erkennen: ſie wohnt in den Herrn, die mit ritterlichem Schlagbaum vor uns treten und uns gebieten, auf ſie zu ſchwören — ſelbſt! Die wahre Philoſophie alſo in den wahren Philoſophen, d. i. in denen, die ſich ſo nennen und ausſchließend dafür halten. W. z. E.

War's ein Philoſoph, der unſer Jahrhundert das Zeitalter der Philoſophie nannte, ſo verſtand er dadurch vielleicht das Jahrhundert kalter Schwärmerey und ſchwärmender Kälte. Daß man Hirngeſpinſten mit einer Wuth nachſezt, die leider! oft nur eine gelernte, eine Wortwuth iſt, im Schreiben, Sprechen, Leſen und Blindhandeln! und ſich auf der andern Seite mit einer anſtändigen Kälte, die inwendig das Feuer eines Todhaßes iſt, gegen Wahrheiten wapnet, denen man folgen müßte, ſo bald man ſähe, ſo bald man fühlte. So ſtreiten Feuer und Waſſer. Der Schwärmer will der gröſte Philoſoph ſeyn, und der gröſte Philoſoph iſt der gröſte Schwärmer.

Wie die beyden Pole in der Welt, so nützen auch diese. Schwärmerey in Abstraktionen des Kopfs bekämpft die Abstraktionen der Empfindung; sie halten einander das Gleichgewicht, und die ganze volle Kugel der Menschheit schwebt mit ihren zwo Helften vest und ruhig weiter.

Vor einigen Jahren schwärmte man von Winkelmanns, Hagedorns, Lipperts Ideen, redete von Sachen, die man nie gesehen, von Abstraktionen des Gefühls, die man nie empfunden; man lebte von nichts als Gemmen und Pasten; wo sind die Schreyer itzt? wo sind sie blieben? — Zwey oder drey Bidermännern nach, weiß man jetzt nichts als trunkne Ideen nachzulallen, unsrer werthen Mutterspracbe, die ohnedem hart genug ist, die noch übrigen Vokalen, samt Bindewörtern, Schwanz und Ohren abzuschneiden, sich, statt erster Gefühle, durch Keckheit, Taumel, Grobheit zu unterscheiden — in weniger Zeit, wo werden die Schwärmer der Art seyn? Gegentheils die alten Herrn, die da sitzen und jammern, wissen nicht, woran es liegt? herzen ihren alten, weyland klaßischen, Styl so gedankenlos, wie der alte Swift im ersten Anfall seiner Thorheit den armen alten Herrn bejammerte, den er im Spiegel da vor sich sah; schlafen unsanft auf ihren Lorbern, regen sich, und wissen nicht weiter — welche arme Wortschwärmer sind die?

die? Stimmen der Tage vor Alters! Apothecken alter, abgefallner Herbſtblätter, und ſehen nicht, was da im Walde knoſpt und grünet.

Der Strom der Litteratur rinnt wie Strom im Weltmeer in aus- und eingekehrten Winkeln; jezt heißt Philoſophie was bald Schwärmerey heißt, und ſo im Gegentheile. Wohl, wer im Strome fleußt, und nicht auf dem alten Schlamm eines Winkels thronet! Wer kümmert ſich jezt um Bodmer und Gottſched, als in dem, was beyde für teutſche Sprache und Kritik würklich thaten? Und was ſie gethan haben, kann ihnen kein T... nehmen. Kepler und Leibnitz, Leßing und Kleiſt werden ſich mit dem lezten Biedermann Teutſchlands begegnen, was auch das Schickſal noch für Windſtürme mit ihren Wiſſenſchaften und Künſten im Sinne habe. Freylich aber braucht jene große Statue einen Markt von Steinen zu ihrem Poſtemente.

Alles, was Tannel iſt, geht vorüber, die Schlacken gehn zunicht, und nichts als Gold, Goldſchwerer Werth kann bleiben. Es geht hier wie bey jenem fatalen Traum vom Schatz in der Fabel: einer ſtellte dem andern Gift, und der Schatz kam in fremde Hände, in die Hände der Welt und Nachwelt. Der Schwärmer, der Abſtraktion haſſet, haſſet die edelſte Gottesgabe: nur durch Abſtraktion, d. i. durch allgemeine Begriffe wird Menſchheit,

was sie ist, Schöpferin der Erde. Der Spekulant hingegen, der sich von aller Menschenempfindung lossagt, ausser der, die ihm durch Spekulation wird, ist offenbar ein Thor: durch Spekulation wird keine Empfindung. Soll Gefühl nichts als „das Resultat solcher und solcher sehr deutlichen, wahren und „richtigen Vorstellung von der Würkung des und „des Gegenstandes seyn„ so wird gerade keine unmittelbare Würkung. Der Gaul steht hinterm Karren, und nun, Fuhrmann, fahre! Ein Mensch, der allein Kopf seyn will, ist so ein Ungeheur, als der allein Herz seyn will; der ganze gesunde Mensch ist beydes. Und daß er beydes ist, jedes an seiner Stelle, das Herz nicht im Kopf, den Kopf nicht im Herzen, das eben zeigt ihn als Menschen.

Alle Schmetterlinge blos geistiger Empfindungen lassen nichts als Raupengeschmeiß hinter sich; zeigts nicht jeder Herbst und Frühling? Willt du den Wein trinken, mein Freund, und mir nur den Duft deiner hohen Empfindung gönnen: behalte auch den: er macht gierig, aber nicht satt; nicht stark, sondern ekel. Mußt du, anderer Freund, hingegen um deines schwachen Magens willen das Obst schälen: schäle; nur muthe mir nicht zu, daß ich die Schalen deiner Abstraktion allein käue. Ich esse das Obst mit seiner lieblichen Wollenfarbe: ich trinke den Becher mit seinem lieblichen Duft.

In Geiſtigkeit ohne Körper verliebt zu ſeyn, ſagt Lavater, iſt Schwärmerei; in Körper ohne Geiſt, viehiſches Weſen. Der Weiſe, mit Klarheit in ſeinen Begriffen, d. i. mit Abſtraktion, wann und wo ſie ſeyn ſoll, und mit Enthuſiasmus in ſeinem Herzen, d. i. mit umfaſſender, handelnder Wärme, er iſt weder Grübler noch Schwärmer, ſieht beyde Abwege, und nuzt beyde; liegt euch immer, ſpricht er, einander in den Haaren, ich gehe mitten unſichtbar durch!

V.

Liebe um Liebe.

Siebentes Buch.

Vier lange Tage ſind nun vorüber,
ſeit Gandalin die verlohrne Spur
der wundervollen Jelängerjelieber
Berg auf Berg ab im hitzigſten Fieber
der Ungeduld ſucht, durch Wald und Flur
bey Tag und Nacht Jelängerjelieber
rufet, ſie von der ganzen Natur
vergebens fordert, und gleich von Sinnen
kommen möchte, daß überall
die Leute ſo ruhig ſitzen, ſpinnen,
ihr Feld beſtellen, Haus und Stall
im trägen angewohntem Trabe
beſchicken, und wenn er keuchend fragt
ob niemand die Dame geſehen habe?

Der rohe Knecht, die dicke Magd
mit klotzenden Augen und ofnem Maule
den tollen Herrn auf ſeinem Gaule
begaffen, und was er da geſagt
ſo wenig verſtehn als wär' es Böhmiſch.

Bey ſolchem Erfolg vergeht der Drang
zum Suchen endlich. Müd und grämiſch
wirft er nach Sonnenuntergang
am fünften Abend ſich vom Pferde,
legt ſich an eines Hügels Hang
der Länge nach auf Gottes Erde,
und bleibt wohl eine Stunde lang
ſo liegen, indeß ſein treuer Schimmel
im Graſe geht! Und wie am Himmel
in ſtiller Pracht die Cherubin,
jeder in ſeine Stralenſphäre
gehüllt, beginnen aufzuziehn,
denkt er: ach, wer da droben wäre!

Zulezt erbarmt der Schlaf ſich ſein
und riegelt alle ſeine Sinnen
dem Unmuth zu von auſſen und innen.
Er ſchläft, wiewohl ein bloßer Stein
ſein Küſſen iſt, gar lieblich ein,
ſchläft ruhig bis zum Sonnenſchein,
und hätte den Tag dazu verſchlafen,
wenn nicht ein Schäfer, nah dabey
vorüberziehend mit ſeinen Schafen,
den ſchönen Morgen auf ſeiner Schalmey
aus voller Bruſt bewillkommt hätte.

Jezt wacht von ſeinem ſteinernen Bette
mein Ritter auf, ſchaut um ſich her,

und ſieht als wie ein grünes Meer
von Auen und Wieſen vor ihm verbreitet;
mit Gruppen von Bäumen gar mahleriſch
erhoben, alles lebend und friſch
im Morgenlicht, das drüber gleitet,
und zwiſchen Schilf und krauſem Gebüſch
ein ſchimmernd Flüßchen in ſanften Schlangen
ſich längs die Ebne hinunterziehn.
Wie nennt ihr den Fluß, fragt Gandalin:
Die Senn', antwortet unbefangen
der Schäfer. — Und, wie wenn hart am Baum,
in deſſen Schatten ein Wandrer kaum
entſchlummert war, mit ſchmetterndem Krachen
der Donner aus einem ſchweren Traum
den Schläfer weckt, und im Erwachen
der Schrecken, der ihm durchs Gebein
noch ſchaudert, die Freude gerettet zu ſeyn
erſt überkündt, doch beym Beſinnen
bald Dank und Freude den Sieg gewinnen:
nicht anders trift des Schäfers Wort
auf Gandalins Herz — „Die Senn'! o Götter!„
denkt er, und ſchaudert, wie dürre Blätter
in herbſtlicher Luft — erkennt den Ort,
den Sonnemons Blicke zum Himmel machen;
Und o! was für Gefühle erwachen
auf einmal drängend in ſeiner Bruſt!
So nah! O Ueberſchwang von Luſt!
Auf einmal iſt der Zauber zerbrochen:
Was ihn in dieſen letzten Wochen
gefangen hielt, war nur ein Traum,
ein Feenſpiel, ein magiſcher Traum!
Allein ſein Zauber iſt zerbrochen,
wie Wolkengemählde im Sonnenglanz

zerronnen! — Er iſt zum vorigen Leben
erwacht, ſich wieder gegeben!
Sein Herz, ſein Weſen wieder ganz
in Sonnemon! ganz, ganz verſchlungen
von wonnevollen Erinnerungen
und Ahndungen! — O! ſo nahe! (ruft
er freudetrunken) ſo nahe! die Zinnen
von ihrer Burg ſind's, was im Duft
dort ſchimmert; ihr Athem iſt in der Luft
die an mich wehet! Auf, auf, von hinnen!
Was ſaum' ich? dieſe Wellen rinnen
zu ihr hinunter, kommen vor mir
hinab zu jenen Schlangeninſchen
wo Sie, in dieſem Nu vielleicht,
einſam durch junge Roſen ſchleicht,
im Morgenduft ſich aufzufriſchen.

Dies denken, und auf ſein wiehernd Roß
ſich ſchwingen, und mit verhängtem Zügel
ſchnell wie ein Vogel herunter den Hügel
ſchieſſen, war Eins. Kurz, Sonnemons Schloß —
iſt wirklich erreicht, eh Titans Pferde
von ihrer Tagreiſ' um die Erde
den ſechſten Theil zurückgelegt.
Nun denkt, eh, wie er über die Brücke
hinreitet, ſein armes Herz ihm ſchlägt!
„Die Stunde, die ſeinem Liebesglücke
das Urtheil ſprechen ſollte, ſie war
nun da! Sein dreyfach Prüfungsjahr
vorüber! Er hatte in fernen Landen,
vom Abgott ſeiner Seele verbannt,
manch ſchweres Ehrentheuer beſtanden!
Doch Sie — die ihm mit Mund und Hand,

wofern

wofern er nie die Treu gebrochen,
ſich Selbſt zum Minneſold verſprochen;
Hatte Sie auch, in all der Zeit,
nie Seiner und ihres Schwurs vergeſſen?
Ihr Leichtſinn! Ihre Flüchtigkeit!
Gott! hätt' ein Andrer ſich indeſſen
in ihre Gunſt zu ſtehlen gewußt!
Drey Jahre, belagert von allen Seiten,
es auszuhalten hat Schwierigkeiten!
Die Narben an ſeiner eignen Bruſt
ſind, leider! Zeugen„ — Tauſend ſolche
Aber und Wenn durchkreuzen ſich
und wühlen und nagen, wie tauſend Molche,
in ſeinem Buſen jämmerlich,
ſo wie ſich ihm die Pforte zum Himmel
aufthat. Sogar ſein treuer Schimmel
nahm Theil an ſeines Herren Pein,
und ſenkte, ſo munter er kaum geflogen,
die Ohren wie ein Eſelein,
indem ſie übern Schloßhof zogen.

Indeſſen, ſobald vom Thurm herab
das übliche Zeichen, wenn ein Ritter
ſich einfand vor dem erſten Gitter,
der Zwerg mit ſeinem Waldhorn gab,
kamen drey Knaben aus dem Schloße
hervor, drey Knaben wie Milch und Blut,
mit Federbüſchen auf dem Hut,
den Ritter auf ihres Fräuleins Schloße
willkommen zu heißen. Sie bückten ſich
zur Erde, halfen ihm hurtig vom Roße,
und führten ihn dann gar ſittiglich
in einen mit großen Hirſchgeweyhen

gezierten Saal. Da traten im Reyhen
drey schöne Jungfrau'n in den Saal,
die neigten sich vor ihm zumal,
schnallten ihm, ohn' ein Wort zu sagen,
die Rüstung ab mit zarter Hand,
warfen ein Scharlachroth Gewand
ihm an, das bis zum Boden nieder
wallte, und zogen, nachdem sie sich
vor ihm verneigt, gar züchtiglich
und still, in voriger Ordnung wieder
zur Thür hinaus. Die schloß sich kaum,
so kommen vier andre Ganymeden,
ihn, gleichfalls ohn' ein Wort zu reden,
ins Bad zu führen. — Ein schöner Traum
scheint alles, was mit ihm geschichet,
dem staunenden Ritter, und doch ein Traum
worinn ihm gute Hofnung blühet.
Im Bade ließen die Knäbelein
ihn sechs Minuten kaum allein,
so kamen sie alle beladen wieder
mit goldnen Büchsen und feinem Tuch,
trocknen ihn, reiben ihm sanft die Glieder
mit Salben von köstlichem Wohlgeruch,
und wie itzt alle die heilgen Gebräuche
des Bades vollbracht sind, helfen sie ihm
von Fuß auf anziehn, legen reiche
Kleider ihm an, und Gandalin
geht nun (mit Vater Homer zu reden)
gleich einem Gott hervor, und wer
ihn ansieht, zischelt den Ganymeden,
voll süssen Wunders, wer ist der?
und schaut ihm nach. — So stattlich gezieret,
schön wie ein Stern im Morgengrau,

und

und frischer als eine Rose im Thau,
tritt er, von seinen Knaben geführet,
den Saal hinein, wo Sonnemon,
wie Venus auf ihrem Rosenthron,
auf einem Sopha, rings umgeben
von Liebesclaven, Tod und Leben
aus ihren Augen austheilt. Kaum
läßt sie — und o! mit welchen süssen
Blicken, die Augen auf ihn schießen;
so sieht sie ihn schon zu ihren Füßen,
die Lippen an ihres Rockes Saum
drückend, in Reden sich ergießen,
die ohne Zusammenhang ohne Sinn
nur desto stärker sein Entzücken
mahlen. Sie reicht mit freundlichem Nicken,
wie billig, die schöne Hand ihm hin,
und sagt, indem sie ihm aufzustehen
befiehlt und seinem berauschten Mund
die Hand entzieht mit sanftem Drehen,
es sey ihr lieb so frisch und gesund
nach so viel Zeit ihn wiederzusehen.
„Däucht ihnen (spricht sie zu zween bis drey
umstehenden Herren vom seufzenden Orden)
„däucht ihnen nicht auch, Herr Gandalin sey
„auf seinen Reisen fetter worden? „

Es war ein wenig Schelmerey
in dieser Frage: doch freudetrunken
wie Gandalin war, empfand er nichts
davon; so ganz hineingesunken
in jeden Reiz des Wonnegesichts
war sein Gefühl, so lauter Augen
sein ganzes Wesen, es einzusaugen!

Das Fräulein, als er zum letztenmal
sie sah, glich einer Rosenknospe,
die eben im warmen Sonnenstral
sich schamhaft öffnet: Itzt war die Knospe
zur wollustathmenden, reiffen, vollen
Blume Cytherens aufgequollen!
Stand vor ihm da, so Engelgleich
und zog sein Seelchen so ganz hinüber
auf Einen Zug ins Himmelreich!
War jemals eine Jelängerjelieber
gewesen? — Er wußte nichts davon;
Die hatte sich in Sonnemon
verlohren! Der Lethe selber hätte
mit allem Wasser in seinem Bette
sie reiner aus seinem Gedächtnis nicht
ausspülen können. —

Indessen spricht
das Fräulein, frey und unbefangen,
von tausend Dingen; wirft dann und wann
wohl einen Blick auf unsern Mann,
den er gefällig deuten kann,
doch ohne daß ihre Rosenwangen
sich höher färben; fragt, wie ihm Rom
gefallen habe — wie hoch der Dohm
zu Mayland sey, und zwanzig Fragen
in diesem Geschmack, die offenbar
ihr eben so wenig als ihm verschlagen;
Doch nur ein Wort von dem zu sagen
was seinem Herzen so wichtig war —
nicht eine Sylbe! Die redendsten Blicke
gab sie ihm ohne Antwort zurücke;
vergebens seufzt' er etlichemal

als wollte das Herz im Leib ihm brechen;
und da er endlich den Augenblick ſtahl
ſie ganz von ferne an ihr Verſprechen
zu mahnen, wußte Sie wie ein Aal
ihm durch die Finger zu entwiſchen.

Sogar das Lächeln und heimliche Ziſchen
ins Ohr des Nachbars — der jungen Herrn
um Sonnemon, war Gandalinen
ein Zeichen, es habe kein günſtiger Stern
zu ſeiner Wiederkunft geſchienen.
Unmuthig, und ſeinen Gram in ſich
verſchlingend, ergriff er endlich das beſte
Mittel in ſolchen Fällen — ſchlich
(ohne das Ende von einem Feſte
das Sonnemon ihrem Hofe gab
auszuwarten) die Treppen hinab,
und eilends hinaus zur Schloßespforte,
wie ſchaudernd aus einem verpeſteten Orte
ein Wandrer flieht — wankt hin und her,
kömmt endlich, vom Inſtinct geleitet,
in ſeine alte Wohnung, die leer
und auf ſein Wiederkommen bereitet
geblieben war.

Kaum hatt' er hier
ſich hingeworfen, der Ungebühr
die ihm geſchehen, der Liebe, dem Hofe
fluchend — ſo klopft was an die Thür.
Er läßts wohl dreymal oder vier
klopfen, und wie er endlich, der Thür
zu ſchonen, öfnet — ſo ſteht die Zofe —
(denkt ob ihm nicht die Sinne ſchier

vergangen?) — Jelängerjelieber's Zofe
ſteht vor ihm da! — Er fährt zurück;
Doch, um ihn keinen Augenblick
im Zweifel zu laſſen, läuft ſie mit warmen
aus Fleiſch und Bein gedrehten Armen
ihm an den Hals, erfreut ſich ſehr,
nach langem hin- und wiedertraben
und Suchen im ganzen Land umher,
ihn endlich wiedergefunden zu haben.
„Mein Fräulein — Wie, ruft Gandalin,
die iſt auch hier? — „Zu dienen.„ — Ich bin
verwirrt! Ihr müßet hexen können!
„Ein wenig, ſo was man ins Haus gebraucht,
„ich muß geſtehn. „ — Bey Gott, mir raucht
der Kopf! Wie ſoll ich das alles nennen
was mir begegnet! — Dein Fräulein, hier! —
Gut! Und was will ſie denn von mir?

„Wie? Was ſie will? Hm! ich erſtaune!
„Sie ſind wohl nicht bey guter Laune,
„Herr Ritter? — Was ſie will? — Schon gut
„behalten Sie immer Ihr kaltes Blut
„wofern Sie können! Wir wollen ſehen!„

Und was dann! Was dann ſollen wir ſehen?

„So hören Sie dann! — Was, noch vor Jahr
„und Tag, vor Menſchen unmöglich war,
„ich ſage, unmöglich — das iſt geſchehen.
„Ich meines Orts ich hätte mir klar
„eher des Himmels Einfall verſehen.
„Mein Fräulein, die Alles was Liebe heißt
„nicht ausſtehn konnte, die lauter Geiſt

„und

„und Göttin war, vom Frauenzimmer
„nichts hatte als, bloß den äußern Schein,
„der Herren, die um ſie buhlten, immer
„nur ſpottete, und bey ihrer Pein
„ſo wenig als ein Kieſelſtein
„fühlte — Mein Fräulein — ich kann ermeſſen,
„Herr Ritter, Sie kennen mein Fräulein noch,
„Sie haben den Abend noch nicht vergeſſen,
„den ſchönen Abend — „

So mache doch
Ein Ende! —

„Nur nicht ſo hitzig! Sie hören
„ja nicht! — Mein Fräulein alſodann —
„hat endlich — den wundervollen Mann
„gefunden, der ſie zur Liebe bekehren
„ſollte, und kurz — Sie ſind der Mann!
„Mein Fräulein liebt ſie — in allen Ehren
„verſteht ſich — was man lieben kann,
„und bittet, wofern Sie noch an ſie denken,
„heut' Abends um die gewöhnliche Zeit
„ihr Ihre werthe Geſellſchaft zu ſchenken.
„Um zehn Uhr halten Sie ſich bereit,
„ich komme Sie abzuholen.— „

Verleger,
beſtürzt, verwirrt, unſchlüſſig ſchien
bey dieſem Antrag Gandalin;
ſaß lange da, den Kopf zurücke
gelehnt, die Augen geſchloſſen, den Mund
zuſammengedrückt. Auf einmal ſtund
er auf, ſchoß unruhvolle Blicke

wunder, und knirſcht' in ſich hinein:
Nein, nimmermehr! Es kann nicht ſeyn!
„Nun, reden Sie! Soll ich meiner Dame
„ſagen, Sie kommen? —
Es kann nicht ſeyn!
„Sie ſeyen mir das? Es kann nicht ſeyn?
„Sie ſind doch? oder iſt Ihr Nahme
„nicht Gandalin? — und, es kann nicht ſeyn,
„das wäre die Antwort? — Die arme Dame!
„Sie hält's nicht aus, es iſt zuviel!
„Herr Ritter! wie konnten Sie alles Gefühl
„alles Gedächtnis ſo ſchnell verlieren?

Weg, Satan! Ich will mich nicht verführen
laſſen! ruft Gandalin wüthend — hinaus!
Die Zofe lächelt ſeiner Hitze,
denkt, es ſind doch nur Schauſpielerlitze;
verneigt ſich, und eilet aus dem Haus.

Kaum hört er auf den untern Stufen
noch ihren Abſatz, ſo wandelt ihn
der Einfall an, zurück ſie zu rufen.
Weg war ſie! — Armer Gandalin!
Unglücklicher! Mit dir ſelbſt ſchon wieder
im Krieg! — Kaum ſieht er ſich allein,
ſo fährts ihm kalt durch alle Glieder.
Er ſinkt auf ſeinen Schragen nieder,
und: Sollt es (denkt er) möglich ſeyn?
Wie trifft denn das Orakel ein?
Sie ſollte ja nicht eher lieben,
als bis ſie einen aufgetrieben,
dem Sie, wiewohl er unerhört
Sie nie erblickt, je länger je lieber —
„Elender! und zweifelſt du noch? und willſt

„dirs läugnen, wie oft dein Gewissen dich über
„der brennenden That ertappte? willt
„dirs läugnen, daß Sie dir immer lieber
„und lieber wurde, auch eh du im Bad
„verstohlnerweise sie erblicktest,
„und bebend vor jedem rauschenden Blat
„doch nichts von ihrem Gesicht erblicktest?
„Ach! nur zu möglich, nur zu wahr
„ist das Orakel: bey den Ohren
„hält ich den Wolf — 's ist offenbar,
„seh ich sie wieder so bin ich verlohren!
„Ihr, deren bloßer Nahme mich schon
„zum Kinde macht, zu widerstehen?
„Unmöglich! — Und kän ich auch denen
„mit kaltem Herzen — o Sonnemon,
„wie dürft ich, könnt ich du's gesehen?
„Wie dir nur wieder ins Auge sehen?
„In deiner Gegenwart nur stehen
„nach solcher That? — Nein, nimmermehr!
„Nein, Engel, Abgott meines Herzens,
„und hättest du mich noch so sehr
„beleidigt, gehöhnet meines Schmerzens
„und meiner Liebe — du herrschest doch
„in meiner Brust! Ich trage dein Joch
„so schwehr es ist, und will es tragen
„bis Würmer an deinem Herzen nagen!„

So spricht er zu sich selbst, und stärkt
zur Treue sich durch tausend Schwüre.
Darüber beschleicht ihn unvermerkt
die Nacht; und plötzlich thut die Thüre
sich auf, und siehe, im Vollmonds-Schein
tritt Fräulein Julie herein.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.
3-598-53169-9
FNr. 20595 / 364

VI.

Kleinere Gedichte.

Romanze.

Lieb Gretchen lag darnieder
Um nimmer aufzustehn:
„Lieb Gretchen, du mußt sterben
„Noch eh zwey Tag' vergehn!„

„Ach Gott ich sollte sterben
„Noch eh zwey Tag vergehn!
„So jung! ach Gott! und — sterben
„Und Friedel, dich nicht sehn!„

Die Augen matt zum Himmel
Seufzt sie so bitterlich:
„Ach Gott so jung! und sterben!
„Und — Friedel, ohne dich!„

Im tiefen Wald war Friedel
Jezt fern noch auf der Jagd,
Und gieng und gieng so traurig
Bis in die Mitternacht.

Und gieng und gieng so traurig;
Sein Herz ihm heut so schwer,
Und Nacht und tiefe Stille!
Und alles bang umher!

Der Mond blickt ihn vom Himmel
So still mitleidend an,

Die

Die Sternlein alle zittern
Die Wölklein ziehn davon,

Und in der hohen Fichte
Behenkt der Wind sein Leid,
Und wie er tritt da lispelt
Ihm jedes Blättlein Leid.

Er dacht an seine Liebe
Da schlugs noch bänger ach!
Er dacht an seine Liebe
Da floß manch Thränlein nach.

Er dachte an sein Gretchen
Da ward's ihm schauerlich;
Und leise kam's geschlichen
Als wenn sein Gretchen schlich.

Er sieht sein liebes Gretchen
Im weißen [illegible]kleid,
Ihr Busen ihre Wange
Blaß wie ihr Todtenkleid.

Sie blickt, sie nickt so freundlich,
Sie winkt so mit der Hand,
Schwebt dreymal ihm vorüber
Und ächzte und — verschwand.

Nun rafft er sich, nun gieng er,
Gieng sonder Rast und Ruh
Gieng Tag und Nacht — da tritt er
In Gretchens Kammer zu.

Sie liegt — ſchon halb ein Engel —
Auf ihrem Bette hier,
Ihr Auge will ſchon brechen,
Da ſtürzt er hin nach ihr.

Da ſieht ſie ihren Friedel,
Fällt wüthend ihm an Hals
Mit tauſend tauſend Küſſen,
Umſchlingt ſie ſeinen Hals;

Und ſo um ihn geſchlungen,
Mit mildem Thränenguß
Erſtarrt ſie, Lipp auf Lippe,
Ihr letzter Hauch ein Kuß.

Er ſieht ſein Gretchen ſtarren,
„Du ſtirbſt? Was ſoll denn ich!
„Ich komme! wart!„ — Da ſank er
Und nimmer hob er ſich.

G.

An ein paar Mädchen, die aufs Dorf zogen.

Schäferinnen wollt ihr werden?
Schäferinnen aus der goldnen Zeit?
Allerliebſt ſtehn euch die ſittſamen Geberden
Ländlich ſpröder Schüchternheit!

Ungepudert wallt die braune Locke,
Die der weiße Sommerhut erhöht,
Und ihr hüpft im leichten Unterrocke,
Wo der Weſt ſo manchen Reiz verräth.

Ihr

Ihr entflieht der Welt und ihrem Rauſche,
Gute Mädchen, was ein Weiſer ſoll
Thut ihr, und befindet bey dem Tauſche
Euch — auf vierzehn Tage — treflich wohl;

Schmeckt in unbefangnen Scherzen
Jeden Reiz einfältiger Natur,
Frühling iſts in euren Herzen,
Und ihr athmet Freude nur.

Gut! Noch tanzen leicht und flink die Stunden
Euch vorbey, getheilt in Luſt und Ruh;
Niemand gähnet, niemand zählt Sekunden
Und der Dialog ſchnappt niemals zu —

Aber ach! wie lange kann das dauren?
Man erſchlafft bey immer gleichem Glück;
Nach der Stadt verhaßten finſtern Mauren
Sehnt ihr euch, was gilts? zurük;

Wollt einmal, anſtatt durch grüne Felder,
Wieder auf dem harten Pflaſter gehn,
Einmal wieder Häuſer ſtatt der Wälder,
Und ſtatt Lämmern, Menſchen ſehn.

Habt nun an der Nachtigallen Liede,
Liebe Seelen! ſattſam euch erbaut,
Eure Ohren rauſcht die Quelle müde,
Und die Luft, beſorgt man, ſchwärzt die Haut.

Niemand mag jezt Sonnenaufgang ſehen,
Niemand ſchäzt der Dämmrung Roſenlicht;
Auſſer Athem kann ſich Zephir wehen,
Euerthalben weh' er oder nicht!

Wunderts euch, wo alles das geblieben,
Was so himmlisch, so bezaubernd schien?
Ach! welch Herz kann ewig lieben?
Welche Phantasie kann immer glühn?

Kinder! sucht hienieden nicht die Plätze,
Wo den Himmel nie ein Wölkchen schwärzt;
Erdenlust hat Wechsel zum Gesetze,
Und zu langes Wohlbefinden schmerzt.

Kehrt zurück, laßt Dichtern ihre Grillen,
Wißt, sie passen sich nur ins Gedicht,
Immerhin ergötzt euch an Idyllen,
Nur realisirt sie nicht!

Loudy.

Nachtgedanken.

Durch das grüne Gegitter der Linde
Guckt der freundliche Mond herfür,
Wehn so liebliche Kühlung die Winde
Von den Blättern herüber zu mir;
Oben dreht der Himmelswagen
Seine blinkende Deichsel herum —
Herz! was soll dies Schlagen?
Warum so ängstlich, warum?
Träumst du von vergangnen Tagen?
Dämmert dir Elysium?

Ich verstehe dich. Desto schlimmer!
Närrchen! helfen kann ich nicht.
Freilich thuts das Mondenlicht,
Und der helle Sternenschimmer,

Der

Der die ſchönſte Nacht verſpricht,
Freilich thut es der noch nicht —
Etwas, ach! welch Etwas, fehlt doch immer!

Wüßt ich ſie zu finden aus,
Wollten augenblicks hinaus,
Reiten ohne Raſt und Ruh
In den ſchauerlichſten Stunden;
Bis im überſchwänglichen Nu
Wir gefunden, gefunden!

Ruhig dann. Das Mädchen itzt
Dort vielleicht am Fenſter ſitzt,
Auf den weißen Arm geſtützt,
Sich mit ſtiller Sehnſucht quälet;
Daß ſo einſam, ſo allein,
Ihr vielleicht, beym Mondenſchein
Auch ein Etwas fehlet.

Wiege dich in Schlummer ein!
Ey, was helfen all die flachen
Weſenloſen Phantaſeyn?
Unbeglückt bleibſt du im Wachen,
Wirſt im Schlaf es minder ſeyn.
Träume können glücklich machen:
Mit den ſchönſten ſchläfſt du ein!

Lenbe.

Verlohrne Liebe.

Unwiederbringliches Dasmal
Im liebefrohen Leben!
Von Freuden ohne Maas und Zahl
Sah ich mich rund umgeben.

Da war kein düſtrer Augenblick
Und keine leere Stunde,
In ihrem Blick las ich mein Glück,
Ich hörts aus ihrem Munde.

Da braucht ich, um vergnügt zu ſeyn,
Mir nicht erſt Luſt zu machen,
Und, um die Grillen zu zerſtreun,
Nicht ein erzwungnes Lachen.

Bey ihr war mir der kalte Zwang
Der großen Welt behäglich,
Da war kein Luſtſpiel mir zu lang,
Kein Drama unerträglich.

Vertragen lernte mein Verſtand
Den Schwätzer und den Süſſen,
Und mancher Dame welke Hand
Um ihrentwillen küſſen.

Sonſt meines Zeitvertreibes Peſt,
Und meiner Laune Fieber,
War jetzt ein Lombertiſch mein Feſt,
Saß ich ihr gegenüber.

Und wenn dann Nacht und Einſamkeit
Mich auf mein Zimmer brachte,
Wo, ſüſſer Schwärmerey geweyht,
Ich all das überdachte:

Mir ihrer ſchwarzen Augen Wink,
Ihr Huſten mir erklärte;
Dann viel zu ſchnell die Nacht verging,
Zu lang der Morgen währte:

Weiß Gott! wie thöricht ich oft frug,
Wenn mir die Stunde weilte,
Und nun im vogelschnellen Flug
Beym ersten Schlage eilte.

Es ist vorbey! wer weckte mich
Aus diesem Zauberschlafe;
Ihr Götter! sagt, ists Glück für mich?
Wie? oder ist es Strafe?

Ebenderselbe.

VII.

Etwas
von
Nikolaus Kopernikus Leben,
zu seinem Bilde.

Der Erfinder des neuen Weltsystems, Kopernikus, hat größer Glück gehabt, als der Erfinder des neuen Welttheils, Columbus. Das Verdienst dieses wurde schon bey Lebzeiten unterdrückt und verdrungen; der Ruhm Jenes gieng erst nach seinem Tode recht auf, und die größten Männer der Nachkommenschaft bauten ihre Unsterblichkeit nur auf die Seine. Am Himmel haben überhaupt mehr würdige Namen neben einander Platz als im Koth und Gewühl der Erde.

Dabey kam Kopernikus zu seiner Monarchie unter den Sternen (die größte, die je ein menschlicher Name umfaßte) nur von Gottes Gnaden, durch Erbschaft und Zueignung, durch Besitznehmung einer alten abgestorbnen Meynung. Schon die Aegypter waren drauf gekommen, den Merkur und die Venus um die Sonne wandern zu lassen: Apollonius Pergäus nahm mit Mars, Jupiter und Saturn eben die Fahrt vor. Die Erde selbst war durch Pythagoras schon vom Mittelpunkt der Welt gestoßen; und Philolaus, sein Jünger, ließ sie recht deutlich und eigentlich um die Sonne wandern. Alle Stückwerke der Kopernikanischen Meynung waren also schon alt: er selbst leugnete es nicht, daß er eben auf diesen Trümmern zu seinem Gebäude gekommen. Er aber war der Mann von Kraft, ders baute; der dem allgemeinen Vorurtheil entgegen, eine todte Meynung wieder erweckte, und, so viel seine Zeit zuließ, mit Grund und Bemerkungen in die Welt führte. Der Folgezeit kams zu, seinen halbgeweissagten Sonnenplan zu bewähren oder zu zerstören; sie hat ihn bisher bewähret, und ob ein neuer Kopernikus möglich sey? muß erst eine neue größere Folgezeit lehren.

Doch wir reden hier nicht von Revolutionen des Himmels, sondern des menschlichen Geistes. Wir wollen bey Kopernikus Bilde dem Leser etwas vom Manne sagen.

Niko-

Nikolaus Kopernikus ward in einem Lande gebohren, das fast für eine literarische Wüste gilt, zu Thorn in Preussen, den 19. Febr. 1473; und ward in einem Lande erzogen, das fast noch mehr dafür gilt, zu Krakau in Pohlen, wo er in der Nacheiferung mit Mitschülern der Mathematik schon alle die Funken fühlte, die ihm keine Ruhe liessen, ihn im 23sten Jahr nach Italien trieben und den künftigen Kopernikus weckten. Insonderheit reizte ihn der Name Regiomontans, der damals Fackel der Welt war: er legte sich auf Perspektiv und Malerey, weil er sie zu seiner Reise und zu seinem Beruf einst nöthig ahndete: er erschien in Italien, und war bald so berühmt, als Regiomontan selbst. In Bologna war er bey Dominikus Maria, dem damals berühmtesten Lehrer der Mathematik, wie man will; Lehrling und Mitarbeiter: ihm behagte die Meynung dieses Beobachters von der veränderlichen Weltaxe, die man damals mehr ahndete als wuste, und gab ihm vielleicht zu seinem künftigen großen Weltenbau Aufflug. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts war er zu Rom, als Lehrer der Mathematik im Glanze; er kehrte in sein Vaterland zurück und da er nun durch seiner Mutter Bruder Domherr zu Frauenburg in Preussen ward, so bekam er Zeit gnug, seine horas fortzusetzen unter Linien, Zahlen und Sternen.

Hypo-

Hypothesen sind Träume und bey jedem Traume, sey er himmlisch oder irrdisch, sey er durch die schwarze oder weiße Pforte zu uns geschlüpft, bleibts für den Menschensinn die bildendste Kenntniß, zu wissen, wie er ward? wie sein Finder oder Dichter dazu gekommen? Kopernikus kam leicht auf den seinen; aber sein Verdienst war, daß er ihn ergriff, ihn hinaus zu träumen wagte, ihn wachend mit so viel Bemerkungen und Rückerinnerungen unterstützte, als seine Zeit, seine Lage, seine Gegend ihm verschafte.

Zeichnungsgefühl nemlich, sein Sinn für Symmetrie und Verhältniß zum Ganzen war der Finger Gottes, der ihm das Weltall wies.

Unter allen homocentrischen Cirkeln, mit denen seine Vorgänger gebauet hatten, fand er so wenig Ordnung, Grund, Aufschluß. Martianus Kapella mit seinen Aegyptern, und Apollonius zeigten ihm Stückwerke, woraus was bessers werden könnte: Pythagoras und Philolaus trafen näher, und nun schien Ordnung. „Soll, sagte er, das „Weltgebäude ein Riß seyn, wo Hand, Fuß, Auge, „Haupt, Herz, alle Glieder, zwar einzeln, jedes für „sich genommen, schön und hold sind, alle zusam„mengesetzt aber ein Ungeheuer, kein Ganzes, kein „Körper? Wer zeichnet, welcher Baumeister entwirft „so?

„so? Und Gott unter Sonn und Erden soll also ent„worfen haben?„ Auf dem Wege dieser Malerey giengen seine Gedanken in Bemerkungen (so viel er ohne Fernglas bemerken konnte) Zusammenhaltung, Rechnung fort; vieles mußte er weissagen, was er nicht sehen konnte; überall aber ward Ordnung, Grund und Zweck, aus Einem Alles zu begreifen, kurz ein Weltall. So bauete Kopernikus: Kepler und Newton bauten ihm nach. Seine Skizze ward ihnen Poem, eine Philosophie des Weltsystems mit Grund, Maas und Verhältniß. Zu den größten Entdeckungen also, die wir dafür halten, winkte Einbildung, Malerey, Poesie herauf und hielt die Leiter.

Nur wollte ich nicht, daß jemand diesen Gang des Geistes in Kopernikus und Consorten für das fliegende Jucken der Phantasie hielte, das Neuerer, Jünglinge und Klüglinge fühlen. Kopernikus war ein Mann, in seiner Wissenschaft erfahren, auch in seiner Domherrn-Stille Beobachter, Prüfer, Arbeiter. Er verbesserte die Ptolomäische und Alphonsische Tafeln, machte sich Instrumente, so gut er konnte: sein Buch war 1530. (ein langer Zeitraum seit seiner Reise nach Italien!) fertig, und noch 1534. mahnte ihn der Kardinal Schomberg, von Kapua aus, darum umsonst. Im Jahr 1539. verließ der berühmte Rheticus, Professor der Mathematik in

Wit-

Wittenberg seine Stelle und wallfahrtete zu ihm, als Schüler eines Weisen, der Pythagoras Meynung lehrte und sie auch wie Pythagoras lehren wollte, lebendig, mündlich. Der eingeweihete Lehrling ward bald vom Geiste seines Lehrers voll, daß er überall Kopernikus predigte; noch aber gab dieser ihm sein Werk nicht selbst, sondern nur einen kleinen Theil desselben, den Traktat von Triangeln, zum Druck mit: das Werk selbst übergab er erst Jahre nachher, auf fortwährendes Ansuchen, seinem Bischof, und das erste gedruckte Exemplar kam 1543, wenige Stunden vor seinem Tode an, wo ers ansehen aber nicht mehr lesen konnte. So eigentlich war seine Hypothese nicht pruritus, sondern Werk seines Lebens.

Es scheint nicht, daß Kopernikus aus Furcht so lange gesäumet. Er stand bey seiner Kirche in grossem Ruf, so daß die Väter des Lateränischen Conciliums in der Kalendersache schon 1516 ihn in seinem Sarmatien schriftlich aufsuchten und fragten. Bischof und Kardinäle waren auf seiner Seite, und plagten ihn, da seine Hypothese, der Sage nach, längst umhergieng, um den Beweiß derselben, sein Werk. Auch weiß jedermann, wie freyer das Jahrhundert Leons und seiner Nachfolger vor dem Zeitalter war, in dem Galilai litt. Kopernikus hatte das Hetz, sein Werk dem Pabst Paul III. selbst zuzueignen, und sein Bischof war Druckbesorger.

Amts-

Amtsgenoßen und Landsleute ehrten ihn lebend und nach dem Tode, vielleicht um so mehr, als weniger sie ihn beurtheilen konnten; Lobschriften und Epitaphien um sein Grab her, und aus dem Rümpfen der Unwissenden, machte sich Kopernikus so wenig, daß er den Spruch jenes Alten oft wiederholte: nunquam volui populo placere; nam quæ ego scio, non probat populus, quæ probat populus, ego nescio. Als ein Schulmeister in Elbing von seinen Feinden (denn welcher große Mann hat nicht seine Feinde?) dazu gedinget war, seine Hypothese durch eine Farce lächerlich zu machen, war er, wie Sokrates bey Aristophanes Schauspiel, in sich gehüllt und ruhig.

Auch wars nicht kleinfügige Kritteley, der lobor improbus, innerhalb zehn Jahren, hülfs Gott! noch etwas am Zeh und am Nagel des Zehs ändern zu können, das so lange sein Werk säumte. Der Kleinkrämerey war er von Herzen gram: „er wollte, „sagt Rhetius, sein vertrauter Kenner, nie zu viel „untersuchen, zu fein theilen. Aus Bedacht und „nicht aus Träge, nicht aus Ueberdruß am Arbei„ten, hütete er sich vor dem zu Kleinen und Subti„len, das andre affektiren, aus Furcht, daß es ihm „wie jenem beym Aesop gienge, der einen verlohr„nen Ochsen zurückführen sollte, dabey Vögel fan„gen wollte, und weder Vogel noch Ochsen bekam. „Wenn ich oft zu tief forschen, zu fein untersuchen

„woll-

„wollte, zog mich der Edle mit sanftem Arm: aufzu„hören, mein Freund! muß man auch wissen!„ und auch hierinn liegt Kopernikus Gepräge. Wer ein Maas von Wichtigkeit, wer ein Weltall in der Seele trägt, dem wird ohnmöglich jedes Kümmel- und Staubkorn ewige Welt der Beschäfftigung seyn können. — —

Was also Kopernikus allein so ganz und lange in sich hielt, war, was wir auch in seinem Gesicht lesen, die unbefangne Ruhe, das jugendliche Vorsichblicken ohn' Anmaaßung und Prätensionen, verbunden mit der Stärke, mit der Haltbarkeit auf sich selbst, die die Gestalt des edlen Sarmaten weiset. Man siehet, der Mann blickt rein aus sich heraus; er ist vermögend Etourderien zu begehen, (und seine Hypothese war die gröste Etourderie, die ein Sterblicher, ein Geistlicher zumal, zu seiner Zeit begehen konnte) das kümmert ihn aber nicht. Er hat die Hypothese für sich und für den, der sie will; die Erde ist so wenig der Mittelpunkt seines Daseyns, als seines Weltgebäudes. — Gerade der war auch Kopernikus in seinem Seyn und Wesen. Ein treuer Domherr, ein gutmüthiger edler Arzt aller Kranken, denen er wie Gott Aesculap diente, und die ihn auch für Gott Aesculap hielten; ausserdem der stille Denker und Baumeister des Himmels, dessen Riß ihm in Unbefangenheit und Ruhe hinter seiner Stirn

woh-

wohnet. Wenn sein Kapitel ihm Geschäffte anvertraute, focht er sie gegen Teutsche Herren und Schwertritter so gerade und recht aus, als ob diese keine Teutsche Herren und Schwertritter wären. Und wenn er, bey damaliger Verwirrung für Polen und Preußen den Münzfuß in Ordnung zu bringen hatte, so war er so ganz in der Münze, wie sein Nachfolger Newton. Nach seinem System war Schwere die Eigenschaft der Körper, die abzweckte, sie zum Eins, zum Ganzen in sich selbst zu machen; vielleicht ists eben so die göttliche Eigenschaft eines Geistes, daß er, totus und ingenuus, bey jedem Geschäft in sich wohne, und nicht in Rauch zerfliege.

Wie in diesem, so in mehr Stücken des Lebens sind Kopernikus und sein edler Landsmann und Nacheiferer Hevelius (Hevelke) Brüder. Auch er wohnte so sanft und innig in sich, daß, als seine königliche Bibliothek, Warte, Instrumentenkammer, vorzüglich aber seine und Keplers unersetzliche Manuscripte im Rauch aufgiengen, er herrlich in sich selbst blieb. Wie Kopernikus, so erwachte Hevel auf seiner ersten Reise ausserhalb Preussen, und wie jener so fand sich dieser zufrieden in sein Sarmatien zurück. Was jenem die Malerey war, war diesem das Kupferstechen. Jener ein Baumeister des Weltsystems, dieser der Kolumbus des Mondes, wo er Länder und Königreiche entdeckte, nannte, vertheilte, zwar nicht

so glücklich war, als Kopernikus, daß seine Namen in Gebrauch kamen, mit ihm aber ein edler Duumvir seines Vaterlands, mit ihm und Kepler ein ewiges Triumvirat der Astronomie für Teutschland. Wenn das Mechanische in Kopernikus Buch durch sorgfältigere, feinere Beobachtungen unnütz gemacht worden: so wird sein Geist, der ohne Ferngläser gen Himmel sah, und was zwey Jahrhunderte bestätigt und entwickelt haben weissagte, immer ein Name der Unsterblichkeit bleiben. Er stand in der Wüste, ohne Vorgänger und Hülfsmittel, und vielleicht war diese Leere ringsumher dem großen Geschöpf Gottes nothwendig. Da hatte seine Seele Raum, die Wurzel des Baums ward nicht von kleinen Gesträuchen entsogen: der kühne Sarmate trat (wie Tycho und mehrere ihn nannten) als ein Himmelsstürmer auf und vollendete als Himmelsordner.

Es gehörte Zeit dazu, daß seine Meynung durchdrang. Tycho selbst, dem an genauen Bemerkungen die Astronomie ungleich mehr schuldig ist als dem Kopernikus: Tycho, der, über Neid und Rechthaberey erhaben, die schlechten Instrumente Kopernikus mit einer Begeisterung empfieng, die in Verse quoll und das Bildniß desselben, von ihm selbst gemacht, unter den Bildern seiner Größten vor sich hatte und ehrte; Tycho suchte doch für sein oder für Andrer schwaches Gewissen ein drittes System, wo-

bey

bey die Erde stünde. Galilei ward ein Märtrer von Kopernikus Lehre, und Boullieu mußte hundert Jahr nachher den alten Philolaus wieder hervorsuchen, um nur den Namen Kopernikus zu vermeiden. Jetzt würde ausgelacht werden, wer an Kopernikus nicht glaubte — — so wechseln die Zeiten.

Bekanntlich hat Gaßendi sein Leben geschrieben, so billig, Sachverständig und fein, als das Leben Tycho's, Peurbachs, Peirescius und Regiomontanus. In Pohlen oder Westpreussen sind vielleicht noch Reliquien oder Briefe des stillen Mannes, die bekannt zu werden verdienen. Das einige Werk, das er geschrieben und nicht gelesen, das Werk, das solche Revolution im Weltbau gemacht hat, heißt: Nic. Copernici de revolutionibus orbium coelestium Libri VI. Norimberg. 1543. Sein Bildniß ist aus Boissard, aus dem auch Gaßendi das Seine genommen, der schon Frischlins Verse mit Recht darauf angewandt hat:,

Illum scrutanti similem, similemque docenti
adspiceres, qualis fuerat, cum sidera jussit
et coelum constare loco, terramque rotari
finxit et in medio mundi Titana locauit.

Ich weiß nicht, ob es dem Strasburgischen gleich ist, das Bernegger aus Preussen kommen ließ? noch ob das von Kopernikus selbst für Tycho gemahlte irgendwo existire?

VIII.

Ein Pulver wider die Schlaflosigkeit, in einer dramatischen Erzehlung.

(Aus dem Universal Magazin.)

Nicht weit von Cadix lebte seit einigen Jahren, in einer angenehmen Einsamkeit, ein Edelmann, von einer alten Spanischen Familie, mit Namen Don Felix. Sein Bruder, Don Pedro, war vom Hofe zu Madrid in einer öffentlichen Bedienung gebraucht worden, und besaß eines von den besten Gouvernements in Südamerika. Felix war seit einigen Jahren verheyrathet; und der Himmel beglückte ihn mit einer Tochter, die er Angelina nannte, und die sich eben so sehr durch ihre Schönheit und Tugend, als durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes auszeichnete. Des Felix Gattin befand sich wieder schwanger, als sein Bruder von Amerika zurückkam; und Don Pedro, der aus einer besondern Grille entschlossen war, unverheyrathet zu leben, erklärte sich: wenn das Kind, welches seine Schwägerinn bekommen würde, ein Sohn wäre, so wollte er ihm sein ganzes Vermögen vermachen.

Die Frau kam bald darauf nieder, aber, zu ihrem großen Leidwesen, mit einem Mädchen. Eine von ihren Freundinnen aber, welche Don Pedro's Absicht wußte, hielt es für einen frommen Betrug, ihn zu hintergehen, und meldete, mit Einstimmung der Mutter, das Kind wäre ein Sohn; und als ein solcher ward es auch mit aller Sorgfalt auferzogen.

Einige Jahre hernach starb Don Pedro, und bey Eröffnung seines Willens sah man, daß er sein ganzes Vermögen dem

dem vorgeblichen Sohn des Felix hinterlassen, wodurch ein andrer Verwandter, Ferdinand, gänzlich ausgeschlossen war.

Die Situation dieses jungen Mannes interessirte Jedermann zu seinem Vortheil; denn er war vom Don Pedro erzogen worden, und seine liebenswürdige Eigenschaften liessen allgemein vermuthen, er würde von jenem mit einem ansehnlichen Vermächtnis bedacht worden seyn. Indessen daurte seine Verbindung mit des Felix Familie, ohngeachtet seiner fehlgeschlagnen Hoffnung, immer fort, und er wurde beständig darinn als eines von ihren eignen Kindern aufgenommen.

Die Reitze der Angelina waren für Ferdinand zu groß, um sie mit Gleichgültigkeit anzusehn, und er bezeugte oft seine Bewundrung derselben ihrem vorgeblichen Bruder, den sie, nach seinem Oheim, Pedro genannt hatten. Angelina's Neigungen aber waren von einem jungen Englischen Herrn, mit Namen Manly, frühzeitig gefesselt worden, der ihrem Vater empfohlen war, da er auf seiner Reise durch Spanien über Cadix gieng.

Ferdinand, der auf dem freundschaftlichsten Fuß mit dem vorgeblichen Pedro lebte, hatte ihm seine Leidenschaft für Angelina in so feurigen Ausdrücken geschildert, daß die junge Schöne selbst in ihn verliebt wurde. Weil sie aber besorgte, daß er, sobald sie ihm ihr Geschlecht entdeckte, wahrscheinlicher Weise, sein Recht an ihre Erbschaft behaupten würde: war sie genöthiget, in einer so kützlichen Lage mit der äussersten Vorsicht zu handeln. Nach einiger Ueberlegung gab sie vor, eine Mittelsperson zwischen ihm und Angelina zu seyn, und sagte ihm: ihre Schwester, wie kalt sie sich auch äusserlich stellen möchte, wäre sterblich in ihn verliebt, fürchtete sich aber es merken zu lassen, um sich nicht dem Unwillen ihres Vaters aus-

zuſetzen, welcher beſchloſſen hätte, ſie an einen Grand von Spanien zu verheyrathen, von dem ihr kürzlich ſehr vortheilhafte Vorſchläge gethan worden wären.

Ferdinands Leidenſchaft für Angelina wurde durch dieſe Nachricht nur angeſchürt, und ihre Schweſter ſah mit Verdruß, ſie hätte ein ſehr gewagtes Spiel zu ſpielen, oder müßte ihn auf ewig verlieren. Um ihren Entwurf auszuführen, beſtimmte ſie die folgende Nacht zu einer Zuſammenkunft zwiſchen ihm und Angelina im Garten. Sie kleidete ſich ihrem Geſchlecht gemäß an, fand ſich anſtatt ihrer Schweſter ein, und ſpielte ihre Rolle ſo künſtlich, daß ſich Ferdinand für den glücklichſten Menſchen in der Welt hielt, da ſie in ſeinen Vorſchlag einwilligte, den nächſten Abend einen Prieſter mit ſich zu bringen, um ſie auf ewig zu vereinigen. Kurz, die Eheverbindung wurde vollzogen, nachdem der weibliche Pedro mit Ferdinand übereingekommen, daß ſie, als ein tiefes Geheimniß, ſollte verſchwiegen werden. Während dieſes vorgieng, wurde Manly durch die vertraute Aufführung des Ferdinand gegen Angelina äuſſerſt beunruhiget. Er ſetzte das Fräulein darüber öfters zur Rede, erhielt aber wenig Befriedigung, da ſie eben ſo wenig, als er, dieſe Freyheiten erklären konnte.

Die Ruhe des Ferdinand, nachdem er glaubte, von Angelina glücklich gemacht worden zu ſeyn, war für Manly eine neue Quelle der Eyferſucht, welche noch durch eine Nachricht vermehrt wurde, die er von ſeinem Bedienten erhielt, der in der Nacht, da Ferdinand ſeine heimliche Heyrath vollzogen, zufälliger Weiſe im Garten geweſen war.

Nach vielen Kämpfen beſchloß Manly, ſich auf ewig von einem Gegenſtande zu trennen, der ihn ſo unglücklich machte. Er meldete der Angelina ſein Vorhaben, welches ihren Stolz

ſo ſehr beleidigte, daß ſie beſchloß, ſeinem Beyſpiel nachzuahmen, ihn aus ihrem Herzen zu vertreiben, und einen würdigern Gegenſtand an ſeiner Stelle zu ſetzen. Sie befahl ihrer Kammerjungfer, ſeine Briefe und alle Geſchenke, die er ihr gemacht hätte, zu ſammlen, um ſie ihm zurückzugeben. Sie kamen bald darauf zuſammen, von ihren Bedienten begleitet; Manly ſagte ihr, mit groſen Anſchein von Entſchloſſenheit: daß er ſie niemals wieder zu ſehen willens wäre. Sie lächelte bey dieſer Rede, und verſicherte: es wäre ihr ehr gleichgültig, ob ſie, von dieſem Augenblick an, iemals wieder ein Wort oder einen Blick mit ihm wechſelte, oder nicht; darauf riß er ihr Portrait von ſeiner Bruſt, und übergab es ihr mit einem verächtlichen Blick. Dies wurde von ihrer Seite durch ein Armband erwiedert, das ſie ihm zurückgab; und nun ſchien ihr beyderſeitiger Unwille aufs Höchſte geſtiegen zu ſeyn, als Manly, der aus dem Zimmer forteilen wollte, plötzlich ſtille ſtand, und mit einem Blick der gröſten Reue, ihren Namen im zärtlichſten Ton wiederhohlte. Er ſagte ihr: „ein Herz, wie das ſeinige, ſollte nicht ſo behandelt werden.„ Sie erwiederte in einem ſtammelnden Tone: „ſie hätte ſeine üble Meynung nicht verdient, und ein Herz, wo die Liebe herrſchte, könnte keinen Gedanken gegen die Ehre ſeines Beherrſchers erlauben.„ Kurz, — denn wer ſieht nicht, wie das enden muß? — der Handel endigte ſich, wie alle Händel zwiſchen Verliebten, die ſich noch im erſten Theil des Romans befinden, in einer wechſelſeitigen Vergebung.

Wenige Tage hernach ereignete ſich ein Umſtand, der den Kummer der beyden Liebhaber erneuerte; denn der vorgebliche Pedro, der ſich des Ferdinands durch die heimliche Heyrath im Garten verſichert hatte, war beſorgt, daß, wenn ſie öfters da zuſammen kämen, der Betrug entdeckt werden möchte, und deshalb ſchenkte ſie ihm ihre Geſellſchaft ſo ſelten, als möglich.

Darüber wurde der junge Mann höchst unwillig; und beschloß, was auch daraus erfolgen möchte, seine Heyrath mit der vermeynten Angelina bekannt zu machen, die, wie er besorgte, ihm mit Verachtung und Kaltsinnigkeit begegnete. Mit diesem Entschluß gieng er in ihr Zimmer, und sagte ihr mit grosser Wärme, daß er nicht länger leben könnte, ohne ihre Heyrath öffentlich zu erklären, und lieber jede Gefahr laufen, als ohne den Genuß ihrer Gesellschaft leben wollte.

Das erstaunte Fräulein hielte ihn für verrückt, und sagte es ihm gerade heraus. In diesem Augenblick trat Manly ins Zimmer, und eine Scene der Verwirrung erfolgte, welche man sich leichter vorstellen, als beschreiben kann. Das Fräulein, das ihre Unschuld behauptete, und Ferdinand, der eben so zuversichtlich darauf bestand, brachte einen Streit zwischem ihm und Manly hervor, der sich in eine Ausforderung endigte.

Die Schwester der Angelina wurde in die äusserste Verwirrung gestürzt, da sie vom Ferdinand ersucht wurde, sein Sekondant bey diesem Handel zu seyn, welcher, wie letzterer mit den feyerlichsten Verwünschungen erklärte, aus der Treulosigkeit der Angelina entspränge. Sie versprach, ihn zu dem Kampfplatz zu begleiten, wenn die Sache nicht vor dem nächsten Morgen könnte beygelegt werden; und floh zu ihrer Schwester und Manly, denen sie das ganze Geheimniß erklärte.

Nachdem die ersten Bewegungen des Erstaunens vorüber waren; kamen sie überein, dem Don Felix die Wahrheit zu entdecken. Der alte Herr wurde bald mit dem Schritte ausgesöhnt, den seine Tochter gethan hatte; aber er war eben so sehr, als sie, für die schlimmen Folgen besorgt, die daraus entspringen möchten, wenn man dem Ferdinand den listigen

Streich

Streich entdeckte, der ihm war gespielt worden. Doch war keine Zeit zu verlieren, und Felix, nachdem er seiner Tochter befohlen, in ihrem weiblichen Charakter zu erscheinen, gieng dem Ferdinand nach, den er in den bittersten Ausdrücken anklagte, er habe seiner Angelina Ehre durch eine boshaffte Falschheit vernichtet.

„Weit entfernt, sagte Don Felix, daß sie eure Frau seyn sollte, so ist jezt ein Frauenzimmer in meinem Hause, welches erkläret, daß es seit einiger Zeit gesezmäßig mit euch verheyrathet worden; und der Priester, der euch zusammengab, ist bereit, ihr Zeugniß zu bekräftigen.„ Nach diesen Worten, führte er den erstaunten Jüngling in das Zimmer, wo Manly, Angelina, und ihre Schwester, die mit weiblichem Schmucke reich geziert war, saßen. „Da, mein Herr, fuhr Don Felix fort, sizt das Frauenzimmer, das Anspruch an euch macht. Wir alle bitten euch um Vergebung, daß wir euch so lange hintergangen haben. In eurem Freunde Pedro sehet jezt eure Gemahlin, und empfangt mit ihr ein wichtiges Gut, das der Gerechtigkeit nach euch zuvor schon gehörte, und in dessen Besiz euch der Gott der Liebe, ohne euer Vermuthen, wieder eingesezt hat.„

Das Erstaunen des Ferdinand ist nicht auszudrücken, aber, da seine Gemahlin vor ihm auf ihre Knie fiel, umarmte er sie zärtlich, bezeugte, die Beweise, die sie ihm von ihrer Liebe gegeben hätte, verdienten die grösste Erkenntlichkeit, und — „kurz, ergab sich in sein Schicksal wie — einem artigen wohlgezognen Liebhaber in einer dramatischen Erzählung zusteht.„

„Daß Master Manly sich dieses Augenblicks der allgemeinen Freude geschwinde zu Nuze gemacht, und die Einwilligung des Don Felix zu seiner Vermählung mit der holden Angelina erhalten haben werde, läßt sich auch vorhersehen.

„Und so bliebe dann dem gutherzigen Leser nichts übrig, als diesem zweyfachen glücklichen Paar eine gute Nacht zuzugähnen, und — vollends einzuschlafen. Unsre allzeit fertigen Dramatisexe aber werden sichs, hoffentlich, nicht zweymal sagen lassen, was für ein schönes, romantisches, aktionvolles, tragicomiconsensicalisches Drama in fünf Aufzügen aus dieser schönen Erzählung zu fabricieren wäre. Das meiste ist ihnen, wie Sie sehen, schon vorgearbeitet; und es braucht würklich nichts als das Ding in Akte und Scenen zu zerschneiden, und die einzelnen Scenen mit *Lieux-communs* oder *Non-Sense*, wie es dem Herrn Verfasser am gelegensten ist, auszufüllen: so wird in wenig Tagen ein Drama fertig seyn, das sich so gut spielen lassen wird, und wobey ein geneigtes Parterre in Wien, Berlin, Dresden, Hannover, Mannheim, Hamburg, Leipzig ꝛc. so gut wird zusehen und zuhören, mit den Aktricen liebäugeln, husten, gähnen, sich die Nase schneuzen, einschlafen, oder die Feinheit seines Geschmacks in Kritiken über das Stück und die Schauspieler sehen lassen können, als bey hundert andern solchen Händewerken, womit wir aus so vielen dramatischen Fabriken von einer Messe zur andern reichlich versorgt werden.

IX.

Frage und Antwort.

Ein Ungenannter aus H-lmst-dt ersucht mich, aus Veranlassung eines Gespräches, das zwischen ihm und einem seiner Freunde über die Maskeraden vorgefallen, die Frage aufzuwerfen: „Lassen sich die Maskeraden gar nicht vertheidigen?„

Sein Freund (schreibt Er mir) „obgleich kein Geistlicher, „habe sie bis in den tiefsten Abgrund verdammt; auf einer „Maskerade, habe er gesagt, sey gleichsam angeschlagen: „Hier ist ein Privilegium, frey zu sündigen.„ Ich wandte ihm ein, (fährt er fort) wer Ausschweiffung liebt, sucht und findet sie gewiß aller Orten; wer sie nicht liebt, wird sie vermeiden, wenn auch schon Gelegenheit dazu da ist. Hierwit aber ward ich gar nicht einmal gehört.„

Das

Das ist freylich hart. Ich möchte wohl die Ehre haben, den Freund näher zu kennen. Es mag ein merkwürdiger Mann seyn. Dürft ich mir nicht etwann seine Silhouette ausbitten? — mit einer kleinen Nachricht, wie alt er ungefehr ist, ob er Weib und Kinder hat, wie viel er Mahlzeiten des Tages thut, ob er wohl verdaut, nicht an Verstopfungen des Unterleibes leidet, den Blähungen nicht sehr unterworfen ist u. s. w.

Der Ungenannte, der die Frage gethan hat, erwartet wohl keine Antwort im Ernste, wiewohl er in einem so ängstlichen Tone fragt. Ich merke wohl, der Herr gienge gern auf die Redutte, (er bekennt, daß er noch auf keiner gewesen) besorgt aber gleichwohl der Teufel möchte, seiner Gewohnheit nach, ein Schelm seyn, ee ce qui suit. Da ist nun freylich kützlicht, ihm einen guten Rath zu geben. — Mancher hat schon auf ebenem Boden ein Bein gebrochen! Doch, damit ich ihn nicht ganz ungetröstet von mir lasse, so wollt' ich ihm rathen, sich förderſamſt von seinem weisen Freund eine Antwort auf die Frage auszubitten: Was er unter einem Privilegium zu sündigen verstehe? denn, wie ichs verstehe, haben entweder alle Menschen dies Privilegium, oder keiner hat es. — Wenn du so fortmachst, sagte der Pfarrer zu einem jungen Appenzeller, der ein sehr wilder roher Tropf war, so wirst du ganz gewiß in die Hölle fahren! — „Und wenn ich nun in die Hölle will, antwortete der Appenzeller; bin ich nicht ein freyer Landmann? Will den sehen, der mirs wehren soll!„ Mich dünkt dies freye Landmanns-Privilegium, auf seine Gefahr zu sündigen, hat jedermann, in der Kirche, wie auf dem Tanzsaal, in seinem Kämmerlein wie auf dem Jahrmarkt — Und dabey werden wirs wohl belassen müssen — bis beßre Zeiten kommen.

W.

X.

Nachrichten.

Die teutsche Uebersetzung vom Zend-Aveſta, nebſt der Darſtellung deſſelben iſt von Hrn. Prorektor Kleuker in Lemgo, dem Verfaſſer des Buchs: Menſchlicher Verſuch über den Sohn Gottes und der Menſchen. Bremen, 1776.

Aus Urſachen, welche in dem nächſten dritten Stücke des Philanthropiſchen Archivs dargelegt werden ſollen, erklärt das Deſſauiſche Philanthropin, daß es von allen, nach dem erſten December dieſes Jahres einlaufenden Beyträgen, ſogleich

zu

zu seiner bestmöglichsten Vervollkommnung Gebrauch machen werde; welches allen denen Menschenfreunden, die von nun an sich um dieses Institut verdient machen wollen, zur Nachricht bekannt gemacht wird.

Herr Kaufmann aus der Schweiz ist nicht, wie irgendwo angekündigt worden, als Lehrer des Philanthropins nach Dessau gereiset, sondern zu anderer Absicht.

Diejenigen, welche sich auf den teutschen Merkur für das Jahr 1777. zu abonnieren gedenken, werden ersucht, sich noch vor dem Schluß des itzigen bey ihren nächsten Postämtern, oder den Orten, wo sie sich bisher abonniert haben, zu melden.

W.

XI.

Politische Neuigkeiten vom October. 1776.

Engelland.

Seit dem zehnten dieses Monats hatte der Hof von seinen Generalen in Amerika die Nachricht erhalten, daß sie mit zotausend Mann in Long Island gelandet, wo die Amerikaner verschanzt waren, dieselben geschlagen, und aus ihren Verschanzungen vertrieben, nachdem sie ihnen auf die viertausend Mann getödtet. Diese Nachricht belebte mächtig die Hofpartheyen, erhob die Hofnungen des Ministeriums, und machte unausbleiblich die wichtigsten Begebenheiten aus diesem Lande erwarten. In der That wurden die Minister den 23sten dieses Monats frühmorgens von einem Schiffer, der aus Jamaica zurückgekommen, benachrichtigt, daß der General Washington die Stadt Neuyork verlassen, wegen einer epidemischen Krankheit, die daselbst herrschte, und sich mit seiner Armee nach Kingsbridge gezogen, das wenig entfernt davon ist, und da sich stark verschanzt habe: Zufolge hätte der General Howe seine Truppen in die Halbinsel Neuyork ausgeschifft, und sich den 15 Sept. in Besitz der Stadt gesetzt, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Der Schiffer hatte die Neuigkeit von dem Hauptmann eines königlichen Kriegsschiffes, dem er in seiner Ueberfahrt auf der Höhe von Neuyork begegnet, wo derselbe gegen die amerikanischen Korsaren kreuzte. Obgleich der Hof davon noch nichts bekannt machte, so betrachtete er sie, als gewiß, und erwartete die Bestätigung mit allen Umständen von einem Expreßen des Generals Howe. Während daß die Parthey des Ministeriums über diese Begebenheit triumphirte, hingegen ihre Antagonisten sich bestrebten, sie

zwey

zweifelhaft zu machen, hat eine andre Nachricht, die der Hof den 25ſten dieſes Abends erhalten, die Ungewißheit vermehrt, ſo wie die Ungeduld des Publikums. Dieſe Nachricht, die nach Irrland gekommen, und dem Hof durch einen Expreſſen überbracht worden, verkündigt, daß der General Howe an der Spitze von 22tauſend Mann die feindliche Armee, 30tauſend Mann ſtark und verſchanzt, zu Kingsbridge angegriffen, und gänzlich geſchlagen; und daß die letztre Achttauſend an Todten und Verwundeten gehabt, und daß General Washington unter den erſtern und General Putnam unter den letztern wäre. Wenn dieſe Nachricht ſich beſtätigt, ſo iſt es um die Sache der Amerikaner und ihre Freyheit geſchehen. Die Ueberbleibſel der Armee des Congreſſes werden ſich zerſtreuen, da ſie kein Oberhaupt mehr haben, das fähig genug wäre, ſie anzuführen; und die Engliſche wird von Eroberung zu Eroberung ſchreiten, da ſie keinen Widerſtand mehr findet. Man zweifelt nicht, daß hernach die Engliſche Regierung den Ueberwundnen ſehr harte Bedingungen vorſchreiben, und ihnen ein ſo ſchweres Joch auferlegen werde, daß ſie nimmer in Verſuchung kommen, oder Stärke haben, es abzuſchütteln. Auf einer andern Seite, wenn dieſer Sieg würklich iſt, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er eine Veränderung in die Beſtimmung der fürchterlichen Flotte bringen werde, die der Hof von Madrid ausrüſtet, aus Furcht, die der letztre haben wird, daß die ſiegenden Engelländer mit ihrer beträchtlichen Macht in Amerika nicht den Portugieſen mächtig beyſtehen möchten. Diejenige, die den Charakter der Engelländer kennen, und wiſſen, wie übermüthig dieſe ſtolzen Inſulaner in ihrem Vortheil, und unverſöhnlich in ihrer Rache ſind, befürchten, daß dieſer Sieg nicht unglücklich für die Ruhe von Europa ausſchlage. Und es iſt in der That leicht zu glauben, daß die Engelländer, nachdem ſie ihre Kolonien gezüchtigt, darauf denken werden, ſich wegen der Anführung zu rächen, die die Höfe zu Verſailles und Madrid beobachtet haben, indem ſie unter der Hand erlaubten, daß ihre Unterthanen den Amerikanern beygeſtanden.

Spanien.

Die furchtbare Flotte, die zu Cadix ausgerüſtet wird, und von welcher wir zu reden verſchiednemal Gelegenheit gehabt haben, wird nicht eher haben fertig ſeyn können, unter Seegel zu gehen, als vom 10 bis zum 20 dieſes Monats. Sie beſteht ohngefehr in 10tauſend Mann, in 29 Kriegsſchiffen, ſowohl groſſen als kleinen, einer zahlreichen Artillerie, und mehr als 200 Tranſportſchiffen. Sie ſteht, wie man weiß, unter den Befehlen des Don Cevallos, und die Beſtimmung ſcheint unwiderſprechlich nach Buenos Ayres zu ſeyn. Was den

Grund

Grüblern sehr zu schaffen macht, ist, daß mitten unter diesen Flotten, die wider Portugall gerichtet scheinen, und die einen unvermeidlichen Bruch zwischen den zwo Mächten ankündigen würden, ihre Gesandten fortfahren, in ihren Posten zu verbleiben, als ob die beste Harmonie zwischen ihren Oberhäupern obwaltete.

Frankreich.

Die neuen Einrichtungen im Kriegswesen, die der Herr von St. Germain vorgenommen, werden nur läßig zur Ausführung gebracht, zum Theil, weil die Generale hoffen, daß dieser Minister endlich seinen Abschied erhalten, und daß die Sachen wieder auf den alten Fuß gestellt werden dörften, theils wegen der Widersetzlichkeit, die die Truppen bezeugen, sich diesen Neurungen zu unterwerfen. Die Strafe mit Fuchteln insonderheit empört durchgängig, sowohl diejenigen, die bestimmt sind, sie zu empfangen, als diejenigen, die sie austheilen sollen. Die Unzufriedenheit ist auf den Grad gestiegen, daß man schon über Achttausend Ausreisser seit Bekanntmachung dieser Verordnung zählt, die ein bey unsern Truppen angenommenes Vorurtheil so wesentlich beleidigt.

Seit der Nachricht von dem Stoß, den die Amerikaner zu Long Island gelitten, hat man zu Fontainebleau von neuen verschiednemal Rath gehalten über die Weise, wie Frankreich sich bey diesen Umständen betragen solle. Die Mitglieder des Raths sind immer hierinn sehr getheilt. Die einen geben vor, daß man den Engelländern förmlich den Krieg erklären müsse, um sie zu nöthigen, eine Diversion zu machen, die den Muth und die Hofnungen der Kolonien wieder aufrichte. Die andern sind der Meynung, daß man dadurch unnützer Weise sich den Folgen eines Kriegs aussetzen würde, und daß man den Engelländern die Sorge lassen müße, sich selbst durch die ausserordentlichen Anstrengungen zu erschöpfen, die sie zu machen sich genöthigt sehen. Endlich hat die friedliche Meynung noch diesmal die Oberhand gewonnen, um so viel mehr, da dies in dem Charakter des Königs und des Herrn von Maurepas ist; und man hat sich entschlossen, unterdessen die Zurüstungen fortzusetzen, um auf allen Nothfall fertig zu seyn.

Herr von Clugny ist an den Folgen des Podagra mit einem Faulfieber in einem Alter von 46 Jahren gestorben. Man wirft ihm itzt vor, daß er nichts für den Staat gethan, und sein Ministerium nur durch Zerstörung der Operationen seines Vorgängers bezeichnet habe, von denen einige gut waren, und die er hätte erhalten sollen. Dieser Minister war sehr träge, ein Feind der Arbeit im Kabinet, und äusserst dem Vergnügen ergeben. Die Zeit seines kurzen Ministeriums hat er angewen-

wendet, alle seine Schulden zu bezahlen, die sehr beträchtlich waren, und seine Weiber und Kreaturen zu bereichern. Man sagt, daß er während seiner Krankheit verschiedenemal wiederholt, daß er nur so lange zu leben verlange, bis er die Zeit gehabt, die Staatsschulden zu tilgen. Man bemerkt, daß, wenn dieser Wunsch in Erfüllung ergangen, er seine Laufbahn so weit hätte treiben können, wie die der alten Patriarchen. Der König hat den Herrn von Tabureau des Reaux, alten Intendenten von Valenciennes ernannt, seine Stelle zu besetzen. Man hat um so viel mehr Ursach, sich zu schmeicheln, bald Operationen von diesem Generalcontroleur zu sehen, da er nicht verbunden seyn wird, sein Ministerium, nach der Gewohnheit, damit anzufangen, daß er diejenigen seines Vorfahren vernichte, der nichts gethan hat.

Rußland.

Die Cerimonie der Trauung der Prinzeßin von Würtemberg Stuttgard mit dem Großfürsten Paul Petrowitz ist den 7ten dieses Monats früh Morgens mit aller Pracht und möglichen Feyerlichkeit vor sich gegangen. Derselben gieng einige Tage vorher diejenige vor, wobey diese Prinzeßin zur griechischen Kirche zugelassen wurde. Bey dieser Gelegenheit nahm sie statt der Namen Sophia Dorothea die Namen Maria Federowna an, die sie von nun an führen wird.

Pohlen.

Da der Reichstag alle die Geschäfte in dem kurzen Zeitraum von sechs Wochen, der ihm vorgeschrieben ist, nicht endigen konnte, so hat er sich selbst bis auf den 26ten dieses verlängert; und da bey dieser Frist noch wichtige Geschäfte genug in Ordnung zu bringen übrig bleiben werden, so macht man sich auf eine zwote Verlängerung gefaßt. Uebrigens weiß man nicht Lobeserhebungen genug dem Eifer, dem Patriotismus, der wahrhaftigen Liebe des allgemeinen Wohls zu geben, die die Mitglieder dieses Reichstags im allgemeinen belebt. Die Constitutionen, die bis hieher bey ihm durchgegangen sind, sind alle mit dem Stempel der Weisheit bezeichnet, alle auf das gemeine Beste gerichtet; und werden diese Versammlung um so weit über die vorhergehende setzen, als ein Rath von Weisen über eine Rotte Räuber erhaben ist, die sich vereinigen, ihre Mitbürger zu plündern, und zu Grunde zu richten. Die merkwürdigsten Constitutionen, die bey diesem Reichstage durchgegangen, sind folgende: diejenige, die die Verfassung eines neuen Gesetzbuchs für Pohlen verordnet; diejenige, die ein Intercomitielles Tribunal errichtet, um über die Aufrechthaltung der Gesetze zwischen den Reichstagen zu wachen, und der Kühnheit der Magnaten

Ein-

Einhalt zu thun, die dieser Zwischenzeit mißbrauchten, und die Bürger zu unterdrücken, und die Schranken ihrer Gewalt zu erweitern; und endlich diejenige, die das Ansehn des Königs verstärkt und des immerwährenden Raths. Diese Operationen sind um so weiser, da sie zum Zweck haben, die Anarchie zu unterdrücken; zu machen, daß die Freyheit diene den Thron zu stützen, und nicht zu erschüttern, wie sie zuvor that, und das Reich der Ordnung und der Gesetze für Stärke und Gewaltthätigkeit einzuführen. Sie streben auf eine unmittelbare und folglich sichrere Weise zu diesem Zwecke. Was man wohl bemerken muß, ist, daß der König von Pohlen die Seele dieser Versammlung, und der Wegweiser ihrer Ueberlegungen ist, und daß dieser Prinz, der bisher, so zu sagen, nur leidend bey den Geschäften seines Landes gewesen, bey dieser Gelegenheit Fähigkeiten und Kenntnisse entwickelt hat, die das Unglück der Zeiten, und der vorhergehenden Umstände in der Unthätigkeit zurückgehalten hatten, und welche machen werden, daß man ihn den größten Königen an die Seite setzen wird, deren sich Pohlen rühmen kann. Dieser Monarch hat, seitdem er auf dem Thron ist, so viel Geduld, so viel Heldenmuth in den Widerwärtigkeiten gezeigt, so viel Liebe für das Wohl seines Vaterlandes, ohngeachtet dessen Undankbarkeit, so viel Mäßigung gegen seine Feinde, und Gnade, ihre Beleidigungen zu vergessen, selbst als er sie strafen konnte, daß wir keinen Anstand nehmen, ihm hier den Namen Stanislaus der Weise zu geben, ohne zu fürchten, daß unsere Zeitgenossen und Enkel denselben nicht für gerecht anerkennen sollten.

Nachlese
einiger beträchtlicher Druckfehler.
die Jeder in seinem Exemplar zu verbessern ersucht wird.

In No. 6.

Seite 263. unterste Zeile, leset anstatt Joh. Roth — Both,
— 265. Z. 13. anstatt Eltern l. Erben.
— 266. Z. 16. leset: Gersaintschen.
— — Z. 17. l. bekommen.
— 269. Z. 19. anstatt Störiz l. Stösiz.
— 270. Z. 9. anstatt sticht l. sucht.
— — Z. 12. anstatt Stiche l. Stuhle.
— 273. Z. 4. von unten, l. Kniestück.
— 274. Z. 6. von unten, l. statt Leonor — Lecouvreur.
— 279. Z. 7. statt Leseners l. Le Sueurs.
— 280. Z. 15. l. statt Bodenberg — Rosenberg.

DESIDERIVS ERASMVS.

Der Teutſche Merkur.

December 1776.

I.

Liebe um Liebe.

Lezter Buch.

Nun ſezt den Fall, ihr läget, allein,
um Mitternacht, auf eurem Lager,
und wiegtet euch bey Mondesſchein
mit ſchlafbefördernden Bildern ein;
auf einmal träte bleich und hager
ein langer weiſſer Geiſt herein,
mit Leichentüchern über und über
behangen, ſezte ſich gegenüber,
und ſtarrte aus hohlen Augen voll Glath,
die Zähne fleiſchend, zu euch herüber:
Wie wär' euch wohl dabey zu Muth?
Ich wett' euch würde mächtig bange
ums Herz! Allein gewißlich lange
ſo bang als unſerm Helden nicht,
wie er auf einmal, ſich nichts verſehend,
Jelängerjelieber vor ſeinem Geſicht
in ihrer ganzen Größe ſtehend
erblickt. — Und gleichwohl zeigte ſie ſich
nichts weniger als geſpenſterlich.
Kein Engel hätt' in einer mildern
holdern, gefälligern Geſtalt

erſcheinen könnten. Sie war — „F. Halt! halt!
Nur keine Beſchreibung — das ewige Schildern!
Es macht den Dichter und Hörer kalt!„ —
(pp. Ich ſchweige) — Genug, Ihr kennt die Dame,
und mögt ſie Selber nach Herzensgier
euch mahlen in eurer eignen Manier,
gefaßt in eine ſo ſchöne Rahme
als euch behaget — allenfalls
in fliegendem weiſſem Atlaskleide;
nur, bitt ich, nicht zuviel Geſchmeide!
Bloß eine Perlenſchnur um Hals
und Arme — den Schleyer nicht zu vergeſſen,
(denn noch iſt ihr verboten, deſſen
ſich abzuthun) doch deck' er bloß
das Mitlid, und durch doppeltes Leinen
mag gleichwohl einer Erbſe groß
von ihren ſteigenden Buſen ſcheinen!

Des Ritters Lage bey allem dem
war weder ſicher noch bequem.
Im plözlichen Aufruhr aller Sinnen
was kan er ſagen, was beginnen?
Vermeiden wollt' er die Zaubergeſtalt,
aus ſeinem Herzen mit Gewalt
ſie reiſſen, und ſollt' es dran verbluten!
Dies hatt' er geſchworen vor wenig Minuten.
Was Schrecklichers könnt' ihm nun geſchehn,
als dieſer Nothzwang, ſie zu ſehn?
Sein erſter Gedank' auch izt war — fliehen,
fliehn, wie der keuſche Joſeph dort
der Sünd' entfloh — allein Ein Wort,
Ein Ton, den Mond vom Himmel zu ziehen
fähig, hemmt ſeinen Fuß. Erſchlafft

ſteht

ſteht er und lähm, und ohne Kraft
nur Athem zu hohlen. —
„Du kanſt mich fliehen?„
War alles, was Sie Selbſt vor Schmerz
zu ſagen vermocht'. —
Ein Dolch ins Herz
iſt ihm der Ton womit Sie's ſagte;
ihm brechen die Knie, er ſinkt betäubt
an einem Stuhl zu Boden — bleibt
wohl eine halbe Viertelſtunde
ſo liegen — hebet dann und wann
den Kopf nach ihr, will reden, und kann
nicht reden, ihm ſtokt die Luft im Munde;
indeß die Dame, ihr Haupt geſtüzt
auf beyde Arme, und über die Stirne
die Hände verſchränkt, am Fenſter ſizt
und ſchweigt. — Sein einzig Hoffen izt
iſt, daß ſie grimmig auf ihn zürne.
Allein er hört ſie von Zeit zu Zeit
erſeufzen, mit ſolcher Zärtlichkeit,
daß tauſend Nadeln ſein Herz durchſtechen.
Zulezt, — um es ihm gar zu brechen —
ſcheint, wie im Drang der Liebe dahin-
gezogen, ſich eine von ihren Händen,
als ſuchte ſie ihn, nach ihm zu wenden.
Dies war zuviel für Gandalin!
Auf rafft er ſich, im heftigſten Sturme
der Leidenſchaft, wirft neben Sie
ſich nieder, verbirgt auf ihrem Knie
ſein weinend Antliz, hätte zum Wurme
verſchrumpfen mögen, um ſein Vergehn
und was Sie durch ihn leiden müßen,
im Staube zertreten, abzubüßen.

Die Dame schien zu ihren Füßen
mit Wonnegefühl ihn liegen zu sehn,
und seine Zähren sich ergießen
auf ihre, mit Seelschmelzendem Brand,
an seine Lippen gedrückte Hand.
Ists möglich? rief Sie in Entzücken,
Er liebt mich? Seine Lippen drücken
den Schwur der Treu auf meine Hand!
Mein ist das Recht ihn zu beglücken,
sein Herz mein Königreich, mein Thron,
mein Himmel! und keine Sonnemon
soll mirs entreißen! —

Mit was für Blicken
der Ritter beym Nahmen Sonnemon
zusammenfuhr, das ängstliche Zücken,
nicht anders als ob ein Scorpion
aus ihren Lippen in seinen Busen
gefahren wäre — das sollt' ein Mann
wie Rubens ganz anders als ich 's kan
euch mahlen, und wenn auch alle Musen
mir mahlen hälfen! — Ha, welch ein Wort
„Unglückliche, (ruft er mit Ergrimmen
und schlendert die Hand weit von sich fort
auf der noch seine Thränen schwimmen)
„Welch einen Nahmen wagtest du
„zu nennen! — O, daß der nehmliche Mu
„da ich in deine Atmosphäre
„gerieth, mein letzter gewesen wäre!
„O! Zauberin, laß ab von mir!
„Was hilft es dir Gewalt zu üben?
„Mein Wille schwört sich loß von dir,
„Warum mich zwingen dich zu lieben? —

„Gut!

„Gut! Triumphiere! du ſiegſt — doch klein
„ſoll deines Sieges Freude ſeyn!
„Ich will zu Sonnemon dich führen,
„in deiner Gegenwart Alles ihr
„bekennen, und dann, vor deinen und ihren
„Augen, die Liebe an ihr und dir
„rächend, dies ſchwache Herz durchbohren
„das Dich verrieth, Ihr falſch geſchworen!„

Die Dame, ſtatt vor Gift und Wuth
(wie Ihr vermuthet) zu Boden zu ſinken,
ſchien Alles dies mit frohem Muth
wie Nektar in ſich hinein zu trinken:
und wie ſie glaubte der erſte Laſt
ſey ausgeſchäumt, ſprach ſie mit ſüßen
Gebehrden: „Gleich! zu meinen Füßen
nieder, und was du geläſtert haſt
mir abgebeten! Das muß ich wiſſen
ob Du mich liebſt! Dein innerſter Sinn
liegt vor mir aufgeſchloſſen; ich bin
zufrieden, ich bin geliebt und liebe!
Unglücklicher Menſch, was quäleſt du
dich ſelbſt und die du liebſt? Wozu
entgegenkämpfen dem ſüßen Triebe?
Gieb dich gefangen! Lieb um Liebe!
und Freuden ohne Maas! — „

„O du —
antwortet er ihr mit zitterndem Munde,
die Hände ringend — „Du haſt mich zu Grunde
„gerichtet! Weg iſt meine Ruh
„auf ewig, und Schande und Verderben
„mein Antheil. Laß mich, laß mich ſterben!

„Ich kan in deinem Zauberbann
„nicht dauren, du unnennbares Weſen!
„Wer biſt du? Flieh, verſchwind, ich kan
„dich nicht ertragen, nicht geneſen
„wo Du biſt! Meine Lieb iſt Haß,
„nicht Liebe; ſie brennt wie Höllenfeuer
„in meinem Buſen. Laß mich, laß
„mich ſterben! — Oder reiß den Schleyer
„von dieſen Zauberaugen weg, und laß
„dich anſchaun, und im erſten Blicke
„verzehre mich! „

Aus Furcht, er zücke
den Arm nach ihrem Schleyer, wich
das Fräulein ein wenig erſchreckt zurücke;
Indeßen ſah man ſichtbarlich
es kämpfe was in ihrem Herzen.
Doch faßte ſie ſich, und: Gandalin,
(ſprach ſie) ich müßte was ich bin
nicht ſeyn, um kalt bey deinen Schmerzen
zu bleiben. Allein, ſprich ſelber, ſprich,
was könnte Sonnemon und ich,
jede, mit einem halben Herzen
machen? Es muß zum lezten Entſchluß,
zum Wählen zwiſchen uns, kommen — es muß!
und bald! Izt ſchwebſt du zwiſchen beyden
und wankſt: nimm dieſe Nacht dazu,
bring erſt dein tobendes Blut zur Ruh,
und Morgen — laß dein Herz entſcheiden!

Dies ſagen, und ohne daß er das Wie
wahrnahm, aus ſeinen Augen ſchwinden,
war Eins. Er ſuchte mit eifriger Müh
oben und unten, vorn und hinten
im Hauſe — ſie war nicht mehr zu finden.

Nun denket was für eine Nacht
der gute Ritter in ſolcher Lage,
ſo troſtlos einſam, zugebracht!
Es war die längſte bitterſte Nacht
die je vor ſeinem Todestage
ein armer Sünder durchgewacht.
Dem Manne, der mir Schaf' und Rinder
und Haus und Hof und Weib und Kinder
geraubt, geſchändet und umgebracht
hätte — ich wünſcht' ihm weder Acht
noch Kirchenbann, auch nicht von Mäuſen
gegeſſen zu werden im Mäuſethurm
wie Biſchoff Hatto, noch von Läuſen
wie König Herodes, noch im Sturm
von Tauſend grinſenden Todten umgeben
ſechs Tage in einer maſtloſen Jacht
auf Wogenſpitzen im Meer zu ſchweben:
ich wünſcht ihm eine ſolche Nacht!

Als nun die liebe Sonne wieder
zu ſcheinen begann, ſprang Gandalin
von ſeinem Lager, ſo bleich und grün
wie liebesſtreche Mädchen, und müder
als hätt' er in einer Novembernacht
in Regen und Sturm, durch tiefe Felder
und Sumpf und Moor und träuffelnde Wälder,
ſechs Meilen in Einem Zug gemacht.
Er öfnet ein Fenſter, und ſchlürft und ſauget
den Sonnengeiſt in ſich hinein,
der alle Leibes und Seelen Pein
unendlich mehr zu lindern tauget
als Paracelſens Laudanum,
und alle Eſſenzen, Elixiere

und Schmerzbetäubende Clyſtiere
im groſſen Diſpenſatorium.
Ihm iſt als weh' im jungen Morgen
ein Gott ihn an, und ſeine Sorgen
verliehren im Ocean des Lichts
die Hälfte des drückenden Gewichts;
und, wie er da ſteht, im Ueberrocke,
mit ofner Bruſt und fliegender Locke,
greift er mechaniſch nach Stock und Hut
und eilt hinaus in dumpfem Muth
ins Freye — läuft mit groſſen Schritten
den Lindengang hinab, dann mitten
die Wieſen durch, dann übern Steg,
den Rain hinauf, dann linker Seite
queer über's holprichte Brachfeld weg,
in ſolcher Haſt, daß alle Leute,
an denen er ſo vorüberſchwirrt,
ſtillſtehend gaffen, und denken müßen:
„Der läuft, wie Kain, vor ſeinem Gewiſſen!„

So war er lange herumgeirrt,
als er zulezt, wie einem Traume
entwachend, in Sonnemons Park ſich fand.
Da warf er neben einem Baume
ſich nieder, ſtreckte Fuß und Hand,
und lechzte wie ein Fiſch im Sand.
Doch macht ihm das Gefühl Vergnügen
auf Sonnemons Grund und Boden zu liegen.
Allmählich — (ſo wie des Morgens früh
halbgeiſtige leichte Duftgeſtalten
am röthlichen Himmel ſich entfaltern) —
dämmern in ſeiner Phantaſie
die Bilder auf von ſtrenen Tagen

und

, und Stunden der erſten ſüßen Plagen
der Liebe, da er in dieſem Hayn
ſo manchen Abend bey Mondesſchein
den ſtillen Bäumen ſein Leid zu klagen
verweilte, ſo manchen halben Tag
in einer Hecke verborgen lag,
um Sonnemon im Vorübergehen
durchs Laub verſtohlen nachzuſehen;
und unter dieſen Träumereyn
ſchläft er in ſüßer Ermattung ein.

Ihm hatten die freundlichen Waldesgötter
zwoo Stunden, ſein geſenktes Haubt
auf ihrem Schooße, zu ruhen erlaubt,
als — eine Handvoll Roſenblätter,
an ſeine Wangen mit leichter Hand
geworfen, ihn weckt — und ſein Erſtaunen,
da Sonnemon, im Morgengewand,
reizend wie Flora, die langen braunen
Locken halb mit einem Band
gefeſſelt, halb am weiſſen Nacken
hinwallend, mit holderröthenden Backen
und lieblichen Blicken, vor ihm ſtand —
Sein ſüßes Schrecken, und was er empfand
als Sie, ihm ihre Grazienhand
zum Aufſtehn reichte, und ſein Entzücken
und ſeine Angſt — o Mutter Natur,
wie könnt' ich das Alles in Worte drücken?
Es eine Seele fühlt ſich nur.

Mit ungewöhnlicher Huld und Milde
in ihrem Weſen, Blick und Ton,
führt ihn die ſchöne Sonnemon

zu einem Sitz, wo Epheu und wilde
Reben, zum selbstgewachsnen Dach
verwebt, der Sonne den Paß versagen.
Im gehen bat Sie ihn, ihr Betragen
bey seinem Empfang im Vorgemach
dem leidigen Zwang der Etikette
und dem beschwerlichen Mückenschwarm
der Höflinge beyzumessen — „Sie hätte
so gerne sich ihm mit ofnem Arm
entgegen gestürzt, den lieben Getreuen
so gern an ihren Busen gedrückt!
allein vor soviel Zeugen-Reyhen
hätte sichs freylich nicht wohl geschickt.
Doch nun, da keine Laurer uns stören,
itzt höre, und laß von Dir mich hören
was nach so langer Trennung das Herz
uns eingiebt! — Nichts von altem Schmerz
nichts das den süßen Augenblick trüben
könnte! Von Zweifeln und Fragen nichts,
ob Du auch immer getreu geblieben?
Die Antwort steht mit Zügen des Lichts
auf deiner ofnen Stirne geschrieben.„

Dies war zuviel! Mit jedem Blick,
mit jedem Wort ein feuriger Zwick
in seine Schuldbewußte Seele!
Es war zuviel! — Wie grauer Duft
schwamm's ihm um's Aug; er schnappte nach Luft,
ihm schlug das Herz bis an die Kehle,
und nah ihm der gute Genius
der Liebe mit einem Thränenguß
nicht eilends noch zu Hülfe gekommen,
es hätt' ein trauriges Ende genommen.

Was

Was iſt dir, rief ſie: — Gandalin?
du weinſt? du ächzeſt? — Gandalin,
was iſt dir? Rede! Woher dies Zagen?

„O! Nichts mehr, Sonnemon! — Ich kan
du Engel, ich kan dich nicht ertragen,
nicht dieſen Blick, nicht dieſen Ton!
O daß ich leben muß, zu ſagen,
es dir zu ſagen: — Sonnemon,
du irrſt dich, ich bin deiner Liebe
nicht werth — Und doch — O Gott der Liebe,
du weißt, wie bis ins dritte Jahr
jeder auch meiner geheimſten Triebe,
mein Wachen und Schlaf, Ihr heilig war!
Wie alle Reize der ſchönſten Geſtalten
zurück von dieſem Herzen prallten,
worinn ſie unverrückt gethront!
Und wie ich bis zum zehnten Mond
des dritten Jahres ausgehalten.
Armſeliger Ruhm! was hilfſt du mir?
Ein Augenblick hat dich vernichtet!
Und wie? — Du hielteſts für erdichtet,
wenn jeder andre als ich, es dir
erzählte. — „

Und nun begann er treulich
Ihr Alles zu beichten, Stück vor Stück,
Wies mit Jehängerjelieber ihm neulich
ergangen, vom erſten Augenblick
bis zu der unverhofften Erſcheinung
der geſtrigen Nacht.

Mit groſſer Ruh
Hört Sie ihn bis zum Ende zu,

und: Soll ich dir (spricht sie) meine Neigung
sagen? — du warst nie ungetreu
und bist es noch nicht, hast mich immer
geliebt, und alles ist Feerey
was dir mit diesem Frauenzimmer
begegnet ist.

„Ach! könnt ich hievon
mich überzeugen, ruft der Ritter.
Oft dacht ichs auch — und täuschte mich
damit; zumal, wenn sie zur Cither
so lieblich sang. Dann glaubt' ich dich
zu hören, und ach! Ihr gegenüber
empfand ich Alles was ich für dich
empfinde — quälte mich selbst darüber,
verbannte sobald ich von ihr gieng
ihr Bild aus meinem Herzen, — und fieng
gleich wieder Feuer, so wie ich wieder
in ihre Atmosphäre trat.„

Sehr abentheurlich in der That!
(rief Sonnemon, erröthend, und nieder
die Augen schlagend) doch, sage mir frey,
wenn ich die kleine Schwärmerey
nun übersehe, (denn Hexerey
that augenscheinlich das Meiste dabey)
und wenn ich, zufrieden von deiner Treu,
mit diesem Kuße dir verzeihe:
was sagst du? —

„Daß ich zu elend bin
„das Leben länger zu ertragen!
„Du Engel von Güte! was kan ich sagen?

„Noch

„Noch schwebt sie mir zu stark im Sinn
„die gestrige Nacht — ach! Ihr zu Füßen
„lag ich, wie zu den deinen hier,
„wünschte die Liebe, die ich ihr
„bekannte, mit meinem Blute zu büßen,
„und liebte sie doch! — und fühlte mich
„mit Allmacht zu ihr hingezogen! —
„Ach, Sonnemon! — Ich habe dich,
„und ach! — mich hat mein Herz betrogen!
„Und nun, was bleibt mir übrig, als
„zu sterben?„

Das gute Fräulein konnte
sich kaum enthalten, ihm um den Hals
zu fallen, so mächtiglich begonnte
die Liebe für ihn in ihrer Brust
zu sprechen; doch hielt sie noch mit Müh
zurück, und: Höre mich, sagte Sie;
die Dame wird dich wiederzusehen
wünschen —

„O! — (unterbricht er) Nie
„soll dies mit meinem Willen geschehen!„
Es soll! Ich wills! (erwiedert Sie)
das Zauberwesen muß vergehen!
Ja, Gandalin, du sollst sie sehen
und mich dazu! — und wenn alsdann
dein Herz sich nicht entscheiden kann,
so müßt' ich — nichts davon verstehen.

Mit diesem Worte verließ sie ihn
verrätherisch lächelnd, und — war verschwunden
eh unser Mann von seinen Knien

sich

ſich zu erheben Kraft gefunden.
Ihr Lächeln, und ihre Mäßigung
beym ganzen Handel, war Lichts genung:
allein, ihm blieben die Augen gebunden.
Verwirrter als nie in ſeinem Sinn
kömmt er nach Hauſe — geht von einem
Zimmer ins andre — weiß in keinem
was er gewollt — ſteht auf, ſizt hin,
wird aufgekämmt und angezogen,
ſezt ſich zu Tiſche, ißt, und — weißt
ſo wenig davon, als wäre ſein Geiſt
zum Mann im Mond hinaufgeflogen.
Nie wurd' ihm, ſeit er Luft geſogen
ein Abend ſo unerträglich lang.
Bald hofft er von der Kataſtrophe
alles, dann wird ihm wieder ſo bang
als naht' er ſeinem Untergang
mit jeder Secunde. — Wo bleibt die Roſe,
Was ſäumt ſie, fragt er wohl hundertmal;
in Einer Stunde, wie wartende Kinder
am Niklasabend, und ſchaudert nicht minder
ſo oft ein Fußtritt auf dem Saal
ſich hören läßt — und wie ſie endlich,
ein Blendlaternchen in der Hand,
ſich einſtellt, ward er wie die Wand
ſo weiß, und zitterte ſo ſchändlich
wie Doktor Fauſt im Faſtnachtsſpiel,
da ſeine lezte Viertelſtunde
zu Ende läuft, ſein ſchreckliches Ziel
nun da iſt, und zum Höllenſchlunde
ihn unter Bliz und Donnergeroll
der böſe Feind nun holen ſoll.

„So machen Sie doch! was soll das Zaudern?
„Herr Ritter! Ich glaube gar sie schaudern!
„Ha, ha! Ich merke! Sie wissens schon! —
„Man möcht uns gern die Volte schlagen. —
„Die gnädige Gräfin Sonnemon — „
„Sie komme nur! 's hat nichts zu sagen!
„Sie wird an unserm Siegeswagen
„gar stattlich ziehn! — Nur frisch gewagt,
„Herr Ritter, und sprecht: ich habs gesagt;
„sobald mein Fräulein Jelängerjelieber
„den Schleyer fallen laßen wird,
„so ist auf einmal der Streit vorüber,
„oder — ich hätte mich sehr geirrt!„

Der Ritter, ohne der Klappermühle
ein Ohr zu leyhn, steht wie beym Spiele
ein Mann, der viel verlohren hat,
und nun versucht ist auf ein Blat
sein ganzes Heab und Gut zu wagen.
Tiefsinnig, in sich hineingekehrt
steht er im Zweifel — Plözlich fährt
er auf und denkt: „ich will es wagen!
Ein einziger Augenblick voll Muth
macht Alles Geschehene wieder gut.
Ja, Sonnemon, ich will dich rächen!
Die Stolze, die dir Hohn zu sprechen
vermeynt — entschleyert soll sie stehn,
und im Moment, wo sie zu siegen
gewiß ist — sich verworfen sehn!„

Ein schnellauflodernder Vergnügen
blizt über seine Wangen hin,
indem er Muth und festen Sinn

ſich zutraut, dieſen Sieg zu ſiegen.
Er folget nun im großen Trab
der führenden Iris, auf und ab
durch unbekannte Winkelgaßen,
die wenig gutes vermuthen laßen;
auch half das Blendlaternchen mehr
zum dunkelmachen als zum leuchten.
So giengs nun lange hin und her,
bis ſie ein Hinterpförtchen erreichten.
Die Zofe klopft — es thut ſich auf
und ſchließt ſich wieder. — Der Ritter tappt
die lange Wendeltreppe hinauf,
und dumpfe Ahnungen hemmen den Lauf
von ſeinem Blut, er huſtet, ſchnappet
nach Athem, und bleibt wohl dreymal ſtehen
indem ſie durch die lange Reyh'
von ſchwachbeleuchteten Zimmern gehen.

„Viel Glücks! Die Reiſ' iſt nun vorbey,„
ſpricht Iris, indem ſie ein groſſes Zimmer
ihm öfnet, und hinter ihm wieder ſchließt.

Nun denket, — da ein Strom von Schimmer
aus hundert Kerzen entgegen ihm ſchießt,
und vor ihm ſteht das nehmliche Zimmer
worinn ſich, nahe bey Paris
Delängerjelieber zuerſt ihm wies,
die Decke mit goldnen Körben, Früchten
und Blumen juſt wie dort ſtaffiert,
und mit den nehmlichen Bibelgeſchichten
die Wände ringsum tapeziert,
und neben einem kleinen Tiſche
das nehmliche Ruhbett in der Niſche

und drauf im nehmlichen Ueberzug
Jelängerjelieber mit ihrem Schleyer;
Nun, bitt' ich, denkt ob unserm Freyer
das Herz im Busen höher schlug?

Er wurde so überrascht von allen
den Wunderdingen, so überhäuft,
daß er, um nicht zu Boden zu fallen,
kaum einen Lehnstuhl noch ergreift.

Die Dame, nachdem sie ihm, sich zu fassen,
ein Paar Minuten Zeit gelassen,
dankt ihm im sanftesten Liebeston
für diesen lezten Beweis von Achtung,
und daß er aus Liebe zu Sonnemon
doch wenigstens nicht mit kalter Verachtung
ein Herz, das ihm zu widerstehn
nicht Kraft gehabt, bestrafen wollen.

„Ich will nicht klagen — nicht mein Vergehn
„durch Bitten um Mitleid hoch erhöhn;
„Du hättest in dein Herz zu sehn
„mir eher vielleicht gestatten sollen;
„Mir sagen sollen mit guter Art:
„Es sey vergeben — Wer weiß, wir hätten
„uns beyde vielleicht viel Schmerz erspart!
„Ich hätte mich — vielleicht — noch retten
„können! — Doch all dies, Gandalin,
„ist Schicksal — wir konnten ihm nicht entfliehn;
„Ich weiche — (Sie sagte dies mit immer
„gerührterer Stimme) ich weiche der Noth,
„ich täusche mich nicht! Ich seh's, kein Schimmer
„von Hoffnung bleibt mir — als vom Tod.

„Du scheinst gerührt? — Dich zu betrüben
„war nicht mein Wille — doch, laß noch dies
„mich sagen — den Trost dich ewig zu lieben,
„den süßen Trost, raubt mir gewiß
„kein Schicksal! — Und auch der Wahn ist süß
„(laß Sonnemon den Wahn mir gönnen!)
„Den Traum der schmeichelnden Phantasey,
„du hättest, wäre dein Herz noch frey
„gewesen, vielleicht mich lieben können!

Hier schien sie so von Empfindung gedrückt
daß ihr die Rede im Mund erstickt.

Ich hätte vielleicht dich lieben können!
(ruft Gandalin ängstlich, als ob sein Herz
zerspringen wollte vor Lieb und Schmerz)
O könnt' ich diese Brust zerreissen
und in mein Herz dich schauen heissen!
Ob ich dich liebe? Wie ängstigt mich
dies grausame Zweifeln! Wohlan, so höre,
was ich zu deinen Füßen schwöre —
Wiewohl ich weniger izt als je
begreiffe was du bist, und wie
dies alles möglich ist, und wie,
durch welch allmächtige Sympathie,
du mich bezaubert hältst — doch, höre
was ich bey dieser Hand, die ich
hier fasse, bey jeder brennenden Zähre
die auf sie fällt, gelob und schwöre:
Ich liebe Sonnemon und Dich,
und jede herrscht in meiner Seelen
als hätt' ich nur für sie allein
ein Herz, und zwischen Euch zu wählen
wird ewig mir unmöglich seyn!

O laßt mich! — Unwerth Euch zu lieben,
unwerth von Euch geliebt zu seyn,
unfähig mit getheilten Trieben
Euch glücklich zu machen, zu meiner Pein
und zu der Eurigen, Euch zu lieben
verdammt — O laßt mich, laßt mich fliehn,
mich fern von euch in Gram verzehren,
und möchte der Nahme Gandalin
nie wieder eure Ruhe stören!

So spricht er liegend auf seinen Knie'n,
und Thränen, wie glühende Tropfen, stürzen
auf ihre Hand. — Das Fräulein kann
nicht länger seine Quaal zu kürzen
sich säumen. — „Du wunderbarer Mann,
und hättest Du vor Sonnemon's Ohren
uns beyden all dies auch geschworen?„
O, ruft er, wäre Sie doch hier!

„Da ist Sie! Siehe sie vor Dir!„
Und siehe! Mantel und Schleyer wallen
von ihren Schultern — und — Sonnemon
(O Lieb um Liebe! O süßer Lohn
der schwersten Prüfung!) Sonnemon
läßt sich in seine Arme fallen!

N. S. Der Leser wird ersucht, im ersten Buche dieses Gedichts, (T. M. No. 5. Seite 127. Vers 2.) statt Tochter Erbin zu lesen, und in den beyden folgenden Versen, Sie statt der, und ihrem statt seinem. Denn es erhellt aus dem ganzen Gedichte, daß Sonnemon zur Zeit ihres Abentheuers mit dem Ritter Gandalin, bereits ihr eigner Herr war.

W.

II.

Etwas

von

der Musikalischen Edukation,

als eine Fortsetzung des in No. 5. des diesjährigen Teutschen Merkurs eingerückten Schreibens über den Zustand der Tonkunst in Italien.

An den Herausgeber des Teutschen Merkurs.

Etwas spät liefere ich Ihnen die Fortsetzung meines Schreibens, und zwar die versprochene Beantwortung der Fragen: Ob ein in Teutschland gebohrner und erzogner Tonkünstler und Komponist, in sofern er ohne Vorurtheil reiset, noch heut zu Tage etwas weiters in Italien lernen könne? Worinn solches allenfalls bestehen möchte, ob im puren Mechanismus der Kunst oder bloß im Geschmack? Vielleicht würde sie eher erschienen seyn, wenn ich mir über meine Denkungsart einen zahlreichern Beyfall versprechen dürfte. Allein, da in einer Sache, die beynahe bloß vom Gefühl, bloß vom Geschmack, und von einer einmal angenommenen Richtung der Seele abhangt, es beynahe unmöglich ist, jedermanns Sinn zu treffen: so war es

immer

immer noch früh genug diesen Versuch zu wagen, und ihn Ihrem Urtheil und der Einsicht unpartheyischer Kenner, gereifter Empfinder und freyer Beurtheiler — an deren Beyfall mir allein etwas gelegen seyn kan — zu unterwerfen.

Daß ich die erste der Fragen, die den Gegenstand dieser Abhandlung ausmacht, mit Ja beantworten würde, haben Sie und andere aus meinem vorhergehenden Schreiben bereits schließen können. In einem Lande, wo es bewiesen ist, daß es noch Künstler und Gelegenheit sie zu hören giebt, muß es für lehrbegierige Musiker allzeit nützlich seyn, ihre Kenntniße zu erweitern. Allein was lernen sie da eigentlich? Sind die Regeln, im Musikalischen Gewebe, in den Vermischungen der Töne, im Endzweck und Geschmack des Ganzen, von den unsrigen unterschieden, oder herrscht dort bloß mehr Geschicklichkeit in den Fingern, mehr Mannichfaltigkeit in der Spielart, mehr Ausdruck? — Alles dies zu erklären will ich versuchen; ich wiederhohle es noch einmal, versuchen — denn so lebhaft ich den Unterschied fühle, so schwehr scheint es mir, ihn faßlich mit Worten auszudrücken; und aus eben dem Grunde muß ich hier einige Erläuterungen voraus setzen, die den rechten Weg der Musikalischen Edukation, besonders in Bildung des Geschmacks, näher bestimmen.

Die theoretiſche Tonkunſt ſowohl als die praktiſche läßt ſich unter zweyerley Augenpunkten betrachten: denn ſie iſt in Abſicht auf die Kompoſition, entweder eine bloße Vermengung harmoniſcher Töne, die durch gehäufte Schwierigkeiten zur Kunſt wird, oder eine angenehmere und gemeiniglich einfachere Vermiſchung ſolcher Töne, die ſich durch eine beſondere ſanfte und volle Harmonie auszeichnen, dem Ohr weit gefälliger werden, und unſere Seele zu den lebhafteſten Empfindungen hinreißen. Erſtere läßt ſich durch Regeln und Uebung lernen; leztere aber iſt Sprache des Herzens und Geſchenk der Natur. Die nehmliche Eintheilung findet auch bey der praktiſchen Muſik ſtatt: denn auch dieſe iſt entweder ausgedrückte Sprache und Vortrag der Kunſt, oder ausgedrückte Sprache und Vortrag der Natur; zu jenen führt uns guter Mechanismus und Fleiß, zu dieſen hingegen zarte Organiſation, richtiges Gefühl und eine lebhafte Empfindungskraft. Der vollkommene Tonkünſtler bildet ſich alſo durch eine geſchickte Verbindung aller dieſer Eigenſchaften, deren höherer oder geringerer Grad den Werth ſeiner Muſik oder die Geſchicklichkeit ſeines Vortrags beſtimmt; und Tonkunſt im ganzen Umfang heißt endlich: eine künſtliche aber harmoniſche Vermiſchung ſolcher Töne, die durch ihr beſonderes Verhältniß gegen einander, Empfindungen in unſerer Seele hervorzubringen fähig ſind.

Setzen

Setzen wir dieſes voraus, ſo wird es nunmehr leicht zu begreiffen ſeyn, daß es ſowohl bloße Künſtler als bloße Empfinder geben könne, keiner von beyden aber der Idee eines vollkommenen Muſikers entſpreche, weil jenem Gefühl oder richtige Organiſation, dieſem hingegen Uebung oder Mechanismus fehlen. Man hat daher bey Bildung eines muſikaliſchen Lehrlings beſonders auf obige natürliche Anlagen zu ſehen; denn ſind dieſe vorhanden, ſo fehlt weiter nichts als Zeit und Gelegenheit zu ihrer Entwickelung.

Der erſte Schritt in der Tonkunſt, ſo wie in allen andern, iſt eine genaue Bekanntmachung mit ihren vornehmſten Grundſätzen. Iſt nun meine obige Definition der Muſik — wie ich es glauben ſollte — richtig, ſo zielen ſie alle dahin, eine Folge von Tönen ſo harmoniſch mit einander zu verbinden, daß ihr Vortrag lebhafte Empfindungen in uns erwecke. Dieſen Zweck erreicht man ohnfehlbar, theils, durch Beobachtung der Einheit der Harmonie und des Geſangs, theils, durch Anſpielung dieſer beyden auf die Natur. Jene erwecken die Aufmerkſamkeit des Zuhörers und machen ſeine Empfindungen rege: dieſe verſetzt ſein Herz in ſolche Lagen, die dem Charakter des Stücks gemäß ſind, und zwingt es eben das zu fühlen, was man wünſcht daß er fühlen ſoll.

Man weiß wie nothwendig, in allen schönen Künsten überhaupt, die Einheit des Gegenstandes ist, um in der Seele des Menschen wahres Vergnügen zu erwecken: In einer gezwungenen Lage — und diese hat jederzeit statt, sobald die Aufmerksamkeit zertheilt ist — wird weder Herz noch Sinn befriedigt, weil beyde nirgends Ruhe finden, und die Verschiedenheit der Objekte keine aufkeimende Empfindung reif werden läßt. Dieser Grundsatz hat bey der Tonkunst besonders statt. Jedes ihres Produkte muß also so geordnet seyn, daß alle Theile zusammen genommen ein Ganzes ausmachen, keines derselben von dem Hauptzweck abführe, und auch die kleinen Ausschweifungen selbst, die uns die Kunst zuweilen zur Abwechslung verstattet, dennoch dem Hauptgegenstand so angemeßen seyen, daß der Zuhörer diesen nie gänzlich aus dem Gehör verliehre. Dieses ists, was man, im weitläuftigen Verstand genommen, Einheit der Harmonie, im engern aber, Einheit der Melodie oder des Gesangs nennt. Jedes musikalische Stück, wo der Setzer sein erwähltes Thema durch richtige Akkorde, ungezwungene Uebergänge von dem Grundton in andere, eine künstliche Verbindung und Auflösung harmonisch und unharmonischer Töne, besonders aber durch eine richtige Austheilung der Harmonie unter die mitarbeitenden Stimmen, so hinaus führt, daß jeder Laut der Natur seines Instruments angemeßen bleibt und ihre

obwohl

obwohl an ſich verſchiedene Töne ſo genau zuſammen paßen, daß keiner den Effekt des andern zerſtöhre und ihr vereinigter Vortrag ein Ganzes ausmachen: ein jedes ſolches Stück, ſage ich, hat Einheit der Harmonie. Aber diß alles giebt ihm noch keine Einheit der Melodie. Ein Stück könnte harmoniſch auch ohne deutlichen Geſang ſeyn, und ein anders hie und da dergleichen haben, und doch gegen die Einheit der Melodie fehlen. Nur derjenige Komponiſt alſo, der ſich in ſeiner Arbeit einen Hauptgegenſtand wählt, deßen Schilderung ſich zum Ziel ſetzt, und die Melodie als den Leitfaden betrachtet, an dem er ſeine Zuhörer durch alle Lagen, wo ihn ſeine Begeiſterung hingerißen hat, mit ſich fortführt, und nicht eher von ſich läßt, bis er ihn zu dem erwählten Ruhepunkt hingebracht hat — Nur dieſer glückliche Komponiſt kan ſich ſchmeicheln Einheit der Melodie in ſeinem Stück beobachtet zu haben. Und die Urſache iſt ganz natürlich. Reine Melodie der Muſik iſt nichts als Nachahmung des menſchlichen Geſangs; denn welche Laute könnten wohl mehr Eindruck auf die Seele der Menſchen machen, als ſolche die ihre Eigene Empfindungen ihnen, ſo zu ſagen, auspreßen würden, wenn ſie alle die Gabe des Geſanges hätten? Die Melodie des Stücks ſowohl als ihr Vortrag müßen dahero, ſollen ſie anders auf die Seele der Hörenden würken, beyde dem Gefühl welches der Komponiſt erwecken will ununterbrochen

angemeßen seyn. Allein, werden viele sagen, wie wird man's machen müßen ewig zu singen, und zwar so, daß man immer rühre, gefalle, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer unermüdet beybehalte? Werden, wenn jede Stimme ihren eignen Gesang hat, diese verschiedenen Melodien zusammen genommen sich nicht untereinander zerstöhren, und also keinen deutlichen Gesang mehr haben? oder wenn sie gleichlautend mit einander singen sollen, wo bleibt alsdann die Harmonie? Ja, eben darinn, meine Herren, steckt der Knoten; und eben darum muß ein geschickter Setzer die Einheiten der Harmonie und der Melodie, die an sich verschiedene — wiewohl aus gleichem Ursprung entstandene — Dinge sind, genau und zwar so mit einander zu verbinden wissen, daß die Harmonie, ohne den Gesang zu bedecken, noch zu zerstöhren, ihn begleite, belebe, verstärke und näher bestimme. Dann werden alle Stimmen, ohne sich untereinander zu hindern, auf das nemliche Ziel zusammentreffen; jede zwar ihren besondern, doch aber der Hauptmelodie entsprechenden Gesang haben, und diese dem aufmerkenden Zuhörer so vernehmlich seyn, daß er das Geräusch der begleitenden Instrumente zwar bemerken, es aber nur wie ein biegsames Geländer ansehen wird, zwischen dem er auf dem engen Pfade der Empfindungen fortwandelt.

So nothwendig aber bey einer Musik Einheit der Harmonie und des Gesangs sind, eben so unzer-

trennlich ist von derselben die Nachahmung, oder noch besser, Anspielung auf die Natur. Jene erregen die Empfindungen: diese verstärkt, bestimmt sie, und zieht die Seele mit einer bezaubernden Kraft an sich, die, je nachdem unsre Einbildung durch sie beschäftigt wird, immermehr zunimmt. Wie viel Eindruck eine solche, auf irgend einen Gegenstand in der Natur anspielende, Musik mache, erhellt aus den Opern, pantomimischen Ballets, und einigen andern wenigen Stücken, wo die Komponisten dieser Regel gemeiniglich folgen. Hayden, Ditters, Philidor, und noch mehrere, die ich Kürze wegen übergehe, haben uns Symphonien und ganze Parthien geliefert, worinn sie die Bedeutung und den Hauptzweck ihrer Arbeit bestimmt haben, (*) und wie

(*) Ich kenne noch einen Meister, der selten ein Stück ohne Karakter schreibt, obwohl er, ich weiß nicht aus welcher Ursache, solchen auf der Ueberschrift anzuzeigen oft vernachläßigt. Möchten doch meine Worte Kraft haben, ihm hier ein kleines Ehrendenkmal zu stiften, ihn aber zugleich ermuntern, in dieser Anzeige künftig weniger zurückhaltend zu seyn. Ist jemand, der des Hrn. Hauptmann von Beeke Musik nicht kennet, der schaffe sich solche; wenn er anders sie auszuführen entweder selbst im Stand ist, oder sie von andern spielen zu hören Gelegenheit hat; denn sie erfordert Meisterhand, und die geringste Nachsicht kann und muß bey ihrer Ausführung nicht statt finden. Sie ist meistens im theatralischen Geschmack, und dieserwegen auffallend. Man glaubt

wie vorzüglich gefallen sie nicht vor allen andern, die das Ohr bloß mit einem harmonischen Geräusch erfüllen, das zwar die Sinne betäubt, aber uns selten ans Herz greift. Ein Stück ohne Karakter, ohne Endzweck, wenn es auch bloß für Instrumente geschrieben ist, kan nie ein vollkommenes Produkt seyn, weil der Setzer nie weiß, was er singen soll. Ich will zwar zugeben, daß er hie und da Melodien einführen, und meistens dadurch auf solche Stellen anspielen könne, die ihm von ehemals gehörten Arien, Liedern, oder irgend einem andern ausdrückenden Gesang, ohne daß er es gemerkt hat, geblieben sind; Allein, wie verhält sich dies Stückwerk zum Ganzen? Was kann der Zuhörer dabey empfinden, oder vielmehr, wie will der Setzer ihn zwingen das nemliche

glaubt sich oft mitten auf die Bühne versetzt; und in seinen vortreflichen Concerten, die er auch mit vollkommenem Geschmack und Empfindung vorzutragen weiß, vertritt die Hauptstimme den menschlichen Gesang, ohne die höchsten Fähigkeiten und den ganzen Umfang des Instruments zu vermissen. Die vortrefliche Kapelle, die Er in Wallerstein gebildet hat, zeugt von dem Einfluß eines solchen Genies auf seine Untergebene. Ihr Vortrag ist Seelensprache, und wer dabey ungerührt bleiben kann, ist alles musikalischen Eindrucks gewiß unfähig. Nur schade, daß sie jezt zertrennt ist. Sie wieder zu versammeln, und, wie es bisher geschehen, durch Belohnungen zu ermuntern und zu unterstützen, wird ihren Fürsten, vor den Augen aller Musikliebenden, unsterblich machen.

liche zu fühlen, was er haben möchte, daß er fühlen soll?

Ja, höre ich viele sagen, das mag wohl seyn; aber giebt es denn nicht auch viel Stücke, die eben keinen Hauptkarakter haben, und doch unendlich gefallen? Beynahe alle Concerts, Solos, Simphonien u. d. gl. sind ohne Endzweck bearbeitet, und bezaubern doch, wenn sie gut vorgetragen werden — Wahr, sehr wahr; und ich schließe mich auch nie von der Zahl der Hörenden aus, wenn letzteres statt hat; Allein folgt denn hieraus, daß alle diese Stücke nicht noch besser gefallen würden, wenn man sie nach obiger Richtschnur behandelte; und würde das Vergnügen, das sie vielleicht jezt nur auf unsre Sinnen verbreiten, nicht im andern Fall weit mehr aufs Herz würken? Wer sich im Voraus von dieser Wahrheit überzeugen will, prüfe sich genau bey Anhörung einer Instrumentalmusik, bey der er sich weiter nichs denkt. Selten wird ihn eine Stelle rühren, es sey denn, daß sie mit seinen Lieblingsempfindungen, oder der eben zufällig- und augenblicklichen Lage seiner Seele, etwas gemeines habe; weicht aber die Folge des Stücks von der Reihe oder den Stuffen dieser Empfindungen ab, so fällt die Seele wieder in den fühlloseſten Zustand zurück, und wird nur alsdenn wieder angezogen, wenn etwa eine ähnliche Stelle sie von neuem aufruft. Was kann also

der Komponiſt bey einem ſolchen Stück von Kennern und in ihrer Erwartung betrogenen Zuhörern wohl vor einen Lobſpruch erwarten, als höchſtens den: daß ſein Stück ſchöne Stellen habe, und daß ſolche, man wiſſe nicht warum, aufgefallen ſeyen?

Dieſe verſchiedenen Betrachtungen, unter einen Augenpunkt zuſammengezogen, werden uns nun freylich belehren müſſen, daß das Theater der einzige Sitz der wahren und rührenden Tonkunſt nicht allein bisher geweſen ſey, ſondern auch noch ſo lange ſeyn wyrde, bis die Inſtrumentalmuſik zu dem oben beſtimmten möglichen Grad ihrer Vollkommenheit gelangen wird. Und iſt dieſes richtig, ſo wird mir auch niemand verargen, wenn ich die muſikaliſche Bühne für die beſte Schule nicht allein der theoretiſchen, ſondern auch der praktiſchen Tonkünſtler halte. Ein der Bedeutung der Worte genau angemeſſener Geſang; Abwechſelung der Melodie beym Abfall von einer Leidenſchaft zur andern; Wachsthum und Abnahme der Töne und ihrer Harmonie, je nachdem die Situation mehr Würkung erfodert; Licht und Schatten beym höhern oder geringern Grad der Empfindungen; Schilderungen der Natur in Anſpielung auf ihre belebende Kräfte; kurz, alles was ſich durch die Sprache der Töne ausdrücken läßt, findet ſich hier auf Einen Platz verſammlet. Will ſich der Setzer belehren? ſo ſehe er auf die Vorbereitung des Gan-

zen

zen durch die Eingangsouvertüre, auf den Ausdruck des Recitativs, auf die Eintheilung der Arien: er unterſuche die Urſachen warum der Meiſter dieſe oder jene Ton- und Taktart, dieſe oder jene Begleitung, dieſes oder jenes Inſtrument dazu, vorzüglich erwählt habe: Er bemerke ſorgfältig diejenigen Stellen, die ſein Herz beſonders gerührt oder ſonſt eine auffallende Würkung im Schall verurſacht haben, und forſche alsdenn in der Partitur nach den Urſachen dieſes Effekts, um bey Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Will ſich aber der bloße Spieler daſelbſt bilden? ſo merke er auf den menſchlichen Geſang, ſuche ihn mit ſeinem Inſtrument nachzuahmen; die einmahl angenommene Natur des Tons auch in den ſchwehrſten Stellen fühlbar zu machen, und ſowohl in Verminderung als Verſtärkung deſſelben beyzubehalten. Er forſche fleißig nach, welches Inſtrument vorzüglich dieſem oder jenem Ausdruck entſpreche, und wähle ſich bey vorkommenden Fällen daſſelbe zur Richtſchnur. Spielt er z. B. die Geige? und hat er gefunden, daß beym Ausdruck verliebter Empfindungen die Flöte vorzügliche Würkung macht? ſo ſey ſein Geſchäfte, bey Stücken von ähnlichem Karakter dies Inſtrument nachzuahmen. Hat er bemerkt, daß der Ton des Waldhorns ſich beſonders im Ausdruck von Stolz und Majeſtät auszeichnet? ſo nähere er ſich auch in dieſen Fällen, ſo viel es ſein Inſtrument zuläßt, dieſem

sem Ton. Will er klagen? so ahme er den sanften Ausdruck des Fagots nach. Kurz, er lerne im Theater jedes Instrument an seiner Stelle, in seiner wahren Stärke und in der Fülle seines Ausdrucks erkennen, und lasse sichs zum Gesetz werden, jedem so viel abzustehlen, als ihm das seinige, ohne durch eine kindische Nachahmung lächerlich zu werden, anzubringen erlaubt. Da ihm die Worte des Stücks, die Dekorationen der Scenen, und die Gebärde des Sängers sogleich anzeigen, was die Musik ausdrücken soll: so kann er sich in seinen Entdeckungen nicht betrügen, und sein Gefühl wird daselbst in kurzer Zeit so praktisch werden, daß er in der Folge, auch ohne jene Kennzeichen, von dem Karakter jeder Musik, und in wie weit der Meister ihm mehr oder weniger gefolgt habe, richtig schließen lernen wird.

Und nun zur Anwendung: Ist die musikalische Bühne, wie kein unpartheyischer Mensch daran zweifeln kann, die Schule der Tonkunst beynahe in allen Theilen: warum sollte man junge Lehrlinge nicht vorzüglich in diejenigen Länder schicken, wo die Oper sich noch immer in blühendem Zustande befindet? Ich habe bereits in meinem vorigen Schreiben erwiesen, daß Italien allen andern hierinn den Vorzug strittig macht, und sich besonders in der Menge der Theater, in der Abwechslung der daselbst zu hörenden Stimmen, in der Bequemlichkeit und

Wohl-

Wohlfeile für muſikaliſche Reiſende, und in der Anzahl der Kirchen- und andern Muſiken, die alle auf Einen Endzweck — das Herz zu rühren — arbeiten, auszeichnet: Ja, der Karakter der Einwohner ſelbſt, ihre gleichförmige Sitten in allen Ständen, und wer weiß, vielleicht die weiche, ſanftere Luft, die dies Land ſo vorzüglich macht, ſcheinen faſt allen Dichtern, allen Komponiſten, allen Spielern, die nehmlichen Empfindungen einzuflößen, und es iſt beynahe unmöglich, daß man mit unpartheyiſcher Aufmerkſamkeit eine Zeitlang dieſes Land bewohne, ohne den ſanften und herrſchenden Geſchmack der Nation anzunehmen.

Ich bin ein Teutſcher, rühme mich deſſen, laſſe meinem Vaterlande gewiß Gerechtigkeit wiederfahren, und habe mir jederzeit ein Geſchäfte daraus gemacht, den Werth ſeiner Künſtler anzupreiſen und hochzuſchäzen. Unermüdete Arbeitſamkeit, tiefes Nachforſchen, ſtrenge Unterſuchung, gewiſſenhafte Vermeidung auch der kleinſten Fehler, und ein richtiges Gefühl hat Ihrer viele vor andern Nationen ausgezeichnet, unzählige neue Erfindungen durch ihre Hülfe hervorgebracht, und ihnen Geduld und Fähigkeit gegeben, auch die Künſte die bey Fremden aufblühten durch Wirkſamkeit und tieferes Forſchen zu vervollkommnen. Ich weiß auch daß in der Tonkunſt ſelbſt, was ſowohl Kompoſition als Exekution

betrift, vielleicht Teutschland dermalen eine ansehnlichere Zahl von Meistern aufzuweisen hat, als Italien; daß in Welschland selbst kein Mensch uns hierinn unsere Vorzüge streittig zu machen verlangt: — ja, ich gebe noch überdiß zu, daß wenn es in Italien Künstler giebt, die sich im Schwürigen, es sey der Komposition oder des Spiels, besonders hervorthun, sie meistens schon in der Kunst teutsche Vorgänger gehabt haben, welche nachzuahmen sie sich befleißen. Pugnani bekannte selbst nach seinen lezten Reisen, daß seine dermahlige Setz- und Spiel-Art in England teutschen Schnitt angenommen hätte — Und nun, da welsche Künstler gerecht sind, warum sollten wir es nicht seyn, ihnen die Vorzüge, die ihnen zukommen, anerkennen, und uns — wenn wir sie besitzen und von ihnen erhalten haben — dankbar erzeigen? Man nenne mir unsere besten Komponisten, deren Satz durchs Melodische gefällt — die das Herz rühren — und nicht welschen Gesang führen! Haben nicht Gluck, Gasmann, der Englische Bach, Naumann, Schweizer, und andere, auf deren Nahmen Teutschland stolz ist, meistentheils ihren Geschmack auf welschen Theatern gebildet? Man nehme bey ihren Arien, bey ihren Instrumentalstücken die Begleitung weg, so wird niemand den Italiänischen Gesang verkennen.

Es könnte mir zwar abermalen hier der Einwurf gemacht werden, daß wir auch große Meister besi-

gen,

ßen, die Italien nie geſehen haben — und ich geb' es gerne zu. Allein, was thut das zur Sache? Haben ſie doch vielleicht italieniſche Muſik gehört, auf teutſchen Theatern Opern aufführen ſehen, und ihren Geſang, wollten ſie anderſt gefallen, nach dieſem gebildet! Und würde denn etwa ein Aufenthalt in Welſchland ihnen ſchädlich geweſen ſeyn, oder ihrem Genie nicht noch vortheilhaftere Gelegenheiten gegeben haben, ſich höher empor zu ſchwingen? Dem ohngeachtet aber könnten uns dieſe Männer noch immer trefliche Schüler bilden, wann ſie nur wollten; daß es aber geſchehe, ohne Beruf, ohne Ermuntrung, ohne Belohnung, ohne aufhabende Pflicht, häufig geſchehe, daran zweifle ich; und ſollte es auch ſtatt haben, ſo werden doch diejenigen Künſtler, die mit ſolchen Gaben, wie ich ſie ihnen wünſche, ausgezeichnet, nach Italien geſchickt werden, im Geſchmack des Geſangs ſowohl, als im praktiſchen Ausdruck deſſelben, noch immer unendlich mehr lernen und gewinnen. Und dies iſt es ja lediglich, was ich zu erweiſen mir vorgenommen hatte, ohne denjenigen Künſtlern, die in Teutſchland den ſo ſeltnen Vortheil gehabt haben, in guten Opern und Kapellen ihren Geſchmack zu bilden, zu nahe zu treten. Ihr Beyſpiel ſelbſt rechtfertigt vielmehr meinen Wunſch, ſie alle an die urſprüngliche Quelle zu ſchicken, wo ſie mit ſo vielem Nutzen geſchöpft haben. Denn ob die Oper in dieſem oder jenem

nem Lande aufgeführt, in teutscher oder welscher Sprache verfaßt, von diesem oder jenem Meister in Musik gesetzt werde, das thut fürwahr wenig zur Sache; wenn sie nur da ist, mit allen den theatralischen Vorzügen existirt, wie in Italien, und die Musik dem Stück, und das Stück den Fähigkeiten der Musik vollkommen angemessen ist: dann ist es warlich gleichgültig, wo ich sie höre. Auch bin ich weit entfernt zu behaupten, daß die italienische Oper keiner Verbesserung fähig wäre. Gluck und Schweizer haben uns zu gut des Gegentheils überzeugt; und hätte der erste seine Meisterstücke, statt sie für Frankreich zu bearbeiten, seinem Vaterland gewidmet — sie ihm zu widmen Gelegenheit gehabt; wollten unsre schönen Geister sich befleißen, Ihrer Alceste würdige Nebenbuhlerinnen zu geben, um unsere musikalische Genies beschäftigen zu können; und werden endlich, wie es nun das Ansehen gewinnt, unsre teutschen Höfe sich mit mehr Eifer und thätiger Würksamkeit den Wachsthum des Nationaltheaters angelegen seyn lassen: so könnten wir mit Zuversicht hoffen, in kurzer Zeit Italien auch in diesem Stücke vollkommen gleichzukommen, und es in vielen vielleicht zu übertreffen. Diesen glücklichen Zeitpunkt zu erleben, wünsche ich Ihnen und mir mit warmem Herzen, und habe die Ehre ꝛc.

S. Ihr. von S.

III.

III.

Allwills Papiere.

Sylli an Lenore und Clärchen.

Ich habe kürzlich an Clerdon, an Euch, und zweymahl an Amalia geschrieben; aber die arme Sylli muß nur wieder ganz geschwinde hinsitzen, und abermahls nach C** schreiben, sonst hält sie's nicht aus. Es ist ihr von neuem so traurig ums Herz; ihr Sehnen nach Euch hin ist in so starkem Schwunge, daß sie nicht wohl sich zu lassen weiß. —. Diesen Morgen, unterdessen Susanna sie anziehen half, kam eine Einladung . . . Antwort: „Meine Empfehlung: ich würde aufwarten gegen „Abend.„ — und nun seufzte die arme Sylli, und konnte sich nicht enthalten zu Susanna zu sagen: „wer nur fliegen „könnte! ich wüßte wohl wohin ich auf Besuch flöge.„ Die hölzerne Susanna hatte nichts hierauf zu antworten. Das Mädchen ist mir ein allzu unbehülfliches Geschöpf. Von Empfindung wäre keine Frage; aber auch nicht einmal so viel Phantasie, so viel Glaube, daß sie an mich und Euch auf irgend eine Weise zu hangen käme. — Doch ist es keine Gliederpuppe! denke ich wohl einmahl, und versuch' es neuerdings, dies oder jenes bey ihr anzubringen; aber da kömmt sie mir ein wie allemahl entgegen mit Ihrer Seele, eben so hölzern, wie mit der vorgereckten Brust ihres Leibes. Auch wenn sie wohl von selbst des Herrn Regierungs-Rathen oder der Frau Regierungs-Räthin erwähnt, welche sie gekannt gehabt zu haben die Gnade gehabt hat, so hat sie dabey ein so unlebendiges Aussehen, wie die Toilett-Schachteln, neben denen sie steht, mir die Nadeln heraus zu langen . . . Geht Kinder! so gehts mir.

Die vergangene Woche war wegen meines Proceſſes ein Vergleich im Vorſchlag. Ich mußte bey dieſer Gelegenheit allerhand fatale Leute ſehen, hauptſächlich denn auch den grundſchlechten Gierigſtein. Der alte Unhold war mir lange nicht vor Augen gekommen; ich erſchrack vor ſeiner Geſtalt, die ſeitdem noch um vieles widriger geworden iſt. Denkt nur, der Menſch machte mir Vorwürfe, und zuletzt, nach einigem hin- und wieder-reden, fieng er gar an zu weinen. Ach! daß Augen wie die ſeinigen — daß alle Augen Thränen haben! Einem Gierigſtein, wenn er weinen wollte, ſollte, anſtatt Thränen, etwas aus den Augen kommen, das man wie Staubflocken weit von ſich abſchütteln könnte; denn Thränen, die rühren einen doch immer, betriegen einen. An dieſem Gierigſtein iſt mir's zum Schrecken aufgefallen, was für eine Geſtalt zum Vorſchein kommt, wenn einem verkehrten Menſchen das Alter die Maske wegdorret, Fleiſch und Farbe ſeine Züge nicht mehr verhüllen: da weiſt ſich die abgehärtete Nerve; erſtarret im Weſen des Häßlichen liegt ſie da zur gräßlichen Schau: da bebt der nackende Mund, der kalte, unholde; da zittert das trübe Auge, deſſen Blick, nicht mehr lenkſam, harren muß im Ausdruck des Argen; da ſchlapt, Odemleer, die Naſe, verkündiget Stadt-Neuigkeiten, Scandale, und weiter nichts; da ſenkt ſich die kraftloſe Stirne, auf welche Furchtſamkeit und Mißtrauen die Hauptrunzeln geprägt haben. — Es iſt ein peinlicher Anblick, ein wahres Höllenbild, ſo ein ganz verkommener Menſch, der nun offenbar heillos in die Erde hinunter ſtarrt. — Meine Mutter, die ſüße Liebe! o, wie war die ſo ſchön von ihrer Seele! — ſie verſchwand wie ein Engel. Nie werd' ich das liebe Bild vergeſſen, werd' es noch oft wieder anfriſchen mit Thränen, mit Freuden-Thränen über die liebe Mutter, daß ſie ſo war, und daß ſie ſo ausſah.

Ich möchte wiſſen was Ihr heute treibt. Beyſammen ſeyd Ihr gewiß, denn es iſt Sonntag; aber was für eine Art Wohl-

leben Ihr mit einander habt, wie und wohin Ihr Euch mit einander weidet, darauf sinn' ich. Ist Amalia die Heerführerinn, dann gehts wohl nach der Jasmerie, und Ihr kriegt Gebackenes, Milch und Musik; ist aber Clerdon an der Spitze, dann gehts in den Wald, oder über die Felder längst der Donau, und Ihr krieat Hunger und Durst. — Hört! und Euer eigenes Geschäfte dabey, Ihr zwey liebe Mädchen? was wohl unter Euren Schalks-Augen sich für Glück und Unglück zuträgt? . . . Daß nur von Eduard keine Frage sey! An diesem Eduard in Eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finden. Alles was ich von ihm erfahre, was mir auch mein Bruder von ihm meldet, der ihn doch über alles liebt, macht mich zittern für Unheil. Der unbändige Mensch mag wohl ausserdem ein Herzguter Junge, mag wohl grundbrav seyn, und es mit andern gewöhnlich besser meynen, als mit sich selbst: aber das macht ihn nur gefährlicher; das giebt ihm die offene, unschuldige Miene, wogegen kein Rath ist, worauf man die Hand ihm von ferne reicht, sich ihm anschlingt, und Gemeinschaft mit ihm macht: erst hintennach wird man dann gewahr, was er für unsichere Strafen wandelt, wie verwegen er im Handel ist, wie wohlfeil er seine Haut bietet, und folglich die seines Genossen mit . . . Nun ein Mädchen das seines Weges käme — das abzuweisen — wie wär' es möglich? So ward unsere Luzie hingewagt, so gieng uns das süße Geschöpf verlohren; denn sie stirbt, Kinder, und ihr Tod ist dieser Allwill! Nie war der Holden ein Jüngling erschienen wie Allwill — so sinnend, so bescheiden, und zugleich so voll Geist und edlen Eifers. Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die sich nicht in ihm abspiegelte wie Sonn' im Meer, und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur. Ueberall in vollem Entzücken über fremdes Verdienst, war sein einziges Bestreben, daß er nur gelitten würde. Eine so rührende Einfalt, bey so vielen Vortreflichkeiten, bey dem schönsten Jugendglanz, mußte jedermann

weben bezaubern. Auch gab es niemand, wie Ehrenreich er war, der ſich nicht gern Eduards Freund nannte ... Unſerer Luzie — dies alles vor Augen! ... O, ich ſeh den Engel — ſtill, unſichtbar in der Ferne ſchweben — beten für den ſeltnen Jüngling — Entzündet nur in Freude, in reiner Engels Freude über den Edeln! ... Und dennoch wärs Gift! ... Kinder! wenns Euch nur hiebey ſchaudern könnte, wie es mich ſchaudert! ... Thöricht! Es kann Euch ſo dabey nicht ſchaudern. Aber wie rett' ich Euch? Clerden, Amalie, hütet mir die zwey lieben Geſchöpfe!

Es ſoll unerhört ſeyn, daß dem Eduard je ein Anſchlag mißlungen wäre. Er wagt ſein Alles an die Erreichung jedes Zwecks. Wer ihm abgewönne, der gewönne ihm nie weniger ab als ſein Leben. Clemenz nennt ihn einen Beſeſſenen, dem faſt in keinem Fall geſtattet ſey, willkührlich zu handeln; — man brauche nur einmahl ihn geſehn zu haben, um dies lebendig wie eigenes Daſeyn zu fühlen. — Ein ſchrecklicher Charakter! — Und was für ein Göttliches Anſehen der Menſch haben muß, wenn er das Gute, das Schöne verfolgt! — und es muß beynah ſcheinen, als verfolg' er es immer, denn alles Böſe, das durch ihn geſchieht, bleibt entweder verborgen oder es läßt ſich als zufällig nehmen. — O, hütet euch! O, flieht! — du Lenore beſonders, du mit dem zarten durchdringlichen Sinn. — Glaube mir, Veſte! Liebe macht uns Weiber immer unglücklich. Die Männer verdienen ſo wenig das Opfer unſers Daſeyns, daß ſie nicht einmahl anzunehmen wiſſen, was wir ihnen geben. Das Glück ein ganzes Herz zu beſitzen — wie ſollten ſie das ſchätzen können, da ihr Herz nie einen Augenblick ganz, da kein Gefühl deſſelben bey ihnen lauter iſt! Keine Wonne, nicht die höchſte der Menſchheit, gilt ihnen ſo viel, daß ſie dieſelbe rein bewahrten. Keine Empfindung iſt ihnen in dem Grade lieb, daß ſie dieſelbe nicht durch eckelhafte Vermiſchun-

miſchungen trübten, ihr Bild entweihten. Die Fülle des Köſtlichen — Was? die ſchmecken ſie nie, haben ſie nie; darum kann ihnen nie genügen; darum ſind ſie — ohnmächtig zur Liebe. Wir Arme merken das nicht gleich; wir glauben wohl gar eine Zeitlang ſtärker geliebt zu ſeyn, als wir ſelber lieben. Aber, o wie bald offenbart ſich das anders! — Da ſtehen wir dann dem Geliebten gegen über, und fühlen durch unſer ganzes Weſen: Dein! — fühlen durch unſer ganzes Weſen: — nicht Mein!... Wenn du das Gräßliche — die unausſprechliche Schmach des Gefühls ahnden könnteſt: — ich — Dein! Du — nicht Mein! — — Verlohren zu ſeyn, platt verlohren an jemand ... Unſer eigenes Selbſt entflohen aus uns — entflohen aus Ihm ... Gar kein Daſeyn mehr; keins in ſich, keins im andern. Man iſt verſchwunden unter den Lebendigen; getilget mit Schande aus ihrer Zahl — Elend ohne Maaß, ohne Nahmen!...

Eduard Allwill an Luzia ***.

Ihr langes Sendſchreiben, gute Luzia, hab' ich ſo eben zum drittenmal wieder geleſen; habe alles bey Seite geworfen, und ſitze ihnen nun da auf meinem Stuhl ſo veſt, als wenn der kleine Schreibtiſch hier die ungeheure runde Tafel in unſerm Rathsſaal wäre; und Sie, mein theures Fräulein! wären das Landesherrliche Portrait unter dem grünen goldbefranzten Baldachin; aber wohl zu merken, daß Sie nur in ſo fern das Portrait Ihro *-*-, titulo pleno, vorſtellen, als mein trautes Tiſchlein hier die verwünſchte ungeheure runde Tafel in dem Rathsſaal vorſtellt; und daß die ganze Vergleichung ſich einzig und allein auf mein veſtes Sitzen gründet. — Närriſch genug mit allem dem, daß ich ſo ganz von ohngefähr, und ohne alles Arge, Sie in das Bildniß eines gepanzerten Erdengottes verwandelte; denn in der

That, liebe Luzie, ſtunſt, als Du mit aller Weisheit Himmels und der Erde vor mich tratest, ſah' ich dich würklich von der Scheitel bis zu den Sohlen in ſchön geblautem Staal — mächtig erhaben auf den Zehen des linken Fußes; das andre Bein künſtlich von der Erde geſchwungen; empor die heilige Rechte, das Haupt mit einem Lorbeerzweig zu beſchatten; und dein ganzes Weſen begriffen — in der Verdauung der göttlichen Eule, welche Du ſo eben roh und ungepflückt hinuntergeſchluckt hatteſt. Gewiß hatteſt Du neulich meine geringe Perſon unter einer nicht viel wenige veredelten Geſtalt erblickt; als da wär' eine unermeßliche Perücke über meinem trotzigen Haarzopf, die mir dicke Schweistropfen aus der Stirne preßte; zween Seraphimsflügel an den Schultern, deren ich mich ſtatt zweener Fächer zum anwehen bediente; ebenfalls auf einem Bein ſtehend, veſt wie ein Fels. — O komm doch, komm, liebe Luzie! laß uns auf einander zu hinken; dann her deinen Helm, daß ich meine Parücke hinein lege; — und nun ſieh': dies iſt Eduards Naſe, und jene Luziens; wir ſind unter vier Augen; ſchwatzen wir mit einander, wie ich und Du!

Schade was, liebe Luzie! Schade was für unſere Weisheit, für alle die prächtigen Verwandlungen, worüber wir uns ſo hoch zu gratuliren pflegen; gemeiniglich hat es am Ende ſo viel damit zu ſagen, daß — wir uns ſchämen müſſen. Man ſchwitzt im Sommer, und friert im Winter: im erſten Fall kleidet man ſich in Taft, und im letztern in Pelz; das iſt meiſt die ganze Geſchichte. Sie wiſſen, was die Ptolomäiſche Epicycloide für ein Ding iſt: (ſonſt kann Wallberg Sie daran erinnern) Auf- Ab- und Durcheinanderſchwingungen ohne Ende; doch nur Ein Mittelpunkt, und der Planet tritt immer wieder in die Grenzen ſeines Cirkuls zurück. Es liegt mir noch klar genug im Gedächtniß, wie ich ehmals,

bey

bey jedweder merkwürdigen Sinnesändrung, mich nun endlich zur wahren Weisheit bekehrt, und den einzigen Weg zur Glückseeligkeit betreten zu haben glaubte, dann vor Entsetzen und Schaam vergieng, daß ich nur vor so wenig Tagen — oft vor nur so wenigen Stunden, noch ein so unbegreiflicher Thor hatte seyn können. Aber, o Tyrannen des Schicksals! bald darauf kam mein unbegreiflicher Thor wieder ganz stattlich, als der weiseste Mann, ans Licht, und schämte sich seines Vorfahrs nicht weniger, als dieser vor kurzem seiner sich geschämt hatte.

Ein Scheim thut mehr, als er kann, sagt ein altes teutsches Sprüchwort. Es ließ sich ein schönes dickes Buch hierüber schreiben, und es soll mein erstes seyn, wenn ich je eins mache. Ein feuriger, geistvoller Jüngling, der ein Epictet seyn will, will mehr als er kann, und muß schlechterdings dabey zum Scheim werden. Wie kann er alles Gute, alles Schöne mit Entzücken lieben, und so genaue Maaß halten, und nie irre gehen? Wie kann er schon wissen, was jene Freude zur Thorheit macht? Euch Euren Ueberdruß, Euren Eckel, Eure Mattigkeit nachfühlen, liebe Graubärte? Wie kann sein Muth sich vor Euren Furchten entsetzen? Er, der dem Schmerze trotzt, und dem Tode, und nur Lust wittert. Kurz, Euern innern Sinn kann ihr ihm nicht geben; und so hättet ihr ihm, wenn er Euch hörte, vollends allen Genuß des Lebens geraubt. In seinem Kopf, wenn er ein bischen eigenes Wesen hat, muß Eure Vernunft zum ärgsten Unverstande werden; höchstens kann sie durch Schreckbilder einige Schwermuth in seine Einbildungskraft staffieren. Ihre Stimme thut alsdann seinem Ohr, wie ein verdrießliches Gegrein, und macht ihm Weh. Sie heißt ihn die ärgsten Qualen unaufhörlich leiden, damit ihm nur ja kein Leid widerfahre.

Um

Um die Lehren der Weisheit zu verstehen, um sie annehmlich zu fühlen, muß die Seele sich in einem Zustande von Gleichgewicht befinden, müssen ihre leidhaftesten Begierden — eingeschläfert seyn; welches so viel gesagt ist, als, sie muß ausser Stande, oder doch wenigstens ausser der Lage seyn irgend eine entzückende Freude zu empfinden. — Hole der Henker einen solchen Zustand für jeden wackern Jungen! Genießen und Leiden ist die Bestimmung des Menschen. Der Feige nur läßt sich durch Drohungen abhalten, seine Wünsche zu verfolgen; der Herzhafte spottet des; ruft Liebe bis in den Tod! und weiß sein Schicksal zu ertragen.

Es ist die kühlste Idee von der Welt, daß die bloße Vernunft die Basis unsrer Handlungen seyn könne. Das Ding Vernunft, woher hat es sein Wesen? Ist es mehr als helleres Bewußtseyn durch zartere Sinnlichkeit hervorgebracht? In seinem ganzen Umfange genommen, und zu einem besondern Dinge abstrahiert, mehr als System unsrer Empfindungen und Neigungen? Am Ende ist es doch allein die Empfindung, das Herz, was uns bewegt, uns bestimmt, leben giebt und That, Richtung und Kraft.

Nur ein Preßwerk, ihm das Blut durch die Adern zu spritzen, kein Herz muß derjenige im Busen tragen, der sich zu einer fortdaurenden Gemüthsruhe stimmen, und darinn die Erfüllung seiner Wünsche schmecken kann. — Und der sollte glücklich seyn — glücklich vor allen? Es giebt der Feigen genug, die vor jedem Zufall beben, und doch fast keinen unter ihnen, selbst unter Verzagten, der in Eure Freystätten flüchtete; alle wagen immer von neuem ihre Haut, um der Freuden mehr zu haschen, um die Fülle ihres Lebens zu genießen. So schuf den Menschen Gott, und es ist doch wohl ein bischen unsinnig, zu behaupten, er wäre besser, wenn er wäre.

wäre, wie Gott ihn nicht haben wollte. — — Glaube mir, holde Liebe, das beſte iſt, wir bleiben eines Sinnes mit Natur. Ihr Weſen iſt Unſchuld, und wenn wir annehmen, was ſie uns nach Zeit und Umſtänden in die Ohren raunt, werden wir uns ſo wohl befinden, als Jemand unter dem Monde. Wir brauchen ſtarke Gefühle, lebhafte Bewegungen, Leidenſchaften. Was man gewöhnlich mit einem vernünftigen klugen Wandel meynt, iſt eine erkünſtelte Sache; und der Seelenzuſtand, den ſie vorausſetzt, iſt zuverläßig derjenige, der am wenigſten Wahrheit in ſich faßt. — Nimm, einer wollte ein Haus von ſo künſtlicher Einrichtung bauen, daß, wenn er ſein Licht unter dem Dache aufſteckte, das ganze Haus davon erleuchtet wäre. Es kann geſchehen, wenn er den Tacht ausſpreitet und wohl aufleckert, daß etwas Schimmer durch das ganze Gebäude dringe; aber welche arme verwirrende Dämmerung! lieber gewöhnte ich mich im Dunkeln zu handthieren. Indeſſen mags hingehen für eine Curioſität: ſonſt wird doch jeder Verſtändige allemal lieber ſein Licht dahin tragen, wo er gegenwärtig zu ſehen braucht, und es in GOttes Namen finſter ſeyn laſſen, wo er nichts zu ſchaffen hat.

Ich ſoll mich um veſte Grundſätze bemühen, damit ich zu unwandelbarer Tugend gelange. Nun klingt es mir gerade ſo, wenn mir jemand vorſchlägt aus Grundſätzen tugendhaft zu werden, als wenn mir einer vorſchlüge, mich aus Grundſätzen zu verlieben. Ein Verliebter — nicht aus Empfindung, ſondern aus Grundſätzen, wäre freylich wohl ſehr treu. Und eben ſo würde der Herzhafte, der Großmüthige, der Wohlwollende, der es nicht aus leidigem Triebe wäre, der der Empfindung dazu entbehren könnte, nicht nur zu allen Zeiten herzhaft, großmüthig, wohlwollend ſeyn, ſondern auch in jedem beſondern Falle ſo ſehr, und ſo nicht ſehr, als

er

er müßte. — Mit dem Unsinn! Ich weiß ja das alles; bin ja mehr als einer gelehrt worden irgend zu wissen — was ich wollte; zu empfinden — was ich empfand; strenge angewiesen wie ich etwas schön und gut, und nur dies etwas so finden müsse; ausgestorft mit erkünsteltem, erzwungenem Glauben; verwirrt in meinem ganzen Wesen durch gewaltsame Verknüpfung unzusammenhängender Ideen; hingewiesen, hingestoßen zu einer durchaus schiefen, ganz erlogenen Existenz.

Dennoch wurde mir viel von meiner Beylage bewahrt, und darum weiß ich, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines Herzens horch ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, heißt mir Weisheit; ihr muthig zu folgen, Tugend. So ward mir Eigenheit, Freyheit — Fülle des Lebens; und, o wie viel köstlicher das, als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit; als der Friede des Heiligen sogar!

Noch mit jedem Tage wird der Glaube an mein Herz mächtiger in mir, daß ich wohl gar auf dringende Veranlassung des Moments meinen eigentn tief empfundenen Vorschriften zuwider handle. — Schrey nicht über Gefahr, liebe Luzie! Was geht uns das an, daß der Ruchlose ohngefähr eben das thut, und so immer ruchloser wird? Jedes Wesen ersprießt in seiner eigenen Natur: wird nicht auch die schöne Seele, aus eigenem Keim, sich immer schöner bilden? Was ist zuverläßiger, als das Herz des edel gebohrnen? — — Nimm alle Moralen, alle Philosophien des Lebens zusammen, und versuche streng nach ihren Vorschriften zu wandeln: wenn du wahres Gefühl von Schönheit und Vortreflichkeit hast, auf wie viel Ausnahmen wirst du stoßen? Willst du nun, aus Furcht zu verirren, keine solche Ausnahme gelten lassen: wie muß da nicht endlich dein Herz und Verstand sich verstocken, dein Geist zu jedweder freyen Bestrebung unfähig werden?

Wie-

Nehmen wir auch einen einzelnen Menſchen, den empfindſamſten, ſtärkſten; und laßen wir ihn, nach unzählig gemachten Erfahrungen, blos für ſeine Perſon, mit dem freyeſten Muth, eine Philoſophie des Lebens entwerfen; er wird in der Folge abermals auf Ausnahmen ſtoßen; und fürchtet er ſich dieſe zu geſtatten, ſo wird er nach und nach zu einer Art von Maſchine, wiewohl zu einer vorzüglichen vor jenem andern, der in dem Rade noch allgemeinerer Vorſchriften dreht. Allzuoft muß er ſein gegenwärtiges Gefühl unterdrücken, ihm nicht glauben, nicht trauen wollen; folglich blos nach dem Buchſtaben handeln. Eludiert, verdreht er das Geſetz, ſo wird der Kerl ein Heuchler, ein Schurke; unterwirft er ſich ihm redlich — ſo kommt er allmählig um Sinn und Gefühl — wird, je höher er die Fertigkeit ſeiner Tugend treibt, je kälter, geſchmackloſer; gehorcht immer nur (blindlings oder ſehend — wie es kommt) ſeinem ehmaligen Willen, hat aber izt keinen eigenen Willen mehr; kann ſich hinführo nie weiter über ſich ſelbſt empor ſchwingen.

Wir wiſſen, daß, der allgemeinen Sicherheit wegen, jeder Richter nach dem dürren Buchſtaben der Geſetze urtheilen, und für jede andre Betrachtung blind ſeyn muß: daher denn oft die abſcheulichſten Unthaten gerichtlich beſtätiget werden, weil der Böſewicht nicht gegen den Buchſtaben des Geſetzes gehandelt, und die Form der Procedur zu ſeinem Schutz angewendet hatte: der gewiſſenhafte Richter konnte nicht anders, er mußte — war er auch der wärmſte Menſchenfreund — Verderben über den vervortheilten Rechtſchaffenen ausſprechen. Aber was für ein Menſch wäre dieſer Richter, wenn er kein anderes, als dieſes geſetzmäßige, öffentliche Gewißen hätte; wenn er den Verurtheilten nun würklich für einen Verbrecher hielte; wenn er, falls es dieſem Ehre und Leben gölte, und er ihn Stunde heimlich entrinnen laſſen, es nicht thäte? — Und ſehe, gerade

ſolche

solche Richter sind doch alle unsere unbeweglichen Sittenbestellen. Ich weiß nicht, wie fern ich ihnen aus dem Wege gehen möchte!

System der Glückseligkeit, so heißet, was sie uns lehren wollen — höchster Genuß der Menschheit; das wissen sie, was das ist — und für alle und für jedweden; wissen was alle können und jedweder; was alle müßen und wollen! haben im Auge jede Bestimmung, und in der Seele das Maaß aller menschlichen Kraft.

Hochweiser, Hochgebietende Herren! wir sind nicht für einander. Ich sing' ein ganz anderes Lied, als wovon die Melodie auf die Walze Eures heiligen moralischen Dudeldeys genagelt ist. Auch genießen wir ganz verschiedene Kost; können nicht an Einem Tische mit einander sitzen; mein gesunder Verstand, meine gesunden Sinne giengen mir bey Eurer Kranken-Diät zu Schanden. Deswegen überlaßt mich meiner guten Natur; welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Freylich drängt sich's da wohl einmahl: aber die freye Bewegung hilft durch, paßt, sondert und vereinigt; und so immer leichter der Geist, immer mächtiger das Herz. — — Du hohnlächelst, weiser Mann? Was soll das lange Register meiner Vergehungen, meiner Thorheiten? — Sag an, bin ich schlimmer, bin ich thörichter geworden als ich war? — bin ich schlimmer, thörichter, weniger glücklich, als du? — — Daß ich gestern den Himmel an den Kuß eines Mädchens wagte? — Armer Tropf! du hast weder einen Kuß, noch die Freuden des Himmels gekostet: Himmel und Ewigkeit sind schon lebendiger in meiner Seele als sie vorher wären: ich that wohl! Und siehe, so sind alle meine Thaten gut, oder ihre Folge wird's; denn durch alle meine Empfindungen weht der lebendige Athem der Natur,

der

der vermehrende, ewig neu gebährende. — Ja, fallen werde ich öfter, aber auch eben so oft wieder aufstehen, und herrlicher fortwandeln: sagte dirs nicht deine Amme, daß man nur durch fallen gehen lernt? — O ihr doppelt gegliederten, ihr Krüppel in eurem Gängelwagen!

Es ist traurig anzusehen, wie manche gute Leute so ängstlich und emsig — ja zusehen, daß sie — nur ja nichts Böses, nur ja nichts Ungerechtes verursachen oder zulassen; und darüber in ihrem Trübsinn es nur zehnmahl ärger anrichten, oft an unsäglichem Unheil Schuld werden. Um nicht, pflichtwidrigermaaßen, durch des abwesenden Nachbars verschlossene Thür einzubrechen, überließen sie euch wahrscheinlicher dringender Gefahr; als wohl, in desselben Garten von seinem ruchlosen Sohn ermordet zu werden; nun verlöhre dieser arme Nachbar darüber Nährer, Helfer und Freund, und müßte seinen Sohn auf dem Rade sterben sehen: aber sie hätten dann doch kein Gesetz übertreten, hätten sich nichts vorzuwerfen, behielten ein reines Herz und ein gutes Gewissen. (*)

Es ließ sich auf alle Weise darthun, und durch eine Menge von Beyspielen erläutern, daß in dem Begriff der entschiedensten Tugenden doch immer etwas schwankendes bleibe, so daß zuweilen der Mensch sich am vortreflichsten zeigen könne, indem er ihnen schnurstracks entgegen handelt. Ich kann mir Fälle gedenken, wo es das erhabenste Verdienst wäre

(*) Wenn ich nur einen von diesen sachtsinnigen Herren angetroffen hätte, der nicht unerträgliche Seiten an sich gehabt, der nur halb so viel Nutzen gestiftet, halb so viel Freuden um sich verbreitet, und alles um ihn herum nicht zweymahl so viel geschoren hätte, als unser einer; ich wollte nie ein Wort mehr von der Sache reden. (Randglosse von Allwills eigner Hand.)

lichte — einen ewigen Stachel — aber das leitete mich zu ein zu weites Feld. Nur noch ein Beyspiel für was ich eben vorhin sagte.

Die erhabenste aller Tugenden, welche zugleich die allgemeinste Anwendung verträgt, die übrigen alle schützt, vermehrt, gebiert — ist wohl durchgängige Wahrhaftigkeit. Was für ein göttlicher Mensch müßte nicht aus einem werden, der sich entschlöße, immer wahr zu seyn? Schon das würde nothwendig zur Rechtschaffenheit leiten, wenn man den Vorsatz ausführte, nur keine Unwahrheit zu sagen; so groß ist unsre Achtung für unsre Mitmenschen — so brennend der Spiegel, der unsre Gestalt aus ihnen in uns zurück wirft! Man erinnere sich irgend eines Vorfalls, wo man um eine Leidenschaft zu befriedigen, einen Betrug zu Hülfe genommen, und stelle sich nun vor, man hätte, anstatt heimlich zu Werke zu gehen, demjenigen, den man hintergangen, die nackende Wahrheit, sein eigentliches Vorhaben entdecken müssen, — wie wird man nicht auffahren und erblassen von dem bloßen Gedanken! — Leichtsinn, in Absicht der Wahrheit, ist Sohn und Vater des Lasters, sein Helm und Schwerd, und schon die kleinste Lüge eins der ärgsten Verbrechen gegen uns selbst, gegen die Menschheit. — Aber wer könnte zu unsern Zeiten den unüberlegten Entschluß fassen, nie eine Unwahrheit sagen zu wollen? Und hat es nicht zu allen Zeiten Fälle gegeben, wo es Trieb der erhabensten Menschheit, wo es Eingebung Gottes war zu lügen? — „O, wer hat diese entsetzliche That gethan?„ — „Niemand, antwortet Desdemona; ich selbst, lebe wohl; bringe meinem gütigen Gemahl meinen letzten Gruß; o lebe wohl!„ — Othello ruft: „Sie ist als eine Lügnerinn zur Hölle gefahren; ich war's, der sie ermordete.„ — Aber, o gerechter Gott! wer wollte nicht mit einer solchen Lüg' im Mun-

be den Geiſt aufgeben, und ſich für deinen Richterſtuhl ſtellen?

Auch iſt ſchon das ſo gar ſchwankend, was ich dieſen Augenblick zum Behuf der Wahrhaftigkeit, der Unverſtelltheit, der Offenherzigkeit vorbrachte; als, z. B., wir verabſcheuen nicht ſelten eben ſo ſehr das Unſchuldige, das Ruhmwürdige ſogar, zu offenbaren, als das Böſe und Schändliche; und dieſe Schüchternheit zu überwinden, iſt manchmal der gröſte Heldenmuth nicht zureichend.

Das ſchöne Regiſter Eurer ſo genannten Tugenden auf dieſe Weiſe durchgegangen; dann in dem Miſchmaſch ſie betrachtet, wie ihr ſie ganz und alle zuſammen, durch einen chymiſchen Proceß ſo gern in unſre Seelen treiben, und darinn hermetiſch verſiegeln möchtet! — Sollten wohl ſeyn (wir Menſchen) eine Art von Gewächs, das zugleich Caſtanien trüge und Pomeranzen, und auch eine Ananas wäre, und ein Erdapfel, und ein Roſenſtrauch — aber bey Leibe! daran keine Dornen. — Sollte wohl — Aſia gelegen ſeyn in Europa — ſollten uns wohl bemühen, die Kunſt der Barometer und Thermometer ſo weit zu treiben, daß wir rund um die Erde Zonam temperatam kriegten, und immer ſchönes und fruchtbares Wetter zugleich hätten — ſollten wohl alle Tugenden erwerben und ausüben — bey'm Kegelſchieben, oder bey'm Taroc, à l'hombre — ſollten — ſollten —

Ja, ſo in etwas — denken läſt ſich freylich manches — noch ſo eben. Aber von der ſchimäriſchen Vorſtellung bis zur eigentlichen; vom Traum bis zur Würklichkeit — wie weit!

Es wird überhaupt nie genug erwogen, was für ein unendlicher Unterſchied zwiſchen Bild und Sache, zwiſchen

Idee und Empfindung iſt. Welch eine Menge der entgegengeſetzteſten Dinge können wir in der Idee neben einander ſtellen, auf einander folgen laſſen? Ich denke, Himmel und Hölle, und mir iſt ohngefähr einerley dabey zu Muthe. Darum überwiegt ſo häufig ſinnlicher Reiz die Ideen von den ſchrecklichſten Plagen der Zukunft: Und darum iſt's ſo ein Lumpenkram um alle gelernte Religionen und alle gelernte Moral. Ein Menſch, der beſtändig in der Anſchauung edler Gegenſtände iſt, wird gewiß nie unedel handeln; wer aber das minder Gute, das minder Schöne in der Anſchauung, und das höhere Schön' und Gute in der Idee hat; wie wollte der handeln können dieſen gemäß? Alles ſtimmt zuſammen die Menſchen unſrer Zeit in dieſen Fall zu ſetzen; daher der beſtändige Widerſpruch zwiſchen Handlungen und Grundſätzen — daher die Irrungen ſelbſt in dem Syſtem der Grundſätze, weil nichts irreleitender iſt, als die Combinationen blos ſpeculativer Ideen. — Was für Meynungen, was für Entſchlüſſe werden in unſrer Kindheit nicht in unſre Köpfe geſchraubt, was für Sentiments nicht hineingedämmert? — und wenn wir Arme dann hinausgeſtoſſen werden in die Welt, wo itzt alles dawider angeht, welch innerer Zwieſpalt, welche Zerrüttung, welch gegenſeitiges Mißtrauen zwiſchen Herz und Geiſt!

O, ſchlage du nur fort, mein Herz — muthig und frey; dich wird die Göttin der Liebe — es werden die Huldinnen alle dich beſchirmen: denn du ließeſt alle — alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; — vertrauteſt unumſchränkt der allgütigen Mutter — ſchenkteſt ihrem zarteſten Lächeln jedesmal von neuem dich ganz — ſtrömteſt hin in verdachtloſem Entzücken: lernteſt, empfiengſt darum von ihr, zu geben und zu nehmen, wie ſie ſelbſt; wie die Millionen Lichtſtralen, die auf unzähligen Gegenſtänden reverberiren, ohne

ohne ſich zu verwirren, dann im Auge ſich ſammeln — wieder ohne ſich zu verwirren: — O, unausſprechliches Wohlthun — unendliche Güte — Leben und Liebe —

Luzie! liebe Luzie! daß ich Dir' es mittheilen könnte! könnte leben dich lehren dies unendliche Leben. Nie würdeſt du dann beveſtigen wollen die Sonne, weder in Oſten noch in Weſten, ſondern würdeſt wenden dich nach Aufgang und Untergang — Und ſchön iſt ja auch der Mond unter Sternen am Nachthimmel — Und ſchön der dünkiere Nachthimmel mit hellerfunkelnden Sternen im Neulicht! — O, daß ich dieſe Gottesader in dir rühren, und zum immerwährenden Pulsſchlag bringen könnte! —

Luzie an Eduard Allwill.

Ihr jüngſter Brief, mein theurer Freund und Lehrer, war beynah ſo viel, als eine perſönliche Erſcheinung. Was Sie für ein Zauberer ſind! Als ich ihn geleſen hatte, dieſen Brief, war ich — nein, ich war nicht zwey Jahre jünger, nur die Zeit hatte ſich um ſo viel verlümat, das Vergangene ſich zu mir hinauf bemühet; Sie waren noch bey uns, und ich hatte Sie ganz rund da ſtehen, wie kurz vor unſerer Trennung. Nun urtheilen Sie, wie mir das ſo toll im Kopfe hermachen mußte, daß ich an Sie geſchrieben hatte, und geſchrieben hatte alles das, wovon Sie ſo luſtig geworden waren und daneben ſo Heldenmüthig. Meine herzliche Epiſtel an Sie ward mir nun gerades Weges zur Poſſe; ich mußte lachen und erröthen. Großer Mann, verzeihen Sie meine Unbeſonnenheit; ich vergaß, daß Sie ein Held ſind; daß ich — nur ein unbedeutendes, unſchuldiges Mädchen bin, und daß Unſchuld dem Helden etwas ſo unnützes, ſo nichtswürdiges ſcheinen muß: daß der Göttliche — Unſchuld verſpottet; der Göttliche —

Unſchuld mit Füßen tritt; über ſie hin, erhaben, ſeine Bahn nimmt. — Unſchuld, Eduard! — lieber Eduard, Unſchuld, Unſchuld, Unſchuld! — Erwacht keine erſte Erinnerung davon in Ihrer Seele? Beſinnen Sie ſich doch — weit, weit zurück! Dort in der ſchattigſten Gegend Ihrer Seele, ſchwebet da nicht etwas noch von dem Schauder, der Sie ergriff, als — ihr offenes Auge enger, auf Ihrer lichten Stirn' eine trübende Kohle ward, als das Gewölbe Ihres Buſens wich, Ihr Athem ſich verminderte, Stand und Tritt — Ihr ganzes Weſen ſchwankte — als Unſchuld Sie zu verlaſſen drohte? Und wallet da nicht noch in dumpfem Nachhall etwas von dem Donner — als ſie Unſchuld von ſich warfen: Und . . . ? — Nein, armer Eduard, das iſt verſchwunden, dir auf immer verſchwunden. Was will ich alſo? Sie können ja unmöglich mich verſtehen . . . Ihr guten Leute überwachſt euch in den Kinderſchuhen. Beſor ihr euch in euch ſelbſt ganz ſammeln könnt, iſt euer Weſen ſchon angegriffen; beſor ſich euer Herz ſelbſt fühlen kann, iſt es ſchon bethört. Da entſtehen denn höchſtens, wo Schönheit und Größe in der Anlage waren, ſolche herrliche Ungeheuer, wie ehmals die Centauren.

Eduard! ein ſehr auſſerordentlicher Menſch ſind Sie wahrlich. Wer ſie durchaus kennt, dem muß es oft eben unbegreiflich vorkommen, daß Sie nicht ein Engel an Tugend oder ein Satan an Laſter geworden. Die Ungereimtheit Ihres Weſens läßt ſich nicht denken, läßt ſich auf keine Weiſe darſtellen: Unbändige Sinnlichkeit — und ſtoiſcher Hang; weibiſche Zärtlichkeit, der äuſſerſte Leichtſinn — und der kälteſte Muth und die feſteſte Treue; Tigers-Sinn — und Lammes-Herz; allgegenwärtig — und nirgend wo; alles — und nie etwas — verdammter zwiefacher Menſch! Unſchuldiges, Himmel auf ſteigendes Blut Abels, und mörderiſcher, flüchtiger Cain! Ja! — aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Menſch Hand an dich zu legen wagt.

laſſen

Laſſen Sie mich, Eduard! Sie ſind ein unbehagliches Geſchöpf; wer Theil an Ihnen nimmt, hat ein bitteres Leben, alles machen Sie ihm ſauer, das Reden ſogar, und ſelbſt das Denken. Ferne ſey demnach von mir, daß ich Ihre lange Epiſtel Punkt vor Punkt beantworte; nur beyfügen ein Wörtchen will ich hie und da.

Vorerſt ſollen Sie eine Stelle aus einem Briefe von Eduard Allwill leſen, den er an unſern D** ſchrieb, als dieſer bey einer ſichern Gelegenheit ſeinen Nacheifer zu beſänftigen und ihn zu mehrerer Nachſicht zu überreden ſuchte:

„Verträglich, nachſehend, tolerant,“ ſagt der feurige Jüngling, „bin ich gewiß ſo ſehr, als ich es ohne Verderbung meines eigenthümlichen Charakters, ohne weſentliche „Inconſequenz ſeyn kann. Mich däucht, wer auf eine andre „Weiſe tolerant iſt, der mißbraucht Sache und Wort, der iſt „nicht tolerant, der iſt wankelmüthig, ſchwach, kindiſch. Ein „Kind wird von allen Dingen entzückt, die nur im Vorübergleiten einen angenehmen Eindruck auf ſeine zarten Sinne „machen, es unterſcheidet, es ſchätzt ſie weiter nicht: in jeder „Stunde iſt ihm etwas anderes ſchön, und was in dem gegenwärtigen Augenblick' es vergnügt, das ſchönſte von allem. „Ein Mann im Gegentheil unterſcheidet die Dinge an ihren „Beſtimmungen! er ordnet ſie nach ihrem Gebrauch für ſein „ganzes Daſeyn, und weiß, was gut und ſchön iſt mit Nahmen zu nennen.

„Alles Mögliche von einer gewiſſen Seite betrachtet, läßt „ſich in einem ganz erträglichem Lichte anſehen, denn nichts „kann durchaus häßlich und böſe ſeyn. Aber eben ſo, wie wir „von entfernten Körpern nur alsdann ſagen, daß wir ſie in ihrer wahren Geſtalt erkennen, wenn wir ſie ſo ſehen, wie ſie

„uns in der Nähe, in derjenigen Distanz erscheinen, welche „ich die Sphäre der Betastung nennen möchte; eben so ha„ben auch die moralischen Gegenstände ihre ausgemachte Di„stanz oder Sphäre, in der ihre verschiedenen Erscheinungen „berichtiget, und auf die beständigen Gestalten der Gegenstände „reduciert werden können und müssen. Wer nicht für sich eine „solche bestimmte Sphäre unwandelbar annimmt, sondern bald „in diese, bald in jene flattert; alle Augenblicke den Horizont „wechselt, und überall zu Hause ist; der kann — vielleicht die „Hälfte seiner Lebenszeit ein ganz guter Mensch scheinen; die „andre Hälfte aber scheint er zuverläßig ein desto schlechterer; „ein würdiger nie; ist keinen Augenblick ein ganzer Mann.„

An eben diesen D** schrieb Eduard Allwill: „Das ro„mantische Gebrause Ihres jungen Grafen ist unerträglich. „Ein Clodius, der den Brutus spielen will. Was ich davon „denke, darf ich der Mutter nicht sagen, wohl aber Ihnen. „So ein Laffe, der alle Tage regelmäßig seinen dummen oder „schlechten Streich spielt, mag sich einfallen lassen, die Welt „sey nicht gut genug für ihn! er soll doch nur ja mit ihr vor„lieb nehmen, denn so wie der junge Herr beschaffen ist, ist er „noch lange nicht gut genug für sie, und er mag nur zusehen, „daß wir ihm nicht heut oder morgen auf eine unebne Weise „seinen Abschied ertheilen. Mir fallen gleich Ohrfeigen ein, „wenn ich Leute mit erhabenen Gesinnungen heran kommen seh, „die nicht einmahl nur rechtschaffene Gesinnungen beweisen. „Und es macht mich gar nicht zufriedner mit ihnen, wenn „sie auch ihre schönen Gesinnungen mit sogenannten schönen „Handlungen begleiten; wer ein weiches Herz hat, etwas Feuer „im Blut, und viel Leichtsinn, besteht deren mehr als der „Beste; hat aber am Ende eitel Aergerniß angerichtet, und für „jeden Seegen, der ihm ward, doppelten Fluch auf sich gela„den. Cyrus und Wind! Das Böse zu meiden, darum

„stills vor allem; daran übt, daran erkennt sich der rechte „Mann. Mancherley Gutes thun (ich sag es noch einmahl) „ist leicht: mancherley Großes — eine Lust: aber ohne Sünde „bleiben, ohne Missethat — das ist — o wie schwer! aber „auch, wie weit erhaben über alles! Was heißt der wunder„barste Luftspringer gegen den Unerschütterlichen im Kampf? — „Ein vortreflicher Schriftsteller sagt irgendwo: Ich wüßte „nichts preißwürdiges, wozu nicht auch der äusserst mißrathene, „durchaus fehlerhafte Mensch zuweilen sich erheben könnte — „Ordnung, Mäßigung und Beständigkeit ausgenommen.„

Ich fordere Sie nicht auf, guter Eduard, diese Auszüge mit den erheblichsten Stellen Ihres letzten Briefes an mich in Verbindung zu bringen. Wer weiß, was Sie leisteten? Ich hab' eine solche hohe Idee von Ihren philosophischen Gaben, daß ich Ihnen beynahe das Unmögliche zutraue. Allein Ihrem Herzen sey es anheim gegeben, wo die Fülle der Wahrheit sey, dort oder hier. Sie glauben ja Ihrem Herzen alles, ich glaub' ihm auch: fragen Sie es, wann es sich am freyesten fühlte, wo es ganz einstimmte und mit Ihren Gedanken gleichen Strom nahm, ob bey den Briefen an D**, oder bey dem an mich.

Lieber, offener — königlicher Jüngling! Ach, so tief herabgewürdiget — zum bangen, schielenden Sophisten!

Sie erinnern sich wohl schwerlich eines Briefes, den Sie mir vor anderthalb Jahren schrieben; es war einer der ersten, nachdem Sie Wien verlassen hatten. Ich bin äußerst versucht, ihn hier ganz abzuschreiben; aber lesen Sie nur folgende Stellen wieder: „Wenn in den vergangenen Tagen, „Nachts vor Einschlafen, früh beym Erwachen, in jedem stil„len Augenblick mein Wiener-Aufenthalt mir vor die Seele „trat; mancher entstellte Rest des Vergangenen neues Leben

rhielt; was in Beziehung ſtand, ſich einigte; alles auf einander wog, ganzer und inniger ward — und ich nun über vieles, o! über ſo vieles in herbes, tiefes Trauern verſank, ſo fuhrs mir wohl unverſehens wie ein giftiger Pfeil durch die Bruſt: was ſoll dein Jammer, deine Reue, dein „Klagen? Es iſt nur Hohn damit! Ein unbezwinglicher „Leichtſinn, eine verruchte Achtloſigkeit, liegt zu tief in „deiner brauſenden, unaufhörlich gährenden Natur. „Wer dich kennt, traut dir nicht, liebt dich nicht! — O „Luzie! bis zur Verwirrung hats mich faſt gebracht, dies „Sinnen über mich ſelbſt, dies Hadern mit mir. — Ich möch„te nicht alles erzehlen, wenn ich auch konnte. „ —

Wie groß, wie lieb! Damahls, wie nah mein Eduard den Beſten ſeiner Gattung! — Aber was halfs? Sie wurden dennoch nicht weiſer, und ſo mußten Sie bald nur deſto thörichter, deſto unglücklicher werden. Es kann nicht anders kommen; die unbeſonnene Heftigkeit, womit Sie Sich überall anwerfen, ſich ſo vielfach zertrennen, muß die ungereimteſte Verwirrung in Ihrem Weſen verurſachen, der gänzlichen Zerrüttung es immer näher bringen. Alle Hände voll, wollen Sie doch immer noch mehr greifen, und können dann weder faſſen noch halten. Ueberdem ſoll jeder Gegenſtand des Genuſſes ſich Ihnen noch in jedem andern Gegenſtande vervielfältigen; Sie ſind gerade der Mann, über den Sie ſpotteten, der von einem Oranienbaum Caſtanien, und von einem Caſtanienbaum Oranien verlangt; die leichtfertige Dirne ſoll auch die hohen Reize, alle Tugenden, die Liebe eines frommen Mädchens, und das fromme Mädchen hinwiederum, die ſchönen Annehmlichkeiten, die ganze Thorheit der leichtfertigen Dirne beſitzen; und wenn dergleichen ſich nicht findet, dann iſts eine Noth, ein Jammer, daß man zweifelt, ob auch wohl dieſe Welt einen Gott zum Urheber haben könne? Und das heißt denn

denn doch Eines Sinnes seyn mit Natur! — Allwill! Sie, eines Sinnes mit Natur? der Sie immerwährend die ächtesten Bande der Natur auflösen; wahre, reine Verhältnisse zerstöhren, um erträumte, schimärische an die Stelle zu setzen — dann sich abarbeiten, alle Schwarzkünsteleyen zu Hülfe nehmen, um den wankenden Schatten zu befestigen; und da nichts desto weniger die Sonn' ihn verrückt, dem Segens-Wandel der Sonne fluchen — Sie, Eines Sinnes mit Natur? Wenn ich nur etwas wüßte, das der Natur entgegengesetzter wäre, als jene Unmäßigkeit, welche alle Bedürfnisse vervielfältiget und gränzenlosen Mangel schafft, mit seinen unendlichen Nöthen — Angst, Schmerz, Gewaltthätigkeit, Betrug, Arglist und Tücke. Nur einen flüchtigen Blick auf die Welt — was sie vermindert, verringert, was den schlechten Bürger giebt und den schlechten Staat, was den Acker verödet und des Lebens weniger macht überall. — Nichts anders als eben jene Ungenügsamkeit, jenes blinde Ringen nach allem, jenes Scheidekünsteln an den Dingen, um das Wesen von der Substanz, und die Würkung von der Ursache abzulösen, um zu widernatürlichen Bedürfnissen widernatürliche Mittel zu erfinden. Ich weiß wohl, daß es wenig fruchtet, dagegen zu predigen; aber dafür zu predigen, die Theorie der Unmäßigkeit, des Lasters, als die einzige Philosophie des Lebens, als den einzigen Weg zur Glückseligkeit, ja zur höchsten Vortreflichkeit, anzupreisen: das wäre, däucht mich, doch wohl das unsinnigste Beginnen, das sich erdenken ließe, und das böseste.

Ja, Eduard, Theorie der Unmäßigkeit, Grundsätze der ausgedehntesten Schwelgerey, das sind die eigentlichen Namen für das, was Sie mit so vielem Eifer, mit so ungemeinem Aufwande von Witz, Raisonnement, und dichterischem Schmuck, an die Stelle der alten Weisheit zu setzen trachten; und das gewiß nicht auf anrathen Ihres Her-

Herzens, das groß und edel ist, sondern Ihrer Sinnlichkeit zulieb, welche Sie, unter dem Wort Empfindung, so gern mit Ihrem Herzen in Eins mischen, wie wohl auch jeder andere Mensch mehr oder weniger thut, und nicht anders kann. Sinnesfreude ist die Lichtwolke, worauf alles Göttliche vom Himmel zu uns hernieder steigt; aber Dunst aus Moor und Grüften ist nicht diese Wolke vom Himmel, obschon er die Hügel hinan schleicht, und Sonnenlicht haschet. Aber Sie können das nicht unterscheiden. Doch unterscheiden Sie übrigens so scharf, empfinden so reinweg alles Schöne! — freylich, aber auch alles Schöne so lebhaft, daß jedweder Eindruck davon Sie berauscht, Ihnen für die Zeit alle weitere Besinnung raubt; nur Ein Tropfen Nektar an des Bechers Rand, und sie verschlingen, ohn' es zu merken, das abscheulichste Getränke. — Eine fürchterliche Bestimmung, dieser Eduard Allwill zu seyn! Unaufhörlich, auf so mancherley Weise bis ins Mark erschüttert; und die Menge tiefer Leiden in der Folge. Armer! — daß du nicht endlich mit zu Grunde gehst bey den Stößen, da alles an dir zerschellt, oder erstickst unter dem Schutt! — Immer doch ein mächtiger Genius! Wie ich sagte: **gezeichnet mit dem Finger Gottes; daß kein Mensch Hand an dich zu legen wagt.**

Könnt' ich nur jedes liebe unschuldige Geschöpf von deinem Bann entfernen! Ach, wie viele der Unglücklichen Du noch machen wirst, die Du ihrer eigentlichen Bestimmung, ihrem natürlichen Verhältniß entsetzen, sie aller Haltung für ihr künftiges Leben verlustig machen wirst! — Gutes Mädchen, das sag' ich nicht, daß er dich nicht, liebt; er liebt dich gewiß; mit mehr Wahrheit vielleicht, als sonst kein Mensch dich lieben könnte; liebt gerad alles wahrhaft Schätzbare an dir, gerade das, worinn deine gutgeschaffene

sene Seele ihre angemessenste Thätigkeit, ihre eigenste Wonne, fühlet. Nicht wahr, das fühlst du, das sichert dich, daß er dich innig liebt, wie du dich selbst, und wie du ihn liebest; und du hast Recht so an ihn zu glauben; dein ist seine ganze Liebe. Aber, armes Kind! Allwill liebt nie anders, er ist immer seinem Gegenstande ganz; morgen vielleicht — der Ehre; einem vortreflichen Manne; einer Kunst; vielleicht — einer neuen Geliebten. — Sieh', dieser Allwill — der Elende! muß unstät und flüchtig seyn; er ist verflucht auf Erden — aber gezeichnet mit dem Finger Gottes; daß kein Menſch Hand an ihn zu legen wagt. — Eduard, guter Eduard, jammert Dich nicht das arme Geschöpf? O so schone dann! schone, schone! —

Aber, was hilft mein Flehen, was hälfe das Flehen einer ganzen Welt? Deine Sinnen, Deine Begierden sind Dir zu mächtig, und da sie eine so bequeme täuschende Hülle an deiner schönen Phantasie haben, wirst Du nie sie für das erkennen, was sie sind. Ach, die Bedürfnisse Deiner Sinne, die Täuschungen Deiner Sinne — glaube mir, Allwill — (schwindender Athem meiner Brust, komm, sammle dich, daß meine Stimme weniger bebe, und ihr kranker Laut ihn erreiche) — Allwill, es sind Mörder! — Hie und da her wird es Dir immer gräßlicher in die Ohren gellen: Mörder! — Meuchelmörder!

So manches Unheil, so unsäglicher Jammer allein in diesem Bezirk der Menschheit durch Sie angerichtet, würde Ihnen die Nichtigkeit Ihres Systems hinlänglich bloß stellen, wenn es nicht ausdrücklich erfunden wäre, um Sie gegen dergleichen Ansichten zu erblinden. Da soll nun eine Menge herrlicher Empfindungen, welche sich anders nicht erwarten und zusammen bringen ließen, alles Böse mit Wucher

cher ersetzen, und dieser innere Genuß alle seine Kosten aufwiegen. Hiebey fällt mir ein, was ich Sie so oft vom Wissen sagen hörte. Sie verglichen den großen Haufen unsrer Studierenden mit Leuten, die gar emsig hin und her liefen, um zu suchen — was sie nicht verlohren hätten, wessen sie auch weiter nicht bedürften. Es sey eine Schande für den menschlichen Verstand, behaupteten Sie, daß wir Wissenschaft von Tag zu Tage mehr zu einem abgesonderten, absoluten Dinge machten, da sie doch von bestimmten Zwecken allein Ursprung und Wesen habe; nur Bescheid auf eine dringende Frage sey, wie diesem oder jenem Bedürfniß abzuhelfen; Baugerüste, Maschine, Instrument. — Ich fand und finde noch das so wahr, daß man sich nicht bekümmern sollte etwas zu wissen, als nur — wie sich etwas mache oder thue, das einem Noth ist; belachte gern mit Ihnen die Thorheit alles müßigen Lernens und Speculierens. Aber sagen Sie mir, lieber Eduard, ist es eine reellere Sache um das müßige Sammeln von Empfindungen, um das Bestreben, Empfindungen — zu empfinden, Gefühle — zu fühlen; findet nicht hier eine eben so ungereimte Absondrung statt, wie dort bey'm Wissen? Ich glaube, wer eine schöne große Seele in der That besitzet, hält sich nicht damit auf, die Empfindungen, welche seine Handlungen betreiben, die entzückenden Gefühle, welche sie begleiten, auf solche Weise abzusondern; wird sich ihrer nie dergestalt bewußt, daß er sie in Ideen aufbewahren, und aus derselben Betrachtung einen unabhängigen Genuß sich bereiten könnte; er sagt nicht: es ist Seligkeit in dieser Empfindung, in diesem Gefühl, sondern es ist Seeligkeit in dieser That. Und das, Lieber, macht die Bahn des Edlen richtig.

Vor einigen Monathen starb ein Greis, mit Nahmen Wigand Erdig; der hatte aus dem elenden Flecken D* eine

anſehnliche Stadt voll glücklicher Bürger gemacht. Ich glaube nicht, daß er auſſer ſeinem Gewerbe viel mehr als ſeinem Katechiſmus wußte; aber ſein Gewerbe verſtand er gut, war an Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit — an geſunde Vernunft gewöhnt, und ſo von Tag zu Tage klüger, geſchickter, emſiger und unternehmender geworden. Nun legte er zu D* eine Tuch-Fabrick an. Der Fortgang ſeines Unternehmens litt unzählige Hinderniſſe; aber er war einmahl im Gedränge, und mußte durch. Eine Noth nach der andern wurde ausgedauert; eine Schwierigkeit nach der andern überwunden; der Mann immer muthiger und weiſer. Wenige Jahre, da waren fünfhundert Familien in ſeinem Brod; der benachbarte Bauer, um dieſes zu ſchaffen, vermehrte ſein Haus und baute öde Ländereyen an; es wurden fruchtbare Bäume gepflanzt und Gärten die Menge; die ganze Gegend füllte und verſchönerte ſich: endlich ward dieſen Glücklichen das Thal zu enge, da ſprengten ſie Felſen weg und ſtuften die Berge hinan. Das alles brachte dieſer einzige Mann zuwege, und ohne andre Abſicht (ſeines Bewußtſeyns) als um ſein Gewerbe in Flor zu bringen, ſein Haus zu gründen, und ſeine Nachkommen in Segen zu ſetzen. Eben ſo wurden ihm ſelbſt die Eigenſchaften ehrwürdiger Menſchheit. Die Klugheit und die Unſträflichkeit ſeines Wandels hatten ihn bey ſeinen Mitbürgern in ſolches Anſehen geſetzt, daß ſie ihn gleich einem Vater über ſich walten ließen; ſein Begriff, das Licht ſeines Gewiſſens, galt ihnen mehr als alle Geſetzbücher. In den letzten Jahren, wenn der alte Erdig über die Straße kam, giengen die Leute vor ihre Häuſer, und wer ihm begegnete auf die Seite, um ihn mit gebührender Ehrfurcht zu grüßen. Man muß die Leute ſehen, wenn ſie erzählen, wie der Ehrenreiche Greis langſam ſo einher trat, gegen jedweden freundlich ſein leichtes Haupt neigte, und einem all das Gute erinnerlich ward, das er geſtiftet hatte. — Nicht Thränen, es kömmt ihnen ſonſt etwas in die Augen, verlei-

tet sich über ihr ganzes Angesicht — Verheissung des ewigen Lebens — Er ist bey Gott. — Allwill! dieser Glanz der Heiligkeit — wissen Sie etwas drüber?

Eure Flitter-Philosophie möchte gern alles was Form heißt verbannet wissen; alles soll aus freyer Hand geschehen; die menschliche Seele zu allem Guten und Schönen sich selbst — aus sich selbst bilden; und ihr bedenkt nicht, daß menschlicher Charakter einer flüßigen Materie gleicht, die nicht anders als in einem Gefäß Gestalt und Bleiben haben kann; laßt euch deswegen auch nicht einmahl einfallen zu erwegen, daß eitel Wasser in einem Glase mehr taugt, als Nectar in Schlamm gegossen.

Unter allen Formen zu Bildung unserer Natur ist freylich die Form eines bloßen moralischen Systems die geringste und zerbrechlichste: aber besser als keine ist sie doch allemahl. Gar alle Grundsätze verwerfen, weil man öfter Grundsätze unzulänglich oder unwürksam befunden, ist klarer Unsinn. Was nützen Erfahrungen, wenn nicht durch ihre Vergleichung standhafte Ideen zuwege gebracht werden; und was wäre überall mit dem Menschen vorzunehmen, wenn man nicht auf die Würksamkeit solcher Ideen zu fußen hätte? Auch nehmen wir so allgemein für den eigenthümlichsten Vorzug der Menschheit an, nach Grundsätzen zu handeln, daß der Grad der Fertigkeit hierinn den Grad unserer Hochachtung oder Verachtung bestimmt. Wir preißen denjenigen, bey dem — der Empfindung das Gefühl, und dem Gefühl der Gedanke die Wage hält. Also nicht unsere Gefühle verringern, nicht sie schwächen will die Weisheit, sie nur reinigen will sie; und dann bis zur Lebhaftigkeit des Gefühls den Gedanken erhöhen; also die Empfindung überhaupt — schärfen, vergrößern. Ich weiß, daß Sie mehrmals, von hoher Idee begeistert, heftige Begierden

den überwanden, Leidenschaften zu Boden schlugen: Haben Sie jemahls sich größer gefühlt, als in diesen Augenblicken; waren Sie je freudiger, triumphirender? Auf nichts dünken Sie ja sich mehr, als daß gewisse Ideen so fest in Ihnen halten, daß kein Vorfall Ihren Glauben daran einen Augenblick irre machen könnte, Sinne und Imagination möchten vorspiegeln was sie wollten. Edler Stolz kann nie eine andre Quelle haben. Jede Erhabenheit des Charakters kömmt von überschwenglichster Idee. Als Portia den Brutus überführen wollte, daß ihre Seele fähig sey die seinige in allen ihren Unternehmungen zu begleiten, wußte sie kein besseres Mittel, als ihm eine Probe vor Augen zu legen, daß sinnliche Eindrücke nichts über Sie vermöchten. Steigen wir von der Helden-Sitte bis zum gefälligen Wesen unserer Tage herab, überall sehen wir am mehrsten geehrt, was Obermacht des Gedankens über Triebe beweiset. Seyen die Lebensarten noch so verschieden, die Gebräuche noch so mannichfaltig und abwechselnd, jene Uebereinstimmung wird, bey genauer Untersuchung, überall sich zeigen; sie erstreckt sich bis auf die Urtheile von Mienen und Geberden, und führt uns selbst zur Quelle aller Begriffe von Anständigem und Unanständigem. Wo Gedanke den Menschen zu verlassen scheint, wo er ganz dem Triebe allein ist; wo er von diesem — nur sich übernehmen läßt; wo er sich nur der Gefahr aussetzt von ihm übernommen zu werden; da fühlen wir Unanständigkeit.

Es ist ganz zum Vortheil der Grundsätze, was Sie am Anfange Ihres Briefes von denen widersprechenden Erscheinungen im Menschen anführen, wo ihm wechselsweise — seine Weisheit zur Thorheit, und seine Thorheit zur Weisheit werde. Man sollte glauben, eben die feine Organisation, welche sie zu dergleichen Bemerkungen geschickt macht, Ihnen Materie und Form dazu bietet, müßte Ihnen auch die Ueber-

zeugung aufdringen, daß dem Menschen eine feste Lehre der Glückseligkeit, daß ihm unverbrüchliche Vorschriften des Verhaltens unentbehrlich seyen: was Anders kann in seinem Thun ihn sichern; was als einen zuverläßigen Mann ihn darstellen? — In alle Wege muß er verlohren gehen.

Den eingestandenen Wankelmuth des menschlichen Herzens sogar bey Seite, und angenommen, das Ihrige wäre so beschaffen, daß es Sie immer zum Guten leitete, nur aber auf eine Weise, welche der eingeführten Ordnung zuwider liefe; so müßte dennoch Ihr Charakter verwildern; so müßten Sie eben darum ins ärgste Verderben sinken, weil Sie so sehr über ihre Brüder erhaben wären. Es könnte nicht fehlen, indem Sie diejenigen Gesetze angriffen, welche der allgemeine Menschen-Sinn für unverbrüchlich erklärt, daß Ihnen beynah jedweder im Wege stünde; Ihre Bestrebungen hemmte; unwissend oder aus Absicht Ihnen die äusserste Quaal verursachte; kurz, daß Jedermanns Hand sich wider Sie erhöbe: zwiefach wäre dann gegen jedweden die Ihrige; Eckel, Gram und Haß nähmen Ihre Seele ein; mit der Gewalt drängen Sie nicht durch; Sie müßten also um Ihr erhabneres Leben zu retten, List, Verstellung, Betrug zu Hülfe rufen, lauter krumme Wege gehen; dies entzweyte Sie nothwendiger Weise mit sich selbst, und so müßten Sie bald voll tiefen Grämels sich und die Welt verfluchen.

Schnöde Prahlerey, daß Ihr Herz immer freyer und freyer schlage; es kann nicht frey schlagen, so lang es Geheimnisse des Frevels und der Schande zu bergen hat; so lang es vor dem Blicke des Unsträflichen sich zusammen ziehen — von dem Athem des Reinen ersticken muß in seinem Blut — damit nur deine Stirne weiß bleibe, wenn er Dinge der Finsterniß mit ihrem Nahmen bezeichnet, und du fühlest, er redet von deinen Tha-

ten

ten — Allwill, mir ſchaudert die Haut, wie ich dich manchmahl beben — vergehen ſah; bis zur Ohnmacht in Verwirrung über dem Abſichtloſen Worte eines Thoren, eines Kindes; über den Muthwillen eines Gaſſenbuben, die Schmähreden eines Trunkenen.

Aber Sie haben wohl nunmehr dergleichen Schwachheiten von ſich abgeworfen. Aus einem Stück Ihres Briefes, wo Sie die Zweydeutigkeit aller Tugenden zu erweiſen trachten, erhellet, daß Sie wenigſtens mit großer Mühe daran arbeiten. Ich will Sie nicht ſtören, Eduard. Doch zur Erholung laſſen Sie ſich erzählen, was ich geſtern von ohngefähr in meinem ehrlichen Montagne las, und dann eine Anekdote, die ich weiß. Der treuherzige Montagne erzählt, daß man ihn nie hätte vermögen können, für König und Vaterland ſogar, in etwas Schlechtes zu willigen. Er glaubte, wenn er einmal ſich ſelbſt wäre untreu geworden, würde er leichtlich nachher es auch dem Staat werden. Man muß eine Sache Gott überlaſſen, ſagt er, wenn menſchlich zu helfen unmöglich iſt, und was iſt unmöglicher, als daß ein rechtſchaffener Mann Treu und Glauben verlaſſe? Was kann weniger ſeyn, als was ein Mann von Ehre nur mit Ehr- und Wortes-Schmach bewerkſtelligen könnte? Hiernächſt erwähnt er unter andern des Epaminondas, des vortreflichſten unter den Menſchen, bey welchem jede einzelne Pflicht in ſo hohem Anſehen war, daß er nie in der Schlacht einen Ueberwundenen zu Boden ſtieß; der um des unſchätzbaren Gutes willen, die Freyheit ſeinem Lande zu verſchaffen, ſich ein Gewiſſen machte, ohne die Form der Gerechtigkeit, einen Tyrannen oder ſeine Mitgenoſſen umzubringen; und der denjenigen für einen ſchlechten Menſchen hielt, ſo ein guter Bürger er auch ſeyn mochte, der unter den Feinden und in der Schlacht ſeinen Freund und ſeinen Gaſtgeber nicht verſchonte. — „Gräßlich von Eiſen und Blut kömmt er zer-

zertrümmernd und durchbrechend eine Nation, unüberwindlich gegen jeden andern, als gegen ihn allein; und geht seitwärts mitten im Handgemenge bey Begegnung seines Gastes und seines Freundes. Wahrhaftig dieser da regierte im eigentlichen Verstande den Krieg vollkommen, der ihn das Gebiß der Güte erdulden machte, im Beginn seiner stärksten Hitze so entflammt als er war, und schäumend vor Wuth und Mord. Es ist Wunderwerk, mit dergleichen Handlungen einige Art von Gerechtigkeit vereinbaren zu können: aber es gehört nur für die Energie des Epaminondas, die Sanftmuth der mildesten Sitten, und der reinsten Unschuld damit vereinbaren zu können„ — „Wenn es Größe des Muthes ist, und die Würkung einer seltnen und besondern Tugend, um des gemeinen Wohls willen und der Obrigkeit zu gehorchen, Freundschaft, persönliche Pflichten, Verwandschaft und Wort für nichts zu achten; so ist es wahrhaftig genug, um uns los davon zu sagen, daß es eine Größe ist, die in der Größe des Muthes des Epaminondas nicht Platz finden kann.„

Nun die Anekdote. Sie kennen Auguste von G**, die treue, makellose Seele, die so einzig ist, weil sie nur für das Gute und Wahre Begriff hat, nur für das Gute und Wahre Witz und Laune. Eine unselige Cokette verführte ihren Mann. Auguste, im höchsten Grade arglos, merkte lange nichts. Weil aber G** genöthiget war, ihr manche Unwahrheit vorzutragen, und, wie bekannt, eine jede Unwahrheit Lügen ohne Zahl gebiert, so mußte das liebe Weib wohl endlich merken, daß es hintergangen wurde. Nun begab es sich an einem Tage, daß ihr, in des Mannes Gegenwart, auf einmal zwo recht frappante Betrügereyen offenbar wurden. Sie können sich G**s Zustand einbilden. Kaum war der Freund, welcher unschuldiger Weise die Sache ans Licht gebracht hatte, zur Thür hinaus, so hub Auguste an: „Höre doch, Max, du hattest

mir

mir ja dieſe Sache — ſo, und jene — ſo geſagt, und ich hör' es nun ſo ganz und gar anders? Ich merke ſeit einiger Zeit, daß du mir öfters Unwahrheiten ſagſt. — Wenn du wüßteſt, wie mich das betrübt!„ — Freylich, antwortete G**; aber das iſt nicht meine Schuld; wer ſich unbeſcheidne Fragen erlaubt, der zwingt den andern zur Lüge. — O Gott, ſagte Auguſte mit freundlicher weinender Stimme: Wenn ich denn nur wüßte was ich nicht fragen muß; ich wollte gewiß nie ſo etwas fragen, damit du nie zu lügen brauchteſt. Iſt Ihnen eine Lüge bekannt, Eduard, die an Kraft zum Guten, auch an Erhabenheit, dieſem unſchuldigen Gebet meiner Auguſte um Wahrheit gleich zu ſchätzen wäre?

Unſchuld, Eduard, lieber, lieber Eduard! Unſchuld, Unſchuld! So fieng ich an, und ſo ſchließ ich. — Süße, reine, ewige Wonne der Unſchuld — das iſt es doch; ja, Eduard! das iſt es was auch Du ſuchſt — ach! auf dem Wege der Verſtockung! — Liebes Mädchen, eile! Eile Freundinn, daß ſein Auge dich erreiche und er zurückfliege! Liebe allein kann ihn retten; kann ſeinem Herzen den Geſchmack an Unſchuld wiedergeben. So komm denn doch, holdes Mädchen! Zeuch den Blick aus ſeinem Auge, der alle Sehkraft verſchlingt, und er wird ferner nicht leichtfertig umher gaffen; füll' ihm die Seele mit der Wonne, die keinen Zuſatz verträgt; und ſie wird — lauter werden: dann reich ihm deine Lippen, und er wird ſchwören und wirds halten, daß er alle ſeine Freuden allein von dir nehmen will. — O der Tage, wo ich noch glaubte, ſelbſt berufen zu ſeyn, dein Weſen durch Liebe zu heiligen! — Ich merkte bald meinen Irrthum, aber das trennte mich nicht von dir. Was ſchadete das meiner Liebe, daß du mich nicht eben ſo lieben konnteſt? blos für dein Bild in meiner Seele hätt' ich den Himmel gelaſſen. Aber es kam

eine Stunde, da fühlte ich, daß ich wohl einst dich würde verachten müssen, daß ich wohl einst würde aufhören müssen, dich zu lieben: da floh ich; da suchte ich von mir zu retten, was noch zu retten wäre. — Ich sey von Schwärmerey, ich sey an der Einbildung gestorben, wird es heißen. — Nun ja! — Wenn nur Du auf mein Grab kommst, Eduard, mit dem Mädchen, das ich dir rief, mit dem Mädchen, das dein Wesen erneuern, zu jeder Freude der Menschheit deine Sinne wieder rein stimmen soll! Dann wirst du immer nur Eins, das köstlichste, wollen, anekeln alles andre; wirst dies köstlichste, liebste, mit deiner ganzen Kraft genießen, und darum jeden Genuß des ähnlichen geringern für Verlust achten. — Ja, Eduard, du kommst auf mein Grab mit dem Mädchen, und küssest ihm da den himmlischen ewig neuen Kuß der Treue — komm nur bald!

IV.

Ein Fragment über den Charakter des Erasmus von Rotterdam.

Zwo Ursachen haben mich bewogen, dem Erasmus, wiewohl er, seinem Bildnis und seinen Schriften nach, einer der allgemein bekanntesten Gelehrten des XVI. Jahrhunderts ist, einen Platz in dieser Sammlung zu geben. Die eine ist, weil ich Lust hatte, unsern Lesern eines von den Holbeinischen Bildnissen des Erasmus im Nachbilde zu liefern, welches (meines Wissens) nicht so bekannt, als das im Boissard und in der Academie des Arts et des Sciences befindliche, und einige Hauptzüge seines Charakters, besonders Scharfsinn, leises Gefühl, Behutsamkeit

keit und ruhigen Prüfungsgeiſt, weit ſeiner auszudrücken ſcheint als dieſes. Die andre iſt: der Wunſch etwas beyzutragen, daß dem Charakter dieſes vortrefflichen Mannes mehr Gerechtigkeit wiederfahre, als noch immer geſchieht, und geſchehen kann, ſo lang er von den beyden Partheyen, die ſich durch ſein Betragen in den Reformationshändeln beleidigt glauben, in einem zu ſtrengen Lichte geſehen wird. Beyde finden, daß er zu viel für die Gegenparthie, und zu wenig für die ihrige gethan habe; und bloß weil er gerecht gegen beyde ſeyn wollte, rechnet ihm keine das was er wirklich für ſie that zum Verdienſt an. Die Katholiſchen (ich rede von dem größten Theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen Bemühungen ſeiner jüngern Jahre; ſeine Freymüthigkeit in Aufdeckung der Mißbräuche und Gebrechen des damaligen Kirchenzuſtandes; ſeine mit dem größten Erfolg gewagte Angriffe auf den Barbarismus der theologiſchen und philoſophiſchen Schulen, und auf den groben Aberglauben, worinn die Mönche ſchändlichen Gewinns halben das Chriſtliche Volk gefangen hielten; ſeine lachenden, aber nur deſto wirkſamern, Satyren auf die Unwiſſenheit, den Weltſinn, die Cyniſchen Sitten und den Haß gegen das Licht der Wiſſenſchaften, womit damals die meiſten Ordensgeiſtliche zum Aergerniß aller ehrlichen Leute angeſteckt waren — ich ſage, alles dies, wofür ihm, als einem um Sein Zeitalter, um die Menſchheit verdienten Manne, eine ewige Ehrenſäule unter den Edelſten und Beſten gebührte, wird ihm — weil die Sache der Proteſtanten nothwendig dabey gewinnen mußte — von dem größten Theil der Katholiſchen noch immer mehr zum Vorwurf als zum Verdienſt angerechnet. Die Proteſtanten auf der andern Seite, bringen alles in Anſchlag, was er, wie ſie glauben, für die gute Sache hätte thun können und nicht gethan hat; und halten ſich dadurch berechtigt, ihm wenig Dank für alles Gute zu wiſſen, was er am Ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewohl ſie die größten Vortheile davon zogen; ja, was er,

um der ihm mißfälligen Folgen willen, gethan zu haben ſich zuweilen reuen ließ. Beyde Partheyen vereinigten ſich, ihm ſeine Tugenden ſelbſt, — ſeine Unpartheylichkeit, ſeine Klugheit, ſeine Begierde den Frieden zu erhalten, und den ſchrecklichen Uebeln eines öffentlichen Bruchs vorzubeugen, ſeine Billigkeit und Mäßigung, auch nachdem die Sachen endlich zu dieſer gewaltſamen Kriſis gekommen waren, ſeine unverletzt fortdaurende und unterhaltne Freundſchaft mit den Gelehrteſten und Weiſeſten beyder Hauptpartheyen, u. ſ. w. — zu Verbrechen zu machen. Und was ſoll ich endlich von denen ſagen, welche, ohne der Partheylichkeit des groſſen Haufens ſchuldig oder fähig zu ſeyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig iſt herabſetzen, weil ſie den Contraſt, den ſein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Ulrich von Hutten, eines Luthers, eines Zwingli macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergeſſen ſcheinen, daß Geiſter von ſo verſchiedner Art einander gar nicht gegenüber geſtellt werden ſollten; indem es würklich nicht billig iſt, einen Mann, deſſen Vorzüge, Verdienſte, und eigentlicher Würkungskreis von jener Helden ihren ſo verſchieden war, ſo nahe zu ihnen zu ſtellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß; daher doch unter den Geiſtern ſeiner Claſſe und in ſeinem Würkungskreiſe, Glanz, Licht und Wärme genug hatte, um einen Platz unter den herrlichſten Köpfen, und (wenn ich nicht ſehr irre) auch unter den beſten Menſchen ſeiner Zeit, und jeder andern Zeit zu verdienen. Man müßte partheyiſcher für Erasmus als für die Wahrheit ſeyn, wenn man läugnen wollte, daß er einen Theil der Vorwürfe, die ihm von Luthern und ſeinen übrigen Freunden gemacht worden (die Bitterkeit, womit ſie gemacht wurden, abgerechnet) ziemlich verdient habe; daß er für ſeinen Ruhm, und (was ihm noch näher anlag) für ſeine Sicherheit und Ruhe, kurz, für ſein liebes *otium cum dignitate* vielleicht mehr beſorgt geweſen, und alſo in den ſtürmiſchen Zeiten

der

der Lutherischen Tragödie (wie er die Reformation, ein wenig zu Lucianisch, zu nennen pflegte) mehr temporisiert habe, als ein Mann, dem Wahrheit und Recht, also, die Sache der Menschheit, welche zugleich und hienieden ganz allein *Causa Dei* ist, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieser Seite betrachtet, muß er freylich klein gegen einen Hutten scheinen, der sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu seyn, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur bloß von dem Willen eines Mannes abhangen. Erasmus beförderte die gute Sache, so weit seine Ueberzeugung reichte, so lang er sie für rein, für Sache der Menschheit und Sache Gottes hielt: und zog seine Hand erst dann zurück, wie er sah, oder zu sehen glaubte, das Menschliche gewinne zu sehr die Oberhand über das Göttliche; wie er sah, daß persönliche Leidenschaften, Politik und Cameralabsichten der Großen u. s. w. sich zu stark ins Spiel mischten, und daß es durch die ungestüme Hitze, womit man zu Werke gieng, und die seiner natürlich sanften Gemüthsart so wesentlich zuwider war, zu einem Schisma — dessen Verhütung ihm immer so sehr am Herzen gelegen — kommen müsse. Ist es denn so ausgemacht, daß ein rechtschaffner Mann in einem solchen turbulenten Zustand der Republik nothwendig Parthey nehmen muß? Ist es nicht genug, wenn er immer auf die Seite sich neigt, wo er die meiste Billigkeit, Mäßigung und Lauterkeit sieht? ist es nicht Weisheit, sich in einer freyen Würksamkeit zu erhalten, so lange man hoffen kan, (und wer kann gleich sagen, wie lange dies zu hoffen ist?) daß Ruhe und Ordnung, unter gemeinnützlichen Bedingungen, noch ohne Bürgerkrieg und Auflösung aller Bande des gemeinen Wesens, wieder hergestellt werden könnten? Und ist es nicht, aufs wenigste, erlaubte Klugheit und Selbsterhaltung, zumal bey einem bloßen Reisenden, der

keinen verpflichtenden Beruf weder zum Steuerruder noch zur Pumpe hat, sich zurückzuziehen, wenn es so weit gekommen ist, daß wir zwar wohl mit zu Grunde gehen können, aber das Schiff zu erhalten keine Hoffnung mehr haben?

Jedoch, wenn sich auch Erasmus von dem Vorwurf einer zu großen Sorge für sein liebes Ich in diesen Zeiten der heftigsten Stürme, deren Ausgang damals noch kein menschliches Auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen ließe: so verdient ein Mann von solchen Verdiensten — wenigstens mit Nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden gebohren, nicht zum Helden erzogen; brachte seine Jünglingsjahre nicht in ritterlichen Uebungen, und unterm Geräusche der Waffen im Feldlager eines Maximilian, zu; hatte nicht das kochende Blut und den feurigen Geist eines Hutten; war nicht, wie dieser, durch Bosheit der Menschen und unablässige Streiche des widrigsten Schicksals aufgereizt, erbittert, und zum Verzweiflungs-Spiel, Alles gegen Alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht alles Tugend, was uns an Hutten groß scheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist, oder uns in Vergleichung mit den Heroen seiner Zeit klein vorkommen muß.

Das goldne *Tu si hic esses aliter sentias!* legt uns als Pflicht auf, uns so viel nur immer möglich an den Platz und in den ganzen Zusammenhang der Person hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bey aller Bemühung, die wir uns hiezu geben können, doch immer noch sehr viel daran fehlen muß, daß wir alles so klar sehen, so lebendig und gegenwärtig fühlen, wie diese Person: was ist billiger, als daß wir unserm Zwischenurtheil soviel an Gelindigkeit zulegen, als uns an Information zum Ausspruch eines vollkommen gerechten Endurtheils abgeht?

abgeht? Beydes ſind freylich unbeſtimmbare Größen; aber eben darum iſt billige Nachſicht gegen die menſchliche Gebrechlichkeit die erſte Tugend eines gerechten Sittenrichters.

Erasmus war, nach Beſchreibung ſeines Freundes, Beatus Rhenanus, von einer zarten und ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit, ſo ſehr, daß die kleinſten Veränderungen der Witterung und Diät empfindlich auf ihn würkten. Wieviel von dem, was an ſeinen Talenten das glänzendſte, und an ſeiner Gemüthsart das ſchwächſte war, hängt nur an dieſem einzigen Umſtand ſeiner phyſiſchen Anlage? Seine Kindheit ſcheint unglücklich und gedruckt geweſen zu ſeyn; ſchon von ſeinem fünften Jahre an wurde er zur Schule geſchickt und mit dem damaligen Lyripipio fürbaß gequält. Wie er aber nachmals in der Schule zu Deventer von einigen ältern Mitſchülern einen Vorgeſchmak der beſſern Litteratur bekommen hatte, faßte er eine unglaubliche Liebe zum Studieren; und dieſe wurde und blieb die herrſchende Neigung ſeines ganzen Lebens. Horaz und Terenz wurden, ſobald er ſie kennen lernte, ſeine Lieblings-Autoren; er durfte ſie nur an Feyertagen verſtohlnerweiſe leſen, aber deſto lieber wurden ſie ihm: und da dieſe Beyden (und bald kam auch Lucian dazu, das Triumvirat voll zu machen) ſeinem Geiſte die erſte Bildung gaben, da das Vergnügen, ſo er aus ihnen ſchöpfte, damals ſein einziges war (er las ſie ſo fleißig, daß er ſie endlich ganz auswendig wußte; ſagt Beatus) — was Wunder, daß bey einem Subject von ſo zarten Sinnen, die Formen, ſo ſie ihm eindruckten, unauslöſchlich blieben? daß die Horaziſche *aurea mediocritas* (die mit der Sokratiſchen σωφροσυνη Eins iſt) d. i. Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und ſanften Schönen in der Natur und im Leben, und die ſo nahe damit verwandte Menandriſche Grazie und Urbanität, und die Lucianiſche Feindſchaft gegen alle falſche Prätenſion,

ſion, alles Ueberſpannte, gegen Platoniſche *Veſtigias* und Stoiſches *Supercilium* (*) charakteriſtiſche Grundzüge ſeines Geiſtes, ſeiner Sitten, ſeiner Sinnes- und Lebensart, und ſomit auch ſeiner Schriften wurden? Und wie natürlich alſo, daß Erasmus, ſo organiſiert, ſo gebildet, mit dieſer Lebhaftigkeit und Feinheit des Gefühls und Witzes, mit dieſer Jovialiſchen Gemüthsart, die ihn auch in ſeinem Umgang zum liebenswürdigſten Geſellſchafter machte, mehr Luſt hatte — Komödie als Tragödie zu ſpielen?

Zwar ſind Xenophon, Sir Philipp Sydney, und vielleicht einige andre unter Alten und Neuern, Beyſpiele, daß die Grazien des Geiſtes, ſo wie ein hoher Grad körperlicher Schönheit, ſich mit den Vollkommenheiten, die den Helden bilden, gar wohl in Einem Subject zuſammentreffen können. Aber, wie höchſtſelten iſts, daß Natur und Glück zu Hervorbringung eines vollkommnen Menſchen in einen ſolchen Bund treten? — Und dennoch zeigt ſich ſogar bey dieſen ächten ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ dieſer (auch unſerm Erasmus eigene) charakteriſtiſche Hang zu perſönlicher Freyheit, Ruhe, und einem unter die Muſen und die Freuden des geſelligen Lebens getheilten Leben! Man braucht nur Leben und Tod Xenophons mit Leben und Tod Phocions zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden Unterſchied zu fühlen.

Erasmus wurde von ſeinen tyranniſchen Vormündern wider ſeine entſchiedene Neigung dem clericaliſchen Stande gewidmet, und (was ihm am unerträglichſten war) dem Zwang einer Ordensregel unterworfen. Von dem leztern hatte er zwar den Muth und das Glück ſich wieder loß zu machen: da er aber

(*) S. *Erasmi Epiſtol.* L. XXIX. ep. 5.

aber doch ein Clericus bleiben mußte, was konnte billiger seyn, als, daß er seine unbegränzte Liebe zum Studieren und zur Freyheit des Geistes und Lebens mit den wesentlichsten Pflichten seines Standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten Reise nach England, die er nach Vollendung seiner akademischen Jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die Liebe und Hochachtung der Gelehrtesten und Aufgeklärtesten — und dies hieß damals meist so viel als der vornehmsten Männer in Kirche und Staat; seine seltnen Gaben, seine Wissenschaft und Wohlredenheit, sein Witz und seine angenehmen Sitten dienten ihm überall für die beste Empfehlung. Er gieng nach Italien, und vermehrte wo er hinkam und sich aufhielt, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom die Zahl seiner Freunde; es war ein Wunder für die Welschen einen jungen Belgier zu sehen, der die Wissenschaft zu ihnen brachte, die Andre bey ihnen hohlten. Seine litterarischen Verbindungen mit dem berühmten Aldus und dessen gelehrten Freunden — die erste Ausgabe seiner mit Belesenheit, Kritik und Philosophie vollgestopften *Adagia*, sein Plautus, Terenz, u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten Ruhm; und schon damals hatte man am Römischen Hofe eine so große Meynung von ihm, daß man ihn durch Antragung der Stelle eines Pönitentiarius zu Rom festzuhalten suchte. In der Folge erwarben ihm seine Anmerkungen zum neuen Testament, seine Paraphrasen, und andre Werke in diesem Fache, (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doktorwürde der Theologie berechtigte) den Ruf eines eben so eminenten Theologen, als ihm seine grammatischen und kritischen Arbeiten eine der obersten Stellen unter den Philologen seiner Zeit, und seine Adagia, Colloquia und Encomium Moriae unter den Sokratischen Weisen verschafft hatten. Sein Ansehen stieg nun von Jahr zu Jahr; die größten Fürsten ehrten ihn, schützten ihn, und ey ferten in die Wette, ihn bey sich zu fixieren; seine Widersacher

ſacher ſelbſt, die Mönche und einige Doctores obſcuriſſimi vom Schlag eines Eck, *Stunica*, (*) *Pedda*, u. dergl. dienten ſeinem Glanze nur zur Folie. Es lag blos an ihm ſich durch anſehnliche Ehrenſtellen einen Weg zu machen, der ihn endlich zu den höchſten Würden in der Kirche geführt haben könnte. Aber er zog ſeine Freyheit allen andern Vortheilen vor, und erwählte ſich endlich, theils um in dieſem Elemente ſeines Geiſtes deſto ungeſtörter leben zu können, theils wegen ſeiner Verbindungen mit Froben und Amerbach, die Stadt Baſel zu ſeinem gewöhnlichſten Aufenthalt, wo er auch im Jahre 1536. in ſeinem 70. Jahre verſtarb.

Iſt nicht dieſer blos flüchtig auf ſein Leben hingeworfne Blick ſchon hinlänglich, uns begreiffen zu machen, wie gerichtig für ihn die perſönlichen Beweggründe waren, ſich nicht in die Unruhen der Reformation hineinziehen zu laſſen? (**) Es

(*) Epiſt. L. XXX. ep. 82.

(**) Eine Stelle aus ſeinem im Jahre 1519. an D. Luthern geſchriebenen Briefe iſt zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me quod licet *integrum* ſervo (ſagt Erasmus) quo magis proſim litteris reflorescentibus. (dies war ſeine Sparta; Luther hatte eine ganz andere; was hab ich mit dir zu ſchaffen, konnte einer zum andern ſagen) Et mihi videtur plus proſici *civili modeſtia* quam *impetu*. Sic Chriſtus orbem in ſuam ditionem perduxit. Sic Paulus Iudaicam legem abrogavit, *omnia trahens ad allegoriam*. Magis expedit clamare in eos qui Pontificum autoritate abutuntur quam in ipſos Pontifices: idem de Regibus faciendum cenſeo — Quorundam virulentas contentiones magis conducit *contemnere* quam *refellere*. Ubique cavendum eſt, ne quid *arroganter* aut *factioſe loquamur*, *faciamusve*; ſic arbitror gratum eſſe Spiritui Chriſti — hatte Erasmus nicht Recht? — und doch, wo wären wir, wenn Luther auch ſo gedacht hätte?

Es war nicht Feigheit der Seele: oder hatte etwa kein Muth dazu gehört, die Mönche und Pedanten, deren Zorn damals noch wie das Brüllen eines jungen Löwen war, ja selbst die heilige Schultheologie, die Decretalen, und die sämtlichen Gebrechen der Kirchen-Disciplin so anzugreifen wie er gethan hat? — Es war nicht Begierde oder Hoffnung sich beym Römischen Hof einzuschmeicheln, und Pfründen oder Dignitäten zu erschnappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die Einladung des Pabsts *Hadrian* VI., seines Landsmanns und alten Freundes, und die glänzenden Aussichten, die sich ihm damals in Rom öffneten, so gerade zu von sich abgewiesen? — Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Erasmus, wenn sein Schicksal gewesen wäre zwanzig Jahre später in die Welt zu kommen, gar leicht ein eben so warmer Anhänger von Luthern hätte werden können als immer — sein Freund Melanchthon. Allein man denke sich ihn als einen Mann gegen sechzig Jahren, wie er um die Zeit des zweyten Akts der *Tragoedia Lutherana* war, auf einer Seite mit einer von vielen Krankheiten und Alter geschwächten Gesundheit, auf der andern in allen den Vortheilen des entschiedensten Ruhms, Ansehens und Einflußes in die Gelehrten-Republik, im Besitz der Freundschaft so vieler großen und vortrefflichen Männer, denen er von der Weisheit seines Betragens gewissermaßen Rechenschaft geben mußte, und was, für ihn so wichtig war, im Besitz einer Ruhe, die er mit Aufopferung alles dessen was ihm die Fürsten der Kirche und weltliche Prinzen so oft angeboten, erkauft hatte: und nun frage man sich, ob er das alles hätte dran geben sollen, um irgend eine Altenmanns-Rolle in besagter Tragödie zu spielen? Wahrlich er konnte keinen solchen Gedanken haben, wenn er auch weniger scheinbare Vorurtheile gegen die Güte der Sache gehabt hätte.

Ich wiederhohl es, ich wünsche mit diesem, wiewohl sehr mangelhaften, apologetischen Fragment (denn wie viel wäre

noch

noch für Erasmus zu sagen gewesen, wenn ich gewisse unangenehme Sayten hätte berühren wollen! wer Lust hat, lese seine Briefe an Bilibald Pirkhaimer) nichts zu erhalten, als ein billiges Urtheil von einem in seiner Art und in seinem Würkungskreise vortreflichen Manne — der so viel zur Aufklärung und Besserung seiner Zeit beygetragen, dessen Werke grosentheils noch immer ihren fortdaurenden Werth haben; dessen satyrische und launenhafte Schriften dem Aberglauben, der Heucheley, der Mönchery und dem ganzen Reich der Göttin Dummheit mehr Abbruch gethan haben als vielleicht alle ernsthaftere Bekämpfer desselben durch alle ihre langweilige Deductionen zusammen genommen; dessen Fehler endlich durch eine Menge Verdienste, Tugenden und Liebenswürdigkeit weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, so unerheblich waren, daß sich ein warmer Bewunderer kaum enthalten könnte, sie (wie *Alcaeus* die *naevos in puero suo*) für Lumina anzusehen.

W.

V.

Kritische Anzeigen.

Allgemeines Verzeichniß neuer Bücher mit kurzen Anmerkungen nebst einem gelehrten Anzeiger auf das Jahr 1776. Januar — bis Octobr. 10 Stücke.

Es war längst der geheime Wunsch mancher Literatoren, bey dem Schwall unsrer Journale, von denen die meisten (wenigstens die Zeitungen) keinen gewissen Plan haben, daß sich eine Gesellschaft Männer vereinigen möchte, die alle in und ausser dem allgemeinen Leipziger Meß-Catalogus herausgekommene neue Schriften sogleich einsähen, und das erste Viertel- oder halbe Jahr darauf eine kurze Nachricht ihres Innhalts, und wo

wo möglich ein bündiges Urtheil über ihren Werth lieferten. Bey dieser Entrepriſe aber war die erſte conditio ſine qua non die Vollſtändigkeit, und daß ſo wenige Artickel als möglich fehlen möchten. Dieſen Wunſch ſcheint der gegenwärtige Verleger aufgehaſcht und benutzt zu haben. Allein die Schriftſteller, die von ihm zu dieſer Manufactur berufen worden, wollen nichts von der Vollſtändigkeit wiſſen, ſondern recenſiren nach willkührlichen Nummern gerade weg, was von ihnen in andern Journalen iſt angezeigt worden. Die letzten Monate ſind zwar beſſer ausgearbeitet, als die erſten, worinn, bey einer unverzeihlichen Seichtigkeit, doch das Jucken, Urtheil und Neckereyen gegen Schriftſteller, deren Werth längſt entſchieden iſt, zum Vorſchein kam. Ein ſolcher Anzeiger muß ſo wenig ein bedeutendes Gefühl haben, als ein Thürklopfer oder Ausrufer, ſondern muß als Nomenklator rein ableſen, was ihm aufs Inventarium geſetzt worden iſt. Auſſerdem wären auch bey den Veränderungen unter Gelehrten die Beförderungen der ſtummen Perſonen und Lichtputzer auf dem gelehrten Schauplatz nicht ſo gar haſtig anzuzeigen.

Hiſtoriſcher Bericht von den ſämtlichen durch Engländer geſchehenen Reiſen um die Welt, und den neuſten dabey gemachten Entdeckungen, in einem getreuen Auszug aus der Seefahrer Tagebücher. Aus dem Engliſchen, 2ter B. Leipzig, bey Junius, 1775.

Auſſer Anſons Reiſe um die Welt, enthält dieſer Band lauter Nachrichten von Schikarthen und Unternehmungen, die ehmals, aus Begierde ſich durch Spaniſche Plündrungen zu bereichern, durch Privatleute in England gewagt wurden. Wer da weiß, was für Schwierigkeiten jeder weitläuftige Geſellſchaftshandel unterworfen iſt, und was man ſich von einem Trupp gedungener Waghälſe, die meiſt aus defecraten Leuten zuſammengeſucht waren, an Gehorſam und Zucht zu verſprechen

Höhe, der wird auch begreifen können, warum zu den damaligen Zeiten, da dieſe Meere beynahe noch unbekannt waren, nur Eine von dieſen Unternehmungen glücklich für die Eigenthümer ausfiel. Die Capitains und Oberbootsleute waren indeſſen die geſchickteſten Männer ihrer Zeit, wie Dampier, Shelvok, Cooke und Clipperton. Dieſer Band enthält I. Cowleys Fahrt um die Welt. II. Aus Dalrymple's Sammlungen Roggeweins Entdeckung der Oſter-Inſel. Dieſes Stück enthält das meiſte Romanhafte im ganzen Buche — allein auch meiſtens Dinge, die noch ihre Beſtättigung erwarten, wie die Nachrichten von den Rieſen von 12 Fuß und ihren Weibern von 10 Fuß. III. Eben daher rührt auch die kurze Nachricht von Entdeckung des Davis-Landes. IV. Die Reiſe des Hrn. Cooke. V. Hrn. Clippertons und VI. Hrn. Shelvoks Fahrten um die Erde, welche beyde leztere auf eine gemeinſchaftliche Unternehmung zugleich angeſtellt waren. Das merkwürdigſte in dieſem Bande iſt die Nachricht von den wahren Abentheuern Alexander Selkirks, woraus Daniel Deſoe den bekannten Roman Robinſon Cruſoe zuſammengeſetzt hat. Er war ehemals als Oberbootsmann mit Dampiern in die Südſee gegangen, und vom Hauptmann Stradling wegen eines Streits auf der Inſel Juan Fernandes zurückgelaſſen worden. Dieſen fand Herr Cooke hier wieder, und nahm ihn mit ſich zurück. Den Beſchluß macht Anſons Reiſe, nebſt dieſes Befehlshabers Leben, und eine Nachricht von den Abentheuern der Seeleute auf dem Wager.

Der Dorfprediger von Wakefield. Eine Geſchichte, die er ſelbſt geſchrieben haben ſoll. Von neuem verteutſcht. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776.

Herr Bode hat mit dieſer neuen Ueberſetzung eines der ſchätzbarſten Leſebücher dem Publiko ein ſehr angenehmes Geſchencke gemacht. Die liebenswürdige Naivetät des Hauptcharakters, die der Ueberſetzer bis zum Geiſt und Ton der

Stim-

Stimme ſeinem Autor nachgefühlt, iſt aufs glücklichſte übergetragen, und erſcheint hier in vollkommener Liche. Die erſte Ueberſetzung war ſelten untreu, und dem Engliſcher Wortfügungen kundigen Leſer an nur wenigen Orten unverſtändlich. Allein im Ganzen war ſie unteutſch, ſteif und höchſt unlenkſam. Herr Bode hat, ſo wie im Triſtram, hier alles der lebendigen Sprache des Umgangs und der mündlichen Erzählung näher gebracht, und durchaus gezeigt, was unſre Sprache an mannichfaltiger Wendung und Biegſamkeit unter den Händen eines Manns von Talenten vermag. — Allein zuweilen auch (dünkt es dem Recenſenten) hat er durch die Bemühung, alles anders als ſein Vorgänger zu machen, und durchaus dem Engländiſchen Ausdruck eine originelle teutſche Wendung zu geben, dem Sinne ſeines Autors an ſeiner Schärfe vergeben, und den Gedanken durch allzuvieles Herumwerfen, Behandeln und Abrunden weniger hervorſtechend gemacht. Doch dies ſind kleine Unbequemlichkeiten in Vergleichung der vielen Schönheiten, die er wieder hergeſtellt hat, und im Ganzen kann Herr Bode hier eben ſo, wie mit ſeinen übrigen Bemühungen, auf die Dankbarkeit des leſenden Publikums höchſtgegründete Anſprüche machen.

Erſte Grundlage zu einer ausgeſuchten Sammlung neuer Kupferſtiche, von C. L. Junker. Bern, bey der Typographiſchen Geſellſchaft. 1776.

Ein kleines Buch iſt zwar ein kleines Uebel, allein es können aus dem Kleinen größere entſtehen; und gewiß iſt unſre Vermuthung nicht ungegründet, wenn dieſer V. mit ſeiner Dreuſtigkeit und ſchwatzhafften Unwiſſenheit, übertüncht mit einem geſchraubten Gefühl, ſo, wie er angefangen, fortfährt, an allen ſchönen Künſten der Reihe nach anzuſtreichen. Was ſoll dieſes mangelhafte Verzeichnis einiger neuen Engländiſch-

und Franzöſiſchen Kupferſtiche, die bey jedem Kunſthändler, und an allen Wänden der beäuterten Liebhaber ſattſam zu ſehen ſind! Wozu das Ach! und O! des V. bey deren Erblickung, aus dem nicht ein Scrupel Weisheit für uns arme lehrbegierige Leſer zu ſchöpfen iſt? — Das raiſonnirende Verzeichnis Fueßlins iſt allerdings, wie wir längſt wiſſen, ein höchſt ſchätzbares Buch. Allein wir thun unrecht, wenn wir mehr daraus machen, als ſein V. ſelbſten damit vorhatte. Ihm wars nichts, als was man primae lineae einer Wiſſenſchaft nennt; und weils in dem trocknen Compendienton geſchrieben iſt, ſich bey keinem Artickel mehr als bey dem andern verweilt, keine lichte Plätze von ausgemahltem Gefühl und Raiſonnement enthält, ſo hats für den Anfänger wenig Reiz. Nun wäre freylich noch zu wünſchen, daß ſich ein Hagedorn oder ein Heineke, ein Fueßlin oder Geßner, oder irgend ein andrer unbekannter Kenner der Kunſt erbarmte, und durch ein weitläuftiges Werk den angehenden Sammler erweckte, zurecht wieß und gelehrter machte; der allgemeinen Seuche, einſeitige Orakelſprüche großer Männer unverdaut nachzubeten, ſich entgegenſetzte, vor den Betrügereyen der Händler und Brocanteurs warnte, ihre Kunſtgriffe entdeckte, — und die verſchiedne Zeichen der Abdrücke der berühmteſten Blätter anzeigte, u. ſ. w. — Aber hierzu hat unſer Männlein keinen Beruf. — Nur Zeitungslob auszurufen, und einen großen Mann groß zu ſchelten, das kann er. Lächerlich wird er aber, ſo bald er ein Haar breit aus ſeinem Gleiſe der Exclamation tritt, wie z. B. bey den Muſicien ambulans Dieterichs, wo die Figuren ſo wenig in Teniers Geſchmack erfunden genannt werden können, daß ſie vielmehr mit dem unbegreiflichſten Plagiat bis auf die Fingerſpitzen von Oſtade abgeſchrieben ſind. Wille iſt, wie wir längſt wiſſen, ein großer Mann, aber was ſind ſeine Bildniſſe gegen Maiſon oder auch nur Nanteuil? Hierauf muß

man

man den Kunstliebhaber aufmerksam machen, und ihm einen Wink geben, von dem, was schon in der Kunst längst geleistet ist! — Was soll überhaupt aus der ganzen Kunstliebhaberey werden, wenn wir unsern Beutel an den einseitigen Verdiensten der neuern Künstler erschöpfen, unsre Wände mit Engländischen Werken behängen, die doch so oft nichts als Entrepriseu gieriger Unternehmer wie Boydell sind. Hier herrscht so gut, wie bey den Parisern, Manufakturton, obgleich die Waare besser ist. Wie flach, elend und eingeschränkt wird der Geschmack desjenigen bleiben, der von dem Geist der Meister nichts weiß, die ehemals groß für sich allein wurden, ohne Kaufleute zu seyn, arm und zufrieden lebten und starben, und deren Blätter jezo von der Nachwelt mit Gold aufgewogen werden! — Einer der schätzbarsten unter den neuern Künstlern, der Wiedererwecker Rembrands, der Capit. Bailié, scheint unserm Verf. ganz unbekannt zu seyn; vielleicht weil seine Blätter nicht unter Glaß gemacht werden.

Poetische Blumenlese fürs Jahr 1777. herausgegeben von Voß. Hamburg bey Bohn.

Das Titelblatt dieser Sammlung das von Chodowieki erfunden und radiert ist, trägt vieles zu ihrer Empfehlung bey. Neben dem herrlichen allegorischen Blatt ist das ziemlich gleichende Bildniß Gerstenbergs. Bey einem so schön regulären Kopfe kann zwar vieles aussenbleiben, und doch noch genug übrig seyn, das den Beobachter reizt. Die Anzahl der Bogen und Gedichte ist nicht vollkommen so stark wie in den vorigen Jahren; allein da dieser Musen-Almanach sich bekanntlich in zwey Aeste vertheilt, so kann man ohnmöglich so viel von Einem derselben erwarten, als ehemals. Anfangs da es nur ein poetischer Einfall war, und der Herausgeber noch alle Brieftaschen seiner Freunde voll fand, war es leichter eine strenge

Auswahl zu beobachten, als jezo da dieſes unter unſerm Himmel ſo ſchwer gedeihende Produkt ein Landesbedürfniß geworden, und wir alle Jahre gegen Weihnachten einen Strauß poetiſcher Blumen haben müſſen, er mag auch herkommen wo er will. Was Liebhaberey war, iſt Entrepriſe geworden, und alſo darf man ſich über die Folgen nicht beklagen. Von Gerſtenberg und F. Gr. von Stollberg ſind hier einige poetiſche Träume, die mit den ſchnellſten Farben als wahre Erſcheinungen vorübereilen, und durch das lebhafte Gefühl, das ſie ihren Leſern erwecken, Bürge von der wahren Begeiſterung ſind, worinn ſich ihre Verfaſſer befanden. Bürgern ſind einige Stücke ſeiner Herzensjovialität entlockt worden, die allein ſchon für alles Uebrige entſchädigten. Auſſer dieſen finden ſich von Gleim, Klopſtock, Claudius, Hölty ſehr ſchätzbare Stücke. Herr Voß hat ſich von Neuem in einigen Idyllen verſucht, die eben ſo wie im vorigen Jahre voller Detail ſind, und bezeugen, daß der Dichter die Scene und die Akteurs nicht bloß angegeben, ſondern ſelbſt geſehen habe. Beſonders hat dem Rec. die Vierländiſche Idylle gefallen, um deren Einrichtung der V. keine Entſchuldigung zu machen nöthig gehabt hätte. Nur wünſchten wir, daß die ſchwergereimte Ode des angeblichen Hrn. Ahorn, und das von Hrn. Voß ſelbſt unterzeichnete Stück, wo das Motto aus dem T. Merkur entlehnt iſt, mehr Anſtändigkeit und Achtung fürs Publikum enthielten. Er traktirt, wie er ſelbſten vermuthet, die Fräulein wie Säulein. Der poetiſche Commentar mag von unſern Leſern mit dem Texte verglichen, und der Ausſpruch von ihnen gethan werden, wie ſchwer es ſey, von gewiſſen Leuten verſtanden zu werden. Ein Recenſent im Teutſchen Merkur wünſchte, daß künftig aus einem Leſebuch, das allen Ständen in die Hände kommt, Ungezogenheiten gegen Fürſten und Große verbannt, und das Freyheitsgewimmer einiger jungen Leute, die über Deſpotiſmus klagten, und noch nichts in der Geſellſchaft gewürkt oder gelitten

Ketten hatten das dieſe Klagen rechtfertigen konnte, möchte gemildert werden. Dies war genug um das ſaubere Bild des Algieriſchen Sklaven auf dieſe Aeuſſerung zu dichten. — Ueberhaupt ſind die Ausfälle auf die Kritiker luſtig zu leſen. Sie ſetzen voraus, daß alle Leute die Verſe machen, eine höhere Gattung Weſen ſind, und daß diejenigen, für welche die Verſe gemacht werden, zu der niedern Claſſe gehören. Zur niedrigſten aber gehören unſtreitig diejenigen, die laut ſagen, wie ihnen die Verſe gefallen haben. — Es ſoll zuweilen gut ſeyn, wenn dergleichen geſchieht, zumal wenn dies laute Urtheil einer einzigen Stimme die Klagen einer ganzen Claſſe von Leſern enthält. — Giebt nun der zeitige Recenſent und Conceipient dieſer Bittſchrift ſie für etwas anders aus, als ſie würklich iſt, und wohl gar für ein Geſetz oder Orakelſpruch, — ſo hoffen wir die übrige Leſer, die nicht laut geweſen ſind, werden hierinn remediren, und durch den wenigen Eingang, den der Hr. Kritiker bey ihnen findet, die Sache wieder auf der Stelle gut machen.

D. Gottfried Schützens Lobſchrift auf die Weiber der alten teutſchen und nordiſchen Völker. Hamb. 1776. 16 Bogen. 8.

Eine Menge Materialien aus der alten Geſchichte. Der V. hat nach ſeiner in dieſem Felde bekannten Gelehrſamkeit, unter gewiſſe Hauptſätze alles zuſammengetragen, was ſich, von Etymologie der Namen an, bis auf That und Geſchichte, zum Lobe der Mütter Teutſchlands und Nordens, ſagen ließ. Hier erſcheinen Schöne und Tapfre, Holdinnen und Unholde, Druidinnen, die den Altar ſchmücken und das heilige Feuer im Herzen ihrer läßigern Männer brennend erhalten, und Vielforſcherinnen, Allrunen; eine Velleda, die als Orakel zu Kriegs- und Friedenszeiten weit umher gilt; und Volen, d. i. Wahrſagerinnen, die S. 83. über der Wiege eines Kindes, bey an-

gezündeten Lichtern, völlig nach Feenart weiſſagen; eine Reyhe von Prophetinnen: Finna, Heida, Thorbiorga, Gudriga; Aerzte und Runenmeiſterinnen; Frogertha, die Traumauslegerin; Alſa und Swanhilda, Geſichtsdeuterinnen; eine ſanfte beredte Hildigunne, die den Seeräuber bekehren ſoll, und Allwilda, eine Seeräuberin ſelbſt; die Rednerin Gotwara und die Kriegskönigin Bundvika; Amalasventha, die Muſe der Gothen in Italien und Ladgertha, die Ausfordrerinn zu Gefahren; Heldinnen und Huldinnen; Keuſche und Sprödе; Bräute und Mütter, alle erſcheinen hier, unter gewiſſe Hauptſtücke geordnet, und durch eine Reyhe von Citationen bewähret. — Schade aber, daß alle Anführungen, und alſo die Thatſachen des Buchs, latein ſind, und alſo von denen, die ſie zur Bildung, zur Nacheifrung und allenfalls zum Vergnügen leſen würden, nicht geleſen werden können! Schade ferner, daß dieſe Sammlung zerſtreuter Züge aus der Geſchichte ſo verſchiedner Länder und Zeiten ohne Urtheil da ſtehet, nur durch die Weidenruthe des Worts Lobſchrift zuſammengehe-get; da eine Behandlung ſo großer und intereſſanter Materien mit Urtheil ein Zeitgemälde von Moſaiſcher Arbeit und Veſtigkeit würde geliefert haben. Schade endlich, daß die Anwendung davon auf unſre ſo veränderte Zeiten ganz fehlt, da doch der V. es ſelbſt ſo oft anführen muß, wie ſchon die chriſtliche Religion Sitten, Gebräuche, Züge des Charakters, Werth und Schätzung des Geſchlechts, Alles, Alles verändert. Und wie weit das nun mit dem Lauf der Jahrhunderte hinab gefloſſen ſey? wo unſre Volen und Velleden ſtehen? wie das Geheime und Göttliche in ihnen, das die alten Teutſchen erkannten, nun würke? Was die Frau (das Wort bedeutete urſprünglich eine Herrin, ſo wie das Wort Fro Herr hieß: Der Herr iſt ausgegangen und die Herrin iſt blieben!) und das Weib (das Wort ſoll vom Weben kommen und der alte Angelſachſe wußte den Spruch:

„Gott

„Gott ſchuf ſie ein Männlein und Fräulein„ nicht beſſer zu geben, als: „He worhte Wäpmann und Wifmann, einen Waffenmann und einen Webmann. Seit die Waffen den Männern aus den Händen gefallen ſind, hat es ſich mit den Webmänninnen, den Weibern, auch geändert) kurz, was Frau und Weib, die Ur-Ur-Enkelinnen jener teutſchen Frauen und Weiber nun allenfalls an dem Exempel ihrer Urmütter lernen könnten. Doch jeder Künſtler iſt nach ſeiner Abſicht zu beurtheilen und von keinem muß man mehr und etwas anders fodern, als Er liefern wollte, geſetzt daß wir auch etwas anders lieber hätten. Auch als roher ungeſchmelzter Stof iſt das Werk Danks werth, und der künftige Geſchichtſchreiber des Weibes, wie es zu allen Zeiten, und hie und dort geweſen? wird dieſe Materialien als einen Beytrag zu ſeiner Geſchichte neu ſchmelzen, von Unrath reinigen und läutern. Erſchiene er bald, dieſer Geſchriftſchreiber, dem Miller und Thomas noch völligen Plan gelaſſen haben, geſchweige unſer Autor! —

Nachricht. Auch dienet zu wiſſen, daß unſre Neumodiſchen Barden und Skalden wenn ſie des Tyrannenbluts nun einmal genug haben, allhier im benannten Buch ein groſſes Verzeichniß von Nordiſchen und Altteutſchen Weibernamen und Weibergeſchichten finden, können, um auch Liebes- und Weiberdichter in Altteutſchem Styl zu werden, wie ſie bisher Tyrannenwürger und Heldenſänger waren. S. 153. 54. ſteht würklich ein artiger Liebesantrag in Verſen, der aber eben ſo artig in Verſen verworfen wird, wie es den meiſten Poetiſchen Deklarationen dann zu ergehen pfleget, V. A. W.

VI.

Politiſche Neuigkeiten vom November 1776.

Spanien.

Der Marquis von Grimaldi, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, hat ſeine Entlaſſung erhalten. Man ſchreibt dieſe Ungnade den Intriguen des Grafen von Aranda zu, unſers Geſandten am franzöſiſchen Hofe, welcher dem Könige zu vernehmen gegeben, daß er ſich von den Höfen zu Londen und Portugall habe gewinnen laſſen, um die Streitigkeiten mit dieſem leztern zur Ruhe zu bringen, und einem Kriege zuvorzukommen, den Spanien mit ſo viel Ruhm und Erfolg in den gegenwärtigen Umſtänden führen könnte. Seit dieſer Begebenheit ſieht man den Krieg gegen Portugall für gewiß an; hauptſächlich, wenn es wahr iſt, wie man ſagt, daß der Graf Aranda nach der Entfernung ſeines Mitwerbers hieher kommen wird, das Ruder der Regierung zu übernehmen, und die Seele unſrer Rathsverſammlungen zu ſeyn.

Man hat die gewiſſe Nachricht erhalten, daß die Flotte von Cadix unter Seegel gegangen, aber bis jezt iſt ihre Beſtimmung für das Publikum noch ein Geheimniß. Unterdeſſen läuft hierüber ein ſehr ſeltſames Gerücht herum, welches wir anführen wollen, in Erwartung, daß es beſtätigt, oder wieder aufgehoben werde. Man giebt vor, daß dieſe Flotte, die ſich mit Lebensmitteln auf verſchiedene Monate verſehen, und die man aus dieſer Urſach für beſtimmt nach Amerika hielt, ſich auf einmal eines Theils ihres Vorraths entledigt, und ausgelaufen. Wenn dem alſo iſt, ſo ſchließt man daraus mit viel Wahrſcheinlichkeit, daß ſie den Haven von Liſabon blokiren wird, unterdeſſen daß unſere Truppen, die

ſchon

tigen Frühlings fertig seyn soll. Was das Geschwader zu Brest betrift, das unter den Befehlen des Herrn Duchaffault steht, so hat es die leztern Tage dieses Monats nach St. Dominique und Martinique unter Seegel gehen sollen.

Was noch mehr die friedfertigen Gesinnungen des Königs und seiner Minister beweist, und die Meynung bestärkt, worinn man ist, daß wir uns nicht eher in Krieg einlassen werden, als wenn es die Noth erfodert und die Ehre und das Interesse der Nation auf dem Spiele stehen, ist das Resultat einer Unterredung, die der König zu Fontainebleau mit dem englischen Gesandten gehabt hat. Nachdem dieser eine besondere Audienz beym König erhalten, um noch einmal Se. Majestät zu fragen, was der Gegenstand der Zurüstungen wäre, die in ihren Häfen veranstaltet würden; so haben Sie ihm Anfangs mit der Hoheit, die einem Monarchen geziemt, der seine Größe fühlt, zur Antwort gegeben, daß Sie niemanden, sey wer es wäre, Rechenschaft zu geben hätten von Ihren Handlungen; aber daß Sie ihm wohl zu erkennen geben wollten, daß Sie keine feindlichen Absichten gegen irgend eine Macht hätten; und was das Gegenwärtige beträfe, so dächten Sie nur, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, im Fall sich was begäbe.

Se. Majest. haben zur Stelle eines Generalcontroleurs, die durch den Tod des Herrn von Clugny ledig geworden, Herrn Taboureau gegen Ende des vorigen Monats ernennt. Die Rechtschaffenheit dieses neuen Ministers ist bekannt; allein man traut ihm nicht die eigentlichen Talente zu, einer so schweren und so verwickelten Verwaltung vorzustehen, als die unsrer Finanzen ist. Er hat seine Unfähigkeit in dieser Rücksicht selbst gestanden, und man hat ihm deswegen einen Hülfsgenossen in der Person des Herrn Necker gegeben, mit dem

dem Titel eines Directeurs des königlichen Schatzes. Man erwartet mit vieler Ungeduld eine Operation dieser beyden Vorsteher unsrer Finanzen.

Herr von Sartines, Minister des Seewesens, hat einen neuen Codex für dieses Fach bekannt gemacht, der in sieben Verordnungen besteht. Wie der Geist dieser neuen Gesetze geradezu demjenigen entgegengesetzt ist, der die Verordnungen des großen Colberts über das Seewesen eingegeben, das er auf einen so hohen Grad von Stärke und Glanz brachte: so behaupten die Colbertisten, daß die Arbeit des Herrn von Sartines ein tödtlicher Streich sey, den er demselben gegeben, wovon die traurigsten Folgen nicht lange ausbleiben werden.

Bald wird eine Verordnung des Herrn von St. Germain über die Artillerie erscheinen, dem einzigen Theil seines Faches, das ihm nach seiner Manier zu behandeln übrig war.

Italien.

Die einzige ein wenig merkwürdige Begebenheit in dieser Gegend ist die Entlassung des Marquis Tanucci, ersten Ministers von Neapel. Man schreibt seine Ungnade den Hofintriguen zu; allein man weiß sehr zuverlässig, daß der König von Spanien nur mit Mühe darein gewilliget, und daß S. C. Majestät ihre besondere Correspondenz mit diesem geschickten Minister fortsetzen wird.

Engelland.

Das Parlament, welches seinen Eintritt den 30. des letztern wieder genommen hat, setzt seine Berathschlagungen mit vieler Eintracht fort; weil die Mitglieder der Widersetzungspartey, da sie die Unnützlichkeit ihrer Bemühungen sehen, den

Ab-

Absichten des Hofs zu widerstehen, beynahe nicht mehr in die Sitzungen kommen. Diese Versammlung hat die von der Kriegskammer geforderten Subsidien für den Dienst des nächsten Jahrs schon bewilligt. Sie belaufen sich auf ohngefehr 2,219, 702 Pfund Sterling.

Die Einnahme Neuyorks von den Royalisten ist bestätigt, oder vielmehr die Räumung dieser Stadt von den Amerikanern, die sich eine Strecke weit in ihre Verschanzungen gezogen. Seit dieser Begebenheit hat man nichts wesentliches von daher vernommen; und es haben sich nur einige Scharmützel zwischen den Vorposten beyder Armeen zugetragen. Es scheint, daß der General Howe, bevor eine entscheidende Schlacht zu unternehmen, die Verbindung der Generale Carleton und Burgoyne erwartete, die von Canada kommen. Allein nach den Nachrichten von dieser Provinz glaubt man, daß die Verbindung dieses Jahr sich nicht werde bewerkstelligen können, weil die Amerikaner die Pässe den Royalisten versperren, und sich alle Mühe geben, ihren Marsch aufzuhalten, bis daß der Schnee und das Eis sie mitten in diesen Wüsten überraschen.

So eben verbreitet sich das Gerücht, daß der General Washington sein verschanztes Lager zu Kingsbridge verlassen, um sich tiefer in das Land zurück zu ziehen, und daß der General Howe sogleich davon Besitz genommen. Diese Begebenheit ist so ausserordentlich, und unwahrscheinlich, daß man die Bestätigung davon zuvor erwarten muß, ehe man sie glauben kann.

Der Hof läßt seit einem Monat an der Zurüstung eines starken Observationsgeschwaders arbeiten, dessen Befehligung dem Admiral Keppel aufgetragen worden ist. Die Ausspäher schließen daher, daß die Regierung den Krieg mit einer benachbarten Macht befürchte, der Sorgfalt ohngeachtet, dem Publikum eine gegenseitige Meynung beyzubringen.

Poly

Pohlen.

Der Reichstag, der drittehalb Monate dauerte, hat sich den 9. dies letztern mit den gewöhnlichen Gebräuchen geschlossen. Diese Versammlung hat in diesem kurzen Zeitraum mehr für das Wohl von Pohlen gethan, als alle die vorigen Reichstage von hundert Jahren zusammen; oder vielmehr dieser Reichstag allein hat alle die Uebel wieder gut gemacht, die die vorigen der Nation zugefügt; dies ist das schönste Lob, das wir ihm geben zu können glauben, und er verdient es. Seitdem er geendigt ist, sind die Mitglieder der unzufriednen Parthey, als die Lubomirski, Braniki, Rzewuski, Oginski, nach ihren Ländereyen abgegangen, wo sie unter einander Zusammenkünfte halten, um Mittel ausfindig zu machen, sich der Ausführung der weisen Entschlüsse des letztern Reichstags entgegen zu setzen; alles, was daraus entspringen könnte, würd' ein Manifest oder eine Einrede gegen das seyn, was vorgenommen worden; allein dieß würde ohne Zweifel die letzte Wehre der überwältigten Anarchie seyn, die von nun an zu den Füssen der den Gesetzen gehorchenden Freyheit gefesselt liegt.

Inhalt des vierten Vierteljahrs.

October.

I. Ueber einige Gemählde der Düsseldorfer Gallerie. S. 3.
II. Bürger an einen Freund über seine teutsche Ilias. 46.
III. Eines Ungenannten Fragment einer Beantwortung über die Frage im Merkur: „Welches sind die sichersten Kennzeichen des geraden Menschenverstandes? 68.
IV. Kritische Anzeigen. 78.
V. Zusatz zur Nachricht von Andreas Vesalius. 92.
VI. Politische Neuigkeiten. 93.

Novem-

November.

I. Gesammlete neue Bemerkungen Winkelmanns. S. 97.
II. Fortsetzung des Schreibens über einige Gemählde der Düsseldorfischen Gallerie. 106.
III. Auszug aus den Nachrichten von dem verstorbenen Pabst Clemens XIV. 110.
IV. Philosophei und Schwärmerei zwo Schwestern. 138.
V. Liebe um Liebe. Siebentes Buch. 149.
VI. Kleinere Gedichte. 162.
VII. Etwas von Nikolaus Kopernikus Leben, zu seinem Bilde. 169.
VIII. Ein Pulver wider die Schlaflosigkeit. 180.
IX. Frage und Antwort. 186.
X. Nachrichten. 187.
XI. Politische Neuigkeiten. 188.

December.

I. Liebe um Liebe. Letztes Buch. 193.
II. Etwas von der musikalischen Edukation ꝛc. 212.
III. Allwills Papiere. 229.
IV. Ein Fragment über den Charakter des Erasmus von Rotterdam. 262.
V. Kritische Anzeigen. 272.
VI. Politische Neuigkeiten. 282.

Errata.

In No. 10.

Seite 4. Zeile 1. lesset Tempe für Tempel.
— 14. letzte Zeile l. kann für habe. — ein junger grosser Künstler kann ohne Beystand ꝛc.
— 22. Z. 24. kleiner für reiner.
— 24. Z. 4. Serten, jungem Kolorit, für Serten und junge Kolorit.
— 30. Z. 4. ersten für schönsten.
— 37. Z. 11. beyde für beyder.

G. 1. N: 522 k

IOHANNA GRAY.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1777.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Erſtes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

Jänner 1777.

I.

Geron, der Adelich.

Eine Erzählung aus König Artus Zeit.

Als König Artus einſt, vor ſeiner Burg
zu Kramalot, von dreiſſig edeln Rittern
umgeben, unter einem offenen
Gezelt von goldgewürktem Sammit hofete, (*)
und neben ihm, in Sommers-Schönheit, ſaß
Frau Genievra, ſeine Königin;
zwölf Jungfraun, die den ſüßen Sold der Minne, dem
der deß um ſie verdiente, wohl zu geben
vermochten, ſtanden züchtiglich zur Seiten
der ſchönen Königin; und ums Gezelt
an hohen Eichen hiengen Schild' und Speer'
im Sonnenglanz, und dreiſſig Knaben hielten
im Schatten jeder an der rechten Hand
ein aufgeſchmücktes Roß: — und ſiehe da,
ein ſchwarzer Ritter kam vom Walde her,
er ganz allein, und ritt dem Zelte zu;
und wie er ſchier herangekommen, ſtieg er ab,
ließ vor der Königin aufs rechte Knie

(*) Hofen iſt das altteutſche Wort für Hof halten (tenir cour)

ſich nieder, ſtund dann wieder auf, und ſtund um eines Hauptes länger als die Ritter alle vor König Artus, neigte ſich und ſprach:

„Herr König, wollet einer Gabe mich gewähren
„um die ich bitte, ſam ein Rittersmann
„an einen Ritter wohl begehren mag.„

Der König Artus ſah den Fremden an, und alle die zugegen waren ſahn ihn an, verwunderten ſich ſeiner ſtattlichen Geſtalt und ſeiner Red', und warteten der Gabe ſchweigend die er bitten würde.

Und Artus ſprach: Herr Ritter, heiſchet frey, ich ſag es zu.

Der Ritter neigte ſich zum zweytenmal und ſprach: durchlauchter Herr, ſo mög es Euch, und dieſen wackern Rittern an Eurer Seite, nicht entgegen ſeyn, zu Ehren aller minniglichen Frauen und holden Jungfraun, hier und überall, und zu bewähren, wem in Ritterſchaft der Preis gebühre, ob den Alten, o'r den Jungen Rittern, einer nach dem andern im Grünen einen Ritt mit mir zu thun.

Der König Artus, und die dreiſſig Ritter die um ihn ſtunden, alleſamt Genoſſen der Tafelrunde, waren nicht die Männer die ſich um ſolche Gabe zweymal bitten lieſſen; und ſtatt der Antwort lieſſen alle ſtracks den Bäumen zu, wo ihre Lanzen hiengen, und die Knaben bey den hohen Roſſen ſtanden.

Und Artus und die Ritter alle ſchwangen
auf ihre Roſſe ſich, den Schild am Arm,
den Speer gefällt, und ritten nach dem Plan
wo ſeinen Stand der fremde Ritter ſchon
genommen hatte. König Artus ritt
zuerſt. Und beyde legten ihre Lanzen ein,
bedeckten mit dem Schilde ſich, und rennten
die Roße ſpornend auf einander loß
ſo mächtig daß die Erde unter ihrem Stampfen
erbidmete; und, wie ſie nun im Sturm
zuſammentreffen ſollten — hielt
der Fremde ſeinen Speer hoch in die Luft,
und fieng den Stoß des Königs auf
mit ſeinem feſten Schilde, daß die Lanz
vom Gegenſchlag in tauſend Splitter brach,
und König Artus kaum mit Arbeit ſich
im Bügel feſthielt. Aber unerſchüttert ſaß
der ſchwarze Ritter, und, ſobald ſein Roß
ſich ausgelauffen, ſchwenckt er, ritt zum König
hinan, und ſprach gar ehrbar: Edler Herr,
Das wolle Gott nicht, daß ich meine Lanze je
gebrauche gegen Euch! Gebietet mir
als einem, der zu Euerm Dienſt aus Pflicht
und gutem Willen ſich gewidmet hat.

Der König Artus ſieht ihn ſtaunend an
und wendet nach dem Zelt. Und Galherich,
ſein Neffe, König Loth's von Orkan zweyter Sohn,
tritt raſch hervor, kampfluſtig und gewiß
des leichten Siegs, faßt er mit ſtarker Fauſt
den Speer, wirft vor die Bruſt den breiten Schild
auf dem ein goldner Adler Blize wirft,
und ſprengt im Sturm auf ſeinen Gegner an.

Fest war sein Stoß und kraftvoll; aber, mit
behender Beugung wich ihm jener aus;
der Speer fuhr unterm lincken Arme durch,
unschädlich, und im gleichen Augenblick
rührt ihn des Schwarzen Speer mit solcher Macht
daß ihm die Sinne schwinden und die Kniee brechen;
er stürzt, und deckt so lang er ist den Boden.

Des Bruders Fall zu rächen drängte sich
Herr Galban, Loths von Orkan Erstgebohrner, vor.
Man nennte Galbans Nahmen allezeit
wenn von den Unbezwinglichen die Rede war.
Doch diesesmal vergaß er seiner Dame
sich zu empfehlen, oder treulos ward
das Glück an ihm: der schwarze Ritter thät
Ihm, wie er Galherich zuvor gethan.

Das gleiche Loos fiel auf die andern Neffen
des Königs, Egerwin, und Galheret,
und auf Bliomberis und Lionel,
des König Boort von Gannes edle Söhne,
und auf Herr Dinadel von Estrangor,
den Unverzagten, immerlustigen;
sie hatten manchen braven Mann wohl eher
ins Gras gestreckt, izt kam die Reyh an sie.

Ha! rief Herr Gries, des Königs Seneschall,
der Höflingsart mit Rittersitten paarte,
das soll, bey Gott! von Artus Rittern nicht
gesungen werden noch gesagt im fremden Land,
daß einer nach dem andern, Kegeln gleich,
vom ersten den der Wind herbeygeweht,
sich so zu Boden habe legen lassen!

Der fremde Ritter iſt doch wohl ſo ſehr
nicht Teufel als er ſchwarz iſt! Laßt ihn kommen!

Mit dieſen Worten, halb im Schimpf geſprochen
und halb im Unmuth, ſpornte ſeinen Klepper
Herr Gries der Seneſchall. Er hatte wohlbeſonnen
aus einem großen Haufen Speere, der
beym Zelte lag, den ſchwerſten ausgewogen.
Allein, nichts mocht ihm ſeine Vorſicht frommen, nichts
ſein hoher Muth und ſeiner ſpitzen Zunge
Behendigkeit: der ſchwarze Ritter hob
ihn hoch empor, und ließ ihn unſanft fallen.
Ihm half ſein Schildknapp wieder auf die Beine
und brummend hinkt' er nach dem Zelte hin.

Die andren folgten nun der Reyhe nach;
muthvolle Kämpfer, die den Beſten nicht
zu weichen pflegten, und kein Abentheuer noch
ſo ſchlimm es ausſah von der Hand gewieſen.
Ein Spiel war ihnen Lanzenbrechen nur; ſie hätten
die Wälder arm an Holz damit gemacht.
Doch unter ihnen allen keiner hielt
den ſtrengen Stoß des Unbekannten aus:
ſie räumten alle nach der Reyh den Sattel.

So zuzuſehn der Tafelrunde Schmach
verdroß den edeln Lanzelot vom See,
den einzigen der von den dreiſſig noch
zu überwinden war. Der eigne Ritter
der ſchönen Königin war Lanzelot;
viel Thaten hatt' er ihr zu Ehren ſchon
gethan, und manchen ſüßen Kuß, und manche
Umhalſung ingeheim zum Sold empfangen.

Kein anderer Genoß der Tafelrunde
thats ihm zuvor an Mannheit und an Schöne.
In seiner holden Dame Gegenwart
däuchts ihm ein leichtes, alle Lanzenbrecher
und Praler auf dem weiten Erdenrund
herabzustechen. Gleichwohl wundert ihn
des schwarzen Ritters. Denn was izt geschah,
war, seit die Tafelrunde stund, noch nie geschehn.
„Ists schwarze Kunst was diesen Heyden schüzt,
(verzäht Herr Lanzelot mit leiser Stimme
zur Königin) so bitt ich, schönste Frau,
entstehet euerm treuen Ritter nicht;
die ganze Hölle steh dem Schwarzen bey,
lacht euer Auge mir, so ist der Himmel
auf meiner Seite.„

Wie er dies gesagt
läßt ihn die Königin in ihren Augen
(den süßen Mund versiegelte die Zucht
vor soviel Zeugen) eine Antwort lesen,
die ihm das Herz im Busen schwellen macht.
Und mit verhängtem Zügel, hoch den Schild,
die Lanz' an seine Seite festgedrückt,
rennt er dahin; und beyde Ritter stoßen
so kräftig auf einander, Roß und Mann,
daß sie die Stange vor der Faust zersprengen,
und Helm und Schilde laut zusammenschlagen.
Doch wenig halfen izt die Augen seiner Dame
dem edeln Lanzelot: ihn überwiegt
des schwarzen Ritters stürzendes Gewicht;
er schwankt, verliehrt den Zügel, taumelt, sinkt,
und liegt wo seine Spießgesellen lagen.

Der Unbekannte ſteigt gelaſſen ab
von ſeinem Pferde, ſtreichelt freundlich ihm
den feuchten Nacken und die heiße Bruſt,
nimmt ihm den Sattel ab und das beſchäumte
Gebiß, und läßt mit einem ſanften Schlag
es gehn ins Grüne, wo es ihm beliebt;
kehrt dann, als wär's von einem Luſtritt, wohlgemuth
und unbefangen, ſeinen ältlichen
gewohnten Schritt zum goldnen Zelt zurück.

Mit ſcheelen düſtern Blicken weichen ihm
die Ritter aus; ſie ſehn einander an,
als fragten ſie ſich mit den Augen, kannſt
Du's leiden? — Aber König Artus tritt
aus dem Gezelt, und reicht dem Kommenden
die Hand mit Anſtand, ſprechend: edler Ritter,
wir haben, däucht mich, theuer gnug das Recht
erkauft, des Mannes Angeſicht zu ſehen, und
zu wiſſen, wer es iſt, der ſo behend
an Einem Abend dreiſſig Schildgenoſſen
der Tafelrunde aus dem Sattel hob.

Und alsbald, wie der König dieſes Wort
geſprochen, löſt der Fremde ſeinen Helm:
und ſiehe! wie er ab ihn nimmt, ſo krauſt
ſchneeweiſſes Haar ſich rings um ſeine Scheitel,
und offenbar in aller Herrlichkeit
des ungeſchwächten hohen Alters ſteht
der Edle da, ein ſchöner alter Mann,
wiewohl die Zeit der Furchen viel
auf ſeine breite Stirn gegraben, ſtark
und ungekrümmt, wiewohl die Laſt
von hundert arbeitvollen Jahren

auf seinem Nacken lag.
Dem König Artus und den Rittern wirds
bey seinem Anblick wieder warm ums Herz:
sie drängen wundernd sich hinzu, sie faßen
bey der Hand ihn, schaun ihn an, und ruhn
auf seinem Antliz, liebevoll, wie Söhne,
die unverhofft den alten Vater wiedersehn.

Mein Nahm ist Branor, sprach der alte Ritter;
Branor, der Braun. Dein Vater, König Artus!
der edle Degen, Uther Pandragon
war noch ein Knabe, der sein Steckenpferd
im Hofe tummelte, da Branor schon
durch Berg und Thal nach Abentheuern ritt.
Die alten moosbedeckten Eichen dort,
ich sah sie alle einer Lanze hoch.
Dein Vater, König Artus! war mein guter Herr
und Freund, wir haben manchen Ritt zusammen
gethan, und manchen Speer in Schimpf und Ernst
gebrochen. Segen sey mit seinem edlen Sohn,
und wohl mir Alten, daß ich junge Männer seh,
die noch nicht völlig aus der Väter Art geschlagen!

Indem sie also sich besprachen, gieng
die Sonne unter. König Artus und die Königin
und ihre Jungfraun und die dreißig Ritter
den alten Branor in der Mitten, kehrten nach
der Burg zu Kramalot zurück. Da stand
ein köstlich Mahl bereitet in der Halle.

Ein reicher Baldachin bezeichnete
den Sitz des Königs und der Königin;
und zwischen ihnen ward dem guten Branor

ein

ein Stuhl von Elfenbein geſetzt; und als
ſie Platz genommen, ſetzten ſich die übrigen
in ihrer Ordnung um die Tafel her.
In Schüſſeln aus getriebnem Golde ward
das Maal von zwanzig Knaben aufgetragen;
zur Seite glänzte hochemporgethürmt
der reiche Schenktiſch; zwanzig Knaben pflegten
des Dienſts dabey, und zwanzig dienten bey der Tafel.
Und Paucken ſchallten und Trompeten klangen
ſo oft der große funkelnde Pocal
herumgieng. Als ſie nun die Eſſenluſt
geſtillt, ward ritterlichen höflichen
Geſpräches viel gepflogen bis um Mitternacht.
Und Aller Augen waren auf den Alten
geheftet, wenn er ſeinen Mund zum Reden aufthat.
So eine Stille ward alsdann, man hätt im Saal
das Weben einer Spinne hören mögen.

Und König Artus nahm des Alten Hand und ſprach:
Herr Branor, einen Mann von eurem Schrot und Korn
geſehen hab ich nie vor dieſem Tag.
So helf mir Gott, als ich die Väter möchte
geſehen ha'n, die ſolche Söhne zeugten!

Ihm gab der alte Ritter dieſe Antwort:
Herr König, hundert Jahre ſchon und drüber
hab ich erlebt, hab manchen guten Mann
auf ſeiner Amme Schoos geſehen, manchen beſſern
begraben helfen. Noch gebricht es nicht
an wackern Rittern, und an ſchönen Frauen,
die ihres Dienſtes werth ſind. Aber Männer wie
zu meinen Zeiten waren werd' ich nimmer ſehn!
Von ſolcher Mannheit, ſolchem feſten Sinn,

ſo über Ehr und Recht und Wahrheit haltend,
ſo biderherzig, ſo dem Freunde treu,
ſo ofnen Angeſichts und ofnen Herzens
und ohne Falſch, wie König Meliad, und Hector
der Braun, und Danayn der Roth und Geron
der Adeliche — Nein, bey meinem Gott!
nie werd ich ſolche Männer wieder ſehn!

Hier brach dem edeln Greis die Stimm; er ſenkte
ſein weißes Haupt und ſchwieg. Und alles ſchwieg,
und niemand wagt' es eine gute Weile
die heil'ge Stille zu entweyhn. Zulezt
winkt Genievra heimlich ihrem Ritter:
und Lanzelot verſtund den Wink, und ſprach
zu Branorn: Alter Herr, wir alle ſind
zu jung, der Ritter, die ihr nanntet, einen
geſehn zu haben: nur in Euch noch leben ſie,
der ſie gekannt, dem Einzigen ihres gleichen,
der unſre Zeit erreichte. Wolltet Ihr
von ihren Thaten uns erzählen, was Ihr wißt,
wir alle würden Euch die Gabe danken.

Der König Artus und die Königin
und alle Ritter ſtimmten laut zur Bitte
des ſchönen Lanzelot. Die Jungfraun ſchwiegen,
doch bat ihr züchtiglich geſenktes Aug,
und ihrer Wangen Röthe, die Verrätherin
des magdlichen ſchüchternen Verlangens.

Und Branor ſah ſie freundlich nickend an
und ſagte: was ihr bittet iſt Gefälligkeit;
das Alter iſt geſchwätzig, wie ihr wißt,
es liebt zu reden von den guten Zeiten

die nicht mehr ſind, in denen es, als wie
in einem ſeelgen Traum, allein noch lebt.
Ich will von Geron, von dem edelſten
der Männer, die ich ſah, euch was erzählen.
Wohl ſechzig Jahre mögens ſeyn und mehr,
ſeit ihn und mich ein wunderbarer Zufall
zuſammenbracht! Ich zog im Land umher
auf Abentheuer. Eines Tages überfällt
ein Sturm mich tief im Holz. Ich ſuche Schirm
in einer Felſenhöl'. Ein enger Gang
der in den Berg hinein ſich windet, lockt mich an
zu ſehn, wohin er führe. Immer abwärts,
immer dunkler, tiefer gehts hinab.
Auf einmal wendet ſich der Gang, und nun
ſteht offen eine Höle vor mir da,
von Menſchenhand gehauen und gewölbt,
gleich einer Todtengruft — und in der Gruft,
beym ſchwachen Glimmer einer Lampe vom Gewölb
herunter, ſeh ich, wie zween Heilge Leiber
einander gegenüber, ſtill und hehr
zween alte Ritter ſitzen. Jezund noch
nach ſechzig Jahren, da ich euch davon
erzähle, fährt mirs kalt durchs Rückenmark hinauf.
Es war als weckete mein Anblick ſie
aus einem ſanften Schlummer. Unbefremdet, mild
und freundlich ſahen ſie mich an, und wohl
zu thun ſchiens ihnen wieder einen Menſchen
zu ſehn. Sie hießen mich willkommen, ſagten mir:
Sie wären beyde,
nachdem ſie auf dem Lebensmeere lang
herumgetrieben, alt und ruheſehnend
in dieſe ſtille Gruft herabgeſtiegen, da
in ihrem Grab des Todes zu erwarten;

ſie

sie würden in der Welt, wo man sie suchte
und nirgends fand, schonlängst für todt gehalten;
Erdgeister pflegten ihrer, brächten ihnen auch
zuweilen Kundschaft was die Lebenden
auf Erden machten. Brehus war der Nahme
des einen, Geron, der Alte, hieß
der Andere. Vor Zeiten hatte der
in Gallien geherrscht, drauf seinem ältsten Sohn
das Reich gelassen, um der Ritterschaft
sich ganz zu widmen. Bald ergriff den Sohn
der gleiche Trieb. Er übergab sein Reich
dem jüngern Bruder, zog auf Abentheuer
viel Jahre lang, kam endlich auch in diese Gruft,
sein mühvoll Leben hier mit seinem alten Vater
in strenger Buße zu beschließen.
Hier, — sprach der Alte, der mir dies erzählt —
Hier ist sein Grab! Wo meines Zweyten seines ist,
weiß Gott. Ihm raubte Pharamund, der Franke, Thron
und Leben. Noch ein Einziger ist übrig
von meinem Blut und Stamm, mein Enkel, Geron
der Adelich. Was mir von Zeit zu Zeit
die Geister von ihm melden, ist die Nahrung, glaub ich,
die mich nicht sterben läßt. Er ist ein Mann!
Und Gott vergelts ihm, daß er meinem Blut
und Nahmen Ehre macht! —

In diesem Augenblick entschloß ich mich
den Ritter Geron aufzusuchen. Und ich zog
an Uthers Hof. Da hört ich Rühmens viel
von Gerons Tugenden. Er selbst war nicht
zugegen. Und ich zog ihm nach,
fand ihn, und wunderte mich seiner Schönheit,
der Stärke seines Arms, und seines Muths, doch mehr

der Treue ſeines Herzens; — und er ward mir hold,
und ich begleitet' ihn auf mancher Fahrt
und war der Zeuge ſeiner letzten Thaten.

Noch Knabe war er als ſein Vater Kron
und Leben gegen Pharamund verlohr.
Ein alter Freund von Geron ſeinem Anherrn,
Hektor der Braune, rettete den Knaben,
floh nach Brittannien mit ihm, und ward
der Führer ſeiner Jugend, und ſein Meiſter in
der Ritterſchaft; und Geron war ihm wie
ſein eigner Sohn. Und als in einer großen Schlacht
der Alte ſchwehr verwundet fiel, empfieng ihn Geron
in ſeine Arme, ſchlug mit Löwengrimm
zu Boden jeden der an ſeinen Freund
Hand legen wollt', und trug ihn auf dem Rücken
in ſein Gezelt. Allein das Leben ihm zu friſten
vermocht er nicht. Und ſterbend reichte Hektor
ſein gutes Schwerdt ihm hin: da, ſprach er, Nimm!
ich kenne keinen Andern, der's nach mir
zu führen werth iſt. — Groß und ſelten war
des Schwerdtes Tugend, reich der goldne Griff,
und reicher viel die feſtgeſtählte Klinge;
und auf der Klinge ſtand in goldner Schrift:

Vermeß ſich Keiner, untugendlich
Dies Schwerdtes anzumuthen ſich!
Treu geht über Alles,
Untreu ſchändet Alles;
Hohn dem Mann der ſeinen Schalk
verbergen will in Löwenbalg!

Geron der Adelich empfieng das heil'ge Schwerdt
mit naßem Aug, aus ſeines ſterbenden

Pfleg-

Pflegvaters Hand, und hielt ſich reicher drumm
als wär' ein Königreich ihm angefallen.
Wie ers verwaltete, deß will ich euch
ein Beyſpiel geben — wenn ihr zuzuhören
nicht müde ſeyd. — W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

II.

Kleinere Gedichte.

Das Marienbild.

Da, wo die Tauſendſchönchen blühn,
Das Wieſenbächlein quillt,
Da ſteht an einer Linde grün
Ein ſchön Marienbild.

Am Bilde, ſtattlich anzuſehn,
Ein Kranz von Roſen hängt,
Und noch ein Kränzchen wunderſchön
Mit Rosmarin vermengt.

Wer bracht' in ſeinem frommen Sinn
Die Kränze ſo vereint?
Das that wohl eine Schäferinn
Mit ihrem trauten Freund.

Das Mägdlein da die Schaafe trieb
Am Bächlein auf und ab,
Vorbey dem Bild, und hatt' es lieb,
Und manchen Blick ihm gab.

Und

Und kniete vor dem Stralen-Schein:
„Gieb meiner Seele Ruh;
„Laß mich in Demuth heilig seyn,
„Holdseeligste! wie du.„

Sein Herze wurd' ihm leicht und froh;
Der Blumen allgenug
Es wachend und in Träumen so
Zur grünen Linde trug.

Und als die Linde golden schien
Im frühen Sonnenglanz:
„Wer hieng den frischen Rosmarin
„Un: meinen Blumenkranz?„

Da kniet es nieder in den Thau,
Ward irrig im Gebet;
Ein Thränchen war in Auge blau,
Bis an den Abend spät.

Das Mädchen nun die Schaafe trieb
Am Bächlein auf und ab;
Und hatte noch was anders lieb,
Und Seufzer oft ihm gab.

Da kniet es in den Abendthau;
Es hatte keine Ruh;
Da schloß es nicht sein Auge blau
Bis an den Morgen zu.

Doch als die Linde golden schien,
Da saß im Sonnenglanz
Ein junger Hirt' auf seinen Knien
Vor einem frischen Kranz.

Das Mädchen auf die Erde sah;
Gieng auf die Wiese schnell;
Der Hirte war ihm plötzlich nah,
Wohl an dem Bächlein hell.

„O Mädchen! wenn die Jungfrau dich
„Vom Himmel hören soll;
„O Mädchen! Mädchen! höre mich;
„Bin treuer Liebe voll.„

O flieh, entfliehe! nimmermehr,
Du junger Hirte! nein.
Betrüben würd' ich allzusehr
Den heil'gen Engel mein.

„Dein Engel hat mich hergeführt,
„Die Wiese mir gezeigt;
„Dein Engel hat mein Herz gerührt,
„Und dich zu mir geneigt.„

Das Mädchen, wie die Rose roth;
Der Hirte bleich und blaß:
Will seyn getreu bis in den Tod:
Und beyder Wangen naß.

Da bringt in ihrem frommen Sinn,
Die Kränze so vereint
Alltäglich noch die Schäferinn
Mit ihrem trauten Freund.

J. G. J.

An meinen Vater.
von einem Reiſenden.

In wärmern Gegenden näher der Sonne
Am Ufer des vielentſcheidenden Rheins,
Umſchwärmt von aller Thorheit und Wonne
Leichterer Sitten, und feurigen Weins,
Denk ich in die beſchneyten Gefilde
Ach! der Einfalt und der Ruh
Mich zurück — da winkeſt du
Sehnſuchtsvoll mir, Vater! zu.
Ich ſeh's und wein' und knie vor dem Bilde —
Aber ach der ſchweiffende Wilde
Fliehet neuen Thorheiten zu.
Als aller Schickſaals-Ahndungen voll
Dein Flügel ſorgſam über mir ſchwebte
Ich unter deinen Fittigen ſtrebte
Nach unbekannten Weh und Wohl:
Erinnerſt du dich da — wohl mir! wenn dieſe Scene
Mein Lied dir ins Gedächtniß bringt —
Erinnerſt du dich noch des Glücklichſten der Söhne
Als du von Kindern und Freunden umringt
Ihm, ſchon geweyht zur langen Reiſe
In T—ſts Harnen ein Blümgen brachſt
Und feyerlich mit Propheten-Weiſe
Die unvergeßlichen Worte ſprachſt:
Mein Sohn, komm ich dir aus dem Geſicht,
Auch in der Ferne — vergiß mein nicht!
Laß mich das erſtemal in meinem Leben
Dir dein Geſchenk itzt wiedergeben.

L—z.

Geiſt der Liebe.

Was über Erd' und Waſſer ſchwebt,
In Sonne, Mond und Sternen lebt,
Iſt Geiſt der Liebe.

Was laut auf Frühlingswieſen kloſt,
Im Rohrbuſch ziſcht, durchs Dickigt ſchlüpft,
Den Epheu an die Buche knüpft,
Iſt Geiſt der Liebe.

Wenn's Mädchen ſtill am Quellchen ſitzt,
Und Blümchen zupft, und Hälmchen ſchnitzt,
Und nebeltrübe
Im Sinn ihr's iſt; und Kopf in Hand:
„Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand„
Sie ſingt, iſt's Geiſt der Liebe.

B—ch.

Gebet eines noch unbekannten (*) Dichters, an ſeinem Geburtstage, den 3. Aug. 1776.

Schon wieder lieg' ich da, wo ich
Im vor'gen Jahre lag,
An dieſem Haydeſtrand, wo mich
Empfieng der junge Tag.

In

(*) Auch dem Herausgeber Unbekannten. Man hat ſeinem Wunſche, ſein Daſeyn durch dies Lied im T. M. (auf ſeine Gefahr) zu manifeſtiren nicht entgegen ſeyn wollen.

In dieſem Tannenwald, wo ich
Im vorgen Sommer lag,
Zur ſelben Stund, und feyre dich,
Und feyre dieſen Tag,

Der einſt, Allgütiger! für mich
Der ältereſte war!
Nun feyr' ich ihn, nun feyr' ich dich,
Schon acht und zwanzig Jahr!

Schon acht und zwanzig Jahr! Wie bald
Entflohn ſie, wie geſchwind!
Wie bald ſchon Mann! Wie bald ſchon alt!
Und noch im Labyrinth!

Noch thatenloß, noch unbekandt,
Noch keines Namens werth,
Noch fremd in meinem Vaterland,
Noch nicht vom Volk verehrt!

Der dieß vom Stolze ſchwere Herz
In meinem Buſen trug,
Wo es, mit unruhvollen Schmerz,
Von je her Ruhmſucht ſchlug,

Der weiß allein, woran es lag,
Daß es noch Anſtand nahm,
Noch nicht mit immer raſchrem Schlag
Zu ſeinem Ziele kam!

Doch länger, länger nicht verweilt!
Vorbey iſt nun die Zeit
Der weichen Trägheit! Nun geeilt!
Das Ziel iſt nicht mehr weit!

Vollende dann dein Werk, enthüll
Durch deinen Sonnenglanz
Die Nacht, die es umgiebt, erfüll
Nun meine Wünſche ganz!

Führ mich — die Blumenflur vorbey,
Die nur der Thor vermißt,
Iſt er kein Knabe mehr! Sie ſey
Für den, der's immer iſt.

Führ mich auf dornenvollen Pfad,
Den ſteilen Berg hinan,
Den ich, nach deiner Weisheit Rath,
Beſteigen ſoll und kann!

Und kriecht gleich Armuth mir im Weg,
Und ſpricht mich warnend an;
Doch folg' ich ſeinem öden Steg,
Doch ſteig ich ihn hinan.

Und tanzt gleich Thorheit mir im Weg,
Und grinzt mich ſpottend an;
Doch wandl' ich ſeinen rauhen Steg,
Doch klimm' ich ihn hinan!

O du, der mich erſchaffen hat,
Erhalte mich nur auch!
Zur Luſt nicht, nein, zu Ruhm und That!
Bin ich umſonſt dein Hauch?

Und hab ich dann das Ziel erreicht,
Das du mir vorgeſetzt,
Zur Tugend Laſterhaft' erweicht,
Belehrend ſie ergetzt,

Und hab' ich dann, bald durch Geſang,
Bald Luſt- bald Trauerſpiel
Geärndet manchen lauten Dank,
Und ſtiller Thränen viel,

Schau' ich, für Erdenruhm dann groß
Genug, dann himmelan;
Dann mach mich von den Banden loß,
Zerreiß den Schleyer dann.

In Sans Souci.

A. Iſt's hier, wo Cäſar Antonin, wo Friedrich wohnt?
Ich ſehe nichts von Königskronen, Schlachten,
Kein Lorberblatt —

B. Wohl ſiehſt du nichts von Königskronen, Schlachten,
Doch edle Formen, Helden, ihre Tugenden.
Sieh dieſes Marmorbild, mit göttergleichen Zügen,
Ließ ſeinen Namen, lies: —

A. Beſcheidenheit.

Ein Ungenannter.

Sonnette.

XIII.

Vorbitte für eine Taube.

Aus Purpurwölkchen gieng der Stern der Venus auf,
Als ich bey Minna saß in einer Rosenlaube;
Da kam ein schönes Kind, und bot ihr eine Taube
Für wenig Silber an. — Geschlossen ward der Kauf! —

Daß man die Freyheit nicht Dionens Liebling raube,
Bat ich, und sah betrübt zu ihrem Stern hinauf!
Und Minna hörte mich; wegfliegen ihre Taube
Ließ sie, und lächelte zu Venus Stern hinauf.

Mir aber, ach! mir wars, als ob mit Angebinde
Von tausend Kränzen ich im Himmelsglanze stünde!
Frey war das Täubchen zwar; ich aber ward gelegt
In Fesseln, welche bald Verzweiflung bald Entzücken
Mit innigster Gewalt in Leib und Seele drücken,
Und die man dennoch gern, als wären's Kränze, trägt.

C. S.

XIV.

An Belisse,
als ich ihr Profil betrachtete.

Auch in diesem finstern Schattenrisse
Bist du, Mädchen, meiner Liebe schön!
Deine Lippen athmen junge Küsse,
Und dein Auge scheint mich durchzuschn.

Durch die ſchwarzen Tinten, o Beliſſe!
Strahlt hindurch dein ſchönes Herz, ſo ſchön,
Wie durch Nebel, Nacht und Finſterniſſe
Frühlingsſonnen aus dem Meere gehn.

Wie mir wird! — ich weiß es nicht zu ſagen!
Rauſchend, wie mit Engelflügen, ſchlagen
Liebe, Sehnſucht und Entzücken mich;
Und, um Schatten? — O wie werd' ich's tragen,
(Gott verzeih den Taumel meiner Fragen,)
Schau ich einſt im Himmelsglanze dich!

C. S.

XV.

An Phidilis.

Das Herz, das gute Herz, das ungemeine Triebe
Zu allen Tugenden und aller Weisheit hegt,
Das Herz, das allem Gram und allem Leiden ſchlägt,
Und nicht, ihr Götter! nicht dem Jammer meiner Liebe;
Das weiß warum ich mich in allen Künſten übe,
Welch eine Klage mich in Pallas Tempel trägt,
Was für ein Eifer ſich in meinem Buſen regt;
Ach! wenn es aber doch nur ungerühret bliebe?

Dann, o du gutes Herz! dann ſollt' es mich gereun,
Daß ich ſo thöricht war nach eitlem Ruhm zu trachten,
Auf Weisheit auszugehn im Tempel und im Hain,
Mit ungelöſchtem Durſt nach Tugenden zu ſchmachten,
Und wachend Tag und Nacht mein Leben nichts zu achten,
Um deiner würdig, um von dir geliebt zu ſeyn!

G.

XVI.

An Dieſelbe.

Ich acht' es nichts, was alle Welt,
Auf Fürſten- und auf Hirtenſtühlen,
In ihren herzlichen Gefühlen,
Für eines Wunſches würdig hält!
Ich acht' es nichts, das todte Geld;
Der Geiz hab' es darinn zu wühlen!
Ich achte nur, damit zu ſpielen,
Ein Püppchen, welches mir gefällt!

Ein Püppchen, das die Huldgöttinnen,
In allen ihren Tugenden,
Einſt fleißig unterrichteten,
Der Männer Herzen zu gewinnen!
Ein ſolches Püppchen wünſcht' ich mir,
Und hab' es, Phidilis, in dir!

G.

XVII.

An die Nymphen.

Ihr Nymphen, Amor iſts! Ihr Nymphen fliehet weit!
Sein Bogen iſt geſpannt! Von ſeinen letzten Siegen
Ermüdet, liegt er hier auf Raſen! laßt ihn liegen!
Er ſchläft ſo ſanft, ſo ſanft! — O ſchlief er, eine Zeit,
In meinem Herzen ſo! Ihr Nymphen, mit Vergnügen
Will ich ſein Wächter ſeyn, will ich mit Tapferkeit
Sein Bett' vertheidigen, und ohne Schüchternheit
Hier dieſen Lorbeerzweig auf ihn herunterbiegen!

So treu bewach' ich ihn! Und, wenn er dann erwacht;
Dann, o ihr Nymphen! dann, dann will zu seinen Füssen
Ich ihn um Ruhe flehn! er hat so manche Nacht
An euren Bächen mich um meinen Schlaf gebracht!
Gestehen will ich's nur, und sollt' es euch verdrießen!
Mich lüstet, so wie er, der Ruhe zu genießen!

G.

XVIII.

An Phidilis.

Wenn eine Tygerinn in menschlicher Gestalt,
Von Gott erschaffen, dort, in zarten Myrtensträuchen,
Zu Jammer und zu Quaal der Menschen umzuschleichen,
Du, Phidilis, nicht bist, dann hoff' ich, will ich bald
Zu einer Thräne hier dein hartes Herz erweichen!
Dein Herz, dem Guten warm, ist nur der Liebe kalt!
Allein die Liebe herrscht mit schrecklicher Gewalt;
Auf meinen Wangen sieh, du Grazie, die Zeichen!

Du sah'st am sechsten März, im prächtigen Berlin,
Bewundert und geliebt von manchem gelben Bande,
Wo Prinzen wähneten du wärest nicht von Stande,
Du sah'st, am sechsten März, auf ihnen Rosen blühn!
Und sieh'st am zwanzigsten, so blaß, wie an dem Rande
Des Grabes einst, mich hier vor deinem Herzen knien!

G.

XIX.

An Chloe,

die jüngste dreyer Schwestern, im Erzgebürge.

Ich kann ja diese Schäferinnen,
Die artiger und schöner sind

Als Musen und als Charitinnen,
Ich kann sie ja mit nichts gewinnen;
Ha! wüßt' ich, wie man sie gewinnt,
Ich würde Neger, würde Rind,
Ich lernte nähen, lernte spinnen,
Und säß', und weinte, wie ein Kind!

Sind sie des Landes Felsen? Ist
Ihr Leben — ist es Pflanzenleben?
Ist's einer Gottheit schlaue List,
Für Götter nur sie aufzuheben,
Wird Keine sich an mich ergeben,
Dann, Chloe, weiß ich, was du bist!

G.

Die Erwartung der Geliebten.

Wie drückst du nieder, du Erwartung der Geliebten,
Wann über die gelobte Stunde sie verzeucht!
Die Last der Herzen all', die sonder Hofnung liebten,
Ah! gegen dich ist federleicht!

„Wo mag sie weilen? wo die Ungetreue weilen?„
Das frägt ein Seufzer nach dem andern dann; das frägt
Mein düstres Auge, bis, mit tausend Donnerkeilen,
Verzweiflung mir das Herz zerschlägt!

So ganz zerschlägt; daß Männer um mich her, wie Kinder,
Vor meiner Wildheit flüchten; daß ein Rosenblatt
Mir unterm Fuß zur Hölle wird, wie einem Sünder,
Den Gottes Hand gezeichnet hat!

G.

III.

Ueber eine Stelle in Shakespears Macbeth.

In der schrecklichen dritten Scene des zweyten Acts, kommt Lady Macbeth, von der Unruhe der Erwartung umhergetrieben, heraus, um zu sehen, ob Macbeth die That vollbracht hat. Sie hört jemand im Dunkeln aus des Königs Schlafzimmer herabschleichen. Es ist der Mörder Macbeth selbst, der, indem er gleichfalls jemand zu hören glaubt, in der Angst seines Gewissens mit halbstockender Stimme ruft: wer ist da? He! — Darüber erschrickt die Lady, aus Furcht er möchte in Verübung der That gestört worden seyn. Und nun macht sich das entsetzliche Weib einen Vorwurf, daß Sie die That nicht selbst gethan habe, als sie sich in die Schlafkammer geschlichen, und die Dolche neben die durch einen Schlaftrunk betäubten Kämmerlinge gelegt. Und da sagt sie, zur Entschuldigung gegen sich selbst:

„Hätt er nicht, wie ich ihn so schlafen sah,
meinem Vater gleich gesehen, ich hätt es
selbst gethan.„

Jedermann fühlt, daß dies einer von den sublimen Zügen ist, wovon, wenn so einer hier und da in dem Werk eines andern Meisters vorkommt, man glauben möch-

möchte, die Natur hab' ihm den Pinsel aus der Hand gerissen und den Zug selbst geführt: die aber bey Shakespearn, und nur bey ihm, so gewöhnlich sind, daß er eben dadurch der erste aller Seelenmahler ist, die je gelebt haben.

Warbürton macht dabey eine Anmerkung, die Hr. Eschenburg ohne Widerspruch unter seine Noten aufgenommen hat. Anstatt den Zug von Natur in diesen Worten zu sehen, sieht der Engländische Philolog darinn sehr viel Kunst. Er meynt, so wie der Dichter Macbethen und sein Weib charakterisirt habe, hätte man eher erwarten sollen, daß Lady Macbeth die That ausführen würde; und in dieser Stelle liege eine Entschuldigung, warum er's nicht gethan. Die Richtigkeit derselben will uns der kalte Metaphysiker durch eine sehr subtile psychologische Bemerkung begreiflich machen. „Wiewohl, sagt Warbürton, der Ehrgeiz alles natürliche Gefühl für gegenwärtige Gegenstände bey ihr verdrängt hat: so macht doch die Aehnlichkeit mit einem ehmaligen, den sie mit Ehrerbietung anzusehen gewohnt war, daß sie auf einen Augenblick den Empfindungen des Instincts und der Menschlichkeit Raum giebt.„ — Ich gesteh, ich sehe das Treffende dieses angegebnen Grundes nicht ein, und mich dünkt, Shakespear habe bey diesem großen Zuge weder so raisonnirt noch anders, son-

dern

dern bloß hingeschrieben, was ihm der Genius der Natur, sein Dämon, eingab — das ist, Etwas, wobey der Dichter selbst nur sieht und fühlt, indem ers schreibt; und das just deswegen so herrlich ist, daß allen Kunstrichtern der Welt, wenn sie sich an der Wahrheit und Schönheit, Höhe und Tiefe des darinn liegenden Sinnes müde analysiert haben, am Ende doch nichts übrig bleibt als zu schweigen und anzubeten. Wenn Shakespear aber ja räsonniert hätte, so däucht mich, er hätte doch nicht so räsonniert. Es bedurfte keiner Entschuldigung gegen den Leser warum er die That nicht durch Lady Macbeth vollbringen lassen. Die Natur nimmt die Rechtfertigung auf sich. Lady Macbeth ist ein Weib. Sie kann also wohl, da sie ein höchst ehrgeiziges Weib ist, ihren Mann, der ein Held ist, zu einer blutigen That an der eine Krone hängt anreitzen, und der Mann, um die That zu thun, dieser Anreitzung nöthig haben; aber sie verrichtet sie nicht selbst, so lang sie einen Mann dazu gebrauchen kann. Denn Lady Macbet ist ein Weib, wiewohl dies Weib Lady Macbeth ist. Der Dichter konnte, mußte sogar, um sie als das, was sie ist, darzustellen, ihr nicht den Vorsatz, aber doch einen zufälligen augenblicklichen Anfall von Versuchung, den König selbst zu ermorden, und nachher, da sie glaubt Macbeth habe seinen Streich verfehlt, einen Augenblick Reue, es nicht gethan zu haben,

ge-

geben. Nur zur Ausführung konnt' es, durft' es nicht kommen. Denn Lady Macbeth, so schlimm sie ist, durfte kein Ungeheuer, keine Teufelin seyn; mußte doch noch immer ein Weib bleiben — wie hätten wir sonst an ihr theilnehmen können? wie hätte sonst ihr so schrecklichrührender, so schrecklichlehrreicher Wahnsinn im fünften Act nur möglich seyn können? Also, da sie mit gezücktem Dolch sich dem schlafenden König nähert, einen Blick auf den guten alten Mann, den wohlthätigen Herrn, den freundlichen und unter seinen geglaubten Freunden sicher ruhenden Gast, wirft, — glaubt sie ihren alten Vater zu sehen, und schaudert zurück. Hätt' er nicht, wie ich ihn schlafen sah, meinem Vater ähnlich gesehen — Welch ein Zug! welch ein Schlag an unser Herz, um es zugleich für den guten König aufs zärtlichste zu rühren, und uns, selbst in diesem von Ehrsucht entweibten Weibe, noch eine Nerve von Menschlichkeit zu zeigen, die beym Anschlagen der Natur noch rein erklingt; noch kindliches, töchterliches Gefühl beym Anblick — eines Vaters. Menschenmord ist entsetzlich — Fürstenmord, noch entsetzlicher! aber Vatermord! das allerentsetzlichste, was menschliche Natur denken — kaum in Gedanken ertragen kann — was kein menschliches Wesen, eh' es ganz aufgehört hatte Mensch zu seyn, je vollführen konnte! — Lady Macbeth hat noch, selbst in diesem gräßlichen Augen-

genblick der Leidenschaft, des heißen Durſts nach der höchſten Befriedigung ihres ungeduldigſten Wunſches, noch einen Reſt von Menſchengefühl. Sie ſieht in dem guten ſchuldloſen ſchlafenden König ihren Vater und kann die That nicht thun! — Shakeſpear, der alles was Natur iſt, in jedem Falle, für jedes Geſchlecht und Alter, für jeden Stand und Perſonal-Charakter, nach allen Verhältnißen und Beſtimmungen, ſo rein, ſo ſtark, ſo vollſtändig fühlt und erkennt, ſah und fühlte, daß dies ſo ſeyn mußte — ſah ſeine Lady Macbeth da ſie mit dem Dolch in der Hand vor den ſchlafenden König hintrat — fühlte was ſie in dieſem Augenblick fühlen mußte — ſchriebs hin, und grub ſich, ohne daran zu denken, mit dieſem einzigen Zug auf ewig in jedes Menſchenherz. W.

IV.

Briefe
über die Würkung des Kartenſpiels
in Europa.

Sie kennen alſo das philoſophiſche Heldengedicht des berühmten Pinto übers Kartenſpiel und über die Würkung deſſelben in Europa noch gar nicht? Sie kennen überhaupt den philoſophiſch-politiſchen Pinto noch nicht als Dichter? Beydes wundert mich, und ich würde ſogleich Hand anlegen, Ihnen

nen seine Epopee über einen so wichtigen Gegenstand Teutsch zu liefern, wenn eine französische Epopee im Teutschen nicht alles verlöhre.

Finge ich z. E. an:

Geist der Duldung! so wirst du endlich Europa besuchen? Sitten werden sich milden, die armen Sterblichen minder böse und elend bleiben? Ich hoff und zweifle! verzweifle wieder — — Da kommt mir ein Licht! schon seyn die Menschengeschlechte sittiger, mindstens unsre Genossen! Und weißt du, wodurch sie sittiger wurden? erschrick nicht! Schau! die Schöpfung Europens Weltalls neue Geburt bewürkten — Kartenspieler.

fienge ich so an, was würden Sie denken? Prose, sähen Sie, ists freylich nicht, am mindsten philosophische Prose. Das unendliche Ausholen und immer plötzliche Zurückfallen, das Auflodern und ein kleines Aschenhäufgen dabey, die Gesellung des „Duldungsgeistes in Europa, der Verbesserung des „ganzen Menschengeschlechts und — des Kartenspieles„ wird Ihnen kaum Gleichmaas und Waage einer nüchternen Meisterhand verrathen; indeß, um auch keinen Höcker zu verderben, hier ist das Original, so treu, als ichs Ihnen darstellen kann!

Pinto's Schreiben an Hrn. D. (Diderot) Haag, den 19. May 1767.

„So glauben Sie, daß die Duldung sich endlich in „Europa niederlassen, die Sitten milder, die Menschen

„schen minder unglücklich seyn werden? bald schmeich-
„le ich mir dessen und dann verzweifle ich wieder.
„Indeß, Alles genommen, scheinet mirs, daß das
„menschliche Geschlecht (ich rede — von dem
„kleinen Theil, der unser Europa einnimmt) sich
„etwas verbessert habe. Und (was Sie dabey
„wundern wird) unter vielen Ursachen, denen meine
„Einbildung diese Sittenänderung zuschreibt, be-
„trachte ich den allgemeinen Geschmack am Kar-
„tenspiel, als eine der stärksten Triebfedern, die das
„menschliche Geschlecht in Europa, so zu sagen, ganz
„umgegossen hat. Bilden Sie sich nicht ein, daß
„ich nicht alle das Uebel wahrnehme, das die Spiel-
„sucht bey beyden Geschlechtern hervorbringt; zu-
„gleich sind aber Vortheile daraus erwachsen, die
„das Böse nicht nur auf- sondern im Ganzen weit
„überwiegen. —

„Zuerst urtheile ich so. Vor der Epoche des
„Spiels waren beyde Geschlechte weniger vereint,
„das ist, — minder zusammen in Gesellschaft. Die
„Männer waren es mehr; es gab Cotterien; man
„gieng in Gasthäuser; da gabs mehr Trunkene und
„folglich — mehr Bande, mehr Freundschaft. Die
„Langeweile, eine der größten Entwicklerinnen der
„menschlichen Vollkommlichkeit (perfectibilité) regte
„die Menschen an, ihre Talente zu bilden, sich zu
„beschäftigen, zu studiren, zu arbeiten, zu kabaliren,

„Verschwörungen zu unternehmen. Die Politik war
„der Gegenstand der Gespräche, ein Gegenstand,
„den Muße und Langeweile nährten: man beur-
„theilte die Regierung, beklagte sich, verschwur sich,
„fand Freunde, denen man sich anvertraun konnte:
„die großen Tugenden und großen Laster waren ge-
„meiner. Anderseits, da noch kein Karten-Talisman
„da war, der es den Männern verschaffte, sich einem
„grünen Spieltisch gegenüber an den Reitzen des
„Frauenzimmers zu ersättigen, waren Freundschaft
„und Liebe noch Leidenschaften. Jetzt, Dank sey es
„den Karten, ist man nur galant: man hat Bekandte
„gnug und keinen Freund; Gebieterinnen gnug und
„keine Geliebte. Ein Mahomedaner, der mit Asia-
„tischen Augen unsre große Assembleen ansähe, hätte
„die Bosheit, zu glauben, die Europäischen Bachas
„hielten ihr Serail gemein. Sie werden also fin-
„den, daß das Spiel, das in der Gesellschaft beyde
„Geschlechter fast noch mehr als die Karten selbst mi-
„schet, die Kraft der Liebe ausserordentlich erschlaf-
„fen mußte. Setzen Sie nun noch zu, daß auch
„die Kräfte, die man sonst anwandte der Langen-
„weile zu entgehen, durch dies Vergnügen sich er-
„schlafft fühlen: sodann rechnen sie die Folgen dreyer
„erschlafften Triebfedern zusammen und erwägen die
„Würkungen dessen. Das sitzende Leben, zu dem
„dies ewige Spielen beyde Geschlechte bringt,
„schwächet den Körper; Physisch und Moralisch also

wird

„wird ein neues Syſtem von Sitten, Temperament,
„Verfaßung. Die Magie des Kartenſpiels macht
„einen gemeinſchaftlichen Brennpunkt faſt aller Lei-
„denſchaften im Kleinen; ſie finden alle da ihre
„Nahrung. Freylich iſt alles dabey mikroſcopiſch
„und täuſchender noch als die Täuſchung ſonſt iſt.
„Die dunkle Idee von Glück und Unglück iſt dabey;
„ſelbſt die Eitelkeit iſt in Rege; das Spiel ſcheint
„eine täuſchende Gleichheit feſtzuſetzen unter den Spie-
„lern, und dies Vehikul ſtimmt in der Geſellſchaft die
„verſchiedenſten Glieder zuſammen; Geiz und Ehr-
„begierde würken; dem allgemeinen Geſchmack am
„Vergnügen wird durch dieſe Zeitkürzung geſchmei-
„chelt. Sind Damen von der Partie, ſo muß es
„die Liebe auch ſeyn. Kurz, die Sphäre unſerer Lei-
„denſchaften findet ſich hier verengt, concentrirt, in
„ein kleines Rad zuſammen gedrängt. Alle knüpfen
„ſich hier von ſelbſt in einander, verduften und er-
„ſchöpfen ſich, fern von ihrer Quelle und ihrem Zweck.
„Muße und Langeweile, Geiz und Träge, Ehrſucht
„und Gemächlichkeit — alle verſchlingen gemein-
„ſchaftlich eine hole Nahrung, die ſie alle abſpannt
„und entkräftet. Da nun aus der Gährung dieſer
„großen Leidenſchaften gemeiniglich mehr Böſes ent-
„ſpringt, als Gutes: ſo hat das menſchliche Ge-
„ſchlecht mehr gewonnen, als verlohren. Es giebt
„nicht große Tugenden mehr: die großen Laſter aber
„nehmen auch ab. Meuchelmorde, Vergiftungen,

„alle Abscheulichkeiten bürgerlicher Kriege sind einem „Volk fremde, wo Männer und Weiber einen so gros„sen Theil ihrer Zeit — dem Kartenspiel widmen.

„Mit Recht beklagt man sich freilich, daß auch „jene Schöpfergenies, jene verschlingenden Köpfe, „jene Heldengeister verschwunden sind, deren Tugend „und Patriotismus die Menschengattung gleichsam „veredelte. Aber wie selten sind doch diese Himmels„geschenke immer gewesen! statt, daß jenes Gewebe „von Grausamkeiten und Uebelthaten, die die mensch„liche Natur entehren, so gemein war, daß sie fast „nicht mehr erstaunten. Ein Feind, ein Böse„wicht, sagt Zoroaster, findet hundertmal am Ta„ge Gelegenheit zu schaden, und ein Tugendhaf„ter oft im Jahr kaum Gelegenheit seinem Freun„de zu dienen. Der Hause des Menschengeschlechts „glaubt sich entübrigt, die großen Muster nachzuah„men, zu denen er sich unfähig fühlet; er hat aber „nur zu viel Hang, vom Strom böser Beyspiele sich „hinreißen zu lassen. Sie sehen also, m. H. daß so „entfernt diese Grundsätze dem Satz dieses Briefes „scheinen, so sehr könne man sie zur Stütze meines „Systems brauchen. Der Rausch einer leichtsinni„gen Zeitkürzung, der die Würkung der Leidenschaf„ten gleichsam hintergeht und fortspielet: er schwächt „den Enthusiasmus des Geistes und des Herzens. „Oft werden die Tugenden, nochmehr aber die La„ster

„ſter und die Verbrechen, deren immer mehr als „der Tugenden iſt, dadurch verhauchet. Und ſo wi„derſpreche ich keineswegs dem, was ich von meinen „Lehrern gelernet: ich weiß eine Stelle Diderots „über die Leidenſchaften noch auswendig; aber in„dem ich dieſe erhabne Ideen annehme und mir zueig„ne, glaube ich behaupten zu können, daß die Kar„ten den Geiſt und das Herz des Menſchenge„ſchlechts bereitet haben, die Eindrücke zu em„pfangen, die der Fortgang der Kenntniſſe und „der Aufklärung auf Regierung und Sitten ma„chen ſollten. Vielleicht wird mit der Zeit dies Ge„rüſte unnoth; Tugend und Vernunft werden ſich „dann eine größere Springfeder wählen können. In„deß ſcheint mir mein Parador Ihrer Unterſuchung, „m. H. nicht unwerth, und ich wollte, daß man ein „akademiſches Programm über die Frage machte:

„Ob die Erfindung des Kartenſpiels, ſein „Fortgang und ſeine Allgemeinheit, mit bey„getragen, die Sitten Europens zu än„dern?“

„Eine gelehrtere und weiſere Feder würde weitläuf„tiger ſchreiben können über die Spiele der Alten, „ihre Art und Würkung, über ihre Verſchiedenheit „von unſern Spielen; alsdenn, wenn ſie zum Zeital„ter Karls VI. käme, da man das Kartenſpiel er„fand, ſeinem Fortgange folgen, und die unmerk-

„liche Farbenbrechung der Sitten bemerken, die so „zu sagen dem Fortgange des Kartenspiels folgte. „Ich bitte um Ihre Meynung hierüber, und bin ꝛc.

Das ist nun der tiefgedachte philosophische Brief, und nun werden Sie mich sowohl der Tirade aus Diderot über die Leidenschaften, die der Verfasser mit einem plötzlichen voici ses propres paroles, als ob er sie auswendig wüste, und sie doch warlich nicht wuste, seinem Contexte sehr hölzern und widrig (vielleicht an den Verf. der Stelle selbst) einschaltet; sowohl ihrer, sag' ich, als des herrlichen langen Postscripts werden Sie mich überheben, worinn der Verf. es weislich nachholt, daß doch nicht die Karten allein (das sey beyleibe nicht seine Meynung!) sondern sie, zusammt

I. der Abschaffung des Feudalwesens

II. zusammt der Entdeckung Amerika's, neuer Reichthümer ꝛc.

III. zusammt der Buchdruckerey, dem Fortgang der Aufklärung, Künste und Wissenschaften;

IV. endlich, zusammt der Abschaffung des geistlichen Machiavellismus, davon unsre Fürsten ganz zurückkämen —

zusammt alle diesem also die Karten, und doch sie zuförderst die große Revolution bewürkt hätten, von der sein Brief voll ist. Ich glaube Sie mit diesen

glorreichen Nummern nicht überhäufen zu dörfen, die Sie in allen unsern pragmatischen Geschichten nach neuphilosophischem Geist finden und gefunden haben. Eilen Sie lieber selbst (ich will Ihnen keinen Augenblick Zeit mehr rauben) zum großen Werk

der Verbesserung des menschlichen Geschlechts;

der Milderung der Sitten und Leidenschaften;

der Ausrottung, Verengung und Verkleinerung aller Ungeheuer, Laster und Bosheit;

des Gegengifts gegen Langeweile, Trägheit, Mordthaten, Liebe, Freundschaft und Verschwörung;

zum großen Werk der Vermischung der Geschlechter zu Kartenblättern in eigner hoher Person, ohne Liebe, Regung, Geistesumgang, Freundschaft —

eilen sie zum magischen Tisch dieses großen Werks und genießen daran alle Götterwollust eines Aufklärers und Verbesserers der Menschheit, eines Ungeheeraustrotters und Löwentödters, Herkules, Apollo's, Manko-Kapaks, und in der Begeisterung welches Namens Sie nur Ihre Triumphe ausspielen wollen. Ich verharre mit demüthiger Verehrung so großer Verdienste u. s.

II.

Sie halten Pinto's Brief für nicht mehr und minder als — Satyre? und freilich kommt man so mit Einmal aus. Indessen muß es dann wenigstens schlechtgerathne Satyre seyn, denn niemand hat sie dafür gehalten, wahrscheinlich auch selbst nicht ihr Verfasser, nach dem Geist seiner andern Schriften. Der Mann, der die Eifersucht aus dem Handel verbannen konnte, kann auch die Leidenschaften aus der Menschheit verbannen: es ist im Grunde Ein Sophism, oder wie wirs nennen, Ein philosophischer Grundsatz, um den sich nun aller übrige Kram wendet. Hätte also Pinto seinem Jahrhundert was weiß machen wollen, so hätt's vielleicht mit mehr beißendem Salze, zusammenhangendem leichten Fluge geschehen müssen, und nicht mit dem Bley oder den Holzklötzen gängiger Lieblingsideen unsrer Weltaufklärer, Menschenmilderer, Toleranzprediger und Sittenverbesserer, als ob sie Flügel Merkurs oder goldene Bande wären zum Empyreum der seeligen Götter! —

Sey indeß, wie ihm wolle; eben das Spielende im Briefe bey solcher Behandlung solcher Materie freut mich. Welch aufgeklärtes Jahrhundert muß es seyn, dem man einbilden kann:

„man sey lange gnug gesund und stark gewesen, das edle sitzende Leben, das Kartenspiel, mache uns schwach, folglich glücklich.„

„Zu-

„Zulange habe man mit einander gesprochen,
„(das nennen sie, cabalirt, conspirirt, die Regierung
„controlirt u. s.) sey endlich Zeit, Kartäuser zu
„werden, sich einander anzugaffen, und, statt Me-
„mento mori, zu murmeln: Coeur Farbe!

„Zulange haben Männer mit einander gelebt,
„sich liebgewonnen, gestärkt, Herzen, Seelen ver-
„tauscht (das heißt, in die Schenke gegangen, trun-
„ken und folglich — Freund und Aufrührer wor-
„den) jetzt seys besser, viel Bekanntschaften und kei-
„nen Freund zu haben, sich mit den Weibern, wie
„Kartenblätter, in der Gesellschaft zu mischen, und
„auch mit ihnen Gespräch, Belebung und Bildung
„abzuschwören; Enthusiasmus des Geistes und der
„so seltnen großen Tugenden zu unterdrücken, weg-
„zulüften, zu — spielen.

„Zulange habe das Weib den heiligen Schleier
„der Schaam und schüchternen Entfernung getra-
„gen, der ihrem Geschlecht so wenig gebühre; das
„habe üble Folgen gegeben, die Liebe gegen so liebe
„Geschöpfe sey leicht Leidenschaft, Mord und Tod-
„schlag worden. Jetzt dem tapis verd gegenüber,
„da es der Mannsperson so leicht falle, sich an den
„Reizen der Schöne zu sättigen — Dank den Kar-
„ten, gebe es viel Gebieterinnen und keine Geliebte.
„Glücklich weggebannt die fatale, gothische, Hoch-
„achtungs-

„achtungsvolle, brennende, Mord- und Todbringen-
„de Liebe. Weiber, ihr habt gewonnen! Ihr seyd
„da — zum Spiel.

„Einst erzeugte die Flucht vor der pickenden Lan-
„genweile (unbequeme Zeiten!) Arbeit, Erfindung,
„Fleiß, Nachdenken, schwere Tugend; die wurden
„der Regierung so oft unbequem: man unterstand
„sich, über das, was man sah, zu denken, zu unter-
„nehmen; das gab (denn Laster sind doch einmal
„gemeiner als Tugend) Verschwörungen, bürgerliche
„Kriege. Jezt, Dank den Karten! denkt niemand
„an Erfindungen, Arbeit, schweren Fleiß, tiefes
„Nachdenken, — an Verschwörungen und bürger-
„liche Kriege mehr: man spielet.

„Die Magie des Kartenspiels schafft eine neue
„Welt, einen Brennpunkt fast aller Leidenschaften
„im Kleinen, wo sie brennen und doch nicht bren-
„nen, Leidenschaften und doch keine Leidenschaften
„sind. Sie verdusten, verlieren sich fern von ihrem
„Zweck, und daher entspringt viel Gutes. Die
„gährende Menschennatur ist doch einmal mehr zum
„Bösen geneigt, als zum Guten: man muß ihr also
„alle Kraft, auch Gutes zu thun, nehmen; sonst thut
„sie immerdar Böses. Statt Gedanken und Leiden-
„schaften ihr eine Zauberschale geben, worinn quasi
„die Schatten der Gedanken und Leidenschaften spie-
len;

„len; aber falſche Schatten! ein Reich der Todten,
„wo, nach der Fabel, der Nebelarm mit dem Nebel-
„ſchwerdt ſchlägt und nicht ſchlägt, das Nebelhirn
„denkt und doch nicht denkt, das Schattenherz em-
„pfindet und doch nicht empfindet. Langeweile,
„Muße, Träge, Geiz, Ehrſucht, Gemächlichkeit
„ſchnappen nach Tantalus Speiſe, werden nicht ſatt,
„ſondern matt und müde. Sind Dames von der
„Partie, ſo iſts die Liebe auch; jene Kartenſpielliebe
„nemlich, das gerühmte Gegengift gegen die fürch-
„terliche Leidenſchaft und Neigung. Jrion darf
„nach der Juno — nicht einmal mehr haſchen, ſon-
„dern mit der glänzenden Wolke nur ſpielen.„

So liebe ich unſre Philoſophie! wenn ſie über ſolche Gegenſtände, wo jeder Urtheilsherr iſt, ſich erklärt, und nach ſolchen Grundſätzen ſo entſcheidet! „Ein Böſewicht, hat Zoroaſter geſagt, kann an ei-
„nem Tage tauſendmal ſchaden; ein Tugendhafter
„das ganze Jahr durch kaum einmal nutzen.„ So liebe ich Philoſophie, wenn ſie (aus des falſchen Zoroaſters Rachen, denn der wahre Zoroaſter ſagt gerade das Gegentheil) ſolche Paniere aufwirft! „Ein Mahomedaner, der mit Aſiatiſchen Augen un-
„ſere große Geſellſchaften ſähe, würde die Boßheit
„haben zu denken, wir Europäiſchen Baſſen hätten
„unſre Serrails gemein„ — und warum nicht fortgefahren? „und hätte die Bosheit zu glauben, daß
„wir

„wir alle ausgestorbne Bassen seyen, die ihr Serail „gemeinschaftlich haben müßten. Drey Triebfe„dern erschlafft, Körper, Leidenschaft, Seele; und „nun Zauberbrennpunkte errichtet, wo die Leiden„schaft spielen und nicht seyn darf, wo die Liebe — „nur von der Kartenpartie ist, und man sich an „den Reizen und Blicken der Gebieterinn, dem tapis „verd gegenüber, ersättigt und gnug hat.„ — Das nenne ich Philosophiren! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Tißot hat ein Buch geschrieben, die Charta magna unsres jungen d. i. unzeitig aufblühenden und verwelkenden Jahrhunderts. Der dumpfe Menschenfreund hat noch die Gutherzigkeit, gegen das Uebel, wofür er väterlich warnet, als gegen die Pest des Menschengeschlechts, den fressendsten Krebs des Geistes und des Herzens, des Enthusiasmus und aller gesunden Stärke, wie ein Engel Gottes zu streiten. Wie entzaubert sind unsre Augen! wie ungleich besser wissen wirs itzo! Läßt sich nicht davon alles und vielleicht mit tausendfach stärkerm, innerm Anrechte sagen, was Pinto vom Kartenspiel gerühmt hat? Welches von beyden hat mehr beygetragen, die Leidenschaften auszubrennen und zu verduften, die so schädliche Stärke des Körpers und der Seele, Energie des Blicks und des Enthusiasmus hinwegzubannen und als Ungeheuer zu verrufsen?

ſen? Welches von beyden hat alſo mehr beygetragen, die Sitten des menſchlichen Geſchlechts zu mildern, Grauſamkeiten und wilde Laſter zu ſchwächen, die Toleranz in Europa zu etabliren, ſeine Bewohner zu ſo ruhigen, frommen Sitzleuten zu machen, als ſie es ſind, und Dank dieſer Anti-Tiſſotſchen Tugend mitgeworden? „Freylich (wird man ein Poſt„ſcript machen können) hat ſie nicht Alles gethan: „auch die Buchdruckerey, der Handel, die Erfin„dung Amerikas, die Abſchaffung des Feudalweſens „und geiſtlichen Machiavelliſmus, inſonderheit das „Kartenſpiel, haben das ihre dazu geholfen. Auch „will man nicht ſagen, daß vielleicht mit der Zeit „die Vernunft und Tugend ſich nicht ein andres „Gerüſte, eine andre noch würkſamere Triebfeder „als dieſe iſt, werde wählen können. Gnug aber, „man glaubt behaupten zu können, daß zu den Ein„drücken die der Fortgang der Wiſſenſchaften und „der Aufklärung auf Sitten und Regierung machen „ſollte, die belobte Anti-Tiſſotſche Tugend reich„lich mitgeholfen. „Avant cette Epoque l'amitié et *l'amour n'étoient des paſſions.* A preſent, grace a l'.. *on n'eſt guere, que galant:* on a beaucoup de connoiſſances et pas un ami, *nombre de maitreſſes et pas une amante.* Vous touverés donc, que ce jeu-là qui mêle et qui confond les hommes et les femmes encore plus que le jeu des cartes, doit forcement *ralentir l'energie de l'amour.* Ajoutés à cela que *les efforts*

efforts pour fuir l'ennui ſe trouvent ralentis par cet amuſement. Du relâchement de ces reſſorts combinés-en les effets et calculés-en les reſultats. *La vie plus ſedentaire*, à la quelle cet eternel amuſement invite les deux ſexes, *amollit le Corps*; d'ou reſulte en Phyſique et en Morale un ſyſteme nouveau de moeurs, de temperament et de conſtitution. La magie de ce jeu forme *un foyer commun de presque toutes les paſſions en mignature:* elles y trouvent, pour ainſi dire, toutes leur aliment. Il eſt vrai que presque *tout y eſt microſcopique* et *plus illuſoire encore que l'illuſion commune.* L'idée confuſe de bonheur et de malheur ſ'y trouve: la vanité même y eſt intereſſée — Les Dames etant de la partie, l'amour doit en etre. *La ſphere de nos paſſions ſe trouve retrecie, concentrée et confinée à une petite orbite.* Toutes les paſſions *ſ'evaporent* et *ſ'epuiſent loin de leur ſource et de leur but.* L'ennui, le loiſir, la pareſſe, l'avarice, l'ambition et l'oiſiveté devorent en commun une nourriture creuſe, qui enerve leur force et leur activité; et comme de la fermentation de ces grandes paſſions il reſulte d'ordinaire plus de mal que de bien: le genre humain a plus gagné que perdu. Je voudrois qu'on en fit un Programme Academique, à ſavoir: *Si l'invention de ce jeu-là, le progrès de cet amuſement en ſon univerſalité ont contribué à changer les moeurs en Europe.* Wiſſen Sie eine Akademie, die über Fragen der Art verlegen

gen iſt — (wie es denn oft ſeyn mag) ſo fourniren. Sie ihr dieſe. Daß ſie aber ja nicht vergeſſe, nach löblicher Gewohnheit zugleich den ganzen Gang vorzuzeichnen, den der Beantworter der Frage zu gehen habe, oder aber — Doch was gehn uns alle akademiſche Fragen an, über die ſelbſt die Frage wäre: was ſie, ſeit Erfindung und dem herrlichen Fortgange der Akademien, in Europa für Würkung gethan haben? Ich bin ꝛc.

III.

Ihr letzter Wink hat mich überwieſen. Der Verfaſſer des Eſſai ſur le Luxe hat nach den Grundſätzen, nach denen er da urtheilt, hier nicht anders als eine Satyre ſchreiben können. Alſo gnug davon und für mich deſto beſſer; ich komme aus ernſthafter Unterſuchung auf den Ton zurück, in dem ich zuerſt anſtimmte, über Alles, was Spiel iſt, nicht anders als zu ſpielen.

Pinto machte eine akademiſche Frage draus; ich glaube dreymal mehr Urſache zu haben, es zum Heldengedicht zu machen. Die Erfindung des Kartenſpiels, ein Heldengedicht in vier und zwanzig Büchern. Heil mir ob dem großen Gedanken! Heil dem Gebohrnen oder Ungebohrnen, der ihn ausführt!

Ob ich gleich, ein ordentliches Recept dazu zu geben, den großen Le-Boßu nicht bey mir habe: so sehen Sie doch, daß hier Materie, Zweck, Handlung, Raum, Zeit, Maschinen, das Wunderbare und alle andere Erfordernisse der Epopee im größesten Maaße sich finden. Materie, welche größere kanns geben, als die sämtliche Verbesserung des menschlichen Geschlechts, die Ausrottung aller Leidenschaften, Ungeheur und Laster, Besänftigung der Sitten, Darstellung der Toleranz in Europa — welche größere, für unsre Zeiten paßendere, könnts geben? Unendlich edler, als

μηνιν αειδε θεα κ. τ. λ.

anzustimmen, oder die einzelnen Abentheuer Ulyßes und aller seiner Nachfolger der irrenden Ritter und Schildknappen herzuleyern. Der Zweck ist hier so philosophisch, so menschenfreundlich und allgemein, einer erleuchteten Vernunft oder einer vernünftigen Erleuchtung nicht unwerth. Was der große Heldendichter Pope in seinem Brutus als Ey legte, aber nicht ausbrüten konnte; was der unsterbliche Voltäre in seiner Henriade zum Theil schon unternahm, und der noch unsterblichere Thomas in seiner künftigen Petreade noch mehr erfüllen wird, die Aufklärung, Milderung und Entfeßlung Europens nicht blos zu besingen, sondern auch — durch Verse — zu bewürken, fände hier seinen Mittelpunkt

punkt und erſte Triebfeder. Raum und Zeit ſind gerade, wie ſie zum Plan eines Heldengedichts ſeyn müſſen, nicht zu lang, nicht zu kurz, ohngefähr der Raum einiger Spieltiſche und ihrer Spielſtunden. Die Handlung, komponirt inſonderheit mit ihrer Würkung, iſt außerordentlich ſimpel, ruhig, voll ſtillen Plans und erhabner Größe, die Ausſpielung einiger Blätter zur Bildung Europa's und der geſammten Menſchheit. Die Maſchinen ſind ganz neuer Art, wahr, mannichfalt, bunt und wunderbar im größten Grade; es ſind die Kartenblätter ſelbſt, Könige, Frauen und Knechte; Urſprünglich vom Himmel geſandt, der geheiligten Perſon eines blödſinnigen Königs in ihrem Unmuth beyzuſtehen, und nachher zu dem großen Zwecke hienieden beſtätigt und vom Schickſal geſtempelt, das Menſchengeſchlecht zu beſſern. Auſſerordentlich rüſtig zu ihrem Geſchäfte, treiben ſies in der unbemerkteſten Stille; laſſen gedultig ſich miſchen, wie das Schickſal ſeine Blätter miſcht; ſtreiten denn, ſtoßen aufeinander, fallen und fällen, wie Homers Götter; kriechen in Eine Schale, wie Miltons Teufel kaum in ihr Pandämonium krochen: Leichen über Leichen werden Rottweiſe gemähet, bis endlich das ganze Schlachtfeld öde und leer daſteht, und nur die unſichtbare Waage des Schickſals bey Sternenklang wäget, und jede Partie von Kartenſpielern im matten verſeſſnen Aufſtehen es durch alle Gebeine fühlet,

wie viel sie zum Wohl der Welt und zur Tödtung der Leidenschaften auch in dieser feyerlichen Sitzung beygetragen haben. — Ohne Zweifel fühlen Sie mehr als ich sage, und müssen mehr fühlen —

— Glücklicher Barde, der
unverdächtig ein Werk, höher als alles Werk,
in sein Saitenspiel singt. —
Götter, wäre doch ich dieser beneidete
Barde! Selber zu schwach, aber durch meine Schaar
bunter Blätter gestärkt, die wie die Blätter des
Schicksals rauschen: wie weit ließ' ich euch hinter mir
Sänger Heinrichs! und dich ganze Zunft Ludewigs!

— Aber ich habe noch ein größers auf dem Herzen, einen pädagogischen Zweck des Kartenspiels, das ist, ein Edukationsinstitut in- und aus Kartenblättern, völlig im Geschmack unsrer Zeit, das aber ohne Zweifel länger als ein Kartenhaus oder Kartenspiel daure. Seit der große Johann Amos Komenius, Schulmeister, Pansoph und Schwärmer, das Heldenwerk begann, alle Pansophie, von der er nur Begriff hatte, in seinen Orbis pictus zu lagern, (ich weiß nicht, ob der große Mann Karten gespielt und durchs Kartenspiel auf seine gemahlte Pansophie kommen) seitdem haben mehrere Erzieher des menschlichen Geschlechts Fleiß darauf gewandt, die Encyklopädie alles Wissens auf einigen Blättern, in einigen Gemählden, darzustellen und in die leere Nußschale des Hirns ihrer Zöglinge sau-

ſauber zu ſpünden. Inſonderheit iſt unſre Zeit an Verſuchen der Art reich und glücklich, ob man ſie gleich, dünkt mich, noch nicht zu der einfachen Handlung und handlungsvollen Lebhaftigkeit gebracht hat, als ſie zu bringen wären. Man hat Buchſtabierkaſten erſonnen, lehrt die Kinder durchs Kartenſpiel leſen, logiſch denken, moraliſch handeln und kombiniren — aber alles noch nicht gnug. Das ganze Elementarwerk, alle Encyklopädie des menſchlichen Wiſſens könnte, erſt in einzelnen Wiſſenſchaften, ſodann im Ganzen ins Kartenſpiel gebracht, und nach ſehr leichten und angenehmen Regeln, nicht wie die Ars Lulliana oder Kirchers Ars magna ſciendi erlernt, getrieben und geübt werden. Beyſpiele thun hier das Beſte.

Bekanntermaßen ward das Kartenſpiel für einen König erfunden und natürlich treten ſeine Nachfolger in die Vorzüge, und Beneficien ihres Ahnherrn, für den es erfunden ward. Die Regierungskunſt müßte alſo zuerſt in Form eines Kartenſpiels gebracht werden; nach den Vorarbeiten unſres Jahrhunderts dünkt mich auch nichts leichter. Der groſſe Montesquieu, Lehrer der Könige und Bilder der Welt, hat alle Regierungsformen bereits unter vier Farben geordnet, wo *coeur* natürlich honneur, principe de la Monarchie, *carreaux*, die Armbolzen des Deſpotimus, mit der Aufſchrift crainte, prin-

cipe du Deſpotisme bedeutet; für die doppelte Vertu der Democratie und Ariſtocratie bleibt alſo *pique* und *treffle*, ſehr deutbar. Alle Räder und Maſchinen des Staats ſind beym Kartenſpiel im Gange, Könige und Buben, Geld und Damen: im ewigen Kampfe mit einander, in Handlung und Würkung. Alle tief- und feinſinnigen Bemerkungen des großen Montesquieu, ſein ganzer Geiſt der Geſetze aller Völker und aller Zeiten, der jetzt im Buch ſehr durch einander gähret; wenn er unter die vier Hauptgrundſätze, pique, carreaux, treffle und coeur gebracht würde, die ihr großer Urheber vielleicht eben im Sinn hatte, als er ſeine principes erfand, und der Prinz ſie nun unter der Aufſchrift ſeiner Mentoren (er kann alſo immer en trois oder en quatre ſpielen) ſie täglich durchnähme — welche herrliche Folgen, welche neugebildete Völker! Montesquieu, du Lehrer der Könige, du Schöpfer einer neuen Welt durch — einen Eſprit des Loix au Jeu des Cartes! Und du glücklicher Geiſt, Pallas ſelbſt in Geſtalt eines Fürſtenmentors, der du Montesquieu alſo in die Hände bringſt (in ludum convertis, in uſum Delphini) ewig bleibe dir der erſte und letzte Satz der Spieltaſſe, mehr alſo, als der Erfinder des Kartenſpiels bekam und minder, als der Erfinder des Schachſpiels prätendirte! —

Sie ſehen, m. Fr., daß dieſem principio a Jove (Jovis enim omnia plena) alle andre Wiſſenſchaften leicht

leicht nachfolgen würden. Alle vier Fakultäten würden zuletzt nicht mehr und minder als die vier Farben des Kartenspiels werden und alsdann, Menschengeschlecht! dann bist du gebildet! und du große Triebfeder der Welt, allmächtiges Kartenspiel! dann hast du dein Loos vollendet. — So lange indeß, m. Fr. wollen wir Gott danken, daß wir beyde unser Bischen Wissen und Sittlichkeit noch nicht durchs göttliche Kartenspiel lernten.

N. S. Nachschriftlich wollte noch die berühmten quatres siècles d'or, ou les quatre âges du gout in Erinnerung gebracht haben. Der große Voltaire hat sie, statt der weiland berühmten vier Monarchien, etablirt, und die vier Regionen des Kartenspiels sind der beste Schauplatz ihrer Thaten. Da steht schon (nur freylich zuhinderst) der griechische Brausebart Alexander, Stifter des ersten goldnen Weltalters an Geschmack, schöner Natur und klaßischen Zeiten. Die andern beyden mögen folgen, und Coeur König, Ludwig 14. der Erste und Größte unter allen die zu Reformatoren des Geschmacks, zu Schöpfern der goldnen Zeit u. s. von Weibern gebohren waren, beginnet den Zug — über den nun weiter nichts drüber. — Da wir einmal in der Zeit leben, daß Lehrbücher allerley Art (und bald auch die erforderlichen Lehrlinge der Bücher)

als nothdürftige Preisfragen, einiger Heller werth, aufgegeben werden: so dürften obgedachte Wissenschaften und Encyklopädien in Kartenblättern und Taschenformat sich hoffentlich Vorzugsweise dieses Sonnenscheins menschenfreundlicher und gelehrter Mecänaten zu erfreuen haben. Ut supra.

V.

Zweyter Brief
über
die hohe Kameralschule zu Lautern.

Unserm Versprechen gemäß, will ich Ihnen jetzt —, eine nähere Nachricht über die Art mittheilen, nach welcher auf unserer hohen Schule die Gewinnung der Landesprodukte gelehrt wird. Billig müssen wir hiemit den Anfang machen, da die Menge derselben, oder ihr Mangel, ihr angemessenes oder verkehrtes Verhältniß gegeneinander, einen so beträchtlichen Einfluß auf die ganze Wohlfarth des Staates äußert. Die Landeserzeugnisse liefern den Einwohnern die nöthigsten und zum Leben unentbehrlichsten Produkte, deren Mannichfaltigkeit, so wie ihr möglichster Ueberfluß, die sichersten Mittel darstellen, auch dasjenige durch die Abgabe zu erhalten, was von diesen Bedürfnissen nicht selbst in dem Lande erzeugt wird, und man daher aus andern

Ge-

Gegenden herbeyzuschaffen genöthigt iſt. In allem Betrachte zeigt ſich die Gewinnung dieſer Produkte von der größten Wichtigkeit; und eine Landesregierung, welche nicht auf dieſe Urquelle des Reichthums und des bürgerlichen Wohlſtands ihr Hauptaugenmerk richtet, wird unvermeidlich den großen Nachtheil empfinden, der aus der Vernachläßigung und dem Verfalle derſelben entſpringen muß.

Die Landwirthſchaft begreift überhaupt alle Zweige jener Gewinnung in ſich; wiewohl man vorzüglich den Ackerbau und die Viehzucht unter dieſen gemeinſchaftlichen Namen zu verbinden pflegt. Durch jenen erhalten wir die zur Nahrung erforderlichen Getreidefrüchte, und eine mannichfaltige Menge anderer überaus nutzbarer Gewächſe. Inzwiſchen würde er nicht beſtehen, und nur mit einigem Vortheil betrieben werden können, wenn nicht die Viehzucht, nach ihrem verſchiednen Ertrage, den ſie außerdem abwirft, beſonders zu einem Zwecke mit ihm gehörig vereinigt wird. Allein der Umfang der Landwirthſchaft erſtreckt ſich noch weiter, indem wir die Gärtnerey, den Weinbau, die wilde Baumzucht oder das Forſtweſen, und mehrere natürliche Erzeugniſſe der Oberfläche der Erde, im Allgemeinen derſelben beyzählen. Eben ſo wichtig, wie jene, ſind auch die Reichthümer, welche aus den Eingeweyden der Erde herausgebracht werden, und die den Vorwurf des Bergbaues ausmachen. Ein Land, das ſeine unterirr-

dische Schätze zu benutzen weiß, ist eben so glücklich als jenes, welches die Reichthümer der Oberfläche wohl zu gewinnen und zu vermehren verstehet; und diese Erzielung beyder Gattungen von Naturprodukten macht den Gegenstand des ersten praktischen Kollegii, welches auf der hohen Kameralschule vorgetragen wird.

So wenig es aber hier die Absicht ist, noch jemals werden kann, Landleute, Gärtner, Weinarbeiter, oder Bergleute zu ziehen: so ist es doch die Pflicht im Vortrage das Ausübende jedes Theils um so mehr hinlänglich beyzubringen, da ohne Kenntniß desselben nie die Gesetze des Ackerbaues wohl abgefaßt werden können, welche Ackerpolicey gleichwohl der Hauptvorwurf dieser Vorlesungen ist. Zuförderst werden daher die Grundsätze der Fruchtbarkeit untersucht, die verschiedenen Meynungen der Gelehrten darüber vorgetragen, und da aus langwierigen Erfahrungen endlich erhellet, daß nur ein wohlbehandelter Acker Nutzen abwerfe, so zeigt man, wie hieraus die Nothwendigkeit der Bevölkerung fließe, und warum in entvölkerten Gegenden der Ackerbau so sehr darnieder liege. Eine andre Folge dieser Untersuchung ist der unendliche Schaden, den die Viehweiden dem Staate jährlich zufügen, und bereits zugefügt haben. Der Verlust jenes Platzes, der hierzu unbebaut liegen bleibt, selbst die daher oft entstehenden Viehseuchen, wären noch gering in Ansehung desjenigen Nachtheils, der durch die Vernachläßigung des

Dun-

Dunges allen übrigen Feldern zuwächst, deren Ertrag nie zu der Höhe gebracht werden kann, zu der sie bey der vortheilhaften Stallfütterung leicht zu erheben gewest wären. Die Ackerpolicengesetze zeigen daher die Mittel, wie sowohl diese schädliche Viehweiden, als auch die Stallfütterung befördert, und hierdurch der Ackerbau zu seinem wahren Flore gebracht werden könne.

Das Nächste hierauf ist die Bestimmung der verschiednen Früchte, die das teutsche Clima hervorzubringen vermag. Schon eine leichte Betrachtung zeigt es, daß wenn eine Fruchtsorte zu häufig gebaut werde, und in einem großern Ueberfluß vorhanden ist, als die eigenen Einwohner sowohl, als die benachbarten Gegenden verbrauchen können, selbige in einen solchen Unwerth falle, daß sie der Landmann mit Schaden erzielen müsse. Eine ächte Ackerpolicey bemüht sich daher die Anzahl der zu bauenden Fruchtsorten, so viel als möglich, zu vermehren, ohne dadurch den nöthigen Korn, Spelz, Gerste und Haferbau zu vermindern. Vorzüglich richtet sie hierbey ihr erstes Augenmerk auf die Wiesen, und den künstlichen Futterbau; denn da ohne diesen die Stallfütterung ohnmöglich ist, so muß sie nicht nur alles zu entfernen suchen, was diesen behindern und nachtheilig seyn kann; als den Uebertrieb des Viehes; sondern auch durch Befreyung der Kleefelder von allen Zehnden, solche Ermuntrungen aufstellen,

len, welche den Landmann zu reizen im Stande sind, einen Anbau zu unternehmen, der nicht allein sein eigenes Aufkommen erleichtert, sondern durch allgemeine Einführung den Nutzen des ganzen Staates befördert.

Eine Pflicht ist ferner dahin zu denken, daß durch den Landbau, so viel als möglich, in dem Lande baares Geld erhalten, und dann auch fremdes durch ihn hineingezogen werde. Hierzu dient der Anbau verschiedner andrer Gewächse, wie unter den Oelgebenden der Rüb- und Mohnsaamen, u. a. welche wegen ihrem unentbehrlichen Gebrauch, so viel als möglich, überall eingeführt zu werden verdienen. Der Hopfen giebt in einer Gegend, in welcher auch Wein genug gezogen wird, einen sehr einträglichen Bau, indem jederzeit Leute vorhanden sind, denen der Preiß des Weines zu hoch, und die sich aus guter Haushaltung des Biers bedienen müssen. Der Tabak ist gleichfalls eine Nothdurft des Lebens geworden. Der Anbau der Färbekräuter, als Krapp, Waid, Safflor u. a. m. sind noch um so viel wichtiger, indem durch ihren Mangel beträchtliche Summen zum Lande hinaus gehen, welche durch ihre Erzielung nicht allein erhalten, sondern auch durch selbige viele Hände beschäftigt werden können; so daß bey der täglich fühlbarern Nothdurft einer zu vermehrenden Bevölkerung dem gemeinen Mann durch Taglohn eine Quelle seines Einkommens entstehet, und hiemit dem Staate die Absicht

ſicht erleichtert wird, die Zahl ſeiner Unterthanen zu vergrößern. Eben ſo iſt der Weinbau überaus wichtig, oft wichtiger für den Staat, als für den armen Winzer, der ihn beſtellt. Nothwendig iſt es, daß man hiebey auf ſolche Traubenſorten ſiehet, deren Anpflanzung einen guten Wein liefern können; auch ſind die Gegenden nicht gleichgültig, wo man ſie bauet: denn da nur die Benutzung der günſtigen Lagen dem Lande zum Vortheil gereichen, ſo verhindert mit Recht die Policey den Anbau deſſelben, wo er mit Schaden verbunden iſt, theils um den guten Ruf eines Weinlandes zu erhalten, anderntheils die Unterthanen, die ſich mit dieſem Bau beſchäftigen, für dem Bettelſtab zu bewahren.

Auf die nemliche Art werden auch die Vortheile einer guten Viehzucht zergliedert, und die Mängel gezeigt, die ſowohl durch die kleinen Viehſorten, theils auch durch ſchlechte Benutzung des Viehertrages dem Lande jährlich erwachſen. Traurig iſt es gewiß für eine Landesregierung, wenn ſie ſehen muß, wie für groſſe Ochſen, für Schweizer- und Holländerkäſe ſo vieles Geld hinaus gehet, welches zum Vortheil des Landes hätte erhalten werden können.

Die Schäfereyen ſind in Anſehung ihres unentbehrlichen Produkts an Wolle von nicht geringerer Wichtigkeit; auch hiever wird eine Policey beſorgt ſeyn, daß das erforderliche von ſelbiger in dem Lande ſelbſt erzeu-

get, und, durch eine gehörige Wartung der Heerden, sie von der besten Eigenschaft gewonnen werde. Aus demselbigen Grunde verdient auch die Seidenzucht, nach der Lage der Gegenden, eine Unterstützung, so wie die Bienenzucht, welche uns mit dem so angenehmen als nützlichen Erzeugnisse an Honig und Wachs versieht. Die Jagd, die Fischerey, sind ebenfalls eine Quelle von Einkünften, welche aber, vorzüglich die erstere, in einer besondern Rücksicht auf die Gegend, und die übrigen Zweige der Landwirthschaft, wohl erwogen zu werden erfordert.

Eben so wichtig, wie jene Gewinnungen, ist auch die Gärtnerey dem Staate, wenn man sie wohl zu behandeln weiß. Die zahmen Bäume werfen jährlich eine große Summe Geld, sowohl für das rohe, als für das getrocknete Obst ab. Und was sind hie nicht noch für verschiedne Verbeßrungen möglich, die zum Nutzen der Landeshaushaltung dienen könnten, wovon ich nur das Cidermachen zum Beyspiel anführen will? Selbst die Gemüßgärtnerey und der übrige Gartenbau ist dem Staate nicht gleichgültig, und er bemüht sich, nach dem Beyspiele der Holländer, solchen zur Quelle des Staatsreichthums zu erheben. Die Kunst weiß hier Gewächse und Früchte zu erbauen, die wir bisher aus dem südlichern Theile Europens gezogen haben, und belustiget dadurch nicht nur das Auge, sondern verschaft auch dem Einwohner eine Vermehrung seiner Ein-

Einkünfte. Selbſt der Blumenbau iſt gewiſſermaßen wichtig, und dem Staate in ſo ferne daran gelegen, daß durch eine beſſere Kenntniß deſſelben verhindert werde, in ſolchen Kleinigkeiten fremden Ländern nicht mehr zinsbar bleiben zu dürfen.

Noch ſind auch die Wälder ein Vorwurf von überaus großer Wichtigkeit. Das Holz, welches ſowohl zum Bauen als Brennen für die ſämtlichen Wirthſchaften eines Landes ein unentbehrliches Bedürfniß bleibt, erheiſcht die ſorgfältigſten Anſtalten, wenn nicht in der Folge ſich deſſen Vorrath zum Nachtheile des Staates vermindern, und hierdurch eine Menge arbeitender Hände in ihren Gewerben unterbrochen werden ſollen. Beſonders erfordert der Holzanbau, von Seiten der Policey, hierinn eine Aufſicht, da es eine unbezweifelte Wahrheit iſt, daß jemehr das Produkt der Wälder vergrößert, und doch zugleich ihr Umfang vermindert wird, um deſtomehr der Ackerbau in ſeiner Ausdehnung gewinnen müſſe. Die Forſtwiſſenſchaft, die wir aus dieſem Hauptgeſichtspunkte vortragen, fangen wir mit der Bekanntmachung der wilden Baumsorten an; und da auch, auſſer den bey uns einheimiſchen, mancherley Arten von fremden Bäumen nicht minder Aufmerkſamkeit verdienen: ſo müſſen ſelbige ebenfalls angeführt werden, nachdem ſie ſich entweder durch ihren ſchnellen Wuchs, oder durch die Schönheit ihres Holzes empfehlen. Indem ſolche bey uns einheimiſch

misch zu machen sind, kann man auf diese Art die Menge der Landesreichthümer vergrößern, welche neue Quellen des Erwerbes eröffnen, die einem Staate nie gleichgültig seyn dürfen.

Sie sehen hieraus, daß wir uns bemühen, so viel als möglich ist, die Zuhörer und künftigen Diener des Staats mit allen den Produkten bekannt zu machen, die in dem Lande durch eigenen Fleiß erzeugt werden können. Wir zeigen ihnen hiebey sowohl die Art der Behandlung und Bearbeitung, als auch vorzüglich den Einfluß, den eine wohleingerichtete Betreibung jeder angeführten Wirthschaften, für sich und in ihrer Verbindung auf die Glückseeligkeit eines Staates äußern. Sobald man diese kennt, und nur ein patriotisches Herz besitzt, so wird man dies als eine der größten Pflichten ansehen, seinem Vaterlande alle diese Vortheile zuzuziehen, und sich bemühen die Hindernisse zu entfernen, die sich diesen großen Vortheilen entgegensetzen.

Nach dem bis itzt abgeschilderten Gesichtspunkte zeigen wir auch die Eingeweide der Erde zu erforschen, und die Schätze zu erheben, welche die gütige Natur dort zum Nutzen der Menschen hervorbringt. Die Mineralogie, die ersten Gründe des Bergbaues, nebst der Bergpolicey, werden zu dem Ende vorgetragen, um dem Zuhörer dasjenige bekannt zu machen, was er als künf-

künftiger Diener des Staats davon zu wiſſen nöthig hat. Da es, wie Sie wiſſen, gar nicht unſre Abſicht iſt, Männer zu erziehen, die dieſe Wiſſenſchaft als ihre einzige künftige Beſchäfftigung treiben wollen, ſo iſt vollkommen hinreichend, ſie bloß in dieſem Bezuge zu behandeln, nach welchem ſie, als eine Gewinnung beſtimmter roher Produkte, eine Quelle des Landesreichthums darſtellt. Inzwiſchen ſind auch denen jungen Herren, die ſich einem Gliede von dieſer ganzen Kette menſchlicher Beſchäftigungen zu widmen gedenken, beſondre Unterweiſungen in einzelnen Fächern veranſtaltet, die vielleicht in der Folge noch genauer von uns angezeigt werden.

Es würde mir eben ſo angenehm als leicht ſeyn, die Grenzen dieſes Briefes, durch eine weitere Ausführung der ſpeciellen Theile unſeres Vorwurfs, auszudehnen. Allein ich glaube, Ihnen den rechten Standort angegeben zu haben, nach welchem Sie — ſowohl unſre Abſicht beurtheilen, als auch das übrige erſetzen werden, welches bey einer allgemeinen Abſchilderung der Zweck nicht weiter zu verfolgen erlaubt. Doch ehe ich ſchließe, will ich noch den Einfluß der theoretiſchen Kenntniſſe, und ihre Nothwendigkeit zu ächten und gründlichen Wiſſenſchaften der Gewinnung natürlicher Produkte, mit wenigem bemerken. Die Naturgeſchichte, welche überhaupt die Kenntniß der verſchiedenen Körperarten in den drey Naturreichen zum Gegenſtand

hat, muß hier nach ihren einzelnen Theilen die Wege zu einer bestimmten und richtigen Beurtheilung jener Produkte bahnen. Aus diesem Grunde wird bey uns die oeconomische Botanik, so wie die Mineralogie, besonders gelehrt, wo in jener die Merkmale der Gewächse, mit Anführung ihres landwirthschaftlichen Nutzens, in dieser aber die unterirrdischen Reichthümer, nach demselben Plane, mit Vorzeigung der Körper selbst, abgehandelt worden. Es erhellt an sich, daß man ohne eine solche gründliche Kenntniß beständigen Irrthümern ausgesetzt seyn müsse; und diesen zu begegnen, und zu verhindern, daß, statt einer Vollständigkeit in jenen Wissenschaften, eine unzulängliche und mangelhafte Kenntniß erlangt werde, mußte die Naturgeschichte allerdings ihnen vorausgehen, um sich alsdann auf selbige nur berufen zu dürfen. Von gleicher Wichtigkeit ist die reine und angewandte Mathematik, die Naturlehre, die Scheidekunst; und nach unsrer ganzen Ueberzeugung ist es unmöglich, daß ein künftiger Diener des Staats die drey Quellen des Nahrungsstandes wohl erlernen und benutzen könne, wenn er, von diesen Kenntnissen entblößt, gleich zu den praktischen Lehrstunden übergehen will. Ohnerachtet man in diesem Betrachte weder den Eltern noch den jungen Herrn hierüber Gesetze wird vorschreiben können: so wird es doch sowohl den Vorstehern als Lehrern der hohen Kameralschule in der That unangenehm seyn, wenn sie Zuhörer bekommen sollten, die diese Verbindung trennen, und nur

nach

nach Art der Empiriker gleich dem Praktiſchen ſich widmen wollen. Doch das dürfen wir erinnern, daß man diejenigen nie für wahre Schüler unſers Inſtituts erkennen werde, welche ſich ſolchergeſtalt einen eigenen Weg erwählen; und daß man unſre künftige Zöglinge, nach dieſer unſrer Erklärung, und nach ihrem angewandten Fleiße beurtheilen möge.

Mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Lautern, den 28ſten November.
1776.

G. A. Suckow.
D. A. G. D. Beſtändiger Sekretair der Kurfürſtl. ökonomiſchen Geſellſchaft, und Profeſſor der hohen Kameralſchule.

VI.

Johanna Gray.

Eine Romanze, zu ihrem Bildnis.

Ihr Menſchenherzen zart und weich,
mein Trauerlied hört an!
die Laute bebt und ſingt es euch,
wenn ſie es ſingen kan.

Das Lied der ſchönen Blumenbraut,
der Unſchuldkönigin,
die ach! dem Thron kaum anvertraut,
im Blute ſank dahin.

Sank froh dahin, den ſüßen Tod
der Weib- und Kindes-Pflicht;
gieng hin ins Engelmorgenroth,
aus Nacht und Traum zum Licht.

* * *

Johanna Gray, das Mädchen hieß,
Aus ächtem Königsblut,
ein Täubchen hold und zart und ſüß,
und biederveſt und gut.

Was Dichter-Plato weit im Reich
der ſtillen Schöne ſah,
aufkeimend lags, wie rein! wie weich!
in ihrer Seele da;

Entſpann (ſo webt der Himmel ſich
aus Morgenroth und Grau)
entſpann ſo roſenwonniglich
und glänzt' im erſten Thau.

Als nun, o Schickſal! ihr Geſpiel
und Tugendbruder Sie
zum Thron ernennet: ach! da fiel
die Blume, fiel ſo früh!

König Eduard, des Volkes Luſt,
des Löwenvaters Sohn,
und Lammes Sanftmuth in der Bruſt,
Er, der Religion

nach Blut und Streit und Stürmen ſie
rein ſeinem England gab
und ſtille: Eduard gieng früh
und klagend in ſein Grab.

„Wer ſoll, was ich gepflanzet nun
„in Englands ſchönem Raum
„(wer ſoll, wer kan, wer wird es thun?)
„erziehen mir den Baum?

„Die zarte Sproße! Weinend geh
„und troſtlos ich dahin;
„Ich ſeh den Sturm ſchon kommen, ſeh
„die Blüthe ſchnell verblühn!„

Nicht weine, ſprach Northumberland:
was, König, du geheat
für Himmel und für Vaterland,
ich weiß wer ſein noch pflegt.

Blick auf aus deiner Krankengruft,
ſieh jenen Morgenmay!
Horch auf, und Englands Stimme ruft:
gieb uns Johanna Gray.

Da gab Er Sie; und froh gieng nun
der ſechzehnjähr'ge Held
in ſeine Ruh, und konnte ruhn,
denn Sie, Sie blieb der Welt.

Und Suffolk und Northumberland
und Guilford, Ihr Gemahl,
sie knieten nieder: „Vaterland,
„des Königs Wort und Wahl,

„Geschlecht, Pflicht, und Religion,
„sie bieten, Königin,
„die Krone dir, der Tugend Lohn:
o Engel, nimm sie hin!

Die Krone? sprach das holde Kind
und bebte stumm zurück;
Ach! wähnet ihr mich so gesinnt?
und nennt dies Erdenglück?

Die Krone! Sie gebührt nicht mir,
ich mag nicht fremden Raub;
er brennt, der Stirne Flammenzier,
er brennt mich in den Staub.

Die Krone! — Väter! mein Gemahl!
Mein süßer Guilford, du,
du sprichst was Eduard befahl,
und fühlst nicht meine Ruh,

mein Wohlseyn hier an deiner Brust,
und gönnest mir den Gang
in meines Plato Himmelslust
Aeon; Aeonenlang?

Statt

Statt Kronenſpiel und Rauſch und Ball
und Jagd und Pracht und Tanz,
mein Guilford, ſchwebten wir im All,
in Gottes Sonnenglanz:

und Ihr, ihr ruffet mich herab
zu ſchnödem Kronenraub,
Geſetzesbruch, ins Ehrſuchtgrab,
zu Laſter, Koth und Staub!

Erbarmt — — Sie ſprachen mächtiglich;
„dich nannte Heinrichs Sohn,
„im lezten Hauche nannt er dich,
„und gab dir ſeinen Thron.

„Ließ dir ſein Werk was er gepflegt,
„was niemand pflegen kan,
„wozu der Himmel dich geprägt,
„Johanna, nimm es an.

„Und Gott wills! und Religion„ —
Sie kniete fromm dahin:
So nehm ich — keiner Tugend Lohn,
durchs Recht nicht Königin,

Gemahl und Tochter nehm ich an,
was Ihr itzt auf mich zwingt,
und geh — nur des Gehorſams Bahn,
die bald — wohin mich bringt?

Sie gieng (ſo geht ein Lämmlein hin!)
zur Krönung in den Towr,
und ſieht im reinen ſtillen Sinn
ſchon ihre Kerkermaur.

Zehn Tage war mit Kronenpracht
der Engel angethan,
da kam ſchon, Sieh! in Höllennacht
Maria grimmig an.

Die Hauffen flammten. Nicht geſchont
ward ruhendes Gebein.
Die Edeln ſtarben. Ungelohnt
ſollſt du, Johanna, ſeyn?

Nein, hör und hör es muthiglich,
dein Urtheil iſt gefällt,
Ein Tag, Ein Blutſchwerdt leitet dich
und Guilford aus der Welt.

Ein Tag, Ein Blutſchwerdt? Nein, das iſt
der Mörderin zu ſchön.
„Zuſammen ſoll in ediem Zwiſt
„das Volk ſie ſterben ſehn?

„Zuſammen ſoll am Blutaltar
„der Tod ſie ſanft umfahn,
„das Sechzehn- zwanzig-jährge Paar
„auf Einem Blumenplan?

„Nein!

„Nein! Guilford ſterb allein im Weh,
„und Sie ſeh führen ihn.
„zum Tod, und todt und blutig ſeh
„Sie ſeinen Leichnam ziehn;

„und harre Tods, der komme nicht,
„und bis ſie blutend blaßt
„umwölk ihr Stralenangeſicht
„ein Prieſter den ſie haßt!

„Und ungebohren ſterb in ihr
„des ſüßen Guilfords Brut
„und ſeh den Tag nicht!„ — Mördrin, dir
weh, Mördrin, deiner Wuth!

Und doch, vergebens wütheſt du,
vergebens trennſt du ſie.
Haſt Macht du über Engelruh?
trennſt du im Tode? Nie!

„Mein Guilford, Einen Augenblick
„geh muthig mir voran,
„wo uns nicht Tod, nicht Mißgeſchick,
„kein Feind uns trennen kan.

„Sieh mich nicht mehr, ob ich dich ſeh„ —
und ſah zum Tod ihn ziehn,
und ſah ihn blutend kommen — weh!
da ſchwand, da ſanck Sie hin,

und harrte bang drey Tage lang,
und fühlt ihr Kind' und ihn
am Herzen rufen, gieng den Gang,
ein Lamm, zum Tode hin.

„Was weinst du, Hauptmann meiner Wacht?
„ein Denkmal bittest du?
„Nimm diesen Spruch und hab ihn Acht,
„den Denkspruch meiner Ruh:

„Verbrecherin, doch nicht vor Gott,
„aus Weib und Kindespflicht,
„was ich gefehlet büßt mein Tod
„und führt aus Nacht in Licht."

Aus Nacht in Licht! Und sah so klar
und fühlt so Droben sich;
umschlang ihr langes seidnes Haar
zur Todesbinde sich.

„Ist dies das Beil, das Guilford schlug?
„es klingt so guten Klang!
Ruh, Sohn am Herzen! — Nun genug!
und legt das Haupt, und sank.

Und Kind und Mutter drangen fort
wie Blumenduft im Thau;
und Guilfords Geist empfieng sie dort
auf amaranthner Au.

* * *

Ihr Menſchenherzen zart und weich,
hemmt eurer Thränen Bach!
hienieden weht ein Schattenreich,
das Lichtreich folget nach.

Ihr Menſchenherzen reſt und gut,
ſucht nicht ein Erdenglück!
die goldne Krone trieft von Blut,
der Sturm wird Sonnenblick.

Verzweifelt nicht und hofft und traut!
die Welt ſieht immer Schein:
was hin ihr in das Ew'ge baut
ſcheint nimmer, und wird ſeyn!

VII.

Einige der neueſten politiſchen Gerüchte,

gesammelt

von

Chriſt. Wilhelm Dohm.

Unſre Statiſtik und Geſchichte — die zuverläßige nemlich, die dieſen Namen nur verdient — bleibt immer ein gut Theil Jahre zurück. Auch der fleißigſte Staatskundige, der nicht unmittelbar mit den Geſchäften zu thun hat, wird geſtehen müſſen, daß er das politiſche Syſtem von Europa und die Verfaſſung der Staaten, die vor 30 Jahren waren, weit genauer

und

und wahrer kenne, als den Zuſtand ſeiner eianen Periode. Von den Begebenheiten, die in dieſe fallen, wiſſen wir gemeiniglich nichts anders als Gerüchte. Unſre Zeitungen, auch die beſten, enthalten nichts mehr, und können auch nicht. — Denn die handelnden Perſonen ſchreiben keine Zeitungen, und die Zeitungsſchreiber handeln nicht. Freylich könnten dieſe oft kritiſcher in der Wahl ihrer Quellen ſeyn; könnten mehr unerhebliche Dinge weglaſſen, und uns öfter wichtige Aktenſtücke ſtatt Gerüchte geben. Aber ſo wie es in allen Dingen der ſublunariſchen Welt viele hübſche Ideale giebt, die noch zu realiſiren ſind: ſo auch bey den Zeitungen, denen ein braver Reformator wirklich zu wünſchen wäre. — In ihrem itzigen Zuſtande kann man unſre Zeiten meiſtens für nichts beſſers, als eine Sammlung von Gerüchten halten, die an gewiſſen Orten und unter gewiſſen Perſonen gemurmelt ſind, und deren Wichtigkeit blos von der Wichtigkeit des murmelnden Zirkels abhängt. Ich ſage mit Abſicht, daß die Zeitungen nur in erheblichen Dingen (d. i. in ſolchen, die in die Verfaſſung der Staaten und ihre gegenſeitigen Verbindungen Einfluß haben). ſo unzuverläßig ſind. In unerheblichen (d. i. in ſolchen, die nur für den gegenwärtigen Augenblick merkwürdig ſind) pflegen ſie gemeiniglich ſehr exakt zu ſeyn. Wie vollſtändig iſt uns nicht der Einzug des Großfürſten in Berlin, nebſt dem ſchönen Aufzug der Schlächterzunft und der Blumenbekränzten Mädchen, beſchrieben! Und wie unvollſtändig der genauere Detail und die Folgen von Turgots Finanzreformen! Wenn der König von Schweden nach Finnland geht, ſo haben wir Gelegenheit uns alle Stationen, und die Tage, da Ihro Majeſtät eintreffen werden, bekannt zu machen: aber was dieſen Monarchen bewogen habe, alle Zölle ſeines Reichs zu verpachten, und wie dieſes Geſchäft betrieben wird, lerne ich aus keiner Zeitung.

Eine ſtatiſtiſche Correſpondenz (wenn ſie nicht unmittelbar mit den handelnden Perſonen unterhalten wird) hat meiſtens den Fehler der Zeitungen. Selten gibt ſie mehr als Gerüchte; nur freylich ſolche, deren Zuverläßigkeit man etwas beſſer als die der Zeitungsnachrichten beurtheilen kann.

Gewiß darf derjenige, der nur ſo unvollkommne Mittel hat ſich von den Begebenheiten ſeiner Zeit zu unterrichten, nicht den Gedanken faſſen, die Geſchichte dieſer Begebenheiten zu ſchreiben. Materialien für den künftigen Hiſtoriker mit Prüfungsgeiſt zu ſammeln, iſt Alles, was dem aufmerkſamen Zeitgenoßen übrig bleibt. Räſonnements über die neuſten Begebenheiten müſſen nothwendig mit ihrem meiſtens ſchwankenden Boden — auch ſchwanken. Eine Ueberſicht des politiſchen Zuſtandes von einem gewiſſen Jahre heißt alſo eigentlich nur eine Ueberſicht der Gerüchte, die über dieſen Zuſtand in dem Jahre gegangen ſind. So eine kurze Ueberſicht der merkwürdigſten politiſchen Sagen im abweichenden Jahre will ich denn auch hier dem Leſer vorlegen. Ich mache keinen Anſpruch ihm ein ganzes Gemählde der neuſten Begebenheiten im Zuſammenhang zu geben; denn ſo ein Gemählde hab ich mir ſelbſt noch nicht bilden können. Aber wenn ich dem Leſer einige der merkwürdigſten Vorgänge des Jahrs wieder in die Imagination zurückrufe, und ihm ſage, was für eine Situation die politiſchen Angelegenheiten itzt ohngefähr zu haben ſcheinen; dem Zeitungsleſer allenfalls einen intereſſanten Geſichtspunkt anweiſe: ſo habe ich gethan, was ich mir vorſetze, und wie ich hoffe, eine für die meiſten Leſer des Merkurs nicht ganz unintereſſante Arbeit übernommen.

Das gröſte politiſche Eräugniß des ſiebenten Decenniums unſers Jahrhunderts (und vielleicht bey der Nachwelt des ganzen Sekulums) iſt ohne Zweifel der noch immer fortdau-

rende

rende Prozeß zwiſchen Mutter und Tochter, Großbritanien und ſeinen Kolonien; deſſen Entſcheidung vielleicht für einen großen Theil der Menſchheit äußerſt wichtig ſeyn kann. „Nie, ſagt ein engliſches Pamphlet, nie ſchien die „Sonne auf eine Begebenheit von gröſſerm innern Werth. „Hier iſts nicht zu thun um die Sache einer Stadt, einer Pro„vinz, eines Reichs; nein, um die Sache einer Welt, eines „Achttheils wenigſtens von der ganzen bewohnten Erde. Es „iſt nicht die Angelegenheit eines Tags, eines Jahrs, eines „Zeitalters; nein, die ganze Nachwelt iſt in dieſen Streit ver„wickelt; ſie wird bis ans Ende der Tage, mehr oder weniger, „intereſſirt ſeyn bey den Begebenheiten, die itzt vor unſern „Augen geſchehn.„ Gewiß würde dieſe Deklamation nicht als Deklamation ſeyn, wenn der Ausgang des Krieges ſich unglücklich für England entſcheiden, oder auch nur eine ſchwache, temporiſirende Wiedervereinigung zwiſchen Mutter-Land und Kolonien nothwendig machen ſollte. Aber in jedem Fall des Ausgangs müſſen die Folgen immer höchſtwichtig für einen beträchtlichen Theil des menſchlichen Geſchlechts ſeyn. Eine intereſſante Abänderung des itzigen politiſchen Syſtems ſcheint faſt eine unvermeidliche Folge, deren Nähe oder Ferne von den verſchiednen Modifikationen des Ausgangs dieſer groſſen Begebenheit abhängt. Dieſer Ausgang kann der Handlung neue Wege bahnen, er kan neue Gattungen von Induſtrie hervorlocken, neue Verbindungen unter Nationen und Welttheilen knüpfen. Seine Folgen können noch weiter ſich verbreiten. Er kann der Aufklärung gröſſern Kreiß, der Denkart der Völker neue Kühnheit, neues Leben dem Freyheitsgeiſt geben. Je länger dieſer Ausgang ſich verzögert, deſto fruchtbarer wird er an dieſen intereſſanten Folgen erſcheinen. Denn je länger die Feindſeligkeiten währen, deſto tiefre Wurzeln faſſen die feindlichen Geſinnungen bey beyden Partheyen; deſto fremder wird das Mutterland den Kolonien; deſto ungewohnter wird dieſen

ſen die Regierung von Europa aus. Sie werden Europäiſche Manufakturen entbehren, oder verfertigen lernen; ſie werden neue Verbindungen mit fremden Mächten knüpfen; ihre Verfaſſung wird ſich zur feſten Conſiſtenz bilden. Die Kolonien können ein Holland (aber unendlich mächtiger und innerlich ſolider) der neuen Welt werden, wenn ſich ihre republikaniſche Einigkeit erhalten ſollte, und nicht ein Hankok, Adams oder ein Mann von vielleicht itzt noch unbekanntem Namen dazwiſchen tritt, und denen, die den König verworfen, einen andern Protector gibt. — Doch ich will nicht weiſſagen, ſo verführeriſch auch die apokalyptiſche Zahl 1777 dazu einladen mögte.

Das vergangne Jahr hat (wenigſtens ſo weit unſre Zeitungen reichen, bis in die Mitte des Septembers) wenig Vorfälle geſehn, die den großen Ausgang zu beſchleunigen ſchienen. Vor dem 27ſten Auguſt iſt faſt nichts geſchehn; und was da geſchah, ſcheint zur Entſcheidung zwar etwas, aber noch nicht viel beyzutragen. Daß eine Armee, die mit Freyheitseyfer ſehr gut, aber mit Taktik und Pulver und Bley ſehr ſchlecht verſehn iſt, faſt immer werde weichen müſſen gegen Truppen, die im Preußiſchen Exerziz geübt, wohlbewaffnet, zwar nicht den Verfall der Freyheit, aber den Stock des Unteroffiziers zu fürchten gewohnt ſind: dies iſt ſo natürlich, daß die Begebenheit von Long-Island ſich in jedem andern Winkel der Erde gerade ohngefähr eben ſo würde eräugnet haben. Der Uebergang von New-York war die natürliche Folge dieſer Begebenheit. Wahrſcheinlich werden auch die übrigen feſten Orte der Küſte ſich nicht beſſer wider die engliſchen Kriegsſchiffe und die verbundne Tapferkeit der Britten und Teutſchen halten können. Sollten die königlichen Truppen, wie es ſcheint (*), fünf-

(*) Indeſſen ſcheinen die 30.000 Ruſſen bisher nur noch in den Zeitungen bewilligt zu ſeyn. Sonſt waren dieſe eiſerne Schuhe des Deſpotismus vielleicht am meiſten fähig, die Freyheit Amerika's noch auf ein halbes oder ganzes Sekulum zurückzuſchieben.

künftiges Jahr noch vermehrt werden; so werden wir wahrscheinlich auch noch in demselben die ganze Küste in der Gewalt der Königlichen sehn, und der Generalcongreß, (der Philadelphia hat verlassen müssen) würde sich wohl noch tiefer ins feste Land zurückziehen müssen. Dies könnte der Sache eine neue, vermuthlich für England nicht sehr vortheilhafte, Wendung geben.

Denn wenn die Königlichen auch im Besitz der ganzen Küste wären; so könnte doch wohl unmöglich ihre Flotte und Landmacht diese ungeheure Länge beschützen, oben von Neu-Schottland bis Florida herab, vom 50sten bis 25sten Gr. der Breite. Allemal würden die Provinzialen, zwischen den Besitzungen der Engländer durch, ihren Schleichhandel treiben, ihre Kaper auslauffen lassen können.

Die Hauptsache scheint darauf anzukommen, ob die Eintracht unter den verschiednen Kolonien und ihren Deputirten im Generalcongreß (*) noch künftig, wie bisher, fortdauern werde? In diesem Falle, scheint es, können die Kolonien offenbar den Krieg länger aushalten, als Großbrittannien. Die Handlung und Schiffarth ist hier ganz unterbrochen und hat durch die glücklichen Amerikanischen Kapers schon sehr empfindlich gelitten. Die Englischen Manufakturen vermissen immer mehr den so wichtigen Amerikanischen Absatz. Die fehlenden amerikanischen Schiffsbaumate-

(*) Die künftigen Verhältnisse der Kolonien und des Congresses gegen einander verdienen besonders Aufmerksamkeit. Wenn es wahr ist, daß die Provinz **Maryland** schon neulich ihren Deputirten die Macht gegeben habe, von ihren Instruktionen abzuweichen und nach eigner Einsicht zu votiren, und dies Beyspiel von mehrern Provinzen befolgt würde: so würde die Macht der Deputirten wichtig vergrößert, — und die Verfassung der Kolonien könnte sich nach und nach zur **Aristokratie** neigen.

materialien haben der Handlung ſchon eine neue Richtung gegeben; die für England ſehr nachtheilig iſt. Man muß dieſe wieder aus dem Norden holen, wo ſie nicht zu ſo guten Preiſen, als aus den amerikaniſchen Wäldern, gekauft werden. Die Abgaben ſind ſchon zu einer ſo ungewohnten Höhe geſtiegen, daß ihre Vermehrung, die doch der unglückliche Krieg nothwendig macht, der engliſchen Induſtrie tödtlich ſeyn muß. Der Graf Stairs behauptet, daß die Nationalſchulden, die in den 10 Jahren von 1763 bis 1773 von 140 auf 128 Millionen herabgebracht wären, ſchon wieder ſeit Anfang des amerikaniſchen Kriegs bis 139 Millionen Pf. St. geſtiegen wären. Die Unkoſten bloß des gegenwärtigen Kriegs ſetzt er auf 12 Mill. Der Herzog von Richmond aber hat ſie einmal im Parlament zu 10 Mill. angeſetzt. Man kann glauben, daß dieſe Rechnungen etwas übertrieben ſind, da ſie die Oppoſitionspartey gemacht hat. Aber der Plan der Ausgaben, den Lord North dem Hauſe vorlegte, iſt unſtreitig zuverläßiger. Es iſt folgender:

Die Flotte koſtet	3,227,000 Pf. St.
Die Armee	3,462,000 —
Lebensmittel, Ammunition und alle übrige Artikel	2,408,000 —
Dieß giebt eine Summe von	9,097,000 Pf. St.

Alſo über 54 Millionen Thaler mußten dieſes Jahr noch über die Intereſſen der Nationalſchuld und die ordentlichen Ausgaben aufgebracht werden. Gewiß ein Zuſatz von Gewicht, den Arbeitslohn und Induſtrie fühlen müſſen! Die Klugheit des Miniſters ſuchte indeß dieſe unglückliche Folge ſo viel wie möglich zu verhindern. Die neuen Abgaben ſollten die geringern und arbeitenden Stände weniger als die vornehmern und müßigern treffen. Sie ſollten nemlich beſtehen in

1 Schilling mehr in der Landtare.
5 Pf. St. mehr von allen Landkutſchen.
1 Pf. St. mehr auf alle Kutſchen.
1 Schill. mehr auf das Stempelpapier.
1 halb. Pfen. mehr auf alle gedruckte Zeitungen. (*)
2 Sch. 6 Pf. mehr auf ein Paar Würffel.
6 Pfen. mehr auf jedes Spiel Karten.

Außer der Summe, die dieſe neue Auflage geben würde, ſollten noch 2 Millionen zu 3 Procent aufgenommen werden; und hieraus würde die ganze Summe von 9,118,444 Pf. St. entſtehn, mit der theils die Ausgaben beſtritten, theils die Intereſſen der neuen Schuld bezahlt werden ſollten.

Vier und Funfzig Millionen Thaler iſt freylich eine ungeheure Summe, aber für die Ausgaben Englands in der That nicht zu groß. Nicht nur die Vermehrung der Armee und Flotte in America, ſondern auch ihre Unterhaltung muß dieſe Ausgaben ſo hoch bringen. Faſt alle Lebensmittel haben dieſes Jahr von England hingeſchafft werden müſſen, und man rechnet die Zahl der Transportſchiffe für der Truppen ihre Bedürfniſſe allein auf 500. Und dann welche Koſten machen nicht die fremden Truppen, welche England hat in Sold nehmen müſſen! Es iſt für ſie im Parlament bewilligt:

381,887 Pf. St. für die Subſidien u. Unterhaltung der Heſſen.
121,475 — für die Braunſchweiger.
19,007 — für die Hanauer.

Die

(*) Man rechnet, daß jährlich 22 Millionen Zeitungsblätter in England gedruckt werden. In dieſem Fall gäbe der halbe engliſche Pfennig Zuſatz doch jährlich 25,000 Pf. St.

Die in englischen Sold getretene teutsche Truppen sind:

Hessen	ſ	12394 Mann;
Braunschweiger		3964 Mann Infanterie, und;
		336 Jäger;
Hanauer	ſ	668 Mann.

Für die Hanoveraner in Gibraltar und Port-Mahon ist bewilligt:

Vom 1 Sept. bis 24 Dec. 1775.	ſ	26,783 Pf. St.
Vom 25 Dec. 1775 bis 29 Dec. 76,		46,838 —
	zusammen	73,621 Pf. St.

So betragen also die Kosten der Subsidien und Unterhaltung aller fremden Truppen ſ 595,970 Pf. St.

Nach einer Berechnung der englischen Zeitungen hat die königl. Schatzkammer von der Bank seit den lezten Jahren ansehnliche Summen erborgt, die aber ohne Zweifel unter der vorher angegebnen Summe der vermehrten Nationalschulden mit begriffen sind. Diese Summen sind:

Auf die 3 Sch. Landtaxe von 1774	ſ	1,500,000 Pf. St.
Auf die Maltaxe von 1774	ſ ſ	750,000 —
Auf die 3 Sch. Landtaxe von 1775	ſ	1,500,000 —
Auf die Maltaxe von 1775	ſ ſ	750,000 —
Auf die 4 Sch. Landtaxe von 1776	ſ	2,000,000 —
Auf die Maltaxe von 1776	ſ ſ	750,000 —
Ueberdem zur Unterhaltung der Flotte, Armee und Anschaffung von Victualien im Jahr 1775	ſ ſ ſ	2,500,000 —
	zusammen	9,750,000 Pf. St.

Hierwon ist wiederbezahlt:

Von der Landtaxe 1774	"	"	845,000 Pf. St.
Von der Maltaxe 1774	"	"	552,644 —
Von der Landtaxe 1775	"	"	77,000 —
		zusammen	1,474,644 Pf. St.

Bleibt also der König noch der Bank schuldig 8,275,356 Pf. St.

Ohne Zweifel hat der Krieg der gegenseitigen Partheyen auch sehr große Kosten verursacht; allein sie können doch den Amerikanischen Einwohnern bey weitem nicht so schwer fallen, als in England. Die meisten Provinzialen bezahlen ihre erhöhten Abgaben willig für eine Sache, die sie mit Enthusiasmus billigen; dagegen sind die meisten englischen Unterthanen mit den Maasregeln des Ministeriums unzufrieden, und sehn sie als die Ursache des verminderten Handels und Reichthums des Königreichs an. Die englischen Truppen kosten natürlich weit mehr Geld, als die Provinzialtruppen, die aus Eifer für die Freyheit dienen, und zufrieden sind, wenn sie nur Lebensmittel und schlechte Kleidung (wie man bey den Gefangnen auf Long-Island fand) haben. An Lebensmitteln hat es den amerikanischen Truppen bisher noch nicht gefehlt.

Die Anzahl dieser Truppen ist in den englischen Zeitungen bisher so verschieden angegeben, daß es fast nicht möglich scheint aus den widersprechenden Zahlen, die der Partheygeist auf der einen und der andern Seite diktirt hat, die wahre zu finden. Besonders haben sich die Freunde der Amerikaner großer Uebertreibungen schuldig gemacht. Nach einer derselben solte die Armee der Provinzialen aus 450,000 Mann bestehen, welche man unter die verschiednen Kolonien so vertheilt hatte:

Neu

Neu-Hampſhire	18,000.
Maſſachuſetsbay	88,000.
Rhodeisland in Providenze	14,000.
Connecticut	40,000.
New-York	40,000.
New-Jerſey	24,000.
Penſylvanien	100,000.
Maryland	34,000.
Virginien	34,000.
Nord-Carolina	18,000.
Süd-Carolina	12,000.
Georgien	24,000.
Neu-Schottland	4,000.

Wenn die Kolonien itzt eine Menſchenzahl von 3 Millionen haben; ſo iſt es freylich möglich im Nothfall die hier berechneten 450,000 ſtreitbare Mannſchaft auszuheben. Dieſe kann auch allen möglichen guten Willen haben, für die, ihrer Meynung nach, gerechte Sache, zu kämpfen. Aber ſo ein guter Wille hilft zu unſrer Zeit wenig ohne Kriegsdiſciplin! Und dieſe in eine halbe Million Menſchen zu bringen, und ſie mit Waffen und andern Bedürfniſſen zu verſorgen, — möchte dem Generalcongreß wohl etwas ſchwehr fallen.

Indeß iſt die Provinzialarmee immer ſehr anſehnlich; und etwas mehr oder weniger als 100,000 M. ſcheint ihre mehre Stärke zu ſeyn. Nach einer Liſte vom 31ſten May beſtand ſie aus:

134 Regimenter Infanterie à 300 bis 1000 Mann, zuſammen	91,380 M.
6 Regimenter leichte Cavallerie à 440 bis 520 M.	3315 —
7 Regimenter Artillerie	3210 —
Total	97,905 M.

Die Seemacht der Provinzialen bestand zu eben der Zeit aus 445 theils großen theils kleinen Schiffen, (die größten zu 40 Kanonen) die alle zur Kaperey ausgerüstet waren, und im September noch mit 13 Fregatten von 30 - 36 Kanonen vermehret werden sollten. — Die amerikanischen Kaper waren schon im vorigen Kriege furchtbar, und sie haben dieses Jahr der englischen Handlung und Schiffarth einen sehr empfindlichen Schaden gethan. Nach einem nemlichen Verzeichniß (das in den englischen Zeitungen für sehr zuverläßig angegeben wurde) sind schon 61 englische Handelsschiffe weggenommen, deren Werth man im Durchschnitt zu 10,000 Pf. St. das Schiff ansetzt. Dies wäre also allein ein Verlust von 3,660,000 Thlrn. Verschiedne dieser Schiffe sind zwar von den Engländern wieder erobert; dagegen vermißte man aber noch 12 englische, die vermuthlich auch von den Amerikanern wegenommen sind. Ihre Kaper sind außerordentlich kühn; sie zeigen sich allenthalben im atlantischen Meer; sie sind schon oft in französische Häfen eingelaufen, einige wagten sich bis in den Kanal. Einer derselben lief sogar neulich zu Nevry in Irrland ein, kaufte Lebensmittel und fuhr weiter.

Verschiedne amerikanische Schiffe sind auch von den Engländern zu guten Prisen gemacht worden; vorzüglich in der Gegend der westindischen Eylande. (*) Ihre Zahl aber hab ich noch nicht genau angegeben gefunden. Auch die ostindische Compagnie fürchtete für ihre Schiffe, und die Amerikaner sollen sehr die Absicht gehabt haben, sie wegzucapern. Es wurden aber einige Kriegsschiffe bis St. Helena entgegen geschickt; und die Ostindienfahrer sind bisher wohlbehalten in England angekommen.

Der

(*) Merkwürdig ist, daß das Ministerium noch nicht, auf öfteres Verlangen der Kaufleute, die Erlaubniß zu **kapern** hat zugestehn wollen; aus Furcht, daß die **Kaperey** gegen die **Amerikaner** nur den Schleichhandel mit ihnen befördern möchte.

Der Generalcongreß hat alle Münzen von Georg III. umschmelzen, die von dem ersten und zweyten Georg aber im Cours gelassen. Ebenderselbe hat auch eine ansehnliche Summe Papiergeld erschaffen. Wenn es wahr ist, daß dies Papier schon neulich auf der Londner Börse mit geringem Verlust angenommen, und in Frankreich mit baarer Münze bezahlt worden, so haben die Kolonien viel gewonnen. Es ist alsdann offenbar, daß sie einen sehr ansehnlichen Handel mit Frankreich treiben; daß der Congreß hier Credit habe, welcher sich auf das Vertrauen großer Handelshäuser stützen muß; daß er seinen Plan der Unabhängigkeit standhaft durchsetzen werde.

Die Amerikaner haben besonders sich bemüht, in ihrem Handel mit den Franzosen, Spaniern und Holländern, Pulver, Kugeln und andre Kriegsbedürfnisse zu bekommen. Diese sind ihnen sogar von England aus heimlich zugeführt, und man will behaupten, daß eine ansehnliche Menge Bley dies Jahr vom Harze nach Hamburg und Amsterdam gegangen sey, das für die Kolonien bestimmt war. Wie es scheint, werden sie dieses Bedürfniß nicht lange mehr fühlen. Dann da sie Schwefel und Salpeter genug haben, was sollte sie abhalten, Pulver zu verfertigen? In der That sind auch dies Jahr schon verschiedne Pulvermühlen angelegt. Auch Wollenmanufakturen sind durch die aus England emigrirten Arbeiter gestiftet, und die Schaafe werden in ganz Amerika sorgsam geschont, um diesen Manufakturen Materie zur Verarbeitung zu liefern.

Kein Theil des brittischen Reichs scheint die Folgen dieses unglücklichen Krieges unmittelbarer und lebhafter zu fühlen, als die westindischen Inseln. Diese wurden bisher fast mit allen ihren Bedürfnissen (besonders Getraide, Reiß und Stäben für ihre Zuckerplantagen) von Amerika aus versorgt. Dieser Handel ist nun auf einmal unterbrochen; er ist sogar den

Westindiern ausdrücklich verboten. Und doch sie allein von England aus zu versorgen, ist ein sehr kostbarer, vielen Zufällen ausgesetzter Weg. — Die Theurung aller Lebensmittel und sogar Hungersnoth sind schon eingetreten; hiezu kömmt der neuliche Aufruhr der Negern auf Jamaica. Schwerlich würde bey solchen Umständen diese Insel auch starke wider eine mächtige spanische Flotte halten können, wenn es dieser Absicht (wie man fürchtet) wäre, sie den Engländern (die sie seit Cromwell besitzen) wieder zu entreissen.

In der Vorstellung ihrer unglücklichen Lage an das Ministerium haben die sämtlichen Pflanzer ihr gegenwärtiges Vermögen auf dreyßig Millionen Pf. St. angegeben.

Für einen teutschen Patrioten muß es eine angenehme Idee seyn, daß die von teutschen Fürsten überlassene Truppen bisher sehr glücklich angekommen sind, und die Hessen nur in einer von der Opposition erdichteten Nachricht — geschlagen worden.

Die auf Long-Island gemachte Gefangne sollen (wie die Zeitungen sagen) an die Ostindische Compagnie, der Mann für fünf Pf. jährlich, überlassen werden. Wenn sie fünf Jahre in Indien gearbeitet haben; so sollen sie ihre Freyheit und Verzeihung erhalten. Diese Begegnung wird wahrscheinlich die Amerikaner sehr aufbringen und für die von ihnen gemachte königliche Gefangne nachtheilige Folgen haben. Und sollt es nicht auch gefährlich seyn, diese aufgebrachten Feinde bey Tausenden nach Bengalen zu bringen; wo sie unter den Soldaten und Bedienten der Compagnie oder den Eingebohrnen neue Verbindungen einfädeln, und die Unruhen, von den Ufern des Delaware, an die des Ganges verpflanzen könnten?

Daß in dem Treffen auf Long-Island das Kriegsrecht civiliſirter Nationen übertreten — und vielen Provinzialen kein Pardon zugeſtanden worden ſey, — iſt, zur Ehre der Menſchheit, wahrſcheinlich nur eine Erdichtung der Freunde der Amerikaner in England; wenigſtens hat das Miniſterium dies im Parlament behauptet.

Unter den Begebenheiten, die ſich bald entwickeln müſſen, erregt keine die Neugier der Politiker mehr, als die Parthie, welche die Bourboniſchen Häuſer künftig im amerikaniſchen Kriege ergreiffen werden? In London hat man ſich ſchon lange damit amüſirt pro et contra zu wetten: und nach den Zeitungen, haben Frankreich und Spanien bald den Kolonien verſprochen, künftiges Frühjahr ſich öffentlich für ſie zu erklären; bald hat das engliſche Miniſterium die friedlichſten Erklärungen erhalten. Soviel iſt gewiß, daß dieſer Krieg den Höfen von Paris und Madrid eine äuſſerſt willkommne Erſcheinung ſeyn müſſe. England hat ſeit dem leztern Kriege zu furchtbare Fortſchritte zu ſeiner Vergrößerung gethan; und nie hat man zu Ludwig *XIV.* Zeit mehr eine franzöſiſche Univerſalmonarchie befürchtet, als in der lezten Zeit die brittiſche Obermacht zur See in Frankreich gefürchtet wurde.

Und gewiß durfte man noch lange nicht den Gedanken faſſen, dieſe Obermacht einzuſchränken; ſo eifrig man auch ſeit den leztern Jahren an Verbeſſerung der Marine in Frankreich und Spanien gearbeitet hat. Wie viel bequemer iſt es nun dieſen beyden Mächten zuzuſehn, wie England auf ſeine eigne Koſten ſeine Macht ſchwächt; ſeine Manufakturen, ſeine Handlung und ſeinen Reichthum untergräbt! Gewiß ein trauriges Phänomen für den Freund der Menſchheit, wann er erwägt, daß die Nation, die ſich izt ſelbſt zer-

führen wird, die edelste, freyeste und glücklichste Verfassung hat, die auf der Erde existirte! Bisher haben sich beyde bourbonische Mächte begnügt, blos zuzusehen und sich durch den Handel mit den Amerikanern zu bereichern. Gewiß das klügste Verhalten, das die Politik anrathen kann. — Daß einige Provinzialen sich in Paris als Gesandte vom Congreß befinden, darf wohl nicht bezweifelt werden. Ob aber das französische Ministerium wirklich sich in Unterhandlungen mit ihnen eingelassen habe? — ob der berühmte Beaumarchais als Gesandter vom französischen Hofe nach Amerika gehn werde? — ob es wahr ist, daß der englische Gesandte in Paris Befehl erhalten habe, die Verbannung der Provinzialen zu verlangen, oder den Krieg zu deklariren? Ob in Madrid Gesandte der Amerikaner angelangt sind, und auf eine Verbindung mit dem spanischen Hofe angetragen haben? — Dieß alles sind Fragen, die man izt (am 23sten November) mitten in Teutschland noch nicht beantworten kann.

Die französische und spanische Flotte ist ansehnlich vermehrt. Die leztre hat schon mehrere Monate in Cadix zum Auslaufen bereit gelegen; aber unsre Zeitungsschreiber haben uns die Versicherung oft wiederholt, „daß man von ihrer Bestimmung nichts wisse.„ Sollte sie izt, wie es wahrscheinlich ist, ausgelaufen seyn; so würde sie über die Gesinnungen der bourbonischen Höfe vermuthlich mehr Aufklärung geben.

Der König von Großbrittannien hat am 31sten October das Parlament wieder eröffnet, in dem, nach den ersten Sitzungen zu urtheilen, die Berathschlagungen wieder eben den Gang nehmen werden, den man schon im englischen Parlament gewohnt ist. Die Ministerialparthey überläßt es der Oppositien schöne Reden zu halten, und begnügt sich, wenn's zum Stim-

men

menſammlen kömmt, die Majorität zu machen, die bisher noch überwiegend geweſen iſt.

Indeß ermüdet die Minorität noch immer nicht, (ob ſie gleich meiſtens den Ausgang vorausſehn muß) ſich den Maasregeln des Miniſteriums entgegen zu ſetzen. Rockingham, Fox, Cavendiſch, werden (wie es ſcheint) neben den Richmond und Burke vorzüglich unter der Oppoſition ſich auszeichnen; und ihre Talente verdienen gewiß Achtung, wenn ſie auch nur zuweilen ſo vorzüglichen Köpfen, wie North, St. Germain und Mansfield, etwas abgewinnen; beſonders da die politiſchen Gründe dieſer Leztren aus mehr als einer Urſache ſo überwiegend ſind.

Die wichtigſten Adreſſen, welche die Oppoſition in Vorſchlag bringt, betreffen eine vollſtändige und präciſe Enumeration der Bedingungen, auf welche das Miniſterium ſich mit den Kolonien ausſöhnen will? und die Feſtſetzung einer Commißion aus dem Unterhauſe zur Reviſion der Acten, über die ſich die Kolonien beſchweren.

(Kann künftig von Zeit zu Zeit fortgeſezt werden, wenn es die Leſer wollen; welche auch erſucht werden, die Wörter: — es ſcheint — ſoll — ꝛc. an allen Stellen dieſer Sammlung zu ſuppliren, wo ſie ihnen noch zu fehlen ſcheinen.)

VIII.

Kritiſche Anzeigen.

Johann Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums. Nach dem Tode des Verf. herausgegeben, und dem Fürſten Wenzel von Kauniz-Rietberg gewidmet, von der K. K. Akademie der bildenden Künſte. Im akademi-

demiſchen Verlag. 1776. in 4. 881 S. 11 Bogen Dedikation, Vorrede und Regiſter.

Man kann dieſe letzte Ausgabe als ein vollſtändiges Inventarium von allen Winkelmanniſchen Ideen über die Kunſtgeſchichte des Alterthums anſehen; und von dieſer Seite betrachtet, muß man ſich allerdings nicht wundern, wenn manches in dieſem Inventario, das nach der Ordnung der Materien an ſeinen Ort geſtellt ſeyn mußte, nicht gerade mit Winkelmanniſchem Ausdruck konnte dem Ganzen einverbunden werden. Indeſſen haben die Herausgeber, wie ſie in der Vorrede verſichern, unter den ihnen eingehändigten Papieren, die letzte Willensmeynung des V. gefunden, die er als Erinnerungen an den künftigen Herausgeber der Geſchichte der Kunſt in Trieſt aufgeſetzt, und die er mit ſeinem Blute beſiegelt, indem er bey Niederſchreibung der 5ten Nummer von ſeinem Mörder überfallen wurde. Dieſes Teſtament hat man mit der größten Gewiſſenhaftigkeit befolgt, und keine Zuſätze, Verminderungen und Auslaſſungen ſich erlaubt, als die von dem V. ſelbſt vorgeſchrieben waren. Die hier vorgeſetzte Vorrede gleicht derjenigen der erſten Ausgabe bis auf S. XXII. alsdenn ſind die nachſtehenden Sätze (die auch im Grunde nur Dinge enthielten, die nur dazumal konnten geſchrieben werden) weggelaſſen worden. — Dagegen iſt das Leben Winkelmanns eingeſchaltet, das manche bisher nicht bekannte Anekdoten enthält, allein in der Behandlung und Schreibart ſich mehr der edlen antiken Einfalt ſeines Charakters und Styls nähern ſollte, als dem aufgeblaſenen ceremonidſen Tone der franzöſiſchen Eloge. Die Skiagraphie des ganzen Werks, ſo wie das Verzeichniß der angeführten Schriftſteller, ſteht ſtatt voran, jetzo hinten.

In dem erſten Cap. ſind die Anmerkungen über die Geſch. d. K. an gehörigen Orten angebracht, ſo wie einige Noten der erſten Ausgabe in den Text gerückt. S. 107 iſt wieder eine Unter-

Unterſuchung von dem Lande des Porphyrs und deſſen Zeugung, der ägyptiſchen Breccia (einer Zuſammenſetzung von verſchiednen Arten Porphyr) der ägyptiſchen Werke von Marmor, von Plaſma di Smeraldo, von Erz, von bemahlten Mumien, bemahlten Gebäuden, eingeſchaltet.

Dem 3ten Kap. von der Kunſt unter den Hetruriern iſt von S. 136-149 eine kurze Einleitung vorgeſetzt, wo von ihrer älteſten Geſchichte gehandelt und bewieſen wird, daß die Kunſt unter ihnen, wo nicht durch die Griechen gepflanzt, doch wenigſtens befördert worden. Dies ſchließt man aus griechiſchen Colonien der Pelasger oder Tyrrhenier, die zu verſchiednen Zeiten, nemlich 600 Jahre von einander, in Hetrurien ihre Wohnung aufſchlugen; noch mehr aber aus den Bildern der griechiſchen Fabel und Geſchichte, die von den hetruriſchen Künſtlern auf den mehreſten ihrer Werke vorgeſtellt ſind. Die allerälteſte und berühmteſte Begebenheit, an welcher ganz Griechenland Theil nahm, nehmlich das Bündniß der Argiver wider die Thebaner, oder der Zug der 7 Helden, hat ſich nicht ſo in griechiſchen Denkmahlen wie in hetruriſchen erhalten. Nach dem trojaniſchen Kriege genoſſen die Hetrurier eines langen Friedens, da hingegen ſich Griechenland in einer immerwährenden Zerrüttung befand. Sie zogen daher den ganzen Handel ſowol im tyrrheniſchen als joniſchen Meere an ſich, und befeſtigten ihn durch ihre Kolonien in den fruchtbarſten Inſeln des Archipelagus, beſonders aber auf der Inſel Lemnos. Die Künſte blühten alſo unter dieſer mit den Pelasgern oder Tyrrheniern vereinigten Nation zu der Zeit, da die erſten Verſuche in denſelben in Griechenland untergegangen waren; und unzählige ihrer Werke zeigen offenbar, daß ſie gearbeitet waren, ehe die Griechen ſelbſt etwas ſtemliches aufweiſen konnten. Die Gemüthsart der Hetrurier ſcheint mehr, als das griechiſche Geblüt mit Melancholie vermiſcht geweſen zu

ſeyn, wie wir aus ihrem Gottesdienſt, und aus ihren Gebräuchen ſchlieſſen können. Ein ſolches Temperament iſt zu tiefen Unterſuchungen geneigt: aber es wirket zu heftige Empfindungen, und die Sinne werden nicht mit derjenigen ſanften Regung gerührt, welche den Geiſt gegen das Schöne vollkommen empfindlich macht. Sie genoſſen aber dieſe zu Pflegung der Künſte ſo nöthige Ruhe nicht lange; denn bald nach Alexanders Tod wurden ſie von den Römern überwältigt, und verlohren ihre Sprache und Verfaſſung. Neu iſt S. 58 die Beſchreibung der irrig ſogenannten Veſtale in dem Pallaſt Giuſtiniani, die vermuthlich die älteſte Statue in Rom iſt, der Statue eines ſogenannten Prieſters über Lebensgröſſe in der Villa Albani, und der herkulaniſchen Diana, die hier als hetruriſche Arbeiten recenſirt werden. Der Abſatz von erhabnen Arbeiten bis 164 iſt umgearbeitet, und meiſt aus den Monument. inedit. ergänzt. Alles was von den Pateris, und den eingegrabnen Werken derſelben, den Gemählden und hetruriſchen Gräbern und bemahlten Urnen, von 169-173, geſagt wird, iſt gleichfalls neu und höchſt merkwürdig.

Eben ſo die Kunſtgeſchichte der mit den Hetruriern benachbarten Völker, als der Samniter, Volsker und Campanier, und der Beweiß, daß die Campaniſche Gefäße fälſchlich bisher für Hetruriſche angeſehen worden, von S. 196-199.

Neu iſt die Anzeige der Sammlung von Gefäßen Griechiſcher und Campaniſcher Kunſt zu Neapel, in der Vatikaniſchen Bibliothek, bey dem Graf Maſtrilli, der Porcinariſchen Sammlung, des Duca Noja, der Hamiltoniſchen Sammlung, welche letztere ohnſtreitig die beträchtlichſte von allen iſt, und durch Mr. d'Ancarville vor einigen Jahren mit den auserleſenſten Gefäßen der Maſtriliſchen und Porcinariſchen Sammlung, in 4 präch-

prächtigen Bänden des gröſsten Folioformats, an das Licht gegeben worden. Ferner die Nachricht von der Sammlung des Hrn. Mengs, der in Sicilien befindlichen, derer die zu Girgenti und Catanien gesammlet worden. Eben so die Erklärung und Nachricht von ihrem Gebrauch bis S. 215.

S. 223. wo von den Einfluß des Himmels auf die Kunst gehandelt wird, ist ein starker Zusatz, so auch p. 226, 228. wo die Anmerkung von der gütigen und frölichen Gemüthsart der Griechen ungleich mehr bearbeitet, und in ein besseres Licht gesezt ist, als in den Anmerkungen zur Gesch. d. K. Bey dieser Gelegenheit ist auch die Nachricht von der Statue des Schleuderers neu. S. 232.

Bey dem 2ten Abschn. von dem Wesentlichen der Kunst S. 245-248 ist der Eingang umgeschmolzen. Zusätze und Verbesserungen sind in den Begriffen von der Schönheit 259 und folg. Ferner in der Analyse der Schönheit von Verschnittnen und Hermaphroditen, 270-277. 280. 281. des Merkurius, 288 des Jupiters 292, des Neptunus 293-296. Einige Gedanken über die Bilder des Heilandes 301, von der himmlischen Venus, Pallas, Ceres 306. Hebe, den Horen 307. 309. ihrer anfängl. Zahl, den Musen, Parcen, Furien, Gorgonen, Amazonen 312. Auch die Larven der Alten waren schön 317. Ruhe und Sittsamkeit S. 318. war sogar überall in Figuren der Tänzerinnen S. 319. 322. Genaue Beobachtung des Wohlstandes. Keine Gottheit findet man mit übereinander geschlagenen Beinen, denn es wurde dergleichen Stand auch an einem Redner für unanständig gehalten, S. 323. an betrübten Personen, Faunen, 328-330. S. 338-343 wird die Proportion der Alten beschrieben, und gegen die Irrthümer einiger neuern Scribenten gerechtfertigt. Hingegen ist die Mengsische Eintheilung des Kopfs, die in der ersten Ausg.

S. 176 stand, weggelassen worden. Grosse Zusätze finden sich von S. 347. in den Bemerkungen über die Schönheit der Form in der Stirn bey den Alten, besonders in Figuren des Herkules, Alexanders des Großen, des Hyllus, bis 357; ferner was über die Augen der Göttinnen bis S. 364. von den Ohren, und deren Verschiedenheit bis 370. der Haare 371. 72. 73. gesagt wird. Bey den Bekleidungen ist die Anmerkung wichtig S. 395. von den reichen Zeugen der Alten, die nach dem Plinius mit gediegenem Golde durchwürket waren. In Rom wurden zu Winkelmanns Zeiten in zwo Begräbnisurnen solche aus lauterm Golde verfertigte Kleider gefunden, die unverzüglich von den Eigenthümern verschmolzen worden; und die Patres des Collegii Clementini, in deren Weinberge sich die leztere Urne von grünlichen Basalt fand, gestanden zu, daß sie aus ihrem Kleide vier Pfund Gold gezogen; es ist aber zu glauben, daß sie den Werth nicht getreulich angegeben haben. Ueberhaupt ist die Abhandlung von der Kleidung der Alten um ein großes, besonders aus den Anmerkungen, vermehrt, und macht hier beynahe einen vollständigen Traktat, von 414-455. Sehr angenehm ist hier die Nachricht von den zu Girgenti entdeckten vier Schaalen von Golde in alten Gräbern. In dem Artikel von der Gratie ist der Absatz von der niedrigern, kindlichen und komischen Gratie S. 485-87 eingeschaltet, und die nunmehr abgeänderte Meynung über die schwere Stelle Petrons von der arte compendiaria Aegyptiorum mit einigen neuen Gründen unterstüzt. Mit dem Kapitel von dem mechanischen Theil der griechischen Kunst sind ansehnliche Veränderungen vorgenommen worden, besonders ist die Nachricht von den ausgedrehten Gefässen S. 522 neu. Das Kap. von der Mahlerey der Alten ist ganz umgearbeitet, und das von der Kunst unter den Römern hat Zusätze erhalten.

Wir

Wir würden uns bey den wenigen Kapiteln des 2ten Th. eben so lange verweilen können, wenn wir mit derselben Gewissenhaftigkeit das, was sich in dieser Ausgabe neu und verändert findet, angeben wollten. Indessen wird das Gesagte gnug seyn, um den Leser zu überzeugen, daß mehr als ein neuer Abdruck hier vorwalte, und daß wahre, groſse, und gewiß oft undankbare Arbeit geschehen seye. Kenner, die die Ideen Winkelmanns wie Perlen und Gold verwahren, werden sich immer freuen, sie hier in einer bessern Ordnung gereiht und mit mehrerer Anschaulichkeit dargestellt zu sehn. Manches, was bey ihm nur in parodo und Hinwurf gesagt war, ist hier als ein Satz aufgestellt, und erweckt dadurch die Achtsamkeit des Lesers, dem sie ohne diese Stellung entgangen wäre. Einige Kupfer sind mit andern vertauscht, die alten aber von den neuen Künstlern mit wenig Gefühl nachgestochen worden. Merkwürdig ist indessen der Zusatz von dem Apis, den der würdige Prof. Lippert mitgetheilt hat.

Die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele, die erstere nach ihren Gesetzen, beyde nach ihren ursprünglichen Bestimmungen, nach ihrem gegenseitigen Einfluß auf einander und nach ihrer Beziehung auf Charakter und Genie, betrachtet von J. H. Campe. Leipzig, in der Weygandschen Handlung, 1776.

Diese Abhandlung war zur Beantwortung der von der Akademie auf dieses Jahr festgesezten Preißfrage bestimmt. Besondere Ursachen aber haben den V. bewogen, sie besonders bekannt zu machen. Er betritt mit Ruhm die Fußstapfen eines Sulzers und Cochius, und wir können in ihm Teutschland einen geübten Denker in dem Fache der speculativen Philosophie versprechen, deren Anzahl so dünne zu werden anfängt. Bey der Behandlung solcher längst erörterten Ma-

terien kommt es nicht auf Erfindung neuer Schätze, sondern auf Anordnen des Erfinders an, und von dieser Seite kann man dem V. das Lob einer wohlgeordneten Topik, und einer ihm eignen angenehmen und faßlichen Erklärungsgabe nicht versagen. Unsre Leser mögen nach der Darstellung dieses obgleich unvollkommnen Abrisses der Abhandlung das Urtheil des Rec. rechtfertigen.

Empfindung ist dem V. eine zusammengesezte, daher undeutliche oder verworrene, aber zugleich lebhafte Vorstellung, welche folgende Stücke in sich faßt. 1) Eine Vorstellung mehrerer Merkmale einer Sache zusammengenommen; 2) ein undeutliches, aber gleichwol klares Bewußtseyn unsrer selbst; 3) ein undeutliches aber gleichfalls klares Bewußtseyn der Beziehung, welche der erkannte Gegenstand auf uns hat. Erkenntniß entsteht in unsrer Seele, wenn wir 1) von uns selbst 2) von der Beziehung abstrahiren, welche der Gegenstand unsrer Vorstellung auf uns hat; und wenn wir 3) die Merkmale dieses Gegenstandes auch einzeln nach einander vorstellen.

Der IIte Abschn. ist überschrieben. Entwickelung der allgemeinen Gesezze der Empfindungskraft. Der V. verwirft den Unterschied der Empfindungen in einfache und zusammengesezte, weil jede Empfindung nothwendig eine zusammengesezte Vorstellung seyn muß, und will die Eintheilung lieber in einartige und vielartige gemacht haben. Auch die Unterscheidung zwischen innerlichen und äusserlichen Empfindungen scheint ihm unbequem. Wichtiger scheint ihm der Unterschied zwischen Empfindungen, die unmittelbare Folgen gewisser Eindrücke sind, welche gegenwärtige Gegenstände auf unsre sinnliche Werkzeuge machen, und zwischen denjenigen, welche eine Folge bloser Vorstellungen solcher ehemals erfahrnen sinnlichen Eindrücke zu einer Zeit sind, wo diese Eindrücke auf unsre organische Werkzeuge

zeuge nicht wieder erneuert werden. Die letztere ſind das, was Abbt Empfindniſſe nennt. Unſre Seele iſt eine Vorſtellungskraft. Die Vollkommenheit einer jeden Kraft erwächſt 1) aus der Vielheit und Gröſſe ihrer Wirkungen. 2) Aus der Leichtigkeit und Geſchwindigkeit, mit der dieſe Wirkungen vor ſich gehen. Das erſte und allgemeinſte Geſetz unſerer Empfindungen iſt alſo: daß, ſo oft unſre Seele eine Empfindung haben ſoll, ſie eine lebhafte Vorſtellung von einer in ebendenſelben Augenblicke ſich ereignenden Erweiterung oder Einſchränkung ihrer Ideenſphäre haben müſſe. Ferner daß eine jede Empfindung unſerer Seele von einer ihr entſprechenden Veränderung in unſrem Körper, und jede Veränderung in unſerm Körper von einer ihr entſprechenden Empfindung der Seele begleitet werde. Die Lebhaftigkeit der Empfindungen verhält ſich 1) wie die Quantität u. 2) wie die Geſchwindigkeit der Materie, welche auf unſre ſinnliche Werkzeuge wirket; 3) wie die gröſſere oder geringere Empfindlichkeit unſrer Nerven; 4) wie der Grad der Empfänglichkeit unſrer Seele. Im IIIten Abſchn. wird die Beſtimmung unſrer Empfindungs- und Erkenntnißkraft unterſucht. Alle Handlungen ſind individuell, das heißt, ſie ſind von allen Seiten beſtimmt: folglich können ſie auch nur durch Individuellbegriffe, das heißt durch zuſammengeſezte Vorſtellungen vieler Merkmale oder Beſtimmungen einer und eben derſelben Sache gewirket werden. Dadurch werden die allgemeinen oder deutlichen Begriffe davon ausgeſchloſſen. Denn wenn äuſſerliche Handlungen aus dieſer Art von Vorſtellungen entſpringen ſollten: ſo müßte in der Wirkung etwas ſeyn, welches nicht in der Urſache geweſen wäre. Es iſt alſo Empfindung und nicht Erkenntniß die Schöpferin äuſſerlicher Handlungen Zur Würklichkeit derſelben gehört Wollen, und alſo Beziehung auf die Verbeſſerung unſeres Zuſtandes; und dieſe iſt doch während dem Zuſtand der Betrachtung von der erſtern (der Erkenntniß) ausgeſchloſſen. Das übrige von der Nothwendigkeit ſinn-

licher Vergnügungen zu Erhaltung unſeres Daſeyns, übergehen wir. Eine Seele, die des Vermögens beraubet wäre, ſchon gehabte Empfindungen wieder hervorzurufen und wieder zu erkennen, würde nicht nur auf fortdaurende Neigungen und Abneigungen, ſondern auch auf alle deutliche Erkenntniß Verzicht thun müſſen. In dieſem Abſchn. wird Helvetius widerlegt. In dem 4ten wird gezeigt, daß der Menſch ohne Empfindungskraft, ſo lang er ein endliches eingeſchränktes Weſen bleiben, und kein Gott an ſeine Stellen geſezt werden ſoll, keiner deutlichen Vorſtellung fähig ſeyn; und daß er hingegen ohne Erkenntnißkraft nur ſehr einförmige und dürftige Empfindungen haben würde. Descartes und Leibnizens Meynung von den angebohrnen Ideen wird erläutert, und gezeigt, daß, ſo wenig es äuſſerlich ſcheine, dieſe Meynung dem Satze des V. höchſt günſtig ſey. Der Einfluß beyder Kräfte auf einander iſt folgender. Deutliche Erkenntniß erweitert unſern Empfindungskreis; und hinwieder durch die Erkenntnißkraft erhalten unſre Empfindungen die ihnen nöthige Berichtigung. Im 5ten Abſchnitt unterſucht der V., wie weit die Geiſtesfähigkeit, (Genie) und die ſittliche Gemüthsart (Charakter) eines Menſchen von dem Grade der Stärke und Lebhaftigkeit der beyden Hauptkräfte der Seele abhängen, und in was für einem Verhältniſſe ſie ſelbſt mit einander ſtehen. Er unterſucht die Definitionen des Genie von Dubos, Baumgarten, Feder, Riedel, Flögel, neigt ſich mehr auf die Seite Sulzers, und beſtimmt ſie ſelbſten endlich dahin, daß das Genie in einer vorzüglichen Leichtigkeit oder Fähigkeit der Seele beſtehe, ihre jedesmalige Ideen ausſchlieſſungsweiſe auf gewiſſe Gegenſtände zu concentriren. Seine Aeuſſerungen ſind 1) eine auſſerordentliche Heiterkeit der Seele und, 2) ein auſſerordentliches mit innerer Wolluſt verknüpftes Beſtreben der Vorſtellungskraft.

Dem

Dem V. in den Enden ſeiner Gedanken weiter zu folgen, verbietet hier der Raum dieſes Journals. Mit Vergnügen haben wir aber am Ende bemerkt, daß er Genie und ſittlichen guten Charakter für natürliche Begleiter hält, den Schaafstugenden der negativen Seelenkräfte des großen Haufens keinesweges das Wort ſpricht, und dadurch den Beobachtungen der größten Menſchenkenner beytritt, die ſelten großes Genie ohne Liebe und Mittheilung, und wahre Güte des Herzens gefunden haben. So wie aber das wahre Sublime und Große in der intellektuellen wie in der phyſiſchen Welt nicht Maulwurfsaugen ſichtbar wird: ſo muß man ſich auch über die wunderbare Irrungen des Haufens in den Urtheilen über große und vor andern hervorragende Menſchen nicht wundern.

Farao für die Könige. Erſter Band. Leipzig bey Weygands 1776. 2ter B.

Die Abſicht des Verf. iſt allerdings löblich, unter dem Schwall von Romanſchreibern, die bloßes Vergnügen abzwecken, ſich zu derjenigen Höhe zu erheben, die etwas mehr, nemlich die Beſſerung der Welt, und die Belehrung derjenigen, welche dieſe Welt regieren, zu befördern ſuchen. Daher muß man es ihm verzeihen, wenn er in den ewigen Figuren des Climax nichts ohne 3 Steigerungen vorbringen kann, und ſich erſt auf der zweyten Seite niederſetzt, um Athem zu holen. Wenn der V. mehr wird geſchrieben haben, ſo lernt er vielleicht, weniger ſchreiben, und die große Kunſt, die Boileau ſeinem Freund Racine lehrte, à faire ſes vers difficilement. Vorjetzo herrſcht durchaus die langweiligſte Deklamation, eine von gemeiner Imagination zeugende, ohne alles Coſtume unterſtützte Dichtungsgabe, und in der Schreibart insbeſondere zuweilen eine Koſtbarkeit und ein Schwulſt, die ganz nahe an die Baniſe und die goldbedeckten Thürme von Peru gränzen. So lange die Gefälligkeit unſrer Buchhändler den Kägel der an-

gebenden Autoren nährt, und der Glaube fortdauert, daß das Publikum das große Thier sey, dem sich alles aufladen lasse, so werden wir immer mit ähnlichen, vielleicht noch langweiligern Produktionen heimgesucht bleiben.

Fritzens Reise nach Dessau. Leipzig 1776. bey Crusius.

Diese Briefe enthalten Nachrichten von der im May vorgegangenen öffentlichen Prüfung bey dem Philantropin zu Dessau. Die Maske des Briefstellers ist das Gesicht eines Knaben, den sein Vater mit dahin nahm. Unter diesem Vehikulo hat man den süßlichen Lobrednereien, und das bewundernde Angaffen an alle dort dermals sichtbare Menschen fortzubringen gesucht. Wir hoffen indessen, daß dieser Junge nicht existirt, denn wir versprechen ihm und seines gleichen kein langes Leben, wenn er so fortfährt, zu lesen, zu urtheilen, und sich zu verlieben. Das Lob, so das Publikum dem Fürsten, und Basedow, und seinem Eifer fürs allgemeine Beste schuldig ist, muß von andern Händen ausgetheilt werden, als von diesem erwachsenen Unmündigen. Besonders gehört zum Schauen des Landsitzes zu Werlitz — wo so alles gedacht, und mit dem innigsten Gefühl calculirt ist — etwas mehr Geschmack an Natur und Kunst, und das würkliche Große und Wahre kann nicht von jedem nachempfunden werden. Winkelmanns Freundschaft für den vortreflichen Fürsten wäre uns schon Bürge für seine Kenntniße, wenn er auch nie etwas dargestellt hätte.

Ueber die Schönheiten des poetischen Enthusiasmus. Von P. G. H. Halle bey Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer. 1776.

Wenn bey einem Volk einmal irgend eine gewisse Seuche geherrscht hat, so wird die Zeit wohl dem Uebel wehren: allein die Keime davon bleiben hier und da zurück, und kommen wieder in ähnlichen Symptomen zum Vorschein. So hat sich auch

auch hier in dieſer Schrift das Aeſthetikfieber, womit lateiniſche und teutſche Schriftſteller vor ohngefehr 15 Jahren befallen wurden, von neuen gezeigt. In ſchönen Ueberſchriften und Eintheilungen und Untereintheilungen, die ſamt und ſonders große Wörter enthalten, beginnt dieſer V. ſeine Predigt über das Werk Gottes in dem Lande der Dichter; und wenn es mit eigner Meditation nicht mehr fortwill, ſo müſſen die beſten Schriftſteller der Nation (die aber auch davor lobgeprieſen werden) das Ihrige dazu beytragen. Man ſollte denken, ihre Werke fiengen an ſich zu verlichren, oder würden nur von Gelehrten hier und da geleſen, ſo ſorgfältig und ausführlich ſind ſie citiert, um einer oder der andern beliebigen Diſtinktion des V. fortzuhelfen. Die Cathederſprache iſt unverzeihlich, womit dieſer Magiſter des Gefühls dem Publiko, bald Fülle, bald Stärke der Gedanken, bald Schönheit, bald überhaupt, bald insbeſondere vordocirt.

Abhandlung vom Horn-Ertz, als einer neuen Gattung Silber-Ertz, abgefaſſet von Chriſtian Hieronymus Lommer. Leipzig. 1776. 66 S. 8vo.

Eine ſehr gute Arbeit! Immer wird man doch ſehen, daß claßiſche Schriften entſtehn, wenn Männer, welche mit den nöthigen Kenntniſſen ausgerüſtet ſind, nur einzelne Körper des Naturreichs zum Gegenſtand ihrer Bearbeitung wählen; wichtige und unerwartete Folgen erſcheinen zuweilen, die auch oft auf ganz andere Gegenſtände ihr Licht verbreiten, wie hier S. 63. die Bemerkung, daß es Silber-Ertze gebe, die ſich im Waſſer auflöſen. Der Recenſent hat das Schickſal gehabt, mit einer Ertzart zu ſchaffen zu haben, welche im Kleinen den vortreflichſten Gehalt gab, unter dem naſſen Pochwerk aber alles verlohr, ohne daß man irgendwo finden konnte, wohin dieſer Gehalt gekommen. Unauflöslich ſchien ihm oft dieſer Vorfall; allein gegenwärtige Bemerkung, verglichen mit der Beſchaf-

schaffenheit der Miner, wird ihn anreizen, auch von der Seite, wenigstens im Kleinen, noch Versuche zu wagen.

William Brownriggs Kunst Küchensalz zuzubereiten, wie es heut zu Tag in den meisten Ländern gewöhnlich ist, nebst verschiednen vorgeschlagnen Verbeßrungen, durch Friedrich Wilhelm Heun, Kurfürstl. Sächsischen Bergrath, auch Condirector der Kursächsischen Salinen. Leipzig, 1776. 466 Seiten in 8vo.

Die Abhandlung des Engländers geht bis auf die 305te Seite; es ist ein trefflich ausgearbeitetes Project zu Verbeßrung der Salzbereitungsarten. Die Holländer werden in dem raffiniren des Seesalzes zum Muster aufgestellt. Der Uebersetzer hat eine Betrachtung über die beßre Aufnahme der Salzsothen angehängt. Hier hat er sich vornemlich der neuern kleinen Schriften des Herrn von Stubenrauchs, Langsdorfs und Hallers bedient. Es fehlt aber deswegen nicht an eigenen gründlichen Erfahrungen und Vorschlägen. Noch ist es nicht lange, daß die Möglichkeit, die teutschen Salzwerke in mehrere Vollkommenheit zu bringen, durch die großen Männer von Beust, von Weitz und Borlach thätig gezeigt wurde. Die Grundsätze dieser Wissenschaft aber blieben andern unbekannt. Dank sey es ihren Nachfolgern, welche durch ihre Schriften eine Kentniß öffentlich lehren, an deren Verbreitung dem ganzen menschlichen Geschlecht so viel gelegen ist.

Errata
in No. 12. des vorigjährigen Merkurs.

Seite 246. Zeile 20. leset lichter statt leichter.
— 253. leste Zeile. l. erwerben statt erwarten.
— 255. Zeil. 31. l lichtes statt leichtes.
— 257. Zeil. 9. l. überschwenglicher statt überschwenglichster.

Iohannes Reuchlin D.
G. M. Kraus del.
G. L. Schmidt. c.

Der
Teutſche Merkur.

Februar. 1777.

I.

Geron, der Adelich.

Eine Erzählung aus König Artus Zeit.

(Fortgeſetzt von S. 16. No. 1. 2. M. 1777.)

Und Lanzelot vom See und ſeine Dame
die Königin, betheuerten, ſie würden nicht
ermüden ihm die ganze Nacht ſo zuzuhören.
Der Alte unter ſeinen grauen Augenwimpern
hervor, ſchießt einen ſcharfgeſpizten Blick
auf Lanzelot und auf die Königin,
und beyder Augen ſincken vor dem Blick
des Edeln. Eine kurze Stille folgt,
und fort fuhr Branor:

„In denſelben Tagen lebt'
im Brittenland ein edler Ritter, Danayn
der Rothe, Herr der Burg zu Maloanc.
Geron der Adeliche ward ſein Spießgeſell
und Freund; ſie ſchwuren ſich den Todesbund,
und ihrer beyder Liebe wurd' im Land umher
zum Sprüchwort. Und die Frau zu Maloanc,

Herr Danayns Gemahel, war das schönste Weib
im ganzen Brittenland, das schöne Weiber
zu nähren sich vor allen Landen rühmt.
Sie ohne Liebesregung anzuschauen war
unmöglich. Geron, wie er sie zum erstenmal
erblickte, dacht' in seinem Herzen: „Nun,
der thäte wahrlich keinen theuren Kauff,
der eine Nacht in dieses Weibes Arm zu liegen,
mit seinem Leben kauffte!" —

Und von dem Augenblick vermied er streng
sie anzusehn, wich ihren Blicken aus,
sprach selten bey ihr an, und nie allein
noch anders als in seines Freundes Gegenwart,
in dessen treues Herz und Biederauge
kein Argwohn kam. Oft zogen beyde Mondenlang
und länger mit einander aus, auf Abentheur
in fremden Landen, oder an die Höfe
der Könige, und wo in Ritterspielen Ehre
zu winnen war: und wenn nach Maloane
sie wiederkamen, blieb Herr Geron fest
bey seiner Weise, haltend ob dem Bund
den er gemacht mit seinen Augen; so,
daß wer ihn sah geschworen hätt', ihm sey
die schöne Frau zu Maloane nicht mehr
noch weniger als seines Freundes Weib.

Zum Unglück war das Herz der schönen Frau
so nicht verwahrt wie Sein's. Auch ihr erschien
beym ersten Anblick Geron als der Mann
aus allen Männern, dem ein edles Weib
den Sold der Minne nicht versagen könnte;
und ungewahrsam ließ ihr lüstern Aug

Sie schweiffen auf und ab an seiner stattlichen
Gestalt, und schaut ihn an und wieder an
wie schön er ist, berauscht ihr Aug und Herz
an ihm, nichts böses ahnend; nennt es Freundschaft,
Höflichkeit, und täuschet sich mit Namen
so lange bis sie sich nicht länger täuschen kan,
und nun zu heiß die Wunde brennt, sie dem
zu bergen, der allein sie heilen mag.

Des Weibes Liebe hat ein Falkenaug.
Wie sehr sich Geron ihr verbergen will,
sobald sein Auge mit dem ihrigen
zusammentrift, so sieht sie, oder glaubt zu sehn,
es glimm' in seinem trüben Feuer — Liebe.
In dieser Hofnung laurt sie auf Gelegenheit
allein mit ihm zu seyn, und wie es ihr
gelingt, bekennt sie ihm ihr Liebeswch.

Nun denkt euch eine Frau, in aller Glorie
der Schönheit und der Jugend und der Liebe,
dem Mann der für sie brennt sich in die Arme werfend
und denket, was es ist, ihr widerstehn!
Wie wenige selbst von den Besten deß
sich mögen rühmen können! — Geron konnts:
Denn Freundschaft, Treue, Hektor, Danavn,
wie Engel Gottes mit dem Flammenschwerdt,
stehn zwischen ihm und seines Freundes Weib;
und sie zu sehen, öfnet er auch Ihr
die Augen. — „Denke, was du bist?
„Was ich bin? Was wir würden, wär' ich klein genug
„den Augenblick von Schwachheit zu mißbrauchen
„der meines Freundes Ehr' und dich, sein Weib,
„mir anvertraut? „ —

In Schaam zerglühend steht die Schuld'ge da,
und Geron flieht.
Vor Schmerz und Schaam gestorben wäre sie,
wärs auch nur Einen Augenblick ihr zweifelhaft
gewesen, ob er aus Verachtung sie
so abgewiesen. Aber ihre Augen hatten ihr
zu wohl gedient; auch trügt das Menschenherz
sich selbst zu gern in solchen Fällen, um
nicht mehr zu glauben als die Augen sehn.
„Er liebt mich, denkt sie; sah ich nicht den Kampf
in seiner Seele? O gewiß, sein Herz
hat keine Schuld!" — Und nun erscheint ihr Geron
der Adelich um seiner Treue willen nur
noch herrlicher; gerechter ihre Liebe
zu solchem Mann! „Wer kann ihm widerstehn?"
Sie rühmt sogar sich ihrer Schwachheit in
sich selbst, und zeigt sie immer unverhohlner ihm
in ihren Blicken. Geron wurde dies ein Wink,
sich der gefährlichen Versucherin
nicht länger auszusetzen. Und er zog hinweg
von Maloane und kam nach Braunenthal,
zu einem Ritter, dessen Burg daselbst
gelegen war. Da giengen viele Tage
mit Jagen, Lanzenbrechen, Sang und Tanz und Spiel
vorüber. Aber Geron wurde deß
bald überdrüßig — „Wäre Danayn
doch auch da, dacht' er; ohne meinen Freund
zu leben unter diesem fremden kalten Volk,
ich duld' es länger nicht!" — Wie viel die Frau
von Maloane an seinem Ueberdruß
Theil haben konnte, mocht er so genau
sich selbst nicht fragen; kurz, er ließ sich wafnen,
bestieg sein Roß und zog zurück nach Maloane.

Erst

Groß war die Freude ſeiner Wiederkunft
bey Danayn dem Rothen, ſeinem Freund;
der ſo ihn liebte, Zwillingsbrüder könnten ſich
nicht beſſer lieben. Und wiewohl ſie ſchon
ſo lange Spiesgeſellen waren und
ſich ſelten trennten: noch war weder Ritter
noch Jungfrau in der Burg, die Gerons Namen
zu nennen wußten, auſſer Danayn
und ſeiner Dame, ſondern nannten ihn
den guten Ritter; andern Namen wußten
die Leute in der Burg ihm nicht zu geben.

Begab ſich nun, daß während Geron ſich
zu Maloanc enthielt, ein Schildknapp kam,
und gieng zu Danayn, und meldet ihm:
in ſieben Tagen vor der zwoen Schweſtern Burg
ein groß Turnier gehalten werden ſollt.
So helf mir Gott, ſpricht Danayn, als ich
dabey bin, wenn ich anders kommen kan!

Und ſtracks gieng Danayn der Rothe ſeinen Freund
zu ſuchen; und ſie wurden eins, zuſammen hin
zu reiten nach der zwoen Schweſtern Burg,
doch unbekannt und nur in ſchlechten Waffen.
Und das Gerücht davon gieng in der Burg,
und kam bald vor die Frau von Maloanc.

Und wie die Dame das vernahm, gefiel
ihrs ſehr. Denn weil der Schweſtern Burg
nur eines halben Tages Weg von Maloanc
entfernt lag, hofte Sie, Herr Danayn
der Rothe würde (wie es Sitte war
in ſolchem Fall) ſie zum Turniere führen.

Denn in denſelben Tagen war an Schönheit wohl
kein Weib in allen Landen, wie die Frau
zu Maloanc — „Und Geron (dachte Sie)
wird mit uns ziehn, und mir die Freude werden,
zu ſehen, wie er unter allen Königen
und Rittern aus der ganzen Welt der Wackerſte
und Schönſte iſt.„ — Denn immer hieng ihr Herz
an Geron noch, wiewohl er ihre Liebe ſo
zurückgewieſen. Geron war und blieb
der Einzige Mann in ihren Augen. Ihn allein,
Ihn lieben nur allein kann Sie; mag Tag und Nacht
an Nichts als ſeine Schönheit und ſein edelich
Gemüth und ſeine Tapferkeit und treuen Sinn
gedenken; wollte lieber ſeine Dame ſeyn
als Frau der ganzen Welt; gelobt ſich heilig, nie
ihr Herz von ihm zu wenden; ſollte ſie
ihr Leben für ihn laſſen, wollt' es gern
zu Lieb ihm thun, ſich's noch zur hohen Ehre ſchätzen.

So war der Frau von Maloanc zu Muth
als nach der Burg zu gehen ſie beſchloß.
Denſelben Abend noch ſprach ſie mit ihrem Mann
davon; der lächelt deß, und gab ihr zum Beſcheid:
Frau, weil ihr's wollt, ſo bin ich's wohl zufrieden;
ich will zur Schweſternburg mit ſolchem Staat
euch führen laſſen, wie für eine Frau
von eurem Stand und Weſen ziemlich iſt;
will Junkfraun viel euch zur Geſellſchaft geben
und Ritter, die euch ſicher hin und her
geleiten ſollen; nur ich ſelber kann es nicht
für diesmal; denn wir beyde, ich und Geron, nur
in ſchlechten Waffen zum Turnier zu kommen
und unerkannt zu bleiben willens ſind.

Als nun die Zeit herankam, machten ſich
die beyden Ritter, jeder nur mit einem Knappen,
der Schild und Schwerdt ihm nachtrug, auf die Fahrt,
und kamen, durch viel Nebenwege, unerkannt
zur Schweſterburg: indeß die Frau zu Maloane
in großem Staat von ſechsundzwanzig Ritter
geleitet, den geraden Heerweg zog.

Und nahe bey der Burg begegnete
den beyden Freunden auf dem Plan Herr Flauns,
ein junger Schalk und Praler, der in Ritterſchaft
kein kleiner Wicht zu ſeyn ſich dünken ließ,
und gerne necken und hochmuthen thät
zur Zeit und Unzeit männiglich, der ihm
in Wurf kam und es von ihm leiden mocht.
Wie der die beyden Ritter ſo daher
gelaſſen traben ſah, in ſchwarzen Waffen, ſchwarz
die Schild und Speer', und ihren ganzen Aufzug ſchlecht
und ſcheinlos, ſprengt er auf ſie zu, und fodert ſie
heraus, gleich auf der Stelle einen Speer
mit ihm zu brechen. Und die Ritter wehrten deß
gar höflich ſich, als ſolche, die auf Morgen
ſich ſparen wollten; aber all umſonſt:
je ehrlicher ſie ſprachen, deſto gröber ward
Herr Flauns der Schalk; und da ſie, ohne ſein
zu achten, ihres Weges zogen, ſpottet' er
zu einem Ritter von der Tafelrunde, der
zur Seite ſtand, der beyden ſchwarzen Knechte,
und ſprach ſo laut, daß ſie es hören mochten.
Darob entbrannte Danayn in Zorn
und ſprach zu Geron: Bruder hörſt du da
die Ritter, die vermeynen ungekraft
uns hochzumuthen, was bedünkt dich? — „Machs wie ich,

verjäht Herr Geron, laß ſie klaffen. Ihr Geſchwäz
macht uns nicht ſchlechter und nicht beßer. Uns
zu höhnen muthet's ihnen heut; mag ſeyn
es reut ſie morgen, halten dann ſich ſelbſt
für Gecken drum, und wollten gern ihr Maul
gehalten haben. Ihrer lauffen viel
herum im Lande Logres, die ſich groß damit
bedüncken, ſtrenge Späßlinge zu ſeyn,
und alles kurz und klein herauszugayfern
was ihnen in die Zähne ſchießt. Ich, meines Orts,
nehm keine Kundſchaft deſſen was ſie ſagen,
und wenn ſie reden, iſt mir's eben als
ſie ſagten nichts." — „Bey Gott, Herr Bruder, du haſt Recht,
erwiederte Danayn: von Stund an mögen ſie
was ihnen luſtet gackeln, bis ſie's müde ſind,
ſey eine Memme, der ſich deſſen kümmert!

Herr Irwin, einer von den Adelichſten Rittern
der Tafelrunde, hörte mit Verdries die Reden
des jungen Knechts, der alſo ohne Sach
die unbekannten Ritter gäckte; und
er ſtraft ihn deß mit harten Worten. Aber Flaunz
der Schalk, zu zeigen, das er Niemand fürchte, fieng
von neuem an. Deß hätt' er wenig Frucht:
denn beyde Ritter zogen ihre Straße, ſein
nicht achtend; dachten, Morgen wird ſich's zeigen.

Und wie das Herz es ihnen vorgeſagt,
ergiengs am Tag des Turneys. Danayn
und Geron warfen alle Ritter aus dem Sattel,
und keiner war, der ihnen wehren mocht
den Dank davonzutragen. — Und es war
des Fragens viel von einem Mund zum andern, wer

die Ritter wären: aber niemand kannte ſie
denn nur allein die Frau zu Maloanc,
die ihres Herzens Luſt an Geron ſah
und ſeinen Thaten. Denn wiewohl er nur
in ſchlechten Waffen aufzog, dennoch war
der Andern keiner ihm an Anſtand gleich:
und ſah ſie ihn, den ſchwarzen Schild am Hals,
das blanke Schwerdt gezückt in ſeiner Fauſt,
im Trupp der Ritter, die in hellen Farben
und Goldgeſtickten Wappenröcken flimmerten,
bey ihr vorüberziehn; dann dünket ihr,
ſie ſehe niemand auf dem Plan als ihn.

Der ſchönen Frau'n und Jungfrau'n waren viel
die zu der Schweſtern Burg auf dieſen Tag
gekommen waren, um zu ſehen und
geſehn zu werden. Aber alle ſtunden um
die Frau zu Maloanc wie Wieſenblumen um
den vollen aufgeblühten Roſenbuſch.
Und allen Rittern die ſo ſchön ſie ſahn
ſchlug hoch das Herz; doch höher keinem als
Herrn Lac des Königs Meliadus Freund,
der wie durch einem Zauberſpruch gebunden, ſein
Geſicht nicht von ihr wenden konnt, und ſtand und ſah
als wär ſein ganzer Leib zum Auge worden.
Der iſt gefangen, ſprach der König zu ſich ſelbſt:
und zu erforſchen wie ihm wäre, hub er an
von ihrem Staat, und ihrem fürſtlichen
Geſchmeid' und von den ſechsundzwanzig Rittern
die zum Geleit ihr dienten. Und Herr Lac
erwiedert ihm, die ſechsundzwanzig Ritter,
ſo mannhaft als ſie weſen möchten, wären nur
ein ſchwacher Schirm für ſo ein ſchönes Weib.

„So helf mir Gott, Herr König Meliadus,
wo dieſe Frau in einem Walde mir
begegnete, und hätte zum Geleit
nur dieſe ſechs und zwanzig, als ich mir
getraute, Sie von ihnen zu gewinnen!„

Herr Danayn, den Spielen zuzuſehn erpicht,
vernahm von dieſer Rede nichts. Allein
von ungefehr ſtand Geron nah genug
um Wort für Wort zu hören was Herr Lac
zum König ſprach. Und ob ſein Herz ihm ſchon
entbrannte, daß ein Mann ſo ſprechen ſollt
von ſeines Freundes Weib; noch däucht es ihm,
der Ritter, deſen Seele ſolcher That
ſich werthen dürfte, müßte wohl von Noth
der Beſten einer ſeyn. Und Geron trat
zu ihm, und redet ihn mit höflichen
Gebehrden an, ihm zu erkennen gebend, daß
er alles wohl verſtanden was Herr Lac
zum Könige geſprochen. Ich bekenne mich
dazu, verjähte Lac, und deſſen mich
zu unterſtehen, ſollte mich nicht hindern, wenn
Ihr ſelbſt der Sechs und zwanzig Einer wärt.

Wenn dies iſt, ſagte Geron, und Ihr traut euch zu
bloß einer Frau zu Lieb mit Sechs und zwanzig Rittern
es aufzunehmen; ſollt Euch wohl, den Danck
des Turneys zu gewinnen über uns
ein leichtes ſeyn?

Das iſt ein Wort, ſprach Lac,
ich bin dabey. Und König Meliadus
und Danayn, der auch dazu kam, nahmen Theil

an

an ihrer Wette, und ſie wurden Eins
dreymal zu rennen, Geron gegen Lac,
und König Meliadus gegen Danayn.
Zum erſtenmale rannten Danayn
und Geron jeder ſeinen Gegner nieder;
beym zweyten Rennen drehte ſich das Glück,
die beyden Freunde wurden aus dem Sattel
geworfen: doch im dritten trugen ſie
mit hohem Lob des Turneys Danck daron.

Und als die Nacht hereinbrach, kam in Haſt
zu Danayn ein Schildknapp, meldend: daß
die Mörder ſeines Neffen, die er überall
aufſuchen ließ, ſich wenig Stunden weit
von dannen ſehen laſſen. Alsbald machte ſich
der Ritter auf, ſie zu verfolgen. Und er ſprach
zu Geron: Bruder, ein Geſchäfte ruft mich ab
das keinen Aufſchub leidet; ziehe du
nach Maloane zurück, und bis
ich wieder komme warte mein daſelbſt.
Das ließ er auch der Frau zu Maloane
entbieten; und ſo kehrte ſie mit ihrem Zug
des Morgens drauf nach ihrer Burg zurück.

Herr Geron hatte nicht des Worts vergeſſen
das Lac geſprochen; und, ſobald die Frau
zu Maloane der zwoen Schweſtern Burg
verlaſſen, folgt er ihrem Zug von ferne nach.
Allein Herr Lac, der ſchönen Beute nicht
zu fehlen, hatte früh ſich aufgemacht,
und tief in einem Holz, wodurch
ſie ziehen mußte, ſich in Hinterhalt gelegt;
und als der Zug herankam, fiel er über

die sechsundzwanzig Ritter, wie ein Blitz
aus hellem Himmel, trieb sie in die Flucht,
und nahm die Frau und ritt mit ihr davon.

Herr Geron hatte durch ein Abentheuer
von Ungeschicht den Weg verlohren, den
die Dame zog. Und wie er, ihre Spur
zu suchen, wieder seitwärts lenkte, liess
sein gutes Glück ihn auf den Räuber stossen,
der wohlgemuth einher mit seiner Beute trabte.
Was Geron that, versteht sich. Solch ein Dank
war eines Kampfs um Tod und Leben werth.
Und ängstlich ringend ihre schönen Arme, that
die Frau zu allen Heiligen im Himmelreich
Gelübde, mehr für ihren Freund als sich.
Doch bald entriß der Tapfre sie der Furcht
des Ausgangs; denn mit Löwengrimm
umschlang er seinen Gegner, warf
zu Boden ihn, und zwang ihn von der Milde
der Frau zu Malsane sein Leben anzunehmen.

Wie groß die Freude war der schönen Frau
als sie befreyt sich sah, und durch die Hand
des Mannes, den sie über Alles liebt!
Wie groß des Ritters Freude, seine Dame
ersiegt zu haben, und bestraft den Trutz
des Nebenbulers! — Beyde sehn einander an,
und bleiben sprachlos; ihre ganze Seele ist
in ihren Augen — Alles um sie her
ist Wald, und still und einsam; Sie und Er
die einz'gen in der Welt — Welch Augenblick
des Freundes zu vergessen? — Aber Geron kam
bald wieder zu sich selber, trat zurück und sprach

zur

zur Frauen: Dame, ledig seyd ihr nun
des Ritters, möget nun nach Maloane
in Frieden ziehn, nach euerm eignen Willen.

Ihm giebt die Frau zur Antwort: Edler Herr,
daß ich befreyt bin, deß sey Gott gedankt
und euerm Arm; denn ich gehöhnt auf ewig
geblieben wär und aller Ehren baar,
hätt' euer Muth die Schmach mir nicht vergaumt.
Allein, was nun beginnen? Meine Reißgen
und Knappen sind entflohn, desselbengleichen
auch meine Jungfraun alle; Todesfurcht
ergriff sie, und sie flohn, und haben mich
allein gelassen. Spricht zu ihr der Ritter: Dame,
seyd unbekümmert. Eure Leute können nicht
so ferren seyn; sie werden wieder sich
zu euch versammeln. Reiten wir indeß
in diesem Pfade fort, der ohne Fehl
uns wieder in den Heerweg bringen wird.
Und mit dem Worte ritten sie von dannen.

Als nun die schöne Frau zu Maloane,
all ihres Schreckens quitt, sich so allein
mit ihrem Ritter sah, der über Alles lieb
ihr war, und dacht' an seine Mannheit, und wie er
im Turney Allen es zuvorgethan,
und wie so adelich und schön und hold er war
in allen Dingen über alle Männer, die
ihr jemals vorgekommen: da bewegte sich
ihr Herz so stark in ihr, sie wußte nicht
wie ihr geschah, und was sie sagen oder wie
sie schweigen sollte. — Noth ist ihr
zu reden; aber Furcht, noch einmal abgewiesen

zu werden, schreckt sie. Liebe setzt ihr zu
ihm frey zu offenbaren, was ihr Herz
gelüstet: aber Schaam hält ihren Mund,
sobald sie reden will. Auf einer Seite
spricht Liebe: „Dame, redet ohne Scheu,
er weiset euch gewiß nicht wieder ab.
Ihr seyd so wohlgethan von Leib und Angesicht,
der wäre nicht des Ritternamens werth,
der eine Frau wie ihr zum drittenmal
abweisen könnte; wagets nur getrost!„
Und Schaam spricht auf der andern: Dame, hütet euch
zu reden! Geron liebet Danayn
so stät und treu, er wünd' um Alles in der Welt
an ihm nicht fehlen. Rechnet sicher drauf,
Ihr werdet abgewiesen.„ — So verstummte dann
die Dame zwischen beyden, und sie ritten
noch eine gute Weile beyde schweigend fort.

Indessen hatt' auf seiner Seite Geron
in seinem Herzen seinen leichtern Kampf
zu kämpfen. Denn als eit er auf die schöne Frau
die Augen warf, war ihm so weh nach ihr,
und dachte: hätt' er nur Ein einziges volles mal
sein Herz an ihres drücken, seine Seele gäb'
er drum! — Zu kämpfen länger däucht ihn weder möglich
noch ehrlich gegen ein so schönes Weib,
das ihm so hold ist. Alles schicket sich
zu ihrer beyder Wünschen. Zeit und Ort,
so still, so einsam — werden nimmermehr
so wiederkommen! — „Aber — deines Freundes Weib!
des Waffenbruders, der dich höher liebt,
als seiner Augen eines! Das verhüte Gott,
daß so ein wackrer Ritter durch den Mann

entehrt

geſchändet werde, gegen deſſen Treu er ſich
den kleinſten Zweifel nie verzeihen würde!
Wie wollteſt du in deinem Leben wieder
ihm in die Augen ſchauen? welchem andern, der
auf Ehre hält? und wie dich ſelbſt ertragen,
nach ſolcher That? — „

In dieſen wechſelnden Gedanken ritt'
er ſchweigend hinter ſeiner Dame her,
doch konnt' er ſich nicht wehren, dann und wann
ſie anzuſehen, und je öfter er
ſie anſah', deſto ſchöner däucht ſie ihm.
Zwey oder dreymal war ihm's auf der Zung'
es ihr zu ſagen, wenn die Scham ihm nicht
den Mund verſchloſſen hätte.

Endlich hub die Frau
zu Maloanc (Der Noth war ihrem Herzen Luft
zu ſchaffen) an, und ſprach zu Geron: lieber Herr,
ſo gebe Gott euch gutes Abentheuer;
ſaat mir, was iſt in aller Welt das Ding
das einen Ritter, Kühnheit zu beweiſen
und hohen Muth, am ſtärkſten treiben kann?

Erwiedert Geron: „Dame, zweifelt nicht,
es iſt die Minne. Rechte Minne hat
ſo hohe wunderſame Kraft, ſie könnte wohl
aus einem feigen Menſchen einen waglichen
beherzten Ritter machen. „

Gott behüte mich!
verſetzt die Dame: wenn dem alſo iſt,
welch ein gewaltig Weſen dann von Noth
die Minne wäre!

„Dame

„Dame, (widert ihr
Herr Geron) wahrlich, dem iſt alſo wie ihr ſagt.
Und wiſſet, nie und nimmermehr
in meinem Leben wär ich das geweſen
was dieſen Tag Herr Lac erfahren, hätte mich
die Minne nicht geſtärkt; noch, glaubt mir, hätte der,
obſchon der beſten Ritter einer, nimmermehr
hätt' er die ſechsundzwanzig Reiſigen
von Maloane zur Flucht gebracht, wo nicht
die Minne, die zu Euch er trug, ihm Kraft
zu ſolcher That gegeben.

Wie? (verſezt die ſchöne Frau)
aus euern Reden ſcheints Ihr ſelber liebt
von rechter Minne.

„Dame, ganz gewiß
ſagt ihr die Wahrheit, war des Ritters Antwort:
und zwar mit ſolcher Minne, wie ich glaube, daß
kein andrer Ritter baß als ich gewinnen möge.
Auch acht ich deßen mich für hochbeglückt,
als ich mich kühnlich rühmen mag, daß an
die ſchönſte Frau die in der Welt iſt ich
mein Herz geſezt; und drum allein vermag
ich Dinge, die ich andrer Weiſe nie
beſtehen könnte. Denn das glaubt mir, Dame,
wär's nicht in dieſer übergroßen Minnekraft,
ich hätt' in dieſem Turney nicht gethan was Ihr
geſehen habt; und hab ich Lob und Danck
damit verdient, ſo bin ichs lediglich
der Lieb und meiner Dame ſchuldig; ihnen ganz
allein gebührt der Danck.„

Die edle Frau
von Maloanc, wie ihren Ritter Sie
ſo reden hört, erfreut ſich ohne Maas.
Denn wohl ſagt ihr das Herz: wenn Geron liebt,
ſo liebt er dich und keine Andre in der Welt.
Und wie er aufgehört zu reden, nahm ſie wieder
das Wort und ſprach: Mein Herr, ſo gebe Gott
euch gutes Abentheuer! ſagt mir ohne Scherz,
wer iſt die Dame, die ſo lieb euch iſt
und über alle andre Frauen in der Welt
euch ſchön zu ſeyn bedünkt?

„So helf mir Gott,
verſetzt er, als die Schönſte aller Frauen in
der Welt, kein' andre iſt als ihr;
und wohl verſichert müßt ihr deſſen ſelbſt
in euerm Herzen ſeyn. Ja, liebe Frau,
Ihr ſeyd es, die ich minne, ſo, wie daß
kein Ritter ſeine Dame minnen mag.„

Herr (ſpricht zu ihm die Frau) was ſoll ich denken
von euren Reden? Sicher iſt's nicht euer Ernſt;
ich ſeh', ihr harret meiner Antwort nur,
um meiner dann zu ſpotten. Denn es iſt
ſo lange nicht, und ich erinnre mich's
ſehr wohl, wie ich das Alles, was ihr mir
da ſagtet, Euch geſagt, und wie ihr härtiglich
mich abgewieſen. Jetzo wollt ihr mich bereden,
ihr liebtet mich ſo mächtig. Guter Herr,
was wollt ihr, daß ich glaube?„

„Liebſte Frau,
(erwiedert Geron) pflegt, um Gotteswillen,

nicht ſolcher Reden mehr. Daß damals ich bethört
und blind war, laßt mich deſſen jezund nicht
entgelten. Nehmet mich zu euerm Ritter an,
und ſeyd verſichert, Herzens-Königin,
daß keine Liebe in der Welt aufrichtiger
als meine iſt.„

Die Frau von Maloane
hat ſolche Freude ihren Ritter alſo reden
zu hören, daß ihr iſt, ſie hör' ihn immer noch,
auch da er wieder ſchweigt. Sie zweifelt nun
nicht mehr an ſeiner Lieb, und weidet ſich
daran ſo inniglich — ihr iſt, ſie athme, ſchwimme
in lauter Liebe; iſt ſo voll von ihm
und ihrem Glück, und kann doch nichts
zu Worten bringen, horchet nur und ſchweigt,
als ob ſie fürchte, ſie verliehre was davon
durch reden.

Wie ſie eine Weile nun
ſo fortgeritten, zeigte ſich ein kleiner Pfad,
der mitten durch den Wald geradenwegs
zu einem Brunnen führte. Geron lenkt dahin,
und ſpricht zu ſeiner Lieben: Dame, Müdigkeit
vom Turney und der Arbeit dieſes Morgens
befällt mich; hieltet Ihrs genehm, ſo möcht' ich wohl
ein wenig Ruhens pflegen an dem Brunnen dort,
der vor uns liegt. „Mein Herr (verſetzt die Frau
erröthend) thut nach euerm Willen.„ Und er nahm
den Weg zum Brunnen, und die Dame ritt
ihm ſchweigend nach.

Und als ſie nun dahin
gekommen waren, ſtieg Herr Geron ab,

und band sein Roß an einen Baum, gieng dann
der Frau von Maloane herabzuhelfen.
Ein frischer Rasen, lustig überschattet
von Bäumen, war daselbst, umschlossen rund
mit Büschen, still und lieb und heimlich, wie sie sich
zum Ruhen einen Platz nur wünschen mochten.
Hier setzt er seine Dame, wie er sie
vom Pferd herab in seinen Arm empfangen,
im Schatten hin; beginnt dann Stück vor Stück
sich zu entwafnen, nimmt das Helmlin ab,
und schnallt den Harnisch von den Schultern und
den schwarzen Schild, und legt es alles auf
den Brunnen hin; und oben drauf sein gutes Schwerdt,
das einst der unbescholtne Ritter Hector Braun
geführt und sterbend ihm zum Erb verlassen,
und das, um seines ersten Herren willen, ihm
so lieb war, daß er nicht das beste Schloß
des König Uters drum genommen hätte.
Allein in diesem Augenblick der Trunkenheit
itzt dacht' er wenig an sein Schwerdt, und an
die Ritterspflicht, wozu es den verband,
der nach dem wackern Hector es zu führen sich
vermaß. Verlassen hatten ihn zum erstenmal
in seinem Leben Ehr und Biedertreu,
und heisser Hunger nach der süßen Frucht
der Minne jedes edlere Gefühl in seiner Brust
verdrungen. Geron ist nicht Geron mehr,
hat seines Danayns vergessen, seiner selbst
vergessen, eilt mit Ungeduld
sich vollends zu entwafnen; während daß
die schöne Frau, in süßer Scham, die Augen
gesenkt auf ihren Schoos, verstummt und kaum
zu athmen sich getraut.

Und siehe da,
Wie Geron eben ihr sich nähern wollt,
begab sichs, daß vom Rand des Brunnens, wo
er seine Waffen auf einander hingelegt,
sein gutes Schwerdt herab ins Wasser fiel.
Und wie ers platschen hört, verläßt er stracks
die schöne Frau, und läuft sein liebes Schwerdt
zu retten, zichts heraus, und trocknets ab,
wischt's fleißig wieder blanck; und als ers um und um
betrachtet, ob es unbeschädigt ist,
fällt ihm die goldne Aufschrift ins Gesicht,
die Hektor in die Klinge graben lassen.
Er hebt und liest:

Vermeß sich keiner untugendlich
dies Schwerdtes anzumuthen sich!
Treu geht über Alles,
Untreu schändet Alles,
Hohn dem Mann der seinen Schalk
verbergen will in Löwenbalg.

Und Geron liest, und liest es wieder und
zum drittenmal, als ob er nie zuvor die Worte
gesehen, und auf einmal ists, es fall'
ein Zauber von ihm ab. Er steht, das gute Schwerdt
in seiner Hand, und sinckt tief in sich selbst.

„Wo bin ich? — Gott im Himmel! welche That
„zu thun, kam ich hieher? „ — Die Kniee erschlaffen ihm
von dem Gedancken. Und, sein Schwerdt noch immer in
der Hand, sezt auf den Brunnen er sich hin,
der Frau den Rücken kehrend, kummervoll, und sinckt
aus einem traurigen Gedancken in den andern.

Und

Und wie die Dame, die noch kaum zuvor
ihn froh und wacker ſah, ſo plötzlich ihn
in ſolche wunderbare Schwehrmuth fallen ſieht,
erſchrickt ſie deß, und weiß nicht was davon
ſie dencken ſoll. Und um zu ſehen, was ihm iſt,
geht Sie mit leiſen Schritten furchtſam hin
und ſpricht zu ihm: Mein Herr, was ſinnet ihr?

Und Geron, ohne ihr zu achten, blickt
mit ſtarren Augen auf ſein Schwerdt, und giebt
ihr keine Antwort. Lange harret deren
die holde Frau, und da er keine giebt,
tritt ſie noch näher hin und wiederhohlt
mit ſanfter Stimme: Lieber Herr, was ſinnet ihr?

Und tieferſeufzend: Was ich ſinne? (ſpricht
der Ritter:) So erbarme Gott
ſich meiner Seele, Frau, als ich
nach ſolcher Untreu, die an meinem Freund
und Bruder Danayn dem Rothen ich
begangen, länger nicht zu leben würdig bin!

Und als er dies geſagt,
begann ſein Schwerdt er wieder anzuſchaun
und ſprach mit tiefſem Schmerz: Du gutes Schwerdt,
in weſſen Hand biſt du gefallen! Wie ſo gar
ein andrer Mann war der, der ehmals dich
geführt! Verrath noch Untreu kam ſein Lebenlang
nicht in ſein Herz — Vergieb mir! — Führen darf
ich dich nicht länger, aber rächen will ich dich
und Ihn — der beſſers von mir hofte, da er dich
mir anvertraut!

Und mit dem Worte zückt'
er seinen Arm, und eh's die Frau, vor Schrecken stark,
verhindern mocht, durchstieß er mit dem Schwerdt
sich durch und durch, zog's mit Gewalt dann wieder
heraus, und hätte sich noch einen Stoß gegeben,
wär ihm die schöne Frau von Maloane
mit aller Stärcke der Verzweiflung und der Liebe
nicht in den Arm gefallen. Guter Ritter,
um Gottes willen, schonet euer selbst,
(rief sie ihm weinend zu) ermordet nicht
so grausamlich euch selbst und mich in Euch —
um Nichts! —

O, rief er, Dame, laßt
mir meinen Willen. Ich verdiene nicht
zu leben, und so will ich sterben, lieber als
in Schande leben!

Aber lauter weinend hielt
die Frau mit aller ihrer Stärcke ihm den Arm.

In diesem Augenblick kam Danayn
zurück von seiner Farth. Gefunden und bestraft
hatt' er die Mörder seines Neffen; beyde waren sie
gefallen unter seinem Schwerdt. Nun eilet er
zurück nach Maloane zu seinem Freund;
und wie, nicht fern vom Brunnen, er im Wald
daherzieht, trift ein Klaggetön sein Ohr
vom Brunnen her; und alsbald lencket er
dahin, und Siehe! Geron liegt in seinem Blut,
und blutig überall, in stummer Angst,
die Frau von Maloane bey ihm, allein,
die Hände ringend. — Danayn, anstatt

zu fragen, ſpringt vom Roß und eilt dem Freund
zu Hülfe. Aber Geron weigert ſich
ſie anzunehmen, will nicht leben, klagt
ſich ſelber an vor ſeinem Freund, verbirgt
ihm nichts als ſeines Weibes Schwachheit, nimmt
auf ſich allein die ganze Schuld. Und wie
er alles ihm bekannt hat, reicht er ihm
die Hand und ſpricht:
vergieb mir, Bruder, wenn du kannſt, und laß
mich ſterben; aber haſſe nicht
mein Angedenken — denn die Reue kam
der That zuvor. In meinem Herzen war
die Untreu, und mein Herzensblut
laß aus ſie löſchen!

Aber Danayn
der Edle, fühlt in dieſem Augenblick
die Herrlichkeit der Tugend ſeines Freunds
und ſeiner Biedertreue mehr als je zuvor
er ſie gefühlt; ſo klar und offenbar
liegt Gerons Herz und Weſen, wie
ſein eignes, vor ihm da. Er fleht
ihn dringentlich, ſich ſelber zu verzeyhn,
beſchwört bey ihrer heilgen Freundſchaft ihn
zu leben, ſchwört ihm, daß er mehr als je
ihn ehr' und liebe!

Ueberwältiget
von ſolcher Liebe, willigt Geron endlich ein
für ſeinen Freund zu leben, überläßt
ſich ſeiner Pfleg', und wird auf einer Baare nach
dem nächſten Schloß getragen, wo
ein guter alter Ritter ſich enthielt,

ein alter Freund von Danayn. Der lebte da
mit einer Nichte, die an Schönheit kaum
der Frau zu Maloane den Vorzug ließ,
und viel verborgner Mittel kundig war,
die schwersten Wunden bald und wohl zu heilen.
Die edle Jungfrau liebte heimlich Geron
den Adelichen, und durch ihre Kunst
und Pflege wurd' er heil in wenig Wochen
von seiner Wunde. Aber tödlich war
die Wunde, die das Abentheur beym Brunnen
der Frau zu Maloane geschlagen. Solchen Wechsel,
so plötzlich, so gewaltsam, zu ertragen, war
ihr weiches Herz zu schwach. In schwerer Angst
lag sie die ganze Nacht als wie in Feuer;
und gleich am andern Morgen brach die Wuth
des Fiebers aus und wuchs mit solcher Macht,
daß keine Rettung war! Sie starb am dritten Tag,
und Gerons Name war ihr letzter Laut.

* * *

Hier schwieg der alte Ritter. Und mit ernstem Blick
sah er die Frauen und die Ritter alle,
die um die Tafel saßen, schweigend an;
und allen Jungfrau'n schlichen stille Thränen
die glühnde Wang' herab, und alle Ritter schlugen
die Augen nieder. Und Frau Genievra
die Königin, die, während er erzählte,
bald todtblaß worden war, bald feuerroth,
rief, ihre Unruh zu verbergen, seufzend aus:
„Es ist eine traurige Geschichte!„ — Und wie giengs
nun unserm Geron weiter? — fragte Lanzelot.
Nach der Geschichte, spricht der alte Branor, hab
ich nichts mehr zu erzählen. —

Und

Und der König Artus
ſtund von der Tafel auf, und alle ſtunden auf,
und Artus ſprach zu Branorn: Ritter, ein Gemach
iſt euch bereitet in der Burg, für dieſe Nacht
und alle Tage, die ihr bey uns bleiben wollt.
Herr König, gab der alte Mann zur Antwort,
ſo gebe Gott Euch Ruhm und guten Muth,
als ich gelobet hab', an keinem Hof
in meinem Leben über Nacht zu bleiben.
Die Ritter ſahn einander ſchweigend an —
und Branor neigte vor dem König ſich
und vor der Königin, nahm ſeine Waffen,
beſtieg ſein Roß, und ritt bey Sternenlicht
in ſeinen Wald zurück. W.

II.

Einige Erläuterungen zu beſſerm Verſtändnis des vorſtehenden Gedichts.

Die Geſchichte, die den Inhalt dieſer Erzählung ausmacht, iſt aus einem alten franzöſiſchen Ritterbuch, *Le Roman de Gyron le Courtois* genannt, genommen. Ich kenne dies Ritterbuch nur durch den Auszug, den die *Bibliotheque Univerſelle des Romans* im 1ſten Theile vom October 1776 davon liefert: dieſer Auszug aber iſt ſo vollſtändig, daß er den Mangel des Ganzen hinlänglich erſetzt, zumal das Intereſſanteſte im-

mer in der Sprache und mit den eignen Worten des Romanciers erzählt wird. Außer der Begebenheit des Ritters Gyron (den ich Geron nenne) mit der Dame von Maloanc, seines Freundes Weib, enthält jener Roman noch viel andre Abentheuer und Thaten dieses Ritters und Andrer. Das Ganze macht, nach meinem Gefühl, eines der schätzbarsten Ueberbleibsel aus den fabelhaften Zeiten der Ritterschaft. Der bekannte toscanische Dichter Ludwig Alemanni hat ein großes heroisches Gedicht, in Stanzen und 24 Gesängen, *Girone il Corteſe* genannt, daraus verfertigt, wovon ich vielleicht künftig nähere Nachricht werde geben können.

Die Geschichte zwischen Geron und der Dame zu Maloanc, wo das gute Schwerdt Hektors des Braunen auf eine so herrliche Art den Ausschlag giebt, machte eine Würkung auf mich, die ich so vielen andern als immer möglich mitzutheilen wünschte. Von der Art, wie ich dies zu bewerkstelligen gesucht, warum ich's so und nicht anders gemacht, und besonders, warum ich (seiner ziemlich auffallenden Unbequemlichkeiten ungeachtet) den Weg, diese Geschichte durch den alten Branor an K. Artus Tafel erzählen zu lassen, erwählt — den Lesern Rechenschaft zu geben, würde zu nichts helfen. Nur dies sey mir erlaubt davon zu sagen: diese Geschichte war zu heilig in meinen Augen, um sie verschönern zu wollen; und das einzige, was

ich

ich bedaure, iſt, daß ich ſie nicht noch einfältiger, noch gothiſcher und holzſchnittmäßiger, habe vortragen können, als geſchehen iſt. Es mag wohl ſeyn, daß ſie in einer minder altfränkiſchen Geſtalt vielen modernen Leſern und Leſerinnen beſſer gefallen würde. Auch ſteht nun jedem frey, damit zu machen, was er kann und will; ich, meines Orts, mußte meinem Gefühl folgen. Eine Sprache, die der Täuſchung, als ob man den alten Branor ſelbſt reden höre, ſo wenig als möglich hinderlich wäre, war zu meinem Zweck eben ſo nothwendig, als eine Apologie deßwegen in unſern Tagen überflüßig ſeyn würde. Aber dafür glaube ich dem größern Theil der Leſer einige kurze Erläuterungen über die in dieſer Erzählung vorkommende veraltete Wörter und Redensarten ſchuldig zu ſeyn, die entweder ganz außer Gebrauch gekommen ſind, oder wenigſtens ihre alte Bedeutung verlohren haben. Ich füge ſie hier, in alphabetiſcher Ordnung, bey, weil ich die Erzählung ſelbſt nicht durch Noten unter den Text unterbrechen wollte. Um denen, die mit der Geſchichte der alten Ritterzeit — zumal der fabelhaften (die vermuthlich, aus alten Sagen und verlohrengegangnen Heldengeſängen, ſich in viel ſpätern Zeiten zu einer Art von heroiſcher Mythologie gebildet hat) wenig bekannt ſind, behülflich zu ſeyn, ſind auch einige hiſtoriſche Noten eingeſchaltet worden.

Adelich — Geron, der Adelich. — Ich gebrauche dieſes Wort als ein Aequivalent für das Altfranzöſiſche Courtois. In unſern Zeiten wird edel mehr gebraucht, den Adel des Gemüths und der Sitten, adelich hingegen mehr den Adel der Geburt, zu bezeichnen. Bey unſern Alten war's juſt umgekehrt; Sie ſagten: edel von Geburt, und adelich von Sitten. In der alten Ueberſetzung des Amadis de Gaule wird adelich häuffig gebraucht, wo im Original Courtois ſteht. Ich habe alſo adelich in dieſer alten Bedeutung, dem Worte höflich vorgezogen, welches zwar urſprünglich mit Courtois einerley iſt, aber durch die Länge der Zeit zuviel verlohren hat, als daß es, ohne einen ganz falſchen Begriff zu erwecken, für Courtois geſetzt werden konnte. Der Ritter, der wie Geron Vorzugsweiſe der Adeliche heißt, iſt in ſeiner Art das, was die Sokratiker im Sinn ihres Meiſters καλος και αγαθος nannten; ein Mann, der alle Vorzüge und Tugenden des Leibes und Gemüths in ſich vereiniget. Iſt alſo klar, daß die Abſicht keinesweges war, dem Adelſtand unſrer Zeit durch den Gebrauch dieſes Worts ein ſchaales Compliment zu machen. Au contraire &c.

Artus, König in Brittanien, wird von den alten Chroniken ins fünfte Jahrhundert nach Chriſti Geburt geſetzt. Der Theil von England, über den er herrſchte, heißt in den Romanen der Tafelrunde das Land oder Reich Logres. Seine Geſchichte iſt der Hauptinhalt des alten franzöſiſchen Romans: du Roi Artus et des Compagnons de la Table Ronde. (*Paris* 1488. Vol. III. Fol.) Der fruchtbare Engliſche Dichter, Sir Richard Blackmore, hat dieſen K. Artus zum Helden eines groſſen Epiſchen Gedichts gemacht, das nicht ohne Werth iſt, wiewohl der grämliche Pope den guten Blackmore in ſeiner Dunciad garſtig figuriren läßt.

Baar, ſoviel als nackt, entblößt, ausgezogen: Aller Ehren baar, war eine ſehr gewöhnliche Redensart, und wird durch unſer beraubt nicht völlig erſetzt.

Dank war das eigentliche Wort für den Preiß, der dem Sieger in einem Turnier zuerkannt wurde. Man ſagte nie Preiß des Turniers, ſondern Dank — er hat den Dank gewonnen.

Ehrlich — je ehrlicher ſie ſprachen, deſto gröber ꝛc. iſt in der alten Bedeutung, worinn es hier genommen wird, mit dem franzöſiſchen Wort honnête in den Redensarten, des Manieres honnêtes, une reponſe honnête u. a. völlig gleichbedeutend, und alſo mit höflich beynahe einerley. Gleichwohl iſt zwiſchen dieſen beyden Synonymen noch ein feiner Unterſchied. Höflich ſprechen kann auch ein Schalk: ehrlich ſprechen iſt Höflichkeit eines Biedermanns. In dieſem Sinn ſind ich das Wort ehrlich im Alten Amadis und andern Werken dieſer Art vom XV. und XVI. Jahrh. immer gebraucht.

Frommen — für eintragen, nutzen.

Er frommt dir in ei'm Jahre
wol hundert tuſend Marck.
Heldenbuch.

Frucht — deß hätt er wenig Frucht, iſt die gewöhnliche alte Redenéart für: er hatte wenig Vortheil davon. Uberhaupt ſind die Conſtructionen mit dem Genitivus in der alttentſchen Sprache die gewöhnlichſten, und ſollten, wegen ihrer Bequemlichkeit für die Poeſie, billig wieder hergeſtellt werden.

Genievra, Gemahlin des Königs Artus, und Tochter des Königs Laodagant von Carmelide. Ihre Liebeshändel

händel mit Lanzelot vom See (Lancelot du Lac, Sohn des Königs Ban von Benoit) einem der berühmteſten Ritter der Tafelrunde, machen den intereſſanteſten Theil des beſondern Romans aus, der ſeinen Namen führt, und von welchem die Bibliotheque Univerſelle des Romans aus einer koſtbaren alten Handſchrift einen weitläuftigen Auszug giebt. Dieſe Liebeshändel waren eine lange Zeit jedermann bekannt, den König Artus, den ſie am nächſten angiengen, ausgenommen. Als er aber endlich die Untreue ſeiner Gemalin und dieſes Lanzelots, den er immer für ſeinen beſten Freund und treuſten Ritter gehalten hatte, erkundigte, verurſachte dies böſe Händel, die endlich in einen groſen Krieg ausbrachen, worinn beynah alle Ritter der Tafelrunde und König Artus ſelbſt um's Leben kamen. Die ſchöne Genievra gieng in ein Kloſter, um Buße zu thun; und Lanzelot, mit ſeinem Bruder Hector de Mares, wurden Einſidler. Dieſe kurze Nachricht von Lanzelot und Genievra iſt genug, um das gehörige Licht auf die Erzählung des alten Branors überhaupt, und auf einige beſondre Stellen des Gedichtes, zu werfen.

Hochmuthen, einen hochmuthen, ein treffliches Wort, das wieder Cours zu bekommen verdient, wie es ehmals gewöhnlich war. Sein Sinn bedarf keiner Erklärung. Jedermann ſieht, daß die Redensarten, deren wir uns bisher als mit dieſer gleichgeltend bedient haben, z. Ex. einem hochmüthig begegnen, einem trutzen, u. dergl. das Wort hochmuthen keinesweys erſetzen.

Jungfrau — in der alten Bedeutung, worinn es in dieſem Gedichte gebraucht wird, iſt mit unſerm heutigen Fräulein gleichgeltend. Was wir jezt Jungfrau nennen (vierge) hieß vor Alters bekanntlich Magd, Maget (daher magetlich, jungfräulich) oder Maid. Im Roſengarten zu Worms (oder

dem

dem dritten Theil des sogenannten Heldenbuchs) heißt die Königin Crimhilde, König Gibichs Tochter, weil sie noch unvermählt ist, immer die königliche Magd. Daher, Maria die reine Magd, in unsern alten Kirchenliedern.

Knappen, Knaben, Schildknappen, Knechte, ist in der Sprache unsrer alten Rittterzeiten gleichgeltend mit dem Altfranzösischen Varlet, Damoiseau und Ecuyer. Es war die Benennung der jungen Edelleute oder Söhne von Dienstmännern, die an den Höfen der Könige und Fürsten und der großen Besitzer unmittelbarer Lehen Hofdienste thaten, dabey ritterlicher Uebungen pflegten, auch mit den Rittern als ihre Waffenträger auf Abentheuer zogen, und diesen Nahmen so lange behielten, bis sie sich würdig machten, selbst zu Rittern geschlagen zu werden. Klaunz der Schalk nannte die beyden unbekannten Ritter schimpfsweise Knechte, weil er sie ihres schlechten Anzugs wegen nicht für voll ansah.

Mannheit, sagte bey unsern Alten soviel als Männliche Tugend und Kraft mit ihrem äußerlichen Glanz und Anstand: so wie Weibheit (Wibheit) Weibliche Sinnesart und Sitte mit ihrem äußerlichen sanften Reiz. — Beydes Wörter voll Bedeutung, eh Ueppigkeit und Neufranzösische Lebensart beyde Geschlechter so untereinander gemengt, und eine so wundersame wechselseitige Mittheilung der Eigenschaften unter ihnen bewürkt hat, daß daraus eine Zwitterart von Menschen entstanden, die (mit Erlaubniß zu sagen) weder als Mann noch Weib recht zu gebrauchen sind.

Minne, für Liebe, minnen für lieben, ist durch unsre alten Minnesänger aus dem XIIIten Jahrhundert und durch unsern Gleim, der uns einige ihrer lieblichsten Lieder in einer vernehmlichern Sprache vorgesungen, bekannt genug,

oder sollt' es wenigstens seyn, wenn Gleichgültigkeit gegen Alles was unsre Nation einst war und that, nicht ein so tief eingewurzeltes National-Laster unter uns wäre. Unsre Alten sagten auch geminnen für minnen, wie sie winnen für gewinnen sagten. Rechte Minne, ist soviel als parfait amour in den Altfranzösischen Gedichten und Romanen, und wurde ehmals so gebraucht. Von rechter Minne minnen, ist also in ganzem Ernste lieben, aimer de parfait amour, oder *aimer par amours*, wie sich die Dame de Maloanc im Gyron le Courtois ausdrückt.

Merlin. Die Geschichte dieses Wundermannes macht den Inhalt des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde aus. Merlin spielt darinn ungefehr die Role, die in Homers Gedichten die Götter spielen. Er ist der Erfinder und Urheber der Tafelrunde, und der immer (auch unsichtbarer weise) gegenwärtige Rathgeber und Beschützer des Königs Artus und seines Ritterordens. Alles ist an ihm wunderbar, seine Geburt, sein ganzes Leben, und sein Ende. Er war der Sohn einer tugendhaften Jungfrau und eines bösen Geistes der sich ohne ihr Wissen im Schlafe zu ihr gethan hatte. Von seinem Vater empfieng er die Gabe übernatürliche Dinge zu thun, sich in allerley Gestalten zu verwandeln, und das Künftige vorherzusehen. Von der Mutter hatte er vermuthlich die Neigung von diesen Wunderkräften einen ziemlich menschenfreundlichen Gebrauch zu machen, ohne es gleichwohl in Absicht der Sittlichkeit seiner guten Dienste sehr genau zu nehmen; worinn er dann wieder seinem Vater nachartete. Merlin faßte eine besondere Neigung zu dem König Uter Pandragon, und war ihm, unter anderm, in seiner Liebesangelegenheit mit der schönen Igerne, Gemahlin des Herzogs von Tintadiel so dienstlich, daß Igerne, weil ihre Treue sonst nicht zu erschüttern war, von K. Utern, auf eben die Weise wie Alcmena

von

von Jupitern, betrogen, und zur Mutter des nachmaligen Königs Artus gemacht wurde. Merlin, der diesem Artus solchergestalt zur Existenz verholfen, hielt sich verbunden, nun auch alles übrige für ihn zu thun, was ihn zum gröſten Könige seiner Zeit machen könnte. Er sorgte für seine Erhaltung und Erziehung, verhalf ihm zu dem fatalen Zauberschwerdt Escalibor und zur Brittischen Krone, leistete ihm in seinen ersten Kriegen gegen seine Vasallen, bald in Gestalt eines Bauerknechts, bald eines Hirsches mit fünf Gewichten, bald eines häslichen Zwergs, bald eines Harfenspielers u. s. w. groſsen Beystand, sezte ihn in den ruhigen Besiz seines Reiches, und krönte endlich alle diese Verdienste dadurch, daſs er die seit König Uters Tode verlohrne Tafelrunde nach Kramalot zauberte, und dadurch den König Artus zum zweyten Stifter eines Ordens machte, der, unter Merlins Schutze, der Vereinigungspunkt der Brittischen Helden wurde, besonders derjenigen, von denen König Artus am meisten zu besorgen gehabt hätte. Einige Zeit hernach verschwand Merlin gänzlich in Brittanien, und es blieb nichts von ihm übrig als seine Stimme, die sich im Walde von Brozeliand aus einer mit Weiſsdorn bewachsenen Grotte hören lieſs, und denen, die sich der Zukunft wegen bey ihr Raths erhohlten, Antwort gab. Die Zauberin oder Fee, Viviane, seine Freundin, sonst in den Romanen der Table Ronde La Dame du Lac genannt, war, wider ihren Willen, Ursache an dieser Bezauberung. Merlin hatte ihr das geheime Mittel, wodurch solche bewürkt werden könnte, in einem von den Augenblicken, wo man nichts Geheimes für eine Freundin hat, geoffenbart. Viviane, die es unglaublich fand, und von Merlins Macht, wie es scheint, eine zu groſse Meynung hatte, kam auf den Einfall, es in aller Stille an ihm selbst zu probiren; aber der Zauber würkte, zu ihrem groſsen Leidwesen, so gut, daſs er weder von Merlin selbst noch irgend einer andern Macht wieder gehoben werden könnte.

So wie an der ganzen Geſchichte des Königs Artus und der Tafelrunde, ſo iſt auch an der Geſchichte dieſes Merlins unſtreitig etwas wahres; aber was daran wahr iſt von dem Fabelhaften ſcheiden zu wollen, möchte wohl vergebliche Mühe ſeyn. Die Vermuthung, daß er ein geſchickter Natur- und Mathematikverſtändiger geweſen, und dadurch zu der Meynung der ſpätern Zeiten von ſeinen Wundergaben und zu den Dichtungen der Romanſchreiber des 12ten und 13ten Jahrhunderts Anlaß gegeben, mag wohl der Wahrheit am nächſten kommen. Die Prophezeyungen, womit man ſich unter Merlins Nahmen trägt, und über welche ein Maleſeriatus in England im Jahr 1641 einen großen Commentar in 4t. herausgegeben, ſind, aller Wahrſcheinlichkeit nach, untergeſchoben. Doch müßen ſie ziemlich alt ſeyn, weil ſchon der große *Doctor Univerſalis* (wie man ihn nannte) *Alanus ab Inſulis*, ein Mönch von Clairvaux, und ein großer Schriftſteller ſeiner Zeit (d. i. der andern Hälfte des 12ten Jahrhunderts) Sieben *Libros Explicationum* über dieſe Weiſſagungen geſchrieben, welche im Jahr 1649 zu Frankfurt am Mayn, unter dem Titel *Ambroſii Merlini Britanni Vaticinia* &c. gedruckt worden ſind. Die berühmte Königin Carolina hat Belieben getragen, Merlins Andenken durch Wiederherſtellung ſeiner Grotte im Parc von Richmond, und ein Bruſtbild, ſo Sie ihm daſelbſt ſetzen laſſen, zu erneuern. Die Beſchreibung davon findet ſich in den *Rarities of Richmond*, oder exact deſcription of the Royal Hermitage and *Merlin's Cave*, with his Life and Prophecies. Vol. I-IV. *London* 1736. 8.

Schwerdt — Nun freylich ja als Wort und Schall bekannt genug: Aber welcher Commentar kan uns das Gefühl geben, das ein Ritter in den Zeiten Kayſer Heinrich VI. ja nur noch in den guten Zeiten Kayſer Maximilians, bey dieſem Wort hatte? — Doch Ich erwähne deſſen hier nur, um

denen,

denen, die das Beywort, gut, bey dem Worte Schwerdt, für müßig oder platt halten möchten, mit den Worten des Heldenbuchs zu ſagen, was in den alten Romanen und Rittergedichten (auch im Arioſt) unter einem guten Schwerdt verſtanden wird. Zu dem Geſchmeid (ſpricht der kleine König Elberich der Gezwerg zu Kayſer Otnit)

geb ich Euch ein gut Schwerdt
das ſchneidet auf das Beſte;
es ſchroter Gold und Stahl
es ward kein Helm ſo feſte
es thät ihm Schadens Mahl.

Ein ſolch Schwerdt hieß ein Gut Schwerdt, und der Ritter der's beſaß, hielt es werther als ſein Leben. Die berühmteſten ſolcher Schwerdter hatten auch ihre eigne Nahmen, wie z. E. die Durindana des Orlando. König Artus ſeines hieß Eſcalibor. Es war ein Werk von Merlins Zauberkunſt. Als die Baronen des Reichs Logres nach König Uters Tode wegen ſeines Nachfolgers uneins waren, fand man dies Wunderſchwerdt auf einem Amboß liegend, der durch Zauberey mitten unter ſie verſetzt wurde. Derjenige der es vom Amboß wegnehmen könnte, ſollte König ſeyn. Keiner unter allen Königen und Rittern, die es verſuchten, konnt es: bis Artus kam, der es ohne die geringſte Mühe aufhub und ſich zueignete. Artus hielt es, wie billig, ſo hoch, daß ſein Schildknapp Goiſled es, auf des Königs Befehl, nach ſeinem Tod in einen See werfen mußte, worinn es noch liegt; damit kein Ritter nach ihm des Schwerdtes, das König Artus geführt, ſich anmuthen könnte.

Sparen für ſchonen —
Wer ſeine Feinde ſpart,
und auch erzürnt ſein' Freunde,
der iſt nicht wohl verwahrt. Heldenbuch.

Tafelrunde, La Table Ronde, eine runde Tafel, verfertigt von dem Zauberer Merlin für den Brittiſchen König Uter Pandragon (Vorfahrer und heimlichen Vater des K. Artus) als das Symbol eines beſondern und in der Folge hochberühmten Ritterordens, der von ihr ſeinen Namen erhielt. Die alten Romanen der Ritter von der Tafelrunde ſprechen ſo verſchiedentlich von dieſer Wundertafel, daß es ſchwehr iſt ſich einen rechten Begriff davon zu machen. Sie hatte, wie es ſcheint, die Eigenſchaft, daß ſie immer für ſo viele Ritter, als an ihr zu ſitzen berechtigt waren, groß genug war. Wem dieſe Ehre zukommen ſollte, deſſen Name zeigte ſich, wunderbarer Weiſe, in goldner Schrift, auf dem Stuhl, der für ihn an die Tafel geſetzt wurde: dieſer Name blieb alsdann, und verſchwand nicht eher, als mit dem Tode des Ritters, oder wenn er ſich der Würde eines Genoſſen der Tafelrunde, durch Verletzung der Ordensgeſetze, verluſtig gemacht. Solchergeſtalt hatte dieſer Orden vor allen andern bis auf dieſen Tag das Vorrecht, daß er weder gekauft, noch nach Gunſt und Willkühr ausgetheilt, ſondern, von Noth und Schickſals wegen, nur den Wackerſten und Beſten zu theil werden konnte. Als einsmals ein Ritter, dem es nicht zukam, ſich eines leeren Stuhls an der Tafelrunde bemächtigen wollte, verſank plötzlich der Stuhl mit ſamt dem Ritter in die Erde, und beyde wurden nicht wiedergeſehen. Von dem Tage an verſuchte es keiner mehr, deſſen Name nicht auf dem Stuhle, worauf er ſitzen wollte, deutlich zu leſen war. Bald nachdem Artus ſich mit Genievra vermählt hatte, wurde die Tafelrunde (die vorher zu Cardeuil in Wales geſtanden) durch Zauberey nach Kramalot, dem gewöhnlichen Sitz dieſes Königs, verſetzt. Nach deſſen Tode aber ſcheint ſie wieder verſchwunden zu ſeyn, und ſo dieſer berühmte Ritterorden mit Artus, ſeinem Wiederherſteller, aufgehört zu haben. Dieſer Orden hatte ſeine eigne beſtallte *Sires-Clercs* oder Annaliſten, welchen oblag, über die

Thaten

Thaten und Abentheuer der Ritter Protocoll zu führen. Der Oberſte unter ihnen, oder der Kanzler und Geſchichtſchreiber des Ordens, hieß Arrodian von Cöln. Die Verfaſſer der Bibiioth. Univerſ. des Romans vermuthen, daß dieſes Arrodians Chronik von König Artus und ſeinen Rittern und der Roman gleiches Namens das nemliche Werk, und alſo Arrodian der wahre Verfaſſer dieſes letztern ſey. Ich finde aber vor der Hand keinen hinlänglichen Grund zu dieſer Vermuthung. Denn wenn auch das am Schluſſe beſagten Romans beygefügte Verzeichnis von 32 Rittern dieſes Ordens mit ihren Wappenſchildern und Deviſen von Arrodian herrührt, welches doch ſelbſt noch bezweifelt werden kann: ſo beweiſet ſich damit noch lange nicht, daß der ganze Roman von K. Artus, wie man ihn gegenwärtig hat, das wahre unveränderte und von keinem ſpätern Romancier nach der Mode ſeiner Zeit zugeſchnittne und brodirte Original dieſes Ordens-Canzlers ſey. Zu wünſchen wäre, daß man ſich mehr Mühe geben möchte, ſo viele Handſchriften dieſer alten Rittergeſchichten als nur immer möglich aufzutreiben; weil deren Unterſuchung und Vergleichung doch vermuthlich mehr Licht geben würde als man itzt hat, das Hiſtoriſche vom Fabelhaften, oder doch wenigſtens das Alte und Aechte von ſpätern Zuſätzen, ſicherer zu unterſcheiden.

Turney für Turnier, kommt im Heldenbuch u. a. häufig vor.

Ungeſchicht, von Ungeſchicht, ſoviel als durch einen unglücklichen Zufall. Ich erinnre mich, dieſe Redensart im Froſchmäuſeler gefunden zu haben (von welchem eine gute neue Ausgabe um ſo mehr zu wünſchen wäre, da er ganz gewiß unter die beſten Poetiſchen Werke, die unſre Nation aufzuweiſen hat, gehört, und in Abſicht der Sprache billig ein claſſiſches Buch ſeyn ſollte.)

Weſen für ſeyn, vor Alters ſehr gewöhnlich.

Alle Nacht, uf myn Ehre,
müſſen ſie Wächter weſen.
Heldenb. Fol. 133. a.

Wicht (Engliſch Wight) für Perſon, Menſch, oder was die Engländer itzt a Fellow, ein Burſche, ein Kerl, nennen, iſt uralt und kommt im Heldenbuch häufig, aber immer in einer verächtlichen Bedeutung und meiſtens mit den Beywörtern armer, falſcher Wicht, vor.

Wie haſt du mich erſchrecket,
du kleines **Wichtelein**,

ſagt (Fol. 92.) der Rieſe Welle zu Kayſer Ortnit, um ihm ſeine ſelbſteigne Größe mit der gehörigen Verachtung zu Gemüthe zu führen. Noch itzt ſagt man in Niederſachſen von einem kranken Kinde: dat arme Wichtken. Den Oberteutſchen iſt davon nur noch Böſewicht geblieben.

Wohlgethan, wohlgebildet, ſchön,

Crimhild die wohlgethane
und königliche Magd.
im Roſengarten z. W.

Sich einer Sache **werthen**, ſtatt, fähig achten, und es muthet ihnen, ſtatt, ſie ſind in der Laune — ſind ein paar von mir ſelbſt gewagte Redensarten, für die ich keine Autorität anführen kann; wiewohl die Wörter muthen und werthen, ſo wie die Redensart: ſich eines Dings anmuthen, affectare aliquid, altteutſch ſind. Auch das Wort Späßling, für Spaßvogel, un Plaiſant, nach der Analogie von Wizling u. a. iſt, meines Wiſſens, neugeſtempelt. Ob man ihm Cours geben will, ſteht nun dahin. W.

III.
Kleinere Gedichte.

An zwey Liebende.

Die ihr in ſchweigendes Entzücken
Und tiefes Staunen eingeſenkt,
Den ſüßen Trübſinn der Liebe mit ihrer Wonne vermengt,
Bis unter bebendem Händedrücken
An's Augenlied ein Thränchen ſich hängt —
Ihr Liebenden! mit euren Schwärmereyen!
Ich denk, es iſt euch treflich wohl dabey;
Und, daß der euer Freund nicht ſey,
Der ſich die Mühe nähm', den Zauber zu zerſtreuen,
Und Euch „'S iſt lauter Gauckeley!„
Mit aller Kälte der Philoſophey
Und ſechzigjähr'ger Weisheit vorzuſchreyen,
Iſt ſonnenklar. Beſorgt ſo was
Von Londy nicht. Zu grauſam wär's für Spaß,
Und für den Ernſt — da laßt den Mann mir kommen!
Ja, hätt' er Figuren, Metaphern (die Sprache der Liebe) ſo ſchön
Zuſammengeflochten, daß ihm zu widerſtehn
Kaum möglich wär — es würde wenig frommen.
Er hätt' am Ende mit ſeiner wortreichen Pracht
Auf einen Augenblick Euch den Verſtand beklommen,
Und Euer Herz — nur ſtärker angefacht.

Auch mir war, traun! weit beſſer als itzt zu Muthe,
Als meine Phantaſie ſich unbefangen ergoß;
Als mein Verſtand bey warmem Blute
Stets wider alle Logik ſchloß,

Und in der seeligen Minute,
Wo nun — doch wir verstehn uns ja —
Der ganze Himmel so in meiner Seele ruhte —
Allein wozu der Sprung
In die Vergangenheit? Man ist nur Einmal jung,
Ein wenig öfter ein Thor, und den gelaßnen Leuten
Ein Aergerniß, die an des Stromes Seiten
Einher mit steifen Schritten gehn,
Den armen Schwimmer im Wirbel sich drehn
Und auf und nieder tauchen sehn —
Ihm mit der Hand von ferne deuten,
Er solle künftig, wie's gescheuten
Soliden Männer ziemt, fein auf dem Trocknen gehn.

Da steh' ich nun — wie der verstoßne Sünder
Von fern die Seeligkeit der Heiligen erblickt,
Und seh' euch zu, auf meinen Stab gebückt.
Mir tobt das Herz, mir schlägt der Puls geschwinder,
Es treibt mich fort. Dann irr ich, wie ein Blinder,
Mit ofnem starrem Aug umher!
Ach, alles, alles kalt und leer!

Noch schlimmer, wenn von Fröhlichkeit und Lachen
Der Kranke sich die Miene stiehlt,
Sich zwingt, den Lustigen zu machen,
Den Schmerz, der tief im Innern wühlt,
Ihn desto stärker anzufachen,
Durch rauschende Zerstreuung kühlt —
Auch euch ist wohl! Ihr habt nicht Zeit zu sehen,
Wie wenig mir das all zu Herzen geht;
Ihr nehmt's für Wahr, und denket ein Poet
Muß sich auf's Lustigseyn verstehen.

Habt Recht. Als wenn nicht alles das so bliebe
Und wenn ich auch, ein winselnder Ovid,
Mein unaufhörlich Klagelied
Und Libros tristium zu ganzen Bänden schriebe.
Verändrung ist das ewige Gesetze
Von dieser Werkeltags Welt. Wir wechseln stets die Plätze
Und spielen iezt, und sehn dann wieder zu;
Ich heute, morgen der, und übermorgen du!
Die, die für uns dies Schauspielhaus erbauten,
Verlangen uns in mehr als einer Role zu sehn;
Bald giebt man uns den Held, bald den Vertrauten,
Oft braucht man uns nur blos, um dazustehn.
Vermengt, mit Harlequins, Harpaxen und Tartüffen,
Heut der Valerio, dann wieder der Lakey,
Belohnt mit Küssen oder Püffen,
Ein Schäfer iezt voll süßer Tändeley,
Vor Freuden bald ein Narr, und bald aus Raserey,
Rauscht Akt für Akt von unserm Leben vorbey;
Wir treten ab, beklatscht und ausgepfiffen,
Und gelten wieder einerley.

Was ist zu thun? Die angenehmsten Träume
Entwischen uns, eh sie entwickelt sind,
Ein Wurm zernagt die beste Blüth im Keime,
Und tausende zerpflückt der Wind —
Genießen, was noch übrig bleibt, genießen!
Und geitzig mit den Augenblicken seyn,
Und, spricht das Schicksal oft zu unsern Wünschen, Nein!
Es ohne Stampfen oder Schreyn
Ertragen, freylich — weil wir müssen;
Doch, giebts Gelegenheit, von ganzer Seele sich freun
Wenn wir auch das Warum nicht allzu pünktlich wissen:
Ein Uebermaas hierinn wird uns der Himmel verzeihn.

Ihr Leutchen! (denn ihr ſchwazt doch wohl nicht immer von Sternen,
Begeiſtert euch nicht ſtets am Mondenlicht,)
Da wär für euch noch Eins und das Andre zu lernen:
Zum Beyſpiel, wie man Roſen bricht
Und ſich nicht in die Dornen ſticht —
So ein Recept, das Fliehende bleibend zu machen —

O weh! Das war beynah im Ton
Der Alchymiſteren! Herr Dichter, die niedlichen Sachen,
Sie kommen zu ſpät; denn wir ſtudierten ſchon
Die Kunſt uns glücklich durch Liebe zu machen.
Da ſehn Sie her! Hier iſt Muſarion!

Londy.

Am Neujahrs Morgen.

So feyerlich mit dir allein,
Geliebteſte der Sorgen,
Scheint in mein Zimmerchen herein
Der roſenrothe Morgen.

Da biſt du da, du neues Jahr,
Biſt da, der erſte Morgen!
Und da iſt, wie im alten Jahr
Die erſte meiner Sorgen.

An Sie gedacht in aller Früh,
Hin vor Ihr Bild getreten;
Und Gottes Seegen all auf Sie
Herzwarm herab gebeten. —

Wohl glücklich glücklich mußt du seyn
Sollt alles das geschehen:
Und mein die Himmelswonne, mein!
So glücklich dich zu sehen!

Ach! frag mich nicht, um was ich bat?
Es war so ein Darneben —
Denn, im Vertraun, mein Herze hat
Sein Wörtchen drein gegeben.

Gebenedeyet sey mein Loos!
Ich will's zu trauen wissen.
Nur laß wie ich dis Jahr beschlos
Sich einst mein Leben schliessen.

O ja! berührt von deiner Hand
Wird dieser Mund erblassen;
Mein starres Aug, auf dich gewandt,
Wird zögernd dich verlassen,

Und eine deiner Thränen fällt
Zu meinem Todesschlafe;
Ich nehm sie mit in jene Welt
Und fürchte keine Strafe.

Londy.

Winter.

Winteraussichten.

Am düstern Himmel ballen
Sich Wolken falb und grau,
Und vom Gebürge wallen
Die Nebel nach der Au;
Zum Sterben eingekleidet,
Begräbt sich die Natur,
Und von der Freude scheidet
Sich alle Kreatur.

Und doch könnt' ich's nicht sagen,
Daß ich von ihr mich schied.
Ich habe nicht zu klagen:
Der Frühling ist verblüht!
Sink immer, liebe Sonne!
Sink immer niederwärts;
O sieh! die wärmste Wonne
Durchschauert doch mein Herz.

Nein, so was fühlt' es nimmer
Das wunderbare Ding,
Wenn auch der Frühlingsschimmer
An allen Zweigen hing,
Wenn grünend neue Keime
Die Rebenlaube trieb,
Wo meine Lieblingsträume
Ich drunter hascht und schrieb:

Wie's dann mit süßem Bangen
Mir stark im Busen schlug,
Und ahnendes Verlangen
Stets nach Erfüllung frug! —

Wohl dir! du biſt geneſen,
Haſt deiner Sehnſucht Ziel,
Herz! — was ein Wunſch geweſen,
Iſt würklich, iſt Gefühl.

Nun rollt gemach vorüber
Ihr Tage, wechßle Jahr,
Schein Mond und Sonne trüber,
Ich nehm des keinen wahr.
Daß mich die Sterne ſchreckten —
Da hat es nicht Gefahr!
Die günſtigſten Aſpeckten
Im blauen Augenpaar,

O! ſo viel Zärtlichkeiten
In dieſen Augen ſehn!
Sich all das auszudeuten —
Was kann da drüber gehn?
Ihr Wangen, wo mit ſüßen
Gefahren Amor lacht,
Laßt mich euch röther küßen,
Als May und Zephyr macht!

Ich will die weiße Fläche
Der Felder überſehn,
Im tiefen Selbſtgeſpräche
An meinem Fenſter ſtehn:
Verſteinre Bäum' und Fluthen,
Du Winter, neben mir!
Du tobſt nur zehn Minuten,
Dann trotz ich wieder dir.

Hin will ich, Sturm entgegen,
Zu ihr, die meiner harrt.
Wie wird mich 's Mädchen pflegen!
Du Armer, ſo erſtarrt!
Bald werd ich ſie erblicken,
Sie, die ſo glücklich macht;
Und taumeln im Entzücken
Die liebe lange Nacht!

Ebenderſelbe.

Röschen. Eine Romanze.

„Wer klopft, wer klopft an meiner Thür
So ſpät in düſtrer Nacht?
Ein Jungfräulein verlaſſen hier
Am Spinnerocken wacht.„

An deinem Spinnerocken wacht
Noch Einer, Falſche du!
Laß mich hinein; die ganze Nacht
Sollſt haben keine Ruh.

„Kein Falſchheit ich an dir gethan;
Hinweg von meiner Thür!
Hab kein Geſchenk genommen an,
Und keinen Gruß von dir.„

Am Spinnerocken, Falſche du!
Noch einer wacht; thu auf.
Sonſt ruf' ich gleich aus ihrer Ruh
Die Nachbarn all zu Hauf.

„Magſt

„Maaſt rufen alle Nachbarn her,
Die Nachbarn ich nicht ſcheu;
Wenn auch ein Bräut'gam bey mir wär,
In reiner Lieb und Treu.„

Heraus, heraus, du feiger Knecht!
Biſt nicht des Mägdleins werth;
Heraus! will zeigen dir mein Recht
Mit meinem blanken Schwerdt.

Der drinnen nach dem Schwerdte ſchaut;
Da hieng an ſeinen Arm
Sein Röschen ſich, mit Thränen laut:
Ach! meiner dich erbarm.

„Hinweg, hinweg vor meiner Wuth!
Biſt arger Tücke voll.
Dein Buhl' allein mit ſeinem Blut'
Es mir bezahlen ſoll.„

Und alles ſtumm, und alles fern!
Durch tauſend Thränen da
Sie noch vom Lämpchen kaum den Stern
Im Nebel flimmern ſah.

Vom Lämpchen, das zu Freud' und Wonn'
Im trauten Kämmerlein
Gab, ſchöner als die ſchönſte Sonn',
Ihr ſeinen Liebesſchein.

Und alles fern, und ewig fort! —
Da klang in Röschens Ohr
Von weitem noch das letzte Wort
Als aus dem Grab hervor.

„So gieng er denn! und Röschen blieb!
So gieng er ohne Reu!
Ach! aller, aller meiner Lieb,
Und aller meiner Treu!

War dir, und keinem andern gut!
Für dich mein Herzchen schlägt;
Der Himmel weiß! kein Tropfen Blut
In mir, der Falschheit hegt.

So gieng er dann! und Röschen blieb!
Vielleicht in seinen Tod!
Ach! trösten soll ihn meine Lieb
In seiner letzten Noth.

Will suchen ihn, und trucknen ab
Und küßen auf sein Blut;
Will legen mich ins kühle Grab,
Wo mein Herzliebchen ruht.„

Und auf die Thür, und Röschen lief
Hinaus mit schnellem Schritt;
Und hörte nichts, wo alles schlief,
Als seinen eignen Tritt.

Und Röschen hin und wieder lief
Die Gassen breit und lang:
Da brauſt der Sturm; die Eule rief;
Und Röschen war nicht bang.

„O Wächter, lieber Wächter mein!
Haſt Liebchen nicht gesehn?
Ist weder Mond- noch Sternenschein:
Wo soll ich suchen gehn?„

O Mädchen, Mädchen! wage nicht
Dem Kirchhof dich zu nah!
Beym Kirchhof, im Laternenlicht,
Ich Schwerdter blinken sah.

Und Röschen hört der Schwerdter Klang;
Zum Kirchhof eilte sie;
Und kam, und sah; der Eine sank;
Der andre floh und schrie:

Wirst kommen bald vor Gottesgericht:
Es wolle gnädig seyn!
Vergieb mir, nur verklage nicht
Das treue Liebchen dein.

Und Liebchen stürzt auf seinen Freund,
Der schon im Blute schwamm:
„Ihr Heil'gen! laßt mich so vereint
Mit meinem Bräutigam.„

Ihr Heiligen, ach! das Mädchen schied:
Verzeiht ihm seine Fehl;
Der Wächter sang ein Sterbelied,
Zu trösten ihre Seel.

J. G. J.

IV.

Briefe des Königs von Preußen an D'Alembert.

Schreiben an den Herausgeber des Teutschen Merkurs.

Ich kann Ihnen die Fortsetzung von Allwills Papieren noch nicht schicken, denn noch immer ist das verschwundne Heft nicht wieder bey der Hand. Sie wissen, was *** für ein Mensch ist. Verlohren acht' ich es nicht. Denken Sie weiter nicht daran; sprechen Sie mir wenigstens nicht mehr davon, denn ich ärgere mich von selber genug. Sie wissen, wie ernstlich ich Sie bat, mir im Jänner und Februar Raum genug zu lassen; und nie hätte ich die letzten Briefe hergegeben, wenn ich mir nur von weitem hätte vorstellen können, daß ich mit der Folge würde säumen müssen. Eh' ich jene hergab, schloß ich ein ziemliches Bündel Briefe, die vor ihnen zu stehen gehörten, aus Aerger über verei-liges Gewäsche, das mir den Rhein herunter war in

die

die Ohren gezischelt werden, wieder in mein Pult; nun hat mich das Schicksal noch viel schlimmerem ausgesetzt. Man kann's nicht verhindern, die Mephistopheleſſe und die Dummköpfe müſſen ihr Gutes hienieden empfangen; ſie müſſen wohl einmal ihre Freude haben.

Suchen wir, daß wir auf andre Gedanken kommen!

Ich möchte wiſſen, ob Sie die Briefe des Königs von Preußen an D'Alembert geleſen haben, die ich geſtern in einem Franzöſiſchen Journale fand. Lieber W**, daß ich mit dergleichen nicht als hurtig zu Ihnen hinlauffen und mit Ihnen ein Stündchen darüber ſchwatzen kann! Allzu gerne hätte ich geſtern mit Ihnen über Könige und Fürſten geſprochen; zuerſt von dem wunderbaren Mann, der ſeine glänzende, furchtbare Krone ſo hoch und mächtig trägt, und dem es doch darunter werden kann, als ſey es ein gemeiner Hut; der wohl leicht und holdig ſie lüftet, wie man zum freundſchaftlichen Gruß einen Hut lüftet, ſie ablegt gegenüber auf des Freundes-Schemel, und über ſie hinlächelt ſo liebenswürdig! hinauflächelt — zum Freund empor. Ich will die Auszüge aus König Friedrichs Briefen hier überſetzen, ſo können Sie dieſelben in den Merkur rücken, wenn Sie Luſt haben. Zu den zween erſten gab der Tod der Mdlle D'Eſpinaſſe die Veranlaſſung. Sie war eine vieljährige

vertraute Freundin D'Alemberts gewesen. Ganz Paris nahm Antheil an seinem Verlust. Ein sehr rührendes Zeugniß davon erhielt er in einer Versammlung der Akademie bey der Aufnahme des Herrn la Harpe, wo der ansehnlichste Theil der Nation zugegen war. D'Alembert hatte in einer Lobrede auf Saci, mit deren Vorlesung er die Feyerlichkeit beschloß, der Freundschaft dieses Gelehrten mit der Marquisin von Lambert gedacht; des Schmerzes, welchen dieselbe über den Verlust jenes ehrwürdigen Mannes empfunden. Hierauf, als wie erweckt durch dieses Andenken, und an sein eigenes Schicksal lebhaft erinnert, schilderte er mit den stärksten Zügen den Gram über einen solchen Verlust; wie sehr er den Wunsch errege, dieses Leben zu verlassen, das so voll Jammer ist, um sich mit dem Gegenstande seiner Zuneigungen wieder zu vereinigen. Er zeigte die Nothwendigkeit, für Herzen von solchen Empfindungen getroffen, die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, und daß diese Lehre weniger eine Entdeckung des Genies, als eine Offenbarung des Herzens gewesen. Der Ton seiner Stimme, die Thränen, die ihm aus den Augen flossen, machten, daß alle Anwesende in seine Wehmuth übergiengen. — Ein schöner Vorzug des Genies, bey Freud' und Leid sein Herz in jeden Busen legen zu können; mit seinen Schlägen eine Welt in Bewegung zu setzen.

Nun die Auszüge.

Am 9ten Juli 1775.

— — Ich habe Mitleiden mit Ihrem Unglück. Die Wunden des Herzens ſind die empfindlichſten unter allen. Und ohngeachtet der ſchönen Sprüche der Philoſophen, iſt es die Zeit allein, die ſie heilt. Der Menſch iſt mehr ein empfindliches, als ein vernünftiges Thier. Ich habe nur zu ſehr erfahren zu meinem Unglück, was man in ſolchen Fällen leidet. — — Unſre Vernunft iſt zu ſchwach über den Schmerz einer tödlichen Wunde zu ſiegen. Man muß der Natur etwas zugeben, und vor allem bedencken, daß in Ihrem Alter, wie in dem meinigen, man ſich eher faßen ſoll, da wir nicht lange ſäumen werden mit den Gegenſtänden unſrer Sehnſucht uns wieder zu vereinigen. Ich nehme mit Vergnügen die Hofnung an, daß Sie einige Monate des nächſten Jahrs mit mir zubringen wollen. Wir wollen miteinander über das Nichts des Lebens philoſophiren, über die Thorheit der Menſchen, über die Eitelkeit des Stoicismus, und über das wenige was wir ſind. Thun Sie, ich bitte, unterdeßen alles was Sie vermögen, daß Ihr Schmerz Ihrer Geſundheit nicht nachtheilig werde. Es iſt mir zuviel daran gelegen, um mit Gleichgültigkeit Sie in der Gefahr zu ſehen dieſelbe zu verlieren.

Am 7ten Sept. 1775.

Ich seh aus Ihrem lezten Briefe, daß Ihr Herz noch immer leidet, und ich verdenk' es Ihnen nicht. — — Ich habe Freunde und Freundinnen gehabt. Ich habe deren einige verloren. Ich dachte für Schmerz darüber zu sterben. (*) Der Zufall wollte, daß ich sie während den Kriegen verlor, worinn ich mich verwickelt befunden, und wo ich genöthiget war unaufhörlich neue Anordnungen zu machen. Diese unvermeidliche Zerstreuungen haben mich vielleicht verhindert meinem Schmerz zu unterliegen. Ich wollte, daß man Ihnen irgend ein schweres Problem zur Auflösung vorlegte, damit diese Arbeit Sie nöthigte an etwas andres zu denken. Es giebt in Wahrheit sonst kein Mittel als dieses und die Zeit . . . Ich freute mich für mich selbst über die Hofnung, die Sie mir machen, Sie zu sehen; jezt freu' ich mich darüber auch für Sie. Ich werde alles thun was von mir abhängt, um traurige und verdrießliche Gegenstände von Ihnen zu entfernen, und eben soviel Freude empfinden Sie zu beruhigen, als wenn ich eine Schlacht gewonnen hätte. Nicht daß ich mich für einen großen Philosophen hielte, sou-

(*) Diese Stelle ließ sich im Teutschen nicht gut wörtlich geben. In der Urschrift heißt es: J'ai eu des amis et des amies. J en ai perdu cinq ou six. J'ai pensé en mourir de douleur.

ſondern weil ich eine unglückliche Erfahrung von der Lage habe, worinn Sie ſich befinden, und weil ich glaube dadurch fähiger zu ſeyn, als ein andrer, Ihren Kummer zu lindern. Kommen Sie alſo, mein lieber D'Alembert, und ſeyn Sie verſichert wohl aufgenommen zu werden; gänzliche Heilung Ihrer Uebel werden Sie wohl nicht finden, aber doch beſänftigende ſtillende Mittel.

In Antwort auf die vorgehenden Briefe meldete D'Alembert dem Könige, daß ihn ein neues Unglück betroffen, welches Wiſſenſchaften, Talente und Menſchheit mit ihm theilten. Er beſchrieb dem Monarchen mit dem lebhaften Schmerz, den die zärtlichſte Freundſchaft hegt, und dem tiefen Intereſſe, welches leidende Tugend einflößt, die Krankheit und den traurigen Zuſtand einer wahrhaftig ſchätzbaren Dame, die durch die Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens der Welt und ihren Freunden theuer iſt. Hierauf antwortete der König in einem Briefe vom 16ten October:

Es giebt, mein lieber D'Alembert, ein altes Sprüchwort: Ein Unglück kömmt ſelten allein. Ich würde ſehr verlegen ſeyn, wenn ich eine erträgliche Urſache davon angeben ſollte; aber die Erfahrung beweißt, daß es ſich öfter zutrage. Da hat nun die Frau von B** der Schlag gerührt. . . Der Menſchen Leben iſt ſo viel ſchrecklichen Unfällen

unterworfen, daß man sich eher über den Augenblick freuen sollte, der ihre Quaalen endiget, als über den Tag ihrer Geburt. Aber dergleichen Betrachtungen über sich selbst sind niederschlagend. Unser Herz wird zerrißen, sich auf immer von denjenigen getrennt zu sehen, die unsre Hochachtung durch ihre Tugend, unser Vertrauen durch ihre Rechtschaffenheit, und unsre Zuneigung durch ich weiß nicht welche Sympathie verdienten, die sich zuweilen in der Gemüthsbeschaffenheit und der Art zu denken trift. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß in unserm Alter sich nicht mehr dergleichen Vereinigungen stiften laßen. Sie müßen in der Jugend sich bilden, durch den Umgang sich verstärken, und durch standhafte Treue ihre Vestigkeit erhalten. Wir haben nicht mehr die Zeit dergleichen zu errichten. Die Jugend ist nicht gemacht, sich nach unsrer Denkungsart zu bequemen; jedes Alter hat seine Erziehung; man muß sich an seine Zeitgenoßen halten; und, wann diese abgehen, sich fertig machen ihnen zu folgen. Freylich sind empfindliche Seelen unterworfen, von den Leiden der Freundschaft umhergetrieben zu werden; aber wieviel unsägliche Freuden genießen sie nicht, die ewig jenen Herzen von Stein unbekannt seyn werden, jenen verschloßenen Seelen (wiewohl ich zweifle, daß deren da seyen.) Alle diese Betrachtungen, mein lieber D'Alembert, tröften nicht; wenn ich Todten erwecken könnte, ich thät' es. Wir

müßen

müßen bey dem bleiben, was wir vermögen. Wenn ich niedergeſchlagen bin, leſ' ich das dritte Buch des Lukrez, und das ſchaft mir Linderung; es iſt nur ein Palliatif, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine andre Mittel. Ich hatte Ihnen vorgeſtern geſchrieben. Ich weiß nicht wie ich mir erlaubt, in etwas zu ſcherzen. Ich hab' es mir heute vorgeworfen, als ich Ihren Brief las. . . . Meine Geſundheit iſt noch nicht wie ſie ſollte. Die Natur ſchickt uns Krankheit und Verdruß, um uns dies Leben zu verleiden das wir laßen müßen. Ich verſtehe ſie mit halbem Wort, und ergebe mich in ihren Willen. . . . Sie reden mir von Krieg; von den Vorläufern, die Sie die Ankunft des Gottes Mars befürchten machen. Sie wißen daß meiner Flotte Schiffe fehlen, Steuermänner, Admiräle und Matroſen. Wahrſcheinlicher Weiſe wird ſie nicht mit ſeyn; und was den Krieg auf dem veſten Lande betrift, ſo ſeh' ich nicht wie er Statt haben ſollte. Ihr junger König will gerne mit ſeinen Nachbarn in gutem Verſtändniße leben. Wenn es Mächte giebt, welche haben was die Italiäner rabbia d'Ambitione heißen, ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß ſie Ihren jungen Monarchen von ſeinen guten und weiſen Geſinnungen nicht abbringen werde. Bedenken Sie, indem Sie dieſes leſen, daß es kein Orakel von Delphos oder aus der Höle des Trophonius iſt, ſondern menſchliche, Irrungen unter-

worfene Schlußfolge über Zufälligkeiten der Zukunft. Unterdeßen freu' ich mich herzlich darauf, Sie einmahl wieder hier zu sehen. Ich hoffe selbst, daß Ihnen diese Reise heilsam seyn werde, denn alles ist heilsam, was den Schmerz zerstreuet. Immer komme ich auf die Arbeit zurück, die ich Ihnen empfehle. Mein Freund Cicero, als er seine Tochter verloren hatte die er anbetete, gab sich ans schreiben. Er sagt uns, daß er im Anfang sich habe müßen Gewalt anthun, daß er nachher Vergnügen in seiner Arbeit gefunden, und endlich soviel über sich selbst gewonnen habe, um zu Rom zu erscheinen, ohne daß er seinen Freunden ausnehmend niedergeschlagen vorgekommen. Dies wäre ein Beyspiel für Sie, mein lieber D'Alembert; wenn ich ein beßeres hätte, ich schlüg' es Ihnen vor. Wir fühlen unsern Verlust nach dem Werth den die Sache für uns hatte. Das Publikum, welches nichts verlohren hat, urtheilet davon anders und tadelt manchmahl sogar was ihm das zärtlichste Mitleiden einflößen sollte. Alle diese Betrachtungen reizen eben nicht dieses Publikum zu lieben. Thun Sie sich Gewalt an, mein lieber D'Alembert. Leben Sie, und daß ich noch einmahl das Vergnügen habe, Sie zu sehen und zu hören, bevor ich sterbe.

Friedrich.

Das ſind Briefe eines Königs an einen Privatmann, an einen Bürgerlichen; und dieſer König iſt doch etwa nicht geringer — als andre! und ſo viele andre ſind doch etwa nicht alle — mehr als er! Gleichwohl, wenn man ſo zuſieht, ſcheint es, als wenn es denſelben ſo dünke — und wer weiß? Man erzählte mir neulich von einem ſtolzen Fürſten, daß er den Prinz Eugen, der einſt durch ſeine Staaten gekommen, an ſeine Tafel gezogen habe. Seine Gemahlin ſey hierüber ſo unzufrieden geworden, daß ſie die Parthie ergriffen, allein in ihrem Zimmer zu ſpeiſen. Der groſſe Mann war ihr nicht vornehm genug. Das erinnerte mich an König Friedrich, der Voltairens Wagen entgegen lief, und nach dem Schlage griff, um ihm denſelben zu öfnen.

Ich möchte eine Lobrede ſchreiben, überhaupt auf den König — an Könige und Fürſten. Anders möcht' ich keine auf ihn ſchreiben; und an die Könige und Fürſten dürft' ich ſie wohl nicht ſchreiben. Närriſch, daß ich nicht dürfte, als ob den Erhabenen ſo bange ſeyn müßte; als ob ſich die Mächtigen vor mir zu fürchten hätten, vor mir und vor jedwedem, der einigermaßen ein Kind des Lichts iſt.

Gegen den König dürft' ich die bitterſte Satyre ſchreiben, der Große würd' es nicht ahnden. Ja, wer Luſt hätte dieſen Muthwillen zu treiben, der würde

am sichersten in des Königs Gebiete seyn; anderswo könnte vielleicht ihn die Rache des beleidigten Standes verfolgen.

Der König war gefährlich krank, zu einer Zeit, wo man fürchtete, sein Haus möchte ausgehen. Ein Höfling, der große Wohlthaten von ihm empfangen hatte, spottete der Besorgnisse, welche einige deshalben äußerten. „Und wenn die Art davon ausgienge! (sagte er) desto besser!„ — Der König erfuhr diese Rede. Er war an seiner empfindlichsten Seite gekränket. Man weiß, wie zärtlich er seine Familie liebt, mit welcher Leidenschaft er an seinem Hause hänget. Auch fühlte er diese Beleidigung. — „Wenn ich nun so einen Menschen auf ewig nach Spandau schickte, sagte er, wer würde mir's verdenken?„ — Es geschah ihm aber nichts.

Von Ihnen, liebster W**, darf ich den Einwurf nicht besorgen, der so häufig gemacht wird: diese gepriesene Großmuth Friedrichs sey im Grunde nur Menschen-Verachtung, sey der Uebermuth eines Despoten, der des Fluchs der Schwachen spotte, und nur jauchze daß er so mächtig sey, und es im Triumph führe, daß er Niemand zu achten brauche; es habe ja Ludwig der XIV, obschon der eitelste unter den Menschen, mehr als einmal sonderbare Beyspiele einer ähnlichen Nachsicht gegeben — des Nero zu geschweigen, der, so

ein grauſamer Tyrann er geweſen, nicht nur denenjenigen, die in Gedichten, Reden und Schriften ihn auf das härteſte angegriffen, nachgeſehen, ſondern mehrmals beym Senat ſie gerettet habe: Ich ſage, lieber W**, von Ihnen hab' ich dergleichen Einwurf nicht zu beſorgen, weil Sie nicht gewohnt ſind, die Dinge dieſer Welt obenhin zu betrachten. Nero, deſſen ich nur im Gegenſatz zu erwähnen ſchon erröthe, wie entſetzlich und kindiſch zugleich ſtrafteſer nicht die bloße Gleichgültigkeit bey ſeinen Geſängen; und Ludwig XIV, wie unverſöhnlich war er nicht denen, die ſeine Eitelkeit einigermaaßen beleidigt hatten! Es lohnte ſich der Mühe, dergleichen Unterſchiede näher zu unterſuchen, und dies und das ins helleſte Licht zu ſtellen. . .

S.

V.

Miſcellanien.

I.

Eine lehrreiche Converſation
(aus des Riviere Dufresny Wahrheitsbrunnen.)

(Die redenden Perſonen ſind Prinz Herodates, ein freyer runder offenherziger Altfranke, und Phorbas, ein hohler Staatsminiſter. Die Rede iſt von der bevorſtehenden

henden Königswahl, nehmlich, welcher von den beyden Töchtern des verſtorbenen Königs die Krone aufgetragen werden ſolle. Die Wahl ſteht bey den geſammten Ständen der Nation. Herodates iſt für die liebenswürdigſte unter den beyden Prinzeßinnen, Phorbas für die andre, die ohne ihn wenig Hofnung hätte, und durch die er ſelbſt zu regieren hofft.)

Herodates.

Nun, hey da, Herr Geheimer Rath, reden wir einmal offenherzig mit einander —

(Dieſer Eingang gefiel Phorbaßen, und um den Vortheil von der Offenherzigkeit des Prinzen ganz auf ſeiner Seite zu behalten, ſchickte der wackere Mann ſich alsbald an, ihm in lauter Doppelſinn und ſoviel möglich nur mit den Augen und Achſeln zu antworten.

Herodates. Wir haben zwo Prinzeßinnen: ſagt mir aufrichtig, welche von beyden findet ihr würdig Königin zu ſeyn?

Phorbas — (ſehr ernſthaft und im Ton der wärmſten Cordialität) Sie verdienten beyde ſich in die Herrſchaft über die Welt zu theilen; ſie ſind ſo liebenswürdig, ſo klug, ſo....

Herodates (ihm in die Rede fallend) Das iſt alles nichts geſagt, Herr; Ein Wort für Tauſend — welcher von beyden gebt Ihr Eure Stimme?

Phorbas (mit großer Beſcheidenheit) Meine Stimme, Gnädiger Herr — Meine Stimme, — hat ſo wenig zu bedeuten....

Hero-

Herodates. Nu, viel oder wenig, genug, welcher von beyden gebt Ihr ſie?

Phorbas. (die Achſeln zuckend) Lieber Gott! darüber iſt ſoviel zu ſagen! Es iſt ſo ſchwehr zu einer Entſchließung zu kommen, wo die Rede iſt, ſo vielerley Intereſſen zu vereinigen, das Intereſſe der Großen, das Intereſſe des Volks, das Intereſſe des ....

Herodates. (ihm abermal ins Wort fallend) Zum Hencker, von allen den Intereſſen, ſeh ich wohl, liegt euch keines am Herzen als euer eigenes; aber baſta! aus allem, was Ihr mir nicht ſagt, ſeh ich klar genug was ihr denkt, und was ich zu thun habe — Sein Diener, Herr Geheimer Rath! und damit gieng Herodates ſeiner Wege.

2.

Urtheil des Cardinal du Perron von dem berühmten Fra Paolo Sarpi.

Der Cardinal du Perron, Biſchof zu Evreux, nachmals Erzbiſchoff von Sens und Grand-Aumonier von Frankreich unter K. Heinrich IV. war unſtreitig ein Mann von Talenten, und großer Gelehrſamkeit, ein geſchickter Geſchäftsmann und Negociateur, der alles ſagen und ſchreiben konnte was er wollte, kurz alles was man ſeyn muß, um aus einem Menſchen von Nichts, (wie die Franzoſen ſich ausdrücken) ein großer Mann

in der Welt zu werden. Und wie urtheilte dieſer groſse Staats- und Weltmann, Theologe, Philoſoph, Poet, (denn dú Perron war das alles) von Fra Paolo Sarpi, der zwar nur Serviten-Mönch in Venedig und Theologus der Sereniſſima Republica, aber mit und unter dieſer äuſserlichen Specie einer der treflichſten Menſchen war, die jemals auf Erden gewandelt haben?

„Ich ſah' ihn auf meiner zweyten Reiſe nach Venedig (ſagt der Cardinal) Mr. de Meſſe zeigte mir ihn: Ich bemerkte nichts Eminentes an dieſem Manne. Er hat eine gute Urtheilskraft, guten Menſchenverſtand, aber ſeine Gelehrſamkeit iſt nicht weit her. Ich ſah' einen ganz gemeinen Menſchen an ihm, ein klein Bißchen mehr als Mönch.„ (*)

So konnten alſo Seine Eminenz nichts Eminentes an dieſem Fra Paolo ſehen — ein Bißchen mehr als einen alltäglichen Mönchen und das war Alles! — Und doch kannten Se. Eminenz unſtreitig die Welt, und verſtunden ſich vortreflich auf den Courranten

(*) Je le vis à mon ſecond Voyage de Venise, et Mr. de Meſſe me le fit voir. Je ne remarquai rien d'eminent en cet homme. Il a un bon jugement et bon Sens, mais de grand Sçavoir, point; je ne vis rien que de commun, et un peu plus que de Moine.

Perroniana, edit. de 1901. p. 218.

ranten Werth der Menſchen in Handel und Wandel. Vermuthlich gehört um den innern Gehalt eines Menſchen auszufinden, ein gewiſſer innrer Geiſtesſinn, den ein Mann wie der Cardinal du Perron weder hat noch haben kann. Und gleichwohl finde ich in dieſem beym erſten Anblick lächerlichen Urtheil eine Art von Zeugniß der Wahrheit, das dieſer Weltmenſch, ſo wie dort von Chriſtus der Hoheprieſter Caiphas, ohne es ſelbſt zu wiſſen, von dem Mann Gottes ablegt. Er ſah an Fra Paolo nichts von allem dem, was er an einem Mann, den er nach ſeinem Maasſtab für groß halten ſollte, ſuchte: er ſpricht alſo geringſchätzig von ihm. Ich konnte nichts an ihm ſehen, als einen gemeinen Menſchen, einen Mann von gutem ehrlichen Menſchenverſtand — ſpricht er, und glaubt damit ſehr wenig geſagt zu haben; merkt nicht, daß er was ſehr groſſes geſagt hat. Die vollkommenſten Menſchen haben ſelten etwas in ihrem äuſſerlichen, das ſie ſehr über andre hervorragen machen ſollte. Die innere Einfalt und Lauterkeit ihrer Natur bildet ſich auch in ihrem Geſicht und ganzen äuſſerlichen Weſen; ſie ſind bloß da, ohne etwas anzukünden, zu fodern, oder zu erwarten. Ohne eine beſondere Veranlaſſung, die ihr Inneres in äuſſerliche Würkſamkeit ſezt, ſieht der feinſte Kennerblick des Weltmanns nichts an ihnen als gewöhnliche Menſchen, und guter hausgeſponnener Menſchenſinn iſt alles was er ihnen zutraut. Gerade das wars, Herr Cardinal, was den ehrlichen Serviten-

Mönch Sarpi, zu einem soviel weisern, wärmern, edlern, kurz, zu einem soviel bessern Menschen machte, als Ew. Eminenz waren. Aber freylich, hätte du Perron nicht du Perron seyn müssen, um so von der Sache zu denken — Uebrigens gäbe ich was drum, zu wissen was Fra Paolo zu irgend einem seiner guten Freunde davon gesagt haben mag, wie ihm beym Anblick des Cardinals zu Muthe gewesen.

3.

Rüge gegen einen Engländischen Kunstrichter.

„Die Schreibart der griechischen Schriftsteller unter „der Regierung des Kayſers Hadrian ist ungleich, „steiff, dunkel, und affectiert; Lucian ist die einzige „Ausnahme die ich kenne„ — sagt der mit K. unterzeichnete Verfasser der History of the Origin, and Progress of the usefull and Polite Arts in a Series of Lettres (die im Universal Magazin von 1776. nach und nach erschien) im 6ten seiner Briefe, und verräth dadurch eine Unwissenheit, die an einem Manne, der als Kenner von Zeiten und Sitten und Künsten und Schriftstellern spricht, nicht zu entschuldigen ist; — wiewohl diese Art auf die flüchtigsten und unvollständigsten Kenntniße oder auf Treu und Glauben eines andern unwissenden Sprechers in den Tag hinein zu entscheiden, in Frankreich, England und auch unter uns

je

je länger je gewöhnlicher' wird. Der Schwätzer K. (wer er auch seyn mag) kennt keinen griechischen Autor aus Hadrians Zeiten, der eine gute Schreibart habe als Lucian. Alcinous, der Platoniker, Dion Chrysostomus, an dessen Styl nichts als etwann die zu große Fülle seiner Perioden zu tadeln ist, Arrianus, dem seine Werke, ihres Geistes sowohl als der Schreibart wegen, den Namen eines zweyten Xenophons erworben haben, sind ihm also unbekannte Namen, — und er unterwindet sich über die Schriftsteller ihrer Zeit abzusprechen!

4.

Etwas, aus den Anecdotes des Beaux-Arts.

1. Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich einen Spaß zu machen, machte er ihr Porträt, und stellte das Bild an ein offnes Fenster, aus dem sie mit den Nachbarsleuten oft lange Conferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn sahen das Bild für die Magd selbst an, kamen sogleich herzu, um sich in Gespräch mit ihr einzulassen, und schwatzten lange, bis sie endlich gewahr wurden, daß das Mädchen noch kein Wort gesagt hätte; da dies nicht mit natürlichen Dingen zugehen konnte, so machten sie die Augen besser auf, und wurden endlich ihres Irthums gewahr.

(Man erinnert sich hierbey der Trauben des Zeuxes, der die herzufliegenden Vögel, und des Vorhangs, den Parrhasius darüber mahlte, der den Zeuxes selbst betrog. Rembrandts Nachbarn (so wie ohne Zweifel ehmals die Nachbarn Zeuxes und Parrhasius) mögen sich wohl nach solchen Wundern einen großen Begriff von ihrem Hrn. Nachbar dem Mahler gemacht haben: Aber daß Zeuxes, Parrhasius und Rembrand sich viel darauf sollten eingebildet haben, ist mir nicht wahrscheinlich.)

2. Rigaud (einer der berühmtesten Französischen Porträtmahler) während daß ihm eine gewisse Dame saß, wurde, indem er am Mund arbeitete, gewahr, daß sie gewaltige Grimaßen machte, um durch Zusammenziehung der Lippen sich einen kleinen Mund zu machen. Der Mahler ward des Geziers endlich überdrüßig. Geben Sie Sich nicht so viel Mühe, Gn. Frau, sagt' er; Sie haben mit mir gar nicht nöthig ihrem Mund so viel Gewalt anzuthun; wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann, so mach' ich Ihnen gleich gar keinen. (Man erzählt dies Von Mot auch von dem Mahler Vigne.)

3. Mignards (ersten Mahlers des Königs Ludwig XIV. in Frankreich, der durch die Zeit einen grossen Theil des übertriebnen Ruhms verlohren, dessen er in seinem Leben sich zu bemächtigen das Glück und die Addresse hatte) Mignards größtes Talent war, die Ma-

Manier einiger berühmten Italieniſchen Mahler ſo gut zu erhaſchen, daß es beynah unmöglich war, ſeine Copien von Originalen zu unterſcheiden. Einsmals mahlte er eine Magdalena in Guido Reni's Manier, und verkaufte ſie, als ein ganz friſch aus Italien angekommenes Stück von Guido, an einen ſogenannten Amateur um 2000 Livres. Bald darauf ließ er dem Käufer durch die dritte Hand ſtecken: er ſey betrogen worden; das Stück ſey nicht von Guido, ſondern von Mignard. Der Amateur wußte ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er ſich an Mignard ſelbſt wandte. Dieſer verſicherte, er hätte die Magdalena nicht gemahlt, und berief ſich auf Le Brün, der damals erſter Königlicher Mahler war, und für ein Orakel in ſeiner Kunſt galt. Der Amateur lud beyde Mahler zur Tafel ein, und legte dem erſten den Caſus zur Entſcheidung vor. Le Brün, nachdem er die Magdalena lang und ſcharf unterſucht hatte, that den Ausſpruch, ſie ſey von Guido. Nun hatte Mignard was er wollte. Izt will ich geſtehen, daß ich das Stück ſelbſt gemacht habe, ſagte er; und damit kein Zweifel bliebe, verſicherte er, man werde unter den Haaren der ſchönen Bußfertigen einen Cardinalshut finden. Da dies nicht anders als durch den Augenſchein bewieſen werden konnte, ſo hohlte er flugs was vonnöthen war, wiſchte die Haare weg, und das Cardinalsbaret wurde ſichtbar. Hier iſt ihr Geld wieder, ſagte er zum Käufer; und das Gemählde iſt mein; wer's gemahlt hat, wird's auch

wieder herzuſtellen wiſſen. Und Mignard gieng von dannen, und dachte, was für ein großer Mann er wäre, und wie er den ehrlichen Le Brün erwiſcht hätte.

4. Ludwig XIV. wollte einsmals vom Düc de Montauſier wiſſen, was er von Le Brün und Mignard als Mahlern hielte. Sire, (antwortete dieſer Herr, der ſich durch eine Freymüthigkeit, die noch ein Reſt aus Heinrich des IV. Zeiten war, von den Höflingen Ludwigs unterſchied) ich verſtehe mich nicht auf die Mahlerey; aber mich dünkt, die beyden Leute mahlen wie ihr Name lautet. Und ſo war es auch. Le Brün affectirte, um den großen Meiſtern der Römiſchen Schule auch in dieſem Stücke zu gleichen, ſehr ins Braune zu mahlen; und alles was Mignard mahlte, hatte ein air de mignardiſe.

5. Le Süeur — (deſſen ungleich mächtigerm Genius die Nachwelt endlich die Gerechtigkeit erwieſen hat, die ihm ſeine Zeitgenoſſen, und Ludwig der Groſſe, der ſo wenig Gefühl fürs wahre Große, welcher Art es ſeyn mochte, hatte, zu erweiſen unfähig waren) — dieſer Le Süeur, der izt der franzöſiſche Raphael heißt, wurde zur Zeit, da Le Brün der groſſe Mann war, wenig geachtet. Als Le Brün die Galerie des Herrn Lambert de Thorigny ausmahlte, arbeitete Le Süeur in einem daranſtoßenden Cabinet an einigen kleinen Figuren von ſchlechtem Belang. Der damalige

damalige Päbſtliche Nuncius kam die Galerie zu ſehen. Le Brün, der dem Prälaten von Perſon unbekannt war, eilte ihm ſogleich mit allem empreſſement eines Galant-Homme, der die Honneurs ſeiner Gallerie machen wollte, entgegen, und führte ihm die Schönheiten derſelben gehörig zu Gemüthe. Der Nuncius wollte nun auch ſehen, was in dem Cabinet gemahlt würde. Le Süeur, der da in ziemlich armer Geſtalt ſaß und arbeitete, begnügte ſich ſeine ſchmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen, und fuhr fort zu arbeiten, ohne ſich deſſen zu kümmern was neben und um ihn vorgieng. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Süeurs Figuren geworfen, ſagte zu Le Brün, den er für einen Monſieur vom Hauſe hielt: Man hätte die großen Stücke, die wir dort geſehen haben, durch dieſen Mann da (auf Le Süeur deutend) ausführen laſſen ſollen, und dieſe kleinere Figuren hier dem Andern überlaſſen, der die Galerie gemahlt hat. Jugez, comme Mr. L. B. etoit capot!

5.

Der Blitz, ein Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit.

Folgende Begebenheit iſt merkwürdig genug, um zu verdienen, daß ihre Wahrheit außer allen Zweifel geſetzt werde. Ich habe für izt keine andere Gewähr derſelben als das Journal Encyclopedique (Janvier 1777)

wo ſie unter der Rubrik Phenomenes ſinguliers de Pathologie et de Therapeutique, tirés d'ouvrages Anglois zu leſen iſt. Der Herausgeber hätte wahl gethan, wenn er dieſe Werke genennt, und uns geſagt hätte, wo z. E. Herr Alexander Eaſton, Medicus in Dublin, auf den er ſich beruft, die wunderbare Geſchichte der Madame Wynne erzählt habe. Doctor Eaſton iſt zwar ſelbſt kein Augenzeuge dieſer Begebenheit: er hat ſie aber aus dem Munde zweyer Zeugen, welche alle Präſumtion von Glaubwürdigkeit vor ſich haben, nehmlich des Herrn Wynne von Abracken, in der Grafſchaft Meath in Irland (nicht England, wie der Herausg. des Journ. Encycl. ſagt) Gemahls der Dame von der die Rede iſt, und des Doctor Hicks, ihres Arztes. Die Frau Wynne war nach einem Wochenbette mit einem harten Knoten an der linken Bruſt behaftet, gegen welchen alle in ſolchen Fällen gewöhnliche Mittel nichts vermochten. Die Gefahr, daß endlich ein Krebsſchaden daraus werden möchte, bewog den Doctor Hicks der Dame eine Reiſe nach Dublin vorzuſchlagen, um ſich des Raths dortiger Aerzte zu bedienen. Die HH. Daunt und Liſter, an die Sie ſich wandte, wußten ihr keinen beſſern Troſt zu geben, als daß man mit den nehmlichen Mitteln noch einige Zeit fortfahren, und, wofern ſie ohne Würkung blieben, zur Amputation ſchreiten müßte. Lange Zeit hernach, da Mad. Wynne — die nun alle Hofnung zur Geneſung aufgegeben hatte — am Fenſter ſtund, um einem

fürch-

fürchterlichen Gewitter zuzusehen, fiel der Blitz auf das Dach und sezte es in Flammen, fuhr dann in das Zimmer, wo Frau Winne war, beschädigte die Mauer, verzehrte den Teppich des Fußbodens, traf die Dame an der linken Schulter, fuhr über die linke Brust hin und dann der Länge nach den Rücken herunter. Die seidene Robe, womit die Frau bekleidet war, hatte an zwey Orten ihre Farbe gänzlich verlohren, und der Flanell, der ihre Brust bedeckte, sah aus, als ob man mit einem zu heissen Eisen darüber gefahren wäre. Frau Wynne fiel von dem Schlag zu Boden, und blieb bis an den Abend des Gebrauchs ihrer Gliedmaßen beraubt, welcher jedoch durch spirituöse Mittel und Reibungen mit Senf-Mehl (Farine de Sénevis) wieder hergestellt wurde. Zween Tage nach diesem Zufall wurde D. Hicks mit Verwunderung gewahr, daß der Knoten an der linken Brust beträchtlich kleiner war; die Zertheilung desselben gieng nun glücklich von statten, und in kurzer Zeit befand sich Mad. Wynne, ohne weitere Beyhülfe der Facultät, völlig wieder hergestellt.

Die Wichtigkeit dieser Begebenheit braucht wohl keines Beweises, und unsre Aerzte werden (falls ihnen solche nicht schon bekannt ist) sich ohne meine Aufforderung die genaueste Verification derselben nach allen besondern Umständen angelegen seyn lassen. Nicht eben, als ob ich hofte, sie würden es nächstens so

weit bringen, ſich von den Blitzen des Donnerers Meiſter zu machen, um in Fällen, wo ſie's für dienſam halten würden, den Patienten quantum ſatis davon zu adminiſtrieren. Aber da der Blitz (wie man nun ganz gewiß wiſſen will) und das electriſche Feuer völlig einerley, und wir alſo inſofern, wenigſtens im Kleinen, Herren des Blitzes ſind: ſo iſt zu hoffen, daß dieſe Erfahrung der Madame Wynne Gelegenheit geben werde, in dergleichen verzweifelten Fällen (mit gehöriger Vorſicht) Verſuche anzuſtellen, ob die electriſche Maſchine nicht, auf eine minder gefährliche Weiſe, eben die wohlthätige Würkung thun möchte, die hier, durch den glücklichſten Fall von der Welt, der Blitz hervorgebracht.

W.

VI.

Zu Reuchlins Bilde.

Bey allen Nachrichten zu den Bildniſſen im vorigen Jahre werden die Leſer es dunkel gefühlt haben, was die Verfaßer der Nachrichten ohne Zweifel heller fühlten: „wie wenig es mit ſolchen Nachrich„ten zur Darſtellung des Bildes ſelbſt zureiche.„ Entweder muß man darauf rechnen, daß der Dargeſtellte ſchon in der Seele der Leſer lebe, und nur geweckt werden dörfe; oder man fühlts innig, daß

je

je mehr ein Mann für seine Zeit war, je unmittelbarer, vielseitiger, unbefangner er sich in sie ausgoß: desto mühsamer laße er sich für eine andre Zeit darstellen, geschweige auf ein Paar Blättern, in einigen leichten Zeilen. —

Wie Alles unter dem Monde, so geht auch der Drang und die Noth der Zeiten vorüber, mithin das, was Geistern Bedürfniß und Form gab, was sie in Kampf, Gefahr, Arbeit verflocht, was ihre Verdienste und Thaten weckte. Da kommt uns nun so oft Federleicht vor, was jenen Schweis verursachte: was sie als Chaos vorfanden, ist uns entwickelt; warum sie kämpften, darum mögen oder dörfen wir keinen Finger regen — und statt, daß wir ihnen nun danken sollten, uns in die Behäglichkeit gesetzt zu haben, verkennen wir ihr Verdienst, und beurtheilen sie nach der Leichtigkeit, die wir jezt haben, ihnen nachzusprechen, nachzulallen, nachzugauckeln.

Fange ich von Reuchlin an: „Johann Reuch„lin zu Pforzheim gebohren, von Jugend auf der „Sprachen und schönen Wissenschaften beflißen, in „denen er einen so guten Grund legte„ — Wer kan die entweihte Worte fortschreiben oder fortlesen? Sie sind zu unsrer Zeit ohn' allen Nachdruck, sind so oft elend gebraucht, daß sie leider! uns gerade das

Ge-

Gegentheil bedeuten, was ſie bey Reuchlin bedeuten ſollen — —

Fahre ich fort: „Er befliß ſich des reinern latei„niſchen Styls, las die Griechen und verſtand ſie, „lernte in ſpätern Jahren das Ebräiſche mit unſägli„chem Fleiße —„ Welcher verdumpfte Schulmeiſter wird nicht ſchnell einfallen: „Das kann! das „thue, treibe ich auch!„ Ego et Reuchlinus! —

Heißts endlich: „Er nahm ſich der Jüdiſchen „Schriften, die, außer der Bibel, alle verbrannt „werden ſollten, mit unſäglichem Eifer an, ſchrieb „Deduktionen für ihre Güte und Unſchuld, focht „einen langen Proceß drüber aus, und dergl.„ — Welche Plattitude, kann ein Narr ruffen, von Güte und Verdienſt? als ob das nicht jeder wüßte und könnte? obs dazu eines Reuchlins brauchte? Und wenn der Reuchlin nun gar ſeine gute Sache etwas Jüdiſch und Kabbaliſtiſch verfocht, wenn er de verbo Mirifico und de arte Cabbaliſtica Bücher ſchreiben, im Talmud und in den Ebräiſchen Buchſtaben Geheimniße finden konnte, u. ſ. — kein aufgeklärter, mit Hauſenblaſ' aufgeklärter und mit Bimſtein abgeriebener Bube, der ſich nicht über ihm dünkte und ausriefe: „Käm' er nur damit zu unſrer Zeit, wir „wollten ihn recenſiren!„

Ruh

Ruh alſo in Frieden, lieber Schatten, ich will dich nicht ſtören, nicht den kleinen Trupp deiner Schriften, „eine Ebräiſche, eine Griechiſche Gram„matik, ein Ebräiſch und Lateiniſch Wörterbuch, „einige lateiniſche Knabenſpiele, kabbaliſtiſche Schrift„chen und Vertheidigungen der jüdiſchen Bücher„ wie auf dem Trödelmarkte herrufſen, und ſie weder mit O! noch Ach! zieren.

Wenn, nach Yorik's Klaßifikation, die Leſer neugieriger Gattung fragen ſollten: „Wer war der „Mann, alſo geſtaltet?„ ſo dient ihnen allenfalls zur Antwort: Er war Kaiſerlicher Rath, aus beſonderer Achtung des Kaiſers für ſich und ſeinen Bruder und beyder Geſchlecht geadelt: Gefährte des Herzog Eberhards von Würtemberg in Rom, Wien, und in Wien mehr als Einmal: Geſandter zu Rom nachher in einer ſehr wichtigen Sache des Herzogs von Bayern, die er beym Pabſt glücklich ausfocht: endlich im Namen des Kaiſers und der Reichsſtände Erſter Bundesrichter in Schwaben; in allen dieſen wichtigen Stellen der Liebling der Großen und Geringen, mit denen er umging, die Ehre ſeines Landes und Standes. Kaiſer Friedrich der Dritte freute ſich ihm ein Geſchenk nach ſeinem Sinne übermachen zu können (der Ebräiſche Kodex, der, anizt in Karlsruhe, noch ſeinen Namen führet): Fürſten, Edle, zulezt gar Biſchöfe und Kardinäle, Maximilian ſelbſt,

frem-

freuten ſich, für ihn ſprechen, ſchreiben, entſcheiden zu können. Die beſten Männer ſeiner Zeit, Franz von Sickingen, Pirkhaimer, Hutten, Graf Neuenar fochten für ihn und mit ihm: Erasmus, der nicht fechten wollte, lobte glimpflich: Luther ſegnete ihn, als einen Gottesmann und Helden: Melanchthon ehrete ihn, als Vater: die ganze aufblühende Welt beßerer Zeiten als ihren Mitſtifter: gebohrne Griechen in Italien beneideten ihm ſein Griechiſch, und Einer von ihnen rief aus: „Griechenland „iſt über die Alpen gezogen!„ da er Reuchlin hörte. Gebohrne Römer hörten ihn, einen Schwaben, mit Luſt Latein ſprechen. Nach Orient hin hat er uns die Thür geöfnet; zu den verſchloßnen Heiligthümern des Worts Gottes und der Morgenländiſchen Weisheit den verödeten Weg wieder gebahnet. Morgenland nicht blos wieder gefunden, ſondern auch verfochten bis ans Ende ſeines Lebens, und es von dem ihm gedroheten Untergange, als ein Held, der ſich aufopferte, gerettet. — — Wem dies Alles noch zu wenig ſeyn möchte, einen Mann von ſolchem äußern Verdienſt zu ehren, dem würde alle Predigt über ſeine innere Größe wenig behagen.

Und doch bleibt dieſe wohl der edelſte Zug ſeines Charakters: Die Seele nehmlich, womit er all jene Verdienſte ſich erwarb und beſeelte. Es herrſcht in ſeinen Aufſätzen, ſelbſt bis auf ſeine Vorreden (z. E.

zu

zu ſeinem Ebräiſchen Wörterbuch an ſeinen Bruder) ſeine Vertheidigungen der Kabbala und der Rabbinen, eine Stille und Tiefe des Geiſtes, die da zeigt, daß er die Perle funden habe, und über die Schalen und Hüllen der Wiſſenſchaft ihren Kern gekoſtet. Seine Briefe und ſein Betragen zeigen eine außerordentliche Miſchung tiefer Stärke und Heldenmäſſiger Beſcheidenheit, nachgeben zu können, als ob er nichts wäre, und ein unüberwindlicher Fels zu ſeyn für Recht und Wahrheit. Er ſah die Literatur, zumal die Morgenländiſche an, wofür man ſie anſehen ſollte, hatte tiefes Gefühl für ihre innere Kraft, Gottheit und edle Einfalt. Selbſt wo er, zu nahe den Rabbinen und der damals blühenden Platoniſch-Pythagoräiſchen Philoſophie, uns überſpannt ſcheint, ſieht man den Menſchen von Kraft und Weisheit. Auch den Streit gegen die Pfefferkorne und Konſorten hielt er nicht als Gelehrter aus, ſondern als Mann von Recht, Pflicht, Wahrheitsliebe und mildem Vatergefühle.

Hätte der Edle einen Lebensbeſchreiber, wie Zwingli neulich an Nüſcheler, gefunden! Sein Landsmann May (Maius) (*) wollte ihm nacheifern, ſchrieb auch ſein Leben, es ward aber eine aufgeblaſene, eckle Lobrede mit einem Wuſt von Noten ohne

Zweck

(*) Vita Reuchlini Durlac. 1687. mit einem abſcheulichen Bildniß.

Zweck und Geſtalt. Seines beßern Landsmannes, Bruckers (*) Zweck wars nur, die Außengeſchichte ſeines Lebens zu ſeinem Bilde zu ſtellen, wohin wir auch, nebſt denen, die ſeine Briefe geſammlet, die Leſer verweiſen. Niemand hat mehr für ihn gethan und gefühlet, als Hermann von der Hardt, der nach ſeiner eignen Gelehrſamkeit ihn recht zu ſchätzen vermochte. Er ſpricht von Reuchlin wo ſich nur von ihm ſprechen läßt (**): feyerte jährlich ſeinen Sterbetag mit ſonderbaren Gebräuchen: den zweyten Theil ſeiner Literaturgeſchichte der Reformation hat er ganz mit Reuchlinianis gefüllet. (***) Alle das ſind Vorarbeiten für ſeinen künftigen Lebensbeſchreiber, der an Reuchlin recht den Morgenſtern der Reformation und einen Schatz von Kenntnißen und Seele der Zeit finden wird, wenn ers zu brauchen und uns zu geben wüßte. Reuchlins Freunde ſtanden ihm zu nahe; wir ſtehn ihm zu weit und faſt zu ſchief, da er doch ewig nicht blos der Erwecker, ſondern was noch mehr iſt, der Beſchützer der Orientaliſchen Literatur bleibet. Laßt es ſeyn, daß er ſie noch mit fremden Binden umwickelt ſah und hinter ſich lies; eben das erhöht ſein Verdienſt,

(*) Bruckers Ehrenſaal, Zweytes Zehend.

(**) Lutheri et Reuchlin. harmonia: aurora in Reuchlini ſenio, program. Hardt.

(***) Hiſtor. liter. Reformat. Hardii P. II. num Reuchlinus fuerit anſa reformat. etc.

dienſt, daß er durch dieſe Binden hindurch zu blicken wußte. Er ſprach das Machtwort: „Stehe auf! komm herauf, Todter!„ Der Todte kam, wie er war, mit Rabbiniſchen Grabtüchern umwunden, und ſein Haupt mit dem Schweistuch der Kabbala verhüllet; das zweyte Wort war und iſt ungleich leichter: „Löſet „ihn auf und laßt ihn gehen!„ Und das iſt das gelobte Verdienſt der Folgezeiten Reuchlins geweſen.

VII.

Ueber Herrn Muſic-Director Rollens neueſtes Drama:

Abraham auf Moria.

An einen Freund.

Billig ſollt' ich Ihnen auf Ihre kalte Frage: Wie gefällt Ihnen das neue Drama von Herrn Rollen? eine eben ſo kalte Antwort geben: Recht wohl! Es gefällt mir ganz gut! Auch der Tod Abels gefällt mir ganz gut! Doch ich will lieber glauben, daß Sie es rein vergeſſen haben, wie tief Werther das liebe fahle Gefallen herabwürdigt. Oder ſollten Sie ſich vielleicht im Ernſte einbilden, unſer Rolle müſſe ſich doch einmal nach einer ſo langen Reihe von Meiſterſtücken erſchöpft haben? Dann iſt es Pflicht eines Freundes, Ihnen einen Irrthum zu nehmen. — Ich muß Ihnen geſtehen, lieber Freund, auch ich gieng zwar mit großer aber doch mit zweifelnder Erwartung ins Concert. Aber, ſo wie ich in Lolli, gleich aus den erſten vier Tacten, den großen Saitenbändiger dieſes Jahrhunderts erkannte: ſo erkannte ich hier, aus den

Crescendo des ersten Chors, Rollen, ihn selbst, den Herzensbändiger, den Meister der Harmonie und des Gesangs. Unbegreiflich ist mirs, bey seinen Jahren, bey seiner Schnelligkeit zu arbeiten, bey den Trillionen und Quatrillionen Noten, die er schon geschrieben, bey den Fesseln die ihm seine Sänger und Spieler anlegen — Eben so unbegreiflich, als wahr, wie er dem allen ohngeachtet, immer so neu, so blühend und kraftvoll, so rührend, und seinen Text, wo nicht überfliegend, doch gewiß darstellend seyn kann, wie ers im Abraham ist. Aber, wie kann ich meiner Empfindung Worte geben, wie den Nachhall, der noch immer in meinen innersten Nerven bebt, in Ihr Ohr herüber leiten! Könnt' ich Ihnen doch nur ein einziges Ohrvoll zu kosten geben, von dem ersten, großen, andächtigen:

Heilig, heilig, heilig Gott!

Leise fiengen die Saiten an zu beben, und leise sprach ich aus meinem Klopstock nach:

„Fanget bebend an! Athmet kaum
„leisen Laut! Denn es ist Gottes Lob
„was zu singen ihr wagt!

Aber bald stiegen sie hinauf, zum höchsten Jubel des Dankes, und rissen, wie durch einen starken electrischen Schlag, erst das Herz aus seinem Schlummer. Sanfte, himmlische Wechsel-Gesänge, eine glückliche Idee des Dichters, folgten auf diesen ersten Ausbruch der Empfindung. Dann begonn der Jubel wieder vom neuen, und die Bäße stürmten, die Hörner erschallten, die Pauken donnerten zu den Worten:

Jehova's Ruhm schwebt höher als die Sterne!
Groß, wie sein Name, seine Macht!

Gleich nach diesem Chore, tritt Abraham auf, den bey uns ein sehr braver gefühlvoller Tenorist siegt. Meine Neugier war äusserst gespannt auf die erste Arie:

Er

Er ſoll ihn haben, der ihn gab!

Eine eigene Combination der Ideen machte meinen Sinn gegen das Erhabene in dieſer Stelle ſchlechterdings ſtumpf, und ich hatte mir ordentlich vorgenommen, meinen Nebenbegriff, wenn es irgend möglich wäre, auch der Compoſition anzuheften; allein, wie bald vergaß ich meine kleine Tücke! Wie zauberte mir Rolle allen Nebenbegrif aus meiner Seele, und ließ mich nichts denken, nichts empfinden, als den männlich entſchloſſenen Abraham! Zwar ſchmolz ſein Entſchluß gar bald in Wehmuth über, und bey dem Gedanken, daß Gottes Wort Liebe, aber ſein Weg Nacht ſey, ſank er auf einen Augenblick in eine tiefe, melancholiſche Stille: Doch ſchnell kehrte die melior natura in ihn zurück, und er wiederholte ſtandhaft ſeinen Entſchluß:

Er ſoll ihn haben, der ihn gab!

Zum zweytenmahle überwältigte ihn die Liebe zu ſeinem einzigen, geliebten Kinde, und er ſtröhmt in einem höchſtrührenden Largo, ſein ganzes gefoltertes Vaterherz aus. Und zum zweytenmahle giebt er Gott die Ehre, „Er ſoll ihn haben!„ Wenn Sie, liebſter Freund, unſere gewöhnlichen lahmen Ritornells, die meiſtens ſo wenig innern Zuſammenhang haben, bedenken: ſo werden Sie hoffentlich unſerm Dichter und Komponiſten Ihren Beyfall nicht verſagen. Noch hab ich Ihnen nichts von den herrlichen Accompagnemens der Hörner geſagt! Das läßt ſich nur hören, nicht beſchreiben, was Rolle in dem Gebrauche derſelben für eine eigene und ſeltene Geſchicklichkeit beſitzt. Durch einen einzigen Stoß, am rechten Orte angebracht, bringt er oft Empfindungen hervor, die man fühlt, ohne zu wiſſen wo ſie herkommen.

Die nächſte Arie, die Iſaac nicht als eignen Geſang, ſondern als ein von dem Vater gehörtes Lied, ſingt, iſt eins

der Lieblingsſtücke unſers Publikums. Wie konnte ſie auch anders! Sie geht aus dem Engelstone, wie ich ihn immer nenne, aus E. Dur, und wird von Hörnern und Hoboe d'Amor begleitet! Der Geſang iſt mehr frölich, als ernſthaft, doch immer dem Charackter Abrahams entſprechend! Das folgende Vivace:

Alle Himmel — alle Welten
Schwinden vor des Sehers Blick!

würde Ihnen, um ſeiner Neuheit willen, noch ungleich intereſſanter ſeyn: Doch ich ſehe durchaus kein ander Mittel, Ihnen einen Begriff davon beyzubringen, als Noten, und die kann ich Ihnen nicht geben. Mit der Erſcheinung der Sara, und mit ihrer Ahndung deſſen, was ihrem geliebten Kinde obſchwebt, geht nun ein neues und ſtärkeres Intereße an. Ihre Klage, ihr Jammer, iſt ganz vortreflich ausgedrückt. Am meiſten rührte mich die Stelle:

Matt meine Kraft, und hingeblüh't,
und reif zum Tode!

Die ganze Strüe bleibt auf Es, in der Septime ſchweben, bis ſie ſich mit dem lezten Worte in den Haupt-Accord auflöſt. Doch Sie wiſſen meinen entſchiedenen Geſchmack für alles Schreckliche, und ſo können Sie leicht denken, was mir die nächſtfolgende Bravour-Arie, aus D moll, für eine Wonne geweſen iſt! Mir iſt nie ſo wohl, als wenn mir eine wilde, ſchauderhafte Muſick die Haare zu Berge ſträubt. Dies fürchterliche Vergnügen hab' ich nie ſtärker empfunden, als bey dem Geſange Cains, im Abel: Welch Winſeln ſchlägt mein Ohr; und bey der zweyten Hälfte des herrlichen Chors: Seht, dort ſteigt der Opfer-Rauch herauf! In eben dieſen mir ſo lieben Affeckt verſezte mich hier die wütende und den Himmel anklagende Sara! Ha! es fuhr mir durch alle Glieder, und im Geiſte ſah ich ſie vor mir, wie ſie mit zerriſſenen Haa-

Haaren, mit wilden Blicken, vor Zorn keuchend und schäumend, zum Himmel empor ruft:

Wafne dich! tödte mich!
Wafne denn mit Schrecken dich!
Tödte, tödte mich!

Nun, liebſter Freund, ein neuer, herrlicher Einfall von Noten, von unvergleichlicher und unfehlbarer Würkung! Abraham, durch Sara's Seelenkampf ſelbſt in ſeinem Innerſten verwundet, fällt auf die Knie, und betet einige Augenblicke zu Gott. Dies Gebet ſucht der Componiſt durch bloße Inſtrumentalmuſik auszudrücken. Er wählt darzu Fagotts und gedämpfte Geigen, ohne Bratſche; der Ton iſt G moll. Ich ſage Ihnen, lieber Freund, die Augen vieler unſrer Damen, die es ſich ſonſt wohl erlauben, bey bloßer Inſtrumentalmuſik ein Wörtgen zu plaudern, ſchwammen jezt in Thränen. Jeder Ton war Gebet, Gebet eines innigſtgebeugten und bekümmerten Vaters. Wer nur Ohren hatte, zu hören, der hörte und fühlte es auch. Der erſte Act gieng gleich darauf zu Ende, und ſchloß mit einer lebhaften und ſtarken Arie Abrahams. Das Vorſpiel des erſten Recitativs, im zweyten Acte, iſt eins von den glücklich erfundenen, die ſich dem Gedächtniß ſogleich aufdringen: Ich wenigſtens hatt' es den Augenblick! Iſaac, nachdem er den Opferberg beſtiegen, und nebſt ſeinem Vater den Gruß Adonaels und Gebes empfangen, ſingt ſein Morgenlied. Alles vereinigt ſich wieder in dieſer Arie, das ganze Herz mit Luſt und Freude zu füllen. Die ſimple und höchſtgefällige Melodie; das allwechſelnde Spiel der Flöten, Hörner und Hoboe d'Amor. So wie: „fromm iſt Adel der Hirt,„ bey uns von allen Lippen ertönt; ſo wird in Jahr und Tag ertönen:

Die helle Sternenvolle Nacht
lag ſchweigend auf der Flur;

Nun aber iſt alles Frohlichens ein Ende. Denn die ſchreckliche Entdeckung, die Abraham ſo lange verzögert, muß nun geſchehen. Kein Wort von der ſtufenweiſen Herbeyführung derſelben: Nur ſie ſelbſt! Leſen Sie, und verſagen Sie einmal, wenn Sie können, dem Dichter Ihren lauten Beyfall!

Vernehmt es, Freunde, was der Herr gebot:
Er fordert — fordert,
(indem er Iſaac umarmt)
den ich an meinen Buſen drücke,
mit dieſen Thränen netze — ihn,
der Mutter einz'gen Sohn!

* Wie wahr! die Natur, wie ſo ganz aus dem Spiegel geſtohlen! Und daß Rolle an dieſer Stelle Rolle geweſen iſt, werden ſie ſich von ſelbſt hinzudenken. Iſaacs Zurückbeben, ſetzt Abraham in den heftigſten innern Kampf: allein, bald ſiegt ſein Gottes-Gehorſam!

Ich hange dennoch feſt an dir!
Ob Erd und Himmel unter mir
Ob aller Troſt um mich verſchwindet!

Dieſe Arie aus C. Dur, von einer Trompete begleitet, drückt den lebhafteſten und feurigſten Heroismus aus! Im zweyten Theile iſt ſie Moll, mit Fagotts, um die Worte auszudrücken:

Ich fühle das zitternde Beben,
Ich ſehe das ſcheidende Leben,
Ich ſeh ihn im Blute, den Sohn!

Bald aber wird der Affekt ſtürmiſcher und unruhiger, in Es Dur, beym Gedanken an Sara:

Ich ſeh dich, ich ſeh dich verzagen
O Sara, den Vater verklagen,
Und fordern den blutenden Sohn!

Und

Und nun Da capo:

Ich hange dennoch feſt an dir ꝛc.

Dieſer Heroismus wirkt auf Iſaac, und auf des Vaters Frage: Biſt du bereit? überraſcht er, mit unerwartetem, feſten Entſchluſſe:

Hier bin ich, Herr, ich bin bereit!

Und ſein Muth wirkt auf des Vaters Herz zurück. Nun der Abſchied! Jedes, auch unmuſikaliſche Ohr, jedes Herz müßte ſchmelzen, wenn dieſer Auftritt, nicht von einem quäckenden Verſchnittenen, ſondern nur von unſerm Tenoriſten, aus vollem Herzen, nicht mit der Stimme in der Hand, geſpielt würde. Ich ſag Ihnen, Freund, er iſt über alles rührend, und durchaus unbeſchreiblich. — Die Zwiſchenzeit, in welcher Abraham den Sohn auf dem Altar bindet, wird mit herrlichen Chören und Wechſelgeſängen der Pilger ausgefüllt. Iſaac liegt nun auf dem Altare, den Todesſtreich zu empfangen. Er bittet nur noch um einen Augenblick, ein Gebet zum Herrn zu thun. Es iſt geſchehen: Noch einmal ſegnet ihn Abraham, und hebt dann das Opfer-Meſſer auf! Im Vorbeygehen, Freund, muß ich unſerm Publikum auch über ſeinen poetiſchen Geſchmack ein Compliment machen. Abraham ſpricht zu Gott:

Herr, Herr, ſieh, ich befehle dir meinen Iſaac!
Ganz ſey er dein, und komm aus Vaterhand in Vaterhand!

Dieſe lezte glückliche Wendung des Dichters, iſt doch würklich ſogar bis in derer Herzen gedrungen, die die Winkel des Concert-Saales füllen. — Allgemein fand man dieſen herrlichen Gedanken ſchön, und gewiß, er iſt es auch! — Nun die Cataſtrophe! Die Paucken fangen an, leiſe zu murmeln: Schneller, kurzer, Aufmerkſamkeit gebietender Trompetenſtoß, um die Ankunft des Engels zu verkündigen! —

Abraham, Abraham, tödt ihn nicht!

erſchallt die himmliſche Stimme, und Abraham ſinkt an dem Altare auf ſeine Knie. Nachdem er ſich von dem erſten Taumel der Freude erholt, bricht er in einen ſtarken, herrlichen Lobgeſang aus, durchſchneidet Iſaacs Bande, beginnt den Lobgeſang vom neuen. Nun auch Iſaac! Vater und Sohn wechſeln ihre frohen Empfindungen, und ein andächtiger groſſer Chor, gleich dem Anfangs-Chore, mit einer kurzen ſchicklichen Fuge, ſchließt.

Da haben Sie, lieber Freund, wie Sie es nennen wollen: Abriß, Umriß, Skelet, oder noch weniger als dies! Mir klingt alles noch, und hier und da wird es auch Ihnen klingen. Wollen Sie mehr; ſo wiſſen Sie, daß Magdeburg an der Elbe liegt, 6 Meilen von Ihnen, und daß der Concert-Saal, wenn er auch noch ſo vollgepfropft iſt, doch Sie kleinen Mann immer noch faſſen wird. Oder ſtill! Vielleicht läßt ſich Herr Rolle zu einem Clavier-Auszuge dieſes zu ſeinen beſten Compoſitionen gehörigen Stücks, bewegen. Freylich iſt der Auszug nur immer Schattenriß: aber iſt nicht auch ein getreuer Schattenriß ſeiner Geliebten dem Jünglinge ſchätzbar? Wollen ſehn, wie wir das Ding anfangen! Auf jeden Fall, ſetz' ich Sie, und S** und F** mit unter die Subſcribenten. Ich bin ꝛc.

VIII.

Kritiſche Anzeigen.

Unterſuchung über Homerus Leben und Schriften, aus dem Engliſchen des Blakwells überſetzt von J. Heinr. Voß. Leipzig, bey Weigands. 1776.

Dieſes Buch war lange ſchon unter den Liebhabern der ſchönen Litteratur nur ſeinem Namen nach berühmt, und allerdings

dings verdient Hr. Voß Dank, daß er uns mit dem Innhalt deſſelben in einer ſo meiſterhaften Ueberſetzung bekannt gemacht hat. Freylich mußte die Materie ſehr dünn auseinander geſponnen werden, nachdem ſich der V. vorgenommen hatte, aus allem was auf und unter und über der Erde iſt, zu beweiſen, warum das Wunderding Homer einmal da ſey. Die gewöhnlichen Topiken, Clima, Religion, Vaterland, Zeitalter, und wie ſie alle heißen, werden der Reihe nach vorgenommen, dabey denn ein ſchöner Reichthum von Citationen und manche paßliche Gelegenheit zu gelehrten Abſchweifungen benutzt wird. Indeſſen ſind die einzelnen Bemerkungen höchſt ſchätzbar und treffend, und zeugen von einem Mann, der das Weſentliche der Dichtkunſt von der gewöhnlichen Poeterey genau zu unterſcheiden weiß. Wir wollen einige der merkwürdigſten unſern Leſern auszeichnen. Zu Homers Zeiten behaupteten die nothwendigen Künſte noch immer den Vorzug vor den entbehrlichen. Der Kriegsſtand genoß die meiſte Ehre, und Vaterlandsgeiſt war der Lieblingscharakter der Nation. Policey und Geſetze waren eben im Werden als Homer auf die Welt kam. Nur Unſchuld und Geſundheit der Sitten kann wahre Poeſie bilden. Fenelon empfand es bey der nothwendig gewordenen Vermiſchung alter und neuer Sitten. Er wollte alten Heroiſmus mit Politik vereinbaren, und durch die Poeſie Staatsklugheit predigen laſſen. Allgemein wahr iſt's, daß jede Gattung von Schriften, doch beſonders die Poetiſchen, von den Sitten des Zeitalters abhängen, wo ſie entſtehen. Die beſten Dichter kopiren die Natur und geben ſie uns ſo, wie ſie ſie finden. Verlieren ſie ſie einmal aus dem Geſicht, ſo ſchreiben ſie falſch, ihre Talente ſeyen ſo groß ſie wollen. Keinen ſtärkern Beweis von der Gewalt, welche die Sitten eines Volks über die Poeſie haben, findet man wohl, als die erſtaunliche Aehnlichkeit der älteſten Schriftſteller. Kein Tropfen kann dem andern wohl mehr gleichen als die Fragmente des Orpheus, die Hymnen,

Heſiodus und Homerus Schriften. Eben die Beywörter von Göttern und Menſchen, eben die Geſinnungen und Anſpielungen, eben der Tonfall und Wortbau! Was der V. von den Vortheilen der Armut und dem Leben eines ἀοιδος ſagt, iſt gedehnt, und weniger merkwürdig; eben ſo die zuſammengetragenen Beweiſe, daß er in Egypten geweſen ſeye, und von da ſeine Theologie entlehnt habe. Was für eine Kluft iſt nicht zwiſchen Theogonie im Egyptiſchen und dieſer nachher im Griechiſchen Gewand, gerade ſo ſehr als in dem Menſchenbilde Aegyptiſcher und Griechiſcher Kunſt! Wo iſt aber der Prophet, der uns dieſen Uebergang deute, und wenigſtens dieſe Wüſte mit Weſen ſeiner Träume und Phantaſie belebe? Sehr müßig ſchien uns die mühſame Anführung der Kirchenväter, woraus bewieſen wird, daß er ſogar ein Plagiarius des Orpheus und Muſäus geweſen ſey; eben ſo, was über die weiſe Einrichtung der Homeriſchen Mythologie beygebracht wird. Ungleich unterhaltender ſind hingegen die Bemerkungen über ſeine hiſtoriſche und geographiſche Kentniſſe. Die Nordoſtſeite des mittelländiſchen Meeres beſchreibt Homer als einer der ſie geſehen; von der weſtlichen Seite aber ſpricht er als einer, der ſeine Nachricht von andern Reiſenden gehört hat. Hier ſind Erzählungen und Märchen von Rieſen und Ungeheuern, dort Beſchreibungen von dem Boden und der Cultur eines jeden Landes insbeſondere. Merkwürdig iſt die Unterſuchung, wo insbeſondere das Phyſiſche von dem Mythologiſchen in der Homeriſchen Geographie geſchieden wird. Die Wundergeſchichte der Odyſſee hatte er meiſt ſeinem Umgang mit den Phönizіern zu danken. Da er den Vorſtellungen der erſchrocknen Schiffer und der leichtgläubigen Griechen getreu blieb, ſo entſtand die Einfalt der Erzählung, die auf jeden ſo allgemeine Würkung thut. Endlich wird aus dem Stoff der Fabel in der Ilias und Odyſſee noch erwieſen, warum Homer ſo eine vortrefliche Arbeit daraus habe ſchnitzen können, gerade als ob man

man den Stoff gekannt hätte, ehe er durch seine Hände gegangen war. Gleich zu Anfang stehen auch noch einige wichtige Bemerkungen nachzuholen. Homer sah die griechischen Sitten in dem Alter wo sie am bequemsten für die Dichtkunst waren. Früher gebohren hätte er nichts als Naktheit und Barbarey gesehen; und später wäre er entweder in die Zeiten friedlicher Einrichtungen oder allgemeiner Kriege gefallen, wo die Privatleidenschaft unter Ordnung und Disciplin erliegt. Der Urstoff einer jeden Sprache enthält eine Mischung von Einfalt und Bewunderung. Die Sprache Homers ist keine Stammsprache, sondern ein Abkömmling älterer Sprachen. Die erste, wiewol geringe Anlage davon ist die Sprache der Pelasger. Den gröſten Theil ihrer Worte bekam sie aus Asien, Phönicien, und Egypten. Das rauhe Griechenland verbot allen Müßiggang. Ewig rieben sich die Nationen an einander, und machten durch Kriege einander den Besitz streitig. Dadurch entstund der Geist der Tapferkeit und Freyheit. Es folgte hieraus, daß durch diesen Fortgang die griechische Sprache dahin kam, die besten und würdigsten Empfindungen auszudrücken, und dabey noch Worte genug behielt, die den originellen Anstrich des Bewundernden und Metaphorischen hatten; und dies auf dem Zeitpunkt, wo Homer schrieb.

J. Mauvillons Prof. der Kriegsbaukunst am Carolino zu Cassel Sammlung von Aufsätzen über Gegenstände aus der Staatskunst, Staatswirthschaft und neuesten Staatengeschichte. Erster Th. Leipzig, 1776. bey Weygands.

Nach einer, bey Ueberlieferung einiger politischen Aufsätze, etwas zu empfindsamen Zuschrift an Herrn Dohm, und einer kurzen Vorrede, folgen die Schriften selbst. Die erste ist eine Uebersetzung der Tukerischen Abhandlung oder Beantwortung

wortung der Frage: Ob ein reiches Land die Mitwerbung mit einem andern Lande, bey gleichen natürlichen Vortheilen, in Hervorbringung von Produkten und Manufakturarbeiten, um einen geringern Preis, aushalten kann? Gemeiniglich glaubt man, daß Handel und Manufakturen sich immer von einem reichern Staat in einem ärmern niederlassen: ungefähr auf eben die Art, wie ein Wasserstrom von einem höhern Ort auf einen tiefern herabfließt. Man glaubt in dem ärmern seyen der Bedürfnisse weniger, der Preiß der Lebensmittel und des Auslohnens geringer; folglich könne er die Waaren wohlfeiler auf den Markt liefern als der reichere. Hieraus würde natürlich folgen, daß die Manufakturarbeiten eines reichen Landes niemals einen Ausweg in arme Länder finden, hingegen die Lebensmittel und Arbeiten aus einer ärmern Gegend allezeit des Auswegs gewiß wären. Folglich wäre das arme Land der natürliche Feind des reichern, und würde es nach und nach gewiß aufzehren. — Allein ist dies in der That der Fall? Wäre es, so würde das aus dem armen Schweden kommende und beym Aus- und Rückgang mit so hohen Zöllen beschwehrte Eisen nicht verarbeitet aus England wieder dahin zu Markt gebracht, und zwar um einen weit wohlfeilern Preiß dort verkauft werden, als es die inländische Arbeiter je liefern können. Man setzt bey Bejahung obbenannter Frage immer stillschweigend zum Voraus, daß die reiche Nation nach und nach in ihrer Industrie falle, bloß genießen, und eine Sammlung artiger Herren und Dames auf der einen, und eine Classe Cammerdiener und Laquayen auf der andern Seite vorstellen wolle. Wäre dies der Fall, so ist unläugbar, daß die ärmere Nation durch Arbeitsamkeit und Fleiß nach und nach sich an die Stelle der andern setzen würde. Behält aber die reichere ihren Gewerb- und Handlungsgeist, vermehrt sich die Anzahl ihrer fleißigen Pächter, kluger und geschickter Handwerker, geübter Matrosen, u. s. w. so werden allerdings Handlung

lung und Manufakturen in dem reichern Lande ungleich weniger Schwierigkeiten zu blühen finden, als in dem ärmern. Diese Schrift ist hauptsächlich gegen Hrn. Hume gerichtet, und sie ist so gut in allen ihren Theilen ausgeführt, daß wir sehr ungern uns hier eines grösern und weitläuftigern Auszugs enthalten.

Die 2te Abhandlung ist ebenfalls eine Tukerische Arbeit, doch nicht blos übersetzt, sondern ausgezogen und beantwortet. Der Titel heißt: Das wahre Beste Großbrittaniens, in Rücksicht auf seine Kolonien, und die einzigen Mittel mit denselben in Friede und Einigkeit zu leben. Der V. der zur Episcopalkirche gehört, die zu Bezahlung guter Staatsschriften Bißthümer in Cassa hat, ist ein eifriger Gegner der Kolonien. Er will ihnen eine beständige Widerspenstigkeit und Undankbarkeit gegen ihr Mutterland aufbürden: allein alles was er vorbringt, beweißt nichts weiter, als daß dann und wann Mißhelligkeiten zwischen den Englischen Kolonien und dem Hauptlande in einem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert, statt gefunden haben. Wir übergehen die verschiednen Vorschläge des Engländers, und die scharfsinnige Beantwortung seiner Einwürfe durch den Uebersezer. Man wirft den Amerikanern von Seiten der Regierung vor, sie wollten nichts zu den Auflagen und Lasten des Staats beytragen. Nun ist aber das Recht sich durch selbst gewählte Repräsentanten taxiren zu lassen, ein unbezweifeltes Recht gebohrner Engländer. So ists auch das gekränkte Recht durch Geschworne (Jury men) gerichtet zu werden. Beydes spricht man ihnen ab. Und haben sie bisher nichts zu den Lasten des Staats beygetragen? Dadurch daß sie sich das Joch gerne gefallen liessen, ganz allein und Ausschliessungsweise mit dem Mutterland zu handeln, trugen sie die Auflagen die es von Waaren, Comsumptibilien und Bedürfnissen erhebt.

Das

Das 3te St. enthält Hrn. M. Anmerkungen über der Herren Pinto und Schlözer Vertheidigung des englischen Miniſteriums gegen die Kolonien im erſten Heft des neuen Schlözerſchen Briefwechſels. Wir wünſchten, daß in dieſer Beantwortung mehr Glimpf gegen Herr Schlözer gebraucht, und nicht gerade in dem Tone geſtritten würde, der ſchon ſeit langer Zeit unter uns gäng und gebe iſt. Hr. Pinto iſt auch nicht bloß ein Miniſterial *Hireling*, wie ihn der M. nennt, ſondern bekanntlich hat ſeine Penſion daher den Urſprung, daß ihn Mylord Bedford bey dem lezten Friedensſchluß über das Beſte der Kolonien zu Rathe zog, und er dem Geſandten ſolche glückliche Rathſchläge gab, daß ſich dieſer in Paris krank ſtellte, um Pintos projektirte Sätze indeſſen dem Miniſterio in London vorzulegen. Der Friede ward mit Frankreich auch nach dieſen geſchloſſen, und als man Myl. Bedford eine Summe zur Belohnung ſeiner den Kolonien beym Friedensſchluß geleiſteten Dienſte ausſezen wollte, ſchlug er ſie aus, und bat ſie Pinto zu aſſigniren. Durchaus herrſcht ungemeiner Scharfſinn in Beantwortung dieſer Deklamation, und die geſunde Vernunft und wahre Staatsklugheit dürfte weniger auf M. Seite ſeyn, ſo würden doch ſeine Gründe gegen die Vorſpiegelungen dieſer Herren aushalten.

Das 4te St. über die Beſchaffenheit des Unterhauſes im Engliſchen Parlamente. Bey der Wahl der Repräſentanten und den Mitteln der Beſtechung zuvorzukommen, herrſchen große Unbequemlichkeiten. Kleine Grafſchaften und unbedeutende Oerter haben das Recht, eben ſo viel und oft mehr Repräſentanten zu wählen als große und mächtige. In einigen geſchieht die Wahl von allen Einwohnern; in andern nur von denjenigen die das Bürgerrecht, oder von ſolchen die liegende Gründe in dem Orte beſizen. In ſehr vielen hat der Rath des Orts allein das Wahlrecht. An manchem Ort ernennt der

der Gerichtsherr des Orts diejenigen die wählen ſollen; an andern giebt der Rath wem er will das Bürger- oder Wahlrecht. Endlich giebt es einige, wo alle die, die ſich beköſtigen, und ihre Lebensmittel ſelbſt kochen, das Wahlrecht haben: hier bringt ein Candidat eine Menge Leute an den Ort zuſammen, die ihren Topf auf der Straße zum Feuer ſetzen um ihr Wahlrecht zu erhärten, und erhält auf die Art die Mehrheit der Stimmen. Endlich ſenden alle Städte oder Flecken, groß oder klein, jedes zwey Repräſentanten ins Parlament: die Stadt London allein ausgenommen, welche viere ernennt, und zwey oder drey Flecken die nur einen wählen: ſo daß folglich das aus wenigen Häuſern beſtehende Old-Sarum gerade halb ſo viel Gewicht und Einfluß in die Staatsverfaſſung beſitzt, als die eine Million Menſchen enthaltende große Hauptſtadt des Brittiſchen Reichs. Kann man das Repräſentation nennen? Kann man ſagen, das was die Mehrheit der Stimmen im Unterhauſe beſchließe, ſey der mittelbare Ausdruck der Geſinnungen des Volks?

5) Nachricht von der lezten Staatsveränderung in Schweden aus Engliſchen Papieren. Auſſer den Zeitungsgerüchten, und den Nachrichten Michelesi's wiſſen wir nichts von dieſer wichtigen Begebenheit. Witz und Verſtand hatte dieſer lezterer genug, um als Augenzeuge eine zuverläßige Geſchichte liefern zu können. Aber als ein bekannter Speichellecker der Groſſen, der von einem Hofe zum andern zog, um ſich Tabatieren ſchenken zu laſſen, war er der Mann nicht, der zum Geſchichtſchreiber erfordert wird. Der Fonds dieſes Aufſatzes iſt aus dem Annual-Regiſter, einer bekannten Schrift, gezogen, die alle Jahre, unter des berühmten Burke's Aufſicht in England herauskommt, und nachher einem würdigen Mann, der eben zu derſelben Zeit in Stockholm war, und daſelbſt ſehr gute Connexionen hatte, zur Berichtigung übergeben worden. Die

darinn

Wirm aufgestellte Umstände zeugen von der Wahrheit, und das ganze Detail ist so verflochten und verwickelt, daß es nicht leicht zu erfinden war. Die Art des Vortrags macht dem Herzen und Verstande des Verf. wahre Ehre. Denn es ist erlaubt den Großen die Wahrheit zu sagen, wann man ohne Declamation niederschreibt, was sie gethan haben.

Joh. Friedr. Christ, ehmaligen öffentl. Lehrers der Dichtkunst ꝛc. zu Leipzig Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke, vornehmlich des Alterthums, durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Karl Zeune. Leipzig bey Ulrich Christian Saalbach 1776.

Es war dieses Buch ursprünglich ein nachgeschriebenes Collegium des seel. Prof. Christs, und ward dem Herausgeber von dem Verleger zugestellt, es in Ordnung zu bringen, von Schreibfehlern zu reinigen, und zum Drucke tüchtig auszufertigen. Die Schreibart des Ganzen zeugte deutlich von der Unordnung und Nachläßigkeit des nachschreibenden Zuhörers. Dies konnte der Herausgeber nicht ganz umschaffen. Dem Unwesen der Schreibfehler und verstümmelten Namen ist indessen vorgebeugt worden. Aus der ganzen Einrichtung sieht man deutlich daß es zu einer Zeit entstand, wo Archäologie Studium der Kunst hieß, und wo Erklärung der Kunstwörter das einzige Gewerbe der Liebhaber und Kenner war. Wer die Vorlesungen eines Heyne kennt, wird hier einen sehr großen, und zum Vortheile der leztern auffallenden Unterscheid bemerken. Wenn Herr Heyne nicht selbst bald eilt, dem Publiko seine Kenntnisse über die Literatur der Kunst näher mitzutheilen, so steht leider seinen Vorlesungen, die in Abschrift in ganz Teutschland herumgehen, dasselbe Schicksal bevor, daß sie als nachgeschriebenes Collegium zum Druck befördert werden. Der Herausgeber hat, in den Anmerkungen, Büchertitel und Nachrichten aus den neusten bekannten Schriftstellern genug

zuſammengebracht; allein wer nur mit einem oder dem andern Fache der Kunſt bekannt iſt, wird bald merken, daß er in allen Theilen ein Fremdling iſt, und daß es ihm Bedürfniß war, dieſes oder jenes zu ſeiner Aufklärung und Unterricht zu unterſuchen. Sonſt wär es ohnmöglich ſo alles unter einander zu ſtellen, ohne auch nur flüchtige Anzeige des innern kritiſchen Werths eines jeden Buchs. Denn dem Anfänger iſt nicht gedient zu wißen, wie viele Schriftſteller von einer Materie ohngefähr geſchrieben haben, ſondern wie, und was jeder geleiſtet hat. Die Aufſchriften ſind: 1) Von der Literatur, Beſchaffenheit, Zugehör und Innbegriff überhaupt. 2) Von der Eintheilung, Benennung, und allgemeinen Begriffen der Sachen womit die Literatur ſich beſchäftigt. 3) Von Aufſchriften, Architectur und Marmor der Alten. 4) Von alten Münzen und beſonders den Römiſchen. 5) Von Statuen. 6) Von Basreliefs. 7) Von Gemmen. 8) Von der Mahlerey der Alten. 9) Von den Gefäßen und dem Geräthe der Alten. 10) Von der Diplomatik. 11) Von den alten Handſchriften. 12) Von gedruckten Büchern. Die Unterlaſſungsſünden zu rügen erforderte ein Buch.

Des Grafen von Shaftesbury philoſophiſche Werke. Aus dem Engliſchen überſetzt. Erſter Band. Leipzig, 1776. In der Weigandſchen Handlung.

Von dem Buche ſelbſt iſt nichts zu ſagen, denn es iſt in Jedermanns Händen. Alſo von dieſer Ueberſetzung. Sie iſt ſehr gut. Der V. hat durchgängig die Ironie ſeines Originals gefühlt, und oft ſo, daß er in dem komiſchen Ausdruck zu weit geht, aus Furcht, ſeine Leſer möchten ihm nicht folgen. Immer iſt's ein gutes Zeugniß für den Zuſtand der Religion und Litteratur dieſer Zeiten, daß es nicht, wie noch vor 10 Jahren, nöthig ſchien, die Werke eines Shafteebury mit Noten herauszugeben, die dem darinn enthaltenen Gift ſteu-

ren ſollten. Zum Glück oder Unglück enthielten die ältern Ueberſetzungen eines Venzky und Wichmanns, in dem ſteifen und holperichten Tone ihrer pedantiſchen Arbeit, Gegengifts genug. Man mag nun gegen Shaftesburys Vortrag oder ſeinen Charakter ſagen, was man will, ſo bleibt er uns allezeit ein Muſter feiner Compoſition, von der unſre proſaiſche Scribenten heutzutage ſo wenig zu wiſſen ſich beſtreben, daß ſie glauben, kein deutlicher Merkmal des Genies ſey möglich, als ſo ganz im Struppkopfe vor dem Publiko zu erſcheinen. Wenigſtens waren die antike Büſten nicht ſo gar ungekämmt, und gewiſſe Leute wollen vielgedachtes und überlegtes in ihrer anſcheinenden Simplicität bemerkt haben.

Türkiſche Briefe des Prinzen von Montenegro. Berlin, bey Arnold Wever, 1777. Aus dem Italiäniſchen.

Dieſe Briefe würden ohngeachtet ihrer ganzen Originalität gewiß nicht angeſehen ſeyn worden, wenn dieſer Dalmatiſche Edelmann nicht mit ſeinem Tulban und ſeinen Sandalen die Leute aufmerkſam machte, ein biſchen Witz und Deiſmus, und Ungezogenheit auskramte u. ſ. w. Sie ſind ein wunderbares Gemiſch von Eitelkeit und Unbeſonnenheit, und es gehört die gewöhnliche Leerheit der groſen Welt dazu, um ihnen die groſe Nachfrage zu verſchaffen, die man überall darnach bezeigt hat. — Uebrigens ſind ſie in der Unordnung der Materien, den Table d'hote Nachrichten u. dergl. ein würdiger Pendant des Manuel d'un Mondain.

Verſuch einer Apologie des Epikur, von einem Anti-Batteuſianer. Berlin, bey Wangens Wittwe, 1776.

Auf Lbſchpapier iſt dieſe Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen gedruckt. Der *B. de Couſtures* iſt dieſer Anti-Batteuſianer, der die Fragmente des Diogenes Laertius mit ſchöner Declamation verbrämt, in einen Zuſammenhang gebracht und mit erbau-

erbaulichen Anmerkungen verſehen hat, wo er unter andern ſehr oft bedauert, daß Epikur ein Heyde geweſen ſey. Zur Probe des Exercitii dient der Anfang wo der Begriff eines Weiſen feſtgeſetzt wird a) nach den Ausſpruch des Ariſtoteles, b) des Iſocrates, c) des Cicero, d) des Horaz, e) des Petrarch, f) des Lipſius.

Die Engländerin, eine moderne Ueberſetzung der Andria des Terenz. Berlin, bey Arnold Wever, 1777.

In unſern an Tragödien ſo reichen Zeiten, wo ſo viele Helden täglich gebohren werden, die mit bunter Diktion und ſeltſamen Sentiments verbrämt einherſtelzen, thut es einem armen Leſer ſehr wohl, wenn er wieder einmal die komiſche Muſe in ihren leichten Socken dahin laufen ſieht. Dieſe Umſchaffung der Terenziſchen Andria iſt die Arbeit eines Mannes, der ein ſeltnes Talent hat, ſich andrer Arbeit ſo anzunehmen als ob ſie die ſeinige wäre, alle verblaßte Züge des Originals aufzufriſchen, die leeren Stellen zu überſtreichen, kurz aus dem Ganzen ein weit gefälligeres Ganze zu machen. Der Dialog iſt ein Muſter der flüchtigſten Naturſprache, die treuſte Nachbildung von der Geſchäftigkeit unbedeutender Charaktere, und der Alltagswirthſchaft der Menſchen. Nichts von alle dem, was nur halb übergetragen werden konnte, iſt ausgelaſſen, dabey aber ſo viele kleine Nebenzüge eingeflochten worden, daß man glaubt, man läſe ein teutſches Original, und ein Gemählde jetziger Sitten. Die unbedeutende und müßige Scenen, die den Gang des Stücks aufhalten, ſind aber, wie man leicht glauben kann, durchgeſtrichen worden.

Der Koran, oder Monolog der Vernunft. Leipzig, bey Hilſcher, 1776.

Recht gut gemeynte Betrachtungen über allerley wichtige Gegenſtände, ohne Wichtigkeit des Vortrags. Die Noth der

Welt des Verfaſſers Gedanken über dergleichen Materien zu wiſſen, muß in ſeinen Augen groß ſeyn, denn man ſieht in der Aeuſſerung derſelben nicht den geringſten Drang, der irgend durch ein ſcharfgewordnes Gefühl, oder eine in der Stille langſam reiffende Spekulation zur Entladung hätte reizen können; ſondern es iſt alles ſo, wie es in einer kleinen teutſchen Geſellſchaft vorzuleſen dienlich wäre. Wie wir aus dieſen Blättern ſehen, ſo führet der Verf. noch den Charakter eines Verf. der Reiſen der Tugend u. dergl.

Von gleichen Schrot und Korn iſt der Briefwechſel einiger Freunde und Freundinnen, ſeines lehrreichen und anmuthigen Inhalts wegen in Druck gegeben, von Dr. F. H. W. M. Leipzig, bey Schneidern, 1776.

Johann Jacob Ferbers Bergmänniſche Nachricht von denen merkwürdigſten mineraliſchen Gegenden der Herzoglich-Zweybrückiſchen Kurpfälziſch- Wild- und Rheingräflichen und Naſſauiſchen Ländern. Mietau, 1776.

Auch dieſes ſind Früchte von den Reiſen des Verfaſſers. Sie ſollten billig die Bewohner dieſer Länder reizen, dieſem treflichen Vorgang mit Erweiterungen und Zuſätzen zu folgen. Der V. hat gefunden, daß die meiſten Queckſilberminen dieſer Gegenden in Flötzgebürgen brechen. Auch über die Agatbrüche findet ſich hier viel Leſenswürdiges.

IX.

Kunſtſachen.

Von dem Grabſtichel des Herrn Wille, unſers Landsmanns, haben wir ein Meiſterſtück des vorigen Jahrs nachzuholen. Es iſt die Darſtellung der Hagar durch Sara an ihren Mann

Abra-

Abraham, nach Dietrich. Vergleichen wir dieſe Arbeit nach einer andern von eben demſelben Meiſter, die Schmidt geäzt hat, ſo fällt die Ehre der Kompoſition beynahe zum Vortheil des kleinen Schmidtiſchen Blattes aus. Hier erſcheint Hagar zu ſehr als eine geputzte Nymphe, die ſichs bewußt iſt, was mit ihr vorgehen ſoll. Dort ſteht ſie mit geſenkten Haupt, und ſcheint ihre Hand zitternd in die Hand ihres Herrn zu legen. Abraham hat wirklich auf dem radirten Blat mehr Empfindung, d. i. er zeigt eine Art von betretner Mine über die Vorſchläge der Sara. Hier iſt er ganz kalt. Das Geſicht der Sara iſt auch hier zu ſehr der Kopf einer Kupplerin, obgleich viel Ausdruck drinn herrſcht. Auch ſcheint die Scene auf dem Schmidtiſchen Blat geſchloßner und vertraulicher. Hingegen iſt hier von Seiten des Kupferſtechers alles geleiſtet, was man verlangen kan. Jeder Gegenſtand wird charakteriſtiſch behandelt, hat ſeine eigne gedachte und beſonnene Manier, und das Ganze erſcheint als wenn mans ſchon unterm Glas ſähe. Indeſſen iſt die Frage, ob die Werke Dietrichs, der obgleich in aller Meiſter Manier, doch hauptſächlich in Rembrands ſeiner componirte, nicht durch das Scheidewaſſer beſſer ausgeführt werden, als durch die Sorgfalt des Grabſtichels. Koſtet in Paris 16 Livres.

Louis Leramberg, Sculpteur du Roy und Louis Galloche Peintre, ſind zwey Porträte von der Hand des Herrn Müller, Penſionair des Herzogs von Würtenberg, der ihn ſtudiren laſſen. In dieſen Arbeiten ſieht man den würdigen Schüler eines Wille, der auch nach ihm das Verdienſt des teutſchen Namens bey den Ausländern in Anſehen erhalten wird. Zartheit und Hervortretendes in der Rundung der Köpfe ſieht man überhaupt, allein noch nicht Charakteriſtiſches genug in Behandlung der Gegenſtände; denn die Haare des Gipskopfs in der Hand des Bilderhauers ſind beynahe ſo fein und locker wie die Haare des lebendigen Kopfs, u. ſ. w.

X.

Ankündung einer Teutschen Deduktions-Bibliotheck.

Freunden der teutschen Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte, ist der wichtige und ausgebreitete Nutzen derjenigen Schriften, welche man unter dem allgemeinen Namen der Deduktionen versteht, bekannt genug. Sie werden aber auch wissen, wie schwer es ist, von einem einzelnen teutschen Land oder von einer besonders merkwürdigen Materie eine vollständige Sammlung anzulegen. Oefters ist die gröste Mühe und Aufmerksamkeit, ansehnlicher Aufwand, weitläuftiger Briefwechsel und Anfragen vergeblich, sowohl alte als neue Schriften dieses Fachs kennen zu lernen, geschweige denn erst sie zu besitzen. Von manchen Deduktionen erfährt das Publikum, auser Regenspurg, Wetzlar und Wien, nichts, weil sie kein Gegenstand des gewöhnlichen Buchhandels sind. Kein Journal gibt auch nur in Ansehung der neuesten eine vollständige Nachricht: nur das so beliebte Moseriſche Staats-Handbuch, und das Regenspurgische Reichs-Tags-Diarium haben hierinnen vor vielen andern einen Vorzug.

Ganz wenige öffentliche Bibliotheken werden hievon so starke Sammlungen aufweisen können, als die zu Göttingen und Dresden sind. Unter den Privatsammlungen wird schwerlich eine diejenigen übertreffen, welche der Reichshofrath Freyherr von Senkenberg in Wien, der Reichsgräfl. Comitialgesandte von Pistorius in Regenspurg, der geheime Rath von Westphal in Kiel, der geheime Kriegsr. Ebner von Eschenbach in Nürnberg, und der Prof. Franke in Leipzig veranstaltet haben. Sollte daher nicht jeder Mann von Geschäften oder eigentlicher Gelehrter wünschen, ein vollständiges Werk über die teutsche Deduktions-Litteratur zu besitzen, aus welchem er sich mit der leichtesten Mühe bekannt machen könnte, was für Schriften in einer gewissen Streitigkeit bereits erschienen sind, und welche Gegenstände bey Gelegenheit der Processe überhaupt vorzügliche Aufklärung erhalten haben.

Joh. Christian Lünig zu Leipzig hat auch hier das Verdienst, Bahn gemacht zu haben. Seine Bibliotheca Deductionum erschien im Jahr 1717 in einem mäßigen Oktavband. Als der erste Versuch dieser Art konnte er freylich nicht fehlerfrey seyn. Man tadelte an demselben die Ordnung, man warf

warf ihm Unrichtigkeiten, Verwechselungen, Einmischung fremder Dinge u. s. w. vor. Alle diese Fehler suchte der bekannte Litterater D. Jenichen, 28 Jahre nachher zu verbessern und bis auf das Jahr 1744 jenes Verzeichniß fortzusetzen. Diese zwerte Ausgabe erschien 1745 in vier Theilen und zwey starken Octavbänden, und wurde mit durchgängigem verdienten Beyfall aufgenommen, so daß selbige jetzt meistens nicht anders als aus Bücherauktionen zu bekommen. Sie enthält unter 1077 Titeln eine Anzahl von 3577 Deduktionen. So stark auch dieses Verzeichniß ist, so fehlen doch noch in demselben manche vor dem Jahr 1744 erschienene Schriften. Und wie groß ist nicht erst die Menge der seit 1744 neu hinzugekommenen, da in diesem Zeitraum die Deduktionen noch mehr, als vormals, Mode geworden? Man möchte deren Anzahl jetzt wenigstens auf 5000 Stücke schätzen können. Ein vollständiges Verzeichniß aller Deduktionen der vier letzten Jahrhunderte bis auf die gegenwärtige Zeit ist daher gewünscht, aber wegen der großen Schwierigkeiten und Hindernisse noch nicht zu Stande gebracht worden. Wenn auch die Versicherung des Hrn. geh. Justizr. Pütters richtig wäre, daß ein vollständiges Verzeichniß davon nie zu erwarten sey; so glaubt man doch, daß etwan folgender Plan zur Erreichung der vorgesetzten Absicht am dienlichsten seyn möchte.

Der Titel des neuen Verzeichnisses soll seyn: Deduktions-Bibliothek von Teutschland, nebst dazu gehörigen Nachrichten. Sie soll in einigen Bänden, jeder von zwey Alphabeten und enge gedruckt, in Octav erscheinen. Jeder Band soll enthalten: 1) Eine oder mehrere systematische und nach Klassen geordnete Reihe von allen Deduktionen eines Reichsstandes, Corporis, Person, Orts, oder streitigen Materie. Die Schriften werden in chronologischer Ordnung angezeigt, nach ihren völligen Aufschriften, mit Bemerkung des Druckorts, Formats, der Beylagen und meistens auch die Anzahl der Bogen ꝛc. Die Numerirung jedes Stücks läuft durch das ganze Werk fort. 2) Alle seit 1775 bekanntgewordene Deduktionen unter gehörigen Abtheilungen. 3) In dem zweyten und folgenden Bänden sollen Verbesserungen und Zusätze der vorigen Bände erscheinen, welche man von auswärtigen Freunden erhält. Diese 3 Rubriken machen den Hauptinhalt aus. Um aber dieses litterarische Werk noch interessanter zu machen, sollen noch folgende Abschnitte beygefügt werden: 4) Eine Anzeige von den vornehmsten dermaligen grösseren und kleinern, öffentlichen und Privat-Deduktions-Sammlungen

lungen. 5) Nachrichten von verſtorbenen und 6) von noch lebenden Deduktions-Schriftſtellern. 7) Vermiſchte Nachrichten, Anekdoten, Anfragen, Zweifel, Anzeigen, wo noch von mancher ſeltnen Schrift Exemplare anzutreffen ſind u. d. gl.

Ueber dieſen Plan erwartet man das Urtheil der Kenner in dieſem Fach, und wird ihre Erinnerungen und Vorſchläge, ſo viel nur immer möglich, zu befolgen ſich bemühen. Zugleich aber erſuchet man alle diejenigen Gelehrten, welche entweder eigne Sammlungen von Deduktionen beſitzen, oder zu groſſen öffentlichen Sammlungen den Zutritt haben, vorzüglich von demjenigen Lande, in welchem ſie leben und in Dienſten ſtehn, zuverläßige Beyträge zu liefern, indem dieſe beſonders die wahrſcheinliche Vermuthung vor ſich haben, daß ſie nicht die Titeln aus Lünig abſchreiben, ſondern mit ſorgfältiger Verbeſſerung jener Arbeit neue und ächte Verzeichniſſe liefern werden. Da man ſich ſchmeichelt, daß alle Beförderer gemeinnütziger Unternehmungen und patriotiſchdenkende Männer dieſes Vorhaben nach Vermögen unterſtützen werden, ſo verſichert man ſie zum voraus nicht nur des geziemenden Dankes, ſondern auch einer ausgemeſſenen reellen Erkenntlichkeit. Briefe und Anfragen hierüber nimmt die hieſige Martin Jacob Bauerſche Buchhandlung an.

Ein genaues Regiſter ſoll bey dem Schluſſe des Werkes alles in ein Ganzes vereinigen, und die allgemeine Ueberſicht und Brauchbarkeit dieſes Verzeichniſſes befördern.

Bis nun das Publikum die nöthige Unterſtützung dieſem Vorhaben ertheilet, bindet man ſich an keinen Rang der Materien und Gegenſtände, ſondern liefert das am erſten, was man am vollſtändigſten geſammelt zu haben glaubt. So lange als dieſes neue Werk noch nicht vollendet iſt, wird auch das Lünigiſche Verzeichnis ein unentbehrliches und überaus nützliches Handbuch bleiben.

Nürnberg, den 3. Jenner, 1777.

Druckfehler in No. 1.

Seite 68 Vers 18 lieſet: Jugendbruder ſtatt Tugendbruder.

THOMAS MORVS.

Der

Teutſche Merkur.

März. 1777.

I.

Betrachtung über die Abnahme des menſchlichen Geſchlechts.

Jede verfeinerte Nation hat ihre heroiſche Zeit, ihr Tempus mythicum gehabt, aus welchem ihre ſpätern Dichter den Stoff zu wundervollen Geſängen, Erzählungen und Dramen hergenommen haben; eine Zeit von Halbgöttern und Helden, gegen die wir arme Wichtken der hiſtoriſchen Zeit eine ſo demüthige Figur machen, daß wir, um ſo kurz als möglich aus der Verlegenheit zu kommen, uns nicht beſſer zu helfen wiſſen als die ganze Geſchichte dieſer Wundermenſchen für — Mährlein zu erklären.

Gleichwohl finden ſich auf der andern Seite ſtarcke Gründe zu glauben: daß die Heroen jeder Nation würklich exiſtiert haben; daß ſie würklich groſſe Menſchen geweſen, würklich Dinge gethan, die wir, weil ſie über unſre Kräfte gehen, erſtaunlich finden,

wiewohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, daß sie in der That größer gewesen und größere Dinge gethan haben, als wohl die meisten spätern Poeten und Romanschreiber in ihrem größten Paroxysmus sich einzubilden fähig waren, — und mit allem dem doch weder Götter noch Halbgötter, sondern bloße Menschen gewesen sind.

Das ganze Geheimnis liegt darinn, daß sie noch unerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.

Wo die Natur frey und ungestört würken kann, da macht sie keine andre als solche; und wenn für jede polizierte und verfeinerte Nation einmal eine Zeit da gewesen ist, wo sie noch unpoliziert und unverfeinert war: so steigt die Geschichte jeder solchen Nation (ihre ältesten Urkunden mögen verlohren gegangen seyn oder nicht) bis zu einem Zeitalter hinauf, wo die Nation aus einer Art Menschen bestand, deren Existenz nach einer langen Reyhe von Jahrhunderten endlich fabelhaft scheinen muß.

Ein freystehender Mensch kann sich ausdehnen und wachsen, kann zu dem Grade von Größe, Stärcke und Tauglichkeit gelangen, wozu er die Anlage auf die Welt gebracht hat. Damit dies würklich geschehe, müssen freylich mancherley äussere Ursachen

chen mitwürken. Er muß, z. B. weder an dem, was zur Unterhaltung und Entwicklung seiner Kräfte nöthig ist, Mangel leiden, noch muß es ihm zu leicht werden, sich diese Nothwendigkeiten zu verschaffen. — Der armselige Zustand der Bewohner von Terra del Fuego, der ewige Druck gegenwärtiger Noth ohne Hofnung es jemals besser zu haben, ist dem Wachsthum des Menschen zu seiner natürlichen Vollkommenheit eben so nachtheilig und mehr, als das allzufreygebige wollüstige Klima von Otaheite, das seine Einwohner in ewiger Kindheit erhält, oder als die üppige Lebensart einer großen Königsstadt. — Der Mensch, der alles seyn soll, wozu ihn die Natur machen wollte, muß alles erdulden können, was ihm Natur und Nothwendigkeit auflegen; aber sein gewöhnlicher Zustand muß überhaupt glücklich, und sein Gefühl für die Freuden des Lebens, und das Vergnügen Dazuseyn offen und unabgestumpft seyn. Sein Nacken muß sich nie unter die Willkühr eines andern gebeugt haben: er muß immer unter seinesgleichen, d. i. unter Menschen, die nichts sind als was er auch ist oder werden kann, gelebt haben: aber auch mit Bessern als er ist, damit der Vorzug, den diesen ihre größere Tauglichkeit giebt, ihn immer zu Nacheyferung und Wettstreit auffodere. Alles dies sezt eine Epoche von Nationalverfassung voraus, wo die Sicherheit mehr das Werk unsrer eignen Stärke

und persönlicher Verbindungen als der Gesetze ist; wo Fürsten und Könige nur Primi inter Pares sind; wo jeder gilt was er werth ist; jeder wagt was er sich auszuführen getraut; jeder so Gut oder Böse seyn darf als ihn lüstet; und wo also das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers ist, eine fortgehende Kette von Abentheuern, ein ewiges Drama, gedrungenvoll von Handlung, und Zufällen, und Wagstücken, und wider einander rennenden oder sich an einander reibenden Leidenschaften, wo der Knoten meistens mit dem Schwerdt aufgelößt wird, und die Katastrophe immer die Wurzel neuer Verwirrungen ist.

Eine solche Epoche findet sich in den ältesten Jahrbüchern jeder polizierten Nation: und könnten wir heutige Europäer, oder vielmehr unsre Abkömmlinge (das endlich eine feine Brut werden mag!) könnten wir, wie es denn gar nichts unmögliches ist, vor lauter gränzenloser Verfeinerung und Philosophie und Geschmack, und Verachtung der Vorurtheile unsrer Großmütter, und Weichlichkeit, und Uebermuth und Narrheit, es endlich wieder so weit bringen, einzeln und gewandlos in Wäldern (wenn es anders bis dahin noch Wälder giebt) auf allen Vieren herumzukriechen, und Eicheln zu fressen: so wird dann auch, über lang oder kurz, die Zeit wieder kommen, wo die Nachkommen dieser neuen europäischen Wilden gerade wieder die freyen, wackern, kühnen,

kühnen, biederherzigen Leute seyn werden, deren Sitten und Lebensart Tacitus, seinen nervenlosen Römern zum Verdruß, und zur Demüthigung ihrer kleinen flattrichten, gauckelnden, niedlichen Puppenseelchen, in einem so prächtigen Gemählde darstellte.

In einer solchen Zeit, unter einem solchen Volke ungeschlifner aber freyer, edler, starker, gefühl- und muthvoller Menschenkinder, müssen freylich die Stärksten, die Edelsten, die Tauglichsten, mit einem Wort, die Besten, gar herrliche Menschen seyn. Ganz natürlich, daß das Andenken dessen, was sie waren und thaten, sich Jahrhunderte lang unter ihrem Volke lebendig erhält; daß der Großvater mit verjüngernder Wärme seinen horchenden Enkeln Geschichten davon erzählt; daß diese Geschichten in Gesängen und Liedern von einer Generation zur andern übergehen; und daß man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die Nation von jener Zeit entfernt, je näher sie dem Zeitlauf der Polizierung und Verfeinerung kömmt, und je weiter sie darinn fortschreitet. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen muß, wo man sich diesen großmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daß man an ihrem ehmaligen Daseyn zu zweifeln anfängt, und aller seiner Einbildungskraft aufbieten muß, sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daß eben deß-

wegen dieſe Vorſtellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, daß aus den wahren großen Menſchen der Vorwelt fabelhafte Götter und Götterſöhne, Rieſen und Recken, Amadiſe und Rolande werden.

Allein dieſe Zeit kömmt nicht auf einmal; die Ausartung kann nicht anders erfolgen als ſtuffenweiſe. Die nächſten zwoo oder drey Generationen auf jene Heroen müſſen natürlicherweiſe, in Vergleichung mit viel ſpätern noch weit mehr ausgearteten Nachkömmlingen, noch ſehr groſſe Menſchen hervorbringen. Aber wer in ſolchen Zeiten etliche Generationen überlebt hat, muß den Unterſchied ſchon merklich finden.

Die Ritter der Tafelrunde zu König Artus Zeit waren gewaltige Männer in Ritterſchaft, hatten noch viel von dem hohen Muth, ja ſelbſt noch einen Reſt von der Treue und Biederherzigkeit ihrer Vorfahren. Aber was für eine Figur machen ſie mit allem dem gegen den alten Branor, der in einem Alter von mehr als hundert Jahren noch Stärke genug hatte, ſie alle aus dem Sattel zu werfen? Und wie noch armſeliger ſtehen ſie vor ihm da, nachdem er ihnen an ſeinem Freunde, Geron dem Adelichen, ein Muſter von Treue und Aufrichtigkeit und Groſsherzigkeit vor die Stirne geſtellt hat, deſſen Anblick

und ſtille Vergleichung mit ſich ſelbſt (die er, wie billig, ihrem eigenen Gewiſſen überläßt) ihnen das beſchämendſte Gefühl, wie klein ſie gegen ihn ſind, geben muß!

Eine ganz ähnliche Bewandniß hat es mit den Helden und Menſchen, die uns Homer in ſeiner Ilias und Odyſſee ſchildert. Was für Männer gegen die ſpätern, durch ihre geſchwätzige Philoſophie, ſchöne Künſte, Handelſchaft und Reichthümer verfeinerte Griechen! Keiner, bis auf den göttlichen Schweinhirten, incluſive, keiner, den der Dichter nicht durch dies hohe Beywort (der Göttliche) über die Menſchen von gemeinem Schlag ſeiner Zeit erheben mußte, um ihm ſein volles Recht anzuthun. Aber wie mit ganz andern Augen ſieht die Helden der Ilias der alte Neſtor an, dem ſeine hohen Jahre das Recht geben, den Agamemnonen und Achillen und Diomeden und Ajaxen ins Geſicht zu ſagen: „ich habe mit andern und beſſern Männern gelebt „als ihr ſeyd — Nein, ſolche Männer hab' ich nie „wiedergeſehen, und werde keine ſolche wiederſehen, „wie Peirithous und Dryas, der Hirt der Völker, „und Käneus, und Exadius, und der göttliche Polyphemus, und Theſeus der Aegeide, der wie der „Unſterblichen einer war.„ —

Man ſieht, Homer und Neſtor hatten ſchon einen ſehr verſchiedenen Maasſtab. Die Männer,

die Homer göttlich nennt, sind in Nestors Augen, gegen jene, die er dieses Beynahmens würdig hält, nur gewöhnliche Menschen. Und ganz natürlich, da sie zu den Helden des Jahrhunderts vor dem Trojanischen Kriege sich ungefähr eben so verhielten, wie die Griechen zu Homers Zeiten gegen die Zerstörer von Troja.

Dieser selbst so große Mensch hatte in einer Epoche, die in unsern Augen noch heroisch genug ist, schon ein starkes Gefühl von der Abnahme der Menschheit in seinen Tagen. Diomedes hebt (im V. B. der I.) einen Stein auf, und schleudert ihn unter die Feinde, der so schwehr war (sagt Homer) „daß ihn zween Männer, wie die Menschen izt sind, nicht tragen könnten.„

Virgil — der ungefehr neun Jahrhunderte nach Homer lebte, in einer Zeit, da der Luxus und die Ausartung in Rom der höchsten Stufe schon nahe waren — Virgil fühlte die Menschen seiner Zeit gegen die Helden der Trojanischen so klein und schwach, daß er, um im gehörigen Verhältnis zu bleiben, aus Homers Zween zwölf solcher Männerchen, wie man sie im goldnen Siecle d'Auguste sah, machen mußte. Freylich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier bloß von der körperlichen Kraft eine gewisse Last aufzuheben die Rede ist: aber wenn seine Absicht war, das Verhältnis jener Helden

gegen

gegen die gewöhnlichen Menſchen ſeiner Zeit, überhaupt, oder nach der ganzen Summe der Naturkräfte ſoweit ſie in einem Menſchen gehen können, anzudeuten: ſo möchte ſich wohl behaupten laſſen, daß er nicht zuviel geſagt habe; und daß z. E. ein Mann wie Diomedes, nackend und ohne Waffen gegen zwölf junge Herren vom Hof Auguſts, ebenfalls in Naturalibus, kämpfend, die artigen Herren mit eben ſo weniger Mühe nach einander ins Gras hingeſtreckt hätte, als es ihm leicht war den Stein aufzuheben und fortzuſchleudern, den wenigſtens keiner von ihnen von der Stelle hätte rücken können. Man erlaube mir hier eine kleine Abſchweiffung, die uns nicht weit von der Hauptſache führen ſoll.

In den Zeiten der Entnervung der Menſchheit durch Ueppigkeit und alle übrigen Folgen des Reichthums, und der höchſten Verfeinerung oder Ueberſpannung (*) iſt es weniger die körperliche Schwäche als die Abwürdigung und Entkräftung der Seelen, die Stumpfheit ihres innern Sinnes für das wahre Große, was ſie gegen die herrlichen Natur-

 menſchen

(*) Dies Lezte war eigentlich der Caſus der Römer; aber die Folgen von beyden ſind am Ende ziemlich ähnlich, nur daß Erſchlaffung aus Ueberſpannung bey weitem ein ſchlimmerer Zuſtand iſt als Schwäche aus Verfeinerung.

menſchen der Vorwelt ſo klein erſcheinen macht. Wie ſollten ſie das Vermögen haben zu thun was dieſe vermochten, da ſie nicht einmal fähig ſind das Große in den edelſten Geſinnungen oder Handlungen derſelben zu fühlen? — Plutarch hat uns in ſeinem Leben des Pompejus ein ſehr auffallendes Beyſpiel hievon aufbehalten, das einen Zug von Achills Betragen in der großen entſcheidenden Scene der Ilias betrift. Um meine Leſer darüber ſelbſt urtheilen zu laſſen, muß ich dieſe Scene mit zwey Worten in ihr Gedächtniß zurückrufen. Die Trojaner alle haben ſich vor der Wuth des Achilles hinter die Mauern ihrer Stadt geflüchtet; die Thore ſind verſchloſſen; nur der einzige Hektor iſt auſſer den Mauren zurückgeblieben, entſchloſſen zu ſterben oder dem Zerſtörer ſeines Volkes das Leben zu nehmen; das Griechiſche Heer ſteht in einiger Entfernung gegen über, und die Götter ſchauen ſchweigend vom Olymp herab. Hektor, unerbittlich dem Flehen ſeines Vaters und ſeiner Mutter, ſteht und erwartet den kommenden Feind. Aber indem Achilles, „dem Gott der Schlachten gleich, in ſeinem Harniſch, der wie lodernd Feuer oder wie eine Morgenſonne Stralen wirft, den furchtbaren Speer in ſeiner Rechten ſchwingend, auf ihn zugeht,„ überfällt ein ungewohnt Entſetzen Hektorn, ihm entſinkt der Muth, der ihn zur letzten Hoffnung ſeines unglückſeelgen Volks und Hauſes machte; er kann den

Anblick

Anblick des Starken, der über ihn gekommen, nicht ertragen, und flieht. Dreymal jagt ihn Achilles rund um die Mauren von Troja, und ſo oft der verſtürzte Hektor, Hülfe von den Seinigen zu erhalten, ſich innert eines Pfeilſchuſſes den Thürmen nähern will, treibt ihn Achilles wieder ins offne Feld gegen die Stirne des Griechiſchen Heeres zurück — winkt aber zugleich den Seinigen mit dem Kopfe und wehrt ihnen, mit Pfeilen nach Hektorn zu ſchießen, damit nicht ein andrer ihm den Ruhm wegnähme, Hektorn erlegt zu haben, und er nur der Zweyte wäre.

Wer die Ilias auch nur mit dem mäßigſten Antheil von Menſchenſinn geleſen hat, muß fühlen, daß Achilles nicht Achilles hätte ſeyn müſſen, wenn es ihm in dieſem glorreichen entſcheidenden Augenblick hätte gleichgültig ſeyn ſollen, ob die Seele ſeines Freundes Patroklus und aller übrigen Griechen, welche Hektor zum Orkus geſendet hatte, durch ihn oder einen andern gerochen würde, und Troja durch ſeine oder eines andern Hand fiele. Gleichwohl (ſpricht Plutarch) fanden ſich Leute (*) die in dieſem Gefühl

(*) Er ſagt uns nicht, wer ſie waren; die Rede iſt aber von denen, die den Pompeius wegen eines gewiſſen würklich unedlen Verfahrens in dem Kriege mit den Cäſa-

Gefühl und Betragen des Achills etwas unendlich kleines fanden. Achilles, ſagten die Grăculi, thut hier nicht die That eines Mannes, ſondern eines thörichten nach Ruhm ſchnappenden Knabens.„ — Die feinen Moraliſten! Nach dem hohen Ideal dieſer Schulmeiſter hätt' es Achillen gleichviel ſeyn ſollen, wer Hektorn erlegte, er oder Therſites, wenn die That nur gethan würde; denn „dem Weiſen „iſts ja nie um ſich, ſondern immer nur um die Sa„che ſelbſt zu thun!„ — O die Grăculi, die Grăculi! Wie ſehr Achill zu beklagen iſt, daß er kein Weiſer war! daß er zu früh in die Welt kam, um bey einem Chryſippus oder Poſidonius in die Schule zu gehn, und zu lernen was für eine kindiſche Sache es um die Leidenſchaften iſt! Freylich, in den wilden Zeiten, worinn er das Unglück hatte gebohren zu werden, wußten die Leute noch wenig von guter Lebensart. Da zankten Könige und Feldmarſchälle ſich noch im bitterſten Ernſt um eine hübſche Dirne, geriethen um ſo einer Kleinigkeit willen in ſolche Wuth, daß ſie mit Hintanſetzung aller Wohlanſtändigkeit einander ſchimpften, wie die Karrenſchieber — Da ſetzte ſich der göttliche Achill ans Ufer hin und weinte

Seeräubern tadelten. Wahrſcheinlich waren es nicht weiſe Römer, wie Dacier meynt, ſondern *Graeculi*, Moraliſten von Profeßion, von den ſcharfſichtigen Herren die den Wald vor den Bäumen nicht ſehen können.

weinte wie ein kleines Mädchen, daß ihm Agamemnon ſeine Puppe genommen, oder (was in den Augen eines ſtoiſchen Schulmeiſters auf eines hinauslief) daß ihm die Griechen ſeinen verdienten Antheil an der Beute, an deren Gewinnung er ſein Leben geſetzt, wieder weggenommen und ihn dadurch beſchimpft hatten u. ſ. w. Welche Thorheiten! welche Kindereyen! Und der einfältige Homer, der ſelbſt Kinds genug war aus ſolchen Kindern ſeine Helden zu machen, ließ ſich ſo wenig davon träumen, wie irgend eine große Natur ohne Leidenſchaft ſeyn könnte, daß er auch ſogar ſeine Götter mit eben ſo läppiſchen Leidenſchaften begabte — (wofür ihm dann auch Plato, Cicero, und ſoviel andre große Männer — die zwar weder Iliaden gethan noch Iliaden gedichtet haben — nach Verdienen den Text geleſen haben) Doch freylich, was können am Ende Homer und ſeine Helden dafür? Quisque ſuos patimur Manes. Sie trugen die Laſt ihrer Zeiten, wo die Menſchen noch waren wie ſie die bloße Natur macht, wie ſie in dem groben ungeſchliffnen Zuſtand eines Volkes, das noch Nerven hat, ſeyn können. Ach! die Nerven, die Nerven! die ſind immer (wie Herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem Uebel Schuld. Man kann daher nicht genug eilen, ſie ihrer unbändigen, ſo viel Unheil in der Welt ſtifftenden Schnellkraft zu berauben! denn haben wir nur dieſe erſt einmal weggeſchwelgt, oder

weg-

wegphiloſophirt, oder weggetändelt, oder auf welche Art es ſey auſſer Activität geſetzt: dann räckeln wir uns hin, und, weil wir keine Nerven mehr haben um zu lieben oder zu haſſen, philoſophiren wir über die Herrlichkeit der Weſen ohne Sinnen und Leidenſchaften; und, weil wir keine Nerven mehr haben etwas zu unternehmen und auszuführen, beweiſen wir, daß der Weiſe weder Hand noch Fuß regen, ſondern bloß zuſchauen müſſe; und, weil wir keine Nerven mehr haben, und in dem Staat, worinn wir zu leben die Ehre haben, nichts thun können oder dörfen, ſondern nervis alienis mobilia ligna ſind, ſchwingen wir uns über die partheyiſchen kleinfügigen Bürgertugenden hinweg, und — ſchwatzen von allgemeiner Weltbürgerſchaft; — Kurz, je mehr wir durch die Abſchälungen und Abſtreifungen, die man mit uns vorgenommen, verlohren haben, je ſpitzfindiger werden wir uns zu beweiſen, daß ein Menſch deſto vollkommner ſey, je abſtrakter er iſt; d. i. je weniger er zu verliehren hat; ſo daß einer alſo erſt dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, d. i. wenn er gar Nichts mehr wäre, — welches bekanntermaaßen das höchſte Gut gewiſſer Fakirn und Joe-Schüler in Indien und allerdings ultima linea rerum, die unterſte Stuffe der Annahme des menſchlichen Geſchlechts iſt, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, ſie ſelbſt aber vermuthlich doch niemals völlig erreichen werden.

Nach

Nach dieſer Abſchweifung, ſo es eine iſt, nun wieder in unſern Weg, wenn wir ihn anders wieder finden können!

In dem Kreiſe, worinn uns die Natur ewig herumzudrehen ſcheint, laſſen ſich gleichſam zween Pole angeben, wovon der eine den höchſten Punct der natürlichen Geſundheit, Größe und Stärke des Menſchen, und der andre den tiefſten Punct der Kleinheit, Schwäche, Erſchlaffung und Verderbniß bezeichnet. Jedes Volk in der Welt (dünkt mich) iſt dazu gekommen, oder wird dazu kommen, ſich erſt auf dem einen und dann wieder auf dem andern dieſer Puncte zu befinden.

Und wo ſuchen wir nun den erſten dieſer Zeitpuncte, den Zenith der natürlichen Vollkommenheit des Menſchen? — Wahrlich nicht in den geprieſenen goldnen Altern der Philoſophie und des Geſchmacks, nicht in den Jahrhunderten Alexanders, Auguſts, Leons X. und Ludwig XIV. Das kann wohl niemanden mehr einfallen, der dieſe goldne Zeiten ein wenig genauer angeſehen, und nur einigen Begriff davon hat, was Menſch iſt und ſeyn kann. Auszierung, Einfaſſung, Schminke und Flitterſtaat machts nicht aus; und etliche gute Mahler, Bildhauer, Poeten und Kupferſtecher machens auch nicht aus! Man zeige mir in einem von dieſen

Jahr-

Jahrhunderten den Mann, der ſich nicht vor Karl den Groſſen, dem Sohn eines barbariſchen Zeitalters (wie wirs, den Griechen nachplappernd, zu nennen pflegen) zur Erde bücken müſſe! Man meſſe (alle Umſtände compenſirt) die Alcibiaden, Alexandern, Cäſarn (für die ich ſelbſt, meines Orts, allen Reſpect habe) und neben Ihm werden ſie kleiner ſcheinen, wie Lanzelot vom See und ſeine Genoſſen neben dem alten Branor, der eines ganzen Hauptes länger war als ſie alle, wie die alte Geſchichte ſagt. Ich vergeſſe nicht, daß es unbillig wäre, Karln die Tugenden ſeiner Zeit, und jenen Griechen und Römern die Untugenden der ihrigen ohne Abzug anzurechnen. Aber es iſt auch hier nicht vom perſönlichem Vorzug dieſer groſſen Menſchen (wiewohl ich glaube, daß Karl auch von dieſer Seite der gewinnende Theil ſeyn würde) ſondern von dem Vorzug der Zeiten die Rede — und dieſer gebührt gewiß derjenigen, wo man der künſtlichern Ausbildung und Aufſtützung eben darum nicht bedarf, weil die Natur noch Alles thut.

Ich weiß ungefehr alles, was ſich zum Vortheil der Verfeinerung in Sitten und Lebensart, die wir den groſſen Monarchien und Städten, dem Luxus, der Nachahmung der alten Griechen und Römer, dem Handel, der Schiffarth, u. ſ. w. zu danken haben, — und zum Nachtheil der rauhern Lebensart und

gröbern Sitten der Patriarchen- Helden- und Rittterzeit ſagen und nichtſagen läßt. Es iſt eine ausgedroſchne, erſchöpfte Materie, an der ich weder mehr zu dreſchen noch zu ſangen Luſt habe. Aber hier iſt die Frage: in welcher von beyden die Menſchheit lautrer, geſunder, ſtärker und ſogar gefühlvoller geweſen ſey? (denn unſre alcoholiſierte und oft nur affectierte Empfindſamkeit die wir voraus zu haben glauben, iſt nur ein ſchwaches Surrogatum für die lebendigen, ſtarken, vollſtrömenden Gefühle der Natur) oder vielmehr es iſt keine Frage: die Sache ſpricht für ſich ſelbſt; und niemand, ſo ſehr ihn auch die Laſt unſrer Zeit zuſammengedrückt oder der Taumel unſrer vermeynten Vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen Augenblick anſtehen auf welche Seite er entſcheiden ſoll.

Wir ſind alſo leider! nicht mehr was unſre Vorväter waren, *fuimus Troës*: wir gewinnen im Kleinen, und verliehren im Großen; unſre Abnahme, unſer Verfall iſt ſchon ſeit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dies iſt ausgemacht. Aber, liegt die Urſache dieſer Abnahme in der Natur ſelbſt, die, wie Lucrez meynt, als eine durch viele Geburten geſchwächte Mutter nicht mehr Kräfte genug hat, ſo große Körper und gewaltige Thiere hervorzubringen wie vormals? Oder liegt ſie in äußern Urſachen, und iſt eine nothwendige Folge des ewigen Wechſels

der menschlichen Dinge? — Erstreckt sie sich auf die Menschheit überhaupt, oder trift sie nur besondere Völker und Zeiten? Und giebt es irgend einen Punkt, wo sie still steht; einen Kreislauf der uns wieder dahin zurückbringt, wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese fatale Abnahme keine Grenzen; haben wir von Adam und Even an abgenommen, und werden so lange von Generation zu Generation immer kleiner, schwächer, kröplichter werden, bis (wie es einst der Nymfe Echo und dem Zauberer Merlin ergieng) nichts als eine bloße Stimme, und zulezt, wenn auch diese ausgetönt haben wird, gar nichts mehr von uns übrig ist?

Eine kurze Fortsetzung meiner bisherigen Betrachtungen wird uns eine, wie mirs scheint, sehr natürliche Auflösung dieser Fragen an die Hand geben.

Wie alle Meynungen der Menschen, selbst die ungereimtesten sich immer auf irgend eine Thatsache stützen; und, wie wir Sterbliche fast immer nicht durch das was wir sehen, sondern durch das was wir daraus schließen, betrogen werden: So scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen Punct bis zu einem andern eine stufsenweise Abnahme; und nun schloß man: die Menschen haben also immer abgenommen, und werden im-

immer abnehmen; haben ſchon zu Homers, ja ſchon zu des Patriarchen Jacob Zeiten abgenommen; ſind folglich deſto größer und vollkommner geweſen, je näher ſie dem Urſprung der Menſchheit waren, und werden deſto armſeligere Geſchöpfe, je weiter ſie ſich davon entfernen. Und nun ließ man die Einbildungskraft ausrennen!

Ich will — um meine Leſer für die Langeweile die ich ihnen vielleicht (wiewohl nicht mit Fleiß) bisher gemacht habe, ein wenig zu entſchädigen — mich nur bey einen einzigen Vorzug verweilen, den ein faſt allgemeiner Glaube den Menſchen der älteſten Welt einräumt — nehmlich, den einer ungeheuern körperlichen Größe. Wir wollen ſehen, was wohl an der Sache ſeyn mag, und mit welchem Grunde ſich daher auf die Abnahme der menſchlichen Gattung ſchließen läßt.

Nach dem Bericht der Talmudiſten war Adam, ſelbſt nach dem Fall (durch den er auch in dieſem Stück unendlich viel verlohren hatte) noch immer 900 Ellen hoch, ſo daß ein Swiftiſcher Brobdignak gegen ihn nur ein Lilliputter geweſen wäre. Die Araber (nach der Erzählung des Wanderers Monconys) machen ſich keinen viel kleinern Begriff von der Größe unſrer erſten Stammeltern; denn Sie zeigen bis auf dieſen Tag drey Berge oder Hügel in

der Ebne von Mecca, auf deren einen Eva ihren Kopf, und auf die beyden andern (ſo zween Muskettenſchüſſe weit von jenem abſtehen) ihre Kniee bey einer gewiſſen Gelegenheit geſtüzt haben ſoll. (*) — Doch man weiß, daß die Morgenländer ſtarke Liebhaber vom Vergrößern ſind. Wir wollen uns alſo an einen neuern Abendländiſchen Gelehrten halten, der ſich Mühe gegeben hat, auf den Grund der Sache zu kommen.

Herr Nicolaus Henrion, Mitglied der Academie des Inſcriptions zu Paris im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts, ein Mann, der eine große Stärke in den Morgenländiſchen Sprachen beſeſſen haben ſoll, arbeitete viele Jahre Tag und Nacht an einem großen Werk über Maaße und Gewicht aller Zeiten und Völker des Erdbodens. Es war ſeine Lieblingsbeſchäftigung; aber je mehr er Entdeckungen machte, und je tiefer er ſich in die alte Welt hineingrub, je mehr wuchs ſeine Arbeit ins Unermeßliche, und ſo überraſchte ihn der Tod, eh er damit zu Stande kommen konnte. Der Umſtand, daß alle Völker von je her mit Fußen gemeſſen haben, brachte ihn auf Unterſuchung der verſchiedenen Größe des menſchlichen Fußes, und dieſe auf Ausmeſſung der ganzen Größe der Menſchen in verſchiedenen Zeitaltern. Im Jahr 1718 brachte er der Akademie eine chrono-

(*) v. *Bayle Diction.* Article *Adam.*

chronologiſche Tabelle der Verſchiedenheiten der Länge des menſchlichen Körpers, von Erſchaffung der Welt an, bis zur Chriſtlichen Zeitrechnung, ſo wie er ſie nach ſeinen vermeynten Entdeckungen calculiert hatte. Vermöge derſelben hätten ſich zwar die Rabbinen etwas verrechnet; jedoch bliebe unſern Stammeltern immer noch eine ſehr reſpectable Länge. Adam war, nach Hrn. Henrions Tabelle, 123 Fuß, 9 Zoll, Pariſer Maas, und Eva 118 Fuß, 9 $\frac{3}{4}$ Zoll lang. Allein bey der Neunten Generation zeigte ſich bereits eine merkliche Abnahme; Noah hatte ſchon 20 Fuß weniger als Adam; und bey der Neunzehnten ſchrumpfte das Menſchengeſchlecht vollends zu wahren Gezwergen ein; denn Vater Abraham maaß nur noch 27 bis 28 Fuß. Nun wurden die Zeiten immer ſchlechter, ſo daß für Moſe nur 13 und für den Thebaniſchen Herkules (*) kaum 10 Fuß blieben. Alexander der Große mußte ſich an Sechs Fuß begnügen laſſen; und Cäſar (zu deſſen Zeiten man die Größe eines Mannes ſchon lange nicht mehr nach Füßen ausmaaß) Cäſar konnte ein großer Mann mit Fünfen ſeyn. — Schade daß die Akademie der Aufſchriften uns nicht wenigſtens einen Theil der Gründe und Pieces juſtificatives hat mittheilen wollen, womit Mr. Henrion dieſen merkwürdigen

(*) Der nach Freret's Berechnung (Memoir. de l'Acad. des Inſcr. Tom. VII. p. m. 485.) ungefehr 200 Jahre ſpäter iſt als Moſes.

Maasstab der Menschheit ohne Zweifel zu belegen im Stande war. Man hätte sie doch wohl in seinen nachgelaßnen Pappieren finden müssen. Insonderheit hätt' ich sehen mögen, aus was für Gründen er uns hätte begreiflich machen wollen, wie, zu einer Zeit, da die menschliche Gattung schon auf 12 bis 13 Fuß heruntergekommen war, die Kinder Enaks noch so ungeheure Popanze seyn konnten, daß die Israelitischen Kundschafter sich selbst gegen jene nur wie Heuschrecken vorkamen. (*)

Der Abbe Tillader hatte der Akademie schon lange zuvor im Jahr 1704 eine Abhandlung über die Riesen vorgelesen, worinn er aus heiligen und Profan-Scribenten bewies, daß es in den ersten zwey Jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daß nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die Anführer der morgenländischen Kolonien, die nach und nach den Occident bevölkert haben, insgesammt Riesen gewesen. Einige Jahre darauf nahm Herr Mahüdel die Frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daß Tillader die Sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der ächten Shandeischen Manier, als ein Physicus, Anatomist, Mechanicus, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Staatsmann, Moralist, Oekonomist, u. s. w. und so fand sich dann freylich, daß die Männer,

(*) 4. B. Mose XIII.

Männer, die mit einer Fichte ſtatt des Stabs in der Hand über Berg und Thal daherſchritten, und denen, wenn ſie ins Meer hineingiengen, das Waſſer kaum bis an die Kniekehlen reichte, bey genauerer Ausmeſſung zu ganz leidlichen Ungeheuern wurden; ſo wie das fürchterliche weiße Geſpenſt, das uns die Haare zu Berge ſtehen machte, beym Lichte beſehen und mit Händen betaſtet, zu einem unſchuldigen Hemde wird. Dies gilt nicht nur den Mährlein ſolcher Geſchichtſchreiber wie z. E. der Mönch Helinand (*) und ſein leichtgläubiger Nachſchreiber Toſtat; nicht nur der Höle des Polyphemus, dieſes

(*) Ein Chronikſchreiber aus dem Anfang des 13ten Jahrhunderts, auf deſſen Glaubwürdigkeit die ſchöne Erzählung beruht, von der Entdeckung des Grabes des vom Virgil beſungenen Prinzen Pallas, Evanders Sohn, und wie man deſſen Leichnam 2300 Jahre nach ſeiner Beerdigung noch unverſehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die Stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen Kopf über die Mauer emporgeraget habe, ꝛc. ꝛc. Welches alles ihm der ehrliche Alphons Toſtat, Biſchof von Avila, umſtändlich und getreulich nachgeſagt. Dieſer Toſtat iſt der groſe Polograph, dem man nachgerechnet hat, daß er, um die XXVII dicke Folianten, woraus ſeine Werke beſtehen, bey Leibesleben zu Stande zu bringen, ſeine Kindheit abgerechnet, jeden Tag wenigſtens 5 Bogen ſchreiben mußte. Wer einen ſo dringenden Beruf zum Schreiben hat, dem bleibt freylich keine Zeit zum Denken übrig.

berühmten Cyklopen, der nach Fasels Versicherung 200 Ellen lang war, und zu Drepano in einer Höle wohnte, die der P. Kircher, der sie gemessen, — sieben bis acht Fuß hoch befunden; nicht nur dem 46 Ellen langen Skelet des Orion in Kreta (beym Plinius) das die Kritik mit gutem Fug auf 6 herunterſetzt, und das auch dann noch immer für eine Reisebeschreibers-Lüge groß genug ist: — Selbst Goliath und König Og von Basan, für deren ungeheure Statur wir das ehrwürdigste Zeugnis haben, sinken, ohne Nachtheil der Autorität desselben, nach Herrn M. Berechnung, zu einer unsre Einbildungskraft weniger ermüdenden Länge herab. Kurz, seiner bescheidenen Meynung nach, sind zwölf Fuß die höchste Länge, die man irgend einem Riesen zuzugestehen schuldig ist, und die beglaubte Geschichte stellt keinen einzigen auf, der dieses Maas überschritten hätte. So wenig dies auch denen vorkommen mag, die von einem Zweyhundert-Ellen-langen Kerl wie von der alltäglichsten Sache von der Welt sprechen: so dünkt mich doch Hr. Mahüdel habe den festen Punct der höchsten kolossalischen Größe des Menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der Mythologie und Geschichte alle Billigkeit zu erweisen, nicht nöthig, solche über Sieben Fuß anzunehmen; denn die höchst seltnen Ungeheuer, die dies Maas überschritten haben möchten, verdienen hier, wo die Frage von höchster natürlicher Vollkommenheit

menheit iſt, eben ſo wenig in Betracht zu kommen, als die zwey- oder dreyköpfigen Mißgeburten.

Was in unſern Zeiten wegen der Patagonen vorgegangen, giebt uns ein klares Beyſpiel, wie es, ſehr natürlicherweiſe, mit den hiſtoriſchen und kosmographiſchen Vergröſſerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern Reiſebeſchreibern zufolge waren dieſe Bewohner der weſtlichen Küſte des Magellaniſchen Landes noch einmal ſo hoch als Europäer von gewöhnlicher Statur; und dies beſtättigte Hr. Frezier in ſeiner Reiſebeſchreibung von 1732. aus dem Munde verſchiedener Spanier, die als Augenzeugen ſprachen. Zwey und dreyßig Jahre hernach befuhr (bekanntermaßen) der Commodor Byron die Küſte, wo dieſe Titanen zu Hauſe ſeyn ſollten; er ſah ſie, und, wiewohl ſie ihm noch immer groß genug vorkamen um mit allem Reſpect, den man ſeinen Höhern ſchuldig iſt, von ihnen zu ſprechen, (*) ſo fand er ſie doch wenigſtens um 3 bis 4 Fuß kleiner, als die Spanier (die das Groſſe lieben) ſie gemacht hatten. Der Gröſſte, den Er unter etlichen Hunderten ſah, ſchien ihm, dem Augenmaas nach, nicht

(*) Wie leicht die Ueberraſchung und das Erſtaunen auch den verſtändigſten Mann zu unmäßigen Hyperbeln bringen kann, davon kann uns Hr. Byron ſelbſt zum Bey-

viel kleiner als Sieben Fuß. Endlich lernte Capitain Wallis zwey Jahre drauf die nehmliche Rieſen kennen, die man, weil ſie faſt immer zu Pferde ſind, eben ſowohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem Glücke hatte er juſt zwo Meßruthen bey ſich. In ſolchen Fällen iſt nichts über eine Meßruthe, um hinter die eigentliche Wahrheit zu kommen. Man maaß die längſten unter ihnen, und Siehe! es fand ſich nur einer der 6 Fuß 7 Zoll maaß, und etliche wenige von 6 Fuß 5 bis 6 Zoll; die meiſten hingegen hatten nur 5 Fuß 10 Zoll bis 6 Fuß. Und ſo ſchmolz eine Länge, die nach Spaniſchen Augenmaas 10 bis 11 Fuß betrug, in einem Engländiſchen Auge auf Sieben, und durch die Meßruthe auf Sechs bis Siebenthalb herunter. Man muß geſtehen, dies iſt immer noch viel, und eine ganze Nation ſolcher ſtattlicher Männer, mit Weibern nach Proportion, muß für einen armen Europäer allerdings ein ſonderbarer und ſchauerlicher Anblick ſeyn. Aber ſehr vermuthlich iſt die Größe dieſer Patagonen auch das Non plus ultra der menſchlichen Statur; und wenn wir von der angeblichen Größe

Beyſpiel dienen, da er ſagt: Sein Lieutenant, Hr. Cumming, der doch ſelbſt 6 Fuß 2 Zoll maaß, wäre dieſen Rieſen gegenüber ſo klein wie ein Zwerg worden — und doch betrug der Unterſchied höchſtens nur 2 bis 4 Zoll!

Größe der Menſchen in den Patriarchen und Heldenzeiten alles abziehen, was davon auf Rechnung der verſchiednen Maaße, und des Betrugs der Augen, und der Lügenhaftigkeit der Wanderer, Seefahrer, und Dichter, und der Vergrößerung, die jede Sache durch das Fortwälzen aus einem Mund in den andern erhält, zu ſetzen iſt: ſo wird wohl eine Länge von Siebenthalb bis Sieben Fuß das höchſte ſeyn, was die Rieſengeſchlechter der älteſten Zeit, und die ſtattlichſten Männer der Heroiſchen und Ritterlichen zu fodern haben. Herkules hatte, nach der Ausrechnung des Pythagoras, Sieben Fuß; eben ſoviel hatte Karl der Große — wiewohl er dieſen Beynamen einer andern Größe zu danken hat. Ich kenne aus der Geſchichte keinen dritten Mann zu dieſen Beyden. Ihre Stärke war in Verhältnis mit ihrer Größe; ſie waren unermüdet in Thätigkeit, tapfer in Duldung, mächtig im Streit und mächtig in Frauenliebe. Wie ſollten wir alſo nicht ſicher annehmen können, daß die Statur dieſer zween gewaltigſten Söhne des Himmels und der Erde das wahre Maas heroiſcher Größe und Majeſtät ſey, welches, verbunden (wie bey ihnen Beyden) mit Stärke und Schönheit, diejenige äuſſerliche Geſtalt giebt, die eines Mannes würdig iſt, vor dem (nach Shakeſpears Ausdruck) die Natur aufſtehen und ſagen ſoll: das iſt ein Mann.

Geſetzt nun, die Natur habe, in den erſten Zeiten der Menſchheit, lauter Menſchen von dieſem Schlag, oder wenigſtens viele dergleichen hervorgebracht — mit welchem Grunde kann man ſagen, ſie habe in der Folge die Kraft verlohren, ihres gleichen hervorzubringen? Wie ſehr weit ſind Herkules und Karl der Große der Zeit nach voneinander! Oder, wollte man einwenden, dies wären einzelne auſſerordentliche Männer geweſen: Hatte Herkules nicht ſeinen Theſeus und Peirithous? Waren die Argonauten nicht ſeine Spießgeſellen? Hatte Karl nicht ſeine Pairs, ſeinen Roland, u. ſ. w. Sie waren Primi inter Pares, wie Achill unter den Helden der Griechen; aber ihre Pares waren keine gemeine Menſchen. Und finden wir nicht, noch bis auf dieſen Tag, bey den noch ungebändigten Völkern Aſiens und der Neuen Welt, die ganze Anlage, ja ſelbſt einen großen Theil der Eigenſchaften und Tugenden der heroiſchen Zeiten? Die großen Körper, die Stärcke und Behendigkeit, die Duldſamkeit, den hohen Muth, die Treuherzigkeit, die zu Tacitus Zeiten das Eigenthum der Germanen und andrer Nordiſchen Völker waren? Die edelſten unter den Weſtindianiſchen Horden und Stämmen ſind uns noch wenig bekannt. Aber was für eine Anlage entdeckt ſich z. B. ſchon in dem Wenigen was uns Cooke von den Neuſeeländern erzählen kann! Ihre Zeit iſt noch nicht gekommen — Denn, nach der Analogie zu urtheilen,

theilen, geht ein unvollkommnerer Stand der Wildheit vor dem heroiſchen Zeitalter eines Volkes vorher — weil zu dieſem ſchon ein gewiſſer höherer Grad von Entwicklung und Ausbildung, ein gewiſſer Fortgang der Kriegskünſte, und eine weniger dürftige Lebensart gehört. Ihre Zeit iſt alſo noch nicht gekommen; aber warum ſollte ſie nicht endlich eben ſowohl kommen als der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten ihre — und, auf einer andern Seite des Erdbodens, der Saracenen, der Türken, der Mogoln, u. ſ. w. ihre gekommen iſt?

Wie dem auch ſey, nichts bedarf wohl weniger einer ernſthaften Widerlegung als die Meynung von immer zunehmender Entkräftung der Natur und ſtetem Abnehmen der Menſchheit. Wo man jemals Abnahme geſehen hat, da hat man ſie bey einzelnen Völkern geſehen — und immer waren's die ſittlichen Urſachen, immer war's ſtuffenweiſe Entnervung und Verderbniß durch Tyrannie, übermäßige Ungleichheit, Hoffarth, Ueppigkeit und zügelloſe Sitten, was endlich im ganzen Staatskörper dieſe Kacherie hervorbrachte, die ſich mit ſeinem Tode endigte. Die Verderbniß und Schwäche gieng nie ins Unendliche; ſie hatte immer ihr gewiſſes Maas, wie Geſundheit und Stärke auch. Als es mit den Römern dahin gekommen war, daß der Nahme Römer, der vormals Königen Ehrfurcht eindrückte, bey den

Gothen

Gothen zu einem Schimpfnamen wurde, den kein ehrlicher Kerl auf sich sitzen lassen konnte — so war es auch aus mit ihnen. Diese ausschweiffendsten, raubgierigsten, niederträchtigsten aller Menschen, die das Schändlichste zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zulezt auch die feigesten und wehrlosesten des Erdbodens. — Tiefer ist nie kein anders Volk gesunken. Aber ihr Verderben war, gleich einer Seuche die nicht über einen gewissen Kreis hinaus kann, in die Grenzen ihrer Sitten eingeschlossen. Die Gothen, Wandalen, Longobarden, Franken, Sueven, u. s. w. die ihre Herren wurden, waren unangesteckt geblieben. Das große ungeheure Aas lag und moderte; aber was noch von gesunden Bestandtheilen übrig war, verlohr sich in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Namen, neue Reiche, Verfassungen, Sitten und Sprachen, giengen aus den Trümmern der alten Welt hervor; und nun fieng sich der Cirkel wieder an. Die Römer, denen Horaz soviel Böses weissagte, waren den Römern aus den Zeiten der Coriolanus, Curius, Cincinnatus, u. s. w. nicht unähnlicher, als wir heutigen Europäer unsern Stiftern und Altvordern sind. Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trz aller unsrer Palliative und Betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger ist als wir, stößt uns immer näher gegen jenen Punct, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, fatal gewesen ist.

ſſt. Werden wir vielleicht allein die Ausnahme machen? — Aber, was daraus auch werden mag, die menſchliche Gattung überhaupt wird nichts dabey verliehren. Andre Völker, die izt noch in der Wildheit ihres kindiſchen Alters herumlauffen, werden ihre Jugendſtuffe beſteigen; unverdorbne, kraftvolle, gutartige Menſchen, — wenn anders unſre koſmopolitiſche Neigung auf dem ganzen Erdenrund herumzuſchwärmen, und allen Völkern, von Grönland bis in die Südſeeinſeln unſre Künſte zu zeigen und unſre häßlichen Krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangeſteckte Menſchen übrig läßt — werden die Patriarchen neuer Zeitalter werden; neue Helden, neue Argonauten, neue Orpheen und Oſſiane, neue Ritter von der Tafelrunde — kurz die ganze Geſchichte, wie ſie Virgil in ſeiner vierten Idylle in ſo ſchönen Verſen weiſſagt, wird unter andern Formen und in andern Gegenden wieder kommen; und in dieſer Ordnung der Natur wird ſich die Menſchheit vielleicht noch lange fortdrehen, und von Zeit zu Zeit neugebohren werden, wachſen, blühen, reiffen, abnehmen, verderben, und dann wieder auferſtehen, und wieder blühen, und wieder verderben: bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat, und eine Begebenheit, die alle übrigen verſchlingt, die Scene ſchließen wird.

Ich will damit nicht ſagen, daß dieſe Kreisförmige Bewegung, womit ſich die menſchlichen Dinge

umwälzen, ein wahrer Cirkel sey. Man hat vielmehr alle Ursache, wie mich däucht, zu glauben, daß es keiner sey. Kein Volk hat jemals die Stuffe wieder betreten, von der es einmal herabgefallen, noch durch irgend ein Wunder der Kunst die natürlichen Kräfte wieder bekommen, die es einmal verlohren hatte. Die Perser sind nie wieder worden was sie unter Cyrus waren; die Athenienser haben sich nie von ihrem Alcibiades, die Spartaner nie von ihrem Lysander wieder erholen können u. s. f. Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen — die nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtschadalen und ihres gleichen, mit eisernen Banden des Klima's gefesselt, ihr Daseyn im starren Nebel der Dumpfheit, wie halberfrohrnen Menschen zukömmt, hinträumen.

Aber hier ist es hohe Zeit zu schweigen! — Denn der Natur heiligen Schleyer aufzudecken, und in ihr inneres Räderwerk zu schauen und zu zeigen wie eins ins andre greift, und wie, durch den ewigen Streit und die scheinbare Verwirrung der Theile, das Ganze im Gang erhalten wird, und wie alles Uebel gut, aller Tod Leben ist, und alle die tausendfachen Bewegungen der Dinge auf und nieder, vorwärts und rückwärts, in Concentrischen und Excentrischen Kreisen u. s. w. am Ende doch nur Eine stille unmerk-

lich

lich fortrückende Spirallinie machen, die alles ewig dem allgemeinen Mittelpunct nähert — iſt ein Abentheuer das — wofern es anders von einem Sterblichen beſtanden werden kann — wenigſtens einem andern als mir aufgehoben iſt.

Nur eine oder zwo Anmerkungen mögen mir noch vergönnt ſeyn, um (wo möglich) Mißverſtand zu vergaumen — wiewohl ich je länger je mehr lerne, daß man dazu ganz beſonders von den Feen begabt ſeyn müßte.

Meine Abſicht iſt ſo wenig geweſen, unſerm Jahrhundert Hohn zu ſprechen, als ihm zu ſchmeicheln. Ich halte es für keines der würkſamſten Mittel ſeine Zeitgenoſſen zu beſſern, wenn man ihnen, wie Swift, ewig Grobheiten und Sottiſen ſagt. Aber ſie immer zu ſtreicheln und zu hätſcheln und liebzukoſen, und einzuwiegen, und in Schlaf zu ſingen, taugt auch nicht viel. Es iſt natürlich, wenn ein Mann, der dem Spiel ſchon eine ziemliche Weile zuſieht, immer mit den Vorzügen unſrer Zeit, und den Vortheilen unſrer Aufklärung, unſrer Verfeinerung, unſrer Weltbürgerey u. ſ. w. klappern hört, und ſieht doch nirgends, daß es drum beſſer, wohl aber, daß es immer deſto ſchlechter geht — daß man dann einmal des Klapperns überdrüßig wird, und ein Wort ſagt, das man (weil es doch zu nichts helfen wird) eben ſowohl hätte ungeſagt laſſen kön-

nen — Wenn dann aber gleichwohl (wie das niemand wissen kann) hier oder dort jemand — Tros, Rutulusve fuat — dadurch veranlaßt würde, der Sache weiter nachzudencken, und Porismata zu ziehen, und auf die nächsten Mittel zu denken, wie Er's, wenigstens für seine Person, zu machen hätte, um das bischen Menschensinn und Menschenkraft, und Seele und Herz, und Freude an seinen Mitgeschöpfen und sich selbst, und Glauben und Liebe, und Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgesteuert, soviel er noch davon übrig hätte, aus diesem großen Getümmel, Zusammenlauf und Jahrmarkt der Welt glücklich und ohne weitern Verlust davonzubringen, und in der Stille seines häuslichen Lebens, zu sein und der Seinigen Nutzen und Frommen, anzulegen: — das wäre denn gleichwohl auch so übel nicht!

Ich geniesse dankbarlich alles Gute was uns Künste und Wissenschaften gewähren; wärme mich zuweilen an ihrem Feuer, wenn mir vielleicht besser wäre ins Freye hinaus zu gehen, und mir durch tüchtige Bewegung warm zu machen; und lasse mir oft ihre Laterne leuchten, ohne gewahr zu werden — daß es heller Tag ist — wie es vielen unter euch, lieben Freunde, wohl auch gegangen seyn wird. Insonderheit hab ich immer alle gebührende Hochachtung vor den goldnen Jahrhunderten der Musen und Künste gehabt (wie ihr wißt) zumal vor dem

erſten

ersten, — vielleicht deßwegen, weil wirs doch meistens nur von Hörensagen kennen. Mich dünkt auf der ganzen Leiter, worauf ich die Menschenkinder, wie Jacob dort die Engel in seinem Traum, ewig auf und nieder steigen sehe, sind nur zwoo Stufen, wo sie sehr zu ihrem Vortheil in die Augen fallen. Die eine ist der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freye, edle, gute Menschen, und die besten unter ihnen an seiner Spitze hat: — die andre der, wo es Künstler hat, die den Geist der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der großen Menschen, die nicht mehr sind, aus Marmor und Elfenbein zu schnitzen, und den Göttern, an die man nicht mehr glaubt, schöne Tempel aufzubauen, und die Thaten der Helden, die niemand mehr thun kann, oder, wenn er könnte, nicht darf, in schönen Schauspielen, zu großer Leibes- und Gemüthsergötzung ihrer Mitbürger und hoher Herrschaften, vorzustellen. Es ließe sich, wenn's nöthig wäre, der XXVIIIste Theil zu den XXVII Folianten des Alphons Tostat darüber schreiben, wie viel artige Vortheile, Zeitvertreib, Stoff zu Gesprächen in Gesellschaften und im Vorzimmer, Stoff zu Theorien, Kritiken, Recensionen, Epigrämmen, Parodien, u. s. w. Gelegenheit zu tausenderley neuen Beschäftigungen, Gewerben, Charaktern, Narrheiten, und folglich wieder zu neuen Schauspielen, neuen Kritiken, Apologien ꝛc. ꝛc. die verfeinerte Welt diesen schönen Künsten lediglich zu

danken hat. Ich ſehe es alles ein, und bin weit entfernt, die ganze Summe aller dieſer Vortheile nicht juſt für ſoviel gelten zu laſſen als ſie beträgt: aber gleichwohl wird es erlaubt ſeyn zu ſagen, daß ein Held mehr werth iſt als ſein Bild, eine große That mehr als ein Schauſpiel, oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienſtlichkeit; kurz, daß die Zeit des Seyns vor der Zeit des Nachahmens, d. i. die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunſt — einen gewiſſen Vorzug hat, den man ihr nicht abſprechen kann.

Noch wird es nicht ſchaden, mich über den Vorzug, den ich der Stärke und Realität vor Feinheit und Anſtrich gebe, mit etlichen Worten zu erklären. Mein Glaubensbekenntnis über Materie und Form iſt dieſes: wenn ein roher Klumpen — Gold iſt, ſo benimmt ihm freylich ſeine Ungeſtalt nichts von ſeinem Werth; doch iſt der Klumpen nicht eher brauchbar bis er eine Form hat. Ein goldnes Gefäß iſt deſto mehr werth, je mehr es Maſſe hat; und da die Form, bey gleichviel Maſſe, ſchön oder häßlich ſeyn kann, ſo ſehe ich nicht, was eine ſchöne Form ſeinem innern Werth ſchaden könnte: indeſſen iſt richtig, daß es auch mit der ſchlechteſten Form immer ſeinen innern Werth behält. Ein Stück Thon hingegen, oder ein Klümpchen gekänt Pappier, da es nur durch Form und Faßon einigen Werth bekommt, kann nicht ſchön genug gearbeitet, gemahlt,

ge-

geſchmelzt und gefirnißt ſeyn. — Ein groſſer, edler, verdienſtvoller Mann kann einer gewiſſen Politur entbehren, und verlöhre vielleicht durch ſie: aber ein Bengel, der keinen andern Titel als ſeine Knochen und ſeine Grobheit hat um Anſpruch an Verdienſt zu machen, muß ſich in der Sphäre der Lastträger halten, wenn ſein Verdienſt erkannt werden ſoll. — Eine Schöne und eine Häßliche haben beyde gleichviel Urſache gekleidet zu ſeyn, jene ihre Reitzungen, dieſe ihre Mängel zu verbergen. Die Nacktheit einer Schönen würde eine Weile Augenweide ſeyn, aber bald ſättigen und ermüden; mit Lumpen behangen und mit Schmuz bedeckt, würde ſie eckelhaft werden. Venus ſelbſt mußte von den Grazien angekleidet und geſchmückt werden — ein Bild, worein die Griechen eine groſſe Wahrheit hüllten. Auch die kunſtloſeſten Töchter der rohen Natur fühlen dies, und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt, ob er gefällt oder mißfällt, kann es halten wie er will; aber wer gefallen möchte, und empfindlich iſt, wenn es ihm fehlſchlägt, hat Unrecht wenn er das verachtet, was eine nothwendige Bedingung zum Gefallen iſt. — Kurz, indem ich Natur und Einfalt und Wahrheit über Künſteley, Flitterſtaat und Schminke ſetze, verlange ich der Ungeſchliffenheit und dem Cynismus, wodurch viele heutigs Tags Senſation zu machen hoffen, das Wort eben ſo wenig zu reden: als es meine Abſicht war,

durch den Gegensatz unsrer Schwäche mit der Stärcke unsrer Altvordern, den heutigen Modeton mitzuleyren. Die Prätension an Genie, Größe, Stärke, Kühnheit und Freyheit läuft gegenwärtig wie eine große Epidemie durch halb Europa; und, was das lustigste dabey ist, niemand ist mehr davon angesteckt als — die armen Franzosen. Ob Sie uns, oder Wir sie inficiert haben, oder ob nur gleiche Ursache gleiche Würkung hervorbringt, weiß ich nicht: genug, die Sache selbst hat ihre Richtigkeit. Es ist ein poßierliches Spectackel dem Gewimmel und Gelärme in den Sümpfen da unten zuzusehen, und was sich die armen Frösche aufblasen, um auch groß zu seyn; während der majestätische Stier ruhig und sorglos auf seiner Aue dahergeht, und nicht weiß ob er groß ist, und die Stärke seiner Stirne nicht fühlt bis er ihr vonnöthen hat. Denn alle wahrhaft große tapfere Männer, die ich noch gesehen habe, waren bescheiden und sanft, und sprachen am wenigsten von den Eigenschaften, worinn man ihnen den Vorzug zugestand. Ein Herkules kann nur sehr selten in den Fall kommen, von seinen Schultern und Armen sprechen zu müssen. Wer aber noch immer der einzige ist, der um das Geheimnis seiner hohen Vorzüge weiß, der ziehe seine Nebelkappe um sich, und rede durch Thaten.

W.

II.

Dritter Brief
über
die hohe Kameralschule zu Lautern.

Die Fortsetzung meiner Nachrichten bin ich Ihnen, Werther Freund, lange schuldig geblieben. Indessen aber erhielten Sie von meines Freundes Hand Bericht wie hier die Landwirthschaft gelehrt werde.

Ich fahre itznnd fort wo derselbe stehen geblieben, und komme auf den wichtigen Theil des Nahrungsstandes, die Stadtwirthschaft. Sie besteht bekanntlich in Verfertigung aller derjenigen menschlichen Bedürfniße, die von der Natur entweder in ganz keinem bereits brauchbarem, oder nicht in so hohem Grade brauchbaren Stande hergegeben werden. Drey oder vier Ursachen werden es seyn, warum sie in einem Staate nothwendig ist. Nemlich 1) weil der Stof dazu im Lande ist, oder darinn erzeugt werden kann; 2) Weil ein Theil ihrer Waaren und ihrer Arbeit für den Menschen unentbehrlich, ein anderer bequem und vergnüglich ist; 3) Weil ein Land einen wahrhaftnützlichen Handel damit treiben, und zugleich dadurch die erforderliche Gemeinschaft mit andern Völkern anrichten und unterhalten, auch im Fortgang erweitern kann;

kann; 4) Weil ſie gleich im Anfang einem Theil der Inwohnerſchaft eine nützliche Beſchäftigung geben, und, wenn das Volk durch ächte Treibung der Grundgewerbe immer vollzähliger und wohlhabender wird, auch ihre Gränzen erweitern, und mehrere Menſchen mit Arbeit und Einkommen verſehen kann. —

Wenn man dieſe vier Urſachen, die der Stadtwirthſchaft Entſtehung Leben und Dauer geben, erwägt, und ſie gegen die Grundurſachen der Landwirthſchaft hält; ſo findet ſich, daß ſolche beyderſeits auf Eins hinauslaufen. Daraus folgt, daß die Richtungspunkte und Regeln, wonach die Stadtwirthſchaft geleitet werden muß, und jene die bey Leitung der Landwirthſchaft zur Richtſchnur dienen, im Grunde auf Einerley ankommen.

Die Haupt- und erſte Grundregel bey der Landwirthſchaft iſt: die erſten Bedürfniße des Menſchen oder ſeine Lebensnothwendigkeiten zu erzeugen. Dieſelbe Regel liegt auch bey der Stadtwirthſchaft zum Grunde, und iſt hie von demſelben Rang und Würde wie dort. Die Stadtwirthſchaft nemlich muß die erſten Kunſtbedürfniſſe verſchaffen. So iſt ſie gewiß entſtanden. Und vorher, ehe ſie dieſe genüglich liefert, darf an keine weitere Schritte oder Stufen gedacht werden.

So wie die Landwirthſchaft, ſo bald ihre erſte Pflicht vollkommen beſtellt iſt, zu weiteren, weniger unentbehrlichen, Naturerzeugniſſen ſchreitet: um ſie ſowohl (vornemlich noch im Vaterlande) und zwar theils unter die Landesverzehrung, theils unter die Stadtwirthſchaft zu vertheilen; als auch, wenn davon ein Ueberſchuß übrig bleibt, ſolchen dem Auslande mit beyderſeitigem Vortheil zu geben: So thut daſſelbe auch die Stadtwirthſchaft. Sie macht, ſo bald ihre vorherigen Tritte feſt ſind, den nächſten Schritt vorwärts, und erfindet eine neue Gattung: und ſteigt um die nächſte Stufe höher, indem ſie einer bisherigen Arbeit mehr Feinheit und Schönheit giebt. Dadurch

kommt unter beyde, die Land- und Stadtwirthſchaft, eine Erweiterung ihrer Beſchäftigung: Vermehrung ihres Abſatzes, und ihrer Einnahme: Vermehrung ihrer Vermögenheit zu Ausgaben — mit Einem Wort: Vergrößerung ihres Wohlſtandes. Und,

da der Nahrungsſtand ein Glied der Landeshaushaltung iſt, wird wohl deſſen vermehrte Beſchäftigung nicht auch eine untrügliche Vermehrung in der ganzen Maſſe der Landesbeſchäftigung nach ſich ziehen?

Beyde, die Land- und Stadtwirthſchaft, bleiben einander lange parallel, und rücken mit gleichen Schritten vorwärts. Die Landwirthſchaft ſtellt in den drey

Reichen der Natur mehr Stoffartikel, und die Stadtwirthſchaft aus denſelben mehr Waarenartikel auf; Bis es endlich ſo weit kommt, daß die Landwirthſchaft, nicht ſowohl aus Mangel der Oberfläche, der Hände, des Fleißes und Eifers, als vielmehr darum, weil das Klima zu ferneren Verſuchen ſeine Mitwürkung verſagt, oder auch weil ein neuer Stoff nicht den Ertrag zuſagt den ein anderes Ackererzeugniß gewährt, um einen oder etliche Schritte nunmehr die Stadtwirthſchaft fortrücken läßt. Welche denn bald das Waarenquantum aus dem Landesſtoff vergrößert, bald ausländiſchen unbekannten Stoff einführt und veredelt. Da indeßen die Landwirthſchaft und Gewinnung des Stoffs für die Stadtwirthſchaft im bisherigen Grade fortfährt, und die Erzeugung der Nahrungsmittel unaufhörlich erweitert, ſo lange noch Hände nebſt Grund und Boden übrig ſind.

Da zeigt es ſich nur, wie glücklich ein Landesherr iſt, deſſen Staatsbediente die Landwirthſchaft richtig verſtehen, die drey Reiche der Natur aus Natur und Grundſätzen kennen, und ſich nicht mit Stückwerk in Kenntniß und Erfahrung zu behelfen, nie auf Gerathewohl, nie aus Nachäffung anderer Staaten, zu befehlen oder zu verbieten haben. Wie glücklich wird Er da im Stande ſeyn, der Stadtwirthſchaft eine Hand im Vaterland anzuweiſen, von der ſie einen Stoff erhalten könne, von welchem bisher faſt das ganze Publicum

licum als erwieſen geglaubt hat, daß man genöthiget ſey ſolchen von fernem Auslande zu kauffen, und von deſſen mehr oder weniger eigennützigen, günſtigeren oder ungünſtigeren Willkühr abhängig zu ſeyn. — Wie erwünſcht wird er im Stande ſeyn, dem Stadtwirth die Zubereitung des Stoffs, und deſſen vollkommene Veredlung als leicht, wenigſtens als möglich zu zeigen, die ihm und Vielen unmöglich, wenigſtens in dem Grade, wie in andern Ländern, unerreichbar geſchienen hat. Gleichwohl

hat der Diener des Staats nicht vonnöthen, die mechaniſche Kenntniß der Handwerke, vielweniger den Handgriff zu beſitzen. Aber die Wiſſenſchaft, deren Wirkung ich eben berührt habe, die muß er beſitzen, wenn er geſchickt ſeyn will das Vaterland aus ſeinen eigenen Mitteln mit vielen und vielerley Bedürfniſſen zu verſorgen, und ihm dadurch wenigſtens große Summen zu erſparen, die es ſonſt entweder für ſolche Bedürfniße dem Ausländer bezahlen, und noch dazu von ihm abhängen, oder aber ſolche entbehren müſte. Und wenn er geſchickt ſeyn will, daß Land zur Ausfuhr reich genug zu machen, und dadurch große Summen von den Fremden in die Landescirculation zu ziehen, und die Land- und Stadtwirthſchaft mit neuem Muth zu beleben.

Der Diener des Staats bedarf meines Erachtens eine zweyfache Wiſſenſchaft zur Leitung der Stadtwirth-

wirthſchaft. Die eine iſt eine beſondere, und betrift alle und jede einzelne Handwerke und Stadtwirthſchaftliche Gewerbe. Die andere iſt eine allgemeine, die theils aus der Natur des Gewerbes überhaupt genommen, theils aus der gedachten beſonderen zuſammengezogen iſt; und ſowohl aus ſolchen Grundſätzen beſteht, die bey jedem Haupttheil des Gewerbes vorkommen, dergleichen ſind Concurrenz und Wetteifer, Mittelpreis, Theuerung, Wohlfeilheit, Circulation, Credit ꝛc. als auch aus ſolchen, die der Stadtwirthſchaft, im Ganzen und als Stadtwirthſchaft betrachtet, eigenthümlich ſind. Es würde zu weitläuftig ſeyn, auch nur einige davon anzuführen. Dagegen will ich Ihnen ſagen, wie ich glaube daß die Landesregierung ihre vorhin gemeldete beſondere Wiſſenſchaft anzuwenden hätte.

Wenn die Stadtwirthſchaft ihres Namens würdig ſeyn ſoll, ſo muß ſie ſo angelegt, ſo eingerichtet werden, daß ſie in den Nahrungsſtand nicht nur, ſondern auch in die ganze Landeshaushaltung hineinpaſſe. Ja, ſie muß ſo geleitet werden, daß ſie ſich in die Zeitläufe und in den Gewerbeſtand der übrigen Länder hineinſchicke, um von ihr, bey einem früheren oder ſpäteren auswärtigen Handel, ſogleich ohne Zeitverluſt und ohne weſentliche Aenderung den beſten Gebrauch machen zu können. Um dieſes zu bewerkſtelligen halte ich es für nothwendig, daß die Regierung

alle bekannte Handwerker, Profeßionen und Kunſtarbeiten nach der Reihe durchgehe. In der Abſicht, bey jedem die ihm eigenthümlichen Materialien ebenfalls durchzugehen, und bey jedem Material zu fragen: ob ſolches im Lande in gehöriger Güte und Wohlfeilheit erzeugt: und wenn nicht, ob es vom Auslande mit Vortheil erhalten, und mit Nutzen veredelt werden könne? Dieſe Fragen werden nicht ermangeln der Ackerpolicey Beyträge zu verſchaffen: auch die Speculationen wegen des auswärtigen Handels zu bereichern und zu erleichtern. Und dieſes iſt ein neuer Beweis, daß unſere Kameralſchule nicht ausſchweiffe, wenn ſie die in den vorigen Briefen vorgezeichneten, und die in ihrem gedruckten Plan noch weiter angezeigten Kenntniße von einem ächten Kameraliſten fordert.

Weiter iſt nothwendig, bey jeder Kunſtarbeit, die Weiſe wie der Stoff zubereitet, und die Weiſe wie die Waare ferner verfertiget wird, ſo weit es nöthig zur Abſicht iſt, aus einander zu ſetzen. Die Abſicht iſt, um genau bemerken zu können, durch wie vielerley Hände der rohe Stoff gehen müſſe; wie viel Zeit ſeine Bearbeitung erfordere; wie viel Abgang der Stoff unausweichlich zu leiden habe, bis er vollkommene Kunſtwaare iſt. — Ferner, worauf es bey jedem Handwerk, mithin bey jeder Kunſtwaare ankomme, daß ſie gut, oder ſchlecht; mittelmäßig, oder vollkommen; betrüglich, oder ächt; mit, oder ohne unnöthigen Abgang

oder Verluſt vom Stoff; mit, oder ohne vermeidlichen Verluſt von Zeit; wohlfeil, oder theuer ꝛc. verfertigt werden könne?

Es iſt ferner nothwendig, bey jeder Kunſtarbeit ſorgfältig und Theil vor Theil zu unterſuchen, und zuverläßig auszumachen, ob ſie die Vereinigung einer Anzahl von Profeßioniſten unter einem oder etlichen Unternehmern, unumgänglich erfordere? oder von jedem einzeln, und eigenthümlich getrieben werden könne? Wie viele Geſellen ein Profeßioniſt bedürfe, um ſeine Werkſtätte und Gewerbe vollſtändig, nichts aber überzählig und gedoppelt zu machen, u. d. gl. Sie ſehen ohne mein Erinnern, daß dieſes nöthig zu wiſſen iſt, weil auf dem einen Wege die Waare beſſer, auf dem andern ſchlechter ausfallen wird; weil ferner der eine Weg mehrere, der andere weniger Nahrungsſtellen und Familien möglich macht, mithin dem Bevölkerungsſtande zuträglich, oder ſchädlich iſt.

Nehmen Sie jetzund, mein Freund, mit mir aus jedem der drey Reiche der Natur einige rohe Erzeugniſſe heraus, von denjenigen aus welchen ſolche Kunſtwaaren verfertigt werden, welche allgemeinen und zum Theil nothwendigen Verbrauchs ſind. Sie werden in dem Verfolg der Sache ſehen, warum ich es thue; und wahrnehmen, worinn es noch in den mehreſten Ländern der Stadtwirthſchaft fehle, oder beſſer, daß die

die wenigſten noch eine Stadtwirthſchaft haben. Wie vieles wird in dem, was wir kurz durchgehen, und wie weit mehreres noch in dem was wir ganz weglaſſen werden, die Stadt- und Landwirthſchafts-Policey zu verbeſſern finden! Wie manchem Mangel an leichtmöglichen Kunſtwaaren abzuhelfen, und dadurch mancher Gattung von Particularheuerung ein Ende zu machen! Wie weit mehrere Hände auf der einen Seite nützlich zu beſchäftigen; auf der andern den ſämtlichen Landesinwohnern mehrere Bedürfniſſe leichter und wohlfeiler zu verſchaffen! Und dieſes nur dadurch ſchon, daß halb oder ganz müßige, elend- oder durch Betteln ernährte Hände auf die Veredlung von Naturproducten geführt werden, die im Lande vorhanden, aber unbenuzt da ſind; oder auch, daß Aug und Hand des Landwirthes mit der Erzeugung manches abgehenden Landproductes, oder mit beſſerer Gewinnung deſſelben bekannt gemacht werden.

Im Pflanzenreich iſt z. B. der Stoff des Korb- des Stuhl- des Siebmachers, einzeln betrachtet, von geringer Bedeutung; im Ganzen, und in ſeiner Veredlung überhaupt, iſt er beträchtlich. Das Kunſterzeugniß dieſer drey Handwerker iſt von allgemeinem Verbrauch: die Kunſtarbeit ſelbſt aber iſt in manchem Lande gar nicht, oder in allzugeringer Proportion. Auf Seiten der Käufer alſo die größte Concurrenz: auf Seiten der Verkäufer faſt keine. Jene können ſich

davon

davon nur das Unentbehrlichſte, und noch dazu blos die ſchlechtern Gattungen, anſchaffen; und dennoch werden ſie eben ſo viel dafür ausgeben, als wenn ſie ſich ſolche reichlicher, beſſer und feiner gekauft hätten, das heiſt, als wenn ſie die Waare ſo gut und in ſolcher Menge gekauft hätten, daß mehrere und geſchicktere Hände dabey Arbeit und Nahrung hätten finden können. Hier iſt alſo eine Particular-Theuerung; eine Beſchäftigung wenigerer Hände als möglich iſt, und als ſeyn ſollte; eine Einſchränkung in der Landesconſumtion, die doch den Conſumenten keinen Heller erſpart; ein Mangel in der Circulation, der nicht nöthig hätte da zu ſeyn ꝛc. Ein Artikel der Grundgewerbe nemlich fehlt entweder ganz, oder es iſt beynahe ſo viel als wenn er fehlte. Und dieſer Mangel erſtreckt ſich auch auf die Landwirthſchaft, welche, ſo lang er dauert, eine ihrer Kräfte gar nicht erweckt, oder ſchlecht benuzt.

Die Materialien des Kohlen- und Theerbrennens ſind bekannt. Aber wenn eine Landesregierung die obigen Fragen macht, und die unterſchiedlichen Methoden der Länder dieſe Kunſtarbeit aufs haushältigſte zu treiben, unterſucht; ſo wird ſie endlich finden, daß nur Eine unter allen die beſte, und daß ſie weit ſparſamer als der übrigen ihre, und gleichwohl im Erfolg oder Ertrag eben ſo vollſtändig ſey. Eine Erſparniß, die von mehr als Einer Seite ins Große hinausläuft.

Die

Die Kunſt das Mehl zu mahlen, und das alltägliche Backwerk zu machen, iſt in den Ländern ſo verſchieden; die eine Weiſe ſo wenig, die andere ſo reichergiebig, auch in die Geſundheit ſo verſchiedentlich einwürkend: daß es zu verwundern iſt, daß nicht bereits jedes Land und Gegend die beſte eingeführet hat.

Die, nach Proportion ihrer allgemeinen Brauchbarkeit und der Conſumtion jeder Gegend, noch ſo ſeltene Nudelmacherkunſt verdient dieſelbe Anmerkung.

Und wie weit iſt die Kunſt und die Weiſe das Bier zu machen, in vielen Ländern und Gegenden, noch unter der Stufe von Vollkommenheit, deren es daſelbſt ſo leicht fähig wäre?

Der geringere Schaden von dergleichen Mängeln iſt vielleicht die unnöthige Ausfuhr des Landesgeldes. Wichtiger iſt wohl dieſes, daß weniger Waare als nach Proportion des Stoffs möglich iſt; weniger Verzehrung aus den Landesmitteln; weniger Nationalbeſchäftigung; weniger Circulation; weniger Concurrenz, Güte, Mittelpreis ꝛc. da iſt, als da ſeyn könnte, folglich da ſeyn ſollte.

Der wichtige Artikel des Hanfes und Flachſes wird, ſo lang er in der Landwirthſchaft der mehreſten Länder daniederliegt, die ſo gattungreiche Leinewandmanufactur theils unmöglich machen, theils unvollkommen laſſen. Dagegen werden, anſtatt dieſes ſo weſentlichen

Theils des Nahrungsſtandes und der Landesconſumtion, lieber unausgerechnete Verſuche und unvergliche-ne Landesertragsvermehrungen, (mit dem eigentlichen Namen, Plusmachereyen) in Seidenbau, Seidenmanufactur u. d. gl. gemacht. Kurz, lieber ein Artikel des allgemeinſten Verbrauchs begraben, und dagegen einer von eingeſchränkter Conſumtion zur Schau aufgeſtellt. — Wenn wir die mehrerley Gattungen veredelter Waare aus Hanf und Flachs; die Künſte, ſo die Werkzeuge dazu erfinden, und machen; das aus dem Abgängigen verfertigte Papier, und deſſen vielfältige Umformung und Verbrauchung, zuſammenzählen: ſo ſehen wir eine Beſchäftigung vor uns, die aus ungefähr zwey Dutzend Kunſtgattungen beſteht; durch jede eine Menge Inwohner in Arbeit ſezt; die Zubereitung und Verfertigung der Waare und deren Verhandlung durch das ganze Land ausbreitet: in jede Stadt, in jedes Dorf eine willkommene Beſchäftigung bringt; manche ſonſt verlohrne Stunden nüzlich beſezt; denen, für die Familie und für die Nationalbeſchäftigung ſonſt verlohrnen Händen der Kinder und Gebrechlichen Brauchbarkeit und Verdienſt giebt; großentheils Artikel liefert, die in die allgemeine und alltägliche Conſumtion, mithin auch in die allgemeine Circulation gehen: ein großes Geld im Land erhält; ein großes Geld vom Auslande hereinzieht; einen dauerhaften Handel gründet, weil die Waare von allgemeinem Gebrauch iſt; dem Lande Ruf, Namen, Credit verſchaft;

verſchaft; den Landesconſumenten, d. i. theils allen, theils den meiſten Inwohnern, die Waaren, weil ſie im Lande gemacht werden, um ein Drittel, oft um ein Halbes wohlfeiler liefert; die Landwirthſchaft mit einem der einträglicheren und immerwährenden Hauptzweigen bereichert, und den Landmann zur Verbeſſerung ſeines Fleißes und ſeiner Viehzucht, nicht projectenmäßig, ſondern durch würklichen und dauerhaften Erfolg und belohnenden Ertrag aufmuntert ꝛc. Eine Beſchäftigung alſo, die wohl werth iſt, und mehr als zwanzig andere zuſammengenommen, daß die Landesregierung unterſuche, warum ſie darniederliege, und von keiner rechten Art ſey? daß ſie alle ihre Hinderniße wegräume, und alles was ſie auf dauerhaften Fuß bringen kann, veranſtalte, und es fortwährend zu veranſtalten nie ermüde.

Je allgemeiner der Verbrauch einer Kunſtwaare iſt, deſto mehr verdient ſie Aufmerkſamkeit; damit ein ſolcher Haupttheil der Circulation ſeine rechte Natur bekommen und von ſolcher Waare, weil ſie allgemeinen Gebrauchs iſt, alle mögliche Claſſen und Stufen verfertigt, und Reiche, Mittlere und Arme, Hohe, Mittlere und Niedere, damit verſorgt werden können. Solche Kunſtwaaren ſind Quellen des Privat- und öffentlichen Einkommens: von mehr ächter Würde und Schätzbarkeit, als gewiſſe Zweige von Kunſtarbeit und Handelſchaft, die nur wenige Häuſer und Unternehmer

reich, und gegen jeden solchen mehrere Tausend arm und nahrungslos machen; die sich an den Baum des wahren Landesgewerbes anhängen, und ihm Saft und Gedeyen rauben.

Von denjenigen Verbesserungen (ungeachtet sie allemal für den der sie zu genießen hat, wichtig, und auch für den Nahrungsstand und den Staat erwünscht und erheblich sind) will ich nichts gedenken, deren die Kunst des Zimmermanns, des Wagners, des Stell- und Kutschenmachers, des Schreiners und Tischers, des Drehers, des Böttgers ꝛc. so sehr noch in manchen Ländern und Gegenden bedarf, beydes in Ansehung des Stoffs und der Kunstarbeit. Und zwar, ohne daß man Verbesserungen erst zu erfinden hätte. Nein! wenn nur die Landesregierung ihre Einführung aus andern Ländern veranlassen, oder selbst veranstalten wollte. Gewiß! es wird nicht schwer, noch weniger unmöglich seyn, in jedem Gewerbe die möglichste Verbesserung, wenigstens die irgendwo vorhandene beste Methode einzuführen, wenn die obern und untern Staatsbedienten nur einmahl mit denen ihnen nothwendigen Kenntnißen ausgerüstet seyn werden.

Nur einen Blick in das Thierreich! Liegt die Schuld in der Natur der Länder, oder in der Leitung des Nahrungsstandes, daß man, um gutes Leder von allerley Gattungen, und um tüchtige aus Leder verfertigte

tigte Waaren zu haben, der Willkühr des Auslandes ſich überlaſſen muß? Wird aber ein Artikel, der ganz allgemeinen Verbrauches vom Höchſten bis auf den Taglöhner iſt, nicht eine Particularheuerung verurſachen, wenn er nicht allein nie das erforderliche Quantum, ſondern noch überdem ſolches äußerſt ſchlecht im Lande ſelbſt liefert? Und muß aus mehreren Partikularheuerungen nicht eine Allgemeinheuerung erwachſen? inſonderheit, wenn ſelbige in Arbeiten oder Gütern von allgemeinem und alltäglichem Gebrauche, herrſchen?

Nehmen Sie, mein Freund, den Lichtzieher, den Kammmacher, den Bürſtenbinder, den Leimſieder, den Wachsbleicher u. a. m. Wie ſind ſie in den mehreſten Ländern beſchaffen? liefern ſie die möglich-gute, möglich-wohlfeile, möglich-genugſame Waare? Nur für die Landesconſumtion? Geſchweige, zur Ausfuhr? Erhalten ſie dem Lande Summen Geldes? Ziehen ſie Summen in daſſelbe? Helfen ſie mit zum Wohlſtand der Landes-Conſumenten? Mit zum Emporbringen des Nahrungsſtandes? Wo liegt die Schuld daß ſie es nicht thun? Bey ihrem Stoff, und bey ihnen ſelbſt; in der Land- und in der Stadtwirthſchaft. Dieſes iſt wahr! Aber, wo iſt die lezte Quelle, aus welcher dieſe Unvollkommenheit der Land- und Stadtwirthſchaft fließt?

Nehmen ſie aus dem verächtlich-gewordenen Haufen der iztgenannten, faſt überall ſo unvollkommenen,

Profeßionen, noch einen Augenblick die Wollenmanufaktur. Wenige Reiche und Länder weggerechnet, wo herrscht in ihr Concurrenz und Wetteifer? Wo die daraus entstehende möglichste Verbesserung, möglichste Verwohlfeiligung, möglichst-geschwinde Absezung der Waare? Wo der dadurch mögliche, und von diesem Gewerbe zu verlangende Beytrag zur Vermehrung der Landes-Circulation? ꝛc. In wie viele Aeste verbreitet sie sich nicht! In Wollenweber, die sich wieder in so viele Classen vertheilen: ferner, in Würker, in Stricker, in Hutmacher, in Knopfmacher. Lauter nothwendigere und allgemeine Gewerbe! Die Wollenmanufaktur gehört also unter die Grundgewerbe, verdienet die erste Sorgfalt mit, und liegt doch in so vielen Ländern und Landesgegenden, man kann nicht einmal sagen, noch in der Kindheit; denn es finden sich daselbst keine ernstliche, gedachte, bündige Anstalten, die Wollenmánufactur und den ihr gegenüber stehenden Theil der Landwirthschaft auf rechten Grund zu pflanzen.

Ich bleibe, wie anfangs gemeldet, auch bey dem Mineralreich, nur bey dem alltäglichen unentbehrlicheren Handwerken. Die beste Weise eines jeden Handwerkes muß doch irgend in einem Lande vorhanden, mithin zu finden und einzuführen möglich seyn. Warum erwartet denn der Kalk- und Ziegel-Ofen, der Töpfer, die beste Methode noch, selbst in Gegenden wo die Holzmenge ein Sprüchwort ist? Warum der

Maurer,

Maurer, auch in Gegenden, wo Haupt- und Beymaterialien in Ueberfluß und Güte da ſind? Warum iſt die ächte Bergpolicey, die Färberey, die Salzſiederey, die Zinngießerey, die Verzinnung, der Meſſerſchmied, der Nadler, der Stecknadelmacher, der feine Inſtrumentenmacher, der Drathzieher, der Schriftgießer, u. a. m. in den meiſten Ländern und Landesgegenden noch ein Wunſch und Klage der Inwohner, und die Verbeſſerung derſelben höchſtens hier und da ein unvermögendes, verlaſſenes, oft gedrucktes Beſtreben eines Privatmannes?

Nehmen Sie eine der gedachten Profeßionen, welche Sie wollen, berechnen Sie ihren Verſchluß, nach der mäßigſten Conſumtion eines Landes von einer Million Innwohner und ſagen Sie mir dann: iſt es gleichviel, ob dieſe Summen im Lande bleiben, oder daraus gehen? oder beſſer, (denn was iſt Geld ohne Circulation, Hände und Theilnehmer?) ob dieſer Theil der Landesbeſchäftigung, dieſer Theil der Landes-Circulation, dieſer Theil der Nahrungsſtellen und der Bevölkerung, im Lande da oder nicht da ſey?.

Sie ſehen, daß ſolche Betrachtungen reiche Quellen zu beſonderen Sätzen und Regeln für die Landes-Regierung eröffnen. Dieſe werden bey uns keinesweges überſehen, ſondern herausgeleitet, und in ihrem Gang, den ſie durch das ganze Gewerbe und den Nahrungsſtand herum nehmen, aufmerkſam begleitet. Das

Besondere ruht auf allgemeinen Grundsätzen und Regeln. Und dieses Allgemeine macht einen wichtigen und Hauptheil unsrer Vorlesungen über die Stadtwirthschaft aus. Aber verlangen werden Sie nicht, daß ich diese und jene in den Gränzen eines Briefs aus einander setze. Nur blos berührt aber, würden sie Stärke und Deutlichkeit verlieren. Nach diesen Grundsätzen hab ich mein Lehrbuch über die Stadtwirthschaft verfaßt, das ich so bald als möglich im Druck herausgeben werde.

Ich bin mit unveränderlicher Freundschaft ꝛc.

Lautern,
den 23 Febr. 1777.

L. B. M. Schmid.

III.

Wahre Geschichte (*)

der Nachtmahl-Vergiftung in Zürich.

Den 12ten September 1776 war der gewöhnliche allgemeine Buß- und Bettag, an welchem in allen Kirchen zu Zürich Morgens (so wie auch den Sonntag

(*) Das Publikum kann sich darauf verlassen, daß dieser Bericht von sehr guter Hand kömmt. Die Begebenheit

tag vorher) zwiſchen 9 und 10 Uhr das Abendmahl gehalten wird. In einigen beſonders großen Kirchen der Stadt war die Gewohnheit, den Communionwein Abends vorher in die Kirche zu bringen und alle nöthige Zurüſtungen auf den folgenden Morgen fertig zu machen, eingeſchlichen. Dies geſchah auch in der Großmünſter- oder Hauptkirche der Stadt. Des Morgens hatte ſich der Küſter (oder, wie er in Zürich heißt, der Siegeriſt) um etwas verſpätet, und gieng erſt um das zweyte Glockenzeichen (eine Viertelſtunde vor der Zuſammenkunft der Gemeine) mit ſeiner Tochter, die Kirche zu öffnen, und zu ſehen, ob nichts mangle, und alles in guter Ordnung ſey. Er bemerkte ſogleich, da er zum Taufſtein kam, der gewöhnlichermaßen zum Abendmahltiſche zubereitet war, daß am Boden etwas verſchütteter Wein war — und, da ihm das lezte Pfingſtfeſt vorher Wein aus einigen Seſtern (hölzernen Weingefäßen) genommen worden — wovon er aber vorher niemand nichts geſagt hatte —

heit ſelbſt iſt ſo erſtaunlich, daß man ſich nicht enthalten kann zu wünſchen, es möchte der hohen Regierung zu Zürich gefallen, die Geſchichte der ganzen Unterſuchung dieſes unbegreiflichen Handels, mit allen Akten und Urkunden, durch öffentlichen Druck bekannt machen zu laſſen. Eine gerichtliche Unterſuchung von ſolcher Wichtigkeit verdient die ganze Chriſtenheit zu Zuſchauern zu haben. W.

war ſein erſter Gedanke: „Wie gewiß iſt mir wieder Wein genommen worden!„ — Da aber keine Zeit zu verſäumen war, ſo hob er nur die Seſter, deren jeder 8 Maas halten mag, nach einander uneröffnet auf, um zu fühlen, ob ſie dem Gewichte nach noch voll wären? Auf dieſe Weiſe befand ſichs, daß nichts mangelte. Gleich drauf bemerkte der Küſter, daß von den hölzernen Bechern (die alle reinlich gewaſchen, zweyunddreyſig an der Zahl, wohlgereyhet auf dem bedeckten Tiſchbrete ſtanden) einer beſchmuzt war. Unwillig und erſchrocken nahm er den Becher, weil ihm Zeit und Sinn gebrach, ohne weiters Nachdenken, und gab ihn der Tochter mit; befahl ihn ſogleich zu reinigen, und eiligſt heißes Waſſer herzubringen, das Verſchüttete am Boden aufzuwaſchen. Beydes geſchah, und der gute ehrliche Küſter gab anfangs nur der Magd Schuld, die aber, wie natürlich, verſicherte, daß ſie gewiß alles aufs reinlichſte gewaſchen hätte. Alſo war nun vor dem Anfange des Gottesdienſtes ſchnell wieder alles in Ordnung gebracht, und niemand vermuthete das mindeſte Uebel, obgleich einige über den noch feuchten Fleck am Boden ſtuzten. —

Herr Antiſtes Ulrich predigte, wie gewöhnlich, und gieng, nach vollendeter Predigt mit den Herrn Canonicis und Profeſſoren von der Kanzel in die Kirche herab, zum Taufſtein, nunmehr Communions-

nionstiſche. Er, der Antiſtes, in der Mitte vor dem Tiſche, zu ſeiner Rechten und Linken die erſten Canonici. (*) Er hub die Nachtmahl-Liturgie an — und noch waren alle Becher leer. Während dem Leſen der Form, fängt der Küſter an, erſt aus den 4 großen hölzernen Gefäßen oder Seſtern in alle 32 Becher einzugießen. Es iſt zu bemerken, daß noch einige zinnerne Kannen unter dem Tiſche ſtehen, welche nachher von jüngern ordinirten Kirchendienern (**) den ältern während der Communion nachgetragen, und aus welchen immerfort die ſich leerenden Becher wieder nachgefüllt werden. Aus dieſen zinnernen Kannen wird anfangs nicht in die Becher gegoſſen, ſondern nur aus den Seſtern. Man bemerkte ſogleich, beym ausgießen aus dieſen Seſtern, daß der Wein nicht helle herausfloß. — Einigen Herren giengen ſchnell befremdende Gedanken durch den Kopf, die aber eben ſo ſchnell durch Andacht und Liebe wieder verdrängt wurden — Die blaulichte Farbe des unreinlichen Weins war beſonders Einem verdächtig — aber nur einen Blizgeſchwin-

(*) All dies gehört zur gewöhnlichen Art und Weiſe wie das H. Nachtmahl in der Zürchiſchen Kirche, und beſonders im Münſter begangen wird, mußte aber hier, um der Leſer willen die nie in Zürich communiciert haben, zu beſſerm Verſtändniß des ganzen Verlaufs erzählt werden.

(**) oder Miniſtern wie man ſie in Zürich nennt.

geſchwinden Augenblick. Der Herr Verwalter am Stifte, Herr Canonicus Heß, der den Wein gegeben hatte, und gewiß wußte, daß er gut und rein geweſen war, konnte ſich kaum halten, und glaubte, daß durch ſeinen Amtsknecht ein Verſehen geſchehen ſeyn müßte. Weil er aber nichts Böſes ſonſt vermuthen konnte, ſo ließ er der Communion ihren Fortgang. Die Geiſtlichen um den Communionstiſch communicirten zuerſt; einige ſchauderten, andere achteten's nicht; wer das Schlimmſte dachte, dachte an ein Verſehen des Amtes. Nachdem die Geiſtlichen communicirt hatten — nahm (wie gewöhnlich) auch der Antiſtes die heilige Zeichen und zwar (wie es ſich zufällig traf) den Wein gerade aus dem Becher, der vorher beſchmiert befunden, aber nun wieder ausgewaſchen, und aus dem vorhero noch nicht getrunken worden war. Nun vertheilte man ſich, der Gewohnheit nach, mit den gefüllten Bechern in verſchiedene Gegenden der Kirche. Einige von den Miniſtern, welche die trübſte Becher hatten, ſtuzten, und ſtanden an ſolche auszutheilen; wandten ſich alſo in aller Stille und gleichſam nur im Vorbeygehen, ohne daß es das mindeſte Aufſehn verurſachte, an den Antiſtes: „ob Sie den Wein nicht wechſeln ſollten?„ — „Ja, geſchwind und in Stille„ — winkte dieſer; und ſie ſchütteten den Wein in die Seſter, und füllten die Becher wieder aus den zinnernen Kannen. Der Wein in dieſen war lauter

und

und unverfälscht. Die von den Communicanten neu empfangnen von Bank zu Bank gehenden Becher waren mehr und minder trüb, doch bey weitem nicht so, wie die so geleert worden waren, und da sie immer wieder aus den zinnernen Kannen nachgefüllet wurden (worinn, wie gesagt, reiner Wein war) so wurde dadurch der Wein im Becher immer weniger verdächtig. Jedoch erweckte er bey sehr vielen Communicanten Eckel, entweder durch den blaulichten unreinlichen Anblick, oder den süßlichfaden Geschmack. Die meisten versuchten den Wein nur mit der äussersten Zunge; andere genoßen, doch unbemerkt, gar nichts; und einige spukten, so leise wie möglich, wieder aus. Kurz, die ganze Communion gieng, wie gewöhnlich, ohne die mindeste Zerrüttung, von statten — ausgenommen, daß etwa ein Nachbar den andern ansah und ihm sagen wollte, oder zu sagen schien — „dießmal wars doch schlechter Wein!„ — Die Communionshandlung gieng also ohnunterbrochen zu Ende, die Versammlung auseinander, und aus etwa tausend bis zwölf hundert Zuhörern mochten kaum hundert von der Unreinlichkeit des Weins mit einander oder mit den ihrigen zu Hause, jedoch nur als im Vorbeygange, gesprochen haben.

Kaum aber kam der Herr Stiftsverwalter nach Hause, so fieng er sogleich an, den Amtsknecht ernstlich

lich zu fragen: Was mit den Wein vorgegangen? Was er vor Wein gegeben? — „Den gewöhnlichen „Communionswein, (war die Antwort) aus dem „und dem Faſſe„ — „Er ſey ſo trübe und ſo mißfärbig geweſen„ — „Geſtern ſey er vollkommen lauter gefloſſen, und vollkommen lauter zur „Kirche gekommen; Er ſtehe davor„ — Und wirklich, da man in den zinnernen Kannen nachgeſehen — indem der Stiftsverwalter ſogleich ins Pfarrhaus zur Predigerkirche, die von dem nehmlichen Wein aus demſelben Faſſe communicirt hatte, hinſchickte, und ſich etwa einen Reſt davon ausbitten ließ, fand ſich derſelbe untadelhaft lauter. — Der Siegriſt kam gerade nach der Communion auch dazu, und verſicherte, daß die Schuld nicht am Amtsknecht liege, daß der Wein lauter zur Kirche gekommen, und erzählte, was er am Morgen wahrgenommen. Der Küſer, (Böttcher) welcher herbeſcheiden wurde, verſicherte ebendaſſelbe. Es fand ſich auch in der Taufe, (Butte) in welcher der Wein in die Kirche getragen worden war, noch ein Reſt lautern Weins — welche vollends gewiß machte, daß nichts vom Wein herrühre.

Man brachte alſo die Seſter her, öffnete ſie, und fand einen Reſt von ungleichem trüben Wein in allen Vieren — Man ſchüttelte den Wein, und fand einen zween bis drey Finger hohen, ſchwe-

ren trüben, leimigten Satz oder Sediment. — Der Stiftsverwalter und die gegenwärtigen Personen konnten ihr Erstaunen nicht genug ausdrücken. Sogleich ward der in der Nachbarschaft gerade gegenüberwohnende berühmte Physicus, Herr Canonicus D. Johann Geßner zur Untersuchung gebethen. Er untersuchte am Abend und Freytags darauf, zufälliger Weise in Gesellschaft Herrn Doktor Zieglers vom Winterthur, und Herrn Doktor Schinzen. Alle diese drey eben so behutsame als geschickte Naturforscher fanden einmüthig „ein Gemisch von „Miet und Letten (Leim) mit in Eßig aufgelößtem spanischen Pfeffer, Stechäpfeln, Schwertlilien, Fliegengift und wahrem Arsenik.„

Alle Experimente, die Jeder allein und Alle zusammen machten, waren übereinstimmend — die äusserst unerwartete Wahrheit von der Vergiftung des Communionsweins zu bestättigen.

Sogleich ward also Sonnabend Morgens den 14ten, von der Geistlichkeit am Münster diese traurige Begebenheit an die Obrigkeit, mündlich und schriftlich berichtet.

Sonntags, den 15ten September, versammelten sich die Herren Geheimenräthe, und erkannten die allerschärfste Nachfrag und Untersuchung. Diese

geschah

geſchah dann Montags den 16. u. d. f. mit aller möglichen Genauigkeit. Alles, Küſter, Tochter, Magd, Küfer, Knechte, Apothecker, u. ſ. w. wurden aufgefordert, beſchieden und erhört — aber es entdeckte ſich keine Spur von dem unmenſchlichen Urheber dieſer Unthat.

Unterdeß verbreitete ſich das Gerüchte, daß am Donnerstag und Freytag, und auch noch am Samſtag einige Perſonen Uebelkeiten empfunden, und beſonders des Herrn Verwalters Magd heftige Kolik gelitten. Dies befand ſich wahr: doch litt niemand beträchtlichen Schaden: und es iſt erwieſen, daß zwo Perſonen, die auch beym Münſter communicirt hatten und wenige Tage nachher ſtarben, Vater und Tochter, ſchlechterdings nicht daher, ſondern an hitzigen Fiebern geſtorben, (*) welches freylich in der Ferne zu übertriebenen Gerüchten von den Folgen dieſer Vergiftung Anlaß gab.

Noch darf nicht vergeſſen werden, daß Montag Abends auf hochobrigkeitlichen Befehl auch der geſchickte und berühmte Herr Stadtarzt Hirzel, mit Zuzug einiger geſchickten Chymiſten, noch einen Theil des

(*) Beyde Leichname ſind alſo ohne allen Zweifel von Aerzten geöfnet und unterſucht worden.

des übrigen Weines unterſuchte, und fand, wie der obrigkeitliche Buchſtabe lautet — „daß dieſer Wein mit Eckel erweckenden und betäubenden Pflanzentheilen, auch mit ſublimirtem Queckſilber ſey vermenget geweſen.„ Vom Arſenik fand er in derjenigen Portion, die ihm zur Unterſuchung übrig geblieben war, nichts. Auch nicht eigentlich ſublimirtes Queckſilber fand er, ſondern natürliches. Nachherige Verſuche zeigten aber, daß ſublimirtes Queckſilber in beſagter Miſchung ſeine Säure fallen laſſe, und ſich wieder in lebendiges auflöſe. — Die Miſchung ſelber alſo, wodurch der verruchte Thäter gewiß zu würken glauben mußte, half zum Theil mit, ſeinen Höllen-Anſchlag zu zernichten.

Gewiß iſt's alſo einerſeits, ſo gewiß als etwas ſeyn kann (denn Beweiſe davon liegen noch in den Händen der Unterſucher) daß in der Miſchung Gifft war; und gewiß andrerſeits: daß, aus ſchon oben bemerkten Gründen, (wobey auch noch die vom Vergiffter nicht calculierte Größe der Seſter nicht zu vergeſſen iſt) kein einziger Menſch daher beträchtlichen Schaden gelitten hat, oder daran geſtorben iſt.

Man kann ſich übrigens die Beſtürzung vorſtellen, in welche nun die ganze Stadt gerieth, und die unendliche Neugier nach dem etwanigen Urheber

dieſer Unthat. Keine Seele fiel mit ihrem Verdacht auf den, auf welchen man, dem Anſcheine nach, zuerſt hätte verfallen ſollen, den Küſter — da der allein Zutritt und Leichtigkeit gehabt hätte ſo was zu thun. Warum? Weil der, bekanntermaßen, ein guter ehrlicher Mann war. — Jedoch ward ihm ein ſcharfer obrigkeitlicher Verweis gegeben, weil er keine frühere Anzeige von dem Becher gethan, den er vor der Communion mit einer unbekannten Materie beſchmiert gefunden. Man unterſuchte beſonders auch alle Schlöſſer an den Thüren zum Münſter, und fand alle unverſehrt, und kein Merkmaal eines gewaltſamen Einbruchs. Der Gedanke war alſo natürlich, daß der Thäter mittelſt eines Schlüſſels in der Nacht den Weg zur Kirche gefunden haben — oder, daß es ihm ſonſt leicht geweſen ſeyn müſſe, den Zugang zu finden. Dies veranlaßte faſt die ganze Stadt, den Thurnhüter und Todtengräber Wirz zu argwohnen, beſonders, da er im Jahr vorher Drohworte, die auf ſo eine That ausgelegt werden konnten, ausgeſtoſſen haben ſollte. Zu dem kam noch — was ihn am meiſten beſchwerte, und der Obrigkeit allein ſchon vollkommenes Recht gab einen Verdacht auf ihn zu werfen und ein unverrücktes Aug auf ihn zu haben — daß er in derſelben Nacht, da dieſe That verübt worden war, wider ſeine Pflicht den Thurm verlaſſen hatte, und nach Hauſe gegangen war. Er ward alſo in Bürger-

gerlichen Arreſt geſetzt, aufs genaueſte verhört, und über jedes Wort, das er ſagte, die möglichſten Erkundigungen eingezogen.

Alles beſtätigte ſeine Ausſagen. Beſonders erwieß ſich, daß er an der Pfingſtnacht vorher, wo etwas von dem Nachtmahlwein entwendet worden war, wovon ebenfalls der Verdacht auf ihn geworfen werden wollte, nicht in der Stadt, ſondern 4 Stunden weit auf'm Land geweſen. — Auch ſein Haus, ſeine Kleider, Briefſchaften und Geräthe wurden aufs genaueſte unterſucht. Aber keine Spur von irgend etwas, das nur im mindeſten den Argwohn hätte beſtätigen können!

Unterdeß wurde Sonntags, den 29 September, in allen Stadtkirchen ein obrigkeitliches Manifeſt abgeleſen, worinn der Abſcheu vor dieſer That ausgedrückt, und alles zur Entdeckung des Thäters aufgefodert wurde. Es wurden dem, der eine zuverläßige Nachricht von ihm würde geben können, mit Verſicherung ſeinen Namen zu verſchweigen, Zweyhundert neue Thaler (oder 50 neue Louisd'or) verheiſen. Sogleich nach Verleſung dieſes Manifeſtes und auch noch denſelben Abend wurden die dringendſten Predigten auf dieſen Vorfall gehalten (wovon bereits, nebſt den Lavaterſchen, auch die des Herrn Antiſtes Ulrichs, und Herrn

Archidiakonus Eſchers gedruckt ſind) aber gehalten und gedruckt ohne die mindeſte bezweckte Würkung.

Todtengräber Wirz war über den Sonntag, da dies geſchah, noch auf'm Rathhaus, und die Unterſuchungen giengen immer noch fort. —

Nun ereignete ſich vierzehn Tage nachher ein neuer eben ſo abſcheulicher Vorfall. Man fand nemlich Sonntag Morgens, den 13 October, an vier verſchiedenen Orten der Stadt eine gleichlautende anonyme Handſchrift angeſchlagen, worinn Wirz losgeſprochen, hingegen einige von den würdigſten und angeſehenſten weltlichen und geiſtlichen Herren als Urheber der Greuelthat beym Münſter angegeben, und noch andere verruchte Gedanken geäußert wurden. Keiner einzigen Seele kann der Sinn an dieſe Männer kommen, und der ganze Ton dieſer Schrift verrieth ein Herz, das nur dem Herzen des Nachtmahlvergiffters gleich ſeyn konnte. Auch dies ſchien mitzuhelfen, Wirzen von dem Verdachte der Gifftmiſchung freyzuſprechen; nemlich, nicht ſo faſt das Zeugniß des anonymen Schurken, als die Gewißheit, daß Wirz dies Pasquill nicht gemacht haben, und daß kaum ein andrer als ein Nachtmahlvergiffter ſo teufliſch boshaft ſeyn könnte, ſo was ohn allen Grund, ohne alle Wahrſcheinlichkeit, aufzuſetzen, und öffentlich anzuſchlagen. Dieſer neue

Vor-

Vorfall verwirrte auch die ganze Stadt auf's Neue. Die Herren geheimen Räthe verſammelten ſich ſogleich, und Mittwochs darauf die Herren des täglichen Raths — und ſodann wurde ein abermaliges Edikt angeſchlagen, worinn jedermänniglich zu ſchuldiger Anzeige, wofern ihm etwas über dieſe That oder deren Urheber bekannt ſey, aufgefodert und demjenigen, der etwas gründliches und zu ſpecieller Inquiſition hinreichendes angeben könnte, ebenfalls zweyhundert Neue Thaler verſprochen; zugleich aber auch, zu Unterdruckung jenes ſchandbaren Pasquill (wie die Worte lauten) bey ernſtlicher Strafe befohlen wurde, keine Abſchrift davon zurückzubehalten, ſondern alle vorhandene Abſchriften an die Obrigkeit einzuliefern.

Aber auch dies half nichts; Nichts, alle neue ſcharfe Unterſuchung. Einige Perſonen, auf die einiger Argwohn fiel, daß ſie Wiſſenſchaft davon haben möchten, wurden eingeſteckt; einige gelind, andere ſcharf verhört; und alle wurden wieder entlaſſen, weil ſich aus allen ihren Ausſagen nichts nachtheiliges wider ſie ergab.

Endlich wurde auch der Todtengräber Wirz wieder entlaßen, und blieb bey ſeinem Thurmdienſte.

So liegt die Sache nun bis auf izt. Alles iſt ſtille; man hat ſich ſo bis zum Ekel ſatt daran ge-

ſprochen, daß man ohne beſondere Veranlaßungen kaum ein Wort mehr davon hört.

Was hier erzählt iſt, auf deßen Wahrheit, Genauheit und Menſchenmögliche Vollſtändigkeit darf man ſich zuverläßig verlaſſen. Dieſe Nachricht darf auch, weil einmal die Predigten über dieſen Vorfall, wiewohl ohne Wißen ihrer Verfaſſer, häuffig gedruckt, und alle öffentliche Blätter ohnedem voll davon, und ſo viele falſche widerſprechende Nachrichten und Gerüchte ausgebreitet worden ſind, eben nicht geheim gehalten werden. Doch iſt zu hoffen, daß eine mit allen nöthigen Urkunden belegte Geſchichte dieſer unerhörten Begebenheit verfaßt und gemein gemacht werde, wodurch die öffentliche Bekanntmachung der gegenwärtigen kurzen Nachricht überflüßig würde!

Sollte einer oder der andere Rechtsgelehrte von Einſicht und Erfahrenheit, die Gedanken, die ihm bey Leſung der gegenwärtigen Geſchichtserzählung etwan aufgeſtoßen, dem Herausgeber des T. Merkurs zur Einrückung mittheilen wollen: ſo iſt kein Zweifel, daß ſolches dem Publico ſehr angenehm ſeyn würde. Vielleicht würd' es auch nicht ohne Nutzen ſeyn. Denn daß Höllenthaten wie dieſe unentdeckt und alſo auch unbeſtraft bleiben ſollten, wäre beynahe unna-

tür-

türlich. Wenigſtens zweifle ich ſehr, ob die ganze Geſchichte ein ſolches Beyſpiel aufzuweiſen hätte.

W.

IV.

Kritiſche Anzeigen.

Pallas Reiſe durch verſchiedne Provinzen des Rußiſchen Reichs. 3ter Theil, vom Jahr 1772. und 1773. St. Petersburg, gedruckt bey der Kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften, 1776. Ohne Vorrede und Regiſter 760 S. in 4to mit vielen botaniſchen und andern Kupfertafeln, beſonders den zu Erläuterung der 3 Th. dienlichen Karten.

Dieſes Werk iſt nun mit dem 3ten Theile geendigt, der die Reiſen des V. im öſtlichen Sibirien und bis in Danubien enthält. Dieſe Reiſen bleiben ein ewiges Denkmaal von dem Eifer, womit Catharina die zwoote nicht allein den ihr anvertrauten Völkern, ſondern den Wiſſenſchaften überhaupt ein Licht aufzuſtecken bemüht geweſen iſt. Da ſie teutſches Verdienſt dazu in Wirkſamkeit ſezte, ſo bleibt allerdings die weitere Anzeige von den wichtigen Entdeckungen, die beſonders vor allen andern durch unſern Verf. gemacht worden, dem T. Merk. vorbehalten.

Er hat uns dieſe Kenntniſſe mit Aufopferung ſeiner Jugend und Geſundheit ſo weit hergeholt, denn er ſchreibt am Ende des Werks: „Ich erreichte endlich das Ende meiner „Laufbahn den 30ſten Jul. 1774. mit einem zwar entkräfteten „Körper und ſchon im drey und dreyßigſten Jahre grauen„den Haaren, aber doch friſcher als ich in Sibirien geweſen „war, und voll dankbarer Empfindungen gegen die Vorſicht,

„welche mich bis hieher erhalten, und unzähligen Gefährlich-
„keiten entriſſen hatte.„

Den Winter 1772. hatte der V. in Kraſnoiarſk zugebracht. Die Lebensmittel ſind in keinem Theil des Rußiſchen Reichs ſo wohlfeil als in dortiger Gegend, das Pud Rockenmehl iſt zu 2 bis $2\frac{1}{2}$ Kopecken Waizenmehl $4\frac{1}{2}$ bis 5 Kop. Rindfleiſch, das Pud von 15 bis 25 Kop. ganze Rinder zu $1\frac{1}{2}$ Rubel. Kühe zu 1 und gute taugliche Pferde zu 3 ja zwey Rubel und wohl noch drunter, Schaafe zu 30 bis 50 Kop. und Schweine nicht viel theurer zu kaufen. Es iſt an dieſer Wohlfeile nicht ſowohl der Mangel des Abſatzes als die auſſerordentliche Fruchtbarkeit Schuld. Es ſind wohl wenige Gegenden, wo der Landmann ſo glücklich leben kann, als in dem öſtlichen Siberien. Auch hat die Bevölkerung nach Maasgabe ihren Fortgang gehabt, indem ſeit 200 Jahren daß dieſes Land entdeckt iſt, die Rußiſchen Einwohner die Eingebohrnen weit übertreffen. Auſſer den Getreidearten bauen ſie Tabak und Hopfen mit gutem Erfolg. Auch iſt unter den wilden Gewächſen der Rhapontik und deſſen Aufſammlung für das mediciniſche Collegium merkwürdig. Der V. glaubt, daß dieſe Wurzel, wenn ſie im Trocknen beſſer behandelt, und die älteſte Wurzeln in ihrem Hauptſtamm unverrottet blieben, der Chineſiſchen Rhabarbar an Größe, Schönheit, Feſtigkeit und vielleicht auch an Kräften wenig oder nichts nachgeben würde.

Nun wird von S. 15. die Nordiſche Reiſe des Studenten Gujef eingeſchaltet. Bis Demjanſkoi Jam findet man überall, auch zum Theil noch bis Samarof, bey Ruſſen und Tataren ziemlichen Ackerbau. Berefof liegt bekanntermaßen über 5 Grade nördlicher als Tobolſk, demohngeachtet iſt der zwar ſehr kurze Sommer daſelbſt zuweilen ſehr heiß und im

Win-

Winter zu Zeiten ſo gelinde Witterung, daß die gebrückte Straßen vom Schnee entblößt werden. Auſſer dem unglaublichen reichen Fiſchgang leben die Einwohner von der Rennthierzucht, weil Pferde und Rindvieh nicht gedeyhen. Zu Obdorſk iſt der Sommer, ſo kurz er währt, durch die beſtändige Gegenwart der Sonne überaus angenehm. Sie verbirgt ſich die Nacht über nicht länger denn eine Stunde hinter einem nahgelegnen Berg. Im Winter hingegen iſt zwoo bis drey Stunden Dämmerung; wenn nicht die häufigen Nordlichter dieſe ewige Nächte erleuchten. Doch erſcheinen ſie hier ohne Geräuſch und Geziſche. Den erſten Jul. trat der Student ſeine Reiſe nach dem Eißmeere durch lauter unbewohnte Wüſteneyen an, wo er ſeine Lebensmittel überall auf Rennthieren nachführen mußte. Den 12ten Jul. erreichte er die Seeküſte, nachdem er immer wenig Holz, und nur kleines Geſtripp angetroffen hatte. Unter den Seeprodukten war das merkwürdigſte durchſichtiger Bernſtein. Hier finden ſich auch Elephantenknochen, Rhinocerosſchädel u. dergl. bis unter den Nord-Pol verſtreut. Die in dieſen Gegenden wohnhafte Nationen, nehmlich die Oſtjaken und Samojeden, ſind im Anſehen ſo wie in der Sprache von einander unterſchieden. Die erſtere gleichen der Geſichtsbildung nach mehr den Ruſſen, und am meiſten der Finniſchen Nation; die Samojeden aber haben faſt das Anſehen der Tunguſen, runde, breite und platte Geſichter, eine breite ofne Naſe, wenig Bart, und ſchwarzes borſtiges Haar. Mehrentheils ſind ſie von Statur mehr klein, als mittelmäßig; dabey beſſer proportionirt, unterſezter und fleiſchigter als die Oſtjaken. Dagegen ſind ſie viel wilder, ungeſitteter und unruhiger in ihren freyen und entfernten Wüſteneyen als die leztere, die durch den Umgang mit Ruſſen geſitteter geworden und völlig unter den Gehorſam gebracht ſind. Wir enthalten uns hier ſehr ungern des Auszugs dieſer höchſt merkwürdigen Beſchreibung. Unſtäte Lebensart,

Sklaverey und Unreinlichkeit ſind ihre Hauptzüge, wie bey allen wilden Völkerſchaften. Hierauf folgt von S. 78. bis 93. eine Beſchreibung der Obiſchen Jagd und Fiſcherey.

Den 7ten März 72 begab ſich Hr. Pallas, nachdem er den Winter in Krasnojarſk zugebracht hatte, in Begleitung des Hrn. Georgi, welcher ſich zu einer Reiſe um den See Baikal beſonders erbothen hatte, ingleichen zweyer Studenten und des Zeichners auf den Weg nach Irkuzk, wohin der Student Sokolof ſchon vorausgeſchickt war, um in der Gegend jenſeit dem Baikal den Frühling zu erwarten, und vorläufige Nachrichten einzuſammlen. In Krasnojarſk blieb ein Student zurück zu Beobachtung der Flor in den dortigen und höher am Jeniſei gelegnen Gebürge, und der Student Sujef begab ſich noch mit Winterweegen nach Jeniſeiſk, und von da bey aufgehendem Waſſer nach Mangaſea und noch weiter nordlich, um die Sibiriſchen Produkte unter dem kälteſten Himmelsſtrich noch ferner kennen zu lernen. Zu Irkuzk fand der V. eine höchſt ſeltne Merkwürdigkeit eines Rhinoceros-Körpers. Der Kopf war noch ganz mit dem natürlichen Leder bekleidet, und daher deſto kenntlicher; auf der Haut hatten ſich noch an der einen Seite kurze Haare, und faſt überall die äuſsere Organiſation der Haut ſehr wohl erhalten. Sogar die Augenlieder ſchienen nicht völlig ausgefault zu ſeyn. An den Füſſen waren außer der Haut noch ſtarke Ueberbleibſel von den Gelenkbändern und Sennen ſichtbar. Der Körper dieſes Thieres muß hier ſehr tief in grobem Grieſsſand gelegen, und durch den Erdfroſt ſich erhalten haben. Denn das Erdreich thaut hier nie in einer beträchtlichen Tiefe auf. Am Ende des Sommers findet man an dem mit Sand und Thon vermiſchten Boden höchſtens eine halbe Elle tief alles noch gefroren. Ohne eine ſolche Beſchaffenheit wäre es freylich ohnmöglich geweſen, daß ſich die Haut eines Thiers mit andern wichtigen Theilen

len in der Erde hätte erhalten können, deſſen Verſetzung aus ſeinem ſüdlichen Vaterlande in die gefrorne Nordländer wohl nicht ſpäter als bey der Sündfluth auf eine ſo ſchleunige Art kann geſchehen ſeyn, weil die älteſten Geſchichtsbücher der Menſchen keiner neuen Erdveränderung Erwähnung thun, welcher man mit einiger Wahrſcheinlichkeit dieſe Ueberbleibſel des Rhinoceros, ja auch nur die über ganz Sibirien zerſtreute Elephanten-Gebeine, zuſchreiben könnte.

Von S. 114 bis 153 folgt die Beſchreibung des zur Chineſiſchen Handlung beſtimmten Fleckens Kjachta nnd aller daſelbſt ein- und ausgehenden Waaren. Sie enthält viel Neues und Merkwürdiges, beſonders von dem Tempel der Chineſer und den vielen aus Thon ſehr künſtlich verfertigten coloſſaliſchen Götzenbildern. Die ausgehende Waaren ſind Peltereyen, zubereitete Häute, einige grobe Manufacturwaaren, Laken verſchiedner Güte und Farbe, Glasguth und großes Vieh. Von Pferden ſind die Chineſer ſtarke Abnehmer, auch die Hunde bezahlen ſie ſehr theuer. Mit Uhren iſt nichts mehr mit ihnen zu machen, weil ſie vermuthlich damit über Cantong reichlich verſehen werden. Sogar verdorbene Europäiſche Uhren, die niemand bey ihnen auszubeſſern verſteht, bringen ſie hier wieder ſehr wohlfeil zu Markt. Ihre Einfuhr iſt rohe und manufacturirte Seide und Baumwolle, Thee, Tabak, Porcellan, nebſt allerley kleinen Hausgeräthe und Klapperwerk. Es würde dieſer Handel für Rußland, beſonders in Anſehung gewiſſer Peltereyen, die wegen ihres hohen Preiſes ſonſt nirgend in Europa Abſatz finden, ſehr vortheilhaft ſeyn, wenn man unter den Rußiſchen Kaufleuten mehr Policey, Einigkeit und Verſchwiegenheit einführen könnte. Bisher aber verderben ſie ſich meiſtens durch ihre Schwatzhaftigkeit alle Preiſe, dahingegen bey den Chineſern die ſtrengſte Handlungsgeſetze ſind, und niemand unter ihnen etwas ohne Vorwiſſen ihres

Vor-

Vorſtehers oder Surgetſchei thun kann. Die Rhabarber wächſt in der kleinen Bucharey in einem hohen meiſt waldloſen Gebürge aus Felſenklüften hervor. Das Blatt ſoll rund und am Rande herum mit nicht gar tiefen Einſchnitten verſehen ſeyn; nach welcher Beſchreibung die rechte Rhabarberpflanze nicht das Rheum palmatum, deſſen Blätter den Bucharen, die der B. darum fragte, ganz unbekannt vorkamen, ſondern Rheum compactum ſeyn würde. Die beſte Rhabarber auszuführen ſoll Chineſiſcher Seits verboten ſeyn. Es geſchieht alſo nur durch eine Art des Schleichhandels. Bey der diesmaligen Rhabarberlieferung hatte man Stücke von milchweißer Rhabarber bemerkt, die in Würkung der beſten gleich kommen, und ſüßlich von Geſchmack ſind.

Der B. trat ſeine Reiſe nach Danuvien über Udinſk den Udafluß hinauf den 20ſten April an. Er beſchreibt den Ackerbau der Polniſchen Coloniſten bey Kuitunskaja, und die Eiſenerzte am Bach Kyttytei, und die Schmelzerey in Kuitun. S. 179 des Mungutſkoi-Rudnik.

Angenehm iſt die Nachricht S. 195, wie die Tunguſen von der Induſtrie der Feldmäuſe Vortheil ziehen, und dieſen ihren Landſaſſen vor Winter allen ihren geſammleten Vorrath an Wurzelwerk wieder in den Löchern abnehmen, und ſich ſelbſt den Winter über davon füttern.

S. 217 lieſt man die Beſchreibung des Dſhiggetei, eines wilden ganz unzähmbaren Pferdes, welches man weder Eſel noch Pferd nennen kann. Daher ſie Meſſerſchmidt, welcher dieſes Thier zuerſt bemerkt hat, fruchtbare Maulthiere nannte. Sie ſind aber nichts weniger als Zwitter, ſondern eine beſondre Art, welche viel eignes, und eine weit ſchönere Geſtalt als die gemeine Maulthiere haben. Man muß ſie aber mit den Stepven-

zen-Eſeln (Onager der Alten) nicht verwechſeln, die, eben wie der Dſhiggetei, in den Monguliſchen Wüſten, ſo wie in den bergichten Steppen der weſtlichen Tartarey ziehen.

Da die ungemein leichte und zur Sommerszeit ſchwüle Luft in dieſen gebürgichten Gegenden dem V. bey ſeiner ſchwachen Geſundheit nicht geſtattete länger zu verweilen, ſo überließ er dem Hrn. Apotheker Georgi die Unterſuchung des Nertſchinſkiſchen Silberbergwerks, und richtete ſeine Reiſe ſo ein, daß er am Selenga die Schönheiten der dortigen Flor einerndten und den Herbſt in den merkwürdigen Gegenden am obern Jeniſei nützlich zubringen konnte. Er reiſte alſo den 5ten Junius rückwärts gegen den Onon ab. Hier folgt die Beſchreibung der Tungusen, die unter allen Steppenvölkern zu Pferde und in Behandlung des Bogens die fertigſten, auch zugleich die herzhafteſten, und deswegen bey den Mongolen ſehr gefürchtet ſind. Man hätte daher in dieſer Abſicht und wegen ihrer Treue keine beſſere Leute zu Koſaken-Dienſten auf der Chineſiſchen Gränze wählen können.

S. 251 ſteht die Beſchreibung eines merkwürdigen mineraliſchen Quells bey Pogromna. S. 259. Flor- und Thiergeſchichte der Gegend um Selenginſk. 567. um Kiachta. Ueberhaupt findet der V. auf der ganzen ſibiriſchen Reiſe vom Uraliſchen Gebürge, welches als die Gränze zwiſchen Europa und Aſien gelten kann, und an dem Baikal nicht ſo viel neues und merkwürdiges an Thieren und Pflanzen als in dem an die Mongoley gränzenden und vor der Nordſeite vom Baikal eingeſchloſſenen Landſtrich.

Den 4ten Jul. reiſte der V. von Selenginſk ab, nach dem Solänoi Obero oder dem Salzſee. Beſchreibung des Baikals und ſeiner Fiſche, Produkten u. ſ. w. Den 16ten

Julius

Julius reiſte er nach Irkuzk ab, beſah die Eiſenſchmelzereyen in Neybenſkoi und im Jeniſeiſk. Den 1ſten Aug. ward der Weg auf Krasnojarſk fortgeſetzt. Die Veränderungen der nordl. aſiatiſchen Flor werden angezeigt, und aus dieſem den Kennern der Kräuterkunde dargethan, inwiefern das Gmelinſche, nun einmal unter den neuern Naturforſchern angenommene, Syſtem wahr ſey, welches behauptet, daß ſich von Jeniſei oſtwärts die Natur mit einmal verändere, und eine eigne aſiatiſche Flor anhebe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſchichte der Engländer und Franzoſen im oſtlichen Indien. Ein Verſuch von Chriſtian Wilhelm Dohm. Erſter Theil. Leipzig, 1776. In der Weygandiſchen Buchhandlung.

Die Hiſtorie des Indes des Abbé Reynal, die in ganz Europa ſo viel Aufſehens gemacht, hat natürlicherweiſe auch bey uns im feſten Lande, wo ſo wenig Abentheurer von unſern Landsleuten (wenigſtens denen aus den cultivirten Ständen) von da zu uns zurückkommen, die Aufmerkſamkeit auf Oſt-Indien von neuem rege gemacht. Und gewiß war auch das Buch unſern Zeiten ſehr angemeſſen. Nach der Auſſage von Leuten, die in Indien ſehr gut zu Hauſe ſind, ſoll das Detail faſt überall wahr ſeyn, und außer dieſem iſt es denn mit Deiſmus, Apologie der Menſchheit, und Toleranz-Predigt herrlich verbrämt. Herr Dohm verdient daher allen Dank, daß er dieſe aufgekommene Wißbegierde bey uns auf eine nützliche Art zu unterhalten ſucht, und uns dieſen ſehr wohl gerathenen Verſuch geliefert hat. Da die brittiſche und franzöſiſche Nation durch ihre Kriege, eine der andern, ihre gegenwärtige Lage in Indien beſtimmt hat, ſo ſchienen dem V. dieſe Kriege die natürliche Epoche in der indiſchen Geſchichte beyder Nationen zu machen. Er hat alſo dieſe ganze Geſchichte von dem was

uns

uns Teutſchen davon wiſſenswürdig ſeyn könnte, folgendermaſſen eingetheilt. I. In die Geſchichte der Engländer in Indien bis auf die Kriege mit den Franzoſen vom Jahr 1600 bis 1745. II. Geſchichte der Franzoſen in Indien bis auf die Kriege mit den Engländern vom Jahr 1503 bis 1745. III. Verbundene Geſchichte der Franzoſen und Engländer in Indien vom Jahr 1745 bis 1762. IV. Geſchichte der Franzoſen in Indien nach 1762. V. Geſchichte der Engländer in Indien nach 1762. Von dieſem ganzen Plan finden ſich hier an dieſem erſten Theil nur die 1ſte Nummer, und von der IIten die erſte Periode ausgearbeitet. Die Manichfaltigkeit und Verwicklung der Begebenheiten erforderte hier 2 Unterabtheilungen; nemlich die 1ſte, die hier ſchon abgedruckt iſt, von 1503 bis 1719, oder bis auf die Ankunft des berüchtigten Law, und die andern nach Law. Jedermann wird mit uns der Fortſetzung dieſes gemeinnützigen Werks mit Vergnügen entgegen ſehen, da der Vortrag des V. zwiſchen Schmuck und Trockenheit ein glückliches Mittel hält, und man die in ſo vielen Pamphlets und andern Deduktions-artigen Schriften zerſtreuten Materien hier mit Einem Blick überſieht.

Chriſtoph Gottlieb von Murrs Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Litteratur. 3ter Theil. Nürnberg. 1776.

In der Kunſtgeſchichte werden einige Irrungen des Hrn. von Heincke durch einen Brief des Herrn Enſchede berichtigt, ſodann wiederfährt den Verdienſten des Herrn Joh. Michael Fleiſchmann, des gröſten Letternſtempelſchneiders, Gerechtigkeit. Er war ein Nürnberger, und ſtarb 1768. Auf dieſe Folgen andre minder wichtige Kunſtnachrichten und Anzeigen von Kunſtbüchern, worunter die Anzeige vom weiſen Kunig das merkwürdigſte iſt. Ferner wird hier die Leidensgeſchichte in Aymariſcher Sprache fortgeſetzt, und aus einer Stelle der

Bab-

Babyloniſchen Gemara das Alter der Finderblattern bis in das 3te Säculum hinaufgerückt. Aus einem Schreiben von Wien ſieht man, daß nächſtens eine Nachricht von den dort befindlichen Popowitſchiſchen Schriften in Druck erſcheinen ſoll, die gewiß den teutſchen Sprachforſchern höchſt wichtig ſeyn wird. Aus den Nachrichten von dem berühmten Dominicaner Finetti erhellet, daß dieſer ſchon 1756 die Alphabeter der mit der Ebräiſchen verwandten Sprachen ſchön in Kupfer ſtechen laſſen, aus dem Hr. Büttner in Göttingen die Idee zu ſeiner erſten Sprachtafel genommen haben ſoll. Das merkwürdigſte in dieſem Band iſt des P. Wolfgang Bayers Reiſe nach Peru, die aus dem Manuſcript mitgetheilt wird. Die gutmüthige Unwiſſenheit des Paters iſt uns Bürge, daß alles, was er uns als geſehen aufſchreibt, wahr iſt, ob er gleich mehr hätte ſehen ſollen. Beſonders wirft dieſe Reiſe ein neues Licht auf die ſonderbare Verfaſſung in Paraguay. Den Beſchluß machen Auszüge aus der ausländiſchen Gelehrten Tagbüchern.

Herrn Grays Gedichte. Mit vorangeſetzten Nachrichten von ſeinen Lebensumſtänden und Schriften, herausgegeben von W. Maſon. Aus dem Engliſchen überſetzt. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich. 1776.

Gemeiniglich iſt Hr. Gray unter uns als Elegiſcher Dichter bekannt. Hier erſcheint er aber aus dieſem Brief als ein weiſer Mann, der eingeſchränkte Glücksumſtände, mit Unabhängigkeit verbunden, einer glänzenden Celebrität vorzuziehen wußte. Außer dieſem widerlegt ſich auch hier der Waidſpruch von dem ſchädlichen Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Gelehrſamkeit. Denn Hr. Gray zeigt hier Proben von einer wunderſamen claßiſchen Literatur und Kenntniß in der Naturgeſchichte, die hinlänglich wäre die leeren Larven eines halben Dutzend zünftiger teutſcher Profeſſoren zu füllen.

V. Ei-

V.

Einige Charakterzüge zum Bildniß des Thomas Morus.

Der Mann, deſſen Bild der T. M. diesmal (aus der Büſtartiſchen Academie des Sc. et des A.) liefert, iſt, ſowohl ſeiner Lebensgeſchichte als ſeinem Charakter nach, ſo bekannt, daß es ganz überflüßig ſcheint, noch etwas davon zu ſagen. Wer weiß nicht, daß Sir Thomas More einer der vortrefflichſten, geſchickteſten, rechtſchaffenſten Männer ſeiner und jeder andern Zeit geweſen — daß er, ohne andre Schwingfedern als ſeine perſönlichen Verdienſte, von der niedern Stuffe eines Privatadvocaten nach und nach (und ſehr wider ſeine Neigung, die mit dem Hofleben faſt ſehr unverträglich war) bis zur Würde eines Großcanzlers von England unter dem König Heinrich VIII. geſtiegen; daß er auf dieſem Platz, wo ein Jahrhundert ſpäter ein andrer großer Mann (wiewohl von ganz andern Seiten groß) der Lord Bacon von Verulam, ſeinem Charakter unauslöſchliche Flecken zugezogen, die veralteten und kaum noch glaublichen Tugenden der Ariſtiden und Phocione wieder lebendig dargeſtellt; daß er in einer ſo großen Würde, an einem ſehr verderbten Hofe, unter einem ausſchweiffenden, launiſchen, eigenmächtigen, und tyranniſchen Fürſten, die gröſte Einfalt der Sitten, und die höchſte Lauterkeit, Wahrheit, Stärke und Freyheit der Seele immer beybehalten; daß er endlich ſein Amt, aus geheimen Urſachen, die, was ſich auch ſonſt dagegen einwenden läßt, ihren Grund in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit, Frömmigkeit und reinen Hausvaterliebe zu den Seinigen hatten, in einer Zeit, wo es beynahe unmöglich war, einer höchſt fatalen Colliſion von Pflichten auf andre Weiſe auszuweichen, freywillig niederge-

legt, und daß er drey Jahre drauf (im Jahr 1535.) ſeine unbiegſame Treue gegen innre Ueberzeugung von Wahrheit und Recht mit ſeinem Blute verſiegelt hat? — Indeſſen, da ich noch einigen Raum habe, glaube ich, ſolchen nicht beſſer ausfüllen zu können, als mit einem paar Anekdoten (aus den von D. Ferdinand Warner vor mehrern Jahren herausgegebnen Memoires of the Life of Sir Thomas More) die das Individuelle in ſeinem Charakter — in welchem die ſtrenge Tugend eines Stoikers mit dem zärtlichſten Menſchen- und Hausvatergefühl, und die aufrichtige Frömmigkeit des Chriſten mit der glücklichſten Jovialität und Gutlaunigkeit vereinigt waren — beſſer zu fühlen geben, als alles was ich in einer ſtudierten Charakterſchilderung davon ſagen könnte.

Den Tag, nachdem er das Siegel übergeben hatte, (wovon ſeine eigene Familie kein Wort wußte) gieng er, wie gewöhnlich, da es ein Feyertag war, in die Chelſea-Kirche mit ſeiner Frau und Töchtern; und als die Meſſe vorüber war — da ſonſten einer von den Kammerdienern ſeiner Gemahlin zu ſagen pflegte, der Kanzler wäre aus der Kirche — gieng er ſelbſt an die Kirchſtuhlthür, und ſagte mit einer tiefen Verbeugung: „Madam, Mylord iſt fort. (*) „ Da ſie ſeine Scherzhafftigkeit kannte, und dieß für einen Spaß hielt, achtete ſie nicht weiter darauf, bis er ſie unterm Heimgehen ernſthafft verſicherte, was er geſagt habe ſey im Wortverſtande wahr, indem er den Tag zuvor ſein Amt als Lord-Canzler dem Könige zurückgegeben. Wie ſie nun ſahe, daß es ſein Ernſt ſey, und

(*) *Milord is gone.* Der Scherz liegt in dem Doppelſinn der Redensart, welche beydes ſagt: Milord iſt gegangen, (nemlich aus der Kirche) und der Milord hat (bey mir) ein Ende; ich bin kein Milord mehr. Denn da er nur ein Ritter war, ſo hieß er nur Milord ſo lang er würklicher Lord-Canzler war.

und als eine ziemlich weltlichgeſinnte Frau den äußerſten Verdruß darüber empfand, antwortete ſie nach ihrer gewohnten Art: „Tilly Welly, was wollt ihr nun anfangen, Herr More? „Wollt ihr euch nun hinſetzen und Gänschen in der Aſche ma„chen? (*) Was, iſt befehlen nicht beſſer, als gehorchen?„ More, um die üble Laune, worinnen er ſeine Frau ſah, zu zerſtreuen, fieng an, an ihrem Putze was auszuſetzen; und da ſie ihre Töchter darüber ſchalt, daß ſie es nicht bemerkt hätten, und dieſe verſicherten, es fehle nichts: erwiederte er mit groſſer Luſtigkeit; „Seht ihr nicht, daß eurer Mutter Naſe ein wenig ſchief ſteht?„ — Man muß geſtehen (ſagt der Engliſche Autor, aus dem dies genommen iſt) daß dieß ein geringfügiger Umſtand in dem Leben eines ſo großen Mannes iſt. Aber der Leſer muß bemerken, daß die Charakter der Menſchen am beſten aus Kleinigkeit erlernt werden. Es wird hier angeführt, zu zeigen, daß ſeine ſcherzhaffte Laune ihm natürlich und ungezwungen war, und daß Macht, Ehre und groſſe Einkünfte wenig Reiz für den Mann haben mußten, der ſie mit einem ſo leichten und frölichen Herzen weggeben konnte. — Die erſte Sache, die er nach der Uebergabe ſeines Amtes vornahm, war, allen ſeinen Leuten Bedienſtungen unter dem Adel und den Biſchöffen zu verſchaffen; damit ſie auf keine Weiſe durch ihn leiden möchten. Nachdem dieſes zu ſeiner Zufriedenheit geſchehen war, rief er alle ſeine Kinder und ihre Ehegatten zuſammen, (denn ſie wohnten alle in Einem Hauſe) und ſagte ihnen: er könnte jezt nicht mehr, wie er zeither gewohnt geweſen, und gerne ferner thun wollte, allen ihren Aufwand allein beſtreiten: was ſie alſo thun wolten, damit ſie ferner bey einander bleiben könnten, wie er ſehr wünſchte? Da ſie alle ſtille ſchwiegen, ſagte er ihnen: „ob er gleich von

(*) *Will you ſit and make Goslings in the Aſhes* — Ich geſtehe daß ich dieſe triviale Redensart nicht verſtehe; vermuthlich wird irgend ein Kinderſpiel dadurch bezeichnet.

der niedrigſten bis zu der höchſten Civilſtufe wäre erhoben worden, ſo hätte er doch jetzo wenig über hundert Pfund jährliche Einkünfte; ſo daß, wenn ſie bey einander bleiben ſollten, ſie ſich künftig gefallen laſſen müßten, ihren Antheil beyzutragen.„ — Ohngeachtet der König ihn in den wichtigſten Dienſten für ſich ſelbſt und das Königreich, während dem beſten Theil ſeines Lebens gebraucht: hatte er ſich doch die Gelegenheiten ſich zu bereichern ſo wenig zu Nutz gemacht, daß alles liegende Gut, daß er jemals gekauft, (und er kaufte es, eh er Lord Canzler wurde,) nicht über den Werth von zwanzig Mark betrug. Und als nach der Uebergabe dieſes Amtes, alle ſeine Schulden bezahlt waren, ſo behielt er an Gold und Silber, (ſeine Kette ausgenommen,) nicht den Werth von hundert Pfund übrig.„ — Und dieß alles (was wohl zu merken) bey der ſimpelſten und beynahe bäuriſchen Lebensart, die er auch in ſeinem höchſten Glücke beybehielt.

Die Scene zwiſchen ihm und ſeiner Tochter, nach ſeiner Verurtheilung zum Tod, zeigt ihn von einer andern nicht weniger intereſſanten Seite. Als er auf eine feyerliche Art von dem Gerichtshofe Abſchied genommen, wurde er nach dem Tower zurückgeführt, und das Beil vor ihm hergetragen, wie in ſolchem Falle gewöhnlich iſt. Da er an die Pforte des Tower kam, ſo wartete da ſeine Lieblingstochter, Miſtris Roper, weil ſie glaubte, dies würde die letzte Gelegenheit ſeyn, die ſie jemals haben würde, ihn zu ſehen. Sobald ſie ihn erblickte, brach ſie durch das Gedränge und die Wache, die ihn umgab; und nachdem ſie auf ihren Knien ſeinen Seegen erhalten, umarmte ſie ihn inbrünſtig vor ihnen allen; und unter einem Strom von Thränen und tauſend Küſſen der Zärtlichkeit und Zuneigung, da ihr Herz vor Schmerz brechen wollte, waren die einzigen Worte, die ſie hervorbringen konnte: „Mein Vater! o mein Vater! —„ Wenn irgend etwas

ſei-

ſeine Standhafftigkeit erſchüttern konnte, ſo muſte es dieſes ſeyn. Aber er faßte ſie nur in ſeine Arme, und ſagte ihr: „was er auch immer, obgleich unſchuldig, leiden würde, ge„ſchähe doch nicht ohne den Willen Gottes, deſſen heiligem „Verhängniß ſie ſich unterwerfen müßte; ſie kennte alle Trieb„federn ſeines Herzens gut genug, und ſie müßte ihren Ver„luſt geduldig ertragen.„ Sie ſchied nun von ihm. Aber kaum hatte ſie ſich auf die Seite gewandt, als ſie im Drang des Schmerzens und der Liebe ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig blieb. Sie brach wieder plötzlich durch die Menge, lief zum zweytenmale hitzig auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, hieng an ihm mit ihren Umarmungen, und weinte als eine die vor Jammer hätte vergehen mögen. Dies war faſt mehr als ein Mann zu ertragen vermochte, (ſagt der ehrliche Doctor Warner) Morus ſprach kein Wort; aber die Thränen floſſen ihm in groſſer Menge von ſeinen ehrwürdigen Wangen herab; bis ſie endlich den lezten Kuß nahm, und ſich von ihm wegriß. Dies war in ſeiner ganzen Todesſcene der einzige Augenblick, wo ſein Muth ihn zu verlaſſen ſchien — und was wäre der Stoiker — der nicht in einem ſolchen Augenblick — ganz Menſch, ganz Vater wäre?

Von ſeiner Utopia, dem berühmteſten und merkwürdigſten ſeiner Werke, und worinn der Charakter ſeines Geiſtes und Herzens ſich am lebendigſten abgedrückt hat, gedenke ich in einem der nächſten Stücke mich mit meinen Leſern zu unterhalten. So bekannt ſie dem Namen nach iſt, und ſo oft und in ſo mancherley Sprachen ſie überſetzt worden, ſo ſind doch wenige die das Original geleſen, und noch wenigere, die es als einen Abdruck ſeines Urhebers geleſen haben.

W.

VI.

An einige anonyme Correſpondenten.

Ich habe ſeit einigen Monaten wieder von vielen Orten her allerley kleinere und gröſsere poetiſche Aufſätze, ohne Namen der Verfaſſer, erhalten. Wenn ich nicht von allem, oder (richtiger zu ſagen) wenn ich nur von dem wenigſten, was mir ſo zugeſchickt wird, Gebrauch machen kann, ſo iſt die Urſache davon nicht Verachtung, ſondern oft bloſs, daſs Manches, das anderswo vielleicht eine gute Figur machen könnte, im T. Merkur nicht an ſeiner Stelle ſeyn würde. — Zuweilen werden mir freylich auch unzeitige Geburten vor die Thüre gelegt, zu denen ich eben ſo wenig Pflegvater ſeyn, als dem Publico damit zur Laſt fallen mag.

Von einer ſchon vor geraumer Zeit eingelaufnen Probe eines komiſchen Heldengedichts, in der Manier eines berühmten Dichters der uns kürzlich entriſſen worden, gedenke ich nächſtens die Leſer des Merkurs zum Richter zu machen — da ſich's für mich nicht ſchickt, über dergleichen Werke meine Stimme zu geben. Bisher hat ſich immer kein Platz dazu gefunden. Einige andre mir kürzlich zugekommene Stücke ſollen gleichfalls in den nächſten Monaten den ihrigen erhalten.

W.

VII.

Anzeige einer Monatſchrift von pädagogiſchem Inhalte,

welche
mit dem nächſten Oſterquartal ihren Anfang nehmen ſoll.

Der Zweck, den wir bey dieſer periodiſchen Schrift uns vorgeſetzt haben, wird durch eine vorläufige Anzeige des Hauptinhalts derſelben ziemlich ſichtbar werden. Hier iſt ſie!

1) Da die mehrſten mißbilligenden Urtheile, welche bisher über uns ergangen ſind, ſo wie auch die Langſamkeit, mit der man unſere Unternehmungen durch Beyträge befördert hat, gröſtentheils daher rühren, daß man unſere eigentliche Abſichten, und die Mittel, deren wir uns zur Erreichung derſelben bedienen möchten, noch nicht vollſtändig, deutlich und allgemein genug erkannt hat: ſo ſoll zuvörderſt unſer ganzer Plan noch einmal, ſo kurz und ſo verſtändlich, als es uns möglich ſeyn wird, beſchrieben werden.

2) Da wir alle, und namentlich unſer Baſedow, von dem Dünkel, uns für untrüglich und unſere Methoden für unverbeſſerlich zu halten, ſo weit entfernt ſind, als der Morgen vom Abend iſt; und da wir durch keine Geſetzgebende Macht gehindert werden, das Beſſere, ſo oft wir es erkennen, augenblicklich an die Stelle des Schlechteren zu ſetzen: ſo iſt es natürlich, daß wir unſre Lehrart und unſere Erziehungsmethoden ſo lange zu verbeſſern ſuchen werden, als ſie einer Verbeſſerung fähig ſcheinen. Es muß aber dem Publikum, welches uns ſeiner Aufmerkſamkeit würdiget, daran

gelegen ſeyn, von dieſen, nach unſern jedesmaligen beſten Einſichten getroffenen, Abänderungen von Zeit zu Zeit benachrichtiget zu werden; und eben das iſt die zweyte Abſicht, die wir bey dieſer Schrift uns vorgeſetzt haben.

3) Die dritte Rubrik wird mit kleinen Aufſätzen über pädagogiſche Materien angefüllt werden, welche wir, bevor ſie geſammelt zu einem zweyten Theile des Methodenbuchs anwachſen, erſt gern der öffentlichen Beurtheilung und Berichtigung vorlegen möchten.

4) Nachrichten von dem jedesmaligen Zuſtande unſers zu gröſſerer Vollkommenheit fortſchreitenden Inſtituts, und namentliches Verzeichniß der Wohlthäter deſſelben. (Es verſteht ſich, daß die Namen derer, welche nicht genannt ſeyn wollen, verſchwiegen bleiben.)

5) Vorſchläge zur Mitarbeitung an dieſem oder jenem Theile der Schulbibliothek. Da wir nämlich nicht hoffen dürfen, in den Jahren unſerer Dürftigkeit, ſo viel geübte Schriftſteller perſönlich mit uns verbinden zu können, als zur Verfertigung aller noch fehlenden philantropiſchen Schulbücher erfodert würden: ſo müſſen wir uns die Mithülfe auswärtiger Gelehrten dazu erbitten, und unſere Wünſche ihnen bekannt machen.

6) Antworten auf Einwendungen und Wünſche, welche uns theils in Privatbriefen, theils in öffentlichen Schriften geäußert werden; wenn ſie von der Art ſind, daß die Beantwortung derſelben lehrreich werden kann.

7) Widerlegung oder Abweiſung öffentlicher Gegner, die wir, ſo lange unſere Neuerungen noch Neuerungen ſeyn werden, auch ferner bey Dutzenden erwarten.

8) An-

8) Anfrage an denkende in Erziehungssachen erfahrne Männer, und Bitte um Belehrung über diesen oder jenen pädagogischen Zweifel, den wir selbst mit Zuversicht auflösen noch nicht im Stande sind.

9) Ankündigung neuer philanthropischer Schriften, welche von uns, oder, nach unserm Wunsche, von Andern verfertiget werden sind.

10) Fragmente eines für unser philanthropisches Institut zu verfertigenden Gesetzbuches, bis ein ganzes daraus geworden ist.

11) Anfang und Proben einer Kinderzeitung. Ein Versuch von Wichtigkeit, über den wir uns etwas umständlicher erklären müssen. Wir werden nämlich mehr, als einen Zweck bey Verfertigung dieser Zeitungen vor Augen haben. Erstlich ist es gut und nützlich, daß die Kinder, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, mit den vornehmlichsten Begebenheiten ihrer Zeit bekannt werden; eine Absicht, zu deren Erreichung die gewöhnlichen Zeitungen, sowohl ihres vermischten, größtentheils unwichtigen Inhalts, als auch ihrer Schreibart wegen, kein bequemes Mittel sind. Unsere Kinderzeitung hingegen soll in einer leichten Schreibart bloß solche Begebenheiten und Anecdoten erzählen, welche den Kindern zu lesen und zu wissen nützlich sind. Zweytens soll dieses Blatt auch ein nicht zu verschmähendes Hülfsmittel zur moralischen Bildung unserer Zöglinge, und auch fremder Kinder an andern Orten, werden, deren Eltern oder Lehrer Gebrauch davon machen wollen. Euer Kind hat diese oder jene fehlerhafte Gewohnheit angenommen; ihr ermahnt es, diese Gewohnheit abzulegen, widrigenfalls die Zeitungsschreiber es erfahren, und durch eine Beschreibung seiner Untugend andere Kinder öffentlich davor warnen würden. Hilft diese Drohung nicht: so wird sie wirklich in Erfüllung gebracht, und in den nächsten

ſten Blatte ſteht die Geſchichte des verwöhnten Kindes, doch mit erdichtetem Namen. Iſt dieſer erſte Verſuch fruchtlos geweſen, ſo wird nächſtens von eben demſelben Kinde, mit Anzeige ſeines Vornamens; oder ſolcher Umſtände, geredet, an denen es von ſeinen Freunden kann erkannt werden. — Eben ſo ſoll dieſes Blatt auch die lobenswürdigen Handlungen guter Kinder erzählen, um ſie ſelbſt dadurch noch eifriger im Guten zu machen, und andere zur Nachahmung zu reizen. Fehlt es einmal an Nachrichten ſolcher Art, ſo wird man lehrreiche Beyſpiele guter oder ſchlechter Handlungen von Kindern aus der Geſchichte, auch wohl aus Romanen, Schauſpielen, oder aus eigener Erfindung erzählen. — Da übrigens in dieſer Kinderzeitung keine ſehr merkwürdige, Alle intereßirende, Begebenheit aus der neueſten Weltgeſchichte ausgelaſſen werden ſoll: ſo wird ſie auch von Männern und Frauenzimmern geleſen zu werden verdienen, welche entweder aus Widerwillen gegen den ſteifen Zeitungston, oder ihrer Geſchäfte und Zerſtreuungen wegen, die gewöhnlichen Zeitungen nicht leſen wollen oder können, und gleichwohl in der Kenntniß der jedesmaligen Weltumſtände nicht gern zurückbleiben möchten. In unſerm Journal ſoll nun, wie geſagt, bloß eine und die andere Probe einer ſolchen Kinderzeitung gegeben, und, wenn dieſe Beyfall erhält, ein ordentlicher abgeſonderter Jahrgang derſelben angefangen werden.

12) Endlich wird unſer Baſedow nach und nach eine beſondere Rubrik dieſes Journals mit ſeiner eigenen Lebensbeſchreibung — doch nein! nur mit den Reſultaten ſeiner bisherigen Erfahrungen, ſtatt einer ordentlichen Lebensbeſchreibung, anfüllen, inſofern dieſelben auf Erziehung, Moralität und Religion eine Beziehung haben.

Dies iſt unſer Plan. Da wir nicht Zeit haben, lange über unwichtigere Nebendinge nachzuſinnen; ſo wählen wir

denjenigen Titel zu unſerer Monatsſchrift, der uns zuerſt aufſtößt, unbekümmert, ob nicht etwa ein anderer hätte erdacht werden können, welcher vielleicht neumodiſcher, wohlklingender und anraſſender geweſen wäre. Titel, ſagt Leſſing, irgendwo, ſind keine Küchenzettel. Und ſo haben wir dann, ohne weiteres Kopfbrechen die Benennung: pädagogiſche Unterhandlungen, gewählt.

Von dieſen pädagogiſchen Unterhandlungen alſo werden jährlich zwölf Stücke, jedes zu vier bis acht Bogen, erſcheinen, die aber (weil nicht mit dem Neujahr, ſondern im April, angefangen wird) nicht nach den Monaten, ſondern nach Nummern 1. 2. 3. u. ſ. w. gezählt werden ſollen, ohngeachtet in jedem Monate eines derſelben erſcheinen wird.

Es ſoll aber dieſe Monatſchrift, zum Beſten unſers armen Inſtituts, theils auf Pränumeration, theils auf Subſcription gedruckt werden, und zwar unter folgenden Bedingungen:

1) Da die Bogenzahl des ganzen Jahrgangs nicht wohl zum voraus genau beſtimmt werden kann, ſo kann auch der Preis deſſelben nur nach Wahrſcheinlichkeit angeſezt werden. Man pränumerirt daher, ſo viel man will, doch nicht unter zwey Reichsthalern Sächſiſch Courant. Wer nun mehr zum voraus bezahlt hat, als der Jahrgang am Ende koſten wird, dem wird der Ueberſchuß auf den folgenden Jahrgang gut geſchrieben; wer aber weniger pränumerirt hat, zahlt im zehnten Monate den alsdann zu beſtimmenden Nachſchuß. Die Pränumerationszeit iſt bis Michaelis dieſes iztlaufenden Jahres angeſezt worden. Die Pränumerationsgelder aber werden, nebſt einer Anzeige der Addreſſe des Pränumeranten, an das Philanthropiſche Inſtitut nach Deſſau geſandt.

2) Sub-

2) Subſcribenten hingegen werden in eben dieſer Zeit blos unter der Bedingung angenommen, wenn an dem Orte, wo ſich deren finden, ein bekannter, glaubwürdiger Mann aus Gefälligkeit gegen uns das Geſchäfte eines Collecteurs auf ſich nimmt, und für die von ihm geſammelten Subſcribenten dergeſtalt gut ſagt, daß die Herausgeber des Werks es nicht mit dieſen, ſondern mit ihm allein zu thun haben ſollen. Die Zahlung dieſer Subſcribenten geſchieht nach dem Empfange der erſten ſechs Stücke, mithin der Hälfte des ganzen Jahrganges. Wir haben aber das Vertrauen zu allen Freunden unſerer Anſtalt, daß ſie von der hiemit gegebenen Freyheit, zu ſubſcribiren, ohne dringende Noth keinen Gebrauch machen, ſondern lieber pränumeriren werden.

3) Nach allen Orten, wo Buchläden ſind, ſollen für die Pränumeranten und Subſcribenten die jedesmaligen Stücke monatlich Portofrey verſandt werden. Diejenigen aber, welche nicht an einem ſolchen Orte ſelbſt, ſondern in der Nachbarſchaft deſſelben wohnen, werden erſucht, mit der nächſten Buchhandlung Verabredung zu nehmen, auf welche Weiſe ſie von da aus ihnen zugeſandt werden ſollen.

4) Diejenigen, welche dadurch, daß ſie ſich der Mühe, für uns zu collectiren, unterziehen, um unſer Inſtitut ein Verdienſt erwerben wollen, können, wenn Ihnen die Ehre, unentgeldliche Beförderer einer gemeinnützigen Sache zu ſeyn, nicht etwa lieber iſt, bey Einſendung der Pränumerationsgelder zehn Procent, als eine geringe Belohnung ihrer Bemühungen, abziehen, oder ſich das zehnte Exemplar gratis ſenden laſſen. Die Herren Buchhändler hingegen, welche ſich auch bey dieſer Gelegenheit für unſer Inſtitut intereßiren wollen, erhalten, im Betracht, daß jede Pränumerationsſache dem Buchhandel einigen Abbruch thut, für die erſten zwanzig Exem-

Exemplare, wofür sie Pränumeration einsenden, funfzehn, für alle übrigen Exemplare aber, welche die Zahl Zwanzig überschreiten, zwanzig Procente.

Da es, wie wir wissen, viele giebt, welche den besten Willen haben, unsere Unternehmungen zur Schulverbesserung durch einen, nach ihrem Vermögen eingerichteten, Beytrag zu begünstigen, es aber nicht der Mühe werth achten, uns eine Kleinigkeit zuzusenden, und daher lieber ganz unthätig bleiben: so wird allen diesen hierunt die Gelegenheit dargeboten, dem Antriebe ihres wohlthätigen Herzens dadurch ein Genüge zu thun, daß sie auf dieses, lediglich zum Besten unsers noch hülflosen Instituts zu schreibende Werk entweder bloß pränumeriren, oder den eigentlichen Pränumerationspreis durch eine hinzugefügte beliebige Kleinigkeit erhöhen.

Und nun, ihr menschenfreundlichen Beförderer alles Guten, die ihr von der Gemeinnützigkeit unserer Bemühungen überzeugt seyd, bitten wir euch um der Freude willen, die wir, wenn man uns nicht ferner hülflos läßt, eurem eigenen an allem, was das Wohl der Menschheit angeht, theilnehmenden Herzen nach und nach zu machen hoffen, uns einmal mit warmem thätigen Eifer eure hülfreiche Hand zu bieten, und nicht zuzugeben, daß eine Gesellschaft von Menschen — vielleicht leider! noch die einzige in ihrer Art! — von Menschen, sage ich, welche warlich nicht das Ihrige, sondern das, was Aller ist, wünschen, suchen und betreiben, bey fortdaurendem Mangel an Aufmunterung und Unterstützung den von der Vorsehung ihnen eingeflößten Muth nicht endlich aus Menschlichkeit gleichfalls sinken lassen! Helft uns — ihr könnt es — helft uns, unsere in der That mühselige Laufbahn, zum Besten einer aufblühenden Nachwelt, mit Freudigkeit zu vollenden! Ihr habt — jeder in seinem Wirkungskreise — allerley Mittel dazu; auch dieses, welches wir izt euch dargeboten haben. Beförderet

Dert, ohne von uns namentlich dazu aufgerufen zu seyn, wo und wie ihr könnt, die izt beschriebene Pränumerations-Angelegenheit, und rechnet auf unsere herzliche Dankbarkeit, noch mehr aber — auf den belohnenden Beyfall eures eigenen Herzens!

Das Dessauische Educations-Institut.

Der Herr Rath Bertuch erbietet sich, auf Veranlassung des Dessauischen Educat. Instituts, zum Collecteur für die in hiesiger Stadt und Gegend sich etwan hervorthuenden Subscribenten, Seine Empfehlung der Sache selbst würde entweder überflüßig oder fruchtlos seyn.

Dürft ich eine Kleinigkeit erinnern, so wär' es auf dem Titel Verhandlungen, zu setzen. Denn vermuthlich soll das gebrauchte Wort soviel als *Transactions* sagen. Unterhandlungen aber ist meines Wissens, immer für Negociations gebraucht worden.

W.

Inhalt des erſten Vierteljahrs.

Januar.

I. Geron, der Adelich, eine Erzählung ꝛc. S. 3.

II. Kleinere Gedichte. ; ; ; 16.

III. Ueber eine Stelle in Shakeſpears Macbeth. 29.

IV. Briefe über die Würkung des Kartenſpiels in Europa. ; ; ; ; 33.

V. Zweyter Brief über die hohe Kameralſchule zu Lautern. ; ; ; ; 56.

VI. Johanna Gray. ; ; ; 67

VII. Einige der neueſten politiſchen Gerüchte, geſammelt von Chriſt. Wilh. Dohm. 75.

VIII. Kritiſche Anzeigen. ; ; ; 91.

Februar.

I. Geron, der Adelich, fortgeſezt und geendigt. ; ; ; S. 105.

II. Einige Erläuterungen zu vorſtehendem Gedicht. ; ; ; ; 129.

III. Kleinere Gedichte. ; ; ; 143.

IV. Briefe des Königs von Preuſſen an D'Alembert. ; ; ; 154.

V. Miſcellanien. ; ; ; 165.

VI. Zu Reuchlins Bilde. ; ; 178.

VII. Ueber Hrn. Muſik-Direktor Kollens neueſtes Drama: Abraham auf Moria. 185

VIII. Kritiſche Anzeigen. ; ; 192.

IX. Kunſtſachen. ; ; ; 204.

X. Ankündigung einer teutſchen Deduktions-Bibliothek. ; ; ; 206.

März.

I. Betrachtung über die Abnahme des menſchlichen Geſchlechts. ; ; 209.

II. Dritter Brief über die hohe Kameralſchule zu Lautern. ; ; ; 247.

III. Wahre Geſchichte der Nachtmahl-Vergiftung in Zürich. ; ; ; 264.

IV. Kritiſche Anzeigen. ; ; ; 279.

V. Einige Charakterzüge zum Bildnis des Thomas Morus. ; ; ; 289.

VI. An einige anonyme Correſpondenten. ; 294.

VII. Anzeige einer Monatſchrift von pädagogiſchem Inhalte, ꝛc. ; ; 295.

ANNA MARIA von SCHVRMANN

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1777.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutſche Merkur.

April 1777.

I.
Poeſien.

An meine Freunde auf dem Lande.

Lieben! allzuweit von euch verwieſen
fehlt mir Alles: Sagt, woher Erſatz?
Dies und jenes wird mir angeprieſen,
doch noch immer bleibt ein leerer Platz,
und mir eckelt bald für Jenem und für Dieſen —
O! das Herz iſt da, wo unſer Schatz!
Da und dort, in Bergen und auf Plänen,
weit von mir, zu Tagereiſen weit,
lebt ihr froh in ſtiller Emſigkeit:
Ich, verwickelt in fatale Scenen,
witzigdumm und lächerlich geſcheidt,
bin verdammt, die beſte Lebenszeit
zwiſchen Schlaf und Wachen zu vergähnen,
und kein Tag vergeht mir unbereut.
Ihr Entfernten! 's iſt nicht auszuſprechen,
wie mein Herz hin nach den euren hängt —
wie es ſtrebt, die Feſſeln zu zerbrechen,
die es hier ſo kläglich eingeengt;
Doch, ihr kennt's mit allen ſeinen Schwächen,
wißt womit ſichs labt und kränkt:
daß es raſch in wallendem Entzücken
durch den Wirbel junger Freuden hüpft,

ſich ſo gern mit einem Händedrücken
an ein gleiches Herz auf nun und ewig knüpft.

Leider! wär, an ſo was hier zu denken
Einſalt nur — fühlt, wie das ſchmerzlich ſey!
Tückiſchlächelnd ſchleicht, geblähkt von Ränken,
hier der Stolz und dort die Heucheley.
Schurken, die den reichen Dummkopf lenken,
reden heiſcher ſich an Schmeicheley;
Gecken, amüſiren nach der Reih
die Geſellſchaft mit gelernten Schwänken —
Wenn ihr euch für Langeweil erhenken
möchtet, fragt man wohl: obs hier nicht herrlich ſey?
Nun ihr ſeht, bey ſogeſtalten Sachen
iſt das Herz ein ſehr entbehrliches Ding;
ach, das gäb ein allgemeines Lachen,
wenn hierüber euch ein Wort entgieng —
Biſt du treu — kannſt wahr und innig fühlen?
Theilſt du gern dein frohes Daſeyn mit?
Denkſt du das, wohin die Worte zielen?
Dumme Fragen! — taugt dein Kopf zum Spielen?
Dein Geſchmack — ein Kleid vom beſten Schnitt?
Freunde! Freunde! — ja die helle Menge!
viel Geſchwätz, bedächtig, klug und kalt.
Aber mir iſt jede Bruſt zu enge,
die nicht treu und warm wie eure wallt.
Nirgends ſtimmt zu meinen heißen Trieben
eine dieſer ſchlaffen Seelen gleich;
Nein! wer könnte ſo wie ihr mich lieben!
Welchen könnt ich lieben ſo wie euch? —

Zwar ich weiß, ich klage alte Klagen;
Leute ſagten uns dies längſt gereimt,

die ein immerwährend Wohlbehagen
draußen ſich in weiter Welt erträumt.
„Dann und wann läßt ſich ein Narr ertragen,
und ein Tag wird oft erträglich genug verſäumt.
Gilts dem Kopfe nicht, ſo gilts dem Magen!
Jeder hat ein Pferdchen das ſich bäumt.
Weiſe tragen manchmal ſelbſt den Kragen —
Alſo, Bruder, nur nicht gleich geſchäumt! „
Schön! den Odem konntet ihr euch ſparen,
Werthe Herren! kommt, an meiner ſtatt,
alles das zwey Wochen zu erfahren!
Wetter, wie? es wendet ſich das Blatt,
und ihr ſollt erſchöpft, zerſtört und matt
wieder heim nach euren Dörfern fahren!
Nehmt mich mit! ja, bringt mich wieder hin
zu den Thälern, zu den ſtillen Gründen;
Mein Humor, mein blanker freyer Sinn,
ſollte nach und nach ſich wieder finden.
Brod und Ruh mein täglicher Gewinn,
Ließ ich gern die hohen Plane ſchwinden.
Wenn denn Haus und Feld in Ordnung ſtünden,
und ich ſäh — das Nachbild von Olinden —
ach! nur ſüß, ich hätt es ſchon geſehn.
Merktet ihr? das Mädchen mit den blauen
Augen voller Unſchuld, voll Vertrauen,
Sanfter wie im May ein Sonnenuntergang;
Schlank ihr Wuchs, ein muntrer Tanz ihr Gang —
O Natur! mein Auge war voll Dank,
als es gierig all den Reiz verſchlang;
Schien mein Geiſt nicht plötzlich aufzuthauen?
War mein Herz nicht reger Widerklang?
Da ſie nun, uns alle zu erbauen —
Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich? — ſang.

Dann der Abſchied! welch ein banges Säumen!
Welch ein Stottern eh ich Worte fand!
Wie? ſie drückte mir die Hand? —
Jede Nacht pflegt mir davon zu träumen,
träume mich wohl gar um den Verſtand!

L**y.

An mein Herz.

O mein Herz! mein Herz, aus dir
quillt der Bach der Freuden mir;
Wenn nur du befriedigt biſt,
all mein Weſen Wohllaut iſt.

Du mein inneres Heiligthum!
dich zu bauen ſey mein Ruhm.
Du mein Stolz, mein Werth und Reiz!
Dich zu füllen ſey mein Geiz!

Den zu lieben, der dich ſchuf,
ſey mir Tugend und Beruf;
ſeys wenn Morgenroth ſich zeigt,
ſeys wenn ſich die Sonne neigt.

Schließe dich an jedes Glied
ſeiner Schöpfung! ſieh! es blüht,
zeigend ihres Vaters Spur,
die allgütige Natur.

All umfaßend fühle ſie
dieſe warme Sympathie,
die was nur dein Aug erblickt
näher dir zum Buſen rückt.

Jedes Land, dein Vaterland;
jeder Menſch, mit dir verwandt,
hab ein unveränderlich
ewig geltend Recht an dich.

Hülfe, wo du helfen kannſt,
Mitleid, wo du es nicht kannſt,
Troſt, wo man nach Troſt verlangt,
Rath und Stützung, wo man wankt.

Dann, mein Herz, ſo ſtrömt aus dir
Wolluſt wie ein Bach herfür,
der, eh er ins Meer ſich gießt,
Vieler Müden Labſal iſt.

Derſelbe.

Petrarkas 269. Sonett.

Zephyr kehret wieder, bringt die ſchöne Jahrszeit,
bringt die Blumen, bringt die Kräuter, ſeine Kinder,
Prognens ſüſſes Schwatzen, Philomelens Klaglied,
bringt den jungen Frühling, weiß und röthlich, wieder.
Lachen alle Wieſen, lacht der heitre Himmel,
Zevs ſchaut froh herab auf ſeine Tochter Tellus.
Liebe füllt die Lüfte, füllt das Meer, die Erde;
Alles was da lebet gattet ſich zum Lieben —
Mir, Ermüdtem, mir nur kehren ſchwere Seufzer
wieder, die Sie ausſchöpft aus des Herzens Tiefe,
die des Herzens Schlüſſel in den Himmel wegtrug.
Nun iſt mir der Vögel Lied, der Auen Blühen,
nun ſind mir der Mädchen keuſche Liebesſpiele
nichts wie öde Wüſten, leer und todt an Freude.

K.

Lied.

Der Sonnen ſchönſte wärmt das Land
und heilig iſt die Erde,
wo vormals unſre Wiege ſtand,
am väterlichen Heerde.

Vor allen Bäumen grünt der Baum,
in deſſen kühlen Schatten
wir unſern ſüßen Kindertraum
an Frühlingsmorgen hatten.

Vor allen Thälern blüht das Thal,
vom reinen Bach umſchlungen,
an welchem uns zum erſten mal
die Vögel nach geſungen.

Doch wenn ein zweytes Vaterland
ſich unſer Herz erfindet;
wenn Liebe dort, mit eigner Hand,
uns an ein Mädchen bindet:

Auf einmal ſehen wir, geweckt
aus unſern Kinderträumen,
den Baum, der Liebchens Hütte deckt,
vor allen andern Bäumen.

Du kleines, väterliches Land,
wo mir der Tag geſchienen,
als mich die erſte Muſe fand,
am Weidenbach, im Grünen!

Du gutes Land, wo Flur und Hain
in ſichrer Einfalt blühen,
wo rings ſich um den teutſchen Rhein
die Trauben-Hügel ziehen.

Wie liebt' ich, o, wie liebt' ich dich;
und weinte dir entgegen!
Wie ſehnt' ich, o, wie ſehnt' ich mich,
mit lauten Herzens-Schlägen!

Nun aber Lieb' im Buſen wallt,
nun geh' ich deine Freuden
um einen öden Tannen-Wald,
auf ungeſchmückten Haiden;

Weil auf der Haide Liebchen wohnt,
umweht von Tannen-Hainen,
und Freudenvoller Sonn' und Mond
auf ſie herunter ſcheinen.

Die Trauben-Hügel, Flur und Bach,
und alles will ich miſſen:
O Liebe! nur ein Hütten-Dach,
mein Mädchen da zu küſſen!

T**s.

Der Kuß.

Welch ein Kuß! — Und deine Wangen,
lieblich, wie zur Roſenzeit
junge Knoſpen aufgegangen,
hat kein Jüngling noch entweiht!

Aber Himmels-Kinder wachten,
als du ſchliefſt, um deinen Mund,
küßten deine Lippen, machten
ihr Geheimniß ihnen kund.

Lehrten ſie dies holde Schweben,
dieſen Wonnedruck, ſo leicht,
wie des Frühlingswindes Beben,
wenn er zwiſchen Blüthen ſchleicht.

Wenn er kömmt ins Thal, auf Klippen,
zu beſeelen Feld und Fluß.
Götterkraft iſt deiner Lippen
leiſes Schweben, iſt dein Kuß!

Hundert Quellen einer ſüßen
neuen Wolluſt thun ſich auf;
Rieſeln in mein Herz, und fließen
mächtiger, in vollem Lauf;

Strömen hin durch alle Glieder:
Sterbend ſucht mein Auge dich;
Und es iſt, erwach' ich wieder,
als begrüßten Engel mich.

T**s.

Emma und Eginhard, eine Romanze.

Geh, Betty, ſchließ die Laube zu
und gieb die Harfe mir,
von einem Fräulein, ſchön wie du,
ſing ich ein Liedchen dir.

Der große Karl, ein teutſcher Held,
des Fräuleins Vater war;
die Sachſen ſchlug er aus dem Feld,
und manche Mauren-Schaar.

Doch

Doch Emma war ſo furchtbar nicht,
mild, heiter, minnereich;
ein Roſenbeet war ihr Geſicht,
ihr Aug' dem Himmel gleich.

Die ſchlaue Mutter hielt ſie hart,
kein Ritter kam ihr nah,
bis auf den Junker Eginhard,
den Schreiber des Papa.

Ein hübſcher Mann von altem Stamm,
Pechſchwarz von Aug und Haar,
flink wie ein Hirſch, ſanft wie ein Lamm,
und keck, wie Roland war.

Den ganzen Winter gab er ihr
im Schreiben Unterricht;
allein ſie ſah nie aufs Papyier,
nur ſtets ihm ins Geſicht.

Ein weiches Herz führt Mädchen weit
im ſiebenzehnten Jahr.
Herr Eginhard in kurzer Zeit
der Hahn im Korbe war.

Einſt hatte Karl das Zipperlein,
und zog mit ſeinem Weib,
der ſchönen Hildegard, allein
im Schach zum Zeitvertreib.

Es war um Lichtmeß. Einhards Knie
erſtarrt' im Vorſaal. Ach!
da führt ihn Satan, weiß nicht wie,
In Emmas Schlafgemach.

Lag ſie zu Bett? Die Chronika
ſagt nichts davon; genug
der arme Junker wärmt ſich da,
bis Glocke zwölfe ſchlug.

Die Mette ſchallt. Mit einem Kuß
entwich er. Doch o weh!
im Hof, durch den er waten muß,
lag nun ein tiefer Schnee.

Was ſeh ich, ſchrie er, groſer Gott!
Läßt ſich mein Fußtritt ſehn,
ſo ſterb ich heut auf dem Schaffot,
du mußt ins Kloſter gehn.

Stumm, wie die Schmerzensmutter, lief
das Fräulein durchs Gemach;
auf einmal ſtund ſie ſtill und rief:
Nur mir, Gelichter! nach.

Auf ihren Schultern trägt ſie ihn,
beym klaren Mondenſchein,
durch den beſchneyten Schloßhof hin,
bis in ſein Kämmerlein.

Doch ach, ihr Heilgen alle ſteht
dem armen Paare bey!
Karl ſieht aus ſeinem Kabinet
die ſeltne Reuterey.

Voll Wuth griff er nach ſeinem Schwerdt,
ſchoß wie ein Pfeil heran;
Sterbt beyde, rief er — Nein, bekehrt
euch erſt! — Holla, Kaplan!

Der Prieſter hörts; mit ſchwerem Kopf,
das Chorhemd in die Queer,
mit ofnem Wamms und Hoſenknopf
flog er beſtürzt daher.

Für einen Hogarth wärs ein Bild
zum Mahlen — Sie auf Knien,
Karl mit dem Schwerdt, der Knapp als Schild
gelehnet auf ſie hin.

Was ſoll ich? fragt der Mann zerſtört,
und beyde Händ' im Haar —
Huy, ruft ihm Karl, und bricht ſein Schwerdt,
vermähle dieſes Paar!

Pfeffel.

Baldewein, Pegaſus und Ruſtifeil, eine Fabel.

Ein Eſel aus der Mühle kam,
und ſeinen Weg zur Weide nahm;
da kam ein weißer Hengſt geſchritten,
(kein Prinz hat ihn je ſchöner geritten:)
und was das rarſte an ihm war,
das war ein herrlich Flügelpaar,
das ihn zierte an beyden Seiten.
„Wer Henker mag dieſen Gaul wol reiten?„
dachte bey ſich Herr Baldewein:
„Solch ein Thier möcht ich ſelbſt wol ſeyn.„
Drauf hub er an: „Mit Gunſt zu fragen,
„Herr Hengſt, ich bitt Euch, wollt mir ſagen,
„aus was für einem Land Ihr ſeyd,
„und wer der Herr iſt, der Euch reit't?

„Mein

„Mein Sir! Ihr ſeyd ſo glatt geſtriegelt,
„daß man in Euren Seit'n ſich ſpiegelt,
„welch ſchöne Flügel, wie leicht Eur Fuß!„

„Ich (ſprach der Hengſt) bin Pegaſus,
„mein Reiter iſt ein Götterſohn,
„und wohnt auf'm Berge Helikon:
„dort hab' ich ſtets Ambroſia ſatt,
„davon iſt mir der Bauch ſo glatt.„

„Ey, ey! mein lieber Herr Pegaſus,
(rief Baldwein) „ſchaffts Euch nicht Verdruß,
„bitt ich den Berg mir anzuweiſen,
„möcht' auch einmal Ambroſia ſpeiſen;
„hier ſchleppt man ſich ſo müd und matt,
„und hat dafür kaum Diſteln ſatt.
„Mir ekelt vor der loſen Speiſe,
„nach Heliken thu ich eine Reiſe.„

„Der Weg iſt fern, gar manche Meil,
(ſprach Pegaſus) „der Berg iſt ſteil,
„ein Eſel hat ihn nie erſtiegen,
„will ich hinauf ſo muß ich fliegen.
„Folgt meinem Rath: bleibt wo Ihr ſeyd,
„ſchleppt Säck, freßt Diſteln, ſo ſeyd Ihr g'ſcheid.„
Hiermit ſchwang Pegaſus ſich auf,
und flog zum Heliken hinauf.

Den Baldewein das Ding verdroß.
Ha! dacht er, wart nur ſtolzes Roß!
haſt mir den Weg nicht wollen ſagen.
Was ſchadts! ich werd' ihn wol erfragen.
Die Frau Gevattrin Fledermaus

geht

geht ja am Tage niemals aus,
ich will mir ihre Flügel borgen,
die bind ich an, und reiſe morgen.
Ein Zweifel fiel ihm nur noch ein:
Wenn ich als Eſel dort erſcheine,
dacht er, ſo läßt man mich nicht ein;
da laß ich mir den Pürzel ſtutzen,
und mich als Engelländer putzen.
Die Ohren? — Ey, die hindern nicht;
ſie geben ein'm ein Amtsgeſicht,
und König Midas hochgeboren
hätt' ja auch ein Paar Eſelohren:
war doch ſonſt ein weidlicher Mann,
und Richter zwiſchen Apoll und Pan. „

Kurz, Baldwein ſchnallt die Flügel an,
putzt ſich, ſtampft freudig mit dem Fuß,
und dacht er wär ein Pegaſus.

Indem kam Ruſtifeil daher,
der war ein Bauer und Baldweins Herr.
„Gott grüß Euch Freund! (ſprach Baldewein)
„ich mag nicht mehr Eu'r Eſel ſeyn.
„Könnt nur ſelbſt Eure Säcke tragen,
„ich mag mich damit nicht mehr plagen;
„ich reiſe nach Heliken (daß Ihrs wißt)
„wo man ſtatt Diſteln Broſa frißt. „

Ruſtifeil ſich nicht viel beſann,
und ſtatt der Antwort er begann
dem Baldewein das Fell zu ſchmieren
und ihm fein zu Gemüth zu führen,
daß ſein Flug eitel Träumerey
und er noch immer ein Langohr ſey.

* * *

Wie manchem ſchlechten Dichterleut
gehts ſo, wie meinem Baldewein.
Träumt ihm einmal vom Helikon,
ſo läßt er Amt und Arbeit bleiben,
quält ſich, elendes Zeug zu ſchreiben,
und dünkt ſich einen Muſenſohn;
fühlt nicht des Recenſenten Schläge;
iſt ſtörriſcher noch als Baldwein war,
und beſſert ſich nicht um ein Haar,
und ſtolpert immer ſeiner Wege.

Aus Petersburg eingeſchickt.

II.

Das Hochburger Schloß. (*)

Nirgends hab ich die Wahrheit, theurer W**! über die wir in einſamen Abendgeſprächen eins wurden, lebhafter empfunden, daß alle Kunſt ewig iſt, als in den Gemäuren von Hochburg. Ich weiß nicht durch was für unbekannte Geſetze der Seele mir, wenn ich auf dieſen nackten Felſen herumhüpfe, Shakeſpear ſo gerne einfällt, — wenn ich jene abgeriſſene Säule wie eine Inſel ihr buſchigtes

(*) Die Ruinen eines alten Raubſchloſſes auf einem hohen Berge im Schwarzwalde.

tes Haupt dem Regen und Ungewitter darbieten ſehe, ich König Lear zu ſehen wähne, wie er die Winde aufruft es ſeinen Töchtern zuvorzuthun — wie er mit ſeinem Narren allein da ſteht, der durch die äuſſerſten Grauſamkeiten des Himmels ſo weit getrieben wird, daß er ſeines Amtes vergißt und ausruft: Dieſe kalte Nacht wird uns alle zu Narren und Wahnwitzigen machen. Ich ſehe die ganze erſchütternde Geſellſchaft von Unglücklichen, den Vater, der durch einen Baſtard hintergangen, ſeinen geliebten Sohn für einen Vatermörder hält; den Sohn ſelbſt in einen Tollhäuſer verkleidet, vor dem Vater zurückbebend, während Lear ihn zwingen will zu bekennen, ſeine Töchter hätten ihm das zugezogen; den edlen Kent, der mit Lebensgefahr zurückkommt dieſem Herrn der ihn verbannt hat, in einem Zuſtande zu dienen, da die ganze Natur wieder ihn empört zu ſeyn ſcheinet — Solche Gegenſtände müſſen an ſolchem Ort erwogen werden und ſie ſtellen ſich da von ſelber vor.

Die Natur zerſtört Schlöſſer um herrlichere Gegenſtände für die Kunſt hervorzubringen; und wär' es nichts weiter, als dem Geiſt des nachfolgenden Künſtlers aus den Reſten dieſes groſſen Werks zu ahnden übrig zu laſſen. Daher das unvollendete oft an dem Höchſten. Der Geiſt des Künſtlers wiegt mehr als das Werk ſeiner Kunſt.

Und nun der Geiſt, der einen Lear ſchuf — in dieſe Wirre von Umſtänden und Perſonen die ihn zu dem erſten und unglücklichſten aller Menſchen machen — In dieſem Alter — mit dieſer menſchlichen Ungerechtigkeit gegen einen Engel, den er in der letzten Scene todt auf die Bühne trägt! — Welcher Gewaltige hat ſeinen Bogen höher geſpannet, tödtenderes Geſchoß darauf gelegt?

Wo iſt ein König, der dieſes Blatt in die Hand nimmt und nicht in den innerſten Tieffen ſeiner Seele fühlt: So kann niemand als ein König leiden: ſo würde ich ſprechen, ſo würde ich zu ſprechen wünſchen, wenn mir etwas ähnliches wiederführe. Dieſe Hoheit unter der Schmach der Undankbarkeit ſeiner Kinder, dieſe feſte Ueberredung es könne das nicht geſchehen ſeyn was doch — gar zu grauſam! immer vor ihm geſchicht, dieſer Unglaube an das Laſter, dieſe Schmeicheleyen an das letzte Kind das ihm übrig iſt, es möchte die Unnatürlichkeit des älteſten nicht nachahmen, dieſe entſetzliche Verwünſchungen des erſten, um das zweyte dadurch von ſeinem Verbrechen abzuſchrecken — dieſes unerhörte Gewißwerden einer noch gröſſern Abſcheulichkeit an dieſem, dieſes Hinausſtürzen aus ſeinen Thoren den aufgebrachten Elementen entgegen, um nur nicht Zeuge deſſen zu ſeyn, das er aus Mitleiden gegen ſich ſelbſt, ſich zu verheelen vergeblich gerungen hatte — doch

doch wer darf über Laokoon reden? Und über Lear, wer darf das? —

Und nun vollends ihn vertheidigen — ihn gegen Schmähungen retten? — zugeben, daß bey all seinen Fehlern — (*)

Doch ich sage kein Wort. Voltärens Brief an die Akademie war das herrlichste Zeugniß für Shakespearn, je schmähender, desto herrlicher, desto redender der Beweiß, daß er sich verdunkelt zu werden fürchtete — bey einer Nation die ihm eine Säule setzte, und mit Recht (**). Warum Sh. vertheidigen? Wozu die Kleinherzigkeit? Etwa weil V. sagte, in dem Ausdruck: Ich habe keine Maus treten hören, läg' eine Abgeschmacktheit. Wem ist denn nicht bekannt, daß seine Semiramis kein Kind erschreckt hat, daß Piron ihm drüber zurief: Bourreau tu voudrois bien que je l'eusse faite (***) — derweile Shakespears Gespenst Weiber kreissen machte, eben weil es durch diesen ungekünstelten Ausdruck des

(*) S. die Vertheidigung Shakespears gegen einige neue Voltärische u. s. f.

(**) Obschon ich dem Genfer Philosophen eine gegen über wünschte.

(***) Mais tu n'applaudis pas, sagte Voltäre zu P... que dis tu de ma piece?

Soldaten vorbereitet war. O der Schrey der Natur braucht keiner Vertheidigung, er läßt ſich in allen Menſchen hören.

Alles was Voltäre wieder ihn ſagt, weiſt den unglücklichen Liebhaber, der, anſtatt ſich die Neigung ſeiner Nation auch dadurch zu erhalten, daß er ihrer Untreue ſelbſt und ihrem Eigenſinn in den Vergnügungen, worinn denn nun jeder Menſch ſeinen Eigenſinn haben will, Vorſchub thut, hingeht und ſich ihr durch ſeine Eiferſucht vollends beſchwerlich macht. Nichts als ſein Alter kann ihn entſchuldigen: wozu brauchts aber bey einem ſolchen Fehlſchritt den er thut — Vertheidigung?

Wird man nicht gezwungen ſeyn, Sh. am Ende gegen ſeine Freunde, gegen ſeine Vertheidiger zu vertheidigen? Wenn ſeine Helden nicht ſo ſprechen als ſie zu unſern Zeiten würden geſprochen haben, wem ſuchte er ſie anſchaulich, wem intereſſant zu machen, ſeiner Zeit, oder der unſrigen? Iſt das Fehler, Ihr die ihr Studium aus ihm machen ſollt? — Götter und Menſchen! iſt das Fehler? Kommt es nicht darauf, darauf allein an, wie er ſich die Helden gedacht hat, nicht wie ſie uns ein ſchielendes Nebenwort darſtellt? Kann er dafür, daß wir an Nebenwörtern hängen bleiben, daß unſere Abſtraktionsgabe ſo klein, unſere Vorſtellungskräfte

ſo

ſo dürftig ſind? Daß Voltäre ſo thut, verdenk' ich ihm nicht; aber daß ſeine Gegner ſo unendlich treuherzig ſind, und in vollem Ernſt ſeine Ausflüchte für Schmähungen beantworten — Haben ſie denn nie einen Menſchen in der Paßion ſprechen hören? Welch ein Triumf für ein Mädchen, die es bey ihrer Nebenbuhlerinn dahin bringt?

Eine ganz andere Vertheidigung von Shakeſpearn nehme ich über mich, gegen ſeine Vertheidiger, gegen ſeine Schutzredner, gegen Alexander Popen der ſeine Werke herausgegeben hat. Er ſagt in der Vorrede ſeiner Ausgabe von einigen Stücken die er als elend brandmarkt, es ſey wahrſcheinlich, daß ſie Shakeſpearn untergeſchoben worden und er aufs höchſte nur bey etlichen Scenen ſeine Hand gehabt. Ich muß geſtehen, das Beywort elend, bey Stücken, bey denen er auch nur die Hand gehabt, beunruhigte mich auſſerordentlich. Wie aber, wenn ich bey näherer Unterſuchung gefunden, daß Pope all dieſe Stücke die er, um ſichs bequem zu machen, unter Einen Hauffen warf, wahrſcheinlich nicht geleſen, geſchweige auf kritiſcher Waage abgewogen? Daß ſie nicht ganz von Shak. ſind, gebe ich zu; daß er bey den meiſten vermuthlich nur das Canevas entworfen, glaube ich auch; daß er an dem abſcheulichen Stück Titus Andronikus nicht den mindeſten Antheil hatte, bin ich überzeugt; aber daß Perikles,

der Londner Verſchwender, Lord Cobham, Thomas Cromwell elende Stücke ſind, getraue ich mich öffentlich zu wiederſprechen.

Im Perikles König von Tyrus, (*) iſt der ganze Gang des Stücks, ſo wild er ſcheint, Shakeſpeariſch. Ein König, der den Nachſtellungen eines mächtigern entflieht, Schiffbruch leidet, unter Fiſcher kömmt, ſich einen Harniſch auffiſcht, damit zu den Turnierſpielen geht, unerkannt den Preiß erhält, mit des Königs Tochter vermählt wird, mit ihr zur See geht, ſie dort verliehrt, ihr Kind, das er Marina nennt, an dem ſein ganzes Herz hängt, einem Gouverneur in Tharſus, ſeinem beſten Freunde aufzuheben giebt, derweil er nach Hauſe eilt, um einen ausgebrochenen Aufruhr zu ſtillen; darauf wiederkehrt, ſeine Marina vorgeblich todt findt und bey ihrem Grabmahl, das man ihm zeigt, die Sprache verliehrt, darauf drey Monath auf der See umherirrt, weil ſeine Leute ihn durch die Reiſe zu zerſtreuen ſuchen, in einem Seehaven ein Mädchen zu ihm an Bord des Schiffs gebracht wird, das ihn mit ihrer Laute, auf der ſie Wunder thut, aufzumuntern verſuchen ſoll, er, nachdem er ihr eine Weile zugehört, ſie angeſtarrt, ausbricht: Hum, ha! der erſte artikulirte

(*) In einer ältern Ausgabe von Shakeſpears Werken, die zu London 1714. herausgekommen printed for Jacob Tonſon, in the Strand.

kulirte Laut, den man in drey Monathen von ihm gehört, sie ihm näher tritt, er sie zurückstößt, sie sich nicht erschröcken läßt, bis er zu reden anfängt:

„Mein Weib, sagt er nach einigen Fragen, sah aus wie dies Mädchen und so hätte meine Tochter werden können. Wo wohnst du, wo wardst du erzogen? „

Sie: Meine Geschichte würde dir Lügen scheinen, wenn ich sie erzehlte, du würdest die Gedult nicht haben, sie auszuhören.

Er: O erzähl, erzähle! Falschheit kann unter diesen Mienen nicht wohnen, die bescheiden wie das Antlitz der Gerechtigkeit, wie die Wohnung der Wahrheit sind. Ich will dir alles glauben, ich will meine Sinnen zwingen, sich die Unmöglichkeit selbst möglich vorzustellen, denn du siehst einer ähnlich, die ich liebte — Wer sind deine Freunde? Kamst du nicht wieder als ich dich zurückstieß? Ach da überfiel michs, du müßtest nicht von gemeiner Geburt seyn.

Marina. Auch bin ichs nicht.

Perikles. Wer sind deine Eltern? Sagtest du nicht, du hättest viel Unrecht erlitten und deine Leiden könnten den meinigen gleichkommen, wenn du sie erzähltest?

Marina. So ſagt ich.

Perikles. Erzähle mir alles. O wenn es der tauſendſte Theil meines Ungemachs iſt, ſo biſt du ein Mann und ich habe gelitten, als ein Weib. Denn du ſiehſt aus wie die Geduld, die auf die Gräber der Könige hinabſieht und der äuſſerſten Strenge des Schickſals die Waage aus der Hand lächelt. Wer ſind deine Freunde? wie heiſſeſt du? Liebes Mädgen komm ſitz zu mir nieder.

Marina. Ich heiſſe Marina.

Perikles. Marina! — O der Himmel ſpottet meiner, irgend ein erzürnter Gott ſendt mich hieher, der ganzen Welt zum Gelächter zu dienen.

Marina. Ich bitte euch, lieber Herr, ſeyd geruhig, oder ich will hier abbrechen.

Perikles. Fahr fort, fahr fort.

Marina. Es war ein Mann von Anſehen und Macht, der mir dieſen Namen gab, es war mein Vater und — ein König.

Perikles. Eines Königs Tochter! und Marina! —

Marina. Ich ſagts euch zum Voraus, daß ihr mir nicht glauben würdet.

Perikles. Du haſt Blut in den Adern, du biſt keine Erſcheinung — und Marina — wo wardſt du geboren.

Marina. Auf dem Meer, darum gab mir mein Vater dieſen Namen.

Per. Gieb mir andere Kleider, Hellikanus u. ſ. f.

Ich frage, ob eine Wiedererkennung rührender ſeyn kann, beſonders wenn ſie vorbereitet worden, wie ſie es durch die Schickſale des unſchuldsvollen Mädgens iſt, die im vorhergehenden Akt dargelegt werden. Der Gouverneur von Tharſus erzog ſie mit ſeiner Tochter, die ſie in allen Stücken verdunkelte; die Mutter ward neidiſch darüber und trug einem Bedienten auf, ſie auf einem Spaziergange zu ermorden, der aber durch ihre Schönheit gerührt ſie an Seeräuber verkaufte. Dieſe thaten ſie in ein lüderliches Haus, wo ihre Tugend auf die härteſten Proben geſtellt ward und ſie die zügelloſeſten Wohllüſtlinge in einer Entfernung zu erhalten wußte, daß die Aufſeherin des Hauſes ſagte, ihr Haus ſey eine Kirche geworden, ſie verliere die Kundſchaft, jedermann gienge bethend fort. Es iſt wahr, dieſe Scenen ſind mit zu weniger Delikateſſe behandelt, als daß ſie Sh. zugeſchrieben werden könnten: indeſſen iſt auch hier nicht von der Ausführung, ſondern von dem erſten Entwurf des Stücks die Rede.

Im Londner Verſchwender iſt der Hauptkarakter mit einer Wahrheit angelegt und durchgeführt, die überall den Meiſter verräth. Man ſtelle ſich vor, was es für Scenen geben muß, wenn ein junger Durchbringer ſeine Verwandten in London mit Borgen auf ihren Namen ſo in die Enge treibt, daß ſie ſich beym Vater darüber beſchweren müſſen; wenn der Vater, um ein Augenzeuge der Verſchwendungen ſeines Sohns zu ſeyn, ſich ſelbſt unter einer Verkleidung nach London auf den Weg macht, und beym Sohn, der ihn nicht erkennt, in Dienſte begiebt; wenn dieſer auf die grauſamſte Art mit ihm umſpringt, ihn zwingt, ihm bey allen Wucherern und Geldjuden Geld aufzutreiben; wenn er hernach vorgiebt, ſein Vater ſey geſtorben und hab ihn zum einzigen Erben eingeſezt, welches dieſer mit der entſchloſſenſten Geduld leidet, um zu ſehen wie weit der Sohn es treiben werde; wenn er unter dieſem Vorwand eine reiche Erbin heyrathet, wozu ihm der Vater ſelber behülflich iſt, weil er hofft, dieſe Perſon, welche alle Tugenden ihres Geſchlechts beſizt, werde ihn am erſten zurückbringen; wie er nichts deſtoweniger in ſeiner Verſchwendung fortfährt, bis ſeine Frau, die einen harten Vater hat, ihr Brod durch Dienen bey ihrer eigenen Schweſter ſuchen muß; wie er erſt Bettler, dann Straßenräuber wird, und ſeiner eigenen Frau, die ihn wohl erkennt, und deren Güte für ihn ohne Grenzen iſt, ihren lezten Schil-

ling

ling abbettelt, unter dem Vorwand, er habe eine kranke bettlägerige Frau zu Hauſe; wie er auch an ſeinen Schwiegervater kommt, der ihn aber erkennt und übel mit ihm abfährt; wie man ihn endlich in Arreſt führen will, ſeine Frau ihren Vater auf den Knieen bittet, ihr zu erlauben, ihn dahin zu begleiten; wie er durch dieſe äußerſte Probe der Treue gerührt, das erſtemal in ſich geht, und nun ſein Vater hervorſpringt und ſich zu erkennen giebt, u. ſ. f.

Wer hat junge Verſchwender gekannt, und findet hier nicht Geſchichte des menſchlichen Herzens?

Im Lord Cobham wird ein Bierbrauer Murley von der proteſtantiſchen Parthey, wegen Geldmangels von den Rebellen zum Ritter geſchlagen und zum Anführer eines Theils der Armee gemacht, dagegen er über fünftauſend Pfund Sterling erlegen muß. Die Scene iſt eine von den originellſten die ich geleſen, wo er mit ſeinen Sporen, die er in den Buſen geſteckt, auf dem Schlachtfeld erſcheint, und anfangs große Schwürigkeiten macht die Schlacht auf den Freytag zu liefern, weil in dem Jahr die Unſchuldigen Kindlein auf den Freytag gefallen ſind u. ſ. f.

In eben dieſem Stück zwingt Harpool, ein handveſter braver Bedienter des Lord Cobham, den Miniſterial des Biſchoffs von Rocheſter, der ihn in ſeiner

Ab-

Abwesenheit ohne Vorbewußt des Königs citiren ließ, um eine Sache an ihm zu haben, wenn jener sich nicht stellte; da der Gerichtsdiener ohnedas sehr hungrig ist, und dieser unterm Vorwand, ihm ein Frühstück reichen zu lassen, ihn ins Haus gelockt hat, seine Citation mit Siegel und allem aufzuessen. Eben dieser Harpool zwingt den Bischoff, als er seinen Herrn im Gefängniß besucht, (weil ihm bange ward, der König könnte sich wohl seiner annehmen) mit seinem Herrn die Kleider zu wechseln, der in dem bischöflichem Ornat ungehindert durch die Wachen kommt.

Selbst im Thomas Cromwell sind ausgezeichnet gute Stellen. Thomas ist eines Schmieds Sohn, schwingt sich aber durch sein unermüdetes Studiren empor. Die erste Scene, in der er bey dem Lärmen der Schmiede studirt, ist gewiß nicht uninteressant, so wenig als die, da er einen Lord aus seinem Vaterlande mitten durch die Wachen seiner nachstellenden Feinde in Italien führt, in dem Kleide eines tölpischen Knechts, den er aus England mitgenommen, und der in dem Kleide des Lords von ihnen gefangen genommen, da sie aber sehen, daß sie auf der Gottes Welt nichts mit ihm anfangen können, wieder losgelassen wird.

Ich bin freylich überzeugt, daß Sh. Ruhm durch diese Stücke nichts gewinnen kann, vielmehr, daß

sie

ſie ihn verdunkeln würden, wenn man ſie ihm ganz zuſchreiben wollte. Indeſſen kränkt es mich doch, daß man ein Stück, das auch nur unter ſeiner Aufſicht geſpielt worden, elend nennt — und daß man für ſeine Fehler warnen will. Für einen Pfuſcher von Nachahmer ſind alle Warnungen doch ohnehin verloren; und was ſollen ſie bey dem übrigen Publikum, das noch viel zu wenig bekannt mit ſeinem Werth iſt und ſo leicht wirkliche Schönheiten für Fehler nehmen kann? Wenn ſoll da je der Geſchmack feſt und groß und edel werden, und ſich nicht an jeder Kleinigkeit ſtoßen, über die die Meynungen der Menſchen doch ewig getheilt ſeyn werden?

L.

III.

Einige hiſtoriſche Nachricht von dem Ritterweſen der mittlern Zeiten.

Der Geiſt des Ritterthums, der ſich im 12ten und dem nachfolgenden Jahrhundert über ganz Europa verbreitete, und auſſer dem Einfluß, den er aufs Kriegswesen hatte, auch den Sitten eine ganz neue Geſtalt gab, und, bey dem allgemeinen Verfall der Religion, noch die Rechte der Tugend

und

und Menschheit aufrecht erhielt, ist ein so merkwürdiges Phänomen, daß es wohl verdienet, seiner innern Verfassung in etwas nachzuspüren. Ausser den Lebensbeschreibungen einiger der berühmtesten Ritter der neuesten Zeiten, und den Resten der Feudalgesetze, haben wir wenig andre Quellen als die ungeheure Menge der erdichteten Rittergeschichten übrig. So trübe diese letztern auch immer seyn mögen, so lassen sich für den Erdbeschreiber, den Heraldiker, den Genealogisten, und den Liebhaber des damaligen Costume und der Sittenmasse dieser Zeit noch immer wichtige Entdeckungen hoffen.

Einige in unsern Feudal- und Hofverfassungen übrig gebliebne Gebräuche, sind uns, weil wir in religiösen und philosophischen Ideen ganz auf eine andre Stelle gerückt sind, eben so veraltet, lächerlich, unbedeutend, groteſk, und riesenartig, als die Panzerhemde und Schwerdter der damaligen Zeit. Aber gewiß noch unbegreiflicher wäre das Gemisch von Heldenthum, Aberglauben, Galanterie, Ehrlichkeit, Enthaltsamkeit und Barbarey, wenn man die Erziehung der Edlen und Großen, (die allzeit kräftiger ist als alle Gesetze) nicht näher beleuchtet. Man erlaube uns daher hier einige obgleich flüchtige Blicke auf dieselbe.

In dem siebenten Jahr verließ der junge Ritter das Frauenzimmer, und kam unter männliche Aufsicht.

ſicht. Entweder genoß er ſeine Erziehung in dem väterlichen Schloß, oder waren ſeine Eltern geſtorben, und nicht im Stande dafür zu ſorgen, ſo gieng er an den Hof eines Königs, Fürſten, Herrn oder Prälaten. Denn ſchon in den damaligen Zeiten hatten mächtige und mindermächtige Herren ihren Hofſtaat mit den großen Aemtern beſezt, und wenn ein Abt oder Prälat auszog, war er von ſeinem Marſchall, Schenken u. ſ. w. begleitet. Selbſt jüngere Brüder dienten bey ihren älteren, die Ritter waren, als Stallmeiſter. Zuerſt wurden ſie als Knappen oder Buben angeſtellt. Sie begleiteten ihren Herrn auf der Jagd, richteten Botſchaft aus, warteten bey Tiſche, auf Spaziergängen und Beſuchen auf. Waren ihrer viele an einem Hofe, ſo ſtunden ſie, der äuſſern Policey nach, unter einem nach damaliger Zeit ſogenannten Zuchtmeiſter. Die Bildung ihres Herzens war hingegen den Damen überlaſſen. Dieſe unterrichteten ſie in der Religion, und denen für ihren Stand nöthigen Pflichten. Der junge Ritter wählte ſich freylich unter den Frauenzimmern die er kannte die Dame ſeines Herzens, die er nächſt Gott fürchtete und liebte. Sie war ihm ſein zweytes Gewiſſen; ihr empfahl er ſich in allen zweifelhaften Fällen, überlegte vor ihrem Bilde was er thun und laſſen ſollte. Dieſer Genius begleitete ihn überall, begeiſterte, warnte und ermahnte ihn. So war dieſe von allen Begierden reine, abgezogne

Liebe,

Liebe, und Verehrung eines höhern Weſens die Mutter der edelſten Tugenden und Thaten. Was die Ehrbegierde nur nachahmungswürdiges und ſchweres in Duldung, Enthaltſamkeit und Würken aufgeben mochte, ward herzhaft unternommen, und ſtandhaft ausgeführt. Auch die Eingezogenheit, worinn die Frauen der damaligen Zeit lebten, trug dàrzu bey, daß ſie als beſſere Weſen angeſehen wurden, weil ihre Erſcheinung ſelten war. Nur nach erhaltenem Sieg, nur nach verdientem Mahl ſchenkten ſie den Rittern ihre Gegenwart, verbanden ihre Wunden, entkleideten ſie von ihrer Rüſtung, u. ſ. w. Zucht und Ehre war ihr Kleid, das ſo heilig war, daß es auch nicht durch die geringſte Nachrede durfte befleckt worden ſeyn. Miſchte ſich bey Feyerlichkeiten und Feſten, eine Frau von zweydeutigem Ruff unter andre ihres gleichen, die unbeſcholten waren: ſo nahmen ſie die Ritter, ſo reich und vornehm ſie ſeyn mochte, bey der Hand, und ſezten ſie an den Ort, der ihr gehörte. Ja ein gewiſſer Ritter Gottfried, hielt auf ſeinen Zügen bey jedem Schloß an, und wo er gegen den Ruff der Frau des Hauſes etwas zu erinnern hatte, machte er ſein Zeichen mit Kreide, das niemand auszulöſchen wagte. Oder war er mit der Tugend der Frau zufrieden, ſo hielt er ſtill, und grüßte ſie mit einer Rede und Ermahnung.

In dieſem Stande der Knappſchaft legten die junge Leute, die als Geſellen mit einander erzogen wurden, den Grund zu einer Freundſchaft, die ſelten anders als mit ihrem Tode erloſch. Sie verbanden ſich einander als treue Theilnehmer in allen Gefahren, die auf ſie warteten. Mit leichten und unſchädlichen Waffen erlaubte man ihnen die ernſthaften Gefechte der Ritter nachzuahmen, und ſich im Geiſt zu demjenigen vorzuüben, was ſie dereinſt leiſten ſollten.

Im vierzehnten Jahr vertraute man dem Knappen die Führung des Schwerdtes mit großen Feyerlichkeiten an. In Begleitung des Vaters und der Mutter trat er vor den Altar, und hörte, mit einer Kerze in der Hand, das Hochamt an. Nach Endigung deſſelben nahm der Prieſter ein Schwerdt vom Altar, weyhte es mit mancherley Segen ein, und gürtete es dem jungen Edelmann an, der es von nun an tragen durfte. Nun ward er nach und nach zu einem oder dem andern Amt ſeines Herrn erhoben, entweder, als Schenk, Küchenmeiſter, Stallmeiſter, oder Kämmerer. Der Zutritt zu der Perſon ſeines Herrn ward nun offner, man beehrte ihn mit mehrerm Vertrauen, trug ihm geheime und wichtige Geſchäfte auf. Er ward zu Geſellſchaften zugelaſſen, fremden Herren entgegengeſchickt, und in Abweſenheit des Herrn ſelbſt ihm aufgetragen, die

Gäſte des Hauſes zu bewirthen und zu unterhalten. Im Krieg und Turnier hielt er zunächſt ſeinem Herrn, trug ihm Helm, Schild und Lanze nach, reichte ihm die Waffen, führte die Pferde zu, half ihm beym Aufſteigen. Im Krieg vertraute ihm der Ritter ſeine Gefangne an. Indeſſen, bis ihm ſein Alter erlaubte losgeſprochen und zum Ritter geſchlagen zu werden, trieb er mancherley Leibes-Uebungen, die ſeinen Körper zum ernſten Gefechte vorbereiten konnten. Er tanzte mit der völligen Rüſtung, ſchwang ſich darinn ohne Bügel aufs Pferd, oder einem Reiter hintenauf, kletterte hohe Pfeiler hinan, oder half ſich blos mit den Händen an hohen an der Mauer feſten Leitern hinauf ohne einen Fuß an die Sproſſen zu ſetzen.

Man ſchätzte den Jüngling nicht ſehr, der blos in dem Hauſe ſeines Vaters erzogen war, weil man glaubte, die väterliche Liebe ſey zu ſchwach und zärtlich, als daß ſie ihn allen Gefahren und Beſchwerden ausſetzen ſollte, die zur Härtung der Seele und des Leibes nöthig wäre. Daher mußte jeder Edle wandern, und wer nicht gedient und gehorcht hatte, durfte nicht befehlen. Den Tag vor dem großen Ritterturnier ließen ſich dieſe Jünglinge in allerley Uebungen vor der Verſammlung des Volks, der Ritter und Damen ſehen, trafen aufeinander mit der Lanze, übten ſich mit dem Schwerdt, und

dem Wurfſpieß. Dieſes nennte man die kleine Probe; und waren ihre Waffen leichter, und kürzer, als der Ritter ihre. Hielten ſich einige unter ihnen auſſerordentlich brav, ſo wurden ſie den andern Tag zum großen Turnier, oder der Meiſterprobe unter den Rittern ſelbſt zugelaſſen. Gewöhnlich war das 21te Jahr der Zeitpunkt wo ſie zu Rittern aufgenommen wurden; doch machte bey Fürſten die Geburt, und bey einigen Edlen, die vor der Zeit zu dieſer Ehre reif wurden, das Verdienſt eine Ausnahme.

Dieſe Aufnahme war ohnſtreitig die feyerlichſte Begebenheit in dem Leben eines Ritters. Viele Tage und Nächte vorher brachte er in ſtrengen Faſten und Gebeten zu, beichtete und genoß das heilige Nachtmahl. Er nahm verſchiedene Reinigungs-Bäder, und erſchien alsdenn zur neuen Geburt des Ritterthums vor dem Altar mit einem Prieſter und Taufzeugen. Nachdem er die Predigt von Erklärung der erſten Glaubens- und Lebens-Lehren mit Andacht angehört hatte, näherte er ſich dem Altar, das Schwerd eines Ritters an einer Schärpe am Halſe tragend. Er übergab es dem Prieſter der das Hochamt laß, der es weyhte und ſegnete, wie man heutzutage die Fahnen weyht. Alsdenn gieng er in ſeiner einfachen Kleidung mit gefalteten Händen, und warf ſich dem Ritter oder der Dame zu

Füßen, die ihm die Waffen anlegen ſollte. Meiſt geſchah dieſe Ceremonie in einer Kirche oder Kapelle, zuweilen auch in dem Saal oder Hof eines Schloſſes, oft auch auf freyem Felde. Der Ritter, dem der Candidat den Degen darbot, fragte ihn: aus welcher Abſicht er in den Orden einzutreten gedächte, ob um zeitliche Ehre und Guts willen, oder allein zu Aufrechthaltung der Religion und des Ritterthums? Hierauf antwortete er zur Gebühr. Der Ritter nahm ihm den Eid ab, und gewährte ihn ſeiner Bitte. Oft legten ihm ein oder etliche Ritter alle Stücke der Rüſtung an, zuweilen verrichteten auch die Frauen und Jungfrauen dieſen Dienſt. Man gab ihm zuerſt die Sporen, und zwar den linken eher als den rechten, ſodann das Panzerhemd, den Küraß, die Armſchienen und die Handſchuh — alsdann gürtete man ihm das Schwerdt um. Nachdem er ſo ausgerüſtet war, ſtund der Ritter, der ihm den Orden ertheilen ſollte, von ſeinem Thron auf, und gab ihm den Ritterſchlag, der gewöhnlich in drey Schlägen mit dem flachen Schwerdt auf die Schulter oder an den Hals des Ritters beſtanden. Zuweilen war es ein Backenſtreich. Dieß hatte die geheimnißvolle Deutung, daß er von nun an geſchickt ſeyn ſollte, alles zu dulden, Leid und Schmerzen, zu Ehren und Frommen des neuen Standes, dem er eingeweyht war. Bey dem Ritterſchlag hörte man die Worte: Ich ſchlage dich zum Ritter, im Na-

Namen Gottes, des h. Michael, und des h. Georg. Zuweilen ſetzte man noch hinzu: Sey tapfer, ehrlich, und kühn. Alsdann erhielt er den Helm, den Schild, und die Lanze. Man führte ihm ein Pferd zu, das er, ohne Hülfe des Bügels beſtieg, tummelte, und Schwerdt und Lanze ſchwang. So zeigte er ſich in ſeiner ganzen Rüſtung auf einem öffentlichen Platze dem Volk. Dieſes erkannte in ihm ſeinen Vertheidiger, und auch ſeinen Richter. Es begrüßte ihn mit lautem Zuruf, und tanzte um ihn herum. In ſeinem Eid hatte ſich der Ritter zuerſt zu Aufrechthaltung der Religion, der Tempel und der Prieſter verpflichtet. Daher ſtand er auch, ſo lange man das Evangelium ſang oder las, und hielt das bloße Schwerdt mit der Spitze in der Höhe, zum Zeichen, daß er ſtets zu ſeiner Vertheidigung bereit ſey. Ein Gebrauch, der itzt noch in Pohlen übrig iſt. Auſſer der Religion waren ihm die Wittwen und Wayſen, und alle unter dem Druck ſeufzende Perſonen empfohlen, und er war ſchuldig, ſie mit Aufopferung ſeines Lebens zu retten. Ferner war ihnen die Ehre der Damen heilig; niemand durfte vor einem Ritter etwas ihnen nachtheiliges ſprechen, ohne von ihm zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Selbſt die Damen ſetzten ihr Recht an dieſe Vertheidigung zum Unterpfand ein, daß ſie verwürkt zu haben einwilligten, wenn ſie das einem Ritter gethane Eheverſprechen nicht halten würden.

Auſſer dieſen Verbindlichkeiten machte ſich der Ritter in ſeinem Eid zu Ausübung der drey Cardinal-Tugenden anheiſchig, als Tapferkeit, Freygebigkeit und Beſcheidenheit. Denn ſo ſpricht der König Perceforeſt: Hätte ich Reichthum und Land wie der König Alexander, Klugheit wie der weiſe Salomon, und Ritterthat gleich dem braven Hektor von Troja: wenn der einzige Hoffarth in mir regierte, wäre dieß alles für nichts zu achten.„ Schon bey den alten Teutſchen war nach Tacitus Bericht Wort und Treue ſo heilig, daß ſie ſich freywillig dem zu Sklaven anboten, gegen den ſie im Spiel ihre Freyheit verlohren hatten. König Artus gab hierinn ein ſeltnes Beyſpiel. Weil er einem Ritter ſein Wort gegeben hatte, ſeine Frau die Königin wegzuführen, ſo achtete er wenig auf ihre Klagen, ſondern übergab ſie dem Ritter. Dem, der ihm dagegen ſprach: antwortete er: Ein König iſt mehr Sklave ſeines Worts als jeder andre, und der würde ein Schurke ſeyn, der hier ſeinen Stand als König wollte geltend machen. Donc eſt le Roy plus ſerf que autre, et qui vouldroit eſtre Roy, honny ſoit il.

Von dieſer Rittertreu findet ſich bey Joinville ein noch merkwürdigers Beyſpiel. In der Belagerung von Damiette fürchtete die Gemahlin des H. Ludwig in die Hände der Ungläubigen zu fallen. Sie warf ſich daher einem alten Ritter zu Füßen, ihr

ihre

ihre Bitte nicht zu verſagen. Der Ritter verſprachs. Dieſe Gnade warum ſie bat, beſtand darinn: ihr, wenn die Saracenen ſich der Stadt bemächtigen würden, das Haupt abzuſchlagen. Der Ritter antwortete: von ganzem Herzen will ichs thun, und ſchon habe ichs ohnedieß im Sinn, wenn es Noth ſeyn würde. So ſehr war die Ehre der Damen überhaupt den Rittern anempfohlen, allein noch ungleich mehr, wenn ſie einer Dame insbeſondere durch Dienſt verpflichtet waren. Daher waren die Nachſtellungen, die man gegen die Treue der Frau ſeines Herrn unternahm, ein Capitales Lehenverbrechen, und das unverzeihlichſte von allen, das ſogleich den Verluſt des Lehens nach ſich zog.

IV.

Arioſts Zwietracht.

Probe von Heinſens Ueberſetzung des wüthenden Roland. (*)

Geſang 14, Stanze 68. u. f.

— Inner Paris ließ der Kaiſer den Tag vor dem Kampfe Prieſter und Mönche, weiſe, ſchwarze, und graue, überall Gottesdienſt und Meſſen halten; und die Leute, die zuvor

(*) Aus dreyßig fertigen Geſängen genommen: ohne beſondere Wahl, als daß dieſe Stanzen auſſer dem Zuſammenhange ſich am leichteſten verſtehen laſſen; wenn man keine ganze Epiſode

gebeichtet hatten, und den Händen der unterirrdiſchen Feinde entnommen worden, giengen alle nicht anders zur Communion, als ob ſie den folgenden Tag zu ſterben hätten.

Und er wohnte unter Baronen und Rittern, Fürſten und Geſandten, in der großen Kirche mit vieler Religion dieſen göttlichen Handlungen bey, und gab damit den Andern Beyſpiel. Sagte mit gefaltenen Händen, und gen Himmel gekehrten Augen: „Herr, wenn ich auch ungerecht und grauſam bin, ſo wolle doch deine Güte nicht wegen meiner Schuld, daß dein gläubiges Volk zu büßen habe.

Und wenn es dein Will iſt, daß es büße, und daß unſer Vergehn die gebührende Strafe empfange, ſo werde wenigſtens die Züchtigung aufgehoben, ſo daß ſie nicht durch die Hände deiner Feinde geſchehe. Denn wenn ihnen zum Looſe fällt, uns umzubringen, die wir doch den Namen haben, deine Freunde zu ſeyn: ſo werden die Heyden ſagen, du kannſt nichts, da du deine Anhänger umkommen läſſeſt;

Und für einen, der dir abtrünnig geworden, werden es dir hundert durch die ganze Welt werden: dergeſtalt, daß das falſche Geſetz von Babel deinen Glauben vertreiben und zu Grund richten wird. Beſchirme dieſe Leute, welche dieſelben ſind, die dein Grab gereinigt, und von den garſtigen Hunden geſäubert, und deine heilige Kirche, ſamt deinen Statthaltern, oft vertheidigt haben.

Ich weiß, daß unſre Verdienſte nicht taugen, eine Unze Schuld abzutragen: und wir dürfen keine Vergebung von dir hof-

ſebe ausheben will. Und mehr, als ſo viel, hat man nicht für nöthig erachtet, die Herauskunft dieſer Ueberſetzung denen zu vergewiſſern, die daran zweifeln könnten, wenn dieſe Meſſe noch nichts davon erſcheint; oder vielleicht eine fremde zum Vorſchein kommen ſollte.

hoffen, wenn wir unſer gebrechliches Leben betrachten. Aber wenn das Geſchenk deiner Gnade hinzukömmt, werde unſre Rechnung wieder richtig gemacht und abgethan. Und wir können nimmer an deiner Hülfe verzweifeln, wann wir an deine Barmherzigkeit gedenken.„

So ſagte der andächtige Kaiſer in Demuth und Zerknirſchung des Herzens. Fügte andre Gebete hinzu, und ziemend Gelübd für die große Noth und ſeinen erhabnen Glanz. Das heiße Beten war nicht leer an Erfolg: denn ſein Schutzgeiſt, der beſſere Engel, faßte die Gebete auf, und ſpreitete gen Himmel die Schwingen aus, und kam, ſie dem Heiland zu erzählen.

Und wurden andere unendliche in ſelbem Augenblick von gleichen Bothen vor Gott gebracht; welche, als ſie die heiligen Seelen anhörten, ſie alle, das gute Geſicht von Erbarmen gefärbt, den ewig Liebenden anſahn, und ihm ihr allgemein Verlangen zeigten, daß die gerechte Rede des chriſtlichen Volks, das um Hülfe ficht, erhöret werde.

Und die unausſprechliche Güte, die nie vergebens von gläubigem Herzen gebeten ward, erhebt die gnädigen Augen, und macht mit der Hand ein Zeichen, daß der Engel Michel zu ihr komme. „Geh (ſagte ſie ihm) zum chriſtlichen Heer, das eben zuvor in der Picardey die Seegel niederließ, und bringe an die Mauern von Paris, ſo daß es das feindliche Lager nicht merke.„

„Such zuerſt das Stillſchweigen auf, und ſag ihm von meinetwegen, daß es mit dir zu dieſem Unternehmen komme: denn es wird mit beſter Kunſt alles zu beſorgen wiſſen, was zu beſorgen dienlich iſt. Dieß geſchehen; ſo geh eilends, wo die Zwietracht ſich aufhält. Sag ihr, daß ſie Zunder und Schwefel und Stahl und Stein mit ſich nehme, und im Lager der Mohren Feuer mache.„

„Und unter denen, die da den Namen der ſtärkſten haben, ſo viel Hader und Streit anzettle, daß ſie ſich zuſammen balgen, und die auf der Stelle bleiben, andre darüber gefangen, andre verwundet werden, und den der Aerger aus dem Lager treibe; ſo daß ihrem König wenig mit ihnen gedient ſey.„ Der gebenedeyte Engel wiederholt auf ſolchen Befehl weiter kein Wort, ſondern fliegt vom Himmel.

Wohin Engel Michel den Fittich richtet, flieht die Wolken, und erheitert ſich wieder der Himmel. Um ihn dreht ſich ein goldner Schein, wie wir zu Nacht Wetter leuchten ſehn. Denkt bey ſich unterwegs, wo er ſich niederlaſſe, der himmliſche Bothe, um weniger den Feind von Worten zu verfehlen, dem er den erſten Auftrag machen will.

Durchläuft, wo er wohne, wo er Verkehr habe; und kommen am End alle Gedanken überein, daß er ihn in der Brüder und eingeſchloßnen Mönche Kirchen und Klauſen finden kann; wo das Sprechen derweis ausgeſchloßen iſt, daß das Stillſchweigen, wo ſie die Pſalter ſingen, wo ſie ſchlafen, wo ſie ihre Portionen kriegen, und endlich über jeder Thür, geſchrieben ſteht.

In Meynung, es hier anzutreffen, bewegt er mit gröſſrer Eile die goldbeſpitzten Schwingen; und glaubte, ſicher zu finden, daß noch Friede hier wäre, Ruh, und Frömmigkeit. Fand ſich aber bald in ſeiner Einbildung betrogen, als er ins Kloſter kam. Stillſchweigen iſt nicht hier: und wurd ihm geſagt, daß es nicht mehr da wohne, außer in Ueberſchrift.

Sieht weder Gottesfurcht hier, noch Ruh, noch Demuth, noch Liebe hier, noch Frieden. Waren wohl 'mal da geweſen, aber im erſten Zeitalter; denn Schwelgerey, Habſucht und Bosheit, Uebermuth, Neid, Trägheit und Grauſamkeit hatten ſie weggejagt. Der Engel wundert ſich ob ſo großer

Neuig-

Neuigkeit. Gieng herum, und beſah die unſaubre Scheun, und findet, daß auch die Zwietracht da war;

Die, die ihm der ewige Vater geſagt hatte, daß er nach dem Stillſchweigen aufſuchen ſollte. Hatte gedacht, den Weg zum Avernus zu machen, da er glaubte, daß ſie unter den Verdammten ſtecke. Und fand ſie in dieſer neuen Hölle (wer ſollte ſichs einbilden) unter heiligen Kanzelreden und Meſſen. Kömmt Michel ſeltſam vor, daß ſie da ſey; die, die er aufzuſuchen, großen Weg zu machen glaubte.

Er erkannte ſie an dem hundertfarbigen Anzug aus ungleichen und unendlichen Streifen zuſammengeſetzt, die ſie bald, bald nicht bedecken, nachdem die Schritte und der Wind ſie auseinander machen; denn ſie waren aufgetrennt. Die Haare hatte ſie, das von Gold, und das von Silber, und ſchwarz und grau, und ſchienen Streit zu haben. Andre waren in Flechten, andre in Band gebunden; viele los auf den Schultern, einige an der Bruſt.

Von Vorladungen voll, und Klagſchriften, von Unterſuchungen, und Vollmachten hatte ſie die Hände und den Buſen; und dicke Bündel Gloſſen, Gutachten, und Lesarten: wodurch das Vermögen der armen Scheine in den Städten nimmer ſicher iſt. Hatte hinten und vorn, und auf beyden Seiten Notare, Procuratoren, und Advokaten.

Ruft ſie bey ſich Michel, und befiehlt ihr, daß ſie unter die ſtärkſten Sarazenen ſteige, und Urſach finde, die ſie reize, ſo groß Unheil unter einander anzufangen, daß ſie daran gedenken. Hernach befragt er ſie um Nachricht wegen des Stillſchweigens; kann leicht ſeyn, daß ſie davon höre, als eine, die Feuer anſchürt, und da und dort durch verſchiedne Oerter geht.

Die Zwietracht antwortete: „Ich entsinne mich nicht, es je irgendwo gesehn zu haben. Habs wohl oft nennen hören, und sehr für listig empfehlen. Aber die Betriegerey, eine hier von unsern Leuten, die ihm zuweilen Gesellschaft geleistet, denk ich, wird dir Nachricht davon zu sagen wissen. Und hob gegen eine den Finger auf, und sagte: ist die da.„

Hatte gefälliges Gesicht, sittsames Gewand, ein demüthiges Bewegen von Augen, den Gang einer Matrone, ein so gutthätig und bescheiden Reden, daß sie Gabriel schien der sagte Ave Maria. War scheußlich und ungestalt in allen dem übrigen: verbarg aber diese üble Bildung mit dem langen und weiten Gewand, und hatte darunter immer das vergiftete Messer.

Der Engel fragt die, welchen Weg er nehmen sollte, so daß er das Stillschweigen finde. Sagte die Betriegerey: „Sonst pflegte dieß unter Tugenden zu wohnen, und nirgend anders: bey Benedicten, und bey den Eliasbrüdern, in den Abteyen, als sie noch neu waren; blieb in den Schulen ziemliche Zeitlang, zu Zeiten des Pythagoras und Archytas.„

„Als diese Philosophen, und diese Heiligen fehlten, die es auf rechtem Wege zu halten pflegten, so giengs von den ehrbaren Sitten zu den Lastern über: fieng an, bey Nacht die Schelme zu begleiten, dann die Spitzbuben, und alle Unthat zu verüben. Es hält sich viel bey der Verrätherey auf: habs noch gesehn bey dem Morde.„

„Mit den Falschmünzern thut es gern sich in irgend ein finsteres Loch verschanzen. Aendert so oft Gefährten und Wohnung, daß es anzutreffen dir Glück seyn wird. Doch aber hab ich Hofnung, dir Anzeige davon zu geben: wenn du dafür sorgst, daß du um Mitternacht in die Hütte des

Schlafs

Schlafs kömmſt, ſo wirſts ohne Fehl (denn hier ſchläfts) kbanen antreffen.„

Obwohl die Betriegerey lügenhaft zu ſeyn pflegt, ſo iſt doch was ſie ſagt dem Wahren ſo gleich, daß ihr derr Engel glaubt. Darauf ſäumt er nicht, aus der Klauſe zu fliegen: mäßigt den Schwung des Fittichs, und überlegt und hat Acht, zu Zeit ans Ziel ſeines Wegs zu gelangen, daß er in der Hütte des Schlafs, die er wohl wußte, wo ſie war, dieſes Stillſchweigen finde.

Liegt in Arabien ein erfreuliches kleines Thal, ifern von Städten und Flecken, das im Schatten zweyer Berge ganz voll iſt von alten Tannen und ſtämmigen Buchen. Die Sonne führt vergebens den klaren Tag dahin, denn ſie kann nimmer mit den klaren Strahlen da durchdringen, ſo iſt ihr der Weg von den dichten Aeſten abgeſchnitten. Und hier geht ein in die Erde eine Höhle.

Unter dem ſchwarzen Walde geht eine geräumige und weite Grott in den Felß, an deſſen Stirn folgſamer Epheu ganz ſich herum windend mit verzogenem Schritt läuft. In dieſer Herberge liegt der träge Schlaf. Der Müßiggang ſitzt von der einen Seit auf Erden, vierſchrötig und fettt, und von der andern die Faulheit, die nicht gehen kann, und ſchwerlich ſich auf den Füßen hält.

Die gedächtnißloſe Vergeſſenheit ſteht am Eingange; läßt nicht ein, und erkennt Niemand: hört keine Botſchaft an, und überbringt keine; und hält gleicherweis einen jeden weit ab. Das Stillſchweigen geht herum, und macht die Runde: hat Filzſchuh an, und einen braunen Mantel um; und ſo vielen es von weiten begegnet, winkts mit der Hand, daß nicht kommen dürften.

Macht

Macht ſich ihm ans Ohr, und ſagt ihm leiſe der Engel: Gott will, daß du Rinalden nach Paris geleiteſt mit dem Volke, das er führt, um ſeinem Herrn Hülfstruppen zu bringen; aber daß dus ſo ſtill thuſt, daß keiner von den Sarazenen ſchreyen hört; ſo daß er viel eher, als das Gerücht Weg finde zu melden, ſie auf dem Nacken habe.

Das Stillſchweigen antwortete anders nichts, als, mit dem Kopfe nickend, daß es machen würde, und ſetzte gehorſam ſich hinter ihn; und waren beym erſten Flug in der Picardey. Michel regte die herzhaften Geſchwader, und macht ihnen kurz einen großen Strich Wegs, ſo daß er ſie in einem Tage nach Paris führte, und keiner gewahr wurde, daß es Wunder wäre.

Lief hin und wieder das Stillſchweigen, und machte allemahl vor den Geſchwadern, und ringsherum, einen hohen Nebel aufſteigen; und rede andre Seite hatte der Tag hell: und dieſer dicke Nebel ließ nicht, daß von auſſen Trompete noch Horn gehört wurde. Hernach gieng es unter die Heyden, und nahm einen mit ſich weiß nicht wen, der jeden taub und blind machte.

Während Rinald in ſolcher Eile kam, daß er wohl vom Engel geführt ſchien; und in ſolcher Stille, daß im Sarazeniſchen Lager ſich nicht ein Wort davon verlauten ließ: hatte der König Agramant die Infanterie in die Vorſtädte von Paris gebracht, und an den Graben unter die bedrohten Mauern; um dieſen Tag das äuſſerſte ſeiner Macht anzuwenden.

Wer die Armee zählen kann, die dieſen Tag der König Agramant wider Karln bewegt, wird noch auf dem ſchattichten Rücken des waldichten Apennins alle die Geſträuche zählen: wird ſagen, wie viel Wellen, wann die Fluth am höchſten iſt, dem Mauritaniſchen Atlas die Füße netzen; und aus

mit

wie viel Augen der Himmel die verſtohlnen Werke der Liebhaber um Mitternacht entdeckt.

Es ſtürmt mit den Glocken in häufigen Stößen, und ſchrecklichen Stimmen. Sieht ſich in dieſer Kirche und in jener viel Handgenhimmelhebens und Mäulergewackle. Wenn Koſtbarkeiten Gott ſo ſchön vorkämen, als unſern albernen Meynungen, ſo war das der Tag, wo das heilige Conſiſtorium jede Bildſäule von ihm auf Erden würd aus Gold gemacht haben.

Es läßt ſich die Wehklage hören der gerechten Alten: die zu dieſem Elend ſich aufgeſpart, und die heiligen ohne Arm und Bein auf dem Wahlplatz Gebliebenen glücklich preißen, die ſchon vor vielen und vielen Jahren in der Erde beygeſetzt. Aber die kecken ſtarken jungen, die wenig ihr nahes Unglück ſehen, verachten die Gründe der reifern, und laufen von da und dort zu den Mauern.

Hier waren Baronen und Paladinen, Könige, Herzoge, Ritter, Marcheſen, und Grafen, ausländiſche und einheimiſche Soldaten, für Chriſtum und ihm zu Ehren zu ſterben bereit, die, um den Sarazenen auf die Haut zu kommen, den Kaiſer bitten, daß er die Brücken niederlaſſe. Thut ihm gütlich, das kühne Gemüth zu ſehn; willigt ihnen aber nicht ein, ſie ausfallen zu laſſen.

Und ſtellt ſie an gelegne Oerter, um den Barbaren den Weg zu verwehren. Begnügt ſich da, daß wenige hingehn; dort iſt eine ſtarke Compagnie nicht genug. Einige haben Sorge, die Bränder zu handhaben, die Maſchienen andre, wo's nöthig ſey. Karl ſteht da und dort nimmer feſt, eilt überall zu Hülfe, und ordnet Schutz und Schirm.

Liegt in einer großen Ebene Paris, u. ſ. w. — Aber *ohe! iam ſatis eſt.*

V.

Miſcellanien.

6.

Die Griechen hatten auch ihre Teniers und Oſtaden.

Dies wird vielleicht manchem wie eine Läſterung klingen. Denn es iſt, ſeit Winkelmann den Ton bey uns angab, ſoviel von dem ſchönen Ideal der griechiſchen Kunſt, und von dem großen Geſetz der Schönheit, welches ſie in allen ihren Werken aufs heiligſte beobachtet haben ſollen, geſprochen und geſchrieben worden: daß Viele daher einen allzueingeſchränkten Begriff von dem Umfang der Mahlerey bey den Griechen faſſen, und ſich nicht vorſtellen, daß ſchwerlich aus irgend einer neuern Mahlerſchule, ſeit den Zeiten des Cimabue und van Eik, ein Meiſter von einigem Ruf hervorgegangen, der unter den Griechen nicht ſeinesgleichen gehabt hätte. Gleichwohl iſt dies ſo gewiß, daß ſie, wie geſagt, ſogar ihren Oſtade hatten.

Dieſer griechiſche Oſtade, oder Teniers, oder Brower, (denn wem von dieſen er am ähnlichſten geweſen, läßt ſich eben ſo genau nicht beſtimmen) lebte — man weiß nicht eigentlich wann, (*) und Plinius iſt, ſoviel ich weiß, der einzige Autor der ſeiner erwähnt. Er ſpricht von ihm mit eben der Wärme und aus eben dem Ton, wie ein neuerer Kunſtliebhaber, der, unbeſtochen von einem beſondern Lieblingsgeſchmack,

Er

(*) Daß er ziemlich lange nach dem Apelles gelebt habe, läßt ſich aus dem Plinius ſchließen.

Genie und Kunſt allenthalben und in allen Arten von Auswürkungen zu ſchätzen weiß. „Pyreikus, ſagt er, ſchadete ſich vielleicht durch die Wahl ſeines Faches; aber in der Kunſt hatte er nur wenige über ſich. Er mahlte niedrige Gegenſtände, in dieſen aber erwarb er ſich den gröſsten Ruhm. Er mahlte Barbierſtuben, Schuſterswerkſtätte, Küchenſtücke und dergleichen, und bekam daher den Beynamen ῥυπαρογραφος „ — ein Wort, das ich nicht teutſch zu machen weiß, es müſste denn durch Lumpereyen-Mahler ſeyn. Mr. *de la Nauze* (in ſeinen Memoires de la Maniere dont Pline à traité de la Peinture) überſetzts, noch weniger glücklich, durch Peintre de vilénies. Vermuthlich brachten ihm ſeine Feinde und Neider unter ſeinen Kunſtverwandten dieſen verächtlichen Namen auf, der ſich ſo übel zu dem hohen Werth ſchickt, den das Publicum auf ſeine Arbeiten legte. Dieſe waren *consummatae voluptatis*, ſagt Plinius: ein Ausdruck, der die äuſserſte Schönheit des Pinſels und Vollkommenheit der Ausführung anzudeuten ſcheint, die zu allen Zeiten das geweſen ſind, was den Liebhabern am meiſten Vergnügen gemacht hat. Daher, ſetzt er hinzu, wurden ſeine Stücke auch theurer bezahlt als die gröſsten Werke vieler andrer.

Der Vorerwähnte La Nauze — weil es ihm unbegreiflich vorkam, daſs Plinius der einzige ſeyn ſollte, der dieſes Pyreikus gedacht hätte, und daſs er hingegen in einem Werke, worinn er die ganze Geſchichte der Kunſt umfaſst, des Mahlers Pauſon, deſſen doch Ariſtophanes, Ariſtoteles, Plutarch, Lucian (*) und Aelian als eines bekannten Meiſters erwäh-

(*) Dieſer muſs abgerechnet werden; denn das Encomium Demoſthenis, worinn das nehmliche Hiſtörchen von dieſem Pauſon erzählt wird, das man auch im Aelian findet, iſt wohl ſo wenig von Lucian, als das elende Ding, Amores genannt, wiewohl die Abſchreiber beydes an ſeine Werke angeſchmiert haben.

wähnen, gar keine Meldung hätte thun ſollen — glaubt und behauptet ganz poſitiv, Pyreikus habe ſeine Exiſtenz vel quaſi bloß der Unachtſamkeit der Kopiſten zu danken, und Plinius habe alles, was vorhin angeführt worden, von dieſem Pauſon geſagt und ſagen wollen. Es iſt nicht wohl möglich, eine ſolche Sache anders als durch Vermuthungen auszufechten. Des Hrn. de la Nauze Gründe ſind nichts mehr als Vermuthungen. Die meinigen, warum ich ihm nicht beypflichten kann, ſind auch nichts mehr. Welche von beyden mehr wiegen, mögen diejenigen Leſer, die an dergleichen litterariſchen Erörterungen einiges Vergnügen finden, entſcheiden. Ich entſage zum voraus aller weitern Apellation.

Der franzöſiſche Akademikus bemerkt, daß nicht alle Mſcpte des Plinianiſchen Werkes Pyreicus, ſondern einige *Pracins*, andre Preicus leſen. Gut! Wie aber aus *Pauſon* — Pracius, Preicus oder Pyreicus werden könne, geſetzt auch der Copiſt ſchreibe halb im Schlaf, begreiff ich nicht; und noch weniger, wie es zugehen ſollte, daß nicht ein einziger Codex Pauſon hätte. Dies iſt eins. Sodann dünkt mich was der göttliche Ariſtoteles (auf den Hr. L. N. ſich hauptſächlich ſtützt) von Pauſon ſagt, ſtimme weit weniger zu dem was Plinius von ſeinem Pyreikus ſagt, als Hr. L. N. vermeynt. Ariſtoteles, da er im zweyten Abſatz ſeines Tractats von der poetiſchen Kunſt zeigt, daß nur drey Arten von Nachahmung der Menſchen und ihrer Sitten möglich ſey, nehmlich: Sie entweder beßer vorzuſtellen als ſie ſind, oder ſchlechter als ſie ſind, oder gerade ſo wie ſie ſind — ſetzt Erläuterungsweiſe hinzu: ſo hätten z. E. unter den Mahlern, Polygnotus die Menſchen vollkommner, Pauſon ſchlechter, und Dionyſius wie ſie ſind, geſchildert — oder, nach unſrer heutigen Art zu reden, Polygnotus habe ſie idealiſiert, Pauſon Caricaturen gemacht, und Dionyſius ſich an die gemeine

Natur

Natur gehalten, und ſie getreulich copiert wie er ſie vor ſich geſehen. Daß ich den Sinn des Ariſtoteles recht gefaßt und daß unter dem χειρος nichts anders als Caricaturen zu verſtehen ſeyen, beweißt nicht nur der ganze Zuſammenhang des Texts, ſondern auch die Stelle aus den Politicis des Philoſophen, welche Hr. L. N. ebenfalls citiert, ohne zu merken, wie viel ſie wider ihn beweißt. Ariſtoteles philoſophiert nemlich im 5. Kapitel des 8ten Buchs ſeines Werks von der Polizey, über den Einfluß der ſchönen Künſte, beſonders der Muſik, auf die Erziehung der Jugend. Da erwähnt er nun im Vorbeygehen der Mahlerey ſehr kaltſinnig, als einer Kunſt, die mit Nachahmung und Darſtellung der Sitten ſehr wenig zu thun habe, und ſolche durch ihre Figuren und Farben nur auf eine ſehr unvollkommne Art bewerkſtelligen könne; und ſetzt dann hinzu: „inſofern aber gleichwohl auch im An„ſchauen dieſer Dinge ein Unterſchied iſt, ſo ziemt ſich, daß „man jungen Leuten nicht die Stücke des Pauſon, ſondern „die Werke des Polygnotus, oder irgend eines andern morali„ſchen Mahlers, wenn es noch welche giebt, anzuſehen gebe„ — Mit allem Reſpect ſey es geſagt, den ein Homuncio dieſem gröſten Denker, der vielleicht je gelebt hat, ſchuldig iſt! — aber wahrlich kein Schulmeiſter und Pedant, vom Baltiſchen Meer bis zu den Säulen des Herkules, könnte mit höheraufgezogenen Augenbraunen und weniger Gefühl der Kunſt von der Mahlerey geſprochen haben. Doch davon iſt hier die Rede nicht. Genug, die Stelle beweißt was ich mit ihr beweiſen will: daß der Pauſon des Ariſtoteles und der Pyreikus des Plinius zween ganz verſchiedne Menſchen ſind. Plinius ſagt nicht ein Wort, woraus man nur argwöhnen könnte, daß Pyreikus ein Carricaturmahler geweſen. Er mahlte Barbierſtuben, Schuſterswerkſtädte, Küchenſtücke, d. i. gemeine, niedrige Natur, aber doch Natur; Natur, wie man ſie alle Tage ſehen kann, und die jeder junger Menſch

vom Prinzen bis zum Bauerjungen eben ſo gut ſehen darf als der weiſeſte Graubart. Kurz der Pyreikus, von dem Plinius ſpricht, gehörte in die Ariſtoteliſche dritte Klaſſe, welche die Menſchen abbildet wie ſie ſind. Pauſon hingegen machte Profeßion davon, ſie ſchlechter darzuſtellen, und darum nennt ihn Ariſtoteles, nach ſeinen ſcharfabgezogenen Begriffen, unmoraliſch, und glaubt, daß das Anſchauen ſeiner Carricaturen einem jungen Menſchen falſche und verächtliche Begriffe von der menſchlichen Natur geben und ſeinen moraliſchen Sinn beſchädigen könnte. Ja eben daraus, weil Ariſtoteles der Jugend das Anſchauen ſeiner Gemählde ſo ſcharf unterſagt, läßt ſich mit gutem Fug muthmaßen, daß auch die Sujets, wenigſtens von vielen ſeiner Carricaturen, anſtößig und unſittlich geweſen; da hingegen nichts in der Welt unſchuldiger ſeyn kann als die Tonſtrinae und Aſelli und Obſonia des Plinianiſchen Pyreikus. Mich dünkt, dies allein wäre ſchon genug, die Meynung des Hrn. L. N. in den Grund zu bohren. Aber ich habe noch eine Vermuthung, die von ſeiner Art zu mahlen hergenommen iſt, und der meinigen ein neues nicht geringes Gewicht giebt. Plinius ſpricht von den Werken des Pyreikus als von Meiſterſtücken der Kunſt, die durch die Feinheit des Pinſels und das Vollendete der Ausführung die Augen entzückten; kurz er ſpricht davon, wie Einer von den beſten Werken eines Gerard Dow ſprechen könnte. Dies konnte aber wohl ſchwerlich der Fall von Pauſons Carricaturen ſeyn, der ein Zeitgenoß des Polygnotus war, und alſo noch vor der 90ſte Olympiade blühte; zu einer Zeit, wo die Mahlerey bekanntermaßen noch weit von dem Grad der Verfeinerung und Vollkommenheit in Abſicht des Kolorits, der Mittelfarben, des Helldunkeln u. ſ. w. entfernt war, dem ſie ſich bald hernach, vom Zeuxes und Parrhaſius an bis zum Apelles, mit ſchnellen Schritten näherte. Alſo auch von dieſer Seite betrachtet kann Pyreikus und Pauſon nicht der

nem-

nemliche Mann seyn. Wie kommt es denn aber, daß Plinius kein Wort von Pauſon, und außer ihm ſonſt niemand ein Wort von Pyreikus ſpricht? Beynahe möchte ich, um ſo kurz als möglich aus der Sache zu kommen, geſtehen, daß ich überfragt ſey? — Aber vielleicht läßt ſich doch noch etwas antworten, daß beſſer als gar nichts iſt. Es iſt eine bloſe Hypotheſe, die aber das Factum ſo ziemlich zu erklären ſcheint. Ich nehme an, Pauſon ſey nichts weniger als ein ſehr vorzüglicher Mahler geweſen; er habe im Anfang ſeinen Succeß mehr der Neuheit und Biſarrerie ſeiner Stücke, dem rohen ſchlechten Geſchmack des großen Haufens, und dem Umſtand, daß auch mittelmäßige Gemählde, zumal kleine Stücke wie die ſeinigen geweſen zu ſeyn ſcheinen, noch etwas ſeltnes waren, zu danken gehabt: ſo wie aber die Kunſt geſtiegen, ſey Pauſons Name und der Werth ſeiner Carricaturen gefallen; bis ſie, wie es allen mittelmäßigen Werken zu ergehen pflegt, ſich zulezt aus lauter Unwerth rar gemacht, ſo daß zu Plinius Zeit entweder gar nicht mehr die Rede davon geweſen, oder dieſer große Litterator, in welchem der Liebhaber und Kenner auf eine ſo ſeltne Art vereiniget war, ſo wenig Geſchmack daran gefunden, daß ihm, über der groſſen Menge von ſchäzbaren Meiſtern und Werken wovon er zu reden hatte, der Sinn gar nicht an dieſen Pauſon gekommen.

Meine Vermuthung, daß er höchſtens nur ein ſehr mittelmäßiger Künſtler geweſen, wird durch das wenige was Ariſtophanes, Aelian, Suidas, von ihm ſagen, mehr beſtätiget als geſchwächt. Ariſtophanes erwähnt ſeiner nur um ſich über ſeine Bettelhaftigkeit luſtig zu machen; denn er war ſo arm, ſagt Suidas, daß man Sprüchwortweiſe zu ſagen pflegte, er iſt ärmer als der Mahler Pauſon. Für ſich allein bewieſe dieſer Umſtand nichts gegen ſeine Geſchicklichkeit; denn war Correggio nicht auch arm? Aber wenigſtens

beweiſt es, daß ſeine Arbeiten ſchon damals wenig geſchätzt wurden. Das Geſchichtgen, das Plutarch, Aelian (*) und der Verfaſſer des Encom. Demoſth. von ihm erzählen, (und das iſt alles was ſie von ihm ſagen) gereicht ihm noch weniger zur Ehre: denn es zeigt ihn zu gleicher Zeit als einen ſchlechten Künſtler, und als einen mauvais Plaiſant, — was kein guter Kopf nie geweſen iſt. Jemand verlangte von ihm, er ſollte ihm ein Pferd mahlen, das ſich im Staube wälzte. Pauſon mahlte einen Gaul in vollem Sprung und viel Staub um ihn her. Der Liebhaber, der das Stück beſtellt hatte, beſchwerte ſich, daß es nicht das wäre was er verlangt hätte, und wollt' es nicht bezahlen. Narre, ſagte Pauſon, kehr das Gemählde um, ſo haſt du ein Pferd das ſich im Staube wälzt. — Iſt ſich nun noch darüber zu verwundern, daß Plinius einen Künſtler von dieſer Stärke vergeſſen konnte?

Aber wenn ein Pyreikus exiſtiert hat, und ein ſo beliebter Mahler geweſen iſt, wie Plinius ſagt: wie iſts möglich, daß auſer ihm nicht Einer von ſo vielen griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern deſſen Erwähnung thut? — Dies iſt freylich nicht ſo leicht zu ſagen. Wiewol — was iſt in dieſer Art unmöglich? Pyreikus iſt nicht der einzige, den wir ohne Plinius nicht kennen würden. Geſetzt aber, er wär' es, iſt ſich am Ende ſo ſehr darüber zu verwundern? Die meiſten alten Schriftſteller erwähnen der Mahler und der Mahlerey nur zufälligerweiſe, oder reden, wie z. E. Properz (**) und Quintilian (***) nur von denen von der erſten Größe. Pyreikus war aus einer Zeit, wo die Zeuxes und Timanthes und Protogenes und Apelles ſchon die höchſten Preiſe gewonnen hatten.

(*) Var. Hiſt. L. XIV. c. 15.

(**) Eleg. L. III. 7.

(***) Inſtit. Or. L. XII. c. 10.

ten. Er mahlte nur kleine Stücke, die ſich in den Cabinetten der Reichen verlohren. Wie leicht geſchah es da, daß er den meiſten Gelehrten von Profeßion, deren Schriften und Compilationen auf uns gekommen ſind, unbekannt ſeyn konnte? Immer iſt das was Plinius von ihm ſagt hinreichend, ihm unter den vorzüglichſten alten Künſtlern ſeinen Rang zu erhalten. Pauſon hingegen möchte eben ſowol ganz ungenannt geblieben ſeyn, da die Ariſtophanes, Plutarch, Aelian u. ſ. w. nichts rühmlichers von ihm zu ſagen hatten als was wir geſehen haben.

Die Alten hatten auch ihre Watteaus — wenigſtens ſcheinen mir Kalades und Antiphilus und Ludius in dieſe Klaſſe zu gehören. Die beyden erſten mahlten *comicas tabellas*, Stücke mit komiſchen Perſonen, oder (wie Graf Caylus meynt) kleine Vorſtellungen des Inhalts der neuen Stücke die geſpielt werden ſollten, und ein paar Tage vorher, um das Publicum herbeyzulocken, ausgeſtellt wurden, wie in Italien noch gebräuchlich ſeyn ſoll. Der Charakter des Antiphilus war Leichtigkeit, ſagt Quinctilian, der ihn unter den berühmteſten Mahlern, nach der Epoche des Apelles, nennt; und Plinius zählt ihn zu denen, die ihren Ruhm der Schönheit ihres Pinſels und der Lebhaftigkeit ihres Kolorits zu danken hatten. Er war auch der Erfinder einer Art von Grotesken; denn er mahlte einen gewiſſen Gryllus in einer ſolchen Maske und Stellung, daß er (wie ſein Name lautete) eine Grille vorzuſtellen ſchien. Dieſer Einfall fand, wie man denken kann, bald Nachahmer, und man nennte dieſe Art von Grotesken Grillen, (γρυλλοι.) Ludius, ein Mahler aus Aetolien, zu Auguſts Zeiten, war der erſte, der den Einfall hatte, die Wände in Zimmern mit Landſchaften und Vorſtellungen ländlicher Geſchäfte und Beluſtigungen aus der würklichen Natur, zu bemahlen. Dieſe Art von

Tapezerey fand soviel Beyfall, daß sie bald zur allgemeinen Mode wurde. Es gieng den Alten hierinn wie es uns Neuern auch gegangen. Man kriegte der idealischen, mythologischen und heroischen Stücke so genug, daß man sich endlich von Herzen nach solchen sehnte, wo man die Natur wiederfand wie man sie immer gesehen hatte, oder wenigstens etwas das ihr ähnlich genug war, um von Leuten, die sie doch nur vom Hörensagen kannten, für Natur genommen zu werden.

Die schönen Künste haben bey allen Völkern einerley Gang gehabt. Zuerst kam eine Reihe von großen Meistern, die die Schöpfer ihrer Kunst wurden, und wovon der erste, wiewol er das schwehrste gethan hatte, natürlicherweise vergessen wurde, oder sich wenigstens nur in einer nominalen Hochachtung erhielt, weil er von seinen immer höher steigenden Nachfolgern ausgelöscht wurde. Durch diese lernte das Publicum die Kunst kennen, und nahm also, der Natur der Sache gemäß, Gesetze von ihnen an, anstatt ihnen Gesetze geben zu wollen. Aber so wie die Kunst einmal in einer gewissen allgemeinen Achtung stund, die Zahl der Liebhaber (oder kaufmänniſch zu reden) die Nachfrage sich vermehrte, und es endlich Mode, Ton, Decenz wurde, eine Galerie, oder doch ein Cabinet zu haben, oder wenigstens sein Haus, seine Villa, mit Gemählden zu meublieren: so wurde unvermerkt das Publicum Meister über die Kunst. Die Künstler wurden nun als Leute angesehen, die man dafür bezahlte, daß sie unsern Leidenschaften dienten; sie mußten sich dem Eigensinn und den Launen der Großen und Reichen, dem Unbestand des unwesenklichen Dings was die Weltleute Geschmack nennen, und der Eitelkeit der Eitelkeiten — etwas aufweisen zu können, das sonst niemand hat, oder das Wir wenigstens zuerst haben — allem dem mußten sie sich unterwerfen, oder sich gefallen lassen zu hungern. Anfangs gewann die Kunst dadurch;

der Wetteifer ſo vieler Nebenbuhler entwickelte alle Talente, machte daß die Natur von allen Seiten ſtudiert, alle Kräfte der Kunſt geprüft und angeſtrengt, alle ihre Theile zur Vollkommenheit gebracht wurden: aber endlich mußte ſie doch unter der Menge der Concurrenten, und noch mehr unter den Beſtrebungen immer etwas Neues für den eckeln Geſchmack abgeſtumpfter Liebhaber hervorzubringen, erliegen. Sie ſank vom Idealiſchen und Großen zur gemeinen Natur, von dieſer endlich zur Carricatur herab. Sie verſuchte wohl von Zeit zu Zeit ſich wieder zu erheben. Aber der Sinn für das Wahre, Edle und Große war verlohren; man verwechſelte das Schöne mit dem Schimmernden, das Große mit dem Unaeheuren, das Sinnreiche mit dem Groteſken. Die Kunſt fiel ſo lange bis ſie nicht mehr tiefer fallen konnte, bis ſie bloßes Handwerk wurde, und mit den zerſtörten Werken der alten großen Meiſter ſogar ihr Name und Andenken für ganze Jahrhunderte untergieng.

W.

7.

Auszug aus einem Briefe eines Reiſenden an den Herausgeber, den dermaligen Zuſtand des Veſuvs betreffend.

Neapel 7. März 1777.

— „Ich habe nun die zwoote Reiſe auf den Veſuv gethan, und dieſesmal bin ich bis zur Bocca geſtiegen. Es erinnert ſich hier niemand den Berg in dem Zuſtande geſehen zu haben, worinn er ſich jezt befindet. Viele Jahre her war der Schlund durch eine Kruſt von Lava auf der man gehen konnte, verſchloſſen. Bey dem lezten Ausbruch (10ten Decembr. 76.) öfnete ſich der Berg zur Seite, und wurde ſo ſtark erſchüttert, daß dieſe Kruſt einſtürzte. Seitdem iſt die Bocca ganz

offen. Keine Beſchreibung die ich geleſen, und keine Abbildung die ich geſehen, geben eine Vorſtellung, die dem was ich vor mir fand, nur einigermaßen nahe käme. Nachdem ich den Aſchenkegel, der den Gipfel des Berges ausmacht, hinaufgekrochen, geſchoben, und gezogen war, befand ich mich auf einer kleinen Fläche, die ganz mit abgerißnen Stücken von Lava bedeckt iſt. Hin und wieder ſind Spalten und Höhlen, aus denen ein heiſſer Dampf hervorkommt, der ſauer von Geſchmack, aber der Geſundheit nicht ſchädlich, vielmehr für die Bruſt heilſam iſt, und das Eiſen angreift. Ein paar ſtählerne Knieſchnallen, die ich anhatte, wurden ganz davon zerfreſſen. In der Mitte dieſer Fläche iſt der Schlund. Man kann ganz bis an den innern Rand gehen, und dann ſieht man ſenkrecht in die Tiefe hinab, wo man ſelbſt den Brennpunkt erblicken würde, wenn nicht einige hervorragende Ecken es verhinderten. Die Wände des Schlundes ſcheinen ſchroſe Felſen zu ſeyn, ſind aber in der That nichts als verhärtete Aſche, an der überall der Schwefel in allen Schattierungen der gelben und rothen Farbe dick angeſchoſſen iſt. — Ich ſtand über eine Stunde da, dieſes ſchrecklichſchönen Anblicks zu genießen, und in dieſer ganzen Zeit hörte der Berg nicht auf zu toben; die Exploſionen folgten ſchnell auf einander, und viele davon glichen ſtarken Donnerſchlägen. Wenige Secunden auf den Schall folgte ein Wirbel von Aſche, Rauch und rother Flamme, und von Steinen, die zum Theil bis zu mir in die Höhe flogen. Groß ſind die Werke unſers Herrn Gottes, ſagte ich und wiederholte das ſchon oft gethane Gelübde, künftig nichts als was Er gemacht hat, meiner Aufmerkſamkeit zu würdigen. (*) Fröhlich ließ ich mich den

(*) **Und was hat Er nicht gemacht?** — möchte ich meinen reiſenden Freund fragen: Iſt der **Menſch** mit allen Phänomenen und Erſcheinungen ſeiner Leidenſchaften ꝛc. nicht eben ſo wohl ein Werk Gottes als der Veſuv? — W.

den Aſchenkegel wieder hinunter glitſchen, und nun ſah ich eine weit lachendere Scene vor mir. Neapel, das mit ſeinen Vorſtädten, Landhäuſern, Caſteilen, und Häfen als ein groſſes Amphitheater das Meer einſchloß; weiter hinten Puzzol und Bajá, Ufer, deren Wunder ich ſchon geſehen hatte; das Cap Miſenum, die Inſeln Procida und Iſchia, und in der Ferne die Berge von Gaeta. — Die Lava hat noch nicht aufgehört zu flieſſen. Ich ſehe ſie alle Abende aus meinem Fenſter als eine groſſe Feuersbrunſt, und die niedern Wolken werden von ihr erleuchtet. ꝛc. —

8.

Ein ſonderbarer Charakterzug.

Der Graf von Peterborough — ein engliſcher Herr, der ſich durch ſeine militariſchen Talente, ſeine perſönliche Tapferkeit und ſeine Liebe zu den Künſten, ſo wie durch ſein Anſehen unter den Torys, in der Regierung König Wilhelms III. und der Königin Anna auszeichnete — war in ſeiner Jugend, um die Zeit der ſogenannten Revolution (*) in eine Dame verliebt, die ihrerſeits eine Inamorata von ſchönen Vögeln war. Dieſe Dame hatte zufälligerweiſe in einem Caffehauſe zu Charing-Croß einen ſehr ſchönen Canarienvogel geſehen und ſingen gehört, der ihr ſo wohl gefiel, daß ſie keine Ruhe haben konnte, bis er ihr eigen wäre. Sie lag alſo ihrem Liebhaber an, ihr den Vogel zu ſchaffen. Die Eigenthümerin des Hauſes und Vogels war eine Wittwe. Milord Peterborough bot ihr einen ungewöhnlich hohen Preiß für ihren Cana-

(*) Bekanntermaßen wird in England die Epoke ſo genannt, als Jacob II. vom Parlament des Throns verluſtig erklärt wurde, weil er ihn **verlaſſen** habe. — Als ob man ſo leicht einen Thron verließe, wenn man nicht muß!

Canarienvogel; ſie weigerte ſich aber ſchlechterdings, ihn wegzugeben, ſo daß der junge Liebhaber ſich endlich nicht anders zu helfen wußte, als daß er den Vogel heimlich wegpracticierte, und einen andern von gleicher Farbe an deſſen Stelle unterſchob — der aber zum Unglück eine Henne war. Der Streich gieng gleichwol glücklich von ſtatten. Milord Peterborough ſchickte der Wittwe nach einiger Zeit, um ſie wegen des Verluſts zu entſchädigen, zehn Guineen in einem Brief ohne Unterſchrift; auch fuhr er fort zu Vermeidung alles Verdachts öfters in das Haus zu kommen, erwähnte aber des Canarienvogels mit keinem Wort, bis ungefehr zwey Jahre hernach, da er Gelegenheit nahm davon zu ſprechen, und zu der Wittwe ſagte: Ich hätte Ihnen dieſen Vogel ſo gerne abgekauft, und ſie ſchlugen mein Geld aus; izt wollt ich wohl wetten, daß es ihnen leid iſt. „Ganz und gar nicht, Sir, antwortete die Wittwe: „er iſt mir um keinen Preis feil, „und izt weniger als vormals. Denn, ſollten Sie es wohl „glauben? Von der Zeit an, da unſer guter König genöthigt „worden iſt auſſer Lands zu gehen, hat das holde Geſchöpf „nicht eine Note mehr geſungen! „

Ich zweifle, ob die gute Wittwe König Jacoben irgend einen Beweis ihrer Treue und Ergebenheit hätte geben können, der ſchmeichelhafter geweſen wäre als dieſer.

9.

Anekdote vom Abbe de Bois Robert, einem Günſtling des Cardinal von Richelieu.

Der Abbé von Bois Robert hatte einen Neffen, den er dem Cardinal gerne vorgeſtellt hätte. Die Königliche Eminenz luſtwandelte damals eben in dem Garten ihres Palaſts, der

jezt

jezt der Palais-Royal heißt, um ein großes Baſſin, umgeben von einer ſo großen Menge von Höflingen und Hofſchranzen, daß der Abbe ſich vergebens durch die Preſſe drängte, und endlich alle Hofnung aufgab, ſich und ſeinen Neffen auf eine andre Art als durch einen coup d'éclat bemerken zu machen. Auf einmal ergreift er den jungen Burſchen, der am Rand des Baſſins neben ihm ſtund, und wirft ihn ins Waſſer. Es war deſſen nicht ſoviel, daß es Gefahr gehabt hätte; aber doch genug, um tüchtig eingenetzt und beſudelt zu werden. Dieſer Vorfall machte natürlicherweiſe Lerm unter dem Gefolge der Eminenz; einige ſchrien, andre lachten. Der Cardinal dreht ſich um und will wiſſen, was es iſt? — Es iſt mein Neffe, ſagt Bois-Robert, den ich Ew. Eminenz präſentire, und zu Gnaden empfehle; er hat deren ſehr vonnöthen. Dieſe neue Art jemand vorzuſtellen, kam dem Cardinal ſehr luſtig vor. Des Abends, bey Schlafengehen, ſagte er zu Bois-Robert: Biſt du närriſch, Abbé, daß du mir deinen Neffen in dem Aufzug vorſtelleteſt, worinn er dieſen Morgen war? — Ich weiß was ich thue, Gnädiger Herr, ſagte der Abbé: Hätt ich ihn Ew. Eminenz ſo wie einen andern ſeinesgleichen vorgeſtellt, ſo würden Sie ihm keine Acht gegeben haben: aber mittelſt dieſer kleinen Wendung hoffe ich, Ew. Eminenz werden Sich ſeiner erinnern, und nicht vergeſſen, etwas für einen Menſchen zu thun, der ſein Leben dran gewagt hat, um das Glück zu haben, Ihnen vor Augen zu kommen. — Bois-Robert verſtund ſich, wie man ſieht, auf die die rechte Art, den Eminenzen, Excellenzen und ihresgleichen beyzukommen. Der Cardinal erinnerte ſich würklich des Neffen gleich am folgenden Morgen, und gab ihm eine gute Pfründe; — auf die das Pfäffchen, wenn er ſie ſeinen Verdienſten hätte zu danken haben ſollen, vermuthlich noch lange hätte warten können.

VI.

Fortsetzung
der Neuesten Politischen Gerüchte.

Preußen.

In der Mitte des vorigen Jahrs zeigte sich der Berlinische Hof in einem Glanz, in dem er vielleicht noch nicht gesehen worden; aber in einem Ihm gewöhnlichern und dauerndern Glanze zeigte sich der erhabene Monarch im Januar 1776. durch seine neue Verordnung zu Verbesserung der Justiz. Kein Proceß soll angefangen werden, wenn nicht vorher alle dazu erforderliche Dokumente zusammengebracht sind; nur in sehr wichtigen und verwickelten Sachen sollen Schriften erlaubt werden; die Advokaten sollen noch mehr wie bisher eingeschränkt und ihren Schikanen gewehrt, die Eyde sollen gemindert, und in Criminalsachen mit möglichster Behutsamkeit und mehr Achtung für die Rechte des bloß verdächtigen aber noch nicht schuldigen Bürgers verfahren werden. Dies ist der Hauptinhalt des königlichen Edikts, und wie man sagt, hat der König noch große Verbesserungen der Justiz vor.

Der Preußische Staat hat seit Anfang des Jahrhunderts und besonders unter der jetzigen Regierung sich ganz ausnehmend vergrößert und verstärkt — Schlesien ist erobert, Ost-Friesland ererbt, und West-Preußen negotiirt worden. Diese herrlichen Provinzen vergrößern den Umfang des Staats; — nicht jede solche Vergrößerung giebt Stärke. Rußland wäre weit mächtiger, wenn es seine 20 Millionen, die jezt unter allen Klimaten zerstreuet, durch

Syra-

Sprache, Religion, Sitten, Lebensart getrennt sind, in die fruchtbaren Ebenen der Ukraine etwa von Moskau bis an das Caspische Meer beschränkt hätte; so wie jener patriotische Britte den Vorschlag that, England dadurch volkreicher zu machen, daß man Irrland, Schottland und Wales ins Meer grübe, und alle Einwohner von denselben auf Alt-England verpflanzte. Preußens Ausdehnung ist wahre Verstärkung. Sie hat ihm neue Menschen, neue Produkte, Manufakturen, Commerzlagen gegeben. Auch durch Kolonisten hat Friedrich, der Große, die Zahl seiner Unterthanen vermehrt. Hr. Büsching hat noch neulichst sehr frappante Data von dieser Vermehrung in Pommern und der Neumark mitgetheilt. Aber die beste Vermehrung der Einwohner ist die, welche aus ihnen selbst geschieht. Diese hat in den preußischen Staaten erstaunende Fortschritte gemacht, und ist der unwiderleglichste Beweis der Weisheit und Vortreflichkeit der Regierung. Denn ohne gute und geschwinde Justiz; ohne Leichtigkeit sich zu nähren; ohne Sicherheit des Erwerbs seiner Industrie; ohne Freyheit Gott zu dienen und anzurufen, wie man es sich am behaglichsten findet, und die Kinder im 1sten oder 15ten Jahre zu taufen; ohne gute und am wenigsten drückende Einrichtung des Militair-Standes, und ohne proportionirte Vertheilung der Abgaben: — ohne alle diese Bedingungen werden sich die Menschen nicht in 50 Jahren dreyfach vermehren, das vielleicht in keinem andern europäischen Staate (und außerdem wahrscheinlich nur in Nord-Amerika) zutrift.

Hier ist die Menschen-Bilanz vom Jahr 1775. im ganzen Umfang der preußischen Monarchie.

General-Tabelle (*)

von denen Getraueten und Gebornen in ſämtlichen Königl. Provinzen 1776.

	Namen der Provinzien.	Getraute Paar.	Geborne. Söhne.	Geborne. Töchter.	Summa der Gebornen.
1	Königreich Preußen, als				
	Oſt-Preußen.	7406	15462	14777	30239
	Weſt-Preußen.	5646	11372	10519	21891
2	Pommern.	3283	6816	6443	13259
3	Neu-Marck.	1947	4163	3860	8023
4	Chur-Marck.	5717	11043	10394	21437
5	Magdeburg.	2085	4204	4079	8283
6	Halberſtadt u. Hohenſtein.	956	1938	1738	3676
7	Minden und Ravensberg.	1149	2377	2202	4579
8	Tecklenburg und Lingen.	350	652	654	1306
9	Cleve und Mieurs.	888	1740	1692	3432
10	Marck.	1157	2320	2131	4451
11	Geldern.	425	777	844	1621
12	Oſt-Friesland.	799	1528	1473	3001
13	Neuf-Chatel.	263	636	597	1233
14	Schleſien.	13856	31299	29930	61229
	Summa	45927	96327	91333	187660

Ge-

(*) Es verſteht ſich, daß dieſe Tabelle nicht zu den Gerüchten gehört. Sie iſt zuverläßig und ich ergreife dieſe Gelegenheit, dem Manne, der ſie mir gütigſt communicirt hat, meinen verbindlichſten Dank abzuſtatten, und auch im Namen des Publikums, dem ſie ſehr willkommen ſeyn wird.

General-Tabelle
von denen Geſtorbenen in ſämtlichen Königl. Provinzien 1776.

	Namen der Provinzien.	Geſtorbene. Männlichen Geſchl.	Weiblichen Geſchl	Summe der Geſtorbenen.
1	Königreich Preußen, als			
	Oſt-Preußen.	13555	13651	26706
	Weſt-Preußen.	10784	10394	21178
2	Pommern.	4734	4794	9528
3	Neu-Marck.	3110	3158	6268
4	Chur-Marck.	9068	9185	18253
5	Magdeburg.	3361	3327	6688
6	Halberſtadt und Hohenſtein.	1494	1574	3068
7	Minden und Ravensberg.	1780	1901	3681
8	Tecklenburg und Lingen.	485	529	1014
9	Cleve und Mieurs.	1269	1286	2555
10	Marck,	2070	2012	4082
11	Geldern.	654	659	1313
12	Oſt-Friesland.	1671	1654	3325
13	Neuf-Chatel.	359	380	739
14	Schleſien.	24816	25676	50492
		79310	79771	158981

Die Anzahl der Gebornen 187660
Die Anzahl der Geſtorbenen abgezogen mit 158981
Sind in Ao. 1776. mehr geboren als geſtorben 28679

Alſo 28,679 — neue Menſchen hat der Preußiſche Staat in dieſem Jahre gewonnen, wenn man nur bloß den Ueberſchuß rechnet.

Aber nur ein Wort von den Fortschritten der Bevölkerung:

Im Jahr 1700. war die Zahl der Gestorbenen in allen damaligen Königl. Preußischen Landen

		44,700
Im Jahr 1715		51,432
1720		60,821
1756	da Schlesien und Ost-Friesland zugekommen waren	122,284
1776.	(West-Preußen zugesetzt)	158,981

In den ersten 15 Jahren des Jahrhunderts hat sich also die Volkmenge vermehrt wie 44: 51 in den folgenden 5 Jahren (die ausnehmend fruchtbar gewesen seyn müssen) wie 51: 60; in den folgenden 30, wie 60: 122, und in den lezten 2, wie 122: 158.

Wenn man nach der allgemeinen Regel (die bey Staaten von so verschiedener Bevölkerung und Mortalität wie die Preußischen vielleicht am sichersten Anwendung leiden möchte) daß von 36 in ganzen Ländern einer stirbt, hier verfährt, so wird die ganze Volkmenge der Preußischen Staaten in den angegebenen Jahren gewesen seyn

1700	1,609,200
1715	1,851,582
1720	2,189,556
1756	4,402,224
1776	5,703,316

Man

Man wird sich vermuthlich wundern, die Zahl noch unter 6 Millionen zu finden. Aber schon Süßmilch hat es erinnert, (s. den dritten Theil seines unsterblichen Werks, den uns neulich sein würdiger Nachfolger, Hr. Baumann geschenkt hat S. 646.) daß Mancher — dem es seine Imagination nicht gut vergegenwärtigen kann, was eine Million sagen will? — sich sehr wundern würde, die ganze Preussische Volkmenge im Jahr 1759. noch nicht 4½ Million zu finden. Und doch wußte Friederich mit ihnen dem halben übrigen Europa das Gegenwicht zu halten, und seine Schaale stieg nicht. In der That nur dann erscheint dieser erhabene Monarch in seiner ganzen Größe, wenn man übersieht, welch eine Figur er mit 5,700000 Menschen, neben den weit mächtigern Staaten Oesterreich (19 Millionen) Frankreich (25) Rußland (20) macht.

Zu Untersuchung der Fortschritte und den jetzigen Verhältnissen der Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen werd ich diese Tabelle vielleicht noch einmal künftig benutzen.

Großbrittannien.

Eben da man die Nachricht erwartete, daß Philadelphia übergegangen sey, ist eine andere eingelaufen, daß Washington den Geist der Freyheit und des Muths seinen Amerikanern — die man vielleicht

 leicht

leicht zu früh für blos zusammengelaufenes Gesindel halten wollte — wieder eingehaucht und bey Trenton einen nicht unerheblichen Vortheil erhalten habe. Daß unsere Hessen sich, wie es ihrer würdig ist, gezeigt haben, und daß nicht ihre Tapferkeit, sondern nur ihre Zahl der feindlichen gewichen sey, ist bewiesen. Die Begebenheit ist so jung, daß der nähere Detail noch aus den neuesten Zeitungen bekannt vorausgesetzt werden kann: die wahren Ursachen und Folgen aber sind noch so unbekannt, daß die Begebenheit noch älter werden muß, ehe ich davon reden kann.

Nach mehrern Nachrichten soll der Trentonsche Verlust schon einigermaßen wieder ersetzt seyn, obgleich eine andere Schiffernachricht (die, wenn ich nicht irre, zuerst von Martinique nach Cadix gebracht ist) von einer neuen Niederlage schwatzt, bey der 4000 Engländer geblieben seyn sollen; in jedem Fall dürfen wir izt erheblichen Neuigkeiten entgegen sehn. Zur See scheinen die amerikanischen Kaper nicht mehr so glücklich zu seyn als vorher, und dagegen fangen die englischen viele Amerikaner auf. Ein am 22ten Januar 1777. von Neuyork ausgelaufenes Schiff soll die Nachricht gebracht haben, daß der Congreß sich von Philadelphia nach Baltimore begeben habe. Auch sollen vom 16ten Decembr. bis 22ten Januar an der Mündung des

Dela-

Delaware 20 amerikaniſche mit Ammunition beladene Schiffe von acht engliſchen Kriegs-Fregatten aufgebracht ſeyn. Vom April bis December ſoll eine engliſche Fregatte 33 Amerikaner genommen haben. Das Miniſterium theilt auch jezt fleißig Kaperbriefe aus.

Schon ſind unſere teutſche Truppen wieder in Bewegung. Zu den Heſſen, Hannoveranern, Braunſchweigern und Waldeckern ſind noch Anſpacher gekommen. Würtenberger möchten aber wohl — wegen der ſtandhaften Wiederſezung der Landſtände — nicht ſo zahlreich marſchiren, als es anfangs angegeben wurde. Ueberhaupt fängt man ſchon an vielen Orten Teutſchlands an, den Mangel an Menſchen zu empfinden, und die Spaniſchen Werber hätten in Fürth nicht erſcheinen dürfen, um die Concurrenz noch zu vermehren, und die Waare ſteigen zu machen. Englands Bedürfniß derſelben iſt erſtaunend groß; Lord Howe's Armee ſoll im lezten December nicht über 36000 geweſen ſeyn, und wenn dieſe alſo nicht ſo vermehrt wird, daß im nächſten Feldzug etwas Entſcheidendes gethan werden kann, ſo möchte bisher wohl noch nicht viel entſchieden ſeyn. Denn noch erwartet das Vergangene ſeine ganze Beſtimmtheit und Würkung vom Künftigen.

Nirgend zeigt ſich der Mangel an Menſchen ſichtbarer als auf der Flotte. Man preßt nun ſchon ſeit

vielen Monaten — und leider! hat man der Handlung ſchon ſo viele Hände weggepreßt, daß eine Menge Schiffe ungebraucht liegen und die Schiffarth ſehr unterbrochen iſt. Faſt kein brauchbarer Matroſe, iſt noch auf der Themſe zu ſehen und doch fehlen dem Miniſterium noch 1000, die es nicht von dem feſten Lande holen kann. Möchte doch bald Hr. Cuttrel mit ſeinem Vorſchlage hervortreten, „wie man die „Flotte beſſer wie bisher bemannen könne, ohne des „Preſſens zu bedürfen.„ Gewiß hätte das Miniſterium Urſach, ihn, wenn er ausführbar ſeyn ſollte, — mit Dank anzunehmen, wenn er gleich von einem eiferigen Oppoſitionsmann kömmt. — Sollte das gewaltthätige Preſſen ſo fortfahren, ſo läßt der neuliche glücklich ausgefallene Aufſtand der gezwungenen Matroſen auf einem Schiff viel Böſes fürchten.

Schon im Monat November entſtand über das Preſſen ein heftiger Streit zwiſchen der Admiralität und dem Magiſtrat der Stadt London, der indeß doch nicht ſo daurend geweſen iſt, wie man anfangs hätte vermuthen ſollen. Die Stadt London behauptet theils durch königliche Privilegia, theils durch ein undenkliches Herkommen die Befreyung vom Preſſen der Bürger zu beſitzen, und ſie wollen wenigſtens der Admiralität keine ſo gewaltthätige Handlungen innerhalb den Grenzen ihrer Gerichts-

richtsbarkeit erlauben. So ſehr auch immer der jetzige Lord Maire dem Hofe ergeben iſt, ſo glaubte er doch, hier die Rechte der Stadt behaupten zu müſſen, worinn ihm auch alle andere Aldermann's (einige wenige ausgenommen) beyſtimmten. Man muß geſtehen, daß das Preſſen überhaupt eine Sache iſt, die allen Begriffen von den Rechten und der Freyheit eines engliſchen Bürgers ſo ſehr widerſpricht, daß ſie nie ohne Widerſpruch hat durchgeſetzt werden können. Eben der Bürger, dem die Regierung keinen Schilling Beytrag zu den nothwendigſten Bedürfniſſen des Staats abfordern kann, wenn er es nicht ſelbſt durch ſeinen Repräſentanten bewilligt hat, eben der kann doch mit Gewalt ſeiner Familie entriſſen, ſeiner Freyheit beraubt, und in einen fremden Welttheil verſchleppt werden! — Freylich nur in dringenden Nothfällen. Aber wie wollt' es daran fehlen? Sicher hat die Admiralität ihre Grenzen überſchritten, wenn es wahr iſt, daß ihre Officiere unter den Fenſtern des Lord Maire gepreßt, und ſogar gedroht haben, dieſe ehrwürdige Magiſtratsperſon (wenn ſie ihnen in den Weg träte) ſelbſt zu preſſen, — und beſonders wenn es wahr iſt, daß Sie ein Glied des Hauſes von der Straße weggenommen und auf ein Schiff, das eben nach Amerika ablief, gebracht haben. Die Sache iſt faſt unglaublich; denn wenn das Miniſterium ſich an den Repräſentanten der Nation vergreifen darf, wo-

zu denn die so kostbare Bemühungen die Majorität zu erhalten? Man dürfte ja nur die Buckes, Johnstone, Richmonds und die ganze Opposition, statt zu widerlegen, wegpressen. In der That halte ich diese Nachricht für falsch, ob ich sie gleich in mehrern Zeitungen gelesen habe. Denn ist es erlaubt, ein Glied des Unterhauses zu pressen; so sehe ich nicht, was bey einem Gliede des Oberhauses, einem Lord Bischof, im Wege steht? Der eine wie der andere ist Theil des Körpers, bey dem die höchste Gewalt im Staate sich befindet, und von diesem Körper einen Theil so gewaltthätig abzunehmen — dazu kann nie ein Nothfall dringend genug berechtigen.

In dem Proteß der Admiralität und der Stadt London wurde deutlich genug bewiesen, daß die 31 Schiffer, von denen man einen gepreßt hatte, beständig zum Dienst des Lord Maire und der Aldermänner bey ihren Untersuchungen des Zustandes der Themse bereit seyn müßten, daß sie durch die Natur ihres Geschäfts, undenkliches Herkommen, und ausdrückliche Versicherungen bey ihrer Annahme vom Pressen befreyet wären — Aber Lord Mansfield entschied doch, daß die Stadt ihre Befreyung nicht bewiesen habe. So lebhaft die Opposition im Anfang des Winters sich zeigte, so fieng doch ihr Eifer bald an zu ermatten, — und in der That, was kann diesen Eifer unterhalten, da der gewöhnliche

ſiche Ausgang der Berathſchlagungen ſo deutlich vorausgeſehen werden kann? Die vornehmſten Glieder zerſtreueten ſich auf das Land, und das Haus war oft ſo ledig, daß man die geſetzmäßige Zahl erſt zuſammen ſuchen mußte, und eben die Verſammlung, die ſonſt bis an den Morgen zu ſitzen pflegte, blieb jetzt nur einige Minuten bey einander. So hatte alſo die Miniſterialparthey leichtes Spiel, bis ſie ſogar das Palladium des Brittiſchen Bürgers, die Habeas Corpus Rechte, angriff. Nun erwachte der Eifer der Oppoſition wieder, und gerade jetzt kam ihnen die Affaire von Trenton und eine Menge anderer den Amerikanern günſtiger aber erdichteter Affairen zu ſtatten — und nun wurden wieder mit vieler Energie Reden gehalten, die eben jetzt im März durch das NeuJerſey-Fieber (wie man es im Bonmot genannt hat) des Lord North unterbrochen ſind.

Die abſcheulichen Mordbrennereyen in den Schiffswerften und Kaufmannsmagazinen, beſonders in Briſtol — ſind wahrſcheinlich auf Rechnung der Amerikaner und ihrer engliſchen Freunde zu ſchreiben; eine Art Waffen, deren dieſe Vertheydiger ihrer Freyheit ſich ſchämen ſollten. So ſchändliche Dinge können durch nichts entſchuldigt werden! Der Böſewicht, der neulich gehangen worden, hat ſeine Verabredung mit Dean geſtanden, und dem

Miniſterium davon die Beweiſe geliefert. Nie kann ein Mann räthſelhafter und unerwarteter aus der Neuen in die Alte Welt überkommen, als im lezten December der berühmte Franklin. Ein Amerikaniſches Schiff brachte ihn nach Frankreich, er wohnte bey Dean, und doch wollte man wiſſen, daß er auf die königliche Parthey getreten ſey. Andere meynen, er ſey nur gekommen, um mit den Encyklopädiſten zu philoſophiren, andere laſſen ihn mit dem Franzöſiſchen Miniſterium negotiiren. Der König von Preußen ſoll ihn zu ſich berufen haben; doch hört man noch nicht, daß der Weiſe von Philadelphia auf dem Weege zu dem Weiſen von Sans-Souci ſey.

Noch immer bleiben die Bourboniſchen Mächte Zuſchauer — und betragen ſich doch auf eine Art, daß man nie wiſſen kann, wie lange ſie Zuſchauer bleiben werden. Das Franzöſiſche Miniſterium hat noch im Februar nach Toulon die Befehle erneuert, daß die Flotte in bereiteſten Zuſtand ſolle erhalten werden, und zu gleicher Zeit ſoll ſie den Amerikaniſchen Schiffen nur einen ſehr kurzen Aufenthalt in ihren Häven und nur in Nothfällen verſtattet haben. Doch geht der Handel zwiſchen den Franzoſen und Amerikanern ſehr gut fort.

Die Geſandten des Congreſſes im Eſkurial waren erdichtet. Im Januar ſoll ein Spaniſches

Schiff

Schiff einige der angesehensten Personen von Philadelphia abgeholt haben, — um in Madrid zu negotiiren.

Wahrscheinlich wird die neuliche Begebenheit des Capitain Blairs noch keinen Bruch zwischen England und Spanien veranlassen. Indeß ist die Begebenheit immer merkwürdig und die Oppositionsparthey hat sie genutzt, dem Ministerium sehr hart zuzusetzen.

Die Begebenheit ist kurz diese. Ein englisches Schiff, der Morgenstern, seegelte nach der Musquito-Küste, um dort Handlung zu treiben, und in den bisherigen dortigen Commerz-Einrichtungen nützliche Aenderung zu machen. (*) Seine Absicht war besonders darauf gerichtet, aus gewissen Pflanzen Oel zu pressen, das in den Wollmanufakturen gebraucht wird. Der Commandant des Schiffs, Capitain

(*) Dies sagte Gouverneur Johnstone (der die Sache im Parlament vortrug) ohne daß man sähe, wie Privatpersonen das Recht haben könnten, hier ohne höhern Auftrag Aenderungen vorzunehmen. Sonst möchten wohl diese nicht unrecht seyn, da die dort etablirten Britten an der Musquito-Küste einen neuen Sklavenhandel errichtet hatten. Sie hetzen die Indianer aneinander, kaufen die im Kriege gemachte Gefangenen ab, und bringen sie alsdenn den Zucker- und Tobacksplanzereyen in West-Indien und Nord-Amerika zu.

pitain Blair und der Irvin ein groſser Chymiſt hatten in dieſe Unternehmung 6000. Pf. St. geſteckt. Dieſer Handel war ohne Zweifel völlig erlaubt und rechtmäßig, denn er gründet ſich auf den Pariſer Frieden (*) und iſt auch bisher ohne Einrede der Spaniſchen Regierung öffentlich durch ein an der Muskito-Küſte angelegtes Brittiſches Handlungsetabliſſement betrieben worden. Und doch wurde dieſes Schiff, mit ſeiner ganzen Ladung und Mannſchaft am 13ten April von zwey Spaniſchen Küſtenbewahrern weggenommen und nach Carthagena gebracht, und die darauf befindliche Britten an Händen und Füßen geſchloſſen in das Gefängniß geworfen. Einer derſelben, Chriſtian Sund, entwiſchte und kam glücklich nach Jamaica, wo er eidlich ausſagte, daß das Schiff von den Spaniern weggenommen ſey. Schon vorher waren Blair und Irvin (die bey Wegnahme des Schiffs ſich auf dem Lande befanden) hier angekommen, und hatten vom Gouverneur keine Genugthuung bekommen können, weil dieſer wiſſen wollte, nicht Spanier, ſondern Amerikaniſche Raper hätten das Schiff genommen. Nach erfolgter eidlicher Ausſage des Sund aber ſchickte der Gouverneur von Jamaica an den zu Carthagena und verlangte Genugthuung, erhielt aber nur die allgemeine Antwort, „daß die Engländer die Handelsverträge auf der Musquito-Küſte ver-

(*) Man ſehe den 16ten und 17ten Artickel.

„verletzt hätten und daß er wegen Herausgabe des „Schiffes und der Leute noch die Inſtruktion ſeines „Hofs erwarten müßte.„ Capitain Blair begab ſich alſo nach England und wandte ſich an den Miniſter des Amerikaniſchen Departements Lord Germaine und verlangte Genugthuung. Dieſer aber entſchuldigte und berief ſich auf einen Bericht des Gouverneurs von Jamaica, daß nicht Spanier, ſondern Amerikaner das Schiff genommen hätten, und Blair ſollicirte alſo vergebens von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Decembers, da die eidliche Ausſage von Jamaica ankam, und nun die Sache näher beſtimmte. Nun wurde Blair vom Lord St. Germain an Lord Weymouth (Miniſter der auswärtigen Affairen) geſchickt, und dieſer verſprach die nöthige Nachſuchung am Spaniſchen Hofe zu bewürken. So erzählte die Oppoſition dieſen Vorfall und begleitete ihn mit vielen Klagen, über das Unrecht, das Britiſche Unterthanen ohne alle Genugthuung leiden müßten, und über die Kleinmuth des Miniſterium, das wegen des Amerikaniſchen Kriegs einen Bruch mit Spanien fürchtete, und daher eine ſo ſchimpfliche Beleidigung der Nation niederträchtig duldete. Allein Lord North gab auf dieſe Beſchwerden folgende Antwort, — das Miniſterium habe ſich nicht eher am Spaniſchen Hofe wegen der Wegnahme eines Schiffes beklagen können, bis es gewußt ob Amerika oder Spanien es genom-

nommen hätten. Der Gouverneur von Jamaica hätte die erstern angegeben, und erst am 17ten December sey das das eidliche Zeugniß des Sund angekommen. Nun erst habe das Ministerium handeln können, und nun habe es auch gehandelt. Denn noch an eben dem 17ten Decembr. habe Lord Weymouth (*) an den Brittischen Minister in Madrid Lord Grantham geschrieben, die ganze Sache vorgelegt und Genugthuung verlangt. Und nun fragt Lord North, ob jemals in einer solchen Angelegenheit mit mehr Geschwindigkeit und Feuer könnte gehandelt werden? Die Antwort des Spanischen Hofs sey am 24ten Januar eingelaufen, und enthalte: das Spanische Ministerium wisse schlechterdings nichts von der Begebenheit, wollte aber sogleich die nöthigen Erkundigungen in Amerika einziehen. Dieser Befehl um Bericht an den Gouverneur von Carthagena (setzt der Minister hinzu,) die Einsendung dieses Berichts und Communication an den Londener Hof, — konnte aber wohl unmöglich in einer so kurzen Zeit vom Anfang Januar bis den 26ten Febr. abgemacht seyn. Und so bliebe also nichts zu thun übrig als die Erklärung des Ministeriums zu Madrid abzuwarten und dann die nöthige Verfügung zu treffen.

(*) Es war also eine sehr unbillige Klage der Opposition, daß der Cap. Blair von einem Departement an das andere gewiesen und dadurch aufgehalten sey; da alles an Einem Tage geschah.

ſen. Dies Raiſonnement des Lords ſcheint ganz natürlich. Es würde Unbeſonnenheit und Ungerechtigkeit ſeyn, auf die (zwar eidliche) Ausſage eines einzeln gemeinen Menſchens ſogleich Feindſeligkeiten gegen Spanien vorzunehmen; — ernſtes Dringen auf Erklärung und mehrere Gewißheit, ob würklich Spanier das Schiff nehmen? ſcheint hier alles zu ſeyn, was geſchehen konnte. So ſcheint es, aber nur dann, wenn man einen Umſtand überſieht, den ſelbſt die Oppoſition ſich nicht zu Nutze gemacht hat. Wenn es wahr iſt, daß der Gouverneur von Carthagena dem von Jamaica die Wegnahme des Schiffs geſtanden hat — was bedarf es denn noch weiterer Erklärung des Madrider Hofes? was bedarf es ſelbſt der eidlichen Ausſage des Sund, da die weit wichtigere des Spaniſchen Gouverneurs da iſt? — Nun dünkt mich, erſcheint die Sache ganz anders. So bald das Londner Miniſterium die Nachricht von einer offenbaren Gewaltthätigkeit der Spanier gegen Brittiſche Unterthanen erhielt; — ſo bald dieſe Gewaltthätigkeit vom Spaniſchen Gouverneur ſelbſt anerkannt war: ſo war es nicht mehr Zeit, um Erläuterungen des Spaniſchen Hofes anzuſuchen. Zwar gab der Gouverneur von Carthagena vor, daß die Eigenthümer der Schiffe die Commerz-Tractate überſchritten hätten; — dies mag auch wohl richtig ſeyn. Aber denn muß das Spaniſche Miniſterium klagen, — nicht ſich ſelbſt Ge-

nug-

ungthuung verſchaffen, und zwar ohne es einmal dem Londner Hofe anzuzeigen; nicht Brittiſche Unterthanen in Ketten und Banden legen. Zu dem ſcheint die Antwort des Gouverneurs zu Carthagena, daß er wegen Herausgabe der Schiffe keine Inſtruction habe, es ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß er bey der Wegnahme eine Inſtruction hatte. — Kurz, es iſt offenbar, daß hier (wenn anders das Geſtändniß des Spaniſchen Gouverneurs ſeine Richtigkeit hat) der Fall eintritt, wo Staaten ſich nicht anderſt als durch Repreſalien helfen können. So bald die Brittiſche Regierung die Beleidigung eines Unterthanen erfuhr, muſte Sie der beleidigenden Nation ein oder zwey Schiffe nehmen, und dieſe ſo lang unbeſchädigt anhalten, bis das engliſche herausgegeben war. Dann erſt wird es Zeit ſeyn, die vorgegebenen Vergehungen der Brittiſchen Unterthanen zu unterſuchen, Klage und Vertheidigung zu hören und zu entſcheiden. So wäre die Sache in der Ordnung — und dies iſt der einzige Weeg, auf dem ein Staat ſeine Unterthanen ſchützen kann und muß. Das Brittiſche Miniſterium hat oft genug bewieſen, wie gut es dieſen Weg kenne und ihn oft raſch genug betreten. Man erinnere ſich nur an das Verfahren gegen Frankreich beym Ausbruch des leztern Krieges, und auf die Geſchichte mit den elenden Falcklands-Inſuln noch vor wenig Jahren, wo es ſich viel thätiger als jezt

bey

bey einem viel wichtigern Anlaß bewieß. Daß es jezt nicht so rasch zufährt, daß es auf alle mögliche Weise einen Bruch mit Spanien zu verhüten sucht — das ist nicht Kleinmuth — sondern bey den jetzigen Umständen sehr nöthige und weise Politik. Aber immer bleibt es eine unglückliche Folge des Stritts zwischen Mutterland und Colonien, daß diese Politik jezt nöthig und weise geworden ist.

Indeß scheint ein Krieg mit Spanien unvermeidlich, wenn die langen Uneinigkeiten zwischen Portugall thätlich ausbrechen sollten. Zwar hat man in England sich zu beweisen bemüht, daß Portugall offenbar ungerecht und hinterlistig sich gegen Spanien betragen habe, daß also Großbrittannien nicht gehalten sey, seine Verbindungen mit Portugall zu erfüllen, und diesem in einem offenbar ungerechten Kriege beyzustehen: Aber mich dünkt, Großbrittannien ist dazu durch unendlich anziehendre Bande als Traktaten sind, verpflichtet — durch sein Interesse. Kann England erlauben, daß die Bourbonen Portugall verschlingen, und das geschieht unvermeidlich, sobald England ihm seinen Schuz entzieht? Unmöglich. Nie hatten die Bourbonen einen gelegenern Zeitpunkt sich innerlich zu verstärken, den Pariser-Frieden zu rächen, und die stolze Rivalin zu demüthigen, als jezt — und gewiß erreichen Sie diese großen Zwecke, wenn sie nur so

lang wie möglich auf ihrem bisherigen Wege fortgehen — die Neutralität beobachten und incognito das Feuer anfachen.

Sogar Holland fängt an zu trotzen. Die Hochmögenden verbieten allen Handel mit den Amerikanern, und die Kaufleute führen ihnen Kriegsbedürfnisse u. s. w. sehr ämsig und ganz offenbar zu. Sogar im Angesicht des Holländischen Forts zu St. Eustaz haben die Amerikaner englische Schiffe weggenommen, und die Begrüssung der ersten wird von den Holländern beantwortet. Der englische Gesandte hat neulich sehr ernstlich und energisch darüber geklagt; wir werden sehen, was man im Haag antworten wird? Vermuthlich werden die General-Staaten eben so unwissend seyn, als das Spanische Ministerium bey der Moskito-Affaire; — also muß erst Bericht von St. Eustaz eingeholt werden, und zu so einem Bericht, weiß man, gehört Zeit, — in der die Amerikaner noch manche gute Prise unter den Augen des Holländischen Forts machen können.

Der unglückliche Zustand an den Westindischen Insuln dauert immer fort. Der Handel ist fast ganz unterbrochen. Es fehlet an Zuckerstäben, und vorzüglich an Faßdauben, die den Insuln fast allein aus Nordamerika zukommen. Das Parlament hat sich daher genöthigt gefunden, den Handel mit denselben

nach

nach den Inſuln frey zu geben. Vermuthlich wird dies dem teutſchen Handel von Hamburg und Bremen aus ſehr vortheilhaft ſeyn. Dies iſt alſo die erſte Diſpenſation von der Navigationsakte, die der Amerikaniſche Krieg veranlaßt hat; und doch erröthen gewiſſe Leute nicht, zu behaupten, „der „Krieg veranlaſſe nicht die geringſte Verminderung „der Brittiſchen Handlung und Manufakturen.„ Und freylich, es werden jezt mehr Uniformen gemacht; mehr Salpeter verarbeitet; — Kriegsbedürfniſſe zugeführt, wobey mancher Schiffer und Kaufmann anſehnlichen Vortheil macht. Freylich wird aber die Navigationsakte zum Theil aufgehoben; die Nationalſchulden immer vermehrt; die Auflagen immer erhöht; Lebensmittel und Arbeitslohn immer in die Höhe getrieben; und Abſatz der Manufakturen immer vermindert: aber nun das ſind Dinge, woran die politiſchen Raiſonneurs und ihre Leſer nicht immer denken. Der ſterbende Hume dachte ſehr wohl daran. Eine Anekdote, die hier Platz verdient: „Werden ſie die Hand eines Rebellen nicht abweiſen?„ ſagte Gouverneur Johnſtone, wie er wenige Tage vor ſeinem Tode zum Hume ins Zimmer trat. „Nein, das werd ich nicht,„ ſagte Hume und griff mit Wärme nach Johnſton's Hand. „Fahren Sie fort in ihrem edlen Eifer, ſich „den verderblichen Maasreguln gegen die Colonien „zu widerſezen. Dieſer Streit wird unſern ganzen

„Handel zernichten, und den Untergang unſerer vor„treflichen Conſtitution bewirken.„ Traurige Weiſſagung über England von ſeinem ſterbenden Geſchichtſchreiber! —

VII.

Zum Bildniß der Anna Maria von Schurmann.

Da ich einmal auf den Gedanken gekommen war, den T. M. unterweilen auch mit Bildniſſen vortreflicher Frauen und Jungfrauen der beyden letzten Jahrhunderte zu zieren: ſo verdiente die Dame, deren Bild dem gegenwärtigen Stücke vorgeſetzt iſt, ganz gewiß einen der erſten Plätze. Nicht eben als eine gelehrte Dame — denn wenn ſie nichts als das geweſen wäre, ſo möchte ſie an den unermeßlichen Lobſprüchen, womit ſie in ihrem Leben von den Saumaiſe, Naude, Heinſius, Huygens, Gruter, Caets, Balzac, und Tauſend andern, durch ganz Europa, in Proſa und Verſen, bis zur Abgötterey beräuchert worden, ihren Lohn dahin haben! Sondern, weil ſie nach dem ganzen Umfang Ihrer Naturgaben, Talente, Kenntniſſe, und, was mehr als dies Alles iſt, durch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend ihrer Seele und den ganzen Gang ihres innerlichen Lebens, würklich eine der vollkommenſten und auſſerordentlichſten Perſonen war, die ihr Geſchlecht in irgend einer Zeit aufzuweiſen gehabt hat.

Als ich mich hinſetzte, denjenigen von meinen Leſern und Leſerinnen, die etwan noch gar nichts oder ſoviel als nichts von ihr wiſſen möchten, einige Nachricht von dieſer Phönix

der

der Jungfrauen mitzutheilen, kannte ich ſelbſt Sie bloß aus ihren von Friedrich Spanheim i. J. 1648 zuerſt und von T. C. D. Löberin i. J. 1749 zulezt herausgegebnen Opusculis (welche meiſtens aus lateiniſchen und franzöſiſchen Briefen beſtehen, die pour la rareté du fait mit etlichen hebräiſchen und griechiſchen verbrämt ſind) und aus den Nachrichten, die ich in Bullarts Academie des Sc. et des A. und einigen andern litterariſchen Compilationen fand. Ich klaubte daraus, was ich für das dienlichſte hielt, heraus, meinen vorbeſagten Leſern von dieſem achten Wunder der Welt, dieſer zwooten Minerva und zehnten Muſe (wie die *Viri Eruditiſſimi et Clariſſimi* ihrer Zeit ſie nannten, eh ſie das unverzeyhliche Verbrechen begieng eine — Separatiſtin zu werden) einigen Begriff zu geben; ich erzählte ihnen was von ihren ſeltnen und frühzeitigen Naturgaben, von ihrem Geſchicke für die ſchönen Künſte, und wie ſie ſo ſchön habe zeichnen und Mignaturmahlen, und aus Papier ſchneiden, und in Wachs boſſieren, und in Kupfer ätzen können; und wie ſie Latein, Griechiſch, Hebräiſch, Syriſch, Chaldäiſch, Arabiſch und Aethyopiſch gelernt, und in der ganzen philologiſchen Polyhiſtorey, worinn man damals das non plus ultra der Gelahrtheit ſezte, erſtaunliche Profectus gemacht; und wie ihr die Herren Curatoren der Univerſität zu Leiden in jedem Auditorio eine eigne geheime Loge bauen laſſen, damit ſie allen öffentlichen Lectionen, Diſputationen, Doctor-Promotionen, ꝛc. ungeſehen beywohnen könnte; und wie ſie gerne Spinnen gegeſſen habe; und wie ſie nach und nach ſo berühmt worden, daß die hochwürdigen und hochberühmten Herrn, die Rivete und die Spanheime und die Salmaſien, und ſogar der ehrliche Carmeliter-Mönch, Ludwig Jacob à *Sancto Carolo*, in ſeiner Bibliothek berühmter Schriftſtellerinnen, und der wohlberedte Minoriten-Mönch, Bruder Hilarion de Coſte, in der Vorrede zu ſeinen *Eloges des Dames Illuſtres*, nicht genug von ihren Wundergaben ſa-

gen und ſagen können; und zwanzig ſolcher ſchönen Sächelgen mehr. — Ich war beynahe damit fertig, als es mir glückte, das Einzige Buch, woraus man würklich kennen lernen kann, was Anna Maria von Schurmann war, nemlich ihre in lateiniſcher Sprache geſchriebne ETKAHPIA, oder Erwählung des beſten Theils; Tractat, worinn ein kurzer Abriß ihres Lebens enthalten iſt. Eins iſt Noth. Maria hat das beſte Theil erwählt. — zu handen zu bekommen (ein Buch, das ſich ſehr rar gemacht) und als ich hineinguckte, und nur etliche Blätter davon geleſen hatte, ſiehe, da fand ſich, daß ich nun nichts zu thun hätte als alles was ich geſchrieben, und, wo möglich, auch alles was die ſämtlichen vorbeſagten Viri plurimum Reverendi, Ampliſſimi, Doctiſſimi etc. von ihr geſchrieben, als dummes ſchändliches Zeug, Caricatur und Verunſtaltung eines der herrlichſten Werke Gottes, ins Feuer zu werfen; und ſtatt deſſen aus dieſem beſagten Buch, worinn eine wahrhaft Engliſche Reinigkeit, Unſchuld, Wahrheit, Einfalt, Liebe und Demuth aus allen Zeilen athmet, und worinn ſie, ohne alle Prätenſion, in der unzweydeutigſten Sprache des Gefühls und der Innigkeit, die Geſchichte ihrer Kindheit und Jugend, und ihrer litterariſchen Nachtwandlungen, und ihrer zufälligen Verhältniße mit den Viris Clariſſimis die gerade das, was allein an ihr ſchätzbar war, nicht zu ſchätzen wußten, und ihrer Bekanntſchaft und Vereinigung mit den (nach ihrer Ueberzeugung wenigſtens) Apoſtoliſchen Menſchen, Johann de la Badie, Yvon und du Lignon, u. ſ. w. erzählt — einen bloßen reinen Auszug zu machen, an dem gewiß alle guten Menſchen Freude haben müßen, und auch ſolche, die das erwählte Theil dieſer Maria für Schwärmerey halten mögen, wenigſtens von der herrlichen Natur dieſes liebenswürdigen Geſchöpfs einen ganz andern Begriff bekommen würden, als aus ihren Opuſculis, die größtentheils gerade die ſchlechtſten Excretionen ihres Gehirns, oder bloſſes Spielwerk

werk eines gelehrten Gedächtniſſes ſind; oder aus den Lobreden und Lobgedichten ſolcher Leute, die ſo wenig Sinn für das Wahre hatten, daß ſie gerade von dem Augenblick an Böſes über den Engel blasphemirten, da ſie alle die Kruſten, womit eine falſchberühmte Gelehrſamkeit ſie überzogen hatte, von ſich warf, und ſich in ihrer eignen natürlichen Geſtalt darſtellte.

Dieſen Auszug noch in dieſem Monat zu geben, mangelt mir Raum und Zeit. Ich verſpare ihn alſo auf das nächſte Stück, und melde izt nur noch nothdürftiglich, daß — „des Frl. von Schurmann Vater, Friedrich von Schurmann, ein Mann von vorzüglichen Eigenſchaften, und ihre Mutter aus dem edeln Geſchlecht von Herſt im Jülichiſchen geweſen; daß ihr Großvater Antwerpen, wo ſeine Voreltern über hundert Jahre in den anſehnlichſten Würden geſtanden, der Reform. Religion wegen verlaſſen müſſen, und ſich nach Teutſchland gezogen habe; daß unſre Maria zu Cöln im Jahr 1607 gebohren worden, den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht, ihre lezten Jahre aber in der Gemeinſchaft der kleinen Labadiſtiſchen Eccleſiola zu Middelburg, Herford und Altona, und zwar (wie billig alle auſerordentliche Perſonen ihres Geſchlechts thun ſollten) in dem Stand einer freywilligen und unbemackelten Jungfrauſchaft gelebt habe, und endlich im Jahr 1678 in eine beſſere Welt gegangen ſey.

Das Bildniß, das wir liefern, iſt eine Copey desjenigen in der Bulartiſchen Sammlung, das nach einem von dem Frl. von Schurmann im 33ſten Jahr ihres Alters ſelbſt gemahlten Original, aber (wie der Augenſchein zeigt) von einem ſehr mittelmäßigen Künſtler verfertigt worden.

Die Zeichnung, die ich davon durch Hrn. Kraus machen lies, verbeſſerte die Fehler deſſelben ſo glücklich, daß mich

dünkte, wofern das Geſicht einer Perſon ein Bild und Abglanz ihres Inwendigen ſeyn ſoll, ſo müßte die Schurmann ſo ausgeſehen haben. Aber unglücklicherweiſe ſind beynahe alle dieſe feinen charakteriſtiſchen Züge unter der Radiernadel verlohren gegangen. Die Naſe iſt zu gebogen, und dadurch vielleicht ſchöner aber unbedeutender worden; der Mund hat von ſeiner Liebe, und das Auge von ſeiner Lauterkeit und Tiefe verlohren. — Sprechen wir nicht davon! dies iſt eine Marter, die ſich alle vier Wochen bey mir erneuert — (*) Ich weiß nur noch einen einzigen Ausweg; — da er aber in dieſem Jahre nicht mehr ſtatt finden kann, ſo bleibt vor izt kein ander Mittel als — den Himmel um Geduld zu bitten.

IV.

VIII.

Kritiſche Anzeigen.

Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens. Eine Abhandlung, welche den von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin auf das Jahr 1776. ausgeſetzten Preis erhalten hat, von J. Auguſt Eberhard, Prediger in Charlottenburg. Berlin, bey Chriſt. Friedr. Voß, 1776.

Folgt man dem Fortgang des menſchlichen Geiſtes in Sammlung nützlicher Lehrſätze, ſo ſieht man bald, daß die Theorie der Empfindungen das Verdienſt neuerer Zeiten ſey. Die ältere

(*) Wie, nach dem Sprüchwort, ein Unglück ſelten allein kömmt, ſo muß ſichs nun auch juſt fügen, daß das Kupfer bey dieſer Platte ſo weich iſt, daß nur wenige Hundert gute Abdrücke davon haben gemacht werden können. Ich leide ſiebenfach für Jeden, dem ein ſchlechtes zu Theil wird; und welcher unter ihnen ſizt ſich an meinen Platz?

ältere Philoſophie beſchäftigte ſich höchſtens mit einigen Attributen der äuſſern Empfindungen, ſo weit ſie ſich zum Behuf der Vernunftlehre, in der Erforſchung der Quellen der Gewißheit, damit abgeben mußte. Ein allgemeines Vorurtheil gegen das Empfindungsvermögen des Menſchen machte, daß die Philoſophen des Alterthums die übrige Theorie davon faſt ganz vernachläßigten. Eine alte Ueberlieferung unterwarf ſeine Veränderungen der Herrſchaft des Körpers, deſſen Urſprung die Meiſten von einer feindſeligen Grundurſache herleiteten. Die ſcholaſtiſche Metaphyſik war auch zu ſtolz, ſich zur Beobachtung oder zum Anbau derer Geiſtesvermögen herabzulaſſen, auf die ſie unter dem Namen der untern Seelenkräfte mit Verachtung herabſah. Endlich gaben in den neuern Zeiten zwey Ereigniſſe in der philoſophiſchen Geſchichte Anlaß, dieſer Theorie die Bahn zu eröffnen. Man fand, daß einige abgeleitete Eigenſchaften (qualitates ſecundariae) der Körper, nemlich der Farben, nichts Wirkliches und Selbſtſtändiges ſeyen, ſondern daß ſie als ſinnliche Eindrücke, auf die Art, wie ſie durch die Sinnen erſchienen, empfunden würden. Leibniz ward dadurch veranlaßt, den Unterſchied der Vorſtellungen in Anſehung ihrer Klarheit und Deutlichkeit zu bemerken, und ſo die Ausſichten in die intellektuelle und ſinnliche Welt aufzuſchließen. Er übertrug das was Newton nur von den qualitatibus ſecundariis bemerkt hatte, auch auf die erſtern und urſprünglichen, die Ausdehnung, die Undurchdringlichkeit, die Figur und die Bewegung, und brachte dadurch die Pſychologie um viele beträchtliche Schritte weiter als Locke. Die 2te Veranlaſſung, die Theorie der Empfindungen anzubauen, war dieſe. In den Unterſuchungen über die Wirklichkeit des Naturrechts ſtellte man natürlicherweiſe Beobachtungen über die moraliſche Empfindungen an. Man fand hier gar bald das innige Band der ſchönen Künſte und der moraliſchen Wiſſenſchaften, und

daß Eine Empfindlichkeit die Seele zur Liebe des Schönen und Guten neigte. Man bemerkte in der Seele gewiſſe unüberlegte Empfindungen des moraliſchen Guten, und des intellektuellen Schönen, womit die Geſetze des Naturrechts und die Reiſſe des Geſchmacks übereinſtimmen. Dies zu erklären, muſte man die verſchiedene allgemeine Beſtimmungen aufſuchen, worinn das Empfinden ſich mit dem Denken unter Ein Prädikament bringen läßt.

Der erſte Abſchnitt dieſer ſchätzbaren Abhandlung iſt überſchrieben von der Urkraft der Seele überhaupt. Der V. will, man ſoll nur eine Einzige Grundkraft in der Seele annehmen, die als Subſtanz die Urſache aller andern als Accidenzien in ſich enthielte, und, nachdem ſie verſchiedentlich modificiert wird, ſich entweder als Empfindung oder als Erwägung äuſſerte. Im 2ten Abſchn. wird gezeigt 1) unter welchen Umſtänden dieſe Urkraft bald unter der Geſtalt des Erkennens, bald des Empfindens erſcheine und 2) welchen Geſetzen ſie gemeinſchaftlich ſowol als jede beſonders folge, und wie ſich dieſe Geſetze aus der Natur der Seele ſelbſt erklären laſſen. Die Urkraft der Seele iſt immer das Beſtreben, Vorſtellungen zu haben. Denken und empfinden beſtehen, obgleich ſie ſo verſchiedne Dinge ſind, aus Einem Urſtoff. Die erſte Erſcheinung, die dem Zuſtand des Empfindens beſonders eigen iſt, beſteht darinn, daß ſich die Seele in demſelben als leidend, in dem Zuſtand des Denkens aber als thätig anſieht. Hierbey erklärt der V. einige Schwierigkeiten ſehr gut, die bey der Lehre von der Freyheit des Willens vorkommen. Folgt man dieſem Leitfaden, ſo wird man 3) von der andern Erſcheinung Rechenſchaft geben können, nemlich daß die Seele bey dem Denken den Gegenſtand, womit ſie ſich beſchäftigt, als auſſer ſich befindlich anſieht; hingegen bey dem Gebrauch der Empfindungskraft mit ihrem eignen Zuſtande

ſtande zu thun zu haben glaubt. Hieraus erklärt ſich ein Mißverſtändniß, wodurch man bisher den geſelligen Neigungen nach der Erklärungsart der epikuriſchen Schule dadurch etwas von ihrem Werth zu entziehen glaubte, wenn man behauptete, daß wir im Wohlthun uns ſelbſt zur Abſicht hätten, und unſer Vergnügen dabey ſuchten. Hieraus beſtimmt ſich ferner, was die Empfindung ſich als ſubjektiv, und was ſie ſich als objektiv vorſtelle.

Den Unterſchied des Denkens und Empfindens bringt der V. auf folgende Hauptmerkmale zurück. 1) Im Denken iſt Einheit; im Empfinden Mannichfaltigkeit. 2) Im Denken das Mannichfaltige in einander vorgeſtellt; im Empfinden neben einander; 3) folglich im Denken als Merkmale, im Empfinden als Theile; folglich je deutlicher, deſto weniger auseinander, folglich je mehr auſſer- und nebeneinander, deſto verwirrter.

Das was Denken und Empfinden gemein haben, iſt 1) daß durch ſie Vorſtellungen möglich ſind. Da nun die menſchliche Seele eine Kraft iſt, Vorſtellungen zu haben: ſo müſſen ſie nur Modificationen dieſer Grundkraft, oder derivative Kräfte dieſer primitiven Kraft ſeyn. Als eingeſchränkte Kraft iſt die Seele nur zu einem gewiſſen Grade der Aeuſſerung dieſer Kraft geſchickt. Daraus folgt 2) weiter, daß, wenn die Seele in ihren Operationen gehindert wird, ſie es ſelbſt iſt, die ſich hindert. 3) Folgt aus der eingeſchränkten Natur der Seele, daß ſie die mannichfaltigen einzelnen Vorſtellungen unter eine Hauptvorſtellung muß zuſammenfaſſen können, wenn ſie ihr angenehm ſeyn ſoll. Hier können wir dem V. nicht folgen, und nur bemerken, daß ſeine Erklärungsart fürtreflich iſt, wie ſinnlicher Eindruck, zur Empfindung des Schönen, Guten und Wahren ſtufenweiſe erwachſe.

Aus den angegebenen Begriffen von dem Unterſchied des Denkens und Empfindens werden nunmehr die Geſetze hergeleitet, die wir durch Erfahrung und Beobachtung als beyden Zuſtänden eigenthümlich bemerken. Dieſe ſind folgende: 1) Die Abwechſelung des einen Zuſtandes mit dem andern kann nicht anders als nach dem Geſetz der Einbildungskraft, oder vermittelſt der Vergeſellſchaftung der Ideen erfolgen. 2) Im Zuſtand des Denkens iſt die Erkenntniß anſchauend, im Zuſtand des Empfindens iſt ſie ſymboliſch. 3) Eine jede Empfindung iſt mit einem Begehren und Verabſcheuen verknüpft. 4) Der Zuſtand des Empfindens löſcht den Zuſtand des Denkens aus. 5) Der Zuſtand des Empfindens hängt nur unmittelbar von unſrer Freyheit ab.

III. Abſchn. von der Bildung des Verſtandes und Herzens durch die Erkenntniß und Empfindungskraft. In Anſehung der Bildung iſt die allgemeinſte Regel dieſe: Beyde Kräfte, die Erkenntniß und Empfindungskraft müſſen mit verhältnißmäßigem Fleiße geübt, und angebauet werden.

2) Die Empfindungskraft muß durch einen verhältnißmäßigen Genuß der Empfindungsarten angebaut werden.

IV. Abſchn. von der Beurtheilung des Genies und Charakters. Neue Bemerkungen ſind nicht in dieſem Abſchn. enthalten, allein alles iſt mit einer Deutlichkeit und Ordnung vorgetragen, auch oft mit einer Wärme begleitet, die dem Herzen des V. Ehre macht, und ſich zugleich mit großer Weisheit von aller Deklamation entfernt hält. Ueberhaupt hat der V. die ſeltne Gabe den metaphyſiſchen Auſſenlinien Fleiſch und Bein zu geben, und ſeine Materie iſt nicht ſowol Geſchichte ſeines Studiums, die ſich in einer tiefgeordneten Topik, ſcharfen Beweiſen und neuen Definitionen äußere, wie bey Hrn. Campe, ſondern es iſt eine ſchöne, wohlgeſchaffne

Ab-

Abhandlung zum Beſten ſeiner Leſer, und hierinn ſcheint er nicht ſowol wie der leztere dem Vorgang eines Cochius, als vielmehr eines Garve und Sulzers, beſonders in der Wärme, und moraliſchen Anwendung ſeiner Sätze, gefolgt zu haben.

Kenntniß derjenigen Pflanzen, die Mahlern und Färbern zum Nutzen, und denen Liebhabern der ökonomiſchen Pflanzen-Kenntniß zum Vergnügen gereichen können. Leipzig.

Eine Compilation iſt allerdings wichtiger als manches ſo gerühmtes Produkt des Witzes, wenn dieſes wenigen oder widrigen Einfluß hat, und jene hingegen nützliche und allgemeinnothwendige Kenntniſſe verbreitet. Nicht bald genug kann dieſer Theil der Chemie, der ſo viel Gewerbe, und faſt jeden Menſchen intereßirt, allgemeiner bey uns gemacht werden. In den einſamſten Gegenden der Schweiz hat der Recenſ. bey Bauern, Künſtlern und Güterbeſitzern Einſichten in dieſer Wiſſenſchaft angetroffen, die bey uns manchen beſoldeten Profeſſor ſchamroth machen würden. Selbſt in Sibirien, im Orenburgiſchen und Caſaniſchen Gebiete hat Pallas Weiber und Mädchen im Beſitz mancher Färberkünſte geſehen, die bey unſern cultivierten Land- und Stadt-Leuten vergebens geſucht würden. Eine Hautdeliſſe Fabrike, von einem Bauermädchen auf den Stroganovſchen Gütern dirigirt, und alle Materialien dazu von alten Weibern gefärbt, iſt wol allerdings ein ſeltnes aber wahres Phänomen. Bey uns machen die Städte, Märkte und Meſſen, wegen den häufig dahin gebrachten raſinirten Farbe-Materialien den Künſtler träge, und nur wenige von ihnen reiſen nach Frankreich, und keiner nach England. Auſſerdem wie wenig (die Brandenburgiſchen Länder ausgenommen) öffentliche und wohlverſtandne Handlungs- und Policeygeſetze über dieſen Punkt, bey dem verſtückten Intereſſe aller Nationen des lieben H. R. Reichs!

Daher

Daher bleiben wir aber auch ewig die Sklaven und Abnehmer der Ausländer. Der V. dieſer Sammlung verdient daher allen Dank, daß er aus den Schriften Sieferts, Pörners, Hellot, der Schwediſchen und andern akademiſchen Schriften das nützlichſte ausgezogen und hier zuſammengetragen hat. Beſonders hat uns gefallen, daß er ſich nicht ſowohl bey den Eigenſchaften der Arotta und des Dividivi aufhält, als uns hauptſächlich mit den Tugenden der einheimiſchen, bekannteſten, und daher am wenig geſchätzteſten Pflanzen bekannt macht.

Die Kunſt zu beobachten, von Johann Senebier, Prediger und Bibliothekar zu Genf, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, von Joh. Friedrich Gmelin, der Arzneykunſt Doktor, dieſer und der Weltweisheit öffentlichen Lehrer zu Göttingen. Zwey Bände. Leipzig, in der Weygandiſchen Buchhandlung. 1776.

Obgleich dieſes Buch eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen iſt, ſo ſind die beygefügten Anmerkungen doch teutſches Verdienſt, die manches berichtigen. Außerdem iſt dieſe Schrift aller Aufmerkſamkeit werth; denn ſie enthält (die prächtigen Ueberſchriften der Abſchnitte nach Franzen Manier abgerechnet) eine Menge wohlgefaßter Bemerkungen der ganzen praktiſchen Philoſophie, einen ſehr geordneten Vortrag, und eine Präciſion der Begriffe, die in mancher teutſchen Preisſchrift zu wünſchen wäre. Wir haben die Preisſchrift des Herrn Carrard zu Orbes dagegen gehalten, und die Verlegenheit empfunden, worinn ſich die Herren Preisauetheiler zu Harlem befinden mußten, ob und welchem ſie den Preis oder das Accesſit ertheilen ſollten. Auch ſchon darum verdient dieß Werk bey uns bekannter zu werden, weil ſein V. teutſchen Charakter in Wiſſenſchaften und Sitten zu ſchätzen weiß, wie man auf allen Blättern ſieht.

Syſtem

Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie, von Dieterich Tiedemann. Drey Theile, 12. Leipzig, bey Reich. 1776.

Mit dieſem Werk kündigt ſich ein Mann an, der einen nicht ſehr gebahnten Weg betritt, auf dem er, wie man ſieht, nicht erſt ſeit geſtern wandelt, und allenfals, wo es nöthig iſt, Bahn brechen kann. Er fängt mit mehr Reiffe zu ſchreiben an, als viele (beſonders in ſeinem Fach) aufhören. Man muß es empfinden, daß der Verf. ſchon viel geſchrieben hatte, als er dieß Buch zu ſchreiben anfieng. Durchaus herrſcht eine innige Kenntniß griechiſcher Philoſophie, Denkart und Sprache, eine ausnehmende Helle und Deutlichkeit der Begriffe, eine ächtphiloſophiſche Beſtimmtheit des Ausdrucks; ruhiger Unterſuchungsgeiſt, kein leidenſchaftlicher Hang und kein ängſtliches Zurückbeben vor Paradoxen; beſtändige Hinweiſung auf Quellen und Winke für den Leſer, der dem Verf. nachforſchen will, ohne elenden Citatenprunk; — und alle dieſe herrlichen Autorgaben verwandt auf eine Materie von der Wichtigkeit — und der Fremdheit für die meiſten Gelehrten; — dieß, denk ich, wäre genug geſagt, um unſre Leſer recht ſehr aufmerkſam auf dieß Werk zu machen — und mehr können und wollen wir hier nicht; denn zu einer bloßen Inhaltsanzeige haben wir nicht Platz, und der Leſer findet ſie in mehrern Zeitungsblättern. Eine genauere Prüfung einzelner Theile aber gehört nicht für den Merkur. Er hat genug gethan, wenn er bey Werken, die der Litteratur Ehre machen, ſagt: ſie ſind da — beſonders wenn ſie, wie hier der Fall iſt, der Materie wegen, nicht genug und allgemein als klaßiſche bemerkt werden mögten. D.

Der Abentheurer. Ein Auszug aus dem Engliſchen. Zwey Bändchen in 8. Berlin, bey Himburg, 1776.

Ich mache mir Vorwürfe, daß ich es ſo lange habe anſtehen laſſen, dieſen Auszug aus einem der beliebteſten und ſchätz-

harſten moraliſchen Wochenblättern, die ſeit dem Speckator in London herausgekommen ſind, allen denen aus vollem Herzen anzupreiſen, die eine Lectüre lieben, die zugleich nützlich und angenehm iſt. Bey der unendlichen Menge von Büchern und Broſchüren, welche Prätenſion machen, dies zu leiſten, iſt die Anzahl derjenigen doch faſt ſehr klein, in welchen würklich geſunde Seelennahrung, geſund und wohlſchmeckend zubereitet, aufgetragen würde; beſonders wo die Abſicht iſt, eine Tafel zu decken, an die ſich auch Unmündige und Schwache ohne Gefahr und Bedenken ſetzen dürfen. Der *Aventurer*, oder Abentheurer gehört unſtreitig unter dieſe kleine Zahl, beſonders, unter die wenigen, wofür jede Mutter, die ihren Töchtern (weil doch in unſern Tagen das Leſen leider! auch für das weibliche Geſchlecht zum Mode-Bedürfniß worden iſt) eine ganz unbedenkliche, in jedem Betracht nützlichangenehme und den Zweck der Erziehung befördernde Lectür zu verſchaffen oft in Verlegenheit iſt, dem Verf. und Ueberſetzer danken ſollte. Die Moral, die in dieſen Blättern herrſcht, hat vor ſo vielen andern moraliſirenden Schriften den Vorzug, daß ſie ganz reine Chriſtliche Moral iſt, auf die Verhältniſſe und Bedürfniſſe des Lebens, beſonders in unſerm gegenwärtigen Zeitalter, mit Sokratiſchem Verſtand angewandt. Die Einkleidung, wofür der Verfaſſer ein ſehr vorſtechendes Talent hat, iſt Erzählung, zuweilen auch Allegorie; beydes unſtreitig die beſte Art, moraliſchen Unterricht faßlich, einleuchtend und herzrührend zu machen. Dem Ueberſetzer gebührt verdientes Lob, ſowol wegen der Wahl des Buchs als wegen des Geſchmacks und Fleißes, womit die Ueberſetzung ausgearbeitet iſt, auch dafür, daß er alle die Blätter, die auſſer England und London wenig intereſſant ſeyn konnten, weggelaſſen, und alſo aus den vier Bändchen des Originals zwey gemacht hat. Dies iſt einer von den Fällen, wo, wie Heſiodus ſagt, die Hälfte beſſer als das Ganze iſt. Doch ſind dadurch auch manche von den witzigſten Stücken verlohren gegangen; wie z. E. die Abentheuer eines Halbpfennings, für welche wir gerne die abgedroſchne Vergleichung Alexanders mit einem Straſſenräuber gegeben haben möchten.

W.

IOANNES PICVS PR. MIRAND.

Der Teutſche Merkur.

May. 1777.

I.

Freundſchaft und Liebe.

Eine wahre Geſchichte, von dem Herausgeber von Eduard Allwills Papieren.

Eberhard Hornich, ein angeſehener Handelsmann zu B., hatte drey Töchter: die älteſte hieß Caroline, die zweyte Henriette, und die dritte Luiſe. Carl Dorenburg, der ſich lange Zeit in Italien und England aufgehalten hatte, und zurück nach London wollte, wo ein anſehnliches Etabliſſement auf ihn wartete, ſah Carolinen, und ward von ihr gefeßelt. Er war ein ſanfter und herzlicher Mann, der die feinern Vergnügen mit Einfalt liebte, einen reinen und feſten Geſchmack hatte, und ſich nie mit etwas abgab, woran er nicht Luſt genug gefunden, um es in gewiſſem Verſtande meiſterlich zu lernen. Das Mädchen nahm ihn gern, und der Alte willigte mit Freuden in die Heyrath mit einem Manne, der ein ſo vortreflicher Kaufmann und von ſo anſehnlichem Vermögen war. Vater und Tochtermann traten mit einander in Geſellſchaft.

Dorenburgs vertrauteſter Freund war Biederthal, ein junger Rechtsgelehrter. Die Aehnlichkeit ihrer Neigungen, der Eifer, den ſie gegenſeitig in ſich erweckten, die Hülfe, die ſie einander leiſteten, brachte jene geiſtige Gemeinſchaft der Güter unter ihnen zuwege, welche den Neid unmöglich und das Leben ſo ſüß macht. So war ihr Verſtändniß zwey Jahre hindurch immer vollkommener und enger geworden. Damals kam Luiſe, eben ſiebenzehn Jahr alt, aus dem Kloſter zurück, und entzündete in Biederthal eine unüberwindliche Leidenſchaft. Er wollte erſt ſie unterdrücken, hernach ſie verbergen; aber — es war Liebe. Daß ihm der alte Hornich das Mädchen geben würde, daran war nicht zu denken; er hatte geſchworen, daß keine ſeiner Töchter einen Gelehrten heyrathen ſollte, und dazu beſaß Biederthal nur ein ſehr geringes Vermögen. Dorenburg, dem das Geheimniß ſeines Freundes nicht lange verborgen blieb, genoß keine frohe Stunde mehr. Da er bey ſeinem Schwiegervater, deſſen Handlung durch ihn ungemein erweitert worden, in großem Anſehn ſtand, ſo hatte er anfangs ſich geſchmeichelt, derſelbe würde, aus Ergebenheit gegen ihn, ſich ein einzigmal in ſeinem Leben großmüthig ſtellen, und auf ſein Bitten den wackern Biederthal glücklich machen: aber der Alte wußte von keinem Edelſinn, als daß er das Nichts der Ehre und alles brodloſe Weſen verachtete, weder durch Sache noch Grund

ſich

ſich bethören, in ſeiner Ueberzeugung durch nichts ſich irre machen ließ; er hatte nur die Tugenden der Kargheit, oder richtiger, einer polizeymäßigen Gewinnſucht. Da alles vergeblich geweſen, ſo erklärte ihm Dorenburg, in ſechs Monaten laufe der Societäts-Contract mit ihm zu Ende, er ſey geſonnen alsdann auszuſcheiden. Der Alte gab die beſten Worte, that die vortheilhafteſten Vorſchläge; Dorenburg war nicht zu bewegen. Endlich wurden ſie einig, Biederthal ſolle ſich der Handlung widmen, und dann das Mädchen nehmen. Voll Entzücken dankte dieſer eine anſehnliche Bedienung ab, worauf er die Anwartſchaft hatte, und ergriff das Gewerbe ſeines Freundes. Luiſe fühlte das im Innerſten der Seele. Kein Brautpaar iſt jemals glücklicher geweſen. Nach einem halben Jahre ward die Heyrath vollzogen; und die zween Freunde hatten ſich nun zu Gefährten in all ihrem Thun. Ihre Wohnungen waren die angenehmſten in der Stadt, aber ſowohl der Lage als der innern Einrichtung nach ganz von einander verſchieden. Eben ſo auch ihre Landhäuſer. Jeder dieſer Oerter hatte andre Reize, war zu andern Ergötzungen geſchickt; in jedem mangelte etwas; aber dies war beym Bruder. Das glückliche Leben dieſes doppelten Paars iſt etwas, das ſich nicht abbilden läßt. Wer aber ein liebes Weib hat, und einen Freund auch, mit einem lieben Weibe, und dabey ſoviel Geiſt und Thätig-

keit, um ſein Herz mit unſchuldiger Leidenſchaft zu füllen, der verſteht mich, wenn ich ſage, daß in dieſem Kreiſe das Wehen der Liebe nie ſich legte.

Eine Hauptſtütze dieſer ſchönen Verfaſſung war die noch unverheyrathete, mittlere Tochter, Henriette. Die drey Schweſtern waren von Kindheit an in jener reinen Vertraulichkeit miteinander geblieben, welche nur mit Unſchuld beſtehen kann, und die Reinheit der Seele am ſicherſten bewahrt. Herzen, die immer offen geweſen, in denen der Friede eines guten Gewiſſens nie unterbrochen worden, erſtarren vor dem Schimmer einer Verſuchung, haſchen im Gegentheil, wie Zunder, alles Edle und Schöne, und können eine Feſtigkeit im Guten beweiſen, die oft allen Glauben überſteigt. Caroline und Luiſe hatten neben ihren übrigen Vorzügen auch eine ſchöne Bildung: Henriette war ein wenig verwachſen, und brauchte am linken Fuß einen höhern Abſatz; aber die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, die Schicklichkeit ihres Anſtandes, ihr offenes Weſen, von aller Anmaßung ſo fern, machte, daß man dieſe Gebrechen überſah; doch aber — nur überſah, denn reizend fand man Henriette nicht. Ihre Haut war die weißeſte, reinſte, durchſichtigſte, ſchönſte, die ſeyn kann; nichts deſto weniger gehörte ein beſonderes Auge dazu, um gewiſſe edle Züge, welche in ihr lagen, herauszufühlen. Faſt alle nannten ihr Geſicht

ſicht unbedeutend, gemein. Ihr Vater hieng an ihr wie bezaubert, und er ſcheute das Mädchen: einer eigentlichen Achtung ſind Leute von ſeiner Art nicht fähig. In Dorenburgs und Biederthals Hauſe war ſie angebetet. Die jungen Weiber ſetzten in ihr gleichſam noch ihr jungfräuliches Leben fort; ſie ſtellte ihnen ein ſo ſüßes Bild der Vergangenheit dar, erinnerte ſie an alles ſo lebhaft, daß es ihnen kaum einfiel, daß ihnen etwas verſchwunden ſey; nie war die Schweſter ihnen ſo theuer geweſen. Henriette auf ihrer Seite koſtete in ihren Schweſtern die Wonne der Gattin, der Mutter, der Vorſteherin eines fröhlichen Schaar von Genoſſen; und welcher Wonne hält dieſe nicht die Wage? Wer iſt glücklicher als ein munteres Weib, das mit zärtlicher Sorge an ſeinem Manne, mit heißer Liebe an ſeinen Kindern hängt? — Geiſt und Herz in ihm bleiben in immerwährendem Triebe; ſeine ſüßen Leidenſchaften erneuren ſich mit jedem Augenblick, und werden in jedem Augenblick befriediget. So ward auch Henriettens Seele durch Mitgefühl in beſtändiger Bebung erhalten; und Mitgefühl, in hundert Fällen, ſchwingt höher als eigenes. Mann, Weib und Kinder, jedes in beyden Häuſern wollte Henriettens Freude ſeyn; ſie ſollte jede Luſt, nie eine Beſchwerde theilen; aber Henriette wußte ſich ſchon hinzu zu drängen, wo es um Beyſtand galt, und ihr Beyſtand war voll geheimer Kräfte; ihre Gegenwart

machte jede Arbeit zum Fest; und waren's Widerwärtigkeiten, so verschlang die Liebe, die Dankbarkeit, die sie einflößte, die Hälfte des Kummers.

In ihres Vaters Hause hatte sie freye Hand. Der Alte war nicht sowohl geizig als nur gierig; und da Henriette verschiedene Heyraths-Vorschläge abgewiesen und dabey geäußert hatte, sie wolle bey ihrem Vater aushalten, so glaubte er für eine so treue Verpflegerin nie zuviel thun zu können. Es giebt wenig Gemüther, in denen nicht durch Langmuth und Huld einiger Geschmack an liebenswürdigen Neigungen erregt, und nachher diese Neigungen allmählich verstärkt und vermehrt werden könnten. Der alte Hornich erfuhr eine solche Verwandlung, ohne daß er weiter etwas davon merkte, als daß seine Henriette so gut mit ihm umzugehen wisse, daß er nun erst des Lebens froh werde. Meine Bekannten, sagte er zuweilen, wünschen ihre Jugend zurück; mir ist mein Alter lieber: wie sauer hab' ich es nicht sonst gehabt, und wie gut hab' ich es jetzt? Sein ganzes Hauswesen hatte sich nach und nach verändert. Vormals glaubte er auf jede unschuldige Lustbarkeit, die er doch zugab, wenigstens schmälen zu müssen, und wirklich schien ihm jede Freude verdächtig, so wie jeder Nothleidende — und wie alles Schöne. Nun wollte er, daß seine Wohnung an Annehmlichkeiten die Wohnungen seiner Schwiegersöhne

Söhne überträfe; in nichts durfte seine Henriette zurückbleiben; auch gelang es ihm, daß die Familie nirgend aufgeräumter war, als in seinem Hause: aber vergnügter als vorhin war man überall durch vermehrte Eintracht und Offenheit. Der Ueberfluß, der sich in Hornichs Hause zeigte, lockte Bedürftige hinzu, und das liebe Mädchen hatte den Triumph, das graue Haupt ihres Vaters noch mit Seegen und Ehre zu bekränzen.

Wie dem Mädchen so wohl zu Muthe gewesen seyn mag! Ohne Tumult der Leidenschaft, und doch alle Fibern seines Herzens rege. So ganz frey und heiter mit dem ungetrübten Sinn, mit der reinen Phantasie einer Jungfrau; dennoch so ganz befangen — blos aus himmlischer Liebe!

Henriette hatte auch eine Freundin, die ebenfals noch Mädchen war, und von der sie mit einer Art von Leidenschaft geliebt wurde. Sie war früh ohne Eltern geblieben, die ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen und Hornich darüber zum Vormund gesetzt hatten. Noch größerer Reichthum fiel ihr nach dem Tode zwoer Tanten anheim, bey welchen sie sich gegenwärtig aufhielt. An all den Reichthum dachte sie nie, eben so wenig als an ihr Schönheit, und war ärgerlich auf die jungen Herren, weil sie nicht Henrietten, sondern Ihr den Hof machten,

und verwandelte daher, mit dem beſten Humor von der Welt, ihre Anbeter in die lächerlichſten armſeeligſten Geſtalten. Das liebe Mädchen hieß Allwina Clarenau. Sie wird öfter vorkommen.

Biederthal, der ein weitläuftiger Anverwandter von den Clarenaus war, hatte in ihrem geräumigen Hauſe, das einem Pallaſte glich, ein Gemach inne gehabt. Nach ſeiner Heyrath mit Luiſe blieben dieſe Zimmer für ſeinen jünger Bruder Woldemar offen, auf welchen die Anwartſchaft, die der ältere zurückgegeben, war übergetragen worden.

Woldemar blieb noch zwey Jahre abweſend, nach deren Verlauf ſich erſt der Fall ereignete, daß er die Bedienung würklich antreten mußte. Er hatte zu B**, unter dem nemlichen Fürſten, ſeit vier Jahren eine andre Stelle bekleidet.

Biederthal, der ſich unausſprechlich geſehnt hatte, ſeinen Bruder wieder zu ſehen, war vor Freude außer ſich; er konnte von nichts anders mehr reden als von Woldemar. — „Sie wiſſen, daß nun eheſtens mein Bruder kommen wird?„ — Jedweder, den er ſo begrüßen konnte, war ihm willkommen; und jedweder, den er ſchon ſo begrüßt hatte, und bey dem er es nicht geradezu wiederhohlen durfte, machte ihn verlegen. Seine Frau, ſeine Schwägerinnen und Dorenburg ſchienen itzt ihm mehr als

jemals

jemals die beste Gesellschaft: sie theilten so aufrichtig seine Freude; sie waren für sich selbst mit ihm so voll Erwartung; sie neigten mit so herzlicher Aufmerksamkeit sich ihm entgegen; hörten so gerne noch einmal, was er schon oft, aber noch nie mit dem Interesse, mit dem Leben von Umständen, erzählt hatte — die ganze Geschichte, wie Woldemar und er miteinander aufgewachsen; wie sehr sie schon als Kinder sich einander zugethan gewesen; wie treu sie sich geblieben; was sie alles für einander gethan; was sie alles für einander gelitten . . . Wahrhaftig! brach Biederthal einmal in seiner Entzückung aus, es ist doch keine rechte Freundschaft, als nur unter zween solchen Brüdern! — Dorenburg, der ihm gerade gegenüber saß, senkte mit heiterm Lächeln seinen Blick. Das stieß Biederthal an; er flog auf, und hieng seinem Freund am Halse. Dorenburg drückte ihn kräftig an die Brust, ergriff dann seine beyden Hände... Lieber! sagte er, und lachte offener ihm ins Angesicht — Lieber! indem er ihn treuherzig schüttelte — geh' und erzähl' uns weiter. Biederthal küßte Dorenburg noch einmal und gieng. Henriette haschte bey'm Vorübergehn ihm die Hand, und küßte ihn; er umarmte Caroline; herzte sein Weib, setzte sich dann, und erzählte weiter. —

Endlich kam die Nachricht, daß Woldemar würklich abgereiset sey. Sein Brief war aus R.,

wo er eines wichtigen Geſchäfts wegen einige Tage verweilen mußte. — „Die Hälfte des Weges iſt „zurückgelegt, ſchrieb Woldemar. Es war mir „lieb, daß die Poſt nach B. erſt heute abgieng, denn „ich hätte ſchwerlich vermocht eher an Dich zu ſchrei„ben. Mein Herz iſt in einem wunderbaren Zuſtan„de. Als ich von G* abreiſte, war ich wie von mir. „Ich ſaß in meinem Wagen und hörte das Raſſeln „über das Pflaſter hin, und wußte kaum was es „war. — Wir erreichten die Landſtraße. Knall „auf Knall des Schwagers Peitſche, und die Pferde „im Flug. Ich ſchlug die Augen auf, ſah' Hecke, „Baum und Land an mir vorbey ſchwinden — an „mir vorbey zurück. Ich ſtreckte maſchienenmäßig „den Kopf hinaus, dem allen nach. Die Sonne „war am aufgehen. — G** war ſchon fern, aber „noch deutlich genug zu unterſcheiden; auch erreich„te noch das Geläute von ſeinen Thürmen mein Ohr, „und zuweilen kam's mit einem Windſtoß ſchnell in „hellerem Klang — und wieder weg, wie der Laut „eines tiefen Seufzers. Dazwiſchen wirbelten oben „die Lerchen, und klirrten die Ketten am Pferde-Ge„ſchirr; und hallte das Treiben des Poſtknechts . . . „Unverſehens gieng's um eine Ecke, eine Anhöhe „hinunter. Alles, was da war, mir auf einmal „entrückt! — Ich ſtürzte zurück in meinen Wa„gen, preßte mein Geſicht aus allen Kräften zwi„ſchen die Kehrküſſen, und meynte das Herz würde

„mir

„mir die Bruſt entzwey ſchlagen ... Weg! ſo im-
„mer weg — einſt weg von allem! — ſo ſcholl's
„dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die
„Thränen los — und Du, Lieber — Du ſtandeſt
„vor meiner Seele. Ich fühlte das: hin zu ihm,
„zu meinem Biederthal! — Aber ich weinte doch
„noch lange — weine noch heut ... Bedenk, Lie-
„ber, ich war nun vier Jahre zu G**; ſtand dort
„in manchem ſüßen Verhältniße; glaubte einſt, ich
„würde wohl immer dort bleiben. Nun reiſte ich
„weg, und ſah das alles vor mir untergehen. Ach!
„ſo bin ich: etwas vergehen zu ſehen, wär' es noch
„ſo geringe; zu fühlen es iſt damit zu Ende —
„es iſt aus: bis zur Ohnmacht kann's mich brin-
„gen.

„Nun geh' ich nach B., da werd' ich bleiben! —
„Sieh', davor ſchaudert mir wieder! — Ich bin
„erſt neunundzwanzig Jahr alt, und mag nur ſo
„weniges noch vom Leben. Was ich nun erhalte,
„iſt die Erfüllung meines höchſten Wunſches. —
„Ich würde glücklich ſeyn; endlich zufrieden; —
„aber das muß ich nun auch ſeyn, muß, oder ...
„Lieber! — Beſter, Einziger, verzeih! Du wirſt
„mich ja nicht mißverſtehen. Wie könnteſt Du? Iſt
„es doch Fülle der Wonne was mich ängſtiget! —

„Es war recht gut, daß ich mich hier einige Ta-
„ge aufzuhalten hatte; weniger, um mich von mei-

„nem

„nem Abſchiede zu G** zu erholen, als um auf
„Dein Wiederſehen mich vorzubereiten. Dies Wie-
„derſehen — ich brauche alle meine Nerven um den
„bloßen Gedanken davon auszuhalten... Als ich
„die hieſige Gegend erreichte, dieſe Stadt erblickte,
„wo wir in verſchiedenen Zeitpunkten ſo viele Tage
„mit einander zugebracht hatten: — es iſt nicht
„auszuſprechen, wie mir ward. Wenn ich Dich dort
„gewußt hätte, ich hätte umkehren müſſen. —
„Beym Eintritt in die Krone kam mir der eine Kell-
„ner, der gute Johann, der von früh an auf mich
„gelauert hatte, mit Deinem Brief entgegen. Er
„war noch der alte; und ſo alles im Hauſe noch
„bey'm alten. Die Leute hatten eine gewaltige Herr-
„lichkeit mich wiederzuſehen. Das Geräuſch ihrer
„Freude ſtillte auf eine angenehme Weiſe meine
„Phantaſie. Es dauerte an eine Stunde bis ich
„in mein Zimmer kam und allein blieb. Da erbrach
„ich Deinen Brief. Aber mein Herz gerieth gleich
„bey den erſten Zeilen in ſo ſtarke Bewegung, daß
„ich ihn wieder einſtecken mußte. Ich gieng hinaus
„unter die Eichen. Es war Wetter, wie im May.
„Vor fünf Jahren hatten wir eben ſo ſchöne Februar-
„Tage; und Du warſt mit mir hier. Weißt Du,
„wie wir über die Höhe giengen; an der Seite, weit
„her, den Fluß ſchlängeln ſahen, ſo ſchön blau zwi-
„ſchen den ſonnigten Ufern! Wir ſchlugen einen
„Pfad ein, den wir nicht kannten, der uns an einen

„wal-

„waldigten Hügel leitete. Erinnere Dich, wie wir „hinanſtiegen; bey jeder ſich öffnenden Ausſicht weil„ten, aber ungeduldig; dann mit ſchnellerem Gange „ſtrebten die herrliche Gegend immer weiter vor uns „auszudehnen; Athemlos endlich hinaufkamen, da „ſtanden — auf der nackten Felſen-Glätte... Da„mals dacht' ich weiter nichts dabey; jetzt bey der „Wiedererinnerung fiel mir's auf. Wir blieben eine „Weile oben, im Genuß der erſtrebten Ferne; merk„ten voll Entzücken nicht auf die öde Stelle, die ihn „uns verlieh. Doch räumten wir bald den Platz. „Schnell hinab gieng's den ſteilen Pfad, und wir „ſuchten über Aecker und Wieſen den Weg zum Thal „unſerer lieben Eichen. Wir fanden ihn. Es war „am Kreuz bey Hildern. Da ſetzten wir uns hin, „und ruhten aus. Ich wüßte nicht, daß ich einen „Frühling ſo empfunden hätte. Von ſeinem liebli„chen Hauch ſchien die Erde ſichtbar ſich zu öfnen, „ſchien zu beben vor Wonne, daß ſie das erſte Grün „hervorgebracht. Hecken und Bäume — noch ohne „Blat; aber wie herrlich überglänzt vom Durch„ſchein ihrer Fülle, alle Zweige mit hochgeſchwell„ten Knoſpen bedeckt. Da wünſcht' ich mir nur ſo „lange zu leben, bis die Knoſpen aufbrächen, bis „der Seegen ſich gelöſet — nur bis zum erſten „May. — Ich ſagte Dir das, und es drang in „Dich; die Fülle meines Herzens überſtrömte das „Deinige — uns wurde ſo wohl... Dieſe Un-

„beſan-

„befangenheit, dieſe heiligen Gefühle ſuchte ich jetzt „wieder; und fand ſie im Eichenthal. Ich lagerte „mich in die Tiefe, und las nun Deinen Brief . . . „Wie mir dabey geſchah — wenn ich das ſagen „könnte, ſo wär's des Sagens nicht werth. — „Bey einem ſonderbaren Schauer, der mich durch„fuhr, war's mir, es ſey ein Kuß von Dir, den mir „vielleicht Dein Engel brächte. — Ich flehte zu „dem meinigen, daß er Dir auch einen Kuß von „mir bringen möchte. Du ſchlummerſt wohl noch „in dieſer Frühſtunde! o, daß er Dir erſchien', mein „Bild Dir zeigte, und Dich von mir umarmen ließ! „— Wie ich Dich liebe — mein beſter, mein ein„ziger Freund!

„Eben las ich Deinen Brief noch einmahl. „Die Stelle iſt mir tief in die Seele gegangen, „wo Du ſagſt: Ich fühlte mich bisher in mei„nem ſchönen Familienkreiſe ſo glücklich, und „glaubte bey dem immerwährendem Verlangen „Dich hier zu ſehen hauptſächlich nur den „Wunſch zu haben, daß es Dir eben ſo gut „werden möchte als mir. Welche Täuſchung! „jetzt empfind' ich klar, daß es vielmehr nur „die Ausſicht war, Dich hier an mich zu ketten, „warum ich meine Lage ſo beneidenswürdig „fand. Ich habe deß keinen Hehl, habe es „Dorenburg und meinen andern Lieben offen„baret,

„baret, und ſie tadeln mich nicht. Nach allem „was ich ihnen von Dir erzählt; nach allen „Deinen Briefen . . .„ Aber was mach' ich, daß „ich dies hier abſchreibe? — O Du Beſter! O ihr „theuren, trefflichen alle — um Gottes willen! „hoft doch nicht ſoviel von mir! Ach, ich bin der „Menſch nicht, auf den man ein Glück bauen „kann — ich, den das Schickſal mit eiſernem Arm „regiert, den es ſo von Kindesbeinen an umher „trieb . . . Haſt Du das denn ganz vergeßen, „Biederthal? vergeßen den Gram, den Kummer, „die Noth, worinn ich Dich ſo häufig ſetzte? und „wie ich mehrmals Deinen zarten, treuen, edlen „Buſen verließ, um mein Herz an Felſen zu zer„malmen — ſeine Wärme Dir entzog, um damit „über Baſilisken zu brüten? — Ich liebte Dich „immer von Grund der Seele, das iſt wahr, und „wenn Du mich brauchteſt, war ich nicht fern, war „Dir immer daheim; beſann mich auch nie, wenn „von Aufopferung die Rede war; fragte nie, war„um es gelte, ob um nichts oder um alles; — aber „was iſt das — was iſt alle mein Thun für Dich, „gegen Dein Schonen, Dein Dulden? — Du „haſt doch kein einzigmal über mich gemurret; nie „einen Augenblick Dich von mir abgewendet; — „hielteſt ſtandhaft Deinen Blick auf mein beßeres „Selbſt geheftet; dachteſt nie von ferne nur, daß ich „die Bruder-Treue verletzen, den Bund unſeres

„Freund-

„Freundschaft brechen könne — Engel! — Und „so muß es gehen, wenn Liebe zu Freundschaft em„por kommen soll. Lieben —; bis zur Leidenschaft, „kann man jemand in der ersten Stunde, da man „ihn kennen lernt; aber Eines Freund werden — „das ist ein ander Ding. Da muß man erst oft „und lang in dringende Angelegenheiten mit einan„der verwickelt seyn, sich vielfältig an einander er„proben, bis gegenseitig Wesen und Thaten zu „einem unauflöslichen Gewebe sich in einander „schlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen „Menschen entsteht, die nach nichts mehr fragt, „und von sich nicht weiß — weder woher noch „wohin.

„Du wirst mich verändert finden, lieber Bie„derthal. Soviel ich konnte hab' ich Dir von al„lem, was mit mir vorgegangen, Rechenschaft „gegeben; aber was ist's mit dem Schreiben? Ich „habe während der vier Jahre, die wir voneinan„der sind, große Erfahrungen gemacht. Von Ei„telkeit wirst Du schwerlich eine Spur mehr an „mir finden. Ueberhaupt werd' ich Dir etwas käl„ter vorkommen. Ich denke anders, ich bin anders „gesinnt über verschiedene Dinge. Ueber den Men„schen insbesondere haben sich meine Ideen ziemlich „festgesetzt, und ich habe theils einen viel höhern, „theils einen viel geringern Begriff von seiner Natur

„als

„als ehmals. Es kann nichts so Schönes, so Groß
„ses gedichtet werden, das nicht in ihm läge, das
„man auch nicht hie und da Himmel-rein aus ihm
„hervorgehen sähe: nur ist er in all seinem Thun —
„ach! so beschränkt, so endlich, so wandelbar. Und
„dann ist wieder sein Vermögen dennoch zu groß,
„seine Sphäre zu ausgebreitet, als daß er alle seine
„Kräfte zugleich gegenwärtig haben, und alles, was
„er vermag, auf einmal lebendig in sich darstellen
„könnte: darum nichts Ganzes, nichts durchaus
„Bleibendes . . . Seitdem ich dies anschauend
„erkenne, bin ich viel gelassener, viel stiller; ich
„hoffe weniger, und suche mehr zu genießen. Da
„wäre ja wohl Gewinn! — Aber ich kann es hier-
„inn noch nicht weit genug mit mir bringen. Da
„bey mir alles viel tiefer eingeht und viel länger
„haftet als bey andern, so muß mein Herz auch
„mehr ahnden — und da kömmt dann unversehens
„wieder ein Wunsch — eine Hofnung zum Vor-
„schein — die unterdrückt werden muß . . . So
„wandle ich immer weiter ins Leben hinein; betrof-
„fen, immer stiller und leiser, und lächle beym wie-
„genden Tritte mich an.

„Mein Brief ist lang geworden. Ich mußte
„wohl schreiben! — Vor künftigem Freytag kann
„ich nicht hier weg. Den 8ten März bin ich bey
„Dir; also in zehn Tagen. — Wie ich mich nach

„Deinem Anblick ſehne! nach Deiner Rede, nach
„Deinem Kuß! Und doch zittr' ich vor dem Moment,
„da mein Auge Dich erreichen wird. O daß ich
„gleich in Deinen Armen wäre, ſih' und hör e
„ſchon nicht mehr. Sie wird ja kommen die Stun-
„de! — Gott! Du wirſt ſie ja kommen laſſen! —
„leb' wohl, Lieber! Ich ſchwebe in Deiner Gegen-
„wart. — leb' wohl! „

Woldemar.

Da Biedenthal dieſen Brief hatte, ſtellte er ein Feſt an. Er gab es auf dem Lande; dort ſollten ſeine Freunde mit ihm die erſten Verheißungen eines neuen Frühlings empfangen. Es war aber ſchon mehr als Verheißung da. Sie giengen zu Fuße hinaus. Die Sonne kam ſo warm und doch ſo ſanft hernieder, daß man nicht anders konnte, man mußte gen Himmel ſchauen und ſagen: o die liebe Sonne! Nach dem Thore, wo ihr Weg hinausgieng, ſchwingt eine fruchtbare Ebene ſich allmählig hinab, und weit umher. Sie ſahen da die friſchgepflügte Erde vom höchſten Braun bis zum ſaldeſten Gelb mannigfaltig ſchattirt, und Felder wie Schmaragd, die ſie durchſtreiften, ein Gemiſche von Farben und Lichtern, ſo ſüß, ſo zauberiſch — daß ihnen die ganze Seele im entzückten Auge ſchwamm. Nur wie im Traume wurden ſie das luſtige Zwitſchern der Vögel gewahr — und daß ſchon der Buchfink

ſchlug

ſchlug — und das Wirbeln der Lerche den blauen Himmel hinan.

Biederthal fühlte alle Augenblicke an ſeinen Brief in der Taſche, aber er zog ihn erſt hervor, nachdem ſie auf ſeinem Gut angelangt waren, und ſich ausgeruht hatten. Niemand war von dieſer Vorleſung ſo gerührt, wie Henriette. Sie hatte Woldemars geheimſtes Weſen aus dieſem Briefe wunderbar geahndet — vollkommener geahndet, als ſelbſt Biederthal es in dem genaueſten Umgang hatte zu fühlen vermocht. — Lieber Armer! ſeufzte ſie innerlich — Komm nur, du ſollſt Pflege finden — ſollſt finden, woran du verzweifelſt — ein ganzes Herz, (das Herz ſchlug ihr gewaltig) und das nichts verlangt, als nur das deinige auszuruhen. Die Thränen, die ihr zuweilen aus den Augen floſſen, ihre Farbe, die ſich öfter veränderte, und die Bläſſe, die endlich auf ihrem Angeſichte ruhen blieb, machte nach und nach jedweden aufmerkſam auf ſie. Sie ward es inne; aber es machte ſie im mindeſten nicht verlegen: O, ſagte ſie, indem ſie von ihrem Siz aufſtand, mich verlangt ſehr nach dieſem Woldemar. Biederthal gieng auf ſie zu, ſchloß ſie in die Arme: „Liebe Henriette! wenn ſie noch einmal, wenn ſie zum zweytenmal meine Schweſter würden!„ — Das nicht, erwiederte Henriette — wie Sie es verſtehen,

ſtehen, nicht; aber meiner Clarenau gönnte ich den Mann, und nur dieſem Mann meine Clarenau — an mir ſoll er eine Schweſter finden; und glauben Sie mir, Biederthal, darum iſt ihm mehr Noth, als um eine Geliebte.

Woldemar traf am beſtimmten Tage ein.

Es geſchah, was in dergleichen Fällen gewöhnlich zu geſchehen pflegt; jeder fand ihn anders als er ſich ihn vorgeſtellet hatte; aber, was nicht ſo gewöhnlich iſt, alle waren nur deſto mehr von ſeiner Gegenwart entzückt. Es war in der That faſt unmöglich, Woldemar in ſeinen glücklichen Augenblicken zu ſehen, ohne bis zur Schwärmerey für ihn eingenommen zu werden. Seine Geſichtsbildung, ſeine Geſtalt, ſeine Geberden, ſein ganzes Weſen, alles an ihm würkte melodiſch in einander, und ſtimmte zu einem außerordentlichen Eindruck zuſammen. Sein Anſehen hatte etwas ſehr hohes, aber hinterher auch etwas ſo gutes und liebliches, etwas ſo entgegenkommendes, daß wer vor ihm ſtand bald voll Sehnſucht wurde, ihn umarmen zu dürfen. Nach ſeinem Anſtande hätte man die feinſte Hofſitte von ihm erwartet; aber er that damit ſo ſchlechtweg, als wär's die Zeit der Patriarchen. Alle Talente eines liebenswürdigen Geſellſchafters beſaß er im höchſten Grade. Dieſen Vorzug zu erwerben, hatte ihn in der früheſten Jugend ſeine Eitelkeit angeſpornt;

ſpornt; er wollte überall hin können; und da ihm ſeine Geburt den freyen Eintritt in die große Welt verſagte, ſo war er bemüht, ihn durch Zaubermittel zu erhalten. Alle Thüren giengen bald ihm auf, und er brachte es ſo weit, daß man ſich um ihn riß. Nun floh' er, und nahm einen tiefen Eckel an allem Flitterweſen zur Beute mit ſich davon. Von den Eigenſchaften, die er damals erworben, waren ihm nur diejenigen geblieben, die ſich in ganz einfache Natur hatten umſetzen laſſen. Da er jetzt nie etwas zum Schein war, ſo würkten alle ſeine Aeußerungen deſto unwiderſtehlicher; ſein ganzes Weſen war voll Bedeutung und überall erweckend.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Ueber einige Gemählde der Düſſeldorfer Gallerie.

An Herrn Canonicus Gleim.

Fortſetzung. (*)

Hab' Ihnen allerley ſchöne Sachen zu zeigen, Mann der Liebe; bevor ich aber das thun kann, muß ich

(*) Der Anfang fehlt, ſo wie verſchiedene perſönliche Stellen: weßwegen das Erſte für manche Leſer vielleicht einige Dunkelheit haben mag, die ſich aber doch gleich aufklären wird.

erſt die Lichter ausputzen. Denken Sie deßwegen nichts ſchlechter davon. Wer nicht, wie unſer Herr Gott, eine Sonne hat, bey dem verſteht ſich's ohnehin, daß er allezeit rufe: Lichter weg, mein Lämpchen nur, wenn er uns den Schöpfer machen will; inſofern nemlich die Leute Lichter haben, und nicht ſchon in der Dämmerung ſitzen. Indeſſen red' ich doch itzt nicht in meinem Namen, und nehm' es auch hier nicht im ſtrengen Verſtande.

Jedes Ding iſt nur da, wo es iſt; und kann nur Leben nehmen von dem, was es um ſich hat. Wer auf dem Harze friert, kann ſich nicht in Arabien warm ſpatzieren; und wer da Durſt leidet, nicht aus den Quellen des Brocken trinken. Das ſollte, däucht mich, ſo baar richtig ſeyn, daß Niemand dabey die Brille aus der Taſche zu hohlen nöthig hätte. Nun läßt man denn zwar dies auch an ſeinen Ort geſtellt ſeyn: behauptet aber doch in großen und kleinen Büchern, und auf Schulen und Akademien, daß die Sache in der Kunſt ſich ganz anders verhalte. Und wie denn? Laſſen Sie mich gleich zum Zwecke ſchreiten.

Ein junger Teutſcher, in der vollen Blüthe ſeiner Kraft ſtehend, zum erſtenmal von der Himmelsluft der Liebe einer Enkelin Hermanns trunken, wird aus ihren Armen vom Krieg hin nach Amerika gerissen,

riſſen, und das holde Weſen gibt ihm mit Thränen und tauſend Herzensküſſen, vor Elend vergehend, ihr Bildniß zum Abſchied, das ihr, wie lebendig, ihr Bruder der Mahler gemahlt hat. Dem ſollte, ſagen die Herrn, ein alter geſchnittner Stein ſchöner ſeyn, wenn er ſeine Augen wieder hätte. Oder iſt dies der Fall nicht?

Ich meyne, doch: wenn wir ſtatt des jungen Teutſchen jede Nation in ihrer Vaterlandsliebe nehmen. Wer ihr am täuſchendſten die Geſtalt wieder giebt von dem, was ſie genoſſen, was ſie verlohren; wer ihr das wie wirklich macht, was ſie glaubt, ſich einbildet, hinter den Bergen ſieht, oder hinter den Wolken, oder hofft und erwartet: der iſt für ſie der größte Künſtler. Und wollen ſie die Scholiaſten darinn nicht irre machen, ihr das glatt abſtreiten? Und hat die Nation nichts deſtoweniger nicht Recht? Wenn der Kunſtrichter ſich aus ihrer Zone ſchwingt, aus der Welt hinausträumt, und jüngſten Tag hält; dann iſt dies freylich eine andre Frage. Dann kommen wir an die Urformen der Schönheit, ſo wie ſie der göttliche Verſtand entworfen. So lange wir aber noch rund um den Erdkreis leben, können wir nicht lauter Phrynen und Laiden im Bette haben. So viel denn zur Rechtfertigung des Publikums. Nun noch ein Wort vom Künſtler.

Die bildende Kunſt hat ſich ſo weit von ihrem Urſprung entfernt, daß ſie heutiges Tages kein Alter mehr hat: entweder Geſpenſt iſt, oder heilige Erſcheinung, oder ſo verklärt, daß man wenig von unſerm Fleiſch und Bein an ihr ſieht. Doch, ich will Ihnen ohne Umſchweif ſagen, was ich denke.

Ich habe Mitleiden mit den jungen Menſchen, die Mahler werden wollen, wie ſo verkehrt ſie faſt überall, erlauben ſie das Wort, zugeritten werden. Ohne das geringſte vorläufige Studium der Mathematik und Anatomie müſſen ſie, nach einigen beliebigen Kritzeleyen von menſchlicher Gliederform und Figur, mit der hölzernſten Idee von Proportion und Geſtalt, ſogleich über einen alten Kopf her; dann einem meiſtens verwahrloßten Modelle gegenüber ſitzen; dann Farben, wovon ſie wenig begreiffen, nachſudeln; und endlich komponieren, wie ſie's heiſſen. Es iſt leicht zum Voraus zu ſehen, was für Vögel aus einer ſolchen Hecke fliegen werden.

Der gröſte Verderb, meiner Meynung nach, iſt das voreilige Geſtör an den Antiken; welches hier noch mehr Schaden verurſacht, als das Geleyer unſrer Buben auf Schulen über den nimmer ſatt gedollmeſchten Horatius, und das Gepererire der ewigen Perioden des Marcus Tullius Cicero. So wenig Dieſer kindliche Seelen — Römergeiſt unter Cäſar

und

und Brutus zu faſſen vermögen, der wie Orkan gen Norden und Süden, und Oſten und Weſten, über Nationen ſchwebte: ſo und noch weniger Jener Herzen und Phantaſieen einen Sieger zu Olymp, oder die Gefühle und Einbildungen nach dem Genuſſe des höchſten irrdiſchen Schönen eines Praxiteles.

Dieſe Weiſe zu Werke zu gehn iſt ſo verkehrt wie möglich. Sie fangen bey der oberſten Stufe an, und meynen, daß man die andern alle überſpringen könne; ohne zu bedenken, daß bey der Kunſt, wie bey der Natur, eben ſo wenig etwas per ſaltum geſchehe. Wie will ſich zum Exempel ein Anfänger, der noch nichts davon gehört, ob Delos zu Waſſer oder Land gelegen; ob die Leute da Freytags und Sonnabends Fiſch oder Fleiſch gegeſſen; und der überdies noch keine Otter Jemand ins Bein ſtechen geſehen, nur einige richtige Vorſtellung machen von der Erſcheinung des Apollo zu Belvedere? Wie kann er, nicht wie Winkelmann als Grieche den ſchönſten der Götter in ihm, nur die höchſte jugendliche Schönheit in dem Jüngling erkennen, mit der verachtenden Größe und Stärke über alles, wozu er ſich nicht hinneigt, und der Unüberwindlichkeit für diejenigen, die ſich unter ſeinen Schutz begeben, und dem Grund und der Fülle von Feuerliebe gegen Freund und Freundin?

Wie will er in ihm fühlen den Augenblick des Siegs über ein Ungeheuer; den Genuß edler Rache; das Vertilgen deß, was wider seine Natur streitet; das Strenge des Gottes in der sich aufziehenden Unterlippe; und den verachtenden Blick unter der Allmacht der hervorgehenden Stirn?

Der Verstand, der überall hervorsonnt, dessen, der alles gemacht haben könnte, in dem Gesichte, wo die Gottheit wie eine Blume aufgegangen: die ganze Frischheit der Jugend in der Ueberfülle der Haare die Stirne hoch und herum: die Leichtigkeit der Schenkel und Beine, und die schwebende Stärke an den sanften Knöcheln des Knie's, und den reinen keuschen Fuß, der lauter Himmel betreten zu haben scheint? Mit einem Wort, wie will ein Kind an Geisteskräften, das an den Mittelmann seiner Gegend noch nicht reichen kann, am Apoll den Jüngling in sich seh'n, unter dessen Anführung sich selbst Alexander begeben haben würde? Den höchsten Ueberflug menschlichen Vermögens nachthun? Wie kann es vor dem Sonnenkopf die Augen niederschlagen, und wieder davor erschrecken, und davon entzückt werden, entzückt werden, daß es nichts mehr von sich weiß, und seine Sinnen vergißt!

Und so was sollt' einer zuvor doch wenigstens, eh' er nur ein Bein von ihm nachzuzeichnen sich gelüsten ließe, einmal, zweymal und dreymal.

Wie

Wie kann ein ſolcher Lehrling fühlen im Laokoon das ſchmerzlichſte Seufzen ſchwindender Stärke nach dem heftigſten Entſetzen in Prieſter, Vater und groſſem Mann, der gethan, was er vermochte, und deſſen äußerſte Kraft überwältigt iſt?

Wie ſo ein ſchwaches Ding im Herkules fühlen, die höchſte Stärke, die menſchliche Form hegen kann, zu ihrer Reife gediehen; wo nichts überladen, nichts hinzugethan, ſondern alles aus ſeinem Keim entſproſſen iſt; und wie wir dagegen alle niedre Art von Menſchen ſind?

Oder im ſterbenden Alexander gleichſam das Sterben des Jünglings den Tag vor der Hochzeit mit ſeiner Theuererworbenen: den mörderlichen Zug des Schmerzens durch den, der alles vermocht und überwältigt hat, des Schmerzens, der dem Weſen ganz fremd iſt, und nur durch die höchſte Ungerechtigkeit hineingeſchlichen wüthet: den Heros, in deſſen verſunknem Löwenblick noch die Spur von hundert gewonnenen Schlachten hervorflammt, aus dem tiefen großen Auge, das ganze Welten faßte, unter der unerſchrocknen Stirn, die noch wie ein Fels ſteht, indeß die Oberlippe rechter Seite im Zuck iſt?

Oder nur im Solon den lautern ſcharfen Blick, die Richtigkeit des Verſtandes, die Stärke der Ueberlegung: wie aus ihm der feinere Athenienſer lebt.

lebt, und ſieht über die feinen Athenienſer und über Griechenland: wie die hervorgehende Spannung der Muskeln am linken Auge, die ſich aufwölbende Stirn, das Feſtgehaltne überall den Geſetzgeber zeigt, ſo wie die volle geübte Kehle den gewaltigen Redner zum Volke: den Menſchen, der nur einmal auf der Welt da war, und ſeinesgleichen nicht wieder hatte?

Der weiblichen antiken Schönheiten, die noch mehr unſerm Sinn entrückt ſind, mag ich kaum erwähnen. Wie wollt er nur zum Exempel das höchſte Ideal der Schönheit von Mutter und Weib in der Niobe erblicken, und den unbezwinglichen Muth, über dem der Schmerz, wie über einen Damm ſchießt, deſſen Uebermaaß er nicht aufzuhalten vermag: das Weib, das bey dem ſchrecklichſten Leiden noch in ihrer ganzen Kraft und Vollkommenheit da ſteht; das zu athmen ſcheint: ſiegſt! aber ich bleibe wer ich war, groß, edel und ſchön vor allen Menſchen — die Harmonie des Ausdrucks in den Lippen und dem Blick der Augen, das Anhalten des Innern, und den geſtämmten Nacken voll Erhabenheit und Majeſtät! Oder in ihrer ſchönſten Tochter ihre Tochter, die Unſchuld, und das überirrdiſche ihres Weſens aus dem hellen Aug unter der ſtolzen Stirn in jungfräulicher Furcht und Aengſtlichkeit.

Man wendet ein: es geſchieht der ſchönen Form wegen, die in der Natur ſelten oder nie zu finden iſt, und nicht der Bedeutung halber. Und ich antworte: daß es keine ächte Form ohne Bedeutung giebt, und daß, wer die Bedeutung nicht verſteht, auch die Form nicht erkennen, vielweniger ſich eigen machen kann.

In Wahrheit, beſter Freund, ich glaube, daß kein Menſch an einem Werke der Kunſt, es ſey auch noch ſo vollkommen, etwas empfinden könne, wovon er nicht ſchon etwas gleiches in der Natur oder für ſich empfunden habe.

Noch mehr: ich glaube, daß kein Menſch ein Werk der Kunſt ſo wahr empfinden könne, als der, welcher es gemacht hat.

Und noch mehr: daß es alle Menſchen anders empfinden, und daß der Genuß davon immer im Verhältniß mit ihrem Leben ſtehe. Die Phantaſie kann nicht eher ins Herz regnen, als bis der Verſtand aus Herz und Sinn Wolken gezogen hat.

Alles das Abconterfeyen, das Gehudele der Schüler an den Werken der Meiſter iſt aus dieſer Urſach nichts nutze. Selbſt Meiſtern wird es ſchwer, den Gang und die Erfahrungen, oder das Leben eines andern ausfindig zu machen unter den unendlichen Proteusgeſtalten der Dichtung. Wir haben

zwar alle nur einerley Magnetnadel durchs Leben; aber nichts deſtoweniger folgt jeder gute Kopf ſeiner eignen; denn die Wege darinn ſind unendlich verſchieden. Der läuft auf den Häringsfang aus, und jener ſeegelt ins Morgenland, und ein dritter tauſcht ſeine eiſerne Nägel mit den Mädchen zu Otaheite.

Doch, damit ich nicht abſchweife, wieder zur Sache.

Dieß voreilige, ich mag wohl ſagen, ſinnloſe Abreißen der Antiken iſt die Hauptquelle, woraus die andern Uebel entſpringen. Fürs erſte gewöhnt ſich der Knabe an eine Geſtalt und Proportion, die er im wirklichen Leben nie wieder findet, weswegen er denn alles verachtet und läſtert, was unſer Herr Gott gemacht hat. Etwas eignes zu erfinden, das einem alten Apoll oder einer Venus gleich, und doch nicht ſie ſelbſt, nicht Kopie ſey, iſt ihm natürlicher Weiſe hernach nichts deſtoweniger nicht möglich, ſo wenig möglich, als einer fliegen kann, der aufwacht nachdem er ſich im Schlaf zum Adler geträumt. Was thut er denn? er verzerrt ein griechiſches Bildſäulengeſicht in hundert andre zu ſeinen Figuren, ſo daß der wahre Kenner der Natur und Kunſt ſeinen Greuel daran haben muß: denn da kann nichts lebendiges, nichts gefühltes ſeyn, ſondern lauter aegri ſomnia. Auf ſolchem Wege werden die Neuern nie wieder die hohe Staffel der Alten erlangen.

Die

Die Antiken ſind eine Bande Komödianten, mit denen ſie dann in der Welt herumſtreichen, und denſelben die Kleider anziehen, nach den Rollen, die ſie ſpielen ſollen. Zeus macht Gott den Vater, Apollo den Sohn, Niobe oder ihre Tochter die Mutter, und die Sklaven die Schächer am Kreuze; Merkur den Engel Gabriel, Herkules den Simſon, Venus die Eva, Pan Moſen, und Laokoon irgend einen Propheten.

Glauben Sie nicht, das dies ein Scherz ſey. Auf ſolche Weiſe hat ſelbſt der erfindriſche Pouſſin die vornehmſten Antiken, z. Ex. in ſeinem berühmten Manna, auftreten laſſen.

Laokoon ſtellt darinnen vor den kranken alten Juden. Die Königin Niobe, die Frau die ihrer Mutter die Bruſt reicht. Einen andern alten Iſraeliten, die Bildſäule des Seneca in der Villa Borgheſe. Antinous einen jungen Menſchen, der mit dieſem ſpricht. Die zween Buben, die ſich zuſammen um das Manna balgen, ein Sohn des Laokoon, und ein Fechter aus dem Mediceiſchen Pallaſte. Eine andre Frau, die Diana im Louvre. Einen jungen Juden, der Vaticaniſche Apollo. Ein Mädchen, das ihre Schürze aufhält, die Mediceiſche Venus; und einen andern Mann auf den Knieen, Herkules Commodus; wie Sie ſich davon

in seinem Evangelisten Felibien überzeugen können, wenn Sie meinen Worten nicht Glauben beymessen.

Es ist freylich kein Wunder, daß dieses Stück so sehr bewundert ward, da es eine Truppe vorstellte, dergleichen nie kein Dichter gehabt hat.

Wenn noch jeder, der gleiches sich unterfieng, so sinnreiche Schauspiele machte, wie Poussin, und so Römer wär, als er; dann immerhin. Es könnte doch mancher Heyde seine Lust daran haben; müßt' es auch gleich den Liebenden wehe thun, ihre Idolen des Götterstandes so entsetzt, des süssen Lebens und der ewigen Herrlichkeit so beraubt, und zu dem Nichts von Komödianten herabgewürdigt zu sehen: so aber braucht man sie oft zu schlechtern Diensten, als Marionetten, und hext sie noch dazu krumm und lahm. Kurz; man schreyt mit den Versen, worinn Homer den Zorn des Achilles sang, einen Seidenstrumpf aus.

Ich kehre wieder zurück zu dem was ich gesagt habe. Jede Form ist lebendig, und es giebt eigentlich keine abstrakte. Alle Schönheit entspringt aus Art und Charakter, so wie jeder Baum aus seinem Keim wächst. Die Natur bringt nichts geflicktes hervor; und demnach darf es auch die Kunst nicht. Der Kopf des Apollo würde auf dem Rumpfe des Antinous Prahlerey seyn, und an der Diana die

ein-

eingezogenen Schenkel der Mediceiſchen Venus Rothzüchtigung. Und was kann anders herauskommen, wenn die Virtuoſen da ein Bein abmahlen, dort einen Kopf, und hier einen Hintern? Da etwas von Raphael noch dazu nehmen, dort von Tizian, und hier von einem andern? Daher ſind denn verſchiedene Gallerieen auch ſo voll von Weltbürgern, daß wenige darinn recht wiſſen, woher ſie zu Hauſe ſind.

Zwar muß ich eingeſtehen, daß die Kunſt der Natur im Natürlichen nimmer gleich kommen kann, das Ideal mit unter verſtanden. Bis ſo weit reichen unſre Sinnen nicht, und unſer Gefühl vom Ganzen. Und wer iſt auch der ewige Jude, der an jeder Figur ſagen wollte: dies Naſenloch iſt wahr, dieſes falſch? Aber wir können doch bis aufs unendlich Feine gelangen. Der höchſte Ausdruck in den Geſtalten Raphaels kömmt zuweilen von einer ſo zarten Schwingung von Linie, daß ſie dem ſchärfſten Zeichner kaum zu wiederholtenmalen geräth. Hat jeder nicht dieſes glückliche Bewußtſeyn, ſo geb er uns wenigſtens nicht lauter gläſerne Augen, angeſetzte Ohren, und ausgeſchnittne Naſen.

Der Schluß von allem.

Die Iliade iſt bis izt das erhabenſte epiſche Gedicht geblieben, und wir haben noch nicht einmal Perſer des Aeſchylus wohl: geſchweige einen Vati-

kaniſchen Apollo, eine Niobe und mediceiſche Venus. Woher? Weßwegen? weil nach dem griechiſchen Volke kein andres in der Blüthe und Reiffe ſeiner Weisheit ſo jung, ſo eins, und unter beſtändigem Kampf ſo frey war, und ſo in guter Natur lebte und webte, von keiner fremden Kunſt übermeiſtert. Nach ihnen giengen hervor die Römer, die nicht ſo jung waren, und nicht ſo ein urſprüngliches Ganzes ausmachten in Klima, Religion und Regierungsform, und ſich von den Griechen in aller Kunſt meiſtern laſſen mußten. Und wir ſind Barbaren aus allen Ecken der Welt zuſammengeſtäubt.

Als der Menſch, nach unzähligem Ungemach, in den leztern Zeiten dem Genuß ſeiner ihm eignen Glückſeligkeit wieder auf die Spur gekommen, ſo war er noch zu matt und zu ſchwach, aus eigner Kraft dieſelbe ſich zuzubereiten, und trug zuſammen; Und raubte dann, davon verwöhnt und lecker gemacht, und plünderte. Und von dieſer heilloſen Unart haben wenige ſeit dem nachgelaſſen.

Was ſollen aber die jungen Leute treiben? Womit den Anfang machen, Fortgang, Mittel und Ende? Da mögen ſie zuſehn! Das lernt ſich nicht, wie das Rechnen: iſt freye Kunſt, keinem Lehrer unterworfen. Zur Nachtigall läßt ſich kein Spatz abrichten, und kein Eſel zu der Stute, die in Warſchau den Preis davon getragen.

Es war einmal ein Mann, welcher unter den glücklichſten Einflüſſen von Sonn und Mond und Wind und Wetter aus dem Chaos ins Daſeyn den wundervollen und unbegreiflichen Sprung gethan. Und als er in friſcher und reiner Kraft da war, hegte und pflegte ihn Mutter Nacht als ein liebes gutes Weib.

Und er ward gebohren, und wuchs auf.

Ueberall herum ward es nun nach und nach ſeinen Sinnen Tag; Und er hieng ſich an jedes gute Ding, eins nach dem andern, mit ſo viel Lieb und Wärme, als ob es Braut und Bräutigam wäre. So gewann er denn alles, was ihn rings umgab, und macht es ſich ſein eigen; und wurde Knab und Jüngling und an Natur immer reicher.

Er hatte zu viel, um alles zu behalten, und mußte mittheilen: mittheilen ſeinen Mädchen und Freunden, und deren Mädchen und Freunden, und den unſchuldig Verunglückten, welche wenig von Gottes Gütern erhalten.

Auf was Art und Weiſe?

Nicht mit Worten. Ach! dieſe ſchienen ihm ſo lediglich von der Oberfläche abgegriffen und abgehört, ſo bloß zum Handel und Wandel erdichtet und eingerichtet, ſo allgemein, ſo verbraucht, ſo verſtümpert, und ſchon ſo von alten Zeiten her, daß

die meiſten ſie auswendig gelernt, als ein todtes Kapital, und ſelten einer mehr weiß, woher er ſie hat. Er fühlte dabey ſeine herrlichſten Früchte ſo oft als leere Hülſen in den Mund genommen, und ſo das hunderſte für das tauſendſte, daß ihm alle Luſt zu dieſem Mittel verging, und er ein andres wählte, welchem mehr Freude beſchieden; und zwar das natürlichſte, nach der zu beſchränkten Bildhauerey, der erſten und edelſten unter allen Künſten: jedes Ding durch eine zauberiſche Täuſchung ſo eigen wie möglich wieder zu geben, als es ihm geworden. Er lernte die Sprache von Tag und Nacht, Kolorit und Licht und Schatten; die Linien des Lebens kannt er ſchon. Und dann Ferne und Ideal. Und brauchte dazu Schulmeiſter, die in deren Grammatik ziemlich bewandert waren, und verſuchte ſich an Hunden und Katzen und Mädchen und Buben und Vögeln und Bäumen zu allerley Stunde.

Nachdem ihm dies gelungen, ſo gieng er auf die hohe Schul Italien, und las und ſtudierte da die Meiſterſtücke der Griechen vor zwey tauſend Jahren, zu Venedig, Florenz und Rom, dem Königinnätterchen der Welt, und ſchrieb ſich die ſchönſten davon ab; und ſang die Oden von Buonarotti, und die Volkslieder von Caravaggio, und ſtudierte wieder die Werke des Tizian und ſeiner Vorfahren ihre, und hörte dann die andern treflichen Komödien und

Tra-

Tragödien und Schäferspiele und Opern der grossen welschen Meister aufführen, und ergötzte sich an ihren Heldengedichten.

So trieb er da Wirthschaft sieben Jahr lang. Machte während der Zeit Bekannt- und Freundschaft mit verschiedenen Vornehmen. Gab stehst Stunden und las Collegia, und dichtete unterweilen für sich ein Lied voll Saft und Kraft; und reißte dann mit einem ganzen Beutel voll Geld und vielen Kostbarkeiten oben drein wieder nach Haus.

Als er da wieder warm geworden, und ausgeruht und ausgeschlafen und wieder herumspatziert, und wieder unter seinen trauten Angehörigen war, in ihren Kammern und Klöstern und auf ihren Aeckern und Wiesen und Weiden, und in ihren Marställen, und zwischen seinen Hügeln, in Wald und Thal und Hayn und Flur, an Bach und See, so lieb und gut und allem so treu, und mit so viel Gaben des Glücks und Geistes ausgerüstet; so konnt es nicht fehlen, daß er bald gänzlich der Liebling seines Volks wurde. Er redete nur die unmittelbare Sprache seiner Natur so meisterlich und mit dem Verständniß, womit Homer und Aristophan die ihrige sprechen, und sein Ruhm gieng aus in alle Lande.

Und dieser Mann heißt Rubens.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Wieland, Chr.M.

3-598-53169-9
FNr. 20596 / 365

Vergeben Sie, Gütiger, daß ich Ihnen dies alles in Gedanken, was Sie wohl besser wissen, nach einander hergeschrieben. Weil es steht, mag es bleiben. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, wenn wir hier und da zusammentreffen; und wo nicht, desto besser für mich.

Freylich war Rubens ein solcher Mann; ein solcher Mann und weit mehr. Großer Mahler voll Gefühl und Umfassungskraft, großer Mensch und Staatsmann, liebevoller Gatte, zärtlicher Vater, treuer Freund gegen seine Schüler, und wahr und herzlich und überaus gut; nicht neidisch und falsch und grausam, ja grausam gegen sie, wie Tizian und andre gegen die Ihrigen, und sonder Neid und Verläumdung bey allem Schönen, wo er's fand: ganz in sich selbst ohne viel Worte gegen Großsprecher und Schwätzer, und warmer Patriot; und bey diesem allen noch immer jung und voll Liebesleidenschaft, und herrlich und prächtig, wie der König Adler in den Lüften.

Und dies wird er immer seyn und bleiben, so lange sein Name und seine Werke dauren, trotz aller Verkleinerungen und Aneckelungen verschiedener Schulmeister und Schüler. Für ihn eine Apologie zu schreiben, wär' eben so überflüßig, als eine Apologie der Natur. Griechische Schönheit konnt er nicht, wie keiner, aus nichts erschaffen; Römische

war

war schon da, von Raphael und Polydor und Julio; und warum nicht besser Flamändische für Flamänder? Füsle und Feuer gleichen Gefühls, als sie und die Griechen hatten, auf seinem Boden empfangen und gebohren? Wer nicht nach Flandern reisen will, der reise nach Rom und Athen: aber dem Lande seiner Schönheit unbeschadet. Ich für mein Theil will freylich auch lieber im Julius auf dem Kessel des Aetna die Sonne aus dem Meere steigen und die Tiefe in einen Brand von Entzücken stecken seh'n, als auf einem Holländischen Damm mich setzen und Pfeffer und Kaffee heranseegeln seh'n: und lieber in den Vatikanischen Hof und die Mediceische Tribune mich einsperren lassen, als in irgend einen andern Kunstort in der Welt: und möchte freylich auch gerner eine schöne reizende junge Georgianerin zum liebenden Engel haben, trauter Papa, als alle Farben sammt und sonders, die je die Niederländer mit ihren fünf Fingern auf Holz und Leinewand getragen. Aber ich lasse nichts destoweniger jedes in seinen Würden. Und dann sollte überdies noch mancher Sultan sich in Rubensens schöne nackende Weiber vergaffen; so vergaffen, bey'm Jupiter! daß er in seines großen Propheten Paradiese zu seyn meynen würde; wo alle Luft voller, alle Feldnelken gefüllte, und jede Dornblüthe in eine Gartenrose verwandelt wäre. Wie es denn oft in der That so ist.

Künftig die Beschreibung verschiedner Gemählde von ihm. &c.

III.

Fortsetzung
der neuesten politischen Gerüchte.

Spanien.

Eine Begebenheit, die das letzte Viertel des aufgeklärtesten Jahrhunderts entehrt — schließt hier das Jahr 1776. Die Inquisition ist wieder in integrum restituirt — mit Aufsehn und Mönchsgepränge, das so einer Wiederherstellung würdig war. Und dies geschieht unter eben dem Carl III, der den Anfang seiner Regierung glorreich damit bezeichnete, daß er die Thätigkeit dieses abscheulichen Gerichts einschränkte. (*) Traurig ist dem Freund der Menschheit zu seh'n, wie so oft eine kaum anbrechende Morgenröthe, die den schönsten Tag versprach, sich plötzlich wieder in dunkler Nacht verliert! — Was kann man sich von der Aufklärung eines Landes versprechen, das kaum funfzehn Jahre ohne Inquisition sich behelfen kann — und dem ein König sie nimmt und giebt? Wie man versichert, soll die heilige Jungfrau die erste Ursache von Wiederaufiebung dieser altchristlichen Grausamkeit seyn. Sie ist nemlich dem König in einer schweren Krankheit

(*) Man findet die Verordnung vom 17. Novembr. 1761, wodurch dies geschah, in der Köhlerschen Uebersetzung von Clerks Briefen, pag. 150.

heit im Traum erschienen, und hat ihm das Gelübde abgelockt, die Inquisition wieder herzustellen.

Immerhin könnte man es den Spaniern verzeihen, daß sie die Vertheidigung der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria zu einer Königspflicht gemacht haben, die auch Carl III, samt allen Reichsständen, bey der Huldigung beschwören mußte. Aber zu der abscheulichsten Verfolgung und Entehrung der Menschheit anhetzen — das hätte man von der unbefleckt Empfangenen nicht erwarten sollen! Doch ist vermuthlich die gute Jungfrau weniger schuld an dieser Neuerung, als irgend ein Ehrsüchtiger, dem es nicht darauf ankommt, einige Hundert Familien unglücklich zu machen, und den barbarischen Aberglauben noch zehn Jahre länger zu erhalten, wenn es ihm nur gelingt, irgend einen Nebenbuhler zu stürzen und sich an seinen Platz zu schwingen. Nur gar zu oft sind die wichtigsten Revolutionen der Staaten bloß geringfügige Mitel, die einen Mann irgend eine Stufe herauf oder herunter bringen sollen. Wenigstens scheint es, daß die neuesten Veränderungen in den Ministeriis einiger katholischen Staaten nicht ohne Zuthun der nur noch gar zu allmächtigen Geistlichen betrieben sind. Die Männer, die zuletzt am Ruder saßen, waren ruhmwürdig beschäftigt, die Macht und die Reichthümer der Klerisey einzuschränken — und dies wurde na-

türlich für ſchlaue Köpfe — die zehn Jahr früher ſich vielleicht auf eben dem Wege wie ihre Vorgänger gehoben hätten — ein Wink die Parthie der unterdrückten Dummheit zu nehmen, und ſich, obgleich in ſo ſchlechter Geſellſchaft, in die Höhe zu ſchwingen. Wenigſtens ſcheint die Freude, welche der Römiſche Hof über die Erhöhung der Moninos und Sambuccas bezeigt hat — nicht zu verſprechen, daß dieſe Miniſters nach den Grundſätzen der Grimaldi und Tanucci handeln werden. Und gewiß hätte doch ein Land wie Neapel, von dem vier Fünftheil der Geiſtlichkeit gehören, noch vieler Tannuccis bedürft!

Der katholiſche König, ſagen die Zeitungen, hat ungern in die Abſetzung dieſes edlen Bonzenfeindes gewilligt, die indeß ſo fein betrieben wurde, daß ſie den in Geſchäften grau gewordenen Miniſter unerwartet überraſchte. Das Miniſterium von Neapel ſcheint auch dieſe Operation gebraucht zu haben, ſich der bisherigen Spaniſchen Vormundſchaft zu entziehen. Der König ſoll ſich entſchloſſen haben, ſelbſt zu regieren; ein Entſchluß, den man im ſechszehnten Jahr der Regierung, bey einem König von fünfundzwanzig Jahren, noch nicht zu ſpät finden wird! Auch die Königinn hat im Miniſterio Sitz genommen — wahrſcheinlich zum Glück ihres Landes, wenn dieſe Prinzeßin den Geiſt ihrer erhabnen Mutter geerbt hat.

Monino iſt noch nicht aus Italien in Spanien angelangt, und noch hat ſeine Erhebung alſo keine ſichtbare Folgen haben können. Aber ſchon jammert eine Menge unglücklicher Familien über die von neuem belebte Thätigkeit der Inquiſition. Viele der edelſten Männer ſind Opfer ihrer Wuth; und auch unſre Landsleute, die zu treuherzig dem Verſprechen der Gewiſſens-Freyheit trauten, und Kolonien anlegten, oder in den Bergwerken arbeiteten, werden grauſam verfolgt.

Ein gewiſſes Dunkel, das dieſe Verfolgungen deckt, macht ſie noch fürchterlicher. Ein Herzog von Alba, der auf ſeinem Todtbette bereuete Feind der Jeſuiten geweſen zu ſeyn, und dem König verſiegelte Papiere übergeben ließ, veranlaßte ohnlängſt wieder die Einziehung vieler Männer von hohem Rang in Madrid, unterdeß der König ſich eingeſchloſſen hielt. Ein Land, wo der Unterthan auf die dunkle Anklage eines Elenden, der nicht Muth hatte nach eben den Grundſätzen zu ſterben nach denen er lebte, eingezogen wird; und wo der König ſich verbirgt, wenn dem Bürger Freyheit, Vermögen und Leben genommen werden ſollen: ſo ein Land muß ewig der Sitz der Dummheit und des Elends bleiben. Politiſche und religiöſe Fehler gehn immer in gleichen Schritten; eine Regierung, welche die Juden verbrennt, wird nie ihre Wolle verarbeiten lernen!

nen! Vermuthlich wird man nun auch, um der Intoleranz weitern Wirkungskreiß zu geben, den Unterschied zwischen Alt- und Neu-Christen wieder einführen, der vor ein paar Jahren mit vieler politischen Weisheit aufgehoben wurde. Denn bloß die stolze Verachtung der Alt-Christen war es, welche es möglich machte, daß Judenthum und Mahomedismus sich gerade am längsten in den Landen erhielten, wo sie sich nicht durften blicken lassen. Der so streng beobachtete Unterschied zwischen Alt- und Neu-Christen erhielt bey beyden Partheyen den Esprit du Corps; und was konnte den heimlichen Hebräer bewegen sich zu bekehren, wenn er doch nie auf die Vorzüge eines Alt-Christen Ansprüche machen durfte, und immer einer schimpflichen Verachtung ausgesetzt blieb? Sehr natürlich suchte er sich dagegen in einer desto innigern Verbindung mit seinen Brüdern und einem Jahrhunderte fortdauernden herzlichen Haß der stolzen Alt-Christen zu trösten. Aber hätte man die verhaßte Distinktion nach und nach vergessen machen können, so würden sicher die Spanischen Juden bald müde geworden seyn, den Sonnabend allein und verborgen zu feyern. Wir wollen sehen, ob die Dominikaner auch so denken? Dieser Orden (dessen Erbtheil die Verfolgung der Ketzer ist) wird nun stolz sein Haupt wieder empor heben, und vielleicht werden die Aufgeklärtern in der katholischen Kirche sich bald wieder die listigern

Söhne

Söhne des Loyola zurückwünschen, die, mehr für das Interesse des Ordens als der Religion beschäftigt, vielleicht weniger schädlich waren, als die ältern Orden. Immer, scheint es, könnten es die Staaten eher dulden, daß Jesuiten ihnen die Wilden von Paraguay (auf die am Ende Spanien, Portugall und die Gesellschaft Jesu gleich gerechte Ansprüche hatten) wegstehlen, als wenn die Dominikaner ihnen ihre Europäischen Unterthanen wegbrennen.

* * *

Die Spanische Flotte in Cadix hat lange die Aufmerksamkeit der Politiker beschäftigt; und einmal über das andere haben die Zeitungsschreiber uns die Versicherung gegeben: „daß man von ihrer Bestimmung nichts wisse.„ Endlich ist diese Flotte im November abgegangen, und schon daher, daß man von ihren Operationen noch nichts erfahren hat, darf man schließen, daß sie nach Süd-Amerika ihren Lauf gerichtet habe. Schon murmelt man auch, daß die langen Zwistigkeiten zwischen Portugall und Spanien endlich in der neuen Welt in feindseelige Thätlichkeit ausgebrochen wären — zu eben der Zeit, da das Portugiesische Ministerium (unter der Regentschaft der Königin) dem Spanischen von Abhelfung aller Beschwerden die beruhigendsten Versicherungen soll gegeben haben. — Doch schon lange

scheint

ſcheint der machiavelliſche Pombal zu eben der Zeit am Rio de la Plata als offenbarer Feind gegen Spanien gehandelt zu haben, da er den Madrider Hof mit Schmeicheleyen einzuſchläfern ſuchte.

Vielleicht wäre die Spaniſche Flotte in Süd-Amerika auch ohne die Streitigkeiten mit Portugall nöthig. Denn daß der in den Brittiſchen Kolonien ausgebrochene Krieg auch über den Aequator hinaus den Geiſt der Gährung vorbereitet habe, und daß beſonders in der Spaniſchen Kolonie Unruhen wenigſtens befürchtet werden, ſchließe ich nicht ſo wohl aus einigen Zeitungs-Gerüchten von dieſen Unruhen, als vielmehr aus einer Königlichen Verordnung, wodurch den alten Beſchwerden der Amerikaniſchen Spanier über die Vorzüge der Europäiſchen abgeholfen iſt. Bisher nemlich wurden alle Bedienungen in Amerika mit gebohrnen Spaniern beſetzt. Man gab zwar vor: das weiche Klima pflege die Amerikaniſchen Europäer ſo zu entnerven und dumm zu machen, daß ſie nach einigen Generationen zum Dienſt des Staats nicht fähig wären. Allein wahrſcheinlich war blos die Politik Schuld an dieſer Einrichtung, die Kolonien immer in der völligen Abhängigkeit vom Mutterlande zu erhalten, welches nicht wohl hätte geſchehen können, wenn man einige hohe Bedienungen (die ohnedem wegen der großen Entfernung mit ausgebreiteter Macht und Anſehn

verbunden sind) in gewissen in Amerika etablirten Familien hätte erblich werden lassen. Jetzt hat man auf einmal diese Staatskunst verlassen. Denn der König hat erklärt, daß künftig bey allen Geistlichen, Weltlichen: und Militairbedienungen auf die Landeseinwohner besondere Rücksicht genommen werden solle. Auch sind die höchsten Regierungen in Amerika fast unabhängig autorisirt, die untere Bedienungen zu besetzen. Die Ernannten dürfen nicht nach Europa reißen, und die Königliche Bestätigung holen, sondern sie sollen nur dem Könige angezeigt werden. Vermuthlich um diese neuen Versprechungen bald erfüllen zu können, und einige unruhige Köpfe zu beruhigen, hat man eine Menge neuer Bedienungen in Amerika erschaffen, und die Besoldungen der meisten sehr ansehnlich erhöhet. Alles dieses geschah noch unter dem Ministerio des Grimaldi und vorzüglich auf Anreizung des Don Joseph de Galves, der im März an die Spitze des wichtigen Departements von Indien gestellt wurde. Die ausgeworfenen neuen Summen sind so groß und ihrer so viele, daß sie der Königlichen Kasse keine kleine jährliche Ausgaben verursachen werden, und also wahrscheinlich auch noch einen andern Zweck haben, als „die vorgegebene bessere und geschwindere Besorgung der Geschäfte,„ ein Zweck, um den allein man sich selten so plötzlich und mit so vielem Aufwand Mühe zu geben pflegt.

Eine

* * *

Eine königliche ökonomische Gesellschaft in Madrid, die in diesem Jahre gestiftet ist, und deren erste Mitglieder der Prinz von Asturien und die Infanten Don Gabriel und Don Anton sind, verdient doch auch Bemerkung. Der König hat ihr einen beträchtlichen Fond angewiesen, um die Industrie der Unterthanen durch Preise zu ermuntern. Sie hat zuerst ihre Aufmerksamkeit auf den Hanf und Flachsbau und die Leinewand-Manufakturen gesetzt; auch den besten Lehrlingen in der Uhrmacherkunst (die also in Spanien noch keine wichtige Fortschritte muß gemacht haben) bestimmt sie ansehnliche Prämien. Sie hat auch patriotische Schulen errichtet, und die speculative Frage mit besonderer Beziehung auf Spanien gegeben: Welches sind die besten Mittel, dem Ackerbau aufzuhelfen, ohne der Viehzucht zu schaden? Fast möchte man schließen, daß die Fragen würklich noch sehr des Unterrichts bedürften, da sie noch nicht zu wissen scheinen, daß Ackerbau und Viehzucht so unzertrennlich verbunden sind, und daß dem Ackerbau unmöglich aufgeholfen werden könne, wenn die Viehzucht abnehme? — Doch sieht man immer den guten Willen, und deswegen sind diese Einrichtungen — die in andern Ländern schon alt und gewöhnlich sind — in Spanien noch der Bemerkung werth.

Eine

Eine andere Verordnung vom März 1776. wollte den bisherigen häufigen Trauungen junger Leute ohne Einwilligung ihrer Eltern vorbeugen, indem es die Eltern berechtigt, alle Kinder beydes Geschlechts unter 25 Jahren zu enterben, die sich ohne elterliche Bewilligung trauen ließen. Ein Gesetz, das auf eine oder andere Art die Heyrathen erschweret, scheint in keinem Lande der Welt weniger nöthig als in Spanien. Zwar hat es seinen guten Nutzen, daß Kinder nicht ohne Bewilligung der Eltern heyrathen dürfen — aber der Gesetzgeber sollte denn doch auch für die Rechte der Kinder sorgen, denen die Einwilligung zur Heyrath oft blos aus Grille und Eigensinn der Eltern versagt wird. Daran scheint das Spanische Gesetz gar nicht zu denken. Auch ist das 25ste Jahr ein zu entferntes Ziel, besonders für das andere Geschlecht. Wie manches Mädchen möchte nun vielleicht in die Verlegenheit kommen, daß sie die Einwilligung nicht bekommen kann, wenn sie einen Liebhaber hat; und wenn sie der Einwilligung nicht mehr bedarf, sich kein Liebhaber mehr findet. Solcher Grausamkeit sollten sich die Gesetze nicht schuldig machen. Das Spanische führt noch die Clausul mit sich, daß Personen aus der Königlichen Familie und Grandes de Espaſia oder andere Vornehme gar keine Mißheyrath oder auch andre Heyrath, in keinem Alter des Lebens, ohne Bewilligung des Königs, treffen sollen. Die Ehe

ſoll zwar im Uebertretungsfall nicht getrennt werden; aber die Frau oder Mann dürfen niemals den Titel des vornehmern Ehegatten annehmen, eben ſo wenig, als die aus der Ehe erzeugte Kinder, welche immer nur den geringern Titel und die geringere Erbſchaft erhalten. So diſponirt alſo der König von Spanien ganz eigenmächtig über die intereſſanteſten Rechte der ſtolzen Grandes — die dafür dann aber die Freyheit haben, ſich in Gegenwart Sr. Majeſtät zu bedecken. Vermuthlich würden eben dieſe Grandes über Eingriffe der Königlichen Gewalt ſchreyen, wenn ihnen der König die eben erwähnte Freyheit nehmen wollte — aber über die herriſche Beſtimmung ihrer eigenſten Angelegenheiten und die Rechte ihrer Kinder — darüber haben ſie, ſo viel ich weiß, bisher nichts geſagt.

Die Hauptabſicht dieſes Geſetzes war ohne Zweifel die ſonderbare Heyrath des Infanten Don Ludwig vorzubereiten. Dieſer Herr, der ſchon 1750 ſich zum geiſtlichen Stande nicht gemacht fühlte, und daher aus Gewiſſenstrieb ſeine wichtigen geiſtlichen Pfründen — nur mit Vorbehalt der reichſten Einkünfte — niederlegte, konnte dadurch noch immer nicht die Erlaubniß ſeines Bruders zur Heyrath bekommen, und die ſtrenge Wachſamkeit des Beichtvaters ſchnitt' ihm alle Nebenwege ab, ſein Bedürfniß auf einem andern Wege zu befriedigen. Endlich

erhielt

erhielt er bald, nach dem eben angeführten Geſetz, die Königliche Erlaubniß ſich zu verheyrathen; (*) doch mit der Bedingung: daß die Gemahlin des Infanten — keine Infantin ſeyn, und ſeine künftige Kinder aus dieſer Ehe keine Rechte Spaniſcher Prinzen haben ſollen.

Schon der eben in der Note angeführte Schriftſteller vermuthet, daß es noch einmal eine politiſche Frage werden dürfte, ob die Verordnung des Königs von Spanien dieſen künftigen Kindern das Recht der Nachfolge nehmen könne? Und er ſetzt hinzu, man habe ihm im Franzöſiſchen Geſandtſchafts-Hauſe gewiß verſichert, daß Frankreich ſie allemal als Prinzen von Bourbon erkennen werde und müſſe!

Die Franzöſiſche Linie des Hauſes Bourbon möchte nun freylich wohl die nächſte Urſache haben, ſich um die Rechte dieſer nur noch möglichen Kinder des Infanten zu bekümmern.

Vermuthlich glaubt die Spaniſche nicht eben ſo viel Urſache zu haben, da ſie in Neapel und Parma

(*) Man findet die Original-Verhandlungen zwiſchen dem König und dem Infanten, ſo wie auch die umſtändliche Nachricht von dieſer ganzen Begebenheit, von einem Mann, der eben damals in Spanien war, im teutſchen Muſeum, October 1776.

noch junge Prinzen hat, deren jeder doch schon einen männlichen Erben erzielte; überdem sind noch zwey Infanten von 25 und 22 Jahren beyde jetzt noch unverheyrathet; und man hat also noch nicht Ursach in ihr Talent, das Haus Bourbon fortzuführen, Mißtrayen zu setzen.

Die Haupturſache des Gesetzes, das des Don Ludwigs Heyrath so herabwürdigt, scheint wohl theils in dem natürlichen Stolze eines Königs Geschlechts und der Eiferſucht der Grandes, die eine Familie aus ihrem Mittel nicht so hoch erhoben sehen möchten, theils in Finanzgründen zu liegen, nach denen man die kostbare Unterhaltung eines neuen Hofstaats eines Königlichen Bruders (der noch eine zahlreiche Familie verspricht) vermeiden wollte. Indeß möchte bey dem allen in einem künftigen Fall die Frage noch einmal sehr streitig werden: ob der König von Spanien das Recht hatte die Kinder seines Bruders, aus einer rechtmäßigen Ehe, ihrer ihnen von ihrem Vater angebohrnen Rechte zu berauben? Manche ähnliche Fälle in der Europäiſchen Staatengeſchichte scheinen hier sehr für die Negative zu entscheiden. Vielleicht wird dies für unsre Nachkommen noch einmal eine gute Gelegenheit — Deduktionen zu schreiben, und sich einander nieder zu metzeln. Nicht nur diese Betrachtung, künftigen Succeßions-Kriegen vorzubeugen, sondern beſon-

besonders auch die gemeiniglich so ängstliche Sorgen für die Fortpflanzung ihres Geschlechts, sollte die Herrn der Erde bewegen, dergleichen Familien-Einrichtungen nicht zu machen. Die meisten Königs-Geschlechte beruhen jetzt auf so wenigen Stützen, daß ihnen jede fruchtbare Nebenlinie zur Reserve sehr willkommen seyn müßte. Denn nicht alle unsre Prinzen haben so viel Temperament wie Don Ludwig.

* * *

Der Canal von Murcia hat weit mehr Aufsehn in den Zeitungen gemacht, wie der von Bromberg. Vom letztern erfuhr man fast zu gleicher Zeit, „daß er projektirt und exekutirt sey.„ Aber der Canal von Murcia ist sehr berühmt geworden, weil er nicht oder wenigstens nur mit vieler Mühe zu Stande gebracht werden kann.

Dieser Canal d'Arrosement et de Navigation scheint in einem Lande, das, wie die Ankündigung sagt, noch neuerlich in sechs Jahren keinen Regen gehabt hat, nicht unnütz. Er ist auch keine neue Erfindung der itzigen Regierung; schon die Mauren hatten die Idee desselben und wollten sie kurz vor ihrer Vertreibung ausführen. Immer wollen wir es als einen Beweis der Spanischen Toleranz anführen, daß die Königliche Ankündigung es als eine

wichtige Empfehlung dieses Unternehmens anführt, „daß schon die Mauren sich damit beschäftigten.„

Lange Jahrhunderte durch wurde es von den katholischen Königen vergessen. Nicht eher als unter dem ersten Bourbon dachte man wieder dran. Philipp V. ließ von 1738. bis 1742. durch Seringham Plane für diesen Canal machen — und wie die Plane gemacht waren, — die Sache wieder ruhen. Von 1771 bis 1775. beschäftigte sich ein gewisser Prades (vermuthlich ein Spanier) in Gesellschaft des Franzosen Doisot mit Verbesserung und Vollendung der Seringhamischen Projekte, und bewieß aus dem genauern Detail des Bodens u. s. w. die Ausführbarkeit des Unternehmens.

Aber die würkliche Ausführung unternahm nun doch nicht die Spanische Regierung. Man hat ihr dieses vorgeworfen und es ist darauf geantwortet: „daß „es nicht die Könige wären, welche solche Anstalten „zum Vortheil ihrer Nationen auf ihre Kosten zu unternehmen pflegten; daß diese allemal unter Königlicher Verwaltung mehr kosteten und schlechter ausgeführt würden, als von Particuliers; und daß besonders die Erfahrung in Spanien gelehrt habe, gegen alle Unternehmungen der Art auf Kosten des „Königs sehr mißtrauisch zu seyn.„ Man machte also einen Leibrenten-Plan bekannt, durch den der nöthi-

nöthige Fond zu diesem Unternehmen sollte aufgebracht werden; 250,000 Leibrenten jede zu 60 livres geben den Fond zu 15 Millionen. Diese Leibrenten sollen in fünf Epochen bezahlt werden. In jeder Epoche wird eine gewisse Summe unter sämtliche Interessenten vertheilt, und der Antheil eines jeden durch die Ziehung von Loosen bestimmt werden.

Die unglücklichern Interessenten bekommen nach diesem Plan in den 3 ersten Epochen 5 Procent, in der Vierten $6\frac{2}{3}$ Procent und in der letzten $7\frac{1}{2}$ Procent. Die glücklichern aber können 10, 100, 1000, 20000 Procent gewinnen. Die ganze Summe, welche die Kompagnie in acht Jahren an die Interessenten bezahlt, beträgt 6'450,000 livres, was sie hernach bezahlt, beruht auf dem Leben der Interessenten, doch denk ich, wird es schon viel angenommen scheinen, wenn sie 50 Jahr im Durchschnitt jährlich $\frac{1}{2}$ Million und im Ganzen also 25 Millionen zu bezahlen hätte.

Man hat bey diesem Leibrenten-Plan, wie schon bey andern vorgeschlagen, auf das Leben gekrönter Häupter zu wetten, um die Certificatskosten u. s. w. zu ersparen.

Wenn die Unternehmer Prades und Komp. diesen Fond würden zusammen gebracht haben, so hat ihnen der König den projektirten Kanal auf 110 Jahr abgetreten, mit der Bedingung, daß sie von

allen Landeigenthümern (denen der Canal zu Nutz kommt) in den ersten 30 Jahren $\frac{1}{9}$, in den folgenden 25 Jahren $\frac{1}{8}$, und in den folgenden 30 Jahren $\frac{1}{10}$ der Ernde erhalten sollten. Man will nach einem sehr geringen Anschlage berechnet haben, daß der ganze Gewinn nach Abzug aller Arten von Unkosten zu Unterhaltung des Canals u. s. w. doch jährlich 2'600,000. Livres betragen werde, und dieser Gewinn soll nach sechs Jahren, da der Canal vollendet seyn wird, auf 3 Millionen steigen.

Aller dieser Vortheile ungeachtet, hat man doch nicht einmal gehoft, den Fond in Spanien zusammen zu bringen, und man gesteht sogar, daß man Spanien wenig kennen müsse, wenn man glaubt, daß daselbst eine Summe von 15 Millionen Livres leicht aufgebracht werden könnte. „In Spaniens „Höfen (sagt der Apologist der Kompagnie,) laufen „zwar viele Piaster ein, aber es bleibt wenig übrig „und dies Wenige ist so unentbehrlich für die Be„dürfnisse des Handels, daß es nicht für andere „Spekulationen darf zerstreuet werden.„

Man mußte also alle Kapitalisten von Europa einladen, um sich an dem Canal von Murcia zu bereichern, — und dem Herrn von Potosi 15 Millionen Livres zu einer seinem Staate nützlichen Unternehmung zu verschaffen. Man wandte sich vorzüglich

züglich nach Holland. Einige groſſe Häuſer nahmen auch Antheil; allein im Ganzen, ſcheint es, fand dieſer Plan wenig Eingang. Es wurde in Holland dafür und dawider geſchrieben. Aber ſo viel ich weiß, iſt der Fond noch nicht zuſammen, und die würkliche Arbeit am Kanal noch nicht angefangen. Ich führe nur noch an, daß er 92 franzöſiſche Meilen lang ſeyn ſoll, und daß der Prinz und die Prinzeßin von Aſturien an der Spitze der Kompagnie ſtehn, die Regierung aber doch keine Caution für richtige Auszahlung der Renten hat übernehmen wollen, ob man gleich in Holland darauf gedrungen hatte.

* * *

Nach einer Engliſchen Zeitung beſtand die Spaniſche Flotte in Havannah im Julius 1776. aus

1	Schiff	von	70 Kanonen
2	ſ	ſ	64
1	ſ	ſ	60
3	ſ	ſ	50
2	ſ	ſ	40
3	ſ	ſ	32

Die Garniſon war 9,300 regulaire Trouppen. Im Magazin waren 26,000 Musqueten. 339,321 Pfund Pulver. 176264 Pfund Bley. Auf der Flotte dienten zuſammen 5950 Seeleute.

IV.

Miſcellanien.

10.

Auszüge aus des E. P. Angelinus Gazey, S. I. Geiſtlichen Recreationen.

Der Jeſuit Angelin Gazey (oder Gazée) ein Niederländer aus der Grafſchaft Artois, lebte zwiſchen den Jahren 1568 und 1630, in welchen letztern er als Präfect der Claſſen im ehmaligen Jeſuiter-Collegium zu Lüttich verſtarb. Er hatte zween Brüder, wovon der eine ein Benediktiner und der andere ein Franciskaner war. Alle drey haben ſich unter den Religioſen ihres Ordens und ihrer Zeit hervorgethan; der Benediktiner als ein Myſtiker, der Franciskaner als ein berühmter Prediger, der Jeſuit als lateiniſcher Dichter und geiſtlicher Spaßmacher. In dieſer letztern Qualität ſchrieb er das Buch, mit deſſen Fazezien ich meine Leſer eine Viertelſtunde zu recreiren willens bin. Es war im vorigen Jahrhundert, und iſt in manchen Gegenden vielleicht noch itzt, das allgemeine Leſebuch zur Gemüthsbeluſtigung in den Niederländiſchen, Teutſchen und Franzöſiſchen Klöſtern; und wenn derjenige, der ſeinen Nebenmenſchen, beſonders ſolchen die wenig Freude in der Welt haben, ein unſchuldiges Vergnügen verſchafft, als ihr wahrer Wohlthäter anzuſehen iſt, ſo iſt gewiß das Verdienſt des ehrlichen Pater Angelin nicht verächtlich.

Die wenigſten von den Leſern des T. M. gehören zwar in die Rubrik, für die er eigentlich geſchrieben hat: aber ich bin gewiß, daß auch Weltleute, wiewohl es ihnen an andrer

Kurz-

Kurzweil nicht fehlt, mir's Dank wiſſen werden, daß ich Ihnen die lieblichſten Blümlein aus dieſem Buch (das ohne Zweifel den Meiſten von ihnen unbekannt war) zu genießen gebe. Ich kenn' es zwar ſelbſt nur aus der Franzöſiſchen Ueberſetzung, die zum Titel hat: *Les pieuſes Recreations du Pere Angelin Gonee*, de la Compagnie de Ieſus: Oeuvre remplie de *ſaintes joyeuſetés* et divertiſſement pour les *ames devotes*, mis en François par le Sieur Remy, a Rouen 1647. Es iſt aber auch daran zu meinem Vorhaben genug. Dieſe heiligen Joyeuſetés, womit der gute Mann, in beneidenswürdiger Einfalt des Herzens, die andächtigen Seelen ſeiner Zeit beluſtigte, beſtehen in einem Halbhundert Erzählungen, (die wiewohl meiſtens aus Quellen geſchöpft, welche bey den R. K. Ordensleuten in Anſehen ſtehen) ich will nicht ſagen ſoviel als Kindermährchen, aber doch, wie man ſehen wird, gewiß ſo kurzweilig ſind, und zum Theil noch kurzweiliger als irgend ein Conte in den Hundert Contes der Königin von Navarra. Was ſie vor vielen komiſchen Erzählungen voraus haben, iſt, daß ſie ſehr unſchuldig, und, was ſie mit allen andern gemein haben, daß ſie ſehr erbaulich ſind; inſofern ſich die Leſer in der Verfaſſung befinden, die der gutherzige Dichter vorausſetzt. Iſt dies nicht, ſo kann P. Angelin und ſein Buch nichts dafür, und es geht ihm dann bloß wie allen andern recreirenden Schriftſtellern in der Welt. Die Helden ſeiner Erzählungen ſind berühmte Heilige, oder wenigſtens fromme Mönche, und der Teufel macht die luſtige Perſon. Man weiß, daß dieſer böſe Feind, der uns andern Weltkindern ſo gefährlich iſt, über Perſonen, zumal vom religioſen Stande, die zu einem gewiſſen Grade der Heiligkeit gekommen ſind, ſo wenig Gewalt hat, daß er vielmehr ihr Sclave wird, mit dem ſie anfangen können was ſie wollen. (*)

Zur

(*) Weil der P. Angelin ſich an verſchiednen Orten gegen den Spott der ungläubigen Hugenotten und andrer häretiſcher Menſchen beſtens

Zur Bestättigung dieser Wahrheit erzählt P. Angelin folgende Historie:

Ein unbesonnener junger Teufel vermaß sich (wie die Jugend übermüthig ist) mit einem alten wohlerfahrnen und weltklugen Teufel um hundert Prügel zu wetten, daß er dem Heil. Dominikus einen Streich spielen wolle. Als die Wette angenommen war, schlich sich unser Naseweis in Gestalt eines Affen bey dem Heiligen ein, und bemühte sich ihn durch tausend närrische Posituren und Gaukeleyen in seiner Beschäftigung zu zerstreuen. Der Heil. Dominikus schrieb immer fort, und sagte kein Wort. Der kleine Teufel erschöpft alle mögliche Grimaßen und Affenstreiche; doch alles umsonst. Endlich wird er ungeduldig, vergißt allen Respect, der ihn vorher noch einigermaaßen zurückgehalten hatte, und springt auf den Tisch. Der Heilige Vater wirft einen furchtbaren Blick auf ihn, und: „Da sieh, spricht er, und halt mir diese Kerze!„ Der arme Teufel steht ganz vertattert da, hat das Herz nicht sich zu rühren, und unterwirft sich demüthiglich dem Amt eines Kerzenstocks. Es verdrießt ihn gräulich, daß er sich so in seiner eignen Schlinge gefangen haben soll; er seufzt in sich hinein, schneidt ein Fratzenmaul, beißt sich in die Zunge; inzwischen brennt die Kerze herab, und es ist nur noch ein klein Stümpfchen übrig. „Hola ho! Herr Teufel (ruft P. Angelin) die „Finger in Acht genommen!„ — Der Teufel will die Kerze ausblasen, aber sie erlöscht nicht; das Feuer packt an und hat ihm bereits die Klauen weggebrennt; er heult abscheulich, ruft die

bestens verwahret, so bediene ich mich hier (zu Vermeidung alles bösen Verdachts) der eignen Worte der Bibliotheque Universelle des Romans, eines Werkes, welches mit Königlicher Approbation zu Paris herauskommt, und dessen Verfasser von aller Makel der Häresie so rein sind als ein Kind in Mutterleibe.

die ganze Hölle zu Hülfe, aber alles vergebens. Der H. Vater hält die höllischen Mächte in Respekt, und der junge Teufel ist dahingebracht, daß er um Gnade bitten muß. Endlich (da der Heilige vermuthlich des Gestanks genug hatte) wird ihm erlaubt sich zu entfernen; er flieht, kommt mit verbrennten Pfoten in die Hölle zurück, und kriegt noch die verwetteten Hundert Prügel oben drein; zur Warnung für ihn und alle junge Seelschnäbel seinesgleichen, sich nicht an den Gewaltigen, die über die Geister Macht haben, reiben zu wollen!

Hier ist eine andre Historie, an der sich die Damen spiegeln mögen. Der Pfarrer in einer Kirche zu Maynz hielt an einem Sonntage das Hochamt vor seinen Pfarrgenossen. Indem tritt mit großem Geräusch eine sehr prächtig geputzte Dame in die Kirche, und stört alle Anwesende in ihrer Andacht; der eine bewundert ihren Kopfputz, ein andrer den reichen Stoff ihres Kleides, und alle zusammen finden nichts prächtigers als den langen Schweif den sie hinter sich herschleppt. Der Seelenhirt seufzt über den Leichtsinn seiner Heerde, faßt aber sogleich den Entschluß, sie durch ein auffallendes Beyspiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Er verrichtet ein kurzes Gebet. Alsbald sieht man unter dem Rock der Dame eine unendliche Menge von Mäusen, Ratten und kleinen Teufelchen hervorwimmeln, die, wie die jungen Katzen, auf dem langen Schweif herum gaukeln, sich überpürzeln, am Kleid hinauf kriechen, bis auf die Spitze ihres Federbusches (es war damals just, wie itzt, die Mode hohe Federbüsche zu tragen) emporsteigen, und da wie auf einem Schauplatz tausend possierliche Affenstreiche machen. Die Dame erschrickt, wie man leicht denken kann, schüttelt ihre Robe und ihren Kopf, — schreyt wie eine Besessene; alles umsonst! die kleinen Teufelchen glitschen auf ihrer Robe und

auf

auf ihren Federbüschen auf und ab wie die Holländer auf dem Eise — sagt P. Angelin, der (wie man sieht) wenigstens so lebhaft erzählt als Mr. Galland in der Tausend und Einen Nacht. Endlich erhebt der Pfarrer seine Stimme: lieben Brüder, spricht er, ihr seht, wie unser Herre Gott die greuliche Sünde der Hoffarth straft; nun sollt ihr auch die Kraft des Weyhwassers sehen. Mit diesen Worten besprengt er die Robe und den Kopfputz der Dame reichlich mit seinem Weyhwedel, und siehe! der höllische Bienenschwarm verschwindet augenblicks, jedoch mit Zurücklassung des gewöhnlichen Wohlgeruchs. Die Dame bekannte ihre Sünden, versprach ihr Leben zu bessern, und beschnitt ihre Robe und ihren Kopfzeug so knapp, daß der Teufel beyden nichts mehr anhaben konnte.

Lieber Gott (ruft hier P. Angelin freufend aus) wenn ein bloßer Schweif so viel Teufel faßte, wie viele müssen ihrer nicht in dem Gehirnkasten solcher Weibsbilder stecken, die keinen andern Gott haben als ihre Hoffarth! Die armen Unglücklichen! Sie tragen soviel Schlangen auf ihrem Kopf als falsche Haare, ihre Augbranen sind, statt der fabelhaften Liebesgötter leichtfertiger Poeten, mit lauter jungen Teufeln besetzt, und die geschwätzigen Geister aller Pappagayen von Peru und Mexico schwärmen auf ihrer Zunge! Wie würden die Mannsleute stutzen, wenn der liebe Gott zuließe, daß sie alle diese Abscheulichkeit sehen könnten! Wie schnell würden sich ihre vermeynten Venußen und Grazien in Medusen und Furien verwandeln! Indessen bitte ich zu Gott (setzt der gute Mann hinzu) daß es nie geschehen möge! — und dies ist in der That weislich und wohlmeynend von ihm gebetet!

Noch ein hübsches Exempelchen von der entsetzlichen Kraft der Exkommunikation. Die Abtey zu Korvey hatte vorzeiten (ob noch ist, weiß ich nicht) die Gewohnheit, zum Andenken ihres

ihres Namens (Corbeia, oder Corbia) einige Raben zu unterhalten. Einer von diesen Vögeln, sagt P. Angelin, that sich vor seinen Brüdern durch seine böse Gemüthsart und Neigung zum stehlen hervor. Er pickte die hochwürdigen Herren in die Waden, biß die Klosterkatzen in die Schwänze, stahl seinen Kameraden ihr Mittagessen, und machte daß sie wider Willen mitfasten mußten, wenn die Mönche Fasten hatten; sein größtes Vergnügen aber war, den Pfauen, wenn sie ein Rad schlugen, ihre schimmernden Federn aus dem Schweif zu rupfen. Nun geschah es eines Tages, da des Herrn Abbts Hochfürstl. Gnaden ins Refectorium kamen, und, nach Gewohnheit, beym Händewaschen, ihren Ring vom Finger zogen, daß dieser Rabe den Ring unvermerkt wegschnappte und mit ihm davonflog. Der Abbt will seinen Ring wieder anstecken und findet ihn nicht; er fragt die Mönche, niemand will wissen wo er hingekommen! Endlich ergreift ihn ein heiliger Eyfer, und er schleudert den furchtbaren Blitz der Exkommunikation über den unbekannten Thäter. Bald darauf wird der Rabe traurig, verliehrt alle seine Laune, seufzt und klagt ohne Unterlaß, wird mager und zehrt zusehends ab; die Federn fallen ihm von jedem Lüftchen aus, er schleppt seine Flügel, sein ganzer Leib vertrocknet, kurz er befindet sich in einem Zustand, daß man ihn nicht ohne Mitleiden ansehen kann. Das ganze Kloster wird begierig die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu erforschen: man sucht in seinem Neste, ob etwan etwas Giftiges da zu finden seyn möchte, und findet den Ring darinn, den der Abbt verlohren und schon lange wieder vergessen hatte. Man kann sich das heilige Erstaunen der Ehrw. Herren leichter einbilden, als ich es dem P. Angelin nacherzählen könnte. Nun war die Ursache klar, warum der arme Rabe in solchen Verfall gerathen war.

An diesen drey Stücken mags für diesmal genug seyn. Nichts ist drolligter dabey, als das wunderbare Gemisch von

Der

Devotion und Spaßhaftigkeit zugleich der Mann das alles erzählt, und wie ihm sogar kein Argwohn noch Zweifel an der Wahrheit seiner Geschichtlein zu Sinne steigt. „Die Hugenotten, sagt er, werden freylich darüber lachen und spotten, „und sagen es seyen Altweiber-Mährlein: aber laß sie lachen! „Die Ketzerey wird vergehen, und Wahrheit wird ihr zu Trotz „Wahrheit bleiben ewiglich.„

Was übrigens für das Glück der Menschen besser sey: die Zeiten, wo Pater Angelin seine Mährchen erzählte und Glauben fand, und seine Leser, zwar ein wenig auf Unkosten ihrer Vernunft, aber ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und an ihrem Glauben, belustigte — oder eine Zeit, wo wir alle, Katholicken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unsrer Alten auch die selige Einfalt ihrer Sitten verlohren, und uns alle die Gefühle (auf Einbildungen und Vorurtheile gestützt oder nicht) wegräsonniret haben, die in tausend Fällen dieses Erdenlebens des Menschen Labsal, Kraft und letzte Zuflucht sind: ist eine Frage, die — für mich schon lange keine Frage mehr ist. Mag doch der Stab, woran das wankende Kind sich zu halten glaubt, ein Strohhalm seyn: immer besser für das Kind, an einem Strohhalm zu gehn, als ohne ihn alle Augenblicke auf die Nase zu fallen.

II.

Sprüche aus einem Sokratischen Dichter.

(Diese aus den Fragmenten des Euripides ausgehobenen Sprüche (wie ich sie aus Mangel eines schicklichern Wortes nenne) bedürfen keiner Auslegung für die Verständigen. Einige sind von tiefem Sinn. Was diesen uns aufschließen kann, ist mehr Ahndung als Vernunftschluß. Ich habe sie erst gefühlt, eh ich sie übersetzte. Bey einigen war eine Wendung nöthig,

um

um den Gedanken aus der Sprache der Urschrift in die unsrige überzutragen. — Ich theile sie mit denen, welche eine Freude daran haben werden wie ich. Es däuchte mich unbillig, daß so reine Goldkörner immerfort wie in einem Misthaufen versteckt liegen sollten, wo sie nur dann und wann ein Hahn herauskikt, der sie wieder fallen läßt.)

* * *

Was willst du lieber, süße Lügen, oder herbe Wahrheit? Du hast die Wahl!

* * *

Der einz'ge Fall, wo einem Narren dünkt, er habe was Dumm's gesagt, ist, wenn es ihm begegnet was Klug's zu sagen.

* * *

Daran erkenn den weisen Mann: er zürnt auch wenn's ihm übel geht den Göttern nicht.

* * *

Was Göttern ansteht, ziemt d'rum Menschen nicht.

* * *

Den Sterblichen heißt der ein Glücklicher, der minder leidet.

* * *

Durch tausendfält'ge Truggestalten täuschen die höhern Mächte uns — uns Kinder! — Warum sind wir auch nicht Ihresgleichen?

* * *

Die armen Erdenklöße! sich mit ihrer Klugheit noch viel zu wissen! Sind doch was sie sind allein durch Dich, und können doch nichts thun als was Du willst.

* * *

Wer willig unter die Nothwendigkeit
den Nacken beugt, den nennt weiſe,
und ſaget, er verſteh' — Theologie. —

* * *

Das höchſte Schöne für den Menſchen iſt
die Tugend.

* * *

Der Geiſt in unſer jedem iſt ſein Gott.

* * *

Für ſchlimme Menſchen giebt es keinen Adel,
und Gute können nicht unedel ſeyn.

* * *

Wohl dem Sohn des Glücks, der weiſe
gebohren ward!

* * *

Der Fürſt wird weiſe, der mit Weiſen lebt.

* * *

Ein köſtlich Ding die Freyheit! — Wer von ihr
auch noch ſo wenig hat, glaubt Viel zu haben.

* * *

O weh! — Und doch, warum o weh? Wir leiden
ja nur was Menſchliches!

* * *

In Hofnungen zu leben ziemt dem Weiſen.

* * *

Der iſt in meinem Sinn kein Bidermann,
der, ſeines eignen Vaterlands Verächter,
ein fremdes lobt, und fremde Sitten liebt.

* * *

Willt du gedeyhen bey der Welt? Nach, daß ſie glaubt,
du ſeyſt ein frommer Mann, und dann — thu was
du willſt.

* * *

Ein Thor macht Jedermann zum Zeugen ſeines Unglücks: der Weiſe trägts und ſchweigt.

* * *

Was iſt ein alter Mann? Ein Schatten und eine Stimme.

* * *

Das Werk der Götter kommt den Sterblichen Stets unverhoft.

* * *

Sag etwas Beſſeres als Schweigen, oder — ſchweig!

10.

Eine kritiſche Kleinigkeit.

Als ich die in dieſer Leipz. Meſſe herausgekommne Sammlung Alt-Engliſcher und Schottiſcher Balladen und Lieder zu Geſicht bekam, konnt' ich nicht errathen, was auf der Titel-Vignette der nackte Schwarze und das Negermädchen, das aus dem Taglicht eines Thurms herab auf ſeine Klagen zu horchen ſcheint, bedeuten könnte. Aber bald gab mir die Anmerkung des Herausgebers (S. 307.) zu der Mauriſchen Romanze, Alkanzor und Zaide, den Schlüſſel dazu, da ſie mich belehrte, daß der Neger und ſein Mädchen eben dieſen Alkanzor und dieſe Zaide vorſtellen ſollte. Allem Anſehn nach hat der Künſtler ſich durch den Namen Mohr und Mohrenland verführen laſſen, ſich dieſe zärtliche Grenadiniſche Liebhaber als Schwarze oder Negern vorzuſtellen; wenigſtens fällt es jedem in die Augen, daß er ſie ſo abgebildet hat. Wir Teutſchen ſind gewohnt, wenn wir Mohren hören, uns eigentliche Schwarze, Abyſſinier, Einwohner der Küſte von Guinea und dergl. zu denken. Die Grenadiniſchen Mauren aber waren nichts weniger als ſolche Mohren; ſie waren

an Farbe (beſonders ihre Damen) wenig von den Spaniern verſchieden; waren an Sitten, Lebensart, Kleidung, u. ſ. w. in den mittlern Zeiten, bis ins 15te Jahrhundert, die Muſter von Pracht, Zierlichkeit und Geſchmack, und gaben den übrigen Europäern den erſten Begriff von dieſer wunderbaren Verbindung von Tapferkeit und Galanterie, die ſich bey der Franzöſiſchen Nation am längſten erhalten hat. Alkanzor war (wie die Ballade ſelbſt beſagt) ein edler Grenadiniſcher Ritter, und Zaide ein Mädchen aus edlem Hauſe; Beyde hätten alſo ganz anders ausſehen müſſen, wenn das Coſtume hätte beobachtet werden ſollen. Ein nakter Neger, mit einer Binde oder Schürze um den Leib (wie man gewöhnlich die Negerſclaven zu bilden pflegt) giebt uns keinen Begriff von einem Zegris oder Abencerragen, ſo wenig als das auch halbnackte krausköpfigte Negermädchen einer Grenadiniſchen Dame ähnlich ſieht; Es wäre nicht unſchicklicher, wenn man Pyramus und Thisbe ſo bildete, und ſie uns dann für Babylonier gäbe. Aber auch der Ueberſetzer hätte den Titel, *a Moorish Ballad*, nicht eine Ballade aus dem Mohrenland, ſondern eine Mauriſche Ballade, überſetzen ſollen, zumal da ihm bekannt war, daß dieſe Ballade eine freye Nachahmung einer in dem hiſtoriſchen Roman, *Hiſtoria de las civiles guerras de Grenada*, vorkommenden Spaniſchen Romanze, und die Scene derſelben zu Grenada war; wie dies auch aus dem ganzen Inhalt deutlich genug iſt. Da man nun einmal in Teutſchland überall gewohnt iſt, ſich unter Mohren ganz andre Geſchöpfe zu denken, als die Mauren in Spanien waren: ſo iſt das natürlichſte Mittel, Mißverſtand zu verhüten, daß man dieſe Letztere Mauren nennt, die Abyſſinier und Negern hingegen im Beſitz des Namens der Mohren läßt, wiewohl urſprünglich Maur und Mohr einerley iſt. W.

V. Aus-

V.

Auezüge
aus dem Buche
der Anna Maria von Schurmann,
Eucleria,
oder Erwählung des beſten Theils
betitelt.

Dies ziemlich ſeltne Buch, aus welchem ich im letzten Stücke einen Auszug verſprochen habe, war, ſeiner Veranlaßung nach, eine Apologie des Frl. von Schurmann gegen die ſtrengen Urtheile ihrer vormaligen gelehrten Verehrer und Bewundrer, deren Orthodoxie es ſehr übel fand, daß eine Dame, von welcher großen Gaben, Kunſtfertigkeit, Gelehrſamkeit und übrigen Tugenden die Herren viel Aufhebens gemacht hatten, gerade in den Jahren, wo man ihr am meiſten Weisheit hätte zutrauen ſollen, der ganzen reformirten Chriſtenheit ein ſo gräuliches Aergernis gab, und eine Labadiſtin — oder, wie man's in der Folge nannte (denn die Namen ändern ſich wie andre Moden) eine Pietiſtin, Methodiſtin, Herrnhuterin ꝛc. kurz, eine Perſon wurde, die, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der chriſtlichen Republik nicht zufrieden, ſich in eine nach dem Muſter der erſten apoſtoliſchen Kirche zu Jeruſalem gebildete kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Haupt-

geschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn, in der obsoleten Bedeutung, die dies Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines gewissen Petrus, Paulus, Johannes, u. s. w. hatte, von denen Sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt, und ihn überhaupt besser verstanden, herzlicher geliebt, und mehr um seinetwillen gethan und gelidten hätten, als die ganze Synode zu Dordrecht, und alle Provinzial-Synoden in Geldern, Holland und Westfriesland, Seeland, Utrecht u. s. w. zusammengenommen. In wie fern Sie hierinn recht oder unrecht gehabt, ist eine Untersuchung die sich nicht für den Merkur schickt. Ich werde mich daher in diesen Auszügen, mit Vorbeygehung alles Dogmatischen in der Schurmannischen Apologie, bloß auf dasjenige einschränken, was uns von dem Eigenen und Unterscheidenden dieser außerordentlichen Person einigen Begriff geben kann. Jedoch kann ich nicht umhin, all das Gute, was ich neulich schon von dem Geiste dieses Buchs gesagt, zu wiederholen, und zu bekennen, daß ich nicht begreiffe, mit welchem Herzen, ja nur mi welcher Stirne, der Baccalaureus Johann Gabriel Drechsler mit zwanzig Andern seines Gleichens, den einfältigen reinen Sinn dieser von Liebe alles Guten überfließenden Seele durchaus immer mißverstehen, und seelenverderbliches Gift da finden konnte, wo jeder aufrichtige Mensch (zu

welcher

welcher äußerlichen Gemeinſchaft er auch immer gehören mag) nichts als die Geſinnungen und frommen Wünſche einer unſchuldigen Seele finden wird, die all das Gute, wovon Andre nur ſchwatzen, diſputiren, philoſophiren, poetiſieren, rhetoriſieren, u. ſ. w. würklich in ihrem eignen Herzen lebendig heegt, in ihrem Leben thätig erweißt, und in andern Menſchen auch lebendig machen zu können wünſcht. Als der Abbee von Saint Pierre ſeine gutherzigen Projecte für Ehre Gott in den Höhen, Friede auf Erden und Heil und Wohlfarth allen Menſchen zur Welt gebahr, ſagte der Premierminiſter Fleury: es ſind Träume eines guten ehrlichen Mannes — und ließ den guten Mann ruhig forträumen. Wenn nun die Schurmann auch würklich damit umgegangen wäre, alle Catholiken, Augſp. Confeßions-Verwandte, Calviniſten, Mennoniſten, Quacker, Socinianer, u. ſ. w. zu Alt-Chriſten umſchaffen, zu Chriſten von der Art, wovon geſchrieben ſteht: „daß ſie des Heil. Geiſtes voll waren, und „Gott lobeten mit Freuden und einfältigem Herzen; „und waren Ein Herz und Eine Seele; und niemand ſagte von ſeinen Gütern, daß ſie ſein wären, „ſondern es war ihnen alles gemein, und war keiner „unter ihnen der Mangel hatte, denn man gab jeglichem was ihm Noth war.„ (*) — Wenn, ſag' ich,

(*) Geſchichte der Apoſtel, Cap. 2 und 4.

die Schurmann auch mit so einem Entwurf umgegangen wäre: so hätte immerhin ein Mandevill beweisen mögen; daß dessen Ausführung so wie die Sachen stehen weder möglich noch vorträglich wäre; daß die Lyonner-Fabriken und die Pariser Putzmacherinnen dabey zu Grunde gehen müßten; daß die großen Herren keine Kriege mehr führen könnten; daß die Schiffarth und der Handel in beyden Indien sehr drunter leiden dürften, ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Aber Mandevill selbst hätte doch bekennen müssen, daß es Träume einer Christin seyen, daß die damaligen Baccalauren (die itzigen sind hoffentlich billiger) unrecht gehabt, Ketzereyen und Scandale daraus zu machen, und daß eine Jungfrau von sechzig Jahren unmöglich unschuldigere Träume haben könne.

Da die ehmaligen Freunde der Schurmann so übel damit zufrieden waren, daß Sie in ihren alten Tagen die lebendige Quelle der — Schul- und Büchergelehrsamkeit verlassen, und (was die Herren ohne Schaamröthe kaum denken konnten) eine Schwärmerin, eine Labadistin, geworden war; so ist der Schurmann Hauptgedanke in ihrer Apologie zu zeigen: wie es zugegangen, daß sie, in ihrer Jugend, unvermerkt und beynahe ohne ihr Zuthun, dahingekommen, in der gelehrten Republik Aufsehen zu machen: wie aber ein angebohrnes Sehnen nach dem was der Seele wahren Genuß und Befriedigung in

ihrem

ihrem innerſten Grunde giebt, ſie bey den Eitelkeiten der damaligen Modegelehrſamkeit, womit ſie einen Theil ihres Lebens hingebracht, niemals habe ruhig ſeyn laſſen, ſondern ſie von allem was bloßer Schein und Schattenwerk und Wortkram und Dunſt der Eigenliebe iſt, immer abgerufen, und von Stufe zu Stuffe endlich zu Erwählung deſſen, was nach ihrer Ueberzeugung der beſte Theil war, gezogen habe. Dieſes zu entwickeln, und, indem ſie von ihrer Sinnesänderung Rechenſchaft giebt, zu zeigen, „daß ſolche kein Werk einer fiebriſchen Schwärmerey, ſondern in der erſten Anlage ihres Charakters und in dem vorgehenden Zuſtand ihrer Seele gegründet geweſen, und durch vorherige Geſinnungen und Erfahrungen vorbereitet worden „ — und daß eine ſo geſinnte, ſo vorbereitete (auch ſelbſt durch einen Zuſammenfluß unwillkührlicher äußerer Umſtände vorbereitete) Seele ſich nothwendig dahin habe lenken müſſen, wo ſie die Realität von all dem gefunden, wovon ſie vorher auſſer ſich nur die Prätenſion oder leeres Hörenſagen, und in ſich ſelbſt nur eine ſchwache Dämmerung geſehen, bey welcher ſie jedoch dem wachſenden Licht immer unverwandt entgegen gegangen; — und endlich zu zeigen, wie ſie dieſe Realität bey Labadie und ſeinen Gehülfen und im Schoos ihrer kleinen (in ihrem Sinn) ächtapoſtoliſchen Gemeine würklich gefunden; dies, mit den dahin einſchlagenden hiſtoriſchen Umſtänden,

macht den Inhalt der 9 Capitel aus, in welche der erste Theil ihrer Eucleria (*) abgetheilt ist.

Die interessantesten Züge für meinen gegenwärtigen Zweck sind im 2. Capitel der Eukleria enthalten, welches zur Aufschrift hat: „kurze und besondere Darstellung meines vergangnen Lebens von meinen zarten Kinderjahren an, da ich mich in der Gottseligkeit zu üben und die Anfangsgründe der Sprachen, Künste und Wissenschaften zu excoliren angefangen.„

Gottesfurcht und Eyfer für die Religion scheint ein gemeines Erbgut ihrer Familie vom Großvater her gewesen zu seyn. Sie sagt in dieser Rücksicht viel Gutes von ihren Eltern und von deren besondern Sorgfalt, sie nach den Grundsätzen des Christenthums zu erziehen, und vor allem, was die Unschuld und Reinheit der Seele trüben kann, zu bewahren.

Ihre

(*) Zu Altona, bey Cornel. van der Meulen gedruckt, und aus 207 Seiten in klein Octav bestehend. Den zweeten Theil, der zwölf Jahre nach dem ersten, kurz vor ihrem Tode, zu Amsterdam, bey Jacob van de Velde, auch in kl. 8. herausgekommen, habe ich bis itzt nicht auftreiben können, und kann also von dessen Inhalt nichts weiter sagen, als daß er die Fortsetzung der Geschichte der Labadischen Gemeine und ihres eignen Antheils an derselben und vermuthlich fernere Apologien gegen ihre Widersacher enthält.

Ihre beſondre Diſpoſition zur Frömmigkeit äußerte ſich ſchon in ihrem zarteſten Alter. „Ich erinnere mich noch unter andern (ſagt ſie) daß ich, als ein Kind von vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd gegangen war Wieſenblumen zu pflücken, und wir uns dann am Rand eines kleinen Baches hinſetzten, und die Magd mich die Antwort auf die erſte Frage des Heidelberger-Catechismus herſagen ließ — bey den Worten: daß ich nicht mein, ſondern meines getreueſten Heilandes Jeſu Chriſti eigen ſey: eine ſo herzliche Freude und ein ſo ſüßes inniges Gefühl von Liebe zu Chriſto in meinem Herzen empfunden, daß alle folgende Jahre meines Lebens das lebendige Andenken dieſes Augenblicks nicht haben auslöſchen können.„ Sie ſetzt dieſem noch als ein Beyſpiel hinzu: in ihrem eilften Jahre ſey ihr beym Leſen eines Märtyrer-Buchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaaßen brennendes Verlangen nach dem Marterthum angekommen, daß ſie das allerangenehmſte Leben um einen ſolchen glorreichen Tod mit Freuden hätte vertauſchen mögen. Und es ſey ihr hernach, ihr ganzes Leben durch, nichts unerträglichers und des chriſtlichen Namens unwürdigers vorgekommen, als die Geſinnung des Erasmus, da er in ſeinen Schriften an den D. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre für die Wahrheit Märtyrer zu werden, überſteige die Sphäre ſeines Ehrgeizes, und es werde

ihm

ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie andern zu mißgönnen.

„Immer, mein ganzes Leben durch (setzt Sie „hinzu) hatte ich ein herzliches Verlangen, so weit „meine Begriffe reichten, aufrichtig und ungeheu„chelt fromm zu leben. Aber was ich nicht unbe„merkt lassen kann, ist, daß es damals niemanden „eingefallen, meine Frömmigkeit, so ungewöhnlich „sie bey den meisten jungen Personen meines Stan„des ist, als das Vornehmste, was an mir zu loben „wäre, anzusehen, „ u. s. w.

Unsre Maria genoß des Vortheils, auf dem Lande und unter der Aufsicht eines (wie sie sagt) vortreflichen Pädagogen erzogen zu werden. Mit drey Jahren konnte sie schon sehr fertig teutsch lesen, ohne daß sie sich erinnerte, daß es ihr im mindesten sauer geworden. Fast eben so früh zeigte sich an ihr ein ganz sonderbares Geschick zu allerley künstlichen Handarbeiten, so daß sie als ein Mädchen von kaum sechs Jahren, ohne einigen Unterricht noch Beyspiel, allerley Figuren so zierlich aus den Papierchen, die ihr in die Hände fielen, auszuschneiden wußte, daß keine von ihren erwachsenen Freundinnen es ihr nachzuthun vermochte; und vier Jahre drauf ergriff sie die Kunst Tapisserie-Arbeit zu sticken (artem Phrygiam) in drey Stunden, nach-

dem

dem sie sich vorher nur etwan sieben Wochen geübt hatte, Blumen mit Reißbley zu zeichnen.

Die gute Dame, indem sie sich in ihrem 66ten Jahre dieser ihrer ersten Jugendzeit fernher erinnert, bemerkt dabey: „wenn sie so gesessen und Blumen oder Insecten mit Wasserfarben gemahlt habe (das dann doch noch immer die unschuldigste Art von Mahlerey sey) hätte sie zwar nicht selten, während daß ihre Hand mit dieser irdischen Uebung beschäftigt gewesen, sich in ihrem Geiste mit himmlischen Gedanken unterhalten; aber sie müßte doch gestehen, daß sie manchmal so erpicht auf ihrer Arbeit gewesen und ihren ganzen Kopf und ihr Herz selbst so voll davon gehabt, daß sie Gott darüber wo nicht völlig aus dem Gesichte verlohren, doch wenigstens nicht so leicht und anhaltend weder in sich selbst noch in dem Spiegel seiner Geschöpfe habe anschauen können als sonst.„ Sie spricht von allen ihren Kunstfertigkeiten nur wie man von den Spielen seiner Kindheit spricht; setzt aber scherzend hinzu: weil sie itzt doch einmal daran sey, sich mit ihren Spielwerken in den Augen der Welt geltend zu machen, und, um nichts von ihren ehmaligen Glückseligkeiten zu verschweigen, wolle sie noch einiger Beyspiele ihrer so hoch und weltgepriesnen Kunst Erwähnung thun. Und darauf spricht sie von drey Bildnißen, die sie, ohne jemands Hülfe noch Anweisung, mit

einem

einem bloßen Taſchenmeſſer aus Buxbaumholz geſchnitten, wovon eines ihre Mutter, eines ſich ſelbſt, und das dritte ihren Bruder (von dem ſie in dem ganzen Buch häufig mit wärmſter Liebe und Hochachtung ſpricht) vorgeſtellt, und welches leztere von dem berühmten Mahler Honthorſt, dem es ihr Bruder gewieſen, in ganzem Ernſt über 1000 Fl. geſchätzt worden. „Sodann (fährt ſie fort) muß ich eines andern Bildniſſes von mir ſelbſt erwähnen, ſo ich, vermittelſt eines Spiegels, aus Wachs verfertigt, und worauf ich nicht 30 Jahre wie Albertus Magnus auf ſeine redende Bildſäule, aber doch wenigſtens 30 Tage verwendet, weil ich in dieſer Kunſt vieles ſelbſt erfinden mußte, da ichs von niemand lernen konnte.„ — Weil ich mir nicht getraue der Beſchreibung, die ſie von dieſem ihrem Meiſterſtück macht, in der Geſchwindigkeit durch eine Ueberſetzung genug zu thun, ſo möge mir erlaubt ſeyn, ihre eignen Worte herzuſetzen: (*) Oculi meos

(*) Der Inhalt iſt dieſer: „Die Augen dieſes Wachsbildes hätten nicht nur den ihrigen im Kleinen ſehr geglichen, ſondern wegen des lebhaften Glanzes und der Rundung des Augapfels, hätt' es, wenn man die Kapſel ſchnell gedreht, geſchienen, als ob ſich auch die Augen von ſelbſt drehten. Die wächſernen Haare wären ſo fein gearbeitet geweſen, daß ſie nur mit ihrem ſubtilſten Spitzen im Kopfe geſteckt, und alſo wie natürliches Haar ausgeſehen, und dem Anſehen nach frey

meos non ſolum in minori forma imitabantur, ſed ob vividum pupillae nitorem ac rotunditatem, cum celeriter capſa vertebatur, ipſi ſoli ſe vertere videbantur. Crines cerei non niſi ſuis extremitatibus ſubtiliſſimis capiti inhaerebant; ita vt illud corollis libere, vt videbatur, volaturis exornarent. Et quod omnium erat difficillimum, palpebras pilorum tenuiſſimorum quaſi erecto vallo cum pertinaci labore muniveram; atque (vt hoc unum tantum de vano eius ornatu addam) gemmulae, quae collum cingebant, ita artificioſe (novo ſc. meo invento) naturam mentiebantur, vt mihi contrarium verum

frey wallende Locken formiret hätten. Eben ſo unendlich fein hätte ſie auch die Augenwimpern mit hartnäckigem Fleiß herausgebracht; und die Perlen um den Hals hätten, durch einen von ihr erfundenen beſondern Kunſtvortheil, ſo vollkommen wie Natürliche ausgeſehen, daß ihr niemand glauben wollen ſie ſeyen von Wachs, bis ſie auf Verlangen einer Gräfin von Naſſau, eine davon mit einer kleinen Nadel durchſtochen.„ — Einigen wird vielleicht der Bildhauer aus dem Horaz einfallen, qui et ungues exprimet, et molles imitabitur aere capillos, *infelix operis ſumma.* Ob unſre Künſtlerin in dieſem Stücke glücklicher geweſen, davon ſagt ſie nichts; ich zweifle aber um ſo weniger daran als dieſe höchſte Feinheit und fleißige Behandlung des Details, die in großen Bildern dem Ganzen nachtheilig iſt, in Mignatur-Werken, wie dieſes war, gerade das iſt, was dem Ganzen Leben und Wahrheit giebt.

verum asserenti, vix adhiberetur fides; nec alia ratione [artem à natura discernendam exhibui, (cum ida me peteret ingeniosa Nassoviae Comitissa) quam unam earum acicula transfigendo.

Es ist (in meinen Augen wenigstens) liebenswürdige Menschlichkeit, daß unsre Maria, da sie gelegenheitlich von diesem ihrem Lieblingswerk aus den Zeiten, wo sie noch Martha war, mit vielem Kaltsinn zu sprechen angefangen, daß sie (sage ich) unvermerkt warm darüber wird, und sich nicht ohne Schmerz der unglücklichen Zerstörung derselben erinnern kann. — „Aber (fährt sie fort) was hatte „ich dessen für Frucht? als diese, daß ich mit Ver„lust meiner kostbaren Zeit mir unwissenderweise „selbst die Reue gekauft, die hernach auf die Zer„störung desselben folgte, da eine meiner Tanten „(nicht lange nachdem es fertig war) indem sie es „recht genau besichtigen wollte, es aus ihrer unbe„hutsamen Hand fallen ließ und dadurch zernich„tete.„ Sie gesteht, als sie folgende Verse unter das Bild gesetzt:

Non mihi propositum est humanam illudere sortem,
aut vultus solido sculpere in aere meos;
En nostram effigiem quam cera expressimus! atque
materiae fragili mox peritura damus.

habe sie sich dieses Bild ihres Lebens (so wie wir alle mit dem Leben selbst zu thun pflegten) zwar

als zerbrechlich vorgeſtellt, aber doch nicht gedacht, daß es ſobald würde würklich zerbrochen werden; und ſie wäre daher durch ſeine Zerbrechung, tanquam graviuſculo atque improviſo aliquo caſu, in einigen Mißmuth geſetzt worden; da es ihr hingegen bey ſpäterer Erinnerung deſſelben lächerlich vorkomme, daß ſie (ſind ihre Worte) an etwas, das doch nur ein Schatten von ihr geweſen, die ſelbſt nur σκιᾶς ὄναρ (wie der Dichter (*) von dem Menſchen ſage) nur der Traum eines Schattens, oder ein Schatten in einem Traume ſey, ihr Herz habe hängen und ſich über deſſen Verluſt habe betrüben können. — Wie groß oder klein aber auch ihre erſte Empfindung davon mag geweſen ſeyn, ſoviel iſt gewiß, daß die Tante nichts dadurch von ihrer Liebe verlohr. Denn ſie iſt ohne allen Zweifel eine von den zwoen Mutterſchweſtern, von denen ſie im VI. Capitel mit ſo vieler Liebe ſpricht, und Gott dafür preiſet: „daß er ihr Gelegenheit gegeben, dieſen „guten Damen (deren die eine 89 und die andre 91 „Jahre alt worden, beyde aber über 20 Jahre vor „ihrem Tode den Gebrauch der Augen verlohren) in „ihrem hülfebenöthigten Alter nützlich zu ſeyn, und „daß er ſie mit dieſen ihren Mutterſchweſtern und „dem einzigen Bruder, der ihr von ihren Geſchwi-

„ſtern

(*) Euripides.

„stern übrig geblieben, durch ein so enges und süßes „Band der Liebe zusammengebunden, daß die zwan„zig Jahre die sie mit einander Eine Familie aus„gemacht, ihr in der That nur wenig Tage gedäucht „hätten.„

Sie bricht das Wenige, was sie bisher von ihrer Geschicklichkeit zu den bildenden Künsten gesagt, auf einmal mit einer Idee ab, die ich, so schwärmerisch sie vielleicht manchen vorkommen mag, mich nicht entbrechen kann, hieherzusetzen, weil sie einen der stärksten Züge des Charakters dieser Englischen Seele enthält. Ich übergehe, sagt sie, andre Dinge dieser Art, weil ich die Neigung zu dergleichen und das Andenken davon zu verliehren angefangen, so wie sich das göttliche Bild des Lebens Jesu meiner Seele darstellte; und da ich von diesem Augenblick an kein Andres als dies der Nachahmung würdig schätzte, und es gleichwohl nicht immer hell und lebendig genug in meinem Gemüth erhalten konnte, so gieng ich damit um, eine soviel mir möglich wäre vollkommne Abbildung desselben, zu meinem und andrer Nutzen, schriftlich zu verfassen. — Aber, die Wahrheit zu gestehen, ich habe mir bey diesem Werke nie selber genug thun können, theils weil meine Augen oft durch den Glanz dieses göttlichen Gegenstandes geblendet wurden, theils weil es mir immer vorkam, ich mahle die Sonne nur mit einer Kohle

Kohle ab. Ich fand alſo, das Leben der Chriſten ſey das beſte Bild des Lebens Chriſti, aber wie ſelten in dieſen unſern Zeiten zu finden! Da ich nun in der Folge deſſen lebhafteſte Züge an unſern Hirten (Kabadie und ſeinen Gehülfen nemlich) wahrnahm, glaubte ich, mit dieſen lebendigen Bildern alle Werke todter Kunſt vertauſchen zu müſſen. Sie ſchließt dieſe Betrachtung endlich mit folgenden Gedanken: Wahrlich, wir würden alle Kunſtgemählde wenig ſchätzen, wenn wir in allen Geſchöpfen, denen ihr Urheber etwas von ſeinem Bilde eingedrückt hat, nach dem bekannten Vers

und jedes Gräschen ſtrahlt den gegenwärtgen
Gott (*)

Jhn ſelbſt mit Geiſtesaugen ſähen, und mit wahrem Gottesſinn als gegenwärtig ſchmeckten und fühlten. Alles was ſie, dieſen Gedanken auszuführen, hinzuſezt, iſt ſehr ſchön — ſo wie an dem Gedanken ſelbſt etwas ſehr wahres iſt. Und gewiß, kein Mahler noch andrer Bildner wird jemals ein herrliches und immer lebendes Werk hervorbringen, der das Göttliche in der Natur zu fühlen keinen Sinn hat. Dieſes hohe Gefühl allein hat in den Phidias und Praxiteles der Griechen Jdeen göttlicher Schönheit gezeugt, und ihre Hand geſtärkt, wenigſtens die Schatten davon in Marmor und Helfenbein nachzubilden

(*) Pectentemque Deum quaelibet herba docet.

bilden; dieſes Gefühl allein hat, in neuern Zeiten, einen Buonarotti, einen Raphael, Corregio, und (um noch einen in ſeiner Art gewiß nicht geringern Liebling und Schoosjünger der Natur zu nennen) einen Claudius von Lothringen hervorgebracht. Ein hoher Grad dieſes tiefen Sinns für das Göttliche in der Natur würkte bey dem leztern dieſes mühſame Arbeiten, dieſe Unzufriedenheit mit ſeinem Pinſel, welche machte daß er acht Tage immer verbeſſerte und wieder auslöſchte, und die nur ein Menſch, wie de Piles, fähig ſeyn konnte für peſanteur d'eſprit zu halten. Aber der höchſte Grad dieſes Gefühls bringt keine Künſtler noch Kunſtwerke mehr hervor, ſondern verſchlingt die Seele, und giebt ihr Verachtung und Eckel gegen allen künſtlichen Verſuch es in Worten oder irgend einem andern kalten und lebloſen Stoffe nachzubilden. Dies war der Fall, worinn ſich die Schurmann in den leztern Jahren ihres Lebens befand; und es kann in dieſem Erdenleben nur mit wenigen auſſerordentlichen Menſchen ſo weit kommen. Es iſt Anticipation eines zukünftigen Standes; die vielleicht wenig guten Menſchen aus Augenblicken eigner Erfahrung unbekannt iſt; die aber, ſo lange die Menſchen nicht wie die Engel Gottes ſind noch ſeyn können, in dem Leben eines jeden andern als eines Einſiedlers oder Abgeſonderten immer einen wunderbaren hiatus macht. Wär' es aber möglich, daß alle Menſchen

ſchen dieſen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in ſich erhalten könnten; ſo möchten alsdann Künſte und Wiſſenſchaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernſthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns izt aus Mangel oder Unfähigkeit beſſern Genuſſes oder Geſchäftes abgeben, immer dahinfahren; der Verluſt würde nicht groß ſeyn. W.

(Die Fortſetzung künftig.)

Der zum Bildniß des Johannes Picus, ehmaligen Fürſten von Mirandola, gehörige Aufſatz, kann wegen eines ſehr ehehaften Hinderniſſes, in dieſem Stücke nicht gegeben werden.

VI.

Kritiſche Anzeige.

Nürnberg.

Bey Gabriel Nicolaus Raſpe ſind im vorigen Jahr noch fertig worden des nunmehr ſeel. Herrn Profeſſors Phil. Ludwig Statius Müllers Supplemente zu dem von ihm ins Teutſche überſetzten Linnäiſchen Naturſyſtem des Thierreichs, in 8. auf 384 S. ohne Vorrede und Regiſter. Man findet in dieſem Supplement-Band alle Addenda, Appendices, Mantiſſas des Linne eingerückt, und mit Beyträgen aus Buffon, Schreber, Boddaert, Pallas und andern bereichert, mit 3 Kupfertafeln, auf welchen Linnaei Homo Lar, 10 Affen-Gattungen, 1 Lemur, 1 Cavia, das Aethiopiſche Schwein, Cooks Känguruh, welches in das Geſchlecht der Mäuſe geſetzt wird, und zu der Größe eines Schaafs wächſet, ferner Bartholins noch räthſelhafte Siren, und endlich Siren Lacertina abgebildet ſind. Der Verleger verſpricht, das Linnäiſche Pflanzen- und Mineralreich ſollte durch andre gelehrte Naturkenner im nemlichen Format, mit gleicher Sorgfalt, Schönheit des Papiers, Kupfern ꝛc. fortgeſetzt werden; und wir bitten,

ſich von Druckfehlern gereinigter. Der ſeel. Mann fordert in der Vorrede des Supplement-Bands jeden Naturkenner auf, ihm ſeine Fehler zu ſagen, oder wenigſtens die Fehler des Linne, um das Syſtem der Natur je länger je mehr zur Vollſtändigkeit zu bringen. Die Erfüllung dieſes Verlangens kommt nun zwar für ihn zu ſpät, ſonſt hätten wir manches zu erinnern gehabt: Indeſſen halten wir uns doch verbunden, um dieſer Aufforderung willen, welche uns zugleich die Stimme des Publikums, vielleicht auch der künftigen Herrn Fortſetzer zu ſeyn ſcheint, unſre Meynung von dieſer Ueberſetzung zu ſagen, ſo weit uns der gegenwärtige Supplement-Band dazu Gelegenheit giebt. Ob Fehler im Linne ſich befinden, das von dörfen wir nur den Ritter ſelbſt hören, welcher ſeinem Werk hin und wieder Unrichtigkeiten ſchuld giebt, und ſie willig verbeſſert, wenn ihm ein anderer z. E. Scopoli bey den Inſekten, ſolche zeigt. Wo aber noch dergleichen Fehler in ſeinem Syſtem ſtecken, das iſt jetzt unſre Unterſuchung nicht. Wir ſollen nur von der Müllerischen Ueberſetzung reden. Hat ſie in allem, im Wahren und Falſchen, das Gepräge des Originals? Denn das will der ſeel. Mann behaupten, wenn er S. 4. bey dem Homo Lar ſagt: er hätte dieſes Geſchöpf mit Schreber lieber unter die Affen geſetzt (und dieſes hätten wir gethan, und bey allen andern vorkommenden Fehlern mit einer Ueberſetzung auch eine Verbeſſerung verbunden, damit mit jedem Tag, wie Herr M. wünſchte, das Naturſyſtem richtiger geworden) wenn er ſich nicht vorgenommen, den Linne unverändert zu laſſen. Nach unſrer Meynung hat dieſe Ueberſetzung in vielen Stücken mehr Dunkles und Unvollſtändiges als das Original; oder beſſer zu reden: das Original ſcheint nicht durch. Oft iſt eine wörtliche Ueberſetzung da, wo ſie nicht ſeyn ſollte, oft keine, wo ſie beſſer geweſen, oft iſt der Sinn des Ritters nicht aufgefaßt, oft laufen die Geſchlechter den Ordnungen vor; z. E. Linne konnte Veſpertilio, Sorex, Mus, vortreflich unterſcheiden. Ueberſetzen wir aber Fleder-Maus, Spitz-Maus und Maus, ſo verwirren wir ſchon 3 Geſchlechter, ja 3 Ordnungen. Man denkt, Fleder-Maus und Spitz-Maus ſeyen Gattungen von der Maus. Im gemeinen Leben ſind dieſe Ausdrücke erlaubt; aber in einem Syſtem bleibt Maus nur einem Geſchlecht eigen, und darf in keinem andern vorkommen, wenn man nicht die Geſchlechter verwirren will. Linne hat dieſes ſorgfältig beobachtet; und ein Ueberſetzer, wenn er nicht bloß Wort- ſondern auch Syſtem-Ueberſetzer ſeyn will, muß dieſes gleichfalls beobachten. Gattungsnamen aus mehrern Geſchlechtern, wenn ſie mit dem generiſchen Namen verbunden ſind, dürfen eher wiederhohlt werden. Freylich iſt unſer Vor-

rath

mith ächter teutſcher Wörter nicht groß: die Freyheit aber bleibt uns ſo gut, wie dem Ritter, aus andern Sprachen ein Wort zu naturaliſiren, oder ein dem ganzen Geſchlecht angemeſſenes Wort zu erfinden, und das gewöhnliche dabey anzumerken. Herr M. hat dieſen Fehler oft begangen. Warum hat er, wie er doch mehrmalen gethan, um der Verſtändlichkeit willen nicht lieber das Linnäiſche Wort gelaſſen?

Die erſte Ordnung der ſäugenden Thiere, Primates, iſt verteutſchet Menſchenähnliche, und unter dieſer Ordnung kommt doch der Menſch ſelbſten vor. Muß ich nicht, wenn ich eine Ordnung Menſchenähnlich zu nennen mir ja erlauben dörfte, eine andre Ordnung Menſch vorausſetzen? Der Ritter hat unter Primates gewiß nicht dieſes verſtanden. Regenten wollte er ohne Zweifel dieſe Ordnung genennt haben, und dieſer Name iſt auch der Fledermaus, welche in nemlicher Ordnung vorkommt, bey ihrer nächtlichen Herrſchaft über die Inſekten eben ſo eigen, als dem Menſchen. In der 6ten Ordnung kommt dieſer nemliche Fehler vor. Bellua iſt überſetzet, Thiere mit Pferdgebiß, und das Pferd ſteht auch in dieſer Ordnung. Ueberdies iſt dieſer Ordnungs-Charakter zuviel ſagend, und nicht völlig applicable: wir würden lieber überſetzt haben, Streit- oder Kriegeriſche-Thiere: das ſind die Thiere dieſer Ordnung alle.

Die 2te Ordnung der Vögel Picae iſt Spechtartig überſetzet, und auch hier kommt Picus Specht als ein zu dieſer Ordnung gehöriges Geſchlecht vor. Warum iſt nicht Pica nach dem Lexikon Elſter gegeben? Dergleichen Fehler kommen öfters vor, wo das Genus der Ordnung vorgreift, oder in ſich verwirret; Fehler, welche ſehr auffallend ſind, denn wie läßt ſich nur gedenken, daß dieſes beſtimmt charakteriſiren heiſſe, und das ſollte es doch in der Ueberſetzung ſeyn. Der Menſch iſt menſchenähnlich, das Pferd hat Pferdgebiß, der Specht iſt Spechtartig. Oft hätten wir auch die Namen anders gewählt. Lanius Neuntödter! warum nicht Schlachter, Würger? den Namen Neuntödter führt nur eine einzige Gattung von dieſem Geſchlecht, welcher man die Bedeutung dieſes Namens nachſaget. Weil Grallae Steltzenläufer überſetzet worden: ſo hätten wir den generiſchen Namen Motacilla nicht durch Bachſtelze ausgedruckt. Es paſſet auch nicht auf das ganze Genus. Freylich finden wir im Linne das paſſende auch nicht überall; allein es iſt auch ein groſſer Unterſchied zwiſchen einer todten und lebenden Sprache. In letzterer muß ich immer beſtimmter ſeyn. Noch etwas weniges. Piſces thoracici, Bruſtbäuchler, nicht den Charakter, wovon der Name ſcheint

scheint genommen zu seyn, unverständlich. Trigla, Seehähne. Chrysomela Goldhähngen lassen uns nicht an Fische und Käfer gedenken, und das Wort Vögel, dies Lieblingswort gen unsrer Papilions-Sammler, nicht an Schmetterlinge. (man erinnere sich allemal, daß wir als Systematiker reden.) Das Wort Bastard Rüßelkäfer, (Attelabus,) unter welchem Namen gewiß 3 Genera zusammengeworfen sind, läßt uns abermals kein neues Geschlecht, sondern nur eine Gattung von dem Rüßelkäfer rathen. Ueberdas hat schon Scopoli die Veranlassung zu diesem Namen aufgehoben, denn er hat die Rüßelkäfern ähnliche Attelabi zu den würklichen Rüßelkäfern gefügt. Bastard ist auch kein Wort vor ein Genus. Forficula wird ein Ohrwurm genennt, gleich als ob er unter die Vermes gehörte. Hieße er nicht besser Scheeren- oder Gabel-Schwanz, oder wo ja das Ohr beliebte, Ohrklammer. Danai alis integerrimis muß nicht übersetzt werden Rundflügel, sondern mit vollkommenen, vollständigen, d. i. ungezähnten Flügeln; wenigstens haben Danaus, Cleopatra, Rhamni etc. keine Rundflügel, doch aber keine Zähne. Mantis ein Gespenstkäfer verliert den Namen Käfer, nachdem ihn der Ritter unter die Hemiptera, oder wie Scopoli diese Klasse charakteristischer Proboscidea nennt, gesetzet. Wenn Linne von einigen Tauben sagt; sie haben caudam aequalem; so meynen wir, er wolle soviel sagen: der Schwanz besteht aus gleichlangen Federn zum Unterschied von den Macrouris deren Mittelfedern länger sind, und daher einen Keul formiren: jenes könnte man aber nicht durch die Müllerische Uebersetzung gerade Schwänze verstehen. Noch eine Probe von den übersetzten Descriptionen. S. 312. hat Herr M. in der Beschreibung der phalaena hirtaria das Wort posterioribus von den Hinterflügeln ganz falsch erklärt. Hätte er die Fauna Suecica nachgeschlagen: so würde er diesen Fehler vermieden und posterioribus mit strigis verbunden haben. Dieser Fehler ist nun zwar zu entschuldigen, weilen Linne in seinem Appendix duobus statt tribus gesetzt: allein es ist auch nicht zu entschuldigen, weilen durch diese Uebersetzung nicht nur die phalaena nicht mehr kenntlich, sondern auch etwas gesagt ist, welches keinen Sensum hat. Welcher Kenner kann erklären, was das sagen wolle: Die Hinterflügel stehen aneinander? wenn wir bey solchen vorkommenden und unverständlichen Linneischen Beschreibungen gestutzt: so hätten wir (wie Herr M. es auch hin und wieder gethan, und unverständliche lateinische Brocken in seiner Uebersetzung ausgelassen) lieber die ganze Gattung ausgestrichen, als etwas unbedeutendes gesagt.

Erste Epoche. 900,000 Livres, vertheilt in 250,000 Leib-Renten, fällig im Julius 1776 und 1777, auch im Fall der Inhaber vorher stirbt.					Zweyte Epoche. 1050,000 Livres, vertheilt in 250,000 Leib-Renten, fällig im Julius 1778 und 1779, auch im Fall der Inhaber vorher stirbt.					Dritte 1200,00 vertheilt in 250, fällig im Julius auch im Fall vorher
Renten.					Renten.					Ren
1	von			2000	1	von			30000	1 von
1				1500	1				20000	1
1				1000	1				15000	1
1				6000	1				10000	1
1				4080	1				6380	1
2		2400		4800	2		3600		7200	2
3		1800		5400	3		2400		7200	3
5		1000		5000	5		1500		7500	5
8		720		5760	8		1200		9600	8
12		500		6000	12		1000		12000	12
20		300		6000	20		720		14400	20
25		200		5000	25		600		15000	25
40		100		4000	40		500		20000	40
50		60		3000	50		300		15000	50
60		36		2160	60		200		12000	60
70		30		2100	70		100		7000	70
100		24		2400	100		60		6000	100
200		12		2400	200		24		4800	200
300		9		2700	300		12		3600	300
500		7	4	3600	500		9		4500	500
600		6		3600	600		7	4	4320	600
1000		5		5000	1000		6		6000	1000
2000		4	10	9000	2000		5		10000	2000
5000		4		20000	5000		4	10	22500	5000
30000		3	8	102000	30000		4		120000	30000
60000		3	5	195000	60000		3	10	210000	60000
150000		3		450000	150000		3		450000	150000
250000				900000	250000				1050000	250000

Epoche. oo Livres, ,000 Leib-Renten, 1780 und 1781, der Inhaber r ſtirbt.			Vierte Epoche. 1500,000 Livres, vertheilt in 250,000 Leib-Renten, fällig im Julius 1782 und 1783, auch im Fall der Inhaber vorher ſtirbt.					Fünfte Epoche, 1800,000 Livres, vertheilt in 250,000 Leib-Renten, fällig im Julius 1784 und aller folgenden Jahre, bis zum Tode des Inhabers.				
nten.			Renten.					Renten.				
ſ	ſ	36000	1	von	ſ	ſ	60000	1	von	ſ	ſ	100000
ſ	ſ	24000	1	ſ	ſ	ſ	36000	1	ſ	ſ	ſ	60000
ſ	ſ	16000	1	ſ	ſ	ſ	24000	1	ſ	ſ	ſ	30000
ſ	ſ	10000	1	ſ	ſ	ſ	15000	1	ſ	ſ	ſ	20000
ſ	ſ	6500	1	ſ	ſ	ſ	8200	1	ſ	ſ	ſ	14800
000	ſ	8000	2	ſ	6000	ſ	12000	2	ſ	9000	ſ	18000
200	ſ	9600	3	ſ	5000	ſ	15000	3	ſ	6000	ſ	18000
800	ſ	9000	5	ſ	4000	ſ	20000	5	ſ	5000	ſ	25000
200	ſ	9600	8	ſ	2400	ſ	19200	8	ſ	3600	ſ	28800
000	ſ	12000	12	ſ	1000	ſ	12000	12	ſ	2400	ſ	28800
900	ſ	18000	20	ſ	800	ſ	16000	20	ſ	1500	ſ	30000
720	ſ	28000	25	ſ	720	ſ	18000	25	ſ	1000	ſ	25000
600	ſ	24000	40	ſ	600	ſ	24000	40	ſ	800	ſ	32000
400	ſ	20000	50	ſ	500	ſ	25000	50	ſ	600	ſ	30000
300	ſ	18000	60	ſ	400	ſ	24000	60	ſ	400	ſ	24000
200	ſ	14000	70	ſ	300	ſ	21000	70	ſ	300	ſ	21000
100	ſ	10000	100	ſ	200	ſ	20000	100	ſ	200	ſ	20000
60	ſ	12000	200	ſ	100	ſ	20000	200	ſ	100	ſ	20000
24	ſ	7200	300	ſ	60	ſ	18000	300	ſ	36	ſ	10800
12	ſ	6000	500	ſ	24	ſ	12000	500	ſ	24	ſ	12000
9	ſ	5400	600	ſ	12	ſ	7200	600	ſ	18	ſ	10800
7	4	7200	1000	ſ	9	ſ	9000	1000	ſ	12	ſ	12000
6	ſ	12000	2000	ſ	7	4	14400	2000	ſ	9	ſ	18000
5	ſ	25000	5000	ſ	6	ſ	30000	5000	ſ	7	4	36000
4	10	135000	30000	ſ	5	ſ	150000	30000	ſ	6	ſ	180000
4	ſ	240000	60000	ſ	4	10	270000	60000	ſ	5	ſ	300000
3	5	487500	150000	ſ	4	ſ	600000	150000	ſ	4	10	675000
		1200000	250000				1500000	250000				1800000

LVDOVICVS VIVES.

Der
Teutſche Merkur.

Jun. 1777.

I.
Gedichte.

Räthchen, eine Ballade.

Wo hier, in ſtiller Einſamkeit,
die Schaafe weiden gehen,
da war vor langer langer Zeit
ein Meyerhof zu ſehen;
ein Häuschen da, mit weiſer Wand
und hellem rothem Dache ſtand,
darinnen wohnte Räthchen,
ein ſchönes braunes Mädchen!

Und Heinrich ſah nicht weit davon,
bey Erndt- und Kirchweih-Tänzen,
ihr Auge klärer, als die Sonn'
am hohen Himmel, glänzen.
Er ſagte manches ihr ins Ohr,
und that ihr oft die Arbeit vor;
es war ſein täglich Sinnen,
das Mädchen zu gewinnen.

Auch wurd' ihm Räthchen herzlich gut;
Wenn Heinrich kam gegangen,
dann flog ihr roſenrothes Blut
auf einmal in die Wangen.

Sie träumte viel, und war betrübt,
und hätt' in kurzem sich verliebt:
da gab ein früher Morgen
dem Mädchen andre Sorgen.

An einem frühen Morgen saß
sein Liebchen auf der Bleiche;
sich in Gedanken ganz vergaß;
da sprudelt es im Teiche.
Durchs Wasser sprengt ein Reuter her,
mit Federbusch und mit Gewehr;
sein Roß hat Silberdecken;
sein Liebchen will erschrecken.

„Mein Rößlein nur soll grasen hier;
O bleibe, schönes Mädchen!
O bleibe, fürchte nichts von mir;
Wer bist?„ — Ich heiße Käthchen. —
„Und ich (er hatte seinen Scherz)
bin Karl genannt von Löwenherz,
weil Löwen ich bezwungen,
und vielen Sieg errungen. „

Und Käthchen ihm begann zu traun
ob seinem Ritterwesen,
sie glaubt' auf seiner Stirne braun
manch Heldenstück zu lesen;
gieng heim, und wurde minder froh;
denn Heinrichs Hütchen war von Stroh;
sie lobte sich den Reuter,
den tapfern Löwenstreiter.

Und Heinrich ganz verzehrte sich,
blieb ohne Schlaf und Essen;
und Käthchen weinte bitterlich,
konnt' aber nicht vergessen
den Rüstigen, der wieder kam,
schön Käthchen in die Arme nahm;
sie wollt's ihm nicht vergönnen;
Ach! hexen mußt' er können!

Er wieder, immer wieder kam
mit herzen und mit küssen;
noch fester in den Arm sie nahm;
hatt' endlich ihr Gewissen
an seiner Brust geschläfert ein:
Da sprach er: „Morgen wart' ich dein,
sollst, Käthchen! mit mir reuten,
mich in mein Schloß begleiten.

Und Käthchen ihren Heinrich sieht,
und kann, und kann nicht rasten;
vor ihrer Mutter Augen flieht,
gedrückt von Centner-Lasten;
sie geht und kömmt als wie verirrt,
sich Nachts in schwarzem Traum verwirrt,
von Beilen, Kolben, Messern,
und blutigen Gewässern.

Der Tag die Schrecken nicht vertrieb:
Es war ein Sonntags-Morgen,
wo Käthchen nur zu Hause blieb,
um für den Heerd zu sorgen.

da tönte ihr der Kirchen-Sang
wie lauter Fluch, ihr wurde bang;
da waren Küch und Kammer
voll ſchwerer Luft und Jammer.

Wie ihre Sterbe-Kleider, wählt
ſie weinend Haub und Mieder;
wenn ſie die Glockenſchläge zählt,
durchſchauerts ihr die Glieder:
Sie geht, als gieng ſie zum Gericht,
und dennoch bleiben kann ſie nicht,
es thut an jeder Schwelle
ſich auf die ganze Hölle.

Sie geht, und hört noch an der Thür
das Flüſtern von dem Meyen,
den Heinrich pflanzte, voll Begier
ſein Liebchen zu erfreuen.
Sie geht; und alles, wo ſie geht,
herum in vollem Trauren ſteht,
und alles ſcheint mit Klagen
ihr gute Nacht zu ſagen.

Nun aber fliegt das Rößlein fort,
und Karl mit ſeinem Käthchen;
und Heinrich pflückt ein Sträuschen dort
am Wege für ſein Mädchen.
Das Mädchen auf mit hellem Schrey;
der Reuter ſtuzt, und jagt vorbey;
ſie reuten immer trabend
wohl bis an ſpäten Abend.

Da giengs, im lezten Sonnenſchein,
durch Straßen tief und enge
zum überwölbten Fels hinein,
voll langer Irregänge.
Des Hufs Geklapper nur erſcholl;
im Dunkeln nur ein Bächlein quoll,
und ſelten durch die Ritzen
ſah man ein Sternchen blitzen.

Am Ausgang iſt ein dicker Wald,
in Bergen ſtill begraben,
wo keine Glocke noch geſchallt,
kein Ruf von Hirten-Knaben.
An einer Höle voller Graus
empfängt ein halb zerſtörtes Haus,
das jeder Wind durchtobte,
die junge Neuverlobte.

Sie folgt dem Reuter, langſam, ſtumm,
will freundlich ihn umfaſſen,
und bebt, und ſieht ſich um und um
von aller Welt verlaſſen;
geſtorben alles weit und breit,
die Wohnung wie vermaledeyt,
und Kerkern gleich, das Zimmer
im Dampf und Fackelſchimmer.

Kein tröſtlich Bildchen frommen Blicks,
bereuend ſeine Sünden,
kein Roſenkranz, noch Crucifix
im Hauſe war zu finden;

in jedem Winkel Mord-Gewehr,
bemahlt die Wände rund umher
mit schwarzen, krausen Strichen,
als wie mit Zauberſprüchen.

Die Nacht vergeht in Herzens-Angſt,
den Morgen bittre Zähren!
„Ach, Käthchen, Liebchen! was verlangſt?
will alles dir gewähren. „ —
In ihrer Seel es mählich tagt,
Sie fällt um ſeinen Hals und fragt,
die Augen etwas heller,
nach Brunnen, Küch und Keller.

„Der Brunnen längſt verſcharret iſt,
daß er kein Unheil ſtiftet;
ihn haben einſt mit arger Liſt
Zigeuner mir vergiftet.
Im Keller ſind der Schlangen viel,
ein Baſilisk hat dort ſein Spiel:
Du wärſt in großen Nöthen;
ſie würden Liebchen tödten.

Mein Brunn aus jenem Felſen bricht;
mein Keller iſt die Höle;
doch, Liebchen! gehe weiter nicht,
als ich dir anbefehle.
Der Ungeheuer mancherley
im Walde ſind, und nah hierbey
iſt gar ein Neſt von Drachen,
die einen Schatz bewachen.

Von neuem Käthchen ſich betrübt:
„Ach! all ihr Himmels-Mächte!„
Sie küßt, und ſchaudert, weint und liebt
drey lange Tag' und Nächte.
Den vierten Tag, von Schreck erfüllt:
O Karl, mein Trauter! ſiehſt ſo wild,
ſo fremd! O welch Ergötzen,
dies Mordgewehr zu wetzen?

„Ich gehe, trautes Käthchen mein:
will mit den Bundsgenoſſen
ein Ungeheuren dich befreyn;
der Wald iſt eingeſchloſſen;
iſt nur ein Abend-Zeitvertreib! „ —
Du ſo mich laſſen? Hat dein Weib
nicht alles hingegeben?
Ach! ſchone nur dein Leben.

Er bleibt. Schön Käthchen aber kaum
das Grauen noch geduldet.
Ach, Heinrich! fährt ſie auf im Traum:
An dir hab' ichs verſchuldet.
Und Karl das hört; ſich rüſtet; ach!
und ſchweigend fort; und Käthchen nach.
Das Roßlein aus dem Stalle,
mit lautem Peitſchen-Knalle.

So recht! daß alles mich verfluchn!
Sie faßt die lezten Kräfte;
mit Fleiß die Wüſteney durchſucht,
zu wiſſen Karls Geſchäfte.

Durch manche düstre Keller geht,
und still an einer Pforte steht,
von Eisen beyde Flügel,
verwahrt mit Schloß und Riegel.

Ein Gang vorbey sich weit erstreckt,
und in die Höhe windet;
ein grünes Plätzchen sie entdeckt,
und einen Brunnen findet,
mit Rasenstücken zugelegt;
wo sie den Rasen fort bewegt,
im Kreise, Ketten, Zangen,
und große Schlüssel hangen.

Doch will zum Eimer sich hinab
das arme Käthchen neigen,
da kommt es so, wie aus dem Grab
herauf die Dünste steigen.
Verzweiflung giebt ihr neuen Muth,
sie zieht, und zieht — im Eimer Blut!
Vor ihrem Aug' es funkelt,
und alles sich verdunkelt.

Sie schwindelt hin, und wohl ist's ihr!
und liegt in langem Schlummer.
Am Abend rauscht des Hauses Thür
sie auf zu neuem Kummer.
O Mutter Gottes! Ruhe, Ruh!
Sie deckt den Brunnen wieder zu;
durchwankt die Marter-Hölen,
umirrt von armen Seelen.

Verlaß, o Himmels-Königin,
mich nicht im lezten Kampfe!
Sie kniet am Bette ſchluchzend hin:
Da bebt von Roß-Geſtampfe
der Hof; denn Hundert an der Zahl
gekommen ſind; man hört im Saal
bey Schwerdtern Gläſer klingen,
und im Gelage ſingen:

„Wohlauf, und trinkt! Im Todtenreich
wir nichts zu trinken haben;
geſpeiſet werden, gilt uns gleich,
von Würmen oder Raben.
Manch braver Kerl verweſt im Freyn,
und ſchrecket noch im Mondenſchein,
und läßt die Nonne beichten,
wenn ſeine Knochen leuchten.

Wohlauf, und trinkt! vergeſſen bald
iſt Böſes mit dem Guten.
Wer glücklich iſt, und hat Gewalt,
dem müſſen andre bluten.
So trinkt, und ſterbt, und weſ't im Freyn!
Wir gern ein Grab von Marmorſtein
den Kameraden gönnen,
die beſſer noch es können. „

Sie ſchwiegen. Karl ins Zimmer da,
wo Käthchen auf den Knieen
ihm ſtandhaft in ſein Auge ſah,
ihm war, als müßt' er fliehen:

Komm, Mörder, komm, und tödte mich!
„Geduld, fein Liebchen! putze dich,
bereite dich auf morgen,
will für Geſellſchaft ſorgen. „

Er und die Schaar zum Thor hinaus,
mit Sang und mit Gerraſſel.
Alsbald ertönt ins öde Haus
von Ketten ein Geraſſel.
Willkommen, Tod! — O Mutter mein!
O Mutter, könnteſt du verzeihn!
Und aus den untern Gängen
zu ihr ſich Klagen drängen.

Sie horcht: mit dumpfer Stimme es heult;
und, gleich als wärs befohlen
von Engeln ihr, zum Brunn ſie eilt,
die Schlüſſel da zu holen;
Eröfnet ſich bey Fackelſchein
die Flügel-Pforte, geht hinein:
da blizt ihr allerwegen
Demant und Gold entgegen.

Hier liegt von Weib, und Mann, und Roß
die ſchönſte Pracht entwendet;
was hoch im ſtolzen Fürſten-Schloß
die Augen all verblendet;
geweihte Kelche vom Altar,
und Todten-Schmuck aus Gräbern gar;
man dächte mit dem Haufen
ein halbes Reich zu kaufen.

Und Käthchen hört mit Weh und Ach
ſich in der Nähe rufen,
in einem tieferen Gemach,
hinunter viele Stufen.
Sie geht. Da ſizt in Ketten ſchwer,
mit Todtenſchädeln um ihn her,
ein Jüngling, halb noch lebend,
an allen Gliedern bebend.

Ihr Heinrich wars! — und Käthchen ſank
ihm fühllos in die Arme,
doch weckt ſie gleich der Feſſeln Klang,
da ruft er: Ach erbarme
dich meines Elends! Und ſie ſchreyt:
Vergebung! ihn ſofort befreyt —
Ich löſe deine Ketten,
ſollſt wieder mich erretten.

Voll Dank und Furcht und Lieb, erklimmt
er bald die Felſenwände,
hinab ſich läßt, und mit ſich nimmt
ſchön Käthchen, und behende
ſie beyd' im Morgenlicht entfliehn,
den ganzen Tag durch Wüſten ziehn,
und hören ſchon am zweyten
des Dörfchens Glocke läuten.

Wie rein der Himmel! Froh und friſch
verdoppeln ſie die Schritte.
Wie hell im lachenden Gebüſch
das rothe Dach der Hütte!

Die Mutter weinend ſie begrüßt:
O Mutter! habe gnug gebüßt,
geſteht auf meinen Knieen;
Der Himmel hat verziehen.

Und Heinrich konnt' ein volles Jahr
der Liebe nicht geneſen;
denn fleißiger und frömmer war
ſein Käthchen nie geweſen.
Er ſagt es allen Leuten, ſchwur:
Es ſey das Abentheuer nur,
die Wahrheit zu bekennen,
ein Hexenſpiel zu nennen.

Das ganze Dorf ihm endlich glaubt.
Er ſoll Herzliebchen nehmen!
Der Pfarrer ihr den Kranz erlaubt,
wenn ſie zur Kirche kämen.
Zerſtört iſt nun das Räuberneſt,
Und Heinrich hält ſein Hochzeitfeſt
mit ſeinem lieben Käthchen,
dem ſchönen, braunen Mädchen.

J. G. J.

Comala,
eine Celtiſche Geſchichte.

Geharniſcht war des Helden Bruſt,
ſein ſchimmernd Schwerdt hieng ſtolz an ſeiner Seite,
Gefahr und Jagd war ſeine Luſt,
Feld ſein Pallaſt, und ſeine Mahlzeit, Beute.

Braun war des Jünglings Angeſicht,
das Auge blitzend, mahlte ſeine Seele.
Vor Schlacht und Krieg erbebt' er nicht,
voll Siegeszeichen hieng die Felſenhöhle.

Nur für Comala ſchlug ſein Herz,
empfindungsvoll war ſeine Liebe,
mit Heiterkeit, mit frohem Scherz
belebten ihn die ſanften Triebe.

Comala, munter, jung und ſchön,
verbarg oft ſpröde was ſie fühlte,
doch eine Röthe ließ ihm ſehn,
daß Amor mit dem Mädchen ſpielte.

Eirſt lockte ihn der goldne Strahl
Aurorens früh zum Jagdvergnügen,
leicht aufgeſchürzt eilt er durchs Thal,
und läßt den ſchweren Panzer liegen.

Es ſteigt in purpurrother Pracht
die Sonne jezt aus ſpiegelglatten Fluthen.
Comala war vom Schlaf erwacht,
als noch die andern Mädchen ruhten.

Um ihren Jüngling zu erfreun,
ſoll heut ein Roſenſtraus ſie ſchmücken;
und hüpfend läuft ſie ganz allein
ins Thal, das Sträuschen ſich zu pflücken.

Verlaſſen ſteht der Felſen-Aufenthalt!
Den blanken Panzer ſieht Comala liegen,
und hört ſein Hifthorn in dem Wald;
Er iſt nicht da. Sie lächelt vor Vergnügen,

schleicht schalkhaft zu dem Felsen hin,
und denkt den Jüngling schlau zu fangen,
gleich hat sie eine List im Sinn,
und Freude mahlt Comalens Wangen.

Geschwind legt sie den blanken Panzer an,
das schwere Erzt muß einen Busen decken,
den man nicht schöner denken kann.
Den jungen Helden will sie schrecken.

Ein Helm verbirgt ihr goldnes Haar,
das Schwerdt soll sie recht furchtbar machen,
das länger als die Heldin war;
Comala selber mußte lachen.

Die Lanze in der weißen Hand,
steht sie gerüstet vor der Höhle,
so stolz als je ein Hektor stand;
allein es bebt die sanfte Seele.

Und eben kommt von seiner Jagd
der Jüngling müd' durch duftende Gefilde.
Er stuzt, Comala siehts, und lacht
voll Schalkheit hinter ihrem Schilde.

Getäuscht durch seines Mädchens Scherz,
schießt er voll Wuth vom mörderischen Bogen
den schärfsten Pfeil, — er trift ihr Herz,
sie sinkt — ;O Jüngling, wie betrogen!

Erblaßt, aus halb verloschnem Blick
Rollt noch die lezte Abschiedszähre nieder,
weint ihres Jünglings Mißgeschick,
und kläglich seufzt das Echo wieder. B. G. B.

Zum

Zum Abſchiede an eine Freundin.

Freundſchaft, die im regen Herzen
für die ſchönſte Freundin glüht,
ſonſt gewöhnt zu muntern Scherzen,
ſing' ein kleines Abſchiedslied!

Auf der Leyer, die von deinen Klagen,
Freundin! einſt beſeelt, erklang,
ſanft, wie Nachtigallen ſchlagen,
wie Eliſens göttlicher Geſang.

Wenn dein Leben, unbewölkt von Sorgen,
wie ein Bach durch Blumen fließt,
heiter, als ein Frühlingsmorgen,
lächelnd, wie du ſelber biſt;

Und mit ſchlauen loſen Blicken
Amor dir ein Kränzchen flicht,
ſeinen Liebling zu beglücken,
Freundin, dann vergiß mich nicht!

Blüht für mich kein Lenz mehr wieder,
denk' an eines Freundes Grab,
und ein Zährchen perle nieder
auf dies kleine Lied herab!

B. G. B.

Lied.

Ein Herz, das zärtlich lieben kann,
haſt Schöpfer mir geſchenkt —
Dank dir — Auch treff' ich Manchen an,
der mit mir fühlt und denkt!

Doch bleibt noch ein gewiſſer Raum
im Herzen unerfüllt —
Oft mahlt ein guter, ſchöner Traum
mir ein geliebtes Bild.

Und dann — da fühlt mein Herz ſo was
das mehr als Freundſchaft iſt;
Es fühlt dann — ach! kein Wort ſagt das,
was du, o Bild, mir biſt.

Wo aber treff ich dich nun an,
dich, der mein Herz erfüllt?
O du — für mich geſchaffner Mann —
biſt du vielleicht nur Bild?

Nein — Bild biſt du, Geliebter, nicht:
Du ſelbſt biſt irgendwo —
Und find' ich dich auf Erden nicht:
Im Himmel ſind wir froh!

**

Epilogus des Herausgebers.

Eine Menge Verſuche, die mir zeither von jungen Muſenſöhnen zugeſchickt worden, ſind zu unreif, zu ſchwach, zu wenig correct, (ein Fehler, der nur dann zu überſehen iſt, wo das Feuer des Genies, oder der Drang des Gefühls Schuld daran hat, und alſo den Fehler reichlich vergütet) kurz, ſind zu wenig, was Stücke dieſer Art ſeyn müßten, um öffentlich ausgeſtellt zu werden. Eines davon, die belebte Roſe, ein Traum an Daphne, hätte mich beynahe verführt; aber da ichs wieder überlas — was ſoll ich ſagen? Wie bald ver-

führt einen Jüngling von 18 Jahren eine gewiſſe Stimmung, worein ihn dies Alter und das Leſen der Muſen-Almanache und Taſchenbücher für Dichterfreunde und das erſte Mädchen, das ihn angelächelt, ſetzt, — oder eine gewiſſe Leichtigkeit aus Reminiſcenzen poetiſcher Bilder und Blümchen, und aus halben und ganzen Verſen anderer Dichter, die ihm unvermerkt im Gehirn ſitzen geblieben, ſo was zuſammenzuſetzen, das wie ein Gedicht ausſieht, — ſich Talent und poetiſchen Beruf zuzutrauen? Aber was ſind Verſe, wie z. Ex. folgende:

Als ich jüngſt, von Grazien umgeben,
Daphne, deiner Götterbildung nah
Lächelnd dich auf Purpurwölkchen ſchweben
und im Götterglanze ſchwimmen ſah.
Traurend ſank ich an den Myrtenhügel, u. ſ. w.

— — —

Blumen lachten an der nahen Quelle,
wo dich Liebesgötter oft belauſcht,
ſpiegelten ſich in der Silberwelle,
die geſchwätzig über Kieſel rauſcht. u. ſ. w.

Was iſt das Alles in dem Mund eines jungen Menſchen, der dies und dergleichen 1000mal in Andern geleſen, als Wiederkäuung! Und wenn's auch Blumen wären, das Publicum iſt ihrer längſt ſatt; ſie haben weder Geruch noch Farbe mehr. — Alſo, widerſtehet dem Teufel, ſo fleucht er von euch! — Alle jungen Leute, Mädchen und Bübchen bey Myriaden, können ſehr leicht dazu kommen Verſe zu machen, und recht hübſche Verſe voll Myrtenhügel und Silberwellen, Liebesgötter und Purpurwölkchen; und das ſoll ihnen auch unverwehrt ſeyn: nur wollen wir ſie nicht gleich drucken laſſen. —

Kurz, es kann den Kunſtjüngerlein mit den Worten Meiſter Jocoſus Hilarius nicht oft genug zugeruffen werden:

Beherzigt doch das *Dictum*:
CACATVM NON EST PICTVM.

Sollt' indeſſen dieſer oder andre Jünglinge, deren poetiſche Geburten ich, aus wahrer (vielleicht zuweilen irriger) Wohlmeynung unterdrückt habe, mein Urtheil von ihnen künftig durch Meiſterſtücke beſchämen: ſo verſichre ich, daß ich mich auf ſolche Weiſe gern beſchämen laſſen will. Genie und wahres Talent läßt ſich nicht unterdrucken, wiewohl ihm zuweilen wohl bekommt niedergedruckt zu werden. Aber freylich iſt es auch eine Eigenſchaft der Stümper ſich nicht abſchrecken zu laſſen. Und ſo treibe dann am Ende jeder was er kann und will; und wenn ihn ein Irrwiſch, den er für einen Salamander gehalten hat, in Sümpfe und Froſchgräben führt, ſo ſeh' er zu, wie er wieder herauskommt; je m'en lave les mains.

II.

Freundſchaft und Liebe.

Eine wahre Geſchichte,

von dem Herausgeber von Eduard Allwills Papieren.

Fortſetzung von S. 117. No. 5. T. M. 1777.

Woldemar wurde die Seele der liebenswürdigen Familie, die ihn in ihre Arme gezogen hatte.

Einen

Einen so glücklichen Zustand als derjenige, worinn er dieselbe angetroffen, durch seinen Beytrag noch zu erhöhen, mußte ihm die süsseste Zufriedenheit geben; nur war ihm Das peinlich dabey, daß er spürte, er vermindere die Unabhängigkeit dieser würdigen Menschen, indem er ihnen zu unentbehrlich werde, und er fürchtete, bald in die Verlegenheit zu gerathen, entweder sie öfters zu kränken, oder seine eigene Freyheit aufopfern zu müssen. Aber Freyheit läßt sich nicht aufopfern: es ist eine Sache, die nur im freyesten Tausch gewechselt werden kann; das wußte er; und darum war es seiner Zärtlichkeit unausstehlich, wenn sich jemand um vieles mehr und stärker an ihn hieng, als er selber gegenseitig thun konnte. Seine ganze, volle Liebe ... Ach! seufzte er wohl einmal in der Stille, ach! ich sauge Küße aus allem was ich seh' in der Natur, sie füllen meine Lippen, man muß sie darauf schweben, zittern sehen . . . aber wohin damit?

So sorgfältig er war, allen falschen Erwartungen von sich vorzubeugen, so konnte er es doch nicht genug seyn. Sein Charakter war zu sehr außer der gemeinen Ordnung, die Leute mußten häufig an ihm irre werden. — „Ich habe Ihnen ja von Anfang gesagt, daß ich so bin, und daß kein Bessern an mir ist„ war seine gewöhnliche Antwort auf die Vorwürfe, die man ihm machte; — „aber,

erwiederte man ihm, warum ſind Sie ſo? wie mögen Sie nur ſo ſeyn? Es läßt ſich ja auf keine Weiſe reimen! „ — hierauf pflegte er weiter nichts als ein freundliches, Nachſichtflehendes Achſelzucken zu geben. Sein Hauptverbrechen war, daß er zu ſehr für ſich lebte, und hierinn ſeinem Sinne auf eine Weiſe folgte, welche die Zärtlichkeit ſeines Herzens verdächtig machte.

An einem Abend, da man ihn früh erwartet hatte, nachdem er ſeit vielen Tagen nur ein paarmal auf Augenblicke ſichtbar geworden, und nun wieder ſpät noch nicht angekommen war, wurden ſeine Freunde einer nach dem andern verdrießlich, und es entſtand ein allgemeines Murren. Henriette, welche nie in die Klagen über Woldemar einſtimmte, ſondern ihn immer vertheidigte, wurde traurig: „Wir werden ſo lange machen, ſagte ſie (mit einer Bewegung und in einem Ton, welche man nicht an ihr gewohnt war) bis Woldemar unſerer müde wird. Sein Witz, ſeine zauberiſche Laune, ſein vortreffliches Herz machen ihn uns werth, aber ſoll er darum allein für uns leben? Und dennoch lebt er ja faſt allein für uns — Er gewiß viel mehr für uns, als wir für ihn! Oder vermag wohl einer hier, vermögen wir alle zuſammen ſo viel für ſein Glück, als er für das unſrige? Und wie liebt er uns nicht? Sagt, hat wohl einer von uns ſo viel wahre, ächte

Freund-

Freundschaft für den andern, als Woldemar für jedweden von uns beweist? Freylich hangen wir an ihm mehr, als er an uns hangen kann — aber ist dies seine Schuld? sind wir nicht eben drum weit beßer dran als er? — Wo hat er — nur seines Gleichen, nur einen andern Woldemar; geschweige jemand, der ihm wäre, was Woldemar uns ist? So gönnt ihm doch wenigstens, daß er in sich selbst, daß er im All der Schöpfung suche, was wir ihm nicht zu geben im Stande sind. „ — Indem trat Woldemar mit freudiger, liebevoller Eile ins Zimmer. Die Gesichter waren noch nicht in ihrer natürlichen Lage. Henriette sprang auf, trat vor Woldemar, legte ihre beyden Hände auf seine Schultern: — Ach! Woldemar, sagte sie, Sie sind so gut, so lieb; — fühlen Sie das doch wie lieb Sie sind — und haben Sie Geduld.

Henriette war öfter mit Woldemar als die übrigen der Familie, aus Gelegenheit ihres vertrauten Umganges mit Allwina. Woldemar fand großes Behagen in der Gesellschaft dieser Allwina — und ihrer Tanten, welche beyde Personen von Verstande und sehr vorzüglichen Eigenschaften waren; besonders hatte die jüngere, (noch keine funfzig Jahr alt) eine Lebhaftigkeit, eine Behendigkeit des Geistes, die zu Woldemars Laune ausnehmend stimmte. Da fand ihn denn Henriette oft

bey ihnen ſitzen; und weil Henriette kam, lief Woldemar eben nicht weg. Manchmal blieb er dann unvermerkt ganze Nachmittage und bis in die Nacht, ſchwazte, las vor, machte Muſik mit den beyden Mädchen, zeichnete mit ihnen, ließ ſich ſo hingehen, in immer wärmerer Huld, zu allerhand Mittheilungen, und ihm war ſehr wohl dabey — den Mädchen ſicher nicht weniger. Wenn es ihm aber einfiel ſie unverſehens zu verlaſſen, ſo war darüber auch weiter keine Frage. Dies begegnete ihm wohl mitten im feurigſten Anſchlage, oder wenn ſie würklich ſchon im beſten Weſen drinnen waren. — „Da läuft er nun fort!„ — Dies war das ärgſte, was je die lieben Geſchöpfe ſagten, und ſie ſahen dabey ſo von Grund der Seele gut und freundlich aus, daß Woldemar es ſich ſchwer aus dem Sinne ſchlagen konnte, und manchmal, wenn er kaum auf ſeinem Zimmer war, wieder herunter zu ihnen mußte; aber dann litt Henriette ſchlechterdings nicht, daß er angenommen wurde. — „Er ſolle nicht ſo wankelmüthig ſeyn, ſagte ſie zu ihm, das zieme keinem Manne; ſie — oder Allwina, oder die Tanten — ſie hätten jezt etwas vorgenommen, daß ſie um nichts fahren ließen, und wobey ſeine Gegenwart ſie ſtöre; „ — und damit die Thür auf, und fort mit Woldemar! Zuweilen that er hartnäckig; das half zu nichts; er mußte abziehen. — War es aber daß ſie merkte, er habe würklich von Sinn geändert,

und es sey ihm frey darum zu thun, wieder zugelassen zu werden, so wußte sie den Streit so zu lenken, daß er zulezt die Oberhand behielt. Er mußte gestehen, daß er ein Rindskopf sey, und dann kriegte er seinen Willen.

Allwina hatte nie vorher das Leben so schön gefunden, und sie sagte gerad heraus, daß nach Henrietten Woldemar ihr lieber als Alles sey. Es war ihr ganz neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Mann umzugehen, der sie lebhaft interessirte, ohne sie in irgend eine Art von Verlegenheit zu setzen. — Ja, sagte sie, wenn aber auch Woldemar so albern gegen einen thäte, wie die andern Herren, so merkte man gleich, daß er einen nur zum Besten hätte, und man könnte ihn nicht ausstehen. Auf Ansprüche an ihn dachte sie so wenig, daß er vielmehr durch den Vorzug, den er gleich von Anfang Henrietten gegeben, bey ihr hauptsächlich in Ansehen gekommen war. — „Du mußt den lieben Menschen heyrathen, sagte sie zu ihrer Freundin; ich schenk' ihm mein halbes Vermögen, so bald ich Meister darüber bin, und geh' zu euch wohnen; das übrige kriegen eure Kinder, denn ich heyrathe gewiß nie.„ — Henriette lächelte: — „Du guter Narr!„ — und küßte den Engel: — „Laß mich nur gehen; ich habe etwas anders vor, „aber beysammen wollen wir dennoch bleiben.„

Henriette hatte nicht jene funkelnde, sprechende Zärtlichkeit, jene röstende Wärme, wobey das Herz so schwer in Friede bleiben kann, und die nur ein sehr zweydeutiges Merkmahl von seiner Vortreflichkeit ist. Das ihrige war so glücklich gebildet, daß es die Unterstützungen der Sinne und Einbildung gewissermaßen entbehren — daß es seine Verrichtungen allein bestehen konnte, und genug hatte an seinen eigenen lautersten Gefühlen. Wenige Menschen wissen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man vor allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu schärfen weiß; wie sehr allein das schon heitert, wenn kräftigere Regungen den Meutereyen der Eitelkeit ein Ende machen. Henriette konnte das wissen, und das machte das Mädchen so milde, und ließ ihren muntern Geist so hell, so wunderbar fassend werden. Woldemar, der nach und nach sie erforschte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schicksal in ihr darbot. Ihr Einverständniß wurde von Tag zu Tage leiser und inniger. Henriette, die zu ihrem eigensten Daseyn bisher nicht hatte gelangen können, erhielt es in dem Anschauen eines Mannes, der selbstständig war von der Scheitel bis zur Fußsohle, und ihren besten Ideen und Empfindungen — den einsamen, verschlossenen — Ausflucht, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit ertheilte.

Wessen Seele je mit himmlischer Liebe befruchtet gewesen, und der gefühlt hat in seinem Inwendigen das unsägliche Weben, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Saamens beginnt, und zunimmt mit seinem Gedeyen zu Freundschaft, der wird von der Wonne, welche Henriette und Woldemar in diesem Zeitpunkt erfuhren — keine Beschreibung erwarten.

Freund und Freundin kamen nie zusammen, daß sie nicht an irgend einem Ereigniß sich noch genauer erkannten, irgend eine Erwartung, die sie von einander geschöpft, sich erfüllen sahen, und dann Empfindung die Stätte einnahm, welche Ahndung bereitet hatte. Daß die Begebenheiten oft, an sich, zu den unerheblichsten gehörten, benahm ihrem Eindrucke nichts. So waren sie einst mit ihren Geschwistern auf ein nahe gelegenes Jagdhaus gefahren, wo ein künstliches Reiten von Engelländern zu sehen war. Das schöne Wetter hatte eine Menge Leute hinausgelockt. Die meisten von denen, welche in Wagen gekommen waren, wollten den Rückweg lieber zu Fuße machen. Woldemar, der seine Freundin führte, sah, als sie zwischen die Thore kamen, ohngefähr dreyßig Schritte vor ihnen ein kleines Mädchen mit einem Gemüß-Korbe auf dem Kopf, das einem Phaeton ausweichen wollte, und darüber seine Bürde fallen ließ. Er und Henriette

hemmten zugleich den Schritt. Unterdessen das arme Ding seine Sachen wieder in den Korb packte, kam ein kleiner Bub mit einem schweren Bündel Holz beladen, der vermuthlich ihr Bruder war. Sie rief ihn an, daß er ihr hülfe. Der Bub warf auf die Mauer vom Glacis zürnend seinen Bündel ab und griff den Korb an. Da er aber noch kleiner als das Mädchen war, und beyde zu wenig Stärke hatten, so schwankte ihnen der Korb auf die Seite, und sein ganzer Inhalt lag von neuem auf dem Boden. Von den Vorübergehenden lachten die Geringen über den Spas, und die Vornehmen lächelten oder schielten gravitätisch hin und wieder weg. Woldemar ließ Henriettens Arm. — „Machen Sie sich so lange zu Dorenburg, „ sagte er, und sprang hinzu. Aber Henriette sprang mit. Sie packten gemeinschaftlich das Gemüs wieder in den Korb, und wollten ihn eben dem Mädchen aufsetzen, als zwey Soldaten von der Wache herbey gelaufen waren, die es ihnen gar freundlich wehrten und innerlich zu wünschen schienen, daß sie vorher nicht gelacht hätten. Woldemar gab dem Mädchen etliche Kreuzer, und sagte laut: ich hätt' ihr frühey beyspringen sollen. — „Das freut mich — sagte Henriette beym Weggehen, und indem sie noch einmal umguckte — daß die Soldaten uns gesehen haben; wenn nun einmal wieder ein armer Tropf da in Noth kömmt, so lassen sie ihn schwerlich so lange

zap-

zappeln. „ — Und erzählen auch ihren Cameraden wohl noch die Geſchichte, fügte Woldemar hinzu? Indeſſen . . . Aber haben Sie bemerkt, was da gleich für ein Trupp Menſchen um uns ſtand? — „Ich gab nicht Achtung, erwiederte Henriette. Die glaubten wohl, es gäbe da ein groſses ſehenswürdiges Unglück zum Beſten! „ — Nicht anders, antwortete Woldemar. Wenn ich ſo denke, fuhr er fort, — es iſt doch wunderbar, wie die Leute in ihrem Fratzenweſen ſich ſo verlieren können, daß ſie zu nichts natürlichem mehr den Weg finden, und ihnen immer am verkehrteſten dünkt, was es am wenigſten iſt. Da war doch keiner, der ſich nicht für Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle der armen Kinder ein Ende gemacht hätte, und nun, da wir es drauf wagten, nun werden ſie es uns zur Eitelkeit auslegen. — „Zur Eitelkeit? „ ſtuzte Henriette. — Ja, ſagte Woldemar, ſie werden es für Liebe des Sonderbaren halten, für Hochmuth — was weiß ich! — allemal für Fratze. — „Eben fällt mir ein, unterbrach ihn Henriette, daß ſie zu mir ſagten: machen Sie ſich ſo lange zu Dorenburg! — Wie, wenn ich's gethan hätte? „ — Es wäre nie mir eingefallen, Sie deswegen zu tadeln, antwortete Woldemar, Sie ſind ein Mädchen, Sie haben gerad einen Putz an, der ſie vorzüglich ins Auge ſtellt; ich hatte Ihre Hülfe nicht nöthig, und alſo konnten Sie umhin

ſich dem Begaffen auszuſetzen und die Sache abentheuerlicher zu machen. — „Und alſo tadeln Sie mich, daß ich mit gieng? — Sie haben Recht! Schwerlich hätte ich es auch gethan, wenn ich mich erſt beſonnen hätte; aber ich hieng ſo an Ihrem Arm, ſah nur auf das Mädchen und den Buben, und dachte nur darauf, was Woldemar thun würde: und wie der gieng, gieng's eben hinten drein mit mir, ich weiß nicht wie; — und was ſolls denn auch!„ — Engel! ſagte Woldemar, und wendete ſich auf Henriettens rechte Seite, und drückte ihren Arm feſt an ſein Herz; — Engel! und er bebte davon wie er's leiſer noch einmal ausſprach, und ſein Angeſicht ſchwand. — „Woldemar! ſagte Henriette; Woldemar! was iſts? was bewegt Sie ſo ſeltſam?„ — und doch war ſie ſelbſt bis zu Thränen gerührt. — Was mich bewegt? erwiederte Woldemar. Beſte! — es iſt nicht von heute, nicht eben von izt; es iſt, Gott Lob! ſchon von lange: aber bey jedem neuen Vorfalle durchdringt's mich gewaltiger, und alles wieder, und alles auf einmal! — Liebe! — das: daß du da biſt — würklich da — daß ich dich endlich habe — ein Weſen, deſſen Herz, wie das meinige, ſich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt — das ſich nicht ſcheut allein zu thun, was unter tauſenden keins möchte und auch keins dürfte — das eine That, die in tauſend Fällen nicht ſchön und nicht gut wäre, in

dem

dem Einzigen, wo sie schön und gut ist, schnell dafür erkennt und da muthig sie ausübt — das immer nur seinen eigensten Willen thut, und doch, mit hellem Blick gen Himmel, sagen darf: Vater, deinen Willen! — — O du Eine! du Meine!

Es dauerte keine zwey Jahre, da waren beyde Seelen so ganz von einander durchwittert, waren mit einander in so geheime durchgängige Befassung gerathen, daß sie nie in etwas sich mißverstanden. Woldemar erlaubte sich nun gegen seine Freundin nicht die kleinste Zurückhaltung mehr; er wollte nicht höher bey ihr gelten als seinen innerlichen Werth; und da sie ihn so gut zu fassen im Stande war, als er nur selber mochte: so sah er keinen Grund ihr irgend etwas zu verheelen. Sie durfte so leise in sein Zimmer treten als sie Lust hatte, und bey jedem Geschäfte ihm über die Achsel gucken. Wenn er verreist war, erbrach sie alle Briefe, ohne Ausnahme, die an ihn kamen, und beantwortete viele davon, auch die von dem vertrautesten Inhalt, an ihres Freundes statt.

Woldemar fühlte sich wie neugebohren; alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst. Es konnte nicht fehlen, nachdem er einmal in Ein Geschöpf ein unumschränktes Vertrauen gesezt hatte, daß die ganze Gattung dabey

dabey gewinnen mußte. Wie viel mehr seine näheren Bekannten und Freunde! Jedermann prieß die Veränderung, die man an ihm wahrnahm; daß er so merklich offener, mittheilender, duldsamer, gleichmüthiger und geselliger geworden sey; daß man izt so viel mehr als sonst von ihm habe. — — Es war ihm eben durch und durch wohl: und der Zufriedene — wie leicht wird dem nicht jedes Opfer? — er hat so viel zu missen!

Unterdessen aber hatte man auch allgemach in der Familie gelernt Woldemar besser zu verstehen, und das war gröstentheils Henriettens Werk. Sie wußte so einnehmend zu erzählen, wie bey den Clarenau's mit Woldemar umgegangen wurde, daß dadurch unvermerkt bey den Zuhörern der Reiz zur Nachahmung entstand, und die Grillen des Menschen ein Ansehen von Liebenswürdigkeit, manchmal gar von Erhabenheit bekamen. Es läßt sich nicht sagen, was für einen leichten, nachläßigen und muntern Ton sie dabey hatte; den hatte sie aber vorzüglich, wenn sie auf besondre Entwicklungen von Woldemars Charakter kam, oder seine Vortreflichkeiten darstellte; das immer nur von ohngefähr, oder doch — wie von ohngefähr geschah; man war im höchsten Enthusiasmus, und wußte es nicht; wenigstens konnte man Henrietten nicht Schuld geben, daß sie einen angesteckt habe; so frey, so unbefangen

schien

ſchien ſie dabey, und ſo rein und ſchlecht gab ſie's hin. Die Unarten ihres Freundes war ſie geſtändig, und ſie neckte ihn bey jeder Gelegenheit damit. Dies mochte ſie mit dem ſchärfeſten Witz thun, Woldemar wurde nie böſe, ſondern er hatte eine wahre, herzliche Freude darüber; nur zuweilen wenn ſie ihn an einer Seite traf, die er ſelbſt noch nie ſo recht wahrgenommen hatte, wurde er ernſthaft und brach dann auf die herbeſte Weiſe und manchmal mit ungemeiner Hitze wider ſich ſelber aus; aber ihre Laune wußte dieſes Feuer noch geſchwinder zu löſchen, als ſie es angefacht hatte. Auch in jedem andern Fall, wenn Woldemars Enthuſiasmus in Schwärmerey ausarten wollte, war ſie gleich da, um ihn beym Ermel zu zupfen. Sie konnte ſeinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchſten Schwunge nach; und Er war nicht weniger aufgelegt, ihre feinſten Bemerkungen und ſcharfſinnigſten Raiſonnements in ihrem ganzen Umfange zu erwägen, und ſie für das, was ſie waren, bey ſich gelten zu laſſen. Daher die herzlichſte Gattung von Uebereinſtimmung unter ihnen, jenes Zuſammenfließen — in Gleichgewicht — oder in Zweifel, wo man die Gegenwart des Freundes ſo lebhaft fühlt, und mit einer Rührung ihn umſchlingt, die nichts anders ſo erwecken kann.

Biederthal hatte das Verlangen nie loß werden können ſeinen Bruder mit Henrietten vermählt zu ſehen.

ſehen. Er ſprach oft davon mit ſeiner Luiſe, mit Dorenburg: aber ſie ſahen mit einander keine Möglichkeit dazu, weil der alte Hornich Woldemar bis zum Abſcheu haßte. Aus Scheu vor ſeiner Tochter, die ihm öfter darüber Vorſtellungen gethan, mäßigte er ſich zwar: aber ſeine Geſinnungen blieben darum nicht weniger wie ſie waren, und das offenbar genug. Nun begab es ſich, daß der Alte, der lange mit der Waſſerſucht bedrohet geweſen, ſichtbar ſich ſeinem Ende nahete, und nun konnte der gute Biederthal ſich nicht länger halten. An einem Abend, da ſie bey Dorenburg ſehr vergnügt zuſammen bey Tiſche ſaßen, und Henriette unverſehens ihres Vaters wegen abgerufen wurde, brach Biederthal, ſo wie ſie zur Thür hinaus war, los: „Bald, lieber Woldemar, bald, wird deine Noth ein Ende haben! Du glaubſt nicht, wie mirs beſtändig nachgeht; meine Frau, Dorenburg und Caroline können's bezeugen.„ — Woldemar verſtand nicht gleich; — „Was für eine Noth?„ — Biederthal lächelte, Luiſe, Dorenburg und Caroline mit. — „Nein, in Wahrheit! — Ich, in Noth?„ — Doch mußte er anfangen — mitlächeln — — Endlich begriff er, fuhr zuſammen und fieng laut zu lachen an: „Meine Noth!„ rief er, und konnte kaum für Lachen, — warf die Serviette hin, ſprang vom Stuhl auf und lief zu Biederthal, dem er um den Hals fiel — „meine Noth! du

guter

guter Biederthal, meine Noth!„ und küßte und lächelte; und lachte endlich so herzlich in einem fort, daß sie alle mechanisch einfallen, und lange warten mußten, bis sie erfuhren, warum das Gelächter. — „Bester! sagte Woldemar endlich zu Biederthal, deut mir das nicht unrecht, daß ich deiner zärtlichen, brüderlichen Aufwallung so ungereimt begegnete; du kamst mir zu unerwartet; gleich verstand ich dich nicht, und da ich dich verstand, machte der Ausdruck, dessen du dich bedient hattest, mir den Contrast meines würklichen Zustandes mit demjenigen deiner Einbildung so auffallend, und stellte mir die Sache in ein so komisches Licht, daß ich durchaus mir Luft schaffen mußte. — — Sieh, Lieber, fuhr er sehr ernsthaft fort, ich bin mir nicht bewußt, je nur inne geworden zu seyn, daß Henriette zu dem andern Geschlecht gehört, geschweige daß ich eine Leidenschaft für sie empfunden hätte, oder noch empfände. Dies hab ich auch genug zu erkennen gegeben, und daher kam mir der Einfall, Henrietten manchmal Bruder Heinrich zu nennen, wie ihr tausendmal gehört habt.„ — Aber, sagte Dorenburg, sie fanden ja doch gleich von Anfang Henriette auch von Gestalt einnehmender als ihre Schwestern; sie übersahen lange ihren hohen Absatz und ihre ungleiche Seite, und nachdem sie endlich diese Fehler wahrgenommen, schien ihnen das Mädchen darum nur desto liebenswürdiger: Das . . .

„Das heißt gar nichts, unterbrach ihn Woldemar, wenigstens in Beziehung auf mich, dessen Auge für Schönheiten so offen, und für Mängel neben ihnen — so blind ist. Gestalt heißt überall sehr viel bey mir, und was die von Henriette vortreffliches ausdrückt, mußte, seiner eigenen Natur nach, eine Würkung auf mich machen, welche so leicht nicht verringert, wohl aber sehr erhöhet werden konnte; Leidenschaft aber, ich wiederhol' es, hat sie keinen Augenblick in mir erregt. „— Nun! fiel Biederthal lachend ein, Du auf einmal so platonisch, was Dir sonst beynah ein Greuel war! Du, Woldemar, du, du! — und das mir vor Angesicht? — „Ich bitt dich, sagte Woldemar, laß uns abbrechen! — Wo ist hier von platonischer Liebe die Rede? — Was bey uns diesen Nahmen führt, verhöhn' ich, wie immer. Auch bin ich mir sehr wohl bewußt, daß Klosterheiligkeit nie meine Sache war; Cynismus aber, oder Faunische Ausgelassenheit — noch viel weniger: und allemal blieben diese Lippen doch nur der Freundschaft und Liebe geweiht, kein schnöder Kuß hat jemals sie befleckt, und nie hat dies Herz an einem feilen Busen geschlagen. Mit ehrbaren Weibern und Mädchen muthwillig Liebeshändel anzuspinnen, oder viel mit ihnen zu tändeln, war auch nicht meine Art. Just weil meine Sinne äußerst reizbar sind, und ich mich schwer zu mäßigen weiß, fühlte ich geschwinde das unbehagliche,

zerſtreuende, ſchwächende, verwüſtende, das mit dergleichen verknüpft iſt, und da bemühte ich mich meiner Einbildungskraft Meiſter zu werden, und kam bald ſo weit, daß ich mit den ſchönſten Weibern vertraut umgehen konnte, ohne im mindeſten dabey meine Ruhe zu verlieren. In Wahrheit, mein Freund, das iſt nicht ſo ſchwer als verdorbene Menſchen uns überreden wollen; denn ſelbſt derjenige mächtige Reiz der Schönheit, welcher Leidenſchaft erweckt, kann bey einer reinen Einbildung die Seele wie lang entzücken, ehe ſich Begierden merken laſſen. — „Einen Augenblick! rief Biederthal — alles zugegeben, Lieber; wenn aber dies lezte nun gerade dein Fall wäre?„ — Um Gottes willen! erwiederte Woldemar, ich bin doch kein Knabe mehr! ich habe ja alle Raſereyen der Liebe beſtanden! und ich ſollte nun ſelbſt nicht wiſſen, ob ich eine Leidenſchaft im Buſen trage? Wäre je der Wunſch in meine Seele gekommen, Henrietten zu beſitzen, ich hätte ſicher nicht darauf geharret, daß unſer gute Hornich waſſerſüchtig würde: ſo viel kennt ihr mich doch alle? — Freylich, antwortete Biederthal — aber du biſt ein ſo wunderbarer Mann; du haſt dich ſchon oft ſo unbegreiflich getäuſcht... wenn du abermal dich hintergiengeſt — dich verwickelteſt — — wenn ich dich wieder unglücklich ſehen müßte! — — Woldemar! — Ein tiefer Seufzer brach ihm das Wort im Munde, und er ſaß da — das rührendſte

Bild zärtlicher Sorge und ächter Lieb und Treue. Ueber Woldemar hatte sich mit Biederthals Rede eine Fluth von Ideen und Empfindungen ergoßen, so daß ihn der Anblick seines Bruders mit zehnfacher Gewalt erschütterte. Er wollte sprechen; seine Lippen öfneten sich — aber ihre Bewegung war nicht zu Worten. Auf einmal traten ihm die Thränen in die Augen. Er beugte sich über den Tisch, und reichte Biederthal die Hand — und auf den Arm sank sein nasses Gesicht. — Alles war stumm und still. — Nun sahen die Brüder sich einander wieder an — nun öffneten sich wieder ihre Lippen — aber nicht zu Worten — nur zum Hauch der Liebe. — Endlich stand Woldemar auf, und nachdem er einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen war, trat er zu Biederthal, faßte ihn herzlich bey der Hand. — „Sey ruhig, Bester! sagte er zu ihm; ich bitte dich, sey ruhig! Ich schwöre dir in diesem feyerlichen Moment, daß ich für Henriette nichts anders, als die reinste, heiligste Freundschaft empfinde; und alle Kenner des menschlichen Herzens sind darüber einig, daß Freundschaft nie in die Leidenschaft der Liebe ausarten kann. Warum soll ich durchaus Henrietten lieben? und da ich sie nicht liebe, warum sollt' ich mich mit ihr vermählen? Ich verlöhre dabey unendlich mehr, als ich gewönne. Das holde, trefliche Geschöpf scheint ausdrücklich gebildet zu dem freyen Verhältniß, das jezt zwischen

mir

mir und ihr beſteht. Zu ihren Kenntniſſen und Talenten hat ſie noch alles erworben was ſie brauchte, um ganz meine Gefährtin zu ſeyn, und meine Gefährtin ſoll ſie bleiben, ſoll nie meine Gattin werden. Ich zittre vor dem bloßen Gedanken, ein ſo herrliches Verhältniß der Gefahr einer Verwandlung auszuſetzen, wär' es auch nur der unbedeutendſten. — Gott! dieſen unſchätzbaren Beſitz — was ſchon würklich da iſt, und über alles iſt, freywillig zu zerſtören — die höchſte Glückſeligkeit, die ich mir gedenken kann — ich verdiente die Hölle! — Und iſt es nicht für uns alle beſſer — am meiſten für das liebe Mädchen ſelbſt, daß ſie ungefeſſelt wie bisher unter uns wandle; gleich einer Gottheit, Freude und Seegen allenthalben vertheile? ...

Woldemar wurde gefragt: ob er denn entſchloſſen ſey nie zu heyrathen? — Ob Henriette Willens ſey immer ledig zu bleiben? — Nach lezterm hatte er nie geforſchet; über das erſtere erklärte er ſich zweifelhaft: und ſo ſchied man aus einander, ohne recht einig geworden zu ſeyn.

Henriette erfuhr dieſe Unterredung am folgenden Morgen von ihren Schweſtern. Ueber Biederthals Anrede erröthete ſie; und daß Woldemar ein ſo unmäßiges Gelächter aufgeſchlagen, machte ſie ſtutzig. Nie war in ihre freye Seele der Argwohn gekom-

ten, daß über ihre Freundschaft mit Woldemar ein unrichtiger Gedanke möglich sey: — ein Gemische von Unwillen und Schmerz bewegte ihr Inwendiges: — und Woldemar — hatte nur gelacht! Doch fand sie dies am Ende ganz natürlich, ganz an seinem Platz, und verwieß sich ihre Befremdung. Aber lebhaft fühlte sie in diesem Augenblick den Unterschied — zwischen Mädchen und Mann. Ihre Schwestern, denen die kleine Verwirrung, worein Henriette gerathen, nicht entgangen war, machten ihre eigene Auslegungen darüber. Henriette ließ sie nicht lange in Irrthum; sie erklärte einerley mit Woldemar, und that es noch bündiger als er, und durchaus bestimmter. — „Du bist also wohl fest entschlossen nie zu heyrathen„ sagte Caroline. — Man kann nicht fester, erwiederte Henriette. — „Und Woldemar auch wird nie heyrathen?„ — Woldemar wird heyrathen, und du sollst sehen, er heyrathet bald. — Ich bitte dich, Henriette, (fiel Luise ein) — aber du mußt nicht ärgerlich werden — als Woldemar erst zu uns gekommen war„ . . . Schon genug! unterbruch Henriette — Ich verlange das nicht zu läugnen, daß Woldemar Eindrücke auf mich gemacht hatte, wovon ich damals glaubte, daß Leidenschaft sie leicht zu Leidenschaft würde beleben können. Woldemar kannte sein Herz besser; und ich — habe seitdem auch das meinige kennen gelernt. Nunmehr, nach der

innigen

innigen Freundschaft, die unter uns entstanden ist, kann ich mir Woldemar gar nicht mehr als Liebhaber nur gedenken. Ich bin gewiß, daß ihm in Absicht meiner nicht anders zu Muthe ist. Aber den Fall gesezt, es wäre möglich, daß Woldemar nun auf einmal in Liebe gegen mich entflammte — sieh! es würde dies eine Würkung auf mich machen, wovor meine Einbildung sich entsezt — es wäre das unglücklichste, das abscheulichste, was mir begegnen könnte. Gut, daß ich ehender des Himmels Einsturz zu befahren habe.

An demselbigen Tage, gegen Abend, gieng Woldemar zu Henriette, um ihr den Auftritt bey Dorenburg zu erzählen. „Ich weiß schon alles, unterbrach sie ihn, da er anfangen wollte, Sie sollen heyrathen; das steht Ihnen nicht an; aber hör, Brüderchen, du mußt! du mußt, oder es taugt nicht.„ — Wenn ich muß; nun in Gottes Namen, Bruder Heinrich! — „Deine Hand drauf!„ — Woldemar zuckte. Henriette lächelte: „Nun!„ — Henriette! Schwester! muß ich fragen, ob das dein Ernst ist? — „Mein Ernst! Was?„ — Ach! rief Woldemar unwillig. — „Sachte, sachte! gab Henriette; ich habe ihr Wort, und darauf fordere ich ihre Hand; her, lieber Woldemar, her ihre Hand — für Allwina Clarenau! — Ey! sagte Woldemar, das ist ja abermal etwas neues! —

„Etwas Neues? Nichts weniger! Ich hatte Ihnen meine Freundin bestimmt, noch ehe Sie bey uns waren. Diese Idee ist mir von Tage zu Tage lieber geworden, und ich hätte sie Ihnen längst entdeckt, wenn nicht die Gewalt, welche Allwinens Vater dem meinigen über das Schicksal des guten Kindes gelassen, der Erfüllung meines Wunsches bisher im Wege gewesen wäre. Auf der ganzen Welt ist so kein Mädchen für Sie wie unsere Clarenau!„ — Allwina ist ein liebes, herrliches Geschöpf, sagte Woldemar, aber, um des Himmels willen, warum soll ich denn durchaus eine Frau haben? — Henriette zuckte mitleidig die Achseln: „Wunderlicher Mensch! — um desto glücklicher zu seyn; auch um mich desto glücklicher zu machen.„ — Sie heyrathen dann wohl auch? — „Wie mögen Sie nur so albern thun, Woldemar? Mit mir, mit ihrer Henriette dergleichen — ja, Complimente? Als wenn nicht der Unterschied in die Augen fiele? Mich verlöhren Sie beynah' ganz, wenn ich von Stande änderte; Sie, im Gegentheil, bringen mich um nichts, wenn Allwina ihre Gattin wird; vielmehr gewinn ich unendlich: muß ich Ihnen etwa das der Länge nach aus einander setzen? — Hiezu kömmt noch, daß ich, nach meines Vaters Tode, bey Euch am liebsten meine Wohnung aufschlüge. — Woldemar umarmte seine Freundin. Aber, sagte er, ich fühle keine Leidenschaft für Allwina; sie — keine für mich,

und ich kann nicht begreifen . . . . „Halten Sie inne, Woldemar, sagte Henriette; Sie würden mich zum erstenmal in Ihrem Leben ungeduldig machen: — Haben Sie nicht hundertmal gesagt, daß Sie nie aus Leidenschaft heyrathen möchten? — Haben Sie nicht hundertmal gesagt, Sie würden nie von einem Mädchen Leidenschaft verlangen; man dürfe diese von keinem Mädchen erwarten, das ein ächtes Kind der Natur sey, denn Mutter Natur habe das Weib nur zu Einer Leidenschaft angewiesen — zur Leidenschaft für die Kinder; Mutterherz sey sein wahres, eigentliches Wesen. „Wo ein Weib — sagten Sie — die Leidenschaft der Liebe, gleich uns „Männern zu empfinden scheint, da wird fast immer „etwas unlauteres, verkehrtes zum Grunde liegen. „Nicht ein herrschender, unmittelbarer Trieb, sondern Leichtsinn, Eitelkeit, schnöddes Gelüst reißt es „hin. Und darum — fügten Sie hinzu — ist ein „ungetreues, buhlerisches Weib mit Recht für das „niederträchtigste aller Wesen zu halten „ . . . Also, mein Freund, wäre das, was Sie eben vorzubringen gedachten, wohl nur eine Ausflucht gewesen; und was haben Sie Ausflüchte nöthig? Sie sind in Verlegenheit, ich seh' es — das kränkt mich eben. Ueber meinen Antrag zu stutzen, war natürlich, wie sie ihn aber von sich weisen — darinn ist . . . „Nicht wahr — sagte Woldemar — darinn ist Verstellung? Liebe Henriette, ich will ihnen meines Herzens Ge-

danken sagen: Allwina Clarenau ist allerdings ein sehr reizendes Geschöpf in meinen Augen; wohl ist mir auch einmal durch den Kopf geflogen: Das wäre just eine Frau für dich! und vielleicht wäre der Gedanke öfter wiedergekommen, und hätte nach und nach mehrern Raum gewonnen, wäre nicht das schöne innige Verhältniß mit Ihnen gewesen. So aber mochte ich mir nicht einfallen lassen zu heyrathen, weil ich mir nicht wollte einfallen lassen, daß Sie heyrathen könnten. Und dann: ich fühlte mich so glücklich in meiner gegenwärtigen Lage, liebe Henriette, so weit über alle meine Hofnung glücklich, daß ich mich der Sünde fürchtete noch glücklicher werden zu wollen. — Henriette reichte ihm ihre Hand, zog dann die seinige sanft entgegen ihren Lippen, die sie drauf gedrückt hielt, während er fortfuhr: Noch glücklicher? (Er hatte seine linke auf ihren Schoos gelegt und sacht' ihre Wange geküßt) sag, Liebe! wär es nicht Frevel? — Und Frevel, auch von dir, deiner Freundin einen Mann anzurathen, der doch an dir allein, obgleich nur in Freundschaft, aber doch an dir allein nur mit ganzer Seele hängt? — Nein; laß, laß! — ich bitte dich, Engel, laß! — „Woldemar! — sagte Henriette, indem sie sich aufrichtete, und mit dem süssesten Blick ihn faßte — Woldemar, Lieber! — nur ein bischen Besinnung! — Für so gering wollten Sie ihre Seele geben, daß ihre Kraft an einem einzi-

gen Gefühl erschöpft wäre, das nicht einmal Leidenschaft ist? Sehen Sie nicht, was für eine Schmach sie auf unsere Freundschaft legen; was für ein läppisches, ärgerliches Ding sie daraus machen, so bald dieselbe sie hindert, daß sie nicht alles seyn können, wozu sie von der Natur den eigentlichsten Beruf haben? Sagen Sie nicht, das laße sich gegen mich selbst zurückwenden. Sie wissen, was ich seit Jahren beschlossen hatte, und mit bestem Grunde. Ueberhaupt ist mit einem Mädchen der Fall durchaus anders. In meiner Lage nun gar, die so voll herzlicher Geschäftigkeit, so voll wahren Lebens und Genußes ist, daß ich schwerlich zu weit gehe, wenn ich meine Bestimmung für so schön und gut und vollkommen achte, als irgend Eine. Und dann: so und nicht anders war nun schlechterdings einmal meine Bestimmung; auf der Bahn, die mir mein Schicksal geöfnet, bin ich gerad und einfältig hingegangen; Ort und Stelle, wo ich mich befinde, sind ohnfehlbar die rechten; ich kann eben so wenig davon ändern, als ich mag . . . Genug hievon — und genug überhaupt; denn wenn ihre Freundschaft für mich das ist, wofür ich sie immer gehalten (und das muß sie seyn, oder es ist Grillenfängerey damit) so kann niemanden dadurch etwas genommen werden, am mindesten dereinst Ihrer Gattin, wer sie auch sey. Allwina, die bisher so merklich dabey gewonnen hat; die selber mich bis zur Ausschweifung

sung liebt; wie könnte die dabey verlieren? Allwina hat von je her ihren eigenen Antheil an ihrem Herzen gehabt, einen so eigenen vielleicht, als ich immer, und gewiß einen unmittelbareren. Die Lieblichkeit des Mädchens; seine wunderbare Unschuld, aus der es einem so hell entgegen strahlt, daß sie unverführbar ist, wie die Unschuld eines Engels; seine frohe Laune, mehr werth, als aller Witz; seine Arglosigkeit, daß es nicht einmal das Böse glauben kann, das es sieht; seine Genügsamkeit, Eitelkeitslosigkeit, der volle Einklang seines ganzen Wesens: das ganze Geschöpf, so Eins, so Alles! — Wie waren sie nicht tausendmal davon entzückt, und sind es alle Tage noch? — Und, Woldemar — die Schönheit des holden Kindes? — Oder ist Allwina etwa nicht schön? „ — (Woldemar mußte lächeln) — und auch etwa nicht jung? — Doch ist sie sieben Jahre jünger als ich, kaum über neunzehn: Gewiß, lieber Woldemar, es ist kein geringes Wunder, daß Sie neben Allwina Zeit behielten, mich ihre Freundin werden zu lassen. Wären Sie nicht der seltsame Mann, mit einem Kopf, der Ihnen wenigstens eben so viel zu schaffen macht als ihr Herz, und der mit diesem ganz ähnliche Bedürfnisse hat: es wäre nie geschehen — und desto schlimmer für Allwina. Wie vieles in Woldemar, das ohne mich nie an Allwina gelangt wäre! — Nicht weiter, Henriette! rief Woldemar; ich verstehe,

ich

ich fühle alles, aber ich bin betäubt. Wenn der Engel mir bestimmt ist, ich will ihn nicht von mir weisen. Lassen Sie mir Zeit.

Es war im März, da diese Unterredung vorfiel. Einige Zeit darauf glaubte der alte Hornich sich von neuem zu erholen, und Henriette bekam Erlaubniß die Clarenaus auf ihren Landsitz zu begleiten. Woldemar gieng auch mit. — Henriette stand in sehr geheimen Verträgen mit der Natur. Hier schien diese ganz mit ihr dazu verschworen, daß das Herz des guten Woldemars von der Liebe beschlichen würde. Wie ihm zu Muthe war, erhellet aus einem ziemlich dithyrambischen Briefe, den er in die Stadt an seinen Biederthal schrieb. Hier ist er:

Am 25sten April.

„Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben „sich hieher in unsere Büsche beschieden! Es ist „ein Singen, daß man es kaum aushalten kann. „All die andern Vögel dazu. Das Heer von Ler„chen, die in ununterbrochenem Jubel einem „über dem Kopfe schweben. Rund herum die „ganze vollständige Symphonie. Und dann — „hör! — durch all den Gesang durch — aus al„len möglichen Distanzen — die Wechsellieder „der Nachtigallen. Man weiß nicht wohin sich „kehren und wenden. Und ruht das Ohr nun

„einem

„einen Augenblick, dann fallen all die Bäum„ und Hecken-Blüthen über einen — all das neu „gewordene Laub ... — Und sieh da! die herr„liche Ebene; — das vielfarbene Grün dort im „Thal! — O, und die Hügel da hinauf! — „Seitwärts die darüber ragenden Höhen! — „Hier — durch die Oefnung — noch weiter! „Alle Gipfel durchsichtig; alles so lüftig, so voll „lebendigen Othems, sich einander anhauchend „mit Wohlgerüchen, und ausströhmend seine be„ste Kraft in Schönheit und Wohlthun ... — „Da auf einmal laut vom nächsten Zweig der „hellste Schlag!! — Es fuhr durch Mark und „Bein. — Offen allem! — Welt und Him„mel! — Meine Begleiterinnen, die zwey lieben „Mädchen standen da — vor dem Verzückten. — „Gott! meine Brust so eng, so fest! Ich wankte, „taumelte nieder, verbarg mein Gesicht ... — „Es war Sonnen Untergang. Ich wandelte mit „meinen Freundinnen sachte nach unsrer Woh„nung zu, sammelnd in mir alle die Töne, die „in meiner Seele angeschlagen hatten, daß sie „nicht verhalleten, wenigstens nicht so geschwinde „verklängen. Ein vieljähriges Gemisch dunkeler „Empfindungen ordnete sich in Melodie; und „diese Melodie wieder in Accorde ... In den „schwindenden Sonnenglanz traten Sirius und „Venus. Vor und nach erschienen die übrigen „Sterne.

„Sterne. Wir hörten die übrigen Sterne. Wir „hörten die Musik der Sphären.

„So weit hatte ich gestern Abend geschrieben. „Jezt komm' ich von einem Spaziergang mit Allwina nach Hause. Henriette hatte zu schreiben. Schon um fünf Uhr waren wir draußen. „Als wir ein Wäldchen, auf einem Hügel gelegen und schön wie ein Paradies, vorbey kamen, „wünschte ich uns in den Stand der Unschuld. „Nun ließen wir's linker Hand liegen, und wandelten nach dem Wasserfalle zu, und sezten uns „nächst dem großen Teich, der so hell und schön „da stand, daß man sich nur gleich hätte hineinstürzen mögen. — Am Sonnabend schreib ich „dir wieder, und wer weiß, vielleicht etwas merkwürdigeres.

„Dein Woldemar. „

. . . Es giebt eine Menge lieblicher Scenen, wo die verborgensten Quellen der Seele sich öffnen, und die sich auf kein Schaugerüst bringen lassen. Sie lassen sich auch nicht mahlen, weil sie rund um im vollsten Himmelslichte gesehen seyn wollen.

Allwina ruhte an Henriettens Busen. Da empfieng sie Woldemars Gelübde, und ergab sich ihre Seele dem Edlen. Es war am ersten May.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Miſcellanien.

13.

Auszug aus einem Brief an einen Freund.

Sie haben Recht, man ſoll von groſſen Männern auch dann, wenn man von ihren Fehlern ſpricht, mit Ehrerbietung reden, wenn es auch nur des Beyſpiels wegen wäre; zumal in unſern Tagen, da jedes der Schule entlaufne Bübchen ſich anmaſt, über die zu urtheilen, denen es, in Zeiten wo Schamhaftigkeit noch eine Eigenſchaft der Jugend war, nicht ins Geſicht zu ſehen gewagt hätte. Freylich ſollte der Name eines Ariſtoteles eben ſo wie der Name eines Galilei, Keyler, Deſcartes, Newton, Leibniz, nie ohne ein ſichtbares Zeichen, daß man von der Herrlichkeit dieſer ſo hoch über der gemeinen Menſchheit daher ſchwebenden Geiſter durchdrungen ſey, ausgeſprochen werden. Aber gleichwohl, lieber Freund, hat auch dieſe moraliſche Pflicht, wie alle andere, ihre Grenzlinie. Am Ende ſind wir doch immer — Menſchen die von — Menſchen reden; und eben darum, weil das Anſehen groſſer Männer ſo viel impoſantes hat, giebt es Fälle, wo es ziemlich ſeyn mag, ihre Mängel und Breſten in ſtärkern Ausdrücken zu rügen, als man thun würde, wenn ſie nur gemeine Menſchen wären. Einer von dieſen Fällen — und der, wo man ſich am ſchwerſten enthalten kann, ein wenig aus dem gewöhnlichen Reſpect zu treten — iſt wohl dieſer: wenn der groſſe Mann einen andern, wohl gar einen beſſern als er iſt, geringſchätzig von der Seite anſieht — oder: wenn er von ganzen Klaſſen, die er recht zu kennen ſich nie die Mühe gegeben, und überhaupt von Gegenſtänden, die ihm nur obenhin, vielleicht nur a priori bekannt

bekannt ſind, in einem zu poſitiven und entſcheidenden Ton — unrichtig urtheilt. Wenn Ihnen dieſe allgemeine Sätze nicht hinreichend ſcheinen ſollten, meine (Ihrer Empfindung nach) an dem göttlichen Ariſtoteles und an dem groſen Le Brün begangene Sünden (*) zu entſchuldigen — ſo hören Sie wenigſtens, was ich noch im beſondern zu meiner Rechtfertigung zu ſagen habe. Den Le Brün betreffend, ſo geſteh ich Ihnen raumüthig, daß ich in dem Augenblick, da ich in einem etwas ſpöttiſchen Ton, wie nicht zu läugnen iſt, von ihm ſprach, nicht an die Galerie von Luxemburg, ſondern nur an ſeine groſe Spaniſche Perucke und ſeinen ſchamarierten Rock mit den Treſſen auf allen Näthen dachte, im Gegenſatz mit dem armen Teufel Le Sueur, der in einem ſchmutzigen halbzerriſnen Camiſol, wie ein bloſer βαναυσος daſitzen, und im Taglohn Nebenzimmerchen bemahlen muſte, und doch wenigſtens ein eben ſo groſes Genie war als der groſe Le Brün. Hätte, dacht ich, Le Brün nur die Hälfte von Apellens Groſherzigkeit gehabt, unmöglich hätt' er den Geiſt und die Fähigkeiten dieſes Mannes mißkennen, oder zugeben können, daß er von andern mißkannt würde. Dieſer Gedanke (ich geſteh es) gab mir ein wenig Laune gegen den groſen Le Brün. Nehmen Sie nun noch dazu, daß das Geſchichtchen, das ich da erzählte, (und wobey Sie nicht zu vergeſſen belieben werden, daß ichs nicht erfunden, ſondern nur einem andern nacherzählt habe) an ſich ſelbſt ſo ſpöttiſch iſt, daß man es unmöglich in einem andern als komiſchen Ton erzählen kann — und ſagen Sie nun, ob ich mich würklich an den Diis Manibus des groſen Mannes ſo ſehr verſündiget habe, daß ich ihnen ein Verſöhnopfer ſchuldig ſeyn ſollte?

Was

(*) In den Miſcellanien im 2ten und 4ten Stück des Merkurs dieſes Jahres.

Was aber den göttlichen Aristoteles betrift — so wissen Sie selbst, oder wissen es vielleicht auch nicht, daß eine Zeit war, wo ich lang und viel in seinen Werken studiert, und durch das heilige Dunkel, womit sie bedeckt sind, bis zu seinem Licht durchzudringen mich bemüht habe; und daß seit dieser Zeit schwerlich jemand lebt, der, aus dem was er davon verstanden, eine gröbere Meynung von dem, was ihm dunkel geblieben, gefaßt haben mag, als meine Wenigkeit. Demungeachtet, und mit allem Respect wiederhole ich, und beurkunde öffentlich mit diesem Briefe: daß ich noch immer der Meynung sey, die Art wie der große Mann in dem neulich von mir angezognen 3ten Buch seiner Politik von der Mahlerey und den Mahlern gesprochen, sey seiner keinesweges würdig; ja, daß ich mir sogar die Ausdrücke, die ich damals gebrauchte, um eben dies zu sagen, so hart sie Ihnen auch aufgefallen sind, zu rechtfertigen getraute, in so fern Sie bedenken, daß man darum noch kein Pedant ist, wenn man gleich ein oder zweymal in seinem Leben, oder auch wohl noch öfter, wie ein Pedant von einer Sache spricht. — Damals, als ich mir, dem widrigen Eindruck gemäß, den die Stelle wovon die Rede ist im Lesen auf mich machte, diese Ausdrücke entfallen ließ, war die Frage von etwas anders; und ich brach also plötzlich wieder ab. Nun aber, M. Fr. da Sie mich des Verbrechens beschuldigen — gegen das große Gesetz des Pythagoras, unehrerbietig von einem Heroen gesprochen zu haben, liegt mir ob, Ihnen meine Gründe zu sagen. Hören Sie also an, und sprechen Sie dann mein Endurtheil.

Setzen Sie den Fall, ein Philosoph aus den Zeiten Leons X. hätte in einem moralischen Werke die Materie von dem sittlichen Werth und Einfluß einiger schönen Künste, besonders in Rücksicht auf die Jugend und deren Erziehung, berührt, und hätte da, nachdem er ziemlich viel, wiewohl in sehr allgemeinen

gemeinen Formuln, über die Muſik geſchwatzt, endlich auch beyläufig der Mahlerey erwähnt, und ungefähr auf folgenden Schlag davon geſprochen: „Der Mahlerey kann allenfalls einige Fähigkeit ſittliche Dinge nachzuahmen zugeſtanden werden. Denn das Aeußerliche des ſittlichen Menſchen, Stellungen, Gebehrden, Minen, ſind von ihrer Competenz. Es iſt aber was ſehr weniges, was ſie damit ausrichten kann, — und im Grunde läßt ſich nicht ſagen, daß man durch Formen und Farben Sitten nachahmen könne, ſondern es ſind höchſtens nur Zeichen und zwar zweydeutige Zeichen, da das was ſie darſtellen an ſich bloß körperliche Affectionen ſind. Indeſſen, ſo fern gleichwohl im Anſchauen dieſer Dinge ein Unterſchied iſt, ziemt ſichs, daß man jungen Leuten nicht die Werke eines Galandrin (*), ſondern eines Maſolino, und wenn es ſonſt noch unter den Mahlern oder Bildhauern einen oder andern giebt, der moraliſch iſt, anzuſchauen gebe. „

Nun, bitte ich Sie, wenn ein Philoſoph, der einige Jahre am Hofe Leons X. gelebt hätte, ein Zeitgenoſſe von Michel-Angelo, Rafael, Correggio, Tizian — ein Mann alſo, deſſen Leben in die Zeit der gröſten Meiſter und der höchſten Blüthe der Kunſt gefallen wäre, in dieſem Ton von Mahlerey und Mahlern geſprochen hätte: was würden Sie von ihm denken? Und wenn der Mann dann gleichwohl der gröſte Gelehrte und der tiefſte Denker ſeiner Zeit geweſen wäre, was würden Sie ſagen?

(*) Ich nenne dieſen mittelmäſigen Mahler aus dem 15ten Jahrhundert hier nur, um die Lücke auszufüllen; denn keinen Pauſon aus dieſer Zeit ſind ich nicht.

Nun leſen Sie die Stelle wovon die Rede iſt, im Original (*), und Sie werden finden, daß, wenn anders aus der anfänglichen Dunkelheit deſſelben ein Sinn herauszukriegen iſt, dieſe Stelle im Hauptwerk gerad eben das ſage, was ich meinen erdichteten Philoſophen aus Leons X. Zeiten ſagen ließ.

Die Zeit Alexander des Großen, in welcher Ariſtoteles lebte, war bekannter maaßen die goldne Zeit — nicht der ſchönen Künſte überhaupt, denn Phidias, Polykletus, Alkamenes und Myron waren nicht mehr; — aber der Mahlerey bey den Griechen. Apelles, Protogenes, Ariſtides, Nikomachus, Aſklepiodorus, lauter Meiſter vom erſten Rang, brachten binnen 25 bis 30 Jahren dieſe Kunſt zu der höchſten Vollkommenheit, die ſie bey den Alten erreicht hat und zu erreichen fähig war. Keiner von den Vorbenannten, dem nicht der Name eines ethiſchen Mahlers ſo gut und beſſer

(*) Συμβεβηκε δε των αιθητων εν μεν τοις αλλοις μηδεν υπαρχειν ὁμοιωμα τοις ηθεσιν· αλλ εν τοις ὁρατοις ηρεμα. Σχηματα γαρ εστι τοιαυτα. Αλλ' επι μικρον, και παντες της τοιαυτης αισθησεως κοινωνουσιν. Ετι δε ουκ εστι ταυτα ὁμοιωματα των ηθων, αλλα σημεια μαλλον τα γιγνομενα σχηματα και χρωματα των ηθων. Και ταυτ' εστιν επι τω σωματος εν τοις παθεσιν. Ου μην αλλ' ὁσον διαφερει και περι την τουτων θεωριαν, δει μη τα Παυσωνος θεωρειν τους νεους, αλλα τα Πολυγνωτου, και ει τις αλλος των γραφεων η των αγαλματοποιων εστιν ηθικος. *Politic.* VIII. 5.

angeſtanden hätte, als dem Polygnotus. Und (vom Apelles im beſondern nichts zu ſagen) wer konnte dieſe Qualification mehr verdienen als Ariſtides, von welchem Plinius ſagt: „er „ſey unter allen der erſte geweſen, der die Seele zu mahlen, „und die ſittlichen Empfindungen und Gemüthsregungen, wel„che die Griechen ἤθη nennen, auszudrucken, zu ſeinem „Hauptzweck gemacht? „ (*) Wie lächerlich alſo, ſo von der Sache zu ſprechen, als ob Pauſon, der ein armſeliger Carricaturſchmierer, und Polygnot, deſſen gröſtes Verdienſt iſt, daß er der erſte, oder wenigſtens unter den erſten war, welche die Mahlerey aus der Kindheit gezogen, — als ob dieſe beyden die einzigen wären, deren Namen einem beyfielen, wenn von Mahlerey die Rede wäre! Meine Meynung iſt gar nicht, dem Polygnotus irgend eines ſeiner Verdienſte abſprechen zu wollen. Aber es bleibt doch gewiß, daß er den Ruhm, deſſen er bey ſeinem Leben genoß, zur Hälfte der damaligen Unvollkommenheit der Kunſt — und den Werth, den noch zu Quintilians Zeiten die Liebhaber auf ſeine Stücke ſetzten, mehr ihrem Alterthum und ihrer Seltenheit, als ihrer Vollkommenheit zu danken hatte. Denn an ſich ſelbſt waren es doch (wie dieſer vortrefliche Kunſtrichter davon urtheilt) noch beynahe rohe Werke, die ſo zu ſagen nur errathen ließen, was die Kunſt nun bald werden würde. (**)

(*) Ariſtides Thebanus omnium primus *animum pinxit* et ſenſus hominis expreſſit, quae vocant Graeci ethe. Das omnium primus ſoll doch wohl nur ſo viel ſagen, daß er der erſte geweſen, der ſein Hauptwerk darinn geſetzt: ſonſt ſagte es unſtreitig zu viel.

(**) prope rudia ac velut futurae artis primordia Quintilian. Inſtitut. L. XII. c. 10.

Und geſetzt auch, Ariſtoteles hätte ſeine politiſchen Diſcurſe geſchrieben, eh Apelles, Ariſtides, und die andern, die ich oben nannte, berühmt genug geworden, daß ihr Name und Werth bis zu einem Mann wie er hätte durchdringen können; wie konnten ihm Euphranor, Parhaſius, der Heroen-Mahler, Timanthes, in deſſen Werken man immer mehr zu denken als zu ſehen fand, Pamphilus, der Stifter einer berühmten Mahlerſchule und Lehrmeiſter des Apelles, u. a. unbekannt geblieben ſeyn, welche gewiß Alle ſeinen Polygnotus weit hinter ſich gelaſſen, und alle theils kurz vor ſeiner eignen Zeit theils in ſeiner Jugend blühten?

Was läßt ſich alſo anders denken, als daß Ariſtoteles — Doch Nein! — laſſen Sie uns demungeachtet nichts zum Nachtheil des großen Mannes denken: Es iſt, zu ſeinem Glück, noch ein Ausweg übrig. Dieſen Augenblick erinnert mich ein guter Dämon an einen Umſtand, der mir ganz aus dem Sinne gekommen war, und den man beym Leſen des Stagyriten, beſonders einiger ſeiner Werke worunter auch die Politica ſind, nie vergeſſen darf. Sie wiſſen ja, m. Fr. die Geſchichte der Ariſtoteliſchen Handſchriften, wovon der größte Theil (denn er machte nur weniges bey ſeinem Leben bekannt) über 130 Jahre in einem alten dunnpfichten Keller den Motten, Würmern und Mäuſen Preiß gegeben lag, bis endlich ein gewiſſer Halbgelehrter, Namens Apellicon — ein großer Verehrer des Ariſtoteliſchen Namens, aber zum Unglück ein — Schöps, den ſo lange verborgnen Schatz von ungefähr entdeckte, die von Moder, Ungeziefern und Ratten übel zugerichteten, kaum leſerlichen, an unzähligen Orten erloſchnen oder durchgefreßnen Handſchriften ans Tageslicht hervorzog, mit unendlicher Müh abſchrieb, die Lücken ausfüllte und ſtopfte, ſo gut und womit er konnte, oder ſie auch unausgefüllt ließ, und die Sache Gott und des Leſers gutem Genius anheim ſtellte, u. ſ. w.

Und

Und wie es alſo ſolchergeſtalt nicht fehlen konnte, daß, ungeachtet der ſpätern Bemühungen des Sophiſten Tyrannion, die Werke des Ariſtoteles gröſsern Theils in einem ſo mangelhaften, delabrierten und verwoderten Zuſtande auf uns kommen muſsten, daß es die höchſte Ungerechtigkeit wäre, den groſsen Mann wegen irgend einer Stelle, die ſeiner unwürdig iſt, zur Rechenſchaft ziehen zu wollen. Wenn irgendwo, ſo iſt dies hier bey der vorhabenden Stelle der Fall. Offenbar haben die Mäuſe, Motten und Kellerwürmer alle Schuld; mir iſt, ich ſehe recht eigentlich die Verwüſtung, die dieſe gebohrne Feinde der Wiſſenſchaften in dem ganzen Capitel angerichtet, und die häſslichen Lücken in den Begriffen und Schlüſſen, die unmöglich anders als durch ihre Zähne verurſacht werden konnten. In dieſer Ueberzeugung alſo, m. Fr. nehme ich die unziemlichen Ausdrücke reuvoll zurück, die Ihnen neulich ſo hart aufs Herz gefallen waren, und unterwerfe mich jeder nicht allzuſtrengen Buſse, die Sie mir deswegen aufzulegen für gut finden mögen. Ehre ſey dem göttlichen Ariſtoteles! und übel mög' es den Motten, Mäuſen und Kellerwürmern bekommen haben, die ſich nicht geſcheuet, den Sinn eines Mannes, der die Welt zu erleuchten gekommen war, ſo oft in platten und unheilbaren Unſinn zu verkehren!

14.

Eine Handlung des Apelles, die ſein beſtes Gemählde werth war.

Man hat immer vom Neid der Künſtler, oder, wie mans verächtlicher Weiſe nennt, vom Handwerksneid ſo geſprochen, als ob es eine Art von moraliſchem Wunder wäre, wenn zween Nebenbuler in einer Kunſt, die zu Ruhm, Anſehen und Reichthum führet, einander Gerechtigkeit widerfahren lieſsen, oder

dar Freunde wären. Man pflegt immer als etwas ganz natürliches vorauszusetzen, sie müßten einander herzlich gram seyn, und dies Vorurtheil ist zum Sprüchwort geworden, weil es immer und überall durch die gemeine Erfahrung bestättiget zu werden geschienen hat. Nun möcht ich zwar nicht läugnen, daß wohl auch dann und wann große Männer (die vor Satans Macht und List nicht sichrer sind als wir andern) Anfälle von dieser garstigen Leidenschaft erfahren könnten: aber gleichwohl scheint sie mir an edeln Seelen überhaupt, und besonders an großen Künstlern (die ich mir eben so wenig ohne enthusiastische Liebe ihrer Kunst als ohne bescheidne Meynung von sich selbst gedenken kann) etwas so unnatürliches zu seyn: daß ich sehr geneigt bin, gerad im Gegensatz mit der gemeinen Meynung, die Fälle, wo ein großer Künstler gegen den andern ungerecht und mißgünstig gehandelt, unter die Ausnahmen zu rechnen, und alle Erzählungen dieser Art für eben so verdächtig zu halten, als sie dem großen Hauffen wahrscheinlich dünken, und begierig von ihm angenommen werden. Und würklich, wenn sich jemand die Mühe nähme, die hieher gehörigen Beyspiele zu sammeln, so würden sich vielleicht zehn finden, wo Männer, die in der nemlichen Kunst vortreflich waren, einander wenigstens völlige Gerechtigkeit bewiesen, gegen eines, wo ein solcher sich jenes kleinherzigen Neides, oder einer — es sey nun würklich gefühlten oder nur affectirten — Verachtung fremder Talente und Vorzüge schuldig gemacht. Wie viel oder wenig solcher Beyspiele aber auch zu finden seyn mögen, kein edleres wenigstens und das mehr zum Vorbild aufgestellt zu werden verdiente, kenne ich nicht, als das betragen des größten Mahlers seiner Zeit, des Apelles, gegen einen seiner vorzüglichsten Kunstgenoßen, den Protogenes. Dieser letztere lebte, seiner großen Geschicklichkeit ungeachtet, schon seit vielen Jahren (so wie Correggio sein ganzes Leben durch) in größter Armuth. Ein kleiner Garten vor der

Stadt

Stadt Rhodus mit einer ſchlechten Hütte war ſein ganzer Reichthum. Die Rhodier machten nichts aus ihm: Sordebat ille ſuis, ſagt Plinius, *vt plerumque domeſtica.* Ein Fremder mußte kommen, und ihm einen Werth in ihren Augen geben; vielleicht — in gewiſſem Sinn — auch in ſeinen eignen (denn Armuth und Verachtung, wenn ſie zu einem fortdaurenden Zuſtand werden, ſind genug, endlich auch die edelſten Geiſter niederzudrücken und kleinmüthig zu machen) und dieſer Fremde war — Apelles. Er kam nach Rhodus, beſuchte ſeinen mißkannten Mitbruder in der Kunſt, ſah einige ſeiner Werke, fragte ihn, wie hoch er ſie verkaufe? und da ihm Protogenes eine Kleinigkeit nannte, erhandelte er auf der Stelle die beſagten Gemählde für ſich ſelbſt, und bezahlte ſie, zu großem Erſtaunen der Rhodier, mit 50 attiſchen Talenten, die nach unſerm Geld über 30000 Thaler machen. Er kaufe dieſe Stücke (ſagte er den Rhodiern ins Ohr) um ſie als ſeine eigne Arbeit wieder zu verkaufen. Dieſer Zug war die 30000 Thaler doppelt werth. Nun wurden die Augen der Rhodier aufgethan: ſie ſchloſſen (wie dann immer die dümmſten Leute die beſten Schlußfolgerer ſind) der Mann, deſſen Arbeit ein Apelles ſo theuer bezahle, um ſie wieder — mit Profit, das verſteht ſich doch — als ſeine eigene zu verkaufen, müſſe nothfolglichen ein großer Mann ſeyn; und nun wollten die Herren alle von ſeinen Stücken in ihren Galerien oder Cabinettern haben; der Preiß ſeiner Arbeit ſtieg mit ſeinem Ruf; und wenn Protogenes dem ungeachtet, wie es ſcheint, kein ſonderliches Glück machte, ſo kam es wohl blos daher, weil er den Eigenſinn hatte langſam zu arbeiten, oder, richtiger zu ſprechen, weil er ſeine Werke mit ſolcher Liebe arbeitete, daß er nie mit ſeiner Ausführung völlig zufrieden war, und ſich nur mit Mühe entſchließen konnte, ein Stück für vollendet anzuſehen.

Die Rhodier wußten ſich in der Folge den Umſtand, den Protogenes bey ſich zu haben, ſehr gut zu Nutze zu machen, als Demetrius Poliorketes ihre Stadt belagerte, und eben Anſtalten machte, eine ihrer Vorſtädte in den Brand zu ſtekken, weil dies der einzige Weg war, ſich der Stadt ſelbſt zu bemächtigen. Glücklicher Weiſe für ſie, war das berühmteſte Werk des Protogenes (ſein Jalyſus) in einem öffentlichen Gebäude dieſer Vorſtadt aufgeſtellt, und, zu noch gröſſerm Glück, war Demetrius ein Liebhaber der Kunſt. Die Rhodier ſchickten eilends Deputirte an ihn, ihm vorzuſtellen, wenn er die Vorſtadt anzünden ließe, würde er den Jalyſus des Protogenes vernichten; und dieſer Umſtand würkte ſo ſtark auf den Helden, daß er die Belagerung lieber aufheben und den Rhodiern verzeyhen, als ein ſo herrliches Werk zerſtören wollte. (*)

Aber — um wieder auf den Apelles, von deſſen Großmuth gegen den Protogenes die Rede war, zurück zu kommen — beweiſet das angeführte Beyſpiel auch wohl alles was ich damit beweiſen wollte? — Ich denke, ja! — „Aber, (wendet mir jemand ein) würde Apelles auch ſo gerecht und edel gegen Protogenes gehandelt haben, wenn er ihn würklich für einen Mann angeſehen hätte, der ihm ſelbſt im Lichte ſtehe?„ — Vielleicht — nicht; wenigſtens möchte ich nicht für das Gegentheil Bürge ſeyn. Es iſt ſchwehr in die innerſten Falten des menſchlichen Herzens zu ſehen; und immer iſts verwegen, allgemeine Grenzen ziehen zu wollen, wie weit die Schönheit und Güte einer ſchönen und guten Seele gehen

(*) So erzählt A. Gellius dieſe Anekdote. Plutarch (im Leben des Demetrius) erzählt ſie auch, aber warlich nicht (wie P. Hardouin in ſeinen Noten zum Plinius ſagt) totidem ſere verbis, ſondern mit ganz andern Umſtänden.

gehen könne. Indeſſen geſteh ich gerne, daß in allen Fällen, wo ein groſſer Künſtler, oder überhaupt ein groſſer Mann dem andern auf eine ſo edle Art Gerechtigkeit erweiſet, die Eigenliebe immer etwas in petto hat, wodurch ſie ſich wenigſtens im Gleichgewicht erhält; und wenn Helvetius gleich zu weit gegangen iſt, da er behauptet: jeder Menſch ſey in ſeinen eignen Augen der erſte aller Menſchen; ſo möchte ſich doch wohl mit gutem Grund vermuthen laſſen, Jedermann habe etwas, (was es nun auch ſeyn mag) worinn er ſich ſelbſt vor allen, die er als Rivalen betrachtet, den Vorzug giebt, und dem er (wenigſtens in den täuſchenden Augenblicken, wo er am beſten mit ſich ſelbſt zufrieden iſt) Werth genug beylegt, um ſich ſelbſt ſagen zu können: ſo groß und vortreflich dieſer Mann iſt, ſo iſt doch etwas, worinn er dir nicht gleichkommt, und, wenn er auch wollte, nicht gleichkommen kann. Was den Apelles betrift, ſo wollen wir unſern Leſern nicht verbergen, daß dies juſt ſein Fall mit dem Protogenes war. Der leztere hatte an ſeinem Jalyſus ſieben Jahre lang gearbeitet, und dieſes Gemählde war in einem ſo hohen Grade ſchön und in allen ſeinen Theilen ſo vollendet, daß es unter die vollkommenſten Meiſterſtücke gerechnet wurde, welche Griechenland aufzuweiſen hatte. Cicero nennt es, in dieſem Sinn, neben der berühmten Venus (Anadyomene) des Apelles — und, was mehr als dies alles ſagt, Apelles ſelbſt fand, daß es ein herrliches Werk ſey. Beym erſten Anblick ſtund er wie erſtaunt davor, und nachdem ers lange ſtillſchweigend betrachtet hatte, ſagte er zu den Umſtehenden: es iſt ein Werk von erſtaunlichem Fleis, und die Arbeit eines groſſen Künſtlers; aber — ſezte er hinzu, die Grazie fehlt ihm; hätt es dieſe noch, ſo würde es das erſte Stück in der Welt ſeyn. So erzählt's Aelian. Nun wiſſen wir aus dem Plinius, daß es gerade dieſe χαρις, dieſe Grazie die ſich beſſer fühlen als erklären läſt war, worauf ſich Apelles am meiſten zu gut that, und

was

was er, wenn er von den Werken der andern berühmten Mahler seiner Zeit sprach, vor ihnen allen voraus zu haben sich rühmte. Vor dem Protogenes (setzt Plinius hinzu) legte er sich noch einen andern Vorzug bey, da er seinen Jalysus, ein Werk von unermeßlicher Arbeit und von einem über alle maßen ängstlichen Fleiß, bewunderte. Denn er sagte: Protogenes sey ihm in allen andern Stücken gleich, ja in einigen gar überlegen: aber in dem einzigen bleibe ihm (dem Apelles) der Vorzug, daß jener nicht aufzuhören wisse, oder, wie es Cicero ausdruckt, daß er nicht fühle, was genug sey. Ich glaube nicht daß Apelles sich hierinn noch einen andern Vorzug habe beylegen wollen, sondern daß er das nemliche nur mit einer andern Formul ausgedruckt habe. Denn eben durch den ängstlichen Fleiß, der nicht aufzuhören weiß, geht jene Grazie verlohren, die den Apelles auszeichnete, und die dem Protogenes fehlte; oder, richtiger zu sprechen, sie ist unverträglich mit ihm. Und so hätten wir dann gefunden, was die Großmuth des Apelles in den Augen derer, die nicht gerne moralische Wunder glauben, unverdächtig machen kann. Im Vorbeygehen sey mir noch erlaubt eine doppelte Unrichtigkeit des de Piles zu rügen. Die Art, wie er (in seinem Abregè de la vie des Peintres) die Würkung die der Anblick des Jalysus auf den Apelles gethan erzählt, giebt seinen Lesern einen ganz falschen Begriff von der Sache. „Er stund sprachlos da (spricht de Piles) als einer der keine Worte finden konnte, um die Idee von Schönheit, die dieses Gemählde in ihm erweckte, auszudrucken.„ Von dem wichtigen Mangel, den Apelles daran fand, sagt er kein Wort. — Und dann ist unrichtig, daß Apelles für ein einziges Gemählde des Protogenes 50 Talente bezahlt habe; Plinius, aus dem er gleichwohl die Anekdote genommen, sagt sehr deutlich das Gegentheil.

W.

IV.

Kritiſche Anzeigen.

Fortſetzung

der im Monat Februar vorkommenden Anzeigt des 3ten Theils von Pallas Reiſen.

Der Verf. bemerkt ferner bey Gelegenheit der Erzgruben am Karyſch, daß das Jeniſeiſche Erzgebürge dereinſt gewiß in beſſeren Flor kommen würde, als es bisher geweſen iſt; und wenn es gleich auch nicht die Schätze des Altaiſchen Gebürges enthält, ſo ſind doch überall ſchon Spuren genug von edlen Metallen entdeckt, und das viele Gold und Silber, welches ſich in den Gräbern der Alten, die ehedem den Bergbau in dieſen Gegenden getrieben haben, vorfindet, iſt gewiß eine gute Vorbedeutung davon. Da die Alten ferner nur ſo zu ſagen am Tage, und auf weichen Ochererzten gearbeitet haben, ſo iſt ohne Zweifel dem neuen Bergbau noch vieles vorbehalten. Bey dem Bache Baſi fand der Verf. die Jurten der Sagajiſchen Tatarn die von den Katzinziſchen Tatarn ſehr verſchieden ſind, hingegen mit den Beltiren, und andern im Kuſnezkiſchen Gebiete wohnhaften Tatarn vieles gemein haben. Sie haben nichts von den Kalmükiſchen Lineamenten, ſondern ſind allzeit ohne Vermiſchung mit dem Mongoliſchen Geblüt geblieben. Sonderbar iſts, daß man bey ihnen, wie durch das ganze nordoſtliche Aſien die Tſcherkaſſiſche, langſchwänzige Raſſe von Schaafen nirgend, ſondern meiſt die mit klumpigen Fettſchwänzen findet. Dieſe Völker nähren ſich, auſſer der Viehzucht und einem ſehr mäßigen Ackerbau, meiſt von Wurzeln. Die vornehmſten darunter ſind die Hundszahnwurzel (Erythronium,) die Wurzeln der gemeinen

ſibiri-

ſibiriſchen Päonien, der gemeinen und hochrothen türkiſchen Bundlilien, der Sanguiſorben, von knolligten Erdrauch, von der großen Glockenblume, von gewiſſen Diſteln, (Carduus ferratuloides) von Natterzungen oder Polygonum viviparum, ſogar die Wurzeln von Waſſerpumpen. Ihre Leckerſpeiſen auf den Winter ſind getrocknete Vogelkirſchen, die ſie mit den Kernen zerſtoßen, und das grobe Pulver unter Milch gemengt als eine Nachſpeiſe verzehren. Die friſche Ruthen oder Wurzeln von Hambutten hacken ſie als Thee. Am Bache Tyb und am Berg Kokoja fand der V. eine unglaubliche Menge Rebhüner, die Volkweiſe herumlaufen, ohne vor den Menſchen ſcheu zu ſeyn. Das hier ſowol als in Daurien häuffig wachſende Rhododendron Chryſanthum empfiehlt der V. den Aerzten zur Unterſuchung, als eins der kräftigſten Mittel in chroniſchen Krankheiten. Die Tataren halten es für ein Univerſalmittel. Am Bache Kaiy fand der V. Koibaliſche Jurten, ein Volk, das von allen übrigen heydniſchen Tataren, wohl nicht in der Kleidung und Lebensart, aber in der Sprache, folglich auch im Urſprung unterſchieden iſt. Mit der Samojediſchen hat ſie noch die meiſte Verwandtſchaft. Auf den hohen Felſen und Schneebergen um den Us hält ſich der groſe Steinbock auf, deſſen Exiſtenz Strahlenberg behauptet, und Gmelin höchſt unbilligerweiſe bezweifelt. Die Gröſe dieſes ſibiriſchen Steinbocks verhält ſich zum Schweizeriſchen faſt ſo, wie der ſibiriſche Steinwidder oder Argali zum Corſiſchen Muſion.

Das vornehmſte Feſt der Katſchnizer, ſowol als aller andrer heydniſchen Tatarn, iſt das Frühlingsfeſt, wenn ſie die Stuten zu melken anfangen, ohngefähr im Junius. Der V. endigt ſeine Beſchreibung der Kraſarjarkiſchen Gegend mit der Anzeige der ungeheuren faſt vierzig Pud oder 1600 Pfund ſchweren Maſſe von druſigt gewachſenem gediegenem Eiſen.

Eiſen. Die ganze Wacke ſcheinet eine rohe, eiſenſteinartige Schwarte gehabt zu haben. Auſſer dieſer ziemlich dünnen Rinde iſt das ganze innre Weſen derſelbe ein geſchmeidiges, weißbrüchiges, wie ein grober Seeſchwamm löchericht ausgewebtes Eiſen, deſſen Zwiſchenräume mit runden und länlichen Tropfen eines ſehr ſpröden aber harten, bernſteingelben, vollkommen hellen und reinen Glaſes oder Hyazynthen-Fluſſes genau ausgefüllt ſind. Aus kleinen rein ausgeklopften Eiſenzinken hat der V. im gelindern Schmiedefeuer Pfriemen, Nägel und kleine Stangen können ſchmieden laſſen. Aber in ſtärkern Eiſenfeuer hat es ſich ſo ſpröde und körnig gezeigt, daß die Schmiede nicht daraus haben ſchmieden, ja die krümligſte Brocken nicht einmal zuſammenſchweißen können. Kalt läßt es ſich ohne Mühe unter dem Hammer plätten und zuſammenſchlagen, ja die dünne Zinken kann man wie Drath mit der Hand biegen, und ſie brechen beym öftern hin- und herbeugen mit einer beträchtlichen Zähigkeit. Von der geringſten Feuchtigkeit roſtet das Eiſen da wo es von Hammerſchlägen oder im Bruch entblößt iſt. In der Maſſe aber iſt das ganze Gewebe deſſelben mit einen braunen, gleſicht anzuſehenden Lack oder mit ſeinem mineraliſch ausſehenden Ocher überzogen und wider den Roſt verwahrt. Kurz die ganze Maſſe beweißt unwiderſprechlich, daß dieſer ungeheure Kriz aus der Werkſtatt der Natur gekommen, und vermuthlich als ein uraltes Tagneſt von der umgebenden, vielleicht verwitternden oder weichen Bergart, worinn er eingeſchloſſen war, entblößt worden iſt. Die alten Bergleute, deren Schlakenhalden und Schmelzheerde man in den Gegenden am Jeniſni findet, ſcheinen gar nicht auf Eiſen gearbeitet, ja daſſelbe nicht einmal gekannt zu haben, da alle auch ſchneidende Werkzeuge und Waffen (wie bey den alten Römern und Griechen) aus Gußkupfer, welches zuweilen noch verſezt und dem Glockengut ähnlich, alſo ſpröder iſt, beſtehen. Wo ihre Schürfe

auf

auf eisenhaltigen Ochern gefunden werden, da haben sie gemeiniglich den würklich vorhandenen oder vermutheten Goldgehalt zum Augenmerk gehabt. Von Eisenschlacken hat sich in diesigen Gebürgen nicht die geringste Spur entdeckt, und sollten auch einige vorhanden seyn, so waren doch ihre Heerde und Anstalten so klein und dürftig, daß sie nicht einmal einen Kriz von etlichen, geschweige von 40 Puden hätten zusammenschmelzen können. Hr. von Engeström wundert sich zwar sehr, daß in den reichen Schwedischen Erztgebirgen noch keine Spur von dergleichen gediegenen Eisen sich vorgefunden, und bezweifelt die Existenz des Rußischen; allein mit keinem bessern Grunde, als man das Daseyn des rothen Bleyspats läugnen könnte, der auch nirgends als in den sibirischen Gebirgen entdeckt worden ist. Ueberdies sind Schlacken, die aus dem metallurgischen Feuer kommen, meist schwärzlich, trocken, und undurchsichtig; der Fluß in der gediegenen Eisenmasse ist dagegen rein, durchsichtig, fett von Ansehen, und zerknistert wenn man Stufen ins Feuer bringt.

Wir übergehen die hier eingeschaltete Reise des Studenten Sokolof längst der mongolischen Gränze, und wenden uns zu unserm Verf. Das 2te Buch dieses 3ten Th. enthält die Reise aus Sibirien zurück an die Wolga im 1773sten Jahr. Hier häufen sich die Merkwürdigkeiten dergestalt, daß wir nicht anders als kurz in unserm Auszuge seyn können. An dem Sonnenfluß findet sich eine so ungeheure Menge wilder Pferde, daß man die Spuren ihrer Heerden oft Werstен breit auf der Steppe sehen kann. Sie sind ein Mittelding zwischen dem Dsiggetai und Esel. Sie gehen im Frühjahr nach dem nordlichen vom Aral gelegenen offnen aber kühlen Gebürge Tarsanda, und im Herbst wieder zurück, nach den warmen Gegenden von Persien und Indien.

Die

Die Sandwüſte Naryn, die auf ohngefähr 49 Gr. n. Br. zwiſchen dem großen Uſen, und dem ſogenannten Eltoniſchen Saliſee ihren Anfang nimmt, und faſt in der mittlern Gegend zwiſchen der Wolga und dem Jaik bis an das nordliche Ufer der Kaſpiſchen See fortgeht, iſt von einer beſondern Beſchaffenheit in Anſehung ihres Bodens. Sie beſteht aus wohlbegrünten Sandſchollen, welche ſich über die dürre ſalzigte Leimſteppe erheben, mit hohen Triebſandhügeln, wie mit zerſtreuten kleinen Gebirgen beſezt ſind, und nur ſelten von ſalzhaften Gründen durchſchnitten werden. Bey dem klaren brennendem Sand ſind doch die Ebenen ſowol als die Gründe mit den ſaftigſten und ſchönſten Kräutern beſezt, und von dieſer ſonderbaren Erſcheinung ſind die häufigen Quellen die Urſache. Ueberall, wo man gräbt, findet ſich auf wenig Fuß und Ellen Waſſer. Da die Kalmucken zu Erhaltung ihres Reichs eine Menge ſolcher Gruben angelegt haben, ſo leidet man nirgend in der Wüſte Mangel an Waſſer. Woher rühren nun die reichen Waſſer-Adern in dieſer dürren Ebne? Der V. glaubt mit den Kalmucken, daß dieſe Gegend ehmals See geweſen, deren Waſſer nur etwas tiefer in den Sand verſiegt iſt; denn man findet den Sand überall mit häufigen Kammmuſcheln und Seeſchaalen angefüllt. Allein dies erkläret noch nicht alles. Man muß vielmehr den Waſſerſchatz, welcher dieſe Gegend ſo reichlich verſorgt, nirgend als in den nordlicher gelegenen, höhern Gegenden, und im Steppengebürge ſuchen, welches ſeiner geringen Höhe ohngeachtet auf ſeinen Thonſlötzen häufige Quellen leitet, viele Bäche giebt, die im Sommer wenig oder keine Strömung haben, ſondern mit unterbrochnem Waſſerhuſen ſtocken, ja auch ſolche, die nach einem kurzen Lauf wieder in die Erde verſiegen. Bey Gelegenheit des hohen Landes längſt der Sarpa unterſucht der V. die wichtige Frage: durch was für eine Naturbegebenheit die Kaſpiſche See, bey immer ziemlich gleichem Zufluß aus ihren Flüſſen, da man auch itt

keine geſteigerte Abnahme derſelben ſeit ſo vielen Jahren bemerkt, auf einmal ſo viel Waſſer hat verliehren können, daß die weite und gewiß um mehr als 15 Klaftern höher als die itzige Seefläche gelegne ebne Wüſteneyen, vom untern Don bis an den Jaik, und vom Jaik bis an den Aral-See und das hinter demſelben vom Uraliſchen ſüdwärts fortgeſetzte Mogulſcharifche Gebürge, zum trocknen Lande geworden ſind? Er tritt in Erklärung dieſer Frage vollkommen dem Tournefortſchen Syſtem bey. Wir übergehen die Reiſe des V. durch die Kumaniſche Steppe, und gedenken nur noch mit wenigen ſeiner Nachrichten von den teutſchen Kolonien an der Wolga. Der V. findet, daß in Anlegung derſelben von der Direction der Herren Le Roy und Pictet große Fehler begangen worden. Allein man muß über die Materie der Colonien den andern Theil auch hören, (wie Recenſent gethan hat) und dann wird man finden, daß dieſe ehemaligen Directoren Schwierigkeiten vorgefunden haben, die ſie nicht zu heben im Stande waren. Man bedenke nur den einzigen Umſtand, wie um einige Kopeken Tranſportkoſten, worüber man ſich mit dem Entrepreneur deſſelben nicht vergleichen können, die angekommenen Koloniſten in den wenigen Häuſern zu Oranienbaum, Kranke und Geſunde untereinander ein ganzes Jahr haben müſſen liegen bleiben, wo die Krone doch nichts weiter dabey gewonnen hat, als ſie dieſe Zeit über in ihrem Sold zu füttern. Den Kolonien fehlt jetzo meiſtens Bau- und Brennholz, und das zwar ſchwarze und gute Erdreich iſt zu hoch und dürr gelegen, ſo daß faſt alle Jahre Mißwachs zu befürchten iſt. Sie ſind auch zu nahe auf einander gepflanzt. Der V. tadelt die Wahl der Koloniſten, worunter mehr nahrungsloſe Handwerker und Müßiggänger, als gute Ackerleute ſind. Allein wie konnte hier Wahl ſtatt finden, da die auswandernde Familie ſelten allein durch Unglücksfälle, ſondern mit durch ſchlechte Wirthſchaft zu dieſem Schritt genöthiget worden, und ſich in Städ-

ten

ten ungleich mehr hülfloſe Menſchen finden, als auf dem Lande. Indeſſen mehren ſie ſich ſehr gut, und man hat Beyſpiele, daß Weiber in Jahren geboren haben, worinn man in unſern Gegenden dergleichen nicht mehr erwartet. Ihr meiſter Gewinn iſt der Tobakbau; indeſſen fehlt es auch jetzo am Abſatz dieſer Waare, nachdem ſich die Kalmucken entfernt haben. Sarepta iſt die nützlichſte und fleißigſte von allen dieſen Kolonien, auch diejenige, mit welcher die Steppenvölker am liebſten zu thun haben mögen. Die Brüder dieſer Gemeinde behaupten auch hier den Ruhm des Fleiſſes und der Aufrichtigkeit, den man ihnen unter allen Himmelsſtrichen ſo gerne zugeſteht. Ungerne enthalten wir uns hier der Naturgeſchichte von Zaryzin und dem Lande zwiſchen dem Don und der Wolga, womit ſich dieſer Band ſchließt. Hinten ſteht wie gewöhnlich im Anhang die Kunſtmäßige Linnäiſche Beſchreibung der Thiere und Pflanzen, die in ihrer Art ein wahres Meiſterſtück iſt. Die in dieſem Theil noch beygefügte Landcharten über die von dem V. bereißten Gegenden, verdienen dem Verf. des mineralogiſchen Verzeichniſſes, den wärmſten Dank von allen Kennern der Natur- und Erdgeſchichte.

Meiners vermiſchte philoſophiſche Schriften. Zweyter Theil. Leipzig, 1776. bey Weigands.

Der V. dieſer Schriften gehört nicht eigentlich in der Literariſchen Welt zu den Engeln die zuweilen herabſteigen, den Teich Bethesda menſchlicher Meynungen zu bewegen, damit die Krüppel und Lahme, die daran liegen und auf ihre Erlöſung harren, geheilt würden, und gehen lernten: ſondern er gehört unter diejenige, welche zuweilen etwas von der Maſſe abzapfen, ohne es weder zu trüben noch zu vermehren, damit es trinkbar werde allen und jeden, die Noth und Durſt haben. Da ſich ſo viele Leſer nicht einmal dem Bayle, vielweniger dem obgleich ſehr verſtändlichen ehrlichen

Latein des D. Bruckeri, nähern können, so ist es schön in schönem Teutsch und gutem Format zu lesen, was über so fette Materien von Anbeginn her gesagt worden.

Den Anfang macht 1) ein psychologisches Fragment über die Verschiedenheit des innern Bewußtseyns.

Die hellste Apperception der in uns vorgehenden Veränderungen findet dann und wann ohne ein klares Bewußtseyn unsers Daseyns statt. Allein ob wir gleich bey vielen sinnlichen Eindrücken unser Daseyn nicht klar empfinden, so vergessen wir uns doch in den Augenblicken der tiefsten Meditation nicht so weit, daß wir die klaren Eindrücke, die uns beschäftigen, andern Personen zuschreiben. Auf eine dunkle Art sind wir uns wenigstens bewußt, daß die Eindrücke, die wir wahrnehmen, von unsern Sinnen empfangen, und die Würkungen unsrer Kräfte, von uns selbst hervorgebracht werden. So bald Schmerz oder Vergnügen mit den Eindrücken äußerer Dinge begleitet sind, so ist Wahrnehmung unzertrennlich mit dem Gefühl unsers Daseyns verbunden. Bey den sehr lebhaften Eindrücken ist indessen doch das Nichtbewußtseyn unsers äußern Zustandes möglich. Diese Disposition nennt man Zerstreuung. Jede Zerstreuung ist aber kein Beweis von Tiefsinn, oder von einer mit Willkühr unternommenen anstrengenden Betrachtung wichtiger Wahrheiten. Es kann vielmehr eine wahre Stärke der Seele seyn, sinnliche Eindrücke gegenwärtig und stark zu erhalten. Aus diesen Erfahrungen erhellet, daß in unsern äußern und innern Organen sehr viele Veränderungen vorgehen können, ohne, daß wir sie wahrnehmen, oder uns ihrer bewußt sind. Klare sinnliche Eindrücke und Vorstellungen, die wir appercipiren, können wiederum ohne ein deutliches reflectirtes Bewußtseyn unsrer selbst und unsers Daseyns statt finden. Endlich können wir uns alles dieses

bewußt

Reſultaten, von jedem der alten Schriftſteller citirt, wie er ſie braucht: oder verſtand. Dieſe erſcheinen freylich, zum Theil, abſurd, atheiſtiſch und Gott weiß was, ſo lange uns die Mittel- und Vorderſätze des Raiſonnements fehlen, die allein Unſinn zu Sinn umſchaffen können, und den Weg zeigen, wie ein Mann von ſolchem Kopf und Herz ſich eine Terminologie wie dieſe, erfinden konnte.

Seine Lehre von Gott war nicht allein, wie man gewöhnlich glaubt, eine bloß eſoteriſche Lehre, ſondern ſie floß aus ſeiner Coſmogonie und Phyſik. Seine erſten Principien aller Dinge waren nur zwey, die Atomen und das Leere, aus denen alles zuſammengeſetzt war. Da hinein lieſſen ſich nun die Götter nicht ſchieben. Sein Zeitalter vom Aberglauben und der Prieſtergewalt zu befreyen, erfand er auch wohl die Idee von der Seligkeit der Götter, die er in eine Entfernung von aller Sorge und Mühe für dieſe Welt (höchſt menſchlicher Weiſe) ſetzte. Der Atheiſterey iſt er daher wohl nicht gerade zu beſchuldigen, und es wäre nicht das erſtemal, daß ein Irrthum durch einen andern gutherzigerweiſe hätte ſollen gehoben werden. Wenn er alſo die Vorſehung nicht annehmen will, ſo geſchieht es aus einem hohen Begriff von der Gottheit. Trotz der Herren Barriers und Conſorten ließ ſich wohl dieſes behaupten, ohne eben gerade wie Gaſſendi Conſequenzen und Mittelſätze zu erfinden, an die der Stifter des Syſtems nicht gedacht hatte.

III. Ueber die Apathie der Stoiker. Da die Stoiker die Leidenſchaften für Krankheiten und Gebrechen der Seele hielten, ſo war es natürlich, daß ſie wünſchten, dieſe Krankheiten möchten ausgerottet ſeyn. Apathie war ihnen Bildung richtiger Begriffe vom Werth der Dinge, von wahren und falſchen Gütern und Uebeln. Wie wenig die Stoiker

die

die Absicht hatten, dem vernünftigen Mann alle Sensibilität zu rauben, erhellet am besten aus ihrer Lehre von den gemäßigten Empfindungen, die sie selbst dem Weisen gestatteten. Sie sezten den 4 Hauptleidenschaften der Thoren, 3 vernunftmäßige Seelenmodificationen entgegen, die sie εὐπαθείας Constantias nannten: der ἡδονῃ die χαρα, dem φοβος die vernünftige Vorsicht εὐλαβεια, und der ἐπιθυμια die βουλησις. Der λυπῃ sezten sie keine εὐπαθεια entgegen, weil die wahren Weisen kein wahres Uebel treffen, keine hieraus entstehende Betrübniß niederschlagen könne. Die ἀπαθια verschafft uns den herrlichsten unter allen Vorzügen des Weisen, die Freyheit ἐξουσιαν αὐτοπραγίας.

Hierauf folgen Betrachtungen über den Tod und Trostgründe der Alten wider die Schrecken desselben. Hier ist alles gesammlet, was sich besonders in den Schriften der Stoiker herrliches davon findet. So unterhaltend diese Abhandlung für den gemeinen Leser seyn mag, so hat sie doch nicht so viel innern Werth als die erstern. Den Beschluß macht ein Programm über der Stoiker Meynung von dem Schicksale der Seelen nach diesem Leben.

Siegwart, eine Klostergeschichte. 3. Theile.

Wenn öfterer Druck und Nachdruck und allgemeines Lob von Halbgelehrten und Ungelehrten, und großen und kleinen Nachtwächtern in der gelehrten Welt der papiernen Krone teutsches Literaturlobes etwas mehr Dichtigkeit und Dauer verschaffen könnten, so hat dieses Buch sich deswegen gewiß zu erfreuen, denn es ist gesungen und posaunt worden an allen Straßen und Ecken. Darüber ist auch das Volk nicht zu schicaniren, wenn es bey einer neuen Erscheinung zuzauchzt, und dem Einzuge so lange nachläuft, bis davon nichts mehr zu

ſehen iſt. Die ganze Welt liegt nicht ſowohl im Argen, als im Schlafe; und alſo Dank dem, der ſie daraus weckt, und ſie ſo lange durch irgend etwas munter erhält, bis ſie von neuem einzuſchlafen Beruf fühlt. Allein es giebt mit unter Leute, die wachen, denen es auch in ihrem eignen Hauſe ſo wohl iſt, daß ſie ſelten ans Fenſter gehen, um was Neues zu ſchauen. Wenn nun Lärm entſteht, und die Menſchen lauffen nach dem neuen Thier, Popanz, Hanswurſt, oder was es iſt, ſo darf man ja wohl den Kopf ein wenig dazu ſchütteln, oder kurz und gut ſagen, was es eigentlich iſt, wornach die Leute lauffen. — Bedächtliche Leute wundern ſich immer, wie ein ſolch Ding als ein Roman ein Aufſehen machen, alle Stände und Alter in Eins vereinigen könne, um darüber zu urtheilen, ſich zu freuen und zu betrüben — da man doch wiſſe, daß das Ding nicht wahr ſey. Darinn aber haben ſie unrecht. Denn wahr iſts immer, das Mährchen mag auch von dem Schaum menſchlicher Geſchichte noch ſo ſehr oben abgeſchöpft ſeyn, für den, der gerade ſo viel und nicht mehr Beobachtungsgabe und Gefühl hatte als der Autor. Zuweilen hat der Autor von dieſen beyden Stücken mehr als ſein Leſer, ja es ſoll unter ihnen ſolche Zauberer geben, die ganzen Nationen Leſern überwachſen ſind. Erſcheint nun ein ſolcher unter dem Volk, und macht ſeinen Raritätenkaſten weit auf, ſo iſt freylich des Schauens kein Ende. Da zeigt er ihnen ſo natürlich, wie ſie's nennen, ein Stückchen Natur, groß oder klein, wie ers abzuſchneiden für gut gefunden, und wenn ſie eins nach dem andern vorrücken ſehen, ſo ſpielt er ihnen auf ſüſſe Melodien eignen Gefühls und Erfahrung. Dieß macht ſie nun ſo glücklich und berauſcht, daß ſie glauben, ſie ſeyen ganze Leute, und mit unter geben ſie zu, der Autor ſey auch ein ganzer Mann.

Bey der Laterna Magica, die hier herumgetragen wird, kann man nun nicht eigentlich ſagen, daß Einem ſo recht

wohl

wohl wird. Der Amtleute, Klöſter, und Landjunker mags wohl keine ſo geben, wie hier abgemahlt ſtehen. Aber wohl ſolche Studenten und Jungfern, die verliebt in einander ſind, Verſe an einander machen, an ein Stückchen Mondſchein glauben, ſchöne Schriften leſen, wider der Eltern Willen heyrathen wollen; und das alles für eine beſondere Tugend halten. In der Manier, wie die Sachen gemahlt ſind, läſt ſich alles mahlen, und man ſieht nicht ab, warum's mit dem 3ten Bande zu Ende geht, da doch mit eben denſelben Unkoſten noch viel mehr dergleichen hätten zu Tage gebracht werden können.

Betrachtungen übers Univerſum. Erfurt bey Weber. 1777.

Wer hat wohl nicht bey dem erſten Anblick eines merkwürdigen Menſchen ein Beſtreben in ſich gefühlt, dieſe Erſcheinung mit einer andern ſchon gehabten zu vergleichen, und ſo lange zu ſuchen, bis er einen Menſchen gefunden, der dieſem ähnlich wäre? Es iſt weiter nichts als der Name für das Ding, um ſichs zu denken; und in dieſem Verſtande möchte man gern den V. dieſes Aufſatzes Hemſterhuys den Jüngſten nennen. Eben der Geiſt, der ſo gern um die allgemeine Verhältniſſe der Dinge ſchwebt, die Erfahrungen der Welt vergleicht, ſie nach ſeinem Syſtem neu ordnet, und ſtets darnach ringt, ſeine Ideen ſo ſcharf zu ſtämpeln, daß ſie nie für ein anders Gepräge erkannt werden möchten. Eben daher dieſelbe Unleichtigkeit zu ſchreiben, dieſelbe Kargheit des Ausdrucks bey dem Reichthum der Gedanken, und die große Neuheit der Combinationen. Dieſer Aufſatz iſt kein Buch, und dieſer V. wird auch wohl nie eins ſchreiben in der Architektur unſeres literariſchen teutſchen Fachwerks. Nach einer langen Bienenartigen Einſammlung und eben ſolcher Verarbeitung der Ideen findet ſich dieſer Geiſt gedrungen, ſich auszureden, ſich ſelbſten leut Rechenſchaft zu geben, und ſo ſind dieſe Bogen

ein kurzes Inventarium ſeiner Studien; aber Inventarium zu eigner Nachricht, und nicht eine bettelreiche Auskramung in dem ordinairen Tröbelgeſchmack unſerer Mitſcribenten. Sieht man endlich auf den Spiritum Rectorem ſeines Syſtems, ſo iſt er ſtatt des Hemſterhuyſiſchen Deiſmus, mit der Liebe zu Gott und ſeinem Sohn genährt, und das Chriſtenthum nicht nach ſeiner Topik geordnet, und untergeordnet, ſondern mit ihm verwebt und verwachſen. Daher die wärmſte Ergieſſung des Gefühls, bey den hellſten Blicken über göttliche Waltung menſchlicher Dinge von Anbeginn bis jezt. Eine ſolche Männlichkeit des Denkens, mit dieſer Liebe des Herzens vereinbart, macht, daß derſelbe Geiſt den ganzen Cirkel chemiſcher Erſcheinungen zur mathematiſchen Wiſſenſchaft zu erheben ſtrebt, und ſich wieder mit Winkelmann vor dem Bilde des Vatikaniſchen Apollo in Entzücken verliert. Bey der Anwendung der Grundſäze ſeines Syſtems auf alle Wiſſenſchaften und Künſte, bemerkt man überall die ausgebreiteſte Kenntniß, die nicht in Compilation techniſcher Wörter aus der Taſche zu ſpielen ſucht: ſondern der für einen flüchtigen Leſer oft auffallende ſonderbare Ausdruck zeigt bey genauer Unterſuchung, daß die individuelleſte und deutlichſte Darſtellung der Idee beym Schreiben in der Seele lag. Wie ſehr werden ſich die Denker, denen der V. ſeine Schrift widmet, freuen, ihre eigne Saamenkörner auf dieſem fruchtbaren und bearbeiteten Boden, in neuer ſchöner Geſtalt aufgehen zu ſehen! So unbedeutend manchem Kritler die Mittheilung allgemeiner Spekulationen für den ſichtbaren Fortgang der Wiſſenſchaften in concreto ſcheinen mag: ſo angenehm iſt eine dergleichen Schrift doch für denjenigen, der neue Seelengeſtalten ſucht, und aufſpäht, weil ihm eben dieſe Unterredung, über ſo vieles und wichtiges die ganze umſchriebene Form des neuen Denkers zeigt. In Darſtellung der Wichtigkeit iſt wohl nicht immer das erbaulichſte was, ſondern wie es gefunden wird. Da

dieſe Bogen die Grundlinien eines gröſsern Syſtems in der gedrungenſten Kürze enthalten, ſo wird es ſchwehr, einen Auszug davon zu geben, ohne ganze Seiten abzuſchreiben. Hier iſt indeſſen eine Probe:

In allen und jeden Weſen, die Theile der Schöpfung ausmachen, ſind drey Hauptverhältniſſe. Daſeyn überhaupt, eigne Exiſtenz, Coexiſtenz mit andern Weſen. Daſeyn begreift alle Eigenſchaften des Weſens, alle ihre möglichen Abwechſelungen vom ſchlafenden und entwickelten Zuſtand. Der Schöpfung iſt ein gewiſſes Quantum von Eigenſchaften gegeben. Ein geringer Theil davon iſt lebende Kraft; das Reſiduum ſchlafende Fähigkeit. Die individuelle Mannichfaltigkeit liegt darinn: daſs in jedem Weſen immer nur ein Theil ſeiner Eigenſchaften lebt. Wären ſie immer und alle lebende Kraft; ſo läſst ſich keine Abänderung denken. Wir übergehen das übrige Raiſonnement, und wenden uns zum Schluſſe: daſs in jedem Theil der Schöpfung, in jedem Weſen der Trieb liegt, ſich ſelbſt ähnlich zu bleiben. Das iſt Richtſchnur für das Verhältniſs der Zeit; das iſt Geſetz der eignen Exiſtenz. Der Schöpfer legte Verbindungskraft in ſeine Schöpfung. Die Coexiſtenz iſt wechſelsweiſs Anlaſs zur Entwicklung lebender Kraft. Geſetz hier: iſt abermal Aehnlichkeit! Iſt: daſs die Weſen einander ähnlich werden. Dieſe Grundſätze werden nun auf Materie und Geiſter angewandt, und durch alle Wiſſenſchaften von Chemie und Phyſik bis zur Pſychologie, Moral, Politik, Religion gezeigt, daſs Aehnlichwerdung, Liebe, das Band ſey, das alle Weſen in der Schöpfung in ein Ganzes binde. So eben auch Liebe, Aehnlichkeit, Aehnlichwerdung heben das Geſchöpf zum Schöpfer empor, und binden das Univerſum in Ein Ganzes zuſammen.

Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichters. Herausgegeben von August Friedrich Ursinus. Berlin 1777. bey Christian Friedr. Himburg.

Schon das Aeußere dieses Buchs kündigt durch seine Kupferstiche, netten Druck und Papier die bekannte Sorgfalt des Verlegers an, sich das Publikum durch typographische Schönheit zu verbinden. Wie sehr wär es zu wünschen gewesen, daß die herrliche Zeichnung Chodowiecki's von ihm selbst wäre ausgeführt worden! Von dem Charakteristischen, das so stark in den Figuren des jungen Ritters, Compilators, Welt- und Staatsmanns, der Bürgermatrone u. s. w. ausgedruckt ist, mußte in der Hand eines dritten und zwar so geschickten Meisters, wie Hr. Berger, noch viel übrig bleiben, obgleich die leztе Drucker fehlen, die gleich umschriebene Contoure die Haltung des Originals wie in einem Nebel zeigen. — Der Uebersetzung ist das Original beygedruckt, eins der Hauptverdienste dieser Unternehmung. Voran steht eine freye Uebersetzung der Abhandlung vor Pierce's Relicks of ancient Poetry. Auf diese folgen Abhandlungen des Herrn Prof. Eschenburgs von der Liederpoesie, die als eine Susporte über jede beliebige Thür aufgehängt werden können, so weit ausholen, und so viel allgemeine und längst betretne Materie von neuem ausdreschen, daß man nicht absieht, auf welchem Wege ihr V. endlich an die Balladen und dieser ihren besondern Charakter gerathen will. Uns hätte genügt, wenn der V. statt dessen uns mit dem mannichfaltigen Schnitt und Sitte aller dieser Stücke aus den Relicks, den Thee Table Miscellanien und der übrigen Englischen Anthologie, hätte bekannt machen wollen, die so verschieden sind wie die Kleidertracht jedes Jahrhunderts von dem 12ten bis hierher, und nur Klassification, wenigstens für die Blöden, die alles für niedrig halten was Balladen heißt, nöthig gehabt hätten. Wie vieles wäre nicht

über

über den Epiſchen Mährchengang der Aelteſten zu ſagen geweſen, die gewiß ſo wenig zur lyriſchen Poeſie gehören, wie Arioſts Stanzen; über die Manier jede Periode in 2 lange Verſe zu ſtecken, die wir durch unſere Cäſur in 4 theilen, über die dramatiſche Sprünge, Veränderung der Scene, u. ſ. w. daß ſie mit dem Shakeſpeariſchen oder ältern Drama ſo viele Aehnlichkeit haben, und dadurch eben ihren gemeinſchaftlichen Urſprung aus der erſten Novelle verrathen. Das Verdienſt dieſer alten Mährchen und ihre einfache Behandlung ſcheint aber unſern Landsleuten ſchon anfangs nicht ſehr eingelenchtet zu haben, weil ſie aus den Sammlungen, wo Eins ſo oft unter 3 Manieren vorgetragen wird, gerade die modernſte und ſteifſte ausgeſucht haben. Die Ueberſetzungen ſelbſt ſind längſt bekannt; vor allen aber zeichnen ſich die Herderiſchen, in dem tief nachgefühlten Gang des Originals, als Meiſterſtücke aus. Einige, die neuere Empfindung und Schäferblümchen athmen, ſind dem Hrn. E. ſehr gut geglückt. Auch die Verſuche des Hrn. Urſinus haben ihr eignes Verdienſt. Seinen Freund, Herrn Laur, wünſchen wir zu ähnlichen Arbeiten in die Zukunft zu ermuntern. Alle Stücke einer Anthologie können ohnmöglich von gleicher Güte ſeyn; und zur Kunſt einen Strauß zu binden gehört gewiß das Verdienſt der Anordnung, damit die nothwendige Haltung dadurch erhalten wird, daß eine Blume der andern durch Licht oder Schatten wohl thut. Wenn auch einige dieſer Ueberſetzungen etwas ungelenk, und die Sprache ihrer Empfindung nur von weitem nachgeahmt iſt, ſo muntert dieſe Compilation doch vielleicht manchen Dichter auf, Hrn. Urſinus ſeine Schätze aufzuthun, und auf die beſcheidenſte Art von der Welt zu ſagen, daß Eine Sache ſich immer beſſer machen laſſe. Der große Hunger nach Volks-Liedern iſt bey dem lautſchreyendſten Haufen darnach, zwar bis itzo noch immer nur beliebige Tradition: allein die Leute, die davor zu ſorgen haben, daß er befriedigt werde, müſſen es ſo genau nicht nehmen,

men, ſondern immer glauben, man verſtünde ſie, ob ſie gleich der Zufall oft eines andern bereden will. Hintennach folgen Anmerkungen über jede Ballade, ihre Geſchichte und die Geſchichte ihrer Ueberſetzung.

Herrn Matthäus von Pappenheim, des H. R. R. Erbmarſchalls, Domherrn zu Augsburg, beeder Rechte Doctors, Chronik der Truchſeſſen von Waldburg, durch Anmerkungen, Zuſätze, Abhandlungen und genealogiſche Tabellen erläutert. Mit einer Kupfertafel. Fol. Memmingen 1777. bey Mayer.

Die Chronik dieſes altherrlichen Hauſes verdiente dem hiſtoriſchen Forſcher mitgetheilt zu werden. Der Text iſt Pappenheims. Die ſtarken Zuſätze, Abhandlungen und Geſchlechtsregiſter haben wir der gelehrten Feder des regierenden Reichsgrafen Truchſes zu Zeil und Trauchburg zu danken. Viele Erläuterungen, beſonders zur Schwäbiſchen Geſchichte; manche bekannte Begebenheit berichtigt und beſtätigt; nicht wenig brauchbare und unterhaltende Anekdoten; endlich, viele noch ungedruckte ſchätzbare Archivalurkunden, beſtimmen den vorzüglichen Werth dieſes Geſchenks. — Der äuſere Schmuck des Werks entſpricht dem innern Werth. Ihr Edeln Germaniens, Grafen und Herren, und ihr Archivare alter Klöſter, alter Häuſer, die ihr, zum Theil, gleich den Feuerdrachen die bey verborgnen Schätzen unter der Erde die Wache haben, die Reichthümer nicht zu brauchen wiſt, oft nicht einmal kennt, die ihr hütet — ſehet da ein würdiges Beyſpiel zur Nachahmung! Wie viel würde die beſondre und allgemeine Geſchichte durch ſolche Beyträge gewinnen!

K. W.

Lebensbeſchreibung des berühmten Ritters, Sebaſtian Schertlins von Burtenbach, aus deſſen eigenen und Geſchlechts-

schlechts-Nachrichten vollständig herausgegeben, und mit Anmerkungen und Beylagen versehen. Frankfurt und Leipzig 1777.

Herr Christoph Siegmund von Holzschuher, ein gelehrter Nürnbergischer Patrizier, macht hier mit einem der merkwürdigsten Teutschen Männer des XVIten Jahrhunderts den Anfang einer Folge von mehrern solchen Biographien, wozu Er uns Hoffnung macht, sofern Er die nöthigen Beyträge von andern Patriotischgesinnten Edeln und Gelehrten, besonders aus denen noch viel zu wenig benutzten Hausarchiven unsrer edeln Geschlechter, erhalten werde. Gegenwärtiges Buch ist um so interessanter, da Ritter Schärtlin, so wie Götz von Berlichingen, sein eigner Biograph ist. Schärtlin reicht zwar, meinem Gefühl nach, nicht ganz an Götze, aber immer war er (wie ihn die drey Fürsten in ihrem Vorschreiben an Herzog Christopher zu Würtemberg (Beylage F.) characterisiren) ein redlicher weidlicher Gesell, ein strenger mannhafter Ritter und Feldhauptmann, und, was ihm die meiste Ehre macht, der Sohn und Erbe seines eignen Verdiensts. Denn er war ein nouus homo, der sich seinen Weeg mit seinen eignen Armen machen mußte. Davon, daß er sich (wie der H. v. H. in dem kurzen Abriß der ganzen Geschichte sagt) in seiner Jugend mit bestem Erfolg auf die Wissenschaften gelegt und Magister in Tübingen worden, sey ich in seinem ganzen Leben keine Spur; nicht ein einziger Magister-Zug! überall spricht und handelt ein braver, aus einem ganzen Stück geschnittner, aber höchst roher knolligter Schwabe, an dem von dem scharfen Gepräge der Natur nichts abgeschliffen worden — und das war — in seiner Zeit wenigstens — nicht desto schlimmer, dächte ich! Nichts geht über die Naivität und Unbefangenheit seiner Erzählung, und nichts über die edle, kunstlose, rittermäßige Einfalt, womit er, recht wie ein alter Ritter der Tafelrunde, von großen Thaten, großen Gefahren, großen

Wun-

Wunden u. dergl. als von ganz alltäglichen Dingen spricht, ohne den kleinsten Zug von Ruhmräthigkeit oder Eigendünkel oder Geringschätzung Andrer, und immer mit einem herzlichen Gott sey Lob und Dank! wenn er aus großen Fährlichkeiten mit einem wohlgespickten Beutel wieder nach Hause kommt, und mit einem Gott genad seiner Seele! wenn er einen Feind zu Boden geschlagen hat. Ein Zug, der durchs ganze durchgeht und, wie mich dünkt, den Mann, der sein Glück erst machen muß, bezeichnet, ist die genaue Ausrechnung, was er mit jeder seiner Thaten gewonnen oder verlohren; aber angenehm ist dabey wieder die Treuherzigkeit, womit er das alles erzählt, und daß es ihm gar nicht einfällt, seinen Thaten edlere Motive als sie würklich hatten, unterzuschieben; sondern daß er gerade so von der Sache spricht, als ob er sich durch so und so viel hundert oder tausend Gulden, die er in diesem oder jenen Feldzug erobert, und womit er von Zeit zu Zeit zu Weib und Kindern nach Hause kommt, für alles ausgestandne Ungemach, Wunden, Lebensgefahren, ꝛc. reichlich belohnt halte. All dies, und das ebenfalls durchaus durch sein ganzes Leben ziehende Hausvatergefühl — und die Treue und Dankbarkeit gegen Jeden, der etwas zu seinem Glück beygetragen, und noch mehr andrer Züge der altteutschen Redlichkeit, Weidlichkeit, und Biderherzigkeit würden dies Buch lieb und köstlich machen, wenn auch der Inhalt, wegen der merkwürdigsten Begebenheiten des XVIten Jahrh. womit Schärtlins ganzes Leben verflochten war, für den Geschichtsliebhaber und Forscher weniger interessant wäre. Dem leztern überlassen wir, von dem historischen Werth dieses Buchs, und besonders von dem was der gelehrte und unermüdete Fleiß des Hrn. von Holzschuher bey dieser Ausgabe sowohl am Text als in den Anmerkungen ꝛc. geleistet, genauer zu urtheilen, und begnügen uns, dem leztern für dieses allen guten Teutschen und ehrlichen Schwaben gewiß willkommne Geschenk

hier

hier öffentlich unſern Dank zu erſtatten und ihn zur Fortſetzung einer ſo verdienſtlichen Anwendung ſeiner Muſe, ſo viel an uns iſt, aufzumuntern. —

Eins hätt' ich beynahe vergeſſen — und das iſt, Schärtlins gewöhnlicher Leibfluch: Potz blau Feuer! — welchen wir unſern jungen Kriegsmännern, ſtatt der hunderttauſend blauen T.. Donnerwetter, Kreuzbataillons u. ſ. w. zur Abwechslung hiermit beſtens empfohlen haben wollen.

W.

V.

Zum Bilde des Ludwig Vives.

Auch dieſer für ſein Zeitalter groſſe und wichtige Mann iſt nun vergeſſen! wie es denn, nach dem natürlichen Laufe der menſchlichen Dinge nicht anders ſeyn kann, und denen die itzt groß und wichtig ſind, oder zu ſeyn ſich dünken laſſen, in etlichen Generationen, längſtens, nicht anders ergehen wird. Denn die Zeugungen der Menſchenkinder ſind wie der Blätter auf den Bäumen, ſagt Vater Homer (und ſagte vor ihm der Seher Minſäus) die eine fällt ab, und die andre kömmt, — und die nicht mehr da ſind werden vergeſſen und bald nicht mehr vermißt, denn ihr Platz iſt (beſſer oder ſchlechter) ausgefüllt, und die Folgen deſſen was ſie gethan haben werden nicht mehr geſehen, weil die ehmals würkende Urſache nicht mehr geſehen wird. — Und wozu wärs auch nöthig, da ſie doch immer nur durch Veranlaſſung würkte, und ohne Mitwürkung andrer Urſachen niemals wirkſam ge-

worden wäre? — Indeſſen da man nun einmal in dieſem Zeitalter des Schwatzens, Grübelns, Deklamierens, Rasodierens, Schwärmens, in die Luft Fechtens, u. ſ. w. von unzähligen Dingen ſchwatzt, ohne daß es weiter zu was hilft als daß — davon geſchwatzt worden — ſo laſſe man uns immerhin etliche Blätter Papier — denen es gleichviel iſt, womit ſie bemahlt werden — dazu anwenden, das Andenken trefflicher Männer zu erneuern, wenn gleich, auſſer den Litteratoren, niemand mehr was von ihnen weiß noch zu wiſſen verlangt, ihre Thaten nicht mehr intereßieren, nicht mehr groß ſcheinen, ſo groß ſie zu ihrer Zeit waren, und ihr Beyſpiel ſelbſt nichts mehr würkt — da die einen von uns, unter der Laſt ihrer Zeit erdrückt, nicht zu ihnen hinauf ſehen können, und die andre, ſich ſelbſt genugſam, keiner Beyſpiele zu bedürfen glauben — auch ſolcher Beyſpiele würklich nicht bedürfen, die auf unſre Umſtände gerade ſo paſſen, wie die Helden Homers oder die Ritter vor König Artuſens Hofe ſich ſchickten, unſern jungen Kriegsleuten — wovon der geringſte Manns genug wäre, einen Branor oder Lanzelot von der Mähre herabzuſchießen — zu Muſtern vorgeſtellt zu werden. Ich ſehe ſo gut als jemand, daß ein paar Blätter, worinn etwas von dem Charakter oder den Verdienſten eines Mannes geſagt wird, der vor 200 Jahren unter einer gewiſſen Claſſe ſeiner Zeitgenoſſen Senſation machte, nicht viel mehr zu bedeuten haben, als wenn wir ſein Bild, im Geſchmack derjenigen womit dieſer Merkur prangt gearbeitet, in einer ſchönen Laterna magica vor den Augen unſrer geneigten Leſer vorbeyführten — Aber — wer guckt nicht, im Vorbeygehen, oder wenn er juſt nichts anders zu thun weiß, einen Augenblick in einen Guckkaſten? — und wenn am Ende auch nichts dadurch gefruchtet würde, als daß unter 10000 jungen Leuten vielleicht einer oder zween veranlaßt würden, ſich mit den verzeßnen, im Bibliothekenſtaub modernden Werken ſolcher

Männer

Männer bekannt zu machen, und klüger dadurch zu werden als er sonst bey seinem Brodhandwerk, oder gar bey dem müssiggängerischen Treiben dessen was man itzt schöne Wissenschaften nennt, geworden wäre — immer Nutzens genug! — wenn wir doch ja von Nutzen schwatzen wollen; wir, die immer und ewig ravodieren werden, wenn wir dies als eine Sache von herrlichen Nutzen anpreisen, jenes als unnütz und frivol verachten, blos weil wir Kinder sind, und von Götterfachen (wie Euripides sagt) nichts verstehen, und nichts wissen, oder alle Augenblicke vergessen — daß Simson mit einem Eselskinnbacken 1000 Philister schlug, und Xerxes mit einer Million — Philister sich von einer handvoll Griechen, die keine Simsonen waren, nach Susa zurückjagen ließ — oder, unverdeckt zu reden, daß in dieser sublunarischen Welt, und vermuthlich auch in einem großen Stück der supralunarischen (en depit aller Anti-Popiaden) alles Kleine groß und alles Große klein, alles Böse gut und alles Gute böse ist, und daß es so bleiben muß und wird — bis es gar keine Schatten mehr giebt — sondern Alles Liche ist; eine Epoche, die, wie ich gewiß versichert bin, kein einziger Mahler noch Mahlereyliebhaber in der Welt jemals wünschen wird, oder sich wird vorstellen können, daß es so was Herrliches darum sey, als diejenigen glauben, die — das Vorrecht haben, ohne blinzeln in die Sonne zu sehen.

Nach dieser Ausschweiffung wieder zu unserm ehrlichen Vives, — der im Grunde so unschuldig daran ist als ein Kind.

Dieser Vives war einer von dem einst berühmten Litterarischen Triumvirat seiner Zeit; Budeus und Erasmus (hieß es) wären seine Mitregenten. Er selbst, (so wie die beyden andern) war wohl zu klug, sich solcher Würde anzumaßen, wenigstens zu klug, sich's anmerken zu lassen — Aber solche

Männer haben immer, (wie dort Jul. Cäſar,) ihre Schmeichler und Laudatarien, ſerua pecora, die ihnen vor den Augen des gaffenden Volks das Diadem anbieten, und ruffen: lang lebe der König! —

Ich könnte, wenn ich den *Bailet* abſchreiben wollte, eine feine olla putrida von Urtheilen über die Verdienſte des Vives und ſeiner Schriften, zuſammen ſchütten, Urtheilen, wo zum Theil der eine ſchwarz nennt, was dem andern ſehr weiß vorkömmt, und wo doch immer beyde ein wenig recht haben, ſo ausgemacht es auch iſt, daß ein Ding nicht ſchwarz ſeyn kann, wo und wenn es weiß iſt. Aber wozu der Unrath? Darinn ſtimmen alle, deren Urtheil einiges Gewicht haben, überein, ihm gebühre einer der oberſten Plätze unter den tapfern Männern, die zur Verjagung der mönchiſchen Barbarey, Wiederherſtellung des beſſern Geſchmacks in der Art zu ſtudiren und zu ſchreiben, und Verbreitung des Lichts einer geſundern Philoſophie, beſonders über den ganzen Umfang der Schulwiſſenſchaften und des Erziehungswerks, die ſo lange mit Finſterniß umhüllet gelegen, am meiſten beygetragen haben. Sein Werk de Cauſis corruptarum Artium, der Tractat de Initiis, Sectis et Laudibus Philoſophiae, die Introductio ad Sapientiam, hauptſächlich aber das Buch *de tradendis diſciplinis* (welches Morhof mit Recht ein goldnes Büchlein nennt) verdienen noch immer das Lob, ſo ihnen der vortrefliche Conrad Geßner (in ſeiner Bibliothek unter der Rubrik Johann Ludwig Vives) ertheilt, „daß Gelehrte ſelbſt daraus weiſer werden könnten.„ Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, was ſie in einer Zeit würken mußten, wo die Sprache des geſunden Verſtandes ſo neu, und das Licht (deſſen wir izt ſo gewohnt ſind, daß wir — nichts mehr dabey ſehen) wiederkehrender Tag zu denen, die in Finſterniß und Schatten des Todes ſaßen, und gleichſam himmliſche

liſche Erſcheinung und Glorie war. Die Schriften des Vives (und das nehmliche gilt auch von denen der übrigen Reformatoren der Philoſophie und Litteratur im Anfang des XVIten Jahrh.) ſind nicht bloſer Nachhall der Griechen und Römer, die man damals wieder zu ſtudiren anfieng. Es ſind nicht zuſammengeſtoppelte Gedanken der Alten, und Kruditäten einer gefräßigen Polyhiſtorie; ſondern Produkte eines durch die Alten genährten, geübten und geſtärkten, eines durch ihren vertrauten Umgang erweckten, weiſer gewordenen, aber ſelbſt arbeitenden, und ſich ſelbſt ausbildenden Geiſtes; eines Geiſtes, der ſich über die dumpfe Region der Vorurtheile erhoben hat, eine freye Luft athmet, um ſich herſchaut, ſich aller ſeiner Kräfte bewußt iſt, und mit Macht in ſeine eigne Zeit einwürkt. Und wenn ſie auch nichts enthielten, was Studirende heutiges Tages nicht aus unſern Zeitgenoſſen eben ſo gut, oder zum Theil beſſer lernen könnten; ſo wären ſie dennoch aus eben dem Grunde zu empfehlen, warum es nothwendig höchſt nützlich ſeyn müßte, mit Männern von ſolcher Geiſtesſtärke, Weisheit, Wahrheitliebe, Freyheit und Richtigkeit des Geſchmacks, umzugehen — oder noch eigentlicher, warum man von einem geſchickten Manne, in welchem Fach es ſey, der das, was er iſt, durch ſich ſelbſt wurde, und ſich durch unendliche Schwierigkeiten durcharbeiten mußte, allemal mehr lernen kann, als von einem, der in der dritten oder vierten Generation auf ihn folgt, und auf dem ſchon gebahnten Wege mit weniger Mühe und Kraft weiter als jener gekommen iſt. Ich kann mich daher nicht enthalten, bey dieſer Gelegenheit den Wunſch zu äußern, daß einige Gelehrte und Buchhändler zuſammen ſtehen, und uns eine Auswahl der beſten Schriften (wozu auch die Briefe gehören) der beſten Köpfe aus der 2ten Hälfte des XVten und erſten Hälfte des XVIten Jahrh. in einer Folge von Bänden, in einer bequemen und netten Ausgabe, allenfalls auf Subſcription, zu liefern ſich

entſchlieſſen möchten — da die Werke dieſer Männer ſich meiſtens ſo vergriffen haben, und groſſentheils auch ſo unbequem für uns homunciones des XVIIIten Jahrhunderts gedruckt ſind, daß es beynahe von keinem Nutzen ſeyn kann, ſie den Studirenden zu empfehlen, da die Wenigſten Gelegenheit finden, derſelben habhaft zu werden. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß nicht alle gutdenkende Gelehrte in und auſſer Teutſchland ein ſolches Unternehmen auf alle mögliche Weiſe zu fördern und aufzumuntern willig ſeyn ſollten.

Itt noch ein paar Worte von der Lebensgeſchichte unſers Vives. Er wurde zu Valencia in Spanien gebohren; ſezte ſeine daſelbſt angefangnen Studien zu Paris fort, gieng ſodann nach Löwen, lehrte da mit groſſem Beyfall (in einem Alter von 25-26 Jahren) Philoſophie und Humaniora, erwarb ſich die Freundſchaft des Erasmus (der in einem Briefe an den Leibarzt und Inſtructor des Erzherzogs Ferdinand, Bruders von Carl Vten, den 13ten Hornung 1519. geſchrieben, auſſerordentlich günſtig von ihm ſpricht) wurde da Lehrer und Hofmeiſter (wie man's itt nennt) von dem jungen Wilhelm de Croi, nachmaligem Erzbiſchof von Toledo, und ſchrieb unter anderm ſeinen Commentar über des H. Auguſtins Stadt Gottes (*), ein Buch das ihm mit der theologiſchen Facultät zu Löwen Händel machte, ihn hingegen bey Heinrich VIII. in England, dem ers zugeeignet hatte, ſo gut empfahl, daß er nach Eng-

(*) Ich kann von dieſem Werke, da ichs nie geſehen, nicht als Augenzeuge ſprechen. Es wird unter ſeine beſten gerechnet, und hat ſchon darum das günſtigſte Vorurtheil für ſich, weil die Theologi von Löwen die darinn herrſchende Geiſtesfreyheit höchlich mißbilligt haben, und weil es ſich in dem Indice derer von der H. Synode zu T— verbotnen Bücher befindet — wo faſt alle gute Bücher dieſer Zeit verboten ſind.

England berufen und zum Lehrer der Prinzeßin Maria beſtellt wurde. Da er aber, einige Jahre hernach, durch ſeine öffentliche Mißbilligung der berüchtigten Eheſcheidung dieſes Königs von ſeiner erſten Gemahlin, Catharina von Arragon, ſich die Ungnade ſeiner Königlichen Excellenz (wie man damals noch ſagte) zugezogen: verließ er England, zog nach Brugg, brachte da ſein übriges Leben ohne Amt mit Studiren und Verfertigung verſchiedener Bücher zu, und ſtarb im J. 1537. oder nach Andern im J. 1541. im 48ſten ſeines Alters. Seine Schriften hat der berühmte Buchhändler Froben in Baſel in Folio zuſammengedruckt; doch iſt das Werk über Auguſtins Civ. Dei nicht daben. — Eine Anekdote, dieſes letztere betreffend, verdient hier Platz. Vives ſelbſt erzählt ſie in einem Briefe an den Erasmus. Als Froben mit dieſem Buche auf die Meſſe nach Frankfurt kam, machte es ſo gar keine Senſation, daß er nicht ein einziges Exemplar davon abſetzen konnte. Verleger und Autor fanden ſich beyde gewaltig weit von ihrer Rechnung. *Videt*, ſchreibt ihm Erasmus zurück, *etiam in Musarum rebus regnare fortunam.* In unſern Tagen wäre manch ähnliches Beyſpiel aufzuweiſen. Ein Buch kann auch relative zu gut ſeyn, um ſeinem Verfaſſer viel Leſer zu verſchaffen, und es iſt ſehr möglich, daß ein Verleger mit den Werken eines ſehr großen Geiſtes Bankrutt mache. — Aber man muß doch geſtehen, daß es ärgerlich iſt!

W.

Die Zuſage, die ich meinen Leſern im letzten St. des M. wegen des Picus von Mirandola gethan, gründete ſich auf eine andere, die mir ſelbſt von einem Freunde gegeben worden war. Bey ſolchen Zuſagen verſteht ſich die Clauſel unſrer lieben Alten — Gott's Gwalt vorbehalten! — allemal von ſelbſt. Hinderniße, die weder ohne die Gabe der Prophezey vorherzuſehen, noch ohne Allmacht wegzuräumen ſind, gelten

vor jedem Gerichte. Ich wäre zwar als Cavent zur Selbstzahlung verbunden; da aber meine Leser allein dabey verlöhren, so werden sie besser fahren, wenn sie noch Frist geben, als wenn sie die Zahlung allenfalls — in leichtem Geld annehmen wollten.

W.

VI.

Probe einer komischen Epopee, genannt Belline stirbt.

Es ist schon lange, daß mir ein Ungenannter die zwey ersten Bücher eines komischen Gedichts über den Tod eines Schooshunds, zur Probe zuschickte. In dem beygelegten Briefe ließ sich der Verfasser mit den gewöhnlichen Bescheidenheits-Grimassen deutlich anmerken, daß er mit seinem Werke zufrieden genug sey, um dessen Einrückung in den Merkur zu erwarten. Eine kleine Probe aus dem ersten Buch wird mich überheben, die Ursachen zu specificieren, warum ich nicht seiner Meynung seyn kann.

Aus dem ersten Buche (und das Beste daraus.)

Die Sonne prangte schon im mittäglichen Glanze,
des Landmanns braune Hand ergriff die Aehrenlanze
nach einer Mittagskost von Milch und schwarzem Brod,
gewürzet mit dem Kuß auf Aenchens Wangenroth.

Poeten

Poeten saßen schon die Feder in der Rechten
für ihres Kopfs Geburt mit Kritikern zu fechten.
Gesättiget, erfrischt, mit schon bestäubtem Schuh,
macht sich der Wandrer auf voll Wunsch nach süßer Ruh.
Der große Schwelger saß bey fürstlichen Gerichten
noch lang' in träger Ruh, und überdenkt die Pflichten,
die ihm sein schweres Amt auf seinen Rücken legt,
und die er immer hin geduldig schmachtend trägt.
In Süßheims Schlosse war die Küche schon verschlossen.
Hier lebt man der Natur des Adelstands zum Possen.
Amalchens zarte Hand, voll wahrer Grazie,
wie einst Urania, strickt niedlichen Filee.
Sie lebt hier unbesucht vom Schwarm der jungen Gecken,
die Städtenymphen süß das weiße Pfötchen lecken.
Ihr Herz ist unbestrickt, die Lieb' ihr unbekannt,
Nach Amazonenart liebt sie den freyen Stand.
Ihr Hofstaat wimmelt nicht von müßigen Lakayen,
die dickgemästet sich des Großen Thorheit freuen.
Voll feiner Fühlbarkeit, ein — Herz nach ihrem Sinn,
wählt zur Gesellschaft sie sich eine Bürgerin;
ein Mädchen, voller Feur, mit wahrem edlen Herzen,
gebohren für den Geist, nicht für der Wollust Scherzen.
Amalia liebt sie, theilt mit ihr jede Lust,
gießt ihres Herzens Gram in Christianens Brust.
Ihr zweeter Günstling ist, der Stolz von Königinnen,
Belline, sie der Ruhm der Bologneserinnen.
Sie nimmt den ersten Kuß beym frühen Sonnenblick,
geht mit ihr in den Wald, und kehrt mit ihr zurück.
Sie kennt Amalchens Ruf, und liest in ihren Blicken
des Herzens Ruhgefühl und wedelt ihr Entzücken,
weint, wenn ihr Fräulein weint, als hätte sie Verstand,
bangt um sie her und küßt trostgebend ihr die Hand,
bis selbst Amalchens Herz, durch ihren Schmerz erweichet,

getröſtet ſcheint, und ihr zum Kuß die Lippen reichtt.
Sie ſizt in ihrem Schooß, wenn kühle Abendluft
nach ſchwülen Tagen ſie zur Gartengrotte ruft.
So liebt' ein Mädchenherz in jenen goldnen Zeiten
den Jüngling, ſo genoß in ihm ſie Seligkeiten.
Der Nachtſchlaf trennt ſie nur zum heitrern Morgenblick,
der erſte Sonnenſtrahl ruft ſie zu ſich zurück. —

Belline ruhte ſanft nach frohem Mittagsmahle
in Chriſtianens Schooß mit ihr im Sommerſaale,
wo ſüßer Blüthe Duft belaubte Linden ſtreun
und Schattenkühle würzt des Mittags Sonnenſchein.
Ein angenehmer Traum, vom Liebesgott gedichtet,
womit der Liſtige ſich manches Kind verflichtet,
und unvermerkt und leicht den Pfeil ins Herzchen ſtieß,
das ſich zum Streite mannt und ſchon die Wunde fühlt —
Ein angenehmer Hain, wo lieblich Amoretten
dem Liebesgott mit ihr auf Roſenblätter betten;
Ihr eigen Bild ſo ſchön, ſo ſüß des Gottes Kuß,
ſo voller Luſt ihr Herz beym völligen Genuß. —
Denkt euch den ſüßten Traum, ihr guten Splitterrichter,
das Herz empfindungsvoll, verſucht es denn als Dichter!
Durchforſcht das Mädchenherz, dringt in die Winkel ein,
wohin Empfindung ſchleicht. — Ihr werdet uns verzeihn,
wenn uns in dieſem Schwung der Malerpinſel ſinket,
und nur das zarte Herz Wolluſt begierig trinket,
die Hand den Zug verfehlt, die Farben kunſtlos miſcht,
und Farb' und Malerey von Blatt und Leinwand wiſcht.

Das Zöſchen ſchläft alſo, und zwar (wie uns der Autor entdeckt) ohne Halstuch. „Ein guter Genius führt des Lakayen Friedrichs Neubegierde zu ihr.„ Er ſieht die ſchöne Schläferin, und „ſein Feuerblick durch-

durchfährt die Flur der unverhüllten heiligen Natur.„ Aber itzt erwacht Belline die in Christianchens Arm geschlummert hatte, „und droht mit Wächterminen den Friedenstörer zu verrathen.„ In dieser Noth sucht Friedrich eilfertig in allen Taschen, findet endlich ich weiß nicht ob Bonbons oder was, und wirfts Bellinen vor. Dies thut die gewünschte Würkung.

Belline hüpft mit jugendlicher Freude
zu Christianens schönen Füßchen hin,
ach! und verschluckt den Tod im Silberpillenkleide
und wähnt es sey ein köstlicher Gewinn!
Der Vorwiz — aller Weiber ewiger Regierer —
war auch Bellinens leidiger Verführer!
Es spiegle hier sich jeder Menschensohn,
und jedes Mädchen nehme sich die Lection:
Mit unbekannten Dingen nicht zu manövriren,
man weis nicht wie, und wann, und was sie produciren.

Sollte man nicht glauben, der Autor habe in diesen beyden lezten Versen seiner Muse eine Lection geben wollen? — Belline ist also pro tempore todt, und ich denke, wir bitten den Herrn Autor, sie nicht wieder zu erwecken. — Sollte ein ehrsames Publikum andrer Meynung seyn — so bilde man sich ein, ich habe nichts gesagt.

W.

VII. An-

VII.

Anzeigen.

für Litteratur- und Kunſt-Liebhaber.

Das in dem dritten Theile der Lavateriſchen Phyſiognomik befindliche Portrait Sr. Königl. Majeſtät von Preußen zu Pferde, wie ſolches nach der Zeichnung des Herrn Daniel Chodowiecki, von Herrn Lips in Kupfer geſtochen iſt, hat bey vielen das Verlangen erregt, dieſes Stück beſonders zu beſitzen. Herr Chriſtian Friedrich Himburg, Buchhändler in Berlin, hat ſich entſchloſſen, dieſen Wunſch, der gewiß der Wunſch aller Kunſtliebhaber iſt, zu befriedigen; und kündiget an: wie Hr. Chodowiecki ſehr geneigt ſey, ſelbſt Hand an dieſes Stück zu legen, und es nach ſeiner Zeichnung in Kupfer zu graben. Das Publikum hat alſo von dieſem Künſtler binnen 8 Wochen das Bildniß Sr. Majeſtät zu erwarten, deſſen Aehnlichkeit unter dem Grabſtichel des Schweizer-Künſtlers größtentheils entflohen iſt, die aber durch Hrn. Chodowiecki hergeſtellt werden ſoll. Dieſer Kupferſtich wird die Größe von 8 Zoll Höhe und 9 Zoll Breite haben, und ſich vor andern, die etwan durch anderer Künſtler erſcheinen dürften, dadurch auszeichnen: daß Se. Majeſtät von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen, den Herren Generals von Ziethen und Ramin begleitet, einen Theil der Parade in Augenſchein nehmen. Auch auf die möglichſte Aehnlichkeit des hohen Gefolges wird Rückſicht genommen werden. Wer von den Erſten Abdrücken, die Einen Thaler verkauft werden ſollen, beſitzen will, beliebe ſich bey Zeiten an Hrn. Himburg zu wenden. Hier in Weimar nimmt der Hofrath Wieland Subſcription auf die beſten Abdrücke an.

Eben

* * *

Eben dieſer Buchhändler macht folgendes bekannt:

Einige Provinzen Teutſchlands haben mein Vorhaben, welches ich dem Publikum ſchon vor einiger Zeit in Anſehung der zwölf zu liefernden Kupfer zur Triſtramſchandiade, bekannt gemacht, thätig unterſtüzt. Aber ein groſſer Theil ſcheinet davon noch nicht unterrichtet zu ſeyn. Der Anfang zu dieſer Sache iſt ſchon gemacht, und lege ich hiermit das erſte Blat den Freunden dieſes engliſchen Meiſterſtücks, das einer unſerer beſten Vordeutſchern der Nation geſchenkt hat, vor Augen, um davon urtheilen zu können. Beyde Künſtler, Herr Chodowiecki ſowohl, als Herr Berger ſind uns als groſſe Künſtler bekannt, die ihrem Vaterlande und dem jetzigen Zeitalter Ehre machen. Sie haben mir ihr Wort gegeben, dieſe zwölf Blätter binnen itzt und Michaelis d. J. zu vollenden. Das Publikum hat alſo nicht zu fürchten, daß dieſe Sache weder verlängert werde, noch daß ſie ins Stecken gerathe. Liebhabern ſtehet die Pränumeration, die zwey Thaler Conventionsgeld iſt, bis Ausgangs Julii d. J. offen, nach der Zeit iſt der Preis 2 Rthlr. 12 gl. oder auch 3 Rthlr. je nachdem ſich viele und wenigere Liebhaber finden. Auſſerdem haben die Pränumeranten die erſten und beſten Abdrücke zu erwarten. In nachſtehenden Städten und Buchhandlungen kann das erſte Blatt vorgezeiget werden: In Hamburg, im Kayſerl. Adreß-Comtoir und in der Bohniſchen Buchhandlung. In Frankfurt am Mayn in der Brönneriſchen Buchhandlung. In Braunſchweig in der Buchhandlung des Fürſtl. Waiſenhauſes und bey Hrn. Kupferhändler Brenner. In Ulm bey Hrn. Stettin, Buchhändler. In Presburg bey Hrn. Löwe. In Breslau, bey Hrn. Wilhelm Gottl. Korn und Hrn. Gottlieb Löbe. In Göttingen in der Vandenhöckiſchen Buchhandlung. In Nürnberg in der Felſeckeriſchen Buchhandlung, wie auch bey Hrn. Raſpe.

V. Miſcellanien. S. 48.
VI. Fortſetzung der neueſten polit. Gerüchte. 62.
VII. Zum Bildniß der Anna Maria von Schurmann. 83.
VIII. Kritiſche Anzeigen. 88.

May.

I. Freundſchaft und Liebe. Eine wahre Geſchichte. S. 97.
II. Ueber einige Gemählde der Düſſeldorfer Gallerie. 117.
III. Fortſetzung der neueſten politiſchen Gerüchte. 136.
IV. Miſcellanien. 154.
V. Auszüge aus der Eucleria der Anna Maria von Schurmann. 165.
VI. Kritiſche Anzeigen. 181.

Junius.

I. Gedichte. S. 185.
II. Freundſchaft und Liebe, fortgeſezt. 202.
III. Miſcellanien. 232.
IV. Kritiſche Anzeigen. 245.
V. Zum Bilde des Ludwig Vives. 265.
VI. Probe einer komiſchen Epopee, genannt Belline ſtirbt. 272.
VII. Anzeigen. 276.

Kaſpe. In Leipzig bey Hrn. Carl Friedrich Müller und in der Dyckiſchen, wie auch in der Breitkopfiſchen Buchhandlung. In Weimar bey Hrn. Hoffmann. In Hannover beym Königl. Adreß-Comtoir. In der Schweiz bey Hrn. Steiner, Buchhändler in Winterthur, deßgl. bey der typographiſchen Geſellſchaft in Bern. In Gotha, bey Hrn. Ettinger. Die Gelder werden an mich ſowohl, als an die Herren Collecteurs poſtfrey eingeſandt. Berlin, den 24ten May, 1777.

Ch. Fr. Limburg, Buchhändler in Berlin.

Der Herausgeber des M. könnte von der Vortreflichkeit des erſten Kupfers dieſer hier angekündigten Suite auch als Augenzeuge reden, wenn die Präſumtion für einen Künſtler wie Chodowiecki nicht zu ſtark wäre, um irgend eines andern günſtigen Vorurtheils vonnöthen zu haben.

Schließliche Anzeige.

Noch muß ich — damit niemand unverdienter Weiſe gekränkt werde — anzeigen, daß ſich dieſer Tagen zufälliger Weiſe verſchiedene Geſänge, kleine Lieder, und andere poetiſche Aufſätze vorgefunden haben, die ich ſeit geraumer Zeit unter dem täglich ſich aufhäufenden Schwall von Poeſereyen, die für den Merkur eingeſchickt werden, ganz aus dem Geſicht verlohren hatte, die aber keinesweges unter den Unrath gehören, wovon ich S. . . . geſprochen habe. Ich kann hier nicht alle dieſe Stücke nahmhaft machen; die vorzüglichſten ſind — Proben einiger Pſalmen für das Volk, — eine freye Nachahmung des Lieds My Mind to me a Kingdom is &c. eine Romanze Roger und Alcinde, die ein zwar noch etwas rohes Talent, aber doch ein Talent für die komiſche Romanze verräth, — verſchiedene artige Kleinigkeiten, worunter der Flatterhafte und der Gärtner von einem Verfaſſer,

ſer, der ſich hieraus erkennen wird, und noch an're mehr, die alle (wenigſtens ſo gut als manches andre wo aufgenommen worden) längſt ihr Plätzgen verdient hätten, wenn nicht (wie Erasmus ſagt) auch in Muſen-Sachen Fortuna regierte. Alle dieſe Stücke, oder doch die meiſten davon, ſollen im nächſten Quartal untergebracht werden. — Vielleicht iſt auch in meinem Plunder noch dies und jenes, was ein Anthologiſt, dem's an Blumen gebricht, brauchen könnte. Es iſt ſchwerlich unter Dingen, auf die der Natur-Genius ſeinen Charakter entweder gar nicht oder nur ſehr ſchwach aufgedrückt hat, immer die beſten zu wählen; und man verwirft oft in gewiſſen Stunden, was man bey beſſerer Laune paſſabel gefunden hätte — ſo wie manchem loſe Speiſe iſt, was hundert Andre con gran gusto hinunter ſchlürfen. Wenn bey dieſer Gelegenheit an Tag kommt, daß mein merkurialiſches Archiv (wie ſo viele andre, an denen mehr gelegen iſt) eben nicht in der beſten Ordnung gehalten wird, ſo hoffe ich, daß man dießfalls einige Nachſicht billig finden wird. Der Merkur trägt nicht ſo viel, daß ich einen eignen Regiſtrator halten könnte; und ich ſelbſt habe, wie ich unverhohlen bekennen will, nie Talent genug gehabt, mich in dieſem Amt über das mittelmäßige zu erheben. W.

Inhalt des zweyten Vierteljahrs.

April.

I. Poeſien. . . . . S. 3.
II. Das Hochburger Schloß. . . 16.
III. Einige hiſtoriſche Nachrichten von dem Ritterweſen der mittlern Zeiten. . 29.
IV. Arioſts Zwietracht. . . . 39.

IVLIANA MORELLA.

Der

Teutſche Merkur

vom

Jahr 1777.

Ihro Römiſch-Kayſerlichen Majeſtät
zugeeignet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Brandenburg.
gnädigſtem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der Teutſche Merkur.

Jul. 1777.

I.
Gedichte.

Das Sommer-Mährchen, oder des Maulthiers Zaum.
Eine Erzählung aus der Tafelrunde-Zeit.

Als einſt zur Morgenſtunde
Fürſt Artus lobeſam
an ſeiner Tafelrunde
ſein Frühſtück nahm:
da ſtand mit ihren Frauen
die Königin
im Erker, auszuſchauen
ins Grüne hin,
und ſich zu freuen
des lieben Mayen.

Sie ſtunden da und ſogen
mit ofner Bruſt,
halbangezogen,
den friſchen Balſamduft
der Morgenluft,
und ſahn
ſo ihre Luſt
daran,

wie Zweig an Zweig gebogen
voll Blüthen hieng,
und wie ſie flogen
ſo oft ein Lüftchen gieng.

Da war noch gute Zeit, ihr lieben Leute,
Da man bey Hof ſich noch an ſo was freute!

Auf einmal rief der Jungfrau'n eine:
O ſeht die feine
geputzte Reuterin
(ſie wies dahin
mit ihrem Zeigefinger)
vom Anger dort herab
kommt ſie in vollem Trab.

Die muntern Jünger
von Artus Ritterthum,
um ihren Herrn herum
gelagert in der Halle,
dies hörend ſprangen auf aus ihrer Ruh,
und lieffen alle
dem Erker zu.

Auf einem Maul geritten
die ſchöne Reutrin kam,
und (was die edlen Britten
viel wundernahm)
ritt ohne Zaum und Zügel
mit ſolchem Schuß
als hätt' ihr Maulthier Flügel
wie Pegaſus.

Und als ſie nun im Hofe
des Schloſſes hielt,
kam Ritter, Knapp und Zofe
herbeygewühlt,
die Fremde zu empfangen,
die in der Näh'
ſo glänzend war von Wangen
wie eine Fee.

Man führt auf ihr Verlangen
ſie in den Saal,
wo Artus, ſein Gemahl,
und Frau'n- und Ritterſchaaren
verſammen waren.

Da wirft die Schöne ſich
auf ihre Knie,
und weinet bitterlich;
Mir iſt, ſpricht ſie,
genommen worden,
was lieber mir
als dieſes Augenpaar
ja als mein Leben war:
und ſind ich hier
in eurem edeln Orden,
geprieſen weit und breit,
nicht Jemand, dem mein Leid
zu Herzen dringt,
und der mir's wiederbringt:
ſo iſt, dem Himmel ſey's geklagt!
auf Erden keine ärmre Magd.

Nennt uns (erwiedert ihr
der Fürſt) die Ungebühr
die Euch geſchehen:
Wir alle ſtehen
für einen Mann.
Iſts wieder zu bekommen,
was wie man denken kann
kein Biedermann
Euch weggenommen,
ſo komm', als lang Ihr deſſen harr't,
kein Meſſer über meinen Bart!

Sie ſpricht: Ihr werdet denken
ich red' im Traum,
und es verlohne kaum
die Müh, ſich ſo zu kränken
um einen — Zaum;
doch, liebe Herren, mir
liegt an dem Zaum
mehr als ihr glaubt.
Der Zaum von meinem Thier
ward mir geraubt,
und krieg ich ihn nicht wieder,
ſo iſt, dem Himmel ſeys geklagt!
auf Erden keine ärmre Magd.

Der fromme König ſagt:
Laßt eure Augenlieder
vom Weinen ruhn;
Ihr habt ſo ſchöne Augen,
's möcht ihnen Schaden thun
ſie ſo zu laugen.
Traun! wär ich nicht zu alt

zum abentheuren,
ich ſelber wollte bald
dem Unheil ſteuren!
Doch faſſet Muth,
ich bin Euch gut
für euern Zaum.
Mein Neffe Gawin zwar
ritt kaum
zwoo Stunden lang von hier;
Allein, in dieſer Heldenſchaar
wird, glaubet mir,
ſich Jeder glücklich ſchätzen,
Euch wieder in Beſitz des Zaums zu ſetzen.

Ihm, ſpricht ſie, der den Zaum mir wiedergiebt,
gelob ich feyerlich,
wie's ihm beliebt,
entweder — abzutreten
das Maul das mich
in meinen Nöthen
hieher trug, oder — ich
will all mein Lebenlang allein
zum Dank ſein treues Liebchen ſeyn.

Die Jungfrau ſtund
bey dieſen Worten
wie eine Roſe da,
und wer ſie ſah
dem wäſſerte der Mund.
Allein der ganze Orden
der Tafelrund
war, auſſer zween,
mit Liebchen ſchon verſehn;

und einer von den zween,
der Gawin hieß,
zog damals auf der Fahr;
Der andre war,
der Seneschall Herr Gries.

Herr Gries, der Seneschall
iſt euch bekannt.
So war kein Springinsfeld
im ganzen Land;
auch hieß er überall
der Mädchenheld.
Denn wenn er bey den Zofen ſaß
im Vorgemach,
war Staat darauf zu machen,
daß Junker Grieß
die Zähne wies,
und zwiſchen Ernſt und Lachen
von ſeinen Heldenthaten ſprach;
Da ſaß
kein Ritter baß
als er zu Pferd: im Tanze
blieb ihm der Beſte nach,
und keiner brach
ſo zierlich eine Lanze;
Sanct Görge, der den Lindwurm ſtach
mit ſeiner Gabel,
war gegen ihn, Parbleu
nur ein Monſieur!
Auch bildte ſich der Gauch
auf ſeinen Schnabel
und ſeinen Bau..)
und ſeine glatte Hand

nicht wenig ein,
und wo ein Spiegel ſtand
gukt' er hinein.
Daneben war bey Hofe
ſein Tagewerk
daß er von Frau und Zofe
von Ritter und Gezwerg
euch immer was erdachte
das wenig Ehre brachte.
Stadt-Anekdoten
zu brodieren,
mit fremden Pfoten
in jedem Quark zu rühren,
und jeden zu verieren
der nicht beſchlagen war im replicieren:
in ſolchen freyen Künſten wies
als einen Helden ſich Herr Gries.

Indeſſen hatte doch
mit allen ſeinen Künſten
Herr Gries es noch
in Dienſten
des ſchönen Volks nicht hoch
gebracht. Wohin der Haſe
ſein Herzchen trug,
da ſchlug
man vor der Naſe
die Thür ihm zu.

Nun dacht er: nähmeſt du
des Dings dich an, das wären
zween Würfe, wie man ſpricht, mit Einem Stein.
Der Zaum wird doch wohl keinem Pferen

nicht abzujagen ſeyn!
A bottle o' Wine! —
ich will, wie aus der Taſchen,
in eins, zwey, drey,
euch ohne Zauberey
ein Liebchen haſchen;
und traun! ihr Eſelein
noch oben drein!

Herr Gries kräht wie ein Gockelhahn
die Thaten die er thun will an.
„Der Zaum iſt euer,
„mein Fräulein! Nehmt mein Wort
„auf alle Fälle.
„Das iſt ein Abentheuer
„für mich
„ganz eigentlich.
„Bringt mich nur flugs an Ort
„und Stelle:
„und wärs der Mann im Mon
„der ihn geſtolen,
„ich will ihn wiederholen;
„es iſt Ihr habt ihn ſchon!
„Gries iſt kein Freund vom Pralen.
„Drum, Liebchen, dächt ich ſchier,
„du könntſt an meinem Lohn
„ein Küßchen mir
„vorausbezahlen?

Herr Ritter, ſpricht die Meyd,
an Ort und Stell
wird Eure Herrlichkeit
mein Maulthier tragen.

Kein Feen-Wagen
geht halb ſo ſanft und ſchnell.
Nur unverzagt,
und Alles dran gewagt!
Den Kuß — den ſpar ich euch
aufs Wiederſehn:
er ſoll ganz friſch ſogleich
zu Dienſten ſtehn.

Der Junker zieht
(wie Bruder L.)
ſich aus der erſten
Impertinenz
durch — eine zweyte.
Doch, weil er heute
noch etlich tauſend Werſten
zurückzulegen denkt,
verbeugt er vor der Jungfrau ſich
und rings herum
gar erbarlich,
macht dann linksum,
und ſchwenkt
nicht faul
ſich auf des Fräuleins Maul.

Das Fräulein blieb indeſſen
beym Frauenzimmer
der Königin;
doch ſteckt ihr immer
der Zaum im Sinn;
kann ſeinen nie vergeſſen!
Bis ſie ihn wiederhat,
ſchmeckt ihr kein Eſſen
und kein Muſcat.

Nun höret Alle, wie's
dem Seneſchall, Herr Gries,
ergieng auf ſeiner Fahrt.
Ein Thier, ein Eſelein
von Feen-Art,
bracht ihn in Ja und Nein
an einen Wald.

Kaum riecht Herr Gries hinein,
ſo ſchallt
und wiederhallt
aus tauſend Felſenhöhen
ein fürchterlich Gebrüll
von tauſend Löwen
ihm um die Ohren 'rum,
und prallt
ans Tympanum.

Erſchrocken hält er ſtill,
fängt wie ein Laub
euch an zu beben,
und iſt im Geiſt
bereits der Löwen Raub;
denkt: o! ich lobe mir
das Leben!
Ein ſolcher Löwe weißt
nichts von Manier;
er braucht nur einen Schluck
und einen Druck,
ſo iſt ein Mann gefreßt
ſam wärs ein Bübchen!
Was hälfen dann
mir alle Liebchen

der ganzen Welt,
von Cardigan
bis an den groſsen Belt?

Er war im Fliehn,
da kamen groſse Hauſſen
von Löwen gegen ihn
mit ofnem Schlund gelauffen.
Der arme Herr
teſtiert mentaliter.

Das Maulthier ohne Zaum
war izt ſein Glück;
die Löwen ſehn es kaum,
ſo werden ſie zu Haſen
und fliehn zurück;
in einem Augenblick
iſt alles weggeblaſen.

Herr Gries bekam
nun wieder friſchen Muth;
denkt: ſo gehts gut!
die wurden ja ſo zahm
wie Turteltauben!
das Maulthier, wie ich ſeh,
iſt eine Fee.

Indem mit dieſem Glauben
ſich Junker ſtärkt,
gehts immer fort im groſsen Trab
berg-ab, berg-ab,
bis ſie ſich unvermerkt
in einem tiefen dunkeln Thal

verſan-

verfangen ſehen,
ſo eingezwängt
in Himmelhohe Pyrenäen,
daß kaum ein Sonnenſtral
hindurch ſich drängt.

Von tauſend Drachen
iſt dieſes Thal bewacht,
die Tag und Nacht
aus immer ofnen Rachen
braunrothe Flammen ſprühn.
O weh! wohin nun fliehn
Herr Seneſchall?
In einen dicken Schwall
von Rauch und Funken eingehüllt
ſieht er der Hölle wahres Bild
rings um ſich her. Das war ein Ziſchen
aus Felſenkluft und dürren Büſchen!
All' Augenblicke ſchnaubt
ein Lindwurm, dicker als ſein Arm,
bald rechts bald links ihn an.
„Ach! (ſchreyt er was er ſchreyen kann)
daß Gott erbarm!„
und glaubt
nun ſey's um ihn gethan.

Indeß war unbefangen
und unverlezt
ſein Maulthier mitten
durch Würm und Schlangen
hindurchgeſchritten,
und hatt' in eine ofne Au
ihn ſchon verſezt,

eh

eh noch Herr Gries,
dem's grün und blau
vorn Auaen hieng,
ſie aufzuthun ſich unterfieng.

Ein zweytes Paradies
ſchien dieſe Au;
die ganze Fläche
ſo weit ſie ſich erſtreckt,
mit Blumen überdeckt,
und kleine Bäche,
die himmelblau
aus ihrer grünen
Einfaſſung ſchienen,
und Gruppen hier und dort
von ſchlanken Bäumen;
ein holdrer Ort
läßt kaum ſich träumen.

Herr Gries trabt hohen Muths
das Thal hinab,
denkt: nun iſts überſtanden!
Daß ich für meinen Hals
gezittert hab',
was thuts?
Iſt doch kein Zeug vorhanden!
Dem Maulthier allenfalls
dem läugn' ichs ab.

Und als er nun ſo fürder ritt,
da ragt ein ſchönes Schloß
kaum tauſend Schritt'
(vielleicht auch hundert drüber)
ihm gegenüber

hervor

hervor aus hohen Büſchen.
Deß ward er kaum
gewahr, ſo ſchoß
ihm's in den Sinn, der Zaum
ſey dort. Nun gieng's Troß Troß,
allein es floß
ein tiefer Strom dazwiſchen.
Gries ſieht ſich um
nach einer Brücke,
trabt auf und ab,
da zeigt ein ſchmaler Eiſenſtab
ſich ſeinem Blicke.

Mein Junker ſteht ein wenig dumm
an dieſer Brücke;
ihm ſchwindelt ſchon
beym Anblick; ſie paſieren
iſt eine That, wovon
er nichts verſteht.
Man kann da, wie ihn weislich däucht,
ſo leicht
das Gleichgewicht verlieren.
Kurz, Junker ſagt kein Wörtchen, dreht
ſich um, und denkt: ein Narre
erkauft ein Liebchen ſich auf dieſen Fuß!
Und brächte ſie mir Bearn und Navarre
zum Brautſchatz — einen ſchönen Gruß!
Sie iſt für mich zu theuer!
Madam ſuch einen andern Freyer,
mich ſticht
der Haber nicht!

Und alſo, um es kurz zu machen,
kehrt unverrichter Sachen

Herr

Herr Gries zurück woher er kam.
Das Maulthier nahm
den kürzern Weeg, und trug den tapfern Mann
frisch und gesund
zurück nach Cardigan.

Genevra stund
am Fenster just, da er
beym großen Lindenbaum
vorbey
den Weeg zum Schloß daher
geritten kam.
Ey, ey,
da kommt Herr Gries schon wieder,
(rief sie) der, däucht mich, kaum
noch Abschied nahm;
nun sag mir einer mehr
er sey nicht bieder!
Die fremde Jungfrau schaut
und spricht: ja, leider!
er kommt mit heiler Haut
doch ohne Zaum.
Der beste Schneider
in Cardigan
hätt traun! nicht mehr gethan.

Inzwischen langt im großen Trab
Herr Gries der Seneschall im Schloßhof an,
steigt ab,
wird feyerlich empfangen
wie sichs gebührt,
und in den Saal geführt
mit großem Prangen.

Ihm machen
wie er einherſtolziert,
mit kaum
verbißnem Lachen
die Knappen Raum.
Die ganze ritterliche Zunft
erfreut ſich ſeiner Wiederkunft,
allein — der Zaum?
Wo bleibt der Zaum, Herr Gries,
fragt iedermann
der ihn willkommen hieß.

Der Zaum (ſpricht eine von den Frauen,
die ihn von Fuß zu Kopf beſchauen)
der Zaum bleibt — wo er kann.
Wie bald iſt eine Kleinigkeit
wie die vergeſſen?
Allein aus ſolcher Fährlichkeit,
noch eh wir recht vernommen
daß er gegangen ſey, zurückzukommen
mit ganzer Haut, und juſt zu rechter Zeit
zum Abendeſſen,
das nenn ich eine Ritterthat
die ſich gewaſchen hat!

Der hohe Saal erſcholl
von lautem Lachen.
„Nur nicht ſo toll
„gethan, ſchrie Junker Gries;
„Verſuchts nun auch! Ich wette meinen Spieß,
„daß euch das Lachen
„vergehen ſoll.
„Ja, was die Löwen und die Drachen

„und

„und ſolch Geſchmeiß
„betrift, die — machten mir nicht heiß;
„wiewohl der kleinſte meiner Drachen
„euch, ohne Raillerie,
„aus ſeinem kleinen Rachen
„mehr Rauch und Flammen ſpie
„als Aetna und Veſuvius
„in ihrem gröſtem Feuerguß.
„Doch, übern Themſefluß
„auf einem Drat
„zu traben,
„und das — pardonnez — moy —
„um einen Kuß:
„das ſollte ſich
„der große Mithridat
„ma foy
„verbeten haben
„ſo gut als ich!

Indeſſen daß in ſeinem Dinkel
Herr Gries ſo gaſconnierte, ſaß
die ſchöne Magd in einem Winckel
und weinte ohne Maas.
Der Zaum um den ſie kläglich thut
iſt ach! ihr ganzes Erb und Gut,
und ſich noch an der Naſen
mit ſolchem Uebermuth
herumgeführt zu ſehn
von dieſem Haſen,
ich muß geſtehn,
es war zum raſen!

Zu allem Glück
kam Ritter Gawin eben

von ſeiner Fahrt zurück,
als ſie ihr Mißgeſchick
nicht überleben
zu können ſchwur,
und ſchon mit wildem Blick
ſich in die Locken fuhr.

Er kam gerade
noch früh genug, um Gnade
zu bitten für ihr gelbes Haar,
das in Gefahr
ein Raub der Winde
zu werden war.
Er fiel geſchwinde
ihr in die Hand,
und ſprach ſo adelich,
und ſchien ſo ganz der Mann
der helfen will und kann:
daß ſie beym erſten Anblick ſich
ihm gleich gewogen fand,
und ohne Widerſtand
ſich und ihr liebſtes in der Welt,
den Zaum, in ſeine Hände ſtellt.

Herr Gawin ſpricht:
von vielen Worten bin ich nicht;
doch, holdes Mädchen, ſchau
mir ins Geſicht!
da ſteht es wie mit einer Kohle
gezeichnet da: ich geh und hohle
dir keinen Zaum, und du
biſt meine Frau!

Verſchämt mit halbgeſchloßnem Blick
nickt ihm's das Mädchen zu;
Geh, ſpricht ſie, meines Lebens Ruh
ſteht nun bey dir.
Und Alle Frauen wünſchen ihr
zu ſolchem Ritter Glück!

Und Gawin eilt von dar,
wiewohl's ſchon dunkel war,
beſteigt das Maulthier ohne Zügel,
und iſt, indem die Mädchen gehn
ihm hoch vom Söller nachzuſehn,
ſchon über alle Hügel.

W.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

An S—s den ältern,
mit Bertuchs Don Quiſchott zugeſchickt.

Freund! wir belachen den Mann, der in verroſteter Rüſtung
mit Lanz und Schwerdt auf ſeinem magern Roß
die Welt durchzog; Windmühlen für einen Koloß
mit Keul und Säbel hielt, und ſchreckliche Verwüſtung
in eine Armee von Hämmeln gemacht;
der gegen Zauberer und Mohren
entführte Prinzeßen geſchützt, und wieder nach Hauſe gebracht;
der endlich ſeiner Dame die ſtrengſte Gelübde geſchworen,
und heilig ſeine Gelübde bewacht. —

Nun gut, der Held ſah wirklich einem Thoren
viel ähnlicher als einem klugen Mann,

War von dem Helm bis zu den Sporen
die wunderſamſte Figur — Doch dies bey Seite gethan —
Was iſt das übrige? Des armen Ritters Gehirne
War jämmerlich verſengt, und ſeine Phantaſie
kam oft ins Kollern; ſah in einer Bauerdirne
der Schönheit Meiſterſtück, in einer Heerde Vieh
ein mächtig Kriegesheer, — obgleich von Steinen beregnet,
die Wahrheit Sancho ihm entgegen flucht und ſchrie.

Dergleichen Fehler im Sehn ſind weiſern Leuten begegnet.
Es ließe zur Apologie
der Don Quiſchotte ſich mehr als eine Geſchichte erzählen:
wie ſehr die beſten Augen oft fehlen,
und daß, troz allen Lorgnetten und aller Philoſophie,
die hocherleuchteten Herrn für Körper Schatten wählen.

O Freund! wie hängt erſt ſeinem Lieblingshange
das aufgewachte Herz, wie unaufhaltſam nach!
Wie ſträubt es ſich für iedem kleinen Zwange,
wie ſpricht es da in lauter O und Ach!
Laß ſeyn, daß die Vernunft von Traum und Blendwerk ſprach,
wer hört die Predigt an bey dem Sirenengeſange?
Die Phantaſie, verirrt im labyrinthiſchen Gange,
ſieht nichts als Roſengefilde, und ſtach
auch hier und da ein Dorn, ſo fühlt man das nicht lange.

Gutherzig war der Mann, und menſchenfreundlich ſein Plan,
dem Unrecht zu ſteuren auf Erden, die Unterdruckten zu ſchützen;
und hätt er ſeinen Heldenroman
dreytauſend Jahr früher geſpielt, er würde oben an
bey Herkules und Alexandern ſitzen:
Denn war er nicht bereit, entflammt von rühmlichem Wahn,
der Welt durch ſeinen Arm und ſeine Lanze zu nützen,

den

den lezten Tropfen Bluts mit Lächeln zu verſprützen,
und welcher Held hats ihm hierinn zuvorgethan?

Hartnäckigkeit iſt freylich bey dem Völkchen
der Schwärmer das, was ſich nicht heilen läßt —
Wird einmal unſer Herz zum Schälkchen,
ſtaffirt es ſich ein buntes Zauberfeſt,
hängt con amore dran — Dann ſtört ein Weſpenneſt!
Ruft immer hinter drein: es iſt ein Abendwölkchen!
Wir ſehn, wir ſehn das goldne Feenſchloß,
den Schorſtein ſogar — und geben unſerm Roß
im Huy den Zügel und die Sporen,
und fragen nichts darnach, daß wir den Hut verloren.

Ich weiß noch, als ein Kind, wie meine herzige Baaſe
zur Sommerszeit manchmal mit mir am Fenſter ſtand;
von dem und jenem ſprach, mir allerhand
vom Himmel vorerzählt, der Frommen Vaterland —
Das ehrliche Weib war recht von Eifer entbrannt,
wenn unterdeß am Fenſterglaſe
ich kritzelte, und weder Augen noch Naſe,
die ſie mir wies, im runden Vollmond fand. —

So iſt das Menſchengeſchlecht. Was in der Ferne betrügt,
bewundert es, als lauter treffliche Sachen;
Was in der Näh erſcheint und da zum Greiffen legt,
erhält kaum einen Blick mit ſtolz-gleichgültigem Lachen —
Stets liegt uns mehr daran, uns glänzend, als glücklich,
zu machen.

Dies im Vorbeygehn geſagt. Denn einmal bleibt das Loos
der Kinder Adams dies, durch Schaden klüger zu werden.
Wohl uns, S—6! wenn wir nach manchem Stoß

an Klippen, nach tauſend erlittnen Beſchwerden
zu Hauſe kommen; dort auf einen Felſen mit Moos
uns ſetzen, geſichert vor tobenden Wettern,
das Tagebuch von unſrer Reiſe durchblättern!
Wohl uns! — wenn wir in nackter Menſchheit blos
nun wieder daſtehn — Helm oder Kragen
in Winkel werfen, die Brillengläſer zerſchlagen,
und, optiſchen Betruges ſatt,
ein jedes Ding ſo ſehn wie's Gott geſchaffen hat.

Dann lachen wir der hohen Schwärmerey,
des hitzigen Gefechts mit Rieſen oder — Syſtemen,
durch Zeit und Erfahrung gelehrt zum Grundſatz anzunehmen:
daß alles eitel ſey!

Londy.

Natur und meine Muſe.

Ich bin dein, ich hab es dir geſchworen!
Rath und Warnung gieng an mir verloren;
Und warum, o Muſe, ſoll michs reun?
Iſt, ſeitdem ich liebend an dir hange,
meine Stirn in Runzeln? meine Wange
bleich wie trüber Mondenſchein?
Sey ich mich mit murmelnden Geſange
etwan gar auf einen Leichenſtein?

Hat ſich nicht mit freundlicherm Geſichte
die Natur mir zugewandt?
Schmückt nicht noch in ihrem Unterrichte
täglich ſich mein Herz und mein Verſtand?

Nehmt mich dann, ihr Himmliſchen! ihr Beyde!
theilt das Opfer, ein entflammtes Herz —

Euch

Euch verdank es ſeine reinſte Freude,
euch verdank es den geliebten Schmerz!

In den Thälern, auf den ofnen Fluren
wo zu Tauſenden die Frühlingskinder ſtehn,
will ich, ſüſſe Mutter! nach den Spuren
deiner hohen ſchönen Einfalt ſpähn. —
Wenn mich denn der Abendſtern von hinnen,
wie den Liebenden von ſeinen Mädchen, treibt;
Muſe! dann laß uns Geſang beginnen!
daß in allen meinen Sinnen
noch der Nachhall des Entzückens bleibt.

Horch! es quillt der Traum vergangner Zeiten
aus gedämpften Saitenſpiel hervor.
Meiner Jugend erſte Einſamkeiten —
friedlich ſeh ich ſie vorübergleiten
mit den Freuden die ich längſt verlor.
Goldne Stunden! die nie wiederkehren,
der Empfindung warme Blüthenzeit,
gebt mir jezt in ungehemmten Zähren
noch den Schatten jener Seligkeit.
Schwärmerey! welch Herz kann dich entbehren?
Welche Weisheit, die dich nicht verzeyht?

Ja, Natur, dein Zögling, dein Getreuer
mag ſich oft an ſüſſem Wahn erfreun;
Liebe, Freundſchaft, Freyheit, und die Lehre
darf das höchſte Gut des jungen Weiſen ſeyn.
Schimmre du mit deinem Sonnenſchein,
Wahrheit, durch den heiligen Lorberhain!
Läutre der Begeiſtrung ſtürmend Feuer!

Halte mich, Vernunft, im Gleichgewicht,
taumeln laß mich, fallen laß mich nicht.

Aber wenn ich dieſen Pfad verlaſſe,
wenn in plumper Raſerey
ſtatt der Göttin ich die Wolk umfaſſe —
macht, durch Blendwerk und Grimaſſe
buhlend, mich die fade Ziererey
ungeſchminkter Schönheit ungetreu:
Dann ſo laßt den trunknen Ungeſtümen
ſeines Wahnſinns bittre Folgen ſehn;
Abderiten mögen laut ihn rühmen,
und ein Midas werde ſein Mäcen!

Londy.

An Herrn von R.

als er in Einem Tage hundert Haſen geſchoſſen hatte.

Wie Du möcht ich in eignem Schatten liegen,
zwoo Nachtigallen über mir,
und eignen Acker möcht ich pflügen
wie Du mit eignem Stier.

Wie Du möcht ich, in Bächen mich zu ſpiegeln,
mit einer guten Doris gehn;
wie Du möcht ich von ſieben Hügeln
in ſieben Thäler ſehn.

Nicht aber möcht ich alle Tage zielen
mit tödtlichem Geſchoß wie Du:
die Häschen, die ſo munter ſpielen,
die ließ ich all' in Ruh.

Wat

Was Leben hat das Alles ließ ich leben
und hielts für meine Lebenspflicht;
denn, nähm' ich eines, — wiedergeben
könnt' ichs fürwahr! ja nicht. Sl.

Altisidorens Liebeslied,

dem mannhaften Ritter Don Quixote von Mancha im Augustmonat bey Mondschein gesungen. (*)

Du, der du schnarchst auf seidnem Pfuhl
mit ausgestrecktem Beine,
nicht kennst mein innres Angst-Gefühl,
nicht weißt, warum ich weine;

Du aller Ritter Ehrenhold,
die Mancha je gezogen,
du, theurer, köstlicher als Gold
mit Centnern aufgewogen;

O hör ein armes Mädchen, ach!
der du das Herz gewonnen:
Sieh' ihre Seele welkt gemach
an deinen Augen-Sonnen.

Du ziehst umher auf Abentheur,
thust fremder Noth heilen;
und schlägst doch Wunden, Ungeheur!
die du willst nimmer heilen?

Sag,

(*) S. des weisen Junkers Don Quixote von Mancha Leben und Thaten, 4ter Theil, S. 166.

Sag, kühner Jüngling, welch ein Gott
gab dir die Todes-Waffen?
Wie? Oder hat Natur, zum Spott
für dich, uns nur erſchaffen?

Hat dich ein Baſilisk gezeugt?
ein Drache dich gebohren?
Welch Unthier hat dich aufgefängt,
und dich zum Kind erkohren?

Nur Dulcineens hoher Macht
allein war Sieg beſchieden.
Sie hat den Tieger zahm gemacht
und ſeine Klau'n vermieden.

Drob wird mit Ruhm und hohem Preis
ihr Nahme weit ertönen;
und wer es hört, und wer es weiß,
nennt ſie den Ruhm der Schönen.

Ha! tauſchte ſie ihr Glück mit mir,
nie wollt' ich's ihr vergeſſen!
Mein'n beſten Rock den gäb ich ihr,
mit Franzen und mit Treſſen.

Bey dir, im Bett! wär's noch ſo hart,
o könnt' ich mir deß ſchmeicheln!
wie wollt' ich dir da Kopf und Bart
nicht krabbeln, tätſcheln, ſtreicheln!

Doch, ach! zu große Gnad' erfleh'
ich mir zu deinen Füſſen;
nur deines Fußes großen Zeh
laß, theurer Held! mich küſſen.

O was für ſchöne Sachen wollt'
ich dir aus Liebe ſchenken!
Pantoffeln von Damaſt und Gold,
nebſt reichen Wehrgehenken;

Und Mäntel, Kleider allerley
von Sammet und von Seide,
und Perlen, wie ein Tauben-Ey,
und köſtliches Geſchmeide.

O ſchau nicht, wie einſt Nero that,
mit Freuden meine Flammen;
und ſchür' die Gluth, wie Nero that,
durch Hohn noch mehr zuſammen.

Ich bin ein Mädchen jung und zart,
von gutem Blut und Adel,
an Leib und Seel von guter Art
und Jungfer ohne Tadel;

Bin weder krumm noch lahm, bin ſchlank,
wie eine junge Fichte;
mein Haar, wie Lilienſtengel ſchwank,
iſt weiß und lang und dichte.

Mein Schnabel-Mündchen reizt zum Kuß;
mein plattes Näßgen ſchmücket
mein hold Geſicht zum Ueberfluß,
das alle Welt entzücket.

Und meiner Stimme ſüſſen Schall
hörſt du; brauch ich's zu ſagen,
daß keiner eine Nachtigall
unmöglich könnte ſchlagen?

Dieß und viel andre Reize mehr
ſind dir beſtimmt zum Preiſe.
Drum mach mir nicht das Leben ſchwer,
und fug dich ins Geleiſe.

Alciſidora heißt mein Nam';
bin Jungfer hier im Hauſe.
Ade, du Wilder! werde zahm!
ſchlaf wohl in deiner Clauſe!

B—ch.

Der Flatterhafte.
Ein Geſpräch.

Thyrſis.

Wie? — Chloen liebſt du, Freund, nicht mehr?
Wie ſehr befremdets mich?
Kein Mädchen liebt dich zärtlicher,
o wie beneid' ich dich?
Gleich Hebens iſt ſie jung und ſchön,
wie ihre Lämmer gut.
Kann ich ſie nur von Ferne ſehn,
wallt feuriger mein Blut.
Wie rührend iſt nicht Chloens Blick,
Ihr ſchwarzes Aug — wie ſchön?

Damon.

Wahr iſt es, Freund — doch dieſen Blick —
oft hab' ich ihn geſehn! —

Thyrſis.

So oft man Chloen lächeln ſieht
ſprich — wen entzückt ſie nicht?

Wie eine junge Roſe blüht,
ſo blüht ihr Angeſicht!

Damon.

Gewiß, ihr Lächeln läßt ihr ſchön,
friſch blüht ihr Angeſicht! —
Ich habe beydes oft geſehn,
mich rührt es weiter nicht.

Thyrſis.

Wie niedlich iſt ihr kleiner Mund?
zum küſſen ladt er ein,
und ihre Bruſt — wie weiß — wie rund?
Ihr Wuchs — wie ſchlank — wie fein?

Damon.

Wahr iſt es — Bruſt und Mund ſind ſchön.
ihr Wuchs iſt ſchlank und frey;
doch, was man hundertmal geſehn,
wem bleibt es länger neu?

Thyrſis.

Wie ſeltſam? — Geſtern ſchien ſie doch
noch eine Huldinn dir;
vor wenig Tagen ſahſt du noch
Cytherens Reiz in ihr!

Damon.

Der ſtete Wechſel nur allein
gefällt dem Liebesgott;
bleibt nichts ihm neu — gleich ſchläft er ein,
und ſcheint, wie Hymen, todt.
Nehmt ſtets mit neuen Grazien
das Aug', ihr Mädchen, ein;
Der Reiz, den wir noch nie geſehn
wird ſtets der ſchönſte ſeyn.

Wenn unſchuldvoll die eine Hand
uns einen Reiz entdeckt,
ſo halt' ein flatterndes Gewand
noch ſchönere verſteckt!
Die ſchönſten Blumen unſrer Flur
gefielen weniger,
wenn für uns immer die Natur
ein bunter Lenz nur wär.

aus Z..

II.

Freundſchaft und Liebe.

Ein wahre Geſchichte.

(Fortſetzung von No. 6. S. 231. T. M. 1777.

In der Nacht kam Biederthal mit einer Poſtſchaiſe, um Henrietten eilends abzuholen. Der alte Hornich war wieder eingefallen, und neue Zufälle verkündigten ihm ein ſchleuniges Ende.

Biederthal ward von der Nachricht, daß ſein Bruder mit Alluvina verlobt ſey, wie verſteinert. Er konnt' es nicht glauben, und traute nicht ſich von ganzem Herzen darüber zu freuen.

Henriette fand ihre Geſchwiſter zu Hauſe beyſammen. Der Kranke war etwas eingeſchlummert. Dieſer Umſtand war für Biederthal erwünſcht; denn

denn nun konnte, nachdem Henriette über ihres Vaters Befinden alle Erkundigung eingezogen hatte, und man wieder gelaſſener da ſaß, ſogleich die Wundergeſchichte von Woldemars Verlobung vorgenommen werden. Er ſah mit Befremdung, daß die beyden Schweſtern und Dorenburg mehr erfreut und weniger erſtaunt waren, als er vermuthet hatte. Dabey ſchien es ihm als herrſche etwas Geheimnißvolles in ihren Mienen. Er war ungeduldig auf den Grund zu kommen, und wußte ſich nicht zu helfen. Henriette hatte auch etwas bemerkt; ſie hub plötzlich an: Ihr habt etwas mit einander; was iſts? — Alle drey wurden roth — und nach und nach kam es herausgeſtottert: der alte Hornich befinde ſich in einer Art von Höllenangſt wegen Woldemar und Henriette, und würde nicht anders als voll Verzweiflung den Geiſt aufgeben, wenn er nicht von ſeiner Tochter das feyerliche Gelübde erhielt, daß ſie nie Woldemar die Hand geben welle. — „Denkt euch die Beklemmung, worinn wir uns befanden, ſagte Dorenburg, und was für eine Würkung die glückliche Nachricht auf uns machen mußte, die ihr mitbrachtet. „ — Aber damit iſt nicht geholfen, ſagte Henriette, denn ſo lange noch einige Hofnung zur Geneſung bey meinem Vater iſt, darf ihm Woldemars Verlobung nicht kund werden; und ihn durch die Erklärung, die er wünſcht, zu beruhigen, das iſt mir unmöglich. — Wie! warum

denn nicht? fragten die geängsteten Schwestern wie aus einem Munde. — Warum? antwortete Henriette, und ward feuerroth; — weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Besten unter den Menschen nicht die Hand bieten will; weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund! — Ein feyerliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach! — Ha! rief sie, die Augen gen Himmel; und fabluchzend gieng sie zur Thüre hinaus.

Als Hornich erwachte, war sein erstes Wort nach Henriette zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt sich zu fassen, und war schon in sein Zimmer geschlichen, und so bald man dem Alten geantwortet, sie sey da, stand sie auch schon vor seinem Bette. Wie er sie erblickte, hob er Hand und Haupt ihr entgegen mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe. — „Liebe Henriette (sagte er, und konnte für Wehmuth es kaum über die lächelnde Lippe bringen) — „sieh! — du hast mir Wort gehalten! „ — Der rührende Sinn dieser Rede gieng Henrietten in die Seele; sie sank in die matten Arme ihres Vaters, und er lispelte ihr an der Wange her: Ja, bis in den Tod! Du gutes Kind; Gott wird dirs vergelten!

Eine Weile nachher — (Henriette saß jezt neben seinem Bette ihm dicht gegen über) — „Es kommt mir

mir hart vor daß ich ſterben muß, (ſagte der Greiß) denn du hatteſt mich vergeſſen gemacht daß ich ſo alt war; du haſt mich ſo ſüß und ſachte ans Grab geleitet; — aber dennoch — ich habe etwas auf dem Herzen, wenn du mir das davon nähmeſt — ja, liebe Tochter, auch hinunter in die Grube könnteſt du mich ſanft geleiten! — Ach, lieber Vater! rief Henriette, ich weiß ſchon was Sie von mir verlangen; — ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Anſprüche auf mich gemacht; und eben ſo wenig habe ich den entfernteſten Gedanken, je die Seinige zu werden. Sie müſſen ſich erinnern, daß ich Ihnen das ſchon mehrmals bekräftiget habe; ich wiederhol' es Ihnen nochmals, und ſchwöre Ihnen bey allem was heilig iſt, daß ich die lautere Wahrheit ſage. Wozu dann ein feyerliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne einige Noth, ſich ſo gehäßig gegen einen Mann beweiſen, den Sie für den Aerger, den er Ihnen einigemal unbeſonnener Weiſe zugefügt (unmittelbar beleidiget hat er Sie niemals) lange genug beſtraft haben? O, beſänftigen Sie Ihr Gemüth; machen Sie Friede mit Woldemar; thun Sie's, lieber Vater, auf mein Wort — ihrer betrübten Henriette zu Liebe! — „Beſte Tochter, (antwortete der Alte) ſey verſichert, ich beſinne mich kaum, daß mir durch Woldemar je eine Minute unangenehm geworden. Wollte Gott, er hätte mich aufs äußerſte gekränkt,

und wäre nur ein andrer Mensch! Du solltest sehen, daß ich kein so unversöhnlicher Mann bin, und wessen Herz ist nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? — Bloß um Dich ist's mir bey der Sache zu thun. Woldemarn gönnte ich gern alles Glück, das Du ihm gewähren könntest. Aber sieh! ich habe genau auf den Menschen Achtung gegeben, und da ich wahrgenommen, daß Du Dich immer stärker an ihn hiengest, mich allerwärts nach ihm erkundiget. Gewiß, liebe Henriette, er glaubt recht weder an Gott noch an Menschen; es ist durchaus ein desperater Charakter; hitzig, ausschweifend, unbesonnen... Kurz, ich weiß kein Unglück, das Du nicht mit ihm zu befahren hättest; Du wärest verloren für diese Welt, und wahrscheinlich auch für jene.

Die Ankunft der Aerzte unterbrach diese Unterredung. Hornich errieth aus ihrer Miene, daß es um ihn geschehen sey, und er drang in sie, um so genau als möglich zu erfahren, wie viel Frist ihm noch bleibe; aus ihren Antworten ließ sich abnehmen, daß er es höchstens bis an den dritten Tag — vielleicht aber auch nicht einmal bis an den morgenden bringen werde. Henriette, die ferne war, einen so plötzlichen Wechsel zu vermuthen, gerieth in die äußerste Bestürzung. Der Alte schien wunderbar gefaßt; nur daß ihn die Angelegenheit wegen seiner Tochter ängstigte. Er eilte die Aerzte von sich wegzuschaf-

zuſchaffen. Henriette wollte ihn nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Alwina beruhigen. Hornich erſchrack über die Nachricht. „Das gute Blut! (ſagte er.) Doch vielleicht wird's noch rückgängig; bey Leuten, wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen; da Du aber andrer Meynung biſt, ſo ſeh' ich nun gar nicht mehr, was Dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angſt von mir abzuwälzen, woneben mir die Todesangſt verſchwindet, die mich aber im Tode zur Verzweiflung bringen wird.„ — Henriette weinte bitterlich. Sie ſtürzte neben ſeinem Bette auf die Knie, und trug ihm die Gründe ihrer Weigerung mit ſo viel Stärke, auf eine ſo zärtliche und rührende Weiſe vor, daß der alte Vater davon äußerſt bewegt wurde, ohne jedoch ſich überwältigen zu laſſen. Dieſer Kampf vermehrte die Unruhe ſeines Gemüths bis zum Tumult, und unverſehens ſah man ihn von einer Athemsnoth ergriffen, die in wenigen Augenblicken ſo gräßlich wurde, daß Henriette laut um Hülfe ſchrie, und alle nicht anders dachten, als es wäre aus. Henriette glaubte zu vergehen, ſo unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters auch nur um einige Stunden verkürzet zu haben. Er kam wieder zu ſich. Unterdeſſen waren zwey der nächſten Anverwandten und der Beichtvater angelangt, alle drey ſehr wackere Leute. Sie wußten um Hornichs

Bekümmerniß, und hatten bereits alle Mittel verſucht ihn auf andre Gedanken zu bringen. Das alles erzählten ſie Henrietten genau, und fügten ſehr eindringende Gründe hinzu, um ſie zum Nachgeben zu bewegen. Beyde Schweſtern ſtimmten ihnen bey; zulezt auch Dorenburg, welcher ſeiner Schwiegerinn zu Gemüth führte, es ſey wider ihre eigene Grundſätze, und Woldemars Moral ganz entgegen, einer eingebildeten Pflicht, einer unwürkſamen Grille wegen, ein wahres Uebel zu verurſachen. — „Das paßt hier nicht, (antwortete Henriette;) ach! Dorenburg, was man nur ſo ſpricht, iſt immer in den Tag hinein!„ — Biederthal ſchlug vor, man ſolle ſeinen Bruder eilends benachrichtigen. Aber der Clarenauiſche Landſiz war vier Meilen von B. entfernt, und ohnedem verwarf Henriette dieſen Vorſchlag ganz. — „Ihr verſteht meinen Eigenſinn nicht, ſagte ſie; ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es ſehr verkehrt wäre, ihr die mindeſte Wichtigkeit zu geben.„ — Sie unterlag endlich. Der kommende Tod, den ſie immer näher und näher ſich an ihren Vater lagern ſah, ſeinen fürchterlichen Arm ſchon zwiſchen ihr und ihm, um ihn von ihr wegzureißen — das erſchreckte ihren Geiſt bis zur Verwirrung, und betäubte ihre Sinne. Jeder angſtvolle Blick, den der Sterbende auf ſie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte wie Bliz in der Nacht der Gedank' ihr durch die Seele:

Wenn

Wenn er wo noch zu retten wäre? Könnte, wie so mancher, von dem Rande des Grabes zurückkehren? — wenn diese Blicke um Leben fleheten? — um Leben — bey seiner Tochter! — daß sie ihm die Hand böte umzukehren — und sie weigerte die Hand — und sie ließ ihn hinabsinken! . . . Das liebe Mädchen fiel in Ohnmacht über diesen Vorstellungen; und da sie wieder zu sich kam, stammelte sie, bebend, blaß und blind: — Ich will es thun! — Die Sache wurde sogleich ins Werk gerichtet, und Henriette gab die Erklärung von sich: daß sie ihrem Freund und Bruder Woldemar, den sie unter allen Menschen am höchsten schätze, nie als Gattin angehören wolle.

Hornich, welcher aus Zärtlichkeit für Henriette bemüht war, auf alle Weise an den Tag zu legen, daß er ferne sey einige böse Absicht gegen Woldemar zu hegen, hatte aus eigenem Antriebe die gegenwärtigen Personen zur unverbrüchlichsten Verschwiegenheit anheischig gemacht. Er verschied ohngefehr vier und zwanzig Stunden nachher, gegen Abend.

Daß Woldemar auf die Nachricht von Hornichs Tode in die Stadt fliegen würde, war natürlich zu erwarten, und darüber gerieth nun sein Bruder die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen.